[illegible]

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Erſter Theil.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen.

Erſter Theil.

Wanderung in Franken.

Nach dem Aufenthalt einiger fröhlichen Tage wanderte ich den 17ten Junius aus Baireuth, immer der Laune und Luſt nach, ſo wie die ſchöne Natur und die heitern und längſten Tage des Jahrs mich zogen, ließ mich ſo luſtig forttreiben, in üppiger halb ſüdlicher Vegetation all das junge und friſche Leben genießend und einſaugend. Ein Donnerwetter zwang mich, in der Schenke des Dörfchens Troppach zu übernachten, und von dort ging ich den folgenden Morgen um 10 Uhr mit einem Schneider aus Sans Pareil, den der Zufall mit mir in Eine Schenke gebracht hatte, aus, und hatte an ihm einen treuen Führer durch alle möglichen Steige und Gehölze, bald auf bamberger, bald bayreuther Gebiet. Der Weg war ſchlimm — denn es hatte die ganze Nacht und den Morgen geregnet — und der Boden überdieß lettiger, als der vorher betretene, aber darum nicht fruchtbarer. Wir ſtiegen über Schönfeld und Gelbsreih bis Sans Pareil faſt immer bergan. Statt des Schwarzholzes ſtanden auf dieſem Wege häufiger Eichen, Buchen, Haſeln und andere Arten, und außer dem gewöhnlichen Getreide auch ſchlechter Weizen, Linſen und Wicken. Die Gegend iſt hoch und heißt mit beſonderm Namen das Gebirg, ein Name, der mit Unterſchieden 3 bis 5 Meilen fortdauert. Die vielen kleinen Steine im Felde und die zuſammengehäuften Hügel von

Steinen, mit Geſträuch umwachſen und hohen Buchen beſchattet, erinnerten mich lebendig und wehmüthig an die Hügel meiner mütterlichen Inſel. So nahm ich von meinem Schneider bey Sans Pareil Abſchied und ging in den großen Buchenwald ein, oder in den Wald der großen Buchen, denn er iſt nicht groß. Er läuft von Weſten nach Oſten länglicht fort und mag nicht über 400 Fuß breit ſeyn. Hoch und ſchlank ſind ſeine Bäume. Aber welche Steinmaſſen haſt du, o ewige Natur, hier hingeworfen! mit welchen Geſtalten und Gebilden haſt du geſpielt, als du dieſes Paradies ſchufeſt! Schon ehe man in das Dunkel des Hains tritt, kündigen ſich die Kalkblöcke einzeln auf dem Wege zwiſchen Gelbereih und Wörnitz an; aber wie überraſcht ſtaunt man, wenn man die ſeltſamen Geſtalten im Walde ſelbſt nun vor ſich erblickt? Ich hätte von der Fantaſie her, einem Luſtſchloſſe, eine halbe Stunde von Baireuth, hierauf etwas vorbereitet ſeyn ſollen, aber ich war es nicht; alles traf ganz neu und gewaltig mein innerſtes Weſen. Dazu ſtimmte dann auch alles zuſammen. Der Himmel war düſter und rauh, wie die Natur, fernher grollte der Donner und der Wind ſchüttelte die Gipfel der Bäume. Meine Seele war froh, aber nicht leicht, ich ſah alle Dinge nur groß und furchtbar. So betrat ich dieſes heilige Schattenreich, worin die alten Germanen ſicher einmal gefeyert und geopfert haben. Wunderbar ward mir ums Herz, als ich die einzelnen großen Maſſen erblickte, die aus Zauberhänden als ein Spiel der Zauberey hingewälzt ſchienen. Nichts ſagen will und mag ich von den Brockelhäuſern am Eingange des Parks, nichts von den zierlichen Häuschen und Tempelchen im Walde auf den höchſten Felſenſtücken. Laß ſie zerfallen und zertrümmern, die große Natur bleibt und bedarf keiner Kunſt. Der vordere Theil des Hains beſteht aus hohen Buchen ohne Unterholz. Dieſe umklammern zum Theil die Felſen und ſcheinen ſie zu halten, indem ſie ihre Spitzen mit den

Wipfeln umſpielen. Dieſe liegen in allerley Gruppen umhergeſtreut. Natur hat hie und da Grotten und Seſſel gegraben, Kunſt zuweilen verbeſſert, öfter verſchlechtert. Ueber allen Ausdruck erhaben iſt die Felsgruppe, die man Dianens Altar und Grotte, und Vulkans Grotte überſchrieben hat. Man erbebt in ſeinem Innerſten bey dem großen Anblick und kann doch nicht fort. Die Buchen berühren mit ihren Wipfeln kaum die hohen Gewölbe und oben wachſen neue Buchen und Tannen aus dem Stein. Widerlich ſind hier die hölzernen Bänke und Tiſche und die Schnörkeleyen von Menſchenhänden unten und oben; aber gottlob dieſe werden vermodert ſeyn, wenn der zwanzigſte Enkel nach mir noch wallfahrtet, hier im großen Tempel der Natur anzubeten. Den zweyten Theil des Parks macht ein Reisholz, wie man hier es nennt, aus; Eichen, Buchen, Haſeln und anderes Geſträuch, welches mit ſchönen Gängen durchflochten iſt. Auch hier ſind am Oſt-Ende herrliche Felſen, und ich weiß nicht, ob ich die Felsgrotte der Sybilla und die Maſſe mit dem ſchimmernden Tempel drobm nicht der im hohen Buchenholze vorziehe. Man hat von hieraus eine unbegränzte Ausſicht in drey Winde, nur nicht in den Oſten, da ſind die Vorberge und Wälder zu hoch. Unten ſind die lieblichſten Büſche, ein grüner Kranz, um die bemooſten Felsklumpen gewogen. Unter dem ſchimmernden Tempelchen hat man nun außer den natürlichen noch künſtliche Arkaden gemacht, mit Muſchelwerk, Fratzen und Faunen und andern elenden Statüen. Das ärgert einen hier nur. Ich weidete mich lange in dieſem köſtlichen Aufenthalt der Schwärmerey und finſtern Betrachtung, und ſchlenderte dann, Erdbeeren (Rothbeeren) leſend und träumend, fort, und ſaß ſo, ohne mich deſſen zu verſehen, bey einem Frauenzimmer unter einer dunkeln Wölbung auf einem Seſſel aus Stein. Wir fuhren gewiß beyde gleich ſehr zuſammen und gafften uns ſtumm an, bis endlich zierliche Worte und Fragen kamen. Sie ſprach mit gewaltiger Schwärmerey, und den tiefen ſchwarzen Augen konnte man Wahrheit dieſer Melancholie zutrauen; ſchwarze Haare hingen um den weißen Nacken. Aber dies war auch alles; das übrige ſchien nach den Modellen gemacht, die mich unten in der Grotte ſo geärgert hatten. Ich blieb nur, ſo lange es der Wohlſtand wollte, bey dieſem unlieblichen Abentheuer, und machte mich dann hurtig, wie ein Gebiſſener fort, um meine alten Lieblingsplätze wollüſtig noch einmal zu muſtern.

Das alte Schloß, das Markgraf Friedrich von Culmbach vor etwa 70 Jahren wieder herſtellte, hatte außer ſeiner auf Felſen gethürmten Lage und himmliſchen Ausſicht für mich heute keine Reize. Ich ſchlenderte alſo um 3 Uhr weiter durch öde Gegenden über Wunſee und Holfeld, welches ſchon Bambergiſch iſt, nach Hoſtall. Hier war große Feyer und von fernher tönten ſchon die Stimmen der Pfaffen, und die Orgeln und Pfeifen mir widerlich entgegen. Der ganze Kirchhof lag voll Knieender. Ich klopfte an alle Häuſer an, um den Weg nach Muggendorf zu erfragen, es war nichts drinnen, als Kinder von 1 bis 5 Jahren. Da ärgerte mich die Frömmigkeit der guten Chriſtenkinder und ich ging mißmuthig aufs Gerathewohl fort. In den folgenden Dörfern war es eben ſo. Heiligenbilder, Kapellchen, Chriſtuſſe und Marien an allen Ekken und Kreuzwegen in allerley Geſtalten, aber keine Menſchen. Endlich aber traf ich ein Paar Zimmerleute, aber das waren fremde Ketzer weit rechts her, die von Muggendorf nichts wußten. Ich mußte alſo wieder aufs Ungefähr nach der Himmelsgegend ſteuren. Im dritten Dorfe fand ich wieder alle Thüren verſchloſſen und die Kinder auf den Gaſſen. Da klopfte und fragte ich nicht mehr, ſondern richtete mich, indem ich auf die Höhen von Sans Pareil zurückblickte, ſüdöſtlich durch's Dorf, als mir mit einem Male ein Paar Erwachſene durch die Fenſterſcheiben entgegenſtrahlten. Ich freudig hinein. Sie gafften mich ſtarr an; der eine flickte Vogelbauer, und der andere ſchnitt an einem Stock. Ich fragte nach dem Weg? kein Wort, ſondern der eine zeigte auf einen Heiligen, der an der Wand hing. Ich glaubte, ſie ſeyen taub, und ſchrie zum zweyten Mal recht herzhaft. Da fuhr der eine mit ſeinem Meſſer unter den Tiſch und der andre hielt ſein Vogelbauer vor die Augen. Ich merkte nun erſt, daß ich unter Tollen war, und machte mich auf die Behendigkeit meiner Füße. Glücklich war ich, als ich auf dem Felde einen Knaben erſah, der Kühe hütete, weil er mir ſagte, ich ſey recht gegangen. Ich ſtieg nun in ein tiefes, felſenummauertes und gewäſſertes Thal, ſo ging es mit tauſend Schweißtropfen von da wieder bergan, und erſt nach einer halben Stunde ſtieg ich von neuem tief nach Muggendorf hinab, wo ich nun ſitze unter Werbern und Amtſchreibern und Poſthaltern aus Streitberg und mich in politiſchen Diskurſen für den Schlaf bereite.

Der Karakter des Landes iſt noch faſt derſelbe, wie ich ihn zwiſchen Hof und Baireuth gefunden habe, doch werden die Felder hier faſt noch ärmlicher. Am Wege findet man indeſſen hie und da Linſen und Wicken, auch etwas Gerſte, die man dort herum nicht ſiehet, und in den Dörfern ſelbſt, oder auf den nächſten Stücken, die mehr wie Gärten bearbeitet werden, baut man Hanf und Flachs, Kartoffeln und Kohl. Meine viehiſche Empfindſamkeit wird noch immer bewegt, obgleich ſie durch die Gewohnheit abgeſtumpft iſt, wenn ich Kühe, mit Ochſen oder einem Pferde vergeſellſchaftet, Wagen und Pflug ziehen ſehe. Dies iſt mir eben ſo widerlich, als wenn ich ein zartes Weib unter einem ſchweren Sack keichen, oder einen beladenen Schubkarren fortſchieben ſehe. Pferde ſieht man auch hier äußerſt ſelten, und die Ochſen müſſen ſie erſetzen, die hier äußerſt ſchön ſind, wie meine Lieblinge, die Tauben. Auch auf den Menſchen ruht nicht mehr der Fluch der Häßlichkeit, der über die im Thüringer Walde und in den erſten Bergen Frankens ausgeſprochen zu ſeyn ſcheint. Das Zigeunerbraune jener weißt ſich immer mehr, und der ungeheure Knochenbau des gemeinen Thüringers macht glatteren Wangen und leichteren Füßen Platz. Die Weiber, die an allen Orten den Maßſtab für die Menſchenbildungen geben, werden nicht bloß leidlich, ſondern oft niedlich, und nicht ſelten begegnet man ſchon ſolchen, die einen einen Augenblick auf dem Wege ſtillſtehen machen.

Aber nicht bloß die Kühe gaben meiner Empfindſamkeit den Stoß. Heute bekam ſie einen ſehr argen durch die Menſchen. Als ich Vormittags mit meinem Führer eine grüne Alpenhöhe mit einem hellen Teiche eben hinanſtieg, ſah ich unter einem ſchönen Baum am Waſſer ein Paar Menſchen liegen, von denen ich ſo viel ſehen konnte, daß ſie Mann und Weib waren. Ich war in ſüßen Träumen, und ſo machte ich aus dieſen beyden einen ſüßen Traum. Ein Liebender, ſein Haupt auf dem Schooße der Lieblingin, in einer reizenden Gegend, adamiſch bloß von einem ſäuſelnden Baum beſchattet, ſo ſüß empfindend und genießend, was es Schönſtes giebt. Und ſiehe da, die Schöne, die nicht häßlich war, ſuchte in ſeinen Haaren ſehr unromantiſche Thiere, und mein kleiner Anfall von Schwärmerey war plötzlich geheilt. Ein andres Abentheuer hätte mir ſchlimmer bekommen können. Ich kam an einen Pfoſten, an welchem ich ein loſes Stück Blech, doch etwas geöffnet, eine Niſche verdecken ſahe. Ich ſteckte meinen Stock dazwiſchen und es fiel zur Erde. Nun ſah ich ein verbleichtes Heiligenbild darauf. Zwey alte Weiber, die weiter hin im Felde Kohl pflanzten, ſchrieen. Ich machte, daß ich fort kam. Wären es auch Männer geweſen, ſie hätten mich nicht eingeholt, es ſey denn, daß ſie die Sturmglocken gezogen hätten. Es war Zufall von mir, und kein Muthwille. Man muß ſelbſt das dumme Menſchliche ehren, ſo lange man es nicht klüger machen kann.

Den 21. Jun. Abends halb 7 Uhr auf einem hohen Geſtein über Wäſchenfeld.

Hier auf und zwiſchen den Altären, die du dir erbauet haſt, heilige Natur, unendliches, unbegriffenes Leben und Weben der Welt, hier ſitze und kniee ich, ſelig durch dich, ſelig ſchon durch das Gefühl des Daſeyns, wenn ich auch ewig in Nichts zerfallen ſollte, wie deine zertrümmernden Felſen. Hier kniee ich, entzückt ſchon durch das Gefühl der Kraft und Güte, welches dein Genuß auch dem Schuldigen giebt. Du längſter Tag des Jahres ſollſt einſt einer meiner ſchönſten ſeyn. Rund um mich tönt die Stimme froher und arbeitender Menſchen; unten ſingen ein Paar graſende Mädchen und von oben her klagt eine ſüße Stimme der Kohlpflanzerinnen; ſtill weht die Luft, der Himmel ſchwärzt ſich im Weſten, und die Stimmen der Donner brauſen von ferne, wie die Wiſend drunten im Thale.

Ich war heute Morgen um 7 Uhr, mit meinem alten 73jährigen Wunder von Muggendorf, auf und bin bis 3 Uhr mit ihm herumgeklettert. Von da an habe ich mich ſelbſt nach Rabeneck und Rabenſtein gemacht, ſitze hier nun noch ein Stückchen und ſchreibe, und dann geht es in das bambergiſche Städtchen Wäſchenfeld ins Quartier. Dieſer Tag war ein lieblicher und freundlicher, und ich ſelbſt bin fröhlich über die Maßen. So iſt meine Tagesgeſchichte vollendet, nicht die Geſchichte deſſen, was ich ſah. Der alte Wunder, Aufſeher der Muggendorfer Höhlen und Führer der Reiſenden, ſey der erſte Gegenſtand; dann mag das andre folgen, wie es ſich trifft. Dieſer Greis hat noch einen ziemlichen Athem in ſeiner Bruſt, und eine geläufige Zunge. Die Reiſenden, ſeine Geſchäfte, die Botaniker und Mineralogen haben ihn ausgebildet, und er weiß von allen Gegenden und ihren Geſchichten, wie von Blumen und Steinen das Nothwendige. Er ſammelt Steine, Verſteinerungen, Pflanzen, Vogelneſter, Eyer, Saamen, und verſchickt ſie, und iſt ein guter Bekannter von Schreber und Humboldt; übrigens ein kleines ſchiefbeiniges Männlein, das man auf den erſten Anblick immer für einen Berggnomen nehmen könnte.

Muggendorf, ein kleiner Marktflecken, liegt mit ganz hübſchen Häuſern tief im Thale an der Wiſend, ganz zwiſchen waldigten Bergen verſteckt. Von Weſten nach Oſten hat es Wieſen und den Strom. An der Südſeite liegt grade gegenüber der ſogenannte Hohe Stein, und weiter hinter dieſem und viel länger die Mogersberge, an deren weſtliches Ende der Neidecker mit ſeiner Burg, an das öſtliche das Dorf Geilenreuth ſtößt. An der Nordſeite liegt drüben der Laibesberg, welcher gegen Oſten den Hohlenberg, den Adelſtein, das Quarkenſchloß, den Leinenfels, und gegen Weſten die Kuppe, (Koppe) oder Kupfen, und das lange Thal und weiter herum Streitberg hat. Unter dem Adelſtein gegen Norden trifft man das Dorf Engelhardsberg und in derſelben Richtung fort, eine Viertelſtunde weiter, die Rieſenburg wieder an der Wiſend, die von Muggendorf ſich in Geſtalt eines Flaſchenkürbiſſes um dieſe Naturwunder herumwindet, gegen Weſten fortläuft, die Aufſeß aufnimmt, dann nördlich unter Rabeneck und Wäſchenfeld, und von da wieder weſtlich fließet.

Jetzt komme ich zur Beſchreibung der einzelnen Theile dieſes reizenden Fleckes Erde, das den Johannismond des 1798ſten Jahres mir vielleicht zum luſtigſten meines Lebens gemacht hat.

Die Roſenmüllershöhle.

Dieſe ſchöne Höhle liegt in der Kuppe, oder Kupfen dieſſeits der Wiſend, nördlich über Muggendorf. Sie ward vor 7 Jahren von dem jungen Wunder, dem 9j zolligen Grenadier (der Alte kann ihn deswegen nicht loß bekommen, um ihn zu ſeinem Nachfolger zuzuſtutzen) entdeckt und zuerſt mit Seilen befahren; dann machten Vater und Sohn ſich drüber her und brachten Leitern hinein und erforſchten ſie weiter. Der erſte Fremdling, der ſie befuhr, Doktor Medicinä Roſenmüller, gab ihr den Namen. Man ſteigt wenigſtens 75 Fuß tief auf Leitern hinab, ehe man Grund hat. Sie war die erſte, die mein Fuß betrat, und verdiente in mancher Rückſicht die erſte zu ſeyn. Sie hat nicht ſo viel Großes und Erhabenes, als manche der andern Höhlen, aber in der Mitte eine Höhe des Gewölbes von einigen 40 Fuß, deren keine der andern ſich rühmen kann. Dieſes Gewölbe mit den ſchönſten Stalaktiten in mannigfaltigen Spielen und Launen der Natur umwoben und geſchmückt, mit den blitzenden Perlen des thauenden Tropfens beſäet und von den Lichtern des kühnen Wanderers matt erleichtet — o Katharina, dein Eispallaſt an der Neva in aller Pracht des orientaliſchen Despotismus kann ſich damit nicht vergleichen. Wie der fühlende Menſch in einer heitern Winternacht den geſtirnten Himmel ſieht, indem ſein Fuß auf Schnee knirſcht, ſo ſtand ich zitternd da, und nur einzelne Worte unterbrachen das tiefe Schweigen. Allein nicht bloß dieſes Gewölbe iſt groß und ſchön; ſchönere und reichere und mannigfaltigere Stalaktiten, als dieſe, hat keine der andern Höhlen, die ich nachher geſehen habe. Größer und gewaltiger mögen hie und da die Maſſen ſeyn, keine iſt ſo lieblich und jugendlich anmuthig. Unten im Grunde liegen noch Gebeine von zwey Gerippen, welche der alte Wunder dort fand, und die den Zeichen nach lange Jahre dort gelegen haben müſſen. Die Höhle müſſe, meynt er, vormals einen andern Eingang gehabt haben, oder dieſer müſſe verſchüttet worden ſeyn; denn ſo wie er ihn gefunden, habe kein Menſchenkörper ſo tief hinunterrutſchen können. Auch haben ſie nicht dicht unter dem mit großen Steinen verrammelten Eingang, ſondern weiter hinein an der Seite neben einander gelegen. Eines der Gerippe war ein weibliches und konnte nicht über das 16te Jahr, den Terenziſchen flos ipse annorum, hinaus ſeyn. Vielleicht ſind die beyden Armen wegen einer ſüßen Sünde von harten Vehmrichtern hier verſenkt, die ſelbſt der übermächtigen Natur keine Schuld geſtatteten. Daß ſolche Verſenkungen fern aus den Augen und dem Gedächtniſſe der Menſchen üblich geweſen, das bezeugen alte Urkunden und Archive, und daß gerade in dieſen Gegenden ſo ein Gericht geſeſſen habe, behauptet die Sage. Ich faßte dieſe Gebeine — der Schädel und das Meiſte davon iſt ſchon verſchleppt — nicht ohne ein Schaudern des Mitgefühls und ſtieg beklommen meine Leiter an das ſchöne Tageslicht hinan. Dieſe Höhle hat, ſoviel ich mich deſſen erinnern kann, auſſerordentlich viel Aehnliches mit der Bielshöhle bey Elbingerode am Harz, beſonders in Rückſicht der Bildungen und Formen; doch möchte jene eher noch reicher ſeyn. Ihr Gewölbe iſt nicht ſo hoch, als das dieſer Höhle, aber länger iſt ſie um vieles mit ihren neuen Abtheilungen.

Die Oswaldshöhle

Iſt die erſte in dem ſogenannten Hohlenberg nordöſtlich und dieſſeits Muggendorf. Sie iſt lange bekannt. Es iſt ein etwa 40 Schritt langer Durchgang in Höhlen durch den Berg, ſo daß man das Tageslicht durch die krummen Gänge durchſchimmern ſehen kann. Von Stalaktiten hat ſie bloß einige Spuren, aber ihre Wölbungen ſind groß und erhaben. Sie hat erſt einen weiten und kühnen Vorhof mit kleinen Seitenhöhlungen, die nicht tief gehen. Dann bilden zwey mächtige Säulen zwey Thore im mittleren Gewölbe, das bey weitem größer und ſtattlicher iſt, als der Vorhof, und mit mächtigen und ſcharf zerriſſenen

Decken tiefer an den Seiten einläuft. Aus dieſem Raum geht man in den Hinterhof, wenn ich ſo ſagen darf. Dieſer, welcher nichts Großes und Merkwürdiges hat, führt durch eine kleinere Pforte wieder auf den Berg hinaus. Oswaldshöhle heißt ſie wohl wegen ihrer geräumigen Gewölbe; denn Oswald war ein Mann mit breiten Händen und Füßen nach dem gewöhnlichen Volksſprichwort.

Die Wiſendhöhle

Iſt nicht weit von der vorigen und die merkwürdigſte und grauenvollſte von allen. Wenn man aus der Oswaldshöhle kommt, ſo klettert man ein wenig ſeitwärts um die Felſen herum durch Gebüſch, ſo ſteht man mit einem Male vor dem Eingang und tritt in die vordere weite Höhle ein. Hier müſſen Menſchen in böſen Zeiten ſich mit ihrem Vieh hineingeflüchtet haben; denn man findet hie und da noch allerley blättrigen Kuhmiſt. In einer kleinen Seitenhöhle, worin man kaum kriechen kann, haben ſie Federvieh gehabt, wie Wunder durch eben ſo unwiderſprechliche Urkunden bewies. So wie man hinabſteigt, wird die Höhle ſchwärzer und ſchwärzer und breitet ſich in Weite und Tiefe aus. Schwarz und düſter ſind die gewaltigen Wände, zerriſſen und eckigt die Wölbungen, woran neben den gelblichten hie und da ſchwarze Stalaktiten zu ſehen ſind. Der finſtere und grauſende Eindruck des erſten Anblicks wird noch viel furchtbarer, wenn man anfängt, die Gegenſtände bey Licht zu unterſcheiden. An allen Seiten ſieht man tiefe Spalten und Nebenhöhlen, die oben ins Gebirg hinauf und tief zu ſeinen Wurzeln hinabſteigen, alle grau und ſchwarz von Farbe. Man kann nur wenige und auch dieſe nur mit großer Mühe und Arbeit befahren. So wie man nun da ſteht, mit dieſen Gefühlen, und den plutoniſchen Pallaſt anſtaunt und wähnt, man ſtehe an den Ufern des Tartarus, ſteht man einen großen runden Stein, durch Kunſt, oder Natur, iſt ungewiß, da liegen, und neben ihm zur Rechten noch einen. Man ſchaut darunter, er liegt hohl, wie unſre rügiſchen Altäre und Opferſteine, hie und da mit ſchwarzer Erde umbröckelt. Dieſer Stein liegt ſo zierlich auf den Einfaſſungen, die ihn tragen, als wäre er durch Meiſel und Künſtlers Hand aufgeſetzt. Ich beſah ſie lange und ſinnend und fragte Wunder, was dieſes hier ſey? „Das ſind Opferſteine, lieber Herr Doktor, große und uralte, die von Ewigkeit hier gelegen haben. Sehn Sie — er nahm eine Hand voll Erde und zerrieb ſie — das iſt andre Erde, als der Stoff, den man hier findet; es iſt Opfererde, das iſt offenbar. Schauen Sie nur hier — er führte mich zu einen runden Stein — dieß iſt der Stein des Gottes, der hier ſeitwärts zwiſchen den beyden Opfertiſchen ſtand. O es iſt ſchändlich, daß ich mir den wegnehmen laſſen mußte! Es ſind 20 Jahre her, aber was halfs? Er ward nach einem fürſtlichen Schloßgarten transportirt und von da wieder weg. Ich weiß nicht, wo er geblieben iſt, aber zerſchlagen ſoll er ſeyn. Es war ein Bruſtbild roh auf einen Steinblock, der länglicht in Mannshöhe behauen war. — Ich zürnte mit ihm über den unerſetzlichen Raub. — Ja wenn das alles wäre, rief er, indem er mich gegen die Wand des Felſen an die andre Seite der Tiſche führte; wir treten hier jetzt auf Gruben und Höckern, aber wie ganz anders war das vordem! Man hat hier ſo lange nach Urnen und Münzen und alten Waffen gegraben, daß keine Spur des vorigen Zuſtandes mehr da iſt. — Hat man denn ihrer gefunden? — Ja freylich hat man, und zwar von aller Gattung. Sehen Sie, hier lagen ſonſt noch Splitter von Bänken, worauf die Prieſter und Richter geſeſſen haben; alles war eben und zierlich um den Tiſch her und erinnerte an die alten Heidenzeiten; aber nun iſt es nichts, und wenn ich todt bin und keiner mehr da iſt, der es auslegen kann, ſo iſt es ja gar nichts. — Ich horchte zitternd und bebend dem Alten, der ſelbſt, wie ein Berggeiſt, oder Zauberer, ausſieht, und die ſchauervolle Höhle ward mir noch ſchauerlicher. Ich äußerte die Beſorgniß, muthwillige Leute könnten eingehen und noch dieſes und jenes verderben. — O es hat nicht Noth, wenn nur keine mit Befehlen von den Miniſtern kommen; es geht keiner hinein, die Angſt vor Geſpenſtern iſt zu groß. — So traten wir weiter hinauf und beſahen die Seitenhöhlen und die ſchwarzen Stalaktiten. Beym Rückmarſch zeigte er mir nicht weit von den heiligen Alterthümern eine Seitenhöhle, die weit und enge hinabläuft und einen andern Ausgang hat. — Da krochen nach Wunders Interpretation die Prieſter hinein und brüllten dem Volke vor, das am Eingange ſtand und nicht begreifen konnte, woher doch dieſe Stimme kam. Jenes Götterbild ſoll Wieſen oder Wieſend geheiſſen und dem kleinen Fluß im Thale den Namen gegeben haben.

Eppele von Gail.

Beym Wandern von hier nach dem Adelſtein zeigte er jenſeits auf Burg Gailenreuth, die Mogersberge, den Hohenſtein und den Neidecker. Da tummelte ſich der wunderſame Ritter und Schwarzkünſtler Eppele von Gail herum, der in einem Nu an allen Weltenden ſeyn konnte. Er hatte rings umher ſeine Burgen und flog wie ein Sturmwind von einer zur andern, doch zu Gailenreuth war ſein Hauptſitz. Mehr, als einmal, iſt er von einer Bergſeite zur andern über die Wieſen und die Wieſend (oder Witſend) geſetzt, ohne daß ſein Roſſeshuf einen Halm berührt hätte. So ſetzte er über die Nürnberger Stadtmauern und fiel in ihre Burg ein. Das ſind Mährchen der Leute, aber ſie erzählen es doch und noch viele andre wunderbare und abentheuerliche Dinge von dieſem großen Schwarzkünſtler. So ſchwatzten wir. Er lehrte mich einige Kräuter kennen, erzählte von Siebenſchläfern und Schuhus, und wir ſtanden unter dem Adelſtein.

Den 22. Jun. auf dem Rieſenthurm geſchrieben.

Der Adelſtein.

Dieß ſind drey abgeriſſene Kalkſteinfelſen, wie ſie in Sans Pareil allenthalben und auch hier herum gar nicht ſelten zu ſehen ſind. Sie ſind nicht beſonders groß, aber ſtehen alle drey in einer Linie ſonderbar da, unten ſpitzig und oben flach und immer breiter werdend, wie ein umgekehrter Kegel. Ihre Lage und der Gebrauch, den man davon macht, die Gegend umher zu beſchauen, macht ſie ſo merkwürdig. Woher ſie zuſammen den Namen Adelſtein bekommen haben, wußte Wunder nicht. Vielleicht weil man von dort ſo weit umher die Pracht und Herrlichkeit des alten Adels in Trümmern liegen ſehen kann; denn auch der noch ſtehende und ſeine Schlöſſer bewohnende iſt doch herunter. Der Adelſtein liegt auf einer der höchſten Berghöhen dicht über Engelhardsberg hinaus, das er auf halbem Wege nach der Rieſenburg zurückläßt. Man hat von ihm eine grenzenloſe Ausſicht. Alle die hohen Berge, die ſchon hie und da genannt ſind, ſieht man umher mit ihren grünen Rücken. Fernher dämmert der Fichtelberg, der hohe Ochſenkopf, und die Berge der Oberpfalz im Norden und Oſten, umher die Neuberg (neuen Berge) und die quellenreichen hohen Mißberge, wo oben aus den kahlen Gipfeln eine Menge lebendiger Quellen hervorſprudeln. Dicht vor ſich hat man im Südoſt den Leinenfels und das wunderbare Quarkenſchloß und weit hinter Gailenreuth hinüber große Felsmaſſen, z. B. Biberach, die aus der Ferne wie Ruinen von Schlöſſern ausſehen. Rund umher nach allen Gegenden ſpringen dann mehr oder weniger die alten und neuen Schlöſſer hervor, als Neideck, Streitberg, der Greifenſtein, Wüſtenſtein, Hohlfeld, Sans Pareil, Aufſeß, Oberaufſeß, Wäſchenfeld, Rabeneck, Rabenſtein, Potenſtein, Gailenreuth und viele andre, die ich vergeſſen habe, ſo daß die, welche man von hier entweder ganz oder mit ihren Thürmen und Trümmern ſieht, an die 30 ausmachen.

Das Quarkenſchloß

Liegt eine gute halbe Stunde vom Adelſtein näher an der Wieſend gegen Süden, beynahe Gailenreuth gegen über. Es giebt unter dieſen großen Felſenmaſſen, die man hier ſieht, mehr als eine Gruppe, die man für Ruinen, oder wirkliche alte Schlöſſer anſehen könnte, zum Theil ſtattlicher und täuſchender, als das Quarkenſchloß. Weil das aber einmal den Namen Schloß führt, ſo muß ich es doch ein wenig näher beſchreiben. Dieſes Quarkenſchloß beſteht aus hohen grade aufſtehenden und gegen Norden durchgeriſſenen Felſen, die wie Säulen und Pfeiler eines Tempels da ſtehen und von ferne einem ſtattlichen und herrlichen Schloſſe gleichen. So wie man näher tritt, verſchwindet dieſe Täuſchung freylich um vieles, aber die Säulen und Pfeiler werden um eben ſo viel größer, als jene kleiner wird und ſteigen in ihren koloſſaliſchen Maſſen ſtolzer und gewaltiger vor dem Blicke auf. So ſteht man unten vor dem erhabenen Pallaſt, den die Natur ſich in ihrem Heiligthume gebauet hat. Buchen und Buchengeſträuch läuft bis zu ſeinem Fuße hinan. Hinten ſtößt der Berg höher mit ſeinen Bäumen und Büſchen dran, und da kann man das Schloß beſteigen und hat von einem herrlichern Thron faſt ganz die Ausſicht des Adelſteins. Weit jenſeits Gailenreuth hinaus liegt Biberach, ein ähnliches Gebilde, das man durchaus für eine alte Burg nimmt, und dieſſeits nicht weit von hier der Leinenfels, der aber lange ſo ſchön nicht iſt.

Die Rieſenburg

Unter dem Dorfe Engelhardsberg im Norden an der Wieſend, die von hier ſich bald nordweſtlich auf Rabeneck und Wäſchenfeld wendet. Ich möchte ſie gern das Schönſte nennen, was ich in dieſen Gegenden geſehen habe, wenn die Wunder unter der Erde nicht ſo ganz anders auf das menſchliche Gemüth wirkten, als alles, was noch unter den Strahlen der Sonne liegt. Mit Recht heißt es eine Rieſenburg. Für Rieſen thürmte ſie die ewige Natur, ſo groß und furchtbar ſteht ſie da, wenn man von unten hinauf durch ihre Thore ſchaut in die heiligen Gewölbe hinein und dann wieder zu dem Thron der Rieſen rechts und links. So ſtand ich ſtaunend am Strome, gewiß mit eben der Zermalmung und Demuth meines ganzen Weſens, als hätte ein Rieſe ſeine Keule über meinem Haupte geſchwungen. Dann kletterte ich langſam hinauf und in die Rieſenwohnung ein, und ſetzte mich im ſtummen Grauen im dunkeln Gemache auf einen Steinſeſſel und ließ die Fantaſie luſtig und ſchrecklich ſpielen; dann kletterte ich an der Weſtſeite durch die Oeffnung höher hinauf, und ſah vom Thron herab die beyden ſtolzen Felſenbogen über dem doppelten Thore, welche die Rieſen der Urwelt mit ihren Häuptern berührten. Dieſer Hinabblick iſt noch faſt größer, als der von unten hinauf. — Dieſe Rieſenburg liegt eine Viertelſtunde nördlich vom Dorfe Engelhardsberg über der Wieſend. Man ſteigt eine Mondförmige Vertiefung hinab, worin ein Paar gewaltige Linden ſtehen, und geht dann wieder ſanft bergan auf die Spitze von Felszacken, die ſteil über dem Strom hängen.

So wie man dieſe erſteigt, offenbart ſich das gewaltige und kühne Werk der Natur. Man ſieht auf zwey große und weite Felsbogen, die auf ſtarken Säulen ruhen und mit den Seitenfelſen zwey weite und prächtige Thore bilden. Sie ſind oben mit Gras und Blumen und Geſträuch bekränzt. Dieſe Felſenthore führen in eine geräumige Höhle mit einer großen Oeffnung und einem hohen weitvorſpringenden Dache, welches der Stein bildet, worauf man oben ſteht. Die Höhle geht nicht tief hinein; aber die Höhe ihres Eingangs, die ſtolze Decke über dem Eingange, die rauhe und mächtige Wölbung drinnen; die weiten Seitenhöhlen; alles, alles erfüllt hier mit Ehrfurcht und Grauſen, wenn man ſo im Helldunkel ſteht, wo Tag und Nacht mit einander kämpfen. Eben ſo furchtbar ſchön iſt der grüne offene Platz vor der Höhle und der unter den Felſenthoren, durch deren Bogen man den blauen Himmel und die Geſtirne ſchimmern ſieht. Der Pfad von hier geht ſteil hinunter an den Fluß; bequemer ſteigt man an der Weſtſeite durch eine Oeffnung, die auf den Rieſenthron führt. So nennt man die rauhen und kahlen Felsmaſſen, die zu beyden Seiten weſtlich und öſtlich ſich über der Rieſenburg erheben und ſie einſchließen. Uebrigens ſteht die Burg und der Thron kahl und ſchmucklos da. Deſto größer und wilder iſt der Anblick; alle die andern Bergſeiten mit ihren Felſenthürmungen und Zacken, ſind mit Buchen und Tannen bewachſen.

Mit Empfindungen eines ganz neuen Daſeyns wandelte ich aus dieſem großen Tempel der Natur längſt der Wiſend, und kam bald zu einem Waſſerfall, den man auch den Reiſenden als eine Merkwürdigkeit zu preiſen pflegt. Er iſt ganz hübſch, aber verſchwindet zu Nichts unter den großen Gegenſtänden, welche ihn umgeben. Die Aufſeß, welche hier in die Wiſend fließt, fällt über einen kleinen Felſen hinein, und macht, wann das Waſſer niedrig iſt, ein Toſen, welches unter dieſen hohlen Felſen ziemlich weit tönt. Hier wendet ſich die Wiſend mit einem Male nordweſtlich und man wandert eine Viertelſtunde durch ein enges Gebirgthal, welches zu beyden Seiten mehr als eine Rieſenburg, die einem über dem Haupte hängen, ſchauerlich, und das lieblichſte und ſchimmerköſte Buchengrün lieblich machen. Auch hier iſt Zauberey, und nichts hat die Schöpferin Fantaſie je ſo Abentheuerliches und Sonderliches erſonnen, was nicht die Schöpferin Natur gebildet hätte. So ſteht man mit Schaudern unter der alten Burg

Rabeneck,

die, wie der Rabenſtein einſt denen von Rabenſtein gehörte, jetzt aber mit jenem an die Grafen von Schönbörn gefallen iſt. Es iſt ein wahres Rabenneſt, wenn man es von unten anſieht und liegt auch grade an der Ecke des Waldgebirgs, das hier einen Einſchnitt macht, und hinfort kahl, mit einigen Sträuchen beſäet, und niedriger nach Wäſchenfeld und von da mit dem Strom weſtlich, und mit einer andern öſtlichen Vertiefung nach Rabenſtein läuft, welches eine halbe Stunde dieſem Schloſſe gegenüber in Oſten liegt. Rabeneck liegt ſteil und viel höher als der Rabenſtein und Schloß Wäſchenfeld über der Wiſend im Nordweſten. Die großen Kalkſteinmaſſen ſind alle mächtig durchgeriſſen und ſehen wie angelehnte Stützpfeiler aus. Schön ſind die Zwiſchenräume mit Buchen, Fliedern und Ephen von unten bis oben bekränzt, und der letzte Kletterer windet ſich hoch, nicht weit von der kleinen Kapelle, an der einen Mauer hinauf. Dieſer Aufblick von der Wiſend und zwar von der Waſſermühle her, iſt über alle Beſchreibung; aber noch entzückender iſt es, von oben hinunter zu ſchauen. Gegen Südweſten iſt der Fels noch ſchiefer und abgeriſſener, und alles öder. Dort iſt auch das Gemäuer der Thürme und Zimmer und die untere Mauer zuſammengeſtürzt, und liegt nur noch in ſeinen Trümmern da. In

Oſten, wo die Burg am ſchwächſten war, liefen mehrere Mauern weit vor dem Brückengang nach und um einander hin, die nun noch durch einzelne Steine und Hügel bezeichnet werden. Hier iſt alles flach und ebener Raſen mit einem ſehr engen Rücken. Auch Thürme ſtanden hier am Eingange und zur Seite, wieder mit Mauern umgeben. Im Norden ſteht noch ein kleiner Thurm und Gemäuer, und weiter hinaus eine wohl erhaltene Kapelle, hoch über den Felſen gebaut, welche ſehr reich ſeyn ſoll. Man hat von dem Boden oben eine entzückende Ausſicht jenſeits hinüber, und diſſeits auf die ſonderbaren und großen Felsmaſſen, die hier ſchön mit Bäumen durchwebt ſind. Unten ſchlängelt der Fluß durch das blumige Thal, in welchem die Mühlen und Schöpfräder klappern, und dicht unter einem gähnt der grauenvolle Abgrund. Die ganze Burg iſt nicht groß, und der Hof, den ſie einſchließt, etwa 30 Fuß lang und breit. Das große Gebäude rechter Hand am Eingange gegen Norden, iſt in einen Getreidebehälter verwandelt; das öſtliche und weſtliche ſteht meiſt leer, die Fenſter ſind mit Brettern vernagelt und die Zimmer verlaſſen. So fällt es wohl mit der Zeit zuſammen. Der Brunnen auf dem Hofe iſt von ungeheurer Tiefe, und ein ſtolzes Denkmal alter Beharrlichkeit. Unten am Strom liegt eine Mühle, und ſeitwärts im Norden einige ärmliche Häuſer den Berg hinan.

Rabenſtein.

Ich ging von Rabeneck grade über den flachen Rükken des Gebirgs, und kam nach einem halben Stündchen zu ſeinem Bruder dem Rabenſtein, der in einer kahlen Gegend liegt, wo hie und da oben an den Burghöhen ein kümmerlicher Tannen- und Buchenſtrauch hinankriecht, und auf den Feldern ſtreifenweiſe das Korn oft beſſer ſteht, als man es hier erwarten ſollte. Aber rund umher, in allerley grotesken und wunderſamen Geſtalten, ſind gröſſere und kleinere einzelne Kalkſteinmaſſen hingeworfen, welche die Gegend wilder und rauher machen, als ſie an ſich ſchon iſt. Auf ſo einem einzelnen Kalkſtein, etwa 150 Fuß hoch über dem Bach, der unten durch die Wieſen fließt, iſt mächtig das alte Schloß gegründet, und hängt ſteil über ſeinen Felſen, als wollte es zu dem ſtaunenden Wanderer herabkommen. Dieſe großen Steinmaſſen haben tiefe und weite Höhlungen, Gewölbe und Spalten. In einer derſelben gegen Süden hatten in dieſem Kriege der oben wohnende Pächter und andre Leute ihre beſten Sachen verpackt. Seiner Lage nach muß dieſes alte Schloß äußerſt feſt geweſen ſeyn. Jetzt liegt die Feſte in Trümmern, nur der vordere nicht feſte Theil, ein rundes Thürmchen mit Zimmern, und der Flügel des weſtlichen Eingangs ſteht noch da. Man geht über eine Brücke, die mit mehrern gemauerten Bogen über einen nicht tiefen Wallgraben führt, eine elende hölzerne, die vordem aus anderen Stücke gebaut war; denn über der Thüre ſieht man noch die Rolle, woran ſie aufgetrizt ward. Da prangt auch das alte Familienwappen der Rabenſtein mit der Inſchrift: Daniel von und zum Rabenſtein und Margaretha von Kerpen. In dieſem vordern Gebäude ſind mehrere Zimmer, zum Theil moderniſirt, zum Theil im alten Geſchmack mit Jagd- und Kriegsſtücken Decken und Wände bemahlt. Nur nach hinten hin läßt man es auch verfallen, und da hat ſich ein Weber eingeniſtet, der mich weiter um- und einführte. Dieſem Gebäude zur linken Seite, am Eingange gegen Norden, iſt eine Art von Hof, deſſen umgebende Mauern ſchon zuſammengebröckelt und die Zimmer eingefallen ſind. Bloß ein alter hoher Thurm ſteht noch drinnen, mit gewaltigem Gemäuer hoch über die ganze Burg emporragend. Aus dieſem erſten, wahrſcheinlich erſt vor einigen Jahrhunderten erbauten, Gebäude geht man weiter durch einen gewölbten und vorn eingefallnen Gang in die zweyte Abtheilung. Aus dem zweyten Stock führte noch ein zweyter Eingang über dieſem gewölbten hinein, wie man an den hohen und weiten Pforten ſieht, die mit offnen Schlünden noch da ſtehen. Dieſe zweyte Abtheilung war nun die eigentliche alte Burg der Väter, und die Burgfeſte, die unbezwinglich geweſen ſeyn muß; denn ſie liegt durchaus auf Felſen, welche ſchroff und ſchichtweiſe ins Thal hinablaufen, und die man doch gegen die Südſeite unten noch mit Mauern eingefaßt hatte. Dieſe alte Burg hatte drey Abtheilungen, ſo deuten die Trümmer, die noch traurend daſtehen und die alte Herrlichkeit predigen. Bloß der kleine runde Eckthurm, auf der äußerſten öſtlichen Spitze über dem Bache, ſteht noch ganz da. In einer der Abtheilungen hatte der Weber ſich aus dem Schutt heraus ein Gärtchen gewühlt, wo Salat, Mören und Bohnen luſtig wuchſen. Er zeigte mir mit wunderbarer Miene verbrannte Weizen- und Roggenkörner, und ſagte: dieſe haben hier ſo ſeit dem Schwedenkriege gelegen, da haben die Wäſchenfelder die Burg zerſtört, damit die Schweden ſich nicht drein feſtſetzten. Zugleich erzählte er, vor ihm habe lange niemand drinnen hauſen wollen, weil zu Nacht ein Rittersmann mit blutigem Schwerte und gefällter Lanze umgehen ſolle; er aber habe bis jetzt noch keinen geſehen. Vor dem erſten Gebäude an der Brücke nach der Weſtſeite liegt viel altes Gemäuer; da ſind wahrſcheinlich Ställe und Wohnungen für Roſſe und Knappen geweſen; wie oben hinauf nach dem Pachtgehöft hin die Ruinen der Gartenmauer noch in vollem Reize zu ſehen ſind. Unten in dem öden Thale der Oſtſeite, der alten Trümmer gegen über, iſt jenſeit des Baches am Auberge eine Höhle, etwa drey Mannslängen, in den Berg hinein und geräumig und eben. Dieſe wird das Kühlloch genannt, wahrſcheinlich, weil bey großer Hitze und Ungewittern Menſchen und Heerden ſich hineinflüchten. Weiterhin unter einer kleinen Kapelle, die einer evangeliſchen Gemeine jenſeits gehört, iſt eine zweyte ſolche Höhle, das Schneideloch, die auch ſonſt eben nichts auſſerordentliches hat, wenn man die andern Naturwunder geſehen hat, woran die Wiſend ſo reich iſt.

Von hier ging ich über das kahle Gebirg fort und machte auf einer ſchönen Höhe vor Wäſchenfeld Halt, um mich noch einmal an Erinnerungen und wollüſtigen Anſchauungen dieſer herrlichen Natur zu weiden. Gewitterwolken ſtiegen am Himmel auf, bald warnten mich einige Regentropfen, ich ſprang ſchnell auf, traf unten einen freundlichen Benediktiner, mit welchem ich mich in das Städtchen hineinſchwatzte, und ſo kam ich ins Quartier zu einem artigen Mann, Namens Förſter, an den der alte Wunder mich empfohlen hatte. Da war volle Geſellſchaft, beſonders die Honoratioren des Oertchens, die nach Landesſitte gegen Abend gewöhnlich einige Stunden in der Schenke verſitzen. Ich müßte ihnen von meinen Hyperboreern erzählen. Sie prahlten, wie die Jourdanſchen Franzoſen auf dem Rückzug hier herum gewürgt wären; auch waren alle Wände verziert mit ſaubern Kupferſtichen, wo Tyroler und Kroaten und Rothmäntler ſo einige Republikaner kalt machen; einfältige Reimlein forderten zum Patriotismus und recht katholiſchen Glauben auf, der darin beſtehe, die Welt von dieſen Teufelskindern zu ſäubern. So ward der Schlaf ſanft herbey geführt, und ſelbſt einige Wanzen lieſſen mich bis 6 Uhr des Morgens ſchnarchen.

Wäſchenfeld.

Dieſes bambergiſche Städtchen Wäſchenfeld liegt an der Wiſend in einem tiefen und engen Thale, und man iſt faſt ſchon in den Thoren, ehe man es ſieht. Die rauhe und wilde Gegend umher ſteht wie eine Nachgeburt des alten Chaos und Erebus aus, in ſo mancherley Gruppen und Klumpen ſind die grauen Kalkſteine hingeworfen, ohne alle Verhüllung und Bekleidung ihrer traurigen Nacktheit. Weiter hinauf nach Lankendorf ſind dieſe Steine am höchſten und grauenvollſten. Das Städtchen iſt ſchmutzig und unlieblich, und ſehr klein, obgleich es eine ſtattliche Kirche und zwey Kapellen hat. Oben liegt ein Schloß, nach Art des Rabenſteins, ſchroff auf Kalkſteinen gegründet, aber bey weitem nicht ſo hoch, als jenes. Es iſt alles noch wohlerhalten, aber zu ſehr moderniſirt. Unweit davon ſteht ein ſchlankes Thürmchen auf einem einzelnen Felsſtück, den man weit her ſehen kann. Ich fragte meinen Führer, ob er nicht unterhalten und beſtiegen werde? O, ſagte er, der bedarf keiner Unterhaltung; der ſteht ſo in Ewigkeit und von Ewigkeit her. Ich lächelte und freute mich über die unbewußte Weisheit und ging mit ihm aus dem Städtchen wieder des Weges nach dem Rabenſtein und dann nördlich bergan, um die berühmte

Förſtershöhle

zu beſehen. Sie iſt vor 20 und etlichen Jahren wieder gefunden, und von Einzelnen mit Seilen befahren worden. Doch erſt ſeit vier, fünf Jahren hat ſie der Gaſtwirth Förſter in Wäſchenfeld mit Leitern und Stufen verſehen, ſie fahrbar gemacht und ihr ſeinen Namen gegeben. Sie liegt auf halbem Wege, zwiſchen Wäſchenfeld und Rabenſtein, in einem kahlen Berge über dem bambergiſchen Dorfe Zeilbach. Die Tiefe mag 85 bis 90 Schuh betragen. Sie iſt von allen Höhlen, die ich in dieſem ſchönen Bezirk einiger Meilen geſehen habe, faſt die merkwürdigſte, ſo groß, ſo ungeheuer und ſo fremdartig ſind die Formen, die ſie dem erſtaunten Auge bey jedem Schritte darbietet; ſo abentheuerlich und zugleich ſo reitzend die Bildungen aus dem Tropfſtein, die man mit Geſtalten aus einer fremden Welt angafft. Nach allen Seiten ſind Decken mit kühner und feſter Hand gewölbt. Höhlen laufen nach den verſchiedenſten Richtungen, wohin man ſich nur wenden kann, fort, einige tief hinab, andre hoch hinauf, welche noch kein Fuß betreten hat, und vielleicht nie betreten wird. Waſſer tröpfelt herunter, rieſelt die Wände nieder, füllt kleine Becken, rauſcht in Bächen und ſchafft neue Wunder für die Enkel, die nach ſolchen Dingen fragen werden. Der Tropfſtein bildet hier alles in weißen Formen, da er in den Höhlen um Muggendorf alles gelb oder auch ſchwarzgrau abbildet. Was nur die ſchaffende Fantaſie zu denken und zu dichten wagt, und kaum wagt, das kann man hier erblicken. Maſſen und Geſtalten, die, im Dämmerlichte geſehen, wieder tauſend andre aus der Hirnſchale hervorſchlagen, und worin jeder dieſe oder jene Aehnlichkeit mit wirklichen Gegenſtänden wiederfindet. So klomm ich mit meinem Führer durch dieſe grauſenvollen Schlünde und Klüfte, jeder ein kleines Lichtlein in der Hand, und er eine große Stange mit vier Kerzen umſteckt, mit denen er wie mit einem Kronleuchter die düſtern und hohen Gewölbe erhellte. O dieß war eine Morgenandacht, wie ich ſie täglich haben möchte! Ich hatte geſtern viel Liebliches und Furchtbares geſehen, hier ſah ich alles nur grauenvoll und gräßlich; ſo weit die Spalten, ſo tief und hoch geriſſen die kleinen und großen Höhlen an allen Seiten, deren einigen wir nachkrochen, ſo weit wir ohne Gefahr konnten; ſo rauh und zackigt die grauen und braunen Gewölbe, hie und da ſchimmernd mit den weißen Tropfſteinformen, und von den träufelnden und erhärtenden Tropfen funkelnd, wie ein düſtrer Himmel mit ſeinen freundlichen Sternen. Der Weg der Haupthöhle geht ſteil und glatt hinauf; aber Förſter hat Stufen eingehauen, und dieſe mit Bretchen ausgeſetzt; denn nur einige Finger dick fand er die Glaſur des Tropfſteins und dann eine Art lettiger Erde. Die ſchönen Zapfen und Orgelpfeifen, die der Tropfſtein hier gebildet hat, haben hie und da durch Frevlers Hände Verſtümmelung erlitten. Förſter behauptet, es ſey einmal in einer Nacht mit Axten geſchehen, und er argwohnt auf den alten Wunder und ſeine Söhne, die für ihre Höhlen Abbruch gefürchtet hätten. Unten lagen Gebeine von zwey Gerippen, die er hier fand, als er zuerſt hinabſtieg. Der eine Schädel hatte viele Hiebe gehabt, die aber wieder zugewachſen waren. Alt ſind die Gebeine offenbar nicht. Vielleicht ſind es preußiſche Freybeuter aus dem ſiebenjährigen Kriege, die hier in den biſchöflichen Ländern böſe hauſten, und derer vielleicht bey Gelegenheit, ſo in der Heimlichkeit, mancher abgewürgt iſt. Mein Wunder, der bey mir ſitzt, erzählt mir eben, nicht ohne eine kleine Verabſcheuung: die Bamberger haben anderthalb Stunden von hier 5 Franzoſen in eine Höhle hinabgeworfen, und man habe einige mehrere Tage noch wimmern hören. Ich hätte heute auch leicht ſo einen franzöſiſchen Sprung thun können, indeſſen blieb es bey der Probe. Als ich in einer Seitenhöhle, um ein wunderſchönes Gewölbe zu beſchauen, eine Leiter hinaufſtieg, ſchlug dieſe um, und ich machte einen fliegenden Rückſprung, und bekam erſt einen derben Hieb auf den Kopf; dann ging es abwärts immer hinunter, und ſchon empfahl ich meine Seele den Berggeiſtern, als ich einen Zapfen faßte, ſchon über einer Spalte hängend, die mich leicht hätte verſchlucken, und dann an allen Rippen zerſchlagen können. Ich fühlte an meinem Kopf herum, nicht wie der Cambiſche Robinſon, um zu ſehen, ob ich noch lebe, ſondern weil mein Hut tief über die Augen geſchlagen war. An meinen Händen und Knöcheln fand ich mich etwas geſchunden, als ich anfing, mich nach der erſten Betäubung zu erholen. Doch ließ ich, um meinen bebenden Führer nicht noch zitternder zu machen, mir nichts merken, ſondern kletterte mit ihm fort durch alle Ecken und Spalten, ſo weit wir beyde konnten, und ſo ging es die erſte Leiter hinauf. Bey'm Anfang der zweyten, die etwa 20 Fuß tief hinabgeht, iſt zur Linken der Aufſteigenden eine enge, ſehr ſchöne Seitenhöhle. In dieſe kletterte ich noch um ein 30 Fuß tief mit meinem Führer auf allen Vieren und auf dem Bauch hinein, ſo daß wir oft in einer Klemme waren, weder rück- noch vorwärts zu können; aber auch hier entſchädigten uns die herrlichſten Stalaktiten, woran noch keine Menſchenhände was verborgen hatten. Dieſe Höhle läuft noch viel tiefer fort, aber ihre ſcheußliche Enge ſchreckt ab, weiter die gefährliche Fahrt hinabzuwagen. Noch war keiner mit dem Führer ſo weit geweſen, als ich.

Ich machte mich nun auf den Rückweg und wanderte von Wäſchenfeld im Thale längſt der Wiſend, wieder auf Rabeneck zu. Dieſe viertelſtündige Wandrung iſt in einer ganz andern Natur, als von Rabeneck nach der Rieſenburg. Kahle Felsklumpen, wie ſie der Zufall wunderbar unter einander geworfen hat, ragen an den Bergwänden vor in mancherley Geſtalten. Kein Buſch, kein Strauch, kein Grün erhellt die gräßliche Trauer dieſer Gegend. Selbſt die Wieſen ſind hier ſteinigt und uneben, und die zürnende Wieſend macht tauſend mäandriſche Krümmungen. Es iſt einem, als wandle man unter den Trümmern einer untergegangenen Welt. Und gewiß eine alte Welt mußte untergehen, um alle dieſe Naturwunder ſo ſonderbar zu verſammeln. Ich ſchlenderte nun fröhlich meiner Naſe nach, Rabeneck vorbey, lagerte mich ein Stündchen auf dem Rieſenthrone, ſonnte mich auf dem Quarkenſchloß, erſah mich mit Wonne ſelig vom Adelſtein in dieſer himmliſchen Natur, und ging dann zu Muggendorf hinab in das ſtille Hüttchen des alten Wunders, der mir ſeine Kräuter, Verſteinerungen, Zoolithen, kurz alle ſeine Herrlichkeiten gezeigt hat, die er nicht wie ein Narr auskramt, ſondern wie ein Weiſer verſteht. O es iſt wahr, nicht Bücher, nicht alle Ziererey der Welt, was man Lebensart, Anſtand, und der Teufel weiß, wie ſonſt noch nennt: nicht dieß macht den Menſchen; ſondern die lebendige Welt, worin ſein Gemüth ihn hineinzieht, und die überſinnliche Welt, die in dieſem Gemüthe ſelbſt ſich entwickelt, wenn es im Sturm des Lebens Zeit hat, ſich ſelbſt ſe bewußt zu werden. Köſtliche Stunden habe ich dieſen Abend mit dem Alten verlebt. O ein menſchliches Herz und eine menſchliche Sprache findet alles offen, was noch nicht ganz verdorben iſt. Der Alte ſprach mit mir nicht im Ton eines Halbwiſſens, ſondern eines aufmerkſamen und beſcheidnen Belauſchers der Natur. Entzückt riß ich ihn endlich mit in meine Schenke, wo freylich nicht viel für den Schnabel war. Doch erfreute das Bamberger Bier unſre Herzen. Ein kleiner Rauſch machte den Rauſch ſeines Herzens nur noch flatternder und liebenswürdiger, und er fing in Begeiſterung an, mir die Güte und Größe der Vorſehung aus der Natur zu predigen; aus ihrer Schönheit; aus der Anmuth des Lebens; aus der Thätigkeit und Strebſamkeit des Menſchen — und dies alles auf eine rührende und trefliche Weiſe. Ich bin 73 Jahre alt, ſprach er, bin arm, und doch iſt mir das Leben ſchön. Langeweile habe ich nicht. Gehe ich ſo hinaus und finde ein Kraut, das ich noch ſo nicht kannte, ein Inſekt, einen Wurm, den ich ſonſt nicht ſah, leſe ein ſeltnes Steinchen, ein Petrefakt auf, betrachte eine Holzart, ſehe einen raren Vogel, oder ein Vogelneſt, und denke dann ſo, wie dieß alles gut und ſchön iſt und ſeinen Nutzen hat, wer es nur ſo wüßte und verſtünde; da dünkt mich oft, ich ſey zu früh alt geworden. Meine Beine wollen nicht mehr ſo mit, als mein Muth drinnen wohl fortſtrebt. Abends und Morgens iſt Großes und Gutes um mich, in den Höhlen wie auf den Bergen, unter Bäumen und Felſen — Sanft nickte er ein und ſeine weißen Haare floſſen über den Tiſch. O wenn du auf immer nun dein Haupt neigſt, mögeſt du dann als eine der duftigſten Blumen im Gebirg ſtehen auf deinen Lieblingspfaden, oder als ein wohlthätiger Geiſt um den einſamen Enkel hinſäuſeln, der die Natur bewundert und ſucht, wie du.

Den 23. Jun., geſchrieben im Kellergewölbe der alten Burg Neideck.

Mein alter Freund kam um halb 7 Uhr, und wir verzehrten in guter Ruhe unſer Frühſtück. Dann bezahlte ich eine impertinente Zeche und ſo trollten wir uns. Es regnete, wir indeſſen wanderten rüſtig fort über Berg und Thal, zuerſt über die Kuppe. Hinter dieſer Kuppe liegen auf ebenem Berggefilde kleine Hügel. Dieſe und die Gegend umher nennt man das Heidenlager. Eine gute Viertelſtunde weiter nach Norden dehnt ſich eine Anhöhe fort, die der Hundsrück heißt. Hier ſtanden, geht die Sage, die Heiden (alten Germanen) und Hunnen in Schlacht gegen einander, und die Hunnen gewannen das Treffen. Wahrſcheinlich iſt hier in dieſen Gegenden im Anfange des 10ten Jahrhunderts eine bedeutende Feldſchlacht zwiſchen den Teutſchen und Ungern, welche die Unkunde ſo lange Hunnen nannte, vorgefallen und die Sage hat aufbewahrt, was die Geſchichte überſah; denn nicht alle Schlachten mit ihnen waren, wie die am Lech. Vielleicht fände man auch bei eifrigem Nachforſchen Jahr und Ort aus. Die Teutſchen mogten es damals mit ihnen machen, wie jeꜩt teutſche Bauern den Franzoſen thaten, d. h. ſie in die Höhlen hinabſtürzen. Daher hier die Namen Heidenlager, Hundsrück, Mogersberge, Mogershöhle. Denn Ungern, Hunnen, Mogern (Magyar ungr.) bezeichnen Ein Volk. Nicht ſo ſpeculirend liefen wir von hier durch ſchmuzige Holzwege, um nach dem langen Thale zu gelangen, wo heute unſre Herzen Andacht halten ſollten. Endlich um halb 9 rief er: Wir ſind gleich da! Groſe Steine hie und da aus den Bäumen hervorragend, kündigten Größeres an, was wir ſehen ſollen. Wir ſtanden vor dem Eingang des Bronnenſteins.

Der Bronnenſtein.

Man geht in eine hohe und weite Höhle mit erhabenen und wunderbar geſtalteten Gewölben und Aufriſſen am Eingange. Zwey wilde Tauben kollerten oben aus den Ritzen heraus. So ſtand ich bebend da, ein Lichtlein in der Hand und leuchtete herum. Meine näſſen Füße, meine triefenden Haare, mein durchnäßter Wams, alles, alles war vergeſſen. Ich war jetzt nur ein Menſch.

Von Stalaktiten giebt es hier wenige Anſätze, aber gewaltige Decken und Höhlungen, die doch nicht tief eingehen. Endlich war der alte fertig und rief: mir nach! Wir mußten uns auf den Bauch werfen und ein 30, 40 Fuß auf Händen und Füßen kriechen, und uns mitunter herzlich beugen, ehe wir zu dem Bronnen kamen. Hier konnten wir uns etwas aufrichten. Dieſer Bronnen iſt ein rundes nicht tiefes Becken, welches immer kühles und klares Waſſer hat, woraus zur Aerndtezeit die Schnitter zuweilen ſchöpfen gehen. Er giebt der Höhle den Namen. Unſre Rückfahrt, die etwas bergab ging, war noch viel mühſeliger und ſchmuziger, und wir ſahen beyde aus, wie ein Paar, das man durch eine Miſtpfütze gekeilhohlt hat. So ging es ins Gebüſch hinaus, und gleich linker Hand über bemooſte Steinhaufen und durch verwachſenes Geſtripp immer hinan, bis wir vor einer engen Spalte ſtanden. Da kletterten wir einige Ellen hoch hinan und dann hinein. Wir waren im Eingang der

Schönſteinhöhle.

Durch dieſen Eingang muß man ſich eine ziemliche Weile durchwinden, kriechen und klettern und ſich fein drehen: ſonſt iſt man in Gefahr, hängen, oder ſtecken zu bleiben. Gleich den Anfang macht ein niedriges Kriechloch rechts. Ein Zwey- und Dreyhundertpfünder verzagte bey dieſem Anfang und er thäte wohl; denn ſchwerlich käme er durch den andern Kampf. Heute und geſtern und ehegeſtern habe ich zum erſten Mal mich meiner Kleinheit freuen können. Hat man ſich einige Zeit auf Händen und Füßen und ſeitwärts, wie der Fuchs, durchgewickelt, ſo tritt man mit einem Male in eine weite und hohe Wölbung. Wir ſtanden von der Herrlichkeit und dem Nachtlicht geblendet, da. Aber als unſre Augen ſich allmählig aufthaten und des Dunkels gewohnt wurden, welche Geſtalten traten da aus der Nacht hervor! O dieß läßt ſich nicht beſchreiben, wie der Menſch dann da ſteht in ſeiner Kleinheit und Größe, beydes in gleichem Maße nach einander empfindend! Ich war wie in eine neue Welt hinabgeſtiegen, meine Sinne verwirrten ſich, und das Lebendige in mir war in einem fremden und ſchmerzlichen Gefühle aufgelößt. So tappte ich umher und leuchtete an den Wänden und Gewölben, und ſah die große Bildnerin Natur auch in den Tiefen der Erde wirken und weben. Große Zacken und Spitzen, Meereswellen, zu Eis zerronnen, wie der Wind ſie bewegte, Gewänder, Panzerhemder, Säulen und Thüren, alles in großen Maſſen unter einander; einiges vielleicht lange Jahrhunderte ſchon gebildet, andres noch jung und friſch, und an ſeinen erſt gewordenen Spitzen gleich dem hellſten Kryſtall durchſichtig und klar. In dieſer großen und tiefen Oeffnung ſteht beym Eintreten rechts eine Gebirgmaſſe, die ſtuffenweiſe mit vielen kleinen Zacken, Buckeln und Erhöhungen hinanläuft, ganz aus dem Tropfſtein gebildet und zu beyden Enden mit hohen Thürmen aus eben dieſer Maſſe. Dieſem hat man naiv den Namen Oelberg gegeben. Sicher ſtand ich mit gröſſerm und heiligern Gefühl an ſeinem Fuße und auf ſeinem Gipfel, als ich auf dem bey Zion ſtehen würde. So ändern ſich Zeiten und Wallfahrten. Zur linken Seite geht man durch eine enge Oeffnung in eine Seitenhöhle, die durch ihre Pfeiler merkwürdig iſt, beſonders durch die große Säule, die, vom Grunde bis an die Decke aufs ſchönſte canelirt, einen bis anderthalb Fuß im Durchmeſſer, aufſteigt. Nach allen Richtungen ging es nun durch neue Höhlen immer auf und ab; wir freuten uns der immer wechſelnden Schönheiten und Formen, der gehöhlten Becken voll des klarſten Waſſers, ja ſelbſt der Tropfen, die uns eiskalt auf Haupt und Nacken fielen. So wanderte ich auch dieſen dritten Morgen beynahe zwey Stunden unter der Erde herum, und trat dann geſättigt und geſtärkt, und von Geiſtern des Himmels und der Erde umweht, mit meinem Alten den beſchwerlichen Rückzug an. Dieſe Höhle, wie der Bronnenſtein, liegt im Buchenwald im langen Thale, unweit Oberfellenberg und Streitberg diſſeits der Wieſend.

Wunder brachte mich auf den Weg nach Streitberg und nahm Abſchied. Nicht ohne Rührung ſah ich ihm oft nach und flüchtete mich dann unter eine dicke Eſche vor einem fürchterlichen Regenſchauer. Als der vorüber war, ging es nach Streitberg und ſeinen Marmorbrüchen, und dann wurden die Schlöſſer Streitberg und Neideck in hohen Augenſchein genommen.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich noch einer merkwürdigen und mehrerer unbedeutenden Höhlen erwähnen, die ich vergeſſen habe, mit den vorigen aufzuführen.

Die Zoolithenhöhle.

Dieſe merkwürdige Höhle liegt jenſeits Muggendorf in den Mogersbergen. Sie hat eine tiefe Hinabfahrt, welche man in zwey Abſtuffungen auf zwey hohen Leitern hinabſteigt. In dieſer Rückſicht, wie in Rückſicht ihres

Innern, hat ſie mit der Förſtershöhle faſt alles gemein, nur nicht die weißen Stalaktiten; denn die ihrigen ſind gelblich. Wie jene läuft ſie ſehr weit in den Berg hinein, mit mehrern Nebenhöhlungen und Spalten, die an große Umwälzungen erinnern. Mehr noch, als dieſe, erinnern daran die verſteinerten Gerippe und Knochen, die man hier findet, und die einen faſt glauben machen, auf dieſen Gebirgen haben in der Urzeit Wallfiſche und Robben geſpielt, Löwen und Seebären ihren Raub gefunden. Die Höhle hat von dieſen untergegangenen und Gott weiß, durch welche Revolution, hier begrabenen Körpern einen ſehr unangenehmen Geruch, der an Kerker und Todesgrüfte erinnert. Man hat viele Gebeine herausgewühlt und findet deren noch immer, wenn man darnach gräbt. Ich habe bey dem alten Wunder ſolche Gerippe und Schädel und Knochen geſehen, die offenbar von keinem Landthiere ſind, wie wir ſie kennen. Alle dieſe ſind mehr, oder weniger inkruſtirt und mit Steinmaſſen umgeben, zum Theil auch kryſtalliſirt. Unter andern hat er eine Ober- und Unterkinnlade mit gewaltigen Zähnen, die noch glatt und unverſehrt ſind. In dem einen war der große Hauer des Seeungeheuers noch ganz deutlich, obgleich vorne abgebrochen und abgeſtumpft. Wie kommen dieſe hieher, und ſo tief? Wurden ſie vielleicht von einem Meerſtrudel, woraus die Berge unter den Waſſern ſich bildeten, zuſammengeſchluckt und in dieſe Gebirgsmaſſe mit eingeribbt? Es iſt wunderbar und unbegreiflich. Muſcheln und Seeſchnecken findet man freylich auf allen dieſen Bergen verſteint und in allerley Steinmaſſen eingeformt. Iſt der größte Wallfiſch der allmächtigen Natur mehr, als ein Kies und Sand, die ſie mit in ein andres Leben verknetet? — Die Mogershöhle, eine Nachbarin von dieſer, ſoll äußerſt ſchlüpfrig und gefährlich zu beſteigen ſeyn; deswegen hatte der Alte keine Luſt, mit mir hinein zu fahren, weil er ſeinen ſchwachen Beinen dort nicht mehr recht traut.

Noch ein Paar Höhlen, die neben den andern eine weitläuftige Beſchreibung nicht verdienen, ſind 1) die Ludwigshöhle, im langen Thale, nicht weit von der Schönſteinhöhle, in welcher man viel Mondmilch findet, 2) die Wundershöhle, nicht weit von denen im hohlen Berg. Sie iſt ein kleinerer Abdruck der Roſenmüllers- und Schönſteinhöhle, und ſoll den Namen des alten fleißigen Naturlieblings unſterblich erhalten.

Schloß Streitberg

Liegt dicht über der Straße von Baireuth nach Erlangen vor Streitberg, auf hohem Felſengeſtein, und hängt ſchroff und dräuend hinüber, zum Theil mit ſeinen Trümmern, zum Theil mit erhaltenen, aber moderniſirten und in Kornböden, Heuböden und Haushaltungen verwandelten Gebäuden. Der Eingang und die ſchwache Seite dieſes alten Schloſſes iſt nach Norden. Hier laufen große Mauern um Wallgraben her, die nicht mehr da ſind, andre ſtehen gegen Nordoſt, aber zertrümmert. Der nördliche Thurm iſt faſt ganz zerfallen, der öſtliche ſteht zum Theil und mit gewaltigem Gemäuer, daß einem Grauſen und Entſetzen ankommen mag. Hier gegen Norden liegen an der Mauer rechts am Eingange hohe Trümmer mit ſtarken Kellergewölben, über die noch drey Wölbungen hinaufſteigen, ehe dieſe Trümmer der Höhe des innern Hofraums gleich kommen. Man kann alle noch mit ihren Treppen beſteigen; eine vernagelte Thüre in den höchſten Gemächern trennt ſie von dieſem Hofplatz. Ueber den Eingang ſteht noch wohlerhalten das alte Wappen. Dann hat man zur Linken ein bewohntes Gebäude und geht durch eine Seitenpforte (die Alten hatten ihre Pforten faſt immer, wie die Elſtern) in den innerſten Hofraum, der ſich hoch auf Felſen erhebt und mit den äußern Mauern eben.

zum Theil höher liegt. Hier iſt gegen Norden ein Seitenflügel zum Kornboden umgeſchaffen, gegen Weſten hängen über einander Thürme und Mauern, die auf ungeheuren Felſenzacken gegründet waren, welche viel zerriſſener und ſchroffer da ſtehen, als die Rabenſteiner. Sie ſind unten faſt alle gewölbt, ſo wie die im Mittelraum, und zum Theil mit hohem Gemäuer noch feſter übergewölbt und an einander gebunden. Man bekömmt Luſt zu fliegen, ſo wie man hinabſchaut. Einige ſtehen als Verläufer tiefer unten mit rauher Stirne einzeln da, und der eine hat ſo einen grauen Nachbar grade ſich gegen über. So ſcheinen ſie ſich, wie Rieſen der Nacht, dräuend zuzuwinken, wer den erſten Sprung in die Tiefe thun will. Von ferne ſcheint es, ſie ſchweben in der Luft, ſo hängen ſie ins Thal über. Im Süden ſteht noch ein hohes Seitengebäude ganz abſchüßig auf Felſen, grade über dem Städtchen; auch dieſes iſt zu einem Kornmagazin geworden; weiter nach Oſten ſind prächtige Trümmer mit gewaltigen unterirrdiſchen Gewölben. So ſteht dieß alte Schloß ſeinen Nachbarruinen auf dem Reidecker im Oſten gegenüber, dem Wandrer ein lehrreiches Denkmal alles Menſchlichen und eine große Erinnerung an die Tage und Sitten der Väter. Nur unten fühlt man die Größe ſolcher Gegenſtände, oben ſchwächt die Lithotomie der einzelnen Theile den Eindruck des Ganzen. Im weſtlichen Thale muß man ſtehen unter den geſpaltenen Felſen und den überhängenden Trümmern. Das wohin man aufſieht, iſt immer größer, als das, von dem und auf welches man hinabſchaut. — Gleich hier hinter dem Schloſſe giebt es Brüche von ſchönen gelblichten, geäderten Marmor.

Der Wind ſauſt hier fürchterlich und ſchlägt den Regen gegen die Wände. So muß die Natur über die Trümmer trauren, wenn der Menſch es fühlen ſoll, daß er unter ihnen umhergehe. Ich will hinaus und dann beſchreiben die Ruinen von

Neideck,

die ſchönſten Trümmer einer Burg, die ich bis jetzt auf teutſchem Boden ſah, obgleich mir bey den ſtattlichen Thürmen und Mauern der Bergfeſte der Wallenrodt über Berneck eben ſo zu Muthe war. Sie ſollen auch, auf mein Ehrenwort gelob' ich es, die ermüdenden Beſchreibungen des todten und der tödtenden Gefühle beendigen; doch werd' ich mich bey ihnen zuletzt noch ein wenig zuſammennehmen, und ſie ausführlicher darſtellen, weil in ihnen mehr als hundert Elegieen in Keim für die künftigen Matthiſſone liegen. Eine gute Stunde bin ich zum zweyten Male herumgegangen und habe alles durchgeklettert. Der Wind weht noch rauh und kalt, wie über Morvens Haide; dieſe Nacht müſſen ſich die Väter über Wolken niederbeugen. Die Sonne blickt freundlich durch düſtres Gewölk und beſtrahlt den Adelſtein und das Quarkenſchloß von ferne. Ich ſitze unter einem Flieder, der mich mit altem Gemäuer ſchützt; der halbe Klotz eines alten Heiligen vielleicht, dient meinem Papier zum Tiſche. So muß ſich was ſchreiben laſſen, oder nie. Dieſe Ruinen des alten Schloſſes Neideck ſind die größten und romantiſchſten, ſo ich geſehen habe. Tauſend Schlöſſer mögen höher und lieblicher und weitausſehender gelegen haben, wenige ſicher ſo feſt und ſo ſtattlich, als dieſes, bis das Pulver die Schlöſſer und Ritter niederwarf. Der Neidecker neigt ſich ohngefähr 150 Fuß mälig hinab; ſo läuft er in einem ſchmalen Rücken von Südweſten nach Nordoſten fort und ſchließt dieſe ſeine letzte Kraft in furchtbare Felſen ein. Auf dieſer Nordoſtſeite des Berges erſah ein Ritter einen Platz für ſich, und gründete eine mächtige Burg. Sie war von der erſten Abtheilung bis zum Ende mit allen Einfaſſungen ohngefähr 300 Schritte lang und mehr und weniger von 140 zu 70 Schritten breit. Jetzt ſind die Ruinen mit Hafer und Erbſen beſäet; die Gruben mit

Maßholder, Eichen, Buchen, Epheu, Eſpen, Haſeln und Lindenſträuchen durchwachſen; die Thürme und Mauern oben mit Tannen und Quitzen und innen mit Flieder, Dornen, Schöllkraut, Frauenhaar, Mauerpfeffer und Wanzenſtorchſchnabel durchſponnen. So liegen dieſe grauen Ruinen noch herrlich in der Verweſung und Zertrümmerung da. Den erſten Raum faßt vorne eine Mauer ein, die faſt ganz darnieder liegt und zu der man durch einen Graben hinan ſteigt. Um die ſüdweſtliche Seite läuft dieſe ſo fort, an der öſtlichen hat die Natur aus Felſen eine gebauet, die faſt unerſteiglich iſt, wodurch ich kaum, und nicht ohne Gefahr, zurückzuſtürzen, hinaufkletterte. In der Mitte dieſer Vorderabtheilung iſt ein tiefes Loch nach der Oſtſeite aus natürlichen Stein gebildet; die Fläche trägt elenden Hafer. Offenbar war dies nur eine Einfaſſung um des Ganzen willen, ſo mächtig auch die Trümmer der Mauern noch ſcheinen; denn im Ganzen war dieſer Vorſprung wenig feſt. Der Raum, den er einfaßt, iſt bis an die Mauer des zweyten Theils an 130 Schritt lang. Vor dieſer zweyten Mauer nun iſt ein tiefer Graben und ihre beyden Enden im Oſten und Süden ſtoßen an zwey Thürme, die eine Mauer von 6 bis 7 Ellen Dicke haben, und ſelbſt zerfallen noch eine hohe Idee erregen. Der im Süden war bey weitem der ſtärkere, ſo wie die Seite die ſchwächere. Die Mauer iſt ganz eingeſtürzt. Hier nun ging die Feſte recht an, und an der Südweſtſeite war eine gewaltige Mauer aufgethürmt; an der Oſtſeite hat die Natur wieder gemauert. Man hat vom Eingang bis zum Wallgraben der Burg 70 Schritt. Dieſer Graben iſt tief und ſteil und trotz alles Schuttes muß man behutſam hinabrutſchen. Beyde Enden ſchließen ſtarke Mauern ein, die öſtliche ſteht noch ganz. Der Graben muß zum Theil ein Werk der Natur ſeyn; denn ſchwerlich hätte man öſtlich die Felſen weggebrochen und weggeſprengt und dafür künſtlich gemauert; da ſonſt die Oſtſeite allenthalben ungeheure

Felſen gethürmt hat. Ueber dieſen Graben lief hoch in der Luft ſchwebend eine Brücke zu einem Thurme, und ſo erſt kam man noch durch zwey Pforten in den Hof der Burg. Noch ſtehen die Trümmer von zwey Mauern, die an der Süd- und Weſtſeite um die Burg liefen, und dieſen tiefen Graben unter ſich hatten, und an beyden Ecken wieder durch Thürme, von welchen nur noch ſchwache Spuren ſind, geſchloſſen wurden. Hoch hinauf, faſt über dieſe hinaus, auf dem Gipfel und der Spitze des Bergrückens, ganz auf Felſen gemauert, ſtand dann die eigentliche Burg mit ihren Kammern und Gemächern ſtolz und hochprangend über den Ufern der Wiſend, in den Norden hineinſchauend. Jetzt liegt alles in Schutt und Aſchen; nur Ein herrliches Denkmal ſteht noch auf der äußerſten Spitze, ein großes Viereck, an der Weſtſeite noch vier, an den andern drey Fenſter hoch; aber ſeine Rippen haben keine Haltung mehr, denn immer mehrere der großen Steine, die ſie einfaſſen, fallen aus, und die kleinen gemörtelten wittert die Luft und ſpühlt Regen und Hagel leicht weg. An die Weſtſeite lehnt ſich noch eine Mauer mit einem Thore, der letzte traurige Nachgelaſſene ſeiner Nachbarn. Dieſe ſtattliche Trümmer ſteht nach allen Seiten auf gähen Felſen. Schöner und ſchrecklicher geſpalten, als die der Nordſeite, habe ich keine geſehen, ſo grauſend und kläffend ſpringen ſie thalab. Wohl ſtehen nun die Ruinen zu ihnen. Tief unter ihnen rauſcht der Strom vorbey und gegenüber antworten ihre grauen Brüder. Gegen Oſten ſieht man den Waſſern des Stroms nach bis nach Muggendorf; fern herüber ragt die Spitze des Adelſteins und des Quarkenſchloſſes; und im Süden und Norden ſchimmern die Waldberge mit ihren Felſen. Im Weſten das ſtattliche Streitberg und rund umher weiter oder näher die unvergänglichen Burgen der Natur. Von der Nordſeite unten erſcheinen dieſe Trümmer in ihrer ganzen Gröſſe und Herrlichkeit, und einem ſchwindelt bey dem Anblick der ewigen

Pfeiler, worauf die Vergänglichkeit niſtelt. Lebt wohl, ſtolze Ruinen! ich ſehe euch nicht wieder.

Die Berggegend.

Man ſieht in dieſer ganzen Berggegend, von Sans Pareil bis einige Stunden hinter Streitberg auf der bayreuthiſchen Straße hinaus, wenig Schwarzholz. Das meiſte ſind Buchen und Buchenunterholz, wenige Eichen, Linden, Weißahorn, Maßholder und Haſeln und anderes Strauchholz. Der Boden iſt faſt durchgehends lettig und leimig, und trägt hie und da, ſelbſt auf den ſteinbeſäeten Bergen, ganz gutes Getreide. Allenthalben iſt dieſes mit Kartoffeln und Kohl durchmiſcht; auch hie und da mit Hanf und Flachs, den man eben erſt geſäet hat, alles mit den engen, zwey Fußbreiten Rücken, wie man ſie ſo häufig in Franken auf den Feldern ſieht. Sonderbar, daß man ſelbſt in Einer Gegend ſo ungleich ſäet. Man findet Gerſte in den Aehren und Flachs in der Blüthe, und hat dabey dieſelbe Gattung einige Zoll hoch. Eben ſo iſt es in den Thälern, wo man ſchon häufiger Obſtbäume aller Art in den Feldern und um die Dörfer antrifft, als vorher. Alles verräth im Durchſchnitt einen fleißigen Anbau und wird bey den kleinen Ackerabtheilungen auch zum Theil mit Hacke und Spaten bearbeitet. Unten im Thale ſind nun die Wieſen. Auch dieſer nimmt man ſehr fleißig und ſorgfältig wahr, und ſucht ſie bey dürrer Zeit durch fleißiges Wäſſern fetter und üppiger zu machen. An allen Bächen und Strömen von Bedeutung ſind große waſſerſchöpfende Maſchinen, die dieſes in Röhren und Rinnen gießen, welche es bis an die Anhöhen leiten, von wo es durch kleine Seiten- und Quergräben überall durch und über die Wieſen fließet. Auch benuzt man überall, wo an einer Anhöhe nur ein Quell, oder ein kleines fließendes Waſſer iſt, dieſes durch Leitungen für die Wieſen, und ſo tragen dieſe denn auch ein Gras, wovon man kaum eine Vorſtellung hat. Dieſe waſſerſchöpfenden Maſchinen ſtöhnen oft fürchterlich und menſchenähnlich, daß man ernſtlich zuſammenfahren kann, wenn man ſo einſam durch das verlaſſene und öde Bergthal wandelt, wo alles Traurige und Fürchterliche doppelt wirkt.

Bergbau iſt in dieſen Gegenden nicht, ſondern weiter im Fichtelberge bey Kronach und Wunſiedel, wo Eiſen und Kupfererz, auch weniges Silber erbeutet wird. Sandſtein giebt es viel und hie und da Schiefer- und Marmorbrüche, und der bayreuthiſche gelbe und weiſe Marmor gehört nicht zu den ſchlechteſten Arten. Die Wohnungen werden hier ſchon immer wieder beſſer. Man ſieht weniger Schiefer und Schindeln, und mehr Stein- und Strohdächer. Die Menſchen haben die alte deutſche Baurentracht, braun, oder blau, mit weniger Veränderung der unſrigen; doch tragen ſie meiſtens ſchwarze lederne Hoſen ohne Knöpfe und Schnallen am Knie, ſpitze Hüthe, das Haupthaar kurz beſchnitten und ſtatt unſrer wollenen Mützen meiſt mit ledernen Käppchen bedeckt. So iſt der kleine Bürger in ſeiner Art. Die Weiber ſind meiſt wie die Thüringerinnen gekleidet, deren Kopfputz beſonders von dem ihrer nördlichern Schweſtern abweicht. Sie haben gewöhnlich keine Mütze auf dem Kopfe, die die Thüringerinnen doch bey dem um die Stirn gebundenen Tuche noch tragen; ſondern ſie ſchlagen ſich bloß ein Tuch künſtlich um den Kopf, daß der eine Zipfel hinten und zwey an den Ohren niederhängen. Sonntäglich trägt faſt alles dieſe Tücher ſchön weiß, ſonſt von allerley Farben. Die Hemden tragen die Männer auf dem Rücken offen, ſo daß ſie die ſchönere Bruſt nicht zeigen: wie es die Weiber hierin halten, hab' ich nicht ausgeforſcht. Statt des Schnürleibes haben die meiſten ein Leibchen, blank Knopf an Knopf — die Männer halten es eben ſo mit ihren Weſten — bis dicht an den Hals, und über der Bruſt zugeknöpft. Andre ſetzen noch den ekelhaften thüringiſchen Bruſtharniſch darüber, der oben wie eine Kontreſkarpe vorſpringt und eine Vertiefung macht, welche den Muthwillen grade zu Eingriffen einladet. Die Weiber ſind hier meiſt beſſer gebaut, als die Männer, die in der Regel zu dürr ſind, obgleich viele gewaltig dicke Beine, wie geſchwollene, haben. Pommerſche und mecklenburgiſche Körper können ſie freilich nicht haben, da ſie wenig Fleiſch und feſte Speiſen eſſen, ſondern mehr dünne Suppen, Salat mit Kartoffeln, oder zum Brode, Gurken und andre leichte Sachen; aber treffliches Bier trinken faſt alle und laſſen ſich nichts davon abgehen. Das Bier iſt hier in Franken ſchon wieder viel beſſer, als in Thüringen, aber dafür auch theurer. Brantwein wird auch mehr getrunken, als man denken ſollte, und Kaffee, wenigſtens eine Sauche, die ſo bereitet und benannt wird, ſelbſt von den Allerärmſten. Sonſt iſt der Franke meiſtens eine muntre, freye und zutrauliche Art, die mir immer beſſer, als der feine und eigennützige Sachſe gefällt, und als der grobe Thüringer, der nicht weniger die Beutel plündert. Sie knüpfen gleich menſchlich ein Geſpräch an, lauren nicht auf und deuten nicht gern ſchlimm. Eben ſo ſind die Bamberger, die ſonſt auf einen Ketzer doch noch ein wenig ſcheel ſehen; aber dies iſt bald vorüber, wenn man nur erſt mit ihnen im Ton iſt.

Auf den Bergen um Muggendorf und in den Felſen ſind keine Adler, aber Reiger und Schuhus; kein Hamſter, aber der Billing und der Siebenſchläfer, den Wunder hier zu Schrebers Erſtaunen gefunden hat: der meynte, er ſey nur in Böhmen. Es giebt zwey Arten, den großen und den kleinen. Der große iſt wild und wird ſchwerlich zahm; der kleine wird es leicht. Sie ſchlafen vom October bis in den May, ſieben Monden lang, die vier Füße gegen einander, krumm zuſammengerollt, die Ruthe über Kopf und Rücken geſchlagen. Wenn man ſie ſo findet und lange rüttelt und ſtößt, ſo kommen ſie endlich in eine Art Leben zurück und wimmern kläglich, wie Kinder. Doch nicht leicht ertragen ſie ſolche Erſchütterungen, ſondern ſterben oft daran. Ihr Neſt bauen ſie aus Gras und Moos, in deſſen Mitte ſie eine Art von Pfeiler aufführen, um welche ihre drey, vier Jungen in der Runde herum liegen. Der Schuhu legt ſein Neſt auf kahlen Sand und Erde, ganz bloß zwiſchen den Felſen. Von Tauben giebt es nur die große Ringeltaube. Sonſt ſind hier die übrigen ſtein- und bergbewohnenden Thiere; Füchſe, Marder, Iltiſſe, Wieſel. Wein wird in dieſen Bergen nicht gebauet.

Den 25. Jun.

Der Weg von Streitberg bis Erlangen, den man 7 bis 8 Stunden rechnet, geht die erſten zwey Meilen immer an der Wiſend durch ein ſchönes reiches Thal fort, wo Getreide und Wieſen üppig ſtehen. Dieſes Thal dehnt ſich, je weiter man geht, immer mehr aus, und die Berge zu den Seiten ſenken ſich. Der Boden iſt die erſten drittehalb Meilen ſo thonartig und fett, daß ich bey dem Regen von geſtern und heute beynahe drinn ſtecken geblieben bin, und ihn gern etwas magrer gewünſcht hätte. Allenthalben im Felde und an den Bergen ſind die ſchönſten Fruchtbäume, und an den ſüdweſtlichen Bergen ſchon, faſt bis nach Forchheim hin, Weinberge. Endlich, wie man näher nach Forchheim kömmt, werden die Berge Hügel, und im Süden über Forchheim hinaus ſieht man ihrer gar nicht mehr. Schöne Dörfer und zuweilen ſtattliche Schlöſſer zeigen den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes. Der Boden wird nun auch immer leichter und ſandiger, aber doch iſt er fruchtbar. Statt der Wiſend bekömmt man nun die Rednitz, die immer in den Süden hinein auf Erlangen zufließt. Man findet hier herrliches

Getreide, hie und da Hirſefelder und Tabackspflanzungen. Zwey Drittheile des Weges von Streitberg bis Erlangen geht es durch bambergiſches Gebiet. Dies kündigen ſogleich die vielen ſogenannten Marterpfoſten und Krucifixe an, die vor den Dörfern und auf allen Kreuzwegen ſtehen. Ich wünſchte mir oft bey einem zweifelhaften Wege lieber einen Wegweiſer, als einen Deus crucifixus. Und doch dienten ſie mir zuweilen ſo; denn auf meine Frage hörte ich mehr, als einmal: da wo der gekreuzigte Herrgott ſteht, geh Er nur herum.

Mein Weg führte mich dicht die kleine bambergiſche Feſtung Forchheim vorbey, die nicht weit vom Einfluß der Wiſend in die Rednitz unter lauter Wieſen und Waſſern liegt, und ich machte mich ſogleich hinein. Am Städtchen iſt nicht viel zu ſehen. Die Franzoſen haben ſie ſogleich eingenommen, und nachher mit den Kaiſerlichen, die ſich an die jenſeitigen Berge gelehnt haben, in der ſchönen Ebene geſchlagen. Bey dem bayreuthiſchen Städtchen Baiersdorf, weſtwärts an der Rednitz, liegt ein altes Schloß Namens Scharfeneck, welches man ſchon fernher mit ſeinem Gerippe ſieht. Es iſt in einem großen Stil erbauet und ſeine hohen Mauern aus gehauenem blauen Stein ſtehen noch faſt alle ganz da, und geben auf den ſtillen und grünen Wieſen am Strom einen ſchönen und wehmuthsvollen Eindruck. Offenbar war dieſes Schloß nicht in dem Sinn, noch zu dem Gebrauch der alten Burgen aufgeführt, ſondern zu einem Luſtſchloſſe alter Fürſten am einſamen Strome. Die Forchheimer ſollen es in einem Kriege angegriffen und ſo weit zerſtört haben; nach andern iſt es nie ganz vollendet und ausgebauet geweſen. Nun wird es ſchwerlich jemand wieder ausbauen.

Der Regen, der heute Nachmittag anfing, ließ mich nicht nach Erlangen kommen, ſondern trieb mich in das Dorf Bubenreuth, eine kleine halbe Meile von Erlangen. Hier war ein Leben! Alles hallte und knallte von den klappernden Krügen, den ärger klappenden Sporen, und den, wo möglich, noch ärger hallenden Sprachen und Zungen. Es war Burſchenwelt aus Erlangen da, und da iſt es laut. Daß die Muſik, eine wahre Klappermuſik, auch noch drein orgelte, hätte ich bald vergeſſen, aber das verſteht ſich von ſelbſt auf Dörfern, wo Burſchen hauſen. Mir war indeſſen dieſe Wirthſchaft eben recht. So ſieht man Menſchen und ihr Treiben, und das iſt doch endlich das Merkwürdigſte, was einer ſehen kann, dem die Natur nicht vier Füße, oder Federn gab. Die Herren waren übrigens ordentlich und beſcheiden, ſo gewaltig auch der Eindruck ihrer Hüte auf mich war, die ſie gleich Sturmhauben mit großen goldnen Sternen und Agraffen und Kordons trugen; dabey denn geflucht und die Haare kurz abgeſchnitten und das Uebrige zum Theil auch nicht zum eleganteſten. So ein Burſche iſt ein abentheuerliches Thier in der Regel, aber auch das muß ſeyn. Viele Mädel gab es dort auch; denn wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler. Einige unter ihnen waren Honoratioren, von denen zwey ganz leidlich waren, das Uebrige war Plebs, aber auch dieſer nicht gerade Ausſchuß. So ward denn von 5 Uhr Nachmittags bis Mitternacht, daß ich der Geſellſchaft beywohnte, geſchliffen und gewalzt, während der Himmel alle ſeine Schläuche zerriſſen und alle Schleuſen geöffnet hatte. Es ging hier übrigens auf gut Jenenſiſch her, obgleich die Mütter und Baſen der Mädchen als Zuſchauerinnen ſaßen. Die Tänzer faßten das lange Kleid der Tänzerinnen, damit es nicht ſchleppte und zertreten ward, weit hinauf, klemmten ſie in dieſer Verhüllung, die beyde Körper unter Eine Decke brachte, ſo dicht als möglich gegen ſich, und ſo ging das Gedrehe in den unanſtändigſten Stellungen fort; die haltende Hand lag hart auf den Brüſten und machte mit jeder Bewegung kleine läſterne Eindrücke; die Mädchen waren dabey wie Tolle und Hinſinkende anzuſehen. Bey den Umwälzungen an der abgewandten Lichtſeite gab es dabey leckere Eingriffe und Küſſe. Ländlich, ſittlich; ſo ſchlimm iſt es nicht, wie es ausſieht, ruft man: ich aber begreife nun ſehr wohl, warum man hie und da im Schwaben- und Schweitzerlande den Walzer verboten hat. Für mich war dieſer Narrentanz des Lebens indeſſen eine ganz luſtige Unterhaltung; ich aß und trank gut, und legte mich um 12 Uhr auf ein Sofa, worüber man mir ein Bette ausgeſpreitet hatte.

Von hier wanderte ich den folgenden Mittag unter den lieblichen nordöſtlichen Hügeln hin, die näher heran traten, erſt durch Tannengehölz, dann in einem anmuthigen Wege, ſüdlich zur Rechten die Rednitz, zur Linken die nördlichen Hügel, mit Eichen und Linden, und tiefer hinten mit Tannen beſetzt, und von kleinen Gärten in Terraſſen abgetheilt, welche Obſtbäume, Gemüſe, Korn und theils anmuthige Häuschen tragen. So ſtand ich, ehe ich mir das träumte, vor dem freundlichen Erlangen, und nahm bald bey einem freundlichen Landsmann Quartier, um ein ſechs bis ſieben Tage drinnen zu bleiben.

Ich beſah in den erſten vier Tagen in luſtigen Spaziergängen die Gegenden um die Stadt, wohin die ſchöne und muntre Welt gewöhnlich wallfahrtet: Bruck, Bubenreuth noch einmal, Uttenreuth mit ſeinem Brunnen, Margloffſtein und den ſchönen Kranz von Hügeln, wie er von da bis Erlangen fortläuft. Uttenreuth mit ſeinem Brunnen und der ſchöne nordweſtliche Bergrücken über Erlangen ſind liebliche Auszeichnungen in der weiten ſandigen Ebne, der indeſſen Nikolai mit Unrecht ein: en patria tellus! zuruft; denn nirgends in der Mark, wo märkiſcher Sand iſt, ſieht man ſolche Fruchtbarkeit. Uttenreuth liegt öſtlich unter Margloffſtein in einer anmuthigen Ebne. Der Brunnen iſt mit Tannenwald und näher mit gepflanzten Pappeln eingefaßt, und hat vor ſich einen murmelnden Bach und ſchöne Wieſen, und weiterhin Kornfeld und Gebirg in der Ferne. Es iſt eine gar freundliche Gegend, und mich wundert nicht, daß die ſchönen Erlangerinnen ſich oft dahin ergehen, ein Schälchen Kaffee ſchlürfen und dann mit ihren Herzensverwandten ſich ins anmuthige Gebüſch vertiefen. Von hier liegt Margloffſtein nördlich. Wir beſtiegen gleich die Spitze des Schloſſes, wo ſich uns eine fröhliche Ausſicht aufthat. Oeſtlich ſchimmern dunkle Berge und Neuberg mit ſeinen Thürmen, nördlich die Gebirge der Pfalz und Schloß Rothenſtein; ſüdlich liegt die Ebene von Erlangen mit der Stadt, den prächtigen Dörfern und dem blauen Faden der Rednitz in ſeinen üppigen Wieſen. Auf dieſen Augen- und Seelenſchmauß, glitt der Kern der ſchönen Jägerin deſto glatter die Kehle hinunter. Von hier ging es auf das anmuthige Atlitz, daß ſelbſt ein ſchöner Garten in einem Garten zu liegen ſcheint. Hier wurden während eines zweyſtündigen Regens Kirſchen gegeſſen, und ſo immer den Berg entlang, wieder näher nach Erlangen. Das Wetter ward nach den Regen freundlich, die Abendſonne ſchimmerte durch die Bäume, und mahlte tauſend Perlen auf Zweige und Blätter. So ſchlenderten wir fort bis zu des Edlen von Bärette reizendem Atzelsberg. Dies freundliche Gütchen, oben auf dem ſchönſten Theil des Berges, ward uns ſchon lieb durch die wunderſchöne Promenade dahin, die wechſelnd die ſchönſten Ausſichten zeigte; noch mehr entzückte es uns durch ſeine eigne Lage; denn ſein Aeußeres entſpricht nicht der ſchönen Natur umher. Wir ſetzten uns, mit Kern und Kirſchen verſehen, auf die weſtliche Mauer, und ſahen weit in die reizende weſtliche Ebene hinab, die im Schimmer des Abends vor uns lag. Baiersdorf im Vorgrunde mit den Trümmern von Scharfeneck, weiter hinten Forchheim mit den Bergen im Hintergrunde, hie und da ſchimmerte die Rednitz blau durch die braunen und grünen Gefilde. Nördlich und öſtlich ſchloß ſich das Thal mit der Lehne von Bergen, zwiſchen denen der Weg nach Streitberg führt. Meine Geſellen zeigten mir, wie die Kaiſerlichen unter Wartensleben an dem nordöſtlichen Berghang, und die Neufranken an dem ſüdweſtlichen bey Forchheim ſtanden, bis endlich die Letzten die Erſten zum Rückzug nöthigten. Damals ſpazierte aus Erlangen alles fleißig auf dieſe Berge, um das Plänkeln und Scharmützeln der Vorpoſten zu ſehen. Späterhin ſtanden die Franzoſen einige Tage dieſſeits des Berges, wo wir ſaßen, unter den Mauern von Erlangen. Ihre Armee ſoll ein ganz diſorganiſirtes und zerlumptes Anſehen gehabt haben. Zum Theil ohne Kleider und Schuh, in allerley farbige Lumpen und Lappen gehüllt: ohne die geringſten Gezelte, aber mit guten Waffen verſehen, gingen ſie mit einer Frohherzigkeit und Gewandheit in die Schlacht, wie man in einen muntern Tanz hineinſpringt. Beute zu machen haben ſie verſtanden, und die Dukaten und Laubthaler auf die ſchlaueſte Art herauszuklauben gewußt; ſelbſt aus den Finſterniſſen der Erde und aus Baumſtämmen und Mauern, denen die Angſt ſie anvertrauet hatte. So viel Silber haben einige geſchleppt, daß ſie, um leichter zu tragen, für 6 Laubthaler den Louisd'or eingewechſelt haben. Ein ſonderbarer Kontraſt iſt es geweſen, wie ſie die geplünderten Kleider angethan, oder aus geplünderten Zeugen ſich deren gemacht haben. Wämſer von Bettdecken, alte Ueberröcke, Bauerkittel, Weiberröcke, alles hat man in ſeltſamer Vermiſchung neben einander geſehen. Sie hatten eine erſtaunliche Menge Juden bey ſich. Ihre Flucht nach der Schlacht bey Neumark war ſchnell, wie ihr Vordringen. Nun aber rächten ſich die bambergiſchen und würzburgiſchen Bauern fürchterlich. Mit kannibaliſcher Wuth haben ſie ganze Korps zuſammengemetzelt, und mit ihrer Art Waffen grauſam getödtet. Sogar in die Höhlen hat man einige hinabgeſtürzt. So ſind unmenſchliche und viehiſche Scheußlichkeiten unmenſchlich bezahlt worden.

Erlangen.

Zerfällt in zwey Hälften, in Alt- und Neu-Erlangen. Alt-Erlangen iſt eigentlich neuer, als Neu-Erlangen, denn die ganze Altſtadt brannte im Anfange dieſes Jahrhunderts ab, wurde aber leider eben ſo krumm und ſchief wieder aufgebaut, als ſie vorher geweſen war: vermuthlich weil man über die Plätze ſich nicht vergleichen konnte, wenn alles hätte zierlich und grade werden ſollen. Die Neuſtadt ward 1686 von dem Markgrafen Chriſtian Ernſt erbauet, und führt auch den Namen Chriſtian-Erlang, mit welchem die ganze Stadt zuweilen benannt iſt. Dieſe Neuſtadt hat recht hübſche, breite und grade Gaſſen, einen ſchönen Marktplatz und niedliche Kirchen. In ihr liegt auch das fürſtliche Schloß am Markte, welches die verwittwete Markgräfin bewohnt. Die Häuſer in beyden Städten ſind ſelten über drey Stock hoch, haben aber faſt alle ein freundliches Anſehen. Sie ſind meiſt aus gehauenem Sandſtein aufgeführt. Jede Stadt hat ihre eigne Kirche, ferner giebt es hier noch eine katholiſche und eine deutſch- und franzöſiſchreformirte. Das Komödienhaus, trotz ſeines wenig verſprechenden Aeußern, iſt ganz hübſch eingerichtet; das Univerſitätsgebäude und die Reitbahn könnten beſſer ſeyn. Neu-Erlangen iſt ein vollkommenes Viereck mit ſchönen Mauern aus gehauenen Steinen eingeſchloſſen. Es iſt in einem weiten Plane angelegt, aber noch lange nicht ausgebaut, und mag es auch wohl nie werden. Viele Plätze liegen wüſt und werden zu Bauplätzen gebraucht, andre ſind mit Korn beſäet und zu Gärten eingerichtet, beſonders nach der nordöſtlichen Seite und dem Schloßgarten hin. Die Neuſtadt hat ein hübſches Vorſtädtchen an der Nürnberger Chauſſee, die Altſtadt an der Streitberger, durch welche in ſeichten Ufern die Schwabach fließet, die nicht weit davon in der Rednitz ihren Tod findet. Die Rednitz fließt nahe an der Stadt ſüdweſtlich durch ſchöne

Wieſen und Fluren hin, und macht hier zum Theil eine Gränze mit Bamberg. Die Stadt liegt in einer ſandigen Ebene, die doch ſehr fruchtbar und wohl bebaut iſt. Dieſe Ebene läuft ſüdöſtlich und ſüdweſtlich mit ihren ſchönen Dörfern fort: die Rednitz durchſtrömt ſie, und wechſelnd hemmen Wälder die Ausſicht. Im Nordoſten aber ſteht nahe an der Stadt ein ſchöner Bergrücken, oder lieber eine Hügelgruppe, welche öſtlich weiter zurücktritt. Von der Stadt aus ſieht der Berg über dem Schießplatz mit ſeinen Gärten und Pflanzungen wie eine Rebenpflanzung aus; weiter decken ihn Tannen und Eichen. Dieſe Berge enthalten die reizenden Gegenden, die ich oben beſchrieben habe, von Margloffſtein bis Atzelsberg. Gleich hinter den Gärten und dem Schießplatz iſt die ſogenannte Solitude, eine herrliche Anhöhe jenſeits, wo Sitze aus Steinen und Raſen aufgeführt ſind, von denen man einer trefflichen Ausſicht genießt, die der von Atzelsberg nichts nachgiebt. Der Schießplatz ſelbſt iſt ſehr angenehm, beſonders durch ſeine hundertjährigen Eichen, die man ſchwerlich mächtiger und ehrwürdiger findet. Auf dieſem Schießplatze findet man faſt täglich kleine Geſellſchaften, wenigſtens Spaziergänger, aber beſonders iſt dort lebendiges Leben die Sonnabende Nachmittags von drey, vier Uhr bis Abends. Dann findet man dort Geſellſchaft alles Alters und Geſchlechts, Profeſſoren, Studenten und die übrigen Honoratioren mit ihren Söhnen und Töchtern, welche Kaffee, Wein, Bier und andre Erfriſchungen genießen, und ſich fröhlich unter einander herumtreiben. Lebendigeres Grün, ein ſchöneres Rückengeländer, als das der freundlichen Hügel, und ehrwürdigern Schatten, als den der Eichen, kann man ſich gar nicht denken. Von hier hat man einen kleinen anmuthigen Spaziergang zu Wels Garten. Dieſer Garten, der im Kleinen wirklich viel Luſtiges und Niedliches hat, und einen ſchönen Hinabblick auf die Stadt gewährt, gehört einem Privatmann, dem kayſerlichen Poſtmeiſter Wels.

Dieſer

Dieſer wackre Mann, ein Freund des Schönen und Guten, hat zu ſeiner und ſeiner Mitmenſchen Freude, mit bewundernswürdiger Geduld und Aufwand dieſen Garten angelegt, über den mancher ſpottet, weil er gleichſam ein Duodezformat eines engliſchen Gartens iſt; denn er hat Grotten, Gezelte, Tempelchen, Häuschen, ſogar ein kleines Waſſerbecken, (worin ein Paar Eſel das Waſſer ſchleppen müſſen,) Blumenbeete, Alleen und Labyrinthe. Aber man ſollte doch nie über die uneigennützige Güte ſpotten. Er ſteht, außer am Mittwoch, einem jeden offen, und man findet die Nachmittage faſt immer Geſellſchaft darin. Auch eine Leſegeſellſchaft hält der Beſitzer, woraus man unentgeldlich Bücher bekommen kann; und obgleich ihm manches Buch entwendet, und manche ſeiner ſchönſten Blumen zerbrochen wird, ſo ſchließt er doch ſein menſchenfreundliches Herz nicht zu.

Wer alſo in Erlangen das frohe ländliche Leben und ſeine Freuden ſucht, der kann es leicht haben. Selbſt mitten in der Stadt, in dem geräumigen Schloßgarten, weht einen ſchon ein ländlicher Geiſt an, obgleich ſein Geſchmack noch zu franzöſiſch und alles mit Verſchneidungen und Schnörkeleyen überladen iſt. Indeſſen ſollten ihn doch ſeine Nähe, ſeine ſchattigen Alleen und kühlen Lauben fleißiger von den Erlangern beſuchen machen, als es geſchieht. Seine Lage iſt durchaus flach und ſein Grund Sand. Nur gegen die äußere Landmauer hin hat er eine ganz hübſche Erhöhung, mit einem offenen Häuschen, von wo man eine ziemliche Ausſicht auf das Feld und auf die Berge hat, und den Garten ſelbſt mit ſeinen Spazierenden beſſer überſehen kann. In dem mittlern größern Gange ſind mehrere Springbrunnen und die Statue eines Markgrafen zu Pferde, nach dem Muſter der ehernen in Berlin; doch iſt ſie nur ſchlecht und aus grobem Stein gearbeitet. Der Springbrunnen iſt ein rechter Repräſentant der neuern Kunſt, die nur zu oft, wenn ſie recht ehrbar und handgreiflich ſeyn will, lächerlich und Karikatur wird. Oben auf der Spitze der Gruppe thront der Markgraf in ſeiner Allongenperücke mit mehreren mythologiſchen und allegoriſchen Perſonen umher, welche den unten ſtehenden in die offnen Mäuler und Hände Waſſer gießen. Dieſe Untern ſtellen franzöſiſche Refugies vor, (deren viele in Erlangen aufgenommen wurden und die Neuſtadt mit anbauten,) die in ihren altfränkiſchen Kleidungen und Haarputz gar fein auf einem Springbrunnen ſtehn. Man führe nur einen, der ſeinen Sinn für Schönheit an den ewigen Muſtern der Griechen und Römer genährt hat, zu den Perücken, Zöpfen, Haarbeuteln und Kleidern mit langen Schößen und hangenden Aermeln, und er wird gewiß eben ſo ſehr vor Aerger, als Ergötzung lachen. Die Deutung des Ganzen und beſonders der aufgeriſſenen Mäuler, die gefüllt werden, iſt ſehr leicht, wenn man es wie bey den dummen Räthſeln macht. Am Schloſſe links und rechts am Eingange ſind zwey Pavillons. Den linken bewohnt die alte Markgräfin zuweilen und hält dort Mittags- und Abendmahlzeiten.

Die Stadt ſoll an die 9000 Einwohner haben. Die meiſten ſind Fabrikanten in Baumwolle und Wolle. Die im vorigen Jahrhunderte hier aufgenommenen franzöſiſchen Flüchtlinge haben Induſtrie hieher gebracht und die Stadt anſehnlich vergrößern helfen. Dieſe ſind durch die Zeit und durch Verbindungen mit deutſchen Familien ſehr germaniſirt, wiewohl unter ihnen noch immer die Sprache der Väter herrſcht, die ſie denn auch je ſonntäglich in der franzöſiſchen Kirche hören können. Aber es geht den Erlangern, wie den meiſten Fabrikſtädten Teutſchlands, daß ſie nicht reich ſind, wiewohl auch von Armuth eben keine Spuren ſind. Die Leutchen haben ein fideles und munteres Aeuſſere und viel Lebhaftigkeit; man findet manche hübſche Weibesgeſichter, beſonders unter den ſogenannten Bürgern, welche hierin hier, wie in den meiſten Städten, ein Monopol zu haben ſcheinen. Dieſe Dinger kleiden ſich auch ganz niedlich und man ſieht ſelten mehr ein Zipfeltuch um den Kopf. Die Art des geſelligen Lebens ſcheint hier übrigens wie in Thüringen zu ſeyn, und an Sonn- und Feſttagen wandert jeder, der es irgend durchſetzen kann, zu Tanz, Bier, Kirchmeß, zum friſchen Wurſtſchmauß oder Hammelbraten zu Dorf, und thut ſich für die ſauren Wochentage gütlich. Honoratioren giebt es, außer den Beamten und Profeſſoren, äußerſt wenige, da keine Kaufleute von Bedeutung hier wohnen. Einige kommen durch den Hofſtaat der Markgräfin hinzu, der aber nicht groß iſt. Die Geſelligkeit ſoll trotz der allgemeinen Fidelität und Bonhommie doch lahm ſeyn unter den Beſſern. Zum Theil vielleicht trägt die ſehr karge Beſoldung der jüngern Profeſſoren wohl dazu bey, und doch, wenn auch alles in Fülle wäre, die nordiſche Hoſpitalität und Lebensweiſe liegt lange hinter mir. Juden wohnen hier nicht, oder höchſtens einige; deſto dicker aber ſind ſie in Bayersdorf und anderen benachbarten Ortſchaften ausgeſäet, von wo ſie täglich zum Schachern und Betrügen der bedrängten Burſchenwelt in Menge hereinkommen; dieſe faſſen ſie gewöhnlich dann mit ſichern Klauen und rupfen ſie, ſo lange noch ein Haar daran iſt. Es iſt unglaublich, wie weit ſie darin die Induſtrie treiben, und wie ſie von allem, was das Vermögen und die ganze Lage ihres Kundmanns betrift, ſich zu unterrichten wiſſen. Sie laſſen die Wechſel theils auf die ſpätern vollbürtigen Jahre voraus datiren, und wiſſen es immer ſo zu machen durch Abzug und Waaren, die ſie ihnen für baares Geld hoch anrechnen, daß ſie ſogleich nur die Hälfte von dem zahlen, worüber ſie das recepisse empfangen. Und doch bey allem dem kann ſo ein hungriges und oft hungerndes Thier einen jammern, wenn es zerlumpt mit einem Beutel voll Hadern und Lumpen auf den Schultern einherſchwenzelt. „Mer wollen doch auch leben“ iſt ihre Entſchuldigung, gegen die ſich freylich wenig einwenden läßt.

Der Ton ſcheint hier übrigens unter der beſſern und gebildetern Klaſſe frey und ungezwungen: ich habe in dieſer Hinſicht Erlangen lange vor meiner Ankunft rühmen hören, und es freut mich, dieß durch Erfahrung beſtätigen zu können. Im Sommer ſpricht ſich die feine Welt ſehr oft im Welſiſchen Garten und auf dem Schießplatze, ſtößt auch auf den gemeinſchaftlichen Tummelplätzen des Vergnügens, den Dörfern, zuſammen. Im Winter giebt es häufigere Bälle, als im Sommer, auch Konzerte und einen Klub, von dem aber die alte Klage geht, daß ſein weſentlicher Beſtandtheil Spiel ſey, und daß man der jüngern, frohern und freyern Welt ihren Jubel und Spas nicht recht erlaube, weil das natürlich die Andacht ſtöre. Die übertriebene Veneration des Amts und Regiments, die auf der Stirn jedes kleinſten Officianten am hellſten zu leuchten pflegt, habe ich hier weniger bemerkt, als an den meiſten Orten, beſonders denen, die unter den Flügeln des ſchwarzen Adlers ſtehen. Doch das wird ſchon kommen; der Subordinationsgeiſt liegt im preußiſchen Syſtem.

Die Lage der Stadt iſt ihr ſehr vortheilhaft, weil ſie eine große Durchfahrt auf Nürnberg und Regensburg giebt. Es iſt erſtaunlich, was an Kärnern und Fuhrleuten hier täglich durchfährt und Halt macht; auch andre Fremde giebt es hier faſt täglich. Dieß muß die Urſache davon ſeyn, daß faſt die Hälfte aller Häuſer die Schenkgerechtigkeit haben, wenigſtens zählt man an 300, obgleich nicht alle dieſes Recht ausüben. Der erſte Gaſthof in Rückſicht auf Eleganz und Ordnung iſt der von Touſſaint im Wallfiſch am Holzmarkt. Es iſt da wirklich eine ſo nette table d'hôte und ein ſo anſtändiger und freyer Ton, als man in wenig Städten findet. Wer bey ihm iſt, hat auch den Vortheil, faſt täglich neue Geſellſchaft zu ſehen, manche interreſſante Bekanntſchaft zu machen und faſt immer ſein Brod mit Freuden zu eſſen und ſeinen Wein mit gutem Muthe zu trinken. Für viele der Studenten iſt dieß natürlich eine gute Schule, ſich unter allerley Welt finden und faſſen zu lernen, und auf eine gute und leichte Art den Anſtrich des Lebens, und manche Erfahrungen ſich an- und aufſtreichen zu laſſen. Da ſitzt alles ohne Grandezza und Auszeichnung unter einander: der Graf bey dem Amtsſchreiber und der Burſche bey ſeinem dreymal gekrönten Lehrer. Jeder gilt, was er gelten kann, oder will. Kein Zwang von oben, er ſey denn Naturdruck, hält Kopf und Mund verſchloſſen, und Geſpräch und Urtheil gehen frey durch den Mund der Männer.

Der Boden um die Stadt iſt meiſt heller Sand, aber nicht von der ſchlechteſten Art. Dieſer hier nemlich verträgt den beſten Anbau, und iſt jetzt mit Früchten und Getreide aller Art reichlich bedeckt. Man findet noch immer die fränkiſchen ſchmalen Rücken gepflügt, welche ich mit kleinen Veränderungen durch das Nürnbergiſche und Oberpfälziſche bis nach Regensburg hin bemerkt habe. Außer den gewöhnlichen Getreidearten bauet man in der Gegend hier und um Nürnberg viel Taback, der im Sande trefflich fortſchießt; auch ſieht man hie und da in kleinen Quadraten Hopfenpflanzungen und ganze Feldrücken mit der ſogenannten Weberdiſtel. Die Dörfer hier herum ſind meiſtens zierlich gebaut, und einige mit Ziegeln, andre mit Schindeln gedeckt; im Wieſenbau beobachtet man die alte Aufmerkſamkeit, und, wo ſie nur irgend anzubringen ſind, ſtöhnen die Schöpfräder. Obſtbau wird ſehr aufmerkſam getrieben, und an allen Anhöhen, in Wäldern und auf Wieſen findet man Kirſchen, Pflaumen, Wallnüſſe und andre Früchte.

Die Univerſität iſt noch nicht viel über 50 Jahre alt, und gewöhnlich ſehr unbedeutend geweſen. Freylich gehört ſie nicht zu den reich dotirten, und kann wegen der kargen Beſoldungen und des Mangels einer anſehnlichen Bibliothek und anderer Anſtalten, nicht mit den erſten proteſtantiſchen Univerſitäten wetteifern. Indeſſen hat ſie ſeit einigen Jahren, ſeitdem ſie unter dem preußiſchen Scepter ſteht, ſehr zugenommen, und manche der zahlreichen Unterthanen dieſer Monarchie, die ſonſt Halle und Frankfurt beſuchten, ziehen nun das anmuthigere und freundlichere Erlangen vor. Man zählt jetzt beynahe 400 Studenten, von welchen denn doch die meiſten Eingebohrne und Franken ſind. In Rückſicht des Tons und Zuſchnitts iſt es hier, wie auf vielen andern Univerſitäten Teutſchlands; doch möchten die Abſchnitte und Kontraſte hier leicht greller und vorſchimmernder ſeyn, weil die Menge ſo groß nicht iſt, und bey einer kleinern Zahl mancher eher den Kitzel fühlt, ſich durch Renommiren und Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Ich habe hier ſolche Renommiſten geſehen, wirklich mit Recht goliathiſcher Stirn und Knochen, mit fürchterlichen Hüthen mit Kordons, mit pfundſchweren Sporen, deren Räder immer gegen einander aufraſſeln mußten, und welche die Herren mit einem gewiſſen Avec zuſammenzuſchlagen wiſſen, daß es ſich ausnimmt. Dabey ſieht man Hoſen und Jacken mit bunten allfarbigen Streifen beſetzt, inwendig mit Leder ausgenäht, und wie Ueberhoſen, Knopf an Knopf, über den Stiefeln bis unten hinab zugeknöpfet. Welch ein Schritt und welche Miene dazu gehöre, läßt ſich leicht denken. Ein Glück iſt es noch, daß die Löwenhaut meiſt ein ſehr ſanftmüthiges Thier bedeckt. Dieß gilt nur von einigen; die meiſten gehen anſtändig und elegant gekleidet, ohne daß man das Kleinliche und Stutzerige mancher Univerſitäten Teutſchlands bemerkt, welches Müſſiggänger und Schuldenmacher erzeugt, und für den Karakter oft weit ſchlimmere Folgen hat, als jenes herkuliſche Aeuſſere, weil es endlich allen Karakter aufhebt. Im Ganzen alſo kann die Erlanger Welt ſich ihrer Sitten und Studenten rühmen, ſo ſelten ſind Händel, Skandale und Exceſſe. Den ächten fidelen Ton freylich, der ſonſt die Jugend ſo leicht und ſo gern vereinigt, ſucht man auch hier vergebens, und merkt es den verſchiedenen Haufen und Gruppen, welche ſich an einem Verſammlungsorte ſogleich bilden, bald an, daß es Partheyungen und Geſellſchaften giebt, die ſich natürlich zu einander halten, und alles Fremdartige von ſich abſondern.

Nürnberg.

Der Weg von Erlangen nach Nürnberg, der zwey kleine Meilen beträgt, geht auf einer ſchönen Chauſſee immer durch ebnes und ſandiges Land, welches links und rechts ſchöne Wälder kränzen. Aber trotz dem Sande iſt der Boden trefflich bebauet und äußerſt fruchtbar, und man ſieht allenthalben gutes Getreide, Tabak, Weberdiſteln und wechſelnd Hopfenplätze. Schönere ziegelgedeckte und freundlichere Dörfer ſah ich noch nicht, und dieſe wenigſtens ſind für das alte Nürnberger Regiment kein Vorwurf. Wir ſahen links Krafthof liegen, welches dem Blumenorden an der Pegnitz gehört, und weiter hin zeigte man den Pegnitzwald, wo in dem labyrinthiſchen Gehäge die Sänger und Sängerinnen dieſes berühmten Ordens ſich zuweilen ergehen, und die poetiſche Ader begeiſtern. Es ſoll da wirklich ein Athem der Begeiſterung wehen; ſchade, daß er nicht durch die dicke Haut dringen kann. Indeſſen werden doch die ausgegangenen Stellen ſogleich wieder beſetzt, damit Apoll, wenn er einmal wieder mit ſeinen Rennen auf das Hansſachſiſche Nürnberg herabkömmt, wiſſe, woran er ſich zu halten habe.

Nürnberg ſelbſt hat, wenn man des Weges von Erlangen einfährt, ein großes Anſehen, wenn ſie mit ihrer Burg, ihren Kirchen- und Thorthürmen, ihren Gartenhäuſern und Vorſtädtezierrathen in ihrer ganzen Weite vor dem Auge da liegt, und dieſer Eindruck wird nicht getäuſcht, wenn man einfährt; alles wimmelt da und lebt und webt, und die Häuſer drängen ſich an einander in die Wolken empor, als könnten ſie ſonſt die Menſchen nicht faſſen, welche Fleiß und Thätigkeit darin zuſammengehäuft haben. Aber dieſer erſte Eindruck iſt bald ausgelöſcht, wenn man mehrere Tage in der Stadt herumgewandert iſt, und die Dinge und Menſchen etwas ſchärfer aufs Korn gefaßt hat. Da ruft man mit einem wehmüthigen Gefühle aus: fuit Ilium, fuimus Troes! Die hohen Mauern und Thürme ſind denn freylich immer noch da, als Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit, wovon viele andre Werke und Anlagen zeugen. Die Stadt mit ihren Vorſtädten gehört unſtreitig zu den größten Städten Teutſchlands, und hat um ihre Ringmauern, mit Ausſchluß der Vorſtädte, wenigſtens anderthalb Stunden im Umkreiſe. Ihre Mauern und Gräben, die gewaltigen Zwinger ſchräge gegen die Thore, die Kirchen und das Rathhaus, die Springbrunnen und Waſſerleitungen, ſelbſt ihre gekünſtelten, aber doch koſtbaren Werke der Kunſt ſind Beweiſe, welches Blüthenalters ſie einſt genoſſen haben muß. Jetzt iſt das freylich alles anders. Bis über die Ohren in Schulden, durch ſchlechte Wirthſchaft und Verfaſſung lange mit ihren Patriciern in Proceſſe verwickelt, ſind ſie nun noch mehr in die Klemme gekommen durch den König von Preußen, der ſeine Soldaten bis an die Thore der Stadt hat rücken, und unter dem Namen des Burggrafthums von Nürnberg, als Oberlandsherr, alle ihre Dörfer und Vorſtädte hat beſetzen laſſen, mit Ausnahme einiger Aemter, welche Bayern gefallen haben. Die Stadt ſelbſt iſt nach alter Art krumm und ſchief gebaut, und meiſtens mit engen Gaſſen. Alle Häuſer, auch die neuen, haben etwas Schwerfälliges und beleidigen durch die Erker und vielen Schnörkel das Auge. In den lebhaften Gegenden der Stadt ſind ſie meiſtens auch zu fünf Stock hinaufgebaut. Dagegen findet man nach den öſtlichen und ſüdlichen Mauern hinaus ganz erbärmliche Hütten und Schmutzwinkel, und öde und menſchenleere Plätze. Daß ehedem viel Mahlerey und Geſchmack an heiligen und bunten Geſchichten in Nürnberg geweſen iſt, das beweiſen die Vorderſeiten mancher Häuſer, wo aus der Legende ganze Geſchichten, ſeltener aus der profanen Mythologie, zum beſten gegeben ſind, mit gar zierlichen Inſchriften. Dieſes einfältige Geklexe entſtellt auch oft ganz gute Häuſer. Ich habe es ſchon geſagt, daß die mächtigen Zwinger innerhalb der Stadt vor den Thoren, und die Thürme der Kirchen ihr ein großes Anſehen geben; aber alles dieſes verliert ſich drinnen, weil man meiſtens wie in einem Keſſel iſt, und keine Ausſicht über das Ganze genießen kann. Die öffentlichen Plätze ſind für ſo eine Stadt meiſtens arm und enge, und die beſten Gebäude zu ſehr umbaut. Mitten durch die Stadt fließt die Pegnitz, worüber mehrere Brücken laufen, und die zu Mühlen und zum Umtriebe einiger Gewerke und Fabriken gute Gelegenheit giebt. Sie wendet ſich nachher mehr weſtlich, bildet vor der Stadt ſchöne Wieſen und manche hübſche Parthieen, und fällt etwa dreyviertel Meilen davon hinter Fürth in die Rednitz. Ein tiefer doppelter Graben umgiebt die Stadt, jetzt zu Gärten und an einigen Stellen ſelbſt zur Weide umgeſchaffen; denn Kühe graſeten darin. Die Vorſtadt Wöhrd, öſtlich vor der Stadt, könnte man allein ſchon ein Städtchen nennen; auch weſtlich und ſüdlich hat ſie noch ganz hübſche Gärten und Gartenhäuſer, wo alles ſich erluſtiget. Um dieſe Vorſtädte läuft ein groſſer Wall, der gleichſam die Auſſenwerke der Stadt macht, nie aber zur Feſte gedient haben kann, wahrſcheinlich ein Werk des dreyßigjährigen Krieges.

Das Nürnberger Gebiet war ſonſt eines der größten in Teutſchland für eine Reichsſtadt. Aber es ward doch ſo übel regiert und verwaltet; die Patricier hatten ſo viele Güter und Exemtionen darin, und es gab ſo manche andre Verſchuldungen einer ſchlechten Verwaltung, daß die Stadt immer mehr zerrüttet und verſchuldet worden iſt. Nun hat vollends der neue Markgraf von Anſpach und Baireuth ſeine Rechte als Burggraf geltend zu machen gewußt, und alſo ihnen ihre Einkünfte noch mehr beſchnitten, weil die Oberherrlichkeit ſo eines Mächtigen immer ein eignes Ding iſt, wenn auch die Güter, wie es natürlich iſt, als Privateigenthum den Nürnbergern bleiben. Die Iura regalia und was daraus in Nürnbergs Kaſſe floß, oder fließen ſollte, ſind doch einmal verloren. Daß übrigens das Nürnberger Joch ein ſanftes ſeyn mußte, davon zeugen die Dörfer um die Stadt und auf dem Stadtgebiete, die ſo elegant und nett wie Städte gebauet ſind. Das ſchönſte Getreide wächſt auf dieſer Sandebene, Taback und Hopfen in Menge, und man findet nicht leicht ſchöneres Vieh, als um Nürnberg und Erlangen, ſo daß man oft verſucht wird, an Holſteiner und Schweitzerkühe zu denken. Von der Sorgfalt und Pflege, welche dieſen Thieren zukommen, zeugen die zierlichen Halsbänder und Glocken, die alle nubilis aetatis um den Hals tragen.

Das Land um die Stadt iſt flach und ſandig und alſo wenig für das Vergnügen gemacht. Doch hat der Adel hübſche Landſitze auf mehrere Meilen um die Stadt, und in den Waldungen an den Ufern der Pegnitz ſollen ganz feine Plätzchen und Gegenden zur Beluſtigung ſeyn. Tannenwälder ſperren faſt allenthalben die Ausſicht in größerer, oder geringerer Entfernung. In dem nächſten ſüdöſtlich von der Stadt, an der regensburger und bairiſchen Straße rechts, liegt mitten im Walde der Dutzendbrunn. Hier iſt ein großer, runder See mit dunkeln Tannen und dürrem Riedgraſe rund umwachſen. Man macht Spazierfahrten darauf in einem lächerlich gebauten flachen Boote, fiſcht auch zuweilen darin. Vorn an dieſem See nun hat man ein großes Gaſthaus mit mehreren kleinen Nebengebäuden angelegt, nebſt Garten und Promenaden in den Wald hinein, zum Theil an fließenden Waſſern recht allerliebſt. Hier ſind allerley Erfriſchungen und Eſſen zu haben, und alle Tage, beſonders Mittwochs und Sonnabends, iſt Menſchengewimmel da, und gewöhnlich auch Muſik, und oft großer und feuriger Tanz. Ich habe dort einige muntre Nachmittage gehabt, und mich der Geſelligkeit und Freundlichkeit der guten Nürnberger gefreut. Auch unter den ſchönen Linden an den Ufern der Pegnitz und am Schießplatze, giebt es recht anmuthige Spaziergänge, und in den ſchönen Gärten und Gartenhäuſern an dieſer Seite vor der Stadt, ſind für einen großen Theil der Nürnberger angenehme Tummelplätze des Vergnügens. Doch gefällt mir die Gegend auſſer der Stadt zwiſchen der Burg, und Wöhrd noch faſt beſſer, und auch da ſind allerliebſte Gefilde und Baumpflanzungen.

Einen Nachmittag machte ich einen kleinen Abſprung von Nürnberg nach Fürth, eben als die kleine preußiſche Armee von 6 bis 7000 Mann ihr Lager vor der Stadt zum Generalexercice aufgeſchlagen hatte. Das Städtchen war an dem Tage wegen der vielen Fremden auſſerordentlich lebhaft, und das Gewimmel ſo groß, daß kaum unter zu kommen war. Fürth iſt eine offene Stadt, wie ein Dorf, in tiefem Sande gelegen, und in den ſtumpfen Winkel hineingebaut, den die Pegnitz und Rednitz hier bey ihrer Vereinigung bilden. Sie hat einige ſehr gerade, breite und hübſche Gaſſen, aber die andern haben ein deſto unangenehmeres und widrigeres Anſehen und ſind ſchmutzig, welches vielleicht eine Folge von den vielen Kindern Iſrael iſt, die hier in großer Menge wohnen. Die Häuſer ſind meiſtens von dem gelblicht weiſſen Sandſtein gebaut, wie die Erlanger, und, wie dieſe, meiſtens zwey, drey Stock hoch. Die Stadt iſt bloß Fabrikſtadt und ein Ableger von Nürnberg, denn mit deſſen Sinken hat dieſe angefangen zu ſteigen, und ſoll ſich noch immer aus Nürnberg rekrutiren. Ueber die vielen Juden klagt man bitter, ſie könnten, dünkt mich, ehe über die Chriſten klagen. Wann wird man endlich einſehen, daß es Rechte für alle Lebendigen giebt, gemeinſchaftlich, wie Waſſer und Luft? Was ſoll der Jude thun? Soll er verhungern, oder betrügen? Denn dieſe fürchterliche Alternative hat er meiſtens nur. Die Stadt iſt nicht groß, ſoll aber ſehr volkreich ſeyn. Von dem heutigen Gewimmel darf man eben keinen Schluß machen; auch iſt in einer Fabrikſtadt kein großes Getümmel, wie an einem Handelsorte. Hier an den Thoren von Fürth hatte mein ſchwarzer Kopf die Ehre von einem alten Soldaten für einen jüdiſchen genommen zu werden. Er begegnete mir, trat mit ſeinem Gewehre traulich herzu und rief: Na geb' Er mir ein Paar Kreuzer, ich ſoll die Hebräer hier möten. Dieß Wort war das Schiboleth, das ihn verrieth; bald ſprachen wir platt mit einander, und brachten es heraus, daß wir Landsleute waren. Er ward ſo herzlich und geſchwätzig, und fing ſo lang und breit von ſeinen Kriegsthaten aus dem ſiebenjährigen Kriege zu erzählen an, daß ich, ſo ſüß auch die Sprache des Vaterlandes klang, ihn endlich nur mit einigen Groſchen abfertigen mußte. O was iſt die Sprache für ein Band der Menſchen! und der ſollte nicht der härteſte und grauſamſte ſeyn, der einem Volke dieſe raubt? Es giebt keine Gränzen der Natur, als die ihrigen.

Auch ein Schauſpiel war wieder in Nürnberg. Die Truppe, die hier ſpielte, ſtehe eigentlich in Augsburg, und heißt auch die Augsburger, oder Fuggerſche Truppe. Sie iſt gewöhnlich einige Sommermonate in Nürnberg. Die Schauſpieler waren ſo ſo, aber für das Publikum denn doch offenbar noch viel zu gut, und ſelbſt die plumpen Schikanederſchen und Kaſperleiſchen Sachen, die ſie gewöhnlich ſpielten, noch zu fein. Denn hatte die blinde Taube auch wirklich mal ein Erbschen gefunden, und war was Leidliches an Laune und Wendung im Stücke, ſo wußte das keiner nachzufinden, aber Ochs und Eſel und was ſich in den Wiener Stücken Schlüpfriges und Plattes ſindet, das drang durch die dicke Haut ans Herz, und Lachen und Klatſchen aus allen Fäuſten und Backen belohnte den Verfaſſer und die Spieler. Zuweilen ärgerte es mich, aber im Ganzen war es beluſtigend, doch wünſchte ich dabey, ſie möchten ihres alten Schuhmachers Faſtnachtſpiele doch mal wieder hervorſuchen, da iſt doch noch Witz und Stil darinnen. O es iſt eine gar gutherzige Nation die ſüddeutſche! Ich meyne es wahrlich nicht im ſchlimmen Sinn. Ich glaube wirklich, ſie lachen und klatſchen oft, weil ſie meynen, es müſſe ſo ſeyn, oder aus bloßer Gefälligkeit. Daß übrigens die jungen Patricier, die hier wie die Kalekuttiſchen Hähne herumſtrotzen, auch im Schauſpiel den Ton angeben, verſteht ſich natürlich. Die meiſten ſind verderbene Stutzer mit hochfriſirten Häuptern und Brillen. Man kennt ſie an dem Wörtchen Ihr Gnaden und an der hohen Stirn und Selbſtgenügſamkeit, die ſich unter den übrigen gutmüthigen und harmloſen Geſichtern Nürnbergs gar ſeltſam ausnimmt.

Die Burg, wornach der König von Preußen ſich nicht umſonſt auf allen Pfoſten und Thüren benennt, und die ehedem Kayſer und ſpäter die kleinen Burggrafen von Hohenzollern bewohnt haben, iſt eine erhabene Gegend an der Nordweſtſeite der Stadt, die man hoch über die ganze Stadt ragen ſieht. Sie ſtößt hart an die Mauer an und trägt noch die alten Burggebäude, worin einer der Erſten des Raths wohnen ſoll, gewöhnlich aber ein Kaſtellan hauſet. Man geht ſchon vom Rathhauſe an ſanft und endlich ziemlich ſteil bergan, und wandelt längs der Mauer einen krummen Pfad in die Thüre ein. Als Gebäude hat die Burg gar keinen Werth, wohl aber, wenn man an die Zeiten denkt, wo die alten Beherrſcher Germaniens hier zum Theil ärmlich und doch groß gewohnt haben. Man zeigt einem drinnen die Zimmer der Majeſtät. Beſonders aber die Gemächer, welche man die der Kayſerin nennt, ſprechen ſchlecht für die Galanterie und Ritterlichkeit des

Mittelalters, womit man nun in allen Legenden und Romanen ſpukt. Die Damen müſſen damals ſehr leicht zufrieden geweſen ſeyn, oder ein Lug ins Land, den man hier freylich leicht und ſchön hat, und der für unſre empfindſame Leſewelt was Ueberaußes iſt, wie man hier ſpricht, hat ihnen genügt mit den Schönheiten der weit ausgebreiteten Welt, die ſie unter ſich liegen ſahen. Man zeigt da ſonſt noch alten Plunder und Raritäten, alte Bilder und Gemählde, die meiſten ſchlecht, Staatactionen und Staatsperücken. Man nannte bey einigen den Namen Albert Dürer; das iſt immer möglich; konnte man ſie doch vor Dunkelheit und Entfernung nicht recht ſehen. Mir gefiel denn auch mit den alten Kayſerinnen nichts beſſer, als die Ausſicht von der Burg. So die ganze Stadt mit ihren Thürmen und Zinnen unter ſich zu ſehen, die doch wirklich von Ferne eine ſehr ſchöne Stadt iſt, dann die weiten Gefilde mit den rothen und ſchimmernden Dörfern, Fürth und einige Burgen und Schlöſſer weithin in der Oberpfalz; es iſt doch was Großes und Erhabenes. Der Geiſt des deutſchen Volkes und ſeiner Edlen war doch ein großer, kühner und ſtiller. Sollte er nicht mal wieder erwachen? Man zeigt hier in den Steinen der Mauer Roſſeshufen. Das ſind Hufſchläge des Roſſes des Erzritters und Zauberers Eppele von Gail, der an den Ufern der Wiſend ſeßhaft war, und in einer Fehde mit Nürnberg hier zu Pferde über die Gräben und Mauern in die Stadt ſprengte. Dieß iſt eines von Nürnbergs Raritäten. Dahin gehören noch die famöſe Rieſin mit dem Schuſter, und die Juden, auf einem Schweine reitend, oder in ähnlicher ſchimpflicher Verbindung mit ihm, welche ich leider beyde nicht geſehen habe. Letzteres ſoll in haut Relief an einer Kirche angebracht ſeyn. Die Legende ſagt: die Juden boten viel Geld, daß es abgenommen würde, zur Zeit der Reformation, aber der theure Mann Gottes, Lutherus ſchrie: mit nichten! ſie haben es um unſern Herrn wohl verdient, daß ſie zum Spott der Welt gemacht werden.

Die Sebaldus- oder Domkirche iſt unſtreitig eines der ſchönſten altgothiſchen Gebäude. Man wird von einer tiefen Ehrfurcht und einem heiligen Schauder durchdrungen, wenn man in das tönende Dunkel eintritt, und die hohen und ſchlanken Säulen hinaufſchaut, bis an die ſchwindelnde Decke. So ſteht man in einem Walde heiliger Tannen, durch deren erhabene Kronen ein mattes Licht des leuchtenden Himmels bricht. Alles hat hier den Anſtrich des Alterthums und des Heiligen. Macht der kühne Aufflug der Säulen ſchwindeln, ſo verſetzt die bunte Fenſtermahlerey, mit den blendendſten und lebendigſten Farben plötzlich tief in eine alte Welt, deren Sitten und Weiſe hier in den Perſonen und Dingen ſo lebendig dargeſtellt ſind. Dies iſt wirklich in ſeiner Art was Prächtiges und Seltenes, das man an keinem Orte in der Verſchwendung und Pracht wiederſieht. Auch an dem hellſten Tage giebt es der Kirche, trotz der Menge ihrer Fenſter, ein dämmerndes Licht. Die Wände und Decken hat man, wie es ſcheint, abſichtlich ſchwarz und dunkel werden laſſen, um den Gedanken des Alten und Väterlichen recht tief in das Herz zu drücken. Das Ganze zuſammen macht ſo einen rührenden Eindruck, als ich ihn in keiner andern Kirche je empfunden habe. Dazu tragen denn alle die übrigen Gegenſtände reichlich bey. Mit vielem Vergnügen ſah ich in der kleinen Emporkirche die alten Bilder des ſaliſchen Heinrichs des 2ten und ſeines Weibes. Es ſchien ſelbſt aus dieſer rohen Bildnerei jene Kraft und Treuherzigkeit zu wehen, die aus dem ganzen Leben dieſes Fürſten hervorſpringt, und die ihn zu dem mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit, und zu einem der größten Könige Germaniens machte. Nicht weit davon zeigt man den Taufſtein, worüber Wenzel getauft iſt. Natürlich machten ihn die Mönche und Nepomukianer zu einem zweyten Kopronymus; der Alte, der mich herumführte, erzählte die Legende getreulich nach mit einem Lächeln und mit der Anmerkung, es ſey ein ſchlimmer Herr geweſen. Auch der Stifter der Kirche, der fromme Graf Sebaldus, liegt in dieſer Kirche mit ſeinen Gebeinen in einem ſilbernen Särglein in verſchiedenen Einſchachtelungen verwahrt, die drüber und umher ſehr künſtliche Verzierungen haben. Hätten die Franzoſen vom ſilbernen Sarge gewußt, ſie hätten ſicher nicht vor den heiligen Knochen zurückgebebt. Man zeigt hier verſchiedene Gemählde, mit einem Schleier bedeckt, unter andern eine Abnahme vom Kreuz von A. Dürer, und ein Ecce homo! von Sandrart über einem Altar eines Kapellchens, deſſen Kolorit ſehr verbleicht und das überall gemeiner Natur geſtohlen iſt. Man zeigte auch noch auf das Krucifix, von Fiſcher aus Stein gearbeitet, und pries es mir als eines der berühmten Werke der Bildnerei. Das Anatomiſche ſchien auch mir wirklich trefflich, aber darüber war dem Künſtler die Seele entflogen, oder hatte er ſie nicht geſucht, oder auch gemeint, das todte Antlitz brauche nicht mehr das Gehäuſe eines großen Bewohners zu verrathen? — Hier brennt Tag und Nacht ein ewiges (ſo heißt es nur) Lämpchen, das nebſt einem Altare ein Edler von Tucher geſtiftet hat. Sollte man ſo eine Albernheit nicht dem Geiſt der Zeit gemäß fahren laſſen und das Geld zu was Beſſerem anwenden? und vollends in einer lutheriſchen Kirche, wo es ſogar nach orthodoxen Glaubenslehren weder was Nützliches, noch Verdienſtliches hat.

Die Lorenzkirche iſt völlig ſo groß und hoch, als die vorige, macht aber bey weitem den Eindruck nicht. Sie iſt erſtlich viel heller und jünger von Anſehen, wenn ſie es gleich nicht ſeyn mag, auch haben ihre Säulen nicht das Schlanke und kühne der Sebalduskirche, mit welcher ſie um den Vorrang ſtreitet; denn auch dieſe iſt eine Hauptkirche. Man hatte mir viel Herrliches von dem engliſchen Gruß in dieſer Kirche vorgeſchwatzt, ſo daß ich äußerſt

neugierig

neugierig war, ihn zu ſehen. Siehe, da ich nun eintrete, ſehe ich dieſen Gruß hoch über dem Altare, ſo hoch, daß ihn kein Menſch dort ſehen konnte. Aber damit er durch das viele Anglotzen und Ankutzen (wie man fränkiſch ſpricht) nicht zu viel verlieren möchte, hat man zur Vorſicht einen großen Sack darum geworfen; ſo muß der Teufel ſelbſt ihn wohl ungeſehen laſſen. Ich fragte, wie man es denn anfangen müſſe, um ihn zu ſehen. Das geſchehe nur, wenn vornehme Herren kommen, da werde es den Tag zuvor angeſagt, und mehrere Leute müſſen hin, um es an Stricken herunter zu laſſen und den Sack abzuziehen. Ich weiß nur zweymal, daß das geſchehen iſt, ſagte der Wiesner, ein alter Eisbart. Uebrigens ſoll die Arbeit vortrefflich ſeyn. Es iſt im Anfang der Reformation von Veit Stoß in Holz gearbeitet und 6 bis 7 Ellen hoch. Noch zeigt man den Reiſenden, als ein Nürnberger Mirakel, das künſtliche Sakramenthäuslein von Adam Kraft, das wegen der Menge und Glätte der Figuren und Figürchen, und wegen des unendlichen Fleißes an den kleinſten und winzigſten Theilen allerdings die Art Bewunderung verdient, die ſolchen Zierlichkeiten gebührt, und die mit Verwunderung nahe verwandt iſt. Was mit keiner Begeiſterung gemacht ſeyn kann, kann auch keine erregen. O, ſchrie der Alte, das war ein Mann! mit zwey Geſellen hat er über fünf Jahre daran gearbeitet, und täglich Gott gebeten, er ſolle ihn nur das noch vollenden laſſen. Als der König von Schweden hier war, den ſie erſchoſſen haben, o das war ein ſchöner Herr! der ſagte, das ſey das Schönſte, was er noch in ſeinem Leben geſehen habe. Noch iſt hier ein Abendmahl, recht gut gemahlt, mit vielem Ausdruck in den Köpfen, nur der des Herrn iſt nicht herriſch genug. Die Thürme dieſer beyden mächtigen Kirchen ſind ſtattlich, und geben der Stadt Anſehen und Ehre. Sie ſind nach alter Weiſe bis oben hinan mit vielen Schnörkeln und allerley Bas Reliefs geziert, wie auch die hohen Wände und

Mauern der Kirchen bis an die Dächer mit allerley bibliſchen und weltlichen und mönchiſchen Hiſtorien, zum Theil mit großem Fleiß und ſeltner Mühe gearbeitet.

Man zeigt auch noch gern die Egidien- oder Neue Kirche, welche ganz zierlich iſt, und die Spitalkirche, nicht wegen ihrer Größe oder Zierlichkeit, ſondern wegen mancher Raritäten. Vormals waren hier in einer eignen Schatzkammer die Reichsinſignien zu ſehen. Sie ſind aber in dieſem Kriege fortgeflüchtet und dies ſchmerzte meine Neugier nicht. Dafür zeigte man mir einen ganzen Plunder von Reliquien und Gebeinen, und eine Menge der koſtbarſten Meßgewänder, welche an beſtimmten Feſten die Herren Geiſtlichen anthun. Ich wünſchte, die Franzoſen hätten dies dumme Zeug zuſammengepackt und das Gold, was dran ſitzt, eingeſchmolzen. Als Rarität mag es immer hingehn, denn es iſt wirklich manche recht feine Stikkerey darauf, aber daß die Geiſtlichen noch darin umherſtrotzen und ſich aufblähen, das iſt dumm und unproteſtantiſch. Dicht vor dem Altar liegt der Stifter des Spitals und der Kirche begraben; Friede ſey mit ſeiner Aſche! Im Spital übrigens war es lumpig und garſtig, und ich war froh, ſo einer faulen Luft entronnen zu ſeyn. Seine Lage iſt überall zu eingeengt und umſchloſſen. Ueber dem Altar iſt die Ausgießung des Geiſtes zu ſehen, ein Gemählde und Geſchenk des Edlen von Volkhamer, von dem ſich weiter nichts Edles ſagen läßt.

Noch muß ich einer Kirche erwähnen, die, wenn ſie vollendet werden ſollte, ein ſehr ſchönes Gebäude werden muß. Es iſt die katholiſche Kirche, die nahe am teutſchen Hauſe angelegt wird. Man hat ſchon 10 Jahre daran gebauet und oft niedergeriſſen und wieder aufgeführt. Jetzt iſt der Grund und das erſte Säulengeſchoß fertig, welches viel Einfalt und Adel hat. Ob es übrigens nicht ein Abderitenſtreich ſey, jetzt Kirchen, und zwar ſo koſtbare zu bauen, da ſie an manchen Orten verkauft und weggeſchleudert werden, darüber kann ich nichts entſcheiden.

Das Zeughaus, ſonſt eine große Merkwürdigkeit in Nürnberg, hat ſeit dem vorigen Jahre alles Intereſſe verloren, da beydes Kaiſerliche und Franzoſen aufgeräumt haben, daß wenig Rechtes mehr zu ſehen iſt.

Das Rathhaus iſt wirklich ein ſehr ſchönes Gebäude, nur zwey Stock hoch über dem Erdgeſchoß, und, wie es ſcheint, nicht ganz vollendet. Es iſt jammerſchade, daß es nicht einen beſſern Platz hat. So wie es hier ſteht, ſieht man es kaum, und die beſten Schönheiten gehen dem Auge verloren. Es iſt vor dem dreißigjährigen Kriege und zum Theil noch im Anfange deſſelben erbaut, und ſeitdem haben den Nürnbergern Muth und Luſt gefehlt, es weiter durchzuführen. Im Innern iſt ein offener Hof und um die Säle des zweiten Stocks läuft ein Säulengang herum, deſſen Decken ganz zierlich al fresco bemahlt ſind; doch ſind ſie zum Theil ſchon ſchimmlicht und modrig von Anſehen, und möchten mit der Zeit mit ihren Helden und Streitroſſen wohl den Leuten auf die Köpfe kommen. Man wandert nun durch eine ſchöne Reihe Säle, worin die Herren des Raths und die übrigen Kollegien ihre Sitzungen halten, und die mit Gemählden, Schildereyen und allerley Schnurrigkeiten ausgeziert ſind. Man findet hier mehrere Gemählde von A. Dürer und Sandrart. Von letzterm iſt das Friedensmahl merkwürdig; ein großes Stück, welches lauter Portraits enthält, nemlich: die Fürſten, Geſandten und Doktoren, die den Osnabrücker Frieden, wenn nicht alle abſchloſſen, doch abſchmauſten; alle im alten lächerlichen Koſtum dargeſtellt, welches den Mahler nicht eben ſehr begünſtigt. Die meiſten Gemählde hängen leider ſo übel und ſchattig, daß man die beſten gar nicht ſieht und ſich tantaliſch ärgert. Die beyden Menſchenrepräſentanten von Dürer ſind recht brav, wenn er gleich eine andre Eva hätte in petto haben können. Der Kampf des Herkules und Antäus hat einen außerordentlichen Ausdruck der Glieder, Muskeln und Gebährden. Es iſt einem, als fühle man die Angſt des Erſtickten, ſo eine gräßliche Quaal, eine zu gräßliche, liegt auf ſeinem Geſichte. Peter der Große von Copeschi gemahlt, iſt ein herrlicher Kopf, ganz die Idee gebend, wie die Geſchichte dieſen großen und ſchöpferiſchen Mann zeigt. Die Verhöhnung Chriſti iſt auch ein wackres Gemählde. Beſſer indeſſen ſind die unedlen und gemeinen Züge der Verhöhner ausgedrückt, als die ſtille in ſich verſunkne Kraft des Dulders.

Unten im erſten Stock ſind mehrere Säle und Gemächer, unter andern der berühmte große Saal, worin Kaiſer Maxens Triumph abgemahlt iſt. Das Gemählde iſt wie der Saal, groß und ungeheuer, doch bey weitem in ſeiner Art nicht ſo ſchön, ſondern was ſolche Darſtellungs- und Prachtſtücke gewöhnlich zu ſeyn pflegen, bunt und lieblich dem Auge und dem großen Haufen ſchmeichelnd, der in allen Dingen das Grelle und Auffallende erhaſcht. Da ſind Gott weiß wie viele Pferde vor dem Wagen geſchirrt, denen eben ſo viele Tugenden mit mancherley Attributen zur Seite gehen. Abſtrackte Dinge und Allegorieen ſind faſt immer unlieblich im Gemählde, und der Mahler thut durchaus beſſer, Sachen und Perſonen hiſtoriſcher Beſtimmtheit zu wählen; bey jenen muß man, wie man hier weißlich gethan hat, immer drunter ſchreiben, was jede Figur vorſtellen ſoll.

Eine Bibliothek iſt ein gar zu todtes Ding für einen jeden, der nicht drin ſtudiert. Von bunten Bänden und alten Handſchriften läßt ſich wenig Unterhaltendes ſagen, wenn man ſie ſelbſt bloß durch das Angaffen einiger Stunden kennt. Ich ſage alſo nichts von der Nürnberger. Beſſer erluſtigte mich die bekannte Frauenholziſche Kunſthandlung. Dieſe iſt in Rückſicht der Mannigfaltigkeit und Auswahl und des großen Reichthums gewiß eine der erſten in Teutſchland, und ſowohl dieſes, als die ungemeine Gefälligkeit und Humanität, womit man einen fremden Gaſter aufnimmt, gereicht der Handlung ſehr zur Ehre.

So unvollſtändig und einzeln auch alles das hingeworfen iſt, was ich bisher von der alten Reichsſtadt geſchrieben habe, ſo deutet doch alles auf vorigen Reichthum und Flor. Die mächtigen und ſchönen Kirchen, die Springbrunnen, die Brücken, die Thore und Thürme und Mauern, das Rathhaus und viele andre öffentliche und private Gebäude und Anſtalten weiſen offenbar auf eine beſſere Zeit zurück, als die jetzige iſt. Man ſieht es der großen Stadt leicht an, daß ſie einſt mehr als 30000 Menſchen in ſich halten, und größeres Gewimmel in ihren Häuſern und Gaſſen haben mußte. Jetzt ſind manche Theile der Stadt ganz öde und menſchenleer, und Plätze mit Gras bewachſen, wo vordem vielleicht thätiges Leben und Regſamkeit war. Vor einigen Jahrhunderten hieß es immer das reiche, das kluge, das kunſtreiche Nürnberg. Alles das iſt nun anders. Die Urſachen davon ſind vielleicht mancherley, und mögen tiefer liegen, als man glaubt. Natürlich mußte Nürnberg um vieles in ſeinem Handel und Verkehr ſinken, jemehr Nebenbuhler kamen, je aufmerkſamer die Monarchen ſelbſt auf den Handel und Kunſtfleiß ihrer Unterthanen wurden, und je nachdem der ganze Handel theils durch Zufall, theils durch den Geiſt der Zeit, der oft auch nur Zufall ſcheint, eine ganz andre Wendung bekam. Dafür konnte die Stadt nicht, das hat ſie mit mehreren italiſchen, teutſchen und andrer Länder Städten büßen müſſen, und muß ſich mit der Nothwendigkeit tröſten, welche die Welt und alle Dinge regiert. Als eine andre Urſache des Verfalls und der Abnahme der Stadt nennt man ihre Verfaſſung, die offenbar zu altfränkiſch, unbiegſam und pedantiſch war, und nicht mit dem Geiſte des Jahrhunderts fortgeſchritten iſt. Dahin rechnet man den ägyptiſchen Zunft- und Kaſtengeiſt, und manche Gebräuche bey den Zünften und Gewerken, welche oft die fleißigſten und nützlichſten Arbeiter aus Nürnberg jagten, und andern Städten ihre Kunſt und Nahrung gaben. So entſtand Fürth meiſtens aus Nürnberger Arbeitern, und iſt immer gewachſen durch Nürnbergs Abnahme. Dieſe Zunftverfaſſung und Steifheit in alten Weiſen und Gebräuchen, hat endlich der wahren Induſtrie und Erfindſamkeit geſchadet, indem er alles zu ſehr beſchränkte, und nur an den alten Muſtern und Handgriffen feſt hielt. Immer mochte Nürnberg vor 200, ja noch vor 100 Jahren eine der erſten und vollkommenſten Manufakturſtädte ſeyn, ſie iſt nicht fortgeſchritten, und manche Dinge, die man ſonſt nur in Nürnberg ſuchte, werden jetzt an vielen andern Orten beſſer und wohlfeiler gemacht. Eine gute Verfaſſung müßte über dergleichen Dinge ſeine Bürger aufklären und leiten, und die alten Gebräuche und Mißbräuche abſtellen, wenn ſie durch die Zeit wirklich veraltet ſcheinen. Aber wo iſt dieſe Verfaſſung? wo in einer Stadt, die ſeit vielen Jahren mit ihrem eignen Magiſtrat in ſchlimmen und koſtbaren Händeln liegt? Dieſer Magiſtrat beſteht aus den Patriciern, die das Vorrecht haben vom Fett des Landes zu leben. Sey es immer, daß ſie ihre Landgüter im Nürnberger Gebiet mit Fug und Recht beſitzen, ſicher iſt es eine Uſurpation, daß ſie alle beſten und einträglichſten Stellen im Staat bekleiden, und dafür obenein noch ſtolz und unwiſſend ſeyn dürfen. Gott behüte mich, daß ich alle dieſe Männer in Einen Topf werfen ſollte, es gab und es giebt biedre und geſcheute Leute unter ihnen. Aber der Grund taugt nicht und kann nichts Gutes hervorbringen. Wenn ſo ein Herrchen ſeine jungen Jahre meiſt in Müßiggang und Stutzerey vertändelt, vielleicht nicht weiter, als Altorf kömmt, wo er des Gebrauchs wegen ſtudiert, dann noch einige Jahre herumhüpft und faullenzt, gegen nützliche Bürger übermüthig, gegen geſcheute Leute grob, gewohnt, das Ihr Gnaden, von allen Lippen zu hören, und den Hut von allen Köpfen ſliegen zu ſehen, ſobald es erblickt wird, was kann daraus Gutes werden? So rückt es endlich in eine gute Stelle ein und immer höher hinauf, bis Alter und ſpaniſcher Mantel und Kragen ihm Grandezza geben, und Würde, die ſein Herz nicht kennt. So iſt es mit Mehrern, wenn wackre Leute klagen, die ihre Stadt lieben. Der Geiſt des zu Ende gehenden Jahrhunderts, macht freylich den Bürger und Bauer keck und oft plump und grob, und man ſieht die alte hundiſche Teutſchheit nicht mehr ſo ganz in der vorigen Form; aber das Uebel dauert und ich habe mehrere dieſer Herrchen geſehen, die hier als kleine Souverains verehrt werden, und bey deren Miene des ſchaafköpfigen Wohlgefallens und Uebermuths einem freien Manne die fünf Finger in der Hand oft unwillkührlich zuſammen kribbeln. Und doch trotz allem dieſen Unweſen iſt Nürnberg noch immer eine der erſten Fabrik- und Handelsſtädte Teutſchlands, welche manche Artikel noch allein hat, und in manchen noch immer mit andern Städten wetteifert. Sie liegt ſo bequem zu einem Umlagsplatz für das ſüdliche Teutſchland und hat ſo ſchöne Gelegenheiten zum Handel mit Italien, daß ſie in Rückſicht ihrer Waarenlager und ihres Verkehrs noch immer ſehr bedeutend iſt. Manche ſehr unwichtige Zweige ihres Handels, die kleinen Spielwaaren z. B., ſind doch durch die Menge bedeutend.

Was ſoll ich endlich von dir ſagen, gutes harmloſes Volk in Nürnberg? Ich glaube, ich thäte beſſer, gar zu ſchweigen. Haſt du mir doch in den Tagen meines Aufenthalts alles Gutes und Liebes erzeigt, und mich mit der Freundlichkeit und Gutmüthigkeit aufgenommen, die ein redlicher Menſch im Leben nicht vergeſſen ſollte. Nun laß mich immer ein Paar Worte von dir ſchreiben, ſie werden die Beſchriebenen endlich vielleicht in einem beſſeren Lichte zeigen, als den Schreiber, der natürlich durch das viel-Schmieren und die Wuth, zu bemerken, den Geiſt eines Recenſenten und Richters, wie alle Schreiber, gem. uſ, und endlich die hellſten Dinge mit ſchielenden Augen ſieht.

Man ſollte denken, es ſey abgeſchmackt, über die äuſſere Geſtalt der Menſchen in einer Stadt, oder Provinz viel zu bemerken, weil es allenthalben häßliche und ſchöne Menſchen giebt. So iſt es freylich, aber doch mit einem erſtaunlichen Unterſchiede, oft mit einem ſo auffallenden, daß man nicht begreift, wie es in der Entfernung von 5 bis 10 Meilen möglich iſt; und doch iſt es dies. Man vergleiche Erlangen mit Nürnberg, und man wird ſich ſchon wundern. Man ſehe die Nürnberger in den Häuſern, auf den Gaſſen, auf ihren Tummelplätzen des Vergnügens, im Theater, und wo ſonſt noch, und immer dringt ſich die unangenehme Bemerkung auf, daß es keine der ſchönſten Racen iſt. Sieht man die Männer an, wie ſie meiſt bleich und marklos dahergehen — es giebt freylich der dicken Bäuche auch, aber dieſe ſind nicht ſelten ohne Mark und Kraft — mit mattem Blick und verſunkenen Zügen, ohne Kraft und Leben in den Gliedern und in dem Antlitz, wie ſie ſie tragen; wie alles ſo abgeſpannt, ſo ohne Keckheit und Trotz und Großherzigkeit iſt; ſo iſt das ein ſehr widriges Gefühl. So ſind die Frauen und Mädchen in ihrem Geſchlecht, ohne Ausdruck und Lebendigkeit, ohne Wohlgemüthigkeit und Grazie, ohne die Farbe der blühenden Jugend und den freundlichen Anſtrich des erſten jugendlichen Lebens. Man findet mitunter manche hübſche und intereſſante Geſichter, aber dieſes meiſt nur in der Ferne. Es fehlt das Stechende und Reitzende, das kleine unſichtbare und unbeſchreibliche Flämmchen, das aus einem holden Geſichte leuchten muß, wenn es gefallen ſoll. Die meiſten haben die langen hängenden Geſichter der Männer, die ſtummen Augen; wollte Gott, ſie hätten auch die ſtummen Lippen! denn ſie empfehlen ſich ſchlecht durch ihre Zahnloſigkeit, wenn ſie ſie öffnen. Dieſen Mangel tragen hier auch die meiſten Männer mit ihnen, und es iſt ein Sprüchwort im Lande umher: die Nürnberger kannſt du am Munde kennen. Ergötzend war es mir ſchon in Erlangen, wenn Fremde an der table d'hôte waren, und die Stimmen flüſterten: der da und jene dort ſind Nürnberger, ſie haben keine Zähne. Daß dieſe Bemerkungen nicht allgemein ſeyn ſollen, dagegen proteſtire ich im Namen von Nürnbergs Mädchen, und ihres alten Meiſterſängers Hans Sachs, der ſich wohl auf einen feinen Körper verſtand; auch hier habe ich recht hübſche Mädchen geſehen, aber das ſind Seltenheiten. Das Schminken fängt hier an ſehr gemein zu werden. Ich ſah es nachher im ſüdlichen Teutſchland überall mehr, ſelbſt in kleinen Städten, als im nördlichen, ſo wie das ſchöne Geſchlecht überall ungebildeter und doch nicht züchtiger iſt, als drunten. Woher? das weiß ich nicht, und wenn ich's auch wüßte — — —

Woher kömmt die viele häßliche Welt in Nürnberg? Ja da antworte einer geſcheut. Vieles kann man ſicher auf den Zunftgeiſt rechnen und die kranke krüppelhafte Verfaſſung. Die äußern Zwangsſtiefeln des Geiſtes wirken gewiß mehr auch auf die äußere Geſtalt, als mancher denkt, und rauben endlich allen Ausdruck von Kraft, ohne den keine Schönheit beſteht. Einige meinen, das weibliche Leben thue das meiſte; möglich, da es für die fleißige Klaſſe der ſitzenden Arbeiter nicht paßt; aber es wirkt doch nicht ſo in Wien; indeſſen arbeitet man da auch nicht viel. Die Sitten ſollen hier übrigens im Verhältniß gegen andre Städte Teutſchlands von gleicher Größe noch ziemlich rein ſeyn, welches ich freudig bejahe, weil noch viel Anſtand herrſcht, der zu unſern Zeiten trotz aller Maſken und Larven, die er verbirgt, doch gewöhnlich etwas beweiſt.

Man findet auch im häuslichen Leben der Nürnberger, in ihren Kleidungen und Verzierungen noch viel Altes und Ehrbares, mehr, als man in einer Stadt erwarten ſollte, wo alle Artikel des Luxus und der Mode in großer Menge feil ſind. Da ſieht man reiche Bürger und Bürgerinnen im einfachſten Anzuge, ſie mit der blanken Mütze der Großmutter, ihn mit einem Rock, der vielleicht 10 Jahre aus der Mode iſt, ohne Verlegenheit an den Oertern der Freude herumgehen und fahren, und es im Uebrigen den Reichſten und Vornehmſten gleich thun. Ja ſelbſt unter dieſen Reichſten herrſcht in Kleidungen und Equipagen eine rühmliche Simplicität. Wagen und Pferde und Reitpferde hat faſt alles, was es irgend erzwingen kann, und jeder benutzt das Leben, das den armen Sterblichen ſo ſchnell entflieht, und genießt ſeiner mannigfaltigen Güter aufs beſte. In dieſer Hinſicht ſind die Nürnberger in der ganzen Gegend berühmt, und die Neigung zum Wohlleben und Schwelgen ſoll ſich vom Kleinſten bis zum Größten erſtrecken. Dieſes merkt der Fremde auch bald an den zahlreichen Geſellſchaften, die er täglich an allen ſolchen Orten, in den Städten und auf den Dörfern, findet, und an der Menge Wagen und Reiter, welche immer die Straßen auf und abgehen. Es iſt ſogleich bekannt, wenn in einem Städtchen oder Dorfe was Leckeres aushängt, und, ſey es meilenweit, der Nürnberger muß dahin. So theilen viele von ihnen die Woche ein; nicht bloß die reichen Müſſiggänger, ſondern thätige Kaufleute und fleißige Fabrikanten; nicht in Dekaden, ſondern in Duaden und Triaden. Wo ein junges Schwein abgeſtochen iſt, wo ein Hammelſchießen, ein Wurſtbraten ausſteht, wo grade die beſten Früchte und Kuchen und Fiſche, an dieſem und jenem Tage zu haben ſind, daß weiß man ſogleich, und ziehe gierig dem Geruch der kalten Küche nach. Je jünger und weichlicher die Gans, je zarter das Ferkel, — es iſt einem auffallend, wie ſie hier und in Regensburg bey hunderten zu Markte gebracht und gegeſſen werden — je feiſter der Puter und der Kapaun iſt, deſto mehr ziehe es an. Gebackenes und Süßes wird wohl an keinem Orte mehr verſchlungen; dies zeugen am beſten die vielen Lebküchner und Zuckerbäcker und die zahnloſen Mäuler. Es iſt keine Fabel, daß ſo Eine Familie oft an Einem Tage drei bis vier Dörfer zechend und ſchmauſend durchzieht. Nicht gern fährt ein Nürnberger einem Wirthshauſe vorbey, ohne etwas zu ſich zu nehmen. Nun der Himmel gönne es ihnen, wenn es ihnen nur zu Fleiſch und Blut würde! Aber das iſt denn doch ſehr ärgerlich, wenn man ſie nun ſprechen hören muß und nichts vernimmt, als wo die beſten Braten, Würſte und Ferkel ſind; wo das und das Bier und der und der Wein am beſten iſt; wo der beſte Kaffee geſchenkt wird ꝛc., wenn der Geiſt ſelbſt in den Freßcharakter übergeht, dann wehe einem Volke! es iſt zu jeder Hudelei und Unterdrückung reif. Doch nicht weiter! ich fühle, ich werde ungerecht. O ihr habt doch ein Herz, ich muß es euch zutrauen, ihr ehrlichen und freundlichen Menſchengeſichter. Ihr ſeid wohlwollend und freundſchaftlich. Man ſieht es euch an, ihr wollt jeden, auch den Fremdeſten, auch ſo einen Spion, wie mich, ſo wohlgemuth und glücklich ſehen, als ihr ſelbſt euch fühlt. Was könnt ihr dafür, daß ihr keine beſſere Freuden kennt? daß Verfaſſung und Lebensweiſe euch ſo im ſtillen Gängelbande halten? daß ihr durch Weichlichkeit alle ſtarke Leidenſchaften verloren habt, und der Stempel der Menſchenkraft auf eurer äußern Geſtalt ſchwach abgedruckt iſt? Ihr ſeid dienſtfertig und gefällig, ihr ſeid zutraulich und verdient Vertrauen. So trinkt und eſſet und ſchlafet! was kennen die meiſten Menſchen aller Orten beſſeres? Lacht über die Schwänke eurer Bühne, lacht über die ganze Welt, wenn ſie euch nur in Ruhe läßt; und lebt ſo glücklich, als es ein gutes und wohlwollendes Herz macht, welches ihr habt. Der Himmel wird euch ſchon aus eurer lethargiſchen Ruhe ſchütteln zu ſeiner Zeit; geſchehe es nur durch kein Donnerwetter oder Erdbeben.

Reiſe nach Regensburg.

Den 5ten Jul. wieß ich Nürnberg die Ferſen und wanderte des Weges nach Regensburg fort. Der Weg bis Neumark in der Oberpfalz geht faſt immer durch Nadelholz, womit einige Schenken und Dörflein abwechſeln. Bey Neumark öffnet ſich die Gegend, und man ſieht die Stadt vor ſich in ſchönen Kornfeldern, und fernher mit Wald umkränzt. Eine Viertelſtunde davon liegt der Wolfsſtein in ſeinen Trümmern, herrlich herabdräuend gegen Norden, und im Nordoſten ein kleiner Weinberg. Hinter Neumark wird der Weg romantiſcher. Immer noch ſteigt die Gegend und iſt doch meiſtens Fläche, mit ſchönem Getreide, auch mit Weizen beſäet, immer noch mit ſchmalen Rücken; fleiſſig mit Kalk bedüngt, den einige Ortſchaften aus dem Kalkſtein brennen. Die Dörfer werden ſchlechter, mit Stroh und Schindeln gedeckt, und dem Auge, das die Nürnberger Stadtdörfer verwöhnt haben, nicht luſtig anzuſchauen. Die Menſchen werden ebenfalls verſtockter und tückiſcher von Anſehen, obgleich ſie meiſt beſſer gebildet ſind, als die Thüringer und Frankenbauern. Das Land iſt ſonſt fruchtbar und ſchön. Meine Wanderung war heute heiß durch den Himmel und die Geſchwindigkeit meiner Füße. Schlaf ward mir nicht gereicht; denn das ganze Haus war voll von Fuhrleuten und Fremden, die die Nacht durch polterten, indem immer die einen nach den andern reiſeten. Ich war um vier Uhr auf, frühſtückte gut, und wanderte luſtig in einer glühenden Hitze fort. Mein Weg ward immer reitzender, je näher ich den Ufern der Nab kam, und ich glaubte mich zuweilen an die Wiſend verſetzt. Himmliſch und entzückend war die Ausſicht, deren ich genoß, als ich auf der Anhöhe über der Donau war, und Regensburg mit allen ſeinen Thürmen und Zinnen ſich tief unten im ſchönen Thale ausbreitete. Trotz der Sonnenglut des Mittags wanderte ich fröhlich den

Berg hinab, durch ſchöne Felder und Weinberge, und ſo ging es unter dem Berge längſt der Donau fort. Lächeln mußte ich, als ich unter einem Krucifixe am Berge einen alten kahlſcheitligen Mann unter der flammenden Sonne knieen, und ſeine Hände auf und abrecken ſahe. Ich fragte einen Mann nach ihm. O der iſt hier alle Tage, die Gott werden läßt, es mag regnen oder ſchneyen, und wie Sie ſehen, die Hitze ſcheut er auch nicht; noch den langen Weg aus Regensburg, denn daher iſt er. Ich dachte an mich und alles ernſte Wollen, wanderte über die ſchöne Donaubrücke durch Stadt am Hof, und nahm in einem ſanftmüthigen Thiere, dem weiſſen Lamm, mein Quartier. Es war Mittag. Man rechnet von Nürnberg hieher 10 bis 12 Meilen.

Der Ackerbau in der Oberpfalz ſteht ſehr gut aus, und überall auf den Bergen fand ich herrliches Getreide. Das Vieh iſt ſchön, die Pferde groß und ſtark, die Tracht der Menſchen die alte, nur daß ſich die häßlichen Zipfeltücher um den Kopf in Mützchen und Häubchen verwandelt haben. Die Männer haben meiſtens die teutſche Tracht, die mit Abänderungen zuweilen in die der Bergmänner und Altenburger übergeht. Krucifixe und Heiligenbilder ſind an allen Straßen und in allen Stuben, meiſtens abſcheuliche. Ja ſelbſt an den Bäumen im Walde findet man gar häufig ſolche Bilderchen angeheftet, mit einer Inſchrift ex voto; beſonders oft aber ſieht man das ſogenannte geheime Leiden Chriſti, wovon die katholiſchen Prieſter viel wiſſen müſſen; denn bald liegt er in Ketten und Banden, mit Wunden durchbohrt, bald in Verdrehungen und Torturen, bald wird er gezwickt und geſchüttelköpft. Sie ſollten ſich nur ihr geheimes Leiden von den Pfaffen mahlen laſſen, das wäre ihnen nützer.

Meine Tiſchgeſellſchaft für meine drey Tage in Regensburg, war eine der intereſſanteſten und mir in Rückſicht mancher Notizen und Warnungen für Wien und die öſterreichiſchen Lande recht erſpießlich. Es waren nemlich an einem Tage mit mir zwey emigrirte Familien dort eingetroffen, die in verſchiedenen Richtungen auf die Zeit fluchten. Der eine ſeit 33 Jahren in Wien als Kaufmann anſäſſig mit ſeiner dickleibigen und freundlichen Wienerin, hat bey dem bekannten Lärm des franzöſiſchen Geſandten Bernadotte in Wien ſich verdächtig gemacht, und als Franzoſe und Enragé die Stadt räumen müſſen, und wird ſich nun in Regensburg ſetzen. Er war im eigentlichen Sinn ein Toller, und in Wuth über alles Nichtfranzöſiſche, gebehrdete ſich auch, als habe er in 40 Jahren, daß er in Teutſchland iſt, kein Wort teutſch gelernt. Der andre, ein gebohrner Mayländer und ſeit 18 Jahren aus ſeinem Vaterlande abweſend, hatte ſein Weib bey ſich, eine hübſche Engländerin, wie er ein freundlicher Lombarde war. Vergebens hatte er in ſein Vaterland zurückkehren wollen. Man hatte ihm den Eingang und den Eintritt in ſeine anſehnliche Erbſchaft, die ihm durch ſeines Vaters Tod zukam, dort verſperrt, und will ihn nun auch nicht als einen Ausländer in Wien aufnehmen, obgleich er 4000 Louisd'or deponiren will. Mit dieſen Leuten ward nun immer politiſirt, beſonders mit dem Franzoſen, der ein geſcheuter Mann, nur ein zu mächtiger Stürmer war. Der fünfte Tiſchgeſelle und mir der liebſte, nicht weil er von Thuiskon ſtammte, war ein wackrer Bayer, der durch ſein biederes Geſicht und ſein feſtes teutſches Urtheil gleich mein Herz gewann, noch mehr aber durch ſeine Worte und ſeinen Zorn, ſobald von Recht und Unrecht die Rede war. Er reiſt als Kaufmann in ſeinen Geſchäften, ſein Weib wohnt zu Krems in Oeſtreich. Als ich den Sonntag Nachmittag abreiſte, kam dieſer Menſch mir wie ein guter Engel nachgeſchlichen zum Schiffe. Ich hatte ihn nur bey Tiſche geſehen, und wenig mit ihm geſprochen, weil er nicht Franzöſiſch konnte. Freundlich trat er zu mir, und blieb wohl eine Stunde, bis das Schiff abſtieß, drückte mir dann herzlich die Hand und gab mir nun erſt ſeinen Namen preis. Er hieß Hirſchnagel. Ein feſter brauner Mann, mit freyer Stirne und hoher Bruſt. „Wir werden uns wieder ſehn“ rief er. O, es hat es mir ſo mancher nachgerufen, und ich habe ſo ſelten einen wieder geſehen! Meine Tage hier in Regensburg war ich immer in der Stadt und auf den Plätzen des Vergnügens herum, beſonders auch in den Kirchen bey den Meſſen und Predigten, um Menſchen zu beluchſen und ſpioniren.

Auch Regensburg iſt eine große und dickleibige Stadt, etwa um ein Drittel kleiner als Nürnberg, und ungefähr in dieſem Stil gebaut. Rund herum laufen doppelte Mauern, auſſer am Strom. Die erſte Einfaſſung zunächſt an der Stadt iſt mit Gärten und Bäumen beſetzt, die zweyte iſt an einigen Stellen Sumpf, an andern Wieſen, an andern Garten. Innerhalb der Stadt läuft, wie an einem Theil Nürnbergs und in mehrern altteutſchen Städten, faſt rund herum an der Mauer eine hölzerne Gallerie, worauf man auf Treppen ſteigt. Auch in dieſer Stadt giebt es keine einzige gute Straße, keinen einzigen ſchönen Platz, keine ſo hohen und ſtattlichen Thürme, als in Nürnberg. Die Häuſer ſind dieſelben, gute und ſchlechte; die guten können bey den elenden engen und krummen Gaſſen gar nicht erſcheinen. Auch hier iſt das Unweſen mit den Erkern, wie in Nürnberg. Die fremden Geſandtſchaften mit ihren Wappen, die Heiligenbilder und Klöſter prunken hie und da ein wenig, aber ärmlich, und ohne das Ganze dadurch ſtattlicher und anſehnlicher zu machen. Der Dom iſt von innen ſchöner, als von auſſen, und hat eine treffliche Wölbung, aber nicht die ſchimmernde Erleuchtung des Paſſauiſchen. Er iſt ganz voll von Gemählden, worunter aber nichts beſonders iſt. In einer Seitenkapelle zeigte man mir eine Katherina, das Geſicht einer glatten buhleriſchen Bayerin: keine Idee des Ideals höherer Menſchheit. Doch iſt ſie hier in Regensburg bey den Gläubigen in hoher Gunſt, ich denke wegen der blanken Farben und des andern künſtlichen Putzes umher. Das Stift Sanct Emmeran beſuchte ich den Sonnabend Nachmittag, und ward durch eine herrliche Muſik und ſchönen Menſchengeſang vom Chor ſo entzückt, daß ich nie in einer andern Kirche ſolche Gefühle der Erhabenheit und zugleich der tiefſten Rührung empfunden habe. Ich hatte hier wahrlich eine recht fromme Stunde, wenn es fromm ſeyn iſt, in dem vollen Gefühle der höheren und edleren Menſchenkräfte und der himmliſchen Mächte unſers Geiſtes von dannen zu gehen. Dieſe Kirche iſt bey weitem die prachtvollſte in Regensburg, ſchön gewölbt, mit leichten emporſtiegenden Pfeilern.

In der Kollegiatkirche zeigte man mir, mirandum dictu! eine Gemählde der Gebenedeyeten von Sanct Lukas, welches auſſerordentliche Dinge gewirkt haben ſoll. Zu ſchön für Sanct Lukas iſt es nicht, aber ſicher zu jung. In noch einer andern Kirche, ich meyne, der Karmeliter, war ein heiliger Nagel in die Wand geſchlagen, mit dem Avis: Dieſer Nagel iſt mit jenem oft und lange zuſammengerieben worden, der vom Kreuze Chriſti in der Wiener Schatzkammer als eines der köſtlichſten Kleinodien aufbewahrt wird.

Am Sonntag Morgen beſuchte ich die Kirche des Niedermünſters, um Nonnengeſichter zu ſehen, welches mir denn auch gewährt ward. Ich drängte mich durch die Menge der Knieenden und Anbetenden bis dicht zu ihnen hinan. Nur eine von 15 hatte eine ächte Nonnenmiene, und eine jüngere ſchien auf dem Wege zu ſeyn; die andern alten ſahen meiſt ſtierſtirnig und rauh, gleich unſern alten verwelkten Jungfern. Zwey ſehr ſchöne Mädchen waren unter ihnen und in der Jugendblüthe, die ſchon bleichte; Wie jammerten ſie mich! denn ach! das rouſſeauiſche plaisir isolé wie abſcheulich iſt es für das ganze Leben, das für Sie nicht mehr da iſt! Die eine ſah mit ihren ſchönen

Schmerzen

ſchwarzen Augen ſo traurig unter dem weiſſen Schleyer heraus, als wollte ſie die Steine anflehen ſie zu befreyen; eine ſchöne, intereſſante Geſtalt, ſo daß ich mein Auge nicht von ihr wenden konnte; auch ſie ließ die ihrigen oft auf den braunen unſtäten Fremdling fallen, und ſank verſchämt auf ihr Geſangbuch nieder, ſo oft die meinigen ihr begegneten. Ich ging zweymal hinaus und wieder von einer andern Seite herein, um das holde betrogene Mädchen zu ſehen und zu bejammern.

Die Stadt liegt hart an der Donau, von Südweſten nach Nordoſten, und eine kühne ſteinerne Brücke verbindet ſie mit dem bayriſchen Stadt am Hof, welches am linken Ufer liegt. Schöner wäre es, wenn ſie die Stadtmauer an der Donau nicht hätte, und dafür am Strom ſchöne Häuſer zeigte. Um die andern Landſeiten laufen ſchöne Promenaden von allerley Bäumen, die auch des Abends von Menſchen wimmeln, und im Süden findet man den Platz unter den Linden, wo einige große Tanz- und Reſtaurationshäuſer, einige Häuschen, Lauben, Bänke und Sitze rings umher ſind. Da findet man alle Nachmittage, von 4 bis 8 Uhr, Leute alles Standes, Alters und Geſchlechtes, und an gewiſſen Tagen auch Tanzpartieen. Der Raſen hat ein üppiges und friſches Grün, die Bäume einen auſſerordentlichen Wuchs und dunkeln Schatten. Es iſt ein ſtumpfes Dreyeck und ſtößt an die Promenade, die um die Stadt läuft; an den andern Seiten ſind die reichen und blühenden Kornfelder der fruchtbaren Ebene, die weit in den Süden und Südoſt ſich erſtreckt. Man lebt hier ſehr zwanglos im Menſchengewimmel und findet ſogleich Menſchen, mit denen man frey und freundlich ein Wörtchen plaudern kann. Viel fährt und ſpaziert man nach dem nahen Dörfchen Kumpfmühl, welches nach dieſer ſüdlichen Seite eine kleine Viertelſtunde von der Stadt liegt, und einige recht hübſche Gärten hat. Mich führte der Zufall mit einigen geiſtlichen Herren und ihren Schülern zuſammen, mit denen ich eine Stunde das Kugle ſpielte. Die Burſche erfreuten mich durch ihren Muthwillen und Wiz, und durch die obſcuroriſch-viroriſchen Brokken Latein, die ſie einmiſchen. Mit einem oremus riefen ſie den Spieler auf, an dem die Reihe war, und hatten den Kegeln, die ſieler, allerley Namen gegeben; ſo, als einer 7 warf, ſchrie einer: septem dormitores expergefecit. Lächerlich war es mir hiebey, wenn die Magd etwas zur Leibesnahrung und Nothdurft brachte, und dem einen, der vermuthlich was Rechtes bedeutete, einen hallenden Schmaz auf die Hand drückte, den er mit vieler Würde anzunehmen wußte.

Die dritte und ſchönſte Premenade der Regensburger, iſt die über die große Donaubrücke, und dann zur linken Seite über die hölzerne zu der ſchönen Inſel Niederwöhrd, die von der Brücke in der Länge einer halben Stunde, mit der größten Breite von 400 bis 500 Schritt von Norden nach Süden ſich erſtreckt. Vorne liegen mancherley Häuſer und Gärtchen, meiſtens zur Luſt. Beſonders ſchön iſt das des Herrn von Dittmer, mit ſeinen kleinen Gärtchen. Durch dieſe Häuſergaſſe kömmt man in eine ſchöne Allee von Sturmweiden, Linden und Kaſtanien, die mitten durch die Inſel bis ans Ende läuft, und zu beyden Seiten grüne Wieſen mit Schaafen, Kühen und Pferden zeigt, dann den getheilten Strom, weſtlich das oberpfälziſche Ufer und Hof, öſtlich Getreidefelder und die weite Stadt mit ihrem Schiff- und Menſchengewimmel. Dieſe freundliche Inſel, wo doch oft Menſchen wandeln, würde mein Lieblingsplaz ſeyn, wenn ich in Regensburg lebte. Das Gegenſtück hiezu liegt an der andern Seite der Brücke, in größerer Entfernung von der Stadt, nemlich der Oberwöhrd, ungefähr in eben dieſem Stil, zwiſchen Stadt am Hof und Regensburg. Die Promenade iſt da nicht ſo ſchön und entfernter, denn ſie liegt am öſtlichen Ende der Stadt, wo ſie durch eine Brücke ſich anknüpft, und hat mit der groſſen Brücke keinen unmittelbaren Zuſammenhang.

Die Gegend um die Stadt iſt äuſſerſt reich und anmuthig. Am weſtlichen Ufer hat ſie Hof und die freundlichen, mit Reben, Getreide und Gebüſch bekränzten Ufer der Oberpfalz; an der öſtlichen Seite breitet ſich eine ſchöne Ebene weit und ſeegensvoll mit Dörfern und Getreide aus, und wird ferne durch einen dunkeln Fichtenkranz geſchloſſen. Zu dieſem allen nenne den erſten Strom Europens, und du haſt viel geſagt.

In dieſer alten Reichsſtadt iſt der immerwährende Senat des heiligen teutſchen Landes, und viele andre fremde Geſandte mit ihrem Anhange und Gefolge. Doch giebt dieß der Stadt kein wahres Leben, weil die meiſten ſehr ſtill haushalten, und alles nach dem ſteifen ſpaniſchen Ceremoniel hergeht. Der Fürſt von Thurn und Taxis als erſter kayſerlicher Miniſter, macht eine Art Hof, aber alles eben nicht mit Glanz. Troz aller Diplomatik und der nicht kleinen Stadt kann ſich hier kaum ein mittelmäſſiges Theater halten. Doch hat dieſes die Folge, daß in der ganzen Stadt der altfranzöſiſche Ton in den Sitten zu herrſchen ſcheint, obgleich die Regensburger dazu eigentlich nicht gebaut ſcheinen. Sie dünken mir wenigſtens ein ſehr zutrauliches und treuherziges Völkchen. Ein ſehr nerviges und robuſtes ſind ſie wenigſtens und ein wohl gebautes. Unter den Weibern findet man ſehr viele hübſche Geſichter, die unter den kleinen Mützen und Häubchen, die oben nur das aufgebundene, oder geflochtene Haar bedecken, mit der freyen Stirne allerliebſt ſtehen. Ich habe viele ſogenannte Madonnengeſichter geſehen. Das kömmt von den Muttergottesbildern, ſagt Nikolai; nein, ſage ich, mi domine, das kann Er und ich nicht wiſſen, denn in den lutherſchen Kirchen hier habe ich dieſe ſchönen Mädel eben ſo häufig geſehen, als in den katholiſchen. Die thüringiſche und niederfränkiſche Citronenfarbe verſchwindet auch immer mehr und mehr, und die meiſten haben einen ſehr ſchönen Teint, blendend weiß mit bleichen Roſen, wie die Röthe eines Mägdleins billig ſeyn ſollte. Ich habe immer geglaubt, Schönheit ſey ein Beweiß für gute Sitten; aber dieß iſt wohl keine ſo ſichere Regel, als die, daß die Häßlichkeit zum Theil dem Laſter anhängt, wiewohl es an einigen Orten doch durchaus ein häßliches Menſchengeſchlecht giebt. Uebrigens iſt das weibliche Geſchlecht dieſer ſüdlichen Provinzen äuſſerſt ſchwach und leicht. Ich ſehe täglich Proben davon. Es iſt unglaublich, wie bey gewiſſen Fragen und Anſpielungen ſich das ganze Weſen der meiſten erheitert, man treffe ſie auf unſerm Schiffe, (ich ſchreibe dieſes im Donauſchiffe,) im Hauſe, auf der Gaſſe, wo man will. Unſer Jude z. B. hier in der Geſellſchaft, ein arger Burſche, und bey übrigens ſtattlichem Körper häßlich, wie die Sünde, hat gleich die Schönſten auf ſeiner Seite und ſchleppt ſie, wohin er will, und bey manchen, ſchön und unſchuldig, wie ſie erſcheinen, bedarf es nur eines ernſtlichen Wortes, und ſie weigern ein Rendezvous nicht.

So groß die Stadt iſt, ſo wenig ſoll ſie doch bevölkert ſeyn. Welch eine Lage hat ſie, faſt im Mittelpunkt Teutſchlands und der Donau zum Handel und zu jeder Art von Betriebſamkeit! Dieſe aber iſt hier, wie im ganzen Bayern nicht zu Hauſe, und machten die Donauſchiffahrt und die Speditionsgeſchäfte es nicht noch ein wenig lebendig, ſo würde man meynen, das ſteife diplomatiſche Korps hätte hier allen Lärm und alles Streben des thätigen und ſchaffenden Lebens verbannt. Wer mehr von Phyſiognomien weiß, als ich, möchte auch einen Rechtgläubigen und Ketzer an den Falten ſeines Geſichts ſchon auf 20 Schritte unterſcheiden können. Aber wenn der religiöſe Glaube aus dem Herzen immer mehr entwurzelt wird, wie ſollte er ſeine Zeichen noch ſo lebendig, wie vormals, in den Mienen tragen?

Der Magiſtrat iſt hier evangeliſch, ſo wie die eigentliche Bürgerſchaft; katholiſche Bürger wohnen nur für ein gewiſſes Schutzgeld. Der Pöbel dagegen, Knechte, Tagelöhner und Arbeitsleute ſind faſt alle katholiſch. Geiſtliche, Mönche, Prieſter und Nonnen ſind hier leider zu viel, und man kann faſt nicht gehen, ohne auf ſie zu treten. Auch emigrirte franzöſiſche Pfaffen ſind hier jetzt mehr, als gut iſt, und man von dieſem Geſchmeiß wünſchen möchte. Aber bey der Menge dieſer Pfleger des Gottesdienſtes iſt die Klage, daß die Ehrfurcht für die Heiligen abnimmt, die Klöſter ſich ſchwer füllen, und niemand mehr recht zu der Fahne des Papismus ſchwören will.

Von Regensburg nach Wien.

Geſchrieben den 9. Jul. an den Ufern der Donau bey Straubingen.

Eben kömmt unſre honorige Schiffsgeſellſchaft vom Mittagseſſen aus Straubingen heim, der Wind weht ſtark und unſer Schiffer iſt feige, und nichts mit ihm anzufangen, grob und dumm dabey und ein geſchworner Pfaffenfeind. Alles liegt alſo auf dem Rücken, und ich habe mich hier hinter eine freundliche Anhöhe gemacht, um zu ſchreiben und zwar einmal in verkehrter Ordnung; ſo führe ich den Leſer recht epiſch ſogleich in die Handlung ein. Um 10 Uhr ging es nach Straubingen, weil der vorige Kondukteur von Regensburg hier abgelöſt wird, und darüber einige Stunden verfließen. Wir fanden gleich vor den Thoren eine kleine Beluſtigung, nemlich mehrere Schwadronen Ulahnen, die, trefflich beritten, ihre Uebungen machten. Bald aber jagte ſie und uns ein Regen in die Stadt, und nun war unſer erſtes, Eſſen zu beſorgen. Dieſes war bald bereitet, und eben ſo ſchnell verzehrt. Dann kam ein Harfenſpieler mit ſeiner Donna, die zu ſeinem Geklimper luſtig anſtimmte mit dem Stücke aus den Tyrolerinnen: „Du biſt ja mein Schatzerl, juchheiſa, juchhei! komm, gieb mir ein Schmatzerl und bleib mir getreu.“ Die Seele unſerer Tafel war aber eigentlich die hübſche Kellnerin, deren Huld und Anmuth ſo auf die Gemüther wirkte, daß ſich keiner, auch der argen und ſchlimmen nicht, Unanſtändigkeiten gegen ſie erlaubte. Eine ſchöne hohe und ſchlanke Geſtalt mit einem Geſichte voll Engellieblichkeit, mit zarten roſigen Wänglein, einem ſchneeweiſſen Stutznäschen und einem Munde, um den die Grazien ſpielten; und über dieſes holde Antlitz leuchtete eine freye Stirne, unter der die ſchönſten blauen Augen funkelten; ſchwarze Haare flogen um die weiße Bruſt, hinten zierlich in Locken gerollt. O es iſt unbeſchreiblich, was ein ſchönes Weib vermag. Dieſe machte uns die ungeheure Zeche, den Regen, Sturm und alles, alles vergeſſen. Nach dem Dudeldum der Harfe mußte ſie und einige ſchlechtere Lückenbüßer mit den Tanzluſtigen rundwalzen. Woher ſo ein Mädchen den Schein der Sittſamkeit und Unſchuld doch in einem Gaſthauſe nimmt? Oder giebt es auch in dieſer Hinſicht privilegirte Menſchen, welche die gewöhnlichen Schulden menſchlicher Gebrechlichkeit nicht ſo hart drücken? oder endlich ſolche, die täglich den Verführungen ausgeſetzt, nicht erliegen? die letzten wohl am wenigſten.

Heute morgen um 4 ſchallte die Glocke, und wir wanderten aus Vater, wo wir geſchlafen hatten, in allerley Gruppen dem Boote zu, luſtig und poſſierlich anzuſchauen. Am beſten nahmen ſich die armen Weiber aus, alles Standes und Gewerbes, wie ſie einzeln, oder von ihren Nachtgeſellen und Eheherren geführt, heran kamen, beſprützt und beſudelt vom Koth bis über die Knöchel, und ſo mußten die Armen denn in ihrer fatalen Kleidung das ſteile, ſchlüpfrige Ufer mehr hinabrutſchen, als ſteigen, und ſich uns Spöttern und Spionen Preis geben. Daß man nicht ſo viel von politiſcher Selbſtſtändigkeit des Weibes ſchwatze;

ſie ſind faſt immer ſchutzlos und des Schutzes bedürfend, und in ſo vielen Zuſtänden, ihrer Natur nach, faſt unbehülflich. Billiger Weiſe ſoll man nur mit einer jungen und ſchönen Frau auf Poſtwägen und Poſtſchiffen reiſen. Gegen halb 5 ſtießen wir vom Lande, noch immer bey umwölktem Himmel und Staubregen. Aber allmählig brach die Sonne durch und bildete auf den Bergen am linken Ufer die magiſcheſten und feenhafteſten Geſtalten, indem ſie ein Loch nach dem andern in den ſilbernen Schleyer riß, womit der dampfende Morgennebel die buſchigten Berggipfel und die Thürme der Dörfer umhüllte. So legte ich mich aufs Verdeck hinaus, und genoß friſch und geſtärkt des wunderſchönen Anblicks der Welt um mich her. So ſegelten oder ſchwammen wir langſam weiter, dem mäandriſchen Strome nach, dem es hier in wunderlichen Krümmungen durch blühende Wieſen und Kornfelder hinzuſpielen beliebt; zur Linken mit aufſteigenden Bergen, hie und da mit Reben bekränzt; zur Rechten immer noch die fruchtbare und kornreiche Fläche. Dörfer, mit Stroh und Schindeln gedeckt, doch alle mit ſchönen ſtattlichen Kirchen; und die weidenden Rinder- und Roßheerden erinnerten uns an Menſchen, noch mehr aber die Menſchen ſelbſt, die zu zweyen und dreyen über den Strom fuhren, und zu 30 und 40 auf ſtattlichen Roſſen ſaßen, und Salzſchiffe, alle an einander gekettet, den Strom hinan ſchleppten. Sie ſind ſtark und rüſtig gebaut, meiſtens braun und mittlerer Statur, breitſchultrig und nervig an Waden, aber mit dummen und vom Aberglauben zuſammengedruckten und gefalteten Phyſiognomien, worin eben ſo viel Ehrlichkeit, als Beſtialität liegt. Gott verzeihe das Wort; aber ſo iſt es. O man möchte das alte Unweſen des Aberglaubens verfluchen, wenn man dieſe Menſchen und dieſes Land ſo zuſammen ſieht. Der Bayer, wie man ihn hier und auf den Dörfern ſieht, iſt grob, ſtumm und dumm. Anders ſchon die Weiber; dieſe haben es doch immer durch ihre

Natur voraus, in ihrem ganzen Weſen nicht ſo ſehr verwandelt und zerrüttet zu werden, als der unbeweglichere Mann, beſonders in jugendlichen Jahren. Der Weg kurz vor Straubingen ward entzückend durch die Täuſchungen, womit er uns zauberiſch äffte, immer in wechſelnden Zickzacken der Stadt bald näher, bald ferner, bis wir um 10 Uhr Vormittags anlegten.

Den 8. Jul. Nachmittags um 2 Uhr machte ich mich an Bord des Donaubootes, das binnen 6 bis 8 Tagen für 5 Gulden für den beſten Platz, der freylich noch kein guter iſt, die Reiſe nach Wien von 60 teutſchen Meilen zu machen verſpricht. Es war eine ſchreckliche Hitze, welche die Menge der Menſchen auf der Brücke und dem Verdecke noch abſcheulicher machte, und ſo mußten wir beynahe 2 Stunden braten, ehe wir klar wurden; und dieß alles einem unſrer Paſſagiere zu Gefallen, der ſich indeſſen durch ſeine Freundlichkeit jetzt ſchon uns alle wieder verſöhnt hat. Unſer Schiff, oder Boot, worauf wir fahren, iſt ein flaches Ding, etwa 35 bis 40 Ellen lang, zu beyden ſpitzen Enden offen, und mit Fäſſern und Körben gefüllt, unten etwa 3 bis 5 Ellen hoch bedeckt, und ebenfalls mit Gütern, Bagage und Menſchen vollgepfropft. Dieſe Menſchen haben zwey Abtheilungen: die am hintern Ende, das eben ſo gut, als das vordere, iſt, ſitzen, zahlen bis Wien zwey, die andern vier und fünf Gulden. Da ſitzt und liegt und ſteht alles über und unter einander, wie es der Zufall und die Laune eines jeden gebietet. Zum Glück hat man das Verdeck, wenn es nicht regnet; ſonſt würden Hitze und Ausdünſtungen es ganz unausſtehlich machen. Dieſe Schiffe werden in Wien verkauft, wenn ſie ausgeladen ſind, und gehen dann mit neuen Menſchen und Waaren die Donau weiter hinab, oft bis an das ſchwarze Meer hin. Wöchentlich, alle Sonntage, geht regelmäßig ſo ein groſſes Schiff von Regensburg ab. Für dieſe Donaupoſt ſind 16 bis 17 geſchworne Schiffmeiſter, die wechſelnd fahren. Unſer jetziger ſoll einer der langſamſten und feigſten ſeyn. Sobald wir hinter Niederwöhrd waren, wehte uns eine friſchere Luft an, und wir erholten uns nach und nach und konnten einander in Augenſchein nehmen. Es gab Leute faſt aller Nationen, Franzoſen, Engländer, Schweitzer, Juden, Weiber und Mädchen; von letztern leider nichts feines. Die Fahrt wird ſogleich entzükkend ſchön. Die Berge des Regensburger Stifts laufen zur linken Hand dicht am Ufer mit Weinbergen, Getreide und Bäumen fort, und zur Rechten breitet ſich die ſchöne korn- und wieſenreiche Ebne immer weiter aus. Die hohen Bäume, Linden, Ulmen, Sturmweiden ſtehen am Ufer alle von einem gigantiſchen Wuchs, und mit einem ſo üppigen Grün, als man es bey uns Hyperboreern nicht ſieht. Bald fuhren wir unter dem mächtigen Donauſtauff und ſeinen hohen Trümmern hin, die einen weiten Umfang haben, und rings bis zum Ufer hinab mit Gärten und Weinbergen umpflanzt ſind. So lieſen wir dann Brennberg, Kiefenholz in weiterer Ferne vorbey, ſo dem ſchönen Wöhrd, dem gegenüber wir landeten im Dörfe Pater, oder Vater. Die Geſellſchaft theilte ſich. Wir, die rüſtige und unbeweibte und unbepackte Jugend, nahmen ſogleich das beſte Wirthshaus ein und machten eine frohe Mahlzeit und einen muntern Kommers, beſtehend aus mir, einem Buchhändler nebſt ſeiner Gefährtin, einem Studenten aus Würzburg, einem Schweitzer und einem teutſchen Kaufmann, einem engliſchen Fabrikanten und unſerm Kondukteur. Um 12 lagen wir auf dem Ohre, nicht ohne manchen Spas und eine verwünſchte Hitze; auch die Mücken ſchwiegen die ganze Nacht nicht. Der arme Engländer verſteht faſt kein Wort teutſch; ich machte ihm, ſo gut ich konnte, den Dollmetſcher; er war einem Entzücken ähnlich, als er die ſüſſen Töne der Themſe hörte.

Heute Vormittag habe ich mich mit den Franzoſen unterhalten, feinen und zierlichen Leuten. Ich gab mich für einen Schweden, der ein ſechs, ſieben Jahre in Teutſchland gelebt habe, um deſto ungezwungener mit ihnen zu ſeyn, aus, und werde dieß bis Wien behaupten, um deſto weniger verdächtig zu ſeyn. Der eine ſchien, ein geſcheuter Mann im Geſpräch, ein vierzigjähriger und was drüber iſt, ein Emigrant; er geſtand endlich, er ſey 7 Jahr abweſend, Prieſter, und treibe jezt Handel. Er hat was einzubrocken, 4000 Louis im Vermögen, ſagte der andre heute Nachmittag, als uns dieſer in Straubingen verlaſſen hatte. Der zweyte, ein Breton, iſt ein wüthender Feind der neuen Ordnung der Dinge; doch gab er Gründe an, die dieſes menſchlich erklären. Mir, ſagte er, koſtet dieſe neue franzöſiſche Freyheit zwey Brüder und neun andre Perſonen meiner Verwandtſchaft, die die Guillotine gefreſſen hat, ohne das Geld zu rechnen, was ich durch ſie verloren habe. Er führt ein artiges kleines Weib bey ſich, eine Wienerin, die aber ſeiner Lebhaftigkeit nicht entſpricht. Es ſind übrigens allerliebſte Leute, fröhlich und freundlich und ſich mittheilend. Das andre Ende iſt mir immer noch ein unentdecktes Land. Hübſches und Artiges iſt indeſſen nicht da, ſoviel habe ich wohl beym Ein- und Ausſteigen geſehen. Handwerkspurſche, häßliche Frauen und Mädchen, und andre loſe Leute. Eine Dirne trat geſtern Abend zu uns ſpionirend. Der Schweitzer, der Buchhändler und ich ſtanden vor der Thüre. Auf Stroh könne ſie nicht liegen, meynte ſie. Wir proponirten, wie gewöhnlich. Sie antwortete auf Scherz ſo, daß ein Mann roth werden konnte.

Filshofen den 10. Jul. Abends.

So ſaß ich und ſchrieb, und unſre Mannſchaft trieb ſich, immer günſtiger Winde wartend, herum. Aber der Wind ward immer ſtärker, und um 6 Uhr eilte alles der Stadt zu ins alte Quartier, wo die reitzende Kellnerin war, nachdem man ein Stündchen wieder den Ulahnen zugeſehen hatte, die ſich auf dem alten Platze umtummelten. Der Abend war luſtig durch mancherley Scherz und Kurzweil, den die von Officieren, Bootsknechten und Paſſagieren gemiſchte Geſellſchaft angab. Zugleich gab das ſchöne Kind allem einen wunderbaren Reitz, und ließ den ſchlechten Oeſterreicher ſelbſt, leidlich die Kehlen hinabgleiten. Wir kamen ſpät in die Betten, konnten aber nicht ſchlafen, weil im großen Ballhauſe, uns queer gegen über, die ganze Nacht gefiedelt und getanzt ward. Um 3 Uhr Morgens ward geweckt. Ich trank eine halbe Bouteille Wein, ſagte dem holden Mägdlein herzlich Lebewohl und ſo ging es über die Wieſen, beynahe eine Viertelmeile, an Bord zurück.

Der Morgen war einer der ſchöneren und ſeltnen. Die aufgehende Sonne leuchtete wohlgefällig auf den wogenden Weyhrauchdampf, den der Strom und die Berge den geſtirnten und himmliſchen Mächten darbrachten. Kein Lüftchen wehte auf der Spiegelfluth, keine Kehle ſchallte aus den hohen Bäumen an den Ufern des Stroms. Es war eine hohe Feyer der Natur, eine Anbetung der ewigen Kraft, die kein Sterblicher erkennt. So froh ſtand ich auf dem Verdecke. Bald ſauſte unſer Schiff unter der Straubinger Brücke fort, die man für eine der gefährlichen Durchfahrten der Donau hält, und von der Agnes Bernauerin herabgeſprungen ſeyn ſoll. Die Gegend wird immer romantiſcher und lieblicher. Die linken Ufer ſind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wieſen, Wald und Korn wechſelnd bedeckt. Schöne Inſeln, mit weiſſen Weiden, Möven und Strandläufern, ſperrten zuweilen die ſchöne Ausſicht und erinnerten mich an die lieblichern Meeresufer des vaterländiſchen Himmels. So kamen wir unter Bogen, wo eine entzückende Ausſicht alle Blicke zu ſich reißt. Hoch und hart am Ufer läuft ein ſteiler und runder Berg empor mit einer ſtattlichen Kirche, die dem unten ſchiffenden auf den Kopf herabzukommen ſcheint, und hinten ſtreckt ſich das dunkle Tannengebirg weit in die Ferne hinaus: Um 6 Uhr flogen wir unten im ſchnellen Lauf vorbey, und beneideten der heiligen Jungfrau ihren ſtolzen Wolkenſitz, der eine wahre Vergötterung iſt. Es wohnt nemlich hier die berühmte Maria zum Bogen, die in ihrem Bauche das Jeſus-Kindlein zeigt. Zu ihrem unverſiegbaren Gnadenquell wallfahrten noch jetzt jährlich eine Menge Menſchen den ſteilen Berg hinan, was allein ſchon einen reichen Ablaß verdiente. Dieſe heilige Gebenedeyete ward in irgend einem Kriege aus ihrem Sitz vertrieben, gerieth, ich weiß nicht, ob durch Zufall, oder frevle Ketzerhände, auf den Donauſtrom und ſchwamm trotz ihrer ſteinernen vis inertiae hier an, und bezeugte ſo, daß ſie dieſen Platz zu ihrem Sitz gewählt habe. Es fehlte nicht auf unſerm Schiffe, die ſie mit entblößtem Haupte und Kniebeugung begrüßten, auch nicht an Katholiken, die laut ſpotteten. Hinter Bogen läuft die Donau immer in Krümmungen, bald breiter, bald ſchmäler, bald langſamer fort. Die Berge wenden ſich rechts ab und treten mehr in die Ferne zurück, auch ſo noch ſchön und lieblich. So fuhren wir an drey Stunden etwa, wo der Adamberg mit ſeinen großen Trümmern, auch er ein Denkmahl des Schwedenkrieges, zur rechten Hand plötzlich in der Ebene majeſtätiſch und prächtig emporſteigt. Eine fröhliche Erſcheinung bey meinem Zahnſchmerz und bey der Schwüle des Tages. Bald ging es das links liegende Städtchen Deckendorf vorbey, unter einer hölzernen Brücke. Von hier wandten wir uns durch die freundlichſten und fruchtbarſten Ufer mehr öſtlich, und ſahen nicht ferne die ſchönen Mauern der Burg Winzer vom Berge herabdräuen, die der berühmte Franz Trenk im Kriege von 1740 abbrannte. Hinter Winzer ward die Gegend immer flacher und die Luft immer heißer, und mein Zahnſchmerz böſer, bis es 5 Uhr ſchlug, und Hitze und Schmerz mit ſchönerer Gegend und milderer Luft ſich legten. Zu beyden Seiten ſteigen die Ufer wieder mit Tannen und Felſenmaſſen, welche den Strom einengen, und ſeinen Lauf ſchneller machen. Wir bewunderten die ſchönen Trümmer der Fuggerſchen Burg Iggersheim, die hoch über unſerm Haupte am Eingang der Berge herabhing. Um 6 Uhr ſchwammen wir im Städtchen Filzhofen an, wo ich nun in der grünen Tanne einſam im großen Saal ſitze, und über die Donau und das menſchliche Treiben und Thun weit hinausblicke. Doch der Barbier wetzt auf meinen ſtachlichten Bart ſein Meſſer. Noch ein Blick auf das herüberdämmernde Iggersheim, und Adieu.

Allenthalben am Ufer iſt die Aerndte, und Wagen voll Korn und Wieſen voll Vieh, das aber nicht ſo gut iſt, als man billig bey den ſchönen Wieſen fordern ſollte. Man wendet nicht die Sorgfalt darauf, als ſelbſt in den ärmſten Gegenden Frankens. Die Häuſer ſind mit Stroh gedeckt und beſchindelt, und dieſe reich mit Feldſteinen belegt, damit der Wind ſie nicht abblättere. Alles hat ein finſteres und trauriges Anſehen, wie der Aberglaube und die Dummheit, die die Menſchen hier unterdrücken. Und doch, da das Holz hier reichlich und ſo wohlfeil iſt, ſo müßten Ziegel ſo koſtbar nicht zu brennen ſeyn; aber bey allem Reichthum der Gefilde giebt es keine Induſtrie, wie in dem ärmeren Thüringen und Franken. Von dieſem Anſehen ſollen alle bayriſche Dörfer mehr, oder weniger ſeyn, gerade wie ſie das arme Tyrol und Salzburg hat.

Ich hätte heute frohes Muthes ſeyn können, wäre es nicht ſo heiß am Himmel und meinen Zähnen geweſen. Der junge Breton iſt ein muntrer und lieber Mann, und wir haben doch manchen Spaß mit einander gehabt. Ein andrer Alter iſt ein Oberſachſe und im Dienſte des Herzogs von Sachſen-Teſchen, hat mich in Affektion genommen und mir tauſend Schnurrigkeiten von Joſeph, vom ſiebenjährigen Kriege und von Brabant erzählt. Seine Frau, ein junges Weib von etwa 30 Jahren, iſt eine ächte Brabanterin aus Brüſſel, und trägt ein Kind von einigen Jahren auf dem Arm, das uns wegen ſeines Zahnens viel vormuſicirt hat. Sie iſt eine anſtändige brave Frau, wie es ſcheint, beredt und muntrer, als die Flämländerinnen gewöhnlich ſeyn ſollen. Sie gehen nun als Emigranten von Brüſſel, wo die Frau ihr Erbe hat holen wollen, nach Wien. Der Alte trägt ſeine 64 Jahre auf dem Nacken, iſt rüſtig und munter, und klug in politiſchen Dingen, fertig mit Kopfnicken und Schulterziehen, mehr andeutend, als wiſſend. Mit dieſem und dem demokratiſchen Buchhändler politiſirte ich, während unſer Franzoſe auf Marat und Danton fluchte. Ich mußte indeſſen vom Norden erzählen, und log auch nichts, als meine ſchwediſche Herkunft. Die Leute ſehen mich hier nun freylich als was Seltſames und Ungeheures an, weil der Schwede hier in einem verfluchten, aber großen und tapfern Andenken ſteht; aber dies giebt doch einen Reſpekt, und bey den Glaubensgenoſſen eine große Ehre. „Ja Sie ſind ein braver Mann, klopfte mir der Schiffmeiſter auf die Schulter; das ſind die Schweden alle, die haben doch den Glauben gerettet.“ — Andre ſagten mir, ſie hätten ſich die Schweden nicht ſo vorgeſtellt, wie ſie mich ſähen. Ich unterlaſſe dann nicht, die ſchwediſche Nation zu preiſen, und ihr Lob aus vollen Backen zu poſaunen, ſo daß alles aufhorcht.

Eine ernſthaftere Unterhaltung war heute Abend die mit dem jungen Wirzburger, dem Studenten, der deſperat und auf gut Glück in die Welt hinein geht. Dieſer Burſche iſt ſchlank und hager, aber ſein ganzes Weſen hat ſehr viel Einnehmendes, ohne zu beſtechen. Sein Geſicht ſpricht Leidenſchaft und Empfindung, ſeine Sprache drückt ſie lebendig, ſein Geſang ſchön und rührend aus. Die Liebe jagt ihn nun in die Welt hinein, die ihm noch vor kurzem alles Schönſte des Lebens verſprach. Ein Mädchen, das mit Jugend und Schönheit Reichthum verband, das ihn innig liebte und ſelbſt die Genehmigung dieſer Liebe von einem ſtrengen Vater erhielt, läßt ſich bethören und geht mit einem glattköpfigen Violinſpieler durch. Die Thränen liefen ihm über die Wangen, als er es ſprach, und feſt preßte er mich an ſich. „Ich bin geliebt worden, wie es nie ein Mann ward. Sehen Sie hier Ihre Silhouette, war ſie nicht ſchön? ach! ſchön und gut, und doch ein ſo leichtfertiges Herz! Es giebt nichts Beſtändiges in der Welt. Ich ſuche nun Ruhe im Weiten; das Schickſal kann mir nichts nehmen. O der iſt reich, der nichts mehr von ihm bettelt!“ So lief er fort. Ich ging auf unſern großen Speiſeſaal und ſah ſehnend und glücklich über den ſilbernen Strom und die dämmernden Berge hinüber. Als ich in mein Schlafzimmer kam, war nebenan ein fürchterlicher Lärm. Ich hörte den alten Engländer fürchterlich toben und wüthen und ein God dam und rascals und villains! jagte das andre. Ich mit dem Lichte hinein. Da ſtand der Alte im Hemde vor ſeinem Bette in der lächerlichſten Stellung, mit geballten Fäuſten und fletſchenden Zähnen. See matter these boys are rascals, they have shiten in the pot. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten und gebot Ruhe, ſchalt die Buben, und brachte den Thäter, den der Alte ſchon geohrfeigt hatte, zu Thränen: Smell but, it smels devily. Ich bejahte es in vollem Ernſt, er ſtieg wieder ins Bette, die Burſche krochen unter die Decke und ich ins andre Zimmer, nicht ohne Lachen über den tollen Auftrit, obgleich der Alte mich jammerte. Heute morgen kam er noch zornig heran und fluchte über Flöhe und Wanzen und Geſtank und ſchimpfte das Wirthshaus ein Newgate und infamous house. Wir zahlten eine gute Zeche und ſitzen jetzt in der Kajütte.

Donnerſtag Morgens den 12. Jul.

Ein Maß guten öſterreichiſchen Weins iſt die Kehle hinunter. Mit meinem lieben Franzmann und ſeiner kleinen runden Frau habe ich durch Engelhardszell und längſt der Donau einen Spaziergang gemacht, und ſitze nun in einem Erker über den alten majeſtätiſchen Strom und ſchreibe.

Wir ſtießen geſtern den 11. Jul. halb 5 Uhr von Filzhofen ab, und landeten um 8 Uhr in Paſſau. Hinter Filzhofen breiten ſich die Ufer wieder aus und ſenken ſich, beſonders das rechte, zu reichen Fluren und Feldern. So ſchwimmt man durch mannigfaltige Krümmungen nach Paſſau hinan, wo ſie enger und enger zuſammentreten, und ſich mit majeſtätiſchen Felſenmaſſen, Buchen und Tannenwäldern erheben. Wir hatten keine Langeweile, denn alle Augenblicke kam ein Zug von 30, 40, 50 Pferden, die große Böte mit Mehl, Hafer und Ungerweinen zogen, indem kleinere mit einzelnen Menſchen beladen, ſich langſam den Strom hinan, oder hinüber ſchaufelten. Kaum in Paſſau angelangt, durchwanderte ich mit dem jungen berliner Kaufmann den ſchönen fürſtlichen Park jenſeits des Stroms, erſtieg mit vielem Schweiß die Citadelle, ruderte dann in einem Kahn auf der Donau und dem Jnn um die Stadt herum, eilte dann in den Strauß, wo die ganze Geſellſchaft ſchon ſchmauſend am Tiſche ſaß, darauf wurde mehrere Stunden in der Stadt herumgeſchwärmt, bis wir Nachmittag um 3 Uhr vom Lande ſtießen.

Paſſau iſt in einem ſpitzen Winkel zwiſchen der Donau und dem Jnn eingeklemmt, und giebt einen ganz feinen Anblick, wenn man es oben von der Citadelle, oder auf der Donau vorbeyfahrend ſieht. Tritt man aber hinein, ſo verſchwindet dies ganz, und man hat häßliche enge und höckerige Gaſſen, und faſt in der ganzen Stadt nichts, als Schindeldächer. Für dieſe häßliche todte Natur entſchä-

digt

digt nun die lebendige reichlich, und es war eine Wonne für uns Zugvögel, in den Kirchen und auf den Gaſſen, und ſelbſt auf den Waſchplätzen am Inn ſo viele reitzende Weiber- und Mädelgeſichter zu ſehen. In der That, Paſſau will ich kühn eine der ſchönweibrigen Städte Teutſchlands nennen. Welch ein Blut haben die Weiber bey ihrer blendenden Haut! welche ſchlanke und doch ſchwellende Geſtalten! wie ſchön und verführeriſch die ſchwarzen und blauen Schelmaugen, wie nett die Füßchen, wie kaſtanienbraun die Haare! Leider ſoll dieſe ſchöne Natur nur zu ſehr in Wien beliebt ſeyn, wo die Paſſauerinnen in vielen Häuſern die kleinen Stuben- und Kammerdienſte verrichten. — Der Dom iſt ein ſchönes Gebäude, hell und licht, mit kühnem Gewölbe und Pfeilern, und mit fürſtlicher Pracht, ja Ueberpracht. Daß er an allen Ecken und oben an der Decke mit Schildereien überladen iſt, verſteht ſich. Mir war von allem nichts merkwürdig, als die Anbetung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Die hohe Forderung der Kunſt, zu idealiſiren, erfüllt ſie freylich ſchlecht, aber wegen der getreuen Darſtellung der gemeinen Natur mag ſie immer jeder bewundern. Die Geſichter der Anbetenden haben einen ſolchen Ausdruck von gemeiner Stupidität, Staunen und Gaffen vor etwas Großem und Unbegreiflichen, ſo eine dumme Hingebung des Schwärmers und Fanatikers, daß ſich nichts Treffenders denken läßt; und als wirkliche Originale, die man noch täglich vor Heiligenbildern und Krucifixen knieen ſieht, ſind ſie mit außerordentlicher Treue und Wahrheit getroffen. — Am Dom liegt das fürſtliche Schloß, ein ganz artiges, ungothiſches Gebäude. Marktplätze giebt es keine. Die Geiſtlichen wohnen hier am beſten, wie natürlich. Die Canonici regulares im Nordweſten der Stadt wohnen ſehr hübſch, aber jenſeits des Inn's am Gebirg haben die Kapuziner zu Maria Hülf eine ſo romantiſche und liebliche Lage und Ueberſicht über die Stadt und die beyden Ströme, daß einen die Sehnſucht anwandeln kann, bey ihnen ſich einzuniſten. Die Häuſer in der Stadt ſind auch meiſtens ſchlecht gebaut, und alles deutet auf Armuth und Unthätigkeit. Und doch wie viele Städte haben ſo eine Lage? Die Bettler müſſen hier ſchlimm ſeyn; denn man lieſt die merkwürdige Warnung: Jeder Bettler kömmt ins Zuchthaus und der Geber bezahlt einen Dukaten. Sollte man eine Pflicht der Wohlthätigkeit ſo verbieten dürfen? Sonſt iſt es freylich angenehm, nicht ſo von Bettlern überlaufen und überſchrieen zu werden. Denn von Nürnberg an habe ich ſie auf allen Straßen und Gaſſen zahlreich und unverſchämt gefunden; auch der Nichtbedürftige probirt doch, ob er nicht etwas erſchnappe, und ſchreit die Reiſenden und Fremden an.

Der fürſtliche Park liegt eine halbe Meile von der Stadt. Man geht über die zitternde Donaubrücke zur linken Hand gegen Norden den Berg hinan. Er gehört zu den ſchönſten, die ich geſehen habe. Von der Kunſt will ich nichts ſagen, denn was es davon giebt, das habe ich an vielen Orten, ja an den meiſten, beſſer geſehen, aber die Natur iſt hier bewundernswürdig ſchön. Unten fließt der mächtige Strom, und kleine Häuschen und ſtolze Gebäude lehnen ſich hart an ſein Ufer, und laſſen einen ſchmalen Fahrweg. Hoch über dieſen ſteigen dann die ſtolzen Himmelsſäulen, die Felſen, mit ihren hundertjährigen Fichten bergan. Alle Augenblicke ſtößt man auf ſchöne italieniſche Pappelgänge; auf rieſelnde Bäche, die brauſend von Felſen ihrem großen Vater zuſtürzen und hie und da luſtige Teiche, mit Erlen, Platanen und Weiden umkränzt, bilden, ſüße Aſyle der liebenden und lockenden Sproſſer des Frühlings, mit Grotten von Bäumen und Felſen, von kühlem und friſchem Waſſer umſchwätzet und auf mancherley Weiſe von ordnenden Händen verſchönert und geſchmückt. Hölzerne Brücken führen über die Schlünde und Schluchten. So ſteigt man immer den Berg hinan und hat endſich eine Ausſicht auf Gefilde, Dörfer und Wälder. Wir trafen einen ganzen Haufen Schnitter am Walde, die Roggen einfuhren. Wir gingen durch das Schloß des Parks, und ſeine Nutz- und Orangeriegärten wieder zum heiligen Strom hinab, nicht ohne Rührung des Spruchs eingedenk, der als Aufſchrift auf einer Brücke ſtand, die über eine tiefe Schlucht führte: Alles iſt Uebergang. So ging es die Donaubrücke vorbey zur Citadelle hin, um der entzückenden Ausſicht über und auf den Strom in ihrer ganzen Herrlichkeit zu genießen. Man geht hier durch ein Felſenthor, das in einer Höhe von 24 Fuß durchgehauen iſt. Nun kömmt man an die Ilze, einen kleinen Strom, der hier in die Donau fällt, und an welche ſich ein kleines Städtchen lehnt. Wir krochen von hier in zehrender Sonnengluth den Berg hinan; mein Gefährte mußte alle fünf Schritte ſtillſtehn, um Athem zu ſchöpfen. Dieſe Citadelle ſteigt ſchroff auf zackigen Felſen den Berg hinan, und alle Lücken zwiſchen dieſen ſind mit gewaltigen Mauern verwahrt, ſo daß ſie von unten angeſehen, ein kühnes Anſehn hat. Oben verliert ſie dieſes, denn hinter ihr im Norden liegen höhere Berge, und zu dieſer Pulver- und Kanonenzeit iſt ſie dort, trotz ihrer trocknen Gräben und Zugbrücken, Mauern und Thürme nicht mehr feſt. Aber wenn ſie oben an ihrem eignen Platze an Anſehen verliert, ſo giebt ſie es andern Dingen deſto reicher. Ich ſtand hier eine ſchöne Stunde auf dem oberſten Mauerwall, und genoß nach allen Seiten der herrlichſten Ausſicht, ſah die Stadt mit ihren Thürmen und Kirchen, ja ſelbſt auf ihre krummen Gaſſen, und auf die Menſchen hinab, die darin wandelten, ſah drüber die ſchönen Berge mit dem Kapuzinerkloſter, den ſchnellen Inn und die Donau, mit tauſend Kähnen und Böten befahren, und vom Getöſe der Roſſetreibenden Führer, und dem Klatſchen der Ruder belebt. So ſah ich über die ſchrecklichen und ſchroffen Felſen hinunter und wünſchte mir Flügel. Die grünen waldigen

Gebirge, die braunen Felder mit den ſchneidenden und ärndtenden Menſchen, das Gewimmel der Kähne und der Bootbauer auf und an der Ilze, alles, alles Leben und Weben gab auch mir friſches Leben und Muth in der Bruſt. Es liegen hier einige Soldaten, würdige Proben des Reichskontingents. Hier oben in der Luft iſt das Spital. Löblich und brav; zu ſolchem Gebrauch können dieſe alten Felſenneſter nun nur einzig noch dienen. Unten an dem Felſenthore iſt das mächtige Gebäude, welches über der Donau hängt, zu einem Strafhauſe geworden; auch dieſes gut; denn auch ſie haben friſche Luft, und zugleich Unterhaltung und Beluſtigung durch den Blick über den wimmelnden Strom und die Stadt. Von hier ſtießen wir in einem Kahn ab, und fuhren ein halbes Stündchen auf der Donau und dem Inn, und landeten dann am Thore unſers Gaſthofes, wo die Geſellſchaft ſchon bey einem luſtigen Mahle ſaß, dem vier elende Fiedler ein widerlich gellendes Getöſe machten.

Um drey Uhr ſtießen wir ab, und hatten zur Rechten bald öſterreichiſches Gebiet, zur Linken noch immer paſſauiſches. Die Berge ſenken ſich und erweitern ſich zum Theil zu Feldern. Aber nicht lange, und ſie heben ſich wieder. Die Donau bildet einige liebliche Inſeln. Wir fuhren um eine ſchöne Krümmung, und hatten den Krempeſtein vor uns. Dieſes kleine Schloß liegt an der Mitte des Berges auf einem abgeriſſenen Felſen hoch über dem Waſſer ſehr romantiſch und mahleriſch. Zur paſſauiſchen Seite ſtanden ihm alle 500 Schritt kleine Kapellchen mit Heiligenbildern als Gegenſtücke. Man nennt dieſe Burg auch das Schneiderſchloß, weil ein Schneider, der eine todte Gais durch ein Fenſter hinabſtürzen wollte, ſo unglücklich war, ſich dabey zu verwickeln, und den Sprung mit zu machen. Hinter Krempeſtein wird der Strom durch die zuſammentretenden Berge eingeengt, und tiefer und ſchneller, und die Berge ſteigen immer höher. Man wendet ſich aus dem

Norden nach Süden, ſieht das ſchöne Schloß Fürſtenſtein weiter hinauf zur Rechten, ſegelt dicht vor einem Felſenſtück in der Donau vorbey, worauf ein Kapellchen ſteht, und welches Links die Gränze des Oeſterreichiſchen und Paſſauiſchen macht, hat Links in weiter Ferne einen ſchönen alten Thurm, der wie ein Geſpenſt aus den Tannen und Buchen herabnickt, und ſchwimmt ſo an Engelhardszell an, wo ich dieſes ſchreibe. Unterwegs war der freundliche Fränzmann mein Geſelle, und wir haben frohe Unterhaltung gehabt, und manchen Spaß getrieben. Er iſt Sekretär des öſterreichiſchen Geſandten in Petersburg, des Fürſten Dietrichſtein, und wird ihm von Wien aus folgen. Jetzt kömmt er von Raſtadt, und ſchwört, daß der Krieg wieder anfangen wird, und daß die Franzoſen dann werden verweht ſeyn. Noch vielen Spaß hatten wir mit einem fränkiſchen Bauersmann, der nach Linz geht. Er erzählte vom franzöſiſchen Kriege. Einmal packten ihn Rothmäntler und brauchten ihn zur Bruſtwehr gegen die Franzoſen, indem ſie ihm die Gewehre auf die Schultern legten, und ſo einen Mann nach den andern niederpurzeln machten. So ging es einige Zeit und ihm war nicht wohl dabey zu Muthe. Aber endlich hatte ſich der Feind gedreht, einige Rothmäntler wurden gefangen, und ſein Schulterleger hinter ihm mit einer Kugel erſchoſſen. Die Franzoſen nahmen ihn erſt für einen Spion und wollten ihn hängen. Aber durch die Gefangenen klärte ſich die Sache auf, er ward unter Gelächter, und mit einigen großen Thalern beſchenkt, frey gegeben.

Die Mauth in Engelhardszell widerlegte das Gerücht von ihrer Strenge. Die Leute waren alle ſehr artig und viſitirten leicht. Unſre Päſſe nahm man uns ab. Sie werden verſiegelt und man bekömmt ſie in Linz gegen eine Gebühr wieder. Ich wanderte um die abendliche Zeit in Engelhardszell herum, unterhielt mich mit unſrer franzöſiſchen Geſellſchaft, hatte eine frohe, durch Wein und Poliſt begeiſterte Abendtafel, wobey der alte Burton ſehr warm ward, legte mich dann in den Erker träumend über die Donau hin, worin der Vollmond glänzte, und ging endlich zu Burton und dem Berliner ins Bette. Die Donau iſt hier ohngefähr 400 Schritt breit und fließt nicht ſehr ſchnell, muß alſo ſehr tief ſeyn. Der Grund iſt meiſtens felſigt, und hie und da ragen einzelne Felſen wie Ungeheuer aus dem Waſſer hervor; andre liegen tiefer und bilden kleine Wirbel auf der Oberfläche des Waſſers. Am Ufer hat ſie Kapellchen und Bilderchen ex voto, berühmte Kirchen mit Wallfahrten, und auf den Brücken den heil. Nepomuk mit ſeinem geſtirnten Haupte, welches oft noch mit einem Glockenſchirm gedeckt iſt. Dieſer paradirt auch oben auf der paſſauer Citadelle. Freylich wenn er mal wieder ins Waſſer müßte, ſo würde der größte Theil von Teutſchland ſich noch im Schwimmen üben müſſen.

Donnerſtag, den 12. Jul.

Ich war frühe auf und hielt bey einer Bouteille Wein auf einem Erker über der Donau die Morgenandacht, freute mich der ſchönen Natur, und machte dann mit Burton und meinem Franzoſen einen Spaziergang. Burton iſt ein geſcheuter, äuſſerſt heftiger und jovialiſcher Mann, gut in den Lateinern bewandert, und er ſpricht von allen menſchlichen Dingen mit der äuſſerſten Einſicht, geſteht auch frey, ſeine Nation ſey an Artigkeit die letzte von allen, viehiſch, ſtolz und unwiſſend in den Gebräuchen anderer Völker. Mit gleichem Eifer fuhr er über den Aberglauben und die Neger- und Judentyranney los, wozu die Ausſchlieſſung unſers Juden von der geſtrigen Mittagstafel Gelegenheit gab, da der Schweizer ihn weggewieſen hatte. So haben wir, neun Mann hoch, heute Mittag und Abend mit unſern Damen ganz fröhliche Zeche gemacht, und endlich bis in die ſinkende Nacht uns an der Geſellſchaft des hintern Schiffsraums ergötzt, die unten im großen Saale ihre Orgien hatten, wo die Handwerkspurſche bey Wein und Tanz froh aufjauchzten, um endlich ein jeder mit ſeiner ſchmierigen Dame bey Seite zu kriechen. Wir wollten freylich heute Nachmittag abſtoßen, aber theils war die Mauth erſt um fünf Uhr berichtigt, theils ward der Regen mit Donner und Bliz ſo heftig, daß keiner von den Schiffsleuten aus dem Quartier wollte.

Freytag, den 13. Jul.

Wir haben bis Aſchach, wo ich ſchreibe, eine wunderſchöne Reiſe gehabt. Der Wind wehte kalt und ſcharf, und die Sonne konnte noch nicht über die hohen Berge vor uns kommen, doch ſtand ich feſt auf dem Verdecke und ließ die andern in unſerm Loche die ſchimpfliche Luft ſaugen. Die Berge ſteigen hinter Engelhardszell immer noch empor. Bald kömmt man durch die ſchönſten Krümmungen bis unter das ſchöne Schloß Rheinach, welches hoch im Waldgebirge zur Linken liegt, und ſchauerliche Siten, Bäche und Bergſchlüchte als Verzierungen unter ſich hat. Bald folgt Marsbach oben im Gebirg, welches unter ſich ſchroff über dem Waſſer auf einem Felſenzacken einen alten Thurm, und gegen ſich über zur Rechten herrliche Trümmer hat, aus deren Mauern gewaltige Tannen hoch in die Wolken emporſtreben. Bald ſieht man wieder linker Hand einen Thurm hervorgucken, durch ſeine Geſpenſter berühmt, und ſelbſt ein Geſpenſt der Schiffer und Wanderer. Der Strom wendet ſich nun links um eine Bergſpitze durch die engeren, ſteileren, felſigeren Geſtade reißend fort, und man ſieht den Thurm mit ſeinen Trümmern, vom Strahl der Morgenſonne vergoldet, herabnicken, und freut ſich der Felſen, die mit ihren Buchen und Tannen immer grauſer und himmelanſteigender hervorſpringen. Dieſe Fahrt von Rheinach bis Neuhaus iſt entzückend, und nuch dieſes Schloß mit ſeinem Thurm und der brauſenden Michel hat eine anmuthige Lage. Hinter Neuhaus ſenken ſich die Berge wieder und zeigen Dörfer, Kornfelder, Weiden und Erlen am Ufer. Wir ſind hier wegen eines kleinen Windſtoßes und Regengeſtöbers bey Aſchach gelandet, welches mit einem alten Schloſſe rechts am Waſſer liegt. Es iſt hier jetzt ein groſser Artilleriepark, woran viele Hunderte arbeiten, um dem menſchenmordenden Kriege neue Opfer zu bereiten. Die Dörfer hier herum ſind ſtrohen und ſchindlig zum Theil. Man ſieht ſchöne Pferde und Rinder, und ganz hübſche Menſchengeſichter, nur hie und da leider wieder in die häßlichen Kopfzipfeltücher gehüllt. Die Sprache wird immer barſcher und rauhtönender, mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit und Diminutiven in le und erl.

Hinter Aſchach wird die Ebne immer breiter, wie der Strom, und man ſchwimmt mäandriſch durch eine Menge der anmuthigſten Inſeln fort, die ihre grünen Weiden und Erlen in dem Spiegel des Stromes zeigen, und von Möven und Strandläufern ſchallen. Es iſt ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl, wenn man ſtundenlang zwiſchen engen Bergen eingeklemmt geweſen iſt, und nichts als ſchauervolle und groſse Gegenſtände geſehen hat, mit einem Male in die ſtille und ſanfte Natur entrückt zu ſeyn. Dieſe Inſeln mit ihren Büſchen und grünen Ufern, das Geſchrey der Möven und das Pfeifen der Strandläufer, brachten mich mit ſüßen Erinnerungen in das geliebte Vaterland. An beyden Seiten zeigten ſich herrlich bebaute und bunte Fluren, zum Theil gemäht und abgeärndtet, zum Theil mit ihren grünen Halmen die Sichel des Schnitters erwartend. So fuhren wir einige Stunden durch die Inſeln und flachen Geſtade hin, ſahen Schloß Ottenheim, wo der dritte Kunigundiſche Otto gebohren und als Kind in Stein gehauen iſt, und fuhren dann wieder zwiſchen höhern Ufern auf das freundliche Linz zu, wo wir um Mittag landeten und uns die mancherley Faſtenſpeiſen und den leidlichen Wein wohl ſchmecken ließen.

Nach dem Eſſen ging es zur Polizey, wo unſre zu Engelhardszell verſiegelten Päſſe examinirt und dann mit dem Stempel des freyen Einpaſſirens verſehen wurden. Man hatte mir von einer Inquiſition geſagt, wir fanden die Leute artig und nicht zu ſchwierig. Ein einziger Bäcker durfte nicht paſſiren, weil er durch Mainz hatte wandern und ſeine Kundſchaft mit dem Stempel der Municipalität von Mainz ſtempeln laſſen müſſen. Nachher beſah ich mit meinem Franzoſen, der hier bekannt war, die Stadt und die Promenaden, ging auf ein halbes Ständchen zum hieſigen Kaſperle, und ſtieg dann auf einen hohen Berg, um die Reiche der Welt umher und ihre Herrlichkeit ein wenig zu beſehen. Hier ſaß ich eine gute Stunde und genoß des reizendſten Anblicks, den man ſich nur denken kann. Die Strahlen der ſinkenden Sonne begoſſen alle Gegenſtände mit dem holden Dämmerlichte, worin die Fäntaſie ſogern mit ihren goldbeſäumten Flügeln ſpielt. Still floß und ſilbern die Donau, mit Kähnen und Böten beladen, und vom Getöſe der Menge umhallt, die Stadt vorbey. Jenſeits ſchimmerte Uferlinz läng der Brücke hin, und man ſieht weit hinaus ein anmuthiges Bild des ſüßen Friedens, Rüben, Kornfelder und Bäume, unter welchen das hochthronende Beſtelberg ſich dem Auge des Sehers als ein ſchöner Ruhepunkt zeigt. Gegen Weſten am diſſeitigen Ufer bey der Stadt ſind ſteile Berge, woran ſich wie an ewig ſichern Gewölben, unten längſt der Donau, kleine Häuſerchen gelehnt haben, und die weiter hinauf Gärten, Gartenhäuſer und blühende kleine Thäler zeigen. Aber unbeſchreiblich iſt die Ausſicht nach Süden und Oſten. Die Stadt breitet ſich ſelbſt wie ein ſchöner Garten Gottes nach Süden hin aus, und reiche und fruchtbare Fluren mit ſchönen Dörfern und fernern Wäldern laufen amphitheatraliſch hinter ihr fort, und weither dämmern die ſalzburgiſchen Schneeberge mit ihren leuchtenden Gipfeln, und erregen ein Gefühl des Aufflugs in die Unendlichkeit, das zu einem milderen Gefühle verſchmolz, als meine Augen der dampfenden Donau folgten, die mit Gebüſch umkränzt ihr ſchönes Haupt dem ſinkenden Sonnenſtrahl zum Vergolden darbot. — Fröhlich eilte ich heim, und ſah im teutſchen Dreher unten im Saale die ſchönen Linzerinnen einige Stunden walzen, weihte die letzte lebendige halbe Stunde dem Strom, und ſank in die Arme des Schlafs.

Stein, den 14. Jul. Abends.

Ich ſitze hier im Elephanten, unter mir die Donau mit Weiden und Erlenbüſchen, und das freundliche Kloſter Küttwein auf ſeinen ſchön gerundeten Fichtenbergen mir gegenüber.

Linz, wenn man die Altſtadt mit den Ringmauern rechnet, iſt ein kleines Städtchen. Sie hat ſchlechte Gaſſen mit ſchönen Häuſern, aber einen ſehr ſchönen Platz, ein heitres abhängiges Oblongum, welches hohe und zierliche Häuſer einfaſſen, und ein glänzendes Monument zu Ehren Gott Vaters und Gottmutter verziert. Die Kirchen mit ihren blanken und ſchimmernden Thürmen erhöhen die natürliche und künſtliche Freundlichkeit des Orts. Auch an dem Fluſſe machen die Häuſer hier beſſere Miene, als die in Paſſau und Straubingen. Aber weit ſchöner als dieſe alte Stadt, ſind die neuen Straßen, die eine größere Stadt bilden, und ſüdlich der Stadt nach allen Richtungen hinlaufen. Hier findet man grade und breite Gaſſen, und faſt durchgehends hübſche Häuſer drey bis vier Stock hoch. Die Gräben um die alten Mauern der Stadt ſind zu Gärten geworden, und an dieſen läuft eine hübſche Promenade mit einer doppelten Baumreihe hin. So liegt dieſe niedliche Stadt an den Ufern der Donau von Weſten nach Oſten hin, und breitet ſich wie ein Fächer nach Süden aus, mit dem reitzendſten Hintergrunde von der Welt. Und was fehlt dem Vordergrunde?, Die ſtolze Donau mit dem Gewimmel und den Stimmen der arbeitenden Menſchen, mit der langen Brücke und dem jenſeitigen Uferlinz, mit der ſchloßähnlichen Kirche von Beſtelfeld, und den reichen Kornfeldern und Weinbergen; wo findet man dies alles leicht ſo wieder? Nach Oſten hin ſind an den Donauufern ſchöne Fluren und ein prächtiges Gebäude, worin eine große Tuchfabrik iſt. Schade, daß die übrigen ſchönen Häuſer doch faſt alle mit Schindeln gedeckt ſind. Oben auf dem Berge, wo ich ſo frohe Abendſtunden feyerte, liegt eine ſtattliche und luftige Kaſerne, hoch über den Felſen der Donau. Es giebt hier gute Fabriken in Baumwolle, vorzüglich aber in Wolle, und das Linzer Tuch iſt weit berühmt wegen ſeiner Güte. Noch angenehmer aber und dem Auge erfreulicher ſind die Menſchenfabrikantinnen, deren es hier wirklich allerliebſte giebt. Faſt alle ſind wohl geſtaltet und gebaut, und haben die friſche und roſenſtäubige Farbe der Weinländer; doch ſucht man umſonſt Witz und ein Fünkchen von der Prometheusflamme, die ſo wunderreizend aus einer lieblichen Geſtalt zurückſtrahlt. Unbegreiflich iſt es mir, wie ein weinländiſches Volk in Wort und That ſo träge und feuerlos ſeyn kann. Doch liegt nicht vielleicht das Meiſte an Religion und Erziehung? Auch die Männer ſind ſtark und meiſtens wohl gebildet. In unſerm Wirthshauſe wurden wir übrigens gut barbirt, und der waſſeranwohnende Krebs faßte uns mit ſcharfen Klauen an, und leider hatte er mit ſchmutzigen vorher alles beſudelt, und auch ſeine Dienerſchaft den rückwärtſigen Gang gelehrt, ſo daß man nach allem ſelbſt laufen mußte, und ich mich mit dem alten Sachſen um ein Glas Waſſer beynahe geſchlagen hätte.

Nun noch einen Blick auf einige Perſonen unſrer Geſellſchaft. Der Jude iſt ein närriſches Thier und verbirgt unter einem gefallenden Betragen die ärgſten Gaunerkniffe, ein arger Mädchenräuber, breiſt, verwegen und glücklich in ſeinen Unternehmungen. Er ſpielt mit einer Dame unſrer Geſellſchaft täglich Komödie, zur allgemeinen Beluſtigung. Es iſt eine alte Prüde, die Anſprüche macht und gefallen will. Sie iſt nie unter Menſchen geweſen, wenigſtens nicht in einer ſolchen Lage unter ſo gefährlichen und verwegenen Menſchen. Anfangs hielt ſie ſich ganz gut, als ein Mann, der uns in Paſſau verließ, ſich ihrer noch annahm. Jetzt helfen ihr die Ausrufungen und Betheuerungen der alleinſeligmachenden Kirche nicht mehr, ſie wird immer alberner, und ſpricht und handelt wie eine Unkluge, und da macht der Jude denn luſtig genug, in Einer Perſon den Necker und Liebhaber, und führt ſie noch mehr auf das Glatteis der Albernheit. Meine gewöhnliche Unterhaltung iſt der kleine Franzoſe, der mir immer lieber wird. Auch ſein kleines rundbäuchiges Weib lebt bey der Annäherung ihrer Vaterſtadt Wien auf, ſpricht zuweilen ein freundliches Wort mit, und kann recht artig ſeyn. Er war im Gefolge Ludwigs des XVI. bey ſeiner Flucht, und entkam mit wenigen andern ins Oeſterreichiſche. Der Engländer iſt ein politiſcher Weltverbeſſerer, der mit man the greatest foe to men, und God damn my father, to have begotten me und for teen miserables there's but one happy um ſich wirft. Ich half ihm geſtern mit ſeinem Paſſe aus, durch Bitten und Vorſtellungen und öfteres Hin- und Herlaufen, ſonſt wäre er ſchwerlich nach Wien gekommen.

Der heutige Morgen war kalt und ſchön. Fernher ſchimmerten aus dem Süden im Morgenglanze die Schneeberge, über welchen der Traunſtein wie ein Rieſe mit rauher und furchtbarer Stirn emporragte, und eine tiefe

Sehnſucht nach den Alpen der Schweitz, dieſen einſt ſo glücklichen Alpen, in mir erregte. Vor uns dampfte der Strom mit ſeinen grünen Inſeln und Bergen, und die Wolken legten um die dunkeln Tannen den rothen Schleyer der Heiligung. So ſchwammen wir in mannigfaltigen Krümmen durch Inſeln fort, die Anhöhen ferner vom Ufer. Bald ſahen wir rechts die Traun in den Strom fallen, die am Traunſtein entſpringt, und an welcher ſich ſehr reiche und koſtbare Salzwerke befinden, ignobilis amnis. Ihm folgte bald die Ens, an der freundlich das Städtchen eben des Namens liegt; ſtattlicher, als jener fließt er daher, und zollt ſein Waſſer dem König der Ströme Germanicus, der immer noch zwiſchen grünen Eylanden und flachen Gefilden hinfließt. Etwa 3 Stunden von Linz fuhren wir unter dem reitzenden Spielberg hin, welches bald ganz mit ſeinen Trümmern zuſammenſtürzen wird. Es iſt nicht hoch über dem Waſſer auf Klippen gelegen und rund vom Strom umfloſſen, der eine waldige Inſel bildet, die lieblichſte, die die Fantaſie zaubern kann, worauf der alte Geſchmack dieſe ſchöne Burg gründete, und deren neuer Beſitzer, ein Graf von Wolfenſtein, durch das Krächzen von Faſanen die Schiffer ſehr unleidlich aus ihren ſchönen Träumen aufſchreyen läßt. Bis Mauthhauſen iſt die Fahrt von Linz her immer durch Ebene und Inſeln gegangen. Nun erhebt ſich die Gegend wieder zu Hügeln, und man ſchifft mit einer Krümmung nordöſtlich unter dem ſchönen dauniſchen Schloſſe Waldſee hin, welches vor ſich im Nordoſt eine äußerſt liebliche Gegend hat. Man ſieht weithin den graden Strom entlang, und jenſeits ein flaches Amphitheater, das ſich mit Feldern, Dörfern und Büſchen zu einem ſchönen Halbmond rundet, und nach den freundlichen und ſtillen Inſeln, die eben ſo fröhliche Idee des Ackerbaues und des ländlichen Lebens lebendig erregt. Nun treten die Berge allmählig näher, und man kömmt nach einer langen Krümmung unter das ſtolze Schloß Kreyn, welches hoch und auf ſchroffen Felſen da hängt, unter ſich brauſende Waſſer an ſeinen Klippen brüllen hört, und hinter ſich das Dorf Kreuzing als Kontraſt aus der Ferne darhält. Dieſes ſchöne Schloß gehört dem Grafen Salaberg. Das Waſſer drunten bricht ſich zuweilen ſo kraus und laut, daß es den Namen Kreyner Schwall davon getragen hat.

Hier werden die Berge ſchroffer, die Ufer enger, das Waſſer wilder. Hohe Felſen in fürchterlicher Unordnung und Größe liegen wie Schneebälle der Titanen auf einander gehäuft. Man merkt es an allem, daß der Strudel nahe iſt. Mehrere beten und falten die Hände, und der alte helfende und führende Pilote hält ſeine Hand gegen die Bruſt und bekreuzt ſich. Ich habe den ganzen Vormittag gebetet, und die brauſenden Waſſer ſchießen mit meinen Empfindungen vorwärts. Das Boot tanzt auf den Wellen, die Schiffer rüſten ſich zur Arbeit. Man fährt auf dem Strudel, ehe ich es merke, daß überall ein Strudel da iſt, und bald iſt man auch über den Wirbel hin, ohne daß jemand hier was Schlimmes und Gefährliches geahndet hätte. Dennoch hat man Beyſpiele, daß von dieſen Schiffen durch Unvorſichtigkeit und Zufall verunglückt und von dem Wirbel an die zackigen Felſen geworfen ſind, um nie wieder die Donau zu befahren. Doch wie dem auch ſey, für einen halben Seehund, wie ich bin, hat ſo ein Donauſtrudel nicht viel Großes und Merkwürdiges, aber die Natur hat es deſto mehr, und man möchte, um ihre Herrlichkeit noch mehr zu heben, Strudel und Wirbel noch etwas furchtbarer wünſchen. Die Donau, die dicht zwiſchen die ſteilen Ufer geklemmt iſt, hat ſich hier durch den harten Fels einen Weg gebahnt und einen Rükken mit einer zackigen Krone ſtehen laſſen. Dieſer Felsrükken iſt eine grüne buſchigte Inſel, an den Seiten gemauert, damit das Waſſer nicht zu ſehr aus einander fließe und durch Seichtigkeit mit ſeinen Klippen den Strudel noch ſchlimmer mache. Auf der zackigen Krone ſteht der Reſt eines alten Thurms und Gemäuer mit einem heiligen Kreuz; dieſer Thurm hat jenſeits gegenüber ſeinen Bruder, der von einem gleichen Throne in die furchtbare Tiefe ſchaut. Durch dieſes herrliche Felſenthor ſtrudelt das Waſſer nun raſch durch, und das Schiff tanzt nach. Reizende Schluchten öffnen ſich links und brauſende Gießbäche vermehren die Schauerlichkeit der Gegend. Auch um die andere Seite der Thurminſel kann man fahren, aber es geht langſam und ſeicht und nicht eben ſicherer. So wie man aus dem Strudel heraus iſt, kömmt man zu dem Wirbel. Dieſer entſteht gleichfalls durch einen großen Felſenblock, welcher rechts hoch im Strom emporſteht und an dem das Waſſer ſich zürnend bricht, und unten Schlünde bildet, die es in einem weiten Kreiſe umdrehen und die Schiffe zugleich mit, ſo der Schiffer nicht Acht hat. Dieſer Felſen hat auch einen Thurm, ſtattlicher, als das Strudelthor, ein Emblem des Unvergänglichen im Wechſel aller Dinge. Weder Wirbel, noch Strudel ſind alſo das, was man ſo gern daraus machen möchte, eine Scylla und Charybdis, aber in anderer Rückſicht haben ſie viel Erhabenes und Großes, und man möchte ſich, wie Einige gewollt haben, die Felſenthore nicht gerne wegſprengen laſſen.

Kaum waren wir aus dem Wirbel herausgetanzt, ſo kam ein Münchlein aus dem nächſten Dorfe mit Sankt Nikolaus, dem Seepatron, und bat um eine kleine Steuer für den Heiligen und ſeine Officianten, und erhielt von jedermänniglich nach Stand und Würden. Auch unſre Schiffsleute ließen einen Teller rundgehn, um etwas zur Erquickung zu haben, nach überſtandener Arbeit und Gefahr. Ich faßte noch einmal meine Felſen ins Auge mit ihren Thürmen, und blickte voll von Gegenwart und Vergangenheit links an den hohen Geſtalten und abſtürzenden Lithen hinauf, und ſchwamm in eine flachere und unbedeutendere Gegend ein. So fuhren wir faſt zwey Stunden hinter dem Strudel mit ſtillerem Strome fort, als eine himmliſche Ausſicht in den Oſt ſich öffnete. Mehrere alte Schlöſſer, furchtbare Felſen, ſchöne Thürme ſieht man über die Fläche herdämmern, ohne den Strom zu ſehen; und eine bunte Ebne ſchwimmt wie ein Paradies unter Ruinen mit einem fort. Rechts liegt eine Lobſchrift des großen Kayſers Joſeph, das prächtige Armenhaus zu Ips, worin wohl Fürſten wohnen könnten. Von hier hebt ſich die Gegend wieder und der Strom geht enger und ſchneller. Links hoch im Gebirg liegt ein altes Schloß mit ſeinen Trümmern, und rechts Weiſſenberg auf fürchterlichen Felſen. Mit einem Male wendet ſich der nördlich fließende Strom wieder öſtlich, und man ſieht hoch im Gebirge das niedliche Mariataferl unter ſeinen tauſend Weinſtöcken. Dieſes iſt einer der beſuchteſten Orte im öſterreichiſchen Lande, und noch jährlich wallfahrten viele Tauſende mit Gaben und Gelübden zur gnadenreichen Mutter Gottes, die ſich durch Wunder und Erſcheinungen bey den gläubigen Chriſten berühmt gemacht hat. Bald kam auch Sankt Martinus in einem Boote und die heilige Jungfrau in einem andern, und holten ſich die Almoſen ein. Links ſind die Ufer ſchroff und ſteil, rechts abhängiger und mit den ſchönſten Reben bedeckt. So läuft man rechts unter einem zertrümmerten Schloſſe hin, und iſt, wie durch einen Zauberſchlag unter Melk, nachdem man auf die lange Krümme kömmt. Dieſe Abtey, wohin der heilige Vater, Pius der VI., einmal in ſeinen Nöthen ziehen wollte, gehört zu den ſchönſten Anſichten des Donauſtroms, und würde täglich von mir zum Wohnort gewählt werden, wenn nur keine Benediktiner darin hauſten, und ich weiter dürfte, als ſeine ſchönen Thürme. Sie liegt ſtattlich da mit kecken Thürmen und Mauern und lacht gleichſam des Stroms, der ſo arm zu ihren ehernen Füßen zu ſpielen ſcheint. Hinten ſteigt ein ſchöner Garten empor, und ſüd-

lich

lich breiten ſich die lieblichſten Dörfer mit ihren Hocken und Halmen aus.

Bald hinter Melk kommen rechts die herrlichen Trümmer von Schönbühel, die wie ein Rabenneſt über den Strom hinabhängen. Wir bejammerten es alle, daß ſo ein herrliches Schloß ſo ganz in Schutt und Aſche zerfallen muß. Gleich daneben liegt das zweyte Schloß, kleiner, als das zerbröckelnde, auch lieblich in dem Strom ſich ſpiegelnd, ein freundliches Kind der Sonne und des Aethers. Mögen es die Piariſten auch ſeyn, die darin wohnen! Die Gegend wird hier zur rechten Hand immer ſchauervoller und heiliger, und ſpringt mit hohen Felſenzacken immer höher in die Wolken; zur Rechten in mancherley wunderbaren Bildungen; zur Linken ſind die Berge bald ſteiler, bald abhängiger, und, wo irgend ein Abhang iſt, mit luſtigen Reben bepflanzt. Zur Rechten ſteht hoch ein Gefels mit neuern vorſpringenden Steinklumpen, den Trümmern alter Größe, mit Tannen und Buchen durchwachſen, mahleriſcher und kühner, als ich je eines geſehen habe. Ueber ihr und um ſie hat die Natur in großen Maſſen ihre unerſchöpfliche Bildungskraft geübt, und hohe Säulen der Anbetung mit heiligem Tannendunkel übergoſſen. Weiterhin ſindet man eine natürliche Felsmauer mit einigen Durchſchnitten von oben bis unten hinablaufen. Sie heißt die Teufelsmauer, wie alles Schwere und Tolle auf dieſen armen Verſtorbenen gewälzt wird. Er wollte die Donau zumauern, aber die Steine entglitten ihm immer, wenn er ſie zuſammenfügen wollte, und der Strom ſpottet noch jetzt ſeines eitlen Unterfangens. Hinter dieſer Mauer liegt das Schloß Spitz mit den ſchönſten Weinbergen rund umher; ein Weinberg liegt da, eben kein großes Rund, der Spitz am Platz heißt, und jährlich an 1000 Eymer Wein liefert. Hinter Spitz wird die rechte Seite immer kahler und ſchroffer, und die Felſen ſtehen wie zerſchlagene Weltruinen dräuend da. Man ſieht die ſchönen

Trümmer des Schloſſes Thiernſtein, wo der groſſe Richard Löwenherz von ſeinem kleinherzigen Feinde ins Gefängniß geworfen ward. Dieſes Schloß, faſt das ſchönſte an den Donauufern, liegt oben am Gebirge, mit einer Felſenmauer furchtbar ſchön umzackt. Die Felſenmauern laufen nach allen Seiten hin, und ſtehen als eisgraue Vertheidiger in ihrer ewigen Herrlichkeit da. Die alte Burg liegt zertrümmert mit ihren Thürmen in einem ſchönen Amphitheater, und die Felſen bilden bis zum untern Schloſſe eine ſtarke Umſchanzung zu beyden Seiten, und decken mit grauen ſonnenvergoldeten Spitzen ſeinen Rücken. Das untere Schloß mit ſeinen Nebengebäuden faſſet Mönche, die hoch über der Donau auf Felſen thronen. Wir kamen bey Gelegenheit dieſer alten Burg in einen lebhaften Streit über den Platz, den der Menſch eigentlich bewohnen ſollte, und ſchwatzten vieles über Stadt- und Landleben. Gegen Oſten folgen dieſem furchtbaren Naturſpiele Weinberge, gegen Süden machen die grünen jenſeitigen Berge einen angenehmen Kontraſt. Wir wandten uns nun wieder gegen Oſten, rechts grüne Berge, die zur Ebne werden, und links Weinberge, die immer weiter und weiter ſich ausbreiten. Bald landeten wir in Stein, und ſchauten im zweyten Stock des Elephanten zum Fenſter hinaus.

Die Donau fließt auf dieſem Wege von Linz nach Stein, welches 20 Meilen ſeyn ſollen, bald breiter, bald enger, aber immer an Schnelligkeit wachſend, je näher ſie der großen Kayſerſtadt kömmt. Seit dem Inn hört man ein eignes Getöſe von unten auf wirbeln, wie das des halbgefrornen Waſſers, wenn der Wind die gekräuſelten Eisſtücke gegen einander treibt. Jetzt iſt ſie mit einer Menge großer Fahrzeuge bedeckt, welche Proviant führen für die Armeen in Bayern und Schwaben. Oft ſind vier bis fünf mit mehrern kleinen Böten, die zum Lenken und Ueberſetzen der Pferde von einer Seite zur andern dienen, an einander gekettet, und ein Zug von 40 bis 50 Pferden mit 30 und 40 Menſchen zieht ſo Strom an. Dieß iſt ein abſcheuliches Fahren und Lärmen. Das Schreyen der Menſchen, das Knarren der Böte, das Stöhnen der Seile und das Brauſen des weichenden Waſſers, macht ein wildes Getöſe, das man ſchon lange vorher aus der Ferne vernimmt. Dieſe Züge gehen äuſſerſt langſam, und ſo ein Zug braucht von Wien nach Regensburg 6 bis 8 Wochen. Alle Augenblicke müſſen die Pferde abgeſchirrt und einzeln in kleinen Böten nach dem jenſeitigen Ufer übergeſetzt werden; weil ſie nicht allenthalben Pfade zum Gehen finden, und zuweilen faſt ſchwimmen und ſich an einander und hinter einander ſchlimm fortarbeiten müſſen. Auſſer dieſen großen Schiffen, wie man ſie hier nennt, laufen allenthalben kleine Böte, von ein, zwey, drey Pferden, auch Kähne von einigen Menſchen gezogen und fortgerudert, und einzelne fliegen mit ihren Schaufeln herüber und hinüber, und unten am Gebirg, um das Ganze noch mehr zu beleben, wandern und fahren oft Menſchen. Die Häuſer in den Dörfern ſind meiſtens reinlich, und, wo der Ort nicht zu ſchlecht iſt, auch zierlich von auſſen und innen, meiſtens gelb und weiß angeſtrichen, mit lichten Fenſtern; doch ſind die Schindeldächer mit Steinen belaſtet, ein trauriger und finſtrer Anblick. Strohdächer findet man in dieſen Gebirgufern ſelten, öfter Ziegeldächer. An den Felſenbergen ſieht man hier, einige Meilen vor Stein ſchon faſt eine ſchweitzeriſche Art. Man hat die ſchroffen Berghänge, daß der Regen die Erde nicht fortſpüle, ummauert, und ſo dazwiſchen Korn geſäet und Reben gepflanzt. Eine ſonderbare Mode beobachtet man hier mit den Mandeln Getreides; über vier, fünf Garben nämlich iſt eine Garbe verkehrt, die Aehren nach unten, wie ein Schirm geſtülpt, ſo daß es wie ein umgeſtülpter Hühnerkorb ausſieht. Eſſen mag hier ein jeder gern gut und läßt ſich nichts abgehn: man merkt es ſchon, daß man ſich Wien nähert, und die Faſtenſpeiſen, wie wir ſie geſtern und ehegeſtern gefunden haben, laſſen dieſe Büßung dem lieben Gott zu Ehren wohl ertragen.

Stein iſt eigentlich nur eine lange Gaſſe mit einigen Nebengäßchen, welche längs der Donau unter dem Berge hinläuft: eine halbe Viertelſtunde davon liegt Krems, wohin eine ſchnurgerade Allee führt. Man kann beyde Städtchen, die in der Bauart Linz gleichen, als eine anſehen, da ſie beyde auch einen Magiſtrat haben. Krems liegt nicht ſo nahe am Waſſer, als Stein, ſondern hat einen Vorwurf von Wieſen und Büſchen an der Donau. Die Gegend umher iſt ſehr luſtig und anmuthig. Im Rücken der Städtchen heben ſich weite Weinberge mit ſanftem Abhange empor, öſtlich fließt der große Strom und zeigt grüne Inſeln und Gebüſch; gegenüber der Stadt im Süden ſind Waldberge, und auf ſtumpfem Kegel das ſchöne Kloſter Küttwein, Benediktiner Regel, welches romantiſch mit ſeinen ſchimmernden Mauern und Thürmen auf die Stadt hinabzuſehen ſcheint. Im Elephanten war die Bewirthung ſchlecht und die Zeche hoch. Doch wie hoch ſollte man die reitzende Ausſicht über die Donau im Sternenſchimmer des Abends anſchlagen?

Heute Morgen, den 15. Jul., ſchifften wir um 6 Uhr von dannen, durch eine milde und flache Gegend, die in der Ferne Weinberge zeigte, und hie und da waldige Hügel und Bergrücken. Alle Augenblicke fuhren wir um ein lachendes Eyland. Es war ein halcyoniſcher Morgen, kein Lüftchen war auf, der Sonnenſtrahl matt, und der Strom ſo hell, daß die Bäume und Inſeln ſich bis zum Grunde in ihm mahlten. Schöne Heerden am Ufer, Enten und Möven belebten die Gegend, und einige alte Burgen erinnerten an die vorigen Tage. So muß die Fahrt in der Südſee zwiſchen den freundſchaftlichen und geſelligen Inſeln ſeyn. Gegen 10 Uhr ward der Tag heiß, und die Sonne ſchoß brennende Pfeile auf unſre Köpfe herab. Bald ſahen wir Kloſterneuburg mit höhern Ufern voller

Weinberge, bald den Leopoldberg, und einige Stimmen ſchrieen: Wien! Wien! Sie ſäumte nicht die herrliche und majeſtätiſche Stadt, die langerſehnte, ſich unſern ſuchenden Blicken zu zeigen. Weit breitete ſich die Donau mit einem Male aus, ſie zu empfangen, und ſchimmerte fernher mit ihren Inſeln, die ſie mit blauen und ſchmeichelnden Armen umfaßt. Die Stadt ſelbſt mit ihren hohen Thürmen und Zinnen lag plötzlich vor uns. Alles ſchrie Halt! und ſo ſtiegen wir bey Nußdorf unter dem Leopoldberg aus, wo ein ſchreckliches Gewimmel von Miethkutſchen und Menſchen war, die in den Gärten und Tanzhäuſern hier den Sonntag zu feyern kamen: ich hielt mich nicht auf, ſondern nahm mit dem Berliner eine Miethkutſche, und rollte die Stadt vorbey zur Leopoldſtadt, um in dem Adler nach langer Flucht Ruhe zu finden.

Wien und was ihm zugehört.

Geſchrieben zu Wien gegen das Ende des Auguſts.

Man weiß nicht beſſer, wie es einem in einer Geſellſchaft gefallen hat, als wenn man nicht mehr da iſt; nur die Sehnſucht nach den Entfernten ſagt uns, ob wir ſie lieben. Die Gegenwart macht in dem verwirrten Kopfe und dem ſatten Herzen alles gleich; nur die Vergangenheit iſt gerecht. Ich ſtehe jetzt in dieſer Stimmung. Gleich einem Sterbenden, der nichts mehr auf der Erde hat, was er hinfort ſein nennen darf, dem alle Gegenſtände ſchon durch die Leichenfackeln beleuchtet werden, ſtehe ich hier auf dem Grabe vieler frohen Tage, wahrſcheinlich werde ich die prächtige Kayſerſtadt im Leben nicht mehr ſehen. Nichts bindet mein Urtheil, nichts feſſelt meine Zunge, als die Gerechtigkeit und Wahrheit, die ein ehrlicher Mann nie von ſich laſſen ſoll. Dieſe ſüßen und wehmüthigen Gefühle, die ſich in mir erregen; dieſes bange Herzenklopfen; dieſe ſehnende Unruhe, die ich empfinde, da ſich die Zeit meines Abmarſches von Tage zu Tage nähert; alles dieſes ſagt mehr, als ich mit viel tauſend Buchſtaben ſagen könnte, wie viel Schönes ich hier geſehen, wie viel Gutes genoſſen, wie viele treffliche und wackre Menſchen ich hier gefunden habe. Ich könnte mich nun nach Art vieler Schreiber hierüber weidlich ausbreiten, und fein weitſchichtig jede erbärmliche Anekdote, jeden kleinſten Vorfall berichten, der meine hohe und theure Perſon angeht; aber ich denke, der Pindariſche Ausſpruch: „Auch das Verſchwiegene hat ſeine Grazie,“ behält noch immer ſeinen Werth, und wohl mir, wenn der Leſer mir dieſe lieben Worte nicht ſelbſt unter die Naſe hält. Lieber möchte ich es, daß er mal fragte: warum von dieſem und jenem nichts bey mir zu leſen iſt? Da muß der Leſer, wie der Schreiber ſein Urtheil für ſich haben. Meynt er, ich habe dieſes und jenes aus Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit nicht berührt, oder es aus Furchtſamkeit übergangen, verzweifelnd, es gefällig ſchildern, oder ſchicklich darſtellen zu können; oder aus einer verworrenen und kindiſchen Kurzſichtigkeit, die die wurmſtichigen Aepfel am Boden gierig aufrafft, und die vollen und herrlichen an den Zweigen nicht ſieht; glaubt er dieß alles auch, ſo verarge ich es nicht. Auch kann ich ſeinem Urtheil eben ſo wenig wehren, als er mich zur Rechenſchaft fordern, warum ich ſo und nicht anders, und in einer gewiſſen natürlichen Unordnung die Dinge erzähle und aufſtelle. Er muß mir glauben, daß ich meine Gründe gehabt habe, manches zu verſchweigen, was ich ſehr wohl wiſſen konnte, und was ſich vielleicht eben ſo luſtig, als erbaulich erzählen ließ. Aus der lebendigen Natur und dem lebendigen Leben einige intereſſante Züge aufzufaſſen, war mein Hauptgeſichtspunkt. Warum dieſe Züge nun ſo und nicht anders hingereiht und neben einander geſtellt ſind, das liegt vielleicht in dem eignen Karakter des Schreibers, wenn nicht in einem Entſchluſſe der Ueberlegung. Nur wenn das Ganze unbedeutend, wenn das Urtheil karakterlos, die Beſchreibung lahm, die Sprache ſtammelnd und hinkend iſt, nur dann iſt der Schreiber verdammlich. Es giebt nicht in jedem Kopfe ein Hinten und Vorne und ein Erſtes und Letztes, ſo wenig, als es dieſes in der Natur giebt. Dieß ſey meine einzige kleine Zugemüthsführung, die ich ernſtlich meyne, und nun zum Werke.

Wanderungen um Wien.

Kalenberg oder Kaltenberg. Leopoldberg.

Ich habe heute, den 19. Jul. einen entzückend ſchönen Tag gehabt, und mein ganzes Herz regt ſich noch freudig bey der Erinnerung aller Schönheiten und Lieblichkeiten, wovon es überſtrömt worden iſt. Ich war um 6 Uhr auf den Füßen, und wanderte durch die Roſſau längſt der Donau, über grüne Weiden fort, worauf die ſchönſten Heerden graſeten: ein ganz neuer Schlag von Vieh, Kühe beynahe von Größe wie Schweitzerkühe, mit ſchönen Hörnern, und neben an in Koppeln und Gehägen ſilberweiße ungriſche Ochſen von einer Schönheit und einem Hörnerſchlag, wie man ſie im nördlichen Teutſchlande nirgends ſieht. Der Strom rauſchte ſanft, kaum wehte ein Lüftchen, und die geſtreiften Flammenwolken verkündigten einen heiſſen Tag. Ich genoß des herrlichen Morgens und ſchlenderte unter den Bergen fort, faſt bis Kloſterneuburg, durch ſchöne Baumklumpen und Alleen, rechts die Donau mit ihren Inſeln, die Thürme von Wien ferne mit dem Glockengetön, das wie Geiſterſtimmen aus der Tiefe empor zu klagen ſchien. Endlich wandte ich mich wieder, klomm allmählig zwiſchen den Weinbergen über Schluchten und Gräben empor, netzte meine heiſſen Kniee an einem Quell, und ſo gings raſcher bergan, obgleich im adamſchen Schweiß meines Angeſichts. Aber auch der Lohn war groß, als ich auf dem Leopoldberg ſtand und die ſchöne Welt mit ihrer Herrlichkeit unter mir liegen ſah. Ich ſtieg oben auf die Burg, und Auge und Herz öffneten ſich den Wundern, die in Kraft und Fülle nach allen Seiten ausgebreitet lagen. Welche Ausſicht über den Strom und die herrliche Stadt hin! O nie auf meiner Reiſe fühlte ich das liebe Vaterland mir ſo nahe, und doch ſeine Ausſichten, ſeine Ufer und Thürme ſind ſchöner. Es hat kein Wien, aber die Donau iſt auch kein unendliches Meer. Dieſer Leopoldberg liegt ſteil über der Donau, und ich war ihm ſchon vorbeygeſegelt. Er iſt nach drey Seiten mit Reben und gegen Weſten mit Buchen bekränzt. Im Oſten ſieht man den mächtigen Strom, wie er mit blauen Armen liebliche Eylande umſchlingt, die aus der Ferne mit ſeinen Wellen wegzuſchwimmen ſcheinen. Auf den einen weiden ſpielende Heerden, auf den andern iſt das ächzende Geklapper der hundert Mühlen im Strom, noch andre liegen ſtill mit ihren gewaltigen Bäumen da, und erwecken die Sehnſucht, einſam, die Welt vergeſſend und von ihr vergeſſen, in ihrem Schatten ſich anzuſiedeln. Bald fließt der Strom breit und mächtig, wie ein See, bald verſchwindet er in dünnen Streifen unter den Inſeln, die er umſchlingt, und den Wäldern, die er ſäugt; endlich fernerhin ſieht man ihn wieder ganz den ſtolzen Lauf ins reiche Ungerland lenken. Der Augarten und Prater mit ihren Inſeln, Waſſern und Häuſern, die ſchönen Vorſtädte, die er umfaßt, und endlich die Stadt ſelbſt, mit ihren Zinnen und Thürmen, ſich kühn und herrlich an ſeine Ufer lehnend, geben ein großes Gefühl. Fernhin im Norden, über den Strom hinaus, breitet ſich eine weite blühende Ebene aus, von dämmernden Bergen umſchloſſen. Man ſieht nichts, als die ſchönſten Kornfelder, in denen die einzelnen Dörfer wie grüne Pünktchen mit ihren Büſchen und Bäumen verſchwimmen. Alles war in Bewegung, und die arbeitenden Menſchen gaben ein ſehr anmuthiges Bild. Hier ſtanden Hocken in langer Reihe, dort rührten ſich die Schnitter, deren Jubeln und Toſen man ſelbſt über den Strom hören konnte; hier wälzten ſich ſchwere Wagen mit ihren Staubwolken fort, dort ſchnitt ein ſchneller Pflug das kaum abgeärndtete Feld in ſchwarzen Furchen durch. Ohne dieſe reizende Ebene wäre die ganze Ausſicht nicht halb ſo ſchön. Im Nordweſten lehnt ſich unter Weinbergen Korneuburg an den Strom und ſeine Inſeln, und links liegt das ſchöne Kloſterneuburg an der ſilbernen Fluth, mit dunkeln Bäumen und Alleen umſchattet, und hoch empor mit einem grünen Kranz von Weinbergen umwunden, die, mit einzelnen weiſſen Kornfeldern durchſtreift, endlich in Tannen und Buchen ſich verlieren, ſanfter im Weſten, ſchroffer und ſteiler im Oſten gegen den Leopold- und Kaltenberg. Im Süden unter dieſen Bergen ſieht man bis dicht an die Stadt hin, faſt eine halbe Meile weit, nichts als Weinberge, in deren Schluchten einzelne Dörfer verſteckt liegen. Die Stadt funkelnd und majeſtätiſch vor einem mit ihren Palläſten und Thurmſpitzen, und einem iſt, als ſchlage das dunkle Getöſe an das Ohr. Weiter hinten dämmern flaches Gefilde, ſchöne Wälder, Schlöſſer und ſanftere Hügel. Seitwärts läuft der Kaltenberg mit ſeinen grünen Spitzen und Wäldern fort. Dieſer Kaltenberg, den einige Kalenberg nennen, und der durch eine Schlucht vom Leopoldberg getrennt iſt, und von ihm im Halbmond bis zum Gallizinberg ſüdweſtlich fortläuft, giebt faſt dieſelbe Ausſicht, zum Theil ſchöner, zum Theil ſchlechter. Manche Gegenſtände gewinnen offenbar durch das Dämmerlicht, worin die Entfernung ſie zeigt; aber unbegränzter nach allen Seiten iſt die vom Leopoldberg und ſeiner Burg, weil kein Wald, noch vorliegender Berg ſie hemmt. Hier ſieht man die ſchöne Ebne nur zur Hälfte, und die freundliche Nordweſtſeite von Kloſterneuburg und Korneuburg iſt durch den Wald im Rücken abgeſchnitten. Ich wanderte auf und am Rücken des Kaltenbergs fort durch das ſchöne Kobenzl mit ſeinen Gärten und Gefilden, durch die reizenden Berge über Siegfrieden, und ging durch dieſes Dorf wieder der Stadt zu. Die Weinberge unter und am Kaltenberge, hält man mit für die beſten und ergiebigſten in ganz Oeſterreich. Der Wein ſoll viele Milde und Feuer haben. Ich habe davon die beſte Art getrunken; ſein Geſchmack iſt lieblich, aber Glut hat er nicht viel.

Gallizinberg und Kauerlabend,
den 25. Jul.

Es war heute ein ſchrecklich heiſſer Tag. Erſt gegen 6 Uhr Abends machte ich mich heraus, und trat eine kleine Wanderung nach dem ſchönen Gallizinberg mit zwey lieben Landsleuten an. Er hat ſeinen Namen von dem vormaligen ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Gallizin, und gehört jetzt einem Grafen Romanzow. Er macht beynahe den Schluß der ſchönen Bergreihe, die mit dem Leopold- und Kalenberg anhebt, und iſt nicht der geringſte und verachtetſte unter ſeinen Brüdern. Man ſteigt ſanft durch die luſtigſten Weinberge hinauf und gelangt endlich auf einen glatten und friſchen Raſen, worauf unten einige Häuſer zur Wirthſchaft und Schenke und weiter oben einige zierlichere gebaut ſind. Die ſchönen Büſche hat man mit einfachen Gängen und Steigen durchſchnitten, und oben mit vieler Mühe einige zertrümmerte und durchgeriſſene Ruinen hingepflanzt, die doch die Schönheit der Gegend eben nicht verderben. Wir lagerten uns oben an einer derſelben, die Sonne war im Weſten erblaßt und ſchimmerte mit ihren letzten Strahlen durch die dunkeln Tannen des Hintergrundes. Die Berge im Süden mit ihren Dörfern und Landhäuſern ſanken in Dämmerung, wie das ſtolze Wien im Oſten mit ſeinen Thürmen, die durch die Nebel trübe vorragten und durch ihre melancholiſchen Glocken uns erinnerten, welch ein Gewimmel noch drinnen ſey. Unter uns lagen grüne Büſche und Weinberge, und tiefer Felder und Wieſen, über uns ging der liebe Mond auf, und goß auf alle Gegenſtände einen magiſchen Schimmer, und zeigte ſie in der milden Beleuchtung, die dem Auge und dem Herzen ſo wohl thut. So ſaßen wir und wanderten ſpät in die Stadt ein, wo gleichfalls ein ungeheurer Jubel uns empfing. Es war einer der ſchönſten Sommerabende, mild und lau nach dem heißen Tage, und faſt das ganze ſchöne und junge Wien war auf den Gaſſen. Es iſt heute Abend nemlich ein ganz beſondres Weſen. Morgen iſt St. Annen Tag, und da die meiſten Weiber und Mädchen in dieſer ſchönweibrigen Stadt den Namen der heiligen Anne führen, ſo giebt es dabey allerley kleine Scherze und allerliebſte Aufmerkſamkeiten, die den Nannetten, Annerln und Nannerln, wie ſie hier heißen, erwieſen und zu Ehren angeſtellt werden. Es iſt nemlich hier Sitte, nicht den Geburts- ſondern den Namenstag zu feyern. Alle Buchläden, Buchbinder und Kunſthändler ſtehen mit Gedichten, Verslein und Souvenirs für die reizenden Nannerln aus; Kaſperl und Schikaneder kündigen für morgen in ihrem Schauſpielhauſe Beluſtigungen für die Nannetten an und Stuwer hat ſeinen Avis eines Feuerwerks an alle Ecken der vornehmſten Plätze und Straßen angeklebt. Was alſo nun ein Annerl iſt, oder mit einem Annerl zuſammenhängt, oder zuſammenhängen mögte, das jubilirt billig und patrullirt ein wenig länger, als gewöhnlich, herum. Alle Stutzer und Nichtſtutzer, denen ihr Bette noch nicht zu ſehr ans Herz gewachſen iſt, oder was drinnen iſt, opfern ſo einem Abend billig einige Stunden. Da ſind Entdekkungen zu machen, neue Bekanntſchaften zu erjagen, neue

Vergnügen für die folgenden läſtigen Tage einer langen Woche feſtzumachen und zu verabreden. Wir ſetzten uns am Graben vor einem Kaffeehauſe, und ließen die Welt vorüberwallen, nachher ſtrömten wir mit fort über den Kohlmarkt, und ſo durch alle lebendigſten Plätze und Gaſſen der Stadt. Gegen 11 Uhr huben denn die Muſiken und Ständchen an, die den Nannetten an dieſem Vorabende gebracht werden. Allenthalben und allenthalbenher ertönte es durch die feiernde Stille der Nacht. Gewöhnlich laſſen an dieſem heiligen Abend ſich die beſten Spieler und Virtuoſen hören, die ihren Freundinnen und Gönnerinnen damit eine kleine unſchuldige Aufwartung machen, welche zugleich für jeden iſt, der Ohren hat zu hören. Das war ein Jubel und Gewimmel durch die Nacht! Die Mitternachtſtunde hat immer ihre Begeiſterung für die Menſchenherzen, noch mehr, wenn die der Muſik melodiſch mit einſtimmt. Bewundernswürdig war die Ruhe des Pöbels, ohne alle Wache. Aber man weiß hier, daß die Polizey nie ſchläft, ſonſt mögte die amphioniſche Gewalt der Saiten die rohen Gemüther allein nicht bändigen. Ich ging trunken und ſelig, Dank ſey's den ſchönen Annen, um [illegible] Uhr zu Hauſe, und an meinem Wunſche liegt es gewiß nicht, daß alles, was Anna heißt, nicht ein ſehr fröhliches Jahr hat.

Der Brühl. Heiligen Kreuz,
den 26. Jul.

Heute am Annentagsmorgen um 7 Uhr fuhr ich mit meinen Gefährten durch die Wieden auf's freye Land hinaus. Es war ein ſchöner Morgen, kühl und umwölkt. Allenthalben war das frohe Gewimmel der erndtenden Menſchen, der Fuhrleute und Fiaker, die auf dieſer groſſen Straſſe immer zu hunderten fahren, der Pflüger, die die

Stoppeln gleich wieder unterpflügten, und der ſchönen Heerden, die man hie und da ſchon auf das Feld hinausgetrieben hatte. Wir fuhren über den Wienerberg, die Anhöhen vor der Stadt, und ſahen die Verſchanzungen, unter deren Schutz eine zahlreiche Armee die Franzoſen hier in letzter Inſtanz hatte empfangen wollen. Rechts hatten wir Schönbrunn mit der Reihe lieblicher Dörfer, die am grünen Gebirge fort bis nach Mödling hinlaufen, mit den ſchönen Ruinen des Schloſſes Lichtenſtein auf den Bergen hinter Mödling, links eine weite Ebne, die mit Dörfern und Gefilden bis an die Gränzen Ungerns ſo fortläuft. Sobald wir durch den niedlichen Flecken Mödling gekommen waren, ſtiegen die Berge zu beyden Seiten empor, immer höher und enger, und kamen endlich wie ein rauhes Felſenthor näher und näher zuſammen. Gewaltige Klumpen von Kalkſtein liegen hier in wunderbaren Maſſen auf einander gethürmt, die kein Grashalm, keine magere Tanne zwiſchen den Felsritzen ſchmückte. Wir ſtiegen aus, um dieſen Wundern der Natur in ſtillerer Anbetung vorüberzugehen, und begegneten einem ſchönen Regimente Infanterie, dem Kayſer Franz mit einer kleinen Begleitung folgte. Das Felſenthor ward noch immer enger, und wir gingen durch daſſelbe in Brühl ein, und ließen uns ein gutes Frühſtück wohl ſchmecken, anfangs ſchon fürchtend, es mögte die marſchirende Mannſchaft alles aufgezehrt haben. Nun ging es bergan zu den öſtlich vom Dorfe liegenden Ruinen. Bald ſtanden wir oben auf den Trümmern der alten Burg, von der nur noch einiges Gemäuer und ein meiſt zerbröckelter Thurm ſteht, und deren Steine bis unten in das Dorf hinein die Seiten des Berges bunt färben. Man hat von hier eine unnennbare ſchöne Ausſicht, eine ſchönere, als ich manchen Tag geſehen habe. Die vom Leopoldberg ſelbſt in all ihrer Herrlichkeit iſt hiemit nicht zu vergleichen. Man ſieht das über zwey Meilen entfernte Wien mit allen ſeinen Thürmen, Inſeln und Donauwaſſern, die ſchönen Berge, vom Kalenberg an gerechnet bis Mödling mit ihren Umgebungen im Norden und Weſten. Oeſtlich hinaus öffnet ſich eine gränzenloſe Ausſicht über fruchtbares Blachfeld, mit ſeinen Dörfern und Flecken, und fernher dämmern wieder dunkle Berge. Wenn der Blick lange ſo in die Ferne hinein geſchwärmt hat, läßt er ſich gern durch die nähern Gegenſtände feſſeln, die den Brühl und ſeinen Felſenkeſſel zu einem Tempe machen. Schade, daß der rieſelnde Bach im Grunde kein Strom iſt. Dieſes ſchöne, von ſchroffen Bergen eingeſchloſſene Thal verdient von jedem Freunde und Bewunderer ſchöner und erhabener Natur recht oft beſucht zu werden. Die Wiener laſſen es auch daran nicht fehlen; doch ſind Tanz und Schmauß und ihre andern Unterhaltungen ſicher der erſte Bewegungsgrund. Ein Vergnügen durch Entbehren, durch Schweiß und ein kleines Bergklettern zu erkaufen, fällt dieſen Menſchen nicht ein. Wir ſtiegen hinab und wanderten durch die ſchönen Wieſen und Felder in die Weinberge gegenüber hinauf, und ſahen noch einmal ſchweigend und bewundernd zu den Rieſenbildern empor. Im Norden ſieht man nichts, als kahle Felſen, hie und da mit einem Tannenſchrub bewachſen. Dieſe laſſen eine enge Oeffnung, wodurch wir einfuhren, und ſteigen im Oſten jäh mit den Ruinen der alten Burg empor, worauf wir ſtanden; und winden ſich dann, mit ſanfterer Neigung weiter zurücktretend und wechſelnd, mächtige Felſenzacken zeigend, ſüdlich herum, wo ſie, oben mit Buchen und Tannen bekränzt, zu Feldern und Wieſen werden, und freundlich ſich zu den Dörfern hinabſenken. Im Südweſten endlich treten ſie noch weiter zurück und herab, und bilden einen reizenden Halbmond von Weinbergen, zu deren Fuße Korn und Wieſen prangen. Das Dorf hat manche niedliche Sommerhäuschen. Wir fanden faſt auf allen Steigen Spaziergänger. So iſt dieſes liebliche Felſenthal wegen ſeiner ſonderbaren Kontraſte in der Einfaſſung und ſeiner unbeſchreiblichen Ausſichten von oben eine der reizendſten Landſchaften, die man im nächſten Umkreiſe der Kaiſerſtadt findet. Wir fuhren um 11 Uhr weiter, immer zwiſchen Bergen und Kalkbrennereyen, kamen durch das anmuthige Dorf Karre, das in einem ähnlichen, doch nicht ſo tiefen und engen Thale liegt, und endlich nach einem langen Walde ſahen wir die wunderſchöne Abtey Heiligenkreuz vor uns, die am Fuße ſchöner grüner Berge liegt, und ſchöne Thäler und Felder unter ſich ausgebreitet ſieht. Es ward Mittagseſſen beſtellt, und wir gingen in die Kirche, wo Freund St: uns Orgelmuſik machte. Hierauf ließen wir uns durch die Kloſtergänge herumführen, und beſchauten die Gemählde, alle Legenden von St. Bernhards Wundern, des Muſters der Ciſtercienſer, die dieſe Abtey bevölkern. Man zeigte uns im Schatze eine Monſtranz, die auf 30000 Gulden geſchätzt wird, mit köſtlichen Juwelen beſetzt, und unter andern koſtbaren Reliquien ein Stück Holz vom heiligen Kreuze, welches natürlich nicht zu taxiren iſt. Die Mönche, die wir ſahen, hatten freundliche und unverdunkelte Mienen. Sie halten das Leben hier wohl aus; denn des köſtlichen Seimes und guten Brodes mangeln ſie nicht, und wenn ſie die Promenade oben ins Holz hinauf zu dem kleinen Kapellchen und außer der Abtey durch die hübſche Allee, die ſieben Stationen durch oft machen, und den ſchönen Hof und Garten oft durchſpazieren, wie ſollten ſie nicht alt werden? Kloſter und Kirche ſind recht hübſch, licht und anmuthig, wie die Gegend. Beſſer indeſſen noch behagte uns unſer Wirth, ein Fleiſcher, der mit ſeinem Weibe und ſeinen 9 Kindern gar ſtattlich auf einem großen Gemählde im Speiſeſaal ſich darſtellte, aber ſtattlicher in der lebendigen Perſon. Wir ſagten ihm, daß wir für ſeine Perſon alle Mönche und den Abt obenein hingäben; er meynte indeſſen, die geiſtlichen Herren müßten auch ſeyn, ſonſt hätte alles in der Welt, ſelbſt die Kinderzucht kein Gedeihen. Ich wünſchte, er hätte perſiſtirt. Unſre Mittagstafel war froh, wie unſre Rückreiſe über Brühl, und unſre frohen Geſpräche wurden nur froher zuweilen vom Jubel der Schnitter unterbrochen.

Feuerwerk im Prater.

Alles hing geſtern mit den ſchönen Mannerln die Köpfe, daß der abendliche Regen die Stuwerſche Luſtbarkeit ſo unverantwortlich vereitelt hatte. Ich konnte mit meinem Tage wohl zufrieden ſeyn, er gehörte zu den angenehmſten, die ich hier genoſſen habe. Indeſſen ärgerte es mich doch nicht, als heute Nachmittag das Feuerwerk für heute auf allen Gaſſen ausgetrommelt ward. Es ſchlug 7 Uhr, als ich mein Zimmer verließ. Ein Strom von Menſchen, und ein langer Zug von Kutſchen zeigten auch dem Unkundigſten leicht den Weg. So mußte man ſich durchdrängen, und mit dem vollen Strome fortſchwimmen. So weit man von der Leopoldſtädter Brücke ſehen konnte, waren Köpfe auf der Straße, und Kutſchen und Fiaker, die langſam wie ein Leichenzug — denn die Rückkehrenden, ein eben ſo langer Schwanz, forderten Vorſicht — dem Freudengelage zuzogen. Wolken von Staub wirbelten zu beyden Seiten empor. Dragoner hielten hie und da am Wege, um Unordnung zu verhüten, bis an das vulkaniſche Netz, welches Herr Stuwer gezogen hat. Dies iſt kein Scherz, ſondern der ganze Prater wird ſchon um Mittag, wo er zugänglich iſt, mit einem Netze umzogen, und an dem einzigen Eingange empfängt jeder Eingehende ein Billet, das er bis um 7 Uhr zurückgeben, und ſeine Auslage zurückfordern kann, nachher geht dies nicht mehr an. Hie und da ſtehen einzelne Wachen am Netze, und es iſt bewundernswürdig, wie der Wiener Pöbel dieſe Schranken reſpektirt. Am Eingange läßt man ſein Billet und geht ein.

Bis

Bis an das Gerüſt hin, wo der vulkaniſche Künſtler ſeine Hexerey treiben ſoll, halten am Wege zu beyden Seiten noch einzelne Kavalleriſten, auch im Innern des Praters. Schon das iſt ein groſſes Vergnügen, unter Tauſenden froher, ſchöner und eleganter Menſchen ſo mit fortzuſchlendern; aber weit ſchöner iſt es, nachher mit ihnen auf den Platz der Ruhe zu kommen, und unter ihnen ein wenig herumzuſpioniren. Der Wiener iſt ein harmloſes und frohherziges Geſchöpf, das ſich nicht gern genirt, und alle ſeine kleinen Begierden und Bedürfniſſe anſpruchlos und bequem befriedigt, wie er kann. Mir machte es tauſend Spaß, zu ſehen, wie gierig alles um die Tiſche ſich lagerte, und Bier, Wein und Braten nebſt Back- und Naſchwerk aus den Kellern und dampfenden Küchen der Reſtaurateurs hervorging. Sobald der Mund in Arbeit iſt, öffnen ſich Herz und Lippen auch der Freude, und alle Züge ſchwimmen im Lächeln und Wohlwollen. Ein Wiener, der zwey Stunden verlebt, ohne daß ſein Mund der köſtlichen Gaben Gottes genieße, iſt ſicher ein rarer Vogel. Indeſſen iſt es ein himmliſches Vergnügen alles im Genuß und zum Genuß einladend zu ſehen, und ich glaube, es giebt kein Volk in der Welt, und keine Stadt, wo man dies bey einer großen Maſſe Volks ſo vollkommen fände, als bey den Wienern. Ich trieb mich fröhlich unter den Stehenden, Liegenden, Sitzenden und Gehenden herum, fand bald dieſen, bald jenen Bekannten, freute mich der durch Lüſternheit und Roth des Krämers gefärbten Wangen, der ſchelmiſchen Augen, die im Halbdunkel ſo viel Freyheit haben, der vielen hübſchen Jünglinge und Mädchen, die in allerley Trachten und Gruppen umherwallten, und ſah, wie die Paare ſich für eine frohere Rückkehr hier zuſammenſchloſſen; denn ſo ein Feuerwerk hat viel Erotiſches und Entzündendes mit ſich, beſonders am St. Annentage. Man kennt die eigentlichen Töchter des Vergnügens — im weitern Sinne ſind es in ſo einer Stadt wohl die meiſten — gewöhnlich daran, daß ſie allein, oder zu zweyen und dreyen ohne eine Mannsperſon gehn, ſie ſuchen Eine. Ein kühnerer Schritt und freyerer Schwung des Körpers, und ein flüchtigeres Auge mag ſie auch zuweilen bezeichnen, obgleich das hier nichts Auszeichnendes iſt. Daß unter ihnen die ſchönſten Geſtalten ſind, darf ich wohl eben nicht ſagen, das verſteht ſich am Rande. Am widerlichſten unter den Weibern iſt hier der Schlag, der ſich zwiſchen den 40 und 50 Jahren ſchon mit dem Verwelken beſchäftiget. Gewöhnlich ſind ſie bis an Augen und Ohren ekelhaft roth beſchmiert, und ihr Augenſpiel iſt, wie das Blinzeln eines zerbrochenen Oelkrugs in einer ſternenhellen Sommernacht. So war ich durch die Geſellſchaft und das Geſtrudel froher Adamskinder geſtimmt, als die letzten Kanonen abbrannten, und das berühmte Werk des Herrn Stuwer zu ſpielen begann. Schade, daß der Mond durch die Bäume ſchien, und mit allen Sternen des Himmels leuchtete; in einer dunkeln Nacht wäre es freylich weit ſchöner geweſen. Herr Stuwer mag immer ein großer Feuerkünſtler ſeyn, er machte auch ganz hübſche Sachen, befriedigte aber meine Vorſtellung nicht, die nun freylich durch die vielen Berichte und Erzählungen und Prahlereyen vom Wiener Feuerwerwerke zu hoch geſpannt ſeyn mogte. Der Brief, der ſich öffnete und die Worte: Ich gratuliere, zeigte; die Landkarte von Oeſterreich mit ſeinen größten Städten, Bergen, Strömen und Gränzen waren wirklich allerliebſt, und die gewöhnlichen Begleitungen von Raketen, Knallfeuern und Sternenſchaaren recht hübſch; aber Großes und Wunderbares ſah ich nichts, nichts, das ich in zehnmal kleinern Städten nicht eben ſo gut geſehen hätte. Aber der Menſch macht alles groß und klein, ohne ihn würde eine Sonne ſelbſt unbewundert und unangebetet ihre ewige Bahn durchwandeln. Bewundernswürdig ward der Anblick wegen der ſchönen Erleuchtung, der Myriaden Menſchen in mancherley Stellungen und Gruppen wies;

wegen des Jubelns und Jauchzens und lebendigen Hin- und Herrollens dieſer Tauſende; und ſelten war der Eindruck,, als dies fröhliche Leben nun auf einmal in Nacht verſank, die Menſchenkinder ſich taumelnd durch die Bäume fortdrängten, die Wägen langſamer in der Dunkelheit fortſtöhnten, und die Fackeln der Magnaten mit den weiſſen Läufern dies Alles zu einem Leichenzuge machten. Es war wenigſtens der Leichenzug eines begrabenen Tages der Freude. Wie viele hat nicht der arme Sterbliche zu begraben? So ſchleicht endlich der letzte herbey und die Farze des menſchlichen Lebens geht nicht immer ſo luſtig zu Ende, als dieß Spiel.

Der Platz, wo die Feuerwerke gegeben werden, iſt ein grüner Raſenzirkel, rings mit großen Ahornbäumen umpflanzt und zur Seite mit kleinen Häuſern umgeben, wo man lärmende Muſika hören und in Speiſe und Trank ſich gütlich thun kann. Am weſtlichen Ende bringt Herr Stuwer ſeine Vorrüſtung an. Gegen über iſt ein amphitheatraliſches Gerüſt gebaut, wo man für 20 Kreutzer Einlaß bekommen, aber nicht beſſer ſehen und lange ſo fidel und frey nicht ſeyn kann, als draußen. In der Mitte dieſes Gerüſtes iſt eine eigne Abtheilung für die kayſerliche Familie, die heute aber leer ſtand. Die Meiſten bleiben auf dem Freyen und tummeln ſich luſtig mit dem großen Haufen auf dem Raſen herum. Der Einlaß zum Feuerwerk koſtet 20 Kreutzer. Gewöhnlich giebt Stuwer jährlich 5, die von den freudeluſtigen Wienern nie leer gelaſſen werden. Ueberall iſt es zum Erſtaunen, wie dieſes Völkchen der alltäglichen Vergnügungen und Poſſen nie ſatt wird, und wie doch bey ſo viel Freuden und Unterhaltungen ſein Geſchmack nicht ekler und feiner wird. Es ſcheint faſt, als brauche es in allen Künſten, Muſik allein ausgenommen, grade nur ſo viel, daß es vom Schlaf aufrecht erhalten werde, und ſeine platoniſche Magenſeele, durch ein wenig

Nachdenken nicht geplagt und empört, gehörigen Aufguß der gröbern Freuden ertragen könne.

Dornbach.

Dornbach iſt ein anmuthiges Dorf, das in einem engen Thale zwiſchen dem Kobenzl und Gallizinberg, doch dem letzten viel näher liegt, und dem Fürſten Laſcy zugehört. Es hat hie und da hübſche Häuſer, und ein paar Gaſthäuſer, die durch ihr ſtattliches Inneres und Aeußeres darthun, daß es hier täglich muntres Gelag geben muß. Man merkt es kaum, daß man von Wien an ſanft bergan geht, ſo allmählig iſt die Neigung. Zur Rechten am Eingange hat man Weinberge, die noch hinter dem Dorfe gegen Nordoſten fortlaufen. In Südweſten zur Linken ſind erſtlich Kornfelder, Wieſen und Obſtbäume, bis ſich mit einem Male das Waldgebirg erhebt und in einem weiten Halbmonde eine Viertelmeile nach Norden umläuft. Dieſer halbe Mond bindet ein wahres Tempe von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, und hier iſt es, wo der Fürſt Laſcy ſo viel Schönes und Anmuthiges hingezaubert, oder vielmehr den unnachahmlichen Zauber dieſer holden Natur ſpielen gelaſſen hat. Wenn man links vom Dorfe gegen Weſten aufſteigt, ſo führt eine hohe Lindenallee auf die niedliche Villa des Fürſten bergan, und dieſe ſteigt immer höher ins Thal hinauf, und hat zu beyden Seiten ſchöne Buchen, die links zu einem dampfenden Gebirge aufſteigen. Von dieſem Gebirge ſenken ſich unten feine Wieſen ab, mit einem unvergänglichen Alpengrün, die weiterhin ein Kranz dunkler Eichen einfaßt und ein Bach durchrauſcht. Ueber die Wieſen kömmt man in die hohen Eichen, hinter welchen Gehäge für Wild ſind. Oben hat die Kunſt kleine Bauerhütten angelegt und bevölkert. Das gehört zu den

Raritäten. Doch beſucht man ſolchen Quark mit Entzücken, da man doch beſſer thäte unten im Dorfe in die erſte beſte Hütte eines Armen zu gehen, einige Kreuzer auszuſpenden, und ſo mit dem Bilde auch dieſes Menſchenlebens und Menſchengefühls wieder abzutreten. Schon dieſe rohe Gegend iſt unbeſchreiblich ſchön. Rechts an der Nordoſtſeite des Thals ſind die reizenden Gartenanlagen, die dieſen Ort zum Paradieſe machen. Es iſt dieß ein ſanfter Bergabhang, mit der weiſeſten Wahl und Mäßigkeit benutzt. Es ſind freylich die gewöhnlichen kleinen Gartenzierrathen, Häuschen, Hütten, Tempelchen, Brücken, Grotten; aber alles zeugt von Geſchmack, und es ſtößt einem nie die fatale Frage auf: warum iſt dieß grade hier? Man wandelt durch Wieſen, mit klaren Waſſern durchſchnitten und durchrieſelt, durch Blumenſtücke, Baumklumpen, wildes Geſtrippe, Felſenſtücken, vom Waſſer durchrauſcht, an Schwanen- und Ententeichen hin, ſtößt bald auf kleine Aſyle der ſtillen Betrachtung, bald auf Jäger- Gärtner- und Hirtenhäuſerchen, ſieht hier ein bebautes Kartoffel- und Blumenfeld, dort einen Streifen mit Hafer und Stoppeln. Die Berge ſteigen im Norden hoch über dieſes Thal hinauf, und man hat durch den Buchenwald einzelne Durchhaue, die nun verwachſen ſind. Weiter öſtlich ſind ſie niedriger und weniger dunkelbelaubt, und unten hin mit Reben und weiter unten mit Kornfeldern eingefaßt. Dieſes ganze Thal hat einen äußerſten Anſtrich von Milde und Verſchwiegenheit, und wechſelnd eine romantiſche Erhabenheit und Schauerlichkeit. Man findet ſo vieles beyſammen. Die Ausſicht iſt begränzt und man ſieht etwa die Hälfte von Wien und ſeinen Vorſtädten von einigen Punkten. Da hat der Leopoldberg und Kalenberg unſtreitig ſeine Vorzüge, aber ſie gelten nur durch ihre Umgebungen. Dornbach gefällt durch ſich ſelbſt und genügt ſich allein. —

Hadersdorf und Mauerbach.

Den 7ten Auguſt um 6 Uhr des Morgens war ich ſchon auf den Beinen, und ſchlenderte im ſchönſten Morgenſchimmer über Mariahilf, Gumpendorf, Grünberg, Schönbrunn, Mariahitzing und Penzing fort. Von hier ging es immer an den Ufern der Wien hin, die freylich jetzt ſeicht und kümmerlich allenthalben mit Stecken und Schuhſohlen zu paſſiren, aber nach dem weiten Kiesbette zu urtheilen nicht immer ſo ein Strömlein iſt. Die Gegend fängt bald hinter Mariahitzing an, ſich mehr einzuengen. Links geht man unter dem ſchönen Kloſter Sanct Veit hin, das an einer bunten Anhöhe, einen Kranz von Bergen hinter ſich, liegt; dann hat man das Dorf Hacking mit ſeinem luſtigen Schloſſe am Berge und den kleineren Sommerhäuschen, und nun kömmt an dieſer Seite die hohe Forſt, mit einer langen weiſſen Mauer umgeben, näher und näher zum Bach herab. Bald kam ich in Hirldorf und auf die Linzer Chauſſee und war rings und dicht mit Wald eingeſchloſſen. Gleich hinter Hirldorf am Wege iſt wieder eine Dreyfaltigkeitsſäule, die die Kayſerin Eleonora gelobt hat; freylich keine ekelhafte Pracht daran, wie an der Linzer und Wiener, aber doch immer ein unkünſtliches Kunſtwerk. Bey dem reizenden Mariabrunn, das man bald erreicht, dehnt ſich der Wald wieder zu allen Seiten aus und bildet ein lachendes Rund; ein fröhliches Plätzchen, durch das die Wien ihre rauſchenden Wellen wälzt; ein Bergthal, das ſanft zu ſeinen grünen Höhen ſich hebt. Wenn man von Mariabrunn einen ſpitzen Winkel ſchneidet, ſo liegen weſtlich und nördlich die ſchönen Schlöſſer des alten Laudon und ſeines Weibes Hadersdorf und Tweilingau, die dem Auge einen ſüßen Ruhepunkt geben. An der Kloſterkirche zu Mariabrunn lieſt man eine Inſchrift auf die Abreiſe von Wien weiland Seiner Heiligkeit des Pabſtes Pius des VI., die ich der Marikeit wegen abſchreiben will, lateiniſch und teutſch: Pius VI. S. P. Iosephus II. Rom. Imp. cum Maximiliano Arch. Austriae devote salutata Thaumaturga fontenensi inter tenerrimos amplexus excitis adstantium lacrymis sibi invicem valedixerunt Cal. Maj. 1782. So iſt der Zeiten Wechſel. Hätte euch damals einer euer Schickſal vorhergeſagt, ja wäre es die Thaumaturga ſelbſt geweſen, ihr hättet es ſchwerlich geglaubt, ihr beyden größten Kronenträger der geiſtlichen und weltlichen Macht. Das Thaumaturga deutet auf ein wunderthätiges Marienbild, welches ehemals auf eine Quelle außerordentlich und heilſam wirkte. Das Kloſter hat nur noch wenige Mönche, es iſt eines von denen, die ausſterben ſollen. Acht Herren ſind nur noch drin, ſagte mir ein alter Bauer. Immer noch zu viel dachte ich und ging auf Hadersdorf zu, vormals ein Sitz eines der Unſterblichen. Es liegt im Thale zwiſchen engen Bergen dicht an der Wien und iſt ein ganz ſtattliches Dorf. Das Schloß iſt einfach und prunklos und rings mit einem Waſſergraben umgeben. Man geht gleich an der Hinterſeite in den Garten. Auch dieſer iſt einfach und natürlich und der Geiſt ſeines alten Beſitzers ſcheint aus ihm zu ſprechen. Dicht am Schloſſe ſind Blumenſtöcke und Orangerien; dann kommen ſchöne Alleen von Linden, Kaſtanien und Pappeln, und endlich Obſtbäume und Wieſen, alles an der Seite des Weges nach Mauerbach. Aber links an der Wien iſt nichts, als Wieſen und Baumpflanzungen, mit waſſerreichen Gräben durchſchnitten. Hier ſind die ſchönſten Bäume, Lauben und Einſiedeleyen, die ich in meinem Leben ſah, und ein üppiger bunter Wieſenwuchs. Die Bäche rieſeln unter dem traurigen Grün der Trauerweiden und des Seedorns dahin, und aus den Platanen, Ahornen, Linden, Ulmen und Birken ſäuſelt der ſtille Geiſt der Betrachtung, und die ſchmeichelnden Flügel der Fantaſie ſchwirren und flüſtern mit den Stimmen der Liebe um die lieblichen Lauben zuſammen. Wenige kleine Bildſäulen ſtehen hie und da, mit Weisheit und Sparſamkeit angebracht. In der Mitte dieſer freundlichen und melancholiſchen Natur, ſteht eine ernſte Geſtalt, mit einem aufgeſchlagenen Buche, worin man die Worte lieſt: meditatio mortis optima philosophia, ein Satz, gegen welchen ich ſogleich lebhaft proteſtirte. Durch dieſen Garten wanderte ich nun in einer Allee lombardiſcher Pappeln weiter ins Freye hinaus, meinen einſamen Pfad unter dem Wald hin und träumte von dem groſſen Todten, bis mich der Weg nach Mauerbach empfing. Dieſer von hier etwa fünf Viertelſtunden lang iſt einer der angenehmſten. Er geht ſanft ſich hebend immer durch Wieſen hin, die die Berge zu beyden Seiten dicht einſchlieſſen. Heerden des ſchönſten Viehs ſieht man ſelten, ſeltener eines der vernünftigen Thiere. Keine Vogelſtimme, einzelne Geyer kreiſen in der Luft. Etwas über die Hälfte des Weges findet man ein häßliches Krucifix unter einem blanken Dache, und bald darauf freut man ſich einer zierlichen Grotte rechts am Wege. Ich ging haſtig hinein und fand ein ſcheußliches Krucifix aus Sandſtein und einen verſtümmelten Heiligen neben ihm; unten grottirte Tufſteinſtücke mit Engelsköpfen und die Worte ihnen aus dem Hals geſchrieben: Domine da mihi hanc aquam! Zugleich ſtürzte dies Waſſer kryſtallen aus einer Röhre hervor. Warum ſetzte man nicht lieber den Herrn mit der Samariterin hin? Das wäre doch eine fröhlichere Idee für den Wandrer in dieſer ſchauervollen Einſamkeit. Ich benutzte indeſſen die Inſchrift und ließ mir das Waſſer gut ſchmecken. Von hier geht man einen Fußſteig durch den Wald und ſieht bald Mauerbach unter ſich. Dieß iſt eine wunderbare Gegend. So müſſen Appenzells grüne Alpenhügel unter den matten Strahlen einer halbumwölkten Sonne liegen, oben von Felſen und dichten Wäldern eingeſchloſſen. Es iſt hier auch keine Spur vom Feldbau. Alles ſind Weidplätze, oder Wieſen. Hier ſtrichen Mäher auf den Bergen ihre Senſen, dort weideten Kühe, tiefer unten breiteten ſich Wieſen, blumig und gewäſſert aus. Ich ging hinab durch das Dorf, ſtieg hinter der Karthauſe auf den Hügel und ſetzte mich auf einen alten Baumſtamm am Wald, der ſtillen und blumigen Gegend zu genieſſen; denn eine blumigere findet man ſchwerlich, noch eine ſtillere; es iſt eine Gegend der Hirten und Mönche. Unter mir lag die ſchöne Karthauſe mit ihren weiten Gebäuden und erinnerte mich zuweilen durch einen dumpfen Glockenſchlag an Menſchen. Eine ſchöne Stunde ließ ich ſo mein Herz ſpielen, dann ſtieg ich um 12 Uhr zur Karthauſe hinab. Dieſe Karthauſe war eine der reichſten und anmuthigſten, ehe Joſeph ihre Bewohner zerſtreute. Sie liegt dicht am Walde am Hange des Berges und hat hinter ſich ſchöne Wieſen und Gärten. Am Eingange ſtehen ſtattliche Linden und die Aufſchrift meldet, daß König Friedrich der Schöne, der durch ſein Unglück und ſeinen Edelmuth ſo berühmt iſt, ſie 1313 baute. Sie iſt nun zu einem edleren und beſſeren Gebrauche eingeweiht, nicht die Jugend des Landes zur faulen Andacht zu verführen, ſondern Alten und Elenden ihr trauriges Daſeyn etwas milder zu machen. Man hat nemlich aus der Karthauſe ein Spital, Armen- und Zuchthaus gemacht. Das Letzte mag aus manchen Gründen wohl nicht eben recht zu dem Erſten paſſen. Hülfloſigkeit und Verbrechen ſollten nie mit einander vermiſcht werden. Im vordern Hofe des Kloſters iſt das ökonomiſche Weſen, der Verwalter, die Kanzley, das Waſchhaus, Brauhaus, Wirthshaus, die Pferdeſtälle und der Förſter zur Seite. Am Eingange des zweyten Hofes iſt die Behauſung der Wächter, und in den zahlreichen Zimmern und Zellen, die in allen Richtungen nach hinten auslaufen, wohnen die Pfleglinge und Züchtlinge. Viele ſind arm an Geiſt und Körper, und friſten ein elendes und hinſinkendes Daſeyn wie Pflanzen; andre, die noch arbeiten können, haben dazu ihre eigne Stuben, die reinlich und wohl eingerichtet ſind. Ich ſah dort auch Kinder, Buben und Mädchen mitarbeiten. Das war mir widerlich. Das junge Alter gehört nicht unter den Abſchaum und Schlamm des Lebens, den es als krank und untauglich von ſich ſtößt. Auch die Gänge und Wohnzimmer, und das große Krankenzimmer fand ich luftig und reinlich, und mit der Freygebigkeit ausgerüſtet, die alle dieſe wohlthätigen Anſtalten Joſephs auch in Wien charakteriſirt. Im hinterſten Theile ſitzen die Züchtlinge, im Raum freylich abgeſondert von den Vordern, ſchwerlich aber in der Meynung. Ich ſahe ſie nicht. Es iſt hier ein eigner Chirurgus für die Kranken und Gebrechlichen, und wöchentlich kömmt ein Oberarzt von Wien. Die Kirche iſt ganz artig, und mit einem groſſen Gemählde aller möglichen Märtyrer geziert, und aller Martern, die je geweſen ſind, oder haben ſeyn können; eine ſchöne Kompoſition für einen Künſtler. Die Höfe der Gebäude ſind ſchöne grüne Oblonga, und geben denen, die ſpazieren wollen, Luft und Licht genug, ſo wie die Gärten nach hinten. Die Züchtlinge müſſen arbeiten, Saiten ſchlagen, Kämmen, Wolle und Seide ſpinnen. Ich verließ das Kloſter, und nahm noch die Legende von einem Kaiſer Ludwig mit, einem der Karlinger. Dieſer verirrte ſich auf der Jagd von ſeiner Gemahlin. Sie that in der Angſt ein Gelübde, in dieſer Wildniß eine Kapelle zu bauen, wenn ſie ihren Herrn wiederfände. Wo das Kloſter ſteht, trafen ſie einander, und das Kapellchen ſtieg auf. Dieſer Ludwig ſoll hier auch begraben liegen. Ich ging mit frommen Gefühlen weg, als hätte ich noch Karthäuſern Lebewohl geſagt, ſprach wieder bey der heiligen Grotte an, und langte endlich wieder in Haderſdorf an. Hier ſah ich am Wege links in einem kleinen Gehäge das Denkmal des Helden. Nach dem Schloſſe zu gehen, und Diener und Schlüſſel zu holen, ſchien meiner Ungeduld zu weitläuftig. Ich ſah, ob die Gegend rein war, denn als ein Einbrecher wollte ich mich doch nicht ertappen laſſen, und ſchwang mich ſchnell über die hohe Einfaſſung. Dies Denkmal iſt ein etwa drey Ellen hoher Sarkophag mit einem flachen Dache und rund umher mit Tropäen in Haut-Reliefs umwunden, und mit einigen allegoriſchen Figuren, Ruhm, Friede, Tapferkeit, Wahrheit geziert; nicht von beſondrer Schönheit, doch gefällig durch das Einfache. Am Vorderende ruht ein geharniſchter Krieger in einer traurenden Stellung mit geſenktem Blick, ſein Schild neben ſich, ſein Schwert der Hand entſinkend, mit aufgezognem Viſir, eine ganz edle und brave Geſtalt. Hier lieſt man auf einer Marmorplatte die Inſchrift:

Tiro
ad Borysthenem,
Dux
ad Moravam, Viadrum,
Boberim, Neissam, Vistritiam.
Veteranus
ad Unnam, Istrum, Savum.
Clarus Triumphis,
Simplex, Verecundus,
Carus
Caesari, militi civi.

An der Hinterſeite:

Ern. Guid. Loudono
Conjux contra votum superstes
ac heredes posuere 1790.

Die Maſſe iſt leider nur Sandſtein. Warum ſetzt ihm der Staat kein Denkmal? etwa weil er ſich ſelbſt ein ewiges im Staate geſetzt hat? Die Worte simplex und verecundus ergriffen mich gewaltig. Ich ſah in ihnen den ganzen Helden und Mann, ſo wie ſie überall wohl das weſentliche Beſtandtheil eines groſſen Menſchen ſind. Ich ſchwang mich wieder über das Gehäge, und ging mit dieſem Gedanken immer links am Wege durch einen Thiergarten mit einfachen Fußſteigen und kleinen Häuschen. Nun erſt dünkte ich mir den Garten an der andern Seite zu verſtehen, welchen ich heute Morgen beſah. Auch er iſt einfach und beſcheiden, wenn es ein andrer iſt. Ich mußte ihn nachher noch einmal durchwandern, machte dann ſchnell meinen Rückweg durch Baumgarten, und hielt dort in einem bäuriſchen Tanzſal eine Milchcollation. Hier lagen unter dem großen Zelte, mit Säulen geſtützt, die grünes Tannenlaub und Roſenbänder umwanden, noch die Trümmer der Sonntagsfreuden umher, verwelkte Blumen, Stücken Bänder und Flitter, Pfeifenſtiele und andre Sächelchen. Mein Gefühl, welches die Freuden des Armen und Niedrigen ſo bewegen, war wehmüthig und ſüß. Ich bewunderte auf dem Glacis noch drey ſchöne Regimenter, die dort vor dem Kaiſer ihre Uebungen machten. Der Gedanke, daß von ihnen nach zwey Jahren vielleicht nur Gebein mehr übrig ſeyn wird, ſchickte mich noch wehmüthiger in die Stadt, wo der marinelliſche Kaſperl, und die Kaſperliſchen Zuhörer mir dieſen Abend nichts angewinnen konnten.

Der Prater.

Dieſer ſchöne Tummelplatz der Freude und des Vergnügens liegt eine ſtarke Viertelſtunde von der Brücke, welche die Stadt von der Leopoldſtadt ſcheidet, durch welche eine lange Allee, zu beyden Seiten mit Fußſteigen dahin führet. Am Ende der Leopoldſtadt iſt man nach einem kleinen Zwiſchenraum unter den Bäumen des Praters, und zwey breite Wege, der eine rechts, der andre links, führen hinein, und ein dritter ganz links geht nach dem Augarten, und zur Donaubrücke der böhmiſchen Landſtraße. Für die Fußgänger ſind Seitenſteige neben den Wegen, und die weiten Wieſen und Flächen mit Bäumen bedeckt, wo ſie nach Gefallen dem wirbelnden Staub der Wege ausweichen können. Man kann den Prater und Augarten füglich als eine Donauinſel anſehen, worauf zugleich die Leopoldſtadt liegt, und woran weiter im Nordweſten eine Menge kleinerer Eilande gränzt. Dieſe große Inſel, durch den mittelſten größten Donauarm, und durch den kleineren, der dicht an Wien, zwiſchen der Roſſau- und Leopoldſtadt, zwiſchen der Leopoldſtadt und der Stadt, und zwiſchen dem Prater und den Erdbergen hinfließt, immer von Weſten nach Oſten, und endlich nach dem Lauf einer ſtarken Meile ſich nördlich beugt, und in den großen Arm fällt, der alle die andern ſchon früher in ſich aufgenommen hat. Von dem Augarten wird der Prater durch mehrere Häuſer und Gärten, und einen Zwiſchenraum abgeſchnitten, durch den die böhmiſche Landſtraße geht; und iſt von da an gerechnet, bis zum äußerſten nordöſtlichen Ende nach dem niedlichen Jägerhäuschen gewiß an drey Viertel Meilen lang; ſeine höchſte Breite iſt wohl nicht ganz eine halbe. Er beſteht größtentheils aus ſchönen grünen Raſen, gruppenweiſe mit Bäumen bedeckt, meiſtentheils mit Ahorn und Silberpappeln, aus anmuthigen Flächen, grünen Wieſen, Erlenſümpfen, hie und da mit Rohr bewachſen, und von Waſſer durchſchnitten. Weiter hinten hin, wo das Gewühl von Menſchen nicht gar zu groß iſt, weiden viele hundert Hirſche, die des Winters zu ſchlimmer Zeit zum Theil mit dem Heu gefüttert werden, was jetzt für ſie in großen Schuppen aufbewahrt wird. Sie ſind gewöhnlich zahm, und fürchten die Menſchen nicht. Man ſieht außerordentlich ſchöne Thiere. Sonderbar iſt es, daß die Hindinnen mit ihren Kälbern ſich gewöhnlich allein halten. Dieſer große Raum, den der Prater ausmacht, hat nun wieder ſeine einzelnen Gehäge, und einige Plätze, wo nicht jeder reiten, gehen und fahren darf; ſonſt iſt alles ſeit Joſephs Zeit ein freyer Tummelplatz, und ein ſchöner und freundlicher Erluſtigungsort für die frohen Menſchenkinder. Nach allen Ecken laufen Wege, Alleen und Fußſteige aus, die ſelten menſchenleer ſind. Die ſchönſte Gegend des Praters iſt unſtreitig die nordweſtliche, wo die große Donau ihn zunächſt umflieſt, der Theil, der gradaus zwiſchen der Leopoldſtadt und der Donau liegt. Da hat man eine wunderſchöne Ausſicht auf eine Menge lieblicher Eilande, die gegenüber liegen, in einem Kranz von Erlen und Weiden. Auf einigen graſen Kühe, auf andern ſpringen muntre Hirſche, auf andern wiehernde Roſſe, und von andern endlich klappern Mühlen ihren einförmigen und unmelodiſchen Geſang. Fernher ſchimmert der Leopold - und Kaltenberg im Weſten mit ſeinen grünen Reben, und eine ſchöne Ebne dehnt ſich jenſeits in die Unendlichkeit gegen Norden aus. Hier habe ich oft auf einem Deiche geruht, der mit Schilfrohr bedeckt, und von Rohrſperlingen umtönt, und Eisvögeln umpiept, in den Strom hineinläuft. Hier habe ich mich von den Wellen des Stroms oft in ſüße Träume einwiegen, und ſanft an jene Geſtade hinſpielen laſſen, die vor einem Jahre mich oft mit ſüßer Wehmuth erfüllten, wenn der Schimmer des Abends auf dem unendlichen Meere floß, und ſeine Wellen mir in ſanften Wiegenliedern vorbeyrauſchten. So habe ich dieſen Platz mir in Wien als meinen eigenſten geheiligt und er wird nie aus meinem Gedächtniſſe verfliegen, wenn auch ſonſt nichts Holdes mehr durch die verhärtete Schale alles Denkens und Empfindens dringt.

Vorne im Prater, gleich am Strome, den Erdbergen gegenüber, ſind einige kleine Wohnungen und Gärten, ſo wie an der linken Allee, unweit des Eingangs. Nachher weiter hinein liegen links und rechts in der Mitte zwiſchen beyden, und zu ihren Seiten eine Menge kleiner Häuschen, Garküchen, Schenken und Keller, die um ſich her, wie in einem Lager, große und kleine Sitze, Tiſchchen, Stühle, Bänke und andre Zurüſtungen und Vorrichtungen des Vergnügens haben. Dieſe Wohnungen mit den Plätzen herum, geben eine kleine Pacht, und ſo können die Unternehmer ſich mit ihren Sachen und Leuten darin einrichten.

Des Morgens iſt hier nie was zu thun. Wer ſich dann vergnügen und unterhalten will, der geht und fährt in den Augarten; aber des Nachmittags von 3 bis 9 Uhr findet man hier immer Geſellſchaft. Am zahlreichſten indeſſen iſt ſie an den Feuerwerkstagen, und an ſchönen Sonntagen, wo alle Geſchäfte ruhen, und wo ein Wiener gewiß eine große Sünde zu thun meynt, wenn er ſeine Zeit nicht den Vergnügungen weiht. Dann iſt der Weg vom Leopoldſtädter Thor bis an die Allee rechter Hand in dem Prater Ein Gewimmel, wie wenn Ameiſen wandern. Man ſieht eine lange Reihe der ſchönſten Equipagen und Fiaker, die immer neben einander mit Hoo! Hoo! hin und her rollen, indem zu beyden Seiten die zahlreichen Fußgänger im Staub und Gedränge beynahe erſticken. Hier an der rechten Allee ſteigt man aus, und läßt die Kutſchen halten, oder kutſchirt auch weiter hin nach allen Richtungen den Prater auf und ab. In dieſer Gegend alſo iſt der Tummelplatz der hohen und beſſern Welt. Sie ſpaziert entweder in den Seitenſteigen auf und ab, und läßt ſich bewundern, oder läßt ſich unter den Tauſenden mit wohl- und hochgebohrnen Hintern nieder, nimmt geſchlagenen Obers (Kern, Rahm) Kaffee, Chokolade, Limonade, Eis, Himbeerſaft ꝛc. ein, und läßt ſich im neueſten Schmuck aus London und Paris begaffen. Da iſt ein Flattern und Fliegen und Sumſen der Stutzer, der brillanten Huren, und drunter das Schreyen der Markeurs, Bedienten und Kutſcher, wovon nur eine dunkle Vorſtellung dem Träumer bleibt, wenn er aus dieſem Faſchingsſpiel in die Stille kömmt — ein flüchtiges und vergängliches Bild des Menſchenlebens, wie es ſelbſt iſt. Man glaube aber nicht, bloß hohe Welt hier zu ſehen; nein, alles iſt traulich unter einander, nicht allein auf den Spaziergängen, ſondern auch auf den Bänken und Seſſeln, an den Tiſchen, unter den Bäumen, wie in den kleinen Zimmern. Es iſt ja alle acht Tage, oft noch öfter, ſo ein Karneval, wo der Größte, wie der Kleinſte, gleiche Luft athmet, und oft gleiche Taſſen berührt, nur daß jener endlich ſtolz mit ein Paar Engländern oder Neapolitanern fortraſſelt, vom Schimmer der Livreen umgeben, und von einem Fackelträger begleitet, während dieſer in einem Fiaker eben ſo ſchnell, oder auf ſeinen Füßen eben ſo glücklich an den Ort ſeiner Ruhe kömmt, wo ihn der Staub, den jener mit ſeinen Roſſen aufwirbelt, und der Dampf nicht ärgert, den ſein Fackelträger ihm unter die Naſe ſchwingt. Es iſt eine Freude, ſo ein wenig umher zu lauſchen und zu ſehen, wie jeder hier das Seine ſucht. Die dicken Bäuche in ihrer ehrenfeſten Ruhe, wie ſie alles gewöhnlich genießen, und für das Uebrige kaum die Augen offen haben, wenn nur ein Täßchen nach dem andern die Kehle hinabgleitet, und ein Kipfen (eine Art Brod) auf den andern gepfropft wird. Die alten Weiber mit aufgeſpannten Buſen, und roth, daß ſie ſich ſchämen mögten, wie ſie wohlgefällig die vorübergehenden Herrchen muſtern und recenſiren, doch mit einer Miene der Gutherzigkeit, daß man höchſtens über ſie lachen kann. Die jungen Dinger, die weiter in der Welt nichts wiſſen, noch kennen, als das ſchöne Wien (Wiähn) und das herrliche Wien, wie ſie mit ihren hübſchen Geſichtchen umhergucken und jene Blitze ſenden mögten, die ſie nicht haben, und wie endlich ihr ganzes Weſen ſich in Einem holden Lächeln aufthut, wenn ein Zögling mit einem faden Witz und einer albernen Frage die Langeweile des Erwartens unterbricht. Die Stutzer endlich, dieſes zahlloſe Schöpſenheer, jetzt alle ſchwarz angethan von unten bis oben, und angliſirt an Köpfen und Füßen, ſo ſehr es die Wiener Polizey gut findet, wie ſie bald wohlgefällig auf ihre netten Beine, bald auf die blanke Halskette ſchauen, woran ihre Uhr hängt, dann mit einer Zehenhebung einen salto mortale machen, plötzlich horchen, und eben ſo plötzlich auflachen, als hätten ſie was Wichtiges gehört und geſagt, und ſo endlich wieder, ihrer Rolle ein-

eingedenk, in die alte feinengliſche etwas plumpe Stellung fallen, bis endlich die Lünetten der Naſe applicirt, und die Unterröcke, wie ſie Wieland zu nennen vorſchlägt, einer nach dem andern gemuſtert werden. Auch Abbés kann man hier mit dieſen Inſtrumenten der Galanterie ſehen, mit ſchönen rundfriſirten Haaren und rothen Strümpfen; die ächten Pariſer weiland haben ſelbſt im Exile jetzt noch einen ganz andern Schnitt. Bey dieſem Gewirre der Tauſende verleugnet der Wiener ſein Phlegma und ſeine Gutmüthigkeit nicht. Es iſt wie ein Bienenſumſen um die Abendzeit, was freylich zuſammen ein feines Getöſe macht, wovon man aber ſelbſt in der Nähe keine Stimme erſchallen, keinen Laut tönen hört. Die meiſten ſitzen ſtumm und mit abgebrochenen und ziſchenden Worten, wie die kraftloſten Schatten der Unterwelt bey dem Mäoniden, und die Sprechenden laſſen es ſo in ihrer bequemen und ſtillen Manier gehen, daß ſie nicht Einen Schritt weit hörbar ſind. Kein Anſtoßen, keine Händel, niemals lebendige Wort-Wechſel. Bloß die Kutſcher laſſen durch derbe Stimmen und herzhafte Flüche noch zuweilen vernehmen, daß es hier leidenſchaftliche und beſeelte Thiere giebt. Zu lernen iſt hier wenig für den Zuſchauer, ſich zu tummeln nichts, aber gut für den ſechsten und ſiebenten Sinn zu ſorgen, und das iſt doch auch eine Sonntagspflicht.

Wenn man von hier nun den Weg ſchneidet über den Raſen auf die linke Allee zu, ſo ſtößt man immer auf neue Häuschen und Schenken, und die zahlloſen Feuer, und der angenehme Fettduft, den man eine halbe Stunde weit riechen kann, ſagen einem, welchen Göttern hier geopfert wird. Auch hier iſt, wie oben, vollkommne Gleichheit, wie ſie die freye Natur immer einflößt, und alſo auch immer behaupten ſollte, gute und ſchlechte Geſellſchaft in einer reizenden Unordnung unter einander. So laufen die kleinen Häuschen und Kaſinen der Reſtaurateurs nach allen Ecken und Enden aus, weit über die linke Allee, und bey jedem findet man neue Arten von Spaß und Vergnügen. Kegelbahnen ſind allenthalben; gewaltige Schaukeln, worin die Bürger und Bürgerinnen ſich nach den Strapazen ihrer Beine wiegen laſſen, und die, in einer langen Reihe geſchwungen, mit ihren Einſitzenden oft ein äuſſerſt drolliges und lächerliches Schauſpiel geben, wenn man das Geſchrey der ohnmächtig werdenden und das Gewühl in den dicken Bäuchen, worin die gebratenen Händel und gefüllten Kalbsköpfe ſich umrühren, mit dazu rechnet. In andern Häuschen laufen die Karuſſel rund, mit allerley Volk beſetzt, und türkiſche Trommeln und quikende Pfeifen machen eine wilde Muſik, die man fernhin donnern hört. Banden Spieler aller Art ſitzen nun da auf einem beliebig aufgeſchlagnen Thron und donnern in das wilde Getöſt der Tauſende meiſtens populäre Stücke, und muntern zu Speiſe und Trank auf. Man ſollte glauben, hier gehe es wilder und lärmender her nach der Weiſe des gemeinen Volks, welches hier doch häufiger iſt. Aber nein, dieſes auch behauptet den gemeinen Charakter, der gar keiner iſt. Nie ſieht man einmal Buben ſich raufen, oder ſchelten, was in andern Städten einem Wunder gleich ſcheinen würde. Jeder genießt reichlich, was ſein Vermögen und Magen vermag, kümmert ſich nicht um ſeinen Nachbar, noch um die ganze Welt, und rückt kaum das Ohr von ſeinem Seidel Wein, gebackenem Händel, oder Kapaunerl auf, wenn ein ungewohntes Toſen erſchallt. Da ſitzt und liegt und tummelt ſich das liebe Menſchengeſchlecht in gar mancherley Gruppen, und freut ſich der hellodernden Küchen und der luſtigen Muſik, indem eine Taſſe die andre jagt, und Seidel auf Seidel, und Plutzerl auf Plutzerl (eine irdene Krucke von der Form eines Kürbiſſes, der hier Plutzerl heißt) die Naſe röther färbt, bis endlich Braten, Kuchen und Fiſche die Sprache ganz benehmen. Hier iſt es Zeit für die liebe genußfrohe Jugend, ſich anzumachen. Die Wienerinnen ſind mit Blicken ſehr gütig, nehmen, wie die meiſten Weiber, gewiſſe Anträge nie übel, und haben alſo einen leichten Haken, woran man feſt werden und machen kann. So wie alles zuſammenſitzt und ſich ſetzen kann, läßt ſich die Spitze da leicht fortſtoßen. Einladend ſind die Bäume, ſich zur Vorrede vertraulich hinzulagern, und Büſche giebt es auch, wenn gleich die fromme Kaiſerin Königin manches ſchädliche Geſträuch hat weghauen, und den Prater lichten laſſen, um Amors loſe Diebsſchliche auszurotten. Endlich kömmt denn doch das trauliche Dunkel der braunen Nacht, wo alles zu zweyen, dreyen, vieren ſich aufmachen kann, und wo den wenig bedürfenden Sterblichen ein Baum oder Strauch allenthalben zu einer didoniſchen Höhle wird. Es iſt ein ſonderbares Gefühl, welches mich immer ergreift, wenn nun alles forteilt. Das Toſen der Wägen, das Lärmen der Kutſcher und Fiaker, das Lachen und Plappern ſo vieler illuminirter und froher Menſchen wälzt ſich wie in einem Strome fort und rollt zu Einem wilden Klang zuſammen. Stiller wird es und ſtiller unter den Bäumen, ein Licht erliſcht nach dem andern, eine Muſik verſtummt nach der andern, bis endlich die letzten dumpfen Töne einer einſamen Trommel, oder einiger gellenden Pfeifen durch das einſame Dunkel ſchallen und einzelne Menſchengeſtalten ſtill und verloren vorüberwallen. Warum wird einem unter ſo einem großen Menſchenhaufen, wo man keiner Seele angehört, und wie ein Tropfen in dem großen Strome fortrinnt, warum wird einem da ſo wehmüthig? warum erregt alle Pracht der Welt, alles was dem Ohr und dem Auge ſchmeichelt, alles, was die Sinne reizen und ergötzen kann, warum erregt das lebendigſte und ſtrudelnſte Leben nur das große Gefühl der Vergänglichkeit?

Der Augarten.

Will man den Prater eine Lais und Phryne nennen, ſo iſt der Augarten eine ſittſame Danae, oder eine in eigne Unſchuld und Milde verſunkene Pſyche, der man ſich mit beſcheidenern Blicken und ruhigerem Blute nahen muß. In der That der Karakter dieſer beyden Luſthaine iſt eben ſo verſchieden als der Karakter der Vergnügungen daſelbſt, wenn dieſe gleich ſehr oft einander ähnlich werden müſſen. Der Augarten liegt ſüdweſtlich von der Leopoldſtadt und macht zuſammen mit der Brigittau den ſüdweſtlichen Theil der großen Inſel aus, von welcher die Leopoldſtadt und der Prater der größere Theil ſind. Er trägt durchaus das Gepräge der Lieblichkeit und Anmuth, und hat in jeder Rückſicht Vorzüge vor dem Prater, wenn man das zahlreichere Menſchengewühl in dieſem abrechnet. An ſeinem Eingange ſind mehrere große Gebäude vom Kaiſer Joſeph gebaut, in einem Viereck, und er trägt eine Aufſchrift, die mehr für die Humanität, als den Geſchmack dieſes großen Mannes beweißt: Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer. Dieſe Zimmer hat ein gewiſſer Jahn gepachtet, bey dem alle mögliche Artikel des Magenluxus, oder der bloßen Leibesnothdurft wohlfeil und theuer zu haben ſind. Hier iſt meiſtens des Morgens Geſellſchaft, die einen Kaffee, oder Chokolade einnimmt, und in den ſchönen Gängen oft bis Mittag herumwandelt, und in den Sälen, oder unter den hohen Kaſtanien und Pappeln endlich ein weibliches Mahl hält. Auch des Abends giebt es hier oft einige. In den größten Sälen werden häufig Akademien gehalten, oder Muſiken von Dilettanten aufgeführt, wie jetzt alle Donnerſtage geſchieht. Häufig ladet man hieher auch eine ganze Geſellſchaft, und Jahn richtet die Bewirthung ein, je nachdem man prächtiger oder frugaler ſchmauſen will. Dieſe ſchönen Gebäude ſind wieder mit öſterreichiſcher Liberalität zum allgemeinen Vergnügen hergegeben, und der Wirth giebt eine Kleinigkeit dafür, um nur deſto beſſer und wohlfeiler ſeine Gäſte bedienen zu können. Zu Mittage findet man meiſtens Muſik da, oft das Orcheſter der Leopoldſtädter Bühne. Von dieſen Gebäuden laufen nun die prächtigſten Alleen nach allen Seiten der Donau, deren beyde Arme hier ſo weit nicht auseinander ſind. Die Gänge ſind durchgehauen und werden unter der Scheere gehalten, das andre Gehölz iſt dichtes Gebüſch. Schönern und üppigern Baumwuchs, als hier, kann man ſich gar nicht vorſtellen, noch kühlere und lieblichere Schatten zu allen Stunden des Tages; deswegen würde der Augarten, wenn ich in Wien bliebe, auch immer mein Lieblingsplatz ſeyn. Er iſt es auch für die Wiener Schönen, die man hier des Morgens, beſonders an Konzerttagen, in großer Menge auf- und ab wandeln ſieht, in der liebenswürdigen und ſchmachtenden Bläſſe des Morgens — das iſt nicht wahr, die meiſten beſchmieren ſich bis an die Ohren mit Roth, wie ſie aus dem Bette ſteigen — und in dem holden Negligee, worin Amor ſeine größten Schelmereyen ausheckt, und worauf man allen unvorſichtigen Augen und flatternden Herzen mit großen Buchſtaben ein Cavete! ſchreiben ſollte. Hier alſo geht das große Schauſpiel eines langen läſtigen Tages an, löſt ſich im Prater, Maria Hitzing, Schönbrunn und wo ſonſt noch auf, und endet im Hoftheater, in der Oper, auf der Burgbaſtei, oder zum Spaß auch wohl bey Schikaneder und dem Kasperl, bis es die Gardinen und die Nacht bedecken. Die ſchönen Alleen ſind hier aus Kaſtanien, Silberpappeln, auch wohl aus Ulmen und Linden. Ich habe nie ſo hohe Bäume, ſelbſt auf dem Schießwall zu Regensburg nicht, und nirgends ein lachenderes und dunkleres Grün geſehen. Das Schönſte hiebey iſt, daß man ſogleich das Freye gewinnt, und die Donau, wo ſich die reizendſten Gegenden dem Blicke öffnen. Rechts vom Augarten geht die Straße nach Böhmen über eine lange Donaubrücke durch freundliche Jnſelchen fort, und von der Seite queer über dieſe Straße geht und fährt man in den Prater. Hinten im Weſterende kommen nun mehrere kleine Häuschen und Küchen, wo es, wie im Prater, hergeht, nur iſt Frequenz und Maß kleiner. Hinter dieſen läuft die luſtige Brigittau zwiſchen zwey Donauarme eingeklemmt fort, wo man die ſchönſten Spaziergänge und zur Seite jenſeits die Roſſau und den ſchönen Weg nach Nußdorf mit den Wieſen am Strome hat. Da kann man ſich ergehen, wenn man vorne nicht müde werden kann, oder wenn man ſich nach der Einſamkeit und einer ſchönen einfältigen und unbeſchneitelten Natur ſehnt. Jm Augarten wird übrigens weder gefahren noch geritten.

Schönbrunn.

Dieſes hübſche ländliche Schloß iſt von Wien etwa anderthalb Stunden, von den Vorſtädten aber, nemlich von Mariahilf und den zunächſt anſtoßenden etwa eine halbe bis drey Viertelſtunden in einer ſehr angenehmen Gegend, und hat einen Kranz luſtiger Dörfer um ſich, als Gumpendorf, Grünfeld, Mariahitzing und wie ſie weiter heißen, unter denen es ſich prächtig als Königin empor hebt. Das Schloß ſelbſt liegt in einer Ebne, oder vielmehr in einem Thale dicht an der Wien, und hinter ihm hebt ſich ſogleich ein ſchöner Hügel, und weiterhin ſchimmern grüne Berge. Es iſt in Einem Stile mit Laxenburg, doch noch etwas gezierter und verſchnörkelter gebaut, wie ſie denn beyde als Gebäude nichts Schönes und Erhabenes haben. Es hat vorn einen ſchönen Hof zur Auffahrt, und an den Auſſenſeiten laufen groſſe Reitſtälle hin, worin kaiſerliche Pferde ſtehen. Die Möbeln drinnen ſind faſt veraltet und keinesweges prächtig. Selten kömmt der Hof hieher, öfter die jungen Erzherzöge. Hinter dem Schloſſe iſt der Garten. Vorn hat man einen weiten offenen Platz bloßen Sandes, den endlich ein großer Teich mit neptuniſcher Steinhauerey beſchließt, worin zahlreiche Goldfiſche umherſchwimmen. Zu beyden Seiten dieſes Platzes laufen Gänge und Alleen mit ſchönen Bäumen nach Weſten und Oſten fort, ganz im alten franzöſiſchen verzierten Geſchmack. Gleich unten am Schloſſe ſind Blumen und Fruchtgärten in einer Vertiefung. Der freye Platz und die Baumreihen und das Innere der Lauben ſind mit einer Menge Statüen beſetzt, die zum Theil gut gearbeitet ſind; die beſten ſind Kinder des Wieners Bayer. Rechter Hand vom Schloſſe weſtlich kömmt man zu einer Menagerie von allerley Thieren, die im Garten, in freyen Plätzen, auf Höfen, in Zimmern und Käfichen aufbewahrt werden. Man ſieht da manches Merkwürdige, beſonders aber einen ſchönen weiſſen Bären, Faſanen, Pelikane, und eine ganz vorzügliche Sammlung der kaiſerlichen und ſcepterhaltenden Vögel. Aus dieſen Partieen ſteigt ein Hügel ſanft empor und neigt ſich jenſeits eben ſo ſanft zu Wieſen und Waldgeſträuch hinab. An ſeiner linken öſtlichen Seite ſteht ein ganz feiner Obeliſk und in der Mitte, dem Schloſſe grade im Angeſicht, eine niedliche Ville, aus einem großen Saale und zwey Arkaden zu beyden Enden beſtehend. Hoch breiten drüber ihre Flügel die goldnen Adler aus, die man weithin ſchimmern ſieht. Die Ausſicht, die man von hier auf das untere Gewimmel des Schloſſes und Gartens, auf die reizende Gegend und auf die Kaiſerſtadt hat, und endlich auf die fernern ſüdöſtlichen Gebirge, iſt entzückend, und dieſe Ville unſtreitig der ſchönſte Punkt in Schönbrunn. Hinten, wo der Hügel noch höher ſteigt, hat man einen wilden Wald von Eichen und Tannen und Faſanengebüſch. Der botaniſche Garten hier gehört zu den berühmten in Europa; mehr kann ich Unkundiger nicht von ihm ſagen; mich hat er bloß ergötzt. Dieſes Schönbrunn mit ſeinen Umgebungen gehört, weil es ſo nahe iſt, zu den von den Wienern am meiſten beſuchten Orten. Alle Tage geht und fährt und reitet es da in hellen Haufen und es iſt faſt nie leer. Ja mancher Wiener hat in den niedlichen umliegenden Dörfern, vorzüglich in Mariahitzing, ſeine Sommerwohnung aufgeſchlagen, und mancher Fremde ahmt ihm darin nach. Beſonders iſt es in Meidling und Mariahitzing immer voll Jubel und Gewimmel. Der Haupttag indeſſen iſt der Sonntag. Iſt dieſer heiter, ſo kann man von Frühmorgens von 6, 7 Uhr an alle Wege und Fußſteige voll bunter und feingeputzter Menſchen ſehen. Die Fiaker nehmen die Feineren ein, andre ſchleppt der lange Schwanz eines Zeiſelwagens, die Perſon für drey, vier Kreuzer zu 15 bis 20 zuſammengepackt, die doch zwey arme Gaule immer im Trabe ziehen müſſen. Viele endlich brauchen das natürliche Geſpann des Menſchen, und trocknen ſich oft den Schweiß und Staub von der Stirne, in Erwartung der Freuden und Beluſtigungen, die die Mühen und Arbeiten vieler ſaurer Tage belohnen ſollen. Ländliche Muſikanten ſtehen dann hie und da am Wege und blaſen, und ſehen den zufliegenden Kreuzern der Vorüberfahrenden mit Sehnſucht entgegen. Vor den Schloßthoren aber harren die Fratſchlerinnen mit Obſt, Pflaumen, Pfirſichen, Kuchen, Brod, Wein und Roſolio, und haben gewöhnlich ihren Vorrath vor der Zeit abgeſetzt. So wimmelt und ſtrudelt es wie ein ewiger Bienenſchwarm im Schloß und Schloßgarten hin und her, und iſt der Prater im Kleinen für den Morgen und Vormittag. Schaarenweiſe ſieht man ſie nun in den kühlen Gängen auf- und abwallen, oder ſich auch Paarweiſe weiter in die Vertiefungen des Parks verlieren. Andre füttern die Goldfiſche in dem großen neptuniſchen Behälter mit Broſamen. Die meiſten aber ſind um die Thiere in der Menagerie her, und hier ſcheint ordentlich eine Art von Wallfahrt zu ſeyn. Da wird durch die mancherley Späße, Neckereyen, Urtheile und Anmerkungen für den luſtigen Seher und Horcher die Menſchenmenagerie endlich noch die luſtigſte. Dieſe Wirthſchaft dauert ſo bis um Mittag fort, wo die meiſten ſich zerſtreuen, und nach Meidling, Nußdorf, Gumpendorf für die fernere Unterhaltung des Mittags und Nachmittags ziehen. Manche aber bleiben hier und laſſen ſich in den wohlausgerüſteten Gaſthäuſern und Garküchen ein weidliches Mittagsmahl ſchmecken, und die heißen Stunden vorübergehen, wohl wiſſend, daß es noch lange Zeit hat, bis der Prater mit ſeinen Trommeln toſet, und ſeine dampfenden Garküchen aufthut, oder Schikaneder und der Kaſperle ihre Späße auftiſchen.

Laxenburg.

Dieſer ſchöne Sommeraufenthalt der kaiſerlichen Familie liegt zwey kleine Meilen von Wien in einer ſchönen Ebne, die im Südoſten die Berge hinter ſich hat, welche von Wieneriſch Neuſtadt nach Oedenburg bis zum Neuſiedler See in Ungern fortlaufen. Es ſcheint aus einer ſüßen und ſchwermüthigen Phantaſie der Natur entſtanden zu ſeyn, und die Menſchenhand, die gewöhnlich mehr verdirbt, als verſchönert, hat es meiſtens leidlich gemacht. Groſſe und erhabne Gegenſtände der Natur und Kunſt ſucht man hier vergebens, aber von dem, was ſie Sanftes und Holdes hat, was in den meiſten Stunden des Lebens der menſchlichen Gemüthsſtimmung nicht widerſtrebt, von dem findet man hier vieles beyſammen. Ich will das, was einen ſchönen Morgen meines Lebens gemacht hat, aus der Erinnerung zuſammenleſen, und eine kurze Schilderung davon entwerfen. Das Schloß iſt in dem Geſchmacke von

Schönbrunn, leicht und anſpruchlos, und auch ſein Inneres ohne Prunk und Zierde. Hieran ſtößt nun gleich der Garten und Park, und man geht durch das Schloß, oder einige Seitenpforten hinein. In zwey Hälften theilt ihn ein großer breiter Weg, der vom Schloſſe ſanft aufſteigt, und endlich in einen grünen Hügel über dem Park ausläuft. Mehrere Durchſchnitte ſind zu beyden Seiten durch den Wald, und Baumpflanzungen, Wieſen, Anger und Gänge wechſeln ab, hie und da mit Waſſern durchfloſſen, und in der lieblichen Mannigfaltigkeit und Unordnung, worin uns die Natur ſo ſehr gefällt. Statüen ſind ſparſam angebracht, und Schnitzeley ſelten. Die rechte Seite vom Schloſſe aufſteigend, iſt die höhere, und hat hübſche Partieen und Gänge, aber die linke iſt waſſerreicher und zum Lieblingsplatz der kaiſerlichen Familie geworden. Hier wandeln ſie oft und tummeln ſich herum, ſpeiſen im Freyen, und feyern kleine Feſte an den bäuriſchen Tiſchen und unter den offenen Pavillons, und man bekömmt durch das Ganze eine recht freundliche Vorſtellung von ihrem häuslichen Leben. Die Kaiſerin ſelbſt ſoll die Seele von allem, und ſehr munter und beherzt ſeyn, und ſelbſt oft den Wagen lenken, ſo hoch in die Berge hinein, und ſo keck über holprichte und abſchüſſige Stellen, daß der furchtſamere Gemahl oft ernſthafte Einwendungen dagegen gemacht hat. Die kleinen Anlagen und Gebäude dieſer linken Seite ſind meiſt aus ihrem Kopfe gekommen, und machen ihrem Geſchmack Ehre. Gleich oben iſt ein kleines Fiſcherdörfchen, das aus mehreren Häuſern beſteht, in welchen man vieles findet, was zum Fiſcherleben und Fiſchergeräthe gehört, alles freylich zierlicher und netter, als es dieſes arme Völkchen gewöhnlich haben kann, oder das naſſe Element es verträgt, worauf es ſeine mühſelige Erndte hält. Indeſſen werden doch auf Befehl und unter den Augen der Kaiſerin häufig Proben damit in der umliegenden Gegend gemacht. Nicht weit davon iſt ein Teich mit einem ſehr hübſchen chineſiſchen Glockenſchlößchen auf einem Ende, und einem Gezelt auf dem andern. Aber niedlicher und reeller iſt weiterhin das holländiſche Kaffeehaus mit Billard, Küche, Speiſeſaal und dem gehörigen Apparat, ſehr ſimpel und geſchmackvoll eingerichtet. So iſt auch das ſogenannte türkiſche Zelt und die Einſiedeley mit ihren Grotten, Gärtchen und Taubenſchlage. Aber bey weitem das Schönſte iſt und bleibt die lebendige Natur, die kleinen Bäche, die grünen Wieſen und der herrliche Baumwuchs der alten Eichen, Ahorne und Platanen. Auch hier ſind Durchſchnitte auf die Ebne hinaus, auf die Dörfer und Thurmſpitzen. Ganz am äußerſten Ende des Parks arbeitet man ämſig an einem großen Gebäude, woraus ein Ritterſaal, oder beſſer, eine Ritterburg werden ſoll. Unſer Führer ſagte uns ſehr naiv, die Kaiſerin wolle ihrem Herrn eine Freude damit machen, wenn es nun mit einem Male, wie durch eine Hexerey da ſtehe. Ja, ſetzte er lachend hinzu, er weiß es wohl, er thut es ihr aber zu Gefallen, daß er nie nach dieſer Seite des Parks hingeht. Näher am Schloſſe ſind Gänge und Gärtchen im franzöſiſchen Stil, und kleine Becken mit Goldfiſchen. Hier iſt auch eine statua equestris, Kaiſer Joſephs, aus Bronze, kaum halbe Lebensgröße. Sie iſt wohl gerathen, und der Kaiſer gut getroffen, aber doch macht das Werk keinen Eindruck, weil es wirklich zu winzig iſt. Um das Fußgeſtell ſind Basreliefs, die ſeine Tugenden und Verdienſte vorſtellen, und auf einer Platte lieſt man die Worte: Joseph. sec. Rom. Imp. alteri parenti Franc. sec. ex fratre nepos posuit. Sie iſt erſt dieſen Sommer aufgeſtellt. Laxenburg ſelbſt iſt ein nettes Dörfchen, hat einige gute Wirthshäuſer, ein zierliches Kaffeehaus, und alles, was ein Ort haben muß, der den vergnügenliebenden Wienern ſo nah iſt. Von hier bis Wien fährt man faſt immer in einer Allee, welche die Kaiſerſtraße genannt wird, und die keine andre Wagen befahren dürfen, als welche Menſchen geladen haben.

Wien und was drinnen iſt.

Taubſtummeninſtitut.

Dieſes Weſen iſt nahe an der Mauth bey den Dominikanern, in einem von Joſeph eigen dazu beſtimmten und eingerichteten Hauſe. Unten iſt eine große Buchdruckerey, die verpachtet iſt, und an das Inſtitut bezahlt, und worin mehrere ſeiner Zöglinge arbeiten. Die Speiſezimmer, die Schlafzimmer, die Betten, alles iſt äußerſt reinlich und ordentlich, und erregt für das Ganze gleich eine vortheilhafte Idee. Dieſer Idee entſpricht auch das Aeußere der Kinder, das Geſundheit und frohen Muth verräth. Sie ſind meiſtens in Grau gekleidet, und einige reichere in beliebigen Farben. So iſt es ebenfalls mit den Mädchen. Die beſtimmte Zahl iſt 45, und nur, wenn mehrere ausgetreten ſind, werden neue aufgenommen. Die Meiſten vom niedrigen Stande lernen ein Handwerk, wenige eine Kunſt; einige werden auch als Schönſchreiber auf den Kanzleyen angeſtellt. Der Direktor des Inſtituts, und der heutige Examinant heißt Mai, ein Mann, der alle die Freundlichkeit und Geduld zu haben ſcheint, die zum Umgang mit Kindern, noch vielmehr mit ſolchen Kindern, durchaus nöthig iſt. Sonſt ſind mehrere Unterlehrer und Zeichen- und Schreibemeiſter angeſtellt. Jeden Sonnabend iſt von 10 bis 12 Uhr öffentliche Prüfung, wo ein jeder hingehen und ſich eine Idee von der Art des Unterrichts und der Behandlung dieſer armen Kinder holen kann. Bey dem Examen ging es, wie faſt bey allen Examen. Es wurden Kunſtſtücke gemacht, die die meiſten Zuſchauer und Zuhörer außerordentlich, mich ſehr wenig erbauten. Ein Knabe hatte erſtlich ein Büchlein und las in ſeiner Art zu artikuliren die Worte her, indem er Zeichen dazu machte; nach dieſen Worten und Zeichen ſchrieb es ein andrer auf die Tafel, und ein dritter mußte es hierauf wieder ableſen. Dann ſtellte ſich der Lehrer hin und machte Zeichen, und die Kinder ſprachen, wie ſie konnten, die bezeichneten Worte nach, die er ihnen zum Theil mit dem Munde vormachte. Meiſtens waren es ſinnliche und zeigbare Gegenſtände, worin ſie ſich tummelten, und da ging es gut; bey abſtrakten ſtießen ſie mehr an; auch kamen die nicht viel vor. Ja ſogar einige franzöſiſche Worte, einigen gegenwärtigen italiſchen Flüchtlingen zu Gefallen, mußte ein Knabe aufſchreiben. Das war doch bloß nach der Fertigkeit, die ſchnelle Fingerirung des Lehrers zu beobachten; denn hiervon verſtand er nichts; nachher überſetzte er es ins Teutſche ganz richtig. Hier ſchrieen einige: ſüperb, göttlich! und das ganze Mirakel; immer ein ganz artiges, war, daß der Bube ſich bey der Bezeichnung der einzelnen Buchſtaben und Sachen nicht verwirrte. Nachher wurden Rechenübungen angeſtellt, ganz einfache, die gut abliefen. Wie man aber Kindern von abſtrakten Gegenſtänden nur einigermaßen richtige Begriffe beybringt, das begreife ich, trotz allem Geſchwätz und Erklären der Lehrer, und allem Erſtaunen der betäubten Zuſchauer nicht. Man ſollte da; glaube ich, wie überall, nicht ſo viel an ihnen künſteln, ſondern ſie ihrem eignen Brüten und Nachdenken überlaſſen; ſicher wären ſie dabey glücklicher, als mit allem dem Zeuge, was man ihnen nun von Dogmatik einpfropft. Das iſt ja gemacht, täglich viele zu verwirren, die Gehör und Sprache haben; wie ſollte es denn bey dieſen Armen es nicht doppelt und dreyfach thun? O es iſt eine Angſt, dies ja einzutrichtern, als ob nicht jeder heller, oder dunkler in ſich herumtrage, und anſchaue, was er von dieſen Dingen zum Hausbedarf braucht! Für die alltäglichen Dinge des Lebens mag es gut ſeyn, ihre Sprache zu üben, und ſie die Namen und Worte auch ausſprechen zu laſſen. Aber das, glaube ich, vergeſſen ſie leicht nach der Schule, weil ſie es nie üben, wie hier. Da wird denn doch die Zeichenſprache wieder alles thun müſſen, und diß reicht ſchon hin für die meiſten Dinge und Geſchäfte des Lebens, und diejenigen, mit denen ſo ein Taubſtummer umgehen muß, lernen leicht in einigen Wochen ihm alles ab, ſo daß ſie ihm alles bedeuten, und von ihm alles verſtehen können. Doch hat dieſer Unterricht und dieſe Abrichtung und Auferizung ſein Gutes und Wohlthätiges für dieſe jungen Menſchen, weil alle Uebung den Geiſt weckt, und ſie alſo nicht in thieriſcher Dummheit fortträumen läßt. Für alle abſtrakte Gegenſtände, die Artikel, das Genus und die Beugungen der Deklinationen und Konjugationen haben ſie nun beſondre Zeichen, die freylich in der ganzen übrigen Welt nicht gültig ſind; doch mögen ſie immer ein bischen Licht in ihren Kopf bringen, aber ſicher nicht durch das Nachplappern der Worte. Was in aller Welt iſt es anders, als ein bloßes Papageiengequäck, wenn man ſie durch Zeichen lehrt, unbegriffene Dinge unvernünftig unterſcheiden, und es richtig an die Tafel ſchreiben? Dies ſind doch bloße Zeichen für ſie, wovon ſie gar keinen Begriff haben. Beſſer und nützlicher, und mehr an ſeinem Platze iſt hier alles Sinnliche, und das begreifen ſie, wie man ihren frohen Gebehrden dabey es anſieht, weil ſich das begreiflich und verſtändlich machen läßt. Dahin gehören die niedlichen Bilder aus der Naturgeſchichte, Mechanik und Baukunſt, womit das Lehrzimmer austapezirt iſt, dahin die Uebungen im Zeichnen, worin ganz hübſche Arbeiten von einigen Schülern vorgezeigt wurden, und einige es ſo weit gebracht haben, daß ſie von hier in die kaiſerliche Zeichenakademie übergegangen ſind: dahin gehört das Schönſchreiben und Rechnen, in wie fern es bloßes Nachmahlen von Aufſätzen iſt, die vor einem liegen. So können Kanzley- und Rathhausverwandte aus dieſem Inſtitut hervorgehen; wirklich mahlen auch die Kinder, ſelbſt die Kleinen ſchon, eine recht hübſche Hand. Wenn dieſe Uebungen, wenn die Beſchäftigung und Zeichenſprache mit den Kindern bloß auf ſinnlich darzuſtellende und darſtellbare Gegenſtände eingeſchränkt werden, dann erſt hat das Inſtitut einen rechten Werth. Unſre Religionsmetaphyſik und Philoſophie ſollte man ihnen wohl bloß durch Hervorlockung des eignen Geiſtes und Erregung des Gefühls beybringen; auf jede andre Art verwirrt man ſie ſicher. Doch auch ſo bey allem Leyermäßigen und Dreſſirartigen, was bey dergleichen großen Anſtalten faſt nie ganz zu vermeiden iſt, iſt es eine ſchöne und menſchenfreundliche Anſtalt des großen Mannes, der für ſeine Monarchie und für Teutſchland 30 Jahre zu früh ſtarb. Ein Vortheil wenigſtens wird ihr immer bleiben, daß manche dieſer armen Kinder wenigſtens zu geſunden und nützlichen Menſchen gebildet werden. Wenn die Natur ſie nur nicht dumm gemacht hat, die ihnen die liebe Gabe der Sprache verſagte, ſo können ſie geſcheuter leben, als die ihr bischen Witz ewig über die Zunge klappern laſſen, und alſo nie zum Gedanken Ruhe finden.

Der Narrenthurm.

Auch hier giebt es Gemählde, die des Sehens werth ſind, wie die Lichtenſteiniſche Gallerie, woraus ich eben komme, die aber nicht aus der wirklichen Welt heraus, ſondern leider nur zu ſehr hineinführen, und zwar grade in ihre unlieblichſten Partieen. Aber wer nichts Menſchliches ſich fremde glaubt, der findet auch hier Manches, worüber er in freyen und müßigen Stunden nachdenken ſoll; und was dem Menſchen Nachdenken giebt, das giebt ihm ſeine köſtlichſte Weide. Dieſer ſogenannte Thurm liegt hinter dem großen Spital, und ſeitwärts vom Militårſpital an der Alſter und Währinger Gaſſe, ein ſtarkes zirkelförmiges Gebäude, doch kein Pantheon; wieder ein Denkmal öſterreichiſcher Freygebigkeit. Alles iſt mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingerichtet, und wird in Ordnung und Reinlichkeit gehalten, daß ich erſtaunt bin, wie es unter dieſen Halbmenſchen möglich ſey, die freylich oft nicht einmal halbe Thiere ſind. Dieſer Thurm hat nach allen Seiten reichen Luftzug und Himmelslicht. Unten iſt ein Garten, wo die Halbtollen und Geneſenden ſpazieren können. Dieſe, verſteht ſich, die ſtark genug dazu ſind, müſſen auch kleine Arbeiten thun, Holz und Waſſer tragen, fegen und dergleichen. Die Gänge und Treppen, und ſelbſt die Zimmer laſſen es kaum vermuthen, wo man iſt, wenn man nicht durch das wilde Schreyen und Toſen der Umherſtehenden und Gehenden, und durch das Gewimmer und Gebelle der Raſenden und Geſchloſſenen drinnen zu lebhaft daran erinnert würde. Der Aufſeher und Oberarzt, D. North, iſt ein Mann, dem man den liebenswürdigen und menſchenfreundlichen Karakter, durch den er berühmt iſt, aus jedem Zuge anerkennt, wie ſeine ſeltne Geſchicklichkeit und ſeinen außerordentlichen Scharfſinn in der Behandlung dieſer Unglücklichen, die des edelſten Theiles ihrer Selbſt beraubt ſind. Auch die Aufſeher und Krankenwärter tragen nichts von der gewöhnlichen Rauheit und Härte an ſich, das ſolchen Leuten freylich bey dieſem Geſchäfte leicht natürlich wird. Doch auch dieſes hängt ſehr von dem Vorſteher ab, und deſto größer iſt ſein Verdienſt, ſo er ein menſchlicher iſt. Er beſucht täglich den Thurm, doch iſt jedesmal eine gewiſſe Abtheilung der Kranken daran, doch ſo, daß er die, ſo es bedürfen, alle Tage beſieht. Noch iſt eine Art von Unterarzt und Diſpenſator, dem er die Medicin und ihren Gebrauch zudiktirt, alle Tage da.

Die Meiſten dieſer Armen tragen ſich mit einer gewiſſen fixen Idee, welche auszurotten, oder auf etwas anderes hin-

hinzulenken des Arztes größte Kunſt iſt. Andre ſind wegen menſchlichen Elends, oder zerrütteter Organe entweder in einem ſtillen ſchwermüthigen, oder wilden raſenden Zuſtande. So wie die Urſachen mannigfaltig ſind, ſo ſind es auch die Mittel, aber ſo wenig man immer auf den Grund der erſten kommen kann, ſo ſehr ſind auch alle Mittel oft unwirkſam, oder die rechten nur durch einen Zufall zu finden. Bey vielen iſt durchaus alles vergeblich, und wenn auch einmal ein guter Schein eintritt, ſo ſind doch ſogleich wieder Rückfälle da. Bey andern iſt es wegen körperlicher Beſchaffenheit durchaus unmöglich, z. B. bey denen, die von zarten Jahren her epileptiſch ſind. Wenn der Anblick abſcheulich und niederſchlagend iſt, wie ſo manche in thieriſche Wildheit und Katzenbosheit ausarten, und ſtatt der göttlichen Vernunft keinen andern Karakter als Tücke behalten, die ſich durch wildes Geſchrey und Ränke offenbart, ſo iſt es noch widerlicher und empörender, Geſichter zu ſehen, die bloß die ſtille Dummheit ſprechen, und deren ganze Haltung gar keine Idee von Kraft giebt. Diejenigen, denen man trauen darf, laufen auf den Zimmern und Gängen ungehindert herum neben einander, lachen und ſchäkern, oder klagen; jeder thut und treibt gewöhnlich das Seine, ohne ſich um die andern zu kümmern, oder ſie zu verletzen. Andre ſind an den Händen geſchloſſen, die entweder ſich ein Leid thun wollen, oder doch ſonſt nicht zu bändigen ſind. Manche dieſer Tobenden kann man übrigens frey und ungebunden laſſen, ſie laſſen andre ihre Tollheit nicht fühlen. In jedem Zimmer wohnen zwey, jeder iſt für ſich und hält ſich auf dem Territorium ſeiner Bettſeite, gewöhnlich ſo, daß ſie niemals ein Wort mit einander ſprechen, wenn gleich die Zunge ſehr geläufig iſt. Dies mögte auch angehen bey der groſſen Ordnung und Sauberkeit, die hier durchaus herrſcht; aber es hat in Rückſicht auf die Krankheit doch ſeine Nachtheile, beſonders wenn der eine ſtill, und der andre laut iſt, oder der eine ſich beſſert, und der andre Tag und Nacht wüthet und tobt. Mich dünkt, bey ſo einem könnte ein Geſunder verrückt werden, geſchweige denn ein Verrückter geſund. Die Gewohnheit iſt freylich eine mächtige Göttin, und ſcheint hier wirklich ſo zu ſeyn. Aber mich dünkt doch, die gar Argen und Lärmenden müßten allein ſeyn. — Beyläufig, ehe ich von einigen merkwürdigen Phänomenen dieſer lauten Geſellſchaft eine kleine Skizze gebe, will ich denen, die ſich einer Glatze ſchämen, und nicht Gelegenheit haben, ſie, wie Cäſar, mit einem Lorbeer zu bedecken, rathen, hier einige Monate ſich in die Kur zu geben. Denn D. North bemerkt, daß nach den Veſikatorien die Haare außerordentlich wachſen, und daß verſchiedene, die glatzig hineinkommen, nach einigen derben Ziehpflaſtern krausköpfig wieder heimgingen.

Der Lottoſpieler.

Dieſer war munter und wohlgemuth. Er erzählte uns, es ſey ſein größtes Unglück, daß er nicht frey gelaſſen werde. Alle Nacht zeige ihm der Traum die Nummern, welche die nächſte Ziehung herauskommen würden; er könne ein ſteinreicher Mann ſeyn, wenn das Schickſal ihm nicht ſo hart mitſpiele. Aber, meine Herren, wie ich hier bin, habe ich kein Geld, und kann auch nicht einſetzen. Bitten Sie doch den Herrn von North für mich, die ſchöne Zeit vergeht ſonſt. Sie ſollen auch was davon abkriegen. Sollte dieſer arme Teufel vielleicht im Lotto das Seinige verſpielt haben, und hinterdrein toll geworden ſeyn? Wunder wäre es nicht, daß dieſes ſchändliche Spiel, deſſen Kollektüren man auf allen Dörfern ſieht, hier viele toll machte.

Der Krebs.

Dieſer arme Teufel glaubt, er ſey des Todes, ſo er vorwärts gehe, und hat eine ganz entſetzliche Angſt, wenn man ihn ſo fortbewegt. Rückwärtsgehen muß er, das iſt nun einmal ſeine Natur. Ich bin unterdrückt, ſchrie er, und ein Krebs geworden, darf nicht mehr vorwärts gehen. Wie viele mögten da wohl mit ihm einſtimmen! Dann ſchwatzte er hirnloſes Zeug vom Krebs, woraus nichts zu faſſen war.

Der Franzoſe.

Eine ſehr intereſſante Geſtalt, ein ſchön gebildeter Mann, deſſen Züge aber alle eine tiefe Schwermuth und ein düſteres Gefühl ſprachen. Seine Hände waren zuſammengeſchloſſen, weil er vorher mal verſucht hatte, ſich zu erhängen. Er flehte zu North im franzöſiſchen Dialekt: O Ihr Gnaden, nehmen Sie mir doch die Ketten ab! ich ſchäme mich faſt todt vor den andern, ſie lachen immer ſo über mich, und das kann ich nicht ertragen. Laſſen Sie mich doch ein wenig in den Garten gehen, ich werde mit Gottes Hülfe ſchon wieder beſſer werden, und will mir es nicht ſo zu Gemüthe ziehen. Daran-thun ſie wohl, antwortete ihm der Arzt, ein entlaufenes Weib iſt keiner Thräne, geſchweige denn des Tollwerdens werth. Ein kleiner Bube, den North hatte kommen laſſen, hatte uns unten nemlich ſeine Tollheitsgeſchichte etwas aufgeklärt. Er hat, ſagte er, mehrere Jahre als Gärtner bey meinem Vater gedient, immer ſtill und außerordentlich fleiſſig und arbeitſam, und ſo fleißig, daß mein Vater ihn oft abrufen mußte; denn er arbeitete vom Morgen bis zum Abend und im größten Sonnenbrande. Zuweilen trank er wohl zuviel, aber ſelten, und nur an Tagen, wo die unbändige Hitze ihn reizen mochte. Schon damals bemerkte man eine gewiſſe Schwermuth an ihm, die ſein Schickſal eines Vertriebenen und von einem ſeinen Vermögen Verjagten ſehr erklärlich machte, noch mehr aber ein böſes Weib, das Gott ihm als einen Satansengel und einen Pfahl im Fleiſch zugegeben hatte. Dieſe lief endlich von ihm, und zwar ohne ſein Wiſſen, nach Mariataferl zu den heiligen und unheiligen Orgien. Er grämte ſich und ging ihr nach. Da fanden ihn Menſchen in der Gegend ohne Verſtand und Bewußtſeyn, im Begriff ſich zu erdroſſeln. Dies war einige Tage nach ſeiner Abreiſe; ſo kam er denn hieher. Wir bedauerten ihn. Vielleicht genäſe er bald, wenn man es ihm anſchaulich machen könnte und fühlbar, wie viele mit ihm aus gleichen Urſachen eine Hölle im Herzen und auf der Stirn tragen, ohne ſo glücklich zu ſeyn, von Sinnen zu kommen.

Diebswuth.

Ein muntrer lachender Kerl, der ganz vernünftig ſprach und deſſen ganze Wuth darin beſtand, daß er zuweilen einen unwiderſtehlichen Anfall zum Stehlen kriegt, und dann mit der größten Liſt und Verſchmitztheit ſeine Kunſt in allen Winkeln und Kammern ausübt. Bloß deswegen waren ſeine Hände zuſammengeſchloſſen. Ertappt man ihn, ſo kriegt er ſchmähliche Streiche: aber es fruchtet nichts. Es wäre doch ſchade, wenn dieſer luſtige Narr einmal hängen müßte.

Die Hirnloſe.

Dieſe beſtätigt das, was die ſogenannten Klugen von allen; denen glauben, die in dieſem Thurm ſind, daß ſie im Gehirn nicht recht verwahrt ſind. Sie hat nemlich die fixe Idee, von der ſie weder Hölle noch Himmel abbringen, ihr Kopf ſey ohne Gehirn. So klopft und ſchlägt ſie unaufhörlich daran, um zu fühlen, ob er hohl ſey, drückt ihn und greift mit einer unbeſchreiblichen Angſt, die ihre hohlen und ſtarren Augen ſprechen, allenthalben auf ihm herum, ob der letzte Reſt dieſes Verſtandesbrey's auch auslaufe. So lächerlich die Idee auch iſt, ſo elend iſt das traurige Daſeyn, worin ſie verſunken iſt.

Die Kindergebährerin.

Eine andere Geängſtete, die aber zuweilen ſehr luſtig und aufgeräumt ſeyn kann, iſt die ſogenannte Kindergebährerin, die ſchon lange hier iſt. Sie ſchlägt ſich immer an ihren Bauch, in dem eine Menge Kinder ſich regen; die ans Licht der Welt wollen und die ſie ungern dahin fördern will. Sie ängſtet ſich oft ſehr dabey ab, wie ſie zu andern Weilen wieder ganz keck dabey iſt. Ich fragte ſie das letzte Mal, was ihre Kinder machten und ob ſie noch nicht ſtill ſeyn wollten? „No, Ihr Gnodn, ſie regen ſich halter immer noch und ich denke, es wäre beſſer, wenn man mich herausgengen ließe.“ Vielleicht wäre das einzige Heilmittel, ihr zu einer wirklichen Geburt zu helfen; doch wer würde dazu den Grund legen wollen? Dies wäre eine Frage, die vielleicht einem Sanchez ſchwer würde in Rückſicht des peccati aut non peccati aufzulöſen.

Die Macht der Elemente.

Ein armes Weibsbild, welches glaubt, an all ihrer Tollheit ſeyen die Elemente Schuld, die ſie mit eiſernen Scepter beherrſchen. Auf alle Fragen war die Antwort: das thue ich nicht, das heißen mich die Elemente thun und was kann ich dafür? Sie ſchlug nach einem von uns, der Doktor ſchalt. „Schelten Ihr Gnaden die Elemente, nicht mich.“ Sie hatte Recht. O wohl ſind es furchtbare Elemente, die ſo über das Biſchen Bewußtſeyn eines Sterblichen herrſchen. Kennen wir ſie etwa beſſer, als dieſe Tolle?

Der Benedacht.

Eine ſonderbare Erſcheinung; ein vormaliger Chirurgus, den, wie mehrere andre hier, wahrſcheinlich auch eine religiöſe Schwärmerey toll gemacht hat. Er fragte North, ob er denn nicht bald frey komme, und wie es zugehe, daß er von ſeiner Familie und ſeinen Vermögensumſtänden nichts erfahre. Das ſey doch nicht zu verantworten; denn wenn die Seinigen auch nicht dabey zu Grunde gehen, was leide die Welt nicht? Hölliſche Geiſter, oder teufliſche Menſchen müſſen dabey im Spiele ſeyn. Ich begreife es nicht, wie Gott es noch zulaſſen kann? Nun es wird nicht lange dauren, denn Sie ſehen ja wohl, ich gehöre nicht hieher; das muß ja wohl jeder mir anſehen. North ſagte ihm, das habe immer noch Zeit, da für alles geſorgt und ſeine Stelle ſchon beſetzt ſey. Meine Stelle beſetzt? Das kann nicht ſeyn, hochehrwürdiger Herr von North, Sie irren ſich. Die zu beſetzen ſteht in keiner menſchlichen Gewalt; und kurz, machen Sie nur, das ich hier heraus komme! denn immer kann ich hier doch nicht ſitzen, und die Bosheit, die mich hieher gebracht hat, muß endlich zu Boden fallen. Und ich habe das nicht einmal zu ſagen, denn Sie alle ſehen ja wohl, daß ich nicht hieher gehöre. Darum machen Sie mich los, ehrwürdiger Herr von North. Man ſieht aus allem dieſen, daß der Alte ſich für etwas mehr, als einen gewöhnlichen Menſchen nimmt, für einen Aeon, oder ein Weſen, das im beſondern Schutz der Vorſehung ſteht, und alſo nicht unter die gemeine Race zu zählen iſt. So viel iſt gewiß, daß er den Doktor für einen Cherub nimmt, und ihm deswegen ſo freygebig das Wort ehrwürdig und mit einem beſondern Ausdruck ſeiner Miene giebt. Vielleicht hält er ſich für einen geringern und untergeordneten Geiſt in der Reihe der Heerſchaaren, die mit den Cherubim anbeten, für einen Sanctus, oder Benedictus. Den Namen Benedacht, den er ſich beylegt, wußte uns wenigſtens keiner zu erklären.

Weſtphäliſcher Chriſtus.

Ein ewig brüllendes und bellendes Thier voll der ungeheuerſten Ideen, die nur in eines Menſchen Gehirn kommen können. Er iſt ein großer robuſter Kerl aus dem Münſterſchen, der in ſeinem halbholländiſchen Dialekte immer fort deklamirt, ſchimpft und wüthet. Er hatte ein Paar Stückchen Holz vor ſich, die er wie ein Kreuz legte. Dann gafte er ſie ſtier an und faltete ſeine plumpen und breiten Fäuſte. Seht hier, ich bin beſſer, als ihr, als Er Doktor und die Jungen da. Dieſe Hände ſind das Ebenbild Gottes, und Gott hat mir Geſundheit und Vernunft in dieſe Augen gegeben, wie euch, darum dürft ihr nicht lachen. Und was Gott gemacht und gethan hat, das iſt gut, leſt es nur in der Schrift. Und ſeht hier die Nägelmähle an meinen Händen, wie ſie geſchwollen ſind. Und was Gott der Vater und unſer Herr Chriſtus mir eingiebt, das muß ich wohl reden und das iſt beſſer, als Sein dummes Zeug (zum Doktor) und Er meynt, Er ſey wohl klug, und weiß nichts von unſern Herr Chriſtus. Seht nur! geht, und der Teufel mit euch! hörten wir ihn uns nachbrüllen, als wir gingen. Offenbar verwirrt er mehrere Begriffe, auch in der Verrücktheit, welches ſie ſonſt nicht zu thun pflegen, denn bald hält er ſich ſelbſt für Jeſus Chriſtus, bald unterſcheidet er ſich deutlich von ihm. Unter ſeinem Gebrülle ſang er immer einen Vers plattteutſch: Und wem der Herr Chriſtus nicht iſt Armrecht, der iſt ein rechter Lungeknecht.

Wien. Die Stadt.

Die eigentliche Stadt iſt nicht groß. Sie liegt meiſt in einem Zirkel und hat bey einem mäßigen Schritt drey Viertel Stunden im Umfang. In dieſem engen Raum ſind über 50000 Menſchen zuſammengedrängt, und während des Tages mehr als ein Drittheil der Einwohner der Vorſtädte. Dies giebt ein unbeſchreibliches Gewühl und Leben, und wenn man die Menge der Fiaker, die herrlichen Equipagen der vielen Magnaten, die hier leben, und die Müßiggänger, die hier auch mehr, als an einem andern Ort gleicher Größe, zu finden ſind, dazu rechnet, ſo giebt es wohl nicht leicht eine Stadt, die ein ähnliches Bild der Thätigkeit und des Gewimmels in allen Gaſſen und zu allen Stunden des Tages darböte, als eben Wien. Der Fremde, der ſich in dieſem frohen und harmloſen Gewühle umgedreht hat, empfindet wirklich eine Art von Sehnſucht und Schmerz, wenn er an einen ſtillern Ort, oder gar in die Einſamkeit verſetzt wird. Schön kann man die Stadt freilich nicht nennen, aber wahrlich doch auch nicht häßlich, weil doch alle Häuſer tüchtig gebaut ſind, meiſt mit ſchönen Fenſtern und zierlich abgeputzt, da man in Italien oft die herrlichſten Gebäude und Palläſte mit Rauch und Schmutz bedeckt ſieht. Die Gaſſen ſind meiſtentheils eng und man ſieht keine einzige grade durchlaufen. Dieſes und die Höhe der Häuſer macht ſie zum Theil finſter, und das Gewühl und Gedränge oft unbeſchreiblich lebendig. Die meiſten Häuſer haben vier Stock, viele fünf, der von ſechs ſind wenige, und von ſieben nur einige der Seltenheit wegen. Schon im erſten Anfang der Stadt muß man ſehr auf die Erſparung des Raums bedacht geweſen ſeyn, denn man findet keinen einzigen Platz, der einer ſolchen Stadt angemeſſen wäre. Alle ſind für eine kleine Stadt ſchon zu klein und zeichnen ſich, wie an andern Orten, nicht einmal durch die Schönheit ihrer Häuſer aus. Der munterſte von ihnen iſt der Graben, ein unregelmäßiges Oblongum, der freylich in einer andern Stadt nur eine breite Gaſſe ſeyn würde. Hier ſind auch die größten Häuſer der Stadt, unter andern das neue Trattnerſche, von ſechs Geſchoß. Hier ſteht auch die berühmte Dreyfaltigkeitsſäule, von der ſich in allen kleinern Städten der Monarchie Kopien befinden. Sie verdankt, wie die Karl Borromäuskirche, einem Peſtgelübde Leopolds von 1679 ihre Entſtehung, wie die Inſchrift ſagt, und hat unten zwey Springbrunnen. Das Ganze iſt eine abentheuerliche Idee, und nur frommen Chriſten können die vergoldeten pausbäckigen Engelein und die Trinitas auf einem Monumente gefallen. Der beſte von allen Plätzen iſt unſtreitig der Hof, der ſich ſonſt eben durch ſeine Umgebungen nicht auszeichnet, denn auch das ehemalige Jeſuiterkollegium, oder die jetzige Hofkriegskanzley, hat nichts beſonderes. Hier ſieht man wieder ein Monument, das von Ferdinand dem Dritten in der Angſt vor den Schweden gelobt, und, wie es in der Angſt gewöhnlich geht, ſchlecht gewählt iſt, eine Säule zu Ehren der unbefleckten Empfängniß. Nahe am Hof iſt die Freyung, auch eine Art Platz. Den hohen Markt findet man weiter nach dem nordweſtlichen Ende der Stadt zwiſchen dem Graben und Hof, und er prangt mit den Statüen von St. Joſeph und Maria, die auch einem Gelübde ihr Daſeyn verdanken, als der Erzherzog, nachher Kaiſer Joſeph der Erſte, glücklich in die Arme ſeines bangen Herrn Vaters von der Rheinarmee zurückkehrte. Dieſer und der Neue Markt zwiſchen dem Kärnther und Burgthor ſind am wenigſten lebhaft. Auf dem Neuen Markt iſt aber das einzige Denkmahl, das als Kunſtwerk Erwähnung verdient, nemlich eine ſchöne Nymphe aus Bley gegoſſen, von dem berühmten Donner aus Augsburg, welche das Waſſer des Brunnens beherrſcht, und ungeachtet einiger Riſſe auſſerordentlich ſchön iſt.

Bey aller dieſer Enge und Beſchränktheit indeſſen hat die Stadt ſehr viele ſchöne Häuſer, öffentliche Gebäude und Palläſte, die nur leider oft zu verſteckt und eng liegen; als daß ſie dem Auge recht erſcheinen könnten. Faſt alle Großen haben in der Stadt, oder in den Vorſtädten ſtattliche Palläſte. Ich will mit dem erſten Einwohner anfangen, mit dem Kaiſer. Dieſer wohnt am Burgthor noch immer in der alten Burg, die von außen und innen gar kein kaiſerliches Anſehen hat. Schöner und in einem beſſern Stile erbaut iſt der neue Theil der Burg, wo der Sitz der Reichskanzley iſt, ein Werk Fiſchers von Erlach, deſſen Thore gigantiſche Rieſen bewachen. Ein ſchöner und äuſſerſt lebendiger Platz iſt der Hof, den dieſe Burggebäude einſchließen, beynahe ein regelmäßiges Viereck. In der alten Burg iſt die vortreffliche Naturalien- und Mineralienſammlung und das Münzkabinett, welches zu den erſten in Europa gehört. Auch die Schatzkammer iſt hier in einem hintern Seitenflügel. Doch dieſes ſind alles Dinge, die entweder ausführlich, oder gar nicht, beſchrieben werden müſſen. Hier muß ich auch des Theaters am Burgthor erwähnen, welches von außen gar nicht erſcheint, aber innen faſt zu zierlich und golden geſchmückt, und für Wien nicht groß genug iſt. Gleich hinter der Burg iſt der herrliche Redutenſaal, in der Mitte dieſes Jahrhunderts auf dem Platze gebaut, wo das alte Opernhaus ſtand, und die ſchöne Reitſchule, die nach dem Michaelerplatz hinläuft, nebſt der Bibliothek zwiſchen der alten Burg und der Auguſtinerkirche — alles von Fiſcher von Erlach. Näher am Kärntherthore iſt das zweyte Theater, etwas größer, als das burgthorſche, und wegen ſeiner Simplicität jenem vorzuziehen. Von den Palläſten will ich nur die beyden Lichtenſteiniſchen, den Lobkowitziſchen, Frieſiſchen, Stahrembergiſchen nennen. Die Münze, die Ungariſche Hofkanzley, das Zeughaus und andre öffentliche Gebäude ſind mehr durch ihre Maſſe als Schönheit merkwürdig. An Eleganz und Geſchmack behauptet der neue Lichtenſteiniſche Pallaſt in der Herrengaſſe vor allen Gebäuden in und um Wien ſicher den erſten Platz. Alles iſt mit einer kaiſerlichen Pracht, und zugleich mit vielem Geſchmack eingerichtet und angeordnet, und der Fürſt hat es ſich zum Geſetz gemacht, bey dem ganzen Bau ſowohl, als bey der Auszierung, durchaus alles von öſterreichiſchen Künſtlern und Fabriken machen zu laſſen, und der Fremde wird es gewiß gern und mit Bewunderung geſtehen, daß das Ganze der öſterreichiſchen Induſtrie Ehre macht. Man ſieht vortreffliche Damaſte und Haute-liſſe aus der Fabrik von Kloſterneuburg, ſchöne Spiegel aus der Spiegelgießerey bey Wieneriſchneuſtadt, und muß dem Geſchmack bis auf die kleinſten Arbeiten in Holz und Metall Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Im Erdgeſchoß iſt ein prächtiger Reitſtall, und die Hälfte der zwey obern Geſchoſſe iſt zu einer Bibliothek eingerichtet, die eben ſo viel Geſchmack in der äußern Einrichtung verräth, als die Auswahl und Koſtbarkeit der Werke zu bewundern iſt. Die Möbeln und das Uebrige will Augen haben. Doch war mir bey dieſem ganzen Bau nichts lieder, als das Bildniß der Fürſtin, einer Gräfin von Metternich. Ich habe faſt nie ſo viel Geiſt und Grazie mit himmliſcher Klugheit und engliſcher Weiblichkeit gepaart geſehen, als in dieſem ſprechenden Bilde.

Das Zeughaus gehört unſtreitig mit zu dem Merkwürdigſten und Sehenswürdigſten in Wien. Es liegt nicht weit von der Freyung in der Renngaſſe, und iſt, als Bau betrachtet, nicht nennenswerth, aber wegen der trefflichen Anordnung und Einrichtung mögte man es einzig nennen. Man tritt zuerſt in einen geräumigen Hof, um welchen das Gebäude im Viereck herumläuft. Hier findet man allerley Merkwürdigkeiten, beſonders ungeheure Kanonen und Mörſer türkiſcher Herkunft, und aus allen andern großen Kriegen und Feldzügen der öſterreichiſchen Monarchie einige zur Probe, mit ſinnreichen und witzigen Inſchriften, und zwar von der Art, die Mädchen lachen machen, wie wir es an unſrer Geſellſchaft erfuhren, wo einige ganz junge Kinder, die vor den Leuten billig hätten erröthen ſollen, dergleichen zu verſtehen, oder wenn ſie es verſtanden, nicht davor zu erröthen, in ein lautes Geſchmetter ausbrachen. Die Wände des alten Gebäudes ſind gar zierlich mit Kartätſchen ſtatt der Arabesken umwunden. Rund umher in dem untern Geſchoß ſind die Schmieden und die andre Menge der Arbeiter und Handlanger. Man tritt oben ein, und ein alter Unterofficier explicirt alles, natürlich im guten öſterreichiſchen Sinne. Man erſtaunt, in große Säle zu treten, deren Colonnaden aus Flintenläufen, und deren Decken aus Gemählden und Haut- und Basreliefs von Säbeln, Piſtolen, Hellebarden, Lanzen, und wie die Mordgewehre der verſchiedenen Zeitalter und Völker alle heißen, zuſammengeſetzt ſind. Es iſt wirklich außerordentlich viel Kunſt und Geſchmack in dieſer Anordnung. Der Künſtler hievon, oder vielmehr der Anordner war der alte verdiente Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, in den ſchlimmen Zeiten Marien Thereſiens eine ihrer ſichern Stützen. Aber nicht bloß dieſes hat man zu bewundern, ſondern die Menge und Schönheit der Waffen aller Art und aller Zeit, die herrlichen Rüſtungen, auf Automaten in allen Stellungen zu ſehen, die Menge der Bildniſſe und Statuen der alten Helden und Fürſten, und ſo vieles aus der guten alten Zeit macht, daß man hier in einer ſüßen Täuſchung und mit einem heiligen Gefühle des Schauders umherwandelt. Daß es auch an Raritäten hier nicht fehlt, läßt ſich denken. Dahin gehört beſonders die Rüſtung des Attila, die man in mehrern Zeughäuſen ſieht, und des großen Skanderbeg Schwert, wie der Koller und Helm Guſtav Adolfs aus der Schlacht bey Lützen. Das war ein ſchlimmer König, und ein gewaltiger Kriegsheld, rief der Alte, aber wir kriegten ihn doch. Die Tropäen aus den verſchiedenen neuern Kriegen ſind jede beſonders geordnet, und werden mit vollen Backen genannt. Die Preußen und Franzoſen indeſſen werden ſchon Gegenrechnung halten. Am merkwürdigſten nächſt den Waffen des Mittelalters waren mir die türkiſchen Waffen und Roßſchweife und die neuern franzöſiſchen Fahnen aus dieſem Kriege, deren friſcher Staub und Blut auch in dem Herzen des Zuſchauers noch ſo neu iſt. Eigentlich aber, um von dieſen blinkenden Dekken und Säulen, von den geharniſchten Rittern und ihren Rüſtungen einen recht großen Eindruck zu bekommen, ſollte man dieſe großen Säle zur abendlichen Zeit von einigen tauſend Lampen erleuchtet ſehen.

Das Pflaſter in Wien iſt vortreflich, aus ſchönen viereckigten Steinen zuſammengeſetzt, die, ſobald eine Höhlung entſteht, wieder zurechtgeſetzt werden. Weil ſie aber kalkartig ſind, ſo blättert die Oberfläche ab, und es entſteht ein unſäglicher Staub, der ungeachtet des Sprützens auf den lebhafteſten Straßen, und des fleißigen Fegens nicht zu ändern iſt. Aber eben ſo ſchnell iſt bey dem geringſten Regen auch alles voll Dreck, dem die Fußgänger nicht entgehen können, obgleich in den meiſten Gaſſen durch breitere Steine zunächſt an den Häuſern ſehr gut für ſie geſorgt iſt. Die Stadt iſt mit einer Mauer und Graben umgeben, und mit einem Glacis, das 6 bis 700 Schritte von den Vorſtädten entfernt iſt. Dieſe Vorſtädte machen den größten Theil von dem aus, was man im Ganzen Wien nennt, und mit ihnen zuſammen giebt man ihr 210 bis 220000 Einwohner, wiewohl einige dieſe Zahl noch höher rechnen bis auf 240 und 250000. Sie ſind im Anfange dieſes Jahrhunderts von den Erdbergen bis an die Roſſau mit Linien und Schlagbäumen eingefaßt. Es liegen aber innerhalb dieſer Linien viele Gärten und Felder, und man kann noch Jahrhunderte bauen, ehe dieſe Plätze alle voll werden, wenn man vollends das Glacis noch rechnet, das doch zu nichts dient, weil ja die Stadt keine Feſtung mehr iſt. Doch beſſer, es bleibt nur ſo, wie es iſt; die Stadt iſt doch ſchon eine Peſtkolonie für die Provinzen.

Die Vorſtädte haben meiſtens ſchöne Gaſſen und Häuſer von zwey bis drey Stock; die Gaſſen aber ſind nicht gepflaſtert, ſondern bloße Chauſſee. Auch hier wird in den heißen Sommermonaten fleißig mit Waſſer geſprengt; aber es reicht nicht hin. Die Wege auf dem Glacis ſind dann nur Eine Staubwolke, und in den Gaſſen und auf den Brücken der Stadt iſt es vollends ſo arg, daß man zuweilen erſticken mögte. Es wäre allerdings eine der erſten Pflichten, einer ſonſt ſo aufmerkſamen Polizey, dieſem Uebel, ſo ſehr es angeht, abzuhelfen, und die Hauptwege nach den Vorſtädten wenigſtens, ſo wie die Hauptſtraßen der Vorſtädte ſelbſt, ordentlich zu pflaſtern, da unter dieſem heitern und geſunden Himmel, und von einer ſo rüſtigen Nation jährlich Tauſende an der Schwindſucht ſterben, die ſie von den Rädern der Großen und dem unendlichen Gewimmel der Frachtwagen und Fiaker ſich holen, worin ſie ſich nicht immer ſetzen können. Man hat von dieſem Staub nirgends in der Welt, glaub' ich, eine Vorſtellung. An heißen Sommertagen iſt die Luft um Wien eine halbe Meile weit nur eine Wolke, man ſieht kein grünes Blatt auf den ſchönen Bäumen, die an den Wegen und Pfaden auf dem Glacis geſetzt ſind, und keine Läden und Chaſis und Jalouſien können die Zimmer vor dem feinen Staub ſichern, welche zunächſt an den gangbaren Straßen liegen. Das Glacis ſelbſt iſt ein ſchöner freyer Platz um die Stadt, der mit ſeinem Grün und ſeinen Akacien und Kaſtaniengängen noch einen fröhlichern Anblick geben würde, wenn der Staub es nicht zu frühe bedeckte. Die Hauptwege zu den Vorſtädten ſind, wie die Stadt ſelbſt, Sommer und Winter erleuchtet, ohne auf die Beyhülfe Lunens zu ſehen, und gewähren mit den Lichtern der Vorſtädte und den hohen Häuſern der Stadt einen wunderſchönen Anblick. Man giebt der Stadt gewöhnlich mit den Linien der Vorſtädte und der Leopoldſtadt drey Meilen im Umfange. Sie hat wohl nicht ganz ſo viel, wo man nicht den Augarten und einen Theil des Praters mitrechnet; aber viel wird auch daran nicht fehlen. — Die munterſten Vorſtädte ſind die Leopoldſtadt, die Wieden und Mariahilf nebſt der Alſtergaſſe, beſonders auch wegen der vielen Landſtraßen und Wege, die in die Monarchie, in Teutſchland, oder auch nur in die Oerter des öffentlichen Vergnügens führen. In der Stadt iſt der Kohlmarkt und der Graben nebſt der Kärnthergaſſe am munterſten. Dieſe und die Wollzeile und Herrengaſſe vom Burg- bis zum Schottenthor gehören außerdem auch zu den ſchönſten Gegenden der Stadt.

Vorſtädte.

Ich will mit der Leopoldſtadt, der nächſten und lebendigſten Vorſtadt anfangen, und ſo von ihr mit der Sonne von Oſten nach Weſten bis zur Roſſau um die

Stadt herumlaufen, und einiges, was mir einer kleinen Erwähnung werth ſcheint, kurz hinwerfen.

Die Leopoldſtadt.

Man kann ſie füglich die erſte der Wiener Vorſtädte nennen. Sie iſt unſtreitig die gröſte und beſtgebaute von allen, wenn man im Ganzen rechnet, obgleich hier keine beſondre Palläſte und öffentliche Gebäude ſind; ſie hat bey weitem die gradeſten Gaſſen, und durch ihre Lage längs der Donau eine Munterkeit und Lebhaftigkeit, die den meiſten andern fehlt. Es wohnen hier daher auch viele Kaufleute, unter andern Griechen und Raizen, und die Donauſchiffahrt und die Menge Böte und Barken, die mit Holz und Lebensmitteln täglich anlanden, geben eine eigne Munterkeit. Ferner gränzt dieſe ſchöne Vorſtadt an die erſten und lebhafteſten Promenaden Wiens, an den Augarten und Prater, ein Vorzug, gegen welchen die andern nichts aufzuſtellen haben. Ja wegen ihrer Nähe an der Stadt, von der ſie bloß ein Arm der Donau ſcheidet, kann man ſie beynahe wie einen integranten Theil derſelben anſehen. Dieſe Vorſtadt wächſt auch von Jahr zu Jahr an Häuſern, und noch jetzt wieder waren neue im Bau [illegible].

Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören erſtlich die barmherzigen Brüder. Dieſe wohnen etwa mitten in der Stadt in der ſchönſten Gaſſe, grade aus von der Donaubrücke nach dem Augarten. Sie haben ſich bekanntlich der Verpflegung der Kranken gewidmet, und ſind in dieſer Rückſicht als ein nützlicher und wohlthätiger Orden anzuſehen. Die Kranken werden in einem langen und hellen Saale verpflegt, wo zu beyden Seiten die Betten, doch eben nicht zu dicht, neben einander ſtehen, und durch die hohen Fenſter und Gewölbe Licht und Luft gehörig ſtreichen kann.

[illegible]

Alles iſt ſehr nett und reinlich eingerichtet und hat ein heiteres und fröhliches Anſehen, ſo wie die guten Brüder ſelbſt, die freylich ein erfreuender Geſchäft haben, als die meiſten ihrer gleichfarbigen Mitbrüder. Man ſah auch nichts Mönchiſches zur Unzeit hervorſtechen, ſondern alles war frey, und dicht bey dem heiligen Marienbilde ſpielten ein Paar Geneſende Karten. Man glaubt immer, daß die Brüder alles nach eigenem Kopf dirigiren, verſchreiben, Aderlaſſen und was ihnen einfällt, aber das iſt nicht ſo, ſondern es iſt ein eigener Arzt, der ſeine gewiſſen Ordinationsſtunden hat, und nach deſſen Vorſchrift ſie ſich denn doch meiſtens richten müſſen, und inſofern geht es dieſer Anſtalt, wie jeder andern, nachdem ihr ein guter, oder ſchlechter Direktor zufällt. Die Apotheke freylich iſt in ihren Händen, und manche andre von den kleinern Dingen. Hier werden fremde Handwerkſburſche und andere verlaſſene Kranke unentgeldlich aufgenommen, und bey ihrer Wiederherſtellung entlaſſen, und wer weiß, wie gute Pflege oft mehr, als alle Arzneyen, iſt, der wird mit mir dieſe Anſtalt bey allen Mängeln, die ſie haben mag, doch immer ſegnen. Daß ſie Zutrauen hat, oder vielmehr, daß genug ſind, ſo ihrer bedürfen, zeigte das am beſten, daß faſt alle Betten beſetzt waren, und das ſchönſte Lob für ihre Wohlthäter legten die wiedergeneſenden und herumſitzenden Kranken durch ihre zufriedene Miene ab.

Vom Marinelliſchen Theater und dem Kaſperl auf einer andern Stelle; aber des Huglmanniſchen Kaffeehauſes kann ich nicht unerwähnt laſſen. Dieſes liegt hart an der Brücke, worüber man aus der Stadt kömmt, links am Wege nach dem Prater, und hat den ganzen Tag eine groſſe und unterhaltende Frequenz. Es iſt freylich nicht prächtig, aber doch groß und hell, und auch die obere Etage iſt zu demſelben Gebrauch eingerichtet. Die Bedienung iſt gut und ſchnell, und die Geſellſchaft freylich aus allen Klaſſen gemiſcht, aber eben darum die unterhaltendſte.

Hier und in dem gegenüber liegenden findet man viele Griechen und Raizen und Fremde, die aus Ungarn kommen, oder dahin wollen; ich glaube auch, hier die einzige ungriſche Zeitung geſehen zu haben, die in Wien gehalten wird. Wenn man vollends an die Lebhaftigkeit auf der Brücke, dem Strom und den beyden berühmten Straſſen des Vergnügens denkt, ſo zieht man dieſes Kaffeehaus allen ſelbſt in der Stadt vor. Gleich unter dieſem Kaffeehauſe dieſſeits der Brücke liegen die Schiffe, die auf der Donau nach Ungarn und von da weiter auf das ſchwarze Meer zugehen, und werden hier befrachtet, welches noch die Lebendigkeit des Ortes vermehrt. Die Obſtweiber verſtehen ſich ſicher auf ihre Plätze, und grade hier haben drey ihre reichen Buden neben einander aufgeſchlagen.

An der andern Seite der Donaubrücke, und zwar am jenſeitigen Ufer zwiſchen der Stadt ſelbſt und dem Strom iſt der erſte und vorzüglichſte Obſtmarkt der großen Stadt, und dort landen ganze Böte mit allen möglichen Früchten, ſo ſchön und üppig, als ſie dieſes reiche Land nur hervorbringt. Es iſt ein gar freundlicher Anblick, wenn ſo Boot an Boot liegt, von unten bis oben mit Pflaumen, Nüſſen, Weintrauben, Pfirſichen und Aepfeln angefüllt, und was die gütige Natur ſonſt noch alles den Menſchenkindern giebt. Aber luſtiger noch iſt das Gedränge der Käufer und Verkäufer, und das Geſchrey der Buben; Hunde, Bettler, die, jeder in ſeinem Geſchäft, ſich hier tummeln. Die Fratſchler und Fratſchlerinnen, die im Großen kaufen, haben natürlich den erſten Platz, den ſie ſich auch nicht nehmen laſſen. Von ihnen kaufen dann ſogleich die andern wieder, oder warten, bis auch an ſie die Reihe kömmt. Dieſe, die beſſere Geſellſchaft, ſpaziert längs dem Ufer hin und her, oder ſitzt ſchmauſend und ſchauend auf einer Reihe von Bänken, die oben an einer Mauer ſtehen. Hier liegen auch die Holzſchiffe und Flößen, und auch da iſt eine kleine Welt verſammelt. Einige baden ſich die

Füße, die ſie zwiſchen den Balken durchſtecken, oder von den Seiten herabhängen laſſen, andre ſtehen und wandern darauf, und richten ihre Pudel ab, aus dem Waſſer zu apportiren. Alte Weiber endlich und Kerle baden Hunde, die durch das Lärmen und Toſen der Buben ängſtlich heulen, und noch andre ſitzen und benutzen dieſe vergänglichen Brücken zu Waſchplätzen. Nicht weit von hier iſt ebenfalls dicht am Ufer ein niedliches und wohleingerichtetes Badehaus, wo man immer Morgens und Abends Menſchen findet, die zum Theil bloß die Erfriſchungen, die dort gereicht werden, ſich ſchmecken laſſen. Vor dem Häuschen ſtehen grüne Akacien mit zierlichen Bänken, wo man ausruhen und das Gewimmel des Stromes und ſeiner Ufer betrachten kann. Aber hier iſt eine intereſſante Welt gleich unter den Füßen der Sitzenden. Auf der Donau nemlich ſind Fußbäder angelegt, fünf, ſechs Reihen von Sitzen über dem Waſſer mit Durchſchnitten, die grade für das dickſte Bein weit genug ſind. Da wimmelt es von Menſchen an warmen Tagen, die ungenirt neben einander ſitzen, alles Alters und Geſchlechts, Strümpfe und Schuhe ablegen und ſich bis auf die Kniee aufſtreifen. So plätſchern und ſchlagen ſie neben einander mit den Beinen im Waſſer und an einander, und oft vielleicht führt dieſe Bekanntſchaft der Füße zu einer höhern, wie im Theater die zufällige Nachbarſchaft des Nebeneinanderſitzens ſo manches ſüße Abentheuer veranlaßt. Man kann hier umſonſt manche ſchön gedrechſelte Wade und Knie ſehen, beſonders bey'm Herausſteigen, wo ſie ſich abtrocknen, oder langſamer von Luft und Sonne trocknen laſſen. Dieſe ſind freylich nicht die einzigen Bäder, ſondern bey'm Augarten giebts noch weit größere an einem Donauarm, und auch in der Währinger und Alſtervorſtadt findet man kalte und warme. Aber die luſtigſten ſind dieſe hier bey weitem, und mir hat dieſes harmloſe und ungenirte Menſchengewimmel vom Obſtlandungsplatze bis zum Badehäuschen, mehr als einmal, einen muntern Abend gegeben.

Die Erdberge, Landſtraße, Wieden, Mariahilf, Leimgrube, Gumpendorf.

Wenn man aus dem Prater unweit der Leopoldſtadt über die Donau fährt, ſo iſt die nächſte Vorſtadt die Erdberge, die ſchlechteſte und unanſehnlichſte von allen. Sie beſteht meiſtens aus Gärten und hat häßliche Straßen und viele eben ſo häßliche Häuſer. Dafür aber werden hier viele Küchenkräuter und Gemüſe für die Stadt und für eigenes Bedürfniß gebaut. Das einzige Schöne iſt ein großer Garten des Ruſſiſchen Geſandten, Grafen Raſumowsky, der eine lange Strecke längs der Donau mit ſeinen Anlagen und Gebäuden einnimmt. Zunächſt an dieſe Erdberge ſtößt die Landſtraße, wohin aus der Stadt das Stubenthor führt. Hier iſt gleich am Glacis das ſtattliche Invalidenhaus, wo eine Menge alter Krieger verpflegt werden. Auch dieſes iſt gut eingerichtet und wird äußerſt reinlich und nett gehalten. Die Einwohner aßen unten in mehrern Zimmern an großen Tiſchen beyſammen, und hatten was Gutes vor ſich, und machten mit zufriednen Mienen ein frohes Geſumſe um die Tafel herum. Am äußerſten entgegengeſetzten Ende der Landſtraße gegen die Linien hin, findet man ein eben ſo anſehnliches Gebäude, das große Waiſenhaus, das anfangs von Pater Parrhammer ganz ſoldatiſch eingerichtet war; doch hat dieſe Diſciplin viel von ihrer Strenge nachgelaſſen. Ich kam zu einer unglücklichen Stunde hin, und konnte von dem, der mich herumführte, nichts recht erfragen. Die Kinder, die ich ſah, waren gut gekleidet und ſahen nicht verhungert aus, wie man es ſonſt leider bey den meiſten ähnlichen Anſtalten findet. Hier ſind auch große Kaſernen für die Kavallerie, die bis zu den Wieden fortlaufen. Aber eine andere Anſtalt für die Kavallerie muß ich noch erwähnen, dies iſt die Roßarzneyſchule, die ſich gleichfalls auf der Landſtraße befindet, wo ein Profeſſor und mehrere Gehülfen angeſtellt ſind, die junge Fahnenſchmiede bilden ſollen, und zugleich praktiſche Uebungen bey den Pferden anſtellen, die in mehreren Ställen kurirt werden. Man findet in dem Hauptgebäude mehrere Apparate, chirurgiſche und andere Inſtrumente, Skelette und andere Raritäten; draußen ſind auch Weideplätze, Zelte und Schmieden für das jedesmalige Bedürfniß, aber das Ganze, ſo wie auch die Ställe, entſprechen nicht der Freygebigkeit und Pracht, die man bey dergleichen Anſtalten in Oeſterreich ſonſt gewohnt iſt. Mitten in der Landſtraße etwa befindet ſich der vortreffliche botaniſche Garten, der nebſt den Pflanzen in Schönbrunn zu den reichſten und vorzüglichſten in Teutſchland gehört. Auf der Landſtraße hätte ich bald das Merkwürdigſte vergeſſen, dieſes ſind die Eliſabethinerinnen, die Schweſtern der Barmherzigen Brüder in der Leopoldſtadt, gleichfalls der Verpflegung und Wiederherſtellung armer und nothleidender Kranken gewidmet. Die Einrichtung iſt dieſelbe, wie bey den Barmherzigen, und auch ſie haben einen dirigirenden Arzt, der gewiſſe Stunden des Tages die Ordination verrichtet. Ich weiß nicht, ob ihr Geſchäft es macht, oder was die Urſache iſt, ſie hatten alle etwas ſehr männliches und barſches in ihren Geſichtern, und keine, ſelbſt der jüngern nicht, könnte einen leicht vergeſſen machen, daß ſie geheiligte ſind, und das Gelübde der Keuſchheit abgelegt haben. Dieſe Geſchäfte ſind dem weiblichen Geſchlechte allerdings ſehr fremdartig. Denn wenn ſie gleich die gebohrnen Pflegerinnen der Kindheit, des Alters und der Krankheit ſind, ſo fallen hier doch manche Dinge in ihre Pflichten hinein, die Weiber zu hart machen müſſen, wenn ſie gleich im Ertragen, ſo wie überall an Geſchmeidigkeit uns Männer unendlich übertreffen. Ich ſah es wirklich mit Erſtaunen, wie beherzt ſie zur Ader ließen, und chirurgiſche Verbande vornahmen. Doch der merkwürdigſte dieſer weiblichen Galene war unſtreitig der Apotheker, die äuſſerſt keck und klug ausſah, und mit der größten Fertigkeit die Ordination des Arztes beynahe immer ſchon errieth, und eben ſo ſchnell zu Papier gab, und trotz einem Galenus stolatus mit ihm Latein ſprach. Ihre Apotheke iſt ſehr nett eingerichtet, und das Ganze ſauber und blank, wenn gleich der Gang bey den Barmherzigen geräumiger und höher gewölbt iſt. Auch hier ſcheinen die Kranken einer guten Pflege zu genießen, wozu der Arzt redlich das Seinige thut, der als ein Brownianer fleißig nährende Fleiſchſuppen und Wein verſchrieben hatte. Die Priorin ging als Oberaufſeherin immer mit uns umher, und auf ihre Hand, wie auf die der ältern Schweſtern, regnete es Küſſe, die ſie mit gebührender Grandezza entgegennahm. Nun gleichviel; wer was Gutes thut, und wirklich aus freundlichem Herzen, wie es hier erſchien, verdient die Achtung andrer. Freylich die Hände hätte ich doch lieber ein Paar hübſchen Rekonvaleſcentinnen geküßt, als dieſen Veſtalinnen. Denn daß es hier keine Hoſenträger giebt, das verſteht ſich am Rande; die könnten doch bey der Geneſung Unheil machen.

An die Landſtraße ſtoßen die Alten und Neuen Wieden, eine der größten und munterſten Vorſtädte, wodurch die Straße nach Grätz, Baden und Laxenburg, und allenfalls auch ins Ungerland geht. Hier findet man ſchöne Gärten und Palläſte, unter denen ich nur Belvedere, und den des Fürſten Schwarzenberg nennen will. In der ſogenannten Stahrenbergiſchen Freyung, einem Gebäude, worin allein einige tauſend Menſchen leben, iſt das Schikanederſche Theater. Aber das Merkwürdigſte nächſt Belvedere in dieſer Vorſtadt iſt die Karlborromeoskirche. Sie ſteht ganz frey auf einer ziemlich erhabenen Gegend gleich am Glacis, und erhebt ſich mit ihren beyden zierlichen

Säulen, und ihrer prächtigen Kuppel hoch vor ihren Schweſtern. Sie ward von Karl dem 6ten im Anfange dieſes Jahrhunderts in der großen Peſt von 1713 gelobt, und 1716 fingen die Fiſcher den Bau an, der ihnen und dem Gelober Ehre macht. Auch das Innere dieſer ſchönen Kirche iſt meiſtens geſchmackvoll und nicht ſo mit Prunk überladen, wie man es ſonſt gewöhnlich findet. Sie ſteht ihrer ältern und mächtigern Schweſter, der Stephanskirche, faſt gegenüber zwiſchen dem Kärnther- und Burgthore, doch dem erſtern näher.

Die Gegend zwiſchen den Wieden und Mariahilf und der vordere Theil der Wohnungen an der Straße, die zu der letztern führt, heißt die Leimgrube. Sie wird von der Wien durchſtrömt, einem trüben, ärmlichen Strömchen, der bey den Erdbergen in die Donau fällt, und der Stadt ihren Namen giebt. Hier ſind gleich vorne die kaiſerlichen Reitſtälle, und höher hinauf Kadettenhäuſer. Das Kaffehaus links am Eingange der Straße, gehört zu den munterſten und luſtigſten in den Vorſtädten. Es liegt ziemlich erhaben, und man überſieht alles, was aus dem Burgthore kömmt, das ganze Glacis mit ſeinem Gewimmel von den Wieden bis zu der Joſephſtadt, und was vollends durch dieſe beſuchteſte Straße nach Schönbrunn fährt, nach Mariahitzing, nach Linz und ins Reich hinein, muß hier unter den Augen vorbey. Hier habe ich manche frohe Nachmittagsſtunden die getümmelvolle Welt und mich wie ein Stäubchen in all ihrem Staub angeſchaut und verloren. Wenn man dieſe Straße immer bergan in die Vorſtadt ſteigt, ſo kömmt man an die Haupt- und Pfarrkirche von Mariahilf, die nun den folgenden Gaſſen bis an die Linien ihren Namen giebt. Dieſe Kirche iſt durch Wallfahrten und ihre Jungfrau durch Wunder berühmt, ſie zählt auch immer eine Menge frommer Beter. Die Jungfrau iſt zwar nur eine Kopie der Mariahilf zu Paſſau am Berge, aber ſie hat doch auch ihre Gaben erhalten, und ſo ihre

Filialherkunft ziemlich in Vergeſſenheit gebracht. Hier iſt die höchſte Gegend, ich mögte ſagen, aller Vorſtädte und eine ſehr geſunde Luft. Man findet viele ſchöne Häuſer, und es wohnen ſelbſt viele Große und Reiche hier, die es in der Stadt zu enge finden. Nicht weit von der Kirche iſt der ſchöne und edle Pallaſt des unſterblichen Kaunitz mit einem ganz hübſchen, doch zu ſehr verſchnörkelten Garten. Hier iſt er geſtorben, und ein eben ſo großes und braves Weib, die Erzherzogin Chriſtina, die beſte und würdigſte Tochter der großen Kaiſerin. Sie hat nur Ein Lob in aller Mund, und Eine Klage, daß die Götter ihr nicht auch hier ſchon unter den Menſchenkindern unſterbliches Leben gegeben haben, wie ſie durch Wohlthun ſich unſterbliches Gedächtniß unter ihnen geſtiftet hat. Man findet hier auch eine ganz hübſche Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen.

Die Joſephſtadt. Alt- und Neu-Lerchenfeld. Die Alſer- und Währingergaſſe. Die Roſſau.

Von hier kömmt man an die Joſephſtadt, an die die Vorſtädte Alt- und Neu-Lerchenfeld ſtoßen. Ein weiter Raum, der am Glacis und vorn hinein nur luſtig iſt, weiter hinaus aber wenig Schönes, ſondern nach Wiener Art, ſchlechte Häuſer hat. Das einzige ſchöne Gebäude hier iſt der Pallaſt der ungriſchen Nobelgarde, gleich am Glacis, von Fiſcher von Erlach für einen Fürſten Totſon erbaut, von dem es Maria Thereſia zu dieſem Behufe erſtand.

Angenehmer und intereſſanter für den Fremden wegen mancher Dinge, die ſie in ſich enthalten, ſind die Alſer- und Währingergaſſe, und endlich die Roſſau, die letzte Vorſtadt, die wieder an die Donau ſich anſchließt, und die Leopoldſtadt, mit der wir anfingen, ſich gegenüber hat.

Die Alſter- und Währingergaſſe ſind vorzüglich für die Aerzte merkwürdig, und hier wohnt auch gewöhnlich eine Menge junger Aerzte, die bey den berühmten Aufſehern der Spitäler entweder noch Unterricht haben, oder doch im Praktiſchen ſich üben, und vieles hier ſehen können, was an kleinern Orten unſtreitig nie ſo vollſtändig, noch häufig anzutreffen iſt. Hier hat Joſeph, durch ſo viele Verdienſte um ſeine Monarchie unſterblich, auch um die Leidenden und Elenden ſich unſterblich verdient gemacht. Das große Spital war ſonſt in der Stadt zwiſchen dem Kärntherthore und der Burg, wo es nun beſſer zur Wohnung für die Geſunden dient. Gleich am Glacis fängt die große Kaſerne an, die vorzugsweiſe die Kaſerne heißt, da es ſonſt ähnlicher Wohnungen für die Soldaten noch mehrere giebt, ein Gebäude, worin an 3 bis 4000 Soldaten und ihre Officiere wohnen, groß und ſtattlich, mit eben ſo viel Pracht als Bequemlichkeit gebaut, mit einem ſchönen geräumigen Hof, mit Maulbeeren und Pappeln bepflanzt. Damit unter ſo vielen Menſchen keine Unordnungen einreißen, ſo iſt eine ſtrenge und weiſe Aufſicht, die nicht nur für ihre Diät, ſondern auch dafür ſorgt, daß keine zu große Ausſchweifungen einreißen, obgleich ſie ganz zu verhindern, unmöglich iſt. In der Terraſſe ſind große Schenk- und Speiſezimmer, wo ſie ſo wohlfeil, als es hier möglich iſt, für ihre Bedürfniſſe geſorgt finden. Das brave Aeuſſere, und die Geſundheit dieſer ſchönen Soldaten iſt das beſte Lob der Anſtalt und Aufſicht. Gleich hinter dieſer Kaſerne iſt das große militäriſche Lazareth, welches weiter hinten nach der Währingergaſſe hinausläuft, und freye Luft und Himmel im Hintergrunde hat. An dieſes gränzt endlich das große Spital, das bis gegen die Pfarrkirche hinläuft, und dieſen koſtbaren Einrichtungen die Krone aufſetzt. Es beſteht aus zwey großen Vierecken, die ſchöne Höfe mit Gängen und Alleen von Pappeln und Maulbeeren einſchließen, in deren Zwiſchenraum der lieblichſte Raſen grünt, worauf die Wiedergeneſenden ſich ſonnen und ausathmen können. Dieſes Spital kann über 3000 Kranke faſſen, ohne daß ſie dick auf einander gepackt würden, wie die Häringe. Es ſind mehrere Oberärzte und Chirurgen, die wieder ihre Aſſiſtenten haben, und das Präſidium über das Ganze führt der berühmte Frank. Die Zimmer der Patienten gleichen Sälen in Palläſten, und ſind mit allem Nothwendigen, und ſelbſt manchem Zierlichen verſehen, und meiſtens merkt man es der Luft nicht an, daß hier Menſchen leben, die Peſt aushauchen, und Fiebergift athmen. Die Aerzte ſelbſt haben in dieſem herrlichen Bau ihre Wohnungen, und halten bey ihren Beſuchen zum Theil Vorleſungen, wo jeder nach dem Vertrauen, das er einflößt, oder dem Bedürfniſſe, das die Zuhörer haben, ſein Häuflein um ſich ſammelt. Frank aber hat vor allen andern bey ſeinen kliniſchen Vorleſungen den meiſten Zulauf. Ein herrlicher Alter, von feſtem und ſtolzen Bau, und ein eben ſo guter Lateiner, als eleganter Teutſcher; doch iſt er für einen groſen Mann nicht beſcheiden genug. Obgleich nun die mancherley Aerzte jeder nach ſeinem eignen, oder fremden verſchiedenen Syſtem kuriren, ſo preiſen doch alle die Anſtalt über die Maße, und rühmen es, wie die meiſten Kranken geheilt von dannen gehen. Ein Beweis, daß es am Ende doch wohl die Mutter Natur iſt, die ihren Kindern ſelbſt hilft, wenn die Aerzte nur nicht gar zu tiefe Eingriffe in ihre heiligen Rechte wagen. Wann ſie ihnen nun vollends nicht mehr das Blut abzapfen, und brav Fleiſch und Weinſuppen vorſetzen, ſo müſſen ſie ſchon geſund und froh herausgehen. In der Mitte des erſten Hofes ſteht für die Wiedergeneſenden eine Kirche, und ganz hinten zuletzt der Narrenthurm, deſſen und ſeiner luſtigen Bewohner ich ſchon erwähnt habe. Ich habe durch meine Freunde dieſe Sachen öfter und genauer geſehen, als mancher andre Reiſende. Beſonders lehrreich aber und merkwürdig iſt mir nächſt den Narren die veneriſche Abtheilung und ein Kranker geweſen, der einige Tage vor meiner Abreiſe ſtarb. Dieſer, ein Jüngling von 17 Jahren, war bey einem Schuhmacher in der Lehre, bekam Anfälle von Wuth und Waſſerſcheu, und ward in eines der Zimmer gebracht, die für dieſe elendeſten unter allen Kranken dienen. Er war anfangs ruhig und ſtill bis auf einige Zuckungen, empfand einen brennenden Durſt und forderte zu trinken; ſobald er aber was Flüſſiges ſah, ward er wild, und ſeine Gebehrde verſtellte ſich aufs gräßlichſte. Eben ſo wenig war ihm Arzney beyzubringen. Nachher lag er wieder ruhig auf ſeiner Schlachtbank, wie ein Lamm. Er erzählte, er ſey vor 9 Wochen von einem Händchen, das er durch Necken zornig gemacht habe, ein wenig über der Naſe geſchrammt worden, und habe es weiter nicht geachtet, heute früh habe er Anfälle der Wuth geſpürt, und wiſſe wohl, daß er ohne Rettung ſterben müſſe. Eine furchtbare Idee, die keinem glaublich war, der ſeine friſche und ſchöne Jugend ſah, als er hereingebracht ward. Aber wie ganz anders war er des Abends um 9 Uhr ſchon! Er lag an Händen und Füßen feſtgeſchloſſen auf dem Lager und ſchäumte; der Schweiß floß wie Thau von ſeiner Stirne, und mit brennendem Aug' und wildem Blick ſah er die Neugierigen an, die durch ſein Guckloch auf ihn ſchauten. Den folgenden Morgen ging ich wieder hin. Nun war die Wuth aufs äußerſte gekommen, doch hatte er immer noch ein dumpfes Bewußtſeyn, und ſchrie: Helft mir! Kommt herein, ihr Doktoren! aber ihr ſeyd feige Schurken und verlaſſen muß ich ſterben. Der Schaum und Geifer floß aus ſeinem Munde, und er ſpie wüthend gegen die, ſo durch das Loch guckten, doch ſah er noch lebenskräftig aus; allein der Krampf riß um eilf Uhr den Faden ſeines jungen Lebens. Eine alte Frau ſaß da als Wärterin. Sie war mehr als 20 Jahre bey ſolchen Kranken gebraucht worden, und erzählte uns ihre Erfahrungen mit folgenden Worten: „Von allen, die mit der Waſſerſcheu hieher gebracht ſind, iſt auch kein einziger gerettet, ſondern alle, Kinder, Jünglinge und Greiſe haben ihr Leben unter den fürchterlichſten Zuckungen endigen müſſen. Einige haben wir gehabt, denen der Krampf Löwenkräfte gab, die alle Bande zerriſſen, und alle Thüren zerſchlugen, und Schlöſſer durchbrachen. Das Beſte aber iſt, daß ſolche Waſſerſcheue, ſobald ſie ins Freye kommen, ihre Kraft verlieren, und wie ohnmächtig zu Boden fallen, ſo daß man ſie wieder einfangen kann. Alle Arten haben wir hier gehabt, bis zu dem Grade, daß ſie wie Hunde gebellt, und wie Katzen miaut haben. Die vom Katzenbiß Tollgewordnen waren viel wüthendder, als die vom Hundsbiß.“ Mit einer Art Grauſen las ich in den andern leeren Zimmern die Namen einiger ſolcher Unglücklichen, und zwar einiger, die von wienigen (ſo nennt man hier wüthend) Katzen gebiſſen, und in die Waſſerſcheu gefallen waren. So viel weiß ich, ſpürte ich den erſten Anfall dieſes Uebels, ich hielte es für recht, mir das Gehirn mit einem Schuß Pulver zu verbrennen; denn es iſt kein gräßlicherer Anblick, als dieſer, für ein empfindendes Herz. Wer ſpricht den Schmerz der Mutter aus, zu der der Jüngling den erſten Mittag ſagte: „Mutter, Sie beſucht mich, aber ich muß ſterben.“

Dem Spital gegenüber liegt das Findelhaus, ſo gut eingerichtet, als ſolche nothwendige Mördergruben der jungen Menſchheit eingerichtet ſeyn können. Auch hier ſterben bey der beſten Aufſicht zwey Drittel der Kinder. Der alle Findelhäuſer zerſtörte, wäre vielleicht ein Wohlthäter der Menſchheit. Es wäre beſſer, man überließe dieſe hingeworfenen Pflänzchen dem Zufall und dem menſchlichen Gefühle des Finders. So würden mehrere zum Leben erwachſen, als hier, denn auch die Ueberlebenden werden meiſtentheils elende und jämmerliche Menſchen, deren viele wieder noch vor dem 20ſten Jahre wie die Fliegen hinfallen. — Am Ende der Alſter vor den Linien liegt das niedliche Dörfchen

Herrenals, wohin eine berühmte Wallfahrt zum heiligen Grabe mit 13 Stationen iſt, welche gleich vor den Thoren Wiens anfängt, und noch immer ihre Beſucher hat. In dieſer Gegend giebt es viele hübſche Gärten und Gartenhäuſer, öffentliche und private. Doch alle Gärten und Gartenhäuſer in den Vorſtädten übertrifft bey weitem der ſchöne Garten und Gartenpallaſt des Fürſten von Lichtenſtein in der Roſſau, wo man eben die Eleganz und den Geſchmack wieder findet, die man in dem neuen Lichtenſteiniſchen Pallaſt in der Herrengaſſe bewundert.

In der Währingerſtraße iſt ein großes Gebäude, welches mediciniſchen und chirurgiſchen Vorleſungen geweiht iſt, und wo zugleich mancherley Inſtrumente und Präparata aufbewahrt werden. Auch hier ſieht man die Pracht und Fülle, welche alle Anſtalten und Stiftungen der öſterreichiſchen Monarchie karakteriſiren, ſo wie die Humanität, mit der alles zur Belehrung und zum Vergnügen der Fremden und Einheimiſchen Preis gegeben wird. Zu dieſer ſchönen Einrichtung ſind mehrere große Säle hergegeben, alle äußerſt prächtig und geſchmackvoll ausgeziert. Ueber der Thüre prangt gewöhnlich der Kopf und Name eines Helden des epidauriſchen Gottes, im leichten Umriſſe gemahlt, und rund umher ſtehen die Schränke, worin Mineralien, Bücher, Inſtrumente, Skelette, Seltenheiten, Mißgeburten und Naturſpiele in großem Reichthum aufbewahrt werden. Auch ein ſchöner Hörſaal iſt hier, wo Vorleſungen gehalten werden. Die anatomiſchen Wachspräparata ſind in großer Mannigfaltigkeit, und mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Schönheit gearbeitet und gemahlt. Jeder Theil hat ſein gläſernes Schränkchen mit grünen Vorhängen von Taffent und aus Mahagonienholz gearbeitet. Eine kurze Ueberſchrift lateiniſch oder italiſch ſagt dem Unkundigen, welchen Theil ſeiner künſtlichen Staubmaſchine er vor ſich ſieht. Die meiſten dieſer Wachspräparata ſind aus Florenz, doch ſollen auch hier einige unter der Aufſicht des verſtorbenen Hunczowsky gemacht ſeyn. Unter der Beſchreibung oder Ueberſchrift iſt gewöhnlich noch eine Zeichnung ad vivum fein und genau. Es giebt hier ſchöne und kraftvolle männliche Körper, und zarte und reizende weibliche. Ja man war keck genug, den einen ein Nachbild der mediceiſchen Venus zu nennen. Es war ganz hübſch, aber deſſen Ideal muß nicht weit hergeholt ſeyn, der ſich ſo grob misgreifen kann. Intereſſanter indeſſen war es hier noch, an den öffentlichen Tagen, wo Menſchen alles Geſchlechts einſtrömen, die Lebendigen zu betrachten, als die todten Bilder. Es entſchlüpften manche naive Warte, manche Gefühle lieſſen ſich wenigſtens von der Oberhaut des Geſichtes nicht zurückdrängen, wenn gleich von den Lippen, die unendlichen Spaß machten. Ob alles allen offen ſeyn ſollte, weiß ich nicht. Manches iſt offenbar zu ſcheußlich und häßlich, als daß es die junge Phantaſie eines 14, 16jährigen Mädchens nicht beflecken ſollte, oder gar zerſtören. Und es iſt eine Frage, die nicht ſchwer ſeyn mögte zu entſcheiden, ob eine zerſtörte, oder eine zu ſehr gereizte Phantaſie den Menſchen elender mache. Schöne menſchliche Körper in allen Stellungen mit allen ſeinen Theilen zu zeigen iſt gewiß lehrreich und gut, wenn nur der Zeiger ein Menſch von Herzen und Sitten iſt.

Zwiſchen der Roſſau und Währingerſtraße ſind große Gewehrfabriken, und in der Roſſau ſelbſt die berühmte kaiſerliche Porcellanfabrik, worin an 1200 Menſchen Arbeit und Brod finden. Die Erde kömmt von der Paſſauiſchen Gränze her, und man hat davon noch immer einen unerſchöpflichen Vorrath. Dieſe Fabrik iſt im beſten Gange und hat einen reißenden Abſatz, ſo daß der Vorrath immer äußerſt gering iſt. Die Zeichnungen und der Schmelz der Farben ſind ſo ſchön, als ich ſie weder in Berlin, noch Dresden ſah, und der Geſchmack ſo ſimpel und antik, daß es dieſen ſchönen Arbeiten nie an Abſatz fehlen kann. Es giebt Servicen zu allen Preiſen, doch keine den Teller unler drey Gulden, die koſtbarſten koſten der Teller 36 bis 45 Gulden öſterreichiſch. Der Vorrath, der in den Schränken ſteht, iſt meiſt alte Waare, im türkiſchen und chineſiſchen Geſchmack. Doch ſieht man viele allerliebſte Arbeiten en biscuit, ganze Gruppen von Menſchen und Thieren und viele mythologiſche Geſchichten, mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit vollendet, die erſtaunt. Ihr größter Abſatz iſt nach Rußland und England, wenig ins Morgenland, was auch Herr Nikolai ſagt. Man zeigt dem Fremden alles ohne Aengſtlichkeit; er bedarf bloß eines Erlaubnißſcheins, den man ihm ohne Bedenken ertheilt.

Der Stephansthurm und Kirche.

Ich hatte nebſt meinen Freunden im ungriſchen Keller zuviel vom Georger Durchbruch zu mir genommen und wir fanden alſo alleſamt gut, dieſes aufſprudelnde Leben in uns durch eine tüchtige Motion niederzuſchlagen und zwar mal eine Spazierfahrt in die Luft anzuſtellen. Da lag uns nun der heilige Stephan mit ſeiner ganzen Stattlichkeit vor Augen und bald war der Entſchluß einmüthig, ſeine Höhe zu erſteigen. So gingen wir, denn vier Mann hoch hin, holten uns ein Billet, und die Fahrt ward in Gottes Namen angetreten. Zum Glück hatten wir einen kühlen Tag und einen alten phlegmatiſchen Vorteter, ſonſt ſollte es uns doch ſicher manche Schweißtropfen mehr gekoſtet haben. So ging es ſtufenweiſe hinauf, und ſtufenweiſe will ich es beſchreiben. Unten im Thurm, wo er etwa mit dem Gewölbe des Doms gleich ſteht, ſind die herrlichen Einrichtungen für die Sicherheit dieſes alten erlauchten Gebäudes. Da ſtehen nicht weniger, als tauſend Eymer Waſſer in großen Kufen, und ſobald ein Gewitter aufſteigt, müſſen acht Mann hinauf und an ihrem Platze ſtehen. Alles andre, was zur Sicherheit der Menſchen und der Vorräthe, die hier reichlich ſind, dienen kann; iſt wieder mit öſterreichiſcher Freygebigkeit da. Von hier aufſteigend trifft man als die erſte Merkwürdigkeit die groſe Glocke, die im ſüdlichen Teutſchlande, der Erfurter im nördlichen an Berühmtheit die Wage hält. Sie iſt ein ſtattliches Thier, im Anfange dieſes Jahrhunderts 1711 aus türkiſchen Kanonen gegoſſen und wird nur an Sonn- und Feſttagen von acht Mann geläutet. Ihr ganzes Gewicht mit dem Anhang und Umhang von Eiſen und Holz iſt 525 Centner, ihr eigenſtes 373; der Klöppel wiegt 15 und ein anderer 17. Ihre Höhe iſt 10 Schuh wie ihr unterſter Diameter. Sie hat nicht den ſilbernen Ton von der Erfurter Suſanne und iſt viel dicker. Außer dieſer Glocke ſind noch mehr andre, als die gewöhnliche Läutglocke, die Feuerglocke und das Zügenglöcklein, das geläutet wird zum Troſt der Sterbenden, die den letzten Kampf arbeiten, ſich von dem ſüßen Leben loszureißen. Von hier ſteigt man noch eine ganze Höhe zu der Wohnung der Wächter hinauf, die ganz luſtig den unteren Erdenwürmern über den Köpfen wohnen. Welch eine Welt öffnet ſich einem hier! Man genießt einer der gränzenloſeſten Ausſichten über den lieblichſten Fleck der Erde. Unter ſich hat man die groſe Stadt mit allen ihren Vorſtädten, mit den blauen Adern der Donau, die ſich durch die grünen Eilande hinſchlingen, und fernher begegnet einem ein Kranz ſchöner Berge mit ihren Schlöſſern und Dörfern. Sehnend läuft das Auge dem ſtolzen Strome nach und findet ferne ſeine Ruhe an einem hohen Berge, an den ſich ein kleinerer ſtützt, auf deſſen Hange man das Schloß von Preßburg in Ungern herüberſchimmern ſehen kann. Wir genoſſen ſtumm und ſtaunend dieſes himmliſchen Anblicks eine gute Stunde, bewunderten die freundlichen und netten Wohnungen der Wächter, freuten uns, daß ein König von Neapel und ein Großherzog von Toskana hier auch geſtanden iſt, nicht höher, als wir und ſtiegen dann immer

noch

noch höher, bis es oben endlich dunkel und umſchloſſen ward. Man glaubt die Höhe dieſes ſchlanken Porcellanthurms (denn ſo bunt erſcheint er von außen) nahe an 500 Fuß, und er ſoll nur um ein geringes niedriger ſeyn, als der Münſter in Straßburg.

Auch die Kirche, ein ſtolzes gothiſches Gebäude, macht dem Thurm, der über ihr ſteht, keine Schande. Man tritt mit einer Art von Grauen in ihre düſtern Hallen ein, und fühle ſich wie in einer fremden Welt. Größer noch würde der Anblick ſeyn und mächtiger ergreifen, wenn nicht das ewige Geplärr der Betenden und die Fußtritte der Durchgänger einen ſo ſchnell aus der ſüßen Welt der Ideen herausſtießen. Der Dom iſt kühn gewölbt und herrlich ſeine Säulen, doch muß ich ſagen, hat der Paſſauer einen weit kühnern und majeſtätiſchern Schwung, und auch die Sebalduskirche in Nürnberg. In der Kirche ſind die gewöhnlichen Verzierungen, auch ein großes Altarblatt von Sandrart, das viel Kraft und Ausdruck der Stellungen und Leidenſchaften, aber kein großes Menſchengepräge hat. Die einzige unten zum Kreuze hingebeugte Mutter mögte ich ausnehmen. Abſcheulich iſt übrigens das gewählte Moment, das wohl nicht in der Freyheit des Künſtlers lag, drey gekreuzigte Menſchen den Augen der Zuſchauer darzuſtellen. Sollte ein Mahler Quaal und Verzweiflung im höchſten und fürchterlichſten Ausdruck den Geſichtern darſtellen dürfen? — Von außen muß man die Kirche anſehen, wenn ſie Effekt machen ſoll. Die kühne Höhe der Kuppel, das bunte Dach, ſelbſt die kleinen Thürme, die wie Porcellanaufſätze da ſtehen, alles das vereint ein Alterthum und eine Großheit! und nun der große, ſchöne, ſchlanke Thurm, der ſo leicht in die Wolken auffliegt — da mögte man niederfallen und anbeten, nicht vor den elenden Fratzen, die draußen, von Knieenden umringt, zum Ekel der Kunſt und Vernunft aufgeputzt da ſtehen. Die Kirche iſt in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gebaut und im 14ten vollendet. Sie hat die bekannte Maria von Pötſch auf dem Altare, die täglich angebetet wird. Sie kam im vorigen Jahrhunderte nach langem Umherwandern in Ungern hieher, hätte ſich auch nicht leicht einen beſſern Ort wählen können. Oben zeigte man uns noch mehrere Schnurrigkeiten, Löcher in den Dächern von türkiſchen Bomben geſchlagen und nun mit bunten Steinen ausgelegt, den Platz auf dem Thurm, von wo der Kommandant Stahremberg das türkiſche Lager recognoſcirte, und alte jämmerliche Schaafſtallſchlöſſer an der Feuerfahne, weil nach der Tradition auf dieſem Platze vor dem geiſtlichen ein leiblicher und leibhaftiger Schaafſtall ſtand.

Gaſthäuſer, Kaffeehäuſer, Miethe ꝛc.

Gaſthäuſer findet man in Wien wenige von der Eleganz und Größe, wie man es erwarten ſollte, und etwa zwey ausgenommen, haben die übrigen ſehr mittelmäßige Zimmer und Bedienung. Dafür aber iſt es in Wien nach Verhältniß des Orts auch bey weitem nicht ſo theuer, als oft in viel kleinern Städten, wo alles prachtvoll und äuſſerſt vollſtändig eingerichtet iſt, und man ſich von den durchziehenden Reiſenden als Zugvögeln bezahlt machen muß. Die meiſten Gaſthäuſer ſind zugleich Speiſehäuſer und zwar ſo, daß zu Einer Seite, oder unten im Zimmer Plätze für die niedere Klaſſe, und zur andern mehrere für die beſſere beſtimmt ſind. Man nimmt von den leeren einen beliebigen Platz ein und hört nun aus dem Munde des Markeurs den Küchenzettel herhaſpeln, oder findet ihn auch auf dem Tiſche und ſucht ſich heraus, was einem gefällig iſt. So kann man, den Wein mit eingeſchloſſen, recht gut zu Mittag eſſen für einen halben Gulden, und drey Gerichte und allenfalls noch einen Kuchen obenein haben. Dies iſt die gewöhnliche Art und tables d'hôte, wo die Preiſe ein für alle Mal beſtimmt ſind, und man alle Gerichter mit durchmachen muß, findet man in der Regel nicht. Auf dieſe Art leben eine Menge Einheimiſcher und Fremder hier, und man kann ſo in einer Woche jeden Tag in einer andern Geſellſchaft ſpeiſen, leider kann man hier nicht ſagen, in einer neuen. Das Zeichen dieſer Speiſehäuſer, die zugleich Weinhäuſer ſind, iſt ein Büſchel, oder ein ganzer Regenſchirm von Tannenzweigen. Die zweyte Klaſſe machen die Bierhäuſer mit einem Büſchel feiner Späne, die oben zuſammengebunden, wie Schilf in Geſtalt einer Glocke über den Thüren hängen. Auch hier wird geſpeiſet, Würſte, Käſe, Suppen und was es ſonſt giebt, doch alles dem Bierhauſe angemeſſen. Noch iſt eine dritte Klaſſe von Bier- und Weinhäuſern, meiſtens in den Kellern, wo auch die erſten Lebensmittel zum Anbis zu haben ſind, und die Menge der Fiaker, Kutſcher, Bedienten und desgleichen Schlag Leute frequentiren. Dieſe finden auch in Buden in den engern Straßen und in den Vorſtädten ihre Garküchen, wo immer Würſte, Geſchlinge und Gekröſe, auch wohl beſſeres Fleiſch über dem Feuer ſchmoren und lieblich durch die Naſe zum Herzen dringen. — Die Bereitung der Speiſen iſt hier freylich beſſer, als in Sachſen und Thüringen und den meiſten Gegenden Frankens, aber doch findet der nördliche Teutſche ſie ſchon zu weichlich und zugleich nicht raffinirt genug, ſo lecker der Wiener ſonſt auch ſeyn mag. Man findet faſt alle Speiſen durchaus auf dieſelbe Art immer wieder bereitet, alle Kuchen, alle Näſchereyen immer eben ſo wieder, als man ſie geſtern und ehegeſtern gegeſſen hat. Der gewöhnliche Wein iſt weißer öſterreicher und rother ungriſcher, meiſtens ofener, die für 24 Kreuzer das Maaß ſchon recht gut ſind. Gewöhnlich miſcht man den Wein hier mit Waſſer, oder beſſer, man trinkt das Waſſer mit Wein. Der alte öſterreicher iſt ein recht braver Wein, und ſogar die Ungern trinken ihn bey ſich, wie man uns auf der Palatinusinſel bey Ofen welchen vorſetzte. Jung iſt er herb und wäſſerig, und ſelbſt dem alten ziehe ich den ofener als Tiſchwein immer vor. Will man aber eigentlich trinken, ſo muß man nicht in dieſe Häuſer, ſondern auf die Keller gehen, wo alle Arten ungriſcher Weine und viele italiſche zu haben ſind, und mit Salamis, Parmeſankäſe und andern Zubiſſen recht gut gleiten. Auch das Bier iſt hier ziemlich gut, das beſte aber auch theurer, als der junge Wein. Man hat zwey Sorten, das Mailänder und Horner, von denen ich das erſte vorziehe, deſſen gewöhnlicher Preis das Maaß 8 Kreuzer und drüber iſt.

Der Kaffeehäuſer iſt in der Stadt und den Vorſtädten eine unendliche Zahl, aber ich wüßte kein einziges, das ſich durch ſeine Nettigkeit und Feinheit vorzüglich auszeichnete, wie man ſie in kleinern Städten, z. B. in Ungern, oft findet, ſondern faſt alle haben ein ſehr gewöhnliches Anſehen, obgleich ſie immer wimmeln und von den beſten Leuten in der Stadt beſucht werden. Die lebhafteſten ſind das am Graben und Milano am Kohlmarkt, und in den Vorſtädten das Huglmanniſche und eines auf der Leimgrube und auf den Wieden. Hier geht man hin, wenn man grade eine leere und verlorne halbe Stunde auszufüllen hat, oder jemand ſprechen will, den man meiſtens nach ſo einem ſichern dritten Ort hinweiſt. Geſellſchaft iſt immer da, aber ſelten Unterhaltung und vergebens ſucht man das Leben und die Munterkeit, die man in Berlin und in den freyern Caſſini und Kaffe's der Italiäner und Franzoſen findet. Man trinkt ſeinen Kaffee und Chokolade, ißt ſein Gefrornes und ließt eine Zeitung nach der andern, oder ſpielt ſein Billard, (denn Billards ſind faſt bey allen) und ſo geht man weiter, und hat zwar Menſchen genug gehört, aber keinen geſprochen. Denn was geſprochen wird, bleibt unter zweyen und dreyen, und in der Furchtſamkeit des Flüſterns. Das einzige alſo, was man hier hat, ſind die Menge der verſchiedenen Menſchen, fremder und einheimiſcher, die wie Erſcheinungen im Schattenſpiel vorübergehen, und doch zuweilen ſelbſt als Taubſtumme noch Luſt machen können.

So wohlfeil nun auch Speiſe und Trank in Wien iſt, ſo ein koſtbarer Artikel wird die Miethe denen, die in der Stadt und zwar nicht an einem ganz todten Orte wohnen wollen. Hier wo alle Hauptgeſchäfte des Lebens, aller Handel und aller Verkehr doch meiſtens koncentrirt ſind, iſt es natürlich am theuerſten zu leben, und wird nach dem Verhältniſſe wohlfeiler, nach welchem man ſich mehr von dem Mittelpunkte entfernt. Außer den Speiſen iſt hier alles zwey und dreyfach theurer, und Kleider, Wäſche und die andern Artikel des täglichen Bedürfniſſes ſtehen mit ihren Preiſen mit der Größe der Stadt im genauen Verhältniß, und man fühlt den Unterſchied zwiſchen einem Ort, wie Erlangen und Altenburg, oder Wien. Bey weitem das theuerſte aber iſt die Miethe. Man bezahlt in den beſten und munterſten Gegenden der Stadt im erſten und zweyten Stock für ein gutes Zimmer 15, 20, 24 Gulden, und im dritten und vierten Stocke ſelbſt iſt für ein ſehr mittelmäßiges mit eben ſo mittelmäßigen Möbeln und Betten doch der Preis von 8 bis 9 Gulden auf den Monat gewöhnlich. Dieſe Preiſe ſinken nun, wie man ſich von der Stadt weiter entfernt, und in einigen Vorſtädten kann man wohl um 3, 4 Gulden monatlich ein eben ſo gutes Zimmer haben, als um 12 bis 16 in der Stadt.

Alle erſten Bedürfniſſe des Lebens ſind hier vortrefflich und im Ueberfluß, und eben ſo wenig theuer. Das reiche Ungern ſchickt Ochſen, Schweine, Korn, Wein und Mehl in Menge, und die Provinzen umher gehören ſelbſt mit zu den geſegnetſten des teutſchen Reiches. Man ſieht es auch allen, ſelbſt den Armen und Niedrigen an, daß ſie nicht hungern müſſen, wie dieſes leider in den meiſten Städten der Fall iſt, wo der größte Luxus und Glanz herrſcht. Das Brod, dieſes erſte und nothwendigſte Nahrungsmittel, iſt hier ſo ſchön und ſo wohlfeil, als nur irgendwo in der kleinſten Stadt, und von allen Dörfern und Flecken umher, wird es an Markttagen auf großen Wagen eingeführt, damit die ſtädtiſchen Becker es nicht übertheuern können. Auch das Fleiſch iſt nicht theuer, wohl aber manches Gemüſe, z. B. die Kartoffeln, die man in dieſen Gegenden und überall im Oeſterreichiſchen wenig anbaut und iſſet. Die Hauptplätze für den Einkauf in der Stadt ſind der Hof und der Neue Markt, und außer der Stadt eine große weite Strecke auf dem Glacis nach der Karlborromäuskirche, und der Obſtmarkt an der Donau an der Leopoldſtadt. Ein eigner Artikel dieſer weichlichen Freſſer des ſüdlichen Teutſchlandes ſind, die kleinen Ferkel, die jungen kaum befiederten Gänſe, und alles Geflügel in dieſem Geſchmacke. Die Fiſche ſind ſehr theuer, gehören nicht zu den beſten Arten und werden ſchlecht bereitet.

Fratſchler und Fratſchlerinnen.

Zu dieſer Klaſſe kann man eigentlich alle die rechnen, durch deren Hände die gewöhnlichen Nahrungsmittel, entweder im natürlichen Zuſtande, oder zum Theil ſchon bereitet und verändert gehen, und ihre Anzahl muß alſo in einer Stadt, wie Wien iſt, beſonders in einer Stadt, die ſo gute Magen hat, ſchon ziemlich bedeutend ſeyn. Dies iſt allerdings wahr, aber ſie zeichnen ſich doch wenig aus, und man findet dieſe Klaſſe ganz anders in den Seeſtädten Teutſchlands, oder in den größern Städten Italiens, wo ſie ganz andre Geſchäfte machen. Ob die Polizey hier wacht, oder ob der Wiener ſelbſt alles noch mehr aus der erſten Hand nimmt, ſoviel iſt gewiß, man ſieht ihrer gar nicht eine ſo ungeheure Zahl. Jene Geflügelputzer und Ebaucheurs aller erſten Materialien des Magens, die man bey tauſenden in den großen Städten Italiens trifft, findet man hier noch äußerſt ſelten, und die Wirthe und andre kaufen wohl unmittelbar von den Märkten, oder von ihren Kunden vom Lande. Das Einzige, was in ihren Händen iſt, und was auch immer eine eigene Klaſſe Leute haben will, die es vertheilen, ſind die Früchte, und alle jene kleine Leckereyen und Näſchereyen, die damit verwandt ſind. Leider ſind auch hier, wie an den meiſten Orten, größtentheils alte ſchmutzige Weiber im Beſitz dieſes anſehnlichen Monopols, denn bey manchen geht es wirklich ziemlich ins Große, und ſie mögen wohl zuweilen ein 20 Gulden den Tag über einnehmen. Aber ſie ſind weder in ihrem äußern Aufzuge, noch in ihren Taſchen ſo vermögend, wie Herr Schulz ſie machte, der bey'm Wechſeln unter den Kreutzern Dukaten und Souveraind'ors in Menge fand. Ich habe ſie ſicher oft die Taſchen umrühren laſſen, aber ſolche Münze iſt mir auch nicht ein einziges Mal in die Augen gefallen. Sie ſind meiſtens alte gutherzige und freundliche Kreaturen, aber ohne Pracht, weder an ſich, noch an ihrem Waarenlager, welches gegen die Fruchtſtapel der netten Italiäner ſehr abſticht. Dieſe Weiber haben ihre Grade in den Preiſen nach den Orten, wo ſie ausſtehen. Am theuerſten ſind ſie mitten in der Stadt am Graben und auf dem Hof, wohlfeiler vor den Thoren, am wohlfeilſten in der Leopoldſtadt, wo auch die beſten Früchte ſind. Doch iſt dieſer Artikel überall theurer in Wien, als man bey der großen Zufuhr und der Wohlfeilheit mancher andern Zweige des täglichen Lebens erwarten ſollte.

Die Fiaker.

Die Menge der Equipagen und Reitpferde iſt bey den vielen Großen und Reichen, die in dieſer Reſidenz leben, ſehr groß, ſo wie ſie auch ſicher zu den ſchönſten und koſtbarſten gehören. Aber doch bleibt noch immer eine große Zahl, die nicht zu Fuße gehen mögen, noch können, und für dieſe iſt denn der Fiaker eine wohlthätige Einrichtung. Man rechnet ihrer mit einer runden Zahl an 700, bis Nummer 670 habe ich gezählt. Man findet ſie an allen Thoren, wie an allen Plätzen der Stadt, und in allen lebhaften Gaſſen, und ſie bieten ſich mit dem gewöhnlichen Gruß: Fahren mer, Ihr Gnodn? an. Ihre Wagen ſind greßtentheils ſehr bequem, oft auch zierlich, und ſo Pferde und Geſchirr, wenn es gleich auch lumpigtes Zeug giebt, und alle haben das Verdienſt, daß ſie eben ſo raſch, als geſchickt fahren. Sie wiſſen in vollem Galopp ſich einander ſo geſchickt vorbeyzuſtreifen und umzubeugen, und doch dabey der Fußgänger wahrzunehmen, daß es eine Luſt iſt anzuſehen; und man hat faſt kein Beyſpiel, daß in den engen Gaſſen und bey dem ungeheuren Gedränge der Equipagen und Menſchen jemand übergefahren würde. Dieſe Geſchicklichkeit kömmt freylich den Fuhrleuten, aber eben ſo ſehr der Polizey zu Gute, die auf alles, was das Leben und die Sicherheit der Bürger angeht, ein ſehr wachſames Auge hat, und bey der geringſten Schuld unerbittlich ſtrenge iſt. Ein Appendix der Fiaker ſind die Zeiſelwagen, die auch weit über Land kutſchiren, und mit denen die Perſon um ein Paar Dukaten 40 bis 50 Meilen machen kann, weil ſie Menſchen auf einander zu packen wiſſen. In dieſen läßt ſich keiner der Honoratioren, nicht einmal ein ehrſamer Bürger in der Stadt und den Vorſtädten gerne ſehen, weil er gar zu offen unter allerley Geſindel da ſitzen muß. Die Fiaker haben keine beſtimmte Taxe, und dies iſt auch unmöglich, weil die Zeiten und Entfernungen ſich nie genau abmeſſen laſſen, am wenigſten das Wetter. Man muß immer mit ihnen akkordiren und man thut wohl, wenn man es recht beſtimmt thut, denn ſonſt ſind ſie, wie alle Fähr- und Fuhrleute, troß ihrem Ihr Gnodn, am Ende die unverſchämteſten Schlingel in der Welt. Der gewöhnliche Preis für eine halbe Stunde iſt ein halber Gulden, oder zwey Siebenzehner; das hängt vom Wetter ab. An ſchönen heitern und kühlen Tagen müſſen ſie ſchon wohlfeilern Kauf geben. Man hat Beyſpiele, daß ſie bey ſchlechtem Regenwetter, wann viele grade von Einem Platze haben abfahren wollen, ihren gewöhnlichen Preis vier, ja ſechsfach geſteigert und Dukaten gefordert und erhalten haben, wo man ſonſt einen Gulden giebt. Aber auf dieſe Art wiſſen die meiſten Menſchen die Noth ihrer Mitbürger zu taxiren, und ich will alſo dieſes den Fiakern nicht zum Verbrechen machen.

Die Polizey.

Die Wiener Polizey iſt weit und breit berühmt und ſie verdient dieſen Ruhm vollkommen, wenn man die Polizey bloß auf das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Lebens der Einzelnen und des Ganzen gehört; denn auch der Staat iſt als ein einzelnes Leben anzuſehen, das nur zu verletzlich und zu leicht zu tödten iſt. Freylich iſt und bleibt es immer eine ſehr verwickelte Frage, was Polizey ſey. Keiner hat noch recht zu ſagen gewußt, was ſie eigentlich ſolle, und wie weit ihre Grenzen gehen; und dieſe ſchwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Menſch ſeyn muß, zu löſen übrig. Alles alſo was zunächſt zum Körper gehört und zur Leibesweide, zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Bürger, alles dieſes leiſtet die Wiener Polizey vollkommen, und in dieſer Rückſicht iſt ſie vortreflich. Viele wollen aber behaupten, daß ſie auch in das Gebiet eindringt, wo die Geiſtesweide angeht, und zwar tiefer, als löblich iſt. Das könne ſich nun freylich eher ſagen, als beweiſen laſſen; aber ſoviel iſt gewiß, daß die Wiener Polizey allenthalben ihre Diener hat, und ſicher, wenn zwey, drey Menſchen verſammelt ſind, einer von dieſen unter ihnen iſt. Manches mögen die jetzigen politiſchen Umſtände entſchuldigen, wenn dieſe Hülfe nur nicht zu unwirkſam und wirklich gefährlicher, als zweckmäßig wäre. Denn die meiſten Menſchen ſind ſchon zufrieden, wenn ſie nur ſagen dürfen, was ſie meinen, daß ihnen fehle, und laſſen es damit meiſt gut ſeyn; aber wer löſcht ein Feuer, das, zurückgehalten, endlich furchtbar auflodert und ſeine Unterdrücker zuerſt verzehret? Nur die Böſen ſollten die Polizey fürchten; aber hier verſtummen die bravſten und redlichſten Leute bey Dingen, worüber man ſonſt in der ganzen Welt laut ſpricht und lacht. Eben daher iſt auch mit einem Wiener an einem öffentlichen Orte kein vernünftiges Geſpräch möglich, weil er deſſen von Jugend auf entwöhnt iſt, und nur in einem engern Kreiſe ſeinen Verſtand umzutummeln weiß, der ſogleich ſtolpert, ſobald er über dieſe Gränzen hinauskömmt. Doch hierüber weiter unten. — Auch in Rückſicht der Fremden iſt die Polizey eben ſo ſtrenge, als gerecht, und das finde ich billig. Es ſchleichen ſich in große Städte doch immer genug Vagabunden ein, die auszutreiben, oder nur erſt auszuwittern die beſte Polizey verzweifelt. Daß man Fremde aus verdächtigen Gegenden auch mit mehr Strenge examinirt, oder gar aus der Stadt weiſet, mag die heilloſe Zeit und das Beyſpiel entſchuldigen; denn geht es anders her in Rom und Paris, wo man ſo laut über Deſpotismus ſchreit? Sobald man ankömmt, reicht der Wirth einen Zettel ein, worauf man ſich und ſeine Sachen haarklein aufſchreiben muß. Den folgenden Tag geht man auf die Polizey,. wo man ſeinen Paß findet, der einem an den Linien von einem Polizeybedienten abgefordert iſt. Dieſer bleibt auf der Polizey und man erhält einen Schein, daß man ihm abgeliefert hat. Reiſet man ab, ſo erhält man gegen dieſen einen neuen kaiſerlichen Paß, den zu erhalten man die Länge einiger Stunden durch mehrere Inſtanzen nach der Kriegskanzley und endlich nach der Regierung gehen muß; wo er von vielen Augen viſirt und von mehreren Händen unterſchrieben wird. Aber alles dieſes nur gegen Vorzeigung eines Scheins vom Grundrichter, daß man ſich bey ihm als dem Wirthe nichts ſchuldig legitimirt, und überall keine Klage gegen ſich habe. Dies iſt allerdings etwas langweilig, aber man wird überall mit Artigkeit und Höflichkeit, wie ein Gentleman, nicht in dem ſoldatiſchen preußiſchen Er-Ton behandelt, und kann ſich alſo für alle Sicherheit und allen Schutz, den man ſo lange an einem lieben Orte genoſſen hat, dies wohl gefallen laſſen. Hohe und privilegirte Perſonen ſind hievon freylich ausgenommen, ſo wie die Reiſenden, die nur einige Tage bleiben, weil die wirklich Urſache hätten, über eine ſolche Einrichtung zu klagen; ſie werden es doch über die Formalitäten thun.

Lotto.

Dieſes heilloſe Uebel, das doch keine gute Regierung dulden ſollte, ſitzt hier recht auf ſeinem Thron, und wird in einer fürchterlichen Ausdehnung befördert und zeigt durch die Menge der Kollekturen, daß es reichlichen Abgang findet. Wenn man doch nur bedächte, daß es meiſtens die ärmere Klaſſe iſt, das Heer der Bedienten und Mägde, und eine Menge andrer junger Leute, die ſich vom Glücke äffen laſſen; daß dieſe zu Diebſtählen und Spitzbübereyen verführet werden, um den Spieltrieb zu befriedigen, und oft den letzten Groſchen hieher tragen, während ihre Kinder daheim um Brod ſchreyen; wenn man bedächte, wie dieſes Spiel nicht nur der Ruin ganzer Familien, ſondern auch der Moralität iſt, ſo würde man es ſicher abſtellen. Nicht bloß in den Städten iſt dieſes Weſen ſo im Gange, ſondern jedes Dorf hat ſeine Lotteriekollektur, und immer mit der ſchönen Aufſchrift: *heute iſt der letzte Tag*, als wenn der Verluſt unerſetzlich wäre, wenn jemand dieſes Glück ſo entſchlüpfen ließe. Ja man treibt die Methode ſo weit, daß bey dieſen Kollekturen auch häufig Traumbücher angekündigt ſind. Wie doch die praktiſche Pſychologie durch ſo eine edle Anſtalt wächſt! Vielleicht aber iſt dies keine Erfindung Wiens; denn auch in Florenz und andern Städten Italiens fand ich bey den Nummern faſt immer ausgehängt: qui si vendono libri di sogni. —

Wiſſenſchaften, Univerſität, Künſte ꝛc.

Joſeph war auf dem Wege was Gutes zu machen, aber er fuhr zu raſch dahin, wie ſein Leben, und mit ihm ſank das Meiſte wieder in Nichts und Nacht zurück. Ich will nicht ſagen, daß unter ihm ſchon alles herrlich geweſen ſey, das war nicht möglich; aber es wär doch vieles im Werden, und manche Geiſter warfen alte Ketten ab, und ſuchten ſich ſelbſt und andern einen Schwung zu geben, und dieſer Schwung machte ſich endlich ſchon fühlbar. Der Menſch hat ſchon viel gewonnen, wenn er nur erſt einſieht, was ihm fehlt. Es traten Männer auf, die, unter ſeiner Aegide, freylich nicht ganz gedeckt, die Stimme erhuben gegen die alten Geburten des Aberglaubens und Pfaffenregiments. Seine Nachfolger wollten den Kampf mit der Hyder nicht erneuern, welchem er erlag. Entweder fühlten ſie ſich den Muth nicht, oder die großen politiſchen Händel hießen ſie dies an die Seite ſetzen, und Kardinal Migazzi, Cenſur und Pabſt traten wieder in ihre alten Rechte ein. So iſt es auch noch, und was bey der Zeit, wie ſie mit einem gewaltigen Strome gegen alles Alte läuft, nur irgend haltbar iſt, das ſuchen ſie wieder feſt zu machen. Vielleicht haben ſie den Regenten auch mit Geſpenſtern der Revolution und des Umſturzes aller alten Verfaſſungen mit dem Sturz der Hierarchie eingeſchreckt. Freilich ſind viele, die, durch den Geiſt der Zeit ergriffen, und von jenem Lichtfunken erleuchtet, der unter Joſeph ausgeſtreut wurde, freyer und kühner denken, aber ſie dürſen nicht frey und kühn ſprechen; allein dann iſt das Denken wie der Leib einer Jungfrau, die Helden und Virtuoſen gebohren haben würde, wenn ihr der mitſchaffende Leib eines Mannes fehlt. Wer findet es z. B. nicht ehrwürdig, wenn er Menſchen das Bedürfniß eines höhern Weſens fühlen und ſie dieſem gemäß handeln ſieht, wie anders er ſelbſt vielleicht hierüber denken mag? Aber ſo den düſterſten Aberglauben, die kindiſcheſten Poſſen in der Hauptſtadt Teutſchlands, und am Ende des 18ten Jahrhunderts vor aller Augen zu ſehen; zu ſehen, wie Menſchen, die klüger ſeyn ſollten, zu Tauſenden vor einer Hoſtie ſich in den Koth werfen, und götzendienend knieen vor einem ekelhaften Bilde, das Schweine ſcheu machen könnte, das empört bis ins Innerſte; zu ſehen, wie ganze Heerden von Bauern und Handwerkern über Land ziehen nach Herrenals, Mariazell, oder Mariataferl, und mit ihrem dummen Geplärr Gott und ihrer Arbeit den Tag, ihren Kindern aber das Brod ſtehlen, und ſelbſt für allerley Liederlichkeit Gelegenheit und zugleich auch Ablaß finden. — Hierüber klagen ſelbſt eifrige Katholiken, die wohl einſehn, daß der Menſch in jeder Religion Anleitung zur Tugend und Glückſeligkeit findet, wenn er nur erſt von den Poſſen der Prieſter und den Satzungen finſtrer Jahrhunderte ſich losgemacht hat. Wenn man nun vollends ſieht, wie dieſe Uebungen des Aberglaubens bey aller Stierheit des Blicks und aller Rohheit der Begriffe bloß etwas Aeußeres ſind, womit ſich ſo bequem der Schmuz der Sünden abwaſchen läßt, wobey man mit ſeinem Nachbar liebäugeln, und allerley fremde Spiele und Gedanken treiben kann, wenn nur der äußere Takt mit Augen und Händen und Knieen ſeine Begleitung erhält; zu ſehen, daß für 100, 1000, ja 10000 Tage vollkommner Ablaß ertheilt wird, wenn man ſich ferner einige Stunden ſo zerarbeitet hat; und wie dies nicht bloß auf allen Tafeln zu leſen iſt, ſondern in gedruckten Ankündigungen, Zettelchen, Büchelchen, Predigten noch täglich dem Volke vorgekäut wird, das kann einem die Laus über die Leber laufen laſſen. Wundert man ſich dann noch über den plötzlichen Umſturz alles Alten, und ſchreyt: ungeheuer!? das iſt es nicht, ſondern das natürlichſte. Nur durch Fortſchreiten zum Beſſern kann das Gute der alten Religionen und Verfaſſungen erhalten werden. Der Sklave, von ſeinen Ketten gelöſt, iſt ein Tyrann, und wer für Religion nur Aberglauben hat, jagt ſeine Prieſter aus dem Lande, wenn er plötzlich in Licht alles verwandeln ſieht, ohne ſelbſt ins Licht ſehen zu können. So iſt hier nun alles wieder bey'm Alten, nur die ausgejagten Vögel hat man in ihre Neſter nicht wieder einſetzen können, weil ſie ohne Futter doch verhungert wären, und das Singen verlernt hätten.

Wie es nun um die Wiſſenſchaften ſtehe, und was unter dieſen Umſtänden für ſie ſich thun laſſe, das ſieht ein Kind ein. Die gewöhnlichen ſogenannten Brodſtudien gehen zwar ganz gemächlich ihren alten Weg ſo hin, und man kann es da immer zu einem hohen Grade von Gelehrſamkeit bringen. Aber alles was ins Gebiet des Unbeſtimmten und Unerforſchten einſchlägt, vielleicht ſollte ich ſagen des Unerforſchlichen und Unbeſtimmbaren, worüber der Menſch doch ſo gern grübelt und nachdenkt, und worüber er nachdenken ſoll, alles was die Philoſophie mit ihrer Fackel beleuchten ſoll, hielte man hier ſo gern unter ewiger Nacht begraben, wenn es ſich nur halten laſſen wollte. In dieſem ewigen Graben und Suchen nach dem Ungewiſſen und Entfliehenden, daß er was Gewiſſes finde und haſche, in dieſem liegt der ſchönſte Trieb des Menſchen, der dem flüchtigen Leben ſelbſt Feſtigkeit, und dem Feſten und Sichern, deſſen er ſo wenig hat, ſüßeren und daurendern Genuß giebt. Wo man dieſen heilſamen Strom, der die ſtockenden Sümpfe der Menſchheit ableiten ſoll, eindämmt, welche unſägliche Peſt entſpringt da mit der Menge ihrer Uebel, die ſich hinterdrein erſt recht offenbaren? Man ſehe nur den Katalogus der verbotnen Bücher nach, wie er auf jedes Jahr zu einem dicken Bande anſchwillt, und wie die Cenſur oft lächerliche Bocksſtreiche macht, und bloß nach dem Titel ausſtreicht, da mancher gefährliche Wolf ſich doch unter einem frommen Schaafskleide einzuſchleichen weiß. Doch alles dies würde ſo viel nicht ſchaden, wenn nur die menſchliche Zunge ihr heiliges Recht behielte, aber auch die Stimme des Lehrers und des Klugen, oder Thoren wird verſperrt. Und alle dieſe gehören doch nothwendig zur beſten und freyſten Welt, und müſſen im ewigen Kampfe ſeyn, wie die Stürme des Himmels, wenn etwas wachſen und gedeihen ſoll. Dies iſt ſo ſchlimm, daß der Hörer, wie der Lehrer, bloſſe Nullen ſind, die ſich einander was vorlügen und vorlügen laſſen. Denn da von 1000 Menſchen nicht zwey überein denken, über Eine Sache in allen Rückſichten, woraus man ſie anſehen kann, ſo lügen ja alle Tauſend, wenn ſie dieſe Sache gleich anzuſehen ſich ſtellen, und ſie aus des einen Munde grade ſo klingt, wie ſie der andre in die hohlen Eſelsohren der gähnenden Zuhörer hineinechoet, die Eſelsohren werden müſſen, wenn der Geiſt wie ein Eſel ſich mit Folianten beladen, und mit den bunten Rüſtungen der Autorität behängen läßt, ohne ſie unwillig abzuſchütteln, und lieber Streiche zu dulden, als dieſen ſchimpflichen Schmuz zu tragen. Was ſo eine Eſelträgerey der Wahrheit auf alle Diſciplinen für einen verrätheriſchen Einfluß hat, das weiß ein jeder, der die Welt ein bischen anſieht, oder die Geſchichte, ein langes Regiſter von Sünden und Narrheiten, nur mit flüchtigen Händen vom Staub der Jahre geſäubert hat. Was alſo Philoſophie und Theologie in Wien heiſſen, das begreift ſich hieraus ſehr leicht. In der Jurisprudenz, wie ſie einmal iſt, kann einer auch ohne alle Philoſophie zum Reichshofrath und Reichskanzler ſich aufſchwingen, und die Mediciner wiſſen ihre Arkane ſchon ſo zu verſtecken, daß ihnen nicht leicht jemand was anhaben kann. Dieſe letzte Wiſſenſchaft wird hier nach dem allgemeinen Geſtändniß der Lernenden am beſten gelehrt, und hat durch die großen Lazarethe und die berühmten Vorſteher derſelben eine praktiſche Beyhülfe, der ſie ſich an wenigen andern Orten rühmen kann. Die ſchönen Wiſſenſchaften hängen mit der Philoſophie am engſten zuſammen, weil ſie nur durch Schwung und Enthuſiasmus des ganzen denkenden und empfindenden Weſens beſtehen. Die beſten Köpfe, die unter Joſeph auflebten, ſind unter der Erde, und der alte Denis gräbt nun in Manuſkripten und ſchilt als ein frommer Katholik über die heilloſen Zeiten, die er hat erleben müſſen. Auch in den übrigen ſchönen Künſten, in der Bildhauerey und Mahlerey ſoll der alte Eifer ſehr erkalten, obgleich Zauner und Fuger, dieſe beiden wackern und beſcheidenen Künſtler, wohl eine Flamme anzünden könnten, wenn nur ein luſtiger und lebendiger Wind von oben oder aus dem ganzen Volksleben drein hauchte. Aber ſo allein vergeht endlich das Schönſte und Größte und erreicht nie ſeinen Sonnengipfel. Vortrefflich ſind ſonſt die Muſter und die Abgüſſe der Meiſterſtücke des alten Griechenlands, die noch übrig ſind, welche auf der Kunſtakademie in ſchöner Ordnung, dem jungen Künſtler, wie dem Liebhaber, ausgeſtellt ſind, ſo wie er in Belvedere und im lichtenſteiniſchen Pallaſt Nahrung für ſein heiliges Feuer finden kann. Aber es fehlt der waltende Geiſt, der Feuer über die Köpfe, und, daß ichs recht ſage, Brod in die Mäuler gießt; denn wenn die Kunſt nach Brod gehen muß, ſo ſieht es übel aus, und ohne Aufmunterung erliegt endlich die lebendige Kraft.

Die Univerſität ſelbſt iſt ſehr zahlreich und zählt über 4000 Studenten. Die Einrichtung iſt bey weitem anders, als auf den übrigen Univerſitäten Teutſchlands, und die Subordination, nicht bloß bey den Theologen, die gemeiniglich ſchon unter ihren Obern ſtehen, weit größer. Daher kömmt es, daß man die Studenten in Wien nicht

bemerkt,

bemerkt, wo ſie freylich doch keine der erſten Rollen ſpielen würden, wie in den kleinern Städten Teutſchlands. Sie ſind aber nicht allein unbemerkt, ſondern auch ungeachtet; und das iſt wieder ein ſchlimmeres Ding, als das Großthun und Bramarbiſiren ihrer Brüder im übrigen Vaterlande. Denn werden dem Jüngling die Flügel lahm geſchlagen, ſo bleiben ſie es gewöhnlich für immer. Es iſt hier noch ſchlimmer, als in Leipzig. Es ſind zwey Univerſitätsgebäude, das alte und das neue nächſt dem Stubenthore bey den Dominikanern. Das neue iſt 1756 von M. Thereſia erbaut, ein ſtattliches Gebäude. Ihre eigne Bibliothek iſt nicht vorzüglich, doch haben ſie die kaiſerliche zu benutzen, die aber doch mehr für die reifen Köpfe, ſo wie für die iſt, die außer den ſchnellern Jahren des Studierens noch Mittel haben, an einem Orte, wie Wien iſt, länger auszuhalten.

Das vortreffliche Bibliothekgebäude ward im Anfange dieſes Jahrhunderts unter Karl dem Sechsten von Fiſcher von Erlach erbaut. Es ſtößt hinten an die Burg, und kann, wenn man will, zu ihr gerechnet werden. Vorn hat es einen ſchönen freyen Platz, der der Joſephplatz heißt und ſteht den frieſiſchen Pallaſt, einen der neueſten und ſtattlichſten in Wien, an. Es iſt ein Hauptgebäude mit zwey Flügeln. Das Hauptgebäude iſt eigentlich die Bibliothek; an den rechten Flügel ſtoßen die ſchöne Reitbahn und der prächtige Redutenſaal am Michaelerplatz, und der linke enthält das ſogenannte phyſikaliſche Kabinett, Inſtrumente und allerley Vorrichtungen der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften. So ſchön indeſſen dieſer Bau anfangs auch in die Augen fällt, ſo erregt er doch endlich ein Gefühl des Schweren und Unbehülflichen, welches, wie mich dünkt, auch den beſten Werken Fiſchers nicht ganz fehlt. Die Bibliothek iſt in dem Hauptgebäude in einem großen Saal im zweyten Stock, und in mehrern Nebenſälen und Zimmern aufgeſtellt. Sie ſoll jetzt über

300000 Bände an gedruckten Büchern und Manuſkripten enthalten, ungerechnet manches, was hie und da noch ungeordnet und unentſtäubt über einander geworfen liegt. Der große Saal iſt ein herrliches Werk und zwey Stock hoch. Seine ſchöne von Gran gemahlte Decke ruht auf zierlichen Säulen, und die Wände ſind mit weißem Marmor ausgeſetzt. Mehrere Büſten aus dem Alterthum und Köpfe zieren ihn, und wohlgearbeitete Statuen der Habsburge, vom erſten Rudolf bis auf Karl den Sechsten. Schade, daß die Zierrathen und Vergoldungen und andre Schnörkel, wofür Fiſcher nicht kann, den einfachen Eindruck dieſes prächtigen Zimmers zu ſehr ſtören. Von Codices, die zum Theil noch ununterſucht ſind, und von alten Drucken iſt hier eine ſehr ſtattliche Sammlung. Dies gehört aber für den Beſchauer bloß zu den Raritäten. Dahin kann man auch das ſchöne Kunſtwerk des Bajerſchen Künſtlers Nösfeld rechnen, der das Kopernikaniſche Syſtem ſehr künſtlich und ſauber aus Meſſing gearbeitet hat. Hier iſt ein eignes großes Zimmer für die ſo hier leſen, nachſchlagen, oder excerpiren wollen, zu welchem Behufe die Bibliothek täglich 3 Stunden Sommer und Winter offen iſt.

Unten am Eingange im linken Seitenflügel iſt das herrliche phyſikaliſche Kabinett, das einen Tag in der Woche für jedermann, der ſich ein Erlaubnißbillet holt, offen iſt. Auch das Naturalienkabinett und der Schatz ſind in der Nähe. Das erſtere ſoll an Mineralien und Verſteinerungen eines der erſten in Europa ſeyn. Das andre Schöne nicht einmal gerechnet. Man findet hier auch viele Tiſche und andre Arbeiten im florentiniſchen Geſchmacke von zuſammengelegten Steinen und Scagliola, auch kleine Gemählde in Moſaik: eine Büſte Joſephs des Zweyten aus Bley, ſehr ähnlich, aber widerlich, wie alles Bleierne; auch Leopold ſieht man in Lebensgröße in Moſaik, und Laudon und Joſeph in kleinerem Maße. Den Schatz zu beſchreiben, muß man einen Schatzgeſchmack haben; das wäre etwas für Weiber. Mich dünkt, ſolche Koſtbarkeiten, Kunſtwerke und Raritäten, wie die ſeinigen, wollen nur geſehen werden, obgleich es ſonſt ein leichtes wäre, von ſeinen Schnurrigkeiten und Seltenheiten mehr als Einen Bogen zu füllen. Das ſchönſte ſind unſtreitig die Gefäße aus koſtbaren Steinen und die kleinen Kunſtarbeiten von dem berühmten Donner.

Unter dieſer Rubrik kann auch ſehr gut eine kleine Skizze von Belvedere und der lichtenſteiniſchen Gemähldeſammlung ſtehen, die mir während meines Aufenthalts in Wien ſo manche ſelige Stunde verſchaft haben, und die unſtreitig von allem, was hier zur lebendigen Erweckung und Förderung der Kunſt iſt, den erſten Rang einnehmen. Man hat von beyden Katalogen, und ich werde den Leſer nicht mit einer tödtenden Aufrechnung aller Stücke martern, ſondern nur von einigem, was ich am lebendigſten durchdrang und ergriff, ein ſchwaches Bild meiner Empfindungen zu geben ſuchen. Man mögte ſo gern, was einem ſelbſt gefiel, im Beſitz der Bewunderung aller ſehen.

Das liebliche Belvedere, eine Ville des großen Eugen, liegt auf den Wieden und hat eine weite Ausſicht über die Stadt und die Vorſtädte hinaus. Es iſt leicht und luſtig gebaut, und liegt mitten in einem ſchönen Garten, der freylich etwas zu ſehr franzöſirt iſt. Man hat dieſes Belvedere benutzt, die Gemähldeſammlung des Kaiſers darin aufzuſtellen. Dieſe iſt während des ganzen Sommers und Frühlings drey Tage in der Woche von 9 bis 12 und von 3 bis 6 Uhr jedem offen, und Bediente ſind da, einem unentgeldlich alles zu zeigen. Für junge Künſtler iſt es nicht bloß in dieſen Stunden offen. Man hat von den italiſchen und niederländiſchen Gemählden jetzt ein Verzeichniß von Joſeph Roſa, das zugleich Nachrichten und Fingerzeige enthält, und 1796 bey Schmidt in Wien herausgekommen iſt. Der Garten ſelbſt iſt zu allen Tageszeiten offen, wird aber, weil er ſo entlegen iſt, wenig zum Spazieren benutzt.

Aus der lombardiſchen Schule,
die der Reihe der Säle nach die erſte iſt, bemerke ich:

Marc Antonio Franceschini. Die Mutterliebe. Ein ſchönes blühendes Weib hält mit der einen Hand eine große Frucht empor und ruht mit der andern, einen Blick unausſprechlicher Liebe auf ihre Kinder geheftet, deren drey, liebliche Geſchöpfe, auf ihren Knieen und in ihrem Schooße ruhen, und ſich zur Frucht und zu ihren Kuß anklammern. Alle Figuren ſind nackt und über Lebensgröße. Franceſchini iſt vorzüglich glücklich in unbekleideten Figuren.

Annibale Caracci. Adonis, ein ſchöner männlicher Jüngling tritt mit ſeinem Bogen und ſeinen Jagdhunden aus dem Hain hervor und ſchaut auf die ruhende Venus, eine üppige, wohllüſtige Geſtalt, die einen Blick voll Sehnſucht und Liebe auf den geliebten Schäfer wirft. Schalkhaft ſteht ihr Amor mit einem Pfeil zur Seite und deutet auf ein kleines rothes Fleckchen auf der wogenden Bruſt, das dieſer Pfeil gegraben hat.

Guido Reni. Magdalene vor dem Krucifix, eines der holdeſten weiblichen Weſen, die je aus der Idee eines Sterblichen gefloſſen ſind. Welch ein Geiſt, der ſo einen Geiſt empfangen und darſtellen konnte! Alles was Empfindung Süßes, was Liebe Holdes, was Anmuth und Weiblichkeit Unnennbares hat, iſt in dieſer Geſtalt vereinigt, und das Ganze mit einer ſtillen Ruhe und ſüßen Schwermuth überſchattet, die dies Bild mit unauslöſchlichen Zügen ins Herz brennt. Ein bloßes Bruſtſtück.

Guido Reni. Die Reinigung im Tempel, wieder ein gar ſüßes Stück. Die Jungfrau kniet am Altar, in ihre eigne Huld und Sittſamkeit verſenkt, gar ein wunderliebliches und freundliches Weſen, jugendliche Zartheit und Reinheit athmend. Der alte Simeon hält mit frommer

Inbrunſt den jungen Sohn des Himmels dankend und preiſend empor, und mehrere heilige Perſonen ſtehen zur Seite. Ein liebliches Bübchen ſpielt mit den weißen Opfertauben, nach denen er ſich in kindiſcher Unſchuld emporſtreckt. Schon dieſer kindliche Bube wäre eines Lorbeerkranzes werth; aber wo ſah man eine Weiblichkeit, als in der Mutter Gottes?

Auguſtin Caracci. Einige Gemählde voll Luſt und Kraft des Pinſels, die die ſüßen Præludia Amoris und einige das Vollbringen ausdrücken in mancherley Stellungen und Gruppen, die an kleinen und großen Figuren reich ſind. Die Aengſtlichkeit hieß ſie mit einer Decke umhängen. So reitzen ſie gewiß die Neugier eines jeden, dieſe aufziehen zu laſſen, um ſie recht zu beantlitzen. An der andern Seite des Zimmers hängen von demſelben Auguſtin ein Paar ähnliche, auch mit nackten Figuren, und zwar weiblichen, deren einige den fröhlichen, die andern den raſenden Amor darzuſtellen ſchienen.

Amor. So iſt die Aufſchrift dieſes kleinen Buben, der in der Rechten einen Pfeil und in der Linken einen Bogen hält, und Flügel hintenauf trägt. Man will ihn zu der himmliſchen Liebe machen und läßt ihn aus Guido's Schule kommen. Immer iſt es ein feiner, lieblicher Knabe, aber als himmliſcher Amor müßte er anders ausſehen, und hätte ihn Guido, oder ſeine Schüler auch ſicher anders gemahlt. Warum ſoll er nicht einer der vielen irdiſchen ſeyn? nicht grade den Erzſchelm meine ich, ſondern einen der leidlichen, die es mit Göttern und Menſchen nicht gar zu arg machen.

Anton Correggio. Jo ſitzt auf einem Roſenhügel voll ſüßer Wohlluſt und läßt ſich von einer Wolke umfangen, indem ſie ihre trunknen Blicke aufwärts richtet. Eine herrliche Geſtalt und Stellung.

Correggio. Der bogenſchnitzende Kupido, den ich für den Preis der ganzen Sammlung erklären mögte; wenigſtens nähme ich ihn, wenn mir die Wahl frey ſtände. Er ſtemmt ſich mit ſeinem Meſſer auf einen Stock, den er unten auf Folianten geſtellt hat, worauf er ſelbſt ſteht. Ein reizender Knabe, näher dem Jüngling, mit ein Paar Augen, die einen allenthalben wieder finden. Die ganze Geſtalt athmet Grazie und Wohllaut des Daſeyns und Empfindens, und iſt mit einem unausſprechlichen Zauber übergoſſen. Hinter ihm iſt eine kleinere Ausgabe von Amor zu ſehen, ein Erzaushecker aller Schelmerey und Tücke. Er kneipt ein kleines Mädchen, das zu ſchreien ſcheint, und ſein Lächeln drückt Muthwillen und Schelmkniffe unausſprechlich aus. So ein Stück muß dem jungen Künſtler den Muth in der Bruſt gewaltig beklemmen.

Ludwig Caracci. Ein ſchönes Gemählde, wenn nicht voll aller der Huld, deren der Gegenſtand fähig war, doch durchaus die ſüßeſte Gewalt der Luſt athmend. Venus liegt auf einer Decke, eine wohllüſtige Figur, in einer fröhlichen Neckerey begriffen. Mit der einen Hand hält ſie nemlich einen Pfeil, mit der andern den Bogen empor, und der kleine Schalk Amor, ſtrebt umſonſt, ſich hinaufzuarbeiten und ſie ihr zu entwinden. Er verräth in ſeiner Miene und Haltung eben ſo viel Unmuth und Aerger, als der lauſchende Satyr, der lachend den Vorhang von hinten wegzieht, Schalkheit und Lüſternheit.

Correggio. Ganymedes, von Jupiters Adler entführt. Sein Hund ſieht ihn traurend nach. Es iſt die Geſtalt eines feinen Knaben, der ſcheu und leichtſchwebend mit dem ſtolzen ſceptertragenden König der Vögel emporfliegt. Korreggio's Reiz und Leben in der Darſtellung leuchtet kräftig aus alles Zügen hervor.

Aus der florentiniſchen Schule:

Andrea del Sarto. Die Gottesmutter mit ihrem Knaben und dem kleinen Johann. Ein Meiſterſtück in Rückſicht des Kolorits, wie die Meiſter ſprechen. Die Kinder ſind auch recht brav, aber an der Mutter vermißt man das Ideal des Guido und Carlo Dolce, welches Andreas auch ſelten und in ſeiner Madonna del Sacco in Florenz nur einmal in vorzüglichem Grade hatte.

Fra Bartolomeo. Mariens Opferung, nicht unwürdig des Mannes, den zu ſtudieren und im Kolorit zu bewundern, Raphael nach Florenz ging.

Allessandro Allori. Chriſtus mit Maria und Martha. Wenn dieſer Mahler gleich oft in der Kompoſition fehlt und im Kolorit keiner der erſten iſt, ſo verſtand er es doch, den Geiſt auszudrücken. Jeſus ſitzt in ſtiller Größe da, Martha ſteht mit Trinkgefäßen, und Maria ruht zu ſeinen Füßen, ein Salbengefäß neben ſich habend und auf ein Buch geſtützt, indem ſie ihr ſchönes Haupt voll Inbrunſt forſchend und bittend zu ihm wendet. Ein Paar ſchöne ſchlanke Geſtalten. Eine ſchöne Bayerin, die ich in Straubingen ſah, iſt das lebendige Bild Mariens.

Carlo Dolce. Zwey kleine Madonnenköpfe in all' ſeiner gewöhnlichen Milde und Lieblichkeit, mit der ſtillen Wehmuth der Betrachtung übergoſſen. Dies iſt ſein Feld. Sein Chriſtus, der das Kreuz trägt, iſt nur das ſtille Bild der Unſchuld, nicht das ſtarke Symbol der Manneskraft.

Horatio Gentileschi. Die Reiſe nach Aegypten, eine Scene unterwegs. Joſeph liegt und ſchläft. Maria ſitzt und reicht ihrem holden Säugling die Bruſt. Ein gar ſanftes Stück. Die ſtille Zärtlichkeit der Mutter, die auf ihr Kind blickt, und das kindliche Wohlgefallen des Knaben, beſonders der Ausdruck ſeiner kleinen Augen, ſind unübertrefflich und der ſchönſten Natur abgeſtohlen.

Horatio Gentileschi. Eine ruhende Magdalena, meine Lieblingin, die ich oft ſtundenlang mit Sehnſucht angeſchaut habe, und die an Ausdruck und lebendiger Empfindung das Meiſte in dieſer Sammlung übertrifft. Sie hat nicht die ſüße Ruhe und ſtille Sehnſucht der Guidoſchen Maria vor dem Kreuzbilde, ſondern ihre Stirn umwölkt ein leiſer Zug tieferer Trauer, aber die ſüßeſte Schwermuth, die trunkenſte Schwärmerey eines holden weiblichen Geſichtes iſt lebendig darauf ausgedrückt. Man mögte ſagen, ſie wolle ganz mit dem Himmel in Eins zerfließen, nach welchem ſie ſo brünſtige und heiſſe Blicke ſendet. War es aber Haltung ihres Karakters oder des Künſtlers Art, der in allen ſeinen Stücken viel Irdiſches hat, daß ſelbſt ihre fromme Schwärmerei ſo voll erhabener Sinnlichkeit iſt?

Andrea del Sarto. Mehrere ſchöne Stücke dieſes groſſen Künſtlers, dem nur oft Kraft fehlt, um einer der vollendetſten zu ſeyn.

Carlo Dolce. Maria und ihr Bübchen. Ein ſehr ſüſſes Gemählde in ſeiner zarten und weichen Manier.

Aus der römiſchen Schule:

Einige vortreffliche Stücke des unſterblichen Mengs. **Der Apoſtel Petrus** ſizt auf einem Stuhle und deutet mit der einen Hand gen Himmel, indem er mit der andern ein Buch und ſeine furchtbaren Kommandoſchlüſſel hält. Eine Feuersflamme geht aus ſeinem Haupte, und eine mächtigere des Geiſtes aus ſeinem Geſichte und aus der ganzen Stellung und Gebehrdung ſeines Körpers, die äuſſerſt ausdrucksvoll ſind. **Der Engel** erſcheint Joſeph im Traum und heißt ihn nach Aegypten fliehen. Ein ſchöner Engelskopf. **Mutter und Kind** und zwey Engel ihnen zur Seiten. Auch dieſe Engel mögte man Raphaeliſch nennen, aber der vorige behält den Preis. Mutter und Kind ſind idealiſirt und voll Unſchuld und jener Stille und Mäſſigung, die den Genius ſpricht.

Nicolas Poussin. Salomos Urtheil in kleinen Figuren, ein treffliches Gemählde an Zeichnung, Kolorit und Karakter. Welch ein Ausdruck in der Mutter, der man ihren Liebling zerhauen will! Es iſt reich an Köpfen; denn im Hintergrunde ſizt der König noch, von einer Menge von Hofleuten umgeben.

Giulio Romano. Maria und Sankt Anna mit einer heiligen Jungfrau und dem kleinen Johann. Anna ſtreckt ihre Arme nach dem Kinde aus, das ihr Maria hinreicht. Schöne, freundliche Geſtalten. Es ſoll Kopie nach Raphael ſeyn.

Saſſo Ferrato s. Joh. Bapt. Salvi. Der ſchlafende Säugling Jeſus auf dem Schooße ſeiner Mutter, ein liebes Gemählde. Das Ideal dieſes holden Weibes iſt unnachahmlich ſchön. So eine Demuth und Milde, mit Geiſt gemiſcht, wo findet man ſie wieder? Man vergißt ſelbſt Carlo Dolce darüber, wenn der gleich einen größern Schmelz des Pinſels hat.

Raphael. Sankt Margaretha tritt den häßlichen Wurm, den Drachen, nieder.

Raphael. Eine heilige Familie. Maria mit ihrem Knaben, den ſie dem kleinen Johann hinhält. Dieſer bringt ihm Früchte, und Joſeph ſteht hinter ihm, und ſcheint ihn hinanheben zu wollen. Die Mutter iſt ein feines Weib voll unſchuldiger Grazie. Guidos und Titians Kinder mögten wohl ſchöner ſeyn.

Raphael. Die Mutter Jeſu mit ihrem Kinde und Johann, der ein kleines Kreuz aus Rohr hält. Dieſes Gemählde trägt noch das Steife ſeines Lehrers Pietro Perugino. Es ſoll in ſeinem 23. Jahre ſchon von ihm gemahlt ſeyn.

Einige ſchöne Stücke von Michel Angelo di Caravaggio, Salvator Roſa und Jakob Courtois, Bourgignon.

Die venetianiſche Schule

iſt auſſerordentlich reich; von allen ihren berühmteſten Meiſtern giebt es Proben; vorzüglich ſchöne Porträts von Tizian.

Paul Veronese. Die Vermählung Katharinens, ein ſehr ſchönes Stück. Die Gottesmutter im Schatten eines Baumes. Ein Engel faßt Katharinen bey der

Hand, und das Kindlein ſteckt ihr den Brautring an. Neben ihr knieet die züchtige Agnes.

Tiziano. Chriſtus wird dem Volke von dem Landpfleger vorgeſtellt. Ein großes Stück, das für eines der Meiſterſtücke des tizianiſchen Pinſels gilt. Es giebt freylich keine Ideale, aber ein ſchönes Kolorit, eine herrliche Kompoſition der vielen Figuren, die in mancherley Stellungen, Handlungen und Gebehrden ſich zeigen. Unter dieſen ſind viele Porträts; ſo hat Tizian ſich ſelbſt, den Pordenone, Karl den Fünften und Solyman den Großen dargeſtellt.

Tizian. Maria mit dem Kinde, das vor ihr auf dem Tiſche ſteht, unnachahmlich ſchön gemahlt, wenn die Mutter gleich nicht Guidoiſch noch Dolciſch iſt. Tizian iſt überall wegen ſeiner ſchönen Kinder berühmt.

Tizian. Maria, Joſeph, Joachim und die beyden heiligen Kinder, von denen der älteſte dem andern Erdbeeren reicht. Ein herrliches Stück; die Kinder mögte man den Triumph der Kunſt nennen.

Tizian. Danae, auf ihrem Polſter hingeſtreckt. Der goldne Regen ſtrömt herab und wird von einer Alten in ein Becken aufgefangen. Ein ſchönes wohllüſtig ruhendes Weib, deren ganzes Weſen Fülle und deren Blick eine ſelige Trunkenheit ſpricht. Der Zauber des tizianiſchen Pinſels offenbart ſich vorzüglich in dieſem Stücke. Die Wiener vergleichen es ſo gern mit ſeiner Venus in der Tribune zu Florenz; aber dieſe Danae hat keine Idee davon, und wenn jene zwiſchen der Venus Pandemos und Urania in der Mitte ſteht, ſo fällt dieſe durchaus mit der erſten zuſammen.

Giorgione. Dieſer große Meiſter der Kraft und des Kolorits hat hier mehrere vorzügliche Arbeiten aufgeſtellt. Sein ſchönſtes mögte ich zwey Soldaten nennen, deren einer den andern von hinten anfällt, und ihn ſcheint niederbohren zu wollen.

Außer den nach den Schulen geordneten Gemählden giebt es noch ein letztes 7tes Zimmer, wo Stücke aus mehreren Schulen und auch ſolche, die man nicht zu klaſſificiren wußte, unter einander hängen.

Die Niederländer

Sind in den Zimmern links vom Eingange in dem großen Saal. Es iſt einem unmöglich, die meiſten Gemählde dieſer Schule, ſo ſchön und vollendet auch manches daran ſeyn mag, mit Wohlgefallen zu betrachten, wenn man einige Stunden zur rechten Hand unter den Italiänern verweilt hat. Sie haben allerdings auch große Meiſter, wie Rubens, Rembrandt, van Dyk, aber ſelbſt bey den beſten, ſogar bey van Dyk, vermißt man die italiäniſche Zartheit und Grazie der Körper und Leidenſchaften. Sie faſſen meiſt nur die gröberen und ſtärkeren Züge der Leidenſchaften, die freylich außerordentlichen Effekt machen, aber nicht die Stille und Mäßigung haben, noch ſie geben können, wodurch die Kunſt auf das Gefühl des Guten und Schönen vormals ſolche Wunder gethan haben ſoll, und, wie man behauptet, noch zuweilen thut. So wie es einem bey vielen der Venetianer auffällt, daß ſie nicht die alles gewinnende und feſſelnde Grazie haben, die aus den Idealen der Römer und Lombarden dem Auge ſogleich entgegen ſpringt und es feſt auf ſich heftet, kann man es ſich hier gar nicht ableugnen, daß die meiſten hiſtoriſchen Gegenſtände, oder die auf irgend eine Weiſe höhere Kraft und Lieblichkeit athmen ſollen, als die traurige Wirklichkeit zeigt, gewöhnlich verfehlt und zur gemeinen Natur herabgewürdigt ſind. Das widerliche Gefühl, das ſich dabey aufdringt, wenn man überall dabey fühlt, kann durch kein Kolorit und keine Macht des Pinſels wieder gut gemacht werden. Man ſieht meiſtens bloß niederländiſche Natur. Aber bleiben ſie bloß bey dieſer niederländiſchen Natur, bey ihren Sitten und Lebensweiſen, wollen ſie nicht mehr, als dieſe, ſchildern, ſo ſind ſie meiſterhaft, und drücken ihre lebendigen Originale treffend und mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit aus. Freylich wird ein Teniers und Mieris, ſo trefflich ſie auch in ihrer Gattung ſind, ſich nicht mit einem hiſtoriſchen Mahler meſſen wollen. Auch dieſe Darſtellungen ſind gut. In Landſchaften, Thier - Jagd - Blumen - und Seeſtücken haben die Niederländer außerordentlich viel geleiſtet; und darin geſteht man ihnen mit Freuden ihren Vorrang zu. Auch mit niederländiſchen und einigen teutſchen Gemählden ſind 7 Zimmer angefüllt, und zwey kleine Kabinette mit lauter kleinen Duodezſtücken, faſt alle in der ächt holländiſchen Manier. Das dritte, vierte und ſechſte Zimmer ſind reich an herrlichen Rubens und van Dyk, zum Theil aus niederländiſchen Kirchen und Klöſtern genommen. Joſeph hätte wohl gethan es mit allen ſo zu machen, die im jetzigen Kriege den Louvre in Paris haben beziehen müſſen.

Van Dyk. Simſon und die Philiſter. Die Köpfe ſind alle Porträts und voll individuellen Ausdrucks. Simſon iſt hier faſt zu paſſiv von Anſehen, und Delila eine wohlbeleibte Hure.

Van Dyk. Die heilige Roſalia kniet vor der Madonna und dem Kinde, das ihr ein Kreuz reicht. Apoſtel ſtehn zur Seite des Thrones und ein Engel mit Roſen. Der Engel und Roſalia ſind edle Geſtalten, beſonders die irdiſche. Zu einer ſolchen Heiligen mögte ein Ketzer auch wohl mal einige Stufen hinauf und herabrutſchen.

Van Dyk. Sankt Herrmann, Prämonſtratenſer, empfängt von der heiligen Mutter einen Ring, ein Engel ſteht bey ihr, und ein rüſtiger Jüngling, van Dyk ſelbſt, ſieht von hinten her zu. Auch wenn man mich nicht mit der Naſe darauf geſtoßen hätte, würde dieſes Gemählde ſich ſogleich als das erſte der Vandykiſchen angekündigt haben. Es iſt wirklich ein wunderbares Gefühl, das einen unwillkühelich ergreift bey all dem Vortrefflichen. Welch ein Karakter erhabner Menſchheit in dem Heiligen!

und wie himmliſch iſt Mutter und Engel! Dieß Gemählde ſoll Rubens faſt eiferſüchtig auf ſeinen groſen Schüler gemacht haben.

Rubens iſt vielleicht nirgends ſo, als in Wien, in allen Gattungen zu ſehen, worin er immer das Groſe und Originelle ſeines Geiſtes darlegt, wenn er gleich ſelten die zartere Grazie im Fliehen erhaſcht.

Ignaz von Loyola heilt die Beſeſſenen und ſegnet die Kranken. Sowohl der Prieſter, als die Raſenden, haben einen gewaltigen Ausdruck. Man möchte ſagen, er ſey zu ſtark. Denn nie hat Verrücktheit und Wuth raſender und treffender dargeſtellt werden können. In jedem Zuge entdeckt ſich ein Rieſengeiſt, der die Dinge bey ihren erſten und letzten Enden zu faſſen weiß. Auch ſonſt rechnet man dieß groſe Gemählde wegen der Gruppirung und des Kolorits zu ſeinen beſten Arbeiten. Seine Körper ſind hier, wie faſt überall, rieſenmäßig und koloſſaliſch.

Xaver predigt und erweckt einen Todten. Eine Menge Zuſchauer. Die Religion ſchwebt hoch oben. Wieder ein hoher Ausdruck der Leidenſchaften auf den Geſichtern der erſtaunten Menge. Da iſt Rubens in ſeiner ganzen Glorie.

St. Ambroſius mit ſeinen Pfaffen vor dem Dom verſagt dem Kaiſer Theodoſius wegen des theſſaloniſchen Blutbades den Eingang in die Kirche. In dieſem Heiligen iſt ein groſer majeſtätiſcher Karakter und das Kolorit trefflich. Viele erklären dieſes Gemählde für das ſchönſte in dieſen reichen Zimmern.

Eine fröhliche Gartengeſellſchaft, worin Rubens mit ſeinem Weibe und ſeinen Freunden ſich umtummelt, und wobey es Amorn und Genien giebt.

Das Venusfeſt, ein groſes Figuren- und Lebenreiches Gemählde, das zu den ſchönſten ſeiner Hand gehört. Der Tempel der Göttin ſteht hoch am Hügel und ihre Bildſäule in Idaliums Hain, welcher Bacchanten in muntern Reigen zueilet. Kleine flatternde Genien hängen Blumen auf und Früchte oben in den Zweigen. Amoretten ſchlingen einen Ring um die Säule, und Weihrauch wirbelt vom Altar, von einer frommen Prieſterin angezündet. Faunen und Satyrn mit ihren Nymphen machen im Vordergrunde lüſterne Gruppen, und Amor tändelt mit einem kleinen Mägdlein im Grünen. Es iſt die freundliche Stunde des ſinkenden Tages und das Abendroth ſchimmert durch die Bäume. Das Ganze athmet Freude und Liebe, und hat eine unübertreffliche Lebendigkeit des Pinſels.

Angelika Kaufmann. Thusnelda bringt dem Römerſieger Hermann knieend einen Lorbeerkranz. Andre Jungfrauen und andre Kränze. Krieger ſtehen im Hintergrunde, und ein Greis hebt ſeine Hände zu den Göttern empor.

A. Kaufmann. Aeneas, über Pallas in traurender Stellung gebeugt, will den Helden mit einem Gewande bedecken, der in einem Roſenkorbe liegt. Traurende Frauen weinen um ihn. Mir haben Angelikas Stücke in Kupferſtichen beſſer gefallen. So lebhaft auch das Kolorit iſt und ſo edel zum Theil die Ideen ſind, ſo vermißt man doch das richtige Verhältniß und die anatomiſche Richtigkeit der Zeichnung. Man möchte ſagen, man ſehe es den Figuren an, daß ein ſanftes Weib ſie gemacht habe, ſo weich, ſo weiblich und ungezeichnet von Muskeln und Nerven ſind die ſchlanken und überſchlanken Körper.

Der Saal am Eingange.

Dieſer enthält mehrere Portraits des habsburgiſchen und lothringiſchen Hauſes. Hier ſitzen wegen der Helle und Geräumigkeit gewöhnlich junge Künſtler, welche zeichnen und mahlen, und die Bedienten ſtehen und gehen von hier, als ihrer Hauptwache, durch alle Säle. An Portraits ſind hier:

1) Karl der 6te und ſeine Familie von Solimena gemahlt.
2) Joſeph der 2te neben ihm über dem Kamine, von dem Wiener Anton von Maron.
3) Erzherzog Leopold Wilhelm, den man als den Stifter dieſer Sammlung anſehen kann, geharniſcht und zu Pferde, von Johann von der Höcke.
4) Maria Thereſia über dem andern Kamin, auch von Anton von Maron.

Noch iſt im zweyten Geſchoß eine treffliche Sammlung, vorzüglich alter niederländiſcher und deutſcher Gemählde, von Dürer, Kranach, Sandrart, von Eyk und andern, die ohne Ordnung zum Theil aufgehängt ſind, zum Theil umherſtehen und liegen, und die, geordnet, eine Sammlung machen würden, die ſich der unteren nicht zu ſchämen hätte. Auch neuere Gemählde aus allen Schulen, ſo wie ältere italiäniſche, ſind noch da, die nur die Einrichtung ihres Lokale und den Zuſchuß einiger tauſend Gulden erwarten, um die gehörige Verzierung und Einfaſſung zu erhalten. Jetzt iſt freylich die Zeit des Eiſens hier, und an dergleichen nicht zu denken.

Die Lichtenſteiniſche Sammlung.

Dieſe ſchöne Gemähldeſammlung, die in mancher Rückſicht ſelbſt vor der kaiſerlichen im Belvedere Vorzüge hat, befindet ſich in dem lichtenſteiniſchen Pallaſt bey den Schotten und der Böhmiſch-ungriſchen Kanzley. Sie iſt vorzüglich von dem wackern Fürſten Wenzel geſtiftet, und alle Tage mit öſterreichiſcher Humanität, den Künſtlern, die dort arbeiten, wie den Liebhabern, die ſchauen wollen, offen. Die Gemählde ſind im dritten Stock in 12 ſchönen Sälen aufgeſtellt, denen es weder an fürſtlicher Pracht, noch an himmliſchem Lichte fehlt. Ich erwähne aus dem Reichthum nur einiges Weniges, und fange hinten mit dem großen Saale an, der auf die Gaſſe ſieht.

Marc Antonio Franceschini. Von dieſem wackern Künſtler ſind hier mehrere Scenen aus der Geſchichte Dianens gemahlt, und einige der Cypris und des Adonis. Seine Hauptſtärke beſteht in der Darſtellung nackter Körper. Weil aber der alten Fürſtin Wittwe, der Mutter des jetzigen Beſitzers, hierin vieles anſtößig war, ſo hat ſie im frommen Eifer viele ſeiner Körper ganz oder zum Theil begewändern laſſen, wodurch die Gemählde oft ihren meiſten Werth verloren haben.

Guido Reni. Die Anbetung, voll Kraft und Grazie des Pinſels. Es iſt eine Wahrheit und ein Leben in den Köpfen, und eine Sanftheit und Grazie in der heiligen Mutter und dem Himmelskinde, daß man ſich daran gar nicht ſättigen kann. Auch wegen des Kolorits und der Zeichnung pries es der große Bildhauer Canova, der eben die Runde hier machte, als mein glücklicher Stern mich hieher führte.

Correggio. Venus und Amor. Es iſt nicht Urania, nicht Anadyomene, ſondern die ſchalkhafte, die mit ihrem Bübchen herumſchäkert, und mit Sperlingen und Tauben tändelt, die reizende und ſchelmiſche Göttin der Huld und Anmuth, deren Stirn nie ein Wölkchen trübt, deren Auge nie eine Thräne benetzt, deren Wangen nie ein Aerger gebleicht hat. Ihr Auge flammt ſchalkhaft und ſiegreich umher, von welcher Seite man ſie auch ſehe, und eben ſo ſteht der kleine loſe Schelm mit dem Bogen neben ihr. In welche Glut tauchte der Mahler ſeinen Pinſel, um ihr dieß überirdiſche Feuer einzuhauchen, dieſe ewige Jugend und Freudenfülle, die ſich in keiner Erdentochter offenbaren konnte?

Luca Giordano. Dieſer Neapolitaner gefällt ſich oft in ähnlichen Gegenſtänden, als ſein Namensgenoſſe, der Niederländer Jordäns, in Bachanalien und wilden Gelagen, ohne doch leicht in die ekelhafte Gemeinheit auszuarten, worin ſich die Niederländer ſo oft behagen.

In

In dieſer Gattung ſieht man in dieſer Sammlung mehrere Stücke von ihm.

Carlo Maratti, ein Zögling der römiſchen Schule, die ſich auf ihn immer etwas zu gute thun kann. Eine Bathſeba, eben aus dem Bade geſtiegen, wie ſie ihre ſchönen ſchwarzen Haare kämmt, welche die Schultern hinabrollen. Der ganze Körper hat viel Grazie, und Auge und Mund, Anmuth und Ueberredung. Vor ihr ſtehen Dienerinnen, die das Gewand bereiten, und weit oben auf ſeinem Söller der gefährliche Sultan David.

Guido Reni. Die ſchlafende Venus. Dieſes Gemählde gehört wieder zu den großen und iſt eines der ſchönſten der ganzen Sammlung.

Turchi. Drey ſchalkhafte braune Mädchen. Ich denke, es ſollen die Grazien ſeyn. Immer ſind es hübſche Dingerchen, wenn ſie gleich die Idee dieſer Huldinnen nicht erfüllen. Ihr Karakter iſt Muthwille und Schelmerey. In eben dieſem Karakter ſind auch ſeine Venus und Amor, die freylich nichts Ueberirdiſches und Göttliches, aber doch viel Liebliches und Reizendes an ſich tragen.

Raphael. Eine heilige Familie. Das Weib iſt bewundernswürdig. Eine himmliſche Anmuth und ruhige Größe ſpricht einem aus allen Zügen an. Man fühlt und ſieht es, daß keine Erdgebohrne ſo erſcheinen kann; daß dieſe Geſtalt aus den höhern Regionen des Lichts und der Schönheit zu uns herabgekommen iſt, um uns eine Idee von einer beſſern Welt zu geben. Hier ſchämt man ſich des Ausdrucks Mutter Gottes kaum. Das Göttliche kann wohl einen Gott gebähren; auch ſind die Kinder werth von ihr gebohren zu ſeyn.

Franceschini. Diana und Endymion, gehört zu den ſchönſten Werken Franceſchinis, obgleich auch es durch die Bekleidung einiger Theile verloren hat. Es liegt ein reizender Jüngling da und ſcheint ſüß zu ſchwärmen, oder zu träumen. Die Nymphen ſtehen lauſchend umher, und freundlich, wie Luna, ſchwebt Diana über ihm, und haucht ſchon mit lüſternen Lippen an ſeinen wollüſtig geſchloßnen Mund.

Nolens volensque, eine ſchöne weibliche Geſtalt, die ſich ſchwach zu ſträuben ſcheint, einen flammenden Blick auf ihren ſchönen Räuber geheftet, der über ihr ſtehend den letzten Theil der Decke, worauf ſie ruht, ihr zu entreiſſen droht. Lebendiges Kolorit, Ungezwungenheit der Stellungen, Liebe und Luſt aus allen Zügen ſchimmernd. Eine ſchöne kraftvolle Mannsgeſtalt und ein zartes Weib, dem ein andrer wohl die Decke abzuziehen für eine der erlaßlichen Sünden hielte.

Guido. Eins der erſten Stücke dieſes himmliſchen Genius; dafür erklärte es der berühmte Venetianer. Sehen Sie, rief er, die Zeichnung, die Ungezwungenheit der Stellungen, die Natürlichkeit der Gewänder und das Kolorit, worauf man freylich bey ſo einem Mahlergeiſt merken vergißt. Wer hat feurige und trunkene Andacht, wer Feuereifer und Kraft in einen Alten je beſſer ausgedrückt? Der ganze Körper endlich, alle Züge und Muskeln ſcheinen der Natur abgeſtohlen, und der Engel, kann er an Leichtigkeit und Lüftigkeit der ſchwebenden Stellung, kann er an himmliſcher Grazie, an Ausdruck von Seligkeit und Begeiſterung der ganzen Geſtalt übertroffen werden? — Das Gemählde iſt nemlich St. Hieronymus, wie er ein offnes Buch vor ſich liegen hat, und brünſtig mit gefalteten Händen gen Himmel ſchaut; hinter ihm ſchwebt ein Engel, der ſelig ihn zu begeiſtern, oder zu belauſchen ſcheint.

Antinous. Ein Abguß in brauner Bronze dieſer berühmten Statue, die einmal im Beſitz der Lichtenſteiniſchen Familie war, und jetzt in Potsdam iſt.

Nicolas Poussin. Noahs Opfer, ein ſehr ſchönes Gemählde. Viel Adel und Kraft in den Köpfen, eine ſchöne Zeichnung und Kolorit, und eine meiſterhafte Sublung der einzelnen Figuren, alles mit ächt römiſcher Mäſſigkeit und Nüchternheit.

Nicolas Poussin. Vier Kinder. Wenn man mir zwiſchen dieſen beyden ſchönen Gemählden die Wahl ließe, ſo griffe ich doch nach dieſem, ſo eine holde und ungezwungene Natur lächelt einem aus den zarten Weſen an, die hier noch unentwickelt im reinen Gefühle der Unſchuld und Unbefangenheit ſpielen. Pouſſin iſt nächſt Titian unter den Heroen der neuern Kunſt wegen ſeiner ſchönen Kinder berühmt.

Leonardo da Vinci. Chriſtus, ſein Kreuz tragend. Man hält dieſen Kopf für eines der Hauptſtücke der Sammlung, ſo vorzüglich iſt er durch den Glanz der Mahlerey, und durch die ſtille Gröſſe und Majeſtät der Gedult und des Vertrauens, die lebendig aus allen ſeinen Zügen hervorſpringt, und den Zuſchauer mit Ehrfurcht und Erſtaunen für zwey groſſe Geiſter erfüllt, für den des Darſtellers und den des Dargeſtellten.

Battoni. Herkules auf dem Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter, ein Stück voll Kraft und Ausdruck. Das Laſter ſollte aber etwas ſchöner ſeyn, um ihm die Wahl ſchwer zu machen.

Carlo Dolce. Eine wunderſchöne Madonna von dieſem lieblichen Conterfeyer der Mutter Gottes, deren zarte Züge er mit einer Weichheit und Sanftheit der Empfindung, und mit einer Süßigkeit der Freude und des Lebens ausgeſtattet hat, die unwiderſtehlich den Blick hinreiſſen und die Seele bezaubern. Er hat vielleicht nicht das Hohe des Ideals eines Guido und Raphael, aber an ſtiller Demuth, an zartem Gehorſam und Ergebung der Weiblichkeit übertrifft er alle.

Robusti s. Tintoretto. Eine kraftvolle männliche Figur, die einen Fallenden herunter geworfen zu haben ſcheint, zieht eine ſchöne weibliche an dem weichenden Gewande empor. Sie ſcheint ſich gern ziehen zu laſſen, und legt mit lüſtern ihm zugewandten Auge die eine Hand auf die Schulter des Geſtimmten.

Guido Reni. Noch eine ſchöne Magdalena und ein Kind, zwey liebliche Stücke, beſonders das Kind.

Poussin. Eine Madonna mit Engeln, eine Scene aus der Flucht nach Aegypten, und die Heilung des Ausſätzigen.

Rembrandt. Eine heilige Familie, ein Stück, das wunderbar intereſſirt, wegen der ſchönen Zeichnung und der Wahrheit in allen Zügen der Mutter und der Kinder. Ich konnte mein Geſicht nicht davon wenden, obgleich ſie alle gar keine himmliſch ſchöne und idealiſche Weſen ſind. Die Kindlichkeit und das frohe Lebensgefühl der Kinder und die Wonne der mütterlichen Liebe, die gleichſam in ſich ſelbſt ſtill betrachtend verſinkt, reißt unwiderſtehlich hin.

Seit dem ſechſten Zimmer folgen Niederländer, von denen gilt, was ich eben bey Gelegenheit des Belvedere geſagt habe. Man findet vortreffliche Rubens, Vandyks, Crayers, Rembrandts und Vanderwerfs, ſo wie Jagd- und Thierſtücke von Snayers, Bachanalien von Jordaens; und andre herrliche Sachen von Wouwermann, Huyſum, Teniers ꝛc.

Rubens. Er ſelbſt mit ſeinen drey Frauen, die er mit dichteriſcher Licenz ſich hier zugleich angetraut hat. Ein treffliches Stück in Kolorit und Lebendigkeit. Immer aber hätte er ſeine drey theuren Ehehälften, ohne ihnen die Aehnlichkeit zu nehmen, ein wenig idealiſiren können. Es ſind feiſte, flamländiſche Schönen, und um ſo eher kann man ſie als wahre Porträts anſehen. Ein großes Gemählde, etwas über Lebensgröße.

Brockhorst. Vier ſchöne üppige Weiber, von denen die eine im Vorgrund ruhende die perſonificirte Wohlluſt heißen könnte. Die ſchönſte und wirklich unflämiſche Figur iſt die, welche leichtſchwebend, mit einem Angeſicht voll Luſt und Leben das Tympanum ſchlägt, und dazu tanzt. Vielleicht ſollen es Venus und die Grazien ſeyn; iſt dies, ſo hätte er etwas höher fliegen ſollen.

Hoeck. Der Kindermord. Es iſt ein ſtarker Ausdruck, aber ein gräßlicher, der Wuth und des Entſetzens in dieſer Arbeit, und eine bewundernswürdige Wirkung des Kolorits. Aber wie kann ein Mahler darauf verfallen, ſo etwas darſtellen zu wollen? Mich dünkt immer, ſolche Gräßlichkeiten muß der Dichter ſchon ſehr fein und behutſam ſchildern, der doch nur dem geiſtigen Auge ſchildert; wie vielmehr muß es der Mahler.

Rubens. Die Himmelfahrt. Hier bewundert man den Rieſengeiſt des groſſen Künſtlers, und ſeine Kraft der Karaktere und des Kolorits. Welch ein Leben, welch ein lebendiger Ausdruck der Verwunderung und des Erſtaunens mahlt ſich auf allen Geſichtern! welche bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Stellungen und Leidenſchaften, und welche weiſe Haltung des Ganzen zu Einem groſſen Eindruck! Einige ſind halb zur Erde gebeugt vom heiligen Entſetzen, andre ſehen verwundernd dem Schwebenden nach. Es iſt zugleich ein Porträtſtück, denn der Mahler ſelbſt hat ſich vorne, und ſeine letzte blonde und runde Schöne zur einen Seite angebracht. Ein groſſes Stück über Lebensmaaß.

Rubens. Die Grablegung, das wegen der Sanftheit und Stille des Schmerzes und der Ruhe, die gleichſam über alles ausgehaucht iſt, unſre Aufmerkſamkeit, und wegen der Gröſſe der Karaktere unſre Bewunderung verdient.

Van Dyk. Die Grablegung, in einem groſſen Stil, vortrefflich kolorirt und gezeichnet, rechnet man mit zu den beſten Arbeiten dieſes groſſen Mannes.

Rubens. Zwey herrliche Köpfe voll Geniuskraft und Prometheusfeuer, ſo ſcheinen ſie fortzueilen. Ein Studium für junge Künſtler, die freylich ohne innern

Schwung die Seele und die Nerven des Ausflugs nicht ſo haſchen werden.

Van Dyk. Porträt einer Fürſtin von Taxis. Ein bewundernswürdig ſchönes Weib. Man könnte es wohl ein Porträt der Cypris nennen. Es gilt hoch unter den Jüngern der göttlichen Kunſt.

Crayer und Reynolds. Porträts dieſer Meiſter.

Rubens. Sieben Darſtellungen aus dem Leben des großen Decius Mus, von dem Anlegen des Kriegskleides, bis zum Wegtragen der traurigen Aſchenreſte in der Urne. Er zeigt ſich hier wieder in der Größe und dem Ungeheuren ſeines Rieſengeiſtes, der doch die Natur und das Leben ſo feſt hält, daß man zittert, ihm aus Schwäche zuweilen Unrecht zu thun.

Den Stifter dieſer Sammlung, den alten wackern Fürſten Wenzel Lichtenſtein, den Rath und Freund Marien Thereſiens, kann man im ſechſten oder ſiebenten Zimmer als Bruſtſtück in Moſaik ſehen.

Vergnügungen.

Hiemit iſt vielleicht keine Stadt ſo reichlich verſorgt, als Wien, und keine benutzt ſie beſſer. Im Sommer ſind täglich Spazierfahrten nach Schönbrunn, Laxenburg, Mariahitzing, Dornbach, dem Brühl, und allen jenen ſchönen Dörfern und Landhäuſern und Schlöſſern, womit das herrliche Bergthal umgeben iſt, in welchem die Rieſenſtadt liegt. Näher hat man den Prater und Augarten, deren Luſt ich beſchrieben habe. In der Stadt ſtehen die Kaffee- und Speiſehäuſer aufgethan, und die luſtige Promenade und Abendgeſellſchaft auf der Burgbaſtei, und vier Schauſpielhäuſer und die Oper ſind faſt immer im Gange und reichlich beſucht. Für die Liebhaber giebt es außer den großen Winterkonzerten, eine Menge Privatkoncerte, ſo wie das der Dilettanten im Augarten während des Sommers, wo es nicht ſchwer hält, Eintritt zu bekommen. Der Nachtmuſiken, Akademien, Caſſationen, Feuerwerke und anderer außerordentlicher Luſtbarkeiten nicht einmal zu gedenken, die auch wohl mal ſo einfallen. So geht es im Frühling und Sommer, und jeder hat allerdings den Willen zu genießen, und die Orte und Arten des Vergnügens, bis auf die ſonntäglichen Tanzplätze in Meiding und in der Roſſau, ſind reichlich beſetzt. Mit dem Winter erhalten nun Schauſpiel und Oper erſt recht ihren Glanz und ihre Zeit. Dann werden auch von Zeit zu Zeit die groſſen Muſiken aufgeführt, die in Teutſchland nach allgemeinem Urtheile in Wien noch immer einzig ſind. Aber der Gipfel und die Blüthe aller Freuden beginnt mit dem Karneval, wo alles wild- und luſtig durch- und unter einander geht. Dann öffnet ſich der prächtige Redutenſaal, dieſer Tummelplatz der Amoretten, und jeder kann an dieſem glänzenden Vergnügen Theil nehmen, der die Ergözbarkeit und ein anſtändiges Kleid mitbringt. Ich bin leider ſo glücklich nicht geweſen, dieſe Zeit hier zu erleben, die die Wiener ihre goldne nennen, und die bey der Pracht und dem Luxus dieſer reichen Stadt es wohl ſeyn kann. Alle indeſſen behaupten, daß es dann nur Einen Redutenſaal gebe, der werth ſey, beſucht zu werden.

Die Muſik.

Schon bey mehreren Gelegenheiten habe ich es erwähnt, daß das einzige, was der Wiener mit einigem Intereſſe liebt und übt, und worauf er ſich ſelbſt etwas einbildet, die himmliſche Tonkunſt iſt. Der Geſchmack iſt einmal herrſchend, daß jedes junge Mädchen und jeder junge Mann, der auf Erziehung Anſpruch machen will, Muſik lernen muß. Wenn nun gleich nicht alle Anlage zu dieſer Kunſt haben, und wenige Meiſter aus dieſen Jüngern hervorgehn, ſo bekommen doch viele einige Kenntniß und Luſt zur Kunſt, und die andern thun, als ſey es auch wie ihnen ſo, und das iſt ſchon wirklicher Gewinnſt für die Kunſt. So können viele junge Künſtler hier von Information leben und ſich weiter ausbilden. Die zahlreichen Kirchenmuſiken, die Orcheſter bey den Theatern, die Oper, und manche der Großen unterhalten auch eine große Anzahl, und viele der erſten Männer in der Kompoſition lebten und leben hier, die wieder ihre Schüler und Verehrer nach ſich ziehen. Man braucht nur den einzigen Haydn zu nennen, den Eſterhazyſchen Kapellmeiſter, der tauſend große Namen tief unter ſich ſieht; und außer ihm leben hier ſo viele andre verdiente Männer, Beethoven, Wranizky, Krommer, Kotzeluch. Aber auch die bloße Klaſſe der Dilettanten iſt ſo groß, daß ſie an jedem andern Orte, als Wien, eine Kapelle bilden würde. Dieſe geben gewöhnlich des Sommers wöchentlich einmal in dem großen Saal des Augarten-Koncerte; und außerdem ſind im Winter und Sommer ähnliche Koncerte und Akademieen in Privathäuſern. Auf den Theatern werden im Winter die großen Stücke von Haydn, ſeine ſieben Worte und ſeine Schöpfung, und Stücke von andern Meiſtern gegeben; und von den ſämmtlichen Virtuoſen, Komponiſten und Profeſſoren Muſiken zum Beſten der Wittwenkaſſe, die ſie unter ſich errichtet haben, und worin ein jeder mittelſt eines gewiſſen Zuſchuſſes eintreten kann. Ferner giebt es an einzelnen Lieblingstagen, z. B. am St. Annenabend, öffentliche Nachtmuſiken und Caſſationen, die immer wieder Feuer in die Herzen werfen, wenn ſie anfangen ſollten zu erkalten. Die Orcheſter der Theater und Oper haben doch auch ganz geſchickte Direktoren, welche wieder junge Genies ausbilden helfen; und endlich die allgemeine Stimme des Publikums, die ſich für dieſe Kunſt erklärt, wie ſollte ſie nicht mehr thun, als alles Uebrige, ſie, die eigentlich die lebendigſte und wirkſamſte Pflegerin alles Guten und Schönen iſt, wenn es einen rechten Schwung bekommen ſoll. So iſt es denn Wahrheit, daß Muſik hier das einzige iſt, was recht kultivirt und verſtanden wird, und was man an keinem Orte Teutſchlands, und jetzt auch Italiens, ſo gut nicht findet. Ich habe es oben ſchon geſagt, in den Muſiken des Augartens muß man die Schönen Wiens ſehen, wenn ſie gefallen ſollen. Da ſieht man Männer und Weiber ganz anders, als ſonſt. Ein ſüßes Gefühl röthet ihre Wangen — wenn ſie nicht ſchon geſchminkt ſind — und funkelt von ihren Augen, und die Männer ſelbſt wandeln lebendiger und geiſtiger einher. O holde Kunſt, wäreſt du, was du ſeyn ſollſt, was könnteſt du nicht aus den Menſchen machen? Ohne dich bleibt er ewig ein Barbar; nur wie deine Sprache ihm vernehmlich wird, nur wie er alles Schöne und Anmuthige des Lebens mit Kraft und Mäſſigkeit zu fühlen und zu genießen weiß, nur ſo und in dieſem Grade wird er ein Menſch, und kömmt zum vollſten und reinſten Beſitz auch ſeines ſittlichen Vermögens in Eintracht mit dem Sinnlichen.

Als der verſtorbene Fürſt Eſterhazy von Galantha einmal auf den Einfall kam, ſeine ganze Kapelle außer Haydn abzudanken, und dieſer große Künſtler einen Wink davon bekam, ſo heckte er einen feinen Einfall aus. Er machte eine Symphonie, ſehr vollſtändig mit allen Inſtrumenten beſetzt, und hatte ſogleich das ganze Orcheſter in Bewegung, aber er hatte es ſo eingerichtet, daß die Inſtrumente eines nach dem andern ausfielen. Nun ward dieſe, als der Fürſt einer großen Geſellſchaft zu Ehren ſeine Kapelle in Bewegung ſetzen ließ, aufgeführt. Die Spieler waren unterrichtet. So wie ſie ausfielen, löſchten ſie ihr Licht, nahmen ihre Inſtrumente und Muſikalien, und packten ein. Dies ging ſo fort, bis zuletzt nur noch ein Einziger ſpielte, das letzte Licht löſchte und den letzten Stuhl wegſchob. Der Fürſt merkte die Satire, lächelte, und behielt die Kapelle ganz. — Haydn iſt trotz ſeiner 70 Jahre ein muntrer und jovialiſcher Mann voll

Witz und Einfälle. Er iſt ein gebohrner Salzburger, wo ſein Bruder Kapellmeiſter iſt. Gewöhnlich lebt er in Eiſenſtadt in Ungern; wenn er hier iſt, zu Gumpendorf, wo er ſein eignes Haus hat. Als Spieler, auf dem Forte Piano iſt er verlegen, und läßt ſich ſelbſt unter Freunden nicht gerne hören.

Mozart war nach der allgemeinen Stimme wohl das größte muſikaliſche Genie des Jahrhunderts; aber ſein ganzes Weſen war auch auf dieſe Eine Kunſt beſchränkt. Von nichts hat er ſonſt ſprechen mögen, noch können, noch für irgend etwas in der Welt Intereſſe gehabt, als für Muſik. Das Feuer ſeiner heftigen und ungebändigten Leidenſchaften hat ihn früh ausgebrannt; er ſtarb im 36ſten Jahre. In Rom hat er das berühmte Oratorium des Pergoleſi, bloß nach dem Gehör, nach Einer Anhörung herausgebracht, dieſes ungeheure große Werk, was jeder Spieler ſchwören mußte, es nicht zu ſtehlen. Er hat es darauf mit vollſtändiger Muſik aufgeführt; und als alles über Diebſtahl und Verrath ſchrie, erklärte er ihnen zum Erſtaunen den Diebſtahl, und gab ſeine Arbeit zurück. Jetzt iſt wahrſcheinlich dieſes glorreiche Werk Pergoleſes, das man ſonſt nur, wie viele andre alte treffliche Muſiken, in der quondam regina terrarum Roma hören konnte, nach Paris gewandert, wo es vielleicht eben ſo an ſeiner Stelle iſt, wie vieles andre aus Italien Entführte. Der berühmte Kreutzer aus Paris iſt neulich hier geweſen, ausſagte, daß die Franzoſen auch alle alte Muſiken längſt verſtorbener Meiſter, die man ſonſt nur in Italien hören und ſtudieren konnte, zuſammengeſucht und weggeführt haben. Wegen der Muſik alſo darf fürs Erſte wohl keiner zu dem Stiefel der Jungfrau Europa hinabſteigen.

Als Leopold Joſeph einmal beſuchte, wurden die beyden Helden der Kunſt, Mozart und Clementi, die auch als Spieler groß waren, geladen, und jeder mußte eine eigne Symphonie ſpielen und ſpielte ſie brav. Darauf wurden die Noten gewechſelt. Clementi exekutirte Mozarts Stück wacker. Mozart ſpielte Clementis Stück, das in C geſetzt war, aus H an. Clementi meinte, es ſey ein Misgriff, und zitterte für ihn und für ſein Stück. Aber Mozart ſetzte es ſogleich im Kopfe um und ſpielte es ohne Anſtoß bis zu Ende durch. Da fühlte Clementi ſeinen Sieger und geſtand ihn ein.

Daß Mozart fremdes Verdienſt zu ſchätzen wußte, bezeugt folgende Anekdote, die zu ſchön iſt, als daß ſie nicht wahr ſeyn ſollte. Es ward ein Stück von Haydn aufgeführt, wo mehrere große Künſtler zugegen waren. Ein Neider Haydns macht bey einem Genieſprung, ſich zu Mozart wendend, die Anmerkung: das hätte ich nicht gewagt! Ich auch nicht, ſagt Mozart. Jener denkt nach und iſt über Mozart's Sinn verlegen, rückt wieder zu ihm und frägt: Aber warum hätten Sie es nicht gewagt? „Weil das nur einem Haydn einfallen konnte.“

Theater.

Wie ich eben des Wiener Publikums in Rückſicht der Muſik mit ſo vielem Vergnügen erwähnt habe, ſo ſehe ich mich gezwungen, gleich hier eine Palinodie zu ſingen, und geradezu zu geſtehen, daß ſie wohl den Kasperl und die Hetze ſeligen Andenkens, aber kein ernſthafteres Spiel des freyen Geſchmacks zu ſchmecken wiſſen. Doch ich will nicht vorgreifen, ſondern ſchildern, wie es iſt.

Das Nationaltheater.

Dieſes ſogenannte teutſche Nationaltheater, oder Hoftheater, wird vom Hofe beſoldet, und ſteht unter der Direktion eines Baron von Braun, vielleicht jetzt auch etwas mit unter dem Einfluß des Theaterdichters, Herrn von Kotzebue, der freylich eine ſehr mißliche Lage in dieſem doppelten Poſten hat, da auch einige der Schauſpieler mächtige dramatiſche Dichter ſind. Dieſer Herr von Braun, mit Zuziehung der Veteranen und angeſehener Mitglieder der Bühne, engagirt die neuen Mitglieder, die erſt vor dem Publikum einige Proben durchlaufen müſſen, um zu ſehen, wie ſie gefallen. Man pries mir dieſe Geſellſchaft als die erſte in Teutſchland, und als der Berliner in jedem Stücke vorzuziehen. Ich muß aber geſtehen, daß ich von einer ziemlichen Höhe der Erwartung herunter fiel. Es iſt wahr, ich würde ſehr Unrecht haben, nicht zu geſtehen, daß ſie oft vortrefflich ſpielen; aber oft ſind ſie auch unter aller Kritik, und zwar, wenn ſie in Wien am meiſten gefallen. Wenn ſie in ernſthaften Rollen nicht die Sprache würgen, nicht auf Stelzen gehen, wie die Sentenzen, die gleich Schneeflocken aus dem Munde fliegen, nicht in einem Pathos reden, das ſelbſt der geſpannteſten Empfindung unnatürlich iſt, ſo werden ſich ſchwerlich Hände zum Klatſchen erheben und Lippen zum Bravo öffnen. Alles, was recht fein, recht leicht und natürlich iſt im Dialog, wie in der Sprache, gefällt doch nicht, wenn der Schauſpieler es nicht einige Grade höher zu ſchrauben weiß. Aber Stücke, wie ſie Herr Ziegler ſo leicht aus ſeinen Fingerſpitzen ſchüttelt, die von moraliſchen Sentenzen und feinen Regeln ſtrotzen, übrigens aber weder Leichtigkeit des Dialogs, noch Feinheit des Witzes, oder Gewandheit der Darſtellung haben, ſolche Stücke, die ihnen alles ſo recht, wie warme Torten, ins Maul ſtreichen, verfehlen, hübſch weinerlich und erbärmlich geſpielt, nie den Beyfall des großen Haufens, wenn auch einige wenige Vernünftige den Kopf ſchütteln. Ich will damit eben nicht ſagen, daß die Wiener das Gute und Feine gar nicht fühlen, noch unterſcheiden. O ja, ſie ergreifen oft recht hübſch den feinen Witz des Dichters, die zarte Hand des Künſtlers, wie das leichte und durchdachte Spiel des Schauſpielers; aber was hilft das, wenn ſie das Schlechte nicht eben ſo ſchnell ergreifen und beſtrafen? Und das können ſie nicht, ſondern die goldne Mittelmäßigkeit bleibt in ihrem Beſitz eben ſo ruhmvoll, als das Schönſte und Beſte, und Herr Ziegler iſt klug genug mit einigen Katzenbuckeln dem Publikum zuzurufen: „bleibt mir nur der Beyfall meines verehrungswürdigen Publikums, ſo iſt der Dichter und Schauſpieler belohnt genug, und kann über alle andern Kritiken und Schmähungen lachen.“. Die Stücke und das Spiel dieſes Mannes ſind auch gleichſam das Echo des großen Hanſens, der durchaus alles verzerren und überſpannen will; der das Trommelfell ſeiner Ohren, wie die Fühlhörner des Herzens, durchaus mit Donnerwettern der Deklamation, und Kartätſchenſchüſſen der Moral erſchüttert und zermalmt wiſſen will. Die meiſten Schauſpieler, ſelbſt die guten, die hieher kommen, lernen dieſe Stimmung des Publikums bald, und fallen aus dem leichteſten und ungezwungenſten Spiele in ein affektirtes und geſpanntes. Hierüber klagen die wenigen Einſichtsvollen genug, aber ſie können nicht gegen den Strom. Dieſes Nationaltheater wechſelt mit der Oper, und ſpielt bald am Burg- bald am Kärntherthor, wo die Bühnen ungefähr gleich ſind. Unter den Vetteranen, und ich ſage, unter der ganzen Geſellſchaft ſteht oben an der berühmte

Brockmann, der jetzt anfängt zu altern, und die ernſteren Rollen des mittleren Alters zu ſpielen. Dieſer vortreffliche Schauſpieler, der als Menſch eben ſo liebenswürdig ſeyn ſoll, als er als Künſtler iſt, hat von der Natur einen männlichen und rüſtigen Körper, ein ſchönes, braves Geſicht, mit ein Paar funkelnden Augen, und ein treffliches Organ erhalten. Er ſpielt die reine Natur, und wenn die andern nur halbwege könnten, was dieſer Eine, ſie würden Wunder thun. Immer ſich gleich, rühret er eben ſo furchtbar in heroiſchen Rollen, als er in ſtillern und ſanfteren des häuslichen Lebens ergözt. Ihm iſt es ſogar gegeben, daß er Pfuſchereyen des Dichters durch ſein Spiel verbeſſert und überkleidet, und Dinge gefällig machen kann, die, von einem andern geſpielt, unerträglich ſeyn würden. Das Publikum ſchätzt ihn, doch die meiſten ſicher nur auf fremde Autorität, und er kann ſich darauf nichts einbilden, wenn es diejenigen, die gerade ſeine Antipoden ſind, mit eben ſolchem Beyfall aufmuntert, noch tiefere Wunden in die geſunde Natur und das reinere Gefühl hinein zu hauen.

Bergopzoomer hat vor 15 bis 20 Jahren, damals mit Brockmann zugleich, geglänzt, und iſt nun zu den Rollen des zweyten Grades geſunken. Freuen muß es ihn doch, daß der pathetiſche, handſchlagende und ſtolpernde Geſchmack, der in ſeinen Glorietagen gegolten hat, auch bey den Kindern ſeiner Beyfallklatſcher wieder aufzuleben anfängt.

Müller der Vater gehört ferner unter die beſten Schauſpieler dieſer Geſellſchaft, und verdient den Beyfall vollkommen, welchen er allgemein genießt. Er ſpielt ernſte, wie launigte und frohherzige Alte mit einer unnachahmlichen Natur, und weiß durch einzelne Töne und Stellungen bis zu Thränen zu rühren, und ans Mark zu bringen, während die andern ſich bängen und zerarbeiten, um die Leute fühlen zu machen, was ſie ſelbſt nicht fühlen. Ich habe ihn den Alten in der Privatkomödie von Schröder vorzüglich ſchön ſpielen ſehen.

Herr Stephanie gehört auch noch zu denen aus der alten Zeit, weil er ſeine Laufbahn zuerſt in Wien begann, und zuerſt durchgeſpielt hat. Man kann eben nicht ſagen, daß er ſeine Rollen verdirbt, und durch Prezioſität und Pretenſionen dem Zuſchauer unleidlich wird; aber er hat auch nichts, was ihn zu einem vorzüglichen Schauſpieler macht, und wird es nicht übel nehmen, wenn er höchſtens unter denen vom zweyten Range ſeine Stelle bekommt.

Zu den Lieblingen des Publikums gehören nun noch zwey junge Männer, Herr Lange und Klingmann, von denen ich durchaus einige Worte ſagen muß, da ſie, wenn man nach den erſten Schauſpielern fragt, ſogleich von den Wienern genannt werden. Klingmann hatte ſich ſchon in Hamburg den Ruf eines guten Schauſpielers erworben, und erfüllte auch die gute Meynung vollkommen, die man von ihm hatte, als er hier auftrat. Ein ſchöner Mann mittlern Wuchſes, mit einer trefflichen Stimme. Aber ſo brav er auch meiſtens ſpielt, und ſo ſehr er dann gefällt, ſo hat ihn doch der Geſchmack des Publikums ſchon beſtochen, und er fällt oft in eine ſo feyerliche Deklamation, ſchrenkelt oft ſo waghälſig und beinbrüchig einher, daß einem ganz übel werden mögte, und ſo wird auch er leider endlich dahin kommen, daß er für die holde Sprache der Natur, Affektation, und für Gefühl, Wind und Luftſtreiche zum Beſten hat. Seine Rollen ſind die erſten Liebhaber, Officiere und andre Jünglinge wackern Schlags. Herr Lange, obgleich kein häßlicher Mann, hat weder ſein Aeußeres, noch ſein Organ. Ich habe ihn nie ſchlecht ſpielen ſehen, das muß ich geſtehen, aber er ſteht immer um einige Noten höher, als die Perſon, die er ſpielt, und ſelbſt da, wo es einen dünkt, er habe die Natur ergriffen, iſt endlich ſo ein kleines Aber, das nicht vollen Beyfall geben läßt. Mich dünkt, ich habe noch nie einen Naturton aus ſeiner Stimme gehört, und am wenigſten dann, wenn alle Hände auf dem Parterr und in den Logen ſich zum Klatſchen heben.

Herr Ziegler iſt zugleich ein fleißiger Schauſpieldichter, der da immer mit vollem Ruhm bekränzt wird. Mir kömmt es wahrlich bisweilen vor, als thun die guten Wiener dies aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, weil ſie wirklich, wenn ſie es auch fühlen, daß einer falſch ſpielt, zu gutmüthig ſind, ihr Misfallen ihm laut merken zu laſſen. Als Schauſpieler iſt er zuweilen in imponirenden Rollen recht gut, und hat lange nicht den erlernten Paßgängerſchritt, den er als Dichter nun einmal beliebt findet, und worunter ſich dem unerfahrenen und leicht getäuſchten Auge manche Makel und Fehler ſo leicht verſtecken laſſen.

Herr Rooſe, ein neuengagirter, den ich etwa vier Mal habe ſpielen ſehen. Man ſcheint ihn für die luſtigen Wildfänge und liebenswürdigen Impertinenten beſtimmt zu haben, die er auch oft ſehr gut ergreift. Wenigſtens hat er noch ſeine natürliche Sprache am Leibe, und noch nichts von dem Hochtrabenden und Halsbrechenden, von dem zu wünſchen iſt, daß er es den Günſtlingen des Publikums nie ablernen möge.

Von den Schauſpielerinnen ſteht die berühmte Adamberger im Ruf und Verdienſte hier noch immer oben an. Sie ſpielt aber ſo ſelten, daß man ſie für die Bühne wie eine Verſtorbene anſehen muß. Ich wenigſtens habe in einigen Monaten, die ich hier zubrachte, ſie nicht auf dem Theater geſehen. Dieſe alſo abgerechnet, oder auch mitgerechnet, iſt an guten Schauſpielerinnen wahre Armuth. Freylich wüßte ich keine, die ganz Ausſchuß wäre; aber das heißt doch immer wenig zum Lobe der Geſellſchaft geſagt. Die Lieblingin des Publikums, welche die erſten Liebhaberinnen, edle Weiber, kurz alles in allem ſpielen muß, iſt Madame Weiſſenthurn. Sie hat mich ſelbſt oft durch ihr vortreffliches Spiel bezaubert, und weiß oft ſo unnachahmlich die feinen Züge der Natur und die leiſen Striche des Gemüths aufzugreifen, ſo das beredteſte Spiel der Bewegung darzuſtellen, daß man glauben ſollte, ſie ſtudiere mit einem Meiſter ihre Rollen ein, oder die Meiſterin Natur habe ſie zu einer vorzüglichen Spielerin beſtimmt. Dies Letzte iſt denn wohl der Fall, und man muß es wirklich bedauern, daß die Kunſt nicht mehr Antheil an ihrem Spiele hat. Denn ſie wird dagegen auch oft wieder ſo nachläſſig, ſo unausſtehlich ſüßlich und affektirt, ſo

wackelnd

wackelnd mit dem Kopfe und um ſich fahrend mit den Händen, daß einem bange werden kann, und man keinesweges das Weib wieder erkennt, das uns den vorigen Abend entzückt hat — Aber eine Acquiſition machte die Bühne während meines Aufenthalts in Wien, wozu man ihr Glück wünſchen muß, eine Mamſell Stolmers, die in Liefland und Preußen ihre Proben gemacht hat. Es iſt ein junges 18jähriges Mädchen, ein kleines drelles Ding, ohne Wuchs und auch von Bildung gar nicht hübſch, aber doch weiß ſie in ihrer Gattung immer zu gefallen. Ihr Antheil ſind die naiven und unſchuldigen Mägdlein, die ſie vorzüglich trifft. Ich werde mich ihrer lange erinnern, als Margot, in dem kleinen Stücke nach Thümmel, und als Gärtnermädchen in den Korſen in Ungern von Kotzebue. Ihre Sprache, ihr Anſtand, ſelbſt ihre Kleidung bleibt ſo ſehr als möglich der Natur getreu. Die Wiener fühlen dies recht gut und geben ihr einen ungetheilten Beyfall.

Man ſieht aus allem dieſem recht gut, daß es dem Theater nicht an vorzüglichen Subjekten, wohl aber an einem leitenden und lenkenden Geiſt fehlt, der alles immer im rechten Takt erhält, der ſich freylich ſo leicht aus der zarten Mitte der Muſen und Grazien verirrt. Es fehlt hier ein Mann, wie weiland Schröder, oder Iſland; oder, wenn er auch unter ihnen wäre, ſo fehlt ihm die Auktorität. Das Publikum iſt freylich noch immer an den meiſten Orten ein Kind, das geleitet werden muß; ein Glück, wenn ſich ſolche Leiter finden. Hier iſt es offenbar auf dem falſcheſten Wege, und wer ihm irgend poſitiven Geſchmack beylegt, der erzeigt ihm eine unverdiente Ehre. Es fühlt einzelne Schönheiten, das habe ich mehr als einmal geſagt, es erhaſcht oft feine Züge in den Stücken, wie in ihrer Darſtellung, ſehr gut; aber was ſoll man hievon denken, wenn man ſieht, wie es das verſchrobenſte Spiel beklatſcht und dem alltäglichſten Gewäſch ſeine Ohren und ſein Zwergfell zum Beſten giebt. Kotzebue fing an, kleine Kritiken in die Wiener Zeitung einzurücken; es hätte doch ſeinen Nutzen haben können; aber man hatte ihm das zum Verbrechen gemacht, und ſo iſt es unterblieben. Viele behaupten, das Theater, wie alles andre, habe ſeit 10 Jahren unendlich verloren. Das begreift ſich. Der menſchliche Geiſt hat nur Eine Kette. Sobald einige Glieder zerbrochen, oder nur verbogen werden, ſo geräth er ins Wackeln und ſein richtiger Zeiger lernt auf falſche Zeichen deuten.

Vorſtädtiſche Theater.

Das Schikanederſche, nächſt dem Hoftheater das erſte, iſt auf den Wieden in der vortheilhafteſten Gegend einer großen Volksmenge, nahe am Glacis, und alſo auch für die Städter nicht zu entfernt. Es iſt in der großen Stahrenbergiſchen Freyung, einem Bau, worin allein viele tauſend Menſchen wohnen. Das Theater iſt recht hübſch und gewöhnlich auch reichlich beſetzt. Sein Direktor, Herr Schikaneder, iſt ein unermüdlicher Opernfabrikant, und ſein ſchöpferiſches Genie und ſeine Erfindungskraft haben ihm durch ganz Teutſchland einen berühmten Namen gemacht, daß er jährlich mit neuen Arbeiten aus ſeiner Fabrik beſchenkt. Er hat das Glück gehabt, durch Mozart gehoben zu werden, und hält ſich auch jetzt noch immer ganz leidliche Komponiſten an der Hand. Hätte er geſpart, er müßte ein reicher Mann ſeyn; ſo aber ſteht er unter der Vormundſchaft ſeiner Gläubiger, die ihm ein Gewiſſes auswerfen und die Truppe bezahlen, deren Direktor er noch immer iſt. Man kann ihm wirklich das Verdienſt eines thätigen Mannes nicht abſprechen, der immer durch friſche und aufgewürzte, oder doch etwas anders bereitete Speiſe die Leute anzulocken weiß. Er fröhnt geradezu ſeinem Publikum, und haut durch allen Geſchmack und alle Sitten durch, wenn er nur weiß, daß ſein Stück wieneriſch iſt. Es iſt unglaublich, welche Zoten man für Witz und Albernheit verkauft, aber grade faßlich für das liebe Publikum, das recht bequem alles mit den Zähnen faſſen muß, was ihm behagen ſoll. Tolle Ritterſchauſpiele, traveſtirte Hamlets, und wie das tolle Zeug heißt, das dieſe Vorſtädter Theaterdirektoren mit ihren Theaterdichtern aushecken — alles geht hier reißend ab, und das ſpielt man auch am beſten. Sind ſie aber mal ſo unglücklich, wirklich ein gutes Stück zu wählen, ſo gähnt das Publikum, nicht bloß, weil es dergleichen überhaupt nicht ſchmecken kann, ſondern auch, weil die Spieler dieſem nicht gewachſen ſind; denn dieſe haben ſich aus der ſchönen und edlen Natur ſo herabgeſpielt, wie man gemein und närriſch wird, wenn man immer mit dem Pöbel, oder Verrückten umgeht. Das Orcheſter iſt ſehr gut; und für die Oper hat er ganz brave Leute. Ich habe dieſelben Opern zum Theil hier und auf dem Nationaltheater geſehen und muß geſtehen, daß mir Schikaneder oft eben ſo ſehr genügte. Er ſpielt ſelbſt zuweilen mit, mit ſeinem dicklichen und bäuchigen Körper, und macht Zoten und Schweinereyen, wofür er nur zu gewöhnlich beklatſcht wird. Er hat nun auch den zweyten Theil ſeiner Zauberflöte herausgegeben, von Winter komponirt, ungeheures Geſchmier, was aber von den Wienern vergöttert wird, und die Leute beynahe bey jeder Vorſtellung einander auf die Köpfe ſtellt. Es iſt als wenn ihnen bey ſeiner Hetze von Papagenos der Himmel aufgehe, und ihn ſelbſt als den jungen Papageno, der den Liebhaber machen muß, können ſie nicht genug beſchreyen und beklatſchen.

Das Leopoldſtädter Theater wird von Marinelli dirigirt, und iſt der Sitz des Kaſperle, der noch immer in Ehren und Würden iſt, und den die Wiener ſelbſt auf dem Nationaltheater noch gern ſehen. Herr Marinelli iſt durch dieſen Kaſperl reich geworden und befindet ſich ganz wohl dabey, ihn nicht aus der Mode kommen zu laſſen. Er lebt noch immer, der alte berühmte Kaſperl, la Roche, und ſpielt ſeine Rollen wirklich allerliebſt, ſo daß man ihn einige Male mit Vergnügen ſieht, beſonders aber um der Freude willen, die man an dem ganzen Publikum hat, welches ſympathetiſch, alle kaſperliſche Falten ſeines Gemüthes in einem entzückten Geſichte entdeckt, und durch witzige Bemerkungen, Rachempfindungen und Nachgeſpräche, oder durch ein lautes Klatſchen ſie offenbart. Aber öfter iſt es auch gar nicht auszuhalten, und es iſt mir der ſicherſte Beweis für den Wiener Geſchmack, daß die Bühne immer voll iſt, und nicht bloß vom Pöbel, ſondern von Herren und Damen aus den beſten Ständen. Auch ſeine Opern hat Herr Marinelli, und an Wenzel Müller einen allzeitfertigen Komponiſten. Dieſe ſind meiſtens nach dem Kaſperle modificirt, und die übrigen Stücke, die ohne ihn eines großen Reizes entbehren würden, lenken alle dieſen Weg ein. Jedes dieſer vorſtädtiſchen Theater hat ſeinen wohlgerüſteten Dichter, der aus einem Ritterroman drey, vier Nachtſtücke producirt, die dann als erſter, zweyter, dritter Theil nach einander hier geſpielt werden: ja faſt jeder Schauſpieler dieſer Bühne würde es für eine Schande halten, wenn er nicht in 3 Tagen ſo ein Stück Arbeit fertigen könnte. Da ſind Parodien, komiſche Trauerſpiele, Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten und was die tolle Zeit nur irgend tolles und abentheuerliches ausheckt, und die Herren Henſler, Perinett, Gieſeke, Schikaneder ſind in Wien berühmte Namen.

Das **Joſephſtädter** Theater endlich, das letzte in der Ordnung und Celebrität, iſt unter aller Kritik. Die andern haben doch noch einen Schatten von Kunſt, und bilden ſich ſelbſt noch was darauf ein; aber hier fehlt ſelbſt unter den Spielern das Vertrauen, und ſie beſcheiden ſich gern, ihre Obſcurität zur Schau zu tragen, und mit den erbärmlichſten Jämmerlichkeiten ihre Nacktheit einzugeſehen. Die andern wagen ſich doch noch zuweilen an was Gutes, aber dieſe ſpielen immer ihre eigne Fabrik fort, und haben doch ihr Publikum, wovon ſie ſubſiſtiren können. O ihr Teutſchen, was für Speiſe könnt ihr ertragen? Ein franzöſiſcher, oder italiäniſcher Bauer würde ſich ſolcher Poſſen, nicht Poſſen, ſondern ſolches hölzernen Wortſtapels ſchämen, und ex tempore das erſte Mal beſſer ſpielen. Dieſes Joſephſtädter Theater könnte man auch das Theater der Dilettanten nennen. Es ſoll nehmlich oft der Fall ſeyn, daß der Unternehmer in der Verlegenheit um eine Perſon irgend eine hübſche Kammerjungfer, einen gewandten Markör und Lakaien für einen Abend dingt, die die erſten erotiſchen Rollen ſpielen müſſen. Von einigen meiner Bekannten weiß ich, daß ſie aus Scherz wohl mal aufgetreten ſind, um recht tolles Zeug und eine Komödie in der Komödie zu ſpielen. Denn wer Luſt hat, kann gar leicht zu einer Probe, auch wohl mit einer kleinen Gratifikation, hier ankommen.

Auch das Leopoldſtädter Theater iſt recht hübſch in der Praterſtraße, von welchem es nicht weit entfernt iſt. Die Hauptſtücke hier ſind das luſtige Beylager und die Schweſtern aus Prag, worin der berühmte La Roche ſeine Hauptſtärke hat. — Dieſe Theater ſind beſonders die Rendezvous und Tummelplätze der Huren, die man hier aus allen Klaſſen und nach allen Rubriken des Alters und der Preiſe ſehen kann. Dies lockt dann eine Menge alter und junger Lecker her, auch Fürſten und Grafen nicht ſelten, die auf die Witterung ausgehen. Dieſe Sachen werden dann während des Stücks betrieben, und man hat die Luſt, wenn es munter geht, ein Paar nach dem andern abſtiegen zu ſehen, wie dieß denn durch Worte, Winke, oder Geſandſchaften in Ordnung gebracht wird. Oft auch giebt es luſtige Prellereyen und Foppereyen, die den Neutralen ergötzen, und ſo hat man doch nie umſonſt ſeinen halben Gulden ausgegeben, wenn man nur ein bischen Gehirn und Luſt ſich zu freuen, mitbringt. Aber auch ohne dieſe Geſchäfte kommen hier beſternte und bebänderte Männer und Damen mit 136 Ahnen in Menge her, um ſich an Kaſperles und Schikaneders feurigen Opern zu ergötzen, wenn man ihnen in Wien ſelbſt die Sachen zu ernſthaft, oder gar einmal zu witzig einrichtet. Hier lachen ſie ſich doch einmal aus ganzer Seele aus, und ſchütteln das innere Räderwerk mal recht wieder in ſeine Fugen. Und was ſoll ich es nicht geſtehen, auch mich hat der Kaſperle ergötzt, mehr durch ſeine Wirkung auf die Zuſchauer, als auf mich. So ſah ich oft mit unſäglichem Jubel für mich eine Komödie aus Albernheiten entſpringen, und können denn nicht mehrere ſeyn, die auch über das zweyte Schauſpiel im Schauſpiel ſich luſtig machen wollen? Es wäre ſchlimm, wenn dieß nicht wäre.

Die Oper.

Ich habe oben ſchon bey mehreren Gelegenheiten geäußert, daß die Neigung, wie der Geſchmack für die Muſik das einzige ſey, was man bey den Wienern herrſchend nennen könne, und es läßt ſich alſo wohl erwarten, daß die Oper ſich beſonders ihres Beyfalls und eines richtenden und lenkenden Urtheils zu erfreuen haben werde. Beyfall hat ſie freylich genug, ich will aber darum noch nicht behaupten, daß ein leitender Geſchmack des Publikums da ſey. Es fällt einem auch hier wieder ein, daß der Wiener aus bloßer Gutmüthigkeit vieles nicht fallen laſſen und zurückweiſen mag, von dem Kenntniß und Gefühl ihm ſagt, daß es äußerſt mittelmäßig ſey. Es iſt wahr, er kennt ſeine beſten Stücke, wie die beſten Spieler, aber, wie er leicht ergötzbar iſt, nimmt er mit mittelmäßigem Spiel und Kompoſition vorlieb, und es müßte etwas ungeheuer Elendes ſeyn, was unbeklatſcht von dannen ginge. Die Operiſten ſpielen, wie ich oben ſchon erwähnt habe, mit dem deutſchen Theater wechſelnd, bald am Kärnther-, bald am Burgthor. Sie beſtehen aus Italiänern und Teutſchen, doch behaupten die italiäniſchen Spieler meiſtens den Oberrang, ſo wie auch gewöhnlich italiäniſche Opern gegeben werden. Man weiß, was eine Oper als Kunſtwerk des Dichters gewöhnlich ſagen will, da mögten ſich die beyden Nationen nicht viel vorzuwerfen haben, und Schikaneders Ungeheuer mit den neuern komiſchen Opern der Italiäner immer ſiegreich in die Schranken treten können. Die Opera buffa iſt eine Menſchenwelt, wie ſie nirgends unterm Monde exiſtirt hat, und gehört mit den Puppen- und Marionettenſpielern in Eine Klaſſe, nur daß dieſe oft noch ergötzlicher ſind. Ich weiß nicht, warum die Narren nicht, wie die Franzoſen in ihren kleinen Stükken, die bey den Italiänern und im Theatre de Vaudeville gegeben werden, der naiven und gewöhnlichen Natur des gemeinen Lebens näher treten. Aber dazu gehört Salz und Witz; Albernheiten und froſtige Poſſen finden doch ihre Liebhaber, die nichts weiter, als Lärm und Gepolter im Handeln und Reden, verlangen. Hier muß alles in Kleidung, in Sitten, ja in der Sprache ſelbſt, um einige Jahrhunderte zurück ſeyn. Die Meiſten finden das ganz beluſtigend, und die tollen Sprünge und Streiche, wie man ſie nie im Leben ſieht, dünken ſie nicht unnatürlich, vielleicht weil ſie nicht teutſch ſind. Wenn man aber auf die lebendige Darſtellung auch ſelbſt der beſſern Stücke, auf Leichtigkeit und Gewandheit ſieht, ſo erkennt man den Italiäner leicht vor dem Teutſchen. Wie die Oper ein Kind ſeines heitern und luſtigen Himmels iſt, ſo ſcheint er ſelbſt auch dafür gemacht, und bewegt ſich mit aller der Poſſierlichkeit und Laune darin, die dieſes launenhafte Geſchöpf ſelbſt zu fordern ſcheint. Man ſollte denken, das Beyſpiel könne wirken, aber die Teutſchen, die hier mitſpielen, ſind ſteife Stöcke, und nehmen ſich wie Gliederpuppen und Stelzentreter aus, beſonders wenn alles flink und toll unter einander gehen ſoll.

Der berühmteſte Spieler der italiſchen Nation war dieſen Sommer der Kaſtrat Marcheſi, der bisher in Italien, in mehr als 29 Jahren, ſich ein groſes Vermögen geſammelt, und für dieſen Sommer in Wien engagiert hatte. Er iſt über 40 Jahre alt und hat bey einer groſſen Höhe eine bewunderuswürdige Tiefe des Geſangs, und ſein Talent iſt um ſo außerordentlicher, weil er erſt im 18. Jahre ſich hat entmannen laſſen. Zugleich iſt er ſo wohl gebaut, ſo ſchlank und jugendlich an Körper und Miene, ſo leicht und zugleich ſo lebhaft und feurig in ſeinem Spiele, daß man ihn durchaus vortrefflich finden muß, ſobald man Eines vergißt. Er hat mich mehr als einmal fühlen laſſen, daß alle Muſik, alle Melodie nichts iſt gegen die Gewalt der menſchlichen Stimme, die wie ein flammender Pfeil zum Herzen dringt.

Angriſani iſt der Held der komiſchen Oper und zugleich ein guter Sänger. Das Publikum hat ihn einmal in Schutz genommen, und er darf ſich alles erlauben, und thut es oft nur zu ſehr. So leicht, ſo natürlich und wie auf dem Theater gebohren er ſich zeigt, ſo ein Hanswurſt wird er oft, und erniedrigt ſich zu Poſſen, die nur Kinder ergötzen können, und oft noch zu ſchlimmeren Zoten, die ein geſittetes Publikum durchaus verbieten müßte.

Ein Gegenſtück zu ihm iſt Cipriani, der freylich nicht ganz ſein komiſches Talent, aber doch immer viel Gefälliges hat, und im Guten, wie im Schlimmen, ihm ehrlich nachſtrebt. Aber auch ſo wie die beyden Männer ſind, ziehe ich ſie der teutſchen Bocksartigkeit bey weitem vor.

Die Tomeoni iſt die erſte Operiſtin, ein kleines drolligtes und niedliches Weſen, das in einer heitern Laune der Natur gemacht ſeyn muß. Sie bleibt, wie es Weiber leichter thun, in den Linien der Sitten und Schicklichkeit, und gefällt immer gleich ſehr, ſie mag nun in ernſteren Rollen ihren Schalk verſtecken, oder in muntern alle ihre natürliche Drolligkeit und Naivität aufbieten. Sie iſt ganz auf dem Theater zu Hauſe und bringt gewiß nie das Bewußtſeyn mit, als ſey ſie auf einem ungewöhnlichen Boden, welches den Teutſchen faſt nie verläßt. So darf ſich Madam **Willmann** vor keiner ſchämen im Geſange; aber wo iſt das freye Spiel und das natürliche Herrſcherleben des Genies!

Unter den Teutſchen iſt noch Herr **Simoni** ein guter Sänger; aber man muß ihn bloß hören, denn ſtolpernder und ſtelzenfüßiger, als ſeine Aktion, läßt ſich kaum etwas denken. Herr **Loos** iſt ein guter Baſſiſt und ſpielt grade weg. Aber eine Tochter hat er, ein junges feines Mädchen von 16 Jahren, die durch Leichtigkeit, Figur und Geſang viel verſpricht. Sie gehört noch nicht zum Theater, und hat erſt einige Mal in der Hochzeit des Figaro den Pagen geſpielt, und allgemeinen Beyfall mit von der Bühne genommen.

Was dieſe Oper indeſſen Vorzügliches hat, beruht doch meiſtens auf der guten Beſetzung des Orcheſters. Der Geſchmack des Publikums hat auf die Wahl der Stücke und ihre Ausführung nur zu vielen Einfluß, und dieſer, ſo wie die Sparſamkeit und Einſchränkung vielleicht, welche die Zeit nothwendig machen, iſt wohl Schuld, daß man faſt nie die Arbeiten der Gluck und Salieri, ſelten einige Mozartſche, ſondern meiſtens die leichtere und magerere Koſt der Opera buffa findet, die durch die ewige Plattheit und Einerleyheit, die dem Geiſt nicht Größeres giebt, endlich ermattet und ausleert.

Das Ballet.

Man behandelt dieſes an den meiſten Orten, wie eine Nebenſache, ſo eine kleine Augenbeluſtigung, einen Tanz, der etwas beſſer iſt, als der gewöhnliche, und damit iſt man zufrieden, weil man nicht mehr erwartete, noch forderte. Man will nur Leichtigkeit und Stärke des menſchlichen Körpers ſehen, und ſieht ſelbſt dieſe nicht einmal. Daß aber dieſem Menſchenkörper in der bloßen Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit ſeiner Bewegungen die beredteſte und verſtändlichſte Sprache gegeben ſey, daß in dem Rythmus und Schwung ſeiner Glieder, in der Kraft und Gewandheit des Leibes eine der ſchönſten Künſte verborgen liege, wie viele können dieß ahnden, und wie viele empfinden dieſe Kunſt, ſelbſt wo der Tanz, wie man ihn gewöhnlich nennt, zu ihr ſich erhebt? Nur wer eine Seele mitbringt, faßt die Seele; das Fleiſch ſieht nur das Fleiſch, ihm ſchimmert durch die Hülle die ſchöne Pſyche nicht durch, die ſie belebt. Man kann wohl mit Recht ſagen, daß das Ballet in Wien ſich zur Kunſt erhoben habe, und den vorzüglichſten Beyfall verdiene, den es genießt. Vigano und ſein noch größeres Weib (wie alle behaupten, die beyde als Künſtler geſehen haben) gaben dieſer ſchönen Unterhaltung, die vor ihnen auch hier noch in ihrer Kindheit war, einen höhern Rang, und erwarben ſich einen Ruhm und eine Bewunderung ohne Gränzen. Wohin ſie nur kamen, flogen ihnen alle Herzen entgegen, und alle empfanden zum erſten Mal etwas, das ihnen vorher kein Tänzer hatte abgewinnen können. Madam Vigano iſt leider, ich weiß nicht, durch welches Mißgeſchick, durch Kabale, oder durch eigne Schuld aus Wien entfernt. Ihr Mann iſt noch immer die erſte Zierde des Ballets, obgleich er viel verloren hat bey dem launiſchen und unverſtändigen Publikum, das immer nur nach neuen und ſeltſamen Dingen haſcht, und die ruhige Stille und den heitern Himmel der Kunſt nicht lange ertragen kann. Zwar weiß er ihnen auch jetzt noch durch die Wahrheit und Natur ſeines Spiels, durch die tiefe Empfindung und Seele, die er auszudrücken weiß, und, was wollen ſie es läugnen? durch ſeinen ſchönen

Körper oft lauten und ungeſtümen Beyfall zu entlocken, aber doch kann er es bey mehreren Gelegenheiten ſehen, daß ſie ſeinen ganzen Werth nicht ſchätzen, noch in den Geiſt ſeines Spiels eindringen können. Davon habe ich den ſicherſten Beweiß gehabt bey der Ankunft eines Engländers du Quesnel. Dieſer Mann trug ſchon ſeinen Ruhm, wie ein Panier, vor ſich her, und alles war geſpannt, als er erſchien. Man ſah einen der ſchönſten und kraftvollſten Körper, die die Natur nur aus der Fülle ihres unerſchöpflichen Lebens hervorbringen kann, und dieſer Körper begleitet mit einem kühnen Angeſichte, einem flammenden Auge und mit der Geſchwindigkeit und Kraft, die Uebungen, von Jugend auf fortgeſetzt, natürlich geben müſſen. Er könnte mit dieſen Vorzügen kühn auftreten, auch als ein mittelmäßiger Künſtler, und die meiſten Bühnen Europens, und ſelbſt die guten Wiener würden ihn nicht ohne Beyfall entlaſſen. Offenbar hat er mehr Stärke und Nerven des Körpers, als Vigano, mehr Schnelligkeit und Kühnheit in ſeinen Bewegungen, mehr große und gewaltige Stellungen; man möchte ihn ein koloſſaliſches Genie nennen, das wild und durchfahrend, wie die Natur, eben ſo oft erſchreckt, als entzückt. Er iſt der Sturm, der mit den Wipfeln der Tannen hinfährt, jener der Zephyr, der über Blumen hüpft. Seine Bewegungen waren oft zu eckigt und hart, ſeine Gliederanſtrengungen oft ſo ſichtbar, daß es einem war, als wolle er Hände und Arme von ſich ſchleudern, und wie ein Schmetterling aus ſeiner Haut fahren. Wenn man ihn alſo mit Vigano als Künſtler vergleicht, wenn man das Weſen der Kunſt in der Vereinigung aller menſchlichen Gefühle zu ſtiller Mäßigung und Wonne ſetzt; wenn ſie nur in ſofern den Namen der Kunſt verdient, als ſie ein ſchönes Ganzes iſt, und das Gemüth zu einem großen Gefühle zu ſammeln weiß, ſo wird man nicht lange zweifeln, wem von beyden der Preis gebühre. Die Wiener Indeſſen vergaßen über dieſem neuen Wunder das alte ganz, und ihr Vigano däuchte ihnen nur ein Pupperl.

Unter den Tänzerinnen ſteht die Caſentini bey weitem oben an, ein Mädchen, nicht ſchön, aber ſchlank und geſchmeidig von Körper und mehr noch von Seele. Sie entzückt durch tiefe Empfindung, durch Zärtlichkeit und Lebenskraft, wenn man ihre Geſellinnen nur ſpringen ſieht. Sie und Vigano zuſammen, und Himmel und Erde, und ſich ſelbſt kann man über ihnen vergeſſen. Doch wer kann beſchreiben, was nur geſehen werden muß, um an das Gefühl zu kommen? wer kann die Seele vom Körper trennen, dieſe zarte Blume unſers Dornſtrauchs, die ſo wenige Augen ſahen, auch wo ſie ſich zeigt, und die nur in glücklichen Stunden wie ein Traum verſchwindet und erſcheint, ſelbſt den Kindern, die an Sonntagen der Schöpfung gemacht und gebohren ſind. Es iſt nur Eine Stimme, daß ſie die Vigano beynahe erſetze, und das will viel ſagen, wenn man bedenkt, daß jene viel ſchöner iſt.

Die zweyte nach ihr und im leichten Scherz vielleicht ihre erſte iſt die Venturini, ein kleines muntres und ſylfenartiges Dingelchen, die ſie, möchte man ſagen, als Tänzerin übertrifft, aber nicht die Höhe und Tiefe ihres Spiels erreicht. Wo aber Kraft und Leichtigkeit, Kühnheit und Schnelle der Bewegungen und Stellungen, wo ein muntres und flatterndes Spiel, wo Genieſtreiche ſeyn ſollen, da muß man ſie ſehen und ſie wird entzücken. Ich ſage damit nicht, daß ſie nicht auch in ernſteren Scenen, wo höheres Gefühl, wo die Quaal und Wonne der Liebe und der ſüße Kampf der Zärtlichkeit geſchildert werden ſollen, an ihrem Platze ſey. Man würde ſie vortrefflich finden, wenn die Caſentini nicht verwöhnt hätte.

Was nun von dieſen Helden und Heldinnen der Kunſt gilt, das muß ich auch von den Spielern des zweyten und dritten Ranges ſagen. Jeder füllt als ein würdiges Glied ſeinen Platz aus, und würde auf andern Bühnen glänzen.

Auch die Springer und Springerinnen ſind vorzüglich, obgleich man ihrer hier vergißt, wo man bloße körperliche Stärke und Kühnheit und Gewalt ſeines Baues nur als eine Nebenſache bewundert.

Die Huren.

Es giebt in Wien keine Bordelle, wie in Berlin, und Aerzte beſchuldigen die Polizey überall, daß ſie in Rückſicht dieſer Geſchichten für das Wohl ihrer Mitbürger viel zu nachläßig ſey, und meynen, es ſey weit rathſamer, ſolches unabänderliche Ding unter beſſerer Aufſicht gleichſam zu privilegiren, als ſo ganz die Augen zuzuthun, um nicht ſehen zu wollen, was ein jeder ſehen kann. Ich finde dieß auch ganz vernünftig, wenn die Sitten einmal dahin gekommen ſind, daß die Sache ſelbſt nichts Schändliches mehr iſt, und jeder es beynahe frey und öffentlich thut und geſteht, und wem alles bloß noch an der Art, es zu thun, ſich ſtößt. Die Moralität, die nichts mehr iſt, kann durch ſo eine Einrichtung auch nichts verlieren, und die Geſundheit mancher Mitbürger gewinnt vielleicht dabey. Jetzt treibt jede Hure ihr Werk, wie ſie kann, ganz auf ihre eigne Hand, und man findet freylich von allen Klaſſen, unter den äuſſerſten Dachböden, wie im unterſten Erdgeſchoß, während die beſſern in ſchön möblirten Zimmern im dritten, vierten Stock ganz nett wohnen, und ihre Beſuche annehmen. Es giebt zwar einige vornehme und berühmte hier, aber doch keine einzige, die rechtes Aufſehen machte, wie ſie in Paris und London ſo häufig ſind. Wenige werden bey der Art, ihr Gewerbe zu treiben, reich, wo ihnen nicht ein Großer ins Netz fällt, wovon man einige Beyſpiele erzählt. Die meiſten haben ſo ihr tägliches Brod, während noch ein wenig Reiz da iſt, und ſteigen oder ſinken dann unter die Dächer und in die Keller, und von da —

Man hört hier von keinen gefährlichen Geſchichten mit dieſen Kreaturen, wie ſie unter den ſchlaueren Völkern Europens ſo alltäglich ſind; ſondern der ehrliche und ſchlichte teutſche Karakter behauptet ſich ſelbſt in der Ausartung, und dieß iſt wohl die Urſache, warum ſo wenige von ihnen auf einen grünen Zweig kommen, welches wahrlich vielen nicht fehlen könnte, wenn ſie ſo viel Liſt und Schlauheit zu dem Gewerbe brächten, als ſie Reiz und Schönheit haben. Man ſieht ſie übrigens überall auf allen öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, in den Schauſpielen, und ſie geben an Eleganz und Feinheit den Beſten nichts nach, ſo wie ſie viele durch Schönheit und Niedlichkeit beſchämen. In den Sommermonaten iſt ihr Schlachtfeld, wo ſie ihre ſiegreichen Waffen ausbreiten, gar häufig die Burgbaſtey, wo beſtändig alle regenloſe Abende Muſik und matte Erleuchtung iſt, und die läſterne und muntre Jugend mit den verführeriſchen Gelüſten der Halbnacht im Herzen ſich herumtummelt, oder auch eigentlich gleich etwas aufzuſuchen kam. Da ſitzt und ſchäkert und flüſtert und ſpaziert alles vergeſſen und vergeſſend unter einander, und nicht bloß bey dieſen armen Geſchöpfen, ſondern bey zwey und drey Helmbüſchen kann der Luſtige und Kühne ſein Glück machen. Man erkennt ſie übrigens überall leicht, ſelbſt der Fremde, wenn er nur einmal die Art geſehen hat. Faſt immer iſt es eine ſichere Regel, die ſelten in Verlegenheit bringt, wo Eine mit einer gewiſſen Freyheit allein, oder höchſtens in Geſellſchaft einer andern unter einen ganzen Haufen Menſchen geht, da mache dich dran, wann dich der loſen Speiſe gelüſtet. Wie beredt übrigens, Winke, eine aufgehobne Hand, ein plötzliches Stillſtehen, ein Pſt! ſind, das habe ich tauſendmal mit Vergnügen geſehen. Wenn man vollends Gelegenheit hat auf der Baſtey, oder im Parterr bey einer zu ſitzen, ſo hat man das Ganze gleich weg. Leider ſind die armen Dinger eben ſo dumm, als unverſchämt, und das iſt eben ihr Unglück, ſonſt würden ſie dieſes Geſchäfte, wie es nun einmal iſt, mehr methodice treiben. Man ſage ſo einem Thierchen nur einen unſchuldigen Scherz, ſo ſchlägt ſie gleich mit der Plumpkeule drein, oder mit einem: „Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie ſehen frommer aus, als Sie ſind,“ eine kleine Aufforderung, daß man bey ihr immer ſchlimm und gottlos ſeyn darf. Nein, auch die ſchönen und braven Wienerinnen ſind nicht zu Huren gemacht, und thäten beſſer; ſie überließen die ganze Geſchichte ſchlaueren und geſcheuteren Weibern.

Das Militär.

Ich will und darf mich hier auf nichts weiter einlaſſen, als auf die äußere Erſcheinung, und das Innere dem Kenner überlaſſen, der tief in die Geheimniſſe der Taktik eingedrungen iſt, und Vergleichungen unter den berühmten Kriegsheeren Europens anſtellen kann. Ich ſchildre die Dinge bloß, wie ſie erſcheinen, greife allenfalls die nächſten Verhältniſſe und Urſachen auf, die ſo nahe liegen, daß man darüber ſtolpern muß, das andre laſſe ich gut ſeyn, und jeden ſehen, was er ſehen mag. Der öſterreichiſche Soldat gehört gewiß zu den ſchönſten und bravſten Leuten von der Welt, und ich fordre einen jeden auf, mir im preußiſchen und franzöſiſchen Heere ſchönere Regimenter zu zeigen, als die Tauſende ausmachen, die ich dieſen Sommer täglich habe exerciren ſehen. Sie haben nicht allein eine brave Miene, ſondern ſind auch brav, und beſſer mondirt und verpflegt, als die meiſten andern Heere; und ſelbſt ihre Feinde legen ihnen das Zeugniß tapferer Krieger bey. Ja, wenn man nach den Körpern ſchließen ſollte, ſo erſtaunte man, wenn man ſie mit den Franzoſen vergleicht, welche ſie doch beſiegt haben. Aber freylich iſt es was Beſſeres, als der Körper, was Heere ſiegreich macht, und dieſes Beſſere, dieſer Geiſt fehlt, ſoviel ich bemerkt habe, in der ganzen öſterreichiſchen Armee; er fehlt grade da, wo er ausgehen ſollte, bey den Officieren. Da iſt kein Gemeingeiſt, kein Ehrgefühl, das auf Einen Punkt ausläuft und das Ganze zuſammenhält. Oeſterreich hat das Unglück gehabt, ſeit Jahrhunderten keinen Regenten zu haben, der Soldat war: ſelbſt Joſeph hatte vom Kriegstalente kein Aederchen. Nur einzelne große Männer gaben dem öſterreichiſchen Heere auf einige Zeit einen Schwung, der aber ſogleich mit ihnen wieder hin war. Wie ganz anders iſt dieß im Preußiſchen, wo der alte Geiſt des Muthes und der alte Ruhm von Vater auf Sohn erbt. Da genießt das Militär der erſten Achtung, weil der Regent immer der erſte General iſt. Dieſe Achtung ſollte es allenthalben haben, weil der Soldat nächſt den Bauern der zweyte Stand iſt, und weil nur die Ehre ihn fähig macht, ſeine Pflichten gegen Vaterland und Regenten würdig und tapfer zu erfüllen. Da genießt der kleinſte Subalternofficier, ja der Gemeine ſelbſt mehr Auszeichnung, als im Oeſterreichiſchen die Erſten. Wenn dieſes gleich den preußiſchen Officier zuweilen etwas keck und hochfahrend macht, ſo iſt das ein kleiner Uebelſtand, der in den meiſten Ländern ſo iſt. Hier aber ſcheint man den Officier mit zu den Unterſten zu rechnen, und jeder Bube, der mit ihm gleich bezahlen kann, genießt allenthalben gleicher Ehre mit ihm. Auch im preußiſchen Dienſte giebt es mehr arme, als reiche Officiere, aber wer würde darum ſeiner Ehre was vergeben? wer würde nicht nett und keck, wie der reichſte erſcheinen müſſen? Hier gehen ſie zum Theil wie die Schuhputzer einher, ja ſo lumpig und ſchlotterig, daß es eine Schande iſt. Kein Markör, kein Träger macht ihnen Platz, oder räumt ihnen einen kleinen Vorzug ein, und ſie ſelbſt ſcheinen dieſe Behandlung auch nicht zu fühlen.

Freylich

Freylich wäre es fein, wenn die Officiere in allen Ländern ſich nicht ein ungebührendes Oberrecht und Vorrecht vor allen Ständen herausnähmen, ſondern im Bewußtſeyn ihres großen Berufes gern mit den übrigen Bürgern auf gleichem Fuß ſtänden, und beſcheiden und ſtill wären, wie ein andrer. Dieß ſind die Oeſterreicher wirklich, aber ſie ſind auch nichts von dem, was ſie ſeyn ſollen; da iſt kein Anſtand, keine Kühnheit und Freyheit der Perſon, die ſo wohl ſteht, kein Beſtreben, durch die äuſſere Erſcheinung Eindruck zu machen, was doch durchaus bey dem Soldaten ſeyn muß; kein Gefühl für das Unſchickliche, wie ein gemeiner Schlucker einherzugehen. Der Soldat muß nett und zierlich ſeyn, wenn auch das Glockenſpiel ſeines Magens und ſeines Geldbeutels hohler als das jüngſte Gericht erklingt. Auch das Point d'Honneur fehlt ganz, und ſie gehen mit einander eben ſo gemein um, als ſie von andern behandelt werden. Und doch, wie die Dinge nun einmal ſind, iſt dieſes durchaus nothwendig, und man gebe dafür einmal was beſſeres. Der Soldat muß glauben, jedes faule Wort, ja jeder Verdacht ſchon beflecke ihn, weil bey ihm ja alles auf die Perſon ankömmt. Ich muß es aufrichtig ſagen, die Unterofficiere gefallen mir weit beſſer. Sie halten ſich nach Verhältniß viel netter, als ihre Officiere und ſind in der Regel gebildeter, als man es hier erwarten ſollte. Ich will keineswegs die Preußen in Schutz nehmen, die wieder zu hölzern und ſteif ſind, aber als beſſere Soldaten erſcheinen ſie wirklich, und genießen auch bey ihren Untergebenen und im ganzen Staate einer gröſſern Achtung. Im Preuſſiſchen iſt jeder gemeine Soldat ſchon eine geehrte Perſon und muß es ſeyn; hier ſteht er unter dem unterſten Pöbel. Wo bleibt der Heroismus und Enthuſiasmus bey 5, 6 Kreuzern täglich? So behandelt man ſeine Krieger im Lande, in der Hauptſtadt ſelbſt, und entrüſtet ſich dann noch, wenn ſie auswärts verachtet werden, und wundert ſich, wenn ſie ohne Ehre aus dem Felde heim kommen. Sonſt iſt der öſterreichiſche Officier gewiß eben ſo gebildet, und ich möchte ſagen, nach Verhältniß mehr, als der preußiſche, und es ſind hier, wie in den Provinzen, Kadettenhäuſer für alle Zweige der Kriegskunſt, woraus doch immer einige gute Köpfe hervorgehen. Die Polizey und Oekonomie der Armeen rühmt man übrigens außerordentlich. Die Seele dieſer Einrichtungen war Laſcy und jetzt Mack, der freylich auch das Taktiſche ſehr dirigirt, ein Mann, dem das ſchon zur Empfehlung dient, von einem Gemeinen ſich ſo hoch aufgedient zu haben. Jetzt iſt es im Werke, eine neue Montur einzuführen, die mir ganz zweckmäßig ſcheint, nemlich lange graue Jacken mit ungriſchen Hoſen, um ſo für Leichtigkeit und Bequemlichkeit zugleich zu ſorgen. Im Felde tadelt man das viele Gepäck, das die Officiere ſchleppen, das die Märſche auſſerordentlich erſchwert, und die Oeſterreicher gegen die leichten Franzoſen zu einer perſiſchen Eunuchenarmee macht. Ich habe einen alten verwundeten Officier das Ding ſehr gut auseinanderſetzen hören. Unſre Armee, ſprach er, verliert faſt täglich einen halben Marſch gegen die Franzoſen, deren Gemeine doch mit den unſrigen dieſelbe Laſt tragen. Aber welch eine Arbeit, ehe wir in Bewegung kommen! Der franzöſiſche Officier geht allenfalls ſelbſt zu Fuß mit, und trägt ſein Bündel, wenn es ſeyn muß. Bey uns hat jede Kompagnie einen ganzen Schwanz von Wagen, die bloß das Gepäcke der Officiere ſchleppen, welche, wenn es möglich wäre, noch gern einen warmen Ofen und einen Lehnſtuhl mitführten, um ſo recht bequem dem Feinde unter die Augen zu treten. Was giebt das für Muth bey dem Gemeinen, und wie lernt er ſelbſt von ſeiner Pflicht denken, wenn er eine Vergleichung zwiſchen ſich und ſeinem Officier anſtellt? Daher, und weil unſre Officiere im Treffen nicht mit voran ſind, daher geht es oft ſo unbegreiflich zu, wenn man ſonſt denken mögte, unſre gewaltigen Soldaten müßten mit dem Bajonett gegen Rieſen ſtehen können.

Die Menſchen.

Die Oeſterreicher im Durchſchnitt, nicht allein die Wiener, gehören ſicher zu den ſchönſten Menſchen, die es in Teutſchland giebt, wie ihre Provinz eine der reichſten und fruchtbarſten iſt. Man mag in die niedrigſte Hütte des Landmanns, oder in die Palläſte der Groſſen treten, überall findet man groſſe rüſtige Körper mit ſtarker Bruſt und Schultern, und ſchönen Beinen. Ihre Miene iſt brav, und verräth viel Ehrlichkeit und Zutrauen, und ihre Wangen ſind ſo ſchön mit Fleiſch und Blut gemiſcht, als man ſie ſich nur denken kann. Dieſer Wuchs iſt faſt allgemein, und erhält ſich ſogar bey den niedrigern Handwerken, wovon manche ſonſt die Körper ſo ſehr zerkrüppeln. So ſieht man das Aeuſſere, und freut ſich; aber beobachtet man näher, dringt man etwas tiefer ein, ſo hat man es auch gleich weg, daß dieſen ſchönen Automaten das Leben fehlt, und ſie nur zu ſehr mit Unbehülflichkeit und Ungeſchmeidigkeit gepaart ſind; man hat es gleich weg, daß Gemächlichkeit und Sorgloſigkeit ein Hauptzug im Karakter dieſer guten Menſchen ſind, und daß alles, was eine groſſe Anſtrengung erfordert, was Aufopferungen ihrer gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen nothwendig macht, und den harmloſen Kreis ihres heitern Lebens verrückt, nicht ihre Sache iſt. Sie ſind gefällig, dienſtfertig, höflich, ja ſogar munter, aber alles nur bis auf einen gewiſſen Punkt, über den ſie nicht hinausgehen. Der Wiener will gut eſſen und trinken, will auch wohl lachen, ein öffentliches Spiel ſehen, aber alles ohne Mühe. Er kauft die Freude nicht gern durch ein Kopfbrechen, oder einen

Schweiß, wenn ſie auch zehnmal ſüßer dadurch würde. Man will dies erſt nicht glauben, wenn die Menſchen, dieſe wohlgebildeten ſchönen Menſchen, vor einem erſcheinen mit einem ſo muntern und lebensfrohen Blick, und mit dem Lächeln der Freude, wie man ſie in wenig Städten findet. Aber man lebe einige Monate unter ihnen, und ſie werden einem eben ſo langweilig, als man ihnen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit zugethan ſeyn muß. Da iſt auch gar keine herrſchende Leidenſchaft, keine vorſtechende Neigung zu irgend etwas, kein lebendiges Intereſſe, was den Menſchen ſonſt aller Orten zu etwas zieht, und eben dadurch ihn andern genießbar macht. Man ſieht ſelten Extreme, weder im Guten, noch im Böſen, und ſelbſt das Vergnügen und Wohlleben, das der Wiener ſo ſehr liebt, kann ihn nicht in Schwung bringen. Sie eſſen viel und gut, ſie trinken gern, aber faſt nie betrinkt ſich einer. Sie lieben Schauſpiel und Muſik, aber es giebt wenige Kenner, noch weniger Enthuſiaſten, obgleich man bey der Muſik eine Ausnahme machen muß. Faſt täglich müſſen ſie ihr Vergnügen haben, und Feſttage zu verſäumen ohne ein Wohlleben würden ſie für eine der größten Sünden halten. Dies alles gönnt ihnen wahrlich keiner mehr, als ich, und es freut mich, daß ſie es haben können. Aber man ſollte denken, daß ſo vieles Reiben untereinander endlich einige Funken aus dem kalten Stein herausſchlagen würde, aber vergebens. Sie ſitzen und wandeln neben einander, wie die kraftloſen Schattengeſtalten der Unterwelt; der Teufel nein, beleibt und kräftig genug von Anſehen ſind ſie — ich wollte nur ſagen, ſtumm und unbeweglich, und genießen der köſtlichen Gaben des Himmels und der Erde, und der heitern Luſt und ſchönen Geſellſchaft, die um ſie her ſtrudelt, oder ſitzt. So ſieht man den Wiener im Prater, ſo in den Kaffeehäuſern, ſo im Schauſpiel. Auch ſprechen ſie genug, aber gar eben und von gar ebenen Dingen, wie vom Wetter, von der geſtrigen Unterhaltung, wo die Hendel am beſten, wo der Obers am fetteſten, wo der Stick und Donaukarpfen am delikateſten waren, und wo heute oder morgen, oder künftigen Sonntag der beſte Tanzplatz und Unterhaltung aufgethan werden wird. Dies iſt ſo eigen, daß Unterhaltung bey einem Wiener nichts anders heißt, als gut eſſen und trinken, und allenfalls einen Tanz machen, oder einem Schauſpiel und Feuerwerke zuſehen. Daß zwey oder drey Menſchen dieſes alles im Kern haben, und darüber dieſe Freuden alle vergeſſen können, das kömmt ihnen nicht in den Sinn. Man kann auf ein Kaffeehaus gehen, wo mehr als hundert Menſchen beyſammen ſind, und ich bin ein Schelm, wenn man ſich vor Langerweile zu laſſen weiß, es ſey denn, daß Zeitungen zu leſen ſind, oder irgend eine närriſche Geſtalt durch ihr Aeußeres ergötzt. Da iſt nie ein allgemeines Geſpräch, nie eine laute Stimme, ſondern alles ſauſet und flüſtert unter ſich, oder döhnt von ſo alltäglichen Dingen, daß man in zwey, drey Malen den Kreis ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen durchgemacht hat. Wagen ſie ſich vollends einmal über dieſen Kreis hinaus, ſo hat man meiſtens ungewaſchnes Zeug, aber die Luſt hat man ſelten. Ein Wunder iſt es, wenn ſie einmal warm werden über Dinge, worüber an andern Orten die unberufenſten ſelbſt in Enthuſiasmus gerathen. Ich habe oft darüber gedacht, wie dies alles doch ſo ſeyn kann, und bin auf manche Dinge gefallen; unter andern auch auf die oben erwähnte Polizey. Es iſt unmöglich, daß kraftvolle und ſchöne Menſchen in dem reichſten Lande, unter dem ſchönſten Himmel, in der Fülle der Vergnügungen und des Lebens ſolche Stöcke ſeyn könnten, wenn nicht eine Wiege wäre, die ſie in der zarteſten Kindheit närriſch wiegte und ſo fort; wenn nicht eine Augenverkleiſterung und Stirnbebretterung vorgenommen würde, die ſie ſo weit nur ſehen und laufen läßt, als man grade will. Hier wäre der Ort, etwas darüber zu ſagen, in wie fern eine Regierung, und wie weit ſie berechtigt ſey, in das Gebiet des Geiſtes einzugreifen, und dieſem Feuerelement ihr erkaltendes und löſchendes Waſſer zuzugieſſen. Es iſt ungezweifelt, daß ſie den Wiener ſo im Gängelband führt, daß er das Bewußtſeyn ſeiner Kraft verliert, und endlich nicht mehr ahndet, daß der Menſch beſſere Angelegenheiten habe, als eſſen und trinken und ſich ſchlafen legen. Die Geſpenſter, die der religiöſe und politiſche Aberglauben allenthalben ſehen, haben dieſes künſtliche Werk erzeugt. Der Wiener weiß nur zu gut, daß es gefährlich iſt, über gewiſſe Dinge nur zu denken, geſchweige denn zu ſprechen, und ſo hält er das Maul, aber eben dieſe Maulſperre macht ihn endlich zu dem, was er iſt, und ſein Geiſt verliert alle Gewandheit und zugleich alle Luſt, ſich zu tummeln. Für ſeinen Leib und ſeine übrige Freuden findet er durch eben dieſe Polizey gut geſorgt, findet ſich endlich zufrieden, und lebt ſo ganz harmlos und glücklich in dem Wahn, daß er der klügſte und glücklichſte ſey, und Wien die Königin aller Städte des Erdbodens. Denn davon iſt der Wiener überzeugt, daß es keinen beſſern Ort gebe in der Welt, als das ſchöne Wien, und das ſüperbe Wien, und welche Schmeichelnamen er ihm ſonſt noch alle giebt. Ich will darüber nicht ſtreiten; Wien iſt immer einer der ſchönſten und luſtigſten Orte, die ich geſehen habe, ich werde ſeine Bewohner und ihn ſelbſt immer rühmen. Aber was würde Wien ſeyn, wenn zu allen ſeinen Vorzügen noch Geiſtesfreyheit und Freyheit des Geſchmacks hinzukäme, die doch den Menſchen erſt zum Menſchen machen?

Dieſes Fade und Geſchmackloſe der Unterhaltung, dieſes Nichtbewußtſeyn des Edelſten, was im Menſchen lebt und wirkt, fällt nun bey keinem Geſchöpfe der groſſen Kaiſerſtadt mehr auf, als bey den Jünglingen, die die Feinen und Eleganten machen. Freylich ſind dieſe an den meiſten Orten ſehr leichte und arme Kreaturen, aber ſie haben doch eine gewiſſe queckſilbrige Gewandheit, eine gewiſſe

Geläufigkeit des Körpers und der Zunge, die der Jugend wohl ſteht. Aber der Wiener, ſchön und wohlgebaut, wie er immer ſeyn mag, iſt doch der ärgſte und traurigſte Bock, den man ſehen kann, beſonders wenn er in dem neuen Geſchmack des engliſchen Ernſtes, oder richtiger, der engliſchen Plumpheit auftritt und mit ſteifem Schritt und groſſem Auge die Leute anſtarrt. Denn ein bedeutungsloſes Thier wird dies nie mehr, als wenn es was bedeuten will. Da iſt nichts von der Keckheit und Freiheit, nichts ſelbſt von der liebenswürdigen Impertinenz, die jungen Leuten ſo leicht verziehen wird, nichts von dem Aufſprudeln und Ausſchlagen, was man anderswo ſieht. So gehen ſie durch die Jahre der Zier in die der Ruhe über, und werden endlich gute ehrliche Bürger, aber ſelten feine und gebildete, oder nur für das Feine und Bildende ſich intereſſirende Menſchen.

Die öſterreichiſche Regierung iſt von mir mehr, als einmal, wegen der Liberalität und Humanität gerühmt worden, mit der ſie ſowohl, als ihre Großen, alles öffentlich und gemeinnützig zu machen ſucht, was ſonſt unter Schloß und Riegel, und meiſtens nur für den Genuß des Reichen gehalten wird. Ich habe es mehr als einmal geprieſen, daß alles Schöne und Merkwürdige dieſer Stadt und ihrer Umgebungen jedem zum Vergnügen und zur Belehrung und Bildung offen ſteht; wie der Fremde und Einheimiſche mit Artigkeit behandelt wird, wo an andern Orten die Grobheit zu thronen pflegt; wie ſorgſam die Polizey für alles wacht, was für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums dient. Aber alles dieſes, was iſt es, wenn man dem Menſchen ſein Erſtes vorenthält? was iſt es, als eine kluge Gängeley, die keiner Regierung erlaubt iſt, als Einſchläferung ſeiner edelſten Kräfte, und Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Menſch hat, ſich ſeines eignen Daſeyns lebendig und vollſtändig bewußt zu werden, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der

Welt ſey? Ehe man dem Wiener dieſe Freyheit wieder giebt, ehe man ihm erlaubt, ſich auf den unermeßlichen Gefilden des Geiſtes zu tummeln, ehe wird er nicht anders werden, man mag ſo viel an ihm flicken und bilden, als man will, und über die guten öffentlichen Anſtalten und Einrichtungen in alle Länder hinein poſaunen. Sie helfen nichts, wenn der Menſch ſich nicht über alle Dinge vom Iſop bis zur Ceder laut machen und mittheilen darf, und das iſt in Wien ſeit Joſeph wieder Kontrebande. Freylich hatte man mir es übertrieben, und ich fand es ſo arg nicht, als das Gericht ſagte; aber eine allgemeine Behutſamkeit und Furcht vor der Polizey war offenbar da; und bey Worten, die an andern Orten von den gemeinſten Lippen hervorbrechen, ſpitzten die Leute hier die Ohren, und riefen: c'est un grand mot à Vienne. Man vermeidet wohlbedächtig, über Religion und Politik zu ſprechen, oder über die großen Gegenſtände des Tages, und eben ſo behutſam geht man mit der großen Schöpferin der Dinge, der Philoſophie, um. Wenn nun über dieſe Dinge der Mund verſtopft iſt, ſo erſtarrt der Geiſt allmählig, und ſo wird die Gelaſſenheit der Wiener erklärlich, wie ihre Unbehülflichkeit im Urtheilen über feinere Gegenſtände auch des gemeinen Lebens, oder gar des Geſchmacks. So bleibt ihnen Schauſpiel und Oper, ſo daß zahlreiche Heer der öffentlichen Freuden, die die Menſchen ſonſt bilden, unwirkſam, und ſie genieſſen es faſt mit gleichen Sinnen, wie die gebackenen Hendel und gefüllten Kapaunen.

Man glaube aber nicht, daß dieſe Polizey übrigens die Wiener zu Sklaven, oder gar zu mistrauiſchen und niederträchtigen Schurken und Spionen gemacht habe. Nein, ſie ſind ein biederes und braves Volk, dienſtfertig und frohherzig, gutmüthig und vergnügenliebend, wie es nur eines giebt, und man ſehnt ſich oft unter ſo gute Menſchen wieder zurück, wenn man einmal aus ihrer Mitte geſtoßen iſt. Man macht es ihnen im nördlichen und hungrigen Vaterlande gewöhnlich zum Vorwurf, daß ſie Vergnügen und Wohlleben zu ſehr lieben, und nicht genug arbeiten. Das finde ich lächerlich. Da ſie leben und gut leben können, wie ſie leben, ſo wären ſie Thoren, ſich unnütz abzuarbeiten, wie freylich in den Sandwüſten der Mark und in andern hungrigen Gegenden der arme Bürger thun muß, der am Ende doch nicht ſo viel übrig hat, daß er des Sonntags ſich einen frohen Tag machen kann. Auch das Vergnügen iſt Pflicht, und wird bey den meiſten Menſchen durch das Bedürfniß ſeine rechte Gränze finden. Ich vertheidige damit die reichen Müſſiggänger nicht, die im ererbten Gelde ein Vorrecht zu haben meynen, nichts zu thun, als es zu verzehren. Sie haben ihre Strafe bey ſich, die ſie nicht ſo leicht durch das Leben ſchlendern läßt, als die Unerfahrnen meynen.

Nun zu euch, ihr holden Geſchöpfe, die das Leben erſt zum Leben machen, und allen Freuden die rechte Würze geben, zu euch, ihr ſchönen Wienerinnen, nachdem ich euren Männern die Wahrheit geſagt habe. Ihr habt nichts zu fürchten; wie ihr immer ſeyn mögt, doch hört ihr nie auf, liebenswürdig zu ſeyn, und mit ſüßen Waffen eure Gegner zu beſiegen. Doch ich muß umlenken, weil man ſein eignes Lob nicht gern ſo geradezu hört, und in der dritten Perſon von euch reden. Ich habe die Männer in Wien ſchön genannt, wie ſollten es denn die Weiber nicht ſeyn? Ja ſie ſind es und können keck die meiſten Städte auf die Schönheit ausfordern. Faſt alle Mädchen und Frauen in den Jahren der Blüthe ſind ſchön gewachſen, voll und ſchlank, und wiſſen ihren Leib wohl vor der Welt zu tragen. Ihre Wangen blühen friſch wie die Roſen, und ihren Augen fehlt es nicht an Feuer zu zünden und zu erwärmen, was auch Herr Nikolai ſagt. Aber bey ihrem gewöhnlich ſo ſchönen Teint, ſelbſt wenn er etwas ins Bleiche fallen ſollte, haben die meiſten die Unart, ſich zu ſchminken, und die alternden thun dies mit einer abſcheulichen Impertinenz, ſo daß man über ihre Röthe roth werden mögte. Es iſt eine Luſt, ſo an einem öffentlichen Orte, z. B. im Prater, ſtill zu ſtehen und ſo viele ſchöne und luſtige Geſtalten vorbey paſſiren zu laſſen. Da findet man ſie denn aus allen Klaſſen und in allen Altern, die zarten Schößlinge, die holden Knoſpen, denen man einen heitern Himmel und milde Luft wünſchen muß, und die, welche in tauſendblättriger Schönheit prangen, wie die, welche die welkenden Blätter ſchon zuſammenlegen und überſtreichen müſſen, damit ihre Blöße nicht ſo durchſcheine. Aber immer, wo man auch ſey, bringt man die Bemerkung mit, daß Wien mit Rechte den Namen einer ſchönweibrigen Stadt verdiene. Wenn man nun aber frägt, wie es mit dem Geiſt dieſer holden Geſchöpfe ausſieht, ſo iſt die Antwort, eben ſo gut, als an den meiſten andern Orten, wo doch immer das Weib auch in Rückſicht des Wiſſens noch unter Vormundſchaft gehalten wird, und ſelten an der Bildung der Männer gleichen Theil hat. Freylich wenn die Männer ſind, wie ich ſie eben geſchildert habe, ſo kann man davon eben keinen günſtigen Schluß auf die Weiber machen, und dieſe dürfen ihren Herren unmöglich ſo weit voraus ſeyn, daß ſie ſich zu ſchämen hätten. Die ſchönen Kinder lernen meiſtens franzöſiſch und italiäniſch, wie man dieſe Sprachen an den meiſten Orten lernt, und Muſik faſt ohne Ausnahme, weil dieſe Kunſt hier durchaus zur Bildung eines Fräuleins gehört, und diejenige, die nicht ein Bischen klimpern könnte, eine ſchlechte Rolle in der Geſellſchaft ſpielen würde. Dieſe und die gemeinen kleinen Weiberarbeiten ſind hier die Hauptſache, und an Erleuchtung des Kopfes und Bildung eines feinen Geſchmacks iſt freylich gar nicht zu denken, und die Klage, die man bey den Männern führet, gilt auch bey den Weibern, daß ſie bey aller Schönheit viel Leere haben, immer aber doch mehr Leben und Munterkeit, als die Männer; wie denn das Weib von der Natur einmal den Vorzug hat, von der äußern Lage der Dinge nicht ſo ſehr mitgenommen zu werden, als der Mann, und im Sturm der Welt und des Lebens ihre Eigenthümlichkeit und Weiblichkeit reiner zu bewahren. Eine Kunſt verſtehen die ſchönen Wienerinnen ſehr gut, ſich geſchmackvoll zu kleiden, mit der größten Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in den Anzügen. Will man ſie an ihrer Stelle ſehen, ſo muß man die ſchönen Sommermorgen in den Augarten gehen, wo ſie ihre Morgenandacht halten, beſonders an den Tagen, wenn die Akademien ſind. Auch des Abends auf der Baſtey hat man einen guten Standort, aber da laufen bey den Lichtern manche geſchminkte Geſichter auf Koſten der übrigen mit durch, und das ſollte nicht ſeyn.

Was hier von den Sitten zu ſagen wäre, weiß jeder ſchon vorher, der große Städte und die Denkungsart der Zeit über dieſen Punkt kennt. Sie ſind natürlich ziemlich loſe bey Männern und Weibern, und es finden ſich, die aus dieſer Losheit der Sitten ein förmliches Gewerbe machen. Da kann man Wien nicht mehr zur Laſt legen, als was von andern großen Städten gilt. Zahllos iſt hier übrigens die Klaſſe hübſcher Stubenmädchen, die auch ihre Tage haben, wo ſie als Damen im feinſten Muſelin und in atlaſſenen Schuhen erſcheinen, und in Fiakern keck durch die Straßen rollen. Dieſe werden meiſt aus den Provinzen rekrutirt, aus Linz, Paſſau und andern Städtchen, wo es feine Mädel giebt. Man ſieht dies ganze Geſchlecht, die Köchinnen und Wäſcherinnen in einer ſchönen Schlangenhaut an Sonntagen im Prater und auf den Dörfern, nachdem ſie den Staub der Woche und die Küchenſchürze und Haube abgelegt haben. Sie ſind nicht der unbeluſtigendſte Theil des ſchönen Gewimmels, und mancher fehlt es an nichts, als dem Zufall, um in der glänzendſten Equipage, von 6 Schimmeln gezogen, als Königin unter den Frauen zu ſchimmern. Sie thun es übrigens in Feinheit der Stoffe und Aufſätzen und Pracht den erſten Damen gleich. — Die ehrbaren Bürgerinnen und ihre Töchter, die noch auf alte Sitte halten, gehen nach Art der Großmutter in Rock und Schürze und mit einem feinen Kamiſölchen und einer Mütze auf dem Kopfe, deren Spiegel faſt aus purem Golde beſteht. Ihre Kleider ſind übrigens koſtbar ſeidene, oder aus den feinſten baumwollenen Zeugen, und auch die Schuhe reich mit Gold und Silber geſtickt. Man glaubt nicht, wie ſchön dieſe Tracht den ſchöngewachſenen Bürgerinnen ſteht, daß man ſelbſt oft verſucht wird, ſie dem leichten Schwung des griechiſchen Gewandes vorzuziehen, was unſre vornehmere Welt aus den Händen der Grazien empfangen zu haben meint. Dieſe goldmüthigen Frauen und Mädchen hüten ſich übrigens wohl, mit den Kammerjungfern und Dienſtmädchen in eine Klaſſe vermiſcht zu werden, ungeachtet dieſe ſie an modiſcher Eleganz und Verfeinerung überhohlen.

Der Ton hier iſt übrigens ſo gezwungen nicht, als man nach der Steifheit der Leute denken ſollte — ich rede hier von den gewöhnlichen Zirkeln des Mittelſtandes — ſondern es geht ziemlich leicht her, und man iſt durch die ewige Vermiſchung aller Arten auf den öffentlichen Plätzen einmal gewohnt, keine Umſtände zu machen, noch zu erwarten. Gaſtfrey iſt man und gefällig, wie man es ſeit der Oſtſee nicht findet, und alles wird gleich wie ein alter Freund vom Hauſe und in jeder Hinſicht mit dem Größten und Vornehmſten gleich behandelt. Doch iſt Eines hier, was vielleicht von der ehemaligen ſpaniſchen Grandezza und der Menge Magnaten aller Art herrührt, die ſich hier eingeniſtet haben; man macht nemlich in ächt ariſtokratiſchem Sinn lächerliche Klaſſifikationen, die den titelreichen Teutſchen überall ſo ſehr auszeichnen. Alles was von gutem Mittelſtande iſt und zu den gebildeten Klaſſen gehört, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, Beamte paſſiren unter dem Namen Herr von, und ihre Weiber und Töchter heißen Gnädige Frau und Fräulein; von dem untern Theil gerufen, hört man immer nur Ihr Gnaden. Damit nun aber die wirklichen Edelleute hiebey nicht verlieren, ſo nennen ſie ſich Edler von, welches freylich in der Unterhaltung wegfällt, wo man mit dem Herr von allenthalben durchkömmt. Die nun hieran zunächſt gränzen, oder die man nicht recht zu nennen und zu klaſſificiren weiß, laufen alle unter dem Namen Monsieur, der daher wenig beliebt iſt. Herr übrigens iſt das gemeinſte, was es giebt und ſo nennt man jeden Unbekannten, den man anredet, ſey es auch der lumpigſte Sackträger. Das Wort der Herr iſt hier ungefähr ſynonim mit dem Er im untern und mittlern Teutſchlande.

Der Hof. Die Großen.

Die kaiſerliche Familie lebt ganz ſtill und eingezogen, ohne den Schwarm eines glänzenden Hofes immer um ſich zu haben und die Sklavin vieler Sklaven zu ſeyn. Den Sommer bringt ſie gewöhnlich in Laxenburg zu, von wo der Kaiſer des Morgens ſich an Audienztagen, oder bey wichtigen Angelegenheiten in die Reſidenz begiebt. Auch wenn ſie ins Schauſpiel kommen, bleiben ſie ſelten die Nacht in der Stadt. Ich habe an einer andern Stelle von Laxenburg eine kleine Skizze entworfen, die ihr Leben ſo ziemlich ſchildert. Im Winter leben ſie gewöhnlich in Wien und wohnen den Vergnügungen und Feſten bey, die dieſe kurzen und traurigen Tage verjagen helfen. Aber auch dann leben ſie, wie man ſagt, außer den ſolennen Tagen ohne Prunk und Etiquette. Mehr Getümmel und Pracht machen nun die Magnaten Ungerns, Böhmens und Oeſterreichs, die in dieſer großen Stadt entweder ihre Einkünfte verzehren, oder durch Bedienungen und Würden daran gebunden ſind. Es iſt bekannt, wie reiche und mächtige Häuſer es unter dieſen giebt. Doch iſt der reichſte

Magnat Ungerns Eſterhazy flügellahm geworden, und hat ſo mit ſeinen Reichthümern hausgehalten, daß er etwas einhalten und eine Zeitlang auf dem Lande, oder auswärts leben muß, um ſeine Finanzen zu verbeſſern, denn in Wien ſelbſt könnte er das nicht vor den Augen der Welt ſo zeigen und mit einem Male kleiner anfangen, als die Leute von ihm gewohnt waren. Doch lebt er in Ungern immer noch mit einer Art von fürſtlichem Hofſtaat, obgleich er ſeine Kapelle abgedankt hat, und auch kein Schauſpiel mehr hält. Die Lichtenſteine, Auersberge, und Dietrichſteine ſind nächſt dieſem die erſten, und eine unzählige Menge andrer vom zweyten Range lebt hier, die an jedem andern Orte den erſten einnehmen würde. Dieſe und die vielen Fremden, die hier eine Zeitlang von großen, oder kleinen Renten leben, die Reichen, die Handel und Induſtrie, oder Zufall in einer großen Stadt zu verſammeln pflegt, helfen den äußern Prunk und die Freude und den Glanz der öffentlichen Tummelplätze vermehren, und bringen auch wirkliches Blut in die Adern des Staats, die durch ſie deſto ſchneller umlaufen. Ich habe von dieſem Gewühle bey mehrern Gelegenheiten ein kleines Bild entworfen, was freylich die Lebendigkeit des wirklichen Lebens nicht erreichen kann. Uebrigens zeigen die Großen keinen Uebermuth und Stolz, und maßen ſich an keinem Orte Privilegien an, als die ihnen ihre vollere Börſe giebt. Man ſieht ſie allenthalben unter allerley Menſchenkinder gemiſcht und erkennt ſie nur, wann die Fackelträger voran laufen und die ſchimmernden Heiducken hinten auf den Wagen ſpringen. Sonſt hält der Fiaker mit ihnen gleichen Schritt, und ſie dürfen kein Vorrecht erpochen, was man ihnen nicht freywillig einräumt. Uebrigens bemerkt man gar keine Tendenz des Volk zu einer Revolution, noch zu gefährlichen Anmerkungen über die Vorrechte der Edlen und Großen, wenn es gleich richtig genug iſt, daß Bernadotte nicht ſo ganz unſchuldig ſeine Fahnen aufgehängt hatte. Wegen dieſer Geſchichte ſind manche Familien, die 20, 30, 40 Jahre in Wien gewohnt haben, verbannt worden, und viele freylich auf bloßen Verdacht. Man urtheilt über ſolche Vorfälle immer einſeitig, ich will alſo ſchweigen und nur das dem Schreien gegen die hieſige Regierung und ihre Maßregeln entgegenſetzen, daß die Franzoſen es aller Orten eben ſo und noch ärger machen, und mit Feuer und Schwert verfolgen, die nicht ſogleich ihrem Syſteme fröhnen. Iſt die Sache vielleicht anders, wenn ſie eine Demokratie thut? iſt die Cenſur und der Geiſteszwang weniger groß, wenn der Wind von 500 Regenten herweht! O wir Kindsköpfe mit unſern Urtheilen! Wann lernen wir doch konſequent ſeyn? wann werden wir gerecht richten, ſo verſchieden auch die Meynungen ſeyn mögen?

Ein Weniges über den Bauernſtand um Wien.

Oeſterreich ſelbſt iſt ſicher eine der ſchönſten und reichſten Provinzen des teutſchen Reichs, und bringt beynahe alles hervor, was die Menſchen ſelbſt zum üppigen Leben bedürfen. Es iſt alſo wohl zu erwarten, daß die Bewohner eines ſo ſchönen Landes ſich im Wohlſtande und in Wohlgemüthigkeit befinden. Es iſt bekannt, daß der größte Theil der ſchönen Dörfer und Güter, die man in Oeſtreich ſieht, meiſtens dem hohen und niedern Adel gehören; um ſo mehr muß es auffallen, daß dieſer nicht ſo wuchernd und filzig die Säfte des Landes an ſich ſaugt, wie es immer bey der Uebermacht war und ſeyn wird, ſondern auch dem Baum, der ihm ſeine Früchte giebt, den Sonnenſchein und Regen des Himmels nicht mißgönnt. Wie ganz anders iſt dieſes größtentheils im nördlichen Teutſchlande, wo dieſer Theil der Staatsbürger, der erſte und ehrenvollſte, noch immer ſehr negerartig, wenn nicht behandelt wird, doch behandelt werden kann. Man ſieht bey dem Bauern in Oeſterreich im Durchſchnitt Wohlſeyn und Freude. Er trinkt ſeinen Wein, iſt ſein ſchönes Brod und ſeine fette Milch, ohne vor ſeinem Tyrannen zittern zu müſſen, daß er vielleicht in ſeine Schüſſel gucke und mit der Bemerkung von dannen gehe: ſiehe das iſt zu viel; der Bauer iſt gebohren zu arbeiten und ſich ſatt zu eſſen; was darüber iſt, das iſt von Uebel, und gehört nach dem Recht der Bibel und Natur ſeinem gnädigen Herrn. „Nein," dafür haben hier die Geſetze geſorgt. Die Dörfer ſind meiſtens nett und zierlich, und laufen nach ſächſiſcher Art in einer, oder mehrern langen Gaſſen hin. Die Häuſer ſind faſt alle von unten auf gemauert, oder aus Bruchſteinen aufgeführt, mit hellen und leichten Fenſtern, oft Fenſterläden und Chaſſis, und innen und auſſen ſo geputzt, daß man ſich recht froh darin fühlt; dagegen fehlen Ziegel- und Strohdach, und man ſieht meiſtens nur Schindeln nach der Art des ganzen Landes, die nur in Wien eine Ausnahme macht. An dieſe ſchlieſſen ſich denn die Ställe, Korn- und Heuſchober eben ſo nett an; vorne ſtehen Schattenbäume, oder ein luſtiger Kranz von Reben windet ſich um die weiſſen Mauern, und hinten iſt meiſtens ein kleines Gärtchen zu Gartengewächſen und Obſt. Gewöhnlich hat der Bauer nach dem Verhältniß ſeiner Beſitzungen ein Paar Pferde, einige mächtige Ochſen und mehrere Kühe, alles brav und ſtattlich von Wuchs, wie er ſelbſt. Denn auch von ihm und ſeinen Weibern gilt, was ich von der Bildung der Oeſterreicher bey Gelegenheit der Wiener geſagt habe. Man ſieht meiſtens ſtarke und ſchöne Leute, und ſo hübſche Weiber und Jungfrauen, als man ſie ſonſt ſelten unter Bauern findet. Dies iſt immer unter vielen andern zweydeutigen Beweiſen der ſicherſte für den Wohlſtand der Menſchen. Nur mäßige Arbeit und Anſtrengung in den Jahren des menſchlichen Frühlings macht ſchöne Körper.

Wer immer im Schweiß ſeines Angeſichts den Stock in der Nähe, und kaum ein heiſſes Brod und in der Ferne ein kümmerliches und froſtiges Alter ſieht, dem tritt die Gebehrde der Seele endlich zum äußern Körper heraus, eben ſo wie die Weichlichkeit und Ueppigkeit ihm ihr ekelhaftes Fett und ihre ſchwammige Gleichgültigkeit anhängt, die nur immer einſaugen, nie ſich auspreſſen laſſen will. Freylich wirft man dem Oeſtreicher, wie dem Bayer, mit Recht vor, daß er noch immer ein zu bigottes und prieſterliches Geſchöpf ſey, und meint alſo, er müſſe, weil er ſolchem Vieh ſich ſo unterbeuge, auch in andrer Rückſicht mit dem Ochſen- und Eſelgeſchlechte noch ſehr verwandt ſeyn; aber doch iſt dies nicht ſo; die Menſchen ſind hier weiter in Kultur, als im ärmeren Norden, ihr äußerer Zuſtand iſt beſſer und der verbeſſert auch den innern; viel trägt nun auch die nahe Hauptſtadt dazu bey. Sie ſind ganz vernünftig, bis auf dieſen Einen Punkt, und ſonſt ein eben ſo guter Schlag Menſchen, als die Wiener, dienſtfertig und gefällig, aber auch zu langmüthig und bequem, und dem Wohlleben vielleicht zu ſehr ergeben. Induſtrie ſuche man nicht unter ihnen, noch den Fleiß und die Arbeitſamkeit des Sachſen und Pommers, oder die Gewandheit des Thüringers und Franken. Sie haben beydes ſo ſehr nicht nöthig. Auch iſt ihr Ackerbau, ſoviel ich davon geſehen habe, bey weitem nicht mit dem des nördlichen Teutſchlands zu vergleichen, und wer da geweſen iſt, muß ſich hier nothwendig ärgern. Ein anderes iſt es mit dem Wein- und Obſtbau, und leichteren Arbeiten des Landmanns, die ſie recht gut betreiben. Die Viehzucht wird vielleicht nach dem Lande nicht genug getrieben, noch nach dem Vortheil, den ſie um Wien bringen könnte. Luxus iſt hier allerdings mehr, als wo mehr Armuth und Arbeit iſt, aber man fühlt ſeinen ſchädlichen Einfluß auf die Sitten und Geſundheit der Menſchen nicht recht, obgleich der Bauer hier ſo gut lebt, als in Sachſen und Thüringen der Edelmann. O da iſt doch die Arbeit und Bewegung ein ſchönes Gut des Menſchen, und wir wollen ihm ſeinen Kaffe, ſeinen Reis und Braten herzlich gern gönnen und ſein gebackenes Hendel alle Sonn- und Feſttage, wenn er ſie haben kann. Seine Kleidung hat eben nichts ausgezeichnetes vor der gewöhnlichen teutſchen Bauerntracht, es ſey denn, daß man zuweilen Haarflechten und Zöpfe bey den Weibern, und meiſtens Strohhüte bey den ärmeren Männern ſieht. Die Konſkription liegt leider auch hier faſt ganz auf dieſem Stande, und das iſt freylich hart, weil auch in Oeſterreich meiſtens nur ein privilegirter Officierſtand iſt, aber doch iſt es nichts gegen das Preußiſche, wo der Nichtedelmann faſt ohne Ausnahme Gemeiner bleibt, und etwa in 20, 30 Jahren zur unterſten Officierſtelle rückt, wo Knaben im 13ten, 14ten Jahre ſtehen. Es läßt ſich hierüber manches ſagen, das tiefer in das Wohl des Staats eindringt und mit verlornen Schlachten zuſammenhängt, als die glauben oder denken mögen, denen man von Jugend auf Brillen auf die Naſe zu ſetzen, und auf gut Samojediſch ein Brett um den Kopf zu falzen pflegt.

Eine Sonderbarkeit, und zwar eine recht liebe, iſt in Wien, daß man lumpigen und unverſchämten Pöbel faſt nicht findet, ſondern alles einen gewiſſen Grad des Bürgerlichen hat. So iſt es auch beynahe mit der Sprache, die ächt öſterreichiſch und karakterzeichnend iſt; und durch alle Stände vom Sackträger bis zum Magnaten ihre volle und träge Dicktönigkeit behauptet. Ueber dieſen ſogenannten öſterreichiſchen Dialekt ließe ſich allein ein Buch ſchreiben, das beluſtigend genug ſeyn würde. Ich will nur Eines ſagen, daß die ſchmeichelnden Diminutiven durchaus für die Dinge ſind, die dem fünften und ſechſten Sinne dienen.

Erinnerung an Ungern.

Ein kleines Anhängſel.

Es ſcheint mir für mich nicht ganz unluſtig und iſt es vielleicht auch für die Leſer nicht, wenn ich hier dem Schluſſe meines Wiener Lebens noch einige kleine Erinnerungen an das liebe Ungerland beifüge, einige flüchtig aufgegriffene und leicht hingeworfene Züge von einer vierzehntägigen Ausflucht in dieſes ſchöne, vom Himmel reichlich geſegnete, von Menſchen reichlich zerſtörte und niedergetretene Land: Bemerkungen des erſten Blicks, die, vielleicht leicht und leichtfertig wie dieſer erſte Blick, nichts ſagen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr oft treffen. Ich werfe dieſe kleinen bas reliefs hier hin zuerſt für mich und meine Freunde und Reiſegeſellen, die mich oft mahnten, warum von unſern ungriſchen Dingen nichts vorkomme; zweytens für die Leſer, mit der Bitte, ſich dieſe kleinen Ab- und Einſprünge gefallen zu laſſen unter ſo vielen ähnlichen. Sollten dieſe leichten Umriſſe, die nur einzelne Scenen berühren, nur Weniges aus dem vielen Geſehenen hinſtellen, nicht ganz verzeichnet ſeyn; ſo könnte man ſie noch wohl als kleine Ergänzungen der Ueberſchrift Wien anſehen. Doch nichts mehr von Vorreden. Ich führe den Leſer ſogleich in die volle Action. Er denke ſich uns den 17ten Auguſt mit unſern Sachen des Morgens um 9 Uhr nach der Leopoldſtädter Donaubrücke abgefahren und in Huglmanns Kaffeehauſe bei einem muntern Frühſtück fünf Mann hoch ſitzen. Es war nemlich der Reiſeplan gemacht, nach Presburg und Ofen mit dem Strom zu Schiffe und von da zu Fuß und zu Wagen über Land zurück zu gehen: ein Plan, der nur viel Reitzendes und Anmuthiges haben und geben konnte in einem ſo ſchönen Lande und in einem ſo üppig zeugenden Monat, als der Auguſt in dieſen Klimaten iſt.

Alſo den Morgen des 17ten Auguſts 1798 ſaſſen wir von 9 bis 11 Uhr bei Huglmanns und von 11 bis halb 1 im Schiffe, ehe es abſtieß, wobei wir eine ſchmähliche Hitze ausſtehen mußten. Doch gab es auch hier Scherze und Späße in Menge mit den mancherlei Paſſagieren, ihren Begleitern und ihrer Ausrüſtung; und die Erwartung und Hoffnung deſſen, was noch kommen ſollte, ſpannte ſich dabei natürlich aufs Luſtigſte und war wohl manchem mehr, als der gegenwärtige Scherz ſelbſt. Aber leider gingen verſchiedene holde Geſtalten und einige poſſierliche, die den Reiſenden immer am meiſten verſprechen, wie Schatten vorüber und es ſchien faſt, als ſey nicht viel für uns übrig geblieben, obgleich Männer und Weiber genug, Junggeſellen und Mädchen, inſulirte und unheilige Perſonen, Juden und Chriſten da waren. Die Juden, deren eine Menge mit einſtieg, um die Peſter Meſſe zu beziehen, hatten ſich doch weislich nach dem Hinterende unſers Schiffleins zurückgezogen, woher ſie ſich an den folgenden Tagen durch ihre Schweinerei unſern Naſen erreichbar empfindlich genug ankündigten. Die erſte Luſt machte uns ein altes Weib, eine ſogenannte ehrbare und fromme Frau, welche anfing auf die Juden zu ſchimpfen. Unſer kleiner gewandter Proteus M., der in alle Formen leicht überſpringen und ſich brav darin behaupten konnte, machte mit ſeiner konterfeienden Stimme nun flugs den Hebräer, nahm ſich der Juden als ſeiner Sippſchaft an und brachte die Zunge der Alten zur ungeheuren Beluſtigung der Geſellſchaft wieder in Bewegung; erſt als ſie es bis zu perſönlichen Angriffen treiben und ihn als ein gemeines jüdiſches Halbthier züchtigen wollte, da erſt trat er durch unjüdiſchen Muth des Widerſtandes aus ſeiner Maske hervor und die Alte, obgleich ſie lange nicht glauben wollte, er ſey ein Unbeſchnittener, mußte zuletzt doch mitlachen über ihren Irrthum. Ein zweiter Knabe, eines von den Geſichtern, an welchen die fünf Finger einem unwillkührlich zu kribbeln anfangen, ärgerte uns durch ſeine Inſolenz und Selbſtgefälligkeit, doch nicht ohne Spaß, indem er von ſeinen Thaten bei Grätz und Inſpruck gegen die Franzoſen aufſchnitt, ſeine Flaſche Oeſterreicher umher gehen ließ und von dem Tokayer prahlte, den er hie und da getrunken habe, und zugleich ſein fein Wieneriſches Gelten Sie und Is ſchon recht eintönen ließ.

Endlich ſchlug es zwölf, und nach einem Viertel auf Ein Uhr ſtießen wir ab. Wir waren ſchon viel früher fertig, aber ein Schifferaberglauben hielt uns ſo lange zurück. Gleich nach 10 Uhr war alles bereit, aber zwiſchen 10 und 12 Uhr geht hier kein Schiffer ab; weil es nicht gut iſt, ſagen ſie; da muß man erſt voll zwölf ausſchlagen laſſen. Wären wir aber um 9 oder vor 10 Uhr fertig geweſen, ſo hätten wir ſogleich abſtoßen können. Ich habe den Urſprung und die Deutung dieſes Wahnes nicht erfahren können. Auch das Pfeifen war hier, wie auf dem Regensburger Schiffe, Konterbande und ward mit der äußerſten Grobheit geahndet. Die Meynung iſt nemlich allgemein, man rege dadurch die Stürme und was für Ungethüme unter den Klippen lauren, auf, und da läßt ſich freilich gegen ein grobes Wort nicht viel einwenden, da es offenbar zum Heil ſo vieler Seelen geſprochen wird. Eine reiche Ladung von Menſchen hatten wir, ſo daß es faſt an Platz gebrach. Sie waren auf Kiſten, Koffern, Ballen, Betten gelagert, ſo glücklich und gut jeder ſeinen Platz finden oder durch Unterlagen ſich bereiten konnte. Doch hatte ſich auch hier, was der Humanität ſelbſt unſrer Geſellſchaft Ehre machte, eine freiwillige Scheidung gemacht, und alles eigentliche Geſindel war zu den Juden in den Hintertheil entwichen und beläſtigte uns höchſtens bei großer Hitze mit ſeinen Ausdünſtungen. Ich hielt mich daher meiſt auf dem Verdecke auf, das ich überall gethan habe, um der friſchen Luft und der feinen Gegenden zu genießen. Ich hatte anfangs meine Luſt mit M. in allerley Jungen und Tönen und eine fröhliche Unterhaltung mit einem Sekretär des Eſterhazyſchen Hauſes, einem unterrichteten, geſcheidten Mann, der aber ein entſetzliches Thier von einem zahn- und ſchaamloſen Weibe ſchleppte; Gott weiß, in welchem Verhältniſſe zu ihm dies ſtand, vielleicht gar eine ehemalige Mätreſſe des Fürſtenhauſes, dem er jetzt diente; denn bey aller Unverſchämtheit trug ſie die Naſe hoch genug, daß man wohl an ein ſolches leibliches Verhältniß glauben mogte.

Wir fuhren zuerſt bey dem Prater herum, der Landſtraße, den Erdbergen und dem Raſumowskyſchen Garten vorbey und bekamen am Ausgange des Praters den vollen, ungetheilten Strom. So ging es 4 Meilen durch ſchöne Ebenen und Inſeln, durch feine Dörfer und Gefilde zu beiden Seiten hin, auf denen einzelne Pflüge und Egen, aber von der Aerndte keine Spuren mehr zu ſehen waren. Enten und kleine Möven und Strandläufer waren meiſtens unſre einzige lebendige Geſellſchaft, ſelten ſahen wir einzelne Menſchen, ſeltener Heerden auf den Wieſen am Ufer. Die Dörfer werden dem Aeußern nach demüthiger und ärmer, je näher man den ungriſchen Gränzen kömmt. Keine Ziegeldächer, keine gemauerte Wände, keine ſtattliche Fenſter mehr; nur Stroh und Leimen und hie und da Kalk aufgeſtrichen, kleine trübe und niedrige Fenſterrauten; kurz alles klein, demüthig und myſtiſch trübe, wie in den Fiſcherdörfern meiner heimiſchen Inſeln. Ich war auch mit den Möven und Strandläufern mit meiner Fantaſie in dem vaterländiſchen Rügen, und träumte und ſchiffte ſo fort mit der Welt und in die Welt hinein. Mir war es hinfort auf dem Verdecke nicht zu heiß und bald überſchleierte eine wohlthätige Wolke den Himmel und ſeine Flammen und ein kühler Wind ſtieg auf. So kamen wir an Peteruen vorbey, das rechts in Bäumen und ſchilfigen Ufern ſehr angenehm liegt und bey mehreren die Sehnſucht erregte, da zu bleiben und ſich das Schloß zuzueignen. Aehnliche Wünſche ſtiegen bey dem ſchönen Deutſchaltenburg auf, das uns bald nachher auch rechts wieder *zulächelte, auf einer lieblichen Anhöhe gepflanzt,* von der grüne Wieſen mit Erlen und Weiden und üppigen Heerden zum Strom hinablaufen. Die Berge ſteigen von hier rechts immer höher und höher und auch links erhebt ſich das Land. Man hat rechter Hand die ſchönen Hamburger Berge, die man nachher von Presburg und weit hinter Presburg noch ſehen konnte. Dieſe bilden unſtreitig eine der ſchönſten Donauanſichten, die man von ihrem Urſprunge bis zum ſiebenmündigen Ausfluſſe nur haben kann, ſo ſteil und durchgeriſſen und mit ſo reitzenden grünen Thalklüften laufen ſie empor. In einem dieſer Zwiſchenthäler liegt das Dorf oder der Flecken Hamburg mit einem ganz hübſchen Schloſſe an dem Abhange des Berges. Aber weit höher, wie ein Greifenneſt unter Wolken, liegen die Ruinen da und ſtehen die grauen Thürme des alten Schloſſes Hamburg, das ſeit den Türkenkriegen der Zerſtörung der Zeit und ihren Gehülfen, Hagel, Schnee und Regen, übergeben iſt. Wir weideten uns an dieſen Anſichten, bis der Strom ſich plötzlich wandte, um uns einen weit ſchöneren zu zeigen. Wo die Morava in die Donau ſtürzt, heben ſich links die Berge plötzlich ſteil und mächtig empor und ſcheinen ihren Hamburger Brüdern, die jenſeits fern herüber ſchimmerten, gleichſam die Stirn bieten zu wollen. Hier prangt grade über dem Einfluß des Flüßchens in den Strom ein einzelner Fels wie ein ſtumpfer Kegel abgeplättet, worauf ein ſtolzer Thurm und ein Schloß thronet, das mit ſeinen Mauern über einen ſchmalen Rücken nach Oſten fortläuft und unter ſich das kleine Städtchen oder den Flecken Theben hat. Berge laufen mit grünen Waldhäuptern und tiefern Weinbergen bis in die Wolken und begleiten den Schiffer links bis nach Presburg bald näher, bald ferner. Es iſt, als berühre einem eine Zauberruthe, ſo magiſch fühlt man ſich bey dem wunderſchönen Anblick bewegt. Im Weſten iſt eine weite hügligte Ebne und das Schloß Schamſes in der Ferne, im Norden die Gebirgkette mit dem ſchönen Alterthume und die Morava fließt unter ihrem Fuße zürnend und ſtrudelnd mit den mächtigen Waſſern der Donau zuſammen; rechts hat man die Hamburger Berge und vor ſich die breite Fläche des Stroms, der immer ſtolzer und majeſtätiſcher mit ſeinen tauſend Wellen fortbrauſt. So ging es fröhlich und wohlgemuth weiter, bis die Berge rechts ſich in Ebenen endigten, die am Strome hie und da Inſeln werden. Wir waren halb acht Uhr in Presburg.

Hier ging es vom Schiffe raſch auf den grünen Baum zu, an den wir gewieſen waren, aber er hatte für uns nicht Dach noch Schatten; ſondern alle ſeine Plätze waren beſeſſen. Die Traube hatten wir verſchmäht, nun blieb uns alſo die Sonne nur noch in der Nähe. Wir fanden dort, was wir ſuchten, beſtellten uns ein Abendeſſen und machten ſogleich einen Ausflug auf die ſchöne Promenade. Dort war ein wahres Bienengeſumm im Abendſchimmer und die Menge der feinen Mägdlein lächelte uns Fremdlinge mit gar freundlichen Augen an, mögten es noch wohl mit freundlichern gethan haben, wenn nicht ein Feldpater mit uns ſpaziert wäre, der in unſerm Hauſe logirte und, wie es ſchien, mit uns zutraulich werden wollte. Dieſer war öffentlich wenigſtens die Krähe für die Tauben; denn ſonſt haben dieſe Krähen auch ihre Vögel, die nicht vor ihnen aufſliegen. Von hier beſuchten wir noch das prächtige Kaffehaus an der Promenade, wo wir uns ein halbes Stündchen in bunter Geſellſchaft herumtrieben, und dann ging es wieder heim. Wir fanden nach der Fülle und Ueppigkeit des Landes gedeckt und tranken zuerſt den Wein aus Melonen. Die Geſellſchaft war mannigfaltig, Appetit und Laune ſchön, und die Tafel würde noch luſtiger geweſen ſeyn, wenn mehrere der Geſellſchaft nicht, auf abendliche Experimente gefaßt, geeilt hätten, das

Eſſen auf das ſchnellſte zu endigen; auch ich wollte, wenn nicht den Experimentator, doch den Anſchauer und allenfalls den Schützer der Experimentatoren machen und beſchloß mitzugehen. Auf dem Rückwege nemlich von der Promenade erzählte uns einer unſrer heutigen Schiffsgenoſſen, ein liebenswürdiger junger Unger, der mit uns in den Strahlen der Sonne wohnte, der Pater habe ſich bey ihm erkundigt, wo es ein gutes Inſtitut öffentlicher Freude gebe, und er habe ihm verſprechen müſſen, ihn zu einem zu führen. Dies war dem größten Theil der Geſellſchaft ein herrlicher Scherz, und es ward einmüthig beſchloſſen mitzugehen und den geiſtlichen Herrn agiren zu ſehen. So griff ſich nicht bloß der Schwarzrock an, ſchnell mit ſeiner Kehle und ſeinem Magen Abrechnung zu halten, ſondern auch die Andern thaten es ihm nach. Gegen 10 Uhr war alles auf den Beinen. Ich und M. aber hatten uns verſpätet, oder vielmehr die andern hatten uns im Eifer vergeſſen, wir konnten ſie nirgends finden, weder im Hauſe noch auf den Gaſſen; kein Schreyen und Rufen konnte uns auch zu ihnen helfen. So ſteuerten wir alſo auf gut Glück ihnen nach und zwar dem Schloßberge zu, weil der Unger uns geſagt hatte, das erſte Seminarium des Teufels liege hart an den Pforten des geiſtlichen Seminarii, weil der Teufel ſich immer, wo ſeinem Reiche Gefahr drohet, Ableger und Ableiter zu machen ſucht. Indeſſen konnten wir lange das Ziel nicht treffen, weil wir ein unehrliches Ding mit verſchämten Umſchweifen der Fragen zu erforſchen ſuchten. Man verſtand uns nicht oder wollte uns nicht verſtehen und wir mußten ſchon zuletzt mit den nackteſten Fragen heraus, wo uns ſogleich Buben und Mädchen lächelnd Kunde gaben und wir ſicher in den Hafen der Venus marina einliefen; denn dieſen Namen kann die Göttin wohl haben, wo ſie ſo viele Geſcheiterte und Zerſchmetterte macht. Die Geſellſchaft fanden wir hier, aber was ſonſt? Eine ſcheußliche Gemeinheit, die dem erſten V.

einer der erſten Städte Ungerns wenig Ehre machte. Man glaubt vielleicht, daß es dieſe den Sitten machte; denn wenn das Erſte noch ſo niedrig und ſo unkultivirt iſt für die raffinirende Luſt und Ueppigkeit, ſo werden die untern Sitze der Schande deſto weniger häufig und gefährlich ſeyn. Aber dies war, wenn man es gleich zuerſt glauben mußte, doch nicht wahr. Wir lernten davon nachher mehr und es ergab ſich bloß, daß hier die größte Liederlichkeit mit der größten Barbarey gepaart ſey, ein Phänomen noch ſcheußlicher, als wenn das Laſter ſich noch mit dem Schein der Schaam und der Decenz behängt. Deſto fataler war es uns, daß einige der Geſellſchaft, die uns lieb geworden waren, ſich von der Nacht und dem Mondſchein des Himmels und der Wohlluſt, worin der Teufel in ſeinem Halblichte heckt, hatten fangen laſſen. Uebrigens traten wir mit gehöriger Freyheit ein, machten ſogleich die alten Bekannten vom Hauſe, maßen das große Zimmer einige Male in der Länge und Breite und miſchten uns dann mit Worten und Mienen in die Unterhaltung, ſo ſehr ſich dies nur mit einiger Sicherheit thun ließ. Freundlich und zuvorkommend empfing uns die ſaubere Glucke der lockelnden und lockenden Hühner, eine wahre dickleibige Quickly mit ein paar vollen roſig gefärbten Pausbacken und einer dicken Kupfernaſe, an deren Seiten zwey kleine graue Schweinsaugen mit ſchweiniſchunverſchämter Freundlichkeit flimmerten, ſogar mit dem Quicklyſchen Schlüſſelbunde am Hintern. Ihr Leben war das geſchäftigſte. Sie ſtand an einem Kaminfeuer, wodurch ſie den Inkarnat ihrer Wangen noch erhöhte und quirlte Chokolate und blies die Kohlen der Theetöpfe an. Denn etwas muß hier jeder genießen — dies iſt die Obſervanz des Orts — und ſo ſein entrée bezahlen. Deswegen bezahlten wir auch die Portion Chokolade und Thee bey'm Schluß des unlieblichen Luſtſpiels mit einem Gulden öſterreichiſch. Wir ſahen uns zuerſt nach dem geiſtlichen Herrn um, hüteten uns aber wohl, ihm durch Zudringlichkeiten und Zeichen der Bekanntſchaft in dieſer ſeiner leiblichen Verpuppung beſchwerlich zu werden. An einem kleinen Tiſche ſaß er, 2 Bouteillen Bier vor ſeinem feurigen Moſesangeſichte und ein kleines Kirchenlämmlein an ſeinen Knieen, mit dem er mit Geſten und Mienen in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen war. Ich weiß nicht, ob es wegen einer geiſtlichen Demuth und Zerknirſchung war, oder ob der Zufall, oder gar die Laune der Dirnen es ſo gewollt hatte, genug er hatte das kleinſte und häßlichſte Schäfchen aus dem Stalle an ſeiner Krippe, und ſaß mit einem merkwürdigen Ernſt und einer Würde da, die von der übrigen Geſellſchaft gar keine Notiz nahm, übrigens mit ſeinem vollen geiſtlichen Kleide angethan, wie er es im Schiffe und im Gaſthauſe trug. Ich frage, wie iſt dies möglich in einer Geſellſchaft, worin ihn ſo viele kannten? ich frage, wie iſt das andre möglich, daß die Geſellſchaft ſeinem Erſcheinen und Treiben ohne Verwunderung zuſah? Sind ſie das von den geiſtlichen Herren gewohnt? Dieſe Frage ſoll nicht malitiös ſeyn; aber ich kann es nicht erklären. Eben ſo wenig ſchien man es zu merken, als er ſeinen feinen Schatz in die engere Beichte nahm und aus der Verſammlung der Sünder und Schlemmer entführte. Dies thaten indeſſen auch andere und es ging im Strudel und Gewimmel überall toll und bunt genug her. Merkwürdig iſt es, wie ruhig, wie ächt ſultaniſch orientaliſch die anweſenden Ungern dies Werk trieben, und wie unbekümmert und ungereizt die Unbeſchäftigten auf dem hinten hinausgehenden Balkon ſaßen und auf den geſtirnten Himmel und die Stadt unten ſchauten, ihren Rauch aus den Pfeifen blieſen und ihr Naß ſchlürften, als ſey dies ein gewöhnliches Menſchenleben. Alle, die von der teutſchen Zunge zugegen waren, trieben ſich wenigſtens unruhiger und unſtäter herum, wenn ſie gleich nicht in Circens Park verlockt wurden. Es ward den meiſten von uns hier doch bald zu arg, und wir grüßten die goldne Dirne — ſo war die Ueberſchrift dieſer kleinen Teufelei — auf immer und waren um halb zwölf im Bette, wo noch eine Weile chriſtliche und unchriſtliche Geſpräche gehalten wurden über feines und grobes Gefühl, über Weiber und Eheſtand und wer weiß, über wie viele Dinge? die für heute billig hätten unberührt bleiben ſollen.

Heute den 18ten Auguſt waren wir recht frühe auf. Wir wollten nemlich dieſen Tag der Freude recht genießen, die Stadt und ihre Zierlichkeiten beſehen und ihre etwa geöffneten Luſtbarkeiten mitnehmen, die Gegend umher beſchauen, vor allen aber die jenſeits liegenden ſchönen Haine, Inſelchen und Dörfchen näher beſehen und ein leichtes Anwehen vom ungriſchen Dorfleben erhalten. Nachdem wir auf dem Kaffehauſe ein Frühſtück von Kaffe, Chokolate, Weintrauben und getrockneten Früchten eingenommen hatten, beſahen wir des Grafen Bathiany ſchwimmende Arche auf der Donau. Es iſt dies ein prächtiges Stück Arbeit, das mehrere Zwecke mit einander verbinden ſoll und deswegen vielleicht an ſeiner Schwimm- und Segelfertigkeit auf dem Strome verliert; indeſſen darüber ließ ſich damals noch nicht urtheilen, weil die letzte Hand daran noch nicht alles vollendet hatte, was zum Gebrauche und zur Zier gehört. Es iſt nemlich dieſe Arche ein groſſes Schiff von 60 Fuß Länge und 30 Breite und zu den verſchiedenen Zwecken eines Transport- Lade- und Luſtſchiffes eingerichtet, denn zu allem dieſen iſt der Plan entworfen und theils ſchon ausgeführt. Die Badezimmer im Grunde, worin man nach Belieben heißes und kaltes Waſſer pumpen kann, wieviel und wenn man will, laſſen alles, was ich in der Art geſehen habe, an Eleganz und Nettigkeit weit hinter ſich. Die Säle und Zimmer oben ſind zu Ball- und Tafelzimmern, zu Schlafkammern und Spielzimmern ſo prachtvoll und geſchmackvoll und zugleich an Tapezierungen, Gemählden, Möbeln ꝛc. ſo verſchwenderiſch eingerichtet, daß nur ein reicher ungriſcher Magnat dergleichen ausführen kann. Wenn es fertig iſt, muß es eine Aehnlichkeit mit den Schiffen mit goldnen Wimpeln und Maſten und vergoldeten Rudern erhalten, worauf die Schwelger Antonius und Kleopatra die üppigen geſtirnten Nächte durch den Nil befuhren und in Begleitung von Saitenſpiel und Geſang ihre Orgien feyerten.

Von dieſer Arche, die aber nicht beſtimmt iſt, ſich mit dem Vieh und den Beſtien zu beladen, gingen wir zur fliegenden Brücke, die den ganzen Tag von einem Ufer zum andern in Bewegung iſt, und ſtoſſen jenſeits hinüber zu der ſchönen Au, einer waldigen Donauinſel, wo ſich die presburger Welt nach wieneriſcher Praterweiſe erluſtigt. Es giebt hier immer ganz feine Promenaden, die durch die Gewäſſer und Arme der Donau und durch ſeinen blauen Spiegel ſelbſt mit den hohen Erlen und Ulmen ſehr anmuthig werden: auch kleine Reſtaurationshäuschen, Kegelbahnen und andre Siebenſachen findet man, Stern- und Kreuzgänge und wie man es ſonſt nennt; doch mögen die Presburger übel thun, dies Weſen mit dem Prater zu vergleichen, der mehr Anmuth und tauſendmal mehr Gewühl alle Tage hat. Doch gehen auch durch dieſe Inſel zwey Straßen, die eine nach Wien, die andre nach Ofen. Von Haſen, Schnepfen und anderm Geflügel wimmelte es. An Jagdfreunden ſoll überall mit Ungern kein Land Europens zu vergleichen ſeyn; deswegen hat auch kein Volk leicht ſo viele treffliche Schützen, als die Ungern. Von hier gingen wir über den Wiener Weg und die große Brücke nach der Milchau, einer zweyten kleinen Inſel, wo ein anmuthiges, doch unanſehnliches Dorf ſteht, um welches herum auf den reichen Wieſen unendliche Heerden von Rindern und Pferden graſeten. Wir gingen an ein niedriges Häuschen, mit Stroh gedeckt. Eine alte freundliche Baucis ſaß mit der Spindel unter einer Rebenlaube, deren üppige Trauben ihr in dem grauen Haare hingen, zwey freundliche Kindlein ſpielten mit Kürbiſſen und Melonen; die gelben Leimwände verdeckten Reben und Pfirſiche, die ihre Früchte in die offnen Fenſter beugten. Die Alte nöthigte uns freundlich einzugehen; wir ließen uns Milch geben, ſie weigerte ſich lange, etwas dafür zu nehmen. Wir tranken ſie im Garten unter den hängenden Trauben einer Rebenlaube. Die Sonne ſchien hell, die gewaltigen Bäume umher mit ihrem üppigen Laube ſtanden ſo ſtill und feſt und patriarchaliſch da. Wir fühlten recht das ſüße Stillleben der Frömmigkeit und Genügſamkeit, das einem reinen Herzen in ſo einer Hütte und ſolchem Gärtchen möglich wäre; die freundliche Alte, die ſich neben uns in die Sonne ſetzte, die ſpielenden Kinder, die ſtillen Bäume und Heerden, das ferne Brauſen des Stroms — o wir ſprachen wehmüthig zuletzt, wie uns nach 30 Jahren ums Herz ſeyn würde bey der Erinnerung an dieſen ſüßen Sitz und dieſes Jugendleben, wann jeder daheim auf ſeinen nördlicheren Fluren und Ufern wieder wohnte, wo keine Trauben hängen und keines Winzers Stimme ſchallt. O Südland! o ſüdlicher Himmel! warum biſt Du nicht allen beſchieden?

Nach langem Sitzen in dieſem kleinen Paradieſe voll Unſchuld, wo auch keine Spur der Schlangenumwickelung erſchien, tummelten wir uns noch ein fröhliches Stündchen auf den Wieſen und in den Büſchen und ſchwammen gegen Mittag wieder nach der Stadt hinüber. Auf dem fliegenden Schiffe fanden ſich ein paar franzöſiſche Geiſtliche mit lateiniſcher und franzöſiſcher Zunge zu uns, logen uns viel von ihren Abentheuern vor und veranlaßten, daß wir auf Erkundigung erfuhren, auch im Ungerlande ſey ihrer eine zu große Menge. Bey'm Mittagseſſen lernten wir zuerſt die ganze ungriſche Fülle und Frohherzigkeit kennen; denn zuletzt wich der Ernſt den Weinen, und mit Sang und Klang ſtanden wir vom Tiſche auf und gingen den Nachmittag die Schönheiten der Stadt zu beſehen und oben vom Schloſſe die herrliche Gegend umher zu entdekken. Wir ſahen den alten Stephan in Wien aus weiter Ferne, wie wir einmal von ihm ſchon das ſchimmernde Presburg in Wolken wie unter uns geſehen hatten.

Nach dieſen Anſtrengungen der Beine und der Augen für das Lernen und Wiſſen ſollte der Reſt des Tages dem Spielen und Genießen geweiht werden. Wir wanderten zuerſt ins Kaffehaus und bewunderten in dem ſchönen Redutenſaal manch ſchneeweißes Weibergeſicht und manchen ſtattlichen Minerven- und Dianenwuchs, ein Vorzug, der ſich an wenigen europäiſchen Leibern ſo ausgezeichnet findet, als an den ungriſchen. Von hier ging es zum Schauſpiele und zwar zu dem intereſſanteſten, zum Sommertheater, das jezt allein ſeine Frequenz behauptet, denn das wegen ſeiner Mittelmäßigkeit für das Gähnen eingerichtete ordentliche Schauſpiel iſt für den Sommer geſchloſſen. Dies Sommertheater iſt ein feines bretternes Haus mit Gallerie, Parterre und Nobelparterre, wo die Angeſehenen im Volke und auch Miſtriß Quickly mit ihren Mädchen ſaßen. Sie erkannten ſogleich die geſtrigen Vögel und winkten und grüßten freundlich; aber wie verändert troz Schminke und Zierrathen von geſtern! daß ſolche Geſchöpfe es doch wagen, ans Tageslicht zu kommen. Auch wir wollten heute keine Plebejer ſeyn, und wagten jeder unſre 10 Kreuzer ans Nobelparterre. Dieſes Theater iſt von 5 bis 10 Uhr Abends offen. Jeder ſieht für ſein Geld die 3 Akte durch, welche das Stück hat, gleichviel in welchem er zuerſt eintritt. Bey jedem Akt wird neu pränumerirt, doch ſind Gallerie und Nobelparterre von dieſem entehrenden Umgehen durch ihre Billets befreit, deren ſie bey jedem Akt eines abgeben. Das Orcheſter beſtand aus einigen lahmen Pfeifen, einer Trommel und einer elenden Pauke. Das Stück war betitelt: Kasperles Erbſchaft, und hatte alle möglichen Requiſite des heurigen Lieblingsgeſchmacks, Ritter, Knappen, edle Jungfrauen, Zauberer, Rieſen, Geſpenſter, blutige Mordthaten und was in eine hölliſch-elegiſche Tragikomödie gehört. Der Kaſperle ſpielte gut, vielleicht hatte er ſeine Lehrjahre in Wien gemacht, oder doch dem marinelliſchen Kaſperle was abgeguckt und abgelauert; von den Weibern war die eine wunderſchön und offenbar zu gut für dieſe Truppe, aber ſie und die übrigen ſpielten abſcheulich, und auch die Ritter waren elende ſtolpernde und buchſtabirende Geſellen; Doch dünkte ſich der eine, ein wahrer Eduard der Dritte mit langen Beinen, kein gemeines Thier und thät ſo hochmögend und mächtig einherſchreiten, als habe er wenigſtens ein Wiener Nationaltheaterpublikum vor ſich; ſo ehrte er doch ſich und ſeine zehnkreuzerigen Nobelparterriſten durch ſeinen hohen Ernſt im Narrenſpiel. Es iſt doch ein Spaß, zu ſehen, wie jeder Menſch glaubt, er ſtelle was vor, und wie ſelbſt eine Kaſperliade ihre Helden und Lieblinge hat! Mich freute dieſer Ritter mit ſeinen kleinen Worten und groſſen Schritten und Tönen mehr, als ein mittelmäßiger Spieler, der von allen ein elendes Gemiſch hat; und wer ſollte vollends einen Kaſperle nicht lieb haben, wenn man ſieht, welche Macht er hat, Stirnen zu entrunzeln und Lippen mit Lächeln zu umziehen? Auch hier war Amors gemeiner Taubenſchlag der Feldflüchter offen, und es flog immer ab und zu, beſonders als die Dämmerung und die leuchtenden Sterne zu Morpheus und Lucifers Ruheſtunden einzuladen anfingen. Wir hielten hier ſo lange nicht aus, ſondern gingen nach anderthalb Akten, doch oft ins Gewimmel zurückkehrend, unter die Menſchenkinder auf der Promenade und an der Donau, wo der Wind ſeinen Staub, wie die Neugier die Menſchenangeſichter, umhertrieb. Zufällig trafen wir hier den Doktor Lübeck, einen Bekannten aus Wien, hier ſchon ſeit einigen Monaten etablirt, den wir in ſeinem Hauſe vergebens geſucht hatten. Er lud uns mit ſich ein zum Adler, dort zu Abend zu eſſen und des rechten ungriſchen Weines zu koſten. Wir

ließen

ließen die Zeit und das Leben ſliegen, und die Mitternacht erinnerte uns erſt, daß wir morgen früh abſchiffen wollten. Auf dem Heimwege zur Sonne lockte uns Muſik und Saitenſpiel, einem ungriſchen Hochzeittanze zuzuſehen. Endlich aber, als uns Mienen und Winke ſagten, daß es den Gäſten unangenehm ſey, von ungebetenen Vögeln einen ſchon occupirten Platz einnehmen zu ſehen, entfernten wir uns und ſanken, theils des ſüßen Weins voll, und alle wenigſtens von ſeinem Feuer und den Sternen der Nacht begeiſtert, mit ſüßen Träumen und Flüſtern in die Arme des Schlafes.

Schon um 5 Uhr mußten wir den Morgen des 19ten Auguſts wieder heraus, welches einigen, die jetzt eben ſo düſteräugig und kopfhängeriſch, als geſtern Nacht tanz- und ſpringluſtig waren, ſehr ſchwer ward. Als ich und M. endlich die übrigen mobil gemacht hatten, ward Kaffe zur Ermunterung getrunken, die Zeche liquidirt und um 6 Uhr vom Lande geſtoßen.

Die Stadt Presburg hat eine der ſchönſten und luſtigſten Lagen von der Welt in einer Gegend, die alles reichlich hervorbringt, was der Menſch zu ſeinen erſten, ja zweyten und dritten Bedürfniſſen nothwendig braucht, an dem großen Donauſtrom, der zum Transport hin und her dient und der Stadt ſo mancherley große Vortheile und Erleichterungen giebt. Sie ſelbſt liegt ſüdweſtlich an dieſem Strom der Länge nach, und läuft nordöſtlich unter einer Kette von hohen Rebenbergen weiter in die Ebene hinein, die ſich unermeßlich in den Oſten hinein dehnt. Die eigentliche Stadt iſt nur klein, aber die Vorſtädte ſind dreymal ſo groß, und da nun doch alles in Eins läuft, ſo kann man es füglich als Eine große Stadt anſehen, wie Linz mit ſeinen Vorſtädten und andre. Die eigentliche Stadt mögte ſich denn nun dadurch doch von den ſogenannten Vorſtädten auszeichnen, daß ſie bey weitem beſſer gebaut iſt und manche hübſche ziegelgedeckte Häuſer hat, da die der Vorſtädte zum Theil nur an den Wänden aus Leimen und mit Schindeln gedeckt ſind. Dies iſt dem Auge traurig und bey Feuersbrünſten gefährlich, die hier gar eine fürchterliche Leichtigkeit finden. Auch brannten etwa 8 Tage nach meiner Abreiſe in der Stadt ſelbſt über 30 Häuſer und eine Menge Ställe, ein Holzmagazin und eine große Bandfabrik ab, ein Schade, den man auf 40000 Fl. geſchätzt hat. Die Häuſer ſind zum Theil gut gebauet, ſelbſt die beſchindelten, und man findet einige ſchöne und grade Straßen, aber im Ganzen kann man die Stadt unmöglich eine ſchöne nennen. Sie liegt zum Theil am Berge und iſt höckerig, ſchief und krumm gebaut und meiſtens elend gepflaſtert, und ihr ganzer nordöſtlicher Raum iſt öd und menſchenleer. Bloß die Seite an der Donau hin iſt munter und luſtig, und da findet man breite Straßen, hübſche Promenaden und feine Häuſer nach Presburger Art. Hier iſt auch der Mittelpunkt alles Lebens und Gewimmels, aller Geſchäfte und Vergnügungen, und weiter hat man nicht zu gehen, um die Einwohner und ihr Treiben und Leben in nuce zu ſehen. Hier ſind die beſten Gaſthäuſer, hier einige große Magazine, hier ſteht eine ſtattliche Kaſerne und ein elegantes Komödien- und Ballhaus; hier iſt die fliegende Brücke, hier kommen und gehen die Donauſchiffe, hier legen die leichten Kähne und Böte mit ihren reichen und wohlfeilen Jahresprodukten an: kurz hier iſt das Leben. Das Schauſpiel- und Ballhaus iſt wirklich recht hübſch und gewinnt durch ſeine angenehme Lage an der Donau noch mehr. Es iſt ein langes und einfaches Gebäude in einem ſimpeln Styl. Die eine Hälfte iſt zu einem artigen Komödienhauſe eingerichtet, die andre beſteht aus einem ſehr feinen Ballſaal oben, mit Erfriſchungszimmern, Küche und andern Nothwendigkeiten, und unten iſt es zu einem äußerſt eleganten Kaffehauſe eingerichtet, wie Wien kein einziges aufzuweiſen hat, mit einem großen Saale, mehreren Seitenzimmern, Billardſtuben, alles mit groſſen Marmortiſchen, Spiegeln, Kronleuchtern auf das ſchimmerndſte verziert. Während des Winters ſind hier wöchentlich beſtimmte Aſſembleen, häufig auch Bälle und Reduten, worauf jeder anſtändige Mann und jede honette Familie abonniren kann, und woran die erſten Männer und die gröſſten Magnaten, die in dieſer Stadt leben, Theil nehmen. Auch iſt das Ganze das Werk einer Aſſociation mehrerer magnatiſchen und reichen Einwohner der Stadt.

Gleich von dieſem Hauſe geht man am nördlichen Ende in eine hübſche Promenade ein, wo auf einem anmuthigen freyen Platze mehrere Gänge von Linden und Kaſtanien angelegt ſind, die des Abends, wie die nahen Ufer der Donau, immer von Spazierenden wimmeln. Gleich am Eingang dieſer Promenade iſt das Schauſpielhaus zweyten Ranges, freylich nur ein ärmliches, aus Einem Stock und mit Schindeln gedeckt: das ſogenannte Sommertheater, deſſen ich vorher ſchon erwähnt habe, wo der Kaſperle ſein Weſen treibt, der immer ſeiner adunanza und einer ſichern Einnahme hier gewiß ſeyn kann. Tiefer in der Stadt ſind noch der Pallaſt des Erzbiſchoffs Primas Bathiany und das Komitathaus ganz anſehnliche, wenn gleich den Perſonen und Verſammlungen nicht ganz angemeſſene Gebäude. Hoch über der Stadt liegt das alte Schloß auf dem Anfang der Berge, die nach Nordoſten in einem Halbzirkel um die Stadt laufen, hart über die Donau hinabdräuend, eine ehrwürdige Erinnerung der Vorzeit, worin manche Könige einſt wohnten, welches aber ſeinem unvermeidlichen Fall ſichtbar entgegen bröckelt. Am öſtlichen Ende hat Maria Thereſia einen Flügel im neuen Styl angebaut, als ſie mit ihrem Prinzen Joſeph hier auf der Flucht lebte in ihren erſten ſchlimmen Zeiten, und die edlen und heroiſchen Ungern von hier ausſchickte, ihre alten Erbſtaaten den Franzoſen, Bayern und Brandenburgern aus den Händen zu reiſſen. Jetzt bewohnen der Kaiſerin Gemächer und alle übrigen alten und neuen junge Geiſtliche, die hier unter mehrern Lehrern ihre Vorbereitung für ihren künftigen Stand erhalten: die ſogenannten Seminariſten des Erzbiſchoffs. Es ſah drinnen wüſt aus, und die jungen Geiſtlichen halten, wie es ſcheint, nicht viel auf Ordnung und Eleganz. Was an Denkmählern, alten Gemählden, Waffenrüſtungen, türkiſchen Trophäen und andern Schnurrigkeiten aus der alten Zeit ſonſt noch hier geweſen iſt, das hat man nach Ofen ins daſige Schloß transportirt, und ſo auch die Presburger dieſes Schatzes beraubt, worüber ſie nicht wenig erbittert ſind. Man hat von dem Schloſſe und ſchon von ſeinen umgebenden Mauern eine herrliche Ausſicht auf die Stadt, das reiche Land umher, den ſtolzen Strom und auf die fernen Berge und Hügel bis in Mähren und bis an die Spitze des alten Stephans in Wien. Die Straße, die zum Schloſſe führt, iſt ſteil, eng und häßlich, und die Töchter der Freude haben hier ihre Schlupfwinkel und ihre nächtlichen Neſter angeklezt. Freilich ſollte der Erzbiſchoff ſie von hier wohl in eine andre Gegend der Stadt deportiren, wenn er ſie auch aus chriſtlicher Barmherzigkeit nicht ganz exiliren will; denn die Bequemlichkeit und alſo auch die Gefahr für ſeine ſchwarzröckigen Zöglinge droben, iſt doch gar zu groß, und wer weiß, ob ſie nicht bey ihren Anſiedelungen dieſe ſogleich ins Auge gefaßt haben.

Ueber die Donau führt eine fliegende Brücke, die alle halbe Stunden hin und her geht. Durch dieſe kömmt man jenſeits in einen luſtigen Park, wo es hübſche Promenaden, gewaltige Bäume, Waſſer, grüne Wieſen und Anger giebt. Auch die Kunſt hat einige Zierlichkeiten angebracht, die aber nicht viel ſagen wollen. Indeſſen hat der Presburger hier doch immer ſeine hübſche Promenade, und an Tagen der Freude ſeine Unterhaltung im Wiener Sinn in den kleinen Häuschen, wo er Erfriſchungen, ein Kegelſpiel, ſein Pfeifchen, zuweilen auch einen luſtigen Tanz und Muſik haben kann. Weiter ins Gebüſch hinein gehend hat man eine luſtige Wildniß, die von Enten und Schnepfen wimmelt. Immer iſt die Straße, die nach Wien, Raab und Peſt führt, mit Wagen und Reitern bedeckt, die auch dem Unterhaltung geben, der nach Menſchen ſucht. Dieſe Chauſſee hat eine große ſteinerne Brücke über einem Waſſer, das dieſen erſten Theil zu einer Inſel macht und von einer zweyten Abtheilung ſcheidet, welche den Namen Milchau, oder Milchinſel führt. Dieſe letzte iſt in einem ganz andern Styl und erfreut deſto mehr, wenn man die Luſt der erſten genoſſen hat. Ich habe oben ſchon eine Schilderung von dieſer freundlichen Milchinſel gegeben. Sie würde meine tägliche Geſellſchafterin jenſeit des Stroms ſeyn, wenn ich in Presburg lebte, denn ſie iſt von der Donau nur eine Viertelſtunde entfernt. Bloß an den Waſſern und an dem Donauarme hat dieſe Inſel Büſche und Bäume; das Uebrige ſind große Wieſen des üppigſten Grüns, mit Heerden von Rindern und Pferden bedeckt. Ein Paar niedliche Dörfchen mit Strohdächern und mit Wein- und Obſtgärten, immer Sommer und Winter Milch und Butter zu haben, die Bäume, die Laſt ihrer Pflaumen und Aprikoſen zur Erde neigend, die Melonen unter dem hohen Mais in luſtigen Reihen mit ihrem grüngeſprenkelten Golde liegend, die ſchattigen Lauben mit den wohllüſtigen Traubenbüſcheln — o die Erde hat noch Paradieſe genug auch ohne alles Ideal, wenn es nur mehr fromme Herzen gäbe, ſie zu bewohnen.

Presburg iſt eigentlich die Hauptſtadt Ungerns, aber Ofen und Peſt haben ihr ſchon immer den Rang ſtreitig gemacht; und da in Ofen der Palatinus reſidirt, da eben daſelbſt der Sitz der höchſten Gerichte und der meiſten Kollegien iſt, ſo kann Presburg jetzt kaum ſo angeſehen werden. Man ſieht hier auch wenige Magnaten und Adel; doch iſt es Sommer, und im Winter ſoll es weit munterer hergehen mit Bällen, Reduten, Schauſpielen und andern

Luſtbarkeiten. Da dieſe Stadt ſo nahe an Teutſchland liegt, und mit Wien und andern Orten den nächſten und erſten Verkehr und einen ſo engen Zuſammenhang hat, ſo iſt faſt alles germaniſirt, und ſelbſt in der Tracht ſieht man nicht viel Ungriſches. Die meiſten Ungern ſprechen teutſch, und der gemeine Mann verſteht es ſogar gewöhnlich. Viele Einwohner dieſer Gegenden weſtlich von der Donau ſind auch im eigentlichen Sinn teutſchen Urſprungs, von jenen Koloniſten abſtammend, die im Mittelalter von ungriſchen Königen, die ihr aſiatiſches Volk europäiſiren und humaniſiren wollten, ins Land gerufen und denen Städte und Dörfer zur Bevölkerung und zum Anbau eingegeben wurden. Ihr Sommer- und Wintertheater, ihre Lektüre und ſelbſt ihre Buchhandlungen ſind faſt ausſchließend teutſch, und ich habe es ſelbſt von gebohrenen Ungern gehört, daß es ihnen zum Theil ſchwer wird, ihre Mutterſprache geläufig zu ſprechen, ſo fremd hat die lange Gewohnheit ſie ihnen gemacht. Auch ſind die Ungern hier nicht ſo ernſt und geſchloſſen, wie ſie es ſonſt gegen Fremde und Einheimiſche ſind, welches nicht aus Plumpheit und Ungefälligkeit, ſondern aus ihrem Karakter entſpringt; ſondern ſie ſind zuvorkommend freundlich und dienſtfertig trotz einem gutherzigen Wiener, und laſſen ſich ſogleich mit einem Fremden in Geſpräch und Unterhaltung ein. Auf den Kaffehäuſern, Billards, Promenaden hört man faſt nichts als teutſch ſprechen. Nur der entferntere Bauer, der in der Stadt ſelten etwas zu thun hat, ſpricht lieber in den geläufigeren und ſüßeren Tönen ſeiner Väter, auch wenn er ganz gut teutſch verſteht. Uebrigens iſt der Ort im Ganzen doch todt und nach ſeiner Größe nicht bevölkert, und das Salz der Erde, Induſtrie und freye Thätigkeit, Manufakturen und Fabriken fehlen noch gar zu ſehr, und können freylich bey der jetzigen Lage des Landes und der Nation ſchwerlich empor kommen. Alle erſten Naturprodukte, Früchte, Wein ſind unbeſchreiblich wohlfeil und ganz vorzüglich, und man bereitet die Speiſen hier durchgehends ſchon beſſer, als in Wien. Doch davon weiter unten bey dem Wort Ofen und Peſt. Deſto ſchlimmer ſteht es um die Seelenſpeiſe, und man ſucht hier ächtes Litteraturleben vergebens, welches ohne Freyheit nirgends iſt. Schon in Wien wird vielem guten teutſchen Witz und ächter Vernunft der Weg geſperrt; noch weniger kann hieher etwas durchdringen. Romane und andres unbedeutendes Papier, wie es die Meſſen für die ſchwachen und verdorbenen Magen in Menge liefern, und wie es die ſpioniſche Wiener Cenſur allein durchläßt, ſind hier das, was die Buchhändler am meiſten abſetzen, und was mit dem Sommertheater und ſeinem Kaſperle den Geſchmack beſſern und die Sitten veredlen und verfeinern ſoll; und in dieſer Rückſicht lieben die Ungern und Ungerinnen das Leſen ſo ſehr, als eine Stadt in Teutſchland und ihre Bürgertöchter, Friſöre und Lakaien ſtehen darin den unſrigen im geringſten nicht nach.

Alſo früh mußten wir heute, den 19ten Auguſt, heraus und dem freundlichen Presburg auf immer Lebewohl ſagen. Aber alles war noch müde und verdroſſen, und der Morgen kalt, und ſo dauerte es lange, ehe Leben und Luſt unter die Menſchen kam. Ich ließ endlich gegen 8 Uhr die Frühſtücksglocke mit Gläſern und Flaſchen klingen, und dies wirkte. Wir hatten uns nemlich in Wien ordentlich für die Reiſe ausgerüſtet, was jeder thun muß, der auf ſo einem Schiffe fährt, weil des Mittags nie angelegt wird, man des Abends in den unvorbereiteten Wirthshäuſern oft ſchmal abgeſpeiſt wird, und des Morgens gewöhnlich ſo früh heraus muß, daß man noch keinen Frühſtücksappetit haben kann. Wir hatten uns alſo für die Reiſe nach Ofen mit Schinken, Zungen, italiſchen Würſten, Käſe, Wein und Bier reichlich verſorgt. Durch dieſe Circeiſchen Zauberklänge ſiegte meine Erfindſamkeit endlich über Schlaf und Verdroſſenheit meiner Geſellen, und ich brachte ſoviel Sthenie hinein, daß ſie ſich den ganzen Tag wacker hielten. Wir ſpielten, ſcherzten und ſchwatzten auf dem Verdecke bis um die Mittagsſtunde, wo uns die Hitze wegtrieb. Es war drinnen leidlich, und nicht ſo vollgepfropft. Wir hatten nur den ſchlechteſten Pöbel, einige Geiſtliche und den beſchwerlichen Wiener Narren verloren. Doch konnte ich es drinnen wegen der Beklommenheit und des jüdiſchen Hintertheils nicht lange aushalten. Dieſe machten auch häufige Muſik mit Dudelſäcken und Cymbeln und ſangen dazu; aber ſoſehr dieſe plärrenden Intonirungen uns anfangs ergötzten, ſo ward uns das Ding doch zuletzt herzlich zum Ekel. Ich fand hier beſtätigt, was ich ſonſt nicht leicht geglaubt hatte, daß eine nachgemachte ſogenannte Judenſchule bey weitem dieſem Geblöck nicht gleich kommen kann, das in den fremdartigſten Tönen zuſammenklang. Dieſe Wuth des Geſanges dauerte mit kleinen Intermiſſionen ſtundenlang fort. Wie die übrige Geſellſchaft ſich unter und mit uns beluſtigte und langweilte, das wird nach und nach auftreten.

Unſre Fahrt ging langſam im weiten Strombette durch eine flache Gegend, und wand ſich um angenehme Donauinſeln fort, worauf und auf den Wieſen des Ufers die ſchönſten Heerden weideten. Selten begegneten wir einem Zuge von Pferden, der Schiffe ſchleppte, öfter kleinen Kähnen und Böten, die von einer Seite zur andern fuhren. So ging es bis gegen Raab über, deſſen Thürme man uns in der Ferne zeigte. Die Dörfer am Ufer hatten meiſt ein heitres Anſehen wegen der weißbekalkten Wände, obgleich die Dächer zerriſſen und die Häuſer ſelbſt ſehr klein ſind, ſo wie die Scheunen und Ställe. Wir ſahen noch viel Korn im Felde liegen, und das Eingeärndtete meiſtens in runden und länglichten Haufen zwiſchen den Wohnungen ſtehen. Gegen Abend ward das Wetter angenehm, friſch und die Gegend rechts etwas erhabener mit ſandigen Hügeln, die uns nach der langen Ebne und den grünen

Waldinſeln ſehr freuten. So ſchwammen wir das luſtige Göny vorbey, das am rechten Ufer mit freundlichen Wohnungen liegt, und hatten links ein luſtiges Blachfeld mit Korn. Die Dunkelheit trat ein, und um 10 Uhr legten wir am linken Ufer an bey einem Dorfe Komorrn gegenüber, und eilten ins Wirthshaus, das wir lange nicht finden konnten. Als wir ankamen, fanden wir von einigen unſrer Geſellſchaft alle Zimmer beſetzt, und zwar gerade von denen, die uns am widerlichſten waren. Auch an Eſſen war nichts Rechtes zu haben; eine Tanzgeſellſchaft nemlich hatte alles in Beſchlag genommen. So ſehr uns dieſe aber an unſrer empfindlichen Seite angegriffen hatte, ſo machte ſie es doch durch das Vergnügen gut, das ſie uns machte, und das uns Eine Stunde hier alle Fatalitäten und Kalamitäten dieſes Abends vergeſſen ließ. Es war nemlich Bauerball, wozu ein halb Dutzend Zigeuner eine gellende Muſik anſtimmten, indem einige von ihnen zu Zeiten auch einen ihrer Tänze zum Beſten gaben. Der ungriſche Bauerntanz hat durchaus etwas ausgezeichnet Nationales, man mögte ſagen etwas Orientaliſches. In langſamen Schritten ſchreiten die Paare auf den Zehenſpitzen vorwärts, indem die Weiber die Bewegung mit doppelter Schnelligkeit in mehrern kurz umgedreheten Wirbeln machen. Bey dem gemeinſchaftlichen Halt folgen mehrere Sprünge hinter einander hoch in die Luft, und bey den entrechats dieſer ſowohl, als bey dem langſamen Schreiten werden von den Männern die Sporen klirrend zuſammengeſchlagen, und die Weiber mit ihren langen fliegenden Locken ſchlagen auf die klingenden Bleche ihrer Brüſte. Man muß dieſen Tanz ſehen, um davon entzückt zu werden. Der tiefſte Ernſt der Mienen, und die feſteſte Haltung der Leiber, die Gewandheit in den ſchweren Stiefeln und Sporen — denn dies iſt der Tanzornat, und ohne Sporen tanzt nicht leicht ein Unger — der bewundernswürdige Takt und die Einheit des Sporenklirrens, alles für uns ein ganz neuer Reitz, die nur an die ſeichten Aeffereyen und Tändeleyen unſrer Narrenſprünge gewöhnt ſind. Ganz anders war der Karakter des Zigeunertanzes, den einige der Spieler mit ihren Weibſen durchführten, ein wahrer Wildentanz im ſchnellſten Takt mit fortlaufenden Wirbeln der Paare, und mit ſchnellen Verſchlingungen und Entkettungen und den ungeheuerſten Sprüngen und Leibesverſchrenkungen; auch hierin war des gelben Völkchens Karakter wunderbar ausgedrückt. So verloren wir unter dieſen Luſtigen ein fröhliches Ständchen, und beſchloſſen dann, wenn es anginge, uns nach Komorn überſetzen zu laſſen, und in einem guten Gaſthauſe Atzung und Betten zu ſuchen. Aber wir hörten im Schiffe, morgen gehe es mit Tagesanbruch weiter, und mußten uns alſo nur auf das Schiffslager ſchicken, und zum Abendbrod ein Stück aus der Fauſt eſſen. Dann bettete ſich jeder, wie und wo er konnte und wollte. Doch nun einmal zu den Genoſſen unſrer Fahrt und den Hauptperſonen der Geſchichte, denn mit dem Schlaf will es doch nicht recht fort, und ich kann alſo erzählen.

Es gab zuerſt einen zahlreichen plebs, Handwerker, Soldaten, Huſaren, meiſtens ein guter ehrlicher Schlag, die bald aller Freunde wurden. Dieſe waren mit den Schiffsleuten um die Ruder geſchäftig, und gaben für dieſe Arbeit keine Ueberfahrt; denn bey dem breiten Strom und den flachen Ufern, da kein rechter Trieb im Waſſer iſt, muß mit den Rudern ſehr geholfen werden. Der Patron des Schiffes fehlte, und ſeine Stelle erſetzte der Oberſteuermann, ein Menſch von einer braven, ernſten Miene und einem herkuliſch ſchönen und gewandten Körperbau, der witzig ſcherzen und die Dummen auch wohl ein wenig prellen konnte, ſonſt dienſtfertig und gefällig. Der zweyte war der Kaſſenmeiſter Leopold, auch ein vir quadratum, und der dritte und für uns der merkwürdigſte Dannerl, (Daniel) ein gar gutherziger und immer fröhlicher Bube. Mit ihm hatten wir am meiſten Verkehr, denn er hatte die Schenke und mußte uns bey der Tonne und bey andern Gelegenheiten fleißig die Hand bieten. Die andern Schiffleute waren Taubſtumme und ſollen hier alſo auch ſo vorüber gehen. — Der folgende Spieler iſt ein Adept oder Polyhiſtor, oder was man ſonſt aus ihm machen will, ein Menſch, der an ſich und ſeinem Maulwerke zum Götzendiener geworden war, und Weisheit wie gebratene Knackwürſte aus dem glühenden Tigel ſeines Kehlenſchlundes fallen ließ: ein großer Politiker, des Arzneyweſens nicht unkundig, und im Kriege und Frieden gleich geſattelt, eine Beſchreibung, womit die Alten alle Tugend eines Mannes zuſammen zu faſſen meynten. Wir hatten alle der Reihe nach mit ihm angebunden, oder vielmehr hatte es ſein Vorwitz mit uns. Endlich aber machte er es denn doch ſo arg, daß er allein mit ſeiner kauzigen Weisheit blieb, und ſich niemand beſonders um ihn kümmerte. Wir vertrieben ihn auch noch aus allen guten Poſitionen bey den Weibern und Mädchen, mit welchen er gern zu thun hatte, und ſo ſah er nachher mit Lächeln zu, wenn die Jugend um dies leichte Geflügel herumſummte. Noch war da ein alter Kapitän, eine hochſtämmige Perſon mit ſtarken Geſichtszügen, die durch Blatternarben und ein paar Säbelnarben noch mehr Ausdruck erhielten. Er ließ andre reden und thun, und hummte einige einſylbige Worte dazu: doch war er gegen alle beſcheiden und ordentlich und blieb neutral, weil er ſich mit keinem recht einließ — Folgt ein Pärchen, Wiener des ächteſten Schlags: ſo ein Exemplar mögte ich wohl irgend wohin verſchicken, denn ein wahreres von der gewöhnlichen Klaſſe giebt es vielleicht nicht. Der Herr war ein kleiner behaglicher Dickbauch, mit ſchwarzen ſeidenen Unterkleidern und einem braunen Rock, den er in der Hitze gewöhnlich abgeworfen hatte. Sein Schritt, wie alle ſeine Bewegungen deuteten die äußerſte Bequemlichkeit an. Ein rundes Vollmondsgeſicht ſaß auf dem dicken Halſe, woraus ein paar Augen guckten, die meiſtens halbgeſchloſſen waren. Aller Ausdruck von Lebendigkeit war unter dem Fette von Sattheit und Schlaffheit begraben, und höchſtens blinzelte er mal einige Blicke des Bedaurens auf die übrige Geſellſchaft, als ſey er allein ein glücklicher Menſch, dem die Erde mit ihren Schätzen offen ſtehe. Das Weibchen bey ihm war eine langbeinige freundliche Gans mit langen Geſichtszügen und mit Lippen, die eben ſo oft offen, als geſchloſſen waren. Sie war ungenirt, und lüftete ſich in der Hitze tief unter die Brüſte und legte und ſetzte ſich in den unanſtändigſten Stellungen, doch dies alles ohne Abſicht und Gefahr. Dies feine Paar ſaß meiſtens vorn auf dem Verdeck, und der unbehülfliche Dicke hatte lange zu thun, ehe er die Kiſſen und Decken und Polſter alle herbeyſchleppte, worauf ſie ſich dann lagerte. Dann ging es an ein Herzen und Küſſen, ſo langweilig und widerlich, als die Figuren ſelbſt waren. Zwiſchen dieſem und Eſſen und Trinken ward gewechſelt; denn alle halbe Stunde hatten ſie Kuchen oder gebachene Hendel zwiſchen den Fingern, und die Flaſche ging rund — denn mit einem guten Flaſchenfutter hatten ſie ſich klüglich verſorgt. Nach Speiſe und Trank ſchnarchte der dicke Mann, den Kopf auf dem Schooß ſeines Schatzes. Oft, um das Spektakel zu vollenden, guckten ſie ſich halbe Stunden lang mit gar zärtlichen Augen an, und drückten endlich das Siegel der Zärtlichkeit auf die Plutzerlippen. Wie doch bey widerlichen und dummen Menſchen das Angenehmſte widerlich wird! obgleich das Anſehen der Liebkoſungen andrer nie viel Süßes und Erbauliches hat. Indeſſen auch dieſe waren gut, um den Spaß und die Luſt der Geſellſchaft voll zu machen, und gaben zu manchem muntern Schwank unter uns Anlaß. Wie einem im Leben das Unangenehme immer eher wieder begegnet, als das Angenehme, ſo muſten wir dieſe thörigten Perſönchen in Ofen und Peſt noch verſchiedene Male wiederſehen, wo ſie ſehr geputzt und aufgeziert einherſtolzirten — Ein zweytes Paar, das aber kein Rouſſeauſches Leben der Einſamkeit liebte, und mehr zur Kajütengeſellſchaft gehörte, war ein Siebenbürge Szenda, oder Sonntag, mit ſeiner Frau, zwey geſcheute Leute, die einzigen, mit denen ſich ſcherzen und über alle unſre Perſonen plaudern und urtheilen ließ. Sie reiſen nach Siebenbürgen, und werden von Peſt aus zu Lande weiter gehen. Er hat lange mehrere Länder Europens durchreiſt, ſich zuletzt ſein Weib, eine hübſche Niederländerin, beygelegt, und geht nun ins Vaterland zurück, um auf einigen kleinen Gütern der Ruhe und Liebe zu pflegen. Der arme Schelm hatte das Podagra, und mußte meiſtens drinnen auf ſeinen Kiſſen liegen: doch war er immer munter und humoriſtiſch, und ſcherzte und lachte mit uns über die verſchiedenen Tagesordnungen des Schiffes: ein offenes Menſchenangeſicht ohne Haber und Neid, doch die Strapazen des Lebens ſtark in ſeinen Zügen ausgedrückt. Sie war bey weitem ein intereſſanteres Weib; eine ſchlanke Blonde, wohl gewachſen, mit Augen voll Bedeutſamkeit und Verſtand, denen auch Schelmerey und Anmuth nicht fehlte; ſo gefiel ſie allen, ohne eben ſchön zu ſeyn, durch ihr ungezwungenes und offenes Weſen. Ueber alles ſprach, ſcherzte und lachte ſie wie eine gebohrne Franzöſin, und doch fiel es darum keinem ein, ſie darum weniger zu achten und zu vergeſſen, daß ſie ein verheirathetes Weib ſey. Auch dadurch gewann ſie ſehr, daß ſie trotz der oft ſchrecklichen Beklommenheit und der widerlichen Gerüche im Schiffraum Tag und Naht bey ihrem podagriſchen Mann aushielt. — Noch war vorn im Raum eine Franzöſinn aus Lothringen, die ſich zuweilen mit in die Unterhaltung miſchte, obgleich nicht mit franzöſiſcher Lebendigkeit. Eine alte Jüdin vermehrte ferner die Luſt, ein nettes und fröhliches Mütterchen, das von allen Dingen zu ſchwatzen und zu erzählen wußte, für die Liebhaber Kaffe und Chokolate kochte, von Arzneyen, Kräutern und Salben ſprach mit dem Adepten. Sie hatte ihre künftige Schwiegertochter abgeholt, eine Mähriſche Jüdin, und führte ſie mit nach Ofen. Es war nicht viel daran; doch da ſie eine Braut war, und auf dem Schiffe immer die Braut hieß, ſo ward fleißig mit ihr geſcherzt und gedahlt, woran ſie eben kein Misfallen zu haben ſchien, wahrſcheinlich, weil ſie auf ihrer Perſon Rechnung ſchrieb, was bloß des Scherzes und der Langenweile wegen geſchah. Außer dieſen hatten wir an unſerm Ende noch ein paar ganz unmerkwürdige elegante Juden und einen jungen Abentheurer, der einem Erzgauner gleich ſah, und ſich Monsieur Philippe nannte; wahrſcheinlich auch ein Jude; er war der Ueberall und Nirgends, machte den Geſchäftigen, wo er nicht ſollte, bot ſich uns zuletzt zum Bedienten und Cicerone und in Ofen zum Mäckler für ſehr irdiſche Bedürfniſſe an.

Für heute fing uns, da die Gegend im Ganzen einförmig und die Hitze meiſtens drückend war, die Zeit an lang zu werden, da traf B. zufällig auf ein ſchlafendes Mädchen, das ſeit Wien mit uns geweſen war, aber unſre Aufmerkſamkeit nicht gereizt hatte, ein kleines volles Ding mit mattem Blick und verdroſſener Miene. Sie verwarf aber alle Unterhaltung, und war und blieb beißig und hyänenartig. Dies reizte die Schelme; ſie zupften und zerrten das arme Katerl (ſo hieß Katherine) allenthalben, ſangen und ſagten ihr Süßigkeiten und Schmeicheleyen, die ſie mit eiskalten Worten, mit grimmigen Blicken und Drohungen erwiederte. So war das arme Ding ein anderthalb Stunden der Gegenſtand der Unterhaltung und des Gelächters. Sie flüchtete endlich auf das Verdeck, wohin ſich ihr und dem ſchönen Abend zu Liebe endlich alles begab. Hier ward der Ton verändert, und ſie ward zutraulich gemacht, ſaß zuletzt freundlich auf der Tonne, ließ ſich von ein paar Armen umſchlingen und wiegen, aß unſers Fleiſches und trank unſers Weines, und ſang uns zuletzt eine Litaney auf Maria und Joſeph vor. Darüber geſchah die Landung, die fatale Zurückſchickung mit Proteſt aus der Schenke, und die Verzweiflung des ſüßen Plans, jenſeits in Komorrn zu landen. Jeder mußte ſich nun lagern und betten, wie er's am beſten mogte, auf Kiſten, Kaſten, Koffern, Säcken, zu den Füßen und Häupten, auch wohl in den Armen von andern, wie es der Zufall und Stern und Unſtern eines jeden wollte. Dannerl ſtand am Lichte und trug Bier umher. Beynahe eine Stunde ward geſcherzt und geſchwatzt, und Geſpenſtermährchen und luſtige Schelmereyen wurden nacheinander aufgetiſcht. Dabey war die Hitze der ſchwülen Nacht ſcheußlich und die Ausdünſtungen nicht beſſer; aber man mußte ſchon aushalten. Endlich kam Dannerl, der einigen Paaren draußen auf dem Verdecke gebettet hatte, wieder, und ſagte ſchelmiſch: Ich löſche das Licht aus, ſonſt iſt doch keine Ruhe. Eine Zeitlang war Stille, aber gemach hörte man es nach allen Seiten ſich rühren, und manche tappten in der Dunkelheit, mit den Händen helikoniſche Hügel zu erklimmen, die gar leicht im eigenſten Sinn poetiſche werden konnten. Das Katerl, das unerbittlich feſte Kind, beſonders war für manche eine unruhige Nachbarſchaft. Wer kann die Verwirrung der Nacht beſchreiben? Den Morgen ſah es drinnen aus, wie in einem überfallenen Lager, Menſchen und Dinge waren diſlocirt; jeder ſaß und lag und ſchnarchte auf einer andern Stelle. Die ſchlafloſe Nacht, die ungeſtillten Begierden, die Mücken, die Dämpfe konnten keine feine Geſichter geben. Das arme Katerl ſaß draußen auf dem Verdeck, doch ganz angekleidet; die im Wirthshauſe Platz gefunden hatten, fanden ſich wieder ein, und um 5 Uhr ſtießen wir vom Lande. Nun lag das Verdeck voll Schlafender in allerley Stellungen. Die Wachenden hatten zu lachen, zu kurzweilen, und mit allerley Mienen einander zu ſagen, daß ſie ſich angenehmere Abentheuer zutrauten, als ſie erlebt hatten.

Dieſer zwanzigſte Auguſt drohte, ein ſehr heißer Tag zu werden, und er hielt Wort, doch ward die Landſchaft, je näher wir der heißen Mittagsſonne kamen, immer romantiſcher, und hielt mich auf dem Verdecke feſt. Links hatten wir ebnes Gefild voll Heerden und Dörfer, rechts Anhöhen und Weinberge, wechſelnd mit Mais und Stoppelfeld. So ſchwammen wir gegen die Stadt und Feſtung Gran fort, die ſehr anmuthig zwiſchen Bergen und Weinhügeln liegt, auf einer hohen Bergſpitze, hart über die Donau ragend. Im Hintergrunde und zu beyden Seiten findet man die räucherige und ſchindlige Stadt. Die Feſtung mag einmal ſehr ſtattlich geweſen ſeyn, aber ſie iſt nun vernachläſſigt, und macht mit ihren alten Mauern und Thürmen einen deſto angenehmern Eindruck. Die Donau krümmt ſich hier von Süden nach Norden, und nimmt dann wieder von Weſten nach Oſten ihren alten Lauf. Es ſtieg ein Gewitter auf, und der Regen trieb uns vom Verdeck. So fuhren wir unter dem ſchönſten Bombardement der himmliſchen Artillerie bey der Stadt hin, und mußten endlich wegen Sturm und Regenſchauer eine halbe Stunde unter ihr landen. Alles ſtieg aus, und eilte einem einzelnen Häuschen zu, wo nichts zu kneipen und zu beiſſen war, und doch hatten alle Appetit. Das Einzige, was zu haben war, waren ſauer Wein und unreife Pflaumen. Nach einer Stunde ſtand der Himmel wieder heiter und ruhig da, und wir fuhren weiter.

Die Gegend wird hier bewundernswürdig ſchön, und erinnert an die Fahrt zwiſchen Linz und Krems. Links thürmen ſich gewaltige Berge mit Steinmaſſen und Geſträuch, rechts laufen anmuthige Hügel mit Weinbergen und Kornfeldern zu fernen Bergen hinan. Ich war auf dem Verdecke, und ließ mir von unſerm alten geiſtlichen Herrn ſeine Jagdthaten, Hundermordungen, Schlachten mit Räubern im Bannat, und von dem Leben und Treiben des öſtlichen Ungerns, von den unendlichen Weideplätzen

jener

jener Gegenden und den zahlloſen Heerden und Hirten erzählen. Zugleich kam er auf ſeine Jugendſtreiche, die er ſehr naiv hergab; er war wenigſtens kein Heuchler. Ein Mann von mittlerer Statur, bey 45 Jahren mit ſchneeweiſſen Haaren und einem ehrlichen, doch feurigen Moſesgeſicht, das ſeine Farbe wohl mehr dem Weinglaſe, als dem Dintenfaſſe verdankte. Er hatte bey ungriſchen Stiefeln lange graue Hoſen an, einen ſchwarzen, bis unten zugeknöpften weiten Mantel, und darüber einen grauen Rock; aber ein großer dreyeckiger Hut mit einem goldnen Kordon an der linken Seite vollendete den Herrn Feldpater. Er hielt ſich ſehr zu uns, und wir ſahen ihn ſeit der Bekanntſchaft des erſten Abends als einen integranten Theil unſers Fünfblatts an. Links kamen wir jetzt dem Eſelsberge vorbey, wo man oben nach der Spitze hin mehrere Oeffnungen von Höhlen zeigte, worin noch im Anfange dieſes Jahrhunderts Eremiten gewohnt haben, und wo noch eine Art Erdaltar und einige Bilder ſtehen ſollen: ein hohes, ſteiles Gebirg, ſo daß man kaum begreift, wie ſie hinauf gekommen ſind; und doch ſollen ihnen Eſelein auf einem Pfade das Waſſer zugetragen haben. Die Landſchaft bleibt immerfort noch ſehr lieblich, doch werden die Berge links flacher und rechts ſteigen ſie. So landeten wir um halb 9 Uhr Abends zu Maroſch, einem Dorfe am linken Ufer, Wietgrad gegenüber. Wir beſtellten uns ein Zimmer und meynten diesmal wenigſtens zu ſiegen; aber die wenigen waren von dem alten Kapitän und dem Unglückspaar wieder weggenommen, die uns durch einen vorausgeſchickten Bedienten getäuſcht hatten, obgleich wir ſonſt die erſten aus dem Schiffe und im Wirthshauſe waren. Wir mußten alſo froh ſeyn, nur auf eine gute Streu eine Anweiſung zu bekommen. Wir konnten hier keine Ariſtokratie des Geldes geltend machen, denn es war das einzige freye Zimmer im Hauſe; nur unſre eigne geſonderte Streu erhielten wir mit Decken und Kopfkiſſen durch die Kraft des

Silbers. Sonſt war noch allerley kümmerliches Geſindelchen mit uns in Ein Zimmer zuſammengetrieben, unter andern auch eine Schwabenfamilie vom Konſtanzer See her. Dieſe armen Schwaben gehen häufig als Koloniſten ins Bannat, und träumen da goldne Berge. Ich fragte einen großen Buben: Nun, wo gehts hin? „Ins Paradies,“ antwortete er. Der Himmel gebe es! Es mogten an Alten und Kindern 10 Perſonen ſeyn. Sie ſollen ſeit dem letzten Kriege ſehr häufig dieſe Donaureiſen machen. Der ſchlimme Krieg ſchüttelt manchen aus ſeinem Sitze und aus ſeiner ſtillen Heimath auf.

Heute den 21ſten Auguſt rafften wir uns frühe von unſerm Lager auf, und ſo an Bord. Noch dämmerte es, als wir unter dem alten Schloß Vicegrad hinſchwammen. Kein Lüftchen wehte, keine Welle plätſcherte, als an den Rippen unſers Schiffes, und die roſenfingrige Frühe breitete ihren Schleyer immer röther und röther über den Weinbergen im Oſten auf. Vicegrad liegt auf einem der ſchönſten Berge, die ich noch geſehen habe, und mir ward die Luſt ſo ſtark, ihn zu beſteigen, daß ich beynahe ausgeſtiegen wäre, und die übrigen 4 Meilen zu Lande gemacht hätte, wenn nicht der ſtille und dampfende Morgen mit einem glühenden Tag gedroht hätte. Dieſes alte Schloß iſt merkwürdig, weil in der Vorzeit Könige dort gekrönt ſind und gewohnt haben. Jetzt liegt es in einem der ſchönſten Erdwinkel einſam und verlaſſen da. Fröhlich ſahen wir die Sonne ſeine alten Thürme vergolden, die nun noch als Adlerneſter und Wohnungen der Eulen und Dohlen da ſtehen. Vor der Pulverzeit muß es ſehr ſtark geweſen ſeyn, denn an den ſchwachen Seiten laufen Mauern mit kleinen Thürmen bis unten an die Donau hinab. Ich dachte deſto lebhafter an die alten Tage der Ungern, weil geſtern der Stephanstag, oder Königstag geweſen war, der noch hie und da luſtig gefeyert wird, obgleich wir keine Spur davon geſehen hatten. Wir fuhren in dem anmuthigſten

Wetter fort, links und rechts mit luſtigen Weinbergen und niedrigeren Hügeln. Nachher ſenkte ſich links alles bis Peſt hin zu weiten Ebenen, und rechts traten die Berge weiter vom Ufer. Wir fuhren links der Stadt Weitzen, und rechts St. Andre vorbey, das faſt ganz von Raitzen bewohnt wird, oder wie man hier ſpricht Ratzen. Eine anmuthige Inſel ſtößt hier an die andre; in der Ferne ſahen wir Ofen mit ſeinem Blocksberge, und hielten trotz der glühendſten Hitze auf dem Verdecke aus, bis endlich das Ziel unſrer Reiſe nahte, und wir mit einem glückweiſſagenden Donnerknalle bey Peſt anſtießen. Schnell ging es in die Stadt zu den 7 Churfürſten, und von den 7 zum weiſſen Wolf, und von da zum Adler, wo wir endlich Platz fanden. Ein gutes Mittagsmahl ward ſogleich von uns angeſchaft, wir tranken den Ungerwein reichlich in groſſen Waſſermelonen ihn abkühlend. Dann wurden unſre Koffer vom Schiffe transportirt, und die Fracht liquidirt; ſie koſtete uns Fünfen mit einem groſſen Koffer und dem Trinkgelde von Wien bis Peſt, welches man zu 36 Meilen auf der Waſſerfahrt anſchlägt, nicht mehr als 11 Gulden öſterreichiſch. Um 5 Uhr waren wir mobil, und gingen in das prächtige Kaffehaus an der Schiffbrücke. Dann ward ein biſchen rekognoſcirt, wir aßen der ſchönen Früchte und Trauben an der Donau, wo ſie in üppiger Fülle in Kähnen, Körben, auf Wagen und Karren ausſtanden, und endlich ging es des Abends zum Schloſſe ins Theater. Es ward geſpielt das Schröderſche Stück, Glück beſſert Thorheit. Der Geſchmack des Publikums offenbarte ſich darin, daß aus dem Bedienten und Kammermädchen Kaſperle und Kaſperlin gemacht ward. Auch uns ergötzte dies, noch mehr aber das Stelzenſpiel und Kehlengewürge des erſten Liebhabers Herrn Herdt, und ſo legten wir uns nach einem frohen Tage, reichlich mit Wein und Speiſe und Freude gefüllt, um 12 Uhr aufs Ohr.

Den folgenden Tag, den 22ſten Auguſt, waren wir früh aus den Federn. Erſt ging es ins Kaffehaus, dann über die Schiffbrücke, Ofen jenſeits zu beſehen. Hier begegneten uns wieder die beyden Unglücklichen und eine kleine niedliche Wiener Sache, die einigen unſrer edlen Kompagnie bekannt war. Wir wanderten zum Schloß hinauf, beſahen die niedlichen Gärten, und genoſſen die herrlichſte Ausſicht von da über die Donau und Peſt und fernere Gefilde, die bey der ſchrecklichen Hitze des heutigen Tages in einem Dunſt von Staub und Nebel verſchwammen. Wir beſahen darauf die Feſtung, und trotz der Einwendungen einiger Schwachen ward die Runde um die Mauern der Stadt gemacht, und wir hatten ſo die lange Stadt unten an der Donau, und die köſtlichen Weinberge im Südweſten unſern Blicken aufgethan. Auf die Hitze ward ein Bad beliebt; die meiſten zogen die warmen Bäder in Ofen in der Raitzenſtadt vor, der einzige A. ging ins Donaubad bey Peſt. Auf ſo einen Vormittag ſtand uns die reiche ungriſche Tafel und die Unendlichkeit der Früchte wohl. Manche Schaulichkeiten in Peſt wurden noch mit den Augen vernommen, und der Abend ward dem Sommertheater beſtimmt, welches unweit der Donau in Peſt an der Promenade zu finden iſt. Man zahlte auf dem erſten Platz 20 Kreuzer; doch konnte man auch für jeden Akt mit 7 Kreuzern fertig werden, und dann nach Belieben weiter gehen, oder für den zweyten Akt pränumeriren. Auch hier war im Ganzen daſſelbe wieder, als in Presburg, nur alles in größern Räumen, Maſſen und Maaßen. Immer floß ein ſtrudelnder und zahlloſer Klumpen auf und ab, ſo wie Ein Akt, oder die drey ausgeſpielt waren, und wieder von vorne anfingen. Dazu kam das Gewimmel der Gallerie, wo ganz eigentlich das Bienenſchwärmen der loſeſten und lockerſten Jugend war. Man ſah die Blüthe der Ofener und Peſter Schönen, welche, die hohe Idee des Allwohls faſſend, ſich uneigennützig den öffentlichen Freuden opfern. Es waren ſehr ſchöne Geſtalten darunter, die bey ſolcher Gelegenheit wohl den Spieltrieb des Menſchen erwecken können. Wunderbar war es mir, daß hier, wo es ſo viele ſchöne Weiber in allen Klaſſen giebt, bey dieſem Freyſchießen Amors die Polinnen das meiſte Glück machen. Es iſt nicht, daß die Ungerinnen ſich zu dieſem Gewerbe zu gut hielten, ſondern der Geſchmack hat ſich für die fremden Freudentöchter aus Lemberg, Krakau, Sendomirs, Halicz entſchieden, welche die polniſche Gewandheit und leichtfertige Verſatilität mitbringen, worin ſie der ernſtere und mehr gehaltene ungriſche Karakter nicht erreichen kann. Vielleicht iſt es auch eine bloße Verwöhnung des ſatten Luxus, der zuletzt nicht mehr weiß, was er will, und darum eben immer was Fremdes und Ungeheueres will. Man gab heute ein komiſches Ballett, die Judenhochzeit zubenannt, mit feinen und populären Späßen und Theaterſtreichen durchwebt und verbrämt. Aber leider war der Kaſperle dieſes Theaters nicht in ſeiner Rolle, und das ganze Spiel, ſo ſehr es ſein Publikum ergötzte, hatte ſich ein falſches Maaß geſetzt, ein Mittel zwiſchen den unterſten Harlekinaden der Dummheit und Tölpeley und dem feineren Witz der Urbanität: ſolche Mitten haben durchaus nur die Kraft, gähnen zu machen, und dies würden wir auch gethan haben, ohne die leichtfertigen und anmuthigen Polackinnen, und ohne die genialiſchen Pauſen zwiſchen den Akten, und einige ſehr hübſche Theaterprinzeſſinnen, die ſchlecht ſpielten, aber die Jugend gut lockten. Die Intermezzi der Akte waren wunderluſtig. Alles tummelte, drehte und wirbelte ſich unter einander, die Hummeln des leichtfertigen Lebens ſummten nach fremden Honig; für die durſtigen Kehlen und dürren Zungen war in einer Oeffnung zur linken Seite des Orcheſters eine ſtattliche Bier- und Weintonne hingepflanzt. An dieſes ächte Symbol des Urſprungs der theſpiſchen Kunſt machte ſich der erſte Held und die erſte Amoroſa, die eben noch hoch auf den Kothurn der Idealwelt geſtanden hatten, und ſchöpften mit ſehr irdiſchen Rückenbückungen ſich neuen Athem bacchiſcher Begeiſterung. Jeder der Zuſchauer mogte auch hinzutreten, und für 2, 3 Kreuzer ſich aus dem Faſſe der Ceres oder des Bacchus nach Gefallen zapfen, auch allenfalls ſeiner Schönen mal zutragen. Die Meſſe, die Menge der Fremden, Wiener, Polen, Raitzen, Türken, die loſen Mädchen, die dieſem Merkurialiſchen Feldlager nachgezogen und zugezogen waren, alles dies brachte neuen Glanz und friſches Leben auf die öffentlichen Plätze; und auch uns hatte der liebe Zufall ſo glücklich mit hinein getrieben. Wir hielten ihn bey ſeinen fliegenden Haaren feſt, ergötzten uns königlich, aßen königlich zu Abend, und ſchwatzten uns endlich im Adler königlich in Schlaf.

Den 23ſten Auguſt nahmen allerley neue Einrichtungen, Einkaufe, Beſuche unſrer Addreſſen den Vormittag weg. Nachher beſuchten wir manche öffentliche Anſtalten, und auch das trefliche neue Spital, welches faſt von lauter veneriſchen Patienten beſetzt war. Wir hörten zu unſerm Erſtaunen und Schrecken von ſeinem Vorſteher, dem Doktor Höppner, daß dies hier gar gewöhnliche Uebel ſeyen; jedes Dorf, jede Hütte habe ſeine Kanditaten dieſer unrühmlichen Poſtenbeſetzungen. Unter den ärmſten und einfältigſten Familien ſey ſo etwas heimiſch, und es gebe ſo wenig unehrliches darin, daß keiner roth werde, ſeine Behaftung zu geſtehen. Sollten nicht die vielen Bäder, die man hier gar zu gemeinſchaftlich braucht, auch eine Urſache ſeyn können? Man will ſo ungern an eine in den Kern des Volks eingreifende Verdorbenheit glauben. Wir hielten ſpät Mittag, und gingen einmal hungrig zu Tiſche, ſo ward denn weidlicher gegeſſen und getrunken, als die vorigen Tage. Wir kamen immer mehr in den Geſchmack des Jubels und des Weins, und es ging crescendo. Als die Hitze vorüber war, gingen wir längs dem Ufer bis gegen die ſchöne Donauinſel, die auch Palatinusinſel heißt, und ließen uns von den Fiſchern überhohlen. Da brachten wir einige fröhliche Stunden zu. Einige badeten, andere beſahen das liebliche Eiland, noch andre zechten und ſpielten Billiard. Es ward ausgemacht, in dieſem Paradieſe einen halben Tag der Freude ganz hinzugeben, und wir beſtellten uns in der freundlichen Villa des Palatinus für Morgen das Mittageſſen. Wir fuhren nach Ofen über, und gingen noch einmal ins Hoftheater. Dies iſt oben in der Feſtung, zwar nur klein, aber doch ganz fein und zierlich eingerichtet. Man ſpielte ein großes Ritterſtück, Graf Wiprecht von Groitzſch nach Veit Weber, für das Theater mit den gehörigen Balgereyen und Bärenſcenen gehörig zugeſtutzt. Man kann ſich ſo etwas kraſſes gar nicht denken, noch etwas tolleres und mehr gefoltertes, als die Deklamation und Aktion der Spieler. Doch je unnatürlicher und katzenjämmerlicher ſie die Worte würgten, je ſteifer und wilder ſie mit Köpfen, Händen und Füßen arbeitteten, deſto mehr klatſchte das Publikum. Der Palatinus war da nebſt mehreren Magnaten und einer Menge glänzender und vornehmer Damen. Sie zeigten durch Mienen und Klatſchen, daß ſie ergötzt wurden. Sollte man da nicht wieder geneigt werden, was ich bey Wien ſchon erwähnt habe, an ein Uebermaaß von Güte und Nachſicht zu glauben, welche niemand verletzen wollen? Uebrigens wird hier ſowohl, als im Sommertheater, durchgängig teutſch geſpielt. Von dieſer Zunge ſind auch die Spieler, von den Spielerinnen manche Polinnen, die, wie alle Völker ſlaviſchen Stammes, außerordentlich leicht fremde Sprachen ergreifen. Der Palatinus iſt ein jugendlich freundlicher Mann mit einem noch ſehr unſchuldigen Geſicht. Wer ſeine Brüder, den Erzherzog Karl und den Kaiſer, geſehen hat, der kann ſich leicht ſein Bild zeichnen; doch iſt er rüſtiger, als Beyde, und ein leidenſchaftlicher Reiter und Jäger.

Den 24ſten gingen wir früh Morgens, daß uns die Hitze nicht zuvorkäme, nicht ins Kaffehaus, ſondern auf den Blocksberg über der Raitzenſtadt. Wir mußten den ſteilen mit manchem Schweißtropfen erſteigen, wurden aber dafür auch durch die himmliſcheſte Ausſicht belohnt, die uns nun weit über die beyden Städte, die Weinberge und Geſilde offen lag, und über die anmuthigen Inſeln, wo wir heute noch fröhlich ſeyn wollten. Hier ſahen wir die Welt in ihrer üppigen Herrlichkeit mit dem ſtolzen Strom, den grünen Weinhügeln offen vor uns, wie die Träume und Hoffnungen des erſten Jugendlebens, und ſaßen eine ſchöne Stunde hie. Nicht weit von uns war ein kleines vergittertes Sacellum, wo einige fromme Beter knieeten. Beteten ſie frommer, als wir unſre Morgenandacht hielten? Verdienſtlicher war ihr Werk vielleicht und ſaurer, weil ſie alte Knochen hatten. Auf Reſeda lagerten wir uns im Schatten eines alten Gemäuers. Wahrſcheinlich ſtand hier einmal Thurm und Mauer, und diente der größeren Feſtung drüben zur Bedeckung, weil ſie von dieſer hohen Bergſpitze ſo leicht und ſo fürchterlich beſchoſſen werden konnte. Von hier ſtiegen wir in ein ſchlechtes Kaffehaus in Ofen hinunter, und ſchlenderten um 10 Uhr von da an die Donau, und ließen uns nach unſerm Eilande überſetzen. Wir kamen zuerſt an eine kleine Inſel, wo ein paar Dutzend Schweitzerkühe des Palatinus weiden, und von da über eine Brücke nach der groſſen, wo die Meierey des Palatinus einige 100 Schritt davon eine Villa iſt, die auch zum Gaſthauſe dient für die, ſo dieſes reitzende Eiland beſuchen kommen. Zur Frühlingszeit wird es fleißig von den Städtern beſucht, heute kommandirten wir es allein. Wir ſetzten uns bey dem ſchönen, warmen Tage draußen unter einer ſehr ländlichen Arkade hin. Die Gerichter waren gut, obgleich faſt alles aus Hendeln in verſchiedenen Bereitungen beſtand. Zum Deſert aß ich zum erſten Mal in meinem Leben geröſteten Mais. Der

Wirth pries ihn mit den ausdrücklichen Worten, der Palatinus ſelbſt eſſe ihn gern ſo. Wir aßen aber mehr dem Wirth, als dem Palatinus zu Gefallen davon; indeſſen der Wein ſpühlte bald allen etwas herben Geſchmack weg. Nach der Tafel ward noch einmal die Runde des lieblichen Eilandes gemacht, das mit Bäumen, Wieſen und Kornfeldern, auch einem kleinen Weingarten wie eine Inſel Gottes da liegt. Dann nach manchem Spiel und Scherz mit uns und der unendlichen Menge Faſanen, Rebhühner, auch Elſtern, Amſeln und Staaren, welche drey letzten Klaſſen aber in Käfichen neben unſrer Arkade hingen, ſchwammen wir erſt in voller Abendfinſterniß wieder nach Peſt, tummelten uns noch ein paar Stunden auf der Promenade und dem Sommertheater, und dann zu Hauſe.

Der 25ſte Auguſt war ein Tag, wie die vorigen, und den 26ſten hatten wir zum Abzuge beſtimmt, und zwar ſollte es durch eine einſtimmige Konklamation zu Fuße gehen. Da ging alles noch nach verſchiedenen Seiten ab, theils zum Schauen und Spintiſiren, theils um ein Andenken aus dem lieben Ungerlande mitzunehmen. Da wurden Säbel, Pfeifen und andre Schnurrpfeifereyen zuſammengetragen, und um 2 Uhr ſaß alles bey einem frohen Bachanal und jubelte. Wir erſtaunten, als man uns die Rechnung brachte. Sie war für 6 Tage, wo wir faſt immer zu Hauſe gegeſſen hatten, tief unter unſrer Erwartung, nur 42 Fl. öſterreichiſch. Noch wurden zum Valet einige Bouteillen Tokayer aufgepfropft — beyläufig ſage ich nur, daß wir ſelbſt hier die halbe Flaſche mit einem Dukaten bezahlten — der Wagen rollte vor unſre Thüre, wir rollten durch Peſt über die lange Brücke nach Ofen, ſetzten unſern Koffer auf dem Poſthauſe ab, und uns auf den Weg.

Peſt. Ofen.

Man könnte dieſe beyden Städte mit eben dem Rechte, wie Eine anſehen, als manche andre, die durch einen großen Strom in zwey Hälften getheilt werden. Indeſſen weil ſie nun einmal zwey ſeyn ſollen und wollen, ſo will ich ſie in meinem leicht wandelnden Schattenſpiele auch fein ordentlich nach einander vorbeypaſſiren laſſen. Peſt liegt am öſtlichen Ufer der Donau in einem Zirkel, ein offener Ort ohne Mauern, iſt mit Schindeln gedeckt, und ſeine engen, krummen und ſchiefen Gaſſen ſind ſchlecht gepflaſtert. Bloß längs der Donau hin, und an dem ſchönen großen Platz an der Nordſeite, der nach dem ehrwürdigen Laudon genannt iſt, finden ſich gute, zum Theil ſelbſt ſchöne Häuſer, im neuern Geſchmack gebaut, und mit Ziegeln gedeckt. Doch wüßte ich kein einziges Gebäude, ſelbſt von den ſtattlichen keines, das man ein Meiſterwerk nennen könnte. In der Mitte der Stadt iſt ein großes Invalidenhaus und ein militäriſches Lazareth, in der Mitte dieſes Jahrhunderts gegründet, ganz ſtattlich in ſeiner Maſſe, mehr aber wegen ſeiner Einrichtung und der Nettigkeit und Reinlichkeit zu rühmen, die darin herrſcht: ferner ein geiſtliches Seminarium aus Joſephs Zeit, ein braves Gebäude, das aber mit ihm wieder eingegangen und zu einem biſchöflichen geworden iſt. Ferner ſchreibt ſich von ihm her ein großes Viereck von mächtigen Kaſernen am nordöſtlichen Theile der Stadt unweit des Laudonplatzes und Sommertheaters ganz im Freyen. Dies iſt noch nicht ganz vollendet, und ſteht jetzt leer; im Kriege hat es franzöſiſche Gefangene gehabt, mit deren Betragen man hier noch ſehr zufrieden iſt. — In einer der öſtlichen Vorſtädte iſt auch das neue Hoſpital in dieſem Kriege gebaut, und dieſen Winter zuerſt eingerichtet und bevölkert; alles mit der Ordnung, Zierlichkeit und Eleganz, wie man ſie bey den öffentlichen Anſtalten der öſterreichiſchen Regierung gewohnt iſt. Es liegt frey und offen, wie es ſeyn muß, und iſt auf 1500 Kranke eingerichtet. Ich habe ſchon erzählt, wie der Aufſeher, Herr D. Höppner uns alles mit der größten Gefälligkeit und Humanität zeigte und detaillirte, und wie ſeine Worte bey der Menge Veneriſcher „infima plebs tantum non omnis hac tabe infecta est“ mir ſehr widerlich klangen. — Noch verdient das ſchöne Kaffehaus Erwähnung. Es liegt grade gegenüber der Brücke, die nach Ofen führt, und verdient durch ſeine Größe und Zierlichkeit gleich ſehr Empfehlung. Einen anmuthigern Ruheplatz zwiſchen den beyden Städten hätte man unmöglich erfinden können, noch eine ſchönere Lage, da ſein Angeſicht grade auf die Brücke, den herrlichen Strom und ſein Gewimmel geht. Nie fehlt es auch an Geſellſchaft, und zwar wegen der Nähe des Stroms und der Schiffbrücke nie an mannigfaltiger und luſtiger Geſellſchaft. — Gleich dieſem Kaffehauſe zur Rechten, iſt das Schauſpielhaus, das von innen doch beſſer iſt, als es draußen Miene macht, und zur Linken geht eine ſchöne breite Straße aus der Stadt auf die Brücke, an die ſich auf einem viereckigen Platze eine angenehme Promenade ſchließt, mit mehreren Reihen Bäumen bepflanzt, mit Bänken für die Sitzenden, und mit kleinen Buden umgeben, die abendlich erleuchtet ſind, und wo man Eis, Limonade, Früchte, feine Weine und anderes zur Erfriſchung haben kann — An dieſe Promenade ſtößt das hieſige Sommertheater, deſſen oben ſchon mit Ehren erwähnt iſt: es iſt viel ſtattlicher, als das Presburger, und es werden auf ihm ſchon gar heroiſche und komiſche Stücke, Ballette und andre Varietäten zum Beſten gegeben, wovon oben ſchon ein Vorſchmack gegeben iſt. — Von der Donaubrücke ſüdlich, etwa 500 Schritt, ſind Bäder im Fluſſe angelegt, die 6—7 Gemächer enthalten für eine oder zwey Perſonen. Alles iſt auch hier niedlich, und man bezahlt die Kleinigkeit von 12 Kreuzern, ſo daß man für einen Gulden fünfmal baden kann. Zwiſchen dieſen Bädern und dem Kaffehauſe iſt längs dem Strom ein freyer, offener Platz, wie ihn Gott erſchaffen hat. Hier iſt das meiſte und lauteſte Gewimmel und das luſtigſte Leben der Stadt, und Wagen, Karren, Kiepen und Körbe enthalten in reicher Menge, was die hungrigen Magen nur bedürfen; anderes legt in großen Böten und Kähnen hier an, und oft iſt die Donau des Morgens davon bedeckt, wie ſie mit Früchten, Grün, oder mancherley kleinem Vieh, Geflügel und Wildpret aufgefüllt ſind. Am Ufer ſelbſt liegen große Barken, von unten bis oben mit Heu voll geſtopft, wovon die Bauern für ihre Ochſen und Pferde ſogleich einkaufen können. Dies iſt der Tummelplatz der Köche und Köchinnen, der ehrlichen Bürgerin, die ihre Bedürfniſſe ſelbſt einkauft, der Träger, Kärrner und anderer Aufpaſſer, die von den Gaben Gottes, welche hier ſo reichlich ausgelegt ſind, durch Hand- und Rückendienſte auch etwas erſchnappen wollen. Hier kann man auch ein großes Bild des Bauerſtandes ſehen, wie er in Ungern ungefär lebt, und ihn in mancherley Lagen und Geſchäften beobachten, denn dies iſt ſein Haupttummelplatz, obgleich er ſonſt noch viele andere hat. — Die Stadt iſt bey weitem munterer und lebhafter, beſonders in der Donaugegend, als Presburg, und in Sitten, Kleidung und Denkungsart ſchon weit ungriſcher; und obgleich auch hier faſt alles teutſch verſteht, und auch viel ſpricht, ſo iſt doch die Mutterſprache das gewöhnliche. Vielleicht aber iſt es ſchwer zu ſagen, ob dieſe Lebhaftigkeit wirklich inneres Leben iſt, oder vielleicht mehr ein ſcheinbares, weil es von hier nach Ofen immer hin und her geht, reitet und fährt, und weil doch manche Magnaten und reiche Leute durch Bedienungen oder Wahl hier feſtgehalten werden. — Es iſt auch eine Univerſität hier, die in einzelnen Fächern, beſonders in Arzneykunde, Phyſik und Mathematik, ganz brave Männer haben ſoll, aber bey den jetzigen Umſtänden doch ſchwerlich empor kommen kann zu einer Nährerin und Weckerin des Geiſtes. Die Studenten gehen meiſt ganz ungriſch, mit mächtigen Hüten und Säbeln und Schnurrbärten, männlich und brav von Anſehen, und ſtolz mehr auf ſich und die Nation, als auf die Wiſſenſchaft. Hier kann man auch den ungriſchen Magnaten und auch den gewöhnlichen Unger ſchon in ſeinem eignen Karakter haben, wie ich bald ein kleines Bild von ihm zeichnen werde.

Ofen

Liegt am andern Ufer der Donau, Peſt gegenüber. Eine lange Schiffbrücke verbindet beyde, die in der Mitte einen breiten Weg für Wagen, und zu beyden Seiten für die Fußgänger Gänge mit Barrieren hat. Dieſe Brücke iſt durch das Gewimmel der Böte und Kähne auf dem Waſſer, und durch die Geſchäftigkeit und das Getöſe an beyden Ufern ein recht angenehmer Spaziergang, und man hat von ihr eine ganz hübſche Ausſicht längs dem Strom und nach ſeinen freundlichen Inſeln. — Ofen iſt noch weit unregelmäßiger gebaut, als Peſt, weil es zwiſchen Bergen und zum Theil auf Bergen liegt, aber ſeine Umgebungen ſind weit ſchöner. Sie iſt vom Anfange der Raizzenſtadt unter dem Blocksberg bis zum Ende der Judenſtadt weit über eine Viertelmeile breit, aber nur ſchmal, zwiſchen den Bergen eingeklemmt. Ihre Häuſer ſind größtentheils ſchlecht, ſchindlig und räucherig, die Gaſſen uneben, ſchlecht, an einigen Seiten hin gar nicht gepflaſtert. Der einzige angenehme Theil dieſer Stadt iſt die alte Feſtung, die auf einem runden Kegel meiſtentheils in ihrer Mitte liegt, und wohin man auf ſteilen Wegen hinauf fährt und geht. Dieſe könnte allein ſchon eine ganz artige Stadt ausmachen, ſo geräumig iſt ſie. Man hat von hier eine wunderſchöne Ausſicht auf die beyden Städte und die

Gegenden umher. Im Süden iſt ein ſchmales Thal, das dieſe Feſtung und den weit höheren Blocksberg bildet. Dieſer Blocksberg war ſonſt ein Theil der Feſtung, und hatte ſeine Thürme und Mauren und ſein eignes Kaſtell, wie man noch an dem alten Gemäuer ſieht. Jetzt iſt er mit Gras und Blumen bewachſen, mit Thymus und Reſeda, hat an dem einen Abhang ein kleines sacellum, wo fleißig gebetet wird, und ſeinen Fuß kränzen grüne Reben. — In dem Thal zwiſchen dieſem Berge und der Feſtung liegt die ſogenannte Raitzenſtadt immer bergan, und ein Haus über dem andern. Hier haben die Raitzen auch ihre Kirche. Dieſe Stadt iſt häßlich und ſchmutzig, und weiter hinein wegen ihrer Höckerigkeit nicht einmal gut gehbar, geſchweige denn fahrbar. Hier ſind mehrere Schwefelbäder, die für manche Uebel heilſam ſeyn ſollen, und auch zu Bädern eingerichtet ſind. Man giebt eine Kleinigkeit für ein beſonderes Bad, und gar nur einen oder zwey Kreuzer für das groſſe allgemeine, worin Männer und Weiber, Junggeſellen und Jungfrauen zuſammen herumplätſchern, und manche Schälke wohl bloß dieſer Geſelligkeit wegen ſich einfinden. Auch wir gingen zuſchauend hinein, und fanden eine ſaubere Pöbelwirthſchaft, wie ſie ſich unter ſo einer Gemeinheit leicht jeder ausmahlen kann. Nur bloß die tegenda waren mit einem kurzen, um die Hüften geſchlagenen, Lappen, einer Art Wildenſchürze, umhüllt. Schon die Bäder der mittleren Temperatur ſind von einer teufliſchen Hitze; uns trieben die lauen ſchon den Schweiß ſtromweiſe aus der Stirne. Die Einrichtung ſollte und könnte wohl etwas netter und eleganter ſeyn, und das Ganze ließe ſich unter Aufſicht und Vorſorge eines Kunſtverſtändigen zu etwas Beſſern machen, als es nun iſt. Es iſt hier bey jedem Bade zugleich eine Schenke, wo der Wein eben ſo ſchlecht, als wohlfeil iſt. Dieſe Raitzenſtadt wendet ſich wie ein Queerſack ſüdweſtlich und nordöſtlich um die Feſtung. Im Südweſten liegt die Judenſtadt, die ſich ziemlich weit ausbreitet, und lang an der Donau hinläuft. Sie iſt nicht ſo garſtig, aber wenig zierlicher, als die Raitzenſtadt. Die beſten Häuſer in der untern Stadt findet man gleich unter dem Schloß längs der Donau, und ſüdlich einige an den Weinbergen und Gärten, die zugleich zu Vergnügungsörtern dienen. Südweſtlich ſchlieſſen ſich nun ſogleich die ſchönſten Rebenhügel an die Stadt an, amphitheatraliſch aufſteigend, und geben ihr mit den Gärten und Gartenhäuſern gar ein freundliches Anſehen. Nordweſtlich läuft eine ſchmale Ebne an der Donau hin, und die groſe Straße nach Preßburg und Wien. Hier liegt ſogleich die Palatinusinſel gegenüber, wohin die Ofener fleißig zum Vergnügen wallfahrten. — Die Weinberge rings um Ofen tragen den ſogenannten rothen Ofener, der, wenn er ſein gehöriges Alter hat, zu den angenehmſten Tiſchweinen gehört, die ich kenne; wenigſtens war es in Wien mein Lieblingswein. Er wird viel nach Südteutſchland, Schleſien, Polen verfahren. Auch weißen Wein baut man auf dem leichteren und ſandigen Boden, der ſehr viel Mildes und Angenehmes, doch nicht das Feuer des rothen hat. — Die Feſtung ſelbſt mag eine gute halbe Stunde im Umfang haben; ſie liegt meiſt zirkelförmig auf einem ſtumpfen Berge, der ſich einige hundert Fuß über die übrige Stadt erhebt. Als Feſtung wird ſie nicht mehr angeſehen, und die Thürme ihrer Mauren und ihre Zinnen ſind verfallen, und die Gräben angefüllt und verwachſen. Man findet hier recht hübſche Straßen und viele anſehnliche und ſtattliche Häuſer, und die Staatsgebäude für die vielen Kollegien und öffentlichen Beamten, die ſich reichlich hier befinden. Der Himmel iſt heiter, die Luft friſch und rein, die Erde, deren Feuerkraft in Schwefelbädern aufſprudelt, kocht die Freude der Menſchen auf den Hügeln, ſo läßt ſich hier gut wohnen. Das alte Schloß hat nichts Vorzügliches, als ſein Alterthum und ſeine Lage; aber ſein Garten iſt ſehr hübſch. Dieſer läuft vom Schloſſe in Terraſſen bis auf die untere Stadt hinab, und ſieht über den Strom und Peſt hin. Seine Anlagen ſind niedlich, und nicht eben zu geziert. Gleich vor der Fronte des Schloſſes ſind faſt nur Blumen und botaniſche Pflanzen. Im öſterreichiſchen Sinn ward uns ſogleich alles geöffnet. — Auch hier in Ofen iſt ein Schauſpielhaus, wo einen Tag um den andern geſpielt wird, indem es mit dem Peſter wechſelt. Es iſt von außen und innen recht hübſch, ſtattlich und geräumig, und für die Geſellſchaft, die darin ſpielte, offenbar viel zu elegant und geſchmackvoll.

Manufakturen und Fabriken ſucht man hier noch vergebens; höchſtens arbeitet man außer den gewöhnlichen Handwerkern noch einige Tücher und Strümpfe, und bereitet ſeinen herrlichen Tabak ſehr mittelmäßig, liefert auch die gröberen Eiſen- und Metallwaaren für die geringere Klaſſe. Das Feinere und Beſſere kömmt faſt alles aus dem Auslande, wofür ſie ihre treflichen Produkte roh und beynahe umſonſt aus dem Lande ſchicken müſſen. In dieſer Rückſicht iſt es hier noch finſter und trüb, und wird es ſo lange bleiben, als das eiſerne Scepter des Einen privilegirten Standes ſo hart auf den anderen ruht, und ſelbſt den erſten aller Stände unter einem Drucke erhält, der nicht einmal den Ackerbau zu einiger Vollkommenheit kommen läßt. Doch auch hier läßt ſich viel von einer wohlthätigen Zukunft hoffen, die ſich leider ſo vieles auf den Hals ſchieben laſſen muß, was ſogleich gut gemacht werden könnte und ſollte.

Von der Fülle und Ueppigkeit des Landes und ſeinem Naturreichthum hat keiner eine Vorſtellung, der es nicht geſehen hat; daher und aus der wenigen Induſtrie die außerordentliche Wohlfeilheit. Man gehe hier des Morgens und Vormittags an den Strom, ſehe die gefüllten Kähne, und einen großen Theil des Ufers entlang das Lebendige und Todte für den täglichen Gebrauch hingeſtellt. Da giebt man ſeinen Kreuzer, und erhält ſo viel Pflaumen, Trauben und Aprikoſen, daß man ſie nicht halten kann, da wird ein Huhn mit 6 Kreuzer, ein feiſtes Lamm und Ferkel mit einem halben Gulden bezahlt. Und doch ſind dies große Städte, wo Luxus herrſcht, und viele reiche Leute leben. Für einen Reichsthaler täglich kann der Fremde hier im erſten Gaſthauſe leben, gut logiren, zweymal ſeine drey, vier Gerichter eſſen und guten und reichlichen Wein trinken, mit allen möglichen ſchönſten Früchten zum Deſert. Z. B. wir, fünf Mann hoch, bezahlten für 6 Tage, wo wir ſo gelebt hatten, 42 Gulden öſterreichiſch, den Gulden 15 gute Groſchen gerechnet. Auch die Kochkunſt hier iſt nicht übel, freylich immer im Wiener Geſchmack, doch etwas derber und feſter, wie dies die Nation ſelbſt iſt.

Die Ungern.

Man verſchreit die Ungern gewöhnlich als eine häßliche Nation, und hat in gewiſſer Hinſicht Recht, in anderer aber großes Unrecht. Der gemeine Unger iſt wirklich nicht appetitlich, in ſeinen elenden Kleidern, von der Sonne verbrannt, und in ſeiner Gebehrde von ſeinen Tyrannen entſtellt und niedergedrückt. Aber man gehe hin, und ſehe eben dieſe Leute zu einem Regimente gebildet, wohl gekleidet, mit den feſten, trotzigen Augen in dem ſonnenverbrannten Geſichte, und entſcheide dann, welche Truppen in der Kaiſerlichen Armee von Anſehen und in der That die bravſten ſind. Dies iſt freylich die Auswahl der Jugend, aber eben darum iſt es begreiflich, warum der Ausſchuß, der nachbleibt, ſo wenig gefällt. Mongoliſche Naſen und Mäuler finden ſich unter allen Nationen, aber man hat ſehr Unrecht, gleich ſo drauf los zu urtheilen. Von Wuchs, vorzüglich an Schenkeln und Füßen, ſind die Ungern dagegen ſchön und ſchöner, als viele andre, weißgefärbtere Europäer, ſchlank, ſtark und nervig. Dies mögen ſie zum Theil ihrer ungebundenen Tracht verdanken; aber gleich viel, ſie ſind es nun doch einmal. Beſonders karakteriſtiſch iſt ihr Auge, das ſelten groß, aber faſt bey allen von einem klaren und brennenden Feuer iſt, und ſicher und feſt ſeinen Mann Beſcheid thut; auch die Ruhe und Stille ihrer Gebehrde hat etwas Orientaliſch-ewiges und Beſtimmtes: ich mögte ſagen, des ganzen Landes Karakter ſpiegle ſich darin, eine feſte und ſchwellende Ueppigkeit der Vegetation, wie der Bäume, Blumen und Früchte des Landes, im Gefühl heißer Naturkraft und großer Genußfähigkeit ſtill auf ſich ſelbſt ruhend. Mir iſt wirklich oft geweſen, wenn ich ins Kaffehaus trat, als müßten in Schiras und Mecka die Menſchen ſo ruhig ſitzen, ihr Daſeyn fromm in ſich ſelbſt beleuchtend. Aber Eines fehlt faſt allen Ungern, nemlich körperliche Beweglichkeit und Gewandheit. Der ächte Unger in ſeiner prächtigſten Staatskleidung, wie im alltäglichen Aufzuge, geht ſteif und ſtattlich einher, wie ein abgeſeſſener Dragoner. Sie ſind freylich gute Reiter, aber da das doch keine allgemeine Beſtimmung iſt, ſo ſollten ſie dieſe Steifheit ablegen. — Die Frauen ſind nicht ſo braun und verbrannt, wie man die Männer immer zu denken gewohnt iſt, und wiſſen ihren Teint trotz der feinſten Italiänerin fein und zierlich zu erhalten. Sie ſind, wie die Männer, wohl gebaut, und ich habe in allen Städten ſo viele ſchöne und niedliche geſehen, als man nach Verhältniß nur in den meiſten andern Ländern findet, und ſie haben dabey eine Lebendigkeit und Macht des Blicks, die man oft verſucht wird, italiäniſch zu nennen. Eben ſo findet man unter den gewöhnlichen Dienſtmädchen, die in den Städten ein wenig zur Zierlichkeit gewöhnt ſind, allerliebſte Dingerchen, die Wien und Venedig keine Unehre machen würden.

Hier in Peſt und Ofen, wenn gleich viel Teutſches ſich eingeſchlichen hat, bleibt man doch noch der alten

Tracht getreu, und die Männer gehen in ihren Pelzkleidern, oder Jacken, mit langen Hoſen, weiten beſpornten Stiefeln, und einem zierlichen Säbel an der Seite. Ein Schnurrbart verkündigt den Mann, wenn er ſchon ſo viele Haare hat. Dieſe Kleidung iſt bey Hohen und Niedern national, und mit kleinen Abänderungen dieſelbe; und wenn der Große auch noch drey, vier Zobel- und Fuchspelze darüber zöge, ſo ſind ſie doch in eben dem Schnitt. So geht der ſtolze Magnat, ſo ſein Barbier und Schuhmacher, wenn er draußen erſcheint, ſo ſein Verwalter und Abſchreiber, ſo der freye Muſenſohn, um den die goldne Lebensfreyheit noch mit dreygekrönter Herrlichkeit ſchwebt. Jeder weiß, wie ſchön dieſe Kleidung einem gut gebauten Leibe ſieht, und wie ſie noch ſchöner ſtehen würde, wenn die Ungern ſich mit mehr Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit darin zu bewegen wüßten. Die Weiber haben, ſo viel ich weiß, keine Nationalkleidung, wenigſtens in dieſen Gegenden nicht, ſondern alle, ſo ich geſehen habe, tragen ſich, wie es die Mode von Zeit zu Zeit in den Ländern Europas ändert, welchen die übrigen nachäffen, und man weiß in Peſt ſo gut, als in Frankfurt, welch eine furchtbare und launiſche Göttin dieſe iſt, als daß man ihr nicht dienen ſollte.

Der Unger iſt allgemein wegen ſeiner Ehrlichkeit und Bravheit berühmt, und ich würde ſchelmiſch ſeyn, wenn ich ſie ihm nicht zugeſtände, jemehr dieſe Tugenden anfangen zu veralten. Man kann nicht nur mit der größten Sicherheit und Unbefangenheit unter ihnen umgehen, nicht nur jede Gefälligkeit und Freundlichkeit erwarten, wenn man ſie anſpricht, ſondern kann auch ſicher auf ihren Beyſtand rechnen, ſobald ſie einen in Verlegenheit, oder gar im Fall einer Verunglimpfung ſehen. Dies iſt Karakter des Volks, und macht ihnen Ehre. Aber doch fällt es jedem auf, daß ſie gegen Fremde ſehr zurückhaltend, man mögte ſagen, ſtumm und trotzig im äußern Anblick ſind; deswegen haben alle ſie mehr oder weniger des Stolzes beſchaldigt. Nun ſo will ich dies auch thun, und hoffe, ſie ſollen nicht dabey verlieren. Ja ſie ſind ſtolz, und bieten nicht gern das erſte Wort, beſonders einem Fremden nicht; ſie haben eine gewiſſe Keckheit auf ihre Nation, die, eingebildet oder nicht, immer noch viel Energie verräth. Viele von ihnen ſind den Teutſchen herzlich gramm, und ſie mögen wohl einige Urſache dazu haben. Denn koſtet ihnen ihre Verbindung mit Teutſchland nicht täglich Opfer? und was hatten und haben ſie Gutes von den Teutſchen, das ſie nicht auch ohne dieſe Verbindung haben konnten? Sie fühlen es, daß ſie noch mehr, als dieſe, daß ſie noch in Vielem ein Volk ſind, und werfen ſich darauf nicht wenig in die Bruſt. Vieles aber von dieſer Sprödigkeit und Entfernung liegt in ihrem ganzen Karakter. Sie können ſich überall andern nicht leicht anſchmiegen, und ihr Gemüth iſt in gewiſſem Sinn eben ſo unbiegſam, als ihr Leib, und bey allem Feuer, bey allem Muth, die dieſer braven Nation eigen ſind, haben ſie wirklich eine Selbſtgenügſamkeit und eine Kälte von außen, die nahe an das Eckigte gränzen, und einen Fremden leicht irre führen können. Aber man gehe zu einem Unger, biete ihm die Hand, entdecke ihm ſein Herz und ſein Anliegen, und man lerne, ob man ſich ſo oft betrogen findet, als bey denen, die freywillig uns mit ihren Gefälligkeiten und Dienſten überfallen und uns im Stich laſſen, wann wir ſie gebrauchen. Ich habe in Südteutſchland und namentlich in Wien oft das Wort gehört: *der Unger iſt ſo ſtolz, als er dumm iſt.* Sicher gilt dies auch hier von Vielen, wie es allenthalben gilt, und fällt dann freylich bey der äuſſern Ungefälligkeit der Erſcheinung noch mehr auf, beſonders wenn ein alter berühmter Stammbaum im Hintergrunde ſteht. Ich will auch nicht leugnen, daß die Ungern in allem, was Geſchmack heißt, hinter den kultivirten Nationen Europens noch weit zurück ſind, aber das muß ich frey geſtehen, daß ſchon durch die lateiniſche und teutſche Sprache, die jeder nur mittelmäſſig-gebildete Ungre lernt, mehr in ſeinem Kopfe aufgeräumt wird, als der junge Wiener zu denken lernt, deſſen glorreiche Laufbahn zwiſchen dem Graben und der Burgbaſtion, zwiſchen dem Prater und Nationaltheater beſchloſſen iſt. Ich habe in Wien grade unter den Ungern die geſcheuteſten und gebildetſten Officiere gefunden, wenn gleich auch ihnen die äuſſere Grazie und Eleganz fehlt, wodurch der Schwede und Franzoſe ſeine Darſtellung geltend zu machen weiß.

Für dieſe Ungeſchmeidigkeit aber und Unbehülflichkeit, wie einige es nennen, für dieſes Eigne der Nation, die Sitten und Weiſen andrer Völker nicht leicht zu faſſen, und ſich überall dem Fremden nicht ſo leicht anzupaſſen, haben ſie wieder reichliche Entſchädigungen in der Eigenthümlichkeit, und, warum ſoll ich es nicht ſagen? in dem Nationalkarakter, der doch immer nur ein Volk macht. Wem dieſer Nationalkarakter, dieſes Unterſcheidende fehlt, dem fehlt auch ein Land, das ihn zuſammenhalte, ein Land, das aus allen ein unzerbrechliches Bündel Cyruſiſcher Pfeile mache, in Gefahren alle Arme bewaffne, alle Herzen vereinige, Nation und Vaterland Eins mache. Wo kein allgemeiner Geiſt mehr iſt, da mag noch ſoviel Bildung, Bravheit und Kraft in den Einzelnen ſeyn, es hilft und wird nichts: früher oder ſpäter ſinkt die Nation zuſammen, oder iſt doch der ewige Ball derer, die ſie zum Spiel brauchen können. Ungern iſt noch zu helfen, wenn es den untern Ständen mehr Rechte giebt. Dieſes Volk kann nur auf dem Einen Wege ſich helfen, wenn es dieſen eigenthümlichen Geiſt zuerſt noch als ein Heiligthum bewahrt, immer mit der Zeit fortſchreitet, und allmählig denen, deren Nacken jetzt die ſtolzen Magnaten niedertreten, etwas von dem Gefühl zukommen läßt, daß auch ſie Menſchen ſind.

Der Bauer.

Wenn man von den Ungern ſpricht, kann man dieſen armen Schelm kaum mitzählen, weil er ſelbſt von dieſen noch zu den Laſtthieren gerechnet wird, und in mancher Hinſicht auch vor ihnen nicht viel voraus hat. Freylich zeigt er, ſobald er ein wenig beſſer angethan, und mehr in die Welt hineingeſtoſſen wird, daß er ein natürlicher Bruder ſeines ahnenreichen Tyrannen iſt, ja er zeigt es ſelbſt in ſeinen hottentottiſchen Lumpen; aber doch iſt ſein Zuſtand noch unbeſchreiblich weit zurück gegen den andrer Länder, und ſelbſt gegen ſeine nächſten Nachbarn, die Teutſchen, die unter eben dem Scepter ſtehen. Ich habe oben in meiner Reiſebeſchreibung an mehreren Stellen von den Dörfern, der Beſtellung der Felder, der Aerndte ꝛc. ſchon geredet, werde es unten noch thun, und will mich hier darauf beziehen. Aber einige Worte von den Gründen muß ich doch wohl ſagen, warum es nicht anders iſt. Denn der alte Grundſatz der Cauſalität bleibt in der Erfahrung noch immer in ſeiner Kraft, wenn man ihm ſeinen Thron in der theoretiſchen Philoſophie auch etwas erniedrigt hat. Wenn ich alſo fragte: Warum iſt der Bauer ſo faul? warum läßt er ſein Korn erſt halb im Felde vermodern, und die beſte Kraft der Halmen von Regen und Sonne ausſaugen? warum wirft er es nachher in vier, fünf elenden Haufen um ſeine Wohnung hin? warum iſt ſeine Scheune nicht größer? ſein Haus ſo kümmerlich? da rund um ihn die Erde an allen Gaben ſo reich iſt. Warum geht er zerlumpt und verdroſſen einher? während ſeine Roſſe auf fetten Triften wiehern, und ſeine ſchönen Stiere und Kühe im Graſe waten? Dies ſind natürliche Fragen, und natürlich war auch ihre Beantwortung, wie ich ſie von einfältigen und klugen Leuten, von Hohen und Niedern vernommen habe. Sie ſagen: der Bauer verliert die Luſt zu ſich und zu ſeiner Wirthſchaft, weil er nicht ſich, ſondern einem andern arbeitet, weil er doch immer nur mit allem, ſeinen Erworbenen, mit ſeinen Heerden und Gütern als ein Beſitz desjenigen anzuſehen iſt, dem er dient: ſo entgeht ihm, da er ſeinem Ochſen gleich betrachtet wird, die Luſt und die Thätigkeit. Von Frohndienſten erſchöpft, die in der Willkühr ſeines Herrn ſtehen, kann er ſeine Felder nicht beſtellen, wie er wohl mögte. Läßt der Himmel einen glücklichen und ſchönen Tag der Saat und Aerndte aufgehen, und hat der Arme ſich vielleicht zu ſe einem Tage lange gefreut, ſo wird er abgerufen; muß mit ſeinem Geſpann weit über Feld ziehen, und das Seinige dem Zufall und den Thieren und Vögeln des Himmels zur Speiſe und den Elementen zur Zerſtörung überlaſſen. So ſahen wir in Ungern bey allen großen Höfen die Aerndte vollendet, aber bey den Dörfern lag allenthalben geſchnittenes Korn, zum Theil verfault, im Felde herum, und anderes ward gemäht, was ſich lange nach dem Eiſen geſehnt hatte. Man beſchuldigt freylich die ungriſchen Bauern allgemein der Unwirthlichkeit und Faulheit, beſonders wenn man Teutſche hört, die ſich in Ungern lange aufgehalten, und Verwalter und Aufſeher großer Güter gemacht haben; aber auch dieſes iſt eine natürliche Folge ihrer ganzen Lage. Nur wo das Eigenthum einigermaßen geſichert iſt, fängt der Menſch an, auf die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, auf die Verzierung aller Dinge um ſich her, und die Anordnung und Ausſchmückung ſeines ganzen Lebens zu denken. Nur da erwacht Thätigkeit und Klugheit, und nur da kann das zweybeinige Thier, das keine Federn hat, ſich zum Menſchen bilden. Es wird immer noch lange Zeit dazu gehören, ehe der ungriſche Bauer es ſeinem öſterreichiſchen Nachbar gleich thun lernt, ſelbſt wenn er aus dem Zuſtande einer unwürdigen Knechtſchaft mehr zu einem menſchlichen Weſen erhoben würde. Aber auch ſelbſt ſo, wie der arme Unger iſt, dieſer, der die Heere mit tapfern Kriegern, und das Land mit ſeinen nützlichſten Bewohnern fühlt, iſt er gar ein braves und gutmüthiges Geſchöpf, freylich etwas demüthig, mehr, als es dem Nationalkarakter anſteht, aber immer doch frohherzig, gefällig und dienſtfertig, und ungewohnt, für Geld alles zu thun und zu leiden. Wenn ein Volk in einem ſolchen Zuſtande, als worin dieſe Klaſſe darnieder liegt, noch ſo viel Gutes und Braves erhält, ſo muß der Grund gut ſeyn, und es läßt ſich alſo viel von ihm hoffen, ſobald beſondere Umſtände für daſſelbe eintreten. Man muß doch bey aller Aermlichkeit und Kleinheit ihrer Hütten es rühmen, daß ſie nicht ſchmutzig ſind, ſondern alles nett und reinlich halten, und ſelbſt ihren Häuſern gern um die Thüren und Fenſtern einen muntern Anſtrich von Kalk oder mit andern Farben einige Buntigkeit zu geben ſuchen.

Ihre Kleidung iſt ſehr mannigfaltig, doch ich will bey der gewöhnlichen bleiben, wie ſie ſie bey ihren alltäglichen Geſchäften im Hauſe und im Felde tragen. Ihr Hemd iſt eigentlich nur die Hälfte des gewöhnlichen, und geht bis auf den Nabel, wo ſich gleich eine lange, weite Hoſe anſchließt, die aber nicht hindert, daß bey'm Bücken und Wenden des Körpers nicht der ganze Bauch häßlich ſonnenbraun und nackt erſcheinen ſollte. Um die Füße wickeln ſie alte Leinwand oder Lumpen, mit Bändern bis an die Knöchel ſo umgebunden, und ziehen ſchwere ungriſche Stiefeln darüber, oder binden bloß eine Art Socken unter: ſo ſind ſie fertig. Dies iſt die gewöhnliche Tracht. Zuweilen werfen ſie doch ein Bruſttuch über das Hemd, und wenn ſie reiſen, haben ſie entweder einen weiſſen Mantel aus grobem Tuch, den ſie künſtlich genug zu zwey Stockwerken zu werfen, und um den Leib zu legen wiſſen, oder ſie werfen auch einen Schaafspelz, mit allen Troddeln und Zierrathen der Natur verſehen, um. Ein kleiner Schnurrbart zeichnet die Nation aus, und ein breiter und flacher Hut hängt auf dem Kopfe. In dieſen Schaafspelzen, mit den Lumpen um die Füße und den Socken und dem bloſſen Bauche muß man ſie ſehen, und man hat ein lebendiges Bild von einem Hottentotten. Sie ſind ſehr hart, und wann ſie mit ihrem Fuhrwerk in der Stadt bleiben, wickeln ſie ſich in ihren Mantel, und werfen ſich ſo unter dem Wagen hin und laſſen es regnen und hageln. So habe ich es in Peſt, ſo bey einem Dorfe geſehen, wo ihrer drey, vier unter einem Wagen im tiefen Schlafe lagen, während ihre ausgeſpannten Pferde graſeten. Sonntäglich freylich gehen diejenigen, ſo was Beſſeres haben, ſtattlicher, und man ſieht dann wohl einige in blauen Jacken und Hoſen, auch wohl mit Pelzwerk verbrämt, in guten Sporenſtiefeln und dem feinen aufgeſtrichenen Schnurrbart. Die Weiber gehen, wie allenthalben, die Armen in Hemden und Jüpchen, ein Tuch leicht um den Hals geſchlagen, und das Haar gewöhnlich in Einen, oder mehrere Zöpfe geflochten, gewöhnlich einen Filzhut auf dem Kopf. Sonntäglich aber ſieht man ſie in feinen gelben und rothen Huſarenſtiefeln mit hohen Abſätzen, worin ſie ſonderbar genug einhertrottiren. Die Vermögendern tragen dieſe Stiefeln auch alltäglich, denen ſie, wie oft ihren Jüpchen, goldne und ſilberne Borten und Franzen anſetzen; oft ſieht man ſie auch in feinen Schuhen mit hohen Abſätzen, die Strümpfe in 4, 5, 6 Stockwerke über einander gefaltet, daß ihre Beine unten ein fein butterfaßmäßiges Anſehen bekommen. Dieſe Gattung iſt immer freundlich, gefällig und naiv, und man findet unter ihren ſtillen braunen Geſichtern manche niedliche und viele rechte Schelmenaugen. Beſonders haben viele einen ſchlanken und doch derben Wuchs, ſchöne Füße und feine Hüften, wie Chardin dies von den Cirkaſſierinnen rühmt. Der Himmel gebe ihnen und ihren Söhnen und Töchtern bald glücklichere Zeiten, und nehme ihnen das Joch der Sklaverey ab. Dies iſt das letzte Wort, womit ich von dieſen gutmüthigen Landbewohnern Abſchied nehme.

Abreiſe von Peſt.

Den 26. um vier Uhr waren wir auf dem Poſthauſe fertig und gingen des Weges durch die Judenſtadt Altofen; rechts kam dann eine Zeitlang ſchönes Flachfeld bis an die Donau, links an der Chauſſee grünten die reichſten Reben, über welche der Adlerberg emporragte. Wir gingen einen Fußſteig in dieſe Weinberge hinein, der zwar nicht weiter, aber viel holperiger war, als die gemeine Straße. So kamen wir über Stock und Stein und durch Wachholder- und Haſelgeſträuch endlich wieder in die große Straße. Unter uns war die äußerſte Lebendigkeit vom Wein, alſo wenig Worte, und ſo kamen wir endlich einſylbig, aber luſtig in Weriſchwar an und nach dem Zuge durch das lange Dorf endlich ins Wirthshaus. Hier haben wir gute gebratene Hendel gehabt, den Wein in Melonen mit Zucker aufgefüllt. Die Weinberge laufen etwa eine Viertelmeile hinter Ofen zu Ende und ſind neben den Rebenſtöcken mit einzelnen Maisſtauden untermiſcht. Nachher treten die Berge enger zuſammen, man ſieht rechts nichts mehr von der Donau. Die Berge ſind kahl und öd, das Thal zu beiden Seiten des Weges iſt Getraidefeld, jetzt meiſt umgepflügt und wechſelnd noch mit Mais bedeckt.

Es iſt der 27. Auguſt und 10 Uhr Abends, alles ſchnarcht um mich und der Wind ſauſt grimmig, eine gute Aufforderung, hier bei Gelegenheit etwas Wind zu machen. Wir kamen geſtern ſpät zur Ruhe, denn die dulces ſuſurri des Abends und des Kopfes waren gleich lebendig; überdies hatte B. die Nacht über keine Ruhe, ihn mogte quälen, was da wollte. Er gab bei'm D - ſe dem Waſſermangel und einem andern Mangel Schuld und tobte auf dieſe Rechnung drei bis viermal wild im Dunkeln herum und wollte um halb 4 Uhr durchaus alles auf den Marſchfuß ſetzen, woran A. ihn hinderte, der an ihm nachher grade die meiſte Arbeit fand, ihn mobil zu machen.

Um halb 7 Uhr indeſſen war nach einem elenden Kaffe, wovon die Taſſe einer Flaſche mittelmäßigen Weins gleich gilt, nemlich 7 Kreuzer, alles auf den Beinen. Es hatte die Nacht geregnet und der Weg war ſtaublos und der rothe Himmel verhieß einen heitern Tag. Dieſe Hoffnung vermehrte noch eines alten Ungern Omna, der äußerſt freundlich zu uns trat, als ein Treufreund mit uns plauderte und durch einen Theil des Weges bis über das lange und anmuthige Weriſchwar hinaus führte. Der Weg wird hier lieblich. Zu beiden Seiten ſind grüne Hügel mit vielen Baumgruppen, meiſtens Eichen, hie und da hat man einen Weinberg und Wieſen und Rohrteiche; Heerden belebten den Morgen und das intereſſantere Menſchthier, das in allerlei Geſtalten und Fuhrwerken zur Peſter Meſſe zieht. Endlich lief der Weg in den ſchönſten Eichenwald aus und wir kamen durch dieſen an Zſchabar, höchſtens eine Stunde von Weriſchwar. Der Wald verſchwindet, die Hügel und Berge entfernen ſich mehr von der großen Straße, an welche Kornfelder, Maisfelder, Kartoffeln, zwiſchen welchen und dem Mais Gurken und Melonen liegen, und ſelten Weinberge treten. Die Berge ſind hier kahl, manche mit Geſträuch bedeckt, viel ſchönes Land liegt in großen Haiden. Der Wind fing an wüthend zu wehen und hielt uns in Arbeit, da wir ihn im Geſichte hatten. Einige blieben von uns ſtecken und die andern kamen nach Leudward auf ebenem Pfade voraus, wo ſie ſich an Milch und Früchten erquickten, bis die Maroden ſie einholten. Die Ebne wird hier breiter und die Berge rechts an der Donau ſind wunderbar ſchön und ſchroff. Man hat vor ſich luſtige Wieſen und Felder, von Heerden wimmelnd, alle Fußſteige trugen Kirchgänger, alle Wege Marktwagen und Reiter; im Hintergrunde lag Gran auf ſeiner Höhe. Man denke alſo, daß es fröhlich im Herzen und auf der Zunge war, bis der Hintertrupp eintraf. Dieſer haute mit uns ein und ſo ging es bergan auf Torrock zu, die zweite

Station von Peſt, ein Dorf, wie die vorigen. Hier fing der Wind endlich raſend an und goß auch bald ſo reichlichen Regen aus des Himmels Schläuchen, daß wir größtentheils durchgenäßt und zum Theil verzagt wurden; beſonders traf dies C. in ſeinen nankingenen Hoſen; er ward verdroſſen und wollte kaum noch fort. Als er ſo im Ueberdruß ſchlenderte, hätte ein Wagen ihn um ein Haar umgeworfen, und endlich, wie jede Kreatur bald merkt, wo einen der Schuh drückt, wollte ihn ſogar ein muthwilliges Füllen beſpringen. Dies machte ihn ſo furchtſam, daß er mehrmals vor bloßen Fantomen wie ein Blinder aufſprang zu unſer aller Ergötzung, da ſeine Augen vor natürlicher Myopie und Staub und Gebücktheit nicht wohl ſehen mogten. In Neudorf ward eine fröhliche Mittagstafel gehalten und um zwei Uhr lootſeten wir uns ſelbſt und die Lahmen und Blinden mit fort. Doch war es kein Scherz, gegen den Wind an zu ſegeln; ſelbſt den Keckſten verging der Athem oft, beſonders wenn wir um einen Berg oder einen ſteilen Fels der Donau mußten, die heute auch keinen Schiffer duldete. So kamen wir durch Vitſchka, wo Kaffe und Nesmillner getrunken und unter den ſonntäglichen Ungern, die luſtig tanzten, herumgedoppelt ward. Nicht weit hinter Vitſchka hat man ein Dorf Namens Schytte, wo die Gegend ſehr romantiſch wird. Man hat rechts die Donau mit ſchönen Inſeln und weiter hinüber Ebnen und Dörfer, netter, als die dieſſeitigen; links geht man meiſt unter einem hohen Ufer hin, mit Korn- und üppigen Maisfeldern. So geht's vorwärts gute anderthalb Stunden von Schytte bis Nesmill. Bei Nesmill erweitert ſich das Thal und ſteigt in Schluchten zu anmuthigen Rebenhügeln und Gärten auf, worin einzelne Häuschen liegen und der bekannte Nesmillner wächſt, vom ungriſchen Keller her aus Wien ein ſo guter Freund von uns. Eine niedliche Inſel, nicht ohne ihre Reben, liegt in der Donau. Nesmill ſelbſt iſt ſtattlich und ſeine Schenke gut. Wir haben gut geſchmauſt und gezecht und die Maroden haben ſich mit Slickwitzer (eine Art Branntwein, mit Pflaumenkernen und andern Früchten diſtillirt) die Kehlen, Kniee und Füße auf meinen Rath eingerieben. Wir werden morgen ſehen, ob es anſchlägt. Auch auf dieſem Wege ſieht man ganz zierliche Häuschen, aber keinen Raum für das Korn, das entweder in langen offenen, mit Stroh gedeckten Schuppen im Felde ſteht, oder zwiſchen den Häuſern im Dorfe in einzelnen Haufen. Man findet hier ſchon Tennen nach italiſcher Weiſe unter freiem Himmel, wo ausgedroſchen und dann das Stroh für den Wintergebrauch wieder in Haufen geſetzt wird.

Kaum öffnete ich den Morgen des 28ſten die Augen dem Tageslichte, ſo drangen die wankenden Bäume und der trübe Himmel ſich mir als üble Propheten auf und kaum war ich aus der Thüre, ſo beſtätigten fliegende Strohhalmen und Regen dieſe Furcht. Alle kamen überein, beſonders die Matten, welchen zuletzt die Majorität zufiel, bei dieſem Sturm und Regen ſei dem Beinen unmöglich noch mehr zuzumuthen, und wir beſtellten alſo einen Bauern, uns die ſieben Meilen von Resmil bis Raab zu fahren. Indeſſen ward gefrühſtückt und Wein und Kaffe und Slickwitzer wie geſtern angewandt. Dann kam unſer Unger Sverenz mit drei elenden kleinen Gäueln und einem unbedeckten Wagen. Es half kein Winſeln, wir mußten in Sturm und Regen hinein, die uns grade ins Geſicht ſchlugen. In den erſten Stunden waren wir meiſt durchgenäßt und erfroren; doch ſank nur E. der Muth, obgleich er ſich in Schutz unſrer Leiber hinſtreckte und vom Regen faſt gar nichts fühlte, uns ſelbſt aber ſeine dicken Waden und Beine ſehr fühlen ließ, die er quaſi jure hoch zwiſchen die unſrigen hinausſtreckte. Einige ſtiegen zuweilen ab und marſchirten, der Regen hörte endlich auf und naß und hungrig und erfroren langten wir um halb zwei Uhr in Acs oder Aſch an. Die meiſten außer A. und M. wählten ſogleich das Beneficium der Betten und froren doch, bis endlich durch Suppe, Wein, Kaffe und Slickwitzer die ſtarren Glieder aufthauten. — Hinter Nesmill hat man links noch einige Zeit Gärten und Weinberge, dann wird das Land flach und beſteht bis nach Komorrn hin aus Feldern, Weiden und Wieſen. Wir ſahen Pflüger und Arndter und Hirten und hie und da Heumäher und groſſe Haufen Heus und Korns auf dem Felde, letzteres von Luft, Regen und Sonnenſchein ſchon ganz grau gefärbt. So lag es da und ward zum Theil im Regen ſo eingefahren, in groſſen und kleinen Fudern, die Wagen mit zwei bis acht Ochſen beſpannt, die nach väterlicher Sitte nicht mit Jochen vor der Bruſt, ſondern über dem Hals zogen. Die Pferde, die wir ſahen, ſind faſt alle klein, aber gut von Knochen und ſchnell und ausdaurend. Man findet hier ganze Felder mit einer Art Futtergras, Mohar genannt, beſäet, das wie Klee gemähet, in Haufen geſetzt und als Pferdefutter eingefahren wird. Von Obſitz, einem ſehr groſſen Dorfe unweit Komorrn bis Aſch, iſt der Weg ſandig und der Acker wüſt als Haide, beinahe eine Meile lang, nach der Lage und dem Anſehen des Raſens und der Kräuter, die er nährt, wohl eines vortheilhaften Anbaues fähig. Nach der Donau rechts laufen ſchöne Aecker und Wieſen und links in der Ferne zeigen ſich herrliche Felder, ſpärlich mit Dörfern und Höfen beſetzt. Ueberall liegen die Dörfer zu weitläuftig und machen jeden guten Ackerbau unmöglich. Dies ſahen wir gleich hinter Aſch, wo ſich zu beiden Seiten am Wege die ſchönſten Felder zeigen, faſt ganz noch mit Kornhaufen und Garben bedeckt und hie und da mit Mohar, Maisfeldern mit Melonen zwiſchen den Reihen, ſeltener mit Hirſe. Wir fuhren durch ſolche Gefilde bis nahe an Gonió, wo eine Station iſt. Hier kömmt man der Donau wieder nah und fährt über kahle Sandhügel. Wir tranken hier ſehr guten Schamlauer, den wir aber als geprellte Leute bezahlen mußten, doch weckte er uns auf und erhielt uns den Athem froh bis Raab; nur an Freund C. war keine Hülſe und nichts aus der Vergangenheit und Gegenwart konnte ihn erquicken. Der Weg war einförmig auf ſandigen, ebnen Boden, der zuweilen ein luſtiges Maisfeld und feine Wieſen zeigte und rechts durch die fetten Donauanger und Inſeln eine kleine Erluſtigung erhielt. So kamen wir um 9 Uhr in der Vorſtadt von Raab an und ärgerten uns über unſern Everenz, der uns durchaus in einem vorſtädtiſchen Wirthshauſe abſetzen und mit einem andern Kumpan, der ihn verführt hatte, auf unſre Rechnung zehren wollte. Sogar wollten die beiden Eſel uns einbilden, die Stadt ſey für Wagen ſchon geſperrt und wir ſelbſt würden Mühe haben, eingelaſſen zu werden. Wir zahlten ihm unmuthig und er ging des Trinkgelds verluſtig und wir gelangten in die Stadt zum Lambl, wo es auf ein luſtiges Abendeſſen losging und ein hübſches Geſicht in der Küche und ein anderes in einem Zimmerchen unter uns, die oft zu uns aufguckte, uns luſtig machten. Auch die Magd war fein, die uns mit dem Marker aufwartete, und ſo konnte dieſer Anblick und Reiz ſo vieler Niedlichkeit und Lieblichkeit und guter Schamlauer nicht verfehlen, uns in einer heitern und frohen Stimmung den bleiernen Flügeln des Schlafs zu übergeben, welchen Regen und Wind ſchon leichte Arbeit machten. Das erſte Wunder unſrer Tagfahrt war, wie unſre drei jämmerlichen Gäule uns bei dem fürchterlichen Winde die ſieben Meilen zogen, ohne ein Haar zu legen, und das die meiſte Zeit im Hundetrab; doch mußte des luſtigen Everenz Peitſche immer in Bewegung ſeyn. Dies ward meine Schulter gewahr und mein rechtes Ohr, die bei'm Ausholen oft was abkriegten, ſo daß ich, wenn ich mich umſehen wollte, die Hand immer vor's Auge halten mußte, um dies göttliche Gliedmaß, wie C. ſagte, nicht zu verletzen. — Der Wagen, mit dem wir fuhren, war faſt wie die engen Leiterwagen im nördlichen Teutſchland. So ſind die gewöhnlichen Bauerwagen, wovor ſie Pferde ſpannen. Die Aerndtewagen, welche Ochſen und Pferde zuſammen oder erſtere allein ziehen, ſind, wie die unſrigen, aber höher in Leitern und kürzer und enger. Mit dieſer Art bringen ſie auch gewöhnlich ihre Lebensmittel in die Stadt, wenn ſie Ochſen eingeſpannt haben. Für ihre Ochſen, Pferde und Kühe haben ſie kleine jämmerliche Ställe; auch die Menſchenwohnungen ſind ſehr klein und niedrig, aber meiſtens lang, unten weiß bekalkt und zuweilen mit zierlichen Quadraten und Oblongen, die höher gefärbt ſind, um Thüren und Fenſtern ausgezeichnet. Von der Kleinheit der Scheunen, daß das Korn meiſtens in Haufen ſteht, die Tennen hie und da unter freiem Himmel ſind, iſt ſchon geſprochen. Die Bäume in den Dörfern und an der Straße ſind Maulbeeren und Akazien, ſeltener Weiden.

Wir waren den Morgen des 29. Auguſts frühe auf in Raab, gingen in die ſtattliche Domkirche und hörten den Biſchoff mit ſeinen Domherren den Gottesdienſt verwalten. Es waren zuſammen 13 und ich muß geſtehen, daß ich nie dickere und frohere Pfaffengeſichter geſehen habe. Man hatte uns Raab als die Königin der ungriſchen Städte in Rückſicht der Weiber gerühmt. Wir ſahen wenig feines und ſelbſt unſre geſternabendlichen Urtheile über unſre Hausſchönen wurden durch das Tageslicht um ein Großes gemildert. Raab iſt ein rundes Städtchen von dem Umfang einer halben Stunde, mit ſchlechten beſchindelten Häuſern, einige wenige ausgenommen. Man ſieht an den Wällen und Gräben, daß ſie ehedem eine Feſtung war, die aber nicht mehr unterhalten wird. Sehr ſchön iſt die Ausſicht vom Thurm über dem Komorrer Thore, welcher während Montecuculis Feldherrnſchaft gegen die Türken erbaut iſt iſt. Sehr ſchön iſt auch der große Platz, ſo ſchön, daß er einem, der Wien, Presburg und Peſt geſehen hat, neu iſt. Die Stadt liegt in einer Ebene,

die

die in der ſchlimmen Jahreszeit wohl einem Sumpfe ähnlich ſieht, ſo hoch iſt wenigſtens die Chauſſee darin angelegt. Nordweſtlich fließt ein Arm der Donau hart an den Mauren hin, der auf der niedlichen Inſel jenſeits nette Dörfchen und Waldgruppen zeigt und mit Weiden und Pappeln bekränzt iſt. Die lange Vorſtadt auf der Straße nach Oedenburg iſt recht fein und die Häuſer meiſtens zur Seite mit Akacien umpflanzt.

Wir wanderten um vier Uhr aus der Vorſtadt, rechts immer Donauwaſſer und anmuthige Inſeln und Wieſen und links Kornfelder und große Weiden, in weiter Ferne mit Bergen bekränzt, habend, die nach und nach ganz verſchwanden. Es war ein ſchöner friſcher Tag und unſre Beine mit friſchem Mark gefüllt. Die Oedenburger Chauſſee, auf welcher wir gingen, iſt eine der ſchönſten, obgleich Ungern auf allen Hauptſtraßen gute Chauſſeen hat. Bald kamen wir nach Brückel, einem kleinen unanſehnlichen Dorfe, wo Erfriſchungen genommen wurden. Hier hielt ein Mann zwei von uns wegen des angeſchnallten Säbels und des beſchornen Hauptes für Franzoſen und fragte ernſthaft darnach; ſie aber proteſtirten gegen dieſe unpopuläre Meinung in beſter Form. Mehr aber drang ein altes Mütterchen in uns, ihr doch zu ſagen, wer wir ſeien. „Kaufleute ſind Sie nicht, Handwerksburſche gehen nicht ſo fein und munter einher ꝛc.“ Wir ſagten ihr allerlei, fanden ſie aber nicht befriedigt. Dieſe Fragen hatten wir wahrſcheinlich unſerm Fußwandern zu danken, das hier, wenn nicht verächtlich für einen Gentleman, doch immer ungewöhnlich iſt, weil alles fährt und viel Fuhrwerk faſt immer von jedem nach ſeinem Vermögen zu haben iſt. Dann erzählte ſie uns ſehr kläglich, man habe ihnen vor vier Wochen etwa ihre Heiligen, ihr Krucifix und den lieben Herrgott aus der Kirche geſtohlen, nebſt andern Koſtbarkeiten. Ein Kerl, der deswegen in Raab feſtgeſetzt ſei, habe ſich ſchon den Bauch aufgeſchnitten, aber man könne ſie darin nicht finden.

Auf dem Wege durch die ſchönſten Kornfelder merkten wir, daß wir uns Wien näherten, ſo viele Gonaſchen und Gulaſchen begegneten uns, welche die fetteſten Schweine und die ſchönſten Ochſen auf der Straße trieben. Wir ſahen vier ſolche Trupps Ochſen zu Hunderten und die Schweine ſo feiſt, daß ſie kaum fortkonnten. Bei uns war dies nicht der Fall. Wir waren alle wohlgemuthet, freuten uns der großen Maisfelder, die noch wie ein Wald da ſtehen, der Haufen von Mohar, der Heumäher hie und da auf den Wieſen und des ſchönen Abendhimmels. So wanderten wir durch das ſtattliche Dorf Hochſtraß, das wirklich ein feines Anſehen hat mit ſeinen weißen Häuschen, Maulbeeren und Akacien. Dieſe Häuschen, ſehr reinlich und ſehr wohlfeil, ſind meiſtens ohne ein Stücklein Holz bis an den niedrigen Giebel, zuweilen aus Backſteinen, öfter aus Wellerwänden aufgeführt, wie man dies häufig in Sachſen findet. — Das ſchönſte Gebäude in einem ungriſchen Dorfe, wenn kein Edelmann oder Magnat da hauſet, iſt gewöhnlich das Wirthshaus: ein großes Viereck mit einer Menge Zimmer und Ställe, die einen weiten Hof einſchließen, in deſſen Mitte ein bedeckter Schuppen oder Wagenſchauer iſt, worunter die ankommenden Fuhrleute fahren und füttern. Auch findet man in dieſen Dorfwirthshäuſern gewöhnlich einen Kellner und gutes Eſſen und Wein. Die ſchlechten Artikel ſind Kaffe, Roſolio und Butter. Die Wohlfeilheit des Landes muß einer bewundern, der im mittleren Teutſchlande gereiſt iſt. Wir wunderten uns, daß unſre Maroden ſich ſo gut hielten, machten um 8 Uhr Halt, tranken Gecſger Ausbruch und ſchwatzten uns fröhlich in die Mitternacht und den Schlaf ein.

Den 30. Auguſt waren wir frühe um 7 Uhr auf den Füßen und wanderten durch die ſchönſten und fruchtbarſten Gefilde, doch mit dem Aerger, daß ſo viele bloß zu Weideplätzen dienen, und daß die Dörfer, wenn ſie gleich zum Theil ſehr groß ſind, dreiviertel bis anderthalb Meilen aus einander liegen, welches den guten Ackerbau und dürftigen Pilgern, wie wir, das Wandern ſo ſehr erſchwert. Wir halten rechts einen ſchönen Donauarm, der einige freundliche Inſeln mit theokritiſchen Hütten voll Genügſamkeit bildete. Mehrere von den Vordermännern ſetzten ſich bei einem Hüttchen am Waſſer zu einem alten Mann und einem Haufen Kinder und Gänſe und Hühner hin. Ein Kranz von 8 ſchönen Weiden bedeckte die Hütte, unten rauſchte der Strom und in ſeiner Mitte ſtöhnte und klapperte eine Waſſermühle, fern herüber ſchimmerten durch dies dunkle und friſche Grün weiße Wände von Häuschen: eine ſüße mora viae et vitae.— Ich habe hier nicht umſonſt von Vordermännern geſprochen, denn M., einer unſrer beſten Avantgardiſten, empfand einen Krampf in einer Wade, und C. war nach Gewohnheit nicht der erſte. Wir nahmen alſo in Wieſelburg einen Wagen bis Eiſenſtadt, hielten bei Schweinebraten und Schumlauer ein gutes Frühſtück, und beſahen dieſen heitern Marktflecken, der hübſche Häuſer hat und, wie alle ungriſche Dörfer, in Einer langen Gaſſe fortläuft. Mit unſerm Fuhrmann hatten wir bis Eiſenſtadt nach langem Has und Hes auf 8 Gulden bedungen für einen Weg von ungefähr 8 Meilen nach unſrer Rechnung, obgleich man ihm hier gern 11 angelogen hätte. Bald knallte er vor mit einem langen bedeckten Wagen, grade hoch genug, daß die Hintenſitzenden ſich die Köpfe nicht ſtoßen, wann ſie den Hut abnehmen. Wir nahmen drinnen Platz, der Fünfte ſaß bei dem Kutſcher, zuweilen ward auch die Schußkelle benutzt. So waren auf 6 Perſonen zwei Pferde und 8 Meilen von 10 Uhr Morgens an noch zu machen. Das hätte Vielen ein Wagſtück ſcheinen können, hier in Ungern iſt es keins.

Die Gegend hinter Wieſelburg wird ſehr einförmig, die ſchönen Donauufer ſind verſchwunden und zu beiden Seiten erſtreckt ſich eine weite Ebene mit ſeltnen Dörfern und noch ſeltnern Gebüſchen. So kamen wir nach Zeinich, einem elenden Dorfe von vielen Häuſern, das aber ſehr veterländiſch war wegen ſeiner Zäune und um ſeine Wohnungen Mauern und Wälle aus bloßem Leimen hatte. Die kleinen Viehſtälle und Scheunen ſind faſt ein bloßes Stückwerk von Holz mit Wänden aus dichtem Rohre, oben eben ſo elend mit Rohr und Stroh gedeckt. Hinter Zeinich fängt gleich eine große Haide an, die über eine Meile fortläuft, und einen guten Acker geben würde. Wir hatten hier unendlichen Spaß mit dem Gewimmel von großen Zeiſelmäuſen, hier Erdwieſel genannt, die auf allen Seiten um uns her liefen und ſaßen, ſich den Bart putzten und allerlei Männchen machten. Sie ſind weißgrau wie die ungriſchen Ochſen, zum Theil ganz weiß und von der Größe der größten Wieſel oder der kleinſten Iltiſſe, durch ihren ſchmaleren Leib und ihre ſpitzere Schnauze vom Hamſter unterſchieden. Sie ſollen einen trefflichen Braten geben. Man gräbt zuweilen ihre Kornvorräthe unter der Erde auf und findet ganz anſehnliche Haufen. Außer dieſen Thierchen dienten uns große Trappen, die hier außerordentlich häufig zu ſeyn ſcheinen, zur Ergötzung. Endlich lief dieſe Haide in fruchtbares Kornfeld aus und wir kamen in Halbthurn an, einem Gute des Palatinus, wo wir in der ſtattlichen Schenke ein Mittagsmahl anſchafften, um wieneriſch zu reden. Aber dieſes gerieth uns ſchlecht, weil Braten und Fleiſch durchaus mit Zwiebeln und Knoblauch zu reichlich verſehen und geſpickt war. Ueberall iſt es erſtaunlich, wie dieſe wohlriechenden und ſtarkſchmeckenden Sachen im Ungerlande müſſen begehrt werden; denn in Peſt, Raab und, ich möchte ſagen, allenthalben findet man die Zwiebeln, Lauch, Gurken und alle Arten Grün in ungeheuren Haufen aufgeſtapelt, die dicken Zwiebeln zuſammengekettet, daß man ſich ein Ritterband daraus machen könnte; auch tragen viele Bauern ſie wirklich ſo um die Schultern.

Wir kamen von Halbthurn bald nach Münnichhof, einem Gute der Raaber Domherren. Rechts ſind ſchon Weinberge, die ſich allmälig erheben, links Ebnen und fruchtbare Blachfelder. Von hier geht der Weg durch Duys in gleicher Gegend. Hinter Duys ſieht man links den groſſen See von Neuſidl, an welchem man endlich dicht vorbei und in das Städtchen einfährt. Ich weiß von dieſem kümmerlichen Reſte nichts weiter zu ſagen, als daß ſein ſcheußliches Pflaſter alle unſre Schläfer plötzlich lebendig machte. Aber wie wir aus ihm herausfuhren, öffnete ſich uns eine wunderſchöne Gegend. Links unter uns der große See, der ferne an den jenſeitigen Ufern Thürme, Dörfer und Bäume zeigte, rechts eine Ebne von Kornfeldern zunächſt am Wege, dann Weinberge an der Höhe und oben auf den Bergen Waldgebüſch. Auch links am See hat man hie und da Reben, Mais, Hanffelder und Obſtbäume. Die Dörfer, durch welche wir bis Eiſenſtadt fuhren, werden immer ſchlechter und ungriſcher von Anſehen. So ging es in dieſer göttlichen Gegend bis Breitenbrunn. Die Berge treten rechts weiter zurück, aber die Weinberge am Berghange und ſelbſt im Thale werden immer häufiger; links ſenkt ſich die Gegend tiefer und tiefer zu ſchönen heerdenreichen Wieſen und Feldern bis an den See hinab. Im Vorgrunde iſt ein herrlicher Halbmond von Bergen, der in der Entfernung einer halben bis dreiviertel Meile rund um den See läuft. So rollt man durch Burbach und andre Dörfer immer auf der Chauſſee bis nach Eiſenſtadt allmählig bergan. Um 10 Uhr Abends waren wir da, konnten keiner Suppe habhaft werden und mußten alſo bloß Braten und Wein anſchaffen. Aber wir waren wieder gefoppte Strapazi, denn der Wein war trotz der Traube, die das Gaſthaus im Schilde führte, ſauer und der Braten wieder mit Knoblauch verdorben. So warfen wir uns müde und halb hungrig und durſtig aufs Lager.

Wir ſtanden den folgenden Tag, den letzten Auguſt, ſpät auf und rüſteten einige Zeit, ehe wir unſern Leichnam mobil machen konnten. Ich hatte hier Gelegenheit, die letzte Probe mit einem ungriſchen Barbier zu machen, den ich freilich ſogleich hätte fortjagen ſollen, weil er hinter den Ohren noch nicht recht trocken war. Weil ich nun aber ſo eine gutherzige Kreatur bin, ſo ließ ich mich lieber, um den Burſchen nicht verzagt zu machen, von ihm ſchinden und war am Ende doch ſo ungleich begraſet, als ein ſchlecht gemähetes Stoppelfeld; dieſer alſo verdarb in etwas die gute Sache der ungriſchen Bartkünſtler, die einem ſtattlichen Barte zweimal die Tonſur geben, dann ihn pudern und endlich mit balſamiſchen Oele beſtreichen. Wir gebrauchten den Vormittag zuerſt, die ſchönen Gartenanlagen und in dieſem eine kleine heſperiſche Einſchachtelung hinter dem Eſterhazyſchen Schloſſe zu bewundern. Ich habe nirgends ſo ſchöne Südfrüchte, ſo ungeheure Blutpfirſiche und ſo ſchwellende Beeren an Rebenſtöcken geſehen. Nachher beſtiegen wir die herrlichen Waldhöhen über dem Schloſſe und Garten, der eine unermeßliche Ausſicht giebt. Von da ging es in die Reitſtälle, wo man viele Exemplare der ſchönſten Pferde aus allen Ländern ſehen kann. Mir gefielen vor allen einige treffliche Barbaresken und Neapolitaner und Sicilier. Auch hier iſt Eſterhazyſche Pracht. Das Schloß iſt immer ein großer und imponirender Klumpen von Gebäuden, hat aber ſo viel Schwerfälliges, daß man es nirgends mit Leichtigkeit ins Auge faſſen kann. Beſſer gefielen uns die 50 Eſterhazyſchen Grenadiere, Kerls von ausgeſuchter Länge und Stammfeſtigkeit, alle brauchbar für eine Potsdammer Rieſengarde, wie unter Friedrich Wilhelm weiland. Sie waren in ſchöner Montur, mit Säbeln und Gewehren ihrem Wuchs angemeſſen. Der Fürſt hat ſie alle aus ſeinen Gütern ausgeſucht und ſie werden im Schloſſe gefüttert. Im Schloſſe ſelbſt fanden wir das Gewöhnliche, aber nichts Außerordentliches an Pracht und Herrlichkeit. Der Konzertſaal und das Theater ſind ganz fein, aber der Fürſt hält weder Schauſpieler noch Kapelle mehr. Die Gemähldeſammlung iſt nicht ſo reich, als man ſie gewöhnlich ausſchreit, obgleich ſie manches Feine hat. Eine heilige Familie von Rafael gehört nicht zu ſeinen ſchönſten, obgleich ſie immer noch andre überſcheint. Ein ähnliches Sujet von Allegorie iſt ſo fürchterlich beſchädigt, daß man kaum einige Spuren dieſes himmliſchen Künſtlers daran ſieht, um ſo mehr beſchädigt, weil ein Stümper daran gebeſſert hat. Noch ſieht man eine ſchöne Venus und Amor von da Vinci, eine Angelika Kaufmann, von ihr ſelbſt gemahlt, ein ſchlummerndes Kind von Guido, zwei herrliche Köpfe von Rembrandt ꝛc. Von den Italiänern und Niederländern ſind feine Landſchaften und die gewöhnlichen Bauern- und Thierſtücke, von Wouwermanns, Ryksdael, van der Werf, Teniers, Pouſſin, Linn, Artois, S. Roſa ꝛc.

Eiſenſtadt ſelbſt iſt ein unanſehnliches Städtchen, mit Schindeldächern und unebenen Gaſſen am Fuße des Berges, der hinter ihr mit Reben bis zu einer hohen Waldſpitze hinanläuft. Wir wurden in unſrer Traube in Hinſicht unſrer Zeche eben nicht geſchnellt, aber ſchlecht eſſen und trinken mußten wir hier zum erſten Mal in Ungern. Wir nahmen uns hier einen Wagen bis Laxenburg, wo wir übernachten wollten. Der Weg läuft angenehm erſt durch Weinberge, dann durch Kornfelder auf der Chauſſee und Anhöhe fort. Die Berge rechts, woran Eiſenſtadt ſich lehnt, verſchwinden allmählig, aber links öffnet ſich ein Thal des ſchönſten Gefildes und ein Kranz von Bergen hebt ſich höher und rückt immer näher. Dieſer verläßt uns hinfort nicht, ſondern geht in einem weiten Halbmond bis zum Leopoldberg fort. Am Wege ſahen wir keinen Mais mehr; aber Buchweizen ganz grün und jung, wie es ſcheint zum Unterpflügen, oder Futter in das Feld geſäet, welches dieſes Jahr die erſte reife Saat gehabt hat. Raſch rollten wir auf der Chauſſee fort, die bis an die Gränze mit Kaſtanien von Eiſenſtadt aus anderthalb Meilen lang bepflanzt iſt. Wimpaſſing iſt das letzte Gränzdorf an der Leita und ein Zollamt. Wir wurden nicht viſitirt und hätten alſo den guten ungriſchen Taback nicht in unſre weiten Hoſen verpacken dürfen. Wehmüthig rollten wir über die Brücke und ſagten dem lieben, freundlichen Ungerlande das letzte Lebewohl.

Reiſe von Wien bis Venedig.

Es war der eilfte September des 1798ſten Jahres, als ich meinen wackern Freunden zum letzten Male die Hand drückte, und um die neunte Stunde, in brennender Hitze, über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein ſtärkte, und bald rechts ſeitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte; das ich noch einmal begrüßen wollte. Dieſes Baden iſt ein kleiner unanſehnlicher Ort, etwa drei Meilen von Wien entfernt, und durch ſeinen Brunnen und ſeine Bäder auswärts bekannter, als im Lande ſelbſt. Das öffentliche Badehaus an der ſchönen Promenade und den Weinbergen, iſt ſehr nett eingerichtet. Jedes Bad hat ſeinen beſondern Namen, der meiſtens irgend einem Heiligen geſtohlen iſt, und ſein eignes zierliches Gemach. An Erzählungen von Wundern und ſeltnen Wirkungen fehlt es natürlich hier ſo wenig, als anderswo; aber doch fehlen die Gäſte ſelbſt dieſes Jahr; da der Kaiſerliche Hof hier bey den Auguſtinern eingezogen iſt, um zu baden. Das Gewimmel, das hier oft von Spielern und Huren zu ſehen iſt, iſt nichts Bleibendes, ſondern ephemeriſch, wie die Fremden, die hier dem Magen und Ohre eine gute Unterhaltung geben, oft auch noch den unedleren Sinnen, und dann wieder dem ſchönen Wien zufahren. und in der That verdient der Ort zur Unterhaltung, wenn ſie neimlich nicht blos im Wiener Sinn genommen wird, wohl einen Beſuch, ſo ſchön und luſtig iſt die Gegend umher. Gegen Norden und Oſten breitet ſich die weite Ebne aus, mit manchen freundlichen Dörfern, aber ſüdlich und weſtlich liegen Hügel und Berge in ſo romantiſchen Gruppen, daß man gern einige Sommermonate hier wohnen mögte. Schon die Promenade an dem obern Brunnenhauſe iſt ganz hübſch, ſo wie die Weinberge drüben. Aber man vergißt dies alles, wenn man den Kalvariberg mit ſeinen Häuschen hinanſteigt, und von ſeinen kahlen und grauen Felſenſteinen die Gegend überſieht. Ich ward ſehr unangenehm durch die Knieenden und Betenden geſtört, die hier in der Sonne brieten; denn meine Anbetung war eine ganz andre, als die ihrige: doch zum Glücke konnte ich über ſie und ihr Gebet zum höheren Berge mich aufſchwingen. Doch ſelbſt den Kalvariberg vergißt man, wenn man in den ſchönen Waldgrund eingeht und bergan ſteigt, deſſen beyde Bergſchlöſſer der Doppelhof heißen. Ein Bächlein rieſelt zur Seite, und dunkle Tannen rauſchen; ſo ſteigt man hoch und höher, bis man ſelbſt die alten Schlöſſer mit ihren Burgen unter ſich hat. Die lieblichſte Ebne, mit einzelnen Weinhügeln und Kleefeldern durchgrünt, und mit ſchönen Dörfern durchſäet, breitet ſich wie ein Teppich aus. Aus der öſtlichen Ferne kommen die ungriſchen Grenzberge herüber, mit Wieneriſch Neuſtadt, und weit im Süden ſchimmern im Strahl der Sonne die Schneeſpitzen der ſtairiſchen Gebirge. Ich genoß dieſes Anblicks, wozu ein Wiener wohl ſelten Füße und Augen mitbringt, der auch hier ſeinen Tiſch und ſein Mädchen, und auf dem Sommertheater allenfalls auch ſeinen Kaſperl wieder findet. Dem Aeußern des Städtleins ſieht man das Leben nicht an, das doch zuweilen darin herrſcht: ſeine Häuſer ſind nicht elegant, und meiſtens nur beſchindelt, und ſeine Gaſſen kothig und ſchlecht gepflaſtert. Unten am Bache, am ſüdöſtlichen Ende der Stadt, iſt noch ein Häuschen zu Fußbädern eingerichtet, wo Bauern und Knappen, ein Pfeifferl im Munde, bis auf die Kniee aufgeſchürzt, auf langen Bänken im Waſſer ſaßen. Gegen Abend wanderte ich durch Weinberge und Wäldchen auf das anmuthige Dorf und Schloß Holtingbronn zu, das, wie die folgenden Dörfer, von Bäumen und Waſſern ſehr angenehm umſchloſſen, liegt. Es ward Abend, ich ſah den Mond noch auf einen ſpiegelglatten Teich ſeitweges ſchimmern, ruhte einige Augenblicke in ſüßen Träumen, und dann ging ich in Gunſelsdorf zum Schlaf ein.

Mittwoch den 12. September.

Um ſieben Uhr war ich auf dem Platze, und ging voll Entzücken über den ſchönen Morgen vorwärts. Die Berge und Wieſen dampften, und ſilberne Wolken floſſen um die hohen ſtairiſchen Schneewolben, deren ehrwürdige Scheitel ein glücklicher Sonnenſtrahl zuweilen dem Wanderer zeigte. Die Sonne ſtand im Oſten, wie ein großes Feuerrad, noch ſtill und unbeweglich, wie ſie am frühen Morgen ſo gern erſcheint. Meine Schritte waren Flügel. Bald war ich in dem langen und niedlichen Dorfe Thereſienfeld, und von da eben ſo ſchnell in Wieneriſch Neuſtadt. Dieſes Städtchen iſt von mittlerer Größe, ſchlecht gebaut und gepflaſtert, mit ſchindlichen Dächern und mit einer altfränkiſchen Mauer eingefaßt. Es hat ganz ein ungriſches Anſehen und liegt tief in Wieſen und Waſſerbächen, die nach der Wiener Seite einen angenehmen Vorgrund bilden. Die Gegend vor, und nachher wird unfruchtbarer, und man ſieht große Strecken unbebaut und mit Steinen bedeckt, und einzelne Streifen hie und da mit Haidekorn beſäet. Ja zwiſchen hier und Neukirchen waren ganze Felder Haide, worin man, nach Lüneburger Haideart, eine Menge von Bienenſtöcken für den ſüßen Raub aufgeſtellt hatte. Es war eine glühende Hitze, als ich aus der Stadt ging, die etwa Dreiviertel Meilen zu einem ſolchen Grade der Beklemmung ſtieg, daß ich nie ſo etwas erſtickendes gefühlt habe. Der Wind, der mich anwehte, war ein Sirocco, und dörrte die Quelle meines Athems noch mehr aus. Es war, als trocknete das Mark in meinen Gebeinen, und meine Kniee wollten nicht mehr fort. Setzte ich mich nieder, ſo war auch da keine Rettung, ich ward nicht erquickt; ein Haus, kein Baum bis vor Neukirchen. Hier wäre ich beinahe verzagt, und ſehnte mich kindiſch nach dem Thurme, den ich nicht mehr ferne erblickte, wohin ich aber mit wankenden Knieen nur fortſtümperte. Man hätte, ſo rüſtig ich bin, mich jetzt eher todtſchlagen, als zum Laufen bringen können. Ich fühlte, was Sirocco und Samum in Sicilien und Afrika ſeyn mögen. Der Himmel war blutroth, die Vögel flogen ſchnappend aus der Luft zum Boden. Alle Wagen hielten auf der Straße. Die Pferde keichten und die Führer lagen unter des Wagens Schatten an der Erde. Ein Weg, den ich ſonſt in einer halben Stunde mache, koſtete mir anderthalb. Endlich um Mittag erreichte ich das verwünſchte Schloß, und that mir gütlich. Bald rollten Donner und Blitze, und kühlten mit Regen die Gluth. Neukirchen iſt die vierte Station von Wien nach Grätz, ein nettes Dorf an einem Flüßchen, der Schwarze, die nachher in die ungriſche Grenzleita fällt. Ich ging Nachmittags um 4 Uhr aus, als der Regen aufhörte. Mein Weg ging nun immer bergan, und engte ich endlich zu einem anmuthigen Thale, mit ſchönen Wieſen und Feldern, ein. Ich kam durch Reblock und Wärtl. Hier wird die Gegend mahleriſch. Die Berge treten näher zuſammen, und rechts hat man Weinberge und eine Menge von Pflaumen- und Wallnußbäumen. Glognitz, der letzte Ort vor Schottwien, liegt äußerſt luſtig, beſonders ſein Kloſter, mit Weinbergen eingefaßt, und links die ſchöne alte Burg Wartenſtein, am Mittelberge, unter ſich mehrere kleine Hügel und grüne Alpen, und über ſich dunkles Tannengebirg. Dies war eine holde Erſcheinung des einbrechenden Abends, und ſo ſchlang ſich mein Weg unter Weinhügeln und Gärten und an fließenden Waſſern fort, bis die grauen Steinmaſſen von Schottwien wie Rieſen im Nebel vor mir auftraten, und ich in die dunkeln Felſenthore einging.

Mariazell, Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier luſtig genug. Wie ich eintrat, fand ich alle Tiſche unten in der Wirthsſtube breit beſeſſen, und kaum für mich einen Plaz an der Thüre: Alles ſchmauſte, trank und lachte. Ich ſah bald, daß es Pilgrimme ſeyen, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir ſaß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglozte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing ſogleich mit meiner Uhr an, und beſahe ſie, und ſo die andern nach der Reihe, ſtellte und rückte daran, und führte ſehr gelehrte Diskurſe, wovon ich leider nichts begriff. Denn die Sprachwurzeln fehlten ihm, und überall zeigte ein gewiſſes freundliches Lächeln und Hinſtarren ins Blaue, er ſey der Natur vom Gaſtel geglitten. Dies war alſo mein Tiſchkumpan. Ich ließ mir einen guten rothen Wein auftiſchen, und trank tapfer drauf. Dies reizte meinen Alten auch, doch bekam er nur wäſſerigen weißen. Nachher hauten wir ein, ich in einen tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Waſſerbrühe heraus fiſchte, in Salz tunkte, und mit einigen Löffeln voll des bleichen Uebels hinabſpühlte. Wir wurden aber in unſerm frohen Schmauß ſehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tiſche, die mehr als zwey Beyſitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloſes Geplärr an. Endlich ging es auf die Kniee, und Stühle und Schemel dienten zu Vorhaltern. Ich ſah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der ſogenannten Klugen noch hinter dem Tiſche ſaßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, ſalve, ſalve, ſalve! überſchrie das andre, und dies dauerte ſo lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübſche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdiſch waren, eben ſo freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles aufſprang, und die ganze Sache ſich in wildes Getöſe und muntre Scherzreden auflöſte. Die meiſten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielt mich mit meinem Alten, oder vielmehr er ſich mit mir, und mit den ſchönen und ſüßlächelnden Augen der Wirthin, und ſo empfing mich, nach einem heißen Tage und drey Seideln Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeſell, ein rüſtiger Jäger, ward munter, und war ſchnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf, es iſt fünf,“ und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, ſondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und ſchreibe nun.

Geſtern, den 14. September, um 9 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen ſchlüpfrig; doch ſpannerte ich frohen Muthes weiter. Es iſt dies unſtreitig einer der ſchönſten Gründe der Welt, und dieſe ſchöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, ſchwellten meine Bruſt mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauſchenden Waſſern, eine länglichte Gaſſe, zwiſchen ſchroffen Felſenſpitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor ſteigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, ſchließt den Ort ein. Man ſieht, wenn man drinnen iſt, immer nur einzelne Theile der ſchönen Gegend, ſo ſpringen zu allen Seiten die Felſenzacken vor. Aber ſo wie man den Schneckenweg um den Ort hinanklimmt, und höher und höher den Semring vor ſich erblickt, ſo ſpringen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer gröſſer und majeſtätiſcher vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloſter Maria Schutz am Mittelberge auf grauen Alpenraſen, und hoch hinauf fernes Waldgebirg mit Einſchnitten, die die Hand des fleiſſigen Menſchen gemacht, und zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergpfad iſt ein freundliches Thal, von rauſchenden Bächen gewäſſert, reich an Wieſen und Feldern; aber hoch thürmt ſich das Felſengebirg mit himmelandräuenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf ſeiner Scheitel ruhen. So wanderte ich die ſteile Straſſe hinan. Die Sonne vergoldete wechſelnd die fernen Gebirge, und bildete aus den dampfenden Rauchſäulen des Morgens Feuerſäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte bloß einzelne Durchſichten. Regentropfen träufelten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenſchreie erinnerten, daß er unter Menſchen wandle. Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Sacellum mit einem Gemählde der Madonna al freſco, und der Aufſchrift: Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Semring. Ich kniete nieder, und kühlte meine Bruſt mit dem lebendigen Bergkriſtall, der im Häuschen aus einer eiſernen Röhre rann. Bald verſchwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeſchloſſen. Der Weg geht immer ſteiler hinauf, und iſt hie und da durch mächtige Balken geſtützt; rauſchende Waſſer brauſen meiſtens an ſeinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein ſteinernes Denkmal ziert, ein geſchnörkeltes ſpitzauflaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Räthe des ſteiriſchen Landes, die im Anfange dieſes Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieſes Weges ſich vorzüglich thätig bewieſen haben.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Steinhaus und Spital nach Merzzuſchlag. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran ſich kleine Hütten oft ſehr romantiſch lehnen. Zuweilen treten ſie ſo eng zuſammen, daß kaum für den Weg Raum iſt; dann bilden ſie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wieſen und Kornfeld. Dieſe ſcheinen alle ſehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufen ſtand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chineſiſchen Tempels. In der Mitte ſteckt meiſtens ein ſpitziger Stab, und einige Garben machen die Decke. Hanf ſowohl ſtehend, als zum Röthen ausgebreitet, Kohl und Mören ſah man hie und da, und Hafer und Weitzen in Hocken; von Weinſtöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich ſah, waren klein und noch ganz braun, und ſo das übrige wenige Obſt im Verhältniß. Häuſer und Scheunen ſind faſt ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens. Man mähet mit unſrer pommerſchen Senſe Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Senſe. Kühe und Ziegen haben einen ſchönen und großen Bau. Merzzuſchlag iſt ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübſch für eine ſo rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreinaſigen Wirth das Kompliment, wie lange ich ſchon zurück ſey? (man ſpricht hier: hinein,) denn er habe mich in mehrern Tagen nicht geſehen. Ich erwiederte: ich hätte ihn und ſein Haus in meinem Leben nicht geſehen, müſſe aber doch wie ein Menſch ausſehen, weil er mich für ſeinen Bekannten halte. Dieſe Bekanntſchaft aber half mir nicht einmal ſo viel, daß er mir guten Wein vorgeſetzt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte ſchon am Fenſter, wie man über mich ſtritt, und der eine aus der Geſellſchaft rief: es muß halt ſicher ein Franzos ſeyn. Dieſe Worte, die hier mit Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und ſo wandelte ich von der Landſtraße ab nun in den Weſten hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir ſagte, es ſei eine Tagereiſe. Eines der ſchönſten Thäler öffnete ſich hier nun wieder, und der Strom Mirz floß am Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weite von drei Meilen gewiß dreißigmal über ſeine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weiſe der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben ſo natürlichen Geländer verſehen ſind. Er iſt, wie alle Bergſtröme, ſehr romantiſch, und ſtrudelt pfeilſchnell, bald über ſeichten Grund, bald über zerfreſſene Felsſtücken und alte Baumſtämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drei Mannslängen nicht meſſen. Der Pfad iſt äußerſt romantiſch, und die Berge thürmen ſich wilder und ſchroffer, und ſogleich hinter Merzzuſchlag ſieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolben aus der Ferne herſchimmern. Man kommt einzelnen Sacellen vorbei und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthſchaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wieſen, zu beiden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem erſten Dorfe, und flog eben ſo raſch durch. Nicht weit hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Sacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerlei Dingen, und ſprach eben ſonderbar genug die Reminiſcenzen aus einem Spötter der Geiſtlichkeit: non paſtores, ſed praeſtigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben ſo ſchnell in meine Seele der Gedanke, der hiezu paßte. Aber wie ward ich überraſcht. Da war kein Bild, kein ekelhaftes Gemählde hingekleckt, ſondern ich las die einfachen Worte: Dem, der iſt, der war und der ſeyn wird, zur Ehre; und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Peſt verſtorben ſind und unter dieſem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebaſtian Heidenreich 1722, erneuert von Joſeph Heidenreich 1792. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in dieſem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforſchlichen ſo das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zuſammengeſtellt zu ſehen: die heiligen Geheimniſſe des Lebens und des Todes in dieſer Einſamkeit gleichſam wie ein Räthſel ausgeſtellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zuſammenſtieben und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Mariazell! Wir ſind wahrlich ſehr unbillig und ſehr dumm obenein, alles zu verſchreien, was nicht unſrer Sitte, noch unſers Glaubens iſt. Der Katholik verſteht es wohl, wo ſich recht anbeten läßt. Seine Klöſter und Heiligthümer ſind meiſtens gegründet, wo die Natur ſelbſt ſich Tempel erbauet hat, und man ſieht aus dieſem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging deſto größer und ſeliger an meinem brauſenden Strom und unter meinen rauſchenden Tannen und Buchen hin. Der nächſte Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereiſe eingedenk. Auch hier iſt ein Kloſter, aber von Joſeph entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs ſpringt ſchroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewolben nennt. Das Thal tritt eng zuſammen, und das Rauſchen der Mirz wird immer lauter. Unten am Wege ſtehen gleich Thürmen zackige Felsſpitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreuz errichtet. Man ſieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchſtens eine kleine Wieſe und einige Hocken Korn, deſto öfter aber kommt man auf Köhlerhütten, Eiſenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege ſind Eiſenbergwerke. So geht der Weg nach Mirzſtege, (oder Merzſtege, von der Mirz) dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felſenthor, das nur dem Fluſſe und einem engen Wege Raum läßt, verſchließt es den Blicken, eines der ſchönſten, die die Natur nur wölben kann. Kaum iſt man hie durch, ſo iſt links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weißem Geſtein gewölbt, in der Ferne. Der Pfad geht nun immer bergan, vor Holzknechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Waſſer mehr rauſchen hört, und ganz einſam durch die hohen Tannen wandelt. Keichend erſtieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Bruſt mir vorüber; ich ſah im Abendmantel die Bäume und die Schneewolben herüberdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna ſtand zweizackig vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen löſte. War mein Weg hinauf ermüdend, ſo war es der hinunter noch mehr, beſonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Haſe über die Baumwurzeln und Steine hinhüpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abſchied. Er hieß Görgel, und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv ſagte er: J go hom, will Er mit hinein? und ſo ſprang er ab in eine kleine ländliche Wirthſchaft. Dieſe und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und ſah ſie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Waſſer rauſchte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging indeſſen kühn durch, und kam in ſolche Engen und Verfinſterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufſtieße. Schon riß mir die Geduld, das verwünſchte Schloß vor der ſinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu ſeyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum ſtieß, als ich bisher im Walde geſehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch ſchon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tauſend Lichter entgegen. Ich ſtand vor dem Gaſthauſe in Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, ſo ganz anders iſt die Geſtalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, deſto mehr kleine Häuſer aber an den Waſſern und quellenreichen Abhängen der Berge. Dieſe ſowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen ſind meiſt von Holz, die hohen Schornſteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufſteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt ſie ganz meiſenfallenähnlich an den Spitzen in einander, ſo werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos geſtopft und Fenſterlucken drin geſägt, ſo iſt die menſchliche Wohnung da. Dies giebt in der That ſehr warme und reinliche Häuſer. Sie haben ſo ein einfältiges und doch zugleich anmuthiges Anſehen, und ſind unter dem weit überhängenden Dache gewöhnlich ſo luſtig mit den Geräthen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke ſehr natürlich wär, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin ſeyn. Sie ſind meiſtens weit anſehnlicher und bequemer, als die in den thüringiſchen und fränkiſchen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer ſind, als dieſe, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh ſelbſt bejochen und vor den Wagen ſpannen. So eine kleine Wirthſchaft liegt hier meiſtens allein, wie auch die Aecker und Wieſen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Waſſer von einander geſchieden ſind. Die Gebirge ſind ſehr fruchtbar; dies ſieht man an den Wieſen und Koppeln, an dem gemähten und noch ſtehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu ſehen iſt. Hier iſt die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbſen, Bohnen und Hanf, ja ſogar Weizen habe ich auf dem Halm ſtehen ſehen; wechſelnd giebts auch

Haidekornfelder. Der Anbau iſt freilich ſehr beſchwerlich, ſo wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Kletterns und der Arbeit auf dieſe Art gewohnt ſind, läßt ſich hier pflügen. Die Pflüge ſind ſtark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu ſteil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug ſich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu machen, brennt man oft eine Waldſtrecke aus, ſo einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen ſtehen traurig da, und unter ihnen das reichſte Getreide und die dichteſten Reihen Hocken. Aeußerſt anmuthig iſt es, ſo die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wieſen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln ſchattirt zu ſehen, und menſchliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Waſſern ſind freilich die Wieſen am beſten, doch oben wächſt das Korn faſt noch munterer. Der Boden iſt meiſtens leimig und lettig, und, daß er nicht ſchlecht iſt, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger ſtehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweiſen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen iſt hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem beſten. Selbſt Chriſtus und die Heiligen haben im Gebirge ſelten andre Bethhäuſer und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie ſie ſelbſt oft nur aus Holz geſchnitten und zuſammengeleimt ſind; indeſſen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg iſt ſchön, meiſtens große gelbe Kühe mit ſtrotzenden Eutern, und weiße Schaafe und Ziegen; Ochſen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und ſtarke Pferde, die der ganzen Wirthſchaft ein tüchtiges Anſehen geben. Mit großer Mühe trifft man Koppeln und Gehäge oft das ſteilſte Gebirg hinan geführt, und an den Bergpfaden, für den Wanderer wohl nicht, ſondern für die Arheiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Waſſern. Auch den Menſchen ſieht man es an, daß ſie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern geſehen. Die Raçe iſt nicht groß, noch ſehr ſtark, aber wohl gebildet, mit ſchöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders iſt es in Thüringen! Die Tracht iſt noch die öſterreichiſch-bairiſche mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndriger, beſonders habe ich dies bei den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weiſe; dieſe zeigen auch häufig das Tyroler Grün a[illegible] Hüten und Wämſern. Die Sprache wird hie und da ſchon ſo arg, daß ich mich zur Noth noch verſtändlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern faſt nichts vernehmen kann. Dieſe allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgskletterung.

Krieglach, den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun bei'm Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häuſern beſtehend, unter denen ſich die Schenke durch die ſchöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle ſieht einem ſpitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin ſelbſt mit ihrem Kinde iſt ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck ſehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man ſelbſt die elendeſten Fratzen im Walde ziert. Den geheimen Schatz, der ſehr reich ſeyn ſoll, ließ ich mir nicht zeigen, weil ich fürchtete, in Fragen und Antworten mit meiner Ketzerei gefangen zu werden. Das hielt ich an dieſem Ort und in dieſer Welteinſamkeit nicht recht räthlich. Schemel ſind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen faſſet höchſtens 50 Menſchen. Auch hier ſoll das Wallfahrten abnehmen, und ich gehöre vielleicht in dieſen wunderſam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Waller waren alle weg, und ich konnte mich alſo drinnen recht umſehen, was ich ſonſt nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als einen Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszuſetzen. Die Gegend umher iſt wild und im Weſten und Norden mit hohen Bergen umſchloſſen, von deren die weſtlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen; ein rauſchender Bach ſtrömt zur Nordſeite fort; wenige Aecker und Wieſen ſieht man am weſtlichen und ſüdlichen Abhang.

Ich nahm meinen Pilgerſtab und trat die ſaure Wanderung des 15. Septembers an, die mir einen rechten Vorſchmack von einer Alpenreiſe gegeben hat. Erſt verſtieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuſchuppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, ſprang mit ſchnellen Schritten thalein, und fand glücklich den Weg durch den ſogenannten Graben, welcher auf Beitſch zuführt. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan, (ſo heißt die Bergkette, die ich heute überklettern ſollte) bis ich innen von Schweiß und außen von Regen triefte. Da ſtand ich, wie ein geſtellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer ſprudelnden Waſſerröhre und fühlte mich frohes Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beſchloſſen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort ſcheute ich keines Regens und war froh, weil ich es ſeyn wollte. O wie kann der Menſch doch alles, was er ſelbſt will, und ſo gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe ſchien mir ſonnig, und ich eilte alſo deſto raſcher, aber ich fand dort dichtern Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spitze, und ſtand hinter einem hölzernen Sacellum ſtill, vor dem ſich hinter einander drei Bänke zum Anbeten fanden. Aermlich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix ſtand, ſeinen Kranz ab, und holte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken ſtrudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechſelnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menſchenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten ſich noch weit höhere Spitzen und lange Lagen Schnee ſchimmerten, von Sonnenſtrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüſtung und den Dampf, der ſchwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Raſen der Höhe, fand auch hier einzelne Menſchen wohnen, und ſenkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben ſo hoch, und höher wieder zu ſteigen. Die höchſte Spitze dieſes Pfades (Gangſteig ſagt man hier) bezeichneten wieder drei Kreuze aus Holz. Ich ging allmählig abwärts, und hatte nun das lieblichſte und lachendſte Thal und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durchſchnitten, und mit grünen Wieſen ſchattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag ſeyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenſeite allmählig. So mußte ich dem rauſchenden Waſſer entgegen, das von unten her zu mir aufbrauſte, und mich trotz dem beſten Karrengaul auf die Ferſen ſetzen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf dieſem böſen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter ſich gegen mich verſchworen haben. Ich ging einer Alpenwirthſchaft nach der andern vorbei, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veitſch zu ging. Vor Veitſch ſteht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren gar ein feines Gemählde hingeſchenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eſelein reitend, das noch viel eſeliger und dummer ausſieht, als die gemeinen Eſel, und mit ſeinen andächtig verdrehten Augen die theure Laſt gleichſam zu zu verehren ſcheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieſes Häuschen ſonſt freute, beſonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre ſpringt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kellchen hängt.

Hinter Veitſch werden die Berge ſanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und Wieſen. Zunächſt hat man einen großen Eiſenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmaſſe über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig iſt. Es lautet: „An dieſer Stelle iſt Michel Pauer mit einem Maurergeſellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grauſamlich erſchlagen. es Wörden alle Vor beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unſer zu gedenken. Den 1. Aprill 1796.“ Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf und Bauch nicht geſchont. Oben ſieht man in einem feurigen Keſſel eine Figur, die die Hände emporſtreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunſerliches, noch Fegfeuerliches weiter faſſen. Mein Weg ging am Waſſer raſch auf Muttendorf, wo ich meine geſtrige Mirz wieder fand, von da auf Freſens und endlich mühſam auf der klebrigen Chauſſee nach Krieglach, wo ich dieſes ſchreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Poſthauſe im blutigen Streit, und ahndete alſo ſogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und ſo geſchah es; indeſſen war ich hungrig, und der theure Ofener Wein gut. Ueber Tiſche erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuſchlag im Waſſer gefundenen, mit drei Stichen in der Bruſt durchbohrten Menſchen. Man habe die Schnallen ausgelöſt, und weder Uhr noch Börſe bei ihm gefunden. Dies brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobei einige gar ſcharf auf mich und meinem breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erſchlagnen ſeyn konnte. Die dicke Wirthin ſprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär ſchwieg, und ich ſchlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitſch bis hier wird alles ſchon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer ſanften. Man ſieht ſchon wieder einzelne Häuſer, unten gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menſchen ſich umtreibt. Beſonders empörte mich der Wirth, der ſein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indeſſen ſeine Kinder um ihn her, nicht mukſend, bey Tiſche ſaßen. Sie ſtanden endlich eines nach dem andern auf, und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tiſch hinlangte, und die ſie wahrſcheinlich als eine treue Vollſtreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Geplärr, was man Beten nennt, unter welchem Schüſſeln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden ſelbſt mitunter geſchimpft ward, bekrönte die feine Scene.

Kapfenberg, den 15. September.

Weil es regnete, ging es erſt um Mittag von Krieglach fort, wieder durch Freſens und Muttendorf, die ordeutliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Warteck hielt ich an, und ſchaffte Eſſen und Trinken. Ein alter Graukopf ſaß mit einem jungen Weibe am Tiſche, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeſte, das iſt ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungriſcher Säbel. Nun fing er an, mit mir zu peroriren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im ſiebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht ſey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmliſcher Ton für mich. „Habe viele Kameratten unter den Pommerenken gehabt, ſind rechte Düwelskerls; gut, wenn man ſie nicht anrührt, ſonſt hauen ſie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf ſie. Sie ſollen leben!“ So ſtießen wir an, und ich trank ſeinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von ſeinem ſtairiſchen grauen Brey eſſen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalſte er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein ſüßes Gefühl der Menſchlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendſten Gegenden des Erdbodens. Es iſt immer noch das alte Mirzthal, das aber ein viel freundlicheres Anſehen gewinnt. Gleich die Gegend bei Warteck iſt entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da bebohlwerkt und eingemauert iſt, um den Bergweg nicht zu ſich hinunterzuholen. Links ſind milde und breite Fluren, und rechts ſteiles Gebirg mit einem alten Schloſſe, das in drei Abſtufungen mit ſeinen Thürmen in alter Herrlichkeit daſteht. Hier windet ſich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeſchloſſen, bis ſich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen hügelweiſe über einander, und ſind bis oben hinan mit Feldern und Wieſen geſtreift. Kohl, Rüben und andre Früchte ſind allenthalben am Wege, und grüne Koppeln, worin die ſchönſten gelben Kühe weiden. Gleich hinter Warteck, rechts unten am Strome, liegt das niedliche Gütchen Eſter. Dann kommt man durch den ſtattlichen Markt Fridberg, und hat links in der Ferne den ſogenannten Kalvariberg, mit einer äußerſt mahleriſchen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen hinter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name iſt Segenberg. So ging es durch Merzhofen, Marien, oder Martin, wo ich links am Gebirge Eiſen- und Kohlerhütten ſah. Von Imbach bis Kapfenberg wanderte ich langſam, weil die groſſe Gegend, die ſich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 8 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts verſammelt dahlten, und mich die Mühen des Tages vergeſſen ließen.

Lebring, den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Biltchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines dreſſiges Ding, mit ſoviel Freiheit und natürlicher Kokketterie, daß es erſtaunte; aber zugleich ſprachen Witz und Unſchuld ſo laut aus ihrem ganzen Weſen, daß ſie einen nicht das Blut fragte. Ihre ſchwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete ſie: Mein Vater lebt nimmer, und meine Frau Mutter iſt ſeit fünf Jahren in Wien. Dies nahm mir die Luſt, weiter zu fragen, weil ſie es bedeutungsvoll genug ſagte. Ich ſah erſt die fromme Chriſtenheit zur Sonntagsfeyer ſich auf dem Markte verſammeln, blickte zu dem alten Schloſſe empor, und ſchüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mirz, oder Merz, immer links, und wandelte im engen Gebirg fort, das oben felſig und höchſtens mit Buchen, Tannen und Birken bewachſen war, und wegen ſeiner Steinigkeit und Abſchüſſigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich ſonſt bei weitem nicht ſo hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut geſehen hatte. Unten indeſſen, wo nur Platz war, waren Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbiſſe und ſeltnern Melonen bedeckt, Haidekorn und kleine Striche Hanf, nebſt Kohl und Möhren; Wieſen und Koppeln, und zwiſchen dieſen jenſeits und dießſeits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirthſchaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelſtein und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck iſt höchſtens dadurch dem Reiſenden merkwürdig, daß die Muhr und Mirz hier zuſammenfließen. Doch dauert die Bergſtromsart auch künftig in dem ſchöllrauſchenden und ſtrudelnden Waſſern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen luſtigern Begleiter finden. Fünfviertelmeile nach Rettelſtein kommt man auf den Flecken Franleuthen; einen ſehr anmuthigen Ort. Hier geht es über die Muhr, die nun rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wieſen und Feldern breitet ſich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübſche menſchliche Wohnungen, Schlöſſer und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das ſchöne Landhaus eines Grafen von Wildburg, und etwas weiter, jenſeits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felſen, das alte Schloß Rabenſtein, einen Bruder des fränkiſchen, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfan- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt. Vieh und Bäume, Häuſer und Menſchen, und die ganze todte Natur haben hier ein friſcheres Anſehen. Nach einer halben Meile ſchließen ſich die Berge wieder zu einem ſchroffen Felſenthore, und kaum hat man den überhängenden, und hie und da ſchrecklich ausgehöhlten einen Weg abgeſprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meiſt gemauert und palliſadirt iſt. So geht man eine Weile zwiſchen den grauen Felſen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert ſind, bis ſich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station von Bruck kommt. Dies Thal iſt freilich nicht ſo lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantiſcher. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenſeits des Stroms, der Flecken Feiſtritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsſtücken, hinter welchen ſich eine ſanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schloſſe Waldſtein ausbreitet. Die Berge ſind immer noch, wie vorher, nicht eben hoch, aber ſteil und blos waldigt. Man kommt durch dieſes Zauberthal wieder durch eine öde und ſteinigte Enge in ein drittes, das ſchon viel ſanfter wird, und in der Milde des Abends unbeſchreiblich auf mich wirkte. In dieſem liegt rechts über dem Strom, auf einem einzelnen ſchönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Straſengel ſehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man ſieht die herrlichen Trümmer des alten Schloſſes Geſtinen hoch im Gebirg, und geht über die ſogenannte Weinſiedelsbrücke, die die Muhr wieder links läßt. Hier ſah ich viele Grätzer Welt in einem ſtattlichen Wirthshauſe ſich erluſtigen, wanderte dann in das freundlichſte Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im dieſſeitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Muhr gegenüber.

Hier fand ich frohe Geſellſchaft. Am meiſten ergötzten mich drei Tyroler Scharfſchützen, die ſich keck unter die Vornehmſten miſchten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umſtände.“ und dann vom Kriege, von den Franzoſen und Schweitzern, und von ihrem Geſchütz ſprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier ſonſt nicht kennt; beſonders der eine, Jakey, oder Jakele, ſprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt ſah ich im untern Zimmer noch ſtairiſchen und allemanniſchen Tänzen zu, und legte mich um eilf Uhr aufs Ohr.

Ich hatte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in ſeinem Glanze zu ſehen. Geſtern waren in der Vorſtadt drei Häuſer abgebrannt, (das diente nun heute der ſchönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüſtung zu ſchauen) und heute fing die große Grätzer Meſſe an. So waren die Leute ſo etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und ſpringend an. Der Naturſohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein andrer 75 erſchoſſen. Dieſe hier ſind um des angekündigten Freiſchießens willen 40 bis 60 Meilen gereiſt, und dieſe Reiſen machen ſie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tiſches. Nachher kam Muſik, und nun ward tyroliſch und ſtairiſch getanzt, mit der hübſchen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es iſt ſo etwas Eckigtes, Wildes und Abgeſtoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandheit. Es ſind die Allemanden mit allen Verſchränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit ſonderbaren Stillſtänden und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen ſchwarze lederne Hoſen, graue, oder grüne Schuhe mit Bändern, oder Schnürſtiefeln, eine Weſte bis hoch an den Hals laufend, und vorn, oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock iſt hinten zu, wie ein Mantel, faſt ganz ſtairiſch, ſo wie der breitgeränderte Hut, den eine grün und weiße Kokarde ziert; allenfalls ſind auch noch ein Paar kleine Federn dran geſteckt, nicht zum

Staate, ſondern, wie es ſcheint, zum Reinigen des Zündloches, weil ſie nur etwa drei Zoll lang ſind. Ihr Haar iſt auf fränkiſch, oder oberdeutſch geſchoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten, bis auf die Hälfte des loſen Halstuches. Die treffliche Büchſe hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meiſten karakteriſirt, iſt ſeine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menſchen, und jenes Selbſtvertrauen und Menſchengefühl, das man ſtark in allen ſeinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raſchen Bau und in den ſchmeidigen Bewegungen ſeines Körpers.

Grätz, die Hauptſtadt des Stairiſchen, gehört ſeiner Lage nach gewiß unter die anmuthigſten Städer in der Welt. Die Muhr, die hier ſchon ein ganz ſtattlicher Strom iſt, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und öſtlich lehnt ſich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, weſtlich aber der Grieß (die dieſſeitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorſtädten daran, die mit Gärten untermiſcht, und mit Landhäuſern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt ſelbſt das Anſehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen luſtige Berge und Hügel, mit Obſt, Getreide und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meiſtens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südoſten aber breitet ſich eine reizende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wieſen und Büſchen der ſchlängelnden Muhr aus, weit über zwei Meilen, und verliert ſich endlich im blauen Dunſt der ferneren Berge. Ich beſtieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendſten und himmliſchſten Ausſichten, ſo lieblich ſah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und ſo prächtig ſtiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlöſſern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die ſtolzen Ruinen der Burg Geſtinen; im Oſten ſteigen die Hügel treppenweiſe mit Landhäuſern, Kirchen, Gärten und Weinſtöcken empor. Man ſieht die beiden Thurmſpitzen von Maria Troſt, wo ein großes Wunder iſt, romantiſch herüberſchimmern, und tiefer unten am Berge das Hallergeſchloß. Im Weſten liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Luſtort ſeiner Bewohner, die durch eine Kaſtanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt iſt mit Graben und Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Feſtung ſeyn ſollen. Jetzt ſind die Gräben zu ſchönen Wieſen geworden, und auf den Baſtionen innerhalb der Stadt ſieht man Luſtgärten der Großen. Das Glacis rund herum iſt in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen beſetzt. Das Merkwürdigſte in der Stadt iſt unſtreitig die alte Burg, ein ſtumpfer Kegel, den man mit keichendem Athem erklimmen muß. Dieſe könnte immer zu einer ſtarken Feſtung gemacht werden, da rings keine nahen Berge ſie beherrſchen; aber Oeſterreich war es lange nicht gewohnt, ſeine Feinde bis in Staier kommen zu ſehen. Es ſteht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebſt einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Sacellen dämmernd erleuchtet ſind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, ſo weht das Alterthum einem recht magiſch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme ſelbſt beſteigt. Von dem Thurm auf der höchſten Ecke hat man die Ausſicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt ſelbſt ſind mehrere hübſche und wenigſtens anſehnliche Gebäude der Großen. Bei weitem das ſchönſte iſt das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joſeph in einem ſehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübſches

Ballhaus mit der Aufſchrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres poſuere, iſt hier. Des Statthalters, Erzbiſchoffs und der Regierung Gebäude ſind hochanſehnlich, aber altfränkiſch. Die Gaſſen laufen ſchief und krumm, beſonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt iſt; unten nach der Muhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaſter muß man hier nicht ſuchen. Es ſind die gewöhnlichen Feldſteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorſtädten, die lang nach Norden und Süden laufen, ſtehen ganz hübſche Häuſer, ſo wie dieſſeits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wieſen, beſonders am Sankt Jakominiplatz, wo es einige wirklich pallaſtartige giebt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorſtadt, und weiter öſtlich der nette Garten und das Landſchloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen ſteht. Die Häuſer ſind faſt alle mit Ziegeln gedeckt, und höchſtens in den Vorſtädten ſieht man etwas Beſchindeltes. Zwei Brücken führen über die Muhr, eine aus dem Grieß in die Altſtadt, grade auf den groſen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorſtadt geht, und auch unter Joſeph entſtanden iſt, ſo wie faſt alle die ſchönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem ſcheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort ſei, obgleich freilich die Meſſe viele Fremde, und viel fremdes Leben herein gebracht hatte. Es ſind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen ſeiner Tücher und Silberarbeiten berühmt iſt. Die Vorſtädte ſind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches Anſehen, und freilich auch ländliche Luſt und Luft, die für eine groſe Stadt immer viel werth ſind. Die Einwohner ſcheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch ſucht man die öſterreichiſchen Körper vergebens, und ſieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch ſind die hübſchen Mädel, da ſie einem in Baiern und Oeſterreich bei jedem Tritte aufſtoßen; und Kröpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich ſie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens ſah) ſind ſehr gemeine Gebrechen.

Einſchiebſel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niederſächſiſch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angeſtiegen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt ſage ich trotz dem Beſten „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ und befinde mich bei der ganzen unterſten Klaſſe wohl dabei. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereiſten Leuten kann man wohl ein: Guten Tag, und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß ſchon ſeit dem Bambergiſchen im Kopf haben ſollen. Man hört gewöhnlich nur Jeſus Chriſtus, das erſte wird bequem verſchluckt.

Heilige Häuschen. Dieſe Betſtätten, Heiligenrepoſitorien und Krucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit ſoviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturſchönheiten bewundern muß, das die Erwähler hatten. Schade, daß ſie nicht die elenden Klekſereien und Schnitzeleien, die Sinn- und Denkſprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten. Das iſt oft über und unter allem Glauben läppiſch und närriſch, und bis dieſe Stunde iſt es mir unbegreiflich, wie man noch zu unſern Zeiten nur den Anblick ſolcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße geſehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück ſteht die ewige des Herzens feſt) wenn man lieſt: Wer bei dieſem Kreuze fünf Vater Unſer, und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß, wer Ein Vater Unſer betet, hat 140 Tage, daſſelbe abgekürzt, 40 Tage? So ſind auch alle Zimmer und Gaſtſtuben mit elenden Gemählden und Kupferſtichen der Heiligen beklebt, und ſelbſt draußen die Wände ſind dafür nicht geborgen; doch iſt es hier, wie in Ungarn, ſchon weniger häufig, als in Oeſterreich und Oberſtaiermark. Außer dieſen Heiligen aber ſind die Zimmer der Bauern weit beſſer verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichſten Deutſchland, wo ein Paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlaſſen. Die Wirthshäuſer ſind überall groß und bequem, meiſtens zwei Stock, mit ſchönen Zimmern und Ziegeldächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohſäcke für die Federn kommen. Man hat doch feine Laken und eine hübſche bunte geſtickte, oder gewebte Decke. Das Eſſen iſt überall viel beſſer und wohlfeiler, als in Sachſen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich in Grätz für Abend und Mittagseſſen, Frühſtück und Bette, nebſt zwei Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen ſeit geſtern an, ſchon wieder mehr gemauert und getüncht zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, ſondern etwa fünfzolligen Stücken; ſehr vaterländiſch aber iſt es für mich, geſtern und heute die eilfmeilige Wanderung durch, faſt lauter Strohdächer, ſtatt der Schindeln zu finden. Man ſieht hieraus, wie alles blos auf Gewohnheit ankommt, und daher entſpringt. Warum hat der Oeſterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergeſegnet iſt? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hier deckt alles mit Stroh.

Anders iſt die Menſchenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich ſind meiſtens, wie in Wien; aber die gemeinen Staierer haben ihre ganz eigne Tracht. Die

Männer tragen faſt alle Schnürſtiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue, oder grüne Strümpfe, ſchwarze lederne Hoſen, bunte, grüne und rothe Weſten als Kamiſol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hoſenträgern bunt geziert. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchſchnitt und hoch über den Hüften in drei, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es ſei denn an den Taſchen, ſondern mit Häkchen und Oeſen dicht an einander beſetzt, die aber gewöhnlich offen ſind. Die Leibfarbe iſt grün, dann braun und grau. Der Kopf iſt altdeutſch, oder jetzt neuengliſch, beſchoren und trägt einen flachen und weitgeränderten Hut, von grüner und grauer, ſelten ſchwarzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es ſtattlich ſeyn ſoll, mit einem Goldbande umbunden iſt. Die Tyroler haben faſt dieſelbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber ihre ſchwarzbraunen, oder lappländiſchhaſengrauen Jöpchen hochſchnittig recht nach der neueſten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne, oder blaue Strümpfe, meiſtens in Schuhen mit Bändern ohne Abſätze, ſeltner in Schnürſtiefeln. Die reiche Fülle der Brüſte hält eine weichere Art thüringiſcher Sturmharniſche, worüber das loſe Tuch geſchlagen iſt. Auch ſie tragen, wann es ſtattlich ſeyn ſoll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder ſchwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk beſetzt, daß ſie etwa, wie die umgeſtülpten Pilze, ausſehen. In der alltäglichen Tracht ſieht man ſie, ſo wie alte Kümmerlinge, auch wohl in Mützen. Dieſe Kleidungsart ſteht nicht gut, beſonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man ſo viele in Staiermark findet. Denn die ſchönen ſchlanken Körper, die man in Oeſterreich bei beiden Geſchlechtern ſo häufig findet, fangen hier an ſeltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen ſieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berg- ſind; und bei dicken Köpfen und Bäuchen, bei bleicher Haut und krummen Beinen, ſelbſt die Organe der Sprache, wie die des Geiſtes, nur ſehr unvollkommen haben; beſonders geſtern hinter Bruck bin ich auf mehrere geſtoßen. Die Beine ſind unten meiſtens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt beſonders bei den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indeſſen den Weibern in Vergleichung mit den Oeſterreicherinnen in der Geſtalt viel abgeht, ſo giebt es dagegen oft ſehr feine und viel anziehendere und lebendigere Phyſiognomien, als in Oeſterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Geſichter findet man häufig rundlich, und das Blut äußerſt fein, faſt wie am Rhein. Im Ganzen ſind die Staier muntrer und geſprächiger, quicker und zutraulicher, als die Oeſterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit ſagen und zeigen und erklären ſie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache ſchon iſt lebhafter, obgleich noch kauderwälſcher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Raſches zu liegen ſcheint.

Wenn die Menſchen in der Regel kurz und dicklich ſind, ſo ſind die Pferde in Staiermark vorzüglich ſtark und dauerhaft, und man bekommt ſo kleine und ſchwache faſt gar nicht zu ſehen, als in Ungarn und Oeſterreich. Eben ſo iſt das Rindvieh auch ächt holſteiniſch und nie mückerig. Schweine ſind allenthalben, auch im Gebirg. Warum ſind Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens ſo ſelten?

Die Chauſſee von Wien an iſt ſehr gut erhalten, und es ſind am Wege in gewiſſen Entfernungen eigne Häuſchen, worin die Wegbeſſerer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe ſogleich ausfüllen und zuhacken.

Ich wanderte alſo heute Nachmittag gegen 4 Uhr durch das lachende Grätzer Thal in den Süden hinein, und ſah noch oft mit Vergnügen auf die freundliche Stadt zurück. Das Gefilde iſt äuſſerſt fruchtbar und ſo fett, daß ich vier der ſtärkſten Pferde, und vier Ochſen vor Einem Pfluge ziehen ſah. Schöne Maisfelder bedecken das Thal, und Hirſe, deren Aerndte jetzt iſt, Kürbiſſe unter dem Mais, Kohl und weiße Möhren, auch einzelne Streifen Klee, und die bekannte ungriſche Futtergrasart Mohar, der hier Cheuſe heißt. Alles dieſes im üppigſten Wuchſe, mit lieblichen Wieſen links am Strome hin, der nah an dem linken Hügel hinfließt. Die Berge werden hier ſanftere Waldhügel, treten rechts weiter abwärts, und zeigen eine feine Ebne mit mancherlei Feldern, Thürmen und Dörfern. Links am Strome liegt faſt Haus an Haus, aber ärmlich gebaut, ſchlechter, als die der Aelpler und Holzknechte im Gebirg; viele ohne Schornſtein, oder nur mit einem kleinen Rauchloch ſeitwärts heraus. An der Straße waren ſie denn doch meiſt beſſer, und die weiſſen Wände mit allerlei bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten ſeltſam bemahlt, und faſt alle mit Stroh, die beſten mit Ziegeln gedeckt.

So kömmt man durch Feldkirch und die Station Kalsdorf endlich nach Neudorf, wo die Gegend entzückend wird. Grätz freilich iſt mit ſeinen Bergen hinter einem verſunken, aber rechts dämmern die reizendſten Hügel aus der Ferne, und die andern kommen näher heran, und näher wieder fließt links die Muhr, von Wieſen und Weiden eingefaßt. Der Boden iſt vortrefflich, und Mais und Hanf ſtehen wie Rohr, und die Hirſe fällt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter, die ſie mit kleinen krummen Sicheln ſchneiden. Auch den Mais brauchen ſie als Futter, wenn die Fruchtkolben abgenommen ſind. Auch Denkmäler des grauen Alterthums erſcheinen hier wieder, Schloß Weißenegg im Gebirg über Neudorf im Oſten, im Süden das ſchöne alte Burgſchloß Weltow hochgethürmt, und weiter ſüdweſtlich und niedriger Schloß Schwarzeneck. Die Muhe rauſcht nahe zur Seite. So wanderte ich unter den Trümmern des alten Bergſchloſſes hin, durch den ſchönen Markt Weltow, der in Einer langen netten Gaſſe unter dem Berg hinläuft. Der Mond war aufgegangen und in ſeinem holden Schimmer. Der Strom rauſchte wilder abwärts unter mir, und im ſilbernen Nebel dampfte fernhin das Thal. Die Lichter des Himmels badeten zitternd ihre Wangen in den Fluthen, die mit Schlangenarmen ſich hier um manches liebliche Eiland winden. Mit den Grillen und Wachteln des Abends pfeifend ging ich ſo noch ein halbes Stündchen fort und kam in Lebring, wo ich über dem rauſchenden Strom, und unter den Wiegenliedern der Mais ausrupfenden Junggeſellen und Mädchen dies geſchrieben habe.

Straſſen, den 20. Sept.

Ich wanderte Dienſtags den 18. Sept. des Morgens um 7 Uhr von Lebring ab, im heiligen Morgendampfe der Wieſen und Berge. Die Muhr fließt hier ſchöner, als je, und bildet noch immer hie und da luſtige Inſeln, zum Theil von Heerden begraſet. So geht es durch ein anmuthiges Thal fort, zu beiden Seiten Berge, die abwechſelnd Wein und Korn tragen, und woran ſich Schlöſſer und Kirchen lehnen. Rechts liegt der Flecken Lainitz mit der hohen Wallfahrtskirche, und links dicht am Wege an der Muhr das niedliche Schloß Retzhof mit ſeinem Park und Garten. So kömmt man durch Leuthen über eine Brücke und hat die Muhr nun rechts. Von hier über Foggau geht es durch Wieſen und reiche Gefilde nach

Ehrnhauſen, einer Station und einem Markt. Ich ging hier wieder über eine Brücke, und ſagte nun dem Strom, den ich nicht wiederſehen ſollte, Lebewohl! Ehrnhauſen liegt am Berge, und hat über ſich ein ſehr anmuthiges altes Schloß, und ein elegantes Thürmchen mit dem koloſſaliſchen Herkules und Mars. Von hier kletterte ich eine Stunde lang immer bergan durch eine wunderſchöne Gegend, die immer weiter und wallender unter meinen Füßen ſich ausbreitete. Endlich hatte ich die hohe Platſch — ſo heißt das Gebirge — mit tauſend Schweißtropfen erſtiegen, lehnte mich an ein Geländer, und ſah im Nordoſten eine Gruppe von Hügeln und Thälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlöſſern und Kirchen, alles in ſo lieblichen Farben und ſo reicher Fülle der Luſt und des Lebens, als die trunkenſte Phantaſie ſich nur ein Elyſium zaubern kann. Ich lagerte mich unter einem Wallnußbaum, und vergaß der Gluth des heißen Tages, und des mühevollen Kletterns über all dem Schönen. Der Weg geht von hier nun eine lange Strecke bergab und bergauf, doch erſt mehr durch Rebenhügel und luſtige Thäler, durch Waldungen von Wallnüſſen und Pflaumen und andern Obſtbäumen, theils auch unter Eichen und Buchen. So kömmt man an Marburg, ein nettes Städtchen an der Drau, die hier als ein breiter und ſtolzer Strom unter hohen und ſchroffen Bergen fortſchießt und eine Menge kleiner Schiffe und Flößen trug. Ich ſah blos dieſen neuen Gaſt, und wanderte wieder bergan durch eine ebene Gegend von Kornfeldern, die nur in der Ferne Berge zeigte, und zuweilen ein Birken- und Eichenwäldchen hatte. Am Wege paſſirte ich mehrere kleine Wirthſchaften, und die Dörfer Kötſch und Schlez und Oberpolka, und nahm endlich in dem Städtchen Windiſch Feiſtriz um 7 Uhr Quartier.

Eine halbe Meile von Feiſtriz ſind wieder Berge und Rebenhügel, (ich war nemlich ſeit Marburg meiſt auf einer Vergebene gegangen) und die Felder übrigens noch immer die alten. Mais und Haidekorn in Menge und Ueppigkeit, Kohl und Mörenpflanzungen, Hanf und ſehr kurzer grüner Flachs, Kürbiſſe und Hürſe, ſelten Himmelthau, eine Art brauner Hirſe, die der Italiäner Saggina nennt. Auch heute ſah ich die Stäbe der Gegend von Mariazell oft drei Mannslängen hoch, woran die Leute Hirſe und Haidekorn, oder Erbſen und Bohnen pyramidenförmig hinaufbinden. Mit den Wohnungen iſt es auch noch faſt daſſelbe, unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert, einige beſchindelt, mehrere mit Stroh gedeckt, andre wieder beziegelt. Viele waren ſo ärmlich, daß ſie mich lebendig an das Vaterland erinnerten. Manche ſind mit Kürbiſſen und Mais ganz umſetzt und umhangen, wie man in unſern Fiſcherdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum Trocknen ganze Reihen von Aepfeln gegen die Sonne hängt. Man hört ſchon häufig wendiſch, und auch die Tracht fängt an wendiſch zu werden, und mit den ſtairiſchen Wämſern und Hüten iſt es vorbei. Bei einigen wenigen Weibern habe ich, wie in Ungarn, das Haar in einzelne Zöpfchen geflochten geſehen. Die Männer tragen ſtatt der Schnürſtiefeln, unſre gemeinen Bauernſtiefeln und weite Hoſen, runde kleine Hüte, und kurze ſchwarzgefärbte leinene Hoſen. Alle faſt haben einen kleinen bunten Sack, wie eine Jagdtaſche auf dem Rücken, worin ſie auf Reiſen die nothwendigſten Bedürfniſſe haben. Die Weiber gehen faſt ganz wie die pommerſchen, gewöhnlich mit ſchwarzen Röcken und blauen Schürzen und flachen weißen Mützen, ſeltner ſchwarzen mit anliegenden Häubchen. Gewöhnlich tragen ſie obenein noch ein weißes Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, ſondern ganz hübſch, wie man wohl die mater doloroſa mahlt. Um den Gürtel ſchnallen einige ein blaues Gurt mit Silberdräthchen, auf Leder gelegt, und alle ſtatt des Bandes unſrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Meſſing oder Dräthchen geziert, woran unten das Meſſer beinahe bis auf die Füße hinabhängt. Man könnte hier viel über die Verwandſchaft der ſteiriſchen und pommerſchen Slaven ſchwazzen, die vielleicht auch in dieſen Kleinigkeiten ſich noch offenbart; doch das Winken ſei genug. Die Geſtalten ſind nicht vorzüglich, ſelten ſieht man einen ſtarken und rüſtig gebauten Mann, deſto mehrere aber von der kleinen und welken Art. Dies kann man auch von dem Vieh ſagen, das ich nun ein 8, 9 Meilen durch geſehen habe. Die großen Pferde werden Klepper, und die Ochſen, ſo klein, wie man ſie in einigen Gegenden des Fichtelberges ſieht, müſſen hier erbärmlich bergan ziehen. Unter den Kühen ſieht man die ſilberweißen ſchlanken von ungriſcher Race, aber doch nicht von ungriſcher Stämmigkeit. Der Puter und Schweine giebt es auf allen Feldern eine zahlloſe Menge.

Mittwoch, den 19. Sept.

Um 7 Uhr ging ich rüſtig von Feiſtritz aus, und war in wenigen Stunden zur erſten Station, zu Gannowitz. Erſt hatte ich um mich anmuthige Hügel, mit Reben bedeckt, dann zogen die Berge ſich zurück, und ich wanderte durch ein kühles Thal unter Erlen, Birken und einzelnen Wohnungen fort, ſah die gewöhnlichen Pflanzungen und ſchöne Wieſen und Klee. Bauart der Dörfer, wendiſche Tracht und Sprache iſt noch dieſelbe. Gannowitz, iſt ein kleiner Flecken mit einem ſchönen alten Schloſſe im Gebirg, wo ich gern hinaufgeklettert wäre, wenn meine Reiſe mich nicht drängte. Hinter Gannowitz engt der Weg ſich, und man geht eine halbe Stunde immer unter Bäumen ſanft bergan, bis das Gebirg einen immer höher und ſchroffer umſchließt, und man endlich unter dräuenden Felſen und hohen Bergzacken und Bäumen wandelt. Es iſt ein grauſer und ſchrecklicher Weg, Raben fliegen über den Köpfen und Geier der Felſen, und einzelne Menſchen hacken Steine und füllen ſie in die Lücken der Chauſſee. Deſto lauter iſt das Schreien der armen Fuhrleute und Treiber, die mit ihren Pferden und Ochſen bergan müſſen, und die Thiere nicht aus der Stelle bringen können. Ich rannte indeſſen allen vorbei, wie mein Muth immer mit der Arbeit und dem Schmerz wächſt, mußte aber doch endlich unter einem Birnbaum mich niederwerfen und Athem holen. Dann errang ich die Höhe des Berges Pollena, oder des Saknowitzer Berges, und hatte hinter mir im Nordoſten, woher ich kam, eine große Ausſicht. Doch reichte ſie nicht an die von Platſch, weil ſie zwar höher, aber die Gegend nicht ſo reizend mannigfaltig, und von keinem Strom durchwäſſert war. Hier genoß ich eine Weile der Luft des Himmels und der Größe der Erde, und trabte dann mit eben der Mühe hinunter, mit welcher ich hinaufgeklimmt war. So geht der Pfad eng und einſam bei fließenden Bächen hin unter einigen alten Thürmen bis nach Akeneck, das im Anfange des Thals mit ſeinem alten Schloſſe ſehr luſtig da liegt. Die Hitze war ſchrecklich, die Ebne ſchön mit Wieſen und Feldern und Waldbergen in der Ferne, freilich ohne Reben, aber doch immer anmuthig. Die Dörfer waren bei den fruchtbarſten Feldern ärmlich, deſto ſchlimmer für ihre armen Bewohner. Schöne Kirchen und einzelne Landhäuſer lagen ſeitweges. Um zwei Uhr war ich in Cilly, und ließ mir ein Halbes Wein und Brod und Käſe geben. Das Städtchen iſt dieſen Frühling faſt ganz abgebrannt, und alles iſt mit dem Bauen beſchäftigt, welches ein künftiges Feuer leicht eben ſo verheerend machen kann, denn leider decken die meiſten wieder mit Schindeln. Im Wirthshauſe ſetzte ſich ein alter Schwabe zu mir, der mich durchaus zu einem aus dem Reiche machen wollte, ein Faßbinder, der im Kriege reich geworden iſt, und ſeine beiden Häuſer ſchon wieder aufgebaut hat. Wir ſtritten uns über allerlei Dinge unter der Sonne, und über ſeine ganz neue Behauptung, Ulm allein mit ſeinem Gebiete ſei das ächte Schwaben, und alles Uebrige mit Franken und Baiern, heiße blos das Reich. Nachdem ich mit ihm etwas Wein ausgeleert hatte, ging ich in ſeiner Begleitung in der Stadt um, und ſahe die Gräuel der Verwüſtung und die Wiederherſtellung. Die Gegend um Cilly iſt himmliſch, und es ſcheint gleichſam, als müſſe hierlandes jede Stadt ein liebliches Thal beherrſchen. Das Schloß über ſeinen verbrannten Mauren mit den hohen Thürmen und der weiten, jetzt freilich verbröckelten, Ringmauer ſcheint weit und majeſtätiſch in die Ferne. Es liegt faſt, wie eine der thüringiſchen Gleichen auf einem abgeſtumpften Kegel, und hat in den ritterlichen Zeiten ſicher eine der erſten Rollen geſpielt; jetzt ſieht man Birken und Tannen ſchon aus ſeinen Ruinen wachſen. Der Weg von Cilly geht immer durch Thal, bald in Wieſen und Feldern, bald durch Büſche und Dörfer, die ganz pommeriſch ausſehen. Endlich verſchwindet das Thal, der Weg läuft durch eine ſchauerliche Enge bergan. Man ſieht im Gebirg alte Thürme und Gemäuer und einzelne Weinſtöcke. Zuletzt ſah ich ſie im Schimmer des Mondes, und ging um 8 Uhr in Franzen ein. In zwei bis drei Gaſthäuſern war kein Quartier, wegen der nach Italien marſchirenden Truppen; Endlich ward ich im Lampl feſt, und hatte meine Unterhaltung mit drei Officieren, von denen ein Wiener den ſchönen Geiſt machte, bis ſie ſich zum Spiele, und ich mich zu Krebſen und Forellen ſetzte.

Der Karakter der heutigen Gegend iſt anders, aber der der Menſchen und ihrer Wohnungen wenig, nur daß die letzten hie und da nach ungriſcher und pommerſcher Art werden. Manche indeſſen, auch Bauerhäuſer, ſind gar fein, und mit Bildern von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Huſaren bemahlt. Die Brunnen ſind offen und mit großen Schwangruthen, wie die Söhle in Pommern, ſelten mit Pumpen. Die Heiligenbilder und Krucifixe ſind alle in kleinen Lorettaniſchen Häuschen eingefaßt, und ſtehen ſo unter der großen Decke, hie und da reichlich mit Kränzen und Blumen verziert. Die armen Schächer jammern mich nur, daß ſie ſo lange nach ihrem Tode ſich noch ſo ſchändlich machen laſſen müſſen, als man ſie zuweilen ſieht. Die Menſchen haben noch faſt ganz die alte wendiſche Tracht, nichts ſtairiſches mehr, und der gemeine Mann ſpricht ſchon wendiſch. Bralen, Wagen, Hüte, Stiefeln, weite Hoſen ſind faſt, wie in Pommern. Selbſt unſre Zäune findet man hier allenthalben wieder. Etwas ſonderliches aber ſind einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloße Gerippe, drei, vier Ellen breit, mit einem Dache drüber, worin man Klee, Erbſen, Bohnen, Hirſe zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dreſchet. Oft ſind es ganze Zimmer, blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem ſolchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo dieſe Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet ſie ſehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern. Die Häuſer ſind zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbdurchſägten Stämmen, wodurch die Fenſtern mit Gittern davor klein heraus gucken. Meiſtens ſind ſie mit Stroh gedeckt, ſelten geſchindelt, ſeltner geziegelt. Die Wirthshäuſer, auch in den elendeſten Dörfern, ſind ganz ſtattlich. Das Korn wird faſt durchaus mit der Sichel geſchnitten, das Gras mit der Senſe gemähet. Eine ganz eigne Art dieſes und des ſtairiſchen Landes, die nachher nach Italien übergeht, iſt es, alles auf dem Kopfe zu tragen, beſonders bei Weibern: es ſei was es wolle, Hartes und Weiches, Trocknes und Flüſſiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulſt aus Wolle, giebt, worauf ſie alles ſo ins Gleichgewicht zu bringen wiſſen, daß ſie raſch fortgehen und die Hände herabhängen laſſen, ohne daß es falle. Die Kröpfe verſchwinden, und Menſchen und Vieh werden wieder ſtattlicher, obgleich das Land hinter Cilly weniger fruchtbar iſt. Die Menſchen ſind freundlich und zutraulich, nicht kriechend, wie der ungriſche Bauer. Leinene Kittel findet man nicht, ſondern alles iſt braun wollen, auch weiß und roth; weiße und blaue wollene Strümpfe, graue, oder ſchwärzliche leinene Hoſen.

Aus mir hat man ſchon allerlei gemacht. Viele, vielleicht die meiſten haben mich für einen Franzoſen genommen. So fragte mich neulich ein Wirth, ob ich nicht ein Franzoſe ſei, und franzöſiſches Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich ſagte ihm, auch als Franzoſe würde ich ſolches Geld nicht einwechſeln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Officier, und weicht ſo einem herriſchen Weſen ehrerbietig aus. Die Wirthe härmen ſich ab, in welchen Dienſten ich ſtehe, wenn ich nicht ſo barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu laſſen. Kaiſerliche Soldaten fragen ſelbſt ſo unter ſich. So hörte ich geſtern im Vorbeigehen einen ſagen: Nein, es iſt ein Pfälzer. Ich thue immer es den Erſten gleich, das hilft, und ſo hält man mich nicht für den letzten, vorzüglich weil ich meiſt eine gute Zeche mache. O Kunſt der Künſte des vielbegehrenden Lebens Herrſcherin!

Laibach, den 20. September.

Hier ſitze ich in der Geſellſchaft von einigen Officieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilirten italiſchen Marcheſe im Stern an einer guten Gaſttafel, und laſſe mir guten Wein und Eſſen wohl ſchmecken. Das Ganze der-

Unterhaltung, wobei ich klug den Zuhörer mache, dreht ſich meiſt um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde iſt: queſt' è una cattiva guerra, il Buonaparte è una grandiſſima teſta. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il diſtruttor della Germania è della caſa d'Auſtria. Endlich gegen 10 Uhr trennt ſich die Geſellſchaft und ich ſchreibe.

Von Franzen an geht der Weg meiſt durch ein enges Bergthal, deſſen Berge nicht hoch, aber unangebaut und mit bloßem Buchen- und Eichengeſtripp bedeckt ſind. Hie und da lehnen ſich einzelne Wirthſchaften und Dörfer an den Berg, oder an eine Wieſe an. Endlich, nachdem man drei Meilen gegangen iſt, breitet ſich mit Wieſen und Feldern eine feine Ebne aus, worauf man indeſſen nichts ſieht, als Haidekorn und einige Streifen Klee. Das Gebirge rechts wird höher und wendet ſich von Süden mehr nach Weſten, indem es mit weißen und ſchroffen Zacken in die Wolken ſteigt. Man geht ſelbſt jetzt auf der Heerſtraße ganz in den Weſten hinein, und hat links eine weite Fläche. So kömmt man eine Stunde vor Laibach auf die Brücke der Sau, und hat eine der lieblichſten Ausſichten, die ſich denken läßt. Der Strom fließt raſch, wie ein ächter Bergſohn, bald ſeicht, bald mit tiefen Strudeln ſüdwärts. Rechts ſtehen große Bergklumpen, Abriſſe der grauen Bergſeite, mit Trümmern alter Schlöſſer, links im Süden ſieht man die Burg, oder das Kaſtell von Laibach und den Strom, und vor ſich eine lachende Ebne. Ich wanderte im Schimmer des freundlichſten Abends in Laibach ein.

Dieſe Stadt liegt zu beiden Seiten der Laybach, die eine halbe Stunde von hier in die Sau fällt, ſie iſt meiſt unregelmäßig und hügelicht, beſonders nach dem Kaſtell hin; übrigens ganz offen. Die Vorſtädte umher ſind kümmerlich, und haben Häuſer und Scheunen zum Theil mit Stroh und Schindeln gedeckt. In der Stadt ſieht man doch wenige Schindeldächer. Die beſte und geradeſte Gaſſe iſt unſtreitig die, ſo nach dem großen Platz hinführt, und die Wiener, und man findet da manche recht hübſche Häuſer, ja einige ſchon nach italiſcher Weiſe mit flach werdendem Dache. Das Pflaſter iſt ſchlecht und die Rinnen der Gaſſen meiſt in der Mitte. Die Hauptkirche iſt groß und hat ein Paar ſtattliche Thürme. Ich mußte dort gleich bei meinem Ausgehen niederknieen, ſo ſauer auch meinen Knieen dieſe fromme Uebung ankam. Man klingelte eben die geweihte Hoſtie, oder le bon Dieu zurück, und alles Volk ſtürzte wie angedonnert ſich kreuzend zu Boden. Schön liegt das alte Schloß öſtlich von der Stadt mit ſeinen Thürmen und Mauren unter grünen Bäumen, die wie ein Wald bis unten an die Stadt hinablaufen. Schöne Menſchengeſtalten habe ich hier vergebens geſucht; ſo ſehr der große Platz und die andern Tummelplätze von Menſchen auch wimmelten. Deſto mehr Pfirſiche, Weintrauben, Citronen, Schildkröten und Krebſe, und alle Arten Korns ſah ich, und hörte das gellende Zuſammenklingeln der Tyroler und lombardiſchen Ausſchreier von Salami veroneſi und formaggi parmegiani. Ueberall merkt man es an den Preiſen und Speiſen, daß man Italien näher kömmt. Die Speiſen ſind wirklich derber, und doch viel ſchmackhafter und leckerer bereitet, als weiter unten, aber dafür muß man auch, ſelbſt in elenden Dorfſchenken, alles doppelt bezahlen.

Freitag, den 21. September.

Mein Weg ging bis Oberlaibach, eine Meile durch Blachfeld, mit Waldbergen und Hügeln zu den Seiten und Haidekorn, Klee, Kohl und Rüben auf den Feldern. Das Land ſcheint nicht fruchtbar, ſo wie die geſtrige Ebne und auch die geſtrigen Berge den vorigen nicht gleich kamen, und des Weins, Kukuruz (ſo nennt man Mais) und des

Himmelsthau meiſt mangelten. Es iſt häufig ein kalter Mohrgrund mit Binſen und Torfgras. Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechſelungen bis Trieſt über 10 Meilen fortdauert. Schroffe Berge ſteigen gleich hinter dieſem Dorfe empor, und ſie ſind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tauſend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hie und da erhöht, mit Seitenmauern geſtützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet. Die Seitenwände der Berge ſind theils mit Buchen und Eichen bekleidet, theils kahl, und der Weg läuft bald tiefer, bald höher. In den Gründen haben ſich denn die Menſchen angebauet, und den Steinen und undankbaren Bergen kleine Wieſen und Felder abgewonnen. Die Dörfchen ſind doch wirklich beſſer gebaut, als man in einer ſo öden Bergkluft es erwarten ſollte. So mußte ich einen heißen Tag auf und abklettern, bis ich nach Plennina kam, das mich reichlich für alle Mühen entſchädigte, ſo wild und romantiſch liegt es da hart unter dem Gebirge weſtlich. Im Südoſten iſt eine tiefe Kluft unter ſchönen grünen Wieſen, durch die ein Waldſtrom unter einem alten Thurm hinrauſcht. Der Weg läuft in Schlangenwindungen immer bergan um die Kluft herum. Man bahnt jetzt aber einen nähern über die Tiefe und das Bergwaſſer, und ſchon hat man einen guten Theil durch Felſen geſprengt, und die Brücke angefangen auf großen Balken über den Strom zu führen. Ich ging entzückt die Spitze hinan auf ſteinigem Wege, ſah noch einmal in dies tiefe Thal hinab, und dann nach Adelsberg, wo ich eine dicke Quicklywirthin fand, die aber guten Wein, gebratene Krammetsvögel, Fiſche und Krebſe und ein weiches Bette zum Beſten gab.

Häuſer und Wohnungen bleiben noch immer, bis auf kleine Unterſchiede, den vorigen gleich, auch die geſparreten und belatteten Schuppen ſieht man weniger, vermuthlich weil ſie nicht ſo viel ein und aufzuhängen haben. Das Waſſer wird ſeltner, deſto ſüßer erquickt es den Wandrer, wenn es aus einer Rinne, oder hölzernen Röhre hell wie Kryſtall aus dem Berge ſprudelt. Das Vieh iſt das alte von Anſehen, doch ſind die vorgeſpannten Ochſen ſehr klein und können 6 bis 8 an der Zahl doch nicht immer die Berge hinan ziehen; man fährt auch mit Kühen und ſpannt ſie wohl mit Pferden zuſammen ein. Sie ziehen mit der Bruſt unter einem im Feuer ziemlich gekrümmten Joche, nicht mit dem Haupte. Die Ochſenwagen ſind ſehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Aerndtewagen ſind in der Regel um drei Ellen länger als die unſrigen im nördlichen Deutſchlande. Der Pflug hat zwei Sterzen, und ein ſehr weit abſtehendes und langes Lezbret. Sie müſſen in dem ſteinigen und kalkig lettigen Boden tief pflügen, und alſo viel vorſpannen; ſo habe ich ſechs Ochſen hinter einander geſehen. Man findet hier häufiger, als im Stairiſchen, Kartoffeln auf den Feldern und Tiſchen. Die Schaafe hier im Gebirg ſind über zwei Drittel pechſchwarz. Das Gebirg ſelbſt nährt wenig Rehe, Hirſche, Haſen, Füchſe und Wölfe, welche im Winter in Menge hervorkommen. Die Menſchen auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Anſehen; wenigſtens weiß ich mich keines Bauren zu erinnern, dem ich dies Wort beilegen mögte. Die Körper ſind dürr und ſchwankend, und große und ſtattliche ſelten. Hübſche Geſtalten habe ich weder unter Männern noch Weibern geſehen. Die letztern ſind meiſtens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bei wenigen durch ſchwarze lebendige Augen ein Intereſſe erhalten. Doch ſcheinen ſie ein muntres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plappert, obgleich ich leider von dem ganzen Getöſe kein Wort verſtehe; denn alles ſpricht ein Gemiſch vom Wendiſchen, Slavoniſchen und Italiäniſchen, und nur die Wirthe in den größern Dörfern müſſen ihres Gewerbes wegen teutſch verſtehen. Ihre Tracht wird unſrer pommerſchen immer ähnlicher; lange Stiefeln mit weißen, oder blauen wollenen Strümpfen, ſchwarzgraue leinene Hoſen, rothe und bunte, oder weiße tuchene Jacken, mit blauen, oder rothen Leibbinden. Unſre leinene Kittel ſieht man nirgends, wohl aber haben ſie einen braunen Ueberzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt des ſtairiſchen. Die Weiber haben die kurz vorher beſchriebene Kleidungsart, doch ſieht man jetzt faſt nichts, als Stiefeln ſtatt der Bänderſchuhe und Schnürſtiefeln; dieſe ſind entweder ganz ſchwarz und laufen in einem Stück hinauf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einſchuß von ganz weichem braunen Leder, wie gefaltete Strümpfe. Das Hemde iſt über dem Buſen in tauſend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Spange zuſammen gehalten; das Haar dicht um einen bunten mit rothem, oder geſtreiften Bande umwundenen Zirkel zuſammen geflochten, und darüber ein flaches Mützchen, und über dieſem, oder über dem bloßen Haare, gewöhnlich das weiße Schnupftuch. Die Männer tragen auch, wenn ſie unterwegs ſind, noch die bunte Taſche, die gewebt, oder aus altem Tuche zuſammen genähet iſt.

Sonnabend, den 22. Sept.

Adelsberg liegt in einer ſehr öden und rauhen Gegend, ein altes zertrümmertes Bergſchloß über ſich; wie man fortgeht, wird die Wüſte und Einöde immer größer. Seine Höhlen ſind berühmt, aber mich trieb die Sehnſucht nach dem Süden, noch mehr das Gerücht, das ich in Laybach vernahm, es würde nächſtens ein Embargo auf alle Schiffe in Trieſt gelegt werden wegen des Truppentransports nach Italien. Ich ließ alſo die Höhlen Höhlen ſeyn und ging fürbaß. Anfangs hat man doch noch zuweilen Wald, aber zuletzt ſieht man blos dürres Geſtripp und eine Sündfluth von neben einander hingeſtreuten Kalkſteinen. Wo etwas Vertiefung iſt, und ein wenig Feld und Wieſe ſich machen ließ, da ſieht man auch ein Dörfchen, oder Häuschen, Haidekorn und Kohl, und die Steine ſind mit vieler Mühe weggewälzt. Solche kleine Umſteinungen mit Rüben und Haidekorn trifft man oft mitten in einer Steinwüſte, und erſtaunt über den Fleiß und die Mühſeligkeit der arbeitenden Menſchen. Das Waſſer iſt ſelten und ſchlecht. Man trifft in dieſen Steinklumpen und Feldern große Gruben und trichterförmige Keſſel, die wie Kratere ausgebrannter Berge ausſehen, und worüber oft der Weg gemauert iſt. Einzelne Herden ſchwarzer und weißer Schaafe weiden ferne an den Bergen, und auf den Spitzen derſelben liegen Trümmer alter Schlöſſer, aus eben dem Stein gebaut, und eben ſo düſter und traurig auf den Wandrer herabblickend. Alles faſt hier im Gebirge iſt aus dieſem Stein, die Mauren und Dächer der Kirchen, die Wände und oft die Dächer der Häuſer, die Einhägung der Gärten, Felder, Wieſen und Dörfer. Einige Meilen von Trieſt ſieht man auf dieſem Geſtein in den Feldern und Gärten herrliche Weinſtöcke und Trauben daran ſo voll und üppig, als ich ſie noch nicht geſehen habe. Sie ſind meiſt an Ulmbäumchen gepflanzt, die in Einer Reihe 6 bis 7 Fuß aus einander ſtehen, und ſchlingen und winden ſich gleich ſchönen Guirlanden, freilich von Menſchenhänden geleitet, um dieſe herum. Wahrſcheinlich wüchſen ſie an mehrern Stellen des öden Gebirges recht gut, wenn es nur Menſchenhände genug gäbe, die Steine wegzuräumen, und den Boden urbar zu machen. Jetzt wird die Sprache ſchon kauderwelſch, das heißt ein Gemiſch vom Deutſchen, Slaveniſchen und Italiäniſchen, wovon ich kein Wort verſtehe, wie ſie aus dem Munde dieſer Leute tönt.

In Opſchina, eine Stunde von Trieſt hielt ich an, trank ein Halbes Wein, ließ meinen Paß vom K. K. Gränzzollamt viſiren, lief dann raſch die Höhe hinan, und ſahe nach einem halben Jahre zum erſten Mal das Meer. All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz ſchlug höher. Aber ich wollte mir nichts verderben, und wandte alſo meine Blicke, indem ich mit meinen müden Füſſen ſeitweges rechter Hand auf ſpitzigen Steinen die höchſte Höhe hinter Optſchina erſtieg, wo Menſchenhände fünf bis ſieben Fuß hoch eine Art Gemäuer aufgeſtapelt hatten. Hier ſetzte ich mich, und ſah auf die heilige Fluth des mütterlichen Meers hinab. O es iſt doch ein großes Schauſpiel der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit, und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es iſt ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunſt in die fernſten Inſeln bringt, und ohne welches wir faſt alle noch in Düſterheit und Wildheit herumtarpen würden. Dieſer Berg liegt ſehr hoch. Unten in der Bucht ſiehe man die niedliche Stadt mit ihren ſchönen Häuſern, und einer Menge Maſten und den prächtigen Molo. Weit hin zu beiden Seiten laufen die ſchöngebogenen und durchſchnittenen Ufer bis in eine blaue Dämmerung fort, und kleine und große Segel fahren allenthalben über die blauen Fluthen, worin die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Graue Berge ſteigen ferne hinter der Stadt auf, und näher liegt ſie in einem Kranz von Eichen, Oelbäumen und Weingärten, mit netten Landhäuſern und Gartenhäuschen geſchmückt. Hiezu denke man ſich das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Kanonen, und das Toſen vom Hafen her, das bis zu mir drang; hiezu die Sonne des heiterſten Abends, bereit ihr letztes Licht ins Meer zu tauchen, und man findet es begreiflich, daß tauſend Erinnerungen in mir erwachten und tauſend ſtreitende Wünſche mir das Herz ſchwellten. Ich wankte wie berauſcht den Berg hinab, zuletzt auf einem ſteinigen Pfad, der ſteil zwiſchen Weingärten ans Meer lief. Es war Dämmerung, als ich unten anlangte, und ich ging einigen terraſſigen Gärten vorbei, wo helle Lichter unter offenen Portiken brannten, und Trauben und Getränk herum ging. Aus einem tönte eine Guitarre, mit einer hellen Stimme begleitet, zu mir, und ich rief und fühlte zum erſten Mal Italien! Ich ging in die Stadt ein, drehte mich ein halbes Stündchen erſtlich unter dem luſtigen Volke auf dem Markte herum, und ward dann in einem Gaſthauſe an eben dieſem groſſen Platze feſt, wo ich ein Zimmer mit einem zierlichen Balkon habe, und alſo immer mitten unter der Menge bin. Es ward gut gegeſſen und getrunken, mit Engländern geradbrecht und über Nelſons Sieg bei Abukir politiſirt, und ſo legte ich mich dann zur Ruhe nach heiſſen Strapazen des Tages.

So habe ich denn wieder einen kleinen Marſch von 12 Tagen gemacht, der mit der Wanderung nach Mariazell wohl nahe an 70 Meilen macht. So bin ich denn von Einem Ende des heiligen deutſchen Vaterlandes, das ach! jetzt ſo ſehr entheiligt wird, bis zum andern gewandert; und werde bald in das Land der Citronen und der Banditen übergehen. Ich frohlocke nicht über mein Glück und meinen Muth, daß ich die Nemeſis nicht reize.

Trieſt.

Dieſe Stadt gehört zu den anmuthigſten, die in meine Reiſe fallen. Sie liegt an einem kleinen Buſen des Adriatiſchen Meeres, und gleich hinter ihr und zu beiden Seiten ſteigen Hügel, und höher Berge empor, woran ſie ſich lehnt. So ſtreckt ſie ſich von Oſten nach Weſten am Meer hin, und hat im Norden die Berge im Rücken, und ſüdweſtlich das Meer. Zunächſt unter der alten Feſtung ſind die Häuſer klein und runzelicht, und die Straßen eng und ſchmutzig, und man findet hier culs de ſac, die mit allen möglichen Exkrementen des Thier- und Pflanzenreichs einem ſo unangenehm begegnen, daß man auch ohne die

Verſchloſſenheit einen andern Weg einſchlagen würde. Dieſe kleinen ärmlichen Wohnungen ſind noch Ueberreſte der alten Stadt, das andre hat ſich verjüngt, oder iſt neugeboren, ſeitdem der Handel der Stadt einen neuen Schwung gegeben hat; und man ſieht um den großen Platz, um die Kanäle und überall in der Ebne am Meer hin, viele ſehr ſchöne und weite Häuſer, und manche, die man Palläſte nennen mögte. Da ſind die Straßen grade und breit und mit breiten Quadern gepflaſtert, die ſie dem Fußgänger ſehr bequem machen. Drei, oder vier Kanäle laufen ziemlich tief in die Stadt hinein, und erleichtern den Tansport beim Aus- und Einladen ſehr. Der längſte iſt der, welcher bis an die Antoniuskirche läuft, und den ponte roſſo, oder die rothe Brücke über ſich hat. Es mangelt nirgends an großen, ſtattlichen Plätzen, mit hübſchen Häuſern umgeben, aber doch iſt der Platz, den man la gran piazza, oder den großen Markt nennt, der merkwürdigſte. Hier iſt die Hauptwache und das Kommandantenhaus an der einen, und Rathhaus und Regierung, ein ſtattliches Gebäude, mit einem großen Portikus, an der andern Seite. Das ſchmälere Ende zwiſchen dieſen nimmt die Kirche und das breitere öſtliche faſſen ſchöne Kaufmannshäuſer ein. Am öſtlichen Ende des Platzes prangt eine Säule auf einem Brunnen zu Ehren des Wiederherſtellers der Stadt, Karls des Sechſten, wo ſeine Verdienſte um ſie und um Handel, Schiffahrt, Ackerbau und Gott weiß was ſonſt, woran ſeine Seele wohl nie gedacht hat, mit allegoriſchen Hautreliefs vorgeſtellt ſind. Noch auf einer andern, hart dabei, iſt er ſelbſt im Bruſtbilde. Wenn man von dieſem Platze auf den ponte roſſo zugeht, breitet ſich wieder ein großer unregelmäßiger Platz aus, und rechts iſt ein ſchönes großes Kaffehaus, wo man Tag aus Tag ein, bis ſpät in die Nacht hinein, Geſellſchaft und Jubel findet, und faſt ſicher iſt, Leute zu treffen, die man nicht zu Hauſe vorfand. Oſtlich an die Stadt ſtößt der Hafen, der eigentlich ein künſtlicher iſt, und in welchem bei Stürmen das Einlaufen immer doch ſchwer ſeyn muß. Gegen Nordoſten, Norden und Weſten ſichern die hohen Berge ihn vor gewaltigen Stürmen, und gegen Südoſten ſchützt ihn der Molo vor der Gewalt der Fluthen, und noch mehr vor Verſchlemmung und Verſandung, welcher er ſonſt ausgeſetzt ſeyn würde. Immer iſt dies ein braves Werk, etwa tauſend Schritte vom öſtlichen Ende der Stadt, wie die Fangſchere eines Krebſes, ins Meer hinein gebaut. Die Mauern ſind brav mit Sand und groſsen Steinen gefüllt, und unten mit mächtigen Quadern gemauert, die gezackt deſto kräftiger den andringenden Fluthen die Stirn bieten. An der Auſsenſeite hat man 20 bis 30 Schritt weit groſse Steine ins Meer geſenkt, um die erſte Gewalt der Wellen zu brechen. Am Eingange und am Ende ſtehen Wachen, und in der Mauer ſind Luken für Kanonen, um den Hafen zu ſichern. Es iſt ein angenehmer Spaziergang, der eine feine Anſicht der Stadt vom Meer her, und eine groſse und weite über das Meer hinaus giebt. Dieſem Molo gegenüber, unter den hohen Bergen von Optſchina am Ufer, liegen, etwa 6 bis 800 Schritt von der Stadt, der Hafen und die Gebäude, wo die Levanteſchiffe Quarantaine halten müſſen. Ich ging eines Abends dahin, weil es unter den Bergen und Landhäuſern ein ſehr luſtiger Spaziergang iſt. Der Aufſeher fragte mich, ob ich Luſt hätte 32 Tage drinnen zu bleiben, ließ mich aber doch ein. Es wimmelte drinnen von Menſchen alles Standes und Alters, die ruhig neben einander ſpazierten, ſaſsen und arbeiteten, was ein jeder nun grade trieb. Sie ſchienen das Unangenehme nicht zu fühlen, an einem der ſchönſten Sommertage in einem ſo engen Raume eingeſperrt zu ſeyn. O die Nothwendigkeit, wie gewaltig iſt ſie und zugleich ſo leicht! Wuſsten ſie es doch vorher, daß es ſo der Brauch iſt. Es waren ganz feine Männer drunter; Muſelmänner, Italiäner, Griechen und Teutſche, nebſt einigen hübſchen Weidern und Jungfrauen. Einige aßen die Früchte des Jahres, andre ſaßen ſchwatzend an Tiſchen unter freiem Himmel; die Matroſen und die gemeinen Paſſagiere arbeiteten, und einige tanzten luſtig nach einer gräßlich gekratzten Violine herum. Alle Schiffe, die aus der Levante kommen, müſſen ohne Ausnahme 40 Tage hier liegen, und dürfen dann erſt in den ordentlichen Hafen einlaufen und löſchen. Die Paſſagiere kommen mit 32 Tagen frei, doch bleiben ſie nach den Umſtänden auch länger.

Hoch über der Altſtadt liegt die Burg mit ihren Mauern und Thürmen, auf denen große Maſtſtangen mit Flaggen hervorragen. Alles trägt hier die Spur des Alters und der Unlieblichkeit. In den alten Wohnungen ſind Soldaten einquartiert, und hinten hinaus Züchtlinge. Die Kirche droben iſt merkwürdig genug, wegen ihrer alten Art und wegen des Düſtern und Schauerlichen drinnen. Dieſes Anſehen des Alterthums wird noch vermehrt durch die alten Steine mit römiſchen Inſchriften, die man hie und da in die äußere Mauer zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen eingeflickt findet. Vor ihrem Eingange, auf einem grünen Platze, rauſchen hohe und mächtige Bäume. Man hat von hier und von der Burg eine hübſche und nahe Ausſicht über das Meer und die Stadt, und kann faſt grade in ihre Gaſſen und Plätze hinabſehen; aber unbeſchreiblich ſchön iſt die Ausſicht auf den Hafen und die kommenden und ſcheidenden Segel. Will man einen ſchönern und höhern Anblick des Unermeßlichen haben, ſo erklettere man die Berge bei Optſchina, oder das alte Bergſchloß Serf, das nördlich von der Stadt etwa eine halbe Meile an kahlen Bergen liegt. Das Rund der Hügel und Berge um die Stadt gehört ſicher zu den ſchönſten, die es giebt. Man ſieht nichts als Weinberge, Oelbäume und Gärten voll Feigen, Kaſtanien, Granaten, Pfirſichen und ſogar ſchon einige Cypreſſen. Alles wird ſchon von einem italiſchen Himmel angelächelt und befruchtet. In dieſe

Gärten und Weinberge laufen nach allen Seiten hübſche Spaziergänge, einige auch zum Fahren, doch ſind die einzelnen Beſitzungen meiſtens mit Mauern, ſeltner mit Hecken eingefaßt. Der ſchönſte Spaziergang aber bei Trieſt, den ich immer allen andern vorziehen würde, iſt der am öſtlichen Ende der Stadt von dem Molo immer öſtlich am Meere hin. Man ſteigt ſanft hinauf, und hat hie und da muntre Wirthſchaften, wo die Seeleute ſich nach den Stürmen erfreuen. Endlich hat man ein ſteiles und felſiges Meeresufer, woran unten die Wellen zürnend brauſen; jenſeits im Oſten ſind ſchroffe Gebirge und Geſtade, und mich wehte hier eine Sehnſucht an nach der Straße, die ins alte Griechenland führt. Ich habe dieſen Gang jeden Abend gemacht, und zu meiner Freude immer Spazierende dort gefunden. In den Gärten nun und den Weinbergen ſind allenthalben hübſche Häuschen und Villen zerſtreut, die durch ihr nettes und ſchimmerndes Aeußere dem ſonnigen Bergthal noch ein freundlicheres Anſehen geben. An den obern Bergſeiten machen grüne Eichenbüſche oft herrliche Einſchnitte; weiter oben aber ſind die Berge kahl und mit Steinen und Moos bedeckt.

So wie der Himmel italiſch iſt, ſo ſind es auch Sprache und Sitten faſt ganz, und man hört ſelten eine teutſche Stimme, obgleich hier viele teutſche Kaufleute, Beamte und Officiere ſind. Die letztern behaupten noch am meiſten das Vaterländiſche, und ſprechen unter ſich gewöhnlich teutſch. In Teutſchland zieht ſich gegen das Ende des Septembers an den Abenden alles ſchon in die Zimmer zurück, hier aber geht dann das Leben erſt recht an, und dauert bis um Mitternacht fort. Ich ſage, das Leben geht an, indem ich nicht blos an Kaufleute, Schiffer und ihren Anhang denke, die des Tages ihr Gewühl und Getümmel laut und luſtig genug treiben; ſondern ich meine alle, wes Alters und Geſchlechts ſie immer ſeyn mögen. Um den großen Platz ſind alle Buden und Gewölbe offen und erleuchtet, und die zahlloſe Reihe der Frucht- und Traubenhändler, die Höcker und Fratſchler ſchreien wild in die Menge, und ſitzen bei ihren Laternen mit der Wage in der Hand, und reichen den Spazierenden reichlich dar. Dieſe wallen in dichten Gruppen, vom großen Koffehauſe an, bis über den Platz auf und ab, nicht in Wieneriſcher Stille und Decenz, ſondern mit lautem Geſchmetter und Gelächter, daß es eine rechte Freude iſt. Auch treten wohl einige Burſche auf, und ſingen hinter einer alten Violine her, und ſchreien in wilder Luſt, von Huren und Matroſen begleitet, die auf dem Lande nicht die Stille lieben, wie auf dem Meere. Dies Lärmen und Singen und Gedudel dauert oft bis in die ſinkende Nacht gegen zwei und drei Uhr fort, ohne daß die Polizei, wie in Wien und andern Städten der Monarchie, ſie zur Ruhe brächte; denn hier ſoll Handel und Wandel ſeyn. Andre Wirthſchaft und andres Leben ſieht man am Hafen in den kleinen Kommerz- und Weinſchenken, — Horaziſche Popinen — deren aber auch in der Stadt ſelbſt aufgethan ſind. Da ſind die Speiſe- und Trinkhäuſer ganz einzig, wie man ſie nirgends in Teutſchland ſieht. Unten in einem großen und langen Laden findet man alles aufgeſtellt, gelegt und gehängt, was ſo gewöhnlich für die Kehlen und Bäuche gehört, und in der Mitte ſtehen lange Tiſche, oft drei, vier, hinter und neben einander, je nachdem die Kundſchaft des Hauſes größer, oder kleiner iſt. An dieſen Tiſchen ſitzen die Gäſte, und fodern von dem reichen Vorrath, was ihnen gefällt. Mich hat dies anfangs wegen der Neuheit und Vollſtändigkeit unendlich ergötzt; ich will daher zu meinem Spaße ſo eines der anſehnlichſten dieſer Wirthſchaften beſchreiben. Unten zu beiden Seiten machen große Oxhöfte und Tonnen oft in doppelten Reihen den Anfang, woraus Oel, Wein und andre ſchöne Flüſſigkeit gezapft wird. Auf dieſen ruhen nun wieder Tönnchen und Gefäße und Bouteillen mit beſſern Sachen, und wieder über dieſen in zahlloſer Menge und ſchimmender Herrlichkeit prangen bei den Abendlichtern eine Menge leerer Bouteillen, Krüge und Gläſer. Ueber dieſen zuletzt und oben über den Köpfen der Sitzenden, und wo ſonſt Platz iſt, hat man den andern herrlichen Vorrath aufgeſtapelt, der aus ſtattlichen Schinken, mancherlei Käſen, getrockneten und geſalzenen Fiſchen, Würſten, Braten, Lichtern, allen möglichen Arten harter Frucht und Korn, Nudeln, Makaronis und aus unendlichen Kleinigkeiten beſteht, die zuſammen ein Großes bilden, und oft ſo nett und zierlich außer und neben einander beſtehen, daß ſelbſt einem Leckerbart die Luſt ankommen kann, einzutreten, und der ſchönen Gaben zu genießen. Hier giebt es Hogarthiaden, beſonders wo die Matroſen hauſen; doch gehören dieſe ſchon den anſehnlichern Wirthſchaften an. Die ärmern ſind für die Klaſſe der Strandträger, Tagelöhner und Bauern. Die Abſteigequartiere der letztern kann man ſchon an der Menge Eſeln und Mäuler erkennen, welche mit ihren Packſätteln in langer Reihe vor den Thüren ſtehen, während ihre Herren drinnen ſchmauſen, oder Handlung treiben. Ich habe dieſe armen Teufel hier in großer Zahl geſehen, am montaglichen Markttage in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß es eine dürre und ſchwächliche Nation ſei. Sie gehen ſehr häufig mit Strohhüten, entſetzlich weiten, kurzen Pluderhoſen, die unten, wie ein Regenbett, oder amputirtes Bein, mit den Latſchen über die Kniee hängen; ſie tragen häufig rothe und bunte Mützen, wie die Matroſen, und die alten halbſtairiſchen, halbkroatiſchen Mäntel. Die Weiber haben meiſt die alte Tracht, doch häufig breitrandige Filzhüte, und aufgezogenes und um einen Zirkel geflochtenes Haar. Sie müſſen überall das Zuſammenknüllen ſehr lieben, denn ſehr viele tragen die rothen und blauen Strümpfe mit tauſend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen. Von dieſem Schlage Menſchen erkennt man in dem Trieſter den Stamm leicht wieder, wenn man die Ausländer, Griechen, Teutſchen, Osmanen, Italiäner und andere ankommt. Das Frauenzimmer iſt meiſtens klein und von ſchlechtem Wuchſe, und ich habe faſt kein ſchönes Geſicht geſehen, es ſei denn unter den Griechinnen. Doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit dieſen Mangel erſetzen.

Von großen und herrlichen Gebäuden und andern Sehenswürdigkeiten weiß ich nicht viel zu ſagen, weil ich wirklich keine geſehen habe. Aber ſchöne Häuſer, Kaſernen, Magazine, Lazarethe giebt es, und durch ihre Lage, durch die ſchönen, luſtigen Straßen, durch den Zauber ihrer Umgebungen bleibt Trieſt immer eine äußerſt nette Stadt. Es leben hier fremde Kaufleute von allen Nationen, beſonders viele Levantiner. Sie haben meiſtens ihre eigene Bethäuſer und Kirchen. Vorzüglich luſtig aber für einen Fremden iſt das Gewühl im Hafen und um die Kanäle, wo ſich alles zuſammendrängt und herumtummelt. Man kann wohl mit ziemlichem Rechte ſagen, daß in allen Ländern die Seeleute diejenigen ſind, die ein volles Maaß der Kraft in ſich erhalten. Ihr ganzes Leben iſt ein Kampf mit dem wildeſten und furchtbarſten aller Elemente, und ſtählt die Bruſt gegen die Gefahr und das Uebel. So bewahren ſie einen gewiſſen rauhen Sinn der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, der nothwendig bei vielen Geſchäften des friedlichen und ſitzenden Lebens verloren gehen muß. Für mich wenigſtens hat dieſe Art Leute immer viel Intereſſantes gehabt. Sie halten ſich auf dem Lande gleichſam für ein beſſeres Geſchlecht, dem manches erlaubt ſeyn müſſe, was andern Erdenſöhnen unmöglich zukommen könne, und ſo fahren ſie wild durch alle Netze der Polizei, welche gutwillig ihnen zu Gefallen wohl mal einen Daumen aufs Auge drückt. Es giebt am Hafen herum Häuſer für alle ihre leiblichen Bedürfniſſe, und da geht es wild her. Tänzerinnen und Fiedler finden ſich, und ſo ſtürmt alles unter einander fort in kannibaliſcher Freude. Ueberall in der Stadt, nicht blos am Hafen, iſt es äußerſt munter, und dies iſt kein Wunder, da in einem ſo kleinen Ort an 20000 Menſchen zuſammengedrängt ſind, die Fremden und die Schiffer und Matroſen nicht mitgerechnet.

Alle Früchte und Lebensmittel ſind hier im Ueberfluß und nicht theuer. Alle Arten Obſt, Pflaumen, Ciſolen, Feigen, Pfirſiche, Granatäpfel, die ſchönſten Weintrauben, ſind in Menge zu haben. Fiſche hat man mancherlei, auch Auſtern und große und kleine Schildkröten, die in großer Menge ausgeſchifft werden. Beſonders preiſt man als was rares die ſchwarzen Schnecken, die man bei Duino im Felſen findet. Ich habe ſie probirt und mir wollten ſie nicht munden. Aber doch iſt Trieſt für Fremde ein theures Pflaſter, wie es die Seeſtädte gemeiniglich ſind. Ich kann wenigſtens die Wohlfeilheit nicht rühmen. Aber mein Wirth war ein geborner Italiäner. Man hatte mich gewarnt; aber ich ſchämte mich unteutſch zu dingen; ſo mußte ich meine Schaam zuletzt bezahlen. Mir koſtete die Mittagsmahlzeit hier 2 Reichsthaler 8 Groſchen und das Abendeſſen, aus Wein, Fiſchen, Früchten beſtehend, nach Verhältniß. Bald konnte ich ohne Erröthen dingen.

Fahrt nach Venedig.

Ich ſchiffte mich den 25. Sept. Abends um 9 Uhr auf ein kleines venezianiſches Schiff für die ehemalige Braut und Herrin des adriatiſchen Meeres ein. Es war der freundlichſte und mildeſte Abend. Der Mond mit ſeinen Millionen Sternen leuchtete ſo ſanft und beruhigend herab, und ſpiegelte ſich auf den ſtillen Fluthen. Die Stadt mit all ihren Lichtern aus den Weinbergen und von den Schiffen, lag in einem ſchönen Halbrunde vor uns, und das Toſen und Jubeln im Hafen und vom großen Platze klang noch zu unſerm Ohre; weiße Segel ſchwammen nahe und ferne über die Fluth, wie luſtige Schatten, und die Küſten waren mit dem weißen Dufte der ſchönen Septembernächte bedeckt. Unſer Schiff glitt ſo ſanft fort, daß man es kaum fühlte, und die ganze Geſellſchaft war heiter und luſtig. Ich legte mich auf dem Verdeck auf weichen Wollſäcken, gab wenig Acht auf die Geſellſchaft, die bald verſtummte, und mancherlei Gedanken flogen, wie die Leuchtungen des Himmels, durch meine Seele, bis endlich der Schlaf die müde Natur ſanft und ſüß in ſeine Arme nahm. Gegen vier Uhr erwachte ich; die Morgenluft war kalt, aber doch wollte keiner in die enge Kajüte, ſondern jeder behauptete ſein Lager auf den Säcken, ſo gut er konnte. Endlich ging der Morgen heiter und roſig im Oſten auf, und zeigte nahe und ferne Segel. Kein Lüftchen wehte: die Sonne wälzte langſam ihr feuerrothes Rad aus der Fluth, der Schiffer rief: Sturm und Regen! Einige Stunden nach Sonnenaufgang waren beide da. Nun ging es an ein fürchterliches Bängen und Brechen. Die Teutſchen behaupteten den Sieg, aber nicht die beiden teutſchen Weiber; die andern Paſſagiere mußten alle dran. Es waren nemlich außer mir noch zwei Teutſche am Bord, Kaufleute, mit denen ich nun bei'm Tageslichte bald einig ward; außer dieſen aber noch zwei Frauenzimmer, Liſerl, ein ganz feines Kammerkätzchen, und ein anderes artiges und anſtändiges Frauenzimmer, deſſen ſich der ältere Kaufmann annahm, und mit der er zuſammen nach Padua gehen wollte. Wir und ein alter Engländer, der aber ſo lange in Italien geweſen war, daß er ſeine Sprache nicht mehr verſtand, waren auf der Pupa. Auf der Prora hatten ſich vier Griechen und eine Griechin hingebettet, und zu ihnen hielt ſich ein ciſalpiniſcher Republikaner. „Dieſe waren recht feine Leute und der jüngſte und hübſcheſte hatte ſein kleines Weibchen bei ſich, eine liebliche Fee, blaß, aber ſchneeweiß, mit ſchönen gorgoniſchen blauen Augen und rabenſchwarzem Haare, das ihren weißen Nacken hinabfließ. Sie war aber ſehr ſtill und lächelte kaum, obgleich der Herr Gemahl es an Luſtigkeit nicht fehlen ließ. Dies war die Geſellſchaft. Der luſtigſte aber war der Schiffer Maltha, der in einem fort ſprach, Poſſen erzählte und ſang, und ſelbſt dem alten Engländer noch einige Jugenderinnerungen ablockte. Von Beiden nur eins zur Probe. „Qui giace Giovanni Bollani, ch'in maſſima rogna viſſe e moriſſe, che ſotto il ſepolcro anche ſi gratta.“ „As Robin Hood in the green wood ſtood, his back againſt a tree, he look'd over his left ſhoulder and all beſhotten was he.“

Bald hörten Regen und Sturm auf, und nun ward zu Mittag gegeſſen und getrunken von dem, was ein jeder mitgenommen hatte. Aber gegen 1 Uhr ward es ſtill, und es folgte eine Hitze, daß wir faſt dämiſch wurden, und der luſtige Schiffer ſelbſt die Zunge hängen ließ. Doch ſtärkte uns der Anblick der Thurmſpitzen der ſchönen Venezia; aber langſam ſchwammen wir einher. Vergebens ſuchten meine Augen die Stadt; nur der Glockenthurm bei Sankt Marco und einige andre Spitzen deuteten ſie an. Die lange Inſel Lido links, und rechts die anmuthige Murano und mehrere kleine Inſeln vor der Stadt rauben ſie dem Auge, und man ſieht auch dann nicht viel von ihr, wenn man ſchon in ſie hineinfährt. Deſto ſchöner aber und lieblicher liegen die Inſeln mit ihren Gärten, Büſchen, Wieſen und Häuſern, mit ihren prächtigen Kirchen und Klöſtern, die in dem Meere zu ſchwimmen ſchienen, mit ihren ſtolzen Bollwerken und Mauern, und hoch ſchlug mir das Herz, als ich dieſe Erſtlinge des ſchönen Italiens erblickte, die in optiſcher Täuſchung uns entgegen zu kommen ſchienen.

Wir legten zwiſchen Lido und Murano vor Anker. Es war fünf Uhr und das Zollamt geſchloſſen, ſo war es alſo der Ausgang, hier bis acht Uhr des folgenden Morgens zu übernachten. Ich ließ mich indeſſen mit einigen von der Geſellſchaft in Lido aufs Land ſetzen, und ſah dem Exerciren eines Regiments Infanterie zu, und ſah herrliche Ochſen weiden. Die Inſel iſt ſchmal, aber lang, und läuft weit in den Oſten hinein. Sie hat ſchöne Weiden, Felder, Gärten, Früchte und Trauben, und hilft die Stadt zugleich vor dem Hunger und dem Meere ſchützen. Auf dem weſtlichen Ende, wo wir vor Anker lagen, iſt ein Kaſtell St. Andreas, welches den Eingang in den Hafen beſtreicht, und dem ein anderes auf Murano grade gegenüber liegt. Von dieſem Kaſtell ſah ich zuerſt einen großen Theil der Stadt und die ſchönen Inſeln, die des Kloſters St. Georgio maggiore, und die der Kirche Maria della Salute. Murano iſt bei weitem nicht ſo lang, als Lido, aber es iſt bevölkerter, und macht auf der weſtlichen Seite gleichſam eine eigne kleine Stadt aus. Hier ſind die berühmten Glas- und Spiegelfabriken, deren Arbeitern man zur Zeit des Patriciats eine Art von Adel bewilligt hatte, ſo daß es keine Mißheirath hieß, wenn ein Nobile ſich die Tochter eines Glasfabrikanten beilegte. Doch man glaube nicht, daß dieſes alles noch ſo ſei, wie vormals. Auch dieſe berühmten Fabrikanten haben, wie die Stadt ſelbſt, lange ſchon ihr Monopol verloren, und können nun ſchwerlich den Adel des Reichthums, der immer gegolten hat, behaupten. Die Inſel iſt auch deswegen den Venezianern wichtig, weil eine Menge ſüßen Waſſers von daher in die Stadt ausgeſchifft wird; denn in Venedig ſelbſt hat man entweder elendes Ziſternenwaſſer, oder Brunnenwaſſer, das zum Trinken höchſtens durch Wein genießbar wird.

So lagen wir Arme dann vor Anker mit tantaliſcher Verdammniß, und hielten von dem letzten Vorrath unſer Abendmahl. So wurden die Herzen fröhlich und das Geſpräch ging luſtig fort, bis ſich Wolken am Himmel thürmten, und die himmliſche Artillerie anfing unſre Ankunft zu feiern. Nun wurden Segel über unſre Säcke gezogen, und alles band und zerrte, um die lange Septembernacht doch einigermaßen zu ſichern. Bald kam ein toller Wind und fürchterlicher Regen, der nirgends eine ſichere Stätte ließ. Ich hatte mir ziemlich gut gebettet, und wohl einige Stunden geſchlafen, aber, als ich erwachte, war ein Theil des Theuerſtern und ein Fuß durchgenäßt. So ging es allen mehr oder weniger, und wohl tauſendmal wurden die Plätze gewechſelt. Um ein Uhr war alles auf den Beinen, und lag und ſaß unter mancherlei Geſpräch ſo durch, bis der Morgen kam. Erſt um 9 Uhr kamen die Schiffsbeſucher und fertigten uns ab. Eine Gondel nahm die teutſche Zunge, fünf Mann hoch, ein, wir ſchifften in den Kanal des Arſenals ein, dem Pallaſt des Doge und den Gefängniſſen vorbei, und landeten um zehn Uhr in der locanda dell' Imperatrice di Moscovia Donnerſtag den 27. September.

Wir lebten hier die erſten Tage zuſammen recht munter. Am Freitag zog der ältere Kaufmann mit ſeiner Begleiterin nach Padua ab. Das Liſerl blieb auch in unſerm Gaſthauſe, aber nicht in unſrer Nähe. Sie verkündete uns gleich den Mittag unſrer Ankunft, ſie habe einen ſchönen Dienſt gefunden, bei einem gar feinen und guten Herrn. Das könne ſie ihm gleich anſehen; obgleich er kein Wort teutſch verſtehe. Sie werde mit ihm nach Rom reiſen. Wir ſahen ſie den folgenden Tag herrlich geputzt, mit ihrem generoſo in einer Gondel unter unſerm Fenſter hinfahren, und uns gar freundlich und ſtolz auf ihre Begleitung grüßen. Armes Liſerl, wenn du wüßteſt, wohin vielleicht bald deine Reiſe geht? Den zweiten Teutſchen, einen Salzburger, der gut italiäniſch ſprach, und ein wackerer Burſche war, hatte ich nun die Zeit meines Hierſeyns zum beſtändigen und treuen Genoſſen.

Venedig.

So habe ich dich denn geſehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geſchichten, die meine Kindheit lüſtern empfing, ſo oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne ſpielten. Ich habe dich geſehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! ſie iſt nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrſcherin des Meers, deren Töchter ſich in Gold, und deren Söhne ſich in Purpur kleideten, deren ſiegreiche Flaggen im Orient und Occident wehten, und dem finſtern Abendlande die Schätze Indiens und Saba's, und die Künſte und Weiſen des Morgenlandes zuführten. Sie iſt nicht mehr, und iſt ſeit Jahrhunderten nicht mehr geweſen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr geſiegt, und ihre Helden und Geſetzgeber ſind alte Namen. Ein ſpäteres und entartetes Geſchlecht ſchlief auf den Lorbeern der großen Väter, und beherrſchte tyranniſch die ſchwächere und des Joches geduldigere Nachkommenſchaft. Aber die Stadt ſank nicht blos durch die Tyrannei der Patricier, nein durch ein größeres Geſetz, durch das der Nothwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien, andre Völker wurden groß und reich. Das Veneriſche, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichthum hatte, mußte ſinken. Jetzt hat es ſelbſt aufgehört, als Geſpenſt, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers da zu ſtehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geiſt des Jahrhunderts hat dieſen Staat, wie ſo viele andre, in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Aber auch in ſeinen beſten und ſchönſten Zeiten, in der Blüthe ſeiner Thaten und ſeiner Macht, hat dies Volk nie eine ſchöne Stadt bewohnt. Es iſt noch das alte Venedig, ſo wie es da ſteht; nur die Zeit und die Menſchen ſind anders. Dieſes Volk, das einſt in ächt römiſchem Geiſt dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermeſſen, im Unglücke ſtolz und ungebrochen war, dieſes Volk hat auch ſeine Stadt in dieſem Karakter auf den Wellen des Meers gegründet. Es baute die eignen Wohnungen ſchlecht und unanſehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande, das jedes edle Volk nie anders, als unſterblich, denken ſoll, dieſem errichtete es Palläſte und Tempel, die noch unſre Bewunderung erregen. Ein Mann hat geſagt: es erweckt billig einen großen und ſchmerzhaften Gedanken, wann ein Menſch ſtirbt; ich ſage: es erweckt einen größern und ſchmerzlichern, wann ein Volk ſtirbt. Doch es leben die Thaten des Einzelnen, wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn ſie welche hatten!

Das Wort Venezia la bella kömmt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es giebt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli, oder Fußſteige, nennt, ſo eng wären, und ſo kreuzend krumm durch einander liefen, keine, wo die Häuſer ein ſo räucheriges und altgothiſches Anſehen hätten. Viele haben ſtatt der Fenſter bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenſter nach den abgewandten Seiten, und ſelten findet man ſie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meiſten teutſchen Städte ſo freundlich erſcheinen, ſondern ſelbſt die beſſern, ſelbſt die in einem großen Stil erbauten Palläſte haben von außen ein ödes und todtes Anſehen. Das Pflaſter iſt freilich gut und erhält ſich gut, weil kein Pferdehuf darauf kömmt, aber es ſollte und könnte reinlicher ſeyn, und würde es in einer teutſchen und holländiſchen Stadt ſeyn, wo immer Pferde und Räder darauf raſſeln. Es iſt meiſtens aus Quadern. Dieſe Stadt nun iſt durch die Menge Kanäle in viele Inſeln zerſchnitten, die durch Brücken mit einander zuſammenhängen. Sie ſtreichen gewöhnlich an den Häuſern hin, und laſſen bei wenigen Kallen ſo viel

Raum zum Sehen. Wann die Fluth iſt, tritt das Waſſer über die Thürſchwellen und ſelbſt in die untern Theile der Häuſer. Es iſt überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häuſern hinſchifft, und ihre unteren Quadern tief ins Waſſer verſenkt und keine Spur von Land ſieht, worauf ſie ruhten. Auch dieſe Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie ſind ein Werk der Nothwendigkeit und als ſolches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schönheit. Wenn man den großen Kanal und den rio dell' arsenale aufnimmt, ſo ſind die meiſten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gaſſen fort. Dies hat freilich in Rückſicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verſtehen die Gondelieri das Ding; aber es hat eine große für die Augen und Naſen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geſchabte und Gekratzte und Gefegte und Gerupfte in die Kanäle wirft, und ſo den weiten Fluthen des Meeres überantwortet; da ferner die Kloake und Kommoditäten, und wie die Dreckſchlünde alle heißen mögen, in dieſe Kanäle führen, ſo hat man oft eben ſo widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heißeſten Monaten des Jahres noch ärger ſeyn müſſen. Dieſe Kanäle machen die Gaſſen ſo eng und ſchief und ſperren ſie oft ganz, ſo daß man weite Umwege machen muß, wann grade keine Gondel bei der Hand iſt, oder der Marſchirende nicht von der Art iſt, daß er ſeine 5, 10, 20 Soldi aus der Taſche hervorlangen kann. Für den Fremden vollends iſt es äußerſt ſchlimm, ſich in dieſem Chaos zurecht zu finden; obgleich alle Kanäle und Gaſſen reichlich mit Namen verſehen ſind. Nirgends kann man empor und um ſich ſehen, um durch einen Thurm, oder desgleichen ſeine Richtung zu beſtimmen, die ſich bei dem vielen Hin- und Hergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg ſperrt; doch warnen einen die Leute durch ein non puo paſſar qui. So liegt denn die ſchöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zuſammengedrängt. Nirgends in der Stadt iſt ein groſer Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bei Kirchen und andern groſen Gebäuden findet, ſind nicht zu rechnen; ſie ſind überdem häßlichen Geſchäften gewidmet. Schmuzige und zerriſſene Wäſche hängt dort an langen Seilen, oder man brät Kürbiſſe, Kaſtanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus, und was der widerlichen Dinge mehr ſind. Auf zerfreſſene Geſichter, Lahme und Krüppel und ſolche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man überdies immer rechnen, wo irgend ein Platz für ſie iſt.

Für alles dieſes nun, was in andern Städten iſt und nicht in Venedig, giebt es Einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen ſtellen kann, dies iſt der Sankt Markusplatz. Er iſt ein ſchönes Oblongum, das doch an Einem Ende etwas ſchmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende ſteht die prächtige Sankt Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die ſchönen Staatsgebäude hin, die unter dem Namen Prokuratorien bekannt ſind. Rechts ſind die neuen, links die alten Prokuratorien. Sie ſind zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Meiſtern, aber doch meiſtens in Einem Geiſte gebaut, und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten ſind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter dieſen trifft man die niedlichen Caſini und Kaffehäuſer, die vielleicht keine Stadt an einem ſo ſchönen Platz neben einander hat. Sie ſind faſt alle ſehr artig und manche ſchimmernd und prächtig möblirt, und geben, da ſie bis in die ſinkende Nacht erleuchtet ſind, dem Platze gar ein heiteres Anſehen. Doch nicht bei Tage, ſondern des Abends muß man dieſen einzigen Platz in der Welt zuerſt ſehen, um den ganzen groſen

Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite ſteht der Campanile, oder Glockenthurm von St. Markus, dem man 330 Fuß Höhe giebt. Unten ſind hübſche kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt, und rund umher mit Unrath recht italiäniſch beſudelt hat. Dieſer Thurm würde an einer andern Stelle ſehr hübſch ſeyn, aber hier taugt er nicht, weil er die Ausſicht und Symmetrie des Platzes ſtört. Gleich von dem Platze geht man der Markuskirche vorbei, zwiſchen dem Pallaſte des Doge und der Münze und Bibliothek über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier ſtehen zwei prächtige Granitſäulen. Auf der einen prangt der venezianiſche Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Eben ſo ſtehen am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drei gewaltige Maſten mit großen Flaggen auf einem Fußgeſtell aus Bronze, worauf man ſehr feine Hautreliefs ſieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht ſpielt es auf die ehemalige Meeresherrlichkeit der Stadt an. Hier ſieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieſer Platz iſt unſtreitig durch ſeine Lage und ſeine Umgebungen einer der erſten in der Welt und auch das Schönſte, was Venedig aufweiſt. Seine zweite beſte Gegend iſt der Ponte Rialto über dem großen Kanal, aus Einem Bogen über 30 Fuß offen, geführt. Für einen Architekten indeſſen mag dieſe Brücke wohl viel mehr ſeyn, als für den bloßen Zuſchauer. Die gewöhnlichen Beſchreibungen ſind offenbar zu pomhaft. Man mag darauf ſtehen, oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen, wie andre große Kunſtwerke. Ich denke die meiſten Beſchreiber haben in der Idee des Meiſters geſchrieben, der den weiten Bogen wölbte, und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Ausſieht von der Brücke über den großen Kanal, der mit einer Menge Schiffe, Böte, Barken und Gondeln bedeckt iſt. Zu beiden Seiten dieſes Kanals läuft auch eine ſchmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An dieſem großen Kanal ſtehen die beſten Häuſer und viele Palläſte Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz, iſt das luſtigſte und lebendigſte Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieſer Gegend iſt die Börſe und das ſogenannte teutſche Haus, ein Denkmal des alten blühenden Handels der germaniſchen Nation. Man ſieht noch viele Ueberreſte der prächtigen alten Zimmerverzierung, woran die beſten Mahler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber dieſe Gemählde ſind unverantwortlich gemißhandelt und vernachläſſigt, beſchmutzt und zerriſſen, ſo daß man, wie vom alten Handel, ſo von der alten Kunſt nur die traurigen Ruinen ſieht. Dieſen großen Kanal entlang zu fahren, iſt eine rechte Luſt, und wann der Reiſende dieſes fleißig gethan hat, und am Meere und auf dem Markusplatz ſich herumtummelt, ſo kann er das beſte Todte und Lebendige in Venedig zu ſehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Pallaſt des Doge bis zum rio dell' arsenale, iſt noch ganz hübſch und ein muntrer Spaziergang, wo man die Thätigkeit und das Gewimmel des Seelebens ſieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Böte, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das Meer, und von und nach den Schiffen und Inſeln. Dieſe Meerſeite heißt il rio de' Schiavoni. An dem andern Ende längs der Bibliothek und weiter hin iſt der Fiſchmarkt, und dort kann man dieſes ſtumme Thier in ſeinen mannigfaltigſten Arten ſehen. Doch iſt es dort garſtig und unhold, wie an allen Orten, wo es auf den Bauch des Menſchen ankömmt.

Sankt Markuskirche.

Dieſes herrliche Gebäude, mit fünf Kuppeln gewölbt, gebeut von außen und innen dem Anſchauenden Ehrfurcht. Man wird gleichſam von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man in ſeine dunkeln Hallen eintritt, und zu ſeinen kühnen Wölbungen aufſchaut. Sie iſt faſt durchweg mit allerlei alten Bildern aus Muſaik geziert, ſowohl außen am Eingang, als innen, und der Fußboden mit bunten Steinen zierlich getäfelt, welche hie und da eingeſunken ſind. Gute Gemählde von Tintoretto, Veroneſe und andern ſieht man in den Niſchen und Kapellen, die Lichter auf den Altären werfen einen ſehr trüben Schein durch das Halbdunkel, und die Fußtritte der Betenden und Durchgehenden hallen dumpf zurück. Die Franzoſen haben hier auch aufgeräumt und goldne und ſilberne Leuchter haben wandern, und die trefflichen bronzenen Pferde weiter ins Abendland gehen müſſen, welche ſonſt über dem Eingang der Markuskirche prangten. Aber die Mauern und Säulen dieſes ſtolzen Gebäudes laſſen ſich nicht über Meere und Berge tragen, wiewohl auch ſie die Zeit einſt zuſammenſtürzen wird.

Kirche Sankt Johannes und Paulus.

Dieſe, die auch die Dominikanerkirche heißt, iſt unſtreitig die größte in Venedig und auch ein Werk, das einer großen Nation Ehre macht. Sie iſt ſchön und hell erleuchtet und macht einen ſehr fröhlichen Eindruck, wenn man eben die Sankt Markuskirche geſehen hat. Sie hat viele alte Denkmäler der venezianiſchen Geſchichte, und man ſieht viele der großen Männer der verfloſſenen Jahrhunderte in Bronze, oder in Stein, zum Theil meiſterhaft gearbeitet. Hier wird auch die Haut des heldenmüthigen Bragadin verwahrt, der im 16ten Jahrhunderte die Stadt Famagoſta ſo tapfer gegen die Osmanen vertheidigte, und den der unedle Muſtapha nach der Einnahme lebendig ſchinden ließ. Sonſt zeigte man hier dem Fremdling auch Tizians Meiſterſtück, Peter den Märtyrer, der jetzt die Gallerie des Louvre mit ausſchmückt, wohin er mit vielen andern Koſtbarkeiten dieſer Kirche ausgewandert iſt. In einer Seitenkapelle ſieht man treffliche Arbeiten in Stein und Erz von dem Paduaner Bonazza und ſeinen Söhnen, und von Aloyſius, und ein Täfelchen, welches das Andenken der Anweſenheit Seiner Heiligkeit, Pius des Sechſten, auf ſeiner Reiſe nach Wien erhalten ſoll.

Nächſt dieſen beiden ſind die Kirchen delle Scalze, die der Jeſuiten und die Sankt Salvatorkirche treffliche Denkmähler der Kunſt, die einer Stadt Ehre machen, wo einſt ein Palladio, Sanſovino, Aleſſandro Vittoria und andre große Namen lebten. Die Kirche Sankt Zacharia iſt klein, verdient aber wegen der ſchönen Madonna des Veroneſe von den Fremden beſucht zu werden, welche wegen des himmliſchen Ausdrucks dem Anſchauer unvergeßlich ſich einprägt. Die Sankt Rochuskirche iſt vom Tintoretto gemahlt, und durch ſeinen Sankt Rochus ſiegte er über ſeine Mitbuhler.

Ueber dem Meere liegen noch zwei ſchöne Kirchen, die Kirche Maria della Salute und die des Kloſters San Giorgio maggiore. Die erſte iſt ein ſtolzes Werk mit ſchönen Gemählden, die leider, wie die meiſten in den Kirchen, dem Zuſchauer zu ſehr im Dunkel ſtehen, und mit trefflicher Bildhauerey. Sie ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach einer großen Peſt ex voto gebaut, und wird noch von Kranken beſucht, die der Deiparae matri ſalutiferae ihre Gelübde darbringen. Unter der Wölbung der einen Kuppel ſtehen die zwölf Apoſtel in der Runde, aus herrlichem Stein gearbeitet. San Giorgio maggiore Kloſter und Kirche liegt dieſer gegen über, in einer weitern Entfernung zwiſchen der Stadt und der Inſel Lido auf einem luſtigen Inſelchen. Auch dies iſt ein ſchönes Werk der Baukunſt; aber anmuthiger und lieber war ſonſt den Venezianern der ſchöne Kloſtergarten, der immer offen ſtand. In der guten alten Zeit war es eine gewöhnliche Sommerſpazierfahrt, und man ergötzte ſich unter den blühenden Bäumen und lachenden Lauben. Auch dieſe Anlagen hat der Krieg zerſtört, und die beſten Bäume ſind von den Franzoſen zum Brennholz umgehauen, und alles aus einander geriſſen worden. Man hat von hier eine feine Ausſicht von Lido und Murano, und aufs Meer hinaus und dieſſeits wieder auf die Stadt, den Broglio und das Gewimmel des rio de' Schiavoni am Hafen.

Der Pallaſt des Doge.

Gleich aus der Markuskirche, oder vom Markusplatz tritt man in den Pallaſt des Doge, ein ſtattliches gothiſches Gebäude, das von der Kirche bis an das Bollwerk des Meeres läuft. Die eine Seite nach dem Broglio der Bibliothek gegenüber iſt alt, die andre von Sanſovino. Zwei ſtattliche koloſſaliſche Figuren ſtehen an der Treppe des Eingangs, auch von Sanſovino meiſterhaft gearbeitet. Auf dem Hofe ſind zwei alte Brunnen, die, wie die Säulen unten und die Treppen, leider mit Unrath bedeckt ſind. Ich will dieſen Pallaſt grade kein Meiſterwerk der Kunſt nennen; aber ſo wie er iſt, macht er mit ſeinem ganzen großen Bau, mit ſeinen Portiken, Treppen und gewaltigen Säulen einen ehrwürdigen Eindruck, wie die alte Zeit, worin er gegründet ward. In dieſem Pallaſt ſaßen in den mancherlei Sälen und Zimmern mehrere Kollegien, und es ſind auch noch deren da. Faſt alle Gemächer ſind mit Gemählden der beſten Künſtler der venezianiſchen Schulgeziert: eines Tizian, Veroneſe, Tintoretto, Baſſano, der Palma und anderer. Doch auch von dieſen haben die Franzoſen mehrere der vorzüglichſten mitgehen heißen. Die meiſten von dieſen Gemählden ſchildern natürlich tapfre und große Thaten der Vorzeit im Frieden und Kriege, und es giebt viele gewaltige Schlacht- und Seeſtücke darunter. Aus dem Kampf Friedrichs von Hohenſtaufen mit Alexander dem Zweiten, ſind faſt alle Scenen darin gemahlt, weil die Venezianer eine ſo große, und Friedrich ſo verderbliche Rolle dabei ſpielten. Sogar der Nackentritt des ſtolzen Dreigekrönten iſt nicht vergeſſen. Dies erinnert mich an das Porphyrtäfelchen, das unſer Führer uns, als eine Seltenheit zeigte, wo Alexander den Kaiſer vom Bann gelöſt haben ſoll. Wie ganz anders iſt es jetzt! Pius in ſeiner Karthauſe bei Florenz hätte wohl der Cyklopen nöthig, ſeine Donnerkeile etwas vorſtählen zu laſſen. Der große Saal, worin dieſe Schildereien ſind, iſt einer der größten und weiteſten. — Der Pallaſt iſt mit Bley gedeckt, und unter dieſen Dächern ſind die ſchrecklichen Staatsgefängniſſe, worin die großen Sünder, die heimlich geſündigt hatten und heimlich aus der Welt mußten, oft lebendig gebraten wurden. Die berühmten Rachen der Ankläger, die offenen Löwenmäuler vor dem Pallaſt des Doge, haben auch mit dem Staate zugleich ihr Grab gefunden. Der Himmel gebe, daß mit dieſen fürchterlichen Denkmählern des Deſpotismus dieſer hier auf ewige Zeit vernichtet ſei! Dann mag man ohne Trauren auf den Trümmern eines Staates wandeln, der nach dem Schluß des Schickſals, und durch die Schuld der Zeit und der Menſchen, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten langſam hinwellte.

Dieſem Pallaſte gegenüber, an der andern Seite des Kanals, liegen die Gefängniſſe, ein großes düſtres Gebäude, das ſchon von außen Grauen und Entſetzen erregt. Die Gitterſtangen, drei, vier Zoll dick, die Schwärze der gewaltigen Quaderſteine, die kleinen und düſtern Luken, die dem Tage kaum einige Lichtſtrahlen ſtehlen können, die Menſchenſtimmen, die dumpf von unten erſchallen, und die bleichen Geſichter und dürren Arme, die aus den obern Gittern um ein Almoſen flehn, alles dies erregt ein höchſt gräßliches Gefühl. Noch nie habe ich ein ſo fürchterliches Wohnhaus für Verbrecher geſehen. Die untern Löcher laufen tief und eng hinab, und ſie hat man ehedem unter Waſſer geſetzt, um ſchnell das Henkerwerk über die ſchwerſten Sünder zu fördern, die in dieſer unterirdiſchen Hölle ſich vielleicht nach der vorbeifließenden Fluth mit tantaliſcher Quaal geſehnt haben, wo die Hoffnung nicht auch noch um die Träume des Verbrechens ſäuſelt. Ich weiß nicht, ob jetzt viele darin ſitzen. In den obern Geſchoſſen ſaßen für ein menſchliches Herz zu viele.

Markusbibliothek.

Dieſes treffliche Werk Sanſovinos liegt dem Pallaſt des Doge gegenüber am Broglio, und ſchließt ſich mit einem Ende, an die Prokuratorien an, das andre ſieht auf das Meer. Im untern Stock war ſonſt die Münze, und er heißt eigentlich la Zecca, im obern die Bibliothek, deren Anfang Petrarka geſtiftet hat. Sie iſt ein rechtes Chaos, wie ſie nun da ſteht, und ſoll auch vorher nicht in beſſerer Ordnung geweſen ſeyn. Jetzt da die Franzoſen das Beſte von Handſchriften und das Schönſte aus den Antiquitätenſaal mitgenommen haben, iſt für den Fremden hier nicht viel mehr zu ſehen, als der ſtolze Bau ſelbſt. Auch hier ſind unten im Erdgeſchoß Caſini am Broglio hin, wie in den Loggien der Prokuratorien.

Das Arſenal.

Dieſes war ſonſt durch ganz Europa berühmt; doch hatten ſchon einige Reiſende gegen dieſe Berühmtheit proteſtirt. Die Franzoſen haben nun das letzte gethan, und ſelbſt die äußern Verzierungen von Metall und Meſſing an den Thürmen des Eingangs mitgenommen. Es iſt ein weitläuftiger Raum mit mehrern großen Gebäuden, die ihn rund einſchließen, und von dem durchfließenden Kanal in zwei Hälften getheilt werden. An dem Eingang ſtehen zwei gothiſche Thürme zu beiden Seiten, jetzt ihrer Zier beraubt. Dieſer Kanal war beſtimmt, die großen Schiffe aufzunehmen, die im Arſenal ausgebeſſert werden. Wir ſehen auch jetzt einige Kauffahrer auf der Seite liegen. In den mancherlei Gebäuden war der angebliche Vorrath von Waffen und Schiffsmaterialien, wodurch man die Welt in Erſtaunen ſetzte, und es arbeiteten, ſagt man, täglich nicht weniger, als 1500 Mann, darin. Aber alles dieſes war gewiß nicht mehr von der letzten Zeit zu verſtehen. Jetzt ſieht man gar nichts, das nach dem Wiener Zeughauſe noch merkwürdig wäre. Die Modelle ſind ſo was Herrliches nicht, und überall lange nicht mehr vollſtändig, und wer den Bucentauro nicht als eine Rarität beſchauen will, der findet an ihm auch nichts zu bewundern. Für mich ſind die Auſtern, die man nach dem Arſenal benennt, das merkwürdigſte geweſen, und ich ärgerte mich endlich, mit meiner Geſellſchaft dreiviertel Stunden gewartet zu haben auf den Officier, der uns aus beſonderer Freundſchaft gegen den einen unſers Haufens hineinführte. Doch iſt der Eintritt überall nicht ſchwierig. Man hat ſich nur bei dem Nobile, der jetzigen Excellenz, Querini, zu melden und zu legitimiren als einen Unverdächtigen, ſo erhält man ſogleich ein Billet, und wird vom Inſpektor, oder einem der Officiere, gegen ein leidliches Stück an den Thürhüter, eingeführt.

Palläſte.

Es iſt zuletzt ekelhaft, immer nur von ſchönen Gebäuden das Papier voll zu ſchmieren; ich will kurz ſeyn. Der reiche Patricier, der die Einförmigkeit eines Lebens im Meere nur zu gut fühlte, flüchtete ſich in den ſchönen und in den heißen Monaten gewöhnlich auf das Land, und baute ſich Villen und Palläſte und lukulliſche Gärten unter den elenden Hütten ſeiner verſchmachtenden Sklaven. Im Winter und wann die ſchlimmen Tage kommen, ſuchte er wieder in der Stadt, was er auf dem Lande nicht mehr fand. Da aber jene ländlichen Wohnungen die Lieblingsplätze wurden, ſo vernachläſſigte er ſeine herrlichen Palläſte in der Stadt, und daher kommt es, daß dieſe, zum Theil treffliche Werke der Baukunſt und der ſeltnen Genien, die das Vaterland verherrlichten, von außen meiſt ein ödes und finſteres Anſehen haben, und die zerſchlagenen Fenſter nicht ſelten durch bloße Luken erſetzt ſind. Man findet die meiſten und ſchönſten am großen Kanal, wo ſie freilich den einzigen Platz finden, dem Auge zu erſcheinen.

Die Menſchen.

Endlich von dem Todten zum Lebendigen. Die Venezianer ſind im Durchſchnitt ein ſchöner und rüſtiger Schlag Menſchen, faſt alle ſehr wohl gebaut, und von männlichem Aeußern und Gebehrden. Sie haben, dünkt mich, einen gewiſſen Ernſt ohne Trotz, der ſie ſehr wohl kleidet, und die Artigkeit und Feinheit, womit ſie unter einander und mit Fremden umgehen, noch liebenswürdiger macht. Man findet wirklich viele Geſichter, die auf dem erſten Blick eine Art von Achtung einflößen, und auf den Gedanken bringen könnten, als ſeyen in dieſe Lagunen manche altrömiſche Geſchlechter mitgeflüchtet, die ihr Blut vom barbariſchen rein erhalten haben. Oder drückt ſich der Geiſt der edeln Väter der vorigen Jahrhunderte dem Enkel, oder beſſer dem Körper des Enkels, auch mit ſeinem Stempel ſo tief ein, daß er ſelbſt bei dem entarteten Geſchlechte ſich nicht leicht verwiſcht? Die Venezianerinnen ſind unter den Töchtern Italiens berühmt, und Venedig hat oft den Beinamen des griechiſchen Korinth geführt. Es iſt wahr, man findet reizende, ja himmliſche Geſichter, zwar meiſtens blaß, aber blendend weiß und mit gewaltig blitzenden Augen, man findet die Fülle und Rundung der Körper mit Feſtigkeit verbunden, die den nördlichen Ländern oft fehlt, man findet eine gewiſſe Leichtigkeit bei allem äußern Ernſt, die freilich dem ſchönen Geſchlechte ausſchließend gebührt, aber doch wohl mehr dem gewandtern Südländer zukömmt; jedoch, wenn man das Einzelne ausnimmt, hat Venedig nach Verhältniß wohl nicht mehr Schönheiten, als manche andre Stadt gleicher Größe. Aber in den einzelnen ausgezeichneten Bildungen iſt ein Geiſt im Auge und eine olympiſche und rafaeliſche Ruhe auf der Stirne, die entzückt und alles Gewöhnliche gern unter dieſen Seltnen mitlaufen läßt. Man findet bei allem Leben und Ausdruck der Geſichter gar viele kleine Puppenformen unter ihnen, und wenige mit dem Wuchs meiner ſchönen Wienerinnen. Die ihn aber haben, wiſſen ihn beſſer zu gebrauchen, als jene. Die Tracht iſt faſt dieſelbe, wie man ſie in den meiſten Städten Europens findet. Die Zendole, die ſonſt die Venezianerinnen auszeichneten, ſieht man nicht mehr ſo häufig. Aber eine Art von Schleier, oder auch nur ein Tuch in Form eines ſolchen, trägt hier alles von den Erſten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almoſen ausſtreckt, und an dem

Nicht-

Nichttragen deſſelben, oder an der Art ihn zu tragen erkennt man gleich eine Fremde. Doch giebt es auch hievon in dieſer alles Alte umkehrenden Zeit jetzt Ausnahmen, und ich habe ſowohl auf dem Markusplatze, als in den Theatern viele ſchöne Geſichter unbeſchleiert geſehen, die nicht außer der Brenta geboren waren. Das berühmte Cicisbeat iſt freilich immer noch im Gange, doch meinen viele, daß es mit dem Staate nebſt vielen alten Sitten und Weiſen wohl über den Haufen ſtürzen werde. Schon vor der letzten Revolution durch die Franzoſen ſollen viele dieſe elende Weiſe als unwürdig und als eine Teufelsruhebank verſchmäht haben. Die Männer haben faſt eben die Tracht, wie im ganzen übrigen Europa. Doch trägt man faſt gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiäniſches Ding ſind, und wenig runde Hüte. Höchſtens mögen die Mäntel, die faſt allgemein ſind, die Venezianer auszeichnen. Man trägt im Sommer weiße taffetene über den Kleidern, auch bei dem heiterſten und ſchönſten Wetter. Ich habe jetzt nur noch einige Exemplare davon auf den Körpern, und mehrere nebſt andern weißen aus leichter Leinwand und Baumwolle an den Stangen der Trödler geſehen. Wann der Herbſt heran kömmt, verändert ſich der Stoff in tuchene. Die meiſten ſind rothe ſcharlachene, aber man findet auch viele weiße. Dieſe ernſte republikaniſche Tracht ſteht einem ſtattlichen Bürger gut. Sie iſt ſo was allgemeines, daß der ärmſte Lump, der froh iſt, täglich einige Groſchen zu erhaſchen, doch ein Stück von Mantel haben muß. Ueberall ſcheint mir der Italiäner kein ſolcher Narr in Kleidung, als wir Teutſche, obgleich er gern ſauber und ſelbſt etwas ſteif geputzt iſt. Er ſcheint nicht einmal daran zu denken, wie er gekleidet iſt, in welcher Geſellſchaft er ſich auch befinde, und noch iſt es mir nicht vorgekommen, daß einer ſich über einen andern Zuſchnitt des Rocks, über einen anders aufgeſetzten, beſchornen, oder bezopften Kopf und dergleichen Kleinigkeiten gewundert hätte.

Die Gondolieri.

Dieſes iſt eine zu berühmte und zu einzige Klaſſe von Menſchen, als daß ich nicht einige Worte von ihnen ſagen ſollte. Sie ſind die Fiaker dieſer meerumfloſſenen Stadt, und da ihr Fuhrwerk nicht koſtbar iſt, bei weitem die wohlfeilſten Fiaker, die ich kenne. Ihre Zahl mögte ſich wohl ſchwerlich genau beſtimmen laſſen. Einige haben ihrer eine ungeheure Menge aufgerechnet, ſo wie auch der Gondeln, die mir allerdings unglaublich iſt. Genau mag ſie ſich wohl nicht angeben laſſen, weil ſie wahrſcheinlich von Tage zu Tage wechſelt, und einige Gondeln einen, andere zwei Führer haben. Dieſer letztern will man über 12000 zählen, die den ganzen Tag in allen Kanälen auf- und abfahren, für 2, 3 Soldi überſetzen, und für 15 bis 20 eine Strecke fahren, wofür ein raſſelnder Fiaker gewiß 80 begehrte. Die Gondeln ſind länglichte Kähne, vorn und hinten mit einem ſpitzen Schnabel. In der Mitte iſt ein Kaſten mit einem Eingang und Seitenfenſtern, ſchwarz angeſtrichen, und mit einem ſchwarzen Tuche umhängt, den oft zierliche Troddeln und Franſen ſchmücken. Dieſer Kaſten iſt ſo niedrig, daß man gebückt hinein muß, und eben aufrecht darin ſitzen kann. Vorne iſt zu jeder Seite eine Bank für höchſtens zwei Perſonen, und hinten ein ſchwarzes Polſter für eben ſo viele, ſo daß nur etwa 6 Perſonen in einer Gondel Platz haben. Der Gondeliere ſteht im Hintertheile mit einer langen Stange, und weiß ſeinen Kollegen und den Ecken und Krümmungen der Häuſer mit eben der Kunſt und Gewandheit auszuweichen, mit welchen ein Wiener Fiaker ſeinen Kollegen in den engen Gaſſen vorbeiraſſelt. Sind zwei Leute darin, ſo ſteht der eine vorn. Der vordere Schnabel iſt mit einem blanken dreigezackten Eiſen geziert, das oben 8 bis 10 Zoll vorſteht, um die Gondel bei'm Anſtoßen zu ſichern. Die Gondeln ſind alle ohne Ausnahme ſchwarz angeſtrichen, und mit ſchlichtem ſchwarzen Tuch behangen; ſo befehle es ein weiſes Geſetz, um den zu großen Aufwand zu verhüten, den einige ſonſt ſicher auch hierin machen würden. Die Gondolieri haben keine beſtimmte Tracht, doch findet man viele recht hübſch auf Seemannsweiſe mit weiß und blau, oder weiß und roth geſtreiften Jacken, und blauen oder rothen Schärpen mit einem runden Hute. Andre auch ſehen gewöhnlichen Tagelöhnern und Arbeitern gleich. Man kann nicht ſagen, daß ſie grob ſind, wie es ſonſt dieſe Klaſſe gewöhnlich iſt; doch nehmen ſie billig die Fremden aufs Korn. So forderte einer von uns 2 Lire für eine Fahrt, die er nachher für 15 Soldi machte. Sie ſind ſo beherzt, als geſchickt, und fahren mit ihren flachen Fahrzeugen über das Meer hinaus nach Lido und Murano, und ſelbſt auf das feſte Land auf der reißenden Brenta, ohne daß man oft Beiſpiele von Verunglückten hätte. Die gewöhnliche Anrede iſt: vuol' andar padrone? wobei mir das Wieneriſche: Fahrn mer ihr Gnoden? einfiel. Es giebt noch eine andre Art Gondeln, die ich nicht probirt habe, viel größer und auch zierlicher, als dieſe, mit allem Glanz der Farben und innerer und äußerer Verzierung. Der Kaſten in der Mitte macht hier einen weiten und eleganten Saal, worin 30 bis 50, und, wenn ſie enge ſitzen wollen, wohl 80 Perſonen Platz finden und im Fahren eſſen, ſpielen und aller möglichen Unterhaltung genießen können. Dieſe ſind in den ſchönen Sommermonaten recht im Schwunge und werden bei Luſtfahrten gebraucht.

Außer dieſen Gondolieren wimmeln die Kanäle und Bollwerke und alle Anfuhrten der Stadt von zahlloſen Barken und Böten, die den vielen Bäuchen der Stadt den Proviant zuführen, oder auch zu den Schiffen gehören, die ſelbſt jetzt noch in ziemlicher Zahl hier liegen. Dies giebt dem Hafen und beſonders dem großen Kanal eine Munterkeit und ein Toſen und Lärmen, das dem Fremden eine recht angenehme Unterhaltung gewährt. Zwar iſt dies in allen Seeſtädten ſo, aber doch vorzüglich in einer Stadt, die alle ihre Bedürfniſſe zu Waſſer erhält, und wo man zu Waſſer Kaffeebeſuche ablegt. Es iſt wirklich allerliebſt, ſo die lange Reihe von Böten zu ſehen, die von Morgen bis Abend in luſtiger Verwirrung mit den mancherlei Schätzen und Gütern einherſchwimmen. Einige ſind von unten bis oben mit Nüſſen, andre mit Aepfeln, mit Weintrauben, Feigen, Pfirſichen, Eiſolen, andre mit Kräutern und Salat beladen. In andern endlich grunzt und krächzt und kräht und brüllt das vierfüßige und geflügelte Vieh. Dazu das Schreien der Bootsknechte und Verkäufer und Käufer am Ufer, worin das wilde Toſen der Matroſen und muthwilligen Buben dröhnt, und es iſt einem da wirklich oft zu Muthe, als müſſe man mit machen.

Bettler.

Dieſer iſt hier eine ſo heilloſe und ſo unverſchämte Menge, als ich noch nicht getroffen habe. In allen Kirchen, an den Altären und wo irgend ein Aus- oder Durchgang iſt, ſchreien ſie die Vorübergehenden an, und beleidigen zum Theil das Auge durch die ſcheußlichſten Gebrechen und Schwären, und durch einen Schmutz und Geſtank, der unausſtehlich iſt. Da hilft nichts, als ſich hart zu machen, und mit einem via maledetto aſinaccio! den erſten von ſich zu ſtoßen; denn giebt man einem, ſo hat man gleich eine Hetze hinter ſich, die einen zu Tode jagen und ſchreien mögte. Dies iſt ein großes Uebel, das bei der Menge leichter zu ſehen, als zu ändern iſt. Was ſoll der Staat thun, der nicht immer außerordentliche Ausgaben machen kann, wenn alle Spitäler gefüllt ſind, und ein verderblicher Krieg gebeut, gerüſtet zu ſeyn? Doch rühmt man darin die öſterreichiſche Regierung, daß ſchon viele auf die Seite geſchafft ſind, und daß es kein Vergleich iſt mit dem, was man ſonſt von dieſem ſchreienden Geſindel auf den Gaſſen traf. Wäre das Betteln, wie das Stehlen, nicht ſo etwas gewöhnliches in Italien, ſo könnte man allein hiervon auf den Verfall der alten Venezia ſchließen. Doch behält dieſer Schluß immer noch ſeine Richtigkeit, wenn man von dem ganzen Italien redet.

Bei allem dem iſt Venedig noch immer eine der lebhafteſten und intereſſanteſten Städte. In einem nicht gar engen Raum ſind doch nahe an 150000 Menſchen eingeſchloſſen, die bei dem immer noch beträchtlichen Handel und der Induſtrie, die ſie belebt, ein recht hübſches Gewühl hervorbringen. Es iſt ein erfreuender Anblick, ſo alles geſchäftig und thätig anzutreffen, wie man wirklich den Venezianer ſieht, von früh Morgens bis in die ſinkende Nacht. Wo man hinſieht, nichts als geſchäftige Hände und Füße; ſie mögen nun für den äußern, oder innern Leichnam, oder blos für luftiges und luſtiges Vergnügen arbeiten, ſo geben ſie doch immer das lebendige Gefühl der Kraft, das gar was ſüßes iſt. Dieſe Arbeiter vom erſten Künſtler bis zum letzten Altflicker ſitzen faſt alle nach italiäniſcher Sitte, in offenen Läden zu ebener Erde, wo ſie ihre ganze Wirthſchaft und oft auch ihren ganzen Vorrath von Materialien, oder Fabrikaten um ſich haben. Haben ſie Raum, ſo ſetzen ſie ſich, wenn es ihre Kunſt geſtattet, auch gern auf die Straße hinaus unter freiem Himmel. Dies giebt oft ſehr poſſierliche und allerliebſte Gruppen, beſonders wenn heterogene Künſtler und Handwerker zuſammentreffen. Man arbeitet hier ſehr viel in Gold und Silber, und ich habe mich gewundert, wie nach ſo hungrigen Gäſten noch ſo reiche Vorräthe übrig geblieben ſind, als man überall ſiehet. Aber auch in vielen andern Dingen, die der üppige Menſch nur zu ſeiner Zierde und Bequemlichkeit braucht, findet man Fabrikanten, und alle dieſe Gegenſtände in großer Menge beiſammen.

Aber dieſe Induſtrie des Italiäners erſtreckt ſich auf viele andre Geſchäfte, und zwar auf eine ganz eigne Art, wie man ſie faſt nirgends ſonſt findet. Was dem Fremden ſogleich auffällt, ſei es auch blos was ephemeriſches, das ſollte er immer feſt halten, weil es, ſo unbedeutend und klein es ſonſt ſei, faſt immer karakteriſtiſch iſt. Am Hafen und an allen Plätzen findet man Wiederherſteller und Altflicker aus allen Kaſten. Hat einer einen zerriſſenen Schuh, oder Stiefel, ſo zieht er ihn aus und ſetzt ſich ſo lange bei dieſem hin, bis er fertig iſt, reicht auch wohl ſeine Beine hin, und läßt ſich einen Strumpf ausziehen, der unten und oben durchlöchert iſt, und ſitzt mit nacktem Fuße, bis jener ihn geſtopft hat. Ich dachte erſtlich, ich ſollte mich zu Tode lachen, fand es aber endlich doch ſo ganz unvernünftig nicht, ſondern ſchämte mich mehr, daß ich gemeint hatte, jene ſollten ſich ſchämen. Kleine Buben, oder alte Kerle, die nichts beſſeres wiſſen, ſetzen ſich an einem bequemen Platze ein Paar Stühle hin, und ſtreichen ihr Meſſer ſo lange auf dem Leder, bis ſich einer ködern und um 1 bis 2 Soldi weniger, als er in den Barbierſtuben geben müßte, halb ſchinden läßt. Vor den Häuſern und in den Buden findet man häufig zwei, die ſich vor aller Augen lauſen. Ich will es immer glauben, daß der aktive Theil auch dieſes Geſchäft um baare Münze übernimmt; denn was thut der Italiäner nicht um's Geld.

Was nun vollends das große Rad aller menſchlichen Dinge betrifft, die Sachen, welche den hungrigen Magen ſtillen, ſo erſcheint da erſt die Induſtrie in ihrem wahren Glanze. Ich habe nirgends ſo ſchöne Buden mit Obſt, Grün und allen Arten Früchten geſehen, als in Venedig. Man mögte ſagen, ſelbſt in der Anordnung und Ausſtellung dieſer Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Schöne, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erſtreckt ſich ſogar auf den wirklich häßlichen Theil dieſes Gegenſtandes, auf die Buden, wo man Geflügel putzt, und für die großen Garküchen und Gaſthäuſer um einen billigen Profit überläßt, zum Theil aber auch ſogleich aufs Feuer bringt, und den Vorübergehenden auftiſcht. Alles iſt in der äußerſten Nettigkeit und Sauberkeit, und die verſchiedenen Arten des Linneiſchen Syſtems behalten im Tode noch den Sinn des Dekorum, den ſie, wie wahre Cäſarn, vielleicht im Leben hatten. Aeußerſt komiſch war es mir, ſo einer Schlachtbank vorbeizugehen, und die langen Reihen der Gemordeten zu ſehen, über denen auf Stangen Puter und Hähne, ob klagend oder fröhlich, weiß ich nicht, kollerten und krähten. Ich habe dies in Wien und ſpäter in Florenz faſt eben ſo geſehen, aber hier geht es mehr ins Große, und wird mit einer gewiſſen Methode, man mögte ſagen, mit einem gewiſſen Handwerksbrauch betrieben, und dies kann in einer Stadt nicht anders ſeyn, wo bei großen Stürmen die Zufuhr leicht einige Tage ausbleiben kann. Andre Arten Lebensmittel brät und bereitet man auf der Straße, und ſchneidet ein Stück ab, oder aus, ſo einer der Vorbeigehenden Luſt hat, davon zu koſten. Wo irgend ein Platz iſt, da ſteht ſicher einer, oder mehrere, und haben ein Geſchirr mit Kaſtanien, oder Aepfeln und Birnen über dem Feuer. Andre rühren Polenta zu einem harten und gelben Brey über Kohlen und ſchneiden ſtückweiſe aus; noch andre haben lange Flaſchenkürbiſſe, in zwei Hälften zerſchnitten, über dem Feuer, und geben dem Liebhaber gleich die ganze Fauſt voll. Auch der berühmte Theriak Venedigs wird häufig auf offener Straſſe, beſonders am großen Kanal unweit dem Ponte Rialto, bereitet. In den ſogenannten Höckerbuden, die man aber wegen ihrer Vielſeitigkeit und Vollſtändigkeit kaum ſo nennen kann, geht es völlig ſo her, wie in Trieſt, doch jetzt nicht mit der Fröhlichkeit.

Eine eigne Art Leute hier ſind die Sänger und Schreier, die man auf dem Platz Sankt Marco, Rialto und Rio de' Schiavoni findet. Dieſe haben ein Stück Papier mit irgend einem abentheuerlichen Bilde gemahlt, oder geſlochen, das ſich gewöhnlich auf eine weit abentheuerlichere und wunderbarere Geſchichte bezieht, die ſie mit pathetiſchen Worten herſagen, oder herſingen, und die Soldi in Empfang nehmen, die ihnen aus Ernſt oder Spaß zugeworfen werden. Oft haben ſie auch gedruckte Blätter dabei, welche ſie für einige Soldi den Zuſchauern und Zuhörern feil bieten. Dieſer Leute ſollen ehedem viel mehr geweſen ſeyn, und auch dieſer Zweig der öffentlichen Unterhaltung ſoll durch die Umwandelung der Dinge viel gelitten haben. Jn die Tage meines Aufenthalts fiel auch das Herumtragen der Blättchen, worauf für einen Soldo die Nachricht von Nelſons Siege bei Abukir zu leſen war, und man hörte an allen Ecken: la relazione della ſconfitta dell' armata franceſe per gli Ingleſi ſotto il commandamento di Nelſon.

Alles, alles weiß der ſchlaue Jtaliäner in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutſche und Schwede nur einen ſchönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordoſt, der das Waſſer mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe ſtieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch ſtand, und auch andre Gegenden unzugänglich machte. Eine Luſt war es zu ſehen, wie auf dem Markusplatz ſogleich 10 bis 12 Leute ſich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwei Soldi feine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur andern transportirten. Wo der Uebergang ſchmal war, fanden ſich andre mit einem Brette und einigen Steinen ein, und ſtrichen von jedem, der ſich ihrer Bequemlichkeit bedienen wollte, einen Soldo ein. Jch glaube ſicher, der eine Kerl, der dieſen Fund an der Markuskirche gethan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um ſeine Brücke, und, hätte er drei gehabt, ſie wären immer beſetzt geweſen. Aber noch eine größere Luſt, als dieſe, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Waſſer wadeten, vielleicht, um einige Soldi zu ſparen. Auch da iſt wieder der Italiäner.

Die Lebensmittel und alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, ſind vortrefflich in Venedig. Alles dieſes kommt, das wenige von den Inſeln abgerechnet, von dem feſten Lande aus den reichen Gefilden zwiſchen Venedig und Padua her, und iſt gar nicht theuer, wenn man den Transport und die große und üppige Stadt rechnet. Treffliche und wohlſchmeckende Fiſche mancherlei Art und herrliche Auſtern findet man in Menge, und kann alſo den Feſttagen in ziemlicher Ruhe entgegen ſehen, und auf die Frage des Wirths: che comanda? magro o graſſo? (d. h. Faſtenſpeiſen, oder Fleiſchſpeiſen?) immer magro ſagen, man wird dabei nicht verlieren. Will man die Fiſche ſelbſt in ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit ſehen, ſo gehe man an die Meerſeite der Markusbibliothek, wo ſie in Menge ausſtehen, oder auch an den großen Kanal, wo an einigen Plätzen die Fiſcher landen. Ich muß geſtehen, ich erſchrack etwas vor dem Beiworte: das *theure* Venedig, was man in Trieſt gab, und doch bezahlte ich nur halb ſo viel, als in Trieſt. Das einzige, was man in Venedig entbehrt, und was die geringe Klaſſe wohl ſehr fühlbar entbehren muß, iſt gutes Trinkwaſſer. Man muß das venezianiſche durchaus mit Wein miſchen, wenn es nur irgend genießbar ſeyn ſoll. Das beſte Trinkwaſſer giebt die Inſel Murano, und man trägt es häufig zum Verkauf herum.

Die venezianiſchen Kurtiſanen, oder ſchlechtweg Huren, gehören wahrſcheinlich auch zu den Dingen, die die lügenhafte Fama mehr vergrößert hat, als billig, und die, beim Lichte beſehen, wie ihr Arſenal und andre Wunderſachen, viel von ihrem Ruhm und ihrer Furchtbarkeit verlieren. Ich glaube, die venezianiſchen Kurtiſanen müſſen nicht mehr ausgezeichnet werden, als andre in Italien. Daß die Teutſchen zu dem Geſchäfte nicht gemacht ſind, iſt eine alte Erfahrung, die der Nation keine Schande macht. Eine ſchlaue und kluge Italiänerin wird bei wenigern Reizen durch Kunſt und Liſt weit mehr erbeuten und ganz anſehnlichern Fang machen, als jene, und es auch nicht genau nehmen, die unvorſichtigen Kolibris, die in ihr Netz fallen, wie eine ächt ſurinamiſche Spinne, bis auf den letzten Blutstropfen auszuſaugen. Dies iſt der Karakter dieſer Gattung, und inſofern hat mancher Fremdling ſicher ſeine Thorheit hart büßen müſſen; denn bei Einheimiſchen geht es ſchon ſo leicht nicht an. Man ſieht dieſe Geſchöpfe wenig auf öffentlichen Plätzen und Promenaden, und ſie miſchen ſich nicht unter die gute Geſellſchaft, wie in andern Städten. Des Tages leben ſie ruhig, und nur gegen die Zeit des Schlafs kommen ſie wie ächte Nachtvögel hervor und ſtellen ihre Netze aus. Gewöhnlich müſſen ſie mit abgelegenen Straßen, Schlupfwinkeln und ſchlechten Zimmern ſich behelfen. Aber dieſe und ihre werthe Perſon putzen und illuminiren ſie mit aller möglichen Kunſt, legen ſich auch wohl hinter durchſichtigen Vorhängen, oder auch, wie ſie ſind, zur Schau hin an den Fenſtern, die ſie mit zwei, drei Lichtern erleuchtet haben. Die Beſten unter ihnen leben natürlich zierlicher und luſtiger, als dieſer gewöhnliche Schlag, die Aermern noch kleiner und verzagter. Dies iſt am Ende allenthalben daſſelbe. In ſofern aber mögte es ſich ändern, daß ſie nun bei dem Einmarſch der Teutſchen auch einen freiern Ton annehmen, und nach teutſcher Sitte mehr ans Licht kommen. Das will ich ihnen herzlich gern gönnen, wenn ſie doch einmal keinen beſſern Weg durchs Leben mehr zu finden wiſſen.

Nicht am Tage muß man Venedig ſehen, da hat man nur enge und ſchmutzige Gaſſen und alte räucherige Häuſer vor Augen, und blos die arbeitende, geſchäftige, fromme und theils die pflaſtertretende Klaſſe iſt auf den Beinen. Man ſieht wenige, ja faſt gar keine, Frauenzimmer aus den beſſern Klaſſen, oder iſt es auch, ſo fahren ſie in Gondeln, oder eilen auf den Gaſſen verſchleiert, gleich himmliſchen Erſcheinungen in Wolkendunſt, vorbei. Aber die Nacht, wo eigentlich das Scepter des ſchönen Geſchlechts ſich erhebt, die Nacht iſt auch hier die Zeit ihres Glanzes, und zugleich die Zeit, wo man Venedig wirklich lieb gewinnen kann. Freilich iſt die Nacht in den wärmern Klimaten für die meiſten Menſchen erfreuender, als der Tag, und daher kommt es wohl, daß gewöhnlich ihre beſten Freuden und Vergnügungen auf die einbrechende Nacht geſtellt ſind. Man kann dies vielleicht an keinem Orte beſſer ſehen, als in Venedig, wo alles, was feine und ſchöne Welt heißt, dann auf Einem Platz zuſammen iſt, und in liebenswürdiger Unordnung unter einander auf- und abſtrudelt. Ich rede vom Markusplatz. Er iſt wunderſchön von den tauſend Lichtern der Caſſini erleuchtet, die unter den Portiken der Prokuratorien zu beiden Seiten ihn umgeben. Alle dieſe wimmeln dann von Menſchen, Männern und Weibern im bunten Gemiſch unter einander, und draußen auf dem Platz ſelbſt zunächſt an den Loggien, iſt eine Menge Bänke und Seſſel hingeſetzt, worauf die Spazierenden ſich ausruhen, und den Botteghen Limonade, Gefrornes, Chokolate, Kaffe, Liqueurs und Konfituren abſchreien, die ſogleich da ſind. Unter den Loggien und auf dem ſchönen Platze ſchwärmt es, wie ein Bienenſchwarm, im frohen und lauten Geſumſe, und doch ſo ohne Zank und Händel, als wenn der König als Weiſer voran wäre, und es iſt eine Freude, ſo viele frohe, feine und geſchmückte Menſchen neben einander zu ſehen. Hier kann es nicht fehlen, daß dem wundeſten Herzen die blutende Bruſt ſich auf einen Augenblick ſchließe, und die krauſeſte Stirn ſich entrunzle. Hier kann jeder einige Stunden einer angenehmen und gebildeten Geſellſchaft ohne Aufwand und Zwang genießen, weil auch die Erſten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern ſich nicht ſchämen, in die niedlichen und eleganten Caſinis einzutreten. Man kann dieſe letztern wie eine zweite Börſe anſehen, wo Geſchäftsmänner und Fremde faſt ſicher ſind, diejenigen anzutreffen, die ſie zu Hauſe vergebens ſuchten. Hier lieſt man die öffentlichen Blätter und Neuigkeiten des Tags und ſpricht darüber, ſoviel man darf und ſich getraut. Hier iſt der Stutzer auf ſeinem Boden, wo er ſeine Talente zeigen und Eroberungen und Bekanntſchaften machen, oder ſich doch anſtaunen und bewundern laſſen kann. Doch muß ich zu Venedigs Ruhm ſagen, daß dieſe Klaſſe hier weder ſehr zahlreich, noch überall recht bemerkt und geachtet iſt. Hier endlich ſchöpft die Schöne, die zwiſchen den väterlichen vier Wänden, oder den ſchlimmeren des ehelichen Dekorum den langen ſauren Tag ſeufzte, oder höchſtens auf den ſchmutzigen Kanälen in dem Leichenhauſe der Gondelieri hinfuhr, endlich ein wenig Luft, und darf den ſympathetiſchen Mond und die freundlichen Sterne frei anblicken, auch ſich von andern Sternen, die nicht unfreundlicher glänzen, ohne zu erröthen, anſchimmern laſſen. Doch auch dies iſt noch nicht ſo ganz wahr; denn die meiſten, die hier herumwandeln, ſind verheirathete Weiber, die ſchon das Recht, anzugucken und ſich angucken zu laſſen, mit mehr Freiheit ausüben dürfen. Hier werfen endlich die den Tag unter Akten und in Schreibſtuben geſchwitzt haben, die Laſt des Tages von ſich, und thun ſich gütlich in politiſchen Geſprächen über die ſeltſamen Zeiten und den Weltlauf.

Aber nicht blos der Markusplatz iſt die Abende bis in die ſinkende Nacht voll Jubels und frohen Gewimmels, nein die ganze Gegend von ihm bis zum Ponte Rialto, bietet mir den Anblick einer ſchönen und erleuchteten Stadt dar. Alle Läden und Buden, oder die ſogenannten Mercerie ſind offen, und bei hellen Lichtern hat man alles Schönſte und Koſtbarſte und Niedlichſte den Augen der Vorübergehenden und der Kunſtliebhaber ausgelegt. Dies iſt ein bewundernswürdiger Anblick, und man erſtaunt, wenn man den Mercerien der Gold- und Silberarbeiter vorbeigeht, was für reiche Vorräthe von dieſen Metallen hier noch ſind. Dies iſt auch die Zeit, wo Handel getrieben wird, und faſt in allen Läden ſieht man Menſchen. Selbſt der Obſt- und Fruchthändler illuminirt ſeine Körbe und Tiſche, und der Traiteur und Aepfel- und Kaſtanienbrater ſtellt die Dinge unter die Naſen, von denen er hofft, daß ſie den beſten Effekt machen werden. Dies iſt die Zeit und dies die Gegend, wann und wo man Venedig ſehen muß, wenn ſie gefallen ſoll. Alles Häßliche iſt nun bei Seite, und die ſchmutzigen Arbeiter und die ſchmutzigen Geſchäfte pflegen der Ruhe. Was die Gaſſen und Häuſer unleidliches und ekelhaftes haben, wird nicht bemerkt, da die erleuchteten Gegenſtände Augen und Herzen an ſich ziehen, und die laute und frohe Menſchenmenge einen an nichts anders denken läßt, als was zunächſt um einen iſt. Dieſes Gewimmel iſt deſto lebendiger und munterer, je enger der Raum iſt, der es in ſich ſchließt; denn außer dieſer Gegend iſt alles todt. Die Straßen ſind öde und verlaſſen und ſtill, und einzelne trübe Lampen erleuchten ſie grade genug, daß man die Brücken nicht verfehlt, oder in einen offenen Kanal hineinläuft. Alle Läden ſind hier geſchloſſen, höchſtens die Höcker und Fruchthändler und Geflügelputzer, haben die ihrigen offen, und in den Barbierſtuben, oder den Caſinis der zweiten und dritten Ordnung ſitzen noch einige alte Dickbäuche bei einem trüben Lichtlein, und träumen vor ſich hin, oder einzelne Laternen ſtehen an den Ecken, und warten auf einen verirrten, oder furchtſamen Wandrer, um ihm für einige Soldi zu Hauſe zu leuchten. Alle übrigen, die das Leben mit Mühſeligkeit tragen und durcharbeiten, hält lange der Schlaf gefangen, wenn jene Muntern und Frohen kaum anfangen zu ſchwärmen.

Theater.

Es giebt hier mehrere Theater und mehrere Geſellſchaften, die ſpielen, und der Fremde hat alſo das Wählen, wann ihm ein längerer Aufenthalt die Wahl erlaubt. Jetzt war die Geſellſchaft, die auf dem Theatro di San Benedetto ſpielte, die beſte, ſo wie das Theater ſelbſt von denen, die offen ſind, das beſte iſt. Es iſt ſehr elegant und geſchmackvoll und größer, als eines der Wiener, ohne die Ueberladung und den Prunk zu haben, die jene nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Hier konnte man in den Logen die Blüthe der Schönheiten und Anmuthigkeiten Venedigs ſehen, und manche ſchöne Geſtalt und manches funkelnde Aug iſt mir begegnet; denn Augen haben die Venezianerinnen und wiſſen ſie auch zu brauchen. Vorzüglich ſah ich auf dieſem Theater Lodoisca und die Cosa rara ſpielen. Ich habe in Wien berühmte Opern trefflich ſpielen und begleiten ſehen, aber die Spielenden, ſelbſt wenn ſie Italiäner ſind, haben dort ihren Himmel und ihr Volk verloren. So wie die Oper ein Kind Italiens iſt, ſo ſcheint ſie auch hier nur recht zu gedeihen, und der Italiäner wie eine Treibpflanze in kältern Ländern ſeine angeborne Gewandheit und Luſtigkeit zu verlieren. Alle, die ich hier ſah, ſchienen auf dem Theater geboren, ſo natürlich und leicht, ſo ohne Grimaſſe und Affektation ſpielten ſie das Stück durch; aber auch das Ohr hatte an dem ſchönſten Geſange ſeine Rechte, und nicht blos das Auge ward durch Leichtigkeit und Freiheit ergötzt. Das Wiener Ballet fand ich hier nicht wieder. Man zeigte Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit und Kraft und Stärke bis zur Bewunderung, aber doch waren es keine Künſtler, ſondern nur Springer. Es fehlt die Seele der Bewegung, die Grazie und Anmuth, die Zartheit und Huld der innigſten Empfindung, der tiefe und ſtille Sinn, den die Viganos und Caſentinis in die Tänze zu bringen wiſſen.

Das ſchönſte und größte Theater, il teatro di Veniſe auf dem Platz San Fantino in der Nachbarſchaft unſrer Locanda iſt jetzt geſchloſſen, und wird erſt gegen den Anfang der Winterluſtbarkeiten eröffnet. Es iſt in einem edlen und ſimpeln Geſchmack erſt vor einigen Jahren erbaut, und innen eben ſo geſchmackvoll verziert; wahrſcheinlich das letzte öffentliche Werk der Republik.

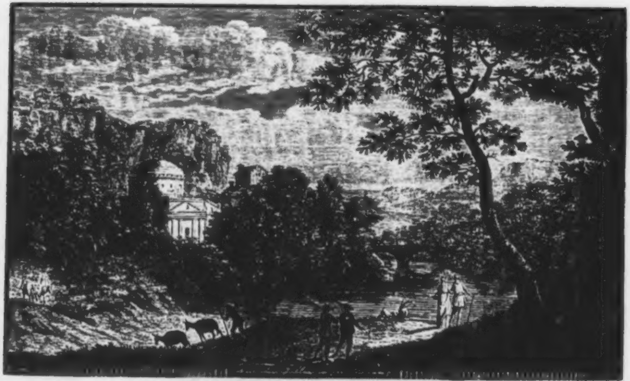
So alſo lebt der Venezianer, und ſo ſind ſeine Vergnügungen, wenn man die gewöhnlichen Konverſatorien und andre Geſellſchaften, die Luſtfahrten nach den Inſeln und vor dem Hafen noch dazu rechnet. Dies giebt im Ganzen denn doch ein ſehr einförmiges Leben, und wer es liebt, auch einmal die Erde zu betreten und ſich auf Blumen und Gras herum zu wälzen, wer Vogelſang und Buſch und Wald wünſcht, wem das Geſchrei der Käufer und Verkäufer, das Wimmern und Jammern der Bettler, das Toſen und Lärmen der Matroſen und Gondelieri, das Krächzen der Trödler, Ausrufer und Bänkelſänger, der Hammer- und Beilſchlag und das Feilen der Schmiede und Künſtler und wer weiß was für Schälle und Töne ſein inneres und äußeres Ohr betäubt haben, für den iſt Venedig nicht, und der iſt zwiſchen den Lagunen ein Halbtodter. Der Venezianer fühlt dies auch nur gar zu gut; indeſſen muß die arbeitende und erwerbende Klaſſe ſchon aushalten, und es giebt gewiß manchen, der ſeinen Fuß im Leben nicht aus den Lagunen geſetzt hat. Die Reichen aber und Edlen, die ſonſt vom Fett des Landes ſchwelgten, wußten wohl, wie einförmig und langweilig das Leben in einer Stadt iſt, wo man nur Waſſer und Himmel ſieht, und ſie bauten ſich draußen auf dem feſten Lande die Villen und Landhäuſer, woran die Palladios und Sanſovinos ihr Genie verſchwendet haben. Sie ſcherzten und ſpielten in epikuräiſchen Gärten und Weinbergen, wann der heiße Sommer brütend über den Lagunen und den dampfenden Kanälen ſtand, und kehrten erſt im Winter zu den Freuden des Stadtlebens wieder um. Man ſollte denken, die Luft in Venedig müſſe ſehr ungeſund ſeyn, und zuſammen mit dem ſchlechten Waſſer ſehr ſchlechte Folgen hervorbringen. Dies erſcheint indeſſen äußerlich eben nicht ſehr, und man trifft hier nicht mehr Bleichſüchtige und Erdfarbige an, als an andern Orten gleicher Größe, die unter dem freieſten Himmel auf dem geſundeſten Erdſtrich liegen. Doch klagen die vielen Krebsſüchtigen und andre, die mit zerfreſſenen Knochen und ſchwärenden Gliedern den Leuten unter die Augen treten, die venezianiſche Luft an. Die Gewohnheit thut freilich ſehr viel, und kann endlich ein Batavia unſchädlich machen; aber für Fremde iſt es hier ſicher nicht geſund. Glücklich, wenn ſie Anhänger des Brownſchen Syſtems ſind, und brav Wein trinken, der ſicher ein Präſervativ gegen viele Uebel des Geiſtes und des Körpers iſt. Man trinkt hier gewöhnlich rothen Tiſchwein, der um Padua wächſt und recht gut iſt. Der beſte Paduaner iſt vortrefflich, und gehört ſchon zu den geprieſenen rhätiſchen Weinen. Außerdem hat man ſchöne Florentiner Weine, den weißen und rothen und den Montepulcianer zu billigen Preiſen, auch franzöſiſche Weine, die aber nicht die beſten und jetzt ſehr theuer ſind.

Die Polizei wird hier ſehr gerühmt, und ſie kann ſich unter dem öſterreichiſchen Zepter unmöglich verſchlimmern. Man hört faſt nie von Unordnungen und Exceſſen, und eben ſo wenig von blutigen Dolchen, die man im Auslande immer als Schreckbilder und Geſpenſter hinſtellt, und die in Italien, gottlob! ſo häufig nicht ſind, als das tolle und blinde Gerücht ſie macht. Wie das heiße Blut des Südländers überall kochender und ſprudelnder und bei dem Italiäner deſto ſchlimmer iſt, jemehr er ſeine Heftigkeit und Munterkeit unter einem gewiſſen Ernſt und Wohlanſtändigkeit von Jugend auf feſſeln lernt, die der eben ſo lebendige, als aufrichtige Franzoſe eine Betiſe nennt; ſo iſt es auch natürlich, daß dieſe erſtickte Flamme zuweilen ausbreche, und daß blutige Rache den Feind und Beleidiger verfolge; man hat alſo auch Urſache ſich vor Händeln zu hüten. Aber hat man dieſe nicht, läßt man ſich nicht mit Spielern und Raufbolden und gefährlichen Nymphen ein, ſo kann man in Venedig ſicher gehen bei Tage und bei Nacht. Dieſes wird gewiß noch mehr der Fall ſeyn, wenn die Teutſchen im Beſitz dieſer Stadt bleiben, ſo wie man dieſes in den Städten der Lombardei bemerkt haben will, die lange unter öſterreichiſchem Scepter geſtanden haben. Man ruft hier ſo alle Augenblicke den Fremden zu: non è piu queſto ch'era; e tutt'un altra maniera di viver a Venezia. Mir fiel es ſelbſt wirklich auf, als ich hier ankam, des Abends nicht mehr Lärm und Jubel am Hafen und auf dem Markusplatze zu finden, da hier doch immer noch ein beträchtlicher Handel und ſo ein munteres Gewühl iſt. Ich fand es ja in dem kleinen Trieſt ganz anders. Dies iſt auch vor einigen Jahren ſo geweſen, aber zuerſt die Revolutionszeit der Franzoſen, dann der Einmarſch der ſtilleren Teutſchen haben natürlich eine große Veränderung hervorgebracht. Vormals iſt die Abende bis in die ſpäte Nacht ein Geſchrei und Getümmel der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen beſuchten Gegenden der Stadt geweſen; Bänkelſänger haben ſich unter die zahlreiche Verſammlung der Spazierenden und Sitzenden gemiſcht, und ihre Mord- und Wundergeſchichten abgeſungen; Banden von Muſikanten oder einzelne Inſtrumente ſind umgezogen, und haben zur Ergötzung der Menge aufgeſpielt, und ſo iſt es ſonſt die ganzen Sommernächte durch gegangen. Jeder, der eine Anlage und Ader in ſich gefühlt hat, eine öffentliche Perſon ſpielen zu können, hat ſein Talent zum allgemeinen Beſten hergegeben, und es immer recht gut verzinſet. Dies alles hat mit dem Patriciat beſtanden, weil die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die ſchon wußten, wenn es Zeit war, dieſem, oder jenem die Maulſchrauben anzulegen, und diejenigen ſogleich ausmerzten, welche die Heerde räudig machen konnten. Es iſt wirklich Schade, daß ſolche an ſich unſchuldige Freuden der niedern Klaſſe beſchnitten werden, die überdem ſo wenig vom menſchlichen Leben hat; noch mehr aber findet man dies traurig, wenn grade dieſe Art ſich zu freuen im Karakter des Volkes liegt und des Landes, das es bewohnt. So verliert jedes beſiegte Volk unerſetzlich durch

Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andre zerſtört und unterdrückt wird, was auf das zarteſte und innigſte mit ſeinem natürlichſten und heiligſten Leben verwebt iſt. Aber auf einer andern Seite kann man es dem neuen Regenten doch auch nicht verargen, wenn er äußerſt auf ſeiner Hut iſt und alles verhindert, was das Volk zuſammenbringen kann. Venedig hat durch dieſe Veränderung ſicher ſo viel nicht verloren, wenn ein Volk nicht alles verliert, das aufhört ein Staat zu ſeyn. Aber es iſt doch ſehr natürlich, daß Mistrauen mit ihrer ganzen Lage in allen Herzen mehr, oder weniger ſich rege, ſo natürlich, daß es unter der mildeſten und beſten Regierung nicht anders ſeyn würde. Dies weis Oeſterreich wohl und fühlt es. Darum iſt alles was teutſch iſt, ſo auf ſeiner Hut, und findet ſich wohl berechtigt, ſein Mistrauen gegen den Italiäner noch höher zu ſpannen. Denn die Unzufriedenheit der Meiſten mit ihrer jetzigen Lage, ſelbſt ihre Verachtung der Teutſchen und ihr heimlicher Groll gegen das Militair iſt nicht blos ſtumm, ſondern offenbart ſich ziemlich laut und unverholen. Viele ſind wüthende Demokraten, die freilich durchaus toll ſeyn mußten, da ſie eben nur von den Ketten des Ariſtokratismus losgemacht wurden. Andre wünſchen freilich nicht die alte Verfaſſung, aber doch eine eigene; die Großen ſäßen gerne wieder auf goldnen Stühlen. Alle endlich hegen wohl den natürlichen Wunſch, in welcher Lage der Dinge es auch ſei, wieder ein eignes Volk auszumachen. Manche Vernünftigere freilich, die dieſe Unmöglichkeit ſehen, dienen der Nothwendigkeit und ſind mit ihrem Zuſtande zufrieden, weil ſie müſſen und weil ſie in dem großen Lauf der Dinge keinen beſſern ſehen. Es iſt ein ſehr unbehagliches Gefühl, das ſelbſt dem Fremden ſich mitgetheilt, ſo eine Menge Menſchen in einer Art von Gewitterſchwüle zu ſehen, wo das Wetter immer bereit iſt, zuzuſchlagen, wenn nur ein Luftſtrom kommt, der es ziehe. Dies iſt hier offenbar der Fall, und man kann es aus allen Geſichtern leſen, und aus den Gruppen in den Kaffehäuſern, die jede für ſich flüſtern und murmeln und ſich unter einander nicht berühren. Man ſieht hier auch noch die Reliquien des alten republikaniſchen Militairs, die eben keinen hohen Begriff davon zu geben im Stande ſind. Die Officiere ſind meiſt verabſchiedet und haben Penſion, ſie gehen mit mächtigen Säbeln bei Schuhen und Strümpfen und mit gewaltigen galonirten Hüten einher, zum Theil wie rechte Lumpe, und man ſieht wenige, die nicht die Züge des gemeinen Trotzes trügen, beſonders wenn ſie einem Oeſterreicher begegnen. Es ſind hier in allem drei der beſten Oeſterreichiſchen Regimenter, die etwa 10000 Mann ausmachen. Es ſind ſchöne Leute, allein das Misvergnügen leuchtet aus ihren niedergeſchlagenen Mienen hervor, und ſpricht laut aus ihrem Munde. Sie wiſſen es nur zu gut, daß Italien auch ohne Schlachten das Grab der Teutſchen iſt, ſo wie die Indien der Holländer und Engländer, und alle ſehnen ſich nach dem lieben Vaterlande zurück. „Ja wenn wir nur Krieg hätten, ſprechen „ſie, und es ginge ins Feld, das wäre uns lieber, als „hier wie die Fiſche im Waſſer zu ſchwimmen und zu verhungern. Alles iſt theuer und ſelbſt das Waſſer ſchlecht; „die Einwohner haſſen uns, geben uns das Schlechteſte, „und es iſt ihnen eine rechte Freude, den Teutſchen zu betrügen. Von jedem Regiment liegen 3 bis 400 Mann „krank in den Spitälern, und die bravſten Kerls wellen ſo „ungebraucht in dieſen verfluchten Pfützen hin, die ärger „ſind, als die Mantuaner.“ So war nur Eine Klage, die leider nur zu ſehr gegründet iſt. Da dieſe Truppen in der Stadt ſelbſt keinen Raum haben, ſo werden ſie gewöhnlich nach Lido übergeſchifft, um dort zu exercieren; Kompagnieweiſe ſuchen ſie dies auch hie und da auf den einzelnen kleinen Plätzen der Stadt möglich zu machen. Die Officiere, die ich hier ſah, halten ſich in allem viel netter und eleganter, als die Wiener. Vermuthlich treibt ſie ein löblicher Ehrgeiz, mit den weiland Italiänern nicht in Eine Klaſſe geſetzt zu werden.

Der Glockenthurm.

Ich habe des Glockenthurms von St. Markus ſchon bei Beſchreibung des groſſen Platzes erwähnt, und will ihn nun in ſeinen eignen wahren Verdienſten preiſen und verherrlichen. Will man nemlich einen großen und ſchönen Ueberblick der Stadt und der ganzen Gegend haben, ſo muß man ihn beſteigen. Er iſt immer offen, und man giebt dem Thürmer unten ein Paar Lire, ſo macht er auf. Es geht ohne Treppen und Stufen, immer einen ſanften Hügel hinan, der ſich wie eine Schnecke windet, bis ſich endlich das Licht des Himmels und der Erde mit Einem großen Anblick eröffnen, weil man vorher in einem ſchauerlichen Helldunkel hinaufgetappt iſt. Man hat unter ſich den Markusplatz, den Pallaſt des Doge, die Prokuratorien, die Bibliothek und den Hafen, im Oſten das Meer und die Inſeln mit den Kaſtellen, Kirchen und Klöſtern, den Segeln und Wimpeln nah und fern, und all dem Leben der Gondeln, Barken und Böte zwiſchen hier und der Stadt. Sieht man ſüdweſtlich; ſo erſcheint die meerumfloſſene Stadt mit dem Arſenal, den Thürmen der Kirchen, dem großen Kanal und Ponte Rialto, und der Menge Palläſte mit den Durchſchnitten der Waſſer und Kanäle, die wirklich einen einzigen Anblick gewähren. Alles Kleine, alles Alte und Häßliche verſchwindet nun, und man ſieht nur das Ganze. Die Stadt erſcheint nicht groß, und iſt es auch wirklich nicht für die Menge ihrer Bewohner. Sie kömmt einem wie ein Ameiſenhaufen vor, wenn man rund umher alle die kleinen Fahrzeuge und Böte ſieht, welche ab- und zuſegeln, oder rudern, und das Toſen von unten herauf an dieſem lebendigſten Platze erregt wieder das große Bild des geſchäftigen Lebens. Im Weſten erblickt man die ſchönen Weiden und Ebenen, die bis an die dämmernden Berge von Padua hinlaufen, und ſehnt ſich hinaus in den freien Raum der mütterlichen Erde. Dieſen Thurm muß kein Fremder unerſtiegen laſſen, wenn er ein lebendiges Bild der Stadt haben will. Friedrich Auguſt, der Starke, König von Pohlen, iſt dieſen Thurm hinauf und hinab geritten, wie man erzählt; eben keines der ſchwerſten Stücke, die er gemacht hat.



Die Reisenden

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Zweyter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen.

Zweiter Theil.

Reiſe von Venedig nach Florenz.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegſchleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aushing, überdem das Reiſen auch beides wegen franzöſiſchen und öſterreichiſchen Argwohns ſehr unangenehm war, ſo beſchloß ich, erſt nach dem ſchönen Florenz zu gehen, mich dort im italiſchen Leben feſt zu ſetzen, und ſo meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigſten Orten, weiter auszuſpinnen. Dies alles iſt mir nun freilich durch die leidigen Umſtände ſehr verdorben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römiſchneapolitaniſchfranzöſiſchen Händel, und ſperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin ſah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das ſüdliche Frankreich. Was ich nun geſehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geiſt der Zeit, den Karakter der italiſchen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des ſüdlichern Himmels ſchildern, und manches ſchneidend und ſcharf von allem Nördlichen auszeichne; was ich endlich meine, daß es menſchlich auch menſchlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in dieſe kleinen Bruchſtücke meines halbjährigen italiſchen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewiſſen Plan fragt, ihn hiemit noch einmal auf meine Vorrede zum Wiener Leben gewieſen haben.

Weil die Reiſen im Venezianiſchen zu Lande mit der Poſt äußerſt theuer ſind, und ich keinen Geſellen für die Hälfte der Koſten finden konnte, ſo beſtellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen Boten, oder corriere und procaccio von Bologna, um mit ihm bald zu Bote, bald zu Lande nach Ferrara zu gehen. Wir ſtießen den 6. Oktober des Morgens um 3 Uhr vom rio de' carbonai am großen Kanal vom Lande und ſchwammen in der ſchönen Sternennacht unter frohem Geſchwätz über die Lagunen hin, jenes flache und ſeichte Meer, welches Venedig und ſeine Inſeln vom feſten Lande trennt. Mit dem dämmernden Morgen kamen wir an Malamocco, einem Dorfe, das in einer langen Häuſerreihe flach am Meere hinläuft. Länger noch liegt Paleſtrina, welches man ein unendliches Dorf nennen kann; doch liegen die Häuſer meiſtens einzeln. So ſtreicht man zwiſchen den Lagunen und dieſen wenig lieblichen Geſtaden hin, und gelangt an das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch den harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch Standhaftigkeit edler ſiegte, als es vor einigen Jahren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren wir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr Ende haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen und der Etſch und dem Po bis Ferrara veranſtaltet wird. Wir kamen von hier bald auf die Etſch, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Treckſchuiten gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier liefen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts Merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an ſeinem Ende hatte, wo wir uns ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag ſchmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unſre Päſſe von dem öſterreichiſchen Poſten viſitiren zu laſſen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatiſche Officier, der dort ſtand, nicht recht italiäniſch und auch das Teutſche nicht recht verſtand; doch machte ich den Dolmetſcher und half ihm expediren. So zogen wir langſam etwa drey Stunden ſtroman auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, ciſalpiniſchen Gebiets, bey einer franzöſiſchen Poſtirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianiſche Mannſchaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weintrauben bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und ſchifften nach anderthalb Stunden Raſt wieder ein. Ein ſternenheller und lieblicher Abend krönte den ſchönen Tag, mächtig rauſchte der gewaltige Strom hinter uns fort, und immer reitzender ſpiegelten ſich ſeine Ufer in ihm, die mit waldigten und buſchigten Krümmungen, Büſchen, Weiden und luſtigen Inſeln wechſelten. Ich ſaß nach unſrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohen Augenſchein zu nehmen, und ſo die Geſchichte dieſes Tages zu ſchließen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etſch und den Po mit einander verbinden, und um die Ströme ſelbſt iſt äußerſt flach und zum Theil ſumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Schönes Vieh ſah ich hie und da, aber bebaut ſchien es mir wenig, und viele Ebnen waren ſo mit Diſteln und hohem Graſe bewachſen, als führen wir durch eine der Südſeeinſeln. Die Ufer der Flüſſe waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch ſah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer ſieht man wenige, ſondern faſt immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerſt ärmlich ausſehen, und meiſt ohne Fenſter ſind, deren Stellen hölzerne Läden erſetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schleuſenhäuſer nebſt den Wirthshäuſern aus, die faſt durchgehends nett und ſtattlich ſind. Doch hat man weiter im Hintergrunde beſſere Wohnungen und hübſche kleine Meiereien. Manche der kleinen Wirthſchaften an den Strömen und Waſſern ſind auch recht elyſiſch. So lag ich den Nachmittag am ciſalpiniſchen Ufer des Po unter phaetontiſchen Pappeln bei einem allerliebſten Gehöfte unter Rebenumſchlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Sagginaſtauden. Im Ganzen doch ſcheint die ſchöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umſtänden zu ſeyn. Dies ſchließt man ziemlich ſicher aus dem Kleide, und es war heute doch Feſttag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag dieſe Unangebautheit auch von den Ueberſchwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieſer niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingeengt, beſonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, ſumpfige Land ſich verwüſtend ergoſſen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme faſt immer Geſellſchaft, zu beiden Seiten die kaiſerlichen und franzöſiſchen Poſtirungen, und italiäniſche Reiter auf Maulthieren und Eſelein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meiſt mit Ochſen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungriſchen haben. Auch ſeine Wagen ſind noch die gementia plaustra der Alten; breite Ueberlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Axen, um die ſehr kurze, entſetzlich ſtöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen ſind meiſtens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin ſind dieſe Gegenden den ungriſchen zwiſchen Presburg und Peſt an der Donau ähnlich. Die Männer gehen größtentheils in weiten Hoſen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer ſchlechten Jacke und noch ſchlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zuſammengefalteten Rocke und Jüpchen, doch meiſt mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unſre herumſpielenden Cither- und Bänkelſängerinnen. Die Männer ſind ein robuſtes Geſchlecht, aber ſtumm und grämlich von Anſehen, die Weiber ſehen eben ſo finſter aus und ſind häßlich und gelb.

Die Geſellſchaft beſtand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenloſen Geſellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu dieſen fand ſich um Mittag aus noch ein türkiſcher Unterthan Panajo Doza, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Geſellſchaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraſte viel Luſt. Der Demokrat hatte eine Ariſtokratin und der Ariſtokrat eine Demokratin am Halſe. Dies gab zu muntern Geſprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelaſſene Ariſtokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer ſchönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernſt der Sitte und Wohlanſtändigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politiſche Materien kam, dieſen Stein des Anſtoßes für ſo manche geſcheute Leute, konnte ſie ſich nicht halten, ſondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu ſprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzoſen ihr in Vicenza gefallen hatten; beſonders ward ſie lebendig, wenn ſie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu ſprechen kam, die doch den meiſten Weibern an den Männern immer das Erſte dünken: o come ballono! ma i Tedeſchi — Die kleine Ariſtokratin war noch jünger und hübſcher, aber ein bellendes Weſen, voll Launen und Tücke, ſelbſt bei'm Scherz, und dabey ſang ſie ihr Italiäniſches unausſtehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir geſtanden, und warf immer mit franzöſiſchen Floſkeln um ſich, und mit einigen ſtärkern der Freiheitsſöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf ciſalpiniſchem Boden, ſo ſteckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! ſeine Kokarde an, und trat mit einer Patzigkeit einher, als ſey er durch dieſes Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu dieſen fand ſich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menſchengefühl uns alle hinter ſich zurückließ. Er gab ſich für einen kroatiſchen Griechen aus, und ſo waren auch ſeine Päſſe geſtellt, aber ſicher war er ein ächter Muſelmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber ſchlank, mit einer ſchönen weißen Stirn, ſchwarzen funkelnden Augen, einem Mannesbart, mit türkiſchem Turban und auch im Uebrigen türkiſch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weibergeſchnatters nicht aushalten, und ſaß meiſtens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf iſt, gewöhnlich auch zu finden war. So machte er ſich denn an mich und machte Gloſſen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und ſo kamen wir in die höhere politiſche Sphäre, und endlich auf Guſtav den Dritten von Schweden, deſſen großer Freund er war. Dies ward ſein Shiboleth, und ich mußte ihm nun von ſeinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er ſie ungeheuer lobte und geſtand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konſtantinopel geſehen. Er aß mit uns, bettete ſich aber apart, um mit den Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unſre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unſer Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Ariſtokratin Händel an, und jagte erſt die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und ſich unten neben ihrem Mann an einer ſchlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen ſuchte. Aber dies war noch nicht genug. Sie brummte und rührete ſo lange hin und her, bis ſie auch den zweiten demokratiſchen Flügel in die Flucht ſchlug, und ihr Mann das Weite ſuchte, und ſich verdrießlich draußen hinter dem Muſelmann auf einen Sack bettete. Nun ärgerte ſich das kleine beiſſige Thierchen, daß ſie keinen mehr fand, mit welchem ſie poltern und keifen konnte. Indeſſen hatte ſie keine Ruhe auf ihrem ſchönen Bette, ſondern machte ſich auf und legte ſich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo ſie eine halbe Stunde ſtill lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing ſich zu rühren, ſo daß ſie mit ihren unlieblichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch ſie war davon frey und all dieſer Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte ſich ſo lange um, bis ſie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelſchen Marget über mir ſtand; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umſchließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von dieſem Poltern erweckt, überlaut; ſie brummte und ſchrie über ihren Mann, der aber keine Luſt hatte, zu kommen. Endlich des Thorenſpiels überdrüßig machte ſie ſich fort und ſetzte ſich hinter uns auf einen Sack, wo ſie des Morgens noch mit genicktem Kopfe ſchlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den zweiten Tag unſrer Reiſe, den 7ten Oktober; erwachten. Ich machte mich heraus aus unſrer Kajüte, und fand den Ottomannen ſchon auf und ſein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu ſu'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der ciſalpiniſchen Republik iſt, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unſre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, transportiren zu laſſen, welcher grade nach Ferrara führt. Man wagt es nemlich nicht, die Kanäle hier ſogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Waſſern ſie leicht ausreißen, und die Ebnen überſchwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen alſo etwas Chokolate und Früchte zum Frühſtück, und kauften die republikaniſche Kokarde, die ſogleich angeſteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einladens mißfiel. Da hielten eine Menge parat mit einem: Cittadino, comanda una ſedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Geſellen nicht, ſo wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal, vor der ſchönen Pappelallee ſtand, und um den ein Nationalgardiſt mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke ſchildwacheſtehend herum ſpazierte. Wir rollten die ſchöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil ſumpfiges Geſilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche ſonderbare Gefühle ſchwellten dieſe Bruſt, als ich dem Thore näher kam, wodurch einſt Helden zogen, und die gröſten Geiſter Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt iſt alles umher ſo öde und drinnen ſo todt, und nur die 1500 Franzoſen in der Feſtung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches iſt. Wir nahmen im Wirthshauſe zum Mohren Quartier, bezahlten dem Corriere 1½ Zechinen für Reiſe und zwei Mahlzeiten, und ſahen von der Geſellſchaft keinen wieder, weil dieſe nach einigen Stunden ſchon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man dieſe ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, ſind ganz im Geſchmack der holländiſchen Treckſchuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kaſten in der Mitte, worin man bequem auf Bänken ſitzen, und ungebückt umhergehen kann. Zu den Seiten ſind kleine nette Fenſter, und Tiſche werden für die abendlichen

Mahlzeiten hingeſetzt und wieder weggeräumt, ſobald zum Nachtlager die Zurüſtungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio, ſich weiche und bequeme Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komiſche Beſchreibung der heraziſchen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es iſt doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land ſo gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verſchiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muſelmanne die Kreuz und Queer durchſtrichen, und er hörte hier vielleicht zum erſten Male Taſſo und Arioſt nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein ſtattliches Anſehen, und einen weiten Umfang, der in den ſchönen Zeiten der Herkules und Alfonſe von Ferrara nahe an 100000 Menſchen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunſt enthielt. Dieſe Zeit iſt vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des Zweiten Tode wieder unter die päbſtliche Herrſchaft fiel, iſt Land und Stadt ſichtbar verödet und entvölkert; wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, ſieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle ſind verſtopft, der kleine Fluß Reno hat die ſchönſten Gefilde zu ungeſunden Moräſten, und die Plackereien und Vernachläſſigungen der geiſtlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüſte verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 20000 Menſchen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunſtwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Palläſten war, auch das iſt nun verdorben und verſchleppt, und alles alſo Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Urſprung mit Venedig, indem ſie meinen, bey Attilas zerſtörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten ſich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in dieſe jenſeitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zuſammenfluß ſey Ferrara entſtanden. Der ſchönere Theil der Stadt datirt ſeine Entſtehung von Herkules dem Zweiten. In dieſem ſind manche ſchöne Palläſte und Häuſer und die prächtige Straße San Benedikt, die an 3000 Schritt von Süden nach Norden läuft, und von einer ſtattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchſchnitten wird. In Südweſten liegt die Feſtung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders ſo berühmt ward. Auch ſie war mit den übrigen Herrlichkeiten veraltet, nun aber haben die Franzoſen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie iſt rings mit Waſſer und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Ausſicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menſchenwohnungen. Nach allen Traditionen ſoll der Po ehedem dicht an Ferrara gefloſſen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt iſt.

War Ferrara im 15ten oder 16ten Jahrhunderte durch ſeine Fürſten groß, ſo iſt es doch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Arioſt und Taſſo geworden, welche dieſe mit mehrern großen Geiſtern in ihren Mauern beherbergten. Dieſes Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutſchen hat das genievollſte Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kaſtraten und Banditen, und richten es nach ſeinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch ſpielen? Mit dieſen ernſten Gedanken, worin vielleicht der meines zerriſſenen und verrathenen Vaterlandes ſich miſchte, wandelte ich noch ernſthafter unter dieſen Denkmälern des letzten italiſchen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines faſt zerbröckeltes Häuschen, an deſſen Wände einſt Arioſt die Verſe geſchrieben haben ſoll:

„Parva, ſed apta mihi, ſed nulli obnoxia, ſed non
Sordida, parta meo ſed tamen aere domus.“

„Klein, doch leidlich für mich, doch Keinem verpfändet, doch reinlich
Stehet dies Häuschen hier, mein für mein eignes Geld.“

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einſt in himmliſcher Begeiſterung geſeſſen haben ſoll, aber wo er nun hingekommen ſey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnſtuhl Shakeſpeares zu Strafford, wovon man ſo viele Spähne geſchnitten hat, daß man bald einen Stellvertreter für die Meſſer machen muß, wie dies bei manchen katholiſchen Wallfahrtsörtern wirklich geſchieht. Wohl dem Volke, das ſolche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutſche lächelt über ſolche Kindereien und vergißt. Selbſt das Grabmal dieſes lieblichen Sängers in der Kirche Sant Benedikt iſt nun geſchändet. Einer ſeiner Urenkel ließ es ihm 1612, beinahe 80 Jahr nach ſeinem Tode, mit einer ſtattlichen Inſchrift ſetzen. Die Franzöſen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieſes Denkmal gröblich beſchädigt.

Wenn Arioſt bitter über ſeine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Wirken eines Künſtlerlebens nicht paßte, ſo hatte Taſſo, der 50 Jahre ſpäter unter Alfons dem Zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schickſal. Er verfiel, wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schweſter des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und ſaß 7 Jahre im Hoſpital Sant Anna gefangen. Mit inniger Rührung ſtand ich einige Minuten zwiſchen dieſen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürſten und Großen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach ſeiner Ankunft 1595 im 51ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Mehrere Städte ſtritten ſich homeriſch um ſeinen Lebensurſprung; ſiehe da grünte ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er ſeine Jugend durchſpielt hatte, und erklärte dieſes liebliche Städtchen Kampaniens für ſeine Wiege. Süße Fabel, du biſt doch des Volkes würdig, das dem Virgil noch ein Grab aufſucht, und in Florenz die Häuſer bemahlt, worin Dante, Veſpucci und Galilei gelebt haben ſollen.

Mit einer Art Entzücken ſpricht jeder lumpigſte Einwohner der Stadt die Namen dieſer großen Genien aus, und vergißt es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre ſo ganz arm iſt. Gern legt jeder eine gewiſſe Artigkeit und Feinheit im Betragen, und in der Sprache dem Zeitalter der Alfonſe und Hippolyte bey, und dem Einfluß des Hofes, den ſie hielten, und der Ritter und Künſtler, die ſie an dieſem kleinen Hofe verſammelten. Und iſt dies dann ſo nichtig? So ein Geiſt des Schönen und Guten wirkt langſam fort im ſtillen Gang der Zeit; ſollte er denn ſchnell wieder untergehen? Woher iſt Florenz und das toskaniſche Volk vor ihren Schweſtern in dieſer Hinſicht ſo liebenswürdig und groß geworden? In der That ſelbſt die Ferrareſen, die ſo lange als Sklaven behandelt, die auf nichts in Ehre und Wohlſtand herunter gebracht ſind, ſelbſt die Ferrareſen des heutigen Tages zeichnen ſich doch durch eine gewiſſe Urbanität und Beſcheidenheit aus, die man rings um und auch in Bologna nicht findet.

Man ſieht in dieſer verödeten und verlaſſenen Stadt jetzt faſt nichts als Armuth und Unmuth. So iſt es freilich wohl ſchon länger geweſen, allein die neuere Revolution hat die letzten Reichen und Großen weggejagt, und dafür ſind 1500 Franzoſen eingezogen, die ſelbſt auf fremde Koſten leben wollen. So wie der Bürger troſtlos, ſo ſieht der Bauer zerlumpt aus, und allgemeines Misvergnügen und Trauer ſitzt auf allen Geſichtern, ſelbſt auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans, noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen, nicht blos, Nonnen und Mönche zum Pfluge und zur Spindel zu weiſen, ſondern ſelbſt Armenhäuſer und Hoſpitäler ſind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzoſen, welche hier liegen, ſollen übrigens gute Diſciplin halten, und das kann man ihrem netten Aeußern, ihren ſchönen Menſchen und Pferden, die alle gut gekleidet und gefüttert ſind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Karakter dieſes muntern Volks betrifft, ſo hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verſchworen, und es ſoll viele Händel zwiſchen Gardinen geben. Ja einige Officiere ſind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch iſt das ſelten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu ſtrafen, und darf vieles, was eben nicht ſo ganz recht iſt. Auch eine Probe des neuen ciſalpiniſchen Militärs ſah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey franzöſiſche Emigranten auf einem großen Wagen mit unſerm Gepäcke von dannen, eine kleine teutſche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Fluſſe, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich dieſe Kanalfahrt, wozu ſich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in dieſen Gegenden ſonſt ſelten ſeyn ſollen, berüchtigt worden iſt.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna iſt äußerſt niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwiſchen dieſen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an den Po hinlaufen, ſind durch Sorgloſigkeit dieſer beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei größentheils in Moräſte und Sümpfe, ſtehende Lachen, und unſichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle ſind verfallen, die Menſchen verſchwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröſchen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat ſeit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle, in den Po und andre Ströme hinein geleitet, dieſe Sümpfe, deren vorzüglicher Sitz um Comacchio zwiſchen hier und Ravenna iſt, trockner und urbarer zu machen. Manches ſoll auch gewonnen ſeyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Dieſe Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß ſie einſt zu was beſſerem führe! Manches iſt indeſſen doch immer geſchehen, und wo jetzt Häuſer ſtehen und Heerden graſen, ſoll vor 20 Jahren alles noch Waſſer und Schilf geweſen ſeyn. Man rühmt ſich nun der großen Reisausſaten in dieſen Moräſten. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und ſtockenden Moräſten, die eine Zeit unter Waſſer ſeyn müſſen, für die Menſchen zu ſagen haben, wer die bleichen Geſichter der Bewohner ſolcher Felder geſehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, ſobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberſchwemmungen geſichert iſt. Beſſer ſorgten die alten Aegyptier in ſolchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Geſetzen verboten, weil ſie außer denen des Nils keine willkührlichen Stockungen des Waſſers machen wollten. Auch hatten ſie damals nach allen Nachrichten, ſo viel ſie aufgeklärt ſind, dreimal ſo viel Menſchen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Peſt, wie unter dem römiſchen und türkiſchen Deſpotismus.

Unſer Weg ging alſo von Ferrara durch flaches Land, das mit großen Wällen und Deichen gegen die Ueberſchwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden iſt. Vor der Stadt liegen hübſche Villen, deren Beſitzer aber meiſtens abweſend ſeyn ſollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten geweſen ſeyn ſoll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Graſe waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in ſchönen Guirlanden mit ſchimmernden Trauben ſich um ihre Buhlen ſchlingen. Dieſe ſind meiſtens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Stromweiden, (man nennt ſie ſalcio di Vetrici), von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinſtöcke gewinnt, wo ſie zuweilen ſtatt des mangelnden Baums, der zu ſehr ſchatten würde, an einem Stocke prangen müſſen. Wir paſſirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wieſen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey dieſem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und dieſe Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir ſchifften uns in die beſtellte Barke ein. Dieſes Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmanniſchen Bürger zu einem ſeiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in dieſem Dorfe wohnt, und den er auf ſeinen Reiſen nach Bologna immer beſucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu ſeiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erheiterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mittelding zwiſchen Barbier und Chirurgus, der eine ſehr geläufige Zunge nach Art der Quartgelehrten hatte. Er war ein gewaltiger Antifranzoſe und ſchrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben!

der Wein läßt ſich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzoſen werden wollte. Einer dieſer Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechſelt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gäbe dieſem Halbfranzoſen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann ſchimpfte er auf die neue Tabacksacciſe, indem er unwillig ſein Pfeifchen ausblies. Wir aber lächelten und tranken und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobſchrift auf die alten geiſtlichen Herren hielt. Solche Geſpräche unter vollen Gläſern wechſelnd war es uns im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief; wir drückten dem Wirth die Hand und beſchloſſen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal' Albergo (ſchlechte Herberge) in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den ſchmalen Kanal, auf dem wir fuhren, iſt ganz, wie die vorige, doch ſieht man zuweilen Bäume und Geſträuch, und oft war der Kanal ſo dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln beſetzt, und mit einem ſo hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umherſehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finſter, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meiſt nackt und faſt noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer ſieht man ſelten, deſto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthſchaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes iſt nun lange eingeärndtet, und ſie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder beſäet. Der Wein, der in dieſem naſſen und niedrigen Boden wächſt, iſt ſchwach, irdiſch und ohne Feuer; je näher dem Himmel, deſto himmliſcher wirkt dieſer Saft des Rebenſtrauches. Oefter ſieht man wieder Weiden und Wieſen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die peſtilenziſchen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm ſtanden,

geſchnitten,

geſchnitten, eingefahren und gedroſchen wurden, verſteht ſich, dies alles an verſchiedenen Stellen. Ich ſah dröſchen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beſchreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemiſche von Leimen, Kalk, Eiſenſchlakken und andern Materien ſo feſt zuſammengeſtampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht ſind, daß Regen und Schnee ſie nicht ſo leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, ſah ich einen Haufen von wenigſtens vier Laſt Berliner Scheffels zuſammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröſchen ſchnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit ſehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm ſpringt. Die Aerndte ging ſtill und traurig zu, ohne den Jubel und das Toſen, das man bey uns findet, und doch war eine große Menge Menſchen beiſammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke geſeſſen und in die liebe Welt hinein geſehen; als der Mond mit ſeinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen dem Feldheimchen und Laubfröſchen, die mir hier viel gellender und ſpäter als bey uns zu zirpen ſchienen, machte mich dann zur Geſellſchaft und hörte die Franzoſen und den Bologneſer gegen einander auf klagen. Dieſes Geſchnatter endigte gegen 9 Uhr die Anlandung an einem guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Geſellſchaft verſammelt, und die Hühner braten und den Reis ſieden ſahen, womit mir uns laben ſollten. Darauf ward gehörig Wein gegoſſen, und erſt um 11 Uhr gingen wir wieder in unſer Bot. Einige Stunden wurden noch froh verſchwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf ſeinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzoſen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie ſeien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Halledame. Ein Kapitel, worüder ſich manches Feine ſagen und ſchreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Monteſpan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder des Palais Royal ſchließt. Dies gab dem Muſelmann einen Haken, woran er feſt hielt, um die Weiſe und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, ſo geſcheut, ſo witzig, ſo allerliebſt, daß der franzöſiſche Baron ausrief: c'est un drolet, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er ſey kein Türke und verabſcheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Franzmännern über, und einer der beiden Geiſtlichen warf ihm den Fehdehandſchuh hin und focht wacker als Kämpe der europäiſchen und franzöſiſchen Weiber. Wie konnte ein Franzoſe ſo ungalant ſeyn, dieſe liebenswürdigen Anomalien der Natur ſo ganz im Stiche zu laſſen. Ehrlicher Abbé, hatteſt auch du der verbotenen Trauben gekoſtet? oder dünkt uns hier auch ſüßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus dieſem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des 10ten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhauſe meinen Koffer viſitiren, und ihn wieder zum Gaſthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie iſt eine der älteſten und gröſten Städte Italiens, und war nächſt Rom die erſte im Kirchenſtaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie ſpielte im Mittelalter als gelehrte und martialiſche Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der Zweite, die Bentivogli, ihre Schirmherren, unterdrückte und die Stadt nöthigte, ſeine Oberherrſchaft zu erkennen. Dieſe war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte ſich meiſt nach eignen Geſetzen unter einem ariſtokratiſchen Senat. Welch ein Unterſchied zwiſchen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen! und welch ein zweiter zwiſchen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeiſt auch hier die Erde verdarb, aber wie iſt das arme Ferrara nach dem Verluſt ſeiner Alfonſe niedergetreten, wie ſind ſeine fruchtbarſten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indeſſen entſpricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen ſchätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die ſüdweſtlich empor ſteigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabſehliche Ebne, welche der Reno durchſchlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den größten Theil des Jahres faſt trocken iſt, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überſtrömend iſt. Er hat eine ſtattliche Brücke, die ihn in dieſer Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meiſten italiſchen ältern Städten bey vielem Schmutz und manchen elenden und finſtern Gaſſen und Häuſern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöſter und Palläſte von ihr aufweiſen kann, welche die Namen großer Meiſter an der Stirne tragen. Aber ſelbſt dieſe zeigen ſich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil faſt in allen bedeutenden Gaſſen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häuſern, welche ihr Vordergeſicht entſtellen. Dieſe Arkaden ſind freilich ſehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geſchützt gehen, ſie ſind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausſtehen, oder arbeiten, und ſo zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menſchengewimmels draußen mitgenießen können. Einen Nachtheil aber haben ſie, daß ſie die Gaſſen mehr einengen und ſie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, ſie rein zu halten; überdem geben ſie loſem Geſindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer gröſten Furchtbarkeit geweſen ſind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigſten Lebens, iſt um den großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche San Petronius ein ſtattliches gothiſches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eine der Merkwürdigkeiten, und eines der ſtattlichſten Kunſtwerke Bolognas, welches ſie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es ſich ſo bequem, als viele andre Dinge über die Alpen bringen ließe. Dies iſt der berühmte Neptunsbrunnen mit ſtattlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (er war aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preiſen, und das man häufig nach modellirt und im Stich herausgegeben hat. Der Neptun, eine koloſſaliſche Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, ſteht in ſeiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigſte Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herriſch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn ſpielen am Fußgeſtell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und ſchwellende Geſtalten und üppige Stellungen jene verführeriſche Luſt athmen, welche der weiſe Mann Ulyſſes ſeine Gefährten die Augen und Ohren verpichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Waſſer ſprützen die Röhren, und italiäniſcher Schmuz entſtellt auch dieſes Denkmal der Kunſt.

Bologna war einſt einer der Hauptſitze der ſchönen und bildenden Künſte, und die lombardiſche Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römiſche und florentiniſche ſehr eingeſchlafen war. Mehrere der erſten Meiſter dieſer lombardiſchen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge ſonſt ihre vorzüglichſten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöſtern und Palläſten bewundern, unter denen man vorzugsweiſe für die Kunſt die Kirche der Mendicanti, der Serviten, San Domenico, San Giovanni in Monte und die Palläſte Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber dieſe neueſte Umwälzung, welche die Menſchen und die Welt auf den Kopf geſetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönſte und Beſte, was man ſonſt hier und anderswo in Italien ſah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und ſo geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinſtirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unſicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchſt unleidliche, Folge. Manche der erſten Familien leben die meiſte Zeit entfernt, verkriechen ſich in eine ländliche und abgeſchiedene Ville, oder ſchließen ſich und ihr beſtes und ſchönſtes Habe doch ſehr ein vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So iſt der ſonſt freie Zugang geſperrt. Mehrere Palläſte endlich ſtehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weiß, wo ſeine Kunſtwerke und Koſtbarkeiten geblieben ſind. Dieſes muß noch mehr bey den Klöſtern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall ſeyn. Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimiſche ſich dazu noch mehr berechtigt, und man weiß ſchon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen ſind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat ſich manches gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man ſie belachen lehrte. Indeſſen bey allem dem iſt Bologna noch immer ſo reich an Kunſtwerken und ſelbſt an vortrefflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr ſchrie.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Palläſten und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlſpruches eingedenk: Auch das Verſchwiegene hat ſeine Grazie. Doch erlaube man mir, weniges zur Erinnerung meiner alten und kalten Tage aufzuzeichnen. Was einem das Herz bewegte, davon glaubt man ſo gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. Zu den Palläſten habe ich bey dieſen verdächtigen Spionenzeiten nicht durchdringen können, einige Worte alſo von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche San Domenico gehörte ſonſt zu den erſten Merkwürdigkeiten der Stadt, als ſie noch fromm ſeyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in dieſem Kloſter ſtarb. Dieſer Heilige hatte Kirche und Kloſter ſehr reich gemacht. Man zeigte hier ſonſt eine Menge ſilberner Weihgeſchenke auch herrlich gearbeitete ſilberne Blumen, Beweiſe des Bologner Kunſtfleißes; alles dieſes hat nun wandern müſſen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von Zeit zu Zeit mit den Erſten der Stadt und einer großen Wache vorſichtig beſuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom dieſe Göttergunſt bewilligte, zum großen Aerger der Bologneſer dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daß ſolches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn ſeitdem die Vorſicht.

Außer dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Baſtard Friedrichs des Zweiten von Hohenſtaufen, König von Sardinien. Die Bologneſer, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufſtrebenden Lombardei, fingen ihn, und er ſaß 23 Jahre bis an ſeinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über ſeinem Grabe prahlen ſie und man lieſt die Worte:

Felſina Sardiniae regem ſibi vincla minantem
Victrix captivum Conſule ovante trahit:
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cane non magno ſaepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geſchmack ſo geben würde:

Der Sardenkönig, der, Felſina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegerkonſul nach,
Der nicht durch Kaiſermacht, noch Gold ſich rühren läßt.
So hält ein kleiner Hund oft große Eber feſt.

Dieſer Enzio oder Heinz war einer der tapferſten Söhne des gewaltigen Friedrich, einer der vielen Baſtarde, die er mit Saraceninnen und Chriſtinnen erzeugte. Er war des Vaters Liebling, der ihn zum König von Sardinien und Reichsſtatthalter von Tuſcien machte, und in ſeinen ſpäteren Jahren ſein beſter Degen. Erſt ſeit ſeiner Niederlage und Gefangenſchaft fühlte ſich der fürchterlich genialiſche Kaiſermuth gebrochen.

Außer dieſen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrſchaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräſentanten einer beſſern Zeit anſehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marſigli ſieht man ein Denkmal, das ihm die Clementiniſche Akademie hat errichten laſſen. Unter den Gemählden iſt der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmteſten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunſt wären, ſo könnte man es heroiſch nennen. Das Kolorit iſt äußerſt verbleicht.

In der Servitenkirche findet man nach einer Menge von Freſkomalereien in der Vorhalle zu Ehren San Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich iſt der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche ſelige Ruhe und welches himmliſche Entzücken wohnt um das graue Haare und betet aus den ſchwärmeriſchen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, ſeine Magdalena und ſeinen Chriſtus nicht geſehen hat. Es iſt die Scene, wie Chriſtus der Magdalena erſcheint. Erſtaunen und Entzücken und der innigſte Ausdruck heiliger Liebe ſprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdiſcher Geſtalt, und mit dem Hinſchauen der bedürfenden Liebe ſteht ſie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Menſch iſt.

Die Kirche Mendicanti di dentro war ſonſt an Gemählden eine der reichſten. Aber man hat in ihr ſehr aufgeräumt. Einen der bleibendſten und, ich mögte ſagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die ſchöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da ſieht man die Weisheit des Künſtlers, jene Ruhe, die den großen Menſchen macht, und die der Künſtler nie verlieren ſoll. Welch ein ſüßes Ideal der ewigen Liebe, die ſie muthig ihre Marter tragen läßt! welche ſtille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die ſchönſte Geſtalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Grupps der Weiber zur Seiten, die ſich wehmüthig zu beſprechen ſcheinen. Auch in der Kirche San Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieſes Meiſters, die Geheimniſſe des Roſenkranzes, das man wegen der vielen Perſonen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange anſehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieſes läßt ſich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zuſammenfaſſen. Es ſind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen ſchöpfenden Künſtlerkraft. Wegen der Zeichnung ſieht man dieſes Gemählde häufig als ein Studium an. Sonſt war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines ſeiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müſſen. Mehreres ſieht man hier noch von Guercino und Perugino.

Bologna hat von den frühſten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menſchlichern und weiſeren Geſetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbariſchen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuſchaffen, und mit der römiſchen Geſetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier ſchlug Irnerius zuerſt ſeinen Lehrſtuhl auf, hier ſchrieb Accurſius ſeine Gloſſen. Tauſende kamen vom Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntniſſe und Geſittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erſte Univerſität Europens, bis endlich nach ihrem Muſter und nach dem Pariſer in allen Ländern ähnliche Anſtalten gemacht wurden und der Strom ſich theilte, der anfangs mit vollem Waſſer hieher floß. Dieſen Ruhm des Alterthums konnte ſie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht behaupten, aber doch hat ſie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeſchichte, Malpighi für die Arzneykunde, der große Caßini für die Kunde des Himmels, und noch ſieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petroniuskirche, die er 1695 zog.

Die Univerſität, lo studio, hat ihr ſtattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieſes studio nicht mit dem Inſtitut verwechſeln. Die Veranlaſſung zu dieſer trefflichen Anſtalt gab im Anfange dieſes Jahrhunderts ein gewiſſer Graf Marſigli, der im ſpaniſchen Succeſſionskriege unter Oeſterreich diente, aber kaſſirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wiſſenſchaften griff. Er wandte ſein ganzes Vermögen an, ſeltene Gegenſtände der Natur und Kunſt zu ſammeln, und dieſe ſchenkte er der Stadt und bewog ſie, zu ihrer Aufſtellung einen eignen Pallaſt zu kaufen. Der Pabſt vermehrte dieſe Sammlung auf ſein Anſuchen, andre folgten dieſem Beiſpiele und er ſelbſt arbeitete bis an ſeinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieſes ſein Lieblingskind. In der Folgezeit iſt durch die Freigebigkeit der Päbſte, durch Schenkungen und Spenden das Ganze ſo erweitert, daß Marſigli, wenn er mal wiederkäme, ſich freuen würde, ſeine eigne Anſtalt nicht mehr zu kennen. Jetzt iſt hier eine ſtehende Einnahme, mehrere Lehrer, die leſen, experimentiren und erklären. Dazu kömmt eine Akademie der Wiſſenſchaften, ein Obſervatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maſchinen, Modelle, Antiquitätenſal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für das Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den erſten Italiens und ſie zählte an 100000 Bände, aber auch aus dieſer iſt von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antiquitätenſammlung erfahren, ob gleich dieſe noch jetzt in manchem Lande reich heiſſen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römiſchen Kaiſer und andere, welche Benedikt der Vierzehnte ſchenkte, nebſt andern Sammlungen ſind nicht mehr hier. Kleine etruſciſche Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idole, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie ſind eine anſehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr ſagen bey dem Artikel von Florenz. Für einen Naturhiſtoriker würde das Aldovrandiſche Muſeum mehr Intereſſe haben, als für mich, der blos ſieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiſte ſind Abgüſſe jener ewigen Wunder der Kunſt, des Laokoon, des farneſiſchen Herkules ꝛc., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang ziehen läßt. Sonſt ſind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künſtler.

Zu dieſem Inſtitut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu ſchon der wackere Marſigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erſt die rechte Konſiſtenz und zugleich ſeinen Namen gab, denn noch jetzt heißt ſie Academia Clementina. Ihr erſter Vorſteher ward ein beinahe hundertjähriger Alter, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardiſchen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geiſt ruhte nicht mehr auf ſeinem Zeitalter. Es ließe ſich hiebey eine Anmerkung machen, welche ſich mir gleichſam durch die Geſchichte aller Zeitalter aufgedrungen hat: Mich dünkt immer, man ſollte mit freien Künſten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geiſtes ſeyn und bleiben müſſen, nie, auch im Kleinſten nicht herriſch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weiſen: „Der Wind wehet wohin er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wohin er geht.“ Schon die ernſtern Wiſſenſchaften, die mehr dem bloßen Lernen und Wiſſen obliegen, verlieren durch das Weſen der Akademien und Geſellſchaften und Innungen, das Eigenſinn und Bedürfniß ſo machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Profeſſoren- und Doktorenfirlefanz und ſeine Anhängſel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunſt manirirt heißt. Es giebt nun ſo wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es iſt natürlich. Verträgt keine Wiſſenſchaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweiſen könnte, ſo verträgt es die Kunſt am wenigſten. Die Akademien und Univerſitäten ſenden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geiſt und mehr Herz zerſtiebt mit dem Schulſtaub und unter dem Katheder. Die Mahler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man ſie endlich nennen will, haben meiſtens nur Handwerker gebildet in der Kunſt, und man forſche nach, ſo wird man ſehen, daß die Kunſt verfiel, ſobald man durch Edikte und Dekrete und Profeſſoren ſie aufzumuntern ſuchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu ſeyn, dieſen oder jenen Meiſter zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunſt, der Enthuſiasmus giebt; Unterſtützung des einzelnen aufſtrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweiſen, das ſchuf die größten Meiſter und wird ſie ewig ſchaffen. Im ſpätern Zeitalter Roms und Konſtantinopels behandelte man ſo die Kunſt, und was ward ſie? Die Kaiſer hatten ganze Werkſtätten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man ſie noch in China und Japan hat. Gewiſſe Gegenſtände durften nur von dieſen Privilegirten, und auch dieſe nur auf eine gewiſſe Art gemacht werden. So ward aus Kunſt ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Akademien?, ſie folgten dem Genius und ſahen die Reſte der Alten und die Natur.

Bologna hat alſo den Geiſt nicht halten können, der Italien mit ſeiner traurigen Lage verließ, und dieſe Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich geſtellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer ſchönen Natur ſo luſtig aufwuchſen. Nach den großen Meiſtern der italiſchen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael ſchien gleichſam ein Stillſtand zu ſeyn. Da brach in Bologna ein zweiter ſchöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entriſſen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch ſie Göttern und Menſchen gefallen, und brachten in die Kunſt, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guercino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußſtapfen und verherrlichten ihr Vaterland durch unſterbliche Werke. Nach ihnen iſt Heſperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geſchändet, immer ärmer an großen Geiſtern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte ſo reich hervorbrachten, die ſtehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieſes wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zuſammen rechnet, ſo wird man ſchon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler großen Männer und eine Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte geweſen iſt. Aber auch in andern friedlichen Künſten der ſtillen Thätigkeit und des Bürgerfleißes, hat ſie ſich von jeher ausgezeichnet, und ſchon im Mittelalter ward ſie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und ſeitdem ward dieſes ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat ſie mit Florenz in neuern Zeiten dieſen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo dieſe Waaren viel beſſer gearbeitet werden. Man ſieht künſtliche Seidenmaſchinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaſpelt und gezwirnt wird, und welche durch Waſſer getrieben werden. Man macht hier auch ſehr feine und künſtliche Blumen aus Seide, welche ſehr theuer ſind, und zum Theil nach der Levante gehen ſollen. Das Bologneſer Papier iſt durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, den man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen ſeiner Roſoli und Liköre, ſeiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und anderer Magenſachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz ſind, Bologna ſchon vortheilhaft bekannt. Zu dieſen Artikeln gehören noch ſeine herrlichen Würſte, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutſchland gehen, und die eben ſo geprieſen ſind, als die

Salami di Verona und die Preſciutti (Schinken) von Mailand.

Bey dieſem Gegenſtand ſcheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der ſogenannten Bologneſer zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beiſatz erräth; denn in Teutſchland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Dieſe kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß ſie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß ſie dann ein Gegenſtand des Luxus und der Galanterie geworden ſind. Je winziger und behender ſie ſind, deſto theurer verkaufen ſie ſich. Man beſchuldigt die Bologneſer, daß ſie ſie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit ſie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer Unterſuchung der Naturforſcher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich ſagt man ja auch: Kinder, welche Brantwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Abſprung, um auch draußen zu beſehen, was denn Himmel und Erde der Stadt beſchert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäuſern und kleinen Wirthſchaften einen recht freundlichen Anblick gewährt. Nach Norden und Oſten ſenkt dieſe Ebne ſich tiefer und tiefer, bis das Auge ſich am Horizont verliert. Weſtlich ſteigt ſie in ſanften Hügeln mit Reben, Pfirſichen, Aprikoſen, Mandeln, zu Obſtpflanzungen, Kaſtanien, Wallnuß- und Sorbenwäldern, mit Feigenbäumen untermiſcht, empor, und trägt nette Kirchen und Klöſter, die nun leer ſtehen; im Hintergrunde iſt kahles Gebirg. Am luſtigſten iſt die Ausſicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin ſanft aufwärts ſteigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemiſch machen. Dieſe fruchtren Umgebungen, welche von Korn und Früchten ſchwellen, welche Rinder und Sauheerden und Milch und Käſe geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen la graſſa (die fette) verdient„ wo ſie ihn nicht von dem weiblichen Eſſen hat, was man hier ſehr lieben ſoll. Im Nordoſten um die Stadt wächſt Reis und Getreide, und noch ſtand hie und da üppiger Mais und Saggina, (eine Art Hirſe) mit unzähligen Kürbiſſen, und ſelbſt noch mit Melonen zwiſchen ſich, ſo daß ich mich wieder nach Ungern verſetzt glaubte, wo ich im Auguſt ſo frohe Tage verlebte. Weiter hinab ſind die Sumpf- und Marſchländer für das Vieh. Auch den Bologneſer Taback rühmt man unter den ſchlechten italiäniſchem als vorzüglich. Früchte aller Art, ſo gut ſie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben ſind groß und trefflich, und auf den weſtlichen und ſüdlichen Hügeln wachſen einige Gattungen milden und wohlſchmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen ſoll. Die Wohnungen der Landleute auf dieſen Geſilden ſind nicht ſo ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeußere dieſer Menſchen ſieht nicht ſo gedrückt; indeſſen ſchien ſie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seele und Leib als Sklaven aus. Auch ſcheint mir die Gegend lange nicht ſo bevölkert, als ſie nach ihrer Fruchtbarkeit ſeyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten außer der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guari liegt, und zu einem Nonnenkloſter gehört. Zu dieſer Kirche iſt eine außerordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, ſo wie die reichen Gelübde, in neuern Zeiten ſehr abgenommen haben ſoll. Das Gemählde der Jungfrau iſt eines von den wenigen Ueberbleibſeln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufſchlüſſe über den Zuſtand der Kunſt ſeines Zeitalters finden. Die Rafaele und Correggen haben Unrecht, ſo viel Weiblichkeit und Anmuth in das Geſichte der Maria zu legen. Lucas mußte ſie ja wohl kennen, oder wenigſtens nähere Nachricht von ihr haben, und dieſer hat ihr einen ſehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die ſtarke Naſe einer Virago gegeben; und auch das Kindlein hat kein feineres Blut. Das Gemählde iſt im Bruſtbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche iſt einige 90 Jahr alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Arkaden geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinſten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römiſchen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römiſch wäre. Mir ſcheint es doch unchriſtlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen ſo bequem zu machen, die im Leben ſo viel Drangſal ausſtehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübſchen Pavillon und kleine Häuschen und Ställe für die fahrenden, weil es hier zu ſteil bergan geht, und ein jeder alſo ſeine Füße brauchen muß. Man beſchuldigt dieſe Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man ſo viele Sünden durch eine Wanderung abſchütteln kann, ſollte man es ſich da verdrießen laſſen, für eine neue Gnadenſpendung nicht zu ſammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthauſe, die nun von ihren Bewohnern geleert iſt; man muß ſie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde beſuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Eliſabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig ſieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geiſſelung Chriſti darſtellen. Schöner und berühmter war von Auguſtin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr ſpäter im Louvre zu Paris geſehen habe. Noch ſind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen iſt für die Kunſtwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Boſco, die, wie die Olivetaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freſkomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido ſehr zerſtört ſind. Einige halten ſie für die ſchönſte Arbeit dieſes Meiſters. Sie ſtellen die Wundergeſchichte der heiligen Cäcilia und Benedikts vor, von welchem letztern man ſechs Geſchichten ſieht, worin er meiſtens mit Weiberlockungen und Teufelsliſten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von ſich bläſt. Ein ſchönes Stück von Guercino ſtellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln deſſelben einhändigt. Es iſt ein herrlicher Mannesſinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey dieſem Geſchäfte ein holdes und menſchliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die ſchöne Landſchaft in der vollſten Weite, will man endlich den Schornſteinen und Menſchen auf die Köpfe ſehen, ſo hat man hier wieder ein Gegenſtück zu dem Venezianiſchen Kampanile di San Marco, dieſes iſt der Thurm degli Aſinelli, dem man ſicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländiſch beylegen kann. Man nennt ihn einen ſchiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loth nicht merken, und er iſt wenigſtens kein hängender Thurm. Die Ausſicht iſt vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige ſchöne Stunden mit meinem Muſelmann, der mir vom Serail erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui ſi vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier ſieht man 105 Städte). Wir guckten, anfangs übertölpelt, umher, und lachten dann über das Spiel. Man ſieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Neſter, die man mit dem Namen Städte beehrt. So neckt man denn die

Fremden oder meint ſie zu necken mit dieſem abgetriebenen Witz. Hier erſtaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß ſteht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein franzöſiſches Huſarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marſchirte.

Auch das Schauſpiel haben wir fleißig beſucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das iſt aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äuſſern Sitten. Bologna iſt ſeit langer Zeit als eine Pflegerin dieſes ſchönen Menſchenſpiels und als eine Pflanzſchule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt geweſen, und ſeine Einwohner, denen man nachſagt, daß ſie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht haſſen, ſollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit iſt indeſſen nirgends die günſtigſte für dieſe Kunſt, die fällt zwiſchen Weihnachten und Faſtnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer ſtill und verborgen, und tritt in jener Zeit erſt wieder auf, um ſo viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauſpielern ſind überall ſelten, und die Italiäner laſſen ſich als ächte Künſtler nicht gern auf lange Zeit verdingen, ſondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und belauren die guten Zeiten, wo ſie glänzen und ihre Taſchen füllen können. Das hieſige Schauſpielhaus iſt vielleicht eines der größten und eleganteſten in Europa — es ſind hier ſonſt noch mehrere kleine. — Es iſt vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einſt der Pallaſt des Bentivogli ſtand, die eine Zeitlang die Fürſten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallaſt dieſer kleinen Tyrannen ſchleifen. Es iſt wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widerſprüche dieſe geben. Welche Grandezza, welche Zurückhaltung beobachten die Geſchlechter hier noch größtentheils auf den Gaſſen, wie iſt da der Schleier noch in der Regel! im Schauſpiele hingegen, was doch wegen der vielen tauſend Augen nicht viel anders, als eine offene Gaſſe, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieſer Augen noch ſchlimmer iſt, als eine Gaſſe, im Schauſpiele lebt man ungezwungener, als in einer Converſazione, und jeder thut und läßt mit ſich thun, was gelüſtet. Die Oper iſt eigentlich ein Kind des italiſchen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera buffa, jenes Tändeln, Necken, Rauſen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverſchämtheit ſcheint, ſollte das Volk immer an ſich tragen. Hat Verfaſſung und das Regiment der Fremden es äußerlich ſpröde und tückiſch gemacht, ſo läßt es im Theater ſich doch das Recht ſeiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menſchen zu ſehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrſcht der Muthwille und die genialiſche Ungebundenheit, wodurch dieſes Volk vor allen andern zu einem Künſtlervolke geeignet iſt. Die wenigſten gehen hier hin, um ſingen zu hören, oder ſich durch Schwänke beluſtigen zu laſſen. Muſik und Oper ſind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchſtens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man ſich vorgenommen hat. Das iſt ein Lachen, ein Schnattern und Toſen, daß man nichts von Muſik und Geſang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Dieſe ſind bey dieſem Lärm eben ſo wenig verlegen, noch die aufmerkſamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in ſeinem Kämmerchen, tändelt mit ſeinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben oder die Gemahlin wäre wider alle Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich ſeyn ſeyn kann, auch nach des Prieſters fürchterlichen Segen. Alles dies aber wird leicht behandelt, und bey aller Lebendigkeit immer ſchicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht ſo dick mit ſeinen Empfindungen, wodurch der grade Teutſche gewöhnlich ſogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja ſelbſt kleine Conſeſſus wie Converſazionen kann man ſehen, und ordentliche Spielparthien in den größern Logen: Die franzöſiſchen Officiere waren munter unter dieſem Bienenſchwarm und um die feinſten Geſichter herum.

Die Schauſpieler und Operiſten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, beſſer war das Orcheſter; denn die Muſik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man ſchreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' un' altra maniera di vivere, che fu, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte ſonſt den reichſten, älteſten und glänzendſten Adel der lombardiſchen Städte. Dieſer iſt durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlaſſen, und iſt mit den Ahnen in ein ſicherer Land gezogen; die gebliebenen ſind unluſtig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunſt den Zufluß, den ſie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbſten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menſchenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bologneſer ſind ein rüſtiges und meiſtens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den ſie bewohnen und pflügen, trägt auch ſchöne Geſtalten. Aus allen Ständen ſpringt dies in die Augen, und die Weiber ſind meiſtens ſchöneren Wuchſes und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja ſelbſt, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianiſche Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; ſie iſt nach der jedesmal vorherrſchenden Mode engliſch oder franzöſiſch. Doch findet man noch die Schleier, die aber nicht ſo ganz veneziäniſch mehr ſind und kleine Lücken laſſen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber dieſe Bequemlichkeit recht brauchen, ſo ſind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es ſoll ſelbſt dem Ehemann ſchwer werden, unter dieſer Kappe ſeine Hausehre wieder zu finden. O die ſchönen verſchämten Schleier! Die Mäntel ſind hier nicht ſo vornehm und allgemein in den beſſern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzoſen den Stiefeln Anſehen zu verſchaffen gewußt; die ſonſt immer noch wenig italiäniſch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun alſo den Taback, den man baut, ſehr gut brauchen. Uebrigens ſind die Bologneſer ein munterer und frohherziger Schlag Menſchen, und haben eine gewiſſe Freimüthigkeit, die freuet, lachen und ſcherzen gern, ſelbſt jetzt noch, da ſie doch meiſtens bitter klagen. Der Dialekt hier iſt unangenehm, und man ſagt in Italien, wenn einer ſchleppend und gleichſam ſingend ſpricht: er ſpricht wie ein Jude, oder Bologneſer. Der gemeine Mann ſchnarrt und ſingt und beißt die Worte dabey ſo bequem ab, daß man ſehr geübt ſeyn muß, ihn zu verſtehen. Das Singende im Ton können aber ſelbſt die gebildetſten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzoſen ſehen, die in Garniſon liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen ciſalpiniſchen Republik. So fein, ſo elegant, ſo ſchön mondirt die erſten ſind, ſo lumpig und ehrlos ſehen die letzten aus. Jene ſind die Herren, dieſe die Sklaven, und ſie werden auch ſo von den Franzoſen behandelt. Das Wörtchen Brüderſchaft ſteht nur ſchön auf dem Papiere, der Franzoſe wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die franzöſiſchen Soldaten ſchimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen ciſalpiniſchen Legionen. Auch Bologna ſeufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben ſo ſehr ſeufzen, wenn die Franzoſen als Feinde gethan hätten, und ſchlimmeres gethan hätten, als ſie nun als Freunde thaten? Gekoſtet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geiſtlichen Güter iſt nichts werth, weil ſie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen dieſe Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut; ein neuer Verluſt für die Kommune. Ich ſelbſt ging den 13ten Oktober zu einer Subhaſtation von mehr als für zwey Millionen Gütern aufgehobener Klöſter. Es war viel Volk da, das ſich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und behielt die Güter, ſo laut auch der Commiſſair des Direktoriums ſeine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Seſſion aufgehoben ward, und mein Wirth meinte, ſo viel werden die Heiligen doch über die Menſchen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht ſtehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch geſehen, die ächt franzöſiſch ſind, und meinem Osmannen, mit dem ich gewöhnlich ſpazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unſinnigen ſchwimmenden Batterien und Maſchinen, womit man die engliſchen Küſten erſteigen wollte, in Frankreich längſt vergeſſen und nie ernſtlich gemeint worden ſind, ſo tragen franzöſiſche Schächerer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die engliſchen Kriegsſchiffe wie Seifenblaſen zerplatzen, und an der Küſte alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menſchen ſtaunte die Dinger an; und die Franzoſen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächſtens werde England den Todesſtreich erhalten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber iſt es, daß man in öffentlichen Affichen lieſt: Nelſon ſey mit Verluſt von 10 Schiffen geſchlagen, und Bruys werde nächſtens an den Küſten Siciliens ſeine ſiegreichen Wimpel wehen laſſen. Die Franzoſen lachen ſelbſt darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und ſagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum ſchönere Truppen ſehen, als hier liegen; ſo fröhlich, ſo geſittet ſind nur freye Menſchen. Was können ſie für die Sünden des Geſchleppes der Armee, für die Geſandten, Kommiſſäre und Räuber, die ihnen wie die Peſt nach ziehen. Indeſſen iſt ihr gutes Ausſehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder franzöſiſche Soldat koſtet der Republik täglich 6¼ Groſchen, (2 Paoli) außer dem, was ihm ſonſt geleiſtet werden muß. So können ſie gut leben und Muth und Luſt in der Bruſt behalten, während der arme Teutſche bey ſeinen 4 Kreuzern und Kommißbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetſten Leute.„

Sonderbar iſt es bey dieſer Stimmung der Gemüther und in dieſer verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrſcht, von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menſchen und Beſchützer der Armen und Elenden geſchildert. Man erzählt nur, wo er dieſe und jene Unordnung abgeändert, dieſe und jene Laſt erleichtert, dieſe und jene Nothwendigkeit durch ſein Betragen und ſein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er ſeinem Vaterlande die Kunſtwerke entwenden laſſen hat. Der Patriot, der über ſein Vaterland ſeufzet, erklärt ihn unſchuldig, und legt ihm ſogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Prieſter rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menſchheit zu ehren und das Elend ſo vieler in eine unbekannte Welt hinausgeſtoſſener zu fühlen wußte. Der franzöſiſche Emigrant, der ungeſchworne Prieſter macht ihn zu einem Ariſtokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu ſetzen, als die berühmte Parthey Pichegrüs und Barthelemys in Paris ſo thätig war. Wenn dies alles auch für das Einzelne nichts beweiſt, ſo beweiſt es doch ſo viel, daß ein Mann, der in einer ſo mißlichen Lage ſo alle Herzen gewinnen konnte, werth ſeyn muß, den Menſchen zu gebieten.

Die Inſignien der neuen Freiheit ſieht man nicht blos an allen Hüten, ſondern an allen Stadtthoren und Plätzen, ſähe man ſie doch auch auf allen Geſichtern! Das größte Menſchengewimmel, das Aufziehen der franzöſiſchen und ciſalpiniſchen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigſte Freiheitsbaum findet ſich auf dem groſſen Platz. In den Fahnen der Republik, welche neben ihm wehten, waren die Worte: „chi uſurpa i diritti del popolo, è un tiranno“ ſehr ominös eingeriſſen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen dieſen ſchönen Worten iſt, und mir waren die Unterſcheidungen, welche die Matroſen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem ſie das territorio imperiale di quà und das territorio franceſe di là des Stroms unterſchieden. Einfältige und Kinder ſagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden geweſen. Man iſſet in Italien weit derbere und nahrhaftere Speiſen, als in Frankreich und in Oberteutſchland, und ich konnte bey den Schinken, Mortadellen und Metwürſten wohl rufen: o patria dellus! Rinder- und Schweinfleiſch ſind vortrefflich, und die Menge der jungen Puter und Hühner, die man mit Butter und Oel ſehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tiſchwein iſt wenigſtens mittelmäßig und läßt ſich, wenn man ihn italiäniſch mit Waſſer trinkt, ſchon genießen. Auch die Fiſche und Eierſpeiſen ſind beſſer, als man in Oeſterreich, Baiern und andern Faſtenländern ſie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterſcheiden zwiſchen zuppa und mineſtra. Zuppa iſt, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleiſchſuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchſuppe nennen kann. Mineſtra ſteht in der Mitte zwiſchen den Löffel- und Meſſerſpeiſen. Dahin gehört der dicke Reis, die Maccheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durch geriebenen Parmeſankäſe, den man aufſtreut, noch feſter gemacht werden. Doch bereitet man dieſe Mineſtren an einigen Orten ſo trefflich, daß ſie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwiſchen den Eiern und Aepfeln aufgetragen ward, grade nicht das beſte einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtiſch haben, wie die Italiäner. Dies iſt die Freude des Mahles, vorher hat man gegeſſen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Geſpräch beginnt und man ſchmauſt Mandeln, Roſinen, Trauben, getrocknete und friſche Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmeſankäſe und was die Jahreszeit jedesmal zu dem Trocknen Friſches giebt. Des Nachtiſches entbehrt der Italiäner nicht gern, und ſelbſt der ärmſte muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht verſäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinſte, ſo wohl bey den Wirthen als Vetturini, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies auch der Sitte der Teutſchen fällt, ſo iſt es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis beſtimmt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Itallien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beiſpiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeſchloſſen, für 4 Paoli (14 gute Groſchen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, ſo muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reiſe von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karoſſe eines Florentiner Vetturino beſtellt, um mit ihm dieſer Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu ſagen, fort. Ich ſah noch einmal in ſeine großen ſchwarzen Augen und er verſchwand. Braver Panajo Dozza! Warum würdeſt du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch ſo lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magſt, dein Andenken ſoll mir heilig ſeyn; denn du biſt ein Menſch. Unter Fremde ausgeſtoßen, die nur mein Geld wollen, oder die höchſtens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich ſolcher Erwärmung, um nicht ganz zu erſtarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutſche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiſte, und die nun die Städte verlaſſen, und in Florenz einen unſichern Aufenthalt ſuchen müſſen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn ſie ſetzten ſich auf dem Vorderſitze außer der Kutſche. Der Wagen war ſehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am beſten und ſicherſten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es ſich, daß bei'm Lichte beſehen, die ganze Geſellſchaft, die mich umgab, aus Franzoſen beſtand, denn auch jener letzte war einer, und ſeine Frau eine Savoyerin, alſo auch eine halbe Franzöſin. Dieſer neue Freund war äußerſt redſelig. Er machte uns gleich mit allen ſeinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte ſich einen Mercante d'antiquità, ein Normann ſeines Landes. Seit ſeinem 20ſten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, ſich verheirathet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, ſagte er, fand ich, daß meine Frau ſich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, ſondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närriſch genug mir wieder einen Klotz, indem er auf ſeine Gefährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jetzt guter Einkauf zu machen iſt. Von Spanien erzählte er Mord- Inquiſitions- und Glücksgeſchichten, und von ſich ſelbſt Abentheuer, die allen Glauben überſtiegen. Dies alles in einem Gemiſch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komiſcher machten, denn er miſchte häufig italiäniſche und ſpaniſche Wörter mit ein. Griff er unſre Geduld an, ſo that es ſein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ ſie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutſche ſitzen und nahm ihren Platz ein, um beſſer um mich ſehen zu können, und ſie war dafür ſo gefällig, alle Augenblicke mit der ſingendſten Sprache und der widerlichſten Stimme ihren Mann mit dem Namen Reyner anzuſchreien, daß mein Trommelfell vor Angſt hätte platzen mögen. Sonſt war ſie ein ganz niedliches und gutherziges Perſönchen, dem man gar nicht böſe ſeyn konnte. Die beiden Geiſtlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich ſie ſonſt gebildete Leute waren, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzoſen, und mit ihren Wünſchen und Hoffnungen faſt toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig iſt, eine Menge

Unglücksgefährten. Dieſe Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Meſſias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das ſie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich ſtörte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn ſelbſt das Unglück nimmt einem Franzoſen ſeinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt ſich ſanft, ſo wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man ſieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf ſchlechter Chauſſee durch ſchöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Weſten ſind luſtige Hügel mit Gärten und Gartenhäuſern, und da ſah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indeſſen verloren wir dieſe Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen, und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felſen, mit Eichen und zahmen Kaſtanien bedeckt, wechſelten mit kleinen Einſchnitten, worin die fleißigen Menſchen ſich Gärten, Felder, Wieſen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Dieſe Gärten und Schluchte waren zum Theil ſo allerliebſt, daß ich mich eben ſo gerne darin eingeniſtet hätte, als in die Villen vor Bologna. Alles dieſes machte die reizendſte Abwechſelung und Verſchiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Eſel. Ich wanderte häufig, um ſo der ſchönen Erde deſto beſſer und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Ausſicht himmliſch, wie der abendliche Himmel ſelbſt. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erſchien das blaue Meer und ſogar einige Segel ſahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen ſo herzerhebend, daß wir in Einen Jubel einſtimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernſter und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abſchüſſiger. Kleine Eichen und mächtige Kaſtanien mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und ſeltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch geht hier noch Pflugſchaar und Senſe, und es giebt gar hübſche grüne Alpwieſen, von kleinen Feldchen durchſchnitten. Endlich ſchloß uns der Abend in ſeine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliara, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir ſtellten uns alſo in der Küche um das Feuer, wo man unſer Mahl briet und kochte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Reyner warm, ſo kramte er aus, und erzählte ſolche ungeheure Geſchichten aus Hiſpanien, ſolche verliebte Abentheuer, ſolche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Räuberhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote ſteht, dagegen Kinderei iſt. Zugleich machte er eine Fechtſchule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke ſchellte. Wir hieben luſtig ein und legten uns gleich ſchlafen, weil unſer Fuhrmann uns angekündigt hatte, daß wir um 4 Uhr wach ſeyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz ſeyn wollten.

Um drey Uhr war der Markör mit dem Lichte da, und um vier ſaß alles in der Karoſſe. Ich nicht. Die Nacht war zu ſchön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden blos zu ſchnarchen, welche alle Fenſter und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüſch und rieſelnde Waſſer nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf toſkaniſchem Gebiete und mußten ſtill halten, um unſre

Päſſe viſitiren und die Effekten verſiegeln zu laſſen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kränzten. Dieſe fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buſchwerk; doch auch hier ſind noch, wo es eben iſt, kleine Felder und hübſche gewäſſerte Wieſenſtreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg iſt nicht ſteil, noch gefährlich, ſondern windet ſich ſanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchſte Höhe des Apennin, die wir zu paſſiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traverſa weit berühmter iſt, als ſie verdient. Ich habe in mehrern Reiſebeſchreibungen gräuliche Dinge davon geleſen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus ſind zurückgeworfen, und in die Abgründe geſchleudert worden. Alles dieſes iſt Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reiſenden, die Augen haben und doch nicht ſelbſt ſehen mögen. Denn dieſer Monte Traverſa iſt ſehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, ſondern ganz ſanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem liguriſchen und adriatiſchen, können auch ſo fürchterlich nicht ſeyn, da dieſes Gebirg mit ſo vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben iſt, die eben ſo hoch, oder doch nicht viel kleiner ſind. Auch wegen der Ausſicht hat es eben keine Vorzüge, und die von geſtern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und größer. Nicht weit nach dieſem Uebergang über den Rücken des Apennin, ſieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt iſt, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Dieſe Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Veturino ſagte auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage ſieht man meiſt nur Rauch, bey Nacht ſoll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieſer Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Unterſuchung doch wohl werth. Wir ſahen aus der Ferne nur den Rauch dieſes Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that ſich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall iſt dieſe ſüdliche Seite des Apennin viel milder und romantiſcher, als die nördliche, und öffnet ſich zugleich mit ſchönen Thälern. Auch weit beſſer angebaut iſt ſie, und die Häuſer in einem nettern Zuſtande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die beſſere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt ſich wohl eher fragen, als entſcheiden. Man ſieht keine Dörfer, oder doch ſelten; ſondern immer nur einzelne Wohnungen, wo ſich in den Bergen ein Feldchen, eine Wieſe und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöſter liegen auch meiſt wie jenſeits auf hohen Bergſpitzen, und geben einen ſchönen Anblick. Die Kaſtanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reiſenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Ausſicht über Thäler, die mit luſtigen Wohnungen und Thurmſpitzen wie beſäet ſind. Es geht wie durch einen ſchönen Garten. Reben voll der herrlichſten Trauben ſchlingen ſich um ihre Bäume, oder ſtehen auch zum Theil nach teutſcher Art an Stäben. Die Kaſtanienbäume werden ſeltner und ſtehen nur noch an den rauhern und felſigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die erſten mit ihrer Trauerfarbe unter dem friſchen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und ſeitweges ſchon anmuthige Villen, wo die hohen und dunklen Cypreſſen wie Schildhalter ſtehen. Selten ſieht man einen Park dieſer Bäume. Gewöhnlich ſteht nur Eine, höchſtens zwey Reihen vor dem Hauſe, oder auch rund herum. Sie ſtehen wie Rieſen unter den andern Frucht- und Obſtbäumen. Nun erſt hatte ich das rechte Italien, und ſah das ſchönſte Land zum erſten Mal in ſeinem eigentlichen Gewande und unter den ſchönſten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Villen laufen Gebüſche, Wieſen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem ſeiner Briefe es ſo reitzend ſchildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Haſen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechſelte ein Thal nach dem andern mit dem Durchſchnitt einer ſchroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshauſe ſtill, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mahl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet ſich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reyner vom Bock ſchrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich ſprang aus dem Wagen und ſah eines der ſchönſten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallaſtes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gaſthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächſten Tage ein helles Stübchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beſchreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger ſeyn, theils weil dieſe das ſchönſte Bild von dem Zuſtande Toſcanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich ſo viel Kleines überſieht, was den Karakter eines

Landes

Landes und Volkes aufſchließt, ſo wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtſeiten, die hervorſpringen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen ſchaut.

Wanderungen in den Nordoſt von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober beſtimmt, Pratolino, das man mir ſeiner ſchönen Lage wegen rühmte, zu beſuchen, und wandelte längſt der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf ſchroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis ſich unter kahlen Bergen ein ſanftes Thal aufthut, worin Pratolino in ſeinen dunkeln Bäumen erſcheint. Bald fand ich den Caſtaldo des Großherzogs, der, ſo wie wir in den Pallaſt traten, mich mit den Worten empfing: alles iſt geplündert und nach dem Pallaſt Pitti gebracht. Ich fand dieſe Klage nur zu wahr. Die großen Säle ſtehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenſter. Die Wände ſind eingeriſſen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da verſunken. Alles verkündigt den ſchnellen Verfall dieſes ſchönen Gebäudes, wo nicht mit beſſerem Geſchmack für die große Natur ein Retter erſcheint. In dem erſten unteren großen Saale ſieht man noch ſchöne Bruſtbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt ſind. Dieſe und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden ſchon von Näſſe und Würmern zerfreſſen. Wo man reich iſt, wirft man ſo vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebſtahl, einige ſchönere Gemählde aus dieſer Verweſung zu ſtehlen.

Die Ville iſt von Franz dem Erſten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meiſter ſind die beiden Buontalenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaſte iſt ein ſchöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten ſind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaſte am Hofe liegt der Park, der ſonſt durch ſeine Bildhauerei, Waſſerkünſte und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein ſchöner grüner Platz an einen Teich, (vivajo, piſcina) der rund umher mit groſſen Steinen eingemauert iſt. An ſeiner nördlichen Seite thront auf ödem Geſtein, das in einer Weltverwüſtung zuſammengeworfen ſcheint, ein ungeheuer ſitzender Rieſe, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, ſein Haupt und Gebein iſt mit Bröckel- und Tuffſtein künſtlich genug beworfen, und eben ſo hat er einen ſteinernen Pelz um, der ſeiner Figur wohl ſteht; aber auch dieſes bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos erſetzt dies Kleid. Unter ſich hat er einen Drachen, der aus ſeinem Maule einen Strom Waſſers in den Teich ſpeit, welcher von Fiſchen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache iſt hinter ſeinem Rücken, auch ein waſſerſpeiendes Ungeheuer, das ſeinem Meiſter Ehre macht. Unten ſind Grotten, mit Muſcheln und Geſtein künſtlich und zierlich beſprengt, es rieſeln kleine Waſſerröhren und Sprützen, und in ſeinem Bauche ſelbſt iſt ein niedliches Zimmerchen für eine Nereide, mit Perlmutter, Muſcheln, Tuffſtein und kleinen Waſſerſpielen geſchmückt. Aber auch dieſes einzige Denkmal wird bald zuſammen fallen, woran Johann von Bologna ſo lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da ſind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge ſelbſt ſind mit Gras und Geſträuch verwachſen, und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der ſonſt zierliche Wände aus ihnen zu bilden wußte. Es laufen mehrere von dieſem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechſeln mit einzelnen grünen Plätzen, jetzt in ihrer wilden Naturſchönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch ſüdlich im Garten hinter dem Schloſſe, einen ſo hohen Wuchs, wie man ſie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde ſo vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipreſſen, Tannen und Pinien ſchmücken dieſes reizende Rund vor dem Schloſſe, und unter ihnen ſteigen Leccien, (eine Art Eichen, ilex) Mortellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge ſind meiſt mit Lorbeerbüſchen, Myrthen, Lentaggio (eine Art niedrigen, ſehr biegſamen Lorbeers) und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jetzt blühen auf allen Raſen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwaſſer lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich aus Gebirge hinanläuft. Der Garten hinter der Ville iſt im geſtutztern Geſchmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter ſeinen Mauern rieſelt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Oſten ſteigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen luſtig empor.

Ich verließ dieſen lieben Ort, und kletterte den Monte Senario hinan, eine einzelne Bergſpitze im Norden in dunkeln Tannen, welche ſich romantiſch unter ihren Geſellen erhebt. Dieſer Berg iſt berühmt durch ſeine Einſiedler aus der alten Zeit, und es iſt nichts begreiflicher, als wie Menſchen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens ſatt geworden ſind, ſich hieher flüchten und allein mit den Geiſtern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnſucht an, wenn ich ſolche Gegenden ſehe, ein Gefühl, das uns ſagt, wie vieles wir durch die Geſellſchaft einbüßen, das ſie uns kaum durch ihre beſten Güter erſetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menſchen erſcheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menſchenſinn unter ihnen gewandelt iſt, o das ahnen wir kaum in ſeltnen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeſchaut und das Crucifix umhalſt haben? ich zweifle." Jetzt ſteht hier unter den Fichten ein Kloſter der Eremiten, die ſich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren ſieben edle Florentiner, die im 13ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den erſten Heiligen prangt, dem Werke erſt ſeinen Glanz. Er baute ſich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einſam, Winter und Sommer, auf dieſem hohen Gipfel lebte. Ich ſaß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung des Erhabenſten, was ein Menſch träumen kann, kroch in die ſieben Grotten der Einſiedler, die man in der Einfaſſung des Kloſters ſieht, und beſprach mich mit einigen Eremiten, beſah noch das finſtere Kloſter von la Trappe Buonſolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Doch einen ſüßen Spruch, den ich an der Wand einer Grotte fand und der mich damals innig bewegte, will ich zum Andenken dieſer Wanderung hieher ſetzen und eine ſchlechte Verteutſchung beifügen. Er hieß:

Quello ſoggiorno dolce de Santi
Non conoſce lamenti o pianti.
Con Iddio ramingo e ſolo
L' augellin animo prende il volo.
Vedi ſpuntar e ſmorire fiore,
Quivi coſi ſi vive e muore.

Dieſer ſüßen Heimath der Frommen
Leid und Weinen darf nahe nicht kommen.
Der Geiſt, mit Gott ſchwebend und ganz alleine,
Aufſtiegt, wie Vögel zum Himmelsſcheine.
Saheſt du Blumen ausbrechen, verblühen,
So ſteht das Leben hier, ſo wird es fliehen.

Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, beſuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Dieſe iſt merkwürdig, weil ſie der platoniſchen Akademie, die ſich unter ſeinem Enkel Lorenz in Florenz zuſammen fand, zum Verſammlungsort diente. Sie beſtand aus den berühmteſten Männern der Zeit, die der pflegende Geiſt der Mediceer in ihre Vaterſtadt ſammelte, aus Lorenz von Medici, Marſilio Ficino, Angelo Poliziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andern.

Den nächſten Morgen, den 20ſten Oktober wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöſtliche Gegend, die zwiſchen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, ſondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Ausſicht zu gewinnen. Bald war ich in dem ſchönen Cipreſſengang der Villa Guadagni, wo die Ebne in Hügeln aufzuſteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloſter, und ſteigt von da zu der lieblichen Villa Girolamo, die ſonſt ein Kloſter war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künſtler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrucci von Fieſole. Man ſieht ſein Bildniß, von ihm ſelbſt in Porphyr gemeißelt. Von der Terraſſe dieſer ſonnigen Ville hat man im Duft der Orangen eine der ſchönſten Anſichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Ginggiolen und Sorben ſtehen mit wenig magern Reben, liegt die Kirche und der Pallaſt des Biſchoffs von Fieſole, und zugleich ein hübſches Seminarium, ſtattlicher von Anſehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuſer ſtehen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine ſolche, die die Florentiner ſo in Zorn ſetzen konnte, daß ſie ſie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerſtörten. Von ihrem vorigen Daſeyn ſieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwiſchen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwiſchen dem Gothenfürſten Radagais und Stilico geſchlagen. Ueber Fieſole zogen ſich noch viele Tauſende von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutſchland und Gallien.

Weſtlich über Fieſole war eine Art Feſte auf einem abgeſchnittenen Berge, wo ſich jetzt Franciſkaner angebaut haben. Dieſes ſchöne Kloſter war das weiteſte Ziel meiner heutigen Pilgrimſchaft. Der Weg läuft von Fieſole ſteil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terraſſe hin, und genoß eine himmliſche Ausſicht. Ich überſah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, ſondern den ganzen Lauf des Arno und ſein Thal, ſo weit es von Oſten nach Weſten fortläuft und von Bergen umſchloſſen wird. Hier hatte ich zum erſten Mal die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden ſah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloſter nach Nordweſten läuft der Berg öde und ſteil hinab mit Cipreſſen, Eichen und Lorbeerbüſchen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terraſſe ſieht man den Vater des Ordens an einer Seite des Kloſters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inſchrift der Nachwelt, daß Joſeph und Leopold 1775 auch von hier hinab ſchauten, und ſich in den Bergen und Thälern von Fieſole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch bei'm Weggehen an einem kleinen eiſernen, an der Wand hängenden Kreuze eine Inſchrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey ſo einem Kreuze ſich oft tief bücken und es herzhaft küſſen geſehen, nun ſah ich, daß die Herren es nicht umſonſt thun. Ich las: „wenn man dieſes Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küſſet, ſo erhält man völligen Ablaß für ein Jahr.“ —

Von hier ging ich wieder durch Fieſole und immer öſtlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchſten Berge dieſer Seite ſtand. Ein friſcher Wind wehte um mich, und mit ihm ſchien aller Staub der Erde zu verfliegen, ſo leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier iſt überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Weſten von Florenz, auch wenn man tiefer ſteigt. Sobald die Ebne aufhört, ſteigen die Hügel nur mit tiefen Einſchnitten zu Bergen, von denen brauſende Waſſer über Steinklumpen rauſchen. Jenſeits ſind ſie mehr gerundet, und ſehen von oben bis unten nur wie ein ſchöner Garten aus. Im Gebirg hier und in ſeinen Klüften ſind die einzigen Bäume Weißpappeln (arberi, alberi) und Eichengeſträuch, ſeltner Tannen und Cipreſſen und einzelne Lorbeer- und Kaſtanienbüſche. Unter dieſen ſteht Myrthe, Rosmarin, Haide, Tamariſken, (μυρικη myrice) Rimbrentoli und manche Blumen des Herbſtes; an den Bächen Binſen, Gineſtra, (eine Art Ginſt oder Haſengeil, das aber weicher und binſenähnlicher iſt) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie ſaßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorſälen, die ſie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zuſammen ſtürze. Einige dieſer Marmorſäle träufelten rauſchendes Waſſer herab, und wären die ſchönſten Grotten für Einſiedler, wenn dieſe heilige Liebhaberei nicht ſo ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier ſtieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schloſſes hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendſten Villen dieſes öſtlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal ſich ſchloß. Unterwegs traf ich einen Wahnſinnigen in einem Dorfe, der wunderſchön die Flöte ſpielte, die ſchon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, ſo hörte er auf und warf ſich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, ſo daß ſich Kinder und Neugierige um ihn ſammelten. Es war das verrückteſte Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Menſch ſah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, ſchien eine Art himmliſcher Entzückung aus allen ſeinen Zügen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnſinn nicht oft eine Wohlluſt des Daſeyns iſt, die dieſe tief fühlenden Menſchen weit über ihre Hörer und Seher erhebe. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meiſt nicht wahr. Er ſchwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen ſolle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Elias nächſtens im Donnerwetter kommen, und ſich mit einem Sack voll Gold zu ſeiner Flöte hinabneigen, und dann wolle er dieſe Flöte nur an heiligen Feſttagen, und in den Kirchen ſpielen. Er ſchalt die Fürſten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müſſe ſich an den dort oben wenden, um ſein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich ſie nicht mehr hörte, und ſo ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an ſeinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Dieſes Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen öſtlich von der Stadt und erweitert ſich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang iſt unbeſchreiblich ſchön durch die herrlichen Villen, die jenſeits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom ſelbſt iſt mit Weißpappeln begränzt, und meiſtens mit Wall und Mauern eingeſchloſſen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberſchwemmungen zu ſichern. Auf dieſem Wall geht es luſtig zur Stadt, und der Gedanke dringt ſich einem von ſelbſt auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen ſchönern, wenn die Menge der Villen und Klöſter nicht einige ſanskülottiſche Gedanken eingäben. Wie viele müſſen nicht arbeiten, damit eben ſo viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders ſollte es wohl ſeyn, auch wenn wir die levellers herzlich verabſcheuen.

Das Volk iſt arbeitſam und thätig und alle Hände, die ſich nur noch rühren können, ſind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeſchneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und ſäen für das künftige Jahr, ſchneiden die Rohrſtangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eſelein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin ſie ſammeln, was die Pferde und Mäuler fallen laſſen. Noch andre endlich ſitzen an den ſtillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Anlocker und Schreier; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Droſſeln, Ortolanen, Finken und Zeiſigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja ſogar am Strom ſah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reiſig, ſo der Strom bei'm neulichen ſtarken Regen ans Land geworfen hatte, zuſammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberſtühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häuſern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Eſpen gewunden und ſo bleichend. Der Tauben ſind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und ſelbſt bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo ſie niſten. In den Feldern findet man noch Soggina, eine Art brauner Hirſe, und Feldbohnen und Wicken geſäet, die entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Winterſaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es ſchon in Staiermark und Krain.

Die ſchöne Ebne unter dieſen nördlichen Bergen, zwiſchen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmteſten Klöſter darin, der Nonnen von San Salvi. Dieſes ſoll ſchöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelaſſen zu werden. Die Einfaſſungen der einzelnen Beſitzungen ſind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldſteinen, oder kleinere aus auf einander geſetzten Feldſteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es ſind bloße Hecken aus Hagedorn, Cypreſſen, Hartbaum, Liguſter, Myrthen, Brombeeren, Epheu und anderm zuſammen geflochtenen Dorn- und Rankengeſträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz gegeben hat; oder es ſind endlich bloße Staketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier reſpektirt werden.

Wanderungen in den Südoſt von Florenz.

Ich will nun immer ſo vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahrten beſchreiben, bis ich wieder im Nordweſten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen erſten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Palaſt Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolo und ſchlenderte das ſchöne jenſeitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa ſechs Miglien, ſo wird es von Bergen umſchloſſen, und ſeine größte Breite mag drei viertel Meilen ſeyn. Es iſt ein anmuthiges Thal und noch fruchtbarer und bebauter als die geſtern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöſtern, doch was ſoll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Impruneta, die ich des Spaßes wegen beſuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Peſt ſich ſo hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr mißfiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und ſie ſtürzte jede Nacht zuſammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum ſie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; ſie muß ſich doch wohl vor den Leuten dieſer wirklich leidigen Prellerei geſchämt haben. Man beſchloß endlich, ein Ochſenurtheil entſcheiden zu laſſen, jochte zwey Stiere zuſammen, hinter welchen man Steine lud. Wo ſie ſtill ſtanden, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polydoriſche Klageſtimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unſanft mit der Hacke Grund ſuchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die ſeither ſo großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geſchichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater ſie mir mit vieler Redſeligkeit verdollmetſchte. Die Kirche hat ſich wohl dabey befunden, und iſt durch Opfer und Weihgeſchenke reich geworden. Ich beſtieg von hieraus die Berge, welche die ſüdöſtliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthauſe von dieſer abſondern. Dieſſeits iſt der Berg oben mit Eichen und Kaſtanien und kleinen Sträuchen beſetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenſeits hat man ſogleich Oel und Reben. Ich wanderte ſeinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naſchte, was die

Winzer etwa hatten hängen laſſen. Es war ein rechter Naſchtag, warm und lieblich und die Luft ſo klar, daß auch kein kleinſter Laut verloren ging.

Dieſe ſchönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthauſe im Südoſt, tragen den beſten und lieblichſten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Bergo bekannt iſt. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden dieſe Berge immer ſteiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Kloſters San Franceſco al Monte und des San Miniato. Man muß beide beſteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Beſonders ſchön aber iſt die Lage und die ganze Ausſicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem ſchroffen Berge eine Art von Feſtung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergeſträuch verwachſen iſt, aus denen ſie mit ihrer bunten Vorderſeite freundlich auf die Stadt hinabſieht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann geweſen ſeyn, wenigſtens iſt die Anekdote von ſeinem Ende möglichſt ſtark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf dieſem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um ſeinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, ſo ward ihm der Kopf abgeſchlagen. Dies geſchah dieſſeits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Faſſung, ſondern ſetzte ſich den Kopf auf den Rumpf, und ſpazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte ſeinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdiſche Leben. Dies und die Wunder, die ſeine Gebeine noch ſpäter thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie ſind nach Monte Uliveto transportirt, deſſen Bewohner in dieſer Kirche den Dienſt haben. Ich beſah noch das Kloſter von San Franceſco, und ſtieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis iſt, den ich nun freilich bequemer machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier ſtehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geſchloſſen iſt, vermuthlich, um hier keinen Einnehmer halten zu müſſen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies iſt äußerſt unbequem, und macht für manche, die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieſer Thore, die die Mitte der jenſeitigen Arnoſtadt halten, ſollte billig für Fußgänger offen ſeyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile von einander entfernt ſind.

Meine zweite Tagfahrt ging ſchon weiter von Oſten in den Süden, und gehört zu den ſchönſten Tagen meines Aufenthaltes in Florenz. Es war der 22ſte Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marſch antrat, und mich zuerſt auf die reitzende Villa Imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen ſollte. Man ſteigt durch eine feine Allee von Cipreſſen und Leccen ſanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang ſeyn mag. Am Eingang und Ende ſind Statuen. Sehr ſchön ſtehen hier ſogleich voran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter koloſſaliſchen Bildern den Arno und die Arbia ſehen, und vor dem Pallaſte den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es iſt eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten ſind hübſch mit mancherley Natur- und Kunſtzierden, die Zimmer elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Süderende mit einem prächtigen neuen Bau beſchäftigt, der dieſe Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildniſſen und Schildereien gefiel mir vor allen die reitzende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in ſo eine Ville, nur nicht in ſo eine bunte Geſellſchaft gehören. Von hier iſt eine herrliche Ausſicht im Oſten auf die beſten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthauſe und ihre Umgebungen. Bald ſtieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdee wachſen.

Die ganze Gegend ſcheint nur ein Garten, und iſt mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten beſäet. Die prächtigſten Villen liegen umher und wechſeln mit Klöſtern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine luſtigere und lachendere Gegend, als dieſe gegen Oſten; ſo wechſeln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wieſen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen ſchnelle Bäche, mit Eſpen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohe verhüllt. Ich traf ſo einen rieſelnden Bach. Pferde und Kühe graſeten auf ſeinen Wieſen, die Knaben, die ſie hüteten, ſangen luſtige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging es nachher bergan, und immer durch Reben und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unwegſame Pfade auf die ſüdlicher liegende Karthauſe zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Dieſe Karthauſe liegt ſüdlich von Ville Imperiale, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeſchnitten iſt und hohe Berge hinter ſich hat. Nordweſtlich brauſt ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit höheren Eichen und einzelnen Cypreſſen gemiſcht, kränzen ſeinen Fuß und laufen in Terraſſen bis an die Mauern des Kloſters, das im weiten Umfange da liegt. Dieſe Büſche werden oben zu luſtigen Gärten, die eben ſo gut ein

Lucullus, als ein Karthäuſer bewohnen könnte. Ein gut gepflaſterter Weg führt ſteil im Süden in das Kloſter. Wie ich ihn hinan klomm, ſaßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die ſchöne Welt, die ihnen freilich geſperrt iſt. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloſter, ſo weit ſie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeſchichte von Pontormo und Sanzi di Tito, und eine Menge Reliquien. Zu dieſen iſt nun noch eine hinzugekommen, womit ſich die guten Karthäuſer gar viel wiſſen. Dies iſt der heilige Vater von Rom, der hier ſeit einiger Zeit ſein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur von Ferne geſehen, wie er officiirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen iſt, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es iſt eine ſtattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernſt, mit einem feinen Bauche und feurigen Moſesgeſichte. Der ſicherſte Beweis dafür iſt, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, deſſen man ſich ſonſt doch nicht leicht erwehren kann. Er iſt mehr groß, als mittlern Wuchſes, und hat noch jetzt eine ſo brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein ſchöner Jüngling geweſen iſt; da er noch als Greis das Wort verdiente: tant' è bello, quant' è santo.

Von der Karthauſe wandte ich mich mehr ſüdlich, und die Freuden des ſchönen Tages ſtiegen mit den Bergen. Die ſchöne Gegend war mir bisher meiſt ein verſchloſſenes Buch geweſen, aber von dieſen Bergen, die ich nun erſtieg, ſah ich ſie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, ſah im Süden und Weſten ferne Tannenberge dämmern, ſah den Lauf des Arno in den Weſten hinein bis Poggio a Cajano. Ich kletterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einſiedelei, die der Karthauſe grade gegenüber lag, ein Geflecht aus Eichen und Cypreſſen zu einer dichten Laubwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Seſſel aus Steinen und Holz drinnen, Körbe und Geräth des Vogelſtellers aufgehangen. Mir gefiel dieſes Kriechloch menſchlicher Größe ſehr, und ich ſegnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg ſo ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüſch ſtieg ich ins Thal, kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der ſchon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen ſummte. Voran gingen vier Männer mit Fackeln, dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit Kreuzen und einem Todtenkopf, auf ſchwarzem Grunde weiß gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, marſchirte nun, die Prieſter in weißem und bunten Meßgewandte, die Bauern und Folger alle in dunkel- und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit einem Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde hinabhingen. An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, ſo ſprachen, ſcherzten und lachten Geiſtliche und Laien, aber ſobald die erſte Stimme den Geſang intonirte, ward das Intoniren und Toſen allgemein. Ich eilte, um dieſen aus dem Wege zu kommen, und ging durch den ſchauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen und Buchen und hängende Felſen umgaben, und einzelne Wieſen zum Bache ſich ſenkten. Endlich erreichte ich wieder die Höhe, und machte vor der ſinkenden Sonne noch ein Paar Beſuche an zwey freundlichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erſte war das Kloſter Monte Uliveto gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußſteig und mehrere ſteinerne Stuffen hinanſteigt. Die Kirche iſt recht hübſch und das Kloſter einfältig und ungeſchmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenſchläge, weil der Menſch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er ſpielen könne. Aber das Schönſte was ſie haben, iſt ein runder

Hügel

Hügel ſüdlich über dem Kloſter, mit Cypreſſen eingefaßt und mit einigen Bänken beſetzt. Man ſteigt mehrere Stuffen hinauf, und ſieht dann über das Kloſter ſelbſt weg. Man hat eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt, eine weit ſchönere aber in das ſüdweſtliche Arnothal bis an die Berge hinter der Karthauſe und Poggio a Cajano.

Von hier geht man durch einige Thäler ſüdöſtlich, und kömmt nach der Villa Belloſguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Uliveto. Dieſe reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt iſt ſicher der ſchönſte, den man in der Nähe von Florenz hat. Man ſieht ſie hier meiſt der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläſte des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt ſo lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthauſe und weit über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit ſeinem Hain, San Franceſco und Fieſole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles iſt die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt ſo nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen geſehen. Sie ſind in eben dem Geſchmack, den die des Fürſten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunſt faſt gleich. Der Reiſende thut wohl, wenn er einige beſucht und die übrigen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Collazzi, die der Corſini und Caſtel Pulci der Riccardi geſehen und habe genug. Immer ſind ſie, wie ihre Schweſtern, eine Zierde dieſes einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichſten Quellen zu koſten. Die meiſten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cypreſſen; aber die melancholiſchen und ſchwärmeriſchen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sansſouci, ſucht man umſonſt. Man ſieht ſie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige ſpricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieſer Berge iſt äuſſerſt mühſam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten, ſondern Hacke und Spaten müſſen das Beſte thun. So erfordert dieſer Wein- und Oelbau unbeſchreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen ſtehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen, mit Reben gemiſcht. Doch iſt der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo ſeine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erſt wachſen. Dieſe ſind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwiſchenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide ſäet, und Kohl, Rüben, Artiſchocken und andre Gewächſe zieht. Eben ſo iſt es tiefer in den Thälern, wo die Zwiſchenräume noch weiter ſind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müſſen dann die Stiere das Beſte thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinſtock ein mürbes Land verlangt, und der Boden ſehr lettig und ſchwer iſt. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles iſt jetzt in Bewegung, um die herbſtlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, ſäet die Winterſaat aus. Die Weinleſe iſt vollendet, man ſieht nur noch Feigen, Kaſtanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein ſtützen, dieſe aus, und laſſen die Ranken zur Erde fallen, nachdem ſie ſie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre ſitzen mit Kiepen und Körben auf den Bäumen, und ſchneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Eſche, Erle und Ulme auf dieſe Art als Wieſe dienen. Selbſt das habe ich hier an einigen Stellen geſehen, daß man die Reben, wie jenſeit Trieſt, häufig mit Staub beſprengt. Man ſehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinleſe habe ich immer auf meiner ganzen Reiſe kein Jubeln gefunden. Jeder ſammelt mit ſeinen Leuten ſtill ein, wie ihm der Tag ſchön dünkt, und man ſpitzt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar ſchöne Ochſen, die das Stück 50 bis 60 Thaler koſten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Mauleſel, welche die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf ſteinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen ſind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Eſel, ſind in Menge hier. Die Ochſen haben meiſt die ungriſche Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel ſieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochſen, haben aber ein weit ſchlechteres Fleiſch, und darum ſind ſie wohl in den meiſten Ländern von dieſen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers iſt meiſt zierlich, mit Ziegeln gedeckt und gemauert, oft mit Fenſtern, aber eben ſo oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey ſchlimmen Wetter und zur Nachtzeit geſchloſſen werden. Gleich im Eingang iſt das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter ſogleich Feuer anmacht und ſich in der Runde herumſetzt. Zur Seite dieſes Eingangs ſind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthſchafts- und Hausgeräth, und manches, was zum Acker- und Weinbau gehört, enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende ſind Ställe für Rinder, Ochſen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich iſt noch Raum für Heu, Holz, gedroſchenes Korn und andere Sachen. Das wenige Korn, das ſie bauen, ſchlagen ſie gleich aus und ſetzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder ſie ſetzen, wie in Ungern faſt allenthalben, das Korn in Miethen (biche) und ſchlagen es im Herbſt erſt aus. Die Strohmiethen ſind rund um eine Stange (lo ſtile) geſetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh, oder Rohe ſehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel ſchaden könne.

Die Tracht iſt, wie allenthalben in Italien, Hoſen, Weſten, Jacken, ſelten ſieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey ſchlimmen Wetter eine Art Mantel, oder Regenſchirm. Die Farben ſind meiſtens grau und braun, ſeltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu ſie ſchwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen ſie jetzt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich ſehen wie die unſrigen aus, doch etwas zierlicher, weil ſie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten ſie gewöhnlich in mehrere Flechten, die ſie hängen laſſen, oder in einem Cirkelreifen aufſtecken; darauf ſetzen ſie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor ſtehend. Dieſer Strohhut ſcheint auf dem gedrechſelten Köpfchen nur leicht zu ſchweben, und iſt mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben ſo tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und ſchwarze, die ſie ſich ſelbſt machen. Die Mädel und Weiber ſehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn ſie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Roſſe, oder Maul gezogen, an feſtlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jäpchen und Rock iſt recht zierlich und mit tauſend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bey keinem Bauern geſehen; ſie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerſtiefeln, oder Steigbügelſtrümpfe, (calcette à ſtaffa) wie ſie ſie nennen, aus dickgeſponnener Wolle oder Filz. Stiefeln ſind überall eine ſeltne Art und ſelbſt Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenſchirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geſchildert habe, ſo ungefähr iſt die Klaſſe der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häuſern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuſter, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerey und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte iſt, daß nur die großen Beſitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern ſelbſt, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer ſind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer ſind, ſo gut auch meiſtens ihre Kleidung ſeyn mag, und ſo ſehr ſie ſich ihrer jetzigen Regierung rühmen, ſo leuchtet es doch jedem ein, daß ſie nicht fett leben, und ſelten Fleiſch, Milch und nahrhaftere Speiſen haben, ſondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müſſen. So wird die Jugend aufgefüttert, und ſo leben die Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meiſtens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht ſtarke Körper erblickt. Es iſt hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwiſchen dem Städter und Landmann; denn der erſte zeichnet ſich durch einen markigern und ſtärkern Bau aus. Die ſicherſte Probe ſind die Soldaten, die doch meiſt aus den Bauern ausgeleſen ſind.

Wanderungen in den Südweſten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24ſten Oktober.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediano die Liverner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es iſt fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, ſah noch einmal links am Wege die ſchöne Ville der Riccardi Kaſtel Pulci in ſeinen Cipreſſen. Auch einige ganz hübſche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marſch von ungefähr 6 Miglien paſſirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt ſind, und endlich im Weſten in dämmernde Berge ſich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und ſtoßen endlich im Norden an den Apennin. Von dieſen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von dieſen Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt ſich an einen anmuthigen Hügel, der die Ebne ſchließt und im Süden ſeine Brüder höher und höher ſich erheben ſieht, die wegen der trefflichen Weine, die ſie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt ſind. Dieſes ſchöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Erſten vollendet. Vorzüglich ſchön iſt der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römiſchen Geſchichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anſpielen. Dieſe Ville wird nächſt der Caſcine im Prado bey Florenz von dem Fürſten am fleißigſten beſucht. Durch luſtige Gänge ſteigt man ſanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wieſen und Weiden für das

Vieh ſind, das mit ächt holſteiniſchen Eutern und Schultern graſet. In dieſer Fläche, die für den Wein und ſeine Bäume zu niedrig iſt, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will er zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier iſt auch ein Park für Dammhirſche, Faſanen und anderes fürſtliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Piſtoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigſte und weiteſte um Florenz iſt, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und ſaß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten ſchwatzend um das kniſternde Feuer des Kamins, wohin ſie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis ſaß zunächſt mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthſchaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Caſcinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menſchen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzoſen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Weſten der Stadt im December.

Es ging wieder zuerſt dem Prado zu. Dieſe reihenden Spaziergänge und Spazierfahrten ſind um ſo angenehmer, je näher ſie der Stadt, und je mehr ſie der Zeit und dem Vergnügen eines jeden erreichbar ſind. Man geht längs dem Arno entweder durch die Porticinola den nächſten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, ſo kommt man in ſchöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und iſt ſogleich dem Strome nah. An dieſem Strom laufen Gänge, Fußſteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts ſchließen Hecken und Gelſen ſchöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man iſt an ſchönen Tagen ſelbſt um den Bruma ſicher, Geſellſchaft fröhlicher Menſchen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geſchäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort ſchneller dem Blick vorbey. Dieſe Gänge und Steige zunächſt an der Stadt, heißen il Prado. Wo ſie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büſchen die ſogenannte großherzogliche Meierei (le Caſcine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es iſt ein ſchöner Park, drey bis ſechs hundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wieſen und Flächen durchſchnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf gewiſſe Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwiſchenräume ſchließt dunkles Gebüſch ein. Dorn und Wachholder, Haſeln und Lorbeer, Myrthen, ſpaniſche Violen, Eichen und Eſchen ſtehen hier in wilder Eintracht beiſammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Faſanen, Krametsvögeln, Droſſeln, Rebhühnern und anderm Gevögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wieſen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken ſelbſt dem traurigen Winter einen Frühlingsanſtrich geben. Die Gänge ſind meiſt mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte etwa ſteht eine Menge Eichen,, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Epheu umkränzt. Außen aber ſind Eſpen, Eſchen, Ahorne, Lerchen und Pinien in ſchöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt faſt nichts, als die phaetontiſchen Zitterpappeln. Der Strom und der jenſeitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wieſen Grün und Leben.

Die Kunſt hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum ſieht man einen Pegaſus über einer Quelle, weiter vorn einen Narciſſus über einem Brunnen, der kein Narciſſus iſt, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düſtre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus grauem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von dieſem iſt die Meierei, oder die Caſcine, eine leichte ländliche Ville, die die fürſtliche Familie oft beſucht. Die Leeren zwiſchen den Säulen ſchmücken niedliche Basreliefs, die ſich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier ſein Weſen. Links iſt Viehſtall und Heuboden, rechts ſind noch einige Wirthſchaftsgebäude. Ein ſchöner Raſen grünt vor der Ville mit Bäumen und Lorbeer- und Myrthenhecken. In der Mitte ſteht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Gabel, von mehrern Marmorbüſten umgeben, die ſchön mit Epheu und Lorbeer umgrünt ſind, wie die ſteinernen Bänke, die in der Runde ſtehen, von denen man eine offene Ausſicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßluſtigen ſind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tiſchen und Sitzen; doch iſt es ſehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt iſt, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordweſtlich auf Petraja zu, eine Ville des Großherzogs, am Rande der Ebne ſchon ſehr auf der Höhe. Sie iſt ſehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen ſie ſchön. Eine herrliche Promenade iſt an der öſtlichen Seite der Villa, wo ein luſtiger Bach durch ſein felſigtes Becken tanzt, von Eichen und Cypreſſen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies ſeyn! Von hier kam ich nach Caſtello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cypreſſen und Kaſtanienalleen. Sie iſt viel beſſer erhalten, als Petraja. Die Zimmer ſind mit Gemählden, Zeichnungen und holländiſchen Stücken geziert. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte ſo ganz italiäniſch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schloſſe hinab. Die erſte Terraſſe iſt mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen beſetzt und mit Myrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und ſelbſt der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Heſpericus, und von den Blumen einiges in meine Taſche gleiten. In der Mitte dieſer Terraſſe ſteigt ein hübſcher Brunnen mit drey Marmordekken über einander empor, um welche ſich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchſten hält ein ſchöner Herkules den in Todesnöthen ſich windenden Antäus umſchlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch ſtehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Niſchen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von dieſem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm grade gegenüber höher nördlich ſich öffnet. Sie iſt mit Muſcheln, Tuf- und Tropfſtein, mit Moos und Verſteinerungen zauberiſch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Waſſer gefüllt werden. Ueber dieſen ſind mit herrlicher Kunſt Thiere in Lebensgröße, jedes mit ſeinen Farben, jedes in ſeiner charakteriſtiſchen Stellung und Beſchäftigung, aus Stein gehauen. Da ſteht der Hirſch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und

Eſelin. An den Wänden oben ſitzen Vögel umher. Von dieſer Terraſſe geht man linker Hand bey dem Treibhauſe eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Letſchen, Pinien und Cipreſſen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberraſcht trikt man plötzlich an einen ſilberhellen Teich mit einer kleinen Inſel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerſtauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen ſich in Rieſengeſtalt ein zitternder Alter erhebt, aus deſſen Haupt das Waſſer in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieſer Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Oſten, der Blumen und Obſtbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran ſtößt noch ein kleiner dunkler Park mit Faſanen. Ich ſtieg von hier unter Weinbergen und Oelbäumen immer bergan zu dem ſchönen Karmelitenkloſter Santa Lucia alla Caſtellina, kurz Caſtellino genannt, und genoß eine Stunde von ſeiner hohen Terraſſe einer entzükkenden Ausſicht über die weite Ebne und die Stadt, ſprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und ſtieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu beſehen, deren Arbeiten ich in der Stadt ſchon bewundert habe. Dieſe iſt

Doccia, eine Ville der Ginori unter Caſtello. Hier iſt vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indeſſen von dem erſten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es ſeitdem fortgeſetzt iſt, doch arbeiten noch immer an die 50 Menſchen darin. Das Porzellan iſt freilich nicht ſo fein, als das von Sevres und Meiſſen, aber doch immer vorzüglich. Dieſe Fabrik hat den Vortheil, die ſchönen etruriſchen Gefäſſe ſo in der Nähe zu haben, und wirklich ſind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich ſchön. Auch rühmt man die Feſtigkeit und Dauer der Maſſe, blos die Durchſichtigkeit könnte etwas feiner ſeyn. In der Stadt ſind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben ſo vollſtändig und zierlicher ſehen kann, als am Orte ſelbſt.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toſkana.

Manches iſt ſchon beiläufig eingefloſſen, was zu dieſer Rubrik gehört, und ich will es hier alſo nicht weitläuftig wiederholen. Wenn ich vom Feldbau Toſkanas rede, ſo meine ich den, welchen ich zwiſchen Florenz, Piſa und Piſtoja geſehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert iſt, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich ſo gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrariſchen. Manches auch iſt ewig wie der italiſche Himmel und muß ſich natürlich ſo wiederfinden, oder doch ungefähr ſo, wie es die Alten uns beſchreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meiſten aufgefallen iſt, weil ich meine, daß grade das ächt italiſch ſeyn müſſe.

Kurz will ich erſt die gewöhnlichen Arbeiten der verſchiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann ſchon weit verſtändlicher ſeyn werden.

Im Auguſt bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man ſäet Feldbohnen, Sommergerſten und Klee fürs Vieh, das im Spät-Herbſt gemäht wird; das Einſammeln des Reiſigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Dieſe Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und ſäet an manchen Orten ſchon Winterflachs, Wolfsbohnen, Roggen und Weitzen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, beſtäubt ſie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirſe, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafſchur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinleſe im Oktober, und das Abſtoßen der Bienen. Man ſäet Weitzen, Roggen, Winterroggen, Spelt, Winterhaſer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Winterſaat reißt man die erſte Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weitzen, oder Roggen tragen ſoll. Jetzt iſt das Beſchneiteln der Reben und das Ausſchneiden und Rupfen von Reiſig und Blättern an ſeiner Stelle. Man ſammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Frühlingsſaat, ſäet Märzbohnen, Wintergerſten, Wicken, graue Erbſen, (ceci roſſi) pflanzt und beſchneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbſen, grauen Erbſen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt iſt. Im Februar ſäet man Haſer, Märzbohnen (fave marzuole), Linſen, weiße Erbſen, Gartenerbſen (piſcelli), Flachs, beugt, bindet (und beſchneidet an einigen Orten ſogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, ſetzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März ſäet man noch Gerſte, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinſtöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn geſäet, eine zarte Art weißer Erbſen, Mais, Hanf, Hirſe, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Geſäeten nach, gätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und ſchließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbſen, den Mais, Hanf, die Hirſe ꝛc., die im April geſäet ſind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Roggen und die Wicken werden geſchnitten und in Miethen geſetzt. Man beſäet das ledige Land, ſo wie das Flachsland ſogleich mit Hirſen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu mähen. Im Julius iſt das Ende der Aerndte des im Herbſt und Winter geſäeten Korns. Man bearbeitet ſogleich das Wicken- und Roggenland für die künftige Jahresärndte, und ſäet in ſo ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zuſammen mit Rüben, Rettig. — Man behackt und behäuft die Hirſe, das Heidekorn, die Erbſen, Schwingbohnen ꝛc. vor der Dröſche, die nun und die folgenden Monate in der Zwiſchenzeit geſchieht.

Alles dieſes verſteht ſich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, ſpäteſtens im November geſäet, indem die Saatfurche die vierte iſt, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes geſäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano ſaracino, der im Junius geſäet wird.

Der Roggen (la ſegale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen ſäet man ein Gemiſch, wie man es im ſüdlichen Teutſchlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieſes heißt grano ſegalato, oder Weitzenroggen.

Die Gerſte wird in der Mitte des Septembers und im Oktober geſäet, wie der Weitzen, wird aufgeſchaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerſt von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Dieſe Art Wintergerſte heißt orzo. Eine andre ſchlechtere Gattung, die man Sommergerſte nennen könnte, iſt die orzuola. Dieſe mergelt das Feld mehr aus, als die erſte, und und giebt ſchlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit iſt der Frühling.

Der Spelt, (la ſpelda) iſt ein Mittel zwiſchen Weitzen und Gerſten, und wird gleich nach dem Weitzen geſäet, und nimmt mit leichterm und loſern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel geſäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerſte, zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld geſäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzenſaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbſt die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen geſäet, wächſt weit ſtärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, deſſen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbſen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterſcheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters geſäet. Andere gelbe und weiße im April und Mai. Die feinen Erbſen, oder Gartenerbſen, hat man faſt das ganze Jahr (piſelli, petits pois) durch, ſäet die erſten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Febeuar, die dritten im Mai und Junius, ſo daß ſie nur die Herbſtmonate fehlen.

Wicken, (veccie) ſäet man ſowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemiſcht. Ihre Saatzeit iſt der November und December. Man ſäet ſie auch mit der Sommergerſte (orzuola) zuſammen im Frühling, um beide als Futterkraut zu mähen; ſäet ſie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen ſoll.

Mais, türkiſcher Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und den Anfang des Mais, nicht geſäet, ſondern in ziemlichen Zwiſchenräumen gelegt und fleißig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbſt geſäet, mit dem andern Winterkorn; auch ſtreuet man ſie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn ſie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Oktobers und im Anfang Novembers geſäet, wenn man ſie grün verkaufen will, wo ſie gran bacelli heißen. Die andern ſäet man im Januar und Februar, nicht ſo gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch ſie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt ſie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müſſen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt ſie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirſe (miglio) wird im Anfang Mais und Ende Aprils geſäet, und viel gehäuft und behackt. Eben ſo verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirſe iſt die Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächſt und braune hängende Traubenbüſchel hat, woran die Körner hängen. Sie wächſt zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieſelbe Saat- und Aerndtezeit und ge-

reiht

[illegible] an feuchten Orten. Ihre Körner ſind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemiſcht. Man ſäet dieſe Saggina auch im Sommer in Brachland, um ſie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, ſi. heißt dann Sagginella.

Linſen werden im März in naſſen Feldern geſäet, und mit den Erbſen reif. Man findet ſie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum 20ſten Mai geſäet. Man beſchaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs ſäet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern ſehr, wächſt ſonſt ſtärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils geſäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land iſt weit angebauter und bevölkerter, als die meiſten nördlichen Länder, kann auch wegen ſeiner Wärme und ſchnellen Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menſchen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Deſpotiſmus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menſchen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht ſo fühlbar machen. Man muß die Wirthſchaft mit den Bäumen ſehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es ſey, muß auf mehrere Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle ſeine Blätter giebt der Baum zum Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, größere werden ausgeſchneitelt, in kleine

Bündel gebunden, und dem Städter zur Feurung zugeführt; noch muß er die Reben ſtützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird ſelbſt ſo ein fruchtloſer Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als ſtecke noch eine Dryas hinter ſeiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geſchieht, wie vielmehr muß dieſes der Fall ſeyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An dieſen Fruchtbäumen iſt kein Land reicher, als Italien, und ſie erſetzen in Gebirggegenden gar ſehr den Mangel an Getreide, und ohne ſie würde die ärmere Klaſſe nicht gleichſam ſo von der Luft leben können, als es einem Fremden oft ſcheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichſten Reichthum dieſer Gegenden ausmachen, ſo werden ſie auch am ſorgfältigſten verpflegt. Das iſt Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Löſen und Entblättern und Beſchneiteln. Doch will die Rebe tauſendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade durch zerſpaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man ſchneidet Zweige eines Arms dick in mehrere ſpannenlange Stücken, doch nur ſolche, die ein Auge zum Ausſchlagen haben, beſchmiert die beiden wunden Stumpf-Enden mit Baumharz und gräbt ſie in die Erde, und ſiehe ſie treiben junge Reiſer, die man in Pflanzſchulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und ſchneidet knorplichte Auswüchſe, die man Eier nennt, (novoli dell' olivo) und die ſich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt ſie in die Erde, ſie treiben ein Stämmchen, und aus dieſem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinſten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Dieſe aber werden geimpft. Eine Methode iſt noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen ſeiner Hauptäſte abſägt, und auf dieſe luſtige Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropſt. So verjüngt ſich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwaſſer erhalten. Man ſäubert ſie im Winter, auch die ſchlechteſten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man ſorgſam für den Heerd ſammelt. Daß Moos und andres Unheil nicht gelitten werde, verſteht ſich von ſelbſt. Man kann die Bäume nach ihrem höhern, oder niedern Standpunkt betrachten, wie ſie in einer bergigten Gegend ſtehen. Im rauhen Gebirg ſtehen die Tannen, Eichen, Letſchen und wilden Kaſtanien. Dann ſind die nächſten die zahmen Kaſtanien und Wallnüſſe, denen ſchon die Oelbäume und einige Kirſchen- Pfirſiche und Feigenbäume zunächſt ſtehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirſchen, Miſpeln und Ginggiolen. — Die Ginggiolen ſind ſchöne krauſe Bäume, größer als die Kornelkirſchen, faſt wie unſre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrthenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander ſtehen. Die Zweige ſind durchweg mit Stacheln, wie unſre jungen Akazien, beſetzt, und man findet daher auch Geſträuch dieſes Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Geſtalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann ſie reif iſt, doch eine dünne Haut, wie die feinſten Aepfel. Sie iſt angenehm ſäuerlich, doch mehr mehligt, als ſaftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind dieſe Ginggiolen etwa, was man ſonſt auch Erdbeerbaum nennt? Die Sorben ſind krauſe Bäume, die zur Größe der höchſten Obſtbäume aufwachſen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, ſo ähnlich, daß man ſie dafür halten würde, wenn man ſie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde röthliche Frucht.

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reiſt nur, wenn ſie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Miſpeln. Ihr Geſchmack iſt ſäuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Nun fangen die Feigen, Kirſchen, Pfirſiche, Aprikoſen und auch wohl einzelne verlorne Obſtbäume an; doch ſtehen dieſe und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgeſetzt, und müſſen den Winter noch ihre Treibhäuſer haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey dieſem Mangel an großen Wäldern bedient man ſich zur Einhägung der Felder, ſtatt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und ſtatt der Staketen, oder Schranken aus zerſchnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Noch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit ſtärker wächſt, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinſtocks und andrer Rankengewächſe und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künſtlicher Zäune angewendet wird.

Man kann über die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie richtet ſich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der größern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beſchaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein- und Oelbau vermiſcht iſt. Im Allgemeinen ſteht es indeſſen feſt, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es ſo hergeht, da ernähret ein kleiner Fleck Landes viele Menſchen, und dieſe vielen Menſchen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indeſſen die Natur ſich weigert, da läßt der Menſch ſchon von ſelbſt ab, und läßt höchſtens ſeinen Ochſen einige Tage auf Gewinn und Verluſt thun, was er ſelbſt nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchſtens die gröbere Herbſt- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwiſchenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In ſolchen Feldern findet man faſt nie Brache oder Ruheland, ſondern die Erde, die ſo fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwiſchen dieſen Reben wird nun der Acker faſt unaufhörlich umgerührt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren ſind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Winterſaat in Ruhe liegt, gewöhnlich vier Furchen, die erſte im Herbſt, November und December, die zweite nach den Winter, (iterazione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling ſäet, iſt es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Kornart von lockerm, oder feſten Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man iſt vielleicht nirgends geiziger mit dem Dreck, als in Toſkana. Davon habe ich oben ſchon ein Beiſpiel erzählt. Der Dreckkärner und Sammler ſind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man ſchlägt ſich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abſcheu flieht. Ich habe ſchon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätſommer mehrere Hülſenfrüchte ausſäet, um ſie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wann ſie hoch aufgeſchoſſen ſind, und durch ihre Verfaulung dem jungen Saamen ſogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Seggina und einige Erbſenarten. Dieſes Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck il ſoverſcio. Es geſchieht im Herbſt vorzüglich bey den

Feldern, die im Februar und März beſäet werden ſollen. Auch hat man noch die alte Virgiliſche Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man ſehr lang ſtehen läßt. Dies geſchieht vorzüglich auf ſchwerem Boden, und ſie meinen, daß dieſes Verbrennen die Erde lockere, und die Aſche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. l. 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. bei'm Weitzen, der Gerſte, der Hirſe, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß ſie aufgeſchaufelt und gehäuft werden. Dieſes kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker ſo fleißige Arbeit lohnt und wo Menſchenarme genug ſind, ſo zum Kleinen hinabzuſteigen. Daher ſahen die Felder um Piſa und in ſeinen Dörfern ſchon weit mehr unſern Teutſchen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die größte Ausmergelung, wie die italiſchen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, iſt es aber was gewöhnliches, ſelbſt wo keine Reihen Weinſtöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchſtens mageres Heidekorn und kümmerlichen Roggen und Spelt verſprechen, thut man ſo viel Ehre und Mühe nicht an. Um ſich indeſſen dieſes Häufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beſchreiben. Die Rücken Feldes zwiſchen zwey Furchen ſind ganz, wie man ſie in einigen Gegenden Frankens und Baierns ſieht, d. h. äußerſt ſchmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In dieſe ſäet man nun das Korn dünn ein. So wie dieſes aufkeimt, ſchaufelt man die Erde aus den Furchen, worin der beſte Saft des Düngers, Laub und andres ſich geſammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn ſich wieder mit ſeinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederholt, ſo daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen ſich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung iſt, alles um, doch nicht tief, und ſchaufelt, wenn es ſo unter und über einander geworfen iſt, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, ſo treiben die überbleibenden doch erſtaunlich und ſtangen in tauſend Aeſten ab. Man begreift nun, was es iſt, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey nun natürlich ganz zunichte gemacht. Um ſich nicht zu verwirren, wenn man von dieſen Dingen im Italiäniſchen lieſt, will ich die drey Inſtrumente beſchreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unſers kleineren Spatens haben ſie meiſtens einen weit ſchwerern und breitern mit größerem Handſtiel, und unten nahe am Eiſen mit einem Queerholz zum Aufſetzen des Fußes, dieſer heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abſtechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eiſen beſchlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde anfüllt und behäuft. Dieſe zappa dient auch zum Abſtechen des Unkrauts und des Raſens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abſtoßer und Häufer, ein ſchmales 4 bis 6 Zoll langes ſcharfes Eiſen, an einem kleinen Stiel befeſtigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und ſticht das Unkraut ab. Er heißt il ſarchio, oder ſarchiello, und die Arbeit ſarchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er iſt, wie ſchon der Sänger von Mantua ihn beſchreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, ſo daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf ſchwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beſchreiben mögte ſehr überflüſſig ſeyn. Ich kann jedem mit gutem Gewiſſen Voß Ueberſetzung der Georgica empfehlen, die faſt ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbreter, oder das Streichbret heißt auch jetzt noch orecchio. Streichbreter (binae aures) Virgils ſieht man mehr auf leichtem Lande, oder bei'm Auffurchen tiefer Furchen. Sonſt ſind ſie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen ſoll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem duplici dorſo, wobey beide, Heyne und Voß, ſich ſo quälen. Dieſe Stelle, die mir noch ſeit meinen Schuljahren im Kopfe ſaß, fiel mir bei'm Anblick des erſten italiäniſchen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugſchaar (vomer) aus, ſondern ein Schuh aus Einem Holze iſt faſt immer an ihnen befeſtigt, und dieſer Schuh der Pflugſchaar iſt in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgeſtülptes Schiff, und ſo iſt die Pflugſchaar darauf vorn befeſtigt. Daher, denke ich, heißt es duplici dorſo. Das Meſſer, Seck, il coltro, vor der Pflugſchaar eingeſteckt, ſieht man nur in ſteinigten und ſehr harten Feldern, es iſt auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht ſo nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, ſondern mit Einem Legbret nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien faſt nicht. Erlaubt die Zeit nicht, ſogleich auszudröſchen, ſo ſetzt man Miethen und ſteckt die Stoppel-Enden auswärts und die Garben einwärts. Dieſe Miethen, oder Kornhauſen heißen barche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in deſſen Form ſie geſetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröſchen will, und ſetzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben ſo macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt iſt, habe ich oben ſchon geredet. Im Toſkaniſchen läßt man nicht die Pferde und Ochſen dröſchen, wie im ſüdlichen Italien, (triturazione) ſondern ſchlägt (batter) und dröſcht mit kleinen Flegeln (flaggellazione).

Wenn das Feld ſo ſehr als ein Garten behandelt wird, ſo müſſen natürlich die Gartengewächſe und Früchtealler Art eben ſo gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich ſchon ein Wort geſagt, und von den grünen Erbſen, Rüben und Rettigen, die für Menſchen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben ſo fleißig baut der Landmann, der ſeinen kleinen Fleck möglichſt benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächſe, alle Arten Grün- und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Sellerie, Kreſſe, (wovon ſelbſt dieſen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Mören, Artiſchocken, Melonen, Gurken; Kürbiſſe, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten ſieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weitzenſack erſparen. Saffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu eſſen iſt, das muß in Italien heran bis auf die Heuſchrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeiſige und Meiſen, die kaum zu ſehen ſind, wenn man ſie gebraten vor ſich hat. Zum Glück iſt kein Monat im Jahr, wo nicht etwas für den Magen wüchſe. O glückliches Heſperien, machteſt du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine ſo ſchickliche Gelegenheit finden mögte, davon zu reden. Da ſteht natürlich derjenige obenan, der um die Toſkaner ſich durch ſeine Arbeiten am verdienteſten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe ſchon oben geſagt, daß dieſe faſt ganz ungriſchen Schlages, nur ſtärker ſind, und ſehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, ſondern müſſen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, ſo wie ſie Holz und Produkte zur Stadt fahren. Schon Virgil räth, ſie menſchlich und ſorgfältig zu behandeln, und dieſe Geſetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbſt von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsſtunde. Die reicheren Ackerbeſitzer haben auch Wechſelochſen, die ſich ablöſen, ſo daß jeder ſeinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der ſchweren Arbeit erhalten ſie zum Grün Schrot, Roggen, Hafer und anderes Getreide. In der Winterruhe müſſen ſie mit Rüben, Rettigen, Kleien, Spreu und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reiſig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meiſten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden ſie im Freien gehütet. Auch ſie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt ſie vor Schmuz und Reifen und Erkältung, pflegt ſie nach der Geburt weit ſorgſamer, als bey uns im nördlichen Teutſchland.

Die Pferde Toſkanas ſind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchſes, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toſkana meiſtens iſt, begünſtigt die Pferdezucht nicht. Die Race iſt von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen, und wenigſtens iſt ſie hart und dauerhaft. Beſſer ſind ihre Subſtituten die Mäuler und Eſel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toſkaniſchen Eſel ſind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit beſſere Dienſte thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten ſind, als Pferde. Dieſe Mäuler ſind zum Theil von ſchönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und ſie werden theuer bezahlt. Alle dieſe Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Eſel, ſchmückt der Toſkaner mit bunten Netzen, Bändern, Büſchen und Glöcklein auſſerordentlich auf, und ſeine Thiere ſind immer geputzter, als er ſelbſt, wann er zur Stadt reiſet.

Schaafheerden giebt es ſehr anſehnliche in Toſkana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, müßten ſie noch mehr in Aufnahme kommen laſſen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachläſſigt, und der alte Stamm dieſer nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet ſey. Einzelne haben zwar durch ſpaniſche und barbariſche Race zu verbeſſern angefangen; aber leider bleibt ſo etwas allenthalben nur Experiment, ſobald es nicht Wille und Bedürfniß des ganzen Landes iſt. Das allgemeine Intereſſe, was zugleich jeder einzelne zunächſt fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbſt, alſo zweimal geſchoren. Täuſchen kann es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man faſt Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer ſieht. Das Intereſſe des Landmanns weiß das nemlich bey ſeinen Schaafen durch Abſonderung, oder Zulaſſung der Böcke ſchon einzurichten. Zu einigen Schaafen läßt er die Böcke ſchon im Julius und Auguſt, damit er im Januar Lämmer verkaufen kann. Indeſſen iſt die gewöhnliche Zeit, ſie belegen zu laſſen, der November, ſo daß die Geburten in die ſchöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey dieſen gilt noch das Alte, daß ſie oft, wie ſchon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zickel werfen. Auffallend iſt es, daß man an ſchlimmen Winter- und Regentagen die Ziegen und Schaafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müſſen ſie den ganzen Winter hinaus, ſobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indeſſen was giebt das auch für Wolle?

Gänſe werden nicht viele gehalten. Sie ſind klein und von zähem Fleiſche, wie in ſüdlichern Klimaten faſt immer. Man rupft ſie fleißig, und ißt ſie jung mit den erſten Spielen, wie in Südteutſchland. Dafür iſt das andre Geflügel wohl nirgends in ſolcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hühner und Tauben. Dieſe Vögel hat jeder kleinſte Bauer zahlreich auf ſeinem Hofe, füttert ſie mit ſchlechtem Korn, Hirſe und dem Abfall der Wein- und Oelbeeren, weiß ſie auch kunſtreich für den Liebhaber zu ſtopfen, ſo daß dieſe Braten immer in Menge zu haben ſind. Das milde Klima läßt überdem das Brüten nur etwa die kurze Zeit des Mauſerns aufhören. Die Millionen Tauben leben im Winter faſt allein von den ausgefallenen Weinbeeren und anderm Geſäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögeln hat man hier überdies eine zahlloſe Menge im Winter und Herbſt bis zum Frühlinge zu füttern. Es ſind meiſtens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erſtaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Dutzende der köſtlichen Waldſchnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Droſſeln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die ſie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verſtehen.

Florenz.

Ich habe in dieſer lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in dieſe Zeit fallen. Da ich alle Klaſſen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italiſcher Sinn noch in ihrer Reinheit herrſchten, und alles noch von fremden Händen nicht von ſeinem Platze geſchüttelt, oder gar weggenommen war, ſo halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieſer Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieſer Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunſt, die ſonſt ſchon dieſe Stadt zu einer der erſten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, ſollte ich vielleicht ganz ſchweigen, wenn es nicht ſo ſüß wäre, von dem zu reden, was uns viele Luſt gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Poſitiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern ausführlich leſen kann, mich ganz ſtumm verhalten, und wann mir mal ſo was menſchliches widerfahren ſollte, ſo lege es jeder nicht auf die Achſel, welche noch keinen Buckel hat, ſondern lieber auf den alten Höcker menſchlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Erſten aller Dinge an, ſo beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem ſchönſten Juweel in dieſer ſchönen Stadt, um denen, die meine Geſchwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eſeln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künſte im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis ſie durch ſchlechtere Florenz um ſeine Freiheit betrog, und das genievolle toſkaniſche Volk eben ſo ſehr herunterbrachte, als ſie daſſelbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der ſchönſten Namen Italiens, und zugleich der Beförderer der Künſte und Freund des Donatello und Michellozzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht ſo großen Geiſt, that Lorenz der Großherzige. Die Fürſten von Toſkana giengen anfangs in dieſen Geiſt für die Kunſt ein, aber mit der Freiheit war auch das ſchönſte Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der Zweyte, der 1670 ſtarb, und ſein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunſt, und von dieſen beiden ſchreiben ſich viele der ſchönſten Antiken und neuern Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian ꝛc. Leopold von Oeſtreich endlich ließ aus dem Pallaſt Medicis in Rom die Gruppe der Niobe und andere köſtliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toſkaniſchen Volks. Wird das ſie ſchützen? Die genaueſte Beſchreibung vieler Merkwürdigkeiten dieſer Gallerie findet man in dem koſtbaren Museum Florentinum, wovon ſchon eilf Bände in Folio heraus ſind. Hieher gehört auch Goris Museum Etruscum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufſätze des Cuſtos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio istorico mit manchen intereſſanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm iſt noch ein köſtliches Manuſcript hier im Archiv über die Medaillen, geſchnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch der Antiquar Lanzi in ſeiner Istoria della Pittura gehört hieher.

Schon die Treppe iſt des Heiligthums nicht unwürdig, wozu ſie führt. Man hat zu beiden Seiten griechiſche und lateiniſche Inſchriften auf Marmorblöcken. Dann ſieht man einen Bacchus und ein allerliebſtes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, iſt gleichſam in zwei getheilt. Im vordern ſieht man zum Theil aus Porphyr die Büſten der mediceiſchen Fürſten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten iſt ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, deſſen kühner Flug einem Siegesroſſe gleich ſieht. Hiezu iſt ein Pendant, der berühmte Eber, wovon ſo viele Kopien gemacht ſind, und wovon man von Pietro Tacca die ſchöne bronzne in der loggia des Mercato nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beſchädigte, ſehr gelitten. Zwei ſchöne Wolfshunde ſtehend. Außer mehreren Marmorn ein Trajan und ein ſchöner Auguſt in Rednerſtellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erſter Korridor.

Einige alte Stücke florentiniſcher Meiſter im Entſtehen der Kunſt, die einem Geſchichtſchreiber derſelben zu Belegen dienen konnten. Man ſehe Lastri Etruria pittrice. Doch ſind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöſtern ſieht. Unter dieſen zeichnet ſich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und jene kühne Zeichnung herrſcht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Roſelli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Piſa mit großem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünſchen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erſte iſt eine ſonderbare Idee, aber im Weibe ſowohl, als im Buben, iſt der Karakter ſchelmiſcher Luſt ſehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lauſekammes und der Lauſejagd, die ſich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin ſteht. Auch das zweite iſt vorzüglich, beſonders die Hauptfiguren. Die ſüße Sehnſucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leiſen Zügen der Lüſternheit im Geſichte der Jungfrau, die ſich von den Müttern gleichſam mehr tragen, als führen läßt, ſind ſchön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters iſt vortrefflich, ſeine Augen ſprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne dieſen Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten ſetzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Chriſtus und die Phariſäer im Tempel diſputirend, eines ſeiner berühmteſten und vollendetſten Werke, obgleich auch hier die Schatten ſehr hart ſind. Es iſt eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder ſeinen Karakter trägt, und aus dem Leben geſtohlen zu ſeyn ſcheint. Der Chriſtuskopf ſollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorſtrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutſchen und italiäniſchen Mahlern.

II. Skulpturen und Statüen.

Erſter Korridor.

Herkules, der den Neſſus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenſeits vor dem Ponte vecchio, mit der ſie ſich auch nicht meſſen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen ſeines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es iſt ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muſkeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomiſches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergeſtellt, in der Stellung der mediceiſchen. Er hat ihr aber, ſo ſehr man ſie auch preiſet, das Unausſprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene ewig allein bleiben wird. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Dieſe Statue iſt außerordentlich beſchädigt

beſchädigt und vieles daran ergänzt; doch ſind die Umriſſe des Rumpfes und die Schenkel größtentheils antik, und dieſe erregen um ſo mehr eine Klage, daß das Uebrige nicht mehr da iſt.

Zweiter kleiner Korridor.

In dieſem gegen Süden am Arno, welcher die beiden langen verbindet, ſind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Porträts, die oben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine auſſerordentlich ſchöne Antike in Rückſicht der Stellung und des Ausdrucks. Er ſchaut empor, der kleine Spitzbube, als ſpotte er der Donnerkeile Zeus, und aller freche Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit iſt in dem Lächeln ſeines Geſichtes ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun geſtützt. Eine treffliche Gruppe, die eine große Idee von der alten Kunſt giebt. Die Leiber ſind ſchön, aber man vergißt ſie über den Köpfen voll Grazie und Anmuth. Es iſt die ewige Freude gleichſam perſonificirt, wie ſie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverſchleiert ſich ihren Lieblingen offenbart, es iſt nicht die leidenſchaftliche, ſondern die feſte und ſtille, die eben, weil ſie dies iſt, keinen Wandel und Wechſel kennt. — Eine ſchöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füßen, in einer leicht hinſchwebenden Stellung. — Ein Weib mit einem Schwan, oder einer Gans im Schooße. Der Buſen ſcheint vor ſüßer Luſt ſich ſchwellend zu heben, alle Züge des Geſichtes athmen das Vergnügen, und die ſüße Vernichtung der höchſten Wohlluſt. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Zabboni meint, es ſey eine Venus Lamia, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf iſt außerordentlich ſchön, und giebt eine anſchauliche Vorſtellung der tapfern Tugend, welche dieſe Göttin vorſtellt, und die man ſich immer mit einer guten Beimiſchung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lägen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Schaam und ſüßer Huld, wie ſie den Wellen des Meers entſteigt. Sie gehört zu den viel geprieſenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andere halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der ſchönſten und reizendſten Statuen der Korridore, das Bild der Schönheit, zwiſchen dem Jünglings- und Knabenalter mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein ſchöner Bacchus ſeyn, wenn man den vorigen mit dem Faun ſobald vergeſſen könnte. — Ein ſchöner Torſo, als Studium für junge Künſtler ausgeſtellt, ſich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um langſam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunſt und der durch die Gymnaſtik mehr ausgedrückten menſchlichen Form beſtand.

Zweiter großer Korridor.

Gegen einander überhängend zwey geſchundene Marſyaſſe. Der eine hat einen ſtarken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von dieſen verzerrten Zügen gern zu etwas beſſerm. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein außerordentlich ſchönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler beſſer gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der größte dieſer beiden iſt vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale ſehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn ſchlecht. — Zwei Statuen von Aeſkulap. — Bacchus von Michel Angelo. Dieſer iſt ſehr berühmt und hat nach dem einſtimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne ſich zu ſchämen, unter den beſten Ueberbleibſeln der alten Kunſt aufgeſtellt zu werden. Es iſt nicht der Gott, der nur Freude und Wolluſt athmet, wie der ihm gegenüber ſtehende, ſondern er hat etwas Großes und

Majeſtätiſches, wie man ſich ihn denken muß, wenn er mit ſeinem Löwen- und Tigergeſpann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geiſt ſeines Meiſters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegenüber ſteht ein anderer in kleinerm Maße von Sanſovino, voll großer Lieblichkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein ſolcher, der wohl mit einer Nymphe ſich im Weinlaub verſtecken gehen kann; auch er iſt ein Meiſterſtück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederiſchen, jetzt pariſer Laocoons, und zwar eine äußerſt berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu ſehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er ſehr gelitten. — Von Donatello ſieht man hier noch zwey geprieſene Stücke, ſeinen David mit Goliaths Haupt zu ſeinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Faſten abgezehret. Der David erinnert an den ſchönen St. Georg von eben dieſem Meiſter, den man in einer der Niſchen der Kirche Or San Michele ſieht, eine rechte Heldengeſtalt, aus deſſen Geſichte Muth und Kühnheit auf ſeine gute Sache blicken. Aber berühmter bei weitem iſt Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichſten Werke dieſes großen Künſtlers, den man beſonders wegen der anatomiſchen Richtigkeit bewundert, weil ſo ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey dieſen Meiſtern mit dem Gefühl davon, ſie würden Phidias und Skopas geweſen ſeyn, hätten ſie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwiſchen dieſen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichſten genannt habe, ſind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Büſten der römiſchen Kaiſer und ihrer Familien zu ſehen, eine außerordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält ſie alle für ächt, obgleich ſich das vielleicht ſchwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meiſten durch Vergleichung mit andern Köpfen und mit Münzen auszumitteln iſt. Die Sammlung iſt zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunſtgeſchichte der erſten Kaiſerjahrhunderte anzuſehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunſt. Die Reihe der Kaiſer iſt vollſtändig bis auf Gallienus. Auch einen ſchönen Konſtantin, der ſonſt ſelten iſt, hat man hier, doch iſt auch er durch den Brand beſchädigt. Trefflich ſind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält ſelbſt Winkelmann für einen der ſchönſten Köpfe, auch Vitellius und Veſpaſian ſind geprieſen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen ſüdlichen Flügel ein. O Fauſtina, Wieland hat nicht zu viel für dich gethan! Du konnteſt mit dem Geſichte nicht gemein ſeyn. Auch dem Freund der Geſchichte geben ſie gleichſam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunſt, aus den Geſichtern auf die Menſchen zu ſchließen, immer eine ſehr mißliche bleiben wird, überdies iſt nichts in der Welt leichter, als nach den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menſchenantlitz zu räſonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter dieſen Köpfen gelebt, und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menſchen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In ſeiner eignen Zeit lebt man doch nicht ſo rein und frey; das Intereſſe, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenſchaften und Partheiſucht halten unſre Augen unter der Binde, daß wir ſelten einer reinen und ungefälſchten Anſicht derſelben genießen.

Außer den Büſten ſchmücken die Korridore noch eine hübſche Anzahl von Sarkophagen mit Inſchriften, und theils mit trefflichen Basreliefs, (vorzüglich ſchön iſt auf dem Zweiten die Geſchichte Hippolytus dargeſtellt) Altäre ꝛc., woraus man einigen Statuen Fußgeſtelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore findet man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung groſſer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künſte und Wiſſenſchaften, durch Waffen und Herrſchaft groß waren, andre herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen iſt. Auch die Frauen ſind nicht vergeſſen, und man ſieht manche berühmte Haube. Den Beſchluß macht die lothringiſche Herzogsfamilie bis auf Kaiſer Franz den Erſten.

Auch die Decken dieſer Flügel muß man nicht überſehen. Sie ſind mit allegoriſchen Darſtellungen geſchmückt, wobey der großen Männer, woran Toſkana einſt vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht iſt. Es iſt gleichſam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunſt und Wiſſenſchaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da ſieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Maſaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Veſpucci, Galilei, Ficino, Macchiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillenſammlung.

Die Anordnung dieſer Sammlung ward von dem Jeſuiten Ekhel in Wien, Director der kaiſerlichen Münzſammlung, angegeben, und von Cocchi und ſeinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologiſcher und geographiſcher Ordnung in Schränken aufgeſtellt. Billig hat man mit Toſkana angefangen und einen großen Reichthum zuſammen gebracht, nicht blos für Florenz, ſondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Piſa. Man ſieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenſtaat, Venedig, Genua, Mailand, Parma ꝛc. Aber auch die übrigen Länder Europens ſind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen iſt gleichfalls eine der zahlreichſten. Hier ſieht man viele Schnurrigkeiten und Raritäten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen ꝛc.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahret man die alten Münzen auf. Man hat ſie geographiſch geordnet nach den Plätzen, wo ſie geſchlagen ſind, ohne auf ihre Größe, oder ihren Stoff Rückſicht zu nehmen. Man hat ſie in zwei Klaſſen getheilt. Die erſte begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konſular- und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiſer von Auguſt bis Johann Paläologus. Die erſte Klaſſe hat 4201, die zweite 1519 vor Auguſt und 8454 Münzen ſeit Auguſt, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen ſind 1117, ſilberner 3778. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falſche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahret. Sie ſind zum Theil ſo trefflich gearbeitet, daß ſie die erſten Kenner getäuſcht haben.

Ich gehe von hier zum hinterſten Kabinet des öſtlichen Korridors, und werde immer ſo die Reihe der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welcher der erſte am Eingange oder Veſtibulum iſt. Man hat dieſe Säle häufig nach einem Meiſterſtücke, das ſich darin findet, benannt. Der erſte Saal, vor deſſen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sanſovino, Johann von Bologna und Donatello ſehr zweckmäßig ſtehen, enthält

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm ſeyn. Man kann dieſe köſtliche Sammlung gleichſam als eine Kunſtgeſchichte der florentiniſchen Bildnerei anſehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch faſt alle im verjüngten Maasſtabe, geſammelt von den erſten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der ſich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farneſiſchen Stier, den Silen, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borgheſe. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis ſieht man hier in ſchönern Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vaſen, Basreliefs. Vortrefflich iſt der kleine Amor von Donatello, den einige ſelbſt für eine Antike genommen haben. Von dem trefflichen Benvenuto Cellini beſitzt man viel Schönes, man ſchätzt vorzüglich die Büſte Kosmus des Erſten von ihm. Von der Opferung Abrahams ſieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen ſich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den ſchönen bronzenen Thüren des Battiſterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönſte indeſſen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsſtrebende, das man in der hebenden Kraft dieſes Gottes ſich denkt. Mit einem Fuße ſchwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren ſcheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und ſpielenden Lebens dieſes Gottes iſt ſo bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch iſt hier ein berühmter Geſchundener (ſcorciato) in Bronze, eine anatomiſche Statue, die man aber nicht unter den Muſtern des Schönen aufſtellen ſollte. Man hat allenthalben gekünſtelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leiſten. Auch die Alten haben anatemiſche Figuren in Bronze und Marmor vorgeſtellt. Francavilla machte in Italien ſolche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament; Zumbo und Lelli machten ſie aus Wachs, welche nachher Suſini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Etruſciſche Sarkophagen und Inſchriften. Muſeum Etruſcum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etruſker wenig. Waren die Römer gierig nach dem Ruhm alle Völker unter die Füße getreten zu haben, ſo waren ſie es nicht weniger, die Herrlichkeiten her Beſiegten zu unterdrücken, und ihre Kunſt und Wiſſen auch ſich zuzueignen. Doch iſt es ihnen nur in ſo weit geglückt, die Geſchichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Betrügen haben ſie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toſkana Vieles zu ſammeln, was ſchon die Ehre des etruſciſchen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zuſammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils in den Händen von Privatleuten war. Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt zeigt, daß die Etrurier der Künſte ſelbſt vor den Griechen pflegten, und als Volſinii (jetzt Volſena) 265 Jahr vor Chriſti Geburt eingenommen ward, tranſportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etruſker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Aſche in kleinen Särgen oder Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verſtorbenen enthielten. Dieſe Särge und Urnen ꝛc. und die etruſciſchen und lateiniſchen Inſchriften, oder die aus beiden Sprachen gemiſchten hat man hier aufgeſtellt. Das meiſte iſt aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage ſind ſogar bemahlt. Die ſchönſten Sachen hat man zu

Volaterra gefunden. Manche dieſer Urnen, die man zu Chiuſi ausgrub, ſind mit Bildnerarbeit, und ſtellen die Geſchichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaſter gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man ſehe hierüber Gori Muſeum Etruſcum Flor. 1737. 3 Vol, Fol. und Hancarville etruſciſche, griechiſche und römiſche Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Napoli, und Lanzi ſaggio ſopra la lingua etruſca und ſeine Iſtoria della pittura.

Von dieſem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erſte von allen iſt, ſpringe ich nun ſogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etruriſchen Gefäßen

enthält, weil dieſe eigentlich nur ein zweiter Theil des Muſeum Etruſcum ſind. Man wandelt mit einer Art von heiligem Grauen unter dieſen Reſten der alten Kunſt, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen beſtimmt waren, und mit ihren Aſchen meiſtens auch ihr Gedächtniß von der Erde nahmen. Man erſtaunt über die Fortſchritte, welche die Kunſt in jenen jugendlichen Zeiten der Geſchichte ſchon gemacht haben muß. wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glaſur ſieht. Zu Volaterra, Chiuſi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römiſchen und etruriſchen Sachen ſey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es ſind einige mit griechiſchen, andre mit etruſciſchen Aufſchriften. Ferner ſieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lampen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräſentanten der Opfer gebracht wurden, die ſie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto ſeyn mogten. Man hat zu dieſer Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etruriſchen Geſchmack gearbeitet iſt, Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Caſtel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Vaſſari zu Arezzo, welcher Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie ſind im dritten Saal in 14 Schränken aufgeſtellt, und man hält ſie für die ſchönſte Sammlung dieſer Art nach der, welche nun von Portici nach Palermo geflüchtet iſt.

I. Eine herrliche Büſte der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Ops ꝛc.

II. Eine treffliche Sammlung griechiſcher, etruriſcher und römiſcher Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine ſchöne Amazone und ein gehelmter Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geſchichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptiſche Sachen und Idole, unter andern ein Serapis, den die Heroen der Kunſt hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigſten Schränke, der die etruſciſchen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Pilumnus, die Vakuna ꝛc. enthält. Dieſe reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunſt, in Metallen zu gießen.

VI. In dieſem Schranke findet man außer vielen Porträts erlauchter Menſchen eine Menge Fragmente alter

Statuen, die jungen Künſtlern zum Studium dienen können, ſo ſchön iſt an manchen die Arbeit.

VI. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegaſus, einen Hippogriph, eine Chimäre, einen Stier mit Menſchenangeſicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipſius de militia romana cap. deſignis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus - Religions - und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erſtaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geſchmacks, verſchiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnallen, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inſchriften auf Bronzen verſchiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII. XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Inſtrumente, Schlöſſer, Schlüſſel, Klinken, Haken und vieles chriſtliche Zeug, wo man ſchon Apoſtel und Heilige vorgeſtellt ſieht und die Barbarei des Geſchmacks.

Außer dieſen kleinern und zartern Dingen, die man eingeſchloſſen hat, ſteht noch vieles umher, was dieſen Saal zu einer Einleitung in die Kunſt und das häusliche Leben der alten Welt macht. Unter dieſen Sachen findet man einen ſehr ſchönen Torſo; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn ſie etruriſch iſt, einen hohen Grad der Kunſt verräth; man glaubt, ſie ſey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Dieſen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunſt und des Geſchmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen ſollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold ſie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht müſſen ſie in dieſen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier ſteht alſo nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schickſal Ovid und Apollodor beſungen, und die größten Künſtler des Alterthums, ein Skopas und Praxiteles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir ſie nun aufgeſtellt ſehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meiſten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxitkles und Skopas; oder ihre erſten Schüler rathen. Man weiß aber, daß ſchon bey den Alten von den berühmteſten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet ſeyn? und könnten alſo dieſe Statuen, aus welchen man nun Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen ſind, nicht aus den Händen verſchiedener Meiſter gegangen ſeyn? Winkelmann fand in dieſer Gruppe einen hohen Geiſt. „Die Töchter der Niobe, ſagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, ſind in der ſprachloſen Angſt, der Vernichtung der Sinne, der Zerſtörung des Gefühls vorgeſtellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele ſelbſt gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muſter des wahren Schönen ſeyn, man muß ſie als unſtreitige Denkmäler des hohen Stils anſehen.“ Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 241. Auch Guido Reni war ſeiner Meinung und ſtudierte ſie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein beſſeres Bild von dem Ausdruck dieſer Gruppe geben, als wenn man ſagt, daß ſo ein Schweigen des Schmerzes, ſo ein Erſtarren des Gefühls darauf ruhe, daß ſie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen ſcheinen; ein Verſtummen, wie das der Erde vor dem

Donner, der noch ſtill in ſeinen düſtern Wolken ſchlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier ſucht das Dickigt und die Höhle, der Menſch ſein Haus; die Blume ſchließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in einer Gallerie ſo geſtellt ſind, daß jedes Geſicht, wo möglich, auf die Mutter ſieht, iſt die Figur der Niobe. Die Kleinſte der Töchter drängt ſich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Augen ſie mit angſtvollem Geſichte Troſt ſucht; die Mutter breitet ihr Gewand aus, als wolle ſie die Tochter ſchützen. Aber ihr Geſicht iſt bey den andern Kindern, die verwundet fliehen und fallen, aber ſein tiefer Schmerz bleibt menſchlich und unverzerrt und rührt daher unausſprechlich. Die Kinder ſind in mancherlei Stellungen, einige fliehen, andre ſinken erblaſſend, andre ſchauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grauſame Rächerin in den Wolken. Den einen ſterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angſt vor dem Bogen Dianens, nach welchem ſie empor ſchaut, mögte ich die ſchönſten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, ſo erſetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künſtler findet natürlich nach dem Geſichtspunkte, woraus er das Ganze anſieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, iſt auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anſchlag bringen.

Die Wände dieſes ſchönen Saales ſind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin gehören ein Paar Stücke von Rubens in ſeiner kecken Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach ein ſchönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Dieſe Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, iſt ſeitdem immer vermehret, und hat für den Künſtler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unſägliches Intereſſe. Man hat ſie mit großen Koſten zuſammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufſuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden ſind 30 je von einem großen Meiſter. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Battoni und Mengs. Dieſe Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter ſeinem Schlüſſel, und man muß ſich bey ihm melden, um ſie zu ſehen zu bekommen. Auch die Kupferſtiche ſind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachſen.

Saal des Barroccio.

Dieſer ſtößt an den Saal der Niobe, und hat ſeinen Namen von einem großen Stücke dieſes Meiſters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht und wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt iſt. Es iſt ein ſehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna, die ihren Sohn bittet, Reichen, welche ſich der Verlaſſenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madonna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künſtlers. Man ſchätzt die Anlage, welche der Tod den Künſtler nicht ausmahlen ließ. — Eben ſo verhält es ſich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jeſus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Inſtrumente und Zeichen ſeines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die dieſem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch ſeine Engel und Amore berühmt iſt. — Von Guido ein Petrus eine Halbfigur und Roger und Fiordiſpine. — Die Madonna, welche ihr Kind ſäugt, ein treffliches Stück von dem Meiſter der Kunſt Lenardo da Vinci, voll ſüßer Liebe und Natürlichkeit. Dieſes hat Leopold angekauft.

Veſtibulum der Inſchriften.

Dieſes Veſtibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieſes Korridors, ſtößt zunächſt an den Saal des Baroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt anſehen kann, weil es in keinem verſchloſſenen Zimmer ſteht. Man ſieht hier eine ſchätzbare Sammlung von Inſchriften, die man in zwölf Klaſſen eingetheilt, und in die Mauer dieſes Veſtibulum eingefügt hat. Die Zwiſchenräume der Klaſſen hat man mit ſchönen Fragmenten des Alterthums geziert. In der Mitte des Saals ſteht ein Torſo aus Baſalt, den Winkelmann ſehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptiſches Kunſtwerk, worauf ägyptiſche Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk ſtehen. Außerdem ſind noch andre ägyptiſche Sachen hier, Sarkophagen, Leichenſteine, Urnen, Vaſen mit Buchſtaben und Karakteren, kleine Statuen und Büſten. Vortrefflich iſt der Brutuskopf, nur aus dem Groben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat ſchon den Karakter des Ernſtes und der Kraft, der auch dem Künſtler gehörte. Man lieſet unten die Verſe von Bembo:

„Dum Bruti effigiem ſculptor e marmore ducit,
„In mentem ſceleris venit et abſtinuit.“

„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus geſchaffet,
„Denkt er der blutigen That und ihm verſagt die Hand.“

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem ſolche Inſchrift ſchmählich däuchte, änderte dieſe Verſe ſo:

„Brutum effeciſſet ſculptor, ſed mente recurſat
„Tanta viri virtus, ſiſtit et abſtinuit.“

„Brutus hätte der Bildner vollendet, da denkt er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und läßt ab von dem Werk.“

Man ſieht hier die Köpfe der groſſen Weiſen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Hermen, und dieſe Verſammlung würde nicht die letzte ſeyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sappho, Ariſtophanes, Sokrates, Alcibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Porträts der Mahler, von ihnen ſelbſt gemahlt.

Dieſe ſind in zwei an einander ſtoſſenden Zimmern befindlich, und meiſtens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch dieſe Sammlung fing der Kardinal Leopold an, deſſen Statue in Marmor man in einer Niſche ſieht. Dieſe Porträts ſind in dem Museum Florentin. geſtochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römiſche Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten ſind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule iſt der vortreffliche alte Maſaccio der erſte, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber ſind die Venezianer Bellini, Georgione und Tizian, ſeine gröſſern Schüler; Paul Veroneſe, Tintoretto, die Baſſanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Erſten, an deſſen und Heinrichs des Zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden ſind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Auſſer dieſen ſieht man andre, die ſich gemahlt haben, indem ſie zeigten, daß man ſie nach dieſen Proben nicht meſſen ſollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; ſie halten zum Theil Landſchaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens ꝛc. in der

Hand,

Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andere.

Im zweiten Zimmer ſind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange beſeſſen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roſlin. Hier ſieht man noch eine Marmorbüſte einer Engländerin, die ein feines Weib geweſen ſeyn muß; man lieſt in einer griechiſchen Aufſchrift ihren Namen: Αννα Σεμερς Δαμμερς εποιησε.

Unter andern Koſtbarkeiten iſt hier die ſchöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargeſtellt iſt, und einen achteckigen Tiſch aus Edelgeſteinen, oder pietre fine zuſammengeſetzt. Er iſt aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelſteine, Topaſen, Granaten ꝛc. einer der koſtbarſten dieſer Gattung. So trefflich auch dieſe Arbeiten, ſo bewundernswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben iſt, ſo bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man ſolche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianiſchen Schule.

Die Venezianer füllen die nächſten und letzten beiden Zimmer dieſes Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine ſchöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derſelben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöſer mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein ſehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiaradadda, das wegen ſeiner Kompoſition berühmt iſt. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine ſchöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Baſſanen eine Menge Gemählde. Das berühmteſte und größte iſt das, wo Jakob Baſſano ſich mit ſeiner Familie nebſt Tizian ſeinem Meiſter und ſeiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, ſeiner Familie unter den Unſterblichen einen Platz zu verſchaffen. Es iſt kein Aufflug, kein Ideal, aber die reinſte Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es ſeines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meiſter im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veroneſe Chriſtus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und ſich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veroneſe habe an Betrachter ſeiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Eſter und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rückſicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem ſieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerſt das Zimmer, wo die

Sammlung von geſchnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen ꝛc.

aufbewahrt wird. Dieſes iſt einer der größten Schätze, die ſich irgendwo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiſte für dieſe Sammlung, Kosmus der Erſte und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten laſſen. Es iſt ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientaliſchem Alabaſter geſchmückt, wo dieſer Reichthum in ſechs Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des Auguſt und was ſeiner Zeit am nächſten iſt, z. B. den Tiber und ſeine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig ſind, vor allen aber ſteht Veſpaſian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preiſt man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit ſeiner Frau ein Opfer bringt, den Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Lanzi für eine Veſta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man ſieht hier überdies eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaſpis. Manche davon ſind neu und von florentiner Künſtlern im Wetteifer mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkryſtall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verſchiedene Kaiſer in Kalcedon, ein ſchöner Tiberius in einem blauen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander in Chryſolith, eine Furie in Hyacinth. — Manche ſind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreiſe an einer, an der andern der des Mondes, eine Büſte Apolls im Anaglyph an der einen Seite, an der andern Mars in einer Kamee.

Viele dieſer geſchnittenen Steine hat man in mancherlei Maſſen abgießen und drucken laſſen. Die vorzüglichſten kennt man aus dem Muſeum Florentin. und aus dem Theſaurus Gemmar. antiqu. aeneis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Paſſeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentiniſchen Künſtler haben manches Beſchädigte wieder hergeſtellt, manches auch neu geſchaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte Benvenuto Cellini. Man ſieht die Porträts von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuſchreibt,) von Päbſten und Fürſten. Eine ſchöne Arbeit iſt die Familie Koſmus des Erſten von Roſſi und ſein Triumph nach der Eroberung von Siena, von Dominiko Romano in einen Kalcedon geſchnitten.

Sammlung franzöſiſcher Gemählde.

Man ſieht hier eine Venus, die aus dem Bade ſteigt, und einen nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die franzöſiſchen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht ſchmecken. Pouſſin, ihr größter Meiſter, iſt faſt leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem iſt von Le Brun, Dufreſnoy, Mignon, Champagne, Nanteuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor ſpielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen ſie, der Neid hält Adonis bey ſeinem Gewande zurück; kleine Kinder ſpielen mit ſeinen Hunden, oder halten ſie an der Kuppel. Die Venus iſt ſchön, obgleich eine ſehr irdiſche, leider ſind die Grazien es auch, weil etwas zu viel flämiſche Schwere ſie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein ſchönes Gemählde, wo er ſie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieſelben noch einmal mit einem allerliebſten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein. Rembrandt ſieht man treffliche kleine Stücke und Porträts, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und ſeine Katharina von Bora von Kranach.

Landſchaften von dem Rafael der Landſchaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Oſtade, Terburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländiſchen Manier. —

Perſpektive von Steenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenſtücke von van Keſſel, den beiden Heem, den beyden Ruyſch. — Manches von Douw, Brauwer, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel, (der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill rc.

Italiäner.

In dieſem Zimmer ſind vorzüglich viele kleine Knie- und Handſtücke, Porträts und Miniaturgemählde unter einigen großen zu ſehen. Von dieſen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebſt und ohne Namen ſind, ſchreibt man denn manches, wovon man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Roſa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht kolorirt ſind, und einige Landſchaften in ſeiner Manier. — Von Albano in ſeiner ſchalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Amorn, die Entführung der Europa rc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es iſt eine leichtfertigere Laune in ſeinen Werken, die mehr ſinnliche Luſt haben, als jene hineinzulegen pflegen. — Von Zuccheri zwei Gemählde, das goldne und ſilberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein ſchönes Gemählde, Jupiter, der jeder Gottheit ein beſondres Geſchenk giebt. — Eine ſchön ſtehende Magdalena, und ein Haupt des Täufers, die man Correggio beilegt. — Von Guercino eine ſchöne Landſchaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die ſingen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein ſäugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene ſüße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben ſoll.

Man findet in dieſem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der ſehr ſchön iſt; ein Schmetterling ſchläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was ſie enthält, kann man ohne Bedenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieſes prächtigen Achtecks, ſeine Decke mit Perlenmutter, ſein Boden mit dem ſchönſten Marmor belegt, alles ſagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunſt eintrit. Das erſte und ſchönſte Kunſtwerk in Florenz und eines der ſchönſten von den wenigen Ueberbleibſeln der alten Kunſt iſt die

Mediceiſche Venus. Es iſt ſo viel darüber geſagt, geſchrieben und tolles und kluges räſonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleeniſchen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder ſich faſt ſchämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der größten Schönheit und Tugend zu viel ſpricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göttern darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen iſt. O Venus von Medicis, welche ſchöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufſeher einſchließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du biſt noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du biſt die Knoſpe, die noch nichts von Farben weiß, und ſtill und bewußtlos in ihrem ſüßen Daſeyn verſunken ſchlummert. Du biſt das Bild der Jungfräulichkeit und Verſchämtheit, die noch in ſtillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligſte Leben im Innern? der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schweſter zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, ſo löſcheſt du jeden Trieb aus, beſänftigeſt und erfreueſt, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verſchämtheit iſt nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, ſie iſt das heilige Bild der Schönheit, die in ſtiller Vergeſſenheit ihrer ſelbſt ſich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuſchheit, der Beſcheidenheit, der Verſchämtheit und was man noch mehr weiß, iſt abſcheulich. Wer ſagen konnte, du rückteſt mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieſes Bewußtſeyn in dir denken konnte, zu dem ſprach nur der todte Buchſtabe des Geſetzes und nicht ſein lebendiger Geiſt.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; ſie ſcheint ganz in dem Alter, wo die Knoſpe aufzubrechen bereit iſt, und ſelbſt ihr ſchöner Buſen iſt noch nicht ganz ausgewachſen, ſanft neigt ſie ſich vorwärts und eine Hand fäßt weiblich über das, was ſie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth ſein Syſtem von Wellenlinien ſtudieren. Es iſt eine Zartheit und Weichheit, ein ſo ſchwellendes Leben, daß man immer verſucht wird, ſie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu ſind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man ſie auch Venus maritima nennt. Man fand ſie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meiſterwerken der alten Kunſt. Sie war in ſo viele Stükken zerſchlagen, daß man ſie kaum zuſammen finden konnte; doch ſind ſie ſo geſchickt zuſammen geſetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie ſtand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Koſmus der Dritte ſie 1680 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Geſellen dieſer reitzenden Göttin ſind:

Der Schleifer, oder Spion (l'arrotino). Dieſe ſchöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine ſchwere Aufgabe für den Künſtler. Ein Mann bückt ſich, um ein Meſſer auf einem Stein zu ſchleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es iſt ein gewaltiges Leben im Geſichte. Weil der Stein keinem Schleifſtein ähnlich ſieht, ſo haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verſchwörung ſeiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Horcher; ja einige haben ſo gar einen Scythen daraus gemacht, der ſein Meſſer auf Marſyas Haut ſchleift.

Die Ringer (la lotta) ſind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz iſt, bey weitem vorziehen. Man fand dieſe Gruppe zugleich mit der Niobe, und Winkelmann meint, daß ſie zur Gruppe der Familie der Niobe gehörte. Man bewundert die anatomiſche Richtigkeit bey den in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine Mühe des Künſtlers ahnden läßt, da ſie eben die größte iſt. Der Ausdruck der Geſichter und Stellungen iſt herrlich. Der Sieger fühlt ſchon die Wonne der Palme, der Beſiegte hingegen, von den ſtärkern Armen ſeines Gegners zu Boden gedrückt, zeigt in ſeinem finſtern Blick und den vor Wuth und Angſt bebenden Zügen ſeines Geſichtes die Verzweiflung.

Der tanzende Faun bewegt ſeine Glieder leicht und behend, und athmet Freude und Leichtigkeit. Er hat in den Händen Kaſtagnetten und tanzt mit einem Fuß auf einem ſcabillum, einem tönenden blaſebalgähnlichen Inſtrumente, das auf Theatern und bey wilden Tänzen häufig gebraucht ward, um viel Lärm zu machen. Kopf und Arme hat Michel Angelo ſo ergänzt, als es dieſes Meiſterwerk verdiente.

Der ſich ſtützende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert ſeit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) ſagt, daß der Apoll von Belvedere, jezt vom Louvre, die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceiſche Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune ſind ſo eine Auswahl des Schönſten, daß man ſie der Antiken völlig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joſeph; in der Ferne ſind nackte Perſonen, die aus dem Bade ſteigen. Dieſes Gemählde iſt nach Vaſaris Behauptung in ſeinen Biographien der Mahler das ſchönſte Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Drei Rafael. Man kann hier die verſchiedenen Manieren dieſes Künſtlers ſehen. Zwei Stücke ſtellen die Jungfrau und Chriſtus vor, der mit Johannes ſpielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Geſichter, das Trockne ſeines Meiſters Perugino; das zweite iſt lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat ſeinen Glauben an den Meiſter verloren, der ſich nicht ſchämte, ſeinen Schüler nachahmen zu wollen; hier iſt ſchon ein Strich ſeiner Madonna della ſedia. — Das dritte iſt ein berühmtes Gemählde, ſein Johannes in der Wüſten, ſitzend und von vorn vorgeſtellt. Hier kann man des Künſtlers vollendeten und ſtillen Geiſt ſehen, er iſt aus der letzten Manier des Künſtlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche das vor ihr liegende Kind Jeſus anbetet. Auch dieſes floß aus dem Pinſel der Grazien, um welche dieſer Künſtler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau iſt einer der ſchönſten Madonnenköpfe, den man ſehen kann. Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es nicht für eines der ſchönſten Werke Correggios und findet an der Kompoſition und Drapperie manches auszuſetzen. — Die Jungfrau in Aegypten, weiß gekleidet, das Kind Jeſus in ihren Armen, der heilige Joſeph zur Seite, der einen Palmzweig bricht.

Tizian. Zwei Venus, von denen die eine die berühmte iſt. Man hat ſie, gleichſam eine Nebenbuhlerin der mediceiſchen, dieſer gegenüber gehängt, aber man hat übel gethan; ſie leiden keine Vergleichung. Tizians Venus iſt die ſüße perſonificirte Luſt, die ſchon der Frucht gekoſtet hatte, wovon jene noch keine Ahndung zu haben ſcheint. Dieſe Venus iſt eines der berühmteſten Werke aus Tizians zweiter Manier. Man meint, es ſey das Bildniß ſeiner Geliebten; andre ſagen, es ſey die Geliebte eines Herzogs von Urbino, oder eines Medicis. Sie liegt mit ihrem reizenden nackten Körper wohllüſtig hingegoſſen, mit dem ewigen Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und Mund und mit jener ſüßen Schelmerei im Auge, der kein Sterblicher, noch Unſterblicher widerſtand. Mit der Rechten hält ſie eine Blume, und dieſes ſanfte Erheben der Hand giebt dem ſchönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben ſcheint, eine leicht aufſchwellende Bewegung. Man tadelt an dieſem ſchönen Gemählde zwei Weiber; die im Hintergrunde geſchäftig ſind, welche man in Rückſicht der Perſpektive zu klein hält. — Die zweite Venus iſt die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine ſtillere und ſanftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto. Die heilige Jungfrau auf einem Fußgeſtell, Sankt Franz und Johannes der Evangeliſt vor ihr ſtehend, ein Gemählde, das man wegen des friſchen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichſten dieſes Meiſters ſetzt. Seine Manier iſt anmuthig, leicht und wahr, und ſein friſches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn dem Fra Bartolomeo an die Seite geſtellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geiſt und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unſchuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verſchiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsſchule anſehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter ſeines Meiſters Michel Angelo darin ſehen.

Il Parmigiano, man ſieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem

Correggio in der Grazie ſich nähernd. Es giebt auch hier eine Klippe, ſeine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil ſie überfreundlich und hold ſeyn will.

Rubens. Ein ſchönes Porträt und ein Gemählde, wo man Herkules in ſeiner berühmten Wahl ſieht zwiſchen Venus und Minerva. Die Köpfe ſind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man bey dieſem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, ſonſt ſelten findet.

Annibal Carracci. Eine ſchöne Bacchantin, eines ſeiner vollendetſten und berühmteſten Werke. Man ſieht ſie von hinten; ein Satyr reicht ihr einen Korb mit Blumen. Alles iſt Grazie und Leben, und der Kopf im Porfil außerordentlich ſchön. Vorzüglich aber bewundert man die Strenge und Leichtigkeit der Zeichnung, die ſich hier beiſammen finden.

Noch ſieht man einige ſchöne Sachen von Veroneſe, Lanfranco, Guercino, Guido, Barroccio, Albert Dürer, van Dyl, Leonardo da Vinci, Spagnoletto ꝛc.

Toſkaniſche Künſtler.

Ihre Werke ſind in zwei Sälen aufgeſtellt. Man ſieht unter andern im erſten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebſte Sachen im Kleinen, vorzüglich ſchön iſt ſeine Geburt und Beſchneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte ſie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beſte Zeichner war Angelo, aber Aleſſandro bey allem Loſen und Schlaffen, was er oft in ſeiner Zeichnung und Zuſammenſetzung hat, ſtrebt mehr nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz ſehen, die einzig ſind und neben Rafael und Correggio ſtehen können. Chriſtoph ſtarb zu jung, er wäre ſonſt wohl der erſte von ihnen geworden. Man ſieht von dieſem Chriſtoph eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die ſonſt in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo ſind 5, von Aleſſandro 13 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Meduſenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das ſchönſte ſcheint, was ich von ihm geſehen habe.

Carlo Dolce. Er führt ſeinen Namen mit Recht. Man ſieht ſeinen Arbeiten gleich ſeinen Karakter an. Hier ſind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darſtellung im Tempel ein figurenreiches Stück. Dieſer Mahler gehört zu den vorzüglichſten in Florenz. Freilich hat er wenig Grazie, aber dafür einen ſtarken, kräftigen und geſunden Pinſel voll Nüchternheit und Wahrheit. Man ſieht es ihm an, daß er ſich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trifft man von
Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jeſaias; der zweite iſt ein Menſch voll Kraft und Macht, und eifert ſeinem Sankt Markus im Pallaſt Pitti nach. Vaſari und Mengs ſetzen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu ſtudieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine ſchöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeſchreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilivelti. Joſeph, der ſich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im erſten Zimmer war derſelbe Gegenſtand von Bronzino gemahlt. Dieſes Gemählde gehört wegen des trefflichen Ausdrucks zu den ſchönſten in dieſen Zimmern.

Mariotto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos beſter Schüler. Die Heimſuchung der Eliſabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe ſind wunderſchön. Es hing ſonſt mit in der Tribune.

Außer dieſen ſind noch eine Menge Gemählde von Vaſari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern

Eine Merkwürdigkeit des erſten Saals iſt noch die berühmte Bianca Capello, vom Bronzino gemahlt. Man ſieht das reitzende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig ſchließt man, wie man begann, mit dem Anblick des ſchönſten. Dieſer Saal, der ſo vieles von Antiken enthält, hat von dem erſten Kunſtwerk den Namen erhalten, dem ſchönen Hermaphrodit. Die alten liebten dergleichen Vorſtellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer ſammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönſten nicht zufrieden, zu ſeinen Lüſten Hermaphroditen, Rieſen und Zwerge haben mußte. Dieſe Antike iſt außerordentlich ſchön und ſanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche ſich ſonſt oft ſo ſchneidend trennen. Der Hermaphrodit iſt aus weißem Marmor gemeiſſelt, und liegt auf einer Löwenhaut. Geſicht und Bruſt ſind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einſt in der Villa Borgheſe, welche denſelben Gegenſtand vorſtellte, fand Winkelmann ſchöner, als dieſe Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Pſyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet iſt. Man ſieht ſie auch im Museum Florent. geſtochen. — Ein ſchöner Amor auf ſeinem Bogen geſtützt mit umwölkter Miene. Hatte er vielleicht ſeine Pſyche verloren? — Ein Ganymed, deſſen ſchönen Leib man bewundert. Er war ſehr beſchädigt und ward von Cellini wieder hergeſtellt. — Eines der ſchönſten Stücke dieſes Saales iſt der Alexander. Die Büſte dieſes ſchönen Kopfes war ſonſt mit ſeinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergeſtellt. Es iſt ſo eine tiefe und edle Trauer in dieſem ſchönen Geſichte, daß man nichts rührenders und menſchlichers kennt. Vielleicht wählte der Künſtler den Moment, wo er krank in ſeinem Zelte lag, und alle ſeine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über ſeinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephäſtion weinte. — Außer dieſen Stücken des erſten Ranges ſieht man eine Menge Büſten kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffici, der alte Pallaſt, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einſtweilen dieſſeits des Arno bleiben und kurz beſchreiben, was mir einer Bemerkung werth ſcheint, und dann zur jenſeitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich iſt, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und iſt von Vaſari unter Kosmus dem Erſten entworfen. Rechter Hand iſt die Münze und die berühmte Magliabecchiſche Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen ſind Archive und Verſammlungszimmer mancher Magiſtrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende ſieht dies ſchöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine ſchönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Trödler zum Ausſtehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spazieren und Jubeln. In der Mitte iſt ein ſchöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallaſt hin offener Hof. Gleich an dieſen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinſieht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und iſt mit einigen trefflichen Denkmälern florentiniſcher Kunſt geziert. Schändlich iſt es, daß dieſer ſchöne Bau gewöhnlich ſo mit Schmuz und Geſtank erfüllt iſt, daß man kaum weiß, wohin man ſeinen Fuß ſetzen ſoll. Man ſieht hier 1) ein Meiſterwerk von Johann von Bologna, den geprieſenen Raub der Sahinerinnen, woran das Auge ſich nie ſättigen kann, man mag das Streben des reitzenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter ſich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings ſelbſt betrachten. Es iſt gleichſam die Perſonificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vaſen ſtellten Scenen dieſes Raubes dar. Das Ganze iſt aus Marmor und die Leichtigkeit der ſchweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perſeus mit dem Meduſenhaupte in der Hand und über dem Körper ſtehend, von Cellini. Ein Jüngling ſchön und freudig, wie Apoll, und ſtark und kühn blickend wie Mars, ſo leicht in ſeiner Kraft, daß er noch auf ſeinem geflügelten Roſſe zu fliegen ſcheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, ſtellen die Geſchichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu ſtudieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezücktem Schwert, der ſchlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen ſo furchtbaren Ausdruck, das ſie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia ſtehen noch ſechs andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterſte in Florenz, der ſelbſt nicht regelmäßig iſt, hat außer dieſer ſchönen Loggia des alten Meiſters Orgagna und dem alten Pallaſt noch verſchiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerſt fällt des Großherzogs Kosmus des Erſten Statue zu Pferde in die Augen; ſie iſt aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegoſſen, ein herrliches und koloſſaliſches Werk. Der Mann, der groß war, ſitzt in Herrſcherſtellung und mit Herrſcherblick auf dem ſchönen Roſſe, das unter ihm zu tanzen ſcheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erſte, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demſelben Meiſter reicht nicht an dieſe. Das eine Ende des

Fußgeſtelles nimmt die Inſchrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Erſten vorſtellen; am ſchönſten iſt der ſiegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallaſt iſt eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Erſten größtentheils von Ammanati vollendet, doch ſind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier iſt der italiſche Schmutz trotz des dabey ſtehenden Verbots rund umher, und hat ſelbſt das Becken und die Statuen ſo beſudelt, daß man ſeiner Naſe zu Gefallen, das Werk nur von ferne beſehen mag. Ein koloſſaliſcher Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen iſt, ſteht 20 Fuß hoch auf einem Wagen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor ſehr ſchön gearbeitet ſind. Tritonen ſtehen zwiſchen ſeinen Füßen auf dem Muſchelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfaſſung ſieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn iſt vorzüglich ſchön.

Der alte Pallaſt (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne ſein Eintreten einer der ſchönſten ſeyn würde. Dies iſt ein altes ſtattliches Gebäude, von dem Baumeiſter des Doms Arnolſo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meiſten Zimmer ſtehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre ſind zu Archiven und Verſammlungsörtern gemacht worden. Unten iſt die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und ſchönes enthielten, iſt in die Gallerie und den Pallaſt Pitti gekommen. In dem großen Fürſtenſaale, der einer der längſten iſt, die ich geſehen habe, ſind große Thaten von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büſten, Bildſäulen und Inſchriften. Einſam und verlaſſen ſtehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; ſo drängt immer ein Geſchlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit ſieht man hier noch von Michel Angelo, dies iſt, die Bildſäule der Victoria, die einen Gefangenen unter ſich hat, in einem kühnen Geiſt gemeiſſelt; ſie war für das Grab Julius des Zweiten beſtimmt. Zu den Seiten des Saals hat man noch ſechs treffliche Gruppen von Bandinellis Schüler, Roſſi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darſtellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallaſtes ſtehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geſchwungener Keule über Kakus, der überwunden ſich unter ſeinen Füßen krümmt. Es iſt ein Werk des unſterblichen Bandinelli, und der Heldentrotz und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Beſiegten; die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich ſtill zu ſtehen zwingt. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob dieſe Statue, oder ihre Nachbarin die ſchönere ſey, obgleich die meiſten für jene ſtimmen, vielleicht der Autorität des Meiſters folgend; ich ziehe dieſe vor. Jene links iſt ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeiſterung, die ihn ſtark machte, das Vaterland von den philiſtäiſchen Dränger zu befreien, ein ſchöner männlicher Körper, der auch in der koloſſaliſchen Geſtalt die Gewandheit verräth, die man bei'm Schleuderer ſich denken muß. Im Vorhofe iſt links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontäne aus Porphyr, welche einen reitzenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen läuft er. Rechter Hand in einer Niſche an dem Durchgange in der zweiten Hof iſt eine ſchöne Gruppe von Vincenzio Roſſi, auch ein Herkules, der Kakus niederſchlägt, aber eine Nachahmung ſeines Meiſters, ſo daß man nicht ſündiget, wenn man ſie der Arbeit Bandinellis an die Seite ſetzt.

Oben um den Pallaſt läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Ausſicht über die Stadt hat. Aber beſſer thut man, ſich hier nicht aufzuhalten, ſondern in die äußerſte Spitze des ſchönen Kampanile aufzuſteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallaſt ſich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm überſieht man die Stadt, die ganze ſchöne Landſchaft umher mit dem Arno und dem beſchneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Poſthauſe vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Dieſe iſt innen nicht ſehenswürdig, aber ihre Niſchen außen ſind rund um mit ſchönen Statuen geſchmückt. Von dieſen iſt vorzüglich ſchön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die ſchönſte von allen ſein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, ſo kühn blickt er umher, ſo frei iſt ſein Schritt, ſo ſchlank und ſtark zugleich der ſchöne Körper unter der gewölbten Bruſt. Ein ſchönes Stück iſt noch Thomas der Zweifler, der ſeine Finger in Chriſti Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie iſt unſtreitig das erſte und merkwürdigſte Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuſchauer mit Erſtaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanſtrebenden Runde der Kuppel ſchaut, aber größer iſt der Eindruck, der den einſam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Geſängen der Prieſter unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geiſt der großen Meiſter, welche dieſe erſchufen, ergreift ihn. Die düſtern und ungeſchmückten Mauern, die Fenſter, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel ſteht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufſchaut, da verwirrt ſich der Blick und die Sprache verſiegt. Die ſchönen Tribunen umher, das Chor, die keuſchen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille ſo beredt ſind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeiſter war Arnolfo, ein Schüler Cimabues, der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 ſtarb. Nach ſeinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die ungefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, alſo an 400 Fuß. Die Vorderſeite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieſes alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch ſie ab, als ſie ſchon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das, was blieb, wie es jetzt iſt, al freſco. Die Statuen, die auf der alten gothiſchen Vorderſeite waren, wurden zum Theil in die Kirche geſtellt, wie die vier Evangeliſten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren ſieht man ſchöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von dem alten Künſtler, Johann von Piſa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Muſaik, und eine Madonna aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine ſehr geprieſene Arbeit von Johann von Piſa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meiſterſtück der neuern Baukunſt erklärte, iſt von Kosmus Freund, Brunelleschi, dem größten Künſtler ſeiner Zeit, der 1446 ſtarb. Die Kirche iſt von außen wie ein Schachbret mit weißem und ſchwarzem Marmor wechſelnd bekleidet, und eben ſo iſt der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand iſt der Kopf des Baumeiſters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inſchrift von Karl Aretino geziert. Er hat ſich hier ſein Mauſoleum hoch genug gebaut, ſo wie ſein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederherſteller der Kunſt. Sein Monument iſt von 1490, (er ſtarb ſchon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher ſteht das, was er ſich ſelbſt in dem ſchönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieſer Seite prangt der Kopf des Platonikers Marſilius Ficinus, der einen größern Mann an der andern Seite ſich gegen über hat. Dieſes iſt Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna ſtarb. Dieſes undankbare Vaterland ließ ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er ſteht im Vordergrunde düſter und ernſt, als wenn er über ſeine Schöpfung nachdächte; dieſe ſind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinſel dargeſtellt.

Noch ſind hier mehrere merkwürdige Inſchriften, unter andern die, welche beſagt, daß hier das berufene florentiner Koncilium gehalten worden. Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toſkanas ſtehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Niſchen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangeliſten und Apoſtel vorſtellen, zum Theil Meiſterwerke. Doch das ſchönſte Werk aus Marmor findet ſich im Chor über dem Altar, und iſt von Baccio Bandinelli, Gott Vater ſitzend und zu ſeinen Füßen der erbleichte Erlöſer auf dem Schooß eines traurenden Engels gehalten. Sie ſind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber ſie ſind auch im andern Sinn über Menſchengröße. Welch ein Engel iſt das, warum kann man nicht auch ſagen, welch ein Gott? Doch iſt der größte Menſch nicht ein Gott? Sonſt ſtand von eben dieſem Meiſter die ſchöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli ſteht; man fand ſie hier anſtößig, und ſie ſteckte lange im alten Pallaſt. Hinter dem Altar iſt ein kleineres Werk, auch eine ſchöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöſer in den Armen der Weiber und eins der beſtattenden Männer vorſtellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der erſten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms ſteht gleich rechts an ſeiner Vorderſeite in mehrern Stockwerken, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 florentiniſchen Ellen empor ſteigen. In den Niſchen ſtehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battiſterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieſes iſt ein ſchönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor ſeiner Vorderſeite ſtehend. Vorzüglich ſchön ſind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthüren, ſo ſchön, daß Michel Angelo geſagt haben ſoll, ſie wären gut zu den Thoren des Paradieſes geweſen. Sie ſind von Ghiberti und Andreas Piſano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geſchichten der alten und neuen heiligen Zeit vorſtellen. Das Hauptthor faſſen außer ſeinen zwei ſchönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Piſanern, ſo wie die großen Eiſenketten, die an dieſen hängen, eine Tropee der Florentiner ſind, als ſie den Hafen von Piſa eroberten, welchen dieſe Ketten verſchloſſen. Ueber dieſer Thüre ſind drei Statuen von Sanſovino und Vincenz Danti, Chriſtus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher iſt die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es ſind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes, der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat trefflich ſeinen Karakter und jeder Körper ſeine Stellung. Ueber der jenſeitigen Thüre ſieht man von Franz Ruſtici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten diſputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben ſo ſchön iſt die Kirche innen. Ueber dem großen Altar unter dem Bogen der Tribune iſt ein ſchönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus ſchwebt. Rings in der Runde an den 16 ſchönen Säulen ſtehen die 12 Apoſtel über Lebensgröße aus Marmor, und vor der Hauptthüre lex ſcripta und lex naturae, gebildet, wie ſie ſeyn müſſen, jene finſter, wie eine Führerin zum Auto da Fé, und vom Kopf bis auf die Ferſen verhüllt, dieſe in einem leichten Gewande mit einem Leben und Freude athmenden Körper und mit frohem und kühnen Blick. War der Bildner ein Frommer, oder ein Weiſer? in jedem Fall mußte er ſo ſchaffen. — Der Taufſtein iſt mit niedlichen Basreliefs geſchmückt, und hat hinter ſich Johannes den Täufer von Joſeph Piamontini. Mit wunderbarer Kunſt und Mühe iſt die Decke ganz mit Muſaik in reichen und mannigfaltigen Figuren geſchmückt, ein Werk von Andreas Taffi, einem Schüler Cimabues. — Ueber der Taufe iſt das Grab Johann des 22ſten, oder Balthaſar Coſſas, der in

Konſtanz abdanken mußte, und 1419 in Florenz ſtarb. Es zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne ſeine dreizackige Krone und mit verſchiednen Statuen umgeben, und iſt ein Werk Donatellos, der an dieſem Schändlichen ſeine Kunſt nicht hätte entweihen ſollen. Von eben dieſem Meiſter iſt eine büßende Maria Magdalena aus Bronze, ein ſchönes Werk, ſo man ein anatomiſches Lazarethſtück haben will, zahn- und fleiſchlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der erſten und trefflichſten Mahler nur eine ſtille Trauer und ſüße Schwermuth, eine himmliſche Sehnſucht und Vergeſſenheit alles Irdiſchen zu ſehen gewohnt iſt, erregt dieſe ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts ſteht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Baare hier eine dürre Ulme, und ſiehe! dieſelbe Stunde grünte und blühte ſie. Ja wenn ſie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms iſt in politiſcher Rückſicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil ſie unten von einer Menge kleiner Gebäude eingeſchloſſen und verbaut iſt, und blos ihre ſchöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange iſt kümmerlich und häßlich, und dient den Trödlern, Fratſchlern, Altflikkern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, ſo findet man ein ſehr edles Gebäude, das ſich leicht und licht mit drei Schiffen auf ſchönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geſchloſſen wird. In den Kapellen zu den Seiten ſind manche wackre Gemählde; indeſſen gehört dieſe Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den erſten in Florenz, wohl aber wegen der Meiſterſtücke, die man in der Sakriſtei, oder neuen Prinzenkapelle ſieht, welche nach Michel Angelos

Zeichnung ausgeführt, und durch ihn zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Florenz gemacht iſt. Hieher muß man nicht einmal, ſondern alle Tage einmal gehen, um anzubeten, und ſeinen Geiſt durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menſchheit iſt, zu ſtärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrſchen, ſo wußte dieſer erhabne Geiſt ſelbſt den ſtummen und kalten Steinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was iſt größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Weſen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinſteigt? was iſt lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was ſchwärmeriſcher und ſchwermüthiger als die Abenddämmerung, die den Geiſt gleichſam mit allen ihren Schatten anweht? Doch das Vortreffliche liegt hinter der Sprache. Es ſind in dieſer Kapelle acht Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange iſt das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; ſein Bild iſt prächtig aus Stein gebildet, und ſteht in Lebensgröße in einer Niſche, und zu ſeinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Enden eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, ſondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man dieſem gegenüber das Grabmahl eines Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er ſelbſt, eine edle Heldengeſtalt, ſitzt in einer Niſche, und auf den Sarkophag ſtützen ſich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier iſt der lebendige Geiſt des großen Künſtlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe ſo lieblich als ſchauerlich erregt; ein Bild bey deſſen Anblick tauſend Bilder erwachen und worin der Meiſter ſeine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, iſt auch von Michel Angelo.

Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menſchen knieen zu ſehen. Ich hätte lieber vor dieſen vier Gottheiten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch iſt in dieſer Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein ſehr ſchönes Grabmahl aus Porphyr für Kosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er ſelbſt hat ein prunkloſes Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inſchrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgeprieſene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Erſten angefangen, und noch nicht vollendet iſt, denn es iſt noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze ſchöne Kuppel unbekleidet, und erſt, wann dieſes vollendet, und der Eingang gemacht ſeyn wird, wird man den Gang, der dieſes ſchöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Ausſicht hindern, niederwerfen, und die Kapelle wird ſich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muſchel licht und reitzend in ihrem eigenen freien Daſeyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallaſt zu ſeyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majeſtät der Kunſt mit der Pracht und Koſtbarkeit des Stoffes im Wettſtreit ſieht. Die Kapelle iſt ein ſchönes Rund und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmeſſer der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände ſind mit herrlichen Pilaſtern geſtützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaſpis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern koſtbaren Steinen eingefaßt. Hier ſieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientaliſchem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgeſteinen ſchimmernd; hier ſieht man ſie in Niſchen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toſkaniſchen Städte, die Pracht der edeln Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache aller dieſer Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieſer Schatten und ihre Verdienſte um die Kunſt, das alles bezaubert und berauſcht den Geiſt und entläßt mit einem beſſern Gefühl, als der Anblick derer gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche ſtößt auch die berühmte Mediceo-Lorenziſche Bibliothek, die freilich bey all ihren koſtbaren Schätzen für den Zuſchauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Särgen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abſchütteln und Gold aus ihnen heraus wühlen kann. Die Bibliothek ſteht alle Tage offen für die, ſo ſie beſehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem ſchönen Platz an dem ſüdlichen Ende von Florenz. Sie ſieht ſo freundlich aus, daß Michel Angelo ſie nur la Spoſa, oder die Braut genannt haben ſoll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein ſtattliches Kloſter haben, wo man von Santi di Tito, Poccetti und andern manches gute Gemählde ſieht. Dieſe Kirche iſt ſehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Marter von Macchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Battiſta Naldini. Das erſte iſt die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres geſehen, als das Angeſicht dieſer

Jungfrau, die im ſüßen Vergeſſen ſich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Augen, ein rechter Amor des Korreggio, zu ihr auflächelt. Das zweite Gemählde iſt die Darſtellung im Tempel; auch hier iſt Grazie und Huld des ſchönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die ſilbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joſeph aufgeſetzt hat, ſie entſtellen; vorzüglich ſchön iſt der Kopf des Greiſes Simeon. — In der Kapelle der Rucellai ſieht man ein altes figurenreiches Gemählde von Cimabue, welches man für ſeine beſte Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi iſt eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Basrelief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, beſonders wenn man es in einer gewiſſen Entfernung anſieht. Solche ſüße Zartheit des Muttergefühls, ſolche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, ſolche Sprache der begierloſen Empfindung, wie ſelten findet man ſie ſelbſt in den beſten Kunſtwerken? Ein Kranz friſcher Blumen lag an ihrem Buſen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingeſtreut. Auch ich hätte gern einige um dieſes holde Bild und um die Stirn ſeines Schöpfers gewunden; doch der Geiſt reicht zum Geiſt und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenſtern dieſer Kapelle und denen des Chors ſind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einem Farbenglanz, wie ich mich nicht erinnere ſie geſehen zu haben, ſelbſt nicht im Nürnberger Dom. — In der nächſten Kapelle Gondi iſt ein berühmtes Krucifix von Philipp Brunelleſchi aus Holz. — Aber mehr für mich iſt das Gemählde von Agnolo Bronzino in der ſchönen Kapelle der Gaddi. Es iſt die Erweckung der Tochter des Archiſynagogen durch Chriſtus. Er faßt ſie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Roſenkranz um ihr Haupt, ſich vom Lager erhebt: ein ſchönes Kind, aber ein ſchönerer Erlöſer, und noch beſſer der Vater, der mit unausſprechlichem Ausdruck von Liebe, Dankbarkeit und Anbetung kniect und zu ſeinem hohen Helfer aufblickt. Aber was ſind dieſe erſten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überſchwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Lager ſtehen ſieht. — Von Aleſſandro Allori, auch Bronzino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Chriſtus und die Samariterin vorzüglich ſchön ſind. Man ſieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Straßen. Auch dies ſind zwei ſchöne Geſtalten und die Samariterin eine ſo liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Chriſtus nur ihr ſo ungeſtraft ins Auge ſehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel iſt von Cigoli, (auch Cardi) einem groſſen Meiſter in der Zuſammenſetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesſchwert ſchwingt; der kniende Vater der drei Kronen verläugnet ſeinen Feuergeiſt nicht, und blickt trunken und ſtolz durch ſeine erhabne Beſtimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Dieſem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der bravſten Gemählde dieſes Meiſters. — Am großen Altar ſind die ſchönen Gemählde im Chor von Ghirlandajos Hand, einem der beſten florentiner Künſtler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äußerſte Beſtimmtheit der Formen nnd Karaktere hat. Es ſind an beiden Seiten je ſieben Geſchichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts ſeiner berühmtern Zeitgenoſſen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Dieſe liegen im nördlichen Theile der Stadt meiſtens in einer Linie, und ich will alſo das Merkwürdigſte, was ſie enthalten, beſchreiben.

Die Nunziata.

Vor dieſer Kirche iſt eine hübſche Loggiata, von der Familie Pucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier ſitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo ſie auch wohl um eine kleine Gabe beſcheiden anſprechen. Die Kirche verdankt ihren Urſprung den ſieben Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Auguſtins Regel begabt ſind. Man ſieht die Thaten dieſer Wundermänner in einem Chioſtro des Kloſters von Poccetti, Roſelli und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Biſchöfe, Kardinäle und andre Prälaten. Aber man vergißt ſie und die andern frommen Mährchen der ehrlichen Vorwelt und ſteht nur vor Einem Gemählde ſtill. Dies iſt die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al fresco gemahlt. Die Mutter ſitzt in ſüßer Ruhe und ſtiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf dem Schooß, Joſeph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende ſagt, daß Michel Angelo und Tizian dieſe Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, ſo fühlt jeder, der es ſieht, und je mehr er es ſieht, ſich in ſeinem Innerſten bewegt, ſo eine göttliche Stille und Kraft ſcheint uns aus dem ſchönen Kunſtwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein ſolches Werk einem ſo vergänglichen Stoff anvertraut iſt, denn das Gewand fängt ſchon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der ſieben Männer und ihres Anhangs ſind manche ſonderbare, aber beſonders eines, das man hier noch gemahlt ſieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al fresco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu mahlen. Er ging raſch ans Werk und der Engel war fertig, als er ſeine Phantaſie anſtrengte, um ein weibliches Geſicht ſo hold und ſchön zu ſchaffen, als es die Mutter des Herrn billig ſeyn ſollte. Ermattet entſchlief er, aber, o Wunder! was ſah er, als er erwachte? Die heilige Jungfrau ſtand da fix und fertig und in einem Reitz und einer Schönheit, deren ſeine Phantaſie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieſes Wunderbild that Wunder und ſoll ſie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angeſehen, aber es hat ſo wenig himmliſches, daß der Engel ein ſchlechter Mahler geweſen ſeyn muß. Billig ſollte es von Kunſtjüngern fleißig betrachtet werden, da ſein Schöpfer wohl ſo nahe am Born der Schönheit ſaß, woraus ſelbſt Pindar und Rafael und andern Götterſöhnen nur einzelne Wellen rinnen.

Die Mittelthüre unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, deſſen Wände al freſco bemahlt ſind, von del Sarto, Baldovinetti, Roſſo, Pontormo und andern. Von dieſen zum Theil trefflichen Stücken ſind manche ſchon ſehr verdorben. Sie beziehen ſich auf die Jungfrau und den Helden der heiligen Septemvirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inſchrift 1530 ſtarb. Es iſt ein ſtarkes, aber finſtres Geſicht mit gebietenden Zügen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht am ſchicklichſten an den Thüren einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klyſtirt: Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrene, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porca Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe ſie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche ſelbſt iſt nicht ſchön, aber wohl blitzend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo beſagtes Wunderbild zu ſehen iſt, reich an Marmor, Silber und Edelgeſteinen, noch reicher durch den ſchönen Chriſtuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die ſeraphiſche Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieſer Kapelle und des anſtoßenden Oratoriums, iſt zunächſt die Kapelle des Marcheſe Feroni. Man ſieht hier ſechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich ſchön von den Statuen iſt il penſiero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangeloſches zuſpricht. — In der nächſten Kapelle ſind von Aleſſandro Allori verſchiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargeſtellt; die Teufel ſind darin ſchöner in ihrem Geſchlecht, als die Engel. — Zunächſt iſt die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherſtehenden Männer und Weiber ſind trefflich mit ihren Empfindungen dargeſtellt. Der Chriſtus iſt nicht edel genug, die Schächer ſind häßlich und auf dem Geſicht und in der Verzerrung des linken iſt Angſt und Verzweiflung ſo ſcheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken ſollte. Das Abſcheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesſtamm den alten Tod (ein Skelet), und ſeinen Vater (ein ſcheußliches Gebilde) in Ketten liegen ſieht, läßt ſich nicht ausſprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meiſter, Perugino, oder Albertinelli. Es iſt ſteif und hart, aber man ſieht ein ſchönes Ideal und herrliche Menſchenköpfe unter den Apoſteln. — An der zweiten Seite rechts zunächſt am Eingange in die Kirche iſt ein ſchönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabſt, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigſtens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde kniet. Das Weib und die Engel ſind himmliſch. — In der Kapelle Barbara ſieht man den

Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biederſinnig zuſpricht. Er ſtarb 1605 in Florenz 82 Jahr alt. — Dieſer gegenüber iſt die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit ſeinem Weibe begraben liegt. Er hat ſich ſelbſt noch über ſeiner Aſche bey ſeinem Leben ein ſchönes Denkmahl geſtiftet. Er ſchläft nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater ſitzt, ſeinen großen geſtorbenen Liebling auf dem Schooße. Der Chriſtus iſt ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Geſtalt und das Ideal ſeines Angeſichtes nicht genug bewundern. Aber was ſoll man von Gott Vater ſagen? Es iſt Thorheit, ſo etwas in Stein und Erz zu bilden, beſonders da die Götter der Chriſten geſtaltlos ſind; es iſt ein wackerer Greis, nicht einmal ein erhabener Menſch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten iſt das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem neun Kapellen rund um laufen. — Schön iſt in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Biliverti, ſchön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als dieſe, die Heilige, die in ſtiller Demuth und Beſcheidenheit hinkniet; ſie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darſtellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere ſah. — Die fünfte Kapelle iſt die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten ſieht. Die Statuen ſind ſchön, aber ſchöner nach meinem Gefühl ſind die Hautreliefs aus Bronze, die verſchiedne Scenen der Leidensgeſchichte darſtellen; auch das Krucifix aus Bronze, nach einem Modell Bolognas gegoſſen, iſt äußerſt ſchön. Sein Gemählde, unter denen die Auferſtehung von Paſſignano nicht ohne Verdienſt iſt, ſchmücken noch dieſe Kapelle. — In der ſechſten Kapelle hat Agnolo Allori eben dieſen Gegenſtand mit größerm Sinn dargeſtellt, aber mit größerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Aleſſandro Allori in der neunten Kapelle, wo wo man eine Menge ſchöner weiblicher Geſtalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein ſieht. —

Der Platz vor der Kirche iſt ſehr ſchön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Erſten vorſtellt. Weder Pferd noch Mann ſind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs iſt. —

Kirche San Marco.

Dieſe kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum ſchöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer ſchönen Madonna vorbei von Cavallini Romano und ſtehe zuerſt bei dem Thomas von Santi di Tito ſtill; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apoſtel. Er ſteht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man ſieht ihn nicht an, ſondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeſchreiblichem Schmerz, aber dem ſtillen und menſchlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufſchaut, und bey der ſchönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz ſchlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der Künſtler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch iſt auf dieſer Seite eine ſchöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron ſitzend, zu deſſen Seiten je eine ſüße Jungfrau mit Zucht und Huld kniet, und Männer und Greiſe mit Ehrfurcht umherſtehn; ein Gemählde, was wegen der Kompoſition und der Klarheit der Karaktere bewundernswürdig iſt. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribune vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbiſchofs von Florenz, die unſtreitig mit zu den Schönſten in Florenz gehört. Sie iſt von der Familie der Salviati geſtiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm und ſeinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen ſind Francavilla und ſtellen eben ſo viele Heilige vor, und eben ſo viele Basreliefs aus Bronze ſind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieſer Kapelle gehören zu den beſten, vorzüglich ſchön iſt von Naldini Chriſtus und der reiche Jüngling, und von Aleſſandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die beſten Arbeiten dieſes ſeelenvollen Mahlers zählt. — Noch ſieht man an der andern Seite der Kirche von Roſſelli einen herrlichen Dominikus, der mit mehreren heiligen Alten ſich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind ſeiner Zeit, und neben ihm ſein Freund Angelus Polizianus, wie eine ſtolze Inſchrift an der Wand ſagt; ſie ſtarben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenoſſe Hieronymus Savonarola lebte in dieſem Kloſter, deſſen Zucht er reformirte und Prieſter und Fürſten ſchalt. Noch zeigt man die Celle, wo er im Kloſter wohnte und ein Bildniß, das ſeinen Kopf, auch ein Gemählde, das ſeine Marter vorſtellte. Weil er die Wahrheit ſagte, ward er 1498 auf dem groſſen Platz nahe am alten Pallaſt verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Dieſe Kirche mit einem anſehnlichen Franziskanerkloſter rechter Hand, zeichnet ſich als Werk der Baukunſt in einer Stadt wie Florenz nicht aus, deſtomehr aber intereſſirt ſie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die ſie in ſich verſchließt. Zuerſt rechter Hand ſieht man die Kreuzabnahme, von Salviati, dann die Kreuzigung von Santi di Tito, und von dieſer tritt man an das Grabmahl des groſſen Michel Angelo Buonarotti. Man ſieht im Bruſtbilde den Kopf dieſes einzigen Menſchen, einen ſchönen Kopf eines alten Mannes, deſſen Stirn eben ſo viel eiſerne Feſtigkeit und männlichen Ernſt, als Güte predigt. Er ruht auf einem Sarkophag aus braunem Marmor, zu deſſen Füßen drei Statuen gebildet ſind, welche die drei Künſte vorſtellen, in denen dieſer Mann groß war, die Bildhauerkunſt, Baukunſt und Mahlerei, von drei verſchiedenen Meiſtern; die Mahlerei iſt die ſchönſte und, wie die Büſte, von Battiſta del Cavaliere. Man kann ſich von dieſer ſchönen Geſtalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche ſchwanger ging. Er ſtarb bekanntlich in Rom und von dort ſind ſeine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmähler übergehe ich und ſpringe gleich zu dem einfachen und ſchönen Denkmale, welches dem großen Tonkünſtler Nardini 1793 von ſeinen Freunden errichtet iſt, mit einer lateiniſchen Inſchrift. Es iſt in ſeinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet iſt, ſo viel Süßes und Edles, daß einem ſelten eine lebendige Geſtalt begegnen kann, der man mit ſüßerer Sehnſucht nachblickt. — Das nächſte Denkmal iſt das des unſterblichen Macchiavelli, auch ein neues, was freilich länge vor vielen andern hier hätte prangen ſollen. Auf einem hohen Sarkophag ſitzt die Göttin der Geſchichte, oder Gerechtigkeit, und ſtützt die eine Hand auf eine Wage und ein zuſammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verſtorbenen zeigt. Unten lieſt man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Macchiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor; auch wenn man das entſtellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören dieſe beiden ſicher nicht zu ſeinen beſten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächſt; er gehört zu den Geſchichtſchreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes ſieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meiſtern, ſteif und ſchlecht kolorirt, aber manche unübertrefflich ſüß und naiv. Dahin rechne ich beſonders eines, wo Joſeph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu ſeinen Häupten in der Mitte ſich über daſſelbe beugen: Oechslein und Eſelein aber ſind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und ſcheinen fromm und gutherzig wie die andern ſich ſeiner Geburt zu freuen. Ueber dieſem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimſuchung Mariens durch Eliſabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrariſchen Marmor inkruſtirt iſt. Die fünf Bildſäulen, Moſes, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth ſind von dem Niederländer Francavilla; Moſes und die Jungfräulichkeit ſind vorzüglich ſchön. Die Kuppel iſt von Volterrano gemahlt, und empfängt aus ſchönen Fenſtern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, ſeidne Vorhänge haben. — Zunächſt ſieht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgeſtellt. Wie ſchön iſt der todte Chriſtus (wie ſchön die Taube?) und welch ein Menſch, der ihn hält! Man kann ſich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; dieſe Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchſte lebendig im Menſchen. — Einigen Gemählden von Vaſari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, ſtehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er ſeyn, wenn die Grazie dieſe Leidenſchaft bändigte, und ſie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenſeitigen Aretin gegenüber iſt das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vaſari und Tito. Die Auferſtehung des Herrn, von Santi di Tito, iſt wohl eine ſeiner ſchönſten Arbeiten. Man kann ſich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als dieſen Chriſtus; da iſt Grazie und Kraft ſanft in einander gefloſſen, leicht ſchwebt die ſchöne Geſtalt den himmliſchen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erſtaunen der Soldaten iſt keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächſt am Eingange dieſer Seite iſt die Grablegung von Naldini, wo man vorzüglich den ſchönen Kopf der Heroin der neuen Kunſt, der Magdalene bewundern muß. — Hier ſind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeiſter Alexander Galilei, und ſeinem größern Namensgenoſſen Galileo Galilei, der als Menſch und als Weiſer als ein großes Geſtirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal iſt ihm und ſeinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieſes letztern im Jahr 1737 errichtet. Seine ſchöne Büſte von Foggini hat etwas unbeſchreiblich Anziehendes und Leutſeliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernſter und ſtrenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag ſtehen zu beiden Seiten die Aſtronomie und Geometrie über Lebensgröße, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bey Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenparüke der Kopf des alten florentiner Poeten Filicaja mit einer Inſchrift, worin er ſich der ſtattlichen Freundſchaften großer Häupter, der Königin Chriſtine, Kaiſer Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer dieſen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; ſo daß dieſe Kirche ein wahres Pantheon von Florenz iſt. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Feſten, wozu er beſtimmt iſt, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

Freilich wäre dieſſeit des Arno in Kirchen, Klöſtern, Spitälern noch genug aufzuleſen übrig; aber ich fürchte, ich habe ſo des Guten ſchon zu viel gethan. Auch von den Palläſten, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet iſt, könnten ſich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchſtabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leſer. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corſini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häuſern, worin Fürſten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliotheken und Zierrathen königlich geſchmückt ſind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geiſt hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallaſt dieſer edlen Familie ſpricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Koſmus den Erſten, den Sohn des groſſen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von ſeinem glücklichen Feinde, und ſtarb katoniſch im Gefängniſſe, nachdem er mit ſeinem Blute auf die Wand den ſchönen Vers Virgils geſchrieben hatte: „Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor.“ „Es müſſe dereinſt ein Rächer aus meinen Gebeinen entſtehen.“ War der Mann ſchlechter als Kato, oder Koſmus gröſſer, als Cäſar? Die neuere Welt iſt nicht gerecht. — Dieſſeits iſt noch ein ſchönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe dieſem Strozziſchen Pallaſte, eine prächtige doriſche Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine ſchöne Bildſäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert ſteht. Koſmus der Erſte ließ ſie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte ſie der Pabſt Pius der Vierte geſchenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenſeitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu ſtürzen. Hier ſteht oben an

Der Pallaſt Pitti,

eines der mächtigſten und ſtattlichſten Gebäude der Stadt, das ſchon durch ſeine äußere Geſtalt Ehrfurcht einflößt. Er iſt nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeiſters der Domkuppel Brunelleschi von einem florentiner Edelmann; Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er ſeit Koſmus des Erſten Zeit die beſtändige Wohnung der Großherzöge geweſen iſt, die ſonſt in dem jetzigen Pallaſt der Riccardi wohnten. Die Vorderſeite, oder das Angeſicht iſt aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die ſimple und graue Erſcheinung, und die Größe und Einfalt der Maſſen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platze hin, deren einer links nun erſt gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verſchiedenen Abtheilungen die doriſche, joniſche und korinthiſche Ordnung. Dem Hof gegenüber iſt eine ſchöne Grotte mit lebendigem Waſſer, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor ſprudelt. Man ſieht über dieſem Waſſer einen koloſſaliſchen Moſes aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felſen Waſſer ſchlug. Noch ſind einige andre hübſche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in koloſſaliſcher Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Antäus. Dieſe ſind außer den Säulen und andern Schmuck die Zierde der Loggien. Noch ſieht man eine ſchöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Geſtalten von Seegeflügel und neptuniſchem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem erſten Stock des Pallaſtes mit einem großen Becken, worin das Waſſer aus mancherlei Röhren hinabſpringt; doch dieſe ſtellt ſich vom

Garten Boboli dar. Die Gartenſeite des Gebäudes hat eine feine Ausſicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die koloſſaliſche Statue des Ueberfluſſes und den Neptun aus Bronze über ſeinem Teich erblickt, und unten im Grunde ein niedliches Amphitheater, welches in alten Zeiten oft zu Spielen und Feſten gedient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und andern kleinen Schalksgeſtalten geziert iſt.

Doch bei weitem mehr, als dieſes alles, iſt das Innere des Pallaſtes und die Schätze der Kunſt, die er einſchließt, nicht zu gedenken des übrigen Schmucks und der Tapezierungen und Verzierungen der Säle und Zimmer. Man ſieht in mehrern Stuben Statuen berühmter neuerer Meiſter und vortreffliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dieſes bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen hier gleichſam eine zweite Gallerie aufgeſtellt iſt. Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größten und berühmteſten Meiſter, eines Rafael, Fra Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Rubens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Karlo Dolce, Salvator Roſe und Bourgignon ꝛc. Unter dieſen ſteht oben an eines von Rafaels Heiligthümern, die

Madonna della ſedia. Es giebt hier noch einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt dieſe auf dem erſtem Blick. Die ſtille engliſche Ruhe, der Friede dieſes Engelangeſichts, das alle Huld und Süßigkeit der reinſten Weiblichkeit vereinigt, die holden Knaben umher, der ſüße Ton der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die Kunſt auf ihrer größten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke ſind merkwürdig, ſie ſchwinden hier aber vor dem erſten hin; als ein Meiſterſtück Rafaels ſchätzt man noch ein ſchönes Porträt Leo des Zehnten, deſſen Kopf er zwiſchen zwei Kardinälen hingeſtellt hat. — Von Giulio Romano ſind mehrere treffliche rafaeliſche Schulen der Bewunderung werth. — Aber vorzüglich zeichnen ſich in dieſer Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends ſo in ihrem Glanze ſieht. Von dem erſten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den größten Mahlern gehört, ſieht man hier den Sankt Markus, ein Werk, das man ſogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meiſterſtück des Kolorits und der Zeichnung angeſehen wird. Der Evangeliſt iſt über Lebensgröße, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des ſchönen männlichen Geſichtes, die Unvergänglichkeit und unzerſtörbare Kraft ſpricht. Nur ein großer Geiſt konnte ſo Großes faſſen. Von Andreas del Sarto iſt vorzüglich ſchön die Maria mit Johannes dem Evangeliſten und Sankt Franz, da iſt alles ſo klar und wahr, wie es dieſem beſonnenen Mahler eigen iſt, und iſt ſeine Maria gleich keine rafaeliſche, ſo iſt doch auch ſie ein holdes Weib. Nicht weniger ſchön, ja wegen der Haltung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderſchönen Kolorits iſt ſeine Anbetung der drei Könige aus Mohrenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieſes Pallaſtes, und nach der Madonna della Sedia und dem Markus das dritte Gemählde, iſt von des großen Buonarotti Hand und ſtellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenſtand eines ſolchen Rieſengeiſtes würdig, und man fühlt gleichſam von ihm das Schickſal aufgeſchloſſen. Sein Ernſt und ſeine kräftige Zeichnung, ſeine Tiefe ruhen doppelt auf dieſen drei Alten, die das Gewebe des Lebens ſpinnen und zerſchneiden. Und doch, wenn man ſie oft anſieht, dämmert durch die eiſerne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber ſeine Geliebte, die man eine dritte Venus nennen kann, ſo eine ſüße Luſt athmen alle ihre Züge. — Doch wer kann, oder will alles beſchreiben? Die Decken der Säle und Zimmer ſind ihrem

Inhalt angemeſſen, mit ſchöner Stukkatur gearbeitet, und meiſtens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieſer Decken ſieht man feine Porträts merkwürdiger Perſonen und andre ex ingenio gemahlte, von denen man unmöglich die Porträts haben konnte. — Auch eine meiſterhafte Kopie des ſo hoch angeſchlagenen Hieronymus von Correggio iſt hier, die auf die Vortrefflichkeit, des Originals ſchließen läßt. Eine andre Zier dieſer königlichen Zimmer ſind die vortrefflichen Tiſche aus harten und edlen Steinen und aus Skagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Gallerie einige Proben ſieht. Man erſtaunt, wenn man ſieht, wie hier durch bloße Zuſammenſetzung (opera di commeſſo) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenſtände der Kunſt und Natur dargeſtellt werden. Aber ſo leicht dies nach der Vollendung ſcheint, ſo mühevoll und koſtbar iſt die Ausführung, und es giebt unter dieſen Tiſche, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künſtler dieſer trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Koſten, obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparſamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieſer Art gearbeitet, die nun gleichſam unvergänglich ſind; doch muß dieſe Kunſt natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Muſaik ſieht man hier, die aber nicht hier, ſondern in Rom gemacht ſind. Dieſe Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier jetzt nur zwei Künſtler darin, von denen der eine, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution aus ſeinem Vaterlande ausgewandert iſt. Dieſe arbeiten meiſt im Kleinen und auf Beſtellung Ohrgehänge, Doſen, Souvenirs und andre kleine Sächelchen. Der Römer iſt ein äußerſt geſchickter Mann.

Der Garten Boboli.

Dieſer mein Liebling, worin ich ſo manche frohe Stunden geträumt und verſpielt habe, folgt dem Pallaſt Pitti in natürlicher Ordnung. Auch er iſt mit vielen wackern Kunſtſachen geſchmückt und enthält ſo vieles, was in einer andern Stadt, als Florenz, eine lange Beſchreibung verdienen würde. Dieſer ſchöne Garten ſteigt unregelmäßig, ſich immer erweiternd, von der Porta Romana bis zum Pallaſt Pitti in mehrern Terraſſen empor. Lorbeern, Leccen, Cypreſſen, Myrthen, Linden ſchmücken ſeine ewig grünen Lauben, in welchen ſelbſt in einem Winter, wie dieſer iſt, an ſonnigen Tagen die Turteltauben locken und die Amſeln flöten. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte bey der Porta Romana, wendet man ſich ein wenig rechts und trifft einen ſchönen Merkur, auf einem geflügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwerte, eine Heldengeſtalt koloſſaliſch und vorwärts ſtrebend. Zu beiden Seiten des ſchönen Ganges, der mitten durch den Garten auf die Höhe führt, ſtehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet ſind. Eine Zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Raſen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher ſtehen Büſten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten ſteigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vaſen empor, und ſechs große Statuen ſchmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav ſind. Aus dieſem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Inſel hat, deren Orangen und Citronen ſich in der ſchönen Zeit in dem umfließenden Waſſer ſpiegeln. Um dieſen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Myrthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Letſchen und Lorbeern überhangen. Hier fehlt es ſelbſt bey dieſen kalten Wintertagen nicht an

Lieblichkeit, und wann die Sonne ſcheint, ſind oft die Bänke alle von Männern und Weibern beſetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis ſpielen, das man ſeit 30 Jahren nicht ſo dick in Florenz geſehen hat. Rings um das eiſerne Gitter des ſchönen Teiches ſtehen zierliche Muſcheln, Becken, Maſcheroni und Amoretten, im Waſſer ſieht man die Andromeda an einem Felſenblock und das ſchnappende Ungeheuer und Fröſche, ſo groß, als ſie in unſern Ländern nicht wachſen. In der Mitte des Inſelchens ſteht ein ungeheures Becken mit einem koloſſaliſchen Neptun, zu deſſen Füßen umher drei Figuren ſitzen, von Johann von Bologna, welche drei Flüſſe vorſtellen. Von hier beginnt der ſchöne Cipreſſengang, der allmählig in mehrere Terraſſen aufſteigt. Anfangs ſieht man einige meiſterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den Seiten ſind Labyrinthe von Letſchen, Lorbeern, Cipreſſen und Myrthen und kleine Blumen- und Orangegärten links und rechts, und Statuen ſtehen in ſchönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cipreſſenallee endigt, ſteht man dem Pallaſt Pitti gegenüber, über den man hinſieht und über die ganze ſchöne Stadt. Wie oft habe ich von hier freudetrunken die Abendröthe die Schneeſcheitel des Apennin vergolden ſehen, indem unzählige Vögel in dieſen ſichern Lauben um mich zwitſcherten und flöteten! Die höchſte Anhöhe ſteigt ſanft bis gegen das Fort, wo eine kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen iſt. Hier ſteht aus weißem Marmor eine koloſſaliſche Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr ſind noch kleine Terraſſen mit allerlei fremden und botaniſchen Pflanzen. Dann ſieht man im Grunde wieder einen niedlichen Teich mit Goldfiſchen, und einen ehernen Neptun mit ſeinen Attributen, ein ſchönes Werk. Unter den Lorbeern und Letſchen ſind hie und da liebliche Obſtgärten, und Gitterhäuschen mit Turteltauben, die mit den Faſanen, Amſeln und Zeiſigen ein frohes Koncert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer iſt, hat Zinnen und Thürme und iſt mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine ſchöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieſer öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die ſonſt eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweiſe eine hölzerne Decke über ſich. Sie ſtehen beide ſchon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit ſeinem Schlangenende und ſeinem menſchlichen Vordertheil liegt unter ihnen und lächelt leidig zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz ſpricht aus ihrem Angeſichte, ohne ihre Züge zu entſtellen; ſo weint die betrogene Unſchuld.

An der rechten Seite des Gartens iſt die berühmte Grotte, deren, vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, ſie ſind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch ſeine Aehnlichkeit mit; ſie waren für das Grab des Pabſtes Julius des Zweiten beſtimmt. Im Hintergrunde ſieht man zwei ſchöne jugendliche Figuren, die nach ſüßer Vereinigung ſchmachten. Lechzend ſchaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu ſeinem Auge empor. Poccetti hat die Grotte gemahlt. Die Wände ſchmücken bizarre und groteske Geſtalten von Thieren und Menſchen, äußerſt nett gearbeitet, obgleich ſie nur ſo hingeklezt ſcheinen. An dieſer Seite hinter dem Pallaſt Pitti iſt der ſchöne botaniſche Garten des florentiniſchen Muſeums und das Muſeum ſelbſt nebſt dem Obſervatorium. Man findet hier Pflanzſchulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weißem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Feſtung, die zweite bei'm Pallaſt Pitti, die dritte bei'm botaniſchen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello ſpirito iſt eine der ſchönſten in Florenz und nach Brunelleſchi gebaut. Man findet hier die Madonna, ihren erblaßten Sohn auf dem Schooße aus Marmor, eine Kopie der ſchönen Gruppe Michel Angelos in der Peterskirche in Rom. — Von Stradanus, Chriſtus treibt die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel, eines der ſchönſten Gemählde dieſer Kirche; weiſe hat der verſtändige Künſtler den Unwillen des Herrn nicht ſtark ausgedrückt, ſondern mit jener Mäßigung, die ein Gott haben muß, wann er ſtraft. — Unter den vielen folgenden iſt in der Kapelle Vettori ein Gemählde von Giotto, vier ſteife und magre Figuren, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung merkwürdig ſind. — Zwei Gemählde von Aleſſandro Allori: das erſte zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenſtand der Mahlerei, das zweite iſt Chriſtus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den ſchönen. Das Weib ſteht mit dem geſenkten Blick der Schuld und der Erlöſer mit dem menſchlichen und erbarmenden eines höhern Weſens; trefflich ſind die Köpfe der Phariſäer, die hinter ihnen grinſen. — Aber bey weitem das ſchönſte in dieſer Kirche iſt linker Hand ein Gemählde von Angnolo Bronzino, dem Oheim Aleſſandros; es ſtellt Chriſtus vor, wie er in Geſtalt eines Gärtners der Magdalena erſcheint. Man ſieht von den beiden nur das Weib. Sie iſt eine der ſchönſten Magdalenen, die ich geſehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den ſchönen runden Körper tief bis auf die Solen hinab, und mit einem unausſprechlichen Blick ſieht der ſchöne Kopf zu dem erhabenen Meiſter auf. Man zeige ſie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania ſchreiben könnte. — In der Sakriſtei findet man von Fra Philippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer, Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Kloſterheld, ein ſchöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum ſind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Chriſtus mit dem Kreuz aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das ſich in der Chieſa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe dieſen Chriſtus bey weitem der jenſeitigen Mater doloroſa vor. — Schön iſt das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrariſchem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geſchmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter ſind viele Gemählde al freſco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Paſſignano und Naldini haben ihren Pinſel ſehr dafür beſchäftigt. — Merkwürdig für den Künſtler iſt vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände ſind al freſco gemahlt und enthalten Geſchichten des Schlüſſelträgers Petrus. Maſolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber ſein Schüler Maſaccio vollendete es. Dieſer, weit über ſeinem Meiſter, öffnete den Weg zu einer beſſern Kunſt, und würde wahrſcheinlich viel geleiſtet haben, wäre er nicht in der Blüthe ſeiner Jahre weggerafft. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meiſter zu einem weichern Stil über, und ſelbſt der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichſam im Kampf ſehen. — Im Chor iſt von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, immerwährenden Gonfalonieres der Stadt, der in ſtürmiſchen Zeiten nach Peters von Medicis, und ſeiner Brüder Verjagung dem Vaterlande diente. — Links iſt die ſchöne Kapelle der Corſini, wo der heilige Andreas di Corſini begraben liegt; doch nicht deswegen iſt ſie merkwürdig, ſondern wegen der ſchönen Marmore von Fogginis Hand. Ueber dem Altar ſchwebt der Heilige, eine edle Geſtalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die ſeine Reliquien enthält. Es iſt was Himmliſches darin, ſo wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erſcheint, und ihm mit heiligen Worten zuſpricht. Aber beſſer, als dieſe übermenſchlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorſtellt, auch hier ſpielt der Heilige ſeine Rolle, er ſchwebt in den Wolken als ſiegbringender Genius des vaterländiſchen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Nain, beide recht wacker. — Von Tito und Butteri noch einige Stücke.

Jenſeits des Arno ſteht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunſt, das ſeiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es iſt die ſchöne Gruppe des Herkules und des Centauren Neſſus. Sie ſteht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk iſt aus einem einzigen Block und eines der ſchönſten von Johann von Bologna. Es iſt eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung ſetzt. Es iſt der Moment gewählt, wo der Heros mit ſeiner geſchwungenen Keule gleichſam im Zuſchlagen iſt über den Centaur, der mit einem Vorderfuße unter der Gewalt des Helden geſtürzt iſt, und Grimm und Angſt in ſeiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es ſind vier, welche die dieſſeitige und jenſeitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraja bis zum Ponte vecchio ſind ſchöne Palläſte und der lebhafteſte Spaziergang längs dem Arno. Der Ponte a Santa Trinita iſt der ſchönſte, ein Werk des wackern Ammanati, welches nach der großen Ueberſchwemmung von 1557 aufgeführt ward; ſie iſt mit vier Statuen geziert, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen. Sie hat dieſſeits einen hübſchen Platz mit der herrlichen Granitſäule der Themis und jenſeits die Via Maggio, eine der ſchönſten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio iſt die lebhafteſte aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs dieſſeits zum Pallaſt Pitti jenſeits; zu beiden Seiten ſind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldſchmiede arbeiten. Ueber dieſen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallaſt Pitti zu dem Pallaſt degli Uffizi führt und den Kosmus der Erſte anlegen ließ. Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, iſt der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine ſehr verehrte Kapelle hat, wo ſelbſt draußen am Kreuze immer Betende knieen und küſſen.

Das Muſeum.

Dieſe herrliche Anſtalt vereint ſo vieles in ſich, daß man ein ganzes Buch davon ſchreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallaſt, in der Gallerie, im Pallaſt Pitti, in den Bibliotheken ꝛc. zerſtreut, und nicht an ſeinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich iſt dieſe Sammlung für den Arzt, Naturkundiger und Mathematiker; doch geht wohl keiner leer aus, der nur etwas Bildung mitbringt. Das Gebäude, wo dieſes Muſeum ſeinen Sitz hat, iſt unweit des Pallaſtes Pitti und hart am Garten Boboli, da der erſte Stock grade in den botaniſchen Garten ausläuft, und einige ſeiner Zimmer mehrere Pflanzen und Gewächſe beherbergen. Aus dem nordöſtlichen Ende des Gebäudes läuft eine Art Thurm heraus, der zum Obſervatorium dient. Dieſes Muſeum iſt alle Tage von 8 Uhr Morgens bis Mittag offen. Mehrere Officiere von der Leibwache ſind in verſchiedenen Intervallen vertheilt, und verſchiedene andre Wächter, Aufſeher und Zeiger gehen von

Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Anſehen von Spionen zu haben. Dies iſt nothwendig; ſonſt könnten hier leicht Mißbräuche entſtehen, da jeder ohne Unterſchied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichſten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigſten an. Dieſes ſind unſtreitig die anatomiſchen Präparate, von denen ich ſchon in Wien eine Probe geſehen hatte. Was in Wien ſich findet, iſt meiſtens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiſer einige Jünglinge hier, die von den Meiſtern dieſer Kunſt die Art und den Mechanismus bey dieſen Arbeiten lernen ſollen. Es iſt dieſes eben ſo bewundernswürdig, als prächtig, man ſieht ſich ſelbſt von außen und von innen; ſchade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit ſeinen Anhängſeln in Wachs und Farben darſtellen kann. Man ſieht ſich und bewundert die Künſtlichkeit und Herrlichkeit des menſchlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieſes menſchlichen Körpers, welches den ganzen ſchönen Bau mit ſolcher Genauigkeit darzuſtellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äußere Organiſation des Menſchen abrechnet, was man ſeine Darſtellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht faſt jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume mit uns theilte, ſo man ſich die Mühe nimmt, ſie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Dieſe anatomiſchen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und ſie ſind mit eben ſo vieler Ordnung, als Eleganz aufgeſtellt. Jeder Theil hat ſein eignes Käſtchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit kryſtallenem Glaſe bedeckt, und ruht auf einem Kiſſen aus grünem Taffent mit ſilbernen Franſen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beſchreibung über dem Präparate, welche meiſtens äußerſt ähnlich ſind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und ſeine einzelnen Theile, worauf es ankömmt, ſind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieſer Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinſten Muskeln, Nerven und Fäſerchen ſchon ſo trefflich gearbeitet ſind, ſo ſind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüſſe von ſchönen menſchlichen Formen nennen kann, wie ſie es zum Theil auch wirklich ſind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der ſchönen Kunſt, und gehören im gewiſſen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleiſchbank, aber auch hier hat man den ſchönſten Bau und die feſteſte und nervigſte Struktur gewählt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muskeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomiſchen Meſſer nie ohne Ekel und Schauder ſieht, über dieſen vergißt man das Gerippe. Aber ſobald dieſe Gerippe mehr bekleidet ſind, d. h. ſobald ſie ſchon die Muskeln zeigen, werden ſie ein Gegenſtand der ſchönen Kunſt, und ſtellen athletiſche und apolliſche Körper dar. Dieſe trefflichen Körper ſind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufriſſen und Aufſchnitten. Vorzüglich reich iſt das Zimmer, das die Entſtehung, Bildung und Trennung des Menſchen im Mutterleibe und vom Mutterleibe zeigt. Die Monſtra, die ſchweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder ſchlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiſerſchnitts, alles ſieht man hier beiſammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieſer Kunſtwerke iſt eben ſo mühſam, als koſtbar, und überſteigt weit die Kenntniſſe und Kräfte, wie das Vermögen, eines einzigen. Viele

Kenntniſſe und Künſte müſſen zuſammen wirken, viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte beſiegt werden, um ſo was Großes und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formſchneider, Zeichner und Anatom müſſen ſich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten beſiegen, wie viele mechaniſche Kunſt- und Handgriffe man erſt lernen, und durch verwerfen und verbeſſern zu dem Grade der Kunſt ſteigen mußte, wohin man dieſe ſchöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meiſt wird alles in Formen gegoſſen, und Farbe und Wachs werden ſogleich gehörig gemiſcht; aber freilich bey den feinen Fäſerchen, Adern und Nerven läßt ſich dies nicht erreichen, und ſie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomiſche Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament ſchichtenweiſe anatomiſche Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zuſammen ſetzen konnte. Der jetzige Hauptmeiſter dieſer herrlichen Erfindung iſt Suſini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und ſich ſeine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erſte, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man ſieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein ſogenannter ſcorciato (Geſchundener) ein Gegenſtück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie ſieht, und ein trefflicher Torſo, worin die Farbe des Marmors ſo täuſchend nachgeahmt, und die Muskeln und Umriſſe des Körpers ſo richtig gearbeitet ſind, daß man ihn auf den erſten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten ſollte. Aber die Bewunderung des Arztes ſind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unſer

Arzt, der uns zu dieſen Heiligthümern führte, — denn zu dieſen hat er einen Schlüſſel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomiſche Begeiſterung, indem er einmal über das andre ausrief: o che bello lavoro! che divina fattùra! Mir hingegen und den andern Zuſchauern erregten dieſe Gruppen eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit Widerwillen und Ekel. Die erſte Gruppe ſtellte nemlich in einer Menge kleiner Körper die verſchiedenen Zeiten und Grade der Verweſung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenſtandes, und die zweite, an Gräueln der Verwüſtung noch reichere, Scenen der Peſt am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieſer Kunſt war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches geſehen habe, und die dritten ſind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als jene erſten. Die meiſten Präparate ſind hier unter Leopold entſtanden, und größtentheils unter Suſinis Händen und durch ſeine Anordnung.

Außer dieſen Wachspräparaten verwahrt man in mehrern Schränken noch andre fleiſcherne und knöcherne. Vorzüglich reich aber ſind dieſe Schränke an Embryonen von verſchiedenen Altern und an Monſtris, oder vielmehr machen dieſe das einzige aus; denn die übrigen Präparate ſind ſo unbeträchtlich und unvollkommen, und ſcheinen ſo verſchimmelt und verfault, daß ſie kaum noch der Erwähnung werth ſind.

Auf dieſe Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächſt ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite ſind gefiederte, an der andern ſchuppigte und floſſigte Raritäten. Unter den Vögeln ſind manche hübſche Sachen und viele Amerikaner, beſonders aber eine feine Sammlung aller einheimiſchen Land- und Seevögel, die einem Fremden ſehr intereſſant iſt. Von manchen Gattungen, fremden und einheimiſchen, ſindet man auch die Neſter und Eier, ja ſogar die Jungen. Doch im Ganzen iſt die Sammlung nicht reich. Die der Fiſche vollends iſt äuſſerſt ärmlich und ſticht gegen die Vollſtändigkeit der übrigen Gattungen erſtaunlich ab. Man ſieht faſt nichts, als die einheimiſchen, und dieſe zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher ſind die nächſten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm ſieht, nebſt allerlei Seltenheiten, Naturſpielen, Misgeburten, Embryonen von allerlei Thieren und Thierchen, alles dieſes in ſchönen Schränken und Käſten und Gläſern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt iſt. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebſt Skeletten und anatomiſchen Präparaten. Oben ſind die Schränke amphitheatraliſch mit Naturprodukten geſchmückt, die zu dem Inhalt derſelben paſſen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Gefäße, Waffen und Zierrathen, aus ähnlichen Gegenſtänden gearbeitet, ſtehen und hängen in den verſchiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Inſekten, Käfer und Schmetterlinge, und dieſe Sammlung iſt vorzüglich reich und alles lichtvoll und geſchmackvoll geordnet. Hier ſieht man auch die ſeltenſten Aſiater und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zuſtande der Schwangerſchaft, oder gleich nach der Entbindung von den ſchönen Sommervögeln beigefügt; weil dieſe ſich aber nicht gut erhalten, ſo hat man auch hier ſie in Wachs nachgeformt, und ſieht viele herrliche Exemplare in dieſer Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchylienſammlung läßt bey weitem alles hinter ſich, was ich dergleichen an andern Orten geſehen habe. Nicht blos die rohen und ſchon ſo bewundernswürdigen Gegenſtände dieſer Gattung bewundert man hier, ſondern die ſchönſten Gefäße und Kunſtarbeiten aus dieſen Naturprodukten, die das ſatte Auge unwillkührlich an ſich ziehen, wenn es endlich, von ſo vielen prächtigen Gebilden geblendet, unſtät umherirrt.

Die nächſten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Abſprung in den botaniſchen Garten machen. Dieſe Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beſchreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klaſſen und Geſchlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die ſchönſten, und beſonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter ſich nicht gut auſtrocknen laſſen, in herrlichen Abgüſſen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Friſche und Zartheit der Farben und ſo vieler Natürlichkeit, daß man ſich dabei vergeſſen kann. Dieſer kleine Verſuch zeigt, wie weit dieſe Kunſt gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre ſind eben ſo täuſchend gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite faſt alle Wurzeln, Saamen und Holzarten, die officinell ſind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskaniſche Holzarten mit ihren Blüthen und Saamen und Wurzeln, ſondern auch viel andres Geſäme und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in ſeinem eignen Glaskäpſelchen mit einer kurzen Inſchrift.

Endlich in den letzten acht Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weiteſten Sinn hieher gehört, mit einer ſeltnen Pracht und Vollſtändigkeit geſammelt und aufgeſtellt. Die Wiener Sammlung in dieſem Fache möchte wohl eben ſo reich ſeyn. Aus allen Theilen der Welt ſieht man hier Produkte der Natur und Kunſt gehäuft, ſelbſt aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralſund, Roſtock habe ich hier Exemplare geſehen.

Aber man ſieht nicht blos rohe Maſſen und Steine, ſondern faſt aus allem, was die Kunſt bearbeiten kann, findet man ſchöne Sachen geformt, Gefäße, Taſſen, Statuen, Obelisken, Doſen, Zierden und Schmuck, wie ſie die Laune und der Geſchmack in den verſchiedenſten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelſteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geſchlechte aufgeſtellt ſind. Als ein Anhängſel dieſer Sachen kann man die ſchönen und ſeltnen Naturſpiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre Siebenſächelchen anſehen, die über unſre Erde und über uns ſelbſt uns ſo viel zu denken geben.

Aus dieſem Stock in den zweiten hinabſteigend, findet man auf der Treppe ein Paar ſchöne Büſten des Galilei und Veſpucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt ſeinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier iſt zunächſt das ſogenannte phyſikaliſche Kabinet, wernach man oft das ganze Muſeum benennt, in welchen Kunſtſachen, Modelle, Inſtrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben ſind noch zwei Zimmer mit ſeltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter dieſen ſind ein Paar gewaltige Elephanten; ein Nilpferd und einige Krokodille. Eine Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieſes Muſeum hat auch einen eignen botaniſchen Garten, der hinten daran ſtößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für deſſen Gewächſe ſelbſt im Muſeum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terraſſen, ſeitwärts ſind zwei Flügel, worin das Treibhaus angebracht iſt. Dieſer ſehr kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Außer ihm iſt indeſſen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künſtlerſchule.

Dieſes Inſtitut rührt von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geſchafft hat. Könnte der alte Geiſt auch ſo gerufen werden, ſo wäre es ſchön; aber die Italiäner haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunſt verloren. Man beſchreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Veſpucci gewohnt, oder gar nur zuerſt das Licht erblickt hat. Von dieſer Anſtalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna geſagt habe. Dieſes Gebäude der Zeichen- und Mahlerſchule iſt am Sankt Markusplatze mit der Aufſchrift: Liberalium artium Incremento. Petrus Leopoldus. In mehreren Zimmern findet man die Abtheilungen dieſer nützlichen Anſtalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zuſammentreffender Umſtände und eines Geiſtes, der ſich nicht leicht durch irgend eine Manipulation ſchaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch ſind ſolche Anſtalten immer nützlich, ſie erhalten doch vieles, was bey dem Mangel dieſes Geiſtes ohne Unterſtützung ganz verloren gehen würde; und der Regent verdient immer den Dank ſeiner Zeitgenoſſen, der wenigſtens das ‚Seine thut, den Geiſt, der einmal eingeſchlafen iſt, wieder zu erwecken. Die Büſte dieſes guten Fürſten Toſkanas ſteht über der Thüre. Man geht in ein Chioſtro ein, welches unter ſeinen Portiken die Abgüſſe und Nachbildungen verſchiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen ſiehet. Um dieſes Chioſtro laufen mehrere Zimmer her und ſind für die verſchiedenen Zweige der bildenden Künſte beſtimmt.' Zuerſt rechter Hand iſt das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entſtehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meiſter und Schüler meiſtens mit ihren Namen, und auch diejenigen ſieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieſes kann man von dem folgenden grösſern Zimmer für die Mahlerei ſagen, nur daß dieſes dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewährt. Hier ſind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meiſter aufgehängt, und die vorzüglichen Stücke junger Künſtler und Schüler, wie die mit Preiſen bekrönten. Man ſieht hier verſchiedene ſchöne Stücke von jenem jungen Künſtler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom ſchon im Rufe eines Meiſters lebt. Er iſt auch der einzige jetzlebende toskaniſche Künſtler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Miniſters Manfredini geſehen, welches außerordentlich viel verſpricht, und welches Rafael Morghen ſeines Grabſtichels gewürdigt hat. Außerdem iſt er durch ſein Gemählde vom Marterthum des heiligen Donatus und durch eine Sybilla berühmt, welche wunderſchön ſeyn ſoll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinſchaftliches für alle Zweige anſehen kann, findet man zwei ſchöne Reihen der beſten Abgüſſe der berühmteſten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borgheſiſchen Fechter, den Torſo, den kapitoliſchen Amor und Pſyche und die Meiſterſtücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künſtler. Hier ſind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles geſammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunſtſinn üben können.

Wie es mit dieſen Künſten iſt, ſo iſt es auch mit der Dichtkunſt. Dieſe Mutter der größten italiſchen Dichter iſt unfruchtbar geworden. Selbſt die Improviſatoren und Sonnetdichter ſind ſehr verſtummt, und man frägt überall nicht mehr ſo nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improviſatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob ſie aber noch ſingt, weiß ich nicht. Indeſſen bey der Armuth

Italiens an großen Künſtlern haben die Florentiner doch noch immer den beſten und geiſtvollſten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner, den Pignotti *). Er hat manche witzige Epiſteln und einige hübſche Fabeln geſchrieben, obgleich auch er ſein Feuer nicht zuſammen hält. Es kömmt in Piſa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände erſchienen ſind, unter dem Titel: Parnaſſo degli Italiani viventi. Die Herausgeber geſtehen es, daß ſie mit dem Beſten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bertola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, ſo ſchwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savioli, Roſſi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübſche, aber dafür klingeln ſie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemeſſene Reime auch Gedichte ſind. In Rückſicht der Form indeſſen und der dichteriſchen Zeichnung ſind ſie ſtrenger, als die meiſten teutſchen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß ſie viel vom wilden Aſiatismus haben, wie ihnen die Franzoſen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

Florenz.

Die Stadt.

Zu dem, was ich nun ſehr weitläufig und langweilig aufzählen könnte, findet der Leſer in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden die Belege mehr oder weniger, manche Winke wenigſtens, und bei vielen Dingen iſt ſo ein Wink

---

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII Edizione.

beſſer, als eine lange Beſchreibung. Was ließe ſich hier von gelehrten Anſtalten und Akademien, die geweſen ſind und zum Teil noch ſind, was alles von den großen Bibliotheken und ihren Codices ſagen, und von ſo vielen andern lebendigen und todten Dingen, die in einer Stadt wie Florenz ſich finden! Ich habe ſchon vieles von der Stadt geſagt, hier meine ich unter Stadt die ganze Verſammlung von Häuſern, Gaſſen und Kirchen und was zunächſt dabei vorgeht; und auch davon ſoll ſparſam geredet werden.

Florenz hat, wenn man mäßig rechnet, 3½ Stunden im Umfang und bildet wohl meiſtens einen Zirkel. Als die Stadt an 150000 Menſchen hatte, mochte es in dieſem Raum ein feines Gewimmel ſeyn; jetzt iſt es ein ganz anders. Die Florentiner geben ihr nah an 80000 Menſchen, mir aber ſcheint es um ein 10000 zu viel. Auch ſie iſt durch die großen Handelsrevolutionen und durch den Verluſt ihrer Freiheit im 15ten Jahrhundert ſehr heruntergekommen. Feſt iſt ſie nur geweſen, als man noch nicht belagern konnte, jetzt hat ſie zwei Forts, eins im Oſten und das andre im Südweſten an der Mauer. Ich weiß nicht, wozu ſie dienen. Eine der ſchönſten Städte iſt ſie ſicher, und wenige können an herrlichen Gebäuden, Kirchen, Palläſten ꝛc. ihr was gleich ſtellen. Ihre ſchönſte Gegend iſt, was zwiſchen dem Sankt Markusplatz, dem der Kirche Maria Novella und dem Pallaſt Pitti in der Mitte der Stadt zunächſt nach dem Arno hinliegt. Ihre Häuſer ſind durchgängig gut gebaut und auch von außen nicht ſo unzierlich, als in manchen andern Gegenden Italiens. Ueber drei, vier Stock gehen äußerſt wenige hinaus. Die Gaſſen ſind ſchön mit breiten Sandſteinen gepflaſtert, auf welchen man wie auf Dielen geht, und ſie könnten ihren Unrath leicht dem Arno zuſpülen laſſen, wenn der fleißige Landmann ihnen denſelben nicht ſchon vor der Thüre wegfegte. Das meiſte Gewühl iſt von dem alten Markt (wo die Fleiſchbänke, Höker, Fratſchler und Fruchthändler am meiſten verſammelt ſind) zum Platz des Großherzogs, dem Arno und längs dem Arno bis zur Porta del Prado hin. Die nordweſtliche Gegend der Stadt nach der Porta san Gallo hin bis zur Feſtung im Weſten der Stadt iſt die ſtillſte und einſamſte, dort ſieht man große Gärten innerhalb der Mauern der Stadt, dieſe aber finden ſich auch im jenſeitigen Theile der Stadt bei der Porta Romana und öſtlich vom Garten Boboli. Der Arno iſt im Sommer ein ſeichter, oft faſt trockner Fluß, aber im Winter und zur Regenzeit iſt er verheerend und reißend nach Art der Bergſtröme. Er giebt der Stadt viele Zierden durch ſeine vier Brücken und die ſchönen Gaſſen von Häuſern welche längs ſeinen Ufern hinlaufen. Dieſe Ufer, vorzüglich das dieſſeitige von der alten Brücke bis zur Dreifaltigkeitsbrücke, dienen den Einwohnern zu einer feinen Promenade, wo es immer warm und niedlich iſt, ſobald die Sonne nur ſcheint. Wie viele arme Emigranten würden dieſen Winter hier erfrieren, wenn ſie ſich nicht am Arno ſonnen könnten, wo ihnen die Sonnenſtrahlen von den hohen Häuſern und Palläſten zurück geworfen werden! Die Ufer ſind ſchön mit Quadern eingefaßt und mit Sponden umgeben, die den Trödlern zum Auslegen ihrer Waaren und den loſen Leuten dienen, ſich ſpionirend daran zu lehnen, und zu erwarten, ob nicht etwas köderbares ankomme.

Man mache ſich aber um des Himmels willen, nach allem dem Schönen, was ich beſchrieben habe, keine zu reizende Idee von Florenz. Der Italiäner ſagt im Sprichworte: Jede Erbſe hat ihr Auge und jedes Haus ſeinen Abtritt. Auch in dieſer Stadt, die ſo ſchöne Plätze, Gaſſen und Palläſte hat, ſind enge, finſtre und ſchmuzige Gaſſen, ſind elende räuchrige Häuſer, wo man nicht einmal Glaßfenſter, ſondern bloßes zuſammengeklebtes und mit Oel getränktes Papier dafür ſieht. Es ſind Quartiere, wie um den alten Markt, wo man mit ſeiner Naſe bei aller Uebung nicht zu bleiben weiß. Denn hier, wo es nicht Sitte iſt, für Monate und halbe Jahre einzukaufen, ſondern wo alles friſch vom Markte geholt wird, hier muß immer eine ungeheure Menge eßbarer Dinge zuſammengeſchleppt werden, und zum Unglück iſt die Gegend, wo man damit ausſteht, äuſſerſt enge. An dieſe ſchmuzigen Unlieblichkeiten der Stadt ſtößt das Judenquartier (il ghetto), wohin man die armen Hebräer verbannt hat, obgleich ſie hier lange nicht ſo verächtlich, als in andern Städten Italiens behandelt werden. Dieſe armen Teufel, die einmal den Schmuz lieben, haben in Italien doppelten Beruf dazu, wo man ſich der Reinlichkeit ſo wenig befleißigt. Hier heißt es recht, man kann einen Juden ſchon riechen. Wenn einer ſtirbt; ſo wird er gewöhnlich mit Wache zur Erde begleitet, weil der Pöbel ſonſt das arme Gefolge ſo ſehr entert. Als der König von Sardinien mit ſeinem Hofſtaat hier einzog, um einige Monate zu Villa Imperiale im Exil zu leben, begegnete er auf der Dreifaltigkeitsbrücke einem jüdiſchen Leichenzuge und mußte halten. Da lief das Volk, das nicht wußte warum, zuſammen, und ſchrie endlich: oimè! pertanos via un Ebreo ed un Re.

Wie das Aeußere der ſchönſten Gebäude in Florenz weit ungeſchmückter und einfacher iſt, als bei uns die kleinſten, ſo iſt es gleichfalls das Innere. Man ſieht wenige Möbeln, und ſelbſt in den herrlichſten Palläſten ſind oft nur wenige Zimmer austapeziert und möblirt. Das nördliche Klima erfordert für den Körper und für die Bequemlichkeit deſſelben weit mehr, als das ſüdliche, und ſo wie man gewohnt wird, dem Lebendigen mehr anzuhängen und es fleißiger zu zieren, weil dieſe Verzierung öfter in Unordnung gebracht wird, ſo trägt man es auch auf das Todte über. Der Italiäner erkennt und will das Schöne und Anmuthige durch die Gewohnheit ſeines Himmels und die Natur ſeines Gemüthes, er bleibt alſo mehr bei dem Rechten ſtehen, weil er aus Gefühl handelt. Zu dem Nordländer kömmt dies alles mehr durch Räſonnement und durch Beiſpiel deſſen, was er bei andern geſehen, und man weiß, daß das Räſonnement ein blinder ſtolpernder Gaul gegen das ſicher tretende Gefühl iſt. Daher erklärt es ſich, warum in Hamburg und Petersburg der Geſchmack am Schönen leicht mit dem ſüdlichern Extrem, mit Bagdad und Iſpahan zuſammenfallen kann. Der Geſchmack aus Räſonnement wird leicht das Einzelne ſehen, während ihm die Seele des Ganzen entflieht, der natürliche (oder zur Natur gewordne) wird über dem Ganzen leicht einzelne Mängel überſehen. Der Italiäner ſieht nur den Herkules oder Apoll, der den Vorhof oder die Treppe eines Pallaſtes verziert, der Teutſche und Pohle ſieht nur den Schmuz, womit ſein Stand und ſein Fußgeſtell bedeckt ſind. Dies will er erſt wegräumen und ſich ſo zum Anſchauen des Schönen fertig machen, der andre iſt immer fertig dazu. Dieſer äußere Schmuz, der in Italien zuweilen ſelbſt bis in das Innere eindringt, iſt noch eine Folge des Klima, ſo wie manche Erſcheinungen des italiäniſchen Charakters, die wir gradehin Unverſchämtheit nennen; ſie ſind Kinder des Klima und alſo der Gewohnheit. Es ließen ſich überall mehr Rubriken aus dem Regiſter der Tugenden ausſtreichen, wenn man mehr phyſiſch (klimatiſch) und nicht immer moraliſch richten wollte. Auch hier in Florenz iſt die Reinlichkeit und Sauberkeit nicht, welche man bei uns ſo ſehr liebt, doch ſoll es in Rom und Napoli viel ärger ſeyn; es iſt ſchon in Venedig. Unſre Städte und Häuſer können auch aus dem Grunde ſaubrer ſeyn, weil unſer Klima uns zwingt, mehr die Stuben zu hüten, und unſer Wohlbehagen, dieſe Stuben nicht voll Schmuz und Geſtank ſeyn zu laſſen. Hier iſt dies ganz anders. Selbſt der große und Reiche, oft ein gebohrner Müßiggänger, iſt wenig zwiſchen den vier Wänden und bewohnt ſein Haus etwa 8 bis 10 Stunden, ſo viel er zum Schlafen und Eſſen bedarf. Der erwerbende Mittelſtand vollends und die niedere Klaſſe haben ihr Leben und Weſen mehr auf der Straße als drinnen. Alles was irgend im Freien arbeiten kann, ſetzt ſich vor ſeiner Thüre auf die Gaſſe, oder geht auch zu einem heitern Platze unter eine Loggie und Arkade, in einen Vorhof und treibt dort ſein Handwerk, und mit der ſinkenden Sonne ſucht es ſeine Freuden und ſeinen Schlaf und findet ſie leicht. So iſt es mit den kleinen Krämern und Kaufleuten; auch ſie ſtehen Sommer und Winter unter bedeckten Gewölben im Freien, und haben höchſtens ein einziges Zimmer, oft nur ein Kriechloch, wohinein ſie ihr ganzes Waarenlager und ihre eigne Perſon packen.

Hier ein Wörtchen von den Kaffehäuſern und Gaſthäuſern in Florenz, welches mehr oder weniger für Italien gelten mag.

Der Kaffehäuſer giebt es wohl in keinem Lande mehr, als in Italien, und ſie ſind ein Bedürfniß eines Volkes, das eben nicht geſchwätzig iſt, aber gern oft ſeine Stelle verändert, nicht viel auf einmal, aber gern wenig zu vielen Malen naſcht. In ihnen herrſcht der Geiſt der horaziſchen Römer, die auch nicht ganz mehr die alten tapfern Kamillen und ſtrengen Katonen waren. Ja ſelbſt die Barbierſtuben, die Hökerladen ſitzen häufig voll Menſchen, die nicht zu einem ſtundenlangen teutſchen Geſpräch, ſondern zu den Geſchwätz einiger Minuten ſich hinſetzen und dann weiter gehen. Dieſe Kaffehäuſer richten ſich nun nach den lebhafteſten Gegenden der Stadt. Die eleganteſten ſind am Dom, am großherzoglichen Platze und jenſeits am Ponte vecchio. Dort ſind niedliche hölzerne, auch wohl marmorne Tiſche hingeſtellt, die immer ſauber erhalten werden, und auf welchen die beſten Zeitungsblätter liegen, die Markeurs ſelbſt ſind nett gekleidet und geben was man verlangt in eben ſo nettem Porcellan. Wenn man auch mal kömmt und geht, ohne etwas anzurühren, ſo ſehen ſie darum nicht ſcheel. Es ſind ja die Konverſazionen des Mittelſtandes, und ein jeder muß alſo ſeine Freiheit haben.

Dieſe

Dieſe hält ſich indeſſen immer in den Gränzen der Decenz, und nicht einmal ein lautes Wort hört man, und ſo einmal ein teutſcher Baron oder ein engliſcher und ſchwediſcher Schiffer eintritt und ein halbes Dutzend Gläſer Punſch trinkt, oder ein halbes Dutzend Worte zu laut ſagt, ſo iſt das eine Erſcheinung die in Erſtaunen ſetzt. — Man hat in dieſen Kaffehäuſern alles zu ſehr billigem Preiſe; eine Taſſe Kaffe eine Grazie, (5 Pfennig) eine große Taſſe zwei Grazien, ein Glas Punſch, eine Porzion Gefrornes, eine Orzata, (ein liebliches Getränk aus Gerſte bereitet) ein großes Glas Limonade eben ſo viel, und ſo das übrige nach Verhältniß. Von 7 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts kann man in den beſſern auf Geſellſchaft rechnen. Die meiſten Familien nehmen des Morgens dort ihr Frühſtück ein, und es lohnt die Mühe, um die Zeit in den verſchiedenen beſuchteſten umzugehen, um die Weiber der Stadt zu beantlitzen. Des Abends iſt wieder die lebhafteſte Zeit um den Anfang und das Ende der Schauſpiele. Die Vornehmſten halten nur vor den Thüren ſtill und laſſen ſich von der Dienerſchaft etwas bringen, oder, wenn ſie eintreten, nehmen ſie es ſchnell im Stehen ein und fahren weiter. Jeder Schuhputzer, jeder Arbeitsmann faſt würde ſich doch ſehr unglücklich glauben, wenn er nicht in ſo einem Loche des letzten Ranges ſitzen, ein Wörtchen plaudern und für eine Grazie wie die Eminenzen und Principi leben könnte.

Die Gaſthäuſer und die Wirthe ſind in Italien durchgängig bei den Fremden übel berüchtigt, und ich meine doch, daß es in Italien nicht ärger iſt, als in jedem kultivirten und viel durchreiſten Lande. Kann der Fremde in Naumburg und Meißen in einem guten Gaſthauſe zu Mittage ſeine 16 und 24 Groſchen verzehren, ohne daß er weiß wofür, wie ſollte er es nicht in Florenz und Genua auch können? Bei den meiſten Reiſenden rühren die Klagen ſicher aus Unkunde der Sitten und des Gebrauchs und des italiſchen Karakters, der von den meiſten Nordländern nicht ehrlich genommen wird. Dieſe, beſonders wann ſie Geld haben, ſetzen was darin, nicht bloß von rechtlichen Leuten, ſondern von jedem Sackträger und Lakai geprieſen und ausgeſchröpft zu werden, und die wenigſten haben die Stärke und das Entſagen, auf ſich ſelbſt zu ruhen. So laſſen ſie ſich auftragen und bedienen aufs Aeußerſte und klagen endlich, wenn ſie das Doppelte und Dreifache bezahlen müſſen. Weil dieſes die Reichern thun von Engländern, Teutſchen und Schweden, ſo meint der Italiäner, es müſſe einmal ſo ſeyn, und wenn er ſechs Gerichte, die beſten Deſerts und Weine giebt, ſollte er da nicht zwei Reichsthaler fordern können, wo er ſonſt einen halben nimmt? Wir ſind ſolche gute Seelen, daß wir gutwillig und ſtolz hingeben und hinterher ſchimpfen; bei den Franzoſen wird es der Italiäner ſchon nicht leicht ſo machen, der ſetzt keine Ehre in ſolcher Großmuth. Der Wolf zerreißt den, der ſich zum Schaafe macht, ſagt ein italiſches Sprichwort, und, wenn man ehrlich ſeyn will: es iſt hier kein Kampf der Großmuth und der Niederträchtigkeit, ſondern der Stärke und der Schwäche. Wer wie ein Italiäner behandelt ſeyn will, lebe auch ſo. Ich habe für einen halben Reichsthaler, oder ſechszehn Groſchen die Mahlzeit immer gut leben können, aber man muß es dann vorher ſagen, daß man mit guten Hausgerichten und gutem Wein zufrieden iſt, ſonſt tiſchen ſie einem auf und dienen, als ob man täglich Hunderte aus ſeiner Taſche ſchütteln könnte. Wenn jene Schreier doch bedächten, wie ſie in Hamburg und Berlin würden bezahlen müſſen, wenn ſie da auch ſo leben wollten. Da das Bedingen hier einmal allgemein iſt, warum ſollte man es nicht thun? Man macht aus, was man haben und geben ſoll, und der Kontrakt wird ehrlich gehalten. Man erhält drei gute Gerichte, gutes Nacheſſen, Wein, und bezahlt 12, 14 und 16 Groſchen. — Eine Plage indeſſen, der man durch keine

Vorſicht entgehen kann, ſind die Wanzen, Mücken und Flöhe. Wenn man die erſtern Ungeheuer gleich nicht allenthalben findet, ſo ſind doch die beiden letzten immer da und fehlen höchſtens einen oder zwei Monate. Hier lernte ich zum erſten Mal Mücken und Flöhe fürchten, die, wie die italiäniſchen Wirthe giftigere Stacheln haben, als die kältern nördlichen, die auch mit dem Herbſt vergehen.

Ich habe hier während meines Aufenthalts gewöhnlich an einer Table d'Hôte gegeſſen, und mich wohl dabei befunden. Die Mittagszeit iſt zwiſchen drei und vier Uhr, und man ißt dann für den ganzen Tag, weil man des Abends gewöhnlich nur ein Gläschen Wein, Früchte und Sächelchen des Limonadiers genießt. Die Speiſen ſind auch hier derb und nahrhaft. Man hat ſchönes Rindfleiſch, Hühnerbraten faſt alle Tage, und herrlichen Schinken, Mettwürſte, Käſe und Früchte; der florentiner Wein iſt gut, und die Geſellſchaft ſo eines Gaſttiſches frei und menſchlich, und durch manchen Fremden intereſſant. Für drei Paoli oder 10 Groſchen habe ich beſſer gegeſſen, als ich es in den beſſern Städten von Norddeutſchland würde haben thun können. Ich ſchimpfe alſo nicht auf italiäniſche Filzigkeit, ſondern auf nordiſche Verzagtheit, die mit ſich machen läßt was man will.

Ein Wort von Wiſſenſchaften, Erwerb, Manufakturen ꝛc.

Florenz iſt die erſte und um die Wiſſenſchaften verdienteſte Stadt im Mittelalter in Italien geweſen, ſie hat auch immer noch vor den übrigen Provinzen Italiens durch große Männer ſich ausgezeichnet, aber freilich was ſie im 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts war, iſt ſie nicht geblieben. Andre Völker und Provinzen buhlten mit ihr um die Ehre des Lorbeers, und ſie ſchlief auf ihren erworbenen Lorbeern ein. Das Zeitalter der Dante-

Machiavelli, Michel-Angelo, Galilei iſt verblüht, und kömmt ſoleicht nicht wieder, und alle Akademien und gelehrte Geſellſchaften, Univerſitäten und Bibliotheken rufen ſo eine Zeit nicht zurück. Genies hat Florenz in dieſem Jahrhunderte nicht mehr gehabt. Sonſt geht dieſes Land, bei ſeinen Hülfsmitteln und ſeiner milden Regierung, mit den andern Provinzen Italiens ehrenvoll fort, ja es möchte ſich noch wohl vor ihnen auszeichnen; beſonders behauptet man dieſes von der Geiſtlichkeit, welcher Leopold einen freiern Geiſt zu geben ſuchte. Die platoniſche Akademie iſt lange untergegangen, die des Cimento von Galilei und ſeinen Schülern nun auch; indeſſen darf man das eben nicht beklagen, gewöhnlich ſpuken doch nur die großen Schatten der Stifter noch in ſolchen Anſtalten herum, und ſelten ſteht ein Genie darin auf, welches mit eignen Federn zu glänzen wagte. Noch ſind hier mehrere Geſellſchaften, z. B. die berühmte Akademia della Cruſca und eine zum Aufhelfen des Ackerbaus de' Georgofili, welche ihre Verſammlungen im alten Pallaſt hält. Die großen Dichterinnungen ſterben mit der Wuth der Reimer immer mehr aus, und weil es ſo leicht geworden iſt, in Italien Dichter zu ſeyn, hat die göttliche Kunſt es auch gelernt, ſein unter andern Leuten an der Erde zu gehen. Man hatte doch eine Ahndung von ihr, als man ſelbſt ihre Schatten ehrte.

Was man von den Gewerben und Fabriken der Florentiner ſagen kann, klingt nicht viel beſſer. Dieſe Stadt, die einſt ihre Komtoire durch ganz Europa hatte, kann ſich nun nicht ſelbſt mehr mit dem verſorgen, was ſie ſonſt für Millionen ins Ausland ſchickte, und für die Reichern und Vornehmern arbeiten jetzt die Engländer, Holländer und Franzoſen. Nur das Alltägliche und Gewöhnliche, was bloß noch Handwerk heißen kann und für die geringere Klaſſe arbeitet; nur das liefert man hier noch. Dabei aber wird für den Reichthum des Landes und der Stadt wenig gewonnen.

Der Ackerbau iſt vorzüglich in Aufnahme, reicht aber doch für das Bedürfniß nicht hin. Wein und Oel wird mehr gebaut und ausgeführt. Die florentiner Weine ſind freilich nicht ſtark, aber ſehr lieblich von Geſchmack wenn ſie alt werden; und ſie gehören zu den geſündeſten von Italien. Das Oel giebt an manchen Stellen dem von Lucca an Güte und Wohlſchmack wenig nach, kann aber nicht in ſolcher Menge ausgeführt werden, weil das Land nach Verhältniß weniger baut. Die Früchte, woran vielleicht keine Provinz Italiens reicher iſt, müſſen den Mangel des Korns häufig erſetzen, die Ausfuhr davon iſt alſo auch nicht beträchtlich.

Die Seidenfabriken und der Seidenbau waren in Florenz, Piſa und Livorno vormals bei weitem wichtiger, als ſie es jetzt ſind. Man klagt allgemein, daß dieſer ſchöne Zweig der Induſtrie von Tage zu Tage abnehme. Was hier gearbeitet wird, ſind meiſtens leichte Zeuge, Strümpfe, Tücher ꝛc.; aber die Arbeit iſt ſchlecht und kömmt der von Turin und andern Städten Piemonts und von Genua und Lyon nicht gleich, daher iſt der Abſatz gering. Mit der ſchlechtern Arbeit wird auch der Manufakturiſt ärmer, und ſo fließt es immer weiter bis auf die Seidenwürmer und Maulbeerbäume zurück. Lucca war für die Seidenarbeiten die erſte Stadt Italiens bis zum 14ten Jahrhunderte. Im Anfange jenes Jahrhunderts aber wanderten die meiſten Seidenarbeiter aus, in alle Städte Italiens und Europens, weil innere Unruhen alles in der Stadt auf einander ſetzten. Seit der Zeit blühten dieſe Manufakturen auch in Florenz durch viele Ankömmlinge, die ſich hier niederließen.

Was von der Seide geſagt iſt, gilt auch von der Wolle und ihren Manufakturen. Sie ſind ſo geſunken, daß ſie nur den Aermern und den Bauern alltägliche und grobe Tücher liefern, und es war eine Zeit, wo 30000 Menſchen allein in Florenz davon lebten, und ein Umſatz von drey Millionen Reichsthalern gemacht ward. Die erſten, welche dieſe Manufakturen in Italien in Schwung brachten, waren ein Zweig der Benediktiner, die Humiliaten, welche im Mailändiſchen mit ihren Fabriken anfingen, und von da ſich durch ganz Italien verbreiteten. Um 1246 kamen ſie auch nach Florenz, wo dieſe Manufaktur bald außerordentlich in Schwung kam, und im 14ten Jahrhunderte war Florenz die erſte Manufakturſtadt, und verarbeitete die ſpaniſche und engliſche Wolle, deren Fabrikate es nun mit ungeheurem Verluſt aus England und Holland kommen läßt. Kosmus der Alte; um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, war der größte Kaufmann ſeiner Zeit in Europa. Man ſehe, was Denina darüber ſagt: delle Revoluzioni d'Italia Tom. II. 555. und III. 152—60.

Im 15ten und 16ten Jahrhunderte, wo in dieſer thätigen Stadt alles ſich bewegte und aufrührte, waren auch die Gold- und Silberarbeiter durch ganz Europa berühmt und für die Stadt ein äußerſt wichtiger Zweig. Man leſt nur Cellinis Leben, von ihm ſelbſt geſchrieben, um ſich davon zu überzeugen. Jetzt iſt auch dieſes ſehr zur Alltäglichkeit geſunken und macht keinen Handelszweig mehr aus.

Unbedeutend iſt der Gewinnſt, den die Stadt mit den niedlichen Strohhüten macht, welche hier äußerſt ſchön geflochten und durch ganz Italien geführt werden; und die Florentiner Würſte, welche nach Frankreich, Südteutſchland und durch ganz Italien unter dem Namen Mortadelle di Firenze gehen, machen doch für das Ganze nichts aus.

Es ſteht alſo feſt, es giebt keine bedeutende und wichtige Fabriken mehr in Florenz, und die theuerſten Artikel des Luxus kommen aus der Fremde. Woher das komme, das liegt wohl tiefer, als ich es hier und überhaupt unterſuchen konnte. Eines ſteht feſt, daß mit der Republik dieſes alles dahin war, aber die Republiken ſanken nur, als die übrigen Nationen Europens ſich bildeten und für Italien kein Guinea mehr waren. Mit den kleinen Fürſten, die nun allenthalben entſtanden, kamen neue Zölle, Acciſen und Auflagen, kamen Geſetze der Kontrebande und Konfiskation. Der gnädige Schutz, den man dem Handel und der Induſtrie verſprach, konnte die mächtige Freiheit nicht erſetzen. Warum iſt ein monarchiſcher Staat ſo ſelten ein handelnder? Das wäre eine Preisaufgabe, die kein Fürſt geben ſollte. Auch die Hofluſt, der Adel der Geburt und des Hofes verſchmäht dann das Arbeiten und Thätigſeyn als kleinlich und unehrlich. Der Kleine und Arme kann nichts, ſo der Reiche und Mächtige nicht mit eingreift.

Auch jetzt noch ſind die Florentiner Arbeiter und Künſtler äuſſerſt fleißig und thätig, und arbeiten vom Morgen bis 8 Uhr Abends faſt in Einem fort; aber doch ſind ſie ſo unglücklich, daß ſie nicht reich werden können. Alles muß ſehr ſtill und alltäglich neben einander hergehen, und eine Stadt, die über 70000 Einwohner hat, iſt oft ſo ſtill, als ein Dorf, und doch leben hier jetzt über 16000 Fremde, die freilich auch keine Reichthümer zu verzehren haben. Die meiſten ſind Emigrirte, Franzoſen und Italiäner, die aus allen Ecken Italiens hier zuſammengefloſſen ſind und ſich erſäufen können, wenn die Franzoſen auch dieſes Land einnehmen ſollten, denn die meiſten ſind vor ihnen geflohen oder von ihnen verjagt. Die Franzoſen hatten ſich beſchwert, daß eine Menge Korſen und Genueſer unter ihnen ſei, die von hier aus im Vaterlande Kabalen anzuſpinnen ſuchten; um dieſer alſo los zu werden, ward ein Bando ausgegeben, von welchem ich, da er mit allen Fremden auch mich betraf, doch ein Wort ſagen muß.

Il Bando des zehnten Decembers 1798.

Es erging ein öffentlicher Aufruf an alle Fremde, ſich binnen acht Tagen im alten Pallaſt vor dem Kommandanten und einigen Kommiſſarien zu ſtellen, ihre Päſſe unterſuchen zu laſſen, von ihrem Aufenthalt Rede und Antwort zu geben und von ihren Geſchäften in Florenz. Die rein befunden würden, ſollten allenfalls eine Sicherheitskarte, die nicht rein, einen Laufpaß erhalten, mit der Warnung, durch Sbirren über die Gränze gebracht zu werden, im Fall ſie nicht gutwillig abreiſen wollten. Eine für mich äußerſt unwillkommne Nachricht; denn wo ſollte ich hin in dieſer Zeit neuer Kriege und Aufruhre, wo man irgends die Fremden in Ruhe ſitzen ließ? Aber wie viel ſchlimmer lautete es für viele arme Vertriebene, die nicht einmal hatten, womit ſie die Reiſe machen konnten, und nicht wußten wohin, weil alles umher verbotenes Land war; dazu nehme man die ungewöhnliche Kälte, die hier kaum der Wohlhabende gelaſſen erträgt. Es waren dieſe Tage Scenen des menſchlichen Elends, aber zugleich des menſchlichen Lebens in ſeinen bunteſten Farben. Alles, was ſonſt das Licht ſcheute, mußte nun hervor und ſich den Augen und Worten der Umſtehenden und Drängenden Preis geben. Bettler, Sackpfeifer, Blinde und Lahme, Muſikanten, Zahndoktoren, Grafen, Markis, Biſchöfe und Aebte, Franzoſen und Engländer, Huren, alte Weiber und ſchöne Dirnen, alles unter einander, alles drängte und fluchte; ſtieß und ſchimpfte ſich vor Begier, ſein Schickſal zu hören und zu dem Teiche von Bethesda zugelaſſen zu werden. Manche ſcherzende Jugend und närriſche Alte gab es da, jeder in der Farbe ſeines Landes, Alters und Glücks, Sieger und Beſiegte, Demokraten und Ariſtokraten, die ſelbſt in Kokarden ihre Auszeichnung mitbrachten. Aber ſo arg das Gedränge war, ſo war es doch eine Freude zu ſehen, wie ſich nie die europäiſche Galanterie vergaß; die Schürzen, wie unflätig und aus wie unflätigen Löchern ſie auch kommen mochten, hatten immer den Vortritt und freien Durchpaß, wie die Bettler und Krüppel, die man gern aus der Geſellſchaft wegſchaffen wollte. Da rieſen auch einige Spötter: Es iſt das ſchönſte Metier, Bettler oder Hure zu ſeyn, man paſſirt allenthalben frei! Unter den Männern hingegen war es ein ganz andres Gedränge. Ich ſelbſt ging dreimal vergebens hin, obgleich mir die Zeit dort nicht lang ward, erſt am vierten Tage beſtach ich die Wache und ließ mich einführen, als habe ich recht was beſonders zu beſtellen; und glücklich bekam ich ohne Schwierigkeit als ein Teutſcher, meine Sicherheitskarte. Ueber zwei Drittel dieſer Fremden und dieſes Geſindels waren Emigrirte, zum Theil äußerſt zerfallen und zerriſſen, die vielleicht vor wenigen Jahren ſolchen vorſaßen, die jetzt über ihr Schickſal richteten. Es iſt eine böſe Zeit, wo nur zwei Parteien in der Welt ſind. Noch ſchwankt der Sieg hin und her, aber die Folgen ſind ſchrecklich, die ſo viele Menſchen elend und ſchlecht machten, welche einſt in Ehre und Fülle, und was ſoll ich's nicht ſagen, in Tugend und Glückſeligkeit lebten. Man fühlt nur die Grauſamkeit des Schickſals, wenn man ſo ihre Opfer verſammelt ſieht, und wehe dem, der nicht den Geiſt ſeiner Parthei dann vergeſſen kann! Die Zeit iſt gewaltig, aber die Menſchen ſollen menſchlich und barmherzig ſeyn. Wie viele wären gerne in ihrem Vaterlande geblieben, wenn nicht Schrecken und Gewalt, oder gar Verbannung ſie daraus verjagt hätte? Die Prieſter will ich nicht nennen, ſie ſind und ſollen nur halbe Menſchen ſeyn, und haben keine Sorge, als ſich ſelbſt; aber wer mit Weib und Kindern floh, wer ein altes und edles Geſchlecht ſo plötzlich aus allem Glanz und Reichthum tief herabfallen ſieht; wer jetzt um das erſte Bedürfniß weint, und ſonſt vielleicht Hunderten zu geben pflegte, der ſollte auch wohl einem Barbaren Mitleid abnöthigen. Ich ſehe dieſe Opfer eigner und fremder Sünden nie ohne

Mitleid, ſie mögen unter den beiden Portiken wandeln, oder ſich an ſonnigen Tagen mit hungrigen Eingeweiden längs dem Arno, oder auf den Bänken des Gartens Boboli wärmen.

Kein Volk indeſſen verſteht auch wie die Franzoſen Unglück zu tragen. Wenn ſie gewaltig und übermüthig im Genuß ſind, ſo ſind ſie auch tapfer und großmüthig im Entbehren. Die Natur hat ihnen eine ſchneller aus- und einſpringende Elaſticität gegeben, als den nördlichen Nationen; wie ſie gewandter am Leibe ſind, ſo ſind ſie es auch am Gemüthe, und ſaugen ſich nicht ſo feſt an einen Zuſtand, daß ſie in keinen andern mehr eingehen könnten. Bei dem Nordländer, beſonders bei meinem Landsmann, dem Teutſchen, findet man dies ganz anders; er hat nur für ein Ding ſeinen Stachel und läßt ihn gewöhnlich, worin er damit geſtochen hat: und wie die Biene ſtirbt, wenn ſie bei'm Stechen den ihrigen verloren hat, ſo geht es ihm. Wir Nordländer haben nemlich eine zu große Portion Schaam, d. h. wir haben zu viel falſche Schaam. Was das Schickſal an uns gethan hat, oder, was fremdes und eigenes Unheil uns verwirrte, das ſteht uns als etwas Ewiges und Unauflösliches da. Wie manchen teutſchen Jüngling und Mann zwiſchen den 20gen und 40gen habe ich untergehen ſehen aus einer wahren Unbehülflichkeit. Sie haben nur Eine Kunſt (Ein Können) und Einen Zuſtand, und iſt ihnen dieſer zerſtört, ſo geben ſie gewöhnlich das Leben und ſeine Ehren und Freuden auf. Ich mögte ſehen, wie es unſern teutſchen Baronen und Edelleuten ginge, wenn ſie auswandern müßten oder nur in Maſſe aus ihrem alten Zuſtand geworfen würden. Ich will ihnen das nicht gönnen; aber ihr Schickſal ſteht mir in jenem Fall als das traurigſte vor Augen. Mit dem Franzoſen wie ganz anders! Er, der ſo ungern das Fremde annimmt und nachmacht; er, der in 5 bis 10 Jahren ſich nur aus äußerſter Noth bequemt, eine fremde

Sprache buchſtabiren zu lernen; er, der ſelbſt in Schmach und Druck mit jeder Miene, bei jedem Tritte es den Ausländer fühlen läßt, daß er Frankreich für das Paradies der Welt, den Franzoſen, alſa ſich mit, für den gebildetſten, feinſten, aufgeklärteſten Menſchen, kurz faſt allein für einen Menſchen hält und alle andere wie Barbaren anſieht — er hat doch die Gewandheit, daß er ſich mit fremdem Mitleid und eigenem Vertrauen immer durchzuhelfen weiß. Und wie hilft er ſich durch? meiſtens durch ein ſchöneres Entbehren, als die Nördlichen kennen. Bei uns zerfällt mit dem Glücke zuerſt der Leib und was auf dem Leib iſt; denn zuletzt geben wir das auf, was in den Leib gehört: kurz der ſchöne Schein wird von uns eher aufgegeben, als das gemeine Seyn. Der Franzoſe hungert allenfalls zwei Tage, daß er einen glatten Strumpf anziehen und über den eingeſchrumpften Bauch ein nettes Kleid legen könne; wenn der Teutſche einen Tag gehungert hat, ſo zieht er den Rock aus, den zweiten verſetzt er das Hemd. Sein Magen wird ſein Glücksbarometer; er giebt auch den letzten Schein der Gentlemanſhip auf, ſobald er das Daſeyn derſelben auch bis in die Gedärme nicht mehr fühlt: man kann in einem andern Sinn, als der Franzoſe den Ausdruck zu gebrauchen pflegt, wohl von ihm ſagen: c'eſt un homme de beaucoup d'entrailles.

Und wie die Franzoſen ſich zu helfen wiſſen, nicht immer in Schande, ſondern in wahrer Ehre, das habe ich jetzt geſehen. Es iſt ein Wahn und eine Wahrheit, das heißt hier eine eingewurzelte Meinung, der ſogenannten ehrlichen Teutſchen, ſo viele Kleinigkeiten, die uns über den Rhein kommen als eben ſo viele Albernheiten des witzigen Volks, als eben ſo viele jämmerliche Kleinigkeiten zu betrachten, und doch ſind ſelbſt dieſe und ihre Weiber und Töchter ſo albern und ſo jämmerlich, ſich täglich dieſer Albernheiten zu bedienen. Die Anſicht iſt falſch, auch wenn ſie patriotiſch genommen wird. Der Einzelne kann

Unrecht haben, dieſes und jenes zu machen, oder zu gebrauchen; er hat doppeltes Unrecht, wenn er das, was in ſeiner Schwäche liegt, daß er mit der oft albernen Mode geht, auf den ſchiebt, der ihn in den Stand ſetzt, dieſe Albernheit zu begehen. Wir wollen einmal ehrlich ſeyn und geſtehen, daß dies oft mit uns der Fall iſt gegen unſre feineren Nachbarn. Aber auch die ganze Anſicht iſt zu eng und inhuman. Wenn Luxus mit der Verfeinerung der Völker einmal da iſt, ſo iſt es freilich, wenn dem Menſchen ſeine Thätigkeit frei ſteht, edler, ſie an edlen Gegenſtänden und für menſchliche Zwecke zu gebrauchen, aber wer für den kleinen Gauckler Capriccio, wer für die Launen und Einfälle des reichen Luxus Kleinigkeiten, Spiele des Augenblicks, vergängliche, verfliegende und verhallende Koliſichets, Dufte und Klänge ſchafft, der thut ja nichts Unrechtes, wenn dies nur keine Giftpillen oder τῶν αὐτοκρατορικῶν δηλητηρίων ſind. Er thut ſogar etwas Gutes und Liebenswerthes, wenn er ſich dadurch von der traurigen Abhängigkeit des Bettlers und der untergehenden Verzweiflung des Nichtkennens rettet.

Ich bin mit den Franzoſen dieſer traurigen Zeitläufte oft zuſammen geweſen, denn meine Geſellſchaft von Bologna her führte mich ein, und ich habe die ſchönen und häßlichen Details ihres Lebens etwas genauer geſehen. Nur einige Züge davon. Die meiſten, auch die vormals Tauſende und Zehntauſende von Thalern verzehrten, hatten ſich auf einen kleinen Zweig der Induſtrie geworfen, und wenn ſie nur 3 bis 4 Groſchen zum Theil täglich gewannen, ſo gewannen ſie ihr Leben. Der eine machte Pomaden, der andre Käſtchen, Vogelbauer, der dritte Körbe oder Strohmatten, der vierte flocht künſtliche Lederarbeiten, Pferdegeſchirr, Zäume ꝛc., der fünfte machte Bürſtchen, Zahnſtocher, und wer kann die Menge der Bagatellen alle nennen, die man dem Luxus und den verwöhnten Augen des Reichen darbieten kann? Die Prieſter laſen dann und wann eine Meſſe, manche, die etwas italiäniſch gelernt hatten, gaben auch Unterricht, und ſo halfen ſie ſich zum Theil in einer Kompagnieökonomie einander durch. Fünf, ſechs wohnten zuſammen in Einem Stübchen und ihr Kamin war ihnen Ofen, Küche, oft auch Sonne. Wie oft haben ſie einen Tag mit gebratenen Kaſtanien und einigen Aepfeln für einige Groſchen hingebracht! wie oft habe ich ſie in den kalten Tagen (die dieſes Jahr auch hier ſchrecklich waren) um 6 bis 7 Uhr unter ihre Decken kriechen ſehen! Holz und Kohlen zum Einheizen koſteten Geld. Dabei verließ ſie aber nie ihre Munterkeit und Eleganz. Wann ſie ausgingen, wie ward an dem Rock gebürſtet, an den Strümpfen gerieben und geglättet! wie mußten die Schuhe blank und die Haare mit dem theuren Puder reichlich beſtreut und mit Düften getränkt ſeyn! und wie gefielen ſie ſich, unter den in dieſen Dingen nachläſſigeren Toskanern zierlich und hungrig herumſpazierend! An reichen Tagen, wo etwa von einigen Freunden einige Thaler eingekommen oder durch Glück und Induſtrie ungewöhnliche Gewinnſte gemacht waren, ſchmauſten ſie auch mal. Einige Flaſchen Wein, ein Paar Kohlköpfe, eine Schüſſel voll Salat, franzöſiſch bereitet, Früchte zum Deſert — welch ein Leben und welch eine Munterkeit! Den Koch, den Konfiturirer, den Holz- und Waſſerträger, alles machten ſie ſelbſt. Freilich nicht allen ward es ſo gut; manche, denen die Natur Induſtrie und Hülfsmittel des Kopfes verſagt hatte, mußten ſich ſicher jämmerlich genug durchklemmen. In den kalten Tagen, wenn irgend die Sonne ſchien, ſah man ſie zahlreich längs dem Arno vor den ſchönen Palläſten ſitzen oder ſpazieren; oder ſie machten ſich auch auf die Terraſſen des Gartens Boboli an die Sonnenſeite; denn dieſer, ſo lange ſie zu haben war, gingen ſie als wahre Sonnenblumen nach, ſie war in dem ſehr ſchlimmen Winter ihr einziger Wärmer. Wie oft habe ich im Garten Boboli, wo meines Treibens und Sitzens an ſchönen Tagen mit Horaz und Virgil, auch mit den Menſchen ſehr viel war, Scenen erblickt und belauſcht, die mich oft mit innigem Mitleid, oft mit inniger Freude füllten, über das, was ein muthiger Menſch vermag. Mehrere habe ich mehr als einmal geſehen, wie ſie ſich hinter einen Buſch drückten, ein Paar Hände voll Kaſtanien oder ein Pfund Brod aus der Taſche zogen, dies aufaßen, dann einige Züge Waſſer aus den gefüllten Marmorbecken thaten, die den Faſanen und Amſeln zur Tränke dienten, und ſo zierlich und nett weiter hüpften und ſich wieder unter die Menge miſchten. Was der Menſch ertragen kann, das ſollte den geſunden auch nie niederdrücken, und dies würde es nicht, wenn man ſie menſchlich erzöge. Freilich die armen Teufel, die ein Weib oder gar Kinder mit ſich hatten, waren zu beklagen. Und daß dieſe und manche Andre nicht aus dem Elend wohl zuweilen zur Schande herabſanken, wer wird es nicht fürchten! Und es war auch ſo. Mehrere Familien, von den Landsleuten meiſtens mit Abſcheu angeſehen und gern, wenn es möglich geweſen wäre, verleugnet, waren doch zu gemeinen Künſten und zum Leibes- und Liebeslohndienſt der Niedrigkeit herabgeſunken und machten ſogar ein Glück der Schande, weil das Verdorbene und Gereizte lieber indianiſche Schwalbenneſter und Fiſcheingeweide der Wolga will, als die friſche heimiſche Schnepfe und Makrele. Es gab hier mehrere franzöſiſche Inſtitute der Schande und ein ſehr glänzendes am Domplatze, welches den nahen Kaffeinhaber zu einem reichen Manne machte. Dies Philantropin bekam aus Turin, Genua, Mailand Rekruten. Es war alles auf das eleganteſte und mit dem decenteſten Schein eingerichtet; unter einem Scudo hatte man nicht einmal die Augenweide. Was hinter den Loggien und Capellinen vorging, gehört nicht mehr in die Darſtellung, als ſolches Ungeziefer in die Menſchheit oder Franſchheit.

Die Menſchen.

Die Schriftſteller Toskanas und die Toskaner ſelbſt möchten ſich gern noch für die alten Hetrusker erklären und für die römiſchen Koloniſten, indem ſie behaupten, ſie hätten hinter ihren Bergen des Apennin ſich mit Oſtgothen, Longobarden und andern germaniſchen Barbaren ungemiſchter erhalten. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, wenn ſie ihn haben wollen, ohne über das Eine und das Andre viel zu ſtreiten. Dies ſei wie es wolle, die Toskaner, wie ſie ſind, gehören unſtreitig zu den merkwürdigſten kleinen Völkerſchaften Italiens durch die ſeltnen Verdienſte, die ſie um die Künſte und Wiſſenſchaften und durch den Einfluß, welchen ſie auf die Bildung Italiens nicht allein, ſondern des ganzen Europa haben, und das iſt ihr erſter Ruhm. Ich will ſie nun beſchreiben, wie ſie im Aeußern erſcheinen, und ſo beiläufig einiges über ihre Sitten und ihr ganzes Weſen beifügen.

Wenn man die alten Römer und Hetrusker als eine kleine, aber untergeſetzte und quadratige Nation beſchreibt, ſo entſprechen dieſem die Florentiner und die Umwohnenden. Denn im Durchſchnitt ſind ſie mittlern Wuchſes und breit an Bruſt und Schultern, wenn ſie gehörig ausgefüttert ſind; doch ſchon die Menge der Blondlinge und Blauaugen unter ihnen, die zu Tacitus Zeit gewiß ſeltner waren unter dieſem Himmelsſtriche, ſprechen auch hier für die Vermiſchung. Die Männer ſind meiſt wohlgebaut, doch möchte man ſie oft zu breit und rund nennen, und zeichnen ſich an den muskulöſen Waden, aber auch am Knochenbau vor dem Nordländer aus; der untere Theil des Beines von der Wade zum Knöchel iſt faſt bei allen zu ſtark. Unter denen, die mehr für die äußere Figur gearbeitet haben, unter den Tänzern, Fechtern und ſelbſt den Patriciern, die dieſe Künſte jetzt beinahe allein noch von denen ihrer größern Ahnen treiben, ſieht man äußerſt ſchöne Körper, wie man bei uns ſelten für einen Bildhauer finden wird. Der ächte Schnitt der toskaniſchen Geſichter, wie man die meiſten ſieht, iſt breitgeſtirnt und rund an Kinn und Wangen, mit mittlern Augen, (ſelten findet man große) die viel Leutſeligkeit, ſo wie die ganze Gebehrde des Geſichtes, ein wenig Spitzbüberei von der guten Art, und bei allem dem das Gepräge eines gewiſſen Ernſtes tragen. Auch die Weiber ſind nur klein und rundlich, ſelten ſchlank von Körper und es gilt von ihnen, was ich weiter unten von den Bäuerinnen ſagen werde. Im Durchſchnitt findet man in Florenz, ſelbſt unter dem Adel, wenig ſchöne Weiber. Ich habe ſie bei den Faſchingsluſtbarkeiten ziemlich beiſammen geſehen, wo alles ans Licht hervorkömmt, was irgend noch ſeine Füße brauchen kann. Wohl aber ſieht man viele kleine runde Körperchen, die Abends und Morgens mit gar freundlichen Augen lachen und vollends durch ihre Sprache die Herzen unwiderſtehlich ſtehlen; denn im Weibermunde klingt der liſpelnde und gurgelnde Dialekt der Florentiner gar ſüß. Die ſchön gewachſenen und ſchmeidigen ſind ſehr rar, und noch ungewöhnlicher iſt der römiſche und venezianiſche Fuß und das herrliche junoniſche Antlitz der Herrſchaft und Majeſtät. Und wenn einem ſtämmigen Mann auch eine ſtarke und knochenfeſte Baſis noch kleidet, ſo ſind einem die zu langen Füße und dicken Beine doch immer widerlich.

Was übrigens die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kömmt man meiſtens mit falſchen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier faſt eben ſo gefunden, wie an manchen Orten Teutſchlands, ja ich müßte lügen, wenn ich nicht behauptete, daß manche Teutſche, z. B. die Sachſen und Franken einen brauſendern Charakter zeigen; ich ſage nicht, haben. Man hat da immer ſo der alten Geſchichte Italiens und den Sprudelungen und Aufruhren der Menſchen und Städte aus den vorigen Jahrhunderten nachgeſchrieben, und die Gebrechen italiſcher Polizei, wie ſie ehe-

dem

dem war, und des Deſpotismus der fremden Nationen, der Spanier, Teutſchen und Franzoſen auf die Rechnung des italiſchen Charakters geſchrieben; man hat auch die Veränderung nicht bedacht, welche der wachſende und kniſternde Deſpotismus über ganz Europa gebracht hat; oder man hat von einzelnen Ausſchweifungen und Ausbrüchen des Pöbels, der ohne Polizei ſich faſt in allen Ländern gleich iſt, nur zu oft auf die ganze Nation geſchloſſen. Ich finde hier einen Ernſt und eine Ehrenfeſtigkeit und beſonders eine Ungewandheit des Körpers, eine Langſamkeit im Gange und in der Haltung, die ſicher nicht ſprudelnd und heftig ſind. Dieſem entſpricht auch das äußere Betragen; ſo frei, ſo wie immer zu Hauſe auch der geſchmeidige Franzoſe bei aller Feinheit und Artigkeit iſt, ſo feierlich und ſteif erſcheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bei jedem Schritte begegnet, die garbatezza, wie man es hier nennt, wird einem wirklich oft zur Laſt. Aber doch muß ich ſie ein wenig rühmen. Sie iſt doch eine leidliche Sache für Jeden, wie vielmehr für den Fremden, und es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Gefühl, welches eine ſaure und finſtre Stirn, oder ein klares Auge und ein lächelnder Mund erregen, wenn uns gleich beide Menſchen dieſelben Dienſte leiſten. Die kleinen Gefälligkeiten, Zurechtweiſungen und Hülfen, die ein Fremder ſo viele braucht und die er mit nichts bezahlen kann, werden ihm hier mit außerordentlicher Leichtigkeit und Feinheit erwieſen.

Die Florentiner waren ſicher ganz andre Menſchen vor einigen Jahrhunderten. Man kann den Mediceern übrigens nichts zur Laſt legen, als daß ſie Fürſten waren. Der Menſch verliert alles mit der Freiheit. Sturm und Unruhe und ewiges Ringen der ſtreitenden Kräfte reinigen die Elemente und machen Himmel und Erde ſchön und fruchtbar; ſie ſind auch die großen Hebel der Menſchen, wie ſie in einer guten Verfaſſung gemäſſigt ſind; ſie können ſie allein zu dem machen, was ſie ſeyn ſollen. Welche Betrachtungen könnte man anſtellen über die ſchöne Zeit der hetruriſchen und toſkaniſchen Kunſt? Haben die Fürſten nicht alles für ſie gethan, was ſich für ſie thun ließ, und haben ſie ſie erhalten können? Auch dieſe lebt und blüht nur in dem friſchen Leben des Ganzen, und gedeiht nicht als ein einzelner Sproß, ſo ſehr ſie auch gepflegt werde. Sollte man nicht eine beſſere Zeit hoffen? ſollte nicht Ordnung aus all der Verwirrung und Schönheit aus dem Gähren der Elemente hervorgehen? Die Fürſten müſſen wieder Menſchen, und die Unterthanen die nichts ſind, Bürger werden. Sonſt iſt kein Heil für Europa. Ich will euch indeſſen, ihr guten Florentiner, immer in Schutz nehmen, und mir eure Artigkeit und Gefälligkeit auch bei der ariſtokratiſchen Steifheit und Grandezza gern gefallen laſſen.

Dieſe zufälligen Worte bringen mich auf die hieſigen Ariſtokraten, oder Nobili des Staats, der eigentlich eine Ariſtokratie iſt, wenn dieſe gleich unter ihren Fürſten ſich immer vortheilhaft auszeichnete vor andern Ariſtokratien Italiens. Wie es ſonſt hier geweſen iſt, weiß ich nicht, aber jetzt treten dieſe Herren ſehr leiſe und man merkt ſie faſt nicht. Auch hat die Nation nichts Knechtiſches gegen ſie, was doch die veränderten Begriffe nicht mit einem Male verwiſchen können aus einem Karakter, worin es lange Jahre gelegen hat. Wäre dieſes Knechtiſche geweſen, ſo würde es ſich in Hohn und Uebermuth zeigen, worein der freigemachte, aber im Gemüth noch nicht freie, natürlich überſpringen muß. Die Toſkaner haben in dieſer Hinſicht ziemlich das Weſen freier Menſchen erhalten. Man giebt den Großen die gebührende Ehre und empfängt ſie, und ſo geht jeder ſeinen angewieſenen Weg. Auch der Hof thut alles, um dieſe anſcheinende Gleichheit zu begünſtigen, und dies könnte man eine Klugheit der Zeit nennen, wenn es nicht immer der Karakter der toſkaniſchen Fürſten geweſen wäre. Dieſe Simplicität wäre groß, wenn ſie Größe bei ſich hätte. Der Großherzog mit ſeiner Familie lebt ſo ſtill, und fährt und geht ſo prunklos einher, daß ein franzöſiſcher Soldat mit ſeinem republikaniſchen Air und Säbel mehr Volk hinter ſich zieht, als er.

Was man übrigens von dem Ton der Florentiner ſagen ſoll, weiß ich nicht. Ich finde darin die meiſten Orte Europens bis auf kleine Unterſchiede gleich, ſo lange nemlich bloß vom äußern darſtellenden Leben die Rede iſt. Man lebt italiäniſch, d. h. ſtill und ſparſam, und iſt doch nicht reich. Eine gewiſſe äußere Zier an ſeinem Leibe will man hier indeſſen haben, und Mantel und Regenſchirm hängen um die Schultern eines Jeden, der eben nicht viel Nettes darunter verbirgt. Dieſe Zier im Aeußern geht bis auf den kleinſten Handwerker, ſobald er außer ſeiner Werkſtätte öffentlich erſcheint. Darin iſt man hier dem Teutſchen weit voraus, der mehr auf die gute Ordnung ſeiner Küche ſieht, und erſt nach dieſer Verpflegung des innern Menſchen an den äußern denkt. Seine fetten Bier- und Weinhäuſer erſetzen hier die Kaffeehäuſer, wo die Leute von allen Ständen und Nationen zuſammen kommen. Manche halten auf dieſen Morgen- und Abendmahlzeit, und ſind mit Einem Mittagseſſen zufrieden. So lebt hier jetzt der Mittelſtand eigentlich wie ein todtes Meer ohne herrſchendes Intereſſe. Die höhere Klaſſe hat ihre Konverſationen und Akademien. Sie verſammelt ſich gegen vier, fünf Uhr Nachmittags, trinkt eine magre Taſſe The, Kaffe, Chokolate ꝛc., macht dabei viele Schnörkel mit Händen, Füßen und Rücken und pflegt ſich herzlich zu ennüyiren, bis es ans Spiel geht. Grade, wie in unſern vornehmern Geſellſchaften, doch mit noch mehr Verzierungen und weniger Inhalt. Denn die freigebigen teutſchen Kollationen kennt man hier nicht. Auch an Soupers fehlt es nicht, aber in eben dem feinen und mäßigen Geſchmack, daß es ſcheint, man zeige die meiſten Dinge nur, um ſie ſo wieder abzutragen; denn die Menge der Weine und Konfekte und Früchte und Kompoſten, und anderer, durch die Ein- und Aufſchlüſſelung unverderblichen Sachen, iſt außerordentlich groß, aber eben ſo groß iſt die Artigkeit, oder die ſtillſchweigende Konvention der Geſellſchaft, es als bloße Augen- oder allenfalls Naſenweide anzuſehen. In dieſem Ton ſind auch die Equipagen, alles bloß auf äußern Glanz angeſehen. Man ſieht die ſpringenden Läufer, die Heiducken in reichen und bunten Livreen, von Gold und Silber ſtrotzend, aber alles im alten Stil; ſo auch die Kutſchen; doch hat man ſchon engliſche Wägen und Jockeys im Stil der Milords, aber mit italiſcher Armuth und Knauſerei. Die Pferde ſind meiſt ſchlecht; doch haben manche hübſche Piemonteſer und Napoletaner. Eben ſo iſt die Einrichtung in den Palläſten.

Die Sitten ſind übrigens nicht ſo gezwungen, wie an andern Orten Italiens, und das berühmte Cicisbeat iſt ſehr aus der Mode, weil es ſich der Mühe nicht lohnt, wo jede auf teutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Fuß eine Freigelaſſene iſt, ſobald der Prieſter ſie durch das unauflößliche Sakrament der Ehe an einen Mann gebunden hat. Der italiſche Schleier fällt hier alſo ganz weg, und dient nur den Armen und Gebrechlichen und frommen Mütterchen; warum führt man ihn nicht auch für die Häßlichen ein? Nur die Töchter der beſſern Stände werden ſehr in Acht und Aufſicht genommen, und das iſt bei den Sitten der Zeit, oder aller Zeiten nicht eben unեben. Nur als Kirchenſtaat trägt man den Schleier noch, beſonders wiſſen ihn die jungen koketten Weiber und die roſenwangigen Mädchen da trefflich zu gebrauchen. Amor mit ſeinem luſtigen Gefolge kann unter dem Schleier ſo gut ſein Spiel treiben. Es geſchieht in den Kirchen gar Vieles, wofür die Heiligen, die es mit anſehen, erröthen würden, wenn ſie könnten. Mancher Schwarzrock weiß hier Abentheuer zu beſtehen, die mancher Stutzer mit tauſend Seufzern umſonſt erſieht. Wie manches Mädchen geht als Jungfrau in eine Kapelle oder Kirche, um zur Klara und Agnes um kälteres Blut zu beten, und geht ohne ihre Blume wieder heim! Wer weiß, was gedrängte nächtliche Verſammlungen, Frühmetten, Proceſſionen ꝛc. zu ſagen haben, wer weiß, wie manches auf dem Heimwege in einer großen Stadt begegnen kann, der weiß mehr, als ich ſagen mag. Eine katholiſche Kirche iſt wie eine Maskerade. Jeder thut, redet, betet oder liebelt, lacht oder weint, geht oder kömmt, wie es ihm gut dünkt, und die Kniebeugungen und Bekreuzungen und andre Spiele fallen ihm von ſelbſt durch die Gewohnheit bei dem rechten Tempo zu. Wer ſo leicht der Sünde los werden kann, wie hier, ſollte der überall ſo damit knickern?

Da dieſe erſte Klaſſe ſtill und ohne Luxus lebt, ſo thut dieſes um ſo mehr die arbeitende und ernährende, daß man ſich nichts todteres denken kann, als dieſe ſchöne Stadt in ihrem gewöhnlichen Gleiſe iſt, wo ſelbſt ihre lebhafteſten Gegenden nur die Idee einer kleinen Landſtadt geben. So ſtill iſt auch der Janhagel und die Klaſſe der Buben, die doch wohl den ſicherſten Maßſtab des etwanigen Temperaments eines Volks geben, je weniger gebändigt ſie ſind, ehe ſie unter die ſchweren Fäuſte ihrer Brod- und Lehrherren fallen. Man würde ſich darüber nicht wundern, wenn hier eine ſtrenge Polizei umherlauerte, aber da das nicht iſt und man den Menſchen in allen unſchuldigen Dingen gerne ihren Willen läßt, ſo kann man wohl mit einigem Grunde ſchließen, daß dieſe ruhige Gleichmüthigkeit, dieſes ſtille Feuer — denn zu böotiſchen Schwerköpfen laſſen ſich die Toskaner nicht machen — ſehr im Karakter des ganzen Volks liegen muß, welches Frohherzigkeit und gute Laune damit ſehr wohl zu verbinden weiß. Von Pracht und Luxus iſt hier wenig, weil man arm iſt. Der Mittelſtand behilft ſich weiſe meiſtens mit den ſchlechten einheimiſchen Fabrikaten. Man trinkt ſeinen florentiner Wein, kleidet ſich in die wollenen und ſeidnen Zeuge, wie man ſie hier macht, und die Reichen nur und der Adel ſchicken ihr Geld nach England und Frankreich, um zierlicher einherzugehen. Stutzer ſind eine äußerſt ſeltne Waare. Es iſt an allem ſichtbar, daß die große Stadt entvölkert und arm iſt, und in keinem Zweige der Induſtrie vorzügliches Leben herrſcht. Was hier gemacht wird, geht nicht weiter als Toſkana, und man führt Wolle und Baumwolle aus England und der Schweiz und Seide aus Italien, verarbeitet ein. Keinen einzigen Artikel kann man hier nennen, der recht elegant gearbeitet würde, es ſeyen denn Regenſchirme, Masken und Mäuſefallen. Der jetzige Krieg zerſtört vollends, was noch gutes von Manufakturen gemacht ward. Die Klage iſt allgemein, daß alles nun, wie für die Armeelieferungen, ſo für den Verkauf, auf Betrug und ſchlecht gearbeitet werde. So lebt hier der Mittelſtand und der gute Bürger nicht menſchlich froh, ſondern gleichgültig unter einem Menſchenhäufen, der ſich eben ſo verläuft, als er zuſammen rennt. Man kennt nicht das teutſche Zuſammenleben, die Geſelligkeit und Gaſtfreiheit in den Häuſern, das menſchlichere Berühren der Herzen. Beinahe möchte ich aus guten Gründen glauben, wir thun vieles aus Schwäche und Bedürfniß, was der reichere Italiäner nicht nöthig hat. Er ſtehe feſter auf ſich ſelbſt gegründet und braucht keine künſtliche Stützen, ſeine natürliche Wärme reicht hin, wozu braucht er ſich Wärmflaſchen anzulegen? Warum geräth der Teutſche bei'm Wein, bei'm Freundesgeſpräche in Aufruhr, und der Italiäner bleibt ſich gleich? Der letztere hat die Wärme immer, wenn ſie auch wie ein Vulkan tief in ihm kocht, welche der erſte nicht täglich fühlt; darum kann ein Glas Wein zu viel einen ganz andern Menſchen aus ihm machen.

Noch ein Wort von der allerunterſten Klaſſe; denn auch hier giebt es eine Menge Menſchen, die, wie die Lazaroni in Napoli, herumſchlendern und den Himmel walten laſſen, und es bleibt einem zuerſt ein ſchwer zu löſenden Räthſel, wovon ſie leben, ob wie die Grillen und Poeten von Luft und Wind, oder durch das Oelfläſchlein eines neuen Elias. Nur wenn man es nicht verſchmäht, etwas näher ſich hinzu zu bemühen, bekömmt man auch hierüber Licht. Wie vieles braucht der kältere Norden, was hier ganz unbekannt iſt? Eine warme Stube, Holz zur Feurung, ein Federbett, warmes Eſſen und vieles Eſſen, weil die ſtrenge Luft die Körper eben ſo viel verzehrt, als die ſtrengere Arbeit. Hier kann man neun Monate im Freien beinahe Tag und Nacht leben, und braucht nur ein Loch allenfalls unter der Erde, wo man ſeine Decke ausſpreiten und ſchnarchen kann. Wie viele Menſchen dieſes Schlages leben Tage lang, ohne was Warmes zu genießen. Sie hungern darum noch nicht. Wie viele leben mit Weib und Kind, die nie einen Topf oder Keſſel beſeſſen und nie ein Feuer zum Kochen angezündet haben. Früchte und zwar ſehr wohlfeile Früchte, Kaſtanien, Obſt gehen nie aus, Kraut und Salat, Knoblauch und Zwiebeln ißt der Italiäner und ſüdliche Franzoſe wie bei uns die Schweine roh zum Brodte und nimmt einen Schluck Wein dazu. An allen Ecken der Straße brät man Kuchen und Kaſtanien, kocht weiße Bohnen und Hirſenbrei; für die, welche etwas Beſſeres bezahlen können, dampfen bis in die Nacht die Hühnerbraten, Fiſche und andres, wovon ſie ſich für einen Groſchen kaufen und es mit den Ihrigen bei einem Glaſe Wein fröhlich verzehren. Es iſt überall unglaublich, was die Höker und Garköche für dieſe Klaſſe alles feil haben, und wie das mit und unter einander lebt. — Nach dieſem eigentlichen tagediebiſchen Pöbel, der auf einen kleinen Verdienſt gierig lauert und zum Arbeiten keine Luſt hat, nach dieſem, der die Fremden wie ein böſes Fieber ſo gerne anfällt, beurtheilt man nur zu leichtſinnig die Nation.

Im Ganzen halte ich bis dieſe Stunde die Italiäner für das talentvollſte und tapferſte Volk Europens, welches ſelbſt unter einer dreihundertjährigen Sklaverei des Auslands noch viel Selbſtſtändigkeit behalten hat. Einige äuſſere Formen des Lebens hat der Italiäner, aus welchen er nicht leicht herausgeht, und die ihn zuweilen ſteif machen, aber ſonſt iſt ſein Leben freier, als irgend eines andern Europäers. Kein Weib wird öffentlich durch die Gaſſen mit dem Volke gehen, deſſen Mann eine Equipage bezahlen kann, aber dafür wird ſie bei andern Gelegenheiten, wo mit dem ganzen Leben recht geſpielt wird, ſich mit dem Kleinſten herumtummeln, mit ihm ſcherzen, eſſen, trinken, mit ihm auf derſelben Bank im Schauſpiele ſitzen. Welche 16 Ahnen Teutſchlands könnten das über das Herz bringen? Hier geht der erſte beſte Marcheſe hin und kauft ſich aus derſelben Pfanne bratende Kaſtanien, nimmt aus demſelben Korbe Pinien und Obſt, aus welchem ein rußiger Bettler, der neben ihm ſteht, vor ihm kaufte. Hier trägt der erſte Edelmann, ſo ihm unterwegs etwas gefällt, es eigenhändig zu Hauſe, wobei ein teutſcher Schneider zittern würde, es über die Gaſſe zu tragen. Hier kehrt ſich keiner in ſolchen Dingen an einander, und was nicht laſterhaft iſt, dünkt dem ſtarken Charakter auch vor allem Volk erlaubt. Was würde man in Berlin ſagen, wenn die Miniſter oder Baronen im Thiergarten aus ihren Wägen ſtiegen, ſich die Kleider abwürfen und Ball ſpielten, ſie Ball, wo vielleicht einige Straßenbuben neben ihnen daſſelbe Spiel trieben? Was würde man ſagen, wenn ſo eine Excellenz auf offenem Markte unter allem Volke ſich erlaubte, Nüſſe und Weintrauben zu naſchen? So geht es hier fort und dies ſind nur einzelne kleine Züge. Wie froh hat es mich gemacht, ſo in einer Kirche zu wandeln, wo vor einigen Gemählden junge Künſtler mit dem Hute auf dem Kopfe ſaßen und mahlten, während ein Geiſtlicher in der Kapelle darneben, oder vor dem Gemählde ſelbſt die

Meſſe las; wie hat es mir gefallen, daß ich in der Gallerie unter Hunderten allein ſeyn konnte; jeder that das Seine und kümmerte ſich nicht um den andern, wohl aber, wenn dieſer ihn anſprach; der Teutſche iſt ſelten er ſelbſt unter andern Menſchen, er iſt, wenn er es mäßig macht, wenigſtens zur Hälfte in jenen hundert Menſchen, und möchte gern jedem was abgeben. Wer das Bedürfniß zu geben ſo unaufgefordert fühlt, muß das zu nehmen nicht weniger fühlen.

Zum Theil mag dieſes Eigne und Selbſtſtändige, wodurch ſich auf ſeinem Platze ein jeder nur ſelbſt ſieht und lebt, dieſes Ungezwungnere und Freiere im Aeußern, dieſe Sorgloſigkeit um die Meinungen und Fragen andrer, wofür wir immer zittern, zum Theil mag dieſes aus dem Klima entſprungen ſeyn. Die größte Unverſchämtheit im ſtärkern Sinn iſt größte Freiheit, und wo viel Schaam iſt, da iſt viel Schwäche. Ich wünſchte, ich könnte eine Abhandlung ſchreiben als Ehrenrettung der Italiäner gegen die Jenſeits der Berge, (Ultramontani) wie ſie uns nennen. Haben ſie uns die Taſchen auch mal leer gemacht, ſo ſind ſie dafür doch auch ganz widerrechtlich gemißhandelt worden, und man hat die meiſten von ihnen zu harten und fühlloſen, oder kleinen und niederträchtigen Menſchen gemacht. Das Klima hat hier ſeinen natürlichen Einfluß, wer ſich nicht ſchämt, den Leuten ſeinen nackten Hintern zu zeigen, wird der erröthen, wenn andre Menſchen, als ſeine Hausgenoſſen, ſehen, daß er eſſen, trinken und kacken kann? Das Klima lockt die Menſchen mehr ins Freie, die Wärme läßt ſie die dumpfen Stuben und ſchweren Kleider mehr fliehen. Die meiſten kleinen Handwerker arbeiten vor den Thüren, unter Portiken, in Vorhöfen der Kirchen und Palläſte, dort ſitzen die Weiber und Kinder; dahin kommen ſelbſt die Wiegen, und manche kleine Vertraulichkeiten und Unlieblichkeiten, die nur zwiſchen vier Wände gehören, zeigen ſich nun öffentlich. Man reinigt ſeine Kinder, entblößt ſich den Buſen, wenn er auch ſchon Hansſächſiſch dividirt iſt, ſitzt vor aller Welt halb nackt da, läßt ſich die Läuſe knicken und knacken, und ſagt, ohne wegzuſehen, dem vorübergehenden Freunde und Nachbar guten Tag; man ſetzt ſich endlich am hellen Mittage, ſobald kein Wächter da iſt, an einer Säule, oder auf einer Treppe hin und erleichtert ſich. Das ſind freilich keine ſchöne Natürlichkeiten, aber ſie ſind doch Natürlichkeiten, ſobald man Verſchämtheit in allen Dingen nicht zu einer angebohrnen Tugend ſtempeln will. Lieber unverſchämt, als zu verſchämt, das bleibt meine Meinung. Wenn dieſes Leben bei dem kleinen Volke ſo iſt, wenn es faſt alles vor allen Augen thut, außer der philoſophiſchen Hochzeit des Cynikers Krates, wie ſollte dieſes nicht auf die Großen und auf das ganze Leben und Treiben des Volks einfließen? Aber es iſt hier, wie bei den meiſten Dingen, ſchwer, die feinen Verflechtungen der Urſachen und Wirkungen zu trennen, daß ich mich nicht weiter zwiſchen dieſen Klippen herumtreiben will.

Nur noch einige Fragen und Zweifel, die man ſich bei der Beurtheilung der Nationen und Schilderung ihres Karakters wohl nicht immer aufgeworfen und hingeſtellt hat, ſonſt würde man ſchonender gegen Fremde im Tadel und bei dem Lobe des Eigenen bedächtiger geweſen ſeyn. Wagt ihr das Klimatiſche aus dem Urtheile auszuſchließen? die ungeheuren Einflüſſe und Vor- und Rückwirkungen, die die Naturdinge auf das Naturding Menſch haben? Iſt der Menſch, das hellſte und bedeutendſte der lebendigen Weſen, eine Naturmannigfaltigkeit, die alle Stufen und Varietäten der übrigen Naturweſen in ſich hat, iſt der Menſch nicht ein Spiegel der Dinge, unter welchen er entſtand und wuchs? muß nicht vieles was dieſſeits der Tugend und des Laſters liegt, was freudig weltlich, nicht heilig geiſtig iſt, in Italien ganz anders ſeyn, als in Island, in Batavia anders, als in Newyork? Sollen wir dieſe Dinge der Nothwendigkeit nicht eben ſo beurtheilen, wie der Kaufmann, der für ſiciliſchen Weitzen mehr bezahlt, als für polniſchen? er ſagt aber nicht, der polniſche ſei Unkraut. Warum iſt der Nordländer ſo ſentimental? warum entzücken ihn ſchöne Gegenden, Haine, Thäler, Meeresufer ſo? und warum kennt der Italiäner, Franzoſe, Grieche nur den ewigen Reiz der Menſchen? Warum iſt der Nordländer ſo weich, ſo mitleidig und wieder ſo ſtarr? der Südländer ſo ſtreng, ſo ſchrecklich grauſam und wieder ſo beſonnen human? Starrſinn und Feſtſinn, Schlaffheit und Grauſamkeit, Reizbarkeit und Kunſtſinn — ich ſpreche von den Klimaten, wo Menſchen zur Humanität gelangen können — wie wunderbar und in der Maße wirklich wie ſchneidend einander genüber! Sieh die Natur an, wie iſt das Feſte und Weiche, das Stehende und Bewegliche in Zwiſchenräumen von 10 bis 15 Graden ſo anders! Unſer Nebel, unſer Regen, unſre Winter von 7 Monaten, unſer ewiger Wetterwechſel, unſre düſtern Haine, grauſe Thäler, baumloſe Flächen; unſre angeſtrengtere Arbeit mit der Nothwendigkeit; unſre Erweckung des Gedankens faſt immer vor dem Gefühl des vollen Lebens — dort der heitre, nebelloſe Himmel, der wenige Regendampf, der kurze milde Winter, der gleichere Wettergang, die lichten ewig grünen Haine, die nie einen vollen Naturtod ſehen laſſen; die Thäler mit Bächen, Lorbeern, Myrthen, Bäumen, Reben und zierlichen Villen! die Ebenen ſelbſt nie ohne Ausſichten; das Leben nicht ſo unter der Noth, in fantaſiereicher, üppiger Vegetation aufblühend und oft untergehend, ſeine Götter in ſich habend, nicht außer ſich ſuchend — o Heſperiens Glanz! du lockſt und blendeſt mich noch einmal! Hier könnte eine göttliche Humanität ſtehen, und noch, wo ſie ſich nur ein wenig richtet, ſteht ſie ſchon beſſer, als bei uns —

Von der Geiſtlichkeit in Florenz kann ich nichts als viel Gutes ſagen, wenn ich mich nur nicht über ihre unnütze Menge zuweilen geärgert hätte. Eines iſt mir hier aufgefallen, daß man zu den geiſtlichen Herrn die ſchönſten und ſchlankſten Körper auszuſuchen ſcheint; oder werden die Knaben ſchon bei dem guten und müßigen Leben ſo rüſtig und roſenroth? Ich habe Muſter der Schönheit unter ihnen geſehen, und werde mich eines Karmeliters, den ich oft mit Entzücken meinem Fenſter vorübergehen ſah, immer als der Geſtalt eines Apolls erinnern. Was Wunder, wenn ſie bei dem ſchönen Geſchlechte ſo angeſchrieben ſind? Meine Wirthin ſagte mir einmal lachend, die ſchönen Buben und Mädchen in Florenz machen die Prieſter. Sie ſind hier auch durch die öffentliche Meinung wenig gezwungen, und es giebt in Italien auch äußerlich nichts freieres, als einen Schwarzrock. Nicht bloß in Kirchen und Kapellen und auf dem Wege dahin können ſie Eroberungen machen, nein, ſie beſuchen alle Tummelplätze der Freude ohne Zwang und Verlegenheit, Bälle, Schauſpiele, Maskeraden, Kaffehäuſer, ja ſelbſt die Bordelle, raunt mir eine kleine Weiſſagung ins Ohr, obgleich ich dort keine gefunden habe. Daß ſie in die Häuſer als Rathgeber und Beichtväter ungezwungen eingehen, verſteht ſich nach dieſem allen wohl von ſelbſt. Uebrigens muß ich mit aller Welt ihre Artigkeit und Beſcheidenheit rühmen, und wenn der Großherzog, der unentgeldlich alles Schönſte und Koſtbarſte täglich ſehen läßt, mit einem Beiſpiel darin vorgeht, ſo folgt darin alles nach, und ſelbſt die Mönchlein, die wenig ans Licht hervordürfen, zeigen ſo einem ketzeriſchen Spötter alle ihre Schätze und Reliquien. Im äußern Leben iſt der Geiſtliche alſo frei und artig und liebenswürdig, er iſt aber auch aufgeklärter und gebildeter, als die meiſten andern italiäniſchen Geiſtlichen. Man darf nur an das Koncilium zu Piſtoja denken, und an ſo viele gelehrte Geiſtliche in Florenz, die ſich durch Schriften ausgezeichnet haben, von denen man nur die Prälaten Gori, Fabbroni, Paſſeri und andre nennen darf.

Obgleich die hieſigen Lazarethe, Spitäler und Armenhäuſer zu den ſchönſten und muſterhafteſten gehören, vorzüglich durch des unvergeßlichen Leopolds Sorge, ſo wimmelt doch auch dieſe Stadt von Armen. Indeſſen ſind die Bettler nicht ſo dreiſt und unverſchämt als in andern Städten Italiens. Des Abends war ihre Zeit, beſonders traten in dieſem harten Winter manche ehrliche Frauen heraus an die beſuchten Ecken der Straßen und Plätze, und flehten bei der heiligen Jungfrau für eine arme Wittwe mit kleinen Kindern. Sie ſtanden verſchleiert wie die Liten Homers, daß man ſie nicht kenne. Wie hätte ein Teutſcher ſo einer zarten Sprache der Beſcheidenheit widerſtehen können? Die Krüppel und Elenden lagen und ſaßen am meiſten vor den Kirchen. Sollte man ſie da nicht wegſchaffen? Ich, der an die Einflüſſe der Scheußlichkeiten auf die Schwangern und ihre Geburten glaube, würde dieſe am erſten wegbringen laſſen.

Wie übrigens die Geſinnung der Menſchen gegen die Regierung iſt? Ja da läßt ſich wenig Kluges ſagen. Die meiſten ſcheinen zufrieden, aber dies iſt nur eine negative Zufriedenheit, und man kann wohl mit Paulus ſagen, die Fürſten werden geachtet wie ein Dreck. Das Volk ſieht es ja alle Tage, wie die Männer mit dreifachen und einfachen Kronen wandern müſſen. Pius ſitzt mit ſeinen 83 Jahren immer noch in der Karthauſe; der König von Sardinien kam hier wie ein Gefangener mit einer franzöſiſchen Eskorte an und zeigte ſich dem Volke in ſeiner Geringheit, und zog dann nach ſeiner Verbannungsinſel; der König von Neapel wird nach Sicilien verjagt, und ſchon habe ich mehr als einmal dem Großherzog die Inſel Elba beſtimmen gehört, wann die Franzoſen auch hieher kommen ſollten. Das kleine Volk ſcheint zufrieden; aber was iſt dies allenthalben? Die meiſten Menſchen, was wir mit Recht oder Unrecht auch von dem Adel und der Würde unſers Geſchlechts rühmen, ſind leider gebohren für das tägliche Leben zu ſtreiten, ſich heiß zu arbeiten, und dann, ohne ſich mit Gedanken, nicht immer, ohne ſich mit Hunger zu plagen, ihren Kopf auf das Kiſſen des Schlafes zu legen. Dies wird immer ſo ſeyn bei aller Freiheit und Gleichheit, die darum doch ewig gilt, wo nicht ein neuer Prometheus ein ſpecifiſches Mittel erfindet, den unverſchämten Herren und Regierern der Welt den Bauch zu befriedigen, ohne ſo viel hacken, karren, pflügen, dröſchen, und mit dem Schwert Menſchenblut und mit dem Ruder Meerestiefen ſchöpfen zu müſſen. Dieſe ſind gleichgültig, wohin die Kugel Fortunas falle, ihnen rollt ſie meiſtens vorbei im Guten und im Böſen, und mit einem Hm! und Ha! einer gezuckten Schulter, oder einem gezogenen Hut philoſophiren ſie über die großen Welthändel und haben Recht ſo zu thun. Ob es ihnen ein wenig ſchlimmer oder beſſer gehen ſoll, dafür müſſen die Weiſern und die Beſſern ſorgen, und die Vorſehung, an die ſie glauben. Sie ſchreien oder weinen unverſtändig darauf ein, ſo wie jene den Ton angeben, ziſchen, oder applaudiren mit ihnen. Die alten Regierungen haben nun den Nachtheil in Vergleichung jener neuen Söhne der Freiheit und des Vaterlandes, daß ſie die Strenge des Regiments und die Auflagen eben ſo anſpannen müſſen für die alte Verfaſſung, als dieſe es mit friſchem Muthe und jugendlicher Kraft für die neue thun. So wird das Volk mißmuthig, nicht bedenkend, daß dies auch unter andern Namen in einer neuen Haut des Regiments eben ſo ſeyn würde. Man murrt bei ſolchen Zumuthungen, weil man weiß, wie die Fürſten weggeſchickt werden, und keiner traut den Hypotheken, die ſie geben. So hat man auch hier einige Millionen Lire unter dem Titel eines Impreſtito aufgebracht, um ſie den Franzoſen zu ſchicken; aber dieſe Anleihe im Lande nach dem alten Syſtem zu Stande zu bringen koſtete unendliche Mühe. Die Republikaner wiſſen mit ſolchen Dingen umzuſpringen, ohne daß es für den Augenblick dem Volke zu fühlbar wird. Da ſind die Edlen, die Geiſtlichen, die Klöſter auszurupfen; aber wo das noch unantaſtbare Sachen ſind, was iſt da zu machen?

Der Landmann um Florenz.

Man kann ihn auf keine Weiſe mit unſerm Bauer vergleichen, ſo nah auch die Berührungspunkte des Bauers und Edelmanns; wo es deren noch giebt, in allen Staaten Europens ſind. Dieſer Kontadino iſt zugleich Gärtner und Winzer; oder vielmehr iſt dieſes in vielen nächſten Gegenden um die Hauptſtadt ſein erſtes Geſchäft. Aber Klima und Lebensart und die Sitten und Gebräuche, die unausbleiblich aus ihnen herfließen, machen ihn im Aeußern und Innern zu einem ganz andern Weſen, ohne ihn dem Bürger der Stadt ſo zu nähern, daß er von ihm nicht immer in einem weiten Abſtande bliebe. Wenn ich von Bauern rede, ſo ſpreche ich davon, wie die meiſten ſind. Man kann wohl eben nicht ſagen, daß der Landmann im vorzüglichen Wohlſtande lebe, aber im Ganzen befindet er ſich doch in einem ſehr leidlichen Zuſtande, wenn ich ihn mit andern vergleiche, die ich in Italien geſehen habe. Seine Wohnungen ſind Palläſte gegen die der unſrigen, von außen verſteht ſich, weil alles geziegelt iſt; deswegen iſt es innen noch nicht grade eben ſo, obgleich dieſe äußere Reinlichkeit die nothwendige Folge hat, daß man ſich auch der innern befleißigt, und mit dieſer Nettigkeit iſt ſchon viel für das Leben gewonnen; denn wenn der Menſch erſt den Schmutz zu haſſen anfängt, hat er einen großen Sprung in ſeiner Bildung gethan, und wo dieſe Zierlichkeit ſich findet, kann man ſchon ſchließen, daß er über den erſten Jammer des Bedürfniſſes hinaus iſt. Aber man glaube nicht, daß er ſo gut lebt, wie unſre wohlhabenden Bauern, oder gar, wie die in Oeſtreich und Franken. Er nährt ſich von den Früchten die er baut, von Kaſtanien, Kohl, macht ſich eine dünne Suppe oder eine dicke aus Macheroni mit etwas Fett und Käſe, beißt ein Stück Brod, nicht aus unſerm Roggen und ſelten aus ſeinem Weizen, ſondern aus Kompoſition dazu, und trinkt ſeinen jährigen Wein mit Waſſer verdünnt, (vino acquerello, piſciarello) von dem der Italiäner ſagt, wenn man eine Flaſche davon trinkt, ſo piß man zwei darnach. Das Beſte und Nahrhafteſte geht gewöhnlich ſeinem Tiſch vorbei, freilich das gewöhnliche Loos derer, die im Schweiß ihres Angeſichts der Erde ihre Gaben abgewinnen. An dieſe Mäßigkeit des Lebens iſt er gewöhnt und ſie drückt ihn nicht, und mit ihr weiß er immer eine Art Luxus zu verbinden, welchen die unſrigen nicht kennen; wie naſcht er z. B., wenn er zur Stadt kömmt, in allen Arten von Süßigkeiten und Leckereien unnütz ſein Geld verſpillend! Sichtbar iſt übrigens dieſe Art ſich zu nähren, und dieſe Weichlichkeit und Verwöhnung, die doch dabei eingeriſſen iſt, in ſeinem Körperbau. Dieſer iſt meiſtens zierlich und regelmäßig, aber man findet ſelten ſtarke und große Leute; eine Ausnahme ſieht man ſogleich an den größern Eigenthümern, Faktoren und Pächtern, denn die ſind beſſer ausgefüttert.

In der milden Jahrszeit gehen ſie häufig baarfuß bei ihrer Arbeit, im Hemd und einer dünnen Hoſe. Ihre Kleidung iſt faſt ganz aus Wolle, meiſt grün und blau, die allenthalben die Farben des Landes zu ſeyn ſcheinen. Sie beſteht in Hoſe, Weſte, Jacke, Schuh und Strümpfen und einem Hut aus Stroh oder Filz; um dieſe leichte Tracht werfen ſie einen Mantel, der die gemeine Tracht Italiens zu ſeyn ſcheint; ſo daß man ſie das manteltragende und flohgebiſſene Volk nennen könnte; die Mäntel ſind weiß oder blau. Ein andres nothwendiges Ding iſt der Regenſchirm, den ſie faſt immer bei ſich tragen, ja ſelbſt zu Pferde über ſich ſpannen. Die Stiefel haſſen ſie gleichſam, und obgleich ſie hie und da unter dem Bürger und durch das Beiſpiel der Engländer und der Franzoſen, der Herren

Italiens, unter der Jugend einreißen, ſo findet man doch ſelten einen Landmann geſtiefelt, und im ſchmählichſten Schlackerwetter ſitzt er mit Schuh und Strümpfen und allenfalls mit Kamaſchen zu Pferde. An feſtlichen Tagen, und wenn es was gilt, pudert und friſirt ſich der Bauer, der ſonſt ſein Haar in einer Flechte, oder auch los in einem Netze trägt, wie bei uns ein Kandidat, der ſein Haar in eine Art Perüke zwingen läßt.

Die Kontadina hat ihr Röckchen und Kamiſölchen, wie unſre, und ihre Schürze, ſelten eine Mütze. Im Hauſe geht ſie meiſtens im bloßen Haupt, oder ſetzt einen alten Strohhut auf, wenn ſie unter die Sonne muß. Ihr Haar iſt gewöhnlich in eine Hauptflechte gewunden, um die ſich zu den Seiten und ſelbſt um den Wirbel meiſt kleine anſchließen, ſo feſt und ſteif geflochten und mit ſolchen ſcheinenden Trennungen auf der bloßen Haut, als hätte ſie ein Anatom geſondert, um die verſchiedenen Fugen der pia mater zu zeigen. So tragen ſie die Alten und Jungen. Ueber dieſem Kopfe ſteht ein Strohhut, der ihn kaum mit Einem Punkte berührt, ſo läuft er zu allen Seiten emporſteigend zirkelförmig in die Weite. Dieſe Hüte ſind unten entweder mit Taffent, oder feinem weißen Kammertuch und andrer koſtbarer Leinwand gefüttert, und mit einem hängenden Reifen von Spitzen, Treſſen und andern Zierrathen umſäumt. Aber dies iſt nichts gegen die Kamiſöler, woran aller Glanz und alle Pracht verſchwendet wird, die jede nach ihrem Vermögen aufbringen kann. Die Aermel ſind rings umher mit weißen, rothen, blauen Bändern, wie es zur Farbe paßt, umwunden und umnäht, und eben ſo laufen von den Schultern bis unten auf die Schöße eine Menge Streifen und Verzierungen; bei den reichern ſind es oft goldne und ſilberne Treßchen, die ein ſehr behagliches Anſehen geben, wenn aus dieſen Verzierungen ein feineres Geſichtchen hervorguckt. Damit nichts fehle, hängen um die Bruſt oft noch güldne oder goldſlimmernde

Geſchmeide; und an blanken Hals- und Armketten, an Krucifixen und anderm ſchimmernden Gehängſel fehlt es faſt nie. Auf dieſe Art kleiden ſich ſelbſt die Landbewohnerinnen, die in Rückſicht des Vermögens und der Bildung zu den beſſern Bürgerinnen gehören. Bei ihnen iſt natürlich alles in Gold und Silber und Seide verwandelt, und ihre weniger verbrannten Geſichtchen, ſo ſie ein Bischen hübſch ſind, und die etwas mehr geregelte Taille geben der Tracht viel Intereſſe. Regenſchirme und gewaltige Muffen trotz unſern Modendamen gehören zu den unentbehrlichen Dingen dieſer braunen Sabinerinnen. Denn leider ſind ſie faſt überbraun, und zur Winter- und Regenzeit wandelt ſich dieſes Braun zu einem heftigen Roth. Nette, ſchlanke und wohlgewachſene Geſtalten ſucht man unter ihnen vergebens. Im Durchſchnitt ſind ſie Purzelchen (Tozzotte), kurz und äußerſt breitſchultrig. Dafür haben ſie viel Freundliches und Munteres und eine beredte Lebendigkeit in ihren kleinen ſchwarzen Augen, und es iſt eine Luſt ſie an Sonn- und Feſttagen, wo ſie vorzüglich zahlreich zur Stadt wallfahrten, mit ihren Liebſten und Freunden ſich händedrücken, liebkoſen, herumjagen und kluckern zu ſehen. Dieſe Froherzigkeit iſt auch unter den Männern, aber ſelbſt, wenn ſie zur Lebhaftigkeit wird, ſieht man ſelten eine aufſprudelnde und tobende Leidenſchaft, und nie habe ich unter Erwachſenen dieſer Klaſſe eine Rauferei geſehen, höchſtens bleiben ſie bei Schimpfworten ſtehen. Die einzigen Grobiane aus dieſer Klaſſe, die jeden Schmutz gleich im Munde haben, ſind die Fuhrleute und Schiffszieher, welche aber in allen Ländern grob zu ſeyn pflegen.

Die meiſten dieſer Kontadini arbeiten um Lohn für die reichere Klaſſe, die Geiſtlichkeit und den Adel, welche das Fett des Landes und die beſten Fluren und Weinberge im Beſitz haben; diejenigen unter ihnen, welche ein eignes Gütchen beſitzen, haben es gewöhnlich ſehr klein und können mit einem Joch Ochſen faſt alles Pflügen und Fahrenbeſtreiten; glücklich die, welche noch ein Paar Mäuler, oder einen Klepper halten können. Dieſe müſſen denn fleißig vor dem barroccio, oder der Kaleſche traben und haben gewöhnlich reiche Ladung; denn das Fußgehen liebt der Italiäner nicht und läßt ſich lieber auf dem elendeſten Fuhrwerk hin und her ſtoßen. Auch die Eſelein ſind hier ein unentbehrliches Laſtthier und gehen mit ihren Packſatteln, zu beiden Seiten im Gleichgewicht mit mancherlei Sachen und Produkten beladen, fleißig zur Stadt, haben auch ſelten das Glück leer heimzugehen, weil der Beſitzer, ſo er nichts wieder einkauft, die Sättel und Gefäße mit dem Dreck und Kehrigt der ſtädtiſchen Gaſſen und Ställe wieder anfüllt.

Daß dieſe Landleute in mancher Hinſicht gebildeter ſind, als bei uns, läßt ſich nicht leugnen, aber dies bezieht ſich bloß auf das Aeußere, auf die Art, mit ſich und mit andern umzugehen und auf das ganze äußere Leben in Wohnung und Kleidung. Vieles trägt dazu unſtreitig die Nähe einer großen Stadt bei, der Verkehr mit derſelben und die mancherlei ſeltnen und merkwürdigen Dinge, die hier auch vor das Auge des Geringſten und Niedrigſten kommen, und bei vielen tiefer durch die Rinde bringen müſſen. Die Menge der Fremden, die großen Dinge, die ſich rund umher begeben, die öffentlichen und allgemeinen Luſtbarkeiten und Feſte, woran auch ſie Theil nehmen, ſelbſt die großen religiöſen Feſte und Aufzüge tragen im gewiſſen Sinn zu dieſer äußern Bildung bei, indem ſie erſt die Zungen und ſo allmählig die Gedanken in Umlauf bringen und die Menſchen mehr an einander wetzen und reiben, als in unſern Ländern, wo es leider gar keine allgemeine Feſte und Luſtbarkeiten giebt. Die große Revolution, die jetzt das arme Italien zerreißt, wirkt auch hier, und es iſt wohl unſäglich, wie die Menſchen in den meiſten Ländern des gebildeten Europa, wo nicht alles noch ſtockfinſter iſt, über manche Gegenſtände des Lebens und der Geſellſchaft in den letzten fünf Jahren verbeſſert und verſchlimmert, verrückt und verwildert, oder zurechtgeſetzt und aufgeklärt ſind. So zufrieden man hier mit der beſtehenden Regierung ſcheint, ſo plaudert das kleine Volk doch immer gern von Königen und Kometen, und iſt ein eben ſo unbeſtändiges Ding, als die Könige gewöhnlich ſind, und als man vormals die Kometen glaubte. Dies ſieht man allenthalben. Wer nichts, oder wenig zu verlieren hat, hofft immer zu gewinnen.

Uebrigens, in eigentlich menſchlicher Bildung iſt man hier, wie allenthalben. Die Prieſter und Großen halten das Licht unter dem Scheffel, und das Volk findet es freilich ſehr bequem, in ſeinem dummen und glücklichen Wahn ſo hinzugehen und bei aller Unreinigkeit des Herzens und Schlechtigkeit der Thaten mit Gebeten, Abſolution und Krucifixen ſelig im Herrn zu entſchlafen. Hier kann man nichts beſſers erwarten; es giebt ja doch ſo wenige Menſchen, die ſich bei aller Aufklärung ein Leben frei zu machen wiſſen. Man macht wohl hiebei in Büchern ſo mächtige Unterſchiede zwiſchen dieſem und jenem Lande, aber ſie ſind meiſt im Gehirn des Schreibers, weil die Unterſchiede, ſo lange die Hauptſache des Cultus beſteht, doch nur auf Kleinigkeiten auslaufen. So ließe ſich eine lange Abhandlung über den kraſſen Aberglauben ſchreiben, daß die Toskaner Bauern und die ganze ungebildete Klaſſe nur den Katholiken Christiano nennen. In ſolchen Dingen iſt es hier finſter; aber was würde der Italiäner ſagen, wenn er die Bedeutung des Wortes katholiſch, wie es der gemeine Mann bei uns braucht, kennte? Mich hat man übrigens in Italien immer mit dem Schwur da Christiano! betrogen.

Die Huren.

Ich kann mich freilich über dieſen Punkt wenig ausbreiten, weil dies ein Feld iſt, das ich gar nicht kultivirt habe, indeſſen kommen einem in fünf Monaten doch allerlei luſtige Erfahrungen zur Hand, man trifft auch wohl mal mit Leuten zuſammen, die hier entweder ihr Gewerbe treiben, oder doch Jagd machen, endlich beſucht man auch wohl mal die ſchmuzigen Heiligthümer dieſer häßlichen Prieſterinnen der Venus Pandemos als Sicherheit eines guten Freundes, oder in Geſellſchaft mit Mehrern. Es giebt hier keine öffentlich privilegirte Häuſer dieſer Art; doch das hebt die Sache nicht auf, ſondern macht ſie vielleicht noch ſchlimmer. Auch geht dieſe Art nicht ſo frei und ungehindert unter der beſſern Klaſſe und dieſer im Aeußern ganz gleich umher, als in Wien, ſondern ſie liegen wie die Spinnen mit ihren Netzen im Verborgenen, doch nicht ſo ſchlimm und übel berufen, wie es weiland die Venezianerinnen waren, die wahrſcheinlich mit der alten Ariſtokratie auch dieſe Ariſtokratie der Buhlerei zu Grabe läuten mußten, und nicht mehr ſo ungeſtraft ihre giftigen Krallen um die leichten und bunten Kolibris ſchlingen können, die ihnen das Ausland zuſendet. Dies hindert indeſſen nicht, daß man ſie nicht auf den Gaſſen und hie und da in den engern Gäßchen, auch in den Dachfenſtern (denn zu hohen Ehren bringen ſie es hier ſelten) bei Tage erblicken könnte, wie ſie mit Mienen und Gebehrden winken. Daß ſie aber des Abends umherſtreifen und auf die Jagd gehen, das kann man nicht ſagen, es ſei denn in den einſamen Gegenden der Stadt, wo aber auch keine fette Biſſen zu holen ſind. Im Karneval freilich dient auch ihnen die allgemeine Freiheit und die Masken ſind da eine erwünſchte Sache. Aber dieſe Masken befördern ihr Gewerbe ſchwerlich, weil dann für die Lüſternen ſo manche andere Gelegenheit ſich darbietet, die ſonſt im Jahre ſchwerer iſt, und ſo wird dies vielleicht die magerſte Jahreszeit für ſie, wie ſie die kälteſte und froſtigſte iſt.

Daß übrigens in einer ſo großen Stadt wie Florenz, wo ſo mancher Prälat, Edelmann und Fremder lebt, und wohin jetzt von Zeit zu Zeit Schwärme franzöſiſcher Officiere und Kommiſſäre kommen, das Geld Mailands und Piemonts luſtiger zu verzehren, als es in jenen freudenloſen Gegenden möglich iſt; daß hier dieſer Artikel mit dem übrigen Luxus nicht auch Schritt hielte, wer könnte das leugnen? Doch wie hier alles im ebenen Gleiſe des Anſtandes und der Stille einhergeht, ſo iſt es auch hiemit, und man hört von keinen Geſchichten, die Aufſehen machten, von keinen halsbrechenden, mörderiſchen und banditenartigen Plünderungs- und Ausſtreifungsauftritten, wie ſie an andern großen Orten ſo häufig ſind, und das verdankt man vielleicht der guten Polizei, oder dem Karakter der Regierung und der Nation, die dieſes Land ſchon ſeit den verfloſſenen Jahrhunderten vor den übrigen Provinzen Italiens ſicher und glücklich gemacht haben. Die gewöhnliche Art, dies Gewerbe zu treiben, iſt durch männliche Kuppler, die im Dämmerlichen und in den übrigen Abendſtunden auf den öffentlichen Plätzen, an den Kaffeehäuſern und Theatern und großen Gaſthöfen umherſchnüffeln und ihre Waare feil bieten. Sie kennen ſelbſt in der Dämmerung ihre Leute auf ein Haar, ob es Fremde oder Einheimiſche ſind. Mit einigen ängſtlichen Umhertrampelungen laufen ſie um den Vogel herum, den ſie fangen wollen, gleich Leuten in ſchweren Gedanken und Geſchäften, glupen ihn ſeitwärts mit verſtohlnen Blicken an, huſten zwei, dreimal, zucken die Schultern, und kommen endlich mit leiſen Worten, die ich nie verſtanden habe, weil ſie wohl nicht verſtanden ſeyn ſollten, wohl wiſſend, daß die ächten Sonntagskinder, die da klug an Geiſt ſind und es, nur begreifen wollen, es leicht begreifen, was dieſe murmelnden Worte bedeuten. Schlägt dies nicht an, ſo treten ſie endlich dreiſtern und feſtern Fußes auf mit einem: Ich ſehe, der gnädige Herr ſind ein Fremder, wenn ich

Ihnen dienen könnte, ſo — wird wieder gehuſtet, und verfängt dies nichts, ſo kommt endlich: Wollen Sie ein Mädchen, ich weiß ein äußerſt reizendes Kind, unſchuldig und jung; ich ſtehe als ein ehrlicher Mann dafür ein. — Da möchte man mit Stentorello rufen: Der Teufel, ein ehrlicher Mann? il diavolo galantuomo? Unendlich iſt der Spaß, ſich alles haarklein beſchreiben zu laſſen und ihnen über den guten Erfolg das Maul wäſſern zu machen, und dann mit einem non mene bisogna ſie abzufertigen. Wie ſie übrigens Kautelen dieſes häßlichen Gewerbes zu machen wiſſen, begreift leicht, wer weiß, daß der Teufel ſelbſt ſich weiß zu brennen verſteht. Oft ſind dieſe Kuppler Buben zwiſchen dem Jüngling und Knaben, und meiſtens liebenswürdige und ſchöne Buben. Das iſt doch zum Bejammern, ſo früh ſchon auf dem Wege zum Hoſpital, oder Galgen zu ſeyn. Mehrere andre waren Emigranten, die vielleicht Weib und Tochter zu dieſem Gewerbe eingelernt haben. O menſchliches Elend, dein Name iſt vielfach! „Keiner will Hungers ſterben, und die Kälte iſt grimmig,“ ſagte mir einer dieſer Helfershelfer menſchlicher Schande, der mir mit ſeinen buntgeſtreiften ſchwarzſeidnen Strümpfen, ſeinem grauen Mantel und grauern Geſichte, einem rechten Kegelgeſichte, wie man hier ſagt, lange vor Augen ſeyn wird, einer der ſchlauen und ausgelernten, der erſt von allerlei Dingen mit dir zu reden anfängt und dich auszuholen ſucht, und ſich allmählig, daß ſie weniger häßlich erſcheine, frei und ſachte die Maske umhängt. Erſt giebt er allerlei luſtige Geſchichten ſeines Metiers von Prinzen, Edlen, Geſandten und weiß die Dinge immer ſo zu drehen, daß er ſelbſt unter einer möglichſt lichten Farbe dabei erſcheint, ja ſelbſt wohl einige Züge von Großmuth und Kühnheit durchſchimmern läßt. Dann macht er den Tadler der Schönen von Florenz, erzählt von den Genueſerinnen, Venezianerinnen, Römerinnen, ja von den Madriderinnen und Liſſabonnerinnen und ihren Sitten und Weſen bei dieſem Stein des Anſtoßes und dieſem Magnet, um den ſich die menſchlichen Dinge mehr drehen, als mancher Philoſoph zwiſchen ſeinen aufgepflanzten Folianten träumt; und ſchließt endlich mit der barmherzigen Aeußerung und einem teufliſchen Grinzen, es gebe der hübſchen Mädel und Frauen auch noch in Florenz, und er wiſſe mehr, als eine, die er ſeinem beſten Freunde vor der Zahlung auf die Probe geben könne.

Man glaube übrigens nicht, daß eine Italiänerin, auch ſelbſt die jüngſten im unreinen Erwerb, ſich je in Peinlichkeit dabei fühlte. Nein, ſie treiben es als ein Ding, das nicht anders ſeyn kann und muß, und das mit zur beſten Welt gehört. Alles iſt wie gewöhnlich in Kleidung und in Verzierung der Zimmer, worin man, die Unſauberkeit abgerechnet, eben ſo gut eine nette und ehrſame Hausfrau erwarten könnte. Nicht einmal vor den Göttern und Heiligen genirt man ſich, vielleicht weil man auch mit ihren Dienern auf Erden vielen Umgang hat. Heiligenbilderchen hängen umher, ja die Mutter Gottes prangt nicht ſelten über dem Bette, und man löſcht nicht einmal das Oellämpchen, das unter ihrem Bilde brennt, oder hängt ihr einen Schleier über. Uebrigens ſind ſie weder ſo fein und gebildet, als die Franzöſinnen, noch ſo thieriſch, als die Teutſchen und und Negerinnen. Sie bleiben und ſind Italiänerinnen. Es iſt ja auch erbärmlich, bei der Sünde noch eine Art Schaam als Beichtvater hinzuſtellen, wodurch ſie ſich oft abſolvirt hält.

Das Militair Toskanas.

Ich ſollte von dieſen guten Leuten recht viel Gutes ſagen, weil ſie mir allenthalben viele Verbindlichkeit erzeigt hatten, aber die Wahrheit zupft mir die Ohren, und ich muß ſchon thun, was ſie will. Denn wenn ich von ihren als Soldaten rede, ſo gewinnt die Sache eine ganz andre Geſtalt. Ein langer Friede, den Toskana auch unter den Stürmen der vorigen Jahrhunderte genoß, und den ſelbſt jezt ein unbegreiflich glückliches Schickſal ihm verſchafft, hat den Soldatenſtand nie recht aufkommen laſſen. Seine alten Fürſten brauchten auch keine Soldaten, aber jezt iſt die Zeit ganz anders. Man ſieht ein und zwar ſtärker als je, daß der Soldat (wir reden gerade nicht von dem ſtehenden) der erſte Stand in der Welt iſt, ſo wie die menſchlichen Dinge einmal ſind; man ſieht ein, daß Tapferkeit und kriegeriſcher Sinn den Einzelnen und die Nation adeln und ehren, weil ſie den Einzelnen wie das Volk allein zu einem dauernden und feſten Weſen machen und ihre Selbſtſtändigkeit und Exiſtenz ſichern. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, bekömmt dieſer Stand ſeine alte Würde wieder, die vor etwa 10 Jahren fromme Kosmopoliten und Träumer ihm beinahe ganz abſtreiten wollten; und ehe dieſe Herren uns bewieſen haben, daß die Menſchen bald nur Eine Heerde unter Einem Hirten ausmachen und die Wölfe unſchädlich unter den Schaafen gehen werden, ehe wollen wir nicht geſtehen, daß es mit den Kriegsheeren bloße Spielerei zum Verderben der übrigen Menſchen ſei, ſondern behaupten, daß dieſe die Halter und Schützer der Völker ſind, und daß ein Volk in ſofern ſeiner Dauer und ſeines phyſiſchen Lebens ſicherer iſt, als Tapferkeit unter ihm lebt, die ganz was anderes iſt, als der Geiſt der Unterdrückung und der Eroberungen. Freilich kann Toskana nie ein Heer aufbringen, das es wider den Drang ſeiner Umgebenden ſchützen könnte, wenn Glück und Gerechtigkeit es nicht in ſeiner Lage erhalten, was freilich unmöglich ſcheint; aber wenn einmal Soldaten ſind, ſo verlangt man doch wohl mit Recht, daß ſie auch wirklich Soldaten ſeyn ſollen. Es iſt einmal der Geiſt der Oeſtreicher, daß ſie keine Heerführer ſind. Leopold war es nicht, auch Joſeph nicht, obgleich er es ſeyn wollte; des erſtern Söhne ſind es eben ſo wenig. Warum ſich der Regent nicht kümmert, darum fragt auch das Volk nicht, und dieſer Stand hat alſo nicht alle ſeine Ehre. Meiſtens iſt auch der Sold ſehr knapp zugeſchnitten und ſie können alſo nicht durch ihr Aeußeres, durch Aufwand und Eleganz es ſelbſt dem Mittelſtande nur gleich thun. Ich habe mich in Wien darüber geärgert, aber hier noch weit mehr. Ich möchte doch dieſe Officiere auf dem Schlachtfelde ſehen! Die guten Leute haben auch nicht ein Bischen von einem ſoldatiſchen Aeußeren, oder Geiſt, und doch muß derjenige, der auch mit dem Körper ſo viel zu leiſten hat, mit dem Körper etwas anzufangen und darzuſtellen wiſſen. Nichts geht aber über das Vergnügen, ſie exerciren zu ſehen. Da ſteht ein alter ſteifer Major, oder Kapitän vor der Fronte und kommandirt. Ein alter grauer Mantel hängt ihm auf den Schultern, die Finger und die Hälfte ſeiner Arme ſtecken in der Muffe, kleine Schuhe bedecken den weißen ſeidnen Strumpf bis auf die Hälfte des Fußes und ein mächtiger dreieckiger Hut iſt an der ganzen Figur das Soldatiſchſte. Im ähnlichen Stil, nach ihrem Alter mehr oder weniger, ſind die andern Officiere. Im Exerciz und Marſch iſt kein Tackt. Nie hört man Einen Tritt der Hunderte und Ein Klirr! ſondern es geht Klick! Klick! wie, wenn Buben Nüſſe ſchütteln, und eben ſo der Marſch. Ich habe nie eine grade Linie geſehen, wohl aber mehrmals bemerkt zu meinem großen Erſtaunen, daß bei der Wachtparade mitten im Kommando ein Soldat aus ſeinem Gliede ſprang, und einen zur Erde gefallenen Handſchuh, oder Stock eines Officiers aufnahm, den dieſer aus ſeiner Hand gnädigſt mit einer Verbeugung empfing. Daß übrigens der Stock hier nicht gilt, iſt billig und löblich, man ſollte doch überall bedenken, daß der nicht Ehre erwecken, wohl aber viele wegprügeln kann. Aber von den vielen Mitteln, den Ehrtrieb rege zu erhalten, hat man hier auch kein einziges angewandt, und ſo geht der Officier und Soldat wenig geachtet einher, weil er ſich ſelbſt nicht achtet. Die Gemeinen ſtehen übrigens bei einem leichten Dienſt ganz gut; ihre Montur iſt auf dem alten öſterreichiſchen Fuß, doch hat die Leibwache Dunkelblau mit Silber. Im Durchſchnitt ſind auch die Körper wenig ſoldatiſch und die meiſten klein und ſchwächlich. Mit der Leibwache und den wenigen Dragonern zu Pferde mögen hier im Ganzen an 2000 Mann ſeyn, die aber bei weitem nicht immer alle zu Hauſe ſind. Ihr Betragen übrigens als Bürger kann ich nie genug rühmen. Sie ſind, wie die ganze Nation, gegen jedermann freundlich und gefällig, und ſelbſt die Gemeinen ſind nicht ungeſittet und ungebildet. Das übrige Militär Toſkanas ſteht in den andern Städten vertheilt, das meiſte in Piſe und Livorno.

Außer dieſem gewöhnlichen ſtehenden Militär giebt es noch eine Art Landmiliz, die unter dem Namen le bande laufen und ihre eignen Kantons haben. Sie werden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten formirt und ſind völlig freiwillig, und wer unter den Bürgern und Bauern den gehörigen Patriotismus in den Eigeweiden fühlt, der läßt ſich einſchreiben, um im Nothfall für das geliebte Vaterland und den Regenten ſein junges rothes Blut zu vergießen. Dieſe Banden haben ihre Officiers und Chefs, die ſie formiren, exerciren und auf den Kriegsfuß ſetzen ſollen. Vorigen Herbſt im Anfang des Decembers, als die Sachen Italiens wieder wild wurden und Krieg! Krieg! von einem Ende bis zum andern tönte, ergingen mehrere Aufforderungen, worin die Einwohner bei ihrer Liebe und Treue gegen Vaterland und Regenten aufgefordert wurden, ſich fleiſſig unter die Fahnen zu begeben, und im Nothfall eine Art von Kordon an den Gränzen zu ziehen, und die ſtreifenden und die Neutralität verletzenden Partheien abzuhalten. Hinfort ſah man denn auch hier in Florenz, und ſieht ſie noch, eine Menge Kokarden, die die verſchiedenen

Kompagnien der Banden bezeichnen, aber von der weitern Bildung und Organiſation dieſer Krieger ſieht man nichts; will man vielleicht die mildere Jahrszeit abwarten, damit die armen Kinder bei der Kälte nicht zu ſehr angegriffen werden? Lächerlich wird dieſes Militär, wenn man ſieht, wie die Herren ihre Diener, die Meiſter ihre ſchlechteſten Lehrjungen, die Gaſtwirthe und Kaffehäusler ihre Aufpaſſer die Kokarden anſtecken laſſen, wenn ferner die Kaſtanienbrater, Schwefelſticken- und Schwammhändler, die Kuchen- und Obſtträger und Marktſchreier hinzukommen und alle Trödler und Lumpenhändler, die in ihren dürren und knöchernen Armen und Waden jedermänniglich ihr hungriges Gewerbe zur Schau tragen. Wenn man hiezu nur wenig rechtliche Bürger und Landleute und einige beſſere Jünglinge rechnen kann, ſo wird es mehr als lächerlich und ein Haufe, der einer Falſtaffſchen Compagnie noch Unehre machen würde. Wie dieſe nun von den franzöſiſchen Soldaten und Officieren, die hier immer ziemlich zahlreich ſind, im Herzen ausgelacht werden, das fühlen ſie ſelbſt nur mehr, als zu gut. Auf jeden Fall thäte man beſſer, ſie nicht zur Schau zu ſtellen und das ganze Ding gut ſeyn zu laſſen, weil man doch nie mit ihnen, noch mit jenen Obigen was ausrichten wird.

Schauſpiele in Florenz.

Es läßt ſich viel Dummes und viel Kluges hierüber ſagen, ohne daß man dadurch der Sache ſelbſt um ein Haar näher käme. Mich dünkt, man faßt dieſes, wie jedes Ding, am ſicherſten und richtigſten, wenn man es genau an den Geiſt und Geſchmack und den ganzen Karakter der Nation hält, wo es ſich findet. Mag es denn gut, oder übel, vernünftig, oder unvernünftig, geſchmackvoll, oder abgeſchmackt ſeyn, der Beſchreiber hat das Seinige gethan. Nicht aus einer vorgefaßten und raiſonnirten

Meinung hat er beſchrieben, ſondern aus dem lebendigen Leben, ſo gut er die Dinge ſehen und beobachten konnte. Jeder Beſchreiber, ſei es ein Tacitus, der die groſe Bühne der Welt klar vor ſich mit ihren Spielern und ihren Zuſchauern liegen ſieht, ſei es ein kleines unbekanntes Menſchlein, der kaum die kleinen Sächelchen ſeines närriſchen Geſchlechts erblickt, ſoll billig den Menſchen und die menſchlichen Dinge darſtellen, wie ſie phyſiſch erſcheinen, ja er thut wohl, ſie bloß als phyſiſche Erſcheinungen anzuſehen. Hat er dann nur ein geſundes Auge und ein wenig Erfahrung und die Gabe einer mittelmäßigen Darſtellung, ſo wird er es immer beſſer machen, als derjenige, der ſich eine philoſophiſche Brille aufſetzt, die alle Dinge nur von Einer Seite zeigt. Wird dadurch auf dieſer Einen Seite auch manches heller, ſo bleibt die andre ihm doch faſt ganz dunkel, und ſo beſtimmt ſich denn das Urtheil eben ſo; die Menſchen müſſen nach ſeiner Zauberlaterne wie die Marionetten auftanzen, wie wunderlich ſie immer erſcheinen mögen. Freilich wer gar kein Maß hat, kann andre nicht meſſen, aber jeder hüte ſich nur, ſein Maß für das einzige in der Welt zu halten. Obgleich man im Ganzen geſtehn muß, daß der Toskaner ernſthaft und gemäßigt und keineswegs ſo queckſilbrig und heftig in ſeinen Leidenſchaften erſcheint, als man es von dem ſüdlichen Himmel erwarten ſollte, ſo ſind doch ſeine Vergnügungen mehr von der leichten und lachenden Art, und er weiß ſich aus manchen Dingen eine Quelle der Freude zu machen, die die der ſteifere und ehrbarere Nordländer ſehr dumm und geſchmacklos findet. So ſind auch ſeine Schauſpiele.

In der gewöhnlichen Zeit, d. h. wenn hier nicht Karneval iſt, ſind hier zwei privilegirte und geöffnete Theater, das della Pergola und del Cocomero. Jenes iſt das erſte und ein ſehr ſchönes, groß und prächtig verziert, mit 6 Reihen Logen über einander und einem prächtigen Vorhang, der des Hippolytus Tod vorſtellt. Der Preis des Parterre iſt drei Paoli für die Nichtabonnenten. Es iſt an einen Unternehmer verpachtet. Dies hat denn freilich die Folge, daß die Spieler bald gut, bald ſchlecht ſind, ſo wie ſie die Laune dieſes Unternehmers hält, oder der Zufall ſie giebt. Ich glaube, dem Publikum würden ſeine Vergnügungen beſſer geſichert, wenn der Hof ſich der Sache mehr annähme und die guten Spieler feſt zu halten ſuchte, wenn dieſe Spieler anders zu halten ſind. Denn es iſt einmal Sitte, daß ſie ſelten lange auf derſelben Stätte aushalten, ſondern von einer groſſen Stadt Italiens zur andern ziehen. Auf dieſem Theater iſt bloß zuweilen die Tragödie, meiſtens die Oper zu Hauſe, und zwar die groſſe und heroiſche Oper, die man auch während meines Aufenthalts in Florenz allein hier geſpielt hat, mit Balletten untermiſcht. Dieſe Oper iſt ein eignes Ding und nur vorzügliche Muſik und Geſang kann ihr Geſchmack geben. Sei es, daß die Tragödie der Alten mit einer leichten, Takt und Modulation gebenden, Muſik begleitet war, ſo war ſie doch übrigens ein ganz andres Ding voll Kraft und Nerve; aber was ſind dieſe Helden-Opern meiſtens, als ein ärmliches und geiſtloſes Geflick, wie die Kaſtraten, welche ſie ſtrotzend und paukend abſingen? In der That, wenn die Muſik nicht vortrefflich iſt, wenn die Kehlen nicht zu den vorzüglichſten gehören, ſo muß man durchaus Langeweile haben und auch ſo entgeht man ihr nicht. Eigentlich iſt dieſe groſſe Oper, wenn gleich unter dem italiſchen Himmel entſtanden, doch nicht italiäniſch, noch nach dem Geſchmack Italiens. So aufmerkſam ſie bei allen andern Stücken gewöhnlich ſind, ſo allgemein iſt hier das Umherſpazieren und Schwatzen, zum Theil freilich auch eine Folge davon, daß man in einem Vierteljahre immer nur mit 4. 5 Stükken wechſelt, ſo daß denen, die bloß unterhalten ſeyn wollen und nicht tiefer ergötzbar ſind, alles alltäglich und ekelhaft wird, und ſie höchſtens bei einer Lieblingsſtelle des Autors, oder bei einem Kunſtſtücke des Sängers einmal aufbrechen. Dies iſt ſo ſichtbar, daß der letzte Akt, der gewöhnlich dem letzten Akt des Ballets folgt, leeren Bänken geſpielt wird. — Die Ballette freilich ſind mehr im Geſchmack des Italiäners und freilich wohl im Geſchmack eines Jeden, wenn ſie anders ſich zur Kunſt erheben. Dieſe waren den vorigen Herbſt vorzüglich und ſind ſeit den Faſten äußerſt mittelmäßig, weil die drei erſten Virtuoſen nach Mailand gegangen ſind, dort den Franzoſen zu tanzen. Jetzt muß das Publikum diejenigen als die erſten Tänzer und Tänzerinnen beklatſchen, welche damals nur die dritten und vierten waren. Jene gingen mit dem Schließen der Theater im Advent von dannen. Ihre Ballette waren ſo ſchön, daß ſie allein eine kleine Reiſe nach Florenz verdienten, und ſie konnten ſich kühnlich einem Vigano an die Seite ſetzen und übertrafen in der Pantomime alles, was ich geſehen habe. Auch wußte das Publikum ſie zu ſchätzen und alles drängte ſich hinzu und genoß lüſtern dieſes einzige Vergnügen. Zwei Brüder Gioja und eine allerliebſte kleine Tänzerin Thereſe Bettini waren die Seele des Spiels; ſie wußten das Ganze ſo zu beleben, wußten auch die Lückenbüßer ſo zuzuſtutzen und zu gebrauchen, daß jeder an ſeinem Platze möglichſt gut diente und Einheit und Leben in das Ganze kam. Sie waren Männer, ſo ähnlich, als wären ſie aus demſelben Ei gekrochen, und ſo ſchön, als hätte der belvederiſche Apoll ihnen zum Muſter gedient. Sie waren keine Springer, was die meiſten italiäniſchen Tänzer nur ſind, ſondern Künſtler und ſo treffliche Mimiker, beſonders der jüngere Bruder und die kleine Sirene, daß ſie alles aus ſich und aus den Zuſchauern machen konnten. Das Haus war immer gedrängt voll, und dieſe Thereſe ward ſicher fleißiger angebetet, als die Heilige dieſes Namens. Ein helleres Leben habe ich nie in einem Geſichte geſehen, ſelbſt wenn ſie nur als Zuſchauerin da ſtand; wie entwickelte ſich aber die ganze ſchöne Geſtalt zur fröhlichſten Anmuth, ſobald ſie als Künſtlerin auftrat! Nach der Abreiſe dieſer groſſen Künſtler ſtand das Theater gewöhnlich leer, auch ſelbſt im Karneval, wo der berühmte David aus der großherzoglichen Kapelle nicht einmal ſang.

Das teatro del Cocomero iſt das zweite, auch ein hübſches, aber um vieles kleiner, als das erſte. Dieſes dient mehr für den zweiten, oder den eigentlichen Geſchmack des Italiäners und hält ſich mehr an die leichte Gattung; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß mit dem Karneval auch hier der Muthwille verſchwindet und dem ſtillern Ton des gewöhnlichen Lebens mehr zuſtimmt. Auch hier wechſeln dann gewöhnlich Oper und Ballet. Die Oper iſt aber immer die Opera buffa, oder eine ähnliche leichte und luſtige Art, wovon man in Teutſchland ſelbſt in den Städten, wo es eine Opera buffa giebt, keinen rechten Begriff erhält. Denn wenn auch Wien zuweilen ſeine Opera buffa zeigt, ſo iſt das doch ein ganz andres Ding, und die Spieler, ſo poſſierlich und abentheuerlich ſie auch da erſcheinen, wiſſen und fühlen wohl, daß ſie auf fremden Boden ſind und allem Muthwillen des Herzens und der Zunge nicht den Zügel laſſen dürfen. Dieſe Opera buffa iſt ein leichtes Kind des Scherzes und macht bei ihrer Erſcheinung auf nichts weiter Anſpruch. Sie tritt gleichſam, wie ein muthwilliger Bube, auf und ſpricht: „Hier bin ich, lieben Leute, um zu ſpielen und Spaß zu machen und mir und euch nichts übel zu nehmen; wenn ihr noch ergötzbar ſeid und das Lachen und den Muthwillen liebt, ſo kommt und freut euch mir.“ Da wird nichts in Kleidung, in Sprache, im Gang, Gebehrde und Ausdruck geſpart, um das Lachen zu erregen. Was kann der Menſch auch beſſeres thun, als über ſein närriſches Selbſt und die närriſche Welt ein wenig lachen? was hat er viel von dem armen flüchtigen Leben, als dieſes? Hier iſt der Italiäner auf ſeinem Boden, wie der Fiſch im Waſſer, und es iſt eine Luſt, ihn zu ſehen. Nur muß man erſt das nordiſche Auge etwas daran

gewöhnt

gewöhnt haben. Anfangs will man immer recenſiren und ein Maaß und eine Regel ſuchen, bis man endlich ſieht, daß dieſes einem alle Freude verdirbt, es gut ſeyn läßt und mitlacht, ſo gut es gehen will. Der alte Spruch: „ländlich, ſittlich,“ gilt auch hier. Dieſe iſt eigentlich die Oper des Volks, und man ſieht, wie es ſich innig und herzlich daran ergötzt, und wie es gern alles trägt und vorlieb nimmt, wenn es auch nur ein kleines, kleines Vergnügen davon hat. In einem ähnlichen Stil ſind denn auch die Ballette hier. Alle hängen den Mantel des leichten Komiſchen und Lächerlichen um, und die Darſtellungen ſind ſelten tragiſch, oder in ſtarken Leidenſchaften, ſondern faſſen die luſtigen, poſſierlichen und lächerlichen Scenen und die kleineren Vorfälle des Lebens, Neckereien, Späße und leichteren Unfälle und Glücksfälle in ſich, und wenn ja Liebe und Zorn und Rache einmal auftreten, ſo ſind ſie ſo gemiſcht, daß immer der Lacher Momus und der muthwillige Capriccio durchguckt. Ich will es nicht läugnen, mich hat dieſe Gattung ſehr ergötzt. Man kann nicht ſagen, daß ſie keine gute Tänzer hätten, aber die erhabenen und edlen, die Gioja und Vigano, fehlen ihnen. Es ſind die vom zweiten Range und mit dieſen die Saltomortale- und Kunſtſpringer, die meinen, das Höchſte der Kunſt erreicht zu haben, wenn ſie einmal das Gefühl erregen können, daß es Hals und Bein koſten, oder daß die Gaſſel des gabelgleichen Thiers auch ohne Pferde und Wagen aus einander geſpaltet werden könne. Doch an welchem Orte der Welt wird es dieſen halsbrechenden Künſtlern an Freunden fehlen? Der Menſch will nur Schreckliches ſehen und hören.

Die Theater im Karneval.

Es ſind alsdann nicht weniger, als ſechs, offen. Das der Pergola behält ſeinen Stil, ſeine ſteife Würde und ſeinen Preis, die andern alle ſinken im Preiſe und ſteigen an Luſtigkeit mit dieſer luſtigſten und fröhlichſten Zeit des Jahrs, welche auch jetzt ihr Recht behauptete, ſo hart der ungewöhnliche Winter auch den weicheren Körpern fiel. Dieſe ſechs Theater folgen meiſt ſtufenweiſe auf einander. Das erſte der luſtigen iſt das del Cocomero und die beiden letzten ſind das vom alten Platz di Maria novella und des Borgo d'ogni Santi. Der Preis iſt eigentlich nichts, im Cocomero ein Paolo und in den letzten ein halber, (20 Pfennige), ja die Geringern geben nur einige Grazien (10 Pfennige). Dies hat freilich ſeine Bequemlichkeit für den Beutel, aber dafür eine andre Unbequemlichkeit; denn wenn man ſich nicht eine gute Stunde, ja an den glänzenden Tagen des Karnevals anderthalb Stunden vor dem Anfange des Spiels aufmacht, iſt man ſicher von einem Sitz, ja ſelbſt von einer Anlehnung ausgeſchloſſen und muß in der Preſſe des Mittelganges zwiſchen den Bänken des Parterre, (Platea) oder an den Seiten ſich von den ſchmierigen Mänteln und Ausdünſtungen, und Schweiß und Staub und Dreck der Menge preſſen, beſchmutzen und beſudeln, von den vielen ſtinkenden Athem (der Italiäner) anwehen und verpeſten, von den Ziegenböcken anſtinken und von der dampfenden und näſſen Hitze erſticken und verſtingen laſſen, der loſen Worte nicht einmal zu gedenken, die man freilich eben ſo gut wieder zurückgeben kann; denn Rauferei und Handgemenge iſt davon nicht zu befürchten, und ſo leicht der Italiäner mit Worten bei der Hand iſt, ſo wenig iſt er mit der Hand bei der Hand; er kann ſich eine Stunde mit den auserleſenſten Phraſen und Redensarten dienen, ohne daß es nach teutſcher Art zu einem Geſlauſe und Gezauſe, oder nur zu einem Stoßen käme.

Die vier letzten Theater ſind bloß im Karneval offen und die übrigen Monate geſchloſſen. Sie ſind meiſtens klein und eng, aber doch ganz nett. Auch ſie werden auf dieſe kurze Zeit verpachtet und der Unternehmer ſucht ſich zum Theil hier in Florenz ſeine Geſellſchaft zuſammen, oder verſchreibt ſie; gewöhnlich ſind die Spieler gemiſcht. Die Geſellſchaft beſteht aus zwei Zweigen; denn damit alles vollſtändig ſei, ſo iſt erſtlich das Perſonale der eigentlichen Schauſpieler und ein zweites der Operiſten, alles ganz nach dem Zuſchnitt der größern Theater. Auch Ballette geben ſie zuweilen, die mehr, als poſſierlich ſind, beſonders wenn Harlekin der erſte Springer iſt. Man muß dieſe Theater alle nach der Reihe beſuchen, um vieles von dem eigentlichen Volksgeſchmack, von ſeiner Bildung und Neigung und dem ganzen Ton ſeiner Unterhaltung zu lernen. Ich habe die ganze Schule durchgemacht und ſo manchen luſtigen, aber heißen Abend verlebt. Noch weiß ich nicht, wie es möglich war, aber ich habe mich ziemlich zu dem Ton der Zuſchauer und Spieler zu ſtimmen geſucht; oder vielmehr ward ich dazu mit Gewalt geſtimmt durch das Ungeſtüm der Freude und des Jubels, die mich rund umbrauſten. Es iſt dies eine eigne Zeit, wo alles ſo ein bischen aus den Strängen ſchlägt und man ſich einander ja nichts übel deuten muß, was zur Freude und zum Vergnügen dienen kann, eine Art von Saturnalien, wenn gleich Saturns Gold lange verbleicht iſt. Jeder elende Gaſſenbube, jeder Schuhflicker und Schuhputzer hat nun ſeine Stimme, wie der Erſte und Größte, und läßt ſich ſein Recht nicht nehmen. Das iſt ein Geſchrei, ein Poltern, Klopfen, Sauſen und Toben, daß man ſich mit Einem Male in eine fremde Welt verſetzt glaubt, und ich wollte es keinem rathen, daß er durch etwas anders, als durch ein Cheti! und Zitti! ſich darüber beſchwerte.

Nun einige Worte von der Art des Spiels. Auf dem Theater del Cocomero, als dem erſten dieſer Gattung, ſieht man meiſtens Komödien und muß der Geſellſchaft das Lob geben, daß ſie brav ſpielt; zuweilen gab es auch Tragödien, aber ſo ungenießbar, ſo ſtelzirend und hochtrabend, ſo ohne alle Wahrheit der Empfindung und mit allem Schwulſt und Bombaſt der Sprache überladen, daß ſie bei einem reinen und unverdorbenen Gefühl durchaus Ekel erregen mußten, nicht zu gedenken, daß ſie häufig in die Phraſtologie der heroiſchen Oper fallen. Die Komödien waren ſich ſehr ungleich; vielen ſah man es an, daß ſie nach engliſchen und franzöſiſchen Originalen gearbeitet, aber für den italiäniſchen Geſchmack, vielleicht auch für das Karneval. ſo zugeſtutzt waren. Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit muß man hier nicht ſuchen, dieſe fand man in den wenigſten, und ſelbſt, wenn das Geflecht ganz hübſch und der Knoten ganz fein geſchürzt war, ward er doch meiſtens auf eine gewaltſame, oder doch lächerliche Art zerſchnitten. Keiner der Schriftſteller, oder Spieler ſcheint nur eine Ahndung zu haben von einem ſchönen Ganzen, das alle Widerſprüche zu einer ſchönen Harmonie zu verknüpfen und ſo harmoniſch durchzuführen und aufzulöſen weiß, daß dieſe Harmonie des Spiels endlich auch die Harmonie des Gemüthes zur Folge habe. Dieſes alles ſucht man hier vergebens und muß ſich alſo früh gewöhnen, es nicht zu ſuchen. Der Italiäner ſcheint überall eine dauernde Empfindung, die der Schriftſteller und Schauſpieler bei ihm erregen will, nicht zu lieben, und jemehr die Stücke ſich der Einheit dieſer Empfindung nähern, ohne darum matt zu ſeyn, oder einzuſchläfern, deſto weniger behagen ſie ihm. Wunderbar hingegen iſt es, mit welcher Leichtigkeit er von einer Empfindung zur andern und grade zur entgegengeſetzten überſpringt, und wie ihm dieſes recht eigentlich Vergnügen zu machen ſcheint. Hatte eine wirklich ſchöne und rührende Scene eben ſein Herz bewegt und ſeinem Auge eine Thräne entlockt, und kam nun Freund Stentorello mit ſeinen Späſſen plötzlich drein, ſo lebte und webte er wieder mit ihm und von dem vorigen Gefühle blieb auch nicht eine leichte Spur; er fühlte nur den Trieb und das Bedürfniß zu lachen und ſeine Hände ſchlugen ſogleich bei der Erſcheinung dieſes Lieblings zuſammen. Stentorello iſt auf dem Theater del Cocomero dieſelbe Perſon, die auf den andern Arlechino darſtellt, und nichts anders, als ein etwas verfeinerter Arlechino, ſo wie alles auf dieſem Theater um einige Grade feiner iſt, als auf den übrigen, und ſo ſtufenweiſe bis zum Theater des Borgo d'ogni Santi hinabſteigt. Dieſe Abſtufungen ſind ſo bemerkbar, daß hier mehrere vor Langerweile gähnten, für deren Ochſenfell ſelbſt Stentorello noch zu leicht war. Unſtreitig war Stentorello hier die erſte Perſon und hatte von allen die ſchwerſte und mannigfaltigſte Rolle zu ſpielen, da ihm täglich neue Karaktere aufgebürdet wurden. Er iſt der Wiener Kaſperl, aber ich thue ihm Unrecht, ihn mit dieſem in Parallele zu ſtellen. Marinellis Kaſperl hat unſtreitig ſeine groſſen Verdienſte und iſt für den phlegmatiſchen Wiener immer eine ſehr luſtige und ergötzende Perſon, aber, ohne zu übertreiben, dieſem Stentorello iſt er nicht werth, die Schuhriemen aufzulöſen. Es iſt ein wahrer Proteus, der ſich mit einer bewunderswürdigen Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit in alle Formen zu ſchmiegen und in alle Geſtalten zu verwandeln weiß, und auch, wenn er ſchweigt, und nichts zu thun zu haben ſcheint, noch durch ſein ſtummes Spiel den Zuſchauer ergötzt. Daß er übrigens alle Schranken der Wahrſcheinlichkeit überſpringt und alle Knoten durchhaut, muß einen nicht wundern, weil eben dies mit zu ſeinem Karakter gehört. Er iſt nicht bloß der Liebling des Pöbels, nein des ganzen Volks und der Groſſen, die ihm mit dem Hofe oft zuſehen und die ehrenfeſten Bäuche ſchütteln. Die Großherzogin hatte ihn beſonders in ihre Gunſt genommen und fehlte nie, wann eines ſeiner Kraftſtücke angekündigt war. Worin nun eigentlich ſein Spiel beſteht, ja das mögte ich beſchreiben können, wie viele andre Sachen des Karnevals, um von dem ganzen Weſen eine recht anſchauliche Vorſtellung zu geben. Er ſpielt nichts anders, als die Lieblingsſpäße des

Volks, aber er iſt kein bloßer Dummbart, obgleich auch dieſer ein Hauptkarakter ſeiner Rolle iſt; ſondern ein leichtbewegliches Weſen, das immer von einem Gegenſtand zum andern überſpringt, und immer einen neuen Einfall und ein neues Spiel, außer dem zugeflüſterten, extempore bei der Hand hat. Er hat, wenn er auf ſeinen Strümpfen iſt, ſo viel Witz und Laune, daß man ihm immer mit wachſendem Vergnügen zuhört und zuſieht; er hat ferner eine ſo reiche Bereitwilligkeit, immer aus ſeinem Vorrathe mitzutheilen, daß er dadurch allein ſchon ein Wohlthäter und Liebling des Publikums wird. Er erinnert ziemlich lebendig an die alte Komödie zur Zeit des Ariſtophanes und darf manches bewitzeln und ſagen, was unter einer ehrbaren Maske dem Ohre häßlich und widerlich klingen würde; er beſtätigt den horaziſchen Spruch, daß nichts ſüßer, aber auch nichts ſchwerer ſei, als lachend die Wahrheit ſagen.

Auf den andern Theatern hat er unter dem Namen Arlechino auch eine andre Geſtalt angenommen und rechnet ſchon mehr auf Eſelsohren und eine Eſelshaut, wie er denn auch ſelbſt oft in dieſer Haut auftritt. In der Kunſt ſind alle Mitteldinge erbärmlich und einzig zur Plage und zum Einſchläfern gut; ich übergehe alſo, die zwiſchen Stentorello und dem Arlechino auf dem Theater des Borgo d'ogni Santi in der Mitte ſtehen, und halte den letztern feſt, weil er ſo ziemlich alles in ſich faßt, was ſich von ſeinen Brüdern etwa ſagen ließe. Da er beſtimmt iſt, die niedrigſte Klaſſe von Zuſchauern zu ergötzen, die ſich hier gewöhnlich zuſammenfindet, ſo läßt ſich davon ſchon ein ziemlich richtiger Maßſtab hernehmen, und wer die Menſchen kennt, weiß ſchon, wie ſeine Späße und Einfälle und ſeine Darſtellung beſchaffen ſeyn müſſen, um dieſen Zweck zu erreichen. Stentorello ſpielte nach Art freier Menſchen ohne Livree, und war meiſtens eine dem Hauptkarakter des Stücks zugegebne Perſon, ein Bedienter, oder ein luſtiger

Genoſſe von Schelmereien und Unfällen, oder ein nachgehender Dummbart und Affe; Arlechino ſchämt ſich nicht, in ſeinem eignen bunten Koſtüm mit ſeiner Schellenmütze, ſeiner ſchwarzen Larve und ſeinem Pritſchpelze aufzutreten, ja er würde ohne dieſe um ſein ganzes Anſehen bei ſeinem Auditorium kommen. Auch er hat meiſtens mit Stentoreſſo einerlei Rollen, aber er mahlt alles ſinnlicher und dem Auge und Ohr und, wo möglich, auch dem ſechsten Sinn handgreiflicher und fühl- und taſtbarer aus, und es iſt unglaublich, wie weit er ſeinem loſen Maule da den Maulkorb machen kann, oder eigentlich muß, um auf die gröbern Organe ſeiner Zuſchauer zu wirken. Die auf den andern Theatern waren bloße Nullen, aber dieſer hier der ächte Harlekin, mit Witz und Laune begabt und beſonders reich an Einfällen extempore und aus der Geſchichte des geſtrigen und heutigen Tages hergenommen, welche durch die Neuheit des Vorfalls ſich den Beifall des muthwilligen Publikums verſprechen konnte. Doch beſtand eigentlich ſein erſtes Verdienſt in der Kunſt, die Worte zu verdrehen und durch Mißverſtändniſſe und Auslegungen einen lächerlichen, oder einen obſcönen und ſchlüpfrigen Sinn herauszuklauben, und darin hatte er es zum Bewundern weit gebracht, wie in dem andern, ſeinen Körper wie eine Gliederpuppe zu recken und ſeine Sprache in alle möglichen Töne zu verwandeln; ja auch in Thierſtimmen war er nicht weniger ein Held. Die Wichtigkeit übrigens, mit der die Zuſchauer dieſe Sachen behandeln, der heilige Ernſt, und der Beifall und die Aufmerkſamkeit, die ſie dieſem erſten Helden der komiſchen Bühne geben, auch wo er ihnen einmal über die Gränze zu ſpringen ſcheint, ja ich mögte ſagen, die Humanität, mit welcher ſie manches dulden und loben, was ihnen auch nicht gefällt, dieſe hat mir nicht wenig Vergnügen gemacht. Es ſcheint, daß ſie es fühlen, daß jeder, der einzig den Zweck hat, andern Vergnügen zu machen, auch wenn er fehlt und es ihm nicht gelingt, doch allemal auf Schonung und Mitleid Anſpruch machen kann, und nicht durch ein eben ſo grauſames, als unnützes Lachen und Ziſchen und Poltern, zu demüthigen und zu beugen iſt. Ich wünſchte davon dem teutſchen Publikum eine kleine Portion, das ſo gerne pocht und auspfeift; das ſollte man nur, wo offenbar Unſittlichkeit (die der Schauſpieler ins Spiel bringt) und Betrügerei ſichtbar iſt. Denn ſo leicht und unbefangen man ſich hier auch dem Vergnügen und der Erluſtigung hingiebt, ſo wäre es doch ſehr vermeſſen, zu behaupten, daß viele im Publikum nicht oft fühlten, wo gegen Anſtand und Sitte, (das iſt im Karneval nicht leicht) oder, welches eine größere Sünde iſt, gegen Laune und Spaß angeſtoßen wird; aber das überſpringt man leicht.

Die Komödie dieſer letzten Theater iſt ein närriſches Ding, und es geht immer Schlag auf Schlag und Knall auf Knall, wie auf einem Schlachtfelde, oder auf dem großen Schlachtfelde des menſchlichen Lebens. Wie die einzelnen Theile zuſammenhängen, darnach fragt man nicht, weil auch der Zuſchauer darnach nicht fragt. Geht es nur fein toll und laut durcheinander, giebt es gehörige Raufereien und Zänkereien, Lärm, Toben, Mißverſtändniſſe auf der Bühne und hinter den Kuliſſen; giebt dies zum Lachen hinlänglichen Stoff und Harlekin Gelegenheit, mit ſeinem Halze drein zu ſchlagen, ſo hat man jeden Zweck erreicht und findet es nicht lächerlich, oder vielmehr ſehr lächerlich, — denn Lachen iſt eben der höchſte Zweck — wenn er Kaiſer und Könige, Miniſter und Richter, Helden und Prälaten weidlich mit dem Knall ſeiner Keule im allgemeinen Rauſen und Zauſen, im Fliegen des Gewandes, Stauben des Puders von den gerupften Perüken und himmelanfliegenden Beinen der Gefallenen, Niedergeſtürzten, oder gar Erduellirten von der Bühne treibt. Daß gleich darauf eine ſehr ernſthafte, oder gar weinerliche Scene folgt, läßt ſich niemand anfechten, das muß einmal ſo ſeyn; jedem ſein

Recht. In der That, wenn man Harlekin abrechnet und die Scenen, die er und ſeine Helfer ſpielen, die oft ſehr komiſch und in einem leichten und natürlichen Dialog ſind, kann man ſich nichts Tolleres denken, als dieſe Komödien und Tragödien. Die übrigen Scenen ſpringen plötzlich in einen ganz andern Ton und eine andre Sprache über und reden und peroriren, wie ein altes beſtaubtes Pergamentblatt, gedunſen und aufgeſchwollen, feierlich und weinerlich bis zum Erbrechen, ohne Leben und Dialog; ein Beweiß, daß der Italiäner keine Komödie hat und nur zuweilen durch dieſe Bewahrer des Paladiums, durch Harlekin und Konſorten mit der Naſe darauf geſtoßen wird, was er aus dieſem Gefühl des Volks für alles Lächerliche und dieſem ſchönen Trieb, ſo leicht zu lachen, machen könnte, wenn eine Meiſterhand ſich aus Werk mächte und die groben Schlacken herauswürfe. Die Spieler fühlen dieſe Inconſequenz der Schriftſteller, oder vielmehr dieſe auf das Gefühl der Zuſchauer berechnete Sicherheit, es wagen zu dürfen, ſo gut, daß ſie bei dieſen herz- und halsbrechenden Scenen, wenn ſie ſie eben durchgewürgt und durchgeweint haben, ſeitwärts herzlich lachen, oder auch dem Parterre zugekehrt, und wenn ſie wieder einfallen müſſen, ſogleich in den gehörigen Ton treten. Dies würde anderswo beleidigen und eine kleine Züchtigung verdienen, hier nicht; entweder, weil es Sitte iſt, oder, weil man ſelbſt dunkel fühlt, daß es wohl abgeſchmackt ſeyn mag, wenn eben Harlekin ſeine Poſſen durchgeſpielt hat und dieſelben Perſonen mitgeharlekint haben, ſie nun als feurige Liebhaber, tyranniſche Eheherren, zärtliche, oder zürnende Väter auftreten und ihre Empfindungen auf himmelhohen Stelzen ſpringen, oder in tönende Waſſerblaſen eines kalten Platzregens der Worte ſprudeln laſſen.

Ein eignes Divertiſſement dieſer Theater ſind die ſogenannten Abbattimenti, oder Gefechte, wo ein Meiſter in der Kunſt nach der alten italiſchen Fechtkunſt mit Schwert und Dolch bewaffnet, perorirend und Streiche austheilend mit großer Schnelligkeit und Gewandheit unter einem Haufen Bewaffneter ſich umdreht, ohne übermannt zu werden. Man hat daran gleichſam ein Bild der alten Banditen und Braven, die hoffentlich mit der jetzigen Revolution immer mehr aus dem ſchönen Lande verſchwinden werden. Dieſe Abbattimenti und Combattimenti ſind ein Lieblingsſtück des Volks und ein lautes Jubelgeſchrei empfängt ſie gewöhnlich; doch fehlen auch die Torneamenti und Gioſtre nicht, welche jetzt auch in Teutſchland zur Ungebühr auf den Theatern und in den Romanen raſen, ſo ärmlich und traurig dieſe immer auf den kleinern Theatern und bei der ſchlechten Garderobe ſich ausnehmen. Nur wenn man bloßen Spaß daraus macht und ein Paar ausgekleidete Harlekins die Maulthiere oder Eſelein der Donquixote ſind, nur dann ſind ſie leidlich.

Das Lächerlichſte aber bei weitem ſind die Trauerſpiele, die mich immer lebendig an die Sommertheater in Peſt und Presburg erinnerten, wo in den Zwiſchenakten aus großen Tonnen Bier und Wein geſchenkt ward, die im Proſcenio ſtanden. Man kann ſich nichts Schwülſtigeres, Abentheuerlicheres und Halsbrechenderes denken, als dieſe Helden, Prinzen und Prinzeſſinnen mit ihren hohen Worten und Socken, worauf ſie einhertrumpfen, und Harlekin immer mitten unter ihnen mit ſeinen Späßen und Schelmereien im ſchneidendſten Kontraſt, er, der gewöhnlich durch ſeine Pfiffe, oder Dummhartigkeit, oder durch den glücklichen Stern, der über ſeiner Geburt waltete, die Tragödien zu einem glücklichen Ausgange bringt. Das Reſultat iſt, man ſuche hier keine Regel und Vollkommenheit, ſondern nehme alles hin wie ein leichtes und wildes Spiel dieſer leichtfertigen und geräuſchvollen Tage und laſſe das Urtheilen zu Hauſe; das paßt überall nicht für das Karneval. Auch darüber darf man nicht klagen, daß man für ſein Geld zu wenig kriegt, denn das Spiel dauert gewöhnſich drei ein halb bis vier Stunden von 8 Uhr bis nah an die Mitternacht; auf einigen Theatern beginnt es auch mit 6 ein halb bis 7 Uhr.

Zwiſchen dieſe Komödien und Tragödien und Schalksſtreiche Harlekins ſind gewöhnlich Farſen und Intermezzi eingemiſcht, oder ſie machen auch den Beſchluß. Dieſe Farſen ſind kleine Stücke in Proſa, bloß zum Lachen gemacht, wie man hier ſagt, und die einzig durch das gute Spiel ſtehen, ein Gemiſch von Lächerlichen Scenen und Aufzügen, die, ohne eben viel Witz und Laune zu haben, durch ihre Anſpruchloſigkeit, durch den raſchen Gang des Spiels, ja ſelbſt durch ihre Abentheuerlichkeiten und Lächerlichkeiten gefallen; denn dies iſt eben ihr Karakter. Die Intermezzi ſind kleine komiſche Opern, oft mit einer ganz hübſchen Muſik begleitet und mit leichten Arien und Balladen durchwebt, deren einziges Verdienſt freilich iſt, daß ſie faßlich und populär ſind, ſowohl in Inhalt, als in Poeſie und Muſik; das Aeußere des Spiels iſt übrigens daſſelbe mit dem der Farſen, nur daß es mit ein wenig mehr Decenz einhergeht, obgleich auch hier die Püffe und Stöße und das Schütteln der Haarbeutel und Perucken nicht fehlen; doch freilich ſind das Kleinigkeiten gegen die übrigen Ausgelaſſenheiten des Hände- und Armſpiels, wie man ſich hier mit Wonne zuruft: o come fanno alle braccia ed alle mani! Eines iſt dabei aber karakteriſtiſch, daß die Weiber ſelten das Abentheuerliche des Spiels, das Wilde des Getümmels und das Antike und Närriſche des Koſtüms mit den Männern gemein haben, ſondern bloß auf Schelmerei und Poſſen leichterer Art eingeſchränkt bleiben.

Uebrigens haben die Maſken, wie drauſſen auf den Promenaden und öffentlichen Plätzen, ſo auch hier im Parterre ein großes Vorrecht, das ihnen nicht leicht ſtreitig gemacht wird, weil man auch ſie als Beförderer und Mehrer der Freuden und Luſtbarkeiten des Karnevals anſieht, oder bloß, weil es ſo die alte Sitte iſt. Sei es noch ſo gedrängt voll, ihnen wird allenthalben Platz gemacht, verſteht ſich zum Durchgang durch die Platea, (Gaſſe) nicht auf den Bänken, denn da wäre es um die Masken eine ſchöne Sache. Aber ſchon dies iſt ein Großes, weil ſie ſich auf dieſe Art doch leicht ein beſſeres Poſto zum Stehen und ein näheres verſchaffen können, als die Unmaskirten, die zu ſpät kommen und nicht die Stärke, oder Unverſchämtheit der Schultern haben, ſich durchzudrängen. Der Ton luoco alle maſchere! wird faſt eben ſo ſchnell befolgt, als der der Träger und Kärrner auf den Gaſſen; alle gambe! oder a terra cavolini!

Uebrigens glaube man nicht, daß es bloß die Abende Komödie gebe, ſondern es wird mehrere Vormittage von 10 bis 1, 2 Uhr geſpielt, meiſtens zum Beneſiz der Schauſpieler, die dann natürlich die Lieblingsſtücke des Publikums wählen. Da haben die erſten Sänger nichts vor dem Stentorello des Theaters del Cocomero und dem Harlekin von ogni Santi voraus, die auch ihre Beneſiztage hatten. Ich habe auch dieſes mehrere Male mitgenommen, und die Logen und das Parterre eben ſo gedrängt voll gefunden, als die Abende. Auf einigen Theatern gab es auch mehrere Abende nach dem Schauſpiele Bälle, wie auf dem Teatro della Pergola und dem Teatro nuovo. Die größte Luſt dabei waren die Masken, deren man freilich bei Tage ſchon ſatt kriegen und am Licht der Sonne beſſer genieſſen konnte. Auf den Bällen des erſten Theaters war meiſtens alles Feine und Edle und Patriziſche der Stadt verſammelt und es ging mit ziemlicher Munterkeit und Ungezwungenheit her. Indeſſen mogte es für die einzelnen Partieen, die Nacht und Maskirung zu mancher Schelmerei begünſtigten, luſtiger ſeyn, als für mich. Höchſtens hatte man hier noch Gelegenheit, manche ſchöne und junge Geſichter der Edeln mehr zu ſehen. Ueber den Tanz läßt ſich nichts ſagen, da der Italiäner ihn dem Engländer und Franzoſen nachtänzt; doch das entgeht keinem, daß er ihn ſehr ſchlecht nachtanzt, und daß man vergebens die Lebhaftigkeit und das Feuer ſucht, was ſich ſelbſt bei den Teutſchen zuweilen findet. Man darf überall unter den höhern Klaſſen der europäiſchen Völker, die noch nicht im neuen Sauerteig der Dinge aufgeſchwollen ſind, nur kleine Verſchiedenheiten ſuchen, und dieſe ſind meiſtens Folgen des verſchiedenen Klima's; faſt kann man die Europäer dieſer Klaſſe wohl für Eine Nation halten. Ein andres iſt es mit dem geringen Volke, das überall die Karakterzüge eines Volks unter jedem Himmel reiner bewahrt und ſicherer zeigt. In dieſer Rückſicht waren mir die Bälle auf dem Neuen Theater lehrreicher, weil ſie den guten Bürger mit ſeinen Söhnen und Töchtern und manche muntere Jugend der höhern Stände zum Wittern und Löffeln und Schnäbeln zeigten. Hier war doch einiges Eigne und Italiäniſche, wie ich es auch ſonſt zu ſehen gewohnt war, und die Masken des Karnevals trieben ihren vollen Muthwillen und ihre Ausgelaſſenheit, ohne ſich durch die Rückſichten einer ſteifen und beſchwerlichen Decenz binden zu laſſen, und dieſes gab dem ſchlechten Tanz einiges Leben und mitunter ganz luſtige Scenen und Poſſen, die Tanz und Muſik zum Schweigen brachten, ohne daß es zu andern Unordnungen, zu Zank und Händeln Gelegenheit gegeben hätte.

Man kann auf alle dieſe Faſtnachtſpiele zu ſehr mäßigen Preiſen abonniren und dann hingehen, wo man grade die meiſte Luſt erwartet. Daher ſieht ſich ein Fremder von allen Logen ausgeſchloſſen, die alle von Einheimiſchen beſetzt ſind und muß ſich auf die Gefahr ſeiner Haut auf das Parterre einlaſſen, wo allerlei Volk zuſammenfließt und der Erſte und die Maske den beſten Platz einnimmt.

Man glaube nicht, daß zu dieſen Karnevaltheatern die Schauſpieler alle aus der Fremde verſchrieben werden, oder von ſelbſt kommen und dort ihre Fahnen aufpflanzen.

Es iſt überall mit den Schauſpielern Italiens ein ganz anderes Ding, als mit unſern teutſchen, oder mit andern. Die berühmtern Künſtler, Sänger und Tänzer vermiethen ſich bei einem Hofe, oder bei einem Unternehmer auf ein ganzes, oder halbes Jahr, auf die Herbſtzeit, auf das Karneval ꝛc. denn lange Verbindlichkeiten geht nicht gern ein Italiäner ein, ſondern liebt den Wechſel und das Ziehen von einer Stadt zur andern, ſo daß er oft im Sommer in Turin, im Karneval in Florenz, im Frühling in Napoli ſpielt. Mancher große Künſtler ſpielt auch oft nur einige Monate, z. B. im Karneval, und lebt nachher, bis die Zeit wiederkömmt, von dem reichen Gewinnſt dieſer Monate im ſtillen Frieden des geräuſchloſen Lebens; denn das Leben kennt ein Italiäner. Zur Karnevalszeit aber, wo alles aus den Regeln des gewöhnlichen Lebens ſpringt, verläßt mancher Bürger einige Zeit ſein Gewerbe und tritt plötzlich als Sänger und Schauſpieler allem Volke zur Beluſtigung auf. Es waren unter den Spielern auf den kleinern Theatern mehr als die Hälfte, beſonders die Weiber, aus Florenz, die man ſonſt als keine Schauſpieler kennt. Eine loſe Dirne, die eine leibliche Larve, oder ein leibliches Stimmchen hat, verdingt ſich um einen billigen Preis an einen Unternehmer und ſingt und ſpielt die Faſtenzeit durch, braucht dieſes öffentliche Auftreten nun zugleich als ein treffliches Mittel, ſich neue Bekanntſchaften zu erwerben und ſich bemerkt zu machen; daß ſolche alle Mittel der Augen und Winke zu brauchen wiſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Andre dieſer Schauſpielerinnen ſind Töchter von Aeltern, die dieſes Gewerbe einige Wochen bei einem bürgerlichen Geſchäfte treiben, oder es ſind auch junge Weiber irgend eines elenden Violinkratzers oder Korporals, der im Orcheſter ſteht. So kömmt eine Geſellſchaft zuſammen, die um 1, 2 Groſchen der Perſon drei vier Stunden vorſpielt. Auch der erſte Meiſter unter den Komikern, Stentorello, iſt ein Florentiner und verkauft ſeinen

Mitbürgern als ein Höker Parmeſankäſe und Schinken, ſobald er den Socken des Ariſtophanes ausgezogen hat. —

Karnevalsluſtbarkeiten und Anhängſel.

Sobald der zweite Weihnachtsfeiertag abgeläutet iſt, geht das Karnevalsleben an und währt bis zum erſten Faſtnachttag. Alle Theater ſpringen mit dem 26. December auf und zugleich eine Quelle zahlloſer Luſtbarkeiten und Poſſen. Doch das rechte Leben geht erſt mit dem Heiligendreikönigstage an und wächſt von Woche zu Woche, ſo wie die Zeit der ſchwarzen Trauer näher kömmt. Dieſe Befania wird auf eine eigne Art gefeiert. Dieſes Feſt wäre wahrſcheinlich noch glänzender geweſen, wenn die grimmige unheſperiſche Kälte nicht ſo viele der Klaſſe in die Keller und Dachſtübchen, oder lieber Erdſtübchen, getrieben hätte, welcher dieſer Jubel am meiſten am Herzen liegt. Der Hauptſpaß iſt eigentlich den Abend vor Epiphaniä. Schon in den erſten Nachmittagsſtunden geht das Geplänkel der leichten Schaaren an, ich rede von den Buben und dem nächſtangränzenden Alter. Eine Menge langer Hörner aus Glas, die zu dieſem Behuf eigentlich feil ſind, ſchreien vom Mittag an durch die Stadt, und ſelbſt von gebildeten Leuten ſieht man viele mit dieſen Inſignien des Tages; auch blaſen ſie wohl einmal recht herzlich darein, laufen ſich einander auf den Leib und trompeten ſich mit lautem Gebrüll an. Aber am Abend iſt erſt die rechte Luſt, und dauert von 6 Uhr bis ſpät nach Mitternacht. Wie ein Ameishaufen ſcheint die Stadt aufgewühlt, und wohin man ſich wendet, ſieht man ſchön geputzte und fröhliche Menſchen luſtwandeln, und einander mit den Hörnern und mit Lachen und Schäkern Luſt machen. Wilder und munterer ſtreifen eine Menge Masken durch dieſen Haufen, als man ſie die vorigen Tage geſehen hat, aber alles beſonders für den ſcherzvollen Abend gewählt, die närriſcheſten, poſſierlichſten und groteskeſten, die man ſich denken kann. Sie machen das Vorſpiel, und geben durch ihre leichtfertigen Bewegungen, Einfälle, Sprünge und Winke unter den Spazierenden, ſo wie dieſe durch die mancherlei und verſchiedenen Aeußerungen der Freude und des Wohlbehagens, einen unendlichen Spaß. Ohne dieſes girbt ein ſchönes Gewimmel und Getümmel dem Zuſchauer Luſt und Begeiſterung, in dem muntern Menſchenſtrom mit fortzuſchwimmen. Aber man hat dies nur gleichſam in der Nähe; denn der Schall der Hörner und Trommeln und Pfeifen, mit denen Buben in Banden von 10 bis 50 umherziehen, und worin der gewöhnliche Glockenklang an feſtlichen Abenden, der faſt nie verſtummet, dumpfer toſet, übertäubt alles, und läßt nur Ein groſſes Gefühl, daß man lebt, und im Strudel der Lebendigen fortgetrieben wird. Endlich gegen 8 Uhr erſcheinen dann die Königinnen des Tages, die ſchon lange vorher in feinen buntbemahlten Liedern ausgehängt, und an allen ſonnigen Ecken der Stadt, am Arno, auf dem groſſen Platze u. ſ. w. ausgehängt, ausgeſchrieen, und zur Cimbel und Guitarre geſungen ſind, die preisvollen Befanen (Befane). Welche abentheuerliche und bizarre Geſtalten der Verputzung und Ausſtaffirung des ſterblichen Leibes der kleine närriſche Gott Kapriccio je erfand, oder Mode und Verkrüppelung je nothwendig machten; alles wodurch ein Volk, das leicht lacht und ergötzt wird, und alles mit Nachſicht und Duldung, ja mit einer Art Achtung und Unverletzlichkeit aufnimmt, was dieſen ſüßen Trieb der menſchlichen Natur zu befriedigen ſtrebt; alles, wodurch dieſes ſich in Schwung und Munterkeit zu ſetzen gewohnt iſt, wird hier aufgeboten und ausgeſtellt, um dieſen erſten Jubeltag des Florentiner Karnevals zu verherrlichen. Selbſt der kältere Nordländer fühlt eine neue Lebenswärme und eine Ader feſcenniner Luſt durch ſein Herz rieſeln, und vergißt auf einige Zeit die unnatürliche Weiſe ſeines Landes, bei jedem unſchuldigen Spaß,

den

bey jeder Darſtellung des Witzes, der Dummheit und des Aberwitzes, die muntre Menſchen zu ſeinem Vergnügen veranſtalten, ſich erſt weiſe und ängſtlich zu fragen, ob es ihm wohl anſtehe, hierüber zu lachen und ſich zu vergnügen, ob er mit den Buben gehen, oder ihnen nachgehen, ob er dem Wagen der triumphirenden Beſana als ein Sklave folgen könne? Denn nichts geringeres, als ein Triumphwagen, iſt es, worauf dieſe Herrſcherinnen der Nacht einherziehn. Stattlich aufgeputzt mit einer hochthürmenden Friſur und Behängſel, blitzend von tauſend Perlen, Juwelen, und ſilbernen und goldenen Schildern, wie die beſcheidene Nacht ſie für ächt annimmt, eine fröhliche und lachende Maske vor dem Geſichte, und die heitre rothe, oder himmelblaue Farbe auf ihrem Gewande, ſitzt ſie froh und herrlich auf einer Biga, linker Hand ihren Sklaven und Geliebten neben ſich, der einige Fuß niedriger ſitzt. Dieſer iſt weder in Stattlichkeit, noch Kühnheit der Miene, noch an Pracht und Zier des Aeußern mit der Heldin zu vergleichen; ja recht abſichtlich ſcheint für ihn das gröbſte Tuch zum Kleide, und der traurigſte Hut der Stadt für ſein hohes Haupt ausgeſucht zu ſeyn; eine weiße Schürze fließt lang über ſeine Füße hinab, und ein langer verroſteter Bratſpieß hängt an ſeiner Seite. Die Rechte hält das gläſerne Horn, und poſaunt zu Ehren der Heldin. Zitternd wagen dieſe Hände es zuweilen, ihren hohen Körper zu berühren, und zärtlich, doch ſchüchtern, blicken die Augen zu ihr empor. Sie, die nur die ſüße Pflicht fühlt, aller Welt Freude zu machen, erwiedert dieſe Liebkoſungen mit herzlichen Umarmungen, ſchmatzenden und ſchallenden Küſſen und holdem Lachen und Worten, indem ihr aus ihrem reichen Vorrath von Zärtlichkeit und Wonne immer noch genug an die glänzende und zahlreiche Begleitung auszuſpenden bleibt. Zwölf oder zwanzig Geſpanne von Buben ziehen dieſen Triumphwagen, oft noch in Begleitung einiger Eſelein, die aber, wie die Roſſe vor den Wagen der beliebten engliſchen Demagogen, gleichſam nur zum Staate da ſind. Trommeln donnern voran und wirbeln nach, und Fahnen wehen luſtig durch den ſprudelnden Dampf der Fackeln, die zu beyden Seiten in langen Reihen ihren Rauch und ihre Funken ſtäuben. So geht es durch die beſten Gaſſen und über die lebendigſten Plätze der Stadt vier, fünf Stunden lang, und die Begleitung und Herrlichkeit des Zuges wächſt im Gehen. Endlich um die Mitternacht wird alles dünner und ſtiller, und die Buben machen gleichſam den Rogus der abgelebten Freude. Wohin man die Schritte wendet, ſieht man ſie in dicken Haufen mit den letzten Stumpfen der Fackeln, Strohwiſchen, Kienſpähnen ſich verſammeln, und mit wildem Geſchrei dieſes alles, nebſt manchem zerbrochenen Glashorn zu Einem Haufen zuſammenwerfen. Um dieſen letzten Jubel tanzen und trommeln ſie noch die letzte Stunde herum, und ſatt an Freude, mit heiſern Kehlen, berußtem Geſichte und hungrigem und ausgefrornem Magen, geht jeder heim in ſein Hüttchen oder Häuschen. Den folgenden Tag der Befania ſieht man noch eine kleine Fortſetzung dieſes Spieles in allerlei Ausſtellungen von Befanen aus den Luken und Fenſtern. Zwey längſt dem Arno waren vorzüglich ſchön, und die eine, die im vierten Stock eines Pallaſtes ſich im Fenſter zur Schau legte, mit ihrem Liebſten im Arm, war mit ſo vielem Geſchmack und guter Laune gemacht, und hatte ſo viel Ergötzliches und Feines in ihrer ganzen Geſtalt, daß ſie mehrere Stunden die Freude der zahlreichen Menge machte, die an dem ſchönen hellen Tage längſt dem Fluſſe ſich erging, und es über dieſem neuen Wunder vergaß, das Eis anzugaffen, welches der Arno in großen Stücken mit ſich führte, und welches ſich zum allgemeinen Jubel und Erſtaunen an den Pfeilern ſeiner Brücken brach.

Obgleich der Lärm der Waffen, die vertriebenen und umherreiſenden Könige, und das Warten der Dinge, die da kommen ſollen, die Menſchen in Furcht und Hoffnung halten, und den öffentlichen und auch den leichtern Freuden und Luſtbarkeiten des Lebens wenig günſtig ſind, ſo iſt doch der Karnevalsgeiſt immer noch ganz munter, und war es ſelbſt in den Tagen, wo eine ungewöhnliche Kälte die weicheren Körper hier hart angriff. An den gewöhnlichen Tagen, d. h. wo keine ſolenne Aufzüge waren, gab es immer ſchon manchen Spaß, beſonders gegen die Abend- und Theaterzeit, an ſchönen Tagen fuhren und ſpazierten Masken in allerley Geſtalten umher und gaben den Spazierenden Räthſel auf, und zugleich eine unſchuldige Unterhaltung. Buben in großen Banden zogen mit Trommeln in den lebhafteſten Straßen und Plätzen umher, und hatten ihr gebührendes Gefolge. Aufzüge von fröhlichen Muſikanten, die entweder keine Meiſter der Kunſt waren, oder ihre Kunſt verſtellten, ſah man wieder an andern Orten, und oft am hellen Tage Frauen, oder feinen Mägdlein eine giornata bringen; aber am luſtigſten ging es des Abends in den Theatern her, wo die mancherlei verkappten Geſtalten die Langeweile des Wartens etwas verſüßten. Aber freilich war dies alles Kleinigkeit gegen die Tage des Korſo, wo man die ganze Weiſe und den ganzen vollen Glanz dieſer italiäniſchen Saturnalien am beſten kennen lernte, und ſelbſt vom allgemeinen Taumel angeſteckt ward. Denn ſo einen dicken Bärenpelz hatte ich nicht um meinen nordiſchen Leichnam mitgebracht, daß nicht wenigſtens einige Strahlen des heſperiſchen Himmels durchgedrungen wären. Dieſe Tage des Korſo faſſen ſo ziemlich alles zuſammen, was ſich vom Karneval ſagen läßt, und ich will alſo einen für alle etwas ausführlicher beſchreiben.

Der Korſo war dieſes Jahr nicht weniger als ſechsmal, die zwei Sonntage vor dem fetten Donnerſtag, und den fetten Donnerſtag, und die drey letzten Tage des Karnevals (il carnaſciale). Den fetten Donnerſtag und die beyden letzten Tage des Carnaſciale war ferner noch die Luſtbarkeit unter den Loggi degli Uffizi. Alle Buden waren an dieſen Tagen weggeräumt, und die ſchönen Loggien, ſo wie der ſchöne Platz, den ſie mitten umfaſſen, ſauber gefegt und geſchmückt. Die Endloggie, welche die zu den Seiten verbindet, iſt je zu beyden Enden mit zierlichen Buden geſchmückt, wo Tiſche, Stühle, Bänke, unter ſauberen Zelten angebracht ſind, und Gefrornes, Limonade, Chokolade, feine Weine, Likörs und Konfecte und andre Leckereien für den lüſternen und hungrigen Magen gereicht werden. Dieſe Loggien ſind an dieſen Tagen eigentlich für die Großen und alle zierliche Welt beſtimmt, und kein geflickter und gerupfter Mantel, keine Livree, kein Bauersmann darf ſich hier ſehen laſſen. Auch würde dann der Raum nicht hinreichen, und dieſe unſaubern Geiſter würden bald alles wegjagen. Damit dies nun nicht geſchehe, ſtehen an den Eingängen Wachen, und ſind mit großen Ketten Schranken gezogen. Die piazza del Gran Duca und die niedliche kleine Loggie der Bronzen und Marmore wimmelt indeſſen vom Volk aus allen Klaſſen, die entweder als Zuſchauer dieſer Herrlichkeit ſich zuſammendrängen, oder ſchon den Geiſt des Abends im Leibe haben, wo ihnen auf dem Platze der Kreuzkirche und in den Theatern alle mögliche Gleichheit mit dieſen, unter den Loggien Spazierenden bevorſteht. Die Lebhaftigkeit unter den Loggien geht mit dem Mittage an, und dauert bis gegen zwei Uhr. Alles was fein und zierlich, jung und ſchön, edel und prächtig iſt, und den Geiſt des Vergnügens und die Luſt, ſich zu zeigen, fühlt, fließt hier allmählig zuſammen, aber auch die Väter und Mütter, die Prinzen und Baronen, der Großherzog und ſeine Männer fehlen nicht. Jeder und jede bietet alles auf, ſich in der beſten und vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen. Die jungen Stutzer und die Weiber und Mädchen, die liebenswürdig und einer toaſt werth ſind, (brindiſevoli) die vielen Fremden, die franzöſiſchen, ciſalpiniſchen Officiere, die Schweden, Dänen, Engländer, die mit Kriegsſchiffen in Livorno liegen, alle in den Trachten und Uniformen ihres Landes und mit dem Ausdruck ihrer Regierungen in Gang und Miene, geben dieſen Stunden ein Intereſſe, das außerordentlich iſt. Was man endlich an den übrigen Tagen von ſchönen Masken und Geſellſchaften, Aufzügen und Gruppen einzeln ſieht, das alles findet ſich hier beyſammen, und erregt einen Schwindel und Taumel und einen Geiſt der wilden Freude, der ſelbſt bebrillte Naſen noch witternd, und hinkende und hölzerne Füße behend macht. Einige Masken ſahe man hier auch außerordentlich ſchön, mit einem Geſchmack und einer Auswahl der Kleider und Gewänder und einem orientaliſchen Reichthum des Geſchmuckes und Geſchmeides, daß jede Vorſtellung weit dahinter bleibt. Dieſe ziehen eine Zeitlang die Augen an und nach ſich, aber für den Geſchmack dieſer Tage und des Volkes ſind doch die komiſchen und lächerlichen, welche auch bey weitem die größere Zahl waren. Sie machen dieſe Stunden eigentlich karnevaliſch, wenn nicht ſchon die Menge feiner, geſitteter, und fröhlicher Menſchen, die ſich im jubelnden Gedränge des Lebens und der Freude über und unter einander drängen und bewegen, dem Menſchen ein weit ſüßeres Bild des Friedens und der Geſelligkeit gäben, als alles Gedränge um einen blutigen Sieger und einen verbannten König gewähren kann. Anfangs iſt alles leer, und einzelne Geſtalten wandeln wie Schatten auf und ab, und ſcheinen ſelbſt nicht zu wiſſen, was ſie hier ſuchen, ſo froſtig und leblos und ſtumm erſcheinen ſie natürlich ſich und andern; aber es wächſt allmählich, wie die Meeresfluth, oder ein Bienenſchwarm, und ſo auch das Getöſe und Geſauſe. Es füllen ſich die Loggien und endlich gießt ſich der Strom ſtrudelnd über den ſchönen Platz in ihrer Mitte aus. Alles findet ſich, was zuſammen gehört, und die luſtigen Täuſchungen und Auftritte mit den Masken heben an. Vom

Platze her tönt in dies decentere Geſumſe die lautere Stimme der Käufer und Verkäufer und der Zuſchauer, die ihre Freude lauter aus der Bruſt hervor zu geben gewohnt ſind. Endlich gegen zwei Uhr heben die Stillſtände und Attruppirungen an, beſonders um die Masken, die nun auf mancherlei Art ausgekundſchaftet und ausgemacht werden. Das iſt das letzte Feſt. Der Strom fließt ab, wie er wuchs, und alles unreine Waſſer ſtrömt die letzten Minuten vom Platze her mit ein, und in wenigen Augenblicken ſieht man von Tauſenden keine Spur mehr.

Nun iſt etwa eine gute Stunde Stillſtand und man ſorgt, ſeinen Körper für die Freuden und Mühen des Abends zu ſtärken. Gegen drey Uhr gehen dann die Verkündigungen und Vorrüſtungen des Korſo an, wie leichte wollige Wolkenſtreifen das düſtre und volle Gewitter verkündigen. Mancherlei Masken kreuzen hie und da durch die lebhafteſten Straßen, auf den Plätzen und längs dem Arno, wo die Menſchenzahl zuſehends wächſt und endlich in der ganzen Länge gleich einem Bergſtrom ſtrudelt. Einige ſcherzhafte Equipagen und Kavalkaturen, die die folgenden Stunden verherrlichen wollen, fangen an ſich hier vorübereilend zu zeigen, und Janhagel mit allem muthwilligen Gezücht von Buben läßt die Trommeln und Pfeifen an allen Ecken und aus allen Winkeln der Stadt ertönen. Auf der Piazza di Santa Croce ſammelt ſich allmählich die Menſchenzahl, und die lange Reihe der Tiſche mit Confect, Wein, Kuchen, Zuckerkügelchen, Nüſſen, Pinien, Kaſtanien, Feigen, lagert ſich, und die ſchreienden Alten mit Kaſtanien, Pfefferkuchen, Obſt und allerlei Gebackenem gehen noch ziemlich einſam einher, einzelne Wagen und Reiter fliegen wie der Teufel im Puppenſpiel luſtig vorüber. Endlich gegen vier Uhr fangen einige Wagen an umzurollen, und eben ſo, wie unter den Loggien, wächſt es allmählich, bis man endlich im Gewimmel, im Raſſeln der Wagen, Donnern der Trommeln und Toſen der Tauſende von Menſchen ſich verliert. Doch dies will einzeln beſchrieben ſeyn und läßt ſich unmöglich in ein fortlaufendes Ganze faſſen.

Dieſe Corſi ſind ſeit undenklichen Zeiten und von den glorreichen Tagen der Florentiner Republik her und damals noch viel glänzender gefeiert worden, als jetzt, wie jeder leicht von ſelbſt ermeſſen kann, der weiß, daß der Geſchmack für öffentliche Spiele und Luſtbarkeiten entweder durch die Schuld der Zeit, oder der Regierungen, alſo immer durch die Schuld der Menſchen, in allen Ländern ſeit den letzten Jahrhunderten faſt vertilgt iſt, und daß man eben ſo viele ſchöne Gebräuche, die die Väter der guten Vorzeit als Menſchen und als Bürger näher zu vereinigen dienten, nur noch aus dunkeln Beſchreibungen kennt. Dieſe Corſi haben indeſſen noch ſo ganz den alten Geiſt und das Gepräge der Freiheit und Gleichheit aller Stände und Alter für einige Zeit, daß ſie in dieſer Rückſicht etwas ſehr Intereſſantes ſind. Sie gehen von der Piazza di Santa Maria Novella bis zur Piazza di Santa Croce, wo aber der eigentliche Ablauf der Wagen (decurſus) iſt und der Jubel der verſammelten Menſchen. Es iſt die Länge einer Achtelmeile. Dieſer Platz der Kreuzkirche, wo auch um Johannis das Spiel des Calcio geſpielt zu werden pflegt, iſt ganz dazu eingerichtet. Im Hintergrunde vor der Kirche iſt eine Menge Stufen der großen Kirchentreppe, worauf eine anſehnliche Menſchenzahl Platz findet, und die weite Mitte iſt mit kleinen Kapitelli aus Marmor eingefaßt und mit Ketten geſchloſſen. Rings umher läuft nun immer noch eine breite Straße, ſo, daß zwei Wagen neben einander hinfahren und zu beiden Seiten an den Häuſern lange Schnüre von Menſchen ſtehen können. Am Vorderende iſt ein Springbrunnen, der nicht ſpringt, mit Basreliefs geziert. Um dieſen geht der Umlauf, wenn er die große Runde des Platzes gemacht, und dies iſt eigentlich die glänzende Gegend der Zuſchauer und der Platz, wo die Kutſcher ihre

Geſchicklichkeit am beſten zeigen können; auch wiſſen die, ſo auf ihre Geſchicklichkeit und ihre Pferde ſtolz ſind, einen Zirkel ſo zierlich zu beſchreiben, daß ein Nero ſich eine Ehre daraus machen würde. Wenn dieſes Rund gemacht iſt, geht es raſch vorwärts zum Platz Maria Novella und zurück. An dieſem Korſo kann jeder Theil nehmen, und wenn er von Katzen und Hunden ſich ziehen ließe, deſto ſchöner für das Vergnügen des Tages. Alles iſt willkommen und deſto willkommner, je lächerlicher und närriſcher es erſcheint. Der Großherzog mit ſeiner Familie, um populär zu ſeyn, fehlte kein einziges Mal, und alle Edle des Landes, alle ſtattliche Fremde und Miniſter mit ihren Equipagen verherrlichten dies ſchöne Volksfeſt und man hatte alſo hier recht Gelegenheit die Blüthe der patriciſchen und unpatriciſchen Jugend, die ſchönſten Weiber und Mädchen in ihren ſtattlichſten Erſcheinungen zu bewundern. Dieſe ſtolzeren Equipagen waren untermiſcht mit allem, was es von Mieth- und Lohnwagen, Eſeln und Mäulern in Florenz giebt; alles mußte für dieſe Tage heran. Auch die Menge der Landleute war alsdann nicht vergebens zur Stadt gekommen und kutſchirte mit dem Eingeſpann ſeiner Kaleſchen und mit ſeinen Mäulern luſtig mit darunter. Auch waren wohl fünf bis ſechs Geſpann Eſelein zu ſehen, die einen närriſchen Wagen mit eben ſo närriſchen Masken zogen, dann folgten wieder Reiter zu Pferde und auf Eſeln, hinten und vorn gezäumt, wie es der Capriccio des Tages wollte; alles dieſes indeſſen mit dem größten Ernſt, und das Eſelgeſpann, oder der Eſelreiter, den der Zufall vielleicht gleich auf den Großherzog, oder eine andre ſtattliche Equipage folgen ließ, genoß derſelben Achtung und Rückſichten von den Zuſchauern und der Wache, die zu Pferde und zu Fuße umher hielt. Damit nun nichts an dieſen Tagen fehle, gab es immer noch eine ingeniöſe Kutſche, die durch die künſtliche Organiſation der Federn und des Getriebes ſich von ſelbſt fortbewegte, immer mit den andern im

Schritt und im Trabe gleichen Schritt hielt und vier ausgeſuchte Masken fortkutſchierte. Sie erregte bei ihrer Erſcheinung allemal ein lautes Hurra des Volks und war von einer zahlloſen Menge Buben begleitet, welche die Trabanten dieſer leichten Equipage machten. Andre Wagen wurden von Löwen und Tigern gezogen, verſteht ſich in gehöriger Zahl, um nicht den Athem zu verlieren und ein Bär oder Wolf ſaß auf dem Bock und die gehörigen Masken waren drinnen. Hier zeigte ſich der brio des Volks und der ſpirto carnavaleſco in ſeinem ganzen Glanze und es war ein rechtes Vergnügen, dieſe Kinder und Gebilde einer fröhlichen Phantaſie vorüberrutſchen zu ſehen. Man ſah hier ſo ziemlich das ganze Thierreich erſchöpft, verſteht ſich von den ſtattlichern Thieren, und Geſpann, Kutſcher und Inſaſſen aus der äſopiſchen Familie hergenommen. Schöner aber bei weitem und glänzender waren die Vorſtellungen aus der Mythologie, und es gab hier einige ſehr feine, beſonders einige Bacchiſche, wo dieſer Gott der Freude, mit Guirlanden von Weintrauben und Epheu bekränzt, auf einer weintriefenden Tonne mit vollem Becher im Vordergrunde ſaß und ſeine Faunen und Silenen im Hintergrunde hatte, alles mit großem Aufwande von Geld und Kunſt und gewiſſenhafter Beobachtung des Koſtums. Den Preis indeſſen an allen Tagen trug ein horaziſches Cervicem ſi quis pictor equinam etc. davon, wo die Karrikaturen, wie ſie unſer producirendes und ſchreibſeliges Geſchlecht leider ſo oft zuſammenſetzt, und die wilden Misgeburten der Phantaſie von nicht ſchlechten Pinſeln gemahlt und menſchlichen Leibern und Köpfen zugegeben waren. Es war das Thema einer wandelnden ars poetica auf mehrern Wagen vorgeſtellt, die ein Komenius benutzen könnte, einen horaziſchen orbis pictus in uſum tironum heraus zu geben. Die lächerlichen und luſtigen Seiten des vielköpfigen und vielleibigen Menſchenlebens zeigten ſich hier gleichfalls in mancherlei luſtigen Darſtellungen und ließen die Tragödie, oder Komödie, die jeder von uns armen Erdenwürmern ſpielen muß, ſo unter dem ſanftern Licht der Freude erſcheinen. Was haben wir arme Schelme vom Leben, wenn wir unſre Thorheiten und Kinderſpiele nicht ein wenig belachen dürfen? Das ſollten wir einander nicht ſo übel nehmen, auch außer der Karnevalszeit nicht; wollte Gott, wir hätten nichts zu beweinen und zu verfluchen! Wenn dieſe Menge der Wagen mit ihrem Vorſpann und Inhalt und beſonders mit den Kontraſten ſo recht lebendig vor die Phantaſie geſtellt wird, ſo kann man ſich wirklich kaum was Luſtigeres und Wohlthätigeres für das Zwergfell denken, beſonders wenn man erwägt, mit welchem Ernſt und welcher Leichtfertigkeit zugleich dies behandelt und wie alles ſo ganz über Einen Kamm geſchoren wird.

Auch muß ich eines hübſchen Aufzuges erwähnen, der ſich zweimal mit in den Zug miſchte und dem Feſte eine ſeiner munterſten Zierden gab. Dies waren die ſogenannten Signorie. Sie ſind in der verfloſſenen Zeit in der ganzen Landſchaft um Florenz ſehr häufig geweſen und dauern nur noch in den nächſten Orten um Florenz fort. Man kann ſie als ein Ueberbleibſel der alten Saturnalien anſehen und einige Gelehrte entblöden ſich nicht, dies ohne Zweifel zu behaupten. In den vorigen Jahrhunderten haben ſie eine ordentlichere und ſtrengere Diſciplin gehalten, und die Karnevale durch prächtige Aufzüge und Schmäuſe und frohes Zuſammenleben verherrlicht. Jetzt iſt nur noch dieſer kleine Reſt und von dieſem auch nur noch ein Reſtchen übrig. Mehrere Landleute eines Ortes, oder mehrere Ortſchaften treten zuſammen und organiſiren ſich zu einer Art Bande der Freude und des Jubels. Weil aber die Freude Vieler, die nach einem gewiſſen Zweck hinſtrebt, einer eignen Diſciplin nöthig hat, ſo wählen ſie ſich ein Haupt, gleichſam einen Freudenkönig und dieſer heißt il Signore, oder il Padrone. Er gebietet trotz einem Bohnenkönig, oder einem Studentenpräſes unumſchränkt und theilt unter ſeine Genoſſen die Ehren- und Dienſtämter aus, und dieſe gehorchen und geben ihm alle die Ehre und den Glanz, den ein Gebieter von vielen Gehorchenden erhalten kann. Eine dieſer Signorien zeigte ſich hier zwei Tage. Sie hat genau den Ton und Anſtrich des übrigen Karnevals. Der Signore, oder König der Signorie iſt ganz nach ländlicher Sitte reich mit bunten Flittern mit wehendem und rauſchendem Golde und flatternden Bändern geſchmückt und eine Art Krone ziert ſein erlauchtes Haupt, oder vielmehr ein Mittelding zwiſchen einer Krone und einem Diadem. Man erblickt ihn auf einem ſtattlichen Maulthiere, deſſen Sattel und Geſchirr ſeiner Würde entſpricht und ſich ſchimmernd und funkelnd vor dem übrigen Gefolge auszeichnet. Ein breites Schwert, kurz und römiſch, hängt in einem bunten Gürtel an ſeiner linken Lende und ein Paar mächtige Piſtolen ſtecken vor ihm in den Sattelholſtern. Das übrige Gefolge, das etwa 80 Mann hoch ſeyn mogte, war auf folgende Art vertheilt: Zunächſt vor ihm ritt ein Herold auf einem Maulthiere mit dem Heroldſtabe und einem bunten Schilde auf der Bruſt, das aber nur gemahlt war. Dieſem voran wehten zwei Fahnen, die zwei der rüſtigſten und größten Knappen trugen und mit mancherlei herkuliſchen Schwenkungen hin und her bewegten, auch ſie in die Luft warfen und wieder auffingen. Zur Seite der Majeſtät und dieſen Fahnenträgern vorauf, marſchirte das behende Fußvolk, mit Reiterei gemiſcht, und hinten und vorn ſchloß Reiterei den Zug ein auf buntgeſchmückten Eſelein. Ganz vorauf aber ritten Trompeter und Hornbläſer und Pauken und Zinken und andre Kriegsmuſik ſchallten. Die Mannſchaft war übrigens durchaus bunt, roth-blau, weiß, mit mancherlei Geſchmeide und Geflitter angethan, und ließ es auch an Stimmenmuſik nach Sitte der alten Kriegsheere nicht fehlen. Man kann ſich nichts Scherzhafteres und Fröhlicheres denken, als dieſen langen Schwanz, wie er ſich mit einem Male in die Reihe der Karoſſen einſchob. Man vergleiche dieſe Majeſtät mit ſeinen Eſeltrabanten, mit dem Großherzog und ſeinen vorauf und nachreitenden Officieren von der Garde, und man hat ein allerliebſtes Bild. Beide waren im Zuge und nur drei Karoſſen trennten die Gebieter. Ein zweites Mal ſaß dieſe ländliche Majeſtät auf einem Wagen und da hatte alles noch eine impoſantere Geſtalt. Die Inſignien ſeiner Hoheit hingen und flitterten und flatterten verſchwenderiſch um ihn her und ſechs Grauchen, herrlich aufgezäumt und beſchirrt, zogen ihn wie im Triumph, und, als wenn dieſe Thierchen eine ungewohnte Laufſucht anwandeln mögte, ging bei jedem ein Zügelhalter zur Seite her und ſo rollte der Zug mit ſeiner gewöhnlichen Begleitung vorwärts. Uebrigens muß ich nicht vergeſſen, daß alle maskirt waren vom Monarchen bis zum hinterſten Stallknecht. Kein Menſch findet dies übrigens lächerlich, daß er ſich darüber luſtig machen ſollte, aber wohl weiß er ſich dadurch luſtig zu machen. Der übrigen Eſelwagen, mit luſtigen Masken bepackt und mit Pulcinellen begleitet, der poſſierlichen Reiter und Reiterinnen im mannichfaltigſten Koſtum und mit dem närriſchſten Vieh will ich weiter nicht gedenken und nur ſo viel melden, daß jeder an ſeinem Platze galt, trotz dem nach- oder vorfahrenden Principe und Marcheſe.

Doch es iſt Zeit, mich in das Gewühl der Zuſchauer und der übrigen Spieler auf und in den Platz zu miſchen. War unter den Loggien degli Uffizi alle feine und elegante und höhere Welt auf den Füßen, ſo iſt es hier der gute Bürger mit ſeinen Frauen und Söhnen und Töchtern und der Kontadino mit den ſeinigen, alle für dieſe Tage des Jubels herrlich und ſchimmrig herausgeputzt. Dieſe nehmen nun den ſchönen eingeketteten Platz in der Mitte und die Stufen der Kirche ein und geben durch ein wilderes und lärmenderes Getöſe und das Geſchrei der Freude aus freierer Bruſt und ihre Bezeugungen mit Händen und Füßen ein ganz anderes und zwar ein weit muntereres Bild des Karnevals, als das unter den Loggien, und ſind das eigentlichſte und natürlichſte Akkompagnement zum Raſſeln der Wagen und Knallen der Peitſchen. Doch wenn ich von ihnen rede, ſo gilt es von der Mehrzahl; denn auch aus den andern Ständen fehlen hier die Männer nicht, die entweder auf die Augenweide, oder auf die Herzensjagt hübſcher Geſichter ausgehen, oder auch bloß auf den Genuß ſo vieles Lebens und Gewimmels einer frohen Menge. Die Häuſer rings um den Platz ſind mit Köpfen vollgepfropft und auf den Balkons zeigen ſich Konverſazionen, und manche ſchöne Jugend, die nicht in den Karoſſen rundläuft, legt ſich hier zur Schau und erhält denn auch an dieſem freien Tage ohne Zwang und Zurückhaltung in Worten und Thaten ihren Weihrauch, doch ſteht dies nur den Masken zu. Dieſe ſammeln ſich wohl unter ihrem Balkon, oder Fenſter in bunten Haufen und bringen ihr in der Sprache, die zu ihrer Vorſtellung und ihrem Koſtum paßt, eine Art Vivat; oder ſtellen ſie Banden von Muſikanten vor, ſo erhält die Schöne eine giornata, je unſtimmiger und widerbellender die Inſtrumente klingeln und knarren, deſto beſſer; ja ſelbſt wenn es Kuhhörner ſind, darf ſie ſich dieſer Verehrung nicht entziehen, und muß ſie mit Grazie, wenn ſie deren hat, hinnehmen, weil ſie ſonſt nicht nur von dieſer, ſondern auch von der andern Menge eine herzhafte Auszischung und Auspfeifung zu fürchten haben würde. Der Hauptſtrudel der Menge hält ſich immer links, wo auch die Inſtrumente und Anfeuerungen dieſer Volksfreunde zu haben ſind. Eine lange Reihe Tiſche mit Wein, Roſoli, Rum und Konfekt ſteht aufgeſchlagen und vor niedern Tribunen ſitzen mit der Wage und dem Maße die Kuchen- Kaſtanien- und Fruchthändlerinnen und Fratſchler und mit großen Körben die, welche die goldenen Orangen, Citronen und Cedrate feil bieten. An dieſer Seite iſt das Gedränge der Masken und ihr Gefolge am lebhafteſten, die andre wird durch die ſchwächeren Buben mit ihren Trommeln verherrlicht, die hier nicht durchdringen können, und dient den Spazierenden zum Athemhohlen, wenn er ihnen hier beinahe ausgepreßt iſt. Hier ſieht man die Masken des zweiten und dritten Ranges in ihrem höchſten Glanze und Prunke und ſie ſind für mich weit ergötzlicher geweſen, als die der Höheren. Die Kunſt und Zierlichkeit reicht nur immer bis zu einem gewiſſen Grade, aber die Nacktheit und die Jngenuität des Menſchenherzens, die ſchlichte und ſimple Aeußerung der Freude in ihren natürlichſten und feſcenniniſchen Geſtalten und Erfindungen, dieſe behagt immer, wie die Spiele der Kindheit auch noch im ſpätern Leben gefallen, weil die Kindheit des Menſchen und des Lebens ſo was Süßes iſt. Die Hauptperſonen unter den Masken ſind die Pulcinelli mit ihren bunten Gewändern und Pritſchhölzern und ſie haben eine große Freiheit vor den übrigen, die ſie aber nicht misbrauchen. Einen Streich mit dem Holze muß man ſich ſchon gefallen laſſen und thut es gerne. Sie ſind gleichſam das leichte und fliegende Heer dieſer gedrängten Haufen und ſpringen in mannichfaltigen Gruppen umher, mit einander fechtend und ſich klopfend, oder den übrigen Masken einen kleinen unſchuldigen Schabernack anhängend. Aber auch jene nehmen ſich kleine Neckereien und Verfolgungen nicht übel und hängen ſich in mancherlei Zuwendungen, Zumuthungen und Redensarten den Spazierenden an. Man kann nicht anders, als ſich mit ihnen einlaſſen und das angefangene Spiel in dem Ton, den ſie angeben, fortſetzen. Die Kaſtanien, Pinien, Pfefferkuchen, Zuckerkügelchen, Bonbons und andre Kleinigkeiten fangen nun an umherzufliegen und die leichtfertige Jugend im Schnappen und Fangen zu beſchäftigen. Orangen und Citronen fliegen durch die Luft, und Masken tragen an langen Stangen kleine Kringel in reichen Guirlanden, die ſie bald höher, bald tiefer ſenken, von einer Menge ſchreiender Buben umgeben, die wie die Fiſche um die Angel ſchnappen, bis ſie einige der niedrigen erhaſchen und im wilden Geraufe um dieſe ſich balgen. So geht es in Einem fort bis gegen 6 Uhr, wo es lichter und lichter auf dem Platze wird. Alles gruppirt ſich nun, und es beginnt die Jagd der Maſken, wie am Ende unter den Loggien. Die Karoſſen rollen endlich in großen Zwiſchenräumen matt und traurig vorüber und die Theater empfangen die Gäſte, die hievon noch nicht ſatt ſind und ſich noch bis 11, 12 Uhr an dem teutſchen Trunkenbold, dem franzöſiſchen Pariſer (oder Stutzer) und dem geprellten Spanier (il Tedesco Ubbriaco, il Parigino franceſe, lo Spagnuolo beffato) ſatt lachen wollen; denn auch der Italiäner lacht gern auf Koſten andrer Leute, und ich habe herzlich über das Urbild gelacht, das man ſich noch immer von einem wilden, ungeſchlachten und beſoffenen Teutſchen macht, der nichts kann, als ſaufen, fluchen, Tiſche und Bänke entzwei ſchlagen und ſein Weib prügeln.

Alles, was auf kleinen Erwerb durch Spaß und durch Betrug ausgeht, iſt während der Freiheit des Karnevals in Bewegung und tummelt ſich tagtäglich auf den beſuchteſten Plätzen und Stellen der Stadt herum. Puppenſpieler, Gaukler, Narrendoktoren, Bänkeprediger, Blinde und Lahme, die auf das Mitleid, die Weichheit, den Aberglauben und das fröhliche Herz der Menſchen rechnen, alle füllen nach Vermögen die öden und ſtillen Lücken des Karnevals aus und dienen an ihrem Theile nicht ſchlecht zur allgemeinen Luſt. Weil dieſe Dinge ächt italiäniſch ſind, ſo nehmen ſie ſich auch nicht ſo erbärmlich aus, als es gewöhnlich bei uns Nordländern der Fall iſt, wo kein Berührungspunkt mit den Zuſchauern und Zuhörern iſt, ja wo ſelbſt oft die ſpielenden Perſonen nicht zum Spiele, das ſie ſich anmaßen, gehören.

Vor allen voran ſteht unter dieſen zahlreichen Haufen derjenige, der mir tauſendmal Vergnügen gemacht hat und deſſen Name nicht in die engen Gränzen Italiens gebannt bleiben muß. Er heißt Joſeph Tucci, das Ideal eines Montambanco, oder Narrendoktors. Unter allen Quackſalbern, Wundermännern, Bänkerednern und Zahn- und Wurmdoktoren, und was die Legion dieſer außerordentlichen Geiſter ſich ſelbſt für Namen giebt, oder von andern erhält, unter allen, die hier während des Karnevals figurirten und perorirten, behauptete er die erſte Stelle und ich habe ſelbſt in Paris ſeines Gleichen nicht geſehen. Freilich ſchadet ſolchen Ehrenmännern, die für das Beſte und die Geſundheit der Menſchheit arbeiten, weder Advent, noch Quadrageſima, aber doch hatte das Karneval ſie vorzüglich zuſammengebracht, dieſe Zeit, die alles Erlaubte und Verbotene ans Licht bringt, und wo das Volk, einmal vom Geiſt der Unruhe umhergetrieben, gern jedem Schauſpiel und Ohrenſpiel ſich zudrängt und auch bereitwilliger iſt, ſeine Taſchen aufzuthun. Sie erſcheinen gewöhnlich zu Fuß und zu Pferde, galonnirt mit Treſſen, oder mit Zähnen und Knochen, ſo daß man ſie für Abkömmlinge der Huronen halten könnte. Tucci aber behauptete endlich den großherzoglichen Platz allein, nachdem er alle von der Bahn geſchlagen hatte, und noch die letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz redete er von ſeinem hohen Stuhl. Er hat mir das Bild eines Meiſters der Kunſt gegeben und manche Aufklärung über die Art, ſich durch die anſchauliche Beredſamkeit den leichteſten und ſicherſten Weg zu den Herzen der Zuſchauer zu bahnen. Faſt alle Tage hatte er neue Wendungen und Phraſen und Gegenſtände und Spielereien, woran er dieſe knüpfte, und ſo ſammelte er, ſo viel andre auch ſingen und ſchreien und trommeln mogten, ein neues Auditorium um ſeinen Tiſch. Eine kleine dürre Figur in einem grünen Kleide mit Gold beſetzt, ſtand er da und wußte ſeine ſpitzbüſch freundlichen

Augen unter einer heitern Stirne und an einer kleinen Habichtsnaſe ſpielen zu laſſen, während Hände und Füße ſo demonſtrirten, daß er im Januar und Februar, die dieſes Jahr auch hier keine Frühlingsmonate waren, von Schweiß troff. Er war Zahnarzt, Bruchbändermacher und Wundereſſenzendiſtillirer und hatte die Inſignien ſeiner Kunſt meiſtens um ſich her auf dem Tiſche liegen. In der Mitte ſtand als die Königin eine große dickbäuchige Ampolla mit dem Balſam und eine Menge kleiner Gläschen lagen umher. Zu beiden Enden prangten ein Schädel und Zähne, die entweder friſch auf dem Platze ausgezogen waren, oder durch ihre monſtröſen Wurzeln und ihre Länge Erſtaunen erregten. Die abgewandte Seite nahmen die Bruchbänder ein und vor ihnen lag eine Menge gedruckter Zettel, deren einige auch am Halſe der großen Flaſche wehten, worauf alle die wunderbaren Wirkungen des Wunderöls zu leſen waren. Gewöhnlich fing er mit dem ſchönſten Schädel an und hielt eine Predigt an das Volk über Adams Fall und die allgemeine Sterblichkeit und über den alten Wurm, der den Vater der Menſchen verführte, weswegen ſeine Kinder nun von ſo vielen Plagen des Leibes heimgeſucht, und auch, wie er ſich ausdrückte, von Würmern vollgeſtopft ſind. Aber Gott, der die Menſchen nie ganz verlaſſen könne, habe ſich ihrer von jeher angenommen und gegen den großen Wurm Chriſtus und alle Heiligen, gegen die kleinen Würmer aber Pflanzen und Mineralien wachſen laſſen. Dieſes Wunderöl, das er austheile, ſey ein uraltes Arkanum alter Philoſophen, und von ſeinem Großvater in einem Kloſter zu Piſtoja entdeckt; es ſey auch dieſes olio di diſtrazzione allein bey ihm ächt zu haben. Beſcheiden begann er ſodann, er wolle nicht behaupten, daß es gegen alle Uebel diene, aber zugleich machte er doch die meiſten menſchlichen Krankheiten namkundig, in denen es von ſchneller Wirkung ſey. Dieſes mit der Anrufung der Heiligen, des Allerhöchſten (Altſupremo) und der unbefleckten Jungfrau begleitet. So ſtark war ſeine Beredſamkeit, ſo ſchön ſein Organ, ſo trefflich und genialiſch ſeine Wendungen, daß es ſelten an Thränen, und alſo nie an paoli fehlte. Auch ſeinem Zahnauszieher ließ er einſt einen Prolog vorangehen, der ſehr vernünftig war, und in dieſer Kunſt war er vorzüglich, denn das zeigte er ſogleich öffentlich an mehreren, denen er zum Heil derer, die im Fegefeuer ſchmachten, (ein gewöhnliches Gebet derjenigen, die etwas an Armen umſonſt thun,) umſonſt, oder um einige Grazien den Mund rein machte vom Uebel. Oft auch kam er mit einem Kauz, einem Hahn, oder einem andern Vogel auf einer Stange, hielt erſtlich ſeinem Gewerbe eine Ehrenrede, das es nothwendig mache, ſich zum Narren zu machen, weil die Leute es ſo wollten, deswegen brauche auch er eine parola buffonesca, oder einen dergleichen atto, per far rider, um die Aufmerkſamkeit der Menſchen zu erregen, und ſo mit ſeinen Gäben ſich der Menſchheit und ſeinen theuerſten Landsleuten nützlich machen zu können. Und in der That konnte dieſes tauſendfältige Genie ſie mit ſeinem Kauz zum Weinen, und mit dem Todtenkopf zum Lachen bringen, wenn er wollte. So köderte und ſchmierte er ſie mit dem Oel und Balſam ſeiner Zunge und ſeiner Büchſen und Flaſchen und ſagte auch wohl ſelbſt zuweilen, im Vertrauen auf ſeine Kunſt, die Gewalt der Zunge und des Genies ſei immer ſtärker geweſen, als die der Knochen. Er ſey klein und winzig von Körper, aber Gott ſey mächtig im Schwachen, und Goliath liege David unter.

Eine Menge Gaukler zeigten auf dazu gemietheten Sälen Taſchenſpielerſtreiche und Künſte, und hatten immer ihr Auditorium, andere brauchten Affen und Hunde und andere Thiere, ſelbſt Silenus Eſelein zu ſolchen ſchnellen Dingen. Was würde Petrarch ſagen, wenn er wieder lebendig würde, und das Sonnet, das er zuerſt adelte für die lyriſche Poeſie, nun für jeden Eſel und Köter gemisbrauchtſähe; denn in kleinen Sonnetten ſind meiſtens die Ankündigungen. Welcher Italiäner wäre auch ſo ſchlecht, daß er nicht ein Sonnet machen könnte? Beſonders lächerlich war mir die Aufſchrift auf dem ausgehängten Porträt eines kunſtreichen amerikaniſchen Hühnerhundes: Hier ſieht man, was man nicht glaubt, und glaubt man, was man nicht ſieht. Qui ſi vede, che non ſi crede, e ſi crede, che non ſi vede. Das iſt die erhabene Myſtik, wodurch Heilige und Unheilige von jeher die Welt bethört haben und mitunter ſich ſelbſt.

Ein anderer Zweig des nie ausſterbenden Jubels waren eine Menge Puppenſpiele, die an frequenten Stellen der Stadt den ganzen Tag mit kleinen Pauſen bis in die ſinkende Nacht hinein ſpielten, und oft keinen ſchlechtern Witz hatten, als die kleinen Theater, deren Spieler auch meiſtens extemporiren. Man ſah hier nur wieder in einem verjüngten, oder verjüngteſten Maßſtabe den Geſchmack des Volks dargeſtellt, und la Pulcinella und il diavolo machten den Stentorello und Arlechino oft witzig und närriſch genug, und einige andre Perſonen ſpielten die Zwiſchenakte. Die Regierer und Lenker unten im Narrenhäuschen mußten die Stimmen moduliren, und ſo ging das Spiel denn auf offenem Platze, unter einer Loggie, oder auf einer Kirchentreppe zum Vergnügen einer zahlreichen umherſtehenden Verſammlung vorwärts, und konnte man über das eigentliche Spiel nicht lachen, ſo gab das Tauſendfache und Lebendigere der Umſtehenden einen deſto reichern Stoff. Mit einigen Violinen und Cimbeln und der rundgehenden Büchſe wurden die Intermezzen gemacht, und die Hauptſcenen der komiſchen Tragödie hingen auf großen papiernen Mahlereien an langen Stangen, bunt und ſchimmernd gemahlt, und wurden von den lieben Bauersleuten und den Buben mit ſtaunenden Blicken ſtudirt. Des Abends wurde eben dieſe giuochi di burattini in Sälen geſpielt, und mit dem größten Ernſt von den Spielern und Zuſchauern behandelt.

Mehrere Reihen Bänke waren für die Zuſchauer bereitet, und der Eintritt für die ganze Herrlichkeit zwey Grazien, wofür man freylich drey Stunden ſein Zwergfell erſchüttern konnte. Auch dieſem edlen Vergnügen habe ich, in dem Saal des erſten Spielers vom großherzoglichen Platze, zwey Abende geweiht, und fand es immer gedrängt voll, nicht bloß vom Pöbel, ſondern von manchen rechtlichen Leuten und vielen feinen Masken. Es ward hier auch die Kunſt mehr veredelt, ſie war nicht mehr das plumpe Spiel des Platzes, ſondern der Teufel und Pulcinella waren viel kultivirter und feiner, und das ganze Spiel auch der übrigen Perſonen um viele Stufen hinaufgeſtimmt; alles war in Worten und Werken hochtragiſch, was den nächſten Ueberſprung zum Komiſchen macht, ſo wie nichts mehr Lachen erregt, als die Affektation, wann ſie einem geſunden Gemüthe an die Ohren ſchlägt. Deſto ſchöner war alles, je weniger der Teufel und Conſorten es ſich bey aller Mühe verwehren konnten, daß nicht die alten Rücken und Tücken, und die eingewurzelten Weiſen und Unarten ihnen in den Nacken ſtießen. Auf dieſe erſten theatraliſchen Vorſtellungen folgten Taſchenſpielerkünſte, zum Theil ganz vorzügliche, wie ich ſie bey uns von den beſten Meiſtern, die ſich ungeheuer bezahlen laſſen, nicht beſſer geſehen habe. Dann kam ein chineſiſches Schattenſpiel mit herrlicher Muſik, und einigen kläglich geſungenen Balladen. Endlich machte ein Maſchienenſpiel den Beſchluß, welches die einzelnen Scenen des Karnevals vorſtellte, die wandelnden Masken, den Korſo und die venezianiſchen Forzen, oder Kraftſtücke, die leider hier nicht Sitte ſind; und zu allerletzt ein Teller, der für ſo vielen Schweiß und ſo viele Anſtrengungen der Spieler von den Honorazioren der erſten Bänke noch ein kleines Freudengeld erbat. Auch hier ſelbſt fand man keine Auslachung und Verſpottung, die dergleichen Leute bey uns gewohnt ſind. Man nahm alles mit der gehörigen Art hin, und wußte wohl, daß auch dieſe für das allgemeine Vergnügen, wenn gleich auch für das tägliche Brod arbeiteten.

Auch ſelbſt die Blinden, Lahmen, Elenden und Krüppel gehören mit zu den Menſchen, die das Getümmel und die Unterhaltung des Karnevals vermehren. Wie ſollte man den Leidtragenden unter den Menſchen abſchlagen, was man nicht den Freudeſuchenden verwehrt, öffentlich aufzutreten und ihre Rolle zu ſpielen? Auch ſie müſſen, wie es den Kindern des Unglücks gewöhnlich geht, für die Freude und Unterhaltung des Volks arbeiten. Sie ſammeln ſich je drei und vier mit Violinen und Cimbeln, oder einer alten klimpernden Laute, und machen auf irgend einer ſonnigen Stelle auf dem Platz des Großherzogs, oder längs dem Arno Muſik, indem ſie ſchöne neue geiſtliche und weltliche Lieder herſingen, wovon ſie gewöhnlich einen reichen Vorrath gedruckt haben. Dieſen ſuchen ſie um einen Soldo, oder eine Grazie das Stück abzuſetzen, und damit dieſe Art des Erwerbes beſſer gehe und die Zuſchauer nicht ermatten, machen ſie auch wohl Späße und ſpielen kleine Komödien unter ſich. Einige ſind auch Improviſatori — in Italien kann ein jeder etwas ſeyn — und machen aus irgend einem Vorfall des Tages ſogleich einen Volksſchwank. So habe ich ſie unendliche Neujahrswünſche, die offenbar das Gepräge eigner Erfindung und eignen Witzes trugen, der Menge abſingen hören, die denn durch ſo viele Bemühungen bewegt, und durch die Erinnerung an das Fegfeuer und die heilige Jungfrau erweicht, oft außerordentlich freigebig in den hingelegten Cembalo wirft, woraus die Hand eines Blinden die Pfennige zuſammenrafft. Wenn es nicht ſchon außerordentlich rührend wäre, dieſe Elenden die Stimme der Freude und Luſt aus den Saiten locken, und die Freuden und Dinge des Lebens beſingen zu hören, die einigen von ihnen nie erſchienen ſind, ſo hat doch meiſtens ihre Miene ſo viel Ausdruck nicht des Entzückens, ſondern der Verzuckung, und ihre Stimme oft eine einfältige und herzrührende Klage, daß ſie mich oft innig bewegt haben. Nie werde ich eines alten blinden Weibes vergeſſen, das, von einer reizenden Tochter geführt, das niedliche Liedchen von Bertola ſang: O bella mammola tutta modeſta mit einem ſo ſüß melancholiſchen Ton, daß es ewig in meiner Bruſt leben wird. Oft auch haben ſie Roſenkränze, Krucifixe, Ringe und Zettelchen, die an heiligen Orten geweiht ſind, oder von heiligen Knochen berührt, worüber ſie erſt einen frommen Sermon halten, und dann reichlich ſie abſetzen.

Doch vor allen haben diejenigen das einträglichſte Gewerbe, welche wirklich oder verſtellt mit dem fallenden Uebel behaftet ſind und ſich an beſuchten Stellen den Augen des Volks zur Schau ſtellen. Dieſes Uebel ſcheint hier eben ſo heilig und unverletzlich zu machen, als es bey gewiſſen wilden Völkern macht, welche die damit Behafteten häufig für Lieblinge der Götter halten, die ſie ihrer Offenbarungen würdigen; und in der That ſolche Menſchen weiſſagen nicht weniger, als die Fieberraſenden. Habe ich je eine Aehnlichkeit mit der Behexung der Haſen, Eichhörnchen, Vögel durch die Klapperſchlangen gefunden, ſo iſt es dieſe hier. So eine Perſon wirft ſich auf die Knie, ſpreitet die Schürze vor ſich aus und legt in ſie ein Krucifix, indem ſie zugleich mit den Armen eins macht, als gälten die Ordalien noch, und die Augen halb verkehrt, halb entzückt in dem unbeweglichen Kopfe auf das Crucifix heftet. Ich habe es oft mit Erſtaunen geſehen, wie ſchnell dies wirkt. Die andern armen Teufel mögen ſpielen und ſingen, ſo gut ſie können, ſie reichen nicht an dieſe ſtumme Beredſamkeit des frommen Aberglaubens. Nicht blos Grazien, Soldi und Quatrini, nein die Paoli und halben Paoli fliegen in die Schürze und um das Krucifix, und mit reicher Leſe erhebt ſich endlich der Büßende, oder die Büßende. Es iſt ein Gedränge, ein Gaffen und Staunen im Blick und Gebehrde, ein Bekreuzen und Küſſen des Krucifixes, daß ich dieſen Anblick wohl Leuten gönnen mögte, die noch nie in einem katholiſchen Lande geweſen ſind. In einem beſſern Sinne ſollte freylich der alte Spruch res ſacra miſer ewig gelten.

Noch eine andre Art iſt dieſe. Bey der Annahung hoher Feſte ſingen, oder erzählen ſie die bibliſchen Geſchichten, die hierauf Beziehung haben, populär und begreiflich auf aushängenden papiernen Tafeln gemahlt. Die Pauſen füllen ſie mit der Violine, oder Cimbel aus, und ſagen die Geſchichten entweder im Kanzelton, oder halb ſingend beinahe als Recitativ her. Eben ſo müſſen die Geſchichten des Tages, die Einnahmen von Städten, Schlachten, Todesfälle merkwürdiger Männer herhalten, und ſelten fehlen die Klexereien zur Erläuterung. So ward die ganze Tragödie des armen Königs von Sardinien hier in effigie ausgeſtellt und abgeſungen, ehe er noch hier auf ſeiner Flucht ankam; doch ihm konnten dieſe Sänger und Mahler nicht leicht Unrecht thun. Wenn die Erzähler beſſer wären, und wenn die Witzigen von ihnen ſo witzig ſeyn dürften, als ſie mögten, ſo könnte dies ein Weg werden, manches Geſunde und Stärkende in die Köpfe des Volks zu bringen. Beſonders war es hier, von dem Volke immer Trauerſcenen und Hinrichtungen auf den Platz bringen zu ſehen, die von den Franzoſen in Italien veranlaßt waren, z. B. die fromme Nonne, die ſich entleibte, als die Huſaren ins Kloſter brachen, der Genueſer Rekrut, den ſie von ſeinen Liebchen riſſen, der wieder zu ihr deſertirte und guillotinirt ward, eben ſo kläglich als erbaulich anzuhören.

Ich will es wagen von ein Paar ſolchen Volksgeſängen, als einer Art Volksmeſſer, hier eine unvollkommene Ueberſetzung zu geben, nemlich von dem niedlichen Liedchen von Bertola, deſſen ich nur eben erwähnte, und von einer Volkspoſſe im gemeinen Ton. Es iſt nichts ſo gemein, wenn es auf die Zeichnung individueller Volkszüge an kömmt, daß es der Referent wie ſeiner unwürdig verſchmähen dürfe.

Jene Poſſe führt den Titel: Le Tremendiſſime ed ercistupende prove del grandiſſimo Gigante Sgarmigliato, d. h. die erſchrecklichen und erzwunderbaren Proben des großmächtigen Rieſen Ohnehos. In folgenden Verſen wird ſie abgeſungen zum leichten Tanz bei ein Paar Cimbeln und einer Trommel, die bei dem Refrain einfällt:

Wenn einer wünſchet Wunder zu hören,
Reck' er die Ohren nicht auf zu den Sphären,
Wie ſie in luſtiger Muſica klingen.
Hieher! Hieher! ich will ihm ſingen
Wunder vom Rieſen Ohnehos.
O wie war er entſetzlich groß!

Wer das Geſchlecht von dem Helden kannte,
Leitet es ab vom Stamm des Morgante:
Zehn Jahre vor ſeinem Vater gebohren,
Einige ſagen im Lande der Mohren,
Andr' in Bologna, andr' in Sachſen. *)
Oder in England, wo ſie ſich baxen,
Baxen auf Bauch - und Rippenſtoß.
O wie war er entſetzlich groß!

Wer kann ſchaffen die Arbeit der Spindeln?
Tauſend Paar Lacken, ihn einzuwindeln?
Fünftauſend Betten, ihn zu bedecken?
Für ſeine Piktücher fehlen die Hecken.
Zehntauſend Ochſen müſſen gleich ſterben,
Hundert Männer dran gehn und gerben,
Tauſend Schuſter ſich plagen und bängen,
Sein' erſten Stiefeln zum Leiſten zu zwängen.

---

*) In Sachſen. Sonderbar, daß die Volksſagen in Italien und Frankreich, wenn ſie von Rieſen und Menſchen außerordentlicher Stärke erzählen, dieſe in Sachſen gebohren ſeyn laſſen. Sollten die gewaltigen Leiber der Sachſen zu Karls des Großen Zeit, mit welchen die Franken und Italier ſich wohl bekannt machen mußten, ſo bis auf die Fabel und Sage hinein fortgewirkt haben? Auch die Römer hatten eine Zeit, wo ſie mit Teutonen und Gothen und Parthern ihren Kindern ein Grauen machten. Die Dinge vergehen, die Meinungen bleiben.

Daß ihm Hoſen die Lenden umſchließen,
Läßt er tauſend Elefanten erſchießen;
Und wer zählet die Stücken vom Zitze,
Aufzupaſſen dem Köpſchen die Mütze?
Doch riß die Naht auf wegen der Engen;
Hoſen und Stiefeln ſah man ihn ſprengen;
Alles brach in Verwunderung los:
O wie iſt er entſetzlich groß!

Hinter der Naſe hohen Revieren
Konnten drei Reiterſchwadronen marſchiren.
Nieſt' er, ſo flogen wie Mücken und Fliegen
Himmelan Heerden von Schafen und Ziegen.
Klatſchte der Regen und ſtürmte es ſauſend,
Sein hohler Zahn gab Zuflucht für tauſend.
Hoch ſtand ſein Haar einem Wald zu vergleichen,
Läuſe wie Kälber ihn weidend durchſtreichen.
Kein Baum war gnug, um als Stab ihn zu richten,
Denn zum Zahnſtöcher entwurzelt er Fichten,
Und ſo wie wir auf Blumen und Sträuchen,
Schritt er zermalmend auf Buchen und Eichen,
Felſen zerrieb er wie einen Kloß —
O wie war er entſetzlich groß!

Mönche ſelbſt konnt' er im Eſſen beſchämen,
Denn einen Wallfiſch zum Anbiß zu nehmen,
Sechs Delfine und zwei Sirenen,
Lernte er ſchon ſich als Knabe gewöhnen.
Tauſend Ochſen und wilde Säue,
Hirſche und Rehe wie viel' aufs Neue!
Was er an Hämmeln und Kälbern gefreſſen,
Wer kann die Größe der Zahlen ermeſſen?
Zum Deſert zehn Tonnen Roſinen,
Mandeln zur Fracht für drei Schiffe zu dienen,
Käſe geformet nach Mühlenſteinen,
Feigen und Nüſſe aus Meilen von Hainen.
Und ſeinen Becher, ſo weit als Galeeren,
Konnte er zehnmal und hundertmal leeren,
Bis er die Augen betrunken ſchloß.
O wie war er entſetzlich groß!

In ſeinem Ohre war vorn eine Halle;
Krämer und Trödler drin ſchacherten alle;
Eſ'lein, mit Eimern und Säcken beladen,
Gingen zu zehen und nahmen nicht Schaden;

Kutſchen konnten mit Vieren drin wenden.
Aber das Schönſte iſt ſtets an den Enden:
Hinten ſtand prächtig ein ſtolzes Muſeum,
Auch eine Kirche, draus klang das Te Deum,
Orgelſpiel und der Domherrn Geſänge —
Drinnen wandelt die betende Menge,
Woll'n alleſammt in Abrahams Schooß.
O wie war er entſetzlich groß!

Schritt er, ſo ſtand ein Fuß auf der Alpe
Ueber Verona, der andre auf Calpe;
Stand er aufrecht, ſo ſah er die Mohren
Schwitzen, durch Schnee ſich die Lappländer bohren,
Graben die Häuſer ſich unter der Erden,
Daß ſie nicht gar zu Eiszapfen werden.
Mußte er thun was die Kaiſer auch müſſen,
Klang es, als würde die Erde zerriſſen;
Schlug er ſein Waſſer ab, in Orellanen
Brauſt' es zu wirbelnden Oceanen:
Wär' er nicht früh in der Jugend geſtorben,
Hätt' uns die Sündfluth zum zweiten verdorben;
Auch ihn traf das ſterbliche Loos.
O wie war er entſetzlich groß!

Eines Abends entſchlief er im Kühlen,
Mücken umſummten ihn luſtig im Spielen:
Da flog ihm eine ſo tief in die Naſe,
Daß er auffuhr mit Nieſen vom Graſe,
Nieſte ſo lange und alſo gewaltig,
Daß eine Ader der Lunge ward ſpaltig,
Riß ihm den Schlauch ſeines Bluts auseinander;
Ausſpie er gleich einen rothen Mäander,
Fiel auf die Kniee, ward bleich und ermattet,
Bis ſeine Augen das Dunkel beſchattet:
Bald fällt zuſammen ſein mächtiges Leben,
Daß drob die Länder und Meere erbeben.
Todt iſt der ſtattliche Ohnehos.
O wie war er entſetzlich groß!

Bertola.

O bella mammola, tutta modeſta,
Il primo zefiro d'April ti deſta,
Vivi rinchiuſa, ma da lontananza
La tua ti accuſa dolce fragranza
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine d'ogni donzella!

Chi va per coglierti, ſe avanza il piede,
Già ſta perpremerti, ne ancor te veda
Pure e gentili le tue ſogliette
Tra l'erbe vili giaccion neglette.
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine d'ogni donzella!

Quando ſul creſcere di primavera
De' fior più nobili creſce la ſchiera,
Ch'apron più vaga, più altera ſoglia,
Ti ſtai tu paga, che niun ti coglia.
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine dogni donzella!

O Veilchen liebliches, ſtill und beſcheiden,
Dich weckt der früh'ſte Lenz, Blümlein der Haiden,
Lebſt ſo verborgen, aber von weitem,
Muß uns dein ſüßer Duft, wo du biſt, deuten.
O Veilchen liebliches, lieblich zu ſchauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Wenn wir zu pflücken dich, Blümelein gehen,
Oft wir zertreten dich, eh wir dich ſehen;
Thuſt ungeachtet unters gemeine
Unkraut die Blättchen dein, lieblich und ſeine.
O Veilchen liebliches, lieblich zu ſchauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Wenn junge Frühlingsluft ſchmeichelnder wehet
Und ſtolzer Blumen Schaar prangend erſtehet,
Wenn Roſen, Nelken, Lilien entzücken,
Stehſt du und lockeſt nicht, daß ſie dich pflücken.
O Veilchen liebliches, lieblich zu ſchauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Nachtrag von Florenz und andern Sachen.

Außer dem Taumel des Karnevals, wo alles aus ſeinen gewöhnlichen Angeln geriſſen iſt, laßt ſich in Florenz für denjenigen nicht viel machen, der im Glanz und im Strudel des Lebens ſeine Glückſeligkeit ſucht. Alles geht dann in einer Stadt, die nicht reich und wo der Zuſammenfluß der Fremden nicht groß iſt, einen ſehr ſtillen und bedächtigen Schritt, und auch die Vergnügungen, die man ſich macht, ſind äußerſt einfach. Die Großen und Adlichen ziehen mit der ſchönen Jahrszeit auf ihre prächtigen Villen und machen die Stadt noch öder, der Hof ſelbſt lebt häufig auf ſeinen ſchönen Schlöſſern, und man ſieht alsdann kaum einige Equipagen in Florenz. Die guten Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern wandern zu Bekannten auf die ſchönen Hügel, manche haben auch ſelbſt ein Gärtchen, oder einen Weinberg vor der Stadt, wo ſie ihrer Muße ſüß genießen können. Faſt alles von dieſer Klaſſe wandert zu Fuße und der Miethkutſchen und Fiaker ſind nach Verhältniß der Stadt und der Menſchen, ſehr wenige. In der Stadt iſt ſonſt das gewöhnliche Schauſpiel- und Kaffeehausleben, welche die Plätze ſind, wo Bekanntſchaften gemacht und fortgeſetzt werden. Von teutſcher gaſtfreylicher und häuslicher Geſelligkeit weiß man hier wenig, und was in den Konverſazionen der Großen und Honoratioren davon übrig geblieben iſt, ſind elende Schnörkel und Verzierungen, in denen ſich nur die Eitelkeit des Wirthes abglänzen ſieht. Ueberall führt der gebildetere, ja auch nur der wohlhabendere Florentiner, was zugleich von manchen andern Italiänern gelten kann, das äſthetiſche äußere Leben; ſein Herz braucht ſo viel nicht, als das des Teutſchen.

Eines der erſten Vergnügen, welches die Italiäner ſehr genießen, iſt das Spazieren, weil es eines der wohlfeilſten und zugleich unſchuldigſten iſt. Obenan unter den

Promenadeplätzen ſtehen die Kirchen; denn das Kirchengehen iſt in Italien noch mehr ein Promeniren, als in andern katholiſchen Ländern. Es geht immer von einer zur andern, beſonders aber beſucht man die vollſten und glänzendſten, weil es dort auch die eleganteſte und zierlichſte Geſellſchaft giebt. Dies iſt nicht allein alltäglich ſo, ſondern ſelbſt an hohen und höchſten Feſttagen und an ſolchen ſogar, wo jedes chriſtliche Herz ſich mit Staub und Aſche beſtreuen ſollte. Das iſt ein Laufen und Stehen und Sehen, bloß um geſehen zu werden, ein Herumgucken und Spioniren nach Leckerbiſſen, die hier nicht geſucht werden ſollten, ein Flüſtern und Lächeln und Kichern und Hände- und Kniedrücken und ein Winken und Nicken, die ſüße Vorbereitungen zu ſüßeren Schelmereien ſind. So wird hier, wo die Sünde ſo leicht abgewaſchen wird, manche Sünde vorbereitet, und die Früh- und Spätmetten, vorzüglich die abendlichen und nächtlichen Proceſſionen und Aemter, die armen Sündern oder Heiligen zum Heil oder zur Ehre gehalten werden, geben nur zu viele Gelegenheiten. Ich könnte von der Chriſtnacht und von anderm nächtlichen Gottesdienſt ſehr intereſſante Skizzen geben, wenn es nicht zu weit von meinem Geſichtspunkte läge, und wenn ſolche Scenen ſelbſt in Romanen nicht ſchon genug ſpukten. Man braucht dem Aal nur eine heitre Nacht und Thau zu geben, ſo ſchlüpft er von ſelbſt auf dem Lande fort. Die geiſtlichen Herren, vor deren Augen und an deren Seite ſolche kleine Menſchlichkeiten abgemacht werden, gehen ſtill mit ihren Kelchen, Meßgewändern ꝛc. von einem Altar zum andern und laſſen ſich durch nichts ſtören. Jeder mag gehen, ſprechen, lachen, flüſtern, ſoviel er will, wenn er nur die allgemeinen Weiſen mitmacht, ſo iſt es gut. Dann fühlt man es recht, wie alles nur äußerer Dienſt iſt und auch von den Geiſtlichen ſelbſt für nichts anders gegeben wird. Nach dieſer Kirchenpromenade, — verſteht ſich, daß wir von feſtlichen Tagen und müßigen Menſchen ſprechen, die immer feſtlich ſeyn können — geht ein großer Theil der feinen und frohen Welt auf der ſchönen dieſſeitigen Gaſſe am Arno, längs dem Arno genannt, ſpazieren, eine Promenade, die für den Herbſt, Winter und erſten Frühling trefflich iſt, im Sommer aber mit der Hitze aufhört, weil die Südſonne, die vom Waſſer des Stroms und von den Häuſern abprallt, ſie unausſtehlich macht. In den andern Zeiten iſt hier aber ſehr häufig alles Schöne und Elegante von Florenz ausgegoſſen und die lange Strecke von der alten Brücke bis zur Dreifaltigkeitsbrücke zeigt dann nur ein einziges fröhliches Gewimmel. Selbſt den Großen gefällt es oft, bis hieher zu fahren und dann unter der ſtrudelnden Menge auszuſteigen. Etwas entlegner iſt der ſchöne Garten Boboli am Pallaſt Pitti, weil er grade an der öſtlichen Seite der Stadt liegt, aber dafür iſt er Sommer und Winter wunderſchön, ſeine Bäume und Lauben verlieren nie das Grün und den Duft, immer tönt er von Geſängen der Vögel, denen dort keine Schlinge, noch Flinte ſchaden darf, und immer iſt er voll von Menſchen, die die ſchöne Natur und die Einſamkeit lieben. Wenn ich im December und Januar 1798 und 99 hier manche Stunde ſitzen und mich am Schönen und am Himmel ſonnen konnte, wie ſollte dieß in gewöhnlichen Wintern nicht noch mehr der Fall ſeyn? In dieſem Garten ſieht man die reitzendſte und ſchönſte florentiner Jugend, vorzüglich die weibliche, welche in die dichten Gedränge der Stadt ſich noch nicht miſchen darf; ſelbſt diejenigen werden hier oft an der Luft herumgeführt, welche ſonſt in einſamen Zimmern, oder gar in Zellen erzogen werden. Das kleine Volk, das mehr nach Lärm, Geſchrei und Geraſſel fragt, und einen trompetenden Eſel, oder einen ſingenden Krüppel intereſſanter findet, als das feinſte Mädchengeſicht, oder die zärtlichſte Nachtigall, ſtört dieſen Lorbeerhain weniger und ſtreift höchſtens nur in einzelnen Gruppen durch. Darum ſuchen die Vornehmern und Beſſern dieſen Aufenthalt der Fremde, und man kann oft liſtig genug in ihrer Nähe und Geſellſchaft ſeyn, zumal gegen die Dämmerzeit, wo die Büſche noch dichter ſind. Auch die Geiſtlichkeit liebt dieſen Ort beſonders und die jungen Seminariſten mancher Kollegien und Orden werden dahin fleißig an die Luft geführt. Einzelne Herren Schwarzröcke ſchleichen oft einſam in den abgelegenen Gängen, wo nicht ſelten loſes Geſindel mit den Faſanen ſich verkriecht. Junge Schwärmer und Verliebte ſitzen umher und leſen, lüſterne Weiblein trippeln umher und ſpähen, feine Stutzer treten gravitätiſch und ſtehen bei jeder Statüe einige Minuten ſtill und fixiren ſie mit der Lunette. Kurz, das ſchöne Amphitheater von Boboli hat ein wahres Schauſpiel; ich will aber nicht ausplaudern, was ich ſonſt noch vielfältig ſah und hörte, das ſollen die verſchwiegenen Schatten bedecken. Vom lieblichen Prado habe ich ſchon an einer andern Stelle geredet, der iſt aber nicht für alle Füße und für alle Tage, und an den gewöhnlichen kutſchieren nur einige Große da herum, und allenfalls wandern neben ihnen wenige Fremde und Emigranten.

Der Freigebigkeit und Humanität der hieſigen Regierung habe ich bei mehrern Gelegenheiten erwähnt, ſie iſt ganz Wieneriſch, ja faſt noch mehr. Die Gallerie, die Palläſte, Spitäler, Bibliotheken, Villen ꝛc., alles ſteht nicht bloß unentgeldlich für eines jeden Genuß und Gebrauch offen, ſondern es iſt ausdrücklich der Befehl da, einen jeden nach ſeinem Begehren und Wunſch dabei zu fördern und zu unterſtützen und durchaus nicht das geringſte anzunehmen. Dieſer Befehl ergeht freilich auch an andern Orten, aber man muß ſchon geben und giebt gern, um nicht Geſichter um ſich zu haben, die wie ſolche ausſehen, welche geköpft, oder gehangen werden ſollen. Aber faſt alle Männer, die als Aufſeher, oder nur als Wächter und Bedienten bei den öffentlichen Anſtalten in Florenz ſtehen, ſind eben ſo bereitwillig, ihre Pflicht zu thun, als höflich und freundlich, was nie als Pflicht befohlen werden kann. Vorzüglich karakteriſtiſch aber für die hieſige menſchliche Regierung iſt es, einen jeden zuzulaſſen, er mag Bürger oder Bauer, oder der unterſte Tagelöhner ſeyn, dagegen hat man die Bedienten in Livree von vielen Anſtalten namentlich ausgeſchloſſen, eine merkwürdige Unterſcheidung; ein Menſch, der freiwillig eines andern Farbe trägt, iſt nur der erſte nach ſeinem Pferde und Maulthiere und muß billig hinter jedem Eſeltreiber ſtehen, der frei ein kargeres Brod iſſt.

Eben ſo menſchlich und liebenswürdig iſt die Polizei, die nie durch Gaunereien und Nachſtellungen ſich geſchändet hat, wie anderswo; denn in den meiſten Ländern iſt ſie nur eine Spionin, die auflauert, wo noch ein Reſtchen von Freiheit emperduket, um ihn mit der Wurzel auszureißen; darüber geht der erſte Zweck meiſtens verloren. Faſt ſcheint es, als habe das toskaniſche Volk keiner ſo straffen Zügelung nöthig, als andre Völker. Alles regiert ſich gleichſam von ſelbſt, und wenn auch kleine Mängel und Unordnungen einreißen, ſo iſt es beſſer, man duldet ſie, als daß man nach der andern Seite zu weit über die Gränze ſchreitet. Viele der Misbräuche und Gräuel, die andre Städte Italiens übel berüchtigt machten und noch machen, kommen hier außerſt ſelten vor. Von Banditen, von Dolchen und Vergiftungen und von gefährlichen Liebesabentheuern und Hurenhändeln hört man hier nicht. Das alles iſt von jeher nicht recht toskaniſch geweſen und die Mediceer haben ſolches Unkraut nicht recht aufkommen laſſen. Der Karakter des Toskaners iſt rechtlicher und freier, als an den meiſten Orten Italiens, das Joch der Ausländer und der Pfaffen und Ariſtokraten hat die Nation nicht ſo ſehr herabgewürdigt, daß ſolche Dinge, wie ſie anderswo erlaubt, oder doch gleichgültig dünken, hier nicht immer abſcheulich geweſen ſeyn ſollten. Auch das Weib hat hier immer noch mehr Freiheit gehabt, als anderswo

in

in Italien, und ſo ſind viele Ränke und böſe Geſchichten an der Wurzel abgeſchnitten geweſen. Auch in Rückſicht dieſes Geſchlechts iſt man hier immer ſehr teutſch und franzöſiſch geweſen. Alles durfte ziemlich ans Licht hervortreten und die verheiratheten Weiber hatten die gebührende Freiheit und wußten ſich ſelbſt vom Cicisbeat frei zu halten, ſo ſehr dies durch die Sitten Italiens angeht. Die unverheiratheten Töchter beſſern Standes werden billig unter ſtrenger Aufſicht gehalten, welches auch in Italien wohl mehr, als anderswo, Noth thut. — Die politiſche Freiheit iſt hier nun vollends groß; ſeinen drohenden Feinden muß der hülfloſe Staat ſchon alles erlauben, ſie fordern und reden hier, was ſie wollen, und führen ſich allenthalben wie die Herren Italiens auf. Unter dieſer Rubrik der Nachſicht laufen auch alle andre, Fremde und Einheimiſche mit, und alſo darf man eben nichts ſchonen; nur von den Franzoſen übel ſprechen, ja nur winken iſt ein Verbrechen, und das beahndet die Regierung unerbittlich, und es iſt ſelbſt ſchon an allen Ecken zu leſen, daß niemand ſich unterſtehe, von Franzoſen und Cisalpinern, dieſen treuen Freunden, Böſes zu denken, oder zu ſprechen. Jeder kennt ſich.

Der einzige Vorwurf, den man der Polizei machen mögte, ſind die vielen Armen, deren man hier aber noch weniger umhergehen und die Leute anfallen ſieht, als in andern Städten Italiens. Man mögte ſagen, daß die Menge der Spitäler und Lazarethe dieſe Plage der Bürger noch mehr befördere. Man hat den Italiänern im Durchſchnitt die Faulheit aufgerückt, der Toskaner iſt ſicher nicht faul, aber einzelne Taugenichtſe begünſtigt offenbar der Himmel und die Verfaſſung. Sicher, in dieſem ſchönen Klima von einigen Groſchen täglich leben zu können, lungert mancher ſeine ſchönen Jahre ſo hin, und weiß in den alten nichts beſſeres, als betteln, oder ſich öffentlich füttern zu laſſen. Die Anſtalten dieſer Fütterung in den Spitälern ſind vortrefflich, und ich habe in einigen, z. B. in dem berühmten von Maria Nuova und in dem neuen der Incurabili, eine Ordnung und Reinlichkeit gefunden, die nicht italiäniſch, ſondern faſt wieneriſch iſt. Aber empörend iſt es, wenn man ſo manchen mit geſunden Armen und Beinen darin findet, der ſich und ſein Leben beſſer benutzen ſollte, als ſo lebendig vermodern. Viele der Bettler kommen indeſſen nicht auf die Rechnung von Florenz, oder nur von Toskana. Das Elend, das allenthalben ſeinen Paß bei ſich trägt, iſt aus manchen Gegenden Italiens in dieſes menſchliche und wirthliche Land gefloſſen, und mancher muß mit Schmerzen bitten, was er ſonſt mit Freuden gab. Ich erwähne nicht einmal der armen franzöſiſchen Flüchtlinge, die man eben ſo in dieſes letzte Aſil zuſammengetrieben hat. Die Florentiner ſchreien laut, daß dieſe auf ihren Schultern leben, die Regierung ſelbſt kennt ihr Intereſſe wohl; aber iſt das Intereſſe was menſchliches?

Noch ein letztes Wort von den Vetturini, oder Fuhrleuten und Kutſchern Italiens. Da die Extrapoſten gewöhnlich ſehr theuer und jetzt theurer ſind, als je, ſo thut man wohl, immer dieſe Vetturini zu wählen, wenn man von einem Ort zum andern will. Man findet ſie allenthalben in Menge und kann oft auf ihrer Rückreiſe ſehr wohlfeil mit ihnen bedingen. Aber ſtrenge bedingen muß man alles, ſonſt machen ſie Schelmereien; aber ſo weit geht ihr Esprit d'honneur, das Bedungene bis auf den kleinſten Deut zu erfüllen. Gewöhnlich bedingt man Koſt und Schlaf mit ein, und man erhält Mahlzeiten und Betten durch ihre Vorſorge beſſer, als durch Verabredung mit dem Wirth. Thut man das nicht, dann kehrt ſich das Ding um, und man muß das Dreifache und für ſie zugleich mitbezahlen, was man ſich auch vorſehen mag. Leicht findet man auch gute Geſellſchaft für große Städte und reiſet alſo ſicherer und luſtiger. Kaleſchen und Schäſen zu zwei Pferden, oder Mäulern, Karoſſen zu vier und ſechs ſtehen immer in Bereitſchaft; man macht täglich 8 bis 10 Meilen, ſchläft gut und fährt nicht mit verbundnen Augen durch das Land hin, das man doch auch ſehen ſoll. Wohlfeiler können dieſe Vetturini fahren, als in andern Ländern, weil faſt alle Wege Chauſſee ſind, für welche eine Kleinigkeit an Wegegeld, für manche auch nichts bezahlt wird. Wer ſich alſo nach Landesbrauch zu fügen weiß, reiſt hier bequemer und wohlfeiler als irgendwo. Sonſt iſt dieſes Geſchlecht gegen ſeine Leute, die es fährt, artig und luſtig, thut alles für ihre Freude und Bequemlichkeit und dankt für einige Paoli Trinkgeld mit dem tiefſten Handkuß.

Ich könnte nun noch von der Lombardei, von Mantua, Parma, Mailand und Turin manches ſagen, was ſich vielleicht leſen ließe, aber meine Reiſe dort war doch meiſt eine Flucht und ward es noch mehr, als ich mit dem König von Sardinien zugleich aus Turin fort mußte und wieder mit andern dem ſchönen Florenz zufloh. Einiges über das Verhältniß der Franzoſen und Italiäner, über die Regierung der erſten und ihren Einfluß in die italiäniſchen Sitten, werde ich vielleicht bei den Genueſer Sachen ſagen, wo es mehr an ſeiner Stelle ſeyn wird. In Rückſicht auf die Gegenſtände der Kunſt und des geſelligen Lebens, waren dieſe Orte meiſtens ausgeſtorben. Jeder Fremde ward wie ein Spion behandelt und ſah alſo nicht mehr mit Sicherheit, als was der Augenſchein und das darſtellende Leben lehrte. Die Sehenswürdigkeiten alſo, die da zu beſchreiben wären, würden der Menſch ſeyn und was ihm zunächſt anhängt.

Reiſe von Florenz nach Livorno

den 21. Febr. 1799.

Um 9 Uhr waren meine Sachen gepackt und ich träumte bis 10 im Garten Boboli, den ich noch um einige Zweige und Blumen ärmer machte. Als ich zurück kam, war auch mein Fuhrmann ſchon da und preßte mich, weil ich nicht feſt genug bedungen hatte, noch um einen ſcudo, indem er da chriſtiano und da galant'uomo ſo lange ſchwur, daß ich ihm das Geld in den Rachen warf. Dann empörte mein Gefühl die Unverſchämtheit meines Buben, der mir aufwartete; ich hatte ihm vor einigen Tagen ſchon reichlich zum Abſchiede gegeben, da trat er mich noch gierig an, als ich von der Treppe ſtieg, und ſchrie: Und mir geben Sie nichts? Ich warf ihm einige Paoli hin mit dem Gefühl, auch du wirſt einſt eine Plage der Reiſenden ſeyn, drückte den Hut ins Geſicht, ſtieg ein und ſah Florenz nicht mehr an. Doch kaum war ich außer den Vorſtädten, ſo ſchien die Frühlingsſonne ſo warm an mein Herz und die junge Luſt der Liebe und Freude wehte mich ſo mild an, daß aller Unmuth ſchnell dahin war. Ueberdies iſt die ganze Straße an zwei Meilen weit von Florenz nur gleichſam Ein ſchönes Dorf, ſo dicht liegen die einzelnen Wohnungen und Dörfer an einander. Das ſchöne Wetter hatte alles herausgelockt, und Weiber, Mädchen und Kinder und die ländlichen Handwerker mit ihren Tiſchen und Geräthen arbeiteten und jubelten im Freien, alle Weinberge und Felder waren voll Menſchen; die einen ſchnitten die Reben, die andern banden ſie; andre trugen die ausgeſchneitelten Bündel der Bäume und Reben, andre wieder ſchleppten Pfähle, Stangen und Weidenzweige zum Binden zu; andre behackten und beſchaufelten das Korn, oder gruben und pflügten zur Frühlingsſaat. Dies Bild der Thätigkeit und des Wohllebens weckte mich bald wieder auf und aller Verdruß war verweht. Von den Rändern der Gräben dufteten Veilchen und aus den Hecken und Lüften zirpten Grillen und Vögel. Im Wagen hatte ich für die erſten drei Stunden einen Kumpan an einem alten Officier, dem der viele Schnupftobak die Naſen- und Kehlenſprache der Florentiner noch kräftiger gemacht hatte. Indeſſen war ich daran gewöhnt und verſtand ihn recht wohl, obgleich die Unterhaltung nicht gegenſeitig war; denn er hatte weit größere Luſt zu erzählen, als ich, zu hören und zu antworten. Er ſprach, wie alle Alten, von der alten Zeit und vom ſiebenjährigen Kriege, den er mit den andern Toskanern mitgemacht hatte, und vom König von Preußen, deſſen wunderbares Glück er überirdiſchen und böſen Mächten zuſchrieb, ſo wie er ſeine Laufbahn mit den Fortſchritten der Franzoſen in Italien und Neapel verglich, die er jedoch nicht bloß dem Teufel, mit dem ſie einen Bund hätten, ſondern auch den goldnen Kugeln beilegte, welche ſie geſchickt zu verſchießen wußten. Ehrlich genug ſagte er auch ein Wort Laudons über die toskaniſchen Regimenter, das noch nicht veraltet iſt: „Die Schaafe ſind gut, aber die Hirten taugen nichts." Nota bene, ſetzte er ſogleich hinzu, unſre damaligen Officiere waren meiſtens Lothringer. Ich ward endlich dieſes Alten los und konnte mich noch beſſer an der ſchönen Gegend weiden.

Anderthalb Meilen von Florenz verengt ſich das Thal und die Hügel und Berge treten näher. Man ſieht nur Wohnungen, welche Wohlſtand und Leidlichkeit athmen, und die ſchönen Villen der Riccardi und Salviati. Rechts jenſeit des Arno liegen die Hügel von Artimino, die einen trefflichen Wein geben, und weiter in der Ferne die von Carmignano über Poggio a Cajano, deren Wein von allen Weinen um Florenz der geſchätzteſte iſt. Etwa drittehalb Meilen hinter Florenz wird es öde. Die Berge zu beiden Seiten treten dicht zuſammen und klammern den Arno gleichſam zwiſchen ſich ein. Hier geht es bergan und man ſieht zu beiden Seiten eine Menge Steinbrüche, die alle voll von Arbeitern waren, die hier die Steine nicht bloß aus dem Groben, ſondern zu Säulen, Pfoſten, Fenſterluchten, Kapitälern und andern Verzierungen zurecht hauen. Sie arbeiten theils im Freien, theils unter leichten Baraken, worin ſie ihr Geräthe haben und gegen Hitze und

Regen Schutz finden. Der Arno giebt einen leichten Transport nach Florenz und einen leichteren nach Piſa und Livorno. Auch lagen unten mehrere Barken und Böte, in welche die Steine von den Arbeitern ſanft hinabgelaſſen wurden. Die Berge hier ſind nicht mit Oelbäumen und Reben, ſondern mit elendem Leccen- und Eichengeſträuch bedeckt und mit magern Tannen. So ging es eine Stunde beinahe am Strom auf und ab, bis der Weg ſich wieder ſenkte, der Arno ſich rechts von ihm abwandte und ein andres ſchönes Thal ſich aufthat mit Dörfern und Villen und Klöſtern, doch mit der Dichtigkeit der Wohnungen im Arnothal bei Florenz nicht zu vergleichen. Wir ließen links die ſchöne Villa Ambrogiana des Großherzogs liegen und kamen gegen Abend in das Städtchen Empoli. Dies iſt ein kleiner netter und volkreicher Ort, dem man an 6000 Menſchen giebt. Einer der beſten Florentiniſchen Mahler, deſſen Namen ich nicht weiß, gewöhnlich nur Empoli genannt, iſt hier gebohren, und er iſt wohl das wichtigſte, was ſie je geliefert hat. Wir hielten uns nur ein halbes Stündchen hier auf und fuhren noch ein halbes Stündchen bis la Scala, wo wir ausſpannten.

Es war eben die Zeit der Schneitelung der Reben, ſowie der Lichtung der Bäume, welche jene ſtützen. Die Felder des ganzen Thals, durch welches wir bis Piſa gefahren ſind, ſind in größere oder kleinere Oblonga abgetheilt, die nur das Bild eines ſchönen Gartens geben. Die Einfaſſung machen Ulmen und Rüſtern, auch zuweilen Gelſen und Weiden, und an dieſe lehnen ſich die alten Weinſtöcke. Einige beſchneiden ſie im Herbſt, d. h., laſſen ihnen die zwei, drei Zweige, welche treiben und tragen ſollen; aber bei weitem die meiſten, wie uns hier der Augenſchein lehrte, nehmen dieſe Arbeit im Frühling vor. Es iſt ein angenehmer Anblick, wie die Winzer dieſe in mancherlei Formen und Schlingungen winden und welche Geflechte und Kränze ſie daraus machen. Sind die Bäume in zu weiten

Zwiſchenräumen, ſo wird noch wohl ein Pfahl in die Mitte geſtellt, der die Reben verbindet, und ſo laufen die ſchönen Guirlanden fort, die freilich weit ſchöner ſind, wenn ſie mit ihren Trauben und dem Schmuck der Blätter ſich zur Erde beugen. Bei einigen war noch eine Reihe Pfähle zur Seite, abwärts von den Bäumen an drei, vier Ellen, wo man einige Zweige hinleitete, damit ſie beſſer der Sonne genöſſen. In wenigen dieſer Abtheilungen hingegen ſah man die virgiliſchen Tabulate. Dieſe ſind entweder mit Pfählen gereiht, durch welche man kleine Stekken zum Tragen der Reben geſchlagen hat, deren Zweige über einander daran befeſtigt werden, oder ſie beſtehen aus bloßen Rohrſtangen, von deren Pflanzung und Gebrauch ſchon oben geredet iſt. Im Ganzen iſt die Arbeit ſehr mühſam, und alles wird mit außerordentlicher Sauberkeit und Zierlichkeit gemacht. Der Boden iſt durchweg braun und äußerſt ſchwer und erfordert wegen des Weinbaues eine häufige Umwühlung. Die Oblonga ſind faſt alle von Süden gegen Norden offen, um die Sonne und Befruchtung beſſer empfangen zu können, und Gräben faſſen ſie meiſtens ein, weil die Thäler am Arno ſo niedrig ſind. Hier wächſt freilich nur ein ſchwacher und ſehr irdiſcher Wein, den der Italiäner ſehr naiv Pißwein (vino piſciarello) nennt. Oelbäume hat man nach dem florentiner Arnothal weniger, ſo wie die Berge und Hügel überall jenes lachende Anſehen verlieren, das ſie um Florenz haben. Auf den Feldern ſieht man troß des ſtrengen Winters Roggen, Weizen und Wolfsbohnen ſchon ziemlich kraus, und den Flachs, der aber durch den harten Winter ſehr gelitten hat, 8 bis 10 Zoll hoch. In den Dörfern vor Empoli und am Wege findet man eine Menge Ziegeleien, die zugleich Töpfereien ſind. Man macht dieſe Arbeiten mit großer Geſchicklichkeit und Zierlichkeit, und manche faſt im Geſchmacke alter hetruriſcher Gefäße. Die Töpfer ſollen ſich auch rühmen, ihre Kunſt ſei von jenen ſchönen

Zeiten bis auf die unſrigen immer hinabgeerbt. Beſonders aber wundert ſich der Fremde über die Konchen und Amphoren, die zu einer Dicke von drei, vier Zoll und zu einem Inhalt von drei, vier Tonnen gemacht werden, und keineswegs der Stärke und des hellen Tons mangeln. Solchen Amphoren, mit Deckeln aus eben dem Thone, vertrauten die Alten ihre beſten Weine an und auch jetzt fürchtet man nicht, koſtbare Flüſſigkeiten hineinzuthun. Auch andre niedliche kleinere Gefäße zu Blumentöpfen und anderm feinen Gebrauch ſieht man hier in Menge, zum Theil von ſehr reizender Form.

Freitag, den 22. Febr. 1799.

Um fünf Uhr Morgens ſattelten wir im ſchönſten Mondſchein auf, mit den beſten Hoffnungen für einen heitern Tag, und der Weg ging ebener durch ein ebenes Thal, bis wir uns mehr Pontadera näherten. Da ließen wir den Arno immer mehr rechts, und unſer Weg führte uns links durch eine ſehr anmuthige und luſtige Gegend, immer auf einem meſſergleichen Bergrücken, beinahe bis Pontadera fort. Rechts war das Thal viel weiter und die Morgenſonne vergoldete die fernen Schneeberge von Maſſa und Carrara, welche ich ſo oft mit inniger Sehnſucht von der hohen Terraſſe des Gartens Boboli geſehen hatte, und welche nun ihre glänzenden Häupter aus dem Nebel hoben, der im weißen Silberdampfe rund umher zu ihren Füßen ſchwamm. Das Rauſchen des Arno war in der Ferne, rechts ſtießen nahe Hügel ſogleich an unſern Wegrücken, und liebliche Thäler und Klüfte mit Reben und Fruchtbäumen, als eben ſo viele Luſtgärten ſchloſſen ſie zwiſchen ſich ein. Sparſam ſieht man Obſtbäume in der Mitte und oben einige kümmerliche Tannen. Die Gegend iſt bey weitem ſo luſtig und belebt nicht, als die um Florenz, obgleich man auch hier noch ganz anſehnliche Flecken und Dörfer findet, wie z. B. Pontadera und Caſcina. Von Caſcina ſenkt ſich der Weg ſanft zur Ebene und zum Thale hinab, das ſich mit den Thürmen von Piſa in der Ferne immer weiter ausdehnt, und zu beyden Seiten die Berge weiter zurückſchiebt. Hinter Caſcina geht der Weg immer längs dem Arno. Dieſen machten wir raſch, hielten einige Stunden Raſt vor dem Livorner Thor von Piſa, und fuhren um zwey Uhr weiter.

Alles verändert ſich ſichtbar, je näher man Piſa kommt. Zwar ſind noch die Reben auf den Feldern, aber in weitern Zwiſchenräumen und weniger luſtig anzuſehen; ſie werden immer dünner und der Boden ſandiger und leichter. Auch bey den Wohnungen und Menſchen findet man einige Verſchiedenheiten. Erſtere haben hier häufig eine Art Hof und Umzäunung, wie man ſie faſt nirgends um Florenz findet. Dieſe ſind meiſtens aus Wacholder und anderm kleinen Geſträuch, aus Dornflechtungen und aus Rohr gemacht. Umher ſtehen Zuckerhutförmig die Strohmiethen und Heuhaufen, von welchen letztern man mit eben ſo viel Zierlichkeit, als von einem Käſe, ausſchneidet, und immer nach den Gegenden hin, woher der Regen nicht zu kommen pflegt. Die Villen ſind ſelten, und, wenn man einige ſieht, nicht mit dem Glanz, wie man ſie um Florenz ſo häufig findet; eben ſo gehören Lorbeern und Cypreſſen hier ſchon mehr zu den Seltenheiten. Es war ein ſchöner Mittag, und aus allen Hecken tönten die Grillen und Laubfröſche, und Fröſche aus allen Pfützen und Sümpfen; aber wenig Lerchengeſang, weil man dieſe lieblichen Thierchen meiſt im Winter wegfängt. Die ſüdlichen Mauern von Piſa hingen rund umher voll Guirlanden von Orangen und Limonen, die aus dem dunkeln Laube hervorſchimmerten, ein ſchönes Vorgefühl für dieſe Stadt, der ich diesmal nah vorbeyflog.

Die Tracht iſt, drey Meilen vor Piſa etwa, ganz anders, und dies zeigt ſich noch mehr vor Livorno, wo ſie ganz ſtairiſch wird. Die langen Mäntel der florentiner Bauersleute werden zu den kurzen, wie man ſie um Laibach und Trieſt ſieht, etwa bis in die Kniekehle reichend, wie die Buſeruns unſerer Matroſen mit einer weiten Matroſenkapuze. Die fahrenden, grabenden und arbeitenden Männer tragen aus weißer Leinwand den ganzen Ueberwurf der thüringiſchen Fuhrleute und ihre Ackerſtiefeln; eben ſo iſt die Tracht der Weiber ganz auf thüringiſch und fränkiſch verändert. Man ſieht nicht mehr die leichten Hüte, nicht die bunt bebänderten und beflitterten Aermel, Schultern und Mieder der Bäuerinnen um Florenz, ſondern das Haar hält ein weißes, oder buntes Tuch zuſammen, das in langen Zipfeln zierlich über die Schultern herabfällt, und das Kamiſol iſt ſchlecht und unverziert. Die geputzt ſind und zur Stadt und Kirche ſpazieren, haben ein großes Schleiertuch, ganz im Geſchmack unſerer Schönen umgeworfen, und zum Theil auch gegen Nebel und Wind den Kopf wie in einen Nonnenſchleier eingemummt. Meiſt braucht man dazu ein leichtes rothes wollenes Tuch, ſeltener ein weißes, oder buntes aus Baumwolle. Die Männer in dieſen Piſaner oder Livorner Gegenden haben mehr das Anſehen der Stärke und des Muthes, und die Weiber ſind weißer und ſchönfarbiger, als die um Florenz; aber ihnen Beyden fehlt das leichte und freie Anſehen, und die heitre Miene, die jene meiſtens ſo vortheilhaft auszeichnet, beſonders wenn man ſie bey feſtlichen Gelegenheiten ſieht, wo ſie bloß für die Freude leben. Schon um Piſa habe ich die Gegend verändert genannt, aber hinter Piſa war ſie es auf eine noch weit auffallendere Weiſe, und ich glaubte eine Haide und Waldgegend von Pommern zu ſehen. Die Baumpflanzungen und Reihen von Reben waren fort. Man ſieht nur eine weite Ebene, mit Korn beſäet, und zu beyden Seiten Wälder von Lerſchen, Eichen und Tannen in der Ferne; große Wieſen voll von Rinderheerden und Pferden, Koppeln mit Gehägen, worin ſchon Heerden luſtig ſpielten und ſprangen, wie bey uns im April und Mai; alles dies verſetzte mich in einen ſüßen Traum des öderen Vaterlandes. So kamen wir in einen Wald, oder eine Art Haide mit Wacholder, Schlangenkraut und geſtutzten Lerſchen und Eichen, worin Kühe und Pferde weideten. Der Boden iſt hier ſchlecht und ſandig, und ſo geht es fort bis Livorno. Alles iſt Fläche und ohne Bäume, und nur als eine Seltenheit ſieht man eine Rebe am Wege. Dreiviertel Meilen vor Livorno hört das Gebüſch auf, und die nette Stadt liegt hell vor Augen. Ich fuhr in der Dunkelheit ein, und nahm in einem Hauſe Platz, wo ich mir ſchon ein Zimmer beſtellt hatte, kämpfte mit einem halben Dutzend Fachini, die ſich mit meinen zwey Koffern heraufgedrängt hatten, und alle ihr Theil am Raub haben wollten, und brachte meinen Abend in der Geſellſchaft des Hauſes recht luſtig zu. Weil es nemlich in den großen Wirthshäuſern wegen der Menge der Fremden unerſchwinglich theuer war, ſo hatte ich mir bey einem Manne, der bloß logirt, eine Stube durch einen florentiner Freund beſtellt, und ging eſſen nach einer table d'hôte, wohin ich wollte.

Livorno.

Ich habe in dieſer niedlichen Stadt acht recht frohe Tage verlebt, und werde mich ihrer immer mit einer gewiſſen Vorliebe erinnern, die mich vielleicht als einen am Meer Gebornen für alles, was an der See liegt, oder wohnt, partheiiſch macht. So fröhlich habe ich hier öffentlich unter allen Nationen mich umgetummelt: ſo viele Landsleute geſprochen, ſo lieb bin ich von italiäniſchen und teutſchen Handelshäuſern, ſo freundſchaftlich von dem wackern ſchwediſchen Konſul Torngren aufgenommen worden, daß ich hier wieder recht unter Menſchen zu ſeyn glaubte.

Livorno ſtieg, ſo wie Piſa ſank. Es war ſonſt in der ältern Zeit unter dem Namen Portus Liburnus ein ſehr unbedeutender Ort. Aber als gegen das Ende des 13. Jahrhunderts der Hafen von Piſa von den Genueſern zerſtört ward, wuchs Livorno zuſehends, noch mehr aber, als es in die Hände der Florentiner kam. Im 16. Jahrhunderte ward es von Kosmus dem Erſten zu einem Freihafen gemacht und mit manchen andern Vortheilen begabt, und ſo iſt es fortgeſchritten bis auf den heutigen Tag. Die Stadt iſt nicht groß und hat etwa Dreyviertelſtunden im Umfang. Man kann ſie leicht durchmeſſen; denn von der Porta Pisana, zur Porta Colonella, die ſchöne Straße Ferdinanda entlang iſt wahrlich keine lange Strecke, ihre Seite von Norden nach Süden mag etwas mehr ausmachen. Im Ganzen aber bildet ſie beynahe einen Zirkel. Sie iſt rund umher mit Waſſer umgeben und mit Wällen und Baſtionen verſehen, hat auch einige Forts und Kaſtelle, beſonders die ſogenannte Fortezza vecchia, und deswegen heißt ſie eine Feſtung, ohne eben beſonders feſt zu ſeyn; aber wenn die Franzoſen, oder eine andre kaninchenartige Nation, ſie in Beſitz hätten, ſie würden ſchon was daraus machen; denn die Lage iſt allerdings für eine Feſtung ſehr günſtig, da rings umher keine nahen Berge und Hügel ſind, die ſie beſtreichen könnten.

Die Stadt gehört nach meinem Gefühl zu einer der luſtigſten und munterſten und in mancher Rückſicht auch zu einer der niedlichſten, die ich auf meiner Wanderſchaft geſehen habe, ſo ein Gewümmel und Gewühl des thätigen und handelnden Lebens bewegt ſich in ihrem kleinen Raume, beſonders angenehm für den, der viel in Seeſtädten zu leben gewohnt iſt. Und doch iſt dies nichts gegen die Zeiten der Fülle und des Gewerbes, die noch vor einigen

Jahren hier geweſen ſind, und die ein allgemeiner Friede wieder herbeiführen würde. Alles ſeufzt und klagt auch hier über Elend und Krieg, obgleich Toskana das einzige Land iſt, das bis jetzt mit leidlichen Zahlungen abgekommen iſt. Korſaren ſtören das Meer, ganze Länder ſind geſchloſſen, Fracht und Aſſekuranz werden immer theurer, und das Geld wagt ſich nicht, weil man auch hier täglich eine Ausſtreifung fürchtet, und ſchon einmal eine Probe gemacht hat. Nicht allein über die engliſchen Häuſer iſt es hier hergegangen, obgleich manche durch Beſtechung vieles gerettet haben, ſondern auch einige Italiäner hat man hart mitgenommen. Die von der engliſchen Zunge, obgleich ſie zum Theil 20, 30 Jahre als toskaniſche Unterthanen in Livorno gelebt hatten, mußten doch böſe heran und ſelbſt die Eiſengitter ihres Kirchhofes löſen, welche die Franzoſen abbrechen wollten. Deswegen ſind auch die meiſten von hier gegangen, einige haben die Hand ganz aus dem Teig gezogen, andre exiſtiren indirekte unter fremden Namen und Firma.

Im Ganzen kann man nicht ſagen, daß die Stadt ſchön ſey, denn die meiſten Straßen ſind, wenn gleich grade, doch eng und durch die Höhe der Häuſer dunkel. Aber ſie hat einzelne Schönheiten, die vielen der größten Städte fehlen, und eine Lebendigkeit und ein Bienengeſumm der thätigen Menſchen, die allein mehr werth ſind, als alle ſchönſten Plätze und Gaſſen, wenn nicht Wohlſtand und Reichthum darin erſcheinen. Dahin gehört beſonders die ſchöne Via Ferdinanda, (Ferdinandsſtraße,) welche die Stadt gleichſam in der Mitte durchſchneidet, obgleich die nördliche Seite größer iſt. Sie läuft vom Piſaner Thor bis zum Thor Colonella ſchnurgrade und breit fort über die piazza d'arme, und ſie und der Platz ſelbſt ſind das eigentliche Leben der Stadt, und der Tummelplatz, wo es von 11 bis 2 Uhr und um die erſten Abendſtunden wimmelt. Hier ſind die erſten Kaffehäuſer, die Rendevous zu gewiſſen Stunden, und gleichſam die Börſe von Livorno, und hier kann man täglich ohne Ueberdruß im Geſpräch, oder im Spazieren ſehr angenehm einige Stunden hinbringen. Schöner in ſeiner Art und unſtreitig einer der ſchönſten, die es geben kann, iſt der Platz ſelbſt, ein großes Oblongum, von dem die Via Ferdinanda links vom Piſaner Thor ein Drittel ausſchneidet. Dieſer herrliche Platz zeigt offenbar, daß die Stadt für eine geräumige und große berechnet war, und auch jetzt in dem kleinen Umfang der Wälle und Mauern bietet er durch ſeine Lebhaftigkeit dem Auge nur das Bild einer großen Stadt dar. Auf dem Ende links iſt der Dom und ſeitwärts die Hauptwache, und zu beyden Seiten und Enden laufen noch mehrere Loggien fort, wo Buden, Kaffehäuſer, Trödler und kleine Krämer, auch Handwerker, unter freierem Himmel arbeitend, jeder nach ſeiner Bequemlichkeit, ſich rühren. Am andern Ende zur rechten Hand iſt der Pallaſt des Großherzogs, ſo kleinlich, daß er keine Erwähnung verdient. Die übrigen Häuſer ſind brav und ſchön; aber welche Zierde würde der Platz durch einen Florentiner Dom an einem Ende, und durch einen ähnlichen Pallaſt am andern gewinnen! Außer der Via Ferdinanda iſt auch die kurze Via Borra breit und ſchön, aber wenig lebhaft. Die Kirchen verdienen nach den Florentinern weder im Aeußern noch Innern Erwähnung. Daß die Griechen und Türken ihre Bethäuſer und die engliſche und proteſtantiſche teutſche Kirche ihre Säle zur Andacht bey dem Engliſchen und Hamburgiſchen Konſul haben, iſt etwas Bekanntes; doch jetzt ſind das keine Dinge, wornach man fragen muß.

Die Kaffehäuſer ſind vorzüglich ſchön und die Florentiner dagegen wahre Schuhflickerbuden, die freilich bey der Nüchternheit der Florentiner auch nicht gut anders ſeyn können. Dieſe ſind lang und zierlich und laufen oft durch drey, vier Zimmer fort und ſind vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht immer voll Menſchen, und ein Bottega im Neu-Griechen verſicherte mich, daß ſie zuweilen an Einem Tage für 100 Zechinen umſetzten. Dafür iſt auch alles gut und wohlfeil und von Venedig, Mailand und Florenz himmelweit verſchieden. Die Wände ſind ſchön tapeziert und bemahlt und mit großen und kleinen Spiegeln herrlich behangen, die Tiſche aus weißem und grauem Marmor, das Geſchirr alles aus Silber und gutem Porzellan. In ihnen treibt ſich alles um, wes Alters, Geſchlechts, Standes und Volks es ſei, ohne ſich zu geniren, und mit der Freiheit und Gleichheit, welche eigentlich nur in großen Handelsſtädten zu Hauſe ſeyn kann. An einem Tiſche ſitzen die Geldmäkler, am andern die politiſchen; an einem treibt man die Könige von den Inſeln zuletzt ins Meer, ſich zu erſäufen, an dem andern ſchmiedet man Plane, den Kaiſer und die Ruſſen und Preußen und Schweden den Franzoſen auf den Hals zu ſchicken. Hier ſitzt ein Haufe Matroſen, ſo viel es handelnder Nationen giebt, und weiß mit ſeinem Gelde ſich ſchon verſtändlich zu machen, um des guten Getränkes in Menge zu erhalten, dort eine Gruppe lumpiger Buben, welche gaunern und betteln, um des Abends ihr Sorbet, Limonade und Orzate trinken zu können. An dieſem Tiſche ſitzen die friſchen Republikaner mit ihren Monturen und Kokarden und auf dem Boden klappernden Säbeln, an jenem Emigranten, arm und ſcheu, die höchſtens eine einfache Limonade, oder einen Kaffe einnehmen und mäßig ein Stücklein Gebackenes eintunken, um ſo ihr Abendbrod zu halten. Feine Dirnen ſitzen unter jungen Schiffern und Franzoſen, die fleißig Stärkungen und Süßigkeiten zutragen und es an freundlichem Sprechen und Winken nicht fehlen laſſen; und das hohläugigſte und abſcheulichſte Geſchlecht, die Kuppler, ſchnüffeln umher und treten bei'm Abmarſch dieſem und jenem aus der Thüre nach, um ihm eine beliſſima ragazza, eine vaghiſſima nimfa zu empfehlen. Ich kenne dieſes Gezücht, ſei es in den 20gen oder 50gen, ſo genau an Blick und

Weſen, daß ich es meiſtens auf den Kopf ſagen will. Männer und Jünglinge aller Nationen drängen ſich in der Mitte unter einander, alle Sprachen Europens klingen zuſammen und eine Menge Schweitzer, Tyroler und Savoyarden, welche Strümpfe, Tücher und mancherlei Kleinigkeiten zum Verkauf umtragen, toſen darein. So hat man das Bild der Welt im Kleinen. Die erſten Kaffehäuſer ſind in der Ferdinandsſtraße, der Neu-Grieche, (il Nuovo Greco) das lebhafteſte und größte, und ein andres gegenüber nahe am Waffenplatz, und näher dem Piſaner Thore der Japaner (il Japoneſe).

Die Häuſer ſind meiſtentheils vier, fünf, ja einige auch ſechs, ſieben Stock hoch, haben ein ſehr heiteres und lichtes Anſehen und ſind im Aeußern viel fenſterreicher und netter, als die Florentiner, obgleich es von Palläſten hier ſehr wenig giebt. Man findet auch wenige aus dem grauen Sandſtein aufgeführt, oder aus pietre bozze, ſondern die meiſten ſind maſſiv und aus Ziegeln. Man hat hier ein ſehr gutes Materiale, die Mauern mit wenigen Koſten wie unvergänglich zu machen. Man braucht nemlich den Tufſtein, der im Felde und am Strande ſich häufig findet, um die Zwiſchenräume der Ziegel in der Mitte zu füllen und ſie ſelbſt glatt und zierlich umher zu mauern. Dieſe halten feſt zuſammen und machen zugleich eine ſo harte und wohlfeile Mauer, daß es eine Luſt iſt. Ich habe ſie draußen im Felde hinter dem Moleto der Quarantaine nicht nur von Sklaven herausbrechen, ſondern auch nachher bei den neuen Bauen in den Vorſtädten einflicken und einfügen ſehen. Wenn in Venedig der Abſtand von den papierfenſtrigen Hütten zu den Palläſten groß iſt, ſo findet man dies Beleidigende hier nicht, ſondern alle Häuſer haben ein friſches und freundliches Anſehen und dürfen ſich ohne Schaden auf die Köpfe und Schornſteine ſehen laſſen. Aber das Pflaſter der Gaſſen reicht nicht an das Florentiner, die Flieſen ſind bei weitem kleiner und an

manchen

manchen Stellen auch höckerig, und die vielen Menſchen machen mit dem Karren und Fahren bey dem geringſten Staubregen, oder Nebel alles ſchmutzig, bis etwa auf den Platz und ſeine ſchönen Straßen, welche ihre Größe und Offenheit mehr ſchützt.

An der nördlichen Seite der Stadt läuft vom Hafen ein breiter Kanal, über welchen mehrere Brücken führen, bis dicht an die öſtlichen Mauern mit mehrern kleinen Nebenkanälen. Dies erleichtert und erſpart außerordentlich, und man hat für die Waaren große Magazine um ihn herum gebaut. Man pflegt dieſen Theil der Stadt wohl Venezia zu nennen. Zum Hafen führen zwei Thore, das Hafenthor und das della Colonella, welches letztere zugleich aus der Stadt führt. Außer dieſen iſt die Porta Pitaria, die Porta von San Marco, die aber meiſtens verſchloſſen iſt, und ein andres Thor für Fußgänger, auf die Wälle führend.

Um in der Stadt alles kurz abzufertigen, noch einige Notizen, und dieſe ſind zuerſt zwei Anſtalten Leopolds, der mehr ein guter, als ein großer Menſch war. Am Thor St. Marco findet man nemlich ein Erziehungshaus für Soldatenkinder, eine feine Einrichtung, die ſich von ihm herſchreibt. Eine Seite des Gebäudes bewohnen die Mägdlein mit ihrem Anhang, die andre die Knaben, das Thor theilt ſie. Ordnung und Reinlichkeit und gute Polizei herrſchen im Aeußern und Innern und die Kinder tragen alle das blühende Gepräge der Geſundheit und Fröhlichkeit, die mehr, als alles Lob, für die Einrichtung ſpricht. Mehr aber im Geiſt einer handelnden Stadt iſt die zweite Anſtalt, die bis jetzt wenig nachgeahmt und deren Erdenkung und Einrichtung doch ſo natürlich iſt. Dies iſt das berühmte Oelmagazin, ein großes maſſives Gebäude, ganz aus Steinen aufgeführt. Es ſind große Tröge aus Stein und zwar aus Schiefer eingemauert, mit ſteinernen Deckeln. Ueber jedem iſt das Maß des Inhalts und die

Nummer gemahlt. Jeder Kaufmann, der eine beträchtliche Ladung bekömmt, ſchüttet ſie hier auf, wo das Oel ſich Jahrelang friſch und rein erhält und faſt nichts verliert, weil weder Froſt, noch Luft und Sonne daraus ſaugen kann. Alles dies iſt mit einem Aufwand und einer Gröſſe gemacht und wird in einer Sauberkeit erhalten, welche der Stadt Ehre machen.

Wunderbar iſt es, daß es in einer ſo reichen und wohlhabenden Stadt nur ein Theater giebt und auch dieſes Eine wenig beſucht wird. Das iſt gar nicht italiäniſch. Es iſt etwa wie das Theater del Cocomero in Florenz an Größe und Einrichtung, aber theurer als das della Pergola. Auch hier gehen die großen Opern fünf- und zehnmal hinter einander fort. Ich habe nichts als die Zerſtörung Jeruſalems abſingen hören die drei Male, daß ich es beſuchte. Der Kaſtrat Damiani ſingt brav und auch einige andre ſind mehr, als mittelmäßig; aber wenn man Marcheſe und neuerlich auch noch einen David gehört hat, ſo gefällt es nicht ſo ganz. Ich ſaß faſt immer unter Franzoſen, die für einen Fremden allenthalben die bequemſten Leute zum Plaudern ſind. Die erſten, obgleich gute Republikaner, konnten bei dem Eintritt einer ganzen Schaar von jungen Bauern und Bäuerinnen doch der natürlichen Bemerkung ſich nicht erwehren: welch ſchönes Land dies ſeyn und wie gut es regiert werden müſſe, da nicht einmal in Frankreich (welch ein Nachdruck!) ſie mit den Erſten und Beſten auf einerlei Sitzen Platz nehmen. Im Karneval ſind auch hier einige Winkeltheater und Livorno hat alsdann auch ſeinen Korſo.

Was man hier wie in Florenz vermißt, iſt die Erleuchtung, die man eigentlich gar nicht findet; denn die eine, oder andre Laterne bei einem öffentlichen Hauſe, oder unter einem Madonnenbilde wird man doch nicht rechnen wollen. Dies iſt wirklich ein großer Mangel, und doch müßte die Erleuchtung ſich nirgends wohlfeiler bewerkſtelligen laſſen, als in Italien. Zum Glücke machen Banditen und andres Ungeziefer, was auf die Menſchenleben ausgeht, hier dieſe Anſtalt eben nicht nothwendig; denn auch hier ſind Mordgeſchichten faſt ſo gut, als Wundergeſchichten, und überdies iſt die Stadt ſo klein, daß man höchſtens in 10 Minuten bei einem langſamen Schritt von einem Ende zum andern kommen kann.

Die Vorſtädte ſind meiſt rund um die Stadt; beſonders aber läuft in den Nordoſt ein ſchöner Kranz von Vorſtädten, mit Gärten und Feldern untermiſcht, die Miene machen, mit der Zeit mit der Stadt zuſammenzufließen, welches, wie man ſagt, auch Leopolds Plan geweſen ſeyn ſoll, welcher ſich vielleicht von ſelbſt ausführt, wenn nur die Welt einmal wieder ein wenig Ruhe hat. Dann kann man nichts beſſers thun, als die Feſtungswerke hier ſchleifen und höchſtens die Waſſer zur Bequemlichkeit des Hin- und Herſchiffens zu laſſen und einige Brücken darüber zu ſchlagen. Der Hafen behält immer ſeinen Schutz an der fortezza vecchia, und einigen Baſtionen. Auch dieſe Vorſtädte ſind ſchön gebaut, beſonders die Straße nach Piſa und Monte Nero und Volaterra. Sie ſind ſchnurgerade und breiter, als die in der Stadt. An allen Ecken findet man neue Häuſer in Arbeit, die nach und nach zu Gaſſen auswachſen. Wenn dieſer Umfang ſich ausfüllt, ſo wird Livorno beinahe ſo groß, als Piſa. Man rechnet hier jetzt ſchon an 60000 Einwohner und die Menge der Fremden und franzöſiſchen und italiäniſchen Ausgewanderten iſt groß. Zwiſchen den Vorſtädten und Wällen der Stadt von dem Piſaner Thore bis zum Thore Colonella iſt ein luſtiger grüner Raſen, der ſich von den Wällen zu den Häuſern ſanft neigt und auf die Stadt und einen Theil des Meers eine angenehme Ausſicht darbietet. Dieſer anmuthige Raſenſtreifen heißt gli Sparti und dient zu einem ſchönen Spaziergange, wo man die Feiertage und Feierabende ein luſtiges Menſchengewimmel findet und Gelegenheit hat, die feine und ſchöne Welt in Augenſchein zu nehmen. Unten, innerhalb der Wälle ſind kleine Gärten an den Waſſern, mit allerlei Früchten bepflanzt. In einigen derſelben findet man auch Zelte und Baraken mit niedlichen Bänken und Tiſchen, die während des Sommers zur Ruhe und zum Vergnügen dienen; andre ſind bloße Lauben, mit Reben überflochten. Hier wird Erfriſchendes und Stärkendes aller Art gereicht, ſobald die Hitze und Schwüle des Sommers die Leute durſtiger macht.

In den Vorſtädten findet man auch die Begräbnißplätze (campi ſanti). Der der Chriſten (ſo heißen die Katholiken nur) iſt ſeitwärts vom Piſaner Thor und ein regelmäßiges Viereck, mit vier Kapellen in Form der Rotunda eingefaßt, und mit mehrern Seitenkapellen im Innern, wo rund umher Arkaden laufen, unter denen die Großen und Reichen meiſtens ihre Gebeine hingelegt haben und mit Inſchriften und Monumenten zur Seite prangen. Das ſchönſte aber dieſes Campo ſanto iſt ſein Angeſicht. Ein anmuthiges Grün iſt vor dem Eingange und Cipreſſen bilden einen halben Mond um den Raſen, und eine ſchöne und dunkle Cipreſſenallee führt vom Wall her ſchnurgerade zum dunkeln Eingang der Wohnungen der Todten. Dies ſind die Verzierungen der Todten, wenn ſie welche haben ſollen, oder ein grauer Stein des Feldes mit ſeinem Graſe, oder ein Baum mit ſeinen rauſchenden Blättern. Dieſe geben ein liebliches Bild ſelbſt des Todes und ſchlagen der Erinnerung keine ſchmerzlichen Wunden. Bei dieſer Gelegenheit muß ich eines Legats erwähnen, das ich in den Kirchlein der Compagnia della Miſericordia, der reichſten in Livorno, bemerkt habe. Man ſieht über dem Hauptaltar zum Spiegel der lebendigen Sterblichen ein Skelett aufgeſtellt von weiland dem ſchönſten Weibe in der Stadt, welche ſich als Augenſpiegel nach ihrem Tode zur Erbauung der Frommen und zur Demüthigung der Schönheit aufzuſtellen befahl, und die, wenn ſie im Leben ihre

Verehrer hatte, dieſe nun auf eine andere Art im Tode ſuchte. Es war eine wunderſchöne Jungfrau, eine reiche Erbin, die im 17ten Jahre in voller Jugendblüthe ſtarb, ſpröde, ſtolz und noch narciſſiſch unempfindlich war, viele Verzweifelte machte und durch dieſes Kirchenlegat ihres Gerippes den Hochmuth als ein Spiegel der Demuth abbüßen wollte. Aber das Bild des Todes in ſeinem Gerippe aus Knochen und Knorpeln hat nichts Holdes und Schönes. Mir hat es einen andern Gedanken in den Kopf geſetzt, daß es gut ſeyn mögte, in den Schulen junger Mägdlein ſo einen Spiegel der Huld und Schönheit aufzuſtellen, um ſie Beſcheidenheit und Mäßigkeit zu lehren und wohin nach dem Umlauf weniger Luſtra alle dieſe Reize endlich auslaufen. — Nicht weit von dieſem iſt der Kirchhof der Holländer in der Vorſtadt nach Piſa hart am Wege. Hier liegen zugleich die teutſchen und ſchwediſchen und andre Proteſtanten. Es iſt gar ein freundlicher und natürlicher, und keiner würde ihn für einen Kirchhof halten, wenn er nicht gleichſam mit der Naſe darauf geſtoßen würde, daß es einer ſei. Rund umher im Innern laufen grüne Bäumchen und ſein ganzer Raum iſt mit Hecken aus Buxbaum und anderm lieblichen Grün eingefaßt und in ſchöne Baumalleen abgetheilt. In dem Gange der Mitte liegen die Begrabenen unter einem weißen, oder grauen Stein mit einer einfachen Inſchrift meiſtens in der Landesſprache deſſen, der darunter liegt. Die Kinder des Frühlings, die hier mit jedem verjüngten Jahre neu entſtehen, erinnern ſo lieblich und ſanft an den ewigen Frühling des unzerſtörbaren Lebens in uns und an die nimmer alternde Jugend der Geiſter, die hier ihre verwesliche Bekleidung dem Staube übergeben haben. — Näher der Porta Colonella am andern Ende degli Sparti am Wege iſt der Campo ſanto der Engländer, von allen der prächtigſte, ſo wie die ſtolze Nation von allen die reichſte. Er iſt von 1746, wie eine Aufſchrift am Eingange ſagt. Rund umher laufen große Pfeiler aus Stein, die durch Eiſengitter verbunden ſind. Die grünen Raſen vorn ſind auch ohne ihre Gebeine und Grabhügel; oder vielmehr giebt es hier nie Grabhügel. Dieſe Weiſe zu hügeln und den Kirchen Thürme und den Gräbern gewaltige Steine aufzuſetzen, ſcheint ächt celtiſch und germaniſch zu ſeyn. Der hintere Theil hat einige prächtige und auch mehrere ſchöne Monumente aus Marmor, und einige feine Köpfe der weiland Beſitzer der modernden Knochen. Manche Söhne der Edlen und Großen Englands liegen hier fern vom Vaterlande. Es iſt auf den wenigſten Monumenten die Einfalt der Inſchriften, die dem Gegenſtand ziemt, ſondern die meiſten ſind zu prahlend und geſchwätzig. — Noch eine feine Partie iſt in dieſer Gegend in der Vorſtadt am Wege nach Monte Nero, das Wäldchen der Kapuciner, ein ſchöner und kühler Wald aus Letſchen und Lorbeern und andern Bäumen. Aergerlich war es mir, dieſen Spazierort der heiligen Natur durch Schlingen und Leimruthen entweiht zu ſehen. Ein Prieſter ſollte im Aſyl der Ruhe und Unſchuld die fröhlichen Kinder des Frühlings nicht morden. Ich pflückte einige Veilchen und Hyacinthen, und ging mismuthig weiter. Ach! daß die Herrſchaft des Weltregierers, des Bauches, ſo groß iſt!

Der Ort, wo die Quarantaine gehalten wird, heißt Moleto. Er befindet ſich gleich außerhalb der Porta Colonella längs dem Strande in einem Raum von beynahe zwey Miglien. Es ſind eigentlich drey Lazarethe, Sankt Leopold, Sankt Roch und Sankt Giacomo, alle drey von einem ganz anſehnlichen Umfang und mit mächtigen Mauren und Wällen eingeſchloſſen und größtentheils rund von Waſſer umfloſſen. In der Mitte liegen die Schiffe und umher die Wohnungen für die Mannſchaft und Paſſagiere, die 30 bis 40 Tage hier liegen müſſen. Jeder Theil iſt für ſich und darf mit dem andern nicht umgehen, und iſt jemand ſo unglücklich, oder unvorſichtig, einem ſpäter Einſchloſſenen ſich nur auf drey Schritt zu nähern, oder den Saum ſeines Kleides zu berühren, ſo wird ihm die Zeit, die er geſeſſen hat, für nichts gerechnet, und er muß wieder von vorne anfangen. Bey dem jetzigen Kriege und beſonders ſeit den neuen ägyptiſchen und türkiſchen Unruhen iſt der Handel nach der Levante auch ſehr in der Klemme, und dieſe Gebäude ſtehen jetzt gewöhnlich leer.

Südweſtlich von der Stadt geht man durch zwey Thore, durch die Porta Colonella und das Hafenthor zum Hafen, welcher gleichſam zwey Abtheilungen hat. Der erſte Theil läuft auch unter dem Namen Darſena, und Darſe. Er dient meiſtens den Barken zum Einladen, zur Befrachtung im zweiten äußeren, oder eigentlichen Hafen. Vormals lagen hier die Galeeren, als man deren noch hatte, und einige kleine bewaffnete Fahrzeuge. Hier werden auch die lecken und ſchadhaften Schiffe ausgebeſſert; hier iſt die Zimmerei und Beteererei; hier liegen große Vorräthe von Schiffsbauholz und andern Materialien im Freien und in Magazinen; hier ſind die Oſterien des Schiffsvolks unter Baraken und auf kleinen Barken, wo es ſich ungeſtörter leben läßt; hier iſt das ganze Getümmel der Fuhrleute und Träger und das lebendigſte Bild des Seelebens. Beinahe in der Mitte gegen dieſen kleinen Anlandungshafen ſteht eine ſtattliche Bildſäule Ferdinands des Zweiten in koloſſaliſcher Größe aus weißem Marmor, und ſieht mit dem Herrſcherblick und Herrſcherſtab über das Meer hinaus. Die Statue iſt eben nicht ſchön. Beſſer gearbeitet ſind die vier Sklaven aus Bronze, die gefeſſelt zu ſeinen Füßen knieen. Sie ſind mit einer wunderbaren Perſpektive ſo vom Künſtler geſtellt, daß man ſie alle vier, obgleich ſie in gleicher Entfernung die vier Ecken einnehmen, mit Einem Augenpunkte ſieht, wenn man ſich in einer gewiſſen Entfernung von der Porta Colonella ſtellt. Eine ſtehende Brücke führt von dieſer Seite gleich am Thor Colonella zum Molo des andern Hafens und eine geſchobene, um den Umweg zu erſparen, iſt gerade dem andern Seitenthore gegenüber.

Zwiſchen dieſem kleinen und dem großen Hafen findet man einige ſtattliche öffentliche Gebäude, zuerſt ein ſchönes Soldatenlazareth, welches die zahlreiche Judenſchaft bey Leopolds Thronbeſteigung hat bauen laſſen, und welches den Erbauern und den Einrichtungen der innern Polizei und Ordnung Ehre macht; dann ein Tabacks- und Salzmagazin aus den Zeiten der Mediceer. Wenn man ſich von hier links wendet, ſo macht man die Runde des Molo, die beinahe einen Miglio ausmacht, und den Hafen wie in ein Quadrat einfaßt. Zwiſchen dieſem und dem erſten Hafen liegen die großen Schiffe und hier wird ein- und ausgeladen, doch ſieht man bey gutem Wetter eine Menge Schiffe draußen auf der Rhede, unter welchen das kleinere Gewimmel der Fiſcherböte und Schaluppen und Barken ſich luſtig bewegt. Draußen am Molo hat man mächtige Klumpen Granit und Tufſtein gegen die Wellen geworfen, und auch nach der nordöſtlichen Seite gegen die fortezza vecchia; näher am Ufer läuft ſo eine Reihe Steinklumpen fort, auf deren Spitze ins Meer hinein ein kleines Fort mit einigen aufgepflanzten Kanonen den Eingang deckt. Man hat von den äußerſten Mauern dieſes Molo eine herrliche Ausſicht ins Meer hinein und das Herz ſchwillt empor bei dem Anblick der gefüllten Segel und der Schiffe, die nach allen Seiten über die Tiefe fliegen. Nahe am Molo, der erſten Quarantaine gegenüber, ſteht auf einer kleinen Klippe der ſtattliche Fanale, oder Leuchtthurm, der bey Nacht den Schiffen zum Zeichen und der Stadt zu einer großen Zierde dient. Man ſieht ihn allenthalben über die Stadt hinaus von Piſa und noch weiter her. Der Fremde verſäume nicht, hier hinaus zu ſchiffen, um über die Stadt und das Meer einer unendlichen Ausſicht zu genießen. Auch auf den Wällen den Sparti gegenüber iſt ein ſchöner Standpunkt auf zwei hohen Hügeln, von denen man die Vorſtädte, die Gefilde, die Gebirge und den ſüdlichen Theil des Meeresufers überſchaut. Schon vom Molo ſieht man weit ins Meer hinein. Zuerſt am nordweſtlichen Ufer nahe an der Stadt liegt ein Felſenklumpen mit einem hohen Thurm und einigen Kanonen; nebenbei ſteht ein alter finſterer am Ufer nach Art der Thürme unſerer Burgen. Hieher verlegen einige den alten Porto Piſano, deſſen Lage die zerſtörende Feindeshand und das verſchlemmende Meer ſo ungewiß gemacht haben, daß man auch ſeine Stätte nicht mehr weiß. Weit hinein ins Meer ſieht man einen weißen Thurm auf der flachen Felſeninſel Meloria überleuchten, der die Schiffer warnen ſoll, daß ſie ihren rauhen Klippen nicht zu nahe kommen; und fernher dämmern die kleine Gorgona, das fiſchreiche Porto Ferrajo auf Elba, und bei heiterem Wetter auch Elba mit ſeinen entfernteren Bergen und Korſikas hohe Küſten. Doch alles dieſes genießt man tauſendmal beſſer vom Fanale, ſo wie die Ausſicht auf die Stadt, welche man vom Molo wegen der Maſten und Wälle nicht haben kann. Nahe an der Darſena nordweſtlich iſt die Fortezza vecchia, gleichſam eine Citadelle und allerdings ſehr feſt; aber um ſie zu vertheidigen, müßte man erſt die Stadt an dieſer Seite ſchleifen und alle nächſten Häuſer zuſammenſchießen. Der Hafen iſt ſchön und geräumig, doch für Kriegsſchiffe nicht immer noch allenthalben tief genug, daher dieſe ſich meiſtens draußen auf der Rhede halten. Das Kaperrecht auf der Rhede erſtreckt ſich bis auf einen Kanonenſchuß vom Molo, oder von jedem der kleinen befeſtigten Klippen und Thürme im Meer.

Man rechnet auf dieſe Stadt an 60000 Einwohner und eine Menge Fremde, die wie Ebbe und Fluth wechſeln. Die Juden ſind erſtaunlich zahlreich und machen über ein Drittheil der Bewohner aus. Sie ſind meiſtens ſpaniſchen und portugieſiſchen Stammes, und bei den Verfolgungen, die ſie im ehemaligen Vaterlande erfahren mußten, von den

Mediceern aufgenommen worden. Sie haben bis auf einige Kleinigkeiten mit den Chriſten faſt alle Rechte gemein, doch klagen ſelbſt die Billigen im Volke, daß ſie eine Landplage ſind, und durch Kleinheit des Gemüthes und Eigennutz ſich auszeichnen. Eingewurzelte Unarten und Uebel legen ſich freylich ſo leicht nicht ab. Der Ton iſt, wie in allen lebendigen Städten am Meer, frei und zwanglos. Die vielen Menſchen aller Nationen geben gleichſam einen Richtton, welcher der beſte von allen iſt, wo jeder ſeine Freiheit hat, es in gleichgültigen Dingen zu halten, wie es ihm beliebt. Man findet hier ſelbſt bei dem Italiäner, außer ſeiner äußern Feinheit und Artigkeit, etwas von der teutſchen Biederherzigkeit und der franzöſiſchen Freimüthigkeit, und mir war hier zum erſten Mal wieder, als ob ich in Hamburg, oder Trieſt, oder in Leipzig zur Meßzeit mich tummelte. Dieſen geſelligen und menſchlichen Ton zu befördern hat man eine eigne Anſtalt errichtet, bei welcher Menſchen von allen Zungen und Religionen zu den Intereſſenten gehören. Dieſe hat freilich einen italiäniſchen Namen, doch daran muß man ſich nicht ſtoßen. Da der Name Academien in Italien ſo etwas Vornehmes iſt, ſo haben ſie ihrem Verſammlungsorte und der Geſellſchaft den Namen Academia de' Floridi gegeben mit dem Symbol: Omnia libant Floridi. Glücklich, wenn ſie dieſen Spruch erfüllten! Sie beſteht aus Männern aller Stände, und man rechnet über 150 Mitglieder. Jeder findet hier für ſeinen Schnabel, was er bedarf, warme und kalte Getränke, Billard, Spielpartieen, und zu gewiſſen Zeiten Bälle und immer auch eine volle Tafel, wenn ſie beſtellt wird. Die beſten einheimiſchen und auswärtigen Zeitungen fehlen gleichfalls nicht, und alles iſt mit vieler Zierlichkeit und Nettigkeit eingerichtet. Dieſer feinere Ton der Männer iſt auch auf die Weiber übergegangen, und die italiäniſchen Schleier ſind nur noch für die Kirchen. Sie gehen allenthalben mit einer Magd und auch ohne Begleitung herum, ſprechen mit ihren Bekannten und Befreundeten auf den Gaſſen und Promenaden, und thun wohl daran, ſo zu thun. Ich habe hier bei weitem mehr hübſche Geſichter gefunden, als in Florenz, und unter den Griechinnen ſelbſt einige reizende. Man kann aber das dem Ort nicht geben, was vielleicht der Zufall hieher gebracht hat. Denn wie viele dieſer Schönheiten ſind nicht Ausländerinnen? Die Zahl der öffentlichen Weiber iſt groß, dies kann man ſchon aus den vielen Anſprachen ſchließen, die der Fremde hier die Abende in den Kaffehäuſern und an allen Straßenecken von ihren Mäklern erhält. Sie leben nicht im Druck, noch im Dunkeln, und da der Kours in einer reichen und von Zugvögeln wimmelnden Stadt gut iſt, ſo ſieht man ſehr ſchöne und reizende. Sie wandern frei und ohne Anſtoß auf allen öffentlichen Plätzen umher, finden ſich auch wohl mit ihren Verehrern auf den Kaffehäuſern ein, lachen und ſchäkern, und halten ihre Reize keinesweges unter dem Scheffel. Beſonders waren die jungen Franzoſen mit dieſen reizenden Uebeln fleißig in Geſchäften, die Officiere und Kommiſſäre, die Lucca haben frei und arm machen helfen.

Viele Franzoſen giebt es hier. Ein Theil ſind Emigranten, man kennt ſie aber nicht alle, weil mehrere ſo kühn ſind, die Kokarde anzuſtecken. Als ein induſtriöſes Volk machen ſie kleine Schmuckſächelchen und kosmetiſche Kleinigkeiten, die ſie an den Mann zu bringen wiſſen; andre treiben auch mit den Reſten ihres Vermögens einen kleinen Handel und werden dabei ſelbſt von republikaniſchen Landsleuten unterſtützt. Auch an Italiänern dieſer unglücklichen Klaſſe fehlt es hier nicht. Eben ſo zahlreich ſind jetzt auch die neuen Franzoſen, welche zum Theil als ein verderbliches Ungeziefer der Armee folgen, Kommiſſäre, Abentheurer, Herumtreiber, oder ſolche, die es nicht ſchön finden, für das Vaterland zu ſterben; andre, die auf neue Unternehmungen warten, um dann vielleicht mit ins Rad einzugreifen, welches die Welt in Umſchwung geſetzt hat. Man liebt die große Nation hier nicht, wie ſie ſich ſelbſt genannt hat, aber wohl fürchtet man ſie, und jeder hütet ſich, bei der Nähe einer dreifarbigen Kokarde frei zu ſprechen, obgleich man hier ſonſt dem Munde kein Gebiß anlegt.

Der Handel dieſer Stadt hat wenig mit einheimiſchen Sachen zu thun. Seitdem die Wollen- und ſpäter die Seidenmanufacturen in Toskana in Abnahme gerathen ſind, iſt auch dieſer Zweig immer kleiner geworden. Was man von Landesprodukten alſo noch ausführt, ſchränkt ſich auf Oel und Florentiner Weine und auf weniges Eiſen der Inſel Elba ein. Auch eine große Korallenfabrik iſt hier in den Händen einiger jüdiſchen Häuſer, welche einen ganz anſehnlichen Abſatz machen ſoll. Wichtiger wird dieſer Freihafen vorzüglich durch ſeine Niederlage von levantiſchen Waaren, und von dem, was England, Frankreich und Schweden ihm zuführen, welches er wieder durch alle Zweige der italiſchen Städte vertheilt. Buonaparte hat durch ſeinen Kreuzzug nach Aegypten dem Levantehandel einen großen Stoß gegeben, und die Livorner ſchimpfen auf dieſen großen Mann, deſſen Vater ein geborner Edelmann von Piſa war.

Zu leben iſt es hier äuſſerſt theuer, und man kann in Florenz beinahe mit der Hälfte ausreichen; für fünf, ſechs Paoli hat man ein ſehr gewöhnliches Mittagseſſen, und für drei Paoli ein ordinaires Stübchen. Dies erſtreckt ſich natürlich auch auf alles, was gegeſſen werden kann, welches beinahe um ein Drittheil theurer iſt, als in Florenz. Nichts geht aber über die Gierigkeit und Unverſchämtheit der Gaſtwirthe und Träger und Aufpaſſer. Sie ſind des Ausrupfens und Plünderns der Fremden ſo gewohnt, welche meiſtens unbekannt mit Sitten und Sprache hieher kommen, ſo daß man mit ihrer Unverſchämtheit kaum auskommen kann, wenn man nicht flucht und auf den Stock zeigt, der der Regent ſolcher Leute ſeyn muß; und wenn man ihnen nicht merken läßt, daß man nicht das erſte Mal unter den Klauen ihrer Art ſich befindet. Gewöhnlich fangen ſie mit Schmeicheln an und mit Rühmen der Nation, von welcher der Fremde iſt, mit dem Preiſe ihres Reichthums und ihrer Großmuth, mit der Erwähnung dieſes oder jenes Mitgliedes der Nation, das ſie bedienten und das ein Mann von molto garbo und ſpirto war, und ein ſo großmüthiger und freigebiger Herr, als man nie ſeitdem einen traf. Aber der iſt verrathen, der ſich von dieſer freundlichen Miene fangen läßt, welche plötzlich das unverſchämteſte Eſelsgeſicht und ſelbſt Drohungen annimmt, wenn man ſo ein Gezücht durch Mienen ſchrecken könnte. Jeden Tritt verdinge ſogleich, wenn du dich nicht zanken und ärgern willſt; denn eine Zugift über den gewöhnlichen Preis rechnen ſie für nichts, drehen die Mütze dreimal mit höhniſchem Lächeln um und gehen ſchimpfend und brummend heim.

Wer Livorno beſucht, unterlaſſe nicht die Wallfahrt nach dem berühmten Monte Nero. Ich machte dieſe einen Sonntag Morgen in Geſellſchaft einiger Hamburger Kaufleute, und der halbe Tag, den wir dort zubrachten, gehörte zu den angenehmſten meines Aufenthalts in Florenz. Dieſes Kloſter iſt eines der berühmteſten, nicht bloß in Toskana, ſondern in Italien, und täglich, beſonders an den Feiertagen, verſammelt ſich hier eine Menge Frommer, um der heiligen Jungfrau von Monte-Nero eine Verehrung darzubringen, und hier unter ihren heiligſten und ſeligſten Augen die Meſſe zu hören. Faſt kein Schiffer und Fremder katholiſchen Glaubens kommt zu Livorno an, der bei ſeiner Ankunft, oder Abreiſe hier nicht einen Beſuch ablegte, ein Gelübde löſte, oder thäte. Ich habe es ſelbſt mit vielem Vergnügen geſehen, mit welcher außerordentlichen Andacht und Verzuckung die vielen Hunderte ſich zur Erde warfen, als die Thüren des Tabernakels auseinander ſchlungen, und das reiche Gnadenbild erſchien. Ich hatte den folgenden Morgen Gelegenheit, über dieſes wunderthätige Bild die herzhafte und herzbrechende Rede eines ehrwürdigen Kapuciners mit langem ſchneeweißen Barte, im Dom in Livorno zu hören, und will alſo einige Züge der Geſchichte deſſelben beifügen, wie der geiſtliche Herr ſie gab. Seine Wunder, die es hier und aller Orten gethan hat, ſind unzählig, und allein die, welche der Redner in einer halben Stunde aus ihrer Legion aufzählte, gingen in die Hunderte, ſo wie ſeine Thränen, Seufzer und Kniebeugungen in die Tauſende. Dieſes berühmte kleine Bild iſt ein Urbild und ſtammt in gerader Linie aus Paläſtina, von wo ſeine Reiſe nach Negropont ging, wo es manches Jahrhundert große Thaten that. Von dort floh es vor den Saracenen über das Meer und landete am Monte Nero, und iſt daſelbſt bis heute das erſte Juwel aus der Gnadenkrone des toskaniſchen Volks, wie unſer Redner meinte, und wenn alles verloren ginge, wenn die ganze heilige Kirche zuſammenſtürzte, wenn die Ketzer die Welt überſchwemmten, die Türken und Franzoſen alle Kirchen zerſtörten, und dieſes Bild nur bliebe, ſo wäre noch Hoffnung da, daß es allein durch ſeine Wunderkraft alles wieder herſtellen und alles Abtrünnige und Verkehrte wieder bekehren und zurechtſetzen könnte. Bei dieſer Gelegenheit muß ich etwas von der Weiſe des Schnupftuchs ſagen. Ich habe es zwar auch in unſern Lutheriſchen Kirchen oft bemerkt, wie nach der Verleſung des Textes und dem Gebet der Predigt die Wuth des Huſtens und Schnaubens auszubrechen pflegt, habe auch in Katholiſchen Kirchen oft dieſe unleidliche Naſenkanonade gehört, aber ein Signal, wie man hier giebt, iſt mir noch nicht vorgekommen. Dieſes war in einer Stunde, die ich ritterlich aushielt, drei bis vier Mal und währte jedesmal eine gute Minute. Der Alte ſchwang ſein Schnupftuch vorwärts, und hob es mit einer anſtändigen Bewegung zur triefenden Stirn.

Mit einem Male ertönten alle Naſen ſo laut und fürchterlich und ſchwangen ſich alle Schnupftücher ſo rauſchend, daß auch ich zum Gewehr griff, um mich durch dieſes Schiboleth nicht zu verrathen. — Hier ſcheint es mir nicht uneben, ein Wörtchen von dem Umtragen der Hoſtie zu ſagen, wovon man in proteſtantiſchen Ländern ſo oft hört, ohne ſich einen klaren Begriff davon machen zu können, wie es damit gehalten werde. Dieſe geweihte Hoſtie wird wie Gott ſelbſt angeſehen, und der Franzoſe nennt ſie nur den lieben Gott, le bon Dieu. Wenn ſie nun über die Straße zu einem Kranken getragen wird, ſo kann natürlich nicht genug Aufſehen und Ehrerbietung gemacht werden. Wo ſie durchzieht, eilt alles an die Fenſter, und iſt es Abend, ſo wird mit einer Menge Lichter dem vorübergehenden Gott zu Ehren eine Illumination gemacht. Was draußen iſt, entblößt ſein Haupt und fällt auf die Knie. Der Kaiſer ſelbſt in Wien unterließ dies nie mit ſeiner Familie, wenn er ſo unglücklich war, Gott zu begegnen, der darin nicht gnädiger iſt, als Paul der Erſte in Petersburg. Die Wachen, wo es vorbeigeht, treten ins Gewehr, die Hauptwache tritt heraus, und die Trommel wird gerührt. — Bei einem ſolchen Reichthum der Madonna an Wundern fehlt es ihren Dienern natürlich nicht an irdiſchen Gütern, und dieſem widerſpricht ihr gutes Embonpoint und ihre heitre Miene nicht. Die Kirche iſt niedlich und mit ſchönen Säulen und mehrern mittelmäßigen Statuen geziert, der Altar und das Tabernakel der Jungfrau iſt reich an Gold und Silber. Die Wohnungen der Brüder ſchließen ſie mit zwey ſchönen Flügeln ein, die nun ausgebaut und verziert ſind, und dem Ganzen das Anſehen eines hübſchen ländlichen Schloſſes geben, wozu es freilich auch Vielen dient. Grade gegenüber baut man jetzt eine ganz hübſche Loggie, damit die Herren an luſtigen Tagen darunter mit Spiel und Vergnügen ſich erluſtigen können; und hinter ihr legt man einen niedlichen Garten an, ſo wie hinter dem Kloſter ein ganz leidlicher iſt. Aber ſchöner iſt der Wald von Letſchen und Eichen, welcher das Kloſter rund umher einſchließt, und hoch bis über die Spitze des Berges hinanläuft. Dieſer ſchöne Berg hebt ſich ſanft vom Meer und ſteigt zu einem immer höhern Rücken, indem er ſich in einem dunkelgrauen Halbzirkel, immer weiter gen Oſten zurücktretend, von hier gegen Piſa wendet, wo er der Straße von Florenz ganz nahe kommt. Er iſt meiſtens mit Wald bekränzt, und hier bei und um Monte Nero mit einer Menge heitrer Landhäuschen, Gartenhäuschen und Villen beſäet, die ihm von Livorno her ein ſehr luſtiges Anſehen geben. Die Entfernung von Livorno nach dem Kloſter iſt eine gute teutſche Meile, und dieſe wird täglich von einer Menge Menſchen- und Pferdefüße ausgemeſſen. Beſonders iſt zur Sommerzeit hieher die Flucht und Zuſammenkunft der Livorner groß. Hier finden ſie einen kühlen Wind vom Meer und oben vom Gebirge her, und Sommer und Winter den unvergänglichen Schatten der Letſchen. Am Fuße des Berges liegen mehrere Häuschen, wo man ſich im Anbiß und allerlei Getränk erfriſchen und für das Hinaufſteigen ſtärken kann. Hier halten die Wagen an, und nun geht alles zu Fuß einen Weg, der gut geebnet und gebahnt in mehreren Krümmungen ſich zum Kloſter hinauf windet. Näher, aber ſteiler und rauher durch felſiges Geſtein laufen mehrere Pfade für die rüſtigeren Klimmer. Droben findet man Oelgärten und endlich Letſchen, und vor der Kirchthüre hat der Teufel ſeine Kapelle, die reich mit Wein, Brantwein, Roſolio, Früchten und Kuchen verſehen iſt, und mit manchen andern Sachen, welche man auch ſeitwärts am Wege in kleinen Häuschen findet. Das Kloſter liegt etwa in der Mitte der Berghöhe und hat eine himmliſche Ausſicht von ſeiner Terraſſe über Livorno, Piſa, die weite Ebne in der Mitte, das Meer mit ſeinen Inſeln, Thürmen und Segeln. Aber alles dieſes iſt nichts gegen die unermeßliche, welche man von der höchſten

Höhe

Höhe hat. Da öffnet ſich auch jenſeits eine weite Gruppe von Bergen und Thälern, die Inſeln und Städte liegen in größeren und näheren Maſſen unten, und Livorno und Piſa ſcheinen dann nur unten am Fuße des Berges zu ſtehen. So reizend auch dieſer Berg mit ſeinem Kloſter iſt, ſo öde und unfruchtbar iſt meiſtens die Gegend, die gleichſam vom Meeresſand angeſchwemmt ſcheint und leichten Sand über Tufſtein hat. Der Weg von Livorno hieher iſt alſo wenig anmuthig, wenn man die Ausſicht auf das Meer ausnimmt. Man ſieht wenige Wohnungen, bis man den Bergen näher kömmt, und eine ſandige Ebne mit Kornfeldern. Dies iſt der Karakter des ganzen Landes um Livorno, und die Bäume mit ihren Weinſtöcken ſind ſelten und finden ſich nur in den Gärten der Vorſtädte. Doch ſind die Felder durch den vielen Dünger fruchtbar und geben kein trauriges Bild. Oede aber ſind die am nordweſtlichen Ufer der Stadt längſt dem alten Thurm bis nach dem Haidewald hin, den man auf dem Wege nach Piſa findet. Der Strand iſt ſumpfig und haidig und von einer Menge Gräben und Kanäle durchſchnitten; doch machen die Heerden Viehes auch dieſe wieder luſtig. Dieſer Karakter der Maremmen (oder Meeresufergegenden) iſt bis Piſa und um Piſa über die Ufer des Arno, Serchio und kleinerer Ströme und Kanäle bis an Sarzana im Genueſiſchen hinaus. Dieſe Meeresſumpfgegend macht das Trinkwaſſer ſchlecht, und wirklich iſt das in Livorno abſcheulich und viele Reichere trinken alſo Waſſer aus Piſa. Man hat auch in Livorno angefangen, dieſem Hauptübel abzuhelfen, und iſt mit der Aufführung einer Waſſerleitung beſchäftigt: ein ſchönes und nützliches Werk, wann es vollendet ſeyn wird, welches aber wegen der Schwierigkeiten und Koſten nur langſam fortgeht.

Noch muß ich zuletzt ein Paar Worte über meine Hausgeſellſchaft verlieren, welche zu den intereſſanteſten gehört, die ich auf meiner ganzen Reiſe getroffen habe. Der

Zufall, dem es oft beliebt, zu ſpielen, hat dieſe ſonderbar genung zuſammengeworfen und ich will der ſonderbaren Zeit wegen eine kleine Skizze davon geben. Voran ſtehe ein Weib, eine Franzöſin aus Toulon, die mehrere Jahre in Cypern bei einem Verwandten ſich aufgehalten hat und jetzt mit mehrern alten und jungen Weibern hat reiſen dürfen, da man den franzöſiſchen Konſul und die übrigen franzöſiſchen Kaufleute ins Gefängniß geworfen hat bei der Kriegserklärung, die Buonapartes Zug nach Aegypten veranlaßte. Sie iſt eine luſtige und muntre kleine Runde mit aller franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Luſt zu lachen und zu ſchwatzen, und dient uns zum Einlenken und Stimmen, wenn unſre Geſellſchaft zu heiß und ernſthaft zu werden droht. Dann erzählte ſie uns von den Türken und Griechen auf Cypern und beſonders von den Sitten und Weiſen und der Lebensart der letztern, von ihren Wohnungen, Schmäuſen, Feſtlichkeiten, Hochzeiten und Tänzen mit und ohne das Schnupftuch, und es iſt eine Freude, wie alle dieſe Dinge unter ihren Augen und auf ihren Lippen ein naives und komiſches Anſehen gewinnen. Sie ſowohl, als die übrige Geſellſchaft, mich und einen Florentiner Kaufmann ausgenommen, iſt durch die weltumkehrende Revolution hier zuſammengebracht. Zuerſt von dem Abgeſchiedenen. Dieſer eine, den wir verloren haben, war vom Gefolge des Königs von Sardinien, ein maitre de garderobe, eine mächtige Figur, luſtig und fröhlich, über das eigne und über das königliche Unglück und Exil ſcherzend: „Wenn man uns von der Inſel Sardinien wieder zurückſchickt, wohin ſollen wir dann gehen? Das Meer iſt groß und wir werden Waſſer genung finden, um mit unſern Leibern alle Sorgen des Lebens zu begraben.“ Dann ſchlug er einen Triller, ſang ein Stückchen und lachte die übrigen aus: „Wer nicht fürchtet, lebt immer vergnügt, munter, Freunde!“ Dieſer war unentbehrlich und mit ihm hat die Geſellſchaft viel an Schwung und Leben verloren. Der zweite in der Ordnung iſt ein Sekretär des Kardinal Albani, mir der liebſte und an Einfalt und Unbewußtheit ſelbſt in Rom wie ein Kind geblieben. Er hat ein Weib und 8 Kinder daheim und iſt als ein Diener des emigrirten Kardinals verdächtig geworden und hat ſich hieher geflüchtet, ein Menſch, der einem die Menſchen aller Länder lieb machen kann. Er iſt immer heiter und geſprächig, und wann er ſein Pfeifchen angebrannt hat, kömmt er regelmäßig alle Morgen auf ein halbes, oder ganzes Stündchen zu mir. Dann ruft er oft mit lachendem Munde aus: Ich habe mich in meinem Leben um Ruſſen und Türken nicht bekümmert, aber jetzt ſind ſie grade meine einzige Hoffnung. Sage ich ihm dann, daß das ein ſchlechter Troſt iſt, daß dieſe ſtehlen und plündern und beſonders den Weiblein hart mitſpielen, ſo lacht er: „Sie werden nichts zu ſtehlen finden, dafür iſt geſorgt, mit uns iſt es zum Pferdefutter, zu Feldbohnen und Hafer gekommen, und auch die werden vielleicht bald verzehrt ſeyn; unſern Weibern und Mädchen werden ſie auch nicht ſchaden, perché tutto che è perforabile, è perforato;“ es iſt ein mäßiger Menſch, er ſinnt ein Bischen und ruft dann: queſti ci potranno forſe far amar i Franceſi. Sein Geſell oder vielmehr Landsmann iſt ein junger Kaufmann, der vor zwei Tagen von Perugia angekommen iſt und ihm alle neueſten Nachrichten mitgebracht hat. Es iſt ein Naturſohn, republikaniſch geſinnt, und hat ſeinen vollgültigen Paß in der Taſche und ſeine Kokarde am Hute. Seine Nachrichten klingen nicht erbaulich und wenn er die Alten nicht lobt, ſo preiſt er die Neuen nicht. Alles iſt aufs Aeußerſte geſpannt, die franzöſiſche Armee, die Konſuln und Kommiſſäre haben ſich gut verſorgt, Sicilien iſt geſperrt, Civita vecchia, der Hafen Roms und die Mündung der Tiber iſt es durch die Engländer, und Hunger und Noth bedroht alles. Die Nationalgüter und die eingezogenen liegen unbebaut, weil ſie bei der jetzigen Lage der Dinge keiner kauſen und pachten will; ganze Felder ſind unbeſäet, weil die Gelder fehlen, die Beſtellung zu bezahlen, und weil manche nicht einmal Saamen kriegen können, ſie zu beſäen. Was man in Landſtädten von Sitten noch gehabt hat, iſt vollends hin, und alle ſchöne und leidliche Weiber werden liederlich und gar herumziehend, denn die Noth und das Beiſpiel ſind groß. Ich für meine Perſon, ſagte er, wünſche, daß es mit unſerm Regiment, das wir doch einmal ſo theuer gekauft haben, nur ſo bleiben möge, allein unter beſſern Menſchen; aber wir ſehen nur Elend, Beſtechung und Gunſt und keine Aufopferung bei denen, die uns das Beiſpiel geben ſollten. Der Vierte in der Reihe und unſtreitig der intereſſanteſte, iſt aus Ferrara, kein Emigrant, ſondern ſeit mehr als 20 Jahren abweſend vom Vaterlande, ein ſchöner Mann an die 40 Jahre, auf deſſen Geſicht in allen Zügen Redlichkeit und Feuerköpfigkeit ausgedrückt ſind. Seine Sprache hat etwas unbegreiflich Süßes und Anziehendes und in ſeinen großen und düſtern Augen brennt eine Glut der Schwärmerei, die gleichſam anſteckend iſt. Er läßt ſich für ſeine Ueberzeugung und ſeine Religion todt ſchlagen und haßt die Franzoſen und alles, was auf ſie Beziehung hat, unausſprechlich. Froh bin ich, ſpricht er, daß ich in ein Land gehe, wo ich, fern von dieſen armen Verbannten und von meinem Vaterlande, es vergeſſen kann, daß ich nach Spanien, dem Lande der Dummheit und des Aberglaubens, gehe, um unter den halben Beſtien mich zu erhohlen, da ich es unter dieſen wiedergebornen Menſchen nicht kann. Er ſpricht ſo warm zugleich für alles Gute und Rechte, daß man ihm nie Achtung verſagen kann, ſo abſtimmig auch die Meinungen ſeyn mögen. Eine karakteriſtiſche Anekdote erzählte er von Lucca, die dort bei Errichtung der Freiheitsbäume vorgefallen ſeyn ſoll. Ein Prieſter, mein Landsmann aus dem Ferrariſchen, hielt dieſem Erlöſer der Welt bei ſeiner Pflanzung eine pompöſe Rede, ein Erzſchurke, der vormals in

Bologna den Kopf hing und über Mirakel und Wunderzeichen; über Nicken und Thränen der Heiligenbilder kopfhängeriſch predigte, aber gleich mit den Franzoſen umſprang. Unter andern brachte er dieſe Vergleichung an, welche unſre Zeit ſchön bezeichnet. Ihr habt euch, Bürger, bis jetzt Chriſten genannt und werdet es bleiben, aber einem ſchönern Namen muß jener Platz machen, hinfort heiſſet ihr freie Menſchen, Kinder der Freiheit. Vielleicht floß einſt am Holze das Blut des Gottesſohnes, wir können es nicht ſo wiſſen, aber dieſer Baum iſt durch Vergieſſung des ſchönſten Blutes für die ſchönſte Sache gewachſen und geheiligt, ihn müßt ihr hinfort anbeten und das Kreuz als ein Ding anſehen, das nur für die Schwachen noch gut iſt ꝛc. Er ging ſo weit, daß ſelbſt der franzöſiſche General ihm gebot aufzuhören. Noch eine intereſſante Perſon der Geſellſchaft iſt die Wirthin des Hauſes, die ſich aber ſelten unter uns befindet. Sie hat verrückte Augenblicke, wo ſie plötzlich von der größten Munterkeit in die tiefſte Schwermuth verfällt, indem ſie meint, eine Schlange im Magen zu haben, welche ſogar bisweilen bis an die Zunge leckt, ſo daß das arme Weib ſich oft voll Angſt nach der Zunge fühlt, um zu ſehen, ob ſie auch ſchon von dem böſen Wurm weggeſchnappt ſei. Man hat vergebens ſchon der Madonna ein ewiges Lämpchen ſeit fünf Jahren Tag und Nacht im Wohnzimmer angezündet gehabt, es will alles nichts helfen, ſo wenig als viele Wallfahrten, die beide Vater und Sohn nach Monte Nero gemacht haben.

Beinahe hätte ich vergeſſen, daß man in Livorno faſt alle Tage Fiſche mancherlei Arten haben kann, die zum Theil von Lucca und ſeinen Seen, zum Theil von Piſa kommen. Doch am meiſten verſorgt Porto Ferrajo die Stadt, wo im Sommer auch ein vorzüglicher Thunfiſchfang iſt.

Den erſten März gleich Nachmittags war ich hier mit allen meinen Sachen fertig und fuhr frohes Muthes des

Weges nach Piſa. Es war ein ſchöner und heitrer Tag und ich freute mich der Frühlingsluft und des Sproſſens und Keimens rings umher. Bald war ich wieder an dem Wald und der Haide und wanderte wohl ein Stündchen zu Fuß, indem ich den Wagen langſam fahren ließ. Nicht bloß Haide und Wachholder und Schlangenkraut ſteht hier unter den Letſchen und Eichen, ſondern allenthalben die duftende Myrthe und das ſüße Veilchen, und Krokus und wilde Muskathyacinthen dufteten lieblich an meine Naſe. Auf dem Wege gab es bald ein neues Schauſpiel. Die Länge einer halben Meile wanderten Weiber und Mädchen in Truppen von 10, 20 bis zu 50, leichtgeſchürzt und in Feierkleidern. Sie kamen wie das Sauſen der Bienen an ſchönen Frühlingstagen heran und viele trugen Körbe, andre die gelbblühenden Zweige ſpaniſcher Violen, welche dem Wachholderſtrauche gleichen und ſtatt des Laubes ſteifere Stacheln haben. Alle gingen baarfuß und mit aufgeſtreiften Aermeln, mit bunten Miedern und Schürzen und ihr Schleiertuch wie eine Muff zuſammengefaltet, oder leicht um Hals und Bruſt flatternd; alle ſpielten und jubelten, ſelbſt noch die Alten, mit Lachen und Luſt, und ſo trippelte dieſe Armee mit leichtfertigen und fröhlichen Blicken vorwärts; jede in dem Ton ihres Alters, die Alten beteten Ave Marias, oder ſangen ein Salve und ließen die Roſenkränze fleißig um die Finger laufen, die Jugend ſtimmte dagegen die neueſte Heiligenlegende, oder neue ſchöne weltliche Lieder an, die ich im Karneval ſchon in Florenz gehört hatte, und dies alles ohne Anſtoß und verträglich unter einander. Es gab einige recht feine und viele ſchelmiſche und glutvolle Geſichter unter ihnen und von Füßen und Knochen waren ſie meiſtens feiner und zierlicher, als die Bäuerinnen um Florenz, ſonſt dieſelben kleinen rundlichen Leiber. Dieſe luſtigen Pilgerinnen wanderten mir ſo, wie ein Schattenſpiel, vorüber und erinnerten mich an das alte Hetrurien und an das goldne Alter, das wahrlich in einem Lande, wie Italien auch jetzt noch iſt, möglich ſeyn könnte, wenn es möglich iſt. Ihre Züge gingen, wie ich nachher hörte, nach Monte Nero und von da weiter zu einem andern heiligen Orte. Ich blieb vor dem Thore von Piſa in einem kleinen Wirthshauſe, von dem ich eine freundliche Ausſicht ins Feld und auf die öſtlichen Berge und den Monte Nero hatte. Der Ueberreſt des Abends ward in der Stadt verlebt, wo ich im Kaffehauſe vom Huſaren mich erſt labte und dann längs dem Arno wanderte. Da gab es eine Neuheit, welche viele Menſchen dahin gezogen hatte; dies waren an 50 franzöſiſche Officiere aus Lucca, ſchöne junge Männer, alle gerüſtet und mit franzöſiſcher Leichtigkeit. Aergerlich in meinen Augen ſtachen die ſteifen Piſaner dagegen ab, die ſelbſt an dieſen warmen Abenden noch ihre Müſſen um die Hände geſchlagen hatten, und andre, die in den Fenſtern liegend ihre Töpfe mit glühenden Kohlen hielten. Den Abend fand ich mich daheim an der Tafel mit drei franzöſiſchen Officieren und zwei Genueſerinnen, ungewiß, welche die Anzieher und welche die Angezogenen waren, bis ich erfuhr, daß die Weiber hier ſchon ſeit 14 Tagen ein Zimmerchen bewohnten. Es fehlte ihnen nicht an Witz, was ihnen an Schönheit abgehen mogte; man ſcherzte und lachte und trank, und als der Wein und vielleicht etwas andres die Köpfe erhitzt hatte, wurden Gaſſenhauer und Freiheitslieder geſungen, von denen das beſte den Refrain hatte: Buonaparte il gran guerriero ci a recato la libertà. Ich überließ jene ihren Wünſchen und legte mich frühe auf mein Haupt.

Piſa und ſeine Gegenden.

Piſa hatte im eilften und zwölften Jahrhunderte eine Zeit, wo ſie die erſte Stadt Toskana's heißen konnte; dieſe

Zeit iſt nicht mehr, man ſieht nur noch an dem Umfang ihrer Mauern und an manchen Denkmählern, die der Neid der Florentiner nicht hat verderben können, was ſie einſt geweſen iſt. Eine der älteſten Städte Toskana's iſt ſie ſicherlich. Schon Virgil erwähnt ihrer als einer Stadt Hetruriens, welche mächtig war, als man noch an Roms Erbauung nicht gedacht hatte, Aen. 10, 175. Andre machen ſie zu einer der zwölf Hauptſtädte Hetruriens, deren jede einen Lukumo hatte und der Hauptort eines der zwölf Kantone war, in welche man das Land getheilt hatte. Im Mittelalter nach dem Tode der Mathildis ward auch dieſe Stadt nach und nach frei und die Parthei der Ghibellinen hatte in ihr meiſtens die Oberhand. Sie wuchs bald erſtaunlich heran unter dem Schutz der Hohenſtaufen und unter der Begünſtigung ihrer herrlichen Lage am Arno, etwa drei kleine Meilen von ſeinem Ausfluß ins mittelländiſche Meer. Bald hatte ſie einen eignen Hafen, den Porto Piſano, und beherrſchte Sardinien, Korſika und viele Inſeln im Archipelagus, machte auch den Welfiſchen Genueſern lange die Herrſchaft zur See ſtreitig. Endlich aber ward ſie von dieſen beſiegt gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts und ihr Hafen ward zerſtört. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts fiel ſie unter das grauſame Joch ihrer alten Nebenbuhlerin Florenz und mit dieſer endlich im 16ten Jahrhundert unter die Mediceer. Die Florentiner haben es ſo mit ihr gemeint, daß von dem einſt wimmelnden Hafen von Piſa an der Küſte zwiſchen Livorno und dem Arno nicht einmal die Spur mehr iſt, und daß eine Stadt, die damals mehr Menſchen zählte, als jetzt Florenz, jetzt zwiſchen 16 und 18000 Bewohner in ihren weiten Mauern enthält. Lucca und Livorno ſind auf ihren Trümmern gewachſen, und was auch die ſpätern Fürſten gethan haben mögen, die alte Zeit und der alte Geiſt kehrt nimmer wieder. Noch bis dieſen Tag iſt in dem Herzen manches Piſaners eine Art Ingrimm gegen alles, was florentiniſch heißt, und viele behaupten wohl mehr partheiiſch, als wahr, daß Piſa nur erſt an Leopold einen Fürſten gefunden habe, der es nicht haßte. Voran unter den heiligen Denkmählern einer beſſern und glücklichern Zeit dieſer Stadt ſteht der

Dom.

Dieſer iſt unſtreitig das erſte Gebäude in Piſa; wenn man den Florentiner ſo leicht vergeſſen könnte, würde man ihn wohl erhaben und majeſtätiſch nennen. Er ſtammt aus der blühenden Zeit der Stadt und im Jahr 1163 iſt zu ihm der Grund gelegt von den Schätzen, die man durch den Handel und die Kreuzzüge gewonnen hatte. Dieſe Zeit der Blüthe und der Macht offenbart ſich auch durch die vielen griechiſchen und orientaliſchen Säulen, Geſimſe, Inſchriften und andre Dinge, die man aus den Städten der Levante und Aegyptens entführt hatte. Die Kirche hat etwas Finſteres und Feierliches und erregt durch die Denkmähler alter Größe zugleich eine Art ſüßer Wehmuth. Sie iſt ganz mit Marmor bekleidet, und man ſieht viele Säulen aus Porphyr und 74 der größten unter dem Schiffe aus orientaliſchem Granit. Eine Inſchrift oben im Chor ſagt, daß dieſer Dom nach dem großen Siege bei Palermo aus der Beute gebaut ward, die man von den Saracenen machte. An Pracht und an Denkmählern und Gemählden hat man nichts geſchont, obgleich doch nicht ſehr vieles für die Kunſt darin zu ſehen iſt. Das ſchönſte aller Gemählde iſt zur Seite am Hauptaltar die heilige Genovева mit dem Lamme von Andreas del Sarto, worin man den großen Meiſter im Kolorit bewundert; aber auch der Kopf der Heiligen iſt himmliſch ſchön; nahe dabei ſieht man von eben dem Künſtler über dem Hauptaltar mehrere männliche und weibliche Heilige gemahlt, welche aber doch neben ſeiner Genovева verſchwinden. Das Chor iſt oben mit Muſaik nach alter Art und rund umher mit Schlachtſcenen aus der ältern Zeit geziert, die zum Theil auf die Erbauung Beziehung haben; auch der Fußboden unter der Kuppel iſt äußerſt ſchön mit Muſaik ausgelegt. Von hier rechter Hand fortgehend findet man in der Kapelle des Kreuzes zuerſt ein ſchönes Denkmahl aus Marmor des Kardinals, Grafen Scipio Ilci, und tiefer im Grunde mehrere Bildſäulen, unter andern auch die erſten Menſchen nach dem Fall, alles mittelmäßige Arbeit. Hier hat auch der Schutzheilige der Stadt St. Ranieri ſeinen Altar, woran man ein Paar treffliche Säulen von Verde antico bewundert, die auch wohl der Raub aus einer Stadt oder Inſel Griechenlands ſind, wie ſo vieles Andre, was man hier eingemauert und eingeflickt ſieht. Unweit dem Chor ſieht man noch die Austheilung des Abendmahls, ein merkwürdiges Stück: Es ſind alles eben ſo viele Prieſterköpfe, die unter der Maske der Demuth gar viel Stolz verſtecken; brav iſt Judas Kopf, der im Weggehen Grimm und Verzweiflung zeigt. Linker Hand am Ende ſieht man noch ein Stück von Rafael in ſeiner erſten Manier, wo er die Feſſeln ſeines Meiſters Pietro Perugino noch nicht zerbrochen hatte, es iſt die Madonna mit mehreren Heiligen; ſchon viel Grazie, aber noch kein freies Leben; die Leute gehören noch nicht zu Einer Gruppe. In dieſer Kirche findet man auch das Grabmahl Heinrichs des Siebenten von Lützelburg eingemauert. Er ſtarb, von einem Mönche mit einer Hoſtie vergiftet, als er nach Rom reiſen und in Italien ſich der Herrſchaft annehmen wollte. Die Piſaner als treue Ghibellinen, die von ihm viel gehofft hatten, wollten doch wenigſtens ſeine Gebeine hier begraben wiſſen, wo ſie noch kurz vorher den lebendigen als Freund bei ſich bewirthet hatten. Ueber der Thüre, die dem hängenden Thurm gegenüber iſt, findet man zwei wunderſchöne Stücke von Säulenköpfen eingemauert, die von dem Tempel zu Epheſus ſeyn ſollen. der Schafft grün, die Knäufe weiß. Verzüglich ſchön aber iſt das Vordergeſicht der Kirche, welche in mehrern Säulenſtücken ſpitz zulaufend, ſich erhebt. Oben ſieht man nach gothiſcher Art Thiere und Ungeheuer von den Spitzen herabſchießen. Drei ſchöne Thore aus Bronze zieren dieſes Vordergeſicht, deren Arbeit von Johann von Bologna ſeyn ſoll, nach dem man jedoch vorzugsweiſe die eine Thüre nennt. Mich dünkt, man kann ſie immer mit den ſchönen Thüren der Täuferskirche in Florenz von Ghiberti vergleichen. Sie ſtellen meiſtens Scenen aus der Geſchichte des Herrn vor, die erſte die früheren ſeiner Kindheit und Jugend, die zweite einige mittlere, und die letzte die Paſſion. Wunderſchöne Thiere, Blumen, Arabesken und luſtige Ideen des Künſtlers machen die Einfaſſungen und über den Thüren prangen alte Moſaiken. Der Boden der Kirche iſt nach Art der Florentiner mit mehrern Marmorarten ausgelegt.

Battiſterio. Hängender Thurm.

Dieſer Faccia des Doms gegenüber ſteht die Täuferskirche oder il Battiſterio, eine Rotunde, wie die Florentiner, aber höher und weiter und nach meinem Gefühl ein ſchönes Kunſtwerk. Sie iſt 10 Jahre vor dem Bau des Doms nach der Angabe von Dioti Salvi vollendet. Draußen iſt ſie oben zwiſchen den Säulen und dem Dache mit mehrern Fratzen und Schnörkeln ganz nach der Weiſe des Alterthums verziert. Aber um ganz ihre Schönheit und den hohen Geiſt des Meiſters zu empfinden, muß man eintreten. Ich habe kaum eine leichtere und ſchönere Kuppel geſehen. Mächtige Säulen aus orientaliſchem Granit ſtützen ſie und machen mit der prunkloſen Einfalt des Innern einen großen Eindruck. Jeder kleinſte Laut wird in dieſer Kirche zu einem Donner, der aus dem elliptiſchen Gewölbe der Kuppel wiederhallt. So donnert der Erhabenſte aus dem Werk ſeiner Hände, den Wolken, die er wie ein Kleid zuſammenwickelt. Vorzüglich ſchön iſt der Taufſtein mit köſtlichen Säulen aus Jaſpis, Granit, Porphyr und andern koſtbaren Steinen. Hier ſieht man auch Basreliefs des alten Meiſters Niccolò von Piſa, eines der erſten Künſtler in Bronze unter den Neuern.

Am entgegengeſetzten Hinterende der Kirche ſteht auch eine der berühmten Sehenswürdigkeiten der Stadt, der hängende Thurm, von einem Teutſchen, Namens Wilhelm, im 12ten Jahrhundert erbaut, und wahrſcheinlich abſichtlich mit ſeiner Schiefe erbaut; größer würde das Wunder ſeyn, wenn er ſich ſo geneigt hätte, ohne zu ſtürzen, oder Riſſe zu machen. Er ſteigt ſchlank mit ſchönen Säulen empor, und ſpitzt ſich oben kugelförmig und ſanft zu, und hat außer dem unterſten Geſchoß, welches man für zwey rechnen kann, noch ſieben Stock mit eben ſo vielen Säulenſtützungen. Man rechnet ſeine Abweichung 15 Braccia, oder 13 Fuß, und giebt ihm eine Höhe von beinahe 150 Fuß. Seine ſchiefen Glocken werden täglich zu gewiſſen Stunden geläutet und von ihm und dem Obſervatorium hat man die beſte Ausſicht über die Stadt und das Land.

Vorzüglich ſchön iſt der grüne Raſen des Domplatzes, und hat eine Stille und Abgeſchiedenheit an einem der äußerſten Thore der Stadt, welche für die großen Gegenſtände paſſen, die auf und um ihn zu ſehen ſind. Er iſt außer den wenigen Stiegen und Gängen mit dem ſchönſten grünen Raſen bedeckt. Freundlich geht man an ſeiner ſüdweſtlichen Seite zu dem ſchönen

Campo ſanto,

oder Kirchhof, den ich von allem die größte Merkwürdigkeit in Piſa nennen mögte. Er iſt auch der berühmteſte Kirchhof von ganz Italien, ja wohl von ganz Europa. Es iſt ein ſchönes Oblongum, das bei einer Länge von 450 Fuß ungefähr ein Drittel Breite hat. Er liegt grade dem Dom gegenüber, und hat an ſeinem grünen Platze einen ſehr anmuthigen Eingang. Ueber der Thüre ſieht man aus alter Zeit ein Marienbild mit dem Kindlein und zwei andre Figuren zur Seite aus weißem Stein. Rund umher um dieſes Oblongum laufen überwölbte Loggien mit ſchönen Säulen und in der Mitte unter freiem Himmel iſt lebendiger Raſen, unter dem die Armen und Kleinen ſanfter ſchlafen, als die unter Marmor und Stein. Unter den Loggien liegen eine Menge alter und neuer Sarkophage, Urnen und Inſchriften, woran die Antiquare ſich die Zähne ſtumpf beißen mögen, und die zum Theil Intereſſe genug haben; manche Inſchriften und Denkmähler ſieht man ferner, wodurch die Piſaner hier das Andenken merkwürdiger Perſonen und Begebenheiten aufzubewahren verſucht haben. Man muß dieſen Begräbnißplatz mehr als einmal beſehen, und er iſt zur Geſchichte der ältern toskaniſchen Kunſt ein ſehr wichtiger Beitrag, weil man in den Freſcogemählden, welche die Loggien rund umher zieren, nicht nur die Ideen der Zeit, ſondern dieſe auch von den älteſten Meiſtern der wiederauflebenden Kunſt ausgedruckt findet. Es giebt dort viele poſſierliche und lächerliche Gemählde, und manche, die einen ſatiriſchen Geiſt zeigen, der mit der Sklaverei des 16ten und 17ten Jahrhunderts nicht an ſeinem Platze war. So findet man eine lächerliche Abbildung des Todes, der wie eine Hexe in der Walpurgisnacht, wie eine alte Unhuld mit der Senſe umfliegt, und Großes und Kleines metzelt; Engel und Teufel nehmen die Seelen in Empfang, die in Geſtalt kleiner Embryonen von Menſchen aus den Wunden der Sterbenden fliegen; kühn war es vom Mahler, daß er einen Engel und Teufel um einen dicken Pfaffenbauch ſich reißen laſſen durfte. Schade, daß dieſe Freſcogemählde zum Theil von der feuchten Luft ſchon verdorben und abgeblättert ſind. An der Seite des Eingangs ſind viele Gemählde von dem alten wackern Florentiner Orgagna, Scenen aus dem Mönchsleben und dem jüngſten Gericht, in denen man wieder eine ſcharfe Satire gewahr wird, denn auch da ſchonen die Teufel die Mönche nicht. Merkwürdiger aber bei weitem ſind die Wände gegenüber, von Vater Cimabue und Giotto gemahlt. Man ſieht in den Bäumen und in der Stellung noch die Steifheit der Kindheit der Künſte, wie in den Gewändern und Gruppirungen, aber die Geſichter haben zum Theil ſchon viel Ausdruck und Seele. Cimabue hat die Wundergeſchichten des Schutzheiligen von Piſa, des Grafen Ranieri, gemahlt, und Giotto vieles aus Hiobs Uebeln. Eines der berühmten Gemählde hier iſt die Vergognoſa, (Verſchämte) welche einige dem Michel Angelo aus Irrthum beilegen, aber, wenn man nur Ein Gemählde von ihm geſehen hat, ſo iſt es unmöglich, ſo einen Krebs zu fangen. Es trägt offenbar den Stempel des Alterthums, und unſer Führer gab es nach der Tradition dem Giotto. Es iſt die Scene, wie der berauſchte Noah entblößt da liegt; Cham ſieht es mit Wohlgefallen, die Brüder kehren ihrer Antlitz ab, und die Schweſter wendet ſich, fortgehend nach einer andern Seite; ein großer Ausdruck von Unwillen und Verſchämtheit iſt auf ihrem Geſichte, und ſie hat als herrſchende Figur dem Gemählde den Namen gegeben. Noch ein berühmtes Stück iſt die Hölle von Bufalmaco, die gehörig mit Teufeln und Flammen geheitzt iſt, und deren ſchon Boccaccio erwähnt. Am nördlichen Ende iſt eine hübſche Kapelle, wo, wie in der Livorner, täglich Seelmeſſen für die Todten geleſen werden. Dieſer zur Seite findet man auch ein ſchönes Monument von dem unſterblichen Buonarotti, dem berühmten Matthias Curtius zu Ehren errichtet, und dies iſt das Einzige, was man von ihm im Campo ſanto findet. Nicht weit von dieſem ſieht man in mehreren Gemählden die Verſtellung der Wirkungen einer berühmten Erde, welche die Piſaner in den Kreuzzügen aus Paläſtina, oder Syrien brachten, und welche binnen 24 Stunden die Körper bis auf das Skelett verzehrte. Man greift hier mit Händen, welche ekelhafte Gegenſtände man von jeher dem Künſtler zugemuthet hat. Der erſte Körper zeigt die aufſchwellende und ausdunſende Verweſung, der zweite Schlangen und Gewürm (il feto della terra, wie unſer Führer meinte) im Speiſen am modernden Fleiſche, und der dritte das dürre Gerippe. Man bediente ſich dieſer Erde bei den Leichnamen; aber es erregte ein heiliges Grauſen, die Prieſter fanden allerlei Bedenken dabei, und ſo ward es durch ein Geſetz verboten; die Lebendigen haben ſich immer gern ſo lange als möglich durch die Todten vergiften laſſen. Dieſe Erde, wenn es keine Fabel iſt, leiſtete auf dieſe Art die Wirkung des Scheiterhaufens, ohne Holz zu koſten. Noch ſieht man außer vielen ſchönen Denkmählern ein recht hübſches aus weißem und grünem Marmor des Grafen Algarotti, mit der Inſchrift: Algarotti Ovidii aemulo, Newtoni diſcipulo Fridericus Magnus. Gewöhnlich ſagt man, der unſterbliche König habe es ihm errichten laſſen, aber hier will man behaupten, es ſei bloß eine Inſchrift, welche Friedrich dem Grafen noch bei ſeinem Leben geſandt; dieſer habe ein Legat von 3000 Scudi nachgelaſſen, um das Denkmahl nach ſeinem Tode zu errichten. Das Bildniß des Verſtorbnen, ein ſchöner Kopf, iſt ein Basrelief, zu einer Seite die Leyer, mit dem Lorbeer umwunden, zur andern der Zirkel mit Arabesken; unten ſteht eine ſchöne weibliche Figur, wahrſcheinlich die Weisheit oder Philoſophie, mit Minervens Eule, und Genien des Lebens und des Todes ſtehen um ſie.

Das Spital.

Es heißt als das größte nur das Spital und ſchließt die andre Seite des Domplatzes länglicht ein, ſo wie dieſe der Campo ſanto. Man hat es ſehr vernünftig angelegt.

ſowohl wegen der Friſche des Luftzuges vom freien Platze und vom Felde her, als auch wegen des leichten und bequemen Transportes der Todten in ihre letzte Schlafkammer. Die Einrichtung des Aeußern iſt gut, in Sauberkeit und Polizei nach Wiener und Florentiner Art. Um aber von dem übrigen richtig urtheilen zu können, muß man freilich die vorſtehenden Aerzte kennen, obgleich unſtreitig Pflege und Reinlichkeit mehr zur Heilung vermögen, als ſie. Hier haben zugleich die jungen Aerzte Zutritt und Gelegenheit, ſich in der heilbringenden Kunſt zu üben; ja ſie ſind durch Geſetze verpflichtet, hier einige Zeit ihren Curſus zu machen. — Gleich am Platze ſchräge von dem Spital kömmt man an das Findelhaus, das man als die Mördergrube dieſer unſchuldigen Jugend, denen der Mutterſchooß und die Mutterbruſt fehle, nur mit Unwillen anſieht. Ein kleines Tabernakel in der Mauer mit einem Gitterchen und einem weichen Kiſſen aus Fellen dient für die armen Ausſetzlinge. Dieſe Anſtalten ſollte man abſchaffen und die Kinder lieber gleich bei der Geburt dem Zufalle, oder dem helfenden Erbarmen einzelner Menſchen überlaſſen; denn der Menſch läßt ſich einmal nicht wie eine Pflanzſchule behandeln, und ſeine erſten Jahre vertragen keine Gemeinſchaft, als die eines Schooßes und eines Buſens. — Weiterhin iſt das Collegium der Bartolianer, das Haus, worin der große Rechtsgelehrte Bartolus gewohnt und gelehrt hat. Er ſtiftete es für einige 30 Jünglinge, die darin Wohnung und Tiſch frei finden und diſciplinirt werden.

Kirchen.

Wenn man von Florenz kömmt, ſo darf man hier nicht viel Neues und Schönes erwarten. Doch muß man einige dieſer Kirchen beſehen, um die alten Meiſter der Mahlerkunſt recht kennen zu lernen. So findet man zu

San

San Girolamo mehrere Gemählde von Cimabue und in der von San Domeniko manches von Giotto gemahlt. Doch eine der ſehenswürdigſten bleibt die Franziskanerkirche. Sie gehört keinesweges zu den ſchönen, hat aber unter der Menge einige ganz hübſche Gemählde und einige komiſche Plunder, weswegen ſie von den Reiſenden geſehen zu werden verdient. Zu den guten Gemählden rechne ich eine Anbetung der Hirten und eine Auferſtehung des Herrn mit dem Ausdruck himmliſcher Größe in ſeinem Angeſichte und des Schreckens und betäubenden Schlafs in den niedergeworfenen Wächtern. Den größten Theil der Gemählde nehmen die Wunder Sankt Franzens ein, und man ſieht einige ſaubere Sachen, die mehr als Ein Lachen erregen können; nie habe ich ſchönere und mannigfaltigere Teufelsgeſtalten in der Vorſtellung geſehen, als hier. Von allen aber behält den Preis ein Gemählde von dem heiligen Eremiten Antonius wegen der lächerlichen Zuſammenſtellung. Er ſteht da in ſeiner ganzen geiſtlichen Größe und Stattlichkeit und ſchaut ein Krucifix an; unter dieſem ſteht eine Sau (ſoll wohl das überwundene Judenthum ſeyn) und dieſer auf dem Rücken ruht der Hirtenſtab. Er hat nur zu oft auf einer Schweinshaut geruht; ſo legt man Sinn in ein Ding, ohne es zu wollen. Ueber dieſen liegen zwei aufgerollte Bücher, wahrſcheinlich das Alte und Neue Teſtament, die einen Judenkopf einklemmen. Noch eine andre Rarität ſieht man in einer Kapelle, wo man es würdig gefunden hat, dem ewigen Andenken zu ſagen, daß im Jahr 1263 der heilige Buonaventura verordnet habe, je aller Tage Ende ein Ave Maria zu beten, weil um die Abendſtunde ein Engel die Jungfrau begrüßt habe; und dies ſei ſeither eine allgemeine Satzung der Kirche geworden.

Auch das Kloſter und die Kirche San Matteo muß man nicht unbeſucht laſſen, wenn man in Piſa iſt. Dieſes Kloſter bewohnen Nonnen, welche als Blumenmacherinnen durch ganz Italien berühmt ſind. Schon in Florenz hatte ich ſchöne Proben ihrer kunſtreichen Hände geſehen, und war alſo neugierig, hier an der Quelle zu ſeyn. Sie machen ſie aus allen möglichen Materialien, aus Seidenzeugen, Moos, Steinen und manchen künſtlichen Kompoſitionen mit einer Täuſchung der Farben und einem Schmelz und einer Weichheit in der Zuſammenſetzung, die bewundernswürdig ſind. Die theuerſten ſind die aus zarten Steinblättern nach Art derer, die in Maltha in einem Kloſter gemacht werden, wovon man im phyſikaliſchen Kabinet in Florenz einige herrliche Proben ſieht. Sie ſind äußerſt theuer. Die kleine Kirche iſt ſehr hübſch. Man bewundert diz Decke, von den Brüdern Melani aus Piſa gemahlt, als ein Meiſterſtück der Perſpective, welche die Säulen drei, vier Ellen hoch ſcheinen läßt und alle andere Figuren verlängert, die, wenn man ſie mißt, nur Einen Braccio haben. Noch iſt hier ein Gemählde von Peter von Cortona, Chriſtus, der den Tempel von den Wechslern und Verkäufern reinigt. Der Chriſtus iſt entſetzlich gemein zornig, aber das Kolorit iſt ſehr ſchön.

Der Stephansplatz und ſeine Anhängſel.

Dieſes Platzes erwähnt man immer, wahrſcheinlich, weil er nach dem ſchönen Domplatz der einzige in Piſa iſt, aber er iſt ein ſehr unregelmäßiger und kleiner. Er heißt auch la piazza de Cavalieri, der Ritterplatz, von den St. Stephansrittern. Dieſer Ritterorden ward von Kosmus dem Erſten gegen die Ungläubigen geſtiftet und durch Schenkungen und Stiftungen unter ihm und den folgenden Herren bald außerordentlich reich und mächtig. Er zog mit mehreren Galeeren und Fregatten gegen die Ungläubigen aus und diente, das Mittelmeer rein zu halten. Seit Leopold aber haben dieſe Kreuzzüge aufgehört, nicht aber der Orden. Hier ſieht man auch den Pallaſt der

Ritter, ein ganz ſtattliches Gebäude, welches ſechs Büſten der mediceiſchen Fürſten und ihrer Ahnen ſchmücken, die über dem erſten Stock in kleinen Niſchen prangen. Auch im Innern ſind manche Schnurrigkeiten, Porträts und einige Gemählde zu ſehen. Vor dem Pallaſte ſteht die Statut Kosmus, des Stifters dieſes Ordens, von den Rittern aus Dankbarkeit unter Ferdinand dem Zweiten geſetzt, wie die Inſchrift ſagt. Es iſt nichts Vorzügliches, ſo wenig als der Springbrunnen, der den Platz zieren ſoll. Auch eine, Kirche haben die Ritter gleich am Pallaſte mit einer zierlichen Facciata. Sie hat nur Ein Schiff und nichts Großes und die Verzierungen und Gemählde drinnen ſind auch nur von der mittelmäßigen Art, und was ſonſt von türkiſchen und barbariſchen Fahnen und Inſignien dort aufgehängt war, iſt auch meiſt weggenommen, da der Orden keine einzige Galeere mehr in See hat und ſein Arſenal am Arno leer ſteht. — Dem Pallaſte gegenüber iſt das Collegium puteanum und ein anderes, wo das Lehnrecht geleſen wird, das vielleicht auch bald zu den alten Raritäten gehören wird.

Aber das Merkwürdigſte in dieſer Region ſind die Ueberbleibſel des berühmten Hungerthurms, der in Dantes göttlicher Komödie eine ſo große Rolle ſpielt. Ugolino della Gherardeſca (eine Familie, die bis heute in Piſa exiſtirt) kam in Verdacht, ſein Vaterland an die Feinde verrathen zu haben und ſich zu ſeinem Haupte aufwerfen zu wollen. Dieſe Zeit fällt in die Epoche, als die Piſaner in den Seeſchlachten gegen Genua ſo unglücklich waren, ins Jahr 1282, und Ugolino war das Haupt der Welfen, die nun triumphirten. Doch ſiegten die Ghibellinen, er ward mit ſeinen Söhnen in einen Thurm geworfen und ſtarb mit ihnen den gräßlichen Hungertod. Ich habe bei Reiſenden und in andern Schriften oft gefunden, daß dieſer Hungerthurm, wie er von ihm heißt, noch ſtehe, und einige ſetzen ihn ganz kühn an den Arno, wo doch keine Spur von einem Thurm iſt. Ja hier in Piſà ſelbſt nennt man dieſen und jenen Thurm oder Gemäuer la torre d'Ugolino; aber die Unterrichteten und die von der Geſchichte aus jener düſtern Zeit etwas mehr wiſſen, ſetzen ihn einſtimmig an den Platz der Ritter. In einem kleinen Garten zur Seite des Ritterpallaſtes iſt ein altes Gemäuer, das ſich jetzt an die übrigen Wohnungen und Mauern anſchließt, unten mit einer fürchterlich vergitterten Eiſenwehr verſehen, und mit ſeinen dicken Mauern tief in die Erde hinablaufend; jetzt ſchlang ein blühender Pfirſich ſeine Zweige an ihm empor. Dies nennen die meiſten das letzte Ueberbleibſel jenes Schreckenthurms, und es hat freilich ganz die Miene deſſelben und ſeine grauen und bemooſten Steine widerſprechen auch dem Rufe nicht. Ich ſah ihn mit Grauſen, an Ugolinos Teufelsmahl denkend und ging fürbaß.

Der Pallaſt des Großherzogs, das Obſervatorium, phyſikaliſche Kabinet ꝛc.

Alle dieſe Dinge ſind in der Mitte der Stadt unweit des Stroms nahe beiſammen. Der Pallaſt des Großherzogs findet ſich gleich am Arno zwiſchen dem Ponte a Mare und dem Ponte mezzo, oder Ponte dello Spirito ſanto, und verdient nur Erwähnung, weil der Fürſt ihn bewohnt, wann er einmal nach Piſa kömmt; denn ſelbſt hier ſind viele weit ſtattlichere und ſchönere Gebäude. Man findet hier ein wackeres Kunſtwerk, die Statue Ferdinands des Zweiten, grade vor der Via di Santa Maria am Arno zur Seite des Pallaſtes. In koloſſaliſcher Größe in einer kühnen und edeln Stellung mit freiem und herrſchendem Geſichte ſteht der Fürſt da und ſchaut auf den Strom, der unter ſeinen Füßen hinfließt. Eine ſchöne weibliche Geſtalt, die die Stadt Piſa vorſtellt, lehnt ſich voll Liebe und Ehrfurcht an ihn und ſchaut ihm ins Geſicht, ein ſaugendes Kind an ihrer Bruſt und ein ſpielendes zwiſchen den Füßen des Fürſten, der ſie liebreich an der Hand hält, eine ſchöne Idee und eben ſo ſchön ausgeführt. Die Inſchrift ſagt, die dankbare Stadt habe ſie ihm, ihrem Wohlthäter, errichten laſſen.

Nahe am Pallaſte des Fürſten, in derſelben Via di Santa Maria fortgehend, findet man in einem ſtattlichen Gebäude im erſten Stock die Univerſitätsbibliothek, die alle Tage offen ſteht und wo die Jünglinge ſich hinſetzen und excerpiren und leſen können. Sie iſt aber nicht bedeutend und beſonders für die neuere Litteratur ſehr arm und darf ſich der Magliabecchiſchen in Florenz nicht vergleichen. Im zweiten Stock beginnt die ſogenannte Specola, von der man auch das ganze Gebäude benennt, d. h. die Sammlung von aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten und das Obſervatorium. Auch hier ſieht man nichts beſonderes. Das Gebäude ſteigt nun zu einem Thurm auf, in deſſen verſchiedenen Geſchoſſen der Profeſſor der Aſtronomie ſein Weſen treibt. Der jetzige Profeſſor iſt ein Tyroler aus Trient, Namens Slop, ein ſehr berühmter Mann, den man zu den beſten Lehrern der Univerſität zählt. Mir war dieſes Obſervatorium aus einem andern Grunde lieb und ich ſtieg in die äußerſte Spitze des Thurms, die mit einem flachen Dache ausläuft und mit einer Gallerie umgeben iſt. Man hat von hier eine unermeßliche Ausſicht über die Stadt, die Ebene umher und endlich über Livorno und den Ausfluß des Arno hinaus in das unendliche Meer.

Dieſem Gebäude gegenüber an der andern Seite der Straße iſt das phyſikaliſche Kabinet, wo man mancherlei naturhiſtoriſche Sachen, Naturſpiele und verarbeitete Naturprodukte aufbewahrt; indeſſen iſt auch dieſes arm, wenn man von Florenz kömmt. Vorzüglicher und ſehenswerther allerdings iſt der botaniſche Garten, in den man durch dieſes Gebäude eingeht. Er iſt bei weitem größer und ſchöner, als der Florentiner des Muſeums, und auch reicher an innerm Gehalt, und hat viele Bäume und Sträuche, von denen doch in jenem die größte Armuth iſt. Damit auch das Auge ſeinen Genuß habe, hat man ſchöne Beete und einige allerliebſte Lauben gemacht nach der Weiſe des Wiener, mit dem man ihn am beſten vergleichen kann.

Auch außer dieſen Gebäuden und Anſtalten, die ich bis jetzt genannt habe, hat Piſa manche Sehenswürdigkeiten, Klöſter, Kirchen und Palläſte, die mir aber hier zu weit aus dem Wege liegen. Am ſchönſten ſtellt es ſich zu beiden Seiten des Arno dar, der, um ſie ſchön zu machen, in einer ſanften Krümmung fortſchießt. Hier iſt ihr munterſtes Leben, hier ſieht man die ſchönſten Häuſer und Palläſte, und hier wohnt, was in Piſa bloß zu wohnen hat. Vier Brücken verbinden die Stadt dieſſeits und jenſeits des Stroms. Die erſte an der Straße nach Livorno iſt der Ponte a Mare, dann kömmt der Ponte mezzo, (die Mittelbrücke) welche auch die Heiligegeiſtbrücke heißt. Die dritte, il ponte marmo, iſt eine der ſchönſten und munterſten, die es in der Welt giebt. Sie iſt nur mit drei Bögen und ganz aus Marmor aufgeführt, und hält gleichſam das Centrum der Stadt, obgleich die vorige die Mittelbrücke heißt. Sie iſt auch die jüngſte und 1660 gebaut. Ihr gegenüber dieſſeits in der größeren Hälfte der Stadt liegt die Loggia de' Mercanti, ein ſchönes Gebäude aus Marmor mit doriſchen Pilaſtern, von Ferdinand dem Erſten im Anfange des 17ten Jahrhunderts gebaut. Es ſollte eine Börſe ſeyn. Aber was ſollte Piſa mit einer Börſe, da es durch das ſteigende Livorno von Zeit zu Zeit fiel? Der ſchöne Bau ſteht nun meiſtens leer. Unter den Säulen ſind zu ebener Erde niedliche Caſſini für Kaffehäusler und Galanteriehändler, die nebſt einer Menge Krämer, Handwerker, Fruchthändler, Trödler, Antiquare und anderer Geſellen ihr luſtiges Weſen dort treiben. Auf dem Platz zwiſchen der Marmorbrücke und dieſen ſchönen

Loggien iſt das einzige Gewimmel in Piſa, das ſo bis zum Stephansplatz und längs dem Arno fortgeht; auch der Ponte a Mare hat vieles Leben durch den Kanal, der von da durch das Land nach Livorno geht, auf dem es immer von Böten und Nachen wimmelt, die mit Waaren und Paſſagieren hin und her fahren. Die vierte Brücke endlich nach der Straße von Florenz hat den Namen von einem der Forts, welche die Florentiner bauten, Piſa im Zaum zu halten, und heißt il ponte alla Fortezza.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Stadt iſt nur um ein Drittel kleiner, als Florenz, und ihr großer Umfang widerſpricht der Geſchichte nicht, die ihr mit ihren Vorſtädten und nächſten Dörfern mehr als 100000 Menſchen giebt, und man hat darum nicht nöthig, wie jetzt einige Ununterrichtete thun, den Dom und hängenden Thurm in die Mitte der ſeligen Stadt zu ſetzen und ſie bis weit auf die Livorner Straße hinauszurücken. Die Vorſtädte ſind allerdings größer geweſen und mit dem Flor der Stadt auf einige wenige Häuſer eingeſunken, und vermuthlich gab das zu dieſer Sage die Veranlaſſung. Die alten Mauern ſtehen noch unzerrüttet und aus den Wallgräben und Feſtungen nach dem Arno und der florentiner Straße hin ſind jetzt Kraut- und Obſtgärten geworden, und die Dom-, oder ſüdweſtliche Seite, ſo wie die öſtliche dieſſeits des Arno, hat ganze Gärten und Felder in ihren Mauern, und wenn man die Gegend um den Arno und um die Loggien ausnimmt, iſt das Ganze öde und todt und kann freilich mit 18000 Menſchen in einem ſo weiten Raum nicht ſehr lebendig ſeyn. Wie in Florenz iſt die öſtliche Seite am Arno mehr als ein Drittheil kleiner, als die ſüdweſtliche; der Arno macht hier einen Bogen, und dieſe Seite der Stadt ſcheint faſt gebauet, ihn auszufüllen. Von den vier Brücken und von der ſchönen Marmorbrücke habe ich eben geredet. Man hat von ihnen eine treffliche Ausſicht auf den Strom und ihn entlang in die offenen Gefilde hinein; der Strom iſt hier ſchon tief und mächtig, da er kaum drei Meilen von hier ins Meer fällt. Nichts hindert die Ausſicht, da die Brücken nicht bebaut ſind und auch die ſchönen Gaſſen zu beiden Seiten des Arno ſo grade, wie ſie können, von Anfang bis zu Ende fortlaufen, und kein häßlicher Vorſprung eines Hauſes oder Thors die Augen aufhält. Hier ſieht man die ſchönſten und netteſten Häuſer, obgleich man wenige findet, die ſich mit den Palläſten in Florenz meſſen können. Die meiſten haben nur drei, höchſtens vier Stock, der ſicherſte Beweis, daß die Menſchenmenge nicht nöthig hat, ſich in die Luft hinauf zu niſten; aber wenn die florentiner Palläſte fehlen, ſo fehlen auch ſeine räuchrigen Neſter und ſein Schmuz, und in Piſa ekeln einen keine ſo elenden Hütten und Gaſſen an, als in einigen Gegenden von Florenz; und in der äußern Verzierung und Nettigkeit der Häuſer thut man hier offenbar mehr. Das Pflaſter iſt ganz florentiniſch mit breiten Laſtern und wird ſehr reinlich und eben gehalten. Man hält die Stadt nicht für die geſundeſte, weil ſie ſo niedrig am Arno liegt und ihre umliegenden Gegenden aus Mangel an Menſchen wenig angebaut und zum Theil mit ſtockenden Sümpfen und Moräſten durchfloſſen ſind; auch das Waſſer der Stadt iſt ſchlecht; doch hat man dafür königlich geſorgt, wie ich bald unten erzählen werde.

Indeſſen ſieht man den Menſchen dies Ungeſunde der Lage nicht an, obgleich man behauptet, daß Fremde hier im Sommer ſich leicht ein Fieber holen können. Die ſchlechte Luft hat die Stadt nicht entvölkert, aber die Entvölkerung hat die Luft ſchlecht gemacht; wo des Menſchen Kraft abnimmt, da wächſt die der Elemente, die ſogleich wieder ihr verlornes Gebiet einnehmen. Da hier wenig Reichthum iſt, ſo lebt man ſtill und wohlfeiler wegen der reichen Ebnen umher, als in irgend einer Stadt Toskana's; ſo daß es iſt, als falle man aus den Wolken, wenn man von Livorno hieher kömmt. Bei allem dem kann es doch der alte Adel der Stadt und der Gegend nicht laſſen, ſich abzuſondern und ſein eignes Weſen für ſich, ja ſelbſt öffentlich zu haben; denn dieſe Adlichen ſpazieren immer mehr am öſtlichen Ufer des Stroms, als am ſchöneren und volleren jenſeitigen; ſie haben da auch ihre meiſten Palläſte und Gärten. Uebrigens iſt es auffallend, daß die Piſaner ganz andre Menſchen ſind, als die Florentiner. Die Körper ſind im Durchſchnitt bei dem Städter und Bauer rüſtiger und ſchöner, und das Aeußere hat mehr Ausdruck der Kühnheit und Stärke. Bis dieſe Stunde hat auch der Haß zwiſchen Florentinern und Piſanern nicht ausgelöſcht werden können, obgleich ſie beinahe drei Jahrhunderte beide nicht mehr geherrſcht, ſondern einerlei Fürſten gehorcht haben. Man ſieht auch vergebens nach der Feinheit und Artigkeit der Florentiner, hat dafür aber eine gewiſſe Geradheit und Ungezwungenheit, die ſich um andre wenig kümmert, und die dem Teutſchen über alle Feinheit und Eleganz gefallen muß; natürlich giebt dieſer Karakter auch grobe und plumpe Menſchen bei Gelegenheit. Unter dem weiblichen Geſchlechte habe ich hier in wenigen Tagen mehr Schönheiten geſehen, als in Florenz in ganzen Monaten, und doch war keine Gelegenheit, die ſie außerordentlich hervorgelockt und zuſammengebracht hätte. Ich rede nur von denen, die ich des Abends auf den ſchönen Straßen längs dem Arno und um die Brücken ſah, und vor dem Thor di ſpiaggia und um das Rund des Argine, (eines grünen Erdwalls vor dieſem Thor,) wo man viel zu ſpazieren pflegt. Auch die Sprache ſpricht dem geraden Karakter der Einwohner zu; ſie iſt deutlich und ungekünſtelt, wie in Livorno, und wenn ſie nicht die Florentiner Gewähltheit in Ausdrücken hat, ſo fehlt ihr auch das Gurgelnde und Affektirte jener Stadt.

Auch eine Univerſität iſt hier, und eine der berühmteſten in Italien, die viele große Männer gehabt und gebildet hat. Sie iſt jetzt, vorzüglich ſeit den neuern Revolutionen, ſehr gefallen und hat kaum die Hälfte der Studenten, die ſie noch vor fünf Jahren zählte. Wie viele Jünglinge an allen Ecken müſſen ſich jetzt zum Todtſchlagen rüſten, die ſonſt hier ſeyn würden! Sie unterſcheiden ſich ſichtbar, nicht bloß durch die Kokarden der verſchiedenen Staaten, (denn es ſind doch manche Genueſer und Ciſalpiner hier (ſondern auch durch ihren Karakter, und dieſe Jünglinge, die gern alles, wie das Leben, noch in ihrer äußern Farbe tragen, zeigen die Freiheit, deren Söhne ſie zu ſeyn meinen, im Halten des Kopfs, im Stutz des Hutes, im franzöſiſchen Stiefel und in dem Wurf des freien Fußes darin. Uebrigens iſt es mir ſonderbar genug aufgefallen, daß alles frei und ſelbſt renommiſtiſch iſt, wie in Halle und Jena. Doch ſind Duelle und blutige Raufereien nicht Sitte, wohl aber Lärmen und Toſen und Geſang durch die nächtlichen Gaſſen, und das Anzapfen dieſes und jenes ehrlichen Bürgers und ſteifen Ehemanns, der eine hübſche Frau zu ſtrenge bewacht. Beſonders hatten dieſe Jünglinge auf den Kaffehäuſern längs dem Arno und unter den Loggien ihr Weſen. Ich habe hier manchen luſtigen Augenblick zugebracht, und die Bemerkung zurückgebracht, daß das kindliche und jugendliche Alter in allen Ländern ſich noch am meiſten gleich iſt. An teutſche Bacchanalien und Orgien muß man aber bei ihnen nicht denken, das iſt nicht italiäniſch. Höchſtens trinkt man einige Gläſer Punſch, der hier ſehr wohlfeil iſt; der Wein um Piſa iſt ſchlecht und der Florentiner ſchon etwas theuer. Wie wenige werden ſich hier auch hinſetzen und Wein trinken, bloß um zu trinken?

Die Gegenden und Merkwürdigkeiten um die Stadt.

Rund um die Stadt iſt Ebne, die nur zu leicht zum Sumpfe wird. Die nächſten Berge ſind die bei den Bädern und den Waſſerleitungen, wohin ich zuletzt meinen Marſch machen werde. Mit dem Arno, und vorzüglich rechts am Arno, ſenkt ſich das Land immer mehr, und wird zuletzt Sumpf, Wieſen und Gebüſch. Der ganzen Gegend ſieht man es an, daß die Menſchen nur fehlen, um ſie weit geſunder und fruchtbarer zu machen. Man kann weit umher ſein Auge ſchweifen laſſen und findet nur etwa jede halbe Meile ein ärmliches Dorf, das ſich mit den Florentinern nicht meſſen kann. Der Ackerbau wird auf großen Feldern getrieben, und dieſe ſind lange nicht ſorgfältig genug abgegraben und durchſtochen, um ſie recht fruchtbar zu machen. Es fehlt an Kanälen und Zuggräben, die Ströme und Gießbäche ſind an den gefährlichen Stellen nicht eingedeicht; daher ſind verderbliche Ueberſchwemmungen etwas ſehr gewöhnliches, die durch die faulen Dünſte, die ſie im Sommer erzeugen, die wenigen Einwohner des Landes noch dünner machen.

Meine erſte Wanderung aus der Stadt ging nach der Macchia (Gebüſch), oder den Caſcinen des Großherzogs, die gute Dreiviertelmeilen von der Stadt entfernt liegen. Dies iſt die flachſte und ſumpfigſte Gegend um Piſa außer der, die näher am Serchio hin liegt. Man geht aus der Porta nuova, und findet eine Brücke mit zwey Bildſäulen aus weißem Marmor, welche in eine ſchöne Allee führt, die aus Ulmen und Eſpen beſteht. Zur Seite iſt faſt nichts als Blachfeld und näher der Stadt einige kümmerliche Weinſtöcke und Bohnen und mancherlei Küchengewächſe; Veilchen und wilde Hyacinthen duften von den Gräben, die Laubfröſche zirpen und die Fröſche gurgeln in den Pfützen. Die Allee läuft grade fort, macht etwa in der Mitte eine

Beugung und wird nun bis an die Macchia eine Ulmenallee mit zwei Reihen. Das Gefilde wird immer flacher und moraſtiger, und bald ſieht man weite Wieſen, auf denen zahlreiche Heerden weiden. Dieſe Wieſen laufen um einen Wald her, der zu beiden Seiten nach Weſten und Oſten ſich weit ausdehnt, jenſeits über den Arno tritt und mit dem zuſammenhängt, dem man auf dem Wege nach Livorno vorbeifährt. Dieſer Wald mit ſeinen Wieſen, Sträuchen und Moräſten, heißt die Macchia, ein Wort, das mit Geſtripp und Gehäge gleiche Bedeutung hat. „Die Allee führt mitten hinein und man findet erſt ein hübſches kleines Häuschen für den Fürſten und mehrere kleine Gebäude für die Holländerei. In der Mitte iſt ein weiter, etwas erhöhter Platz, mit ſandigen Hügeln, ſparſam hie und da mit einer Letſche beſäet. Er iſt von dem übrigen Walde abgeſondert, und es weidete allerlei Vieh in ſeiner Umzäunung. In einem kleinen Behälter an den Caſcinen ſieht man auch einige Hirſche, und eine andre Seltenheit ſind mehr als ein Dutzend Kameele, die Holz und andre Dinge tragen, und oft die Reiſe nach der Stadt machen müſſen; ſie ſind hier einheimiſch geworden. Die Macchia ſelbſt hat nichts Reizendes, als Wald, Wieſe und Geſträuch, und auch dieſe Natur iſt nicht beſonders ſchön. Das Schönſte dahin iſt der Spaziergang, der noch reizender ſeyn muß, wann die Nachtigallen in ſeinen Erlen ſingen und ſeine Waſſer und Teiche von allerlei Vögeln wimmeln. Tiefer hinein giebt es noch mehrere Häuschen und Koppeln, und allenthalben auf den Wieſen und in den Sümpfen ſah ich die ſtattlichſten Kühe weiden; meiſt ſilbergrau und ungriſch, wenige dunkelbraun. Man ſieht hier unter dem übrigen Zugvieh ſehr viele Büffelochſen, ſchwarz von Farbe, mit zurückgebogenen faſt auf dem Halſe liegenden Hörnern, kurzen und dicken Beinen, breiter Bruſt und außerordentlich breitem Rücken, ſo daß ſie trotz ihrer Kleinheit ganze Laſten hinter ſich ſchleppen und weit mehr Vermögen im Nacken haben, als die vom Auerochſengeſchlechte. Mir war dieſe Frühlingspromenade etwas recht ſüßes, weil ſie mich an die vaterländiſchen Wälder und Wieſen erinnerte, die freilich ſelbſt im Frühling eine ganz andre Geſtalt haben.

Meine andre Tagfahrt um die Stadt war beſtimmt, die Bäder und Waſſerleitungen und ihre Umgebungen zu beſuchen. Den Morgen brachte ich im Kaffehauſe zum Huſaren in muntrer Geſellſchaft mit Studenten und franzöſiſchen Officieren zu, mit denen geplaudert und gefrühſtückt ward. Dann ging es gegen 10 Uhr aus dem Thore von Lucca zuerſt auf die Bäder zu. Gleich am Thore breitet ſich gegen Weſten eine weite Ebene aus, von Gräben durchſchnitten, die ſchlecht aufgeräumt ſind. Alles iſt faſt Sumpf, und doch haben wir in beinahe drei Wochen keinen Regen gehabt. Man ſieht Wieſen und Kornfelder, und Pferde und Rinder weiden, und ſelten ſtört ein Baum die Ausſicht. Von hier windet ſich der Weg immer um die Mauern der Stadt hin, bis er mit Einem Male an einem Bache gerade gegen Norden fortläuft. Dies iſt eine ſchöne Straße, mit Pappeln und Gelſen und Eſpen bepflanzt; zu beiden Seiten liegen liebliche Felder, ſchon wieder von Bäumen eingeſchloſſen, aber in großen Zwiſchenräumen, und ſeltner ſind die Reben. So geht man vier Miglien fort, den Bach immer rechter Hand habend, bis an die Bäder. Dieſe Bäder zu Piſa, wie ſie gewöhnlich heißen, ſind die berühmteſten in Italien und werden zum Trinken und Baden gebraucht. Sie verdanken dem Kaiſer Franz dem Erſten viel von ihrem äußern Glanze, weil er ſowohl das große Haus, als auch die Menge der kleinern Brunnen- und Badehäuſer hat erbauen laſſen. Die Bäder ſind warme und kalte. Das heiße Waſſer hat einen außerordentlich ſüßen und ſchwefeligten Geſchmack, und einige heiße Bäder waren ſo ſchwül, daß der Dampf wie zum Erſticken in die Naſe ſchlug. Es giebt zwei Stellen, wo dieſe Quellen ſpringen, etwa 40 Schritt von einander. Damit nichts fehle, haben auch die Juden ihre eigenen Bäder, mit der Ueberſchrift: Bagni degli Ebrei; ſie mögten die Unbeſchnittenen leicht verunreinigen. Man findet hier das Gewöhnliche bei ſolchen Anſtalten, einzelne und gemeinſchaftliche Bäder für Männer und Frauen, alle ſehr fein aus Marmor gehauen, und auch mit einem kleinen Apparat von den nöthigen Möbeln, die recht nett gehalten werden. Man zählt an 30 Badezimmer, außer mehrern Tropfbädern und Schwitzſtuben. Zwiſchen den beiden großen Badehäuſern iſt ein ſchöner grüner Platz, um welchen mehrere Häuſer hinlaufen, die zum Theil für die Brunnengäſte dienen, ſo wie mehrere am Wege nach Lucca hinaus und an der Straße nach Monte Aſciano. Gerade gegenüber liegt der ſchöne Caſino de' bagni, oder das Ball- und Geſellſchaftshaus, in deſſen zahlreichen Zimmern zugleich mehrere Fremde logiren können. Hier iſt ein prächtiger großer Saal zum Tanzen, und mehrere kleine zu Geſellſchafts- und Spielzimmern. Sonſt ſind die Bäder nicht mehr ſo beſucht, als ehedem, und man kömmt mit der Dienerſchaft ſelten an 200. Die Lage des Ortes ſelbſt iſt wenig günſtig für den Aufenthalt der Badezeit, die in die heißen Monate des Jahres fällt. So anmuthig der Weg dahin iſt, ſo traurig und öde iſt die Lage der Bäder ſelbſt. Gleich hinter den Wohnungen erheben ſich die gelben Berge des Monte San Giuliano, hie und da am Fuße mit Oelbäumen und Myrthen und oben ſpärlich mit Fichten an wenigen Stellen beſäet. Kein luſtiger Garten, kein Gebüſch zum Spazieren; höchſtens hat man einen Oelgarten und einen Cipreſſengang am Bergſteige nach Lucca, — aber was giebt der Oelbaum im Sommer für Schatten? — Und die Gänge von Eſpen und Maulbeerbäumen am untern Wege nach Lucca, und die an dem nach Piſa, wo auch jenſeit des Baches eine hübſche Baumreihe fortläuft mit einer Hecke von Lorbeern und Myrthen. Aber es bedürfte eines rechten ſchützenden Waldes; denn welche Glut müſſen dieſe kahlen Berge, die grade gegen den Mittag liegen, im Sommer auf das Thal und auf den Ort werfen, und wie wenig ſind ſie ohne Geſang, ohne Menſchen und Leben fähig, die kranke Phantaſie der Badenden zu erheitern! Etwa 500 Schritt von den Bädern am untern Wege nach Lucca findet man noch einige durchgeriſſene Bögen einer alten Waſſerleitung nach Piſa, von unten bis oben mit Epheu bekleidet, die ein anmuthiges Bild des Alterthums geben. Da an dem ſchönen Bache, deſſen nie verſiegendes Waſſer ſich weiterhin in den Serchio gießet, ſollte man zu beiden Seiten noch drei, vier Reihen Bäume und Sträuche pflanzen und ein Großes wäre gewonnen. So wie ſie ſind, geben hier die heißen Bäder ein trauriges Bild der Hölle, wenn der Sommer alles Grün verſengt hat, was jetzt hie und da noch die grauen Rippen der Berge bekleidet, und ſchon heute, den 3ten März, war es eine unerträgliche Hitze.

Ich wanderte nun unter den Bergen in den Oſten fort, um längs den Waſſerleitungen durch die Porta Spiaggia wieder nach Piſa zurückzukehren. Die erſten Berge zwey Miglien lang ſind öde und kahl, und nur zuweilen hat der Fleiß und die Mühe der Menſchen einige Oelbäume in die durchbrochenen Felſen eingeflickt, in denen auch an einigen Stellen Steinbrüche ſind. Das Thal unten iſt immer in Einem Geſchmack mit dem von Piſa her. Kaum aber ſind dieſe zwei Miglien gemacht, ſo windet ſich der Berg gleichſam weiter in ſich zurück, und macht einen ſchönen Grund, oder Halbmond über den Weg hinaus. Myrthen und blühender Dorn decken ſeinen Fuß, Veilchen hauchen an den Bächen, die aus ihm rinnen und oben kränzen ihn Fichten- und Letſchenwälder, mit anmuthigen Oelpflanzungen gemiſcht, die mit ihrem grauem Laube durch die dunkeln Eichen und Fichten ſchimmern. Sie laufen meiſt in Terraſſen empor und man hat, wie oben, ſo viele

Treppen aus ihren Reihen von Steinen aufgeführt, damit der Regen nicht Furchen reiſſe, und die wenige fruchtbare Erde ins Thal hinabſpüle. Dieſe Oelpflanzungen haben immer ein niedliches weißes Häuschen des Beſitzers neben ſich, das ſich meiſtens luſtig unter einem Felſen, oder einem Klumpen von Letſchen verſteckt, und in der Mitte dieſes ſchönen Bergthals liegt die freundliche Villa Franceſchi mit einer Cipreſſenallee. An dieſem Berge Aſciano, oder Acciano, und in dieſem Grunde ſollten die Bäder ſeyn, aber hier ſind andre Waſſer, die vielleicht nützlicher ſind, als ſie, die, welche die 18 bis 20000 Menſchen tränken, die Piſa in ſeinen Mauren hält. Aus einem Bergſtrom nemlich des Berges Aſciano empfangen die herrlichen Waſſerleitungen ihr Waſſer, die von hier 5 Miglien bis zur Stadt geführt ſind. Ein kleines Häuschen enthält die Sprudelquelle, die vorher ſchon durch kleinere Leiter gezogen iſt, und ſo jagt ſich das Waſſer in ſchönen bleiernen Röhren, die mit großen Flieſen bedeckt ſind, bis an die Stadt fort. Die mächtigen Mauren, welche dieſe Röhren tragen, ſind von eben ſo mächtigen Pfeilern geſtützt. Dieſes ſtattliche Werk ward gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts von Ferdinand dem Erſten angefangen und im Jahr 1613 von Kosmus dem Zweiten beendigt; eine Inſchrift ſagt, daß Peter Leopold, der von allen gelobte und geliebte, es hat wiederherſtellen laſſen.

Von dieſen Waſſerleitungen bei dem Dorfe und Berge Acciano laufen die Berge immer öſtlich in derſelben Geſtalt fort und haben äuſſerſt romantiſche Klumpen und Gruppen von Felſen. Es iſt ganz die Natur der ſtairiſchen Felſen und Mariahilf. Ich ſchlenderte von hier längs den Waſſerleitungen der Stadt zu, betrachtete den Ackerbau und unterhielt mich darüber mit den Bauern, die im Felde waren. Es iſt in der Mitte der Waſſerleitungen eine weite und kahle Ebene, die mit Gräben durchſchnitten iſt, doch lange noch nicht genug für den Kornbau und die

Geſund-

Geſundheit der Menſchen. Man ſieht Bohnen, Wicken, Weitzen, Gerſte und Flachs, welches in den Gegenden um Piſa außerordentlich viel gebaut wird, auch Roggengemiſch, was man segalata nennt. Auch der türkiſche Weitzen gedeiht in dieſen Ebenen, die man Sümpfe nennen könnte, vortrefflich. Mit dem Reiß hat man in den niedrigſten und ſchwerſten Feldern Proben gemacht, aber er hat immer betrogen, zum Glück der wenigen Menſchen, die noch auf dieſen Feldern ſind, ſo wie das Haidekorn und der Luzerner. Näher der Stadt ſieht man wieder mehrere Baumpflanzungen, Pappeln, Maulbeerbäume, Eſpen und ſelbſt einige ſchlechte Wohnungen mit Stroh gedeckt, die ich in langer Zeit ſo wenig geſehen hatte, als die Windmühlen, die ich zuerſt wieder bei Monte Nero erblickte.

Lucca.

Lucca's Revolution war ſo neu und das Städtchen ſo nahe, daß es eine Sünde geweſen wäre, es nicht zu beſuchen. Leider war mein Bleiben dort zu kurz für meinen Wunſch, weil ich nur zwei Tage dort zu bleiben die Erlaubniß erhalten konnte. Denn man traut den Fremden nicht. Ich wanderte alſo wie ein guter Republikaner ſchlicht und bürgerlich gekleidet einen ſchönen Mittag von Piſa aus und beſchloß den Weg über den Berg San Giuliano zu machen, der nur 9 Miglien lang iſt, da man hingegen den andern durch die Ebne um die Berge herum 12 Miglien von Piſa aus rechnet. Bald war ich an den Bädern, wo ich den müden und matten Leib durch Speiſe und Trank ſtärkte. Von den bagni geht der Weg außerordentlich ſteil die öden Berge hinauf. Er iſt äußerſt ſteinigt und zerriſſen, und obgleich es ſchon ſehr nachmittäglich war, floß mancher Schweißtropfen meine Wangen hinab. Hie und da findet man ein kleines Häuschen und eine ärmliche Oelpflanzung, die mit Mauren geſtützt und deren bißchen Erde außerordentlich geſpart iſt; ja ſelbſt dieſe kleinen Rücken hatte man mit Korn beſäet. Buben und Mädchen pfiffen hinter den Schaafen und Ziegen her, mit denen ſie den Tag über auf den Bergen umherklettern. Die Schaafe ſind alle hörnertragend, wie die um Florenz, mit gebogenem Kopfe, ſchlank und mit kurzer Wolle, die freilich wohl daher rühren mag, daß ſie zum Theil ſchon im Herbſt geſchoren werden. Für mich war jedes Stillſtehen, jedes Athemholen ein Blick auf ein Paradies, welches ſich immer erweiterte, je höher ich ſtieg. Doch um mir das Vergnügen für Einen ſchönſten Punkt zu ſparen, wandte ich meine Blicke nicht hinter mich. Auf der Spitze des Berges ſtand ich ſtill und lief dann ſporenſtreichs auf einen grünen Platz, wo der Grenzſtein zwiſchen Lucca und Toskana ſteht, und wandte mein Auge in den Südweſten. Die Sonne ſtand hell am Himmel und ich hatte eine der ſchönſten Ausſichten, die ich in meinem Leben gehabt habe. Unter mir die Bagni und die weite Ebne wie ein Garten Gottes mit Feldern und Bäumen, Piſa in ſeiner ganzen Größe, Monte Nero in der Ferne mit den großen Wäldern weſtlich, worin jeder Strom und Kanal blau durchſchimmerte, wie er ſich ins Meer gießt, mächtig unter ihnen der König Arno, Livorno mit ſeinen Thürmen im Meer und allen ſeinen Maſten, die Inſeln heller und gröſſer, als ich ſie vom Monte Nero ſah, und die Menge der Wimpel und Segel, die auf der Tiefe flogen. Wehmuth ergriff mein Herz bei dem Gedanken an die ſchönen Tage in Livorno, die ſobald vergangen ſind; und ich wandte mich nun bald wieder bergabwärts einem kleinen Buben nach, der einige Packeſel vor ſich her trieb; denn Eſel und Maulthiere, auch wohl Packpferde klettern dieſen ſteilen und ſteinigten Weg, aber keine Fuhrwerke. Dieſer Berg Giuliano iſt es, der grade zwiſchen Piſa und Lucca beinahe auf dem halben Wege liegt und von dem Dante ſagt: perché i

Pisan Lucca veder non ponno, „vor dem die Piſaner Lucca nicht ſehen können.“ Die Gegend jenſeits tritt in einen andern Karakter und wird heiter und freundlich. Man ſteigt ſanft hinab immer in einem Ring von Bergfalten, wie man die Berge hier wohl nennen kann, die in ſanften Rücken über einander emporſteigen. Sie ſind oben mit grünen Tannen bekränzt, dann kommen Kaſtanien, viele Kirſchbäume und große Oelpflanzungen. Dieſe liegen immer einzeln, meiſtens matt und weißſchimmernd in ihren Bäumen und auf ihrem Hügel, rauſchende Bäche fallen von den Bergen und brauſen am Wege fort und machen dieſen Spaziergang äußerſt romantiſch und lieblich, bis man endlich in die Ebne kömmt und von da bald die Stadt Lucca erreicht, die man nicht eher ſieht, bis ſie einem unter den Füßen liegt. Ich habe hier eine ganz beſondre Art geſehen, außer den jungen Setzlingen die Oelbäume wieder zu verjüngen, wie man es auch mit Birn- und Apfelbäumen macht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſo alt ſeyn müſſen. Wenn ein Oelbaum altet und nicht mehr treiben will, ſo ſägt man ihn nahe am Boden ab mit allen ſeinen Zweigen und ſetzt auf jeden alten neue Schößlinge. Es iſt erſtaunlich, wie luſtig und ſchnell dieſe aus dem alten Stamm ausbrechen und in ſeine erſtarrten Adern wieder neues Leben gießen.

Einige Stunden vor Abend kam ich in der freundlichen Stadt an und fand Mühe, Quartier zu finden, weil die meiſten Gaſthöfe mit franzöſiſchen Officieren und andrer Einquartierung zur Genüge beſetzt waren. Endlich ward ich im rothen Löwen feſt und ſetzte mich nach dem Eſſen erſt hin, um zu ſchreiben. Doch dies verging mir bald über dem Lärm und Jubel unten in der großen Wirthsſtube und in der Küche und um das Kamin, wo Braten und Kuchen dufteten. Ich fand da eine ſo gemiſchte Geſellſchaft und ſo angenehme Unterhaltung, daß ich des Schreibens vergaß und bis Ein Uhr in der Nacht mich unter dieſen Leuten umtummelte und ergötzte, wo jeder endlich in ſein Kämmerlein ging. Es gab da franzöſiſche Officiere und Soldaten, junge und alte Demokraten, Nationalgardiſten, einige Fremde, wie ich, und ſogar einige Bettler, die als neugemachte Cittadini ſich ohne Umſtände einmiſchen; das mußte man im Reiche der Gleichheit um der übrigen Unterhaltung wiſſen ſchon ertragen. Vor dem Eſſen unterhielt ich mich mit einem geſcheiten Unterofficier, einem ſchönen freundlich treuherzigen Piccarden über die Feldzüge am Rhein und in der Schweitz, die er mitgemacht hatte. Jeder war anfangs noch ſo ziemlich ruhig und es blieb bei einer luſtigen Unterhaltung. Aber nach der Tafel und dem Weine bekam alles neuen Schwung und dies artete endlich in die lärmendſte Freude und ſchwärmeriſcheſte Begeiſterung aus. Es gab dabei ſehr hübſche demokratiſche Scenen, die mir freilich nicht in der Idee, aber wohl in der Ausführung neu waren. Ein ſchöner Jüngling von etwa 17 bis 18 Jahren, einer der jungen freudigen Patrioten, deſſen Vater bei der neuen Ordnung der Dinge ans Regiment gekommen war, las eine Rede des Bürgers Forloni her, welche den vorigen Tag unter dem Freiheitsbaum auf dem Markte gehalten war, eine Rede nicht voll Freiheitsſinn, ſondern Wuth, nicht mit jener Kraft und Mäßigung, welche die Gemüther beruhigt, indem ſie dieſelben entflammt. Freudige Bravos ſchallten, beſonders ließ ein zerlumpter Alter ſich mit lauten Anmerkungen hören, dem ich die Unterhaltungsfähigkeiten angeſehen und ihm ein weißes Brod und einen Bokal guten Weins hatte geben laſſen, um ihn zu befeuern. Dies war ſelbſt dem Vorleſer lächerlich, und er fragte ihn alſo, als er bei dem Worte oligarchia deſpotica dreimal in ein braviſſimo! ausbrach, was er denn unter dem Worte verſtehe? jener ſtotterte etwas her, und als es nicht recht gehen wollte, ſetzte er einen neuen Schluck darauf und rief halbfranzöſiſch ſo komiſch fein ah fututi tiranni! aus, daß ſelbſt der ſchwärmeriſche Lektor ſeine Ehrenfeſtigkeit verlor. Ein andrer brach in einen feinen Freiheitshymnus aus und ſang die Worte: un dolce amor della patria accende il mio cuore aus einem jetzt allgemein geſungenen Liede: wollte Gott, die Wahrheit dieſer Worte wäre auch ſo allgemein! So ging es in Einem Athem und nur mit Mühe konnte der Vorleſer beendigen. Neben dem Alten ſaß ein ähnliches jüngeres Subjekt, dem Anſehen nach ein verkümmerter Fabrikant, mit bleichem Geſichte, ſchwarzen brennenden Augen und einem weißen Mantel, auf dem außer der Hutverzierung noch eine zweite Kokarde ſaß. Dies war der lauteſte Schreier und er hallte immer in Zwiſchenräumen in das allgemeine Geſpräch das ça ira mit halbfranzöſiſchen, halbitaliäniſchen Worten. Die Franzoſen ſelbſt ſchienen ſich weder aus ihm, noch aus den Bürgern ſeines Gelichters viel zu machen und ſahen als die Herren großmüthig lächelnd und mitleidig auf dieſe Neubekehrten herab, deren Brüderſchaft ſie erſt ſo ganz neulich gemacht hatten. Nur wenn die ſchöne Wirthin mal was brachte, oder die ſchlechte Aufwärterin etwas trug, hatten ſie Worte zum Beſten. Zur Entſchuldigung muß es ihnen indeſſen dienen, daß ſie ſich mit den neuen Brüdern nicht füglich unterhalten konnten, weil ein Franzoſe ſelbſt in Jahren nicht eine fremde Sprache lernt, oder lernen will; denn das Italiäniſche hat doch keine ſolche unüberwindliche Schwierigkeiten, wie z. B. die Töne meiner Mutterſprache. Weil aber dieſer neue Redner durchaus ſeine Weisheit an den Mann bringen wollte, ſo machte ich einige Zeit den Dolmetſcher von einigen köſtlichen Gleichniſſen und Sentenzen, die er über die alten Ariſtokraten von Lucca auf dem Herzen hatte und nicht ſo wollte ausſterben laſſen, ohne ſie den Brüdern mitzutheilen; unter dieſen war eine vortreffliche von der Schlange, die ſich vor Wuth in den Schwanz beißt, die er aber wegen des Schwindens ſeiner Ideen nicht recht auslegen konnte. Aber über einen Fund, den er machte, wäre er beinahe aus der Haut gefahren. Ein franzöſiſcher Officier, der vermuthlich zu Paris, oder anderswo viel von der energie du peuple gehört hatte, erſuchte mich, ich mögte einen der anſehnlichern italiäniſchen citadini was man im Italiäniſchen dafür für ein Wort habe. Ich nannte ihm energia, aber er verſtand und glaubte mir nicht und wandte ſich an jenen lauten Redner. Der mogte ein andres Wort in dieſen ſtürmiſchen Tagen wohl öfter gehört haben und das Wörtlein energia nicht viel in ſeinem Gebrauche vorgekommen ſeyn; er rief alſo plötzlich: anarchia! Bravo! rief der Franzoſe, der vielleicht dies hatte haben wollen, und durch dieſen Beifall ward er hinfort aller Meiſter, der Franzoſe gab einige Bokale Wein und nun ging alles über einander. In dieſem Jubel kam ein Bube von etwa 14 Jahren mit einem brennenden Pfeifenſtümmel und ſetzte ſich zwiſchen mir und einem anſehnlichen ſtattlichen Mann, und blies uns ſeinen Fuſel in die Naſe, indem er jenem mit einem: Guten Abend, Bürger! die Hand drückte, welches er mit einem freundlichen Willkommen erwiederte; dann ſtimmte der Burſche einen inno di fratellanza an, den er recht brav vorſang; alles, jung und alt mußte einſtimmen und ſo ging es im Geſang bis zum Ende fort, man trank noch auf den Tod der alten Ariſtokratie, ſtieß einige Flüche gegen ihre Häupter aus und ging heim. So blind greift und tappt man zuerſt in die Gleichheit hinein und die Gebildeteren müſſen es ſchon tragen, obgleich es keine größere Ungleichheit giebt, als die der Kultur, die bei allem Civismus und Patriotismus ewige Scheidewände zwiſchen Menſchen und Menſchen ſetzt. Die artigen Franzoſen hingegen, denn das ſind ſie immer noch, wie ganz anders! Sie haben dieſen Rauſch überſtanden und ſtürzen nun die andern ein Bischen wild hinein, obgleich ohne Blut. Man ſah hier, wie jeder ſich zu der Geſellſchaft und Unterhaltung hielt, die für ihn paßte. Es giebt nur eine Gleichheit, die vor dem Geſetze; das Volk, das die am reinſten hat, iſt das freieſte.

Auch dieſer kleine Staat von Lucca hat endlich in den Strudel hinein gemußt, der ganz Italien von einem Ende bis zum andern umkehrt. Man bildet dem Volke ein, es von der Tyrannei befreit zu haben, nennt jeden Lump einen Bürger und Freien, ein Glied des ſouveränen Volks und was man nicht alles erfunden hat, die Ohren und Herzen zu kitzeln. Indeſſen hat man ſich dieſe Freiheit bis jetzt gut bezahlen laſſen, und daß das ganze Volk es noch nicht ſo gefühlt hat, das verdankt es den Vorräthen und dem allgemeinen Wohlſtande, welche die alten Deſpoten zu ſchaffen wußten. Länger als zwei Monate haben in der Stadt und umher 6 bis 7000 Mann franzöſiſcher Truppen gelegen, die man hat neu montiren und verpflegen müſſen. 15000 Fäſſer vorräthigen Oels haben die Franzoſen nach Livorno verkauft und einſtweilen als eine Anleihe und Pfand der Freundſchaft anderthalb Millionen Lire von den Luccheſern angenommen; jetzt iſt man dabei, die Gemeindegüter und die Beſitzungen einiger Geflüchteten zu verkaufen, kann aber auch hier keine Käufer finden. Noch jetzt hat die Stadt 1800 Franzoſen in ihren Mauern, die ſie unterhalten muß. Solche Geſchichten ſchlagen den Muth auch der beſten Patrioten nieder. Was man auch ſagen mag, die alte Ariſtokratie konnte ſo ſchlecht und tyranniſch nicht ſeyn, als man ſie gern machen möchte. Wie hätte ſie auch in einem ſo kleinen Staate, dem die Fürſten von Toskana beſtändig auflauerten, ſich halten können ohne Gerechtigkeit? wie hätte dieſer kleine Fleck Erde ſo ein blühendes Paradies werden können unter dem Druck der Tyrannen? Solche Dinge beurtheilt man am beſten nach den Wirkungen, die am Tage liegen.

Die Revolution iſt ſonſt ſtill und unblutig vollendet. Einige wenige Patricier haben ſich geflüchtet, die meiſten ſind geblieben und mit zu Bürgern geadelt, haben aber ſchlimm zahlen müſſen, und ſie hat man immer noch zwiſchen der Preſſe, um den letzten Saft von ihnen zu haben. Selbſt ſolche Leute, wie ich zum Theil bei Erwähnung der geſtrigen Unterhaltung genannt habe, bedauern manche dieſer Patricier und das heißt alles geſagt, um ſie zu loben. Dieſe cidevants halten ſich ſtill in ihren Häuſern und Villen, um ſich dem Geziſche der Buben nicht auszuſetzen, die ſich jetzt für die Herren halten. Rechtliche Leute wiſſen wohl, was ſie für einen Tauſch getroffen haben, und was die Franzoſen mit dieſer Demokratiſirung wollten. Sie ſchweigen, ſtimmen aber öffentlich mit in den Lärm und Jubel über die neuen Dinge ein. Denn ſo frei iſt doch am Ende keiner, daß er ſeine Meinung geſtehen dürfte. Ich ſah den folgenden Mittag auf dem Domplatze einen Volksredner, der gegen die alten Ezeline, wie er ſie ſchimpfte, und gegen die Königin von Neapel ſehr laut war, die er die Fredegunde Italiens nannte, welcher er prophezeite, nächſtens an dem lichten Galgen zu baumeln. Aber welche war ſeine Krone, die um ihn herſtand? Zerriſſene Mäntel, Buben, die von Zeit zu Zeit mit einem viva la liberta! einfielen, franzöſiſche Soldaten und Officiere, die aber nicht auf den Redner hörten, ſondern unter den Weibern und Mädchen herumſchnüffelten, die der Spaß herbeigezogen hatte; endlich einige Bauren, die mit ihren Körben und Packeſelein da hielten und mit aufgeſperrtem Munde und ſtarren Augen nicht viel klüger, als ihre Eſelein, das neue Wunder anſtaunten. Es war auch kein einziger rechtlicher Bürger unter dem ganzen Haufen.

Dieſer kleine Staat hat ſich wunderbar genug durch alle Wechslungen und Stürme der vorigen Jahrhunderte durchgewunden und ſeine Unabhängigkeit behauptet. Man rechnete ihn zu den glücklichſten in Italien, weil die mächtigen umliegenden Nachbarn ihn zur Mäßigung im Regieren und Gehorchen zwangen, und dieſe hat er ungeachtet des kecken Geiſtes ſeiner Bewohner bis jetzt glücklich erhalten, wo die große Nation ſo gewaltig in ſeine Maſchine eingegriffen hat. Der Theil zunächſt um die Stadt im Norden und Oſten und Nordoſten iſt hügelig und gebirgig, der andere, welcher in einem ſchmalen Streifen ungefähr drei Meilen weit von dem Serchio zum Meere hinläuft, iſt niedrig und ſumpfig und häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Am Meer unweit des Serchio iſt Via Reggio, der Hafen der Stadt, in einer ſehr moraſtigen und ſumpfigen Gegend, welche ſehr ungeſund ſeyn ſoll. Korn baut man nicht zur Genüge für die 115000 Menſchen, die man auf das Gebiet dieſer kleinen Republik rechnet; dafür aber hat man den ſchönſten Oelbau und das berühmteſte Oel in Italien. Man rechnet, daß jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, für Oel 180000 Reichsthaler ins Land gekommen ſind, eine anſehnliche Summe. Auch rohe Seide führt man etwas aus, obgleich einige auch in der Stadt verarbeitet wird. Ich habe oben ſchon bei Florenz erwähnt, welch ein wichtiger Artikel die Seidenfabriken im Mittelalter für Lucca waren, und wie ſie von dieſer Stadt in viele andere Städte Italiens ſich ausbreiteten, als innere Unruhen die friedlichen Künſte von hier verjagten. Noch jetzt ſieht man es der Stadt an, daß ſie bevölkert und im Wohlſtande iſt, und unter den 25000 Menſchen, die ſich in ihrem kleinen Raume bewegen, findet man wenige Bettler. Ihr Handel geht über Via Reggio, wohin ein Kanal aus dem Serchio führt, der meiſte aber über Piſa nach Livorno. So fiſchreich, als Lucca, iſt nicht leicht eine Stadt; man findet hier alle Tage mancherlei wohlſchmeckende Fiſche, die bei Via Reggio, im Serchio, in den großen Seen Seſto und Maſacciuoli und in den Kanälen gefangen werden.

In dieſer Stadt ſollen die alten Markgrafen von Toskana oft reſidirt haben, und einige meinen, die berühmte Mathildis ſei hier geboren. Nach ihrem Tode ward die Stadt allmählig frei, und wußte ſich eben ſo glücklich, als klug vor der Oberherrſchaft der mächtigen Nachbarinnen, Piſa, Genua und Florenz zu hüten. Schon in jenen Zeiten, wie in den neueſten, ſchrieb ſie über ihrem Wappen das Wörtlein libertas, welches man auch über den Stadtthoren und mehrern großen Gebäuden findet. Zu den Schnurrigkeiten gehört, daß man auf dem Domplatz auf der Vorderſeite der Kirche in dem Wappen der Stadt die alte Inſchrift Libertas neu aufgekratzt hatte; wenn man auch den alten Geiſt und die alten Menſchen ſo aufkratzen könnte, ſo wäre es ein herrliches Ding um das Demokratiſiren! Doch man muß von der Zukunft hoffen, was die Gegenwart nur unter einem traurigen Lichte zeigt. Die Menſchen wie die Völker müſſen durch den feurigen Ofen zum Glücke gehen, auch wenn es ſcheint, daß es einen leichtern Weg gebe.

Sonſt gehört noch zu den Merkwürdigkeiten von Lucca ein wunderthätiges Krucifix aus Cedernholz, welches unter dem Namen Volto ſanto ſeit manchem Jahrhunderte, als das Palladium der Stadt verehrt und bewahrt worden iſt. Der Urſprung dieſes Heiligthums, welches jährlich nur dreimal, und ſonſt nur in öffentlichen Nöthen aufgedeckt ward, verliert ſich in die Sagenzeit. Manche behaupten, es ſei von den Piſanern aus einem Heiligthum des gelobten Landes gebracht, an Lucca verſetzt und nicht wieder eingelöſt worden. Seitdem habe es denn die Stadt getreulich beſchirmt und behütet, welche es auch zur Dankbarkeit auf ihren Münzen abbildete. Dieſer Volto ſanto war anfangs in der Kirche San Frediano und kam von da nach dem Dom, wo er noch ſeine eigne Kapelle hat, wo beinahe 50 ewige Lichter brennen. Die reichen goldenen und ſilbernen Weihgeſchenke, die Leuchter, Becher und Schalen, die dieſe Kapelle ſonſt enthielt, haben jetzt auch meiſtentheils in die Welt hinein wandern müſſen.

Die Stadt liegt in einer anmuthigen und fruchtbaren Ebene unweit des Serchio meiſt in einem Zirkel, und iſt mit Wällen, Gräben und Baſteien nach alter Weiſe umgeben, ohne eben feſt zu ſeyn; doch haben die Franzoſen ſchon angefangen zu graben und auszubeſſern und allenthalben ſieht man Kanonen aufgepflanzt. Man macht in Dreiviertelſtunden bequem die Runde. Die Wälle ſind oben mit grünen Raſen bedeckt und mit Ulmen, Pappeln und Maulbeerbäumen bepflanzt, die ſie zu luſtigen Promenaden machen, da man auf das ſchöne Thal umher und auf die Berge einer freundlichen Ausſicht genießet. Von außen hat die Stadt mit ihren alten Thürmen und den ſchlechteren Wohnungen, welche die Außenſeiten gewöhnlich einnehmen, ein räucherigtes und gar verfallenes Anſehen; hier ſieht man auch manche Gärten und öde Plätze. An der nordöſtlichen Seite fließt ein Kanal, wo die Fabrikanten in Seide wohnen, denen beim Färben und Waſchen das Waſſer ſehr vortheilhaft iſt. Von ihnen gilt, was ich von den Florentinern geſagt habe, obgleich ſie immer noch beſſer arbeiten, als jene. In der Mitte der Stadt hingegen, wo das Leben und die Thätigkeit ſich concentrirt, findet man manche ſtattliche und ſchöne Häuſer, die beſonders wegen der ſtarken Bevölkerung des Städtchens hoch in die Luft hinein gebaut ſind. Die Kirchen, die von jeher an Kunſtſachen ſehr arm waren, ſind zum Theil ganz ausgeleert und in Quartiere für Soldaten verwandelt, weil man nicht alle in den Häuſern beherbergen kann. Die Gaſſen ſind alle krumm und eng, aber gut gepflaſtert, und die Hauptſtraßen beſſer, als die in Florenz. Oeffentlich merkt man hier es kaum, welch eine große Veränderung vorgegangen iſt, und für die Wenigen, die ſich über die Wiedergeburt freuen, ſieht man Trübſinn und Miſtrauen auf vielen Geſichtern. Ich mag nicht gern gloſſiren, aber ſo ein kleines Städtchen, als ein eigner Staat mit ſeinem Gebiete durch eine plötzliche Verwandlung aufgerührt und ſich gleichſam als etwas Großes in der Reihe der Dinge fühlend, giebt doch nur eine arme Idee. Nur als Theil eines größern Ganzen kann er Aufmerkſamkeit verdienen. Wenn man die neuen Nationalgarden und die alten Stadtmilizen ſieht, ſo muß man lächeln, ſo traurig nehmen ſie ſich aus; aber mehr als lächeln muß man, wenn man bedenkt, wie viel ihnen die neue Freiheit und Gleichheit koſtet, und wie die franzöſiſchen Kommiſſäre hier ihr Weſen treiben, die mit den Generälen und ihren Huren die Hälfte von dem verzehren, was ſie ausſchreiben und nehmen, während der freie Bürger über Druck, und der tapfre Soldat um Sold ſchreit. Dafür freilich dürfen ſie vor keinem Exnobile den Hut ziehen, ſehen die dreifarbige Flagge auf den Thürmen wehen, hören und leſen prunkende Reden zu Ehren des popolo ſoviano, haben auf allen Plätzen bunte Bäume mit Faſcen und rothen Mützen, und an Brüſten und Hüten Kokarden. — Es wird endlich eine Aufgabe nöthig ſeyn, für die Kokarden der Republiken, deren alle Tage neue entſtehen, auch neue Farben zu erfinden. Man mögte raſend werden, wenn man es menſchlich betrachtet! Wie ſoll dies kleine Weſen ſich tragen und wo bleiben die hohen Gefühle für Freiheit und Vaterland, wenn man endlich um Fleiſch und Brod ſchreien muß? Noch iſt das Volk des Dinges froh oder doch ziemlich ruhig und gleichgültig, weil es nicht unmittelbar fühlt; aber ſind die ausgeleerten Magazine, die geplünderten Kirchen und Klöſter, die Erpreſſungen, die man ſich gegen die Reichen und Patricier erlaubt, nicht auch ein Verluſt für das Volk?

Was übrigens die franzöſiſchen Truppen betrifft, welche für die Sünden der Deputirten und Commiſſarien nicht können, ſo haben ſie allgemein den Ruhm und das Anſehen ordentlicher und wackerer Menſchen, und keine Spur des Sanskulottismus mehr an ſich. An den Officieren gefällt die Feinheit und Gewandheit der Nation und ein gewiſſer Ernſt, den man im Kriege erwirbt und der einen Soldaten vorzüglich kleidet. Die Soldaten ſehen alle brav aus, die Luccheſer haben ſie neu kleiden müſſen, und an guter Nahrung fehlt es in dieſem ſchönen Thale auch nicht. Vorzüglich rühmt man den alten wackern General Serrurier, der die Unternehmung gegen Lucca anführte, einen eben ſo braven Soldaten, als Menſchen, der öffentlich ſeine Vorliebe für die alte Verfaſſung Frankreichs geſteht, aber durch ſeine menſchlichen Tugenden die Liebe aller Partheien und durch ſeine Tapferkeit die Achtung der ganzen Armee hat, die von ihm das Wort erzählt: „Ich bin Ex-Graf und Ariſtokrat, aber zeigt mir einen Demokraten, der ſich beſſer ſchlägt.“ Er hat hier ſtrenge Diſciplin gehalten, und auch den Raben, die der Armee nachziehen, die Daumen auf dem Auge gehalten; aber nach ſeiner Abreiſe vor einiger Zeit nach Genua iſt alles wieder loſer geworden. So war von ihm das Verbot ausgegangen, bei ſchwerer Ahndung ſolle nach 7 Uhr Abends kein Wirth einem Soldaten Wein verkaufen, oder ſchenken, weil die Herren im Uebermuth des Weins einige Frauenzimmer beſchimpft hatten; aber jetzt trinkt und ſchwärmt alles wieder bis in die Nacht.

Die Stadt liegt ausnehmend ſchön und hat vorzüglich im Nordoſt eine himmliſche Ausſicht auf die Berge, die wie Wellen über einander fließen und mit hübſchen Villen und netten Wohnungen faſt nach Florentiner Art bedeckt ſind. Sie laufen in einem Halbmond von Weſten bis Oſten amphitheatraliſch um die Stadt, die in einem Thale liegt, welches ſich gegen Norden und Oſten allmählig zu freundlichen Hügeln erhebt. Der fleißige und ſorgfältige Anbau dieſer zum Theil unfruchtbaren Berge iſt das beſte Lob für die alte Verfaſſung; ſie ſind faſt bis oben mit Reben, Oelbäumen, Feigenbäumen, Kirſchen, Kaſtanien und andern Früchten bedeckt, und ihre dunkle Scheitel tragen Lerchen und Tannen. Im Süden fließt der Serchio nicht weit von der Stadt, und um ihn ſind reiche Maulbeer- und Obſtpflanzungen und Kornfelder.

Ich machte die Rückreiſe in Geſellſchaft einiger franzöſiſcher Officiere auf dem gewöhnlichen Fuhrwege nach Piſa, der beinahe eine teutſche Meile weiter iſt, als der ſchlimme Fußpfad über den San Giuliano. Er windet ſich gleich hinter Lucca um die Berge herum, die von den Bädern bis nahe an den Serchio in den Südweſten hineinlaufen. Man kömmt bald in ein niedriges Thal, wo man die Verwüſtung ſahe, welche der Serchio und einige andre Kanäle, ſeine Söhne, vorzüglich aber der Ausbruch des Sees Seſto, angerichtet hätten, indem ſie alles überſchwemmten, Bäume auswurzelten und große Furchen und Riſſe in den Feldern machten. So fährt man etwa eine Meile, ſo hat man nahe bei dem Dorfe Ripa Fratta wieder Toskaniſches Gebiet, indem das Lucheſiſche ſich immer dicht an den Serchio anſchließt. Hier hebt ſich der Weg ſanft und tritt links an einen Berg, um den er ſich bis an die Bäder immer herumwindet. Das Thal verengt ſich, und auch die Berge rechts am Serchio kommen einem entgegen, bis beide Rücken gar nahe zuſammentreten, wo man bei Ripa Fratta auf einen Augenblick an den Serchio kömmt, ihn aber bald wieder verläßt, um ſich mit den Bergen immer gegen Oſten zu wenden. Bis hieher ſieht man äußerſt ärmliche Wohnungen, ſowohl im Luccheſiſchen als Toskaniſchen in der Ebne; man ſucht umſonſt die toskaniſche Zierlichkeit; kein netter weißer Anſtrich, kein einziges Glasfenſter, keine Zierlichkeit umher, ſondern alles zuſammengeſtoppelt, wie nach einem Brande, oder für die erſte Noth. Woher dieſe Unluſt und Düſterheit, die auch aus den Bewohnern ſpricht? Sind die Felder, die ſonſt fruchtbar ſcheinen, vielleicht doch wegen der überfließenden Ströme und Kanäle nicht ſicher? Sie ſchienen ſonſt doch recht gut bebaut. Hinter Ripa Fratta liegt auf jähem Gebirg, das ſich hier ſchroffer erhebt, ein alter Thurm in ſeiner grauen Herrlichkeit, unter ihm lachende Oelpflanzungen und auf einem niedrigern Rücken ein altes Schloß mit mächtigen Mauern, von dem etwa 500 Schritt entfernt unter den dunkeln Fichten zwei zerbröckelnde Thürme ſtehen, die das andre Ende des Bergrückens ſchützen, welcher durch eine Kluft von ſeinem höhern Bruder abgeſchnitten iſt. Von dieſem alten Schloſſe, welches meine Begleiter mir zu Gefallen mit beſtiegen, hat man eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht. Nach der Legende baute die Gräfin Mathildis dieſes Bergſchloß und pflegte oft dort zu wohnen. Hinter dieſem Schloſſe werden die Wohnungen immer mehr wieder toſkaniſch, doch ſind ſie ſelten und nur an dieſer Straße; in dem Süden ſieht man Meilenlang keine Dörfer, ſondern immer nur einzelne kleine Wirthſchaften. Bei den Bädern hielten wir an und fanden an die 20 Officiere von zwei engliſchen Fregatten aus Livorno, mit welchen die Franzoſen ſich, wie ſie konnten, brüderlich unterhielten, beſonders über ihre Kameraden in Aegypten, und mit welchen wir zuſammen nach Piſa fuhren.

Abreiſe nach Lerici

den 11ten März.

Die Zeit drängte mich endlich mit Gewalt, meine Flucht aus dem ſchönen Italien zu beſchleunigen, je drohender von allen Seiten die Ausſichten zu einem allgemeinen Kriege wurden. Weil es mir zu verdrießlich ſchien, zu Meer ins Vaterland zurückzukehren, ſo beſchloß ich nach Genua zu gehen und von da die Durchreiſe durch Frankreich und über den Rhein zu wagen. Weil nun aber die Reiſe nach Genua über das Gebirge eben ſo gefährlich, als koſtbar iſt, ſo ſchien es mir das Beſte, nach Lerici, einem kleinen Seeplatz und Ankerplatz hinter Sarzana zu gehen und von da zu Waſſer nach Genua. Ich war um 6 Uhr auf, es regnete heftig und alſo verſäumte ich auszugehen und mir einen Vetturino zu bedingen. Indeſſen kam mir der Kameriere des Gaſthauſes mit einem ſeiner Anhänger über den Hals, und beide machten es da galantuomo und da chriſtiano ſo gut, daß ich um einen Zechin gepreſſt ward, und obgleich ich ſeit Florenz mir es vorgenommen hatte, mich nur immer mit einem Einzigen einzulaſſen und nie einen Unterhändler zu gebrauchen, ſo übertölpelten ſie mich doch, ſo unwiderſtehlich iſt die Leibigkeit und Spitzbüberei dieſer Leute, und um ihrentwillen allein mögte man ſich aus Italien herauswünſchen. Denn nicht genug, daß man betrogen iſt, man muß ſo einen Eſel dann noch einige Tage um ſich haben und zu ſeiner Strafe mit ihm ſprechen, wie der arme Zerbino im Arioſt ſeine verpeſtete Alte mit ſich herumſchleppte. Ich bekam heute recht einen hartköpfigen Graukopf, der in ſolchen Tücken alt geworden war, und unterwegs mich wenigſtens noch einen ſcudo für die Fähren bezahlen ließ, die ich doch bedungen hatte. Was will man mit ſo einem langmüthigen Eſel machen, der einem ins Geſicht lacht und droht, Koffer und Paſſagier abzuwerfen, wenn man nicht bezahlt? Von dieſer Raçe, wie ſie wirklich zum Theil iſt, hat man im ganzen heiligen teutſchen Reiche gar keinen Begriff.

Um 12 Uhr fuhr ich ab und hatte ſogleich einen Aerger, weil trotz aller Flüche und Schwüre Pferde und Kaleſche wahrſcheinlich die ſchlechteſten waren, die man hätte in Piſa finden können. Bis an den Serchio hat man immer flaches und niedriges Land ohne Bäume und in ſchlechter Kultur. Jenſeits hat man ſogleich Luccheſer Gebiet und merkt es an den ſchlechten Wegen; denn dieſe Straße nach Pietra Santa, ſoweit es luccheſiſch iſt, hat man der Natur überlaſſen und dieſe Natur iſt ſehr reich an Sand und ganz im Karakter der Maremmen. So fährt man durch öde Haide und Gebüſch, durch Sumpf und magres Feld nach dem luccheſiſchen Oertchen Via Reggio nahe am Meer, wo ein kleiner ärmlicher Hafen und ein Kanal iſt, in welchem

kleine

kleine Schiffe und Barken aus- und einladen. Zwei alte Zwinger ſtehen, der eine außerhalb und der andre innerhalb des Orts, und geben ihm ein kleines Anſehen; von dem letzten wehte die dreifarbige Flagge und mehrere Soldaten ſtanden bei den Kanonen, die oben aufgepflanzt waren, um die Küſte vor den Herren des Meers zu ſichern, im Fall ſie zu nahe kommen ſollten. Hinter Reggio iſt dieſelbe Gegend; links am Meere Sümpfe, Tannen, Letſchen und andres Gebüſch und der Weg ſandig und ſchlecht. Rechts ſind magre Felder mit elenden Hütten aus Stein, oder Stroh, nach tatariſcher Art bloß mit einem Loche zum Einkriechen, ohne die geringſte Wand oder Fenſter, ſondern wie unſre Ziegel- und Tabaksſcheunen bis an die Erde mit Stroh gedeckt; und in ſo einem Loche findet man die ganze Wirthſchaft der Menſchen und des Viehes. Auch die ſteinernen Wohnungen ſind eben ſo, und man könnte da wohl ſagen, daß das ſteinerne Elend einen weit widerlicheren Eindruck mache, als das ſtrohene. Für dieſe kümmerliche Natur- und Menſchenarbeit entſchädigten mich die Berge droben, mit Schnee bedeckt, jene, die ich von Florenz aus ſo oft ſehnend in der Ferne ſah, und die freundlichern und grünen Hügel unter ihnen mit luſtigen Wohnungen in ihren Oelwäldern, welche die zweite und dritte Staffel der Berge bis ans Thal bedecken. Indeſſen ſelbſt im Thale, wo es ſeyn kann, findet man noch immer die Baumreihen mit ihren Reben, welche freilich wohl keine feurigen Säfte treiben. So hatten wir rechts immer Gebirg und Hügel mit Oelbäumen und links Haide, Koppeln und Wieſen mit Vieh, Sümpfe und Kanäle und ärmliche Tannen, und ſelbſt den Weg ſchließen Tannen und Hecken aus ſpaniſchen Violen und Brombeerſträuchen ein, oder Alleen von den kleinen weißen Eſpen. Mein alter Graukopf, der ſchlimmſte aller Schurken, weil er den Heiligen macht und bei jedem harten Worte eine fromme Betheurung, oder eine Thräne in Bereitſchaft hat, ſang zu meinem Aerger Lieder zu Ehren von San Ranieri, der in der Domkirche in Piſa begraben liegt, und erzählte mit allem Ernſt und chriſtlicher Treue, die ſehr gut mit Spitzbüberey bei manchen beſteht, wie San Ranieri Berge umgewälzt und Teufel auf dem Rücken getragen habe und wie er zuletzt unter einem Altare in einer piſaner Kirche ſelig eingeſchlafen ſei; da haben ſich plötzlich alle Glocken zugleich in ganz Piſa hören laſſen; credat Judaeus apella! Eine Meile hinter Via Reggio kamen wir wieder auf toskaniſches Gebiet und merkten es am gepflaſterten Wege, der durch Haide und Sümpfe führt. Vor Pietra Santa ging es ein wenig Bergan, und wir fanden wieder gute Wieſen und Felder und mit der beſſern Straße Zeichen des Wohlſtandes und der beſſern Wohnungen. Die Gegend iſt trefflich und von Zeit zu Zeit hat man eine Ausſicht über das Meer. Um 7 Uhr hielten wir in Pietra Santa an, dem letzten toskaniſchen Städtchen, und nahmen in einem ſchönen Gaſthauſe Quartier. In dem Orte waren einige Kompagnien Franzoſen kurz vor mir eingezogen, die auf Lucca marſchirten. Mit einigen von ihnen, die in unſerm Hauſe zur Tafel waren, hatte ich eine frohe und muntre Unterhaltung und vergaß über größern Dingen meiner elenden Equipage und des ſchlimmen Tages.

Ich war den 9. März des Morgens früh auf, allein mein alter Plagegeiſt war nicht aus der Stelle zu bringen. Ich ſah mich indeſſen in dem Städtchen um. Pietra Santa liegt an einem hohen Berg und ſeine Ringmauern laufen oben am Berg hin, wo ſie aber nur Gärten und Oelbäume einſchließen. Das Städtchen iſt nur klein, mit guten Häuſern und die Berge droben zum Entzücken ſchön. Sie waren es heute beſonders. Die mittlern deckte ein Nebelſchleier, die fernher von Piſtoja herüber ſchimmerten, im Glanz der Morgenſonne, die untern im ewigen Grün der Letſchen und Oelbäume. Aber mein Herz war nicht aufgeſchloſſen wegen der Gegenwart meines alten Gauners, der mit vieler Andacht und drei, vier Bekreuzungen ſein

Morgenlied anhub, einer jener dreihäutigen Eſel, die immer gebückt gehen und im weinerlichen Ton ſprechen und dann ein freundliches Lächeln um Mund und Naſe fertig haben. Die Wege von hier bis Lerici, wo die gewöhnliche Einſchiffung nach Genua iſt, ſind abſcheulich, hie und da gebahnt, aber mit ſchlechten Steinen und mit häufigen Löchern. Unſer Weg führte uns erſt noch eine Meile beinahe durch das Toskaniſche, rechter Hand Hügel und hohe Berge, links ebenes Feld, dann Geſtripp, Haide und Sumpf; zuweilen ſah man auch einen Blick des Meeres durchglänzen; wir ſelbſt aber fuhren durch einen Wald von Oelbäumen. In dieſem Geſchmack wechſelt es bis Sarzana, bald magre Sandfelder, dann Oelbäume, dann Haide und Sumpf und Geſträuch, immer unten an den Bergen hinſchlüpfend und links Ebne habend. Auch hier hat man allenthalben die Reben mit den Bäumen vermählt, ſei der Boden auch noch ſo mager, und ſelbſt die Oelbäume müſſen ſich mit dieſem unbefreundeten Strauch paaren laſſen. Die Berge ſind oben meiſt kahl und die untern Theile immer mit eingemauerten Reihen von Oelbäumen bepflanzt und hie und da mit Tannen bedeckt, und haben ein weit freundlicheres Anſehen, als die Ebene, ſo wie ihre Wohnungen zeigen, daß ihr Ertrag reicher ſeyn muß, als derer, die unten wohnen. Denn man kann ſich nichts Traurigeres denken, als die einzelnen Hütten, die in den Feldern zerſtreut liegen. Sie ſind ſtrohen, aber mehr ſteinern und zwar die Wände aus Feldſteinen und Leimen zuſammengefügt, und für die Thüren und Fenſter bloße Löcher, die gegen die Sturm- und Regenſeiten mit ungehobelten Bretern verſchloſſen ſind. Ihre Kleinheit macht das Bild der Armuth deſto auffallender, und ihre mit Steinen belegten Schindeldächer ihr Aeußeres noch ärmlicher. Die Ebne trägt, wo ſie höher iſt, auch noch Oelbäume, dann Hafer, Gerſte, Flachs und viel Luzerner, den man hier weit mehr ſieht, als in Toskana. Aermlich wie die Felder, und zerlumpt gehen auch die Menſchen einher, und man ſucht hier vergebens toskaniſche Eleganz, Frohſinn und Treuherzigkeit, welche manche Landleute dort ſo vortheilhaft auszeichnen. Die ganze Geſtalt des Menſchen iſt anders und es iſt ſichtbar, daß man mit der Meeresgegend hinter Piſa und Lucca unter eine ganz andre Art Menſchen kömmt, die unſtreitig ſchöner iſt, als die in den Bergen Toskana's. Die Körper ſind ſchlanker und länger, mit ſchönen Beinen und Brüſten der Männer und Weiber, die Geſichtsfarbe iſt meiſtens feiner und weißer, und bei den Weibern, ſelbſt bei denen, die der Luft und Sonne täglich ausgeſetzt ſind, oft blendend weiß, welches zu den rabenſchwarzen Haaren, die man faſt bei allen ſieht, ſich nicht ſchlecht ausnimmt. Die Züge ſind voll Ausdruck und Leben, und haben eine gewiſſe Zartheit und Feinheit, die im Toskaniſchen ſelten iſt, die aber nicht bei allen gefällt, weil meiſtens etwas Kaltes und Spitzbübiſches darunter ſteckt: beſonders ſchön faſt bei allen ſind Stirn und Mund, und welche ſchöne Jünglinge in National- und Soldatentracht beider Republiken (der liguriſchen und der ciſalpiniſchen) habe ich vorübergehen ſehen, wenn ſie nur den Geiſt der Freiheit nicht ſo barſch oft in Gebehrde und Stellung trügen, wie der Stier ſeine Hörner voll Heu, ein Beweis, daß er nicht bis zum Herzen gedrungen iſt; denn was das Herz hat, das bewahrt es ruhig und zeigt es ſo. Die Tracht bei den Männern iſt die alte, die Weiber haben zuerſt die um Piſa und Livorno, dann kommen kleine runde und platte Strohhüte, wie man ſie in Steiermark ſieht, etwa wie der Deckel eines Bienenkorbs, mit Basreliefs geziert und mit mancherlei anderm Schmuck, der oben und um den Rand ausgewebt und geflochten iſt, unter denen ſie mit ihren ſchwarzen Schelmenaugen und Spionenblinzelungen ſehr freundlich hervorſchimmern. Selbſt in den kleinen Buben und Mädeln liegt ſchon der Geiſt der Schelmerei und ſie ſchreien und necken den Reiſenden nach.

Ich würde dieſe Menſchen mit mehr Wohlgefallen angeſehen haben, wenn ich nicht an meinem Kerl und ſeinen elenden Gäulen gleichſam ein ſtätiſches und ausſchlagendes Bileamseſelein gehabt hätte, und wenn in dieſer Laune in dieſer Schurken- und Spitzbubengegend, wie ſie berüchtigt iſt, nicht alle Menſchen, die uns begegneten, wie Spitzbuben geſchienen hätten. In der That der italiäniſche Pöbel, oder die arme unterdrückte Klaſſe wird mir immer widerlicher, je näher ich ihre Bekanntſchaft mache. Wie iſt dieſe Klaſſe, die im Vaterlande doch auch nicht auf Roſen liegt, dort ehrlich und gutherzig! Hier iſt Treuherzigkeit und Freundlichkeit bei den Meiſten nur ſcheinbar, und ſobald ſie die Fremden kahl gepflückt, oder ihnen nicht haben beikommen können, iſt die Freundlichkeit und Theilnahme vorbei, und man ſieht ſich den Augenblick ohne ein menſchliches Gemüth wieder allein, und mit einem deſto bitterern Gefühl, weil auch dieſe doch wie Menſchen ausſehen. Die meiſten kennen und wollen keine andre Dankbarkeit für Dienſte, als Geld, und dazu wiſſen ſie mit einer unbeſchreiblichen Unverſchämtheit zu kommen. Eine gute Schule für dieſe iſt das Betteln, das bei den Kindern der ärmern Klaſſe allgemein iſt, und gute Aufpaſſer, Fachini, Kuppler, heimliche Banditen und Giftmiſcher und dergleichen giebt. Ich will dies nicht zur Schmach der italiäniſchen Nation geſagt haben, ſie iſt mir nicht allenthalben ſo ſchurkiſch erſchienen. Dies ſind Mängel einer elenden Verfaſſung, einer ſchlechten Polizei, des misverſtandenen Aberglaubens und einer gewiſſen Frömmelei, die den Müſſiggang heiligt und die Bettler und Gauner gleichſam zu einer unverletzlichen Klaſſe macht. Aehnliche Urſachen würden in jedem Lande, wo ſo viel Witz und Leben unter der Mütze ſich bewegt, um Spitzbuben mit Ehren ſeyn zu können, auch ähnliche Wirkungen hervorbringen.

Wir ſahen heute am Wege viele Heerden vortrefflicher Schaafe und mir fiel es als eine Seltenheit des italiäniſchen Himmels auf, daß mehrere Schäfer einen großen Regenſchirm aus Wachstaft neben ſich liegen hatten; das iſt das Nothwendigſte, was ein Italiäner kennt, und für das Land eben ſo karakteriſtiſch, als die Schuhe, die doch durch die Franzoſen an manchen Orten aus der Mode kommen. Der Weg iſt fleißig mit Kapellchen und Heiligenbildern geſchmückt, und gleich hinter Pietra Santa hat man ein Marienbild, ein merkwürdiges Mirakel mit der Ueberſchrift: miracoloſa per la toſſe, das erſte in dieſer Art, was ich geſehen habe, und für die ſchnuppigen und huſtenden Italiäner allerdings ſehr merkwürdig. Anderthalb Meilen hinter Pietra Santa erreichten wir Maſſa, mit Carrara und dem umliegenden Gebiete, jetzt ein Theil der ciſalpiniſchen Republik. Die Gegend iſt ſehr ſchön. Die höchſten Berge ſind mit Schnee bedeckt, die über den Tannen und kahlen Felſenrippen im Sonnenſtrahle magiſch herüberſchimmerten; die ganze untere und Küſtengegend des nahen Meeres decken Wälder von Oelbäumen. Maſſa erinnerte mich lebendig an Wernigerode. Ein Theil des Städtchens liegt unten am Berge mit rauſchenden Waſſern, der andre mit dem alten Schloſſe hängt ſteil darüber und droht, einem auf den Kopf herabzukommen. Dieſer alten Schlöſſer ſieht man mehrere auf dieſen Bergen und zwar ganz im Stil der fränkiſchen, länglicht und mit einem oder zwei alten Thürmen und oben mit Gras und Geſträuch und elegiſchem Epheu bekränzt. Man bemerkt hier auch, daß man den köſtlichen weißen Marmor nicht weit holen darf; denn in die Fenſtergeſimſe gemeiner Häuſer und um Thüren und Brunnen war er allenthalben eingeflickt. Um Ein Uhr waren wir zu Sarzana und fanden uns zu beiden Seiten in Bergen eingeklemmt. Dieſe Stadt, die vormals toskaniſch war, und ein Theil des Gebiets, das wir vorher paſſirten, gehört ſchon zur liguriſchen Republik. Es iſt ein mittelmäßiges Städtchen, das etwa 3 bis 4000 Menſchen aufs Höchſte zählen mag. Am Eingange iſt ein ſchönes weißes Thor aus carrariſchem Marmor und über ihm wehten die ſtolzen Inſignien der Freiheit und eine Schaar Jünglinge von den Nationalgarden übten ſich draußen in den Waffen. Wir hielten nicht lange drinnen an, paſſirten einen kleinen Fluß und fuhren immer Bergan durch Klüfte und Thäler zwiſchen dunkeln Bergen, die bis an die Spitze einen Wald von Oelbäumen tragen. Dann ging es raſch Bergab und wir ſahen das heilige Meer und Lerici. Kaum hielten wir, ſo packten ſchon fünf bis ſechs Tagediebe an die Bäume des Wagens, um meinen kleinen Koffer und Mantelſack zu lüften. Ich ließ es geſchehen — man wird endlich kirre — und ſah mit Verzweiflung, wie man ſich hier um meine nordiſche Bärenhaut ſtreitet; denn ſchon bei dieſer letzten Fähre war ich wieder um einige Liren gepreſſt. Man wittert ſogleich die Fremden, der eine raunt es dem andern zu, und der Vertrag iſt augenblicklich durch Mienen unter ihnen gemacht. Selbſt, ſo ein rechtlich ſcheinender Mann zugegen iſt, verhält er ſich durchaus leidend und iſt ſtumm und dumm, wenn man bei ihm nach dem Preis, oder der Taxe von dieſem und jenem fragt. Zu meinem Verdruß erfuhr ich, daß heute und vielleicht auch morgen noch keine Gelegenheit nach Genua da ſei und legte mich traurig ins Fenſter und ſah über die ſchöne Meeresbucht hinaus. Da erblickte ich zufällig meine Fachini, die ſich unten zankten um das, was ich ihnen oben gegeben hatte. Sie zählten und theilten endlich in Friede den Raub und nöthigten mir ein unmenſchliches Lächeln ab. Ich ging aus dem Neſte heraus, und ſah draußen auf einem grünen Anger am Wege etwa 20 Jünglinge unter einem franzöſiſchen Unterofficier exerciren. Alte Nationalgardiſten und hübſche Buben trugen den Mars nicht bloß in der Fauſt, ſondern in jeder Miene und machten alles mit franzöſiſcher Behendigkeit. Von da kletterte ich ein wenig Bergan, ſetzte mich auf einen überhängenden Oelbaum und ſah in das ſpiegelglatte Meer hinaus und träſtete mich über mein Schickſal mit dem Gedanken, daß ich wahrſcheinlich der erſte nicht ſei, der hier ſo habe Quarantaine halten müſſen; auch fand ich nachher in meinem Zimmer mehrere Namen auf Thüren und Fenſtern, die es den Nachkommen überlieferten, daß ſie hier wegen ſchlimmen Wetters und Mangel an Böten drei, vier Tage hatten liegen müſſen. Für dieſe Mehrzahl der Tage behüte mich lieber Herre Gott! Ich habe des italiäniſchen Landes dieſer Seite herzlich ſatt, und werde mehr als Einen Freudenſprung thun, wenn ich einen Boden betrete, wo man franzöſiſch ſpricht. Den Abend brachte ich mit dem Wirth und einem barſchen franzöſiſchen Officier in republikaniſchen und demokratiſchen Geſprächen zu, und beſonders gab eine reiche Gelegenheit zur Entflammung ſeiner Beredſamkeit der Mord eines der erſten Demagogen, des Biagini, welchem zu Ehren den 14. März durch die ganze Republik Leichen- und Feierzüge der Söhne der Freiheit angeſtellt werden ſollen. Sein Mörder und Gegner iſt ſogleich in den erſten 24 Stunden gerichtet und arkebuſirt worden; beide waren Volksrepräſentanten. Bei dieſer Gelegenheit ward mein Mann wild und überholte mich ſo in der Begeiſterung für die Freiheit, daß ich mich gegen ihn wie ein kalter Schneemann fühlte, und in einer eben ſo großen Verlegenheit war, weil ich nicht heucheln wollte, als ich mich nur je unter den Klauen der Unverſchämtheit des italiäniſchen Pöbels gefühlt habe. Seine Augen brannten und alle Züge ſpannten ſich: O es iſt noch viel unreines Blut, viel ariſtokratiſches Geſindel unter der Larve der Freiheit auch bei uns, man ſollte noch etwas abzapfen; ohne das Schrecken können Freiheit und Gleichheit nicht beſtehen; (ein Grundſatz, der mir Schauder durch den Leib jagte) dies iſt die große Stütze des Geſetzes. Freilich, dachte ich, wenn das Volk ohne Sitten und Redlichkeit und bürgerliche Tugenden iſt, und legte mich mismuthig mit mir und mit der ganzen Welt zu Bette, nachdem er mir noch mit vielem Jubel erzählt hatte, wie ſie in einer Ville jenſeits einen weiland Ariſtokraten vor etwa einem Vierteljahre rein ausgeplündert hätten.

Der 10. März war für mich ein ſchlimmer Tag, weil Tage des leeren Wartens es immer ſind. Ich war früh auf, und ging ſogleich zum Hafen, aber kein Schiff noch Schifflein, das nach Genua wollte. Mismuthig nahm ich meinen Oſſian, ſtieg mit ihm den Berg hinan und ſetzte mich unter einem alten Oelbaum, der mit ſeinem Hügel über das Meer und die Inſeln ſchaute. So ſchmeichelte der alte Sänger mit ſeinen zauberiſchen Stimmen der Vorzeit meinen Unmuth hinweg, um mir neuen zu machen; denn kaum war ich gegen 2 Uhr zum Mittagseſſen zu Hauſe, ſo erfuhr ich, eben ſei ein außerordentlicher Kourier, von Florenz kommend, mit einer Feluke abgegangen, mit dem ich herrlich die Waſſerreiſe hätte machen können. Nachher ſah ich dem Exerciren der jungen Nationalgardiſten zu und ging gegen das Ave Maria in den Dom, um die Herrlichkeiten zu ſehen, die man zu dem Feſte Biaginis rüſtet, welches hier ſchon morgen begangen werden ſoll. In der Mitte deſſelben war eine Art Pyramide errichtet, mit Lorbeern und Cypreſſen umflochten, und in ſeinem Innern ſtand ein Sarkophag. Die vier Seiten der Pyramide waren mit Feſtons mit republikaniſchen Inſchriften verziert, nicht im ſchönen ſtillen Ton, der für das Gedächtniß der Todten gehört, ſondern im Donnerton der jungen Freiheit, die allenthalben Oligarchen und Ariſtokraten wittert. Eine Menge Menſchen gingen auf und ab, und die nicht leſen konnten, ließen ſich die Züge dolmetſchen. Von mehrern Geſichtern floſſen Thränen, ein ſchönes Zeugniß für den Verſtorbenen, und ſeitwärts vor einem Altar knieten ſeine grauen Aeltern in Schwarz und mehrere ſeiner Verwandten; er war nemlich hier in Lerici geboren. Ich miſchte mich unter die jungen Republikaner und wir ſchwatzten eine Stunde über dieſes und jenes.

Gut war ihr Geiſt, aber leider fand ſich zuviel von Haß und Wuth, welche die Freiheit nicht verträgt. Die Abendunterhaltung war mit einigen genueſer Kaufleuten, die eben angekommen waren und die nähern Umſtände von dieſer Ermordung des erſten Patrioten der Republik mitbrachten; ſie ſchienen übrigens die ganze Sache als etwas ſehr gleichgültiges zu betrachten. Sie weihten meine Ohren zuerſt in den genueſer Dialekt ein, der erſchrecklich ſingt und liſpelt, und das c wie ein z und das g wie ein ſ ausſpricht; aber das Volk vollends hat ein Kauderwälſch, das kein Ausländer, ſelbſt ein Italiäner nicht, leicht verſteht und das längs der Küſte, bis nach Nizza hin immer wächſt. Nicht allein die Ausſprache iſt ganz anders, ſondern ſie haben auch viele Worte und Redensarten, die im ganzen übrigen Italien nicht zu Hauſe ſind, und von denen ich ſelbſt von dieſen gebildeten Männern einige Proben erhielt.

Bis Lerici geht die Reiſe auf Genua gewöhnlich zu Lande und von hier mit Feluken und andern kleinen Fahrzeugen, die gewöhnlich alle Tage abfahren, zu Waſſer. Zwar führt auch ein Weg über die Berge, aber dieſer iſt nur mit leichtem Fuhrwerk und ſchweren Stößen zu paſſiren und daher zieht man gewöhnlich das Waſſer vor; nicht zu erwähnen, daß die Bewohner dieſer Küſten als arge Diebe und Mörder übel berüchtigt ſind. Am beſten paſſirt man die Küſten zu Pferde, oder lieber auf Maulthieren, welche eigentlich für das Klettern gemacht ſind. Man ſoll jetzt an einer Straße durch das Gebirg arbeiten, welches wohl thunlich iſt, da die Gebirge nicht himmelhoch ſind, wenn man bedenkt, daß die Römer, die freilich aus dem Schatz der halben Welt ſchöpfen konnten, die ſchönſten Chauſſeen von Mailand über die Alpen der Schweiz bis nach Mainz hatten. Lerici liegt in einer Meeresbucht und iſt rings von hohen Oelbergen umgeben, die um den ferneren Meerbuſen ſich bis Porto a Venere hinwinden. Der Ort ſelbſt iſt häßlich und ſchmutzig, klein und mit ſo engen Gäßchen, daß ſie um den Mittag dunkel ſind. Gegen Weſten auf einem Felſen hart über dem Meer liegt ein altes Gemäuer mit einem runden Thurm, auf dem einige Kanonen gegen etwanige Seeräuber aufgepflanzt ſind. Die liguriſchen Truppen, die ich hier ſah, waren erbärmliche Helden und ihre Kleider und Schuhe gibeonitiſch. Man treibt hier viel Fiſchfang; aber die Fiſche gehen meiſt nach Livorno und Via Reggio, und die hier bleiben, ſind theuer und ſchlecht. So unlieblich indeſſen der Ort iſt, ſo lieblich ſind ſeine Umgebungen und Gegenden. Seine Oelbäume und Kaſtanienwälder im Gebirg ſind allerliebſt und von der kahlen Scheitel der Berge hat man eine reizende Ausſicht auf die gegenüber liegende Meeresbucht und die Inſeln und die freundlichen Dörfer, die in den Krümmungen der Küſten liegen und wie im Meer zu ſchwimmen ſcheinen. Grade Lerici gegenüber liegt Santa Terenza, ein freundliches und nettes Dörſchen, wohin man um die Meeresbucht eine ſehr anmuthige Promenade hat, beſonders zu dem Hügel mit Letſchen und Lorbeern und der niedlichen Ville, die ein Exnobile aus Lerici, aber ein Volksfreund, ſich dort gebaut hat. Weiter hin liegt im Norden die Feſtung Santa Maria und man ſieht die ſchönen Inſeln Palmaria und Iſoletta im Weſten, die eine kleine Meile entfernt ſind. Doch was hilft alles entfernte Schöne, wenn die Nähe ſo verhaßt iſt? So klein das Städtchen iſt, ſo wimmelt es den ganzen Tag von Müßiggängern, in ihre zerlumpten Mäntel gehüllt, die bei Gelegenheit von den Fremden und andern etwas erſchnappen und mit einem Stück Brod, einigen Fiſchen und einem Schluck Wein zufrieden, ſich müßig niederlegen, wenn ſie ſich den Tag über in Faulheit an der Sonne gewärmt haben. Es iſt ein eigner Karakter der gemeinen Klaſſe dieſer Meeresküſten, wozu auch Toskana gehört, daß ſie nichts aufheben, auch nicht gern im Schweiß ihrer Stirne arbeiten. Haben ſie ehrlich, oder unehrlich etwas erſchnappt, ſo legen ſie es ſogleich für den Magen an und hungern dafür wieder einige Tage, wann es ſeyn muß.

Nicht bloß die Regenſchirme findet man allgemein auf dem Wege bei den kleinen Leuten, wie der polniſche Edelmann ſeinen Degen bei ſeinem Pfluge hinlegt, ſondern es iſt durchgehends die Gewohnheit, wie ſie in Staiermark und Kärnthen war, faſt alle Laſten, die nur ſo tragbar ſind, auf dem Kopfe zu tragen, unterdeſſen man mit den Händen ein anderes Geſchäft verrichtet; verſteht ſich, daß man eine Unterlage macht, um den Kopf nicht zu ſehr zu drücken.

Hier mit Lerici endigt die Thalgegend, die von Piſa her, in weiterer und geringerer Entfernung vom Meere, von den rechts liegenden Bergen abläuft. Dieſe Gegend mit den Städtchen Pietra Santa, Via Reggio, Maſſa, Carrara, Sarzana, Lerici, Porto a Venere, wo das höhere liguriſche Gebirg anfängt, iſt in der Geſchichte des Mittelalters unter dem Namen Val di Cuna bekannt und wird von Vielen auch noch ſo genannt. Dieſe Städtchen ſpielen in den Revolutionsgeſchichten Italiens im 13ten und 14ten Jahrhunderte zum Theil eine nicht unwichtige Rolle, in das Schickſal des größeren Lucca und Piſa eingeflochten, beſonders zur Zeit des großen **Caſtruccio di Cane.** Nachher fielen ſie im 15ten Jahrhundert, mit Piſa unter die Herrſchaft des gewaltigen Florenz, welches ſie unter Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften von Frankreich meiſtens verlor, als der feige und rathloſe Peter von Medicis, der Sohn Lorenz des Großmüthigen, ſich, ſein Vaterland und ſein Glück dem Abentheurer Karl von Frankreich übergab.

Abreiſe nach Genua.

Ich ward von meinem Schreckenspoſtwirth ziemlich leidlich abgeſtraft, vielleicht weil er mich für ein gut republikaniſches Kind hielt, wie er bei unſerm Geſpräch einige Male äußerte. Um 7 Uhr des Morgens ſchiffte ich mich in eine Feluke für den Preis eines Zechins ein, ein weicher Sack war mein Lager und neben mir lag mein Proviant, den ich für die kurze Fahrt eingekauft hatte; Menſchen und Sachen unter blauem Himmel; denn es war ein offenes Boot zum Rudern und Segeln. Der Nordwind wehte öde und kalt vom Gebirg und der Himmel war wolkig. Wir fuhren immer längs der Küſte dicht am Lande hin und brauchten bald die Ruder, bald die Segel. Luſtig ging die Fahrt Palmaria und Iſoletta vorbei. Die erſte liegt nahe am Lande und die Wellen brechen ſich ungeſtüm zwiſchen ihr und Porto a Venere, das auf einem Felſenklumpen mit einem kleinen Kaſtell und Thurm wie ein Schwalbenneſt über der Fluth hängt. Auch die Inſel iſt nichts als Fels und Gebirg mit einigen zwerglichen Tannen oben, und unten mit wenigen Oelpflanzungen, woraus kleine Häuschen hervorgucken; doch ſtehen unten am Waſſer einige ganz ſtattliche. Sie mag etwa eine Viertelmeile lang ſeyn; ihre Berge ſind ſehr hoch und es giebt darin treffliche Marmorbrüche. Die Küſten, an welchen wir hinfuhren, werden immer kahler und wilder. An manchen Stellen iſt nichts als Fels, meiſtens Schiefer und Tufſtein; an andern ſieht man kleines Geſträuch, und in den Falten Oelpflanzungen und kleine Häuschen, die gleichſam am Gebirg zu hängen ſcheinen. Mächtige Felſen und Klippen, die zum Theil wie Thürme mit ihren ſchwarzgrauen Köpfen hervorragen, ſchützen die Ufer gegen das Meer. Im Ganzen hat die Küſte ein ödes und trauriges Anſehen. Nur wo das Meer Buchten macht und eine Art von Ufer und Anfuhrt bildet, wird der Blick wieder durch etwas Luſtiges und Freundliches erheitert. Da ſieht man meiſtens ſehr nette Wohnungen, die ſanft den Berg hinanlaufen und außen außerordentlich zierlich abgeputzt ſind. Doch ſind die Dächer größtentheils mit hellem grauen Schiefer und zuweilen auch mit Schindeln gedeckt. Die Bergfalten über ihnen ſchmücken Gärten und Oelbäume, wo es nur irgend möglich war. Um 2 Uhr Nachmittag erreichten wir die Ufer von Monte Nero, dem höchſten und wildeſten Berg dieſer Küſte. Er hängt ſchroff in die Fluth hinab und ſeine Seiten ſind von den rinnenden Schnee- und Regenwaſſern und vom Zahn der Zeit ausgehöhlt; große Felsſtücken, auf welchen hie und da ein Tannenſtrauch, oder eine braune Mortella nickt, hängen herüber und unten brüllt das Meer in mehrern tiefen Höhlen, die es in ſeine ſchwarzen Steine gegraben hat; einzelne gewaltige Felsſtücken liegen abgeſchlagen 10 bis 20 Schritte vom Ufer und die Wogen brechen ungeſtüm ihre Waſſer an ihnen und ſprützen ſie gegen den alten Mutterberg. Die letzte Freude gab mir die Dämmerung bei Seſtri di Levante, einem freundlichen Oertchen in einer der lieblichſten Buchten. Die grünen Berge ſenken ſich in mehrern Abdachungen zum Meere hinab und einer der mittlern läuft wie ein Halbmond in die Fluth und ſichert das Oertchen gegen das Meer. Dieſer Berghaken iſt unbeſchreiblich ſchön, ganz mit grünem Geſträuch, Myrthen und Eichengebüſch bis an ſeinen Fuß bekleidet und auf ſeiner Spitze nickt ein Klumpen krauſer Tannen mit ſeinen Steinen ins Meer hinab. Hier landeten wir im letzten Abend- und erſten Mondenſchimmer und freuten uns eines guten Mahles bei freundlichen Leuten. Nach einigen Stunden flogen wir wieder fort, der Wind war aufgekommen und mit vollen Segeln ſchifften wir an den Felſenküſten hin, worin die Lüfte heulten. Die Nacht deckte alles zu; ich wickelte mich in meinen Mantel und ſchlief. Um 2 Uhr nach Mitternacht waren wir im Hafen, zogen uns ein Segeltuch über den Kopf und lagen ſo bis 7 Uhr des Morgens, wo wir anlandeten, viſitirt wurden und ich in dem Gaſthofe di Gran Bretagna Quartier nahm, nachdem ich wieder von meinen Matroſen und den Trägern ohne Rettung ausgeplündert worden war.

Unter den Trägern, die hier ordentliche Kongregationen und Brüderſchaften zu bilden ſcheinen, kam es diesmal um das Recht, wer meine Sachen tragen ſollte, zu einer wirklichen Schlägerei, wobei ich glücklich neutral bleiben durfte, und drei von den Siegern faßten meinen Koffer. Wegen des geforderten Trägerlohns wagte ich diesmal keine Ausflucht. Sie hatten ſich zu ſtreitbar unter meinen Augen gezeigt.

Genua.

Die Stadt liegt in einer kleinen Meeresbucht zwiſchen Bergen eingeklemmt und ihre Breite von Oſten nach Weſten iſt bei weitem beträchtlicher, als die Länge von Süden nach Norden, oder der Weg vom Hafen zum nächſten nördlichen Thore. Sie hat keinen ſo beträchtlichen Umfang, als man gewöhnlich angiebt, von 12 Miglien; man hat alsdann wahrſcheinlich die Vorſtädte mit den nächſten Villen, die beiden Moli und die Hafen eingerechnet. Wenn man das nur Stadt nennt, was innerhalb der Mauren und Forts liegt, ſo hat man einen Ring, deſſen Runde ſich in anderhalb Stunden machen läßt. Nur unten am Meere vom Hafen und dem Thore der Bank (Porta de' Banchi) bis an den Freiheitsplatz weſtlich iſt eine ebene Vertiefung; alles andre nördlich und öſtlich iſt hügelig und höckerig und beſonders gegen Oſten bis zum Kaſtell hinter der Kirche von Carignano wirklich gebirgigt. Man hat uns immer viel von der ſchönen amphitheatraliſchen Lage Genua's erzählt, aber das ſind Fabeln, die uns die Reiſenden verkaufen, die draußen alles ſchöner ſehen, als daheim, oder die wenigſtens für ihr Geld etwas Schönes und Herrliches geſehen haben wollen. Es giebt hier wenig Amphitheatraliſches, als etwa Dreiviertelmeilen in die See hinein, wo die Lage wirklich bezaubernd iſt, und die eckigen und klumpigen Häuſermaſſen mehr in einander fließen. In der Stadt aber und nahe dabei wird es einem ſo gut nicht; man hat nur die beſchwerlichſte Abwechſelung von Höhe und Tiefe, ſo daß man alle Augenblicke auf und abklettern muß, und auf Treppen und Brücken über die Häuſer hingeht, zu deren hohen Giebeln man noch oben aus dem Grunde der Tiefe mit Staunen emporſah. Freilich ſteigt die Höhe gegen Norden und Oſten ſtufenweiſe, einige wenige Klüfte abgerechnet, aber man hat ſich ſo wenig Mühe genommen, ihre Unebenheiten bei der Erbauung der Häuſer und Anlegung der Gaſſen zu gleichen, daß es meiſtens holpricht auf und ab geht. Weit entfernt alſo, daß die Stadt durch dieſe geprieſene amphitheatraliſche Lage gewinnen ſollte, iſt dieſe es vielmehr allein, die ſie häßlich macht und Schuld an ihrer ganzen verdrießlichen Lage und an der Unterdemſcheffelhaltung ihrer Schönheiten iſt. Denn dieſe Unebenheit macht jede grade Straße unmöglich und dieſe Lage und Einklemmung in Bergen und Thälern hat wahrſcheinlich die Straßen ſo eng gemacht, daß man ſich in die Häuſer flüchten muß, wenn ein Eſelein mit ſeinem zu beiden Seiten wohlgefüllten Packſattel paſſiren will. Es giebt deren wirklich einige ſo enge, daß zwei Menſchen ſich ſeitwärts einander mit Reverenzen vorbeilootſen müſſen. Dies macht die Stadt, wenige Straßen ausgenommen, zu einem eben ſo durchkreuzten Zickzack, als die vielen Kanäle Venedig', und was da die Menge Brücken, oder durch Waſſer geſchloſſene Säcke ſind, das ſind hier die Treppen, oder eine plötzliche Kluft, die mit einer Mauer, oder einem Häuschen zugebaut iſt, ſo daß man flugs umkehren muß.

Wenn alſo die Lage die Stadt in ihrem Innern wirklich häßlich und finſter macht, ſo iſt ſie in Anſehung ihrer

Gebäude

Gebäude unſtreitig eine der prächtigſten und ſchönſten, und würde eine der erſten Städte Italiens ſeyn, wenn dieſer Klumpen ſchöner Häuſer und Palläſte, die nun einander auf den Köpfen ſtehen, in breite und grade Gaſſen geſtellt und in einer Ebene, oder ſanft aufſteigend dem Blicke ausgebreitet lägen. So eine Menge Palläſte und ſo ſchöne, als in Genua, findet man wohl nicht leicht in einer Stadt gleicher Größe, noch ſoviele andre Gebäude aus Marmor; man hat nemlich in ſeinen Gebirgen die Marmore aller Art und mehrere vorzügliche in der Nähe. Vorzüglich reich an Palläſten ſind die Volksſtraße, die ſonſt Strada nuova und noviſſima hieß und die Straße Balbi, auch überall die beſten Straßen der Stadt. Die ſchönſten ſind in der Neuen Straße der rothe und weiße Pallaſt Brignole, der Pallaſt Pallavicini, in der Straße Balbi der Pallaſt Spinola, die Palläſte Balbi und Durazzo, der herrliche und ehrwürdige Pallaſt der ſonſt erſten Familie der Stadt der Doria, am Sankt Thomasthore. Dieſe ſind und waren zum Theil äußerſt ſehenswürdig auch im Innern wegen ihrer Möbeln und Kunſtſachen; aber mit manchen alten Bewohnern ſind auch ſie geflüchtet, oder nachher verſchleppt, und die geblieben ſind, leben mit dem Ihrigen im Stillen und Dunkeln, und mit der Freiheit iſt wenigſtens die Freiheit verſchwunden, die ſonſt ihre Reichthümer und Koſtbarkeiten ungeſtraft zeigen konnte. Man ſcheut es, zu prunken, oder auch nur geheim zu zeigen, daß man noch was Koſtbares hat, und fürchtet in jedem fremden Auge das Spioniren und Auflauern, das durch die neue Zeit ſich ſelbſt in die Familien eingeſchlichen haben ſoll. Sonſt war in manchen Palläſten, beſonders in denen der Balbi, Durazzo, Brignole mehr für die Kunſt zu ſehen, als in den Kirchen, die wenig vorzügliches haben. Aber man braucht nicht bei den Palläſten ſtehen zu bleiben, ſondern hat ſonſt noch eine Menge Häuſer, die in jeder andern Stadt Palläſte heißen würden. Einige dieſer Expalläſte habe ich beſucht; denn ſo muß man ſie jezt nennen, da ſie mit dem Patriciat die alte Würde und zum Theil auch die alten Beſitzer verloren haben. In vielen ſieht man nichts als die Wände, und auch wo die alten Beſitzer noch hauſen, halten ſie ihre Koſtbarkeiten weislich verborgen und allen Prunk und Pomp fern von den Augen eines argwöhniſchen Volks. Manche gehen jetzt in die Hände anderer; ſo war ein ſehr ſchöner in der Strada nuova, welcher der Familie Doria ſonſt angehörte, mit mehrern andern Beſitzungen dieſer ausgewanderten Familie angeſchlagen, um für die Rechnung des Staats und ihrer Gläubiger verſteigert zu werden. Auf mich machte es einen tiefen Eindruck, als ich bei dem Leſen der Affiche die Augen aufhob und unter dem Wappen über der Thüre die jetzt ſo bedeutungsvollen Worte las: Nulli certa domus. Auch das Volk glaubt es noch in einem andern Sinne, und viele dieſer eingezogenen Beſitzungen, Güter und Wohnungen hier, wie im Kirchenſtaat und Ciſalpinien, liegen unbenutzt und unbebaut, weil ſie keine Käufer finden. Die ſchönſte und die einzige breite Straße, die man in Genua findet, iſt die Strada nuova, deren Abtheilungen nachher noch die Namen Strada nuoviſſima, Strada del popolo annehmen, vom Thore bis zur piazza della libertà, oder dem Freiheitsplatz nahe nach der Vorſtadt Pietro d'Arena hin. Wenn man dieſe mit ihren herrlichen Palläſten und andern öffentlichen Gebäuden geſehen hat, und die Straße Balbi, die darin mit ihr wetteifert, ſo hat man eine Vorſtellung von den ſchönen Gebäuden Genuas; denn es giebt deren in Menge, zum Theil ſo verſteckt und umbaut und in ſo engen Gäßchen verſchloſſen, daß ihre Schönheiten nur für die himmliſchen Bewohner und die Luftgeiſter gehören, welche ſie von oben beſchauen können. Aber ſo ſchön dieſe Gaſſe iſt, ſo iſt ſie doch nicht grade, noch ſanft aufſteigend, ſondern mit mehrern Krümmungen und Winkeln, beſonders zum Thore hin. Von ihr bis zum Dom und von da hinab bis zur Porta de' Banchi und zum Hafen hin iſt der ſchönſte und lebendigſte Theil der Stadt und der Tummelplatz der Menſchen und alles Handels und Gewerbes. Aber wegen der engen Gaſſen und der Höhe der Häuſer, die meiſt fünf, ſechs Geſchoſſe haben, genießt man der Schönheiten nicht, und bloß die Häuſerreihe am Hafen hin, zu denen der ſtattliche Pallaſt Doria gehört, kann mit ihren ſchönen Geſichtern einen anmuthigen Eindruck machen. Der öſtliche und gebirgigte Theil der Stadt hat viele ärmliche und elende Wohnungen, häufig nur mit hölzernen Zuſchlägen und Läden und Papierfenſtern, und weiterhin am Kaſtelle ſind ganz öde Plätze und Gärten im Raum der Mauren und hie und da die rechten Spiel- und Doblerhäuſer. Die Häuſer haben das vor den meiſten in Italien voraus, daß ſie nicht bloß durch die Schönheit des Baues und der Maſſe einen großen, ſondern auch durch die äußere Eleganz und Nettigkeit einen angenehmen Eindruck machen. Wo ſie irgend dem Auge erſcheinen können, hat man geſorgt, ihnen einen friſchen und lebendigen Anſtrich zu geben und im Glanz der Fenſter, Vorhänge und Läden nicht zu knickern. Freilich fehlen die Ziegeldächer, aber die Schiefer ſind nicht unangenehm; ſie ſind von einem hellen Aſchgrau und ſehr zierlich geſägt und aufgelegt, ſo daß ich nicht weiß, ob die braunen Ziegel eben hübſcher ſind. Mit dieſem Schiefer iſt faſt die ganze Stadt gedeckt, wie die Vorſtädte und Dörfer in Ligurien. Faſt das ganze Gebirg beſteht aus Schieferlagen allerlei Farben und hat unter dieſen Brüche trefflichen Marmors; ſo daß auch dieſes ſchönſte Baumateriale hier wohlfeiler iſt, als irgendwo. Die Gaſſen ſind freilich eng und finſter doch meiſtens reinlich und ſehr gut gepflaſtert. Quaderſteine und Flieſen (laſtre) findet man nur in den beſſern, die andern ſind häufig mit kleinen Feldſteinen (ſaſſi) nach teutſcher Weiſe belegt und höchſtens noch mit einer, oder zwei Reihen Quadern, oder Ziegel für die Fußgänger.

Wegen der Menge der herrlichen Gebäude und wegen der ſchönen Lage, wie es einigen dünkt, hat man Genua den Beinamen la ſuperba, oder die Stolze und Prächtige gegeben. Und dieſer Beiname iſt ſo abgeſchmackt nicht, als er ſcheinen mag, weil er ſehr gut den Karakter der Bauart ausdrückt. So ſchön Genua auch anfangs ſcheint und das Auge zu beſtechen weiß durch allen den Glanz, ſo vermißt man an manchen Werken der Baukunſt doch die Stille und Einfalt, die am meiſten mit Erhabenheit verwandt iſt; man wünſchte von vielen einige Schimmer und Verzierungen weg, damit ſie einem beſſer gefielen. Da iſt nichts Florentiniſches; auch hat das genueſiſche Volk nie etwas Gleiches und Erhabenes in Ruhe gethan und gemacht, wie das toskaniſche. Die Unruhe und Beweglichkeit ſeines Karakters muß in dem Flittern der Kirchen und den Zierrathen der Palläſte noch ſchimmernd aufs Auge zittern.

Die Kirchen haben das Schickſal der Palläſte, daß ſie ſich nicht zeigen können, es ſei denn die einzige Kirche San Carignano, die im Oſten der Stadt hoch und ſtattlich über der ganzen Stadt auf einem Hügel liegt. Die andern, ſo wie der Dom von Sankt Lorenz, ſind alle dicht erbaut und haben keine bedeutende Plätze. Auch ſind ſie im Ganzen der übrigen großen und trefflichen Gebäude der Stadt keinesweges würdig, und obgleich es manche ſchöne unter ihnen giebt, ſo iſt doch keine einzige, die man in einem großen Stil erbaut nennen könnte. Im Ganzen haben auch die Schildereien und Bilder, die dieſe Kirchen zieren, wenig Intereſſantes für einen Reiſenden, der aus Florenz kommt. Beſſeres in dieſem Fache ſah man ſonſt bei den Nobili. Man merkt auch daran den neuen und jungen Geiſt der Freiheit, daß ſie faſt immer leer ſind, und höchſtens nur von einigen zitternden Alten und ächzenden Mütterchen beſucht werden, die ſich nicht für die neue Ordnung der Dinge auf Erden, wohl aber für die, ſo ſie im Him mel hoffen, oder fürchten, berufen fühlen. Die Jugend hat nun zu viel anderes zu thun. Manche alte Verzierungen hat man bei Seite geworfen und manche Koſtbarkeiten in klingende Münze verwandelt, und das iſt nicht übel; es hilft doch auch, die klingenden und ſingenden Gottesverehrungen immer mehr aus der Mode zu bringen.

Der Dom, oder die St. Lorenzkirche, hat höchſtens das Ehrwürdige des Alterthums, und macht durch ihre Größe und Höhe nicht, ſondern durch das Alter und Dunkel ihrer Gewölbe und die Einfalt ihrer Verzierungen Eindruck. Man findet in ihr, außer vielen alten Raritäten, ein ſchönes Stück von Bareccio, Chriſtus am Kreuze, und unten Maria, Johannes und Magdalena. Man bewundert auch hier die Klarheit der Umriſſe ſowohl der Karaktere, als der Zeichnung, und die Magdalena in ſüßer Traurigkeit iſt vorzüglich ſchön. — Die Nunziata in der Strada nuova von der Familie Lomellini aufgeführt und verziert, gehört zu einer der ſchönſten Kirchen; aber ſie iſt ſelbſt jetzt, nachdem man ihr manchen Schmuck geraubt hat, noch zu geziert. Unter den vielen Gemählden, die zur Seite hängen, iſt wenig Vorzügliches. Das Beſte iſt unſtreitig das Abendmahl von Julius Cäſar Procaccini, einem Schüler der Caracci, der ihnen in der Lebendigkeit und Kraft des ſchmelzenden Kolorits oft gleich kommt. Dies iſt auch an dieſem Stücke das Schönſte und man vermißt das hohe Ideal, das mit keiner Geſtalt der Erde zufrieden iſt. Dieſer Julius Cäſar hatte noch einen Bruder Camillo. Sie waren beide aus Bologna, und ſtarben in demſelben Jahre 1626. — Die Kirche Maria di Carignano iſt beſonders wegen ihres ſchönen Hügels, worauf ſie liegt, und wegen der herrlichſten Anſicht über die ganze Stadt und vom Meer her merkwürdig, und als ein Beiſpiel der Thäler und Klüfte, welche man in der Stadt findet. Aus der untern Stadt geht man über eine lange Brücke, die 50 Ellen hoch aus der Tiefe aufgeführt iſt, um die Berge mit einander zu verbinden; von ihr ſieht man Häuſer von vier, fünf Stock tief unter ſich, zu denen man unten wie ein Zwerg aufſchaute. Sie ſoll nach dem Plan des berühmten franzöſiſchen Bildhauers Puget von Marſeille gebaut ſeyn. Von ihm ſieht man auch zwei Statüen, von denen der heilige Sebaſtian recht brav gearbeitet iſt. Unter den Gemählden ſind auch einige vorzügliche, unter andern die Marter des heiligen Baſilius von Karl Maratti, aus der römiſchen Schule, und von Guercino Sankt Franz, der die Wunden erhält, ein herrlicher Alter. — In der Ambroſiuskirche ſieht man viele Stücke von Rubens, die er in ſeinen frühſten Jahren gemahlt hat, und die ſchon das Gewaltige und Große athmen, das ſein kräftiger Pinſel meiſtens beſſer darſtellt, als das Anmuthige und Schöne. Dahin gehört die Beſchneidung Chriſti, und die Wunderthaten des Ignaz, der Teufel austreibt und Todte erweckt; es iſt doch noch der Rieſengeiſt und der furchtbare Ausdruck in dieſem letztern Stücke nicht, den man in ſeinem großen Gemählde über eben dieſen Heiligen in der Wiener Gallerie bewundert. Noch iſt hier von Guido ein großes Figurenreiches Stück, die Himmelfahrt, welches man mir außerordentlich anpries. Ich fand aber wenig darin, kein Ideal, nicht die Grazie, die er ſonſt wohl zu beſitzen pflegt, wohl aber ein Kolorit, noch bleicher, als ſein gewöhnliches.

Der Pallaſt des ehemaligen Doge iſt von außen nicht genueſiſch, und nimmt ſich ſchlecht aus, deſto größer iſt ſein Umfang. An der Treppe im Hofe findet man die Statue des ehemaligen Befreiers der Stadt von den Franzoſen, des Andreas Doria, und ſeines Vetters Johann, ihm gegenüber; ſie ſind über Lebensgröße, geharniſcht, und nicht vorzüglich gearbeitet. In den Sälen findet man manche Mahlereien von Franceſchini und Solimena, welche Thaten der Genueſer vorſtellen. Im zweiten Saale ſieht man den Transport der Aſche des Täufers

Johannes, die man in Genua ſonſt eben ſo heilig zu halten pflegte, als das Blut des Januarius zu Napoli, von Solimena gemahlt in ſeiner dämmernden Morgenrothsmanier; ſchöner aber und intereſſanter iſt ſein Chriſtoph Kelon, oder Kolumbo, wie er das chriſtliche Kreuz auf der Inſel der Wilden aufpflanzt, ein Kopf voll Kraft und Rauheit ſeines Elements, bei dem der Künſtler ſich gefallen hat. Im erſten Saale ſind Statüen berühmter und um den Staat verdienter Männer aufgeſtellt; doch ſieht man es den meiſten an, daß die Genueſer keine Bandinelli und Michel Angelos gehabt haben. Unter dieſen erblickt man auch den berühmten und berüchtigten Marſchall von Richelieu, der beinahe ein Jahrhundert lebte und in manchen Dingen, vorzüglich auch wegen ſeiner gefährlichen Künſte gegen die Weiblein, ein neuer Alcibiades war. Er kam hieher, weil er in den Jahren des öſterreichiſchen Succeſſionskrieges die Stadt gegen die Engländer vertheidigt hatte. Man ſieht aber nichts von den unwiderſtehlichen Reizen ſeiner Perſon, wodurch er mehr als 40 Jahre bei den Prinzeſſinnen und Bürgerinnen und Maitreſſen des Hofes und der Stadt Paris eine ſo große Rolle ſpielte.

Plätzchen giebt es eine Menge in der Stadt, z. B. den Domplatz, den Platz von Santo Spirito vor der Kirche gleiches Namens in der Straße Balbi, den Platz der Bank; aber in der ganzen Stadt iſt nur ein einziger Platz, der Freiheitsplatz, oder la piazza della libertà am Ende der Neuen Straße. Dieſer iſt ein ſchönes Rund und man muß nur bedauren, daß ſeine Umgebungen ſo gewöhnlich und unanſehnlich ſind; denn die ſchöne Straße läuft hier zu Ende, und er iſt mit einer kümmerlichen Mauer und mit ſchlechten Häuſern in der Ferne umgeben und hat weiter keine Verzierungen, als den größten und mächtigſten Freiheitsbaum, den man in der Stadt ſiehet. Er dient vortrefflich zum Paradeplatz und zu andern Anordnungen und Aufzügen des Volks, und die ſchöne Straße, die zu ihm führt, kann auch die Menge der auf- und abwallenden Bürger und Bürgerinnen in ihrem gehörigen Lichte zeigen. Ich ſah hier am Dienstage die Stadt im Kleinen; denn faſt alle Nationalgarden zogen hier Kompagnienweiſe nach einander auf und marſchirten mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ab, alles in Vorbereitung auf den Leichenpomp des Bürgers Biagini. Und dieſe Aufzüge und das ſchöne Wetter lockten denn an die Fenſter und auf die Gaſſen, was es ſchönes, junges und feuriges republikaniſches Blut in Genua giebt. Aber außer dieſen Aufzügen iſt der Platz leer und todt, da er ganz an einer Seite der Stadt liegt. Der lebhafteſte iſt unſtreitig die kleine Piazza de' Banchi. Er iſt nahe am Hafen, da werden die Geſchäfte der Schiffer und Kaufleute abgemacht, da kommen die Fremden hin und alles aus der geſchäftigen Klaſſe, ſo jemand ſprechen will und irgend etwas zu ſuchen und zu erfragen hat, welches hier meiſtens ſeine Gewährung erhält. Dieſes Plätzchen und die Loggie daran dient gleichſam zur Börſe. Außer dieſem iſt der Platz an der Sankt Lorenzkirche, der nun einmal ein Platz heißt, obgleich er eigentlich nichts als eine gute Straße iſt. Indeſſen haben die Käufer und Verkäufer einen guten Theil davon eingenommen und nur grade ſo einen Durchgang gelaſſen, wie die andern Gäßchen. In dieſer Gegend ſind die meiſten und beſuchteſten Kaffehäuſer, und beſonders die ächtpatriotiſchen, und hieher und ins Schauſpiel und auf den Paradeplatz, vielleicht auch in einige Hurenhäuſer muß jeder Reiſende einige Stunden des Tages gehen, um eine Idee von dem Geiſt und der Kunſt und Art dieſer neuen Republik zu bekommen. Dieſer, ſo wie der Platz von Sankt Georg, oder der Bank, dient auch den Sängern und Rednern und den Herolden der Freiheit der untern Klaſſe, von welchen ich unten reden werde; und zwiſchen beiden in der Mitte und um den Hafen und bis zum Hafen hin iſt das meiſte Leben und Gewimmel der Stadt.

Alle dieſe Plätze und Plätzchen haben ihre Freiheitsbäume und Inſignien und alle Ecken und Säulen ſind mit neuen Benennungen der fratellanza, uguaglianza, del popolo etc. geziert und beſchmiert, mehr, als ich es in einer andern Stadt der neuen Republiken gefunden habe; und in dieſer Rückſicht, wie überall im Aeußern, halten die Genueſer das Licht nicht unter dem Scheffel; doch davon weiter unten.

Die Stadt iſt durchaus auf Klippen und kahlem Gebirg und in ihren höckerigen Gründen gebaut. Gegen Norden hängen die Berge dicht über ihr und die Mauren laufen hier ſchneidig auf und ab, und haben drinnen keine Promenade und draußen keine bequeme. Hoch über dieſem Gebirge und den andern öſtlichen liegen mehrere Schanzen, welche gleichſam die Außenſeiten der Stadt machen, in deren engen abhängigen Bergkeſſel ſich überall nicht ohne Gefahr hinabkommen und wegen des nachtheiligen Bodens ſchlecht fechten läßt, ſo daß ſie bei aller ſcheinbaren Leichtigkeit ſchwer einzunehmen ſeyn muß, weil man keine zahlreiche Truppen auswickeln kann, und in die Stadt ſelbſt wie in ein Netz eingehen muß, wenn man ſie endlich mit Heeresmacht gewinnt. Die andern Dreiviertel der Stadt kann man größtentheils umwandern. Im Nordoſten iſt ſie mit einem Wall umgeben, deſſen Gräben unten zu anmuthigen Gärten geworden ſind, in denen Orangen und Citronen mit ihren goldnen Aepfeln ſchimmern und mit ihren Blüthen duften. Von hier kommt man zu einer kleinen Feſtung, oder einem alten Kaſtell, das an der öſtlichen Seite dicht am Meere liegt auf ſchroffen Klippen, und das Thal vor der Stadt und die Oſtſeite des Hafens beſtreicht. Von dieſem bis zum Alten Molo läuft ein Weg um die Stadt längs den Mauren mit einer Bruſtwehr aus dem Meere und den Klippen aufgebaut, welche man mit großen hineingeworfenen Felſenſtücken gegen den Ungeſtüm der Fluthen geſchützt hat. Dieſer dient zu einem anmuthigen

Spaziergange, weil er hoch, und oft den Giebeln der Häuſer gleich iſt, und eine weite, weite Ausſicht gewährt. Er wird im Süden durch den Molo und die Haſenthore ein wenig unterbrochen und läuft dann längs dem Haſen fort bis ans weſtliche Ende der Stadt und die Vorſtadt Pietro d'Arena. Ueber dem Haſen iſt dieſer Mauerwall vorzüglich ſchön durch die herrlichen Häuſer, die mit fünf, ſechs Stock und herrlichen marmornen Vorſeiten in die Luft emporſteigen und unten Terraſſen mit Blumen und Orangerien haben, durch deren Düfte ſie die Gerüche des Haſens, des Seegraſes, der faulen Tonnen und des Qualms dämpfen, der von dem Theeren und Kalfatern der Schiffe aufſteigt. Hier ſieht man zugleich die lebendigſte Welt der Stadt zu beiden Seiten ſich rühren und geſchäftig hin und her eilen und hat das Gewimmel und Geflagge im Haſen vor ſich. Hie und da auf dieſem Spaziergange ſind kleine Schießſcharten und Kanonenaufpflanzungen, um die Stadt und die Anfuhrt der Schiffe zum Haſen zu ſichern.

Der Haſen iſt im Süden der Stadt und offenbar meiſtens ein künſtlicher, obgleich er durch ſeine Molen und durch die hohen Berge um die Stadt ziemlich ſicher iſt, nur nicht gegen den Südwind, der zuweilen böſen Schaden angerichtet haben ſoll, weil das Meer grade aus dem Süden auch ſeinen größten Andrang gegen die Stadt hat. Weſtlich von der Stadt läuft ein Arm Landes mit der Vorſtadt Pietro d'Arena eine ſtarke Viertelmeile lang in den Südweſten hinein und ſüdlich ein anderer kleinerer, worin die Stadt hinein gebaut iſt. Dieſen hat man durch den Alten Molo öſtlich verlängert. Ein zweiter Molo, welcher der Neue heißt, etwa auch 6 bis 700 Fuß lang, wie der Alte, läuft von dem längern weſtlichen Landarm ins Meer und ſichert den Haſen gegen Süden, ſo daß beide Molen ſich wie zwei Krebsſcheeren ziemlich nahe kommen und doch immer einen beträchtlichen Raum ſüdlich zum Einlaufen laſſen. Auf beiden Enden der Molen ſind kleinere Leuchtthürme, die für die Nacht dienen, und auf der Felſenſpitze des ſüdweſtlichen Landarms iſt eine Art Feſtung mit dem großen Fanale, oder Leuchtthurm, der auf die höchſte Spitze geſtellt und 300 Fuß hoch weit über die See mit 36 Lichtern in einer einzigen großen Laterne leuchtet. Ihn muß man beſteigen, wenn man eine herrliche Ausſicht vom Meer über Stadt und Land haben will; vom Lande her iſt die von den Schanzen über den Bergen vor der Stadt die ſchönſte, beſonders die von der Schanze, welche der Sporn heißt. Der Hafen faßt große Kriegsſchiffe und iſt ſehr geräumig; mir gab er aber immer das Gefühl eines ſeichten und flachen, weil er wirklich ſo nackt vor der Stadt liegt. Jetzt war er vollends ſehr leer und außer einigen amerikaniſchen, däniſchen, ſchwediſchen Schiffen und ein Paar franzöſiſchen Küſtenkriechern war nichts darin, als Genueſiſches Holz, das freilich auch verfaulen muß, wenn der Krieg lange dauert. Ich bin weit aus dem Hafen auf das Meer hinausgefahren, habe den großen Leuchtthurm beſtiegen, habe endlich bei hellem Tage meine Ausfahrt bei der Abreiſe nach Nizza gemacht, aber auf mich hat die Stadt nie einen großen Eindruck gemacht. Sie erſcheint vom Meer her gar klein. Man ſieht nur den Hafen und die nächſten Gebäude um den Hafen und die öſtliche ſchlechteſte Höhe der Stadt und nördlich die kahlen Berge draußen und die Gärten und Villen. Von der Mitte treten bloß einige Kuppeln und Thürme hervor; alles übrige ſinkt zwiſchen der Höhe hinab und verſchwindet, ſo daß die Stadt viel kleiner ſcheint, als ſie iſt. Was würde ſie ſeyn, wenn ſie zwiſchen ihren Bergen in einer ſchönen Fläche ſich ausbreitete, oder in einem wirklichen Amphitheater die Höhe hinanliefe?

Rund um die Stadt her laufen außerhalb der Thore eine Menge Wohnungen, zum Theil mit Gärten, zum Theil im Schmuck und Geſchmack der Villen, einige hoch, andre niedrig, ſo wie es die Lage des Bodens giebt. Sie ſind das, was man Vorſtädte nennen kann; es giebt wirklich einige am Nordende vor der Stadt; aber ſie liegen ohne Ordnung. Alle ſind im Geſchmack der ſtädtiſchen hoch in die Luft hinauf gebaut und mit eben dem hübſchen und lachenden Aeußeren. So laufen ſie zum Theil bis hoch auf die Berge hinauf. Aber man hat die Natur nicht zwingen können, welche hier arm und ſonnenverbrannt iſt und in ihren Felſen keine Triebkraft hat. So ſind denn auch die Hügel und Gärten, worauf ſie thronen und woran ſie ſich lehnen; ſo die Baumpflanzungen. Die Oelbäume ſind nie ſchön, ſondern klein, wie die auf den Bergen; und die Cipreſſen und Lerſchen, die man hieher gezwungen hat, geben nur ein armes und trauriges Grün, und auch die Orangen und Limonen, die nie Rieſen ſind, wachſen hier nicht am üppigſten. Lebendige Waſſer und Quellen ſucht man vergebens an kahlen Bergen, welche die Sonne im Süden haben. Die Berge über dieſen ſind ganz nahe und durchaus öde und ohne Grün, hie und da mit einem alten Thurm und Gemäuer und die höhern Falten noch mit Schnee bedeckt. So ſind die nächſten Umgebungen Genua's im Oſten und Norden um die Stadt. Schöner iſt der lange Landarm um den Hafen weſtlich, der bis zum groſſen Fanale in den Süden hineinläuft.

Unten iſt es eigentlich faſt noch eine zweite Stadt, die bis an den Molo in einer fortlaufenden Reihe von Häuſern ſich längs dem Gebirge und Meer hinſtreckt. Dieſe iſt die berühmte Vorſtadt Pietro d'Arena, die ich oft ſchon genannt habe. Sie iſt an Schönheit und Zierlichkeit der Gebäude, an feinen Villen und Gärten die ſchönſte Vorſtadt einer Stadt in Italien. In ihr ſtehen viele Palläſte und manche Reiche und Große haben hier in der heißen Jahrszeit ihre grünen und kühlen Zufluchtsörter. Hier iſt auch immer die Straße voll Menſchen und von hier geht es um den Fanale nach Seſtri di Ponente, einem Lieblingsort der Genueſer, der etwa nur Dreiviertelmeilen in einer niedlichen Bucht am weſtlichen Ufer vom Fanale liegt; und längs dieſem ſchönen Geſtade geht und reitet und fährt alles, was ſich außer dem Dampf der Mauren einmal erluſtigen will. Nette Häuſer laufen rund umher um die Bucht in mäßigen Zwiſchenräumen und liebliche grüne Hügel hängen zunächſt mit anmuthigen Einſchnitten der Berge über ihnen. Der Weg iſt immer mit Menſchen bedeckt, ein Beweis, daß man es fühlt, hier einer andern Natur genießen zu können. Einige dieſer hübſchen Häuschen und Gärten und Lauben dienen auch dem Städter und Fremden zum Aufenthalt und Tummelplatze, wo er für ſein liebes Geld einmal freier Athem holen kann. Man pries mir die Gärten Lomellini und Balbi; ſie ſind ganz ſchön, aber nur für Genua, wo das Grün und der Schatten von Bäumen ſo etwas Seltenes iſt. Denn immer widerſteht hier der Boden zu ſehr einem luſtigen und ſchattigen Garten und es iſt doch ein peinliches Gefühl, daß alles, was man hier ſiehet, nur Treibwerk iſt. Vogelſang und Frühlingsblumen ſind überall zwiſchen dieſen kahlen Bergen nicht heimiſch und ohne ſie ſind doch wahrlich alle Frühlingserluſtigungsörter und Erluſtigungen gar nichts. Hier nun in der ſchönen Vorſtadt, in dem reizenden Seſtri di Ponente und an den Ufern des Bergſtroms Polcevera ſind die meiſten Villen der cidevants, welche ſonſt die heißen Monate hier fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt zu verleben pflegten; aber von den meiſten muß man es doch ſagen, daß ſich aus einer Wüſte nie ein Elyſium machen läßt, und daß ſie wie unter Ruinen liegen. Wenn dies im erſten Frühling ſo iſt, wie muß es ſeyn, wenn ein heißerer Sonnenſtrahl auf die grauen Felſen fällt und die Gießbäche keinen Tropfen Waſſer haben?

Die Zahl der Einwohner, die in der Stadt und den Vorſtädten leben, rechnet man vielleicht etwas zu freigebig zwiſchen 80 und 100000 Menſchen und freilich kann man der Stadt nicht viel weniger zutrauen, wenn man die Höhe und Tiefe ihrer Häuſer und das Gewimmel bedenkt, welches ſich auf jedem Platze bewegt und um dem Hafen und Dom und vom Hafen nach der Vorſtadt Pietro d'Arena auf- und abſtrudelt. Die Geſchichte dieſer Stadt, oder der jetzigen liguriſchen Republik zu ſchreiben, erforderte ſicher eine Meiſterhand, die den Karakter dieſes Bergvolks, wie es ſich ſeit der älteſten Geſchichte bis auf unſre Zeiten offenbart hat, mit allen ſeinen proteiſchen Verwandlungen und Schlüpfrigkeiten feſthalten könnte. Dies Volk hat immer nur für die That gelebt, die raſch und gewaltig vorüberfährt, für das Spiel kühner Ränke und Unternehmungen; das ſtille Wirken und Weben des Künſtlers hat hier deswegen nicht gedeihen können. Große Schiffer, Weltumſegler und Feldherren zählt Genua mehr, als irgend eine Stadt Italiens. Ihre Kolons, Doria und Spinola ſind unſterbliche Namen in der kraftvoll wirkenden Welt; in der idealen Welt, die aus ſich ſelbſt ſchafft, ſind ſie arm, und vergebens fragt man bei ihnen nach einem Galilei, Dante und Michel Angelo. Man hat den alten Namen der älteſten Bewohner dieſes Landes der Ligurier wieder hervorgeſucht, vielleicht meinend, daß mit dem alten Namen auch die alten Dinge wiederkommen ſollen, wie man den feigen Römern mit den Konſuln und Tribunen etwas vorſpielt und mit den Faſcen des Kapitols, das einſt die Triumphe über eine beſiegte Welt zu ſich empor wallen ſah. Dieſe alten Ligurier waren nach wahrſcheinlichen Muthmaßungen der alten Geſchichtforſcher Iberier, wie ihre Nachbaren die Etrusker. Kein Volk in Italien focht ſo edel für ſeine Unabhängigkeit gegen die Römer als ſie, und keines hatte freilich auch eine ſo gute Vertheidigung von Gebirgen um ſich. In den ſpätern Zeiten in und nach dem Verfall des weſtlichen Kaiſerthums hieß auch der größte Theil des weſtlichen ciſalpiniſchen Galliens Ligurien, bis die Longobarden im 6ten Jahrhundert ihm einen andern Namen gaben. Die Genueſer hielten ſich wahrſcheinlich reiner in ihren Gebirgen, als irgend ein andres Urvolk Italiens, und unter ſie iſt vielleicht von allen italiſchen Provinzen das wenigſte germaniſche Blut übergefloſſen. Im Mittelalter wuchſen ſie allmählig und zeigten ſich als ein mächtiges und unternehmendes Seevolk. Zuerſt fielen durch ihre Tapferkeit die Piſaner im 13ten Jahrhunderte, mit denen ſie lange um die Herrſchaft im mittelländiſchen Meere ſchlugen; die Venezianer wurden mehr als einmal von ihnen in blutigen Treffen gedemüthigt und waren nahe daran, von ihnen ganz gedemüthigt zu werden, als der Uebermuth der Genueſer bei der Belagerung ihrer Stadt ſie auf das Aeußerſte trieb und die Verzweiflung ſie in der Schlacht bei Chioggia im Jahr 1380 zu Siegern machte. Die Genueſer herrſchten auf vielen Inſeln des Archipelagus, an den Küſten des ſchwarzen Meeres und der Krimm und ſelbſt auf Sardinien und Korſika. Doch die Türken im Orient und die Portugieſen und Spanier im Occident raubten den italiſchen Städten nach und nach ihre Macht und ihren Handel und Genua hatte kein beſſeres Schickſal, als die übrigen republikaniſchen Städte Italiens. Im Innern war indeſſen bei allen den großen Thaten und dem großen Flor der Stadt nie Ruhe, ſondern ein ewiger Strudel und ein unaufhörliches Gähren der Verfaſſung, und ſie hatte häufig Könige und Herzöge zu Oberhäuptern, oder vielmehr nur zu Schutz- und Schirmherren, wie es die Familie Habsburg in vielen Kantonen der Schweitz vormals war. Der Herzog von Mailand ſtand in dieſem Verhältniſſe mit Genua, als die Franzoſen gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Italien einfielen; nun kam die Stadt in die Hände der Franzoſen, unter welchen ſie bis zum Jahr 1528 ſtand, wo Andreas Doria ihr Befreier ward. Dieſer große Mann, aus einer der erſten Familien Genua's geboren, diente Franz dem Erſten von

Frankreich als Admiral gegen Karl den Fünften, glaubte ſich von ihm beleidigt, ging zu Karl über, befreite die Stadt von den Franzoſen und behauptete ihre Unabhängigkeit durch den Schutz Karls des Fünften. Von ihm rührte nun die Verfaſſung her, die ganz ariſtokratiſch war, ſo daß das Regiment und die Verwaltung der Republik ausſchließend bei gewiſſen privilegirten Familien war, unter denen die Doria, Fieschi, Grimaldi, Spinola hervorragten. Was man indeſſen immer von dieſer Regierung ſagen mag, und was ſich vielleicht mit Grund gegen jede Ariſtokratie auch ſagen läßt, ſo iſt doch die genueſiſche nie in das böſe Gerücht der Venezianer gefallen und hat ſich immer durch einen großen Geiſt der Mäſſigkeit und Klugheit ausgezeichnet, bei dem Genua bis auf dieſen Tag eine der lebhafteſten, reichſten und bevölkertſten Städte Italiens geblieben iſt, und wer weiß, ob man nach langen Stürmen doch nicht wieder den alten abgelegten Rock wird anziehen müſſen?

Mit dem Handel in Genua iſt es jetzt eben nicht viel. Große Schiffe dürfen ſich nicht aufs Meer wagen, Spanier und Franzoſen, Holländer und Engländer ſind durch den Krieg und durch die Engländer, die im Mittelmeere herrſchen, größtentheils ausgeſchloſſen und die wenigen Neutralen, Schweden, Dänen, Hamburger, Amerikaner, Raguſaner ſind auch ſo vielen Neckereien der kriegführenden Seemächte ausgeſetzt, daß ſie lange nicht ſo häufig, als ſonſt, kommen, obgleich durch ſie der Handel meiſtens geht. Ich habe oben ſchon erwähnt, wie leer von Schiffen der Hafen iſt. Der Levantehandel, der hier ſonſt ſo wichtig war, iſt auch nichts und faſt ganz im Stocken; ſonſt zog Genua von daher viel Wolle und Baumwolle, auch Specereien. Die vorzüglichſten Produkte des Landes ſind Oel, Wein und Seidenwaaren. Getraide baut man in den Bergen und Klippen höchſtens für einige Monate des Jahrs hinreichend, das übrige müſſen Piemont, die

Lombardei,

Lombardei, die Inſeln Sicilien und Sardinien und die Küſten der Barbarei geben. Das Genueſer Oel, welches beinahe ſein einziger Handelsartikel iſt, den es ſelbſt baut, iſt vorzüglich gut; das beſte wächſt im Meerbuſen la Spezia, welches dem Luccheſer gleich geachtet wird. Der Wein iſt nicht vorzüglich und der, den man gewöhnlich trinkt, ſchlecht; man thut alſo wohl, franzöſiſche Weine zu trinken aus Languedoc, die freilich noch einmal ſo theuer, aber auch zweimal ſo gut ſind. Berühmt ſind die Genueſer Konfituren, die man aus den zarteren Früchten des Landes macht, aus Nüſſen, Cedraten, Granaten, Citronen, Feigen ꝛc. und die einen wichtigen Handelsartikel machen, ſo wie die kleinen genueſer Macheroni. Auch das Genueſer Papier iſt berühmt und nächſt dem von Bologna eines der beſten in Italien. Doch nächſt dem Oel das Erſte in der Stadt und auf dem Lande ſind die Manufakturen in Seide, die hier und im Piemonteſiſchen einen Hauptſitz haben. Denn thätiger und induſtriöſer iſt nicht leicht eine Provinz, als Ligurien; und wäre ſie es nicht, ſo müßte in den unfruchtbaren Bergen die Menge der Menſchen, die ſie nicht nähren können, ja verhungern. Man baut nicht Seide genug für die vielen Stühle, die in der Stadt und auf dem Lande, in Bewegung ſind, ſondern führt ſie roh aus der Levante und aus andern Orten Italiens ein. Man macht alle kleinern Artikel in dieſem Zweige, Strümpfe, Bänder, Blumen ꝛc.; aber das Vorzüglichſte und weswegen man dieſe Fabriken auch auswärts am meiſten kennt, ſind die Sammete, welche faſt nirgends mit der Dauerhaftigkeit und dem Glanz der Farben gearbeitet werden, als hier; eine Nebengattung von ihnen ſind die Damaſte und Zeuge mit Blumen. Da Genua ſo wenig vom Lande hat, welches nur ſtiefmütterlich ihren Kindern giebt, ſo ſollte man denken, das Meer ſei gütiger und ſuche zu erſetzen, was jenes mangeln läßt, aber da iſt es nur wieder eben ſo, und von dem häßlichen Sprichworte, welches man in Italien von den Genueſern herumträgt, ſind wenigſtens die zwei erſten Artikel wahr. Es heißt: Monte ſenza legno, mare ſenza peſce, gente ſenza fede, donne ſenza vergogna. (Berge ohne Holz, Meer ohne Fiſche, Menſchen ohne Treue, Weiber ohne Schaam.) Die Berge ſind kahl genug und würden unbewohnt ſeyn, wenn das Klima nicht ſo mild wäre; und die Fiſche, die man hier fängt, ſind äußerſt wenige, und dieſe wenigen gehören noch nicht zu den beſten Arten, da doch ſonſt die meiſten Buchten der Küſten des liguriſchen Meeres fiſchreich ſind.

Ich habe oben ſchon an einigen Stellen Winke davon fallen laſſen, daß mir jenſeits der Berge Toskana's die Menſchen von ausgezeichnetern und feineren Geſichtszügen und ſchönerer und ſtärkerer Bildung zu ſeyn ſchienen, als die Toskaner, und bei dieſem Ausſpruch muß ich es im Allgemeinen ſtehen laſſen, nachdem ich die Hauptſtadt und mehrere Plätze der beiden Riviere der liguriſchen Republik geſehen habe. Man ſollte in den kahlen und meiſtens kargen Bergen wahrlich ſo eine wohlgemachte Menſchenraze nicht ſuchen, nachdem man ſie auf den ſchönen Hügeln und in den fruchtbaren Ebenen Toskana's nicht gefunden hat. Dieſe Menſchen auf beiden Gränzen haben einen ausgezeichneten eignen Volkskarakter in der ganzen Geſtalt und in allen Zügen ausgeprägt, und es thut einem bei dem erſten Anblick wirklich wohl, einmal wieder was Neues zu ſehen. Faſt alle Körper haben den Ausdruck einer Grätigkeit und Gewandheit, die bei den andern Italiänern ſelten ſind, und der Wuchs von der Fußſohle bis zum Scheitel iſt meiſtens untadelig. Eine ſchöne freie Bruſt, ein ſchlanker Körper und brave Schenkel auf einem Fußgeſtell, welches feiner iſt, als bei dem Lombarden und Toskaner. Ich habe die Nationalgarden und unter dieſen die Blüthe der Jugend in großer Zahl aufmarſchiren ſehen und muß geſtehen, daß mich die männlichen Geſichter nicht wenig gefreut haben. Ich habe ſchon lange die Anmerkung bei mir herumgetragen, die ſich aus mehrern Stellen der Alten mir aufdringt, daß es einer Unterſuchung werth wäre, warum die Seeküſten (nicht eben die unfruchtbaren und ſchlechten, wie dit von Genua) und die Inſeln gewöhnlich ſtarke und ſchöne Körper entwickeln, mehr nach Verhältniß, als das Mittelland? Man nehme die erſte beſte Ausgabe des Pindar zur Hand, und man wird finden, daß die meiſten Sieger bei den Spielen der Griechen in Küſtenländern und auf Inſeln geboren waren. Die Kolonien in Großgriechenland und Sicilien, Cyrene und Aegina zählen die meiſten Ringer und Fauſtkämpfer unter denen, die der Unſterbliche unſterblich gemacht hat. — Die Geſichter ſind es aber vorzüglich, was die Genueſer auszeichnet und faſt alle ſind mit ſtarken Zügen gemerkt, und man kann beinahe zu jedem, der einem begegnet, ſagen: ſiehe, das iſt ein eigner Menſch! Bey dieſer Stärke des Ausdrucks haben manche viel Feines und Anziehendes und ein Feuer des Blicks und eine Schönheit des Blutes, welche bei Weibern dieſer Gattung alles in Flammen ſetzen muß, wenn die weibliche Sanftheit aus den ſchönen ſchwarzen Augen und unter den geringelten Rabenhaaren hervorſchimmert und dem republikaniſchen Ernſt des Mannes zu der allgewinnenden Freundlichkeit des Weibes umbildet.

Aber ich muß endlich mit der Sprache heraus. Klugheit und Feinheit, oder lieber Schlauheit und Verſchmitztheit zeichnet alle liguriſche Geſichter und dieſe iſt mit einem demokratiſchen Ernſt gepaart; aber Feſtigkeit und Bravheit, Treue und Biederſinn ſucht man auf den meiſten vergebens. Wenn das Wohlgefallen des erſten Anblicks vorüber iſt, und man nicht bloß neue Menſchengeſichter, ſondern auch Menſchen ſehen will, ſo ſieht man ſich nach dieſen umſonſt um. Ich bin kein Kind in meinen erſten Hoſen, und habe manches geſehen und getragen, und eben darum kann mein Urtheil hier einige Sicherheit haben, da es überdem, beſonders jetzt, da ich ſchreibe, durch keine beſondre Vorfälle, oder Unannehmlichkeiten beſtochen iſt. Ich habe fünf Monate in Florenz und andern Städten Italiens gelebt, ohne Freunde und Bekannte, aber mir war doch immer, wo ich unter den Menſchen mich umtrieb, als ſeien ſie meines Geſchlechts, und ſo ging ich mit ihnen ganz fröhlich und luſtig fort. Aber hier wandelte mich ſo eine ſtarre Kälte, ſo eine zermalmende Pein des zerknirſchten menſchlichen Gefühls, ſo ein Abſcheu gleichſam des ganzen menſchlichen Geſchlechts an, daß ich mich rühmen muß, es nicht beſchreiben zu können, ſo widerlich wirkten die Geſichter auf mich, und ſo eiskalt bebte mein armes Herz unter Tauſenden zurück. Wenn ich nicht fürchtete, ungerecht zu ſeyn, ſo mögte ich ſagen, nie habe ich ein Völkchen geſehen, das ſo voll lächelnder kalter Tücke und ſchlauer Spitzbüberei ſtecke. Ich will aber lieber glauben, mir ſei was unerklärliches Menſchliches begegnet, weil jenes wirklich entſetzlich iſt. Wenn man aber die niedere Klaſſe nimmt, die ganze bis zum Wohlſtande aufſteigende, ſo ſage ich es kühnlich von dieſer, daß man unter hundert Geſichtern kaum fünf findet, mit welchen man ſich in der Einſamkeit ruhig ſchlafen legen könnte, ſo eine ſchurkiſche Feigheit und ein lächelnder Eigennutz hat alle ihre Züge gebrandmarkt. Was jenſeits liegt, iſt mehr gebildet und vermiſcht, aber der Fuchs iſt auch mit ſeinem abgeſchnittenen Schwanze noch kennbar genug. Daß etwas Wahres in dieſem dunkeln Gefühl meines menſchlichen Unmuths lag und liegen muß, dafür ſpricht der allgemeine Ruf, der die Genueſer thätig und verſchmitzt im Handel und Gewerbe, aber zugleich hinterrückiſch und treulos macht, und ſie den Sarden und Korſen an die Seite ſetzt, welche, wie die meiſten Inſulaner, im böſen Geruche ſtehen, und wegen ihrer Tücke berüchtigt ſind. Die Genueſer heißen auch bei vielen gli Ebrei italiani, oder die italiäniſchen Juden. Auch bei den Alten waren ſie nicht weniger im böſen Andenken, wenn Virgil nicht etwa den alten Haß der Römer gegen die Ligurier nachbetet. Er nennt den Ligurier mit dürren Worten in ſeiner Aeneide adſuetum malo und lubricum, zu Ränken gewöhnt und ſchlüpfrig. Beinamen, die ſehr gut auch jetzt noch paſſen, wenn ſie vormals paßten. Mir fiel wirklich ein Stein vom Buſen, als ich den letzten genueſiſchen Staub von den Füßen ſchüttelte und mich unter den Franzoſen befand, die politiſch für mich eben ſo fremde Menſchen ſind, als jene, aber nicht moraliſch. Warum bin ich hier in Nizza wieder wie zu Hauſe? Ach wahrlich nicht, daß ich hier Freunde und Gönner gefunden, oder geſucht hätte, ſondern bloß, weil dieſe mehr Menſchen meines Gemüthes ſcheinen. Ich lebe hier in einer Art Exil allein unter Fremden, wie die Tage, die ich dort zubrachte; gehöre allen und keinem an, ſuche mein kleines Vergnügen und zahle meine Zeche, wie dort; aber es giebt gar viele Dinge, die man weder bezahlen kann noch mag.

Uebrigens haben ſie eine angenehme Lebhaftigkeit und Geſchmeidigkeit im Aeußern und nähern ſich hierin ſehr den Franzoſen, beſonders jetzt, wo alles ſo ſehr nach franzöſiſchem Zuſchnitt eingerichtet und gemodelt wird. Man ſieht es vielen an, daß ſie gern franzöſiſch ſeyn und ſcheinen mögten. Aber wenn der Franzoſe faſt immer gewiß iſt, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch den meiſten Fremden zu gefallen, ſo kann man es von dem Genueſer nicht ſagen. Es ſitzt ihm etwas an, was den Beifall zurückhält und ihm fehlt die Humanität und Bravheit des Franzoſen, wobei dieſer ſelbſt ungeſtraft zuweilen ein wenig brüske ſeyn kann. Wenn der jetzige Franzoſe weniger Komplimente macht, ſo gefällt das natürlich jedem, dem dieſe Zierrathen des Umgangs nur eben ſo viele Hinderungen ächter Geſelligkeit ſcheinen; aber damit kann Artigkeit und Feinheit ſehr wohl beſtehen, ja wahrlich beſſer ſo, weil ſie ſich gleich zeigt, wenn ſie anders zu haben iſt. Man ſieht es hier allen an, daß ſie ſich in ihren neuen Zuſtand nicht zu finden wiſſen, weil ſie ihn ſo ſtark fühlen. Was ich wirklich beſitze, deſſen bin ich mir kaum bewußt; nur was leicht an mir klebt, oder angeklebt iſt, ſpringt immer hervor und hat das Jucken, ſich immer bemerkbar zu machen. Man trägt hier die Freiheit noch ſtark im Schritt und in der Gebehrde zur Schau und mögte gern durch Nachäffung der Franzoſen bis auf die geringſte Kleinigkeit ſo ſcheinen, wie ſie; aber leider iſt man es am Gemüthe nicht und ich weiß nicht, ob Menſchen dieſes Schlages der edlen Freiheit im ſchönen Sinn je fähig ſind. Indeſſen waren die Griechen nicht im Karakter ſehr genueſiſch? ſagte man etwa mit Unrecht griechiſche Treue bei den Alten? und doch kämpften ſie löwenmüthig, wann man ihr Palladium angriff. Dieſes ſchreckliche und gewaltige Auftreten und Einherſtolziren des ſouveränen Volks wird dem Fremden beſchwerlich, um ſo beſchwerlicher, weil er nicht wirklich große Thaten und edle Menſchen darunter verborgen ſieht. Man begegnet ihm hier mit einer Kälte, gafft ihn wie einen ausländiſchen Vogel mit einer ſchönen Impertinenz an, zieht über ſeinen Leichnam einige republikaniſche Achſelzuckungen mit einer Wichtigkeit und einem Ernſt, die freier Menſchen unwürdig ſind, beſonders hier, wo die Regierung für gut befunden hat, die Dolche und Taſchenmeſſer wieder zu erlauben, die unter der alten Regierung zwar verboten, aber nicht aus dem Gebrauch waren. Man ſagt, daß ſie ein Verbot des feigen Argwohns der Tyrannen geweſen, freien Menſchen könne man Waffen anvertrauen. Und doch werden in dieſer freien Stadt noch monatlich einige Unglückliche im Finſtern geſchlachtet.

Es iſt in allem nur zu ſichtbar, daß der Geiſt des Volks nicht der feſte und ſchöne Geiſt der Freiheit, ſondern der des Aufruhrs und der Gährung iſt, wie der Bienen, wenn einer ihren Stock eingeſtoßen hat und ſie wild und zornig umherſummen, noch nicht wiſſend, wohin die Königin führen werde. Manche Bienenſchwärme fliegen auch von einem Baum zum andern und von einem

Stecke in den andern, ohne je die Zellen mit Honig zu füllen. Dieſer Geiſt der Gährung und der Freiheitswuth war nun freilich durch einen ganz neuen Vorfall aufgeregt, deſſen ich ſchon bei Lerici erwähnt habe, und von dem ich einige Worte ſagen muß, weil er für die Republik allerdings neu und wichtig genug iſt, und weil er vor meine Augen gleichſam ganz Genua ausgoß. Einer ihrer Freiheitshelden und Demagogen war der Bürger Biagini. Schon längſt gehörte er zu den erſten und geiſtvollſten Köpfen im Staate und hatte ſich nicht bloß durch große Talente, ſondern durch ſeinen Feuereifer für gekränkte Rechte einzelner Mitbürger ſchon in einer frühern Periode ausgezeichnet, und deswegen unter dem Ariſtokratismus lange Monate im Kerker ſeufzen müſſen. Ja er hätte es vielleicht mit dem Kopf bezahlt, wenn man nicht auch hier behutſam und furchtſam geworden wäre, der Blitz, der anderswo eingeſchlagen hatte, könne auch hier zünden, und alſo die Zügel des Regiments mit ſchlaffer Hand regiert hätte. Die Mittelwege ſtürzen am Ende alle alte Regierungen. In ſolchen Zeiten muß man entweder ganz gerecht ſeyn, oder mit Cäſar in jeder Beziehung ſagen: ſoll man Unrecht thun, ſo ſei es um die Herrſchaft, εἰ γ' ἀδικεῖν δεῖ, τυραννίδος πέρι. Er verdiente Buonapartes Freundſchaft und war unter ſeinen Schreibern, und da reifte er den Plan der neuen Revolution und war einer der vornehmſten Beförderer der Demokratiſirung, und ſtand bei der Abfaſſung der Konſtitution und der Geſetzgebung oben an, wenn er ſich gleich nie vordrängte. Doch kannte das Volk ihn und wußte, was es in ihm beſaß. Er war ſeit dem Anfang der großen Umwälzung ſein Abgott und verdiente es zu ſeyn, wie die guten und Braven im Volk verſichern. Die erſten Stellen wurden ihm angetragen, er ſchlug ſie gewöhnlich aus, um deſto freier von aller Gemeinſchaft mit andern und ungebundener in ſeinem Urtheile zu ſeyn. Sein ziemlich anſehnliches Vermögen verwandte er zum

Beſten der Freiheit und alle ſeine Talente waren einzig für dieſe thätig. Ohne dazu beſtellt zu ſeyn, machte er gleichſam den Cenſor und ſuchte durch Schriften und Rathſchläge allen den republikaniſchen Geiſt zu geben (wie man hier ſich ausdrückt,) und alles Unkraut auszugäten und auf alle Uebel und Misbräuche aufmerkſam zu machen, welche dieſe unterdrücken konnten. So war er die Stimme der Wahrheit und die Geißel des Verbrechens, welchem er unbarmherzig vor allem Volke die Larve abzog, ein Poſten, der natürlich allenthalben mehr Feinde, als Freunde, macht. Sein Hauptkampfplatz war der Monitore ligure, eine Volksſchrift, worin er ſeine Ideen und Ausſprüche niederlegte. Wegen dieſer hatte er mit dem Volksrepräſentanten Queirolo kleine Händel gehabt, weil der eine gewiſſe Denunciation von ihm noch nicht hatte einrücken laſſen; doch hatten ſie ſich mit den Worten Biaginis getrennt: ſe non queſta, un altra volta. Den folgenden Tag trafen ſie ſich auf dem Kaffenationale, einem republikaniſchen Kaffehauſe am Lorenzplatze, und Queirolo hat mit einem der Anweſenden Streit und zieht das Pugnale (Dolch) auf ihn. Biagini macht ſich zwiſchen ſie und ſtellt Queirolo vor, wie ungeziemend einem Volksrepräſentanten dies Verfahren ſei; für dieſen Rath ſtößt ihm jener den Dolch bis ans Heft in die Gedärme. Kaum iſt es bekannt; ſo iſt alles unter den Waffen, alle Thore und Läden werden geſchloſſen, in allen Gaſſen iſt Geſchrei und Aufruf der Patrioten, als ſei nichts weniger im Werke, als eine Gegenrevolution, und kaum kann das wüthende Volk zurückgehalten werden, ſeinen Muth ſogleich in Queirolos Blut zu kühlen und einige andre mit abzuſchlachten, die es für ſchlechte Patrioten hält. Mit Mühe hält der Polizeiminiſter die blinde Wuth zurück, ſich nicht an den Exnobili und Reichen zu vergreifen. Der Tod hält über die beiden Männer ein ſchnelles Gericht. Biagini ſtirbt 15 Stunden nach dem Dolch und Queirolo wird durch eine wirkſame Fuſilade zu den Schatten geſchickt.

Es iſt freilich ſchwer, in Revolutionszeiten Recht und Unrecht zu ſondern, wo die zarte Stimme der Wahrheit ſo leicht durch das Geſchrei der Menge übertäubt wird; denn Gunſt und Entſcheidung des Volks iſt das Unſicherſte von allem; das hat die Geſchichte durch alle Säkuln und in dem letzten Decennium dieſes laufenden mehr als je beſtätigt. Indeſſen mogten die vorhergehenden Dinge ſeyn, wie ſie wollten, Queirolo war ein Mörder und hatte den Tod verdient, wenn jener Bürger, den er zum Opfer ſeines Eiſens erſehen hatte, auch nicht der Liebling des Volks war. Seine Verurtheilung ging übrigens formlos und tumultuariſch. Die Richter fanden den Fall außerordentlich und dekretirten, es ſei dringende Nothwendigkeit, urgenza, da. So ging es durch alle Inſtanzen mit den Dekreten der Urgenza, die an allen Ecken zu leſen waren; und vermittelſt dieſer Dekretirung der urgenza nahm man in 24 Stunden einen Volksrepräſentanten aus der gewöhnlichen Form des Geſetzes und des Lebens, um ihn vielleicht die Revolutionen auf andern Sternen deſto früher mit anſehen zu laſſen. Doch mogte das Dekret der urgenza in dem Willen des Volks ſeinen Grund haben, der nur zu leicht hätte in Empörung übergehen können. Jetzt — es waren etwa acht Tage nach dem Morde — bereitete ſich alles vor, um den Leichenpomp des Biagini ſo herrlich, als möglich, zu machen. Mehrere patriotiſche Bürger und Bürgerinnen ſammelten die Beiträge zu Verzierungen ſeines Triumphzuges ein; ganze Geſellſchaften vereinigten ſich, um einzelne Theile deſſelben recht glänzend zu machen, und man bot alles auf, was genueſer Kunſt und Geſchmack vermag, um das Gedächtniß des Patrioten unſterblich zu machen. Es war ein ſchöner Tag, als dieſe Feier begangen ward, eine ſo herrliche Feier, als ſie der Manen eines Edeln würdig iſt, deſſen großer Schatten zur Unterwelt hinabgegangen iſt. Fünftauſend Jünglinge, die Ausgewählten aus den Nationalgarden, mit wehenden Fahnen und Trauermuſik führeten den Zug, fünfhundert Franzoſen mit dem Generalſtabe und den Gewalten folgten zunächſt dem Sarkophage, der mit den Inſignien der Freiheit geſchmückt im Triumphe durch die Stadt getragen ward. Alles hielt endlich auf dem Freiheitsplatze ſtill. Die Neue Straße war von oben bis unten gedrängt voll Menſchen, die Häuſer hingen bis an die Schornſteine voll und alle Mauren trugen Reiter. Als man ſtill gehalten hatte, war eine Pauſe mit lieblicher Trauermelodie. Dann rief eine ernſte Stimme: „Wer nicht gern am Grabe des Guten iſt, der gehe heim; was heute geſchieht, das wird das Volk nicht ſtrafen.“ Das beſte Wort von allen, die ich aus den Reden und patriotiſchen Hymnen vernahm. Die Augen vieler Bürger, welche weinten, waren die beſte Lobrede, die man dem Erblaßten halten konnte. Selbſt von den Exnobili waren viele mit bei dem Feſte und dem Hohn des Pöbels ausgeſetzt. Ihre Frauen und Töchter zeigten ſich über den Balkons in der Neuen Straße, mit Trauerkleidern angethan und zum Theil Schnupftüchern vor den Augen und warfen Blumen herab. Die Nothwendigkeit iſt ſtrenge, aber es iſt hart, ſich ſo weit zwingen zu laſſen. Wie viele von dieſen adlichen Thränen konnten wohl aufrichtig ſeyn? Es iſt ſchlimm, wenn man weinen muß. Unter den letzten Triumvirn Roms vor der Monarchie war es ein Todesverbrechen, gemordete Söhne und Brüder beweint zu haben. Von den Reden und Geſängen vernahm man nichts, wo das Volk nicht mit einem Viva la libertà! la morte a' tiranni! darein fiel. Für mich war es ein ernſthafter Tag, aber zugleich ein willkommner, weil er mir von der Stimmung im Volke manches zeigte und zugleich faſt die ganze Stadt und ſelbſt die Frauen ans Licht trieb, weil es beſonders für die cidevants ein Hochverrath geweſen wäre, nicht in der Stadt zu ſeyn, oder in die Stadt zu kommen zu dieſem Feſte. Ich habe in meinem Leben nicht ſo viele ſchöne Weiber geſehen, als in den Fenſtern und auf den Balkons der Strada nuova, und um deſto mehr wünſche ich, daß das donne ſenza vergogna im Sprüchworte falſch ſei. Der Abend ſchloß den Trauerzug und die franzöſiſchen Schauſpieler gaben Charles neuf von Chenier, dem ſie aber nicht gewachſen waren, wie denn das Stück überall nur durch groſe Künſtler ſtehen kann; indeſſen fand man wegen der Deuteleien der Zuſchauer genug Stoff zum applaudiren.

Dieſer Vorfall hat nun vielleicht den Republikanism ein wenig ſtürmiſcher gemacht, als er gewöhnlich iſt; aber daß er kein ſtiller und feſter iſt, das ſieht man aus allem nur zu deutlich. Er trozt nicht bloß in der Miene, poltert nicht bloß in Schritten und Worten, ſondern jede Straßenecke, ja jede geſchriebene und gedruckte Zeile ſpricht ihn drohend und konvulſiviſch aus. So denke ich mir den atheniſchen Pöbel oder den irgend einer andern Griechenſtadt, wenn er Feuer gefaßt hatte. Man rennt und trommelt und marſchirt den ganzen Tag durch die Gaſſen, Geſänge und Hymnen auf die Freiheit und auf die Lüderlichkeit ſchallen bis ſpät in die Nacht und ſtören dem Alter und den Ariſtokraten die ſüße Ruhe, und die Hurra! und Vivo! der Freiheit und die Laternenpfahlungswünſche und Flüche der Tyrannen und Ariſtokraten wirbeln zu den Trommeln durch die Lüfte, oder machen das Chor zu den Hymnen, die einige Kehlen anſtimmen. Die Sache iſt nicht kindiſch und lächerlich, aber ſie wird es, wenn man die Wiedergebornen ſieht, die Gaſſenbuben und das Lumpengeſindel, das ſie verherrlichen will, dieſes Gezücht, das gern alle Tage laterniſiren und ſeptembriſiren mögte. In den Worten ſeines von ihnen fand ich den Willen des popolo ſovrano ſehr gut ausgedrückt. Ich fragte ihn, ob von den alten Reichen und Exnobili viele emigrirt ſeien? „Ja genug, war ſeine Antwort, aber es ſteckt noch die Menge hier, und wenn man ihnen gleich die Fettfedern (penne maeſtre) etwas ausgezogen hat, ſo ſind ſie doch noch immer die Cavalieri, die uns zum Hohn und zu ewiger Schande (eterna vergogna) durch die Gaſſen kutſchiren und reiten, daß wir die Augen vor Staub und Aerger nicht aufthun mögen; ſie kann die Revolution nicht ganz arm machen, aber uns macht ſie nicht reich." „Dies Intereſſe treibt leider Viele. Was ſoll man von einer Freiheit ſagen, die auf ſolche Geſinnungen gegründet iſt?

Aber ſelbſt die Stimme der Gewalthaber iſt die des Sturms, und man ſehnt ſich vergebens nach Mäßigung. Alle Dekrete, wenn ſie dieſe auch verrathen und das Volk dahin führen wollen, vernichten dieſe Abſicht doch ſogleich, durch den Ungeſtüm ihres Tons. Beſonders iſt es, wie man jetzt gegen die Könige und Tyrannen ſchreit, welche in dem Munde eines freien Liguriers gleichbedeutend ſind, und nie hat vielleicht das kleine Volk in Athen gegen Philipp von Macedonien und die Perſer impertinenter geflucht und geſtürmt und ihres Sturzes ſich unmenſchlicher gefreut, als man hier auf die Franze und Paule ſchimpft und ſie im republikaniſchen Enthuſiasmus im erſten Anlauf wie Fliegen zuſammenknipſet. Che vuole queſto Auſtriaco? rief einer auf einem Kaffe, oibo! una moſca! Für euch Genueſer doch wahrlich keine Fliege. Gegen die flüchtigen Tyrannen geht es nun vollends laut her und man tanzt und ſingt ſie auf allen Gaſſen und Plätzen ab, wovon ich unten einige Worte ſagen werde. Man ſah an mehrern Plätzen und Thoren Affichen, worin die Verauktionirung der Möbeln und Koſtbarkeiten der Schlöſſer des Exkönigs von Sardinien angeſagt und er unter mehrern ſaubern Titeln nie anders, als der ultimo tiranno di Turino genannt wird. Eine kleine Merkwürdigkeit dabei iſt, daß der franzöſiſche Kommiſſär im Namen der großen Nation die Gelder einſtreichen will, die nach der Entſagung des Königs und nach der Erklärung der franzöſiſchen Regierung bei ſeiner Vertreibung doch eigentlich bloß der Nation angehören. Aber die Franzoſen ſind von jeher gute Financiers geweſen und wiſſen die Dinge und Begriffe fein zu vermiſchen und machen nicht viele Umſtände mit dem ſouveränen Volk, wenn es auf Gelder ankommt, damit es nicht vergeſſe, wem es ſeine Sovranità verdanke.

Das Volk ſieht man auf den Plätzen und um die Popinen, die Freiheitsbäume und Abſinger und Ausſchreier allerlei Schnurrigkeiten verſammelt; um die mittlern Bürger, oder die eigentlichen ächten Republikaner zu ſehen, muß man die Kaffehäuſer und Theater beſuchen und ſehen, wie es da hergeht. Die erſten Kaffehäuſer ſind in der Nähe des Doms, der etwa in der Mitte der Stadt liegt. Da kann man ſie bis zum Ueberdruß mit ihrer Freiheit prunken und prahlen, ihre Federbüſche ſchütteln und ihre Säbel klirren hören. In dieſen äußern Zierrathen der Erneuerung thut es vielleicht kein Volk, oder Völkchen den Genueſern gleich, und nicht bloß die Alten und Erwachſenen tragen ſie zur Schau, ſondern jedes Knäblein, das noch in die Hoſen pißt, hat ſeine Mütze mit einer mächtigen Kokarde, ſeinen Säbel und ſeine zweifarbigen Bänder, wo nur Bänder anzubringen ſind, ſo daß das edelſte von den irdiſchen Gütern des Menſchen zu einem bloßen Puppen- und Kinderſpiel herabgewürdigt iſt.

Uebrigens iſt hier alles franzöſirt, nur nicht das Gemüth. Es iſt doch ein himmelweiter Unterſchied in dem ganzen Zuſchnitt der beiden Nationen, und man mögte den Franzoſen ſelbſt das Ausrupfen und Plündern der Italiäner ein wenig verzeihen, wenn ſie ihnen etwas von ihrem Karakter und ihrer Offenheit geben könnten, aber ich zweifle an Wundern. Dieſer franzöſirende Ton offenbart ſich beſonders bei den Nationalgarden. Nicht nur Exerciz und Kommando, ſondern der Schnitt der Kleider, der Stutz der Hüte und Büſche und das Tragen und Anſchnallen der Stiefeln und Säbel, alles iſt auf franzöſiſchem Fuß.

Ich ſah mit innigem Vergnügen bei dem Leichenfeſte Virginis unter den 5000 Mann der Nationalgarden die vielen ſchönen Menſchen und die militäriſche und kriegeriſche Miene derſelben; ſo wie ich die Fertigkeit und Behendigkeit ihrer Manöver und Bewegungen und die republikaniſche Stattlichkeit bewunderte, welche die meiſten auf ihre Montur und Equipirung verwandt hatten. Aber in dieſem Augenblick ſelbſt hörte ich einen franzöſiſchen Officier zum andern ſagen: comme ces bougres ſont les paons! ſtr . . . avec trois cent de nos gens je les chaſſerai jusqu'au bout du monde! So lieben ſich die Völker und ſo urtheilen ſie van einander.

Dieſer ihrer Freunde und Beſchützer, der Franzoſen, mogten während meiner Anweſenheit wohl 2000 in der Stadt ſtehen; mehrere waren in die Stadt und Feſtung Savona und in die kleineren Plätze des Liguriſchen vertheilt. Bei allem Schein der Freundſchaft und Brüderſchaft traut man ſich doch nicht recht und alles iſt geſpannt, weil die Franzoſen zu ſehr die Herren machen. Sie haben daher auch die Forts und Hauptkaſtelle in der Stadt beſetzt, die ſelbſt für eine Armee wegen ihrer Engheit und ihrer Tiefen und Klüfte ein böſes Neſt iſt. Man weiß, wie die Genueſer im Jahr 1746 die Oeſtreicher leichter hinausjagten, als ſie herein gekommen waren. Die meiſten Franzoſen liegen auf dem hohen Spital Albergo, welches beinahe die ganze Stadt beherrſcht; da haben ſie ihr Hauptquartier. Es ſind ſchöne Truppen und ſie werden königlich beſoldet, doch ſchimpfen ſie auf die Genueſer, beſonders die Gemeinen; die Officiere hingegen wiſſen ſich ſchon mit den ſchönen Genueſerinnen und durch ſie auch mit den Genueſern in Eintracht zu erhalten. Ganz anders, als die Franzoſen und die Nationalgarden, ſieht das ſtehende Militär der Genueſer aus. Sie ſind rupſige und lumpige Grünröcke, meiſt ohne heile Kleider und Schuhe; aber ſie gehen auch ohne den Geiſt und die Ehre des

Franzoſen einher und mit dem finſtern und tückiſchen Sklavenblick, den man bei dem hieſigen Pöbel kennt, auch wenn er lächelt und ſchmeichelt. Die Franzoſen verachten und haſſen ſie *als feiges Geſindel, das nur im Finſtern tapfer* iſt, ein Urtheil, das ſie nicht allein von den Genueſern fällen. Aber die Klagen der Genueſer ſind nicht minder triftig über die Franzoſen, und es giebt mehr als einen, der es freilich nicht öffentlich ſagen darf, aber doch andeutet, daß die Franzoſen nicht gekommen ſind, um ſie frei zu machen, ſondern die reichen Nobili auszuſtreifen und eine Million Lire nach der andern von der Bank aufzuleihen. Man zuckt die Achſeln bei dieſen Anleihen und den vielen Soldaten, die man füttern muß, und manche Patrioten ſehen immer nur eine trübe Zukunft. Genua iſt keine Stadt, die plötzlich wieder reich wird, wenn ſie einmal ausgeſogen iſt. Man beſchuldigt hier beſonders den franzöſiſchen Konſul Belleville, der auch in Livorno, wo er vorher ſtand, kein liebes Andenken hinterlaſſen hat, daß er deſpotiſch und ſtrenge verfahre und das liguriſche Direktorium ohne Achtung und Würde behandle. Es iſt kein gleicher Bund mit dem Stärkern möglich. Belleville muß ſchon ausführen, was beſchloſſen iſt, obgleich ſein rauher und barſcher Karakter ſelbſt von den hieſigen Franzoſen gehaßt iſt. Aber ſelbſt bei allen dieſen Geſchichten ſieht man noch das blühende Genua, das es vormals freilich mehr war.

Obgleich die Franzoſen immer neue Forderungen machen, und Anleihen eintreiben, obgleich die Geldbußen, die ſie über die cidevants verhängen, zugleich über das ganze genueſiſche Volk verhängt werden; obgleich die Schiffahrt und der Handel faſt vernichtet iſt, und manches Gewerbe durch die Zeitumſtände liegt, ſo ſieht man doch faſt durch alle Klaſſen Wohlſtand und ſelbſt Pracht und Reichthum, und in der Stadt ſelbſt jenes Gewühl und jenes Bienenſchwärmen der Menſchen, die ein Beweis von Thätigkeit und Induſtrie ſind, und daß die alte Regierung nicht ſo abſcheulich und verderblich geweſen iſt, als ſie die Schreier gern machen mögten. In dieſer Rückſicht iſt der Genueſer von jeher berühmt geweſen, und als ein kluges und gewandtes Volk ſind ſie für den Handel und die Manufakturen wie geboren, und was zuerſt die Noth lehrte, hat die Gewohnheit nachher gleichſam ſchon bei der Geburt mitgegeben. Ihr Land giebt ihnen wenig, und ſie waren alſo frühe gezwungen, durch Erfindung und Thätigkeit, durch Schiffahrt und Induſtrie das zu ſuchen, was die Natur ihnen karg verſagte. Auch jetzt ſind die Genueſer Schiffer, Kaufleute und Fabrikanten allenthalben zerſtreut und vorzüglich haben ſie in den beſten Städten Spaniens von Barcellona bis Cadix ihr Weſen, wo neben den Teutſchen viele der erſten Häuſer Genueſer ſind; und von wo manche gegen das Ende ihrer Tage ins Vaterland zurückkehren mit dem Fett des Landes, das ſie den dummen und faulen Spaniern abgeſogen haben, und andre an ihrer Stelle ſchicken, um es eben ſo zu machen. Auch im ſüdlichen Frankreich waren ſonſt viele anſäßig, welche aber im Anfange der franzöſiſchen Revolution meiſtens haben räumen müſſen. So ſind ſelbſt von Nizza, wo ich dieſes ſchreibe, viele abgegangen, nach dem Geſetze, welches alle reiſen hieß, die nicht 10 bis 15 Jahre anſäſſig geweſen waren. Eben ſo findet man ſie häufig in den beſten Pläzzen Italiens, wo ſie zu den unternehmendſten und gewandteſten Kaufleuten gehören. Denn ein unternehmenderes und muthigeres Volk ſind die Genueſer ſicher, als die meiſten andern Italiäner, was auch die Franzoſen ſagen mögen. Das haben ſie durch alle Jahrhunderte bis auf die neueſte Epoche bewieſen.

Der Ton des Mittelſtandes wird hier als ein ziemlich freier gerühmt; menſchlich geſellig iſt er nicht, d. h. gaſtlich. Sonſt weiß man klug und fein mit den Leuten umzugehen, und der Genueſer ſtellt ſich von außen auf den erſten Augenblick und die erſte Bekanntſchaft immer vortheilhaft dar und ſteht im Geſpräche einem freien Mann ähnlich. Von der Schönheit und Wohlgeſtalt der Menſchen habe ich vorher ſchon einiges geſagt. Dieſe iſt nun vorzüglich auch den Weibern zu Theil geworden, deren Reize durch ganz Italien berühmt ſind; doch ſagen die Italiäner, ſie haben etwas Bittres und Herbes. Die Vornehmern waren ſonſt die Sklavinnen des Cicisbeats, welches hier mehr herrſchte, als irgendwo. Das war indeſſen in neuern Zeiten ſehr geſunken und die Franzoſen werden ſchon das Ihrige thun, dieſe abgeſchmackte Mode ganz aus der Welt zu ſchaffen. Da die Großen geſtürzt ſind, ſo findet auch das wohl nach und nach ſein Grab. Indeſſen hat das ſchöne Geſchlecht trotz dem Cicisbeat und der Eiferſucht der Männer immer ſeine Rechte geltend zu machen gewußt, und ſollte dieſes verſchlagendſte Geſchlecht es in Genua nicht doppelt ſeyn? Sonſt ging es mehr durch Ränke und Intriguen, jetzt hat auch das Weib mehr Freiheit erhalten, und läßt ſich gewiſſe Worte nicht umſonſt geſagt ſeyn. Auch der herrſchende Umgang mit den Franzoſen hilft hier viel, beſonders da es Ton ſcheint, franzöſiſche Sitten zu haben. Aber bei allen Reizen ſind die Genueſerinnen keine Venezianerinnen. Ich habe auf wenigen Geſichtern die ſtille Ruhe, die ſeelenvollen Augen unter den ernſten Stirnen geſehen, die mich dort bei einigen entzückten. Auch das Weib iſt hier ein brennendes Feuer, das immer unſtät hin und her lodert, und wehe dem, der in ſolche Flammen fällt! Man klagt allgemein, daß die Sitten immer mehr ins Wilde gehen und ſelbſt die äußere Zucht verfällt; aber wo iſt die Klage nicht zu unſern Zeiten? beſonders in einer Stadt, wo alles ſehr nach ariſtokratiſcher Decenz ging und ſelbſt der Mittelſtand ſich darnach bildete!

Soviel kann ich aus Erfahrung ſagen, die auf allen Gaſſen ausſtand, daß die Weiber, die mit ihrem Leibe ein Gewerbe treiben, durch die Revolution vollends losgelaſſen ſind, obgleich auch die alte Regierung ſolchen nothwendigen Uebeln, zumal in einer großen Seeſtadt, immer durch die Finger geſehen hat, wenn ſie nur einigermaßen das Incognito hielten, das ihnen gebührt. Von jeher waren die Genueſer Huren nächſt Neapel am ſchlimmſten in Italien berüchtigt, und die ganze Lage der Stadt, wo ſo viele Schlupfwinkel ſind, wohin weder Sonne noch Mond ſcheint, und wohin bethörte Jünglinge ſich verlocken ließen, begünſtigte gräßliche Thaten der Finſterniß, vorzüglich gegen Fremde, die glücklich waren, wenn ſie mit dem Leben davon kamen, und rein ausgeplündert durch den unwegſamen und ſpurloſen Pfad wieder zurückgeführt wurden. Dieſe Höhlen der Lüderlichkeit waren auch häufig mit Spielern vergeſellſchaftet, welche die Einleitung machten und Welt anzogen, die nachher, von Wein und Luſt berauſcht, ſchwer büßen mußten, was kurzes Vergnügen gewährte. Es giebt hier allerdings noch genug ſolche Löcher der Schande, und mehr, als Ein Erſchlagener, den man von Zeit zu Zeit in den engen Gaſſen findet, ward vielleicht aus den Armen der Luſt in die des Todes geworfen. Doch behauptet man, daß dieſes Gezücht mit der größern Oeffentlichkeit unſchädlich geworden ſey, und dieſe Oeffentlichkeit iſt wirklich erſtaunlich. So trat ſie ſelbſt in Paris nicht einher. Indeſſen iſt es ſehr einfältig von ihnen, daß ſie ihre Reize den Strahlen der Sonne ausſetzen, vorzüglich wenn ſie nicht viele haben. Ich wüßte nicht, wie ſo eine Kreatur am Tageslichte gefährlich werden könnte; von der Dämmerung und der Nacht begreife ich es. Recht ſagt der Italiäner: Ne femmina, ne tela a lume di candela, d. h.: Weder ein Weib, noch ein Tuch ſoll man am Tageslichte beſehen. Sie leben zum Theil mit einer Glucke, doch jetzt mehr auf ihre eigne Hand in der Levante der Stadt und in den engen Gaſſen unter der Tiefe der Kirche Maria Carignano. Da ſtehen ſie am hellſten Mittage in den Thüren und Gaſſen aus und an den

Kreuzwegen der Straſſen, wo der gröſte Durchgang iſt, fein aufgeputzt und verziert; und dieſe, die ſo ans Licht treten, ſind wahrlich nicht die häßlichen und garſtigen, ſondern manche allerliebſt, wenn es ein Weib ſeyn könnte, das ſo ſehr aller Weiblichkeit vergißt. Mich führte der Zufall mehrere Male in eine Gaſſe, die vielleicht von ihnen den Namen ſtrada fertile erhalten hat, und es koſtete wirklich Mühe, fortzukommen, denn nicht bloß mit einem vuol venire? venga amabile cittadino! halten ſie einen feſt, ſondern faſſen Rock und Hände, und, wenn ſie können, auch wohl was anderes, damit man ſich eine brüderliche und bürgerliche Umhalſung geben laſſe. Man iſt immer in Verlegenheit, wie man es mit Artigkeit ablehnen ſoll; ſie zu entrüſten und zu beleidigen iſt gefährlich; denn gewöhnlich liegt der eine und andre Helfershelfer im Hintergrunde, und man weiß, was ſich durch Kunſt aus ſo einem Zanke machen läßt. Der Mann iſt bang und blöde, wenn das Weib dreiſt iſt.

Das pugnale, oder der Dolch, fodert hier noch immer ſeine Opfer, wenn ſie gleich nicht immer Biaginis ſind, und von Zeit zu Zeit ſieht der Morgen Leichen auf den Gaſſen, fremde und einheimiſche, von denen niemand weiß, wie ſie dahin gekommen ſind. Man hat dieſes ſcheußliche Mordinſtrument ſogar wieder erlaubt, obgleich auch das Verbieten nichts hilft. Manche dieſer Erſchlagenen ſind vielleicht unter Hurer und Spieler gefallen, andre fallen durch Weiberränke, Liebeshändel und Rache feiger Feinde. Selbſt die Bauern und Bergbewohner ſind ja als Spitzbuben und Banditen gefürchtet, die um einige Dukaten einen Menſchen wie einen Hund todtſchlagen. Mir fällt hiebei das Wort meines Poſtwirthes zu Lerici ein. Denn als er den Freiheitsſinn des genueſiſchen Volks und ſeine Entrüſtung über Ariſtokratism und Anarchie loben wollte, ſagte er die merkwürdigen Worte, die er vielleicht nur halb verſtand: et croyez moi, citoyen, le peuple genevois est sanguinaire.

Von dem genueſer Pöbel habe ich ſchon beiläufig einige Winke fallen laſſen. Er iſt das wahrſte Bild eines Pöbels, das man denken kann. Unruhe und Ungeſtüm, Frechheit und Uebermuth offenbaren ſich in allen ſeinen Bewegungen, ſo er nicht etwas bittet, oder Gelegenheit ſieht zum Betrügen und Gaunern. Fürchterlichere Gaſſenbuben und Dirnen kann es nicht geben, als die Genueſer ſeyn müſſen, wenn ſie in Gährung gebracht werden. Wenn ſie hinter einer Trommel lärmend und toſend durch die Gaſſen raſen, oder, um einen Volksredner und Volksſänger verſammelt, ſich allem Muthwillen überlaſſen, ſo mögte einem bange werden, wenn man ſich die Möglichkeit denkt, daß dieſer Haufe über einen ſtürzen könne. Das iſt nichts als Queckſilber und Flamme. Alle Geſichter ſelbſt der Buben haben ſchon Karakter. Was könnte ein ſo thatenkräftiges und fähiges Volk werden, wenn man das Unkraut vertilgen könnte? Jetzt iſt dieſer Pöbel nun noch ein weit ſchlimmeres und trotzigeres Ding, als vormals, da er eine gewiſſe Wichtigkeit fühlt und es nur zu gut weiß, was die beiden Wörtchen popolo ſovrano bedeuten. Der Anblick ſolcher Menſchen iſt ärger, als reißender Thiere, weil der Ausdruck ihrer Züge und Gebehrden wirklich etwas Schreckliches iſt für ein Weſen, welches ſich ihnen zuzählen muß. Solche Spitzbüberei, ſolche Gier und Feigheit mögte ich nicht alle Tage in Geſichtern leſen; ich glaube, man könnte leicht etwas davon auch in das ſeinige hineinſehen. Die Unverſchämtheit und Stirnfeſtigkeit dieſer Menſchen überſteigt alles und der Fremde, der unter ſie fällt, verliert endlich den Muth und wirft ihnen das Geld mit einem teufliſchen Gefühl in den Rachen und hört ſie ihm nachſchimpfen. Hier giebt es die ächten Seitenſtücke zu den Lazaroni in Neapel, und man ſieht ſie am Hafen und an den Thoren und Mauren ſich Stundenlang ſonnen, und unter dem oft hemdloſen Gewande die Läuſe und Flöhe jagen, oder ſich einander bei dieſer Jagd die Hände reichen. Wenn ſo ein Thier ein Stück Brod und einen Trunk Wein hat, oder einiges Kraut an Zwiebeln und Knoblauch nebſt einigen Früchten, ſo hat er in dieſem milden Klima genug, wo Arbeit und Luft nicht abzehren, und legt ſich laurend auf den Raub hin, bis Zufall und Noth ihm wieder etwas in die Klauen jagen.

Aber ein ſchlimmes Zeichen für die Menſchen der ganzen Küſte iſt es, daß ſelbſt der fleißige Bauer und Gärtner und Weber, der in den Bergen lebt, ein Spitzbube iſt, ſo daß alles lieber dem unſichern Meere ſich anvertrauet, als hier ſich den Dolchen und Flinten der Buſchmänner auszuſetzen. Sonſt iſt der Landmann ein rüſtiger und wackerer Schlag, und meiſtens ſchön gebildet; aber man ſieht faſt nichts mehr von der toskaniſchen Froherzigkeit und Treue, noch von der lombardiſchen Ehrlichkeit und Steifheit, die man bei dem Landmann findet. Sollte der Boden, der ſo tückiſch iſt und ſich ſoviel plagen läßt, ehe er etwas giebt, die Menſchen auch tückiſch machen? Wer nicht Seidenbau und Seidenweberei treibt, hackt den Oelbaum und Weinſtock und die wenigen Felder, die Getraide tragen, und ſtellt den Fiſchen im Meer mit Eiſen und Netzen nach. Er und ſeine Geräthe tragen den Karakter der unwirthlichen und freudenloſen Berge, wo nur einzelne liebliche Buchten und heſperiſche Gärten mit den grauen Felſenrippen und dem traurigen Oelbaum freundlich kontraſtiren. Die Hacke des Liguriers, die völlig ein umgekehrter Spaten iſt und dieſen erſetzt, erinnert mich wieder an Virgils Vers, worin er den Ligurier einen hartſeligen Menſchen nennt. Sie iſt längs der ganzen Küſte und auch hier in Nizza, und Chriſtus auf dem Gemählde, wo er der Magdalena als Gärtner erſcheint, trägt dieſes Produkt der Berge. Kühe ſind äußerſt wenige und Butter und Milch hat einen ungeheuren Preis. Auch Pferde ſieht man wenig und die Mäuler und Eſel müſſen ſie hier erſetzen, und zwar faſt alles auf dem Rücken ſchleppen, weil wenige

Wege für Wagen zugänglich ſind. Dieſe Thiere haben keinen gewöhnlichen Beſchlag, ſondern einen ganzen Eiſenſchuh, der drei, vier Zoll, wie die Spitze eines Schrittſchuhs, empor ſteht, und worauf ſie ſehr ſicher ſchreiten.

Genua iſt einer der theuerſten Plätze von Italien für den, der gut zu leben gewohnt iſt, weil man die erſten Nahrungsmittel, Korn und Fleiſch, von außen holen muß, und zwar gewöhnlich aus den Ebenen des reichen Piemonts, und weil auch der inländiſche Wein zu den ſehr mittelmäßigen gehört und man alſo dem Franzoſen ſeine abkaufen und wenigſtens, wenn man ſie am wohlfeilſten hat, die Fracht bezahlen muß. Eine mittelmäßige Mahlzeit hat der Fremde nicht leicht unter 20 bis 24 Groſchen, und ein gutes Zimmer nicht unter 16, wenn er anders an einem lebendigen Platze logiren will. Dafür aber geht auch nichts über den Genueſer Nachtiſch, der mit allen Früchten und mit den ſchönſten Konfituren immer reichlich beſetzt iſt. In Nahrung und Getränk iſt man dem übrigen Italien gleich, ſo wie in der Bereitung, doch macht man hier noch mehr Gebrauch von Früchten und Kraut. Schon im Venezianiſchen, in der Lombardei und Toskana ſind Zwiebeln und Knoblauch und alle Arten Blätter weit mehr in Anſehen, als in Teutſchland; aber es iſt doch nichts gegen dieſe Küſte, und man kann in dieſer Hinſicht die Menſchen hier und an den ſüdlichen Küſten Frankreichs mit Recht Grasfreſſer nennen, und hat hier vielleicht die homeriſchen Lotophagen zu ſuchen. So ſättigt ſich das kleine Volk mit Kohl und allerlei Kraut, worauf ein wenig Oel gegoſſen wird und beißt ein Stück Brod dazu, welches es mit dünnem gewäſſerten Wein tränkt. Aber eine fürſtliche Tafel halten ſie, wenn ſie die Zwiebeln und den Knoblauch in Salz tunken und ſo den köſtlichen Saft ins Brod reiben können, und dafür verſchmähen ſie Wurſt und Käſe und Fleiſch, wie ich ſelbſt mit Erſtaunen auf unſerm Schiffe geſehen habe.

Sollte von dieſem Krauteſſen, beſonders vom Eſſen des ſtarkriechenden Krautes, vielleicht eine Unlieblichkeit herrühren, die meinen Geruch in Italien oft ſo ſchmerzlich verwundet hat? oder braucht man dieſe Dinge vielleicht noch als Dämpfung und Gegenmittel gegen Uebel, die vielleicht dem Klima angehören? Warum ſoll man nicht auch Unlieblichkeiten aufrühren, wenn ſie was Menſchliches ſind? Es muß einem auffallen, wenn man ein wenig in den Büchern der Alten geblättert hat, daß ſie ſo häufig der ſtinkenden Achſeln und Munde erwähnen. Auch die Neuern rügen ihre Gebrechen, aber man wird bei dem ausgelaſſenſten Franzoſen und Engländer nach ſolchem Schmutz vergebens ſuchen. Die Dichter haben nur zu häufig gemahlt, was ſie häufig vor ſich ſahen. Dieſe Ziegenböcke und ſtinkender Athem ſind hier in Italien etwas äußerſt gewöhnliches, und darum hat wohl faſt jeder Lump ſeine Schnapſtabaksdoſe in der Taſche. Ich weiß, was ich im Theater und bei anderm Gedränge von ſolchen unangenehmen Natürlichkeiten oft ausgeſtanden habe. Im Norden ſind das, Gottlob, ſeltene Uebel, aber man iſt da überall reinlicher und wechſelt fleißiger die Hemden, die der Pöbel zum Theil gar nicht, zum Theil nur halb trägt und ſie oft eben ſo braun werden läßt, als ſeine Jacke.

Da das muntre liguriſche Volk in jeder Bewegung und in jedem Geſichtszuge ein Spieler iſt, ſo können auch die eigentlichen Spiele nicht fehlen. Obenan von dieſen ſtehn gebührlich

Das Schauſpiel. Dieſes iſt hier jetzt wie in den meiſten großen Städten, die nahe an Frankreich ſind und wo die Franzoſen herrſchen, zweifaltig, nemlich italiäniſch und franzöſiſch, und die Franzoſen behaupten natürlich auch da politiſch den Vorrang. Sie hatten das eine der großen Theater jetzt inne, das Teatro al Falcone im ſchönen Pallaſt Durazzo. Die große italiäniſche Oper, die aber auch Komödien und Tragödien jetzt giebt, iſt in dem zweiten

Schauſpielhauſe, dem Teatro di Santo Agoſtino; noch iſt ein kleines niedliches Theater nahe bei der Börſe, welches nur il Teatrino heißt, und wo gleichfalls jetzt geſpielt wird. Dieſes Theater, welches die kleine komiſche Oper und die Farſen und kleine ſchalkhafte Komödien ex tempore hat, hat mir von allen den meiſten Spaß gemacht. Der Ton war ſehr zum geringen Völklein, man mögte ſagen, zum Pöbel herabgeſtimmt, aber es herrſchte ein herrlicher Muthwille; ein witziger Stentorello fehlte nie und konnte auf alle Dinge der Welt, ſelbſt auf die Franzoſen anſpielen, ohne daß man ihn bei'm Kragen nimmt. Dieſes Theater war auch immer gedrängt voll und ſelbſt die franzöſiſchen Officiere verſchmähten dies niedrige und italiäniſche Spiel nicht, wie ſie es nennen. Denn wie könnte dem decenten Franzoſen ſo ein überfließender Muthwille gefallen? Hier bewunderte ich erſt die Genueſer Geſchmeidigkeit und hier gefiel ſie mir vor allem. So ein leichtes Spiel, ſolche ſprudelnde Ausbrüche des Witzes und der freyen Laune, ſo viel Grazie ſelbſt in Poſſen hatte ich noch in keiner Stadt Italiens geſehen. Dieſe Genueſer Truppe des Teatrino haben ſelbſt die niedlichen Spieler des italiäniſchen Opernhauſes in Paris bei mir nicht verdrängen können. Dabei denke man ſich den Lärm und freien Jubel der Menge, welche ächt engliſch mit eintobte, das Gewimmel der Abentheurer und Glücksritter, welche den Franzoſen folgen, das der glatten Dirnen, die hier ziemlich offenbar ihre Netze auslegen, endlich das revolutionäre und kriegeriſche Leben, das hier herrſchte, beinahe wie in einer eroberten Stadt; und man begreift, warum ich mehr als einmal die Franzoſen im Theater zum Falken verließ und mich hieher machte. — Das franzöſiſche Theater zum Falken iſt das Erſte und jetzt das modiſcheſte, obgleich es unſtreitig das ſchlechteſte iſt. Alles was Officier heißt, oder Kaufmann und Kommiſſär dieſer Nation, alles unter den Gebildeten, was die Sprache ein wenig inne hat, was republikaniſch und franzöſiſch ſcheinen und zu den Beſſern gehören will, das geht hieher. Hieher kommen endlich die meiſten Weiber und Jungfrauen, die ſehen und geſehen werdem wollen, finden die franzöſiſchen Schauſpieler göttlich, die Stücke vortrefflich, die Geſellſchaft bezaubernd, weil ſie es natürlich ſeyn müſſen, da alles hingeht, ſie zu bewundern. Und bei allem dem ziehen manche die Vorhänge in den Logen vor, um etwas andres zu thun; ja auch hier habe ich Tiſchlein mit Erfriſchungen und Früchten und ſelbſt einige Spielpartieen geſehen; denn in den meiſten Logen brennen die Vornehmern Wachslichter, damit man ſehen könne, was man treibt. Auch hier iſt alles äußerſt republikaniſch. Man ſingt Stücke aus Freiheitsliedern, ſchreit à bas les Ariſtocrates et les tyrans! pocht und poltert auf gut Engliſch, oder Genueſiſch, und ſelbſt die Franzoſen können das Letzte nicht abſchaffen, ſo anſtößig es ihnen auch iſt; in den Zwiſchenakten ſpielt man natürlich Freiheitshymnen und Märſche. Auch die alten Familien gehen häufig hieher, wohl nicht ſo ſehr aus Neigung, als weil es das Anſehen guter Rupublikaner giebt. Sonſt iſt die Geſellſchaft herzlich mittelmäßig und würde in Frankreich kaum zu Chalons, oder Sens ihr Glück machen. In der Komödie ging es noch leidlich; denn die äußern Sitten des Volks ſtellt jeder Franzoſe immer leidlich vor; aber die Tragödien waren zum Erwürgen. Ich habe nur den Cinna und Cheniers Karl den Neunten geſehen; aber die Furien des letzten hatten auch auf mich ſo viel Einfluß, daß ich es nicht bis zum Ende aushalten konnte. — Das dritte Theater von St. Auguſtin ſteht nun gewöhnlich leer, da es von dem franzöſiſchen ganz ausgeſtochen iſt, und nach dieſer Leerheit richtet ſich auch die Geſellſchaft, welche weder im Spiel noch Geſang etwas vorzügliches leiſtet. Jetzt hat das kleine Theater beſſere Sänger, als dieſe große Oper, obgleich ſie ſonſt allein geherrſcht und wechſelnd auf dieſem Theater und dem zum

Fallen im Pallaſt Durazzo geſpielt hat. Damals hatte es ausſchließend die Großen und Reichen, die nun der franzöſiſchen Mode folgen, oder folgen müſſen.

Eine eigne Art Spieler ſind die Sänger und Ausſchreier auf den Straßen, deren ich bei Venedig und Florenz erwähnt habe und die hier der vollen Freiheit und Autorität brauchen, welche ihnen die große Umwälzung der Dinge gegeben hat. Man ſah ſie an allen Ecken, auf allen Plätzen und vor allen Thoren der Kirchen und Palläſte, von einem zahlreichen Rudel Buben und Dirnen begleitet, welche die Chöre und die Begleitung der Hälſe machen. Man hat keine Vorſtellung von ſo einem Lärm und ſolcher fröhlichen Ausgelaſſenheit, wenn man es nicht geſehen hat. Natürlich bilden ſich unter ihnen einige Meiſter der Kunſt, welche nachher mit Ehren in die Opera buffa eintreten können. Denn welche Gelenkigkeit und Behendigkeit des Geiſtes und des Körpers giebt es nicht, ſo unter Hunderten und Tauſenden ſeine eigne Rolle kühn durchzuſpielen, ſei es ſelbſt die eines Gauklers und Narren, die immer keine der leichten iſt? Alles was die Religion Heiliges und Geheiligtes, was das Leben Darſtellbares und vorzüglich von der lächerlichen Seite Darſtellbares hat, ſah man hier; denn rührende und weinerliche Sachen ſind nicht für den Genueſer. Aber bei weitem das weiteſte und beliebteſte Feld, worauf dieſe Art ſich herumtummelte, iſt das politiſche und da zeigte ſich die ganze Kraft und Genialität dieſer fürchterlichen Sänger, ſo wie die Zügelloſigkeit der Zunge, vorzüglich ging es auf den armen Pabſt und die andern verjagten Herrſcher und Herrſcherinnen los, auf den König von Sardinien und auf die Königinn von Napoli und ihren Anhang, weil dieſe Sachen die neueſten waren: und um jeden Freiheitsbaum ſtand eine lumpige Bande mit Cimbel und Geige und zündete im Volke die ſchöne Freiheitswuth an, indem ſie Scepter wie Rohrhalme zerbrach und die anmarſchirenden Ruſſen wie die nordiſchen Waldſchnepfen und Amſeln einfing und in ihren mancherlei Trachten dem Volke als halbe Ungeheuer zeigte. Man will leben, und wenn ſo ein Wiſch auch nur einen Soldo koſtet, ſo ſammelt man doch den lieben langen Tag durch immer ein ganz artiges Sümmchen ein. Das neueſte Werk dieſer Art war l'inno di San Gennaro contra la Regina di Napoli, und ein anderes il furor della vendetta, das auch faſt nichts als Wuth ſchnob und auf den Pabſt, den armen vertriebenen König von Sardinien und die Königin von Sicilien ſeinen ganzen Geifer ausgoß. Dieſes drückten denn die Sänger auch ſo gut aus, als wenn ſie der moglie impia di Ferdinando auf dem Nacken ſtünden und Amadeus tollen Sohn (insano figlio) unter den Füßen hätten. Einer dieſer ſingenden Patrioten machte den Akteur und bei jedem Kraftausdruck, oder verhaßten Namen fing er an wie ein Beſoffener zu gurgeln, oder wie ein Puter zu kollern mit einem Kukuku oder Tallelara und Dibo über das andre und machte mit Händen und Füßen die Gebehrden, als wenn er was zerreißen, oder zertreten wollte. Man kann ſich nichts Poſſierlicheres denken, als dieſe Sänger und dieſe Hymnen, im gemeinen Genueſer Dialekt geſungen, doch hatte das Ganze eine Lebendigkeit und Munterkeit ſowohl bei den Spielern, als Zuſchauern, die ich nur in Genua gefunden habe.

Endlich nach allen dieſen Spielen von dem eigentlichen Spiele, welches nirgends ſo zu Hauſe iſt, als in Genua und von dem Höchſten bis zu dem Niedrigſten hinab getrieben wird. Der Pharaotiſch und alle andere große und Haſardſpiele waren ſonſt in den Häuſern und Konverſazionen der Edeln und Reichen zu Hauſe; jetzt vergeſſen ſie über einem andern Haſardſpiele, das ſie ſpielen müſſen, vielleicht dieſes. Aber auch durch die mittlere Bürgerklaſſe geht dieſe Wuth, und für die Gauner und Unbeſonnenen ſind in Winkellöchern immer Spieltiſche aufgethan, wo ihnen zugleich die gefährlichſten Schlingen gelegt werden, wovon ich ſchon bei den Mädchen zur Genüge geredet habe, welche einige Zeloten aus Freudenmädchen zu Leidenmädchen umgetauft haben. Freilich jeder Italiäner ſpielt gern, aber hier geht es durch alle Klaſſen und vielleicht wetten und ſpielen die Bettler um ihre Läuſe. Man gehe nur die ärmlichern Häuſer im Grunde längſt dem Hafen entlang, da iſt den ganzen Tag vom Morgen bis in die Mitternacht nichts als Trumpfen und Pochen und Klopfen der Matroſen, Schiffer und Fremden, die ſich ausplündern laſſen. Jeder Bube ſpielt mit ſeinen Geſellen auf der Gaſſe um Knöpfe und Pfennige, ja ſelbſt alte Weiber, wenn es drinnen in ihren niedrigen und engen Neſtern zu dunkel iſt, ſitzen vor den Thüren und laſſen die Karten fleißig durch die Finger gehen. Auch hierin thut die Polizei kein Einſehen, das gehört zur Freiheit, und muß freilich dazu gehören, weil es ſich nicht hindern läßt. — Auch von einem andern Spiele ſind die Genueſer die Erfinder, wenigſtens hat dieſes ſich nach dem Muſter von Genua mit ſeinen verderblichen Folgen über ganz Europa verbreitet. Dieſes iſt das Lottoſpiel. Es hat auch dieſes Lotto einen ſehr ominöſen Namen, der freilich nur zufällig iſt, denn es heißt das Seminario di Genua, oder die Pflanzſchule, woraus alle andre entſprungen ſind. — Beſſer und ehrlicher iſt das Spiel der Sankt Georgenbank, welche auch den meiſten Einrichtungen ähnlicher Art in andern Städten zum Muſter gedient hat. Sie iſt noch immer in hohem Anſehen und ihr Kredit iſt friſch, obgleich ſie manche Million Lire zum Beſten des Staats hergeſchoſſen hat.

Die italiäniſche Sprache verſchlechtert ſich, je weiter man von Toskana längs der Küſte und je näher man Frankreich kömmt, und nicht allein der Pöbel, ſondern ſelbſt die Gebildeten ſprechen ſie hier ſehr ſchlecht und miſchen mehrere Wendungen und Worte ein, die ganz franzöſiſch, und andere, die ein Gemiſch beider Sprachen ſind.

Man ſpricht durchgängig das c wie z, und das g wie s aus, und ſagt zittadino (citta dino) und Senua (Genua); zieht ie gewöhnlich zuſammen, indem man ninte für niente ſpricht; hat für io (Ich) mi; (mi non ſo, ich weiß nicht) und eben ſo fehlt man im Laut der Vokale. Das u klingt häufig wie ü, (robüſto für robuſto) oder auch o (ajoto für ajuto) und das o häufig wie ein u, (perſuna für perſona) und endlich läuft über die ganze Ausſprache ein äußerſt unangenehmer und ziſchelnder Geſangton, der doch eine ſcharfe und abſtoßende Accentuation der Töne hat. Das kleine Volk iſt oft eben ſo ſchwer zu verſtehen, als das in Bologna und Trieſt.

Mit den Münzen geht es einem in Italien nicht viel beſſer, als in Teutſchland; alle Augenblicke hat man ein andres Gebiet und andres Geld und wird bei jeder Gelegenheit etwas über das Ohr gehauen, beſonders bei dem Umwechſeln und mit der kleinen Münze, die man ſelten die Zeit hat, kennen zu lernen, und wovon einem für einen Scudo oft eine ganze Ladung in die Hand geſteckt wird, die man auf guten Glauben annimmt. Mir iſt es nur zu oft ſo gegangen, daß ich eine ganze Sammlung Kupfergeld habe wegſchenken müſſen, das man mir entweder für gültig in die Hand gethan hatte und das nirgends curſirte, oder das wenigſtens an dem Orte nicht galt, wohin ich kam. Das Schlimmſte iſt, daß die Namen ſcudo, zechino, noch mehr aber die lire im Werth erſtaunlich abweichen. Der Zechin kömmt denn doch einem Kremnitzer Dukaten meiſtens um 4 bis 8 Groſchen nahe, und der ſcudo fällt zwiſchen einem Reichs- und einem Speciesthaler in die Mitte, aber die Liren weichen ſehr ab, noch mehr aber die kleinen Kupfermünzen, die Soldi, Quatrini, Denari und andre. So iſt z. B. die Lire in Genua 5 Groſchen und der Scudo enthält 5 Liren; die venezianer Lire macht 3 Groſchen und die Giuſtina, oder der venezianiſche Scudo hat 11 Liren, und der Dukato, oder kleine Scudo 8 Liren.

So geht es fort, und dieſe Verwirrung, worin ein Fremder ſich nur langſam findet, macht, daß er Betrügern allenthalben Blößen geben muß, beſonders in einem Lande, wo das Sprichwort herrſcht: In Italia Iddio non e trino, ma quatrino, das man überſetzen kann, wie es grade gemüthlich iſt, entweder: In Italien iſt Gott nicht dreieinig, ſondern viereinig, oder: In Italien iſt Gott nicht trino, ſondern quatrino (d. h. ein Pfennig- oder Hellerſtück). Von fremden Münzen ſind keine vortheilhafter, als holländiſche und kremnitzer Dukaten, die man meiſtens nach ihrem Werthe allenthalben ausgeben und umwechſeln kann. Auf der franzöſiſchen Seite kann man auch die Louisd'or und Sechsfrankenſtücke, oder große franzöſiſche Thaler, und andre franzöſiſche Münze recht gut ausgeben, beſonders in der jetzigen Zeit.

Zwei Worte über die Lombardei und die Franzoſen.

Nur zwei Worte ſollen es ſeyn aus einer Reiſe über Modena, Mantua, Breſcia, Mailand, Pavia, Turin und zurück über Aleſſandria, Tortona, Piacenza und Parma nach Florenz. Dieſe Reiſe, die ich in Geſellſchaft eines däniſchen Officiers von Livorno, die erſte Woche vor und nach Weihnachten machte, war eigentlich nichts als eine Flucht. Zwei, höchſtens drei Tage durften wir an Einem Ort bleiben, ſo ging es wieder fürbaß, und dabei wurden wir was Rechts mit Päſſen und Inquiſition geſchoren, ſo daß wir uns ſicher darauf nicht eingelaſſen haben würden, wenn wir die Dinge ſo vorher gewußt hätten. Es war um die Zeit der Abdankung des Königs von Sardinien aus ſeinen Staaten von Piemont. Man ſtellte ſich allenthalben, als ſei eine große Verſchwörung gegen die Trupzen der franzöſiſchen Republik im Werke, und ſah in jedem *Fremden einen Spion. Was ich hier alſo ſchreibe,* ſehe man als einige Winke und Fingerzeige an, welche, wie manche Fingerzeige, vielleicht falſch deuten. Es geht ſolchen einzelnen Bemerkungen ohne Unterlage, wie einem großen Gemählde ohne Perſpective. Man kann einen ganzen Haufen hinſchütten, doch wird es kein Ganzes; ſie ſchwimmen körperlos, weil ſie kein Materiale haben, woran ſie ſich halten können. Kurz werde ich überdem bei manchen Dingen ſeyn aus der Urſache, weil keiner ein unpartheiiſches Urtheil über den Kampf der Welt hat, welcher ſie jetzt in ihren Angeln bewegt. Jeder glaubt, man gebe dem einen zu viel und dem andern zu wenig, weil er ſelbſt gewohnt iſt, dem einem alles, dem andern nichts zu geben, und alſo andern ſchwerlich mehr Mäßigung zutraut, als er ſelbſt hat. Will man billig richten, ſo muß man gar vieles bedenken und im Kopfe haben, wovon die meiſten nichts wiſſen, noch wiſſen wollen; denn wer ſich ſtrenge an der Erſcheinung und an der gegenwärtigen That hält, und darnach lobt, oder tadelt, der irrt gewöhnlich eben ſo ſehr, als wer ohne alle Fakta rhadamantiſche Ausſprüche und weite Geflechte von tönenden Worten aus den Sternen pflücken kann. Es iſt der Fehler der Partheilichkeit immer nur die Namen zu ergreifen, die Worte feſtzuhalten und darüber zu klügeln und abzuurtheilen. Wer die Geſchichte der menſchlichen Begebenheiten und Schickſale aus den frühern Jahrhunderten kennt; wer während ſeines längern oder kürzern Aufenthalts auf unſerm Planeten auch nur die einzelnen Menſchen verſtändig angeſehen und beurtheilt hat; wer ohne Schwärmerei, aber auch ohne den ſchlimmeren Menſchenhaß in dem handelnden Menſchen öfter die phyſiſche Nothwendigkeit, als die moraliſche Freiheit zu ſehen erwartet, der hat ungefähr das Bild, wie die Menſchen ewig geweſen ſind und wie ſie ewig ſeyn werden; der glaubt gern an Verbeſſerung, gern an Veredelung und

Vervollkommnung ſeiner Gattung und ſieht ſie ſelbſt in dieſer blutigen Zeit, aber er hoffet nichts Bleibendes; nichts Vollkommenes, keinen allgemeinen Völkerbund, keine allgemeine Religion, keine allgemeine Republik. Das haßt er als etwas Abſcheuliches, weil die, welche dieſes Unmögliche wollen, nur durch Gräuel und Verwüſtungen dahin ſtreben können. Der Staat, das äußere phyſiſche Leben vieler Millionen, oder Hunderttauſende, iſt auf Intereſſe gegründet und wird darauf ſtehen. Die phyſiſche Kraft der Nothwendigkeit wird hier immer den Vorrang halten, die moraliſche Kraft wird die äußere Welt nie überwinden; aber wohl ſoll ſie in ihr weben und wirken, mit ihr ringen und kämpfen bis ans Ende aller Tage; aber ſie kämpft nicht durch Blut und Gewalt. Karl der Große war ein Tyrann, als er die Sachſen mit dem Schwerte taufte; die Franzoſen waren es, als ſie in die friedlichen Thäler des Vierwaldſtädteſees brachen, und Wilhelm Tell klang damals zum erſten Mal häßlich in ihrem Munde.

Man ſoll keinen Menſchen, ja nicht einmal ein Kind zwingen, das Gute zu thun, oder das, was man für gut hält, das iſt ein Satz, woran wohl keiner zweifelt, der den Menſchen etwas beſſer glaubt, als ſeinen Hund und Eſel. Was von einzelnen gilt, muß von ganzen Völkern gelten. Dadurch ſtehen die Franzoſen mit vielen Thaten, die Schwärmer nur vergöttern und preiſen, im Schlimmen Schatten. Aber wer etwas weiter ſieht und nicht bloß an Worten klebt, wie ein Vogel an der Leimruthe, die ſeinen Flug hemmt, der wird auch hier viele Schuld von ihnen abwälzen können. Nur das Eine bleibt ihnen Schande, daß ſie unter Schmeicheleien und als Freunde und Brüder nehmen wollten, was ſie als Feinde nehmen konnten. Die Feinde des Statthalters der vereinigten Niederlande würden ſie eingelaſſen und unterſtützt haben, auch wenn ſie das Land für ſich hätten erobern wollen; ſie machten nun den Vertrag der Macht und ſagten: ihr ſeid Republikaner, gebt uns dafür euer Geld. Sie würden die Schweiz auch ohne den Vorwand, die Ariſtokratien zu ſtürzen, haben erobern können als eine Vormauer Oeſterreichs (denn wer findet keinen Vorwand?) und einen Weg nach Italien. Für die Schweitz und für Oſterreich war es in beiden Fällen beinahe daſſelbe, und Oeſtereich würde das Erſte eben ſo als eine Feindſeligkeit haben wehren müſſen, als das Letzte, wenn es ſich die Kühnheit und Kraft zugetraut hätte. Wer geſund urtheilt, ſieht durch die Verſprechungen, die man giebt, durch die Erklärungen, die man macht, durch die Namen und Worte, mit denen man leicht freigebig ſeyn kann, nur die Wirkung der Macht, die immer die Welt beherrſcht hat. Jeder wußte wohl, wer der Franzoſe war und warum er ſein Freund ſeyn mußte.

Würden Oeſtreich, England, und ſelbſt die einzelnen Menſchen, welche darüber ein ſo entſetzliches Geſchrei erheben, würden ſie in ähnlichen Fällen, wenn ſie ſich mächtig genug dazu fühlten, nicht daſſelbe thun, und jeder nach dem Syſtem und der Farbe ſeines Landes und ſeiner Verfaſſung, der Sache ein feines Anſehen zu geben und ſie den Dummen zierlich zu überkleiſtern wiſſen? Wenn bei den Franzoſen Freiheit, Gleichheit, Brüder- und Bundsgenoſſenſchaft leere Namen ſind, die nur gelten, wie ſie es wollen und ſo lange ſie es wollen, ſo iſt das freilich eine böſe Lüge, aber wer lügt nicht in der Politik? Und ſind die Kriege, Verhandlungen, Bündniſſe der Völker, ſo weit die Geſchichte reicht, nicht eine ewige Lüge? Freilich hütet man ſich wohl, laut zu ſagen, was jeder dem andern zutraut; Treue und Freundſchaft ſtehen voran, aber das Intereſſe hält und bricht alles, was in der Welt geſchieht. Häßlich bleibt es indeſſen nicht weniger, weil es gewöhnlich iſt. Auch die Lombardei war als ein erobertes Land anzuſehen, als ein ſolches hätte man es eben ſo gut nutzen und feſthalten können, als jetzt. Denn wenn man behauptet, durch die Verſprechungen, eine Republik daraus zu machen, habe man viele für ſich gewonnen und ſich den Beſitz ſicherer gemacht, ſo iſt das freilich wahr; aber machte man durch die Umkehrung des Alten und die Revolutionen, die dieſes in Städten und Familien veranlaßte, nicht eben ſo viele Feinde, und erbitterte Feinde, die unter dem Eroberer, in der alten Lage gelaſſen, wenigſtens ruhig geweſen wären? Man bedenkt auch zu wenig, daß viele Uebel und ihre Folgen, die man gern der neuen Demokratiſirung zuſchreibt, die gewöhnliche Begleitung des Krieges und der Herrſchaft des geſetzloſen Schwertes ſind. Nur das ſteht am Ende feſt, die Franzoſen ſind nicht beſſer, als die meiſten Völker in einer ähnlichen Lage gegen andre ſeyn würden, und die Brüder- und Töchterrepubliken ſind ihnen dienſtbar, wie ſie es unter jeder andern Nation ſeyn würden, die es wagen könnte, ſo ſtark, oder ſo ſchlau zu herrſchen.

Soviel ich von den Lombarden geſehen habe, ſo ſcheinen ſie mir faſt noch ein ſtilleres Volk, als die jetzigen Toskaner, und ſie ſind auch ſeit manchem Jahrhunderte als die ſtillſte und fleißigſte Völkerſchaft Italiens bekannt. Ihre Städte waren nächſt mehrern Seeſtädten die erſten, welche ſich frei machten und dann unter dem Schutz weiſer Geſetze und tapfrer Bürger mehrere Jahrhunderte ihre Freiheit behaupteten. Aber ſie waren auch die erſten, die in Abhängigkeit fielen und wechſelsweiſe kleinen Fürſten, der größte Theil aber Franzoſen, Spaniern und Teutſchen dienten. Selbſt in dieſem abhängigen Zuſtande, der nur zu oft Sklaverei ward, ſie in alle Händel der herrſchenden Nation verwickelte, einen Theil ihres Geldes nach Madrid; Wien und Paris gehen ließ, woher es nicht leicht zurückkam, ſelbſt in dieſem Zuſtande hatte die Lombardei immer noch den beſten Ackerbau, die erſte Viehzucht und die meiſte Induſtrie in Fabriken und Manufakturen. Selbſt in dieſem Drucke der Fremden, der, wenn er auch oft leidlicher iſt, als der von einheimiſchen Fürſten, doch immer auf den Karakter eines Volkes böſe Einflüſſe hat, ſelbſt darin bleibt unter den Lombarden nächſt den Toskanern die meiſte Rechtlichkeit und Gutherzigkeit, kurz der meiſte ſchlichte und grade Menſchenſinn. Die Teutſchen, die hier gereiſt ſind, ſchreiben das gern auf die Rechnung der Oeſterreicher, die beinahe ein Jahrhundert darin geherrſcht haben; aber vielleicht ohne Grund. In ſolchen Urtheilen führt die Eitelkeit und Vorliebe für ſein Volk leicht zu weit. Bei einem Karakter, der ſo feſt ſteht, als der italiäniſche, wirken fremde Sitten ſo ſchnell nicht, beſonders, wenn ſie von einer fremden Nation kommen, die man doch immer haßt, wenn ſie herrſchen will. Italiens Karakter wird ſich nur beſſern, wenn die Nation einmal wieder herrſcht, wenn ſie je ſo glücklich iſt, ein Volk zu werden und ſich der Fremden erwehren kann. Erniedrigung und Einfluß der Fremden iſt das Sicherſte, das bravſte Volk niederträchtig zu machen. Armes Teutſchland, was ſoll ich dir alſo bei deiner Zerriſſenheit prophezeien? Hier in der Lombardei ſind Banditen, Giftmiſchereien und anderes Unheil, was Italien bei den Ausländern ſchändlich macht, immer ſelten geweſen. Beſſere Polizei und die ganze Denkart des Volks war ſolchen Künſten der Finſterniß zu wenig günſtig.

Wie iſt denn nun die Harmonie zwiſchen dieſem Volke und ſeinen Freunden den Franzoſen? Herrſcht der brüderliche Geiſt der Freiheit und Gleichheit, oder iſt Geſpanntheit und Mißhelligkeit in dem Ton dieſer Republiken? Das ſind Fragen, die ſich leicht beantworten, wenn man nicht alle Dinge nach Vorurtheilen aburtheilet. Anfangs, als ſich die Jünglinge, die alle Dinge nur in Flammen zu ſehen pflegen, als ſich brave Schwärmer und heiße Feuerköpfe noch mit goldnen Hoffnungen einer Wiedergeburt der ganzen Menſchheit wiegten, anfangs mogten viele wohl im ganzen Ernſt den Franzoſen anhängen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, wie viel ſie von ihren Verſprechungen gehalten haben und wie viel ſie überall haben halten können. Man iſt viel betrogen worden, weil man mehr gehofft hat, als zu erwarten war; der ſüße Rauſch iſt vorüber, und man ſieht die Dinge wieder klar und nackt. Auch wenn die Franzoſen Götter wären und vom Winde leben könnten und alſo keine Millionen zu erheben, keine Klöſter umzukehren, keine Nationalgüter zu verkaufen genöthigt wären, auch dann würden ſie endlich gehaßt werden, weil ihr Verhältniß zu den Ciſalpinern kein gleiches iſt, und weil endlich doch das Wort wahr bleibt, was ein vernünftiger Lyoner zu mir ſagte: un peuple n'aime que lui même. Und dieſes egoiſtiſche Gefühl iſt einem Volke eben ſo nothwendig zu ſeiner Exiſtenz, als dem Magen der Hunger, welcher lehrt, wann es Zeit iſt, neue Nahrung auf die Maſchine zu ſchütten, daß ſie nicht verderbe. Ein Volk, wie die Italiäner und Teutſchen, die dieſe Nationalliebe nicht haben und ſich nach den Farben und Stammbäumen von hundert Fürſten auf Befehl lieben und haſſen und todtſchlagen, ein ſolches Volk iſt zur Unterdrückung reif und ſei es das bravſte und tapferſte. Wenn man alſo den Franzoſen hier nicht liebt, ſo will man den Teutſchen und Oeſterreicher wieder? Das folgt noch nicht, obgleich man es ſo erklärt. Der Italiäner ſieht wohl ein, was er von den Fremden hat, er ſchlüge gern beide die Teutſchen und Franzoſen aus dem Lande und hülfe ihm ſelbſt, aber wie kann er das, da er nicht eins iſt? Die meiſten wünſchen denn doch wohl aufrichtig, daß die neue Ordnung beſtehe, da die Einführung der Alten nur durch friſche Wunden und Unheile möglich wäre und noch eben ſo viele wieder elend machte, als dieſe leider gemacht hat. Aber daß die Dinge ſo bleiben, wie ſie eingerichtet ſind, das iſt unmöglich und muß den Haß jedes freien und wackern Bürgers erregen. 25000 Mann Franzoſen als Hülfstruppen immerdar zu erhalten, 15 Millionen Franken an Frankreich jährlich zu bezahlen und für dieſen theuren Preis, der am Ende alles arm und entvölkert machen muß, die leeren

Namen Freiheit und Republik zu kaufen, das iſt zu hart, und eine Auflage, wie ſie der ſchlimmſte Feind nicht ärger auflegen könnte. Dazu kommen noch die Mishandlungen des Direktoriums, das man allenfalls einkerkert und ſo die Zuſtimmung des freien Volkes erzwingt, die Ummodelung der Konſtitution bei der Ankunft jedes neuen Befehlshabers und bei jeder Veränderung des Windes in Paris; endlich das zügelloſe Regiment des franzöſiſchen Geſandten Trouvé mit ſeinen Helfern, ſo daß alles in einer dumpfen Stimmung iſt, die nirgends etwas Erfreuliches zeigt. Vergebens ſucht man unter dem Volke die heitre und kühne Stimmung der Ligurier, von der ich oben geredet habe. Was noch für die Verfaſſung ſchreibt und ſpricht, das ſind die Angeſtellten, die entweder Furcht, oder Intereſſe treibt. Wenn die Stimme der Wahrheit unter den Patrioten ſich hat hören laſſen, ſo iſt das das Signal zum Abſetzen geweſen, und das hat die Menſchen klug gemacht, die nichts weiter, als klug ſeyn können. Wo das freie Wort verſtummt, da iſt keine Freiheit und wenn man ihren entheiligten Namen an alle Wände ſchmiert und an alle Straßenecken klebt. Dies freie Wort habe ich nirgends gefunden, nicht einmal bei den Franzoſen, die doch die freieſten hier ſeyn ſollten. Keine Zeitungsblätter, keine Flugſchriften ſieht man, als die unter der Autorität der Regierung gedruckt ſind, keine politiſche Geſpräche, keine Ausbrüche politiſcher Freude ſind in den Kaffe- und Schauſpielhäuſern. Jeder ſieht ſich erſt drei-viermal um, ehe er mit einem Bekannten zu flüſtern anfängt. Spionerei, Anklage, Auf- und Abſetzung ſind an der Tagesordnung. Die ganze Regierung hat die Symptome der Schwäche und Auflöſung. Den Franzoſen, die in Civilſachen und bei der Armee angeſtellt ſind, geht es nicht beſſer, und weil jeder weiß, daß ſein Poſten nur ephemeriſch iſt, ſo ſucht er ihn auf das Beſte zu benutzen.

Ein ganz andres Schauſpiel ſah man indeſſen in Turin und den andern Orten Piemonts, wo wir freilich ſchnell durchfliegen mußten. Da war Sturm und Neuheit allenthalben. Was die alte Regierung haßte, oder was auch nur nach neuen Dingen begierig war, fand nun mit einem Male ein weites Feld aufgethan; und mancher glaubte, nun ſeien ihm alle Hoffnungen zu Glück und Ehren gewährt. Hier war die Stimme der Mehrzahl ſichtbar für die Franzoſen aus Gründen, die ſich auch ohne den Geiſt des Republikanismus erklären ließen. Dieſes ſchöne Land iſt mit Adel überhäuft, der Hof war einer der prächtigſten in Europa. Dies erforderte Summen, welche alle Fruchtbarkeit des Landes und alle Induſtrie der Einwohner nicht tragen konnte. Dazu mußte die Regierung die Saiten noch ſtraffer anſpannen, um die franzöſiſchen Garniſonen im Lande zu erhalten und die Forderungen und Anleihen der franzöſiſchen Republik zu befriedigen, welche von Zeit zu Zeit ergingen. Nachdem der König ſich ſo zum Vortheil der Franzoſen noch mehr verhaßt gemacht hatte, war es ein Leichtes, ihn auszutreiben, zumal da man faſt alle Feſtungen des Landes ſchon inne hatte und er ſeit dem Vertrag mit Buonaparte ein Gefangner war. Hier in Turin war es ein gewaltiges Jubeln und Schreien über die neue Freiheit und wäre noch wohl ärger geweſen, wenn das franzöſiſche Militär nicht Ruhe gehalten hätte. Das war ein Singen und Trommeln auf den Gaſſen, ein Schimpfen auf den König und ſeine Edlen, die geflüchtet oder mit ihm gezogen waren, ein Stampfen, Poltern und Hurra und Huhu der Freiheit in den Theatern, wogegen alles Genueſiſche nichts war. Leider durften wir nur zwei Tage unter dieſem Lebensſtrudel bleiben. Mit dem Fall des Königs fiel nun auch alles, was ſonſt edel und groß geweſen war und mit geherrſcht hatte, plötzlich von ſeiner Höhe. Viele, die bei dem Volke gehaßt waren und vielleicht kein gutes Gewiſſen hatten, andre die dem Schickſal des Königs folgten; andre endlich, die lieber alles, als den Adel, in Stich laſſen wollten, flüchteten aus dem Lande und die meiſten freilich nach Venedig und Toskana; denn wo war ſonſt noch eine Freiſtätte? Zugleich wurden eine Menge armer Franzoſen, die hier im Exil gelebt hatten, durch den Sturz des Königs mit aufgeſchüttelt und erhielten die Warnung, daß hinfort ihres Bleibens nicht ſei in Piemont. Es war doppelt hart in dieſem harten Winter für dieſe Armen, die zum Theil von Almoſen gelebt hatten und nun 40, 50, 60 Meilen reiſen ſollten. Wir trafen ganze Züge dieſer Unglücklichen auf der Rückreiſe zu Tortona, Parma und Piacenza. Glücklich ſind die, welche nicht Weib und Kinder mit ſich führen. Rührend war es mir bis zu Thränen, als ich bei meiner Ausfahrt aus Aleſſandria in einer Dorfſchenke, wo wir anhielten, eine ganze Familie traf, einen ehemaligen Marquis mit ſeinem Weibe und vier Kindern, jetzt ohne das Aeußere des Glanzes, der ſie vielleicht vormals umgab. Einige franzöſiſche Officiere hatten ſie bis dahin begleitet und wahrſcheinlich auch noch mit Gelde unterſtützt. Menſchlich war der Abſchied; der eine von ihnen, indem er den Alten die Hand drückte, rief ihm mit Thränen in dem Augen bei'm Weggehen zu: Wir ſind alle Franzoſen, der Friede wird uns wieder im Vaterlande vereinigen. Viele von ihnen mußten auch zu Fuße die Reiſe machen, ſicher genug, denn der Arme paſſirt allenthalben, ohne Banditen und Händel fürchten zu dürfen.

Die Geißel der Bundsgenoſſen ſind nicht die franzöſiſchen Soldaten, ſondern die Verwalter, Kommiſſäre, Deputirten und zum Theil auch die Kriegsbefehlshaber. Zwar werden die meiſten franzöſiſchen Soldaten beſſer gehalten, als die europäiſchen Heere und erfordern daher auch größern Aufwand; aber dafür iſt auch bis jetzt kein europäiſcher Soldat ſo gebildet und menſchlich, ſobald Ordnung vom Haupte auf das unterſte Glied hinabgeht.

Jetzt iſt es freilich an manchen Orten anders und man rühmt, man habe unter Buonaparte eher 80000 Mann erhalten können, als jetzt 30000. In der Lombardei waren jetzt wenige Truppen, die meiſten hatten ſich ſchon nach der Romagna gezogen, um gegen Neapel zu agiren, und der Reſt ward größtentheils bei der Revolutionirung Piemonts gebraucht. Wenn die Bürger indeſſen die Franzoſen rühmen, ſo ſind es die Officiere und Soldaten, die größtentheils eben ſo tapfre, als achtungswürdige Menſchen ſind, und denen man die Verbrechen ihrer Regierung nicht zur Laſt legen muß. Ich muß ſagen, mir ging jedesmal ein Strahl von Freude auf, ſo oft ich mich unter dieſen Menſchen befand. Dieſe gehören auch keinesweges zu den glücklichen und herrſchenden, ſondern werden oft eben ſo ſehr gemishandelt, als die Italiäner. Die ich in Mantua und Breſcia traf, ſahen eher Bettlern, als Soldaten ähnlich, ſo zerriſſen an Kleidern und Schuhen waren ſie. Auch fluchten Officiere und Gemeine, in vier Monaten keinen Sold erhalten zu haben. In Mantua ſelbſt ſah alles desorganiſirt aus. Zweimal iſt die Feſtung ſeit 8 Monaten auf ein Jahr verproviantirt, und doch fehlt es an allem. Die Lieferungen kommen in einem Thore ein und gehen zum andern wieder heraus. Im Ganzen indeſſen haben die Truppen ein großes Anſehen von Bravheit und gehören ſicher zu den ausgewählteſten. Die Ciſalpiner hingegen — ich ſpreche von den ſtehenden Truppen — ſind hier allenthalben, wie in Bologna, und es ſcheint, als wenn ſie nur da wären, um einen Kontraſt mit den Franzoſen zu geben, ſo lauſig und lumpig gehen ſie einher und ſo ohne alle Ehre. Die Franzoſen verachten ſie und laſſen ſich kaum auf ein Wort mit ihnen ein. Bei dieſen Umſtänden iſt es unmöglich, daß ſie brave Soldaten werden können; denn ohne Ehre iſt das Schwert ſtumpf.

Ganz anders, als mit dem Wehrſtande der großen Republik, verhält es ſich nun mit dem andern

Perſonale der Armee, mit dem ganzen Geſchlepp von Zugegebnen, von Spionen, Kommiſſären, Proviantmeiſtern und anderm Geſindel, dem man füglich den Namen Zehrſtand geben kann. Dieſe machen das edle Volk allenthalben ſtinkend und thun alles, um jeden Funken von Freiheit, der noch in Europa lebt, auf ewig zu unterdrücken. An ihrer Spitze ſteht Trouvé, der franzöſiſche Geſandte bei der Republik, und von ihm geht es durch tauſend Ramifikationen bis zu dem unterſten Schurken fort, der tagdiebet und vom Raube lebt. Es iſt unglaublich und keiner glaubt es, der es nicht ſieht, wie groß die Menge derer iſt, die, ſelbſt ohne angeſtellt zu ſeyn, auf Koſten Italiens zu leben wiſſen. Ich habe mit einigen Officieren darüber geſprochen, die mir ſeltſame Entdeckungen machten. „Ein großer Theil dieſer Schurken, die uns das Geld und die Ehre ſtehlen, ſagten ſie, ſollten mit unter unſern Fahnen ſtehen und marſchiren; aber das gefällt ihnen nicht. Jeder unbärtige Jüngling, der nicht Luſt hat, die Flinte zu tragen und nur mit irgend einem Repräſentanten, Departementskommiſſär, oder Adminiſtrator, ja nur mit einem unterſten Schreiber durch Verwandſchaft und Geld Zuſammenhang hat, weiß der Konſcription ſchon zu entſchlüpfen und läßt ſich unter irgend einem Titel bei dem Lieferungs-, oder Fuhrweſen der Armee anſtellen, oder er läßt ſich in Botſchaften hin und her ſchikken, um nicht fechten zu müſſen. So haben wir oft Hunderte bei einem Amte, wo es nicht zehn brauchte. Die Raçe will gut leben und noch Geld mitnehmen; wir kriegen nichts davon, aber ſie nehmen uns die Ehre obenein.“ Ueber dieſe Franzoſen ſchreien und klagen die Bundsgenoſſen. Alles muß zwei- und dreimal geliefert werden, und es iſt doch nichts im Stande. Sie leben mit Huren und Spielern, während die Armee des Nothwendigen entbehrt, und ſchämen ſich nicht einmal, vor den Augen der armen Bürger die Reichthümer zur Schau zu tragen, welche ſie ihnen abgepeinigt haben. Man weiß, wie verderblich dieſes Gezücht, was nur zu ſelten aus ehrlichen Männern beſteht, ſelbſt dem eigenen Lande leicht wird, wenn nicht die ſtrengſte Aufſicht iſt; was vollends muß es im fremden Lande ſeyn, wenn die meiſten dieſer Gauner unter den Erſten im Volke einen haben, mit dem ſie im Bunde ſtehen, oder von dem ſie wenigſtens geſchützt werden? Die Officiere hier klagen laut die Fünfhundert an, ob mit Recht, oder Unrecht, weiß ich nicht, daß die meiſten mit den Kontrahenten der Lieferungen für die Armee in Kompagnie ſtehen. Geſchieht das am grünen Holze, was ſoll am dürren werden?

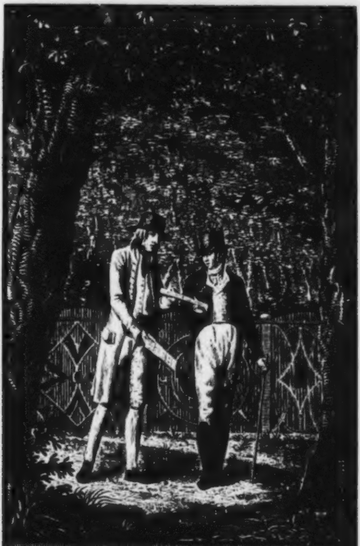
Bei dieſer Lage der Dinge vermehrt das Uebel noch, daß die Franzoſen es ſich bei jeder Gelegenheit merken laſſen, daß ſie die Italiäner verachten. Sie verachten ſie im Durchſchnitte ſo ſehr, daß ſie das ganze Volk nur ein niederträchtiges und feiges Volk ſchimpfen, unwerth, frei zu ſeyn, und zu feige, ſeine Freiheit zu vertheidigen. Dieſe Verachtung wächſt natürlich, je widerſpänſtiger die Italiäner von Tage zu Tage werden und je mehr der erſte Enthuſiasmus ſich getäuſcht findet. Aber nicht bloß in italiäniſcher Feigheit liegt der Grund dieſer Verachtung, die allmählig in Haß überzugehen droht, ſondern noch mehr in dem Schneidenden und Abſtimmigen der verſchiedenen Sitten, die nicht gemacht ſind, ſo leicht ſich zu vertragen, als die teutſchen und franzöſiſchen. Wenn der Teutſche in der Regel nicht ſo kriechend iſt aus Intereſſe, wie der Italiäner, ſo iſt er es mehr aus Bequemlichkeit. Er findet, weil er keine ſtehenden äußern Sitten hat, es nicht ſo unbequem, ſich Fremden anzuſchmiegen, und denen, die einmal die Herren ſind, auch darin zu Gefallen zu leben. Zwar war in der Lombardei immer ein ziemlich freier Ton und das ſchöne Geſchlecht nicht ſo ſehr Sklave, als in andern Provinzen Italiens; aber immer war doch ein weiter Sprung bis zur franzöſiſchen Freiheit, geſchweige der Freiheit, die zugleich mit der politiſchen ganz aus den alten Ufern trat und auch in andern Dingen vieles erlaubt, ja ſelbſt recht erklärte, was ſonſt verſchämt die vier Wände und die Dunkelheit liebte. Zum Theil ſind das aber immer nothwendige Folgen des Kriegs und jede andre Nation würde es eben ſo gemacht haben; aber die meiſten Menſchen halten ſich doch immer an denen, die ihnen grade das Uebel thun. Wie gewöhnlich iſt es, daß der Krieg die Weiber wieder in einen gewiſſen Naturſtand ſetzt, dieſes ſchwache Geſchlecht, das nur durch Sitte im geſellſchaftlichen Zuſtande ſtehen kann. Gefährlicher ſind freilich in dem Punkte die Franzoſen, weil ſie liebenswürdiger ſind und ihr Leben daheim im Vaterlande, wenigſtens die Jugendjahre gewöhnlich den galanten Künſten weihen. Daß dieſe hier nun die Sitten ſo ſehr niedergeriſſen haben, oder wenigſtens den äußern Zaun, hinter welchem ihre Gebrechen ſich verſtecken konnten, das vergiebt man ihnen nicht ſo leicht. Und in der That muß ein Volk ſehr langmüthig ſeyn, das ſolches alles gelaſſen ertragen kann. Häufig ſind ſolche Geſchichten, die in Frankreich zum Spaß, in Teutſchland zum Spott und in England zu Flüchen dienen, ſehr italiäniſch genommen worden. So iſt aus einem Verbrechen ein andres und aus der Beſtrafung Haß entſtanden. Etwa 14 Tage vor unſrer Ankunft hatte ſich zu Breſcia ein ſolcher Fall ereignet. Ein eiferſüchtiger Ehemann hatte einen franzöſiſchen Officier in den Armen ſeines Weibes erſtochen; der arme Teufel war als ein Mörder verdammt und nach wenigen Tagen erſchoſſen. Das Letzte iſt nach franzöſiſchen Sitten gerecht, nach italiäniſchen eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit; wie ſoll da die Ausgleichung kommen? Solche Vorfälle und grade ſolche ſetzen eine unaustilgbare Erbitterung. Ein zarter und den Einheimiſchen äußerſt verdrießlicher Punkt iſt noch das, daß die franzöſiſche Artigkeit, vielleicht auch die franzöſiſche Herrlichkeit — denn das Weib folgt dem Schimmer und der Herrſchaft noch mehr, als der Mann — mächtig iſt, ihnen die Herzen der Weiblein zu gewinnen. Die Oberbefehlshaber, die Kommiſſäre und andre Schlucker, die ſich am Fett Italiens glatt geſogen haben, nicht zufrieden, mit den Weibern zu buhlen, wiſſen ſich auch die reichſten Erbinnen auszuleſen, die ſie mit ihrem Vermögen nach Frankreich führen. Die Weiber ſelbſt ſind ſtolz darauf, dieſen Herren der Welt zu gefallen, und wo die Männer nicht dürfen, da wagen ſie alles. Dieſer Punkt iſt einer der kitzlichſten und keiner fühlt ihn ſchmerzlicher, als der Italiäner, dem ſolche Entführungen (oft ſind es wirklich Entführungen der Töchter aus dem Hauſe der Aeltern) nicht bloß die Ehre, ſondern auch das Geld antaſten. Ich verdenke es übrigens den Franzoſen nicht. Die Mailänderinnen ſind meiſtens reich und ſchön und auch in den andern Städten, die wir paſſirt ſind, giebt es viele leidliche Geſichter.

Solche Dinge ſind freilich kleine Ungerechtigkeiten, aber ſie werden immer tiefer empfunden, weil Schimpf mehr brennt, als Unrecht. Sie ſind nicht die Folgen der Revolution allein, ſondern auch des Krieges. Aber wen man einmal haßt, dem ſchiebet man gern alles auf den Nacken. Ein andres Ding, das die Eingebornen verdrießt, iſt der Anblick ſo vieler Töchter guter Familien, die zum Theil verjagt, zum Theil auch im Elende zerſtreut ſind; der Anblick ehrlicher Bürgerinnen, die bei der Noth des Krieges verarmt ſind und nun dem Sieger zum unrühmlichen Gebrauche dienen. Alles ſolches trägt ein Volk wohl von ſeinen Landsleuten; muß es daſſelbe von Fremden leiden, ſo kehrt ſich jedes Eingeweide um. Zu dieſem allen kömmt die Muthloſigkeit und Gewerbloſigkeit vieler Zweige der Induſtrie, der geſperrte Handel, die neuen Auflagen zum Beſten der Freiheit und des Vaterlandes, die ſchon einen ſehr feuerfeſten Patrioten fordern, wenn ſie ihn nicht muthlos machen ſollen.

Die Sitten haben nur in Einem Punkte, in Rückſicht auf die Weiber eine Veränderung erlitten und in manchem Aeußern, worin man den Franzoſen nachahmt, weil es ſeyn muß. Aber dieſe Nachahmung zeigt faſt nirgends den Trieb, franzöſiſch auszuſehen und ganz franzöſiſch ſeyn zu wollen, wie im Liguriſchen; höchſtens iſt das noch bei einem Theil der männlichen Jugend der Fall. Die Männer hingegen ſind meiſtens ernſthafter und zurückgezogener, als vorher, die meiſten wohl aus Ingrimm, die Edleren vielleicht aus Trauer, daß ſo ſchlecht geht, was ſo gut hätte gehen können.

Zu dem Aeußern, was franzöſiſch iſt, gehören vorzüglich die Theater und es verſteht ſich, daß in allen groſſen Städten, wie Mailand und Turin, eine franzöſiſche Truppe neben einigen italiäniſchen ſpielt. Schon vormals war man in dieſen Dingen hier mehr franzöſirt, als anderswo; nun iſt es auf alles übergegangen. Die Freiheit, welche in den Schauſpielhäuſern Italiens immer zu herrſchen pflegt, iſt hier nun noch um das Doppelte gewachſen, und dieſe ſind ſo übel berufen geworden, daß manche Familien ſich hüten, ihre Weiber und Töchter da zu zeigen. Die Logen ſcheinen nur eben ſo viele Rendesvous zu ſeyn, alles flattert und ſchwärmt herum und alles läßt ſich beflattern und beſchwärmen; die Freude ſelbſt vergißt den Wohlſtand und wird wild. Man ſpielt Karten, man ißt, man trinkt, man ſcherzt, umhalſet und küßt ſich; das heißt nur brüderlich und frei; die feinen Franzoſen hüpfen immer von einer Loge in die andre, und die ehrbaren Männer dürfen gegen ſolche kleine Artigkeiten nichts haben. Aber alles dieſes iſt nichts gegen das Parterr. Da war es oft beinahe wie im Bordell. Die Huren ſumſeten um alle Bänke herum, lachten, ſchwatzten und dahlten laut mit ihren Geſellen und ſagten Zoten, zu denen ſie ſo öffentlich noch an keinem Orte der Welt gekommen ſind. In jedem Kaffehauſe, vor der Thür jedes Gaſthofes lauerten zwei.

drei Kuppler, die nach beſtem Vermögen ihre Waare ausboten. Dieſes leichte Geſindel der Nacht, das freilich hier faſt Geſindel des Tages heißen konnte, ward nun mit der Dämmerung immer kühner und frecher. Bei'm Ausgang aus den Theatern ward man oft an allen Zipfeln feſtgehalten, und es gab Plätze, wo es ſchon um 10 Uhr gefährlich ſeyn ſoll, ohne ſtarke Bedeckung auszugehen, um von dieſen Mänaden nicht orpheiſch zerriſſen zu werden. Was ſoll man zu dieſen Dingen ſagen? Wo kein Ufer iſt, da bleibt auch kein Strom. Welche Nativität ſoll man einer Republik ſtellen, wo es glorreich ſcheint, mit dem anzufangen, womit die meiſten aufgehört haben? Wo Schurken herrſchen und Huren ſo frech einhergehen, da ſollte der freieſte Staat, der allein durch nüchterne Sitten und den Geiſt der Aufopferung beſtehen kann, da ſollte eine Demokratie möglich ſeyn? Es breche keiner den Stab über mich, wenn ich ſage: ich zweifle.



Eh bien! ne me donnez rien le [illegible]

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Dritter Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

M

Ernſt Moritz Arndts

eiſen.

Dritter Theil.

Abreiſe von Genua nach Nizza,
den 20ſten März.

Meines Bleibens war endlich nicht länger hier, und ich ſehnte mich auch bei den böſen kriegeriſchen Ausſichten herzlich von Italien weg. Für die Seereiſe waren wieder die alten Gründe. Um 22 Uhr war unſre Ladung fertig — denn ich muß doch einmal die Luſt haben, die Stunden italiäniſch zu zählen — und wir ſegelten mit günſtigem Winde ab und freuten uns der weſtlichen Bucht hinter dem Fanale, des reitzenden Seſtri und der fortlaufenden Küſten, die aber allmälig immer rauher und öder werden, und nur einzelne freundliche Stellen zeigen. Dies war die letzte Freude des Landes: denn bald hatten wir nur die Sterne der Nacht über und die Wellen des Meeres unter uns. Unſre Ladung war eine der luſtigſten und gemiſchteſten, und ich hatte ſie eben darum gewählt, obgleich ich mit dem Courier, der denſelben Tag nach Nizza abging, ſchneller, bequemer und wohlfeiler hätte reiſen können. Die Hauptladung machten 48 Galeerenſklaven, oder zu den Galeeren Verdammte, mit einer Eskorte von 15 Gensd'armes und einigen Officieren. Außer dieſen waren mehrere Soldaten und Officiere, Jäger, Freiwillige, Officierweiber und einige Kaufleute, ferner ein Paar deſertirte öſtreichiſche Officiere, die böſe Dinge gemacht hatten und nun nach Frankreich gingen. Alle, außer den erſten, für welche das Schiff bedungen war, waren als Paſſagiere darauf. Die Galeriens waren alle Soldaten und zwar wegen mancherlei Verbrechen und Vergehungen auf längere und kürzere Zeit verurtheilt. Die übrigen, ſowohl Officiere als Soldaten, gingen immer als Kameraden mit ihnen um, und ſo machten wir andern Paſſagiere es nach und konnten es ohne Grauſen thun, da hier franzöſiſcher Ton war und nicht jene teutſche Steifheit, die andern gleich ihren Zuſtand auf die Stirn mahlt, und einem, der Ketten an den Füßen hat, auch ſogleich Ketten ans Gemüth legt. Der Teutſche kann nur immer Eines Zuſtandes in Einer Zeit genießen, worein er ſich gleichſam hineinfrißt, wie die Maus in den holländiſchen Käſe; die Leichtigkeit des Franzoſen läßt ihn in einem kleinen Zeitraum durch viele laufen. Der Gedanke ferner, daß viele dieſer Armen für Vergehungen büßen ſollen, die auf der Wage der Menſchlichkeit ſehr leicht wiegen, nicht aber ſo auf der Wage des Geſetzes und der Subordination; der Gedanke, daß Jugend und Krieg in Uebereilungen ſtürzen, die das Geſetz und die Ordnung ſtrenger ſtrafen, die aber der Menſch menſchlich beweinen und richten muß, machte dieſe Gemeinſchaft gar nicht unnatürlich. Es war größtentheils junges Blut und manche mit dem erſten Flaum am Kinn; ja die meiſten Geſichter waren noch eine glatte Tafel und erregten alſo doppeltes Bedauren. Doch gab es einige halsbrechende und deſperate und ein Paar des Galgens würdige. Von allen aber war mir keines widerlicher und abſcheulicher, als das eines Teutſchen. Ein langer Kerl mit krauſem Mohrenhaar und dünnem Sproſſenbart, länglicht geſpaltenen Augen, die tief und halbgeſchloſſen unter der ſpitzen Stirn lagen. So viel Tücke und Luchsartigkeit und verſchloſſene Feigheit habe ich ſelbſt in Genua kaum geſehen. Ich ſah ihn weder lachen noch ſprechen, doch ſagte er zu einem der deſertirten Kroatenofficiere das für mich häßlich tönende Wort: ich bin ein

Teutſcher, ein Naſſauer hinter Frankfurt her. Vor allen der liebſte war mir ein Touloner, der ſich mit ſeinen Ketten immer zu uns hielt, ein ſchöner ſtattlicher Mann mit einer Luſtigkeit und Jovialität, die alles um ihn belebte und ihn die Ketten nicht fühlen ließ. Auch kann er am Herzen keine hängen haben; ſein Verbrechen iſt, trunknen Muthes gegen einen Officier ausgeſchlagen zu haben. Er hatte Geld und Wein und Früchte vollauf und traktirte alle Welt und bot ſelbſt unſern Damen an, denen er ſich durch die Feſſeln nicht untergeſtellt glaubte. Gleich ſein Eintritt machte mir ihn merkwürdig: citoyens, ces fers ne m'incomodent pas, rief er, le ſeul qui me fait de la peine eſt d'entendre les lâches Italiens crier: ecco i ladri franceſi! Er ſang und ſcherzte in Einem Athem.

Dieſe Sklaven, die Gensd'armes, Officiere und Paſſagiere, alles lag und ſaß unter einander auf dem Verdecke und im Schiffsraum. Selbſt die franzöſiſchen Weiber konnten ſich darein finden und unterhielten ſich ohne Anſtoß mit dieſen braven Burſchen, (braves garçons) wie ſie nur genannt wurden, ſo wie ſie in allen natürlichen Dingen keinen Anſtoß kennen. Eine von ihnen offenbarte ſich durch ihre Schüchternheit und Schaam gleich als eine pauvre Allemande, obgleich ſie gut franzöſiſch ſprach. Ich hütete mich immer, meine Teutſchheit an den Tag zu legen und wickelte mich ſteif in meine Schwedenhaut ein; denn die Franzoſen achten die Teutſchen jetzt nicht. O, mögte man rufen: exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor! Dieſe war von den Weibern die jüngſte und liebenswürdigſte und unſtreitig die gebildetſte, nahe bey Straßburg am Rhein gebohren und ſchön, wie die Rheinländerinnen pflegen. Sanftheit und Zartheit ſprach aus allen ihren Zügen; zwei kleine Kinder, ein liebes Mägdlein von vier Jahren und einen ſaugenden Knaben hatte ſie mit ſich. Sie reiſet, wie die andern Officiersfrauen, auf öffentliche Koſten und muß ſich alſo ſchon ſo eine Einfrachtung gefallen laſſen, obgleich die Reiſe zu Wagen von Genua nach Nizza gleichfalls gefährlich und wegen der Berge und ſchlimmen Straßen oft unmöglich iſt. Sie iſt das Weib eines Dragonermajors, den ſie im Anfange des Krieges geheirathet hat, und der jetzt mit einigen andern Bleſſirten aus Aegypten in Marſeille angekommen iſt, ſich von ſeinen Wunden heilen zu laſſen, und dahin ſein Weib zu ſich berufen hat. Sie hat mich unbeſchreiblich gejammert; denn ſie litt auf der Fahrt außerordentlich; nicht bloß das Meer, ſondern alles machte ihr Angſt, und wahrlich, unſre Geſellſchaft war wohl für wenige Weiberſeelen gemacht. Außer ihr war da eine andere Officiersfrau, eine reine Franzöſin, ein beherztes, muntres Weib, mit einem hübſchen Knaben, den ſie wohlgefällig mit den Worten vorwies: mon mari a bien ſcu faire un bon garçon. Sie ängſtete und genirte nichts, obgleich ſie dem Seeübel nicht entging. Neben ihr war die dritte in der Ordnung mit einer großen Naſe und einem häßlichen Geſicht, launiſch und beißig wie die Häßlichen meiſtens; ſie war meine unliebe Nachbarin. Zwei andere Weiber, eine Fabrikantenfrau aus Lyon und eine ähnlichen Schlages aus dem teutſchen Lothringen, ſaßen in ihrem eignen Zauberzirkel einander gegenüber, und unterhielten die Geſellſchaft durch ein beſtändiges Zanken und Keifen, wobei die Teutſche oft zum allgemeinen Spaß mit teutſchen Schimpfwörtern einfiel, ſo daß ich faſt in meinem Leben nichts ſo drolligtes geſehen, noch mehr gelacht habe. Sie waren erſtlich die beſten Freundinnen, aber die Hunde, die ſie ſtatt aller Geſellſchaft bei ſich hatten, zerfielen mit einander und gaben nachher von Zeit zu Zeit das Signal zu neuen Ausfällen. Sie hießen ſehr ominös Margarethe und Marie. Die Lyonerin gab von der Marie eine Genealogie bis auf den Urgroßvater, der ein Landsmann vom genfer Bürger Rouſſeau war, und küßte ſie dann herzlich. Auf meine Frage, ob ſie keine Kinder hätte, ſagte ſie, mit einigem Behagen das kleine Thier an die Bruſt drückend: celle-ci eſt mon unique enfant; je crois, que je n'aimerois jamais tant un autre — O Menſchenherz, wie kannſt du dich verwöhnen? Dieſe beiden Weiber gehörten eigentlich nicht zu den Menſchen des Schiffes; ſie ſtimmten nie mit ein. Doch der widerlichſte aller war mir ein franzöſiſcher Kaufmann, ein egoiſtiſches Thier, ein ſolcher Phlegmatiker, daß eine Welt hätte neben ihm zu Grunde gehen können, und er hätte nicht aufgeſchaut, wenn es ihn nur nicht berührt hätte. Er hatte auch keinen Funken franzöſiſcher Artigkeit, belächelte alles mit Selbſtgefälligkeit und ließ ſich die Dienſte und Sachen andrer Leute doch ganz wohl gefallen. Officiere und Soldaten waren Eins mit den Galeerenſklaven. Man lachte, man trank und ſang, und ein Lied der Armen war mir äußerſt rührend, eine Klage über ihren Zuſtand, die ſie mit einer ſchönen Melodie ſangen. Bei den Worten: Nous, privés des droits civiles, à vous, citoyens, un ſpectacle ſerons traten mir die Thränen in die Augen. Sie ſelbſt aber waren meiſtens luſtig und ſchwatzten über die Möglichkeit, daß ein engliſcher Kaper kommen und ſie von Toulon retten könnte, indem ſie lachend zu den Officieren ſagten: eh, citoyens, alors vous auriés le pis. Aber jene erwiederten, die Engländer würden ſie gleich am erſten beſten Landungsplatze wieder abliefern, wie ſie es mit jenen gemacht hätten, die man in England ans Land ſetzte.

So kam unter mancherlei Spaß und Geſchwätz die Mitternacht und mit ihr ein raſender Sturm. Alles ward nun in den Raum hinabgetrieben, damit die Schiffsleute arbeiten konnten. Das Waſſer ſchlug in die Luken des Verdecks und auch dieſe verſchloß man und zündete uns ein trübes Lichtlein an. Eine böſe Nacht begann. Die Menge Menſchen machte es heiß zum Erſticken und die renards fingen an; ſo nennt man nemlich die Wirkungen des Seeübels. Das Heulen des Sturms, das Lärmen der Schiffer, das Krachen der Rippen des Schiffs, das Wimmern und Jammern der Weiber, das Schreien der Kinder und die Todtenſtille alles Geſanges und aller Rede, die eben noch ſo munter waren, das trübe Dämmern des Lichts und der Geſtank der Füchſe, das alles konnte einem den Kopf wohl verwirren. Die Meiſten machten Füchſe, einige beteten, andre fluchten, andre klirrten mit ihren Ketten; die Weiber ſchrieen: nous ſommes perdues; die Galeriens: il vaudroit mieux mourir par la ſabre, que par la mer maudite; vom Schiffer hörten wir die vernehmlichen Worte: ſe tocchiamo la terra, tutt' e finito. Ich, als ein halber Seehund, hatte vielleicht die wenigſte Furcht, und mich tröſtete der Gedanke, daß die meiſten von uns keine Heiligen waren und alſo keine Furcht ſei, was Schlimmes zu befahren, ein Gedanke, der mir zugleich ein Lächeln abnöthigte, obgleich mein Ohr hörte, wie die Planken bei jedem andringenden Waſſer krachten. Das ärgſte war unſre phyſiſche beklommene Lage und nur durch zerſchnittene Citronen, worein ich Mund und Naſe drückte, rettete ich mich bei den ekelhaften Scenen umher vor der Seekrankheit.

So kam der Morgen und mit ihm eine gänzliche Windſtille. Man öffnete die Luken und die gelben und grünen Geſichter erſchienen nun größtentheils auf dem Verdecke und freuten ſich der Morgenſonne; aber Lebensluſt und Freude waren dahin; alles war für heute ſtill und ſehnte ſich nach Ruhe. Ich unterhielt mich einige Zeit mit den Officieren über die Teutſchen und Italiäner, und das Reſultat war: Der Teutſche iſt brav und mitleidig, aber ſeine Officiere taugen nicht viel; aber der Italiäner iſt feige und ſchurkiſch allenthalben und nur gut für den Dolch und die Nacht. So haßt ſich dies Volk und man will ihm die Freiheit einimpfen? Die Heerden von Delphinen, die in großen Haufen nahe am Schiffe vorüberſprangen, gaben uns einige Stunden eine frohe Unterhaltung;

es wurden ſelbſt mehrere Schüſſe auf ſie gethan, welche aber nichts ausrichteten. Wir waren bei Tagesanbruch gegen San Remo, dem niedlichſten Städtchen der ganzen Küſte von Genua bis Nizza, wo wir ein Stündchen ausſtiegen, und uns an der Landluft und den Früchten des Landes erfriſchten. Dies iſt faſt der ſchönſte Garten Heſperiens, den ich geſehen habe. Am Meere iſt die Küſte flach und ſandig und in dieſem Sande wachſen ſchon eine Menge orientaliſcher Palmen, nicht bloß zur Zierde, ſondern ihre Früchte werden auch reif. So ſteigt die ſchöne Bucht hinter dem freundlichen Städtchen immer in Hügeln bis zu grauen Bergen empor, die erſt noch Oelbäume und Kaſtanien und in weiter Ferne ihre beſchneiten Gipfel zeigen. Der untere Theil iſt nur Ein blühender und duftender Garten der Heſperiden, ein einziger grüner Wald von Orangen und Citronen, unter denen viele Mandelbäume, Pfirſiche und Feigen ſich mit wechſelndem Laube zeigten. Wir hatten in dieſen Gärten, wo die Weiber und Mädchen zum Theil auf und unter den Bäumen mit dem Pflükken der Früchte beſchäftigt waren, vielen Spaß, und ſtiegen, jeder mit einer Ladung Orangen, die zum Theil für ein freundliches Wort geſchenkt waren, jubelnd wieder zu Schiffe, indem jene uns noch lange nachwinkten und ſchrieen. Es verſteht ſich, daß diesmal die Gefeſſelten nicht von der Geſellſchaft waren. Dieſes San Remo iſt für die Südfrüchte der erſte Platz in der ganzen Republik. Gegen neun Uhr kam ein Wind auf, der uns aber gerade entgegen und alſo ſchlimmer, als die Windſtille, war. So mußten wir den ganzen Tag hin und her bugſiren (bordeggiare, traverſer) und kamen nur gegen ſechs Uhr des Abends vor Manton, das wir ſchon am Morgen ganz nahe ſahen. Wir hatten gegen Mittag, damit auf dieſer kurzen Fahrt nichts an Abentheuern und Gefahren fehlen ſollte, noch eine Probe von Aufruhr. Die Gefeſſelten hatten wider Befehl zum Theil Wein mit ſich, oder es ward ihnen auch aus dem gemeinſchaftlichen Vorrath und von den Paſſagieren gereicht. So war es gekommen, daß einige von ihnen allzuviel von dieſem edlen Safte genoſſen hatten. Zuerſt merkte man es nur an einigen lauten Stimmen; aber endlich fiengen ſie an, ſich untereinander zu raufen und zu zauſen und mehrere hatten ſich von ihren Beinketten losgemacht. Die Officiere ſuchten ſie in Güte zu beſänftigen, aber alles umſonſt; ſie bellten wider und ſchimpften. Nun ward zu den Waffen kommandirt; die Gensd'armes ſchnallten ihre Säbel um und machten ihre Gewehre in Ordnung, während jene Stücken Holz und Stangen der Schiffer faßten. Hierein ſchallten die Ketten und Flüche der Gefeſſelten und das Winſeln und Jammer der Weiber, die nichts weniger, als ein förmliches Gefecht erwarteten und den Himmel für ſich und ihre Kinder anriefen. Aber es ward ſo ſchlimm nicht. Man trieb die Widerſpenſtigen unten in den Raum mit einigen Kolbenſtößen, die andern giengen gutwillig und bald war alles vergeſſen und die alte Stille und Gemeinſchaft unter der Geſellſchaft wieder hergeſtellt. Die Soldaten baten die Officiere, nichts daraus zu machen: Wir ſind ja alle Franzoſen und dieſe hier unſere alten Kameraden; es wäre eine Schande, wenn man erzählte, daß Franzoſen ſich untereinander geſchlagen hätten. Der Schlaf und die Ermattung bemächtigten ſich endlich der Feuer- und Weinköpfe und der zweite Abend und die zweite Nacht waren traurig und ſtumm.

Die Küſte von San Remo bis Manton hat meiſtens einen ſchmalen Streifen eines flachen Ufers und abwechſelnd liebliche Oelpflanzungen und Hügel mit Orangen- und Citronenwäldern, unter denen die rothen Pfirſich- und Aprikoſen- und die weißen Pflaumen- und Kirſchenblüthen hervorſchimmerten. Höher hinauf ſind die Berge kahl und traurig und am höchſten hinauf mit Schnee bedeckt. Alte Gemäuer und Thürme aus den längſt verſchollenen Ritterzeiten nicken ſehr häufig von den Höhen und Hügeln herab und ſtehen im finſtern Gegenſchein gegen die Wohnungen im Thale und am Meer, die mit ſchimmernden Fenſtern und Ziegeldächern einen gar freundlichen Anblick gewährten. Beſonders ſchön aber iſt das Thal und die Bucht von Manton und hat alles, was dem Auge und Herzen einen heſperiſchen und idaliſchen Frühling reizend und zauberiſch machen kann. Auch die Palmen ſtehen hier reichlich, die ich bei San Remo bewunderte und die hie und da ſpärlich an der ganzen Küſte erſcheinen. Eine Meile etwa vorher iſt die Gränze der liguriſchen und franzöſiſchen Republik und beginnt das Departement des Alpes maritimes, deren Hauptort Nizza iſt. Umſonſt war meine Freude, hier ausſteigen und unter den Citronenwäldern ſpazieren zu können. Wir wollten in der That erſt anlegen wegen des ſchlechten Windes, aber der Kommandant wehrte uns, ans Land zu kommen wegen ſtrenger Quarantänebefehle, die er vorſchützte; aber, wie unſre Officiere fluchten, aus Knickerei, weil er ſie ſonſt hätte traktiren müſſen. So lagen wir bis über die Mitternacht vor Anker und ſegelten dann mit einem beſſern Winde um die Küſten von Monaco und Villa franca in den Hafen von Nizza ein, nachdem wir zu einer Fahrt, die man oft in 12 bis 15 Stunden macht, über 35 gebraucht hatten.

Um 7 Uhr des Morgens ward alles munter und lebendig. Wir ſtiegen aus und gingen nach der Municipalität, um unſre Päſſe viſiren zu laſſen, und ſo ein jeder nach ſeinem Gefallen weiter zu reiſen. Alles war frohes Muthes, und ſelbſt meine Elſäſſiſche Landsmännin lachte hier zum erſten Mal. Alle wurden auch froh entlaſſen, ich aber empfing ein widerliches Verdammungsurtheil, welches mir erſt ſehr unleidlich in die Ohren klang, nachher mir aber nicht leid geweſen iſt. Man ſagte mir, ich könne nach einem neuen Geſetze als Fremder nicht weiter in Frankreich reiſen, bis man meine Päſſe an den Polizeiminiſter in Paris geſchickt, und von ihm die Reſolution erhalten habe, ob ich meine Reiſe fortſetzen dürfe. Das könne leicht einen Monat währen. Ich hätte alſo nun die Wahl, ob ich in dieſer Hoffnung hier warten, oder wieder nach Italien umkehren wolle. Ich wählte das Erſte, erhielt eine Sicherheitskarte, die von 10 zu 10 Tagen unterſchrieben ward, und mußte ſo vier Dekaden hier leben, ehe ich einen neuen Paß von unſerm ſchwediſchen Geſandten, dem Baron Stael von Holſtein, aus Paris erhielt, der vom damaligen Polizeiminiſter Duval unterzeichnet war. Die Nothwendigkeit hat ihren Troſt und man lernt ſie auf Reiſen ehren. Ich faßte mich, miethete mir ein Zimmerchen und lebte in Nizza in einer Jahrszeit, worin oft viele hundert Engländer ſich unter dieſem heitern Himmel und an dieſer freundlichen Natur erlabt und vom Todſchießen gerettet haben. Ich wohnte in einem ſchönen Hauſe auf einer Höhe zwiſchen der Stadt und dem Hafen, wenn man vom Corſo kömmt, unter dem Felſen der alten Citadelle und über den Klippen des Meers, welches gleich unter meinem Fenſter brauſt, aus welchem ich die ganze ſchöne Bucht bis an den Var, und fern im Norden die Schneealpen der Provence und Savoyens ſehe.

Nizza die Stadt und die Gegend umher, nebſt einigen Zufälligkeiten und Anhängſeln.

Ich werde hier ſo recht meinem Genius folgen, und alles ſo hinwerfen, wie es grade folgt in meinem Kopfe, oder in der Zeit. Der fatale Aufenthalt hier, der mir zuerſt ſo ſchlimm däuchte, ward mir nach und nach, wenn nicht lieber, doch lehrreicher, und beſonders die kriegeriſchen Begebenheiten in Italien brachten manches hieher, was mich gleichſam mitten in das Getümmel der Schlachten und in den Geiſt des bürgerlichen und militäriſchen Verwaltungsſyſtems ſetzte, wovon ich ſonſt ſchwerlich einen rechten Begriff bekommen hätte. So läßt Gott den Seinen alles zum Beſten dienen.

Ich machte ſogleich den Tag meiner Ankunft, den 22. März, einen Spaziergang in dem ſchönen Thale, um mein verzagtes Gemüth zu tröſten, und muß mir die Freude machen, nur durch einen Fingerzeig den Leſer wiſſen zu laſſen, in welcher Natur und unter welchem Himmel man hier lebt, beſonders in einem Frühling, deſſen Winter ein ſo ſtrenger geweſen iſt. Es iſt hier jetzt, wie bei uns um Johannis. Die Wieſen ſind hoch mit Gras und Klee bewachſen und von Bienen umſummt, aber leider von wenigen Lerchen beſungen; dafür machen Fröſche und Laubfröſche Muſik, Gerſte und Weitzen ſtehen ellenhoch; Bohnen und Erbſen duften in Feldern und Gärten; ſie haben Mannshöhe und ſtehen in voller Blüthe. Die Oelbäume haben noch ihre ganze Friſche, und die Orangen und Limonen beugen ihre grünen Bäume unter ihrem Golde nieder. Die Feigenbäume ſchlagen aus. Allenthalben ſieht man die rothblühenden Pfirſiche und Aprikoſen in Gärten und im Freien und die weißblüthigen Pflaumen und Birnen. Die Mandelbäume tragen die Blüthe noch in der Knoſpe und bilden die ſchönſten Alleen an Waſſerbächen und Steigen, indem ſie wie die babyloniſchen Weiden, ihr grünes Haar herabhängen laſſen. Die Ulmen und Maulbeerbäume am Corſo und an größern Wegen werfen ſchon Schatten unter ihren Zweigen. Kohl und Artiſchoken und Zwiebeln und Salate prangen in vollem Glanze und alle Gärten ſind voll Luſt und alle Fluren und Pfade voll fröhlicher und ſingender Menſchen. So genießt ſich hier der Lenz, dem nichts fehlt, als Vogelgeſang; denn ferne ſieht man auch die Berge der Provence und die Fantaſie macht leicht den Flug zu dem petrarkiſchen Avignon.

Den 24. März. Schon um 7 Uhr des Morgens zog mich der Donner der Kanonen aus Fenſter und bald brannte man auch die drei ab, die auf der Klippe unter meinem Fenſter ſtehen und das Meer vor dem Hafen beſtreichen. Ich wußte indeſſen nicht, was das alles bedeute, doch ließ mich die Lebendigkeit der Menſchen und die Feſtlichkeit der Kleider nicht auf etwas Alltägliches ſchließen, und ich machte mich alſo gegen eilf Uhr, wo das Lärmen und Trommeln von der Stadt her immer lauter ward, aus meiner Einſamkeit und kam denn auch grade zu rechter Stunde an, um ein ſehr ehrwürdiges und angenehmes Volksfeſt zu ſehen. Es war nemlich dieſen Morgen für die Volksrepräſentation die erſte, oder weite, Wahl geweſen und für dieſe hatte man die Stücke abgebrannt und war nun unter dem Gewehr. Eben kam der Vorderzug die ſchöne Allee entlang auf mich zu. Voran marſchirte die erſte Abtheilung der hieſigen Truppen, die Officiere zur Seite, vor ſich die flatternde Fahne der hieſigen Nationalgarde mit den Inſignien der Freiheit, um welche die Söhne Tubals mit Trommeln und Pfeifen ſich luſtig hören ließen. Die Mitte hielten die Nationalgarden, ein ſchöner langer Zug, lauter Wahlmänner aus der Stadt und vom Lande, zum Theil in Uniform, zum Theil in ihrer bürgerlichen und bäuriſchen Kleidung, jeder ſein Gewehr auf dem Rücken und die Zierde des Mannes an der Seite, wie ſeinen ruhigen Blick in der Miene. Ich nenne den Zug ſchön, weil er ſchöne Gefühle erregte und aus freien und frohen Menſchen beſtand, die ohne Trotz und Uebermuth im Bewußtſeyn ihres Glückes ſtill einhergingen. Vor jeder Abtheilung wehte eine Fahne. Dann folgten die Magiſtrate und die Municipalität mit den Inſignien ihrer Würde und der dreifarbigen Schärpe über der Schulter; ihnen voran traten vier Jünglinge mit den Faſcen und einer ihrer Mitte trug das Geſetzbuch mit der Aufſchrift: Conſtitution de l'an III. Hinter ihnen gingen die heute gewählten, welche den letzten und engern Ausſchuß, oder die Deputirten zur Verſammlung erwählen, alle in Schwarz gekleidet und mit ſchwarzen Federbüſchen auf den Hüten. Ihr guten Väter der Stadt und der ländlichen Hütten, verzeiht mir, wenn ich bei dem Gedanken lachte, wie dieſer und jener ſich unter den Pariſern und in der Verſammlung als Deputirter ausnehmen würde; ich ſchämte mich gleich hinterdrein, bedenkend, daß jeder ſich wohl ausnimmt, der ein Menſch ſeyn darf und die heiligen Pflichten und Rechte von Tauſenden in ſeiner Perſon fühlt und darſtellt. Den langen Zug ſchloß endlich eine zweite Abtheilung Militärs, und ſo ging er unter dem Jubel des Volks vollgedrängten Thüren und Fenſtern vorbei mitten durch die Stadt bis zum Place d'Egalité, wo man Halt machte und die beliebten kriegeriſchen und republikaniſchen Hymnen anſtimmte. Dann gingen die Municipalität, die Gewählten, die Officiere und Nationalgarden und jeder andre, der wollte, in die Domkirche, wo man alles für den heutigen Tag eingerichtet hatte. Eine feierliche Muſik empfing die Eintretenden. Der Altar war in den des Vaterlandes und der Freiheit verwandelt, über ihm hingen die Fahnen der Republik und die Freiheitsmütze, und zur Seite auf Kartons die Grundgeſetze des Staates; zu den Füßen des Altars ſtand die Bildſäule der Freiheit und trat das Ungeziefer, welches vergebens ſie zu verderben ſucht, und ſtreute aus flammenden Becken Weihrauch, wohlgefälliger, als der, welchen die Prieſter anzünden, nicht wiſſend wem. Um dieſe heilige Göttin verſammelten ſich in tiefer Stille die Gewählten und die Municipalität. Mehrere Mitglieder der letztern hielten Reden an die Gewählten und an das Volk, worin ſie beide ihrer Freiheit und Pflicht erinnerten und vorzüglich die erſten aufforderten, nach beſtem Wollen und Wiſſen zu kieſen. Dieſe Reden wurden mit einem Vive la Republique! und mit donnernder Muſik und Waffengeklirr vom Platz her unterbrochen, und endlich mit dem Geſange patriotiſcher Hymnen beſchloſſen. Der letzte Vers war aus der Marſeiller Hymne: amour ſacré de la patrie; ein lautes Vive! und Klatſchen erſcholl und jubelnd goß ſich die Menge auf den Platz aus. Ich folgte ſtill und traurend nach, denn was half mir mein lautes Vive? Auf dem Platze ordnete und ſtellte ſich alles ſchnell wieder, die kriegeriſchen Märſche erſchallten unter dem frohen Zuruf des Volks, und man marſchirte den alten Weg zurück. Der Tag war ein feſtlicher; keine Arbeit und Mühſeeligkeit, ſondern Freude und Liebe. Der ſchöne Frühling ſchien ſich ſeiner Kinder zu freuen, die Alten ſpazierten und ſchmauſeten, die Kinder ſangen einzelne Worte aus den Hymnen und tanzten, mit Blumen und Bändern geſchmückt, die Buben exercirten auf den Wieſen vor der Stadt, fochten mit Stöcken und warfen papierne Freiheitsmützen in die Luft; ſelbſt der Abend ſcholl von Geſängen aus den Häuſern und auf den Gaſſen und Spaziergängen; Jungfrauen und Jünglinge tanzten noch um 10 Uhr unter den Ulmen des Corſo. O, ſei auch alles Täuſchung, ſo iſt das doch kein Spielwerk, was alle Kräfte des Menſchen erhöht, und ihn kühner und edler macht. „Wer frei ſeyn will, kann es allenthalben ſeyn; denn es iſt Werk des Gemüthes“ ſo ruft man uns tröſtend zu: aber, ihr Guten, ſagt mir ein wenig, woher nehme ich den Flug und Schwung, woher die Kühnheit und Gewalt des Freien, wenn alles Aeußere nur Gängelei und Gemeinheit zeigt? Der phyſiſche Menſch, der durch den Leib lebt, bedarf ewig des Aeußern und Sinnlichen, um das Innere und Ueberſinnliche aus ſeinem Traum zu wecken und das Feuerelement zu entwickeln. Was mich den phyſiſchen Menſchen ganz fühlen läßt, das ruft auch den moraliſchen aus ſeinem Schlummer.

Auch ein alter Fuchs läßt zuweilen Haar, ſagt ein Sprichwort, welches ſich auch an mir beſtätigt. Ich habe alles, wie ich es im erſten Anſchauen und Gefühl gefaßt hatte, redlich wiedergegeben, und will nun zum Spaß einige Gloſſen über mich ſelbſt machen. Was ich fühlte, bleibt wahr, auch was ich ſah, bleibt es größtentheils; aber mit dem, was dahinter liegt, verhält es ſich etwas anders. Nach 14 Tagen erſt ward meinem ſüßen Wahn der Staar geſtochen, und zu meiner Beſchämung will ich auch dieſe Staarſtechung ehrlich erzählen und ſagen, was hinter dieſem ſchönen Schattenſpiel ſteckte. Zufällig las ich einige Affichen an der Ecke eines Platzes, die lange dort angeklebt ſeyn mogten, worin die Wahlmänner aufgefodert wurden, ſich ja fleißig einzufinden und die gute Sache der Freiheit zu befördern, indem man zugleich andeutete, ſie mögten ſich durch die von Uebelgeſinnten verbreiteten Gerüchte nicht abſchrecken laſſen, als werde man gewaltſame Mittel, Drohungen und Einkerkerungen gebrauchen, um diejenigen zu Deputirten zu bekommen, welchen die Regierung die meiſte Zuneigung gegen ſich zutraue, Mittel, die in ſtürmiſchen Zeiten wohl angewandt wären. Dies machte mich aufmerkſam, und ich ſprach darüber mit einigen Officieren und Bürgern, mit welchen ich ſchon die Bekanntſchaft einiger Wochen gemacht hatte. Sie lachten auf meine Frage: ob dergleichen hier wohl möglich ſei? „Möglich, fragt Ihr, Bürger? es iſt auch wirklich. Solche Dinge ſind wir Franzoſen nun einmal gewohnt, ſo mitzumachen. Wir ſind die Schauſpieler für die Regierung, und es geht uns, wie denen auf dem Theater, die, wann ſie einige Stunden großmüthig als Könige und Fürſten begnadigt und ausgetheilt haben, nach abgeworfenem Kleide daheim kaum finden, womit ſie den erſten Hunger und Durſt ſtillen. Ihr glaubt nicht, was hiebei für Menſchlichkeiten vorgehen. Alles ſteckt voll von Spionen, Anzettlern, Geldausbietern, die mit Worten und Schmeicheleien, mit Beſtechungen und Drohungen es ſo gut zu machen wiſſen, daß die Regierung gewöhnlich ihren Zweck erreicht, lauter Schaafsköpfe, oder Schurken, wie ſie, zu

Repräſentanten zu bekommen. Glaubt ihr, man könne doch dem redlichen und freien Bürger nicht beikommen, ſo irrt ihr euch. Da ſitzen ihnen die Ausgeſchickten und Helfershelfer auf dem Nacken, lauren auf die kleinſte Vergehung gegen die zahlloſen Geſetze und Dekrete, die ſie nicht einmal alle kennen, ſuchen ihnen alle Vortheile einer Stelle und Bedienung abzuſchneiden, kurz, machen ſie ſo mürbe, daß ſie wenigſtens ſchweigen. So gewinnt man die Guten durch Furcht, die Schlechten durch Geld und Gleichheit der Geſinnung. Ja ſelbſt eingekerkert hat man aus der Stadt und vom Lande mehrere Wahlmänner, die etwa ein freies Wort hatten fliegen laſſen; aus denen macht man Meuter und Ariſtokraten. Jeder weiß, warum man ſie geſetzt hat; aber jeder und ſie ſelbſt, wann ſie los kommen, hüten ſich wohl, es zu ſagen.“ Ich ſchämte mich, nicht, daß ich mich geirrt hatte, ſondern daß der Menſch ſo ein ſchlechtes Thier ſeyn und mit dem Schönſten und Heiligſten ſpielen kann.

Die Stadt ꝛc.: Die Stadt liegt länglicht von Oſten nach Weſten, und hat nördlich einen Bergſtrom und ſüdlich einen Berg mit der Citadelle, zwiſchen welche ſie eingeklemmt iſt und ſich in Form eines Zugnetzſackes weiter und breiter nach der weſtlichen Meerſeite ausbreitet. Auch ſo iſt ihre Länge nicht beträchtlich und läßt ſich vom Place de la Republique bis ans weſtliche Ende bequem in 10 Minuten durchmeſſen. Ihre Mitte, das heiſt, alles, was zwiſchen den beiden groſſen Plätzen liegt, iſt unbeſchreiblich häßlich. Die Gaſſen ſind nach Genueſer Art, und die nach dem Berge hin ſo höckerig und hügelig und eng, daß man ganz genueſiſch auf- und abſteigen muß, und ſie nur für die Paſſage eines Eſeleins mit ſeinem Doppelſack gemacht ſcheinen. Wie es zur Zeit des Sirius in dieſen Löchern dampfen muß, das läßt ſich denken. Die Häuſer ſind meiſtens drei, vier Stock hoch, aber nicht nett genueſiſch, ſondern ſchmutzig, obgleich ſie das Ziegeldach voraus haben.

den. Man ſieht häufig einen Auswuchs an ihnen, ſelbſt an den ſchöneren, der ihnen wahrlich nicht zur Zierde gereicht, eine Art Abtritte, oder Tauben- und Käſehäuſer, welche, in der Luft ſchwebend, am dritten, vierten Stock angebracht ſind, und zuweilen als Balken, öfter zu allerlei Hausbequemlichkeiten, zum Aushängen und Trocknen der Wäſche und dergleichen, oft auch zu unedlerm Gebrauche dienen. Sie ſind gewöhnlich in der Mitte offen, und haben an den zugebauten Enden kleine Brillen zum Ausgucken. Das Pflaſter der Gaſſen iſt von kleinen ſpitzen Steinen, welche äußerſt ſcharf und ſpitz empor ſtehen und ſie für den Fußgänger ſehr unleidlich machen, und weil die Stadt niedrig liegt, und die wenigſten von ihnen einen Sonnenſtrahl haben, ſo ſind ſie bei dem kleinſten Staubregen ſogleich kothig und bleiben es noch nachher. Beſſer, als dieſer häßliche innere Häuſerklumpen ſind die Außenſeiten, d. h. die weſtliche am Corſo und Meere, und die öſtliche an der Straße ins Piemont, ſo wie ein Theil der nördlichen Außenſeite an dem Bergſtrom. Da giebt es ſchöne große Häuſer, viele von ſtattlicher Länge, und die meiſten vier, fünf Stock hoch, welche dieſen Enden ein ſehr gefälliges Anſehen geben. Zuerſt am Oſtende iſt der ſchöne Platz de la Republique, welcher die Stadt hier ſchließt, ein ſo ſchönes und geräumiges Quadrat, als ſich nur eine der größten und prächtigſten Städte wünſchen mögte. Er iſt rund umher bebaut, und ſeine Anlage reicht nicht über 30 Jahre hinaus. Die Gebäude haben faſt alle Loggien unten im erſten Stock, wo Caſini für die Kehlen und Magen, Kaffehäuſer, Höckereien, Weinſchenken, auch Buden und Galanteriekrämer ſind. Auf dieſem Platze prangt auch der erſte Freiheitsbaum, der todte und dreifarbige, mit der Mütze; die andern Plätze haben nur kleinere lebendige mit Zweigen und Blättern. Ein vormals ſchönes Thor, welches zuſammenbröckeln wird, wenn man ihm nicht bald hilft, führe ins Piemont. Am weſtlichen

Ende hat man zuerſt, wo es hübſch wird, den Place d'Egalité mit ſeinen zuführenden Straßen; er iſt um die Hälfte kleiner, als der Platz der Republik, aber auch ſo noch ein ganz feiner. Hier iſt die Kaſerne und das Poſtamt, und zu einer Seite das ſtehende Lazareth, und zur andern das Gemeindehaus mit ſchönen Straßen. Dies iſt der Platz der öffentlichen Verſammlungen und der bürgerlichen und militäriſchen Aufzüge, ſo wie der täglichen Parade. Nordweſtlich laufen noch einige kurze Gaſſen, die breit und hübſch ſind, bis ans Meer hinan. Weſtlich iſt nun der ſogenannte Cours oder Corſo unweit dieſes Platzes, etwa 300 Schritt lang, mit ſchönen Ulmen umpflanzt; die lebendigſte und niedlichſte Promenade der Stadt, die aber darum doch ſelten recht lebhaft iſt. Links hat ſie die Stadt und rechts das Meer, welches ihr aber verbaut iſt. Es läuft nemlich von ihrem Anfang bis über ihre doppelte Länge hinaus eine Art Bollwerk, oder Eſplanade am Meere hin, etwa 24 Fuß hoch. Dieſe hat unten an der Promenade hübſche Caſini zu Kaffehäuſern, Billards, und zu kleinen Buden von Galanteriehändlern und Krämern für die Magen und Kehlen. Mit der Promenade des Cours hören dieſe auf und geben gröbern Platz, die noch die doppelte Länge am Meer hin bis zu meiner Felſenwohnung hinauf wohnen. Dieſe Eſplanade iſt oben flach und mit Leimen und Steinen gepflaſtert. Man ſteigt aus der Allee ſeitwärts eine Treppe und zu beiden Enden hinauf, und hat hier einen feinen Spaziergang und eine reizende Ausſicht auf das anſpühlende und entfernte Meer, ſo wie unter ſich den Cours mit ſeinen Menſchen und Menſchlichkeiten. Zu ihren beiden Enden ſind Baſtionen mit Kanonen bepflanzt gegen die plötzlichen Anfälle von Kapern und Korſaren. Nordweſtlich läuft ſie in einen Wall aus, welcher nördlich längs der Stadt und dem Bergſtrom bis zur Place de la Republique fortgeht, anfangs mit Maulbeerbäumen bepflanzt iſt, und nachher noch kleine freundliche Gärtchen am Strom unter ſich hat. Auch dieſer Wall giebt eine ganz hübſche Promenade. Der Bergſtrom, der gewöhnlich in einem dünnen Faden fließt, aber bei ſtarkem Regen keck genug iſt, ſcheidet die Stadt von der nördlichen Landſchaft ab, mit welcher ſie durch eine Brücke verbunden iſt, die aus der Mitte der Stadt über ihn führt. Er iſt jenſeits der ganzen nordweſtlichen Länge nach bebaut, und dieſe Straße läuft, immer in einer Entfernung von etwa 500 Schritt vom Meer, als eine hübſche Straße mit manchen ſehr ſchönen Häuſern über eine ſtarke Viertelmeile fort an dem Wege, der zu dem Var und nach Frankreich führt. Auch an der Straße ins Piemont und zur Seite giebt es draußen noch manche feine Häuſer, die aber zerſtreuter liegen.

Jener ſüdliche Berg über der Stadt macht eine Art Feſtung, welche vormals ſehr ſtark geweſen iſt, jetzt aber meiſtens mit den Ruinen alter Gemäuer und Thürme nur noch da liegt und einige Kanonen nebſt 20 Mann zur Wache hat. Im Nordoſten hängt er ziemlich abhängig über der Stadt, aber ſeine ſüdöſtlichen Seiten ſind ſchroff und abgeriſſen; dieſe Seiten ſind noch durch einige Baſtionen vertheidigt. Seine rauhen Füße ſind rund umher, wo es das Geſtein nur erlaubte, noch mit Bäumen und kleinen Küchengärten eingefaßt. Im Norden über der Stadt hat es zugleich den Gottesacker am Mittelberge, wohin die Städter ihre Todten im Schweiß ihrer Stirne hinauf tragen müſſen. Ich wohne gerade unter ſeinem ſüdöſtlichen ſchroffſten Ende, welches immer Miene macht, mich nebſt meinem Hauſe in das Meer mit hinabzurollen, von dem ich aber 20 Schritte entfernt bin. Dieſer Berg mit den Trümmern ſeines alten Schloſſes tritt freilich ein wenig unangenehm zwiſchen die Stadt und den Hafen, bis zu welchem ſie ſich ſonſt wohl ausgebreitet hätte und nicht ſo mit ihren engen Gäßchen duken dürfte, wenn er nicht wäre. Um ihn herum führen zwei Wege zum Hafen, der eine über den Corſo oder die Eſplanade am Meere hin, der andre von dem Platze der Republik grader und näher. Dieſer letzte bildet eine zweite und ſchöne Maulbeerbaumallee. Er iſt aber nicht ſo lebhaft, als der erſte, welcher mehr aus dem Centrum der Stadt kommt. Dieſer erſte, ſobald die Eſplanade und die Stadt zu Ende iſt, führt ſchroff und eng um den überhängenden Felſenberg herum und iſt durchaus ein künſtlicher. Dicke gewölbte Sponden und gemauerte Lehnen ſichern ihn gegen das Meer, wo ungeheure Felſenkugeln und Pyramiden und ausgewitterte Höhlen als Bruſtwehren vorliegen, wo auch bei dem ſtillſten Wetter oſſianiſch in mein Ohr die andringenden Wogen brüllen. Der Berg hängt ſteil über; erſt lehnen ſich noch einige Häuſer an ihn, dann tritt er ſo nah über das Meer, daß nur für kleine Wagen ein Weg bleibt Jetzt indeſſen haut und ſprengt man fleißig an ihm, um den Weg zu erweitern. Dieſer Weg vom Hafen bis in die Mitte der Stadt läßt ſich indeß auch in einer Viertelſtunde machen.

Das Meer macht zwiſchen dem Ausfluſſe des Var, der alten Gränze Frankreichs und der Landſpitze des Leuchtthurms von Villa franca eine weite Bucht ins Land hinein, in deren innerſter Tiefe Nizza liegt. Nahe bei der Stadt ſüdöſtlich war wieder eine kleine Bucht, etwa wie die abgeſchnittene Mündung eines kleinen Fluſſes ins Land hineingehend. Dieſe hat man zu den beiden offenen Seiten mit einem kleinen Molo eingeſchloſſen und daraus den Hafen für die Stadt gemacht. Wenn die Schiffe herein ſind, ſo liegen ſie zwiſchen Bergen ſüdlich und nördlich und zwiſchen dem Molo weſtlich, wie in einem Sack. Der Hafen iſt klein, indeſſen auch ſo jetzt leer, und man ſieht faſt nichts, als kleinere und ſelten mittlere liguriſche und franzöſiſche Fahrzeuge, die an den Küſten hinfahren und bei der Annäherung eines Korſaren unter die Kanonen irgend einer Baſtion oder einer kleinen Bucht flüchten könwen. Der Molo iſt ein tüchtiges Werk zwiſchen 30 und 40 Jahr alt und bedarf, wie vieles hier, einer helfenden Hand, wenn er nicht heillos zerbröckeln ſoll. Als ein geräumiger Hafen dient der Stadt der von Villa franca, der nur eine kleine halbe Meile entfernt iſt. Hier um den Hafen läuft auch noch ein Ring ganz hübſcher Gebäude, und einige kleinere barackenartige für die Bedürfniſſe des Matroſenſchwarms zur Seite, gehen nach hinten hinaus. Hier findet man das Hauptzollamt, die Expedition für die Seeſachen, und einige ſtattliche Gaſthöfe und Kaffehäuſer. Und dieſe, ſo wie die ſchönen Häuſer der Stadt, tragen ſichtbar die Zeichen des Verfalls und der ſchnellen Verweſung an ſich, die nicht ausbleiben wird, wenn der Friede nicht bald alles wieder ins alte Gleis bringt, worin es indeſſen doch nie ganz wieder kommen wird.

Hier ſcheint mir der Ort, von der Entſtehung dieſer eleganteren Theile der Stadt ein Wörtchen zu ſagen. Größtentheils ſind ſie engliſchen Urſprungs und jenes Volk, das jetzt das Schrecken des Meeres iſt, war einſt der Liebling des hieſigen Volks, als die Grafſchaft Nizza noch zu Piemont gehörte; ja ſie ſind es noch bei vielen, welche die alten Fleiſchtöpfe Aegyptens mit der ſchwarzen Suppe der Sparter, die die Freiheit gebietet, nicht vertauſchen wollen und insgeheim noch die alten Götzen anbeten. Viele Engländer nemlich, um dem todtſchießigen Nebel und Kohlendampfe ihres Vaterlandes zu entgehen, fanden es gar bequem, hier längs der Küſte bis nach Toulon hin fünf, ſechs Monate des Jahres zu leben, nemlich von dem herbſtlichen bis zum Anfang des Sommers. Manche alte und junge Sünder vermehrten dieſe Anzahl der Fremden, um hier leichter Uebel auszutheilen und auszuſchwitzen, welche ſie nicht durch Arbeit, noch Tugend erworben hatten. Und wahrlich dieſes milde Klima mit ſeinen lauen Wintern und heitern und langen Frühlingen, mit ſeiner reinen Luft und ſeinen köſtlichen Früchten war nicht übel dazu gewählt.

Man rechnet, daß hier oft mehr als funfzig Familien und viele Einzelne engliſches Geld ausgeſtreut haben; und nun ſeit dem Anfange des Krieges fehlen. Auch viele reiche Familien von Piemont pflegten ſich hier ſonſt eine Zeit lang aufzuhalten. Für dieſe baute man die großen und ſchönen Häuſer an der Meerſeite und den großen Plätzen, auch manche außer der Stadt unter den heſperiſchen Gärten. Sie ſtehen nun meiſtens leer und manche zeigen ſchon die Spuren eines ſchnellen Verfalls. Bei andern ſieht man Thüren und Fenſter vernagelt und mit Papier verkleiſtert; ja manche außerhalb der Stadt zeigen ſchon eingefallene Decken und zerbröckelnde Treppen; denn Luſt und Geld zum Ausbeſſern fehlt, da man nicht weiß, was man damit machen ſoll, beſonders da niemand iſt, der ſie beziehen könnte.

Ueberall giebt die Stadt einen ſehr todten Anblick. Fabriken fehlen, obgleich man hier etwas Seide verarbeitet. Viele hauen die Maulbeerbäume um, weil die Seide weder roh, noch verarbeitet Käufer findet. Der Handel ſchränkt ſich faſt allein auf ein wenig Küſtenſchiffahrt ein, weil auch die Neutralen ſelten ſind. Dabei ſind alle fremde und einheimiſche Artikel ſehr theuer, und die Ausgaben bei den kriegeriſchen Umſtänden natürlich mannigfaltig. Livorno iſt nicht wohlfeil, aber alle feinere Gewürze und Luxusartikel ſind hier über das Doppelte theurer, vielleicht aber auch, weil kein Abſatz iſt und höchſtens die durchziehenden Truppen von Zeit zu Zeit einiges Geld einbringen, die man denn natürlich gehörig rupft. Das Land umher ſcheint die Fülle an Kraut und Obſt für Menſchen und Vieh zu tragen und der Eſſer ſind doch ſo unmäßig viele nicht, dennoch hält auch das einen guten Preis.

Der Gegend um Nizza ſollte ich wohl mehr als allem andern eine ſchöne und preiſende Beſchreibung weihen, wenn ſie es bedürfte. Sie hat mir manche Stunde meines Exils verſüßt, und manchen frohen Abend und freundlichen Morgen noch froher und freundlicher gemacht. Südlich von der Stadt hinter dem Hafen ſteigt gleich ein hohes Gebirg empor, das in den Oſten hinein läuft und den oben benannten Bergſtrom in ſeinem tiefſten Grunde hat. Sein Fuß unten hat höchſtens 600 bis 700 Schritt, wo er am breiteſten iſt, an manchen Stellen aber nur 50 bis 100. Seine Mitte bedecken Oel- und Feigenbäume und einige Wallnüſſe und Sorben; oben iſt er rauh und kahl. Im Norden und Weſten hingegen laufen in der Entfernung von einer Viertel-halben und dreiviertel Meile niedrigere Berge und Hügel fort, die längs der Küſte über dem Var hinaus endlich in Dämmerung verſchwinden. Dieſe haben im Norden hohe und graue Berge hinter ſich, die kahl und öde wie eine Wüſte über dem Paradieſe emporſtehen und deren höhere und entferntere Spitzen mit ihren Schneefalten, von der ſinkenden Sonne beſchienen, mir oft eine kleine Idee und eine große Sehnſucht der helvetiſchen Gletſcher geben, die ich bei der jetzigen Lage der Dinge im lieben Europa wohl nie ſehen werde. Dieſe Hügel und Berge ſind es, was man eigentlich die Umgebungen der Stadt nennen kann. Sie ſind mit Thälern anmuthig gekrümmt und durchſchnitten und mit Falten und Gründen in ihnen ſelbſt vermannigfaltigt. Auch hier hat man wieder den Florentiner Anblick eines Gartens und zwar eines noch ſüdlichern und heſperiſchern Gartens, und ſo iſt auch die ganze Bebauung und Bewirthſchaftung der kleinen Grundſtücke, und die Häuſer ſtehen eben ſo einzeln und nett, wie auf den Hügeln um Florenz, wenn gleich nicht ſo dicht. Für jene prächtigen Villen hat man höchſtens einige hübſche und beſcheidene Landhäuschen und für die vielen Klöſter ein Paar öſtlich über dem Bach, die ſehr romantiſch liegen und die nun bald mit ihren Ruinen Vielen noch einen romantiſcheren Anblick gewähren werden. Der Hauptbaum dieſer Hügel und Berge iſt der Oelbaum, der in der ganzen Gegend ſehr luſtig wächſt und als eine der erſten Ertraggeber des Ländchens anzuſehen iſt, weil die Stadt davon ein Anſehnliches ausführt, welches den übrigen Oelen der Provence gleich geſchätzt wird. Sein Anbau iſt derſelbe mit dem toſkaniſchen und liguriſchen bis hoch zu den Bergen hinauf, ſo weit nur ein wenig Erde für ſeine Wurzel zu finden iſt, welche man durch gegen gezogene Mauern vor dem Abſpühlen ſichert. Dieſer Baum ſteht auch in den Gründen, wo er üppiger und ſtärker wächſt, aber bekanntlich ſchlechtere Früchte trägt, als auf recht klippigen und ſonnenverbrannten Bergen. Man gräbt ihm am Gebirg an der höheren Seite häufig Gruben vor, um das wohlthätige Regenwaſſer für ſeine Wurzeln aufzufangen. Tiefer unter ihm kommen die Feigen-, Pfirſiche-, Aprikoſen-, Pflaumen- und Mandelbäume nebſt Kirſchen in großer Menge, die auch häufig in den Gründen und Thälern ſtehen. Bloß dem Grunde und den Wieſen und Thälern eigentlich zu gehören ſcheinen die Maulbeerbäume, die an Wichtigkeit wohl den zweiten und dritten Platz einnehmen. Man ſieht ſie allenthalben auch an den Straßen, Gräben und Bächen und ſie werden jetzt ſchon zum Theil geſtreift. Man gewinnt ein Beträchtliches an Seide, doch giebt es hier nur elende Fabriken darin und die meiſte geht roh nach Lyon, Turin und andern Orten; jetzt geht ſie aber gar nicht und Bäume und Würmer lohnen kaum die Pflege. Man kröpft dieſe Bäume häufig, wie ich es auch in der Mark und im Magdeburgiſchen geſehen habe, weil die jungen Zweige reichere und zartere Blätter geben und dieſer weiße Maulbeerbaum nicht zu den blätterreichen gehört. Endlich Kinder der Thäler und Gärten ſind die ſchönſten Bäume dieſer lieblichen Landſchaft, die Orangen und Limonen. Sie wollen durchaus wäſſeriges und niedriges, aber warmes Land, kommen an den Hügeln und Bergſeiten nur klein und ſtrupſig fort und tragen dort kleine und ſchlechte Früchte. Zum Theil ſtehen ſie frei in kleinen grünen Gruppen um die

Wohnungen, aber die meiſten ſind doch noch in Mauern eingeſchloſſen, nicht ſowohl, um ſie gegen Wind und rauhe Luft, als gegen kecke Springer und Pflücker zu ſichern. Denn ſie bedürfen ſelbſt hier noch der alten Drachen; dies ſieht man an den Mauern, deren Rücken häufig mit Scherben und Stücken zerſtoßener Gläſer und Bouteillen geſpickt ſind. Ihre ſchönſte Zeit iſt im März und geht mit dem April zu Ende, obgleich man noch jetzt (in den letzten Tagen des Aprils) viele Gärten mit ihrem Golde ſchimmern ſieht. Es iſt ein wunderſchöner Anblick, ſo im Anfange des Märzes, wo alle andere Bäume und Gewächſe nur erſt im Sproſſen, Grünen und Blühen ſind, dieſe im vollen Glanz ihrer ſchönen Früchte zu ſehen. Jetzt ſtehen ſie in der Blüthe für die Herbſtesärndte, welche nie ſo ergiebig iſt, als die des Frühlings. Sie haben doch hier auch durch den Winter gelitten und ſind theurer, als gewöhnlich. Doch kauft man die ſchönſte und größte Orange um einen Sol und die mittlern um einen halben; der bittern Orangen (Pomeranzen) hat man um einen Sol drei, vier, und zwei, drei der beſten Citronen. Zu den ſeltneren Bäumen gehören Mandeln und Palmen, die man, vorzüglich die letztern, nicht ſo häufig und mehr zur Zierde, als zum Gebrauche ſiehet. Dagegen findet man Birn- und Aepfelbäume viel häufiger, als im Toſkaniſchen, und Kirſchen in ungeheurer Menge. Reben trifft man hie und da an Bäumen gezogen und in den Feldern in kleineren Reihen an Stäben. Sie ſind aber nicht häufig und das Erdreich iſt ihnen offenbar zu leicht und ungünſtig. Die Trauben dienen bloß als Frucht und einige werden zu einem ſchlechten Wein ausgepreßt, da man den beſſern aus dem Languedoc ſo wohlfeil und ſo gut hat. Von andern Bäumen ſieht man an Bächen die Pappel und Eſpe und Weide, ſeltener Ulmen und an Häuſern und Gärten die babyloniſche Weide, die mit ihren lang wehenden Locken hier unbeſchreiblich ſchön ſteht.

Unter dieſen Bäumen und in ihren Zwiſchenräumen, ſo weit es die Beſchaffenheit des Bodens erlaubt, ſieht man nun wieder nach toſkaniſcher Art Korn aller Gattung, Weitzen, Rocken, Gerſte, Spelt, Hafer und junggeſäeten Hanf, aber noch mehr, als in Toſkana, ſogenannte Gartengewächſe in großen Reihen und Beeten, Bohnen, Erbſen, Kohl, Salate, Zwiebeln, Knoblauch, Lauch, Artiſchocken, Rüben, Spinat, Spargel, und wie die Menge der Gräſer für die Menſchenkehlen heißt. Schon im März kann man friſche Erbſen und Bohnen eſſen. Man wundert ſich anfangs, wo ſo viel Kraut und Grün bleibt; aber dieſe Verwunderung hört bald auf, wenn man ſieht, daß die Meiſten hier Graseſſer ſind, womit ſie bei'm Wein und Brod und guten Früchten wohl auskommen können; denn das Fleiſch iſt hier eine ſehr theure und ſeltene Speiſe. Die Bearbeitung geſchieht meiſtens mit Harke und Spaten, mit dem liguriſchen umgekehrten, der eine halbe Hacke iſt; und alſo ganz auf Gartenart; und jeder Fußbreit Land muß hier zwei, drei Mal im Jahe ſeinen Ertrag geben oben und unten. Jedes Gras, jedes Blatt, jeder Koth auf der Gaſſe wird in Körben und Kiepen geſammelt und als köſtliche Waare zuſammengehalten. In den Thälern ſieht man noch die reichſten und blumigſten Wieſen, allenthalben mit Bächen und rinnenden Waſſern durchſchnitten, die ſchon im März ihre Schaaren Schmetterlinge, aber leider keinen Geſang haben; denn täglich treten mehr Jäger, als hier Federn ſind, mit Hunden umher, und kein Geſangvögelchen iſt ſo klein, das nicht im Nothfalle dem hungrigen Magen dienen müßte; ja man kann ſie hier von allen Klaſſen vom Zaunkönig bis zum Auerhahn auf dem Markte feil tragen ſehen. So lieblich nun dieſer Garten Heſperiens, ſo ein Eden er auch in gewiſſen Gemüthslagen iſt, ſo ſehr fühlt doch der Nordländer gewöhnlich den Abſtand von ſeinen erhabenen Hainen und Bäumen. Man kann hier keine Vergleichung machen. In gewiſſen Zeiten mögte ich wohl ſolche Gärten haben, aber für immer lobe ich Teutſchlands Parke und Gärten und Felder vor allen denen in Italien; der Italiäner wird unſre Felder und Büſche nur eine Wüſte ſchelten. Jeder hat Recht; ſo ſtark iſt die Liebe und der Haß der Jugend und Gewöhnung.

Villafranca. Das Ufer von Nizza bis an den Var in ſeinem ganzen Buſen iſt flach und niedrig und ohne die natürlichen Felſendämme; aber ſchon auf dem Wege nach dem Hafen gleich unter dem Feſtungsberge wird es felſigt und ſchroff und läuft ſo dem Hafen vorbei, hinter welchem ſich ſüdlich gleich ein hohes und kahles Felſengebirg erhebt. Dieſes kahle Gebirg ſcheidet Nizza von Villafranca, das etwa eine gute Viertelmeile von hier entferne liegt, durch das Klettern über den Berg aber beinahe zu drei Viertelmeilen wird. Doch wäre es jedem Fremden unverzeihlich, dieſen nackten Berg nicht erſtiegen und Villafranca nicht beſucht zu haben, weil er in der That dann das Reitzendſte und Schönſte der ganzen Gegend und die ſchönſte und weiteſte Ausſicht über das Land und das Meer nicht genoſſen hätte. Man ſteigt hinter Nizza mehrere Fußſteige hinauf, alle gäh und mühevoll; aber der intereſſanteſte iſt über die Klippen längs dem Meer; er erfordert aber einen guten Kletterer und einen feſten Kopf, ſonſt kann man leicht einen halsbrechenden Sturz machen. Oben ſind mehrere Baſtionen mit Kanonen und kleinen Wachhäuſern, welche die Küſte decken. Zwiſchen den Felſen wachſen Myrthen, Thymus, Rosmarin, Reſeda und andere wohlriechende Kräuter und Sträuche in Menge wild. Ich empfand ein nordländiſches Mitleid, die Soldaten oben ihre Bohnen und Eyer mit einem großen Stoß Myrthen kochen zu ſehen. Auf der höchſten Spitze ſteht ein altes verfallenes Gemäuer und gegenüber weiter nach Oſten grade über Villafranca ein andres altes Kaſtell noch mit ſeinen Ringmauern erhalten und mit Kanonen bepflanzt; es muß ſehr feſt ſeyn, weil es auf der höchſten Spitze dieſer Bergreihe liegt und nicht leicht zu beſchießen iſt, auch die Felſen keine rechte Laufgräben leiden. Oben unter den Felſen und ihren Sträuchen und Stauden ſieht man einſam einige Hirten mit ihren Schaafen und Ziegen klettern und einige Arme der Stadt und des Landes das Geſtripp und Reiſig des Berges zu kleinen Bündeln zuſammenhacken. Hinter dieſem Berg tritt das Meer wie ein Schlauch vorn eng und im Grunde weiter in Geſtalt eines Flaſchenkürbiſſes ein und hat hinter ſich einen ähnlichen niedrigern Berg, der als eine Halbinſel den Schlauch gegen Süden am großen offenen Mittelmeer ſchließt. Die Stadt liegt am dieſſeitigen Ende des Schlauches und das Gebirg hängt mit ſeinen Nebeln und Wolken ihr dicht über dem Kopf und läßt bloß einigen mageren Oelbäumen Platz. Sie ſelbſt liegt in zwei, drei Gaſſen, etwas ſtattlicher, als Lerici, oder Porto a Venere an dem Meerbuſen hin mit einigen alten Thürmen und Baſteien und einigen hübſchen Häuſern am Molo, der gleichſam den innern und kleinen Hafen bildet, denn ſonſt kann man den ganzen Schlauch, beſonders ſeinen Boden als einen ſichern Hafen betrachten. So iſt Villafranca für Nizza, von dem es eine kleine halbe Meile zu Waſſer entfernt iſt, ein zweiter Hafen. Das Oertchen iſt an ſich unbedeutend und klein. Am Ende der gegenüber liegenden Landzunge, die dieſen Buſen gegen Süden ſchließt, ſteht ein hoher und anſehnlicher Leuchtthurm, der den Schiffen für beide Städte, Villafranca und Nizza, zum Zeichen dient. Dieſe Landzunge zwiſchen zwei Meeren liegt unbeſchreiblich ſchön und erregte in mir eine recht oſſianiſche Sehnſuche nach ſeinen ſchottiſchen Bergen und Hügeln, und wenn ich irgendwo wohnen mögte in dieſer Gegend, ſo wäre es auf ihrem grünen Ende gegen Villafranca. Das Meerende am Leuchtthurm iſt kahl und öde mit ſchroffen und ſchwarzen Felſen und Felſenhöhlen, worin die Wogen fürchterlich donnern; dieſe Spitze iſt auch die höchſte.

Sie ſenkt ſich ſanft ab zum feſten Lande hin und macht endlich ein ſchmales Thal zwiſchen dem Villafranciſchen Waſſerſchlauch und dem jenſeitigen Meere, das Thal meiner Sehnſucht; welches von oben ſo niedrig ſcheint, als müſſe das Meer alle Tage durchbrechen. Dieſes iſt rings mit Bäumen aller Art und mit Korn und Früchten beſäet und hat über ſich hinaus die Ausſicht in eine entferntere ſchöne Bucht näher nach Monaco hin. Schmal engt es ſich endlich ein, wo es ans feſte Land ſtößt und läuft am Ufer als ein ſchöner halbmondiger Streifen bis nach Villafranca; an ſeiner Bucht iſt eine Baſtion, welche den Buſen vom Boden an durchſchießt. Was dieſe himmliſche Gegend mit den Durchſichten von zwei, drei Meeren im Abendglanz, mit den hohen öſtlichen Bergen über Villafranca hinaus im Dunſtgewande der Nebel und der fernern Schneeſchimmer für eine magiſche Begeiſterung und ſüße Sehnſucht erregt, das faßt keine Beſchreibung und fühlt nur der, welcher Villafranca hoch auf dem Kopfe ſteht und ſich ſelbſt und die Welt mit allen ihren Gebrechen und Verbrechen im großen und erhabenen Gefühl unter die Füße tritt. Lieblicher und anmuthiger ſind ihm dann bei'm Rückſteigen die ſchönen nördlichen und weſtlichen Wieſen und Hügel und die ſtillere und flachere Meeresbucht hinter Nizza, wo die Fiſcher noch im erſten Abendglanz mit dem Rauſchen der Netze und Böte und dem Toſen der Weiber und Buben ans Land ſtoßen. Dieſer Fiſchfang, den ich tagtäglich unter meinen Augen ſich auf dem Meere bewegen ſehe, will eben nicht viel ſagen. Außer Lachs und einer Art Seeforellen und wenigen Aalen, die aber nicht zum alltäglichen Fang gehören, iſt das Andere meiſtens nur kleiner und unſchmackhafter Gattung.

Mancherlei. Ueber die hieſige politiſche Stimmung etwas zu ſagen, mögte ſo leicht nicht ſeyn. Nizza gehörte ſonſt zu Piemont und ward von dem König von Sardinien bei dem erſten Vertrag mit Buonaparte 1796 mit

Savoyen an Frankreich abgetreten. Ich habe an einer andern Stelle von dem Angeſpannten und Drückenden der alten Regierung geſagt, welches freilich durch den Krieg noch wachſen mußte. Nizza indeſſen gehörte durch ſeinen Handel und durch manche Vorrechte, die es als Seeſtadt hatte, immer zu den glücklichſten Städten Piemonts, welches überall durch Induſtrie zu erſetzen ſuchte, was der Hof durch das Syſtem eines übertriebenen Aufwands nahm. Im Ganzen ſcheint man hier mit der neuen Ordnung nicht unzufrieden, wenn man vom kleinen Volke redet, welches das Land bewohnt und der Erde was abzwingt. Der Städter klagt ſehr und er hat Urſache, und das Intereſſe hindert viele, gute Patrioten zu ſeyn. Man hatte hier ſonſt einen anſehnlichen Handel; aber der iſt ſo gut, als vernichtet. Selten kommen einige Neutrale und das Meiſte ſchränkt ſich auf die genueſiſchen und franzöſiſchen Küſtenfahrer ein; die kein Leben in den Ort bringen können. Ueberdies iſt Nizza mehr, als ein andrer Ort, mit Durchmärſchen großer Truppencorps beläſtigt, die aus oder nach Italien marſchiren, und oft zwei, drei Tage hier Raſttag halten nach dem beſchwerlichen Gebirgsmarſch. Buonapartes ägyptiſcher Kriegszug koſtet der Stadt ihre meiſten Schiffe, die noch nicht wieder erſetzt ſind. Die Engländer ſind auch durch den Krieg hier fortgejagt: lauter Dinge; die viele arm und noch mehrere mismüthig gemacht haben. Was ich in einer ſüßen Freiheitsſchwärmerei bald nach meiner Ankunft hier zu ſehen glaubte, iſt nicht hier; aber doch ſind die meiſten im Volke Republikaner, obgleich ſie im Aeußern doch wohl ein bischen renommiren; denn darnach zu urtheilen, müßte in Nizza der reinſte Geiſt des Demokratismus herrſchen, ſo iſt alles überfranzöſirt und ſelbſt überdemokratiſirt. Die Franzoſen lachen und nennen die Nizzaer doch noch halbe Italiäner, weil ſie ihnen das Leben hier theuer machen, welches in der That bei allem ſcheinbaren Ueberfluß in manchen Punkten theurer iſt, als in Genua. Der republikaniſche Schein ſpuckt auch an allen Straßenecken mehr, als ich es irgendwo gefunden. Man hat hier eine isle des Sansculottides, des frères d'armes, eine rue franciade, la raiſon, la morale.

In Rückſicht des öffentlichen Gottesdienſtes macht es hier ein jeder beinahe, wie es ihm gefällt. Die affektirte Strenge, die man näher der Hauptſtadt walten läßt, um ein eben ſo lächerliches, als unpolitiſches Geſetz aufrecht zu erhalten, hat hier viel von ihrer Kraft verloren. Die Feier des altchriſtlichen Sonntages iſt ungeſtört in ihrem Beſitze, obgleich gute Republikaner auch die Dekadentage halten, und alle angeſtellte Perſonen, oder die einmal angeſtellt ſeyn wollen, ſie halten müſſen. Doch habe ich hier nie eine Glocke ungewöhnlich ziehen hören, weil das in einer eroberten Provinz wohl ſchärfer beahndet werden müßte, als im Innern, da die Glocke oft zu ſo manchen Aufruhren und blutigen Händeln hat das Signal geben müſſen. Ein Republikaniſches ſieht man wenigſtens auch hier, daß das Frommſeyn immer mehr aus der Mode kömmt, und man nicht die Hälfte der Kirchen nöthig hat, welche die frömmeren Väter noch wohl zu füllen pflegten. Manche ſind daher auch hier verwandelt, z. B. die an dem Gleichheitsplatz wird bei öffentlichen Feſten und Aufzügen als ein Heiligthum der Göttin Freiheit gebraucht, und eine andre größere in der Mitte der Stadt nehmen Sklaven ein, deren hier einige hundert zum Sprengen und Karren von Steinen und bei der Ausbeſſerung des Molo gebraucht werden.

Auch eine Centralſchule iſt hier in der Vorſtadt jenſeits des Baches an der Brücke, welche mehrere Filiale hat. Ihr Aeußeres ſowohl, als Inneres, entſpricht ſehr wenig der Idee, die man ſich nach der Beſchreibung gewöhnlich von ſolchen Dingen macht. Das ſteht auf dem Papiere leicht ſchön da, in der Ausführung ſchwer. Ich habe mir oft den Spaß gemacht, hinein zu gehen, und dem Unterricht beizuwohnen, welches jeder Bürger konnte. Die Lehrer klagten, daß ihre Beſoldung ſehr karg einlaufe, daß keine andre Aufmunterung da ſei, als durch Dekrete. Das iſt unter den Waffen natürlich. In der That aber verdienten die Schlucker, die hier das gefährliche Geſchäft, Kinder zu unterweiſen, übernommen hatten, gar nichts. Die reine Moral, die reine Politik, die reine Religion und Gott weiß was ſonſt noch Reines und Unreines, ſoll von ſolchen Ungeweihten gelehrt werden, und wird nur zum Uebermaaß rein gelehrt. Zur Probe einiges: Was iſt ein freier Staat? Wo alle Bürger Souverains ſind. Was iſt ein freier Mann? Der die Tyrannen verabſcheut. Was iſt die Tugend? Ein guter Republikaner zu ſeyn. Mit ſolchen Kraftſentenzen, die nur durch die Drehung und Deutelei wahr werden, behilft man ſich. Es ließe ſich überall in jedem Staate vieles über das Unmenſchliche und Heilloſe ſagen, die Jugend vor der Zeit in die Religion und Verfaſſung ihres Landes einzuführen. Der Menſch ſollte ſo lange als möglich Menſch ſeyn, ehe man ihn mit Gewalt lehrte, was ein Gott und ein Bürger für ein Ding ſind. Waren die Völker der alten Welt nicht weiſer, als wir, wenn ſie (freilich aus andern Gründen) Kinder und Knaben von ſolchen Sachen ausſchloſſen?

Die Menſchen ſind meiſtens ein mittlerer und rüſtiger Schlag, und die Männer faſt alle ſehr muſkulös und brav gewachſen, ſo daß ich hier nicht wenige mir zu finden getraute, die ohne Furcht vor einem Bildhauer als Modell ſtehen könnten. Spricht man dagegen von der Geſichtsbildung, ſo fallen ſie ſehr ab, und ſchöne Geſichter ſieht man ſelten. Dieſe brauchen die Männer auch ſo ſehr nicht, und ſie haben dafür, einige junge trotzige Freiheitsſöhne ausgenommen, einen ſehr ſtarken Ausdruck von Leutſeligkeit und Gefälligkeit, und eine Offenheit, welche wohl die vergängliche Schminke der Schönheit aufwiegen. Bei dem Geſchlecht dagegen, wo Zartheit und Schönheit denn doch, was man auch ſagen mag, keine ſo gleichgültige Dinge ſind, findet man weniger ſeine Rechnung, wenn man die fremden Schönheiten, die vom Zufall leben, abrechnet. Zwar habe ich einige ſchneeroſige und feingebildete Geſtalten geſehen, aber die meiſten ſind kleine runde Purzelchen, und manche ſelbſt plump und formlos, und faſt alle mit zu ſtarken Geſichtszügen und mit reichlicher Sonne gezeichnet, was den Männern nur ein braveres Anſehen giebt, aber dieſen bunten und wechſelnden Regenbogen des Himmels die letzte Lieblichkeit raubet, die ſie ſonſt noch haben würden.

Weil aber die Schale am Menſchen höchſtens nur als das zweite und dritte anzuſehen iſt und ihn der Kern drinnen eigentlich zu dem macht, was er gelten kann, ſo will ich hievon abſpringen und mit Wohlgefallen geſtehen, daß ich hier unter Menſchen lebe. Man merkt hier ſchon viel Franzöſiſches, was nun ſeit der Beſitznahme durch die Franzoſen noch mehr gewachſen iſt und wachſen wird, aber doch guckt der Italiäner häufig noch durch, welchen der Franzoſe in der übergroßen Freundlichkeit und Verſchmitztheit ſieht, die manchem anklebt, und weswegen er dieſe Nizzaer Baſtarde ſchimpft. In der That iſt Karakter und Sprache ein Baſtard der beiden angränzenden Nationen, die hier in einander fließen. Für beide hat es zwar nicht die beſten Folgen, am wenigſten aber für die Sprache, die hier in beiden Zungen abſcheulich und im gemeinſten Dialekt unausſtehlich iſt. Mir war indeſſen unter dieſen Menſchen nach meiner Küſtenreiſe zum erſten Mal wieder menſchlich ums Herz. Mir ſcheint bei etwas italiäniſcher Liſt doch eine gewiſſe Gutmüthigkeit und Offenheit allen Klaſſen und Altern eigen zu ſeyn, ſie ſchwatzen und lachen gern, fragen und unterhalten ſich gern mit einem Ausländer, ohne grade was anderes von ihm zu wollen, und ſo ſind ſie auch unter einander mit einer Frohherzigkeit und

Lebendigkeit, die einem wahres Vergnügen macht. Eben ſo muß ich alle öffentliche militäriſche und bürgerliche Beamten rühmen, mit welchen ich zu thun gehabt habe. Immer bereitwillig und höflich und dabei doch gut bürgerlich, ohne neugierig oder zudringlich zu ſeyn, habe ich nie eine öffentliche Stube mit dem unangenehmen Gefühl verlaſſen, welches einem im ſteifen und formalen Vaterlande nur zu oft mitgegeben wird.

Ein ganz andrer Schlag, als der Bürger, ſind die Bauern. Dieſe ſind offenbar weit mehr Italiäner, als Franzoſen. Ihr Dialekt, von welchem ich kaum etwas verſtehe, hat auch weit mehr Italiäniſches. Ihre Miene hat etwas Finſteres und Tückiſches, und ihre ganze Haltung etwas ſo Schweres, daß ich kaum ſehe, wie dieſe je mit den Franzoſen ſo einträchtig werden wollen. Auch rühmt ſie kein Menſch, er ſei fremd oder einheimiſch. Bis hieher läuft von den Bewohnern der gebirgigten Küſte immer noch das Gerücht der Räuberei und Spitzbüberei, welches durch tägliche Beraubungen und Mordthaten in den Bergen ſeine Beſtätigung erhält. Das Geſchlecht der Barbets, die mit den Miquelets in den Pyrenäen Brüder ſind, beginnt hier. Dieſe ſind das Schrecken der Reiſenden, noch mehr der Soldaten, wenn ſie auf Rückzügen hier paſſiren müſſen.

Die Vergnügungen der kleinen Stadt, der man doch an 20000 Menſchen giebt, ſind nicht ausgezeichnet, da Theater und größere Beluſtigungen fehlen. An feſtlichen Tagen, auch wohl oft an Arbeitstagen, geht man zu den ſchönen Gärten und Landhäuschen ſpazieren, und die Stadt gießt ſich wie ein Strom aus und vertheilt ſich auf verſchiedenen Wegen; den Abend hat man den niedlichen Corſo und die Eſplanade, die aber ſelten ſo beſucht ſind, als ſie es verdienen. Die Männer haben ihre Billards und Kaffehäuſer, die in großer Menge und faſt nie leer ſind: ein Geſchmack, der immer mehr wächſt, je weiter man nach dem Süden hinauf reiſet. An teutſche häusliche Geſelligkeit muß man auch hier nicht denken, ſondern alles lebt am dritten Orte zuſammen ſo froh, als es nur kann. Die Spielſucht iſt hier, wie faſt in ganz Italien, vorzüglich aber am Küſtenlande, ungeheuer, und geht von dem Erſten, der ſein Pharao, trente et quarante, ſein Schach oder Damenbrett ſpielt, bis zu dem Kleinſten hinunter, der ſich am Klingpfennigſpiel (il battimuro) ergötzt. In jedem Wein- und Schenkhauſe hört man bei den Karten mit Händen und Füßen pochen, und wo nur irgend eine glatte und freie Ecke an den Straßen innerhalb und auſſerhalb der Stadt und auf den Plätzen iſt, da ſieht man das Kugelſpiel, (la boule, la boccia) welches als ein Volksſpiel für Gewandheit, Arm und Auge ſeinen Nutzen hat. Es kömmt dabei darauf an, der ausgeworfenen Kugel am nächſten zu kommen, und diejenigen, welche ihr zunächſt liegen, aus ihrer Stelle zu treiben mit einer ſolchen Mäßigung der Stärke, daß die eigene ſich darüber nicht zu weit verlaufe. Auch das Ballſpiel übt man fleißig mit den Händen und mit der Rakette, alles um Geld, ſeien es auch nur halbe Sols. Die Knaben, denen oft die Kugeln fehlen, ſpielen mit runden Steinen, wo ſie alles durch den Wurf regieren. Dies Spielweſen geht ſelbſt auf alte Graukopfe und Mütterchen aus, und oft habe ich zu meiner Verwunderung an feſtlichen Abenden ſo einer Gevatterſchaft zugeſehen. Sie ſitzen in den Thüren ihrer dunkeln Löcher, ja nicht ſelten auf offenen Straßen, ſchließen, wie Hexen ihren Zauberkreis, einen Ring, brauchen den Schooß oder eine ausgeſpreitete Schürze zum Tiſch und trumpfen und pochen luſtig vor allen Leuten. Etwas Allerliebſtes, das ich auf dem Corſo und vor den Thoren oft mit innigem Vergnügen geſehen habe, iſt ein Ringeltanz der weiblichen und männlichen Jugend, worin ſich auch wohl Erwachſene miſchen. Er beſteht im Rundfliegen und Geſang, zuweilen mit einigen Verſtreuungen und inneren Neckzirkeln und kleineren Ringen, und ſperrt oft die Gaſſen und Promenaden an feſtlichen Tagen. Alles zeigt ſelbſt in dieſer magern Kriegszeit den fröhlichen Geiſt des Volks, und wenn irgend freie Tage ſind, ſieht man ungeheure Klumpen von Gevattern und Gevatterinnen beiſammen, was in einem Lande leicht iſt, wo man mit offenen Thüren zu leben und alles zu verhandeln pflegt, auch der Winter ſie nicht verſchließt. Der intereſſanteſte Fleck aber in der Stadt, wo man das italiſche Leben des niedrigen Haufens, beſonders der Weiber, recht bewundern kann, iſt am kleinen Fiſchmarkt am Eingange in den Corſo, wenn man vom Hafen her kömmt. Da iſt es ganz ſo, wie ich es bei Florenz erwähnt habe, und das Klima zeigt ſeinen herrſchenden Einfluß und ſeine Schaamloſigkeit. Dahin wandert alles ärmere und kleinere Geſindel aus ſeinen engen Gaſſen und ſeinen dumpfigen und kümmerlichen Stübchen aus mit ſeinem Geräthe und ſeiner Tagesarbeit. Man ſpinnt, man haſpelt, man flickt und läßt ſich Schuh und Strümpfe flicken, während man baarfuß dabei ſitzet; man fängt ſich einander chriſtlich die Läuſe ab, hat ſeine Kinder in Körben und auf Kiſſen liegen und begeht unter freiem Himmel ſo viele kleine Menſchlichkeiten, die nur Gewohnheit und Klima entſchuldigen können. Alles was man zur Leibesnothdurft gebraucht, iſt umher. Nie iſt der Markt ohne kleine Fiſche, die man ſogleich braten laſſen kann; nie hört der Kohlendampf auf, über welchem kleine Kuchen und Stücklein Fleiſch geſchmort werden; nie werden die Buden des Hökers, woraus ein Stücklein Käſe, ein Ei und einige Händevoll Schminkbohnen feil ſind, verſchloſſen.

Das Klima iſt wohl eines der ſchönſten. Der Frühling iſt lang, der Sommer durch die See- und Bergluft gemäßigt; den Winter kennt man nicht, ſelbſt der diesjährige hat in dieſe ſchönen Thäler keinen Schnee herabgebracht: Früchte und Kräuter und Gräſer gehen nie aus.

Aber dieſes Klima iſt eben ſo eines der geſundeſten; das wußten die Engländer wohl. Man ſieht eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Friſche bei dem Alter, und viele Weißköpfe treten mit roſigen Wangen und raſchen Schritten einher.

Die Tracht des Bauers iſt, wie ich ſie im übrigen Italien geſehen habe, eine Jacke mit einem Stück von Mantel bei ſchlimmen Wetter; doch fangen hier meiſtens ſchon die langen Hoſen an, welche von der geringern Klaſſe faſt durchgängig getragen werden. Die Jacke tragen ſelbſt anſtändige Männer häufig, beſonders aber Jünglinge. Die gemeinen Weiber zeichnen ſich nur durch ihren Kopf aus; denn an ſeinem Kopfe hat ein Weib immer mehr zu thun, als an allen ſeinen andern Theilen zuſammen; vielleicht weil ſie mit allen Theilen mehr thut, als mit ihm. Gewöhnlich hängt ihr Haar hinten etwas aufgeſchlagen in einem Netze, welches gewöhnlich feuriger Purpurfarbe iſt; um den Kopf ſchlingen ſie ungezipfelt ein weißes Tuch; eben auf dem Kopf ſieht man ein Zirkelband, worin man die Haare eingezwungen hat; oft iſt auch das ganze Haupt in einem Furienſchlangenbunde der Flechten zuſammengetrillt; der Strohhut, welchen ſie tragen, iſt ganz hübſch geflochten mit einem niedrigen Kopf und weitem Rande.

Vieh ſieht man faſt nichts, als Maulthiere und Eſel mit Packſatteln, ſelten Pferde, und nie habe ich ein Ochſengeſpann ziehen ſehen, wie im übrigen Italien. Rindvieh iſt in dieſem ſchönen Bergthal überall wenig; denn die höheren Berge geben kaum den Schaafen kümmerliche Nahrung und ſind keine Schweitzeralpen; Ziegen aber klettern in Menge im Gebirge.

Die Wendung der italiäniſchen Angelegenheiten, welche während meines Aufenthalts in Nizza durch die berühmte Schlacht bei Verona für die Franzoſen ſo ſchlimm ward, veranlaßte auch hier mancherlei Neues. Die Stadt ward ſogleich in den Belagerungsſtand erklärt, d. h. alles ward unter ſtrengere Aufſicht genommen, rund umher wurden Pikets ausgeſtellt und alle Thore und Zugänge der Stadt bei Tage und Nacht mit Soldaten und Nationalgarden beſetzt, damit nichts Verdächtiges und Unerlaubtes ſich durchſchleichen könnte. Denn es riß nun eine fürchterliche Deſertion ein, und täglich fing man deren auf, die auf mancherlei Wegen ins Vaterland zurückkehren wollten. Für mich hatte dieſe Erklärung der Stadt in den Belagerungsſtand weiter keine unangenehme Folgen, als daß ich meine Sicherheitskarte öfter zeichnen laſſen mußte.

Militär lag hier bei meiner Ankunft ziemlich vieles, aber bei'm Anfang der franzöſiſchen Unfälle in Italien, ward es meiſt weggezogen. Ich habe es ſchon bei mehrern Gelegenheiten geſagt, und es freut mich, daß ich es noch einmal ſagen kann, daß es unter den Soldaten der Republik mir immer ſehr gut gefallen habe. Da herrſchte eine gewiſſe Freiheit und Offenheit, die ſich ſogleich Vertrauen erwarb, ein richtiges Urtheil, das weniger durch Rückſichten des Intereſſe verſchroben ward, eine Artigkeit, die mit ſo viel Menſchlichkeit verſetzt war, daß ſie mehr als Artigkeit heißen konnte. Da konnte man lebendige Männer in jener ruhigen Kraft ſehen, die allein den Mann macht. Da war keine Affektation, kein äußeres Spiel mit der Freiheit; ſie ſahen die Dinge, durch deren härteſte Schule ein Theil von ihnen gegangen war, ſchon viel klarer und ungefärbter, als andere, und ſchalten und lobten nicht bloß nach dem Lüftchen, das gerade von Paris her wehte. Ueber ſolche Dinge ward überall wenig von ihnen verhandelt. Wofür und worin einer viel thun muß, davon ſpricht er nicht gern. Dieſe Soldaten ſind in Nizza meine liebſte und meiſte Geſellſchaft geweſen, und durch ſie bin ich zuerſt in den franzöſiſchen Karakter eingeweiht, der mich auch nicht getäuſcht hat. Nizza ward, nachdem man den verwickelten Knoten langer Unterhandlungen wieder mit dem Schwerte durchgehaut hatte, wegen des Hin- und

Hermarſchirens aus und nach Italien ein äuſſerſt intereſſanter Aufenthalt, ſo wie durch die mancherlei Gerüchte, die, oft wie ein Wind entſtanden, eben ſo ſchnell wieder verſtummten. Es ward zu einem Ausrüſtungsorte und zu einer Art Waffenplatz gemacht, von wo die Maroden und Bleſſirten aus Italien nach Frankreich, und die Friſchen und Konſkribirten aus Frankreich nach Italien gingen. Es war zugleich der Landungsort mancher, die vor dem Glücke der Oeſterreicher mit ihren Schätzen, oder mit ihrem Leben in ein ſicheres Land flohen. Von dieſem allen bekam ich oft ein ſo lebendiges Bild, als wohnte ich nur einige Stunden vom Kampfplatze, und zugleich von manchen Dingen, welche mir einige Aufſchlüſſe über den Geiſt der franzöſiſchen Soldaten und über das Verwaltungsſyſtem bei den Bundsgenoſſen und bei den Truppen gaben. Davon noch einige kleine Notizen, und dann will ich von dem lieben Orte meines Exils, welcher nachher das Grab ſo vieler wackerer Männer werden ſollte, auf immer Abſchied nehmen.

Konſkribirte aus dem Innern Frankreichs kamen hier wöchentlich zu Hunderten und Tauſenden an, von einzelnen Officieren und Unterofficieren, oft auch von kleinen Corps geführt, wenn man ihnen nicht traute, daß ſie gern und gutwillig nach Italien gehen würden, welches die Franzoſen nur als ihr Grab verabſcheuen. Dieſer Haufe, bei dem keine Wahl, ſondern die Nothwendigkeit des Geſetzes Statt gefunden hatte, war ſo bunt und ſonderbar, als möglich. Ernſter aber war der Gedanke, der ſich bei manchen von ihnen aufdrang, daß ſie vielleicht das letzte Habe, ſo wie die letzte Stütze armer Aeltern mitgenommen hatten, um ſie ihnen nie wieder zu bringen. Wenige waren montirt und bewaffnet, ſondern jeder ging in der Tracht ſeines Landes und ſeines Glückes und leinene Kittel ſah man neben Kleidern aus dem feinſten Tuche und Lyoner ſeidne Pantalons neben Baarfüßen. Alles aber doch franzöſiſch und brüderlich unter einander, und ſo waren auch die Officiere. Dieſe zeichneten ſich auch im Aeußeren vor ihren Kameraden oft durch nichts weiter aus, als durch die Achſelbänder und gingen baarfuß in Schuhen, ihren Ranzen auf den Schultern und ihren Ueberrock ausgezogen. So muß der Officier auch ſeyn, wenn der Soldat brav werden und bleiben ſoll. Nie habe ich bei dieſen Haufen Officiere zu Pferde, oder Wagen geſehen. Wo der Konſkribirte blieb, da blieben auch ſie und erlaubten es kaum, daß andre ſie von ihnen auszeichneten. So viel Freude dies mir auch gewährte, ſo war doch vieles, was einen Menſchen traurig machen konnte. Zum Theil waren die Burſchen von 17, 18 Jahren offenbar noch nicht rüſtig genug, das Schwert ſchwingen und das Gewehr mit Ehren tragen zu können; andere hatte die Natur vom Anfang an zu klein und winzig zugeſchnitten. Indeſſen der Geiſt macht alles und die Franzoſen haben bis jetzt gezeigt, daß ſie jedem ſeine Stelle zu geben wiſſen. Schlimmer ſah es in andern Rückſichten für dieſe jungen Bürger aus, die man ſo laut und ſo gewaltig zu Helden und Vertheidigern des Vaterlandes aufrief. Sie klagten, daß ſie oft an Orten ankämen, wo faſt gar nicht für ſie geſorgt ſei, ſo daß ſie nicht einmal ein Lager unter Obdach fänden, wenn man ſie auch nicht ſatt gemacht hätte. Sie klagten, daß die Monturen, Strümpfe und Schuhe ſo eingerichtet ſeien, daß nicht einmal ein Schreiber und Schneider, geſchweige ein Soldat, ſie einige Monate hinter dem Ofen ſitzend tragen könne, ohne daß ſie abgeriſſen ſeien. Sie klagten, daß manche von ihnen durch Befehle und Gegenbefehle und durch verkehrte Marſchrouten hätten 200 Meilen auf dem Wege nach Nizza machen müſſen, welchen ſie ſonſt mit 50 Meilen hätten ausmeſſen können; lauter Klagen, die andre redliche Männer mit Kopfſchütteln bejahten. Bei allem dem war es eine Freude, wie ſie doch gewöhnlich luſtig und frohes Muthes hinzogen und ſangen und hüpften, als ginge es zu einem Tanz.

Einen ganz andern Anblick gewährten mehrere Regimenter, oder beſſer Stücken von Regimentern, die nach Frankreich zu ihrem Depot gingen, um ſich wieder zu ergänzen. Dieſe waren wahrhaftig nicht gemacht, ihnen zu ihrer Reiſe über die Alpen Luſt zu machen. Noch weniger waren es die Tauſende von Bleſſirten, die hier zum Theil ins große militäriſche Lazareth kamen, zum Theil nur Raſt hielten und nach Frankreich gingen, um ſich für neue Schlachten heilen zu laſſen. Infanteriſten marſchirten keine während meiner Anweſenheit zurück, aber deſto mehr zerhackte Korps von Kavallerie, aller Farben und Nationen; bei einem dieſer Korps war eine Menge Pohlen und Schwarzer und Mulatten, die mehr Gründe haben, als irgend andre, für die eroberte Freiheit zu ſtreiten. Viele dieſer Reiter waren ſchon unterwegs in den kahlen Bergen zu Infanteriſten geworden; ſo ging es hier fort und ſelbſt die, welche auf den Plätzen und dem Corſo hier nur etwa einen halben Tag raſteten, ließen oft einige Dutzende krepirter Pferde zurück, auf deren Keulen man zum Theil die Zeichen ungriſcher und böhmiſcher Geſtüte und alſo auch die Zeichen eines beſſern und glücklichern Führers, des Buonaparte, ſah. Schlecht wie die Pferde ſahen auch die Menſchen aus und viele gingen ohne Rock und mit halben, oder gar keinen Stiefeln, während einige das Reiterkoſtum ganz abgeworfen und das eines leichten Fußgängers angenommen hatten. Die meiſten Officiere trugen Kopf und Arme umwunden, und waren zum Theil noch blutig, eine Ehre für ihre Tapferkeit. Nicht über die Oeſterreicher fluchten ſie übrigens, ſondern über Scherer, ihren Oberbefehlshaber und über alles was zur Verwaltung und Verpflegung der Armee gehört, über die Kommiſſäre, Lieferanten und Proviantmeiſter, welche ſie die Urſache alles Unglücks nannten.

Dieſe Soldaten waren nicht die einzigen, welche über Nizza nach Frankreich zogen, ſondern eine Menge junger Leute, worüber ſie Himmel und Erde zur Rache anriefen, und viele andre Abentheurer und Glückspilze, welche ſich an dem Elend des armen Italiens groß und voll geſogen hatten. Es war äußerſt erbaulich und intereſſant, dieſes Schauſpiel des Menſchenlebens mit allen ſeinen hellſten und grellſten Scenen und Situationen hier aufziehen zu ſehen. Alle Tage gab es da was Neues zu ſehen, zu lachen und zu fluchen, auch wohl zu weinen, je nachdem jeder aus dem Geſichtspunkte ſeines Intereſſe und Gefühls die Sache anſah.

Die erſten, welche merken ließen, daß es in Italien für die Angelegenheiten der Republik düſtern ausſehen müſſe, war eine ungeheure Menge von Kommis, Kommiſſären, Adminiſtratoren, Kaufleuten, Antiquaren, Künſtlern, und unter welchen Namen Frankreich ſein Geſindel ausgeſchickt haben mogte, Italien zu plündern. Ich als ein Fremdling, der hier nichts beſſers thun konnte, war immer einer der erſten, alles zu hören und zu ſehen, was irgend der Ohren und Augen werth war, und wahrlich da gab es Scenen, welche zu ſehen mancher ſich die Beine ablaufen würde. Obgleich ich ſo lange Zeit in Italien geweſen war, ſo muß ich es doch zu meiner Schande geſtehen, daß ich erſt durch die guten Säbel der Ruſſen und Ungern die Auswahl und Blume der italiäniſchen Schönheiten zu ſehen bekam. Ich muß es den Franzoſen laſſen, daß ſie ſich auf die Weiber verſtehen. In meinem Leben habe ich ſo viele Reitze nicht an einem Orte beiſammen geſehen, als hier binnen 14 Tagen nach und nach wie im Schattenſpiele kamen und gingen. Dieſe zogen als Weiber, als Beiſchläferinnen und Huren mit ihren alten Freunden in ein friedliches Land, um dort die geſammelten Schätze zu verzehren. Hier fand ich es beſtätigt, was ich in Mailand und andern Städten der Lombardei nicht glauben wollte, daß die Franzoſen ihnen die ſchönſten und reichſten Weiber und Mädchen abſpänſtig machen; denn nicht genug, daß faſt jeder dieſer Flüchtlinge ein Weib aus Italien entführte, hatte mancher drei, vier in ſeinem Gefolge. Die meiſten dieſer unedleren Helden der Nation kamen zu Waſſer von Genua und Savona, um ſich und ihr Habe nicht den Gebirgen und ihren räuberiſchen Bewohnern auszuſetzen. Unglaublich iſt es, welche Ladungen von Gepäck und Menge Koffer ſie zum Theil hatten und in welchem Uebermuthe ſie mit ihren Weibern und Huren eine Zeitlang vor den Augen der armen Einwohner prunkten, die an den Weibern nichts mehr tadelten, als daß ſie beinahe im Eviſchen Stande einhergingen, welches die ſtillern Sitten hier empörte. Andere von ihnen kamen auf Eſeln und Mäulern durch das Gebirge, nachdem ſie ihre Sachen eingeſchifft hatten; noch andere endlich waren in einer Reihe von Wagen glücklich die Straße aus Piemont zu Lande gereiſt. Dieſes Gezücht machte dann einige Tage den Glanz der hieſigen Kaffehäuſer und des Corſo, bis es in Frankreich verſchwand. Auf viele zeigten die Officiere und Bürger hier mit Fingern, indem ſie ihren Auszug von hier nach Italien mit ihrem Einzug verglichen. So zogen von Genua, von Neapel, von Mailand, von Turin, und Rom, binnen 14 Tagen gewiß einige Tauſende, zum Theil mit großer Equipage, mit drei, vier Maitreſſen und Bedienten, die kaum vor einem Jahre mit einem kahlen Rock und viel Liſt ausgereiſt waren. Um Päſſe zu erhalten, hatten ſie mancherlei Ränke und Unterhandlungen gebraucht; was kann man für Geld nicht alles kriegen? Die wenigſten trugen den Namen ihrer Funktion. Manche zogen als Officiere, als Kouriere und Kaufleute ſicher in Frankreich ein, die unter andern Titeln die Nation beſtohlen und geſchändet hatten. Anfangs ging dies ſicher und gut, man bewunderte ihren Glanz und ihre Weiber, ſpottete ihrer hinter dem Rücken und erzählte ihre Schelmenſtreiche; aber damit war es auch vorbei. Als aber mehrere Trümmer der Armee hier ankamen und bei ihren Wunden und zerriſſenen Monturen und Schuhen ſchwuren, an allem dem Unheil ſei dieſes Geſchmeiß Schuld, welches ſo herrlich mit ſeinem Raub ins Vaterland einziehe und gleichſam über die Schmach beider Nationen triumphire; als der Bürger ſelbſt ſich an ihnen bis zum Ingrimm ſatt geſehen hatte; als endlich von Moreau Befehl erging, ſolche Paſſagiere ein wenig genauer zu unterſuchen und die Verdächtigen wieder herausgeben zu laſſen, was ſie mit Unrecht an ſich gerafft hätten, da wandte ſich das Blatt. Sie kamen nun unter kleinen und unbemerkbaren Geſtalten und Rollen und wußten auch ſo meiſtens zu entwiſchen. Einige indeſſen faßte man doch hart an und kniff ihnen etwas von den italiäniſchen Goldſtücken ab. Einen ſah ich ſelbſt etwas unlieblich in Empfang nehmen. Er kam nebſt zwei feinen Weibern und vielem Gepäck auf Maulthieren über die Berge von Monaco und traf zugleich mit mir, der im Felde herumſpaziert hatte, bei der Barriere am Platz der Republik ein. Man ruft Halt! Er reicht ſeinen Paß, der auf einen Kaufmann von Genua lautet. Aber der Unterofficier, der dort die Wache hat, kennt ihn als einen Lieferanten und verräth ihn nachher bei der Municipalität. Man hat ihm 15000 Zechinen, die er baar bei ſich führte, abgeſucht. Wo er geblieben ſei, wußte niemand. Die ſchönſte ſeiner Begleiterinnen hatte unſer Kommandant Puget, (er hat nachher an der liguriſchen Küſte als Befehlshaber tapfer mit den Aufrührern gefochten,) ein hübſcher Mann, ſich zu Gemüth geführt, und ich ſah ihn ſchon den folgenden Tag mit ihr ſpaziren. So wechſeln die Güter und die Herren.

Die einzigen Flüchtlinge, die nächſt den armen Soldaten mich jammerten, waren mehrere italiäniſche Familien, welche dem Sturm bei Zeiten zu entfliehen ſuchten. Das ſind Unglückliche, die Mitleid verdienen; denn ließ ihnen die Zeit wohl eine Wahl? Doppelt unglücklich ſind ſie, weil die meiſten Franzoſen ſie haſſen, ſie ſcheel anſehen und ihnen nachfluchen: ce ſont des lâches, qui aiment mieux fuir, que combattre pour leur patrie.

Reiſe von Nizza nach Marſeille,

den 3ten Mai 1799.

Endlich nach einer langen Quarantaine, die ich hier hatte halten müſſen, reiſete ich den 3. Mai ab des Nachts um 2 Uhr. Ich nebſt zwei Officieren der Marine ging mit dem Kourier der Nationaldepeſchen und außerdem waren noch drei Wagen, mit Officieren der italiäniſchen Armee, mit einigen Weibern und Kaufleuten beladen, ſo daß wir in allem wohl an 30 Mann ausmachen mogten. Die erſte Fahrt im Dunkeln ging durch bekannte und oft durchwanderte Gegenden bis an den Var-Strom, der vormals die Gränze zwiſchen Frankreich und Italien machte. Als wir über die Brücke St. Laurent jenſeits des Var gefahren waren grade bei der Tagesdämmerung, ſtiegen wir aus und marſchirten gerüſtet durch die Hohlwege und das Geſträuch der Anhöhen, weil die Gegend oft durch Räuber feindſelig und unſicher gemacht iſt. Als es tagte, ſetzte ſich alles wieder, Nachtigallen und Lerchen begrüßten den Morgen und unſer Weg ging durch fruchtbares und wohlbebautes Hügelland, mit Korn, Oel- und Feigenbäumen bedeckt. Gegen fünf Uhr fuhren wir Antibes vorbei, einem freundlichen und netten Seeſtädtchen mit einem Hafen und Fort, die aber beide ſehr verlaſſen da ſtänden. Von hier ging es durch eine freundliche Ebene auf Cannes zu. Wieſen und Felder und Weiden ſah ich nach kurzer Zeit im ſchönſten Grün des Frühlings luſtig wechſeln, Heerden weideten in kleinen Feldbüſchen, aus welchen Nachtigallen ſchlugen — denn die Provence iſt ſeit Petrarka und Laura das Land der Nachtigallen — und Rebenſtöcke ſchlangen ſich hie und da italiäniſch um die Bäume, oder waren auch in einer langen Reihe an Stäben gezogen, mit Korn und Sämereien 'in der Mitte. Bei Cannes gewährt das Meer mit ſeinen grünen und buſchigten Inſeln, Skt. Marguerite und Skt. Honorat, einen gar freundlichen und lieben Anblick. Mir war, als wünſchte ich mir Floßen, um hinüber zu einer ruhigen Einſiedelei zu ſchwimmen. Aber das Schickſal und die Zeit verſagten beides, Floßen und Boot. Cannes liegt an dem Meere hin wie eine einzige lange Gaſſe mit einem alten Thurm und Schloſſe auf der Höhe, nett und heiter anzuſehen, wie weiter unten Joigny an der Yonne. Hier ward die ganze Reiſekaravane nun erſt recht am Tageslichte zuſammengebracht und konnte nähere Bekanntſchaft bei einem muntern Frühſtück machen. Die Officiere erzählten von ihren Fährlichkeiten bei der Flucht aus Mailand und dem Marſch durch das Piemonteſiſche und Genueſiſche, wo die verſteckten Bauern mehrere Officiere und Gemeine getödtet und verwundet hatten. Dieſe kehrten nun zum Theil als Ueberflüßige bei gefangenen und zuſammengehauenen Regimentern, zum Theil als Boten von ihrer Botſchaft nach Italien zurück, wie z. B. meine beiden Kameraden. Einige hatten ſich auch Geld mit hübſchen Italiänerinnen erheirathet und gingen, es in Frankreich zu verzehren. So war unter den Weibern eine allerliebſte Mailänderin, die ein Franzoſe nach Toulon nahm. Der luſtigſte und fidelſte der Geſellſchaft indeſſen war der älteſte meiner Geſellen, ein Kapitän von der Flotte, Clement Düfresne. Er lachte und ſang in Einem fort und war dann wieder eben ſo ſprachfertig. Strapazen hatten ſein Haar bei 32 Jahren ſchon ſchimmlich gemacht; denn mehr als einmal hatte er die beiden Indien geſehen und zweimal in dieſem Kriege die engliſchen Gefängniſſe, in deren letzten er 18 Monate geſeſſen hat. Auch ſeine jetzige Reiſe iſt kein Glück. Er war vor kurzem mit Depeſchen von Paris nach Mailand und Neapel geſchickt. In Mailand kömmt er den Abend vor dem Einmarſch der Oeſterreicher an, muß den Morgen flüchten, ſeinen Koffer im Stich laſſen und über 6 Miglien ſeinen Mantelſack tragen, bis er zu mehrern Wagen mit franzöſiſchen und italiäniſchen Flüchtlingen ſtößt. Dieſer Mann ſchimpfte fürchterlich über das ſardanapaliſche Geſchlepp der jetzigen franzöſiſchen Armee, über die Lieferanten, Kommiſſaire und Gauner, welche den ehrlichen franzöſiſchen Namen ſtinkend machen, über die Menge der Weiber, die zu vielen Tauſenden dem Heere folgen; dies letzte ſchloß er lachend mit den Worten: c'eſt le foible du François, de ne pouvoir offenſer une femme.

Von Cannes ging nun der Weg allmälig bergan, bis man an den Wald von Eſtrelles kömmt. Hier machten wir Halt, jeder ſtieg aus und waffnete ſich mit Säbel und Piſtolen, weil in dieſem Walde alle Tage faſt Plünderungen und alle Wochen Mordthaten vorfallen. Kaum waren wir 500 Schritte gewandert, ſo kamen ein Paar Eſelein mit Säcken, denen weit hinten der Führer folgte. Hier verſah ſich die kurzſichtige Furcht eines unſrer Officiere an den langen Ohren und ſchrie: oh Meſſieurs voilà des coquins à fuſils. Wir lachten lange über die poſſierlichen Flintenläufe und fanden überall unſre Bewaffnung unnöthig; denn die ganze Straße durch dieſes Holz war mit Konſkribirten bedeckt, die uns truppweiſe zu hunderten vorbei defilirten. Uebrigens iſt es ein Paß recht für Räuber gemacht, wie für die Eber und Wölfe, welche letztere hier gegen den Winter von den höhern Alpen herabkommen. Die Wege ſind jetzt über alle Beſchreibung ſcheußlich; und obgleich wir alle zu Fuße waren, konnten doch die Gaule oft den Wagen nicht durch die Steine ſchleppen, die vormals einen Straßendamm machten und jetzt in einzelnen Klumpen da liegen. Uebrigens iſt dies ein luſtiger und romantiſcher Pfad. Ungeheure Felsklumpen hängen mit alten Tannen herab, Bäche rieſeln über den Weg und Bergſtröme brauſen durch die tiefen Thäler und Schluchte, die auch ihre Nachtigallen haben; Abgründe laufen ſteil vom Fuße des Wanderers hinab und wechſeln mit grünen Felſenwänden, vom Waſſer durchſtrömt und Epheu umgrünt. So kamen wir durch dieſe große und ſchauerliche Natur an das Oertchen Eſtrelles, eine rechte Alpenwirthſchaft. Sanft läuft zu dem Gütchen der Berg hinab, oben mit Luzerner und Korn und unten mit ſchön gewäſſerten Wieſen, in welchen einzelne Kühe graſeten. Oben an ſeiner ſanftern Spitze liegt die kleine Wirthſchaft, dicht von hohen Ulmen umſchattet, und hoch über ihr links iſt wieder fürchterliches Felſengebirg mit einzelnen alten Bäumen und Sträuchen. Wir machten hier Nachmittags um 2 Uhr luſtige und frohe Tafel und hatten guten Schmaus und treffliche Erdbeeren zum Nacheſſen. Wir gingen indeſſen immer noch gerüſtet fort und in muntern Geſprächen bis zum Ausgange des Waldes in die Ebne von Frejus. Ich hatte indeſſen allerlei Revolutionsgeſpräche mit meinem Kourier, der Maurer, Proteſtant, Demokrat und Gott weiß, was noch alles mehr, aber im Ganzen doch ein geſcheuter Kerl war. Auch er behauptete mit vielen teutſchen Journaliſten und Almanachiſten, die Freimäurer und Illuminaten hätten die Revolution gemacht. Als wenn eine Revolution ſich ſo leicht machte. Lachen mußte ich, als er mir erzählte, ein Platz in Marſeille heiße nach dem Teufel Marat Champ de Marathon; indeſſen ſolche kleine Schnitzer kann man täglich von der Unbekümmertheit der Franzoſen hören und in Büchern leſen.

Von Eſtrelles ſenkt ſich der Weg immer abwärts und zeigt endlich den Anblick des Meeres mit allen Landbuchten, den ſchönſten und letzten auf dieſem Wege; denn bei Cannes hat man bei aller Lieblichkeit der Ufer und der Inſeln doch die Höhe des Standpunktes nicht. So kamen wir in das kleine räuchrige Frejus hinab, das darum doch

ein

ein liebliches Oertchen iſt, denn eine reichere und luſtigere Natur, als ſeine Umgebungen, kann ſich die üppigſte Fantaſie kaum denken. Dieſſeits hatten wir die alten ehrwürdigen Arkaden eines römiſchen Waſſerleiters, die einzeln im Felde da ſtanden, wie das Bild der Vergänglichkeit unter der Blüthe, indem Roggen und Weizen in vollen Aehren umher wogten und Maulbeerbäume mit ihrem breiten Laube um die alten Steine ſäuſelten. Jenſeits im Südweſt ſind Wieſen und Gärten mit Feigen, Kirſchen, Mandeln und Obſtbäumen und mit allen Gewächſen der Küche und der Naſe reichlich verſehen; Reben winden ſich faſt um jeden Baum mit ihren blühenden Armen. Die Kirſchbäume ſind jetzt roth und Erdbeeren duften hinter den Hecken. Ich dachte hier an den alten Fleury, den der Ehrgeiz aus dieſem reitzendſten Fleck des Erdbodens hinaustrieb, um ſeine letzten Lebensjahre in den Ungewittern des ſtürmiſchen Hofes zu vergrämen.

Unſre Begleitung fuhr hier voraus. Wir konnten anfangs keinen Poſtillion kriegen und warteten und warteten, bis endlich, da keiner zu haben war, der Kourier ſelbſt dieſes Amt übernehmen mußte. So ging uns die Sonne unter und unſre Geſellſchaft war ſchon weit voraus. Düfresne jubilirte, als er unſre drei Pferde ſahe, beſonders eines von ungeheurer Größe, welches in die Mitte geſpannt ward und die Bäume des Fuhrwerks tragen mußte. Wir fuhren nun aus Kräften bergan auf dem abſcheulichſten Wege und alles mußte ſchreien und ſchlagen, damit die drei Gaule unter der Leitung des unerfahrnen Kouriers nur vorwärts gingen; denn wenn ſie einmal im Stillſtehen waren, ſo koſtete es Mühe, ſie wieder ins Gehen zu bringen. Da zu unſerm Elend ging nun auf einer holprigen Stelle der mittelſte Gaul mit dem Kourier kopfüber und die ganze Laſt des Wagens mit den Bäumen lag auf ihm. Wir Viere ſuchten ihm aufzuhelfen, umſonſt; keine Axt noch andres Geräth, die Kette zu ſprengen, die die Wagenbäume hielt, und das koloſſaliſche Roß erſticken wollte, welches ſtöhnend die Zunge lang ausſtreckte. Das war ein Fluchen und Schreien, worin des Kouriers klägliche Ausrufungen: il ſe tue, il ſe tue! klangen. Endlich ward ein Pferd von den andern beiden abgeſpannt und Düfresne ſprengte nach dem nächſten Dorfe, um Menſchen herbeizuhohlen. Wir andern drei hielten keichend die Bäume empor, damit das hohe Thier nicht krepirte, und ſahen aus von Schmutz und Schweiß wie die Miſſethäter. Endlich kamen nach einer halben Stunde die Dörflinge mit Düfresne, wir hoben Wagen und Thier wieder auf und ſo ward mit tauſend Spaß über unſer ſtattliches Roß in das Dorf eingefahren. Auch da mußten wir wenigſtens eine Viertelſtunde peitſchen, ehe wir bergan kamen, und nun ward die Sache recht methodiſch bis zur nächſten Station le Muy durchgeführt. Düfresne ſetzte ſich auf den Schreckenroſinante und arbeitete ächt franzöſiſch mit Peitſche, Händen und Füßen, daß die Thiere nicht aus dem Trab kamen; denn ſonſt wäre es um uns geſchehen geweſen; ein einziges Halt, und wir konnten die Nacht halten bleiben und uns am Ende noch von Spitzbuben ausplündern laſſen. Wir andern liefen nun mit Stöcken treufleißig durch Dick und Dünn bei dem Wagen her, halfen ſchieben, ſobald ein ſchlimmes Geleiſe kam und wir fürchten mußten, ſtecken zu bleiben, peitſchten und ſchrieen mit, und ſo kamen wir glücklich um eilf Uhr zu le Muy, wo unſre andre Wagen ſchon um neun angelangt waren. Der arme Düfresne fand ſich am Hintern und an den Fingern geſchunden, wir andern alle ſo beſchmutzt, daß wir ſogleich zur Pumpe mußten. Unſre Geſellen lagen zum Theil ſchon auf dem Ohre und ruhten ein wenig. Uns ſchmeckten Wein und Braten herrlich, und dann führte die freundliche Wirthin mit ihren muntern Töchtern uns in den Roſengarten, worüber der Mond ſchien, und Nachtigallen hinten im Gehäge ſangen. Hier war alles Laufen, aller Aerger vergeſſen. Wir waren in einem recht petrarkiſchen Winkel und ich durch den Mond und die Nacht, vielleicht auch durch den Wein etwas petrarkiſch geſtimmt. So ſaß ich ein halbes Stündchen unter den hohen Roſenbüſchen und Düfresne trillerte mit den Dirnen Arietten, die im provenzaliſchen Munde, der ein Gemiſch vom Italiäniſchen und Franzöſiſchen iſt, allerliebſt klangen. Dieſe Mundart hat außerordentlich viel Weiches und Mildes und alles Gurgelnde und Schnarrende der franzöſiſchen verklingt in ihr. In dem Munde des gemeinſten Schlages Menſchen iſt es aber für den Fremdling ein patois, wovon er nicht viel mehr verſteht, als der Baier, wenn man ihn plötzlich nach Mecklenburg und Pommern in eine Bauerſchenke brächte.

Wir hielten in le Muy lange Raſt, und erſt um Ein Uhr ging es nun wieder mit unſrer alten Geſellſchaft fort, unter der Eſkorte von vier Gensd'armes durch dieſe unſichere Gegend. So unfruchtbar, haidigt und ſteinig der Weg meiſtens von Frejus bis le Muy iſt, ſo lieblich iſt er hier bis hinter Vidauban; Ebne mit ſchönen Feldern, dem kleinen Fluß Argens, Wieſen, Büſchen, Maulbeeralleen, dem leuchtenden Mond und Nachtigallen. So ging es ſachte fort, bis der Weg hinter Vidauban ſich wieder in Berge verwandelte. Wir hatten leider unſre alten Poſtpferde, weil die in Vidauban eben erſt angekommen und abgefahren waren. Da gab es neue Noth. Es war ſchlechterdings unmöglich, bergan zu kommen. Wir peitſchten eine Viertelſtunde und ſchickten dann den Kourier unmuthig nach Vidauban zurück, ein neues Vorſpann zu hohlen. Die Sonne ging auf. Dufresne und ſein Kamerad wikkelte ſich in ſeinen Mantel im Wagen, ich legte mich auf einen Stein und ſchlief ein. Es war der dämmernde Morgen und Lerchen ſangen mein Schlaflied. Da erwache ich plötzlich von einem Knall, ſpringe erſchrocken auf, und befinde mich unter einem Haufen toſender und lärmender

Menſchen. Einer tritt mich Sinnloſen an, und ſpricht: „Bürger, ich habe euch mit meinem Gewehr aufgeweckt. Wie könnt ihr hier ſchlafen? Ein Schurke könnte euch und eure Kameraden im Wagen abwürgen und alles plündern.“ Ich dankte ihm, doch mit einer kleinen Einwendung gegen den Flintenſchuß über meinem Ohre, und ſchlenderte einige hundert Schritte mit dem Haufen, der etwa aus 500 Konſkribirten beſtand, fort und ging dann zurück. Die armen, aber frohen Schelme marſchiren nun auf Nizza, um die italiäniſche Armee zu verſtärken. Sie waren zum Theil bewafnet und montirt, zum Theil in ihren Jacken und Bauerkitteln, mit einigen alten Officieren und Soldaten an der Spitze. Singend und tanzend wanderten ſie zum Theil baarfuß, zum Theil auf einem zerriſſenen Strumpfe, oder noch ſchlimmer baarfuß auf zerriſſenen Schuhen. O es iſt doch ein ſchönes Ding um die Nothwendigkeit! Ihr Geſetz iſt oft leichter, als alle Wahl, weil es alle Wahl abſchneidet, und ſo als das heiligſte Geſetz dem Gemüthe zur Freiheit wird.

Der Schuß und dies Bild des Menſchenlebens hatte mich munter gemacht, die Sonne ging freundlich auf; ich ließ meine Seeleute ſchlafen, ging als Wächter um den Wagen, und freute mich des lebendigen Morgens und der Nachtigallen, die als ächt provenzaliſche Stimmen aus dem Weinlaube ſangen. Endlich hörte ich den Kourier mit zwei erbärmlichen Gaulen heranklappern. Wir hatten zwei Stunden durch dieſes Anhalten verloren und unſre Begleiter auf immer. Ich weckte die beiden drinnen. Wir hatten nun 5 Thiere vor unſerm kleinen Wagen, und krüppelten uns mit dieſen elendiglich und mit tauſend Noth den Berg hinan, wo uns noch einmal ein vorbereitender Fuhrmann ziehen helfen mußte. So kamen wir gegen 10 Uhr nach le Luc, einem kahlen Orte, wo gefrühſtückt ward. Von hier ging es nun nach Brignolles, 5 Lieues von le Luc, wo der Weg nicht völlig ſo ſteil, aber doch auch allenthalben ausgeriſſen und ausgefahren war. Von le Luc bekamen wir 4 Gensd'armes mit, weil dieſe Straße ſelbſt bei hellem Tage oft von Räubern angefallen worden iſt. Wir drei waren auch auf den Füßen, und marſchirten mit Säbeln und Piſtolen gerüſtet zu Fuße fort, weil der abſcheuliche Weg uns die Eingeweide zu zerſprengen drohte. Bis le Luc iſt bergigtes und hügligtes Land mit ſchlechtem Korn, mittelmäßigem Weinbau, aber vielen Oel- und Feigenbäumen. Hinter le Luc iſt derſelbe Karakter der Landſchaft, doch ſcheint ſie noch unfruchtbarer zu werden. Man ſieht viele kahle Berge, magre Haide und unluſtiges Eichengeſtripp, kleine Weinberge und elendes Korn, woran ſich einzelne Gütchen anlehnen. Wir gingen vom Durſt geplagt in eines dergleichen ein, um Milch zu trinken. Eine braune Bäuerin kam uns mit zwei hübſchen Bübchen entgegen. Dufresne fragte ſie: comment avez vous fait, commère, de faire de ſi beaux enfans? ſie antwortete kurz: Monſieur, avec vous je ne les aurois pas fait. Er klopfte ihr und mir zugleich auf die Schulter und rief: voici la françoiſe! und ſüßer tranken wir die Milch, herzten die Knaben und gingen fürbaß. Zuweilen giebt es auf dieſem öden Wege doch ganz luſtige Einſchnitte. So liegt auf dem halben Wege zwiſchen le Luc und Brignolles der Flecken Flaſſans in einem äußerſt romantiſchen Thale mit grünen Wieſen und einem raſchen, freudigen Bergſtrome. Droben im Oſten liegen hohe Weinberge und alte Schloſſestrümmer aus den Zeiten der Chevalerie und der Troubadours.

Um Ein Uhr hielten wir zu Brignolles unſer Mittagsmahl. Hier hatten wir einen muntern und witzigen Tiſchgeſellen, einen Kommiſſarius der Neapolitaniſchen Armee, der ſich mit ſeinen Effekten bei Zeiten ins Vaterland machte. Er hatte Luſt, mit uns zu reiſen, und ward endlich mit dem Kourier und uns eins, obgleich uns übrigens ſein dicker Wanſt bei der ſchmählichen Hitze nicht beſonders anſtänd, und bei der Erbärmlichkeit unſrer Thiere; ſeine Artigkeit und ſein Witz ſiegte. Kaum waren wir aber eine Stunde fortgetrottet, ſo ſchrie er hinten im Wagen: j'etouffe, j'etouffe! und lag ſchnappend da, wie ein Fiſch außer dem Waſſer. Wir ſprengten ihm Orangenſaft auf die Lippen, und er erhohlte ſich zu unſerm Unglück. Denn nun ſetzte er ſich auf die vordere Bank, und legte ſeinen breiten Speckrücken wie eine dunſtige Wolke vor uns andere hin, und brachte uns ſeinem Zuſtande nahe. So kamen wir um fünf Uhr nach St. Maximin, wo es allerlei Scenen gab. Erſtlich ward uns glücklicher Weiſe der Dicke abtrünnig. Man erzählte uns, wie hier der letzte Kourier auf dem Wege von Aix mit allen ſeinen Paſſagieren rein ausgeplündert, und ein Gensd'armes erſchoſſen ſei; wie man bei le Luc am hellen Tage einen Kaufmann um ſeine Erbſchaft von 25000 Franken gebracht habe, die er habe von Vienne heimbringen wollen. Dies ſchreckte den Dicken, und trotz unſers Spottes ließ er ſeinen Koffer mit dem ungerechten Mammon Italiens abſchnallen, um morgen am hellen Tage die Fahrt nach Aix zu machen. Wir fürchteten nichts, hatten auch ſo ſchwer nicht geladen. Indeſſen entſpann ſich eine andre ernſthaftere Geſchichte. Dufresne kam mit den Gensd'armes in Streit, die uns eskortiren ſollten, dieſe wurden äußerſt grob, beſonders über die Verzögerung des Kouriers, der noch vieles umher zu laufen hatte. Das Volk auf dem Platze fiel den Gensd'armes bei, und ſchrie entſetzlich. Man ging dem Kourier zu Leibe, und machte ihm das Recht ſtreitig, Paſſagiere zu führen. Dieſe ſeien gewöhnlich Schuld, daß die Kouriere angegriffen, und die Depeſchen des Volks geplündert würden. Ja ein gewaltiger Hals, der auf dem mächtigſten Körper unter allen ſtand, ſagte es nicht leiſe: „Es wäre beſſer, hier drei oder fünf Schurken (ſcelerato) zu erwürgen, als das Leben jener ehrlichen Leute auszuſetzen.“ Jetzt wollte man die Koffer und Gepäcke, die der Kourier führte, nach der Municipalität ſchleppen und unterſuchen, ob ſie auch über die Größe und das Gewicht enthielten. Da gab er klein bei und wir mit ihm, um nicht lange Händel zu haben, und jene blieben die Lacher und Sieger. Wir waren froh, ungeſchlagen fortzukommen, und dieſe Noth machte uns vor den Halsabſchneidern im Walde, den wir zu paſſiren hatten, weniger bange.

Hier iſt es Zeit, im Allgemeinen ein Wort von den Provenzalen zu ſagen, worunter ich alles verſtanden haben will, was ich von Menſchen ſeit Nizza bis hinter Avignon geſehen habe. Dieſe Provenzalen gehören mit zu den ſtärkſten und ſchönſten Körpern, die man ſehen kann. Alles iſt Nerve und Muſkel, und der Körper hat die Rundung und Wölbung, die man nur bei den Kalabreſen und einigen andern Italiänern findet. Die Augen, wie die ganze Geſtalt, brennen von Feuer und Leben, und haben die franzöſiſche Geradheit, die man leider bei dem Italiäner nicht immer findet. Unter den Weibern habe ich ſo reizende und zugleich kühne Geſtalten geſehen, als ich ſie im mittlern und nördlichen Frankreich ſelten fand. Eine Laura indeſſen war nirgends, nirgends nur eine Bildung, die jene Sanftheit und Stille unter dieſem heiſſen und wollüſtigen Himmel hätte ahnden laſſen. Alles, Mann und Weib, trägt bloß den Ausdruck des hervordringenden und kräftigen Lebens. Dieſer heftige und aufbrauſende Karakter hat ſich in dieſen letzten Revolutionsjahren auch kühn und auszeichnend genug offenbart, und bei der Geſetzloſigkeit iſt alles Geſetzloſe und Wilde hier ſchneidender und greller ans Licht gekommen; ſo daß jetzt die Provence nächſt den weſtlichen Departemens wegen Räubereien und Plünderungen am meiſten verrufen iſt. Dieſe Berge der Provence längſt der See ſind bis an die Rhone gleichſam eine Fortſetzung der Kette des Apennin, der die Genueſer am Meer einengt. Das hieſige Volk trägt vieles von dem Karakter des Liguriers, iſt eben ſo berufen wegen ſeiner

Treuloſigkeit und Raubſucht, eben ſo heftig in Feindſchaften, abgerechnet, was die franzöſiſchen Sitten verbeſſert haben. Man vergeſſe aber nicht, daß unter dieſen Gemüthern der edle Mann es drei- und vierfach vor andern ſeyn müſſe. Denn aus größter Stärke wird nur größte Güte. Die Sprache ſelbſt giebt hier den Mittelkarakter zwiſchen dem Franzoſen und Italiäner an.

Wir fuhren von Ste. Maximin nur um den Abend ab, ſtiegen am großen Walde aus, dem Schrecken der Reiſenden, mit gezückten Waffen, und wanderten ſo durch dies öde, buſchigte und haidigte Land, das ſelbſt, wo es bebaut iſt, einen traurigen Anblick gewährt, und kamen endlich um 10 Uhr zu la grande Poyere an. Der Weg von da iſt eben ſo und wird noch öder und ſteinigter, mit kleinen Weinbergen, ſchlechtem Korn und einzelnen Oelbäumen an den kahlen und verſengten Bergen, die kaum einiges Geſtripp zeigen. Wir kamen glücklich durch alle Schrecken der Nacht gegen das Ende des zweiten oder vielmehr am Anfang des dritten Tages zu Aix an und nahmen im Hôtel des quatre nations Quartier.

Aix.

Ich blieb hier nur anderthalb Tage und fuhr den 6. Mai nach Marſeille ab. Hier war ein wahres Revolutionsleben. Niemand, beſonders ein Fremder, ging gern nach Sonnenuntergang aus, ſo war das Plündern und Morden einheimiſch. Noch den Abend vor unſrer Ankunft war um neun Uhr des Abends ein Mann vor ſeiner Thür ermordet, als er geſchrieen hatte, da zwei Spitzbuben ihm die Uhr ausziehen wollten. In den Gegenden um die Stadt waren Leute in den Gärten und Feldern oft rein ausgezogen. Zugleich war ein gewaltiges Soldatenleben dieſer Tage hier. Mehr als 3000 Konſkribirte und ein

Huſaren- und ein Jägerregiment hielten hier Raſt, und ſo fand ich meine Nizzaer Geſchichten der letzten Wochen faſt ganz wieder. Dieſes alles hatte manche Fremde herbeigezogen, und es war alſo viel Munterkeit in dem ſonſt öden Orte. Denn man rechnet, daß die Bevölkerung von 20000 bis auf 10000 eingeſchmolzen iſt. So ſehr hat auch dieſe Stadt, wie die andern in der Provence, die Partheiwuth mitgenommen. Alle Welt klagt den General Merle als ein Ungeheuer von Grauſamkeit an und behauptet, er habe Manche unter dem Schein, ſie als Royaliſten und Mörder zu verfolgen, unter die Guillottine und die beſten Bürger zum Theil in die Eiſen gebracht. Er war das vorige Jahr hier Kommandant und alle Welt in Marſeille erinnert ſich ſeiner als Perükenmachergeſellen, wo er jetzt vor dem Kriminalgericht ſteht, dem er durch Geld, wie alle klagen, entgehen wird. Die Stadt Aix iſt eine der älteſten Städte in Gallien und war ſchon zu der Römer Zeiten unter dem Namen Aquae Sextiae wegen ihrer Bäder berühmt. Dieſe Bäder ſind auch noch jetzt da, man ſieht es ihnen aber an, daß ſie wenig frequentirt ſind, da man ſich alle Tage in Blut badet. Die alte Stadt iſt hügligt und ältlich, mit krummen und engen Gaſſen, und ſieht nun, da die Menſchen fehlen, noch weit öder aus. Dies iſt die ganze nordöſtliche Seite, wo mancher Antiquar noch vielleicht einiges für ſeinen Schnabel fände; denn wer ſucht, findet auch leicht. Neuer und niedlicher und offen und frei, wie ein Dorf, iſt die ſüdweſtliche Seite, worin das nette Quartier von Orbitello und der Corſo, oder Cours iſt. Dieſer Corſo iſt auch unſtreitig das Niedlichſte in der ganzen Stadt, und um ihn und auf ihm ſammelt ſich das meiſte Menſchengewimmel. Er iſt breit und grade, mit hohen Ulmen und Linden bepflanzt, und zu ſeinen Seiten ſtehen die ſchönſten Häuſer der Stadt und befinden ſich die eleganteſten und beſuchteſten Kaffées, Reſtaurateurs und Galanteriehändler, die hier auf italiäniſch alle Tage ausſtehen. Was von ſchönen Weibern und Mädchen in der Stadt war, habe ich dieſe Tage ſicher geſehen, denn der Corſo war davon bedeckt, um ſich den jungen Bürgern zu zeigen, die jenſeit der Alpen ihr koſtbares Blut fürs Vaterland vergießen wollen. Ich habe hier ſowohl, als in Marſeille, mehrere Weiber rufen hören: ah les filles de France! qu'elles ſont à plaindre! und ſie haben Recht; ihnen wird die beſte Jugend weggeführt und kömmt theils gar nicht wieder. Ich könnte noch das Rathhaus mit ſeinen alten Königen von Burgund, meiſtens von Bourdon gemahlt, den alten Brunnen auf dem Platze und ein Stück eines alten Obeliſk beſchreiben, wenn man ſolche Dinge ſo oft beſchreiben könnte. Die Gegend um die Stadt iſt noch immer die alte. Man findet wenig Büſche und Getraide, verbrannte Berge und Hügel mit Mandeln, Feigen, Reben und Oelpflanzungen.

Marſeille.

Ich habe hier acht ſehr angenehme Tage verlebt, die mir durch die Güte des ſchwediſchen Konſuls, Herrn Fölſch, und einiger andrer Häuſer, an welche ich von Livorno Empfehlungen hatte, noch angenehmer gemacht wurden. Meine alten Geſellen hatten ſich in Aix und hier von mir verloren, doch ſollte ich einige in Toulon, einige nachher in Aix wieder ſehen. Für Toulon nemlich wurden einige Tage abgebrochen, um die Stadt und die Flotte, die gerade von Breſt angekommen war, Hieres und ſeine Citronenwälder und die Inſeln gegenüber, dieſe lieblichen Inſeln, ach! nur von ferne, zu ſehen, weil es in den erſten Tagen der Ankunft der Flotte verboten war, von den Küſten zu fahren. Dies waren frohe und elyſiſche Tage, wie die Gegend, dieſes Paradies Frankreichs, wo ehedem in den Monaten des Spleens ſo viele Engländer zu wohnen pflegten und manche andre Schwächlinge des Nordens, die hier Grillen verjagen und böſe Uebel heilen wollten. Doch dieſer reitzende Erdfleck iſt ſo oft ſchon beſchrieben, als daß ich ihn noch einmal entweihen ſollte. Er gehört zu den wenigen, die ſo viel Unausſprechliches im Gefühle erwekken, ſo viele Ahndungen eines alten Daſeyns vor dieſem Rock aus Thon, ſo viele Erinnerungen der origeneſſiſchen Präexiſtenz der Seele geben, daß man bei allen dieſen ſchwellenden Gefühlen und dunkeln Ahndungen ſelbſt nur ein ſchwebendes und flatterndes Bild des Schönen vor ſeiner Seele behält. Blüht ihr lieblichen Eilande! und mögen an euren Küſten nie die Schrecken des Krieges donnern, noch die Wehklage des Elends dieſe liebliche Natur entheiligen! Mögen in deinen freundlichen Hafen, Toulon, nur friedliche Segel einflaggen!

Ich hatte von Marſeille ein ganz einziges und eignes Bild, das ſich ſeit dem Julius Cäſar meiner Schuljahre feſtgeſetzt hatte. Ich liebte die alten Phocäer, die aus Tyrannenhaß die ſchönen Küſten Aſiens verließen und neue Sitze ſuchten, und endlich, von Korſika und Sardinien vertrieben, hier die mächtige Maſſilia gründeten. Die Stadt ward mir merkwürdig durch den verzweifelten Widerſtand, den ſie Cäſars ſiegenden Legionen und Flotten leiſtete. Sie behauptete auch, als die Republik durch die ſcheußlichſte Sittenverderbniß dem Despotismus der Soldaten und Regenten Preis gegeben war, dieſe Feſtigkeit des Karakters und die Alten nennen Maſſilia mehr als einmal eine der frugalſten und geſittetſten Städte des Reichs, als ſie ſchon lange eine der reichſten geweſen war. Auch in dem neuen Frankreich iſt ſie immer die zweite, oder dritte Stadt des Reichs mit Lyon und Bourdeaux genannt worden, und dieſen Vorzug hat ſie und Lyon freilich theuer genug bezahlen müſſen.

Man erhält ſchon, wenn man eine halbe Meile von der Stadt auf den Anhöhen von Aix her auf ſie und auf das Meer hinabſieht, eine große Idee von ihr, und dieſe wird in der Wirklichkeit nicht betrogen. Die Stadt liegt wie im Halbmond um die Bai herum, deren äußerſte Spitze ihren ſchönen Hafen bildet, ſo daß man von allen Punkten der Mauer ſanft zu dem Hafen hinabſteiget. Ihre äußerſten Gegenden ſind verfallen, beſonders die öſtliche und nordweſtliche Landſeite, und nur wann man in die Mitte und näher nach dem Hafen kömmt, findet man das ſchöne Marſeille. Die nördliche Seite über dem Hafen iſt eng, hügelig und häßlich, ſo wie die öſtliche Mauerſeite. Die ſchönſten Häuſer ſind von den Allées de Meilhan bis zum Hafen hinunter, und vom Hafen etwa drei, vier Straßen ſüdlich hinaus, und um den Hafen, ferner der Cours und die Straße des Cours und die Straße und der Platz de la Canebierre. Dieſe Straßen und Häuſer gehören zu den ſchönſten und machen die Stadt zu einer der freundlichſten. In dieſem Geſchmack ſind auch die Gaſthäuſer und Kaffehäuſer, von denen man in dieſem Quartiere die beſten und beſuchteſten findet. Eben ſowohl erhalten iſt in dieſem das Pflaſter mit Flieſen zur Seite für die Fußgänger. Einen ſichereren Hafen und bequemern, als dieſen, muß es aber in der Welt nicht geben. Er läuft in Geſtalt eines Flaſchenkürbiſſes, den Hals vorn, in die Stadt hinein und erweitert ſich ſogleich zu einem zierlichen Oblongum, ſo wie er weiter eintritt. Am Eingange ſind die beiden Forts St. Jean und St. Eſprit. Hier legen die Schiffe dicht an die Zollhäuſer, kleinere laufen auch noch an der Südſeite des Hafens in Kanälen weiter in die Stadt aus und füllen die großen Magazine, ohne Wagen, oder Träger nöthig zu haben. Dieſer Hafen, ſtill und ſicher, wie eine Kammer, iſt leider jetzt auch eben ſo todt. Wenige Neutrale kommen, weil man auch dieſe, wie alles klagt, durch die neuen Priſengeſetze weggejagt und ſcheu gemacht hat, und was aus- und einläuft, das iſt etwa ein kleiner Kaper und von den leichteſten Schiffen, die längs den Küſten fahren. Die ungeheuren Levanteſchiffe liegen in großer Anzahl für die Würmer nun ſchon ſeit fünf Jahren da und wer weiß, wie lange ſie es noch werden. Sie haben das Anſehen von Ruinen und mit ihnen ſteckt der Reichthum und die Thätigkeit dieſer ſonſt lebendigſten Stadt Frankreichs. Die Nordſeite des Hafens iſt bei weitem die ſchönſte, ſowohl an Häuſern, als an Gewimmel und Lebendigkeit der Menſchen. Hier iſt die Börſe, ein ſtattliches Gebäude, hier das Gemeindehaus, hier die luſtigſten Kaffehäuſer und eine Promenade, die vom Morgen bis ſpät in die Nacht dauert. Von andern öffentlichen Gebäuden und Werken läßt ſich nun nichts mehr ſagen. Die Kirchen ſind entweiht und ihre Zierrathen und Kunſtwerke verſchleppt; ja ſelbſt die Gräber hat man aufgewühlt. Auch ſind in dieſen für die Handelsſtädte und den Reichthum heilloſen Zeiten Orte, wie Marſeille, grade am meiſten mitgenommen worden. Nicht allein die alten Schiffe, die ſonſt Geld und Leben in die Adern des Staats brachten, ſtehen entmaſtet und entheert da, ſondern den neueſten und beſten Häuſern geht es eben ſo und faſt an allen Thüren und Fenſterläden lieſt man: à louer und à vendre. Wie ſollen auch die Menſchen bleiben, wenn ihnen alle Mittel zu leben abgeſchnitten ſind, wenn die Schiffahrt liegt und die Revolutionsſenſe die erſten Häuſer niedergemäht hat. Wenn man den jetzigen Marſeillern ihren Hafen rühmt und die Stadt, ſo wiſſen ſie nichts, als: „vor der Revolution! o, vor der Revolution! da war Marſeille noch etwas! Jetzt ſind wir arm und haben über ein Drittheil unſerer Menſchen verloren.“ So ſehr hat die Guillotine und die Gewerbloſigkeit die Stadt entvölkert. Ich ſchauderte, als man mir auf der Straße de la Canebierre erzählte, dort ſeien zur Schreckenszeit 600 Männer und meiſtens die reichſten unter der Guillotine gefallen. Dafür haben ſie nun ein Champ de Marathon und die meiſten Kaien und Gaſſen haben die Namen berühmter Revolutionärs, oder alter Feldherrn und verdienter Gelehrten und Philoſophen erhalten, die den Fremden oft in große Verlegenheit ſetzen, weil die einen im Volk die alten, die andern die neuen Namen vorziehen, manche ſelbſt die neuen nicht einmal kennen und einen auslachen, wenn man nach einem Quai de Barth, oder Rue de Montesquieu fragt.

Die unterſte Gegend der Stadt iſt, wie geſagt, der Hafen und ſeine Nähe. Um ihn iſt das lebendigſte und fröhlichſte Menſchengewimmel, um ihn das bischen Thätigkeit, was hier noch übrig iſt, um ihn geht der ehrbare Schiffer, der ſtattliche Kaufmann und der ſpekulirende Gauner, während der Stutzer, jetzt in eine etwas keckere Form umgegoſſen, und die zierliche Dienerin der demokratiſchen Venus leicht unter ihnen hinſchlüpft. Vom Hafen geht man wenige Schritte hinauf, ſo hat man den weiten und hellen Corſo, von hohen Bäumen umgeben und eine der längſten und ſchönſten Straßen in Marſeille bildend. Auch hier iſt es nie leer. In der Mitte, die mit einem eiſernen Geländer eingeſchloſſen iſt, ſpaziert es den ganzen Tag auf und ab und eine lange Reihe von Läden, Tiſchen, und Bänken mit zierlichen und eßlichen Dingen ſteht für den Liebhaber zum Verkauf ausgelegt da. Alte Männer und Mütterchen ſitzen hier auf Stühlen und ſonnen ſich am ſchönen Frühlingsſtrahl und Ammen und Wärterinnen tragen hier das junge Leben in Sicherheit vor den Karren und Menſchen und Pferdehufen, und laſſen ſich, während die Kleinen im Staube wühlen, oder mit etwas ſpielen, von einem hübſchen Huſaren oder Grenadier Süßigkeiten ſagen, oder zu Süßigkeiten einladen. So ungleichartig zuſammengeſetzt dieſer Anfang und die Mitte des Corſo iſt, ſo ſehr iſt es ſein Ende. Dieſes iſt nemlich ein ordentlicher Markt, wo das Häßlichſte und Schönſte, was es für die Sinne giebt, zuſammen ausgeſtellt iſt. Hier ſteht an einer Seite der ſchmutzige und garſtige Haufe der

Fiſchweiber mit ihren Butten und Eimern, dort die Schlächter mit Fleiſch auf langen Tiſchen, welche Fliegen und andre unverſchämte Thiere umſchwärmen; hier ſitzen mit Bauern und Körben andre mit Tauben und Vögeln, die ſie für das Auge und für den Magen feil bieten. Mitten unter dieſem Schmutz und Geſtank ſteht oft ein Obſt- und Fruchtſchragen, der das Seinige für Naſe und Auge wohlgefällig ausgeſtellt hat. Dann kommen feine Blumenmädchen, welche eine Menge Blumen in Töpfen und an Stöcken um ſich und die Roſen, Veilchen und Nelken der Provence mit duftenden Erdbeeren in netten Körben neben ſich ſtehen haben. Dieſe ſchelten, ſchreien, rufen und bitten unter einander und wie dieſe wilden Töne, ſo treffen Blumen, Fleiſch- Fiſch- und Obſtgerüche wunderſeltſam unter einander und machen dieſen Obſt- Fiſch- Kraut- und Blumenmarkt mit ſeiner lebendigen und todten Welt dem Fremdling äußerſt intereſſant. Ich habe regelmäßig alle Morgen ein halbes Stündchen darauf verwandt und mich königlich ergötzt. So ein Menſchenſtrudel, ſobald er verſchlingend wird, iſt doch zuweilen dem Menſchen das nothwendigſte, wie das erhebendſte, wenn aus aller der Verwirrung und ſtreitenden Kraft endlich Ordnung als das Löſende und Bindende hervorgeht.

Nächſt dem Corſo ſind die ſogenannten Allées de Meilhan die beſuchteſte und lebendigſte Promenade. Sie ſind meiſt in der Mitte der Stadt und laufen von einem Springbrunnen an der Spitze des keilförmigen Platzes, worauf ſie ſtehen, immer weiter aus einander und werden zuletzt durch eine Häuſerreihe, die ſich ſehr widerlich in ihre größte Abweichung eindrängt, ganz von einander geſchieden, ſo daß ſie einen gleichſeitigen Triangel bilden. Schöne Bäume ſind umher gepflanzt und nette Häuſer gebaut, kleine Kaffehäuschen und Schenken mit Bänken und Ruheſitzen ſind an den Seiten zu haben und an Sonn- und Feſttagen, dergleichen man im republikaniſchen Kalender eben ſo viele hat, als zu den Zeiten der Heiligen, wimmelt es auch hier von feiner Welt.

Die Gegend umher iſt freilich nicht ſo kahl und öde, wie in Aix, doch buſchigt und ſanft kann man ſie nicht nennen. Rund um die Stadt laufen hübſche Gärten, mit den Bäumen, Früchten und Blumen des Süden; wenige Reben und Oelbäume in der Nähe und kahle Berge in der öſtlichen Ferne. Im Süden iſt das Meer, im Nordweſt aber eine Kette von Hügeln, die über der Stadt amphitheatraliſch mit Weinbergen, Gärten, Landhäuſern und Cypreſſen und Eichen aufſteigen. Vor dem Hafen liegen in der Entfernung einer halben und Viertelmeile mehrere kleine Inſeln. Sie ſind faſt ganz kahl, mit wenigem Buſchwerk und einigen Häuſern beſäet. Doch geben ſie von der weſtlichen Bai der Fiſcher außerhalb der Stadt immer einen hübſchen Ruhepunkt für das über das Meer hinſchweifende Auge. Die Marſeiller machen in der ſchönen und heißen Jahrszeit oft kleine Spazierfahrten dahin, um ſich die Seeluft einmal kühlen zu laſſen und um ihre ſchöne Stadt vom Meere aus zu ſehen; und in der That dieſer Anblick iſt himmliſch. Die ſchönſte Ausſicht auf die Stadt hat man von den niedlichen Landhäuſern am Wege nach Aix, wo auch die reichſten Bewohner der Stadt ſo ein Ruhe- und Freudenplätzchen haben, wo ſie von dem Staub der Stadt und dem Zank der Börſe ſich erhohlen mögen.

Es ſind hier zwei Theater, die in dieſen Trauerzeiten auch nur wenig beſucht werden. Sonſt ſind oft vier für alle Klaſſen geöffnet geweſen. Das große Theater, nicht weit vom Hafen und dem Corſo, iſt recht hübſch, ſeine Spieler gehören aber nicht zu den Helden der franzöſiſchen Bühne. Sonſt hat Marſeille immer mit von den beſten Schauſpielern Frankreichs ernähren können. Freilich ſo erbärmlich, wie man ſie in Teutſchlands Mittelſtädten und ſelbſt in den großen alle Tage ſieht, findet man deren hier

nicht

nicht leicht; auszeichnend ſpielte aber niemand, als etwa eine Madame Rouſſellois, die ſowohl durch Geſang, als Aktion die Ariadne auf Naxos trefflich darſtellte.

Ich habe von den Bewohnern dieſer Stadt zu viel Gutes empfangen, als daß ich es hätte über das Herz bringen können, von ihnen etwas Schlimmes zu ſagen, auch wenn es zu ſagen geweſen wäre; wie muß es mich nun freuen, viel Gutes und Liebes von ihnen melden zu können! Freilich wird in eine ſolche Handelsſtadt, wie Marſeille, von allen Nationen des Abend- und Morgenlandes neues Blut und Geſchlecht hineingebracht; aber doch iſt eine Volksmenge, die in guten Tagen über hunderttauſend Köpfe ausmacht, zu beträchtlich, als daß ſie die allgemeine äußere und innere Bildung des Karakters und der Geſtalt nicht beſtimmen ſollte. Eine groſe Handelsſtadt, wo die Spekulationen nicht Knickereien ſind, und die Gelder nicht in kleinen Summen einlaufen, giebt einen freien und menſchlichen Geiſt des Gebens und Nehmens und jener Thätigkeit, die bei ihrem weiten Kreiſe auch Bruſt und Haupt erweitert. Dies habe ich faſt immer gefunden. Da gilt kein Adel, keine Geburt, kein Stern vor der Bruſt; jeder gilt freilich am meiſten, was er werth iſt im engliſchen Sinn, aber er gilt auch, was er als Menſch gelten kann im Leben. Dieſes giebt einen liebenswürdigen und fidelen Ton der Allgemeinheit und Zutraulichkeit, die rauhen Ecken ſchleifen ſich genug ab, und werden doch nicht ſo blank und glatt, daß ſie den Augen weh thun, wie es in den Amts- und Würdenverhältniſſen nur zu gewöhnlich iſt. Ich muß es unverhohlen geſtehen, hier und in Lyon habe ich recht liebenswürdige Franzoſen gefunden; ſo eine Lebendigkeit, wie immer, durch die ruhige Thätigkeit gemildert; die Vorurtheile gegen Fremde, die dem Franzoſen faſt angebohren ſind, mehr verwiſcht durch den Umgang mit geſcheuten und ungeſcheuten Menſchen aller Nationen; dagegen tritt aus der franzöſiſchen Ungezwungenheit und Freimüthigkeit eine gewiſſe Herzlichkeit und Schonung hervor, die ich ſehr häufig bemerkt habe. Man lernt hier ſelbſt ſeinem Witz gebieten, ſobald er dem Herzen weh thun würde, obgleich ein franzöſiſcher Witzbold nie ſo impertinent iſt, als ein teutſcher. Mit einem Worte, hier habe ich oft wirkliche Menſchen noch in den gebildeten Ständen geſehen, nicht einſeitige Maſchinen, die krüppelhafter ſind durch Eine helle Seite, als der Mann hinter dem Pfluge, der doch wenigſtens alle gleich beleuchtet hat, wenn ſie es auch noch ſo wenig ſind.

Was nun die äußere Bildung betrifft, ſo übertrifft auch darin Marſeille faſt alle Städte Frankreichs, ſo ich geſehen habe. Es iſt ganz der rüſtige und ſtattlich gewölbte Körper des Provenzalen mit dem ſchönen brennenden Auge und der kühnen Stirne voll Freiheit und Kraft. Man ſieht hier nichts von dem Platten und Bretternen, das im nördlichen Frankreich die Menſchen noch mehr auszeichnet, als die weit nördlicheren Teutſchen und Schweden, nichts von den Spitzköpfen, und wieder von den vielen Orangutangsgeſichtern, nichts von den Bocksbeinen, welche bei dem Franzoſen ſo einheimiſch ſind. Die Weiber ſind auch hier natürlich der Maasſtab, und wo findet man mehr ſchöne und reitzende Weiber, wo einen rundern und vollern Wuchs, wo feinere Züge, als in Marſeille? Wer die Tummelplätze der Freude und Wohlluſt nur einige Male beſucht hat, kann ſich dies nicht abſtreiten. Um ſie zu ſehen, muß man das Theater, die Allées du Meilhan, den Corſo und vorzüglich abendlich die Nordſeite des Hafens beſuchen, wo man alles, was ſich vergnügen, oder etwas gewinnen will, ausgegoſſen findet.

Marſeille iſt ſeiner Huren wegen ſelbſt in Italien ſchon übel berüchtigt, und in Frankreich ſchilt man ſie überall als eine der gefährlichern Städte in dieſem Punkte. Dies iſt leicht begreiflich. Der ſtarke Karakter des Provenzalen muß im Schlechten natürlich ſo weit gehen können, als im Guten. Dieſe Heftigkeit, dieſer griechiſche Ungeſtüm, dieſes heißere Blut des heißen Klima macht natürlich auch die Leidenſchaften des Blutes gewaltiger und gefährlicher. Marſeille iſt überdies einer der größten Seehäfen. Was das ſagen will, weiß jeder. Es iſt noch immer ein reicher Ort, oder wenigſtens dauren die Wirkungen des alten Reichthums in den Sitten noch fort. Die Revolution hat nun alle dieſe Dinge auch mehr an das Tageslicht gebracht, und auch ſie ſind aus Sklaven Freigemachte geworden, die öffentlich einhergehn. Schon im Theater ſieht und fühlt man zuweilen gar etwas von dieſer Freiheit. Aber will man ſie in ihrem Glanze ſehen, ſo ſpaziere man des Abends um 9 und 10 Uhr am Hafen, und man weiß weder Augen noch Hände zu laſſen, die erſten, daß ſie einen nicht ins Netz führen, die zweiten, daß ſie von dem vielen Zerren und Drücken nicht abgeriſſen werden. Das iſt ein Bienengeſumm von eleganten und fröhlichen Menſchen und Menſchinnen, und wenn in dieſes laute Leben nicht widerliche Nachempfindungen, die freilich der franzöſiſche Leichtſinn ſelten fühlt, ſich miſchten, würde es noch was beſſeres ſeyn. Hier hat ſich jeder zu hüten, ſo reitzend, ſo äußerlich gebildet, ſo delikat ſelbſt ſind dieſe ſüdlichen Sirenen, die mit ihren Buben und Kupplern umherflattern, oder auch in den Kaffés und unter den Zelten vor denſelben ſchäkernd und Kaffe und Limonade ſchlürfend ſitzen. Uebrigens ſcheucht dieſe Klaſſe nirgends in Frankreich rechtliche Leute, und unter ihnen ſind die wohlberüchtigſten Frauen und Jungfrauen, die man äußerlich nicht immer unterſcheidet. Auch klagt man, daß der innerliche Unterſchied in den letzten Jahren gar ſehr gelitten habe. Freilich war Marſeille, das alte römiſche Marſeille, ſeit manchem Tage nicht mehr.

Was nun die untere Klaſſe betrift, das heißt, alle die, welche mit ihren Händen oder ihrem Rücken um den täglichen Schilling dienen und heute fröhlich verzehren, was ſie geſtern mühſelig verdient haben, ſo muß man geſtehen, daß dieſer Schlag ſelbſt vieles von dem Seeleben und dem Karakter des Seelebens an ſich trägt. Grob und grade, dabei ungeſtüm und auf die Stärke ſeiner Fäuſte und Beine pochend. Dieſe Menſchen, einmal aufgerührt, mußten den Karakter des Südländers in Paris zeigen, zumal wann Henkersknechte und Galeerenſklaven an ihrer Spitze ſtanden. Im äußeren Leben der Tabernen und Popinen iſt alles noch ſehr italiäniſch. Solche Dinge beſtimmt der Himmel, wie die Kleidung. Der ſüdliche Franzoſe des geringern Schlages trägt lange weite Hoſen aus Tuch, die bis unten auf die Knöchel fallen, dabei Schuhe, worin nicht immer Strümpfe ſind, eine Jacke, die er meiſtens bei ſich liegen hat, oder auf dem Arm trägt, und einen runden Hut, oder eine runde tuchene rothe Mütze, das Urbild der fürchterlichen Rothmützen in Paris. Für Regen und Ungewitter dient ihm ſein Mantel, wenn er einen bezahlen kann. Mit Wohnung und Hausrath iſt er eben ſo leicht verſehen, als der Italiäner dieſer Gattung.

Wie dieſe Stadt durch die Revolution gelitten habe, iſt zum Theil angedeutet, der Krieg mit England hat das Uebrige gethan. Die Straße de Canebierre und die Namen eines Barras und Antonelle (der jetzt im Rath der 500 ſitzt, von hier deputirt) werden ſcheußlich in dem Andenken dieſer Stadt leben. Die Millionen, die man weggeſchleppt hat, der geſperrte Levantehandel, die Muthloſigkeit jedes Reichen, ſich auf weite Spekulationen einzulaſſen in dieſer unſichern Zeit, die Gefahr ſelbſt, ſein Vermögen nur einigermaßen zu offenbaren, alles dieſes hat das lebendigſte und reichſte Marſeille ziemlich todt und öde gemacht. Was iſt natürlicher, als daß alles eine gewiſſe Unbehaglichkeit und Verdroſſenheit zeigt, die bei den meiſten wohl ſelbſt nicht weiß, was ſie will und wen ſie anklagen ſoll? Frieden, Frieden! ſchreit der Kaufmann und Fabrikant. Welche Regierung, welches Syſtem dazu helfe, das weiß er nicht mehr, ſo viel hat man ihm verſprochen und ſo wenig gehalten. Es iſt eine dumpfe Gleichgültigkeit und Hofnungsloſigkeit, die ſich zuweilen dadurch Luft macht, daß ſie alle Generäle und Regierenden Räuber und Spitzbuben nennt, doch wahrlich dieſes nicht öffentlich. Der Pöbel iſt immer ein blindes Ungeheuer, das bei hundert Augen alles verwirrt ſieht. Er ſchlägt heute todt, den er geſtern anbetete, und kann alſo kein feſtes Urtheil haben, noch geben. Dieſer iſt hier bei dem brennenden und wilden Karakter gefährlich, und deswegen und weil ſelbſt unter den andern Klaſſen keinesweges dem politiſchen Frieden zu trauen iſt, liegt immer viele Beſatzung hier, und die Polizei iſt äußerſt ſtrenge. Wer nicht Soldat iſt, darf bei ſchwerer Strafe keine Waffen, und ſtatt des Stabes, kaum eine Ruthe führen, und nur Lahmen und Greiſen erlaubt man eine Stütze. Eine böſe Zeit für die dicken Bäuche! Nach 10 Uhr umzugehen, iſt nicht ganz ſicher für den Fremden, und ohne Laterne noch dieſem Glockenſchlage zu gehen, bringt in Verhaft.

Dieſer unruhigen Stimmung, und der Menge Fremder, die zu Lande und Meer hier ankommen, iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß man mit Ertheilung der Päſſe und Sicherheitskarten hier außerordentlich geſchoren wird. Selbſt, wenn man an Einem Tage kommen und reiſen wollte, wäre dieſes wegen der Entlegenheit und langſamen Expedition der verſchiedenen Inſtanzen unmöglich. Der meinige muſste hier durch vier laufen. Erſtlich unterſchrieb man ihn und ſtempelte ihn auf dem Bureau des relations exterieurs, dann ging er nach dem Gemeindehauſe, wo er das Siegel der Gemeine und des Kommiſſärs des Direktoriums erhielt, endlich mußte er vom Kommandanten und unſerm ſchwediſchen Konſul noch viſirt werden. So ward ich endlich flott, und fuhr den 14. Mai des Morgens um 5 Uhr mit der Diligence nach Lyon ab.

Reiſe von Marſeille nach Lyon.

Dieſe Diligencen ſind eine ſehr bequeme und auch ziemlich ſichere Art zu reiſen. Es iſt eine Art engliſcher Poſtkutſchen. Drinnen in der Mitte iſt ein Kaſten mit ſchönen lichten Fenſtern und drei Sitzen zu jedem Ende, der in Federn hängt. Vorne iſt im Kabriolet auch noch für zwei Feiſte, oder drei Schmale Platz, die etwas unſanfter auf den ſchlechten Straßen geſchüttelt werden, dafür aber wohlfeiler ſitzen. Oben endlich auf dem Kaſten ſitzen oft noch drei, vier, ganz auf engliſch und laſſen die Beine hängen. Dieſen nennt man den Kaiſerſitz, l'imperiale, (eigentlich heißt die Decke der Kutſche von innen ſo) und luftig und gefährlich genug iſt er, dieſen Namen zu verdienen. Hintennach ſchleppt dann noch ein langer Korb (panier, Schußkelle), worin aber weiter nichts aufgenommen werden darf, als das Gepäck der Reiſenden. Dieſe Diligencen ſind jetzt durch die ganze Republik an Unternehmer verpachtet, und wegen der ſchlechten und unſichern Wege und des hohen Barrieregeldes, das man ſeit vorigem Weihnachten zahlen muß, viel theurer, als ehedem. Man bezahlt für die teutſche Meile einen Reichsgulden, und hat 60 Pfund frei. Jetzt fährt man die Nacht nicht gern, ſondern Sonnenaufgang und Untergang beginnen und beſchließen die Reiſe, und ſelbſt dieſe Tagesreiſe wird durch Gend'armes eſkortirt. Selbſt bei den abſcheulichen Wegen geht es raſch vorwärts, und wir machen täglich 12 bis 14 Meilen. Die Stationen ſind Eine, höchſtens anderthalb teutſche Meilen, und auf 12 bis 15 Perſonen und weniges Gepäck, haben wir 6, 7 ſtarke Gäule.

Ich traf hier mit zwei rückkehrenden Kaufleuten von Lyon in dem Bureau zuſammen, und wanderte die erſte halbe Meile von Marſeille, die ſteil bergan geht, zu Fuße. Von der Höhe ſagte ich der lieben Stadt noch einmal Lebewohl, ſah noch einmal auf das heilige Meer und die Inſeln, freute mich ſeitwärts am Wege der italiſchen Villen und Gärten, und ſtieg auf der Höhe mit meinen Gefährten ein. Dieſer Weg bis Aix iſt etwa 3 kleine teutſche Meilen lang und meiſt bergigt und kahl, beſonders in der Ferne, wo rechts hohe verbrannte Berge liegen. Näher am Wege findet man oft reitzende Landhäuſer und kleine Güter mit Wäldchen, Wieſen und Kornfeldern, Reben an Ulmen und Stäben, Oel- Feigen- und Mandelbäume und Alleen von Ulmen, Maulbeeren und Pappeln. Wir pflogen intereſſante Geſpräche. Es waren beide ſehr geſcheute und humane Leute, die in jüngern Jahren — ſie waren Graukópfe — die beiden Indien geſehen hatten, lebendig wie Franzoſen, treuherzig wie Lyoner. Wir ſprachen den ganzen Weg bis Aix von Geſchichten und Anekdoten aus der Revolution und von den Lyoner Auftritten, die ich zu ſeiner Zeit berühren werde. Einige merkwürdige Geſchichten von Gutsbeſitzern in der Nachbarſchaft von Aix, die der Wagenmeiſter zum Beſten gab, will ich doch erzählen. Ein Marquis, der auf dem Wege nach Marſeille drei, vier Güter hatte, ſah den Sturm. Er verkaufte ſeine Güter zum Schein an drei, vier treue Bauren, ging nach Marſeille, und lebte fidel mit den Geringſten, ward endlich ein Träger, und hat ſich erſt voriges Jahr wieder angefunden. Ein anderer, ein Graf, gab alles ſeinen Bauren, die es noch beſitzen, kaufte ſich ein kleines Poſthaus und fuhr ſelbſt als Poſtillion, wann es fehlte, „et il mene encore aujourdhui“ ſetzte man hinzu. Glücklich, wer der Nothwendigkeit gehorcht, oder ſtark durch ſie zu fallen weiß! Unter ſolchen Geſprächen waren wir um 9 Uhr zu Aix, und da führte der Zufall die alten Bekannten wieder zuſammen. Mit einem Bon jour Suedois! ſprangen Dufresne und Deschamps, die beiden Seeleute, auf mich ein, bald reichte der alte dicke Kommiſſär von Skt. Maximin mir die Hand, und noch fanden ſich ein Kommandeur von der Flotte und ein hübſcher und witziger Kreole vom Seeſtaat. Lauter luſtige Geſellen, und ſo konnte es an einer frohen Reiſe bis Lyon nicht fehlen.

Der Weg von Aix gehört zu den deſperateſten. Durch kahle und ſteinigte Hügel und zerfahrene Wege ging es immer auf und ab, und alſo nicht zu ſchnell. Ich und der Kommiſſär machten ein Stündchen früher mit einem beſondern Fuhrwerk uns voraus, um links ſeitweges Salon zu beſehen, und dann bei dem Pont National die Diligence zu erwarten. Ich that es gern, weil es mich nichts koſtete, und ich doch eben nicht verdrießlich war, die Denkmäler zu ſehen, unter denen der berühmte Philoſophus und Adept Noſtradamus und der tapfre Souffren liegen. Dies gehört mit zu den Raritäten jetzt vorzüglich, wo man ſoviel Neues zu ſehen hat. Ich ſchwatzte viel mit dem alten Poitevin, ſo hieß er, und fand einen ſehr witzigen und franzöſiſch auch gelehrten Alten in ihm. Der Weg iſt immer noch bergigt, und mit den alten Bäumen und Früchten bedeckt bis Cannat und Pont National. Beſonders ſieht man hier viele Mandeln- und Wallnußbäume. Der Ackerbau iſt elend, wie der Acker für das Getraide. Zwiſchen Pont National und Orgon fängt der Weg an eben zu werden, und rechts nach der Durance hin breitet ſich ein weites Blachfeld mit Feldern und Büſchen und unermeßlichen Wieſen aus, welche den Strom entlang nach Oſten fortlaufen. Ferne herüber ſchimmerten die Schneeberge Savoyens im letzten Sonnenſtrahl, und wir machten in Orgon bei guter Zeit Halt, weil zwiſchen Orgon und Avignon kein bequemes Nachtlager ſich findet. Dieſes Orgon iſt ein ſehr lieblicher und romantiſcher Flecken, der ſich freundlich zwiſchen zwei Berge klemmt, von denen der ſüdliche gleich über ihm mit den Ruinen eines alten Schloſſes liegt, der andre nördlich in der Entfernung von 300 Schritten nicht ſo hoch und nicht ſo geziert da ſteht. Wir wanderten nach dieſem nördlichen hinaus, erwartend, daß man uns das Mahl bereite, und beſchauten ein Werk, das vor 30 Jahren mit unſäglichen Koſten angefangen, und nun wegen der Revolutionsjahre zum Theil wieder zuſammengebröckelt iſt. Dieſer Berg nemlich läuft mit einer Runde von höhern und niedrigern Hügeln fort, die ein keſſelförmiges Thal von mehrern Meilen im Umfang bilden. Dieſes Thal war jetzt freilich trocken, es ſoll aber im Anfang des Frühlings und im Herbſt oft ganz mit Waſſer bedeckt ſeyn, und bei heftigen Regen ſelbſt mitten im Sommer durch das Zuſtürzen der Waſſer überſchwemmt werden können. Dieſes Thal nun bewohnbar, und dem Pfluge und der Hacke den Preis ihrer Mühe ſicher zu machen, hatte man angefangen, den Berg, der hier ſchmal iſt, durchzuſtechen, um das Waſſer durch Gräben in die Durance fortleiten zu können. Die Wölbung des Berges war mit ungeheuren Säulen und Mauren geſtützt und zur Seite war die Waſſerleitung mit gewaltigen Quadern aus Sandſtein ausgeſetzt, und der Grund erſt mit Granitblöcken und Feldſteinen feſtgeworfen, und ein Damm darüber geführt. Beinahe war dies Werk über zwei Drittel fortgeführt, als die Revolution einbrach. Manche von den Materialien ſind nun verſchleppt, Manches iſt durch Frevlerhände geraubt und weggerückt, und ſo iſt das Uebrige nachgefallen. Noch einige Jahre, ſo iſt die Arbeit und der Aufwand vieler Jahre ſo gut, als vergebens.

Unſere Abendtafel war munter. Alles ſaß an Einem Tiſche, der Commandeur mit dem Poſtillion und Wagenmeiſter, und machte gemeinſchaftliche Zeche. Nach dem Eſſen ward ſpaziert. Die Luft war ſanft, der Himmel heiter mit ſeinen Sternen, die Nachtigallen ſangen im Thale. Ich fragte nach dem Petrarchiſchen Vancluſe. Peutevin rief aus: „o das iſt herrlich, wir wollen die Nacht eine Reiſe dahin machen, es iſt ungefähr 3 Lieues von hier, und am Morgen von da nach Avignon reiten, wo wir unſre Diligence wieder finden werden. Ich bin zweimal da geweſen, kenne einige Leute im Orte und will Euer Führer ſeyn.“ Ich ſtimmte ein; erſt wollten alle mit, endlich blieb nur der junge Kreole uns treu; die andern zogen das Kopfkiſſen vor und warnten uns vor der feindſeligen Nacht, die in Avignons Gegenden es doppelt ſei. Wir drei alſo gingen zum Maire des Orts, beſtellten uns drei Maulthiere gegen 12 Uhr und einige Bootsleute uns zu geleiten und über die Durance zu ſetzen. Wir blieben einſtweilen bei ihm, einem geſcheuten, treuherzigen Landmann. Er trug Wein auf, und zwei Nichten, die zum Abendbeſuch da waren, ſangen und thaten freundlich mit uns. So ward es 10 Uhr und unſer Maire lud uns ein, für die übrigen zwei Stunden mit ihm auf ein Kommershaus des Ortes zu gehen und ſo die langſame Zeit zu Ende zu bringen. Wir kamen da in flotte Geſellſchaft. An einem langen Tiſche ſpielte man Pharao und Trente et quarante, an mehrern andern ward Bier und Wein gezecht und in einem dritten Zimmer tanzte die leichte Jugend nach dem Ton von zwei abſcheulichen Pfeiffen. Des alten Poitevin Herz ward hier überlebendig. Er beſtellte noch zwei Bouteillen des beſten Weins, wobei wir vier uns hinſetzten; ſo ging es fort mit uns und um 12 Uhr war er bezecht und wir andern nicht nüchtern. Die Mäuler und Leute kamen an; er war nicht mehr von der Stelle zu rühren, ſondern fing an, alle Leute zu unſerm Tiſch einzuladen und wechſelnd den vielen Wein durch Kaffeaufgüſſe zu dämpfen. Wir andern beiden gaben den Leuten etwas für ihre Mühe und ließen ſie und die Mäuler zurückgehen, weil wir es nicht rathſam fanden, ohne den Alten uns der Nacht und fremden Leuten in einer böſen und unbekannten Gegend zu überlaſſen. Ach! es jammerte mich doch ſo ſehr um die Quelle von Vaucluſe. Die übrigen Stunden der Nacht ſah ich dem intereſſanten Spiel und Tanze zu und ſetzte mich endlich am Fenſter hinter eine Gardine und ſchlief. Der Kreole that desgleichen. Um drei Uhr weckte man uns mit der Meldung, die Diligence wolle fahren, und nüchtern vom Frieren des Morgens und dem geſtrigen Wein gingen wir unmuthig zum Gaſthauſe, wo die andern, die wohl geſchlafen hatten, uns mit Lachen empfingen und endlich laut ausbrachen, als Poitevin, von zwei fremden Schultern geſtützt, zwiſchen dem Maire und einem andern einherwankte und vorne ins Kabriolet gebracht ward.

Es war heute ein eben ſo freundlicher Morgen, als geſtern, doch die Luft kälter und friſcher. Der Weg läuft noch immer von Orgon an durch eine reizende Ebne fort, die ich vielleicht gar nicht geſehen hätte, hätte nicht ein allgemeines Lärmen mich aufgeſchreckt. Poitevin fand, nachdem wir eine halbe Meile gefahren waren, er habe ſeine Börſe mit 200 Louisd'or verloren. Dies erregte denn doch aus dem erſten Lachen allgemeines Bedauren. Man beſchloß, anzuhalten und zwei Pferde auszuſpannen, mit denen er und der Kreole nach Orgon galoppiren ſollten, wenn die Börſe dort vielleicht im Wirthshauſe, oder vom Maire gefunden ſei. Alles dies ward bereitet. Er ging nun vor uns her — wir waren alle ausgeſtiegen — und machte wackelnd und traurig Rückfuß, als er bei einem Stolpern plötzlich und freudig ſchrie: ah, citoyens, je l'ai retrouvé, je l'ai retrouvé. Wir hinzu und ſahen nun, wie er die Börſe ſich aus dem Schuh holte, wohin ſie bei'm Gehen gefallen war, durch die Pantalons. Nun ward ein Spaß und Lachen. Er ward jetzt unſre Eule und konnte mit allem ſeinem Witze nicht aufkommen. Pot de vin und Papa des limons, ward hinfort ſein Name und er ſetzte das Zechen die ganze Reiſe fort, ſo daß wir um ihn faſt vor jeder Schenke halten mußten. Die Gegend wird immer reitzender und freundlicher, je näher man der Dúrance kommt, vorzüglich wohlthätig aber wird ſie dadurch, daß man ſolange nur öde und verbrannte Berge mit Oel und Wein geſehen hat. Die reichſten Kornfelder und Wieſen, Obſtbäume, fruchtbeladen unter den Südfrüchten, rieſelnde Bäche, und Erlen- und Eichenwäldchen ſchmückten dieſe erſten beiden Stunden. Wir paſſirten Bonpas mit ſeiner ſo ſchön gelegenen Karthauſe und kamen von da nach Audiol, wo die Fähre über die Dúrance iſt. Hier mußten wir lange zögern, ehe Pferde und Wagen eingeſchifft wurden. Der Strom geht reißend, wie ein Bergkind, der mächtigen Rhone zu. Jenſeits mußten wir noch durch einige ſeichtere Arme des Fluſſes fahren, die eine kahle Inſel bilden, die man deswegen vielleicht Isle de la Compaſſion nennt. Wir waren um 8 Uhr zu Avignon, wohin wir den reitzendſten Weg hatten, der ſich immer ſanft mit der Dúrance fortwand. Dieſe Stadt hat eine wahrhaftig himmliſche Lage und eine ſchöne, reiche und üppige Natur um ſich her, die mit ihren hohen Bäumen und duftigen Lauben und mit den Waſſern des ſtattlichſten Stromes Frankreichs der ſchmeichelnden Luft des ſüdlichen Himmels Kühlung giebt. Faſt von allen Städten Frankreichs, die ich geſehen habe, hat dieſe mit Sens das antikeſte Anſehen. Sie hat einen weiten Umfang, den alte hohe Mauren mit italiäniſchen Zinnen einſchließen. Darinnen iſt es unhold und öde zugleich. Die beſten Straßen, Plätze und Häuſer ſtehen und liegen todt und menſchenleer. Wer kennt nicht die Wunden, die dieſer Stadt und der Gegend in den letzten Jahren geſchlagen ſind, und wer hat den avignonſchen Jourdan und ſeine Bande, wer die Eisgrube nicht als ein ungeheures Mährchen gehört, das gar nicht wie eins aus dem 18ten Jahrhunderte klingt? Die Stadt war eben nie lebendig. Die päbſtliche und Ludwigiſche Inquiſition der Dragoner trieb aus dieſen Gegenden im vorigen Jahrhunderte ſchon die beſten und thätigſten Einwohner, weil ſie nicht an den Pabſt glaubten, und ſeitdem herrſchte hier Pfaffengeiſt und Regiment; allein dieſe Zeit hat doch noch mehr ſchlimmes gehabt und dieſe Gegend zu der übelberüchtigtſten in ganz Frankreich gemacht, was ſie noch iſt. Ich wandelte mit einem dumpfen Gefühl aller dieſer Schreckensſcenen durch die Stadt, machte die Runde durch ihre herrlichen Alleen und ſtand dann ſinnend ein halbes Stündchen an der ſtolzen Rhone, die freudig zum Meere fortſtürzt. Noch ſtehen die Trümmer einer mächtigen Brücke in einzelnen Bogen da, welche ehedem über den Strom führte, und jenſeits gewährt die Karthauſe von Ville neuve auf einem freundlichen Hügel einen ſchönen Ruhepunkt. Wir pflogen mit einigen ehrlichen Bürgern Geſpräche über das alte und neue Weſen dieſer Stadt, die einmal den Dreigekrönten in ſich hatte, nahmen ein muntres Mittagsmahl ein und fuhren in fürchterlicher Hitze weiter.

Der Weg wird hinter Avignon noch lieblicher, als er es zunächſt an der Stadt iſt. Man kann ſich nichts reicheres denken, als die Felder, die mit dem üppigſten Korn wogen, die Gärten mit allen Aepfeln und Früchten der Heſperiden, die Bäume mit einem ewigen Laube, ſo grün und lebendig wallt es an hohen Aeſten himmelan, die Weinſtöcke, die aber ſchon einige Meilen hinter Aix nicht mehr italiſche Reihen und Ulmgattinnen ſind, ſondern an kleinen Stäben nach franzöſiſcher, teutſcher und ungriſcher Weiſe auf einzelnen Feldern und Hügeln gezogen werden, ohne Korn oder Bäume zwiſchen ſich zu haben, wenigſtens iſt das ſelten. Und doch findet man in dieſem Paradieſe ſo wenige Dörfer und Menſchenwohnungen. Wir kamen nach einigen Stunden an den Flecken Sorgues, den der kleine Fluß gleiches Namens durchfließt. Das Land iſt noch immer reich und lieblich und der kleine ſchnelle Strom begegnete uns hinter Sorgues noch mehr als einmal auf unſerm Wege. Ich hörte die Nachtigallen und Zeiſige aus ſeinen Erlen ſchlagen und dachte an meinen Petrarka und ſein Umherwandeln an dieſen Geſtaden, wo er die Ewiggeliebte in jedem Gegenſtande wiederſah. Unſer Poitevin trank auf dieſem Wege dem heiligen Sänger einmal aus voller Flaſche zu, die er in Sorgues gefüllt hatte, und hieß uns munter daſſelbe thun.

Der nächſte merkwürdige Ort, den wir paſſirten, iſt das Städtlein Orange, von dem große Helden den Namen geführt haben und wo man noch Trümmer eines weltherrſchenden Volkes in und außerhalb der Stadt ſieht. Wir wanderten unter dieſen Klageliedern der Zeit — denn das ſind ſie — ein halbes Stündchen herum, ſtaunten die ungeheuren Mauren eines vormals herrlichen Baues an, bewunderten Ruinen von einer Art Triumphbogen, die nun traulich unter Wieſen und Korn einzeln da ſtanden, und ſtiegen dann wieder ein. Ich teutſches Thier war vielleicht der einzige, den dieſe Ruinen ernſthaft machten. In dieſer Stimmung begegneten uns einige hundert Konſkribirte, einige Veteranen und Officiere an der Spitze und Fiedler zur Seite. Tanzend ſprangen die meiſten mit ihrem Bündel vorwärts, theils baarfuß, oder abgeriſſen an den Schuhen; manche noch im Kittel allerlei Farbe, manche ſchon in Montur und bewaffnet, manche ſtatt aller Waffe und alles Ranzens in einem Tuche alles an einem Stabe auf der Schulter tragend. Viele mußten aus dieſer Gegend ſeyn, denn Mütter, Schweſtern und Bräute gingen mit Thränen neben ihnen, welche ſagten, es ſei kein loſes Geſindel; das weint nirgends leicht, am wenigſten in Frankreich, wann die Fiedel klingt. Dies gab drinnen ernſtes Geſpräch und die Officiere und Bürger entbrannten über die ſchreckliche Unordnung, die in der Verwaltung herrſche. So ſchlecht wird alles beſorgt, ſo viel Hin- und Hermärſche läßt man dieſe armen Schelme erſt machen, ſo viele Strapazen und Hunger und Durſt ausſtehen, daß ſie oft ſchon ihre beſte Kraft verloren haben, wann ſie zu ihrem

Korps ſtoßen. Alle ſchloſſen mit dem Reſultat: „es wäre beſſer, hier in Frankreich die Ruſſen todt zu ſchlagen, als unſer beſtes Blut über die Alpen zu ſchicken, woher immer wenige heimkommen.“ So fidelten ſich dieſe auf Orange zu und wir fuhren diſputirend weiter.

Der Himmel wird nun ſchon weniger ſüdlich und auch die Südfrüchte und Bäume verſchwinden immer mehr. Man ſieht hinter Orange keine Feigen und Oelbäume mehr, dafür aber hört die Landſchaft auch auf, ſo kahl und öde zu ſeyn und macht laubreichern Bäumen und fettern Kornfeldern Platz. Vor und zu Mondragon findet man mit dem aufſteigenden Mege alte Burgen in ihren Trümmern, hie und da ſind Wälder und kleine Berge; ſo kömmt man zum Pont St. Eſprit, der mit ſeinen Gegenden durch Räuber übel berüchtigt iſt, und wo jüngſt mehrere Anfälle und Plünderungen vorgefallen ſind. Vor la Palud ſind herrliche Ebnen mit Feldern, Wieſen und Wald. Der Ackerbau macht bisher eine klägliche Miene, ſelbſt wo guter Boden iſt. Die Ackergeräthe ſind erbärmlich und das Vieh ſelten beſſer, elende Ochſen und oft ein eben ſo unmoſaiſches, als lächerliches Geſpann von einem Eſel und Pferde, oder Maulthier und Ochſen vor Einem Wagen oder Pfluge.

Jn la Palud hielten wir noch bei Sonnenſchein an und beſtellten unſer Abendmahl. Der witzige Poitevin, der heute aber den alten Rauſch immer wieder anfriſchte, ſetzte ſich wie ein freier Mann unter freiem Himmel hin, einen Tiſch vor ſich, den er mit Wein und Bier reichlich beladen ließ. So bachiſch gerüſtet begann er luſtige Lieder zu ſingen, ließ Stühle umherſetzen und jeder vorübergehende Bürger, oder Bauer des Städtchens, mußte mit ihm trinken und ſingen. Als es dunkel ward, war ſeine Beſinnung auch verdunkelt, ein halb Dutzend Flaſchen Wein und mehrere Bouteillen Bier hatte er dem ſchönen Abend zu Ehren ausgeleert und ausleeren laſſen, und ward im Triumph zu Bette gebracht, nachdem wir ſeine Börſe in Sicherheit gebracht hatten. Wir trafen im Gaſthofe noch einige feine Bürger und Bürgerinnen, die nach Aix wollten, machten zuſammen muntere Tafelgeſellſchaft, und ſo legte ich mich bei Zeiten auf das Ohr, um die Nachtreiſe nach Vauclüſe auszuſchlafen.

So fingen wir denn den 16. Mai unſre dritte Tagreiſe mit Sonnenaufgang an. Der Weg geht jetzt immer längs der Rhone, die bald näher, bald ferner, oft auch ſo nahe rauſcht, daß man ihr Toſen hört. Die Gegend von la Palud bis Montelimart iſt bergigt und mager, mit einzelnen ſchlechten Kornfeldern, Maulbeer- und Wallnußbäumen, doch ziemlich vielen Weinbergen, deren Wein viel Feuer, aber wenig Lieblichkeit hat. Um 9 Uhr hielten wir in Montelimart vor einem Kaffehauſe an und frühſtückten und ließen uns von einem wunderſchönen Mädchen aufwarten, das freilich noch ſchöner geweſen ſeyn würde, wenn es hätte erröthen können. Die Stadt iſt eng und unhold und jetzt ſehr todt. Im vorigen Jahrhunderte war ſie eine der kleinen blühenden Fabrikſtädte der Reformirten, dieſer thätigſten Bürger Frankreichs. Dies war die rechte Gegend der Dragonaden; mit den Bewohnern entfloh der Wohlſtand und ſoll noch wieder kommen. Hinter Montelimart wird das Land blühender und fruchtbarer und ſelbſt die Rhone romantiſcher, deren jenſeitige Ufer ſich erheben. Den Mittag waren wir in Loriol, einem niedlichen Dörfchen. Der Weg von dort bis Valence geht meiſt durch ebenes und treffliches Land, das aber keinen teutſchen Ackerbau hat. Valence iſt eine Mittelſtadt, der man an 10000 Einwohner giebt, übrigens eng und krumm und holprigt in ihren Gaſſen, ganz in dem Geſchmack von Montelimart und Aix mit ihren alten Häuſern. Iſt es indeſſen drinnen unlieblich, ſo ſind die Gegenden und Ausſichten draußen ſo freundlich und elyſiſch, als ſich wenige Städte derſelben rühmen können. Gleich im Süden vor

den

den Thoren der Stadt iſt ein niedlicher Park mit Alleen und einem Obeliſk, worin die feine und ſchöne Welt ſpazierte und Ball und Ballon ſpielte. Die Landſchaft ſenkt ſich ſanft zur Rhone hinab, deren jenſeitiges Ufer mit einem alten Schloſſe herrlich herüberſchimmert. Das Land iſt mehr flach, als hügelig, mit Wieſen und Korn und Bäumen, die meiſtens Maulbeerbäume zum Seidenbau, oft beſchneitelte und gerupfte Eichen, ſeltener Mandeln und Kaſtanien ſind.

In der Mitte zwiſchen hier und Tein hatten wir die reißende Iſere, einen Sohn der Savoyiſchen Alpen, der ſtrudelnd der Rhone zueilt. Da ſie keine Brücke duldet, ſo fährt man in einem flachen Bote über. Jenſeits trafen wir Bauern am Strom, die Eſel mit Reiſig beladen hatten und zurück durch einige Pfützen ſie trieben. Düfresne und der Kommandeur ſchwangen ſich ächt franzöſiſch darauf und wollten uns andern voraus, welche um die Pfützen gingen, unſern Wagen drüben auf dem Trocknen erwartend. Siehe da warf zum großen Spaß aller das eine Langohr den Kommandeur in den Schlamm, daß ihm das Waſſer über die Ohren ſprützte. Er lachte mit, kleidete ſich um und ſagte, dies ſei nicht das erſte Mal, daß er ins Waſſer gefallen ſei. Von der Iſere bis Tein, unſerm Nachtquartier, iſt das Land eben und flach und blühend und fruchtbar. Man merkt aber hier, daß man ſich dem Norden mehr nähert und daß die nordöſtlichen Schneeberge der Alpen nicht ferne ſind; etwas muß man auch wohl auf den harten Winter rechnen. Noch ſind hier keine Erdbeeren, die ich vor vier Wochen ſchon in Nizza aß, noch keine Kirſchen; die Gerſte und der Hafer keimen kaum aus dem Boden und über einige Felder zieht ſelbſt der Pflug noch zur Saat.

Hier dünkt es mich recht, einige Worte über den Landbau dieſer ſchönen Provinzen von Aix bis Lyon zu ſagen. Man glaubt im Auslande immer, dieſer Revolutionskrieg mit allem ſeinem Gefolge habe dem Pfluge ſeine Menſchen genommen und dieſer wichtigſte Theil der Staatswirthſchaft liege mit dem Handel und der Induſtrie darnieder. Die franzöſiſche Landwirthſchaft hat nie getaugt und konnte unter der vorigen Regierung unmöglich aufkommen. Daß ſie auf dieſer Fahrt elend iſt, habe ich an mehrern Stellen angedeutet. Aber doch behauptet alle Welt, daß gerade der Ackerbau das einzige iſt, was ſeit und durch die neue Ordnung der Dinge gewonnen hat, daß dieſe Ackerbauer es endlich hauptſächlich ſind, die als der größere Theil der Nation es ſchon aus Intereſſe hindern werden, daß das alte Weſen mit ſeinen Misbräuchen je ganz wieder hergeſtellt werde. Man glaubt es den Erzählern kaum, in welchem Elende dieſe armen Menſchen ſonſt gelebt haben und wie ihre heiße Arbeit nur allein für die finſtern Pfaffen und blutſaugenden Generalpächter war, die dieſen ehrwürdigſten und ewig auch bravſten Theil einer Nation tyranniſch auf die mütterliche Erde niedertraten, die allen ihren Kindern einen Theil ihrer Freuden und Früchte verſprochen hat. Wenn alſo der Ackerbau ſeitdem geſtiegen iſt, wie muß er vorher ausgeſehen haben? Einen Teutſchen empören dieſe elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, dieſe Egen, leicht und unwirkſam, als zöge man mit einem Dornbuſch übers Feld, dieſe Sorgloſigkeit, die man im Streuen des Düngers und ſelbſt im Säen gewahr wird. An Menſchen fehlt es indeſſen in den Feldern nicht, zumal da die Handlungs- und Fabrikſtädte ſo wenige Arbeiter und Handlanger ihrer Arbeiten brauchen. Sollten Oeſtreich und Ungern nicht eben ſo öde ſeyn, als Frankreich, wenn der Krieg ſo aufgeräumt hätte? Die ausgewanderten Prieſter und Edelleute, beſonders die zuerſt ausgewanderten, waren kein Verluſt für das Land. Und wenn in zehn Jahren mancher Menſch todt geſchoſſen und anders umgekommen iſt, ſo vergeſſe man auch nicht, daß in zehn Jahren von 25 Millionen Menſchen mancher gemacht wird und mancher andre zum Mannesalter anwächſt. Dieſen eigentlichen Bauern ſieht man es nun an, daß es ihnen nicht ſo ſchlecht geht, als mancher glauben mag, und wenn ſie die Folgen des Krieges fühlen, ſo ſind es nicht ſowohl die Abgaben, die ſie drükken, denn deren hatten ſie ſonſt hundertfältig, ſondern die Sorgen für die Brüder und Söhne, die mit den Ruſſen und Kroaten ſich die Schädel zerhacken ſollen. Sie gehen meiſt fröhlich und heiter einher, was freilich nur franzöſiſch iſt, aber ihr Aeußeres iſt auch nicht ſo zerriſſen und zerlumpt, wie man ſonſt den franzöſiſchen Landmann beſchrieb. Die Tracht iſt meiſtens, wie die italiäniſche, und wie ich ſie unten bei der Provence beſchrieben habe. So ſind auch die Häuſer und die Einrichtung der kleinen Wirthſchaft noch ganz ſüdlich. Die Häuſer ſind größtentheils licht und freundlich, wie dieſer Himmel, mit Ziegeln, ſelten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und bis ans Dach aus Sandſtein gemauert, unten meiſt mit Fenſtern, im obern Stock ſtatt der Fenſter bloße Luken gegen den Regen; die Dächer flach.

Wir kamen nur ſpät zu Tein an, das in einer recht hübſchen Lage unter Weinbergen in einer Ebne an der Rhene liegt. Gegen über ſieht man das reizende Thonon, wo vormals ein großes Seminarium war, und Böte fuhren den ganzen Abend zum Theil mit Sang und Klang auf dem Strom umher. Wir Fremde ſaßen am Ufer und ſchwatzten und dahlten mit den Jünglingen und Mägdlein des Orts, die an dem Strom ſpazierten. Wir machten heute eine frohe Abendtafel, die beſonders durch den herrlichen Wein dieſer Gegend erheitert ward. Es wächſt nemlich hier herum der Vin de l'hermitage und Vin du Cotillon, der zu den berühmten in Frankreich gehört, und ſich vorzüglich durch ſeine Würzigkeit und Lieblichkeit auszeichnet. Der Kommandeur und Poitevin machten jeder einen Ankauf von 100 Bouteillen und gaben mit den Wirthe ein halbes Dutzend der Geſellſchaft zum Beſten. Dies gab frohen Muth und Dithyramben und einen heitern Traum. Dieſe Weine ziehen Viele dem beſten und älteſten Burgunder und Champagner vor, und die Bouteille ward hier auf der Stelle mit 18 und 20 guten Groſchen bezahlt, und er zählte doch erſt 5 Jahre.

Hier ein Wörtchen über die franzöſiſchen Gaſthäuſer in allen Flecken und Dörfern für die Reiſenden. Schon das ſüdliche Teutſchland zeichnet ſich in dieſer Rückſicht vortheilhaft vor dem nördlichen aus, wo man oft mit Ferkeln und Hühnern in Einem Loche die Nacht kampiren muß, wenn man keine Stadt erreichen kann. Selbſt Ungern, das nur Herren und Sklaven und Palläſte und zerriſſene Hütten auf dem Lande zeigt, hat doch immer ganz nette und wohleingerichtete Wirthshäuſer. In Italien leidet man wenigſtens im Eſſen und Trinken nicht Noth, wenn die Betten auch ſchlecht und die übrigen Sachen nicht grade elegant ſind. In Frankreich habe ich aber alles dieſes bei weitem netter und beſſer gefunden, und bis jetzt hat die franzöſiſche häusliche Schmutzigkeit, von der der Teutſche ſich ſo ſehr auszeichnen ſoll, mich in den Wirthshäuſern nicht beleidigt. Eſſen und Betten, alles iſt immer reichlich und reinlich geweſen. Drei, vier derbe Gerichter, Wein zur Genüge, Früchte zum Nachtiſch und ein gutes Nachtlager habe ich meiſtens mit drei bis viertehalb Livres (18 bis 21 gute Groſchen) bezahlt. Tiſchtuch und Servietten ſelbſt auf den Dörfern ſind jedesmal friſch aufgelegt, Löffel, Meſſer und Gabeln ſilbern. Vielleicht reiſet man dieſes Jahr nirgends wohlfeiler, als in Frankreich, und hat wohl nirgends nach dem ſtrengen Winter mehr Ausſicht zu reicher Aerndte und Weinleſe, als hier.

Wir kamen nun am vierten Tage unſrer Reiſe nach Lyon immer mehr durch ſanftere und mildere Gegenden, als vorher. Rechter Seite hatten wir bis Vienne faſt immer Weinberge mit einzelnen Obſt- und Fruchtbäumen, links Kornfelder, worin einzelne Maulbeerbäume, Wallnüſſe und Eichen ſtehen, endlich Wieſen, ſo wie das Land ſich zur Rhone ſenkt. Nahe an Vienne gewinnt man eine weitere Ebne fruchtbaren Feldes, mit großen Wäldern und ſchönen Dörfern. Die Berge, die man bisher rechter Hand hatte, werden nun Hügel, die gegen die Schneeberge Savoyens ſanft hinaufſteigen. Selbſt in dieſem ſchönen Lande iſt der Ackerbau ſchlecht; dieſes Jahr ſteht indeſſen alles Getraide, ſelbſt ſeinem Bauer zum Trotz, unvergleichlich. Vienne, wo wir Mittag hielten, war in den Zeiten des letzten Kaiſerthums unter Honorius feſt, jetzt ſieht man keine Spur davon, noch von ihrer alten Stattlichkeit. Sie iſt eng und häßlich, wie Montelimart und Valence, doch macht die Lage ſie ſehr anmuthig, und die Seite an der Rhone mit ihren hübſchen und blanken Häuſern recht munter und lebendig. Dieſe Stromſeite war äußerſt munter durch einige Bataillons Kavallerie, welche hier Raſt hielt, und die Töchter des Orts herauslockte, worunter aber nicht viel appetitliches für den Zuſchauer war.

Hinter Vienne pflogen wir Religionsgeſpräche, und ich wunderte mich, daß faſt meine ganze Geſellſchaft, die Parthei Ihrer Heiligkeit Pius des Sechſten und der vertriebenen Prieſter nahm. Man nahm dem Volke viel Gutes und Schlimmes und gab ihm gar nichts wieder, ſo ſchrie alles. Ehe wir unſre alten Prieſter wieder haben, werden die Chouans und die Vendee uns nie fehlen. Ueber dieſem Geſpräch geriethen wir in andere ernſthafte über die Teutſchen und Italiäner, und es freute mich zu hören, daß die Teutſchen recht wacker wären, als Feinde und Freunde. Nach allem Lobe aber ſchloß man doch immer: „aber es ſind doch keine Franzoſen.“ Ich unter meiner Schwedenmaske — denn wer wollte als Teutſcher reiſen, da dieſer Name, nicht durch die Schuld des Volks, ſinkend iſt? — wuſch ihnen denn die Köpfe, ward aber oft zu ſehr ein Teutſcher, und machte ſie dann ſtumm und verdrießlich. Wir räſonniren zuviel, der Franzoſe will nur ſprechen und alles leicht berühren; eine ſogenannte vernünftige Unterhaltung à l'allemande macht ihn faſt berſten. Er ſpricht von dem neueſten Sieg, dem neueſten Trauerſpiel und Luſtſpiel mit derſelben Lebendigkeit; aber wehe uns, wann wir ihm zumuthen, länger als einige Minuten ohne ein Intermezzo, oder eine Epiſode von demſelben Dinge zu ſprechen. Er iſt einſeitiger, als wir, aber es iſt doch was Stehendes und Bleibendes in ſeinem Aeuſſern und Karakter, was kein Teutſcher als Teutſcher hat. Wir ſind in gewiſſem Sinn alles, dafür aber in vielen Rückſichten nichts. Indeſſen darin, worin ein Fremder ein fremdes Volk braucht, hat er gewiß bei den Franzoſen mehr, als bei irgend einem Volke. Alle jene kleinen Dienſte und Artigkeiten, die dem Leben ſo viel Gefälliges geben, alle die kleinen Aufmerkſamkeiten und Schonungen, welche der Fremde nie bezahlen kann, findet man hier, und kann es ſich wohl gefallen laſſen, die Eitelkeit und Einſeitigkeit des Franzmannes dafür wieder entgegen zu nehmen. Wenn der Franzoſe Dir tauſendmal mehr verſpricht, als er ſelbſt meint, ſo gibt er Dir dafür unaufgefodert vieles, was derjenige nie thun wird, der nichts verſpricht, und Kleines nie, Großes oft edel leiſtet. Solche Kleinigkeiten des äußern Lebens hält der Teutſche der Mühe nicht werth, wichtigere Dinge ſind nicht alltäglich, und ſo hat der Fremde in der Regel viel weniger von ihm, als einem andern Volke, und muß ſich ſehr pöbelhaft auslachen laſſen, wenn er durch ſeine Ausſprache verräth, daß er jenſeit des Rheins und des Beltes gebohren iſt.

Von Vienne nach Lyon wird das Land immer mehr Ebene, die nur hie und da einen verlornen Weinberg zeigt. Schöne Wieſen und Felder im erſten Wuchſe ſenken ſich links zur mächtigen Rhone hinab, Hügel und Wälder dämmern aus der Ferne, große Heerden des herrlichſten Rindviehs weiden im üppigen Graſe, und ſelbſt die Dörſer ſagen, daß man einer der Hauptſtädte Frankreichs näher kömmt. Wir waren um 6 Uhr da und nahmen im Hótel des Capucins Quartier.

Lyon.

Ich bin fünf Tage unter den Lebendigen und Todten dieſer ſchönen Stadt herumgewandelt, unter den Trümmern, welche die Spuren der furchtbaren Zeit an ſich tragen, unter den Reſten der Vorzeit, als hier für einen Challier irgend ein römiſcher Verres zum Beſten des freieſten Volkes mordete. Hier habe ich mit den Edeln im Volke Thränen geweint über das blutige Unheil, welches dem fleißigſten und rechtlichſten Völkchen des großen Volks widerfahren iſt. Hier ſtand der ſchrecklichſte Geiſt des ſcheidenden Jahrhunderts, nicht in ſeiner Göttlichkeit und Menſchlichkeit, wodurch er es zum erſten machte, ſondern in jener Teufelskraft, die mächtig und unfühlend verzehrt und in der gewaltigen Luſt des Umbildens vernichtet. Freundliches, ruhiges Volk, mögeſt du hinfort zwiſchen deinen herrlichen Strömen, zwiſchen deinen geſegneten Fluren, unter deinem heitern Himmel in Frieden wohnen! möge die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit die müden Völker in ihre Hütten heimführen, die ſich verſammelt haben, einander zu vernichten! Soll denn das letzte Decennium des Jahrhunderts mit Blut endigen, wie es blutig begann?

Lyon liegt in einer reizenden Ebene von Nordweſt nach Südoſt, zwiſchen der Rhone und Saone, doch ſo, daß ein Theil der Stadt am jenſeitigen Ufer der Saone hügelig und eng und finſter ſich hinaufengt. Sie kann wohl eine Viertelmeile lang ſeyn bei höchſtens der halben Breite. Der Theil jenſeits der Saone machte wahrſcheinlich mit einem Theil des dieſſeitigen zwiſchen den beiden Strömen das alte Lugdunum aus. Dies ſind die engſten und finſterſten Gaſſen, die älteſten und häßlichſten Häuſer, dort endlich prangt der Dom mit ſeiner Wunderglocke, und manche Forſcher wollen dort häufig Alterthümer ausgegraben und Ruinen des alten römiſchen Galliens noch ſtehen haben. Zwiſchen den Strömen nun liegt das ſchöne Lyon, das vor 6, 7 Jahren noch ſchöner war. Dort findet man längs den beiden Strömen und vom Place de Terreaux bis über den Cours hinaus die ſchönſten Gaſſen und Plätze der Stadt. Die Nordſeite iſt auch hier bergigt und häßlich und von den kleinern Helfershelfern dieſer Fabrikſtadt bewohnt, wie es die jenſeitige Saoneſtadt iſt. Da die Saone die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ſo iſt es an ihren beiden Ufern, vorzüglich an dem dieſſeitigen, ſehr lebendig. Der Strom iſt immer mit einer Menge Böte und Flößen bedeckt und die Kaien und Brücken wimmeln von muntern und geſchäftigen Menſchen. Stiller, aber viel anmuthiger iſt die ſchönere Rhoneſeite, die zugleich die ſchönſte Gaſſe von Palläſten und Häuſern eine Viertelmeile lang bildet, von denen man jenſeit hinüber die unbeſchränkteſte Ausſicht auf eine freundliche und reiche Landſchaft und auf die düſtern Alpen in unermeßlicher Ferne hat. Der Strom geht reiner und herriſcher mit wirbelnden Waſſern dahin, als die Saone. Das Geſchrei und Toſen der Geſchäftigkeit mit ihrem Schmutz und ihrer Unlieblichkeit iſt hier nicht zu ſehen. Häuſer und Menſchen ſind elegant, blanke Kabriolets rollen vorüber, bunte Stutzer und Stutzerinnen wandeln leicht und luſtig am Ufer und ſelten ſieht man einen Fabrikanten in der Farbe ſeiner täglichen Arbeit, oder einen Träger und Kärrner vorübergehen. Das ſüdöſtliche Ende der Stadt engt ſich mit dem nähern Zuſammentreten der beiden Flüſſe ein und wird zuletzt, wie es den Enden gewöhnlich geht, kleinlich und unanſehnlich. Von dieſem äußerſten Ende der Stadt bis zum Zuſammenfließen der beiden Ströme, iſt etwa noch eine Viertelmeile. Eine ſchöne Pappelallee führt bis zur Vereinigung über eine ſtattliche Brücke der Saone ins jenſeitige Land. Dieſen leeren Zwiſchenraum füllen kleine Gärten mit Luſt- und Kommershäuschen, Pflanzungen von Bäumen und Weiden und mehrere groſe Fabrikgebäude aus, ſo daß man ihn immer als eine Fortſetzung der Stadt anſehen kann.

Dieſe ſchöne Stadt iſt durch die Revolution mehr, als irgend eine, mitgenommen worden. Der ſtille und mäßige Geiſt ſeiner fleißigen Bewohner paßte nicht für die tollen Stürme, welche mit den Jahren 1791 und 92 Frankreich aus aller Mäßigung herauswarfen. Es war eine Zeitlang ein Verbrechen, ein Menſch zu ſeyn, und ein gröſſeres, ein reicher Menſch zu ſeyn. Beides und einige Anhänglichkeit an das alte Syſtem, worunter Lyon reich geworden war, war die unverzeihliche Schuld dieſer Stadt. Man trieb ſie zur Empörung durch Challier und Conſorten; die Stadt, die durch keine Mauren und Feſtungen, ſondern bloß durch die Ströme geſchützt iſt, fiel nach der Gegenwehr der Verzweiflung und die Mitrailladen und republikaniſchen Hochzeiten begannen; wenige der Reichern und Angeſehenern entgingen der Wuth der republikaniſchen Tiger und ſelbſt an den Todten vergriff man ſich und fügte zu den Verheerungen der Kanonen muthwillig neue hinzu. Ein ewiges Denkmal des Ungeheuren wird es in der Geſchichte unſrer Zeit bleiben, daß die Stellvertreter einer großen und edeln Nation darüber debattiren konnten, ob man die zweite Stadt des Reichs bis auf den letzten Stein zerſtören und ihre elenden Bewohner anderswohin pflanzen ſolle. Dieſe Tollheit ward kaum gehindert und Lyon hieß eine Zeitlang Ville Affranchie.

Die Kanonen der Belagerer haben vorzüglich der ſchönen Rhoneſeite der Stadt Schaden gethan, und man ſieht noch an mehrern der erſten Häuſer die Spuren der Schüſſe, entweder weil die Bewohner in dieſer ſtürmiſchen Zeit noch nicht haben wieder bauen wollen, oder weil dieſe Häuſer zum Theil als Nationalgut leer daſtehen. Wenige Palläſte hat die Wuth des Pöbels hier nur niedergeriſſen, deren Lücken mit dem Steinhaufen ernſt daſtehen; bei andern hat man abgelaſſen und ſie ſind mit abgeriſſenen Dächern und einzelnen zerſchlagenen Theilen ſtehen geblieben.

Am fürchterlichſten aber liegt als ein Denkmal der Partheiwuth der Cours da, der ſonſt die erſte Zierde des ſchönen Lyon war. Er liegt, ein prächtiges und geräumiges Quadrat, am ſüdöſtlichen Ende der Stadt nahe an der Rhonebrücke, die nach Marſeille führt. Mit den luſtigſten und laubigſten Bäumen bepflanzt, von Gängen und Alleen durchſchnitten, gewährt er alle Stunden des Tages einen freundlichen und kühlen Spaziergang und war ſonſt auch durch ſeine Umgebungen der munterſte und glänzendſte Theil der Stadt. Rund umher ſtanden die ſchönſten Palläſte und niedlichſten Häuſer der reichen Stadt. Dieſe wurden durch die Pöbelwuth bis auf den letzten Stein herabgeriſſen und nur einige ſcheint mehr Zufall, als Wille, ſtehen gelaſſen zu haben. Noch liegen die groſſen Steinhaufen auf einander und keine Künſtlerhand hat zum neuen Bau daran gerührt. Nur die Schatten der Bäume ſind geblieben, aber welch ein Spaziergang müſſen ſie wohl für die Lyoner ſeyn!

Dieſer ſchöne Cours war indeſſen nie der lebendigſte Mittelpunkt der Stadt, ſondern dieſer iſt noch jetzt der Platz de Tereaux, ein nettes nicht gar geräumiges Oblongum. Er liegt der alten Saonebrücke faſt gegenüber, obgleich ſeine Ausſicht dahin durch enge Gaſſen verbaut iſt, und um ihn concentrirt ſich dieſſeits der Saone die meiſte Geſchäftigkeit. Hier ſind die erſten Bankiers, die erſten Galanteriehändler und Fabrikanten, hier die eleganteſten Kaffehäuſer und Gaſthöfe, hier iſt das Gemeindehaus, (maiſon commune) das ehemalige Rathhaus, und gleich hinter dieſem das Theater. Daß hier der Mittelpunkt des lebens der Stadt iſt, ſieht man ſelbſt an den Häuſern, welche um den Platz meiſt drei, vier, ja wohl fünf Stock haben. Das Gemeindehaus iſt ein altes ſtattliches Gebäude und nimmt nicht viel weniger als die Hälfte des Platzes ein. Es beſteht aus einem großen Vorder- und Hintergebäude, welche zwei lange Seitengebäude mit einem großen Hofe verbinden. Am Eingang des Platzes de Terreaux ſtehen im Vorhofe ein Paar treffliche Kunſtwerke von Wilhelm Couſtou, einem Lyoner, es ſind die Nymphen der beiden Ströme, mit Schilf und Binſen bekränzt, in Bronze gegoſſen, woran dieſer große Künſtler den meiſten Fleiß gewandt haben ſoll. Er ſtarb 1746 als Direktor der Königlichen Akademie der Mahlerei und Bildhauerei in Paris. Noch berühmter iſt ſein Bruder Nikolas, von welchem man treffliche Arbeiten im Garten der Thuilerien und bei den Invaliden in Paris ſieht.

Das Theater, gleich am Hintertheil des Gemeindehauſes, ſteht ſehr hübſch mit einem leichten und zierlichen Angeſichte frei da, und ſein nettes Innere widerſpricht dem Aeußern keineswegs. Lyon war ſonſt mit Marſeille, Bordeaux und Rouen die rechte Pflanzſchule für die Pariſer. Hier bildete ſich das junge Talent im Geſange und der Aktion, um nachher vor der Blume des Geſchmacks auf den Theatern von Paris zu glänzen. Auch dieſes unſchuldige Spiel des Menſchenlebens hat hier ſeit einigen Jahren verloren und die Spieler, die ich ſah, waren mittelmäßig, wie die meiſten in Marſeille, obgleich ein Franzoſe nie ein ſo ſchlechter Spieler ſeyn kann, als der Teutſche. Die letzten beiden Abende machte Fleury intereſſant, ſowohl durch ſein Spiel, als durch die Menge Menſchen, die ſein Ruf zuſammen lockte. Er iſt einer der Heroen der Pariſer Bühnen und geht jetzt auf ein halbes Jahr nach Marſeille. Ein Mann in den Vierzigen, von der Natur noch mehr vernachläßigt, als der teutſche Iffland; aber mehr Leichtigkeit und Seele, mehr Stärke und Naivetät habe ich nie beiſammen geſehen. In ganz Paris fand ich Fleury nicht wieder.

Die Stadt wird mit dem Lande und unter ſich durch mehrere ſtattliche Brücken über die Rhone und Saone verbunden. Zwei herrliche ſteinerne laufen über die Rhone und eine ſehr alte ſteinerne und eine neue hölzerne in der Stadt über die Saone. Sehr unleidlich iſt es, daß über die Rhonebrücken und die hölzerne Saonebrücke der Fußgänger ſelbſt mit einigen Sols ſich kaufen muß. Die Ströme ſind zunächſt in und bei der Stadt vielfach mit Quadern ausgeſetzt, um die reißenden Fluthen zu bändigen. Beſonders aber hat man auf die Rhone unſäglich viel gewandt und an der Stadtſeite noch eine Bruſtwehr aus eben dieſen Steinen gemacht.

So wie Lyon drinnen noch immer eine der ſchönen Städte der neuen Republik iſt, ſo darf ſie auch der äuſſern Natur ſich nicht ſchämen. Jenſeit der Rhone iſt herrliches Weide- und Kornland, mit unzähligen Heerden, netten Dörfern und Luſt- und Schenkhäuſern für die Vergnügen ſuchenden Bürger der Stadt. Entzückend iſt die Landſchaft hinter dem Zuſammenfluß der beiden Ströme, wo Dorf an Dorf ſich luſtig an der Rhone zeigt. Im Weſten über der Saoneſtadt reihen ſich Hügel an Hügel vom Ufer des Fluſſes endlich zu Bergen empor. Längs dem Strom und über der Stadt liegen die freundlichſten Weinberge mit Villen und Luſthäuſern. Kleine Parks und elyſiſche Gärten machen Einſchnitte in die Rebenpflanzungen, und die Bäume wachſen hier zu einer Höhe und mit einem ſo üppigen Laube, als man ſie ſüdlicher kaum bei Avignon findet. In dieſen Weinbergen und Gärten hatten ſonſt die erſten und reichſten Häuſer ihr kleines Blumenleben nach dem ſtaubigen und toſenden Leben der Stadt. Aber ſelbſt dieſer Sitze der Ruhe und Natur hat die Zeit der Verwüſtung nicht geſchont und auch hier ſieht man mehrere ariſtokratiſche Schlöſſer und Villen in Trümmern liegen. Will, oder kann der Lyoner dieſe entferntern Schönheiten der Natur nicht benutzen, ſo hat er ja ſeine Rhone und die prächtigen Alleen, die bis zum Zuſammenfluß mit der Saone laufen, ſo hat er noch näher ſeinen Cours, der ländlich und ſchattig genug mitten unter ſeinen Gaſſen liegt.

Das munterſte Gewimmel der Menſchen iſt hier an den Kaien und Brücken der Saone für die Geſchäfte, und auf dem Cours und an der Rhone und dem Platz de Terreaux für das Vergnügen. Lebendig wie die Handelsſtädte iſt freilich Lyon nie geweſen und der Karakter und das Gewerbe ſeiner Bewohner hinderte dieſes, doch hat das Leben der Freude durch die fürchterlichen Einimpfungen der demokratiſchen Freiheit ganz ſeinen Tod bekommen, und noch dieſen Tag fürchtet man ſich, reich und vor der Welt fröhlich zu ſeyn, beſonders jetzt, da man bei den Unfällen des Staats wieder gegen die Reichen und Ariſtokraten zu deklamiren beginnt. Die man an den Plätzen der Freude recht freudig und laut ſieht, iſt entweder das loſeſte Geſindel der Nation, oder es ſind Fremde, die als Zugvögel die Sorgen dieſer guten Stadt nicht ſo ganz empfinden.

Man rechnete hier ſonſt 130000 bis 140000 Menſchen. Dieſe ſind um ein Drittheil verringert und ſelbſt die übergebliebenen ſchreien um Brod. Ganze Gaſſen ſind wie verödet und manche der größten und ſchönſten Häuſer ſtehen ohne Bewohner. Schon der Krieg mit dem Auslande, für das dieſe erſte Fabrikſtadt Europens ſo viel arbeitete, ward und iſt ihr äußerſt verderblich. Die gewaltſamen Auftritte und Exekutionen vergoſſen das beſte Blut und brachten Millionen in andre Hände, die ſie nie wieder in die Stadt zurückfließen laſſen ſollten. Manche der fleißigſten Bürger wurden ſo zerſtört, oder wanderten aus, und diejenigen endlich, die noch durch nichts gebunden waren, zogen jeden ſchlechtern Ort vor, wo man mit dem Menſchenleben doch etwas chriſtlicher umgeht. Dazu kommen noch die verwünſchten und unſinnigen Handlungsgeſetze und Neckereien der Neutralen, die, nach der einſtimmigen Klage aller Kaufleute, der Handlung und den Fabriken mehr Schaden gethan haben, als das vorige zuſammen. Auch den Patriotismus, wovon man drauſſen ſo viel ſchwatzt, und den jeder ſchlechteſte Engländer hat, ſucht man in Frankreich vergebens. Bei dem Verbote der engliſchen Fabrikate ſind die Manufacturen in Baumwolle zu Rouen verfallen und in andern Städten. Allenthalben ſieht man engliſche Waaren mit preußiſchem, oder ſächſiſchem Stempel, und man könnte ſich in Paris die Beine ablaufen, bei guten Kaufleuten franzöſiſche Fabrikate in Baumwolle zu finden. Seide iſt nun vollends nicht Mode und alle Webſtühle könnten vermodern und alle Maulbeerbäume abſterben, ehe man, um vaterländiſch zu handeln, ſich in einländiſche Seide kleidete.

Was alle dieſe Geſchichten und die Lage der Dinge für einen öffentlichen Geiſt geben können, das ſagt ſich jeder leicht ſelbſt. Wer nichts zu verlieren hat, der iſt unabhängig und frei wie ein Gott, der hofft und fürchtet nichts und es iſt ihm endlich gleich, ob ein Titus, oder Karakalla die Donner der Macht hält. So iſt es hier, eine dumpfe Gleichgültigkeit, welche die jetzige Ordnung vielleicht haßt, weil ſie ſo viel Unheil gebracht hat, nicht weil ſie dieſelbe grade für die ſchlechteſte hält. Man irrt ſich, wenn man alles für ariſtokratiſch und königiſch hält, was unzufrieden iſt. Ich habe hier ſo viele ſchon gehört, die gradezu meinten, es ſei für das franzöſiſche Volk kein Glück zu hoffen. Kam man ihnen mit einem König, ſo kopfſchüttelten ſie und ſagten: „das wäre nun noch das Schlimmſte, was uns begegnen könnte, ſo gienge es auf einem andern Fuße wieder von vorn an.“

Dieſen Geiſt des trüben Mismuths ſah ich recht deutlich am zweiten Tage meines Hierſeyns. Man feierte, vielleicht um den Gemeingeiſt ein wenig wieder zu beleben, eines von den vielen republikaniſchen Feſten, das Feſt der Dankbarkeit. Ein Theil der Garniſon war unter den Waffen nebſt der Nationalgarde und deckte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Vorder- und Hinterzug. Voran waren die ſogenannten öffentlichen Gewalten, oder die Geſandten des Direktoriums und die Vorſteher der Gemeinde und ihrer Angelegenheiten, dann folgten Waiſen der Stadt und ehelich gefallener Krieger fürs Vaterland, mehrere, die ſich zu Krüppeln hatten ſchießen laſſen, hinkten auf hölzernen Gliedern oder mitleidigen Schultern nach, und endlich kamen einige hundert Konſkribirte, die hier auf dem Pflaſter noch etwas von der Kraft wegtreten mußten, die ſie ſo nothwendig zu ihrem Marſche brauchten. Kaum ein Knabe ging mit dem Zuge, kaum ein Fenſter öffnete ſich, und wann es ſich öffnete, ſo zeigte es grinſende und hohnlächelnde Geſichter. Und doch waren durch ein Plakat der vorigen Tage alle Bürger zur Feier und Begleitung des Feſtes eingeladen. Ich war grade in einem Kaffehauſe am Platz de Tereaux, als der Zug aus dem Gemeindehauſe hervorkam. Als die Konſkribirten endlich am Schwanze erſchienen, rief alles neben mir: „Ach die armen Burſchen! heute weiht man ſie für die Schlachtbank ein und dann führt man ſie in das tückiſche Italien, um ſie erwürgen zu laſſen.“ Ein Beweis für die laue Geſinnung der Lyoner ſind die öffentlichen Aufrufe und Drohungen gegen die Konſkribirten der Stadt, die dieſer Tage in den Zeitungsblättern, Affichen und durch den Hals der Herolde ergingen, ſich unter die Fahne der Freiheit zu ſtellen, um die Barbaren des Nordens in Italien zu vernichten. Aus dieſem armen Lande war hier in dieſen Tagen eine unzählige Menge Liguriſcher, Römiſcher und Ciſalpiniſcher Bürger angekommen, welche vor den ſiegreichen Waffen der Alliirten Hero und Vaterland verlaſſen haben, weil Nothwendigkeit, oder Wille ſie in ein andres Syſtem riß. O ſchönes Italien, warum greifſt

Du nicht zuſammen und jagſt beides, Teutſche und Franzoſen über die Alpen? Dann funfzig Jahre Freiheit unter eignen Regenten und Geſetzen, und ich wette, Du biſt wieder, was Du ſeyn ſollſt, das erſte Land Europens!

Lyon war in ſeinen guten Tagen ſeiner Geradheit und Rechtlichkeit wegen, nicht bloß unter den Franzoſen, ſondern auch bei allen Fremden berühmt, welche nur einige Tage ſich hier aufgehalten hatten. In der That iſt es noch faſt eben ſo, und dieſe Stadt mitten in Frankreich gehört gewiß zu den ſonderbaren Erſcheinungen. Die Lyoner machen gleichſam einen Mittelkarakter zwiſchen dem teutſchen und franzöſiſchen, der mir außerordentlich wohl thut. Das Lebendige des Franzoſen iſt ſo gemäßigt, das Eckige und Flatternde iſt ſo in Freundlichkeit und Leutſeligkeit übergegangen, und bei dieſem allen iſt ſo eine Geradheit und Rechtlichkeit, daß ſelbſt ein Fremder ſich unter dieſen Menſchen gleich wie zu Hauſe fühlt. Wenn der Franzoſe überhaupt dienſtfertig und gefällig iſt, und ſelbſt der ärmſte beleidigt wird, wenn man ihm für Dinge Geld anbietet, wofür der Italiäner einen aufs Blut auspreßt, ſo iſt dies der Lyoner doppelt, und er iſt es auf eine weit verbindlichere Art. Solche Tugenden müſſen tief gewurzelt ſeyn, wenn ſie durch die Challiers nicht haben ausgerottet werden können, und wenn ſelbſt die Stirn des Kummers und der Verdroſſenheit ſich erheitert, ſobald es darauf ankömmt, einem andern zu dienen. Die Urſache dieſes germaniſirten Karakters hat vielleicht ſeinen Grund in den vielen Schweizern und Teutſchen, die hier zum Theil anſäſſig, zum Theil als zeitliche Arbeiter wohnten. Man rechnet vielleicht nicht zu viel, wenn man annimmt, daß ein Viertel, ja vielleicht ein Drittel der Einwohner Teutſche, oder Schweizer von Geburt waren. Manche Fabriken und Gewerbe endlich, die bloß teutſchen Landes und Bedürfniſſes ſind, haben dieſe Fremdlinge hier auch wohl zuerſt in den Gang und endlich zum Indigenatrecht gebracht.

bracht. So werden z. B. faſt alle Gerbereien und Bierbrauereien, deren hier ſehr viele ſind, von Teutſchen beſorgt. Man trinkt hier endlich auf gut teutſch außerordentlich viel Bier, und führet es weit und breit ins Land als einen köſtlichen Trunk aus, und ich muß ſelbſt geſtehen, daß das Lyoner Bier ſich immer mit dem Forchheimer und Regensburger im Vaterlande meſſen kann.

Dieſer Schilderung gemäß ſind auch die Sitten, obgleich dieſe durch die Revolution mit Abwerfung aller Schaam auch alle Zügel verloren haben. Wie die Männer ſtiller und ernſthafter ſind, ſo findet man häufig Frauen, die man im ſchwäbiſchen, oder ſächſiſchen Lande gebohren glaubt. Stille Ruhe und beſcheidenes Gefühl, wie ſelten findet man euch in einem franzöſiſchen Weibergeſichte! und doch fand ich euch hier bei mehr als einem Weibe, und ſelbſt im Geſpräche das Entſagende und Weiche, was das franzöſiſche flatternde Feuer und der brennende Geiſt ſelten zur Reife kommen laſſen. Welch ein Unterſchied iſt hier gegen Marſeille! Hier ſcheinen die Huren äußerlich ſcheuer und decenter, als dort die rechtlichen Frauen, ohne daß jene darum loſe ſind. Selbſt das ehemalige reiche Lyon hat in den Künſten der Galanterie ſich nie ſo berühmt und furchtbar machen können, als manche kleinere Städte bei kleinern Kräften.

Eines aber, was ich die beiden letzten Tagereiſen ſchon vermißte, fand ich hier ſeltner, als im Süden, ſchöne Körper und Bildungen. Das weibliche Geſchlecht, das darin mein Maasſtab iſt, hat hier wenig Schönheiten unter ſich, zu wie vielen Tauſenden ich ſie auch im Schauſpiele und auf Plätzen und Promenaden geſehen habe. Die Marſeiller Augen, die Rundung der ganzen Geſtalt und das ſchwellende Leben, ſind ſeltne Erſcheinungen, deſto mehr kränkliche und bleiche Geſichter erblickt man, da jene bei dem Trieb heißerer Gelüſte doch weit roſigere Wangen tragen. Die Männer ſind vielleicht nur zur Hälfte Lyoner, ſo ſehr verſammelt Induſtrie aus allen Zungen Menſchen, und man kann alſo von ihnen kein Reſultat erhalten. So ſtehe denn das, daß Männer und Weiber brav und herzlich ſind, wie wenige Franzoſen, und mir ihr Lyon dadurch unvergeßlich gemacht haben.

Auch hier, obgleich die Stadt der Schweitz und der Schweitzerarmee ſo nahe iſt, findet man alle Artikel zu guten Preiſen, und ich habe um 2 Thaler zweimal treflich eſſen, guten Wein trinken und endlich eine nette Stube und ein nettes Bette bewohnen können. Hier iſt die Einrichtung in den meiſten Gaſthöfen, daß das Departement der Zimmer und der Küche getrennt, und dieſe und die damit verknüpfte table d'hôte an einen Reſtaurateur mit einem Theil des Hauſes wieder vermiethet ſind. So war es in unſerm Gaſthauſe, und die table d'hôte äußerſt intereſſant durch die Menge Fremder aus allen Departements, und ſelbſt aus Italien, welche man beſonders zu Mittage dort traf. Meine Geſellen zogen alle vor mir ab, und nur der eine Kreole blieb, und mit ihm zugleich beſtellte ich den 21. Mai meinen Platz in der Diligence nach Paris.

Reiſe von Lyon nach Paris.

Einen Theil dieſer Reiſe hatten wir bis Chalons auf der Saone zu machen. Dies war mir eben recht; denn der Wechſel erfreuet des Menſchen Herz. Wir wurden alſo um 4 Uhr des Morgens mit unſern Sachen eingeſchifft, und fanden auf dem Verdecke und im Innern eine ungeheure Menge Menſchen alles Geſchlechts und Standes, welche mehr oder weniger weit die Reiſe mitmachten, zum Theil nur einige Meilen, weil ſie zu Waſſer um einige Groſchen zu machen iſt. Ich fand auf dem Verdecke einen ſehr geſcheuten Mann aus Bourg en Breſſe, mit dem ich mich den größten Theil unſrer Schiffahrt über alte und neue Geſchichten der Zeit unterhielt, während der Kreole bald an uns ſeinen Witz ausließ, bald mit den Weibern und Mädchen unten Scherz machte. Die erſten Meilen unſrer Fahrt bis Ville franche waren himmliſch. Der Morgennebel lag auf den Rebenhügeln zu beiden Seiten des Stroms, und die Sonne blitzte nur mit einigen freundlichen Strahlen durch, und wie Rieſen ſtiegen die weißen Duftgeſtalten empor. Der heilige Chriſtoffel, auf die Wand einer großen Abtei gemahlt, gab uns als Patron der Ströme, die er mit Chriſtus, oder dem Teufel auf den Schultern ſo leicht zu durchwaten pflegte, das Lebewohl, die Roſſe, die uns ſtroman zogen, wurden vorgelegt und das Toſen der Träger und Buben, die noch am Strom hin liefen, hallte uns freudig nach. Bis Ville franche hat man an beiden Ufern Rebenhügel, Villen und Gärten mit netten Dörfern und kleinen Feldern im reitzenden Wechſel, doch ſind die rechten Ufer niedriger und oft ganz flach, und die linken dachen ſich auch immer mehr ab, je weiter man ſich von Lyon entfernt. Eine Stunde hinter Ville franche verwandelt ſich alles, und jedes Haus ſagt ſchon, man habe nun nördliches Frankreich, ſo verändert iſt alles. Die Häuſer mit den flachen Dächern verſchwinden plötzlich, und mit den Luken ſtatt der Fenſter; ſtatt der maſſiven gemauerten Wände ſieht man bekalchte, und aus den Ziegeldächern werden ſtrohene. Die Art des Südens, das Korn auf einer Diele, oder Tenne ſogleich auszudreſchen, und das Stroh dann in großen Miethen unter freiem Himmel aufzuthürmen, iſt auch vorbei; und man ſieht bei den Häuſern wieder große Scheunen. Jemehr man ſich Macon, dem Ziel unſrer Tagesreiſe nähert, deſtomehr ebnet ſich das Land. Rechts hat man keine Weinberge mehr, aber dafür eine weite Ebne, die bis an die Thore von Genf beinahe fortläuft, und das Land la Breſſe, das fruchtbarſte Kornländchen zwiſchen der Rhone und Saone, macht. Unüberſehliche Weitzenfelder, Wieſen mit Heerden bedeckt, Feldbüſche und Dörfer machen ſelbſt dieſe Ebne reitzend, und ich wanderte mehr als zwei Stunden auf dieſen reichen Fluren, und ließ das Schiff fortſchleppen. Das linke Ufer ſelbſt hat immer niedrigere Hügel, die ſchon oft mit Ebnen durchſchnitten werden, und zwiſchen dieſen lieblichen Hügeln hat es den Edlen und Mönchen gefallen, Klöſter und Schlöſſer zu gründen, welche niedlich mit den Anſichten des jenſeitigen la Breſſe kontraſtiren. Die Geſellſchaft machte ſich noch einen Spaß, der ächt franzöſiſch war, als wir der Brücke bei Macon ſchon ganz nahe waren. Buben und Mädchen, die die Heerden auf den Wieſen hüteten, ſchlugen den Reiſenden zur Ergötzung um einige Sols ein Rad, oder ſtellten ſich auf die Köpfe. Als die Mädchen dies letztere nicht wollten, — es waren zum Theil Dirnen von 12 bis 14 Jahren — ſchrie man es ihnen vom Schiffe befehlend zu. Die Luſt des Geldes ſiegte. Sie ſtanden meiſt in eviſcher Tracht, denn die Röcke ließen ſich nicht immer feſtklemmen, und reichlicher warfen nun die Männer und Weiber vom Verdeck die Sols ans Land.

Um 6 Uhr des Abends landeten wir zu Macon und ſtiegen an ſeiner niedlichen Brücke aus, um mancherlei Luſt zu haben. Die ganze Brücke ſtand voll Ungern und Oeſterreicher, Officiere und Gemeine, die geſtern der ſchnelle Le Courbe aus der Schweitz geſandt hatte. Kaum konnte ich mich vor Freuden halten, als ich die ſüße Sprache des Vaterlandes, ſelbſt im Oeſterreichiſchen und Mähriſchen Dialekt noch ſüß, nach langer Zeit wieder vernahm. Man hatte die Gefangnen nemlich faſt in alle Städte des ſchönen Burgundiſchen Landes vertheilt. Sie ſahen munter und wohlgemuth von der Brücke auf den von Böten und Fahrzeugen wimmelnden Strom und in die ſchöne Landſchaft hinein, und ſchienen guter Dinge zu ſeyn. Mir war der Anblick in aller Hinſicht ein ſüßer. Ihre Eſkorte und eine Menge Konſkribirter war immer mitten unter ihnen, und luſtig ging der Burgunderwein rund, den die Wirthe den neuen Gäſten in Gläſern und Flaſchen zubrachten. Manche rechtliche Leute des Orts unterhielten ſich wieder mit den öſterreichiſchen Officiers, die franzöſiſch ſprechen konnten. Die Weiber und Mägdlein wandelten ſeitwärts auf der Brücke und längs dem Strom. O Menſchlichkeit, ein ſolcher Anblick von Dir macht auf Tage alles Blut vergeſſen, was in Strömen fließt! Ich machte mich endlich dann auch ein wenig unter ſie, und verſchwatzte meine Zeit recht luſtig. Alle rühmten ſich des Marſches und der guten Pflege, und meinten am Ende, es ſei hier doch beſſer leben, als auf den Schweizerbergen zu verhungern, oder ſich todt ſchießen zu laſſen. Am Strom am Stadtthore gab es ein anderes Spektakel, das ein ſpekulirender Kopf wohl auf die Rechnung des ehrlichen Teutſchen erſonnen hatte. Ein großes Gerüſt mit bunten Aushängegemählden voll gräulicher und ungeheurer Dinge war aufgerichtet, und drinnen trieb man mit Guillotinen und Marionetten ſein Weſen. Ich guckte nur einige Mal hinein, da ſah ich den ci devant Louis ſeize zum Richtplatz ſchleppen und erbärmlich quiken, indem er endlich ſich vor dem Henker in die große Taſche des Hanswurſt rettete. Die Weißröcke gingen auch wie die Bienen aus und ein, und die Konſkribirten ließen ſich auch nicht ſchlecht finden. Macon iſt eine lebendige Mittelſtadt faſt in dem ſchönſten und fruchtbarſten Theil des treflichen Burgund. Drinnen iſt ſie eng und finſter, aber die Gaſſe an dem Strom nimmt ſich mit ihren feinen Häuſern allerliebſt aus. Hier war nun alles, was Weib heißt, längs dem Strome ausgegoſſen, um die gefangenen Fremdlinge in Augenſchein zu nehmen, und dies war für unſer einen gar nicht unleidlich. Welch einen Abſtand bemerkte ich hier von Lyon! und doch iſt es nur etwa 5 Meilen davon entlegen. Schlanke und blühende Geſtalten ſo viele und das Blut der Wangen ſo ſchön, als man es nur am Rhein wiederſieht! Alles trug dabei in dieſer netten Stadt ſo einen Ausdruck des Wohlſtandes und des Friedens, daß mir recht wohl um das Herz ward. Ich theilte meine Freude dem Kreolen mit und der rief lachend: l'on chante: Macon pour les filles et le vin! Auch dieſen hatte ich nachher noch zu probiren, als ich mit drei ſchwäbiſchen Landsleuten und ihm zu Abend aß. Dann ſchifften wir uns gegen die Dämmerung ein, um den Morgen zu Chalons anzukommen.

Der Abend war freundlich und mild und unſer Verdeck wimmelte wieder von Menſchen. Man zeigte mir links aus weiter Ferne die Thurmſpitze der Abtei von Clugny, die mit der von Citeaux, auch in Burgund unter Chalons, in das franzöſiſche und ganze europäiſche Mönchs- und Pabſtweſen im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß hatte und viele ſchöne und manche gelehrte Köpfe erzog. Die Nacht kam bald mit ihren Schatten und ihrem Himmel voll Sterne und die Rohrſperlinge und Nachtigallen machten Abendmuſik. Die meiſten von der Geſellſchaft jagte die kühlere Luft unten in die dunſtige Koje, ich wickelte mich in meinen Ueberrock, und ſetzte mich zwiſchen einigen Bauern auf Säcken hin, mit welchen ich die erſten Stunden liebes und muntres Geſpräch pflog, nachher war ich mit der freundlich ſchimmernden Nacht und den Nachtigallen allein und bei meinen Geliebten; doch machten die Wechſelungen der Pferde bei den verſchiedenen Stationen oft lärmende und unangenehme Intermezzo's. Das Land iſt faſt fortgehend Ebene und ſelten ſieht man am linken Ufer einen Weinberg. Mit dem dämmernden Morgen ſah ich weit hinter und vor mir und bald traten die Thürme von Chalons aus dem Nebel hervor, doch mußten wir uns noch in vielen Schlangenwindungen krümmen, ehe wir die Stadt erreichten. Heute ſah ich auch große Güter mit langen Scheunen und Ställen, wie ich ſie ſeit Baiern nicht mehr geſehen hatte, und alles kömmt dem Geſchmack des nördlichen Europa in Anſehen, Bauart und Kleidern näher. Das Leichte und Jugendliche in den Wohn- und Luſthäuſern verſchwindet. Man ſieht, daß es hier ſchon anders ſtürmt, ſchneit und regnet, als im Süden. Der Mantel weicht bei den Bauern dem Kittel und das Jäckchen dem Rocke und für die leichten Schuhe ſchleppt man ſich mit großen Stiefeln, und die Aermern müſſen die Füße in den Stock der Holzſchuhe (sabots) einklemmen. Gegen 6 Uhr des Morgens ſchwammen wir zu Chalons an und nun ſollte es von hier zu Wagen weiter gehen.

Es war einer der heiterſten Morgen, wir beſtellten uns ein gutes Frühſtück und wanderten einſtweilen einige Stunden herum. Chalons liegt wo möglich noch reitzender, als Macon, und auch dieſe Stadt heißt eine der ſchönweibrigen, wie denn das Burgunderland wegen ſeiner Weiber und Weine berühmt iſt. Ich war indeſſen ſo unglücklich, hier ſchlechten Wein trinken zu müſſen und wenige der ſchönen Kinder des Städtchens zu ſehen. Auch hier wimmelte es von Ungern und Teutſchen und dieſe Gegend iſt ſchon im vorigen Kriege das Ablager der Gefangenen geweſen, ſo daß wir in einem Dorfe etwa eine Meile von hier mehrere anſäßige Ungern trafen, die Franzöſinnen ſich beigelegt hatten, und zu welchen dieſe von hier fleißig hinaus wallfahrten; denn der eine hält dort ein Wirthshaus und Billard. Auch in Chalons iſt die Gaſſe längs dem Strome die ſchönſte und die Vorſtädte jenſeits auf einer Inſel, die die Saone bildet und welche mit herrlichen Alleen umpflanzt ſind. Am andern Ende der Stadt ſteht auf einem hübſchen freien Platze ein Denkmal, von den Bürgern dieſer Stadt dem Gedächtniſſe der großen Männer errichtet, die dem Vaterlande die Freiheit errungen haben. Man iſt hier ſowohl, als in Macon, ſehr patriotiſch. Hier ward ich zum erſten Mal ſchlecht abgeſpeiſet in Frankreich und mußte impertinent bezahlen. Um 10 Uhr waren wir fertig und ſtiegen wieder in die Diligence, der Kreole, ich, ein Paar närriſche Kaufleute und ein Greis mit Weib und Kind, die uns oft das Leben ſauer genug machten. Meine beſte Reiſegeſellſchaft hatte ich bis Lyon gehabt.

So wie man Chalons und die Saone verläßt, nimmt das Land wieder eine ganz andre Farbe an und geht aus dem Kornlande wieder in Weinland über. Schon von hier bis Chagny war alles mit Reben bedeckt und der Wein, den man zu Chagny, Beaune und in den nächſten Dörfern gewinnt, iſt ſehr geprieſen, und wird durch ganz Frankreich verfahren. Mit der Ebene verſchwanden nun auch die Wieſen und grünen Büſche, die reichern Dörfer und üppigen Felder. Wer das Edelſte hervorbringt, iſt immer der Aermere, und wer in dem Miſt der Pandekten wühlt, ſitzt zwanzig Stufen über dem, welchen ſein Homer und Arioſt bei allem Gefühl des Unſterblichen doch ſchlecht vor dem Hungertode ſchützt. Weinländer zeigen immer kümmerliche Hütten und zerlumpte Menſchen. Durch dieſe kahlen und verbrannten Rebenhügel führt nun wieder ein abſcheulicher Weg. Ueberdem war die Hitze des Mittags fürchterlich und die Gäule ſchlecht. Der nächſte Ort hinter Chagny iſt Rochepot, oder der Felſenbecher, ein kleines Dorf tief im Thal, mit kahlen Bergen und Felſen umgeben, auf denen eine alte Burg und mehrere Thürme ſich romantiſch erheben. Unter dieſen verbrannten Trümmern der Schöpfung, die kaum ein braunes Gräschen zeigen, liegt ein grünes gewäſſertes Thal mit Gärten und Reben. Die Berge liegen ſchroff über dem Thale und man fährt oft, als wenn man mit Wagen und Pferden in die Tiefe purzeln wolle. Dieſes Rochepot war wie ein verwünſchter Ort und wir waren ihm anderthalb Stunden faſt immer gleich nahe, ſo windet ſich der Weg langſam und ſchneckenförmig um den Keſſel herum, bis man endlich die Höhe des Berges erreicht hat. Von Rochepot bis Jvry, einem netten Dorfe mit Weinbergen, iſt der Weg eine Wüſte durch öde Haideberge, einzelne Streifchen Wald und Korn. Die letzten anderthalb Meilen dieſer Tagereiſe von Jvry bis Arnay le Duc, fährt man durch Wald und Feld und einige ſchlechte Dörfchen. Alles ſieht öde aus, Wohnungen und Aecker, obgleich der Boden ſehr gut ſcheint und das wenige Korn vorzüglich ſtand. Auf dieſem Wege ſah ich auch die erſten Zäune wieder, die gar nicht ſüdländiſch ſind und ſchon im ſüdlichen Teutſchlande nicht ſo häufig gefunden werden, wie im nördlichen. Die Häuſer und Wohnungen haben im Burgundiſchen ganz die Bauart und das traurige Anſehen der ehemals ſlaviſchen Provinzen Teutſchlands, oder Böhmens und Ungerns, die Menſchen ſelbſt ſehen nicht heiter, ſondern rauh aus, wie ihr Land, und gehen auf den Holzſchuhen oft eben ſo ſchwerfällig und kopfhängig, als der Pommer und Böhme zu ſeinen Roboten.

Arnay le Duc iſt ein kleines freundliches Städtchen auf Weinhügeln und rund von Reben umgeben. Man fährt durch niedliche Gärten und einen kleinen Cours ein. Ein halbes Dutzend feiner Jungfrauen begrüßten uns aus einem Garten vom Erker, wir nahmen dies als ein frohes Ohmen, fanden aber doch nicht die beſte Aufnahme, wenn man an die Wiederherſtellung der zerſchlagenen und zerſtoßenen Eingeweide denkt; für den Kopf gab es genug, vielleicht auch für ein leichtfertiges Herz; denn wer kann alle Abentheuer der Nacht enthüllen? Es dämmerte ja ſchon, als wir ankamen. Jn unſerm Gaſthauſe hatten ſchon zwei Diligencen ihre Fracht von einigen 20 Menſchen abgeladen. Es waren einige feine Frauenzimmerchen drunter, aber uns hungerte nur. Des Eſſens war für ſo viele Menſchen auch zu wenig und da ging es an ein deſperates Reißen um die beſten Biſſen, ſo daß endlich ein feiner Mann aus der Geſellſchaft aufſtand und rief:

„Bürger, vergeſſet nicht, daß wir Franzoſen und in der Geſellſchaft von Damen ſind.“ Dies Wort ſtellte ſchnell die Ordnung wieder her, aber nicht die der Magen, der Wein mußte das Beſte thun und die freundliche Weibergeſellſchaft, mit der ſich der ganze Haufe noch nach dem Eſſen unter die Jugend des Orts auf dem Cours miſchte und ein halbes Stündchen da den lauen Maiabend walten ließ. Die Schönen waren den folgenden Morgen ſchon abgereiſt, als wir aufſtanden.

Wir zögerten des Morgens lange, ehe wir reiſefertig wurden, weil wir heute keine groſſe Tagereiſe machen wollten. Das Wetter war kalt und unfreundlich, die Gegend aber fing an, recht luſtig zu werden und wechſelte mit Reben, Wäldern und Kornfeldern. Unſer Alter war mürriſch, der arme Schelm hatte mit ſeinen alten Zähnen geſtern Abend nicht fertig werden können und war alſo hungrig zu Bette gegangen und heute hatte es noch nichts gegeben, das kleine Kind ſchrie; ich ließ mir vom Kreolen von Weſtindien erzählen, wo er einige Jahre geweſen war, und von Vincennes, wohin ſein Vater ihn in eine Penſionsanſtalt gethan hatte. Unter dieſen Geſprächen kamen wir nach Saulieu, ein Paar Lieues von Arnay und hörten mit Erſtaunen die Glocken ziehen. Mir ward ſchwül, weil ich dachte, es gäbe Aufruhr und Händel, ſo auch den andern; aber unſer Kondukteur lachte und ſagte, man nehme es im Innern des Landes ſo genau nicht mit dem alten Gottesdienſt und mit Läuten und Proceſſionen, als zunächſt bei Paris, oder an den Gränzorten, wo ſchärfere Aufſicht ſei. Wir andern ſprachen nun noch vieles über dieſen Punkt und alle kamen endlich dahin überein, es gebe gar viele der ernſthafteſten und drohendſten Geſetze, die kaum zur Hälfte in Ausführung gebracht ſeien. Dahin gehören auch die, welche den Gottesdienſt, die Prieſter und Feier der Sonn- und Dekadentage betreffen. Manche Ortſchaften hätten weder Prieſter noch Kirchen mehr, und jeder feire ſein Feſt, wann und wie er wolle, andre beſoldeten ihren Prieſter, aus eigner Taſche, bei andern habe er noch faſt alle alten Hebungen und Firlefanze. Andre endlich, die nicht das geringſte wiſſen wollten, gingen in die Wälder und verſteckte Oerter, wo ſie ungeſtörter den alten guten Chriſtenglauben ausüben könnten. So ſei es mit der Feier der Feſte der Heiligen und der Freiheit, der eine begehe dieſe, der andre jene, und des einen Bude ſei am Sonntage, des andern am Dekadentage verſchloſſen. Das gehe auch alles recht gut, wer aber einen Feind habe, der ſei doch bei dieſer Bewirrung in Gefahr, und manche rechtliche Leute ſeien ſo in Unheil geſtürzt worden. Dies alles habe ich nun ſelbſt während meines längern Aufenthalts beſtätigt gefunden, aber gejammert hat es mich um das Volk und ſeine Prieſter, wann ich dieſen wichtigen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ganz der Sorgloſigkeit und dem Ungefär überlaſſen ſah und oft noch der Verachtung übergeben. Woher ſoll das Volk ſeine Lehrer nehmen? wird es am Ende andere finden, als Schurken und Tröpfe? So ein Prieſter flieht gewöhnlich wie ein Kauz, ſobald er ſich unter vielen Menſchen ſieht. Das iſt nicht franzöſiſch und menſchlich und man ſieht die Folgen.

Wir hielten in dem Dörfchen Avalon Mittagsraſt und aßen wacker nach dem geſtrigen Faſten und ſelbſt die Verzagten wurden hier wieder muthig. In dem nächſten Poſtwechſel Lucy le Bois trafen wir ein Baurenfeſt auf dem Platze, das keine Bedrängtheit noch Verzagtheit verrieth. Mannſen und Weibſen waren wohl gekleidet, manche ſelbſt elegant, und Freude ſtrahlte aus allen Geſichtern. Die einen tanzten, die andern zechten, die dritten ſpielten. Wir miſchten uns unter ſie und wurden freundlich und frei wie von freien Menſchen empfangen und brachten ein luſtiges halbes Stündchen zu. Alles ließ die Freiheit und Republik heute leben; und wenn dies einer kann, ſo kann es der Bauer, der bei allen Misbräuchen und Gräueln doch ſeine Generalpächter und Frohnen nicht mehr hat. Er iſt der Gewinner, während Handel, Induſtrie und Schiffahrt laut über die Revolution ſchreien. Das iſt doch viel, wenn zwei Drittel des Volks erleichtert ſind; ſoll man denn nicht hoffen, daß auch das andere einſt beſſer werde? Man richte billig und ſehe die Dinge nicht immer einſeitig und klein. Wer pflügt und Reben hackt, iſt doch der erſte Theil eines Volkes, und wenn der hungern muß, ſo rede man noch ſo viel von trefflichen Geſetzen und Künſten eines Staates, er trägt ſein Verdammungsurtheil in dem Elend des Landmanns. Wenn es etwas iſt, ſo iſt es auch in Frankreich dieſe Klaſſe, welche nie alles Alte mit allen alten Misbräuchen wiederkommen laſſen wird. Vieles vom Alten muß wiederkommen, wenn es gut werden ſoll.

Wir fuhren von Lucy le Bois bis St. Bris, einem Dörſchen nahe bei Auxerre. Das Weinland verſchwindet eine Meile hinter Lucy le Bois und wir ſahen viel Wald, viel unbebautes Feld und einzelne ärmliche Dörfer mit trefflichem Getraide. Endlich ſperrte uns der Regen alle Ausſicht und ſo kamen wir in St. Bris, unſerm Nachtquartiere, an, wo ich und mein Kreole gottlob einige muntre Jugend zum Abendgeplauder fanden; denn bei unſrer unfranzöſiſch mürriſchen Geſellſchaft ward uns das liebe Leben oft ſauer genug. Es war viel Lärm im Orte. Die rüſtige Mannſchaft der Gemeinde war ausgezogen wohl bewaffnet und hatte einen nahen Wald geklopft, wo einige notoriſche Räuber dieſer Gegend hauſen ſollen. Man hatte nichts gefunden, als einen todten halb verfaulten Körper. Doch mußten wir den ganzen Abend uns von einigen die Heldenthaten vorpredigen laſſen, die man hatte thun wollen. Man kann doch weit mehr ſprechen von dem, was man noch thun will, als was man ſchon gethan hat.

Früh um 6 Uhr waren wir ſchon in Auxerre, und ſahen an der Yonnebrücke eine Menge Menſchen in Bewegung. Wir ſtiegen alſo aus und ſahen einen Menſchen für todt wegſchleppen, der ſich aber allmälig erhohlte. Es war eine kleine Geſchichte, die mir Teutſchen eine rechte Freude machen ſollte. Ein Bürger der Stadt fällt von ſeiner Holzſtöße in den Strom, und wird von den Fluthen weggeriſſen. Einer von den öſterreichiſchen Gefangnen, die am Strome Sand karrten, ſieht dies, wirft ſeine Jacke ab, ſtürzt ſich hinein und hohlt jenen mit Lebensgefahr heraus. Nun war alles Volk mehr um dieſen, als um den Geretteten her, und die Worte: „brave Fiſcher! brave garçon! bravo Allemand! tönten durch die Luft. Mir war es ein Jubel, ich las wenige Tage nachher in Paris von dieſem wackern Teutſchen, er heiße Fiſcher, ſei aus Mähren gebürtig, habe gar keine Belohnung annehmen wollen, ſondern geſagt: „meilleur eſt mourir, que laiſſe mourir un citoyen.“ Nun immerhin, ſprach er gleich ſchlecht, ſo that er deſto beſſer.

Auf ſo etwas ſchmeckte uns das Frühſtück. Wir wanderten nachher noch einige Stunden in der Stadt, einer der älteſten von Frankreich, herum. Auch hatte ich noch keine ſo antike geſehen. Die Yonne fließt öſtlich bei ihr hin, ein kleiner ſtiller Strom. Man hat ſie recht an und auf einem Hügel gebaut, hinter welchem nördlich Weinberge ſich erheben. Sie iſt nun ganz öde, nachdem man ihr den Biſchof und die Domherren und Aebte genommen hat, die doch noch etwas Geld in Umlauf brachten. Nach allen Seiten offen hat ſie höckrige, krumme und enge Gaſſen, viele elende und verfallene Häuſer und ſelbſt der alte porzelanene Dom ſieht wie ein zerregnetes Schwalbenneſt aus. Man hatte in einem Theil deſſelben Quartier für die Gefangnen gemacht, welche übrigens auch hier ganz zufrieden ſchienen, und um 8 Uhr mit guten

Broten und großen Stücken Fleiſch von der Austheilung kamen.

Der Weg von Auxerre bis Sens faſt immer an den Ufern der Yonne iſt äußerſt romantiſch. Ein ſchöneres und reicheres Land an allen Gaben des Himmels und der Erde kann man ſich kaum denken, und einzelne Gegenden giebt es, wo ſelbſt ein Tavernier nach 50 verreiſten Jahren durch die weite Welt ſich ein Hüttchen für ſeine letzten Tage erbauen mögte. Der Fluß führt den Weg in Schlangenwindungen bis zu dem netten und heitern Joigny. Das Pflaſter iſt beſſer erhalten und die Seiten meiſt mit hohen Ulmen, den Bäumen Frankreichs, eingefaßt. Niedliche Rebenhügel wechſeln mit den weiteſten Ebnen von Wäldern, Wieſen und Kornfeldern ab; die Dörfer werden reinlicher, die Landhäuſer ſchöner, ſelbſt die Menſchen wieder kecker und beſſer gekleidet. Wir hielten unſer Mittagsmahl in Joigny, zu dem eine neue ſteinerne Brücke über die Yonne führt, und das in Einer langen Reihe netter Häuſer längs dem Strome liegt, indem es hinter ſich weite und reiche Weinberge hat, welche ein Mittelding von Burgunder und Champagner geben. Wir ließen uns vom beſten geben, und ich will wie von Macon ſagen: Joigny pour les filles et pour le vin! denn auch niedliche Mädchen gingen am Ufer und verſchönten unſre Geſellſchaft im Gaſthauſe. Dieſes nette Städtchen gehört zur ehemaligen Champagne.

Hinter Joigny wird das Land immer ebner und endlich bloßes Kornland, deſſen einzelne kleine Weinberge ohne Namen und Bedeutung ſind. Dafür verſchwanden aber auch die ſchönen Ausſichten. Indeſſen entſchädigen dafür andre und intereſſantere Anblicke. Es iſt hier augenſcheinlich, daß man beſſer den Acker bebaut, und überall beſſer wirthſchaftet, als im Süden ſelbſt in den reichſten Landſchaften, z. B. in la Breſſe. Weitzen, Roggen, Gerſte ſtand allenthalben treflich, und wo man düngte, Brache aufriß, oder noch zu Kartoffeln, Kohl, Rüben und Tabak pflügte, da hatte es ein anderes Anſehen. Die Dörfer, die man hinfort ſieht, tragen alle den Schein des Wohlſtandes, ja wohl der Eleganz, und man ſieht kaum ein Strohdach, oder eine aus Holz und Leimen bereitete Wand. Und doch arbeitet der Franzoſe nicht einmal hier ſo fleißig, wie der teutſche Bauer. Alle Schenken waren voll von ihnen, wo wir nur anhalten mogten; wohlgekleidet, ja zum Theil nett ſaßen ſie da und tranken Wein und Kaffe, und laſen von Siegen in Italien, die Niederlagen ſind. Wir, die wir aus Nizza und Lyon kamen, ſollten erzählen. Wir logen auch zu Ehren des Vaterlandes.

Gegen den Abend fuhren wir durch die alte Stadt Sens, und nahmen eine Meile davon zu Pont ſur Yonne unſer Nachtquartier. Ein freundlicher Wirth und ein liebes Weib mit vier Kindern empfing uns, und wir hielten einen herrlichen Schmauß. Es war gar ein geſcheuter und freier Mann. Nachdem wir nach dem Eſſen lange hin und her geſprochen hatten, erzählte er mir, auch ihn habe die Revolution zu einem glücklichen Menſchen gemacht. Er ſei in Troyes Benediktinermönch geweſen. Ein menſchliches Dekret habe ihn mit vielen befreit. Bald habe er ein hübſches Weib gefunden und vier Kinder mit ihr gemacht, und lobe ſich ſein thätiges Leben. „Ich arbeite, liebe und bin glücklich,“ ſprach er, als ich von ihm ging. O könnten dies doch viele ſagen!

Hier beiläufig ein Wort von den Poſthaltern und Poſtillions, von denen man meiſtens den Begriff hat, wie von Zöllnern und Thorſchreibern, daß ſie grob ſind. In Teutſchland ſind es auch die meiſten. Beſſere Poſtillions, als die franzöſiſchen, habe ich nicht gefunden, obgleich der Franzoſe eben kein Reiter iſt. Das fährt mit Händen und Füßen, und der ganze Körper iſt eben ſo, wie die Peitſche, im ewigen Hin- und Herſchwingen. Man giebt ihnen einige Sols auf die Station, ſo man will, und dafür ſind ſie ſehr dankbar. Das pflichtmäßige Prellen hat man gottlob bei den Diligencen abgeſchafft; dabei werden ſie grob. Auch die Poſthalter ſind meiſt höflich, und geben gern ein Glas Waſſer oder Bier unentgeldlich mit freundlicher Miene dem Fremden. Das wird der Teutſche nie thun. Er giebt nur gern Großes umſonſt. Der Wagenmeiſter iſt der Diener, Schaffner und Verwalter der Reiſenden, macht die Kutſche auf und zu, hilft den Schwächlingen und Alten aus und ein, beſtellt das Eſſen und Trinken, weckt und was er weiter thut. Für dieſes alles giebt man ihm für eine Reiſe von 50, 60 Meilen einen großen Thaler, oder 6 Livres, ſich gütlich zu thun. Dem Markör bei Tiſche und dem Mädchen, die des Morgens weckt und Kaffe und Waſſer beſorgt, zahlt man zwei, drei Sols. Ein Franzoſe dankt immer und iſt zufrieden, und nur Einen Unverſchämten dieſer Klaſſe habe ich auf der ganzen Reiſe gefunden, einen Fährmann an der Iſere, der über die Gebühr erhielt und doch brummte.

Wir fuhren frühe um 2 Uhr aus, um bei guter Zeit in Paris anzukommen. So ging es eine Meile im klatſchenden Regen längs der Yonne. Mit dem Morgen kam die Sonne freundlich hervor, der Regen hörte auf, und die Nachtigallen ſangen aus den Erlen des Stromes. Wir ſahen ihn bald in die Pariſiſche Seine fließen, wandten uns ſeitwärts von dieſer und hatten Fontainebleau. Einſam liegen ſeine Gärten und Bäume nun, und die Säle und Zimmer ſtehen öde und theils zerſchlagen, worin ſonſt Könige und die Barrys und Monteſpans die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. Ich war im ernſten Gedanken, als wir ſo vorbeifuhren, da begegneten uns drei blühende Mädchen. Hätten die hier vor 10 Jahren noch wohl ſo unſchuldig in ſüßer Knoſpe gehen können, als jene herrſchten, die an den Rhein die Peſt ihrer Sitten brachten, und Thuiſkons Volk vergifteten?

vergifteten? dachte ich, und die groſſen königlichen Bilder mußten den menſchlichen weichen.

Bei Melun fuhren wir über die Seine und hielten an, um zu frühſtücken. Es ward Butterbrod gereicht, und die treflichen, mit Gewürz durchbackten Brödchen der Stadt wurden in warme Milch gebrockt. Es war ein Faſtnachtabendſchmauß. Wir bezahlten für das Frühſtück 12 gute Groſchen die Perſon; man merkt es, daß Paris näher iſt. Melun ſelbſt iſt einer der freundlichſten und netteſten Oerter, die ich von Mittelſtädten geſehen habe, und hat eine ſehr hübſche Lage auf Hügeln an der Seine, die hier eine recht romantiſche Krümmung macht. Dörfer, Schlöſſer, Landgüter, Abteien und Hügel mit Weinſtöcken, deren Trauben nicht gepreßt, ſondern von den Pariſern gegeſſen werden, machen die Gegend und ihre Gefilde auſſerordentlich ſchön, ich mögte ſagen, paradieſiſch. Ein magiſcher Duft lag auf der ganzen Landſchaft von dem Regen der Nacht. Alles grünt, alles iſt bebaut und bewohnt. Man ſieht, daß man Paris näher kömmt, wenn es auch die zahlloſe Menge von Frachtwagen, Kabriolets, Diligencen und Kutſchen nicht ſagte, die ewig hin und her raſſeln, und den Weg von Melun ſchon zu einer Straße von Paris machen. Ein Jüngling, dem der Krieg ein Bein gekoſtet hatte, ſtand an einer kleinen Bude, hart am Poſthauſe und rief Karten und Kupferſtiche aus. Er bot mir einen Marſchplan der Stadt Paris zu 20 Sols an: Kauft Bürger, ich Armer kann die Stadt nur noch im Grundriß durchwandern, mein Bein liegt auf der Brücke von Lodi.“ Ich gab dem freundlichen und wohlgekleideten Jüngling zwei Franken, und ſetzte mich ein.

Raſch ſchienen die Pferde nun mit unſern Begierden zu laufen durch eine der lieblichſten Landſchaften, wo ich den Sand nicht ſah, mit dem die Verläumdung die Gegend um Paris bevölkert hat. Bald zeigte man mir die herrliche Kuppel des Pantheon, der ehmaligen Kirche der heiligen Genoveva. Die hohen Thüren der Barriere du Trone ſtanden wie Rieſen da, prächtig ſahen wir die Marne bei dem berühmten Charenton in die Seine fließen, raſſelten durch die Vorſtadt Skt. Antoine, dem öden Platz der alten Baſtille und Beaumarchais Pallaſt vorbei, und hielten um 2 Uhr Nachmittags den 26. Mai vor dem Bureau des diligences nationales, von wo ich, wohl empfohlen, mich zum nahen Gaſthofe Hôtel de Bruxelles rue du Mail in der Nachbarſchaft des Palais Egalité machte, wo ich dieſes ſchreibe.

Paris.

Ich fürchte faſt, es mag mir mit dieſer Ueberſchrift Paris gehen, wie einem, der eine Weltgeſchichte ankündigt, und am Ende mit zerſtückelten Bruchſtücken eines kleinen Atoms der Welt, der Erde, angeſtiegen kömmt, die vor vielen Jahrtauſenden, wie einige große Köpfe gemeint haben, nebſt den andern Planeten durch einen Kometen von der Sonne abgelaufen ward, und ſich nun noch immer in dem verwandten Wirbel ihrer Mutter umdrehen läßt. Man darf nur das Wörtlein Paris nennen, ſo iſt es grade, als wenn man Welt ſagt, ja viel mehr. Denn die Welt iſt durch den frommen chriſtlichen Glauben ſehr gemein geworden, der ihr alles Leben genommen hat; aber Paris! o Paris! da drängen ſich tauſend Welten in dem Kopf zuſammen; tauſend lebendige Bilder, tauſend Geſtalten wandeln vorüber, und eine Menge Geſchichten webt die ſchnelle Phantaſie unter einander, die, wahr oder falſch, in dieſer kleinen moraliſchen Welt täglich vorgehen ſollen. Da wird es denn am Ende eben ſo mißlich, von Paris, als von der Weltgeſchichte etwas zu ſchreiben, um ſo mehr, da das erſte immer wechſelt, die letzte aber bis auf den heutigen Tag von manchen weiſen und hochgelahrten Männern für etwas ſehr Feſtes und Stehenbleibendes angeſehen wird, wenn ſie gleich von jeher wohl nicht weniger geſpielt haben, und heute vielleicht noch eben ſo ſehr ſpielen mag, als nur das jetzige Paris ſich als eine Spielerin mit Königen und Menſchenköpfen neulichſt übel berüchtigt gemacht hat. Ich muß alſo allen nachherigen Angriffen und Erinnerungen, die man billig machen könnte, ſogleich einen Pfahl vorſchlagen, und mich wegen meines Aushängeſchildes decken.

Gott behüte mich vor allen böſen Zungen und ſchlimmeren Geſichtern! Laßt euch nicht ſchrecken, lieben Leutchen, oder hofft nicht zuviel — ich ſpreche mit euch, wie es jeder nach ſeiner verſchiedenen Anſicht verlangen könnte — nicht ganz Paris, noch alles, was in und um Paris iſt, will ich euch auftiſchen, da würden dem ſchreibſeligſten Schreiber am Ende die Finger erlahmen. Das fällt auch nicht alles in den Horizont eines Menſchen, der etwa drei Monate nur in der jetzigen Hauptſtadt Europens lebte; aber ſelbſt, wenn er euch das gäbe, was in ſeinen Horizont fiel, und wovon er vielleicht manches beſſer melden könnte, als andre ſeiner Vorgänger, ſo würde er immer noch fürchten, zu lang zu werden. Er kann es euch nicht bergen, — mögt ihr immer von dem, was unter ſeinen Haaren ſich bewegt, etwas ungünſtig urtheilen — daß es ihm bis dieſen Tag ein Räthſel geblieben iſt, wie es manche Herren anfangen, in wenigen Tagen von der Verfaſſung einer Stadt, von den Sitten ihrer Einwohner, vom Zuſtande der Polizei und Künſte und Wiſſenſchaften mehr zu wiſſen, als ihm oft in Wochen und Monaten ſeines Aufenthalts nicht möglich geweſen iſt. Er ſchließt alſo, die Herren verlaſſen ſich auf ihre Freunde und auf andre Erzähler, nehmen treu hin, was dieſe ihnen geben, und erzählen es treu andern Leuten wieder, nein untreu wollte ich ſagen; denn gewöhnlich ſtellen ſie ſich, als hätten ſie alles, was ſie geben, ſelbſt geſehen, gehört und erlebt und das macht die meiſten Leſer treuherzig. Wer aber die Welt kennt, der weiß auch, was es mit dieſem Wiſſen für einen Zuſammenhang hat und haben kann. Ich habe doch auch ein Paar Augen zum Sehen, wie andre ehrliche Leute, mag auch gern was wiſſen; aber ich geſtehe frei, daß ich auf meinen Zügen von dem grade am wenigſten habe aufgreifen und wiſſen können, womit andre ſo leicht ganze Bogen füllen können. Man lebt ja unter Fremden, wenn man hoch rechnet, nur wie im Vaterlande und unter ſeinen Freunden und Bekannten. Man weiß, wie ſchwer es ſchon daheim hält, oft über eine Kleinigkeit, über eine Todtenliſte und Zolltabelle, oder Polizeiverordnung Berichtigung zu erhalten; ſollte dies unter Fremden nicht noch weit ſchwerer, ſollten die Angaben aus leicht überſchaulichen Gründen nicht noch weit mißlicher ſeyn? Man wird ſich alſo nicht wundern, wenn von dem kleinen Auseinandergeſetzten und Speziellen ſo wenig bei mir iſt. Ich habe ſchlechterdings nur meinen Augen und Ohren (und wenn es ſolche unſichtbare drinnen giebt) getraut, und darf kühn ſagen, daß ich wenigſtens die fremde Autorität immer angeführt habe, wenn auf ſie hin etwas erzählt iſt. Wie ich mir aber zutraue, von den Sitten, von den Weiſen, und vom ganzen Leben einer Nation oder Stadt ſo leicht manches ſagen zu können, darüber muß ich noch ein Wort verlieren und dann auch kein unnützes mehr. Mercier in ſeinem Gemählde von Paris ſcheint hier mein Helfer, und ich will alſo ſein Urtheil mit ſeinen eignen Worten geben und alsdann ſagen, wie es mir vorkömmt. Er ſagt: „Die Fremden können ſehr gut die Schauſpiele, die Promenaden, die öffentlichen Sitten mahlen, kurz, alles was lebendig, alles was allen Blicken ſichtbar iſt; aber wenn ſie vom Innern der Häuſer, vom Karakter der Männer in Beſtallung, von beſonderen und verſteckteren Zügen ſich zu reden unterfangen, werden ſie ihren Landsleuten nur Sand in die Augen ſtreuen.“ Das eigentlich Oeffentliche alſo gehört nach ſeinem Urtheile dem Fremden an, und dieſes kann ihm unmöglich verſteckt werden, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Menſchen in einer kleinen Welt, wie Paris, wo ſie es am wenigſten nöthig haben, in einer immerwährenden Verſtellung leben, und das kann man doch wohl bei keiner Nation, am allerwenigſten aber bei den Franzoſen. Dieſes öffentliche Leben wird der Fremde in kurzer Zeit beſſer faſſen, als der Einheimiſche vielleicht im ganzen Leben. Warum kann man über ſein eignes Konterfei nicht urtheilen? ich denke, weil man es alle Tage ſieht. Der Fremde greift das Unterſcheidende leicht auf, welches ſchneidend von den Sitten ſeiner Nation abſticht; und grade das, was ſein Urtheil zuerſt beſtimmt, was ihm zuerſt am meiſten auffällt, grade das ſollte er ſchreiben, ohne lange darüber zu grübeln. Wie bei einzelnen Menſchengeſichtern der erſte Eindruck öfter der rechte iſt und man von vielen Geſtalten noch heute ſagen kann, die Seele baut ſich ihr Haus, ſo gilt dies auch von ganzen Völkern. So wie der einzelne Menſch ſein Gefühl als Maaß hat, woran er die Menſchen hält, die ihm auf der Landſtraße des Lebens begegnen, ſo hat er, wenn er von dem Leben und den Sitten eines Volkes reden will, kein anderes, als ſeine eigne Nation; und jeder Leſer iſt ſo billig, oder boshaft, nach dieſem vorausgeſetzten Maasſtabe, welches ihm, wie die Brille dem Blinden, dient, bei ſeinen Erzählungen und Urtheilen auf- und abzurechnen.

Es iſt in neuern Tagen ſo vieles über Paris und ſeine große Schaubühne geſchwatzt, geſchrieben, geſchlagen und gekämpft worden, daß man faſt furchtſam wird bei dem Gedanken, ſich unter ſo viele erlauchte Thoren und Weiſe drängen zu wollen. Hat indeſſen der ewige Wechſel der Bühne in Paris Europa bald entzückt, bald erſchreckt, wie ſollte nicht auch ſo eine Ephemeris ihre Ergötzung haben, die nach den Sternen, welche über ihrer

Geburt leuchteten, die Begebenheiten ihres kurzen Lebens entweder in Klage- oder Freudentönen abſingt? vorzüglich wenn ſie das Kleine und Unbedeutende ihres kurzen Daſeyns, ſo wie ihre kleinen Augen, jedem eingeſteht? Das Spiel, worin der Flug dieſes geflügelten Thierchens fällt, war luſtig und munter genug und ging einem größeren kurz vorher, welches Europa mehr, als je, auf den Kopf geſtellt hat, ſo daß dieſe alte Jungfer mit ihren eben ſo unſcheinbaren, als unzeigbaren Dingen ſich in einer ſchlimmen Verlegenheit befindet. Doch ohne auf das folgende Spiel zu ſehen, was ſie nach ihrem Tode nichts angeht, ſchwirrt ſie ſtill und beſcheiden um einige Scenen desjenigen, welches damals war, um ſolche, die vielleicht, auch nur als Schatten von Schattenbildern wiedergegeben, allenthalben noch einige Zuſchauer finden mögen. Doch ich muß endlich aus dieſer Verpuppung des kleinen geflügelten Inſekts herausſpringen und mich wieder in der gemeinen Menſchenhaut zeigen, die ſelten bunte Farben und noch ſeltener Flügel trägt. Meine Pariſer Geburt fiel in die Mitte des Maimonats des 1799ſten Jahres, worüber Streit genug geweſen iſt, ob es das letzte, oder vorletzte eines ablaufenden Jahrhunderts war. Die Sterne, die dieſer Geburt leuchteten, waren für mich günſtig genug; denn nach einer mehr als zweijährigen Stille ſammelten ſich Donnerwetter über der großen Stadt, die manche herrliche Phänomene zeigten, ohne daß ſie durch ihre Schläge die Zuſchauer verjagten oder zu zerſchmettern drohten. Dieſer Sommer, den ich bis in den Auguſt hinein hier verlebte, brachte manchen Stoff wieder zur Gährung, der vorher ſchon als Erdbeben und Orkan mit Städten und Menſchengebeinen geſpielt hatte; er zeigte manches in einer verjüngten Geſtalt wieder, was ehedem die Herzen von Europa zwiſchen Furcht und Hoffnung hin und her bewegte, was Manche eine Weltverjüngung und Welterneuerung träumen ließ, und wovon jetzt Viele mit ihren Maulwurfsängigen Gemüthern meinen, es werde bloß das Horaziſche. „Es ſpringt ein lächerliches Mäuschen heraus“ werden. O was dieſer Sommer mich zu einem klugen Mann machen könnte, nachdem der folgende Winter und Sommer auch ſchon verfloſſen ſind! wie herrlich ich alles folgende in Zuſammenhang bringen könnte mit der damaligen Stimmung der Gemüther! Aber ſelbſt wenn ich über ſo einen Zuſammenhang dächte, wie die Meiſten, würde ich mich ſchämen, um eines Späteren willen ein Früheres zu machen. Bei den größten Dingen und Menſchen tritt das allmächtige Schickſal wieder in ſeine vorigen Rechte. Warum, frage ich, ſitzt Buonaparte nicht im Tower für Ludwigs des Sechszehnten Thron? Vielleicht ſähe ganz Europa anders aus; in Frankreich mögten trotz aller Stimmung des Volks, wovon einige nach dem Erfolge ſo weiſe ſchwatzen können, noch die Fünfherren regieren und Teutſchlands edle Nation ſäh ihr pohlniſches Schickſal, woran nächſt Gregor dem Siebenten vielleicht Luther am meiſten Schuld iſt, vielleicht noch einige Decennien weiter hinausgeſchoben. Doch ſtill! Mich ſoll dies alles nicht kümmern. Ich will die Dinge treu und wahr geben, wie ich ſie damals ſah, und mein Urtheil nicht weniger, ſollte es auch gar keinen Zuſammenhang mit dem Bayonetteſiege von St. Cloud und der Schickſalsſchlacht von Marengo haben, die vor dreitauſend Jahren irgend einem Olymp, oder Wallhall vielleicht einige neue Götter gegeben hätte. Von allen jenen Dingen und Begebenheiten, wie ſie jenen Sommer von 1799 waren, iſt vielleicht kaum ein leichter Schatten, eine kleine Spur noch übrig; aber was thut es? Das Menſchliche und das Menſchenleben ſteht feſt, und dieſes in einigen Zügen, ergriffen und dargeſtellt zu haben in dem großen Roman, wie ihn das Schickſal ſchreibt, mag immer ein kleines Verdienſt ſeyn und ein kleines Vergnügen gewähren; und mehr wollen auch dieſe Blätter nicht.

Nachdem ich zu lange lang geweſen bin, kann ich jetzt ſchließlich kurz ſeyn. Um nicht in Gefahr zu gerathen, mehr wiſſen zu wollen, oder wiſſen und ſchreiben zu müſſen, als ich weiß, werde ich aus meinem reichen Vorrath, der leicht zu Folianten verdickt werden könnte, nur einige Stücke geben, die ich ſowohl wegen der Anlage des Ergötzens, das ſie in ſich tragen, als auch wegen der Gewißheit, womit ich ſie vor aller Welt anerkennen darf, mit leichtem Herzen in die Welt ſchicke. Auch werde ich, um nicht weitſchweifig zu werden und zu Vieles mit hineinſchleppen zu müſſen, kein ſyſtematiſches Ergänzungsſyſtem beobachten, welches dieſelben Dinge an verſchiedenen Orten oft zwei-, dreimal geſagt haben will; alles ſoll fein unordentlich, doch ich hoffe ſo am ordentlichſten, ſich unter einander bewegen und ſo noch den Karakter ſeines Urſprungs behaupten. Endlich will ich mir noch ein Panzerhemd umwerfen, das ſelbſt die Durindana der Kritik nicht durchhauen ſoll. Ich proteſtire nemlich gegen alle Klagen, Fragen und Plagen, warum ich bei manchen wichtigen und intereſſanten Gegenſtänden entweder ganz ſtumm, oder wenigſtens nicht geſprächiger geweſen bin. War es Unwiſſenheit, Eigenſinn, Mangel an Urtheil, oder der Gedanke, daß dieſes ſchon einmal mit den ſtehenbleibenden Lettern eines Schulz und Meyer gedruckt ſei, darüber ſteht jedem das Denken frei, aber er hat kein Recht, zu quäruliren. Nur was ich wirklich gebe, gebe ich damit auch dem öffentlichen Urtheil Preis und ich müßte ſehr groß, oder ſehr klein ſeyn, wenn dieſes bei mir gar nicht wöge. Herzlich lieb ſollte es mir ſeyn, wenn ich von einer ſehr frohen Laune, worin dieſe Bemerkungen gröſtentheils entſtanden ſind, andern nur einige Ausflüſſe abgeben könnte. Den groſen Tummelplatz, worauf geſpielt wird, ſetze ich als bekannt voraus, ſonſt müßte ich erſt noch eine topographiſche Beſchreibung deſſelben machen, die ohne einen Grundriß, oder Plan doch immer dem Auge ſein ganzes Bild giebt. Es giebt Spiegel, die weil ſie alles zugleich zeigen, das Beſte nicht bemerken laſſen. Man ſehe meine einzelnen Splitter wie zerbrochene Stücke eines ſolchen an, die jeder noch mehr wird verkleinern, oder durch Zuſammenfügen vergrößern können, je nachdem er das Schattenſpiel mehr im Kleinen, oder Großen wird ſehen wollen. Alſo immer heran an meinen Guckkaſten! Ich habe wohl eher um ſolche wandelnde Buden mehr Weisheit und Menſchenleben predigen gehört, als um die feſteſten Kanzeln und Katheder, welche das närriſche Ding, das Erdenleben, gar zu gern zu was Ehrbarem und Ernſtem machen mögten und welchen es nie in den Kopf will, daß wir mit Allem, wie die Kinder, ſpielen müſſen, um ſein Ernhafteſtes und Größtes zu ergreifen.

Ich fange bei dem Auskehricht und dem Abſchaum der Menſchheit und des Schickſals an, und werde, um doch am Ende eine Stufe zu beobachten, immer ſo von dem Häßlichen zum Schönen, vom Ernſten zum Leichten und vom Traurigen zum Fröhlichen fortſchreiten. Zuerſt gehe es denn eine Viertelmeile hinaus nach Bicêtre.

Bicêtre.

Dieſes berühmte Gehäuſe des Elends und der Verworfenheit war vormals ein altes Schloß, wie das Ritteralter ſo viele aufführte, und es hat bis dieſe Stunde mit ſeinen Thürmen und Mauern noch ganz das Anſehen eines der Raubneſter des Mittelalters. Es liegt auf einer nackten Höhe eine gute Viertelmeile von der ſüdweſtlichen Seite der großen Stadt. Ich wanderte mit meinen Geſellen in einer brennenden Hitze durch die Kornfelder, die es faſt rund umher umgeben. Wir fanden unterwegs an unſerm Pfade Behälter für das Waſſer, was durch tief liegende Machinationen den Hügel hinan unter der Erde geleitet wird. Mir war der ſcheußliche Geſtank und die braune Farbe deſſelben ſchon eine düſtre Vorbereitung des Ganzen, was wir ſehen ſollten, und als unſer Fußſteig uns endlich an die Schmutzableiter und Kloake führte, welche ihre Unſauberkeiten von oben herab der Seine zuſchicken, aus der vermuthlich das Trinkwaſſer dafür wieder eingetauſcht wird, und als wir zuletzt einige arme Teufel ſahen, die den unſaubern Schlamm umrührten und in ihren zerlumpten Kitteln ſich über die jungen Jakobiner freuten, die ſie die Rächer des Volks nannten, da liefen wir ſporrenſtreichs den großen Thoren zu und traten unter dem freundlichen Geleite unſers bekannten Führers ein, der uns ſogleich zum Oberchirurgus und ſeiner netten kleinen Frau brachte, wo wir die mephitiſchen Dämpfe mit gutem Wein hinabſpühlten. Unſer Wirth ſchien ein menſchenfreundlicher und gebildeter Mann und klagte ſelbſt bitter über alle die Unordnungen, die hier herrſchen, denen aber ohne thätige Hülfe der Regierung und ohne Geld ſeine Fürſorge unmöglich abhelfen könne. Zugleich erzählte er uns mit herzlichen Flüchen auf die Revolution, die wir ſehr natürlich und verzeihlich finden mußten, daß auch er und ſein Weib hieher exilirt ſeien, oder ſich größerer Sicherheit halber vor drei Jahren ſelbſt hieher exilirt hätten. Sein Vater war ein guter Kaufmann, den Robespierres Henker mit hundert und tauſend andern abmäheten; er ſtudierte damals als ein Burſche von 21 Jahren Medicin und war froh, daß ſein Geſicht und ſein Name ſich hier unter ſo vielen lebendig todten Menſchen mit begraben konnte. Der Tod, der hier oft ſchnelle Siege zählt, nahm binnen drei Jahren zwei ſeiner Oberärzte weg und machte ſeine Lage leidlicher; doch rüſtet er ſich, dieſen Herbſt, wenn anders die Jakobiner nicht ſiegen, (denn dieſe, ſagte er, könnten mich in die Eisfelder der Ruſſen hineinjagen) ſich wieder in Paris anſiedeln zu laſſen. Sein

Weib ſprach aus allen Zügen und in allen Worten Feinheit und Zartheit, und eine Eleganz und Bildung leuchtete aus ihrem ganzen Weſen, die hier nicht gebohren ſeyn konnte und hier nicht begraben werden ſollte. Unſer Begleiter, ein Freund vom Hauſe, erzählte nachher, ſie ſei die Tochter eines ſehr ſchönen alten Grafenhauſes der Bretagne, ihre Brüder ſeien ausgewandert, ihre Aeltern guillotinirt; ſie ſelbſt ſei noch glücklich genug das Weib eines honetten Mannes geworden. So, ſagte er lächelnd, gleichen wir unſer Blut, ja weit mehr, Bürger; es iſt gräfliches und altadliches in Menge zu Kaffehäuslern und Miethkutſchern hinabgeſtiegen.

Das Erſte, was wir nächſt dieſen wirklich freundlichen und lieben Menſchen beſahen, waren die großen Waſſermaſchinen und die verſchiedenen Behälter, worin das Waſſer hineingepumpt und filtrirt wird, wirklich königliche Werke und äußerſt koſtbare, wovon ich mehr ſagen würde, wenn ich ein Mechanikus, oder Architekt wäre. Indeſſen ſo königlich und koſtbar die Aufführung und Unterhaltung derſelben auch immer ſeyn mag, ſo verſucht mich doch das faule Waſſer, wenn man es nach langem Hin- und Herpumpen und Seigen endlich aus dem Brunnen ſchöpft, nicht leicht zum Trinken, und ich weiß nicht, wie man es ohne Wein die Kehle hinunterbringen kann. Iſt es nicht abſcheulich, daß man Menſchen, die durch Verbrechen, oder Schickſal ſchon die elendeſten ſind, täglich mit ſolchem Gifte füttert? Giebt es denn keine heitern Ströme und fließenden Waſſer und Brunnen, wo man Wohnungen des Unglücks erbauen könnte, wenn ſie einmal nothwendig ſind? Warum behält ſo ein abſcheuliches Loch, wo das erſte Bedürfniß des Lebens verpeſtet iſt, ſein verjährtes Recht einer Mördergrube? Doch das Waſſer thut es auch hier nicht allein.

Es iſt dieſes Bicêtre eine kleine Sammlung alles Scheußlichſten und Elendeſten unter den Menſchen. Im erſten groſſen Hofe, wo die Mauern und Thore am höchſten und die Zellen und Löcher am gewaltigſten und vergittertſten ſind, findet man gerade den Thoren gegenüber zu ebener Erde, doch mit Kellervertiefungen, Wohnungen und Kerker für ſchwere Verbrecher, die wegen Mords und Diebſtahls ſitzen und zuerſt auf eine Ausſtellung auf dem Richtplatz in Paris und dann auf die Eiſen in Toulon oder Breſt warten, oder die nur einmal nach dem Richtplatz reiſen, um ihren Kopf der Guillotine abzuliefern. Neben dieſem fürchterlichen Geſindel, was man an keinem Orte gern beſieht, ſaßen in einem beſondern Loche eben drei vornehme Emigrirte, die, wie man behauptete, ſich ſelbſt Einlaßpäſſe geſchrieben hatten und auf dem Felde von Grenelle vielleicht in den nächſten Tagen ihren ehrlichen Musketenſchußtod empfangen. Mit einer menſchlichen Thräne ging ich dieſen vielleicht unſchuldigen Schuldigen (wie es ſo manche ſind) ſchnell vorüber und kam in den öſtlichen Hof und ſeine langen Gebäude, Zimmer und Zellen. Hier iſt wieder eine zwieträchtige Eintracht, die nicht ſeyn ſollte, die man aber allenthalben findet. Man hat nemlich das hülfloſe Alter, die Krankheit und Gebrechlichkeit und zum Theil die verlaſſene, oder den vorigen Krüppeln durch Naturwurzeln angewachſene Jugend zu einem Geſpann zuſammengepaart, das ſchlecht mit einander zieht und ſich dem Auge noch ſchlechter darſtellt. Alles dieſes ſpaziert im erſten Hofe ſchon, noch mehr im zweiten, der ihnen eigen angehört, unter einander an der Sonne und der Luft herum, die wohl nur in einem Sturmwind mal rein hieher kommen kann. Es iſt doch ſchrecklich, die Gebrechlichen, zum Theil mit unheilbaren Schäden Behafteten unter Geſunden und Kindern zu ſehen, die kein anderes Makel haben, als daß ſie zu alt, oder zu jung ſind, welches in dieſer civiliſirten europäiſchen Welt, wo kein Fußbreit Land mehr zu okkupiren iſt, freilich das Schlimmſte von allem iſt. Die Kranken, die in Betten oder in einzelnen Löchern liegen mußten, hatten uns durch den widerlichſten Schmutz und eine unerträgliche Luft bald verjagt, aber auch unten in den langen Arbeitsſälen und Schlafzimmern ſah es nicht viel beſſer aus und doch behauptete unſer Oberchirurgus, es ſeien in einigen Jahren in Rückſicht der Oekonomie und Reinlichkeit Wunder geſchehen. Es iſt nicht unglaublich, denn die franzöſiſche Sauerei, die vormals freilich noch ärger war, muß ſich in ſolchen natürlichen Miſtwinkeln freilich am längſten behauptet haben. Kinder ſind zum Glück nur wenige, einige Arme, die die Naturkette mit hülfloſen und gebrechlichen Aeltern hier hineingeſchleppt hat, um die Samen eines frühen Todes zu finden. Zur Zeit der Bedrängniß, als in Paris auf offener Straße mehrere Menſchen Hungers geſtorben gefunden wurden, ging es auch hier mit der Austheilung ſo knapp her, daß viele dieſer natürlichſten Kandidaten des Todes noch ſchneller expedirt wurden. Jetzt war das Mittagseſſen, was ſie auf dem Tiſche hatten, reichlich und nicht ohne gutes Fleiſch und Brod, die Gefäße aber ſo unrein und alles ſo beſudelt, daß es mir Ueberwindung gekoſtet haben würde, die Speiſen nur mit meinem kleinen Finger zu berühren. Dies iſt offenbar die Schuld der Aufſeher und Wärter, die, wie unſer Arzt behauptete, reichlich beſoldet und angeſtellt ſind, aber von ihm ohne eine ſtrengere höhere Aufſicht nicht in Ordnung gebracht und gehalten werden können. Zu den Arbeitsſälen werden ſelbſt ſolche zugelaſſen unter die noch geſunden Alten, welche mit unheilbaren und ekelhaften Schäden behaftet ſind und durch Auge und Ohr dem Leben ſeinen letzten Reitz und der Fantaſie des Alters, der ſich oft das Blumenland der Kindheit in der Hoffnung wieder aufthut, ihre letzte Flügelkraft rauben.

Das merkwürdigſte Weſen unter dieſen Halbmenſchen war ein gebohrner Italiäner, deſſen kleines Spannenleben durch die ſonderbarſten Verhängniſſe gegangen war. Dieſer kleine Duodezmenſch ward als ein Krüppel vor 50 Jahren in Venedig gebohren und hat ſtatt der Beine bloß ein Paar Stumpen, grade groß genug, daß er die Geſchlechtstheile, die ganz vollkommen ſeyn ſollen, vor der Erde geſchützt hat. Dieſen korreſpondirend ſind die Arme, auch nur kleine Stümmel, doch anderthalb Spannen lang, und ſo die Fingerchen nach Verhältniß. Uebrigens iſt der Körper und der Kopf vollſtändig ausgebildet, und beide ſind groß genug, einem mittelmäßigen Menſchenthiere zum Ober- und Mittelſtück zu dienen. Dieſes ſeltne Thierchen zeigte übrigens von Jugend auf viel Lebendigkeit und Anlage und dieſe wurden von Aeltern, die ſchon auf künftigen Erwerb rechneten, ſorgfältig ausgebildet, kein Wunder in einem Lande, wo man oft im funfzehnten und achtzehnten Jahre einem Jüngling ſein Beſtes nimmt, um ihn mit der Stimme wuchern und zeugen zu laſſen, was von jeher ſelbſt Staatsmännern und Finanzminiſtern ein ſchwereres Produciren gedäucht hat, als das, was jeder Stalljunge leicht und ohne Anweiſung lernt. So lernte dieſes kleine Weſen auf ſeinen Stumpen gehen und mit ſeinen Viertelfingern ſchreiben, zeichnen und klimpern und machte von ſeinem 18ten Jahre bis zu ſeinem 39ſten die Runde durch Europa. Auch ſpricht er außer ſeiner Mutterſprache ziemlich gut teutſch und engliſch und recht gut franzöſiſch. Mit einem ganz artigen Vermögen, das er von der Neugier und dem Mitleid Europens geſammelt hatte, ließ er ſich endlich in Frankreich vor eilf Jahren nieder, gab ſeine Gelder auf Renten und ſich bei einer guten Familie in Penſion. Die Revolution machte ihn den übrigen Rentiers gleich, die aus reichen Leuten plötzlich Bettler wurden. „Das Unglück, ſagte er, machte mich hülflos und traurig, aber nicht toll. Aber vielleicht gab es gewiſſe Leute, die mich toll haben wollten, der Elende iſt es dem Glücklichen nur zu leicht. Man erklärte mich für einen Narren und ſteckte mich ins Narrenhaus; was aus meinem Vermögen geworden iſt, das weiß ich nicht. Vier Jahre habe ich unter den Narren geſeſſen und bin erſt vor einigen Monaten unter dieſe Elenden gekommen, um kümmerlich zu Tode gefüttert zu werden.“ Der kleine Menſch intereſſirte mich und meine Begleiter außerordentlich. Sein Geſicht trug wunderbar das Gepräge eines Mannes und ſein Auge hatte venezianiſches Leben und Tiefe. Jetzt ſchreibt und zeichnet er, doch ſo, daß er um kein Geld den Neugierigen davon etwas überläßt. Er hat ſeinen kleinen Atelier, mit allem ausgerüſtet, wie es in dieſer Akademie ſeyn kann, auch einige alte italiäniſche Bücher. Nachdem wir durch langes Geſpräch ihn zutraulich und durch ein kleines Geſchenk freundlich gemacht hatten, zeigte er uns ein dickes Konvolut, mit mehrern Zeichnungen und Proſpekten durchwebt, mit den Worten: „es ſind meine Reiſen und mein Leben; aber es iſt hier der Ort nicht, einen Verleger dazu zu finden, und aus meinen Händen gebe ich es nicht, damit man nicht einen Narren aus mir mache.“ Lange klang der Ton ſeiner Stimme noch in meine Ohren, aber noch mehr das Wort eines der Aufwärter, daß er ein Enthuſiaſt für die Freiheit ſei, und oft geſagt habe: mag ich untergehen, wenn nur Frankreich und Italien glücklich werden!

Die merkwürdigſte Partie dieſes Verſammlungshauſes des Elends blieb uns noch immer zu beſchauen übrig, die Seite nemlich, wo die wohnen, welche man von der übrigen Welt ausgeſchloſſen hat, weil ſie meiſtens eine ganz andre im Kopfe tragen, als dieſe, und alſo damit alle Augenblicke anrennen; ich rede von den Narren. Auch dieſer iſt hier eine anſehnliche Verſammlung, und zwar ſolcher Narren, die man unter die Unheilbaren rechnet. Wie man aber dazu kömmt, die Periode beſtimmen zu können, über welche hinaus keine Heilung mehr möglich iſt, das weiß ich nicht; genug, man überläßt die armen Schelme, die hier eingeſperrt ſind, ganz ihrem Schickſale und kein Arzt und Apotheker hat mit ihrer Verrücktheit etwas zu thun, es ſei denn, daß eine andre Krankheit und Gebrechlichkeit ſie befalle. Mir iſt immer, wenn ich in ein Tollhaus trete, als ginge es in ein Allerheiligſtes, und ein Schauer, der mehr iſt, als das menſchliche Gefühl des Mitleids, oder der eigennützige Gedanke der eignen Hinfälligkeit, ergreift mich. O das Heilige im Menſchen iſt doch wohl ſehr unabhängig von aller künſtlichen Metaphyſik und Manipulation! Warum kann mich eine Leiche, die ſichtbare Zerſtörung der ganzen Maſchine, nicht bewegen, wie dieſe? wohl nur, weil das, was wir ſehen, kleiner iſt, als das, was wir ahnden; weil hinter dem Ahnden und Hinüberſchauen von unſerm Raupenblatte auch was Geahndetes liegen muß. Ich wollte aus dem Gefühl, das bey'm Anblick eines Tollen mich übermannet, trotz dem beſten Metaphyſikus vielen gradherzigen und gradköpfigen Leuten die Unſterblichkeit der Seele beweiſen, ſo wie ſich alles Selige (dies ſchöne Wort hat doch nur der Teutſche in voller heiliger Bedeutung) beweiſen läßt. O das Menſchenherz iſt tief, wie das Meer und der Himmel, und dieſe Tiefen ſind es, die uns freuen und ſchrecken. Man ſieht von einer halbzerſchlagenen Uhr immer mehr, als von der ganzen, die ihren richtigen Schlag hält. Mich dünkt es ſehr menſchlich und natürlich, daß mehrere wilde Völker, die nur die Kräfte der Natur fühlten, aber noch weniger verſtanden, als wir, Wahnwitzige und Epileptiſche oft als Heilige und Lieblinge der Götter ehrten, und ihr elendes Daſeyn unter dieſem frommen Glauben in Schutz nahmen. Wir ſind aber zu der Höhe der Bildung gekommen, wo alles Heilige und Seltene gemein werden muß, wenn es exiſtiren ſoll. Es iſt keine Zeit der Wahnwitzigen und Poeten, die den nüchternen Leuten nur zu oft als Tolle erſcheinen. Doch giebt es Menſchen, die an dies tauſendjährige Reich glauben, wo man ſelbſt den Tollen und Halbtollen, den Poeten und Philoſophen, einen Theil der allgemeinen Erde

einräumen

einräumen werde. Doch hinein in dieſe Behauſung der Heiligen, deren Begeiſterung und Entgeiſterung ſo viel Hohes und Tiefes hat!

Es iſt die letzte Abtheilung von Bicétre, wohin man dieſe Menſchen geſetzt hat, die ſelten ein anderes Verbrechen haben, als daß ihnen die Welt zu eng iſt; deswegen meinen die ſogenannten Vernünftigen ein Recht zu haben, ſie ihnen noch enger zu machen, als ſie vorher ſchon war. Dieſe Abtheilung liegt an der nordweſtlichen Seite, und macht meiſtentheils einen halben Cirkel um die Mauer herum. Aber unverantwortlich iſt es, wie man einen Haufen von beinahe 50 Menſchen, was man ſagen kann, wie auf den Schweinskofen geſetzt hat; doch war dieſer natürliche Schweinskofen nicht ſo häßlich und abſcheulich, als jene künſtlichen, die wir vorher durchgelaufen waren. Man ſah doch nicht lauter Krüppel, Abgelebte und Kranke, ſondern manche luſtige Geſtalten, und auch die meiſten noch ſo ziemlich leidlich gekleidet. Indeſſen verfließt dieſen hier in Vergleichung mit vielen ihrer Brüder das Leben unter einem ziemlich heitern Himmel. Man bringt nemlich nur die ſtillen, oder die luſtigen Tollen hieher, und die Wilden und Gewaltigen, die andern und ſich ſelbſt Leid und Unheil drohen, müſſen in den kleinen Kerkern des großen Kerkers von Paris in ihren ſcheußlichen Zellen eher verfaulen, als ausleben. Die Gemächer — doch was ſage ich? — die Löcher ſind hier zu ebener Erde und viele haben auch die Erde zu ihrem Boden und ein wenig Stroh, oder einige Lumpen zu ihrem Lager. Die Thüre macht den Eingang, und bei den meiſten auch die Erleuchtung, und die Bettſtelle, oder den Lagerplatz abgerechnet, iſt kaum ſo viel Raum, ſich einmal auf den Zehen umzudrehen. Von einem Ofen, oder Kamin iſt keine Spur. Das würde freilich ganz andre Aufſicht erfordern. Wie mögen die armen Schelme dieſen letzten Winter gefroren haben? Indeſſen verſicherte man mich, ſie hätten ſich leichter und luſtiger gefühlt, als manche Uneingekerkerte hier und in Paris, denen die lappländiſche Kälte ſchlimm auf die zarten Körper fiel. Es iſt ein ſonderbares Phänomen, aber man findet allenthalben Belege dazu, daß ſolche Tolle, und zwar je toller, deſto beſſer, erſtaunlich Hitze und Froſt ertragen können, daß ſie bei allem Schmutz und Mangel und bei tödtender Kerkerluft länger und härter aushalten, als irgend ein andrer, deſſen fünf Sinne ſo leidlich richtig ſitzen. Darüber ſollte ein Arzt, der zugleich ein Philoſoph wäre, einmal etwas ſagen. So weiß ich einen Tollen, der kein Kleid duldete, und in einem Kerker lag, wo der Wind durch das Gitter wehte, und der Winter ſeinen Schnee hinabtrieb, und ſo bis zu ſeinem 85. Jahre lag, und das an der Oſtſee, wo die meiſten nackt in einer guten Winternacht in einem ähnlichen Loche binnen drei, vier Stunden todt frieren würden.

Was dieſe armen Schelme im Winter haben frieren müſſen, das braten ſie jetzt im Sommer; denn wer kann es ihnen zumuthen, einſam jeder in ihre Löcher zu kriechen, wo Maulwürfe, Kröten, Eidexen, und jetzt vielleicht auch Läuſe und Flöhe um den Beſitzſtand des Bodens, und um die Haut des armen Inhabers ſtreiten? Die meiſten — es ſind überdies die meiſten von den luſtigen Tollen — ſind immer in der Mitte auf dem Platz zwiſchen den Zellen, und erzählen ſich mit lauter Stimme, und oft mit eben ſo lautem Lachen, ihre Träume und Begebenheiten. Obgleich ich oft unter ſo einem Haufen geweſen war, ſo hatten ſie doch nirgends ein ſo geräumiges Terrain, als hier, und konnten die Eintretenden nicht ſogleich von allen Seiten überflügeln und einſchließen. Hier fiel alles mit Freude, Lachen, Jubel, Betteln, Bruderküſſen, Umhalſungen und Rockzupfungen über uns her, und doch half kein Ausſtreuen von Sols; das Geſchrei und Lärmen ward immer ärger, und die Hände und Füße immer zudringlicher, und nur ein guter Knüppel eines ihrer Wärter, der uns eſkortirte, rettete uns von Orpheus Schickſale. Dieſer ſchreiende Haufen beſtand eigentlich aus leeren und vielleicht hohlköpfigen und hohlherzigen Narren. Ein einziger ward mir ſogleich durch ſeine Miene und ſein ſtattliches Anſehen bedeutend, und ſeine politiſchen Fragen weckten auch die meinigen. Woher der Menſch die neueſten Dinge, oder etwas von den neueſten Dingen wiſſen mogte, das weiß ich nicht; aber er ſprach von Suworow und Robespierre, vom König von Sardinien und England in Einem Athem. Iſt es nicht ſchade, Bürger, rief er mir mit einem lauten Lachen zu, daß ich den König von Sardinien nicht geköpft habe? Dabei drängte er ſeine herkuliſche Bruſt auf uns, und wollte die Arme um uns ſchlingen, faßte aber fromm an, wie ein Kind, und ſo war auch ſeine Gebehrde, und ſein ſchöner, langer ſchwarzer Bart gab ihm etwas recht Ehrwürdiges. Zuweilen nahm er plötzlich einen Schwung und drohte, wenn er loskäme, die fünf Schurken in Paris aus der Welt bringen zu helfen, und dergleichen Zeug mehr. Wer ſollte es dieſem Menſchen, der ſelbſt im Wahnſinn eine ſo friedliche und ungezeichnete Stirn behalten hat, zutrauen, daß ſeine Hände einſt von Blut trieften? Und doch erzählte unſer Mann, er ſei einer der Septembriſirer geweſen, und in gefährliche Haft gerathen, woraus er jedoch wieder entlaſſen ſei. Nachher ſei er tiefſinnig geworden und habe ſich bekehren wollen, bis ihn Hoffnungsloſigkeit in Wahnwitz ſtürzte. Ich wunderte mich billig, daß von den Furien jener ſchrecklichen Tage ihm keine Spuren auf dem Geſichte zu leſen waren, und fragte, ob er denn immer ſo luſtig ſeitdem geweſen ſei? Immer luſtig, war die Antwort, zuweilen bei politiſchen Gedanken wohl etwas auffahrend, aber nie etwas Geſpenſterartiges und Blutgieriges in ſeinem Blick, noch in ſeiner Haltung. Wer wollte dem Armen ſeinen Gewiſſensſchlaf nicht mit mir gönnen? hat er doch auch wohl ſchon ſeine Furien gehabt.

Nun noch einige Worte von einigen, die in ihren Zellen blieben und zum Theil der Spott dieſer luſtigeren Herumläufer waren. Da war zuerſt ein Bild, was einige Züge von einem aus des Menſchenmahlers Hogarth Tollhauſe hatte, wie er es im Leben eines Liederlichen (the rakes progreſs) aufthut. Es war ein Irrländer, (wie unſer Führer behauptete, ein Geiſtlicher) der hier nun 30 Jahre in ſeinem Loche bei offenen Thüren ſitzt und liegt, ohne daß es ihm in einer ſo langen Zeit nur ein einziges Mal eingefallen wäre, herauszugehen. Starr ſitzt, oder liegt er — ſeine 70 Jahre machen ihn oft ſchon liegen — da und fleht ſehnend den Himmel oder ein Krucifix an, das an ſeiner kleinen leimernen Wand hängt. Kein Lächeln hat man auf ſeiner Stirne, keine Thräne in ſeinem Auge geſehen, kein Wort des Urtheils über andre und mit andern vernommen; dafür aber hat er Tagelang mit lauter Stimme gebetet und geprediget, ein rechter Prediger in der Wüſten, bis er ermattet auf ſein Lager geſunken iſt; alles war äußerſt reinlich und nett um ihn, obgleich er jetzt in ſeinem Bette lag. Welche Augen, ſo ſchön, ſo himmliſch ſchön durch ihren blauen Aether funkelnd, als ich ſie in meinem Leben faſt nicht geſehen habe! ein ſchönes Greiſesangeſicht mit einem langen weißen Bart, der über den Gürtel herabfiel. Er ſah uns nicht, obgleich er die Augen auf uns gerichtet hatte, wir aber ſahen ihn. Mir war es ſchon oft bei einzelnen Wahnwitzigen, als ob ſie nur für dieſe Erde toll wären, und uns in ihrem Geiſteselement vielleicht ſchnell überfliegen würden, wie der Adler die Lerche. Wer iſt ſo klug, daß er eine Gränze ſchneide zwiſchen Aberglauben und Glauben? Glaube, Hoffnung und Liebe bleiben doch wohl ſelbſt bei dem die erſten Dinge, der ſich es ſogar erlaubt, vom Athanaſiſchen Glaubensbekenntniß einige Punkte zu ſtreichen. Ich begreife es wohl, wie ein edler Menſch durch mancherlei Ding unter der Sonne und dem Herzen ſo etwas werden kann, als dieſer Irrländer. Es wäre ſchlimm, wenn viele Menſchen auf dieſer Erde ſo wären, aber ſollten nicht manche für ihre dicken Elemente von einem ſo reinen Feuer brennen, daß ſie entweder in die Wüſte, oder ins Tollhaus gehen müßten, um anzubeten? Ich hätte dieſen Greis küſſen mögen, ſo wenig ſah er manchem ſeiner draußen ſchwärmenden Genoſſen ähnlich. Könnten dieſe dreißig tollen Jahre dem Entzückten nicht eben ſo viele der reinſten Seligkeit geweſen ſeyn? denn nie hat er gezweifelt, oder geklagt.

Ein dritter Merkwürdiger — und dieſer ſoll auch der Letzte ſeyn — war gleich am Eingange einquartirt, ein ganz feiner Mann von etwas ſcheuer und ängſtlicher Miene und deſſen Kleider und Wäſche und Bett ſich von den übrigen ſonderbar genug zu ihrem Vortheil unterſchieden. Rund umher hatte er ſein Zimmer mit Schattenriſſen und leicht ſchattirten Köpfen behängt und beklebt, von welchen einige Portraits ſeiner Mitgeſellen waren. Er klagte über den Muthwillen derſelben, die hier im Reiche der Gleichheit keinen Ariſtokratismus der Einſamkeit und der beſſeren Kleidung und netteren Wohnung dulden und ihn alſo oft mit Schimpf und Spott aus ſeiner Wohnung heraus necken wollten. Dieſer arme Mann war ein Mittelding und unglücklich, wie alle Mitteldinge. Er klagte uns, wie gerade ſeine ruhige Zeit, wie wir ſie trafen, die Zeit ſeines Unglücks ſei, weil ſie ihn das ganze Elend ſeines Zuſtandes fühlen laſſe. Ach! wenn ich jenen da draußen am ähnlichſten bin, bin ich glücklicher als jetzt. Indeſſen hat mir Gott Einen Troſt gegeben, daß ich zeichnen und kleine Sächelchen machen kann, wodurch ich mir in dieſer elenden Behauſung einige Erleichterung und Bequemlichkeit verſchaffe. Er zeigte uns von ſeinen Zeichnungen und Köpfen und einige kauften davon. Sie waren nicht übel gearbeitet, aber alle Kinder trugen die Farbe des Glückes und der Stimmung, worin der Vater ſie machte. Nur in der Eitelkeit und der Sorge, die er trug, ſich immer als ein beſſeres Weſen über ſeine Genoſſen hinauszuheben, ſah man die Ueberzahl eines Sparrens, oder Stiftes in ſeinem Bau und ſeiner Maſchine.

Wir gingen endlich noch einmal zum Oberarzt, der ſeitweges in einem eignen netten Häuschen an der Mauer wohnt und ins freie Feld hinaus eine Pforte und einen freundlichen Garten hat. In Wein und Milch ſtärkten wir die ſchlaffen Glieder und ſtiegen mit menſchlichen Empfindungen, die alle Nationen verbinden, von dieſen liebenswürdigen Franzoſen in die ungeheure Stadt zurück.

Die Salpetriere

Liegt auch auf der Seite der Stadt, woraus man nach Bicêtre wandert, aber ganz außer den Boulevards und gleichſam ſchon im Felde, ſo daß die Boulevards ſie von der Stadt abſchneiden. Sie iſt hart an der Seine, in der Nähe des ſchönen botaniſchen Gartens und der großen Vorſtadt St. Antoine grade gegenüber. Man kann dieſe Salpetriere in mancher Hinſicht mit Bicêtre vergleichen, nur daß ſie keine Halsverbrecher enthält und von einem viel weitern Umfange iſt. Es iſt eine Sammlung mehrerer Gebäude, die alle von großen Mauern umſchloſſen ſind und im Innern verſchiedene Abtheilungen und Höfe bilden. Das Gebäude iſt für 6500 Menſchen, mehr als in mancher kleinen Stadt, eingerichtet, und dieſe ſind oft noch überzählig darin geweſen, ein Haufe, wovor einen ſchaudern kann. Dieſes Hoſpital iſt bloß für Weiber, wie Bicêtre für die Männer, man wolle denn einige kleine Knaben ausnehmen, die im kindiſchen Alter noch keines Geſchlechts gerechnet werden. Das Merkwürdigſte indeſſen konnten wir troß aller Mühen und Bitten nicht zu ſehen bekommen, nemlich die Sammlung von kurioſen wahnwitzigen Weibern, die hier im Hintergebäude bewahrt werden, und eine andre derer, die in vielen Städten ſich nach dem Namen der heiligen Magdalena nennt, für welche man hier leicht zur rechten Zeit und Stunde einige anſehnliche Kongregationen von Schweſtern auf den Straßen zuſammengreifen könnte: ich rede von jenen, die wegen ihrer Sünden hier bußfertig ſind, oder ſeyn müſſen. Auch dieſer war hier ſonſt gleich neben den Tollen an, zu welchen auch von ihnen oft einige hingeriethen, eine ganz ſtattliche Schweſterſchaft, und wir waren neugierig, einmal die alten Heldinnen des Palais royal und der Boulevards in dieſer neuen Form beiſammen zu ſehen, und ſie galt vorzüglich dieſer Beſuch. Man verſicherte uns aber, die jetzige Sammlung ſei äußerſt unintereſſant und beſtehe nur noch aus einigen alten halb verfaulten und wenigen neuen, die nur zuletzt aus Mangel an Obdach und wegen der Bösartigkeit ihres Uebels dieſer Mördergrube hätten in den Rachen fallen müſſen. Die jetzige Regierung, ſagte eine Alte, iſt nicht ſo hart und grauſam, als die alte, und erlaubt der Jugend ihre Luſt. Vormals war dieſes Spital und Lazareth die Hauptniederlage der verdorbenen weiblichen Waare von Paris, die jetzt Peſtfreiheit hat.

Außer dieſen beiden elendeſten Klaſſen der Weiber, zwiſchen denen einem freien und züchtigen Gemüthe die Wahl ſchwer werden mögte, iſt die Salpetriere ein Aufenthalt von alten und gebrechlichen Weibern, denen man Wohnung und Nahrung, in den Krankheiten Pflege und Arzenei, und nach ihren Kräften auch Arbeit giebt. Alles war hier bei weitem reinlicher und netter und ſchien beſſer eingerichtet und vertheilt, als in Bicêtre; aber dies war vielleicht nur zufällig, weil die Zahl der Stellen bei weitem nicht zur Hälfte beſetzt war. Ich will damit nichts von einem Muſter der Reinlichkeit und Sauberkeit geſagt haben; was in dieſer Hinſicht in Frankreich trefflich heißen kann, würde man in Florenz und Wien immer nur mittelmäßig nennen. In der Mitte ſind lange Säle, wo gemeinſchaftlich gearbeitet wird, welches freilich jetzt gänzlich zu liegen ſchien und wohl nie von Bedeutung iſt. Ich ſah nichts als Wolle zupfen, etwas Baumwolle ſpinnen und Strümpfe ſtricken; was kann auch das abgelebte Alter und die kümmerliche Gebrechlichkeit Großes leiſten?

Eines hatte man indeſſen dieſem Alter und dieſer Gebrechlichkeit aufgepfropft, was ich gern wo anders geſehen hätte, dies iſt das junge und hülfloſe Alter, was unter freiem Himmel und ſelbſt unter dem herzloſen Zufall beſſer gedeihen würde, als in einer Peſtluft und unter den Händen ſolcher Menſchen, die die friſchen Keime bis in ihr innerſtes und heiligſtes Leben durch den Anhauch der Verwelkung und Vermoderung vergiften. Die nemlich von den Findelkindern das Elend ihrer Wiegenjahre überleben, werden hieher zum Theil transportirt — wenige kommen ſogleich hieher. Mir iſt dieſe zarte Jugend in ſolchen Dampf- und Peſtlöchern immer äußerſt rührend geweſen und dazu trägt allerdings außer dem Stande der Hülfloſigkeit noch manches andre bei. Man kann die hier Verpackten und Verſteckten ungefähr anſehen, wie man die blutigen und verwundeten Reſte eines zuſammengehauenen Regiments vorüber defiliren ſieht. Da ruft der Zuſchauer von vielen: auch hier iſt Tod! Die jungen Menſchenpflänzchen, die die Natur ſogleich unter einen ungünſtigen und unfruchtbaren Himmel verpflanzt hat, verwelken hier langſam unter den alten gebrechlichen Körpern, davon viele ſchon die Verweſung des Todes an ſich tragen. Sie leben unter den Alten, ſitzen und arbeiten unter ihnen, ja manche ſchlafen ſogar bei dieſen Stiefmüttern des Todes, die ihnen die jugendliche Wärme dann vollends abſaugen. Selten nur dürfen ſie auf den weiten Höfen zwiſchen den einzelnen Wohnungen herum laufen; aber ich fürchte, ſie haben ſelbſt dieſen erſten Naturtrieb des jungen Lebens verloren. Bleich, rachitiſch und mager, aber dickbäuchig klagen ſie die Natur und das Schickſal an, die ihnen nicht den Mutterſchooß und die Mutterbruſt ließen, dieſe erſte Wiege und Speiſekammer der Kindheit.

Gleich am Eingange dieſer kleinen Welt findet man ihre kleine Kapelle. Aber auch auf dieſe haben die Dekrete Robespierrens gewirkt. Es war nur Eine Klage dieſer armen Alten, daß man ihnen ihre Bilder herausgenommen und die Altäre auf einen einzigen eingeſchränkt habe und auf dieſem Einen auch ſelten eine Meſſe geleſen werde. Vormals hatten ſie ihren eignen Geiſtlichen; jetzt kömmt nur ſelten einer von einer andern Gemeine. Mir blutete das Herz mit dieſen Alten über ſolchen Unverſtand. Wer nicht handeln kann, oder will, der muß beten; und was hat das hinfällige Alter und ein Leben in Krankheit und Unglück, das hier alle Hoffnungen abgeworfen hat, was hat es, als das Heilige im Menſchen und das Ewigbleibende, woraus es für ein neues Daſeyn neue Hoffnungen ſpinnt? Wer ihm die Mittel nimmt, dieſen letzten Ausſichten und Träumen der müden und hinſinkenden Natur ſein Herz hinzugeben, der nimmt ihm ſein Alles.

In dieſem kleinen Staate findet man gleichſam ein Paris im Kleinen. Hier ſitzen Fruchthändler und Händlerinnen, Trödler und Trödlerinnen, Höker und Hökerinnen, endlich die Ausſchenker von kleinen Leckereien, wie man ſie nur in den lebendigſten Gegenden von Paris findet. Indeſſen hat man an dieſen Vorpoſten gleichſam einen Zeiger, wie es weiter dahinten und drinnen ſeyn werde. Alles iſt dem Vermögen und den Bedürfniſſen dieſer Republik von Bettlern und Krüppeln angemeſſen, und was auf dem elendeſten Hintern und dem dürftigſten Fuße auf den Boulevards und um den Louvre ſich nur mit Erröthen zeigen würde, tritt hier kek vor aller Welt auf und bietet ſich dem Liebhaber, wohl ausgeputzt und aufgeſtutzt, an. Die Verkäufer und Verkäuferinnen gehören gleichfalls zu den Veteranen ihres Gewerbes, die von jüngern Mitwerbern lange aus dem Felde geſchlagen ſind, nun noch einige Jahre hier ſtehen und dann vielleicht aus Verkäufern hier die Käufer werden. Wie die Schuhe, Pantoffeln, Röcke und Weſten, Flitter und Inſtrumente, die man feil trägt, ſo ſind die Früchte, wahrſcheinlich von ſolchen eingekauft, die dieſen Ausſchuß vor einer eleganteren Welt nicht würden zeigen dürfen; ſo die gebratenen Würſte und Kaldaunen, ſo die Käſe und das Speck. Wenn man ſich nun denkt, daß dieſes von dürren und todten Händen betaſtet und vertheilt wird; wenn man die Käuferinnen noch hinzudenkt, ſo hat man ein rührendes Ganzes, von dem ein Hogarth uns einige Scenen mahlen ſollte. O es liegt ein tieferer Sinn, als man gewöhnlich glaubt, in dem alten Waldſpruch: „Gleiches ſucht ſich und findet ſich.“ Was hätte auch der Glückliche und Geſunde hier zu thun, als dieſen Elenden einen rührenden Spiegel zu zeigen deſſen, was ſie nicht mehr ſind und einſt vielleicht waren?

Die Unheilbaren

findet man an der Außenſeite der Vorſtadt von St. Germain zwiſchen den Straßen von Seve und Babylone unweit der Invaliden. Ich will nur von dieſen und vom Hoſpital St. Ludwigs jenſeits in der Vorſtadt des Tempels und von einigen andern, die ich noch geſehen habe, das Einzige ſagen, daß ein ſcheußlicher Schmutz und Geſtank faſt in allen dieſen Lazarethen und Hoſpitälern herrſcht, der für die Verwaltung kein gutes Omen giebt; doch ſchien ſich das große Hoſpice de l'Humanité (ci devant Hôtel Dieu) ſehr zu ſeinem Vortheil auszuzeichnen. Was die Behandlung von Seiten der Aerzte betrifft, das kann ich nicht beurtheilen. Doch nirgends war es in dem Grade ſcheußlich, als bei den Unheilbaren, die zum Theil ſelbſt Scheuſale der menſchlichen Natur ſind. Nächſt dieſen nenne ich noch die verlornen Kinder, die man gewöhnlich grauſamer für den Tod verſammelt, als wenn man ſie dem Mitleid einzelner Bürger überließe. Man findet ſie auch dieſſeits nahe bei'm Obſervatorium, in deſſen Gegend es vorzüglich von kleineren und größeren Anſtalten für den Ausſchuß der Menſchen wimmelt. Doch kein Wort mehr von dieſen Sammlungen des Jammers und lieber ſchnell zu fröhlichern Einrichtungen, die den Geiſt durch den Anblick von Güte und Ordnung wieder aufzurichten vermögen!

Die Taubſtummen.

Auch ſie ſind hier in der Nachbarſchaft der Findelkinder zwiſchen dem Pantheon und Obſervatorium. Paris ward, unter der Anleitung des berühmten und menſchenfreundlichen Abts l'Epée, die Mutter aller ähnlichen Anſtalten, die man z. B. in Teutſchland zu Wien und Leipzig ſieht. Die Wiener Einrichtung iſt faſt ganz nach dem Muſter der Pariſer, und ſelbſt jetzt noch ſieht man in der Methode viel Aehnliches. Indeſſen iſt dieſe Anſtalt hier ſehr erweitert, und wird von einem denkenden und thätigen Manne, dem Bürger Sicard, geleitet. Doch führte er auch die bei allen öffentlichen und wohlthätigen Anſtalten gemeinen Klagen, daß die Regierung auf alles andre eher Geld verwende, als auf ſolches. Um indeſſen von der Zweckmäßigkeit des Unterrichts und der ganzen Einrichtung urtheilen zu können, müßte man Monate lang ſelbſt mit dabei ſeyn, und das Gemüth und innere Leben ſolcher Weſen etwas genauer kennen lernen, die den Gebrauch von zwei nothwendigen Organen des Empfindens und Ausdrucks dieſer Erdwürmer Menſchen weniger haben, als wir andern. Einige Stunden des Zuſchauens und Zuhörens bei'm Unterricht, oder der andern Beſchäftigung der Kleinen, kann da nicht viel thun. Wie ganz anders müßte es hingegen ſeyn, wenn ein Mann, wie der Bürger Sicard, ſeine vieljährigen praktiſchen und pſychologiſchen Bemerkungen und Erfahrungen dem Publikum mittheilen wollte. Dieſer äußerſt thätige und verdienſtvolle Mann, der die untern Lehrer und Meiſter in Aufſicht hat, drückt in ſeinem ganzen Weſen die franzöſiſche Urbanität der Sitten, und in ſeiner Miene und Stellung die Freundlichkeit und Geduld aus, die zu ſo einem menſchenfreundlichen Geſchäfte erfordert werden. Welch eine Freude war es für mich, nach dem Schmutz und der Scheußlichkeit, welche faſt in allen Spitälern und Lazarethen zu finden waren, hier wie im Sitz der Ordnung, Sauberkeit und Geſundheit zu ſeyn! So hängt alles von einzelnen wackern Bürgern ab, und fällt mit ihnen, oder ſteigt. Deſto mehr Ehre für Männer, die Sicard gleichen. Die Anſtalt hat einen anſehnlichen Umfang, und die Zahl ihrer Zöglinge war jetzt bei weitem nicht voll. Die Zimmer des Unterrichts, die Schlafzellen, Speiſezimmer, Arbeitszimmer, alles reinlich und nett, die Kinder ſelbſt munter und geſund, und von einer beſſern Farbe, als die meiſten in ihrer Aeltern Hauſe hier nicht haben. Vor dem Hauptgebäude iſt ein ziemlicher Tummelplatz und ein Garten, wo der wackre Direktor ſeine Jugend ſich fleißig tummeln läßt. Der Unterricht im Sprechen, Schreiben und Rechnen und in Bezeichnung abſtrakter Dinge iſt dem ſehr ähnlich, was ich bei Gelegenheit des Taubſtummeninſtituts in Wien angemerkt habe; doch ſcheint man die Methode hier noch mehr vereinfacht, und manche Dinge ausgemerzt zu haben, die kaum für die hörende und ſprechende Jugend gehören. Der metaphyſiſche Miſt der Philoſophie und Religion, womit man die armen Kinder in Wien plagt, fällt hier nun ganz weg, obgleich man nicht glaube, daß man darum allen Religionsunterricht gänzlich verbannt habe. Man ſollte es bei dieſen immer thun; das Herz und die Welt bilden ſich ſchon ohne Ohr und Zunge die ihrige, mit der es ſich ſelig aus dieſem tauben Leben in ein ſprechendes hinüber träumen läßt. Aber vorzüglich gut iſt hier alles Praktiſche, was ins thätige und arbeitende Leben eingreift, was ſich zeigen und durch Zeigen lehren läßt, und wozu der Taubſtumme nur einen ſchnellfaſſenden Verſtand und kunſtbegabte und leichte Hände braucht, um es oft weiter darin zu bringen, als mancher andre, der in ſeinen fünf Sinnen oft zu viel hat, als daß er in der Welt etwas recht mit Leib und Seele faſſen und feſthalten könnte. Man findet hier einen ganz hübſchen phyſikaliſchen und Modellenapparat, Sammlungen von Natur- und Kunſtprodukten, Zeichnungen und Riſſe, und einzelne Lehrer zeigen ſie ſie vor und unterrichten darnach. So gehen aus dieſen von der Natur ſo hülflos Gelaſſenen oft trefliche mechaniſche Künſtler und Handwerker, Schönſchreiber und Zeichner heraus. Zum Beſten des Inſtituts wird von vielen ſeiner ehmaligen Mitglieder und andern eine große Buchdruckerei verwaltet, die ſich in einer der lebendigſten Gaſſen der jenſeitigen Stadt, in der rue Monmartre, befindet, und deren Ertrag auf das Inſtitut verwandt wird. Aber was einem jeden menſchlichen Herzen eine unausſprechliche Freude ſeyn muß, iſt, daß man für die Geſundheit dieſer hülfloſen Kinder ſo gut und liebend geſorgt ſieht, während ſo viele, die mit allen Sinnenorganen geſund zur Welt kommen, in Findelhäuſern und Hoſpitälern verderben und verwelken. Lebe denn wohl, du liebes kleines Haus des Lebens und der Unſchuld, und Du, ihr heiliger Hüter und Freund, redlicher und unermüdeter Sicard! O könnte ich der Bürgerkrone, die Dir gebührt, durch mein Lob nur ein Blättchen hinzufügen, wie überbelohnt würde ich mich halten für die Gefühle, die Du in mir erregt haſt! Wie froh würde ich ſeyn, aus Deinem Herzen und Kopfe einmal etwas über Deine Zöglinge und ihre Behandlung zu leſen!

Les Aveugles Travailleurs,

oder die arbeitenden Blinden, oder blinden Arbeiter (denn beides kann man ſie nach dem Franzöſiſchen nennen) machen eine in meinen Augen faſt eben ſo intereſſante Klaſſe aus, als die vorigen, obgleich man bei ihnen nicht allein mehr das aufkeimende, oder blühende Alter ſieht. Sie heißen auch und nennen ſich ſelbſt ſcherzweiſe die Quinzevingts von einer ihrer vormahligen Behäuſungen. Jetzt wohnen ſie in einem kleinen Hauſe beinahe im Mittelpunkt der Stadt nahe am Markt der Unſchuldigen, an der Ecke der Straße de Lombards in der Straße St. Denis. So hat die Revolution ſelbſt ſolche arme Kinder des Glücks zum Theil umgeniſtelt. Ich habe dieſes Völkchen nicht bloß daheim bei ſich, ſondern einen Theil von ihm oft im Kaffehauſe der Blinden im Palais royal geſehen, und ſie ſind mir immer gleich intereſſant geweſen. Es ſind gewiſſe öffentliche Tage ausgeſetzt, wo, wie zu den Taubſtummen, jedermann der Zutritt zu ihnen erlaubt iſt, und wo ſie das thun, was man Künſte machen nennen kann, nemlich ihre verſchiedenen Methoden zeigen, wodurch ſie den fehlenden Sinn, der für dieſes Leben doch ſicher wohl der erſte iſt, zu erſetzen ſuchen. Den Namen, blinde Arbeiter, führen ſie nicht blos als eine Zierde, ſondern ihre ganze Einrichtung und Subſiſtenz iſt auf Arbeitſamkeit und Induſtrie berechnet. Wer ſollte es glauben, daß dieſe blinde Kolonie, die doch 35 Perſonen ſtark iſt, vom Staate faſt weiter nichts hat, als das Haus und einen geringen Zuſchuß nebſt einigen nothwendigen ſehenden Dienern und Aufwärtern und Aufſehern, die das verſorgen und ſehen müſſen, was dieſe ohne Augen nicht vermögen! Man wundert ſich gewiß, wenn ich erzähle, daß die Oekonomie, das Rechnungsweſen, der Einkauf der Materialien, und der Verkauf der Produkte ihrer Arbeiten von einzelnen Mitgliedern der Geſellſchaft verwaltet, und gut verwaltet wird. Noch mehr wird man ſich wundern, wenn ich erzähle, daß unter dieſen Bürgern der Republik in ihrem kleinem Staate mehrere Blinde in der Ehe leben, und zwar in einer glücklichen und muſterhaften Ehe; denn wie würde ſich ſonſt dieſe kleine Geſellſchaft erhalten? Daß heißt doch wohl ſich auf den Himmel und ſeine Finger verlaſſen? und hier kann man mit Recht ſagen: ſich ſein Loos greifen. Dieſe guten Leute zeugen ſich denn mit Gottes Hülfe ſehende Kinder, und haben Leiter für ihre alten Tage. Wahrlich, ich bin hier recht mit Luſt und ohne ein beklommenes Gefühl weggegangen, weil ich ſah, wie auch hier die Liebe das Ganze hält und trägt, und einem jeden ſeinen Platz und ſeine Arbeit anweiſet. Mehrere dieſer Blinden, die nicht von Jugend auf des Lichts beraubt geweſen ſind, machen die Lehrer, und unterrichten die Jugend wieder in dem, was ſie wiſſen; andre, die Meiſter in allerlei Arbeit geworden ſind, theilen auch dieſe Fertigkeiten den Kleinen und Unerwachſenen mit. Das Glück macht viele übermüthig und untheilnehmend; der Arme und Leidende iſt auch gar zu willig und glücklich, andern das Seinige, ſo wenig es ſeyn mag, mitzutheilen. Es ſind hier Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber unter einander, und alles wird durch die Bande der Liebe in Zucht und Ordnung verbunden. Durch raſtloſe Thätigkeit ſucht dieſe kleine Kolonie ihren Zuſtand zu verbeſſern, und zu dem Wenigen, was der Staat für ſie thun kann, ſich noch einige Freuden und Vergnügungen zu verſchaffen. Sie lernen das Leſen, Schreiben und Rechnen ſich ſelbſt, und gaben uns davon ſeltne Proben; ihre Bücher, Muſikalien und eine Art Landkarten drucken ſie ſich ſelbſt auf dickes Papier mit erhabnen Lettern, ſo, daß die eine Seite leer bleibt. Aber dabei bleiben ſie nicht ſtehen, ſondern ſie verlegen ſogar ganze Bücher und Muſikalien fürs allgemeine Publikum. Außer dieſen Arbeiten netzen und ſpinnen und ſtricken die Weiber und Kinder; ſie verfertigen kleine Fabrikate aus Seide und Wolle, Geldbeutel, Mützchen, Strümpfe und andre Kleinigkeiten, geflochtene Spazierſtöcke, alles ſo nett, daß es viele Sehende ſchwerlich beſſer machen werden. An den öffentlichen Tagen, wo viele Neugierige und Wißbegierige ſie zu ſehen und ihre Fertigkeiten und Künſte zu bewundern kommen, werden dieſe Sächelchen gewöhnlich feil geboten, freilich etwas hoch taxirt; wer wollte aber dieſen guten Leutchen nicht überdies noch gern ein Uebriges geben? Sie thun ja alles für dieſe Fremden und vor ihnen mit ſo vieler Liebe und Herzlichkeit. Anfangs ward die Seſſion — denn die Fremden ſitzen auf langen Bänken hinter einander vor der etwas erhöhten Bühne, worauf jene agiren — mit einem Vokal- und Inſtrumentalkonzert des muſikaliſchen Häufleins eröffnet, das ſich unter ihnen befindet. Die eine Blinde ſang einige Arien von Gretry voll Liebe und Zärtlichkeit, daß uns die Augen überfloſſen, und die ſchwellenden Herzen ſich lüften wollten. So einen Ausdruck des Entzückens auf einem Geſichte, daß nie den Tag ſah, zu erblicken, iſt was Einziges. Bei dem Blinden ſpringt durch den ſo ſehr geübten Gefühlsſinn ſelbſt die Gebehrde und Miene des Geſichts gleichſam mit allen ihren Punkten hervor, als wolle ſie etwas in der Ferne taſten und greifen, oder als fühle ſie ſich von etwas berührt, dem ſie ſich näher andrängen und anſchmiegen wolle. Wer Dülons Flöte von ihm ſpielen geſehen hat, begreift leicht, was ich ſagen will. Ja will man die Seele ſehen, ſo ſehr ſie aus dem Körper heraustreten kann, ſo muß man ein Konzert von Blinden ſpielen ſehen. Iſt die himmliſche Tonkunſt überall ſchon die innigſte und verſtändlichſte Seelenſprache, ſo muß ſie es wohl doppelt bei denen ſeyn, die den Spiegel der Seele, das Aug', durch die lebendigſten Züge des Geſichts erſehen. Rührend war mir dies Konzert hier, aber vielmal iſt es mir rührender geweſen,

wenn

wenn ich es im Palais Egalité im ſogenannten Caffé des Aveugles hörte. Dieſes große Kaffehaus iſt gleich am Eingange, wenn man vom Siegesplatz durch den Radzivilsdurchgang eintritt, in einem Keller. Dahin ſendet das Inſtitut regelmäßig alle Abende ſeine Virtuoſen, welche gegen eilf Uhr Nachts heimgehen. Hier unter dem Strudel der Gehenden und Kommenden, unter dem Tabaksdampf und Dunſt der Menge, unter dem Klirren der Sporen und Säbel, dem Klappern der Tiſche und Bänke, dem Klingen der Bouteillen und Gläſer, den Flüchen der Soldaten, dem Geflüſter und Gekicher der Huren und ihrer Spürhunde, kurz hier unter einem Gewimmel, wie es jede Ecke im Palais Egalité hat, am meiſten aber, was unter der Erde liegt; hier ſitzen die Halbentkörperten mit ihren Stimmen und ihrem Saitenſpiel etwas erhaben an einem Ende des Saals, und empfangen mit ihrem geübteren Ohren und zarteren Organen alle Töne und Schälle aus der erſten Hand. So ſpielen ſie in dieſes Hundegeheul — ich mag nicht ſagen Hunde; denn ich bin ja auch oft darunter geweſen — hinein, und ſingen Mänaden und Thraciern, die weniger Ohr haben, als Orpheus Bäume und Felſen. Hier muß man ſie ſehen und hören, wenn einem beinahe das Herz ſpringen ſoll. Der Gedanke, daß die Kinder des Unglücks den wilden Trunkenbolden der Freude und Wohlluſt die Saiten ſchlagen müſſen, hat auch gar was Wehmüthiges. Doch ſind nicht in dieſer närriſchen Welt die Dinge allenthalben ſo ausgetheilt? Zum Beſchluß hatten wir noch das Vergnügen, einige Proben in Verſen declamiren zu hören, die auch hier entſtanden waren. Der Bürger Peau, ein Jüngling von 20 Jahren, recitirte einige kleine Fabeln, woraus mich ein ſo ſüßer Athem heiliger Einfalt und Liebe anwehte, daß nie ein franzöſiſches Wort mir ſo ſüß aus einem franzöſiſchen Munde geklungen iſt, als ſeine Fabel vom Schmetterling und der Roſe; aber was thut nicht eine Sprache und ein

Engelsgeſicht, wie ſie dieſer Blinde hat? Doch ihr größtes jetziges Genie iſt der Bürger Aviſſe, der ſich ſelbſt auch mit dem Titel Profeſſor beehrte. Dieſer vertritt in vielen Zweigen den Unterricht, und ſteht auch in ſeinem Weſen und Geſpräch einem gebildeten Manne ähnlich. Ich habe, indem ich dieſe ſchöne Zeit im Geiſte wiederhole, noch ein kleines Werkchen ſeiner Feder bei mir, welches von ihm und den übrigen Blinden vor einer zahlreichen Verſammlung und mit großem Beifall aufgeführt iſt; doch wohl das erſte Beiſpiel von lauter blinden Schauſpielern. Es iſt unter dem Titel: la ruſe d'aveugle, oder die Liſt des Blinden, in der Druckerei der Blinden gedruckt, und die Spitze dreht ſich meiſtens um ihre Welt des Gefühls ganz leicht und witzig herum. Es iſt eine Komödie in Verſen in Einem Akte, mit kleinen Arien untermiſcht, wozu ein andrer der Fünf und Dreißiger die Muſik geſetzt hat. Von eben dieſem Aviſſe beſitze ich eine einzige kleine Epiſtel an den ehemaligen Polizeiminiſter Sottin, worin er klagt, daß er nebſt einem Paar ſeiner Brüder in Gefahr gerathen ſei, von einem Kabriolet gerädert zu werden, er trägt alſo endlich ganz jakobiniſch auf die Abſchaffung der Räderfuhrwerke an und meint, jeder Bürger könne zu Fuß in Paris marſchiren, oder ſich von ſeines Gleichen tragen laſſen:

Si je ſuis jamais Miniſtre une heure entière,
Tout citoyen à pied marchera dans Paris,
On n'aura d'autre char, qu'une ſimple litière.

Der erſte, der ſich um dieſen leidenden Theil der Menſchheit ein unſterbliches Verdienſt erwarb, war der Bürger Haüy, der ſeit dem Jahre 1780 anfing, ſein Nachdenken und ſeine Thätigkeit auf die Erfindung von Mitteln zu verwenden, wodurch diejenigen, welche die Natur, oder der Zufall des Geſichts beraubte, nicht zu dem unglücklichſten aller Schickſale, zum ewigen Müßiggange verdammt blieben. Dieſer Mann verſuchte, ſie durch erhabene

Lettern leſen zu lehren, machte ihnen ein Täfelchen und einen eignen Griffel, vermögen deſſen ſie Briefe und andre Sachen faſt eben ſo fertig und gut, als viele Sehende ſchreiben ꝛc. Von ihm rühren die für ſie beſonders beſtimmten Drucke her, ſo daß ſie nun im Stande ſind, ſich ihre Andachts- und Unterhaltungsbücher ſelbſt drucken zu können, obgleich ſie auch manches zum Beſten ihrer Anſtalt für das große Publikum drucken. Jetzt iſt es dahin gediehen, daß ſie außer ihrem Arbeitszimmer und den Gegenſtänden der geringeren Induſtrie eine Druckerei, ein Erziehungshaus, worin blinde Kinder reicher Aeltern aufgenommen werden in Penſion, und ſogar einen Nationaldolmetſcher und Ausleger für die Ueberſetzung der europäiſchen Sprachen und das Dechriffement haben, wie ſie ſelbſt auf einem gedruckten Zettel von ihren Einrichtungen rühmen.

Die Invaliden.

Dieſe wohnen, beynahe wie auf dem Lande, zur Seite der Vorſtadt von St. Germain unter lauter Alleen und Bäumen. Ludwig des Vierzehnten Sucht zu bauen fiel hier einmal auf den rechten Gegenſtand, und auch die Pracht und Herrlichkeit der Wohnungen dieſer wackeren Krieger gefällt einem jeden, der auch nicht grade Luſt hat, vom Vaterlande ſich hier eine Stelle zu verdienen. Der Hotel der Invaliden und ihre ſchöne Kirche iſt zu oft von Kennern mit Geſchmack und Ausführung beſchrieben worden, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die Soldaten und Veteranen des Heeres wohnen hier fürſtlich, aber ſie leben auch gut, wenn man dieſe Anſtalt mit andern vergleicht, die unter öffentlicher Pflege und Verwaltung ſtehen. Ich bin oft bei Feſten auf dem Marsfelde und bei andern Gelegenheiten, die mich hieher führten, eingegangen und habe das Leben, die Speiſen, Betten ꝛc.

dieſer braven Franzoſen geſehen. Alles war gut und wohlgeordnet, alles reinlich und nett. Dies ſcheint einmal der alte Geiſt der Invaliden zu ſeyn, der vielleicht ſeit der Errichtung des Ganzen ſich ſo behauptet hat. Es iſt ein militäriſches Point d'Honneur, keinen ſchmutzigen und lauſigen Kameraden, keinen in zerriſſenen Kleidern unter ihnen zu dulden. Daher kömmt es vielleicht, daß man ſo viele ſoldatiſche Petits Maitres unter ihnen findet, die mit ihrer Zierlichkeit, ihren Manſchetten und gepuderten Locken zu Einem Beine, oder Einem Arme oft ſonderlich ſtehen. Viele von den älteſten Bewohnern ſind von den Feldzügen der Jahre 1740 und 1760 her und ſprechen ſelbſt zu denen, die für die junge Republick ſich geopfert haben, ungeachtet des neuen Stolzes mit Würde und Auktorität. Rührend war es mir in Einem Zimmer Großvater, Vater und Sohn zu finden, von denen den einen das Alter ohne Wunden hieher brachte, der zweite vor Charlestown in Nordamerika ſeinen rechten Arm und der dritte bei Dünkirchen ſein linkes Bein ließ. Sie lebten hier glücklich und friedlich, Vater und Sohn flochten Körbe und arbeiteten Flecht- und Netzwerk in Meſſing, und der Großvater läßt ſich fütern und erzählt von Moritz von Sachſen und Friedrich von Preußen. Dies erinnert mich an das Karzer in Jena, wo Großvater, Vater und Sohn in Zwiſchenräumen von zwanzig und dreißig Jahren als würdige Nachfolger in ein Brett geſchnitten hatten.

Von den neuern Verwundeten und Verkrüppelten ſind nur wenige hier und dieſe meiſtens Jünglinge, weil die Alten nicht ſo ſchnell abgehen, als der Krieg Kandidaten macht. Das aber hat die ganze Geſellſchaft von der neuen Zeit, daß ſie in Rückſicht des demokratiſchen Geiſtes ſchwerlich von einem andern Theil der Nation übertroffen wird. Hier iſt nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der Geiſt rein; ich ſetze hinzu, auch die Liebe für das Vaterland und ſeine Bürger; wer viel gethan hat für jemand, haauch viele Liebe. Sie miſchen ſich überall, unwillig, in dieſem engen Kreis ihrer Häuſer und Alleen eingeſchloſſen zu bleiben, unter die Volkshaufen und viele von ihnen haben in dem Garten der Thuilerien und auf dem Revolutionsplatze eine laute und entſcheidende Stimme, wenn von neuen Begebenheiten und Schlachten die Rede iſt. Ihre Nachbarſchaft iſt ganz militäriſch. Am nördlichen Ende ſind Reitſtälle für die Kavallerie von Paris und Gewehrfabriken, wo man dieſe ehrwürdigen Veteranen häufig unter den jungen Kriegern erblickt; im Weſten iſt das Marsfeld und hinter dieſem das Feld von Grenelle, wo manches wackre Herz vielleicht der Freiheit zu Ehren von einer Kugel durchbohrt wird; öſtlich endlich iſt die Straße von Grenelle, durch ein ſcheußliches Gemetzel berühmt, welches die politiſchen Parteien einander wechſelsweiſe zumeſſen, das aber nach den meiſten Ausſprüchen wohl auf den Kopf der blutigen Jakobiner fällt; und womit unſre Invaliden nichts zu thun haben.

Der Tempel.

Vergebens hatte ich bei der Abtei und Conciergerie mit einigen Freunden angeklopft; da ſitzen zu gefährliche Gefangene aller Art, als daß jeder Bürger, geſchweige denn ein Fremder ſo leichten Einlaß habe. Wird es denn immer wieder neue Baſtillen geben? Im Tempel ging es etwas beſſer, obgleich er auch viele ſeiner Zimmer noch bevölkert hat. Man kennt dieſen Tempel, der alle Wundertempel der alten Welt, den olympiſchen und den epheſiſchen, weit hinter ſich gelaſſen hat, durch die berühmten Gefangenen, die er eine Zeit lang in ſich ſchloß, und in welchem der Stoff zu tauſend Romanen und frommen Romanzen läge, wenn wir nicht ſo ganz aus der frommen und ſüßſchwärmenden Zeit der Liebe und der Romanzen hinausgeworfen wären. Vor einigen Jahren war es noch mißlich, ſich als einen zu melden, der den Tempel zu ſeſehen wünſche; jetzt nach dem Sturz des alten Direktoriums lebt das Herz der Menſchen wieder mehr auf und faſt täglich ſind Bürger und Fremde in Menge, die nicht bloß die kalte und herzloſe Neugier, ſondern auch ein frommes und menſchliches Gefühl hieher führt. Hier ſaß jener Ludwig ſeine letzten Tage, der gewiß von allen Ludwigen das frommſte und liebendſte Herz hatte, und welchem die Franzoſen einſt, wann die Parteien wieder Wahrheit vernehmen werden, einem Ludwig dem Heiligen und Zwölften werden zur Seite ſtellen. Sein Fehler war vielleicht, daß er für eine ſtürmiſche Zeit zu gut war und aus Furcht, Böſes zu thun und Uebel zu verurſachen, nicht kühn, noch groß ſeyn konnte. Wer die Erde beherrſchen will, muß viel von der unreinen Erde an ſich nehmen. Drei Ludwige, alle des Scepters unwürdig, ſaßen als Plagegeiſter ihrer Nation auf dem Thron und ſtarben ſicher und ruhig auf dem Bette in den Armen ihrer Günſtlinge und Huren, und dieſer eine, gebohren, die Tugend zu lieben und das Unrecht zu haſſen, dieſer gute König mußte die Sünden ſeiner Väter ſchrecklich büßen und ſein Volk mit ihm. Wer kann ſein großes Schickſal und ſein liebendes Herz ohne Thränen denken? Wenn es edel iſt, daß der Einzelne, den die Geſellſchaft beleidigte und verletzte, ohne Erbitterung trägt, wie viel edler iſt dies von einem Könige, den man von Jugend auf lehrte, daß die Millionen Menſchen, die er beherrſchte, alle nur für ihn in der Welt ſeien?

Dieſer berühmte Tempel liegt in der Straße des Tempels unweit von den Boulevards und hat mit ſeinen alten Mauern und Thürmen ſchon lange zur Aufbewahrung gefangener Verbrecher gedient. In einem der Zimmer des ſtärkſten und innerſten Thurmes ſaß Ludwig der Sechszehnte manche Monate ohne die gemeinſten Bequemlichkeiten, deren er ſonſt gewohnt war, ohne Sonne und

Mond in der dumpfen Kerkerluft ſeiner gräßlichen Mauern. Nicht weit von ihm ſeine Familie. Jetzt liegen ſchon Jahre hinter ſeinem Tode und dem ſeiner Familie, aber keine Zeit wird die Hinrichtung dieſes Mannes rechtfertigen, keiner Zeit wird es an Thränen fehlen, die dem Herzen das Lob geben werden, was vielleicht dem Geiſte im kleinern Maße gebührt. Doch mögte ich an ſeiner Stelle den Starken geſehen haben, der ſich gehalten hätte. O es iſt das Schickſal, was noch zuweilen in großen Geſtalten über die Erde wandelt und Könige und Königreiche wie Bettler und Bettlerhütten, in den Staub weht. Es iſt gerecht von Ewigkeit, ſo ſoll es der Menſch ſeyn, ſo wird er die That von der Nothwendigkeit abſondern. Trauert ihr öden Mauern, bis ihr verwittert; manche Thräne wird noch nach euch vergoſſen werden, manches Reich und mancher König fallen; möge keiner ſchuldiger ſeyn, als Ludwig war!

Eben ſo ſehr, als das Zimmer Ludwigs und ſeines Weibes, beſucht man jetzt das Logis, daß dem Engländer Sidney Smith nicht anſtand und jetzt leer ſteht. Dieſer berühmte Seeheld, der jetzt dem großen Genius Buonapartens in Syrien begegnet, ſaß eine geraume Zeit hier in engerer Verwahrung, als ein gewöhnlicher Kriegsgefangener, weil man ihn beſchuldigte, er habe Breſt mit ſeiner kleinen Flotille in Brand ſtecken wollen. Indeſſen half ihm engliſches Geld und, wie einige ſagen, auch ſein ſchöner Leib aus dem Kerker. Wenigſtens erzählte unſer Gefangenwärter, der uns rund führte, es ſeien in der frühen und ſpäten Zeit oft Damen von Gewicht gekommen, den ſchönen Seemann zu ſehen und einige von dieſen ſeien auch die Urſache ſeiner Entweichung geweſen. Sein ſtrenger Verhaft und ſeine Bewachung ſei allmälig erleichtert, er habe im Tempel ungehindert die Beſuche ſeiner ſchönen Gönnerinnen angenommen, und ſei endlich durch eine wirkliche, oder nachgemachte Ordre des damaligen Polizeiminiſters entronnen. Unſer Führer zeigte uns zum Schluß noch einige Zeichnungen, womit er ſeine Wände beklebt hatte und ein Paar Pantoffeln, worin Ludwig noch den Morgen vor ſeiner Hinrichtung mit den Füßen ſtand. Mich ſoll doch in aller Welt wundern, ob man um dieſe alten Schlarpen (eſcapins, ſcarpe) und was man ſonſt von Anhängſeln ſeines Leibes weiland finden, oder erfinden mag, ſich nicht einſt, wie um Reliquien reißen und ob ſein Todestag, wie der Karls des Erſten in England, nicht ein Bußtag zu ſeiner Zeit werden wird?

Der Richtplatz.

Eine natürliche Ideenfolge führt mich mit dem Schatten des ermordeten Königs vom Tempel gradesweges zum Richtplatz, wie man die Worte: Place de Greve (Greve, Graf) eben ſo richtig der That, als den Worten nach überſetzen kann. Doch iſt nicht hier, ſondern auf dem Revolutionsplatz der König gerichtet. Dieſer hat an ſich nichts Merkwürdiges, wo man nicht die alte Antiquität, das Rathhaus, dahin rechnen will, das aber für die erſte Stadt der Welt nur ein kümmerliches Anſehen hat. Dieſer Richtplatz liegt bequem für die, ſo dahin müſſen, im Mittelpunkte der Stadt an der Seine, ein unregelmäßiges Oblongum, das ſich erweitert, ſo wie es näher zum Fluſſe hinabſteigt. Ominös und vorbedeutend genug war Ludwigs Beziehung des Tempelpalaſtes nach dem Kampf des 10ten Auguſts; auch ſoll manche fromme königiſche Seele ſich über den graden (und doch ſchiefen) Weg vom Tempel zum Richtplatz ſchon allerlei Weiſſagungen der Zukunft gedeutet haben. Seit den älteſten Zeiten der Monarchie iſt dieſer Platz im Beſitze des Rechts geweſen, die Menſchen eines Kopfs kürzer zu machen, und übt dies auch in unſern Tagen, und zwar fleißiger, als je, aus, obgleich mit andern Waffen. Dieſe Waffen, die Guillottine, vielleicht die menſchlichſte und ſchnellſte Todesart, habe ich nie in Handlung geſehen, weil man die Hinrichtungen von ſchweren Verbrechern gewöhnlich des Morgens in aller Frühe veranſtaltete, um den zudrängenden Schaaren von Menſchen zu wehren. Deſto häufiger waren die Prangerſtellungen von Miſſethätern und Verurtheilten, die aber doch hier nicht bluten ſollten. Man führt nemlich die ſchweren Verbrecher, die in den Löchern von Bicetre und la Force in der Stadt ſitzen, hierher zur öffentlichen Ausſtellung und zum Spiegel der übrigen Bürger, damit ſie nicht in ähnliche Teufelsverſtrickungen fallen; nach dieſen Schauſtellungen werden ſie in ihre Gefängniſſe auf ihrem vergitterten Wagen zurückgeführt und gehen dann bald zu ihren verſchiedenen Beſtimmungsörtern in Zucht- und Arbeitshäuſer, oder zu den Eiſen und Rudern von Breſt und Toulon ab. Es ſind zu ihrem Behuf einzelne Tiſche mit Stühlen und einer am Tiſche feſtſitzenden Rückenlehne angebracht, wo man ſie überdies noch mit Ketten befeſtigt, damit ſie nicht Gefahr laufen, aus ihrem hohen Sitze herunter zu fallen. Ueber ihrem Kopfe lieſt man auf einer hölzernen Tafel die Gründe, weswegen man ſie hier vor dem ganzen Volke, das Zuſchauer ſeyn will, umſonſt und oft in der heißeſten Sonne, ja wohl gar im Regen ſpielen läßt. Ich habe zufällig zwei Ausſtellungen beigewohnt, woher ich ſchließe, daß ſie ziemlich häufig ſeyn mögen; und um darzuthun, wie geringfügig oft die Gründe ſind, die zu einer öffentlichen, oder Volksperſonen qualificiren können, will ich nur über die letzte einige Noten machen, die zugleich durch intereſſantere Nachſpiele noch mehr gewürzt ward, von denen ich, weil ſie zugleich ein Theil der Pariſer Unterhaltungen und Vergnügungen ſind, eine kleine Skizze geben werde.

Ich erſtaunte, als ich die Ueberſchriften las, wie leicht es iſt, zu 6, 12, 15 Jahren Eiſen- und Karrenſtrafe verurtheilt zu werden; vielleicht iſt es eben ſo leicht, wieder frei zu kommen, wenn man einige Zeit geſeſſen hat. Es waren faſt alle Diebe und zwar keiner von ihnen ein gefährlicher, oder der nur was Beträchtliches geſtohlen hatte. Ja einige hatten ein Geſicht, das einer unbeſchriebenen Tafel ſo ähnlich ſah, daß es mir wahrſcheinlich ward, ſie ſtahlen, weil ſie mußten. So zum Beiſpiel ſaß da ein Savoyardenjunge (eine Volksklaſſe, die ſich ſonſt durch Treue und Ehrlichkeit auszeichnet,) von etwa 15 bis 17 Jahren, ein Geſicht, das auch jetzt noch in die Welt hinein ſah, als ſei ihm nur etwas Ungefähres begegnet; ſo daß alles Volk von allen Seiten rief: ach! der arme Burſche! ihn hungerte gewiß nur. Und was ſtand über ſeinem Kopfe? Er ſtahl ein Zuckerbrod (un pain de ſucre) und ſoll ſechs Jahre in Eiſen ſitzen. Ein anderer war mit einem falſchen Paß ergriffen, den er zwar nicht ſelbſt gemacht, aber doch gewußt hatte, daß er nicht ächt ſei; über ſeinem Kopf ſtanden zwölf Jahre Eiſen und auf ſeinem Kopfe mit ſtarken Buchſtaben die Verzweiflung. Ach! er konnte menſchlich fehlen; wollte er vielleicht ein Weib, oder eine Geliebte, oder ein Paar alte Aeltern, die er lange nicht ſah, einmal wieder umarmen? oder nur den ſüßen Ort ſeiner Wiege wieder ſehen? er hatte die Miene eines braven Mannes, der vielleicht nie dieſen Richtplatz in der weiteſten Ferne ſich dachte. Die beiden größten Spitzbubengeſichter waren keine Franzoſen; das ganze Volk bemerkte es auch und hatte ſeinen Jubel, ja einer rief laut: ein Franzoſe, wenn er auch den Tod verdient hat, kann nie ſo niederträchtig ausſehen! ich mögte es auch faſt glauben. Der eine war ein Genueſer, ein Uhrmacher, der ſeinem Meiſter einige Uhren hatte ſtehlen, und ſo entwiſchen wollen. Er trug die ganze Verſchmitztheit und Keckheit der Ligurier in ſeinem Geſichte und affektirte eine unverſchämte Heiterkeit; indem er ſchmutzige Gaſſenhauer dem Volk zur Beluſtigung ſang und mit ſeinem feſtgeſchnallten Kopfe und Geſichte allerlei Männchen machte;

er mußte geübt ſeyn in ähnlichen Scenen, oder ſtark in ſeiner Diebsnatur. Der zweite dieſer Ausſchüſſe war ein Spanier, den man bei einem nächtlichen Einſteigen in ein Fenſter ertappt hatte, deſſen Zimmer er etwas hatte lichten wollen. Er trug über ſeinem Kopfe die Worte: homme ſans état; (ein Menſch, der nichts anzugeben weiß, wovon er lebt) vermuthlich hat er ſein Gewerbe nicht nennbar machen wollen, weil es im Kodex der verbotnen ſtand. Er erinnerte mich plötzlich an einen böſen Kuppler, den ich einſt häufig auf dem Platze des Großherzogs in Florenz geſehen hatte. Dieſer Kerl muß ſich ganz allem Schändlichen und Viehiſchen hingegeben haben, denn nie habe ich ſo ein Eſelsgeſicht in einer Menſchenhaut ſtecken geſehen. Er ſaß ſtumm und gleichgültig, wie eine ſchlafende Kröte, da, und ſeine kleinen ſchwarzen Augen ſtarrten weder verdroſſen, noch freundlich unter ſeinen buſchigten Braunen hervor. Ich glaube, das Laſter bringt es ehe zur Gleichgültigkeit gegen alles irdiſche Verhängniß, als die Tugend und Weisheit; ſo lange das Herz am Ruder ſitzen muß, wird es ewig Dinge geben, die es erſchüttern können. Ich genoß dieſes erbaulichen Schauſpiels nicht lange; denn bald ſchnallte man ſie ab, packte ſie in ihren vergitterten Thierwagen, wie man die Beſtien durch die Welt herumfährt, und bald ſah ich ſie im eiſernen Geraſſel, zwei Mann Wache vorne und hinten auf, über die Brücke Unſer lieben Frau rollen.

Kaum waren ſie eingegittert, ſo eröffnete ſogleich ein andrer Bürger ſeine Bühne, und verwiſchte die Eindrücke des vorigen Schauſpiels vielleicht bis auf die letzte Spur. Er hielt ſchon mit ſeiner Equipage in der Ferne, und nahm ſogleich den erledigten Platz ein, indem er, um die Eindrücke der Trauer auszulöſchen, mit einer Freudenmuſik begann. Das Volk ſtürzte ihm auch gieriger zu, als der vorigen Geſellſchaft; es war nemlich einer jener Aerzte, die ihre heilbringenden Wunderkuren mit Pfeifen und Trommeln durch die ganze Stadt zu Pferde und zu Fuße poſaunen. Es giebt deren hier außer den ſtillſitzenden, deren Zettel im Palais royal und an allen Straßenecken angeklebt und ausgetheilt werden, eine unglaubliche Menge, die frank und frei unter der freieſten Nation herumdoktern und hexen. Der Herr Doktor, ein gar ſtattlicher und feuriger Herr von Anſehen und Zunge, ſtand in einer kleinen zierlichen Kaleſche, mit einem tüchtigen Fuchſe beſpannt, aufrecht, und begann die Einladung mit einem Solokonzert auf der Flöte, welcher bald das Horn folgte, indem dero Bube, oder Kutſcher die Trommel dazu in mäßigen Intervallen ſchlug. Dies waren die Lockſpeiſen der Leute zum Herde des Teufels, und ſie ſtrömten von allen Seiten herbei, und bald war der Platz voller, als bei der Anweſenheit der armen Sünder. Als er eine zierliche Krone um ſich geſchlungen hatte, da ließ er der ſüßen Sprache der Muſik die ſüßeren und fließenderen ſeiner Zunge folgen, und ſo behexend war ſie mit den übrigen Attributen ſeiner Kunſt und ſeiner Glorie, daß er ein Zwölfſolſtück nach dem andern einnahm, und dafür ſeine Gläschen und Pülverchen reichlich vertheilte. Alles half auch zu dieſen Elektriſirungen der Herzen und der Hände. Zuerſt ſein ſtattlicher Körper und ein Paar Wangen und Augen, die von Lebensluſt und Geſundheit glühten, bei einem Doktor immer von einer nie fehlenden Wirkung; ſeine Lenden in rothen Hoſen mit Gold, und ſein übriger Leichnam in einem blauen Rocke mit drei Finger breiten Treſſen. Ein ungeheurer Hut bedeckte den ſchön gepuderten Kopf, deſſen Haare er, wahrſcheinlich mit einem ungeheuren Wulſte gekaufter, in Form eines Stundenglaſes hinten aufgebunden hatte, ein würdiges Symbol für einen ſolchen Beflügler der Zeit. Neben ihm ſaß ſeine Dame, vielleicht eine Nymphe des Palais royal, eine gar ſchimmrige und hochanſehnliche Perſon mit Wangen, die von Schminke bis an die Ohren und Augen errötheten, und mit allen Flittern und Fahnen dieſer flatternden und windigen Nation umhängt. Auf dem Herzen hing die Zeit in einer groſſen goldenen Uhr, und das Haupt bedeckte ein dreifarbiger Federhut à la Repräſentanten, der hier freilich treflich an ſeinem Platze war. Unſer Doktor wäre witzig geweſen, wenn er in ſeinem Liebchen die Göttin der Geſundheit, Hygiea, hingeſetzt hätte; ich glaube es faſt; denn ſie ſchien ſeinen Worten zuweilen durch ein graziöſes Lächeln Gewicht zu geben; wenigſtens gab ſie der Medicin den Flug, indem ſie die Gelder empfing und die Gläschen und Pülverchen wandern ließ. Als die lebendigſten und ſprechendſten Zeugen der Kunſt, die ſich hier mit dem gemeinſten Pöbel ſo gemein machte, hing hinter dem Sitz des liebenden Paares eine Guirlande von Zähnen, vierfach in einander verſchlungen, und vorn am Wagen eine Flaſche mit dem Thiere des Gottes der Heilkunde, der Schlange, nur daß dieſe hier nicht um den Stab ſich wand, oder von der Flur eingefangen war, ſondern aus einem Menſchenbauche; darin hatte ſie — gräulich iſt es zu erzählen — ſich einen runden Bauch angeſchafft, und ihr armer Inhaber war in einer ſcheußlichen Todesfurcht, das Schickſal Laokons in ſeinen Gedärmen ſchrecklicher zu leiden, als die beſchwörenden Pulver des Herrn Doktors das Sündenthier heraustrieben; wie und durch welchen Kinnbackenhyatus es hinein gekommen war, das hatte es ihm nicht beliebt zu erzählen. Um die Schlange waren viele der kleinern Götter der Magen, Kröten, Bandwürmer, Spulwürmer, Käfer ꝛc. und endlich lag das Siegel der Sterblichkeit, ein Todtenkopf, rührend da, ein ſo löwenartiger runder, daß ihn nach Herrn Lavater wohl einmal ein tapfrer und wackerer Beſitzer trug, der ſich im Leben vor dieſem Richtplatze hütete. So ſteht einem jeden ſein Tag und ſein Schickſal ewig feſt. — Ich ſah dieſen Wundermann wenige Abende nachher in Tivoli und im Pavillon Hannover als einen der gröſſten Muſcadins unter den ſchö nen Weibern herumflattern, und an einem Tiſche zwei der reitzendſten bewirthen; von ſeiner Hygiea war nichts zu ſehen; vielleicht wählt er, weil dieſe Göttin immer friſch und neu ſeyn muß, täglich eine friſche. So wechſeln die Geſtalten in dieſer närriſchen Welt und in dieſem wahren Raupenſtande des Lebens, wie den irdiſchen Zuſtand einige beſcheidne und fromme Seelen in einem tiefern Sinne genannt haben, als ſie ſelbſt vielleicht meinten. Wie mancher kriecht hier den Morgen und Mittag als Wurm und Raupe herum, der mit dem Sonnenuntergang ſeinen Sonnenaufgang feiert, und als ein ſchimmernder Schmetterling oder Käfer mit glänzenden Flügeln aus ſeiner garſtigen Haut fährt! Wie mancher ſtiehlt dem ehrlichen Arbeiter und Bürger ſeinen Groſchen, der des Abends in der Oper und bei'm erſten Reſtaurateur des Palais Egalité mit ſeiner Phryne ſchwelgt, während jener bei ſeinem Salatkopf und Brode und einer Kanne Wein mäßig tafelt, und ſchon ſeinen erſten Schlummer ſchläft, wenn dieſer ſeine nächtlichen Orgien begeht.

Noch ein Schauſpiel, welches dieſem Platze eigen iſt, und welches zu ſcherzhaft und ernſthaft iſt, als daß ich nicht ein Wörtchen darüber verlieren ſollte, ſind politiſche Exekutionen und Hinrichtungen, die man nirgends ſo vollſtändig und, wie ihre Liebhaber ſagen, energiſch ſieht, als hier. Indeſſen um der Augen und der Bevölkerung Frankreichs zu ſchonen, die durch manche Aderläſſe eingeſchrumpft iſt, läßt man es jetzt an Hinrichtungen in effigie bewenden, die, in kleinen Minaturgemählden vorgeſtellt, viel Ergötzendes und gar nichts Blutiges, oder Gräßliches haben. Die Mühe dieſer Volksgerichte übernehmen mehrere patriotiſche Bürger aus eignem Triebe und um den Geiſt gut zu erhalten, wie man hier ſpricht. Nach dem Sturz des größten Theils des alten Direktorii läßt man einen jeden ſo ziemlich es machen, wie es ihm gefällt. Dieſe Patrioten haben das Schaffot und den ganzen Apparat dieſer

Trauerſpiele, die ächt Shakeſpeariſch mit Farzen untermiſcht ſind, auf beweglichen Karren, ziehen ein kleines Zelt gegen den Regen darüber, und in einer Viertelſtunde iſt alles fertig, und die Kouliſſen können aufgezogen werden. Ich habe oft mit innigem Vergnügen dieſen ernſthaften Poſſenſpielen zugeſehen, und die Gewandheit und Schnelligkeit des franzöſiſchen Witzes bewundern müſſen. Im Grunde ſind ſie nichts anders, als die engliſchen Schneemänner und Strohwiſchpuppen, wodurch ſich der Unmuth des Volks an den Ferſentritten eines Pitt und Dundas rächt; aber es lebt ein andrer Karakter darin, und in dieſem Karakter wieder die Nation; wer alſo ſolche kleinſte Kleinigkeiten beſchreiben kann, ſtellt ſie nicht weniger dar, als wer uns in ihre Oper, ihre Staatsverſammlung und Inſtitut national führt: Dieſe kleinen Späße waren ſeit einigen Jahren Gefangene und kamen bei der neueſten Staatsrevolution mit vielen andern los, die ſeit Jahren und Monaten im Tempel, in der Abtei und andern Kerkern lagen. Sie rächten ſich nun auch nachdrücklich an ihren Unterdrückern, und führten ſie nebſt einer Menge andrer, die in der Meinung des Volkes Schurken und Verräther ſind, dem Volke öffentlich zum Spektakel vor. Scherer, Reubel, Merlin, Talleyrand, Rapinat, Trouvé und andre mußten herhalten, und vielleicht hatten ſie es dieſem Geköpft- und Gehängtwerden im Bilde zu danken, daß ſie nicht die Originale zu dieſen Kopien hergeben mußten. Die meiſten mußten nach langem Verhör und Verhöhnen, und nachdem ſie vorher durch alle Dreckpfützen der Schande und des Schimpfes gezogen waren, endlich unter die Guillottine. Es iſt wunderbar, wie bei einer republikaniſchen Verfaſſung alle Formen und Legalitäten, die bei ſolchen Volksfeſten, als Hinrichtungen, üblich ſind, ſchnell unter das Volk kommen, ſo daß jeder die kleinen Verſtoße gegen die Form den Augenblick bemerkt. Alſo heran mit mir zum Spiele, das mit Puppen täuſchend genung auftritt! Zur Probe ſei Scherer der Held; der auch immer voran ſteht unter den Guillottinablen, obgleich er vielleicht nicht mehr dafür kann, als ein andrer mittelmäßiger Feldherr, daß er geſchlagen worden iſt.

Durch die Züge einiger Stricke zeigt ſich plötzlich ein groſſes Gemach, mit Schwarz ausgeſchlagen, um den Eindruck des Feierlichen zu erhöhen. Eine Stimme ruft zur Einleitung an das Volk: Auf heran, Bürger! ihr ſollt ſehen, daß all' unſer Unheil von den Teutſchen kömmt — (eine Anſpielung auf Scherer und Reubel). Eine Weile iſt Stille, weil jener groſſe Spieler, der den Marionetten alle ſeine Stimme leihen muß, noch ſeine Vorrüſtungen macht. Dann tritt ein bunter Bote auf, und erzählt dem Volke das Unheil zu Verona und Alexandria mit ſeltſamen Verſtoßen gegen Zeit und Land, und macht endlich eine gräßliche Schilderung von den Ruſſen, Kalmuken und Koſaken, mit dem eindringenden Worte: denkt euch das Leben, wann dieſe hieher kommen; ſo die Kinder und armen Mädchen von Paris! (ein lautes Lachen der Zuhörer) er nennt ſie Rohfleiſch- und Kleienfreſſer, und erzählt von den Kalmucken, daß ſie ſich ein Kind auf das Schwert ſtecken, es ans Feuer halten und ſo heißhungrig verſchlingen, und daß ſie faſt nie vom Sattel ſteigen, ſondern oft die Nacht auf dem Pferderücken ſchlafen. Nach dieſer Einleitung tritt dann der Ankläger auf, ein ſchwarzes Männchen, mit einem Degen am Hintern und einem Mantel und einer Perüke des Juſtizpallaſtes. Dieſer macht es ſchnell ab, daß Scherer zur Stunde ſeinen Kopf hergeben müſſe, um das ſouveräne Volk zu befriedigen (pour ſatisfaire au peuple ſouverain) und ein groſſes Beiſpiel zu geben, worin andre Schurken ſich ſpiegeln können. Der Inhalt iſt kurz der Wiederhall der jakobiniſchen Papiere, er habe die Ehre der franzöſiſchen Waffen den Feinden verrathen, habe ſich freiwillig ſchlagen laſſen, die Feſtungen ohne Vertheidigung, die Armee ohne Sold und Verſtärkung gelaſſen und das

Geld

Geld der Republik vh — — t und verſpielt. Nachdem dieſe Scene zum großen Jubel der Zuſchauer mit emphatiſchen und gewaltigen Worten durchgebrüllt iſt, wird die Bühne ſchnell verändert. Man ſieht ein Zimmer mit Ruhebetten, in der Mitte einen Tiſch, mit Näſchereien und Getränk beſetzt, und bald treten herein der Herr Scherer und eine Dame, die ihr Gewerbe ziemlich in dem ganzen Aufzuge zur Schau trägt. Ich erſtaunte, als ich den Repräſentanten des weiland Kriegsminiſters hereintreten ſah, über die erſtaunliche Aehnlichkeit der Puppe mit ihm in Gang und Miene ſogar, wenn er Miene hätte. Ein lautes Gelächter und Klatſchen aller Anweſenden beſtätigte die Bemerkung meiner Augen und erlaubte dem Redner von hinten erſt nach einigen Minuten ſeine Perſonen lebendig zu machen. Der dicke Herr läßt ſich mit ſeiner Dame zur kleinen Kollation auf ein Sopha nieder und unter gar muntern Zweigeſprächen, wobei Scherer noch ſeiner quiken muß, als die Schöne, entflieht die Zeit. Als die Unterhaltung anfing, ſaftig und glitſchig zu werden und er ſeinen Schatz von den ſchönen Weibern Mailands und Turins zu unterhalten begann, als alle nach gewiſſen Winken das Aeußerſte des Vergnügens erwarteten, das bei ſolchem Volk nur ein Mann mit ſeinem Weibe haben kann, ſiehe da trat das große gigantiſche Schickſal mitten in die Stunde der Wonne mit ſeinem Donnerwetter, welches hinter Scherer in dem Munde zweier Grenadiere erklang, die ihn vor ſeine Richter forderten, um Rede und Antwort wegen ſeines Kommando zu geben. Er ſank zur großen Freude des Volks mit tauſend Zitterungen ſeiner Beine jenſeits hinter die Kouliſſen, ſie packte ſchnell ſeine hängende Uhr und das Silber der Tafel ein, biß ſich in eine Orange feſt und verhüllte ſich ächt tragiſch mit einer Serviette den unausſprechlichen Schmerz. Das Spiel geht raſch. In einigen Minuten ſehen wir den Freund der Freude vor den Schranken erſcheinen, ſeine Vertheidigung zu führen.

Hier konnte wohl jeder, der die vorige Scene ſah, ausrufen: quantum mutatus ab illo! „wie ſo ganz anders als jener!“ Seine Feuernaſe war blau, wie eine Kornblume, matt ſchimmerten die Rubinen ſeiner Stirne durch den bleichen Himmel ſeines Angeſichts, der Tonnenbauch war eingerunzelt und man ſah ihn nur noch im ſchlotternden Rocke. Seine Beine waren ſo wackelnd, daß ſein Vertheidiger ihm einen Hebel drunter hielt, indem er ihm das As von Coeur zeigte, eine Dame lief ängſtlich um ihn herum und fächelte ihm Kühlung und flüſterte ihm Worte zu. Eben ſo groß ward das Fragen und Flüſtern unter den Zuſchauern; der Bube des Schauſpieldirekters, der den leiſen Interpreten von Dingen machte, die nicht ſo ganz laut klingen dürfen, ſäuſelte einigen zu: es iſt Barras und Madame Tallien, und wie ein Lauffeuer durchlief es den ganzen Haufen. Es war nemlich mehr als Gerücht unter vielen Pariſern, Herr Scherer habe mit dieſem ungeheures Spiel geſpielt und oft 30 bis 40000 Livres auf Eine Karte geſetzt und das ſei mit Schuld an der Vergeudung der Gelder, die er als Kriegsminiſter unter Händen hatte. Nun machte das Marionettenſpiel ein ächtes Schauſpiel auf dem Platze; alles lachte und toſete und lärmte unter einander, obgleich der Franzoſe ſelbſt ſolche Dinge mit Ernſt und Decenz zu behandeln pflegt, und mehrere riefen: „der da mit dem Hebel ſollte ſelbſt nur gehebelt werden“ celui au lovier devroit être levé lui meme! Scherer führte ſeine Vertheidigung elend; denn das war eben der Spaß. Er log trotz einem Falſtaff handgreiflich, doch witzig, und behauptete: ſie hätten ja ſelbſt geſagt, es ſeien wohl zehntauſend Scherer, die die Guillotine verdient hätten, warum man denn ihn zuerſt nähme? man ſolle ſehen, daß man es nicht mache, wie jener Gärtner der den Schwan für die Gans abſchlachten wollte. Aber alles umſonſt. Das Todesurtheil ward ausgeſprochen und aus dem Niedergeſchlagenen ward plötzlich ein Raſender:

er riß ſich ſeine Stutzerperüke ab und zerriß endlich ſeine Kleider und ſiehe! da fielen, um den Jubel der Zuſchauer zu erhöhen, ein Spiel Karten und ein Zettel heraus, worauf ſtand: drei Bouteillen Wein zum Frühſtück. Da wuchs das Lachen und eine Menge Stimmen rief: ſeht, ſeht den teutſchen Trunkenbold! Schnell war der Vorhang gefallen, eben ſo ſchnell ſtieg er wieder und man ſah das Schaffot und die Guillottine. Scherer hatte ſtatt aller Begleitung den Teufel, der Crebillons Sopha unter dem Arm hielt und ihm, als er dem Todesgerüſt näher trat, einige Stellen recht beweglich daraus vordeklamirte. Scherer weinte, wie innig gerührt, und ſtieg hinauf; aber er wollte, wie alle Puppen, nicht ſterben, ſondern lief wohl dreimal weg und ward von dem ſchwarzen Beichtvater immer wieder herbeigeſchleppt. Endlich, um den Spaß voll zu machen, ſtürzte er, als er wieder fort wollte, mit dem Leibe weit über den Haublock, das Eiſen übereilte ihn, indem er erbärmlich quikte, und ſchnitt mitten in den Bauch, als hätte der mehr geſündigt, als ſeine Kupplerin, die Kehle; ein lauter Knall endigte das fette Leben, von dem ich nicht mehr ſagen will, als daß ſich von ihm nicht gut ſagen läßt, und der Vorhang fiel — So wird hier faſt täglich jetzt Gericht gehalten. Wer weiß, ob der Direktor nicht einmal mit Vortheil in einem der übrigen Theater glänzt. Ich habe dieſen Puppentragödien manche halbe Stunde um einige freiwillige Sols mit Vergnügen zugeſehen. Indeſſen giebt es noch andre Plätze, wo ähnliche Staatsſachen verhandelt werden, nur müſſen ſie nicht bis zum Kopfabhacken kommen. Die Franzoſen ſind immer ſorgfältig, die Decenz und Wahrheit des Orts nicht zu beleidigen. Wo könnte auch wohl ſelbſt dieſe Duodeztragödie mit mehr Wahrheit und Eindruck geſpielt werden, als auf einem Platze, der mit dem edelſten Blute Europens beſprützt iſt!

Die Hallen.

Es giebt mancherlei Hallen, die in der Dichtung und in der Wirklichkeit berühmt ſind. Man kennt die Vorhallen des Olymps bei'm Homer, die Halle, worin Wodan mit ſeinen Helden am ewigen Schweinsrücken ſchmauſet und Meth trinkt, die Hallen, worin Oſſian und Fingal mit den Helden und Barden die Freude der Muſcheln aufthun und für neue Siege der Jagd und der Schlacht ſich ſtärken; aber alles dieſes ſind Hallen, die etwas in der fabelhaften und idealen Welt liegen; ein anderes iſt es mit den irdiſchen Hallen, wie man ſie noch alle Tage ſieht und hört. Da ſinkt der hohe Begriff, den die Hallen Homers, Oſſians und Wodans erregen können, etwas herab. Da ſind erſtlich die Vorhallen der Palläſte, die oft zu Verzimmern dienen, und wo mehr Flüche der Ungeduld und des Wartens geflucht, Thränen der Unſchuld geweint, krumme Rücken noch krummer gebückt und niederträchtige Schurken oft noch niederträchtiger gemacht werden, als in den Bauerhütten, die auf der ganzen Erde ſtehen, zuſammen. Von Speiſe und Trank und Geſang der Muſen und Barden wird da nichts gereicht, wo man nicht den Sirenengeſang der Hoffnung und das Schlangengeziſch der Schmeichelei auch für etwas rechnen will. Da ſind zweitens die langen Hallen, die zum verſchanzten Thron der blinden Göttin Gerechtigkeit führen, voll von Klagen und Flüchen und mit vielen Schleichwegen und Richtſteigen, wodurch die ſchlaueſten mit ihren Suppliken an das taube Ohr der alten blinden Frau kommen, während die, welche meinen, der grade Weg ſei der beſte, ſich einander drängen und ſtoßen, und die meiſten, halb geſchunden und ganz erfroren auf dem Wege, wieder nach Hauſe gehen hülfloſer, als ſie kamen. Da ſind die Hallen der Kirchen und Klöſter, die viele als die nächſten Wege zur Pforte des Himmelpförtners Peter anſehen; aber auch ſie ſind nicht immer offen, und tritt man ein, ſo iſt viel Wind, Wind, der um dieſe recht ſeine Lieblingspromenade macht, viel Hunger, den man mit Worten ſtillt, viel Hoffnung, die häßliche Gräber unter ſich ſieht — O ihr Hallen! ihr ſeid es nicht, von denen ich ſpreche; nein, ich komme wieder zu denen des Wodan, wo Speiſe und Trank nie ermangelt, und wo das Fett, wenn es nicht auf den Barken, in den Eimern, Körben und Netzen zuwächſt, deſto beſſer auf denen haftet, die als die Diener und Dienerinnen dieſe Hallen des Pariſer Olymps durchwandeln. Und wer will mir leugnen, daß dieſe nicht dieſelben Muſen ſind; welche die Hallen des Olymps bei'm Mäoniden durchwallen. Gilt der alte Terenziſche Spruch: Sine Cerere et Libero friget Venus: ohne Ceres und Bacchus verklahmt Venus, und iſt Venus die erſte Göttin aller Muſe und Grazie, wie ſollten denn die Bewahrerinnen und Bewohnerinnen der Hallen nicht auch hier die Muſen ſeyn, welche das heilige Feuer mit unvergänglichem Oele nähren? So kommt denn ihr Himmliſchen, die ihr die Hallen des Pariſer Olymps bewohnt, kommt über mich und lehret mich würdig euer heiliges Leben beſingen! Nicht der Töne des Rythmus, nicht des Schellenklanges der Xenien bedarf es; nein das ſtille und beſcheidene Wort der Wahrheit verleihet mir, und ihr werdet am würdigſten geprieſen werden.

Man hat ſeit zehn Jahren von den Hallen und ihren Inhabern und Inhaberinnen ſo viel gehört und gelogen und geleſen und geſchrieben, daß ſie in der neueſten Geſchichte beinahe klaſſiſch geworden ſind, wie es jene von Walhall und vom Olymp noch in manchen Schulen behaupten. Es iſt alſo wohl der Mühe werth, über das Leben derſelben und über ihre Bewohner ſich etwas auszubreiten. Wer weiß, ob es nicht bald jemand geben wird, der die ganze Revolution von den Poiſſarden herleitet, wie manche es mit wenigem Glück von den Philoſophen, Freimaurern und Illuminaten gethan haben, ein Glaube, wofür ſich noch manche blindäugige Kauze und boshafte Raben hängen und köpfen laſſen wollen. Und warum ſollte nicht eine Schaar von Poiſſarden bei der Revolution und Veränderung eines Landes einmal eben ſo vielen Einfluß gehabt haben, als ſo manche Hure, die nicht beſſer, und oft auch nicht viel ſchöner war, und welche die Geſchichte oft neben einen Kromwell und Buonaparte und andre große Männer ſtellen muß, wenn ſie uns die Helfer des Schickſals auf Erden und das Umdrehen ſeines Rades erklärlich machen will?

Es giebt freilich in jedem beträchtlichen Theil der Stadt Hallen für mancherlei Gebrauch, als Fleiſchhallen, Fruchthallen, Fiſchhallen, Kornhallen und andre; wenn man aber die Hallen im engeren Sinne nimmt, ſo iſt es die ganze Reihe vom Markt der Unſchuldigen bis zum Thore der Straße von St. Denis beinahe. Im engſten Sinne endlich iſt die Halle die große Halle an der Seite des Markts der Unſchuldigen, welche in die Straße Montmartre hineinführt; ſie liefert ſo ziemlich den Hauptbegriff der Gattung von Bürgerinnen, die man uns in Teutſchland unter dem Namen der Damen der Halle ſoviel beſchrieben und gemahlt hat und worunter man nun einmal gewohnt iſt, ſich bloß die Fiſchweiber zu denken, die allerdings einen Haupttheil dieſer großen Innung ausmachen und vielleicht an jedem Ort der Welt die geſchickteſten ſind, für die Spindel den Degen und für die Grützkelle die Pike zu nehmen, wenn die Weiber doch einmal mit ins Regiment eingreifen ſollen.

Man kann, um von den Hallen, die ich beſchreiben werde, eine etwas beſtimmte Gränze zu haben, ſich folgende kleine Notizen merken. Sie fangen da, wo die Straße St. Honoré, eine der erſten dieſſeitigen aufhört, mit dem Markt der Unſchuldigen an und haben an der andern Seite die Straße St. Denis zur Gränze, zwiſchen welcher und einer andern, die mit verſchiedenen Namen, zuletzt mit dem Namen Straße Poiſſonniere (Fiſchſtraße) ausläuft, ſie bis nahe an die Boulevards reichen. Wenn man dieſe Gegenden, die zugleich wegen ihrer Lage und ihres Gewerbes zu den lebhafteſten von Paris gehören, oft durchwandert iſt, ſo hat man ein ſehr lebendiges Bild von dem, wie die Klaſſe, die hier lebt und erwirbt, in ähnlichen Winkeln der ungeheuren Stadt ausſieht; denn hier iſt alles im glänzendern und vorzüglichen Grade beiſammen, und nur wer ſeinen Armen, ſeiner Zunge und ſeinem Beutel das Vermögen nicht zutraut, hier mit Erfolg ſeine Bude aufſchlagen zu können, entweicht zu den ſtilleren Kaien der Seine dieſſeits vom Richtplatze bis zum großen Arſenal und jenſeits zu beiden Seiten der Jakobsſtraße.

Die Einleitung macht ſchon der Markt der Unſchuldigen, gleich am Eingange der Straße Feronerie in die Straße St. Denis. Indeſſen ſind anfangs die Vorpoſten noch ziemlich golden, wenn man ſie mit den folgenden vergleicht. Die weſtliche Seite dieſes erſten Markts von Paris nehmen Gebäude ein, die Niederlagen für mancherlei Gewerbe ſind und kleine Straßen bilden, ſo wie die der Schmiede, Beutler, Töpfer, Trödler, Schuſter und andre. Die Mitte des Markts iſt Tag aus Tag ein mit Buden, Tiſchen, Bänken, Eimern, Körben, Schiebkarren beſäet und zwiſchen dieſem All der Verwirrung wickelt ſich das Gewimmel der Käufer und Verkäufer durch, und ein ewiges Toſen, Schreien, Locken und Schmeicheln, Zanken und Stoßen erfüllt die Luft. Schon hier kann man alle Klaſſen und Arten dieſer Menſchen bewundern, die ſo tief im Boden des Schiffes ſtehen, welches andre ſchlau auf ihre Koſten zu lenken verſtehen; hier wimmelt alles von denen, die für die erſten und niedrigſten Bedürfniſſe der Bäuche zuſammenſchleppen, und von denen, die den Auskehricht deſſen, womit wir unſre Leiber bedecken und unſre Häuſer ſchmücken, noch zum zweiten, dritten, ja wohl zum vierten und fünften Male feil haben. Auf dem mittelſten und etwas erhöhten Standpunkt dieſes Marktes, der ohne ſeine Umgebungen und Bewohner ganz nett ſeyn würde, ſteht eine ſchöne Fontäne, die eines der erſten Meiſterwerke der ältern franzöſiſchen Bildhauerei iſt. Dieſe dient nun denen, die mit Fleiſch und Fiſchen umgehen und Tiſche und Bänke und Eimer zu reinigen, oder mit friſchem Waſſer zu füllen haben, ganz bequem, weil ſie immer das Waſſer zur Hand haben. Gewöhnlich iſt ſie auch bis auf die Stufen ſo beſetzt, daß man kaum zu ihr kann, und manche ihrer Baſen und Basreliefs ſind häßlich mit Schmutz und Unrath beſudelt und vergraben. Von hier kommt man in die ſogenannte Halle, die ſchon dadurch ſich als die erſte in Paris verkündet, daß alle andre ihren Beinamen haben. Sie läuft ſchief und krumm mit altfränkiſchen Gängen, die keine italiäniſche Portiken ſind, bis an die Straße Montmartre in einer beträchtlichen Länge fort. Der Platz vor ihr, den man gewöhnlich und zwar mit Recht zu ihr rechnet, verbindet ſie mit dem Markt der Unſchuldigen, von dem man ſie auch eine bloße Fortſetzung nennen kann. Sie vereinigt den Inbegriff der ſogenannten Hallebewohner und hat unſtreitig die Blume des Poiſſardenvolks unter ihren bedeckten Gängen. Voran ſtehen Frucht- Gemüſe- und Krauthändler und Händlerinnen, auch wohl einzelne Blumenweiber, die ſich aber ſchämen würden, mit denen um den Louvre und die Thuilerien, oder auf den Boulevards an Eleganz verglichen werden zu können; dann findet man gewöhnlich eine Reihe Buden, wo das, was in den Fiſcheimern und auf den Fleiſchbänken anfängt zu riechen, nebſt den Kaldaunen, Beinen und Kopf- und Ohrenſtücken an einem dampfenden Feuer geſotten und gebraten wird, und wo die meiſten, die in dieſen Gegenden ihren offenen Verkehr treiben, für drei, vier Sols ſich ihr Mittagseſſen holen. Ich bleibe bei dieſer Halle ſtatt aller ſtehen und ſage nur noch, daß man ſich hüte, die große und prächtige Kornhalle links ihr zur Seite mit ihr zu verwechſeln. Hinter ſich hat ſie erſt die Lederhalle, die wenig mit ihr gemein hat, und dann die Fiſchhalle, (Halle à la Marée) die man als ihre ächte Schweſter, oder Tochter anſehen kann, obgleich das Leben dort nicht ganz ſo brauſend und genialiſch hergeht, als hier. Doch gehören die, ſo auf dem Fiſchmarkt ſitzen, zu der ächteſten Race der Poiſſarden. Dieſe Fiſchhalle iſt nahe an den Boulevards und giebt der Straße neben ihr den Namen, die ihn auch bis in die Vorſtadt von Montmartre mitnimmt. Doch ich laſſe auch dieſe und gehe wieder zur Halle zurück. Dieſe iſt beſtändig bis tief in die Nacht hinein beſetzt und enthält die muthigſten, die noch von der Schlacht des zehnten Auguſts und von dem erſten Einzuge des letzten Königs von Verſailles her leben. Sie haben das Vorwort, und die ſchlechteſte, die hier ſitzt, müßte in andern Straßen und an andern Ecken immer das erſte Wort in der Verſammlung behaupten. Hier iſt die aufgehäufte, aber ekelhafte Speiſekammer von Paris in ihrem Glanze. Die beſten und theuerſten Fiſche, das beſte Fleiſch, der reichlichſte Vorrath von lebendigen und gerupften Putern, Hühnern, Tauben, Wildpret und was der leckere Gaum und der gierige Magen nur wünſchen und fordern mögen. Aber hier, wo dies alles iſt, iſt auch der größte Schmutz, Geſtank und das häßlichſte Geſindel, was ſich in Paris findet. Das heißt wohl recht: ländlich, ſittlich. Ich brauche nur ein ſchwaches Bild — denn wie ſoll ich das vollkommene erreichen? — von einer einzigen der Damen dieſer Halle zu zeichnen, und ein jeder wird ſich ſogleich ein ungefäres Porträt von dem Uebrigen machen können. Es iſt, als wenn das aufgedunſene todte Fleiſch und das Fett und die Schmeer in ſie übergingen, ſo feiſt, ſo plump, ſo ganz unfranzöſiſch ſind ſie alle; vom Schmutz darf ich wohl nichts ſagen, denn der iſt bisher immer noch franzöſiſch geweſen. So denkt euch denn —

es iſt eine für alle — eine längere, oder kürzere Figur, deren Breite ſich zur Länge meiſtens, wie zwei zu drey verhält, mit einem braunen oder grauen Jüpchen angethan, oder mit einem Schaafspelz, von dem man vor Dreck und Schmeer lange nicht mehr die Farbe hat ſehen können. Um die Hüften hängen in mehreren Etagen — da geben ſie wenigſtens mit den neuen Pariſerinnen nicht zu klagen — die Röcke bis etwas unter die Wade herab und zeigen ein Paar blaue, oder rothe Beine in breiten ſtumpfen Schuhen, über welche das Fett der alten, oder die Sünde der jungen Jahre mit dem Strumpf hinüberſchwillt; oft ſind ſie aber auch geſtiefelt. Auf dieſem ſchlaffen und glänzenden Fleiſchklumpen ſitzt nun ein Kopf, der ihm erſt Leben giebt. Ueber den Haaren, oder den Stellen, wo die Haare einſt ſaßen, liegt eine Mütze, deren Haube man eben ſo richtig gelb, als weiß nennen könnte, oder ſtatt aller Bedeckung ein Strohhut, die Wangen fein blauroth, die Naſen kupferig und fein zu Knollen ausgewachſen, aus welchen die Tobaksſauce, die hier alle Welt nimmt, über die Produkte fließt, worauf die Naſe fährt; manchen fehlt indeſſen dieſe Schreibewand und Bruſtwehr der Augen ganz, oder zum Theil. Aus dieſen Fleiſchklumpen, die ſchlechte Getränke beſtändig roth färben und oft zu mäßigen Nachtlichtern erhellen, gucken ein Paar Augen, die noch oft franzöſiſch ſüß thun, und ſich dann noch wohl ertragen laſſen; wenn aber Händel und Zank den Frieden der Seele brechen, o da ſind ſie fürchterlich. Zum Buſen kann man füglich mit derſelben braunrothen Farbe hinabſteigen, die man zum Geſichte genommen hat, gewöhnlich iſt er ſchwarzbraun, weil er mehr der Sonne ausgeſetzt iſt; die Brüſte hängen, wie ein Paar halb aufgeblaſene Blaſebälge da, und doch müßte es ſchlecht ſeyn, wenn nicht ein Blumenſtrauß, oder irgend ein Grün dieſe häßlichen und traurigen Ruinen noch mehr auszeichnete. Um die Mitte des Leibes hängt gewöhnlich ein lederner Gürtel mit Meſſing beſchlagen, woran ein Mittelding zwiſchen Meſſer und Dolch baumelt, nebſt einer ſchmierigen Taſche, welche die Schnupftabakdoſe und die Geldbüchſe enthält. Doch ſchlecht müßte es ſeyn, wenn nicht vor ihnen ein tüchtiger Knüppel läge, oder ſtände, womit ſie ſich nächſt der Zunge Reſpekt zu verſchaffen wiſſen. Und wahrlich ſie machen nicht lange Komplimente, und ich habe mehr als einmal ſie mit einem Kerl zuſammentreffen und durch die Erynnikswuth, nicht durch die Stärke ſiegen ſehen. Doch keine Luſt geht darüber, ſo ein Paar entzündete Megären mit dem loſen Gebiß der Zunge auf einander losfahren zu hören. Die meiſten leben hier ihr Leben unter freiem Himmel, und kriechen dann in irgend ein Loch ein. Der Tiſch, der ſie ernährt, worauf ſie Fiſche austheilen, ihr Fleiſch zerhauen, ihre Kaldaunen und Würſtel zerhacken, empfängt auch des Morgens ihre Portion Kaffe, die ſie aus dem Kaffehauſe ſich hohlen laſſen, und der Braten, den ihr benachbarter Kunde ihnen aus ſeinem dampfenden Zelte bringt, liegt nebſt Brod und Salat friedlich und ohne Ekel unter dem Blute und Fette des rohen Fleiſches und unter dem Schleim der Fiſche. Das Weinkrüglein, oder der Biertopf, oder das Branntweinfläſchchen darf nie ausgehen; dazu einen Happen Brod und ein Stück Fleiſch gebiſſen, und ſie ſind königlich vergnügt, und zuletzt königlich beſoffen; denn das Saufen ſcheint einmal hier zum Handwerk zu gehören. Gegen zehn Uhr des Morgens ſind die meiſten ſchon halb illuminirt, zum Theil auch von den Strapazen der Nacht noch halb beſoffen; denn wer hätte hier nicht ſolche?

Nach dieſen ächten Poiſſarden, die man im Auge haben muß, wenn man an die der Zeitungen denkt und der Revolutionsalmanache, kommen in mancherlei Abſtufungen die andern Halledamen bis auf die Blumenweiber herab, die ſchon ihres Gewerbes wegen die zierlichſten ſeyn müſſen. Da ſind die erſten die, ſo mit Tauben, Hühnern.

Vögeln und anderm Geflügel in Körben, Bauern und Netzen ausſtehen, dann die Kraut- und Gemüſeweiber, die Frucht und Obſthändlerinnen, und nebſt dieſen die Trödlerinnen, die mit allen möglichen todten Dingen und alten Klappereien handeln, die man nicht eſſen kann. Die, ſo mit Gebackenem und Konfituren ausſtehen, ſind demnächſt ſchon netter, und die netteſten die Blumenweiber. Aber man hüte ſich ja, ſich ſolche Weiber ſelbſt bei dieſen Zierlichkeiten zu denken, wie man ſie in Teutſchland und ſelbſt in Italien findet. Es giebt in Paris nichts nettes und Jugendliches unten, und es gilt hier überall: was unten liegt, das liegt im Dreck. Da muß man leiſe treten, oder man muß mit ihnen hinein. Sie machen keine Umſtände, wenn man mit ihnen keine macht, und man findet nichts von der teutſchen Demuth, oder der italiäniſchen Niederträchtigkeit, die ſich von andern mißhandeln läßt, bloß weil das Glück ſie einige Stufen höher geſtellt hat. So lange man in den Schranken franzöſiſcher Artigkeit bleibt, geht alles gut, aber wenn man ſie von oben anſieht und vollends ihre Waare verachtet, da ſieht es ſchlimm aus, ſelbſt die ärgſten Feindinnen machen ſogleich gemeinſchaftliche Sache, und Uebung und Lebensart machen ſie im Kampfe fürchterlich. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, wie es einem rechtlichen Manne einmal bei den Thuilerien ging. Da ſind die Blumenweiber oft, wie die Fiſchweiber. Was lange liederlich geweſen iſt, wird immer hart und kerlsmäßig. Jener Ehrenmann kaufte ſich einige Roſen, und ging fürbaß, indem er die eine zerpflückte und ſprach, ſie ſei welk und geruchlos. Wie eine gehetzte Beſtie ſprang die Verkäuferin auf ihn ein, bald kamen ihr ein Paar Schweſtern zu Hülfe, und in einem Augenblick ſah ſich der Mann umzingelt, und ein Dutzend knolliger Fäuſte wie eine Wagenburg um ſeinen Kopf geballt. Die Sache ſtand zum Zuſchlagen, als ihn die

Wache rettete, die in der Nähe ſtand, ſonſt würde es um Kopf und Wangen ſchlimm ausgeſehen haben.

Doch nicht bloß bei Tage iſt die größte Gemeinheit hier zu Hauſe, ſondern es geht bei der wilden Freiheit jedes ſchmutzigſten Laſters ſo ziemlich die Nächte durch. Die Damen der Hallen herrſchen auch bei Nacht noch in einem großen Theil ihres Diſtrikts und eine Menge Kuppler und verdorbener junger Leute beides Geſchlechts ſteht in ihrem Solde, oder im Schutze ihrer Liebe und ihres Daches; denn das Bedürfniß dieſes Daches iſt das einzige, was vielleicht ein Viertel der Einwohner von Paris hindert, in einem völligen Naturzuſtande zu leben. In dieſem Winkel alles todten und lebendigen Schmutzes bei Tage, ſammelt ſich natürlich auch der der Nacht ungehindert, weil wohlhabende und gebildete Leute nicht gern in ſolchen Peſtdämpfen wohnen Gleich hinter der großen Halle iſt die Straße des Lumpengeſindels, (rue de la Truanderie) die doch mit ihren Bewohnern dieſen Namen verdienen muß, und ſo geht die Lumperei bis ans Ende der vielen klein durchſchnittenen Gaſſen zu den Boulevards fort. Denn dies iſt eine erwünſchte Gegend für viel loſes Volk, weil ſie mitten in der Stadt und ſo nahe an den ſchönſten Boulevards und dem Palais Egalité iſt. Ich habe einige Male in Geſellſchaft von ſechs, ſieben meiner rüſtigen Hausgeſellen hier um die Mitternachtzeit die Runde gemacht, was war das für ein Leben! Wir waren übrigens mit guten Knüppeln bewaffnet, und hielten uns in einem gedrängten Haufen, weil es ſonſt hier gefährlich iſt durchzukommen. Man merkt es ſchon in der Nachbarſchaft der Halle und des Fiſchmarktes in den Straßen Clery, Montmartre, du Mail und anderen, was hier für ein Bienenſchwärmen um die Abendzeit ſeyn müſſe. Denn nirgends hängen ſie ſich einem hartnäckiger und unverſchämter an, die Dirnen, und keine Gegend paradirt öfter in den öffentlichen Blättern wegen Geſchichten, die mit ſolchen Auſklettungen Zuſammenhang haben. Sollte man es glauben, manche jener Harpyen, die einen bei Tage Meilenweit jagen könnten, ſtehen hier oft an der Spitze eines leichten Hauſens und ſiegen nicht ſelten durch Kühnheit und durch die Nacht. Jedes Haus iſt offen, und ſeine Bewohnerin, oder einige Miethsund Penſionstöchter treten dem Spazierenden, oder Verirrten einige Schritte auf die Gaſſe entgegen, und laden ihn gaſtfrei zum Bette und Schlummer ein. Manche dieſer Löcher ſind auch Spielhäuſer, und ſteigen in verborgene Keller und Gewölbe hinab, wo Geſundheit und Vermögen oft auf immer verloren gehen. Nicht einzeln, nicht zu zweien und dreien gehen hier die Mädchen und Weiber auf den Fang aus, ſondern in ganzen Haufen, und oft lauern einige handfeſte Kerle im Hinterhalte mit Knüppeln, wenn das geenterte Schiff ſich nicht gutwillig ſchleppen laſſen will, und erſehen die Gelegenheit, wo ſie dem Siege den Ausſchlag geben können. Am natürlichſten, aber auch am viehiſchſten geht es um die Hallen her, und das läßt ſich jetzt (im Julius) wohl thun, wo eine Menge Burſchen auf Bänken und an ſichern Straßenecken die Nacht durchſchnarcht; der Arme hat immer ein ſicheres Bette. Eine Mengo der Buden bleibt unabgebrochen ſtehen, was läßt ſich da nicht unter den Zelten machen? Manche dieſer Zelte ſind die ganze Wohnung ihres Beſitzers, und dieſer zieht in der Nacht oft mehr Gewinnſt davon, als bei Tage. Die Polizei, die ſonſt ſo gut iſt, hat hier beide Augen zugedrückt, und ſagt nicht einmal ein Wort. Ich müßte mich ſehr wundern, wenn hier nicht die cyniſchen Hochzeiten auf öffentlichem Markte wieder aufkämen. Doch genug; der Arme thut nur häßlicher und abſcheulicher, was der Reiche nicht weniger ſchlecht ſich erlaubt. Dieſe Dinge gehen nicht von der Halle, ſondern vom Palais Egalité aus.

Allerlei, was jeder beſehen, aber nicht jeder, noch allenthalben beſchreiben muß.

Der Dinge ſind hier in Paris natürlich unzählige, aber die merkwürdigſten laſſen ſich noch wohl aufrechnen. Dahin gehören nach Mehrerem, ſo oben benannt iſt, vorzüglich die ecole polytechnique, die Sitzungen und öffentlichen Reden des Inſtitut national, die Bibliothek, die Sammlung franzöſiſcher Skulptur, das Muſeum der Künſte, die Telegraphen, der botaniſche Garten, die Naturalienſammlung, die Gobelinsmanufaktur, und die groſſe Spiegelfabrik in der Vorſtadt St. Antoine. — Von den meiſten dieſer Dinge hat man indeſſen ſo viel Beſonderes und Ausführliches geleſen, daß es hier der Mühe nicht werth iſt, es noch einmal aufzufriſchen; Manches iſt auch von der Art, daß es ſich wohl aufzählen, aber nicht darſtellen läßt, daß alſo jede Schilderung davon todt ſeyn muß. Weiſe zieht ſich überdies jeder in die Schranken ſeines Wiſſens und Vermögens zurück, und giebt, was ihm gerade für ſeine Zeit Neu und Karakteriſtiſch dünkt, oder was vor ihm nicht beſchrieben war, noch beſchrieben werden konnte. Von David und der neuen franzöſiſchen Kunſt hat Meyer ſo viel und ſo ſchön geſchrieben, daß es Tollheit wäre, nach ſo einem Vorgänger mit nichts Neuem aufzutreten; von der polytechniſchen Schule und ihrer Einrichtung, und vom Nationalinſtitut der Wiſſenſchaften, ſind von Zeit zu Zeit alle Journale Teutſchlands voll; die Katalogen einer Bibliothek laſſen ſich beſſer nachſehen, als leſen, und haben für denjenigen gar kein Intereſſe, der nicht darin herumgeſtöbert hat, oder darin herumſtöbern will. Ein anderes iſt es, mit allem, was lebt, oder ſich verändert, da macht ein Jahr, ja oft ein Monat ſchon eine groſſe Veränderung. Wenn nun auch die Erwerbung und Verſammlung mancher der oben benannten Gegenſtände von Vielen nicht gebilligt wird, und die Franzoſen zu ihrer Rechtfertigung des Raubes ſelten etwas anderes, als das Intereſſe der großen Nation, wie ſie ſich zu nennen belieben, anführen können, ſo muß man auf der andern Seite billig ſeyn, und kann die Humanität und Freiheit nur rühmen, mit welcher alle Gegenſtände der Neugier und des Wiſſens einem jeden offen ſtehen. Sie haben den Stolz, ſich die Lehrer Europens zu nennen — und ſind ſie es nicht eine Zeit geweſen? — und mögten hier gern aus allen ſeinen Ländern Schüler verſammeln. Sie werden auch wohl am Ende Recht behalten, wenn ſie die köſtlichſten Denkmähler der alten Litteratur und der neuen Kunſt, nebſt den vorzüglichſten Handſchriften und Archiven der neuern Geſchichte werden in ihr Paris zuſammengeſchleppt haben. Nur mögte man den Muſen, die nach Horaz die engen Pfade des Lebens verfolgen, einen ſtillern und heiligern Sitz wünſchen, als dieſen Tummelplatz aller Kabale, aller Laſter, aller Pracht und Zerſtreuung, wo der junge Künſtler gar zu leicht aus ſeinem Himmel wieder mit Gewalt auf die Erde hinabgeriſſen wird. Alle öffentliche Anſtalten ſind öffentlich, d. h. an gewiſſen Tagen kann jeder Bürger frei eintreten, der Künſtler, der Studierende und Fremde alle Tage.

Der botaniſche Garten liegt in der jenſeitigen Stadt, und zwar an der einen äuſſerſten Seite derſelben nahe an den alten Boulevards und der Salpetrière. Es iſt ein ſchönes und großes Oblongum, und ſein Eingang iſt an der Seine. Voran findet man ſchöne Alleen ſeltner Bäume, und die Abtheilungen ihrer Einfaſſung eben ſo mit Bäumen beflanzt und mit grünem Raſen. Zur rechten Hand iſt eine herrliche Menagerie von allerlei reiſſenden nordiſchen, afrikaniſchen und aſiatiſchen Thieren. Sie ſtammen ſich, wie die beſten Elefanten, meiſt aus Holland her, wo ſie zum Hofſtaate des Erbſtatthalters gehörten, wie ſich ihr Hüter witzig ausdrückte. Vorzüglich ſchön war der König der Thiere, der Löwe, hier in einem Exemplare ter fortgehend findet man linker Hand in einem kleinen Park von allerlei Holzen und Bäumen, die Thiere, welche nur durch die Schnelligkeit ihrer Füſſe und ihren Kopfputz tapfer und ſchön ſind. Da ſind Kamele, Gazellen, alle Hirſch- und Reharten, Büffel, Ure, alle möglichen Arten Schaafe und andre ſeltene Sachen; jeder hat ſeine kleine Umzäunung, wo er gefüttert wird, und ſpazieren kann. Von den Elefanten des Erbſtatthalters, die weiter zur Seite des Gartens in einem eignen kleinen Bau gefüttert werden, war der eine von einer ſeltenen Größe und Klugheit. Es fiel gerade in meine Periode, daß dieſes Thier in der Stadt berühmt ward, und daß es anfing, Mode zu ſeyn, den Elefanten geſehen zu haben, und von ihm ſprechen zu können. Eine Menge Karoſſen trägt nun einige Monate durch die alte und junge Stutzerwelt zu ihm, welcher es gefiel, ſich einige Minuten mit Mſr. l'Elephant zu unterhalten. Als man vollends ausgefunden hatte, was in Indien und vielleicht auch in Amſterdam ein jeder Bube weiß, daß dieſe Thiere muſikaliſch ſind, da wurden ihnen zu Ehren, und um die Wirkung der Muſik auf ſie zu bewundern, Ständchen gebracht und Waldhornkonzerte gegeben, welche die ankommende Geſellſchaft ſich eine Freude machte, zu bezahlen. Kaum war dies alles recht unter die Leute gekommen, ſo waren auch die Elefanten ſchon auf den Theatern, und mußten mit ihrer Anlage zur Muſik irgend einem hungrigen Skribenten ein Abendbrod verdienen helfen.

Neben dem kleinen Thiergarten der friedlichern Thiere hat ſich nun das Thier, welches das friedlichſte von allen ſeyn ſollte, auch ſeine Menagerie angelegt. Es ſind nemlich ein Paar für dieſe Gegend ganz nette Kaffehäuſer gebaut, mit einer Menge Stühle und Bänke drauſſen im Freien unter den Bäumen, wo es an guten Tagen immer von Menſchen wimmelt. Denn der ſchöne Garten dient neben ſeinem Gebrauch für den Naturforſcher dieſer ganzen vom lebendigſten Paris ſo abgelegenen Gegend zu einem luſtigen Spaziergange. Von hier rechts beginnen nun in mehreren großen, ſchön eingefaßten und mit Linden, Ulmen und Platanen umpflanzten Quadraten die feineren Pflanzen, Blumen und Gräſer. In einigen der Abtheilungen ſind große Waſſerbecken, die mit fremden Waſſervögeln beſetzt, und mit Geſträuch umkränzt ſind, wo ſie der Freude des Kindermachens obliegen können. Zur Seite laufen ſtatt der Staketen der übrigen Seiten des Gartens, mehrere große Treibhäuſer hin, für die man auch neue Acquiſitionen gemacht hat. Am Ende des Gartens, der Seinepforte gegenüber, iſt wieder ein Ausgang in die Stadt, und dieſer führt auf ein ſtattliches Gebäude, das man mit dem Beinamen, Muſeum der Naturgeſchichte, beehrt. Seine vornehmſten Zimmer verzieren Linné, Büffon und Daubenton, Büffons Freund, der noch in einem hohen Alter rüſtig lebt. Sie ſind als Büſten auß weiſſem Marmor gehauen, und beſtätigen, wenn ihre Geſichter wahr ſind, die alte Bemerkung, daß die Freunde und Forſcher der Natur gewöhnlich einfältig und kindlich in ihren Mienen ſind. Sie waren aber auch das erſte und neueſte der ganzen Sammlung, die in allen Theilen nur ſehr unvollkommen und ſchlecht geordnet war. Darum aber iſt man nicht arm. Nein, man hat ungeheure Sammlungen von auswärts gehohlt, und auch die emigrirten Prinzen haben viele köſtliche Sachen zurückgelaſſen. Dieſe liegen nun noch eingepackt und zerſtreut an verſchiedenen Stellen, und es fehlt an einem Lokale, wo ſie mit Vortheil aufgeſtellt werden könnten. In dieſem Muſeum der Naturgeſchichte leſen Daubenton und la Cepède und andre Männer des Nationalinſtituts über Wiſſenſchaften, die ſich hier am beſten demonſtriren laſſen. Von hier ausgehend iſt rechts noch ein kleiner Anhang des botaniſchen Gartens, ein ganz anſehnlicher Hügel, mit mancherlei Nadelholz beſlanzt, und mit Schneckengängen von unten ſich zu ſeiner Höhe hinaufwindend. Auf dieſer Höhe prangt ein kleiner chineſiſcher Regenſchirmthurm, von dem man nächſt der Kuppel des erhabenen Pantheon und dem Telegraphenthurm des Montmartre die ſchönſte und reitzendſte Ausſicht über die Stadt hat. Wie oft habe ich den ſinkenden Abend hier erwartet, einſam und ſelig in der getümmelvollen Stadt, deren Lärm aber weit von hier iſt. Dieſe Warte nebſt ihrem unten liegenden Hügel wird außerordentlich beſucht, und alle rüſtigeren Spaziergänger des großen Gartens verſäumen nicht, dieſes nette Rund hinanzuklettern. Auch hier iſt unten ein Kaffehaus und ein Reſtaurateur, der den Matten und Hungrigen gern ſeine Waare hinaufſchleppt. Man nennt ihn wegen der vielen Hühner, die er hält, den Eierreſtaurateur, und ſeine Wohnung iſt eben ſo dicht mit Eierſchaalen umworfen, als die des Fiſchers mit Schuppen und Floßen. Weiter hinabwärts nahe bei der Elefantenwohnung findet man das ſchöne anatomiſche Theater, ein Pantheon, das bis auf den heutigen Tag noch keinen Unſterblichen gemacht hat.

Von dieſem Pantheon, wo geſchnitten wird, hat man durch die Straße Coupeaux ganz nahe zu dem andern größeren, welches ausſchlußweiſe das franzöſiſche Pantheon heißt. Wer weiß nicht von der heiligen Genoveva zu ſagen, der Schützerin von Paris? Dieſer nahm man ihren Tempel, und machte ihn zum Tempel aller Unheiligen. Denn bis jetzt iſt er es geweſen. Als ein trefliches Denkmal der Baukunſt, welches nur zu gebrechlich gerathen iſt, wird dieſes Pantheon nebſt dem ſimpeln und ſchönen Val de Grace, woraus man ein ſchmutziges Soldatenlazareth gemacht hat, immer einen großen Eindruck machen. Es beherrſcht auch durch ſeine Lage auf der höchſten Stelle von ganz Paris, und durch die unbegränzte Ausſicht von ſeiner Kuppel herab, die ganze Stadt. Aber mit der Verſammlung der neuen Heiligen hier iſt es was Unſinniges. Man hat es ſchon eingeſehen, und mehrere wieder auf den Schindanger der Schande geworfen, die zu früh und wider Gebühr ſich eingedrängt hatten. Ich bin die beiden Male, daß ich hier war, nur mit Aerger weggegangen über manche Schurkenköpfe, die ihre ehrwürdigen Nachbaren der guten alten Zeit entehren. Soll ſo ein Pantheon ſeyn, ſo laſſe man funfzig Jahre nach ſeinem Tode über den Mann debattiren, den man für einen würdigen Kandidaten dieſer vergänglichen Unſterblichkeit hält. Wo iſt ein Urtheil über einen Mann, der geſtern durch die Guillotine, oder die Franzoſen fiel, und heute durch die Kehlen und die Fäuſte ſeiner Parthei, nicht durch die leichten Flügel des Gedächtniſſes und die zarten Hände einer dankbaren Nachwelt hieher gebracht wird?

Von der polytechniſchen Schule will ich nichts ſagen, weil ich nichts Neues davon ſagen kann. Man hat überdies ſchon zu viel in Teutſchland davon geſagt, wo es Mode wird, in allen neueren Anſtalten der Franzoſen, die oft nichts Neues haben, als den Namen, eine Regeneration des Menſchengeſchlechts und außerordentliche Samen künftiger Früchte zu bewundern. Es iſt wahrlich jetzt nicht die Zeit, wo die Wiſſenſchaften blühen können, wo die Alten noch keine Ruhe haben, und die Jugend von dem neuen wilden Geiſt umgetrieben, oder von der Nothwendigkeit zu früh aus ihren ſtillen Studien zu den Waffen gerufen wird. Der Plan der polytechniſchen Schule iſt vortreflich, und ſollte in allen Ländern nachgeahmt werden, aber er iſt noch lange nicht realiſirt, und man weiß hier in Paris noch wenig von den groſſen Mechanikern und Ingenieurs, welche die teutſchen Nachrichten haufenweiſe daraus hervorgehen laſſen. Die beiden Male, die ich da war, gab es nicht über 30 Knaben und Jünglinge, und die Sachen, die man mit ihnen durchnahm, waren ſo, wie jeder gute Schulmeiſter in einer kleinen Landſtadt es auch kann.

Das Nationalinſtitut iſt nur ein andrer Name für Akademie, Kollegium, Univerſität, oder wie man ſonſt will, obgleich man hoffen darf und hoffen muß, daß vielleicht in dieſem freieren Namen auch das Todesgift liegt, welches den Innungsgeiſt endlich zerſtören wird, der für nichts weniger paßt, als für die Wiſſenſchaften und Künſte. Die Gelehrten müſſen werden, wie andre Bürger und Menſchen, ſo werden ſie ihren hohen Zweck als Ausſtreuer des Salzes der Erde am beſten erfüllen. Aber daß der Staat Menſchen entſchädige, die ſo weit über der Erde leben, daß ſie nach ihren Gaben nicht greifen dürfen, wo ſie nicht jenes hohe Leben verlieren wollen, iſt billig und löblich, und nur ſo ein freies und von auſſen geſichertes Daſeyn, welches die Arbeit ſelbſt nur als ein frohes Spiel treibt, wird die ſchönſten Blüthen des freien Geiſtes auch frei hervortreiben, die nur auf den Miſtbeeten des Formelweſens und der Konvenienz, oder in den Treibhäuſern der Muſe, die Hunger und Durſt heißt, immer ſchon das Welke, oder Gezwungene ihres Urſprungs an ſich tragen. Man glaube übrigens nicht, in dieſen Mitgliedern des Inſtituts lauter republikaniſche und bürgerliche Geſtalten zu ſehen. Sie ſind ja noch die Alten, und ihr Blüthenalter hatte wenig mit den neueſten Revolutionen gemein, nicht einmal im Gedanken, und ſelbſt der republikaniſche ſimple Rock und das Franklinſche Haar laſſen dem Kopf und dem Rumpf immer noch das Anſehen, welches in der Allongenparüke und im Gallakleide abgedrückt ward. Es ſind, einige jüngere ausgenommen, Gelehrte, wie dieſe Klaſſe, wenn ſie über die Vierzige hinaus iſt, im ganzen übrigen Europa ausſieht; Menſchen, die man faſt ſogleich für das erkennen kann, was ſie ſind. Sollte es je dahin kommen, daß unſre Schiller und Voltaire wieder durch Kunſt würden, was Pindar und Sophokles durch ihre Sitten und Verfaſſung natürlich waren? oder ſollten die Verfaſſungen ſie wieder je ſo begünſtigen, daß ſie auch als

Bürger bedeutende und handelnde Mitglieder des Staats werden können? O es giebt viele Träume, die wirklich geworden ſind; aber doch muß ich rufen: lieber Herr, hilf meinem Glauben.

Indeſſen verſchwindet dieſe Schwerfälligkeit der alten Katheder und Innungen ziemlich, ſobald dieſe Männer in Handlung ſind. Da verachtet die franzöſiſche Lebhaftigkeit die teutſche Aengſtlichkeit der Form, und ſpringt wie ein lange gekrümmter Bogen wieder in die grade Natur zurück. Ich habe mehrern Verſammlungen beigewohnt, die öffentlich waren, und durch Reden einzelner Mitglieder gefeiert wurden. Da ging es ganz franzöſiſch her, nicht bloß unter den Zuſchauern und Hörern, ſondern unter den Mitgliedern ſelbſt. Der eine lacht, der andre ſchläft, der dritte lieſt ein Buch, der vierte notirt ſich einzelne Stellen, um ſich bei Gelegenheit darüber luſtig machen zu können. Vorzüglich laut war es das letzte Mal, da ich ſie ſah. Der alte Mercier hielt eine Rede, die von Paradoxen wimmelte. Um ſeinen Liebling Shakeſpeare, um den er ſchon vor 20 Jahren mit de la Harpe Händel gehabt hat, zu erheben, trat er den Stolz der Alten zuerſt unter die Füße, dann den der Franzoſen. Demoſthenes, Cicero, Sophokles, Voltaire und Corneille, kurz, alle ſchrumpften wie Zwerge vor dieſem Rieſen zuſammen, der die menſchliche und weltliche Natur in ihren mannigfaltigſten Geſtalten immer wahr und ſchön, gleichſam an ihren letzten Enden zu ergreifen wußte. So lange es die Alten und Fremden galt, lachte und murmelte man; als er aber über die Lieblinge der Nation herfiel, da ward endlich aus manchen Kehlen der Unwille laut, und ſelbſt die Schlafenden erwachten. Er gerieth in Zorn und Verwirrung, ſtand endlich verblüfft da, und ging ausgelacht fort, mußte ſich auch nachher noch deswegen und ſeiner beißigen Hundelaune wegen in den öffentlichen Tagesblättern von Röderer und andern herumbohlen laſſen.

Die Bibliothek iſt in jeder Dekade zweimal, wie die meiſten andern Inſtitute, jedem, täglich aber den Fremden und Studierenden offen. Der Fremde thut indeſſen am beſten, an öffentlichen Tagen hinzugehen, weil dann alle Aufſeher und Angeſtellte da ſind, und man alſo die koſtbareren und geheimeren Sachen auch gezeigt und aufgeſchloſſen bekömmt. Dieſe Bibliothek war ſonſt ſchon die erſte in Europa, wie ſollte ſie es denn jetzt nicht ſeyn, da Rom, Mailand, Venedig, Turin und andere Städte ihr Köſtlichſtes haben zu Hülfe geben müſſen, um ſie noch herrlicher zu machen? Indeſſen erwarten alle dieſe Schätze erſt die milde Hand des Friedens, um gehörig geordnet und eingerichtet zu werden; jetzt iſt noch vieles zu thun, und manches liegt unbenutzbar da. Außer den Büchern iſt hier noch gar vieles, was in ein Muſeum und in eine naturhiſtoriſche und phyſikaliſche Sammlung gehört; anderes, was als bloßer Plunder zu alten Raritäten geworfen werden wird. Dafür ſieht man hier die Medaillen des Vatikans, der Republik Venedig, der Städte Mailand und Bologna zum Theil, und die treflichen Sammlungen anderer Städte. Welch ein leichtes Feld für den Kenner und Forſcher der Alterthümer und der Geſchichte! Auch oſt- und weſtindiſche Natur- und Kunſtprodukte ſind in Menge geſammelt, und dieſe gehören zum Theil den Miſſionsanſtalten Roms, und den Holländern urſprünglich an. In einem großen Zimmer bewahrt man noch eine ſchöne Sammlung römiſcher und galliſcher, auch fränkiſcher Alterthümer des Mittelalters, die aus den Archiven und Palläſten franzöſiſcher Großen geſammelt ſind; Urnen, Lampen, Leuchter, Degen, Dolche, Sporen, Teller und manchen kleinen und großen Hausrath, nebſt vielen unbekannten Dingen, worüber ſich einſt die Antiquare noch die Köpfe zerbrechen können. Wir wunderten uns über die kleinen Häuſchen, worin manches, was nicht der natürlichen Ordnung nach zuſammengehörte, zuſammen hingelegt war. Aber dies war eine politiſche, die oft mit der natürlichen nichts zu thun hat. Unſer freundlicher Führer ſagte mit einem Lächeln, indem er an ſeinen Hals ſchlug: „Man muß für ſich ſorgen; ich habe es hingeſtellt, wie jedes den alten Herren gehörte, und die Namen beigeſchrieben. Sie könnten einmal wieder kommen, und dann wäre es doch ſchlimm.“ Guter Mann, was würde das für Liquidationen mit Köpfen geben, wenn alles zurückkäme mit dem Rechte, das Seinige wieder zu fordern!

Vom Muſeum der Künſte ſage ich nur ſoviel, daß zu meiner Zeit zwei Ausſtellungen waren, in welchen ich die größten Meiſterſtücke der größten Meiſter ſah und anbetete, die Verklärung Rafaels, den Skt. Peter Tizians, Allegris Hieronymus, Auguſtin Caraccis und Dominichinos Kommunion des Hieronymus, Guidos Fortuna, Andreas Sacchis Skt. Romuald und Skt. Gregor. Wer kennt ſie nicht, und hat nicht Beſchreibungen davon geleſen, die doch immer nur Buchſtaben ſind? Unglücklich genug war ich, daß die Denkmähler des Alterthums aus Rom alle noch eingepackt lagen und ſtanden, und ich nur einige geringere davon geſehen habe. Jetzt weiden ſich andre am Laocoon und Apollo, denen man damals im unteren Geſchoſſe des Louvre ihre Wohnung bereitete. Aber auch ſo war der Louvre mir in Paris ſchon der liebſte Ort. Wenn alles aufgeſtellt ſeyn, und jedes Gemählde, jedes Bild ſeine feſte Stelle haben wird, dann komme ein Meiſter und beſchreibe, wie ſolche Dinge beſchrieben werden können. Ich gehe alſo von hier zu den

Denkmählern der Bildhauerei Frankreichs, die ſchon ziemlich ein Ganzes ausmachen, und eine für Frankreich einzige Sammlung ſind. Man hat das, was von den ältern und neuern Werken der Franzoſen in Marmor und Stein ſich von den zerſtörenden Händen eines neuen Wandalismus gerettet hat, aus allen Palläſten, Kirchen, Klöſtern und öffentlichen Gebäuden geſammelt, und ihm einſtweilen ein Lokale angewieſen, wie man es für das erſte Bedürfniß nur finden konnte. Dieſes iſt das vormalige Kloſter der kleinen Auguſtiner jenſeits, dem Louvre gegenüber, welches der verdienſtvolle Pfleger und Hüter der Kinder franzöſiſcher Genien, der Bürger le Noir, (er iſt nun todt) ziemlich gut eingerichtet hat, wie er es nach dem Lokale nur gekonnt. Rührend waren mir die Worte dieſes wackern Mannes in der Vorrede zur Beſchreibung der Monumente, die in dieſer reichen Sammlung enthalten ſind, als ich ſeinen Tod in den öffentlichen Blättern las: „Das Leben geht dahin mit der Geſchwindigkeit eines Stromes, und das öffentliche Gute, was ein ehrlicher Mann in einem ſo kurzen Raum thun kann, iſt ein ſüßer Troſt in ſeiner Seele.“ Schlafe wohl! Dein Leben lebt.

Im Eingange dieſes alten Kloſters, oder im Vorhofe ſtehen und liegen mehrere gute und ſchlechte Statüen, ſymboliſche und hiſtoriſche, in Menge, die zum Theil aus Mangel an Raum hier noch eine fröhlichere Reiſe ins Innere erwarten, zum Theil ausgebeſſert werden, andere auch wohl wegen ihrer Mittelmäßigkeit verdammt ſind, hier zu paradieren. Von hier geht man nun ins Kloſter ein, welches mit großen Gängen und mit Zellen, die aus vielen kleinen mehrere große geworden ſind, um einen runden Hof herum läuft. In einzelnen Sälen hat der wackre conſervateur du muſée die vorzüglichſten Denkmähler der verſchiedenen Jahrhunderte aufgeſtellt, und dieſe Säle den Denkmählern und dem Karakter der Jahrhunderte gemäß ausgeſchmückt. In den Gängen und Vorhallen liegen einzelne zerſtreut herum, die entweder verletzt, oder doch geringern Belanges waren. Die Fenſter ſelbſt ſind zum Theil mit ſeltenen bemahlten Glasfenſtern erſetzt, die man wegen ihrer vorzüglichen Arbeit würdig gefunden hat, hier eine Stelle einzunehmen. Man muß es nur beklagen, daß man nicht gleich ein leeres Gebäude gefunden hat, was dieſer Denkmähler würdiger geweſen wäre. Im Ganzen iſt der Raum zu eng, und auch zu finſter an vielen Stellen, und ich fürchte nur, daß die alten Mauern die neuen Verzierungen und Veränderungen mit dem Salpeter und der dumpfen Luft verderben und abblättern, und ſelbſt den Denkmählern nicht vortheilhaft ſeyn werden.

Man findet zuerſt in den Gängen mehrere alte Denkmähler, die der Bürger le Noir für galliſche nimmt, deren Zeitalter und Urſprung aber von einigen zweifelhaft befunden wird. Nächſt dieſen ſieht man einige Denkmähler von Skt. Denis aus den Zeiten der Merovinger. Von dieſen war mir das Grabmahl der Fredegunde merkwürdig, jenes blutigen Ungeheuers, das nebſt ihrer Schwiegermutter Brunehilde ein ewiges Schandmahl in der alten Geſchichte der Franzoſen ſeyn wird. Ich ſuchte nach dem Kopfe dieſes ſchönen Ungeheuers, wie man bei dem Teufel nach dem Hahnenfuße und dem Pferdehufe guckt; aber der Künſtler hatte ihn nicht auf dem Sargdeckel ausgedrückt.

Dreizehntes Jahrhundert.

Der ganze Saal dem Geſchmack dieſes Säkulums gemäß, verziert mit vielen Inſchriften und zerſtückelten Ueberreſten von Skt. Denis und andern Orten. Der erſte, der hier meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, (der Menſch will immer das Ungeheure und Gräuliche haben) war Karl von Anjou, der Uſurpator Siciliens, der durch den Tod des letzten Hohenſtaufen Konradin und durch die ſiciliſche Veſper ewig denkwürdig ſeyn wird. Er iſt im weißen Marmor liegend gebildet, ein ſchöner Kopf voll Kraft und unzerſtörbaren Sieges über alles. Man lieſt nichts Blutiges in ſeiner Miene. Dieſer Karl der Erſte von Napoli war auch der letzte, der mich hier aufhielt.

Vierzehntes Jahrhundert.

Die Statüe Philipp des Schönen aus weißem Marmor. Auch dieſe ſpricht nicht mit der Geſchichte ſeines Lebens. Es iſt gar eine gute, man kann wohl ſagen, ſchöne Schönheit. — Er ſieht faſt aus, wie ſein fünfter Nachfolger, der zweite König aus dem Hauſe Valois, Johann der Gute, von dem man hier auch eine liegende Statüe ſieht — und doch kann es wohl ſchwerlich größere Antipoden im Karakter geben, als dieſe waren.

Intereſſant vor allen war mir das Kenotaphium des Konnetabels Bertrand du Gueſclin, des Retters der Franzoſen vom Joche der Engländer und eines der größten Männer, welche das Mittelalter erzogen hat. Seine liegende Statüe in Marmor iſt ſehr mittelmäßig, aber doch ſpricht der Kopf. Neben ihm ſieht brüderlich ſein Schüler und Waffenbruder und Nachfolger Sancerre, der auch einer der Helden jener Zeit iſt.

Funfzehntes Jahrhundert.

Noch iſt die Kunſt in der Barbarei in Frankreich, da ſie in Italien ſchon ihr goldnes Zeitalter erneuert. Dieſes Jahrhundert iſt ſehr leer an Merkwürdigkeiten, und doch war es für Frankreich eines der thatenreichſten, wo zuerſt die Engländer faſt ganz vertrieben wurden. Die einzige berühmte Statüe hier iſt die von der Königin Iſabelle von Baiern, der Gemahlin Karl des Sechsten, oder des Tollen, die über ihr Land durch die Engländer unſägliches Unheil brachte, und von der ganzen Nation verabſcheut ſtarb. Doch ſieht man es dem ſchlechten Marmor an, daß ſie ſchön war.

Sechszehntes Jahrhundert.

Die Kunſt und die Menſchen werden edler, alles wird menſchlicher und lebendiger, und ſelbſt das äußere Lokale, wo die Werke dieſes Jahrhunderts aufgeſtellt ſind, hat ein leichteres und freundlicheres Anſehen, wie es die Gegenſtände erfordern, die es in ſich enthält. Die Menſchen und die Denkmähler werden größer, und in dieſem Reichthum und dieſer Größe fühlt der hier umher wandelnde Geiſt doppelt ſeine Armuth und ſeine Zweifel, was er ſagen, was er zukſt und zuletzt erwähnen ſoll.

Man ſieht hier zuerſt den wackern Ritter und Hiſtorienſchreiber Philipp von Commines, der die Kriege und Händel Ludwigs des Eilften und Karls des Kühnen meiſterhaft beſchrieben hat. Man ſieht ſeine Statüe, und die ſeines Weibes neben einander. Zunächſt folgt der gute König Ludwig der Zwölfte als Statüe in weißem Marmor und als ein Todter liegend, von dem Florentiner Paul Trebati, der ſie in der Mitte des Sechszehnten Jahrhunderts machte. Ich weilte mit Liebe auf dem Geſichte dieſes redlichen und biedern Fürſten, der jedem ſeiner Unterthanen jeden Sonntag ein gutes Huhn im Topfe wünſchte. Dieſe Statüe gehört zu einem prächtigen und nicht ganz ſchlecht gearbeiteten Monument, wo er und ſeine Gemahlin Anna von Bretagne in ihrem Tode vorgeſtellt ſind. Aber man ſieht hier eine Scheußlichkeit, die über die Gränzen des Schönen hinaus geht, nemlich die verweſenden Körper, die man durch die Oeffnungen dieſer beiden Statüen erblickt. Vorzüglich ſchön ſind die Basreliefs an dem Monumente, welche chriſtliche Tugenden und Scenen aus dem Leben des Königs vorſtellen. — Eine ſchöne liegende Statüe in weißem Marmor, Franz den Erſten im Tode vorſtellend, von Gougeon, ein treffliches Kunſtſtück dieſes berühmten ältern Bildhauers. Außerdem ſieht man ein herrliches Grabmahl Franz des Erſten und ſeiner Gemahlin Klaudia, die man auch dem Gougeon zuſchreibt, mit vielen vorzüglichen Basreliefs, die gewiß von dieſem wackern Künſtler ſind und einzelne Thaten des großen Königs, vorſtellen. — Doch das ſchönſte der Monumente dieſes Jahrhunders iſt unſtreitig das der Familie Heinrichs des Zweiten, der mit ſeiner Gemahlin Katharina von Medicis in weißem Marmor vorgeſtellt iſt, im Zuſtande des Todes wie auf einem Bette liegend. Sie ſind von der Hand des braven Pilon, eines der größten Künſtler, der große Kraft und Stärke des Ausdrucks mit ſtiller Mäßigung vereint. Es ſind gar ſchöne Köpfe, und ein ſüßes Wehen des Todes, wie das eines Engels, ſcheint um ihre Geſichter zu ſäuſeln. Von ihm ſind auch zwei Statüen deſſelben Paars in Bronze vor einem Betpulte knieend. Wie haben ſich doch Beten und Morden oft vertragen müſſen! Katharine und die Bartholomäusnacht von 1572 gehören zuſammen. Man ſieht noch von eben dem Künſtler dieſe beiden, jeden beſonders, in Hoftracht. Sie iſt auch hier mir das ſchöne Weib. — Die drei Grazien, eine trefliche Arbeit, etwas über vier Fuß hoch aus einem einzigen Marmorblocke von Pilon, eine Gruppe, ſo leicht und ſchwebend, ſo zart verbunden, ſo ſtill und züchtig fortſchwebend, als wenn ſie an Acidaliens Quell die Reihentänze um Venus Urania ſchlängen. Die Gruppe war beſtimmt, eine Urne zu tragen, welche die Herzen Heinrich des Zweiten und ſeiner Gemahlin Katharine enthielt, die ſelbſt als eine der drei Schweſtern vorgeſtellt war. — Eine Statüe zu Fuß von Heinrich dem Vierten von Prieur in Marmor. Ein rechtes Bild dieſes guten Königs, deſſen ſchönſtes auf dem Pont neuf zertrümmert iſt. Sie ſoll auch, wie le Noir behauptet, äußerſt ähnlich ſeyn nach der Leiche, die man im Jahr 1793 bei der Ausgrabung der Leichen faſt unverſehrt angetroffen hat. — Die Büſte Wilhelm Fröhlichs, eines Schweitzers, der als ein wackrer Feldherr Franz dem Erſten diente, und 1562 zu Paris ſtarb. — Nicht weit von ihm der treffliche Michel Montaigne, ein herrlicher Kopf, der als Greis unſchuldig, wie ein Kind, ins Leben hineinzuſehen ſcheint. — Außerdem viele andre Denkmähler berühmter und merkwürdiger Männer und andre ſchöne Arbeiten von Francavilla, Da Vinci, Cellini, Gougeon, Pilon, Couſin, Prieur und andern, welche das Zeitalter Franz des Erſten erſchuf und pflegte. — Mit vielem Geſchmack hat le Noir verdienten Künſtlern der Nation Denkmähler geſchaffen, die ſie freilich unter ihren Werken nicht nöthig haben, welche immer die beſten ſeyn werden. So ſieht man als einen ſchönen Genius dieſes Jahrhunderts ein Porträt von Erasmus nach Holbein gemahlt, und die Grabmähler von Pilon, Couſin und Gougeon. Vorzüglich ſchön iſt das des letztern, den die Kenner für den größten Bildhauer der Franzoſen halten. Man bewundert unter andern noch ſeine trefflichen Basreliefs an dem Brunnen des Markts der Unſchuldigen und im alten Louvre. Mit Kopien dieſer Basreliefs und andrer ſeiner Arbeiten iſt das Monument verziert. Die Büſte aus Marmor iſt von dem geſchickten jetzt lebenden Künſtler Michallon, der ſie nach einer Medaille gearbeitet hat, worauf Gougeon ausgeprägt war. Er hatte das Unglück, ein Reformirter zu ſeyn, und ward am Bartholomäustage 1572 erſchoſſen, als er im Louvre auf ſeinem Gerüſte arbeitete. Er iſt von keinem ſeiner Nachfolger erreicht worden.

Das ſiebenzehnte Jahrhundert.

Die ſchöne Gruppe in Marmor, welche das Mauſoleum von Richelieu vorſtellt, von Girardon. Er hat die Religion und Geſchichte, ein Paar brave Statuen, zur Seite; aber welch' ein Kopf iſt er ſelbſt? ſo einer, der der Welt einen Stoß giebt und ſpricht: geh vorbei! — Man kann damit das Monument Mazarins von Coyzevox vergleichen, welches in einem ähnlichen Geiſt noch faſt größer ausgeführt iſt. Der Kardinal kniect, ein ſchöner und feiner Kopf mit einem ſüßen Lächeln. Auf der Baſis ihm zur Seite ſitzen drei Statüen in Bronze, welche die Treue, die Klugheit und die Fülle vorſtellen. — Es folgt ihr großer Zeitgenoſſe Türenne mit einem Mauſoleum von Tuby und Marſy, unwürdig eines ſo ſimpeln und beſcheidenen Mannes, ſo iſt alles geſchniegelt und verziert und verſchnörkelt, mit einem Prunk bis auf die kleinſten Basreliefs, welcher eines ſo großen und des edelſten Franzoſen ſeines Jahrhunderts unwürdig iſt. Statüen und Allegorien giebt es die Menge. — Louvois Denkmahl von Girardon und Le Brün's von ſeinem Freunde Coycevox, ſind freilich auch in Rückſicht der Kompoſition vorzüglich; aber das Schönſte ſind die Köpfe, die recht karakteriſtiſch da ſtehen; der harte Louvois mit einer Stirne, die Europa hundertmal in Flammen ſetzte, und eine Stadt abbrennen ſehen konnte, wie ein andrer einen Strohhalm, und Le Brün, der ſtolze Mahlerakademiedirektor, der den beſcheidenen und ſtillen Pouſſin, dem er nicht werth war, die Schuhriemen aufzulöſen, ſo in die Enge trieb, daß er ſein Italien wieder ſuchte, woraus ihn nachher nichts weglokken konnte. Jedem kömmt endlich ſein Tag, und ſpät oder früh entſcheidet die gerechtere Stimme der Nachwelt. Doch wer mag ſie alle beſchreiben, die Meiſterwerke eines Couſtou, Girardon, Desjardins, Coicevox, Sarrazin, Guilain, Anguier und andrer Künſtler? Man verliert ſich endlich unter der Menge des Schönen, und wird mit wechſelnden Empfindungen hin und her geriſſen, und greift oft nach einer Poſſe, weil man von Schönheiten überfüllt iſt. Hier findet man auch unter mehreren eine recht große Poſſe, nemlich eine ſeltſame Vorſtellung der Dreieinigkeit in terra cotta, eine Gruppe, wo Gott Vater als ein alter Mann da ſteht, Chriſtum zur Seite habend, und der Heilige

Geiſt grade in der Handlung iſt, ihm aus dem Munde zu fliegen, den er mit ſeinem Taubenkörper halb paſſirt hat.

Es war doch ein ſchönes Jahrhundert das verfloſſene für Frankreich, vorzüglich die letzte Hälfte. Da lebte und ſtrebte alles empor, und große Männer wurden wie Waſſer aus der reichen Urne der Natur ausgegoſſen. Hier iſt ein rechtes Pantheon der Nation, wo man gern und oft wandelt unter den Manen aller Guten und Schönen, welche die Regierung Ludwig des Vierzehnten ſo glorreich machten. Hieher gehe der Patriot und der Weiſe, ſehe, was die Väter unter dem deſpotiſcheſten Könige waren, und begreife, was ihm im neuen Aufflug des jetzigen Geſchlechts geziemt; hieher wandle der Fremdling, der gern das Gute aller Völker und Zeiten ſein eigen glauben mögte, freue ſich und gehe beſcheidener und fröhlicher heim. Was geht über die ſchönen Büſten jener großen Unſterblichen, die zum Theil von Meiſterhand gemeißelt ſind! Da leben ſie, wie im Elyſium, zuſammen und alle Formen und Titel ſind fort: De Thou und Lulli, Colbert, Sully, Corneille, La Fontaine, Racine, Deſpréaux, Molière, gehen mit Ludwig dem Vierzehnten und ſeiner Familie hier vertraulich um; vorzüglich ſchön aber iſt eine Sammlung Büſten von Coicevox, nemlich Richelieu, Mazarin, Türenne, Colbert, Condé, der große Prinz verſteht ſich, und andre. Lebt wohl, ihr Seelen der Helden, und nehmt eure Enkel freundlich in euren Olymp auf!

Achtzehntes Jahrhundert.

Viele der Denkmähler des jetzigen Jahrhunderts findet man in dem Hofe (impluvium) des alten Kloſters, einem mäßigen Quadrate, um welchen die Säle und Gänge rund herum laufen. Man hat Pappeln und Thränenweiden gepflanzt, und um die Wände ſich Epheu und Reben ſchlingen laſſen; aber man hätte auch den heſperiſchen Himmel

Himmel ſollen hieher pflanzen können. So iſt es ein ſchlimmer Stand hier für die Kunſtwerke, beſonders wenn bei heftigem Regen, oder Schnee die ſteilen Dächer ihren verheerenden Vorrath herabgießen. Das neueſte Denkmahl hier iſt einem berühmten Patrioten der erſten Zeit, und einem noch berühmteren Schauſpieler errichtet, dem Britard, oder Brizard, der im zweiten Jahr der Freiheit in dem Alter einiger 70 Jahre ſtarb. Es iſt eine einfache Pyramide, und ſein Bildniß auf der einen Seite von dem jetztlebenden Künſtler Foucou modellirt. Ferner ſieht man hier ein ſchönes Denkmahl des Marſchalls Grafen von Harkourt, der im Jahr 1750 ſtarb, von Pigalle. — Im Innern findet man eine herrliche Kopie der Gruppe von Amor und Pſyche, die man in der Gallerie von Florenz bewundert. Sie iſt von Peter Legros, einem der größten franzöſiſchen Bildhauer, der im J. 1719 ſtarb. Sein Meiſterſtück, die Mnemoſyne, findet man in den Thuilerien, und ſeine Veſtalin im Garten der Thuilerien. — Das Denkmahl des Kardinals Du Bois, Regenten von Frankreich unter dem Regenten, mit frommen und demüthigen Worten, die dieſem Kardinalerzbiſchof wohl nöthig waren, der ein heilloſes Leben durch eine heilloſe Krankheit endigte. Die ſchön gearbeitete und knieende Statue aus weißem Marmor trägt ein äußerſt feines und geiſtvolles Geſicht, das derjenige wohl haben mußte, der vom Barbier und Aufwärter eines Abtes ſich zur Stelle eines Schiedsrichters von Europa einporſchwang. Das Werk iſt von Wilhelm Couſtou aus Lyon. — Noch ſieht man mehrere Arbeiten von dem Lothringer Slodtz, der mit ſeinem fürchterlich rauhen Namen auch einen ſehr rauhen Stil verbindet. Er iſt einer der berühmten Bildner dieſes Jahrhunderts, und Manche haben ihn, weil er viel nach Michel Angelo gearbeitet hat, ſehr freygebig Michel Angelo Slodtz genannt. — Eine ſchöne Bildſäule Ludwigs des funfzehnten in Marmor von Le Moine, und das Modell in Bronze jener herrlichen Statue auf dem alten Platz Ludwigs des funfzehnten, dem jetzigen Revolutionsplatz. — Ein hübſches Monument zum Andenken Peyre's, des Wiederherſtellers der ſchönen Baukunſt in Frankreich. — Ihm zur Seite will ich ſogleich das einfache Andenken Drouais nennen, eines Jünglings, den der Tod im 24. Jahre ſeines Lebens im J. 1788 in Rom hinwegraffte, der beſtimmt ſchien, einſt den größten Preis der Kunſt zu ſammeln. Er war einer der trefflichſten Schüler des großen David, deſſen Schule Epoche machen wird, und war in den Jahren ſchon Meiſter, wo ſo mancher kaum anfängt, aus der Mittelmäßigkeit hervorzugehen. Man ſieht in dem Muſeum der franzöſiſchen Mahler zu Verſailles ſeine Kananiterin zu Chriſti Füßen, welche ihm hier in Paris den erſten Preis gewann. — Draußen im Hofe ſteht noch Piron's Büſte aus terra cotta mit ſeiner eignen Grabſchrift: „Ci git, qui ne fut rien, pas méme academicien;“ es ſcheint, man habe ihn auch hier bedeutungsvoll von den übrigen Innungsmännern trennen wollen. — Endlich eine Menge Büſten von Männern, die mehr, oder weniger dieſes Jahrhundert mit empor gehoben haben, oder in ſeine Geſchichte mit eingreifen: Fleury, Maupertuis, Crebillon der Alte, Mignard, Johann Baptiſt Rouſſeau der Dichter, und Johann Jakob Rouſſeau der Philoſoph, Coizevox, Moritz von Sachſen, Monteſquieu, Fontelle, Winkelmann, Helvetius, Voltaire, Diderot, Büffon, Raynal, Gluck, und zuletzt Bailly, den Robeſpierre blutig zu den Schatten ſchickte. —

Nächſt dieſer wirklich einzigen Sammlung, die noch alle Tage durch Sendungen aus den Departements wächſt, ſieht man die meiſten franzöſiſchen Kunſtwerke hier im Louvre und in und bei den Thuilerien und zu Verſailles im Schloſſe und Schloßgarten, wo indeſſen auch manches durch jenen Wandalismus zerſchlagen iſt, den man füglicher Kannibalismus nennen kann.

Voranſchickung zu vielem Folgenden.

Was ich hier ſagen werde, wird freilich an andern Stellen nur in andern Geſtalten wiederkommen, aber doch muſte es hier geſagt werden, um es nicht zehnmal an verſchiedenen Orten wieder zu ſagen. Es ſoll die kürzeſte und nackteſte Einleitung ſeyn zu dem, was man in unſern Tagen politiſchen Geiſt der Zeit nennt, ein Name, dem es wie allen Namen geht, daß ſie immer mehr ſagen, als vernünftige Leute wollen, oder meinen, überall durch Worte ausdrücken zu können. Man iſt da in einer groſſen Verlegenheit, beſonders, wenn es keinen Geiſt der Zeit giebt, der ſich feſthalten läßt, oder wenn dieſer Geiſt ſo verwirrt und gemiſcht iſt, daß er dadurch zu Dunſt aufgelößt wird, oder ſo ein alltägliches Anſehen gewinnt, daß man ihn den Bauch- und Magengeiſt der Zeit nennen könnte; denn ich ſehe nicht, warum es nicht mit eben dem Rechte einen Magengeiſt geben ſollte, als gewiſſe Leute eine Magenſeele glauben? Der berühmte Arzt und Phyſiognomiker Gall in Wien, der bekanntlich den Geiſt und das Gemüth des Menſchen bloß in der vordern Hälfte des Schädels und den Stirnknochen lieſt, nimmt allein thätige und virtuoſe Organe an; wenn dieſe fehlen, ſo iſt einer Tugend ein Laſter, und einer Thätigkeit eine Unthätigkeit untergeſchoben. Da wird denn nichts weiter geſagt, als: „das Organ der Großmuth, des Muthes fehlt, alſo muß Niederträchtigkeit und Feigheit nothwendig ihre Stelle einnehmen,“ und auf dieſe Weiſe iſt das ganze Ding kurz abgemacht. In dieſem Falle mogte ſich der Geiſt der Zeit ungefähr in Paris während meiner Anweſenheit befinden. Er ſchlief gleichſam, oder arbeitete ſtill fort; ſeinen ſchönen ſowohl, als ſeinen blutigen Schwung ſchien er verloren zu haben, eben weil er die Menſchen zu ſchnell und zu wild fortgeriſſen, und für einige Zeit gleichſam geſättigt hatte. Ueberall iſt es ſchwer, hier eine Gränze zu ziehen zwiſchen dem politiſchen und dem freien Geiſt der Zeit, den wenige Schriftſteller in ihren Beurtheilungen und Erzählungen der neueſten Volksbegebenheiten unterſchieden haben. Manches ſchreibe man dem irdiſchen Weltgeiſt, dem Zufall, und einzelnen Menſchen zu, was man für reinen Erguß einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks hält. Iſt die eingreifende Gewalt eines Teufels, wie Danton, auch Geiſt der Zeit? Bewahre der Himmel! er iſt nur ein unreiner Ausfluß der losgeketteten irdiſchen Mächte. Der freie Geiſt der Zeit kann ſolchen Strudeln, die ihn mitreißen, nachdem er ihnen Waſſer gab, nicht wehren. Der freieſte Geiſt der Zeit, wenn es einen geben könnte, würde als ein liebenswürdiger Tyrann herrſchen; aber mit ihm würde ſelbſt das Bedürfniß der Geſetze und Regenten dahin ſeyn. Wie oft läuft die Geſinnung und der Geiſt der Nationen und Zeiten gegen Verfaſſungen und Regierer an; hier iſt doch wohl der politiſche Geiſt der Zeit, in dem ſie handeln und leiden müſſen, und der freie, der aber nur durch Stürme auf einige Zeit der freieſte werden kann, himmelweit von einander unterſchieden? Das Schickſal muß, wie den einzelnen Menſchen, auch den Völkern oft einen Stoß geben, wenn ſie ſich mächtig umwenden ſollen. Wie war der Zuſtand der Franzoſen, ehe die wiederhohlten Unfälle dieſes Jahres ihnen zuerſt Klagen, und durch die Klagen wieder Muth gaben, einzelne Männer zu entfernen, die ſie als die Unheilbringer und Quellen aller ihrer Unfälle anſahen! Vielen ſelbſt fehlte nicht der blutige Muth, der gern unter aufgehäuften Leichen ſich auf den ledigen Thron geſetzt hätte, aber das Volk hätte lieber Sklaverei, als zweite Robeſpierriaden, erlebt. Es war ein Zuſtand allgemeinen Kummers und heißer Erbitterung, die aber durch die blutigen Lectionen Geduld gelernt hatte, als die Schlacht bei Verona, der Verluſt der Lombardei, das Treffen bei Stockach in Schwaben, und die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten hart auf einander folgten; aber doch war der Geiſt des Volks, der unterwürfig und bebend den blutigen Jahren 92, 93 und 94 zuſah, auch hier hundiſch genug, und während man in den Provinzen ſchon laut zu klagen und zu murren wagte, dukte hier noch alles unter den Direktoren. Und wahrlich die jetzige Regierung war keine ſanfte. Es war unter dieſem freieſten Volke dahin gekommen, daß man vor einem lauten und freien Worte bebte. Scheu unterhielten ſich einzelne von politiſchen Dingen, ſcheuer noch vermieden ſie den Frager, und ſagten ihm höchſtens auf eine wichtige politiſche Neuigkeit: il n'en tranſpire rien, „es verlautet nichts davon.“ Die Kaffehäuſer dieſer lebendigen Pariſer waren ſtummer, als die in Wien; jeder las ſein Zeitungsblatt ſtill für ſich und mit geſetzter Miene, und ſtand dann auf, um von den erbärmlichſten Dingen zu ſprechen. Es war Ton, von dem nichts zu wiſſen, ja nicht einmal zu ahnden zu ſcheinen, was doch jedermann wiſſen konnte. Die Regierung erlaubte ſich jede mögliche Aefferei mit ihnen; die entſchiedenſten Tollheiten, die ausgezeichnetſten Niederlagen hießen Siege der großen Nation, die zu den Teutſchen in Raſtadt wie zu Unterjochten geſprochen hatte, Italien tyranniſirte unter dem Titel der Brüderſchaft, und jetzt vor den Säbeln der Ruſſen nirgends Stand halten konnte. Es mußten wahrlich Lehrjahre vorhergegangen ſeyn, um das queckſilbrigſte und lebendigſte Volk ſo zahm im Munde zu machen. Es war nicht bloß Zwang mehr, es war ſchon bei vielen Gewohnheit geworden, wie bei den Wienern. Man wußte, was das menſchliche Wort für ein ſchlimmes Ding iſt. Man kannte Cayenne und Oleron und den Tempel und die Abtei, wohin ſo mancher witzige und muthwillige Skribler und Volksaufklärer hatte ſchiffen und einkriechen müſſen. Die Lehre hat zu allen Zeiten gegolten, wie der Rath, den ich einmal in Wien von einem Patrioten für das öſterreichiſche Regiment las, man ſolle nur alle die politiſchen und philoſophiſchen Schwätzer einige

Jahre die Muſkete tragen, und ihnen bei Gelegenheit das üppige Fell gerben laſſen, ſie würden ſich beſinnen und gute Bürger werden. Leider iſt dieſe Art, gute Bürger zu machen, ſelbſt da Mode, wo die Leute einem von Freiheit die Ohren taub ſchreien. Die, ſo oben am Ufer auf dem Trockenen ſtehen, freuen ſich über die vom Sturm empörten Meereswogen, und mancher ſucht Stoff für eine Ode in ihrem wilden Elemente, während der kämpfende Schiffer in jedem krachenden Balken den Tod hört. Wie ſchön leuchtet ein Feuer durch die Ferne in der Nacht, welches die Wohnungen von Tauſenden verzehrt! Mögten doch die, welche in einem düſtern Syſtem alle Weisheit ausgeſchöpft und in ſchönen Worten und Geſetzen alles Glück und Heil der Nationen begründet ſehen, mögten ſie doch die Augen ein wenig in die Runde wenden und ſehen, durch welches Getriebe ſich die Maſchine der Welt regiert; ſie würden mäßiger gern manches Schöne und Gute nicht bezweifeln, aber auch manche Flitter ſich entfärben, und manchen Firniß ſich abblättern ſehen, wovor Viele wie vor Götzen knieen. Die Franzoſen haben, wie ſonſt mit den unſchuldigen Moden, ſo auch mit der neuen Revolutionsmode das Urtheil gar Vieler blind für ſich gehabt, die von dieſer liebenswürdigen Nation, die für die Bildung und Verbildung des übrigen Europens ſo viel gethan hat, alles Schöne erwarteten, alle kleinen und großen Dinge, die ſie thaten, oder nur ſagten, mit einer Art von Enthuſiaſmus annahmen, und ſelbſt Lügen, die kaum der leichtfertigſte dieſes leichtfertigen Volkes ohne Erröthen ausſprechen mögte, enthuſiaſtiſch vertheidigten. Es wäre unbillig und barbariſch, das Große und Menſchliche dieſes Volks, das ſich das große Volk nennt, wegen der Gräuelſcenen der Geſetzloſigkeit zu verkennen, und allenthalben nur die blutige Fauſt der Revolutionsgährung und das blinde Ungeheuer der Gleichmachung zu erblicken; und noch unbilliger wäre es, alle diejenigen als ſchlechte Bürger und als blutgierige Menſchen verketzern zu wollen, die warm das Intereſſe der Franzoſen ergreifen. Man kann für ſo eine Vorliebe, für einen ſolchen Haß nicht. Sie beruhen oft auf frühen kindlichen Eindrücken der Jugend, oder auf einzelnen Anſtößen der Laune und des Kopfes in ſpäteren Jahren, und man kann dabei ein edlerer Menſch und ein thätigerer Bürger einer geſetzlichen Monarchie ſeyn, als Mancher, der ſich für blinde Ukaſen und verrückte Religionsedikte todt ſchlagen läßt. Aber haben ſolche blinde Vergötterer, ſolche kopfloſe Schwärmer, ſolche inſpirirte Gläubige denn auch ein Recht, ihren neurepublikaniſchen Glauben (ſie halten ihn wenigſtens für neu) zum alleinſeligmachenden machen zu wollen? Es giebt bis auf dieſen Tag Menſchen, und zwar Menſchen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robeſpierre's Zeit ſei nothwendig geweſen, um die franzöſiſche Nation zu retten; aber man kann nur ſo von der Hyäne ſprechen, wenn ſie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verſchlingt. Noch ſieht man in vielen Geſichtern der Pariſer Spuren dieſes ſcheußlichen Ungeheuers. Er hätte nur zwanzig Jahre herrſchen ſollen, und das urbanſte Volk wäre vielleicht das rauheſte, das liebenswürdigſte das ungefälligſte geworden. So ein politiſcher Phaeton erwärmt nur wenige, die ſonſt im Eiſe verdarben, während er Millionen verſengt und verbrennt.

Es iſt nicht der Zweck dieſer leichten und frohen Schilderungen, die nur die freundlichen und lebendigen Seiten des Lebens beleuchten ſollen, eine Geſchichte der politiſchen Begebenheiten Frankreichs während des Sommers 1799 zu geben. Ohne Anmaßung treten ſie luſtig hinzu, und gucken ein wenig durch den Schleier, der die Bühne der Spieler verdeckt; ſie horchen hie und da, ſehen, ſo viel ſie mit ihren flüchtigen Spionenaugen können, und erzählen es arglos wieder, und machen ſich nicht krank, wenn weiſere und ehrbarere Folianten ſie von den modernden Gerüſten der Unſterblichkeit zurückjagen. So wahr, wie der Menſch mit ſeinen Maulwurfsaugen und ſeinem Herzen, woran ſo viele Polypen ſaugen, ſeyn kann; ſo ehrlich, als man Narren und ſpielenden Kindern es in dieſer ernſthaften Welt erlaubt; ſo munter, als eine Zeit voll Schlachten, Hungersnoth und zerſchlagener Buchdruckereien iſt, will ich mein kurzweiliges Schattenſpiel zur Beluſtigung vorüberführen, glücklich, wenn Einige nur im Scherze Ernſt, und in rohen Umriſſen die Aehnlichkeit mit menſchlichen Zügen ſehen. Ich hoffe auch ein Reich der Frommen und Guten, ich ſchwärme und träume auch von Veredlung und Fortſchreitung, aber bis jetzt wandle ich im Reiche der Welt, das der Teufel dem Erlöſer zeigte, und in dieſem Reiche der Welt iſt noch immer der alte Hader, der ſeit Prometheus Diebſtahl und Pandorens Büchſe ſie ſo oft auf den Kopf geſtellt hat. Wer nur Einen Menſchen — ſei es Hinz, oder Kunz, der Klügſte, oder der Dümmſte — verſteht, verſteht auch ein Volk. Wer die Regierung der kleinſten Stadt ergründet, ergründet die eines Volks. Wer aber keinen Karakter überall nicht verſtehen kann, der muß auch ſein Urtheil über menſchliche Dinge zurückhalten; er wird im Himmel, oder in der Hölle ſeyn, wenn er auf dem kleinen Planeten ſeyn ſollte, den wir Erde und oft etwas unbeſcheiden Welt nennen. Die Erde wird durch phyſiſche Macht regiert, und die moraliſche kann höchſtens lenken, oft liegt ſie unter, und öfter kämpft ſie, und wegen dieſes ewigen Streits träumt der Gute ſein Himmelreich und ſein Elyſium, wo der böſe Geiſt nicht hinkommen darf.

Wie Paris der Fokus war, der ſeine Flammen allenthalben hinſchickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, ſo fühlte es den Brand auch am heißeſten, und nirgends vielleicht ſind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verſchiedenen politiſchen Umwälzungen wohl größer geweſen. Jedes Schlimme und Gute zeigte hier ſeine teufliſche und göttliche Energie am thätigſten, und ließ Spuren in den Gemüthern und auf den Geſichtern zurück, die bei Schwachen und Gebeugten unauslöſchlich ſind, und vielleicht noch ihren Kindern anhängen werden; der ſtärkere Menſch ſteht und beſteht mehr durch ſein Eignes, und handelt und leidet mit andern Urſachen und Wirkungen. Hier in dieſer feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven ſehr aufgelöſt, und die Gemüther ſelbſt verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen ſandten ihre markigen Ungeheuer, die Miſſion von Weichlingen zu beherrſchen, und allenfalls zu decimiren, welche ſonſt nur Vergnügungen geliebt, und in der neuen Freiheit, wie ſie Europa in ihrem ſchönen Anfang ehrte und bewunderte, die mildeſte und ſanfteſte Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariſer fühlten ſich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern ſchrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marſeille ergriffen, nebſt dem niedrigſten Pöbel, der ſo gern meint, weil er nichts beſitzet, ein Recht zu haben, andre aus ihrem Beſitz zu jagen. Doch was erinnere ich an eine Zeit, die ſchwarz und geſpenſterartig an dem Abgrund des verſinkenden Jahrhunderts ſteht, und die einſt neben der Veſper Siciliens, der Bluthochzeit des 24. Auguſt und den Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten mit Flüchen zur Nachwelt geſchickt werden wird? Das Volk, das im jungen Frühlingsſonnenſchein ſeiner geprieſenen Freiheit aufzuſtreben anfing, das harmlos und fröhlich dem ganzen Europa ſeinen ſüßen Traum erzählte, ward leider des Rauſches inne, der hier unterm Monde nichts feſthält, und ſah ſich ohne die Bande der alten Geſetze, und ohne die Ketten, woran es ein mehr als hundertjähriger Deſpotismus geſchmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer Preis gegeben. Die böſe Gottheit ſiegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräſentanten ſchieden; er war, vielleicht eben ſo ſehr, weil er zu gut, als weil er zu ſchwach war, den hölliſchen Waffen nicht gewachſen, und verlor mit größerm Muthe und Ruhme das Diadem und den Kopf, als er ſie getragen hatte. Sein Sturz riß Tauſende ins Verderben. Nicht bloß ſeine Freunde fielen, ſondern ſelbſt diejenigen ſeiner Feinde, die bei dem blinden Partheihaß doch noch nicht Menſchenblut wie Waſſer fließen ſehen konnten. Es folgte Dantons und Robespierrens Regiment mit Septembernächten, und Pulver- und Waſſerhochzeiten, die unter dem Namen der republikaniſchen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Seit Robespierrens Sturz hat ſich der Staat durch den Schwung gehalten, den einzelne große und kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeſchäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von ſanfteren Händen deſto bequemer umgeſchwungen werden; das Volk war froh, nur nicht erſäuft und guillotinirt zu werden, und ließ ſich die äußerſte Anſpannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Was ſeitdem geſchah bis auf unſre Zeit war das Werk einzelner Männer. Die Menſchen der Hauptſtadt waren ruhig, und lernten ſchweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regimente. Höchſtens waren in den entfernteren ärmeren und gebirgigten Departements (Bergbewohner ſind immer die eifrigſten Demokraten) noch zuweilen wahre Aufwallungen des Freiheitsgeiſtes. Das Andere, was man dem Auslande ſo ſchön vorhielt und vormahlte, war größtentheils Gauckelei der Regierung und ihrer Agenten, eine Art von Theaterſpiel, wie es im Anfange der Revolution ſchon Anacharſis Kloots zu ſpielen wußte. Wenn man mir hier widerſpricht und ſich auf den Eifer beruft, mit dem die Heere gefochten, auf die Aufopferungen, welche die Bürger gemacht haben, ſo iſt das ja nichts Außerordentliches, und kann höchſtens einem Teutſchen außerordentlich ſcheinen. Das demokratiſche

Syſtem, von welchem die Machthaber und Schlauköpfe wenigſtens das beibehielten, was ſie brauchen konnten, iſt mehr als ein andres zur gewaltigen Energie geignet, wenn es gleich ſelten eine lange Dauer behauptet hat. Das Eine Wort, jeder Bürger iſt ein gebohrner Soldat ſeines Vaterlandes, und muß fechten, wann es nöthig iſt, macht eine Nation von 24 bis 30 Millionen Menſchen mobil, und wie ſoll eine anders eingerichtete Verfaſſung dem furchtbaren Drucke begegnen, den eine Million Krieger machen kann? Warum haben alle Demokratien die meiſten Kriege gehabt, und die größten Eroberungen gemacht? Das kann nicht von Ungefär kommen. Wie die Menſchen, ſo waren auch die Güter derſelben Gemeingut geworden, und nach einem neuen Syſtem des Völkerrechts plünderte man Nationen, um ſie frei zu machen, und machte ſie frei, um ſie zu plündern. Welch ein Fund von unverſiegbaren Goldminen war dies, und welchen Vortheil hatte man über die Alliirten, die wenigſtens nicht ſo friſch auf ein Chaos losarbeiten konnten, aus welchem eine neue Welt entſtehen ſollte! Sie wollten die alten Formen ſchützen, mußten alſo auch zu ihrem Schaden darin einhergehen; die Franzoſen aber ſagten laut, wenigſtens einige von ihnen: Dieſe Generation müſſe im Streit untergehen, daß die folgende friſcher aufgehe, und die Gewalt müſſe die Freiheit ſchaffen, damit der freie Wille ſie nachher behauptete. Aber, alles dieſes bei Seite geſetzt, giebt es denn nicht außer dem Freiheitsgeiſte einen andern, welchen die Meiſten bei den Urtheilen über die Franzoſen vergeſſen zu haben ſcheinen? War denn nicht eine Zeit, wo die Franzoſen, von Turenne und Condé angeführt, und von Colbert und Louvois regiert, die Freiheit Europens eben ſo bedrohten, wie noch vor zwei Jahren? Und doch nennt die Geſchichte jene herrliche Epoche gerade diejenige, wo der Adel, die Parlamente, kurz das ganze Volk den Reſt der Freiheiten verloren, wodurch ſie ſonſt die königliche

Gewalt balancirten, und wo Ludwig der Vierzehnte und ſeine Miniſter und Dragoner leicht vollendeten, was die beiden großen Männer Richelieu und Mazarin, der erſte ſtark, der zweite ſchlau, begonnen hatten. Man hat vergeſſen, daß es einen National- oder Volksgeiſt giebt, der oft eben ſo kräftig wirkt, und eben ſo groß handelt, als alles, was Schwärmerei und Begeiſterung für Freiheit ausſchreien. Dieſer Volksgeiſt, ein eben ſo reiner oft, als der der Freiheit, der bisher nur in Worten eine ganze Welt mit Liebe umfaßte und beglückte, lebt bei jeder edeln und großen Nation, die ſich ihrer Unabhängigkeit verſichern kann, und wirkt auf das Herrlichſte. Wofür ſchlagen die Engländer ſich ſo brav? wahrlich nicht für Pitt und ſein Syſtem, ſondern um ein Volk zu bleiben, und ihren uralten Nebenbuhlern nicht unter die Füße zu fallen. Wodurch waren die Schweden, eine kleine, aber unbeſiegbare Schaar von Heldenmännern, ſo groß und gefürchtet? wodurch ſind ſie gegen den ruſſiſchen Koloß noch nicht zertrümmert? Ich antworte, weil ſie den Stolz und Sinn eines Volks haben, das noch heute mit Enthuſiasmus ſeine Guſtave, Horne, Torſtenſone und de la Gardies nennt, und ſich edelmüthig ihre Thaten zueignet. Selbſt Völker, die nicht nach Geſetzen einer freieren Verfaſſung, ſondern bloß durch die blinde Willkühr regiert werden, können von dieſem warmen Feuer einen Funken in ſich fühlen, der entbrennt, wenn ein fremdes Volk die Grenzen derer anfällt, die nur durch Eine Sprache mit ihnen vereinigt ſind. So iſt der Ruſſe am baltiſchen Meere nicht gleichgültig, wenn der Türke am ſchwarzen Meere plündert; aber wie mancher Teutſcher an der Oſtſee und Nordſee lieſt es als eine gleichgültige Neuigkeit, daß die Fremden Südteutſchland mit verheerenden Waffen durchziehen. Weil der Nationalgeiſt fehlt, iſt ein Volk von 30 Millionen Menſchen der Spott Europens geworden.

Was man auch ſchwatzet und ſchreibt, mich dünkt, ich kenne die Franzoſen ſo viel, daß ſelbſt jene Royaliſten und Ariſtokraten und Anarchiſten, denen man Schuld giebt, daß ſie das Verderben des Vaterlandes wollen, bittere Thränen weinen würden, wenn ſie Fremde darin herrſchen ſähen. So werden es immer die erbittertſten Partheien eines Volkes wollen, das wirklich Eins iſt. Dieſer Geiſt konnte ſelbſt durch die Sünden Ludwigs des Vierzehnten, und durch das Elend und die ſchmachvolle Maitreſſenregierung ſeines Urenkels Ludwigs des Funfzehnten nicht ausgelöſcht werden. Es wird bleiben, wenn auch alles wieder in die alten Formen zurückkehret. Man höre die Emigranten, dieſe Unglücklichen, die durch die Welt gejagt werden; ſie, die ihre Feinde, die Regenten ihres Vaterlandes, mit Flüchen verfolgen, die nur in fremden Waffen ihre Rettung und Rückkehr zu ſehen ſcheinen, verdammen doch größtentheils den Gedanken an die Möglichkeit, daß Frankreich jemals ein Raub der Fremden werden könne und ſolle. Ich habe von mehreren die Aeußerung gehört, daß ſie jeden Erfolg der franzöſiſchen Waffen mit Freude vernehmen, obgleich er ihre Wiederherſtellung immer weiter hinauszuſchieben ſcheint. Die alte Liebe ſiegt da über den neuen Haß.

Ich bin nicht ſo keck, zu behaupten, daß alles, was man als Freiheitsgeiſt auswärts bewundert und verdammt, bloß Nationalgeiſt ſei. Es giebt noch Bürger, die die Hoffnungen der erſten Jahre des neuen Zuſtandes noch nicht aufgegeben haben, die im Glauben an eine Vorſehung meinen, aus der Gährung und dem Blute und Verderben müſſe endlich durchaus was Gutes entſpringen. Es giebt andre, die alles mit Gewalt brechen und zwingen wollen, die laut ſchreien, man dürfe durch jedes Mittel das Gute und das Heil der Nationen befördern. Dieſe, denen Danton und Marat und Chalier noch Märtyrer der Freiheit heiſſen, und welche die Septembernächte und die Metzelungen der Straße Grenelle mit rothen Buchſtaben in den Kalender ſchreiben, mögten gern alle feſtgeketteten Teufel wieder loslaſſen, und auf den Trümmern derer, die nun herrſchen, ihren blutigen Thron erbauen. Ob man den Geiſt dieſer Schwärmer, (einige mögen doch ehrlich ſeyn) oder Schurken vielmehr, Geiſt der Freiheit nennen darf, iſt wohl keine Frage. Doch weg von dieſen Unreinen, von denen ich bald mehr ſagen muß!

Wenige ſind nur noch, denen es um die Freiheit warm im Herzen iſt, die in ihr das ſchönſte Gut des Bürgers, und das Angeld aller Veredlung und Größe ehren, die von ihr ein beſſeres Geſchlecht hoffen, das fern vom Blute der letzten fünf Jahre, fern von Regierungsloſigkeit und von zu vieler Regierung, noch immer eine Zeit hoffen, wo man unter dem Schutze weiſer Geſetze die Tage der Gleichmacher vergeſſen wird. Die Meiſten gehen dumpf und gefühllos einher; ſie wiſſen nichts von der Republik, ſie leſen mit Lächeln die Rodomontaden der Regierung, und mit Schrecken die Ausrufungen der Jakobiner. Sie ſtehen weit unter allen den Hoffnungen, die auch ſie ſich einſt machten, und haben für die Angelegenheiten des Volks und der Welt, die eine zeitlang jeder Franzoſe von Paris mit zu beſorgen meinte, wieder die kleinen Angelegenheiten des Herzens, Vergnügungen, Schauſpiele und Tagesgeſchwätz übernommen. Den Meiſten dieſer Leute iſt es gleichgültig, wie es geht, wenn ſie nur endlich Ruhe haben, und das Land den Frieden bekömmt. Ich glaube, Jupiter könnte ihnen jetzt den Klotz der Fröſche geben, und ſie würden ihn geduldig ertragen können, als ſie ihren letzten guten König trugen.

Ich habe oben ſchon erwähnt, daß vor der Veränderung, oder vielmehr dem Sturz des größten Theils des alten Direktoriums hier ein recht deſpotiſches Schweigen und Flüſtern war. So hatten dieſe fünf Deſpoten, die Schreier der Freiheit bei den Fremden, alles eingeſchüchtert und eingeſchult; ſo frei waren ſie mit Kerkern, Konfiſkationen, Deportirungen und Entſetzungen geweſen, daß man in der weiland freien Stadt vor dem ſchwülen Siroccowind des Deſpotiſmus den Mund nicht aufthun durfte. Es war wirklich eine recht erbärmliche und freudenloſe Zeit. Ich kannte die offenen und kühnen Franzoſen hier gar nicht wieder, wie ich ſie zum Theil in den entfernteren Departements gefunden hatte. Es war ein Haufe zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitſchenvögten und Spionen umgeben, ſich immer erſt umſah, ehe er ein leiſes und ſchwaches Wörtchen zu äußern wagte. Hiezu kamen die Unfälle der vaterländiſchen Waffen, die man umſonſt zu verkleiden ſuchte, die Unterdrückungen bei den Volkswahlen in den Departements, die Muthloſigkeit und Hülfloſigkeit des Handels und aller Gewerbe, und über ſo viele Uebel hatte man nicht einmal den kleinen Troſt, ein Wort ſprechen zu dürfen. Endlich machte ſich der Geiſt des Unmuths doch durch ein dumpfes Murren Luft, während öffentlich alles im ebenen Gleiſe der Decenz und Unbekümmertheit einherging. Aber ſo gut war die geheime Polizei und Spionenbande der Regierung bedient, daß kaum das Geſicht, geſchweige denn die Lippe, ſagen durfte, was das Herz drinnen dachte, und daß man ſelbſt auf die Bänke der Theater, und in die wilden Freuden der Gärten Argwohn und Behutſamkeit mitbrachte. Man meinte endlich, dem Volke ein Spiel geben zu müſſen, und hätte den Unmuth gern wo anders hin gelenkt, den man endlich nicht dämpfen zu können hoffte. Reubel, einer der verhaßteſten von den Fünfmännern, war ausgefallen, und ſollte durch Sieyes erſetzt werden. Die übrigen vier erklärten, ſie ſeien bereit abzutreten, wenn es der Wille und das Wohl des Volkes forderte; aber man kannte dieſes Spielen mit Worten, und murrte endlich lauter.

Doch vorwärts zum handelnden und wandelnden Leben der politiſchen pariſer Welt. Vielleicht wird manches dann klarer werden, was jetzt im Allgemeinen nur dunkel angedeutet iſt. Das Erſte alſo ſei das Theaterſpiel, wodurch man den eignen Haß auf Fremde abladen wollte, eine Feier des Trauerſpiels, das den aufgelöſten Kongreß von Raſtadt ſo berühmt machte, und deſſen Getriebe bis jetzt noch in Dunkel gehüllt iſt, indem es immer von dem Einen dem Andern zugeſchoben wird. Dieſes tragikomiſche Spiel war

Das Leichenfeſt der unweit Raſtadt ermordeten franzöſiſchen Geſandten.

Man hatte darauf alles ſchon ſeit einigen Wochen vorbereitet, und ſuchte den Mord zur Angelegenheit des Haſſes und der Rache des Volks zu machen, die man ſelbſt am meiſten fürchtete. Es iſt hier nicht der Gegenſtand, über dieſe dunkle Abſcheulichkeit unnütze Worte zu machen. Sie aufzuklären, mag Andern überlaſſen bleiben, ich erzähle nur, wozu man ſie benutzte. Das Geſchrei des ganzen Volks war anfangs nur einſtimmig das der Rache und des Abſcheus, welche die Regierung und die Flugblätter gefliſſentlich zu nähren ſuchten. Viele ſahen in dieſem Morde den Ruhm der franzöſiſchen Waffen neu aufblühen, und den Geiſt des Patriotismus erwachen, und man hörte die emphatiſchen Worte: „man wird die Oeſterreicher von der Erde vertilgen, um das Blut unſrer Geſandten zu rächen; jeder gemeinſte Soldat wird nun ein Tiger werden, und keinem Unger Quartier geben,“ und was der leichten Worte mehr waren. So ging es einige Wochen im erſten Ergrimmen. Allmälig wendete ſich aber die Stimmung bei Vielen, und mancherlei Gerüchte, vielleicht alle gleich unwahr, liefen über die Lippen und durch die Ohren der Leute, und einige dieſer wagten es ſogar, die Regierung als mitverſchworen bei dieſer ſchwarzen Mordgeſchichte zu nennen. Man hatte alſo mehr als Einen Grund, unter der Autorität derſelben mit dem größten Pomp die Schatten der Gemordeten zur Unterwelt zu ſenden, und zugleich einen Ableiter des allgemeinen Haſſes in dieſem Schauſpiele zu ſuchen. Es fiel in die erſten Tage des Junius. Jean Debry, (einer der Geſandten) grade Präſident im Hauſe der Fünfhundert, kündigte in einer pathetiſchen Rede, die ich mit anhörte, unter tauſend Flüchen, Gebeten und Thränen die Feier an, und erzählte dann beluſtigend genug die Abendtheuer der ſchwarzen Nacht des 9. Floreal, wo die That vollbracht war. Anfangs hörte man den Widerſpruchen ſeiner Erzählung, die mich an die Erzählung von Falſtaffs nächtlichen Heldenthaten erinnerten, aufmerkſam zu; als er aber auf ſich ſelbſt und ſeine Abentheuer kam; ward die Sache zu ſcherzhaft. „Von 24 Wunden durchbohrt, kroch ich in einen Graben voll Geſtripp und meinte, mein elendes Leben an meinen Wunden ausbluten zu müſſen, als ein Paar Bauern mich fanden, und mich halbtodt nach Raſtadt brachten.“ – Als er dieſe Worte mit dem größten Ernſte ſagte, da lachten die meiſten ſeiner Kollegen, und ſahen ihn bedeutend an, als wollten ſie ſagen: „zeige denn eine Spur der gefährlichen Wunden, die du vor vier Wochen erhalten haſt.“ Um dem ganzen Dinge mehr Anſehen zu geben, hatte man grade den Tag angeſetzt, wo Sieyes von Berlin zurückkommen ſollte, deſſen Wahl ſehr populär war, und von dem die Regierung ſelbſt durch ihre Ausſchreiber und Ausſchreier die beſte Meinung zu verbreiten ſuchte. Auf dem Marsfelde, wo die Herrlichkeit des Feſtes ſich zeigen ſollte, war alles angerichtet und zugerüſtet, was die Augen beſtechen konnte, und die Herzen verführen. Der Altar des Vaterlandes war in ein Elyſium verwandelt, (ſo hieß es in der Beſchreibung) und von Ulmen, Pappeln und Akazien umgrünt. Aus einer

Gruppe Eichen erhub ſich die Statue der Freiheit, und auf einem marmornen Altar zu ihren Füßen brannten wohlriechende Sachen. Jünglinge ſtanden in antiken Prieſterkleidern, und unterhielten die Flammen auf den Altären und auf kleinen Gefäßen, welche hie und da angebracht waren. Mitten im Marsfelde ſah man eine Pyramide, das Centrum des Feſtes, deren Inſchriften zu merkwürdig und bezeichnend ſind, als daß ich ſie nicht herſetzen ſollte. Man las auf den vier Seiten: „1) Den 9. Floreal im 7. Jahre (der Republik) um 9 Uhr des Abends, hat die öſterreichiſche Regierung durch ihre Truppen die franzöſiſchen Miniſter ermorden laſſen, die zur Friedensunterhandlung nach Raſtadt geſchickt waren. *Rache!* 2) Sagt Frankreich, daß es nicht Teutſche, daß es Oeſterreicher ſind, die ihre Hände in unſer Blut getaucht haben. (So ſprachen zu Jean Debry die andern Miniſter auf dem Kongreß zu Raſtadt.) 3) Das meuchelmörderiſche Oeſterreich ruft die Banditen, die Mörder, die Giftmiſcher auf, um den geſitteten Zuſtand Europens wieder zur Barbarei zurück zu führen. (Rede Jean Debrys im Rath der Fünfhundert). 4) Eine mordende Regierung, eine Regierung, die das Völkerrecht verletzt, ſetzt ſich ſelbſt aus dem Geſetze der Nationen heraus.“ Den Wald von Bäumen, der rings umher angebracht war, hatte man zum Theil mit großen Koſten hieher transportiren laſſen; denn auf dem Marsfelde ſelbſt ſieht man nur einige Pappeln, die ihr Alter von wenigen Jahren her datiren. Vor der Pyramide ſtanden zwei Urnen aus Porphyr mit der Inſchrift: *Den ermordeten franzöſiſchen Geſandten.* Cypreſſen und Thränenweiden beugten ſich über ſie.

So war die Scene ſchon am Vortage des Feſtes vorbereitet, und lockte eine Menge Neugieriger hin, um die Sachen zu beſchauen. Unter dieſen war auch ich einſamer Fremdling. Das Marsfeld iſt ein ſchönes Oblongum, etwa 10 Minuten lang, mit einem Viertel Breite der

Länge. Rund umher iſt ein Erdwall etwa 20 bis 30 Fuß hoch aufgeworfen, das eine Ende ausgenommen, welches die Vorderſeite des ehemaligen Kadettenhauſes, jetzigen Hauſes des Marsfeldes, einnimmt. Der Wall iſt ſchön mit einer doppelten Reihe von Linden und Ulmen beflanzt, und mit grünem Raſen bedeckt, und auf ihm lagert ſich die Menge der Zuſchauer und Zuhörer. Dieſes Marsfeld hat nichts mit der Bedeutung des alten römiſchen Marsfeldes zu thun, obgleich auch Julian ſein Marsfeld in dieſer jenſeitigen Stadt anlegte; (denn diesſeits war damals kein Paris) ſondern es hat den Namen von den alten Volksverſammlungen der Franken, die, wie bei den Lombarden auf den Ronkaliſchen Feldern bei Pavia, gewöhnlich im Anfange des Frühlings, im März, gehalten zu werden pflegten, Verſammlungen, die freilich auch viel vom Mars hatten, weil jeder Magnat mit ſeinem beſten Streithengſt, ſeiner glänzendſten Rüſtung und ſeinen ſtattlichſten Vaſallen aufzureiten pflegte.

Am Morgen des Feſtes verkündigte von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ein Kanonenſchuß das Leichenbegängniß. An allen Ecken und auf allen Plätzen ſchrieen die Kolporteurs Ankündigungen der Feierlichkeit und des Zuges, wunderbare Erzählungen des Mordes und Fläche und Betheurungen der Rache ab, ſangen Verſe, verkauften Bilder und Pasquille, worin Debrys zerfetzter Rock mit ſeinen 24 Wunden blutig zu ſehen war, und ſeine Kollegen zerhauen auf der Erde lagen. Unter dieſen waren einige witzige Schreier, die ganz fein gegen die Ordnung des Tages anbellten, und das ganze Ding perſiflirten zum großen Ergötzen der meiſten Bürger. Die Adminiſtrationen der Municipalitäten verſammelten ſich zuerſt, jede in dem Tempel ihres Arondiſſements, und machten ein Kunſtſtück, um die Ehre der Konſkribirten rege zu machen. Vor jedem Tempel nemlich waren zwei Säulen aufgerichtet, eine weiße und eine ſchwarze. Die Präſidenten rechneten nun die Namen der Konſkribirten auf, und ſchrieben auf die weiße Säule die, ſo ſich zu den Fahnen des Vaterlandes geſtellt hatten, auch die, ſo freiwillig ſich erboten hatten, die Republik zu vertheidigen, und das Unrecht zu rächen, das allen Nationen in der Perſon der franzöſiſchen Geſandten zugefügt iſt. Ihnen zu Ehren, und der Republik zum Heil wurden Siegeshymnen geſungen, und darauf beſchmierte man die ſchwarze Säule mit den Namen derer, die nicht abreiſen wollen, mit der Erklärung, daß ſie nicht eher ausgelöſcht werden würden, als bis ſie ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllten.

Um die Mittagszeit verſammelten ſich die übrigen Admiſtrationen, die zum Seinedepartement gehören, das Nationalinſtitut, das Kaſſationstribunal ꝛc. und zogen langſam vom Louvre zum Hauſe des Marsfeldes, von Truppen begleitet, die mit geneigten Waffen und einem militäriſchen Todtenmarſch marſchirten, indem Trommeln und Pfeifen beflort, und ſelbſt der Arm jedes Bürgers im Zuge mit einer ſchwarzen Binde umhüllt war. Von allen Seiten her kamen einzelne Bataillons der Garniſon, und füllten das Feld mit Waffen. Die fremden Geſandten, die Familien der Ermordeten, das Direktorium mit ſeiner Garde langten gegen zwei Uhr im Hauſe des Marsfeldes an. Die Früheſten indeſſen, und die von dieſem Tage unſtreitig den größten Nutzen gezogen haben, waren die patriotiſchen Bürger, welche bei dem Andenken an die Todten doch die Sorge für die Lebendigen nicht vergaßen. Dieſe waren um eilf Uhr ſchon auf ihrem Platze. Zu beiden Seiten des Feldes hinter dem Walle zwiſchen den Alleen war eine Menge Zelte aufgeſchlagen, als wenn hier ein großes Lager zu ſtehen kommen ſollte. Tiſche, Bänke und Stühle waren bereitet für die, ſo müde und hungrig geworden waren; große Tonnen Bier und Wein waren auf einander geſtapelt; Schinken lagen mit ihren eleganteſten Enden auswärts, Mettwürſte hingen in Kränzen, und

Braten dampften auf Kohlen. Ein Heer von Fruchthändlerinnen, Waſſerträgerinnen, Kolporteurs und Limenadeſchenkern hatte vom Revolutionsplatz bis zum Marsfelde eine weite Hecke gebildet, und konnte auch dem Unkundigſten den Weg weiſen. Weil der Menſch ſo gern von Geköpften und Gemordeten etwas ſieht und hört, ſelbſt hier noch, wo er es eine Zeit alle Tage ſehen konnte, und weil man heute ſo was zu ſehen und zu hören meinte, ſo hatte ſich eine zahlreiche Menge eingefunden; beſonders drängte ſich alles um den Pallaſt des Marsfeldes. Alle Säulen hingen voll, auf allen Knäufen und Fenſtergeſimſen ſtanden deren, und an den Thoren und Pforten ließen ſie ſich von der Wache beinahe zerſtoßen und zerſchlagen, ehe ſie wichen. Man wollte nemlich den neuen Direktor ſehen, von dem man Wunderdinge hoffte und erzählte, man wollte auch den Mann ſehen, der 24 Wunden erhalten, und ſobald wieder in heiler Haut erſcheinen konnte; (Er war aber als Mitglied der Fünfhundert nicht hier, welche, als Bewahrer und Träger der Majeſtät und Geſetze, dekretiren und befehlen, aber ihre Diener ſenden, zu vollführen und zu gehorchen) man wollte die Weiber und Kinder derer ſehen, die durch einen böſen Tod plötzlich die edelſten und erſten Bürger des Vaterlandes geworden waren. Doch die größte Menge hatte ſich rund umher auf den Wällen poſtirt, zu deren Füßen das Militär eine undurchdringliche Hecke gebildet hatte gegen die, ſo zu ſchauen und zu hören begierig waren.

Nach einem langen Harren in der brennenden Sonnenhitze und unter dem Staube, den 400000 Füße erregten, öffneten ſich endlich gegen drei Uhr Nachmittags die Thore des Pallaſtes, und der Zug hub an, von einer herrlichen Kolonne Soldaten geführt und geſchloſſen, und von der prächtigen Garde des Direktoriums in der Mitte geleitet. Hinter der erſten Kolonne voran ſahe man die Familien von den Ermordeten, von

Roberjot, Bonnier, Debry und Roſenſtiel, denen zwei ſchwarze Fahnen vorgetragen wurden mit der Statue der Gerechtigkeit, die in der einen Hand ein gezücktes Schwert, in der andern die blutigen Kleider hielt, die Jean Debry trug, als er ſo zuſammengehauen ward. Hierauf marſchirte das Direktorium in ſeiner bunten Harlekinstracht, und die lächerlichen Miniſter in rothen Strümpfen und Hoſen, indem ihnen zur Seite Oriflamen getragen wurden, welche man nach dieſer Einweihung den Armeen zuſenden wird, denen ſie als Flügel der Rache voran wehen ſollen. Endlich folgten die Municipalitäten, das Nationalinſtitut, das Kaſſationstribunal, der Generalſtab der Truppen ꝛc., und militäriſche Diviſionen, denen Invaliden, Jünglinge und Knaben mit allerlei Symbolen und Attributen voran gingen, ſchloſſen den langſamen Zug. Ihn empfing am Altar des Vaterlandes, wo Sitze für ihn angebracht waren, ein Trauergeſang von Chören des muſikaliſchen Konſervatoriums, welcher rührend und feierlich durch die ſtille Luft klang, und ſelbſt die ſtrudelnde und ſchnatternde Menge einen Augenblick zur Stille brachte. Droben im Zirkel begann Chenier nun, einen Cypreſſenzweig in der Hand, eine Lob- und Leichenrede auf die Todten, ein ganz erbärmliches Ding, das einer ſolchen Verſammlung durch den Schwulſt und Pomp, der die Empfindung erſetzen ſollte, durch die barbariſchen Flüche und Schimpfe, durch die Verfluchungen der Ruſſen und Oeſterreicher ganz unwürdig war. Mehrere Redner, die in mäßigen Zwiſchenräumen rings im Cirkus geſtellt waren, hielten ſie zu gleicher Zeit mit ihm auf ein gegebenes Signal, und endlich ſchloß die Rede und die Geſänge und Hymnen ein lautes vive la republique! welches mit einem matten Nachhall von der Menge wiederhohlt ward. Hiebei fiel auf dem Flügel, wo ich Poſto gefaßt hatte, ein lächerlicher Spaß vor, der eben ſo ſehr die Andacht des Tages, als den Karakter des Volks zeichnet. Ein altes Weib ſchrie mit ihrem Waſſercylinder auf dem Rücken unaufhörlich ihr: Qui veut boire, Meſſieurs? ſo laut und gellend, daß man vom Redner nichts vernehmen konnte, und war nicht zur Ruhe zu bringen. Unwillig ſchrie da einer: Jettez la par la porte! Alles lachte nun lauter über das Wort, als ſie geſchrieen hatte, der Redner mußte inne halten, in zwei Minuten war der Einfall um den Cirkus gelaufen, und er konnte nun wieder fortfahren. Nach der Rede und ihrem Schluß durch Muſik und den Donner der Kanonen wurden drinnen von den Gewalten noch mehrere Ceremonien an der Statue der Freiheit und dem Altar des Vaterlandes vorgenommen. Der Präſident weihte dort mit heiligen Flüchen das Andenken des Mordes der Rache der Völker und dem Abſcheu der Nachwelt; jeder der Begleitung legte den Eichenzweig, den er in den Händen hielt, am Fuße des Altars nieder; die verſchiedenen zerſtreuten Diviſionen des Militärs verſammelten ſich um die Pyramide und den Altar; der Präſident ſegnete, indem die Weihrauchwolken von den Altären zum Himmel wirbelten, die Oriflamen ein, und die Marſeiller Hymne und der Donner der Kanonen beſchloß das Ende des Aufzugs, der nun wieder in der vorigen Ordnung zurückging, indem ſich hinter ihm die Menge über das freie Feld ergoß und die Staubwolken der Füße unter die Weihrauch- und Dunſtwolken der Altäre und der Rede miſchte. Bald war von dem lebendigen Haufen nur noch ein kleiner Reſt zu ſehen. Schnell ſtrömte er vorwärts auf verſchiedenen Wegen, der eine ins Schauſpiel, der andre in die Gärten, der dritte, noch eine Fahrt nach dem Hölzchen von Boulogne zu machen, der vierte hungrig und matt zu ſeinem magern Tiſch und ſeiner kleinen Hütte. Die die erſten geweſen waren, wurden nun die letzten, und langſam machten die Zelte mit ihren Tiſchen und Stühlen und leeren Tonnen ſich wieder mobil; das Elyſium, welches ſo viele Wälder hatten machen helfen müſſen, war in wenigen Stunden ohne einen Baum, die Altäre verſchwanden, der Weihrauch war zerflogen, und nur das zertretene Gras und die beſtäubten Bäume ſagten, daß hier ein Viertel der Stadt ſich bewegt hatte.

Ich ging wehmüthig, wie man in einem ſolchen Menſchengewimmel ſo leicht wird, mit dem letzten Theil des Zuges ab, um noch einige Stunden des Abends im Eliſée zuzubringen. Wie menſchlich, wie ſchön könnte ſo ein Trauerzug wirken, wenn die Regierung, die ihn anſtellt, wirklich eine wackre, wenn das Volk, das ihn mitmacht, wirklich ein freudiges und von Liebe und Hoffnung beſeeltes wäre! Aber wie war dies alles doch ſo ganz anders, als es ſcheint, wenn man die pomphaften Beſchreibungen davon in der Ferne lieſt! Man hatte aus dem Ganzen ein Gaukelſpiel gemacht, wollte es gern zu einem Inſtrumente der Herrſchſucht machen, und die Nation, welche die Regierung nicht lieben konnte, durch Haß gegen Fremde für ihr Intereſſe entflammen. Aber man ſah hier nichts, was den Geiſt durch etwas Schönes erheben, oder durch etwas Gewaltiges erſchrecken konnte. Ein großer Menſchenhaufe war da, nicht um vaterländiſch und bürgerlich zu trauern, oder nur republikaniſch zu empfinden, ſondern um einmal wieder ein buntes Schauſpiel zu ſehen, zu gaffen, zu lachen und zu ſpotten, und in der zweiten Minute zu vergeſſen, was er in der erſten ſah und hörte. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß außer denen, die mit im Zuge der öffentlichen Gewalten waren, faſt alles aus der niedrigſten Volksklaſſe beſtand, die immer luſtig iſt, ein neues Spektakel zu ſehen, und mit Kindern und Narren jedem Popanz nachläuft. Da war keine Stimme des Unwillens, geſchweige denn der Rache, die man ſo gern entzünden wollte, ſondern alles hielt ſich in Ton und Unterhaltung fein alltäglich. Die verſchiedenen Vive la republique! der Redner wurden ohne Theilnahme nur von wenigen aus der Menge wiederhohlt; deſto eifriger und lu-

[illegible]ger aber machte man Gloſſen über alles, erzählte ſich ärgerliche Anekdoten von den Geſandten; ja mancher meinte, es ſei ihnen Recht geſchehen, und eben ſo ſolle es der Regierung gehen, weil ſie dem Volke nicht habe den Frieden geben wollen, als es in ihrer Macht ſtand.

Was man alſo erwartet hatte von dieſem Feſte, erreichte man nicht. Das Direktorium blieb unpopulär, wie es geweſen war, man dachte nicht mehr an Raſtadt, als um den Frieden zu beſeufzen, den man hätte haben können, und die wachſenden Unfälle und Bedrängniſſe des Staats machten die unruhigen Tollköpfe und die eingeſchüchterten Patrioten von Tage zu Tage kühner. Kabalen keimten in den Räthen und im Direktorium. Man deckte ſich gegenſeitig ſeine Sünden und Gebrechen auf, und ſuchte ſich einander zu überliſten. Der ſchlaue Sieyes, der manche Mine der Revolution angelegt hatte, während er ſich dem Argwohn und Aufſehen zu entziehen wußte, dieſer zweite Cſtermann ſpielte mit dem herriſchen Barras ſo fein, wußte geheime Inſinuationen, Journaliſten, Ausſchreier und Drohungen ſo zu gebrauchen, und durch Unterhandlungen, Verſprechungen und Schreckungen die übrigen drei in eine ſo ſchlüpfrige Lage zu verſetzen, daß ſie ſich aus dem Sattel gehoben ſahen, ehe ſie einen förmlichen Angriff ahndeten. Kaum 14 Tage hatte Sieyes unter ihnen geſeſſen, ſo traten Treilhard, Merlin und La Reveillere Lepaux aus dem Direktorium, und die beiden Andern nahmen Männer auf, denen ſie für ſich keine Gefährlichkeit, und bei dem Volke einige Gunſt zutrauten. Dies, was im Lande und auswärts eine Revolution hieß, und wovon man dem Volke gar zu gern einbilden wollte, daß mit dieſen drei Männern auch alles Unheil von den Waffen und der Verwaltung der Republik genommen ſei, ſtreute doch nur einigen wenigen Schwachköpfen Sand in die Augen, und machte einige bezahlte Schurken ſchreien und jubeln, während das Volk ruhig und ſtill ſeines Weges ging, als ſei nichts vorgefallen. Man wußte wohl, daß dieſe Drei die Sündenböcke für Reubel und Barras ſeyn ſollten, welche ſeit Carnots und Barthelemi's Exil und Deportation Frankreich regiert hatten. Welche Unflätereien und Schändlichkeiten alſo auch auf die Karaktere jener Drei abgeladen, welche unpopuläre Dinge ihnen auch aufgebürdet wurden, der Hauptfaden des Stroms lief gegen die andern zwei, aber er durfte gegen den noch ſtehenden nicht laut brauſen. Das Volk nahm das Ding alſo untheilnehmend auf, als ſei nichts Neues geſchehen, und in der That war auch nichts Neues geſchehen; denn Barras ſchien noch immer zu herrſchen, und der feine Sieyes wagte es nicht, als ein ſchlechter Kämpe, der er im offenen Kampfe war, das gefährliche Ruder auf Koſten ſeines Kopfes allein anzugreifen. Mit dem Fall der alten Direktoren fielen freilich einige Schrecken und Ketten ab, und man mußte, da es auswärts ſo ſchlimm ging, im Innern etwas ſanfter und bürgerlicher regieren; im Ganzen aber blieb es bei dem Alten. Das neue Direktorium wollte, oder konnte nicht ſtrafen, welche das Volk anklagte; es konnte die vernichteten Heere und muthloſen Gemüther nicht ſogleich wieder aufrichten, und mußte mit dem Haß und der Muthloſigkeit kämpfen, welche die vorige Verwaltung und Politik veranlaßt hatte. Das Volk, wenn man Dreiviertel der Menge ſo nennen darf, blieb immer gleich ungläubig, lau und beklommen, und ſah dieſe Dinge nicht mit mehr Neugier, oder Intereſſe an, als wenn vormals eine lettre de cachet die andern jagte, und ein Miniſter die Stelle des andern einnahm, die er nicht [illegible]r bekleiden ſollte, als ſein Vorgänger. Es war der Politik ſo müde und aller öffentlichen Verhandlungen, vielleicht, weil es keinen Glauben mehr hatte, daß es die Stimme eines großen Theils deſſelben war, für den Frieden alles hinzugeben. Viele wagten es, laut zu inſinuiren, man müſſe wieder Einen haben, der befehle, und dieſen gegenüber ſtellten ſich diejenigen, welche die Allherrſchaft, die auch eine Einherrſchaft iſt, als das einzige Palladium der Völker prieſen. Dieſe, bald wieder durch den Namen Jakobiner ausgezeichnet, ſpieen ihre Schlangenwuth wieder über alles aus, und bahnten wenigſtens der Wahrheit den Weg, und gaben der Unterdrückung Luft, wenn es gleich traurig geweſen wäre, ſo ſie geſiegt hätten. Doch war dieſe Zeit, worin ſo viele alte Ungeheuer von neuem den Kopf erhoben, für den unpartheiiſchen Fremdling immer eine ſehr intereſſante. So lange es nicht auf die Köpfe losging, lebten die meiſten Neuen, wie die alten Pariſer weiland, und nur wenige Beſſere und Patrioten weinten im Stillen, weil ſie ihre Anliegen und Vorſtellungen nicht den unreinen Organen des Jakobinismus leihen wollten.

Doch ich will, ehe ich mich zu den heiteren und unſchuldigen Scenen des lebendigen Lebens wende, noch einige Seitenblicke auf einzelne Gegenſtände des politiſchen Thuns und Treibens dieſer Stadt werfen, und einige Auftritte der Zeit beleuchten, und dann nicht mehr eine Sphäre berühren, worin ſo mancher Vernünftige ſich den Kopf dumm gelaufen hat.

Ein Paar Worte über die Regierung, Verwaltung, Polizei, das geſetzgebende Corps ꝛc.

Hier in Paris, wie ſchon geſagt, konnte man wenig davon merken, ob das Volk glücklich, oder unglücklich war, ſchlecht, oder gut regiert ward. In einer ſolchen Welt des Luxus und der Mode, des größten Glanzes und des größten Elends verliert man gar zu leicht den ſicheren Blick, der durch die Gewebe der Kabalen und die Dünſte der Lügen und Prahlereien dringen könnte. Die Menſchen ſelbſt, die ſich dort bewegen, haben durch das ewige Reiben und Abſchleiſen an und auf einander allen

Karakter verloren, und fließen zuletzt gleichmüthig und unbekümmert um ſich und andre ſo mit, wie die Waſſer des Zufalls und der Laune treiben. Da faſſe einer Wahrheit, wo keine iſt. Aber es giebt ein anderes Kriterium derſelben, was durch alle Geſpinnſte der Lüge und Uebertünchung der Kunſt durchdringt. Sobald eine Regierung genöthigt iſt, ſich über einen Gegenſtand zu vertheidigen, und etwas, das mit einem Ja, oder Nein ſich leicht entſcheidet, durch tauſend Schlangenzüge der Sophiſterei zu ſchleppen, ſo muß ſie ſich des Unrechts und der Wahrheit der Beſchuldigung bewußt ſeyn. Die Rede der Wahrheit iſt einfach, und bedarf keiner Windungen, ſagt ſchon Sophokles. Wenn gleich Vieles ein leeres und unnützes Geſchrei der Verläumder und Bluthunde war, die gern alles unter einander gemiſcht hätten, um ihr blutiges Spiel nachher mit den Betrogenen treiben zu können, ſo waren doch auch manche Anfragen, Addreſſen und Anſchuldigungen von der Art, daß ſie nur durch eine klare und ehrliche Antwort des Direktoriums und ſeiner Diener ſich widerlegen und löſen ließen. Aber dieſe Antworten erfolgten nicht, dieſe Vorlegungen wurden der Nation nicht gemacht, und man ſchob ſie, wie Pitt die Unterſuchung des Zuſtandes der Nation, immer durch andre Verhandlungen auf die Seite. Man müßte ſehr kurzſichtig, oder ſehr boshaft ſeyn, wenn man allen Beſchuldigungen, welche ſowohl die Schurken, als die Frommen der Freiheit auf die Regierung warfen, glauben wollte; aber daß Frankreich durch Sorgloſigkeit und Untüchtigkeit der Regierer und Verwalter in eine böſe Lage hineingeſpielt war, lag am Tage, und viele Klagen von Gebrechen und Verbrechen fanden ihre Leute, auf welche ſie richtig trafen.

Es liegt am Tage, wie es den großen Talenten Frankreichs gegangen iſt. Dantons und Robeſpierrens Sciſſionen und Mordgerichte mähten die Blüthe der großen Genien und Patrioten Frankreichs hin, die zum Theil durch

Unſchlüſſigkeit, mehr durch den Abſchen fielen, durch böſe Mittel etwas Gutes wirken zu wollen. Es giebt Zeiten, wo man mit Waffen des Himmels immer der Hölle unterliegt. Wer mit ihr ſtreiten will, muß die Schneide ſeines Schwerts wenigſtens ein wenig im Waſſer des Kocytus ſtählen. Eben ſo verderblich ward Frankreich die Deportation nach Cayenne, die Buonaparte, damals noch der Diener von Barras, durch militäriſche Gewalt durchſetzen half. Männer, wie Carnot und Barthelemi, wachſen nicht alle Tage wie die Pilze aus der Erde. Es ſcheint, als ſei ſeitdem eine Geiſtesarmuth auf alles gefallen, was mit am Ruder des Staates arbeiten und pfuſchen hilft. Eine ſehr natürliche Erſcheinung. Nicht bloß die, welche man als Begünſtiger einer konſtitutionellen Monarchie anſah, wurden eingekerkert, exilirt und deportirt; ſondern ein ähnliches Schickſal traf alles, was durch Talent und Muth gefährlich werden konnte. Dies und vielleicht Unmuth der betrogenen Hoffnungen des Patriotismus ſchreckte die Guten ab, ſich nicht in den geläuterten Schaafſtall zu drängen; denn eine Sammlung von Schaafen behielt man, und von Füchſen, die dumm und liſtig um das irdiſche Brod gern das Joch trugen, und gelehrig in alles eingingen, was man eben im Direktorium haben wollte. So iſt es noch. Wie oft bin ich im Rathe der Fünfhundert geweſen! Aber nie iſt mir ein Enthuſiasmus angewandelt, der in ſo einer Verſammlung auch wohl den Ungläubigen unwillkührlich ergreifen kann. Es waren doch große Dinge und mächtige Intereſſe der franzöſiſchen Nation dieſen Sommer, aber es waren kleine Menſchen, die ſie durch ihre Münde und Hände laufen ließen, und ſo ward aus Feuer Waſſer. Mir ſcheint es hier an der rechten Stelle, von den fünf Männern, die kürzer, oder länger ſeit dem Sturz der Pichegrüſchen Parthei allein regiert und (wie Viele ſie beſchuldigen) tyranniſirt haben, ein kleines Perträt zu entwerfen, wie es die öffentliche Meinung und die That beſtimmt.

Reubel, ein gebohrner Elſaſſer, der vor der Revolution mit Glück advocirt hat, war vielleicht der fähigſte der Fünfmänner, ſo wie er zuerſt durch das geſetzliche Loos dem ſchlauen Sieyes Platz machte. Arbeitſam und thätig, wie vorher im Privatleben, war er im öffentlichen, und entging mit unſcheinbaren Talenten und mit dem einzigen glänzenden der Intrigue den böſen und reißenden Klauen der erſten Revolutionswölfe. Er war eben ſo ſchlau und verſteckt, als frei und offen, wo es bloß auf den Schein ankam. So wußte er ſich einige Zeit populär zu erhalten, und konnte mit dem Beinunterſchlager Merlin Männer ſtürzen, denen dieſe beiden nicht werth waren, die Schuhbänder aufzulöſen. Als der Kampf mit der Parthei Carnots und Pichegrüs zu Ende war, ward Reubel einer der bedeutendſten der Fünfe, und ließ andern in kleinen Angelegenheiten das Thun und in großen oft den Schein, während er hinter den Kouliſſen lachte. Kabalen, Geld, Beförderungen zu Ehrenpoſten und Kerkern, alles wußte er fein anzuwenden, ohne ſich ſelbſt dem Urtheile ſehr bloß zu geben; er ſtellte bei gewiſſen Gelegenheiten ſeine Perſon und ihren Antheil an Verhandlungen abſichtlich frei dar, um deſto öfter unbeargwohnt unter der Decke ſpielen zu können. So ein Karakter hatte nie Liebe, aber er erzeugte bei Klügeren Furcht und bei Schaafsköpfen zuweilen Ehrfurcht. Man beſchuldigt vorzüglich ihn des Plans, die Schweitz auszuplündern, um davon die Flotte und Armee Aegyptens auszurüſten, (dieſes Unternehmen iſt jetzt ſehr unpopulär, wo man einen Buonaparte ſo nöthig hätte) und auf ihn wirft man die ewig neuen Forderungen, wodurch die Unterhandlungen zu Raſtadt ins Unendliche, und zuletzt zum neuen Kriege ausgeſponnen wurden. Ohne die neuen Unfälle dieſes Jahrs ſäße er mit ſeinen Millionen noch wohl ſicher an ſeiner Stelle, und hätte ſich wohl nicht herausloſen laſſen. Getroſt konnte er abtreten. Er hat, wie ihm ſeine Feinde vorwerfen, womit man ſeit Jahrtauſenden alle Donnerſchläge hat ableiten können.

Barras, ein alter Edelmann aus der Provence, aus einer Familie, die für den Degen und die Feder ſchon früher manche tüchtige Leute dem Vaterlande geliefert hat. Dieſen hätte ſie indeſſen immer noch für einige Zeit in ihren Lenden behalten können. Als ein Mann, der die Welt kennt, und ihrer zu genießen weiß, floß er bald mit dem Strome, nicht um der Luſt, ſondern um des Vortheils der Schiffahrt willen. Er machte den Demokraten, weil das Köpfe auf dem Rumpfe erhielt, und ließ zur Zeit des Kopfabſchlagens als Agent der revolutionären Regierung auch gelegentlich einige vom Rumpfe trennen, (wie ihm neulich in einem öffentlichen Blatte jemand vorwarf) um ſeinen alten Adel außer allen Verdacht zu ſetzen. Doch blieb er in ſeinem Leben und Weſen immer ein Edelmann und Franzoſe. Man thut ihm wohl Unrecht, wenn man ihn einen Böſewicht nennt; aber noch größeres, wenn er ein Patriot und Republikaner heiſſen ſoll. Die Natur gab ihm den rüſtigen Körper und die ſchöne und herriſche Geſtalt, die unter dem heitern Himmel der Provence ſo etwas gewöhnliches ſind, und dieſe Naturgaben war er von Jugend her gewohnt, nicht brach liegen zu laſſen. Durch ſein majeſtätiſches und leutſeeliges Aeußeres, durch ſeine Pracht und Eleganz, durch den Staat und Aufwand, den er machte, Tugenden, die der Franzoſe zu ſchätzen weiß, wußte er ſich lange populär zu erhalten. Man argwohnte nicht viel Böſes, oder doch nichts Boshaftes in einem Manne, der ſo froh und harmlos zu genießen ſchien. Ohne ſo arbeitſam zu ſeyn, als Reubel, war er ſchneller und konnte, wenn die Kabalen allein nicht durchſchlagen wollten, jenem und ſeinen andern Kollegen einen Muth entgegenſetzen, den ſie ſich nicht gewachſen fühlten. Es ſcheint, als habe er ſie am Ende eben ſo betrogen, als das Volk. Sie ahndeten in dieſem vergnügenliebenden Manne wohl nicht die Verſchmitztheit und in ſeinem Betragen nicht die Tiefe, welche allein aus der Gefahr herauszugehen und alle Laſten in den Augen Vieler auf ſie abzuwälzen wußte. Obgleich er kein großer Mann iſt, ſo vereinigt er doch die Widerſprüche großer Männer in ſich, Nachläſſigkeit und Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Wohllüſtigkeit, Sorgloſigkeit und Behutſamkeit. Ihn hat in der That nur der Schein gerettet; denn als der kräftigſte Mann muß er auch der ſchuldigſte von den Fünfen ſeyn. Hier fürchtet man ihn meiſtens; aber wenn man in den Provinzen fragte: wer iſt Schuld an euren ſchlimmen Dingen? ſo ſtand er immer obenan, und oft ganz allein. Man beſchuldigt ihn ungeheurer Sünden und Verſchwendungen und förmlicher Kontrakte mit den im Innern und bei den Bundsgenoſſen Angeſtellten über die Theilung des Raubes, den ſie machen könnten. Was auch an den Klagen ſeyn mag, die man über den weiland Kriegsminiſter und General Scherer führt, ſo iſt ſo viel gewiß, daß er mit dieſem dicken Trunkenbold (einem ächten Vitellius) und andern Genoſſen und Genoſſinnen ein mehr als fürſtliches, ja ein rechtes Orleaniſches Leben der Geräderten (wer kennt nicht die berühmten Roués des Regenten Philipp von Orleans?) geführt hat? Man hat an Einem Abend 50000 bis 100000 Franken verſpielt und die feinſten Knaben und Mädchen aus allen Ecken des Vaterlandes zuſammengetrieben, und es iſt ein in Paris gemeines Wort: Um einen hübſchen Burſchen und ein artiges Mädchen giebt Barras jedes Vermögen und allenfalls jeden Kopfs Preis, wenn er es nur irgend mit Schicklichkeit und Bequemlichkeit thun kann. Alles was durch ſchöne Weiber und mit ſchönen Weibern ſich machen und leiden läßt, hat der Direktor Barras mit andern gethan und mit ſich thun laſſen. Madame Stael und Tallien und die Marquiſe Beauharnois haben im engern,

gern, oder weitern politiſchen und leiblichen Verhältniſſe mit ihm geſtanden. Die letzte war eine Zeitlang ſeine Maitreſſe. Er war ihrer müde, (ſie hat Kinder von 25 Jahren) hatte ihrem großen Vermögen viel zu danken, und konnte ſie alſo nicht ohne Gefahr fortſchicken. Da fand ſich ein Jüngling, deſſen Ehrgeiz nach Beförderung brannte. Der 27jährige Buonaparte als Direktor der Artillerie bei der Belagerung von Toulon hatte ſich glänzend ausgezeichnet. Das war eine ſchöne Stufe. Man unterhandelte mit ihm über Madame Beauharnois, deren Ueppigkeit eine glänzende Decke brauchte; ſie ward Madame Buonaparte. Das war eine ſchlüpfrige Stufe. Aber der Jüngling ſtieg durch ſie zum Oberbefehlshaber der italiäniſchen Armee und zur Bewunderung von Europa. Barras fand an ihm zur Zeit der Pichegrü und Carnot eine Stütze. Noch jetzt iſt Barras der alte. Seine Mätreſſe iſt das ſchönſte Weib in Paris, und verdunkelt die Tallien, welche anfängt, ſtark vom Leibe zu werden. Sie bewohnt einen ſo ſtattlichen Pallaſt und hat ſo viele Equipagen und Domeſtiken, daß man ihren Staat mäßig auf 200000 Franken jährlich rechnet. Auch ſchreit man ſchon. Doch iſt es ihm noch eine Ehre in der öffentlichen Meinung, daß er Schulden hat.

Merlin. Mir iſt immer geweſen, wenn ich dieſen jetzigen Exdirektor ſah, als ſtände ſein berühmterer Namensgenoſſe, der Zauberer Merlin, vor mir, der in den Ritterbüchern des Mittelalters eine ſo große Rolle ſpielt. So eine ausgeſogene und ausgeklaubte Figur, ohne daß er ſehr winzig iſt, kömmt einem nicht alle Tage vor. Er iſt gleichſam die Transparenz der Politik und die abgeworfene Schlangenhaut der Verſchmitztheit. Man fühlt, was ich ſagen will; denn das Aeußerſte läßt ſich nicht ſagen. Auch dieſes Vögelchen wußte, wie Reubel, durch alle Stürme und Wetter den Klauen der größeren Raubvögel zu entgehen, und durch Umſtände, die es geſchickt zu benutzen verſtand, ſich ein ephemeriſches Anſehen zu verſchaffen. Wenn man Reubel noch immer den teutſchen Advokaten nannte, ſo konnte man dieſen füglich den franzöſiſchen Kommis nennen. Alle Welt hat von ihm nur das Eine Wort: er iſt ein tiefer Böſewicht (il eſt profondement mechant). Nie ſtand er grade, als wenn es galt, ein Opfer ſeiner feigen Schlauheit zu ſtürzen, dann kroch er wieder in ſeine Schlangengrube und machte ſein altes Theater wieder zurecht. Es giebt Menſchen, denen es natürlich zu ſeyn ſcheint, zu kriechen und ſeitweges, oder gar rückwärts zu gehen. Zu dieſen gehört Merlin. Muthig bei Kleinigkeiten, feige in der wirklichen Gefahr, kurz nie ein Menſch, konnte er ſich doch mit zum Herrn machen. O ihr Franzoſen, wie tief mußtet ihr gedemüthigt ſeyn! So betrog er das Volk, ſo einige ſeiner Kollegen, ſo zuletzt ſich ſelbſt. Er hatte vieles von dem Erzvater der Bosheit Robeſpierre gelernt, und wie jener in Holzſchuhen und einem ſchlechten tuchenen Rocke einherging, ſo ſpielte Merlin auch äußerlich eine weit republikaniſchere Perſon; als der üppige und verſchwenderiſche Barras und der mäßigere Reubel. Er lebte, wie ein kleiner Bürger, während er Millionen in allen Fonds Europas ausſtehen und einige ſchöne Güter erworben hat. Die feige Politik dieſes kleinen Menſchen klagt man am meiſten wegen der Ränke und Beſtechungen im Innern und wegen der mit Patrioten gefüllten Kerker an, während Barras und Reubel den höheren Himmel mit den Sternen umlenkten.

Treilhard, vorher einer der Raſtadter Unterhändler, macht die Mitte ſeines und des Reubelſchen Karakters, ohne die Vollendung zu haben. Er iſt nur ein Lükkenbüßer geweſen, und verdient alſo, da weder Kopf, noch Herz viel taugten, kaum eine Erwähnung.

La Reveillière Lepaux, auch Exdirektor, ſoll den Zug dieſer Fünfmänner beſchlieſſen. Er iſt am meiſten von allen Partheien gemißhandelt und angeſchwärzt, am meiſten beſpottet und verhöhnt worden, und verdiente es doch wohl am wenigſten. Nur den einen Fehler hatte er, daß er dem Poſten nicht gewachſen war, worauf man ihn geſtellt hatte, und das war freilich ein ſchlimmer Fehler. Unter ſo feinen Leuten, als ſeine Kollegen waren, mußte dieſer ein Sündenbock mit den beſten Abſichten werden. Er war gut und grade, aber er war auch muthlos und ſchwach, und ſo diente ſein ehrliches Gemüth nur, die Sünden ſeiner Gehülfen zu decken. Schwäche iſt oft ärger, als Bosheit. Unter Tiberius hatte das römiſche Volk eine glorreiche und glückliche Periode, und der Böſe hielt die Böſen im Zaum; unter dem dummen Claudius herrſchten die Schlechten. La Reveillière war in vielen Rückſichten ein zweiter Roland, der das Gute wollte, aber nicht damit durchdringen konnte. Vorzüglich war er ein Freund der ſogenannten Theophilanthropen, welche er ſchwärmeriſch begünſtigte. Ihm folgt die Achtung und das Bedauren der wenigen Guten in ſeiner Ungnade, worin er durch Barras Liſten beim Volke gefallen iſt.

Sieyes. Die Jakobiner nennen ihn ſehr ausdrucksvoll eine Ente, die das Untertauchen verſteht (plongeon), und wahrlich iſt ſein ganzes Leben ſeit dem Anfange der Revolution ein kluges Untertauchen geweſen. Ohne den Schein, ſelbſt Verbrechen begangen zu haben, ſtand er doch mit großen Verbrechern oft in einem engen Zuſammenhange. Sein öffentliches Leben war nie ein freies und offenes. Seine Feigheit gab ihm keinen Muth, die Liebe des Volks erwerben zu wollen, noch ſein kaltes Gemüth nie den Schwung und das Feuer, wodurch er neben einem Jénard von Marſeille, einem Maury und Vergniau die Rednerbühne hätte beherrſchen können. Indeſſen nagte der Wurm im Stillen manchen Schiffsboden mit durch, worauf kühnere Gemüther ſich den gefährlichen Wogen vertrauten. Sieyes war in ſeiner frühen Jugend ein Zögling der Jeſuiten; und ſtand in den Dienſten des Herzogs von Orleans als Sekretär und Lehrer ſeiner Kinder bei dem Anfange der Revolution, wozu auch er mit den andern talentvollſten Männern des Vaterlandes berufen ward. Er ſpielte eine ſehr zweideutige Rolle bei den Unterhandlungen, die zwiſchen dem fürchterlichen Orleans, nachher Egalitè zugenannt, und dem Rieſengeiſte Mirabeau geflogen wurden, von dem es wegen ſeines Gifttodes ein unaufgelöſtes Räthſel geblieben iſt, ob er als ein Teufel ſein Land verdorben, oder als ein mächtiger Gott es aus den Fluthen der Revolution gerettet haben würde. Wie alle jene geheimen Geſchichten vielleicht nie klar mit ihren Triebfedern und Inſtrumenten der Geſchichte erſcheinen werden, ſo ſteht auch Sieyes mit ſeinem thätigen, oder leidenden Antheil, den er daran nahm, im Dunkel, und dies läßt Schatten auf ihm, ſo ſehr er in der erſten ſchöneren Zeit der Revolution als Vorbereiter und patriotiſcher Pamphletiſt glänzte. Während Danton, Robespierre und der Wohlfahrtsausſchuß die Zügel der Regierung an ſich riſſen, und mit dem Tigergeſpann der Anarchie auf dem Nacken der Nation einherfuhren; war von Sieyes nichts zu ſehen. Er war oft krank, erſchien ſelten und immer unſcheinbar öffentlich, und ſah die beſten Köpfe und Herzen des Volks untergehen, ohne daß er nur eine Miene des Misfallens verrathen hätte. Während Carnots mächtiger Regierung lebte er wieder auf, ohne daß jener Starke ihn gebrauchen konnte. Nach Carnot ward er wieder populär, und ſchien Barras und Reubel ſo gefährlich, daß ſie ihn als Geſandten der Republik nach Berlin in ein ehrenvolles Exil ſchickten. Er und das Directorium machten ſich wechſelſeitig Komplimente, und dem Volke wurden von Zeit zu Zeit die geheimen Wunder ſeiner Politik erzählt, und dieſes Volk, das für Gutes und Böſes ein kurzes Gedächtniß hat, fing an, Großes von ihm zu hoffen, und man ſchlug ihn alſo in ſehr mislichen

Umſtänden als den natürlichſten Kandidaten für den Direktor vor, der nach dem Geſetze ausgeworfen werden mußte. Er kam, die Freude der Patrioten war vorbei; ſie ſahen nur den alten Schlaukopf. Er ſchloß ſich an den Stärkern in ſeinem Kollegio an; und drei wurden aufgewippt und von den Zweien wieder erſetzt. Dieſe Laufbahn, die ich nur durch einige grobe Striche angedeutet habe, zeigt zur Genüge, daß der, ſo ſie ohne Straucheln gehen konnte, ein feiner und geſcheuter Kopf ſeyn muß, und darüber iſt wohl in ganz Frankreich, wie in ganz Europa, nur Ein Glaube. Sieyes iſt ein Funfzigjähriger von mittlerer Größe. Auf ſeinem ſchlanken und hagern Körper ſitzt ein länglichter Kopf mit ſchmalen Backen und kleinen tiefliegenden blauen Augen, denen es nie an Helle noch Freundlichkeit fehlt. Er geht ſelbſt in der Regentenuniform als Direktor krumm und gebücket einher, Bruſt und Kopf etwas übergeneigt, und ſein Geſicht immer lachend und kokettirend um ſich blickend, als wenn er alle Welt grüßen, oder vielmehr, als wenn er alle Welt ſegnen will. So habe ich manchen frommen Wolf in geiſtlichen Schaafskleidern, mit dem Hut unter dem Arm, den Vorbeigehenden zu beiden Seiten ſich verneigen geſehen. Man muß ihn neben Barras öffentlich einhergehen ſehen, und man bebegreift auf den erſten Blick den verſchiedenen Karakter.

Das Direktorium hat ſeinen Sitz in dem prächtigen Pallaſt Luxemburg, der jetzt Direktorialpallaſt heißt, und da herum iſt auch die prächtige Garde einquartiert, ich weiß nicht, ob mehr zum Schutz oder zur Zierde. Nur bei öffentlichen Aufzügen und bei allgemeinen Audienzen erſcheinen ſie im kleinen und großen Koſtum, das man für die Augen und Köpfe der Schwachen berechnet hat, während es vernünftigen und patriotiſchen Bürgern ein Gräuel iſt. Es iſt ein Gemiſch von orientaliſcher, altrömiſcher und neuſpaniſcher Tracht, und im großen Staat gehört ein breites römiſches Schwert dazu, daß in einer reichen goldnen Binde hängt. Weiß, Roth und Blau ſind mit Gold und Silber ſo grell und ſo dick nebeneinander angebracht, daß es eher einem Theaterkleide, als einem Volke ähnlich ſieht, welches alle Tage erklärt, wie es die Völker zur Freiheit und republikaniſchen Tugend und Einfalt zurückführen wolle. In einem ähnlichen Stil, wie die Direktoren ſind die Miniſter, Staatsboten, Sekretäre und manche andre öffentliche Bedienten gekleidet. Allein die Volksrepräſentanten und Adminiſtratoren machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme. Abgerechnet, daß man als Republikaner das Gold nicht ſo auf dem Kleide tragen ſollte, iſt ihr Koſtüm ſehr zweckmäßig. Sie ſind faſt ganz in Blau gekleidet, worüber ſie einen rothen Mantel werfen, und den Kopf bedeckt eine Mütze, die noch immer an die alte vom Berge erinnert, an welcher ein dreifarbiger Federbuſch ſchimmert.

Die ausübende Gewalt der Republik ruht allein auf den fünf Direktoren. Sie beſetzen alle untergeordneten Aemter, und ſtehen allein unter dem geſetzgebenden Korps der Fünfhundert und dem leitenden Rathe der Alten, die als die heiligen und unverletzlichen Bewahrer der Freiheit und der Geſetze anzuſehen ſind. Von ihnen hängt alſo das ganze Verwaltungsſyſtem des Staats in letzter Inſtanz ab, und an ihnen muß die Nation ſich halten, wenn ſie glaubt, Urſache zur Unzufriedenheit mit ihnen haben zu müſſen. Indeſſen greift doch Direktorium und Rath der Fünfhundert in mehrern Punkten ſo eng in einander, daß ich erſt einige Worte von dieſem ſagen muß, ehe ich mich weiter auf einem Felde ausbreite, wo man ſo leicht irre geht.

Das geſetzgebende Korps hat ſeinen Sitz in dem ſchönen vormaligen Pallaſt Bourbon dicht an der Revolutionsbrücke in der Vorſtadt St. Germain. Ein großer Saal iſt in eine herrliche Tribune umgewandelt, wo die Sitze zur Erſparung des Raums amphitheatraliſch angebracht ſind. Der Präſident hat ſeinen Stuhl und Tiſch neben der Rednerbühne, welche vor der Stirn aller Sitze ſteht. Oben ſind wenige Gallerien und Logen für die Zuhörer angebracht, mit Fleiß wenige, damit dieſe nicht auf die Verhandlungen zu ſehr durch Geſchrei und Beifall und Tadel wirken können, wie dieſes ſonſt nur zu ſehr der Fall war. Einige Logen und die Gallerie waren für jeden Bürger, und immer gab es gegen die Zeit der Eröffnung der Sitzungen eine Menge Neugieriger oder Müſſiggänger, die ſich hier die Zeit vertreiben laſſen wollten. Es war oft ein Gedränge ſchon im Eingange des Pallaſtes, daß die Hinterſten ſicher ſeyn konnten, nicht in den Teich zu Bethesda zu kommen; und wann es wichtige Verhandlungen gab, waren einige Stunden vor der Oeffnung der Thüren alle nächſten Zugänge ſchon beſetzt. Fremde, die die Repräſentanten der Majeſtät des Volks auch einmal in ihrer Glorie zu ſehen wünſchten, mußten ſich durch ihre reſpektive Geſandten, oder durch eines der Mitglieder und Saalinſpektoren ein Eintrittsbillet in die Departements-Logen oder die für die fremden Geſandten beſtimmten zu verſchaffen ſuchen. Durch ſolche Begünſtigungen bin ich mehrmals ganz bequem hineingekommen, ohne mich den Fäuſten und Ellenbogen der Menge und ihrem erſtickenden Dampfe Preis geben zu müſſen.

Ich kam mit keinem Enthuſiasmus hinein, und habe auch nie ein wärmeres, oder froheres Herz herausgebracht. Was nichts Großes hat, kann auch nichts Großes geben. Die erſte Verſammlung der Stände war oft groß und fürchterlich, oft erhaben und ſchön, als noch die Mirabeau und Maury mit den Donner und Sirenenſtimmen der Beredſamkeit ihre ganze Kraft in die Herzen ausgoſſen. Die zweite war ſchrecklich und zerſtörend, aber doch oft groß und erhaben. Es war doch noch zuweilen Kampf und Leben darin. Nach Robespierre ward mit dem zerſchmetterten Freiheitsgeiſte der Ton immer ſanfter und demüthiger. Wenige herrſchten, und die repräſentirende Verſammlung ward zu einem Gaukelſpiele für das Volk herabgewürdigt. Sie wollte unter Carnot und Pichegrü wieder für eine Parthei wirken; aber man märzte die beſten Köpfe und die unerſchrockenſten Herzen aus, und beſetzte ihre Leeren wieder mit feilen Schurken und willigen Tröpfen. In dieſer Lage blieben die Sachen bisher mit kleinem Wechſel. Die Fünfhundert und der Rath der Alten dekretirten, was die Fünfherren befohlen, und genoſſen in ſchimpflicher Sicherheit und Unmündigkeit der erlaubten und unerlaubten Vortheile ihrer Stellen. Große Talente fehlten, die alles auf die Schultern nehmen und mit ſich forttragen gekonnt hätten, oder vielmehr ihnen fehlte die Zeit und der Geiſt, ſie zu unterſtützen. Vor der Veränderung im Direktorium war aus ihren Sälen aller Freiheit und aller Muth zu ſprechen verdammt. Die Meiſten ſtanden im Solde, und auf den andern lag das Schrecken. Nachdem Barras ſich mit Sieyes feſtgeſetzt hatte, ſuchten beide dem Volke weiß zu machen, es werde und müſſe ſchon anders werden, und ſelbſt die Buben, welche ſonſt vor den vorigen Fünfen gekrochen hatten, fingen mit an, auf ſie und auf die ganze Verwaltung zu ſchimpfen. Die Unruhen wuchſen noch immer über den Zuſtand des Reichs. Eine Feſtung nach der andern fiel, eine Schlacht nach der andern ward in Italien verloren. Man hatte kein Geld, keinen Handel, keine Finanzen. Im Süden und Weſten verheerten Räuberbanden und Chouans das arme Vaterland. Wegen der Freundſchaft und der Neutralität des Königs von Preußen und der übrigen nordiſchen Mächte war man ungewiß. Trotz der Veränderung in der Regierung bemerkte man keine Veränderung des Glücks noch des Zuſtandes der Nation. Die Keime zu neuen Barbareien offenbarten ſich in vielen Departements und in der Hauptſtadt, und man hatte genug mit dieſer Hyder zu kämpfen, während die der Koalition nach jeder Schlacht größer und fürchterlicher aufſtand. Die

Jakobiner unter einem verlarvten Namen hoben wieder ihr Schlangenhaupt empor, und ſelbſt im Schooße der Fünfhundert wurden einige laut. Da galt es, eine Hand zu finden, die ſo viele ſtreitende Kräfte lenken und ſo viele Wunden heilen konnte, ohne den Staat in dem Heiligthume ſeiner Konſtitution zu verletzen. Aber ſo einer Hand ward keiner gewahr. Die Regierung hielt ihre Zügel ſchlaff, und man ſah ihr eine gewiſſe Verlegenheit an, die, wenn nicht immer Schuld, doch gewiß Schwäche verrieth. Im geſetzgebenden Korps durfte man wenigſtens hinter der Meinung des Volks nicht weit zurückbleiben. Der größere und ſtillere Theil gehorchte noch immer blind dem Direktorium, einige wenige waren vielleicht wahre Freunde der Verfaſſung und des Vaterlandes, und die dritte Klaſſe, die aber noch immer mit Vertheidigungs-Waffen hier focht, während ſie an einem andern Orte angriff, ſtellte die robespierriſche Lehre etwas glimpflicher auf: „man müſſe noch einmal die Freiheit durch Blut aufblühen laſſen, und die Franzoſen endlich zwingen, glücklich zu ſeyn.“ Dieſe Parthei ward offenbar in mehreren Motionen und Dekreten die ſiegende, und zeichnete ſich beſonders durch einige raſende Geſetze über die gezwungene Anleihe und durch die Aufruhren in den weſtlichen Departements aus. Während dieſe Dinge verhandelt wurden, und während die Volksgeſellſchaft in der Reitbahn ſich bildete, waren die Debatten oft ſtürmiſch und intereſſant genug. Aber Theilnahme und lebendiges Intereſſe der Furcht oder Hoffnung konnten alle dieſe Verhandlungen und Symptome nicht geben. Man ſah nur das widerliche Schauſpiel des Aufgelöſten und Schwankenden in allen Erſcheinungen. Die Bürger waren muthlos und unentſchloſſen zum Guten und Böſen, und die Meiſten flüſterten im erbärmlichen Gefühle der Hülfloſigkeit bei drohenden Ungewittern: Ach! hätten wir nur einen König! ſo wäre uns geholfen. Die Partheien ſelbſt hatten nicht den

Muth, ganz gut und ganz ſchlecht zu ſeyn, und der Rauſch war vorbei, wo man ſo frei einen Kopf hinſtellte, um eine bedeutende Rolle ſpielen, ja, um nur die Wahrheit ſagen zu können. Doch das lebendigſte hievon werde ich unten bei der Beſchreibung der Reitbahngeſellſchaft anbringen können; von den Fünfhundert alſo nur noch zwei Worte.

Die Parthei der Regierung war bloß eine zögernde und unthätige, die ſchlau die Sprache aller Partheien annahm, und durch die Samen der Zwietracht, die ſie ausſtreute, die Augen immer von dem wahren Punkte abzubringen ſuchte. Sie dämpfte oft und machte unwirkſam und verhaßt, was ſie nicht halten konnte. Sie hatte kein Haupt, und war auch in einem andern Sinn hauptlos, doch drückte ſie, ſo lange der Kampf noch innerhalb der Worte ſtand, bloß durch die Maſſe. Die zweite Parthei, die ich thätige Freunde des Vaterlandes nennen will, — denn unthätige und ſchwache mogten auch unter den erſten ſeyn — war wohl die kleinſte, und es blieb ſelbſt klugen Zuſchauern ein Räthſel, was die Leute wollten, und in der That war es leichter, unter dieſen Umſtänden das Gute und Rechte zu wollen, als zu wiſſen, wie man es recht wollen müſſe. Man unterſchied hier Lucian Buonaparte, Arena, Briot, die aber oft einen halben Jakobinismus an der Stirn trugen; zu dem ganzen bekannte ſich Deſtrem, Aichon, Geniſſieux und mehrere Unbedeutende. Dieſe letzteren wollten nun durchaus alles mit der Schneide des Schwerts geſtraft, und mit der Schärfe des Geſetzes behandelt wiſſen. Sie und ihre Parthei kämpften für die Bill der gezwungenen Anleihe auf Koſten der Reichen, die allen Kredit und den letzten Handel aus dem Lande gejagt haben würde, wenn ſie durchgeſetzt wäre. Sie kämpften für das Geſetz, welches die Aeltern, Brüder und Oheime für die Aufruhre ihrer Kinder, Brüder und Neffen verantwortlich machen ſollte, ein unmenſchliches Geſey, welche das Signal zum Bürgerkriege werden, und dieſe Armen zwingen mußte, mit den Waffen in der Hand ſo eine Unterdrückung abzuwehren. Indeſſen zeichnete ſich dieſe Periode doch gerade dadurch aus, daß viel geredet und wenig gethan ward.

Wilde Kraft zeigte ſich auf allen Seiten, aber nirgends Energie. Es ging in einigen Sitzungen, wie in einer Schenke, oder auf einem Tanzplatze her, wo der Schnellſte und Stärkſte den erſten Platz behauptet. Da half kein Ermahnen, kein Klingeln, kein Mützenaufſetzen des Präſidenten. Es ging in einem wilden Lärm fort, und der eine trieb den andern vom Katheder, während ein dritter dies benutzte, und ſich darauf ſchwang, um das Wort zu gewinnen. Da ſtieß und ſchimpfte und ſchrie und ſpottete man ſich an, als wenn es jeden Augenblick eine Schlacht ſetzen ſollte, und ging doch endlich decent und oft mit Komplimenten aus einander. Eines aber war etwas gewöhnliches, was die Heiligkeit und Majeſtät dieſer Verſammlung in einem ſehr kleinen Lichte zeigte, und dem Fremden ganz erſtaunlich auffiel. Es war grade, wie es in einer lateiniſchen Schule zu gehen pflegt, wo der alte Schulmeiſter ſchlecht in die Ferne ſieht. Während er die Nächſten, vor denen er ſteht, feſthält, machen die andern Gloſſen, oder treiben ganz was anderes. Selbſt bei den wichtigſten Angelegenheiten, während einer ſeine Lunge angriff, etwas Rechtes und Ueberauſſes zu ſagen, oder zwei, drei ſich ſtritten, ſchlieſen einige, andre laſen Briefe oder Bücher, andre lachten und ſchwatzten; kurz die Geſellſchaft hatte nichts von dem Ernſt, den man denen doch wohl mit Recht zumuthen könnte, die es andern alle Tage in die Ohren ſchreien, daß ſie die Stellvertreter von 30 Millionen Menſchen ſind.

Einer der ſchönſten Menſchen und der beſten Redner war unſtreitig Lucian Buonaparte. Auch er hatte vor dem Abgang Reubels die Sprache verloren gehabt; und ward erſt nach und nach wieder laut. Er ſchien mit Leib und Seele niemand recht anzugehören, und redete auch ſelten mit einem Feuer, das ſich ſelbſt vergißt und andre entflammen kann. Ueberall zeigt ſich in ſeinem Karakter eine wunderbare Kälte, die vielleicht Stärke iſt. Er zeichnet ſich durch ſeine vortheilhafte Bildung eben ſo ſehr aus, als ſein ägyptiſcher Bruder unanſehnlich und ſchlecht gebaut ſeyn ſoll. Eine ſchlanke und nervigte Geſtalt, in allen ihren Theilen übereinſtimmend, hat einen der ſchönſten Köpfe, die man nur ſehen kann. Eine freie Stirn, ein Paar ſchwarze Augen mit unauslöſchlichem ruhigen Feuer, eine ſchöne römiſche Naſe und ein feſter ſchönlippiger Mund mit einem ſchönen weißen Teint, der nicht Bläſſe iſt, und mit ſchwarzem Haupt- und Barthaar geben ihm etwas ſehr Intereſſantes, obgleich der eine größte Buonaparte auch alle die andern intereſſant gemacht hat. Aber als Redner ſowohl, als Menſch, macht der kühnere und ſchneidigere Arena, auch ein Korſe, eine andre Figur, als ſein Landsmann. Dieſes feurige italiäniſche Genie war eine Zeitlang Soldat, und zeichnete ſich neben Buonaparte bei der Belagerung von Toulon außerordentlich aus. Es iſt eine gedrungene und kühne Figur, voll Muskeln und Nerven, in einer ſo blühenden Jugendkraft, daß er unzerſtörbar ſcheint. Er weiß das franzöſiſche Idiom, obgleich nicht ſeine Mutterſprache, mit einer ſolchen Gewandheit zu gebrauchen, und ſo viel Feuer in ſeine Worte und Geſten zu gießen, daß er oft, wie ein wilder Bergſtrom, alles mit ſich zur Tiefe und Höhe reißt. Mir kömmt es oft vor, als rede er zuweilen bloß, um zu reden. Mäßig fängt er an, und ſcheint ſeinen Gegenſtand ſo abhandeln zu wollen, aber ſein eigner Ungeſtüm reißt ihn fort; er weiß es dann ſelbſt nicht, wo er hatte ſtehen bleiben wollen. Ihn ziehen Viele Briot vor; auch er iſt ein braver Redner und fließt im gleicheren Strome. Zur Probe Einiges von Beiden.

Boulay de la Meurthe, der beſte und treueſte Anführer der Schaafe des Direktorialſchaafſtalles, hatte bei Gelegenheit des Todesfeſtes des Ungeheuers Robeſpierre am 9ten Thermidor ſich weit ausgebreitet über die Glückſeligkeit Frankreichs nach dem Tode dieſes Scheuſals und beſonders unter der jetzigen Regierung. Er ſprach endlich: „Sie ſind nicht mehr jene Tage der Trauer und der Thränen, die die erſten Augenblicke der jungen Freiheit verdunkelt hatten; ſie iſt nicht mehr jene Herrſchaft des Blutes und der Wuth, welche drohte, die Menſchen zu vernichten, die das Joch der Sklaverei abzuſchütteln gewußt hatten; der 9. Thermidor hat die Schändlichen gerichtet, die es gewagt hatten, die Freiheit bei ihrer Geburt zu begraben. Jetzt iſt die Regierung der Menſchlichkeit, der Ordnung und der Geſetze. Jetzt darf ſelbſt der Verjagte reden, und die Wahrheit herrſcht für die Gewalt. Die Redlichkeit belebt alle Gewalten, und nur eine kleine Ausgeburt jener hölliſchen Zeit erinnert an alte Uebel, die nicht mehr ſind. Laßt uns dieſe zertreten und einig ſeyn, und Frankreich iſt glücklich.“

Arena forderte das Wort, und ſein glühendes Geſicht und der ſchnelle Schritt, mit welchem er die Bühne beſtieg, ſagten, der letzte Pfeil des vorigen Redners ſei mit auf ihn abgedrückt geweſen. Er ſprach: Ich weiß, daß der Bürger, der vor mir geredet hat, und mehrere dieſer Verſammlung geſagt haben, in der Verſammlung der Volksfreunde hätten einige Bluthunde — ich brauche ihre Worte — geſchrieen: Jeder Freund der Freiheit müſſe den 9. und 10. Thermidor als Tage der Trauer und des Unglücks anſehen. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber wohl weiß ich, daß es Leute giebt, die allem die Farbe des Aufruhrs geben; wohl weiß ich, daß die Unfälle jener Zeit nur auf eine andre Art erneuert werden; wohl weiß ich, daß man nur die Rollen vertauſcht hat, und ſich nun einbildet, plötzlich anders geworden zu ſeyn. Damals zitterten die Menſchen vor der Guillotine und vor dem Trifel mit den Holzſchuhen (le diable aux ſabots), jetzt zittern wir feiger und niederträchtiger vor dem Golde, das wir uns geſammelt, vor den Stellen, die wir uns erſchlichen haben; (Lautes Ziſchen und Pochen, einige klatſchen) denn der Reichthum iſt ein feiges und ſchweres metalliſches Uebel, das gar leicht in Epilepſie zu Boden fällt. Was lärmt ihr und verbietet mir das Wort? Die Meiſten von uns ſind feig und dienen dem Intereſſe anderer. Das Volk klagt die Regierung, das Volk klagt die geſetzgebende Verſammlung der Pflichtvergeſſenheit und Feigheit an. Es argwöhnt, daß wir Verbrecher ſind, weil wir die Schurken und Betrüger der Vortheile ihrer Verbrechen genießen laſſen; daß wir Feige ſind, weil wir ſchwiegen, als es Noth war zu reden, (Gemurr); daß wir nicht beſſer ſind, als Robespierre, weil durch unſre Sorgloſigkeit Tauſende den Schwertern der Ruſſen und den Banditenſtößen der Italiäner Preis gegeben worden. Wer ſoll das Volk zügeln, wenn es endlich eigenmächtig und blutig ſtraft, und uns und die Konſtitution und die Freiheit mit unter den Ruinen und in dem Brande begräbt? Antwortet ſo vielen Addreſſen, Klagen und Argwohnen, antwortet ihnen, wenn ihr könnt; oder geſteht, daß wir ſchuldig ſind, und dieſer Tag nur ein Volkstag werden kann, wenn er unſre feilen Köpfe zur Warnung abmäht. „O Urbem venalem, ſi emtorem invenerit!“ Er wollte noch mehr reden; aber viele andere forderten das Wort, indem er mit lautem Ziſchen und Murren gleichſam heruntergetrieben ward. Nachdem einige ihn zu widerlegen geſucht hatten, trat Briot auf und machte den ſtürmiſchen Tag noch wilder: „Der Tag iſt ſchön, den wir als einen Tag der Menſchlichkeit und Freude feiern, aber er würde ſchöner ſeyn, wenn wir die Freiheit hätten, wovon man ſoviel ſpricht. Werden wir nicht durch alle die Sünden, die der Bürger Arena ſo ſchonend berührete, einem zweiten Robespierre wieder das Schwert in die Hand geben, uns und das Vaterland zu verderben. Wo iſt die Kühnheit, wo iſt die Ruhe der Freiheit? Daß wir uns noch immer über ſie ſtreiten, beweiſt, daß wir ſie nicht haben. Wo ſind die Folgen der glücklichen Revolution, die Robespierre verruchten Andenkens ſtürzte? Hört nur die Addreſſen, wenn ihr wollt, die wegen des 30ſten Prairials aus allen Provinzen eingelaufen ſind? Sie klagen die Exdirektoren der ungeheuerſten Verbrechen an, geraubt, geplündert, die Bundsgenoſſen verrathen, die Neutralen beleidigt, die Munitionen der Feſtungen verkauft, und endlich, den Frieden nicht gewollt zu haben. Und ſie leben noch? ſie ſind ungeſtraft? Schlage die Gerechtigkeit auf ihre ſchuldige Nacken, und die Republik wird feſter ſtehen! Ich ergreife zugleich dieſe Gelegenheit, euren Unwillen und eure Aufmerkſamkeit auf die Verſchwender und Räuber zu wenden, die durch ihre abſcheuliche Raubgier, durch ihren Sardanapalismus, durch ihren Stolz zu den verbündeten Nationen Grauſen und Verabſcheuung gebracht, und die Barbaren des wilden Nordens, dieſe Halbmenſchen, wünſchenswerth gemacht haben. Ich klage vor allen den infamen Scherer an, und geſtehe, daß ich erſtaune, ihn noch nicht in den Händen einer Militärkommiſſion zu wiſſen. Sie ſind nicht weniger ſonderbar die Reden, die dieſer Exminiſter gehalten hat. Hat er nicht zu jemand geſagt, man möge ihm immer drohen, er ſei ruhig, denn es müßten wenigſtens 40 Menſchen ihn vertheidigen, oder mit ihm fallen? Wer zählt die Verbrechen der Trouvé, Faypoult, Rivaud, Rapinat und Grouchy? Und doch gehen ſie täglich frei und trotzig auf ihre erpreßten Millionen vor unſern Augen einher. Wie? ihr könnt noch die Gerechtigkeit verſchieben, die ihr der Majeſtät des Volks, die ihr eurer Ehre, die ihr der Republick und der Nation ſchuldig ſeyd? Nein, laßt uns an dieſem Tage zeigen, daß wir keine Tyrannen aufkommen laſſen müſſen. Laßt uns noch der Souveränetät den erſten Rang behaupten, und bedenken, daß wir das Vertrauen des

Volks betrügen, wenn wir Feigheit. Schwäche und Langſamkeit zeigen. Wenn wir nicht durch die Gerechtigkeit richten, was ſollen wir ſagen, wenn man wieder durch Blut wird richten wollen?“ Doch ohé jam ſatis.

Vom Rath der Alten weiß ich nichts zu ſagen. Er ſpielte eine ſehr unbedeutende und noch paſſivere Rolle, als der der Fünfhundert. Seine Sitzungen ſind nicht öffentlich, da er gleichſam als eine geheime Kommitté anzuſehen iſt, die das näher überlegt und prüft, was im geſetzgebenden Rathe vorgeſchlagen und beſchloſſen iſt, wodurch es erſt die Sanktion eines Geſetzes erhält. Er war am meiſten ſinkend in der öffentlichen Meinung.

Von der **Verwaltung** im weiteſten Sinn ließe ſich leicht ein Buch ſchreiben, und würde die Materie, die Zweckmäßigkeit, oder Verkehrtheit der Geſetze, die Strenge, oder Nachläſſigkeit der Diſciplin, den Ueberfluß, oder die Unzulänglichkeit der Officianten, die verſchiedenen Zweige der ausübenden Gerechtigkeit, und einige der Staatspolizei, und was weiter hieher gehört, nicht erſchöpfen. Einiges, was über dieſen wichtigen Gegenſtand, von welchem ſelbſt Einheimiſchen nach einem langen Studium noch vieles dunkel bleibt, eine ſpärliches Licht geben kann, iſt beiläufig ſchon mit eingefloſſen, und wird ſich unwillkührlich vielleicht bei andern Gelegenheiten eindrängen. Es iſt ein ſchlimmes Ding darum, alles in ein Syſtem und unter Rubriken bringen zu wollen. Oft wird da Eines von beiden zu leicht, entweder zu weit, daß es nicht füglich gefüllt werden kann, oder zu eng, daß man nicht weiß, wo man manches laſſen ſoll. Ich habe weder die Kenntniß vom Lokalen und Einzelnen, noch hat auch mein Büchel den dicken Plan, hier eine große Abhandlung liefern zu können. Es ſoll dies wenige Politiſche nur Folie ſeyn, und manchem Andern den Schein der Wirklichkeit und des Lebens erhöhen. Ich werde Einiges ſagen, was ich weiß, und zwar Einiges, was groß und bedeutend iſt, und denſe, wenn man ſo keck im Großen ſündigt, werde man es im Kleinen nicht weniger thun. Freilich iſt keine Regierung in der Welt, woran Unzufriedene, oder Bedrängte nicht etwas zu tadeln fänden; aber doch ſagt ein Sprichwort: wo Spähne ſind, da iſt Holz gehauen worden. Ich erinnere mich recht wohl, wie einige meiner Landsleute es vertheidigten, als man das verbündete Holland wie eine unterjochte Provinz zu behandeln anfing, und die Schweizer, die 300 Jahre im Frieden geſeſſen hatten, revolutionirte. Jetzt kommen alle dieſe Sünden ins Gedächtniß zurück, und die Nation fängt ſelbſt an, die Urheber derſelben als Schänder des franzöſiſchen Namens und der Freiheit an den Pranger zu ſtellen. Aber abgeſehen von dem ausgeworfenen Geſindel, was die Fremden plagt, iſt es denn im Vaterlande beſſer? Es iſt mehr, als Jakobinergeſchrei, es iſt Wahrheit, was auch die Angeklagten ſauer dazu ſehen, daß durch alle Ramifikationen der Verwaltung eine Spitzbüberei läuft, die den wenigen Redlichen den Arm lähmt, und den Mund verſtopft. Hier ſollte man anfangen aufzuräumen, nicht bei den kleinen Dieben, die ab und an eine Diligence anhalten, und einem Reiſenden die Taſchen leeren. Man erinnere ſich deſſen, was ich in Nizza vom Verpflegungsweſen der Armee geſagt habe. Das geht alles von hier aus, und iſt nicht einmal ein Geheimniß. Mehrere der erſten Banquiers und andere reiche Leute ſind die Unternehmer und Lieferanten, und, damit ihnen ihre Rechnungen und Lieferungen nicht zu ſcharf beleuchtet und zu genau nachgeſehen werden können, haben ſie ſich Leute aſſociirt, die ihnen den Rücken decken müſſen. Es iſt nicht Geſchrei der Jakobiner, nicht Verläumdung der Mißvergnügten, was ich hier nachſchreibe, ſondern die Stimme von Leuten, deren Intereſſe es iſt, alles Wiederaufſtehen des Gleichmachens zu verhüten. Reiche Leute, die in den Jakobinern nur ihre Mörder ſehen, wenn ihr Toben die Volksgährung aufkochen macht, ſtimmen darin mit ihnen überein, daß Beſtechung und der ſchändlichſte Verkauf die Kollegien am meiſten entehren, welche beſtellt ſind, über ſolche Mißbräuche zu wachen. Die Direktoren haben jeder 75000 Franken Gehalt, (etwas über 18000 Rthlr.) und die Fünfhundert nur 15000. Wenn Barras allein für ſeine Mätreſſen einige 100000 Franken braucht, wenn die meiſten Repräſentanten (ſie ſind doch wohl nicht alle reich?) in eignen Karoſſen fahren, und ſich die Güter der armen Vertriebenen und Emigrirten kaufen, ſo fragt der Vernünftige natürlich: woher das? woher ſind dieſe Verſteher und Handhaber der Freiheit ſo mit irdiſchen Gütern geſegnet, während ſie ihren Bekennern immer Mäßigkeit und Armuth als demokratiſche Tugenden zeigen, oder ihnen höchſtens die Hoffnung aus der Ferne hinhalten? Noch iſt kein groſſer Lieferant, keiner der erſten Kommiſſäre geſtraft, ſo klar auch die Betrügereien, Beſtechungen und Verbrechen dabei geweſen ſind. Woher kommt das? Weil die Herren Direktoren und der gröſte Theil der Fünfhundert an dieſer unerſchöpflichen Miſſiſippikompagnie, die nicht ſo täuſchend iſt, als die des Irländers Law, ihre Glücksgüter mit befeſtigt haben. Als der wackre Championet, einer der biederſten franzöſiſchen Bürger und ein menſchlicher Feldherr, den Raben und Geyern wehren wollte, welche mit Ausſchreibungen und Exekutionen die Einwohner Neapels und ſeine Armee verdarben, ward er ſeines Kommandos entſetzt, und mußte als ein Gefangner mit Pius dem Sechſten und Mack die ſchnelle Alpenreiſe machen. Jetzt ſchreit freilich die Regierung klug genug mit, aber nichts wird gebeſſert. — Eine Menge Jünglinge, die den Muth nicht haben, zu fechten, werden auf Extraſtaat bei dem Verpflegungsweſen und Kommiſſariat der Armee angeſtellt. Auch ſie wiſſen reich zu werden, kommen nachher prächtig zurück, um der ehrlichen Armuth reellicher Bürger zu inſultiren, und müſſen natürlich den groſſen und kleinen Gönnern für ſo viele Tage des Müſſigganges und der Ueppigkeit bezahlen. Wenn der Kaufmann zugleich Zöllner iſt, ſo blüht der Handel. So geht es mit der Polizei, ſo mit der Gerechtigkeit. Nur einige Beiſpiele zur Probe.

Bei den Wahlen im Frühlinge dieſes Jahres ſoll es, beſonders durch Merlins und Treilhards Ränke, unglaublich zugegangen ſeyn. Nicht bloß durch Geld, durch den Köder der Schmeicheleien und Verſprechungen hat man geworben, ſondern Deportationen und Gefängniſſe unter allerlei Titel haben die Widerſpenſtigen gelehrig und die Kühnen ſtumm machen müſſen. Ich glaubte anfangs, es ſei nur in Nizza ſo; aber es iſt in dem ſüdweſtlichen und weſtlichen Departemens noch viel ärger geweſen, wo der alte Argwohn des Royalismus und der Anarchie ein ſo weites Feld der Beſchuldigungen gewährte. Jetzt kommen ſo viele mit Klagen und Rachegeſchrei wieder ans Tageslicht, die Monate lang im Kerker geſeſſen haben, und oft weit von ihren Herden und ihren Familien weggeſchleppt ſind. Es war damals eine böſe Zeit, und ſelbſt die Abtei und der Tempel ſteckten voll, und dieſe Inhaber jener Gefängniſſe fangen nun an, laut zu werden, und die Regenten wiſſen ſich nur mit Entſchuldigungen, mit Angelobungen des Beſſerwerdens und mit Inſinuationen zu helfen, die dunkel gern alles auf die aus dem Regimente Abgegangenen ſchieben mögten. Man hat z. B. mehrere Prieſter der weſtlichen Departements als Anarchiſten und enthuſiaſtiſche Päbſtler nach Oleron geſchickt, die das beſte Zeugniß ihrer republikaniſchen Rechtgläubigkeit dadurch abgelegt haben, daß ſie ſchon ſeit Jahren ein Weib genommen, und mehrere Kinder gezeugt haben. Das ſind Beiſpiele der Gerechtigkeit und Polizei, die nicht erbauen können. Die Polizei dieſer Fünfmänner war auch ſo allgegenwärtig und fürchterlich, daß man vor dem 30ſten Prairial kein freies Wort vernahm. Man kannte die Fußſtapfen und blieb fern von der Höhle.

Das Lob der Tribunale iſt nicht viel beſſer, obgleich dieſe noch immer mehr auf Ehre halten ſollen. Wenigſtens muß auch da das Geld alle Maſchinen treiben. Ich habe mit dem teutſchen Konſul einer kleinen Handelsrepublik Bekanntſchaft, und es braucht nicht mehr, als die Belege zu ſehen von den Summen, die er bei den Proceſſen der Priſenſachen verwendet, und dieſe Sachen kommen gewöhnlich an das Kaſſationstribunal, die letzte Inſtanz, die alſo vor allen andern rein ſeyn müßte.

Manche Geſetze, die im heiligen Eifer, oder tollen Haſſe gegeben ſind, haben dem Lande offenbar den größten Nachtheil gebracht, weil ſie nicht befolgt werden können, oder ſollen. Sie dienen nur, Einzelne und ihre Aufſeher zu bereichern. Zu dieſen gehört vor allen andern das Verbot der Einfuhr engliſcher Manufakturwaaren, ſie mögen direkte, oder indirekte eingeführet werden. Iſt es nicht eine Schande, daß grade während dieſes Verbotes alle Wollen- und Baumwollenfabriken im Lande ſichtbar abnehmen und untergehen? Iſt es nicht eine Schande, daß die Ausrufer und Geber dieſes Geſetzes nicht erröthen, ihren Körper ganz in engliſche Sachen gekleidet zu haben? daß alle beſten Läden und Buden des Palais Egalité und der lebhafteſten Straßen dieſe Waaren öffentlich vor Aller Augen auslegen? Es iſt doch was Lächerliches. Einzelne werden indeſſen bei Gelegenheit hart angezapft, vermuthlich, weil ſie ſich nicht an die rechte Behörde zu wenden verſtanden. Durch dieſes Geſetz hat Frankreich den einzigen Nachtheil, die Waaren, deren Gebrauch doch nicht unterlaſſen wird, um ein gutes Drittel theurer von den Schweizern, Frankfurtern und Hamburgern zu kaufen; oder fremde Staaten verdienen auch dabei, indem die Kaufleute die alte Signatur abreißen, und für eine mäßige Stempelgebühr einen preußiſchen Adler, oder zwei Schwerter darauf ſchlagen laſſen. So heißen es dann preußiſche und ſächſiſche Fabrikate. Sollte denn die Politik nicht endlich lernen, daß alle Verbote, die den Handel unnütz einſchränken, ſei es ſelbſt zum Nachtheil des Feindes berechnet, das Land verderben, für welches ſie gegeben ſind? Aber es braucht hier gar keiner Umſtempelungen. Man kann mit dem Miniſter des Innern, oder auch mit dem Polizeiminiſter akkordiren, und ſo werden alle Tage für Millionen Waaren eingeführt, und öffentlich verkauft. Ja durch das Verbot iſt die Anglomanie noch viel toller geworden. — Auf eine ähnliche Art werden die andern Geſetze befolgt, z. B. das wegen des Wegſchleppens des baaren Geldes aus dem Lande, ein Geſetz, das vernünftig gar nicht gegeben werden ſollte. Es dürfen nemlich Fremde und Einheimiſche, die über die Gränzen der Republik hinaus reiſen, höchſtens nur 10 Louisd'or in baarem Gelde mit ſich nehmen; was ſie über dieſe Summe bei ſich führen, wird ihnen abgenommen und konfiſcirt. Mir bot bei meiner Abreiſe von Paris einer der Beamten des Büreau der Diligencen ſeine Dienſte an, wenn ich Geld mitnehmen wollte, und vielleicht fürchtete, es ſicher aus dem Lande bringen zu können. Ich hielt den Kerl für einen Spion, weil grade die Officianten der Poſten angewieſen ſind, Winke zu geben, wenn ſie meinen, daß unter verlarvten Titeln Geld weggeſchickt wird. Ich erzählte es nachher einem meiner Geſellen zufällig, er aber ſagte lachend: Und das wundert euch ſo, Bürger? Wißt ihr nicht, daß grade das Büreau der Diligencen um Ein Procent die Aſſekuranz für Millionen übernimmt, die man über die Gränzen haben will? — Von den Spiel- und Hurenhäuſern und andern Schlupfwinkeln des öffentlichen Elends und Schimpfes, als unter dem nachſichtigen Schutze der Regierung ſtehend, werde ich nachher noch zu reden haben. Von allem dieſen werden bei dem Folgenden einzelne Züge durchgucken, die eben, weil ſie unwillkührlich und abſichtslos kommen, beſſer zeichnen und tiefer zeigen, als alles, was man mit langen Worten nur abhaſpeln kann. Ich komme nun, ehe ich dieſen dürren politiſchen Weg auf immer verlaſſe, auf eine der merkwürdigen und mir wenigſtens ganz neuen Erſcheinungen, die doch über Vieles Licht ausgoß, und Manches zur Sprache brachte, worüber ich ſonſt wahrſcheinlich im Dunkeln geblieben wäre. Dieſe mir ſehr wohlthätige und intereſſante Erſcheinung, die in den todten politiſchen Körper neues Leben hauchte, waren die Volksfreunde, die Freunde und Vertheidiger der Freiheit, wie ſie ſich ſelbſt nannten, oder die

Jakobiner,

wie ſie von andern genannt wurden.

Die Jakobiner.

Ihr kurzes politiſches Daſeyn war ein äußerſt lebendiges, und trieb Manches wieder in Liebe und in Haß zuſammen und ſchüttelte nicht bloß die Politiker aus ihrer Starrſucht und Untheilnehmung auf, ſondern ſchreckte ſelbſt den Wohlüſtling in den Armen ſeiner Phryne und den Stutzer vor ſeinem Spiegel und am Thürenſchlage ſeines Kabriolet. Weil man von dieſen neuen Volksgeſellſchaften wahrſcheinlich auswärts Schreckendinge geleſen hat, und weil ihr Einfluß in die Begebenheiten, die bald nach meiner Abreiſe vorfielen, groß iſt, ſo mag es wohl der Mühe werth ſeyn, einige Worte darüber zu verlieren. Sie geben auch dem Zeichner mehr Lebendigkeit und Karakter, als jenes Leichenfeld der moraliſchen Verweſung und des Todes, worauf ich mich eben ſo dürftig getummelt habe. Nach dem, was ich eben alles zuſammengehäuft habe, wird man das Entſtehen dieſer Geſellſchaft nicht eben unerklärlich finden. Der Zuſtand der Nation im Lande und auswärts war ſo zerrüttet und verzweifelt, die Symptome des politiſchen Todes der Verfaſſung waren ſo ſchreckend, zugleich war der Geiſt des Volks ſo untheilnehmend und lau, daß es wohl die Klagen und Vorſtellungen guter Bürger nöthig machte, daß man ſchleunig helfen und wie man helfen müſſe. Dies wirkte allmälig; mehrere Bürger, die man als Patrioten kannte, Manche ſelbſt der Fünfhundert meinten, man müſſe Volksgeſellſchaften zu organiſiren und durch dieſe das politiſche Leben zu erneuen ſuchen. Doch zeigte unter dieſen Klagen und Aufforderungen ſich ſchon zuweilen ein heftiges Geſchrei, mit Drohungen und Aufhetzungen vergeſellſchaftet. Mehrere Bürger und Journale ſchrieen ängſtlich von Mördern und Jakobinern, und ein fürchterlicher Kampf von Beſchuldigungen und Anſchwärzungen begann in den Flugſchriften und Journälen der verſchiedenen Partheien, ehe noch die Geſellſchaft ſich konſtituirte. Endlich im Anfange des Julius kam ſie förmlich zuſammen. Die Regierung hatte ihr die Reitbahn der Thuilerien in der Straße St. Honoré angewieſen, und ſie ſelbſt nannte ſich die Geſellſchaft der Reitbahn, von ihren Feinden aber wurden ſie nur Jakobiner geſchimpft. Alles ſchien vorbereitet, um Eindruck zu machen. Die Häupter der Geſellſchaft, unter welchen man mehrere Mitglieder der Fünfhundert, z. B. einen Lucian Buonaparte, Richon, Deſtrem, zählte, hatten durch förmliche Ankündigungen das Volk zum Beiwohnen ihrer Seſſionen eingeladen. Die auserleſene Schaar der Patrioten, wie ſie ſich ſelbſt ſtiliſirten, zog von dem berühmten Vereinigungsplatze, (Place de la réunion), vor den Thuilerien aus, Muſik an ihrer Spitze, und einen jungen Freiheitsbaum in der Mitte, marſchirte die Straße St. Honoré hinauf, und machte, von einer unzähligen Menge Volks alles Alters und Geſchlechts begleitet, vor den Thüren der Reitbahn Halt. Die Führer ergriffen hier den Spaden, und, während ſie gruben und das grüne Bäumchen pflanzten, führten die Muſik und die Stimmen, welche einfallen wollten, patriotiſche Hymnen auf. Die Geſellſchaft, die im Hintertheile des langen Gebäudes ſich einen Theil mit Schranken abgeſondert hatte, ſtellte nun die heiligen Symbole der Freyheit unter Geſängen an allen Ecken und auf dem Katheder und den Tiſchen auf, während der ganze Vordertheil von Menſchen vollgedrängt war, deren Säule noch in die Straße hinauslief, indem die Hinterſten immer weiter vordrangen, ſo wie Einige der Vorderſten weggingen. Es war gegen den Abend, als man den Baum pflanzte. Mit Einleitungen und Ankündigungen gingen alſo die übrigen Stunden des Abends hin. Man verſprach, treu in den Schranken der Geſetze und der Konſtitution zu bleiben, für welche alle zu leben und zu ſterben ſchwuren. Den öffentlichen Geiſt zu beleben, das Volk, und allenfalls auch die Regierung über ihr Intereſſe aufzuklären, die großen Schurken zu entlarven und zittern zu machen, den guten Bürgern einen Zufluchtsort zu geben, wo ſie ihre Klagen niederzulegen hätten, dies ſei der Gegenſtand dieſer Verſammlung. Um dem Geſetze auszuweichen, welches, durch die alten Begebenheiten belehrt, Geſellſchaften, wie die des Berges, mit einem Präſidenten und Sekretär verbot, machte man die neuen Titel: Regulateur und Viceregulateur. Die Wände waren mit dreifarbigen Fahnen und den Faſcen und der rothen Mütze, und der Tiſch des Regulateurs mit einem großen Buche geziert, das die Inſchrift: Conſtitution de l'an III, hatte. Um die Bühne hingen mehrere Symbole der Trauer, ſo wie im Rath der Fünfhundert die offenen Sitze der ermordeten Geſandten, die man zu Mitgliedern beſtimmt hatte, mit ſchwarzem Flor bedeckt waren. Gegen eilf Uhr brach die Geſellſchaft auf und machte, um ihr Daſeyn zu verkündigen, einen langen Zug durch die Stadt. Es ging durch die Straße St. Honoré auf die Boulevards, wo ſie den reichen und eleganten Leuten, die im Pavillon d'Hannover ſich vergnügten, durch wilde Hurra und à bas les Ariſtocrates, à bas les fourniſſeurs! ein Schrecken einjagten, daß alles aus einander floh. Der

Strom wuchs im Fortreſſen, und alles wilde und müſſige und liederliche Geſindel der Nacht hing ſich dem Zuge an, und machte ihn lauter und raſender. So wie ſie in die Rue de la Loi kamen, thaten ſich alle Lichter aus und alle Läden wurden verſchloſſen. Endlich goß ſich der ganze Haufe mit der Anſtimmung der Marſeiller Hymne in die weiten Hallen des Palais Egalité, wo die zahlreiche Geſellſchaft, die dort noch oft um die Mitternachtſtunde ſchwärmet, theils einfach, theils unter der Menge ſich verlor. Hier ward das Geſchrey wüthend, und der ganze Zug artete in ein Bacchanal aus. Stimmen ertönten wild und furchtbar durch einander, ſchreckliche Flüche und Aeuſſerungen gegen die Regierung wurden in der Sicherheit des Verſenders von allen Seiten vernommen. Die ſchönſten Freiheitslieder wurden mit den ſcheußlichſten Unreinigkeiten vermiſcht. Die Huren machten die Rolle der weiland Poiſſarden und waren als die thätigſten Mänaden mit ihren unreinen Hälſen voran. Sie trugen ihre leichten Gewänder in tiefer Mitternachtſtunde freier, als ſie; wilde Buben packten einige und zeigten ſie dem Pöbel nackt, und der Zeiger und die Gezeigte frohlockten über ihre Schändlichkeit und ſchrieen mit in die dumpfen Klänge: Vive la republique! vive la liberté! à bas les lâches, les traitres, les dilapidateurs! Endlich gegen Ein Uhr floſſen die Orgien aus einander und endigten ſtill, obgleich vielleicht Tauſende dieſe Nacht in allen Quartieren bebten.

Den folgenden Morgen war es für mich eine Luſt, dieſe Dinge, deren Faden ich von Anfang an mit verfolgt hatte, in allen Journalen wieder zu leſen. Alle Partheien ſtellten ſie mit den Farben ihres Glaubens und ihres Intereſſe auf, und bei den Anhängern der Regierung bekamen ſie unſtreitig ein weit furchtbareres und ernſthafteres Anſehen, als ſie wirklich hatten, wenigſtens jetzt noch hatten. Indeſſen blieb die Geſellſchaft auch nicht auf dem Punkte ſtehen, worauf ſie ſich in der Ankündigung des erſten Abends geſtellt hatte. Sie ward aus einer Vereinigung unbefangener und wahrer Freunde der Freiheit eine grimmige Parthei und ein Staat im Staate; ohne Schonung griff ſie alles an, was nicht mit ihr war; machte die unſchuldigſten Schritte der Regierung verdächtig, und ſich ſelbſt immer furchtbarer, indem ſie auf dem weiten Felde der politiſchen und öffentlichen Sünden der vorigen und jetzigen Gewalthaber herumſpazierte, und wahr ſagte, was jeder Bürger, der auch nicht ihres Glaubens war, wahr fühlte. Nun ging es an eine Klopffechterei der Partheien in den Tagsblättern und Affichen, an ein Gewebe von Uebertreibungen und Lügen, von erdichteten Verbrechen, Worten und Beſchuldigungen, an Ausſprengung von Mord- und plötzlichen Staatsgeſchichten, um eine Bewegung zum Vortheil der einen, oder der andern zu bewirken; es ging an ſo ein Spiel des teufliſchen Lebens, daß man hier vom Gewebe der Lüge und Intrigue mehr in einigen Tagen lernen konnte, als anderswo nicht in Jahren. Mehrere alte Schwärmer, die zum Theil im Gefängniſſe den Uebermuth ihrer Zunge abgebüßt hatten, waren frei, und ſpieen nun das tödliche Gift ihres unſterblichen Haſſes in Journalen und Flugblättern aus. Unter dieſen war der berühmte Karl Heſſe, (ein teutſcher Prinz) der lange im Tempel geſchmachtet hatte, und nun einer der Redacteurs des Journal des hommes libres ward. Alle Kräfte, alle Hebel- und Machinationen der Kunſt und des Muthes wurden in Thätigkeit geſetzt, um die Feinde zu ſtürzen. Wenn kaum der Tag graute, trugen ſchon zahlloſe Buben und Mägde Blätter herum, worin man allerlei Neuigkeiten las, wovon kein Menſch etwas wußte. Früher ſchon waren die Aufleber und Anhefter beſchäftigt, Dinge, wozu man keinen Urheber wußte ausforſchen können, an die Ecken der lebhafteſten Plätze und Straßen zu befeſtigen. Einige Stunden ſpäter kamen dann die Colporteurs und ſchrieen mit lauter Stimme aus, was einen mildern Ton, oder wenigſtens einen Anſtrich von Wahrheit hatte. Dieſes ganze Spiel ward auf Koſten der Partheien getrieben; denn die meiſten dieſer Relations und Avis au peuple wurden umſonſt zu 10 und 20000 Exemplaren in der ganzen Stadt ausgetheilt.

Nach wenigen Sitzungen zeigte dieſe Geſellſchaft der Reitbahn, die man nur bei den Feinden die kollerigen Pferde der Reitbahn nannte, daß ſie zu etwas ganz anderm hinaus wollte, als ſie anfangs den Leuten eingebildet hatte; ſie offenbarte das Geheimniß ihrer Verſammlung, welche die Sünden der Regierung nur aufdeckte und gegen den Luxus und die Gefühlloſigkeit der Reichen nur deklamirte, weil ſie Luſt hatte, den ledigen Thron, wenn ſie ihn erledigen könnte, zu beſteigen, und ſich mit den Schätzen zu vergnügen, deren Inhabern ſie um ihre Köpfe bange machte. Bei dieſen Ausbrüchen der Wildheit und des Schreckens trennten ſich mehrere von der Geſellſchaft, die aus dem Rath der Fünfhundert, vielleicht, um die Lenker und Bewacher zu machen, gekommen, (wie man es von L. Buonaparte meinte) oder aus dem Volke aus wirklich patriotiſchen Abſichten beigetreten waren. Sie flohen eine Peſt, die ſie nicht heilen konnten, die ſie aber leicht mit in ihre Gräuel und Zerſtörung verwickeln konnte, und ganz ſich ſelbſt überlaſſen ſchonten die Uebrigen ſelbſt den Schein wenig, und machten häufig Motionen und ließen in ihren Reden Anklänge vernehmen, welche die Ohren der ſtillen Bürger mit Schrecken, und die Herzen der guten mit Wehmuth erfüllten über die Dinge, die vielleicht kommen konnten. Bis jetzt war die Regierung, nebſt ihren und den ariſtokratiſchen Journalen und Ausheckern immer noch gemäßigt geweſen, höchſtens hatte ſie ſich einige Winke erlaubt und einige furchtſame Seitenhiebe gegeben. Sie wußte ihre Sünden und lauſchte, ob die Pferde der Reitbahn im Koller vielleicht mit der Volksgunſt davon liefen. Bei einer gewiſſen Beklemmung und Verlegenheit, worin ſie und die Räthe, deren Intereſſe getheilter war, ſich befanden, nahmen die von der Reitbahn täglich eine kühnere Sprache an, und erklärten zuletzt ziemlich deutlich, mit wem und wofür ſie zu kämpfen meinten. Man erhohlte ſich von dem erſten Schrecken und ſuchte durch langſames Gift der Unterhandlungen und Kriminationen zu tödten, was man mit Gewalt auf Tod und Leben anzugreifen ſich nicht ſtark genug fühlte. Den erſten Ausbruch öffentlicher Händel gab eine kleine Geſchichte, die im Garten der Thuilerien vorgefallen war, und welche die verſchiedenen Partheien, jede zu ihrem Vortheil auszulegen ſuchten. Es war auf der Terraſſe der Feuillans und in der ſogenannten Allee der Orangenbäume ein Zuſammenlauf und Geſchrei entſtanden. Die Garde des geſetzgebenden Korps und die Veteranen waren hierauf herbeigeeilt. Die Spazierenden und die meiſten der Schreier hatten ſich zerſtreut. Etwa 40 bis 50 Perſonen, unter denen Reitknechte, Schmiede, Straßenräuber, Bierzapfer, und einige Huren, waren arretirt, und verſchiedene fand man mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet. Hörte man die Jakobiner, ſo behaupteten ſie, es ſei eine angelegte Karte der Regierung geweſen, um ſie und ihre Pflanzſchule in der Reitbahn verhaßt und abſcheulich zu machen. Da dies aber nicht Grund in den Gemüthern gewinnen wollte, ſo ſagten ſie, es ſeien Royaliſten geweſen, eine Rotte, der von der Regierung nachgeſehen würde, um ſie und die Freunde des Volks zu verderben. Man habe geſchrieen: Vive le Roi! Vive Condé! Vive Artois! à bas les Jacobins! à bas la Republique! Man habe mit Steinen auf die Manege und die Volksfreunde geworfen ꝛc. Die Journale und Pamphlets der Regierung hingegen kehrten das Ding um. Sie behaupteten, der Zuſammenlauf ſei vielleicht zufällig, vielleicht auch abſichtlich entſtanden, um gegen die böſe Nachbarſchaft der Reitbahn einigen Schutz zu haben, die ſchon durch die Schrecken, welche ſie einflößte, die Promenaden und Straßen der Gegend verödet und alle Läden verſchlieſſen gemacht hätte. Sie behaupteten: Jenes Geſchrei ſei erlogen, oder wenn es geweſen ſei, grade aus dem Munde einiger Brüder aus dem Kern (frères du noyau, ſo nannte man die Inhaber der Reitbahn) gekommen, um dem Volke eine Maske zu machen. Von allen dieſen Anſchuldigungen ſei das einzige à bas les Jacobins! nicht erfunden, denn welcher rechtſchaffene Bürger, welcher Freund des Vaterlandes und der Gerechtigkeit wünſche nicht, mit einem einzigen Schlag dieſe Volksgeſellſchaft zu zermalmen, als man von der Tribune einen dieſer tiegerartigen Schreier 20000 Köpfe fordern hörte, als ein anderer vorſchlug, an allen vier Ecken der Stadt Lyon das Feuer zu legen? Sie behaupteten, jene Steinwürfe ſeien von Jakobinern gekommen, um über Verfolgung und Aufhetzung ſchreien zu können, und von den Arretirten ſeien mehrere, die die Septembernächte mit gefeiert hätten, und jetzt fleißig den erbaulichen Reden und Aufforderungen der Geſellſchaft des öffentlichen Unterrichts (société de l'inſtruction publique, wie ſich einige von der Reitbahn nannten) beiwohnten.

Seit dieſem vielleicht zuſammengekauften und aus Neugier gewachſenen Zuſammenlauf fiel dergleichen nicht wieder vor, und er hatte auf die öffentliche Sicherheit weiter keine Folgen, als daß die Gärten der Thuilerien einige Tage weniger beſucht waren, und die Reichen nicht ſo prächtig auf den Boulevards und zum bois de Boulogne einherfuhren und ritten. Dagegen ergoß ſich die Wuth der Schreiber und Pamphletiſten von Tage zu Tage grimmiger und giftiger, und die Lüge ging von beiden Seiten ſchaamlos mit offener Stirn einher. Jene Pferde mit dem Koller ſuchten Stall und Krippe über ſich zuſammenzureiſſen und ſo durchzugehen. Man blieb nicht bloß bei den alten Klagen ſtehen, die bei dem Volke durch die ewige Ableyerung alles Intereſſe verloren hatten, ſondern griff das Direktorium und die Räthe im Centrum an. Durch das ganze Reich entwickelten ſich von einem Ende zum andern dergleichen Verbrüderungen und Genoſſenſchaften, und man ſuchte durch Korreſpondenzen und Boten dieſe verſchiedenen Hügelchen wieder zu einem Berge zuſammenzubringen. Aber mit eben dem Eifer kämpfte die Regierung, und an manchen Orten das Volk aus freiem Antriebe, und noch immer war zum Siege der Terroriſten, wie ſie nun wieder hießen, wenig Hoffnung. Da liefen Gerüchte über Gerüchte durch die Stadt, wodurch beide Partheien das Volk zu ſondiren und irgend wohin zu bewegen ſuchten. Bald hieß es, die Reitbahn ſei aufgebrochen, um mit der Vorſtadt St. Antoine den Direktorialpallaſt zu beſtürmen, bald ſollten Regimenter angerückt und Kanonen auf die Terraſſe des Feuillans geführt ſeyn, um die Reitbahn zuſammenzuſchießen und das Signal zur Ermordung aller Patrioten zu geben. Jetzt hieß es, Sieyes habe die Flucht genommen und Barras werde einen Bourbon auf den Thron ſetzen; jetzt wieder trug ein Junge früh Morgens ein Blatt herum, worin eine umſtändliche Erzählung von Barras und Sieyes Tode und eine Aufforderung war an alle Bürger und Franzoſen, noch einmal für die Freiheit und die letzte Niedertretung der Tyrannen die Waffen zu ergreifen. Dagegen aber hörte man bald wieder einen andern ſchreien: Fermez les boutiques! le sang va couler; les Jacobins ont ouvert les leurs. Dabei führten Heſſe, Deſtrem (in ſeinem Plus de Jacobins), Marchant und andere Namenloſere raſtlos die tauglichen Waffen.

Im Anfange waren über 150 Mitglieder der Räthe mit von der Geſellſchaft, vielleicht eben ſo ſehr bloße Lauſer und Spione, als Theilnehmer vom Herzen. Viele zogen ſich muthlos oder traurig zurück, als die Sachen ein finſteres Geſicht zeigten. Die Häupter waren vorzüglich der berühmte Santhonax, der in den weſtindiſchen Kolonien eine ſo blutige Rolle geſpielt hat; Deſtrem, (vom Rath der Fünfhundert); Marchand (Redakteur des Poſtillion de Calais); Charles Heſſe; (Exprinz und Redakteur des Journals der freien Männer); Felix Lepelletier, (ein Bruder von ihm wird von den Jakobinern unter die Märtyrer der Freiheit gezählt); Richon, (vom Rath der Fünfhundert); Lavaux, Savary, (vom Rath der Alten); Drouet, der Poſtmeiſter, ewigen Andenkens; Chretien, Ricord. Santhonax war lange Regulateur, und Marchant Viceregulateur; übrigens waren Bürger aller Klaſſen aufgenommen und mehrere ehrwürdige und verwundete Militärperſonen und Krüppel vom Sturm der Baſtille her, um der Geſellſchaft eine gewiſſe Ehrwürdigkeit und Autorität bei dem Volke zu geben. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, eröffnete man die Sitzung mit Märſchen und Symphonien und ſchloß mit kriegeriſchen und republikaniſchen Hymnen, worin die Menge der Zuſchauer oft freudig einſtimmte. Dieſe Zuſchauer wären ein bunter und gemiſchter Haufe, den zum Theil Neugierde und Müſſiggang, zum Theil innige Theilnahme an die großen Gegenſtände der Regeneration, die man abhandelte, zuſammentrieb. Andre kamen indeſſen eingeladen und bezahlt, und wußten wohl, was ſie hier zu thun hatten. Die Geſellſchaft hatte ihre Glieder darunter, die einige ihrer Maſchinerien unterſtützen und durch Winke, Geflüſter, Geſchrei und Klatſchen etwas herbeiführen ſollten. Die Gegenparthei ließ eben ſo ſehr ſpicken, als ſpioniren, und die Geſellſchaft beſchuldigte ihre Feinde, daß mehrere Ausrufungen und Ermahnungen des blutigen Schreckensgeiſtes von ihren Abgeſandten unter der Menge ausgeſtoßen ſeien, z. B. derjenige, ſo laut aufgeſchrieen habe, es ſei einmal Zeit, an den Mördern des unſterblichen Baboeuf (wer kennt dieſen Henkersknecht Robespierrens nicht?) Rache zu nehmen, ſei ein Emiſſär geweſen, die Geſellſchaft in den Ruf des Blutſyſtems zu verſetzen, und man habe in ihm einen der Polizeiſpione (mouchards) erkannt, der unter Duvals Miniſterium eine große Rolle ſpielte. Doch wie dem auch ſei, die Geſellſchaft der Volksfreunde konnte ſich ihrer Mäſſigung nicht rühmen, und man konnte alle Tage ähnliche Ausdrücke und Motionen von einzelnen Gliedern der innern Schranken vom Katheder hören. Die Zuhörer machten größtentheils nur Menſchen aus den Heſen des Volks aus, und von Weibern waren nur die geſunkenſten Huren darunter, ein Phänomen, das den Abſcheu ziemlich deutlich offenbarte, welchen das Volk (populus, nicht plebs allein) vor den Grundſätzen hatte, die hier gelehrt wurden. Die intereſſanten Reden und Scenen, die man hier hören und ſehen konnte, wurden einem durch das Drängen, Stoßen, Toben, Schwitzen, Dunſten und den Schmutz der Anweſenden theuer genug verkauft, und dabei mußte man noch beide Hände auf Sack und Uhr halten, wenn man nicht beſtohlen ſeyn wollte. Oft kam es unter dieſem wilden Haufen vom Wortwechſeln und Schimpfen, das faſt nie ausging, zum Handgemenge, und es wurden gleichſam die Vorſpiele zur Tragödie gegeben, die jene im Hintergrunde aufzuführen angaben. So ſehr die Redner auch brüllten, um ihre furchtbaren Orakel vernehmlich zu machen, ſo wurden ſie doch alle Augenblicke durch Geſchrei, oder Applaudiren unterbrochen, und die Glocke und das silence! des Regulateurs klang faſt unaufhörlich. Konnte der Redner dem ungeachtet nicht durchdringen, ſo brauchte man das amphioniſche Mittel oft mit Erfolg, ließ eine Hymne ſpielen und ſang einige patriotiſche Verſe dazu und die wilden Gemüther wurden für einige Augenblicke beſänftigt.

Die Raſendſten von allen Schreiern waren Marchant, Santhonax und Lepelletier; Deſtrem und Heſſe fehlte das Organ nur, um ſie vielleicht alle an Energie des Grimms zu übertreffen. Die Leute hatten Recht, manches zu rügen und bei der Regierung um Abſtellung zu fordern, und ich ſelbſt ward oft bethört und meinte wohl, im heiligen Eifer der Gerechtigkeit, man müßte am Ende ſo reden,

wenn

wenn nichts helfen wolle; aber ſahe ich auf den Grund, warum ſie jetzt und grade ſo redeten, ſo floh ich mit Schaudern einige Schritte von jener blutigen Hölle zurück, die ſich unter meinen Füßen öffnete. Die Regierung behauptete endlich, als ſie ſich dem Strom wieder etwas gewachſen fühlte, man müſſe jetzt großen Sündern verzeihen und das Schwert nicht im Blute der Schuldigen färben, damit dieſe ſcheußlichen Menſchenfreſſer es nicht der ſtrafenden Gerechtigkeit aus der Hand riſſen; und Schuldige und Unſchuldige in Ein Verderben verwickelten; und ſo verhaßt und fürchterlich waren die Alten vom Berge (wahre Söhne des Alten vom Berge aus den Kreuzzügen) mit ihrem gräßlichen Andenken, daß dieſe Erklärung der Regierung ſogar populär war.

Doch ich will einige Proben geben, wie man ſich hier auf Koſten anderer deſennuyirte, und das Wahre mit dem Falſchen, das Menſchliche mit dem Unmenſchlichen, das Politiſche mit dem Tollen oft abentheuerlich genug vermiſchte. Santhonax, ein Stück von einem zweiten Danton, mit einer herkuliſchen Bruſt, brüllte; denn ſelbſt ſein mäßiges Sprechen war Brüllen: „Nach und nach hebt man einige Stücke von dem Schleier auf, unter welchem unſre Regenten (gouvernans) ſeit langer Zeit den ſcheußlichen Gedanken verbargen, die Republik zu ſtürzen, die Republikaner zu ermorden, und in Frankreich eine conſtitutionelle Monarchie wieder herzuſtellen. Hier, Bürger, einige Fragen, worüber ihr weiter nachdenken könnt. — Iſt es wahr, daß die franzöſiſche Republik im ſiebenten Jahre einen Miniſter habe, der Exedelmann, Exbiſchof, Exemigrant iſt? (Talleyrand) — Iſt es wahr, daß dieſer Mann, der für einen der geſchmeidigſten Hofleute von Verſailles galt, nicht vom Anfang an, oder während des ewigen Kongreſſes zu Raſtadt, die Abſichten des Wiener Kabinets gekannt habe? — Iſt es wahr, daß es während dieſes diplomatiſchen Gaukelſpiels dem Kaiſer möglich war, ſich ohne Auslöſung 150000 (welche Summe!) öſterreichiſche und andere Kriegsgefangene zurückgeben zu laſſen, die jetzt die Stärke ſeines Heeres ausmachen? — Iſt es wahr, daß es dem Londoner Miniſterium 200000 Pfund Sterling gekoſtet hat, um die Expedition nach Portugall zu verhindern, die England ſeinen nützlichſten Bundesgenoſſen geraubt und Frankreich 18 Linienſchiffe, 12 Fregatten, die ſchönſten Häfen und Schätze gegeben hätte? — (Bei dem Worte et des tresors ſchrieen mehrere Stimmen; qu'ils soient pendus les traitres!) Iſt es wahr, daß es dieſe unſichtbare und allmächtige Hand iſt, welche den ſchrecklichſten Krieg gegen die kleinen Schweitzerkantone erregt hat, das einzige wahrhaftig demokratiſche Land in Europa, da man durch einige republikaniſche Unterhandlungen ſich aus dieſem braven Volke ohne Blutvergießen einen treuen und nützlichen Bundesgenoſſen hätte machen können, ſtatt daß man gezwungen geweſen iſt, Männer, Weiber und Kinder niederzuhauen, um unſre elenden Freiheitsbäume auf dem Grabe Wilhelm Tells pflanzen zu können? — Iſt es wahr, daß die Revolution Daendels der jetzigen bataviſchen Republik fünf Millionen gekoſtet hat? Iſt es wahr, daß wir in die Provinzen, die ſich uns als Bundesgenoſſen anvertraut haben, Vampire ſchikken, mit dem Namen von Geſandten, Kommiſſarien, Lieferanten ꝛc. geſchmückt, indem man heute die Konſtitution umſtößt, die man geſtern gab, indem man in Paris die Konſtitutionen freier Völker ſchmiedet? Iſt man ſoweit gekommen, daß wir die ganze Welt zu Feinden, und uns ſelbſt nicht zu Freunden haben? Welche Köpfe ſollen wir dafür anfaſſen? — Iſt es wahr, daß ſelbſt der Zufall uns an drei verruchten Dienern der Unterdrückung ein Symbol der Zeit giebt, wie ein Bürger geſtern bemerkte? Es ſind Plünderer der Schweitz; das Haupt heißt Rapinat, (la rapine, der Raub), ſein Sekretär Forfait (Gräuelthat), und ſein Gehülfe Grugeon, (gruger, zernagen). Das giebt was zu lachen bei unſern Verbrechen. — Iſt es wahr, daß man heute mit uns ſpielt, wie geſtern, daß die Triumvirn (die drei zuletzt abgegangenen Direktoren) mit ihren Reichthümern auf ihren ſchönen Landgütern ſchwelgen; daß der ſchändliche Scherer des Morgens beſoffen und des Nachts in den Armen der Huren iſt, ohne für ſeinen Kopf zu beben? daß der übermüthige Reichthum der Armuth und Redlichkeit der Patrioten noch immer ſpottet? Iſt das wahr? — O Franzoſen wie lange werdet ihr es tragen? wann werdet ihr die Feſſeln zerbrechen, worin euch feige Verräther halten, wann werdet ihr das ſouveräne Volk ſeyn, das ihr gelobt habt zu werden? Mögen jene Dreiherren zuerſt büßen! Wenn wir drei ſtrafen, ſollten wir vor zwei zittern, (Barras, Sieyes) die nicht mehr Muth haben, als jene? Mag der ſchlaue Beutler (bluteur, von bluter gemacht) ſeine Mühlen noch ſo fein bauen, wir werden ſie ihm herunterreißen.“ — Eine Anſpielung auf den Direktor Desmoulins, von dem man vorzüglich meinte, er ſei ein guter gelehriger Tropf für Sieyes, der hier der Beutler heißt.

Einer der wüthendſten Abende war der, wo die Nachricht kam, man werde die Reitbahn ſchließen laſſen. Dies geſchah auch bald nach dem Feſte des 14. Julius, und die Herren quartierten ſich in der Dominikanerkirche Rue du Bacq, in der Vorſtadt St. Germain ein, wo ſie ihr letztes Ende feierten. Indeſſen verſuchten ſie bei dieſer Gelegenheit alles, ſich und das Volk in Wuth zu ſetzen. Aber kein Engel des Himmels, oder der Erde kam, ſie zu ſchützen, wahrſcheinlich weil es ihnen ſelbſt an Muth fehlte, die großen Mittel, wovon ſie ſo viel ſchwatzten, zu gebrauchen. Aus dieſer letzten Seſſion noch einige Worte, und denn will ich mein Auge von ihnen auf ewig wenden, wie Klopſtock von der Hölle ſagt: „Gott ſchuf ſie, in drei ſchrecklichen Tagen ſchuf er ſie und wandte von ihr ſein Antlitz auf ewig.“ Felix Lepelletier mag reden: Hört mich, Bürger, und wagt es, euer Recht aufrecht zu erhalten. Seit dem 14ten Julius hat man gegen die Geſellſchaften alle Journale organiſirt und empört. Es iſt kein Zweifel, daß die Freiheit, ſeine Gedanken zu äußern, den Feinden der Freiheit nicht einen weiten Spielraum gebe...... Wir wollen ſie darum nicht weniger vertheidigen dieſe Freiheit, wie ein heiliges Recht des Menſchen und des Bürgers. Ihr ſeid auf den Fußtapfen des geſetzgebenden Körps einhergegangen, und weil einige Ideen, die auf dieſer Tribune geäußert ſind, wieder bei den Fünfhunderten vorgebracht ſind, hat man dort den Allarm geſchlagen. In welchem Zirkel meint man denn den Gedanken der Geſellſchaft zu beſchränken? Die Freunde der Freiheit, wo ſie auch ſeyn mögen, leuchtet ihnen nicht Eine Sonne der Wahrheit? Will man eine Reaction machen? will man euch zwingen, eine Sciſſion der Grundſätze mit der Nationalrepräſentation zu machen? Ihr habt laut gegen die Diebe und Verräther, lauter gegen die höchſten Diebe geſchrieen; man nennt euch Beller (aboyeurs); ihr habt ihre Köpfe gefordert; ihr heißt Blutſaufer (buveurs de sang). Dies iſt der Grund der unſterblichen Verfolgungen. Nehmt jetzt einen Schwung, wie er der großen Thaten des franzöſiſchen Volks, wie er der Gefahr, worin ihr und die Freiheit ſeid, würdig iſt. Ihr kennt eure Feinde. Zu ihnen gehören auch die Geſandten und Agenten der ſogenannten Neutralen, die im heimlichen Kriege mit euch ſind. Nehmt den Kriez mit der ganzen Welt, weil ſie ihn mit euch will! Reißt dem König von Preußen und Schweden die Larve der falſchen Freundſchaft ab, womit ſie euch endlich den Ruſſen aufopfern werden! Laßt die ganze Welt gegen uns aufſtehen, wir werden die Welt beſiegen; denn unſer Intereſſe iſt das aller Völker. Der Moderatiſm iſt in einer Republik, was die Feigheit in einer Armee iſt. Was bebt ihr, Blut zu vergießen? Wollen ſie nicht unſer Blut, die uns für Wüthende und Tigerausſchreien? Steht hier, oder fallet rühmlich auf eurem Poſten. Wer nicht alle Tage ſterben kann, wird immer vor dem Tode zittern. Jetzt zittert nicht. Laßt euch unter dieſen Gewölben begraben, eh ihr hinausgehet. Das Verlaſſen der Reitbahn würde das Signal der Reaction und der Ermordung der Patrioten in allen Departements ſeyn. Ich werde bleiben und ſollte ich der einzige ſeyn ꝛc." Aber es erfolgte kein Beifall des Enthuſiasmus, vielmehr riefen einige Verſteckte aus dem Volke: Restez, Restez! Aber er blieb nicht, und ich habe ihn nachher noch bei den Dominikanern ſeine blutige Lunge anſtrengen hören.

Das Feſt des vierzehnten Julius.

Unſtreitig war der Tag, welchem zu Ehren dieſes Volksfeſt gefeiert wird, einer der ſchönſten im Anfange der Revolution. Selbſt ſeinen blutigen Kampf kann man ohne Schauder anſehen; denn er war ein Kampf des Lichts gegen die Finſterniß. Seit dem großen, aber böſen Richelieu, ja, wenn man weiter zurückgehen will, ſeit dem feigen Ludwig XI., war die Baſtille der Abſcheu Europens und die Schande der Franzoſen geweſen. Daß eine ſolche Hölle in einem geſitteten Staate exiſtiren konnte, daß die Nation ſie ſo lange ertrug, war das Erſtaunen und der Vorwurf der übrigen Völker. Sollten ſich denn nicht alle menſchlich gefreut haben bei der Nachricht, die alten Kerker, die zum Theil Opfer von 30 und 50 Jahren enthielten, ſeien gebrochen, und von dem ſchwarzen Bau, dieſem plutoniſchen Pallaſt des Tartarus, auch kein Stein auf dem andern geblieben? Ich war den Abend vorher mit einem Freunde unter den Knüppeln, Schurzfellen und Kitteln des Reitbahnauditoriums, und hörte Marchant, nachdem er ſich an Invektiven und Verfluchungen erſchöpft hatte, die bedeutenden Worte ſagen: „Die Regierung wird morgen prächtig in ihren bunten Kleidern, von Kutſchen und Lackeien gefolgt, auf dem Marsfelde erſcheinen. Ich fordre das Volk auf, ſeine Würde zu zeigen. Es ſei mit den Freunden des Vaterlandes auf dem Baſtillenplatze um die Mittagsſtunde.“

Etwas Unterhaltendes alſo erwartend ſetzte ich mich mit meinem Freunde um 10 Uhr in einen Fiaker, und rollte mit ihm den weiten Weg durch die Straße St. Antoine, an deren Ausgang in die Boulevards ein ziemlich geräumiges offenes Viereck die Stelle andeutet, wo vormals die Baſtille ſtand. Man ſieht jetzt auch keine Spur mehr von jenen Zwingern, Gräben und Brücken, wodurch dieſe Gegend einſt ſo ſchrecklich war. Selbſt der letzte Schutt ſcheint weggetragen, und über die ebene Fläche könnte ein Pflug gehen. Der größte Theil des Platzes war mit hohen Stapeln Holz bedeckt; an der ſüdweſtlichen Seite ſah man eine kleine mit einem Häuschen bedeckte Fontaine, die kein Waſſer hatte, mit der ominöſen Aufſchrift: Fontaine de la liberté. Sollte man es glauben, daß wir mehrere anwohnende Bürger fragen konnten, uns den Eingang der ehemaligen Höllenthore zu ſagen, und ſie die Gegend nicht mehr beſtimmt wußten? So leicht löſcht ſich manches aus dem Gedächtniſſe aus. Es war bei unſrer Ankunft noch faſt niemand da, und wir gingen alſo auf ein halbes Stündchen nach des berühmten Dichters Beaumarchais Pallaſt und Garten, und beſahen ſein ſchönes Monument, worüber Pappeln und Thränenweiden ihre noch nicht lange gepflanzten Zweige hängen. Erſt gegen Ein Uhr war ein kleiner Menſchenhaufe da. Die meiſten nemlich hatten ſich einzeln wieder verlaufen, ſo wie ſie gekommen waren, da ſie keine Brüder vorfanden, und dieſe waren auf ein bloßes Schrecken und Gerücht ausgeblieben, man wolle Truppen gegen ſie kommandiren, weil ſie ſich gleichſam als eine zweite Gewalt im Staate das Dekretiren und Zuſammenrufen des Volks zu einer durchaus polizeilichen Sache heraus nähmen. Die wenigen Anweſenden gehörten auch nicht zu der glänzenden Klaſſe von Bürgern, und waren vielleicht größtentheils aus der Antonsvorſtadt ſelbſt. Man ſah faſt nichts, als ſchmierige und zerlumpte Kittel, Schürzen und Schurzfelle, und große Dornprügel; denn dieſe Wenigen ſchienen wenigſtens den Willen zu haben, ſich, wenn es Noth thäte, allenfalls zu wehren. Einige Incroyables mit wilden Mienen, und einige wenige Brüder, die man am forcirten Sansculottism erkannte, waren unter ihnen. Ein ſonderbares Ding, daß gerade die ſich hier verſammelten, deren unſcheinbares und kleines Daſeyn nichts von den Thürmen zu fürchten hatte, die einſt hier ſtanden. Nachdem dieſe Wenigen lange gewartet hatten auf Verſtärkung, die ihre Verſammlung weniger ſchimpflich machen ſollte, huben ſie endlich an, ein grünes Pappelbäumchen auf ein Paar rüſtige Schultern zu heben, und mit dem Abſingen der Marſeiller Hymne und des Reveil du Peuple die Proceſſion um die alten Gränzen der Baſtille zu beginnen. Nachdem dieſe Luſtration vorgenommen war, brachte man einen Stuhl, den zuerſt ein Offizier (er ſah einem Brigadechef gleich) mit gutem Willen und einem ſchlechten Organ beſtieg, der den Gegenſtand nicht erreichte. Aber bald ſprang einer nach ihm darauf, deſſen Geſtalt mir ewig gegenwärtig bleiben wird. Ein kleines etwas gekrümmtes Bürſchchen, höchſtens in ſeinen Zwanzigen, mit einem langen Geſichte, einer ungeheuren krummen Naſe, und ein Paar brennenden Augen. Hierzu denke, man ſich einen halbkahlen Kopf, und eine Farbe, wie ſie nach einem langen Aufenthalte in den Lazarethen an das Licht zu kommen pflegt. Seine Mienen waren zur Wuth geſpannt, ſein Mund öffnete ſich, ehe er noch redete; er ſpie eine Hölle aus. Nur ein Paar Worte zur Probe: „O daß jene blutige Energie wieder erwachte, daß das Volk jene edelmüthige Wuth der Gerechtigkeit wieder nähme, die den heutigen Tag auf immer denkwürdig gemacht haben! Haben wir nicht noch unſre Lannay und des Fleſſelles? Haben wir nicht unſre Artois und Soubiſe? Sind die Antoinetten ausgeſtorben? Seht die Tochter des reichen Cabarrus, des feigen Necker, (die Tallien und Stael) ſeht das Weib des kleinen ägyptiſchen Don Quixote! (Madame Beauharnois Buonaparte). Sie herrſchen und kabaliren, und helfen die Schätze mit verzehren, oder doch vertheilen, die wir den Nationen geraubt haben. Alle die Früchte, die dieſer große Tag Frankreich bringen ſollte, ſcheinen auf immer für uns verloren.' Sie werden verloren ſeyn, wenn wir ſie nicht mit Gewalt pflücken. Wo iſt die Gleichheit, wo iſt die Republik, wo iſt die Demokratie? Nirgends. Wir haben wieder das alte Paris, und ſchon geht man im Pallaſt Luxemburg und bei den Huren gewiſſer Exbarone (Barras) zur Cour, und der Name Bürger iſt ein Schimpfname geworden. Wie lange werden wir es leiden, daß wir in Armuth und Verachtung ſind! (lautes Klatſchen und Lärmen) Seht euch an, und fragt dann, wie die Republik ſteht? Iſt es länger zu leiden, daß Schurken, die uns betrügen, in Karoſſen und Kabriolets fahren, und auf neapolitaniſchen und barbariſchen Pferden durch die Gaſſen und über die Boulevards ſprengen, und ehrlichen Bürgern die Kleider und Strümpfe beſprützen? Wollt ihr den Hohn länger dulden? Dieſe Reichen, dieſe Glückspilze, welche allein den Vortheil von der Revolution gezogen haben, wollen wohl die Freiheit, aber nicht die Gleichheit; man muß ſie gleich machen (il les faut egaliſer.) und ſollte es durch die Köpfe geſchehen." Ein wildes Geſchrei des Beifalls, mit bedeutendem Schwingen der Knotenſtöcke begleitet, endigte die Rede.

Der Redner und ſein Vorgänger griffen nun zu dem Spaden, und gruben für den Freiheitspappelbaum ein Loch, in deſſen Grund ein Stein, den man aus dem Schutt ſuchte, verſenkt ward. Der Redner hub hier wieder an, indem die Erde langſam um die Wurzel aufgehäuft ward. Wir beide drängten uns mit den andern hinzu, und um beſſer zu ſehen, nahm mein kurzſichtiger Freund (der die goldne Nadel ſeines Buſentuches und ſeine ſchimmernde Uhrkette den neidiſchen Augen dieſer Republikaner ſchon entzogen hatte) ſeine Lunetten, und ſetzte ſie auf die Naſe; ein offenbares Zeichen der Stutzerei und des Ariſtokratismus, denn man konnte beim Abendeſſen ſelbſt ganze Reihen bebrillter Naſen an den Tiſchen der vornehmſten Reſtaurateurs ſehen. Bald ward dies Zeichen auch willig aufgegriffen. Ein vierſchrötiger Schmied — wenigſtens verriethen ſeine berußten Fäuſte und ſein Schurzfell ſo etwas — guckte ihn von unten auf an und ſagte höhniſch: „Bürger, binnen 14 Tagen wird ſich das Volk nicht mehr durch Lunetten anglupen laſſen.“ en quinze jours le peuple ne ſe ſera plus viser par des lunettes.) Dabei machte er eine Bewegung mit ſeinem Geſichte und ſeinem Stock, daß ich meinen Geſellen anzupfte, und ihn erinnerte, daß unſer Rock für dieſe Verſammlung zu gut ſei. Wir gingen, er mit ſehr gedämpften Feuer, wozu ich ſeinen feurigen Demokratism noch ein Bischen in die Beichte nahm. Wir gingen ins nächſte Kaffehaus, uns zu erfriſchen, und trafen dort einen alten Bürger, der aus einem andern Grunde weggegangen war, als wir. Er ſchimpfte über die Lauigkeit der Zeit, ſo einen Tag nicht beſſer zu feiern, und die Thränen des Grimmes liefen ihm über die Wangen. „Ich war,“ ſagte er, auf ſeinen kahlen Rock und ſeine ſchlechte Parüke zeigend, „ein wohlhabender Mann, ehe man die Steine der Baſtille bewegte. Ich war mit dabei, ließ mein Metier als Uhrmacher Jahre lang liegen, um den Volksgeiſt mit verbeſſern zu helfen, und ſo bin ich mit zu Grunde gegangen. Soll ich nicht weinen, Bürger, wenn ich dies ſo anſehe? Ich habe den Sturm mit gemacht, ich habe mein Leben riſkirt und ich bin arm“ et je suis pauvre. Dies Wörtchen pauvre ſollte man mit goldenen Buchſtaben drucken laſſen. Es liegt die ganze Philoſophie des Lebens und der Politik darin. Man könnte es über den Titel eines Buches ſetzen, das zu hundert Folianten angeſchwellt werden könnte. Wir machten unſre tiefſinnigen Betrachtungen über die Worte ſeines Schluſſes von Flüchen und Betheurungen, „et je suis pauvre." und kamen ſo langſam ſpazierend im Palais Egalité bei den drei Provenzalen zum Mittagseſſen an, expedirten uns ſchnell, und hatten gegen 4 Uhr in einem ſchnellen Fiaker das Marsfeld erreicht.

Eben begann aus dem Pallaſte der Zug. Er war beinahe in der Ordnung, wie ich ihn bei der Feier des Leichenfeſtes beſchrieben habe. Nur nahmen die Stellen der verwaiſten Familien und der Ruinen des cäſariſchen Kleides von Debry verwaiſte Familien und Ruinen der Baſtille ein. Man ſah nemlich in der Mitte des Zuges, gleich hinter den Direktoren, aus den Ruinen der cidevant Baſtille ein Modell derſelben, etwa drei Fuß hoch, auf einem Gerüſte vier rüſtige Veteranen tragen. Dieſen folgten Greiſe und Jünglinge, Frauen und Mädchen auf Krücken und an Leitern, die bei der Stürmung der Baſtille zu Krüppeln geſchoſſen waren; ein ehrwürdiger Anblick. Man beging dieſes Feſt ganz zweckmäßig. Nach einer rührenden Muſik und Geſang, die in der Mitte der Gewalten (des autorités) vom Conſervatoire ausgeführt wurden, machten etwa 10000 Mann (der größte Theil der Garniſon und und der Garden) mancherlei Evolutionen, Angriffe, Rückzüge, Hinterhalte, kurz die lebendigſten Bilder der Schlachten und des Todes. Vorzüglich ſchön und ſchnell zeigte ſich dabei die reitende Artillerie, die zu den ſchönſten Theilen der franzöſiſchen Armee gehört. Dieſe Uebungen wurden über zwei Stunden fortgeſetzt, und machten mir, vielleicht auch andern, ein rührendes Vergnügen. Doch war die Zahl der Zuſchauer ſehr klein, höchſtens 50000, und beſtand auch hier meiſtens aus dem neugierigen und nach ſolchen Dingen laufenden Pöbel. Die feine Welt hält die Theilnahme an politiſchen Dingen und ſolchen Feſten unter ſich und mag ſich nicht mehr herablaſſen, aus den Karoſſen und von den wiehernden Rennern, ja nur aus den Fiakern unter das Volk hinabzuſteigen. Für ſie wurden ſchon die Theater und die Hinabſteigung des Orpheus zur Hölle aufgethan, als hier noch die Kanonen donnerten. So ließ auch dieſes Feſt die Meiſten kalt, und gab den Warmen Stoff genug, allerlei traurige Betrachtungen anzuſtellen. Ja nicht einmal zu lachen gab es was, und ohne die Biertonnen und Würſtchen der Schenken und Zelte wäre es um den Menſchenhaufen noch erbärmlicher geweſen. Lachen mußte ich doch, als man von allen Seiten durch das Gedränge der Wälle ſchrie: Des voleurs! gardez vos poches! Ich griff wirklich nach der meinigen und nahm meine niet- und nagelloſen Sachen unter den Beſchlag der Hände, als ich einen der Schreier ein Papier tragen ſah. Da ward ich meines Irrthums inne, daß ich dieſe Colporteurs für ehrliche Warner gegen Diebe gehalten hatte, die in ſo einem Haufen oft Gelegenheit finden, ihre Fixfingrigkeit zu zeigen. Dies Ausgeſchrieene war die Aufſchrift eines Blattes, worin man tauſend Lügen las von dem Unfug, den die Jakobiner vor drei Stunden mit ihren Tauſenden auf dem Baſtillenplatze betrieben haben ſollten. So geht der Weg der Flugblätter. Jeder ſetzte friſch einen Sol daran, um die neue Mähr, die er nicht mit angeſehen hatte, doch auch zu leſen.

Ein Wort von den Journalen, Pamphlets, Tagsblättern, Affichen, Colporteurs ꝛc.

Manches, was über dieſe Artikel zu ſagen wäre, iſt beiläufig unter den vorigen Rubriken ſchon geſagt worden, und wird vielleicht auch nachher noch wieder vorkommen, ſo daß ich mich der Kürze befleißigen kann. Für die Zeitungsſchreiber, Journaliſten, Pamphletiſten, kurz für alle die, welche durch die Feder Kabalen, Intriguen und politiſche Händel anzetteln und verwirren wollen, ging mit dem Sturz des alten Direktariums eine ſchöne Zeit an, und obgleich man bald höhern Orts wieder anfing, von Einſchränkung der Preßfreiheit und von Beſtrafung und Zügelung der frechſten und unverſchämteſten Schmierer zu ſprechen, ſo blieb die Sache doch immer unentſchieden hängen, und jene, die zum Theil durch Kerker und Deportation abgehärtet waren, ließen ſich nicht ſchrecken. Mit jedem Tage trat ein neues Blatt und ein neuer Titel auf, die einen immer pompöſer und hochtönender, als die andern; und immer ſtrebte das eine, die andern zu verdrängen, indem es die hohe Miene der Verachtung annahm. Außer dieſen ſtehenden Journalen war das Heer der Flug- und Tagblätter, die umſonſt und um einige Sols ausgegeben wurden, unendlich, und jede Parthei ſuchte ſo ihr loſes Spiel zu verhüllen, oder zu beſchönigen. Was die politiſche Tendenz dieſes bedruckten Papiers betrifft, darüber iſt ſchon im Vorigen ein ſattſames Licht verbreitet, und ich will alſo das Alte nicht wieder aufwärmen, oder weiter ausſpinnen. Aber Eine Art, die ihnen allen mehr oder weniger eigen iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen. Ein jeder Journaliſt und Zeitungsſchreiber muß die Kunſt des Ausdehnens und Reckens und des Schaffens aus Nichts verſtehen; aber wie dies die Franzoſen können, iſt unbegreiflich und unbeſchreiblich. Wie wäre es ſonſt möglich, daß über hundert ſtehende Journale, die bloß politiſch ſind, neben einer Legion anderer beſtehen könnten, Journale, die wegen des Stempels zu dem Preiſe von 40 bis 60 Franken (10 bis 15 Thaler) für das Jahr anwachſen. Für einen Fremden ſind dieſe Journale, beſonders in den jetzigen Zeiten, etwas äußerſt Intereſſantes und Belehrendes. Man kann ſie mit vielem Rechte die Karaktere der Nation mit ſtehenden Lettern nennen; denn alle liebenswürdigen und närriſchen Seiten der lieben Nation treten in ihnen in mancherlei Nüancen und Schattirungen hervor, und geben ſelbſt dem Dürrſinn und Dürftigſten dieſer Gattung eine freundliche Magie, weil die Phantaſie immer Punkte findet, worüber ſie brüten, und die Beſchauung Tiefen ſieht, wohin ſie hinabſteigen kann. Was ſich am meiſten, ja täglich zeigt und dies Volk bezeichnet, das noch immer ſeinem größten Theile nach alles Fremde als barbariſch und des Wiſſens nicht würdig anſieht, iſt die erſtaunliche Unwiſſenheit der Geſchichte und Geographie anderer Länder, und man ſtößt häufig auf die lächerlichſten Fehler. So behauptete neulich einer: „es waren Franzoſen, die unter Wilhelm dem Eroberer England eroberten, und die Reiche im ſüdlichen Italien gründeten; alſo gehören den Franzoſen beide Länder, und noch haben ſie das Recht daran nicht aufgegeben." Ich verdenke es ihnen nicht; aber für's Erſte kommen ſie mit ihren Händen noch nicht an die Londner Bank. Wußte der Schreiber nichts von Rollo und ſeinen Normännern, die unter Karl dem Einfältigen Frankreich ſo mishandelten? Am Ende müßten die Schweden und Dänen, die letzten der tapfern nordiſchen Wanderer und Helden, die Anſprüche durchſetzen. — Ein andrer erzählte vom Don Quixote der Koalition (wie der ruſſiſche Monarch nur genannt ward) allerlei wunderbare Dinge, und ließ die zweite ruſſiſche Armee 3000 Lieues, von Tobolsk her, marſchiren, und machte ſie zu lauter Aſiaten. Sie ſind alle in Pelz gekleidet, hieß es, haben lange Bärte und fürchterliche Waffen der Liebe (inſtrumens d'amour). Doch tröſtete er ſeine Landsleute damit, ſie müßten wenigſtens noch ein Jahr auf dem Märſche zubringen, ehe ſie den Rhein oder die Alpen erreichten. — Ein dritter, als ſie denn doch wirklich ſchon in Böhmen eingerückt waren, ließ ſie nach Konſtanz, einem Hafen am Bodenſee, marſchiren, wo ſie ſich für die Expedition von Holland mit den Engländern einſchiffen ſollten.

Immer indeſſen ſieht man es den franzöſiſchen Blättern an, daß ihnen das Politiſche und politiſche Abhandlungen, wie ſie der Engländer bei ſeinem The, und der Teutſche bei ſeinem Pfeifchen und Bierglaſe, mit ſo vielem Ernſt und Appetit genießt, nicht recht natürlich dem Munde noch zum Munde gehen. Wenn man die wüthendſten Partheiblätter ausnimmt, worin der leichte Karakter des Volks aus ſeinen Angeln geriſſen iſt, ſo ſchlüpfen ſowohl Schreiber, als Leſer über die kleinen und ſpeziellen Umſtände weg, warum es dem Teutſchen immer am meiſten zu thun iſt, und geben das Ding ſo ziemlich dick und rund. Kömmt es aber darauf an, ſich ein bischen mit Worten herum zu narriren und zu hänſeln, mit der leichten Luft zu ſpielen, und doch was in ihr zu erfaſſen zu wiſſen, ſo da ſind ſie an ihrem Platze. Man ſehe einen teutſchen und einen franzöſiſchen Fechter gegen einander über, und man hat den Unterſchied. Der erſte ſteht feſt wie ein *Ochs*, und ſtößt wie ein *Ochs* zu; der zweite ſpielt und wippt ſo viel herum, als habe er es mit einem Strohhalm zu thun, und trifft auch. Wenn von einem Luftfluge, von einem großen Tänzer, von einer Pantomime, einem Feuerwerk und desgleichen die Rede iſt, da ſind ſie allerliebſt, und ſelbſt durch die Wichtigkeit ergötzend, die ſie ihren kleinen Spielen geben. Man höre nur:

St. Georges, der große St. Georges war in den erſten Tagen meiner Ankunft geſtorben, St. Georges, der Repräſentant und Liebling der Nation, der vormals mit dem Chevalier d'Eon den berühmten Zweikampf zu London auf einer Bühne hielt, und nach dem Schauſpiel eines zweiſtündigen Kampfes von jenem gewaltigen weiblichen Ritter unüberwunden blieb, St. Georges war todt, darüber vergaß man die Schlacht bei Verona und bei Stockach, und Tage lang war kein anderes Geſpräch als er. Alle

Schauſpielhäuſer, Promenaden, Kaffehäuſer und Gärten hallten den Namen des großen, des liebenswürdigen St. Georges; er ertönte, wenn nur zwei, oder drei Leute auf der Straße ſtill ſtanden. Er war drei, vier Tage durch der Wiederhall aller Journäle, und der Lückenbüßer der Leerheit. Man rühmte ſeine Talente in allen ſchönen und liebenswürdigen Künſten, ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine Stärke, ſeine Freimüthigkeit und Munterkeit, und ſchloß meiſtens mit dem Ausdruck: c'étoit le veritable François c'eſt à dire le plus aimable des mortels. C'etoit le Voltaire de l'equitation, de la muſique, de la danſe et des armes. In der That eine ſonderbare Erſcheinung für einen Teutſchen, der ſo albern gewöhnt wird, körperliche Gaben höchſtens als kleine Zugiften der Natur anzuſehen. St. Georges war der ſchönſte, der ſtärkſte, der liebenswürdigſte Mann ſeiner Zeit, (er ſtarb 58 Jahr alt) ein treuer Freund, ein guter Bürger, ein reitzender Geſellſchafter, Tugenden, von denen einige ſchon genug wären, unſre Theilnahme zu verdienen. Er war der Alcibiades ſeiner Tage, genoß die Freude, aber ſchändete ſie nicht. O auch ſolche Vorzüge verdienen die Unſterblichkeit, und ein Volk, das einen lebendigen und leicht beweglichen Sinn für Schönheit hat, wird ſie ewig ſchätzen.

Le Clairvoyant ließ Folgendes von einer großen Luftreiſe Blanchards vernehmen. „Wie man hört, hat endlich die große Nation, die beſtimmt zu ſeyn ſcheint, Europa wieder zu gebähren, und alle Angelegenheiten der Menſchen auf das Höchſte zu bringen, ſich über eine Erfindung Glück zu wünſchen, worüber man lange vergebens geſonnen hat, und die dem Genie und Glücke der Nation vorbehalten war. Der Bürger Blanchard hat das Geheimniß erfunden, ſeine Luftſchiffahrt ſicher und ſchnell mit und gegen den Wind anzuſtellen. Er wird; um einen Verſuch zu machen, in Zeit von 8 bis 10 Tagen, von hier nach Neuyork in Nordamerika ſegeln, und ladet all-

Bürger ein, die dort Geſchäfte machen; in den nächſten Tagen ihre Pakete und Briefe abzugeben. Paſſagiere kann er jetzt nur zwei mitnehmen. Innerhalb eines Monats wird er wieder zurück ſeyn.“

Indeſſen ward nichts aus der amerikaniſchen Fahrt, und nun verſprach er, mit dem berühmten Lalande eine Reiſe nach Gotha zu machen binnen höchſtens zwei Tagen, um die Gönner und Freunde des berühmten Aſtronomen, den Herzog und den Major von Zach, durch ihre Ankunft zu überraſchen. Sollte man es glauben? der alte Lalande gab dieſe Nachricht unter ſeines Namens Autorität. Das Publikum lachte und freuete ſich. Der Teutſche nennt es ſchlechtweg Narrheit, und doch ſind die Franzoſen keine Narren. — Sie ſtiegen bald in Tivoli auf, und man las den 10ten Thermidor in mehrern Blättern: Geſtern um 7¾tel Uhr Abends iſt mit dem Aeronauten Blanchard der Aſtronom Lalande in einem Nachen aufgeſtiegen, (parti) der unter fünf Ballons hing, die in eine einzige Gruppe verbunden waren. Der Ort der Abfahrt war Tivoli. Als die Luftflotte (flotte aeriënne) zu einer gewiſſen Höhe war, ſah man aus dem Nachen ein Anker an einem langen Tau herabfallen, da hörte die Flotte auf zu ſteigen, ja ſie behauptete lange Zeit einerlei Höhe. Sie ging gegen Weſten, und einige Perſonen behaupten, daß Blanchard in der Wirkung dieſes Ankers und in der Diſpoſition der Bälle ein Lenkungsmittel zu finden hoffe, und daß er ſich vorſetzte, zu St. Cloud an einem beſtimmten Orte (dans un endroit indiqué) herabzukommen.“ So ward aus Gotha St. Cloud.

Eine große Rubrik einiger Blätter nehmen Theateranzeigen ein und Beurtheilungen der Stücke, die darauf geſpielt ſind, der Schauſpieler, die ſie dargeſtellt haben. Außerdem findet man Anzeigen der Feſtlichkeiten und Bälle zu Tivoli, Eliſée, Fraſcati, im Pavillon d'Hannovre; Recenſionen über einheimiſche und fremde Litteratur, ſein

leicht

leicht und leiſe — und dieſe Rubrik gehört für einen Fremden nicht unter die ununterhaltenden. Da war zuweilen von Klopſtock, von Kotzebue, von Lafontaine allerlei Schnurriges zu leſen. Von Klopſtock ſagte einmal einer: „er iſt der Pindar der Teutſchen, die ihn ſelbſt nicht verſtehen. Er zeigt das große Geheimniß der Dichtkunſt, die ſich nur begreifen läßt durch eine Gabe des Wahrſagens und Räthſelauflöſens,“ (à force de deviner.) „Kotzebue,“ heißt es bei Gelegenheit der Anführung ſeiner Verſöhnung, die unter dem Titel: Les deux freres, ins Franzöſiſche überſetzt und geſpielt iſt, „Herr von Kotzebue iſt unſtreitig das größte dramatiſche Genie, welches unſre Nachbaren, die Teutſchen, bis jetzt gehabt haben. Er hat es ſeiner Nation zuerſt verdient, daß Stücke von ihr auf franzöſiſchen Theatern gegeben werden. Daß die Teutſchen uns Lehren im geſunden Verſtande (pour le bon ſens) geben, iſt etwas gewöhnliches; aber daß ſie im Geſchmack mit uns wetteifern, wer hätte das je gehofft?“ So geht es in einem langen Raiſonnement fort, wobei Kotzebue endlich als der erſte teutſche Schriftſteller mit der Anmerkung entlaſſen wird, er würde noch vorzüglicher ſeyn, wenn er nicht ſo viele fadeurs allemandes hätte. Das Einzige, worin ſie ihm nicht Unrecht thun.

Zu den Tagesblättern, die bei allem Wechſel und Wandel der Partheien und bei allem Druck der Preßfreiheit nie ausgehen werden, und denen es nie an Leſern fehlen wird, gehören die ſogenannten Affichen, eigentlich zum Anſchlagen beſtimmt, wie der Titel ſagt, aber ſonſt auch in allen Kaffe- und Bierhäuſern zu finden. Die älteſten ſind die Affiches ſchlechtweg, neben ihnen beſtehen aber immer mit einem ſichern Abſatz les petites Affiches, welche täglich auf einem halben Bogen in klein Oktav gedruckt werden, und allerlei Angelegenheiten des alltäglichen Lebens enthalten. Auktionen, Käufe, Verkäufe, Anfragen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Gebohrne und Geſtorbne, Theater- und Gartenanzeigen, und was für Artikel ſind, die dieſes Blatt nie leer laſſen. Die Affiches ſind in Folio mit mehreren Kolonnen gedruckt auf Einer Seite nur, weil ſie zum Anſchlagen beſtimmt ſind; auch ſieht man ſie durch die ganze Stadt an den lebendigſten Straßenecken, und bei Durchgängen und Hauptthoren und Pforten angeſchlagen. Lange war mir das eine ſehr luſtige und angenehme Lektüre, ſowohl wegen des Neuen, was ſie anfangs für mich hatten, als wegen der mancherlei zufälligen Nachweiſungen und Belehrungen, die man darin über viele Gegenſtände erhielt, und wegen der oft witzigen und launigen Poſſen und Einfälle, die zuweilen darin ausgegoſſen waren.

Der intereſſanteſte Artikel waren unſtreitig die Heirathsluſtigen, die hier öffentlich ihre Ausſtellungen und Bedingungen machen, unter welchen ſie das Ehejoch auf ihren Rücken nehmen wollen. Man rechnet und handelt und fragt und bietet aus ganz kaufmänniſch, und preiſt und verlangt ſeine Waare auf Glauben, indem man die Addreſſe des Wohnortes, oder den Unterhändler angiebt, durch welchen der Handel berichtigt werden kann. Das Meiſte kömmt doch auf die äußere Güte und das Anſehen der Waare an. Was haben die Pariſer Eheleute viel mit einander zu thun? Man nimmt ein Weib, weil es herkömmlich und bürgerlich iſt, und nachher geht ein jeder ſeiner eignen Naſe nach ſeinen Weg, ohne ſich viel um ſeinen Geſellen zu bekümmern. Oft können ſolche, unter guter Firma geſchloſſene, Ehen ganz tröſtlich ausſchlagen. Das Ding iſt daſſelbe, die Art, es zu behandeln, iſt nur anders als gewöhnlich. Hier geht es direkte, bei uns indirekte und durch eine Art Schleichhandel. Der junge Herr tritt zur jungen Dame und bittet bei ſeiner unſterblichen Liebe, bei den Reizen ihrer himmliſchen Perſon, bei der Engelgüte ihres Karakters um Gegenliebe, indem er auf die vollen Beutel, oder den hohen Rang und emperhebenden Einfluß des dicken Herrn Papas ſchielt, an welche eigentlich die feurige Liebeserklärung gerichtet war. Zur Probe dieſer närriſchen Art, ſich Mann und Weib zu ſuchen, wo es freilich im Menſchengewimmel ſchwer iſt, je eine Geſtalt, oder ein Herz, das oft beweglicher iſt, als die Geſtalt, feſtzuhalten, einige Forderungen.

„Eine Wittwe von 36 Jahren, die eine anſehnliche Haushaltung und ein ſchönes Haus in der Straße Montmartre nahe an den Boulevards beſitzt, und ihre jährliche Einnahme auf 30000 Franken rechnen kann, wünſchte einen Mann von mittlern Jahren, oder von ihrem Alter zu finden, der mit ihr die Sorgen der Wirthſchaft übernehmen könnte. Er müßte aber wenigſtens 10000 Franken jährlicher Einnahme beſitzen, oder gültig beweiſen können, daß er, was daran etwa fehlte, binnen 10 Jahren durch Erbſchaft oder andere ſichere Vortheile erlangen würde. Lieber noch hätte ſie einen Mann zwiſchen 20 und 30 Jahren, vorausgeſetzt, daß er ſittſam und nicht häßlich ſei; er könnte wegen des längern Lebens, das er hoffen läßt, (wie fein!) am Vermögen die Hälfte weniger haben. Die Wittwe iſt von einem ſehr vortheilhaften Aeußern, (d'un physique bien avantageux, ein Wort, das ſelten fehlt) und man würde ſie nicht älter, als 25 Jahre glauben. Sie hat keine Kinder. Man wende ſich an den Geſetzesmann (homme de loi) Beaupas in der Straße Clery, Nr. 251."

„Ein wohlbegüterter Mann von 30 Jahren und einer ſtarken Konſtitution, die ihm ein langes Leben verſpricht, wünſchte ſich binnen 14 Tagen, aufs höchſte drei Wochen, zu verheirathen, weil ſeine Umſtände eine Wirthin erfordern. Er hat ein Vermögen von 40000 Franken, worüber er Beweiſe geben kann, und wünſchte eine Frau, die eben ſo viel, oder doch nicht viel weniger, dazu beyzutragen hätte. Am liebſten hätte er es, wenn ſie Beweiſe abzulegen hätte, daß ſie noch Jungfrau, etwa 17 bis 22

Jahr alt ſei, und das Klavier ſpielen könnte; es ließe ſich dafür allenfalls vom Vermögen etwas abſchlagen. Er verſpricht ihr, immer heiter und freundlich gegen ſie zu ſeyn, und hat keine Fehler, als daß er gern ins Schauſpiel geht, und Ausbrüchen (des accès de colère) des Zorns unterworfen iſt. Man wendet ſich an ihn oder ſſ.“

„Ein Mann von 50 Jahren, der noch einer ſtarken und friſchen Geſundheit genießt und mit einem anſehnlichen Vermögen aufs Land zu ziehen gedenkt, wo er ein hübſches Gut hat, wünſchte für die übrigen Tage ſeines Lebens eine fröhliche und witzige Geſellſchafterin, die als Frau mit ihm zu leben nicht verſchmähte. Da er nicht auf Vermögen zu ſehen hat, ſo werden nicht Reichthümer, ſondern Liebenswürdigkeit des Herzens und muntere Laune mit einer angenehmen Geſtalt bei ihm entſcheiden. Seine Frau dürfte nicht gern unter 25 und über 36 Jahr ſein. Am liebſten hätte er eine Jungfrau. Doch auch eine Wittwe würde ihn tröſten können. Er iſt munter und launigt, liebt Muſik, Jagd, Tanz und alle Freuden des Lebens. Man wendet ſich ꝛc.“

„Ein Jüngling von 25 Jahren, dem durch den Tod ſeines Vaters eine reiche Erbſchaft und die Sorge einer groſſen Haushaltung zugefallen iſt, und dem ſeine Geſchäfte nicht erlauben, ſich eine Frau zu ſuchen, ladet alle die ein, welchen folgende Bedingungen nicht unmöglich ſind, ſich bei der unten angegebenen Addreſſe zu melden. Da er ſelbſt von einer vortheilhaften Bildung und einer robuſten Konſtitution iſt, ſo wünſcht er eine junge hübſche und muntere Gefährtin, und hätte es gern, daß ſie nicht über 18 Jahre alt ſei. Schönheit, Witz und ein liebenswürdiger Karakter würden ihn auch ohne Vermögen glücklich machen können. Gern ſähe er es, wenn ſein Weib gut ſingen könnte und etwas Italiäniſch verſtände.“

Der Ausrufer, Herumträger, Ankleber und Ausſtreuer, (denn manche Waare muß jedes Auge des Nachſpionirens zum Urheber meiden) oder mit Einem Worte der Colporteurs, iſt eine ungeheure Menge. Man hat, mich dünkt ſehr mäßig, berechnet, daß über 10000 Menſchen in Paris allein von dieſem Geſchäfte, und manche ſehr herrlich leben. Denn auch hiebei heißt es: „Gott theilt ſeine Gaben wunderlich aus“ und nicht jeder taugt dazu. Wem die Natur eine laute, und allenfalls donnernde Stimme, einen poſſierlichen Körper und viel Geſchmeidigkeit und einſchmeichelndes Weſen gab, wer ſich ſelbſt nicht ſchämt, ein halber Sitzbube zu ſeyn, der wird täglich die meiſten Blätter abſetzen, und vielleicht reich werden bei dieſem ewigen Schreien und Herumlaufen. Indeſſen iſt dies nicht eine einzige, oder privilegirte Klaſſe. Jeder alte Mann, jedes alte Weib, jeder, dem ſeine Hände wegen Unvermögens nichts verdienen wollen, mit Einem Worte jeder Junge und Alte kann dies Metier ergreifen und nach ſeinem Talente davon leben; doch ſucht ſich das Büreau, jedes Journals natürlich einige recht ſchlaue und betraute an der Hand zu halten, und belohnt ſie nach dem Abſatz, den ſie machen können. Wo ein Durchgang iſt, z. B. bei der berühmten paſſage de Ratzivil vom Siegesplatz zum Palais Egalité, da ſitzen die Ausſchreier und Feilbieter in Menge und haben ſogleich das Neueſte des Tages warm aus der Preſſe. Kaum eine Stunde nach dem Abdrucke findet man von einem Ende der Stadt zum andern ein jedes Blatt. Die Waghälſe derer, welche ſo mit dem Halſe oder den Füßen ihr Geld verdienen, ſpielen auch oft um den Hals. Dieſe tragen um die Mitternachtſtunde ihre verbotenen Sachen aus, die ihren Namen nicht nennen dürfen, und kleben ſie an Stellen an, wo ſie gewiß von einer Menge Menſchen geſehen und geleſen werden. Ich habe ſie oft um die Mitternachtzeit und ſpäter bei'm Zuhauſegehen geſehen. Sie haben ſchnelle Füße, und werfen ſich ſogleich eine Art Maske ſelbſt bei Nacht über, um nicht ſo leicht erkannt zu werden. Nach ihnen kommen mit dem früheren Morgen die Ankleber erlaubter Dinge, und die, welche die Kaffehäuſer beſorgen, die anfangen, geöffnet zu werden. Endlich gegen 9 und 10 Uhr gießt ſich ein Schwarm Schreier und Schreierinnen auf die Boulevards und in die Thuilerien aus, und an dem letzten Orte iſt es, wann die Morgengeſellſchaft der Sitzenden und Spazierenden erſcheint, oft ein ſchreckliches und betäubendes Toſen durch einander, indem jeder mit dem beſten Halſe, oder den gefallendſten Manieren ſeine Sachen ausſchreiet, oder darbietet. Da wird zugleich eine Art Handel getrieben. Wann nemlich einer ein Dreiſolsblatt durchgeleſen hat, ſo tritt er es oft um einen, oder zwei Sols wieder ab, oder er giebt dem Träger einen Sol und dieſer hohlt ſich das Blatt wieder und läßt es einem andern unter eben der Bedingung für eben den Preis. Unter den Herumträgern und Trägerinnen für die feineren Gegenden und die feine Welt, ſind oft hübſche kleine Mädchen zwiſchen der Knoſpe und Blüthe, die mit einem niedlichen Komplimente und einem zierlichen Knicks ihre Sächelchen hinhalten, und ſelten einen glücklichen Erfolg verfehlen. Solche Kinder beides Geſchlechtes, doch lieber Mädchen, hat denn ſo ein Alter, oder eine Alte in gehöriger Entfernung immer unter den Augen, und oft wird unter dem Schein dieſer Blätter — wie es mit ſo vielen gedruckten und geſchriebenen Blättern geht — ganz etwas anderes verhandelt, als man ſieht. Ich brauche in einer Stadt, wo ein Drittheil Menſchen bloß für die Luſt lebt, nichts mehr zu ſagen. Es giebt allenthalben einen Aprillenfroſt für die jungen Knoſpen; hier zehnfach.

Als die Partheien anfingen zu wüthen und die Geſellſchaft des Volks in der Reitbahn ſich bildete, ward die Mode allgemeiner, den Inhalt des Blattes kurz herzuleyern. Dabei aber blieben die Kolporteurs nicht ſtehen, ſondern logen oft äußerſt wild in den Tag hinein, wie die Ueberſchrift des Inhalts ſelbſt, nur um Käufer anzulocken. Dies nahm zuletzt ſo überhand, und ward ſo gemißbraucht, daß die Regierung verbot, etwas weiter, als den Namen des Blattes, zu nennen; denn ſo ein Schreier, der vielleicht dazu inſtruirt war, gefiel ſich außerordentlich, allerlei gefährliche, oder auch nur mißzudeutende Lügen auszuſchreien, und oft ſtanden Hunderte ſtill, ſo einem Prediger der Straßenecken anzuhören. Die menſchlichen Künſte des Betrugs und der Weltregierung werden allenthalben immer dieſelben ſeyn; nur das Maaß macht ſie ſcheinbar verſchieden. Dieſe Träger verwalten doch immer ein ſehr wichtiges Amt im Staate, und die öffentliche Meinung, alſo auch das Schickſal des Staats, hängt mehr von ihren Kehlen ab, als man denken ſollte. Ein Redner im Rath der Fünfhundert ſagte einmal ſehr witzig: dieſe Kehlen gehen oft auf unſre Kehlen los: ces gorges en veulent souvent à nos gorges.

Doch nichts mehr aus dieſer politiſchen Mißgrube. Man ſagt davon ſo leicht zu viel, weil man bis auf den heutigen Tag noch nicht weiß, wie man es anfangen ſoll, einem Staate für die Dauer eine haltbar glückliche Verfaſſung zu geben; eine platoniſche Republik ſeines kleinen Gehirns zu realiſiren hingegen hält ſich jeder kleinſte Student ſchon Manns genug. Was hierher noch gehört, wird bei andern Beſchreibungen der vorzüglichſten Tummelplätze des politiſchen Lebens vorkommen.

Vom öffentlichen Gottesdienſt, den Theophilanthropen, Centralſchulen in Paris.

Die Nationalverſammlung hatte nach dem Tode Robeſpierres die Freiheit der übrigen Religionen und Sekten wieder von dem Drucke losgemacht, worunter ſie die Vernunft hielt, die hinfort allein angebetet werden ſollte. Dieſes metaphyſiſche Unding ward einmal in der Perſon einer feinen Hure in dem Tempel aufgeſtellt, und ihm ein herrliches Feſt gefeiert, welchem alle Kreaturen und Sklaven des Tyrannen andächtig beiwohnten. Ich habe geſagt, eine Hure ſtellte die Vernunft dar, weil noch heute in ganz Paris die Sage geht, jene ſchöne Dirne habe gleich die Nacht nach der Vergötterung und Anbetung bei dem Mann mit den Holzſchuhen gelegen. O die Vernunft iſt doch eine gar menſchliche und bequeme Göttin! Vieles von den politiſchen und metaphyſiſchen Verrücktheiten jenes Unthieres iſt denn doch bis auf den heutigen Tag geblieben, und manches wird in den Folgen ſeiner Handlungen bis in Ewigkeit bleiben. Er, der die Vernunft auf den Thron des heiligen Glaubens ſetzte, der keine Biſchöfe und Prieſter mehr wollte, ließ auch das Daſeyn Gottes von der geſetzgebenden Verſammlung dekretiren. Armſeliges Dekret! als wenn in jeder menſchlichen Bruſt, die noch menſchlich empfindet, nicht ein angebohrnes Ahnden und Gefühl des Heiligſten und Höchſten wäre, das wir Gott nennen, und worin wir das Ideal und Kind unſers eignen Gedankens anbeten? Lächerlich iſt es doch wahrlich, ſo etwas auf die Wände zu mahlen. Noch lieſt man, und wird wohl lange leſen, oben an der Vorderſeite mehrerer Kirchen: Das franzöſiſche Volk erkennt ein höchſtes Weſen und die Unſterblichkeit der Seele; andre Kirchen und Tempel ſind wieder mit andern Inſchriften geſchmückt; ſo ſtehen über der Kirche Unſrer lieben Frau die Worte: Dem höchſten Weſen, dem Beſchützer der Republik. Das iſt lächerlich; menſchliche Dinge kann man viel in Worten umherwerfen, himmliſche ſollte man himmliſch und heilig behandeln. Es iſt ein höherer Sinn in dem Scheuchen und Täuſchen der Ammen und Wärterinnen unſrer Kinderſtuben, als man glauben mag, wenn ſie uns ſtrafen, ſo oft wir den Namen Gottes, ja ſelbſt des Teufels zu viel gebrauchen.

Unter Robespierre und auch nach ihm noch wurden nicht bloß die Menge der Kloſterkirchen und Kapellen zerſtört und in Magazine und Werkſtätten verwandelt, ſondern vielen Pfarrkirchen ging es eben ſo, und ſie wurden dem Gebrauche des katholiſchen Gottesdienſtes entriſſen. Man hatte im Anfange der Revolution freilich das Vermögen und die liegenden Gründe der Geiſtlichkeit in Beſchlag genommen und ſie für Nationalgut erklärt, dafür aber machte der Staat ſich verbindlich, alle nothwendigen und nützlichen Diener und Helfer der Kirche zu beſolden; eine Einrichtung, bei welcher der Staat ſowohl und die Bildung der Nation, als die Geiſtlichkeit ſelbſt gewann. Nur die hohe Geiſtlichkeit ward dadurch verkürzt; aber dieſe hatte auch bloß den Staat und Pomp der Kirche geführt, ohne zur Bildung und Belehrung des Volks, und zu den übrigen Obliegenheiten etwas zu thun, welche das Amt eines rechtſchaffenen Geiſtlichen zu einem der wohlthätigſten, aber zugleich zu einem der ſchwerſten machen. Die eigentlichen Prediger, Lehrer und Tröſter der Gemeinen und Pfarren waren oft elend beſoldet, und großentheils nichts, als die Vikarien eines Erzbiſchofs, Biſchofs und Domherrn, die ſie nach Gefallen ein- und abſetzten, und denen ſie alle heiligen Pflichten ihres Amts auf den Rücken warfen, während ſie ſelbſt den größten Theil ihres Lebens in dem Luxus und dem Getümmel des erſten Hofes von Europa zubrachten. Nach der neuen Einrichtung der Nationalverſammlung ward dies alles verändert. Den Biſchöfen ſelbſt ward eine ſehr mäßige Summe ausgeſetzt, wobei ſie an die alte Pracht und Herrlichkeit gar nicht denken konnten. Hingegen wurden die eigentlichen Pfarrer und Vikarien, vorzüglich auf dem Lande, durch die neue Ordnung der Dinge ſehr verbeſſert, und ſchwuren dafür gern der Nation vor den Pabſt den Eid, um ſo lieber, da ſie durch die Aufhebung des abſcheulichen Cölibats in alle Rechte und Pflichten der Menſchen und Bürger wieder natürlich eintraten.

Die Zeit des Wohlfahrtsausſchuſſes und Robespierrens Tollheiten ſtürzten dies alles um, und verbreiteten nicht bloß über die irdiſchen Dinge, ſondern ſelbſt über die Angelegenheiten des Himmels ihren finſtern Einfluß. Dies ſchuf vielleicht mehr, als alles Andere zuſammen, die Vendée. Die Menſchen, aus der Ruhe ihres ſtillen Glaubens mit Gewalt herausgeworfen, verlernten die Anerkennung aller Bürgerpflichten, da man gegen ſie die heiligſten verletzte, und alles ging wild durch einander. Die Regierung ſprach ſich eigenmächtig von der Verbindlichkeit los, die Geiſtlichen zu beſolden, die ſie ſo feierlich übernommen hatte. Sie kannte keine Religion des öffentlichen Dienſtes, indem ſie inkonſequent der Göttin Vernunft und Philoſophie den verdammten Weihrauch auf neuen Altären anzündete; ſie kannte und erkannte keine Biſchöfe, keine Prieſter, keine Taufe als ſolche und als fromme Weiſen und Einrichtungen einer Geſellſchaft, ſondern ließ einen jeden darin meinen und glauben, aber nicht machen, was er wollte. Denn zerſtörte ſie nicht privilegirte Kirchen in großen Gemeinden? verfolgte ſie nicht alles, was Prieſter hieß, und was auf die alten Religionen Bezug hatte, mit Verachtung und Hintenanſetzung, und hieß nicht jeder, der in der Religion ſeiner Väter Hoffnung und Troſt fand, ſogleich ein Tropf und ein Fanatiker? Alſo ließ ſie jeden auch nicht glauben und meinen; denn ſo weit reicht keine Tyranney, daß ſie ins Heiligthum des Gedankens unmittelbar eindringen kann; aber derjenige dringt ſchon verbrecheriſch ein, der dem Gedanken die Flügel der Worte raubt, durch deren Kraft wir aus Thieren Menſchen geworden ſind. Der alte Sonntag der Chriſten ward mit Gewalt und unter den härteſten Strafen abgeſchafft und nur jeder zehnte Tag (Decadi) ſollte ein Feſt- und Feiertag ſeyn, an welchem ein jeder ruhen müſſe. Alſo ein Ruhen und Feiern verbot man, um ein zweites zu gebieten. In dieſer ſtürmiſchen und anarchiſchen Zeit machte es ein jeder, wie er konnte, mit ſeinem Gottesdienſt und ſeinen Geiſtlichen. Wer aber damals populär und demokratiſch ſeyn wollte, brauchte dergleichen gar nicht, und ein groſſer Theil der Jugend ward ſo auf lange Zeit verdorben. Man riß der Verruchtheit und Bosheit die letzten Zügel ab, die durch Schrecken und Furcht und Hoffnung die wilden und ungehorſamen Gemüther halten konnten, und bald ſah man die ſchrecklichen Folgen davon und man ſieht ſie dieſen Tag.

Seit dem Schreckensſyſtem iſt Manches freilich verändert, was die ſchlimme Zeit befohlen und eingeführt hatte, Manches auch geblieben. Man ſcheint durch die Sorgloſigkeit, ja durch die Verachtung, womit dieſe Dinge behandelt werden, gleichſam alle öffentliche Religionsübungen und allen Gottesdienſt für eine bloſſe Alfanzerei zu erklären. Die menſchliche Vernunft ſchnappt, ungeachtet der guten Meinung, die Viele von ihr haben mögen und die ich auch von ihr habe, gar zu leicht über, und nirgends hat ſie dies wohl mehr an den Tag gelegt, als bei der franzöſiſchen Revolution und ihren Verhandlungen und Folgen. Welch eine tolle Idee iſt es, den Gottesdienſt für etwas Abgeſchmacktes und Kleinliches zu erklären, der bloß für ein kindiſches Zeitalter gemacht und unſrer erleuchteten Tage ganz unwürdig ſei. So ſchwatzte die blutige Metaphyſik der Danton und Robespierre und Viele haben es gutmüthig nachgelallt. Wie verſchieden auch immer die Aeußerungen und Formen der Religionsweiſen (die wir wohl auch Religionen nennen) ſeyn mögen, es giebt nur Eine Religion, die der Menſchlichkeit, wovon Chriſtus viel verſtand, und die ſeine Nachfolger und Bekenner theils ſchlecht befolgt haben. In dieſer Religion der Menſchlichkeit, des reinen menſchlichen Sinns (was Chriſtus auch Wahrheit nennt; denn Wahrheit iſt der reinſte Sinn) fließen alle ewig zuſammen. Man gehe die Welt rund und ſehe umher — Schwärmereien kurzer Jahre nehme ich aus, die wegen des Haſſes aller Menſchen nicht beſtehen konnten — und zeige eine Religion, deren Grund auf dem Laſter ruhe. Alle, auch die unreinſten, predigen wenigſtens die legalen Tugenden, ohne welche gar keine Geſellſchaft beſtehen würde. Man ſehe ferner umher und betrachte das menſchliche Gemüth und das Leben, womit es umfangen iſt, nur Einen Augenblick. Wo iſt ein Menſch, der nicht über das Höchſte und Heiligſte in ſich und außer ſich nachdächte, den alles dieſes Unbegreifliche nicht mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllte, wenigſtens zu Zeiten nicht? Ein gewiſſer Trieb, ſagt ihm, er ſoll ſich darüber belehren; er ſoll von ſeinen Pflichten und Rechten für dieſes, von ſeinen Hoffnungen und Rechten für und an ein künftiges Leben unterrichtet werden. Kann dies jeder ſich ſelbſt thun, ſo haben Robespierre und ſeine Anhänger halb gewonnen; aber man ſehe! Drei Viertel der Menſchen müſſen das Leben meiſtens wie die Laſtthiere tragen, d. h. arbeiten, eſſen, trinken und ſchlafen; das vierte Viertel iſt darum nicht glücklicher, weil es mit ihnen nicht einerlei Loos theilt. Es muß ſich eben ſo ſehr und mehr plagen, jene drei Viertel zu lenken, zu regieren, und zu tyranniſiren, je nachdem jedem ſein Gemüth fällt, ſie einzuregiſtriren und zu betaxiren, für ſie zu denken, zu ſchreiben, zu predigen, und endlich fromm und getroſt ſie in den Himmel einzubeten. Zu ihnen alſo müſſen die drei Viertel kommen und ſich Troſt und Unterricht, oft auch Trug und Aefferei holen. Was die feinſten Köpfe von ihnen erfunden, die beſten und größten Herzen gefühlt und gedacht haben, gehört der Dreizahl an, die nur durch das Ungefär etwas findet und durch die Hülfe jener weiter denkt. Jene Dreiviertel werden bei ihrem beſchränkten Daſeyn, wo ſie mit lauter Dingen und wenig mit ſich ſelbſt umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußeres, und Bildliches haben müſſen, ſich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden, und, was ſie dunkel fühlen, zu einer

Art von Gedanken zu erheben, den man Gewiſſen nennt. Sie werden als irdiſchere Weſen nur in der Maſſe, d. h. in einer Gemeinde, ſich ſtark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen fühlen; ſie werden an etwas Feſtes und Stehendes (was ihnen wenigſtens ſo ſcheint) nur die Gefühle knüpfen können, die in ihnen durchaus unſtät und ſchwankend ſind, d. h. ſie bedürfen einer poſitiven Religion, die ſolange nothwendig ſeyn wird, allen Afterphiloſophen zum Troß geſagt, bis allen Menſchen ohne Arbeit das Brod und der Wein ins Haus fallen wird. Aber ſelbſt dann nicht würde öffentlicher Gottesdienſt wegfallen können. Wenn auch einige ſtarke und ſeltene Menſchen durch die Religion der Tugend, die ſie durch langen Kampf befeſtigt haben, immer warm im Herzen und feſt in der Pflicht blieben, ohne mit andern gemeinſchaftliche Gelübde dafür zu thun, wie viele werden nicht ſeyn, ſelbſt aus dieſem vierten Viertel, die aus Schwäche des Karakters, aus ſüßem menſchlichen Gefühle der Mittheilung, aus der Idee einer geſellſchaftlichen Verbrüderung, die auch auf eine religiöſe führt, immer das Bedürfniß haben werden, durch die vereinten Anbetungen der Tugend, durch die Hoffnungen von Tauſenden mit empor gehoben zu werden? Und dieſe ehrwürdigſte und nothwendigſte Angelegenheit des Staates ſehen wir ſo klein an? und die Beſorger derſelben verachten wir? Ich hoffe, die Zeit wird die Zeit lehren. Poſitive Religionen müſſen ewig ſeyn; dies iſt Nothwendigkeit. Aber ihre Lehrer ſollen Weiſe, ſie ſollen Menſchen ſeyn, und das Reine geben aus dem Unreinen. Es giebt keine Mahlerei des Lichtes, ſondern nur des Schattens; die himmliſche Seele wirkt durch den irdiſchen Leib; der Gedanke bindet ſich an die Materie, daß er dargeſtellt werde und ſich geſtalte.

Eine andre Frage iſt die, ob der Staat und wie weit er die Religion eines Landes und den öffentlichen Kultus in Schuß, oder richtiger in Aufſicht nehmen müſſe?

Hier ſind viele Dornen und ich werde nicht alle davon aufziehen. Was der Menſch in ſeiner Gewalt hat als ein Ding, darüber kann er verfügen, das kann er zum Herrn oder Sklaven, oder zu Nichts machen. In einem ſolchen Verhältniß ſteht der Leib bloß als Leib betrachtet zu ihm, welches ſich ändert, wenn man das darauf bezieht, oder wenn das damit kollidirt, was wir, ohne es recht zu kennen, Seele nennen; deswegen machen wir unſern Leib alle Tage zu dieſem und jenem verbindlich, z. B. zu graben, Holz zu hauen, zu reiſen, bei Einem Weibe und keinem andern zu liegen und dergleichen. Was aber nicht in unſrer Gewalt iſt, der Agent des Lebens und Empfindens in uns, oder, mit andern Worten, wir ſelbſt können über uns nicht disponiren, und alſo darf es auch kein andrer. Ich ſelbſt als ein fühlendes, glaubendes, denkendes Weſen habe keine ſteten Geſetze in mir. Ich billige und verwerfe, ich wachſe und nehme ab, gehe vor- und rückwärts durch eigne innere Thätigkeit, die ich nicht ſehen noch begreifen kann, weil ſie Ich ſelbſt iſt. Es iſt damit, wie man ſchon in der gemeinen Erfahrung richtig ſagt vom Geſichte, daß niemand beurtheilen könne, ob ſein Konterfei ihm ähnlich ſei. Was alſo von keinen ſtetigen Geſetzen, wie nur die Naturgeſetze unſerm Begreifen ſind, regiert wird, darüber können keine ſtetigen Geſetze gegeben werden. Der Geiſt alſo mit allem, was ihm angehört, bleibt frei von jedem irdiſchen Geſetze und irdiſcher Ordnung. Nun iſt die Religion das heiligſte und tiefſte Leben des Geiſtes, ſeine zarteſte Blume, mit welcher alle andere Blüthen im Keim untergehen; alſo auch Religion iſt frei von irdiſcher Macht, ſie iſt ein Ding der Willkühr ihres Beſitzers, und kein Regent darf mir über ſie eine Vorſchrift und ein Verbot vorhalten, wie bei einem Stück Acker, bei dem Pfluge, den ich ins Feld, bei dem Schiffe das ich ins Meer ſchicke. Es giebt ein anderes Futter des Leibes und des Geiſtes — große Dinge werden durch ein kleines Bild nicht klein — obgleich man beide eben um das Futter, welches die Räder der Welt treibt, mit einander vermiſcht.

Frei alſo iſt mein Bekenntniß und mein Glaube, gebunden mein Wandeln und mein Thun. Nur in gleichgültigen Dingen, in dem ganzen Aeußern, wie ich meine Religion mit andern durch Ritus und Ceremonien feiere, bekömmt die Regierung ein Recht, mitzuſprechen, doch darf ſie nicht befehlen, ſondern nur anordnen und lenken in freier Uebereinſtimmung mit jeder religiöſen Geſellſchaft. Streng geſchloſſen, ob ich einen Gott, oder einen Teufel, einen Stein, oder einen Kloß anbete, darf ſie nicht fragen; ſobald ich aber wie ein Teufel handle, gerathe ich in ihr Gebiet und in das der Geſetze, und muß, wie ehrlich ich auch glauben und nach Ueberzeugung handeln mag, für meine Ueberzeugung leiden; denn von irdiſchen Leiden ſpricht mich keine Religion frei. Aber, kann man mir ſagen, wenn ich dir deine Behauptung zugebe, welch eine Verwirrung in einem Staate! wie viele verſchiedene Sekten, die ſich verfolgen und zerreißen und alſo den Staat mit zerreißen! welche Misverhältniſſe vollends mit bürgerlichen Einrichtungen wird das geben! Hat keine ſo große Noth. Giebt der Staat nur nicht das Beiſpiel, ſo mögen alle die verſchiedenen Sekten friedlich und ruhig unter einander wohnen, wie ſie es in Nordamerika thun; denn im Grunde haben alle Menſchen Eine Religion, die auf das Höchſte und Unendliche ihrer Natur gebaut iſt, und dieſe Religion wird ſie ſchon in den Hauptpunkten zuſammenbringen. Wie eine liberale Regierung den Geiſt der Zeit befördert und zugleich mit ihm fortgeht, alſo im Verhältniſſe zu ihrem Zeitalter ſteht, ſo thut es auch die Religion meiſtens. Alſo, wenn zwei Dinge zu einem dritten ein gleiches, oder nur ein ähnliches Verhältniß haben, ſo werden ſie auch zu einander ein ſolches haben. Es ließe ſich, glaube ich, eben nicht ſchwer beweiſen, daß alle die

Mißverhältniſſe dann wegfallen müſſen, von denen man ſolche Schrecken und Abſcheulichkeiten träumt. Die Regierung ſei auf Gerechtigkeit gegründet! die menſchliche Natur iſt es; ſo werden die Menſchen des verſchiedenſten Glaubens in ihre Form paſſen und unter ihr glücklich und gehorſam ſeyn. Schwärmer können auch da wohl ausſchweifen in Handlungen, (in Worten ſteht es ihnen frei!) aber die Mehrzahl der Bürger wird das Geſetz der Staaten, die Sicherheit, ſchützen.

Höchſtens hat der Staat eine väterliche Stimme, wenn er als ein Vater gegen ſeine Kinder denkt. Er darf ermahnen, er darf warnen, und fernher ſeine Engel zur Behütung ſeiner Lieblinge, aber nur verborgen, ſenden; was er ſo vermag, ſteht ihm frei; aber er ſtrafe nicht vor der That des Geſetzes; er ſtrafe nicht einen Menſchen, weil er nach ſeinen Grundſätzen den Schein hat, was Böſes thun zu können. Er hefte keine Privilegien, keine Vorzüge an Eine Kirche, indem er die andern zurückſetzt. Nur in ſeiner Geſchicklichkeit und Tugend ſoll der Bürger ſeine Privilegien haben. Wann die Chriſten der erſten Jahrhunderte als ruhige und gehorſame Bürger lebten, durfte ſie kein Kaiſer verfolgen; wann ſie aber nicht für das Vaterland fechten wollten, eine der erſten Pflichten zu erfüllen ſich weigerten, da litten ſie mit Recht, nach ihrer damaligen Ueberzeugung vielleicht mit Unrecht. Die Regierung kann alſo nur mit Einwilligung einer religiöſen Geſellſchaft äußere Einrichtungen machen und der Form der Geſellſchaft dadurch gleichſam Sanktion geben. Wer ihr aber dieſes Alles unter dem Namen Gleichgültiger Dinge (ἀδιάφορα) Preis gegeben hat als einen Quark, hat ſehr einfältig gethan. Denn man weiß wohl, was politiſche Tröpfe und Schurken unter dem Titel Wohl des Staats von jeher in die Religionsübung hineingeflickt, und wie ſie dieſelbe verkrüppelt haben. Dies iſt von jeher eine reiche Quelle von Auto de Fés und Dragonaden geweſen

weſen und durch das Schwert, das man dem angefachten Haſſe lieh, hat man das kindlichſte und heiligſte Gefühl des Menſchen, das religiöſe, zu dem unmenſchlichſten und blutigſten gemacht. Aber Eines kann der Staat thun und muß er thun, Eines, was allen Zwang immer mehr zerbricht und die Nothwendigkeit immer kleiner macht. Dieſes iſt die Beförderung des Unterrichts, die Beförderung der Möglichkeit, ſich zu bilden und aufzuklären, die Sorge, daß die, welche an der Spitze der Geſetze und der Religionen des Staats ſtehen ſollen, auch die aufgeklärteſten werden können. Läßt man das Licht nur walten, ſo wird es ſchon wirken, und ewig den Staat ſtützen und halten helfen, der auf der Gerechtigkeit ruht. Hier darf der Staat mittelbar eingreifen, und kann es, ja er ſoll es. Wenn er alle Mittel abſchneidet, ſich aufzuklären und zu unterrichten, ſo fallen die heiligſten Aemter Dummen und Schwärmern anheim, und der Gottesdienſt wird verächtlich. Der Staat ſoll ferner die Geiſtlichen als Bürger und als Lehrer ehren, die mit dem Heiligſten umgehen. Er ſoll ſie ehren als die Tröſter und Geleiter, als die Ermahner und Aufklärer einer Menge Staatsbürger, denen die Erde nicht viel erlaubt, an ſich ſelbſt und an den Himmel zu denken; er ſoll ſie ehren als die Bewahrer und Träger der höchſten Güter des Menſchen, deren ſich bewußt und mit Sehnſucht darnach erfüllt zu werden er nur dies kurze Erdenleben lebt.

Eine andere Frage iſt die: Soll die Regierung, oder ſollen die Kirchen (Gemeinden) ihre Lehrer beſolden? Ich ſage, es iſt gleichgültig; doch ſcheint es mir beſſer, wenn ſelbſt hier die Regierung keine Hand mit darin hat; ſolche Verhältniſſe geben gar zu leicht Abhängigkeit. Auch beſolden in den meiſten Aemtern die Gemeinden ihre Lehrer, wenn man die Dinge ihrem Grunde nach anſieht, man mögte etwa die Zehnten ausnehmen, die meiſtens durch Autorität des Befehlens eingeführt ſind. Liegende Gründe und fixirte Einkünfte bei'm einzelnen Dienſt ſind gewöhnlich eine freie Gabe der Frömmigkeit, oder des Gebrauchs geweſen, und von den Regierungen nur ſanktionirt. In Frankreich wird der Fall anders. Die Regierung nahm wirklich zu eigenmächtig die geiſtlichen Güter weg; ſie durfte nur die nehmen, von denen ſie beweiſen konnte, ſie habe ſie verliehen; die andern gehörten den Gemeinden zur Unterhaltung ihrer Kirchen, Lehrer und des Kultus. Sie erklärte dafür, ſie wolle die Lehrer beſolden, und alles unterhalten. Nun ſie dieſe Verbindlichkeit aufhebt, handelt ſie eigenmächtig und ungerecht. Sie muß vom Geſchenke der Privatleute, die vormals Mitglieder dieſer oder jener Kirche waren, ſo viel zurückgeben, als nothwendig iſt.

Doch ich will nun ganz zur Erde hinabſteigen, und erzählen, wie die Sachen ſind, nachdem ich geſagt habe, wie ſie ſeyn ſollten. Auf mehr als Eine Art hat die Regierung die Freiheit des Gottesdienſtes, die ſie ſo feierlich proklamirte und ſanktionirte, gröblich verletzt. Wenn ſie auch die unnöthigen Kirchen und Bethäuſer einzog und zerſtörte, war es erlaubt, daß ſie oft in großen Quartieren keine ließ, und die frommen Chriſten, die nun der Andacht genieſſen wollen, zwang, einen weiten Weg zu machen? Es war die Sache der Regierung und das Intereſſe des Staats, die Lehrer und Lenker der rohen Menge in der gefährlichen Kriſis aller Dinge und Grundſätze nicht dem Zufall und der Verachtung Preis zu geben. Dieſes Intereſſe, das jetzt drückender, als je, war, ſetzte man hintenan, und that alles, jede öffentliche Religion als ein Kinder- und Narrenſpiel zu zerſtören. Doch zum Einzelnen.

Für den alten Sonntag, der die heilige Zahl Sieben noch mehr heiligte, machte man neue Feiertage. Jener Tag, der den Meiſten, ſei es auch nur aus Eindrücken der Kindheit und des Vergnügens, ſo lieb war, ward mit einem Worte als ein ſchwarzer proſcribirt, und man ſetzte um drei Tage dem Arbeiter die Ruhe weiter hinaus. Jeder zehnte Tag ward geheiligt. An ihm ſollten die Republikaner ruhen, und, wer einen Gott glaubte, ſollte ihn verehren nach ſeiner Weiſe. Man hielt auf den Dekadi, wie die Juden auf ihren Sabbath, und ſtrafte ſtrenge jeden, der ſeinen Laden offen hatte, und in ſeiner Werkſtätte arbeitend angetroffen ward. Den Sonntag zu feiern war hingegen ſtrenge verboten, und die Frommen durften es höchſtens heimlich auf ihre Gefahr wagen. Nach dem Schreckenregimente indeſſen ward man wieder nachſichtiger, und der Sonntag durfte, der Dekadi mußte äußerlich gefeiert werden, und noch heute ſtraft man, die durch einen offenen Laden und durch freien Kauf und Verkauf ſich verſündigen. Indeſſen geht es entfernter von Paris damit nicht ſo ſtrenge zu, wie mit manchen andern Geboten. Neben dem Dekadi hat man nun noch mehrere ſtehende und eine Menge außerordentlicher republikaniſcher Feſt- und Freudentage, die von jedem Bürger mit Ruhe des Erwerbes und Gewerbes begangen werden müſſen, wenn er auch nicht in den Jubel einſtimmen will. Die Chriſten alſo, die ihren Sonntag, ihre hohen Feiertage und Heiligentage noch haben, ſind nun zu einem noch größern Müſſiggang gezwungen, als ſonſt, und die Folgen davon für den Staat laſſen ſich abzählen. Auch ſchreien die Leute häufig, wenn ſie ſich in Klagen ergieſſen: Wir haben nichts, als rothe Tage und kein Brod, uns daran zu freuen.

Der Staat weiß nichts um Biſchöfe, und nicht viel mehr um Prieſter, er ſcheint ſie nur zu dulden; ja wenn er es noch ſchiene. Nein alle Tage ergieſſen ſich die Wortführer der Macht in Schmähungen und Schändungen dieſer ehrwürdigen und nothwendigen Klaſſe von Bürgern. Er verachtet ſie, er ſieht nach, wenn ſie auf mancherlei Weiſe beeinträchtiget und verletzt werden, und durch dieſe Nachſicht ſcheint er gleichſam dazu aufzumuntern. In der ſogenannten Verſchwörung Pichegrus und Carnots offenbarte ſich ein ſtarkes Laufen des Stroms für die katholiſche Religion, und alſo auch für die Prieſter. Mit dem Sturze ihrer Freunde fiel der Haß doppelt auf ſie, und noch heute hört man es alle Tage im Rathe der Fünfhundert: point de prétres; le peuple n'en veut plus. Und doch kann ein Blinder es ſehen, daß das Volk ſie will und nöthig hat. Seit ſechs Jahren ſind alle Anſtalten zur Bildung junger Geiſtlichen zerſtört; ſeit ſechs Jahren verachtet man dieſe Behüter und Lehrer des Volks als Fanatiker und Betrüger. Natürlich entzieht ſich alſo alles, was wirklich ein hohes Gemüth hat, einem Stande, der durch Verachtung verächtlich werden muß. Man hat Prieſter, aber was für Männer müſſen es unter dieſen Umſtänden ſeyn? welchen Menſchen muß die Bildung, die Moralität des Volks, das heiligſte Palladium zuletzt anvertraut werden? Unverantwortlich alſo ſündigt die Regierung gegen die Freiheit der Bürger und des Staats, gegen die Glückſeligkeit des künftigen Geſchlechts. Jede Revolution, jeder Krieg treibt das Böſe, das Unkraut der Menſchen doppelt hervor; was ſoll aus dem großen Haufen, was aus den Jünglingen und Jungfrauen dieſer Zeit werden, wenn die Religion nicht als eine milde Mutter, als eine ſanfte Lenkerin in die Mitte tritt, und die blutige und unblutige Zwietracht der Zeit und ihrer Grundſätze beizulegen ſucht, indem ſie wieder der Vereinigungspunkt der Guten wird, welcher ſie ſeyn ſoll? Man ſieht die Folgen, die daraus entſpringen und entſpringen werden.

Wenn der Staat gleich die Prieſter duldet, ſo iſt doch die Hierarchie vernichtet, welche die erſte Nationalverſammlung dem Scheine nach beibehielt, da ſie Erzbiſchöfe und Biſchöfe ꝛc. als Grade zuließ, in der That aber aufhob, da ſie gebot, der Nation den Eid der Treue zu ſchwören, und den Pabſt als einen Biſchof anzuſehen, der in Frankreichs Kirchenſachen nicht mehr als Herr zu reden hätte. Im folgenden Sturm des Terrorismus riß man alle Bande gänzlich, die Frankreich mit Rom zuſammenknüpften, ſchafte die Erzbiſchöfe und Biſchöfe ab, und ließ nur das geiſtliche Gewürm, die Pfarrer und kleinen Prieſter, unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen ſtehen. So iſt es auch geblieben, obgleich die Geiſtlichkeit wieder etwas freieren Athem holen kann. Verwirrung indeſſen iſt überall in den Grundſätzen der Lehrer ſowohl, als in den Herzen der Gemeinen, eine Verwirrung, die nach der Auflöſung eines ſo künſtlichen und ſcharfſinnigen Syſtems, als das der Hierarchie iſt, unvermeidlich kommen mußte. Wenn dieſes freilich hier nicht laut und offenbar werden darf, ſo ſieht man es doch im Weſten und Süden, wo ohne die Unduldſamkeit der Regierung vielleicht nicht die Hälfte der Gräuel und Aufruhe wäre, die jene ſchönen Provinzen verheeren. Jch ſage, hier darf es nicht offenbar werden, aber doch iſt es natürlich auch heimlich hier. Jch brauche bloß einige Data anzugeben, um den Grund zu zeigen, deſſen Folgen jeder ſich machen kann. Der eine Prieſter wird reichlich beſoldet, der andre iſt an dem Bettelſtab; der eine iſt ein treuer Jünger Hildebrands, und hält es für die größte Sünde, nicht, bei einem Weibe, ſondern bei ſeinem eigenen Weibe zu liegen; der andere hat unter dem Schutze der wiedergegebenen Naturfreiheit ein Weib ins Haus genommen und mehrere Kinder gezeugt; der eine glaubt an den Pabſt, der andre allein an den Staat, der ihn nicht ehrt. Welche Widerſtreite, welchen Abſcheu der Partheien, welche Angſt und Schrekken bei den Schäfern und den Schaafen muß das nicht geben! Doch würde dies alles ſich beilegen, wenn die Regierung nicht verfolgte, wenn ſie den freien Geiſt der Aufklärung und des Lichts walten ließe, und ihm mit empor hälfe; wenn ſie allein bürgerlich beſtrafte, was bürgerlich verbrochen iſt. Obgleich der Staat nichts von Biſchöfen weiß, ſo haben die ſtrengen Katholiken doch noch immer die ihrigen, und laſſen durch ſie immer wieder neue Biſchöfe und Prieſter machen; denn ſonſt ginge nach ihren Begriffen ja die ganze galliſche Kirche zu Grunde, weil auf die gültige Einweihung endlich alles, ja die Seligkeit des künftigen Lebens, beruht. Durch dieſe Zuſammengliederung und Verkettung hängen ſie auch noch an dem Pabſt, an welchen ſie glauben, und der das letzte Glied ihrer Kette iſt; die andern demokratiſchen Prieſter werden vom Haſſe natürlich als Schismatiker gebrandmarkt.

Daß unter dieſen Umſtänden der öffentliche Gottesdienſt nackter und ungeſchmückter, und ohne den Pomp des alten hierarchiſchen Stolzes erſcheinen muß, ſieht jeder, und das kann vielleicht für die Zukunft ſeine guten Folgen haben. Man hat aus den Kirchen vielen alten Wuſt des Aberglaubens aufgeräumt, Heiligenbilder, Reliquien, Meßgewänder ꝛc. das kömmt nicht leicht ſo wieder. Es iſt mir oft ſo geweſen, wenn ich der Meſſe und Predigt in einer katholiſchen Kirche beiwohnte, als ſei ich daheim in einer evangeliſchen. Alles Gepränge des Gottesdienſtes vollends; das auf den Märkten und Gaſſen ausſieht, iſt verboten, und das mit Recht; denn es gehört nicht hin, wo die Käufer und Verkäufer ſitzen. Es giebt alſo keine Gaſſenceremonien, keine Frohnleichnamsfeſte, keine Umzüge und Proceſſionen mehr. Die Glocken ſind allein zu einer Stimme der Noth bei Aufruhr und Feuersgefahr gemacht und dürfen alſo, bei Todesſtrafe, nicht angezogen werden. Man trägt die Gebeine der Verſtorbenen ſtill und traurig zur ſtillen Erde; das Allerheiligſte geht nicht mehr mit Geklingel und Weihrauch, mit dem „ins Gewehr!“ der Wachen, mit dem Knieen und Stillſtehen und Hutabnehmen der Vorübergehenden über die Gaſſen; kurz, in dem zur Schau tragen iſt alles anders geworden. Von Paris und den nördlichen Departements gilt dies durchaus. Was im Süden und Weſten entfernter liegt, erlaubt ſich manches, und menſchliche Beamte ſehen nach, wo nur Schwärmerei ſogleich ſtrafen kann. Da klingen noch oft die Glocken und rufen die Frommen zur Kirche und geleiten die Reſte der Todten zur Erde; da wagt man noch wohl mal Proceſſionen und Wallfahrter, und verſchließt am Decadi nicht immer die Buden. — Bei dieſen Umſtänden ſteht es einem jeden völlig frei, ob er ſeine Kinder in die chriſtliche Geſellſchaft durch die Taufe einweihen laſſen will, oder nicht. Ihr Daſeyn indeſſen muß jeder in den Büchern der Municipalität ſeines Bezirks einzeichnen laſſen, die in bürgerlichen Dingen allein Gültigkeit haben; denn das Anſehen der Kirchenbücher iſt von nun an aufgehoben, und ſie ſagen nichts weiter, als daß ein Kind in ihrer Kirche getauft ſei. Bis jetzt indeſſen ſollen derjenigen ſehr wenige ſeyn, die ihre Kinder nicht taufen, und ſie bloß als Menſchen in die Rollen der Municipalität einſchreiben laſſen.

Die Proteſtanten ſind noch die einzigen, die in der jetzigen Lage nicht gedrückt ſind; indeſſen iſt es nicht mehr das Zeitalter, Proſelyten zu machen, und ſie ſind im Ganzen ein kleiner Theil der Nation, und haben ihre meiſten Gemeinden im Süden. Der Proteſtantismus kann nach ſeinen Grundſätzen die meiſten geſetzlichen Einſchränkungen als kleine Uebel ertragen, und wenige derſelben taſten ſein Weſen an, wie es bei dem Katholicismus der Fall iſt. Von den Proteſtanten iſt auch überall jetzt nicht die Rede. Das Einzige, was ſie vielleicht ſchmerzlich und nachtheilig mittrift, iſt die Verachtung von allem, was nur Lehrer oder Diener ihrer Religion heißt; indeſſen geht es ihnen in vielen Ländern beſſer, wo ſie im Beſitz der geſchützten und herrſchenden Religion ſind? Es iſt ein Gefühl in mir, das mir ſagt, die Pfleger dieſes heiligen Amtes müſſen wieder die ehrwürdigſten Glieder im Staate werden; aber ſie werden es nur mit Ablegung des Prieſtergeiſtes und Prieſterſtolzes werden, der die Welt verdirbt.

Ich würde hier wenig geſagt haben, wenn ich nicht kürzlich der Theophilanthropen erwähnte, wovon man im Auslande ſo viel hört, und wovon doch wenige eigentlich wiſſen, was es iſt. Ihr Name, den ſie ſich gegeben haben, iſt ſchön, und ſie nennen ſich darin Freunde Gottes und der Menſchen. Auch bei ihnen iſt der Zweck der Vereinigung öffentliche Gottesverehrung zur Beförderung der Moralität und Tugend; aber weil dieſer Gottesdienſt ſich vom Katholicismus ſchneidend, vom Proteſtantismus nicht ſo ſehr äußerlich, aber im Weſen eben ſo ſehr unterſcheidet, ſo verdient es, etwas Näheres zu wiſſen von einem ſo ganz neuen Phänomen. Viele der Männer, die mit Robespierre alle öffentliche Religionsübung für Kinderei und Aefferei erklärten, und im hohen Fluge der ſprudelnden Revolutionskraft meinten, jeder Menſch müſſe den Gott ſeines Herzens auch im Herzen allein anbeten, und bedürfe dazu keiner Geſellſchaft, kamen allmählig von ihrem Irrthum zurück, und ſahen wieder ein, daß alles Schönſte zwar in jedem Einzelnen liegt, aber nur durch die Zuſammenwirkung und Gemeinſchaft Vieler ausgebildet und geſchaffen wird für die Erde. Sie fanden indeſſen an der alten Landesreligion kein Behagen, und beſchloſſen, nach ihren eignen Begriffen ſich ſelbſt eine zu machen, die auf den Grundſätzen des Deismus nach dem bloßen Vernunftglauben ruhte. So entſtanden in Paris mehrere Gemeinden dieſer neuen Kirche, die, wie alle Kirchen, ſtrebte, Proſelyten zu machen, und ſie auch wirklich machte. Einer der drei Direktoren, die nach Reubel abdankten, die man ſchimpfend Triumvirn (Dreimänner) nennt, La Reveilliere Lepeaux nahm ſich vorzüglich der Theophilanthropen an; er nahm ſich ihrer beinahe wie ein Schwärmer an, ward deswegen häufig von ſeinen Feinden theophilanthropiſcher Pabſt genannt, und hätte, wenn es von ihm abgehangen hätte, die neue Kirche gar zu gern auf den Ruinen der alten gegründet. Man muß ihm aber den Ruhm laſſen, daß er dabei immer als ein Menſch und ein ehrlicher Mann handelte, eine Rolle, der er auch in ſeinem politiſchen Leben nicht ungetreu geworden iſt. Aber eines fehlte dieſem neuen Apoſtel, die Kraft, etwas durchzuſetzen. Dieſe Kirche war nach ihrer ganzen Einrichtung nicht geeignet, viele Proſelyten zu machen, weil ihr faſt alles Aeußere und Handgreifliche fehlt, ohne welches der größte Theil der Menſchen nicht mit Sicherheit andächtig und fromm zu ſeyn verſteht. Das wird man bald ſehen, wann ich Einiges über den Gottesdienſt und die Konſtitution derſelben ſagen werde. Man rechnet in Paris, wenn ich nicht irre, vier oder fünf Gemeinen derſelben, die, nach der Angabe der eigenen Mitglieder, noch nicht 10000 ausmachen, eine Zahl, die lange nicht an die Meinung reicht, welche man in der Ferne von ihnen hat. Doch zur Beſchreibung.

Das erſte Erforderniß derjenigen, welche unter dieſe Theophilanthropen aufgenommen werden wollen, iſt der Glaube an Gott und die Unſterblichkeit der Seele, die einige ihrer Mitglieder allenfalls aus der Vernunft mit mehrern Philoſophen zu beweiſen ſich getrauen. Man ſieht alſo, es iſt reiner Deismus, und ſo hat ſich mir dieſe Sekte auch immer gezeigt. An dieſe erſten Glaubenslehren, die auch die Glaubenslehren aller andern Religionen ſind, knüpfen ſie die Lehren der Sittlichkeit und Tugend, und mehrere Gelübde und Verſprechungen, welche die Neuaufgenommenen thun müſſen, und wovon ihre Feinde viel Sonderbares und Myſtiſches zu erzählen wiſſen, ohne es geſehen zu haben. Natürlich ſind, wie in jeder Geſellſchaft, Vorſteher, Aufſeher und Adminiſtratoren; doch iſt bis jetzt dieſes Syſtem, das wahrſcheinlich und äußerlich ganz bürgerlich eingerichtet ſcheint und iſt, noch ſehr im Dunkeln, wie die Antitheophilanthropiſten behaupten, welche in ihnen nur eine Sekte von verwirrten Schwärmern finden, vermuthlich weil ſie ihren Einfluß fürchten. Es iſt unmöglich, daß eine religiöſe Geſellſchaft ohne allen Enthuſiasmus und Schwärmerei beſtehe; denn iſt nicht Religion das Gefühl der heiligſten und erhabenſten Schwärmerei? Der Same dazu liegt auch in dieſer deiſtiſchen Geſellſchaft, und wird ſich wahrſcheinlich auch bei ihr entwickeln. Dies begünſtigt beſonders die Einrichtung, daß ſie nach dem Beiſpiele der Zitterer (Quäker) keine beſtimmte Lehrer und Prediger haben. Bei den Quäkern, oft auch bei den mähriſchen Brüdern, tritt einer aus der Verſammlung auf, wann ihn der Geiſt ergreift, und redet, wie es ihm der Geiſt giebt; ſo iſt es freilich nicht hier, aber doch beinahe iſt es ſo, und kann vielleicht oft ganz ſo wirken. Jedes Mitglied der Geſellſchaft kann an Tagen der öffentlichen Zuſammenkünfte auftreten, und entweder predigen, oder auch etwas vorleſen, das in das Gebiet der Pflichten und Hoffnungen der Menſchen einſchlägt. Dieſes Recht hat vom 25ſten Jahre an jeder verheirathete Mann und Wittwer, der es nicht durch Scheidung von ſeiner Frau geworden, vom 50ſten Jahre an jeder Hageſtolz, wenn er aus der Geſellſchaft einige Bürgen für ſein moraliſches und erbauliches Leben ſtellt, eine Aſſekuranz, die in Paris zu übernehmen ziemlich mißlich iſt. Derjenige, ſo Luſt hat, zur thätigen Erbauung durch das Organ der Rede mitzuwirken, läßt ſich auf eine Rolle einſchreiben und tritt auf, wann ſein Tag kömmt. Die Verehrung des höchſten Weſens, die Erweckung zur Sittlichkeit und Menſchlichkeit, die Aufforderung zum Patriotismus und Gehorſam gegen die Geſetze, die Achtung für alles Heilige fremder Religionen, ſind der Zweck und das Beſtreben der Theophilanthropen. Sie umfaſſen alſo das Größte und Schönſte, was in der Religion liegt; glücklich wenn ſie es auch in der Ausübung immer feſthalten könnten! Mich dünkt, in dem außerordentlichen Umfange der Erlaubniß, als Lehrer auftreten zu können, liegt der Keim zu frühen Abwegen und Verirrungen auf das gränzenloſe Feld der Myſtik, das, ſo blühend es iſt, doch viele Schlangen und Giftpflanzen nährt, und wohin nur die ſtärkſten Herzen führen ſollten, um die Verirrten durch ihre Oberherrſchaft des Gemüthes wieder zurück bringen zu können. Wie man aber die Einrichtungen machen, wo man die Gränzen ſtecken ſoll, innerhalb welcher einer Lehrer werden kann, ohne Prieſter, oder beſtallter Prediger zu ſeyn, daß weiß ich nicht, und das auszumachen mögte eine ſehr ſchwere Aufgabe ſeyn. Jeder indeſſen fühlt wohl, was oft für Zeug an den Tag kommen muß, wo jeder reden darf nach dem Maße ſeiner Einſicht und Anſicht der Dinge; und die ſich zum Reden ſo leicht berufen fühlen, ſind oft von denen, die ſchweigen und hören ſollten, was Vernünftigere ſagen. Freilich iſt dies auch bei einer andern poſitiven Religion der Fall, wo auch mancher als Lehrer und Prediger ſich eindrängt, der füglicher die Pflugſterze, oder das Ruder regierte; aber ſo einer hat eine Unterlage, von der er ſich weniger verirren wird; und wenn er ſich auch verirrt, ſo haben die Zuhörer an den beſtimmten Symbolen ihres Gottesdienſtes, an den feſten Formeln ihres Glaubens ſo viele Haltungen, welche hier ganz fehlen müſſen, wo man im reinen Aether der Vernunft leben und Gott anbeten will, in welchem ſo ein Phaeton gar leicht mit den Leuten zum Halsbrechen durchgehen kann.

Ich will des Spaſſes und der Belehrung wegen etwas mehr ins Beſondre gehen, und zwei ihrer Tempel, die ich oft an Tagen des Gottesdienſtes beſucht habe, beſchreiben, und zugleich zwei Muſter von öffentlichen Reden geben, die mehr ſagen werden, als alle meine Worte. Der nächſte war mir eine kleinere Kirche der alten Geſellſchaft des Oratoriums hinter dem Louvre, wo ich ſehr oft geweſen bin. Rührend war es mir, als ich das erſte Mal eintrat, zu ſehen, wie dieſe kleine Kirche getheilt war. Rechter Hand von der Thüre nemlich haben die Katholiſchen die eine Hälfte inne, linker Hand die Theophilanthropen die andere. Sie glauben alſo nicht mehr, daß das höchſte Weſen, das Heiligſte und Unendliche nicht zugleich über ihnen ſchwebe und unter ihnen wohnen könne, daß es ſich mit Verdruß und Zorn von den einen zu den andern wende, und dieſe verdamme, während es jene beglükket. Rührend war es meinem Herzen, rechts mehrere fromme Mütter mit ihren Kindern vor einem Crucifixe liegen und beten zu ſehen, während links ein Redner auf das Katheder ſtieg und einige trefliche Sachen Fenelons, des treflichen Menſchen und Predigers, vorlas. Die Kirchen der Theophilanthropen ſind ohne allen Pomp und ſinnlichen Schmuck, ohne Bilder und Altäre, die an eine ſinnliche Religion erinnern könnten. Die Mitte nahmen Bänke und leere Plätze für die Sitzenden und Stehenden ein und eine Orgel und Kanzel ſind die Einzigen Zurüſtungen des Dienſtes und auch dieſe äuſerſt einfach verziert. Unter der Kanzel hängt eine ſchwarze Tafel, worauf das Hauptbekenntniß der Geſellſchaft in moraliſchen Sprüchen und andre gute Lehren geſchrieben ſind, z. B. *Gott iſt die Quelle unſers Glücks und unſrer Hoffnung. Ehret eure Aeltern, ſo werdet ihr glücklich ſeyn. Wer kein gutes Kind, kein guter Gatte, kein guter Vater iſt, iſt auch kein guter Bürger und Patriot.* Auf einem kleineren Täfelchen lieſt man kleine Notizen und Zurechtweiſungen für die Geſellſchaft und für die Ordnung der jedesmaligen Andacht, z. B. den Tag der künftigen Verſammlung und des Redners, oder die Anzeige einer Sammlung, die zum Beſten der Armen von den Mitgliedern veranſtaltet werden ſoll. Die Ordnung ihrer Andacht iſt ungefär dieſe: Sie darf ſelten über eine Stunde dauern, damit die Geiſter nicht ermatten, und dieſe Stunde theilt man gewöhnlich ſo ein: Die Orgel erhebt durch eine feierliche und erhabene Melodie die Herzen und das Chor von Sängern ſingt eine kurze Hymne, oder nur einige Verſe, die die ganze Verſammſung ſchweigend mit anhört, ſelten mit vollen Stimmen wiederhohlt. Einer aus der Geſellſchaft, unter den übrigen ſtehend, ſagt einen kleinen Spruch, oder einen ſchnellen Ausbruch ſeiner religiöſen Empfindung her, und die Orgel begleitet ihn mit einem kurzen Nachklang, zuweilen fallen auch die Sänger mit einem Verſe ein. Unterdeſſen iſt der Redner auf die Kanzel geſtiegen und lieſt entweder etwas Gutes und eine moraliſche Richtung Habendes aus einem Buche ab, oder hält auch eine kürzere, oder längere Rede, je nachdem ſein Stoff und ſeine Begeiſterung es ihm giebt. Oft wird dieſe Rede getheilt und durch einen leichten Anſchlag der Orgel und einige ſchöne Geſangſtimmen unterbrochen, öfter geht ſie in Einem fort. Außer dem Gottesdienſtlichen und Moraliſchen hat der Redner zuweilen, aber ſelten, etwas Spezielles, was ſich auf die Lage und den Zuſtand der Brüderſchaft bezieht. Der zweite Tempel der Theophilanthropen, den ich zweimal beſucht habe, iſt die ſchöne und herrliche Kirche St. Sulpice, eines der erſten Gebäude in Paris, und vormals eine Pflanzſchule berühmter Redner und Biſchöfe, die unter der Regierung der Maintenon eine bedeutende Rolle ſpielten. Hier fand ich eben ſo, wie in dem kleinern Tempel, aufgeräumt, aber Eins fiel mir auf, was offenbar nicht hieher gehörte, und vielleicht bei einem öffentlichen Feſte und Aufzuge ohne das Verſchulden der Geſellſchaft hieher gebracht war. Es hingen nemlich um die Kanzel und an den nächſten Pfeilern gleichſam als Tapezierung eine Sammlung treflicher Tapeten aus der Gobelinsmanufaktur, die einen ganz unpaſſenden Gegenſtand hieher brachten. Sie ſtellten nemlich Bacchanalien vor; Bacchus, der Gott der Reben, zeigt ſich in allen ſeinen mythiſchen Geſtalten und mit ſeinem ganzen Gefolge; da ſpringt eine Schaar von Mänaden, unterdeſſen lüſterne Satyrn hinter dem Rebenbuſche lauſchen, und einer von ihnen eine gefangen in den Armen hält; Silenus reitet taumelnd auf ſeinem

Eſelein einem Gelage der Kelterer zu, die aufſpringen und ihm entgegen kommen. Doch ungeachtet dieſer Gobelins hörte ich hier eine trefliche Rede, die ein Mann in einem ſchlichten braunen Rocke und vom Anſehen eines Dreißigjährigen hielt. Er ſprach von der Ehe und Kinderzucht ganz treflich, und ich will nur eine kleine Stelle ausheben, wie ſie mir noch im Gedächtniß iſt: —

„Bürger und Freunde, man hat in unſern Tagen von der Ehe und Eheſcheidung ſo ganz neue Grundſätze aufgeſtellt, man behandelt dieſe Dinge ſo ganz, wie andre bürgerliche Geſchäfte, daß es kaum der Mühe werth ſcheint, wenigſtens bei Vielen nicht, davon zu ſprechen. Vielen Leuten ſind ſolche Dinge zu klein, und kommen bei den großen Angelegenheiten des Tages nicht in Betrachtung. Laßt uns ſehen, wie groß, oder klein ſie ſind. Nicht alles iſt veraltet, was alt iſt, nicht alles lächerlich, was unſern Vätern gefiel und ihnen gut und löblich däuchte. Manches hat man in unſern Tagen bei Seite geſetzt, was man einſt wieder wird aufnehmen müſſen. Ihr hört und ſeht es alle Tage, wie leicht man Heirathen ſchließt, wie leicht man ſie trennt. Es giebt Männer und Weiber, die ſich rühmen, dreimal in einem Jahre ihre Gatten verändert zu haben. Menſchen werden zu Kaufmannsgütern erniedrigt, und gehen, aus einer Hand in die andre. Und bleiben ſie auch beiſammen, ſo geht der Mann in den Süden, die Frau in den Norden. Und die Kinder, wenn dieſe Unglücklichen ja Kinder zeugen, die läßt man den Zufall erziehen; ſie haben keinen Vater und keine Mutter gehabt, ihnen fehlen die zärtlichen und ſüßen Empfindungen der Sympathie und Liebe, wodurch der Menſch edelmüthig und gut wird; ſie werden zu ihrer Zeit auch nicht Vater und Mutter ſeyn. So leben wir Franzoſen, ſo verbindet ſich unſre Jugend — und doch meint man, daß es gut iſt. Man tröſtet ſich mit dem leidigen Troſte, ſo ſei es immer geweſen und werde immer ſo ſeyn; die

Welt verderbe darum nicht; noch geht die Menſchheit aus. Aber wozu dieſes Geſchwätz, wozu dieſe leidigen Gründe? Wir wollen nicht bloß Menſchen an Fleiſch und Beinen, ſondern auch Menſchen am Herzen und an Empfindungen haben; und ſind die denn ſo häufig, ſo gewöhnlich, daß es die Mühe nicht belohnte, darnach zu fragen? Die edelſten und bravſten Völker haben die Ehe in Ehren gehalten, und die Bürger, welche geſunde und brave Kinder erzogen; bei uns war ſie lange ein Sakrament. Sind wir denn vor der Revolution ganz dumm geweſen, oder was ſagt unſre Neuheit in dieſem Punkte, was ſagt ſie uns? Sie ſagt uns, daß wir keine Sitten haben, daß wir das Joch der Tugend nicht tragen können, daß wir den Werth des Lebens nach ſeinen eitlen Genüſſen und glänzenden Vergnügungen abmeſſen. Wir ſind in Wohllüſten erſchlafft, und können uns nicht anders, als durch Erſchlaffung der Geſetze, helfen. Das ſagen die täglichen Geſchichten; aber was ſagt uns Patriotismus, Vaterlandsliebe, Vernunft? Sie ſprechen nicht, ſie wenden ſich weg und weinen über das arme Land, das frei ſeyn will und nicht den Muth hat, tugendhaft zu ſeyn. In dem Schooße der Familien, in den kleinern Geſellſchaften, die Mann und Weib, Brüder und Schweſtern, Eltern und Kinder bilden, blüht die Freiheit, die Ruhe des Staats und ſeine Glückſeligkeit; dort werden die Helden, die Geſetzgeber, die Patrioten, mit Einem Worte alle guten Bürger gebildet. Seht umher und ſagt mir, was ihr ſehet. Da iſt nichts als Schwäche und Schurkerei, blutige Grauſamkeit und niederträchtige Feigheit; da iſt die Wohlluſt und Liederlichkeit, die keine Zügel ertragen kann und ihren Begierden alles bis auf das Heiligſte aufopfert; da ſind die Ungeheuer, deren Hände von Blut triefen, von dem Blute ihrer Mitbürger, die Robespierre, Challier, Baboeuf. — Was ſoll aus uns werden, wenn wir nicht bei der Quelle der Menſchheit, bei den Ehen, bei der Erziehung anfangen? O trauert mit mir, daß wir keine Sitten haben, wir werden auch keine Freiheit haben können, ꝛc.“

Auf dieſem freien Felde, wo ſo viel Gutes aufgehen und gedeihen kann, treibt auch manches Unkraut; gar Manches wird auch ausgeſäet, was in ein ganz anderes Land gehört. Es iſt auch in der That nicht leicht, bei einer metaphyſiſchen Religion, wie dieſe zum Theil iſt, nicht gewaltig auf das Lerchenfeld zu gerathen. So lange man ſich an die Moral des Lebens hält und ein gutes Herz in der Bruſt hat, geht es auch bei einem mittelmäſſigen Kopfe immer ganz leidlich; aber höher und tiefer iſt die Gefahr mit Schneelavinen und Abgründen. Dies kann man täglich von tauſend Doktoren und Profeſſoren ſehen, wie ſollte es denn hier bei einer gröſſeren Sprechfreiheit nicht ſeyn? Es kommen da oft ganz ſcharfſinnige, wenigſtens eckigte Ideen zum Vorſchein, die aber wohl nicht immer erbauen können. Ich will aus dem kleinen halbgetheilten Tempel auch davon ein Pröbchen geben, das mir ſehr auffiel, als ich es hörte, und wovon ich mir einige Momente aufzeichnete. Ein kleiner hagrer Mann, mit einem bleichen äußerſt lebendigen Geſichte und einer gewaltigen Naſe, die ein Paar lebendige Augen ſchied, trat auf und ſprach wohl eine Viertelſtunde mancherlei Gewöhnliches von den Pflichten, wie man es alle Tage von Kanzeln und Kathedern herleyern hört, dann erhöhte er mit Einem Male ſeine kleine Geſtalt und ſeine Stimme und ſprach:

„Ich habe von Pflichten gegen das höchſte Weſen, gegen unſern Nächſten, gegen uns ſelbſt geſprochen, weil man alle Tage ſo ſpricht; aber ich denke, man könnte den Katechismus der Pflichten ſehr kurz faſſen und bloß gegen ſich ſelbſt Pflichten haben. Ich rede hier nicht vom Körper, der iſt nicht ich ſelbſt, ſondern von der Seele, von dem, was mich zum Menſchen macht. In dieſer Seele bete ich mein Höchſtes und Erhabenſtes an, was ich kenne und habe; ſie betrachte ich mit Erſtaunen und Anbetung

und

und falle vor ihr gleichſam wie vor dem Altare einer Gottheit nieder. Ihr iſt mein ganzes Leben geweiht, ſie zu bilden, zu unterrichten, ſie tugendhaft und gut zu machen iſt die Aufgabe, die das höchſte Weſen mir gegeben hat. Wenn ich für den Leib ſorge, ſo ſorge ich irdiſch und klein, ich bin ein Egoiſt; die Seele iſt zu groß, zu himmliſch, als daß der Sporn, der mich treibt, die Heilige zu reinigen und zu veredlen, das Gefühl, das ich habe, durch alle möglichen Mittel mich gut zu machen, bloßer Egoismus ſeyn ſollte. Sonſt wären die Engel, die nichts thun, als ſich am Anſchauen Gottes weiden, die dadurch ſeelig ſind, auch Egoiſten. Was die Seele zur Reinheit und Seeligkeit bringen kann, iſt Pflicht gegen mich ſelbſt. Warum ehre ich Gott und bete ihn an? Ihr ſagt aus Dankbarkeit, und weil er das vollkommenſte und heiligſte Weſen iſt. Ich ſage, weil ich gut und tugendhaft werden will. Gott iſt der Vater der Welt und meiner, ich empfange täglich unzählige Wohlthaten von ihm; aber ich bin zu klein, als daß ich mich erkühnte, dankbar gegen ihn ſeyn zu wollen; ich bin es um meinetwillen; es iſt ein Gefühl, welches zur Güte und Liebe führt, und mein Herz und meine Seele gut macht, für deren Veredlung ich lebe. Gott iſt das Heiligſte; ich bete es an in ihm aus Pflicht, nicht gegen dieſes Heiligſte, es ſteht zu hoch über mir, als daß ich eine Pflicht gegen daſſelbe haben könnte; ſondern aus Pflicht gegen mich ſelbſt, weil ich zur Heiligkeit ſtreben ſoll. Eben ſo ſind die Pflichten gegen die Menſchen, meine Brüder, nur Pflichten gegen mich ſelbſt. Ich liebe ſie, helfe ihnen, achte, beſchütze und vertheidige ſie, kurz ich bin ein Menſch gegen ſie, nicht weil ſie meines Gleichen ſind, nicht weil ſie es mir und andern wieder thun, das würde nur Sympathie, Mitleid, warmes Gefühl, kurz etwas vom Egoismus ſeyn; ſondern ich ſtelle mich auf einen ſichern Punkt der Moral, wo ich kalt nachdenken und betrachten kann, und mein Intereſſe der Erde und des aufwallenden Gefühls weniger in Betrachtung kommt; ich ſage mir, thue dies um Dich ſelbſt, nemlich um deine Seele, die durch die Uebung jeder Tugend immer göttlicher wird und reiner. So kenne ich nur Eine Art Pflichten, die gegen mich ſelbſt, welche mich zu einem frohen Anbeter Gottes und einem tugendhaften Bürger und thätigen Freunde aller Menſchen machen müſſen." Er ſchloß dieſe Argumente, die er viel weiter ausdehnte, mit einer Anrede an ſeine Seele, die ächt myſtiſch war, aber in der ſtillen Verſammlung unbeſchreiblich auf alle, ſelbſt auf mich wirkte: „Seele, ſprach er, du biſt der Repräſentant Gottes auf Erden, der reinſte Funke jener Flamme, welche die Welt erwärmt und entzündet, das Centrum, um welches ſich alles drehet, woraus alles ausgeht, wohin alles zurückkömmt, das nähere Gefühl jenes ferneren, das mich einen Gott und eine künftige Welt hoffen lehrt. Du biſt das rothe Pünktchen, woraus der leuchtende Orient ſich entwickelt; er wird immer heller und heller, die Sonne geht auf, die Menſchen erwachen, fallen nieder und beten an. O daß du aufgeheſt, ſchöne Sonne! daß wir erwachen zum Lichte, daß wir tugendhaft und gut werden! Seele, wir beten dich an, heilige Pflicht, wir ehren dich, leitet uns zur Tugend." — Man urtheile. Es iſt Geiſt und Leben darin; aber man ſieht, wohin dies führen und wie weit man gehen kann. Gebt nur recht brennbare Materie und es ſchlägt in hellen Flammen auf.

Hier wäre es der Ort, von dem öffentlichen Unterrichte ein Wort zu ſagen, und Manche, die von den Centralſchulen ſo vieles geleſen haben, denen die Dekrete wegen ihrer Errichtung und Einrichtung, wegen der angeſtellten Lehrer und ihres Gehalts, wegen ihrer Zahl und der Gegenſtände, die gelehrt werden ſollen, noch im friſchen Gedanken ſind, die auch in manchen teutſchen Zeitungsblättern und Journalen viel Schönes davon geleſen haben — denn zu Papier ſteht es ſehr ſchön — erwarten auch über dieſen wichtigen Gegenſtand einiges Licht. Ich bin aber außer Stande, darüber ein helles geben zu können und muß es auf ſich beruhen laſſen, ob die Geſetze wegen der Volkserziehung ſchon an irgend einem Orte zur Ausführung gebracht ſind. Bei dem Artikel von Nizza habe ich einige Worte darüber verloren, und ſeitdem habe ich keine belehrendere Aufklärungen darüber erhalten können. Es geht hiemit, wie mit vielen andern Dingen, welche dekretirt, aber darum noch nicht ausgeführt ſind. Ueberall iſt wohl nichts ſchwerer und dornigter, nichts, das, wenn es zur Ausführung kömmt, mehr Hinderniſſe und Widerſprüche zeigt, als die öffentliche Erziehung; die der Familien geht von ſelbſt, ſobald die Beiſpiele gut ſind. Man kann wohl die vorigen Geſchlechter tadeln und finſter und kindiſch ſchelten; allein damit iſt das Neue noch nicht gemacht, wie es im metaphyſiſchen Gehirne, oder im ſchwärmenden Herzen ſteht. Sonſt ging es in Frankreich, wie in den meiſten andern Ländern, in Rückſicht des Unterrichts der erſten 15 Jahre. Er war meiſtens in den Händen der Geiſtlichkeit, unter deren Aufſicht die kleineren Schulen der Pfarren ſtanden. Man konnte damals wenigſtens über Mangel an Schulen nicht klagen. Paris hat jetzt in jeder ſeiner zwölf Municipalitäten, worin es getheilt iſt, mehrere Centralſchulen; aber wie ſteht es damit? Die meiſten derſelben haben bloß ihre Aufſchrift auf Kalch, und drinnen ſind oft weder Lehrer noch Schüler. So iſt es mir mit vielen gegangen, wo ich eintrat und fragte, es war niemand da. In andern ſaßen einige Lehrer, denen man Armuth und Verdroſſenheit anſah, und hatten einige Kinder um ſich. Das Ganze deutete nicht auf das Vollſtändige und Splendide, was man dekretirt hat. Die Leute fingen gewöhnlich, ehe ich noch fragte, an, mir das Räthſel zu löſen. „Um uns kümmert ſich niemand. Wir mögen vorſtellen und ſuppliciren, ſoviel wir wollen, ſo bekommen wir oft in Monaten unſer Gehalt nicht, und dann auch noch die Hälfte in bons, (Staatsobligationen) worauf wir 50 bis 75 Procent verlieren. Wir haben keine Bücher, keine Materialien, keine Vollſtändigkeit der Lehrer, die ſeyn ſollen; und was noch ausgeſetzt wird, darum wird der öffentliche Unterricht oft ſchändlich betrogen. Mehrere Lehrer der Centralſchulen ſind in den Kollegien als Kommis, oder gar bei den Lieferungs- und Verpflegungsweſen der Armeen angeſtellt und ziehen ihre Gehalte für den Unterricht, den ſie nicht geben, richtiger, als wir, indem ſie ihn mit ihren Gönnern halbiren.“ Eben ſo klang es in der ſchönen Centralſchule zu Verſailles, deren Plan ſehr weit umfaſſend war. Sie iſt rechts am Eingang in den Hof des königlichen Pallaſtes in einem Seitenflügel angebracht und hat ein trefliches Lokale. Ich ging mit großen Erwartungen ein und fand — in einem einzigen Zimmerchen zwei Lehrer und 15 Knaben.

Solche Dinge ſind niederſchlagend und traurig und preſſen dem Freunde ſeines Landes mehr die Bruſt, als wenn er die Stärke der Heere durch Betrügerei zuſammenſchmelzen, oder einen Theil des Staats durch eine unweiſe Politik in Aufruhr gebracht ſieht. Was ſoll aus der künftigen Generation, aus der Hoffnung der jetzigen werden ohne Erziehung und Unterricht? Wie bei den Centralſchulen, ſo geht es bei der ſchönen Anſtalt der polytechniſchen Schule, und der Thierarzneiſchule zu Charenton, und andern ähnlichen Inſtituten. Es ſind nach Verhältniß äuſſerſt wenige Schüler da, und die mit Erfolg ihre Studien treiben, werden durch die Konſkription und andre Staatsforderungen oft plötzlich herausgeriſſen, um leicht und bald zu vergeſſen, was ſie mit Mühe lernten. Der Staat ſollte da wenigſtens die Talente in Schutz nehmen, welche künftige Lehrer, Redner und Geſetzgeber, künftige Gelehrte und Künſtler hoffen laſſen; was machen zwei- bis dreitauſend Jünglinge weniger, oder mehr zur Entſcheidung des Schickſals der Republik durch die Waffen aus? Sie ſind doch in der Maſſe der Heere nichts. Schon klagen vernünftige und vaterlandsliebende Leute laut über dieſen Unfug und ſprechen: Man habe genug gethan, die Wiſſenſchaften und die Bildung des Volks zu verderben; dies werde das Letzte thun.

Von der Polizei.

Ich habe freilich oben ſchon Einiges von der Staats- oder vielmehr Regierungspolizei berührt, muß aber davon doch hier noch Einiges beibringen. Unter Ludwig dem Vierzehnten, unter welchem die Kunſt, ein Volk zu deſpotiſiren, auf den höchſten Gipfel gebracht ward, kam auch die Staatspolizei zuerſt zu ihrer völligen Ausbildung, ein Zweig der Regierung, der, wenn er nicht guten und weiſen Händen anvertraut iſt, zu allen Mißbräuchen und Bedrückungen die Hand bietet, und in die ſcheußlichſte und diebiſchſte Spitzbüberei ausartet, und Leben und Ehre der Unterthanen alle Tage in Gefahr ſetzt. Ein Wunder der Schlauheit und des ſchleichenden Deſpotismus war es indeſſen, daß das freimüthigſte und liebenswürdigſte Volk, daß die offenen Franzoſen ſich ſolche Dinge gefallen ließen, die nicht beſſer waren, als die offenen Löwenmäuler in Venedig, und alle Tage neue Einwohner in die erledigten Kerker der Baſtille und zu Vincennes, oder gar in die weiteren Kerker des Tartarus ſchickten. Ludwig der Vierzehnte hatte unter den großen Staatsmännern und Feldherren, die vorzüglich die erſten 20 Jahre ſeiner Regierung auszeichneten, zwar immer deſpotiſch regiert, aber doch oft groß und fürſtlich gedacht und gehandelt. Als Colbert und Louvois, als Turenne und Condé nicht mehr waren, als der Genuß der Lüſte ſeinen eiteln, feigen und weibiſchen Karakter noch kleiner und ſchlaffer gemacht hatte, da ging ein ganz anderes Regiment an. In der intriganten Maintenon, die immer über Gebühr gelobt und getadelt wird, beſtieg ein Weib den Thron, und über 20 Jahre drehen ſich die wichtigſten Angelegenheiten Europens um die Spindel dieſer Parze, während ſie ſich immer das Anſehen zu geben wußte, nur mit der beſcheidenen Spindel der Frauen zu thun zu haben. Unter ihrer Leitung regierte Ludwig, wie ein Weib, und ſie wußte ihn reichlich mit allen Klätſchereien und Trätſchereien des Hofes, mit den Geſchichten der Chronique ſcandaleuſe der Häuſer und Familien, kurz mit dem erbärmlichen Detail des Privatlebens zu unterhalten, worum ſelbſt ein Privatmann ſich wenig, ein König ſich nie kümmern ſoll. Die Familien zitterten, ihre Geheimniſſe ſo aufgedeckt, und ihre Penetralia aufgeriſſen zu ſehen, und ſahen ſich um ein Lächeln, um ein leichtes Wort, um einen Wink in Ungnade, woraus es bei ſo einem Herrn ſchwer war ſich zu erheben. Die ehrlichen Leute zogen ſich von einem Hofe zurück, wo ſie über eine beſſere Zeit und über ihre Nation trauerten; und wo die Spitzbüberei und Spionerei durch alle Klaſſen ging, da nahmen die feilen und feigen Seelen ihre Stellen ein. Während Ludwig ſo einen Monchard der Polizei machte, widerrief man das Edikt von Nantes, das ſein braver Großvater ſeinen treueſten Unterthanen gab, und bekehrte durch die Dragonaden, welche Frankreich beinahe eine Million Menſchen und den Verluſt ſeiner beſten Fabriken und Manufakturen koſteten; man verfolgte einen Fenelon, und überließ den Jeſuiten und jeſuitiſchen Frömmlern die Geiſtlichkeit und die Wiſſenſchaften; welche ſie in kurzer Zeit verdarben, und alles, was durch Geiſtesfreiheit und Genie ſich auszeichnete, von den beſten Stellen, oder über die Gränzen jagten. Ludwig betete ſeine letzten Jahre mit der Maintenon, die Pfaffen verſicherten dem alten Sünder den Himmel, und er ließ ihnen die Erde. Von theologiſchen Faktionen zerriſſen, von den blutigen Kriegen erſchöpft, womit der Haß Europens die Plane ſeiner Ehrfurcht vergalt, verfluchte endlich die Nation einen König, den ſie in ſeinen frühern Jahren angebetet und den Großen genannt hatte. In dieſer Periode lebte ein Mann, der die Polizei, nach Ludwigs Angabe, zur größten Vollkommenheit brachte, und nach deſſen Muſter ſich alle die gebildet haben, welche nachher in dieſer gefährlichen Kunſt berühmt wurden. Es iſt der berüchtigte d'Argenſon, der unter dem Regenten von Orleans Finanzminiſter und Siegelbewahrer ward, und endlich 1721 in einer ehrlicheren Ungnade ſtarb, als ſein Leben geweſen war. Von dieſem Ausbilder einer autoriſirten Spitzbüberei, wovor freie Völker immer als vor einem gefährlichern Mittel der Sicherheit des Staats gebebt haben, als die Unſicherheit ſelbſt iſt, will ich hier ein kurzes Portrait herſetzen, wie es der Duc de Saint Simon vielleicht zu nachſichtig gezeichnet hat:

„D'Argenſon war ein Mann von unendlich vielem Geiſte, und von einem geſchmeidigen Geiſte, der, um ſein Glück zu machen, ſich allem anſchmiegte. Seine Geburt war beſſer, als es gewöhnlich bei Leuten ſeines Standes iſt, und er verwaltete ſeit langer Zeit die Polizei, oder vielmehr die Inquiſition auf eine tranſcendente Weiſe, da er ohne Scheu vor dem Parlamente war, welches ihm oft angegriffen hatte.

Er hatte unaufhörlich ſich die erſten Häuſer zu Freunden gemacht, da er dem verſtorbenen Könige und Pontchartrain Abentheuer ihrer Kinder und Verwandten verhehlte, die nichts weiter, als Jugendfehler waren, und die auf immer ihr Glück verdorben hätten, hätte er ſie nicht mit dem Amtsmantel bekleidet, indem er ſchnell den Vorhang darüber fallen ließ.

Mit einer erſchreckenden Geſtalt, welche die der drei Höllenrichter darſtellte, machte ſich d'Argenſon alles zur Luſt mit Geiſtesüberlegenheit. Er hatte eine ſolche Ordnung in die unzählige Menge der Einwohner von Paris gebracht, daß keine bedeutende Perſon war, wovon er nicht täglich, wenn er es wollte, das Betragen und die

Neigungen wiſſen konnte; mit einem ſeltnen Scharfblick (discernement) ſeine Hand ſchwer, oder leicht zu machen, bei jeder Angelegenheit, die vorkam, indem er ſich immer zu den ſanfteſten Maßregeln (partis) neigte, mit der Kunſt, die Unſchuldigſten vor ſich zittern zu machen.

Muthig, kühn, verwegen bei Meutereien, und dadurch Meiſter des Volks. Seine Sitten enthielten viel von denen, die unaufhörlich vor ihm zu erſcheinen hatten, und ich weiß nicht, ob er viele andere Gottheiten, als das Glück, erkannte.

Mitten in dieſen dornigten (penibles) Geſchäften ſeines Amts, und mit einem Schein, der nichts als Strenge war, fand die Menſchlichkeit leicht Gnade vor ihm; und wann er mit Freunden ohne Abkunft und von einem ſehr niedrigen Geſchoß zuſammen war, welchen er mehr traute, als vornehmern Leuten, überließ er ſich der Freude, und war allerliebſt (charmant) in dieſen Geſellſchaften.

Er hatte einige Wiſſenſchaften; aber wenig oder gar keine Fähigkeit ſonſt in irgend einer Gattung, welches ſein Geiſt erſetzte; und eine groſſe Kenntniß der Welt, (man ſieht hier den Unterſchied, den die teutſche Welt und der franzöſiſche monde in der Beziehung auf das Leben macht) ein ſeltenes Ding in ſeinem Stande.

Er hatte ſich unter dem verſtorbenen König den Jeſuiten hingegeben; aber doch that er dabei ſo wenig Böſes, als er konnte, unter einem Schleier der Verfolgung, welchen er für ſich nothwendig glaubte, um in der That weniger zu verfolgen, ja ſogar, um die Verfolgten zu ſchonen.

Da das Glück ſeine Magnetnadel war, ſo ſchonte er gleich ſehr den König, den Miniſter, die Jeſuiten und das Publikum.“

So weit St. Simon. Dieſer Polizeilieutenant von Paris brachte das Ding zuerſt in ein Syſtem, und ward bald das Schrecken aller ehrlichen Leute; aber doch ſieht man aus dieſer flüchtigen und vielleicht nicht ganz richtigen Zeichnung, daß es in ſeiner Gewalt ſtand, viel mehr Böſes zu thun, als er that, ja, daß er ſelbſt viel Schlimmes zum Guten kehrte. Aber St. Simon iſt partheüſch, er kennt, ungeachtet ſeiner Ausrufungen und Deklamationen des Patriotismus und des Mitleids mit der Nation, nur Einen Theil der Nation, den alten Adel, und von dieſem redet er auch faſt allein. Wenn er uns ſagt, daß der ſchlaue d'Argenſon keine andere Gottheit kannte und erkannte, als das Glück, ſo erklärt er uns die Schonungen gegen die Söhne und Vettern groſſer Häuſer; denn er hatte Freunde nöthig auf einem ſo ſchlüpfrigen Pfade, wo derjenige, der die Hälſe und Köpfe anderer Leute in den Händen hat, oft ſehr leicht und unverſehens um ſeinen eignen kommen kann. Man weiß, was zu ſolchen Schonungen und Durchhelfungen gehört. Wer den Lauf der Dinge kennt, weiß, daß dafür viel Kleine und Unbemerkte oft die Lückenbüßer machen müſſen. Gern indeſſen wollen wir zur Ehre der Menſchheit glauben, daß d'Argenſon die gelindere Parthei ergriff, wo er es ohne Gefahr konnte; und auch ſo konnte er manches Gute thun, und viele ſeiner Nachfolger im Spitzbubenregimente der geheimen Polizei haben ſein Andenken der Nation ſehnſuchtswürdig gemacht.

Es ging unter Ludwig ſo weit, daß nicht bloß in die Häuſer und zu den Geheimniſſen der Tafeln und Gardinen verkappte und verkleidete Spione geſchickt wurden, ſondern ſelbſt das heilige und unter öffentlicher Sanktion ſtehende Geheimniß der Briefe ward verletzt. Bei allen Bureaux der Poſten in Paris und den Provinzen, wo ein groſſer Zuſammenfluß von Briefen war, ſtand eine geheime Bande, die mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Schlauheit die verſchiedenen Briefe ſignaliſirte und auswitterte, die verdächtigen erbrach und wieder zuſiegelte, und ihre Berichte und Auszüge an die Polizei, oder an eine beſonders dazu beſtimmte Perſon ſchickte. Es war eine der liebſten Unterhaltungen des Königs, in dieſem Miſt der Bosheit zu wühlen. Er wollte nicht bloß Geſchichten ſeiner Familie, ſeines Hauſes, nicht bloß Urtheile und Aeußerungen über ſich und die Regierung und Verwaltung wiſſen; ſondern die elenden Kleinigkeiten der Familien, ihre täglichen und nächtlichen Abentheuer, ihre Liebſchaften, Hahnreiſchaften, Verbindungen und Klätſchereien intereſſirten und ergötzten ihn, und aus dem höchſten Munde kam Manches ins Publikum, was der Diener eines guten Hauſes ſich geſcheuet haben würde, zu verbreiten. So war nichts ſo geheim, ſo verſteckt und räthſelhaft, daß d'Argenſon und ſeine ſchlimmeren Gehülfen es nicht herausgefunden und gelöſt hätten. Nun ging das Reich der Verfinſterung und der Kabale auf das gräulichſte an. Von einem Ende des weiten Reiches zum andern verbreitete die Schlange der Hinterliſt und Spionerei ihr Gift, und jeder Bürger, der auf irgend einer bedeutenden Höhe ſtand, mußte erſt ſeine Gardinen ausklopfen, ob ſie auch Ohren hätten, ehe er ſich zum Schlafen niederlegte. So ging es durch die folgende Regierung ohne alle Schonung mehr oder weniger ſchlimm fort, und die Baſtille und lettres de cachet verſchloſſen die Geheimniſſe des Despotismus.

Bei der großen Revolution, welche die Monarchie geſtürzt hat, verlor dieſes Ungeheuer der geheimen Polizei nur ſeinen Namen, nicht aber ſeine Kraft, und unter den Terroriſten und auch nachher wuchs aus jedem abgeſchlagenen Kopfe ein neuer Ankläger und Spion hervor. Wie konnte es auch anders ſeyn zu einer Zeit, wo man mit dem Leben und Vermögen der Bürger, wie mit Nüſſen und Aepfeln ſpielte, und ein jeder ein Verbrecher war, der die gefährlichen Dinge, Adel, Reichthum und Menſchlichkeit beſaß? Als der Staat anfing, in einem ruhigeren Strome zu fließen, und wenigſtens wieder die Form einer ordentlichen Regierung anzunehmen, ließ auch hier die Natterwuth der geheimen Anklagen und Stiche ſehr nach, aber immer blieb die geheime Polizei, und ſie iſt noch mit einem Reichthum an Hülfsmitteln und einem Perſonale, wie ſie in den ſchlimmſten Zeiten des Vierzehnten und Funfzehnten Ludewigs nicht waren. Große Schriftſteller und Staatsmänner haben den Grundſatz aufgeſtellt, daß da, wo die Republik mit ihren Dienern und Gewalten in das innere Heiligthum der Häuſer dringt, keine Freiheit Statt finde, und daß eine geheime Polizei immer der Anfang der Sklaverei ſei. Und hier, wo man die Freiheit an alle Wände ſchreibt, und über die unreinſten Lippen laufen läßt, bleibt dieſe Schlange mit ihrer ganzen Bösartigkeit am Leben, welche höchſtens ein kurzes Leben des Schreckens für die Böſewichter haben muß? Eine gute Regierung gebraucht keine geheime Polizei, ſelbſt für Diebe und Räuber nicht. Die guten Bürger, die durch eine gute Regierung immer beſſer werden, treiben alles Geſindel und Gezächt der Liederlichkeit und Tage- und Händedieberei ſchon aus eignem Intereſſe aus ihrer Mitte, und bezeichnen ihre ſchuldigen Häupter der ſtrafenden Gerechtigkeit. Wo aber jeder Schritt und jedes Wort belauſcht wird, wo immer drei, zehn, zwanzig Zeugen gegen Einen auftreten, welch ein Feld iſt da der Kabale offen, und der Schurkerei! Und es iſt ihr nur zu ſehr offen geweſen. Ich habe es geſagt, daß man Leute, die der Regierung verhaßt waren, deportirt, eingekerkert und aus dem Lande geſchreckt hat; wie leicht iſt das, wenn die Polizeiknechte Zeugen abgeben dürfen? Mit dem Sturm des neuen Jakobinismus ward dies freilich etwas anders, und die Gedrückten und Wiedergelöſten erhuben nun Ein Geſchrei mit denen, die noch auf freien Füßen gingen. Die ruhigen und gemäßigten Bürger aber, oder die, welche nur gern in Ruhe bleiben wollten, ſahen doch immer ängſtlich umher, wo endlich der Sieg ſtehen würde, und hielten das gefährliche Organ der Rede, die Zunge, unter dem Schlüſſel. Kann man frei bleiben, wo man nicht zu reden wagt? Wohin man nur ſeinen Fuß ſetzen mag, kann man auf einen Beſoldeten oder Betrauten der Polizei treten. Sie ſind liſtig und ſchmeichleriſch, wie die alte Schlange, die Eva betrog, und betrügeriſch, wie die Lockvögel, welche der Vogler in ſeinem Herd und unter ſeinen Leimruthen als einen Todesrufer aufſtellt. — Es giebt freilich politiſche Epochen, wo dieſe Art Polizei ein nothwendiges Uebel ſcheint; aber wenn ſolche Epochen daurend gemacht werden, fällt ein Volk in Knechtſchaft, was man ihm auch die Ohren taub ſchreien mag von Gefahren, welche den Staat bedrohen; denn welche Regierung fände nicht dieſen Vorwand immer? aber welches Volk weiß nicht auch immer früher und beſſer, als die Regierung, wenn dieſe Gefahren da ſind? ſie kommen ja aus ſeiner Mitte, und Aeolus hat noch immer ſeine Winde gekannt.

Ganz anders iſt es mit der öffentlichen Polizei. Dieſe erfüllt, was die andere verſpricht. Sie bewirkt durch die mäßige und weiſe Sorge für den Unterhalt, für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Bewohner eines Staats, daß jene geheime ganz unnütz iſt. Sind die Bürger gut und gerecht regiert, iſt jeder einzelne in ſeinem Gewerbe glücklich und zufrieden, ſo iſt es ihr eigenes Intereſſe, daß der Staat beſtehe und die Regierung, welche ſeine künſtliche Maſchine zuſammenhält. Wenn aber die, ſo regieren, den Staat wie eine Kuh anſehen, die ſie melken ſollen, und nicht weiden, wenn ſie aus perſönlichen Rückſichten und Feindſchaften Angelegenheiten des ganzen Volks machen, ſo iſt die geheime Polizei ſehr brauchbar, und die Zwietrachten und Meutereien, die eine ſolche Politik veranlaſſen muß, werden auch nimmer die Verlegenheit eintreten laſſen, daß ſie müßig bleiben müßte. Auch um dieſe edlere Polizei und ihre Organiſation, die kein Staat entbehren kann, der nicht mehr in ſeiner Kindheit iſt, hatte d'Argenſon große Verdienſte, und wenn er oft als ein niedriges Werkzeug der Kabale und Büberei dienen mußte, ſo verfolgte er auch die Diebe, die Müßiggänger, die Huren, kurz alles Geſindel mit großem Eifer, und nach ſeinem Muſter beſteht die ganze Einrichtung bis auf den heutigen Tag. Dieſe Polizei iſt auch jetzt noch vortrefflich, und ich mögte alles darauf ſetzen, daß eine kleine Welt, die mit Paris einerlei Umfang hat, in dieſer Rückſicht unmöglich beſſer daran ſeyn kann. Es kömmt mir vor, daß durch die lange Gewöhnung der Pariſer ein ſolches Leben, das man ein polizeiliches oder polizeirechtes nennen könnte, ſich gleichſam zur andern Natur gemacht hat, und nicht mehr anders ſeyn kann. Nach den tollſten Stürmen und Erſchütterungen der Revolution, als die wilden Wogen ſich etwas ſenkten, kam bald alles von ſelbſt wieder ins alte Gleis. Wie iſt es in andern, oft viel kleineren Städten, oft auf den Märkten, wo gekauft und verkauft wird! wie ſchlägt und ſtößt und mishandelt ſich da alles ſo leicht! Hier bei dieſer Menſchenmaſſe haben ſich höchſtens, ſelbſt bei den Böſeſten, nur Schimpfworte gefunden; gewöhnlich verläßt ſelbſt bei ſolchen eigentlichen Magendingen den Franzoſen ſeine ſtille und fröhliche Decenz nicht. So geht es mit allem, was zunächſt zum irdiſchen Genuß und zu den Vergnügungen des Lebens gehört. Jede Municipalität hat ihre Adminiſtratoren und Kommiſſaire, die in ihrem Bezirke für die Ordnung und Ruhe wachen; jede hat ihre Plätze, wo ſie Bürgerwachen ausſtellt, welche mehrere Hauptwachen haben, eine ſchöne Einrichtung, die dem Bürger ſelbſt das zu behüten und zu bewachen übergiebt, was ihm das Theuerſte iſt. Sobald Unordnungen entſtehen, ruft man dieſe Wachen herbei, und öfters halten die Kommiſſarien in ihren Bezirken auch Nachſuchung in verdächtigen Häuſern, welche zu Herbergen eingerichtet ſind, um loſes Geſindel auszuklopfen. Indeſſen dürfen ſie nicht mehr thun, als die Regierung erlaubt, die manche Schändlichkeiten durch ihre Nachſicht, oder abſcheulicher durch einen förmlichen Handel privilegirt; doch davon nachher bei andern Ueberſchriften. Selbſt dieſen Sommer, wo jede Parthey von Gewalt, von geheimen Ausſchüſſen, von Gefahren und Verräthereien redete, welche die allgemeine Sicherheit bedrohten, wo viele das alte Feuer gern wieder zu hellen Flammen aus der Aſche herausgeblaſen hätten, lebte und ging und that man alles in der größten Sicherheit. Wie oft bin ich um Mitternacht, auch wohl zuweilen nach Mitternacht den Weg einer halben, oder ganzen Stunde zu Hauſe gegangen, und habe außer dem privilegirten Gewimmel der Huren und Hurengenoſſen, die dem Vorübergehenden wohl mal in den Arm und in das Kleid fielen, nichts Verdächtiges und Gefährliches bemerkt. So viel ich mich erinnere, waren auch während drei Monate, die ich hier lebte, nur zwei Menſchen ermordet, aber beide nicht aus politiſcher Feindſchaft, oder Raubſucht; denn es waren Leute in groben Kleidern, und von dem einen wußte man den Mörder, der ihn wegen Ehebruchs, oder geargwohnten Ehebruchs mit ſeiner Frau erſchlug. Das iſt doch in einem Haufen von beinahe einer Million Menſchen ſehr wenig, und das in einer Zeit, die noch immer revolutionär heißt. Eben ſo ſelten hörte man von Einbrüchen und Diebereien. Doch waren hier ſo viele Jagden, bei denen wohl einmal ein Todſchlag hätte vorfallen können. Jagden nach Emigranten, Prieſtern, Ausreißern und Konſkribirten, die ſich in dies Menſchendickigt vor dem Nachſpüren zu retten ſuchten, und unter andern Namen und durch mancherlei Erfindungen der Päſſe und Erlaubnißſcheine immer den Händen der Polizei entſchlüpften. Der Fuchs hat viele Ausgänge aus ſeinem Bau, und ſolche Baue hat die Noth der Revolutionszeit hier manche anlegen gelehrt.

Um indeſſen dieſen Leuten es ſo ſehr als möglich zu erſchweren, hatte man mit allen Fremden vom Auslande und aus den Departements, eine Menge von Formeln eingeführt, die ſtrenge beobachtet werden mußten. Ich will kurz die Manipulation beſchreiben, die man mit mir vornahm. Ich ging den Tag nach meiner Ankunft zur Municipalität des Bezirks meiner Wohnung, wo mein ſchwediſcher Paß, den ich, vom Polizeiminiſter Duval unterzeichnet, nach langem Warten in Nizza empfing, von mehrern Händen unterzeichnet ward. Von hier ging es zum großen Büreau der Polizei am Platze Vendôme, wo ich wieder durch mehrere Inſtanzen laufen mußte. Hier machte mir ein verſtändiger Mann, mit welchem ich lange über Italien ſprach, bei dem Anblick des Wörtleins ſujet ſuedois, lächelnd den Einwurf: ah, citoyen, vous étes donc des esclaves des rois! Ich antwortete ihm, ich halte mein Land freier, als ſie ſeien, mein König ſei der erſte Bürger einer freien Nation, die nach Geſetzen regiert werde; dies habe er ſelbſt proklamirt und werde es halten; da ſagte er leiſe: ne vous emportez pas, citoyen; vous étes ſujet et nous ſommes aſſujettis.“ Von hier mußte ich einen Marſch von einer ſtarken halben Stunde nach dem Bureau central (dem Vereinigungspunkte aller Municipalitäten) machen, wo man wieder einen Stempel aufdrückte, und die Erlaubniß eines Aufenthalts von einem Monate, — längere Zeit giebt man nicht gern auf einmal — nach deſſen Ablauf ich mich wieder zu melden hätte. Nach dieſer Zeit nahm man mir meinen Paß ab, ich hohlte mir einen Schein von dem königlich ſchwediſchen Chargé d’Affaires und Legationsſekretär, Herrn Brinkmann, und bekam dafür eine Sicherheitskarte, und man nahm mir meinen Paß ab. Bei meiner Abreiſe hohlte ich gegen die Zurückgabe dieſer Karte meinen Paß wieder ab, ließ mir vom Herrn Brinkmann einen neuen ausfertigen, welchen ich von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, unterzeichnen, und auf dem Bureau du timbre (einer drückenden Schatzgrube des Staats) ſtempeln laſſen mußte, um ſicher und ohne Gefährde durch die Republik ins Vaterland reiſen zu können.

Meinen erſten Paß, wie er auf dem Bureau central unterſchrieben ward, nachher die Sicherheitskarte für zwei Monate konnte ich allenthalben als ein gültiges Eintrittsbillet in alle öffentliche Anſtalten gebrauchen. Es war nemlich Befehl da, einem jeden Fremden zum Muſeum der Künſte, zur Bibliothek, zum Naturalienkabinet, zum botaniſchen Garten, kurz allenthalben und zu allem ungeweigerten Eintritt zu geſtatten, eine Liberalität der Regierung, die jener ſtolzen Aeußerung entſprach, durch welche ſie proklamirten, die franzöſiſche Nation habe die Denkmähler der Litteratur und Kunſt aus Italien, den Niederlanden, Teutſchland und den Departements nur zur Belehrung und Bildung Europens geſammelt. Dieſe Sicherheitskarte diente mir oft noch zu einem andern Behufe, wo ich wenigſtens einer Unannehmlichkeit dadurch entging. Die Polizei nemlich, die immer auf den Fang ihres erlaubten und unerlaubten Raubes ausging, bekam oft den Einfall, einen Garten, oder einen andern öffentlichen Platz des Vergnügens, oder auch die Schauſpielhäuſer, zu beſetzen, und zu umzingeln, eine Operation, die man in Paris kurz mit den Worten ausdrückt: la police cerne (cerner iſt beſonders ein militäriſcher Ausdruck, und heißt ſo viel, als das teutſche abſchneiden.) Dieſes Ccrniren kam denn Vielen ſehr unangenehm. Was man kannte, oder kennen wollte, ließ man gehen; Verdächtige aber und Fremde wurden arretirt und in Arreſt behalten, bis ſie durch Päſſe und Karten ſich legitimirten, und losgelaſſen wurden. So fing man die Ausreißer und Konſkribirten, die nicht reiſen wollten, oft da, wo ſie es am wenigſten erwarteten, und ſchickte ſie zur Armee. Fremden, die von dem Ort des Arreſtes entlegen waren, iſt es oft begegnet, daß ſie drei, vier Stunden, ja die ganze Nacht unter Arreſt bleiben mußten, bis ſie ihre Rechtfertigung von Hauſe hohlen laſſen konnten; denn gewöhnlich nahm man Klopfjagd des Abends vor um 9 und 10 Uhr. Ich war auch einmal nahe daran, in Arreſt zu müſſen; man cernirte, und ich hatte meinen Paß nicht in der Taſche; da half mir ein Freund, den man kannte, mit dem ſeinigen, und ſo ſchlüpfte ich mit den andern durch. — Uebrigens muß ich der Artigkeit der franzöſiſchen Polizei- und Municipalitätsbeamten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie treten bei ihrem verdrießlichen Amte ſelten aus den Linien der Höflichkeit und Urbanität heraus; geben gern und willig Nachweiſungen über etwas, wornach man anderswo ſtundenlang laufen und fragen muß, und ſagen und thun ſelbſt das Unangenehme angenehm. Nur einen einzigen Grobian habe ich unter ihnen gefunden, und zwar in einer ſehr feinen Stadt, in Marſeille, den dortigen Kommiſſär der Regierung, einen Bluthund und Freund des abſcheulichen Antonelle, der einer der ſchlimmſten Böſewichter ſeines Landes iſt.

Verlorne Sachen. Mannigfaltigkeiten.

Ein Schriftſteller, der von den ſchmalen Renten leben muß, die ein Buchhändler ſeiner Feder bezahlt, ſo lange ſie in Aktivität iſt, hält ſeine Gedanken ſein ſparſam zuſammen, und läßt ſelbſt die kleinen Funde, die ihm zufällig kommen, nicht ſo liegen, ſondern ſammelt ſie auf, und füllt ſo nach und nach mit dieſen kleinen und kümmerlichen Broſamen mehrere Körbe, die er Mappen nennt, ſchüttelt dieſe fleißig um, gießt Waſſer darauf, und backt ein großes Brod daraus, ein figürliches meine ich, das Buch heißt. Ich habe von dieſen pariſer Broſämlein nicht ſo viele leſen können, war auch nicht in der Noth, die kleinſten aufleſen zu müſſen. Was alſo kein Brod werden wollte, und was mir doch zu gut ſchien, es liegen zu laſſen, das ſammelte ich endlich zuſammen, und ſtelle es hier nicht in Einem Brei, ſondern jedes für ſich hin, doch will ich es nicht läugnen, daß nicht zu dem einen und andern ein bischen Waſſer gegoſſen ſei, um es durch das Aufgehen etwas größer und anſehnlicher zu machen. Es iſt eine kleine Trödelbude, wo von den hunderttauſend Sachen, die ſie in ſich hat, kaum zwei zuſammenpaſſen, wo aber doch faſt ein jeder etwas findet, was er einzeln haben mag und brauchen kann.

Verlorne Sachen habe ich aus einer doppelten Rückſicht darüber geſchrieben. Erſtlich weil der Finder ſich ſelten damit brüſten, und dick damit thun darf, weil ſie ihm leicht abgefordert werden könnten; zweytens, weil ſolche verlorne Sachen nirgends recht in ſeine Wirthſchaft, noch in ſeinen Hausrath paſſen, und entweder umgearbeitet, oder in einem Winkel an die Seite geworfen werden müſſen. Als ich Mannigfaltigkeiten darüber ſchrieb, dachte ich an das franzöſiſche Theater der Altſtadt (Cité), welches ſich das Theater de la Cité-Variétés nennt, und wo jetzt regelmäßig die vierfüßigen Pferde und zweibeinigen Menſchen ſich ablöſen, und bald ein deſultoriſcher Houhmm, bald ein fixfüßiger und bedeutender Brodfreſſer zum Vergnügen der Zuſchauer auftritt. Grade ſolche Varietäten erwarte man hier, und eben ſolche Sprünge und Excentricitäten, wo das Kleinſte vom Zufall zum Größten, und das Lächerlichſte zum Ernſthafteſten geworfen wird. Es liegt in ſolchen kleinen Nichts, in ſolchen unwillkührlichen Abentheuern und Einfällen oft mehr Karakter für manche Leſer, als man darin erwartet, und als man oft in dickleibigen Abhandlungen vergebens ſucht. Alſo immer munter heran zu meinem Schattenſpiele! Vieles wird man kennen und ſchon anderswo geſehen haben; aber zuweilen liebt man das Spiel bloß um des Spiels willen.

Citoyen, Monsieur. Das Wort Bürger im edleren Sinne iſt mehr, als Herr, ſo wie das Wort Meiſter mehr iſt, obgleich beide in den meiſten Ländern lange aus der Mode ſind, und höchſtens in Amtsſachen und von Gerichtswegen geſagt nicht mit einem ſauren Geſichte aufgenommen werden. Man wollte, als man flugs alles in Worten herſtellte, was ſich ſo ſchnell nicht in Sachen und Thaten herſtellen und ſchaffen läßt, auch das alte Herr verbannen, und befahl durch Edikte und Dekrete, ſich bey Leib und Leben nicht mehr des hundiſchen und ariſtokratiſchen Worts zu bedienen; dafür ſollte hinfort citoyen herrſchen, und für Madame, citoyenne; denn in ſolchen Worten liege eben das Geheimniß der Demokratie und Freiheit, und ſolange man nicht ohne Anſtoß friſchweg zu jedem Sterblichen citoyen ſagen könne, ſei man noch nicht würdig, Mitglied einer freien Verfaſſung zu ſeyn. Ja Mancher behauptete im ganzen Ernſte, nur wo ſo ein Name töne, könne Glück zu finden ſeyn. Noch ärger ward es unter Robespierre, und in der Zeit, wo die Holzſchuhe, die ungepuderten Peruken und lumpigen Guenillen regierten, und der Sanskulottism ohne Schaam auf dem Thron der Kapete ſaß. Da war der, welcher nicht jede garſtige, beſeſſene und ſtinkende Poiſſarde brüderlich umarmen, und einem jeden blutigen Lump einen herzlichen Bruderkuß geben mogte, kein Republikaner. Dieſe tollen Levellers, die ihr verruchtes Gleichmachungsſyſtem mit der Ausrottung aller Reichen und Zerſtörung alles Gefühls für Sitten und Schönheit des Lebens und der Kunſt anfingen, hatten es ganz vergeſſen, daß die Menſchen nur vor dem Geſetze gleich ſeyn können, und daß der Grad von Bildung und Kultur, welchen ein jeder erhalten hat, oder hat erhalten können, allein die wahre Brüderſchaft, die wahre Umgangsfähigkeit ausmacht. Ich kann einen Mauleſeltreiber und Sackträger als Menſchen und Bürger wohl ehren und achten, aber welches Geſetz wird mich zwingen können, täglich in den engen Kreis ſeines Lebens und Empfindens mich einzuſchließen? Kann man nur die geſetzliche Gleichheit zu Stande bringen, die ſchwerſte von allen, ſo wird alles andre ſchon von ſelbſt kommen und ſich in ein rechtes menſchliches Gleis ſetzen. Seit der Zeit ſind die Brüderküſſe an jeden ohne Unterſchied, und die republikaniſchen Umhalſungen (accollades) etwas aus der Mode gekommen, und ſelbſt das Wörtlein citoyen hat viel von ſeinem Anſehen verloren, weil man durch die Erfahrung eingeſehen hat, daß die Zauberkraft nicht darin liegt, die man von ihm für die Wohlfahrt der Republik hoffte. Bei Vielen iſt es ſelbſt etwas verhaßt geworden, und ſogar die Sträußer- und Fiſchweiber lächeln freundlich wieder und ſchlagen nicht mit einem Donnerwetter! drein, wenn man ſie mit dem ariſtokratiſchen Madame anredet. Man kann ſchon ohne Gefahr Monſieur und Madame ſagen, und dieſe beiden Wörter haben ſich im gemeinen Leben ſchon ſo ziemlich wieder mit ihren Gegnern, dem citoyen und citoyenne, halbirt. Man lacht jetzt über die Wichtigkeit, die man ſolchen Dingen ſonſt beilegte, und dieſe Gleichgültigkeit hat mehr als Einen Santhonax und Antonelle aufgefordert, ſowohl im Rathe der Fünfhundert, als in der Reitbahn, den gefährlichen Folgen derſelben durch donnernde und furchtbare Reden zuvorzukommen. Es iſt dahin gekommen, daß nur noch bei öffentlichen Verhandlungen ausſchließend der Name Bürger gilt, doch hat man ſelbſt da einer Erinnerung nöthig gehabt. An den Thüren aller Staatsbüreaux und auch drinnen an den Wänden ließ man mit großen Buchſtaben auf einem Zettelchen: on s'honore ici de titre de citoyen. (Man beehrt ſich hier mit dem Titel Bürger.) Eben dieſe Worte haben die Kaffehändler, Reſtaurateurs, Billardhalter und Bierſchenken oft an ihren Thüren, doch hindert das die Namen Monsieur und Madame nicht, die häufig mit einklingen. Man trieb ſonſt dieſe Bürgerlichkeit in Worten ſo weit, daß die ganze Sprache ſchien umgewandelt werden zu müſſen. Jene Ritterlichkeit, Galanterie und Liebenswürdigkeit, wodurch ſich von jeher die Sitten und die

Sprache der Franzoſen ausgezeichnet haben, ſollte mit Einem Male verbannt und ausgerottet werden; man fand darin nur Sklaverei und Schmeichelei, und einen Geiſt der Nichtswürdigkeit und Unterwürfigkeit, der gar nicht für ein freies Volk paſſe. Das Vous, jenes kriechende Vous, ſollte heraus aus der Sprache, und in dem Tu, in dem graden und kühnen Du, meinte man neben dem citoyen, noch eine Stütze für die neue Ordnung der Dinge zu haben. Dies ging ſo weit, daß die Unternehmer und Künſtler der Schauſpielhäuſer in die größte Verlegenheit kamen, weil die Schreier wohl wegen der Worte Roi, Monarque etc. die Meiſterſtücke eines Corneille und Voltaire von den Bühnen verbannen, aber nicht leicht andre dafür an die Stelle ſetzen konnten. Man behalf ſich dann mit dem Kaſtriren und Umändern, und ſo verloren oft die Lieblingsſtücke des Volks unerſetzlich. Auch dieſes Tu hat ſich nicht halten können, weil es wirklich dem Genius der Sprache, beſonders im Ernſten und Feierlichen, geſchadet haben würde; aber noch immer muß man ſich hüten, Trauerſpiele aufzuführen, worin zu viel Königliches, vorzüglich zu viel groſſes Königliches vorkömmt.

Kokarden. Wer kennt nicht das dreifarbige Zeichen der Freiheit an den Hüten, wie in den Wimpeln und Fahnen der franzöſiſchen Republik? Hier haben wir es nur mit den Hüten zu thun. Auch dieſe Kokarden waren ſehr in Abnahme bei meiner Ankunft, und man trug ſie möglichſt klein; ja es war Mode, ſie ſo zu haben, und ein Stutzer würde erröthet ſeyn, wenn man ſie ſogleich auf den erſten Blick an ſeinem Hute entdeckt hätte. Als aber die Pferde der Reitbahn kollerig wurden und anfingen zu wiehern und zu ſtampfen, da wurden ſie wieder groß und kamen hoch oben an die Hüte, oder wurden auch mitten auf die Bruſt genähet von denen, die noch aus der alten Zeit waren und die Chapeaubashüte nicht ablegen wollten, mit welchen ſie oft die Treppen zu Verſailles und im Louvre hinaufgeſtiegen waren. Da ward es mislich, ſich einmal ohne Kokarde ſehen zu laſſen, und man konnte ſich böſen Unfällen ausſetzen. So erinnere ich mich eines Kokardenauftritts in den Thuilerien, der ernſthaft genug ward. Ein kleiner unterſetziger Mann hatte ſich auf einen Stuhl unter einem der hohen Maronenbäume geſtellt, und machte, indem er die Zeitungen einem Haufen Bürger vorlas, der ſich um ihn verſammelt hatte, bittere Gloſſen über die Reitbahn und über eine Stelle im Journal des hommes libres, worin Billaud de Varennes, ein treuer Diener Robespierrens, ein Ritter der Republik, und der geächtete und immer noch unſtät lebende Barrère ein Heros der Freiheit ward. Aber bald erhob ſich gegen ihn ein langer dürrer Mann, der einem Schiffer ähnlich ſah, und vermuthlich vom Kern war, mit heftigen Worten, und ſuchte ihn zu wiederlegen, und der Knäuel der Zuhörer, in welchem auch ich eingeengt war, ward von allen Seiten immer dichter. Schon ſchien es, als werde der kleine Stuhlprediger das Feld räumen müſſen, als er mit Einem Male entdeckte, daß jener keine Kokarde am Hute hatte, (er hatte ſie vermuthlich verloren) und ausſchrie: „jener Bürger, der ſo ſchön deklamirt, hat keine Kokarde am Hute." Schnell ward ein wildes Getümmel, der lange dürre Mann wollte entfliehen, aber er konnte nicht aus der Menge heraus, die auf ihn ſtieß und drängte und ſchimpfte. Zum Glücke eilte die Wache der Teraſſen und des Raths der Alten aus den Thuilerien ſchleunig herbei und rettete den Flüchtling, der nicht entfliehen konnte, indem ſie ihn und ſeinen Gegner in Arreſt nahm. Ich merkte mir dieſe Warnung und ließ mir, als ich zu Hauſe kam, meine Kokarde, die nur eine Nadel hielt, oben am Hute feſtnähen. Ein eignes Phänomen iſt es, daß die Kokarde den meiſten Weibern bei ihrem Putze, oder in ihrem Gemüthe, im Wege zu ſeyn ſchien; haben ſie dieſelbe vielleicht nur angeſteckt, ſo lange ſie noch als eine Zier der

Mode zu gebrauchen war? Sie hatten ſie nicht gern gröſſer, als ein Kreuzerſtück, und ſteckten ſelbſt dieſes fatale Kreuzerſtück dahin, wo es am meiſten verſteckt, und den Blicken am wenigſten ausgeſetzt war; manche wagten es auch wohl, dies Zeichen der Freiheit ganz wegzulaſſen, und ſo im Publikum zu erſcheinen; indeſſen konnte das doch zuweilen unangenehm bekommen. Jch habe es mit meinen eignen Augen geſehen, wie die Schildwache ein Paar ſchöne Weiber, die in den Garten der Thuilerien wollten, zurückſchmiß, weil ihnen der Erlaubnißſchein des Eintritts fehlte; denn es war gemeſſene Order da, niemand zu einem öffentlichen Orte, oder Jnſtitute zuzulaſſen, dem dieſes Zeichen des Civismus fehlte.

Guerre aux Anglois! Dieſes Signal des Haſſes, womit man dieſe alten Nebenbuhler Frankreichs vor allen Feinden der Republik als die grimmigſten und böſeſten auszeichnen wollte, ward allenthalben angeſchlagen und angeklebt. Man ſah es neben dem „On s'honore ici du titre de citoyen“ in den Sitzen der öffentlichen Kollegien, in den Schenkſtuben und Kaffehäuſern, ſelbſt in den Kirchen und Tempeln, wo die Menſchen doch einmal vergeſſen ſollten, daß ſie die mordſüchtigſten und blutgierigſten Geſchöpfe gegen ihre eigne Gattung ſind. Sogar in den Tempeln der Theophilanthropen habe ich dieſe Worte mit großen Buchſtaben, neben den Satzungen ihrer Lehre aufgeſtellt geſehen. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es bei dieſem Ausruf: Krieg mit den Engländern! daß ſo manche andre Umſtände ſo wenig mit dem Haſſe übereinſtimmen, den man gern verewigen mögte. Was irgend in der feinen und ſtutzeriſchen Welt etwas vorſtellen will, muß ganz in engliſchen Manufakturwaaren gekleidet ſeyn, und muß ſelbſt die Spuren engliſcher Moden an ſeinem Leibe tragen. Nie vielleicht iſt dieſe Anglomanie ärger geweſen, als jetzt, wo ſie es wegen des Krieges mit England, und wegen der Bedrängtheit des Vaterlandes am wenigſten ſeyn ſollte. Selbſt bis auf die Sprache hat ſich dieſe Sucht verbreitet, und an allen Ecken findet man Zettel angeſchlagen, worin ſich immer ein Meiſter über den andern zu einem gründlichen Unterricht der engliſchen Sprache, beides im Sprechen und Schreiben, erbietet. Daß die Gelehrten das Engliſche mit Eifer lernen, wäre erklärlich, und könnte für die franzöſiſche Litteratur nur heilſame Folgen haben; aber daß jeder Stutzer ſeinen leichten Kopf damit zerbricht, und ſich ſchämen würde, nicht wenigſtens God damn! fluchen, und ein How do ye do? ſchnarren zu können, wäre eine unverzeihliche Sünde.

Medecin pour le traitement des maladies veneriennes. Zettel mit dieſer Auf- und Unterſchrift kann man in den lebhaften Gegenden der Stadt an allen Straßenecken leſen, und bei allen Paſſagen ſtehen Knaben und Mädchen, die ſie den Vorübergehenden beiderlei Geſchlechts in die Hand drücken. Da ſind die Herrn Lafecteur, Lepelletier, Le Veneur, von denen immer einer den andern mit ſeinem Rob antisylphitique und mit ſeinen Pillen überbietet, und durch Verſprechungen einer bequemen und ſchnellen Heilart ihm den Rang abzulaufen ſucht. Ja, ſollte man es glauben? neulich hatte ſogar einer alles Ernſtes in ſo einem Zettel, worin er ſich und ſeine Arznei ausbot, verſprochen, der Pazient könne dabei die bequemſte Diät gebrauchen, habe ſich des Genuſſes, wodurch er in das Unglück gerieth, nicht zu enthalten, und könne verſichert ſeyn, ſelbſt bei dem ſchwerſten Uebel, binnen höchſtens drei, vier Wochen ſeine Geſundheit wieder zu haben. Iſt die Sorgloſigkeit der Polizei bei dieſen Quackſalbern nicht abſcheulich? Mußten, wenn ſie Glauben verdienten, nicht alle veneriſche Krankheiten bald aus Paris verſchwunden ſeyn? Man ſieht doch, worauf dieſe Zettelträgerei und Kleberei hindeutet. Wären die Leute bloß unbedeutende und ungebrauchte Prahlhänſe, ſo würden ſie bald den Drucker, noch die Verbreiter ſo vieler tauſend Exemplare nicht mehr bezahlen können. Uebrigens kann man es alle Augenblicke ſehen; wie die wohlanſtändigſte und geſittetſte Dame, die nie in den Fall kommen konnte, von dieſen Anerbietungen Gebrauch zu machen, ſo einen Zettel ohne Erröthen empfängt und durchlieſt. Eine Teutſche würde ihn und den Darbieter mit Händen und Füßen von ſich ſchieben. So zeichnen ſich die zarten Unterſchiede der Sitten und Karaktere der Völker.

Sankt Peter. Ich war einmal in der Gallerie des Muſeums der Künſte, und zwar an einem öffentlichen Tage, wo ein jeder Bürger den freien Zutritt hatte, da bat mich ein altes Mütterchen mit grauen Haaren freundlich, ihr zu ſagen, was ein Gemählde, das vor uns hing, bedeute? Ich ſagte ihr: es ſei Sankt Peter, wie er zur Hinrichtung geführt wird. Ihre Züge klärten ſich da ſichtlich auf, und ſie ſagte, erröthend, daß ſie es nicht wußte, und mit Thränen in den Augen: „Ach! mein Herr, wir hatten ſonſt unſre Wunder und Mirakel; aber man hört ſo wenig von Gott und ſeinen Heiligen, daß man ſie mit Gewalt vergeſſen muß.“

Sprung von der Brücke U. l. Frauen. Dieſer Sprung machte einige Tage ſo vielen Lärm in den Zeitungsblättern, er ward ſo komiſch und ſo empfindſam behandelt, und mit ſo vielen Nebenzügen geziert, die freilich bequem daraus hervorgehen konnten, kömmt vielleicht bald auf das Theater de Vaudeville und Moliere, daß auch ich einen kleinen Abſprung auf dieſen Sprung thun muß. Ein Mann aus der Straße der Lombarden, nicht weit von der Seine, hat ſein Weib in Verdacht, ſie habe ihm ein Kukuksei von einem andern Vogel in ſein Neſt tragen laſſen, und kann, da er ſie zärtlich liebt, dieſes Unheil nicht überleben. Raſend vor Zorn und Eiferſucht rennt er aus dem Hauſe und grade auf die Seine zu, erreicht die Höhe der Brücke U. l. Frauen, und wagt einen Todesſprung in das Waſſer des Stroms. Sein Weib läuft und ſchreit ihm ängſtlich nach, und will durch einen ähnlichen Sprung wenigſtens zugleich mit ihm ſterben, wenn ſie nicht mit ihm leben kann, und macht ihm den Sprung nach. Es iſt Abend um eilf Uhr. Glücklicherweiſe fährt ein kleines Holzſchiff dicht an der Brücke und die Leute, die drin ſind, fiſchen die beiden liebenden Schwimmer, nach einiger Anſtrengung, halbtodt wieder heraus. Der Mann erholt ſich nach einigen Minuten und erſtaunt, als man ihm in einem fremden Kaffehauſe ſein gebadetes noch ſinnloſes Weib zeigt. Er will vor Verzweiflung vergehen bei dieſem Anblick, und verflucht ſich als den Mörder einer Unſchuldigen; aber, als auch ſie nach zehn Minuten wieder athmet, welch eine Scene! Er umarmt ſein geliebtes Weib, und bezweifelt nicht mehr eine Treue und Liebe, die ſich in dem Lethe des Todes rein gebadet hat. Liegt hierin nicht Stoff zu mehr als Einer Elegie, oder einem hansſächſiſchen Schwank, je nachdem man das Ding anſieht? In Paris iſt es göttlich; anderswo würde es rührend ſeyn, ſagt ein Zeitungsblatt.

Eine andre ähnliche Geſchichte, die aber gegen dieſe im umgekehrten Verhältniſſe ſtand, da ſie luſtig anfing und tragiſch endigte, war den 24. Julius gegen Abend in dem Garten der Thuilerien vorgefallen. Ein Dentiſt wettet dort mit einem andern Bürger, mit welchem er zufällig in einen Wettſtreit des Prahlens gerieth, er wolle ſich einen Zahn im Munde, den er ihm zeigt, mit einer Kugel ausſchießen, ohne ſich im geringſten zu verletzen. Jener andre lacht, hält das Ganze für Spaß, und will die zehn Louisd'or der Wette nicht in die Hände eines Dritten niederlegen, wozu der Dentiſt eben ſo viele aus ſeiner Taſche thut, damit der Gewinner ſie nachher von jenem entgegen nehme. Eine Menge von den Spazierenden verſammelt ſich um dieſe beiden; der Dentiſt zieht eine Terzerole aus der Taſche, ladet ſie mit einer kleinen Kugel, richtet ſie gegen den offenen Mund, drückt ab, und ſchießt ſich Zahn und Gehirn zur großen Unterhaltung der Zuſchauer aus. Wahrſcheinlich war der Mann vom Spleen geplagt, und wollte des Lebens, aber doch auf eine luſtige Art, los ſeyn. Die Wette verlor er freilich; was aber aus dem Gelde ward, weiß ich nicht.

Au temple du gout. Zum Tempel des Geſchmacks. Maiſon Schuſter, Stiefelmacher, macht alle Sorten Stiefeln und Schuhe, macht Verſchickungen in Paris und in die Departements. So las ich nahe an meinem Quartiere in der Rue de Mail, und meinte Wunder, was in dieſem Tempel des Geſchmacks für Schuhe und Stiefeln gemacht werden müßten. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, wo ich ein Paar neue Schuhe nöthig hatte, und meine Stiefeln des Vorſchuhens bedurften. Ich lief hin, und ließ mir von dem Prieſter des Tempels das Maaß nehmen. Allein die neuen Schuhe zerriſſen den zweiten Tag mitten über dem Fuß, und nach drei Wochen war das Ueberleder der Stiefeln voll Löcher. So eine Schneuzerei will ich nicht zum Karakter des Franzoſen rechnen, weil ich ſie von dieſer Nation, die ich ewig lieben muß, ſelten erfahren habe; aber man vergönne mir hier einen kleinen Abſprung. Das Schildaushängen und Zettelkleben und Zetteltragen, kurz die Aufſchriften und Inſchriften und Darſtellungen aller Art ſind ächt franzöſiſch, und man könnte ohne Unrecht die ganze Nation eine Affiche nennen. Ich meine dies nicht im teutſchen und unverſtändig ſpöttelnden Sinn. Wer durch ſeine eigenen Sonderbarkeiten und Fehler den verſchiedenen Karakter des Einzelnen ehren gelernt hat, der wird auch den Karakter einer Nation achten können, und nicht ſogleich über Narrheit und Albernheit ſchreien, wo es anders ausſieht, als er es hinter der Mutter Ofen oder mit dem Kopfe ſah, den er auch von ſeiner Mutter hat. Der Franzoſe hat von jeher den Geiſt des äußern Darſtellens, den eigentlichen Geiſt der Repräſentation gehabt. Dieſen kann man bei dem alten Gallier finden, deſſen Sitten die rheiniſchen Franken annahmen und nachahmten, dieſen in der Geſchichte des Mittelalters, in den Turnieren, Waffenrüſtungen, Gaſtmählern und Tänzen, deren Pracht und Glanz allen andern Barbaren jenes Zeitalters überlegen war. Dieſen muntern Geiſt des leichten, lebendigen und darſtellenden Lebens haben die Franzoſen ſelbſt im Drucke des letzten Jahrhunderts nicht verlieren können, und er äußert ſich bei dem gebildetſten und erſten Mann der Nation, wie bei dem kleinſten und ärmſten, der zu ſeinem Firnerwein grobes, mit Knoblauch und Zwiebelſaft getränktes, Brod iſſet. Man ſehe das Volk bei den geringſten Geſchäften, oder bei den wichtigſten im Rathe, oder im Theater, auf dem Markte, oder im Hauſe, im Frieden oder im Kriege, es zeigt ſich immer ſo. Man betrachte mit einem ſchärferen Auge ihre Kunſtwerke, ihre Gemählde und Bildhauereien, ihre Theaterſtücke, und was ſie ſonſt Gedichte nennen, und es ſpringt in die Augen, daß auch da mehr für die Augen und für die Sinne, als für das Gemüth und den Gedanken berechnet iſt. Kurz, ihr ganzes Leben iſt eine Affiche, ein Darſtellen und Zurſchautragen. Wenn man ihnen dies nehmen wollte, ſo könnten ſie wenigſtens ſo, wie ſie beſtehen, nicht mehr beſtehen; man muthet ihnen nichts weniger zu, als eine ganz andere Nation zu werden, kurz das ganze Gewebe der Sitten und Weiſen donquixotiſch zu zerreißen, worin auch ihr Schönſtes und Größtes wieder mit den zarteſten Fäden verwoben iſt. So ſind ſie eine Nation, und können es fürs Erſte nicht anders ſeyn. Die Lächerlichkeiten und Schnurrigkeiten, die für einen Fremden anfangs daraus entſpringen, gehen ſie nichts an, er hat ſie ja eben ſo durch ſeine verſchiedenen Sitten für ſie wieder; ſie würden lächerlich ſeyn, wenn ſie es ſo nicht ſeyn wollten; denn ſie würden aus ihrem Karakter heraus gehen. Der Teutſche lacht überlaut, wenn er auf einer elenden Schenke in der Vorſtadt Montmartre und St. Anton Hotel de l'Univers und la grande maison de Pequin lieſt; wenn er über einem kleinen Hökerladen, wo allenfalls ein wenig Pfeffer und einige Schwefelſtücken feil ſind, alle Gewürze und Wohlgerüche Oſt- und Weſtindiens ausgeboten findet; aber er wird nicht mehr lachen, wenn er ſich das franzöſiſch überſetzt. Nach der ſtrengen Teutſchheit, die gar gern buchſtäblich und formal iſt, klingt das freilich arg; denn der Teutſche, der in Worten feig und argwöhniſch iſt, braucht da lieber etwas zu wenig, als zu viel. Lernt doch dergleichen Dinge begreifen. Iſt denn im äußern Leben des Franzoſen und in der ganzen Darſtellung und Zuſammenhaltung deſſelben, in der Geſellſchaft und im Umgange nicht alles auf den ſchönen Schein berechnet? Will nicht jeder Franzoſe, wo er anders nicht die ſeltene Ausnahme eines Murrkopfs macht, allen und jeden gefallen, und wenigſtens nicht mißfallen? Der Teutſche ſucht oft etwas darin, Leuten, die grade ſeiner Laune und Bildung nicht anpaſſen, grob und ungeſchliffen, oder wenigſtens ungefällig zu erſcheinen. Wenn der Franzoſe allen ſich artig und verbindlich und urban zeigt, ſo macht er ſich nicht zu großen Dienſten anheiſchig; aber immer erzeigt er den großen Dienſt der Artigkeit und Gefälligkeit. Man kann immer nur wenigen Leuten das thun, was wir Teutſche ſehr reell reelle Dienſte nennen. Wir nach unſerm Karakter, wo er noch ächt iſt, ſchreiten nicht gern in Worten über das Maaß unſrer That hinaus, und ſagen nicht und ſtellen nicht dar, was wir nicht thun und halten wollen. Aber was der Franzoſe artig und liebenswürdig ſpricht zu allen, das kann er wenigen nur thun. Man verſteht das hier recht wohl, und hält darum nicht jeden für einen Prahler, oder eitlen und betrügeriſchen Narren, der in der Geſellſchaft franzöſiſch ſpricht und ſchmeichelt. Solche Dinge geben und machen keine Verpflichtungen, und gehören bloß zur Konvenienz des Lebens.

Wer immer repräſentirt, gewöhnt ſich leicht, es darin weit zu treiben, ſo wie der große Dichter und Schauſpieler, wenn er ſich nicht fleißig durch Umgang zu dem gewöhnlichen Grade des Lebens herabſetzt, gar leicht viele Stuffen höher ſteht, als andere Menſchen. — Noch zum Schluſſe eine Inſchrift vom Pont neuf, die zum Belege dieſes kleinen Kommentars dienen mag. Es iſt die eines der vielen Hundebeſcheerer und Katerverſchneider, die ſich auch wohl Doktoren für die Hunde nennen, welche man mit ihrem Apparat auf der Neuen Brücke und auf den Boulevards ſo häufig antrift: Beauclair, fameux medecin pour les chiens, tond les chiens, coupe les chats et les chiens, va-t-en ville. On n'a que mettre ſon addreſſe dans la boête. „Beauclair, berühmter Arzt für die Hunde, ſchert die Hunde, verſchneidet die Kater und Hunde, geht in die Stadt. Man hat nur ſeine Addreſſe in die Büchſe zu legen.“

Bettler. Im Ganzen iſt es wunderbar, daß deren in Paris nicht mehrere ſind, und ich ſchreibe dies mehr dem Abſcheu vor der Niederträchtigkeit, die jedem franzöſiſchen Geiſt eigen zu ſeyn ſcheint, zu, als dem vor der Polizei, die freilich ſtrenge iſt, und jedes Geſindel, das ſo ganz auf Koſten des Publikums zu leben wagt, in die unzähligen Sperr- und Todtenhäuſer verſetzt, die man Zuchthäuſer und Hoſpitäler und Lazarethe nennt. Denn wie ſchwer iſt es, dem Betteln zu wehren, wenigſtens dem ehrlichern Anſprechen in einem leidlichen Kleide, ſobald die Nation nur den Bettelgeiſt hat! Es giebt nur wenige privilegirte Bettler, die auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, und um die Thuilerien ausſtehen, und gewöhnlich ihr Erlaubnißmandat am Leibe, oder vor der Bruſt, in Gebrechen und in Papier tragen, z. B. Blinde, Ohnzüngige, Krüppel. So ein franzöſiſcher Bettler iſt dem Teutſchen ſehr gefährlich, beſonders die Nichtprivilegirten. Dieſe haben alles auf die Delikateſſe deſſen berechnet, den ſie anrufen wollen. Gegen den groben Schein der Niederträchtigkeit, und den gröberen, der in die Hände der Polizei gerathen kann, ſtellen ſie ſich hinter einen decenten Vorhang, wo ſie ſicher auf ihren Raub lauren und ihn ſelten verfehlen. Es iſt darin freilich nichts Großes und Edelmüthiges, aber es zeigt doch wenigſtens das Gefühl, ſo die ganze Nation für Anſtand und Feinheit der Sitten hat. Doch ein Paar Proben von dieſer feinen Manier. Ich ſtand einmal an der Brüſtung der Seine vor dem Louvre und kaufte mir einige Bücher, die vom Pont neuf bis zur Revolutionsbrücke immer in Menge darauf ausgelegt ſind. Zufällig traf ich einen Italiäner, den ich in Livorno in einem Speiſehauſe geſehen hatte, und der mich als einen Schweden anredete. Wir mogten wohl ein halbes Stündchen mit uns und mit dem Antiquar geſchwatzt haben, als wir jeder unſers Weges gingen, und ich mich grade aus wandte, um mit meiner Beute (Hamiltons Werken) durch den Louvre zu Hauſe zu gehen. Aber kaum hatte ich einen Fuß bewegt, ſo ſchrie ein altes freundliches Männchen in einer Kalotte, welches unter kleinen Steinen und lumpigen Büchern, zerriſſene Landkarten, und verſchimmelte und beräucherte Porträts und Kupferſtiche hielt, die er vielleicht aus den Büchern geſchnitten hatte, mich mit lockender Stimme an: „Herr Schwede, kommen Sie doch her. Ich habe einen Schatz von Seltenheit, welchen Sie in Stockholm vergebens ſuchen würden. Sehen Sie hier das Porträt der Königin Chriſtine; es iſt nicht theuer. Ich habe das Glück gehabt, Seiner ſchwediſchen Majeſtät, dem Könige Guſtav, eines davon anzubieten. Er gab mir 45 Franken. Ach! ich hatte damals noch viele. Die Herren Schweden haben ſie mir alle abgekauft. Dies iſt das letzte.“ Ich lachte im Herzen, daß er mich für einen ſo ungeleckten Bären hielt, das zerriſſene und ſchmutzige Porträt von der Größe eines Zweigroſchenſtücks für ſo etwas Schönes zu halten, und nahm das Ding freundlich an; ein Lohn, der ihm noch ſüßer war, als das Geld, und ſeinen alten Rücken noch einmal ſo tief beugte. Ich ließ meinen Schatz nachher auf dem Hofe des Louvre liegen, und wünſchte, daß derjenige, welcher es aufnimmt, einen eben ſo guten Handel damit machen mögte.

Einmal bei den Thuilerien ſpazierend, ward ich von einem Manne angeredet, der mich lange auf das Korn genommen hatte. Eine lange hagre Geſtalt mit einem altmodiſchen fleiſchfarbenen Rocke und bleichen Wangen, trat er leiſe zu mir, und ſprach noch leiſer: Haben Sie Mitleiden, mein Herr, mit einem armen Autor, der keinen Verleger finden kann! Das ging durchs Herz, obgleich ich damals noch nicht daran dachte, daß ich je einen Verleger nöthig haben würde; der Menſch hat doch oft ſo eine Ahndung von ſeinem heiligen Schickſal. Indem er dieſe Worte ſagte, reichte er mir einen halben Foliobogen, worauf der (jetzt ſo populäre) Titel einer Geſchichte der Regierung, Sitten, Religion, Künſte und Wiſſenſchaften des alten Aegyptens ſtand; zugleich hohlte er einen zweiten Titel aus der Taſche von einer Geſchichte des Zuſtandes der Wiſſenſchaften und Künſte unter den Römern, und erzählte, er habe die Herausgabe ſchon für 20000 Franken mit einem Buchhändler verakkodirt gehabt, da ſei die Revolution ausgebrochen, jener Buchhändler habe den Kopf und er alle ſeine Hoffnungen verloren. Ich ſtand in ſichtbarer Verlegenheit, was ich einem ſolchen Manne anſtändig wohl geben müſſe, und gab ihm halb in Gedanken ſeine Titel wieder; da ſah er mich kläglich an, und die Worte: Et vous ne me donnez rien la dessus? „Und Sie geben mir nichts darauf?“ koſteten mir einen kleinen Thaler, oder drei Franken. — Einer andern Art dieſer ſchlauen oder verſchämten Bettler werde ich weiter unten noch zu erwähnen Gelegenheit haben.

Les

Les Allemands. Man weiß die Meinung, welche die meiſten Franzoſen noch immer von uns Teutſchen haben; es iſt die, welche vielleicht vor hundert und vor funfzig Jahren galt, und welche jetzt nur noch bei einem Theil unſers Volks zutrifft. Eben ſo iſt es mit den Urtheilen über unſre Litteratur, wenigſtens wenn man von dem Haufen des Volks ſpricht; andre fangen an einzuſehen, durch einige Phänomene in ihrer Mitte aufmerkſam gemacht, daß es doch nicht ganz ſo ſchlecht und erbärmlich ſeyn könne, als man ſich bisher eingebildet hat. Ich behielt immer meine Maske als ein gebohrner Schwede vor, denn die Schweden ſchätzen ſie als wackre und tapfere Männer, und als alte Freunde. So habe ich den doppelten Vortheil, daß ich mit ihnen ſtreiten kann über die Teutſchen, und ihr Urtheil, und oft mein eigenes berichtigen; denn oft ſchon habe ich gefunden, daß ſie nicht ſo ganz über uns im Irrthum ſind, wo wir über erſchreckliches Unrecht ſchreien. Unſre Laſter und Gebrechen, als da ſind Völlerei, Trunkenheit, Verdroſſenheit bei Kleinigkeiten, Schwerfälligkeit des Körpers, Grobheit, ſind zum Sprichwort bei ihnen geworden, und noch immer glauben Viele, es ſei unmöglich, daß ein Teutſcher ein liebenswürdiger Gemahl und ein unterhaltender Geſellſchafter ſeyn könne. Man ſollte denken, der jetzige Krieg habe ſie eines Beſſern in mancher Hinſicht belehret, da die franzöſiſchen Waffen mehr als einmal Südteutſchland ziemlich durchgezogen ſind; allein der Franzoſe, welcher nur ſein Eigenes liebt, kümmert ſich wenig um das Fremde, und kann Jahre lang im Auslande leben, ohne etwas weiter darin verſucht und ſtudirt zu haben, als den Wein und die Weiber, und ohne mehr von der Sprache zu wiſſen, als diejenigen Worte, die nothwendig ſind, um nicht todt zu hungern. Man hält einen Allemand noch immer für einen beſoffenen und zankſüchtigen Grobian, der gleich mit der Fauſt zuſchlägt, wo der Franzoſe mit einem witzigen und ſpitzigen Worte die

Sache abthut, oder der wenigſtens über eine Kleinigkeit endlos diſputiren und murren kann. Daher ſagt man im gemeinen Leben von einem Streit und Zank um nichts: c'est une querelle d'Allemand. Sollte dies Wort nicht auf eine kleine Bekanntſchaft mit uns deuten? mir kömmt es doch ſo vor. — Als man im Theatre de l'Ambigu-comique das ſchöne Ballet Pygmalion zum Benefiz des Bürgers Gardel von der Oper tanzte, hörte ich hinter mir einem intereſſanten Geſpräche über malice und mechanceté zu, welches endlich mit dieſem Ausſpruche ſchloß: la malice sans moeurs est la mechanceté, mais avec des moeurs c'est le plus aimable enfant de l'esprit et ne sçauroit offenſer, qu'un sot et un Allemand. Man fühlt, daß dies in unſrer Sprache unüberſetzbar, man fühlt aber zugleich, daß der Vorwurf, den ſie uns da machen, unablehnbar iſt; denn wie leicht ergrimmt ein Teutſcher, wo der Franzoſe nur lacht und ſcherzt! — In der Regel halten ſie uns zwar für ehrlich und brav im Leben, wie in Schlachten, aber doch meinen ſie, ſei ein Franzoſe ein Weſen, das ſchon weit mehr Ehrgefühl und Humanität beſitze. Unſre Beſcheidenheit dünkt ihnen Kriecherei, unſre Derbheit Bäuriſchkeit — und werden es beide nicht oft? Ich habe mich mit mehrern auf das Blut geſtritten über die gemeine Behauptung: en Allemagne le bâton est le ressort du gouvernement et du courage: „in Teutſchland iſt der Stock das große Triebwerk der Regierung und des Muthes.“ Ich ſuchte meine Landsleute zu vertheidigen, aber es wollte nicht recht gehen. Die Exiſtenz des Stockes und die Geduld der teutſchen Rücken konnte ich nicht leugnen. Einem Franzoſen aber iſt der Stock nicht weniger abſcheulich, als dem Juden das Schweinefleiſch, und derjenige, der ſich davon berühren läßt, ſo lange er ſich noch wehren kann, iſt ihnen der niederträchtigſte aller Menſchen. Ein franzöſiſcher Soldat, der Stockprügel als Strafe gefühlt hätte, würde über dieſen Schimpf untröſtlich und in Verzweiflung ſeyn. Ich habe mehrere Franzoſen gefragt: woher es komme, daß man ſo wenige Ueberläufer in ihren Heeren finde? und ſie antworteten mir, es ſei nicht, daß der Franzoſe Veränderung nicht liebe, aber was ſolle er bei Ruſſen und Oeſtreichern und Italiänern machen, wo der ſchimpfliche Stock die Heere begeiſtere und diſciplinire? Und, wenn das auch nicht wäre, es ſind doch keine Franzoſen, die ſie wiederfinden, und jeder wird es immer vorziehen, lieber hier als Gemeiner, als dort als Officier zu ſtehen. — Haß iſt übrigens gegen die Teutſchen nicht, wie gegen die Italiäner; man findet ſie bloß zu langſam und langweilig, zwei Dinge, die grade die Antipoden der franzöſiſchen Leichtigkeit ſind. — Einige Urtheile über die teutſche Litteratur und Sprache, wie ich ſie gelegentlich aufgegriffen und belauſcht habe, werde ich unten anführen, wo von dem Glücke geredet werden wird, welches Kotzebue mit ſeinen Stücken auf eine unbegreifliche Weiſe gemacht hat.

Paris n'est plus ce, que c'etoitavant la revolution. Dieſe Phraſe: „Paris war vor der Revolution ganz anders,“ ertönt nicht bloß aus dem Munde derer, die an den alten Hof und ſeinen Glanz, an die Herzöge, Marquiſe, Grafen und Baronen, an die Prinzen und Prinzeſſinnen denken, welche ſonſt einen groſſen Theil des Jahrs hier zu leben, ihre ungeheuren Einkünfte und das Fett des Landes zu verzehren, und die Blüthe der Schönheit, des Witzes und Geſchmacks um ſich zu verſammeln pflegten; ſie ertönt nicht bloß aus dem Munde aller derer, die durch die Zerſtörung des Hofes verdorben ſind, aus dem Munde der Unternehmer, Gaſtwirthe, Kuppler, Wucherer ꝛc., die von der Thorheit der Reichen leben; ſie wiederhallt nicht bloß aus der partheiiſchen Kehle derer, welche ein Robespierre und Konſorten ihres Vermögens, ihrer Aeltern, Brüder und Kinder beraubt haben; ſondern ſelbſt diejenigen, die nicht nach dem alten Hofe ſeufzen, noch die alte Pracht und Herrlichkeit eines reichen Adels und einer verſchwenderiſchen Geiſtlichkeit vermiſſen, ſtimmen darin ein. Auch wäre es das größte von allen Wundern, wenn durch eine Revolution, die in die Geſchichte der Zeit ſo tiefe und blutige Spuren drückt, nicht auch in die Sitten und das ganze Leben des Volks die größten Veränderungen gebracht worden wären. Wie der Glanz des alten Paris gegen den jetzigen ſich verhielt, und das vormalige Leben gegen das heutige, darüber kann ich nichts ſagen, und muß der Erzählung der Leute glauben, die den Unterſchied groß angeben. Eben ſo wenig weiß ich, wie die alten Pariſer vor der Revolution lebten, aber das weiß ich, daß mir die jetzigen ſehr gefallen, wenn bloß von dem leichten Berühren des Umgangs und der Geſelligkeit die Rede iſt. Ich kann da nichts Grobes finden, nichts Unfeines und Unartiges, wo diejenigen Franzoſen, die noch recht aus dem Kern der alten Feinheit herausgewachſen ſind, außerordentlich viel zu tadeln und zu bemerken finden. Indeſſen wie ſollte dies nicht dem Auge eines Teutſchen entfliehen, was viele Franzoſen ſelbſt nicht finden können? In Teutſchland, wo ſonſt auch Franzoſen lebten, wollen einige bemerkt haben, daß die Nation überhaupt ernſthafter und äußerlich feſter durch die Revolution geworden iſt; und ſo eine Ernſthaftigkeit und Feſtigkeit kann bei Gelegenheit Derbheit und Unhöflichkeit werden, wenn ſie nicht in die rechten Hände kömmt. Ich muß es geſtehen, mir iſt ſelten Plumpheit erſchienen, aber wann hat der Teutſche in ſolchen Dingen das feine Auge des Franzoſen gehabt? Alſo nicht bloß die ſteifen und eleganten Männer der alten Zeit klagen — das wäre erklärlich, denn das Alter ſieht meiſtens durch eine Art Staar alle Gegenſtände der jungen Welt trübe und ſchief; nicht bloß die Königlich- und Adelichgeſinnten klagen, denn dieſe hatten vielleicht andre Rückſichten partheiiſch gemacht; nein, gute, feſte und lebensfrohe Bürger, Anhänger der neuen Ordnung, und zum Theil Theilnehmer, können es nicht genug bedauern, daß in dem Tumult aller Dinge gar Manches von der vorigen franzöſiſchen Liebenswürdigkeit und Urbanität verloren gegangen ſei, daß man nicht mehr ſo auf Decenz und Schönheit der Sitten ſehe, und ſich öffentlich Manches erlaube, was man vor zehn Jahren vor dem Spiegel zu thun erröthete. Ich horchte einmal in Geſellſchaft bei einem Banquier, wo von der alten Artigkeit (honêteté) und der jetzigen Unart die Rede war. Man ging es ziemlich fein und klein durch, und auch die Weiber gaben ihre Stimme. Sie beſchwerten ſich ſehr über die Revolution und Demokratie, wodurch ihr Geſchlecht am meiſten geſchändet (avili) ſei, durch den offenbaren Unfug der Liederlichkeit und durch die Freiheiten, die ſich Mannsperſonen jetzt ſelbſt gegen die wohlerzogenen in Geſellſchaften, noch mehr öffentlich auf den Promenaden, im Schauſpiel, und in Gärten, und bei Bällen erlaubten. Daß man jetzt nicht mehr ſogleich jeder Dame im Theater Platz mache, ſo wie ſie ſitzen wolle, fanden ſie abſcheulich (execrable); daß man ſelbſt in Kaffehäuſern und bei Reſtaurateurs nicht ſogleich den beſten Platz räume, ſobald eine Bürgerin nur eine Miene dazu mache; daß man nicht galant ſei gegen die häßlichſte, wie gegen die ſchönſte; daß man im Theater oft ſchreie und ſtampfe, wie die engliſchen Matroſen; daß man Tabak rauche, und die Stutzer ſich einen Stutzbart und Backenbärte wie die Bauren zulegen; alles das ſei eine Folge der Aufhebung der natürlichen Ordnung. Sie rügten noch viele andere Dinge, die in Teutſchland noch für Feinheiten gerechnet werden, wo der Geiſt der wahren Geſelligkeit noch ſo weit zurück iſt, daß jeder, ſobald er öffentlich erſcheint, ſelten den Rückſichten des Intereſſe die der Artigkeit vorzieht. Man komme nur auf einen Ball in einer teutſchen Provinzialſtadt, wo ſich jeder kennt, und ſehe, wie es hergeht. Da ſitzen die armen, oft recht hübſchen Dinger, die Mädchen, welchen der

Zufall keinen reichen Vater, oder Oheim gab, und ſitzen und ſitzen oft den ganzen Abend, ohne nur ein einziges Mal zum Tanze gefordert zu werden, während die reichen und vornehmen in einer ewigen Bewegung ſind; ſo etwas wäre unter den Franzoſen auch aus der unterſten Klaſſe unmöglich. Sie würden ſo eine Vernachläſſigung kaum bemerken, ſo würden ſie auch ſuchen, ſie gut zu machen, und wenn es immer auf Koſten des Herzens geſchehen müßte, für welches eine reichere oder eine ſchönere auch mehr Reitz hätte; denn ſolche Dinge müſſen auf Koſten des Herzens geſchehen. — Noch einen Punkt muß ich berühren, womit wir Allemannen uns gewöhnlich breit machen; wir ſagen nemlich, der Franzoſe verſpreche viel und halte wenig, aber der Teutſche halte, was er verſpricht. Ich glaube, kurz vorher Einiges über das darſtellende und dargeſtellte Leben, und über die gewöhnlichen Komplimente der Konvenienz geſagt zu haben, woran ich hier nur zu erinnern brauche. Der Franzoſe ſagt gerne jedem etwas Süßes und Liebes, was man nicht immer wörtlich, ſondern als eine hübſche Formel des geſelligen Lebens zu nehmen hat. Wir Teutſchen ſprechen da kurz weg, er ſchmeichle und betrüge; und doch gelten die Franzoſen unter den Nationen Europens für eine der offenſten und freimüthigſten; wodurch haben ſie ſich dies verdienen können? Auch der Franzoſe hält in der Regel, was er verſpricht, dies habe ich wenigſtens gefunden, aber er verſpricht nicht immer, wann er freundlich ſpricht und verbindlich. Es iſt bei uns zur Gewohnheit geworden, zu behaupten, auf den Franzoſen könne man ſich bei kleinen Dienſten und Gefälligkeiten, auf den Teutſchen bei reellen Dingen verlaſſen. Man kann ſagen, der Teutſche lege keinen Werth auf die Gefälligkeiten, dieſe liebenswürdigen Kleinigkeiten, welche den Reitz des Lebens und der Freude erhöhen, und zuſammen täglich einen reellen Dienſt ausmachen. Hat man denn immer Gelegenheit, reelle Dienſte (wie ſie der reelle

Teutſche meint) zu verlangen, und werden ſie einem in Teutſchland ſo leicht entgegen getragen? Ich weiß ſoviel nicht davon; wir haben in dem Punkte jetzt ziemlich viel Lauigkeit, und doch fehlen uns noch immer die leichten und liebenswürdigen geſelligen und gefälligen Tugenden unſrer Nachbaren. Welch eine Noth z. B. hat ein armer Fremdling nicht bei uns, der unſre Sprache noch nicht verſteht, und die kleinen Dienſte der Aufmerkſamkeit und Zurechtweiſung nöthig hat, die man bei uns nicht ſo leicht giebt, weil man ſie nicht anrechnen kann? Und der Teutſche rechnet doch ſo gern an, es ſei nun, daß er es ſich ſelbſt oder andern thue. Wir lachen und ſpotten über das Stolpern des Fremden in unſrer ſchweren Sprache, und verleiden ihm dadurch alle Luſt, mit den Geheimniſſen einer ſolchen Nation näher bekannt zu werden; wir ſitzen ſtill und ſtumm und untheilnehmend um ihn, ohne uns viel um ihn zu kümmern, und erzeigen ihm ſelten die kleinen Ehren und Gefälligkeiten, die man immer einem Gaſte ſchuldig iſt, beides nach dem Rechte der Artigkeit und der Menſchlichkeit. Wie ganz anders iſt es bei ihm! Und wir beſchweren uns noch, daß wir noch immer als die Paradepferde ſeines Witzes mit einem ſtolpernden Paß heran müſſen, wenn er ſich einmal auf der Bühne, oder mit Marionetten luſtig machen will! In der Geſellſchaft, wo er auch nur Einen Teutſchen erwartet, wird er es nie thun. Wie kann in Teutſchland der Fremde ſtehen und gaffen, er mag jemand aus der gebildeten oder ungebildeten Klaſſe nach etwas fragen! Man ſieht ihn mit großen Augen an, lacht oft, ehe man noch ein Wort ſagt, und lacht ſicher hinter ihm her, wenn man ihn kurz und unartig abgefertigt, oder gar bübiſch, was nicht ſelten geſchieht, falſch zurecht gewieſen hat. Ich wünſchte, ich hätte dieſen häßlichen Karakter meines Volks gegen Fremde einer andern Nation nicht ſo beobachtet. Der Franzoſe, wie liebenswürdig iſt er dagegen! Kaum, daß er halb vernimmt, was ein Fremder ihn fragt, oder von ihm will, ſo fliegt er mehr voran, als er geht, fragt ſelbſt andre, ſo er's nicht weiß, fordert andre auf, einen kleinen Dienſt zu thun, ſo er es ſelbſt grade nicht kann, und würde ſich ſchämen, für ſolche liebe Gefälligkeiten mehr, als einen ſchönen Dank, zu begehren. Er iſt ſchon munter und thätig im Antworten und Helfen, wenn der Teutſche kaum ſeine Mütze ein wenig gelüftet hat, und ſich noch unſchlüſſig und zweifelhaft, ob er überall antworten ſolle, hinter beiden Ohren kratzt. Ich werde mich unter mehreren eines ſehr rührenden Beiſpiels aus Paris erinnern, ſo lange ich lebe. Ich kam ſpät eines Abends vom Parc de Monceaux, wo eine Luſtbarkeit geweſen war, und verirrte mich in den engen Gaſſen, die allenthalben auslaufen, und ging, ſtatt in den Südweſten zu ſteuren, grade in den Norden, und kam dicht unter den Montmartre, die äußerſte Höhe von Paris gegen Norden. Es war dunkel, daß kein Stern ſchien, und ein Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit die Wolkendecke aufriß, blendete und belehrte mich zugleich, daß ich mich ſchwerlich allein zu Hauſe finden würde. In dieſer ſtillen Gegend, wo kleine Handwerker und fleißige Arbeiter wohnen, war um dieſe Mitternachtszeit ſchon alles zur Ruhe, und lange ſchon lagen dieſe armen, aber natürlichen Menſchen in den ſüßen Armen des Schlummers, als die reichen Praſſer und jungen Schwelger ihr wildes Leben und die Orgien der Nacht erſt recht begannen. Ich horchte umher, aber ich war zu fern dem Tummelplatze, als daß das Raſſeln der Karoſſen und Fiaker meine Ohren hätte erreichen und mich zur lebendigen Gegend meiner Wohnung leiten können. In dieſer Verlegenheit kam mir ein kleines Männchen mit den Schritten des Alters, mit einer Laterne in der einen, und einem Stab in der andern Hand, aus einer Quergaſſe in den Wurf. Ich fragte, wohin ich ſteuren müſſe in dieſer finſtern Nacht, um ſicher und wohlbehalten zum Siegesplatze zu gelangen? „O dahin würden Sie, als Fremder, nie allein finden, kommen Sie und folgen Sie meiner Laterne.“ Wir gingen langſam und er erklärte mir; daß ſeine Beine müde ſeien, weil er mit ihnen eben erſt von St. Cloud ankomme, wohin er auf eine Botſchaft gegangen ſei. Im frohen Plappern kamen wir nach Dreiviertelſtunden zur Stelle, ich dankte ihm und bat ihn, zwei Franken anzunehmen; da ward er über und über roth, und ſagte kurz: „Wir Franzoſen mögen auch Geld, aber wir laſſen uns für ſolche Dinge nicht bezahlen,“ und endlich, als ich ihm herzlich die Hand drückte, ſagte er: „es ärgert mich, daß Sie mich ſo wenig delikat halten, „que vous me croyez si peu honnéte.“ — Dies iſt nur Eine Probe von vielen, die ich von meinem kurzen Aufenthalte geben könnte. — So iſt es im geſelligen Leben der Häuſer, ſo im öffentlichen, wo jeder für ſein Geld lebt; aber der Franzoſe glaubt dadurch nie ein Recht zu erhalten, grob und unhöflich zu ſeyn; er bittet, wo er fordern könnte, er empfängt als eine Gabe der Freundſchaft und Gefälligkeit, wofür er ſein baares Geld hinlegt; er vergißt nie, daß hier die Pflichten der Feinheit und Urbanität nicht aufhören, die er ſich ewig ſchämen würde, als Wirth, oder Gaſt in einem Privathauſe zu verletzen. Und o wie ſchön, wie frei iſt dieſer Umgang der Artigkeit und Schonung! welche ſüße Gefühle erregt er, und wie viele häßliche erſtickt er in der Geburt! Wem dieſe äußere Form des Schönen zu einer immerwährenden Uebung wird, wie ſollte bei ihm ſich nicht auch das innere Schöne, das ewig Blühende und Unverwelkliche des Herzens leichter entfalten? Und blüht etwa dieſe Blume ſo ſelten auf franzöſiſchem Boden? Man müßte die Nation ſchlecht kennen, wenn man dieſe Frage mit Nein beantworten wollte. Warum kann der Franzoſe alles, was feig und niederträchtig iſt, in Ewigkeit nicht ertragen lernen? warum ſind ihm alle Laſter, die damit zuſammenhängen, die ſchwärzeſten? ſo beantworte ich

Fragen mit Fragen. — In keinem Erdſtriche findet der Fremde ein ſolches Volk für die Geſellſchaft und das Leben; in keinem Erdſtriche wird er ſo ſchonend behandelt und ſo liebend aufgenommen; nirgends findet er ſich ſo frei und nach ſeinem Gefallen, als gerade hier. Der Teutſche, der von der Feinheit der Franzoſen in der Ferne hört, denkt ſich darunter nur einen luſtigen Zirkel von Formeln, Komplimenten und Ceremonien, woraus man in Frankreich nicht einmal bei öffentlichen Gelegenheiten und in öffentlichen Verſammlungsorten herauszugehen wage; er kann es ſich nicht anders denken nach den Begriffen, die er von feiner und eleganter Welt hat, weil bei ihm die Steifheit zunimmt, ſo wie der vornehme Ton ſteigt, und weil Feinheit und Steifheit der Sitten bei ihm meiſtens Eins ſind. Aber bewahre mich Gott, daß ich jemals ſo etwas loben ſollte! Nein, die franzöſiſche Eleganz und Urbanität iſt lange von der großmütterlichen Regel und von dem Mondkalbe Etikette befreit geweſen, und hat bei aller Künſtlichkeit ſich wieder zur Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Natur durchgearbeitet. Auch iſt ſie ſo etwas Feines und Freies, daß ſie dem groben Takt manches Teutſchen auf immer entflieht, und er endlich von den Franzoſen nichts weiter zu ſagen weiß, als daß ſie hüpfende Gecken und eitle, ſchmeichleriſche Narren und Betrüger ſind. Selbſt in dieſen politiſchſtürmiſchen Zeiten hält ſich die Zunge zum Bewundern, wenn man die bloß politiſchen Verſammlungen abrechnet. Man ſtreitet, man ereifert und erzürnt ſich, aber es wird faſt nie eine querelle d'Allemand. Immer ſieht es aus wegen der Lebendigkeit der Geſten, das Feuer müſſe auflodern und irgendwo brennen; aber es lodert nur, und die heftigen Worte werden faſt nie unanſtändige, während der Teutſche für Pitt oder Buonaparte es oft zu groben Kämpfen der Zunge, und nicht ſelten zu blutigen der Fauſt kommen läßt, und mit den Worten: unvernünftig, dummes Geſchwätz! ꝛc.

ſo leicht um ſich wirſt. Aber die Franzoſen bleiben nicht bloß bei den Worten ſtehen. Sei ein Fremder, wo er wolle, auf einem Speiſe- oder Kaffehauſe, im Theater oder in einer Kutſche, er wird es nur daran ſehen, daß er ein Fremdling iſt, weil man ihm allenthalben ſchonender und zarter begegnet, als zu Hauſe. Man läßt ihm die beſten Plätze bei der Tafel, reicht ihm zuerſt, unterhält ſich mit ihm am meiſten, wenn er unterhaltbar iſt, reicht ihm alles, was er nur zu haben winkt, ehe er den Mund aufthut; kurz, in jedem Dinge ehrt man in ihm einen Hülfloſen, der jeder Fremde in mancher Hinſicht unter einer andern Nation iſt. Heiliges Geſetz der Menſchlichkeit, du haſt durch dieſes Volk auch dich weit über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu ſeiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gieb ihm den Frieden und den Schutz weiſer Geſetze; aber bewahre es vor dem Geiſt der Eroberung und Herrſchaft, der es ſelbſt und andre elend machen würde! Dies iſt mein Gebet für euch, geliebte Franzoſen. Ihr habe eure Mängel, und ihr könnt ſie keinem verbergen; aber eure Sitten ſind gemacht, die Erde zu mildern und zu beglücken, wenn ſie nicht durch das Schwert zu den Nationen gebracht werden. Möge der Genius der Menſchheit über Aegypten wachen, der Wiege der Fabeln und Wunder, welches ſo viele, auch jetzt noch, für die Wiege mancher Künſte halten! Hier war der Punkt, von wo her ſchon die alten Eroberer Afrika und Aſien umfaßten; hier ſei der Punkt, von wo her ſich die Civiliſation mit zwei milden Armen zum Helleſpont und zu Herkuls Säulen ausſtrecke! Bald müßte der Name der Barbarei und Türkei nur noch als ein altes ungeheures und blutiges Mährchen in der Geſchichte klingen! Untergehen müſſen die Türken, Barbaren, welche hartnäckig jeder Milderung und Bildung ſich weigern, und das glücklichſte Land des Erdbodens müßte auch wieder glückliche Menſchen nähren, und Europa das Licht dahin ſenden, woher es zu ihm kam! Lebt wohl, freundliche Menſchen! vergeſſet durch euer Glück, daß Robespierre und Chalier unter euch lebten, und wetteifert durch Tugenden mit den Nationen, ohne welche ihr keine Freiheit haben werdet!

Geiſt der Motionen und Verſammlungen. Es iſt eine auffallende Erſcheinung beym erſten Anblick, aber eine ſehr natürliche bei dem tiefer eindringenden Auge, daß in der neueſten Geſchichte Frankreichs faſt jedes Kleinſte und Größte, was oben gethan und verhandelt iſt, ſich unten in ähnlicher, oder etwas veränderter Geſtalt wieder gezeigt hat. Jener Geiſt der Publizität und des Rechts, alles zu ſprechen und auszuſprechen, welcher die erſten ſchönen Tage der Republik ſo glänzend und lehrreich am Horizont von Europa machte, hat ſeine Folgen gehabt, die nie vergehen können, und ſeine Blüthen und Früchte genährt, die kein Sturm der Anarchie, kein dürrer Sirocco des Deſpotismus je wieder wird zerſtören können. Die größten Menſchen aller Zeiten finden die Fähigkeit, ſich zu veredeln, uranfänglich und unerforſchlich im Gemüthe, das Inſtrument dieſer Veredelung ſicherten ſie aber in der menſchlichen Zunge, welche das Entfernteſte verbindet, und alles Beſte und Schönſte der Völker durch ihre Tochter, die Schrift, in einem einzigen Kranze zuſammenflicht. Weil aber Rede und Schrift zugleich ein Paar mächtige Blitzhalter ſind, ſo haben ſie oft mit andern Blitzhaltern, mit Tyrannen und Pfaffen, und die dieſen verwandt ſind, zu kämpfen gehabt. Die guten Regenten, die weiſen und ehrlichen Lehrer der Menſchen, die beide ihre Beglücker ſind, haben ſie immer zu Freunden gehabt, und mit ihren Blitzen die der Macht und Lehre noch geſtärkt. Weil aber die Beſten und Weiſeſten nicht immer am Ruder ſitzen, oder die Zügel führen, und weil die Dummheit, ja auch die Mittelmäßigkeit, meiſtens ſchlechter regieren und lehren, als die ſchlaue Bosheit und kluge Argliſt, ſo iſt es den Völkern ſelten ſo gut geworden, daß die Blitze, die ſo verſchiedene Richtungen in der Regel haben, ſo zu Einem Feuer, oder zu Einer Illumination der Köpfe zuſammengefloſſen wären, und Rede und Schrift haben alſo nur zu oft ihre Flammen unter dem Scheffel halten, oder doch das erwärmende und erfreuende Licht, welches ſie in ſich tragen, durch allerlei Mittel dämpfen und trüben müſſen, damit es die Falken und Raben nicht den Pfeilen ehrlicher Leute zu ſehr ausſetze, und den Käuzen und Uhus ihre Nacht nicht zu ſchmerzlich erhelle. Viele Männer hatten es nun ſo ergrübelt, und aus einigen armen Erfahrungen der Geſchichte herausräſonnirt, daß in einer Demokratie der Zunge und ihren Kindern die Schlöſſer vom Munde genommen würden, und ſie, als die Lieblingskinder des Himmels, nach Herzensluſt ihre Gaben zum Spielen und Tändeln, wie zum Donnern und Blitzen, gebrauchen könnten, ohne daß ihnen einer etwas darein zu reden hätte. Wer alſo allen Dingen und Menſchen Luſt und Freiheit und Leben wünſche, der müſſe der Demokratie in der ganzen Welt die Herrſchaft verſchaffen. Aber es gilt vieles im Gemüthe, das einen Himmel hat und glaubt, was auf der Erde nie gelten kann, wo noch immer die Elemente des Guten und Böſen im Kampfe ſind, und es ewig ſeyn werden. Was hatten die franzöſiſchen Demokraten für Träume und Hoffnungen? wären ſie nur halb wahr, ſo brauchten ſie gar keine Regierung. Aber man ſahe die beſten Köpfe, welche handelten, ſie träumten nicht, ſondern wachten, und dieſe herrlichen Sachen waren Netze, worin ſie manchen argloſen Vogel fingen. Die Gewalt der Rede ergoß ſich, aber eine andre Gewalt herrſchte, eine verſchmitzte, die ſelbſt die Rede mißbrauchte. Man hörte bald auf, an die Möglichkeit der Ungebundenheit und des Glücks zugleich auf Erden zu glauben. Als ſo viele elende und feige Sklaven wurden, als das Blut von Tauſenden ſtrömte, da ſah man den Traum der Gleichheit, und ſelbſt die kühne Sprache mußte verſtummen. Indeſſen iſt doch immer vieles geblieben, was man als einen Ausfluß aus dem Zeitalter des kräftigen, mit einem Gemiſch des jetzt kränklichen Körpers der Republik anſehen kann. Es iſt ein Geiſt der öffentlichen Mittheilung über öffentliche und private Gegenſtände geblieben, welcher beſonders wieder anfing, ſich zu äußern, als die Volksgeſellſchaften ſich dieſen Sommer in mehrern Gegenden der Republik von neuem konſtituirten. Man fand zwiſchen vier Wänden und auf öffentlichen Plätzen oft kleine Geſellſchaften, die auch alltägliche Dinge oft erzpolitiſch, und erzpolitiſche oft ſehr alltäglich behandelten. Mit innigem und köſtlichem Vergnügen habe ich ihren Motionen oft zugehört. Es iſt mir nun nichts unglaublich, was die Poeten wohl von einem Abdera, und der ſchmale Witz der Novelliſten für den Pöbel von einem Reutlingen, Schilda und Polkwitz erzählen; denn das Närriſchſte und Tollſte ihrer Demagogen und Rathsfreunde habe ich von franzöſiſchen Politikern übertreffen hören. Von dieſem kleinen Rath der Fünfhundert, von dieſen kleinen Jakobinern, von ihren klugen und unklugen, witzigen und unwitzigen Einfällen und Vorſchlägen, will ich zur Beluſtigung und Ergötzung, vielleicht auch zur Belehrung, einige Proben geben; denn das Große liegt ja ſo oft im Kleinſten. Man mag von ſolchen Attroupirungen und Zuſammenläufen der Neugier und Geſchwätzigkeit auch meinen, was man will, ſo meine ich doch, nach meiner freilich nicht entſcheidenden Meinung, in dieſem Triebe, über alles zu ſprechen, ein Inſtrument großer Dinge zu ſehen. Ich meine, jedes Ding in der Welt darf die Zunge bewegen, die in ſich ſelbſt Gift und Gegengift hat; nur erſt, wo die Hand mit eingreift, oder die Argliſt ſtumm im Finſtern ſchleicht, bedarf es der Zügel der Geſetze. Wir würden bei gänzlicher Freiheit der Zunge in Aufklärung und Kultur vielleicht noch einmal ſo weit ſeyn, und noch einmal ſo wenig ſprechen; denn man thut das Verbotene immer am meiſten.

Aber wen wird meine Stimme überzeugen? Man ſpricht: ich darf den Sklaven nicht von der Kette löſen, weil er ein Sklave iſt; ich antworte: er wird es ewig bleiben, wenn du ihn nicht einmal zu löſen das Herz haſt. So treiben wir uns in einem erbärmlichen Zirkel herum, und wagen lieber feige den Weg kriechen, als ihn mit etwas Gefahr durchlaufen. Doch vom Todten zum Lebendigen!

Der Hauptverſammlungsplatz dieſer deliberirenden und diſputirenden Geſellſchaften waren die Thuilerien, und danächſt die Baumgruppe des Palais Egalité in der Mitte, wo zu ſolchen Sitzungen Stühle und Bänke angebracht ſind. Doch war der ſchöne Garten wegen der gemiſchten Geſellſchaft aller Klaſſen, wegen ſeiner Weite, ſeiner Sonnigkeit und ſeiner lieblichen Schatten auch in der größten Sommerhitze bei weitem intereſſanter und unterhaltender; das Palais Egalité hingegen hat meiſtens nur Eine Klaſſe während des Tages, nemlich die eleganteſte; die ärmern und arbeitenden gehen bei Tage nur drüber, und wagen abendlich nicht, ſich anzuſiedeln, ſondern ſtreichen nur durch die ſchönen Hallen mit Kupplern, Huren und Gaunern, welche die verſchleiernde Nacht in ihren halbdunkeln Schutz nimmt. Der vorzüglichſte Platz in den Thuilerien zu dieſen kleinen Verſtandes- und Zungenübungen war rechter Hand vom Eingang aus dem Pallaſt, nahe am großen Baſſin, und ſo an den ſchönen Terraſſen fortlaufend, welche die Südſonne haben, und vorzüglich die armen Rentiers und die grauen Invaliden in ihren warmen Schutz nahmen, von denen die letzten immer einen ſtehenden Klub auszumachen pflegten, welche durch ihre Narben und abgeſchoſſenen Beine ein gültigeres Recht zu haben ſchienen, die Staats- und Kriegshändel abzuhandeln. Gewöhnlich machte ein Zeitungsblatt, das einer gekauft hatte und vorlas, den Anfang; und hatte die Mühle nur erſt Waſſer, ſo hörte ſie ſobald nicht auf zu gehen. Einer meiner Freunde, der auch gern dieſen luſtigen Motionen zuhorchte, kam eines Morgens lachend zu mir und andern Geſellen mit einer frohen Miene, und ſeine Erzählung mag hier voran ſtehen. „Ich ging, ſprach er, frühe Morgens durch den Garten nach den Boulevards, und ſah einen Klumpen von etwa hundert Bürgern mittlerer Klaſſe um einen kleinen unterſetzten Mann, der in einem braunen Kleide und mit einer Stutzparuke auf dem Kopfe perorierend auf einem Tiſche ſtand. Er ging von dem Satze aus, daß die Bürger ſuchen müßten, weniger für ihre leiblichen Bedürfniſſe ſorgen, kurz, weniger arbeiten zu müſſen, um Zeit zu gewinnen, ſich zu unterrichten. Denn ohne Aufklärung und guten Unterricht ſeien auch keine Republikaner möglich. Er konnte nicht leugnen, daß vorzüglich der Ackerbau, und Küche und Keller, und Waſſer- und Holztragen gar zu viele Menſchen gebrauche. Man müßte alſo denken, wie man hier Auskunftsmittel finden könne. Für die Hausdienſte ſchlug er kurzweg die Orangutangs vor, die er als die klügſten aller Thiere beſchrieb. „Man braucht ſie in Aſien zu allen möglichen Dingen. Sie kochen, tragen Waſſer, legen Holz an, machen die Betten, fegen die Stuben, begleiten die Kinder aus dem Hauſe.“ Es käme nur darauf an, ſie an unſer Klima zu gewöhnen. Welche Menge von Bedienten würden wir da erſparen, und welche Zeit gewinnen!“ Alles klatſchte und drängte ſich dichter um ihn; da machte ihm mein Freund einen fatalen Querſtich, indem er ihn erinnerte, daß, wenn auch alle ſeine neuen Nachrichten wahr ſeien, dieſe Thiere auf jeden Fall eben ſo viel, vielleicht mehr als ein Menſch eſſen würden; wer denn für ihren Magen arbeiten ſolle? Allein den kleinen Mann hielt nichts auf. Er fertigte ihn mit einem bon mot ab, und fuhr dann fort: „Wegen des Ackerbaues mögte es ſo ſchwer nicht ſeyn, Auskunft zu finden und Hülfsmittel, unſern Weitzen und Roggen zu erſetzen. Wenn wir auch vielleicht den Brodbaum in unſerm Klima nicht pflanzen können, ſo haben wir ja ſo viele Arten Obſt.

Laſſet

Laſſet uns Obſtbäume pflanzen! Sie brauchen viel weniger Mühe als die Getraidearten, und geben, ein Jahr ins andre gerechnet, einen eben ſo ſichern Ertrag. Da könnten die Menſchen, welche wegen der leichtern Arbeit auch mit einer leichtern Koſt abkommen würden, im Schatten ihrer Bäume ſitzen und den Plato und Rouſſeau leſen. Aber wiſſet ihr wohl, Bürger, warum es ſo wenige Baumgärten und Obſtpflanzungen giebt? Das haben die Könige weislich gehindert. Der Ackerbau giebt Sklaven und ſchöne Schlachtfelder.“ Der Schluß war närriſch genug, obgleich es dem Redner ſchwer werden mögte, ein einziges Edikt aufzuweiſen, wodurch man das Anlegen und Pflanzen von Obſtgärten verboten hätte.

Unter den alten Invaliden, welche gleichſam eine ſtehende Geſellſchaft an der Terraſſe der Orangenbäume bildeten, ſammelte ſich einmal eine Geſellſchaft von Arbeitsleuten und kleinen Bürgern. Man fing an über die Savoyarden, Schweitzer und Teutſchen zu klagen, die ſich ſo vieler Handarbeiten bemächtigt hätten, und ſchloß mit der Motion, man müſſe, wenn es gut werden ſolle, dieſe aus der Stadt treiben, welche den Eingebohrnen ihren Erwerb ſtöhlen. Dieſe Einleitung führte bald weiter, und dieſe Klaſſe war nun unerſchöpflich. Bald ſprach man von dem alten Elende unter und kurz vor Robeſpierre, von Hungersnoth und Guillottinen, und einer von der Verſammlung, deſſen Kleid der Zuverläſſigkeit ſeiner Erzählung Glauben gab, machte eine pathetiſche Beſchreibung vom Hunger in Paris. Viele, ſagte er, nagten an Stücken verfaulten Kohls, und biſſen ſich mit den Hunden um die Knochen; ja ich habe Leute geſehen, die Pferdegehirn als eine Leckerei aßen. Dieſes Geſchwätz machte einen der frühern Redner und Ankläger der Fremden mißmuthig, und er ging fluchend und mit den Worten ſeitwärts: Dies ſind Albernheiten, wir ſollten von unſern Angelegenheiten, und von den Gefahren reden, welche das Vaterland bedrohen, und ſie ſprechen vom Hunger und von ihrem Elende. Ich dachte: ce ſont là bien vos affaires.

Hier wurden von den Veteranen auch oft glänzende und kühne Kriegszüge entworfen, ſo abentheuerlich und donquixotiſch, als man ſie bei der franzöſiſchen Lebendigkeit und geographiſchen Unkunde ſich nur denken kann. Sie ließen bei der Nachricht, Buonaparte marſchire von Aegypten aus den Engländern in Oſtindien auf den Hals, ihn binnen drei Wochen an den Ufern des Indus ankommen. Er ging grade durch die Wüſte auf den Euphrat zu. 50000 Kameele ſchleppten das Gepäck, zogen die Proviſionen und Kanonen für 25000 Mann, und bewahrten in ihren Bäuchen Trinkwaſſer auf, das ſchon hinreichen mußte, bis ſie an den Strom kamen. Von da ging es immer längs der perſiſchen Küſte bis nach Surate, und nun fielen dieſe Sieger bei Lodi und Arcole unwiderſtehlich über die Beſitzungen der Engländer her, und als dieſe zerſtört waren, ging der Rückmarſch auf Konſtantinopel, von da nach Pohlen und ſo nach Petersburg, wo man allenthalben Freunde und Bundesgenoſſen finden würde, weil die Ruſſen es müde ſeien, ſich vor Paul länger in den Dreck zu werfen. Alles dieſes brauche für Buonaparte nicht viel über ein Jahr. Auch würde er es thun, ſetzte endlich ein Zweifler hinzu, aber er muß in ſeiner Verbannung (ſo nannte man nur den Zug nach Aegypten) auf ſeiner Hut ſeyn; denn man will ſeinen Kopf. — Ein anderer that den Vorſchlag, durch den Freund der Republik, den König von Preußen, es zu bewirken, daß man ſeine Flotte erhalte, um Landungstruppen nach Rußland zu ſchicken, und Petersburg auf ſeiner Inſel im Eismeer (mer glaciale hieß es) auszuhungern.

Kein Punkt ward aber mehr und häufiger berührt, ſowohl in mündlichen, als ſchriftlichen Vorſchlägen, Warnungen und Meinungen, als die Sitten. Man fühlte endlich, wo der Hauptſchaden lag; aber das Rathen war endlich eben ſo mißlich, als das Helfen. Als die Jakobiner wieder laut wurden, da regten ſich auch andre Kräfte, und man ſah die prächtigſten Sentenzen und Gutachten pro et contra über mancherlei Dinge ausgeſtellt, und oft hatte jede Säule der Portikus im Palais Egalité einige ſolche Affichen; doch werde ich von dieſen weiter unten Nachricht geben. Wir bleiben jetzt bei den Worten, die lebendig vom Munde kommen. Nach den politiſchen Dingen, was war wohl wichtiger in Paris, als die Weiber? Ueber ſie ergoß ſich alſo nicht ſelten die Redſeligkeit und Diſputirluſt der Volksfreunde, die ſich des gemeinen Weſens annehmen wollten, und in ihnen fanden ſie die Wurzeln vieler Uebel; man konnte ſie auch leicht mit ihnen finden, wenn man wollte. Im Garten der Thuilerien machte einmal ein Mann den förmlichen Lobredner der türkiſchen Sitten, und behauptete, das Chriſtenthum habe allein dadurch unſägliches Elend geſtiftet, daß es die Einehe eingeführet, und die Weiber den Männern gleich gemacht habe. Aber es ſei der Zeit der Vernunft vorbehalten, dieſe Ketten zu zerbrechen und die Weiber glücklich zu machen, indem man ſie ſeyn laſſe, wozu die Natur ſie gemacht habe, Dienerinnen des Mannes, die allein durch Liebreiz und Freundlichkeit ihn beherrſchen, aber nie öffentlich auftreten müßten. Er ſchloß, als ein gereiſter Mann, mit den Worten: Ich habe manche Länder geſehen, aber in keinem herrſchen die Weiber wie bei uns. Der Mann arbeitet, geht zu Markte, kauft ein, kocht Kaffe, während das Weib ſich noch in den Federn dehnt; er ſchwitzt auf dem Komptoir, oder der Straße, während ſie im Theater lacht, oder in Tivoli und im Bois de Boulogne ihn zum Hahnrei macht. Frankreich iſt der Himmel der Weiber, ſelbſt auf dem Lande bei den Bauern und in den kleinen Städten. Da geht man ſpazieren, man ſpielt und ſchwatzt die Abende behaglich zuſammen, und lauert und genießt die Gelegenheit einer ſüßen Untreue aus, wann der Italiäner ſein Cadenas anlegt, der Ruſſe nach Prügeln ſein Weib in ſeine ſchmuzigen Arme nimmt, und die Teutſche und Schwedin vor der Stimme ihres murrenden und ſtolpernden Trunkenboldes zittert, und ihn mit Thränen und ohne Genuß zu Bette bringt. — Ein anderes Mal lauſchte ich im Palais Egalité einem ähnlichen Geſpräche, das eben ſo mit Klagen begann, und mit dem Reſultate ſchloß: Ihr ſeht wohl, Bürger, man müßte die Weiber einſchließen; ich ſehe kein anderes Mittel; aber dazu müßten wir Serails, Harems und Eunuchen und andre Sklaven haben; denn im Grunde können wir doch nicht alle frei ſeyn: car enfin nous ne pouvons pas tous être libres." Dies lezte kam vielleicht am meiſten aus dem Herzen. — Dagegen ſtand einmal ein andrer Bürger als Vertheidiger auf, der die Menge der Weiber aller Art in Paris doch zu Einem Zweck ſehr gut hielt. Ein Bürger machte bei dem Feſte des 14. July auf dem Marsfelde eine Bemerkung im Geſchmack des Xerxes, als er ſeine Myriaden vor dem Uebergang über den Helleſpont muſterte; dieſer aber wies ihn mit den Worten zurück: ach! das iſt nichts, wenn viele getödtet werden, ſo werden noch mehr gemacht, und ich kenne wenige Oerter, wo ſo viele Weiber wären, als in Paris. —

Ein Andrer ging von der eingeſchlichenen Gemeinſchaft der Weiber zu einer politiſchen über. Er ſtand unter einem etwas eleganten Zirkel nahe am Eingange aus dem Pallaſte und ſprach außerordentlich gut, wenn jeder gleich nicht ſeinen Gründen huldigte. „Die Ehe, hub er an, iſt etwas durchaus Künſtliches, wovon die Natur nichts weiß. Sie iſt ein Zwang der unvollkommenen Geſellſchaften, wovon auch die Natur nichts weiß. Man ſchafft, um ein eingebildetes Uebel des Egoismus zu verhüten, tauſend andre. Wir ſind jezt zu der Höhe der Kultur geſtiegen, daß wir alte Vorurtheile ablegen, und die Menſchen frei machen müſſen. Laßt uns auf die Winke ſehen, welche die Natur ſelbſt uns giebt, laßt uns dieſen folgen und wir werden glücklicher ſeyn. Was haben die Geſetze der Ehe gemacht? Tauſend Unglückliche und Verbrecher, die keine waren. Laßt uns die Natur in ihre Rechte wieder einſetzen. Sagt uns die Erfahrung nicht, was wir thun müſſen? Alle Weiber gehören allen Männern und alle Männer allen Weibern, wie ſie einander gefallen. So war das Geſetz der Sparter und welche Kinder zeugten ſie? Immer mag ein Mann ein Weib ins Haus nehmen, immer mögen ſie einen Kontrakt machen wegen ihres Vermögens und der Kinder, die ſie gebähren wird, aber über ihren Leib ſollten ſie keinen machen. Wenn wir dieſe Vorurtheile abwerfen, welch' eine Menge von Laſtern und Tugenden wird aus dem Kodex unſrer Geſetze und dem Katechismus unſrer Religionen verſchwinden! Die Weiber ſelbſt werden keuſcher ſeyn, wann ihnen der Genuß frei iſt. Man wird nicht mehr von Betrügereien und blutigen Händeln hören, und die Republik, welche Menſchen, und wie viel mehr wird ſie haben, als ſonſt! Und ſollten vielleicht hiedurch einige Bürger zu viele Kinder im Hauſe haben, die ſie nicht ernähren können, laßt den Staat einen Fond finden, woraus jedes Kind, welches ein Bürger über fünf im Hauſe hat, jährlich ein Beſtimmtes empfange! Es ſei auch hierin dem Genius der franzöſiſchen Geſetzgebung vorbehalten, den Nationen ein Beiſpiel zu geben, ein alles Unrecht wieder gut zu machen.

So wechſelte Vernünftiges und Unvernünftiges, Tolles und Geſcheutes in einer ewigen Jagd. In Manchem ſieht man nichts, als den reinen Ausfluß von Tagesgeſchichten und dem Bedürfniſſe der Noth und des Augenblicks, und weiter ging es auch nicht hinaus. So war es z. B. in Paris leicht, aus der Natur (hier bloße Erfahrung) die Gemeinſchaft der Männer und Weiber zu beweiſen, oder in andern Köpfen die Nothwendigkeit des

Einſperrens und der Harems. Aber doch diente dieſes Hin- und Herworfeln der Ideen, dieſes Nachdenken und Schwatzen, auch nur über die nächſten irdiſchen Gegenſtände und Bedürfniſſe, immer zur Bildung und wenigſtens zur Mobilmachung des Geiſtes, und war alſo in der Maſſe des Lichtes, oder auch nur in der Lichtfähigkeit ein großer Beitrag. Daß man nicht weiter ſah, als Paris, war ziemlich natürlich, weil man ſelbſt die eignen Landsleute, die Franzoſen, ſelten weiterher, als aus Paris kannte. Die Pariſer Sitten, jene Weichlichkeit und Erſchlaffung der Körper, welche den Lafecteurs und Lepelletiers und ihren Zettelträgern einen ſo ſchnellen Abſatz verſchaffen, ſchufen auch manche andre Vorſchläge und Motionen, die weit hinter dieſes Zeitalter zurück ſtiegen und nicht ganz uneben waren. Weil ſie Ideen enthalten, die ich auch wohl gehegt habe, ſo will ich ſie kurz und zum Schluß dieſes bunten Allerlei geben.

Ein Mann, der ehemals Soldat geweſen war, und jetzt Bücher ſchrieb, der aber gern unter den Aermſten und Niedrigſten im Volke ging und mit ihnen ſprach, ein menſchlicher Bürger und ein edler Enthuſiaſt für eine freie Verfaſſung, ſprach ſehr oft auf Kaffehäuſern, wenn er ſeine Leute um ſich hatte, öfter im Freien unter den Schattenbäumen der Thuilerien, von der Wiederherſtellung der alten Kraft der Leiber, und machte deswegen Vorſchläge, die er gedruckt ankleben ließ. Sein Räſonnement, welches immer Zuhörer um ihn ſammelte und durch ſeine Lebhaftigkeit und Güte neues Intereſſe gewann, war ungefähr folgendes: Der Mann, welcher das Kanonenpulver erfand, that dem menſchlichen Geſchlechte größern Schaden, als alle Wohllüſte, Oſt- und Weſtindien, Blattern und Franzoſen zuſammen. Er lehrte zuerſt, die Stärke der Leiber verachten und gab dem Schwächſten und Mächtigſten gleiche Waffen. Seit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts hörte körperliche Stärke auf, etwas Herrliches und Geehrtes zu ſeyn, und lange hat man ſie bloß als etwas angeſehen, das nur zum Zeigen, nicht zum Gebrauche (pour l'ostentation, pas pour l'usage) ſei. Mit jener Erfindung des Teufels, der ſie im Laboratorium der Hölle machte, gewannen alle Plagen eine doppelte Gewalt über Leiber, die im Schutze der Schießgewehre hinwelkten. Wer übertraf die Alten in Ausſchweifungen und Wohlläſten aller Art, denen ſie ſich mit Ueberlegung hingaben? Aber wurden ſie ſo ſchnell aufgerieben? und warum wurden ſie es nicht? Sie erhielten durch die Uebungen der Gymnaſien, durch Aufmerkſamkeit auf ihren Körper und ihre Geſundheit bis ins 18te Jahr, durch die öffentlichen Spiele, wo der Männlichſte und Stärkſte der Geehrteſte war, durch die Liebe der Jungfrauen und die Lieder der Dichter einen feſten Körper, der ſo geübt lange allen Angriffen der Liederlichkeit und Krankheit wiederſtehen konnte. Wann werden wir ſo vernünftig werden, ſolche republikaniſche und weiſe Einrichtungen zu wiederholen? Werden wir es jetzt nicht, ſo geſchieht es nie. Ausgemergelt und entnervet fangen wir an, Kinder zeugen zu wollen; dieſe elenden Sprößlinge werden in Weichlichkeit aufgezogen und fangen an, wie wir, wenn ſie kaum den erſten Trieb der Liebe fühlen ſollten. Welch ein Geſchlecht und welch eine Zukunft! denn endlich muß ich es ſagen, hier iſt die Quelle aller unſrer Laſter. Wenn die Regierung hier nicht Anſtalten macht und Einrichtungen trifft, ſo muß alles zurückfallen. Schwäche iſt das Organ des Todes und der Zerſtörung. Sie zerſtört, indem ſie zerſtört wird. Hier ſollten unſre Schulen anfangen, nicht mit dem Tanzmeiſter, der gewöhnlich die erſte Stufe zur Ausſchweifung wird. Man ſpielt den Mann, ehe man einer iſt; darum wird man es vor der Zeit. Ehe wir die Moden verachten; ehe wir ein ſtarkes Bein mit größerer Bewunderung empfangen, als den netten Fuß eines Tänzers; ehe wir im Schweiß und Staube des Angeſichts größeren Schmuck für den Knaben und Jüngling ſehen, als in ſeinem gekräuſelten und mit Pomaden benetzten Haare; keine Freiheit und keine Republik.“ So ſchließt jeder ſein Syſtem und ſeine Einfälle gern an das an, was jedem Bürger das Wichtigſte ſeyn ſollte. Und in einem ähnlichen Geiſt hörte ich einen Fiaker ſchreien, indem er über die Summe klagte, welche er für ſein Privilegium zahlen mußte: ſo lange wir dies bezahlen, giebt es noch keine Freiheit. Da könnte ein andrer ihm einreden: ſo lange nicht Jeder Fiaker ſeyn kann, keine Freiheit.

Leibesnahrung und Nothdurft, Speiſe und Trank, Kaffehäuſer, Reſtaurateurs, Zeit des Eſſens, Bierhäuſer, Garküchen, u. ſ. w.

Ein Artikel, der dieſe Ueberſchriften führt, kann unmöglich den meiſten Fremden unintereſſant ſeyn, ſo wie es die Dinge nicht ſind, wodurch wir leben, und ich kann hier alſo immer ein wenig wie ein Ausrufer und Tafeldecker ſprechen, ohne zu fürchten, langweilig zu werden. Die Dinge, welche hier vorkommen werden, haben ſo etwas Populäres und Gewinnendes, daß es keiner langen Vorrede bedarf, ſie zu empfehlen; ſie empfehlen ſich ſelbſt, ſo wie ſie erſcheinen. Paris hatte während meines Aufenthalts eine ſehr wohlfeile und geſegnete Zeit, ſo wie das ganze Frankreich eines der glücklichſten Jahre, welche es ſeit mancher Zeit nur gehabt hat. Alles, was der Magen und die Kehle nur fordern mögen, war im Ueberfluß und vortreflich und wohlfeil zu haben, und man konnte darüber zuweilen die Unfälle des Staats auswärts vergeſſen, wenn man bloß ſeinen Leib zum Maßſtabe der Glückſeligkeit deſſelben nahm; wie denn jeder nur gar zu geneigt iſt, von ſich ſelbſt als dem erſten Dinge auszugehen, und die übrige Welt ſich um dieſes Centrum drehen zu laſſen; eine Philoſophie, die wahrlich nicht die abſurdeſte iſt.

Wenn man die Hallen ausnimmt, von welchen ich oben, freilich nicht in dieſer Hinſicht, ein Gemählde entworfen habe, ſo ſind der Plätze, wo man Fleiſch, Gemüſe und Früchte darbietet, unzählige; und obgleich einige Straßen und Winkel beſonders dazu ausgezeichnet und beſtimmt ſcheinen, ſo reichen doch die Aeſte dieſes Handels durch alle irgend bedeutende Straßen. Daß alles im Großen getrieben wird, denkt ſich jeder wohl von ſelbſt; doch findet man nichts Außerordentliches und Herrliches in dieſer Gattung, wie es ſich Unerfahrne und Kinder nur zu leicht denken, und wie es Beſchreiber, die alles ins Schöne mahlen, ſo luſtig und fabelhaft beſchreiben. Man ſucht bei den Roſen und Blumen vergebens Schönheit, ja nur Reinlichkeit, und bei denen, die Pfirſiche und Kirſchen durch ihre Finger laufen laſſen, Sauberkeit und Nettigkeit. Es ſind in der Regel alte runzlichte, oft baumſtarke und rothnaſige Weiber, die, ohne alt zu ſeyn, doch im dreißigſten Jahre ſchon die Miene von funfzigjährigen haben; oft auch treiben alte Männer ſo einen Handel, und bei denen iſt es weniger widerlich, weil ein alter Mann nie ſo häßlich werden kann, als ein altes Weib. Wer auf dem Wege nach Marly ganze Roſenfelder am Wege geſehen hat, meint, auch in der Stadt wohl ſo einen Roſen- und Blumenmarkt zu finden, aber das zerſtreut ſich in der unendlichen Weite, um ſo mehr, weil die Blumen nicht ſtehen, ſondern in Körben in der Stadt rundwandeln. Eben dies gilt faſt von allem andern, nur nicht vom Geflügel ſo ſehr, welches ich jenſeits auf den Kaien der Altſtadt und Inſel St. Ludwig in ungeheurer Menge längs der Seine in Netzen, Körben und Bauern liegen, ſchreien und flattern ſah, ſo daß ein Fremder allein davon auf die Kochkunſt der Pariſer einen Schluß machen könnte, wie er auf die der Wiener ihn von den ungriſchen Ochſen machen kann, die er zu Tauſenden eintreiben ſieht. Was hier Fleiſch iſt, iſt theuer, doch nicht theurer, als in Leipzig und Frankfurt, alles andre aber ſo wohlfeil, als man es nur irgendwo findet; dahin gehören beſonders die Früchte und Gemüſe aller Art, von welchen ohne Uebertreibung Dreiviertel der Einwohner leben. Man hat hier aus einem andern Grunde immer das Beſte, weil Paris immer das Vorurtheil für ſich hat, alles am beſten zu bezahlen, und wahrſcheinlich auch gewöhnlich am beſten bezahlt. So eine Fülle, ſo ein Ueberfluß war an allem, was nur der Menſch zur Nahrung und Schwelgerei gebraucht, daß mir die lächerliche Beſchreibung doppelt lächerlich ward, wodurch die Teutſchen und Engländer in ihrem dummen Patriotiſmus, der keiner iſt, die Gegend um Paris, eine der fruchtbarſten, in eine bloße Sandwüſte verwandeln, wahrſcheinlich weil ihnen Haß und Partheilichkeit Sand in die Augen geſtreut hat. Doch ich muß die einzelnen Theile dieſes fruchtbaren Artikels etwas näher durchgehen, ſo wird zuletzt alles klarer vor Augen liegen, und die Theile des Ganzen, ſo aus einander geſchoben, werden ſich nur deſto helleres Licht geben.

Die Kaffehäuſer haben nicht bloß in der Geſchichte der Magen lange eine bedeutende Rolle geſpielt, ſondern auch neuerlich in der der Köpfe und Kragen. Sie waren die erſten Wiegen der Republik, die erſten Bühnen, wo die Demagogen ſich bildeten. Wie mancher Tiſch im Caffé Caveau und Caffé philarmonique würde Wunder und Erſtaunlichkeiten erzählen, wenn er ſprechen könnte! Es war eine Zeit, wo man wohl Partheien nach ſo einem Kaffehauſe im Palais royal und an den Boulevards benannte, aber das iſt vorbei, und ihre politiſche Wichtigkeit haben ſie lange verloren, und ſind jetzt wieder geworden, was ſie vor der Revolution waren. Man hat verſucht, die Kaffehäuſer in der ganzen Stadt zu zählen; das iſt aber eine ſehr vergebliche Arbeit und kann nie genau werden, weil ſo viele Zwitter oder Amphibien ſind, die man Kaffehäuſer, Bierſchenken, Garküchen und Billardſtuben nennen kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, weil ſie von allen dieſen Sachen etwas an ſich haben. Soviel iſt gewiß, daß derſelben eine ſehr große Zahl iſt, und daß man ſie von allen Ordnungen findet, bis zu denen, worin die gemeinſte und lumpigſte Liederlichkeit um die Mitternachtſtunde unterzugehen pflegt. Sie ſind für alle Südländer ein unentbehrliches Bedürfniß, und fangen ſelbſt ſeit einigen Jahren an, in den größeren Städten unſeres kälteren Nordens Wurzeln zu faſſen. Die berühmteſten Kaffehäuſer ſind im Palais Egalité, an den Boulevards, an den Thuilerien, und an den lebendigſten Plätzen und Gegenden der Stadt. Im Palais Egalité aber findet man die Quinteſſenz von allen andern, und gewöhnlich ſind die Sachen, ſo gereicht werden, dort auch um einen und zwei Sols theurer, als anderswo. Dieſe Kaffehäuſer kann man als ewige Viſitenzimmer anſehen, und zu einer ſo leichten Unterhaltung braucht ſie auch der Franzoſe. In den beſſern iſt alles auf das Eleganteſte eingerichtet, die Wände ſchön gemahlt, und mit mehrern Spiegeln und Lampetten, die Seſſel und Stühle geſchmackvoll, die Fenſter hell und vom beſten Glaſe! Auf dieſen eleganten und feinen Ton ſtimmt ſich auch die Geſellſchaft. Das Toben und Lärmen iſt vorbei, ſeitdem dieſe Häuſer aufgehört haben, politiſch zu ſeyn. Man kömmt und geht mit Anſtand, wie in einer freien Unterhaltung, unterhält ſich mit dem Nachbar, den man zufällig trifft oder aus der Menge ſucht, über allerlei leichte Gegenſtände, genießt, was man verlangt hat, ließt einige Zeitungsblätter und geht weiter, um bald vielleicht in einem andern Kaffehauſe eben ſo wieder anzufangen. Man weiß hier in Frankreich nichts von dem teutſchen Wahn, der meint für ſein baares Geld ein Recht zu haben, grob oder nur vorlaut zu ſeyn auf Koſten der Unterhaltung und der Ohren der übrigen Geſellſchaft. Kömmt ja einmal ſo ein Unfranzoſt, ſo verfolgt ihn bald der Unwille aller Anweſenden, und er merkt es nach einigen Beſuchen, daß man ihn zuerſt nur aus Schonung geduldet habe. Die meiſte Artigkeit, die hier zu zeigen iſt, iſt mit den Tagsblättern, deren jedes Kaffehaus nach dem Verhältniſſe ſeines Verkehrs von fünf bis zu 20 und dreißig von den geleſenſten und intereſſanteſten hält. Ich habe es in Wien und Frankfurt oft mit Unwillen geſehen, wie ein Grobian ſich mit dem einen Ellenbogen über drei Blätter legte, während er das vierte las. So etwas kennt man hier nicht. Jeder nimmt dasjenige, was grade vakant iſt, und abonnirt bei den Leſenden auf die folgenden, wo ſie nicht ſchon einem andern zugeſagt ſind. Jeder Anweſende bringt ſie, ſobald ſie ausgeleſen ſind, mit der größten Artigkeit dem Abonnenten; ja, wenn man weiß, daß er ein Fremder iſt, geht es zuweilen an einen Wetteifer, der erſte zu ſeyn, der ihm ſeine Aufmerkſamkeit bezeugt. Dieſe Zeitungsblätter koſten bei dem jetzigen Stempel manchem Hauſe jährlich an 150 bis 200 Rthaler. Sie ſind für viele Neugierige und Politiker die Anlocker, und halten manchem ſo lange auf, daß er das Doppelte verzehrt von dem, was er ſonſt verzehrt haben würde. Man kann hier das Geld, was man anderswo ausgegeben haben würde, doch mit auf den Leib wenden. Denn es giebt im Palais Egalité und an andern muntern Stellen geräumige Leſezimmer, für Zeitungen, Romane, Journale ꝛc., wo man für ein Eintrittsgeld von 5 bis 10 Sols ſich an allem möglichen politiſchen Unrath ſatt und überſatt leſen kann. Doch da ſieht man viele überirdiſche und unterirdiſche Käuze, die in den feinſten Kaffehäuſern nie erſcheinen würden. Es giebt hier in Paris keine Kaffehäuſer der Art, wie man ſie in Teutſchland und Ungarn ſieht, wo oft ein ganzes großes Gebäude bloß dazu eingerichtet iſt, und in mehreren Sälen und Zimmern fortläuft, wovon einige zum Promeniren, andre zum Billard eingerichtet ſind. Hier ſind die meiſten, gewöhnlich auch die beſten Kaffe's im Erdgeſchoß, und machen meiſtens nur ein geräumiges Zimmer aus, welches hinten eine Küche und einige kleinere Seitenzimmerchen hat, die bloß für die Wirthin und ihre Leute ſind. Die Artikel, welche man in dieſen Kaffehäuſern findet, ſind Kaffee, Thee, Chokolate, Butterbrod und Kuchen, und oft auch alle Arten Limonade, Bier, und Gefrornes; doch hat man dieſe beſſer und richtiger bei den Limonadiers zu ſuchen. Wenn man bedenkt, daß ſo ein Haus eine ungeheure Miethe koſtet, daß ein Mann mit ſeiner Frau und mehrern Markören und Aufwärtern, deren oft zehn ſind, davon leben ſoll, ſo erſtaunt man über die Wohlfeilheit zu einer Zeit, wo die Engländer alle Häfen geſperrt, und allen freien Handel zerſtört haben. So koſtet, z. B. eine Portion, oder zwei Taſſen Kaffe 2½ Groſchen, eine große Taſſe Chokolate 3½ Groſchen, eine Bouteille ſchönes Weitzenbier 2 Groſchen, ein Bierglas Limonade 2 Groſchen, und ſo alles nach Verhältniß; das Einzige, was ſehr theuer iſt, iſt der Thee, und unter 6 Groſchen kann man keine gute Portion mit zwei kleinen Schnitten mit Butter beſtrichenen geröſteten Brodes haben. Auf faſt allen Kaffehäuſern, einige wenige ausgenommen, die ſich noch zu vornehm dazu dünken, findet man jetzt Bier, und es wird in Menge getrunken. Es war freilich auch vorher ſchon, doch behauptet man, daß es in dieſem Kriege weit gemeiner geworden ſei, nebſt dem Gebrauch des teutſchen Tabakrauchens. Vormals trieb man letzteres auch nur als einen Spaß, und hatte bloß Cigarren im Munde, aber jetzt ſieht man nicht bloß mehr im Munde der Soldaten die mächtigſten Pfeifenköpfe aus Meerſchaum und Holz, ganz auf teutſchem Fuß, mit Silber beſchlagen. Man hat auf dieſen Kaffehäuſern eine ziemlich gleichförmige Methode in der Einrichtung. Um ſieben Uhr kommen die erſten Morgengäſte und die hungrigen Politiker, welche gern die erſten ſeyn wollen, Neuigkeiten erzählen zu können; gegen neun Uhr iſt die höchſte Fluth, welche gegen eilf meiſtens abfließt. Man trinkt Chokolate, Thee und Kaffe mit Milch in einer groſſen Schale, und iſt Brod und Butterbrod, auch wohl Schinken und ein Würſtchen dazu. Von eilf Uhr bis fünf, ſechs Uhr Abends iſt die größte Leere. Einzelne kommen, die ihr frugales Mittagsmahl um zwei, drei Uhr eingenommen haben, trinken ein kleines Schälchen ſchwarzen Kaffe, und ſetzen nach ſüdlicher Weiſe ein Gläschen Likör darauf, oder füllen auch mit einer Bouteille ſtarkes Bier und mehrern Kuchen die Lücken, welche der ſchmale Mittagstiſch gelaſſen hat. Nun wird Tarok, Triktrak, Schach und Damenſpiel nebſt andern ähnlichen Spielen durchgemacht, und der politiſche Nüchterne findet ſich zu aller ſeiner Lieblingsſpeiſe ohne Nebenbuhler. Um fünf und ſechs Uhr wird es wieder lebendiger; die vornehmere und feinere Welt hat dann zu Mittag gegeſſen, und es dauert ein Stündchen, wo die Theater und die Luſt der Promenaden und Gärten geöffnet werden. Zwiſchen neun und eilf Uhr Abends iſt die letzte glänzende und lebendige Epoche, und Weiber aller Klaſſen miſchen ſich jetzt häufiger, als in den andern Stunden, unter die Männer. Die Nacht, dieſe Erfreuerin ſo vieler Menſchen, erzeugt einen letzten Strahl der Freude, welcher ſich über aller Herzen und Geſichter ergießt, und mit einem luſtigen, lachenden und ſpielenden Bienengeſchwärme wird der letzte Akt des leichten Kaffehauslebens durchgeſpielt. Damit in einer ſolchen Frequenz nicht zu viel Betrug vorgehe, ſitzt der Wirth, gewöhnlich die Wirthin, in den größern Häuſern, vor einem budenartigen Tiſche, und ſchreibt an, was eingebracht wird, und die einzelnen Marköre haften für die Bezahlung. Oft wählen ſie zu dieſem Poſten auch eine hübſche, witzige und freundliche Dirne, welche den Lockvogel macht, und oft mehr, als zehn Journale, wirkt, indem ſie mit jedem Sprechluſtigen anbindet, und nach geendigtem Gewimmel oft noch zu etwas Beſſerm zu gebrauchen iſt, als zum dürftigen Zählen und Rechnen. Man findet deßwegen häufig in den Affichen Nachfragen nach einer feinen Dirne für einen Kaffehäusler und Limonadier, doch, meiſtens mit der Bedingung, daß ſie nicht häßlich, noch über 30 Jahre, und daß ſie unterhaltend und witzig ſei. Worauf raffinirt man nicht in einem Paris? Auch andere Locker und Anködderer ſollen ſich dergleichen öffentliche Perſonen halten oder vielmehr gehalten haben, als die Zeit politiſch munterer war; Leute, die witzige Einfälle hatten, immer neue und neuerfundene Nachrichten zu erzählen wußten, und, die Bänke beſteigend, eine ganze Menge um ſich ſammelten. Aber man iſt einige Jahre ſehr ſtill geweſen, und es war gefährlich, auch in unpolitiſchen Dingen nur ein lautes Wort zu ſprechen. So iſt man denn ganz bürgerlich und häuslich geworden, und geht mit einander um, wie in einem freien Saale, wo ein Bürger anſtändige und liebe Gäſte geladen hat. Jedes Kaffehaus hat ſeine ſtehenden Gäſte, die man zu gewiſſen Stunden des Tages immer wieder findet, und die ſich hier zu einer gewiſſen Vertraulichkeit zuſammengeſeſſen haben; die ſich auch wohl in Einräumung der Sitze und Zuſchanzung der Tagsblätter, jedoch ohne den Schaden eines Dritten, einen kleinen Gefallen thun. So finden ſich die Pariſer Freundſchaften zuſammen, denn in ſeinem eigenen Hauſe macht niemand in Paris dieſelben, er gehöre denn zu den Groſſen und Reichen. Zu dieſen Stehenden kann man manche zählen, deren ganzes Leben in dieſem einförmigen Zirkel umrollt, die hier Frühſtück und Abendmahlzeit einnehmen, hier hinter den Tiſchen ſchlafen, und zuweilen ſterben. Es ſind von den pauvres honteux, die vielleicht vor 20, 30 Jahren zu den munterſten und angeſehenſten Leuten gehörten, welche nur in ein Kaffhaus treten. Sie thun unbefangen, wie alle die übrigen, leſen ſich ihre Leute aus, von denen ſie ihre heutige Exiſtenz hoffen, rücken ihnen näher, fangen erſt von gleichgültigen, dann von politiſchen Dingen an zu ſprechen, vom alten und neuen Paris, von Armen und Reichen, die plötzlich entſtanden ſind. So wird man bekannter, und ein Monſieur, j'ai honte de . . . und la revolution, qui a fait tant de malheureux . . . ſagt einem, worauf es ankömmt. Die Franzoſen wiſſen ſie ſchon abzuweiſen, aber ein Fremder müßte ſicher hart und unhöflich ſeyn, wenn er für eine ſo theilnehmende Unterhaltung nicht ein Zwölf- oder Funfzehnſolsſtück miſſen könnte; und wenn der Arme ſo ein Paar erwiſcht, ſo iſt er für den Tag geborgen, und der morgende Tag findet ſchon wieder ſeine Freuden, wie ſeine Plagen. Der Verkehr iſt in dieſen Häuſern außerordentlich, und die beſten im Palais Egalité haben Tage, wo ſie 200 Rthlr. und darüber einnehmen durch die gewöhnliche Ausſchenkung. Von den unbedeutenderen werde ich bei einer andern Gelegenheit noch mehr, als einmal, zu reden haben, und verſpare alſo ſie und ihren Zirkel für jetzt noch, ſo wie die Schilderung des lebendigen Lebens und Wimmelns in denſelben, wenn die munterſte und freieſte Zeit iſt.

Man lebt in Paris theuer und wohlfeil, und kann ſo leben, je nachdem Nothwendigkeit oder Zweck [illegible] gebieten. Bei guten Jahren, wie das jetzige iſt, hat man alles im Ueberfluß, und kann, wenn man ſich einzurichten verſteht, von zwei, drei Franken die Hauptmahlzeit eben ſo gut halten, als an einem fremden und eleganten Tiſche von fünf, ſechs. So iſt es aber nicht allenthalben. Der gute Bürger, der noch grade den Herrn nicht machen kann, oder will, hält ſeine Mittagsmahlzeit zwiſchen zwei und drei Uhr, öft auch zwiſchen ein und zwei. Er beſorgt alles ſelbſt, während ſeine Frau als eine Dame, auf ihrem Sopha ſitzend, ſich bläht, ins Theater und ſpazieren geht, und ſelbſt die Kinder irgendwohin aufs Land in Penſion giebt. Er muß von ſeinem Handwerke die Zeit abknappen, um zum Einkauf zu gehen, oft, um das Eingekaufte zu bereiten. Kurz es gilt hier, was Herodot von den ägyptiſchen Sitten ſeiner Zeit ſagt, indem er ſie mit den grie-

chiſchen

chiſchen vergleicht, daß die Weiber in Aegypten mit den Männern getauſcht hätten, und alles Männliche draußen und auf den Straßen und Märkten thäten, während jene drinnen ſittſam die Hausgeſchäfte beſorgten. Aber doch gilt dieſes hier nur vom Einem Theile, und von dieſem auch nur halb. Die Pariſer Weiber ſcheinen in der Regel gar nicht verpflichtet zu ſeyn, irgend etwas zu thun, als Romane zu leſen, bei einem Manne zu liegen, und allenfalls Kinder zu gebähren. Vornehme Weiber ſind freilich durch Gewohnheit von den meiſten Pflichten befreit; aber der erwerbende und arbeitende Bürgerſtand, der noch oft mit Noth kämpfen muß, ſcheint dieſe Unhäuslichkeit des Weibes recht häßlich zu zeigen. Ich habe ſie ſelbſt bei mehrern Familien dieſer Häuſer gefunden, und ſie ſoll, nach dem Urtheile meiner Freunde, die ſich Jahre lang hier aufhielten, ſehr gemein ſeyn. Der Mann alſo läuft mit den Körben und Netzen und Eimern zu Markte, und kauft ein, womit ſonſt die Frauen und Mägde nur zu erſcheinen pflegen; er bereitet dann noch größtentheils die Mahlzeit, hilft das Haus ſäubern und fegen und putzen, beſorgt ſeinen bürgerlichen Erwerb, und ſchwitzt und ängſtet ſich den ganzen Tag ab, während ſeine faule Hälfte aus Langerweile, wer weiß welche Künſte und Erfindungen, gegen ſein Vermögen und ſeine Ehre ſchmiedet. Und was hat der arme Schelm dafür? nicht einmal Freude im Hauſe. Seine Geſellin, oder die es ſeyn ſollte, iſt finſter und verdroſſen, ſo oft ſie ſein Geſicht und die einſamen vier Wände ſieht, nur gegen die Nachmittagszeit wird es ihr leichter ums Herz, wo die Unterhaltung der Theater und der Taumel der Gärten und Promenaden ihr winken. Spät kömmt ſie heim, iſt müde und halb verdroſſen und nimmt den armen Sünder gleichſam als Gnade zwiſchen die gemeinſchaftlichen Bettlaken ein. Kommen Kinder, ſo giebt auch das wenig Freude. Wie ſollte Madam für ſolche Kleinigkeiten ſich aufopfern? Im Hauſe laufen ſie ohne Aufſicht und allen Leuten zur Laſt. Außer dem Hauſe auf dem Lande, oder in einer Penſion werden ſie herzlos, wenigſtens gegen die Eltern herzlos, die für ſie kein Herz hatten, oder keines haben durften. Doch weg mit dieſer Abſchweifung! Der gute Bürger alſo hält ſeine Mittagsmahlzeit zwiſchen ein, zwei und drei Uhr, und zwar eine ganz gute um zwei, drei Franken, oft auch viel wohlfeiler. Dabei läßt er es ſich nicht gern abbringen, auch des Abends etwas Stärkenderes, als bloße kleine Löffeleien, auf den Magen zu gießen; indeſſen kann man dieſes Eſſen zu Abend nicht teutſche Mahlzeiten nennen. Einige Früchte mit Butterbrod, ein Stück Käſe, Schinken, kalter Braten und ein Glas Wein, oder Bier dazu machen dieſes Abendeſſen und den folgenden Schlummer leicht.

Alles, was um einige Klaſſen höher ſteigt und bis zur höchſten und reichſten Welt hin, das ſetzt ſich dann erſt zum Mittagseſſen, wenn dieſe ſchon ihren Kaffe ausgetrunken und, welche die Ruhe lieben, ihren Nachmittagsſchlummer gehalten haben. Ihre Zeit iſt die zwiſchen vier und ſechs Uhr Nachmittags, und auf dieſe Zeit iſt auch der alltägliche Gang der meiſten Geſchäfte berechnet. Eine ſehr vernünftige Einrichtung. Wie angſtvoll und widerlich wird es wohl in Teutſchland manchem Ehrenmann, wie nährt es wohl die Grillen im Kopfe und den Katzenjammer der Hypochondrie im Bauche, ſogleich nach dem Eſſen in der größten Hitze des Tages wieder an das Schreibepult, den Seſſionstiſch und aufs Katheder zu gehen! und doch ſtellt man dieſen Mißbrauch nicht ab, der es doch offenbar iſt für alle, die keine bewegende Lebensart führen. Was alſo in Paris kein Amt und keine Geſchäfte hat, welche von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang durchaus fortſchreitend ſind, das hat eine feſte und für alle ohne Unterſchied ſehr bequeme Lebensweiſe eingeführt. Alle öffentliche Büreaux, Kollegien und Aemter, alle größere Kaufleute, Banquiers und Händler und Unterhändler, alle Prokuratoren, Notarien und Advokaten haben ihr öffentliches Leben, wo man ſie ſprechen, mit ihnen unterhandeln und Geſchäfte machen kann, oder wo man vor ihnen ſeine Geſchäfte abmachen laſſen muß, zwiſchen die Stunden von acht, neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags eingeſchloſſen. Des Morgens fängt der eine früher, der andre ſpäter an zu arbeiten, doch ſelten jemand ſpäter, als zehn Uhr; aber mit dem Schlage vier Uhr muß in der Regel alles verſchloſſen und geſchloſſen ſeyn. Wie bequem und angenehm für Alte und Junge! Gerade die ſchönſte Hälfte des Pariſer Tages, den man von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts rechnen muß, behält dann ein jeder, auch der in eines andern Solde arbeitende, frei, jene ſchönſte Hälfte, worin alle Freuden und Unterhaltungen der feineren und gebildeten Leute fallen, die Zeit des Glanzes der Promenaden, der Gärten, Schauſpiele, Poſſenſpiele und Liebesſpiele. Nicht bloß die Staatsämter und Kollegien ſchließen ſich um vier Uhr; nicht allein die Herren entlaſſen ſich alsdann aus freier Machtvollkommenheit ihrer eignen Geſchäfte; ſondern auch alle Kommis, Schreiber, Komptoirbediente ſind mit dieſem Schlage frei und fließen mit in dem weiten Strome der Vergnügungen. Um ſechs Uhr heben erſt die Schauſpiele an und die Luſt der Gärten. Sie haben alſo zwei volle Stunden Zeit, zu Mittage zu eſſen, Kaffe zu trinken, ein Pfeifchen zu rauchen, ein kleines Geſpräch, oder einen kleinen Spaziergang zu halten. Nach dieſer vernünftigen Tageseintheilung der arbeitſamen und thätigen Klaſſe der Regierung und des Mittelſtandes richten ſich auch alle alte und junge Tagediebe und Müſſiggänger, die hier entweder prächtig und luſtig von ihrem Vermögen leben, oder die die Luſt, zu genießen, zu ſehen und zu gaunern hieher treibt. Dieſe ganze Klaſſe Menſchen, deren Mittagstiſch zwiſchen vier und ſechs Uhr, oft auch ſpäter, gedeckt wird, iſt gewöhnlich gut und reichlich, wovon ich unten mehr ſagen werde. Auch iſt das Mittagseſſen die Hauptmahlzeit. Die Meiſten begnügen ſich mit einigen Schälchen warmen Getränks zum Frühſtücke, wozu ſie einige Schnittchen Butterbrod, oder Brod eſſen; einige halten um zehn, eilf Uhr auch wohl ein (im teutſchen Sinn) etwas ordentlicheres Frühſtück, doch iſt dies ſelten bei Einheimiſchen und noch ſeltner bey einheimiſchen Geſchäftsleuten, ſondern mehr bei Fremden der Fall. Eben ſo ſelten iſt es bey der Klaſſe Bürger, von der ich rede, daß ordentlich zu Abend gegeſſen wird, es ſei denn, daß große und ſpäte Abendgeſellſchaften in großen Häuſern des alten Tons, oder von Staatsmänuern gegeben werden. Man kann, wenn man um fünf, ſechs Uhr wohlgeſättigt von Tiſche aufſteht, es allenfalls entbehren, es noch einmal vor dem Schlafengehen zu wiederhohlen; wer aber um Ein Uhr mit ſeinem Mittagsmahle fertig iſt, der wird mit einigen Täßchen Kaffe, oder einer Orjate und ein Paar Zwiebacken wohl ſchwerlich vergnügt zu Bette gehen. In der Regel, wenn man bei ſich keine Geſellſchaft hat, begnügt man ſich alſo, nach der Zeit der Schauſpiele, zu Hauſe oder auf einem Kaffehauſe ein wenig zu naſchen und zu löffeln, und läßt eine förmliche Mahlzeit den wenigen Gefräßigen und Ausgehungerten.

Weil in Paris eine große Anzahl der Einwohner und die meiſten Fremden auf öffentlichen Häuſern eſſen, ſo iſt hier die Stelle, davon zu reden. Faſt alle unbeweibte und junge Männer, diejenigen Bürger aus den Departements, welche hier nur auf einige Zeit bleiben, alle Fremde ꝛc. eſſen auf öffentlichen Gaſthäuſern. Nur die Verheiratheten, die noch keine eigne Wirthſchaft führen, und Fremde, welche ihre Weiber mit ſich haben, laſſen ſich entweder das Eſſen bei ſich machen, wenn dazu Gelegenheit iſt, oder von einem Traiteur hohlen; denn nur ſehr ſelten habe ich auf Speiſehäuſern Damen unter den Männern geſehen, da ſie hingegen auf Kaffehäuſern mit dieſen gleichen Schlag halten. Hier in Paris iſt alles mehr abgeſondert und alle

Zweige mehr geſchieden, als an kleineren Orten, und man hat ſelten alles ſo beiſammen, wie dort, wo man in demſelben Hauſe logiren, eſſen, frühſtücken, Kaffetrinken kann. Daher muß ich dieſe Vereinzelung etwas näher beſchreiben. Was man anderswo Gaſthäuſer nennt, giebt es hier faſt gar nicht, ſondern dieſe werden wieder in drei, vier beſondre Wirthſchaften zerlegt.

Das Erſte, was man an einem Orte, wo man ankömmt, zu ſuchen hat, iſt Quartier, wo man wohnen und ſchlafen kann. Hier in Paris thut man am beſten, dem Centro, d. h. dem Palais royal und der Gegend von ihm zu den Boulevards und dem Louvre, nahe zu bleiben. Da ſind auch die meiſten, die prächtigſten und eleganteſten Häuſer zu dieſem Behufe eingerichtet, und man hat unter ſo vielen nur die Auswahl. Vorzüglich iſt die herrliche Geſetzesſtraße, die vom Palais royal grade in die Boulevards ausläuft, damit verſehen. Freilich wohnt man in dieſem lebhaften Quartiere um mehr als die Hälfte theurer, als in andern Gegenden der Stadt; aber der Vortheil, welchen man dagegen hat, iſt auch überwiegend. Hier ſind ganze große Häuſer und Palläſte bloß zum Logiren eingerichtet, die unter dem Namen Maisons und Hotels garnis laufen. Manche derſelben enthalten nahe an hundert Fremde. Die Zimmer ſind alle aufs netteſte verſehen, mit hübſchen Spiegeln, den nöthigen Möbeln, netten Vorhängen und Betten. Das Zimmer, ſo ausgeziert und ausgerüſtet, koſtet in dem beſten Quartier monatlich zwei, drei, bis vier Karolinen, je nachdem es größer und kleiner, im erſten, zweiten und dritten Stocke, nach der Straße, oder nach dem Hofe hinaus iſt; doch kann man um drei Karolinen ſchon ein recht niedliches Zimmerchen monatlich haben. Die Beſitzer dieſer Häuſer ſchränken ſich meiſtens auf das Logiren und die Geſchäfte und Störungen, die damit verbunden ſind, ein, und haben freylich auch damit genug zu thun. Sehr wenige dieſer Häuſer ſind ſo eingerichtet, daß unten im Hauſe auch geſpeiſt wird, weil es in Paris wirklich kaum der Mühe werth iſt, in den Hôtels garnis zugleich einen Speiſetiſch zu halten, da doch die meiſten Fremden um Mittag ſelten zu Hauſe ſind und immer den lebendigſten Tiſch vorziehen. Iſt indeſſen dieſe Speiſewirthſchaft eingerichtet, ſo hält ſie doch der Beſitzer des Hauſes nie ſelbſt, ſondern hat ſie an jemand verpachtet, der für das zweite Hauptbedürfniß des Fremden, für Eſſen und Trinken ſorgt. Die Wirthſchaft im Hauſe führt mit dem Wirthe, wenn dieſer nicht ſelbſt ein großer Herr iſt, ein Menſch, den man in Teutſchland ſelbſt in den größten Städten einen Hausknecht nennen würde, der aber hier ein ſehr puteriges Angeſicht machen würde, wenn man ihn mit ſo einem Titel beehrte. In den meiſten Häuſern nennt man ihn den Hausmeiſter, auch wohl den Kammerdiener; er ſelbſt aber ſorgt dafür, ſich durch ſein Metier noch im Nothfalle einen andern geben zu laſſen; denn entweder nennt er ſich einen Pomadier — mag auch wohl ein ſolcher ſeyn — oder einen *Dégraiſſeur*, Friſeur, Parfumier, und was es leichte Titel dieſes Schlages giebt. Dieſer Hausmeiſter hat nach der Miene und Bewohnung des Hauſes, dem er dient, auch ein kleineres oder größeres Anſehen. In den beſſern Häuſern ordnet er bloß an und betreitet, ohne ſich zu den ſchlechteren Arbeiten herabzulaſſen, welche die Helfershelfer thun müſſen, die unter ſeinem Befehle ſtehen, Savoyardenbuben und andre ſchwache Mannsarme, die mit einigen Groſchen täglich für ein Paar Stunden Arbeit zufrieden ſind. In dieſen beſſern Häuſern findet ſich außer ihm auch noch oft ein Portier; in den kleinern Häuſern aber muß er ſelbſt ſchon an manches Schmutzige die Hand mit anlegen. Unter ſeiner Vorſorge ſtehen folgende Geſchäfte. Frühe werden alle Stiefeln und Schuhe derer, die ſelbſt keine Bedienten bei ſich haben, gewichſt, alle Kleider ausgeklopft und zum Lever hereingebracht, dann beſorgt er Kaffe und Frühſtück für diejenigen, ſo nicht ausgehen wollen, welches er aber nur aus dem nächſten Kaffehauſe bringen läßt. Nachmittags, wenn alles ausgegangen, werden die Zimmer ausgeſtäubt und gelüftet, die Betten gemacht, der Nachttopf und das Waſchwaſſer beſorgt. Man übergiebt ihm bei'm Ausgehen die Schlüſſel und kann alles ſtehen und liegen laſſen; denn daß ſo ein Menſch etwas bei Seite gebracht und veruntreuet hätte, ſoll faſt ohne Beiſpiel ſeyn; doch ſind ſie ihren Herren gewöhnlich durch eine Kaution gebunden, die ſie bei'm Antritt ihres Poſtens haben leiſten müſſen. Man beſtellt ferner unter ſeiner Firma die kleinen Aufträge und Beſtellungen, die man außer dem Hauſe zu machen hat, und wird nicht leicht betrogen. Er ſäubert ferner mit ſeinen Geſellen zweimal die Woche alle Zimmer im Hauſe und bonert und glättet die Möbeln und den Fußboden mit Wachs und fegt die Treppen. Gewöhnlich iſt es daher auch in dieſen Häuſern weit netter, als in andern Privathäuſern, obgleich übertriebene Reinlichkeit eben nicht ſo recht die Sache der Franzoſen zu ſeyn ſcheint. Eins iſt indeſſen in dieſen Häuſern, und auch in den beſten, ſchlecht, der Ort nemlich, wohin alle zuſammenkommen müſſen. Wenige wagen es, ſich darauf zu ſetzen, ſondern ſtehen, aus Gründen, die in Paris nicht ganz verwerflich ſeyn mögen, die aber wieder dazu beitragen, ihn noch häßlicher zu machen. In denjenigen dieſer Hotels, wo artige und wohlerzogene Wirthe ſind — denn oft iſt das ganze Haus allein dem Hausmeiſter übergeben — iſt gewöhnlich ein gemeinſchaftliches Verſammlungszimmer, wo alles bei'm Gehen und Kommen ſeine Schlüſſel hinhängt und hohlt und oft bei dieſer Gelegenheit des Zuſammentreffens ein Stündchen verplaudert und mit den übrigen Hausgenoſſen Bekanntſchaft macht. Ich verdanke dieſem Geſellſchaftszimmer, wo der Wirth gewöhnlich ſeine Miethsleute erwartet, manchen angenehmen Abend, wo wir in der maison de Bruxelles oft zwanzig Mann hoch über die Mitternachtſtunde hinaus bei einem Glaſe Wein ſaſſen und ſcherzten und ſchwatzten. Weibliche Bediente ſind in dieſen Häuſern ſelten. Was ſollten die hier auch machen? Was Häßliches von Weibern iſt dem Auge zuerſt immer unangenehm, und kann nur durch lange Gewöhnung erträglich werden, und das Schöne wird es bei ſolchen Dienſten auch nicht lange bleiben. Der Hausknecht verrichtet das Alles mit ſeinen Geſellen und Knaben und gewöhnlich iſt eine Köchin neben der Wirthin das einzige Frauenzimmer im Hauſe. Auch in Rückſicht des Einlaſſens unbekannter Weiber und Huren ſind die Wirthe in den beſſeren Häuſern ſchwierig und halten auf die Reputation, daß ſolches loſe Geflügel nicht über ihre Schwelle komme. Doch wer ſich gut mit dem Hausmeiſter ſteht, oder mit dem Thürhüter, kann ſchon ſo eine Geſellin bei Nacht und Nebel herein praktiſiren. Die einzigen, welche das Privilegium haben, immer frei aus- und einzugehen, ſind die Wäſcherinnen, deren jedes Haus ſeine beſtimmten hat, für welche es einſteht. Es ſind gewöhnlich ſolche, deren Blüthenſtaub ſchon lange abgeweht iſt und die höchſtens in Stunden der Noth und der Verirrung und in der Nacht, die manches irre macht, zuweilen noch ſind, was ſie einſt im Glanze waren. Doch habe ich immer artige, prompte, geſchickte und billige Weiblein an ihnen gefunden, die alles zur beſtimmten Stunde und ſehr nett wieder abliefern, oft auch wohl bei Gelegenheit die Addreſſen hübſcher Mädchen fallen laſſen und Modenſchneider und Modenfriſöre, Pomadenfabrikanten ꝛc. empfehlen. Ich hatte auf die Art wenigſtens ein Dutzend Addreſſen geſammelt, die ich hinter dem Spiegel meinem Nachfolger zur Benutzung hinterließ, weil ich leider in drei Monaten nicht alles benutzen und genießen konnte.

Die Meiſten, welche ſolche Hotels garnis halten, haben auch ſelbſt Pferde und Wagen und außerdem Stallraum für Fremde, die etwa Pferde mitbringen, oder ſich eine eigene Remiſe halten mögten. Der Reiſende, der etwo nur vier Wochen hier zu bleiben gedenkt, oder unter einem ſtattlichen Karakter hier auftreten will und muß, thut vielleicht wohl, ſich eine Equipage zu miethen, was man eine Remiſe nennt; wer aber längere Zeit und weniger Geld im Beutel und Adel auf dem Leibe und im Herzen hat, der kann auch ohnehin recht gut mit den Fiakern und ſeinen Füßen fertig werden. Man kann eine ſolche Remiſe, man mag ſie nun immer brauchen, oder nicht, nicht unter einer Karolin täglich haben, und doch iſt ſie noch nichts weiter, als ein bloß etwas anſtändigeres Fuhrwerk, als der Fiaker.

Man lebt übrigens unglaublich frei und ungezwungen in dieſen Häuſern, wird froh und ſchnell bedient, iſt von muntern und geſelligen Menſchen umgeben und kennt nichts von den Neckereien und Plackereien, wodurch die Italiäner einen oft außer dem Akkord noch zu hintergehen und zu quälen ſuchen. Höchſtens giebt man außer der bedungnen Miethe dem Hausmeiſter monatlich einige Franken Trinkgeld und bei der Abreiſe, wo aber für ihn auch Manches zu beſorgen vorkömmt, noch eine kleine ſilberne Erinnerung, wie es eigentlich allenthalben der Brauch iſt. Der Franzoſe iſt nicht niederträchtig und gierig; er bittet wohl oft, aber artig, und artig bedankt er ſich auch für die kleinſte Kleinigkeit; ſchlägt man ihm aber einmal etwas mit Grobheit ab, ſo kömmt er nicht leicht zum zweiten Male wieder.

Außer dieſen ganz zum Logiren eingerichteten Häuſern giebt es hier, wie in allen großen Städten, auch in Privathäuſern einzelne Zimmer und Stockwerke monatweiſe für Fremde zu vermiethen. Wenn man aber nicht längere Zeit hier zu bleiben denkt, ſo thut man nicht wohl, ſich darauf einzulaſſen, weil manches Unangenehme damit verknüpft iſt. Selten ſind die Wirthe an das freieſte und ungezwungenſte Leben und an die kleinen Unbequemlichkeiten, welche Fremde wohl verurſachen, ſo recht gewöhnt, wie diejenigen, welche täglich einen Schwarm um ſich haben; der ganze Hausſtand und die Bedienung iſt auch nicht auf den Fuß geſetzt, alle Augenblicke bewegt zu werden und auf den Füßen zu ſeyn; das Größte aber, was man entbehrt, iſt die öffentliche Geſelligkeit und das Leben der vielen Fremden unter einander, wodurch manches einem Fremden Intereſſante, was die Sitten und die Vorfälle des Tages betrifft, verloren geht. Ich rathe alſo einem jeden, der Paris wirklich kennen lernen und angenehm wohnen will, einen, oder zwei Louisd'or monatlich nicht zu achten, und ſich in der beſten Gegend in einem eingerichteten Hauſe einzuquartieren.

Wenn man ſo für das Erſte geſorgt hat, ſo iſt es Zeit auf das Zweite zu denken, nemlich wie und wo man ſeine Mahlzeiten halten will. In der Regel iſt es nicht, daß die Wirthe in den Hotels garnis einzelne ihrer Miethsleute ſpeiſen, oder daß in denſelben zugleich ein beſonderer Gaſtwirth, oder Reſtaurateur iſt; doch finden ſich einige Wirthe, die gar zu gern einen Theil ihrer Hausbewohner an den Tiſch nehmen, um auf dieſe Art für ſich ſelbſt das freie Miteſſen zu haben; aber ich rathe einem jeden, ſich darauf gar nicht einzulaſſen, noch auf das Andere, ſein Eſſen ſich holen zu laſſen; denn gewinnt er auch an jeder Mahlzeit einen bis zwei Franken, ſo iſt der Verluſt doch weit gröſſer, den er durch eine ſo unzeitige Sparſamkeit und Bequemlichkeit leidet. Wo die beſten, die beſuchteſten und eleganteſten Speiſehäuſer ſind, wo man gewöhnlich auch am meiſten bezahlen muß, dahin gehe er eſſen, und erſpare lieber an andern Artikeln der täglichen Ausgaben, um hier keinem nachſtehen zu müſſen. Dieſe beſten Speiſehäuſer ſind im Palais royal und einige wenige in der Nähe deſſelben, auch ein Paar bei den Thuilerien, z. B. Legacque, der mit den erſten im Palais royal an Eleganz und Frequenz ſeiner Geſellſchaft, wie an der Höhe der Preiſe gleichen Schritt hielt.

Man kennt dieſe Speiſewirthe unter dem Namen Restaurateur und Traiteur. Sie ſchränken ſich meiſtens allein auf das Eſſen ein, und man käme zur ungewöhnlichen Stunde unrecht, wenn man ein Glas Wein oder ein Schälchen Kaffe forderte, ja bei manchen auch, wenn man ein Frühſtück halten wollte; denn es giebt eigene Kaffés und Reſtaurateurs für die Frühſtücksliebhaber, die nemlich ein Schälchen Kaffe, oder Chokolate, oder eine Portion Thee mit einem Schnittchen Brod und Butterbrod noch nicht für ein ordentliches Frühſtück gelten laſſen. Bei einem rechten Reſtaurateur findet man von zwölf Uhr Mittags bis zehn, eilf Uhr Abends immer mancherlei Eſſen bereit. Ein Zettel ſagt, was zu haben iſt und zu welchem Preiſe die Portion, man beſtellt und erhält es in höchſtens fünf Minuten warm und friſch. Indeſſen ſind die Gäſte zwiſchen zwölf und drei Uhr Nachmittags äußerſt ſelten; zwiſchen drei und ſechs Uhr iſt die größte Frequenz und dieſe Stunden muß man alſo mithalten, wenn man wahres Vergnügen und Vortheil von der Geſellſchaft haben will. Zwiſchen ſechs und neun Uhr Abends paſſiert ſelten etwas und gegen neun ſervirt man nur für wenige Gäſte, weil wenige eigentlich zu Abend eſſen. Selten bewohnt ſo ein Reſtaurateur ein ganzes Haus, ſondern gewöhnlich nur einen Stock, wo eine gute Küche und mehrere in einander fortlaufende Zimmer mit hübſchen Möbeln, Spiegeln und Vorhängen dazu eingerichtet ſind. Tiſche, Stühle, Deckzeug, kurz alles iſt auf das netteſte geordnet und gehalten. Man bedenke allein, was ſo ein Reſtaurateur, der in fünf, ſechs Zimmern ſeine Tiſche gedeckt hat, täglich den Wäſcherinnen bezahlen muß; denn jedes Mal wird neues Tiſchzeug aufgelegt. Man bedenke, was ihm die Köche und Köchinnen, die Aufſeher, Aufwärter und Markörs koſten, um wie vieles er bei der beſten Aufſicht von ſeinen Leuten betrogen werden kann; welch eine Miethe er bezahlen muß, wenn er an einem menſchenwimmelnden Ort ſei-

Gewerbe aufgeſchlagen hat: man bedenke dieß und man wird die Preiſe, die ich angeben werde, noch ganz mäßig finden. Bei dem erſten Reſtaurateur im Palais royal konnte man für vier bis ſechs Franken, alſo für den Preis von einem Reichsthaler bis zu einem Reichsthaler zwölf Groſchen eine recht muntere und reichliche Mahlzeit halten, eine halbe Bouteille Wein und Früchte mit eingeſchloſſen. Wenn man bedenkt, daß man recht hungrig iſt, wenn man vor vier Uhr ſeit dem Sprung aus dem Bette etwa nur ein leichtes Frühſtück genoſſen; wenn man bedenkt, daß der Magen, der für zwei Mahlzeiten nur Eine hält, zu dieſer Einen reichlichen Vorrath haben will, ſo wird man dieſen Preis in Paris nicht übertrieben finden, da man in den beſten Gaſthäuſern in Städten, wie Leipzig und Frankfurt ſind, kaum wohlfeiler zu Mittag eſſen kann.

Es ſind in Frankreich und auch in Paris mehrere Kocharten im Gange, von denen die eine mehr Beifall findet, als die andre. Das muß man ihnen aber laſſen, daß faſt keine zu verachten iſt. Bey uns Teutſchen ſind die franzöſiſchen Köche berühmt und verrufen, daß ſie alles in dünne Suppen und zerfließende Speiſen zu verwandeln und aus Etwas Nichts und aus Nichts Etwas zu machen wiſſen. Aber mit dem Rufe ſteht es grade ſo, wie mit manchem andern alten Urtheile über die Franzoſen und über franzöſiſche Dinge; er iſt nur halb wahr. Wo ich auch in Frankreich geweſen bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß man allenthalben die Speiſen feſter und markiger bereitet, als ich ſie im Mittelteutſchlande, in Sachſen, Thüringen und Franken, gewöhnlich gefunden habe. Die derbſte und zugleich die leckerſte Kochkunſt iſt indeſſen die ſogenannte provenzaliſche, die viel von der italiäniſchen hat und von der ſchwebiſchen, die mit Recht im nördlichen Teutſchlande geprieſen iſt. Aber allenthalben, wo man für das Geld, was man giebt, gutes Eſſen erwarten kann, ſind die Speiſen ſchmackhaft und nahrhaft bereitet. Der gewöhnliche Wein, den man in Paris trinkt, iſt Burgunder von Volney und Beaune, der ſehr gut iſt, die Bouteille zu einem und anderthalb Franken, oder zu ſechs bis acht Groſchen. Viel theurer und ſchlechter ſind die Weine von Bordeaux, worunter man den Cahors, Medoc und Pontac verſteht, die man bei uns in Nordteutſchland viel beſſer und wohlfeiler trinkt, als in Paris. Man trinkt hier aber nie Wein, um Wein zu trinken, ſondern wie man bei uns Bier und Waſſer während der Tafel trinkt, als Aufguß der härteren Speiſen; die meiſten miſchen ihn noch mit Waſſer, obgleich das anfangs der teutſchen Kehle nicht recht ein will.

Bei den vorzüglicheren Reſtaurateurs findet man zu den gewöhnlichen Stunden immer muntere und feine Geſellſchaft. Wo man auch ſeine Stelle nehmen mag, man hat ſogleich eine muntere und ungezwungene Unterhaltung, die immer in den Schranken der Artigkeit und Anſtändigkeit bleibt und es nie vergißt, daß, wo geſittete Menſchen ſind, die Sitte walten muß, und daß ein Ort, wo jeder für ſein Geld lebt, kein Recht giebt, pöbelhaft und unhöflich zu ſeyn. Das Einzige, was meiſtens fehlt, ſind Frauenzimmer, die man nur ſelten ſieht, ein Artikel, den freilich nichts anderes leicht erſetzen mag. Sonſt kann ich für meinen Theil, und wahrſcheinlich jeder Fremde mit mir, die Aufmerkſamkeit und Aufopferung der Franzoſen nie genug rühmen. Man braucht nur ein Fremder zu ſeyn, um ſelbſt hier mancher Auszeichnungen und Zuvorkommungen von den Einheimiſchen zu genießen. Hier kann man die Kunſt der Geſelligkeit und der leichten Unterhaltung lernen, hier kann man erfahren, was es iſt, von allen Dingen unter der Sonne fröhlich und leicht, und doch nicht leidenſchaftlich und wüthend zu ſprechen, weil nichts ſo ſehr einer allgemeinen Frohherzigkeit ſchadet. Alle politiſchen Dinge, manche Tagesgeſchichten, manche Anekdoten der Freudenmädchen und Schauſpieler werden hier geſichtet; aber ſelten wird man etwas hören, woraus mit Recht eine Beſchwerde und Anklage zu machen wäre.

Es giebt auch unter dieſen Speiſewirthen manche Stufen, und von Bauvilliers und den drei Provenzaliſchen Brüdern bis zu denen in der Jakobsſtraße und an den Boulevards der St. Antonsvorſtadt iſt ein himmelweiter Sprung. Wer aber das Wörtlein Reſtaurateur über ſeiner Thür geſchrieben hat, der muß mir auch zu jeder nachmittäglichen Stunde, wo ich eintrete, Eſſen machen. Ich habe bei meinen Promenaden in der Stadt, und auch des Spionirens halber, bei allen Klaſſen hier die Probe gemacht und oft königlichen Spaß gehabt. Man komme in ſo ein Häuschen, wo der Beſitzer der Koch, der Markör und der Kellermeiſter iſt, und fordre, was man wolle, er verſpricht und hat alles; man muß ſich aber nicht ereifern, wenn man von manchem Verſprochenen nur etwas Aehnliches, z. B. für eine Wachtel ein Viertel einer Taube, für grüne Erbſen grüne Bohnen, bekömmt, oder wenn er für das Ganze nur Fragmente liefert; man muß ſich auch nicht wundern, wenn die Rechnung endlich eben ſo hoch ſteigt, als im Palais royal, denn die ſeltenen Kunden müſſen eben dafür bezahlen, daß ſie ſo ſelten ſind. Bei dieſer kleineren Gattung iſt alles mehr beiſammen; da kann man auch ſogleich ſeinen Kaffe trinken, ſein Glas Likör und Limonade fodern, ſein Damen- und Schachſpiel ſpielen.

Eine etwas andere Art, als die Reſtaurateurs, ſind die Traiteurs, obgleich jede elende Garküche, wo man Kaldaunen und Knackwürſte brät, ſeinen erſten Titel Reſtaurateur überſchreibt; denn der volle Titel der Kleineren, z. B. linker Hand auf den eliſeiſchen Feldern, lautet doch immer: Reſtaurateur, Traiteur, fait des fêtes et des noces. Ein ſolcher Traiteur bereitet auch wohl für einen und für mehrere flugs eine Mahlzeit, wenn ſie beſtellt wird, aber doch iſt er nicht ſo ſchnell dazu gerüſtet, als ein ächter Reſtaurateur, der ſich mit ſeinem Einen Titel, und mit den Geſchäften, die dieſer Titel beſagt, begnüget. Sein Gewerbe ſchränkt ſich auf eine ſtehende Mittags- und Abendtafel, mit beſtimmten Gerichten und beſtimmten Preiſen ein. Gewöhnlich hat er ſeine feſte Geſellſchaft, die zu einer gewiſſen Stunde kömmt, und dann alles bereit findet, doch iſt auch wohl für einige Fremde Platz. Weil er ſicher auf ſeine Leute und Einnahme rechnen kann, weil er nicht zu jeder Stunde die Tiſche gedeckt, und die Speiſen bereit halten muß, weil er alſo nicht ſo viele Bedienung, ſo viel Holz und Wäſche gebraucht, und von ſeinem eingekauften Vorrathe ſelten etwas verloren geht, ſo kann er viel wohlfeiler ſeyn, als die Reſtaurateurs. Dieſe Traiteurs bieten ihre Mittagstiſche mit drei Eſſen, Früchten zum Deſert, und einer halben Bouteille Wein zu anderthalb bis zwei Franken in Menge an. Ich erſtaunte über den Unterſchied des Preiſes mit den Reſtaurateurs, und glaubte, es müſſe alles recht ſchlecht, ſchmutzig und gemein ſeyn; aber die Erfahrung belehrte mich anders, als ich einige dieſer Traiteurs beſuchte. Ich fand die Zimmer, das Gedeck und die Geräthe reinlich und ſauber, die Eſſen reichlich und ſchmackhaft, den Wein mittelmäßig und zum Vermiſchen mit Waſſer gut genug, und die Geſellſchaft ganz anſtändig. Für einen Fremden aber haben dieſe feſten Wirthstafeln das Nachtheilige, daß er der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Geſellſchaft entbehrt, warum es ihm doch am meiſten zu thun ſeyn muß; und alſo muß er auch die Tiſche der Reſtaurateurs vorziehen, die einmal und zweimal ſo theuer ſind.

Die endlich für die ärmſte Klaſſe und für den eigentlichen Pöbel kochen und braten, die Garküchen und Popinen, ſind gleichfalls in Menge, wo man ſich für ſechs bis zwölfs Sols ſatt machen und noch wohl einen Schluck Wein obendrein nehmen kann. Der ſtehenden Buden auf den Märkten der Fiſchweiber und Trödler aller Art habe ich oben ſchon erwähnt, und geſagt, wie man ſich dort ſein Mittagseſſen dampfend vom Feuer holen kann. Die Pariſer Polizei iſt aber ſo gut, oder vielmehr der Sinn des Volks für Wohlanſtändigkeit ſo groß, daß dieſe ſchmierigen und ſtinkenden Fleiſch- und Bratenbuden ſich nicht an den ſchöneren Straſſen und auf den beſſeren Plätzen der Stadt zeigen, ſondern das Inkognito enger Gaſſen und häßlicher Plätze beobachten, wo auch diejenigen gewöhnlich zu finden ſind, für welche ſie das Feuer anzünden.

Auſſer allen dieſen, welche ganz öffentlich für die eiſerne Herrſchaft der Bäuche ſorgen, giebt es noch viele, die Penſionen halten. Da ſind Penſionen, die Jünglinge und Mädchen aufnehmen und ſich weiter zu nichts verbindlich machen, als ihnen Logis und Eſſen und Trinken zu einem mäßigen Preiſe zu liefern; da ſind Penſionsanſtalten für Fremde, deren Gelegenheit von zehn bis fünf und zwanzig Perſonen ſteigt. Sie geloben alle mögliche Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten, einen angenehmen Umgang, ſchönes Logis, gutes Eſſen und Anleitung, die Umgangsſprache binnen kurzer Zeit zu lernen, wenn man deren noch nicht ganz mächtig ſeyn ſollte. Auch dieſe Penſionen haben ihr Lokale meiſtens in der ſchönſten und lebendigſten Gegend von Paris gewählt. Täglich kann man ferner in den Affichen leſen, daß dieſe und jene Familie, dieſer und jener einzelne Mann und einzelne Frau einen, zwei, drei Koſtgänger, die allenfalls auch bei ihnen wohnen können, auf billige Bedingungen wünſchen. Demjenigen, welcher der Sprache noch wenig mächtig iſt, müſſen dieſe Gelegenheiten oft ſehr erwünſcht kommen. Ich wüßte nicht, wie man es beſſer anfangen wollte, um bald ſprechen zu lernen. Die gute Laune und Geſprächigkeit der Franzoſen, und noch mehr der Franzöſinnen iſt bewundernswürdig, und ihre Geduld, zuzuhören, und mit Liebenswürdigkeit Fehler und Verſtoße zu verbeſſern, unermüdlich. Es kömmt bei dieſen Anträgen und Anfragen nur immer darauf an, welchen Menſchen man grade in die Hände fällt.

Für den Magen alſo iſt in Paris gut genug geſorgt, wenn nur der Beutel gut verſehen iſt; eine andre Frage iſt, wie es mit dem Getränk ſteht? Wenn der Teutſche vom Getränk ſpricht, ſo meint er ſolches, durch welches er allenfalls mal auf dem Platz liegen bleiben kann; vom Waſſer und von allem, was wie Waſſer, bloß den Durſt löſcht, oder der geſellſchaftlichen Langenweile zu ſteuren, aus Taſſen geſchlürft wird, kann hier alſo nicht die Rede ſeyn, um ſo weniger, da von den Kaffehäuſern weitläuftig genug gehandelt iſt, und von den Waſſerträgern unten gehandelt werden wird.

Vor allen Dingen erwartet man nun wohl etwas von Weinhäuſern, Weinkellern ꝛc. zu hören — denn wie wäre es möglich, daß es dergleichen nicht gäbe in der erſten Stadt des Landes, wo der beſte europäiſche Wein wächſt? — aber ich muß leider zum voraus ankündigen, daß dieſer Artikel ſehr kahl ausfallen wird. Die Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt iſt und umgeht, verlieren viel von dem Reitze und von der Gefahr des Reitzes, den ſie ſonſt haben würden; dies iſt eine Erfahrung, die ſo alt iſt, als die Welt. Wie ſelten werden aus Kindern beides Geſchlechts, die von Kind auf in Einer Familie gelebt haben, Verliebte! Wie ſelten gilt ein Prophet in ſeinem Vaterlande etwas! Der Italiäner und Franzoſe trinkt ſeinen Rebenſaft als etwas alltägliches, und miſcht gewöhnlich Waſſer darunter; ſelten iſt er lüſtern nach ſeltenen und alten Weinen, und trinkt höchſtens ein Paar Gläſer eines edleren Saftes, ohne lange daran zu nippen. Wie ſelten ſieht man in dieſen Ländern auch einen Trunkenbold, der ſich recht hinſetzt, um zu trinken! Nur in den Seeſtädten iſt es anders durch die Gewohnheit, viel mit

Fremden umzugehen, und durch die vielen Ausländer und Nordländer, die ſich dort auch häufig niederlaſſen. Aber doch iſt dies kein Schatten von dem teutſchen, polniſchen und ſchwediſchen Leben. Je näher gegen den Norden, deſto mehr Trunkenbolde und eigentliche Säufer. Zu uns kömmt der Wein, wie eine ſüße Gabe der Götter, fernher auf Schiffen; unſer zehrenderes Klima bedarf zuweilen eines feurigern Aufguſſes auf die in der Kälte und den Nebeln erſtarrenden und erſchlaffenden Leiber; unſer Gemüth ſelbſt iſt mehr wechſelnd und unſerm Klima gleich, daher ſtürmen und lärmen wir oft ſo bei unſern Freuden und Vergnügungen, wenn der Franzoſe bei ſeiner Weinflaſche nicht frohherziger und lauter iſt, als bei ſeiner Suppe und ſeinem Waſſerglaſe. Daß ſich mehrere Leute zu Sechſen und Zwölfen zuſammenthun und hingehen, um zu probiren, wer bei'm Zechen auf dem Platze bleibt, das ſcheint ihnen eben ſo abſcheulich, als lächerlich, und von dieſen alten Sitten, die immer mehr auch bei uns veralten, heißen wir Teutſche immer noch Säufer bei den Leuten hinter den Bergen. Bei uns hält man auch, weil man den Traubenſaft aller Art mehr ſchätzt, mehr auf ordentliche Häuſer, wo er von allen Arten zu haben iſt, und läßt ſich bei einer fröhlichen Zeche ein Paar Thaler nicht reuen. Aber in Paris ſind dieſe löblichen Anſtalten gar ſehr im Verfall. Die meiſten Eingebohrnen halten nicht viel auf treffliche und ausgeſuchte Weine, oder haben höchſtens einige Sorten ſtill bei ſich im Hauſe, wovon ſie zuweilen ein Gläschen ſich und ihren Gäſten zum Beſten geben, mehr des Aufwandes, als der Trinkluſt wegen; daß ſie aber nach guten Weinen ordentlich gehen ſollten, um ſich einmal bene zu thun, wäre faſt unerhört; eher wird der Franzoſe jeder erſten glatten Dirne, jedem Gaukler nachlaufen, und die beſten Weine ſtehen laſſen, auch wenn ſie ihm umſonſt eingeſchenkt würden. Man ſollte denken, für die vielen Fremden, die Teutſchen, Engländer, Polen ꝛc. ſeine Trinkhäuſer angelegt; aber auch das iſt nicht der Fall. Die rechten Säufer der nördlichen Nationen ſind gewöhnlich die ſchlechteſten Reiſer; überdem ſind es meiſtens die höheren und reicheren Klaſſen, welche ihre Söhne ausſchicken, die auch nicht füglich ins Weinhaus gehen könnten, zu geſchweigen, daß es meiſtens Jugend iſt, die zum ächten Trinken wegen anderer An- und Abziehungen noch nicht Sitzfleiſch genug hat. Man findet hier freilich in mehreren Buden, wo Frühſtück ausgeboten wird, auch mancherlei Weine, aber dieſe ſind meiſtens ſchlecht, weil ſo wenig Abſatz iſt; und es iſt überdies nicht Mode, bloß zum Wein ſich hinzulagern, ſondern man nimmt höchſtens einige Hiebe zur Zugiſt der Speiſen. Nur in Kellern findet man die ſchlechteſten Arten für den ſchlechteſten Pöbel, und in den Spielſchlupfwinkeln wird auch der Trunk mehr ernſthaft und ſyſtematiſch behandelt, weil man vielleicht ſeine wohlthätigen Wirkungen dort kennen gelernt hat. Der eine trinkt ſich Muth, oder ihm wird Muth zugetrunken, um anzufangen, der andre ſucht in dieſem Nepenthes eine galgenfriſtende Vergeſſenheit ſeines Verluſtes und ſeiner Verzweiflung. Daß nicht mancher Teukſche und andre Fremdling in ein ſolches angebliches Weinhaus geführt ſei und noch geführt wird, um ihm durch den Trank den Verſtand, und dann durch Würfel und Karten ſein Geld zu ſtehlen, will ich nicht läugnen. Ich habe in dieſen Löchern grade die Gauner und Komplotiſten am ſchärfſten trinken ſehen, um den andern armen Tölpeln gleichen Muth zu machen. Da waren nicht bloß Weine, ſondern die derberen Mittel mancher Likóre, und die melancholiſchen Kinder Englands, Punſch und Rum und Rack. Doch dies Saufen iſt eben ſo wenig franzöſiſch, als die Niederträchtigkeit, womit hier geraubt wird.

Einen anſehnlichern Platz, als die Weinhändler und Weinſchenken, nehmen die ſogenannten Limonadiers ein, Leute, die freilich von Limonade den Namen haben, aber unter dieſem Namen gar mancherlei Artikel zuſammenfaſſen, die ein tägliches Bedürfniß des Pariſers und des Franzoſen ſind. Die beſſern Kaffehäuſer haben auch manche ihrer Sachen, z. B. Limonade, Punſch, Liköre, aber doch fehlt wieder Manches, und wer ein Liebhaber kleiner Leckereien und Stärkungen und Erfriſchungen iſt, geht wegen der größern Mannigfaltigkeit und Auswahl lieber zu einem rechten Limonadier. Sie ſind auch im Beſitz aller Arten Gefrornes, bereiten manche feinere und giftigere Geiſte und Liköre, erfinden durch Umtaufung und Umfärbung neue Getränke, verfeinern manche beliebte Waſſer noch mehr, kurz, wer das Ding nur bei dem rechten Ende anzufaſſen weiß, der verdirbt in Paris mit keinem Gewerbe ſo leicht. Was der Limonadier bereitet und verkünſtelt, liebt der Franzoſe auch weit mehr, als den reinen und einfachen Saft der Traube. Bei dem Nordländer zechen die Männer, und die Weiber trinken kaum; aber mit dem Süden wird es anders. Schon in Wien iſt die Mode allgemein, daß nach dem nachmittäglichen Kaffe auch dem jüngſten Mädchen ein Gläschen Likör gereicht wird; ſo geht es in Italien fort, und in Frankreich wird ſogleich zu jeder Taſſe ein Gläschen geſtellt, und gleich nach vollendetem Kaffe vollgeſchenkt, und die feinſte und jüngſte Dame erröthet nicht, ihr Schnäpschen wegzuſchicken. Man kann hier auch ſagen: ländlich, ſittlich. Manche Limonadiers haben ein Billard bei ihrem Gewerbe, auch wohl eine Spielbude für Hazardſpieler; aber auch bei dem ehrlichſten Verkehr werden ſie reiche Leute.

Endlich noch von den Bierhäuſern. Ich hatte wegen des Reichthums und der Wohlfeilheit der Weine davon in Frankreich nichts erwartet. In Italien kannte man es an manchen Orten nicht viel beſſer, als etwa die Römer zu Tacitus Zeit es von den Teutſchen gelernt hatten; doch war in Florenz ſchon ein Haus mit der Ueberſchrift, daß dort Weitzenbier nach teutſcher Art gebraut und geſchenkt werde. In Südfrankreich aber fand ich herrliches Bier und viele bierluſtige Trinker, wie in Nizza und in Lyon. In Paris indeſſen, dachte ich, würde es etwas zu Gemeines ſeyn; als daß ein rechtlicher Mann es ſich merken laſſen dürfe, daß er es die Kehle hinabbringen könne; aber auch hier fand ich das Bier in hohen Ehren. Freilich einige Kaffehäuſer ſind noch zu ariſtokratiſch und hochnaſig, als daß ſie dem Biere zu ſich den Zutritt geſtatten ſollten; aber die meiſten Kaffehäuſer ſchenken doch zugleich Bier, und nachmittäglich und abendlich wird es ſehr viel getrunken. Das Bier iſt ſo in Ehren, daß man es in den beſten Kaffehäuſern und bei den erſten Reſtaurateurs im Palais royal während der Mahlzeit trinkt, und niemand ſich darüber wundert, da doch in einer guten Stadt Teutſchlands jeder den Hals lang machen würde, wenn jemand an einer Gaſttafel ſich für Wein Bier geben ließe. Es wird aus Weitzen gebraut, iſt meiſtens gut, nur nicht alt genug, und koſtet die Bouteille zwei bis drei Groſchen. Wenn man in Kaffehäuſern eine Bouteille fodert, ſo wird ſogleich ein Körbchen mit Kuchen und Weißbrod dazu hingeſetzt, wovon man dazu beißt, und nachher mit der Zeche zuſammen liquidirt. So hält Mancher ſeine Mittagstafel in einem Kaffehauſe, deſſen frohem Geſichte und nettem Rocke man es nicht anſieht, daß das Glück ihn zum Schmachtriemen verdammt hat. Was man aber im Vaterlande, wo gutes und ſtarkes Bier getrunken wird, ſo viel und häufig ſieht, nemlich die dicken Bäuche und Mondſcheinsangeſichter des Gerſtenſaftes, iſt hier was Seltenes, ſelbſt in den ſchlechten Löchern und Kneipen, die man eigentlich Bierſtuben nennen kann. In jeder Bierſtadt Teutſchlands finden ſich einige Prahler, die ſich vermeſſen und allenfalls durch eine Probe erhärten, daß ſie in Einem Nachmittage 30 bis 40 Maaß Bier wegſtechen können, aber von ſolcher Prahlerei hält der Franzoſe nicht viel, noch von dem Phlegma, das ſich bei der Tonne und dem Kruge feſt machen läßt. — In dieſen Häuſern, wo man Bier ſchenkt, kann man auch Cyder bekommen, welches aber wenige Liebhaber findet, obgleich der alte Cyder dem engliſchen in Nichts nachſtehen ſoll. Es muß dem franzöſiſchen Magen doch ein zu ſchlaffes Getränk ſeyn. Den beſten und meiſten Cyder bekömmt man aus der Normandie, und auch der ſchlechteſte wird für ſolchen verkauft. Die Brüder der Engländer, die Normannen, haben in ihren Sitten, wie in ihrer Lebensweiſe, ihrem Ackerbaue und Klima, manches mit dieſen gemein. Im Ackerbau, in Weiden, Viehzucht, Obſt, trefflichen Pferden, den beſten in ganz Frankreich, wetteifern ſie mit ihnen, ſo wie ſie eben ſo arm an Reben ſind, die der Cyder erſetzen muß.

Weil, wenn man ſich recht ſatt gegeſſen und getrunken hat, man ſich gern nach einer etwas bequemeren Equipage umſieht, als nach der natürlichen ſeiner zwei Füße, ſo dünkt es mich nicht ganz ungereimt, hier Einiges von dem Pariſer Fuhrwerk anzuhängen, welches die dicken Bäuche und Wackelköpfe des Weins ſanft und ſchnell von einem Orte zum andern bringt. Von dem Glanze der eignen Equipagen, der Renner und Reitpferde läßt ſich jetzt ſo viel nicht ſagen, als wohl vor zehn Jahren, weil die meiſten Reichen doch ſo klug, oder ſo furchtſam ſind, das Licht, das ſie am Fett des Landes angezündet, unter dem Scheffel zu halten. Dies wäre auch kein rechtes Pariſer Fuhrwerk, ſo wenig als die Remiſen, die ſich manche Fremde und Beamte halten. Das rechte Fuhrwerk iſt das gemeine, worauf jeder ein Recht hat, der es bezahlen kann, und dieſes gemeine und gewöhnliche Fuhrwerk ſind die Fiacker. Einige Demokraten in Paris gingen ſtark darauf aus, in den Straßen alles zu Fußgängern zu machen, und höchſtens den ſchneckengängigen Ariſtokratismus der Sänften zu dulden, aber es iſt doch noch zu keinem Geſetze gekommen, daß kein Pferdefuß ſich auf Koſten der

Fußgänger im Kothe luſtig machen ſoll. Vormals war es freilich ſchlimm, wo der Stolz und Uebermuth der Großen, einander nicht den Schritt, ſelbſt der Pferdehufen nicht, zu laſſen, manchem armen Fußpöbel ins Gedränge, und oft zum Zerquetſchen ins Gedränge und unter die ſchnellen Räder brachte, aber von ſolchen Vorfällen hört man jetzt nichts mehr. Man ſollte alſo, da nur die Röcke und Strümpfe, und nicht mehr die Leiber und Beine bedroht werden, nicht ſo unduldend gegen diejenigen ſeyn, welche fahren können. Fiaker alſo ſind das gemeine und gemeinſte Fuhrwerk, und haben hier auch ihr urſprüngliches Vaterland, wie man behauptet. Sie ſind indeſſen für jedermann ein anſtändiges Ding, und ſind es in den neueſten Zeiten noch mehr geworden, da manche Geſetzgeber mit der Maske der populären und patriotiſchen Armuth in einem ſolchen Fiaker über die herrliche Revolutionsbrücke rollen, und von der Wache ſich präſentiren laſſen, die nach einer Stunde vielleicht dieſelben Wagen beſteigt.

Von der Zahl dieſer Miethkutſcher kann ich nichts beſſeres ſagen, als daß ſie ſehr groß iſt, weil ich genau und rund ſie nie habe erfahren können. Die Kutſchen ſind meiſtens gut und bequem, die Pferde ſchlecht, aber doch ſchnell zu laufen gewöhnt, und was braucht man mehr? Die meiſten Kutſchen ſind vierſitzig, doch giebt es auch ſechs- und achtſitzige, die mehr den Dienſt der Zeiſelwagen in Südteutſchland thun, und mit größeren Ladungen hin und her nach Verſailles, St. Germain, St. Cloud, und andern Orten des öffentlichen Vergnügens fahren. Dieſe Fiaker ſtehen nur im Glanze, keineswegs in Bequemlichkeit und Schnelligkeit, den eigenen Equipagen nach, und man kann jetzt mit einem ſolchen Geſpann vor des vornehmſten Mannes Thüre rollen, ohne daß es ſein Befremden erregt. Man kann von den Lenkern dieſer Zweigeſpanne ſagen, daß ſie ſind, wie alle Fuhrleute und Fährleute, welchſelsweiſe kriechend und geſchmeidig und derb und grob; doch haben ſie ein Point d'Honneur, dasjenige zu leiſten, was ſie verſprochen haben, und im Stolze auf dieſes Worthalten ſagte mir einmal einer: „Mein Herr, bedingen Sie nicht ſo viel mit mir; wenn ich Ihnen verſpreche, Sie zum Hauſe des Teufels zu fahren, ſo werde ich Sie dahin fahren.“ So eine gewöhnliche Fahrt in der Stadt braucht man nicht zu bedingen, man bezahlt 30, zuweilen 40 Sols, es mag eine halbe Meile oder 500 Schritt weit ſeyn. Größere Touren in und außer der Stadt thut man wohl, genau zu bedingen, wenn man nachher nicht von unbilliger Willkühr abhängen will. Man hat keinen Schaden davon, zugleich mit demſelben Fiaker auch die Rückreiſe zu verdingen, wenn man nicht über drei, vier Stunden an einem Orte bleibt. Es kann ſich treffen, daß für eine Menge Menſchen, die von demſelben Orte nach Paris zurück wollen, nur wenige Fiaker übrig bleiben. Sie merken bald, wie es ſteht, und ſteigern und ſteigern, ſo daß man endlich, wenn man nicht zu Fuße gehen will und kann, oft das Doppelte geben muß von dem, was man gewöhnlich zahlt. Doch muß ich im Ganzen die Ehrlichkeit und Billigkeit der Pariſer Fiaker rühmen.

Auch die Sänften machen einen Theil des Pariſer Fuhrwerks aus. Wer aber eine lange Tour zu machen hat, und irgend das Fahren ertragen kann, befindet ſich bei dieſen langſamen auf vier Menſchenſchultern bewegten Kaſten ſehr übel. Man findet dieſe Maſchinen ſelten bei Tage und in den lebhafteren Gaſſen, weil der Transport dort wegen des Menſchengewimmels und der Pferdefuhrwerke noch langſamer gehen würde. Die engeren und ſtilleren Gaſſen, die großen Plätze, die Abende ſind der Raum und die Zeit, worin ſich dieſe Schneckenbewegerinnen von beiden umtummeln. In dieſen ſoll manches getragen werden, beſonders in abendlicher Zeit, was nachher ſehr behend und beweglich wird, wann es aus dem unbehäßlichen Kaſten gekrochen iſt; deswegen nennt der Pariſer Witz die Sänften auch Liebespoſten. Es iſt doch traurig, daß die ſchnelle und geflügelte Liebe, die es dem Blitz und Sonnenſtrahl an Geſchwindigkeit gleich thut, ſich einer ſo langſam fahrenden Poſt bedienen muß.

Vom kleinen Volke.

Man hat durch den Lauf der Revolution in manchen Ländern ſich von dem kleinen Volke in Paris ein ſo häßliches Bild gemacht, und trägt dies blutige Bild zum Theil noch ſo friſch in ſeinem Herzen herum, daß es ſich wohl der Mühe und Menſchlichkeit verlohnt, dieſem kleinen Volke von Paris hier gleich zum Anfange eine kleine Schutzrede zu halten. In der Regel ſind den meiſten Menſchen kleines Volk und Pöbel gleich bedeutende Worte. Pöbel nennt man nun einmal alles, was keinen feſten Beſitz und keine Stimme in der politiſchen Geſellſchaft hat, was heute noch nicht weiß, ob Zufall und Krankheit morgen nicht vielleicht den Hunger zu ſeinem Geſellen machen wird; kurz alles, was von der Indüſtrie des Tages lebt, nicht viel für den andern Morgen ſorgen muß und die größern Begebenheiten der Welt nicht machen, höchſtens mit ſeiner Haut bezahlen und ein wenig darüber gloſſiren und lachen kann. Indeſſen, mit der Erlaubniß mancher hoher Häupter ſei es geſagt, unter dieſem ſogenannten Pöbel beſchämen Viele durch Thaten und Geſinnungen die, ſo hoch über ihnen ſtehen, und manche Männer, die mit an den Donnerkeilen der Herrſchaft und Macht ſchmieden und ſie halten und ſchleudern helfen. Manche inſulirte, beſtirnte und bewappente Männer gehören eigentlicher zum Pöbel. Obgleich die Meinung unſers Zeitalters was arm und elend und klein iſt, auch für ſchlecht und immer zu Ausbrüchen des Laſters und Aufruhrs geneigt hält, ob gleich eine alte durch die Geſchichte aller Zeiten und Völker lauſende Lehre warnt, nicht das Regiment und die Lenkung der Dinge in die Hände der Kleinſten und Aermſten kommen zu laſſen, wenn man nicht Verwirrung und Blutvergießen erleben will, ſo beweiſt dies doch nicht allein gegen den Pöbel, ſondern gegen die Menſchen überhaupt. Die Kleinen und Armen ſind es immer geweſen und werden es immer ſeyn, welche die Arme zum Todtſchlagen und Empören in Kriegen und Aufruhren hergeben müſſen, weil ſie bei weitem die größere Menſchenzahl in jedem Volke ſind. Sie erfechten ſo gut die opferreichſten Siege für ihr Vaterland, machen ſo gut Ströme ſchiffbar, Länder urbar, Häfen und Städte ſicher, als ſie die Fackel des Brandes und Mordes und der Bürgerzwietracht an das Herz des armen Vaterlandes halten. Sie ſind der Gährende und brennbare Stoff, der ſeinen Geiſt und ſein Feuer aus fremden Händen empfängt und unaufhaltſam und zerſtörend aufkocht und auflodert, wenn dieſe einmal in ſie hineingeworfen ſind. Die guten und die böſen Geiſter ſtehen und lauern von ferne hinter ihren Wolken und ſehen das ſchöne, oder blutige Werk in den Händen dieſer Arbeiter, die ſelten mehr Schuld haben, als der Wahnwitzige, der es nicht durch eigne Verbrechen und Ausſchweifungen ward. Man kennt ſchon mehrere der hölliſchen Revolutionsgeiſter, die in den blutigen Jahren 1792 und 1793 in Paris ſpielten, man wird vielleicht noch mehrere aus dem Dunkel herausziehen, wann in dem Laufe der Jahre die Zunge ihr angebohrnes Recht wieder bekömmt, was ſie in den erſten Stürmen nie hat. Aber es war nicht bloß der Pöbel und das kleine Volk von Paris, das ſich von dieſen blutigen Dämonen verführen und ſchrecken ließ. Aus allen Klaſſen miſchten ſich Menſchen in dieſen unreinen Strom, der bald mit Leichen blutig floß; aus allen Klaſſen erlaubten Menſchen, die mit dem Kopfe und den Armen ſteuern helfen konnten und ſollten, aus einer unbegreiflichen Sorgloſigkeit und Feigheit einer Rotte von Böſtwichtern, ungeſtraft ihr entſetzliches Henkeramt fortzuſetzen. Man weiß die Auftritte zu Verſailles und in Paris, wobei die Fiſchweiber und ihr Anhang eine ſo große Rolle ſpielten, man weiß die Septembernächte und den zehnten Auguſt, ewig denkwürdige Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei dieſen Begebenheiten der Pariſer Pöbel der einzige Handelnde? Traten nicht die Truppen, ja ſelbſt die Garden des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angeſehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Konſtitution, wovon man noch ſolche hohe Hoffnungen nährte, ſelbſt in dieſem unedlen Kampfe ihr Blut zu vergießen? Rief nicht die antikönigliche Parthei, oder vielmehr einige ſchwarze Teufel dieſer Parthei, die Föderirten aus dem Süden Frankreichs herbei, die Marſeiller und Avignoner Bluthunde? und jagten dieſe nicht alle rechtliche und wohlmeinende Bürger ſogleich von dem Schauplatze, die ſich feige entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieſer blutigen Rotte und ihren Guillotinen Preis zu geben, da ſie durch vereinte Kraft ſie gleich anfangs hätten erdrücken ſollen? Zu dieſen blutgierigen Beſtien und zu denen, die Paris ſchon hatte, geſellte ſich nun alles Böſe und Schlechte aus dem weiten Reiche und aus der großen Volksmenge von Paris, wo neben der größten Bildung auch die größte Verderbniß herrſchte. Dieſen ſchändlichen Auskehricht der Nation gewöhnte man ſich von nun an in und außer Frankreich den Pariſer Pöbel zu nennen, doch nur halblaut, denn dieſe hatten ja die Macht und kündigten ſich täglich mit der Poſaunenſtimme des Lebens und des Todes als das ſouveräne Volk von Frankreich an, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation, und alles Glück der Welt ruhe. Die Schmach der Schandthaten und des böſen Gerüchts dieſer Zeit, das ganz Paris trifft, ſollte man alſo nicht auf das kleine Volk allein werfen. Die meiſten ſeiner Klaſſe litten und zitterten dabei eben nicht weniger, als die andern reichen und guten Bürger, und man ſollte alſo nicht Einem beilegen, was alle litten und ſündigten. Mancher ehrliche und fromme Mann — es iſt doch gut, daß es noch ſolche ſtille und fromme Menſchen giebt — in meinem Vaterlande und in andern Ländern ſtellt ſich noch ſo manches vor und meint ſo manches, was doch nicht gerade ſo iſt. Er meint, die Nation müſſe auf ihren Geſichtern und in Mienen und Gebehrden das Blut und die Wuth mit ſtarken Malen gezeichnet tragen, welche die gebildetſte und aufgeklärteſte Nation Europens einige Jahre geſchändet haben. Er meint, täglich und ſtündlich müſſe man hier einem Kopfabſchneider, dort einem Blutſäufer und Herzenausreißer, hier einem Henker der Septembernächte, dort einem Prieſter der republikaniſchen Hochzeiten begegnen; aber er meint nur ſo im frommen Sinne, weil er das menſchliche Schickſal nicht kennt, noch kennen will. In ſeine meiſten Vergehungen und Verbrechen wird zur Ehre der Menſchheit und zugleich zur Beurkundung ihrer Schwäche der Menſch durch die unbegreifliche Ate hineingeriſſen, von welcher die weiſen Alten vieles zu ſagen wußten, die aber nach ihrem ſchönen Zeitalter der Dichtung und menſchlichen Entzifferung des großen Schickſals vergeſſen iſt. Wir ſind alle fehlerhaft und ſündlich, aber gottlob! bei den meiſten von uns iſt es ein Fieberwahn, ein Rauſch, der uns unvermeidlich und unentfliehbar zu ziehen ſcheint. Wir ſind doch mehr Thoren und Wahnſinnige, als Böſewichter und Schurken, die planmäßig und abſichtlich das Böſe einfädeln und weben. Man weiß, wie alles aus dem Menſchen zu machen iſt; wie er ſich zu allem gewöhnen kann, wie er, ich mögte es behaupten, zuletzt einen Menſchenkopf, wie einen Mohnkopf, abhauen kann, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Nicht alle ſind ſchuldig, die ſchlimme Dinge thun; wer ſich bewußt iſt, daß ſie ſchlimm ſind, und ſie doch thut, nur der iſt ein Böſewicht und nur deſſen Zunge muß das Böſe, womit er täglich Umgang pflegt, zeichnen. Man ſieht es wahrlich den jetzigen Pariſern, weder den ordentlichen Bürgern, noch den haus- und geldloſen nicht an, daß vor einigen Jahren auf allen Plätzen und Gaſſen Blut gefloſſen iſt, daß mancher von ihnen vielleicht das Blut mit vergießen geholfen hat. Alles iſt wieder in dem gewöhnlichen Tritt, wenn man einzelne Brauſeköpfe und Böſewichter ausnimmt, alles iſt wieder eben ſo leichtſinnig, oft eben ſo albern und ſpielend mit großen und kleinen Dingen, als es nur je vorher geweſen iſt; alles jagt wieder nach ſeinem Stückchen Brod, und wann es dieſes erjagt hat, nach einem kleinen Vergnügen auch für ſein Bedürfniß. Denn wie könnte ein Pariſer ohne ſeine tägliche Unterhaltung leben? Die Revolution hat vielleicht mehr Stille und Glanzloſigkeit in Paris gebracht, aber wahrlich keinen tükkiſchen und trüben Anſtrich in den franzöſiſchen Karakter. Es ſind, wenn man will, uns Teutſchen noch dieſelben Kinder mit allen ihren kleinen ſchuldigen und unſchuldigen Spielen, noch dieſelben liebenswürdigen Affen, die ſie nur je geweſen ſind, und wir müſſen ihnen noch eben die langſamen, ſchwerfälligen und ſelbſt bei'm Spielen ernſthaften Thiere ſcheinen, die wir ihnen immer waren. Alſo weg mit allen ſchlimmen und entehrenden Vorſtellungen von den kleinen Leuten in Paris! Sie haben mit den großen zugleich geſündigt und verbrochen, auch unter ihnen ſind Tiger und Ungeheuer geweſen; aber viel böſes Blut mit vielem guten zugleich hat das Schwert der Brüder und der Fremden abgezapft, und anderes darf doch ſo ganz ungeſtraft nicht mehr aufſprudeln.

Es giebt unter dem kleinen Volke in Paris zwei ſehr auszeichnend von einander unterſchiedene Klaſſen, eine gröbere und eine feinere, von denen die letzte zugleich diejenigen in ſich ſchließt, die man mit Recht Pöbel nennt. In jeder Sprache iſt es durch eine heilige Uebereinkunft ſancirt, nur diejenigen Menſchen Pöbel zu nennen, die keinen beſtimmten und nützlichen Erwerb haben und treiben, die von loſen Künſten der Verführung, der Gaukelei, und des Betrugs leben, die mit einer unverſchämten Armuth und Faulheit prahlen, welcher ein bischen Induſtrie doch die erſten Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen weiß; die Tagelöhner, Knechte und Arbeitsleute hingegen, welche leider in den meiſten Ländern das Schickſal haben, die ärmſten zu ſeyn, würde jeder ſich ſchämen, Pöbel zu nennen, da ſie unſtreitig die nützlichſten und verdienteſten Glieder des Staats ſind; deswegen giebt es auch in kleinen Städten und auf dem Lande keinen Pöbel. Solche Menſchen des Landes und der kleinen Städte giebt es ſelbſt in den Ringmauern von Paris; der eigentliche Pöbel mit einer Menge nützlicher Leute der unterſten Klaſſe hält ſich nur im Mittelpunkte des Gewimmels und der Verderbtheit auf. In Paſſi und Chaillot, in den Vorſtädten Montmartre, St. Anton, St. Marcel ꝛc. wohnen viele Tauſende, die nach der Stadt Paris nur in Geſchäften und an Feſttagen einmal eine Reiſe machen, in ihrem täglichen Leben ihr aber gar nicht anzugehören ſcheinen. Alle dieſe Gegenden waren duch vormals Dörfer, die nur allmälig mit dem wachſenden Koloß zuſammengewachſen und endlich, unter Calonnes Miniſterium durch Eine gemeinſchaftliche Mauer aufs engſte mit ihm verbunden ſind. In dieſen dörflichen Außengegenden der Stadt geht alles ſtiller und ländlicher her. Hier ißt man noch um zwölf Uhr zu Mittag und um ſieben, acht Uhr zu Abend; hier ſingen noch fromme Stimmen den Abendſegen und ein frommes Schlaflied, wenn dort alle Theater und Kaffehäuſer und Hallen vom wilden und taumelvollen Gebrauſe und Geſauſe der Freude hallen und klingen; hier thun ſich ſchon die Lichter aus, wenn ſie dort erſt angezündet werden; hier wird mit der Sonne ſchon manche Hausthüre und manche Werkſtätte geöffnet, wenn dort viele Tauſende ſich kaum zum erſten Schlaf nach einer durchſchwärmten und durchtobten Nacht niederlegen;

hier geht noch manches vierzehnjährige Mädchen in Unſchuld, das in dem ſchnelleren Umlauf der Menſchenreibenden Maſchine ſchon aufgerieben ſeyn und vielleicht weiter ins Hoſpital St. Ludwig und der Kapuziner geliefert worden ſeyn würde. Hier findet man nach Art der Wiener Vorſtädte innerhalb der Linien ganze mit Getreide beſäete Felder, große Kohl- Blumen- und Krautpflanzungen, geräumige Baumgärten und Kloſtergärten, deren alte Bewohner aus den entheiligten und trauernden Mauern ausgewandert ſind, die jetzt öde mit zerſchlagenen Fenſtern da ſtehen und Käuze und Fledermäuſe in die leeren Zellen laſſen. Hier wohnen eine Menge Ackerleute, Gärtner, Tagelöhner und Fabrikanten und Manufakturiſten, deren Werkſtätten an dieſen wohlfeileren und weniger bedrängten Stellen angelegt ſind. Die Krämer, Höker, Gaſtwirthe und Handwerker, die ſich hier geſetzt haben, ſtehen alle viele Stufen tiefer, als die in dem rechten Paris, obgleich ſie herrliche Aufſchriften und Aushängeſchilde mit allen Franzoſen gemein haben. Es iſt ein angenehmer Kontraſt, wenn man ſo von den Thuilerien nach dem Montmartre verſetzt wird. Da kommen ſtille und fleißige Menſchen abendlich von den Feldern, aus den Gärten und Werkſtätten zu Hauſe, grüßen die bekannten Nachbarn und ſprechen mit ihnen bei'm Vorübergehen, laſſen ſich von einem vorüberfahrenden und ſtillhaltenden Städter als eine neue Mähr erzählen, was vor drei, vier Tagen auf dem Pont neuf und um das Palais Egalité vorfiel und Paris ſchon längſt vergeſſen hat, gehen in ein Bierhaus und leſen bei einem Gläschen andächtig ein Zeitungsblatt, das zwei Tage alt iſt, und ſchwatzen nun endlich nach heißer Tagesarbeit auch ein Wörtchen über die Angelegenheiten der Nation, die keinen ſo nahe angehen, als dieſe Bürger, deren Kinder durch keine goldne Gaben und hochanſehnliche Vettern der Konſkription entgehen konnten. Nur an Feiertagen iſt hier Lärm und Freude. Viele freilich wandern dann von hier aus, um einmal das Leben auf den Boulevards, den eliſeiſchen Feldern, um die Seine und Thuilerien zu genießen. Dagegen kommen aus dem Mittelpunkte der Stadt in Fiakern und zu Fuße deſto mehrere zu einigen Gärten und Wirthshäuſern dieſer Gegenden, um, wie ſie ſagen, der Landluſt und des Landlebens einmal froh zu werden. Da läßt ſich der wohlanſehnliche pariſer Bürger einmal herab, in einer ſogenannten Dorfſchenke ſein Mittagsmal einzunehmen und einem bäuriſchen Balle huldreich beizuwohnen. Er fühlt ſich drei Köpfe höher und neun Köpfe klüger, als dieſe guten Leute, die ſeinen neueſten Lügen vom Palais royal, ſeinen Theateranekdoten, ſeinen witzigen Einfällen über die Regierung mit Erſtaunen horchen, ſeine Titusköpfige theure Hälfte verwundernd anſehen und die Schnellfüßigkeit ſeines eilfjährigen Söhnleins bei'm Tanzen rühmen. Die zum Theil recht netten, aber faſt ländlichen Gärten ſind dann offen. Man ſpaziert, man jagt ſich herum, ſpielt Kugel- und Kegelſpiel und ſo läuft der fröhliche Tag aus. — Doch die guten Leute dieſer Außenſeiten der Stadt gehören eigentlich nicht zu dem kleinen Volke, von welchem ich hier ſchreiben will, zu dem kleinen Volke von Paris, welches mit der ganzen Lebensweiſe und Tagesweiſe der reichern Welt aufs engſte verbunden iſt, von dieſer reicheren Welt lebt und durch mancherlei Annäherungen und Verſchmelzungen ſehr genau mit ihr verbunden iſt. Es ſind meiſtens ganz andre Menſchen, Landleute und Kleinſtädter, die nur geographiſch und politiſch zu Paris gehören, und denen man es nur an einzelnen verſteckteren Zügen ablauſchen kann, daß ſie einen entfernten Zuſammenhang mit dem größeren Lebensſtrudel der großen Stadt haben.

Ich wende mich alſo zum kleinen Volke des Mittelpunktes von Paris, den ich mehrmals oben ſchon beſtimmt habe, und ſage davon noch einige Worte. Manches iſt auch von dieſem unterſten Völkchen bei Gelegenheit ſchon

geſagt

geſagt und wird unten noch geſagt werden. Man erwarte hier alſo keine ermüdende Vollſtändigkeit, die Wiederhohlungen veranlaſſen und mich zwingen würde, Manches, das in einem paſſenden Gemählde ganz ſchicklich auf ſeinem Platze ſteht, etwas unbequem hieher zu zerren und lebenlos und todt ohne die Licht und Schatten gebenden Umgebungen hinzuſtellen. Der Geiſt der Vollſtändigkeit und Ordnung, der unſrer Nation rühmlich eigen iſt, wird oft ein Fehler, wo es nicht auf ein trockenes Syſtem und eine Reihenfolge mehrerer in einander greifender Glieder ankömmt. Man kann uns noch immer das Nicht zu viel hinmahlen, weil wir oft vor lauter Vollſtändigkeit nie den Faden abzureißen und das Gewebe zu ſchließen verſtehen.

Auch in der Region des rechten leibhaftigen Paris, worin ich mich jetzt befinde, giebt es unter dieſer Klaſſe erſtaunliche Stufen der Beſchäftigungen und Erwerbzweige und der daher entſpringenden Bildung und Darſtellung. Ein Trödler, ein Hundearzt, ein Schieber des beweglichen Hauſes der Göttin Kloacina hat natürlich einen weit feineren Ton, als der Waſſerträger und der, den der Engländer Goldfinder nennt und der ſein ſchmutziges Gewerbe nur bei Nacht treiben kann. Der niedrige Gauner und Gaukler und Bänkeprophet iſt natürlich in dieſer alles abſchleifenden und wegſchleifenden Stadt viel glatter und ſchlüpfriger, als der Fiaker, der ſeine Pferde ſtriegeln, und als der Kärrner, der immer um ſich ſtoßen und aus dem Wege! ſchreien muß. Man weiß, wie vieles brodloſe und faule und ausgeſtreifte und ausgekehrte Geſindel in ſo einen ſchrecklichen und ſchleußlichen Menſchenkloak zuſammenfließt, als Paris iſt; man weiß, wie es ſelbſt der beſten und wachſamſten Polizei unmöglich iſt, eine Stadt, wo beinahe eine Million Menſchen ſich zuſammen bewegt, von ſolchem heilloſen Geſindel zu reinigen. Alles dieſes Geſindel geht ſo frei mit unter dem großen Haufen, es hat keinen Willen, zu arbeiten, und doch das Bedürfniß, zu leben; es muß alſo auf Mittel ſinnen, wie es ſeine Blöße decken, ein Obdach gewinnen und eſſen und trinken mag, wenn es auch die größte Mäßigkeit gelernt hat. Man kann von dieſer kleinen Menſchenordnung wenigſtens ein Drittheil rechnen, die des Morgens bei'm Erwachen keinen Pfennig in der Taſche haben, noch wiſſen, woher ſie den Tag einen nehmen ſollen, und ihr himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Ich rede hier nicht von den Spitzbuben und Gaunern, die oft lange mit leeren Taſchen und noch leererem Magen auf die Gelegenheit lauern müſſen, die nicht alle Tage kömmt; nicht von den Glücksrittern vom Blumenfelde, die von einem Tage zum andern durch ihre goldnen Hoffnungen ſich äffen laſſen, und, ohne eben Spitzbuben zu ſeyn, durch ihr ephemeriſches und zum Spielwerk Anderer herabgewürdigtes Leben gerade keine viel beſſere Miene machen, als jene: nein, ich ſpreche von ſolchen, die freilich nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine müde macht, die aber durch kleine Dienſte und Geſchicklichkeiten doch ehrlich ihr leichtes Leben hinzubringen ſuchen. Es ſtellt ſich z. B. einer an der Straßenecke eines berühmten Platzes oder an einem Durchgange bloß mit ſeinen zwei Füßen und Augen hin und thut, als thue er dort weiter nichts, als ſo da zu ſtehen. Aber er iſt bei ſeiner ſcheinbaren Gleichmüthigkeit wie eine Falke, der ſeinen Raub nicht aus den Augen läßt, auch wenn er bloß auf den Wolken zu ſpielen ſcheint. Kaum wird er jemand gewahr, der durch ſeine fremde Miene, oder Kleidung, durch ein Paar große umherguckende Augen, durch öfteres Stillſtehen und Leſen der Aufſchriften der Straßenecken einen Fremden, oder Ausländer verräth, ſo macht er ſich artig an ihn; und iſt jener nicht ſchon gegen ſolche freundſchaftliche Angriffe durch Erfahrung bewährt, ſo müßte es ſonderbar zugehen, wenn dieſer Aufpaſſer ihm in der Nähe nicht irgend eine Rarität zu zeigen, ihm etwas nachzuweiſen, zu erzählen und vorzulügen wüßte, wofür man doch wenigſtens ſo einen artigen Begleiter, der ſchon verräth, wo ihn der Schuh drückt, einen halben, oder ganzen Franken bezahlen muß. Ein Andrer, (oder eine Andre) wählt ſich gleichfalls einen frequenten Ort und ſtellt ſich, als verkaufe er ſeidne Strümpfe, Fächer und dergleichen, worin aber ſein kleinſtes Gewerbe beſteht. Kaum erblickt er einen Vorübergehenden mit einem Löchlein im Strumpfe, kaum ein Dämchen, der ein Band, oder eine Friſirung am Kleide los iſt, ſo fährt er mit höflichen Verbeugungen an das kranke Bein und Kleid und nähet und ſteckt es ſchnell zurecht; kaum wird er eines Flecks am Strumpfe, einer Kalk- oder Puderſtelle am Aermel gewahr, ſo iſt er mit einem Fleckkügelchen und einer Bürſte bei der Hand, und reibt und bürſtet ſo mitleidig und mit ſolchen Schmeicheleien der ſchönen, durch ſolchen Mangel entſtellten Perſon, welche er unter Händen hat, daß man ihm allein für ſeine ſüßen Worte ſchon etwas geben muß. Hier ſtehen einige Träger, ihre Inſtrumente auf dem Rakken, dort halten einige Schiebkarren geduldig auf ihrem Poſten und erwarten, daß jemand ſie in Thätigkeit ſetze. Hier hat einer ſeinen Schemel mit dem Wachsfläſchchen und den Bürſten hingepflanzt und ruft die beſtäubten Schuhe und Stiefeln an, dort ſteht ein Katzenverſchneider aus, der auf buntem Papier ein kleines Gemählde der Operation zeigt. Kurz die Summe der kleinen Geſchäfte und Fertigkeiten iſt unzählig, wodurch dieſe Art Menſchen ſich ihr ſpärliches Brod verdienen. Ich werde bei der Schilderung des Lebens und Treibens auf den Boulevards mehr davon zu ſprechen Gelegenheit haben.

In dem Beſitze der feineren und zierlichern Geſchäfte, die dieſer Menſchenklaſſe anheim zu fallen pflegen, ſind in der Regel eingebohrne Franzoſen; andere Verrichtungen und Arbeiten, die etwas einträglicher, aber viel gemeiner und ſchmutziger und ſtinkender ſind, haben Ausländer an ſich geriſſen. Die Gebirgvölker ſcheinen mit der Bergmaus die Luſt des Wanderns gemein zu haben, oder vielmehr zwingt ſie oft die Noth und Armuth ihrer Heimath, einen Theil ihrer Jugendjahre, oder auch die ſchönere Hälfte des Jahres, wo die Tage lang ſind, draußen bei Fremden zuzubringen und nachher das Erworbene im Schooße ihrer Familie zu verzehren. Es ſind alſo vorzüglich Bergbewohner ſowohl aus Teutſchland und Italien, als aus Frankreich ſelbſt, welche in der Hauptſtadt ihr Heil verſuchen. Es iſt wunderbar, wie der Menſch ſich bei einem feſten Vorſatze, bei einem unverrückten Hinblick auf ein gewiß zu erreichendes Ziel halten kann. Dieſe ehrlichen und fleißigen und ſparſamen Menſchen, die in der Entfernung eine kleine eigne Hütte, ein liebes Weib und liebe Kinder ſehen, arbeiten dafür mit dem unabläßigſten Fleiße und der ſeltenſten Anſtrengung fünf, zehn, ja funfzehn Jahre, leben eingezogen und ſparſam, verſagen ſich alle Vergnügungen, die irgend etwas koſten, oder von dieſem Ziele abziehen, und bleiben unter dem verworfenſten und liederlichſten Geſindel, unter den Beiſpielen der Schande und Verruchtheit, mit welchen ſie täglich umgeben ſind, oft Jahre lang rein und unſchuldig, immer die fröhliche Zeit berechnend, wo ſie mit der kleinen erſparten Habe wieder die vaterländiſchen Berge und Thäler ſehen werden. Auch ſelbſt ihr Aeußeres behaupten dieſe eingewanderten Zugvögel meiſtentheils, und man kann ſie nicht bloß an ihrem Dialekt von den eingebohrnen Pariſern ihrer Kaſte unterſcheiden. Vorzüglich wandern viele Savoyarden, Graubündtner, Bergſchweitzer, Lothringer, Mümpelgarder, Auvergner ꝛc. ein, die ſich in manche der ſchwereren Geſchäfte theilen; doch haben manche von ihnen auch leichten und windigen Erwerb, wie es auch wohl nicht anders ſeyn kann. Feuer und Waſſer, Kloake, Laternen, Pumpen, Botſchaften gehören dieſen Fremden meiſtens ſo an, daß ſie ein Monopol darüber ſich zu erringen gewußt haben und nicht leicht einen Eingebohrnen unter ſich recht aufkommen laſſen. Manche dieſer Zweige ſind ſo wichtig und einträglich, daß ſie mehr als einmal die Unzufriedenheit und das Murren über die Bürger von Paris veranlaßt haben, daß dieſe gleichgültig in den Händen der Fremden ſehen, wovon ein Theil der eigenen Kinder der Stadt leben könnte. Es ſcheint unter dieſen verſchiedenen Landsmannſchaften gleichſam eine Uebereinkunft Statt zu finden, einander nicht ins Handwerk zu greifen, und jede beobachtet die Gränzlinien, welche die Gewohnheit und Verjährung nun einmal gezogen haben. Dies bleibt nicht bloß bei dem ganzen Haufen ſtehen, ſondern breitet ſich ſelbſt auf jeden Einzelnen aus. Jeder weiß das Poſto, das er einmal eingenommen hat, und den Zirkel, innerhalb welchem er zaubern kann; und wehe ihm, wenn er einmal weiter geht! Sollten auch Tage hingehen, wo ihm keine Kunde zuläuft und kein Sol in die Taſche fällt, ſollte er auch mit blöden Augen anſehen müſſen, wie ſein nächſter Nachbar den ganzen Tag ſchert und bürſtet und verkauft, er mukſet und weicht nicht von ſeinem Poſten, lockt nicht und ſchreit nicht eher an, als bis das Wild in ſein Gehäge hinein ſtreift: ein Point d'Honneur des Lumpengeſindels, das im ſchönſten Zuſammenhange mit dem Karakter und der Denkungsart der Nation ſteht, und das, wo es iſt, ſelbſt dem Bettler noch etwas Menſchliches läßt.

Unter dieſen Menſchen beſchäftigen die Pumpen ihre Säuberung und Reparatur, das Aufgraben der Gaſſen und das Reinigen und Legen der Waſſerröhren und Kanäle, eine große Menge, zumal da ſie im Beſitz ſind, faſt alle Häuſer täglich mit dem nöthigen Waſſer zu verſorgen. Weil aber zu ſolchen Arbeiten breite Oswaldshände und ſtarke Schultern gehören, und ſie nicht jedes leichten Springers und hüpfenden Faullenzers Sache ſind, auch Mancher ſeine feinen Hände und tanzgelehrten Füßchen zu verderben fürchtet, ſo ſind die vierſchrötigſten und rüſtigſten Leiber in ihrem einträglichſten Beſitz. Die meiſten ſind Auvergner, auch manche Lothringer und Schweitzer, und man kennt ſie nur unter dem gemeinſchaftlichen Namen Waſſerträger. Wenn man bedenkt, daß ſie auf ihren Schultern den meiſten Häuſern der Stadt ihr Waſſer zutragen, ſo ſchließt man leicht auf ihre Zahl, und auf die Derbheit ihrer Leiber; denn ein ſchwacher Rücken würde ſich unter den großen Eimern und den langen Stangen bald beugen. Dieſe Gattung iſt in dem Rufe, plump und grob zu ſeyn, und keinem leicht aus dem Wege zu gehen. Sie ſind nun einmal gezwungen, bei dem Waſſertragen nicht viel auszuweichen, und Manchen mit den Bäumen etwas unſanft von ſich abzuſchieben, und der Umgang mit dem naſſen Elemente hat es überall an ſich, die Leute etwas mürriſch und ungefällig zu machen. Aber bei dieſem Rufe, der ihnen kein Unrecht thun mag, haben ſie doch den, treue und ehrliche Bürger zu ſeyn. Sie haben den Geiſt unter ſich, jedes räudige Schaaf, das ſich eine unehrliche Handlung zu Schulden kommen läßt, ſogleich unter ſich abzuſtrafen, und auf immer aus ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen. Auch vertraut man ſo einem Waſſerträger ſein Haus und ſein Habe und Gut zu bewachen an, und es iſt faſt beiſpiellos, daß er je ſolches Vertrauen misbrauchte. Man rühmt es auch allgemein, daß dieſe fleißigen und nützlichen Menſchen bei den wüthenden Stürmen der Revolution keine Rolle geſpielt, ſondern meiſtens ſtill zugeſehen haben. Sollte der Umgang mit dem Waſſer wirklich ſo viel Abkühlendes haben? oder läßt eine beſtändige Arbeitſamkeit den Menſchen weniger leicht aus dem gewöhnlichen Gleiſe ſchweifen?

Das Pariſer Waſſer iſt während des Sommers ſchlecht, und im Winter und Frühlinge kaum mittelmäßig. Die alſo rechte Waſſertrinker ſind, laſſen es ſich aus einzelnen Brunnen der höher liegenden Vorſtädte, und aus dem berühmten Brunnen von Paſſi bringen, um welchen ganz nette Bäder mit einem hübſchen Garten angelegt ſind, die aber wenig beſucht werden. Indeſſen macht auch das Verkaufen und Umtragen des Trinkwaſſers auf den Straßen für einen ganzen Haufen Menſchen keinen unbedeutenden Nahrungszweig aus. Wo eine Menge Volks verſammelt iſt, auf den Boulevards, dem Revolutionsplatze, bei öffentlichen Feſten, laufen Hunderte mit dem Ausruf: Venés! Qui veut boire? herum, und Mancher läßt ſich ein Glas lauwarmen- und umgeſchütteten Waſſers von ſchmierigen Händen einſchenken. Gewöhnlich ſind es alte, ſchwächliche und gebrechliche Männer und Weiber, die dieſen nicht uneinträglichen Handel treiben, mit einer Waare, die ihnen nichts koſtet, als das Hohlen, einige Rückenſchmerzen, und einen etwas früher abgeſchabten Rock. Das Gefäß, worin ſie es tragen, iſt aus verzinntem Blech verfertigt, meiſtens in Cylinderform, zuweilen etwas viereckigt; es hat in der Regel an drei und drittehalb Fuß Länge, bei einer Breite von ſechs bis acht Zoll, und hängt auf dem Rücken, wie ein blinkender und oben verſchloſſener Köcher. Unten geht aus dieſem Köcher, deſſen lauer und ſchlaffer Inhalt nie Liebesgluthen entzünden wird, oft ein kleinerer Cylinder einige Zoll lang, woran eine Schraube oder ein Hahn zum Zapfen befeſtigt iſt. Sobald einer dem Schreier ſtillſteht, dreht er auf, füllt ſein Glas, das er aus einer lumpigen Taſche hohlt, und empfängt dafür ſeinen Centime, (ein Fünftel von einem Sol;) halben und ganzen Sol, je nachdem die durſtigen Kunden bezahlen. Mir iſt dieſe Art, ſich einſchenken zu laſſen, immer ſo ekelhaft geweſen, daß ich nicht begreiſe, wie man ſich nicht lieber zu Tantalus Pein hinandürſtet, als ſolches Waſſer aus ſolchem Faſſe und ſolchen Händen ſich einſchenken zu laſſen. Wenn die Hitze des Tages und Jahres am größten iſt, giebt es die meiſten Trinker. Nun denke man ſich den halbausgeſchenkten Köcher auf dem Rücken, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, die das Metall halb glühend machen; dieſes lauwarme Waſſer drinnen, das nie die erquickende Kühle eines

Quellenwaſſers gehabt hat, ſo in dem heißen Köcher umgeſchüttelt und zum Schäumen gebracht, und das die verſchmachteten Lippen hinabgegoſſen. Dieſe unkriegeriſchen Köcherträger haben bei allem dem noch manche Künſte, ſich Abſatz zu verſchaffen. Sie rufen laut aus, daß ſie dieſe und jene kühlende Eſſenz in ihrem Waſſer aufgelöſt, daß ſie das und jenes hineingegoſſen haben, ihm einen lieblichen Geſchmack zu geben, daß ſie es mit eigenen Händen als veritablen Nektar der Nymphen aus dem Geſundbrunnen zu Paſſi aufgefüllt haben, und was der Worte mehr ſind. Es hilft doch, denn die Leute drängen ſich oft um dieſen abſcheulichen Trank.

Aber nicht bloß in Köchern und Cylindern wird auf allen Märkten und Gaſſen Waſſer feil geboten. Auch unter Zelten und hinter Niſchen ſtehen alte Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, damit aus. Ich glaubte anfangs, die Menge gefüllter Gläſer und Flaſchen auf den Tiſchen enthielten Branntweine und Liköre, und ließ das noch als ein gutes Mittel gegen den Sonnen- und Magenſtich gelten; aber bald riß mich die Erfahrung aus meinem Irrthum. Es waren nemlich auf den Tiſchen alle möglichen Farben in den Flaſchen, roth, blau, gelb, und ich dachte, dies ſei ein Zuguß, womit die Liköre abgezogen ſeyen, wie z. B. Kirſchen, Pflaumen, Pomeranzen. Aber es iſt nichts, als gefärbtes Waſſer, worin ſie ein wenig Süßholz, Safran und einigen Himbeer- und Johannisbeerenſaft zerlaſſen, ohne daß das Waſſer davon einen anziehenderen und lieblicheren Geſchmack bekäme. Unter dem Tiſche ſtehen gewöhnlich ein Paar volle Eimer, woraus die Flaſchen gefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu dieſem Färben zwingt ſie wohl nicht ſo wohl der Geſchmack der Pariſer, als die Nothwendigkeit, die trübe und ſchmutzige Farbe des Seinewaſſers den Augen ein wenig zu verbergen.

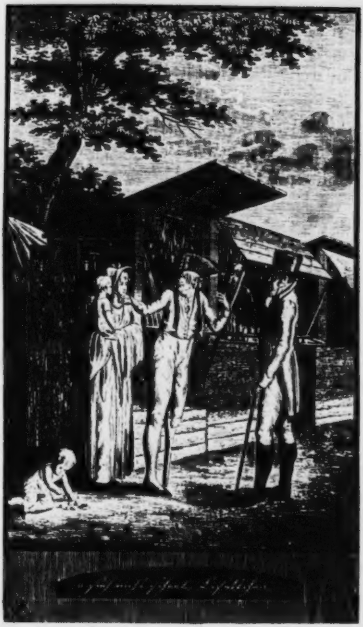
Auch zu den Laternen und deren Beſorgung iſt eine eigne Klaſſe von Menſchen beſtimmt, und auch dieſes ſchmutzige Geſchäft iſt größtentheils in den Händen der Ausländer, die ich oben genannt habe. Wer kennt nicht die berühmten Laternenpfähle mit ihren galgenartigen Armen, woran die Lampen gehängt werden? Doch iſt in manchen Gaſſen die Mode, daß an höheren Pfählen Stricke befeſtigt ſind, die von einem Pfahle zum andern queer über die Gaſſen laufen, und in der Mitte der Gaſſe das Lämpchen in der Luft tragen.

Eine eigne Art ſind die unzählige Menge Savoyarden, die ſich hier aufhalten, mehrere Jahre ein unanſehnliches und unſcheinbares Gewerbe treiben, und doch ſelten ganz leer und nackt wieder in die arme Heimath zurückgehen. Jetzt, da ganz Savoyen mit zur franzöſiſchen Republik geſchlagen iſt, haben ſie hier noch mehr Recht, als ächte Bürger des Landes, wie vormals. So ſehr ſie durch ihr treues und gefälliges Betragen ſich die Liebe der beſſern Bürger zu erwerben wiſſen, ſo verhaßt ſind ſie meiſtens den Pariſern, die mit ihnen auf derſelben Schnur ſtehen. Dieſe nennen ſie nur Juden, weil ſie gegen ihre Arbeitſamkeit, Induſtrie und Sparſamkeit nicht aufkommen können. Man glaubt auch gar nicht, wie viele Wege ſich dieſe zum Gelde der Reicheren zu öffnen, und wie ſie aus Nichts Etwas zu machen wiſſen, die ſchwerſte Kunſt, wie die gewöhnlichſte des menſchlichen Lebens, von dem Bettler unten, bis zum Thronenbeſitzer oben hinauf gezählt. Die Väter, die hier vormals ihre Laufbahn nicht unglücklich gemacht haben, ſenden im vierzehnten und funfzehnten Jahre von den kahlen Bergen ihre Söhne hieher, die oft zuerſt mit einem Leyerkaſten und einem Murmelthiere auf den Schauplatz treten. Zu allem brauchbar, laſſen ſich die Savoyarden zu allem brauchen, und wiſſen dabei doch klug genug den Charakter der Ehrlichkeit und Treue zu bewahren. Mit unbedeutenden Geſchäften, mit kleinen Dienſten und Geſchicklichkeiten, ohne ein ordentliches Gewerbe und Handwerk zu treiben, wiſſen ſie ihr kleines tägliches Brod zu erjagen. Der eine bürſtet es von den Schuhen anderer Leute, der andre ſpielt es mit Murmelthieren, Hunden und Haſen aus ihrer Taſche, der dritte erſpionirt, der vierte erläuft es ſich als Bote. Beiläufig geſagt, dieſes Amt der Unterhändler und Boten ſoll ſehr in ihren Händen ſeyn, und man weiß wohl, daß es den nährt, der es treu und klug zu treiben verſteht. Sie haben, weil die Dieberei unter ihnen ſehr ſelten iſt, und weil ſie immer Kleinigkeiten herumzutragen und zu verſchachern haben, in alle Häuſer einen ungehinderten Eintritt, und können gefährliche Botſchaften ohne allen Verdacht mit der größten Leichtigkeit herumtragen. Wer alſo etwas ausſpioniren und wiſſen will, der trägt es einem Savoyarden auf, und bringt es ſicher heraus und erfährt es, wenn es irgend ausſpionirbar und erfahrbar iſt. Wer kleine Liebesangelegenheiten auf den Händen, und ein flüſterndes Wörtchen und diebiſches Liebesbriefchen an jemand zu beſtellen hat, der übergebe es den Ohren und Händen eines Savoyardenbuben, und wenn alle Thore und Thüren Thürme der Danae und alle Augen und Ohren Argusiſche Wächter und Spionen ſind, er ſprengt und betrügt ſie. Das wichtigſte und größte Geheimniß, die verwickeltſte Geſchichte iſt bei dieſen Menſchen gut aufgehoben, und was ſie etwa einmal in der That nicht wirklich machen können, das verderben ſie doch nie durch Indiskretion und Untreue. Und bei allen dieſen Geſchäften von ſo mancherlei Art, und zum Theil mit ſo niedrigen Dingen umgehend, werden ſie ſelten zu Helfershelfern von eigentlichen Schurken, zu Kupplern, Anlockern für Spieler ꝛc. erniedrigt.

Der eingebohrne Pariſer iſt eitel, und bei aller Mäßigkeit in den kleinen Flittern und Verzierungen des Lebens üppig und verſchwenderiſch, ſo daß gewöhnlich heute zerrinnt, was er heute gewinnt; er lebt luſtig und gut, wenn er was Gutes verdient hat, putzt ſich, macht einen Spaziergang, einen Tanz in einer Schenke oder einem Garten; aber die meiſten Fremden dieſer unterſten Ordnung leben unglaublich ſparſam und genügſam. Wenn ſie nur zu ebener Erde, oder in einem Keller ein Loch haben, wo ſie einkriechen und die müden Glieder durch Schlaf erquikken und unter Obdach bringen können, ſo ſind ſie ſich zufrieden. Was haben ſie auch viel unter dem Dache zu thun, da ihre meiſte Arbeit im Freien iſt? Ja viele von ihnen leben ein rechtes Leben der neapolitaniſchen Lazaroni, obgleich kein ſo faules. Die nemlich nur den Sommer hier zu bleiben, und mit der ſchlimmen Jahrszeit wieder heimzugehen denken, ſehen ſich zum Theil nicht einmal nach einer Schlafſtelle um, oder andre, die auch hier bleiben, erſparen doch im Sommer die Miethe. Da das Omnia mea mecum porto von ihrem Kittel und ihren wenigen Sols gilt, ſo wird jede Halle, jede Bank, jeder Eckſtein, hinter welchem ſie vor den Wagenrädern geborgen ſind, ihnen ein ſicheres Bette. Wie viele habe ich oft nach Mitternacht ſo ruhig und warm ſchlafen gefunden, und oft beneidet! Keine Sorge des Geitzhalſes macht ihren ſteinernen Pfühl ihnen hart, kein raſſelnder Wagen ſchreckt die Müden auf, keine Wohlluſt peinigt ſie mit lüſternen Träumen; die Mäßigen, deren Wünſche ſelten zu Waſſer werden, haben ſelbſt die Zeit noch hinter Jahre hinausgeſetzt, wo ſie lieben, und auf einem weicheren Lager in den Armen eines Weibes entſchlafen dürfen. Leicht und wohlfeil, wie ihr Schlaf, iſt auch ihre tägliche Speiſe. Eine Fleiſchſuppe, ein Stück Braten um einige Sols finden ſie zu der Hauptmahlzeit bei jedem Garkoch, und eſſen brav Brod, Kraut und Grün dazu, und trinken ſchlechten Wein und wohlfeiles Bier. Leichter wird Frühſtück und Abendbrod abgemacht. Wenn es hoch kömmt, ſo gehen ſie in einen Keller und eſſen ein Butterbrod und eine Wurſt, oder Käſe und Brod, und trinken ein Schlückchen dazu; oder ſie eſſen zu dem Wein und Waſſer, den ſie in einer Flaſche mit ſich herumtragen, Brod mit Salat und Zwiebeln und Knoblauch und Gurken, die ſie entweder in das Brod einreiben, und ſo als Leckerbiſſen verzehren, oder mit einigen Körnern Salz beſtreut, dazu eſſen. Dabei ſind ſie zufrieden und frohes Muthes, und ſingen bei ihrem Knoblauchbrod und ihrem gewäſſerten Wein luſtiger, als der Teutſche, wenn er Magen und Gehirn mit fetten Biſſen und gutem Wein und Bier gefüllt hat.

Nicht beſſer und fetter leben diejenigen dieſer Klaſſe, die gerade in Paris nicht reich werden, ſondern, wie die Reichſten, der Jugend genießen und ſich freuen wollen. Um die kleinen Vergnügungen, welche ſie mit Recht für den Hauptzweck des kurzen Lebens halten, beſtreiten zu können, müſſen ſie oft noch mehr darben, und der Kehle und dem Magen mehr verſagen, als diejenigen, die ihr Facit darauf gemacht haben, einmal mit einem Kapitälchen aus Paris zu ziehen. Sie wollen gegen ſechs Uhr Abends, wo der Schmutz und Staub der Arbeit abgeſchüttelt wird, und die Inſtrumente ihres Gewerbes bei Seite gelegt werden, mit der beſſeren Welt doch in einer etwas glatteren Haut erſcheinen. Da muß ein netterer Rock angezogen werden, die Füße, die mit einem Feinsliebchen noch zu irgend einem Gelage und Balle wollen, müſſen ein Paar ſeidene und baumwollene Strümpfe und Schuhe mit blitzenden Schnallen bekleiden, das Haar muß gekämmt und gepudert, ein bischen Pomade und wohlriechendes Oel muß eingeſtrichen und aufgeſprützt werden, um jede Spur des ſchwitzigen und unreinen Tages zu verwiſchen. Iſt es Dekadi, oder ein anderer Feiertag, ſo muß man eine Promenade nach Prés St. Gervais, Charenton, Marly, St. Cloud, Meudon ꝛc. in einem Fiaker, oder zu Boote auf der Seine machen — denn wer könnte an einem ſolchen Tage mit ſeiner Geſellin und Tänzerin zu Fuße gehen? — und die Geſellſchaft unterhalten und traktiren; man muß ſich dabei wie ein Gentleman aufführen, ſich ein Anſehen geben und ein wenig in die Bruſt werfen, und das koſtet Geld. Wie mancher hungert hier drei, vier Tage, um den fünften einmal zierlicher leben und ſich auch einmal fühlen zu können; das kann nicht ſo leicht ein anderes Volk, obgleich es ſchade iſt, daß es das nicht kann. Wie Mancher ſpringt hier in krausfriſirten Haaren und ſeidenen Strümpfen herum, wie Mancher ſchimmert und blitzt an ſeinem Leibe vom Haupt zu den Füßen, der ein ſchlimmeres Glokkenſpiel des Hungers, als das des jüngſten Gerichts, in ſeinen Eingeweiden klingen hört! Es iſt die Armuth mit dem ſchönen Schein, worin die Franzoſen es vielleicht ſo weit bringen können, daß ſie ſich ſelbſt glückſelig täuſchen. Doch immer tauſendmal beſſer, als die Armuth, die unverſchämt mit ihrer Blöße und ihren Lumpen den Leuten vor die Augen tritt.

Ich habe oft die Feinheit und Täuſcherei dieſes liebenswürdigen Volks verlacht, womit ſie einander ganz unbefangen und doch wiſſentlich entgegen kommen. Sie ſind ewige Schauſpieler, ich nehme die unterſten und kleinſten nicht aus. Ich ſage, ich habe anfangs gelacht; aber ich habe damit aufgehört, auch hierin einen Zug edlerer Bildung zu finden und einer Schonung, die immer die erſte geſellige Tugend bleiben wird. Die Garteninhaber und Schenkwirthe empfangen mit gleicher Artigkeit den, der aus einem prächtigen Phaeton, und aus einem langſam heranrudernden Boote ſteigt, ſie bringen gleich freundlich und ſchnell, was zwei Sols und zwei Franken koſtet, danken gleich verbindlich dem, der ihnen einen Sol, und dem, der ein Sechsfrankenſtück giebt. So behandeln ſich die Leute dieſes Standes auch unter einander. Der Führer und Traktirer bietet ſeinem Genoſſen, oder Genoſſin alles mögliche Leckere und Koſtbare mit dem größten Eifer an; dieſe aber werden nie etwas fordern, was die Börſe des gütigen Freundes beängſtigt, doch werden ſie es ſich nie merken laſſen, daß ſie es aus ſo einer Rückſicht nicht nehmen. Eben ſo ſind auch der Ton und die Sitten im Umgange, bei der Tafel, beim Tanze, bei dem Zuſammentreffen mit einander. Alles iſt Freundlichkeit und Höflichkeit; niemand auch dieſes Pöbels wagt es zu vergeſſen, daß die Nation ſeit Jahrhunderten durch den Geiſt der Urbanität und Galanterie in ganz Europa berühmt geweſen iſt. Man begegnet einander mit dem möglichſten Anſtande und der größten Wichtigkeit, wie man ſie nur von der feineren Welt zu kopiren gewußt hat. Jeder Haube, ſei es die garſtigſte Hure, gebührt die erſte Stelle, das erſte Eſſen, die Achtung und Schonung, die man dem ſchwächeren Geſchlechte ſchuldig iſt. Man trinkt, man lacht, tanzt, ſingt und hüpft, aber ſelten wird es ein ſo wildes und kannibaliſches Toben und Raſen der Freude, wie man leider im heiligen römiſchen Reiche teutſcher Nation oft in Geſellſchaften ſieht, die ſich die beſſern nennen. Dieſes kleine Volk hat ſeine eignen Lieblingsörter, die es am fleißigſten beſucht, ſeine Gärten, Tanzböden, Schenken, Keller und Kaffehäuſer. Ich würde aber zu klein werden, wenn ich es durch alle dieſe mit den verſchiedenen möglichen und wirklichen Rollen durchlaufen laſſen wollte. Beiläufig wird auch davon noch Einiges vorkommen, und Einiges am rechten Orte iſt immer beſſer, als Vieles am unrechten von allen Ecken zuſammengehohlt.



Ernſt Moritz Arndts

Reiſen

durch einen Theil

Teutſchlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Vierter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

Ernſt Moritz Arndts

Reiſen.

Vierter Theil.

Ueberſchrift aller folgenden Ueberſchriften.

Ich komme immer tiefer in das innere und lebendige Leben der großen Stadt hinein und arbeite zugleich immer näher auf den Tod einer Beſchreibung hin, der man vielleicht früher ſchon ihr ſanftes und ſeliges Ende gewünſcht hat. Man weiß ohne mein Erinnern, um welche Dinge nächſt dem täglichen Brote ſich die Maſchine des feineren Menſchenlebens am luſtigſten dreht, oder richtiger, welche Dinge den meiſten Menſchen mit zum täglichen Brote gehören und eigentlich den köſtlichen Nachtiſch ausmachen, nachdem der grobe Heißhunger der Gedärme geſtillt iſt. Dieſe Dinge nennt man gewöhnlich Vergnügungen, eine Rubrik, worunter auch alles geſtellt wird, was Leute, die eben keine Katone und Platone ſind, aus ihrer Republik verbannt wiſſen wollen. Indeſſen was man ſchreit und dekretirt und moraliſirt, das Gewebe dieſer zweiten Parzen, die oft für die drei Schickſalsſchweſtern dort unten gute Arbeit machen, iſt ſo eng in die Sitten und das jetzige Leben verflochten und bewegt das Weltrad von Paris auf oft ſo luſtig mit, daß es wohl der Mühe werth iſt, hierüber noch ein wenig zu gloſſiren. Gloſſiren? nein, ſo war es nicht gemeint; nur erzählen und beſchreiben wollen wir, wie es herging und was wir ſahen und hörten. Das herumwandelnde Bild des Lebens wollen wir getreu aufſtellen, wie es von denen und an den Plätzen gezeigt ward, die am meiſten ſich den Augen zeigen und ihnen ausgeſetzt ſind. Wir wollen von Paris etwas ſagen, deswegen bleiben wir im Mittelpunkt ſeines Wimmelns und Treibens. Wer Gemälde aus der Sankt Antons- und Marcelsvorſtadt lieferte, könnte in vieler Hinſicht eben ſo gut Chartres und Vienne darüber ſchreiben, als Paris; ſo ähnlich ſind die kleinen Menſchen und Dinge ſich an den meiſten Orten. Aber in der Nähe des Pols iſt die Bewegung der Welt am ſchnellſten, weil man ſie dort gleichſam zu ſehen meint, und jeder Poliſt muß ihre Einflüſſe fühlen. In dieſer Polnähe, die aber das Beſondere der größten Hitze vor den Polen der Erdaxe voraus hat, wollen wir uns mit im Wirbel umtreiben laſſen, und was wir bei der ſchneller Beweglichkeit aller Gegenſtände faſſen können, getreu, und frommen Gemüthes wieder geben. Wenn wir nicht alles fein ehrenfeſt und teutſch aus einander und nach einander entſpringen und auftreten laſſen, ſo verarge uns das niemand. Die Unordnung hat auch ihre Ordnung in der Welt, und eben daß man von ihr immer mehr, als von der Ordnung, zu ſagen weiß, ſollte uns endlich belehren, welche von beiden ungleichen Schweſtern wohl die herrſchende ſei. Ich wäre vielleicht klüger, unſern zu früh geſtorbenen Schultz hier nicht zu nennen, weil es unmöglich iſt, daß ich bei dieſer Erinnerung nicht verlieren ſollte. So frei von teutſchem Pedantismus und von Schwerfälligkeit des Urtheils über die irdiſchen Dinge iſt nicht leicht ein Teutſcher geweſen, ſo richtig und zugleich ſo niedlich hat ſie ſelten einer beſchrieben, wenn man das Einzige ausnimmt, daß er alles zu ſehr ins Schöne mahlt und mancher Kleinigkeit einen Zauber giebt, den ſie weder hat, noch haben konnte. Man hat über viele der Gegenſtände, die dieſe folgenden Blätter füllen werden, auch von ihm ſehr lebendige Schilderungen und feine Bemerkungen. Aber auch vergeſſen, daß dieſelben Dinge ſich unter verſchiedenen Geſichtspunkten oft gleich intereſſant anſehen laſſen, wie Vieles iſt ſeit der Zeit verändert und abgeſchafft, als er Paris ſah! Damals ſaß das Haus Bourbon noch auf dem Throne ſeiner Väter, der alte Adel war noch nicht ganz zerſchmettert, das äußere Leben ging noch mehr in dem Gängelbande des Dekorums, dieſes Abgottes der Nation; dem Reichthume war es noch unverboten, auch neben den üppigſten Ausſchweifungen in gefälliger Pracht aufzutreten; die Verruchtheit und Liederlichkeit ſchminkten ſich wenigſtens äußerlich die Roſenmaske der Schaam an, die nun lächerlich geworden iſt. Doch ich denke, durch die Beſchreibung ſelbſt, ſo unvollkommen ſie vielleicht manche Erſcheinungen ergriffen hat, wird am klarſten erhellen, wie Paris vor ſechs, ſieben Jahren war, und wie es jetzt iſt. Mag man mein bewegliches Marionettengaukelſpiel beziſchen, oder beklatſchen, ſo viel kann ich ehrlich behaupten, daß alles, was ich darin aufgeſtellt und zum Spaß der achtbaren Verſammlung, die ihren Dreier gezahlt hat, vorgeführt habe, wahr und wirklich und nicht aus einem Hirnkaſten genommen iſt, der leicht einen Roman von zwanzig Bänden füllen könnte, und zwar mit Abentheuern und Geſchichten füllen, die, wenn ſie nicht alle Tage in Paris wahr werden, doch darinn wahr werden können. Freilich gilt auch hier das alte Sprichwort: Wenn Du einen kennſt, kennſt Du alle, und man braucht eben nicht nach London und Paris zu gehen um Menſchen kennen zu lernen, wenn man anders die Gabe hat, einen Karakter beurtheilen zu können; aber doch was ſieht und hört man lieber, als die Thorheiten und Spiele ſeines eignen Geſchlechts, wenn man ſie auch tauſendmal geſehen und gehört hat? Das Puppenſpiel in einer Dorfſchenke und die umziehende Ziegeunerin in einem Bauerſtübchen ſind mit der pariſer Oper und der erſten Hure des Palais royal verwandter, als man beim erſten Blicke glauben ſollte. Ueberall dieſelben Kräfte, nur nicht allenthalben derſelbe Umfang, worin ſie umlaufen und ſpielen können.

Ich will von den vielen Spielen, von denen ich ſprechen muß, mit dem eigentlichen Spiele den Anfang machen.

Spielhäuſer.

Dieſer Spielhäuſer, Schlupfwinkel, Keller, tripots und anderer Löcher giebt es hier eine große Menge und wird es immer geben, wenn man auch Galgen und Rad für diejenigen hinmahlt, die die Karten beugen und die Würfel aus der Todesurne des Trichters oder dem Glückstopfe der flachen Hand ſchnellen. Unſere neuen kantiſchen und hyperkantiſchen Aeſthetiker haben viel von einem Triebe zu ſagen gewußt, den ſie Spieltrieb nennen, und behauptet, wer dieſen Trieb recht habe, und zu gebrauchen wiſſe, der könne flugs ein Spielmann, wie Göthe und Ariſtophanes, werden, aber über den Spieltrieb, der die Bedlams und la Forces bevölkert, haben ſie leider wenig geſagt. Indeſſen hoffen viele Patrioten und Kunſtgeſinnte große Dinge dafür von der jetzigen franzöſiſchen Regierung, die beſtimmt zu ſeyn ſcheint, dieſen Spieltrieb aus ſeinen Grundtiefen zu erſchöpfen und uns endlich auch über ihn ein beſtimmtes Reſultat zu geben. Wenigſtens thut ſie alles, was ſich ſchicklich thun läßt, dieſen Trieb zu ermuntern, und muß darüber von denen, die von ihm nicht ſo gut denken, oft bittere Dinge hören. Die vornehmſten Plätze, wo dieſes Höllengericht über die Beutel und über die Herzen gepflegt wird, ſtehen im öffentlichen Schutze und bezahlen dem Direktorium und den Repräſentanten, die ſie bei Gelegenheit ſchützen, unter der Hand anſehnliche Summen, die einige Schreier darüber auf 70000 bis 80000 Franken jährlich ſteigen laſſen. Dergleichen kann man nun freilich ſo genau in runden Zahlen nicht beſtimmen, aber man ſchließt nach dem Erwerb des Unternehmers und nach der Oeffentlichkeit, womit er ungeſtraft ſein Werk treibt, indem die Polizei, die wohl einmal die kleineren Meſſer ausſtöbert, ihm mit zugedrückten Augen vorbei geht. Dieſe Beſchuldigung wird noch dadurch beſtätigt, daß die Regierung bei dem öffentlichen Geſchrei und den Anklagen taub und unthätig iſt, wodurch man ihr zeigt, wohin ſie ihren Wetterſtrahl richten ſolle. Doch kam die Sache, weil es zu arg ward, einige Male im Rath der Fünfhundert vor, und ich ſelbſt habe einmal darüber diſkutiren hören, ohne das etwas entſchieden ward. Doch war mir die Meinung eines Geſetzgebers zu ſchneidend, als daß ich ſie nicht anführen ſollte. Er behauptete: die ganze Sache ſei zu klein und unbedeutend, als daß ſie überall in einer ſo großen Verſammlung vorgetragen werden ſollte. Die Bürger ſeien überdas genug mit ihrem Gelde durch nothwendige Geſetze eingeſchränkt. Man ſolle ihnen doch dieſes einzige Mittel laſſen, damit ſpielen zu können, damit ſie es deſto mehr wie einen Quark anſehen lernten, was täglich einen neuen Beſitzer erhalten könnte, ohne daß der Bürger dadurch an ſeiner Würde verlöre. „Denn kurz, rief er aus, es iſt der erſte Grundſatz der Demokratie, daß die Armen die beſten Republikaner ſind; was alſo arm macht und das Geld verachten lehrt, ſollte das ſo abſcheulich ſeyn, als man uns einbilden mögte.“ — Ich möchte ſehen, welches irdiſche Ding ſich auf dieſe Weiſe nicht im Ernſt, oder Scherz vertheidigen und blank machen ließe. So könnte man eben ſo witzig ſagen, im Staate müſſe überall keine Ehe, ſondern die Weiber Gemeingut ſeyn. Wer ſein Herz zu feſt an ein einziges Weib binde, verliere die Energie zu ſterben fürs Vaterland und ihm allein anzuhängen. Alſo ſeien die Huren von großem Nutzen, weil ſie durch Ableitung der ehrlichen Liebe die Herzen fähig machen, auch noch für andere Triebe und Anhänglichkeiten Raum zu behalten.

Bei aller Ungeſtraftheit und Sicherheit indeſſen, deren die Hauptſtapelplätze des Verderbens jetzt hier genießen, ſind ſie doch ſo verſchämt, daß ſie meiſtens einige Mannslängen unter der Erde, oder in den abgelegenern Winkeln, oder endlich in den Stöcken der Häuſer ihr Weſen treiben, die den Sternen am nächſten ſind. Die Nacht, die alles Schlechte, wenn es nicht das höchſte Maaß der Verruchtheit angenommen hat, in ihre verbergenden Schatten nimmt und denen, die noch roth werden können, das Erröthen erſpart, iſt auch hier die mitleidige Hehlerin der Diebſtähle, die oft in wenig Augenblicken eine wohlhabende Familie ins Elend ſtürzen und einen Jüngling, der noch geſtern den Kupplern Verdienſt gönnte, zwingen, heute ſelbſt ſchon den Kuppler zu machen. Wer ſich ein wenig in der Welt umgeſehen hat und nur einige Male mit in dem Taumel und Strudel geweſen iſt, in welchem die die ſchöne und reiche Welt rundläuft, der weiß auch, daß kein Geſchlecht von Schurken und Betrügern ein bunteres und mannigfaltigeres Proteuskleid anzuziehen weiß, als die Spieler von Profeſſion. In allen nur erdenklichen Geſtalten und Masken treten ſie auf und wiſſen für jedes lüſterne Vögelchen ein anderes Lockungsliedchen anzuſtimmen, bis ſie ſie endlich ins Garn und auf die Ruthen locken. Für jeden werfen ſie einen beſondern Köder aus und wiſſen ſo nach dem großen Weltſyſtem das Verſchiedenſte zur Einheit zuſammen zu bringen. Sie machen bei den Unerfahrnen und Argloſen ſelbſt nur die Lehrlinge oder Dilettanten, ſprechen von dieſem und jenem Orte, wo es ehemals luſtig hergegangen, wo ſie frohe Geſellſchaft, ſchöne Mädchen, ein muntres und ehrliches Spiel angetroffen, zeigen wohl auch wie von Ungefähr Denkmale des Siegs, den ſie, ſelbſt noch Neulinge, dort haben erfechten können, und rathen, wenigſtens einmal ſo einem Leben mit zuzuſehen. Man braucht ja nicht zu ſpielen, man kann trinken, mit den hübſchen Mädchen ſcherzen, oder allenfalls unter ſich ein kleines Spiel machen, wobei nichts zu verlieren iſt. So iſt die Einleitung; doch wohl dem, der die Nutzanwendung nicht mit der Ruhe und dem Glücke ſeines künftigen Lebens bezahlen muß!

Die vornehmſten Spielplätze brauchen dieſe Einladungen und Lockungen am wenigſten. Sie ſtehen durch ihren Ruf, durch die Berge Goldes und Silbers, die dort aufgeſchüttet liegen, und durch die vornehmere und reichere Welt, die ſie beſucht, ſie ſtehen ferner durch eine gewiſſe öffentliche Ehre, weil jeder ſie weiß, und immer frei aus- und eingeht, ohne daß ihm einer der Polizeiſpione folgte. Ich habe von dieſen mehrere in und um das Palais royal beſucht, um zuzuſehen und in der Natur zu ſehen, was ich in der Kopie Lichtenbergs und Hogarths oft ſchon bewundert hatte. Man konnte ſich hier bei einem Täßchen Chokolate, oder Gefrornes ruhig hinſetzen und von ferne die Wirkungen des metalliſchen Magnetismus und die metalliſchen Leidenſchaften ſehen, die aus ſeiner Manipulation entſpringen. Zugleich waren dieſe Oerter intereſſant, weil ſie ſo manche von den Dieben Teutſchlands und Italiens zeigten, die hier zum Theil ausſpeien (regorger) mußten, was ſie dort zu heißhungrig verſchluckt hatten, Generale, Commiſſäre, Poſtbeamte, Couriere, und wie die Nation dieſer Spitzbuben ſonſt noch heißt. Auch wohl einzelne alte reiche Weiber der alten Zeit — denn in der neuen ſind wohl eben die alten Weiber nicht reich geworden — waren mit ihren ſchützenden Begleitern am Spieltiſche zu ſehen. Selten aber waren die jungen hübſchen Lockvögel, die in einem Blumenſtrauße das Symbol anderer feiler Gaben herumtrugen. Es ging hier dem Aeußern nach gewöhnlich fein und anſtändig her und man verlor und gewann mit Manier, denn nur dadurch konnten ſich dieſe Anſtalten des allgemeinen Vergnügens halten. Die Wirkungen der nächtlichen Sitzungen außer den vier Wänden der unterirdiſchen Keller hatten ſie nicht mehr zu verantworten, wodurch vielleicht mancher Tolle nach Bicetre und mancher Verbrecher nach la Force abgeliefert worden iſt. Ein einziges auffallendes

Abentheuer aus dieſen vornehmeren Spielhäuſern erinnert ſich mir, welches auch laut in allen öffentlichen Tagsblättern erklang, in herumgetragenen Blättchen für einen Sol erbaulich als ein ſchreckliches Mährchen feil geboten ward, und als ein warnendes Beiſpiel zur Ermahnung und Beſſerung des Volks und der Jugend an allen Kolonnen der Portiken des Palais royal zu leſen war. In dem Keller des Caffé philarmonique, einem der vornehmſten Spielplätze im Palais royal, hatte ſich ein junger Kaufmann von Bordeaux mit einigen tauſend Korolinen verirrt, die er für ſeinen Vater einkaſſirt hatte, und mit denen er den folgenden Tag abreiſen wollte. Er gerieth ins Spiel, gewann anſehnlich, ward dadurch keck, riſkirte und verlor das Gewonnene und alles, was er am Leibe trug. Verzweifelt und von ſeinem Unfall wie wahnſinnig und trunken taumelt er von der offenen Hölle weg, die ſein Gold verſchlungen hat, findet die Treppe, ſteigt einige Stufen hinan, zieht eine Piſtole aus der Taſche, drückt ſie aufs Auge und ſtürzt mit zerſchmettertem Gehirn rücklings unter die Verſammlung unten. Dieſe legt ihn bei Seite und fährt — ſo erzählen es alle Stimmen — luſtig zu ſpielen fort. Dieſer tragiſche Jüngling hatte wirklich ſo viel Lärm gemacht, daß darüber das Ding vor den Fünfhunderten verhandelt ward; doch ſo, daß auch dabei gar nichts herauskam, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Man kann wohl ſagen: geſchieht dies am grünen Holze, was wird am dürren werden? Und wirklich ſteht es in den Spielneſtern der zweiten, dritten und vierten Klaſſe ganz anders und dieſe geben alſo auch ein ganz verſchiedenes Gemählde, welches ich theils nach meinen eigenen Augen, theils nach den Angaben derer entwerfen werde, die keinen Grund in ſich und in mir hatten, zu lügen.

Alle dieſe folgenden Winkel und Löcher, wo geſpielt wird, haben anfangs gar keine Miene der Spielhäuſer, ſondern zeigen ſich in ganz andern Geſtalten und für ganz andre Bedürfniſſe. Zum Theil ſind es Keller in abgelegenen Straßen, wo man bei mancherley Weinen und kleinen Leckereien alle mögliche verbotene Brochüren, Zeitungen und auswärtige und einheimiſche Papiere findet; zum Theil ordentliche Kaffehäuſer und Buden der Limonadiers, die aber verwandelt werden können, endlich Privatſchlupfwinkel, wohin Huren und eine Bande maskirter Spitzbuben auf verſchiedenen Wegen Jünglinge und Graubärte zu verlocken wiſſen, und woraus der Vogel ſelten ungerupft entkömmt.

Es geht hier, wie in der ganzen Welt, alles fein leiſe und allmählig, ſo daß der Unerfahrne nichts merkt; und alles fein ſchnell und keck, ſo bald es zu ſpät iſt, etwas zu merken. Von allen dieſen verſchiedenen Arten, die Leute zu verblenden und zu betrügen, iſt unſtreitig die letzte Art die gefährlichſte, die ſich zugleich durch ihre Feinheit und Allenthalbenheit des Orts faſt immer vor den Armen einer Polizei zu retten weiß, die ſonſt, wo ſie darf, was ſie immer dürfen ſollte, nicht zu den ſchlechteſten gehört. Eine Bande von Spitzbuben beides Geſchlechts thut ſich zuſammen, oft 40 bis 50 Perſonen ſtark, und treibt ihr Weſen ſehr fein. An allen Orten, wo die junge und fröhliche Welt ſich umtummelt, wo die thörigten Fremden ihre Federn für die Leimruthen ausſpreiten, findet ſie ſich in verſchiedenen Geſtalten nach den Umſtänden ein und ſpielt ihre Rollen meiſterhaft. Der eine will den Abend eine frohe Geſellſchaft, der andre ein Spiel, der dritte Scherz mit Weibern, der vierte eine ſchöne Beiſchläferin; alles das können die verſchiedenen fähigen Subjekte ihnen bieten. Für die öftere Veränderung des Lokals iſt geſorgt, damit man ihnen nicht leichtlich zu dicht auf die Spur komme; dazu dienen theils die eigenen Logis, die ſie für dieſen Behuf bequem an bequemen Orten gemiethet haben, theils auch gewiſſe allgemeine Tummelplätze, die ihnen ihre Helfershelfer für die reiche Spekulation einer heilbringenden Nacht einräumen. Der geladene Gaſt, der einmal einen muntern Abend und eine Nacht mit Becherklang haben will, findet ſich mit dem dienſtfertigen und artigen Freunde, den er ſo leicht erworben hat, mit Einem Male, in einem feinen und äußerſt eleganten Zirkel von Herren und Damen, die ſich um die Wette beeifern, dem eitlen Jüngling, oder dem erſtaunten Fremdling viel Schmeichelhaftes und Verbindliches zu ſagen. Man ſchwatzt einige Stunden angenehm hin, ſetzt ſich an eine reiche Tafel und genießt des trefflichen Weines und der ſüßen und freigebigen Blicke der reitzenden Heben zur Fülle. Wie von ohngefähr wird ein Spiel vorgeſchlagen, nach dem das Gehirn von Wein und Liebe benebelt iſt; die Schönen ſelbſt fordern dazu auf; ein ganz kleines ſoll es ſeyn, bloß zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe. Man iſt ſo galant, ihn allenfalls ein wenig gewinnen zu laſſen, trinkt und liebäugelt dabei fleißig, und müßte es ſehr unglücklich treffen, oder mit einem alten Fuchs und Stock zu thun haben, wenn der entzückte und berauſchte Gaſt nicht endlich bei einem kleinen Pharao und trente et quarante zum Schluß alles verlieren, ſich trunken heimführen laſſen und den folgenden Morgen, ſpät erwacht, ſich fragen ſollte, wo er geſtern geweſen und wo er ſeine ſchönen Dukaten und Louisd'or gelaſſen. Gelingt dies nicht das erſte Mal, oder ſoll es das erſte Mal nicht gelingen, weil man vielleicht feines Spiel nöthig hat, ſo muß der Lüſterne gewiß das zweite, dritte und vierte Mal Haar laſſen. So geht es dem, der ſich nach einem ſchönen Weibe gelüſten läßt, wenn er nicht weiß, daß die Gegend ihres Taubenſchlages ſicher iſt. Sie hält ihm das Paktum, aber er müßte ſehr ſchlau, und, was mehr iſt, ſehr tölpiſch und unartig ſeyn, wenn er ſie nicht in dieſe und jene feine Geſellſchaft, von der ſie Wunder rühmt, führen ſollte. Oft macht ſie dies gar zur Bedingung des Genuſſes vor dem Genuſſe nach dem bekannten juriſtiſchen: facias, ut dem; oder verheißt ihm eine ſchönere Spätnacht nach der erſten, wann ihre Lebensgeiſter durch die Freude der Geſellſchaft aufgelebt und mehr erquickt ſind. So tritt er denn mit ſeiner Freundin ein und findet alles vorbereitet, beide allerliebſt zu empfangen. Es iſt eine Geſellſchaft junger und froher Welt, wie ſie von ihrer Bekanntſchaft zu erwarten war. Man genirt ſich nicht, ohne doch ganz der Anſtändigkeit zu vergeſſen, deren äußere Kruſte auch bei dem verächtlichſten Franzoſen ſo leicht nicht abbröckelt, als bei andern Völkern. Kaum aber hat die Tafel einige Stunden die Magen gefüllt und die Köpfe berauſcht, ſo gießt ſich auch die bacchiſche und cytheriſche Begeiſterung über alle aus. Man thut was dem Herzen gelüſtet und alle Spiele der Ausgelaſſenheit beginnen, indem die liſtigen Gauner und die ſchmeichelnden Gaunerinnen ſo für das rechte Spiel vorbereiten. Verfängt dies alles nicht bei allen und kann man den Vogel nicht mit einiger Manier abpflücken, ſo läßt man ihn diesmal noch los und fängt ihn vielleicht ein anderes Mal ſicherer ein. Scheint es aber gewagt, ob er wiederkommen werde, ſo ſpannt man alles an, ihm durch Wein und Wohlluſt ſeine Beſinnung zu rauben. So findet ſich Mancher aus den glühenden Armen ſeiner Schönen, oder aus dem taumelnden und toſenden Bacchanal auf der Gaſſe in einer unbekannten Gegend, und hat nichts weiter mitgebracht, als was man ihm nicht gut nehmen konnte, wenn man ihn nicht das Feigenblatt ſuchen laſſen wollte. Selten hingegen kömmt es zu dieſen letzten Extremen. Es müßte Schade ſeyn, daß die Aufmunterung einer fröhlichen Geſellſchaft, worin er oft unbefangen tritt, daß ein Paar blitzende Augen, denen der Wein als Folie unterliegt, und ein Paar ſchmeichelnde Lippen nicht die Gewalt haben ſollten, ihn mit ins Spiel zu verwickeln. Der Rauſch, oft auch die falſche Schaam laſſen ihn nicht wieder umlenken; er ſieht ja, wie freigebig die andern Herren mit ihren Louisd'or und Dukaten ſind, wie ſie ſich Glück wünſchen, alles an eine ſchöne Geſellſchafterin, oder im Vertrauen auf ihr glückliches Daumenhalten zu verlieren, wie ſollte er ſo albern ſeyn, ſich merken zu laſſen, daß er ohne ſeine Börſe und ſeine Ringe und Uhren weniger vergnügt zu Hauſe gehe! Man tröſtet ihn damit, daß ein anderes Mal ſchon Gelegenheit ſeyn werde, die Scharte wieder auszuwetzen und beſtimmt ihm Tag und Stunde und den Ort, wo man ihn abhohlen wolle. Kömmt er, ſo lacht man; kömmt er nicht, ſo lacht man auch. Er mag ſich alle Haare aus dem Kopfe rauſen, es fallen keine Goldgülden mehr heraus, wie zu den Feenzeiten.

Eine kleine Geſchichte hievon zur Probe, wie ſie mir ein hübſcher junger Kaufmann aus Mainz erzählte, der mit mir Zimmer an Zimmer wohnte. Er ward krank und ich beſuchte ihn oft, weil er mir in den erſten Tagen meiner Ankunft viele Gefälligkeiten erzeigt hatte. Seine Krankheit war von der Art, worüber man in kleinen Städten noch ein Kreuz ſchlägt, mit denen aber in großen mancher Milchbart prahlt, wie ein friſcher Soldat mit Narben, die er vielleicht von einem Bierkruge, oder einer Bouteille erhalten hat. Denn es wäre doch ſchlimm, beinahe mit dem Barte fertig zu ſeyn und noch nicht ſolche rühmliche Zeichen empfangen zu haben. Mein Mann indeſſen prahlte nicht und ſchämte ſich ſogar vor mir ein wenig, da wir vorher ruhig ſolchen Schlachtfeldern mit einander zugeſehen hatten, ohne daß uns die Begierde hingeriſſen hätte, unſre Haut dabei feil zu bieten: Ich war, erzählte er, im Vaudeville-Theater und fand mich bei einem feinen Frauenzimmer ſitzend, die, der Teufel weiß, wie, — indeſſen muß er es wiſſen, weil er ſie ſicher neben mir pflanzte — mir etwas angewann. Sie war lange ſtill und ſchlug ihre ſchönen ſchwarzen Augen nieder, wann ſich die meinen zu ihr wandten. Alles plapperte und kicherte vor und neben uns, ſie ſchien nur für ſich und mit den Spielern beſchäftigt. Dies ſeltne und teutſche Weſen in Paris reitzte meine Neugier. Ich fing an, mit ihr zu ſprechen, ſie erröthete und gab wenige Worte und antwortete nur zuweilen mit einem beſcheidenen Nicken, oder Seufzer. Je mehr ſie ſich zurückzog, deſto höher ſtieg meine Ungeduld. Das Stück war geendet, ſie ſtand ſchnell auf und miſchte ſich ins Gedränge. Ich verlor ſie durch einige Eindringende und fand ſie nur mit Mühe wieder und bot ihr meinen Arm, um ihr herauszuhelfen. Draußen, als ſie Miene machte, gleich fortfahren zu wollen, bat ich ſo lange, daß ſie mit in einen Kaffe ging, und ſich einige Erfriſchungen gefallen ließ. Aber auch da wollte ſie nicht halten. Ich bat umſonſt. Sie ſagte, ſie müſſe in eine Geſellſchaft, worin ihr Bruder ſich befinde; indeſſen möge ich ſie hinführen. Ich ſtieg mit ihr in einen Fiaker und ſie ſagte dem Kutſcher Beſcheid. Unterwegs erfuhr ich mit Mühe, ſie ſei eine Gräfin, deren Aeltern beide zu Nantes unter der Guillottine gefallen. Nur erſt vierzehn Tage halte ſie mit ihrem Bruder ſich hier ziemlich verborgen auf und ſuche in der Menge und an einem abgelegenen Orte ihr Unglück zu verſtecken. Die Geſellſchaft, worin ſie dieſen Abend ſeyn werde, beſtehe aus ähnlichen Genoſſen des Unglücks. Dieſes alles, mit einem Tone von Unbefangenheit und Gefühl geſagt, deſſen ich hier nicht gewohnt war, reitzte meine Begier und meine Theilnahme. Aus dem Begleiter wünſchte ich ein Theilnehmer der Geſellſchaft zu werden, ſie machte Bedenklichkeiten, bis wir hielten. Man empfing ſie prächtig. Ich beurlaubte mich und gab dadurch Gelegenheit, daß ſie erzählte, wie ich mich ihrer angenommen, und nun waren einige Herren, die ſie empfangen hatten, gleich ſo artig, mich nicht für tant d'honnêtetés, wie ſie meinten, weglaſſen zu wollen, ohne den Abend mit ihnen zuzubringen. Ich blieb gern und meine Unſchuldige ſchien ſelbſt froh, daß ſie mich nun behalten durfte. Man führte uns in einen prächtigen Saal, wo einige zwanzig Perſonen, Herren und Damen verſammelt waren. Sie ſtellte mich ſogleich ihrem Herrn Bruder, dem Grafen, einem feinen jungen Manne, vor, und aus der Unterhaltung hatte ich es bald weg, daß ich hier unter lauter Comtes und Marquis und ihren Weibern, Töchtern und Schweſtern ſei. Man ſagte mir endlich auch im Vertrauen, man ſei genöthigt, ſich und ſeinen Stand ſo zu maſkiren und die verſteckteſten Gegenden der Stadt zu wählen und ſelbſt dieſe noch oft zu verändern. Manche Dinge hätten mir die Augen aufthun müſſen, aber ich ſollte verblendet ſeyn, und meine kleine Hexe that alles Mögliche, dieſe Verblendung nicht aufhören zu laſſen. Wir aßen und tranken weidlich und durch ihre Aufmunterung, die neben mir ſaß und immer fröhlicher ward, trank ich doppelt. Nun ward es lauter und munterer. Ich hörte es nur um mich toſen und klingen und labte und hing von und an den Blicken meiner Zauberin; ja ich ward ſo kühn, ſie einige Male zu küſſen, wobei ſie ſchalkhaft ſagte „il faut boire, Monsieur, et pas baiser“ und mir einſchenkte. Ich befolgte die erſte Ermahnung nur zu getreu, ohne der zweiten zu gehorchen. Mein Verſtand muß rundgegangen ſeyn mit mir. Daß wir aufſtanden, daß Spieltiſche gebracht wurden, daß ich mit meinem Kinde in Einer Partie war und ſie noch oft küßte, ſchwebt mir noch wie im Traum vor. Wollte Gott, ich hätte bloß im Traum geſpielt und geküßt, ſo müßte ich hier jetzt nicht ſo leck vor Anker liegen. Wie ich fortgekommen bin, das weiß ich nicht, nur dünkt es mich, als ſei ich eine unendliche Zeit gefahren. Nur das erinnere ich mich dunkel, als der Wagen ſtill hielt und eine Stimme rief: Vous voilà chez vous! Ich klopfte lange, endlich that ſich die Thür auf. — Als ich erwachte, war ich erſtaunt, mich in einem fremden Stübchen zu finden, unter einem Haufen Menſchen. Ich lag nemlich auf dem Bette eines Schuhmachers, der mit Weib und Kindern um mich her ſtand, und nun, da ich die Augen aufthat, etwas von mir hören wollte. Aber er mußte mir erſt ſagen, wo ich ſei, und ich erfuhr, ich befinde mich mitten in der St. Antonsvorſtadt, nahe bei der Spiegelfabrik. Ich mußte nun den ehrlichen Leuten von meiner Beſoffenheit etwas vorliegen, bat ſie, mir einen Fiaker zu verſchaffen, welches ſie thaten, ohne daß ich ihnen etwas geben konnte, als einen ſchönen Dank. Um 10 Uhr Vormittags kam ich ſo ohne Hut und Stock und 1800 Franken ärmer zu Hauſe, die ich zu meinem Unſtern geſtern von meinen Proviantforderungen eingenommen hatte, nachdem ich mehr als drei Wochen umſonſt darnach gelaufen war. So viel koſtete es mir, in eine adliche Geſellſchaft eingeführt worden zu ſeyn. — Ja es koſtete ihm überdies drei Wochen, wo er ſeine Geſchäfte nicht treiben konnte, und wer weiß, wie viele hundert Franken, die für Arznei und den Arzt drauf gingen; denn der alte Swediaur, deſſen er ſich vernünftig bediente, iſt nicht wohlfeil.

Solche Geſchichten, wie dieſe, mögen nun eben nicht ſelten ſeyn; aber die eigentlich halsbrechenden ſind doch faſt unerhört, wie ſie in einigen italiäniſchen Städten noch zuweilen ſich begeben, und wie ſie vormals, wenn man den Novelliſten des Mittelalters glauben kann, noch häufiger geweſen ſeyn müſſen. Ausſtreifungen und Ausplünderungen durch die dunkeln Wege der Wohlluſt und des Spiels, die heftigſten und wüthendſten aller Leidenſchaften, ſind faſt an jedem Ort der Welt zu Hauſe, nur dem Grade und der Art nach verſchieden; daß ſie hier nun künſtlicher und feiner angelegt werden, und mehr gewöhnlich ſind, das weiß jeder wohl ſelbſt, wenn er ſich einen Haufen von einer Million Menſchen zuſammen denkt, in welchen die Maskenträger aller Gaunerei und Spitzbüberei ſich leicht mit einſchleichen. Aber dem Gift und dem Blute ſträubt ſich der offene und ehrliche Karakter der Nation doch zu ſehr, als daß ſie je zu Mitteln der Büberei werden könnten; und auch das verworfenſte Geſindel treibt die Unredlichkeit nicht bis zum äuſſerſten Punkt. Es giebt immer ein Verhältniß zwiſchen dem Beleidigten und dem Beleidiger. Der Franzoſe und Teutſche, wenn er auf die oben erwähnte Weiſe betrogen wird, begnügt ſich meiſtens mit einigen derben Flüchen im erſten Zorn, forſcht gewöhnlich dem Reſte der Ueberliſtung nicht weiter nach, und läßt ſich aus Schaam nichts merken; oder wenn er es ja der Mühe werth hält, nachzuſpüren, ſo treibt er es ſelten aufs Aeuſſerſte, und ſo ſind auch die Betrüger nicht gezwungen, ſich durch Dolche und Giftmiſchereien in Sicherheit zu ſetzen. Ein Italiäner dagegen, einmal ſo beleidigt, iſt unerbittlicher und unverſöhnlicher Feind, und nimmt noch nach zehn, zwanzig Jahren Rache, wenn ihm alsdann der eine und der andre derer aufſtößt, von denen er einmal gröblich beleidigt, oder ausgezogen worden. Daher decken ſich die Gauner dort, ſobald ſie es mit Sicherheit thun können, und um ihrer Sicherheit thun müſſen, ſo oft durch Mord, und Mancher gehört auf ewig zu den Verſchwundenen, der, ohne an dem Orte ſeines Aufenthalts Familie und bedeutenden Anhang zu haben, leichtſinnig in eine ſolche Geſellſchaft geräth. — Uebrigens wird ein ähnliches Ausplündern oft in Häuſern getrieben, wo man es nicht ſuchen ſollte, doch unter dem Schein der größten Freiheit und ohne andre, als freiwillige Deportationen. Man nennt jetzt noch mehrere angeſehene Männer, bei denen das Spiel mit einem methodiſchen Betruge getrieben wird, ohne daß ihre geladenen Gäſte weiter etwas merken, als daß ſie ihr Geld verlieren. So ging es vormals bei manchem Duc und Marquis, die für die teutſchen Baronen und die engliſchen Mylords immer offene Tafel hielten, und ſich im Spiel mit ihnen bezahlt machten. Manche Dame, die vor der Königin weiland auf einem Stuhl mit einer Rückenlehne ſitzen durfte, machte für ihren Herrn Gemahl die Spielkupplerin, und während die eitlen Fremdlinge, oder Neulinge aus der Provinz meinten,

meinten, daß ſie mit den ſeidenen Fädchen der Liebe von ihr angezogen würden, ſpann ſie ein vulkaniſches unſichtbares Netz des Betrugs um ſie, und theilte lachend mit ihrem Gemahl das gewonnene Geld, um mit einem geliebten Sekretär oder armen Ritter auf Koſten derer zu genießen und zu lachen, die nicht einmal die abgenutzte Gabe erhielten, warum ihre Eitelkeit ſo viel Geld wegwarf. — Daß dies bei den neuen Emporgekommenen nicht anders ſei, ſondern nur in einer andern Geſtalt, läßt ſich denken. Wird einmal Friede und bleibt hier, was aus dem gebildeten Europa zuſammengeraubt iſt, ſo wird das Bienenſchwärmen der Fremden um die Milcheimer der Weisheit und den ſüßen Honigſeim der Schönheit hier noch lauter und dichter werden.

Außer dieſen feineren Spielen und Gaunerſtreichen, die am ſchwerſten zu vermeiden ſind, und denen man, wie geſagt, in den feinſten und größten Geſellſchaften oft ausgeſetzt iſt, ſind die Spielwinkel des dritten und vierten Ranges, die kein Schutzgeld bezahlen, weil ſie zu unbedeutend ſind, etwas Erkleckliches bezahlen zu können, und die alſo oft ohne Gnade und Barmherzigkeit verſtört und ausgeſtöbert werden. Dies ſind Keller in abgelegenen Gegenden, oder kleine verdeckte Hinterſtübchen bei Kaffehäuſern und Limonadebuden, die gewiſſe Leute zum Behufe des Spiels in Beſchlag genommen haben. In den Kellern ging es gegen die Mitternacht gewöhnlich an. Die Eingeweihten mußten ihre Leute ſchon kennen und das Geſchlepp der Zugvögel, die ſie zum Theil ſelbſt unter mancherlei Namen hineingebracht hatten. Hier war oft ein ſcheußliches Geſindel beiſammen, ein Ausbund aller Liederlichkeit beides Geſchlechts, und einem Unbekannten wäre es vielleicht übel bekommen, wenn er allein unter ſie gerathen wäre, ohne den Willen, ſein Scherflein mit beizutragen. Ich bin mit mehrern Jünglingen meiner Hausgeſellſchaft zuweilen in dieſe unterirdiſchen Gemächer der

Schande gegangen, um das Leben dort mit anzuſehen; aber wir waren fünf, ſechs Mann ſtark, und überdies für jeden Fall mit tüchtigen Stöcken bewaffnet, um uns auswehren zu können. Kleine Sticheleien und Schmähworte muß man ſich eben ſo wenig verdrießen laſſen, als das Geld, das man an Wein und Chokolate wendet, man geht ja umſonſt in kein einziges Schauſpiel. Mir war immer, als ſei ich hier nicht unter Franzoſen, und in der That waren es keine Franzoſen, die hier gewöhnlich ſaßen; ſo ganz war alle Artigkeit und gute Laune der Geſellſchaft hin. Das Spiel als Glücksſpiel macht hölliſch und unmenſchlich, darum werden diejenigen wohl ſo leicht Tyrannen, die das Glück von kleinen Anfängen zu hohen Ehren hinaufgeſpielt hat. So müſſen Kopfabſchneider, Pikenmänner und Septembriſirer ausſehen, die eben in ihren Wein Blut gegoſſen und geröſtete Herzen gekaut haben, als dieſe entmenſchten Ungeheuer, die bleich und gierig und hohläugig auf den brennenden Höllenſtühlen der Erwartung bei den Karten und Würfeln ſaßen. Es waren Geſichter, wie ich mir den Engländer und Holländer vorſtelle, wenn er bei ſeinem Bierglaſe und den Würfen in Grimm geräth, Geſichter, wie ſie Hogarth in den Löchern mahlt, wo die Preßbedienten mit ihren Preßbengeln das unnütze Vieh einfaſſen und auf die Schiffe treiben, um ſich für das Vaterland todtſchlagen zu laſſen. Ein Franzoſe iſt auch gar zu widerlich, wenn er ſo gemein und voll Haß und plumpen Ingrimmes wird. Mich dünkt, keine Nation kleide die Wuth der Leidenſchaften häßlicher, als dieſe. — Franzöſiſcher, als dieſe Keller, ſind die Kaffehäuſer und ähnliche, wo das Spiel nur ſo gelegentlich eingeleitet und getrieben zu werden ſcheint, obgleich die Unternehmer gewöhnlich abſichtlich alles eingeleitet und beſtellt haben; doch iſt man auch hier ohne Eſkorte und gute Bewaffnung nicht immer am beſten aufgehoben, wenn man die Mitternachtſtunde abwartet, und meint, bloß bei

Unterhaltung genieſſen und den Zuſchauer machen zu wollen. Wo das Spiel nicht gleichſam privilegirt iſt, ſind dieſe Kaffehäuſer in den engern und verſteckteren Winkeln. Die Raben wittern das Aas, wenn auch tauſend Sümpfe und Felſen davor liegen. Wie die Geſellſchaft in den großen Kaffehäuſern abnimmt, und das Gewimmel und Wagenraſſeln auf den Gaſſen immer dünner wird, nimmt hier die Frequenz zu, doch verſchließt man Thür und Läden, und die Gäſte müſſen anklopfen. Junge Geſellen kommen mit Freudenmädchen herein, glühend vom Umherſtreichen; Officiere, Handlungsbediente, Lakaien und Repräſentanten in Verkappung, alles unter einander nimmt ſeinen Platz ein und findet ſeine Unterhaltung. Die Spieler zeichnen ſich durch nichts aus, und treten allmälig mit denen, die ſie zum Theil dazu mitgelockt haben, zuſammen; man rückt in ein Hinterſtübchen, wo der Schneeball immer wächſt, während vorne die Unterhaltungsluſtigen mit den Mädchen ſchäkern und zechen, die unvermerkt zum Spielen hinlocken, wer lockbar iſt. So fließt alles Gute und Gemeine hier zuſammen, doch ſo, daß der Wirth immer ſeine Miene als Wirth behauptet, und thut, als gehe ihn nichts an, was dahinten getrieben wird. Die andre Bedürfniſſe haben, finden ſich auch darin bedient, und ziehen tiefer ins Häuschen ein. Je tiefer die Nacht eintritt, deſto tiefer ſinken dieſe Menſchen. Mancher kam hinein, eine Taſſe Kaffe zu trinken und etwas Gefrornes zu nehmen, und geht mit leeren Taſchen und giftiger Glut in den Adern wieder heim. Die Huren und Spieler bieten ſich hier die Hände, und man muß ſchon ziemlich feſt in ſeinem Leben und in ſeinen Grundſätzen ſtehen, um nicht auszuglitſchen; ſo allmälig wird, was bis eilf Uhr ein feines Kaffehaus war, nach Ein Uhr zum Spielhauſe und Bordel. Doch wenn man ſich nur im Vorderraume hält, ſo kann man ohne Gefahr herauskommen; ob aber ſo ohne Erfahr allein zu Hauſe, iſt eine Frage.

Ich bin immer in Begleitung ſolcher, die ſchon dieſe Löcher kannten, hier geweſen, und doch wurden wir bei'm Herausgehen von gierigen Mänaden verfolgt, und wehrten uns kaum. Wie geht es da, wenn man allein iſt? Zudringlichkeiten iſt freilich auch drinnen jeder ausgeſetzt, der ſpät bleibt; da muß er ſich auf Freigebigkeit im Traktiren und in Komplimenten ſchicken, denn wie dürfte man es wagen, ſolchen gefälligen Anträgen einer Franzöſin grob zu antworten? das würde ſelbſt der nüchternſte und mäßigſte Mann einem übel nehmen. Doch das Bild des Verderbens iſt zu vielſeitig, als daß ich lange hier ſtehen ſollte; ich wende mich alſo zu einem andern Gemählde, von dem ich wünſchte, daß es mit zwei Pinſelſtrichen zu beendigen wäre, ſo ſtände es ſicher um das Heil der franzöſiſchen und europäiſchen Freiheit beſſer.

Die Freudenmädchen.

Dieſe Ueberſchrift iſt nicht die Ueberſchrift einer langen Litanei über die böſe Zeit, worin wir leben. Ich liebe das Moraliſiren eben ſo wenig, als ich es liebe, alles, worüber moraliſirt wird, für gleichgültig zu halten. Doch habe ich einen hohen Begriff von der Geſellſchaft und den Tugenden, die ihre heilige Ordnung nothwendig macht. Ich glaube nicht an die viehiſche Natürlichkeit, wohin hirnverbrannte Schwärmer und verrückte Fromme eben ſo ernſtlich gewieſen haben, als manche Philoſophen, die in dem roheſten Leben des roheſten Menſchen die größte Annäherung zu dem phyſiſchen Leben finden, welches die Natur in jedem Zuſtande der Geſellſchaft vorgeſchrieben habe. Dieſe Philoſophie war in keinem Zeitalter vielleicht kecker, als in dem unſrigen, wo alles rein geiſtig und rein intellectuel, rein phyſiſch und rein irdiſch, kurz ſo rein abgehandelt und nadelſpitz beſtimmt wird, daß die Klugen ſich für einfältig und dumm halten müſſen, und die guten

Schwachen nichts zu thun haben, als ſich zu bekreuzen, um den Böſen zu wehren. Wir Teutſche ſind wahrlich mehr, als eine andre Nation Europens, auf einem guten Wege, uns mit unſrer Philoſophie bei den Fremden lächerlich zu machen. Gott weiß, durch welche Behexung und welchen Irrwahn es geſchieht, daß jetzt jedes Ding unter der Sonne in die Zwangſtiefeln der Terminologieen eingeſchnürt, und auf das Prokruſtiſche Folderbett derſelben gelegt werden muß, ehe wir wiſſen können, wie wir mit denſelben daran ſind. Wie lange wird es währen, ſo ſchreibt man eine reine Kunſt zu buttern und zu pflügen, und beweiſt im ganzen Ernſte a priori, daß der Wind wehet und daß der Regen naß macht. Dieſe Sucht, jedem Dinge ja ſeine philoſophiſche Reinheit und Apriorität anzudrechſeln, wenn dieſes Andrechſeln auch nichts anders ſeyn ſollte, als was man ſonſt ſagt: einem eine wächſerne Naſe andrehen, hat ſchlimme Folgen. Man ſpielt ſo lange mit Waſſerblaſen, bis man ſich gewöhnt, ſie für etwas anzuſehen, und behauptet endlich im Ernſt, was man anfänglich andern nur nachgebetet hat. Der Menſch ſelbſt iſt nichts Reines im Sinn dieſer Herren, und ſein Gewebe von Körper und Geiſt, und von ihren in einander eingreifenden Wirkungen und Begierden iſt ſo dicht und geheimnißvoll geflochten, daß bis jetzt keiner dieſen gordiſchen Knoten weder gelöſt, noch zerhauen hat. Und doch maßt ſich dieſes zwiefaltige und zweibeinige Weſen alle Tage an, die Eigenſchaften und Triebe der todten und lebendigen Dinge alle in ihrer Einfältigkeit, d. h. in ihren haarkleinen Verſchiedenheiten, zu beſtimmen. Wir ſtehen im heiligen teutſchen Reiche mit unſerm philoſophiſchen Syſtem faſt eben ſo locker und unſicher, als mit dem politiſchen, und doch hört man noch täglich ſchreien, wenn dieſes neue Syſtem geſiegt habe, werde auch die Welt politiſch anders, d. h. beſſer werden. Archimedes war doch ſo beſcheiden zu ſagen: Gieb mir einen feſten Punkt, und ich will dir die Erde bewegen, aber dieſe Weiſen ſetzen einen Fuß in die Wolken, und den andern in den luſtigern Aether, und klügeln und weiſſagen aus dieſen windigen Regionen über die gute und feſte Erde, die ſie nicht mehr halten. Die Lerche ſieht freilich zum Himmel, wenn ſie ſingt, aber doch beſingt ſie den Lenz und die Schönheit der Erde. Was ſoll uns alles Geſchwätz über die reine und aprioriſche Natur des Menſchen, über ſeinen Zuſtand vor und außer aller Geſellſchaft, über ſein Weſen als Geiſt und als Leib? Davon wiſſen wir am Ende eben ſo viel, als vom Mann im Monde, und locken den Hund damit nicht aus dem Ofen; wohl aber laufen wir jeden Augenblick Gefahr, ſehr einfältiges und abgeſchmacktes Zeug als neue Weiſſagungen und Orakelſprüche zu verkaufen. Es wandelt ein Geiſt verborgen, und nur den Edleren fühlbar, durch die ganze Natur, und alſo auch durch den Menſchen. Es iſt kein Köhlerglaube, der uns durch die wunderbaren und ungeheuren Begebenheiten und Wechſel der Welt ein Schickſal und eine Vorſehung wandelnd zeigt. Aber ſobald wir anfangen, dieſe großen Dinge, die nur die fromme Betrachtung ſtill empfindet, wie ſie ſelbſt ſtill ſind, herausklauben und haarklein beſtimmen und auflöſen zu wollen, ſo gerathen wir auf das Lerchenfeld und verwickeln uns in die Netze, die wir ſelbſt ſtellten. Die Erfahrung wird uns doch immer zur Seite gehen müſſen, ſie wird uns erſt viel geben und lehren müſſen, ehe unſer Urtheil feſt und ſicher auf eignen Füßen gehen kann, d. h. wir werden erſt die Leiter auf der Erde befeſtigen müſſen, womit wir den Himmel erklettern wollen. In Grotius und Macchiavelli iſt mehr Geſundes über die Kunſt, Menſchen zu regieren und Staaten aufrecht zu erhalten, als in allen Philoſophien des Rechts und der Politik a priori. Wie kann ich auch überall etwas a priori und vor aller Erfahrung beſtimmen, was mir einzig in einer Reihe von

Erfolgen gegeben werden kann? Wenn die Herren dies Alles a priori wiſſen, ſo iſt es wahrlich ein Wunder, daß unter den Huronen und Otahitern nicht lange ſchon ein Montesquieu aufgeſtanden iſt. Was iſt nicht z. B. in unſerm letzten Decennium über die Weiber und ihre Rechte geſtritten und geſchrieben worden, — denn es iſt Zeit, daß ich zu meinem Gegenſtande einlenke — und wie hat man ſich dieſer vermeintlich Unterdrückten angenommen und ihnen ihre *natürlichen Rechte* wieder erkämpfen wollen! Wie haben ſich ſelbſt einige Amazonen mit dem Gänſekiel bewaffnet, um ſo glorreich für ihr Geſchlecht zu fechten, das durch das Recht des Stärkern nur unterliegt, wie ſie klagen! Alles kömmt bei dieſem Streit auf das kleine Wörtchen *Natur* und *natürlich* an, das mit dem Wörtlein *Recht* verknüpft eine ſehr ernſthafte Miene annimmt. Es iſt hier kein Platz über überflüßige Worte überflüßige Erörterungen anzuſtellen. Wo in der Welt giebt es natürliche Rechte im gewöhnlichen Sinne und wo hat es dieſe ſo rein gegeben, als man ſie in langen Reihen von Ableitungen hinzuſtellen weiß? Nehme ich aber Natur in dem Sinn *deſſen, was dem Menſchen als Menſchen angehört*, ohne welches er aufhören würde ein ſolcher zu ſeyn, ſo kann ich das wieder nur durch die Erfahrung wiſſen; denn alles, womit und wodurch der Menſch ſein Lebenlang in Verbindung ſteht, gehört dann auch zu dieſer Natur und beſtimmt alſo ſeine Verhältniſſe und Rechte. Gehorſam gegen dieſe Natur, gegen die ganze äußere Lage, worin der Menſch auch ohne bürgerliche Geſellſchaft ſeyn würde, wird ſeine erſte Pflicht ſeyn; er wird ſie von ſelbſt lernen, dies zeigt die ganze Geſchichte. Kömmt die größere Staatsgeſellſchaft hinzu, ſo gehört auch ſie zu ſeiner Natur; weil er zu ihr hinan ſtrebte, war ſie nicht ſtreitend mit ſeinen Grundanlagen. Ein Tiger wird nie die Heerde hüten lernen; weil ein Hund ſie hütet, ſo ſagt er uns eben dadurch, daß es ihm nichts unnatürliches ſei. Ein Zebra wird nie die Dienſte des Pferdes thun. Alſo das Pferd ſollte nicht ewig in der Wüſte weiden und der Menſch nicht immer ein Peſcherä bleiben. Ich mögte wohl wiſſen, was unſre Philoſophen ſo einem Naturſohn, der ſeine Sprache in einzelnen Hauchen ausſtößt und, von faulen Fiſchen ſatt, nackt im Schnee liegt, für ein Naturrecht geben wollten? Sie wiſſen und kennen ja keines, als das geſellſchaftliche, und ſpielen mit einer tauben Nuß, wenn ſie von einem Naturrecht vor aller Geſellſchaft ſchwatzen. Aber da rufen mir tauſend ein Halt ein! entgegen, und kommen mit einem Ideal des geſellſchaftlichen Rechts, das ſie Naturrecht nennen, worin alles das ausgemerzt werden ſoll, was zur Ungebühr in die Menſchennatur durch lange Zahmmachung und Gewöhnung gebracht iſt. Es iſt ſchön zu träumen, aber noch ſchöner, zu zeigen, daß in der Wirklichkeit alles das Schöne einzeln geweſen iſt, was ſie freilich leicht zuſammen haben können durch die Zauberformeln der Schlüſſe und Deduktionen, die auf keinem irdiſchen Boden ruhen. So lange die Erde mit ihren Elementen bleibt, wie ſie iſt, wird auch das Gute und Böſe ewig wechſeln, und die Nothwendigkeit wird fort regieren, wie ſie ewig das Regiment gehabt hat. Wir werden endlich geſtehen müſſen, daß wir in die Politik zu viel Moral gemiſcht haben, die nie in ihrer Ausübung gelegen hat. Nach der Moral müßte jeder Schweitzer, ſtatt ſich zu bücken und zu ſchmeicheln, zu den Franzoſen ſagen: ihr ſeid unſre ſchlimmſten Feinde, denn ihr habt uns ſchändlich gemißhandelt; aber ſagten dies alle Schweitzer, ſo ſtände es vielleicht mit dem armen Lande noch ſchlimmer, doch könnten ſie es ſagen, ſo würden ſie noch für ihr Vaterland ſterben können, und würden dann freilich mächtiger ſeyn, als alle Könige Europens und Republiken zuſammen, denn wer ſterben kann, iſt nie ein Sklave.

Aus zu muthwilligen Abſprüngen von der Natur iſt ein unnatürliches Naturrecht entſtanden. Daher entſpringt auch der Spruch, den ſelbſt manche junge Romanleſerin ſchon paſſend zu gebrauchen weiß: Das Weib hat mit dem Mann gleiche Rechte. Ich ſage geradezu: das iſt eine Lüge, behaupte aber umgekehrt zum Troſt der Weiber: Der Mann hat mit dem Weibe nicht gleiche Rechte. Es iſt das erſte Geſetz der Natur, das jeder Strauch und jeder Vogel in der Luft ehrt: ich gehorche, dem ich muß; ich beherrſche, was ich kann. Welcher Philoſoph wird dies Weltgeſetz umſtürzen? Kann es keiner, ſo hebt er auch die Folgen nicht auf, die daraus entſpringen. Bei den roheſten Völkern hat der Mann das Schwert, ſchlägt die Feinde, richtet die Verbrecher, beherrſcht das Haus und den Leib der Weiber. Du ſprichſt, es iſt ſchlimm, aber magſt Du es ändern? Mit fortſchreitender Bildung fällt manches Rauhe von der Rinde ab, aber die Grundzüge bleiben und ſie werden bleiben und müſſen bleiben. Die Natur und die gewaltigſte Leidenſchaft machen das Weib zur Mutter, damit das Menſchengeſchlecht nicht untergehe. Nur im Schooße und an der Bruſt der Mutter gedeiht das Kind; dies beweiſen alle Findelhäuſer. Was wollen wir alſo mit dem Weibe machen, das in den Krieg zieht, das Richter, Advokat, Poſtillion iſt? Sind die Geſetze unbillig, die ſie von ſolchen Dingen ausſchließen? that es nicht die Nothwendigkeit? Was ſoll mir der Richter im Kindbette, der ſchwangere Prokurator und Kaufmann auf Reiſen? Was ſoll mir ein Weib mit der Verwaltung ſeines Vermögens und ſeiner Kinder Vermögens? was mit dem Scepter? Weil einige gut verwaltet, einige trefflich regiert haben, können es nicht alle. Man ſpricht ja im Urtheilen nur nach der Mehrzahl. Was ſoll mir endlich das Weib in dem vollen Gewirre und reißenden Strudel des gedrängten und getümmelvollen Lebens? Wo ſo viele feſtere und beſonnenere

Männer ſich verlieren und zu Grunde gehen, da ſollte dies leichtere und zartere Weſen ſich halten können, das, wenn es ſich ſelbſt im Getümmel überlaſſen iſt, jeder Hauch hin und her bewegt, jeder Tropfen fortſchwemmt? Was ſoll ein Weſen da, wo der Verſtand nur ſteht, welchem das ſtillere Gefühl das Urtheil und die Liebe und den Haß beſtimmt? Weil ein Weib, das ſeine heiligſte Pflicht als Mutter erfüllen will, viel einſam ſeyn und ſitzen muß, ſo erfand der weiſe Sinn unſrer Väter das Wort ſittſam, worin alle ſchönſte Tugenden der Frauen verſchloſſen ſind. Weiber, die männlich ſcheinen wollen und Männerarbeit thun, hören gewöhnlich auf, Weiber zu ſeyn, deren Karakter in Stille und Liebenswürdigkeit zu ruhen ſcheint. Man preiſt ein Weib, das tapfer den Huſarenſäbel führte und ehrliche Wunden aufweiſen kann, man ſpricht groß von einer Anna Dacier, aber man mag beide nicht zur Mutter ſeiner Kinder haben. Sie dünken dem Manne Ungeheuer, weil ihre erſte Beſtimmung, hold zu ſeyn und Kinder zu erziehen, dabei nicht beſtehen kann. Alſo nicht was wir wohl möchten, ſondern wozu die Nothwendigkeit unſrer innerſten Triebe uns treibt, was daher auch die Geſetze aller Zeiten und Völker geheiligt haben, das beſtimmt unſre Pflichten und Rechte. Das Weib kann kein Schiffer, kein Soldat, kein Prieſter und Arzt ſeyn, weil es dabei kein Weib bleiben dürfte.

Man ſehe umher, wie die Welt ſteht, und zurück, wie ſie vor einem ganzen und halben Jahrhunderte ſtand, und antworte mir. War alles Kette des Wahns und der Tyrannei des ſtärkern Mannes, wovon man die Weiber gelöſt hat, oder woron ſie ſelbſt ſich allmälig zu löſen gewußt haben? Waren nicht manche dieſer Bande heiligere ihrer Natur, oder ihrer Beſtimmung, worin ſie freilich mit der Zeit freier einhergehen, die ſie aber nie als unnütze ganz zerbrechen ſollten? Wer freut ſich nicht, wenn die alten Klöſter- und Serailmauern niedergeſtürzt ſind, worin unſre Großmütter noch gehalten wurden? Aber wer betrübt ſich nicht, wenn er die Mädchen und Jungfrauen die ſchönen Tage und oft den ſchönern Ruf verflattern ſieht, die beide gebraucht werden ſollten, ſie auf ihre Zukunft vorzubereiten? Wenn ich jetzt zuweilen ſelbſt von Mädchen höre, Jugend habe keine Tugend und ſie müſſen ihre Raſejahre haben, ſo läuft mir's über die Haut. Ein Mann kann ausraſen, ein Weib, das einmal raſte, raſt immer. Die Unterſchiede ſind vielen zu fein, aber die Beobachtung der Geſchlechter giebt ſie uns ziemlich dick und handgreiflich. Was vor zweitauſend Jahren an Männern Tugend hieß, heißt es bis auf den heutigen Tag, Mäßigkeit, Tapferkeit, Enthaltſamkeit; und bei Weibern ſollte es anders ſeyn? So lange Stille, Sanftmuth, Liebe erſte Weibertugenden ſind, werden ſie nie ein Recht haben, zu ſeyn, was die Männer ſeyn dürfen. War Scipio ein Held, als er ſeinen eignen Muth überwand, war es der größere Alexander bei Iſſus, ſo war auch Blanka von Frankreich größer, als Katharina von Rußland. — Sieh dich ferner ein wenig um, du Lieber, und melde mir, was du ſieheſt. Iſt Dir die Ordnung der bürgerlichen Verfaſſung, worin Du Dir deiner edleren Kräfte bewußt wirſt, nicht etwas Ehrwürdiges und Herrliches? muß Dir alſo nicht auch ehrwürdig und herrlich ſeyn, wodurch dieſe Ordnung Beſtändigkeit und Unterſtützung erhält? Sieh hinein in die Städte der Pracht und des Getümmels, wo die Weiber leben, wie die Männer! was ſieheſt Du? Wenige Kinder und dieſe wenigen kümmerlich, vor der Zeit entnervt und verwelkend. Die kleinen Städte, das ſtille und arbeitende Landvolk giebt die Arme und Herzen, die das Vaterland vertheidigen und lieben. Frage nach den Müttern der Weiſen und Seher, Der Erfinder und Geſetzgeber, der Befreier und Beglücker der Menſchheit. Wie lebten ſie? wie waren ſie? Sie flogen nicht von Ball zu Ball, nicht von Schauſpiel zu Schauſpiel, nicht von Mann zu

Mann. Still bewahrten ſie das Heiligthum der Menſchheit, die Zucht. Es waren fromme, liebende und kühne Herzen, die im Verborgenen und in der Einſamkeit der jungen Menſchenpflanzen in Liebe pflegten. Solchen Weibern weihte das Alterthum Altäre, ihre Namen glänzten neben den Wohlthätern, die ſie dem Vaterlande gebahren. Wir vermiſchen bei aller Wuth, das Reine, das Urſprüngliche der Menſchheit zu ſuchen, Reines mit Unreinem und Großes mit Gemeinem.

Auch die Weiber in Paris waren im Anfange der Revolution kühn genug, bei den Repräſentanten, die alle alten Rechte in dem Mörſer der Erneuung, wie Aietes Tochter, zerſtampften, eine Erklärung ihrer Rechte neben der Erklärung der allgemeinen Menſchenrechte zu fordern und ein Eingeſtändniß der Sklaverei, worunter man ſie bisher gehalten. Sie gingen mit nichts wenigerm um, als Theil an der Repräſentation und allen Aemtern und Geſchäften des Staats zu nehmen; wohl mancher Ulysses stolatus hatte ſich ſchon im Geiſt gefreut, wie er von der Tribune gegen einen Mirabeau, Maury, Vergniau andonnern wolle. Aber dieſes Anliegen gerieth ihnen nicht, leider war die bewaffnete Gewalt noch bei den Männern. Die Verſammlung machte einen Scherz daraus. Der Präſident antwortete ihnen, die Bürgerrechte, die nun zuerſt feſtgeſtellt ſeien, begreifen auch ſie unter ſich; die Franzöſinnen ſeien zu witzig und liebenswürdig und die Franzoſen zu galant, als daß ſie nicht auch ohne den äußern Schein ewig herrſchen würden. Mit dieſem Komplimente mußten die ſchönen Kinder abziehen, die es verſäumt hatten, die bewaffnete Schaar der Halledamen mit in ihr Intereſſe zu ziehen. Die Repräſentanten meinten indeſſen nur zu ſcherzen und ſagten eine große Wahrheit.

Aber auch ohne dieſe Herrſchaft der Schönheit und Liſt über die Begier und die Kraft hat die große Veränderung und Umwälzung der Dinge, die ſo vieles losgelaſſen hat, den Weibern noch ein weiteres Feld gegeben, ſich zu tummeln, als ſie vorher hatten, und wenn das frei ſein heißt, ſo haben auch ſie allerdings beträchtlich an Freiheit gewonnen. Man riß ſo Vieles nieder, woran die Menſchen von Kindheit auf gewöhnt waren ihre Begriffe von Recht und Unrecht zu knüpfen; man lehrte über die Religion der Väter lachen und ſtellte ein Dunſtbild einer Metaphyſik auf, die die Lehre heiligte: um die künftige Generation zu beglücken, müſſe man die jetzige in ihrem eignen Blute waden laſſen. Als man in der Perſon einer Hure die Göttin Vernunft auf den Altar ſtellte, von dem Chriſtus mit ſeiner Mutter verwieſen war, da jauchzte alle Leichtfertigkeit und die fromme Sitte trug Leide. Man riß endlich auch den Zaun nieder, der freilich Manchen lebenslang ein ſchreckliches Uebel geweſen war, der aber doch nicht allzuleicht überſpringbar gemacht werden muß, den Zaun, den das Sakrament der Ehe aufgezäunt hatte. Vor dieſem war ſonſt doch mancher Muthwille, manche äußere Unzucht ſtill geſtanden und kalt geworden. Aber nun ward die liebe Ehe ein rechter Spaß und man konnte allerliebſte Pröbchen machen, die kahle Einförmigkeit der Unterhaltung eines Jahres vermannigfaltigen und doch ein kreuzbraver Bürger und eine unbeſcholtene Bürgerin ſeyn. Die Ehe muß in keinem Staate, am wenigſten in einem ſolchen, der nur durch Sitten beſtehen kann, ein leichtſinniges und ungefähres Zuſammenlaufen werden, wie es bei Gauklern und Spielleuten, die das Land durchziehen, ſo oft der Fall iſt. Der Staat muß mit der wichtigſten Sache wenigſtens etwas mehr Anſtand beobachten und mehr Umſtände machen, und nicht eine Eheſcheidung eben ſo leicht unterzeichnen, als einen Reiſepaß. Es iſt keine Fabel, am wenigſtens in Paris, daß manche Leute je alle zwei Monate ihre Bettgeſellen verändert haben; daß ſich ſolche zwei-dreimalige Veränderungen im Jahre noch finden, beſtätigt die Erfahrung.

obgleich dies ſchon anfängt, unmodiſcher zu werden. Ueberdies iſt es nicht eines jeden Vermögen und Bequemlichkeit angemeſſen, ſo oft ſein ganzes Hausweſen von neuem umzuwählen. Von dem Einfluſſe, den dieſes alles nothwendig haben muß, ließe ſich wohl Manches ſagen, aber den mag man aus einzelnen Zügen ſich herausklauben, die gelegentlich das öffentliche Leben und Treiben der Geſchlechter mit einander ſchildern; denn das geheimere der Pariſerinnen kenne ich nicht, obgleich die meiſten wohl wenig geheimes und häusliches Leben führen, als die Paar Stunden, die zum Schlaf und Putz und zu den Sachen, die zwiſchen Schlaf und Putz fallen, verwandt werden.

Doch ich habe oben geſagt, dies ſolle keine Litanei werden über die Zeit, worin wir leben, und keine Streitſchrift gegen die, welche meinen, wir könnten in unſerm geſellſchaftlichen Zuſtande, wie er iſt, auf gut Otahitiſch auch mit den Weibern leben, und die die Verſchämtheit als ein in der Geſellſchaft erkünſteltes Ding für das abſurdeſte und lächerlichſte halten, was es in der Welt giebt. Laß mich alſo lieber die Zeit, die mit Unrecht ſo verrufen iſt, in Schutz nehmen und die Dinge ohne Haarklauberei darſtellen, wie ſie ſind. Es ſind ohne mich ſchon zu viele, die ſich die Kehlen heiſer ſchreien mit Zurechtweiſungen, wie ſie ſeyn ſollten. Wenn ich gleich den wenigſtens in Schriften ziemlich gemein werdenden Leichtſinn, womit man über das Verhältniß der Geſchlechter zu einander ſchreibt und philoſophirt, keineswegs für ein gutes Zeichen der Zeit anzuſehen wage, ſo bin ich doch ſo kühn, das wirkliche Leben dieſes Zeitalters gegen den Ruf in Schutz zu nehmen, als ſei die Ausgelaſſenheit der Sitten nie größer und ſchändlicher geweſen. Freilich wünſche ich da nicht, daß man ein Paris und London und die Gegenden, wo täglich Kriegsheere wandern und unſtäte Flüchtlinge ohne Haus hin und her fliehen, zum Maasſtabe annehme, ſondern Europa im Allgemeinen, und leicht wird ſich finden, daß mit der immer mehr ſchwindenden Barbarei auch ſelbſt in dieſer Hinſicht die Menſchheit gewonnen habe. Es iſt freilich ein lange hergebeteter, oder vielmehr nachgebeteter Spruch, daß mit der geſellſchaftlichen Verfeinerung und dem Luxus, den dieſe im Gefolge hat, die keuſchen Sitten immer eine Fabel der Urgroßmutter werden; aber ich finde dieſen Spruch ſehr unwahr, wenn ich vom Ganzen der Völker, oder nur Eines Volks rede. Ein weltbeherrſchendes Rom, ein Hof des großen Königs ſcheint dies freilich zu beſtätigen und übertraf an Liederlichkeit und Künſten der Wohlluſt alles, was die verdorbenſte Phantaſie nur denken mag; ein Paris, wenn es wirklich zum Unheil unſerer Kultur die Beherrſcherin Europens werden ſollte, würde dies von neuem beſtätigen; denn wohin die Schätze der Welt zuſammenfließen, da folgen dem magnetiſchen Metalle Gold auch alle Laſter und Schmutzigkeiten. Aber wir hoffen von der Vorſehung, das ſie nicht alles zu Sklaven werde gedeihen laſſen. So vertheilt, wie die Kräfte und Schätze der Erde jetzt Gottlob auch unter den Völkern unſers kleinſten und gebildetſten Welttheils ſind, haben wir hoffentlich keinen ſolchen reißenden Einſturz der Sitten zu fürchten, als Rom ihn nach der Eroberung Karthagos, Griechenlands und Aſiens erfuhr. In einer andern Hinſicht thun uns unſre Geſchichtſchreiber und Philoſophen Unrecht, wenn ſie die heutigen Sitten der europäiſchen Völker gegen die der alten Germanier des Tacitus halten, von denen die meiſten Reiche dieſes Erdtheils gegründet ſind. Wir ſtehen gegen jene noch halb wilde Barbaren faſt in gar keinem Berührungspunkte. Sie lebten noch in einem zu engen Kreiſe und hatten kaum erſt die Anfänge der geſellſchaftlichen Bildung in dem wenigen Ackerbau, den ſie trieben. Gezwungen, zu einem harten und rauhen Leben, durch die Nothwendigkeit gezwungen, von den einfachſten Nahrungsmitteln zu leben, ohne alle Kunſt und Gegenſtände der Begierde, die die Luſt und

Phantaſie hätten reitzen können, waren ſie auch aus Nothwendigkeit keuſch und nüchtern. Ihre Tugenden und Laſter ſind größtentheils nicht Kinder des bändigenden Willens, ſondern der eiſernen Nothwendigkeit. Aber konnten dieſe Germanen ſo bleiben, als ſie in Kultur fortſchritten? Wer die menſchliche Natur kennt, der wird mit mir die Unmögligkeit bejahen. Man ſehe die Geſchichte unſers Erdtheils vom ſiebenten bis zum neunzehnten Jahrhundert an — und auf dieſe Anſicht fordre ich kühnlich einen jeden heraus — und wage dann, über die Sitten unſers Zeitalters den Stab zu brechen. Wo die Barbarei mit der Bildung noch am grimmigſten ringt, da iſt der Tummelplatz aller Laſter, Verbrechen und Schändlichkeiten. Man gucke nur in die wenigen Reſte der Geſchichte der Bildung des griechiſchen Staaten- und Völkerſyſtems nach den aſiatiſchen und trojaniſchen Kriegs- und Handelszügen, man blättere in den Annalen, die das Zeitalter der letzten Karlinger und erſten Kapetinger beſchreiben und den Urſprung der treuga Dei, oder des Gottesfriedens; man höre, was Etatsrath Pallas uns über die Sitten und das Leben der gemeinen Ruſſen, unſtreitig der roheſten und ſklaviſchſten Europäer, ſagt, und man wird nicht lange zweifeln, wo die Sitten reiner ſind, ob in Sachſen und Northumberland, oder bei Smolensk und Peterwardein. Lies, ich bitte Dich, die Annalen des Mittelalters, ſuche nach, wie man an den Höfen der Fürſten und in Bauerhütten, wie man auf Kriegszügen und bei heiligen Spielen und Proceſſionen lebte, bedenke die 19000 Spitäler für Ausſätzige, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in Europa waren, bedenke das Geſudel, das die Lehnsherrſchaft mäſtete und deſſen Lüſten alle Weiber und Jungfrauen gehörten, bis die Städte ihre Macht einſchränkten und die ſteigende Aufklärung ſie lehrte, ſich ihrer Barbarei in manchen Stücken zu ſchämen. Ich werde ewig den gebildeten Zeitaltern das Wort reden. Wenn einmal Schönheit und

Wohl-

Wohlanſtändigkeit gefiel, der kann ſo grob und unmenſchlich nicht ſündigen, als der rohe Barbar. Ich läugne damit nicht, daß die Barbarei des Luxus, die ſich nun bei uns häufig findet, nicht die abſcheulichſte und ſchmuzigſte aller Barbareien ſei; denn was iſt wohl häßlicher, als ein Menſch, der in einer gebildetern Staatsgeſellſchaft kein Geſetz für ſeine Begierden kennt, die häufig Kinder der Phantaſie ſind? Rohheit unter dem Firniß der Kultur wird immer das Widerlichſte bleiben, ſo wie ein Teufel unter der Maſke eines Engels. Doch wozu entſchuldige ich Dich; meine Zeit? Paris und ſeine Weiber, deren unterſten Ausſchuß ich zu beſchreiben habe, ſind ja nicht Europa.

Größen Einfluß hat die Revolution in Frankreich auf die Sitten der Männer und Weiber gehabt. Als der Mann ſich von allen Ketten der alten Formen und des alten Glaubens löſte, da thaten die Jugend und die Weiber, die immer Jugend bleiben, ein Gleiches. Eben die Frechheit, die alles an der alten Verfaſſung und dem alten Kultus verwerflich fand, fand bald vieles höchſt lächerlich und überflüſſig, was die Väter mit dem Namen der Tugenden ehrten. Eine züchtige Hausmutter, ein zärtliches Weib, eine treue Geliebte zu ſeyn, war jetzt eine zu kleine Beſtimmung der Weiber, auch ſie ſollten ſelbſt den Schein dieſer gleichgültigen Tugenden abwerfen und nach höheren Dingen ſtreben. Und mit dieſer Verachtung alles Scheins, aller Sitte des Anſtandes ging auch der letzte Nagel los, der die geſellige Ordnung hält. Es iſt doch beſſer, wenn das Laſter noch ſo ſchämig iſt, die Maske einer Tugend umzuhängen, die es nicht mehr hat; wo es in ſeiner eignen Häßlichkeit auftreten darf, da ſchämt ſich ſelbſt die Tugend und wird lächerlich.

Man rechnet jetzt über 30000 Mädchen in Paris, die der Franzoſe Freudenmädchen nennt, weil ſie nach dem Ausdrucke eines Zeitungsſchreibers, der ihre Vertheidigung übernahm, ſich uneigennützig bloß der Freude und dem Vergnügen des Publikums in ihren ſchönſten Jahren und mit allen ihren Reitzen geweiht haben. Dieſer Mann redete ihnen auf eine recht naive Art das Wort. Er behauptete, der ſtrenge Eheſtand mache nur Egoiſten in der Geſellſchaft, und mit einem ſo alltäglichen Dinge, als der Leib iſt, müſſe man nicht ſo geitzig ſeyn. Uneigennützigkeit, Gemeinſchaft der Güter und Gaben ſei das erſte Geſetz der Natur- und Geſellſchaft und führe die letztere zur höchſten Bildung hinan. Er ſchloß mit der witzigen Bemerkung: „Vor 50 Jahren wäre jede Hure noch roth geworden, ſich einem Juden Preis gegeben zu haben; ſeitdem unſre Weiber auch bei den Juden liegen, iſt die Nation gröſſer und menſchlicher geworden.“ Glück zu dieſer Menſchlichkeit und Größe! die wird euch keiner beneiden. — Man kann dieſe ungeheure Zahl öffentlicher Weiber unmöglich in Einen Topf werfen. Es giebt eben ſo viele Klaſſen und Grade unter ihnen, als es deren in der Geſellſchaft giebt, und es wird alſo nöthig ſeyn, dies bei der Beſchreibung nicht zu vergeſſen. Freudenmädchen heißt übrigens bei mir alles, was ſich, gleichviel, ob mit Wahl, oder ohne Wahl, öffentlich für Geld Preis giebt und aus dem Arm des Einen in den des Andern geht. Die einem einzigen Manne angehören, oder ſich auch verdungen haben, ſei es ſelbſt nur auf eine beſtimmte Zeit, wage ich in Paris nicht, Huren zu nennen. Dieſe, deren Zahl gleichfalls nicht klein iſt, werden mit einem feineren Namen Mätreſſen und Freundinnen genannt. Wie es bei vornehmen Türken eine Schande wäre, kein Harem zu haben, ſelbſt nach dem Alter der Spiele des Harems, ſo wäre es in Paris gleichfalls etwas ſehr Lächerliches, reich und hochanſehnlich zu ſeyn, ohne eine, oder einige ſolcher lieben Kreaturchen zu unterhalten. Von Barras bis zu dem vermögenden Banquier und dem bereicherten Kommiſſär füttert jeder, der es thun kann, ſo ein kleines Uebel zum Spielen und man ſieht die Freundinnen dieſer ſtolzen Parvenus in Kutſchen und zu Pferde alle Tage über die Boulevards und auf der Straße nach dem Hölzchen von Boulogne und Verſailles und St. Cloud traben; ſie erſetzen ganz die Stellen der Geliebten eines vormaligen Grafen von Artois und Calonne, obgleich ſie vielleicht in nicht ſo großer Menge ſind, noch ſeyn dürften. Das Volk, das denn doch etwas freier und frecher im Munde geworden iſt, ſchreit ſolchen Triumphzügen, die über Teutſchland und Italien gefeiert werden, doch zuweilen mit einem übelklingenden Worte nach, und ich hörte einmal ganz unfranzöſiſch auf dem Revolutionsplatze einen muthwilligen Buben hinter Barras galoppirende Mätreſſe, die zwei Bedienten zu Pferde hinter ſich hatte, ſchreien: Seht! ſeht ein Wunder! Barras Stute reitet auf Barras Hengſt. —

Es iſt ein abgedroſchener Satz, daß die Dinge, wie ſie an Extenſion wachſen, an Intenſion gewöhnlich abnehmen. Man behauptet jetzt, die Zahl der öffentlichen Mädchen ſei größer, als unter der alten Regierung. Aber das läßt ſich wohl nicht ſo ganz genau beſtimmen. Vormals mußten ſie doch etwas decenter und beſcheidener erſcheinen, und unter dieſem Schein verbarg manche vielen Augen, was ſie war. Jetzt, da das Gewerbe geehrt und durchaus ungehindert ſcheint, trägt auch jede öffentlich zur Schau, was ſie iſt und wovon ſie lebt. Dies iſt vielleicht der Grund, daß ſie zahlreicher ſcheinen, als vormals. Doch erklären viele aus dieſer Menge das geringere Glück, das auch die erſten von ihnen machen, als eine Beſtätigung des oben ſtehenden Satzes: je mehr Ausbreitung in die Weite, deſto mehr Abnahme der Höhe und Tiefe. Doch wollen wir zuerſt von denen reden, die die meiſte Höhe und Tiefe haben.

Von den berühmten Namen, deren noch Schulz vom Jahre 1791 und 92 erwähnt, iſt jetzt nichts mehr zu hören, ſo vergänglich iſt der Ruf der Liebenswürdigkeit und

Schönheit, und ſo hinfällig ihre kurze Blüthenzeit. Solche, die ein Graf von Artois mit allen ſeinen goldnen Ludwigs nicht erbitten konnte, die reich und ſtolz genug waren, ihr Herz oft für einen armen Kommis und hübſchen Lakeien entſcheiden zu laſſen, und das edelſte Blut Frankreichs und Europens mit 64 Ahnen und vollen Börſen aus ihrem Vorzimmer abzuweiſen, ſolche kennt man jetzt nicht. Es ſind in Vergleichung mit der alten Zeit äußerſt wenige von den öffentlich Feilen, die ihr eignes Haus, oder wenigſtens einen Stock in einem ſchönen und vortheilhaft belegnen Hauſe bewohnen, und ſich Equipage, Lakeien, Mädchen, Reitpferde, und den ganzen Glanz einer üppigen Wirthſchaft halten, wie es ſonſt nicht ſelten war. Welche es jetzt ſo weit bringt, ſich für beſtändig einen Miethkutſcher und eine Remiſe bedingen zu können, hat ein großes Glück gemacht. Ich gebe die Urſachen dieſer Veränderung, wie ich ſie in häufigen Geſprächen mit denen, die in dieſem Gewerbe Speculationen machen, und alſo am beſten darüber ſprechen können, gehört habe, zumal da ſie nicht ganz unwahrſcheinlich ausſehen. Gewöhnlich heben ſie an über das zu klagen, von dem Viele meinen, daß es ſie ehrlicher und anſehnlicher gemacht habe. Ach! die Revolution! iſt immer das erſte mit einem Seufzer begleitete Wort, das aus ihrem Munde kommt. „Wir haben keine Ducs, keine Marquis, keine Grafen und Baronen, keine Erzbiſchöfe und Biſchöfe mehr, die das Recht hatten, frohe und liberale Menſchen zu ſeyn, und ihre Schätze hier im Glanze des erſten Hofes von Europa zu verzehren. Alles das iſt verarmt, oder verjagt, der alte ſchöne Ton iſt hin, und das tolle Volk will wohl luſtig und locker ſeyn, aber alles ohne Pomp und Freude. Die Repräſentanten und alle Anhänger unſrer neuen Regierung können ſie kaum halb erſetzen. Sie müſſen nicht meinen, Bürger, als wenn ſie der Weiber entbehren könnten; das kann ein Franzoſe nie; aber die verdammte Freiheit macht ihnen alles ſo leicht. Sie können neben ihren Frauen, zwei, drei Mätreſſen auf Extraſtaat halten in eignen Palläſten und vor aller Welt; das durfte man doch vormals aus Achtung vor den Würden, die man trug, und vor dem Hofe nicht. Alle. dieſe Beiſchläferinnen und Frauen von der linken Hand rauben uns den Verdienſt und den Glanz. Wir nahmen ſonſt, doch ein bischen verſteckter, ihre Stellen ein, und die kleinſten unſers Gewerbes bekamen durch die größten Anſehen und Ehre. Der verdammte Krieg macht uns ganz Europa zu Feinden, und wer weiß, ob der alte ritterbürtige Adel nicht auch künftig eine Stadt ſcheut, wo man alle Stammbäume und Geſchlechtsregiſter verbrannt hat. Ach die reichen engliſchen Lords, die ſchwerfälligen und gutherzigen teutſchen Prinzen und Baronen, die Schweden, Ruſſen und Polacken, kurz alle Europäer kamen hieher, um von uns feine Sitten und die Liebe zu lernen, die man nirgends, als in Frankreich findet.“

So ungefähr klingt das ewige Einerlei ihres Klagliedes über die ungünſtige und magere Zeit, und man kann ihnen von ſo vielen Gründen, die ſie anzuführen wiſſen, immer doch einige, auch ohne Galanterie, glauben. Wenn ſie übrigens faſt alle mit franzöſiſchem Stolz meinen, daß die Fremden zu ihnen kommen müſſen, um feine Sitten und Liebe zu lernen, ſo mögen ſie nicht ganz Unrecht haben, auch in Rückſicht der Liebe nicht bei ſo vielen, die dieſen ſchönſten Trieb des Menſchen oft allein in dem bloßen thieriſchen Genuſſe finden, der nur eigentlich die Liebe krönen und die Folge des liebenden Herzens, mit der ſüßen Begier verbunden, ſeyn ſollte. Dieſe Klaſſe unterſcheidet ſich in nichts von den anſtändigſten und gebildetſten Weibern in Paris, ja ſie iſt wohl genöthigt, mehr, als manche von jenen, alle Künſte aufzubieten, um auch liebenswürdig und immer neu und unterhaltend zu ſeyn. Sie werden nie ohne Begleitung eines Mannes öffentlich einhergehen, noch ins Schauſpiel fahren, oder in einen Kaffe treten. Nur feine Kenner ſolcher Sachen unterſcheiden ſie von andern Weibern, die unter einem andern Namen wohl oft näher mit ihnen verwandt ſind, als man ihrem Aeußeren es anſehen kann. Ihre Unterhaltung iſt leicht, gefällig und frei, ohne je indecent zu werden. Muthwillig dürfen ſie gern ſeyn und witzig, aber nie ſchlüpfrig und locker von Zunge. Sie wiſſen ſo ſehr auf Ehre zu halten, und müſſen ſo darauf halten, nach dem Worte: Wer da hat, dem wird gegeben, daß ſie ihren ganzen Ruf und Kutſche und Equipage riskirten, wo ſie ſich oft an Orten ſehen ließen, wohin nur die mittlere und kleinere Welt kommt. Tivoli, der Pavillon d'Hannover, das Palais royal, die Oper, eine Fahrt aufs Land, nach St. Cloud, der Bagatelle ꝛc. ſind die Tummelplätze der feineren Welt; doch ſuchen ſie hier noch die Stellen und Winkel, wohin ſich dieſe am meiſten zurückzieht. Ich bin durch die Gunſt des Zufalls nur mit einigen bekannt geworden — denn weder meine Börſe noch meine Perſon reichte zu ihnen — und ich muß geſtehen, daß es kaum eine angenehmere Unterhaltung auf einige Stunden geben kann. Denn ſo allerliebſt ſchwatzen und ſcherzen kann doch kein Weib, als eine niedliche Franzöſin. Auch ſind ſie gegen jeden ſehr artig, wobei auch weder Eigennutz, noch Wohlluſt ins Spiel kömmt, und erzählen ihre kleinen Erfahrungen, Geſchichten und Leiden ſehr unverhohlen. Eine ſolche, mit der ich einmal ins Geſpräch gerieth, ſagte mir bei'm Abſchiede: „Adjeu, Bürger, wir müßten vergehen, wenn wir nicht mit andern Leuten ſprechen dürften, als mit denen wir ..... Es iſt unſer trauriges Schickſal, mit Tröpfen zu thun zu haben, oder mit Narren, ſo lange wir gelten —'nachher — après, mot fatal, nous verrons après." Und freilich kommt dies fatale Wort Nachher auch wohl bei den meiſten nach. Wenige ſind wohl ſo klug und ſo glücklich, auf die Zukunft zu denken, und ſich ein, wenn auch nur kleines, unabhängiges Loos zu ſichern. Die dies nicht können, oder wollen, die liſtig genug ſind, aus der Vielmännerſchaft in die Einmannſchaft überzugehen, und endlich einen Einzigen ihren Leib genießen und füttern zu laſſen, müſſen oft wieder aus den ſchön möblirten und eleganten Zimmern und der eigenen Karoſſe heraus, und nach einem magern Fang durch die kothigen Gaſſen laufen, und müde und hungrig endlich mit dem Gefundnen vier, fünf Treppen hoch unters Dach kriechen und der unluſtigen Luſt genieſſen. Wie es dann von hier mit Extrapoſt weiter geht, das mögen uns die lehren, die ausführliche Biographien aus den Hoſpitälern, und von den Bewohnerinnen der kleinen Kellerbuden liefern. Es iſt ſchlimm, daß das luſtigſte Ding von der Welt ſo viel Schändliches und Widerliches als Geſchlepp um ſich hat.

Man nennt in Teutſchland mit einem ſehr ausdrucksvollen Namen alles Hoch- und Hochwohlgebohrne den Fußadel, was ſich nicht Kutſche und Pferde halten kann, und alſo das ſtillere und geräuſchloſere Leben eines Fußgängers führen muß. Indeſſen giebt es Leute zu Fuß, die ſich laut und berühmt genug machen, z. B. die Highwaymen, die trotz der vielen Galgen und Neuhollands und Neuſeelands in England immer noch in Ehren bleiben. Solche weibliche Highwaymen, oder Straßenräuberinnen könnte man ſehr ſchicklich die folgenden Klaſſen der pariſer Freudenmädchen nennen. Meinetwegen, wenn ihr wollt, nennt ſie den Fußadel einer Lebensart, die durch den Ablauf ſo vieler Jahrhunderte wegen der genauen Verbindung, in der ſie in den meiſten Ländern mit dem Adel ſteht, durchaus adlich geworden ſeyn muß. Ich glaube ſogar nach meinem kleinen Köpfchen, es wird eher gelingen, allen Adel der Wappen und Stammbäume in Europa gewaltſam auszurotten, als dieſen feinen Abſtamm, der ſich einmal zu tief in die menſchliche Natur eingebeizt zu haben ſcheint.

Nach den eigentlich klaſſiſchen Huren alſo — mich dünkt dies Wort nicht unrecht, da ich einmal des Wörtleins Klaſſe mich bedient habe — kommen die von der zweiten, dritten und vierten Ordnung, über die ich noch zu reden habe. Vielleicht mögte ein Anderer ſie noch in eine fünfte und ſechste Ordnung zerſplittern können. Aber ich muß leider, wie vielen Schaden es auch dem Glauben an meine Wahrhaftigkeit thun mag, geſtehen, daß ich nicht mit Linneiſcher Geduld und Scharfäugigkeit das ganze Bild durchſtudirt habe, um es in ein recht feſtes Syſtem zu bringen, ſondern daß ich nur etwa das, was mir ſo am nächſten zuſammen zu gehören ſchien, zuſammengefaßt, und ſo meine vier Klaſſen entworfen habe. Ueber dieſe leztten drei Ordnungen iſt nun auch das Loſungswort Freiheit! Freiheit! nicht umſonſt ausgeſchrieen. Man ſchreibe mir gottſeligen und frommen Beſchreiber alſo nicht als eine Frechheit des Gemüthes und ein Wohlgefallen, ſolche Dinge auszumahlen, zu, was ich bloß nach den Augen beſchreibe. Wollte Gott, man könnte die meiſten Romane, die leider auf den Tiſchen und Betten unſrer vierzehn- und ſechszehnjährigen Töchter liegen, ſo unſchuldig leſen, als meine Beſchreibungen; vielleicht, werden viele ſagen, weil ihnen das Feuer fehlt. Sie ſollen auch nicht zünden und verbrennen.

Alſo die zweite Klaſſe. Auch dieſe iſt häufig niedlich und elegant, wie die erſte, ſie lebt aber ſchon freier und offenherziger unter ſich ſelbſt und mit den Menſchenkindern, denen ſie ihre Gaben ſehr augenſcheinlich und handgreiflich zur Schau und zum Genuß darbietet. Die Gränzen fließen freilich bei den meiſten Erdendingen nicht ſo ſcharf aus einander, als man ſie gewöhnlich zeichnet, aber man muß doch einmal und irgendwo eine Gränze zeichnen. Das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen dieſer beiden iſt das vorhin angegebene der Wohnung und eignen Equipage. Dieſe Art iſt ſchon zufrieden, wenn ſie in einer guten und einträglichen Gegend ein Zimmer oder zwei, und ein Mädchen zur Bedienung haben, und allenfalls mal in einem Fiaker auch auf eigne Koſten fahren kann; denn ſehr ſchlimm müßte es hergehen, und ihre Reitze müßten ſchon ſehr im Abnehmen ſeyn, wenn ſie nicht täglich einen Liebhaber, oder auch einen gefälligen und unterhaltungsluſtigen Fremden fände, der eine kleine Spazierfahrt inner- und außerhalb der Stadt mit ihr machte. Man findet in dieſer zweiten Ordnung, die man ſchon die Ordnung für jedermann nennen kann, der einer mäßigen Zahlung gewachſen iſt, unſtreitig die hübſcheſten und jüngſten Mädchen, und die der erſten Klaſſe haben oft nichts weiter, als mehr Schlauheit und Witz, und vorzüglich mehr Schonung ihrer Reitzungen und Liebenswürdigkeiten, voraus. Bei den erſten merkt man es nie, daß ſie entgegen kommen. Man muß es gar nicht ahnden können, daß ſie für Geld feil ſind, welches ſie auch nie als Bezahlung, ſondern als Geſchenk aus Freundeshänden nehmen. Man muß freilich um ſie buhlen, und ſie ergeben ſich erſt nach einer ordentlichen Belagerung; die gehörigen Approchen müſſen gemacht, die Breſche muß geſchoſſen, die Minen müſſen gegraben ſeyn, ehe ſie das Segel ſtreichen, das vielleicht ſchon tauſendmal geſtrichen iſt. Aber dieſe hier machen es ſchon anders. Der Vogel muß ſehr dumm ſeyn, der ſich bei ihnen auf Bedingungen und Werbungen einläßt, und dem ſie das Spiel der frommen Unſchuld und unerfahrnen Blödigkeit vormachen können. Doch wie mancher arme Teufel glaubt wohl bei einer funfzehnjährigen Unſchuld zu liegen, der nach wenigen Tagen eine der Abdreſſen verfolgen muß, die ihm an allen beſuchten Durchgängen ſo fleißig eingehändigt werden. Mit Worten und Blicken, mit Stellungen und Fingerzeichen machen ſie ſich denen verſtändlich, die ſie entweder ſo neu halten, daß ſie ſolcher Einladungen, oder ſo kalt, daß ſie ſolcher Lockungen bedürfen. Doch kann man ſie mit Recht noch nicht nennen, was der Engländer Renner nennt. Sie ſpazieren noch, ſie ſitzen noch an ziemlich anſtändigen Orten, ſie tanzen und trinken und fahren noch mit und unter der feinen Welt, und es iſt noch nichts unehrliches, von ſeinen Freunden und Bekannten angetroffen zu werden, indem man eine ſolche am Arm baumeln hat, oder mit ihr ins Schauſpiel und zu einem Vergnügen fährt. Ihr Aeußeres iſt freilich ſchon ſehr buhleriſch, ihre Kleidung und Haltung freilich nett, aber doch ſchon locker und loſe; indeſſen müſſen ſie ſehr hungrig, oder auch ſehr einfältig und alſo zum Rückwärtsavanciren reif ſein, wenn ſie ſich Dinge, Stellungen und Worte erlauben ſollten, die ſelbſt bei ihnen noch unverſchämt heißen. Die nicht aus einem feineren und beſſer gebildeten Stande, und die blutjung in dies ſchmutzige Gewerbe übertreten, gehören, wenn ſie hübſch ſind, gewöhnlich zuerſt in dieſe Klaſſe. Die meiſten, die ſo hoch ſtehen, ſich eine Haushaltung und Equipage halten zu können, haben hier die Lehrjahre gemacht. Denn mit aller Schönheit eines Engels und allem Witz einer — je nun einer Hure — müſſen erſt viele Erfahrungen gemacht und viele Künſte einſtudiert werden, um ſich auf einem ſo hohen Poſten behaupten zu können. Dies iſt auch noch die Hölle, woraus eine Erlöſung iſt. Wer tiefer angefangen hat, oder geſunken iſt, kömmt ſelten wieder auf einen grünen Zweig, und wird, wenns hoch kömmt, eine Hallen- oder Blumendame, oder eine Schwefelhändlerin, Putzmacherin, Vorſteherin einer Penſionsanſtalt junger Mädchen, wie man hier manche ſieht. Aus dieſen armen Kindern geht noch manche als Mätreſſe und Beiſchläferin eines einzigen Mannes in eine ehrlichere Lage ein, oder kömmt wohl gar noch unter die Frauenhaube, wenn das junge Blut ſich ſoviel abkühlen kann, und ein günſtiger Zufall von außen oder im Herzen ihr einen Anſtoß giebt.

Dieſe Freudenmädchen des zweiten Ranges ſind es, welche des Abends die beſten Kaffehäuſer, die größeren Theater, die brillanteren Gärten und Promenaden lebhafter machen. Sie ſind nur durch den Namen und einige Kleinigkeiten, auch durch die Kleinigkeit, daß ſie gewöhnlich jünger und hübſcher ſind, von andern anſtändigen Bürgerinnen unterſchieden. Ohne ſie würde nur der halbe Jubel an ſolchen Orten ſein. Denn es würde doch wohl nicht jedes Ehemanns und Vaters Sache ſein, ſein Weib und ſeine Tochter ſo gefällig ganz für die allgemeine und ungezwungene Unterhaltung mit jedem Erſten Beſten ins Getümmel einzuführen, und ſie mit jedem Schnapphahn bei den gefährlichen Sternen- und Lampenlichtern und bei den lüſtern hauchenden Zephiren der Sommernächte ſpringen und tanzen und bruſtdrücken zu laſſen. Sie machen zum Theil die angenehmſte Unterhaltung und man kann um ein paar Franken in den feineren Kaffes, oft einige angenehme Stunden mit ihnen verlieren. Nichts Indecentes, nichts Gradezu; zuletzt reichen ſie mit franzöſiſcher Grazie wohl ihre Addreſſe und laden ein, mal bei Ihnen ſich zu erheitern, wenn man ein leeres, von Langerweile geplagtes Stündchen habe.

Die dritte Klaſſe ſteht wieder um viele Stufen tiefer. Hier war noch Glanz und Pracht des Aeußern und der Kleidung, hier noch das Gefühl, daß man noch nicht zu zittern braucht, woher man für morgen ein Frühſtück und die Paar Sols zum Bade nehmen ſoll; hier war noch das, was der Teutſche bei einem ſolchen Geſchöpfe Neigung, der Franzoſe eine Fantaſie, einen Einfall nennt, oft den weniger verſprechenden mitzunehmen, und den reicheren für dieſes Mal gehen zu laſſen. Aber bei dieſen darf man ſelten etwas davon ſuchen. Ihre Lockungen ſind durchaus grob und ekelhaft, ihre Stellungen im höchſten Grade gemein und unzüchtig, ihre Zudringlichkeiten abſcheulich, und nur den gemeinſten und verworfenſten

Trieben gefährlich. Ihre Kleidung und Art ſich zu tragen geht über das Schaamloſe oft hinaus. Dieſe müſſen ſich nur bei einem halben Lichte und von berauſchten Augen ſehen laſſen. Alle Gauner, Spitzbuben, Tagdiebe, Spieler ꝛc. ſtehen mit einigen von dieſen in Verkehr, und in der Regel ſind ſie für Seele und Leib die gefährlichſten, obgleich auch die beiden vorigen Ordnungen oft ſchon ihre Klippen der Betrügerei haben, wie ich ſie oben bei'm Spiel erwähnt habe, und die andern Klippen, woran jeder zu ſtranden fürchten muß, der ſich in ein ſo gefährliches Fahrwaſſer einläßt. Hier wird die leichte Kleidung oft ſchon ärmlich und bedarf ſehr der Dämmerung, alle Schimmer an derſelben ſind bloße Flitter, wie die Röthe auf den Wangen und das Feuer in den Augen, wenn davon noch ein Fünkchen übrig iſt. Doch haben ſie noch das Auszeichnende, daß ſie noch als Damen gekleidet gehen. Um das ganze Erbärmliche ihrer Lage zu fühlen, muß man ſich den Spaß machen, mal ihre Wohnungen zu ſehen. Gewöhnlich iſt es ein elendes Dachſtübchen oder Kämmerchen unter dem Dache, oder hinten auf dem Hofe in dumpfigen und engen Gaſſen, wo die Miethe wohlfeil und die lebendige Gegend nicht zu entfernt iſt. Herr Gott, wie ſieht es da aus! Dieſe, die draußen den Augen noch gerne einbilden mögten, daß ſie nicht ganz auf dem letzten Zahn beißen, ſind hier ganz mit dem traurigen und ſchmutzigen Bilde ihres Gewerbes umgeben. Eine Magd können ſie nicht halten, und wer weiß, daß die Franzoſen in ihren Häuſern nicht die ſauberſten ſind, der kann ſich ſo eine Wirthſchaft denken. Ein elender Spiegel, groß genug, das Geſicht in ſich zu faſſen, liegt unter Schmuckfläſchchen, Pillenſchachteln, Pomadebüchſen, vielleicht auch Salben und Mixturen, die der Apotheker bereitet; ein Teller mit den Reliquien des Mittagstiſches, mit Salat, Kirſchen, und einem Stückchen Brod ſteht darunter, und die Waſſerbouteille iſt der richtige Barometer des ſinkenden Glücksglaſes. Hiezu ein elender Tiſch, ein Paar Stühle, längſt entledert und zerfleiſcht, ſchmuzige Laken auf dem Bette, und alles dies ſein toll unter und über einander — und einem ſchwindelt der Kopf, und man fragt ſich, wie es möglich war, daß nicht jeder, der heiß hieher die Treppen hinaufſtieg, bei dem erſten Anblick kalt wie Eis werden, und mit klappernden Zähnen davonlaufen mußte. Doch fürs Erſte genug; bald werde ich mehr ſagen müſſen von dieſen ächten Rennern.

Meine vierte Klaſſe begreift endlich alles in ſich, was noch unter dieſen und unter aller Menſchlichkeit liegt, den rechten Ausſchuß dieſes Ausſchuſſes von Weibern, den Abſchaum alles Schmuzes und aller Verworfenheit und Häßlichkeit. Das Geſindel, was ich hiezu rechne, kriecht nächtlich aus den unterirdiſchen Kellern, aus und unter den ſtehenden Buden, hinter den Schlupfwinkeln dunkler Gaſſen und Winkel hervor, und ſtreckt die unreinen Krebsſcheeren nach einem Fang aus, und zieht ſich mit dieſem wieder zurück, woher es kam. Sie gehören unter die finſtere Decke der Nacht, und jedes Auge, das ſie ſehen könnte, würde mit einem ewigen Abſcheu gegen ſie erfüllen. Ich habe ſchon bei der Skizze, die ich von der Halle und ihren Bewohnerinnen gegeben, davon etwas einfließen laſſen. Alte Weiber, zahnlos und mit ſtinkendem Athem, die lange Fleiſch und Fiſch verkauft und Brantwein geſoffen haben, und hinter denen das Palais royal und die Freuden der Blüthenzeit ſchon wie ein dunkler Traum zuſammen fallen, verſuchen hier noch zuweilen ſelbſt ihr Heil, oder führen und beherbergen diejenigen, die entweder hier das unreine Handwerk anfingen, oder bis hieher heruntergebracht ſind. Die niedrigſten Gauner halten ſich unter ihrer Kappe verborgen, und manche Spitzbuben in Weibertracht ſollen unter ihnen hauſen und die Gefangenen feſthalten und ausplündern helfen. Dieſe indeſſen liegen fern von der heitern und fröhlichen Pariſer

Welt, worin der Fremde ſich gewöhnlich herum tummelt. Nur der Zufall, oder die Abſicht, ſie zu beſehen — dann ſei er aber nicht allein — kann einen rechtlichen Mann unter ſie führen. Durch die Lichter der helleren Straßen und der beſuchteren Freudenplätze fliegen ſie nur vorüber. —

Alſo auf der eigenen Hand treiben es die Freudenmädchen in Paris? Das will ich durch das Bishergeſagte nicht ausdrücklich geſagt haben. Es iſt dies nur ſo das Gewöhnliche; wie ich es bisher beſchrieben habe. Wer kann und wer mag alle die Arten der Unzucht wiſſen und ſchildern, wie ſie in großen und üppigen Städten getrieben wird? Auch auf dieſem Kampfplatze iſt ein vielfaches Bild des Todes und der Verwundung. Es fehlt auch hier nicht an Müttern, die ihre Töchter, und an Tanten, die ihre Nichten verkuppeln und öffentlich antragen. Es fehlt es auch unter mancherley Namen nicht an Anſtalten, wo ein geheimerer Tempel der Venus Pandemos angelegt iſt. Dahin ſollen auch oft die Anſtalten gehören, die die Ueberſchrift Pension de jeunes filles führen, wie mich mehrere Perſonen haben verſichern wollen. Zum Theil ſoll es nichts anders, als eine beſcheidenere Aufſchrift für ein Ding ſein, deſſen einige Leute ſich doch noch immer ſchämen, zum Theil ſoll man aber wirkliche Anſtalten für die Erziehung junger Frauenzimmer ſo misbrauchen, ohne daß es eben zu merklich wird. Pariſer haben ſelten Töchter in Pariſer Anſtalten zu geben, dieſe ſenden ſie aufs Land, oder in eine wohlfeilere Stadt, wenn ſie ſie nicht bei ſich behalten können. Die guten Provinzialen, die meinen, nur von Paris könne Weisheit kommen und Bildung, wenden oft alles an, um ihre Töchter, denen ſie eine gute Erziehung zu geben wünſchen, in eine Anſtalt zu ſchicken, von der ſo große Verſprechungen gemacht werden. Und in der That erzieht man die Mädchen gut pariſiſch und die guten Kleinſtädter und Landbewohner müſſen in ihnen Muſter der Feinheit und guten Lebensart bewundern, wann ſie ſie wieder in ihre Arme nehmen. Vielleicht glauben auch die Vorſteher nicht ſchwer zu ſündigen, wenn ſie das ſo leicht verhandeln, was in Paris eine Kleinigkeit ſcheint und was zu verlieren nach dem Pariſer Glauben doch jedes Mädchen nicht Raſt und Ruhe hat, ſobald ihr nur genug Freiheit dazu gegeben wird. Was iſt das hier für ein lächerliches Ding, was der Kleinſtädter Unſchuld und Verſchämtheit nennt! Ein Mädchen, das einige Monate nur in dieſer Hauptſtadt geweſen iſt, müßte ja darüber roth werden, daß ſie noch roth werden könnte. So benutzt man dieſe Anſtalten oft doppelt, indem man das Geld einſtreicht von den Eltern und Verſorgern, und wenn ſie bis zu den mannbaren Jahren bleiben, jungen und alten Wohllüſtlingen, denen man wohl einen Zugang zu den unbefangenen Herzen verſchaffen kann, die Erſtlinge der Blüthenzeit theuer verkauft. Außer dieſen feineren und abſcheulichern Giftmiſchereien der Wohlluſt giebt es neben den öffentlich umherlaufenden und lockenden Huren noch Neſter in allen Klaſſen, die auch ihren Zugang haben. Ich habe oben ſchon von ganzen Banden von Spitzbuben und liederlichen Weibern geredet, die ihre Geſchäfte in Kompagnie treiben und den Gewinnſt ihres Erwerbs theilen. Außer dieſen giebt es ordentliche Kupplerinnen und Glucken für dieſe jungen Hüner, die zum Theil während des Tages und der erſten Lichter, die verbrannt werden, ein ganz ehrliches Gewerbe treiben. Mancher Laden einer Putzmacherin, die ihre Mädchen um ſich her in Arbeit ſitzen hat, einer feinen Frau, die Liköre, Pomaden und kleine Galanteriewaaren verkauft, verwandelt ſich nach Mitternacht in ein Bordel und die kurzen Stunden der Nacht werden eine ergiebigere Goldgrube, als die langweiligen der Arbeit. Außer dieſen, die nur das Schild verändern, giebt es andere alte Weiber, die ihre ganze Wirthſchaft bloß hierauf eingerichtet haben und recht glänzend davon leben. Jedoch muß dies immer eine Maske umhaben, weil das Ding wenn man es auf dieſen Fuß als veneriſche Anſtalt treibt, höchſtens nur geduldet wird, und nicht etwas Erlaubtes und Privilegirtes iſt, wie mehrere ähnliche Häuſer in Berlin. Es gab hier in Paris ſolche Inſtitute, die eines hohen Rufes genoſſen, als ſei der Genuß dort in ſeinen Folgen ſicherer, und die alſo einen theuren Preis auf den Eingang geſetzt hatten. Ich bin mit Leuten, die ſich auf ſolche Bekanntſchaften verſtanden, in einem der angeſehenſten dieſer Häuſer unweit der italiäniſchen Oper geweſen und kann alſo ſagen, wie es da ausſah. Der Mann der Vorſteherin dieſer Anſtalt zum Wohl ihrer Mitbürger hatte vorn im Hauſe einen kleinen Galanteriehandel, wofür die Prieſterinnen der Venus in müßigen Stunden arbeiten mußten. Hinten am Hofe war in zwei Etagen das einträglichere Verkehr eingerichtet. Wir bezahlten — wir kamen drei Mann hoch — jeder neun Franken Eintritt, um die Erlaubniß zu haben, uns einige Minuten mit den Demoiſelles unterhalten, und ein Täßchen Gefrornes mit ihnen einnehmen zu können. Alles war aufs Glänzendſte eingerichtet. Wir traten in einen geräumigen Saal, woran mehrere ſchöne Zimmer ſtießen, und fanden die feinſte und anſtändigſte Geſellſchaft. Es waren etwa 15 Frauenzimmer zugegen (auch hier konnte man nemlich ſagen: est locus et plurimis umbris) und einige wenige Männer, meiſtens Officiere. Die Oberprieſterin machte die Wirthin mit der größten Artigkeit und Unbefangenheit. Man war fröhlich und frei, aber nicht frech, plauderte und ſchwatzte von leichtfertigen und frohen Dingen leichtfertig und franzöſiſch, aber erlaubte ſich keine Zoten. *Die Geſellſchaft war übrigens nach Ein Uhr, etwa eine halbe Stunde nach unſrer Ankunft, ſehr im Gehen und Kommen. Unſer Führer unterhielt ſich mit der Alten, die er lange zu kennen ſchien, wir mit denen, bei welchen wir uns zufällig befanden: dann wandte er ſich lächelnd zu mir und flüſterte: „Was meinen Sie, die Alte will mir

heute

heute eine Jungferſchaft um 50 Louisd'or verkaufen, die ich vor zwei Monaten ſchon um 10 erhalten habe; o über das ſchlechte Gedächtniß!“ Wir gingen, und obgleich wir alle drei uns vorgenommen hatten, nur durch die Augen etwas zu lernen, ſo kamen doch nur zwei wieder über die Schwelle, und der dritte blieb im Schweinſtalle der Circe.

Man geht übrigens in die meiſten ſolcher Häuſer und auch zu den einzelnen Mädchen, die ihre Wohnung für ſich haben, in der Regel ſicher aus und ein, ohne Plünderungen und Diebereien und andre hinterrückiſche Geſchichten befürchten zu müſſen. Indeſſen ſteht es doch einem jeden zu rathen, nicht allenthalben und immer denen zu trauen, die alle Liebe und Ehre verloren haben. Wer ſich in abgelegene Gaſſen, in getümmelvolle Schlupfwinkel der Schande zu tiefer Nachtzeit führen läßt, der giebt ja ſelbſt alle mögliche Blößen. Was kann er erwarten von Menſchen, die für Geld alles thun, wenn ſie es thun dürfen? Wer aber nur ſolche Gegenden beſucht, wo es nie an Erleuchtung und allerlei Menſchen auf den Straßen fehlt, der hat durchaus nichts zu beſorgen, zu geſchweigen, daß böſe Ränke und Mord- und Blutgeſchichten gar nicht im franzöſiſchen Karakter liegen. Ich habe während der ganzen Zeit meines dreimonatlichen Aufenthalts hier von keiner Begebenheit gehört, die in dieſer Rückſicht Aufſehen gemacht hätte, wohl aber alle Tage geſehen, wie Männer und Jünglinge aus den Kaffehäuſern und dem Portikum des Palais royal Arm in Arm mit Freudenmädchen abgingen und abfuhren, die ſie zum Theil wohl erſt durch den Anblick einer Minute kannten, und vielleicht in ihrem Leben nach der kurzen Bekanntſchaft einiger Stunden nicht wieder ſehen werden. Die Mädchen ſelbſt thaten bei Aufforderungen, ſie zu Hauſe zu führen, ſich etwas auf den guten Ruf der Franzöſinnen zu Gute: „Ich ſehe, Sie ſind ein Fremder, und kennen uns noch nicht,“ war das gewöhnliche Wort, „Sie könnten im Schooß ihrer Mutter nicht ſicherer liegen, als in den Armen einer Franzöſin." Sie laden wohl auch auf eine Art ein, ſie nicht allein den langen Weg gehen zu laſſen, die man nicht immer ablehnen kann, wenn man etwa ein Stündchen mit einer in einem Kaffehauſe geſchwatzt und bei dieſer Gelegenheit ſie traktirt hat. „Nun, kommen Sie nur mit und ſehen Sie, wie es bei mir ausſieht. Vielleicht ſind Sie heute ſatt und haben ſchon was Schöneres gehabt. Wenn jetzt nicht, ein anderes Mal." So kann man mitgehen und noch einige Minuten mit ihr ſchwatzen. Sie wird ſich dann nicht merken laſſen, daß man noch etwas anderes thun könnte, als ſchwatzen. „Man kann nicht immer lieben, aber man muß immer artig ſeyn," ſagte eine einmal zu mir, als ich ging, „wir ſind es beide geweſen." Das ſind Gallicismen.

Nur einige kurze Winke von denen aus der dritten Klaſſe, die ich oben die Renner nannte und die einen Spiegel abgeben mögen, wie weit die Toleranz hier vorgedrungen iſt in allem, was Sitten und Anſtand verletzt. Ich könnte hier wieder ausrufen, wie der, ſo in Florenz den kunſtbegabten amerikaniſchen Waſſerhund zeigte: „Hier ſieht man, was man nicht glaubt." Das zweite Glied: „und glaubt, was man nicht ſieht" kann ich immer weglaſſen; denn es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß die ſchlimme Welt in dieſerlei Dingen nur leider gar zu gern gläubig iſt, auch wo ſie nicht ſieht.

Bei Tage bemerkt man es faſt nicht, daß dieſe Gattung der erwerbenden Bürgerinnen überall hier zu finden ſind. Fürs erſte ſchläft gern bis gegen Mittag, wen oft das Tageslicht erinnert, daß er noch nicht geſchlafen hat, fürs zweite taugt der Tag weder für die Geſchäfte, noch für die Darſtellung und Natürlichmachung, aller der Falſchheiten und Künſteleien, die durchaus des Lichts nöthig haben, um nichts zu verrathen; manche endlich ſind auch im eigentlichſten Verſtande ſo arm und ärmlich angethan, daß ſie auch deswegen der Hülle der Nacht nöthig haben;

von dem unterſten und ſcheuſlichſten Geſindel nicht einmal etwas zu erwähnen. Die nicht reich genug ſind, auf eigene Koſten eine Promenade zu machen, oder die keine Freunde und Reitze haben, die ſie öffentlich zu produciren wagen, harren der wohlthätigen abendlichen Dämmerung. Kaum thun ſich die Theater auf, kaum beginnt der Glanz der Gärten, ſo ſummt auch dieſer Bienenſchwarm von allen Seiten zuſammen und wird zuletzt ein unüberſehlicher Klumpen, unter welchem man ſich verliert. Wie es zum Theil in den Gärten und auf einigen Theatern hergeht, davon werde ich unten noch ſprechen müſſen. Ich überſpringe auch drei, vier Stunden ihres erſten Erſcheinens und gebe nur eine ſchwache — wer mögte ſie ſtark machen? — Schilderung der Zeit zwiſchen zehn und zwölf Uhr, wo es ſich entſcheiden muß, ob ſie allein und kalt zu Bette gehen müſſen, oder nicht. Die in dieſe meine Schilderung gehören, ſind einige Wenige aus der zweiten Klaſſe und die ganze dritte Klaſſe. Dieſe machen jetzt den Namen der Freudenmädchen, der ſonſt auch ſeine Ehre und ſein Dekorum hatte, bei allen anſtändigen Leuten ſtinkend und geben ſelbſt den Beſſern unter ihnen Urſache genug, über den Schaden zu klagen, welchen ſie der ganzen Schweſterſchaft thun. Die Hauptttummelplätze, wo man ſie am gedrängteſten ſieht, ſind einige Gegenden des Boulevards, das Palais royal, der Siegesplatz und die dieſen anliegenden frequenten Straßen. Wenn ſie Buſen haben, tragen ſie dieſen ganz bloß; indeſſen das machen ihnen Töchter ehrlicher Häuſer ganz nach; aber auch der übrige Leib und was die Schamhaftigkeit zu verhüllen gebietet, ſind ſchlimmer als entblößt, weil ſie der Fantaſie ein deſto gefährlicheres Spiel geben. Gewöhnlich war der ganze Anzug der meiſten dieſer Gattung ein dünnes Kleidchen aus Linon, oder weichem Seidenzeuge, das ſie auf dem bloßen Leibe ohne Hemde und alles Unterzeug tragen und das bei dem Dämmerlichte der Lampen dem Auge des Wohllüſtigen auch mittelmäſſige Körper ſehr verführeriſch zeigte. Die hübſche Füße und Waden hatten, nahmen dieſes Gewand, damit es nicht vom Koth und Staub der Füße beſchmutzt würde, hinten und vorn bis nahe an die Kniebeygung und das Knie auf und wußten in der leichten Galoppade der Luſt durch mancherlei Drehungen und Wendungen zuweilen noch wohl Höheres zeigen. So hüpften ſie ſchaarenweiſe um die Spazierenden herum und erlaubten ſich mit Worten und Händen Dinge, die, wenn ich ſie erzählte, jedes züchtige Angeſicht roth machen würden. So ging es ſelbſt im Palais royal bei tauſend Lichtern und zehntauſend Augen, und ſo wie ſie ſich ehrten, wurden ſie wieder geehrt. Mehr als einmal erlaubten ſich rohe Buben und Soldaten, die mit ihrem Strudel umliefen, grobe Eingriffe auf ihre Körper, riſſen ihnen das Gewand am Buſen entzwei, hoben ihnen hinten im Fluge den Rock auf und riefen: voilà un b. c.! Die Dirnen ſchimpften und die Zuſchauer lachten. Gar nicht ſelten geſchah es auch, das zwei drei Schweſtern mit einander ſo öffentlich in Händel geriethen, wenn z. B. die eine ein Wildpret anfiel, was die andere ſchon angeſchoſſen zu haben glaubte, oder wenn einige, die etwas auf dem Kiker hatten, andern zu ungeſtüm vorliefen. Es war in der That, was die Engländer bei ihren Stiergefechten running-fight nennen. Bei allem dem war das, was hier im Palais royal vorging, noch anſtändig und ſittſam zu nennen, wenn man es mit dem Gewimmel der Boulevards und der minder hell erleuchteten Plätze und Gaſſen vergleicht. Hieher kam doch noch alles, was eine hellere Beleuchtung nicht durchaus zu ſcheuen brauchte; aber dort waren die Maroden und der hungrige und raubgierige Troß alles Geſindels, die in einer offenen Schlacht ſchon unbrauchbar waren. Es war oft ein wahrer Kampf, wenn man von einem der entferntern Theater oder Gärten nach dem Mittelpunkte des Lebens und der Fröhlichkeit, wo ein

Fremder ſich gewöhnlich einquartirt, zu Hauſe ging. Das warf ſich einem unverſehens an den Hals, faßte die Hände, ſtreichelte, zupfte und rupfte an den Rockzipfeln, bat, verſprach, klagte ſo rührend, daß es einen Stein hätte bewegen können, mais pas un Allemand, wie mir einmal eine im Zorn ſagte. Half dies alles nichts, ſo erlaubten ſie ſich alle mögliche Unanſtändigkeiten und zeigten allenfalls, wenn nicht zu viele Menſchen umher waren, ihren nackten Leib und ſprachen: bin ich nicht ſchön und friſch? Ich dachte friſche Heringe, die bei Bergen in Norwegen eingeſalzen ſind. Faſt alle hatten einerlei Terminologie, als: „Kommen Sie, mein Liebchen, mein Freundchen, wir wollen ſüß ſpielen und ſchlafen, fürchten Sie nichts, ach! jammern ſie ſich doch eines armen Mädchens, das nicht gern allein ſchläft. Wie ſollen wir es machen? unſre Jünglinge ſind in dem Kriege.“ Unglücklich, wer es wagte ſolchen ſchlimmen Zudringlichkeiten mit ſchlimmen Worten zu antworten, der hatte Flüche und oft etwas ſchlimmeres hinter ſich her. Ganz unfranzöſiſch iſt es, einem, der ſeine Gaben anbietet, etwas Hartes und Unangenehmes zu ſagen, ſo wenig ſie auch gefallen und welcherlei ſie auch ſein mögen. In der That waren die Anläufe dieſer Mänaden ungeachtet der guten Polizei zuweilen gefährlich, wenn man gegen die Zeit, wo die Gaſſen von ordentlichen Leuten leer wurden und wo die Nacht ihren ganzen Unrath ausſpie, ſich unter ihnen finden ließ und nicht ergeben wollte. Keine Gegend war frequenter von ihnen, als die meines Logis, wo die Straßen du Mail und Fosset Montmartre in die große Straße Montmartre vom Palais royal und vom Siegesplatze auslaufen. Es waren da ſolche verliebte Attaken oft mit einer Wuth gemacht worden, daß ſie die Klagen mehrerer Privatleute erregten, die ſich namentlich in den Affichen und öffentlichen Blättern darüber beſchwerten und die Polizei darauf aufmerkſam machten. Ich ſelbſt erinnere mich eines Vorfalls, deſſen Ausgang ich mit Augen anſah. Es war nicht ſpät, etwa zwiſchen eilf und zwölf Uhr des Nachts. Die meiſten unſrer Hausgeſellſchaft waren ſchon zu Hauſe und wir ſaßen, wie gewöhnlich, zuſammen unten in dem Wirthszimmer und ſchwatzten, von den Tages- und politiſchen und kriegeriſchen Neuigkeiten. Da raſſelte es gewaltig gegen die Thüre. Der Wirth öffnete, und ſiehe! einer der jovialiſchſten Jünglinge unſrer Hausgenoſſenſchaft fiel ihm mit blutigem Kopfe in die Arme und bald darauf ohnmächtig zu ſeinen Füßen. Wir trugen ihn herein, wuſchen ihm den Kopf, ſtärkten ihm den Athem mit Balſam, und nach einigen Minuten erhohlte er ſich. Da erzählte er, wie folget: „Ich komme unbeſorgt meines Weges aus dem Kaffehauſe drüben, um zu Hauſe zu gehen, da fallen mich vier, fünf Mädchen mit ihren Liebkoſungen und Einladungen an. Ich mag nicht unartig ſein und ſcherze und ſpiele mit ihnen auf gut Franzöſiſch und tändele mich ſo bis nahe an die Hausthüre. Da packt die eine meine Uhrkette und will die Uhr herausziehen. Ich greife nun um mich und ſchlage mit meinem Stock drein. Kaum aber bin ich in dieſem Handgemenge, ſo ſpringen ein Paar Kerle mit Knüppeln auf mich ein mit dem Geſchrei: Schlingel wagſt du, Frauenzimmer zu ſchlagen. Ich falle von ihren Streichen gegen die Thüre und bin verwundet, wie ſie auch alle ſehen.“ Er hatte ein Paar gewaltige Beulen auf dem Kopfe und eine Streifwunde in der Schläfe, die blutete. „Hätte mein Hut nicht abgehalten, rief er, ſo mögte ich noch vor Ihrer Thüre liegen.“ — Indeſſen gehören ſolche Geſchichten auch zu den ſeltenen, wahrſcheinlich hatte er auch in ſeiner ſpielenden Neckerei ſich mit den Dirnen zu weit eingelaſſen; auch die ſchlimmſten laſſen ſich ſelten länger, als funfzehn und zwanzig Schritt, ſchleppen, wann ſie merken, daß nicht ſogleich etwas Wille da iſt, ſich mit ihnen abzugeben.

So geht es her, wenn man es am glimpflichſten beſchreibt. Von der niedrigſten und lumpigſten Liederlichkeit habe ich oben ſchon geredet, und es verdrießt mich, immer in dieſen Miſtpfützen zu waden. So geht es her, und keiner kümmert ſich darum, es wenigſtens in einige Schranken des Wohlſtandes, ſo ſehr es dieſer Zunft möglich iſt, wieder zurück zu treiben. Umſonſt fordert man die Regierung, umſonſt die Polizei auf, ein Einſehen darin zu thun, und die öffentlichen Vergnügungsörter für ehrliche Frauen und Töchter wieder etwas beſuchbarer zu machen. Umſonſt erheben Patrioten und die auf die alten Sitten der Franzoſen noch ſtolz ſind, ihre Stimmen. Umſonſt ſchreien die Zeloten und Moraliſten ſich die Kehlen heiſer, es iſt und wird nicht anders. Es iſt luſtig genug, wie ſelbſt dieſe Dinge den Zeitungs- und Journalſchreibern die Blätter füllen helfen müſſen. Sie wiſſen von den Liebes- und Hurenabentheuern oft ganze Seiten voll zu ſchmieren, und tiſchen Anekdoten und ſchreckliche Begebenheiten auf, wovon die Gegenden und Menſchen nichts wiſſen, die ſie geſehen und erlebt haben ſollen. Auch über dieſe Dinge war es verboten, vor einigen Monaten Lärm zu ſchlagen. Jetzt aber macht man ſchon kecke Anſpielungen, daß die, ſo das Ruder halten, ſich von dem Sündenſolde der Spieler und Buhldirnen mäſten, ja einige gehen ſo weit, ſie zu beſchuldigen, ſie thuen und laſſen dies alles ſo abſichtlich zu, um mit den Sitten alles edlere Gefühl zu begraben, und deſto ungeſtrafter mit Sklaven alles machen zu können. Nichts iſt aber luſtiger, als die frommen Einfälle vieler Eiferer, die ihre Vorſchläge zur Reinigung der Sitten und Abſchaffung des öffentlichen Skandals auf großen Foliobogen drucken, und an allen Straßenecken ankleben laſſen; noch luſtiger iſt es aber, die Huren darüber kommentiren zu hören, wie ich es in den ſchönen Hallen des Palais royal oft mit innigem Behagen gehört habe, wo dieſe Zettel auch in Menge angeklebt waren. Unter andern erregte einer, der vier Tage hinter einander mit der Aufſchrift les Moeurs erſchien, allgemeines Aufſehen und Gelächter durch die Schwerfälligkeit und den finſtern Ernſt ſeiner Moral, die in dieſen heitern und lichten Gegenden der Freude auch die Kauzfedern etwas hätte ablegen ſollen. Der gute Moraliſt führte ihnen alles fein fromm zu Gemüthe, wie in einer Predigt, und ſchloß mit dem Wunſch, man ſolle die jüngſten und unverdorbenſten unter Aufſicht des Staats nehmen und bewahren, ihnen eine Ausſteuer geben, und ſie nach beendigtem Kriege mit dieſer jungen Kriegern zu Weibern geben, die tapfer für ihr Vaterland gefochten — wahrlich ein feines Geſchenk des Vaterlandes! — So wie es mit den politiſchen Klopffechtereien und Kunſtgriffen dieſer Zeit ging, die oft einen Barras und Sieyes ermorden, und hie und da die Bürger aufſtehen ließen, ohne daß daran gedacht war; ſo fehlte es auch hier nicht an Gerüchten, da man einmal angefangen hatte, über die Sache viel zu ſagen und zu ſchreiben. Unter andern rieth einer in einem Blatte, man ſolle alle Huren aufgreifen und einſperren auf einige Zeit; denn ſie ſeien allein Schuld, daß die Konſkribirten aus Paris nicht mobil zu machen ſeien. Sind keine Freudenmädchen mehr, ſo wird Paris unſern jungen Leuten langweiliger, als eine Hölle, ſeyn. Ein Mann machte bei dem Gelächter und Geſpräch, das über dieſen Vorſchlag entſtand, die Anmerkung: Nichts ſei gefährlicher, als die Spielhäuſer zu ſchließen und die Mädchen einzuſperren. Ja, wenn die Regierung wieder eine Revolution, vielleicht die blutigſte von allen, haben will, ſo mag ſie dieſen tollen Schritt thun; aber ich ſage, es geht nicht gut. Es iſt zu ſpät, die Leute von der Freiheit zu entwöhnen, die ſie nun ſchon einige Jahre gekoſtet haben. Das wird mehr wirken, als alle Scherer und Trouves und Rapinats zuſammen. Der Pariſer ſchreit: des Femmes et des Spectacles! wie der Römer Panem et circences! und wer ſoll dieſe 30000 erſetzen, da die Hälfte, wenn auch nur die Hälfte, außer Thätigkeit geſetzt wird? — So ſtritt und moraliſirte und disputirte und lachte man, und es blieb, wie es war, bis der Herkules Buonaparte auch dieſen Augiasſtall auszumiſten anfing.

Bei dieſer größeren Ausgelaſſenheit und Ueppigkeit der Sitten hat niemand mehr gelitten, als die Kuppler und Kupplerinnen. Dieſes Gezücht klagt am allermeiſten über die Fleiſchtöpfe des alten Aegyptens, die mit dem Adel und der vorigen Decenz ausgewandert ſind. Als man noch ſo offenbar nicht ſpielen durfte, und dieſes ſelbſt ſo gefährlich war, nach der Salpetriere und ins Magdalenenſpital fahren zu können, da hatten die Mädchen oft ihre Helfershelfer der Schande und Unterhändler, die unter einem beſſeren Schein allenthalben erſcheinen und Handlung pflegen konnten; da waren auch manche Neulinge noch zu bequem, oder zu blöde, dem nachzujagen, was ihnen ſo gedrängt und leicht nicht immer begegnen durfte; da verbot die Meinung denen, die in Aemtern und Würden ſtanden, es oft, öffentlich ſolche Dinge zu begehren zu ſcheinen. Alles dies iſt nun ſehr verändert, und alle Kuppler ſchreien mit den Freudenmädchen, die die Geheimniſſe ihres Ordens recht kennen: die verfluchte Freiheit! Ich muß geſtehen, ſehr ſelten ſind mir dieſe Hebammen und Akkoucheurs der Schande auf den Hals gekommen, obgleich das den Fremden am erſten begegnet, die oft ſtehen und gucken, als ſuchten ſie etwas, wenn ſie gleich nach ganz etwas anderem gucken und ſuchen. Die unverſchämteſten dieſer Klaſſe habe ich immer am Eingange des Palais Egalité von der Straße Rue neuve des petits champs gefunden; aber ſie ſind lange ſo unverſchämt nicht, als die Italiäner, und laſſen gleich ab, wenn die erſten Worte nichts verfangen. Ihre Einleitung iſt übrigens zum Luſtmachen, und ſehr plauſibel wiſſen ſie die Gründe vorzuſtellen, warum man ſich ihre Vermittlung bedienen ſoll. „Ich weiß, Sie können tauſend haben, ohne mich, aber ich leiſte Ihnen Bürgſchaft, daß Sie nicht betrogen werden. Ich verſpreche Ihnen einen Neuling, geſtern erſt aus der Provinz gekommen, kaum noch aus den erſten Spielen, à peine eclose, fraiche et innocente, comme une ange." Aber man kennt die Unſchuld und die Engel, die hier zu Verkauf gebracht werden.

Es iſt eine Bemerkung, die ich wahrſcheinlich nicht zuerſt mache, daß die Franzoſen nicht grade zu den ſchönſten und wohlgebildetſten Nationen Europens gehören, obgleich ihnen unſtreitig in Rückſicht der Urbanität der Sitten und der körperlichen Darſtellung der erſte Rang gebührt, und obgleich ſie wohl alle Vorzüge des Körpers und Geiſtes zum Gefallen am glücklichſten und ämſigſten auszubilden verſtehen. Um ſo mehr iſt es auffallend, unter der Klaſſe von Weibern, von der ich rede, ſo außerordentlich viele feine und niedliche Geſtalten zu finden. Ich habe mich wohl gehütet, in dem Gewimmel des luſtigen Lebens darüber zu moraliſiren; denn nichts iſt abgeſchmackter und lächerlicher. Aber wie oft bin ich bei meinem ſtillen Zuhauſegange aus dem Menſchenſtrudel innig bewegt geweſen, daß ſo viel Jugend und Schönheit, die aus dem ganzen weiten Lande in dieſen unreinen Kloak Paris zuſammenfließt, für die künftige Generation verloren geht. Es iſt doch ein menſchliches Gefühl, wenn man die jüngſten und ſchönſten Mädchen ſo ſchaarenweiſe bei einander ſieht, zu wünſchen: dieſe ſollten die Mütter eines künftigen ſchöneren Geſchlechts ſeyn; und auch die Thräne iſt natürlich darüber, daß oft vor dem funfzehnten Jahre unter die verpeſtete Erde eines Spitalkirchhofs muß, was in dem Jahre ſeines Todes kaum das ahnden ſollte, wodurch es verwelkte.

Die meiſten ſelbſt unter den in veneriſcher Wuth und im Hunger der Eingeweide herumirrenden Bacchantinnen ſind zwiſchen dem dreizehnten und zwanzigſten Jahre; ältere ſieht man wohl ſelten, wo ſie ſich noch bei'm Lichte ſehen laſſen, wohl weil ihr Leben kein höheres Alter erlaubt, und ſie mit den zwanzig Jahren wohl meiſt ganz ausgedient, oder auch eine durchaus dunkle Laufbahn betreten haben. Ach! wie viele Kinder von dreizehn, vierzehn Jahren laufen hier mit herum, wohl manche — wenigſtens kömmt es mir ſo vor — die alle Geheimniſſe der verbotenen Luſt wiſſen, ohne je gefühlt zu haben, was Begierde und Wohlluſt iſt. Wer kann ohne ein zerbrochenes Herz und inniges Mitleid dieſe Schlachtopfer einer verdorbenen Menſchenmaſſe ſehen, wie ſie in einem Klumpen von einer Million immer ſeyn muß? wer kann gleichgültig mit ſeinen Gedanken in das Schickſal dieſer Armen eingehen? Wie kurz und wie freudenleer iſt größtentheils ihre Laufbahn: wie früh verzehrt der Misbrauch die Jugendblüthe, die durch künſtliche Mittel gewöhnlich vor der Zeit gezeitigt iſt? wie häßlich fällt das ganze Gefolge der Ausſchweifung oft über ein armes Kind her, das vor wenigen Wochen noch hoffte, im Schooß der Liebe und Sittſamkeit glückliche Tage zu verleben! Viele haben in wenigen Monaten die ganze Rolle ihres Glanzes ausgeſpielt, und zwiſchen dem erſten freien Freudenſprung ins Palais royal oder in ein pariſer Theater und dem langſamen und hinfälligen Eingang ins Lazareth liegen oft nur wenige Wochen. Die Kunſt der Verführung iſt da am ſchlimmſten, wo ſo viele Tauſende von Verführten ſind. Denn alle, die noch mit etwas heiler Haut aus dieſem flüchtigen Gewerbe herauskommen, werden nachher die ärgſten und ausgelernteſten Nachſtellerinnen und Verkäuferinnen der weiblichen Schönheit und Unſchuld. Wie viele der alten Weiber, die mit mancherlei Dingen und bei Gelegenheit auch mit J.... ausſtehen, hatten ihre ſchöne Zeit, wo ſie mit goldnen Bändern und Perlen blitzten, und mit ihren prächtigen Schleppen die Stuffen des Opernhauſes fegten! Aber die Verwandlung und das Alter gehen hier ſchnell. Manche hat hier vor dem zwanzigſten Jahre den letzten Zahn ausgeſpieen, die man auf dem Lande nach ihrem Ausſehen wenigſtens für eine Sechzigjährige halten würde. Es hat ſeinen guten Grund, daß die alten Weiber der niedern Volksklaſſe alle ſo kupfrig und lederfarbig ausſehen.

Die Kunſt und die Luſt der Schändlichkeit iſt vielnamig. Wie viel Kinder, meiſtens hübſche Kinder von zehn bis zwölf Jahren, laufen mit kleinen Schnurrpfeifereien in den Zimmern der erſten Kaffehäusler, Reſtaurateurs, vor den Theatern und auf den lebendigſten Promenaden herum. Wer ſollte glauben, daß ſie unter dem Schein dieſer Kleinigkeiten ganz andre Dienſte feilbieten. Doch davon muß ich ſchweigen. Die unnatürlichen Gelüſte, welche der Italiäner und Spanier in ſeinen großen Städten als etwas Alltägliches kennt, ſind ſelbſt bei den Menſchen der Schande noch eine Schande. Der franzöſiſche Karakter empört ſich dagegen, und wer in einen ſolchen Verdacht geriethe, wäre ärger, als gebrandmarkt.

Ich habe es oben vergeſſen, zu ſagen, daß auch die Mädchen, deren Künſte bloß innerhalb der Gränzen ihrer Leiber bleiben, oft in einem Kompagniehandel ſtehen. Man ſieht oft ihrer zehn in Einer Guirlande beiſammen hüpfen, die ſich leicht öffnet, um ſich jedem, der in ihren Reihen will, umzuſchmiegen; ich habe geſehen, daß die neun ganz fröhlich und guter Dinge thun, wenn die zehnte Blume, die der Begierige aus dieſem Kranze pflückt, mit ihm verſchwindet. Vielleicht legen ſie die Gewinnſte zuſammen, ſo hat auch diejenige, die wohl Tage hinter einander unglücklich auf der Jagd geweſen iſt, mit den Schweſtern etwas zu beißen. Oft ſcheint es ſogar, als arbeiteten mehrere dahin, einer von ihnen durch eine gemeinſchaftliche und kombinirte Poſtenvertheilung der Jagd das Wild zuzujagen und vor den Schuß zu bringen. Am gewöhnlichſten iſt es aber, daß die älteren, welche merken, daß ſie nicht mehr allein kurſiren, ſich zwiſchen neue und gute Münze ſtecken, und ſo mit ausgegeben werden. Es iſt ſehr häufig, daß zwei, drei Ein Zimmer bewohnen; natürlich muß man da nicht ſehr delikat und lüſtern ſeyn bei Beſuchen, die zuſammenfallen können. Die unerfahrne Jugend braucht es, zugeſtutzt und zurechtgewieſen zu werden, und das Alter hat einer Unterſtützung nöthig, weil es von den hinwelkenden Reitzen nur ſehr kümmerlich leben kann. In der That iſt es bei der ungeheuren Konkurrenz und bei der größeren Geldarmuth, als vor zehn Jahren war, ſehr ſchwer, großes Glück zu machen, und äußerſt wenige machen eine glänzende Laufbahn. Die Meiſten müſſen froh ſeyn, wenn ſie in der größten Blüthe gut zu leben haben, und nachher ſich einen Schmachtriemen um den Bauch ſchnüren. Man bedenke nur, wie alles theuer iſt in Paris, und für ſolche Innungsverwandte doppelt theuer. Denn wenn gleich wenige von ihnen elegant wohnen, und die meiſten an der ebenen Erde und unter dem Dache ſchlafen, ſo müſſen ſie doch wegen des unehrlichen Gewerbes immer an Miethe und andern Kleinigkeiten mehr geben, als andre Leute. Denn viele ſind ſelbſt hier noch ſo chriſtlich, dergleichen Miethsleute nicht einzunehmen, und die ſie einnehmen, laſſen ſich dafür wenigſtens gar nicht ſchlecht bezahlen. Ueberdies ſind die Quartiere, in welchen ſie um ihres Erwerbs willen leben müſſen, bei weitem die theuerſten in Paris. — Es iſt im ſtrengſten Sinne war, daß viele dieſer Armen, ſobald ſie nicht mehr unter den Erſten glänzen können, faſt verhungern und verkümmern. Was bleibt ihnen übrig, wenn ſie Miethe, Wäſche, Heitzung und Kleidung abrechnen, die noch das nothwendigſte von allen Artikeln ihres Luxus iſt? Nicht die Lebensart allein und Seuchen, die freilich wohl viele treffen, reiben ſie oft ſo erſtaunlich ſchnell auf; nein, auch der Mangel, das Entbehren der Dinge, die einem Körper ſo nöthig ſind, der durch immerwährende Auſpannung verzehrt wird. Viele genieſſen vielleicht manchen Tag nichts, als kleine Näſchereien, die allenthalben um einige Sols feil ſind, und einige Taſſen Kaffe und Chokolate, die ſie ſich zum Theil noch erbetteln. Denn oft drängen ſie ſich darum nur an, daß man ihnen ſo eine Kleinigkeit auftiſche, und dienen dafür gern wieder mit ihrer Unterhaltung und Plauderei; denn eine Franzöſin dieſes Schlags, die nicht plappern könnte, wäre ſogleich verloren.

Alle, vom den Erſten bis zu den Unterſten, verſtehen meiſterlich die Kunſt ſich aufzumachen und ihre Reitze zu heben und Gebrechen zu verhüllen. Wahrlich es giebt viele kleine unſchuldige koſmetiſche Künſte, die eben keine Räuberinnen des Geldes und der Zeit ſind, und deren jedes Weib ſich befleißigen ſollte, die auch nur ihrem Manne, oder ihren guten Freunden gefallen will. Alle dieſe beſitzen die Franzöſinnen in einem ausgezeichneten Grade. Man muß es wahrlich wenigen der Freudenmädchen, die noch die Lichter nicht ſcheuen, anſehen, daß ſie vielleicht die vorige Nacht und den Tag mehr als Einen Beſuch gehabt, und den Leib mit Speiſe und Trank nur ärmlich erquickt haben. Wer, der die Welt von ferne kennt, ſollte in dieſen friſchen Blumen den Krebs, und unter dieſer ſchimmernden Hülle die brennende Hölle erwarten? Man weiß in Frankreich mit Kleinigkeiten mehr zu machen, als in Teutſchland und in den meiſten Ländern mit allen Händen voll Gold. Das hat eine Art, eine Leichtigkeit und Natürlichkeit, daß ſich gleich alles zu finden und aufzuzäumen weiß. Zu dieſen koſmetiſchen Künſten, und zwar zu den koſtbaren, gehören auch die kalten Bäder, die beſonders für dieſe Klaſſe Mode ſind. Diejenige muß ſchon ſehr arm, oder ſehr müde ſein, die von den Stunden zwiſchen zehn und zwei Uhr Vormittags nicht eine anwendet, ihren Leib abzuſpielen und zu erfriſchen. Dies kann von mannigfachem Nutzen ſeyn, obgleich es wohl den Teufel nicht bannt. Wie wohlthätig es auf die leibliche Geſtalt und auf die wellenlinige Marmorrundung derſelben wirkt, das mögen die dem Leſer weiter beſchreiben, die von ſolchen Sachen mehr verſtehen, als ich. Ich habe mir überdies, dünkt mich, ſchon das Anſehen gegeben, klüger darin zu ſeyn, als ich wirklich bin. Alſo genug.

Das Palais royal, oder Palais Egalité.

Ich will nun der Reihe nach eine kleine Schilderung von den hauptſächlichſten Tummelplätzen der Menſchen und des Vergnügens geben, weil ich glaube, daß man nur in dieſer Schilderung, wenn ſie nicht ganz misräth, das wandelnde Bild des lebendigern und wilderen Pariſer Lebens, oder des eigentlichen Pariſer Lebens zu einem ſtehenden ſich in Gedanken wird machen können. A Jove principium esto! ſingen die alten Dichter, alſo fange ich auch mit dem Mittelpunkt und dem Herzen dieſes Lebens, dem Palais royal an, bei dem ich aber kürzer werde ſeyn können, weil manche ſeiner Merkwürdigkeiten ſchon an mehrern Stellen vorher erwähnt und beſchrieben ſind, und ich das Wiederholen nicht liebe. . Von den Kaffehäuſern, den Schenkſtuben, den Reſtaurateurs iſt oben ſchon geredet, von den Theatern deſſelben wird unten noch geredet werden; von den abendlich umgehenden Nymphen haben wir eben etwas gehört. Was von dieſen Dingen alſo nicht durchaus in das Gemählde gehört, werden wir nicht weiter einmiſchen.

Dieſes ſogenannte Palais royal liegt ungefär in gleicher Entfernung vom Louvre und von den Thuilerien, von der Seine und von der lebendigſten Seite des Boulevards; aber die Entfernung iſt von allen vieren nicht gar weit, und fällt nach dem verſchiedenen Maaße der Füße zwiſchen einen Zeitraum von fünf und zehn Minuten, die man nöthig hat, ſie auszumeſſen. Es iſt von einer alten Celebrität, und ſeit 150 Jahren ſeit dem Antritt der Regierung Ludwigs des Vierzehnten immer der erſte Platz des Vergnügens für die Pariſer geweſen, obgleich ſeine Wichtigkeit für Paris und für Europa mit dem ſteigenden Luxus und durch die neueſte Erweiterung des letztguillotinirten Herzogs von Orleans, Egalité genannt, noch immer zugenommen hat. Wenn man auch nicht von den neueſten Zeiten reden will, wo hier die erſten Freiheitsprediger auf Stühlen und Tiſchen und Bänken zum Volke redeten, wo in den Kaffehäuſern oft der Geiſt der Partheien beſchworen und ihr Schickſal gelenkt ward, wo die Fabrik der dreifarbigen Kokarten, Koeffüren, Degengehenke und Hoſenbänder zuerſt von tauſend feinen Händen beſorgt ward, ſo bedenke man rückwärts den Einfluß dieſes kleinen Flecks Erde auf Europa. Als Frankreich Europa noch nicht mit der Uebermacht ſeiner Waffen tyranniſirte, tyranniſirte es daſſelbe doch mit ſeinen Moden, die hier gewöhnlich ihren Urſprung hatten. Wenn die Gräber und die ſtummen Wände reden könnten, welch eine Rolle würde dieſes Palais royal in der Geſchichte der Diplomatik und Genealogie der meiſten europäiſchen Länder ſpielen! Wie viele Erlöſchungen von Familien, Veränderungen der Thronen und Baronieen ſind hier in ihrem Keime zu ſuchen! Wie manches vollbürtige und erlauchte Haus würde vielleicht noch im Glanze ſeines Namens von Stockholm bis Liſſabon ſtehen, wenn das Palais royal mit ſeinen lockenden Sirenen nicht geweſen wäre! Doch wenn man die ganze Wichtigkeit und hiſtoriſche Größe dieſes Pallaſtes und ſeiner Bewohner beſchreiben wollte, wie viele Bände würden da voll werden, auch wenn man bloß bei dem bekannten ſtehen bleibt! Von des ſchlauen und großen Kardinal Richelieu geheimen Planen, die Teutſchland zuerſt in Ohnmacht ſtürzten, indem ſie die Fremden lehrten, wie geſchickt ſein Syſtem es mache, geplündert zu werden, von dieſen Planen an bis auf die Orgien, die Philipp von Orleans, der Regent, mit ſeinen Geräderten hier

hier nächtlich hegte, und von dieſen unblutigen Orgien — denn wer konnte da noch Blut vergießen, ſagt St. Simon? — bis auf die blutigen der neueſten Zeit, wo man hier Köpfe auf Stangen trug, was ließe ſich von dieſem Pallaſt nicht alles ſagen und klagen?

Der Kardinal Richelieu erwarb zuerſt den Platz, wo er den alten Pallaſt und den Garten dazu anlegte. Nach ſeinem Tode kam es alles an den König, und von dieſem an ſeinem Bruder, den Herzog von Orleans, und bei deſſen Familie iſt es auch geblieben, bis die große Revolution auch dieſe reiche Erbſchaft ſich zueignete. Man hat mehrmals einen Verſuch gemacht, ſie zu veräußern, und eine erkleckliche Summe dafür einzunehmen, da man des Geldes auf allen Seiten nöthig hat, aber es hat nicht glücken wollen. Wie ſollte man auch ſo leicht einen Käufer finden zu einem Gebäude, deſſen neuer Bau dem letzten Beſitzer an 30 Millionen Livres gekoſtet hat! Doch ſollen einzelne Theile davon an Privatleute verkauft ſeyn; (welches ich kaum glaube) das Uebrige iſt vermiethet. Man hat jetzt einen Plan mit einer Lotterie, worin man es verſpielen wird; aber die ſo ein Spiel kennen, und den hohen Einſatz bedenken, zweifeln, ob ſich dazu Spieler genug finden werden.

Vor dieſer letzten großen Baute, die eine Spekulation des Bürgers Egalité war, der ſich mit ſeinen letzten Spekulationen zu den verdammten Geiſtern der Hölle hinab ſpekulirte, lief der Pallaſt nicht ſeine ganze Länge von der Straße Honoré bis zur gegenüberliegenden Straße Rue neuve des petits champs durch. Nur ein Drittheil des Gebäudes, das Hauptgebäude, worin man jetzt aus der Straße Honoré tritt, ſtand damals, und das Uebrige war alles Garten. Indeſſen auch dieſes Drittheil ward nach dem neuen Entwurf faſt ganz umgebaut, um daraus mit den neuen Anlagen ein Ganzes zu machen. Der ſchöne Garten, der mit ſeinen Bäumen größtentheils umgehauen und auf einen kleinen Raum, gleichſam nur einen Hof des kleinen Pallaſtes eingeſchränkt ward, war mit ſeiner herrlichen Lage, ſeinem dichten Schatten, und einigen kleinen Zelten und Häuschen, worin Erfriſchungen gereicht wurden, vor der Veränderung für die Pariſer ungefär das, was jetzt die ſchönen Gemächer und Hallen ſind, die freilich nie, ſo lange es Zeit iſt, wach zu ſeyn, das Menſchengewimmel verlieren können, da kein Regen und Schnee die Verſammlung aus ihnen verjagen kann. Wahrſcheinlich ſind ſeit Schulz auch an den noch übrigen Bäumen im Mittelraume große Veränderungen vorgegangen, denn er ſpricht noch von ihrer Lieblichkeit und der Schönheit des Spazierganges unter ihnen im Freien zwiſchen den Säulengängen zu beiden Seiten; ich aber habe davon nichts gefunden. Doch ich muß wohl für meine Beſchreibung erſt einen kurzen Riß hinwerfen, und dann zu den einzelnen Gegenſtänden kommen, die hieher gehören.

Der ehemalige Garten alſo von der Rue neuve des petits champs an, bis da, wo ſonſt der alte Pallaſt aufhörte, macht nun zwei Drittheile des ganzen Pallaſtes aus, deſſen Hauptgebäude nach der Straße Sankt Honoré hin ſteht, wo ſonſt allein der alte Pallaſt war. Man kann dieſes ganz neue Gebäude, als zwei Flügel deſſelben, auch allenfalls als einen eigenen Pallaſt für ſich anſehen; denn in ſeinem Bezirke koncentrirt ſich das lebendigſte Gewimmel und zwar, je näher man der Rue neuve des petits champs kömmt. Dieſe Abtheilung mit ihrem Garten, oder Platz hat eine auffallende Aehnlichkeit, ſowohl in Bauart als Lebendigkeit, mit den ſogenannten Prokuratorien in Venedig, und den Sankt Markusplatz in der Mitte derſelben. Eine Loggie mit mehreren Eingängen von der Rue neuve des petits champs ſchließt die beiden langen Seitengebäude, die mit ihren ſchönen bedeckten Portiken parallel bis ans Hauptgebäude an der Straße Skt. Honoré hinlaufen. Sie ſchließen das ein, was von dem vormaligen

Garten übrig blieb, auf deſſen Ruinen ſie erbaut ſind. Dieſes ſchöne Oblongum, welches Spaziergänge unter freiem Himmel giebt, hat noch den vergangenen Winter eine ſchlimme Veränderung erlitten. In der Mitte ſeiner halben Länge ſtand ſonſt ein prächtiges und luſtiges kleines Gebäude aus Einem Stock, welches aber noch Einen Stock mit den ſchönſten Gemächern unter der Erde hatte. Dieſes war vormals mit ſeinen geräumigen Sälen und herrlichen Nebenzimmern zu Redouten, Koncerten, Leſekabinetten, einzelnen kleinen Caſinis ꝛc. beſtimmt, und ward auch dieſer Beſtimmung gemäß gebraucht. Man hatte in den letzten Jahren auch noch mancherlei kleinere Kunſtwerke und Koſtbarkeiten in dieſen ſogenannten Cirkus zuſammengebracht, und wollte ihn recht eigentlich für Künſtler beſtimmen, ſiehe da brach im Anfange des vorigen Winters die Flamme darin aus, und verzehrte das ganze Gebäude und faſt alles was darin war, und es war ein großes Glück, daß man das Palais ſelbſt rettete. Dieſer Brand hat dieſen ſchönen Platz ſehr entſtellt, wenigſtens für einige Zeit. Die ganze Mitte faſt nehmen nun die offenen Gewölbe und Grundmauern und der Schutt ein, mit deſſen Aufräumung man jetzt beſchäftigt iſt. Dies giebt nicht nur ein trauriges Bild der Zerſtörung, ſondern man hat auch Schranken darum gezogen, und den übrigen Raum des Platzes dadurch mehr eingeengt; überdies ſind alle Tage Leute mit Karren und Schubkarren da, um wegzuräumen, und verbreiten über den ganzen Raum und ſelbſt in die Säulengänge des Palais und ſeine zierlichen Buden und Läden oft ſo viel Staub, daß die Schuhputzer an den Eingängen dadurch dieſen Sommer gewiß doppelten Erwerb haben. Ich nenne dieſen Zwiſchenraum der Prokuratorien von Paris mit Fleiß Platz, denn den Namen Garten kann er nicht mehr verdienen. Es ſind nur an der linken Seite noch einige Bäume, und auch dieſe haben bei dem wintrigen Brande des Cirkus gelitten, und ſind ſo kahl, daß ſie kaum ein Küchlein beſchatten können; doch ſtehen noch einige vermiethbare Stühle unter ihnen, deren kleine Zahl aber zur Genüge ſagt, wie wenig man ſich hier im Schatten ausruhen zu können meine. Mit dem ehemaligen Cirkus in Einer Linie ſtehen noch ein Paar kleine Häuschen in zeltförmiger Geſtalt, die zu Caſinis und Leſekabinetten dienen können. Aber dieſen Sommer war nur eines von ihnen einige Abende offen, wo ein Limonadier ſein Weſen darin trieb. Der ganze Umfang derſelben war mit Schmutz bedeckt, und ſie waren wirkliche Ableiter des menſchlichen Waſſers geworden. Ueberall ſchien dieſer ganze ſchöne Platz durch den Brand viel gelitten zu haben, und nur die Noth machte ihn zur Zeit des Bienenſchwärmens der Menſchen nach den Schauſpielen zuweilen gedrängt voll, ſonſt ſah man nichts von der Frequenz darauf, die Schulz erzählt.

Das Ende dieſes ſchönen Platzes und der Prokuratorien wird durch zwei Portiken, die von einander abgeſondert ſind und zu beiden Seiten auch Caſinis, Buchläden, Buden und Zimmerchen der Putzmacherinnen, Galanteriehändler, Pomadiers ꝛc. haben, eingeſchloſſen, von welchen man in die Seitenportiken der Prokuratorien, und aus dieſen in die Portiken des Hauptgebäudes auf dem andern Ende nach der Straße Skt. Honoré geht. Dieſes Hauptgebäude hat gleichfalls fort- und umlaufende Säulengänge, vorn einen groſſen Hof, worauf man von der Straße Skt. Honoré und Richelieu, jetzt Geſetzesſtraße genannt, fährt, und in der Mitte eine Art-Impluvium mit mehreren Ausgängen. Doch ich will ja dieſes Gebäude nicht baumeiſteriſch beſchreiben, ſondern habe nur dieſen verwirrten Plan ſo roh hingeworfen, damit man das Folgende auch örtlich verſtehen und mir etwas folgen könne, wie ich vorſchreite. Daß ich das zum Vorn mache, was eigentlich hinten, mir aber vorn iſt, wann ich aus der rue du Mail entweder durch die ſogenannte passage de Retzivil eingehe, oder von der rue neuve des petits champs, wird mir hoffentlich keiner verargen.

Es iſt ſonderbar, daß man wie durch einen Inſtinkt immer dahin gezogen wird, wo der meiſte Staub und das größte Gewimmel iſt. Ich war in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthaltes verſchiedene Male ein wenig irre gegangen, wann ich meiner Wohnung ſchon ganz nahe zu ſeyn glaubte. Da gerieth ich gewöhnlich, vermuthlich weil ich unwillkührlich dem Strome der Menſchen folgte, nach den Höfen des Louvre, dem Siegesplatze und Palais Egalité. Wenn man über die Häuſer wegſchauen könnte, ſo würde man ſehen, wie die Ebbe und Fluth hier ab- und zufließt; aber auch ſo iſt allenthalben, von welcher Seite man auch kommen mag, das Gedränge erſtaunlich und bewegt ſich doch leicht, artig und franzöſiſch unter und durch einander, während man in teutſchen Städten bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer ſchimpfen, oft auch ſich ſtoßen und puffen ſieht. Gleich vor dem Eingange des Palais von der rue neuve des petits champs iſt ein kleiner vertiefter Platz, und dieſer gewöhnlich gedrängt voll von Menſchen. Wenn man ſie alle aufgriffe, ſo wären von hundert gewiß neunzig Gauner und ähnlichen Gelichters. Da ſchreien Fiaker, Trödler, Schuhputzer, Hundeſchneider und Beutelſchneider unter einander, da flüſtern die Kuppler mit halber Stimme, da bitten die Savoyarden und Lohnlakeien ihnen eine kleine Beſtellung zu geben, da lauren die Geldwechsler und Mäkler mit ihren Taſchenbüchern, und die ärmeren dieſer Art ſitzen in den Ecken unten an den Stuffen der Treppe bei kleinen Tiſchen, wo ihre Vorräthe von Kupfergeld in Stücken von einem bis zu drei Franken aufgeſtapelt ſind, die ſie gegen Rabat, oft auch, wenn jemand in Noth iſt, al pari gegen Silberſtücke umzuſetzen wünſchen. Dieſe Wechsler haben hier ordentlicher Weiſe eine kleine Börſe in dem Kaffehauſe linker Hand an der Straße. Dieſes ſcheint ſo zum Geldmäkeln- und Umſatz beſtimmt, daß man faſt nur Ein Zeitungsblatt dort ſieht, vielleicht das, worin der Kurs am genaueſten bezeichnet iſt. Ich habe mir ein Paarmal die Luſt gemacht, hineinzugehen, fand es aber immer ſo voll Menſchen, daß ich kaum einen Sitz gewinnen und meinen Kaffe austrinken konnte, den man mich auch zwei Sols theuerer bezahlen ließ, als im beſten Kaffehauſe des Palais; denn wahrſcheinlich rechnet man den Herren immer den Gewinnſt mit an, den ſie hier im Handel machen können. Das ſtärkſte Verkehr, und beinahe das einzige, ward hier mit den Bons der Regierung getrieben, und die Schacherer machten ſich kein Gewiſſen daraus, ehrlichen Landleuten und armen Rentiers noch ihren wirklichen Werth abzuknappen. Die letztern ſtanden gewöhnlich trübſelig da, und gingen mit 25 Franken für 100, worauf ihr Papier lautete, traurig und hungrig weg, um ſich im Palais ein Paar Pflaumentorten zu erkaufen, und ſie verſtohlen unter einem einſamen Baume unter dem Rockzipfel heraus zu eſſen.

Durch das Geſindel und Drängen und Schreien dieſes Vorplätzchens geht man durch einen engen zu beiden Seiten geſchloſſenen Gang, welchen die Tiſche, mit allen Tagsblättern bedeckt, noch mehr beengen, in die herrlichen Säulengänge des Pallaſtes ein. Doch ſind weiterhin rechts und links noch Eingänge, die zuerſt jede in eine Art Kortile, oder bedeckten Säulenhof, und wenn man dieſen durchwandert hat, gleichfalls wieder dahin führen. Vor dem Eingange linker Hand iſt der berühmte Durchgang Razivil (passage de Ratzivil,) der durch die Straße Rue neuve des bons enfans ins Palais führt. Sicher wird kein Weg in Paris, ich mögte faſt ſagen in der ganzen Welt, täglich von mehrern Füßen betreten, als dieſer; denn durch ihn geht man von fünf Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts nie allein. Er geht mehrere Treppen auf und ab durch ein Haus, und auch ſein Pfad iſt eingeengt, weil die Gewerbetreibenden Menſchen von oben bis unten zu allen Seiten die Tiſche und Laden und Tafeln ihres Verkehrs aufgeſchlagen haben. Es iſt gleichſam ein Palais royal in nuce. Hier ſitzt ein hübſches Weib mit Galanteriewaaren, dort ſteht ein Salben- und Pomadenkrämer aus; hier dampfen die friſchen Torten und Kuchen, dort duften die feinen Geiſter und Likörs; auf der einen Seite iſt ein Buchladen, auf der andern ein Journalkrämer, der alle Blätter des Tages feil hat, und in eine Niſche ein Paar Stühle eingeklemmt hat, die regelmäßig um den Zoll von einigen Sols von Leſeluſtigen beſeſſen ſind; unten ſitzt in der einen Ecke eine Putzmacherin, in der andern hat ein Kupferſtichhändler ſeine Karten und Kupfer aufgehängt, und eine größere Menge in Rollen liegen. Auch der kleine Sprung von hier in den Kortile, oder die Loggie vor dem engeren Säulengange, iſt nicht leer. Eine Menge Fruchthändlerinnen, die nicht ins Palais hinein dürfen, halten zu beiden Seiten den Zugang belagert, und unter ihnen ſitzt ein Petſchirſtecher mit einem ganzen Berg von Petſchiren und Deviſen, auch wohl ein Solsverwechsler mit ſeinen Stapeln Kupfer, indem ein Schuſter mit den modiſchen Schuhen, woran er in Einem fort bürſtet, etwas entfernter ſteht, und ein wirklicher Schuhbürſter ſeitwärts grieſlachend *) zu ihm aufſchaut, als wollte er ſagen: dieſe da kommen auch noch wohl einmal in meine Hände.

Man tritt nun in den Säulenhof, oder den Kortile ein, dem an der andern Seite des Einganges ein ähnlicher entſpricht. Man kann dieſen als einen Vorhof zum Tempel anſehen. Hier ſtehen Verkäufer und Verkäuferinnen mit allerlei Kleinigkeiten aus, die in den Tempel nicht kommen dürfen, doch nehmen die erſte Stelle unter ihnen unſtreitig diejenigen ein, die Kuchen, Torten und allerlei Gebackenes feil

---

*) Man erlaube mir dies Wort. Wir haben in meißniſchen Dialekt keines, das es erſetzt; es drückt das Hohnlächeln mit etwas vom Pinſel und Tölpel zugleich aus.

haben für die, ſo nicht hungrig weiter gehen mögen und es nicht verſchmähen, das für den halben Preis hier allein zu verzehren, was ſie drinnen in den Kaffehäuſern in Geſellſchaft doppelt ſo theuer bezahlen müßten. An dieſem Kortile rechts in einem Keller iſt der berühmte Caffé des Aveugles, deſſen ich oben ſchon bei den Aveugles travailleurs erwähnt habe. Von dem kleinen Hintergebäude des mittleren Eingangs von der Rue neuve des petits champs her und von den prächtigen Prokuratorien und ihren Hallen, was ſoll ich darüber mich weit ausbreiten? auch die lebendigſte Beſchreibung bleibt hier immer weit hinter der Wirklichkeit. Was Luxus und Ueppigkeit nur aus allen Welttheilen erſchaffen und zuſammenbringen können, ſieht man hier beiſammen, und dies alles iſt mit franzöſiſcher Zierlichkeit und Feinheit des Geſchmacks für Augen und Naſen ausgeſtelt und aufgeziert. Hier ſind zu ebener Erde die erſten Kaffehäuſer, Bierhäuſer, Reſtaurateurs, Limonadenbuden, Leſekabinette, Galanterieläden; hier haben die erſten Juweliere, Modenhändler, Modenſchneider, Putzmacherinnen, Buchhändler, Porträtmahler, Zeichner, Sticker, und wie das Heer der Beflitterer und Verzierer des menſchlichen Leibes heißt, ihren Standort aufgeſchlagen. Hieher geht ſehen, kaufen, ſich beſtellen, was es irgend erſchwingen kann; denn wie könnte aus Paris was Gutes kommen, was nicht das Palais royal geſehen hätte? Hier ſind die größten Säle zu öffentlichen Verſteigerungen von Gemählden, Kupferſtichen, Büchern, Kleidern und Schuhen; hier die größten Niederlagen von Kleidern aller Art, nach dem neueſten Geſchmack geſtutzt, die zahlreich oft zu hunderten neben einander hängen und immer um ein Drittheil theurer bezahlt werden, als die in andern Quartieren der Stadt gekauften und beſtellten. Hier kann man zugleich das ſeltene Genie der franzöſiſchen Nation in Aufſchriften bewundern, wenn man dieſe gegen die Ueberſchriften einiger fremden Künſtler und Fabrikanten hält, die ſich zwiſchen ſie eingedrängt haben. Alles fängt hier mit dem Wörtlein premier und excellent an; vielleicht nicht aus perſönlicher Rückſicht, ſondern um dem Vorrange des Orts nichts zu vergeben. Da lieſt man neben einem: Centy le jeune, excellent marchand tailleur, wenn man einige Säulen weiter geht: Straube, teutſcher Schneider, und der vortreffliche Schneiderkaufmann, oder Kaufmannsſchneider hat ſeinen Laden weder mit mehreren, noch beſſeren Kleidern, noch auch mit vorzüglichern Tüchern und Fabrikaten garnirt. — Im erſten Stocke wohnen die vorzüglichſten Tuch- und Seidenhändler, die erſten Juweliere und Goldarbeiter, die glänzendſten Freudenmädchen; vornehmlich aber iſt dieſer der Sitz der Reſtaurateurs und auch noch mancher Kaffehäuſer und Billards. So geht es mit wenigen Zimmern auch noch im zweiten Stock. Einen großen Theil deſſelben aber bewohnen einzelne Privatleute, haben ihn auch wohl auf Spekulation gemiethet und logiren Fremde, die ſich längere Zeit in Paris aufhalten wollen und dies theuerſte Logis bezahlen können. Hier ſind auch in den kleineren Winkeln und Stübchen allerlei Nothhelfer, die auf die Menſchenmaſſe rechnen, welche ſich immer unter ihnen bewegt. Da lieſt man mit großen goldnen Buchſtaben: Le Roi, fameux medecin pour les maladies veneriennes und zum Zeichen ſind Fläſchchen und Schächtelchen darunter gemahlt; da ſieht man ein Paar Elefantenzähne über dem Guckfenſterchen und drunter die Inſtrumente, ſie auszuziehen und zu ſäubern mit den Worten: Baptiste, premier dentiste de Paris. Hier wohnen auch Männer und Weiber, die prächtige Zimmer für die Verlegenheiten anſtändiger Frauen halten, denen etwa eine Unpäßlichkeit zuſtoßen könnte, oder die einer plötzlichen Hülfe nöthig hätten. Alles iſt auf das Prächtigſte mit Sofas, Betten, Stühlen, Spiegeln ꝛc. verſehen, und alle Bequemlichkeiten ſind ſogleich zur Hand; man kann auch allenfalls, wenn gut bezahlt wird, die Nacht dert ſchlafen. Welche menſchenfreundliche Anſtalt! wird manche ſchöne Lippe rufen, denn wie viele Verlegenheiten, bei denen man ſich im Menſchengedränge nicht wohl befindet, können einem anſtändigen Frauenzimmer nicht zuſtoßen? In dieſem Stocke wohnen auch viele Freudenmädchen, doch gehören ihnen vorzüglich neben den untern Läden und Buden, die in der Nacht leicht verwandelt werden können, wo die Galanteriehändlerinnen und Putzmacherinnen mit ihren Helferinnen und andern Beſchützung oft das Gewerbe ändern, ihnen, ſage ich, gehören die unzähligen Stübchen unter dem Dache mit den kleinen Fenſterluken. Ein Mann, der noch mäßig zu zählen meinte, ſchwur und fluchte, er wolle noch heute den Kopf verlieren, wenn innerhalb des Palais royal nicht wenigſtens 4000 Huren einquartiert ſeien. Dieſer Theil des Palais royal, wozu noch bei dem Säulenhofe rechts das Theater Montanſier gehört, dieſer Theil, der den alten Garten größtentheils weggenommen hat, iſt unſtreitig der glänzendſte Theil des ganzen Pallaſtes, obgleich hier nicht alles glänzend iſt; denn neben dem erſten Kaffehauſe iſt oft ein eben ſo frequentes, wo mehr Bier geſchenkt wird, als feinere Getränke, und neben dem Reſtaurateur, wo ein Mäßiger ſelbſt nicht gut unter vier, fünf Franken ſeine Mahlzeit halten kann, mag man ſich auch für drei Franken recht anſtändig ſatt eſſen: neben dem erſten Spielkeller, wo nur um Karolinen geſpielt wird, iſt ein andrer, wo man um einige Sols ſich eine halbe Stunde abarbeitet und aus den Händen einer verfallenen Hure einen Strauß um einen Sol kauft.

Das folgende Drittheil nach der Straße St. Honoré hin iſt lange nicht ſo lebhaft und ein Theil der Säle und Zimmer im Hauptgebäude ſollen jetzt ſogar leer ſtehen. Unten in den verſchiedenen Hallen und ihren Gemächern und Buden iſt ungefähr eben die Wirthſchaft, wie in den vorigen; vorzüglich haben die Trödler und Antiquare hier ihr Weſen, die mit alten Möbeln und Büchern handeln. Ihr Hauptverkehr iſt bekanntlich auf und um den Pont neuf und auf den trefflichen Kaien jenſeit der Seine, dem Louvre und den Thuilerien gegenüber, vom Pont neuf an bis zur Revolutionsbrücke. Da haben ſie an den Häuſern ihre Bilder und Porträts ausgehängt und ihre Bücher ausgelegt; noch glänzender aber auf den Bruſtwehren des Stroms, indem ſie ſie zum Theil mit Steinen belegen, damit ſie nicht ins Waſſer ſpringen, wohin der verwandte Geiſt ſie treiben mögte. Außer den Antiquaren ſind mehrere Kupferſtichhändler, Pantoffelmacher, Brillenſchleifer, Lederarbeiter, alle in zierlicher Ordnung neben einander. Die Kaffehändler und Limonadiers hier ſtehen ſchon einige Stufen tiefer als die vorigen, ſo wie auch die Reſtaurateurs. Alles iſt hier ſchon für gröbere Kehlen und Magen berechnet, die es unanſtändig wäre oben nur vorauszuſetzen. Dort darf man zu ſeinem Kaffe und ſeiner Chokolate höchſtens einige Schnitten Butterbrod fodern, wenn man ſich nicht mit dem Weißbrod begnügt, was gewöhnlich dazu gegeben wird. Hier aber kann allenfalls einer, der aus der Bretagne und Normandie kömmt, ſein ländliches Frühſtück wieder finden. Will man alſo einmal auf gut Engliſch und Teutſch wieder frühſtücken, ſo gehe man hieher um eilf, zwölf Uhr, wo in einigen Kaffehäuſern, die man wohl caffés du dejeuner nennt, alles zu haben iſt, was dazu dient: Würſte, Schinken, Mortadellen, holländiſcher Käſe und Hering, Ochſenzungen, Paſteten, kalter Braten, oft auch Auſtern, und zu dieſem allen alle mögliche ſtarke Weine, Liköre und geiſtige Waſſer. Der Hof in der Mitte iſt ſchon mit allerlei Geſindel beſetzt, was ſich in dem hinteren Gartenplatze nicht zeigen durfte. Hier ſtehen ſchon zuweilen Schuhputzer und ſchreien die Vorübergehenden an; hier drängen ſich ſchon Weiber mit Kirſchen, Melonen, Johannisbeeren und Weintrauben an; hier ſtehen ſchon manche Geſundheitsbeamte der unterſten Klaſſe mit ihren helfenden Künſten aus. Vorzüglich iſt mir hier ein Zahnarzt merkwürdig geworden, den ich faſt immer hier fand; doch reichte er mit ſeiner Beredſamkeit nicht an den Florentiner Tucci. Ich glaube, der Kerl hatte alle Zähne zuſammengeholt, die in Lazarethen und Spitälern ausgeſpieen werden; denn ſolche Haufen habe ich in meinem Leben nicht geſehen, noch ſo viele monstra, die er alle eigenhändig ausgezogen und operirt haben wollte. Ein großer Tiſch war ganz damit bedeckt, und ein künſtlicher Vorhang zuſammengereihter hing an Schnüren ſchichtenweiſe um ihn herum; ich glaube, man könnte den Fußboden einer mäßigen Kirche damit auslegen. — In dieſem Hauptgebäude iſt das erſte Theater für Tragödie und Komödie in Paris, und hat ſeinen Eingang und ſein ſchönes Geſicht nach der Straße des Geſetzes. Vor dem Thore nach der Straße Skt. Honoré iſt noch ein kleines Quadrat, welches der Platz des Palais royal heißt, und an dem vorn in der Straße Chartres das niedliche Vaudevilletheater iſt. Dieſer Platz iſt die Hauptſtation der Fiaker in Paris, und iſt faſt zu allen Tageszeiten bis ſpät in die Nacht gedrängt voll von Wagen.

Auch das Palais royal hat ſeine Zeiten, und man muß nicht glauben, daß es zu allen Stunden des Tages gleich intereſſant ſei dahin zu gehen. Um ſechs Uhr des Morgens wird es geöffnet; aber vor acht Uhr iſt faſt nichts da zu thun. In dieſen Stunden reinigen die Kaffehäusler ihre Stuben; die Journal- und Flugblätterkrämer legen ihre Papiere zurecht; die Buchhändler und Leſekabinettshalter ſetzen ihre Stühle in Ordnung und öffnen die Schränke; alles andre ſchläft noch mit dem halben Paris. Einzelne, die vorzüglich der politiſche Heißhunger treibt, gehen noch ungeſchmückt vorüber und in die einſamen Kaffehäuſer ein, wo man ſich noch nicht um die Tagesblätter reißt. Arbeitsleute und Boten laufen ſchnell durch die Hallen, wo ſie ſonſt nicht viel zu ſehen ſind, um ſich einen Umweg zu erſparen. Gegen zehn Uhr füllen ſich nun die Kaffehäuſer, aber ihr ſchönſtes Intereſſe fehlt; man ſieht bloß Männer, und zwar meiſtens alte und verehlichte Männer, die ein Stündchen ſchwatzen und leſen wollen. Für die Jugend iſt hier nichts zu thun; die ſchläft entweder noch die vorige Nacht aus, oder tummelt ſich jetzt anderswo herum. Jetzt fangen alle, die zu ebener Erde wohnen, an, die Hallen vom Staube zu reinigen und auszuſprützen, und dann öffnen ſich die Läden mit ihren Koſtbarkeiten, die aber noch wenig Beſuche haben. Die Putzmacherinnen ſitzen ſchon mit ihren Mädchen in ihren eleganten Stübchen, und die Armen gähnen noch und reiben ſich die ſchlaftrunkenen Augen. Weiber ſieht man faſt gar nicht, wo nicht gegen eilf, zwölf Uhr wie ein ſchüchternes Reh mit trieſenden Haaren ein Freudenmädchen vorüber hüpft, das eben aus dem Bade kömmt. Deſto häufiger ſind diejenigen, die hier umherwandeln, und die Zettel, Ankündigungen, Anfragen und Belehrungen leſen, womit alle Säulen täglich neu beklebt werden. Einige lachen über die feinen Moralen, die ihnen hier geleſen werden, andre ſtaunen über große Lügen, andre ſuchen und ſpioniren, wie ſie mit manchem Angezeigten verdienen wollen, was der Tag bedarf; noch andre ſuchen Stoff, womit ſie einem freundlichen Wirthe das Mittagsmahl verſüßen und eine Geſellſchaft unterhalten wollen. Da hängen Kupferſtiche der neueſten Moden, die neueſten Arten, zu porträtiren und ſilhouettiren, da ſieht man die großen Helden und Verräther der Nation aufgehangen neben der Anzeige eines Balles, oder einer eröffneten Gaukelbühne. Da ſind große Wahrheiten neben großen Lügen zu leſen. Jeder geht und ſucht ſich das Seinige. Die Geſellſchaft nimmt nun wieder bis gegen zwei Uhr eher ab als zu, und nur einige alte Müſſiggänger und kahlrückige Rentiers, die auf gewiſſen Kaffehäuſern und unter ihren Bäumen permanent ſind, ſitzen und ſpazieren langſam umher, und geben nur einen ſchwachen Schein von Lebhaftigkeit. Nach zwei Uhr wächſt die Menge immerfort bis gegen ſechs. Man iſſet, man nimmt nach dem Eſſen einen Kaffe, man macht ein Spielchen zum Vergnügen, man ſpaziert. Einzelne Houris und anſtändige Weiber ſind, ſchon unter den Männern in den Zimmern und Säulengängen, und mancherlei Vorſpiele luſtigerer Unterhaltung und des Scherzes beginnen. Mit ſechs Uhr öffnet ſich die Oper und alle Theater, Gärten, Gaukelbühnen, und was irgend etwas Zeigbares und Darſtellbares hat. Dies leitet einen Theil des Stromes ab, aber doch wird der Verluſt mit dem Einbruch der abendlichen Zeit um neun Uhr mehr als erſetzt. Doch ich überſpringe dieſe Zwiſchenräume, und komme zu der glänzendſten Tagesepoche, die etwa mit zehn Uhr Abends beginnt. Nun gießen die Theater einen großen Theil ihrer Menge aus, nun kömmt alles hervor, was betrügen und beſiegen, was ſehen und geſehen werden, was kaufen und verkaufen will. So wächſt die Fluth bis gegen eilf Uhr, wo die prächtigſten Gärten auch einen Theil ihrer Menge abgeben. Die Fluth ſchwillt über, alle Zimmer ſind gefüllt, die Menſchen in den Hallen ſchieben ſich nur durch, und endlich iſt auch der Gartenplatz im Freien mit feinen und muntern Menſchen bedeckt. Nichts geht ſicher darüber, zu dieſer Zeit in einem der ſchöneren Kaffehäuſer zu ſitzen, der fröhlichen Unterhaltung zu genießen, und die draußen vor ſich vorbeiwallen zu ſehen. Alle die Menſchen, die hieher gehen, ſind brauchbar zum Scherz und Geſpräch, und wo man auch iſt, einem iſt wohl, wenn man nur ein munteres Herz mitgebracht hat. Doch ſoll ſeit der Revolution die Geſellſchaft des Palais royal verloren haben, und ſelbſt nach Schulz muß ich dies vermuthen. Vormals kam die reichere und gebildetere Welt faſt nur ausſchließend hieher, und hatte wenigſtens einige Zufluchtsörter, wohin nicht jeder eindrang; jetzt iſt alles gemeinſchaftlich, und dadurch, wie Viele klagen, gemein geworden, und die noch auf alte Wohlanſtändigkeit halten, führen nicht zu jeder Tagesſtunde ihre Frauen und Töchter hieher. Von dem Leben und Getümmel draußen und dem Herumziehen und Laufen in und außer den Hallen hat man gar keine Vorſtellung, und kann auch keine davon machen. Alles bereitet in und an den herrlichen Säulengängen gegen dieſe Zeit den größten Glanz und Schimmer. Sorglos ſtanden die Schneider, die Modenhändler, die Juweliere den größten Theil des Tages; jetzt erſt ſcheinen ſie zu thun zu haben; alles wird nun auf das zierlichſte geordnet, ausgelegt, aufgehängt und erleuchtet, und der Schimmer ſo vieler Koſtbarkeiten und Herrlichkeiten verblendet die Augen und durch ſie die Herzen; alle Läden, Buden, Kaffehäuſer, ſelbſt Privatleute, die aus ihren Fenſtern herabſehen, zünden mehr Lichter an, und das gewaltig ſtrudelnde und glänzende Menſchengewimmel, das Brauſen und Sauſen der Freude, die prächtige und widerſchimmernde Erleuchtung machen das Ganze gleichſam zu einem Karneval, oder einer Maskerade. So ſchwimmt man, geblendet an Augen, betäubt an Ohren, gelockt, gezupft, gerufen von allen Seiten, in dem Wirbel mit um, und der Kälteſte und Nüchternſte hat ſich hier wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht als ein Beſoffener heraustaumelt, oder fortgeleitet werde. Hier ruft ein hübſches Mädchen ihr: venez, mon petit ami! dort ſchreit aus dem Auktionsſaal eine Stentorsſtimme: quinze francs, douze centimes! Hier zieht euch eine hübſche Zeichnung, ein geſchmackvolles Muſter an, dort eine weiche Hand und ein wogender Buſen; hier klingt die herrliche Muſik der Blinden in das Geklingel der Taſſen und Bouteillen; dort hallen die Flüche der Spieler in das Heidideldideldei! eines elenden Violinkratzers, der ſeines Kellers Tanzgeſellſchaft doch in Bewegung zu halten weiß. Wer kann in dieſem Schreien, Stoßen, Klingen, Schieben, Ziehen und lecken bleiben, wenn er nicht mit ſeinem Beſſeren in ſich ſelbſt zu bleiben weiß? Es iſt die gefährliche Stunde der Nacht, der Rauſch berauſcht mit, ſchwärmeriſch ſcheinen die Sterne droben, verführeriſch blitzen die tauſend Lichter, die doch hie und da noch ein Stück von einer willkommenen Dämmerung laſſen; verführeriſcher noch blitzen tauſend Augen, die ihre Artillerie alle für dieſe Stunde verſpart haben. Deswegen las man auch in einem kleinen Vaudeville: „le palais est plus, que toute la Cypre“ — Was ſich hier umtreibt in den Gängen, iſt meiſtens luſtige und liederliche Jugend, die Alten ſtehen und ſitzē und ſchauen zu, wenden ſich zum Theil auch wohl ab. O könnten dieſe Lichter und Bänke ſprechen, was würden ſie erzählen! o dürfte ich alles erzählen, was könnte ich erzählen! Die Weiber, die hier rund gehen, ſind alle Huren, oder wollen es nächſtens werden; alle müſſen noch glänzend und flitterig ſeyn; aber unter den Männern iſt oft viel ſelbſt ſchlecht gekleidetes Geſindel, gemeine Soldaten, Markörs, Aufpaſſer, Gauner. Wie die Weiber angeln, locken und ziehen, habe ich ſchon an einem andern Orte zu weitläuftig geſagt. Manche gehen beinahe nackt, und enthüllen noch, was ſich irgend enthüllen läßt. In dieſem Aufzuge laufen ſie um, die Bewegung und Luſt des Fangens macht die Wange glühend, die Bruſt ſchwellend, den Athem kurz, ſie gleichen den Bacchantinnen, die den Pentheus zerreißen; und wehe den hundert, oder funfzig Männern, die ſich allein unter dieſen Tauſenden von Mänaden befänden, wo ſie dürften, was ſie mögten! Sind die wohlerzogenen Männer an dieſem Orte nicht fein gegen ſie, ſo erlaubt der Pöbel ſich oft die häßlichſten Unanſtändigkeiten, und in dem Getümmel ziehen ſie ein Paar ſchmierige und rußige Arme oft nakt aus, daß ſie die Flucht nehmen müſſen, um ſich wieder aufzutakeln. — So geht das Treiben und Drängen bis elf Uhr, und wenn einzelne Paare ſich verlieren, ſo kommen dafür immer

mer wieder andere zu. Von nun an aber bis gegen Mitternacht wird es immer dünner und dünner. Man kann jetzt ſchon ſeine Arme ausbreiten und ohne Anſtoß gehen, wenn man nicht abſichtlich angeſtoßen wird; das Gewimmel verſchwindet und das Geſchrei und Getümmel verklingt; mehrere Kaffehäuſer werden leer, mehrere Lichter gehen aus; einzelne Läden und Buden ſchließen ſich: es wird dunkler und ſtiller. Paarweiſe und Gruppenweiſe ſtrömt es aus allen Thüren und Thoren; traurig und verzweifelt wandeln noch einige Weiber einzeln umher, und die lockenden Nymphen werden vor Aerger bleiche Furien; auf den Gaſſen wagen ſie die letzten Proben des Kampfes; wer ſich da nicht noch halten und fangen läßt, iſt gerettet, und kann, wenn er den folgenden Tag in aller Frühe aus Paris reiſt, mit Luſt des Palais royal gedenken, und dieſe Beſchreibung leſen.

Die Thuilerien.

Von hier iſt der Spaziergang nicht weit zu den Thuilerien und ihrem ſchönen Garten, worauf es mir bei dieſen Schilderungen am meiſten ankömmt. Von den Thuilerien iſt hier meine Abſicht nicht eine alte Beſchreibung aufzutiſchen. Sie zeigen dem Fremden jetzt wenig Merkwürdiges, weil die meiſten Koſtbarkeiten und Kunſtwerke im Laufe der Revolution zerſtört, entwendet und anderswohin gebracht ſind. Das Hauptgebäude am Garten iſt jetzt der Sitz des Raths der Alten, und das lange Seitengebäude längs der Seine iſt zum Theil zu Wohnungen von Gelehrten und Künſtlern beſtimmt. Auf dem Hofe der Thuilerien am Vereinigungsplatze iſt die Wachtparade der Leibgarde des geſetzgebenden Korps. Er war ſonſt durch eine Reihe kleiner Häuschen von jenem Platze getrennt; doch dieſe wurden an dem blutigen Tage des zehnten Auguſt größtentheils zerſtört, niedergeriſſen und zuſammengeſchoſſen: jetzt trennen beide nur hölzerne Staketen. Mir iſt es hier um den Garten zu thun, von welchem ich weiter mit meinem ſpazierenden Gemählde fortſchreiten werde. Dieſer ſchöne Garten hat beinahe die doppelte Größe des ganzen Palais royal, und läuft mehr lang, als breit, vom Schloſſe an der Seine hin, und iſt rund umher von herrlichen Terraſſen eingefaßt, auf denen man luſtwandeln und der lieblichſten Ausſichten genießen kann. Auf der einen Seite überſieht man die Seine mit ihren Flößen, Schiffen und Böten, mit dem Gewimmel ihrer Brücken und Kaien, und die lange Reihe aller Wagen, die des Weges nach Paſſi und weiter nach Skt. Cloud, Marly, Verſailles fahren und daher kommen; jenſeits liegt die ſchöne Vorſtadt Skt. Germain mit ihren ſchönen Palläſten, der Revolutionsbrücke und dem Pallaſt Bourbon, dem jetzigen Sitz der Fünfhundert. Vorn auf den geräumigen und mit Bäumen bepflanzten Terraſſen hat man den lebendigen und fröhlichen Anblick des Revolutionsplatzes, eines Theils der eliſeiſchen Felder, ſo weit ſie die Bäume nicht bedecken, und durch dieſe den Blick der herrlichen Straße nach dem Stern und von da nach dem Hölzchen von Bouldgne. Aber auch das Niedrigere und Innere des Gartens iſt ſehr ſchön, und erhöht noch die Vorzüge, die er hat, im Mittelpunkt der ſchönſten und munterſten Gegenden von Paris zu liegen. Seine Bäume, ſeine Statuen, Springbrunnen, Teiche, Orangerien zur Seite, und ſo manche andre niedliche Anlagen, endlich ſeine Geſellſchaft ſelbſt machen ihn zu einem einzigen Garten in der Welt, wie das Palais royal vielleicht ein in ſeiner Art einziges Gebäude in der Welt iſt. Ein Drittheil des Platzes vor dem Schloſſe iſt zu einem Blumengarten eingerichtet. Die Eintheilung und Schur ſind noch ganz nach dem alten franzöſiſchen Geſchmack, und von Le Nôtre angelegt; mehrere Gruppen koloſſaliſcher Bildſäulen ſtehen auf den Kreuzgängen, die die Blumenbeete durchſchneiden, und kleine Baſſins mit Goldfiſchen und manche Springbrunnen müſſen hier zuweilen dem Volke etwas vorſpielen. Der übrige Theil des Gartens iſt mit hohen Kaſtanienbäumen und Alleen beſetzt, die faſt einen eben ſo erſtaunlichen Wuchs haben, als die zu Wien im Augarten. In der Mitte läuft eine breite Allee, zu den Seiten mit Bänken aus Stein, die auch im Schatten der Bäume hie und da angebracht ſind. Wenn man dieſe zu Ende geht, kömmt man an ein großes Waſſerbecken mit allerlei neptuniſchem und tritoniſchen und amphitritiſchen Zeuge, rund umher mit Statuen und Bäumen beſetzt. Zu beiden Seiten hat man runde Terraſſen mit Orangeriebäumen zum Theil geſchmückt, und auch nicht ohne Bänke, von denen das Auge auf den Revolutionsplatz und in die eliſeiſchen Felder ſchweift. Dieſe größeren und weiter vorſpringenden Terraſſen laſſen zuletzt nur einen ziemlich breiten Durchgang nach dem Revolutionsplatze, deſſen Thor zwei herrliche Roſſe bewachen, die in ſtolzer Stellung mit fliegenden Mähnen und ſchnaubenden Nüſtern gegen einander emporſteigen. Mit Einem Worte, die Lage des Gartens iſt ſo anmuthig, ſo freundlich ſeine Anlagen, ſo lieblich ſeine Teiche, ſo hoch und ſchattig ſeine Rieſenbäume, daß er für mich immer ein Lieblingsſpazierort ſeyn würde, ſelbſt dann, wenn ich einſam und ohne den pariſer Glanz darin herumwandeln müßte.

Zur Promenade und zum Durchgang bedient ſich ſeiner freilich jedermann ohne Unterſchied, aber ſonſt muß man doch Unterſcheidungen machen. Die rechte Seite der Bäume gehört mehr den Reichen und Vornehmen, die linke den Armen und Geringen; ſo ſondern ſich die Stände gewöhnlich von ſelbſt zufällig, oder nothwendig. Dieſe rechte Seite heißt daher auch die Seite der Seſſel. An der andern Seite ſitzt man mit allen Leuten gemeinſchaftlich auf den ſteinernen Bänken, die da ſind, oder muß ſtehen, wann viele Menſchen da ſind, bis ein Platz ledig wird. Hier aber ſind wenigſtens an tauſend Seſſel, aus Binſen geflochten, aufgeſtapelt, von denen man ſich beliebig einen nehmen und ſich darauf ſetzen kann, wenn man drei Sols übrig hat; denn die muß man bezahlen, man mag nun drei Minuten oder drei Stunden da ſitzen. Dieſes Seſſelrecht iſt hier, wie im Palais royal, wo nur wenige ſind, und auf den eliſeiſchen Feldern an einen Unternehmer verpachtet, der eine anſehnliche Summe dafür bezahlen ſoll. Gewöhnlich geht ein altes Weib herum, das mit rechten Spionenaugen aufpaſſen muß, wer ſich eben geſetzt hat — denn bei denen wieder anzufragen, die einmal bezahlt haben, wäre grob — und caſſirt die Sols ein. Dies iſt keine unbedeutente Zollbude. Denn laßt uns annehmen, daß auch nur 4000 Perſonen an ſchönen Tagen jede drei Sols geben, — an wie manchen Tagen des Sommers hat ſie mehr? — ſo macht das 12000 Sols, und nach unſerm Gelde 160 Reichsthaler auf den Tag. — Doch ich muß jetzt meine Beſchreibung nach den Stunden und Perſonen und Gegenſtänden zerſplittern, um ſo aus den einzelnen Stücken ein Ganzes hervorgehen zu laſſen.

Vor neun Uhr des Morgens iſt es hier gar nichts. Die früher zu ſehen ſind, wandern entweder als Hungerleider trübſelig herum und warten auf die wärmere Sonne, um ſich auf den Bänken zu ſonnen, und ſich oben auf den hintern Terraſſen hinzuſtrecken, oder es ſind nur Durchgänger, Soldaten, Bulſchaften, Kolporteurs; allenfalls ſitzt auch unter den dunkelſten Maronen linker Hand einmal ein ſchwärmeriſcher und empfindſamer Jüngling und lieſt einen Roman, doch iſt die Gattung hier ſelten. Von neun bis eilf Uhr kommt ſchon einige Welt, mitunter Manche, die aus Karoſſen und Fiakern ſteigen und ſich hier hinſetzen, der Morgenluft zu genießen, zur Stärkung den Brunnen oder ein anderes Getränk trinken, und aus

Langerweile, wenn es gar zu langweilig und einſam iſt, wohl ein Buch herausziehen oder ein Tagesblatt kaufen und leſen. Das Buchherausziehen habe ich nicht allein von Männern und ehrenfeſten Bürgern geſehen — denen mögte es noch anſtehen — ſondern oft von recht hübſchen jungen Bürgerinnen. Das Leſen giebt einen gewiſſen Anſtrich des Geſpannten und Intereſſanten, und was braucht man nicht in Paris alles, um ſich anzuſtreichen. Doch lieſt man nur, ſo lange es noch nicht wimmelt: da darf man wohl in ein Zeitungsblatt und in einen Brief gucken, auch wohl in einem Buche blättern; aber leſen, behüte Gott! leſen — was wäre das lächerlich! Jetzt ſtehen indeſſen die meiſten Seſſel noch auf einander, und der größte Lärm und die Geſchäftigkeit beſchränkt ſich noch auf die Ausrufer und Kolporteurs; die der dünnen Geſellſchaft, die nun noch die meiſte Luſt und Zeit zum Leſen hat, ihre Waare feil bieten; hierin ſchallt von den Thoren des Pallaſtes und der Seine und von der linken Seite das heiſere Krächzen der Blumen- und Frucht- und Kuchenweiber, die hieher nicht kommen; denn nur einige wenige elegantere mit feinem Backwerk dürfen in die Region der Binſenſtühle. Von eilf Uhr bis drei Uhr Nachmittags, wo die Eßglocke die meiſten wieder wegklingelt, beginnt an ſchönen Tagen der Zufluß, der nach den Umſtänden kürzer und länger dauert. Dann wird dieſes Plätzchen mehr als das Palais royal, als die Bagatelle und Tivoli, der Tummelplatz der eigentlich vornehmen Welt, die meiſtens ungeſtört (denn die jakobiniſchen Händel dauerten nur einige Tage dieſes Jahr) und anſtändig gemiſcht hier ihr Leben genießen kann. Wahrlich es giebt keine bequemere Zeit und keinen bequemern Platz, um das, was in Paris wirklich reitzend und liebenswürdig iſt, wenigſtens den feineren Ausſchuß deſſelben, zu ſehen. Hier war es, wo ich mehr als einmal gern den Vers des Vaudeville auf das Palais royal ausgerufen hätte: ce jardin est plus, que toute la Cypre! Man bekömmt, ehe die Schatten einen Schleier über die Welt und vor den Augen ziehen, hier nichts Unholdes und Häßliches zu ſehen, ſelten was Abgelebtes und Verwelktes. Wie ſollten diejenigen, die ihren Reitzen nicht genug trauen, es auch wagen können, ſich ſo vor dem unverſchämten Sonnenſtrahl allen Augen zur Beſchauung, und den bekannten und boshaften Augen zur Vergleichung und Beſpöttelung hinzuſetzen? Hier ſieht man die blühende und üppige weibliche Jugend der Großen und Reichen, hier ſelbſt die unſchuldige und beſcheidene, — ein ſeltener Vogel ir Paris — die ſich nicht allenthalben öffentlich ſehen läßt; hier ſetzen ſich mit triefenden Haaren, noch friſch vom Bade kommend, die ſchönſten Nymphen, die noch zu ſtolz ſind, ſich von den andern Weibern hier durch etwas anders, als durch ihre Reitze, und die ſtudiertere Kunſt, ſie geltend zu machen, zu unterſcheiden. Nie ſieht man auch die Franzöſinnen geſchmackvoller und niedlicher und verführeriſcher gekleidet und geſchmückt, als hier. Das muß alles um zwölf und zwei Uhr noch Negligé ſeyn, ja Manche, die es auf ihre natürlichen Reitze wagen kann, und deren ſchöne Augen und Haare zu einem blaſſen und ſchmachtenden Geſichte wohl ſtehen, erſcheint hier zum Aerger der umherſitzenden und roſenblühenden Schweſtern gar ungefärbt. Wie die Blüthe der Weiber hier auftritt, ſo kann man auch die der Männer und Jünglinge oft ſehen. Denn was ſoll hier thun, wer ſich nicht bloß am Sehen und Hören vergnügen kann, wie Unſereiner, ſondern noch irdiſcher genießen und ſeine Perſon ſpielen will, was ſoll der hier thun, wenn er nichts Darſtellbares und Glänzendes mitbringt, entweder an ſeinem Leibe, als demſelben angeheftet meine ich, eine hohe Würde, Ruhm und Ehre, oder in ſeinem Leibe, als in demſelben inniger begriffen, Jugend, Schönheit, Witz, Gewandheit und andre Gaben, die entzücken! Alles iſt ungezwungen, frei und lebendig, aber nichts laut, grob, oder Aufſehen erregend, ſo herrlich kann lange Ordnung und Sitte die wilden Leidenſchaften einer Menge zügeln. Die einen ſpazieren die ſchönen Gänge unter den Bäumen entlang, oft auch im Freien auf die Thuilerien zu, die andern ſtehen und ſchwatzen und lächeln und machen ſich ſo allmälig zum Sitzen bereit, ſobald ſie eine Gelegenheit offen ſehen, wo ſie gerne ſitzen mögten, die dritten ſitzen, doch ſo, daß in der Mitte und zu den Seiten eine Gaſſe für die Spazierenden bleibt, die dieſe Wege auch regelmäßig und mit der größten Artigkeit machen, ohne daß je ein Stoßen und Drängen entſtände, wie es wohl mal bei einer ſolchen Verſammlung möglich wäre; denn oft iſt es ſo wimmelnd voll, daß die meiſten bei'm Spazieren bleiben, oder ſich auf die Stühle und Schultern von Bekannten lehnen müſſen. In dieſem Cirkel fühlt man es, welch ein zartes und wirklich liebenswürdiges Ding die feinere Geſelligkeit iſt. Wir Teutſche rühmen uns immer unſrer Ehrlichkeit und Geradheit; ſie iſt freilich das Erſte im Leben, aber könnte etwas mehr Toleranz und Artigkeit im Umgange, die uns ſo ſehr fehlen, nicht damit beſtehen? An welchem Orte meines Vaterlandes wird man mir einen Haufen von Tauſenden zeigen können, wo ſo jeder anſtändig gekleidete Menſch aus allen Ständen ſich einfände, und nicht bald irgend eine Beleidigung und Mißhelligkeit, und wenigſtens ein Abſondern und Winken und Ziſcheln vorfiele? Hier lacht, flüſtert, ſpricht, winkt, umarmt, liebkoſt und begegnet man ſich; man lieſt, man erhält und giebt Briefe, ſteht auf und kömmt wieder, und dies alles ſo fein, ſo ſtill und unbemerkt, daß es keinen genirt und keinem auffällt. Einem Teutſchen, der es ſo nicht gewohnt iſt und dem es ſelten ſo gut wird, oft einer Geſellſchaft zu genießen, worin der freie Ton neben dem feinen brüderlich beſteht, wird hier oft um ſeine Bruſt als wüchſen ihm Adlersflügel, ſo leicht und entzückt fühlt er ſich in dieſem menſchlichen Kreiſe, oft aber kann es ihm auch begegnen, daß er zufällig bei'm Sitzen eine Nachbarſchaft erhält, die ihn in eine teutſche Verlegenheit ſetzt, weil er ſich in ihrer Urbanität nicht heimiſch genug fühlt, um es recht mit ihr aufnehmen zu können.

Dies iſt das rechte Glücks- und Intrigenfeld für die jungen und läſternen Herzen, und auf mancherlei Weiſe wird den Müttern, Vätern, Ehemännern, wenn dieſe anders unfranzöſiſch zu ſorgſam und eiferſüchtig ſind, vor ihren Augen und Ohren eine Naſe angedreht. Wer kann in dieſem Gewimmel auf alles achten, und wem erlaubt es auch wohl der Anſtand, auf alles zu achten zu ſcheinen? Eine Perſon drängt immer die andre, ein Gegenſtand vertreibt den andern; wie ſchön und wie unſchuldig kann die Diebin Gelegenheit hier ihre Schalksſtreiche ausüben, oder vorbereiten! Man kauft Journäle und Blätter, man bekömmt und giebt Zettelchen aus, die ganz unſchuldig ſind. Das Laufen und Winken der Kolporteurs, der Savoyarden und Bedienten hat zuweilen kein Maaß. Da iſt in manchem Kuchen, den man ſo gleichgültig empfängt, ein billet doux eingewickelt, und mancher Blick wickelt dem Klugen mehr als hundert billets doux aus einander. Man weiß, auf welchen Gipfel der Vollkommenheit man in Frankreich die Kunſt der ſtummen Sprache und des Signaliſirens für den Krieg und die Revolution ſeit einigen Jahren gebracht hat; ſollten Liebe und Luſt nicht erfinderiſcher ſeyn, als ſolche unmenſchliche und blutige Leidenſchaften? Doch genug hievon; wer das Kunſtſtück weiß, verräth es nicht.

Die Verſammlung dieſer eben angegebenen Zeit iſt freilich immer die zahlreichſte und glänzendſte, aber ich mögte die zweite noch faſt gewählter nennen. Dieſe fällt an ſchönen Nachmittagen oft zwiſchen vier und ſieben Uhr in die Mitte der Zeit, wo viele gegeſſen haben, und die Theater und Gärten noch keine Unterhaltung geben, und es zuweilen der Laune noch zu früh iſt, einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt zu machen. Gegen ſieben, oft ſchon früher, iſt die Geſellſchaft aus einander. Die dritte Epoche der Seſſelgeſellſchaft iſt zuweilen noch des Abends um neun Uhr, oft äußerſt glänzend, oft ſo ärmlich, daß kein Stuhl zum Stehen kommen kann; gewöhnlich buhlt die rechte Seite der eliſeiſchen Felder mit ihrem Seſſelplatze und ihrem Garten dann zu nahe und zu glücklich mit dem Garten der Thuilerien. Wie kann man es auch aushalten, immer an Einem Orte zu bleiben?

Wenn die rechte Seite des Gartens nicht nach den Seſſeln den Namen haben ſoll, ſo kann man ſie von ihren andern Geſellſchaften, mit Fug und recht die politiſche Seite nennen. Was in dem Garten Zeitungen kauft und lieſt, hält ſich auf dieſer Seite auf, deswegen ſteuren auch die Kolporteurs gewöhnlich dahin. Des Vormittags beſonders iſt die Zahl guter Bürger und andrer rechtlicher Leute groß, die auf den vielen ſteinernen Bänken herumſitzen, auch wohl an Bäume ſich lehnen, um den politiſchen Heißhunger, ich glaube den ſchlimmſten von allem, zu ſtillen. Dieſe haben eine Methode, die ihnen und den herumlaufenden Buben gleich vortheilhaft iſt; viele von ihnen nemlich bezahlen für das Blatt, oder die Blätter, die ſie leſen wollen, ſtatt drei und neun Sols nur Einen, oder zwei Sols und geben ſie dann wieder zurück. Doch iſt Vormittags die Politik hier nicht in ihrem Glanze, ſondern von drei, vier Uhr Nachmittags bis gegen Abend. Dann bilden ſich oft politiſche Klubs, die theils aus beſtändigen Mitgliedern beſtehen, theils durch zufällige vergrößert werden. Einige der vermögendern kaufen ein Paar Blätter, und wer eine gute Kehle hat, der ſtellt ſich auf eine Bank und lieſt vor, und alle disputiren und kommentiren über das Vorgeleſene; oder er ſelbſt macht zugleich bei'm Leſen den Redner und Ausleger. Hat man grade keine Blätter zur Hand, und trifft es ſich, daß niemand auf das Vorleſen verfällt, ſo ſpricht man über die neueſten Friedens- Kriegs- und Regimentsſachen, und jeder urtheilt ab nach ſeinem Intereſſe, wie ihn der Schuh grade drückt, und nach ſeiner Einſicht, wie er über ſolche exhorizontiſche Dinge urtheilen kann. Von dieſen Klubs, die meiſtens aus Bürgern und Handwerkern alles Standes beſtehen, und deren Glieder der Zufall öfter verſammelt, als die Uebereinkunft, kömmt man zu dem letzten Klub der Blauröcke, den man einen ſtehenden und permanenten nennen kann. Zur Seite des großen Beckens nemlich, nahe am Ausgange zum Revolutionsplatze rechter Hand haben unter den Orangenbäumen an der Terraſſe die Invaliden des großen Invalidenpallaſtes ſich zahlreich der Sonne gegenüber gelagert. So lange der liebe lange Tage währt, ſo lange der Himmel nicht ſonnenleer und regnend iſt, geht die Verſammlung dieſer grauen Krieger und ihr Geſchwätz hier nie aus, und wird durch die Hinzukunft der jungen Soldaten und einiger Bürger noch vermehrt. Dieſe Alten geben ſich in ihrem Entſcheiden ein fürchterliches Anſehen, und prahlen und lügen dabei oft ſo komiſch, daß ich ihnen immer mit großem Vergnügen zugehört habe. Doch weiter von den Verhandlungen dieſer Klubs zu reden, iſt hier der Ort nicht; ich habe bei einer andern Gelegenheit einige Proben davon gegeben. Solche Zirkel ſind ſich faſt aller Orten in der Welt in dem Inhalt und der Ausführung der Unterhaltung gleich; nur durch den größeren und kleineren Antheil, den man an den abgehandelten Gegenſtänden nimmt, werden ſie intereſſanter, oder ſchläfriger.

Nun komme ich zu der linken Seite, die weit glanzloſer und menſchenleerer iſt, vollends wenn man die ſchöne Terraſſe an der Seine abrechnet, die wegen ihrer Ausſicht ſehr fleißig betreten wird. Hieher macht ſich alles, was nicht im Glanze erſcheinen mag oder kann. Die dunkleren und dichteren Bäume mit den ſtillen Menſchen machen es hier noch melancholiſcher, und man würde zweifeln, ob man auf derſelben Erde trete, wenn man von der andern Seite kömmt, wenn es der Jubel und das Geſchrei einiger Trupps Buben nicht ſagten, die hier ſich greifen, jagen und Ball- und Kugelſpiel ſpielen, was ſie nur dürfen, weil es an Männern ſo leer iſt. Wer ſollte es wohl glauben, daß man im Brennpunkt aller Freude und alles Lebens in Paris einen ſolchen Tummelplatz der Melancholie finden könne, die ein witziger Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts Maulhänkelei überſetzt hat? Hier ſitzen frühmorgens die empfindſamen und ſchwärmeriſchen Leſer und gucken kaum auf, wenn ihnen eine Geſtalt vorbeirauſcht. Daß ſie empfindſam ſind, ſchließe ich aus ihren Mienen und ihrem Haar- und Augenſchlag; denn ſie ſind ganz denen ähnlich, die man in Teutſchland ſo oft in den Parks und auf den Promenaden großer Städte ſieht, wo dieſe Gattung noch beſſer gedeihet. Welcher Menſch, der nicht im Kopfe, oder Herzen etwas angeſchoſſen iſt, ſetzt ſich auch wohl hin zum Leſen, wo er weiß, daß alle Augenblicke etwas kommen und ihn ſtören muß! An dieſer dunkeln und lichten Seite gehen andre Jünglinge mit und ohne Säbel nicht empfindſam, ſondern theils langſam grimmig und finſter, theils ſchnell deſperat und keck auf und ab, und ſuchen Aerger und Verzweiflung entweder zu verſtecken, oder auszublaſen. Hat vielleicht eine Dirne dich betrogen, armer Einſamer? oder flog dein letzter Thaler mit den Würfeln und auf der gekniffenen Karte fort? Nun ſolche Unfälle ſind freilich nicht zum Lachen, aber auch nicht zum Tollwerden und Todtſchießen. Hier ſtreifen auch einzelne Nymphen, welche das Sonnenlicht nicht mehr recht vertragen können, und doch dieſe Gegend paſſiren müſſen, ſcheu und ſchnell, wie aufgejagte Hindinnen, vorüber, und ſuchen das dunkelſte Revier, um ſich nach dem Revolutionsplatz und von da weiter in ihre abgelegnere nächtliche Welt enger und ſchmutziger Gaſſen zu retten. Hieher ſchleichen die Kuppler und verſchämten Bettler und anderes Volk dieſes Schlages dem rechtlichen Bürger, ohne daß er es grade merkt, nach, wenn etwa ſein Weg oder ſeine Launen hieher führen, und hier bringen ſie ungehinderter und freier ihr verlegenes Gewerbe an, und gehen nicht ſelten mit einem glücklichen Erfolg durch.

Aber zwei Klaſſen Menſchen ſind hier permanent, und haben dieſe Seite faſt eben ſo in Beſitz genommen, wie die Seſſelgeſellſchaft und die Klubbiſten jene eben beſchriebene. Dieſe beiden Klaſſen ſind die Rentiers und Gelehrten, die bei ihrem Gewerbe zurückgekommen ſind. Man weiß, wie die Nation bei ihrer Erneuerung dieſe erſten und heiligſten Staatsgläubiger gemißhandelt hat, und ich ſelbſt habe oben dieſen Punkt ſchon berührt. Eine Menge ſonſt wohlhabender und reicher Leute, gewohnt, aller Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen, und dieſe Leute größtentheils in einem Alter, wo das Glück uns verläßt, welches nur mit der Jugend buhlt, werden durch die große Veränderung empfindlich getroffen. Man zog ihnen willkührlich ab, bis ſie auf Weniges eingeſchränkt waren, und ſelbſt dieſes Wenige bezahlt man langſam und im Papiergelde, woran ſie immer, wenn es am glücklichſten geht, über funfzig Procen verlieren. Dieſe Rentiers, die ſonſt zu der rechten Seite des Gartens gehörten, haben nun, da das Glück ihnen das Rauche auswärts gekehrt hat, ſich zur linken wenden müſſen. Hier gehen die armen Alten zum Theil mit den Röcken, die ſie vor acht Jahren ſchon trugen, und die die Zeit kahl gemacht hat, mit altmodiſchen Schuhen und vom Stopfen vielfarbig gewordnen Strümpfen auf dünnen Spindelbeinen einher, ſitzen einſam, oder zu zweien auf den Bänken und ſonnen ſich und ſprechen von den alten glücklichen Tagen, eſſen verſchämt einen Kuchen, den ſie im Freien kauften, beiſſen Kirſchen und happen ein Stück Brod dazu ab, das ſie unter dem Rockzipfel hervorlangen und huſch verbergen, ſo jemand ſich nahet. Nur an der

Art, wie ſie ein Priſchen Taback nehmen, wie ſie das Bruſtkräuſel und die Haare zupfen und zurechtſtellen, wie ſie die Beine und den Stock ſetzen, und vorzüglich, wie ſie den Blick und die Mienen tragen, nur an dieſer erkennt man es noch, daß ſie einſt beſſere Tage hatten, und auf ſo ſchlimme nicht rechneten. Die Meiſten ſind indeß ſo ſtolz, unverdiente Armuth und Hunger in den kalten Eingeweiden der Demüthigung vorzuziehen, die Vorübergehenden um eine Unterſtützung anzuſprechen; doch ſollen es ſchon einige verſtohlen thun. So weit indeſſen laſſen ſie ſich herab, wenn ſie ſehen, daß einer mehrere Zeitungsblätter vor ſich hat, oder eines wegſtecken will, ihn um dieſes zu bitten, und ſie bringen es ihm nachher mit groſſen Dankſagungen wieder. Glücklich iſt der Menſch doch, daß er noch etwas hat, worüber er ein Stündchen ſein Unglück vergeſſen kann.

Nicht völlig ſo zahlreich auf dieſer linken Seite, aber bei weitem kecker iſt die Zahl der verunglückten Schriftſteller, oder derjenigen, die es ungeachtet alles guten Willens und aller Talente bei dieſer ungünſtigen Zeit noch nicht haben werden können. Wer dieſe Gattung kennt, glaubt es nur gern, daß ſie nicht ſo demüthig und beſcheiden einhergehen, als jene. So ein Schriftſteller, und auch, der ſeine Maske umhängt, iſt eine ſtolze Kreatur und fordert und pocht *de jure*, wo ein anderer ehrlicher Mann mit verſchämten Augen und ſchweigend bittet. Denn dieſe Herren, die hieher gingen, hatten es ſelten auf etwas anders, als auf eine litterariſche Spekulation angelegt; nicht wie unſer einer, um den Garten mit ſeinem ganzen Leben in ein kleines Gemählde zu faſſen, und dieſes als einen Lückenbüßer mit andern Siebenſachen einem Verleger zu verkaufen, ſondern weit bequemer. Sie ſprachen von ihrem verkannten Verdienſte, von ungebrauchten und verroſtenden Talenten, zeigten Titel und Plane zu herrlichen Dingen, die als Embryo in ihnen lagen, und zu welchen niemand Vater ſeyn wolle; und wenn man nicht eine Stirn hatte, wie ſie, ſo war man gefangen. Ich habe oben ſchon ein Beiſpiel von dieſem litterariſchen Fliegenfange mit ägyptiſchen Mumien und Obeliſken gegeben; hier noch eines, welches zeigt, daß kein Völkchen das Kuppeln beſſer verſteht, als die Gelehrten, welches ihnen auch die Laien von jeher vorgeworfen haben. Ich ging einmal meines Weges auf der Terraſſe längs der Seine, unbefangen und gedankenlos unter der Menge hinſchlendernd, da macht ſich ein dem Schein nach mittelmäßig, doch nicht lumpig gekleideter Mann an mich und fängt an von gleichgültigen Dingen mit mir zu reden. So kommen wir an die größere Teraſſe am Ende und an eine kleine winzige Anlage, dem berühmten Genfer Bürger Hans Jakob Rouſſeau zu Ehren. Auf der Terraſſe nehmlich, gleich wo ſie an die lange an der Seine ſtößt, iſt ein kleines Gärtchen, etwa zwei gute Quadratruthen groß, mit kleinen Hecken und einigen Bäumchen, in deren Mitte man eine kümmerliche, doch gut getroffene Büſte Rouſſeaus aufgeſtellt hat, mit mehrern Inſchriften, die etwas prahleriſch ſeine Verdienſte um die Menſchheit ausdrücken. Ich war mehrmals ſchon drinnen geweſen, doch gerieth ich mit meinem Fremden wieder wie von Ungefär durch das Pförtchen in dem Eifer des Geſprächs hinein. Kaum hatte er aber ſeinen Fuß hineingeſetzt, ſo ward er plötzlich ein ganz andrer Menſch, und fing mit einer Art von Extaſe an, die Tugenden des Weiſen zu erheben. Beſonders breitete er ſich über ſeine Verachtung alles Standes und Titels, aller Reichthümer und Privatbeſitzungen aus. „Ach! dieſer Mann kannte nur die Gefühle der Menſchlichkeit und des Mitleids mit ſeinen Brüdern; er gab dem Leidenden, von dieſem Gefühle überwältigt, ſeinen letzten Heller hin, ohne zu bedenken, wovon er ſelbſt ſeine Mahlzeit halten wollte.“ Ich gerieth mit ihm hinein — denn wer kann nicht bei dem Andenken eines Rouſſeau bewegt werden? — bejahte ſeine Worte, und ſprach zuletzt ähnliche. „Sehen Sie dieſen Kopf, welcher Ernſt, aber auch welche Güte, mit einem Zug des Unwillens gemiſcht, daß die meiſten Menſchen ſo leichtſinnig und gefühllos ſind. Und dieſer Mann war unglücklich, gehaßt, verfolgt, hin und her getrieben. — Ach daß ich es ſagen muß, ich theile ſein Schickſal; je suis malheureux, comme lui, soyez ‚aussi grand.“ Was ließ ſich gegen eine ſo feine Induktion machen? wenn ich nicht alle eben aufgeſtellte und von mir geprieſene Grundſätze ableugnen, oder einen Scherz daraus machen wollte, — und wie könnte das ein Allemand? — ſo mußte ich wohl einen Thaler herauslangen, mit dem halbverlegenen Bedauren, daß ich nicht mehr bei mir habe. Nachher hütete ich mich, ſo leicht empfindſam zu werden.

Das Einzige, was man an dieſem Garten auszuſetzen hätte, iſt, daß die Erfriſchungen ſo weit herzuhohlen ſind. Hier kleine Pavillons und Caſini anzulegen, war gegen die alte Würde deſſelben, und iſt auch gegen ſeine Schönheit; ich mögte ſie wenigſtens hier nicht. Kein Waſſerträger, kein Limonadier mit ſeinen Sachen, kein Weib mit Kirſchen und andern Früchten darf eingehen; dies iſt bloß den Kuchenbeckerinnen und Zuckerbeckerinnen erlaubt, deren Sachen aber nie erfriſchen. An dem Ausgange der Reunionsbrücke bei dem Pallaſte ſitzen freilich der Weiber mit allerlei Früchten genug, wie auch vorn auf dem Revolutionsplatze, aber ſolche Dinge hier zu ſchmauſen, wäre wider Anſtand des Orts; höchſtens darf man das an einſamen Seiten und verſtohlen. Rechter Hand ſind freilich Kaffehäuſer nicht weit von der Terraſſe; aber doch ſo nahe nicht, daß man ohne Verluſt der Geſellſchaft hingehen könnte; und wer hat immer jemand zu ſchicken? Doch laſſen ſich Viele der Seſſelgenoſſen Gefrornes und feineres Getränk bringen, wenn die Hitze groß iſt, obgleich das Eſſen und Trinken hier überall nicht recht Mode iſt. Ein vorzüglichlicher Reſtaurateur iſt auch an dieſer Seite, Namens Legacque, wo man eine gute Geſellſchaft und ſehr gute Tafel findet.

Zwar macht die vorzügliche Lage des Gartens in den lebendigſten Gegenden, wo der Vereinigungspunkt aller Vergnügungen und der munterſten Gegenden der dieſſeitigen und jenſeitigen Stadt iſt, ihn alle Tage lebhaft; aber doch iſt er dies vorzüglich an den Sonntagen der Republikaner, den Dekadis. Alles putzt ſich denn doch nach altchriſtlicher Weiſe an dieſen Tagen, und man ſieht hier dann die blanken und geſchmückten Bürger und Bürgerinnen, die Arbeiter und ihre Frauen und Töchter in unendlicher Menge ſich durch alle Thore und Pforten ausgießen, ein halbes Stündchen ſpazieren und dann weiter gehen, wohin das Vergnügen führt. Dies giebt ganz eigne Scenen, die oft ländlich und bäueriſch ſind; denn wie viele bäueriſch geſittete, und geſinnte Menſchen ſenden dann manche entlegene Vorſtädte nicht aus, die doch auch einen Tag haben wollen, wo ſie etwas von Paris ſehen. Und wirklich ſteht es manchen dieſer entfernteren Bewohner der ungeheuren Stadt ſo an, als ſeien ihnen alle dieſe Dinge böhmiſche Wälder; ſo ſtaunen und gaffen und fragen ſie, ſo lachen und freuen ſie ſich über Schnurrigkeiten und Kindereien. Wenn man an dieſen feſtlichen Tagen vollends die Springbrunnen ſpringen läßt, und die Fenſter und Hallen des Pallaſtes erleuchtet, und ein ganzes Orcheſter von dem ſchönen Balkon herab ins Getümmel tönt, dann iſt es ein Leben und Gewimmel bis in die Tiefe der Mitternacht; ſonſt iſt an gewöhnlichen Tagen gegen halb zehn Uhr hier alles todt, und die hier wandeln, gehen nicht, um hier zu gehen, ſondern paſſiren. Sonderbar war es, daß bei dieſen dickeren und größeren Zuſammenflüſſen von Menſchen die Binſenſeſſelgeſellſchaft die Ariſtokratie des Reichthums und der Würden geltend macht, da die der Geburt nicht mehr gelten ſoll. Man

ſah

ſah alsdann wenig von dem gewöhnlichen Glanze der rechten Seite. Die Menge war zu groß, als daß nicht jeder Ermüdete, wer er auch ſeyn mogte, wenn er nur drei Sols in der Taſche hatte, auf den erſten beſten vakanten Binſenſtuhl ſich ſetzte. Man iſt doch nicht umſonſt fein und wohlgezogen, und auch ohne pöbelhafte Eitelkeit auf Stand und Reichthum werden die Augen und Naſen ewig ihr Ungleichheitsrecht trotz allem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit behalten; dies iſt auch ein Naturrecht, und man ſollte es mehr ehren, als mancher Sanskulotte thut, der den Mund und die Feder zu gebrauchen weiß.

Der Revolutionsplatz.

Zu dieſem Revolutionsplatze ruft mich ſein frohes Gewimmel und die natürliche Ordnung der Erzählung durch das Thor des Gartens unter den beiden gebäumten Roſſen hin. Er iſt der größte, lebendigſte und am beſten gelegene von allen Plätzen in Paris, und auch der ſchönſte, obgleich er vor zehn Jahren noch ſchöner war. Sein Name iſt umgetauft: denn er hieß ſonſt der Platz Ludwigs des Funfzehnten von einer Statue, welche man in ſeiner Mitte dieſem Vielgeliebten auf einem hohen Poſtamente errichtet hatte. Als der Vandalismus die herrlichen Denkmähler der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten auf dem Siegesplatze und dem Platze Vendôme zerſchlug, als ſelbſt der gute und treue König Heinrich der Vierte zertrümmert mit ſeinem ehernen Pferde vom Pont neuf in die Seine mußte, da war es freilich nicht mehr als Recht, daß man auch den Vielgeliebten herunterriß, der dieſen Vandalismus durch ſeine Regierungsſünden vorzüglich verſchuldet hatte. Man hat ſo des Alten ſchon vergeſſen, daß Leute, die es wohl wiſſen konnten, ſich ſchon in der Perſon des Königs irren, dem hier ein Monument errichtet war. Jetzt hat man auf dem erhabenen Fußgeſtell eine koloſſaliſche Freiheit mit gebäumtem Speere aufgeſtellt, ein rohes Werk, das man nicht in der Nähe ſehen muß.

Der Platz iſt ein anſehnliches Quadrat. Rechter Hand ſtößt er an die herrlichen Gebäude, die vormals les Garde-meubles hießen, wo jetzt aber das Marinedepartement iſt, und zwiſchen dieſen führt ein ſchöner Weg auf die Boulevards. Hier ſind auf dem Platze kleine Souterrains mit Häuschen, mit Baluſtraden umgeben, wo der Weg herumgeht, und in Orangerieen verwandelt. Linker Hand hat man die Seine, von welcher der Platz nur durch eine Einfaſſung getrennt iſt. Hier führt ein breiter Ausgang auf die prächtige Revolutionsbrücke, ſonſt die Brücke Ludwigs des Funfzehnten, zur Vorſtadt St. Germain und zum Sitz des Raths der Fünfhundert. Von den andern beiden Enden ſtößt das eine, wie geſagt, an den Garten der Thuilerien, das andere an die eliſeiſchen Felder, und hat die herrliche Allee zur Barriere des Sterns und zum Hölzchen von Boulogne grade vor ſich. So lange nur noch einiges Leben in Paris wach iſt, und ſobald es wach iſt, fehlt es dieſem Platze nie an Gewimmel und Geſtrudel der Menſchen. Wo iſt auch ein Platz, wo mehr Lebendigkeit ſeyn könnte? Hier geht es nach dem Louvre und den Thuilerien, nach den Boulevards, den eliſeiſchen Feldern, zum Rath der Alten und der Fünfhundert; hier laufen die Straßen nach dem Hölzchen von Boulogne, nach St. Cloud, St. Germain, Marly, Verſailles, alles Oerter, die an ſchönen Tagen die Pariſer nie leer laſſen; hier iſt die Revolutionsbrücke, die einen großen Theil der jenſeitigen Stadt in das Centrum der dieſſeitigen überführt, und nächſt dem Pont neuf unſtreitig die munterſte aller Brücken iſt. Auch iſt an keinem Orte von Paris, den kleinen Platz des Palais royal etwa ausgenommen, die Station der Fiaker ſo groß. Sie halten an der einen Seite dicht gedrängt längs den Garde-meubles und an dem Eingang der ſogenannten rue des Champs elisées, viel zahlreicher aber an der Seine längs dieſem Platze und dem Garten der Thuilerien, auf den Kaien der Conference und der Thuilerien. Wo das Aas iſt, da ſammlen ſich die Adler.

Doch nicht zufrieden, dieſes immer fliehende und wandelnde, drängende, ſtaubige, fahrende und reitende Leben zu haben, wie keine andre Stelle in Paris, hat der Platz auch ſeine permanenten Bewohner, die ihr ordentliches Gewerbe darauf treiben, und von dieſen muß ich noch ein Wörtchen ſagen, ehe ich ihn auf immer verlaſſe. Dieſe permanenten Bewohner bilden vom Thore des Gartens der Thuilerien an bis dicht an die Schranken der eliſeiſchen Felder eine breite Gaſſe, doch ſo, daß ſie die Quergaſſen nach dem Boulevards und der Revolutionsbrücke und den Weg den eliſeiſchen Feldern vorüber frei laſſen. Sie gehören zu den Tuguriſten und Zeltbewohnern, und mit dem Abend verſchwindet ihre bewegliche Häuſermaſſe entweder ganz, oder wird zu einem ſehr unbedeutenden Klumpen zuſammengeknäult. Doch nun zum Einzelnen.

Die erſten zwei Drittheile der Gaſſe beobachten eine feſte Ordnung, von welcher nicht abgegangen wird. Linker Hand nemlich ſtehen nur alte Weiber aus mit Blumen, Obſt, Früchten, Gebackenem und Getränken, die von allen alten Weibern dieſer Gattung in Paris nichts Ausgezeichnetes haben, als daß ſie die theuerſten ſind nächſt denen vor den Thoren des Palais royal. So ſorgt dieſe Seite für die Kehlen und Magen. Der rechte ſcheint alſo mit ihr die Uebereinkunft getroffen zu haben, die Ergötzung der Augen und Ohren auf ſich zu nehmen. Ihre Gaſſe iſt daher auch ſtattlicher und anſehnlicher. Wo jene nur ein Tiſchchen und ein Paar ärmliche Brettſtühle mit einem kleinen Zeltlaken zu bedecken haben, da zeigen dieſe große Buden mit mehrern Gemächern und Zelte mit Verhängen, Vorhöfen und einem Heiligen und Allerheiligſten. Doch wenn die linke Seite ihre Waaren etwas hoch im Preiſe hält, ſo iſt die rechte mit ihren Künſten deſto billiger, und man kann für das mäßige Sümmchen von einem bis drei Sols, je nachdem man die Miene und den Rock trägt, zu allen ihren Herrlichkeiten und Heimlichkeiten zugelaſſen werden. Was aber dieſe Gaſſe für ein Toſen, Klingeln, Rufen, Lachen, Schreien, Fluchen und Locken hat, davon hat man keine Vorſtellung. Es iſt oft ſo laut, daß es das Toſen der tauſend Fiaker, das Raſſeln der Wagen, das Stampfen der Reiter, das Donnern der Trommeln um und auf dem Platze und den eliſeiſchen Feldern übertrifft. Die Ohren werden endlich voll; aber ich glaube, wer hier ſeine Kinderjahre verlebte, könnte nie ein Gluck und Mozart werden.

Die erſte Bude hat ein ſtattliches Zelt, das prächtige Schildereien mit der Ueberſchrift: Proben außerordentlicher Stärke ausgehängt hat. Ich ging ein und dachte, laß ſehen, ob die Schildereien Wort halten. Mehrere Herren und Damen ſaßen für zwei Sols ſchon auf einer hölzernen Bank; ich gerieth neben eine hübſche Dirne, die mich warm genug hielt. Da kam ein kleiner Kerl mit aufgeſtreiften Beinkleidern und Hemdärmeln hervor mit einer Zigeunerphyſiognomie und einer dreifarbig geſtreiften Mütze, machte ſein Kompliment dreimal, ſprang einigemal ſeinen Kameraden über den Kopf, und rief dann: Geben Sie Acht! was Sie nie geſehen haben und nie wieder ſehen werden. Wir ſperrten die Augen auf. Er nahm auf jede Hand einen rüſtigen Kerl, bewegte ſie langſam in die Höhe und hinterwärts, wie ein Tanzmeiſter, der ſeinen Schülern die Gelenke geſchmeidig zu machen ſucht, und ſchnellte dann die beiden mit Einem Schwunge in die Luft über unſern Köpfen, doch flogen ſie nicht auf, ſondern kamen jenſeits des Tiſches wieder auf den Beinen zu ſtehen. Nun nahm er den Tiſch, nachdem ſich vier Perſonen darauf geſetzt hatten, ſchob ihn gegen die Bruſt, faßte ihn mit den Zähnen, und hielt ihn ſo empor, indem er mit jedem Arm noch einen Stuhl grade empor hielt, worauf ein Kind ſaß. Ich ſtaunte und klatſchte, ſah noch eine Pyramide fünf Mann hoch — denn höher wollte ſie das Zelt nicht erlauben — und ging zu ſeinem Nachbar.

Dieſer hatte ein Puppen- und Hanswurſtſpiel öffentlich auf einem großen Tiſche, wozu er die Violine kratzte, ſeine Liederchen abſang, Reden ans Volk hielt und das Spiel bewegte, alles dieſes beinahe in Einem Athem und in fliegender Bewegung, wie es nur ein Franzoſe kann. Der Schalk machte ſeine Sachen ganz leicht und kurzweilig, und hatte auch den Stoff meiſtens ſo gewählt, daß man gern einige Minuten vor ſeiner Bühne ſtill ſtand, und ihm bei'm Gehen einige Sols hinwarf. Er ſpielte gewöhnlich Scenen aus dem Palais royal, beſonders die verliebten, ſehr treffend, und endigte nicht ſelten mit einer drolligten Vermahnung und Predigt an die Jünglinge und Mädchen, wobei er ſich zum ſchöneren Spiele des Spiels gewöhnlich an die alten Weiber und Graubärte wandte, die grade vor ihm ſtanden. Wer nicht Witz und Erfindungsgabe hat, bleibe aus Paris weg, ſelbſt an den Stellen, wo der ſchlechteſte Pöbel den Kranz um ihn macht.

Noch intereſſanter war ſein Nachbar, der ſich aber brüderlich mit ihm vereinigt zu haben ſchien, denn er ſpielte bloß die hohe Tragödie. Die Guillottine machte hier die Furien und Parzen, und der Henker den Jupiter, der die Sprüche des Schickſals ausführt. Von dieſen Nachrichtern des Publikums und der öffentlichen Meinung habe ich oben bei dem berühmten Richtplatz ſchon weitläuftig geſprochen. Dieſer hier hatte nicht die neueſten Geſchichten in eine Tragödie gebracht, ſondern ſpielte noch alte und uralte, z. B. Eſther und Ahasverus, Judith und Holofernes ꝛc. Aber ſelbſt dieſem Uralten wußte er ein Gewand und eine Verkleidung zu geben, worin ſie hier zum hunderttauſendſten Male noch wieder neu und beluſtigend erſchienen. Seine Judith — was darf man jetzt nicht mit den alten Frommen und Heiligen machen — erzählte vor dem Trauerſpiele des Kopfabhauens ihrer Magd ihren Lebenslauf, der in erbaulichen Geſchichten beſtand, die ſie als Aktriſe, dann als Nymphe des Palais royal, endlich als Nonne, und nach der Erneuung als politiſche Dame erlebt hatte. Wie viel war dabei für den Pöbel zu lachen. Das höchſte Komiſche aber für dieſes Auditorium ward die hohe tragiſche Scene, als ſie ſich in dem Entzücken über die Ausſicht verlor, die Befreierin ihres Volks zu werden, und dann ausrief: „Aber ach! doch zittert mein Herz bei dem hohen Unterfangen — Anne, reiche mir meinen Nachttopf aus dem Sacke! pissons, pissons, pour pouvoir verser son sang avec plus de courage.“ Man ſieht wohl, daß es auf einem ſo weitem Felde nie an Stoff fehlen kann. Auch die Tragödien Ludwigs des Sechszehnten, Marats und Robespierres habe ich noch in dieſer Bude aufführen ſehen. Dieſe waren aber ſchon zu alt, um noch Intereſſe zu erregen, und noch zu jung, um gehörig traveſtirt werden zu können. Man gähnt nur dabei, und unter Hunderten ſind kaum fünfe, die dieſes Blut- und Heldenſpiel der letzten ſieben, acht Jahre nicht an hundert Orten ſchon hundertmal geſehen hätten.

Folgt nun drittens ein Schattenſpiel durch Spiegel hinter einem Teppich, mit zwei Violinen und einer Pfeife begleitet, die aber, ſtatt anzulocken, eher die Gabe haben, alles, was Ohren hat, wegzujagen. Dieſes Schattenſpiel ſtellt immer die neueſten Kriegsgeſchichten (natürlich ſtete Siege über die Ruſſen, Türken und Oeſterreicher) vor, die ihnen ein ſchneller Farbenklexer für ihre Spiegel fein bunt und grell zuſammenpinſelt. Deswegen fehlte es auch dieſem Spieler nie an einer Verſammlung, obgleich er nie unter drei Sols ſeine Oration hielt, und ſeine Bilder wandeln ließ. Er hatte auch noch gar ſaubere Bilder von Buonapartens Seezug gegen England, vorſtellend, wie er mit ſeinen ſchwimmenden Ungeheuern die engliſche Flotte in Brand ſchoß, wie hier ein Schiff aufflog, dort eines unterging, dort eines die Segel ſtrich, und wie die Engländer wie die Enten ſchwammen und wie die Vögel aus der Luft herabkamen; vorſtellend, wie er landete, und den König und die Königin von England als Gefangne empfing, dann den triumphirenden Einzug in London; alle Weiber umarmten die Franzoſen und ſchrieen: vive la France! vive la liberté! alle Soldaten trugen ſtraffe Beutel mit der Aufſchrift: des Guinées; Buonaparte ſelbſt ſtand vor einem ſtattlichen Gebäude, wo man große Wagen mit Säcken Geldes belud, und welches die Inſchrift führte: banc de Londres. Man ſieht, dieſer ſchlechte Spieler war ziemlich gut in den Geiſt der Armee und Regierung eingedrungen. Wenn doch der fatale Kanal nicht wäre! Dieſes Spiel war indeſſen vor einem Jahre wohl einträglicher geweſen.

Damit die Reihe dieſer theatraliſchen Vorſtellungen vollſtändig ſei, war nun noch eine Bude mit der Aufſchrift: Amusemens pour la jeunesse, die gleichfalls ein kleinſtes Puppenſpiel für Kinder hatte, mit allerlei kleinen Kinderſpielen, Bilderchen und Hiſtörchen, wie ſie die Phantaſie des erſten Alters liebt. Dieſe Bude hatte vielleicht den meiſten Zugang, weil ſie ohne eine Nebenbuhlerin war. Denn jede Mutter des untern Stockwerks hätte es für eine unerlaßliche Sünde gehalten, ihr Knäblein hier nicht einzuführen, und ihn die ſpringenden Püppchen, die kleinen quickenden Menſchlein, die quakenden Fröſche, die ſpringenden Käfer und die hübſchen Bilderchen und die immer redenden Hiſtorien nicht ſehen und hören zu laſſen.

Man geht tauſend Kirchen hundertmal vorbei, eh einem ſolchen Spiele einmal.

Nach dieſer erſten Abtheilung kamen jenſeits des Weges, der zur Revolutionsbrücke führt, links neue Gladiatoren und Springer, und rechts ſtehende Buden mit allerlei Merkwürdigkeiten, mit ſeltenen und ſeltſamen Naturprodukten, und todten und lebendigen Thieren aus Afrika, Aſia und Amerika, mit pomphaften und klingenden Inſchriften. Jene Gymnaſiaſten und Gladiatoren und Springer machten oft bewundernswürdige Stücke, und gaben ſeltne Proben von körperlicher Kraft und Gewandheit; und dies alles für einen und zwei Sols, welche die Zuſchauer freiwillig zahlten, ſo gut machen ſie ſich doch durch die Menge und durch den langen Tag bezahlt, den ſie in Zwiſchenräumen und mit Ablöſungen durchſpielen. Sie waren nur eben ſo viele Seitenſtücke der erſten Bude vor dem Garten. Eine ganz andre Bewandniß hat es mit der rechten Seite mit den ſeltnen Thieren, da wird viele Gauckelei und Behexerei angewandt, um die Leute anzulocken und kirre zu machen. Die Sammlungen waren zum Theil ſehr ärmlich, wenn man eintrat. Man machte aber die Leute dadurch gutwillig zum Zahlen, daß man Thiere auf dem Aushängegemählde mahlte, die zu ſehen einer gern für ein Paar Sols einige Franken gegeben hätte. So las ich auf einem Vorhange: Hier ſieht man ein lebendiges Krokodil, fünf Jahr alt, das man neulich aus Aegypten geſchickt hat, und das von allerlei Kräutern lebt. Ich fuhr haſtig hinein, man zeigte mir allerlei gewöhnliche Thiere und Vögel, und als ich nach ihm fragte, kratzte ſich der Meiſter hinter den Ohren und ſprach mit kläglicher Stimme: „Glauben Sie mir, mein Herr, ich hatte es noch vor fünf Tagen, allein es iſt mir geſtorben, und ich habe es weggegeben, um es ausſtopfen zu laſſen. Nehmen Sie es nicht übel; ich habe noch nicht Zeit gehabt, den Vorhang neu mahlen (retoucher) zu laſſen.“ Dieſe Thierzeiger und Vogelkabinetmeiſter haben gewöhnlich einige Gaukler und Narren im Solde, die allerlei Verdrehungen und Sprünge machen, ſchreien und pochen, die Trommel ſchlagen, mit abgerichteten Papageien die Kehlenſprache der Vögel ſprechen, ſich hinter dem Vorhang balgen und ſchelten müſſen.“ Das iſt erſtaunlich verführeriſch und lockt den Pöbel und alle Pöbliſchgeſinnte wunderbar herbei. Viele dieſer ſeltenen Thiere, die man in den Ankündigungen ſo weit als möglich herreiſen ließ, um ihnen Anſehen zu geben, waren oft Landsleute und zwar die nächſten Landsleute, und man konnte ihr Vaterland vielleicht mit einer guten Tagereiſe erreichen. Man weiß, wie viel der Betrug und Eigennutz durch Künſtelei aus einem Menſchen machen kann, und was man da täglich für Brillen verkauft, wie ſollte es mit dem ſchlechteren Vieh nicht eben ſo ſeyn? Hier zeigte man Schürzen der Hottentottinnen, Gewänder und Netze von Otahiti, Kopfputz und Tomahawks und Vorhänge verſchämter Theile aus Nordamerika, in Becher verwandelte Schädel und andere Siebenſachen, die wahrſcheinlich in Paris gemacht, und zum Theil denen gut nachgemacht waren, die man in der großen Nationalbibliothek ſah. Zugleich, um es wahrſcheinlicher zu machen, wußte man zu erzählen, in welcher Stadt Hollands und von welchem engliſchen und ſpaniſchen Schiffe man es genommen habe. Das merkwürdigſte Thier indeſſen, welches auch einige Tage ein recht ochſiges Aufſehen machte, war ein Stier, der die Ehre hatte, ſogar in einigen Journalen ausgerufen zu werden, und ſein Porträt in den Säulengängen des Palais royal auszuhängen. Was Wunder, daß an dieſen Tagen alles lief, den ſchönen und wunderbaren Stier zu ſehen. Er war, nach der Ankündigung, in der großen Tatarei gebohren, und hatte ſeine erſten Jahre an den Ufern des Amur geweidet, von woher er mit großen Koſten nach Frankreich gebracht ſei, ein ganz andrer Ochs, hieß es, als ein europäiſcher, taureau d'un genie superieur, der allerlei Künſte könne, und zahm und liebenswürdig, wie der, auf dem Europa nach Kreta zur Hochzeit ritt. Dies ſagte ein geleſenes Blatt, le Clairvoyant, der hier indeſſen wohl nicht zu klare Augen hatte; indeſſen gute Bezahlung macht ja alle Dinge unter dem Monde klar. In der That war es ein ſchönes und ſeltenes Thier, hatte aber von ſeinen übrigen europäiſchen Brüdern nichts ſo Ausgezeichnetes und Unterſchiedenes, daß er nicht hätte an der Schelde und Loire gebohren ſeyn können. Freilich war er von ſeltener Schönheit. Die Hauptfarbe roth mit zwei ſchmalen weißen Reifen über dem Rücken und um den Hals, einem weißen äußerſt buſchigten Schwanz, einem weißen Kopfe mit einem rothen Halbmonde vor der Stirne, und den ſchönſten gewundenen weißen Hörnern. Aber dieſe ſeltene Zeichnung und die Künſte, die man ihn gelehrt hatte, die aber wohl das Genie eines Ochſen und Eſels nicht ſo ſehr übertrafen, als man es ausſchrie, waren auch das ganze Wunder. — Mein Wunder dabei war, daß man dieſen Ochſen nicht aufs Vaudevilletheater brachte, wie die Elefanten des botaniſchen Gartens.

Bis jetzt waren mir die Spieler der ſpielenden Zeltarmee nur Nebenperſonen, und die Zuſchauer und Zuhörer mit ihren Anmerkungen und Gebehrden die rechten Spieler geweſen; zu den folgenden beiden Buden aber ging ich gern um der Leute willen, die drinnen waren. Dieſe, die an der rechten Seite der Gaſſe den Beſchluß machten, enthielten zwei junge Familien, die wahrſcheinlich dem Kriege allein ihren Urſprung verdankten. Zwei Invaliden nemlich, die darin ähnlich waren, daß jeder von ihnen auf Einem hölzernen Beine ging, hatten hier ihr kleines Gewerbe, und verkauften Galanteriewaaren und andere Sächelchen der kleinen täglichen Bedürfniſſe, die man oft vergeſſen würde, wieder zu erſetzen, wenn ſie einem nicht ſo vor Augen gelegt würden. Ich wäre auch hier wohl vorbei gegangen, wie vor ſo vielen Buden; aber die Jugend und Liebenswürdigkeit dieſer kleinen Welt mitten unter Poſſenſpielern und Gaunern zog mich an, ſo wie das Intereſſe, daß die Einbeinigkeit hier mit ſo heitrer und froher Miene einherging. So kam es, daß ich hier oft einige Minuten ſtill ſtand, und das Eine Einbein mein Freund ward. Es waren beide Jünglinge zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahren, wohlgebildet und frohes Sinnes, und gingen gewöhnlich in ihrer Montur und mit Ehrenmedaillen. Der eine hatte in der Schlacht bei Mainz, der andre in den Bergen Savoyens die Unfähigkeit bekommen, die Waſſen zu tragen, aber die Fähigkeit, ein Weib zu nehmen, und beide hatten dies nicht unterlaſſen. Mein kleiner hübſcher Freund ſagte mir: „Ich war 21 Jahr alt, Unterofficier und voll Liebe zum Ruhm; werweiß, ob ich nicht etwas geworden wäre. Doch was ſchwatze ich? ſieh nicht ſcheel, Liſettchen, komm, einen Kuß! Die kleine Bude und du und die Liebe drin iſt mehr werth, als alles Geſchrei und Lärmen des Ruhms. Ich bin ja glücklich und habe genug.“ Ich fragte ihn, „was er denn mit dieſen Kleinigkeiten machen könne?“ „O genug, mehr als Sie glauben, Bürger. Sie kennen noch die franzöſiſche Nation nicht, wie ich merke. Sie iſt nicht undankbar. Meine Montur, meine Medaille, meine Narbe über der Stirn und mein hölzernes Bein helfen mir meinen Kram ſchnell abſetzen, und es giebt Gelegenheiten, wo ich ihn an einem halben Tage ganz aushandle. Zudem ſind wir beide jung und nicht garſtig, wie Sie ſehen; auch von jungen und ſchmucken Leuten kauft man gern. Meine Frau macht in den Nebenſtunden allerlei kleine Arbeit, ich bin auch nicht müßig, und wenn Gott Glück und Leben giebt, ſo denke ich nicht immer hier zu ſtehen!“ Möge Gott es dir und deinem lieben Nachbar mit der Nachbarin geben! aber möget ihr dann auch noch ſo fröhlich und glücklich ſeyn, wie jetzt! So findet ſich die Welt zuſammen. Wie nett hatten ſie ihr Zelt hinter der Bude eingetheilt! Die eine hatte zwei Kinder, für welche eine Wiege und ein Plätzchen zum Spielen abgeſchauert war, alles zierlich und reinlich. Die Frauen waren munter und fröhlich, aber doch niedlich und beſcheiden. Ich fragte einmal: Aber wie haben Sie es gemacht, ſolche Weiber hier zu finden? „Hier? rief er erſtaunt, ſie ſind nicht von hier und ich auch nicht, wohl aber mein Freund da; hier findet freilich ein armer Soldat, der dazu nur noch Ein Bein hat, ſolche Weiber nicht. Aber wir haben auch Verſuchungen,“ rief er, indem er ſchalkhaft ſeine Liſette anlächelte.

Hinter dieſen biedern und frommen Vaterlandskindern ſitzt nun noch als Schwanz vor den Schlagbäumen der eliſeiſchen Felder ein halbes Dutzend alter Weiber mit Kuchen, Früchten, Obſt und rothem, gelbem, blauem, ſaurem und ſüßem Getränk in Flaſchen und Gläſern; einige Cylinderwaſſerträger, und Trägerinnen ſchreien ihr: Qui veut boire? in den Staub der Reiter und raſſelnden Wagen, einige Stutzer ſpringen ängſtlich über den ſtaubigen Weg, und auch ich flüchte mich aus dem Lärm und Staub in

Die eliſeiſchen Felder.

Man kann aber aus dieſem Elyſium noch mit der Oberwelt reden, und ſieht die Sonne noch; alſo will ich euch erzählen, ſo es euch gefällt, zu hören, wie dies Elyſium ausſieht und wie es ſich darin lebt. Dieſe eliſeiſchen Felder ſind während der Revolution noch berühmter und beſchriebener geworden, als vorher, obgleich ſie ſchon ſeit langen Zeiten einer der Haupttummelplätze der Pariſer geweſen ſind. In ältern Zeiten wurden ſie noch nicht mit zur Stadt gerechnet, ſondern gehörten den Vorſtädten oder vielmehr Dörfern, Paſſi und Chaillot an, die aber ſchon ſeit einem Jahrhunderte die prächtigſten Dörfer der Welt waren, und endlich unter Calonne durch die großen Ringmauern mit der Stadt auf das Eigentlichſte verbunden wurden. Die Seine und dieſe beiden Vorſtädte, und rechter Hand die niedliche Vorſtadt St. Honoré machen die ungleiche Gränze derſelben. Eine herrliche grade Allee und Chauſſee ſchneidet ſie in zwei Theile, von welchen der rechte etwa ein Fünftel der Größe des Ganzen ausmacht. Dieſer prächtige Weg iſt eine der Hauptzierden des Elyſiums. Er führt grade nach der ſogenannten Barriere des Sterns, iſt mit doppelten Bäumen eingefaßt, und hat, wo die eliſeiſchen Felder aufhören, die herrlichſten Häuſer zur Seite, wo die Reichſten der Stadt für ſich und ihre Mätreſſen Gärten und Sommerwohnungen haben, und wo unter andern das reichſte Weib in Frankreich, vielleicht in Europa, die berühmte Tallien wohnt. Dieſer Weg, der nach dem Hölzchen von Boulogne, nach der Bagatelle, nach Neuilly und andern nahen Orten des Vergnügens führt, iſt vom frühſten Morgen bis in die ſinkende Nacht nie leer von Fahrenden, Reitenden und Spazierenden, welche letztere ſich freilich bei dem Wolkendampfe des Staubes ſehr übel befinden, obgleich ſonſt, wenn es geregnet hat, die Promenade unter den herrlichen Bäumen zur Seite ſehr angenehm iſt. Eben ſo lebendig macht die Felder der Weg vorüber nach dem Revolutionsplatze und den Boulevards, die Seine, an welche ſie links ſtoßen, und längs der Seine der Weg durch Paſſi nach Marly, St. Clrud, St. Germain, Verſailles, Seves ꝛc. Auch dieſer Weg noch mehr, als der vorige raſſelt und ſchallt Tag und Nacht von Wagen und Reitern. Auch in dieſen eliſeiſchen Feldern ſind die zwei Seiten wieder abgeſondert, wie in dem Garten der Thuillerien. Die kleinere rechte Seite gehört wieder der elegantern und vornehmern Welt, und die größere linke allen rechtlichen Leuten bis zum unterſten Pöbel hinab. Doch iſt hier das Verhältniß des Intereſſe und der Unterhaltung umgekehrt für denjenigen, welchen das ſtrudelnde und drängende Menſchenleben in aller ſeiner Fülle intereſſirt. Die linke Seite hat bei ſchönem Wetter immer Lebendigkeit und Freude, wenn oft auf der rechten Seite gar nichts zu ſehen, noch anzufangen iſt. Uebrigens iſt hier faſt den ganzen Vormittag nie etwas Intereſſantes und Luſtiges für den Fremden zu hohlen, wo auch ſelten viele Menſchen zu ſehen ſind. Gewöhnlich iſt alles bis zwei, drei Uhr ſtumm und todt, und auf der rechten Seite noch länger. Dann aber beginnt auch ein Leben, wie zu Wien im Prater an ſchönen und heitern Feſt- und Sonntagen, doch alles lebendiger, lauter und beweglicher, als dort. Ich wüßte auch keinen Ort, mit welchem ich die eliſeiſchen Felder beſſer vergleichen könnte, als mit den Stellen des Praters an der großen Allee der Leopoldſtadt, wo der Mittelpunkt aller Wiener Garküchen, Keller, Kaffehäuſer, Schaukeln, Karuſſel, und die Lehnſtuhls- und zierliche Stubengeſellſchaft der großen Welt iſt. Doch wie ſich dieſes Leben unterſcheidet, wird man bald ſehen, wann die einzelnen Stücke meiner Schilderei hervortreten. Der auszeichnende Unterſchied iſt zu allererſt, daß ſich die Leute hier weit mehr abarbeiten und bewegen, und doch lange nicht ſo für die Kehlen und Magen geſorgt iſt, als im Prater; auch ſieht man hier wenige von den dicken Bäuchen und Pausbacken, die dort ſo morgenroth ſchimmrig, und ſo ſelig den Weinflaſchen und Bierkrügen entgegenſchimmern. Wie wenige Häuschen für die Hungrigen und Durſtigen ſtehen hier, und welche Menſchenmenge gießt ſich hier doch oft aus!

Ich beginne nun mein Gemählde mit der linken Seite, welche ſich von drei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang ungefär immer gleich bleibt, denn wenn gegen die Zeit der Theater auch manche abgehen, ſo kommen alsdann auch wieder deſto mehrere zu, die ſich von den

Banden der Arbeit gelöſt haben, und nun noch einige Stunden ſpielen, oder ſpielen ſehen wollen. Von dieſer Zeit alſo gilt mein Gemählde nur, und zwar von den ſchönen Tagen, wo es hier am munterſten hergeht. Vorn an den Schranken, welche den Garten von dem Revolutionsplatze abſondern, ſitzen alte Weiber, oft in zwei Reihen, mit allerlei Eßbarem und Trinkbarem, dann trifft man links am Wege nach Paſſi einige kleine ärmliche Häuschen mit Tiſchen und Bänken unter den Bäumen. Dahin ſetzt ſich der ärmere Bürger, der Arbeitsmann mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, kurz alles was am wenigſten elegant und lebensluſtig iſt, und hält ſeinen wohlfeilen Schmaus. Kaffe und Chokolate und Likörs werden hier ſelten gefodert. Die guten Leute trinken Bier, jungen und ſchlechten Wein, und Cyder aus der Normandie, der über allen Thüren mit großen Buchſtaben angeprieſen ſteht. Iſt man hungrig, ſo muß ein Stückchen gebratenes und kaltes Fleiſch, eine Bratwurſt, ein Stück Käſe und Butter und Brod zu dem Getränke ganz gut ſchmecken. So nahe wohnt die große Genügſamkeit bei dem größten Glanze. In dieſen Häuschen wimmelt es auch faſt immer von Fuhrleuten und Fiakern, die in der Nähe ihre Station haben, oder ſie halten auch an, wenn ſie leer des Weges fahren. Alles iſt hier freilich munter und frohherzig, aber doch ſtill und nicht zu queckſilbrig unter den Füßen; es ſind ja die Menſchen, die keine Kräfte zum Springen und Tändeln übrig haben. Die ſich von ihnen ein Vergnügen machen wollen, ſpielen um einige Sols Kegel, die weit von einander unter den Bäumen aufgeſtellt werden, oder das Kugelſpiel, welches Buben dieſer Gattung um Pfennige und Knöpfe und andre blanke Sachen hier im Eingange nachmachen. Von hier fortgehend, kömmt man in die Mitte der ſchönen hohen Bäume, wo mehrere freie Plätze ſind. Da iſt das rechte Leben, welches immer eleganter wird, wenn man weiter geht, doch wird auch das andere

Ende jenſeits dieſer Mitte wieder ärmlich; ſo geht es allen Enden der Dinge. Hier iſt ein Rufen und Toſen und Lachen und Springen und Schlagen, daß es über alles geht, worin die Trommeln und Pfeifen und Violinen der nahen Gärten ſchallen, und die raſſelnden Wagen der Straßen zu den beiden Seiten. Hier kann man umſonſt die Geſchicklichkeit und Gewandheit franzöſiſcher Körper bewundern, und ſich der Freiheit und Leichtigkeit dieſer Menſchen freuen. Ich habe, glaube ich, bei einer andern Gelegenheit ſchon erzählt, wie in Italien die angeſehenſten und hoch- und wohlgebohrenſten Männer manche Spiele öffentlich treiben, wogegen die teutſche Ehrenfeſtigkeit ſich ſträubt. Da ſieht man mit Vergnügen, daß es noch daſſelbe Land iſt, wo Scipio und Lälius mit Polybius und Terenz auf den Teichen Butterbröde warfen, und Mäcenas nach dem Eſſen mit ſeinem Varius und Virgilius Ball ſpielte. Aber hier iſt alles beiſammen, Freiheit vom elenden Vorurtheile, man dürfe nicht ſpielen, weil man als Bürger hoch ſteht, und Behendigkeit und Anmuth der Leiber.

Freilich die vornehmſte Welt kömmt nicht hieher, oder nur auf ein Augenblickchen zuweilen zum Zuſehen; aber doch erſcheint hier mancher rechtliche Kaufmann, Künſtler und Handwerker, wirft ſeinen Rock aus, macht ſich mit an ein Spiel, und thut es oft dem Jüngſten und Schneldigſten zuvor, obgleich er nicht immer mehr in der Blüthe der Kraft ſteht; denn nicht ſelten ſpielen dieſe freien Spiele Männer zwiſchen den Vierzigen und Funfzigen mit, trotz den raſcheſten Jünglingen und Knaben. Die Langſameren und Bequemeren ſchieben zuweilen Kegel, welches am meiſten der ärmeren Klaſſe überlaſſen bleibt; häufiger ſpielen ſie Kugelſpiel (la boule), wozu der ganze Platz ihr bowling green abgeben muß, wiewohl ſie gewöhnlich beſtimmte Stellen haben, wo dieſes Lieblingsſpiel der Südländer getrieben wird; oder ſie ſpielen auch an den

Bäumen,

Bäumen, was der Italiäner battimuro, und der Niederſachſe Klingpfennig nennt, eine Art, wobei man die Stärke des Wurfs ſehr in ſeiner Gewalt haben, und aus dem Gegenprellen wiſſen muß, wohin die Münze ungefär fliegen werde. Dieſes Kinderſpiel habe ich alte Leute mit großem Eifer um Sechsfrankenſtücke ſpielen ſehen; oder die ſich mehr bewegen und doch die Augen und Füße nicht zu ſehr angreifen wollen, ſpielen mit großer Geſchicklichkeit Ballon, der immer im Kreiſe rund gehen muß, oft um Geld, daß der, ſo ihn über den Kreis hinausgeſchlagen oder innerhalb dem Kreiſe zur Erde kommen laſſen, eine gewiſſe Summe zahlen muß, welche die Geſellſchaft meiſtens zum Zechen nach dem Schweiße anwendet. Andere Jüngere ſpringen, greifen ſich, und machen andere gymnaſtiſche Uebungen. Aber alle dieſe Spiele und Uebungen werden von den Ballſpielen weit hinter ſich gelaſſen; in dieſen kann man hier Meiſter ſehen, wie unter keinem Volke, und kein Spiel iſt auch wohl geſünder im Freien und geſchickter, dem Leibe und Auge ſeine ganze Bewegung und Thätigkeit zu geben, als grade dieſes. Ein großes Oblongum iſt zum Ballſpiel mit Raketen beſtimmt, und gewöhnlich ſpielen an die zwanzig und vier und zwanzig Perſonen darin, und dieſe haben ihren Platz mit Stricken umzogen, um welche, als um Schranken, die Menge der Zuſchauer ſitzen und ſtehen. Auch hier kömmt es darauf an, den Ball ſo geſchickt zu ſchlagen, daß er nicht über den Kreis hinausfliege, wohl aber darf der am Ende einen ſolchen Schlag wagen, verſteht ſich, daß der Ball die gerade Richtung über den Köpfen der Spieler nehme. Können dieſe ihn dann auf ihren Poſten nicht aufhalten, und fliegt er über das entgegengeſetzte ziemlich entfernte Ende hinaus, ſo iſt der Schläger Sieger über alle. Dies ſteht man aber ſelten; geſchieht es aber, ſo fällt das Hurra und Klatſchen aller Umſtehenden in den Triumph des Siegers ein. Dieſes Ballſpiel aber iſt wirklich nichts in Vergleichung mit dem Ballſpiele aus freier Hand. Dies habe ich nirgends ſo viel und ſo vollkommen ſpielen ſehen, als hier. Man braucht ſich dazu nicht erſt einen ausgeſchlagnen und eingehägten Platz, noch ſchwerfällige Ballons zu miethen, welche die Bier- und Kaffewirthe dieſer Plätze feil haben; jeder Platz iſt auch gut genug dazu, wo eben keine Bäume im Wege ſtehen. Sechs bis acht flinke Knaben, oder Jünglinge ſpielen dies gewöhnlich; denn die Alten würde es zu ſehr ermüden. Sie werfen ihre Jäckchen aus, ziehen gute lederne Handſchuhe an, haben einen guten hartgeſtopften Ball, und treiben ihn ſo mit den Händen durch die Luft. Ueber das Auge und die Gewandheit dieſer Spieler geht nichts. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß fünf flinke Burſchen einen kleinen Ball immer im Kreiſe herum ſo eine Stunde durch die Luft trieben, und ſich mit den Händen zuſchlugen, ohne daß er die Erde berührt hätte. So waren ſie eher müde und troffen von Schweiß, als einer von ihnen beſiegt war. Von dieſem Spiel ſieht man oft unzählige Trupps, wenn etwa nur drei, vier Ballon und ein einziger Ball ſpielen.

Aber dieſe Spiele, ſo niedlich ſie an ſich ſchon ſind, bekommen doch erſt durch die Menge der Zuſchauer, die auf- und abgehen, durch die vielen Umherſitzenden und Stehenden, die Wetten auf dieſen und jenen eingehen, und bei einem Meiſterſtreiche loben und klatſchen, ihr rechtes Intereſſe. Wie mancher behende Jüngling iſt hier mit dem Herzen einer Schöne durchgegangen, ohne zu wiſſen, wie? wie mancher Eheherr, der ſein ſchönes Uebel hier zum Schauen führte, bereitete das cornu indeclinabile ſeiner Stirne hier vor! Es iſt um dieſe Spielenden ein Jubel, ein Gewimmel, ein Lachen und Plappern und Aeugeln und Winken, das einen dieſes bewegliche Schattenſpiel oft allen Theatern vorziehen läßt, die etwa anfangen mögen, um die Zeit geöffnet zu werden, wo hier das lauteſte und fröhlichſte Leben iſt. Das lebendigſte Weſen iſt etwa in der Mitte der eliſeiſchen Felder, doch näher der großen Allee des Sterns. Da ſind auch noch ein Paar Trink- und Kaffehäuſer, die ſchon feiner und eleganter ausſehen, als die vorn am Wege nach Paſſi, und auch von feineren Leuten beſucht werden. Da ſind die Stunden des Nachmittags alle Zimmer, die kleinen Gärten mit ihren Bänken und die vorhängenden Zelte beſetzt, und eine unendliche Menge Stühle und Tiſche ſteht im Freien, wo gegeſſen, getrunken, geſchwatzt und gewettet wird; denn von hieraus kann man faſt alle Spielpartieen überſehen. Auch in dieſe Klaſſe von Menſchen habe ich mich manche Stunde äußerſt gern gemiſcht, und den meiſten Frohſinn und franzöſiſchen Geiſt in ihr gefunden. So geht dies Leben hier fort, bis der Abend den Schatten der Bäume dunkel zu machen beginnt. Eine Partie hört nach der andern auf, ein Paar fließt nach dem andern ab, Buben nehmen zuletzt die Stelle der Alten ein, bis auch dieſe verſchwinden, und von der unendlichen Schaar auch kein Laut übrig bleibt und keine Stimme vernommen wird, als das Raſſeln der Wagen und Donnern der Trommeln aus den nahen Gartenhäuſern.

Es liegen nemlich linker Hand etwas abwärts von dieſem Mittelpunkte, aber immer noch in den eliſeiſchen Feldern, mehrere kleine Gärten mit zierlichen Häuschen neben einander, wo es gleichfalls den ganzen Nachmittag nicht leer wird, wo es aber anfängt, dann am luſtigſten zu werden, wenn es dort allmälig verſtummt. Dieſe Gärtchen und Häuschen ſind etwa ein Mittelding zwiſchen den Beluſtigungsörtern des gemeinſten und niedrigſten Pöbels und der feineren und gebildeteren Ordnung der Bürger. Es ſind kleine Tabagieen und Tanzhäuſer, wohin jeder anſtändige Mann mit ſeiner Familie geht, wo aber nicht jeder tanzt. Dieſer Tanz und die Muſik ſind dem Scheine nach die Hauptſache, aber ſie ſind nur die Locker und die Veranlaſſung, daß brav Geſellſchaft hinkommt und gegeſſen und getrunken wird. Auch haben alle dieſe kleinen Häuschen die Ueberſchrift: Man richtet hier Gaſtmähler und Hochzeiten aus. Sobald nur für die Mittelklaſſe der Pariſer Bürger die Nachmittagsglocke zwei ſchlägt, fangen auch in allen die Trommeln an zu donnern und die Pfeifen und Trompeten zu klingen und zu blaſen — ſelten iſt dies ſchon Vormittags — und rufen die Tanzluſtigen heran, und dieſe zu ſehen und des freien Jubels mit zu genießen, ſtrömt von allen Seiten des Elyſiums eine Menſchenmenge herbei, entwedert von den Spielen der Mitte ſchon geſättigt, oder um eine kleine Abwechslung zu haben. Um drinnen Raum zu gewinnen, ſpringt man gewöhnlich im Garten, oder vor der Thüre im Schatten von Bäumen oder unter Zelten. Die Tänzer ſelbſt ſind allerlei leichtes Geſindel, daß ſich ſelten zu irgend einem Stande ſtrenge hält und bekennt, und doch auch zu leben findet. Da ſind Bediente, Aufpaſſer, Markörs, Anhängſel von Kupplern und Freudenmädchen, Friſörs, Fleckenauslöſcher (degraisseurs), Savoyarden, Mohren, Kreolen und Mulatten die gewöhnlichen Tänzer, und die Tänzerinnen eben die Gattung kleiner Hexen, die durch mancherlei unbemerkte Dienſtleiſtungen zu leben wiſſen, und doch noch nirgends rechte Innungsverwandte ſind. Des Abends, der allen Larven günſtig iſt, kommen auch wohl Freudenmädchen, die an den glänzendern Plätzen zu glänzen verzweifeln, hieher, und ſuchen wenigſtens etwas zu erſchnappen, ſei es auch nur ein magere Fliege. Dem ſei aber wie ihm wolle, obgleich dies keine auserleſene Geſellſchaft iſt, ſo iſt es doch eine auserleſene Luſt, wie ſie ſich dies Anſehen einer ſolchen zu geben ſucht. Grade das leichte Gezücht, was hier herumſpringt, hat die meiſte Zeit und Gelegenheit, die vornehmſte Welt in ihren Herrlichkeiten und Schwächen zu ſehen, und weiß ſie oft vortrefflich zu kopiren. Man ſollte es wahrlich der Haltung, Miene und dem Betragen eines Schmuzfleckenauslöſchers und Miethlakaien nicht anſehen, daß er nicht zur gebildeten Welt gehöre, wenn ihn ſein Kleid und Schuhe und Strümpfe nicht verriethen. Auch die hübſchen Soldaten von der Garde ſind hier oft die Tänzer, und bringen ihre Schätzchen mit, um mal recht wohlfeil einem Ball mit beiwohnen zu können. Man glaubt gar nicht, wie alles während des Tanzes, und ſelbſt bei den Vorrüſtungen dazu, anſtändig und artig hergeht; bei ſolchen Dingen vergißt ſich ſelbſt der niedrigſt gebohrne Franzoſe nicht ſo leicht, als ein Teutſcher. Man ehrt ſo ſich ſelbſt und die Geſellſchaft, worin man iſt, und iſt es nicht unwürdig, an einem beſſern Orte zu erſcheinen; daß hier übrigens oft beſſere Tänzer ſind, als in Tivoli und Elliſée, die ſich doch von der lärmenden Trommel nicht fortjagen laſſen, habe ich oft mit einigem Vergnügen beobachtet. So geht es in einem ewigen Tanze unter den Zelten, vor den Thüren und in den Gärten, oft auch im Zimmer. Faſt nie ſchweigt die Muſik und ſteht der Tanz ſtill, denn die Abgehenden werden durch neue Ankömmlinge immer wieder erſetzt. Noch größer iſt aber an guten Tagen drinnen und draußen das Gewimmel der ehrlichen Bürger, die aus- und eingehen, und wächſt noch, wann die Schatten der Bäume dunkler werden, und die Luſt im Freien mit allen ihren Spielen aufhört. Dann ſind hier alle Gärten und Zimmer und Tiſche und Stühle gedrängt voll. Man ſieht alles im Taumel und Getümmel, aber doch ſelten ſtört ein Gezänk, oder eine Unanſtändigkeit die Geſellſchaft. Die Tiſche drinnen ſind bis eilf, zwölf Uhr Nachts faſt immer von denen belagert, die eſſen wollen, und der Herd der Küchen wird erſt mit dem Morgen kalt. Man iſt freilich artig, aber man genirt ſich nicht. Der eine ſpaziert im Garten, oder draußen unter den Bäumen, und ſucht ſich ein Weibergeſicht, mit dem es ſich gut ſchwatzen und nachher vielleicht noch etwas anders thun läſt, der andre macht ſich hin und ergözt ſich an den Tanzenden und an ihren verſtohlnen Liebäugeleien. Dieſem gefällt es zu trinken, jenem zu rauchen, einem dritten zu zechen; froh zu ſeyn, zu lachen und zu ſchwazzen, gefällt allen, wo nicht ein Griesgram iſt, der einzig hingeht, um den Belauſcher und Belaurer unter ihnen zu machen. Bei dieſem Gedränge von Menſchen, bei den mancherlei Leidenſchaften und Begierden, die hier rege ſind, bei den vielen Hülfsmitteln, ſeinen Verſtand und ſein Herz toll zu machen, verliert ſich der Franzoſe nicht leicht, und bleibt äuſſerlich weit mehr ſeiner Herr, als ein Teutſcher. Keiner beläſtigt den andern Nachbar mit ſeinen Herzensergieſſungen, ſeinen Grillen und witzigen Einfällen, keiner mit ſeiner Empfindelei und Kräkelei und Freundſchaft, und Feindſchaft, wenn der Wein und die Nacht ſein Herz und ſeine Zunge gelöſt hat. Selbſt in dieſen ungefären Haufen bringt die Ordnung ihr heiliges Leben, wie ſie Harmonie in den Tanz des Geſindels bringt. Armes Geſindel, ach! was haſt du oft auf der Welt, als einen luſtigen Sprung, weil du jung biſt!

Aus dieſen Tabernen und Popinen gehe ich nun ſchnellen Schrittes zur rechten und kleineren Seite über, und werfe auch davon eine kleine Skizze hin. Man kann dieſe Seite eben ſo, wie die rechte des Gartens, die Seite der Ariſtokraten nennen. Die Kaffehäuſer, die hier ſtehen, dürfen ſich der beſten innerhalb der Stadt nicht ſchämen, und die feinſte Welt geht ohne Anſtoß darin aus und ein. Die Bäume ſtehen hier höher, dichter und laubreicher, und ſelbſt der Boden hat an den meiſten Stellen noch vieles Grün, weil er nicht ſo ſehr zerſtampft und zertreten wird, als jenſeits. Zu Spielen iſt vorne gar kein Raum wegen der Dichtigkeit der Bäume, nur hinten hinaus nach der Queergaſſe Rue du Colisée hin ſind einige freiere Plätze, doch auch dahin wagen die Spieler und Buben von jenſeits ſich ſelten hinüber. So hält das freie Gebot der Gewohnheit die verſchiedene Welt aus einander. Die hieſigen Ariſtokraten haben wieder ihren Spaziergang nahe am Wege zum Stern, und wieder iſt eine Menge Binſenſtühle aufgeſtapelt, die eben ſo vermiethet werden, wie die im Garten.

Vormittags iſt hier ſelten etwas zu thun, und ſelbſt um zwei, drei Uhr, wo es bei den Thuilerien am lebhafteſten und glänzendſten iſt, findet man hier die Geſellſchaft meiſtens ſehr dünn. Glänzender aber wird es gegen fünf, ſechs Uhr, und am glänzendſten, wenn die Dunkelheit beginnt; um dieſe Zeit, wo es in den Thuilerien ſelten was rechtes iſt, fängt es hier wirklich an zu wimmeln. Man kann ſagen, daß die hieher wandeln, Bienen aus zwei Brüderſtöcken ſind. Denn häufig geht der Zug von den Thuilerien hieher, und von hier zurück, je nachdem es der Laune gefällt, und als grade die glänzendere Verſammlung zieht. Doch fällt es auf, daß gleichſam eine verſchiedene Etikette des Orts herrſcht; denn die ſich dort mehr geniren, ſind hier um einige Töne freier und muthwilliger. Vielleicht trägt auch das nicht wenig dazu bei, daß hierher weit mehr lüſterne und üppige Weiber kommen, als dort. Alles, was des Weges vom Hölzchen von Boulogne reitet und fährt, ſteigt bei der Zurückkunft hier oft ab und aus, und die dahin am meiſten wallfahrten, ſind nicht die älteſten. Die ſchönen Mätreſſen der Reichen, die auf den Boulevards einige Male mit ihren Druden auf- und niedergetrabt ſind, halten hier die muntern Renner an, und wandeln bewundert mit der ſchönen vom Reiten noch beweglichern Geſtalt und mit dem erhöhten Morgenroth auch unter dieſer Menge auf und ab, und nehmen die Huldigung aller Blicke ſiegreich an. Endlich wann es zu dämmern beginnt, und die ſchönen Gärten zur Seite beſucht und erleuchtet werden, wenn jenſeits der Schwarm ſich verliert, beginnt er hier. Eine Menge eleganter Herren und lebens- und jugendfroher

Jünglinge ſtrömt herbei, vermehrt das Gewimmel und geht dann weiter. So währt es nach neun Uhr, wo die Gärten, das Palais royal, die Kaffehäuſer ꝛc. auch dieſe Geſellſchaft ableiten. Von den ſchönen Gärten rechter Hand, die an der Stadtſeite die Gränze machen, kann ich nun nichts ſagen, weil ich ſie einer beſondern Ueberſchrift aufſparen muß.

Auch hier fehlt es nicht an Leuten, die man beinahe als eine Fortſetzung der Buden und Zelte rechter Hand auf dem Revolutionsplatze anſehen könnte, und die für ihre Künſte und ihr Unglück den Reichen und Großen, die ſich hier erluſtigen, ein Scherflein abfodern. Denn Unglückliche ſind es meiſtens, die hier zur Unterhaltung beitragen und Künſte zeigen. Bloß unglücklich ſeyn ohne Künſtlichkeit iſt ja ein ſo gewöhnliches und gemeines Ding, als daß es noch Theilnahme erregen könnte. Dies ſagte mir hier einmal eine Dame ſehr frei: „voilà, Monsieur, comme en France jusqu'aux malheureux tout se pare des Graces.“

Gleich vorn am Eingange ſeitswärts von der Promenade ſaß eine alte blinde Jungfer an einem alten Klaviere, welches ſie mit ſich ſelbſt regelmäßig alle heitere Nachmittage hintragen ließ, und ſpielte nach Noten, die ſie vor ſich liegen hatte, die beliebteſten Arien und Stellen aus Opern und Liedern. Nach Noten ſpielte ſie? Ich weiß nicht, aber ſie lagen vor ihren Augen, zur Inſpection der Kenner und Kennerinnen, denke ich, damit ſie ihr Spiel beurtheilen konnten. Sie hatte ein Beutelchen mit einem zarten Glöcklein, ſo daß auch die feinſte Münze, die hineinfiel, es klingeln machte, und bei dieſem Klange ward allemal mit einem ſchnarrenden: „Ich danke Ihnen“ aufgeſtanden. Schade, daß ſie eben ſo häßlich war, als ſie richtig ſpielte. Deswegen ſagte einmal ein witziger Kopf: „O was ſie glücklich iſt; wenn ſie ſehen könnte, würde ſie ſich an den erſten Baum hängen, weil ſie ſo ſcheußlich iſt.“ —

Ihr Nachbar war ein alter Harfenſpieler, nicht blind, ſondern lahm, ein fröhlicher und wohlgekleideter Greis, den ſein Sohn, ein rüſtiger Jüngling, mit Hülfe eines großen Doggen, auf einem kleinen Schiebwagen mit ſeinem Inſtrumente transportirte. Dieſer ſpielte die Harfe ſchlecht, aber er ſang gut, und einige bewegliche Stücke wußte er ſo rührend über ſeine Lippen laufen zu laſſen, daß er faſt nie leer wegging.

Nun folgte eine Spielpartie, eine wirklich äußerſt komiſche von vier blinden Alten. Sie ſaßen um einen runden Tiſch und ſpielten Karten, ganz ungenirt und unaffektirt, wie unter ſich und im häuslichen Zirkel. Es ging mit dem Fühlen freilich langſam, aber doch richtig. Sie wußten Farbe und Qualität mit den Fingern herauszuklauben, und brachten doch in einem halben Stündchen zu Ende, was Sehende in zwei Minuten durchgeſpielt hätten. Das Luſtigſte war ihre Unbekümmertheit um die Geſellſchaft, wodurch ſie eben machten, daß jene ſich um ſie kümmerten. Sie ſcherzten, ſchwatzten, lachten, ſchenkten ſich ein Glas Bier ein, fluchten über ihr Unglück, und ſcherzten und lachten und fluchten ſo die Sols der Umſtehenden herbei, die immer in dichten Schaaren ſich um dieſe kleine Zollbude drängten.

Dieſen zunächſt ſtand in einer Kleidung, die durch ihre Sonderbarkeit ſchon anzog, zuweilen ein Taubſtummer, der ſonſt ſeine Station auf den Boulevards vor einem Kaffehauſe am Thore St. Denis hatte, und befliß ſich, die Geſellſchaft zu unterhalten. Dieſer Unglückliche, wenn man ihn ſo nennen kann, hatte unſtreitig mehr Witz unter ſeinem Hut, als die meiſten, welche ihn anzugaffen kamen. Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, bloß durch ſeine Zeichen- und Gebehrdenſprache die witzigſten und intereſſanteſten Dinge zu ſagen, erzählte luſtige Anekdoten des Tages, und Stückchen aus der Chronique scandaleuse, ohne je anſtößig zu werden, welches bei der Zeichenſprache doch das Schwerſte iſt; kurz er würzte ſeine Siebenſächelchen ſo, wuſch auch den Fragenden oft ſo nett die Ohren, daß unſtreitig keiner auf dieſem ſtehenden Jahrmarkte eine beſſere Meſſe hielt. Skizzen und Proben ſeiner Zeichenſprache zu geben, würde mit der Auslegung hier zu weitläuftig ſeyn.

Außer dieſen gab es noch viele ſolche, die ab- und zugingen, und mehr oder weniger glücklich waren. Blinde Sängerinnen, Cymbelſpielerinnen, Hundetanzmeiſter, Bauchredner und dergleichen verſammelten ſich gegen die Abendzeit, und beſetzten beſonders die Päſſe zu den Gärten. Alle dieſe Kreaturen und Kreaturchen hatten ihr bischen Witz, und mitunter recht beißenden. Von einem Bauchredner hörte ich mal einen witzigen Panegyrikus auf den Bauch, der es werth geweſen wäre, von der Feder eines Butler und Peter Pindar in eine bleibende Geſtalt eingefaßt zu werden. Endlich zum Schluſſe pries er ſich glücklich, daß er ſchweigen könne, ſonſt ſei die Bauchſprachengabe ein groſſes Uebel, wenn ſie in ſchlimme Hände falle. „Ihr wiſſet, Bürger, welch ein naſeweiſes Ding die Zunge iſt; wenn die Bäuche auch eine bekämen, o was würden wir hören müſſen! Ihr lachet, ſchöne Damen, aber es iſt wahr.“

Auch hier waren endlich noch mehrere Buden mit Seltenheiten nach der Seite der Gärten hin, welche ſich zur Zeit des Menſchenſtrömens aufthaten. Unter andern kündigte eine an, man könne in ihr einen Narval ſehen, den größten Fiſch des Eismeers, der 40 Fuß lang ſei. Ich ging für die drei Sols hinein, und fand es gedrängt voll um das ſeltene Ungeheuer. Es war allerdings ein anſehnlicher Fiſch, der aber von ſo einem Wallfiſche in ſeinem ganzen Anſehen keine Spur an ſich hatte. Mehrere erinnerten ihn, er habe ja die verheißene Länge nicht, und merkten bei dieſer Gelegenheit erſt, daß die ganze Hütte nicht 20 Fuß lang war. Der Schalk aber wußte ſich zu helfen. „Der Fiſch, Bürger, war durch einen Zufall aus einander gegangen, und ach! man hat mir vor 14 Tagen den Schwanz geſtohlen.“ Ich lachte über dieſen Diebſtahl, und ſah nun, daß er ſeinem Thiere, deſſen Geſchlecht ich übrigens nicht anzugeben weiß, den Schwanz abgeſtumpft hatte. Wie viele werden noch nach mir hier den Narval ſehen, und vielleicht nichts merken.

Die Boulevards.

Dieſe, die man auch wohl die alten Boulevards nennt, machten vor einigen Jahrhunderten die Linien und Wälle der Stadt aus, dies ſagt auch ihr Name ſchon, der ſoviel als Bolwerk, Schutzwehr u. dergl. heißet. Mit der Zeit wurden die Vorſtädte und Dörfer, die jenſeits derſelben lagen, mit hineingezogen, man riß die alten Mauren nieder, ebnete die Gräben und Wälle, und pflanzte zu beiden Seiten eine Allee von Bäumen, und ließ in der Mitte noch einen großen Fahrweg; die Ausgänge der vorher durch die Mauer verſchloſſenen Gaſſen wurden durchgebrochen, die Thore, z. B. von St. Denis, St. Martin, vom Tempel blieben als Denkmähler der alten Zeit ſtehen, und zu beiden Seiten der neuen herrlichen Baumſtraßen ſtiegen prächtige Häuſer auf; die Dörfer und Vorſtädte wurden zuſammen gebaut, und Paris erwuchs immer mehr zu dem ungeheuren Häuſerklumpen, welcher es noch iſt. Doch ſtill, ich will ja nicht eine Geſchichte der Stadt Paris und ihrer Veränderung und Vergrößerung ſchreiben. Dieſe Boulevards ſind nun in der Mitte der dieſſeitigen Stadt — denn warum will man, was noch Vorſtadt heißt, nicht mit zur Stadt rechnen? — Zwei Drittheile derſelben ſind in der Nähe aller erſten Plätze der Freude und des Vergnügens; ihre ſtattlichen Häuſer, Bäder, Kaffehäuſer, Traiteurs, Theater, ihre ſchattigen Promenaden zur Seite, ihr herrlicher Weg der Mitte, ihre Spiele, Buden, Läden, Gaukelbühnen, ihr Menſchengewimmel und Gedränge machen ſie mit zu dem Intereſſanteſten, was man in Paris ſehen kann. Ihre größte Lebhaftigkeit und zugleich der Inhalt ihrer größten Herrlichkeiten iſt von dem Revolutionsplatze bis zum Thor des Tempels, ungefähr zwei Drittheile. Von dort bis zur St. Antonsſtraße wird es menſchenleerer, ſtiller und ärmlicher, und dort hören ſie auf, und der Reſt der alten Linien bis zur Seine hat nur eine enge Gaſſe, zum Theil mit einigen ärmlichen Häuſern, Holzniederlagen und Speichern, und die Boulevards gegenüber in dem jenſeitigen Paris bei der Salpetriere und dem botaniſchen Garten begegnen dieſer Gaſſe; aber auch jene, ungeachtet ſie recht hübſch ſind, liegen zu entfernt von dem Getümmel und Glanze der prächtigen Welt, als daß ſie nicht gewöhnlich einſam ſeyn ſollten, wo nicht die Roßkämme etwas Lärm machen, welche dort ihren Markt zu halten pflegen.

Man kann die Boulevards als eine ſtehende Meſſe von Paris anſehen, wo zugleich alle Spieler und Gaukler und Betrüger, und alle die mit liebenswürdigem und unliebenswürdigem Nichts ausſtehen und Geld verdienen, ausgegoſſen ſind. Ich erinnere mich noch dunkel, wie die alten morgenländiſchen Reiſebeſchreibungen der Engländer und Holländer aus den vorigen Jahrhunderten, die ich in meiner Kindheit las, auf mich zu wirken pflegten, und welch ein Bild alle die Lügen und Wahrheiten von der Pracht und dem Getümmel Pekins und Iſpahans in meiner Seele zurückgelaſſen haben. So eine Beſchreibung müßte man für die Kinderſeelen der Menſchen von den Boulevards machen; aber wir dürfen nicht mehr ſo beſchreiben; die einfältige Wahrheit gefällt wenigen, die Meiſten wollen was Krauſes und Buntes, ſie wollen getriebene Arbeit, ſie wollen das Aetzwerk der Lüge und die ſalzige Lauge des Witzes haben. Es iſt durchaus unmöglich, ein getreu lebendiges Bild von dieſer Boulevardsmeſſe zu geben; da iſt ſo vieles Feine, was auch in der beſten Beſchreibung verloren gehen muß; da iſt ſo vieles, was zuſammen und neben einander hingemahlt werden ſollte, und ſo hinter einander dargeſtellt, leblos und todt wird; da ſind endlich ſo viele Aufzüge der Bühne und Verwandlungen nach den verſchiedenen Tages- und Jahrszeiten, daß man unmöglich alles erhaſchen und darſtellen kann, was darſtellbar iſt, und alſo dargeſtellt werden ſollte. Ich will indeſſen thun, was ich kann, um wenigſtens eine ſchwache Darſtellung von dieſem bleibenden und doch wandelbaren Leben zu geben, wie es meinen Sommer und die Tage meines Hierſeyns in ſeinem größten Glanze und an den weidlichſten und frohſten Tagen war. Ich theile meine Beſchreibung in zwei Zeittheile, die erſte ſoll die Stunden von zehn bis zwei Uhr Nachmittags, die zweite die von ſechs bis eilf Uhr Abends umfaſſen; meinen Auslauf beginne ich von den eliſeiſchen Feldern und dem Revolutionsplatze, und gehe ſo links und rechts, wo ich vor den Wagen und Menſchen durchkommen kann, die Tafel und Kreide in der Hand.

Es ſchlägt alſo zehn Uhr. Ich habe im Palais royal mein Frühſtück eingenommen, und mancherlei Neuigkeiten, Ankündigungen und Anpreiſungen drinnen und draußen an den Säulen geleſen. Von hier ſchlendre ich durch die Weiber des Krautmarkts, durch die Straße Traverſiere zu den Thuilerien, wandre unter den noch ſtillen Bäumen des Gartens hin, gehe durch die lärmende Budengaſſe des Revolutionsplatzes, und durch die Hecken der haltenden Fiaker, und komme ſo an den Eingang der Boulevards. Ihr wiſſet ſchon, daß es hier Jahrmarkt iſt, und wie es auf Jahrmärkten zu gehen pflegt. In der Mitte iſt der Platz für die Fahrenden und Reiter, und ſelten leer von Getümmel und Staub, obgleich fleißig geſprengt wird. Zu den Seiten ſind Häuſer und Bäume, und unter und an und in ihnen ſtehen die Buden und gehen die Fußgänger. So führe ich euch den Platz noch einmal zu Gemüthe.

Man geht ein durch die kleine Revolutionsſtraße, welche die herrlichen Gebäude, die ſonſt Garde-meubles hießen, zu beiden Seiten hat, wo nun das Marinedepartement und einige Sammlungen von unaufgeſtellten Kunſtſachen ſind. Hier hat man ſogleich einen Proſpekt bei'm Anfange der Boulevards linker Hand, den herrlichen Bau der Magdalenenkirche; aber es ſtehen erſt die Grundfeſten und die prächtigen Säulen, und wer weiß, ob die chriſtliche Zeit je wiederkehren wird, wo man dies Gebäude nach dem entworfenen Plane aufführt? dann würde es allerdings die vornehmſte Zier der Boulevards werden. Aber beſſer bleibt es ſo als Ruine ſtehen, um aus ſeiner jungen Pracht als Ruine zu verfallen. Wäre der Morgen nicht ſo heiter, wäre das Menſchengewimmel nicht ſo luſtig um mich her, wie könnte ich dieſen Säulen, die mehr bewegende Beredſamkeit haben, als hundert bröckelnde Ruinen weiland herrlicher Palläſte und Tempel, ohne Thränen vorübergehen? Iſt wo ein Platz, in Paris, wo ſo viel für fühlende und menſchliche Herzen wäre, als hier, wo die in ſtiller Erde modern, die einſt das Schickſal der Welt beſtimmen halfen? Auf dem Kirchhofe dieſer unvollendeten Säulengänge ruhet, was einſt groß und herrlich war. Da liegt der weiland Sechszehnte Ludewig, in einem Sack mit ungelöſchtem Kalch begraben, und neben ihm ſein ſchönes und muthiges Weib, das anders geſtorben ſeyn würde, wenn ſie König geweſen wäre. Da liegen die Weiſen und Patrioten, die nicht ſeinen Tod wollten, die aber ſterben mußten, weil ſie gegen die Hölle nicht mit Waffen der Hölle fechten wollten. Stumm biſt du jetzt, ſüße Honigzunge Vergniauds, gleich mächtig zu ſtechen und zu ſchmeicheln; wo iſt dein Arm, Pethion! wo dein heller Verſtand, Condorcet? wo euer Vaterlandsmuth, Bailly und Genſonné? Stumm und ſtill liegt ihr hier bei einander in Gemeinſchaft mit denen, deren Freunde ihr nicht ſeyn durftet, deren Feinde ihr nicht ſeyn konntet. So miſchet das letzte Schickſal Kleines und Großes, Freundliches und Feindliches. Das ſpielende Volk hat euch vergeſſen, und eure kleinherzigen Nachfolger jagen mit ihren Mätreſſen an eurem Staube vorüber, ohne an euer Schickſal zu denken. Ach! ſolche Menſchen haben kein Schickſal. Heil euch, ihr Seelen der Helden! ich ſpiele mit ihnen vorüber.

An dieſer Seite, wo eine Vertiefung iſt, halten eine Menge Fiaker auf ihrer Station, und iſt eine Art Kräuter- und Obſtmarkt, den alte Weiber, die freilich wohl wegen vergangener Sünden fleißig in die Magdalenenkirche gehen ſollten, bis gegen Abend einnehmen, meiſtens häßlich, garſtig und alt, und eine ſchlimme Vorbedeutung unſers Faſtnachtjahrmarktes. Rechter Hand laſſen wir ein Paar öffentliche Gärten liegen, die nun noch ſtumm ſind, und nie zu den glänzendſten gehören. Dann duften uns die friſchen Torten und Kuchen der Paſtetenbecker entgegen, die hier zahlreich ſind, und auf die hungrigen ankommenden Gäſte gerechnet haben und ſich nie verrechnen. Nun kommen ſchon zu beiden Seiten kleinere Kaffehäuſer, und die kleineren Buchhändler, Landkarten- und Bilderhändler, die ſelten Werke haben, die über drei Franken koſten, und ihre Duodezbändchen bunt und farbig brochirt und mit kleinen Bilderchen verſehen, und ihre Porträts und Bilder und Karten meiſtens zwiſchen zehn und zwanzig Sols im Preiſe halten. Wenn ſich auch keine Käufer finden, ſo ſind ſie doch immer geſchäftig und in einer ewigen Bewegung, ſie fegen ihren Platz, ſtauben den Staub ab, der vom Wege herfliegt, putzen ſich die Haare und Schuhe, ſchreien und lachen allenfalls mit ſich ſelbſt, wenn ſie niemand um ſich haben. Hier ſtehen auch alte Frauen zwiſchen ihnen aus, bunt und zierlich angethan, und mit bunten und zierlichen Sächelchen, die von einem Pfennig bis höchſtens zu zwei Franken gekauft werden. Wenn niemand kömmt und ihnen einredet, ſo gehen ſie in ein Kaffehaus und holen ſich ihre Portion, die ſie ganz munter im Freien oder in ihrer Bude ausſchlürfen. Hier, wo noch am wenigſten gedrängt und gelaufen und geſtoßen wird, ſtellen ſich auch die Elenden und Gebrechlichen am dichteſten unter die Sicherheit eines Baumes hin, und flehen die Barmherzigkeit der Vorübergehenden mit Mienen und Gebehrden an; ſelten ſieht man hier von der Art, die ſchreiet und nachläuft; vielleicht würde die hier nicht geduldet. Vielen fehlt auch die Sprache, und ſie können alſo gar nicht in Verſuchung gerathen, durch Geſchrei überläſtig zu werden. Da ſieht man mehr als einen, deſſen Etikette auf der Bruſt hängend ſagt, er ſei bei den Barbaren in Gefangenſchaft geweſen, und man habe ihm die Zunge abgeſchnitten. Ihr Armen, welches ſüße Uebel machte wohl, daß euch Zapfen und Zunge und Stimme verging! Da ſtehen ſtumm und ohne Zeichen, mit verſchämten und weggewandten Blicken, die lauter und vernehmlicher, als alle Worte ſagen, daß ſie noch nicht lange gewohnt ſeien, ſo zu ſtehen. Ihr Leib bückt ſich hinter einen Baum weg, indeſſen der unverſchämtere Hut an der andern Seite hervorkömmt, und die Gabe mit ſeinen runzlichten Falten, die nicht erröthen können, empfängt. Da hält ein Lahmer auf ſeinem Eſelein, oder ſitzt in einem kleinen Wagen, den ein Paar Hunde ziehen, der aber hübſch die Ecken halten muß, wenn er nicht von den beſſern Geſpannen übergefahren werden will; da horcht ein Blinder mit gaffendem Munde auf die Fußtritte der Vorübergehenden, und hält den klingebeutligen Hut hin, woran er ein Glöcklein befeſtigt hat. In ſolcher Geſellſchaft, die ſich beſonders zahlreich an der rechten Seite aufhält, kömmt man an die durchſchneidende Straße des Platzes Vendôme. Von dieſer Straße bis zur Straße Montmartre, welche beide die ſchönſte Straße in Paris, die Straße Richelieu, oder des Geſetzes, beinahe in der Mitte haben, iſt der vornehmſte Theil der Boulevards und zu gewiſſen Stunden, beſonders um fünf und ſechs Uhr Nachmittags, auch der lebendigſte. Das Palais royal, der Siegesplatz, der Platz Vendôme, alle Theater, alle bewohnteſten und ſchönſten Gaſſen und vornehmſten Quartiere der Stadt ſind hier am nächſten; deswegen ſieht man auch nirgends an den Boulevards ſo prächtige, hohe und ſchöne Häuſer, ſo nette und beſuchte Kaffehäuſer, Bäder, Galanteriebuden, Buchläden, Antiquitätenſäle und Kabinette, als in dieſer Reihe. Beſonders iſt es, daß linker Hand mehr Privatleute, reiche Bankiers, Geſetzmänner und Geſchäftsleute wohnen, weswegen dort die Häuſer auch faſt alle prächtiger ſind, die rechte Seite aber mehr zum öffentlichen Gebrauche dient.

Man hat ſogleich die bains nationaux oder die Volksbäder vor ſich, die aber keineswegs öffentlich und unentgeldlich zum Beſten der Nation beſtimmt ſind. In dieſer Region iſt alles theuer. Man hat hier ein kaltes Bad nicht unter zwei Franken, oder zwölf bis dreizehn Groſchen, und die warmen ſind nach Verhältniß theurer. Der Einrichter dieſer Bäder hat ſehr gut zu ſpekuliren verſtanden, und in ſeinem Badehauſe zugleich ein Kaffehaus angelegt. Das Baden iſt Mode, und wer badet jetzt fleißiger und erſprießlicher als die jungen Weiber und Freudenmädchen, ſeitdem einige franzöſiſche Modearzneiſchriftſteller ihnen bewieſen haben, daß nichts geſchickter ſei, als öfteres kaltes Baden, allen Gliedern des Leibes ihre Rundung und Elaſticität zu erhalten? Es geht alſo immer aus und ein, und eine Menge junger und alter Tagediebe ſetzen ſich vor den Thüren und Fenſtern hin, trinken ihren Kaffe und Chokolate, und muſtern, was aus- und eingeht, und ſehen die ſchönen Nymphen mit triefenden Locken und ſchmachtenden Augen endlich wieder heraus rutſchen, oft verſchleiert und vermummt, und beklagen nichts mehr, als daß hier kein Roſenhain mit Schatten, und keine tempiſche Blumenwieſe iſt, damit ſie die nackten Glieder ſogleich nach dem Bade ein wenig darauf herumwälzen können. Was hieher kömmt, iſt wegen des Preiſes kein Ausſchuß; denn es giebt auch Bäder zu drei bis zehn Sols auf der Seine und anderswo. Weil indeſſen es nicht die Sache einer jeden iſt, ſich ſehen und muſtern zu laſſen; ſo iſt hinten zur Seite in die Stadt führend noch ein Pförtchen zum Entſchlüpfen. Der Fuchs hat mehr als ein Loch. — Hier folgt immer ein nettes und prächtiges Kaffehaus auf das andere, hier iſt die kleine Oper (les Italiens), und das Theater Feydeau in der Nähe, hier iſt der herrliche Pavillon d'Hannovre. Nur feine und elegante Leute frequentiren hier, und ſitzen gewöhnlich vor den Thüren und in den Fenſtern, und gukken in die ſchöne und ſtaubige Welt hinaus. Welch eine Revolution ſehe ich mit Einem Male unter dieſen gemächlichen Schauern und Trinkern und Schwätzern! Alles ſteht auf und drängt ſich vor, guckt und plaudert und lächelt. Ich ſehe, man wird eines neuen Wunders gewahr, das vorüberfährt oder reitet; vielleicht iſt es ein modiſcher Stutzer mit einem neuen Schmuck von Schabracke und Zügel, oder einer neuen Form von Wagen, vielleicht eine große Hure, die hier mit den Schätzen der geplünderten Schweitzer und Italiäner prunkt, welche der Liebhaber ihr in den Schooß legte, vielleicht Madame Tallien, die ihren Meerentſteigenden Wagen der Liebesgöttin mit eignen Händen vorüberlenkt. Sie hatte ſich nemlich einen Wagen nach dem Muſter des Muſchelwagens machen laſſen, in welchem Cytherea, von Schwänen gezogen und von Sperlingen und Amorn und Grazien umflattert, vom

Meere empor und über das Meer hinfuhr, und dieſer Wagen war einige Tage das allgemeine Geſpräch. Was nemlich zeigbar und prächtig, was jung und reitzend iſt, das hält ſich bei'm Fahren und Reiten vorzüglich in dieſer Region auf. Hier raſſeln und traben die geprieſenen Schönheiten der Stadt auf und ab und laſſen ſich ſehen; hier tragen die Mätreſſen der Banquiers und Repräſentanten die Triumphe zur Schau, die ſie erfochten haben; hier zeigen ſich die erſten Freudenmädchen und die lüſternen Weiber, hier die glänzenden Stutzer, kurz alles, deſſen Eitelkeit, Leichtſinn und Gewerbe auf Eroberungen rechnet. Doch dieſe ſind nicht allein die Reitenden und Fahrenden, auch ſeitwärts unter den Bäumen giebt es deren, die auch ihre Eroberungen machen, und ſogleich das Baare einſtreichen, um welches jene erſt Tage lang kutſchiren müſſen. Dort reitet auf der einen Seite einer auf einem Eſelein, und bläſt mit der Einen Hand eine Pfeife und ſchlägt mit der andern eine Cymbel; ſein Hut liegt bequem vor ihm auf dem Nacken des Thieres, und ſein ſchmieriges Kopfmodel bittet um einen Sol, indem die langſame Muſik zur Ergötzung der Leute durch das Jahrmarktsfeſt zieht. Hier ſind zwei Wagen mit jungen Hunden beladen, mit Spitzen, Bologneſern, Windſpielen, Möpſen, vielleicht aus einem nahen Hundeinſtitut; vor jedem gehen zwei große Doggen ſtraff in den Sielen, und ehrbar tritt der Aufſeher nach. Es müßte doch ſonderbar zugehen, wenn von den Vielen, welche die ſchnurrige Equipage zuerſt zum Lachen herbeizieht, nicht der eine und andre ein Hündlein kaufen, und ohne Knickern kaufen ſollte. Zum Ueberfluß ſchreit der Hundeinformater noch: voilà une bien belle volerie de petits chiens! Man glaube nicht, daß dieſer ſein Fuhrwerk bloß zum Spaße ſo eingerichtet habe; hier thut keiner etwas bloß zum Spaße; es iſt das, was der Teutſche ſehr ernſthaft einen ernſthaften Spaß nennt. — Nicht weit hiervon iſt ein wirklicher Spaß. Ein Mann, der in einem großen Bauer eine wirkliche volerie von Kanarienvögeln trägt, iſt damit einer Blumendame, die ihr vorbeiging, in das Kopfzeug gerathen. Ohne ſich umzuſehen, trägt er ſeine ſelten Spolien ihres Kopfes mit der ganzen Unterlage weg, und ſie ſteht ſo kahlköpfig, als ſie nach langem Schwitzen und Merkuriusausſpucken vielleicht aus einem Spitale ging. Die Kahlköpfige, grimmiger als Eliſa, da er die Bären auf die armen Kahlkopf!-Kahlkopf!-Schreier wünſchte, ſpringt dem von nichts wiſſenden Vogelſteller nach, bemächtigt ſich des Geraubten, und reißt ihm das Bauer von der Schulter zur Erde. Die Vögel fliegen, die Menſchen lachen, ſie flucht, der Vogelſteller ſammelt die zahmen Flüchtlinge ängſtlich von den Umſtehenden und aus den Buben ein. Das Publikum beſinnt ſich, und verweiſet die Furie zur Ruhe, die ſich trollen muß. Das Lachen hört auf, und eins über das andere tönt ein: c'est abonimable! c'est execrable! durch die Luft. Man fühlt jetzt erſt das ganze Unanſtändige und Unfranzöſiſche der Scene, beſonders in dieſer Gegend; der Franzoſe iſt auch öffentlich und unter hunderttauſend Augen immer in Geſellſchaft. Solche Auftritte ſind auf den feineren Plätzen und Promenaden auch faſt unerhört, und ich mahle dieſen darum etwas mehr aus. Es iſt unglaublich einem Teutſchen, der ſo gerne kräkelt und flucht und zuſchlägt, wie glimpflich und ſtill die Hunderttauſende ſich neben einander bewegen, wie jeder ſeine nette und geſchmückte Perſon, ſein Zerſtoßbares und Zerbrechliches unter ſo vielen Armen und Bäuchen, Körben und Kaſten, Karren und Käfigen fortbringt. Oft ſcheint es ein unaufwirrbarer Knäuel. Der Fremde erwartet Stoßen und Fluchen, und zuletzt eine Prügelei. Aber ſiehe! das Gewirre entwickelt ſich, und die in einander und an einander feſt geworden ſchienen, gehen jeder ſeines Weges, ohne daß ein einziger verletzt oder beleidigt iſt. Wir kommen etwas weiter, da hat ein Mann ein Käſtchen auf einem Schubkarren, und eine Menge Neugieriger drängt ſich um ihn herum. Was kann er drinn haben, das ſo viele Augen an ſich zieht? So frage ich und trete hinzu, und ſiehe! es iſt ein Seitenſtück zu dem Hundefuhrwerk, welches wir eben ſahen. Dieſer Spekulant hat ſich ein halbes Dutzend Haſen und Eichhörnchen und Kaninchen zahm gemacht, und läßt dieſe aus ſeinem Käſtchen aus- und einſpringen, über Tiſche und Bänke hinhüpfen, die Bäume erklettern, ſich vor den Zuſchauern verneigen und allerlei Kunſtſtücke machen. So mußte zum Beiſpiel der Haſe eine kleine Piſtole abſchießen, und das Eichhörnchen ein Kaninchen barbiren. Neben ihm ſteht ein andrer Ehrenmann mit abgerichteten Tauben und Vögeln, und ſucht ihn auszuſtechen. Beide verdienen doch ſo ihr tägliches Brod, und ſitzen des Abends vielleicht bei einer fetteren Suppe, als mancher, der ihnen einen Sol in die Mütze wirft. Wir ſtehen jetzt vor einem grauen geſchnörkelten Häuschen mit der Ueberſchrift: bains chinois, oder chineſiſche Bäder. Auch dieſe ſind bei der allgemeinen Badewuth, die zu den Titusköpfen durchaus zu gehören ſcheint, außerordentlich in Anſehen gekommen, und von innen und außen angefriſcht und neu verziert. Die Bäder ſelbſt ſind um ein Drittheil vermehrt und erweitert, und mehrere niedliche Kabinette und Zimmerchen, mit allen Zierlichkeiten der Mode und Bequemlichkeiten der Leiber verſehen, ſind neu angelegt und hinzugefügt. Hier war der Preis des Bades vier Franken, oder ein guter Thaler, und dieſer Preis macht dieſe chineſiſchen Bäder alſo ausſchließend zu einer Bequemlichkeit für die Ueppigeren und Reicheren. Die hieher zu baden kommen, ſteigen auch gewöhnlich aus Kaleſchen, Phaetons und Whiskys aus. Es war hier, nicht ohne Begleitung eines Mannes zu kommen, Mode für alles, was Schürzen trägt; vielleicht weil ſo viele Männer hieher kommen. Man kann nach dem Bade alle möglichen Erfriſchungen und Reſtaurans, auch wenn man aus dem Badehauſe kömmt, die feinſten Betten für die Erholung und den Schlummer einiger Stunden haben. Auch ſagt die geheimere Geſchichte dieſer nun berühmt gewordenen Bäder, daß manche, wie ſie Paarweiſe kommen, auch Paarweiſe ins Badebettchen, und aus dieſem in das weichere Eiderdunenbettchen des Schlummers und der Erholung ſteigen, und daß hier manche kleine Erfriſchungen und Handleiſtungen gereicht werden, wodurch einſt Doktor Graham in London ſo berühmt und ſo reich ward. Natürlich fehlt es alſo auch dieſem Unternehmer wohl nicht ganz; denn ſchon die Kaffehäuſer neben ihm ſcheinen ſeinen wäſſerigen Einfluß zu fühlen, und ſich wider die Gewohnheit des Waſſers wohl dabei zu befinden.

In dieſem Bezirke erhöht und verfeinert ſich alles, was in denſelben hinein geräth. Die kleinen Budenkrämer mit Galanteriewaaren und Modeſächelchen werden prächtiger und ausgeſuchter, und ſteigen im Preiſe; die Kuchenbäcker backen hier nichts mehr unter drei Sols, und daſſelbe Büchelchen, was fünfhundert Schritte zurück um zwölf Sols verkauft wird, koſtet hier zwanzig. In den prächtigen Häuſern haben in offenen Sälen und Zimmern die Juweliere und Galanteriehändler einen Glanz ausgelegt, der mit dem im Palais royal wetteifert. Putzmacherinnen ſitzen bei offenen Thüren und Fenſtern in Menge, und ſorgen dafür, daß ihre Arbeiterinnen hübſche Geſichter haben, damit ſie gegen die Dämmerung die Scene mit Vortheil verändern können. Hier wohnen in ganzen Stöcken, oder in einzelnen eleganten und prächtig möblirten Zimmern Schauſpielerinnen und Freudenmädchen, die von flatternden Stutzern, Epigrammatiſten und Schriftſtellern die Huldigung einnehmen, und nicht ſelten ihre eigene Equipage vorfahren laſſen. Selbſt die Antiquare und Buchhändler und Bilder- und Kupferſtichverkäufer erheben ſich vor ihren Brüdern. Alte und neue Bücher, alle neueſte Romane und Zeitſchriften kann man hier elegant gebunden zu einem ſehr mäßigen Preiſe kaufen. Die beſten Porträts der Staats- und Kriegshelden, der Götter und Ungeheuer der Revolution, die neueſten Riſſe, Plane und Karten liegen und hängen hier aus; die trefflichſten Kupferſtiche der engliſchen, italiäniſchen und franzöſiſchen Meiſter, mit und ohne Rahmen, ſind in offenen Sälen aufgeſtellt, wo jeder freien Eintritt und artige Begegnung hat, er mag kaufen, oder nicht. In Auktionsſälen ſind kleine Handgemählde, Bildhauerarbeiten, Pretioſen, getriebenes Silbergeräth, einige Tage vor dem Aufbote ausgeſtellt, damit jeder ſehen und wählen möge. Bildhauer, Juweliere, Graveurs von Anſehen, haben hier ihre Ateliers, und in dieſelben Proben ihrer Arbeiten ausgeſtellt und ausgelegt. Bei einem Bildhauer fand ich fünf kleine Gruppen Laokoons, natürlich kümmerliche Arbeit, auf dem Stapel. Ich fragte ihn, wornach er arbeite, da das beſchädigte Original weder ausgepackt, noch zuſammengeſetzt ſei, und warum ſo viele Laokoons? „Ach! ſagte er, ich mache es nach einer gezeichneten Kopie. Es iſt gut genug, klein wie es iſt; jedermann ſpricht nun vom Laokoon und will einen haben; hat man ihn erſt in natura geſehen, ſo iſt es alt und vergeſſen.“ Auch von den herrlichen Gemähldeausſtellungen im Louvre ſieht man kopirte Zeichnungen und Kupferſtiche in Menge, die meiſten mit einer beſchreibenden Unterſchrift und für einen ſchnellen und vergänglichen Verkauf, wie andere Modeartikel, gearbeitet.

So kömmt man im Gewimmel der müßiggehenden und gaffenden und ſpazierenden Pflaſtertreter und Staubmacher, und im Gedränge der erwerbenden, arbeitenden und geſchäftigen Menſchen zur Straße Montmartre. Von hier bis zur queerdurchſchneidenden Gaſſe, rue Poissonnière, bleibt das Leben noch in demſelben Geiſte, doch ſteigt das Aeußere der Wohnungen und die Eleganz der Dinge und

Menſchen einige Stuffen hinab; aber mit der Nähe der rue Poissonnière miſcht ſich unter die elegante Welt mit Einem Male eine ganz fremdartige. Vorher ſaßen unter den Bäumen nur einzeln die Blumen- und Fruchtweiber, und machten durch ihre Kleidung und Innungsmiene und durch ihre Menge noch kein Aufſehen. Hier aber merkt ſogleich, wer der Quartiere der Stadt und ihrer Bewohner auch noch nicht recht kundig iſt, daß die Halle und der Markt des Unſchuldigen hieher ihre Richtung und ihren Ausgang in die Boulevards haben, und daß die Halle à la Marée in der Nähe iſt, ſo dick, ſo ſchmuzig und unverſchämt werden ſchon die alten Unholdinnen, ſo gemein und vermiſcht die Kaffehäuſer, ſo pöbelhaft und lärmend und grölend die Keller unten und die Gartenbalkons in der Luft. Dieſes gemeine Leben mit den Ausflüſſen und dem Zuſammendrängen aller Gemeinheit und Lumpigkeit und Häßlichkeit, wodurch die feineren Weiber und Männer ſchnell hinfahren, wenn ſie können, und ſcheu durchſchlüpfen, geht ſo wachſend fort, bis zu den Ausgängen der beiden großen Straßen St. Denis und St. Martin. Nirgends aber iſt es vielleicht auf den ganzen Boulevards für einen Fremden unterhaltender, ſtill zu ſtehen und um ſich zu ſchauen; nirgends iſt die Jahrmarktsfreude und der Jubel ſo zuſammengedrängt und lebendig, als hier. Durch die beiden ſtattlichen Thore der großen Straßen geht der Weg in die nördlichen Departements, nach den Niederlanden, Holland und der Schweiz, und Nord- und Südteutſchland. Poſtwagen, Diligencen, Extrapoſten, Kärrner, Fiaker, Soldaten zu Pferde und Fuß, die ausmarſchiren oder durchmarſchiren, kommen hier oft hinter und gegen einander, und ſperren den Stutzern und Stutzerinnen in Kaleſchen und auf Rennern den Weg, und klemmen ſie in einen erſtickenden Staub ein. Es iſt ein Treiben, Laufen, Schreien, Rücken, Stoßen und Fluchen, ein Zupfen, Rufen, Anrufen, Locken und Vermahnen, daß man kaum ſeines Bleibens weiß, wenn man auch nichts zu thun hat, als ſeine Perſon und ſeine Beine und Arme in Acht zu nehmen; denn hier iſt alles zuſammengetrieben und ausgeſchüttet, was man ſonſt nur an beſonderen Stellen findet. Hier findet man das Leben des ganzen Pont neuf und noch mehr wieder. Die Menge der Wagen machen den Staub des Weges der Mitte noch erſtickender, und durch die engeren Promenaden hier zur Seite wird das Gedränge unter den Bäumen noch fürchterlicher. Die Seiten ſind allenthalben beſetzt, wo man nur feſt werden kann, ohne die Promenade ganz zu beengen, und bis zu den Thoren, die an der linken Seite ſtehen, bildet ſich eine Gaſſe, die ſich mit ihren Siebenſachen behende aufthut, wann ein Wagen queer durch will. Um die Thore herum, ja wo nur eine Säule, ein Pfoſten, ein Baum iſt, begiebt ſich alles, was zuerſt da iſt, in Schutz gegen plötzlichen Anlauf Schon innerhalb der Straßen bis hieher hinaus, ſitzen eine Menge Halleverwandte Damen mit Grün, Obſt, Blumen, Fiſchen, Fleiſch, Tauben, Hühnern und Vögeln, lauter Dinge für den Magen, und gerathen nach ihrer Weiſe durch die Nebenbuhlerei und Nebenſitzerei nicht ſelten an einander. Unter ihnen drängen ſich die Käufer an einander, und Knechte, Fuhrleute, Fiaker, Savoyarden und anderer Pöbel laſſen es ſich nicht verdrießen, mit dieſen alten Koketten zu tändeln, zu liebäugeln, und aus ihren Händen die ſchmierige Taſſe und die noch ſchmierigere Flaſche anzunehmen. Hier betäubt und erſchreckt mich das Zuſammengeraſſel von zwei Wagen, mit dem Springen der Pferde und dem Fluchen der Fuhrleute begleitet, ich ſpringe ſeitwärts, und falle in die unbarmherzige Muſik eines Dudelſackdrehers, oder eines blinden Pfeifers, der noch dazu meine Hände nach der Taſche bemüht. Hier hält mir eine ſchimmernde Hure mit zwei ſchönen engliſirten Rennern vor der Naſe ſtill, dort reitet mir ein Bänkedoktor zu Pferde in die Queere, und beginnt eine Trommel und zwei Pfeifen mit der Lobpreiſung ſeiner Wunderkuren und Ampullen zu überſchreien. Hier zupft mich ein Geldwechſler, dort ein Bettler, der aber ausſieht, als habe er ganz andre Geſchäfte mit mir. Ein altes Mütterchen huſtet hinter mir, ich kann nicht fort und muß den Antrag eines reizenden Mädchens anhören, unterdeſſen ein Bube meine Füße anfaßt und bürſtet, obgleich ich ausſchlage, wie ein Pferd im Nothſtalle unter den Fäuſten des Hufeiſenſchmiedes. Er iſt ſchnell fertig, und verlangt mit einem beſcheidenen Blick und mit den Worten: „Verzeihen Sie, Ihre Schuhe waren ſehr beſtäubt,“ ſeine zwei Sols. Dieſer Schuhputzer findet man in den Ausgängen jeder Gaſſe mehr als Einen; ſie haben ihren beſtimmten Poſten, und drängen nicht weiter in die Territorialgerechtſame ihres Nachbarn ein. Nirgends aber iſt ihre Geſellſchaft ſo zahlreich, als vor dem Hofe des Palais royal, dem Pont neuf, und am Thore St. Denis. In der Mitte am Thore haben mehrere Künſtler und heilbringende Gewerbe ihre Schilder ausgehängt. Da iſt ein immerwährendes Schreien und Anlocken, worin Dudelſäcke, Hunde und Katzen einquiken, Raben und Papagaien einkrächzen und Pferde wiehern. Da ſitzen auf kleinen Schemeln vor nicht viel höheren Tiſchen die Zahnauszieher, Leichdornbeſchneider, Augen- und Wangenwaſſer-Deſtillirer, Pomadiers, und wie dies Geſchlecht heißt. Da ſind die Glieder der berühmten Hunde- und Katzenfakultät, die über ihren Tiſchen den Zettel: fameux medecin pour les chiens et les chats aushängen, beſchäftigt, Hunde zu ſcheren und Katzen zu verſchneiden, die ihnen von allen Seiten gebracht werden, und natürlich ein erbärmliches Geheul und Miau bei den ſchmerzhaften Operationen machen. Da ſitzt hinter einer Bude, die unter dem Schutz der Göttin Kloacina ſteht und ſich mit eieiner Decke verhüllt hat, ein altes ekelhaftes Weib und ſchreit: à moi Messieurs, Mesdames: und Mancher muß ſchon unter den Vorhang kriechen. Hier hat ſich ein Pferd vom Zaume gelöſt und läuft einige Galanteriebuden um, dort wirft eine Dame, die einiges Töpferzeug entzwei gefahren hat, mit einem „Verzeihen Sie, Madame!“ ein Paar Karolinen hin, während ein armer Antiquar vergebens läuft, einige alte Bilder zu erhaſchen, die ein muthwilliger Bube von den haltenden Steinen befreit und der noch muthwilligere Wind mobil gemacht hat. Doch wer beſchreibt dies zuſammengeſetzte Gemählde in ſeiner vollen Wirkung und Erleuchtung? Die Spiel- und Schauſpielhäuſer, deren von hier bis zur Tempelſtraße linker Hand vier neben einander ſind, und die Gärten rechts und links gehen mich hier noch nichts an. Ihre Zeit iſt noch nicht gekommen, und der Anfang ihres Glanzes fällt nach vier Uhr.

Ich gehe in ein Kaffehaus. Wie ſo verwandelt ſind die hier an den Thoren von den vorigen! Da ſitzt eine alte Blumendame, und tunkt ihren Zwieback in Chokolate, während ein Fiaker eintritt, und ein Glas Limonade fodert; da kömmt ein Hundedoktor, ſich ein Paar Kohlen zu holen, um ſeine Salbe flüſſig zu machen, und ein Zahnarzt reißt in der Ecke einer alten Sau den letzten Stumpf aus dem Rachen. Unten in den Kellern fängt es jetzt um Ein Uhr an Mittag zu werden, und alle Tiſche ſind von Gäſten dieſer Nachbarſchaft und von Kärrnern, Lohnlakaien, Bauern, Fiakern beſetzt, und Pfeifen und ſchreiende Leiern machen die Muſik, und Gaukler treten mit ihren wohlfeilen Künſten, und Betrüger mit ihren wohlfeileren Waaren ein, und betrügen die armen Provinzialen. Mich vertreibt die Muſik der Gläſer und Saiten, und ich gehe einem eleganten Hauſe mit einem Gärtchen vorüber, das die Aufſchrift hat: Pension de filles. Gleich daneben iſt eine andere Penſionsanſtalt, wo Pferde erzogen und gefüttert werden. Ich ſcherze nicht; es ſteht mit dürren Worten über der Thür: Pension de chevaux. Man mag zweifelhaft ſeyn, ob man ſeine Töchter hier, oder dort ſeine Reitpferde beſſer anbringt. Ich habe oben zur Genüge von den Penſionen für Mädchen geſprochen, wie ſie gewöhnlich ſind. Ein Spötter hatte folgende Verſe über dieſe Zuſtutzungsnachbarſchaft gemacht, die ich nicht zu überſetzen wage. Wer glaubt, was ein boshafter Satiriker meint, daß die Mädchen die Krebsnatur haben, ſo lange rückwärts zu gehen, bis ſie fallen, für den geht der Sinn nicht verloren. Das Schlimmſte war, daß ſie gedruckt unter beiden Ueberſchriften und an allen Thüren und Pfoſten der Nachbarſchaft zu leſen waren:

Ici l'on dresse des chevaux
A la bride, aux epèrons;
Ici l'on dresse-oh, comme c'est beau!
Les filles au pas, au talon.
Orçe, sonnés, flute et violon:
Dindon, Dindon, Dindon —

In dieſer Gegend, wie man der Straße des Tempels näher kömmt, werden die Boulevards und die Seitenpromenaden um ein Drittheil breiter. Hieher haben ſich alſo die Gewerbe gelagert, und die Spiele ausgebreitet, die gern einen etwas geräumigen Platz haben: beſonders iſt hier neben den ſtehenden Buden und Gaukelſpielen daher der Buch- Bilder- und Landchartenhandel wieder recht in Flor. Hier ſind mehrere Gärten der Vorſtädter, hier linker Hand vier kleine Theater und ein großer Garten; hier, durch die Gärten und Schauſpielhäuſer geſchaffen, eine Menge Paſtetenbäcker, Limonadiers und Kaffehäuſer, die anfangen wieder recht zierlich zu werden, ſo wie man ſich von den beiden Thoren entfernt. Hier ſind Advokaten, Bildhauer, Tanzmeiſter, Bereiter in Menge wohnhaft, und unter andern hat der italiäniſche Bereiter, Frankoni, der auch mit zu den Schauſpielern gehört, hier in der Nähe einen Hof, wo er ſeine berühmten Reitkünſte wöchentlich zweimal hält, auch ſolchen, die gut bezahlen, Unterricht giebt. Hier ſitzen endlich noch ſo viele, von denen der bibliſche Ausſpruch des Heilandes gilt: ſie ſäen und ernten nicht, auch arbeiten und ſpinnen ſie nicht, und unſer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Im Ernſt, ich denke, es ließe ſich vor den Ohren und über den Köpfen dieſer mannigfaltigen Verſammlung etwas ſehr Vernünftiges über die Vorſehung ſagen. Hier, wo nur Staub unter den Füßen und eine Menge untheilnehmender Menſchen iſt, findet doch in der Regel jeder, wodurch er ſatt zu Bette gehen kann.

Hier hat ein Trödler ſeinen bunten Kram ausgehängt und bürſtet unaufhörlich daran. Wehe dir, ſo du einen bedeutenden und durchſcheinenden Schmuz auf deinem Kleide haſt und nicht vorüberfliegſt, er erwiſcht dich mit ſeiner Bürſte, und du müßteſt ſehr unempfindlich gegen eine ſolche Sorge für deine Perſon ſeyn, wenn er dir nicht einige Sols abbürſtete. Neben ihm gebehrdet ſich ein Mann vor einem gläſernen Käſtchen, mit einer kleinen Gerte in der Hand, als wenn er einen mit Mühlſteinen belaſteten Wagen aus einem Abgrunde loszupeitſchen hätte. Die ihn zum erſten Male ſehen, glauben, er ſey närriſch, und laufen hinzu, und doch zeigt es ſich, daß nur ſie die Narren ſind. Was treibt denn der gewaltige Fuhrmann? Ein Flohgeſpann, das man mit einem Mikroſkop ſehen muß, ein goldnes Wägelchen mit Geſchirr, womit zwei Flöhe ſchnell durchgehen, ſo daß er nicht nöthig hat, mit der Peitſche ſo gewaltig zu thun. Auch ich ſah einen Augenblick mit den andern Neugierigen hinein, und warf dem Kutſcher drei Sols hin; aber er wandte ſich halb bittend, halb ſtolz zu mir mit den Worten: „Mein Herr, Sie geben mir ſo wenig, und ich verſichre Sie auf meine Ehre, es hat mir mehr als fünf Jahre Nachdenken und Proben gekoſtet, das Werk zur Vollkommenheit zu bringen.“ Neben ihm ißt ein armer Schlucker ſein Mittagsbrod, das aus Brod, Käſe und einigen Händen voll Salat beſteht, wozu ein Schluck gewäſſerten Weines genommen wird. Kaum wird er gewahr, daß ich ſeine Sachen betrachte, ſo ruft er, die Sprache zwiſchen den Biſſen durchwürgend: „O kaufen Sie, mein Herr, treffliche alte Porträts und Kupferſtiche von den größten Meiſtern. Sehen Sie hier den Kopf des großen Condé, des Marſchalls Turenne, des Biſchofs Flechier. Zwar ſie ſind ein bischen alt; aber ich verkaufe ſie auch um einige Sols.“ Ich nehme ein Bild unter ſeiner ſteinernen Laſt heraus, — denn die Erde iſt des Mannes Tiſch, und Steine müſſen ſie feſthalten — trage es einige Schritte mit mir, und übergebe es dem Winde, wo er es nicht ſehen kann. Sein Nachbar iſt ein Mann, der im eigentlichen Sinne Papagaien, Raben, Tauben, Häher und andere ſprach- und kunſtfähige Vögel zuſammengepaart hat und ſie abrichtet. Sein rundes Anſehen und nettes Kleid ſagt, daß ſein Handwerk nicht ſo mager iſt, als ſeines papiernen Nachbars, der freilich ſchon mit den Geiſtern der Verſtorbenen lebt. Gleich neben ihm ſitzt ein altes Weib mit mehrern Knaben, welche die Sache weit mehr ins Große treibt. Einige Dutzend Käfige und Vogelbauer ſtehen vor ihrer Thüre, und neben ihr und in einem Zimmer, deſſen Fenſter vergittert ſind, ſieht man die ganze Vögelei Frankreichs erſchöpft. Auf einem Zettel, der auf einer kleinen Stange ſteckt, lieſt man: *Hier verkauft und kauft man Vögel, richtet ſie ab, lehrt ſie ſingen, und nimmt ſie in Penſion* — man ſieht, daß der Ausdruck von allem Lebendigen in Paris ſolenn iſt. — Das iſt ein Gezwitſcher und Singen und Nachplappern und Nachſingen von Worten, daß einem die Ohren klingen, da ſind alle Gattungen von den erſten Spielen an, die noch im Neſte ſitzen und gefüttert werden, bis auf den feinſten Naturgeſang und das künſtlichſte Nachplappern der menſchlichen Sprache. Und die Frau und zwei Knaben und ein Mädchen ſaßen reinlich gekleidet und aßen ihr frugales Mittagseſſen. Ich freute mich und ging vorüber, und lief in ein lärmendes und brummendes Maultrommelkonzert, wornach einige Meerkatzen tanzten und ein Junge, der wie eine Meerkatze gekleidet war, da die Meerkatzen mit ihrem Anzuge und ihrem ganzen Anſtande Menſchen nachmachen ſollten. Sage mir doch einer, wie die Luſt, alles zu verkehren und zu verändern, ſo alt unter den Menſchen werden kann? Wir haben ſchon Pferdepenſionen, und Mädchenpenſionen, und Vögelpenſionen gehabt, endlich kömmt noch die vierte, eine Hundepenſion. An einem Baume lieſt man: *Hier richtet man Hunde ab und nimmt ſie in Penſion*, und wahrhaftig ein guter Jäger, oder wer Büffons Naturgeſchichte mit der Natur vergleichen will, fände hier genug für ſeinen Schnabel. Vor einem nicht unanſehnlichen Hauſe waren bis an die Promenade zu beiden Seiten der Thüre hohe Staketen gezogen, und innerhalb der Staketen eine Menge kleiner Hütten und Kriechlöcher, worin und worunter die verſchiedenen Arten an Ketten lagen. Da ſah man die größere Art, Bullenbeißer, Doggen, Jagdhunde, Hühnerhunde, Pudel, Spitze, welche die Sommerluft wohl draußen vertragen mögen. Aber drinnen war es ganz voll von jungen Hunden und von den feineren Gattungen, als Möpſen, Bologneſern, Windſpielen, Zwerghunden. Da war auch ein Saal, den der Meiſter ſehr witzig das Ballzimmer nannte, wo er ſie dreſſirte, und den Kaufluſtigen und denen, die allenfalls ein Zehnſolsſtück ſpendirten, die Künſte vormachen und grimaſſiren und tanzen ließ. Die eigentlichen Penſionärs, die feineren nemlich, hatten am Hofe ein eignes Zimmerchen, wo jedem ſein Lager mit dem Namen des Beſitzers oder der Beſitzerin bezeichnet war.

So bin ich über die Tempelſtraße hinaus gegangen, und gerathe nun in die ſtillere Gegend der Boulevards, die ſich immer weiter von dem Herzensblute der großen Stadt entfernt. Freilich dauert die Jahrmarktsgeſchichte auch hier noch fort, aber alles weit ebener, dünner und ländlicher. Viele Artikel und Diener des Luxus, und die freiwilligen Hülfsleiſter fangen an auszugehen. Die eleganten Wagen, die Kaleſchen, die ſchönen Reiter und Reiterinnen fliegen hier als ſeltene Erſcheinungen vorüber; wer nicht hieher muß, kömmt nur einmal und zweimal hieher. Nur langſame Karren und Frachtwagen ſtöhnen ſchwerfällig vorüber; nur die Poſten, welche aus dem Süden und Weſten kommen, bringen ihren Inhalt dieſen nothwendigen Weg durch die Antonsvorſtadt. Die Kaffehäuſer ſtehen meiſtens leer, und haben von Außen und innen wenig Anlockendes. So geht es ferner fort, von der Straße Menilmontant bis zur St. Antonsſtraße. Die Häuſer werden immer kleiner und unzierlicher. Man ſieht an den Promenaden ſchon Buden und Werkſtätten der Gürtler, Reifſchläger, Schmiede und anderer, die oben nicht aufkommen konnten; ganze Strecken ſind bloß mit Staketen und Brettern zugeſchlagen, und zu Holzmagazinen und Küchengärten aptirt, vorzüglich links. So ſtehe ich in dieſer öden Gegend mit Einem Male auf den Trümmern der alten Baſtille, um welche wegen des Zuſammentreffens der lebhaften Antonsſtraße und Vorſtadtſtraße es wieder etwas munterer wird. Hier ſchließen ſich die Boulevards dieſer Seite mit dem jetzt leeren Baſtillenplatze und dem herrlichen Pallaſte und Garten des verſtorbenen Beaumarchais. Meine Zeit und mein Lauf iſt nun aus. Ich habe einen guten Marſch gemacht, und wenn ich die Seitenſprünge und Ausbeugungen mitrechne, die ich noch habe machen müſſen, ſo wird er doppelt ſo lang. Meine Beine ſind müde, und meine Eingeweide leer. Fort darf ich nicht, ſonſt kommt ihr, liebe Leſer, um den zweiten Theil der Maſkerade, und ich um den Vortheil, noch einen halben Bogen zu füllen. Ich gehe alſo bei einem Traiteur ein, und beſtelle mir mein Mittagseſſen nach Belieben, eſſe und trinke gut, leſe die Tagesneuigkeiten wie-

der

der in neuen Blättern auf dem großen Kaffehauſe der St. Antonsſtraße, und mache mich dann auf den langſameren Rückweg.

Es iſt fünf Uhr Nachmittags, und ich verſetze mich mit Einem Sprunge — einen Schriftſteller beläſtigt der Bauch nicht, und er kann alſo leichte und hohe Sprünge machen — zum Tempelthore; denn was zwiſchen dem Thore der St. Antonsſtraße und dieſem liegt, hält mich nicht auf. Wer hier vor vier, fünf Stunden geweſen iſt, glaubt jetzt an einem ganz andern Orte zu ſeyn, ſo verändert und verwandelt iſt alles. Was nicht ein Spiel verſteht, und ſein Leben und ſein Gewerbe nicht ſpielend treiben kann, mag ſich nun in Gottes Namen aufmachen; für ihn iſt hier nichts zu thun. Ein großer Theil derer alſo, die mit reellern Dingen, als mit Luftſprüngen, Gaukeleien und andern angenehmen Nichts zu thun haben, packen nun ein und ſchließen allmälig die Läden zu. Es ſoll geſpielt werden, packt euch, ihr ſchwerfälligen Arbeiter, ihr, die ihr im Schweiße eures Angeſichts ein kümmerliches Gewerbe treibt; ihr Elenden und Hungrigen packt ein, und laſſet der muthwilligen und fröhlichen Welt den Platz, die ſich den erſten Schlaf auswiſchte, als euch ſchon das Mittagseſſen am Feuer kochte, und die einen luſtigen Abend zu tändeln und eine luſtigere Nacht zu durchwachen denkt. Vom Tempelthore bis zum Thore St. Denis werden die Boulevards, die vorher die gedrängteſten waren, nun die luſtigſten. Allenthalben iſt Spiel und Scherz, Theater und Ball und Gaukelſpiel; aber in dieſem Bezirk iſt alles ſo beiſammen, daß er mir in Rückſicht dieſer Spiele für alles gelten ſoll.

Schon beginnt es ſich hie und da vor den Schauſpielhäuſern rechts zu ſammeln, fließt aber noch immer ab und zu; deſto mehr verſtärkt ſich das Leben draußen um die Volksſpiele. Die beiden alten, deren unſer Schulz ſchon ſo witzig erwähnt, das trou Madame und das Balliſtenſpiel, ſind noch immer im Gange; letzteres, das man auch wohl Kriegsſpiel heißt, beſteht nemlich aus zwei Theilen, die gewöhnlich, wenn der wandernde Kaſten ankömmt, verbunden ſind, aus einander geſchoben und in gehöriger Entfernung von einander hingeſtellt werden. Der Vordertheil hat mehrere Löcher auf einer Tafel, und einige derſelben ſind ganz durchgebohrt, der hintere hat eine Maſchinerie, durch welche eine Kugel in einem Bogen abgeſchoſſen oder geſchleudert wird, je nachdem die Maſchine eingerichtet iſt. Zu dieſer Abſchießung aber muß der Druck der Kraft ſo gemäßigt werden, daß die Kugel in eines der Löcher des Vordertheils treffe, und zwar grade in dasjenige, wohin man will. Auf die Löcher nemlich ſind gewiſſe Preiſe geſetzt von den Spielenden; die Kugeln, ſo durchfallen, haben Nieten. Noch eine andere Art ſtehendes Budenkriegsſpiels war neuerlich aufgekommen, und ich weiß keinen Namen dafür. Auf einer Scheibe, die ſchnell umgedreht wurde, waren mehrere feſte Figuren angebracht und mit Preiſen beſetzt, und nach dieſen wurde während des Umdrehens in einer gewiſſen Entfernung mit kleinen Kugeln mit Häkchen geworfen. In welchem Kleide die Kugel ſteckte, deſſen Preis gewann der Werfende. Natürlich war die Kunſt, ſeinen Wurf bei dem Umlaufen der Scheibe ſo auszurechnen, daß man die am höchſten beſetzten Figuren traf. Neben dieſen ſpielenden und kriegeriſchen Käſten, die in Menge ſtanden und alle beſetzt waren, ſtanden Glücksſpieler und würfelten auf kleinen Tiſchen Kleinigkeiten an Galanteriewaaren aus, die in einem ordentlichen Handel nicht hatten abgehen wollen. Auch die Nachrichter des Publikums mit Guillotinen fehlten nicht, noch alle die kleinen Gaukler des Revolutionsplatzes und einige Spieler der eliſeiſchen Felder, nur nicht die Blinden, die unter dieſem Strudel von Menſchen ſich ſchön ſtehen würden. Dafür aber treten neue auf, gegen welche alle Künſte der Kleineren zu Nichts werden. Gewöhnlich fangen dieſe zugleich mit den kleinen Theatern an, und hören etwa mit ihnen auf. Obenan ſtehen die Springer und Seiltänzer, deren Helden ſich hier zeigten, hier oft das Spiel eröffneten, und mit der Dämmerung nach einem der berühmteren Gärten zogen, vor einem etwas gewählteren Auditorium ſich ſehen zu laſſen. Dieſe halten ſich mit den Spielen faſt alle rechter Hand, und nehmen die Plätze zwiſchen den kleinen Theatern ein, mit denen ſie oft das Publikum theilen. Dieſes Publikum iſt keineswegés das erſte, welches von hier ſchon zu entfernt liegt; höchſtens kommen einmal einige derſelben hieher, um ſich mit etwas Neuem zu beluſtigen, und überall, um zu ſehen, wie es ſich hier lebt. Die gewöhnlichen Zuhörer und Zuſchauer ſind die mittelmäßigen Bürger der Vorſtädte und der nächſten Gegenden der Stadt, mit vielem Geſindel und Buben und loſen Dirnen gemiſcht. Dieſes geht wenigſtens nie ganz aus, wenn es auch nicht immer am beſten bezahlt. Alle dieſe Spieler haben entweder ein Stübchen zu ebener Erde, oder wenn ſie mehr Raum zu ihrem Spiele und zu Maſchinerien brauchen, wohl einen ganzen Stock. Vor dieſem Theater haben faſt alle draußen ein Gerüſt herausgebaut, auf welchem ſie einzelne Proben machen, um anzulocken, daß die Zuſchauer hereinkommen und dort ſehen ſollen. Manche derſelben begnügen ſich indeſſen mit dieſen Außenſpielen, die zwiſchen jedem Akt erneuert werden, und von denen ſelbſt zwiſchen den Akten einzelne Spieler noch Uebungen zum Beſten geben. Da finde ich zuerſt ein Paar halsbrechende Springer, und gehe um drei Sols ein, und ſehe ſie in allerlei Stellungen zwiſchen Schwertern und Spießen tanzen und fallen, glühende Kohlen verſchlingen, Fröſche ausſpeien, Feuer aus dem Halſe blaſen, zur großen Beluſtigung und unter großem Geſchrei der Menge. Neben dieſen hat ein Seiltänzer ſeine Bude an der Erde, und macht um einen Sol mit ſeinem Hanswurſt wirklich bewundernswürdige

Künſte der Gewandheit und Schnelligkeit. Doch man ſieht ihm nicht, und fliegt zu ſeinen größeren Nachbaren. Auf einem hohen Gerüſte geht es luſtig her. Da ſehe ich den italiäniſchen Harlekin in ſeinem ganzen Ornate, und mit allen ſeinen Poſſen wieder, da machen bewaffnete und geharniſchte Männer Combattimenti, da funkelt eine Königin, oder Prinzeſſin mit Perlen und Gold, und reicht dem biedern Ritter die Hand, der ſie von dem Drachen befreit hat; man muß dies Wunder ja wohl ihren eignen Worten glauben. Eine zahlloſe Menge Volks drängt ſich von allen Seiten herbei und jauchzt, wann einer erſcheint, denn drinnen iſt eigentlich das Spiel. Mich reizt es auch, und ich kaufe mir mit 15 Sols den erſten Platz. Es iſt die italiäniſche Geſellſchaft der jungen Mallaga, welche mit komiſchen Heldenſpielen, Balletten und Seiltänzer- und Gladiatorenkünſten wechſelt. In dem italiäniſchen Sinne, beſonders in dem Karnevalsſinne, ſind dieſe Spieler, die von Turin gekommen ſind, vortrefflich. Der Franzoſe muß nach ſeinem Geſchmack und der Eitelkeit, die er auf dieſen Geſchmack hat, freilich Vieles abſcheulich finden, aber doch zieht ihn das Ganze ſo an, daß die junge Mallaga ein ſeltnes Glück macht, und vor dem feinſten Publikum oft in den glänzenderen Gärten ſpielt. Ihre Garderobe und ihr Perſonale iſt ſchön, und ſie hat italiäniſche Kämpfer und Springer, die gewiß nach der Bühne bei mehr als einer Dame ihr Glück machen. Konnten ſich doch die Weiber des kleinen Theaters nicht enthalten, oft in die unwillkührlichen Worte auszubrechen: „o welch ein ſchöner Mann! wie herrlich er tanzt! ich hätte nie geglaubt, daß die Italiäner ſo ſchöne Leute hätten.“ Aber die Seele aller dieſer Spiele iſt die junge Mallaga ſelbſt, ich hatte nie ſo etwas von Leichtigkeit und Geſchwindigkeit in Sprüngen und Seiltänzerkünſten geſehen; dabei iſt ſie ſchön, zum Bewundern ſchön, zart gebaut und ſo ungeheuer ſtark, daß ſie es mit einem

Rieſen im Kampfe aufnehmen könnte. Auf jede Hand ſetzt ſie einen Burſchen von vierzehn, funfzehn Jahren, und tanzt einige Male mit ihnen das Theater rund. Auch geht es der liebenswürdigen Gauklerin wohl, und ſie wird wohl auf mehr als Eine Art reich. Immer flattert eine Schaar von Jünglingen um ſie und erwartet, wann ſie ausgeſpielt hat, um ſie zu ſich in ſeinen Wagen zu nehmen, und nach dem Pavillon d'Hannover, oder nach Tivoli mit ihr zu fahren. Sie nimmt die Huldigungen freundlich, aber doch mit einer ſtolzen italiäniſchen Miene und mit einer gewiſſen Strenge in den gewaltigen ſchwarzen Flammenaugen an. Uebrigens hält ſie ſelbſt Equipage. So merkwürdig ward ſie dem Publikum, daß ich ſelbſt noch eine Beſchreibung ihres früheren Lebens auf zwei Bogen liegen habe, die, um ſich zu verkaufen, ſo wunderbar als möglich iſt. Sie iſt die Tochter, ſo ſagt das Blatt, eines Kardinals in Rom, dem ſie in früher Jugend geſtohlen ward, in die Hände einer Springergeſellſchaft gerieth, und unter dieſer auslernte. Nachher war ſie eine Zeitlang Schauſpielerin in Neapel, hatte auf der Reiſe nach Palermo ein Seegefecht mit einem algieriſchen Korſaren, und eroberte vorzüglich durch ihren Muth und ihren Eiſenarm das feindliche Schiff, indem ſie ſelbſt den Vorſchlag zu entern that, und es zuerſt erſtieg. So geht es fort; wunderbare Menſchen müſſen außer dem Wunder, daß ſie es ſind, noch immer wunderbare Schickſale und Abentheuer haben; ſonſt wäre es ja nichts.

Neben der jungen Mallaga macht ein rieſenmäßiger Teutſcher, der ſich ſelbſt l'incomparable Saxon nennt, mit einer kleineren Geſellſchaft ſogenannte Kraftſtücke, oder preuves de force, und es iſt genug zu ſeiner Ehre geſagt, daß er ſich ihr zur Seite halten kann, obgleich er wohl keine eigne Equipage hat. So geht das Gewimmel und Getümmel fort. Es iſt ſieben Uhr, und ich laufe ein Paar Stunden in den kleinen Schauſpielhäuſern herum und ergötze mich an den Pygmäen, die hier rieſenmäßige und gewaltige Leidenſchaften ſpielen, und an dem Publikum, welches dies alles ganz ſcharmant findet. Wie ich herauskomme, bleibe ich an dieſer rechten Seite und nehme noch ein halbes Dutzend Beluſtigungen mit, die von dem Preiſe von fünf bis zehn Sols alle zu genießen ſind. Da iſt zuerſt ein ſchön Schattenſpiel an der Wand mit Geſängen und einer klimpernden Violine, worin die Helden und Poeten und edlen Frauen der Vorzeit böſe mitgenommen werden. Hier kann ich nicht bleiben, denn ich habe den großen Künſtler Robertſon ſo oft geſehen, und eile alſo zum nahen Marionettenſpiel, das mir mit ſeiner Muſik ſo hell entgegenklinget, und mit allen ſeinen Lichtern ſo hell entgegenleuchtet. Ich meinte, auch hier bloß eingucken und dann weiter gehen zu müſſen; aber es war ganz leidlich. Man ſpielte den baroniſirten Bauer mit Geſängen, worin viel Laune und zu viel Witz war, um ſo von Puppen vorgeſtellt zu werden. Er brachte dieſen jungen Baron nach Paris, und ließ ihn nun durch alle Geſellſchaften laufen und in tauſend lächerliche und ſchlimme Situationen kommen, worin er immer ſeinen Stöpſelgeiſt an den Tag legen muß. Der Herr Baron findet endlich eine junge Gräfin im Palais royal, mit der er noch denſelben Abend Hochzeit macht, und die ihm den folgenden Morgen ein Söhnlein gebiert, das er freilich mit etwas ungläubigen Augen anſieht. Aber man belehrt ihn, in Paris wirke die Natur anders, als auf dem Lande. Er bequemt ſich, und alles endet mit Frieden und Freuden. Ich fragte den Meiſter, von wem die Arbeit ſei? „O vom verſtorbenen Piron,“ war ſeine Antwort. „Aber Piron hat ja nicht für Ihr Theater gearbeitet.“ „Ich verſichre Sie, er hat es; aber dieſe herrlichen Sachen ſind nur noch im Manuſkript; man durfte damals dergleichen nicht drucken; ich bin ſo glücklich geweſen, einige derſelben um 5000 Franken an mich zu kaufen.“ —

Er war im Strom, ich ſcheute das Waſſer, und ging in die Bude eines Taſchenſpielers, und aus dieſer in den Caffé du concert. Hier iſt regelmäßig alle Abende ein Konzert mit Inſtrumental- und Vokalmuſik, und man giebt bei'm Eintritt für dieſe einige Sols ab und bezahlt auch das Getränk, das man nimmt, um zwei Sols theurer, als in den andern Kaffehäuſern. Man ſieht dieſen Caffé ſchon von fern wegen ſeiner vielen Lichter und der etwas erhöheten Lage des Zimmers, in welchem ſich eine Art von Orcheſter amphitheatraliſch erhebt, wo die Spieler und Sänger ſitzen. Man glaubt gar nicht, wie da alles feierlich und mit Dekorum betrieben wird, als wäre man in dem größten Konzertſaal. Die Franzoſen ſind immer gefällig; ſie haben ja die Freiheit, wegzugehen, warum ſollen ſie denn die Spieler es merken laſſen, daß ſie ihnen nicht behagen? Es war ein abſcheuliches Katzengequik; eine blinde Sängerin und ein lahmer Sänger boten ſich einander heute die Hand, und ſchnarrten mit ganz abſcheulichen Kehlen ihre Arien ab; ein deſto erbärmlicheres Ding bei ſo Elenden. Man klatſchte drinnen und draußen, ich klatſchte mit und rettete meine Ohren ſchnell, indem ich in der Angſt meine Chokolate niedergoß. Kaum bin ich einige Schritte weiter gegangen, ſo kömmt ein feiner Mann mit einer holländiſchen Pfeife im Munde grade auf mich zu, in der Stellung, als müſſe einer von uns zu Boden. Ich will ſchon beſcheiden ausweichen, da merke ich, daß er nicht weiter kömmt, ſehe ihn noch einmal entſchloſſen an, und ſehe, daß er mich angeführt hat. Hier hat nemlich ein Mann, der einen großen Saal mit Wachspuppen und Figuren hat, ſeine Lockvögel aufgeſtellt. Auch war ihre Wirkung auf mich ſtark genug, hineinzugehen und meine funfzehn Sols zu zahlen. Ich trete in einen prächtigen Saal, der mit mehreren Nebenzimmern herrlich erleuchtet iſt, und worin neben dem feinen Beſizzer manche anſtändige Bürger und Bürgerinnen herum ſpazieren. Ich erbaute mich ſo, daß ich nachher noch einige Male hergegangen bin. Er hatte über zweihundert Figuren von Todten und Lebendigen, von denen er betheuerte, und einige der Anweſenden einſtimmten, daß ſie nach dem Leben, und nach den beſten Zeichnungen und Gemählden gemacht ſeyn ſollten. Beſonders erbaulich war die Sammlung für denjenigen, der die merkwürdigen Schauſpieler der letzten ſiebenjährigen Tragödie zu kennen wünſcht. In manchen, die ich kannte, und in andern, deren Bild auf Münzen und Papier durch ganz Europa geht, war die auffallende Aehnlichkeit nicht zu verkennen. Wie doch der Tod und das Leben der Schattenwelt ſtill und friedlich iſt, und nichts von zerſtörenden und wüthenden Leidenſchaften weiß! Ruhig ſteht hier der hagre und hämiſche Teufel Robespierre an dem Stuhle des guten Ludwig, der mit ſeinem vorhangenden Bauche und ſteifen Beinen ſehr gut das Bequeme und Gleichgültige in ſeinem Karakter und die Unbehülflichkeit ſeines Geiſtes bezeichnet. Madame Beauharnois Buonaparte ſteht neben der ſchönen Lamballe, der man lebendig das dampfende Herz ausriß und röſtete, und ſcheint wegzuſehen vor Aerger, daß ſie nicht ſo ſchön iſt. Die Tallien, in allem Prunk des ſchimmerndſten Glanzes, ſitzt neben Marien Antonien, die Trauerkleider an hat; dieſe lehnt ſich an ihre blühende Tochter, jene ſpielt mit Amor, ihrem Lieblingsſchooßhunde, der eben ſo oft um baares Geld beſungen iſt, als ihre ſchönen Füße und ihr herrlicher Buſen. Der alte König von Preußen ſcheint mit Kaiſer Joſeph zu ſprechen, und Buonaparte mit dem Kommandoſtabe bewegt ſich gegen den ſchönen Engländer Smith, den man hier auch neben ihn geſtellt hat. Dieſer Mann ermangelte nicht, als die berühmten Begebenheiten bei Ptolemais oder Acre vorfielen, in einigen Blättern anzuzeigen, beide Helden ſeien bei ihm in Wachs alle Abende zu ſehen. Noch iſt der Held Buonaparte hier zu Pferde. Er reitet eine

Fuchsſtute. Unſer Mann ſagte, es war ſein Streitroß in dem entſcheidenden Treffen bei Arcole.

Müde endlich aller Schauſpiele, Schattenſpiele, Gaukelſpiele, Taſchenſpiele, miſche ich mich in das unendliche Getümmel im Freien, was jetzt um zehn Uhr in dieſen Revieren herrſcht. Die Schauſpiele ſind geendigt, die Buden ſchließen ſich und wandern, und ſind theils ſchon vor einigen Stunden gewandert. Das Leben und Wimmeln wächſt nun auf den Promenaden, in den öffentlichen Gärten, auf den Kaffehäuſern, in den Kellern ꝛc. Allenthalben werden die Lichter bei den wachſenden Menſchenſchaaren noch vermehrt, die dunklere Nacht zieht um das Himmelsgewölbe einen ſchwärzeren Schleier, die Erleuchtung zu erhöhen, und mit einem unbeſchreiblichen Gefühle fliegt das Auge über den Menſchenſtrudel hin und ſieht ihn in die unendliche Länge hinwallen, das Ohr wird von dem Wagenraſſeln, den Trommeln und Flöten der Gärten und Erker, von dem Lachen, Locken, Girren und Ruſen fröhlicher und verführeriſcher Menſchen, wie von einem behexenden Sirenengeſange hingeriſſen; ſelbſt an dein Gefühl kommen mit weichen Händen und freundlichen Liebkoſungen die Sirenen der Nacht, die in dieſem Meere mit fortſtrömen. Jetzt hüte dich!

Nun geht es von einem Kaffehauſe ins andre. Alle wimmeln, alle ſind fröhlich und munter. Nun fliegt man von Paphos nach Idalium, und von Idalium nach Tempe, und vom ewig grünen Tempe in den grand verger. Alles dieſes ſind Gärten in dieſer Gegend, alle erleuchtet, alle voll Luſt und Tanz und Menſchen. Man giebt zum Eintritt eine Kleinigkeit von ſechs bis acht Sols, die man obenein drinnen auf ein Billet, das man empfängt, vergütet erhält, wenn man Wein, Bier, Gefrornes und anderes zur Stärkung und Erfriſchung fodert. Von dieſen Gärten iſt le grand verger rechter Hand der gemeinſte und von dem unterſten Geſindel beſchwärmt; er iſt aber auch der dunkelſte und größte. Die andern drei links (ich gehe nemlich nun zurück, was vorher rechts war und die Stadtſeite, iſt nun links,) haben die anſtändigere Welt und die guten Bürger, nebſt allem feineren Nachtgeflügel, was in dieſen Revieren ſumſet und ſchwärmet. Sie ſind wirklich ganz niedlich mit feinen Sälen und Pavillons, Lauben und Statuen, Grotten und Zelten, und prächtig erleuchteten Tanzplätzen, wo oft bis zwei, drei Uhr tief in die Nacht hinein geſprungen und gedahlt wird. Alles wimmelt und ſtrömt über. Einige ſpielen Billard, andre ſpazieren, andre trinken, andre ſetzen ſich mit einem gefühlvollen Herzen, das ſich ihnen plötzlich aufthat, in eine Laube und Grotte, oder ſuchen unter einen Baum ſich aus dem Getümmel zu retten, oder verlaſſen überall dieſes Getümmel und entfliehen in die ſtillere Einſamkeit der Liebe. Doch nicht mehr hievon, ich werde bald mehr von den Gärten zu ſagen haben, und in jene allgemeine Beſchreibung werden ſich auch dieſe einpaſſen laſſen. Jeder hat freilich durch ſeine Lage und ſeine Geſellſchaft etwas Beſonderes, aber doch kann man von franzöſiſchen Sachen und Menſchen mehr, als von einer andern Nation, ſagen: Wenn du einen kennſt, kennſt du alle. Ich verlaſſe alſo das Gartenleben, und bleibe vor einem Keller ſtehen. Welch ein Bacchanal iſt da? Wie ſpielt und zecht und tanzt und klingelt man da mit den Bierkrügen und den Worten! Welche allerliebſte Gruppen bilden ſich da von allen denen, die um Mittag aus an dem Thore St. Denis ſich um einige Sols ſo ſauer werden ließen! Da herzt ein Waſſerträger eine ſafranfarbige Roſenhändlerin, und ein Fuhrmann von Dijon und Chartres ſinkt an die baumelnde Bruſt eines Fiſchweibes, die ihm, zur Beſtärkung in einem ſo freundlichen Geſchäfte, einen Trunk Weins reicht. Da läßt ein berühmter Doktor für die Hunde- und Katzenverſchneider ſich trotz der Maus von einem Kätzchen fangen, das ihn bei der Umarmung vielleicht ſo zurichten wird, daß er zu ſeinem Kollegen, dem Menſchendoktor wird laufen müſſen, da — doch genug. Ueber dieſem Keller iſt ein Kaffehaus, wo man, mehr dem Lichte und den Augen des Publikums bloß geſtellt, die lichtſcheuen Dinge nicht ſo offenbar macht. Ueber dem Kaffehauſe endlich iſt noch eine Etage, wo die höchſte und glänzendſte Wirthſchaft getrieben wird, und wo man ſchon einige Sols zum Willkommen und Einſpringelgelde zahlt. Man hat einen Balkon bis an die Bäume der Promenade geführt, und dieſe Bäume als Laubendach darüber geführt. Lampen hängen an den Zweigen, Muſik ſchallt, und Tänzer ſpringen in der Luft, erfriſchen ſich im Kaffehauſe und dampfen im Keller. So geht die Wirthſchaft fort bis an die Straßen der feineren Welt; doch iſt hierin vom Tempelthore bis zum Thore St. Denis wieder das Meiſte gethan. Dieſes Revier ſcheint recht eigentlich zum Tummelplatze der mittleren und niederen Volksklaſſe beſtimmt zu ſeyn. Es geht gegen eilf Uhr, und ich denke auf den Rückzug, den ich durch die Menge der Menſchen und die ſchlimmere der Huren im eigentlichen Sinne erkämpfen muß. Bei dem Thore St. Denis und den umliegenden Straßen fallen ſie mich mit Liebkoſungen und Lockungen und Zupfungen zu vieren, fünfen an, mehr dürfen ſie Gottlob wegen der Menſchen und der Lichter nicht; ſonſt könnte man, ohne ein Aederchen vom Orpheus zu haben, hier leicht ein orpheiſches Schickſal erleben. Glücklich bin ich zur Straße Montmartre durchgedrungen, wo nur einzelne mir begegnen, zufrieden, eine leichte Einladung mit Mienen und Worten zu machen, und, wenn die nichts verfangen, ruhig zu ſeyn. Ich bin nun gleich unter der zierlichern Welt, in der Mitte der prächtigſten Promenaden und Gärten, drehe mich noch ein halbes Stündchen mit herum, und finde meinen nahen Weg zu Hauſe.

Oeffentliche Gärten.

Tivoli. Seine Freuden und Luſtbarkeiten. Park von Monceaux. Luftflüge der Aeronauten Garnerin, Blanchard, Lalande. Eliſée, Montbrillant, la Chaumière, Monbijou, Sybaris, Paphos, Idalium, Tempe. Das Bois de Boulogne, la Bagatelle, der Pavillon d'Hannover ꝛc.

Die öffentlichen Gärten mit ihrem Leben und ihren Anhängſeln ſind ein zu wichtiger Zweig der allgemeinen Vergnügungen, als daß ich mich darüber nicht noch beſonders verbreiten ſollte. Ich habe zwar ſchon von einigen Gärten geredet; aber ſie ſind ganz anders, als dieſe, und meiſtens nur als andere öffentliche Plätze und Promenaden anzuſehen. Sie ſind nie ganz leer von Menſchen, weil jeder in ihnen aus- und eingehen kann; dieſe aber werden ſeltener nur zu einem Frühſtücke, oder zu einer verſtohlnen Liebespartie, immer aber gegen die Abendzeit gefüllt. Was iſt auch wohl ſüßer nach einem heiſſen und arbeitvollen Tage, als ſich aus dem Brande, dem Dampf und Staub der Gaſſen in einen etwas freieren und kühleren Raum, unter Bäume und Lauben und unter Menſchen zu retten, die von demſelben Bedürfniſſe zuſammengetrieben ſind? Hier, wo alles nur Freude und Luſt und Liebe athmet, wo alles unter der gefälligſten Larve und in dem glänzendſten und ſchimmerndſten Aeuſſern erſcheint, werfen ſich die Ketten des zwingenden und mühſeligen Lebens auf einige Stunden ſo leicht ab, oder liegen doch ſanfter um die Bruſt. Es iſt eine eigne ganz lobenswürdige Einrichtung mit den meiſten dieſer Gärten, die doch zum Theil hindert, daß in ihrem engen Bezirk nicht eine zu große Menſchenmaſſe, und zwar zu gemiſchte Maſſe ſich eindränge. Es wird nemlich ein beſtimmtes Eintrittsgeld bezahlt, das von drei Franken bis auf fünf

Sols fällt, je nachdem die Gärten ſind, und welches einen ziemlich genauen Gartenmeſſer enthält. Bei den meiſten Gärten empfängt man dafür Billette, und kann dieſe Billette für Erfriſchungen ausgeben, die man drinnen nimmt; aber freilich iſt dabei nichts gewonnen. Man muß ſich da, wie es allem Papiergelde geht, manche Prellerei gefallen laſſen. Das baare und klingende Geld geht vor. Man kann zehnmal ſchreien und kaum eines Bedienten habhaft werden, und kömmt das Beſtellte endlich, ſo iſt es ſo ſchlecht und wenig, daß man anderswo beſſer um fünf Sols haben könnte, wofür man hier ſein Billet, auf zwanzig Sols lautend, hingiebt. — An dieſen Gärten haben die Pariſer durch die Revolution außerordentlich gewonnen. Was ſonſt einige Große ausſchließend beſaßen, und wozu dem Publikum nur der Zugang offen ſtand, wenn es ihnen beliebte und bequem war, das alles iſt nun gemein und allgemein geworden, und dem Vergnügen aller derer gewidmet, die ſolche Vergnügungen genießen und bezahlen können. Dies iſt mit mehrern der vorzüglichſten, z. B. mit der Bagatelle des Grafen von Artois, zum Theil der Fall. Dieſe Oeffentlichkeit und Gemeinſchaft hat auch eine andere Gemeinſchaft zur Folge, die auf die Humanität außerordentlich vortheilhaft wirkt, ſie führet zur Menſchengemeinſchaft und gegenſeitigen Ausbildung, und rottet alte elende Vorurtheile des Pinſelgeiſtes und Ahnenſtolzes aus, der überall durch wachſende Kultur immer mehr proſkribirt werden ſollte; ſie lehret, daß die Bildung das einzige Maaß iſt, was das Zuſammenleben und den Umgang der Menſchen als Menſchen beſtimmt: da iſt der Bauer nicht von ſeinem Könige, der unterſte Schreiber nicht von ſeinem Direktor unterſchieden, ſobald ſie gleich gebildet ſind — und ich ſehe nicht, wie ſie es nicht ſeyn könnten und nicht oft wären. Wenn eine junge Gräfin und Baronin ihr Herz an ihren Küchenjungen und Kutſcher verliert, ſo verachtet man ſie mit Recht als gemein; rettet ſie durch die Flucht von der Verfolgung ihrer Verwandten die Liebe, die ſie zu einem Mahler, oder Advokaten hat, ſo kann das ſehr unklug ſeyn, und ſehr unglücklich gerathen; aber verächtlich erſcheint ſie darum nicht. O welche Freude gewährt es, z. B. in Tivoli, dieſe Gemeinſchaft der Stände in dem bloßen Menſchenverhältniſſe zu ſehen! welche Wirkungen muß es mit der Zeit auf die Nation haben! Man verwirrt dieſe ſchöne Anſicht der edleren Geſelligkeit gewöhnlich mit dem bürgerlichen Verhältniſſe der Subordination, und findet in ſo einer Gleichmachung zugleich die Gleichmachung und Aufhebung aller Ordnung. Aber wie? die Subordination iſt ja ein Ding, die mit Volksfeſten und Vergnügungen durchaus nichts zu thun hat. Man ehre und achte ſie da, wo ſie ſeyn ſoll; denn ſie iſt ein heiliges Ding, und die ſie einreißen, laſſen Mord und Verbrechen auf eine Nation los, und dieſe ſind die Gleichmacher und Levellers, die man allenthalben, wo ſie ſich nur aufduken, mit Feuer und Schwert verfolgen muß; denn ſie kennen kein Erbarmen, wenn ſie ſiegen.

Der erſte aller Gärten iſt Tivoli, und dieſer hat nur ſeine beſtimmten Tage, wo er zu Feſtlichkeiten, Schauſpielen, Bällen, Konzerten, Luſtfahrten ꝛc. für den hohen Eintrittspreis von drei Franken offen iſt, und zu dieſen Tagen ſind gewöhnlich Dekadis und Tage allgemeiner Feſte der Nation gewählt. Er liegt nicht weit von den Boulevards in einem Quartiere zwiſchen den Vorſtädten Montmartre und St. Honoré, welches les Porcherons heißt, den Italiänern und dem Pavillon d'Hannover an den Boulevards grade gegenüber. Man hat in ſeinem ziemlich beträchtlichen Raume alles vereinigt und angebracht, was ſich nach ſeiner Lage nur thun ließ. Am Eingange zu beiden Seiten ſind Blumenbeeten, und von dieſen kömmt man zu einem herrlichen Gebäude mit prächtigen Sälen und Gemächern, worin oft Bälle gegeben und große Gaſtmähler gehalten werden, wo auch an gewöhnlichen Tagen für Geſellſchaften von 25 bis 100 Perſonen, die Beſtellung machen, angerichtet wird, doch die Mahlzeit nicht unter zwölf Franken oder zwei große Thäler, den Wein nicht mitgerechnet. Von dieſem Gebäude laufen links zwei große Alleen aus, die zu einem niedlichen Pavillon führen; in den erſten wird ſpaziert, in dem letzten werden Konzerte gegeben. Was weiter hinaus liegt, hat eine ziemliche Anhöhe und iſt mit allerlei niedlichen Anlagen, mit Lauben, Grotten, Waſſerbächen verſehen, und mit mehreren kleinen netten Häuschen, worin geſchenkt und gegeſſen wird, und alle Arten Erfriſchungen zu haben ſind. Von den ſchönen Terraſſen der Höhe kann man die ganze Gegend überſehen, und hat die eliſeiſchen Felder, die Straße nach dem Hölzchen von Boulogne, und die auf der Seine bei Neuilly und St. Denis unter ſich; eine himmliſche Ausſicht.

In den großen Preis von drei Franken Eintrittsgeld iſt noch gewöhnlich etwas eingewickelt, das ſie leichter verſchmerzen läßt; denn bloß nur das Vergnügen, hier einmal in eleganter Geſellſchaft zu ſeyn, bezahlt man nicht immer ſo theuer, zumal da man dieſe Geſellſchaft zuweilen im Garten der Thuillerien, und immer im Pavillon d'Hannover eben ſo glänzend, oft noch glänzender haben haben kann. Bälle werden hier im Sommer ſelten gegeben, wo nicht ein reicher Privatmann auf ſeine Koſten für eine geſchloſſene Geſellſchaft einen ausrichtet; häufiger ſind dieſe hier im Winter, wo man freilich des Gartens nicht genießen kann, aber der große Saal perennirt, wenn auch alle Pflanzen welk und alle Bäume kahl werden. Gewöhnlicher Weiſe iſt Konzert mit Erleuchtung, oft hat man auch eine Art ſpazierender Oper, oder ein anderes ähnliches Spiel für die Augen und Ohren, wie die Höllenfahrt des Orpheus; am vollſten iſt es, wenn die Luftſchiffer hier ihre himmelanfliegenden und zur Erde niederſtürzenden halsbrechenden Künſte machen, die aber der Park von Mouceaux mit Tivoli zu theilen pflegt. Die Konzerte und Muſiken ſchließen zuweilen mit einem Tanz im Freien, aber recht aufkommen kann dieſer hier nicht, und was die Naſe etwas hoch trägt, tanzt nicht mit. Ich will einen ſchönen Tag der Höllenfahrt des Orpheus wählen, und die ſchöne Welt, die zugegen war, ihr Leben und einige andre Kleinigkeiten erzählen, welche dienen, den Ton der Geſellſchaft zu mahlen. Es ſchlägt vier Uhr Nachmittags; ſeit drei Uhr iſt der Garten jedem offen, der den Eintritt bezahlt; jetzt alſo iſt das Gewimmel nach ſeinen Pforten, und das Raſſeln der Equipagen und Fiaker ſchon groß; aber der Glanz und die auserwählten Kämpfer auf dieſem Kampfplatze der Pracht und der Schönheit ſind noch nicht da, und kommen erſt in einigen Stunden. Bis zur Dämmerung fließt es ſo immer zu, wo das Höllenfahrtsſpiel beginnt. Wahrſcheinlich iſt dies der Anfang alter Spiele, wie ſie bei den Alten in ihren Amphitheatern, auf öffentlichen Plätzen und in Gärten waren, und wie ſie im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte zuletzt von einigen italiſchen Fürſten geſpielt wurden, z. B. in dem Garten Boboli in Florenz, auf dem ſchönen Platz mit den amphitheatraliſchen Sitzen vor dem Pallaſt Pitti. Als eine Probe und einen Anfang muß man es alſo auch beurtheilen, und erwarten, daß mit den Mitteln, welche die Franzoſen jetzt in Händen haben, und mit den vielen Reichen, die Paris immer haben wird, ſich hier durch das gemeinſchaftliche Streben aller Künſte zu Einem Punkte, in dieſer Gattung einmal etwas recht Vorzügliches liefern laſſen muß. Freilich die Franzoſen, die in allem, was ſie erfinden, oder nur wieder erneuen, etwas Einziges, Ungeſehenes, Unerhörtes und Unübertreffliches zu haben meinen, rufen ſchon jetzt und fragen wohl ſtolz umher, ob ein Volk den Geiſt habe, dergleichen ſo herrlich durchzuführen, als ſie? Eines freilich weiß ich, daß kein Volk den Geiſt hat, auch Abgeſchmacktheiten und Lächerlichkeiten, womit ſich einer breit macht, ſo artig und ſo geduldig zu ertragen, als ſie, und das ſoll ihnen bei mir immer zum Ruhme gereichen. Dieſe Höllenfahrt war noch bloß ein buntes und prächtiges Ding, weit mehr gemacht, Naſen und Augen und Ohren aufſperren zu machen, als ſanft und mit leiſen Fingern die zarten Fühlhörner der Seele zu berühren. Ich habe dieſe Höllenfahrt des Orpheus eine ſpazierende Oper genannt, ich muß dieſen Namen rechtfertigen. Ich beſchreibe den ganzen Aktus, wie er durchgeſpielt ward, als ich ihn ſah; es war wenigſtens das vierte Mal, daß man dies Sonntagsſpiel dieſen Sommer lieferte, und jedesmal waren weſentliche Veränderungen gemacht und angekündigt, wahrſcheinlich nicht zum Vortheile des Höllenfahrtſpiels, ſondern um die Neugier und den Heißhunger derer, die es ſchon mehrmals geſehen hatten, von neuem zu reitzen. Nach den Erzählungen einiger meiner Freunde, die es früher geſehen hatten, muß ich auch glauben, daß es etwas verändert war. Gleich linker Hand vom Eingange iſt nemlich ein großer Platz mit Sand beſtreut, und ohne eine Blume und einen Grashalm, wo die Pferde- und Springerkünſte gemacht werden, die ſich auch zuweilen hieher verirren, wo der Luftſchiffer ſeine Bälle füllt und jetzt der arme Orpheus, wer weiß zum wie vielten Male? zur Hölle fahren muß. Ein großes Gerüſt, fünf bis ſechs-Stock hoch, iſt im Hintergrunde dieſes Platzes gebaut, um welchen die Zuſchauer in der Entfernung ſitzen und ſtehen, und hier muß der thraciſche Sänger auf und ab ſpazieren, und wird die koſtbare Maſchinerie und Garderobe dieſes Spiels angebracht, verſteht ſich, nur an ſonnigen Tagen und ſchönen lauen Abenden; denn zu dieſer Hölle fährt man nicht im Regen und Wetter. Ich trat ein, und war ſchon von dem Glanze aus der Ferne geblendet, mehr als ich von Erwartung geſpannt war. Aber dieſer Glanz und der ſchönere Glanz der Menſchenmenge, die er herbeigelockt hatte, war auch das Beſte, und ich konnte in die Ausrufungen des größten Theils der Zuſchauer und Zuſchauerinnen nicht einſtimmen. Wie doch das Neue auf die Menge wirkt! Muß denn die Kunſt auch zur Mode erniedrigt werden? oder vielmehr, wird die Mode nie Kunſt? Schreien nicht Viele unverſtändig: o das iſt mehr als die große Oper? Aus dieſem herrlichen Stoffe, was ließe ſich nicht alles machen, wenn Muſik und Malerei gehörig zuſammenträten? Aber wie erbärmlich und ohne Liebe und Seele mußte dieſer Orpheus zur Hölle wandern! Es war ein bloßes prächtiges Gaukelſpiel, und, die Pantomime einiger Scenen ausgenommen, alles bloß auf den Schimmer und Pomp berechnet. Daher die vielen allegoriſchen und mythiſchen Perſonen, die es freilich ſchwer ward, aus der Ferne gehörig zu unterſcheiden, welches nicht zu ihrem Schaden gereichen mogte. Auch die Muſik — ich weiß nicht, wer der Verfaſſer davon war — war ein bloßer Klingklang, die Ohren zu füllen und zu berauſchen, nichts von der Majeſtät und Erhabenheit, nichts von der rührenden Einfalt, wodurch man das Herz eines Höllenkönigs beſiegt und bewegt glauben konnte; und dieſe ſpielte bei dem ganzen Spiele die erſte Rolle. Das Ganze mogte mit den kleinen Pauſen etwa zwei Stunden währen.

Ich war froh, daß es vorbei war, denn das Spazieren in den ſchönen Alleen begann, ein Schauſpiel, das man einige Male wenigſtens allem andern vorzieht. Hier unter den dunkeln Bäumen, im Schimmer von tauſend Lampen und tauſend Sternen, ſchlägt jedes jugendliche Herz feuriger, flammt jedes verzehrende Auge gefährlicher, und ſtrahlt jede blühende Wange ſchöner. Was von Jugend hieher geht, kleidet und ſchmückt ſich auf das geſchmackvollſte und prächtigſte, will erobern und gefallern. Und wahrlich, hat je eine Schönheit einen öffentlichen Triumph gehabt, ſo kann ſie ihn hier haben. Auch unterlaſſen die erſten Weiber von Paris nicht gern, dieſe Huldigung einzunehmen. Die Schönſte iſt hier die Göttin. Dieſe reitzbarſte Nation kann gar nicht zurückhalten, ihre Gefühle laut werden zu laſſen, wenn ſie von einer ſo empfindlichen Seite angegriffen werden. Trift eine ſolche einher, ſo hört man mehr als halblaut: Wie ſie ſchön iſt! Ach! ſie iſt ſchön, wie ein Engel! Alle Füße folgen ihr, alle Blicke fliegen ihr nach, alle weiblichen Geſichter werden mit dem Gifte des Aergers und Ingrimms übergoſſen. Selten indeſſen geſchieht es, daß man ſich ſo weit vergißt, als bei Gelegenheit des Aufflugs des Luftſchiffers Garnerin mit der geprieſenen Madame Recamier geſchah, wie ich oben erwähnt habe. Hier iſt auch ein ewiges Buhlen um Beifall und Liebe, alle Lüſternen und Koketten beider Geſchlechter ſpannen hier ihre Netze aus; wo ſo viele Fiſche ſind, iſt es nicht ſchwer, einen zu fangen. Jetzt kann man hier auch manche Teutſche, Italiänerinnen, und ſelbſt einige Griechinnen ſehen. Neulich hatte die berühmte Madame Stael ſich darüber aufgehalten und geäußert, es ſcheine, als wolle man in Tivoli eine Sammlung aller Farben anlegen, bald würden ja hoffentlich auch Afrikanerinnen und Aegypterinnen hinzukommen. Sie, die eben ſo witzig und boshaft, als häßlich, und von den Jahren und Freuden mitgenommen iſt, hatte dies nicht ohne Beziehung, und zwar beſonders geſagt, um einer reitzenden Griechin, der Gemahlin eines franzöſiſchen Generals, wehe zu thun. Bald bezog man ein boshaftes und ſchmutziges Kouplet auf ſie, welches vermuthlich ein Anbeter der ſchönen Griechin mit mehr Haß, als Witz gemacht hatte. Hier iſt es:

Venés belles femmes de toutes les couleurs,
Venés embellir nos jardins.
Que cette vieille du diable ne Vous fasse peur!
Elle ne fait plus de ch… et p….

Aber von dieſen Farben nicht mehr zu ſagen, ſo iſt hier eine andere Farbengemeinſchaft und Vermiſchung, welche der Zeit, worin wir leben, Ehre macht, und einer der ſchöneren Ausflüſſe der Revolution iſt. Zwar es iſt ſüß, die Schönheit und die Jugend zu bewundern, und alles, wodurch Bildung und Geſchmack die menſchlichen Genüſſe veredeln, aber größer dem Herzen iſt eine gute That, als ein liebliches Geſichte, und ſchön handeln iſt mehr werth, als ſchön ſcheinen. Wer hätte es vor zehn Jahren geglaubt, daß Mohren und Mulatten einſt in Tivoli und Eliſée mit den übrigen Menſchen auf einem gleichen Fuße einhergehen würden, daß die ſchönſte Weiße nicht mehr erröthen würde, einem Schwarzen, der nie erröthen kann, zur Seite zu gehen; daß eine verbrannte Hand es wagen durfte, im Tanze ſeine Hand um den weißeſten und zarteſten Leib in Paris zu ſchlagen? O, laß auch viel Schlimmes und Scheußliches das letzte Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts geſchändet haben, doch ſage ich mit unſerm großen Barden Klopſtock: Jahrhundert, wie fliegſt du empor auf Adlersflügeln der Bildung! Welche Humanität! ich ſage es mit Ehrfurcht gegen die Nation — welche Humanität regiert ſo einen gemiſchten Haufen, daß nichts Unſittliches, nichts Grobes offenbar zu erſcheinen wagt! Kreolen, Mulatten, Negern, Meſtizen, Teutſche, Ruſſen, Engländer, Spanier, und wie die Europäer alle heißen, die ihr Mekka einmal im Leben gern wollen geſehen haben, gehen hier in Eintracht und gleicher Achtung unter den Eingebohrnen, alle als Brüder, alle als Ein Volk. Mit dieſen Gefühlen im Herzen ging ich aus dem ſchönen Gewimmel heraus, um von der buſchigen Anhöhe hinten im Garten hinaus ins freiere Blau und zum geſtirnten Himmel zu ſehen. Aber meine Ankunft jagte ein Paar durch die Büſche, welches der Einſamkeit vielleicht nöthiger hatte, als ich. Ich hatte auch ſo keine Ruhe, denn andere kamen vielleicht mit denſelben, oder noch mit dringenderen Bedürfniſſen. Ich machte alſo Platz, um in eines der Häuschen zu gehen, wo Erfriſchungen genommen werden, und auch dort die verſchiedenen Vereinzelungen und Gruppen zu beobachten. Süßer war es nachher noch, in den Alleen auf- und abzugehen. Die meiſten Spazierenden, beſonders die Schönen, hatten ſich unter den Bäumen in den Ruheſtand der Seſſel, oder vielmehr auf den Triumphwagen der Schönheit geſetzt, denn wann iſt ein ſchönes Weib reizender, als wenn ſie nach einer kleinen Erhitzung ſich in einer nachläßigen und ſchmachtenden Stellung mehr hingießt, als hinſetzt? Raſch, wie es kam, fängt alles nun auch an zu verſchwinden. Einige der Feinſten beginnen, und alles Beſſere ſtrömt nach; um halb zwölf Uhr findeſt du von drei, viertauſenden auch nicht einen einzigen, er ſei denn für einen gewiſſen Behuf, oder wegen eines plötzlichen Uebelbefindens, in dem großen Hauſe zu Nacht geblieben.

Dieſem Tivoli hat man wohl den Namen gegeben, weil es eine Nachäffung des italiſchen, des horaziſchen Tibur supinum ſeyn ſoll. Denn auch hier geht man gemach bergan, auch hier rinnen einige künſtliche Quellen und Waſſerbächlein. Aber man thut ſehr wohl, nicht an die prächtigen Steinklumpen und Ruinen und Waſſerfälle des römiſchen Tivoli zu erinnern, um dieſes kleinliche Ding nicht lächerlich zu finden. Es iſt recht eine hübſche Anlage, ſo ein engliſcher Park im Sedezformat, aber auch weiter nichts. Nur durch die Menſchenherrlichkeit und die ausgeſuchte Geſellſchaft verdient es einer ehrenvollen Erwähnung.

Ich weiß keine ſchicklichere Gelegenheit, die luſtigen Freuden dieſes Sommers, die Luftſchiffahrten ſchicklicher anzubringen, als hier, weil ſie mit Tivoli und dem Park von Monceaux in der genaueſten Verbindung ſtehen; denn dieſe beiden Orte waren die einzigen Stationen, von wo die Luftſchiffer abſegelten. Der Park, oder der Garten von Monceaux würde wahrſcheinlich eine ſehr bedeutende

Rolle ſpielen, und Tivoli und alle die andern Gärten mit einander ausſtechen, wenn er dem Mittelpunkte des Pariſer Lebens näher läge, denn an Geräumigkeit und Tauglichkeit zu neuen Anlagen übertrifft er ſie alle bei weitem. Dieſer ganz hübſche Park, mit Alleen, Gebüſchen, Wieſen, Teichen, Statuen und pallaſtartigen Gebäuden verſehen, kurz mit allem, was zu einem vornehmen Garten gehört, iſt aus der reichen Erbſchaft des weiland berüchtigten Bürgers Egalité, auch Herzog von Orleans genannt, an die Nation gekommen. Sein einziges Unglück iſt nur, daß er an der Barrière, und zwar an der Barrière du Roule, der Nachbarin der Barrière des Sterns, liegt. Er wird alſo gewöhnlich nur von den Nächſtanwohnenden und von einzelnen Partieen beſucht, die grade auf ihn verfallen. Nur in Einem Dinge wetteifert er feierlich mit Tivoli; nemlich in den aeronautiſchen Künſten, die hier eben ſo oft ausgeführt werden, als dort.

Man weiß, welche große Hoffnungen ſich Europa bei dem Anfange der Erfindung dieſer Luftſchiffahrt machte, die freilich noch nicht erfüllt, aber darum vielleicht nicht unerfüllbar ſind. Die Sache verlor, wie es allen Sachen geht, mit den Jahren wieder vieles von ihrem Intereſſe, und dem Revolutionskriege, der ſo vieles umgerührt und aufgerührt hat, war es vorbehalten, auch die Luftſchiffer wieder zu neuen Ehren zu bringen. Man brauchte nemlich auch ſie, um die Alliirten, die überdem ſchon genug den Kopf verloren hatten, noch mehr zu verwirren. Es ward ein ordentliches Luftſchifferbureau für die Armeen angelegt. Dieſe luftigen Spione flogen nun, wie die Adler des Himmels, über den feindlichen Lägern, und weihten ſie gleichſam zum Verderben ein. Sie ſahen und verkundſchafteten die ganze Stellung, zählten die Anzahl der Truppen über, ſahen, wo es Blößen und Schwächen zum Angriff und Durchbruche gab ꝛc. und was die Oeſterreicher und Preußen nicht alles davon fürchteten, und die

Freunde der Franzoſen auch davon, als von einer herrlichen Anwendung, prahlten. Indeſſen der glücklichſte franzöſiſche Feldherr, der Eroberer Italiens und Aegyptens, hat nie einen Gebrauch davon gemacht, und jetzt iſt dieſes Bureau ganz eingegangen, ein Beweis, daß das ganze Ding blos ein Blendwerk war. Indeſſen haben ſeitdem die Luftſchiffer wieder einiges Intereſſe gewonnen, und gehören mit zu den Zeitvertreibern der langen Sommertage, ſuchen auch durch mancherlei neue Verzierungen und Variationen dem Alten neuen Reitz zu geben. Dieſen Sommer ſtanden der, auch in ganz Teutſchland von einem Ende bis zum andern geſehene Blanchard, und ein jüngerer Pilot des luftigen Elements, namens Garnerin, einander als Nebenbuhler gegenüber. Und wahrlich, ſie ſtellten ſich redlich einander gegenüber. Keine Verläumdungen, Verhetzungen und Kabalen wurden geſpart öffentlich und geheim, um einander Abbruch zu thun. Immer ſchrie der eine, der andere ſei ein Nachmacher. Blanchard ſtand immer mit ſeinem Ruhme eines alten erfahrnen Luftſteuermanns aus, und Garnerin mit der neuen Gunſt des Publikums und mit ſeinem Herabfallen mit dem Fallſchirm (parachute). Die Ankündigungen vollends überſtiegen allen Glauben, da wurden Verſprechungen neuer Maſchinerien, ungeſehener Proben, weiter Reiſen gemacht, die nie erfüllt wurden, weil ſie nie erfüllt werden konnten. Und in der That, was war es für ein Unterſchied für die Zuſchauer, ob der Luftſchiffer bis Peking oder bis St. Denis flog? man konnte ihn doch nicht länger, als eine halbe Stunde, ſehen. Gewöhnlich lief das ganze Neue auf eine große Kleinigkeit aus. Man hatte ſtatt eines großen mehrere mittelmäßige und kleinere Ballons gefüllt und an einander gekuppelt. Man nannte den großen die Sonne, oder die Venus, worum ſich die übrigen Planeten dreheten; man ließ einen, oder mehrere kleine voran fliegen, um das ungeduldige Publikum zu unterhalten, und ihm die

Richtung zu zeigen, welche der große nehmen würde, und dieſe kleinen wurden unter dem Namen Iris, Merkur, Amor angekündigt. Man las die neuen Namen und Verſprechungen, ſah die kleinen Veränderungen der Bälle und des Luftkahns, und war zufrieden. Wo man endlich durchaus das Alte ſehen muß, weil man alle Tage etwas ſehen will, iſt man endlich zufrieden, dieſes Alte nur wieder unter einem neuen Schein zu ſehen.

Keiner von allen dieſen Luftfahrtstagen war glänzender, als Garnerins Aufflug aus Tivoli gegen Ende des Junius. Er hatte verſprochen, in der Höhe von 600 bis 800 Toiſen — was kann man nicht Hohes verſprechen? — ſeine Stricke zu zerſchneiden und mit dem Fallſchirm herunter zu kommen. Dieſes mit anzuſehen, war eine zahlreiche Menſchenmenge wie einige meinten, 4000, in Tivoli beiſammen, und nie habe ich dort einen ſo glänzenden Abend geſehen. Da war ein Erwarten, eine Ungeduld, wie es ablaufen würde! Da bedauerten ſchon Viele den behenden kleinen Mann, wenn er ſo unglücklich wäre, auf ein Dach, oder einen Baum aus der Luft herabzureiten, oder gar in ein Waſſer zu fallen; doch hätte man es vielleicht nicht ungern geſehen, wenn ſich doch nur ein Bischen Halsbrechendes und Gefährliches begeben hätte. Die Sonne ging unter, er flog auf unter dem Jubel und mit der Angſt der unzähligen Menge. Es war ein ſtiller und heiterer Abend, und langſam nahm er ſeine Fahrt gegen Weſten. Welch ein Erwarten! und welch ein betrogenes Erwarten! Man hatte gehofft, er würde grade emporſteigen zu der beſtimmten Höhe, und ſich in dieſer Richtung halten, und ſo auf die Köpfe der Zuſchauer herabkommen; aber er flog, immer in einer unbeträchtlichen Höhe bleibend, weit weg, und da zerſchnitt er endlich die Stricke, man ſah ihn fallen, aber ach! nur einige Sekunden, und man konnte vor den hohen Bäumen des Gartens nichts mehr ſehen, man konnte nicht ſehen, wohin? Alles lief nun auf die hohe Terraſſe des Gartens, die die Gegend nach dem Hölzchen von Boulogne überſchaut; aber auch da ſah man nur Felder und Bäume und Staub der Wege, aber nichts von Garnerin. Misvergnügt kam alles in die Alleen zurück und hoffte nur auf die Eilboten und Reiter, die ſogleich fortgeſprengt waren, als ſie den Aufflug und ſeine Richtung ſahen. Welch eine ſchreckliche Stunde verging unterdeſſen! Kein Glanz, keine Geſellſchaft, nicht der herliche Abend, nicht die treffliche Muſik, die aus dem Pavillon erklang, nicht die andern Freuden und Erfolge, die man vielleicht auch von dieſem Abend gehofft hatte, konnten die Herzen befriedigen, ehe man wußte, wie viele integrante Theile des Bürgers Garnerin bei dieſem leichten Sprunge abgeſchlagen waren. Endlich kam die Nachricht, wornach man ſich ſo lange geſehnt hatte; wie viele Mäuler waren aufgeſperrt, und wie viele ſperrten ſich hernach noch zum Gähnen auf! denn dieſe Nachricht war auch gar zu gemein. Kein Haar, hieß es, ſei dem Schiffer gekrümmt, ſondern er habe ſich gar ſanft bei dem Hölzchen von Boulogne auf einer Wieſe niedergelaſſen, und ſeinen Fallſchirm wie zwei Flügel um ſich geſchlagen. Man war mit dem Erfolge des Tages nur halb zufrieden; aber als der Schiffer ſelbſt kam, ſich bei der zahlreichen Geſellſchaft für die hohe Gegenwart zu bedanken, da war alles vergeſſen. Man ſchrie, man lief, man drängte ſich zuſammen, als ſei ein Gott von der Höhe herunter gefallen, oder der Sieger von Lodi und Rivoli vom Nil zurückgekommen. Bald war das kleine Männchen auf den Schultern, und ſelbſt die Weiber ſchoben die ihrigen mit an und unter. So ward er in den Pavillon getragen, wo er ſich auf die Bühne des Orcheſters ſchwang, nach zwei, drei Verbeugungen eine windigte Rede hielt, die vom Klange aller Inſtrumente beſchloſſen ward. So war das Spiel zu Ende.

Doch am meiſten Aufſehen erregten die beiden Luftſchiffer Blanchard und Lalande. Der erſtere hatte ſich ſchon eine geraume Zeit in Anſpielungen und Inſinuationen und Spiegelfechtereien mancherlei Art mit Garnerin herumgekämpft, der allein das Feld behauptete, und ſich nicht ſchämte, zu erklären, Blanchards Umſtände ſeien ſo klein, daß er gar nicht mehr zur Ausrüſtung eines Luftfluges Anſtalt zu machen wiſſe. Blanchard alſo meinte mit Einem Male einen Meiſterſtreich wagen zu müſſen. Er kündigte in mehreren Blättern an, daß er ſeit einigen Monaten mit der Ausrüſtung einer Luftflotte (flotte aerienne) beſchäftigt ſei, und daß dieſe binnen vierzehn Tagen fertig ſeyn werde. Seine Abſicht ſei, bei dem jetzt ſo unſichern und unterbrochenen Schiffen auf dem Waſſer, durch die Luft nach Amerika zu ſeegeln. Leichtere Ballen, Pakete und Briefe könne er mitnehmen, auch allenfalls einen Paſſagier, der ſich nur auf vier, fünf Tage mit Mundvorrath zu verſehen habe, und mit einem warmen Mantel, weil es droben kalt ſei. Aehnliche Dinge könne er auch von dort her wieder zurückladen; binnen vierzehn Tagen denke er die Reiſe beendigt zu haben. Man lachte über den Narren, und ließ es gut ſeyn. Er machte noch einige ſolche Vorſpiele und Harlekinaden, und kam dann mit einer Ankündigung, die mehr Aufſehen erregte und mehr Glauben fand. Es war in den letzten Tagen des Julius, als er erklärte, weil ſich ſeiner amerikaniſchen Luftreiſe ſo viele Unbequemlichkeiten in den Weg geſtellt hätten, daß er ſie habe aufgeben müſſen, ſo habe er jetzt eine andere Reiſe vor, kürzer und anmuthiger, über Land, welche er in 24 Stunden höchſtens zu beendigen hoffe. Er denke in den nächſten Tagen von Tivoli aus einen kleinen Flug nach Teutſchland, und zwar nach Sachſen-Gotha (ſo war die Ankündigung) zu machen, um dort in Geſellſchaft des berühmten Aſtronomen Lalande dem Herzoge einen Beſuch zu machen. Er lade alſo alle auf den beſtimmten Tag nach Tivoli ein, die ſeine Ausrüſtung gütigſt unterſtützen und ihm eine glückliche Reiſe wünſchen wollten. So weit Blanchard; dann nahm Lalande das Wort, und erklärte, er ſei mit dem erſten Luftſchiffer in Europa übereingekommen, eine Reiſe von 150 Lieues durch die Luft zu machen, und den Herzog und die Herzogin von Sachſen-Gotha zu beſuchen, die ihn vor einem Jahre einer ſo vorzüglichen Aufnahme gewürdigt hätten, und die erſten Souverains (ſeine eignen Worte) in Europa ſeien in Rückſicht der Liebe und Kenntniß der Wiſſenſchaften und Künſte. Dann werde er noch einmal ſeinen lieben Major Zach ſehen, und ſo viele erſte teutſche Gelehrte, die dieſen glänzenden Hof zieren. Er hoffe alles von der Geſchicklichkeit des Herrn Blanchard, mit welchem der ganze Plan überlegt und abgeredet ſei. Man las ſeine Unterſchrift und zwar mehrere Tage, und fand keinen Widerruf, und der Zeitpunkt der Abreiſe war nahe. Wer konnte glauben, daß ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, der eines verdienten Ruhms in der Gelehrtenwelt genießt, ſich zu bloßen Poſſen und Windmachereien hergeben werde? Viele ſchüttelten den Kopf, manche zweifelten, manche glaubten auch. So kam der beſtimmte Tag, ſchien aber nicht recht ſeine Wirkung thun zu wollen.

Die Abreiſe war um fünf Uhr beſtimmt. Ich war mit einigen Freunden um halb fünf Uhr an der Stelle, und fand es noch ſehr leer. Mit finſterem Miene war der Luftſchiffer geſchäftig, mit ſeinen Helfershelfern die Ballons zu füllen; es waren nemlich vier oder fünf an einander befeſtigt, die wieder an einem Hauptſtricke die Gondel tragen ſollten. Er zögerte von Minute zu Minute, und ſah mürriſch umher, weil die Geſellſchaft nur immer ſehr kleinen Zuwachs bekam, ſchimpfte auch wohl mitunter auf diejenigen, welche außerhalb des Gartens auf Dächern und Bäumen ſaßen, und auf die Bedienten und Handlanger, die ihm von dem orpheiſchen Höllengerüſte herab auf die Köpfe ſchauten. Endlich kamen doch wohl ein Paar tau-

und Menſchen zuſammen, und unter ihnen ſchlich ſich der alte Lalande mit ein, ein kleines krummes, zuſammengerolltes und zuſammengerunzeltes Männchen mit einer Glatze, und in der alten ſteifen Kleidung eines Gelehrten der vorigen Zeit. Kaum ward man ſeiner gewahr, ſo begann von allen Bänken und Seſſeln ein einſtimmiges Jubeln und Klatſchen, und zwang den alten Mann, ſich noch kleiner zu machen. Sein ſonſt bleiches Geſicht war aufgetrieben und feuerroth, ſeine runden blauen Augen ſtanden noch runder aus dem Kopfe, als ſonſt, und ſeine ganze Miene hatte etwas Verwirrtes und Banges, und er ſah aus, wie einer, der gern zurückgegangen wäre, wenn es ſich mit Ehren hätte thun laſſen. Mit dieſem Geſichte fing er an, auf einer kleinen Himmelskarte etwas nachzuſehen und zu meſſen; da ſchrie ein Unbeſcheidener hinter ihm ziemlich laut, daß er es hören mußte: „Er ſucht die Tramontane, die er verloren hat.“ Uebrigens zögerten und zögerten ſie, trotz der Ungeduld der Sitzenden, und aus fünf Uhr war beinahe acht Uhr geworden. Endlich ward die Unzufriedenheit einiger Stimmen laut, und mehrere riefen: „Reiſen Sie doch ab, man mögte Sie doch gern auf der großen Reiſe ein wenig mit den Augen verfolgen, und ſehen, wohin es geht; bald wird es dunkel ſeyn.“ Dies ſpornte ſie denn zuletzt, und obgleich ſie jetzt mit Sachſen-Gotha nicht laut waren, ſo wurden doch die übrigen Anſtalten ſo gemacht, als ſtehe eine lange Trennung bevor, zwiſchen welche Tod und Leben kommen könne. Blanchard machte die letzten Zurüſtungen, und der Aſtronom fing an Abſchied zu nehmen. Seine Tochter und zwei Nichten waren die erſten, welche ihm mit heißen Thränen um den Hals fielen, und ihn ſo weich machten, daß auch von ſeinen eignen die Wangen ihm naß wurden. Wer konnte es auch wiſſen, ob er nicht durch einen berühmten Fall einen Fleck Erde bekannter machen, ob ein Stern ſeinen dürren Körper nicht emporziehen würde? Wenigſtens rief ihm nachher noch einer nach: Hüten Sie ſich vor der anziehenden Kraft der Sterne! Als dieſe den rührenden Abſchied geendigt hatten, kam die Reihe an alle Bekannte und Freunde; beſonders aber ergriff die Weiber eine rechte Wuth, den alten Mann gebährend abzuküſſen; alte und junge liefen von allen Bänken herbei, und drangen über die Schranken, um ſich ihm an den Hals zu werfen. Mehrere Spötter ſchrieen: Ach! Herr Lalande, wären Sie doch vor 40 Jahren Luftſchiffer geworden! Nach dieſem Intermezzo lud man endlich ſeinen Proviant und ſein Gepäck ein; aber das Ganze beſtand in einigen Stücken Zwieback und einer Bouteille Wein und mehrern Beuteln mit Ballaſt. Als die beiden leichtfliegenden Männchen endlich einſtiegen, bemerkte ein Spötter laut: „Sie hätten die Mäntel vergeſſen; die Nacht könne kalt, es könne Regen werden, da würde es um die ſeidnen Röckchen ſchlecht ſtehen; ſie mögten mehr Proviant mitnehmen, wer wiſſe, wie widrige Winde die Reiſe von 150 Lieues aufhalten mögten.“ Sie hörten darauf nicht, und begannen nun eine Art von Triumphzug rund um die Krone, welche ſie umgab. So ließen ſie ſich an den Stricken einige Mannslängen vom Boden drei- bis viermal rundführen, hielten zuweilen ſtill und ſenkten ſich, weil der Alte noch einige Handſchüttelungen und Akkolladen einzunehmen hatte, die vergeſſen waren. Zuletzt war aber doch die Ungeduld und das Schreien der Menge ſo groß, daß ſie loslaſſen und fliegen mußten. Es ging langſam hinauf, und, als der Wind ſie faßte, trieben ſie gegen Weſten, obgleich man noch von unten ſchrie, nach Nordoſten liege Teutſchland. Man verlor ſie aus dem Geſichte, und lachte über das Kinderſpiel. Der alte Aſtronom ward lächerlich gemacht, als man erfuhr, ſie ſeien nur eine halbe Meile geſegelt, und nach einer anderthalbſtündigen Luftfahrt zur Erde gekommen, ſo daß Lalande noch mit ſeiner Tochter habe ſupiren können. Man machte ſich einige Tage öffentlich und insgeheim luſtig über dieſe Reiſe, und bald mußte Gilles, der ſich unter dem Namen Gilles aeronaute ankündigte, den Leuten zur Beluſtigung, die Abentheuer ſeiner kurzen Reiſe, die Angſt, die er ausgeſtanden, die Ungeheuer, ſo er geſehen, in ſeiner pinſligen Manier auf dem Vaudevilletheater erzählen. Durch dieſe letzte Büßung war das Publikum verſöhnt, und man hatte vergeſſen, daß je ein Lalande etwas anderes beſtiegen, als ſein Obſervatorium.

Keinem indeſſen machte die ganze Geſchichte mehr Freude, als dem ſchadenfrohen Garnerin, beſonders da auch Blanchard den Hauptzweck ſchlecht erreicht hatte, durch die Vereinigung mit dem berühmten Sterngucker eine vorzügliche Einnahme zu haben. Er machte ſich darüber bei Gelegenheit ſeiner Ankündigungen und der Streitigkeiten, die er immer mit Blanchard in den Tagesblättern hatte, auf mehr als Eine Art luſtig. Um nun aber Blanchard durch glücklichere Erfolge auf immer um alles Anſehen und um die Gunſt des Publikums zu bringen, entwarf er einen neuen Plan, der ihm auch nur zu gut glückte. Er kündigte bald nach Blanchards und Lalandes gothaiſcher Fahrt eine neue Luftſchiffahrt in dem Park von Monceaux an. Er verſprach dabei etwas ganz Neues, nemlich vor dem Herabfallen in der Parachüte ſolle eine luſtige Promenade (une promenade aerienne) ſeyn. Vier Perſonen konnten ſich für die Summe von zwei Karolinen zugleich einſetzen, und an Stricken zu einer beliebigen Höhe einige Minuten herumführen laſſen. Nach dieſer Promenade verſprach er, mehrere kleinere Kugeln von neuer Erfindung hinter einander als ſeine Herolde vor ihm aufſliegen zu laſſen; dieſen wollte er eine vergoldete Venus, auf ihrem Planeten tretend, nachſchicken, und endlich dieſer Venus ſelbſt folgen.

Was er ausgerechnet hatte, geſchah. Er war nun einmal in der Meinung des Volks ziemlich feſt, und konnte darauf hin ſchon ziemlich viel wagen. Ich war um fünf Uhr auch an dem Platze, und der ganze Park wimmelte ſchon von Menſchen, die jeder drei Franken bezahlt hatten, und immer neue ſtrömten hinein. Aber nicht genug, daß es hier voll war, es ſtanden zum großen Verdruſſe des Schiffers noch unzählige Schaaren auf dem Felde und Wege, der an der niedrigen Mauer des Gartens hinläuft, von wo ſie alles eben ſo deutlich ſehen konnten, als die drinnen waren. Die Promenade war ſchon in vollem Gange, als ich ankam, und die Gondel war immer gefüllt mit einer Ladung von drei, vier Perſonen, deren jede zwei Karolinen bezahlen mußte, für ein Paar Minuten der Herumleitung. Es war, was ich erwartet und meinen Freunden vorausgeſagt hatte, als einige der Meinung waren, wir müßten auch ſo eine Fahrt mitmachen, und einmal erfahren, wie angenehm es ſei, die Menſchen als Mücken unter ſich wallen zu ſehen. Ich ſagte: da wollen wir lieber auf einen Baum ſteigen, und ſo war es in der That. Die Meiſten blieben noch unter der Höhe von hundert Fuß, und höher kam kein einziger. Doch war ein unendliches Gedränge, ſobald der Ballon zur Erde kam, unter denen, die zuerſt hinein wollten. Ich mögte die Karolinen haben, welche der ſchlaue Garnerin an dieſem Tage einnahm. Doch war dieſe windige und luſtige Promenade etwas äußerſt unterhaltendes für den Zuſchauer. Nicht gieriger und lauter kann eine Herde muthwilliger Buben einem fliegenden Drachen nachlaufen, als hier die Menge von Tauſenden immer die ſtrömende Richtung des Schiffleins über ihrem Kopfe nahm, die Augen ſo feſt nach oben gerichtet, daß ſelbſt einige Damen auf die Naſe fielen, zum großen Jubel der Anweſenden. Man hat von dieſem Traben und Gucken, welches mehrere Stunden währte, und von dem Schreien und Klatſchen und Jauchzen dabei gar keinen Begriff. Eine Menge alter und verſtändiger Leute, die das Gehen nicht ertragen konnten, ſetzten ſich doch auf dem offenen

Raſen recht in der brennenden Sonne hin, die grade einen ſehr heiſſen Tag machte. Ich wanderte eine Zeitlang mit, und warf mich dann etwa fünfhundert Schritte davon mit einem Freunde unter einen Strauch an der Allee, wo die feinſte Welt auf- und abſpazierte, und ließ das Schattenſpiel des menſchlichen Lebens vorüberwallen. So ward es endlich acht Uhr Abends. Ueber drei Stunden hatte der Schiffer promeniren laſſen, und es gefiel ihm ſo wohl, daß er gerne noch länger ſo promenirt hätte. Schon murrte das Publikum und ward ungeduldig. Er hörte noch nicht, bis es anfing zu pochen und zu fordern, daß er das beginnen ſolle, weßwegen die meiſten von ihnen hergekommen ſeien. Nun war es nicht länger Zeit, zu zögern. Doch ließ er jetzt nur erſt die kleinen Bälle fliegen, endlich die goldne Venus, die den letzten Sonnenſtrahl an ſich zog, und wirklich als ein herrliches Meteor gegen Norden über den Montmartre hinflog, wohin ihr die kleinen Bälle vorausgegangen waren. Alles lief ihr nun nach der Seite des Gartens nach, als wolle es ſie einholen, und darüber bekam der Schiffer wieder Luſt und promenirte noch mehrere Paare, bis ſie wieder kamen. Da war nun keine Entſchuldigung mehr möglich. Er mußte ſtill halten laſſen und einſteigen, wenn man noch etwas von ihm ſehen ſollte, denn die Dämmerung ward ſtark. Ich glaube, die Schelme richten es auch darum ſo ein, daß ſie meiſtens erſt in der Abenddämmerung auffliegen und herabfallen, damit ihnen das Auge nicht ſo ſicher die Höhe, wo ſie den Strick zerſchneiden, nachrechnen könne. Er machte ſich nun mit ſeinem Fallſchirm in die Gondel, ſetzte ſich mit ſeinem übrigen Apparat in Ordnung, und lichtete unter dem Jubel einer zahlloſen Menge die Anker. Langſam und majeſtätiſch ſtieg die prächtige Gondel mit drei Ballons empor, und der Inhaber machte von oben mit einem Fähnlein mancherlei Salutirungen und Schwenkungen an die Zuſchauer, welche ſie mit einem gewal-

gewal-

gewaltigen Jubel begrüßten. Ihm ſchien heute in ſeiner Haut äuſerſt wohlig zu ſeyn; denn er hatte ein ſchönes Häuflein Goldſtücken eingeſammelt, und er gab endlich noch ſeinen Hut zum Beſten. Da war ein Laufen im Garten. Jeder hätte ja ſo gern die Trophäe eines ſo merkwürdigen Tages davon getragen; aber, o weh! man lief vergebens, und der abſcheuliche Hut fiel jenſeits der Mauer auf dem Felde nieder, wo ſich der Pöbel darum riß. Er machte nachher einen der merkwürdigſten Abſchnitte in der Beſchreibung dieſer Feſtlichkeit aus, welche man den folgenden Morgen um zwei Sols feil hatte. Jene Schwenkungen und Poſſen in und unter der Luft währten ſo lange und ſo einförmig, daß ich endlich mit mehrern ſeitweges ſpazierend umherging, und nur zuweilen hinaufguckte. Siehe, da höre ich es mit Einem Male über mir ſauſen, und ſehe, daß er eben den Strick abgeſchnitten hat und in ſeiner Gondel mit dem Fallſchirm herniederfährt. Aber ich ſehe auch mit Erſtaunen, daß es eine pfeilſchnelle und halsbrechende Fahrt iſt, und daß er ſtrebt, den Fallſchirm, an dem etwas ſtocken und gebrechen muß, weiter auszubreiten, um langſamer durch die Luft zu gehen. Inſtinktmäßig laufe ich doch zur Stelle, wo er niederkommen muß; aber ehe wir die funfzig Schritt dahin machen, ſehen wir ihn ſchon ſauſend in ein Gebüſch fahren. Die Gondel und der Schirm ſtürzen ſeitwärts aus den Zweigen heraus, der behende Schiffer aber läuft ſchnell auf zwei geſunden Beinen durch die kleineren Büſche fort, um nicht ausgelacht zu werden. Bald iſt die entferntere Menge der Menſchen um den Buſch, und mehrere Stimmen ſchreien: où est son corps? est il mort? est il mort? Wie groß war ihr Aerger, als ſie vernahmen, daß er nicht den Hals gebrochen, ſondern ſich wie ein gejagter Haſe aus dem Staube gemacht hatte! So endigte dieſer zweite unglückliche und glückliche Fall mit dem Fallſchirm, welchen ich geſehen habe, und hier mag nun auch die kleine Epiſode mit den Luftſchiffern endigen.

Ich hatte nachher noch angenehmere und lieblichere Schaulichkeiten in den weitläuftigen Büſchen und Hölzchen und Alleeen des Parks; denn der größte Theil der Geſellſchaft hatte ſich nicht allein um den halsbrechenden Fall des Aeronauten und um die luſtige Promenade ſo theuer in den Garten eingekauft. Nun geht es auch einige Stunden munter auf und ab. Man ſpielt Billard, man iſt und trinkt drinnen, ſchaut in den Alleeen und läßt ſich ſchauen, ſucht die Einſamkeit eines einſamen Buſches und Baums, wann die ſchwarze Nacht über alles ihren wohlthätigen Mantel ausſpreitet, und nur der Himmel droben und die Alleeen unten ihre Lichter haben; und ſo wimmelt endlich der Haufe von Tauſenden eben ſo ſchnell aus einander, als er zuſammenfloß.

Ich komme nach dem Marſch einer guten halben Stunde auf dem vornehmeren Theile der Boulevards an, und ſtürze mich mit dem fröhlichen Strudel in dieſes neue Leben der Freude. Keine lärmende und tobende Geſellſchaften ſind hier, wie zu beiden Seiten der Thore St. Denis und St. Martin, keine ſchmierige Kellergeſellſchaften, keine Tanzböden in der Luft, keine ſo zudringliche Menſchenfreundinnen, als dort. Alles athmet den Geiſt des Anſtandes und der Feinheit. Es iſt halb eilf Uhr, und noch iſt alles munter und lebendig. Die ſchönen Häuſer haben faſt alle ihre Läden offen und ihre Fenſter erleuchtet, die netten Kaffehäuſer ſchimmern vom Glanz der Lichter und der Schönheiten. Nur einzelne Läden der Putzmacherinnen ſchließen ſich, um für die Eingeweihten eine kleine gefällige Verwandlung zu erleiden, wo das leichte blumige und ſeidene Leben ſich in einen groben Körper verpuppt, um morgen wieder als ein bunter und Schönes und Buntes liebender Schmetterling hervorzubrechen. Ich folge dem größten Gewimmel und dem glänzendſten nach, gehe durch ein Pförtchen ein und bin im berühmten Pavillon d'Hannover. Es iſt kein Platz in ganz Paris, der es dieſem an feiner und glänzender Geſellſchaft und am Ruf derſelben zuvorthäte; ſo wie auch keiner, außer etwa Tivoli, nur zuweilen Fraſcati, ſich ſo ariſtokratiſch alles bezahlen läßt, was man von Erfriſchungen und kleinen Aubiſſen fodern mag. Dieſem Rufe, daß alles Reiche und Vornehme, alles Ariſtokratiſchgeſinnte und Ariſtokratiſche, hier ſein Ablager habe, verdankte es der Pavillon vorzüglich, daß die Geſellſchaft der Reitbahn einen Abend in einer kriegeriſchen Aufwallung ihren Zug hier vorbei nahm, und mit dem Geſchrei: à bas les Aristocrates! perissent les traitres! Vive la republique! die ganze Geſellſchaft mit Schrecken aus einander ſprengte, indem einige Leute mit Schurzfellen und Knüppeln eindrangen, und unter den leeren Portiken des Gartens ſpazierten. Es war hier nun vierzehn Tage ziemlich leer; doch allmälig erholte man ſich von der Angſt vor den alten Ungeheuern, und die Flüchtlinge kamen wieder zu ihrem Lieblingsorte. Dieſer Pavillon hat mit der rechten Seſſelſeite des Gartens der Thuilerien das gemein, daß durchaus, obgleich der Eintritt frei iſt, nichts Unanſtändiges hineindringt. Man ſieht hier nur anſtändige und feine Menſchen, und der Ton iſt eben ſo anſtändig. Der Pavillon iſt ein niedliches Gebäude im Geſchmack einer italiſchen Ville, mit hübſchen Gemächern und Sälen zur Seite, und in der Mitte mit einem ſchönen Säulengange, und offenen Portiken. Zu beiden Seiten iſt ein Gärtchen. Der eine iſt eben und gleich, und von Gängen durchſchnitten, welche Blumenbeete und kleine aromatiſche Stauden bilden. Der andere iſt ein buntes Allerlei, aus deſſen kleinem Raume man einen ganzen Park gemacht hat, mit Hügeln und Thälern, Felſen und Grotten, kleinen Eremitagen, japaniſchen Teufelsbrücken über Abgründe, Lauben, Mooshütten und Porzellanhäuschen, und was ſonſt noch in ſo einen Park gehört; und doch kann man mit funfzig Schritten bequem ſeinen Durchmeſſer durchmeſſen. Indeſſen iſt das hier nicht die Hauptſache, ſondern die Menſchen ſind es, welche dieſe Gärtchen einmal ſo berühmt gemacht haben. In dieſem Pavillon iſt es in der Regel vor halb zehn Uhr Abends nicht viel. Erſt wann die Theater geſchloſſen ſind, wann man in andern Gärten ſich ſchon beſehen, wann man die Landſpazierfahrt zu einem der Lieblingsörter der Pariſer vollbracht hat, erſt dann wird es hier glänzend, und währt ſo bis gegen die Mitternacht fort. Dann halten hier alle Karoſſen und Fiaker und Reitknechte wenigſtens ein Viertelſtündchen ſtill, laden ihre ſchöne Fracht aus und ab, und nehmen ſie hier wieder ein, wenn ſie auch hier übergeſättigt iſt. Dies iſt mehr, als irgend ein andrer Ort, dann der Tummelplatz alles Glanzes und aller Pracht. Was Schönes und Vornehmes aus der Oper, von Tivoll, vom Hölzchen von Boulogne kömmt, müßte ſehr dringende Geſchäfte und Freuden haben, wenn es hier nicht noch auf einige Zeit einſpräche. Dies weiß man ſo wohl, daß der Pavillon auch der Abendparadeplatz der ſchönen Weiber genannt wird. Hier zeigen ſich auch die Freudenmädchen der erſten und zweiten Klaſſe ſehr dicht, wenn die der dritten in den Hallen des Palais royal und auf den Straßen ſich müde rennen. Das ſind ſolche durch Mode und Gewohnheit ausgemachte Plätze, auf daß jeder wiſſe, wo er das Wildprett für ſeinen Schnabel zu ſuchen habe. Die Erleuchtung iſt hier ſo hell, daß viele Alte und Häßliche gewiß oft rufen, ſie iſt abſcheulich. So groß iſt auch die Politik der Weiber, daß dieſe ſelten in den großen Saal der hundert Lichter treten. Da kann man eigentlich die Blüthe der Pariſer Weiber und Leiber ſehen. Sie ſetzen ſich zur Beleuchtung und Beſchauung der Lichter und Augen hin, und wehe den Augen, welche zu tief ſchauen! In dieſem Saal ſitzen die ſchimmernden Reihen, und nehmen

Gefrornes und Chokolate und Limonade aus den Händen der Stutzer, oder ihrer Liebhaber an, die mit ſüßen Worten und geneigten Titusköpfen ſich zu ihnen wenden und ihre Befehle erwarten. Oft ſind die beiden Gärtchen und das Haus ſo gefüllt, daß es faſt unmöglich ſcheint, daß noch für zwei Füße Platz ſei, und dieſer Platz findet ſich doch. Hier iſt wohl das ſpäteſte öffentliche Leben der feinſten und vornehmſten Welt; denn in lauen und ſchönen Nächten dauert das Gewimmel oft über die Mitternacht hinaus. Sobald es aber anfängt abzufließen, iſt alles in Einem Augenblick leer. Dies iſt der Karakter der feineren Welt. Nicht weit von hier iſt Fraſcati, ein ganz niedlicher Garten des zweiten Ranges, ein Mittelding von dieſer Anlage und von Tivoli. Auch ihm fehlt es nie an Geſellſchaft; ich will ihn hier aber nicht beſchreiben. Er hat den Ton und die Geſellſchaft von Eliſée, ohne ſeine Naturſchönheiten und Reitze zu haben. In Hinſicht ſeines Tons und Lebens würde manches eben geſagte nur wiederholt werden müſſen.

Hier findet man linker Hand, auf den Revolutionsplatz zugehend, noch verſchiedene Gärten, welche nun alle im vollen Glanze der Erleuchtung ſind, und wo von dem loſeren und leichteren Geſindel, das aber doch eleganter iſt, als auf dem andern Ende der Boulevards, ſpaziert, gezecht und getanzt wird. Ich habe oben ſchon ein Wörtchen über Paphos, Idalium, Tempe ꝛc. verloren, und will ſie hier bloß als Gärten nennen. Man wählt bei der Beſchreibung am beſten diejenigen von allen Klaſſen, wo ſich das Auszeichnende einer jeden am häufigſten findet, und überläßt es dem Leſer, aus mehreren die einzelnen Züge zuſammenzuleſen, und ſich ſelbſt daraus ein Ganzes zu machen. Es ſind meiſtens ſehr elende Gärten hier mit einem kleinen Häuschen und mehreren Zelten, oder Hütten, worunter getanzt wird. Hier iſt gewöhnlich der Eintritt für die Erleuchtung acht Sols; wer tanzen will, muß an einer beſonderen Abtheilung noch einmal ſo viel geben und kann dann für die erbärmliche Muſik allenfalls bis an den hellen Morgen ſpringen. In dieſe Gärten Monbijou, Sybaris ꝛc. kommen keine anſtändige und feinere Frauen und Töchter, als etwa, um bloß einmal hinein zu gucken. Männer freilich kann man hier aus allen Ständen ſehen, aber ſie ſind doch auch nicht bleibend. Sie kommen nur, hereinzuſchnüffeln, und wenn ſie keinen Spaß finden, und nichts, was des Mitnehmens werth iſt, ſo wandern ſie ſchnell weiter. Die gewöhnliche Geſellſchaft ſind die kleinen Bürger der Gegend, Soldaten, Aufpaſſer ꝛc., welche entweder bloß zum Schauen und Spazieren kommen, oder auch mit den Weibern der unteren Klaſſe einen Ball beginnen, der in dem engen Raume und bei der ſpärlichen Erleuchtung in dieſem Sybaris oft ſybaritiſch wird. Dieſe Gärten ſind hier recht erbärmlich, und doch erbärmlich beſucht, wie man in Thüringen und Franken ſpricht, wo erbärmlich und Erbärmlichkeit oft für das Ungeheuere, Große geſagt wird. Die Lage iſt zu ſchön, die Gegend zu voll Menſchen aller Klaſſen, die immer etwas verdienen; das Verführeriſche und Anſteckende der Freude und des Taumels, die hier einmal ihren Mittelpunkt haben, iſt zu groß, als daß dieſe Plätze leer ſtehen ſollten, wo man nur ſtaubige Gänge und bretterne Häuschen zu erleuchten hat, und wo kaum ein kleiner beſtäubter Strauch, ein kümmerlicher Baum dem Lichte mildere Farben, als die graue Erde, zu beleuchten giebt. Wenn es nicht geregnet hat, ſo wallt unter den Füßen der Menge nur Eine große Staubwolke auf, kein grüner Baum ſteht, mit ſeinen Blättern zu fächeln, kein Lüftchen kömmt zu erquicken. Aus unreinem Waſſer hat man kleine Rinnen und Bächlein gemacht, Und doch heißen ſolche Dinge Gärten. Es iſt ein Räthſel, wie dieſe hier ſo ſchlecht ſind, da die bei dem St. Denisthore zum Theil ſo niedlich, und doch auch gewöhnlich nur von mittelmäßigen Leuten beſucht ſind. Ueber alle Beſchreibung luſtig ſind die Tänzer anzuſehen, wenn ſie einige Stunden mit ihren bereitwilligen Schönen getanzt haben. Da mögte einem das Tanzen ewig vergehen; denn wirklich, wenn man ſie anſieht, glaubt man, daß ſie zur Strafe ſpringen, oder durch die Behexung irgend eines böſen Geiſtes, der ſie nicht in Ruhe läßt. Die meiſten dieſer Tanzplätze endlich ſind unter Bäumen, die man aber vor Staub kaum erkennen kann, weil ſie ſo einzeln ſtehen, und die, wenn einmal ein Lüftchen ſie bewegte, nur Dreck auf den Kopf und in die Haare ſtreuen könnten. Dies ſind die Haine von Sybaris, wie ſie in einer Sammlung kleiner Gartengedichte neulich ein Poet nannte, der die Reihe aller Gärten von Tivoli bis zum grand verger beſang, und die Haine und Roſenlauben von Sybaris hervorholte; freilich ein Paar Bäume und eine Reihe Roſenſtöcke ſtehen hier, die aber wohl nie ein Röschen aus den beſtäubten Knoſpen treiben können. Denn ſehen die Tänzer nicht aus, als wenn ſie in der Scheune geworfelt, oder Schornſteine gefegt hätten? Die Tänzerinnen, wenn ſie weiß gekleidet kommen, bekommen zuletzt, wenn Schweiß und Staub ſich miſcht, ein Ausſehen, daß man ſie kaum mit der Zange umfaſſen mögte. Doch genug von dieſen ſchlechteſten Gärten, wo die Freude als eine Trunkenboldin, und die Jugend als eine Hure ausſieht, auch wenn ſie es nicht ſind. Bringt die Engel in die Hölle, die Hölle wird kein Himmel, aber ſie werden zuletzt Teufel. Ich flüchte mich von dieſen Tummelplätzen des Gemeinen, wo ich nicht begreiſe, wie Menſchen ſich freuen können, und komme wieder zu meinen Lieblingen, den eliſeiſchen Feldern. Von den Gärten der äußerſten Vorſtädte wie ſie in der Vorſtadt Monmartre, St. Anton und St. Marcel ſind, brauche ich nichts zu ſagen. Sie ſind gewöhnlich, wie Gärten einer Landſtadt. Die guten ehrlichen Bewohner dieſer äußerſten Gegenden ſind durch ihre Lage zur Frugalität und Mäßigkeit genöthigt. Man iß munter und friſch, wie es einem Franzoſen anſteht, man ißt und trinkt, hat einen ländlichen Ball, ſchiebt Kegel, ſpielt das Kugelſpiel; aber ſelten entweihet eigentliches Geſindel dieſe Feſte und dieſe Gärten. Die nächſten Nachbaren kommen dahin, und an Feiertagen etwa kleinere Familien der großen Stadt, die einmal, was man in Paris ſagt, ländlich leben wollen, und denen St. Cloud, Près, St. Gervais und andre Orte vor und bei Paris zu entlegen ſind. Ich laſſe alſo auch hier dieſen Gärten ihre liebe Stille und Unberühmtheit. Denn Gott verhüte, daß nicht in Paris noch lange Orte ſeyen, wo man unſchuldig leben, und Herzen, die ſich fromm freuen können! Ich gehe jetzt alſo zu meinen Lieblingen, den eliſeiſchen Feldern, von denen ich ſchon zur Gnüge geſagt habe. Es beginnt zu dämmern, und nun geht es zu den Seiten rechts und links, wie auf den Boulevards; aber die rechten Boulevards, die abendlichen nemlich, ſind weiter hinaus die Fortſetzung der eliſeiſchen Felder, welche bis zur Barrière des Sterns die ſchönen Häuſerreihen bilden, die links in Chaillot, und rechts in den netten Queerſtraßen der großen rue du roule näher an die herrliche Chauſſee treten, die zum Stern hinausläuft. Hier ſind zu beiden Seiten treffliche grüne Promenaden, mit hohen Kaſtanien und Ulmen bepflanzt, und an dieſen Promenaden liegen Kaffehäuſer, Schenkhäuſer und Tanzhäuſer, und kleine nette Wirthshäuſer für Landleute, die dieſes Weges kommen, nebſt Gärten, worin dieſes alles oft vereinigt iſt. Auch da iſt des Abends frohes Leben, weil es dort nie an Menſchen fehlen kann, wenn die eliſeiſchen Felder bei dem Dunkelwerden von ihren Tauſenden auch nur einige Hunderte abgeben. Es iſt beinahe das Weſen, wie ich es oben in den Ballhäuſern und Tabagieen beſchrieben, die linker Hand auf den eliſeiſchen Feldern liegen. Ich ziehe es alſo als einen Theil des Garten- und Tanz-

und Freudenlebens hier nur mit hineln, und gehe nun rechts auf die ariſtokratiſche Seite zu den mehr ariſtokratiſchen Gärten über, deren ich oben nur habe erwähnen können. Dieſe Gärten ſind auch zugleich meine Lieblingsgärten, und wohl eines jeden, der für eine rechte ſtädtiſche Gartenluſt ein Herz mitbringt, und dem das freieſte Leben das liebſte iſt, wo er es auch findet. Tivoli iſt herrlich in ſeiner Art, aber nicht alle Tage ſo genießbar; der Pavillon d'Hannover iſt nur ein Halbding von einem Garten und einem Muſterplatz, und wird auch mit Recht von vielen ſo genannt. Es iſt dort das feine gebildete Leben, wo alles darſtellt und wenige genießen. Hier iſt alles um mehrere Stuffen herabgeſpannt; aber doch iſt auch hier ein Leben der Schönheit, aber oft jener ſchelmiſchen Grazien, die Amorn im Bade überfallen, wann ihm die Flügel vom Waſſer triefen, oder in ſeinem ſüßen Blumenſchlummer, und ihn ſo binden. Es iſt hier doch zugleich eine freiere Luft und ein freieres Leben, wie ein Gartenleben doch ſeyn ſoll, wenn gleich ſo vieles hier immer auf Miſtbeeten getriebene Frucht und Genuß ſeyn muß. Dieſe beiden Gärten und meine Lieblingsgärten, die Tivoli näher ſtehen, als Paphos und Sybaris, ſind Eliſée und Montbrillant. Sie haben einen doppelten Eingang von den eliſeiſchen Feldern und der Straße der Vorſtadt St. Honoré, die mit der Straße St. Honoré verbunden, eine der größten und ſchönſten Straßen in ganz Paris bildet. Sie ſind ganz nahe an dem Revolutionsplatze. Man geht nur unter wenigen Bäumen der eliſeiſchen Felder hin, ſo ſteht man an ihren Pforten. Beide ſind Anlagen und Beſitzungen ehemaliger Großen geweſen; dies bezeugen ihre herrlichen Palläſte und die prächtigen Zimmer in denſelben. Jeder Garten gehört nemlich zu einem großen Pallaſt, der ſeine Auffahrt von der Straße Honoré hat. Wer jetzt ihr Beſitzer iſt, wiſſen ſelbſt die wenigſten Pariſer, die täglich hieher gehen; ich habe es auch nicht erſahren könnten. Es iſt auch gleichgültig, da wir keine Geſchichte derſelben liefern wollen. Sie ſind jetzt dem Vergnügen des Publikums mit Recht geweiht, ſie ſind öfſentlich gemacht, und als ſolche gehen ſie uns hier nur an. Sie ſind nicht ſo koſtbar mit ihren Reitzen, und geben ſie auch öfter Preis, als Tivoli; zwei, dreimal in der Woche, oft auch öfter, je nachdem die Frequenz iſt, ſind ſie offen, verſteht ſich, daß man den Eintritt löſt. Für dieſen Eintritt zahlt man 15 bis 20 Sols, und erhält dafür ein Billet, das man drinnen ausgeben kann für Erfriſchungen, Getränke und andere Zungen- und Kehlendinge. Was es damit für eine Bewandniß hat, das habe ich oben ſchon erzählt. Hauptſächlich dient es, daß nicht alles ſchlechteſte Geſindel ſich mit einſchleiche, und iſt eine Art von Schlagbaum zwiſchen der anſtändigeren und gemeineren Welt, welche ſich indeſſen trotz aller Freiheit und Gleichheit hier in Paris freiwillig beſſer ſcheiden, als an irgend einem Orte, wo ein ähnlicher Menſchenzuſammenfluß iſt. Nicht das Schlechteſte und Gemeinſte dringt hier ein, ſondern das Mittelſte mit dem Erſten brüderlich gemiſcht. Es iſt eine menſchliche Geſellſchaft, nicht zu frei und nicht zu gezwungen, die goldne Mitte, wie man ſie ſo gern hat.

Montbrillant iſt der erſte Garten, wenn man von den Boulevards kömmt, und zwiſchen ihm und Eliſée iſt noch ein beſonderes Privatgärtchen in der Mitte. Dieſes Montbrillant iſt um die Hälfte kleiner, als ſein Nachbar, und ſein Haus um ein Drittheil kleiner, als das ſeines Nachbarn, und ſo iſt die ganze Anlage nach Verhältniß; aber doch hält es ſich mehr zurück und thut vornehmer und prächtiger, obgleich jener bei weitem mehr natürliche Reitze der Lage und der Anlagen hat. Hier iſt alles in dem Stil des kleinen Parkgartens bei'm Pavillon d'Hanover, alles geziert und geglättet, aber doch nicht unlieblich geziert. Ein Gärtchen muß doch auch kein wilder

Buſch ſeyn. Da ſind kleine Felſen, Grotten, Lauben, Monumente mit Urnen und Thränenweiden, kurz ein ganzer Apparat zu einer Elegie, wann die Blinden und Lahmen unter den Bäumen vor dem Garten Muſik machen, ein Paar Liebende ihre Quaal unter einer Ulme vom Herzen flüſtern und liſpeln, und der Mond beſchämt auf die Erleuchtung der Alleen hinabſchaut. Montbrillant iſt weit ſeltener offen, als Eliſée. Gewöhnlich iſt für drei Franken Eintritt nur Erleuchtung und Promenade angekündigt; ſelten wird getanzt; iſt dies, ſo muß man, wie auch in Eliſée, die Muſikanten beſonders bezahlen. Weil der Raum klein, und der Ton doch etwas geſpannt iſt, ſo iſt hier ſelten groſe Verſammlung, wenn es in Eliſée von Menſchen wimmelt. Beſonders berühmt aber iſt Montbrillant wegen ſeiner herrlichen Dejeuners, die hier um eilf Uhr gehalten werden, und wegen des Brunnens, den viele Reiche unter ſeinen ſchattigen und ſtillen Lauben zu trinken pflegen. Dieſe Dejeuners ſind nicht alle Tage zu haben, es ſei denn, daß ſie eine Geſellſchaft beſtelle; die Tage werden angekündigt; man zahlt ſechs Franken am Eingange, und läßt ſich gut ſchmecken, was da iſt. Es iſt beinahe ſo, wie bei Jahn im Augarten, wo man auch immer Vormittags glänzende Frühſtückswelt finden konnte. Dieſe Frühſtücke ſind oft noch mit Konzerten begleitet, wofür man nach Belieben bezahlt. Die indeſſen ſo leicht ſechs Franken für ein Frühſtück hingeben, geben auch wohl einen oder zwei für Muſik. Noch häufiger, als dieſe Magenvergnügungen und Erquickungen, ſind hier andre Spiele für die Augen, die ein Gewiſſes an den Unternehmer bezahlen, und auch ihm durch die Menſchen, die ſie herbeiziehen, Vortheil ſchaffen. Berühmte Taſchenſpieler, Schattenſpiele an der Wand, reiſende Sänger und dergleichen, laſſen ſich hier häufig ſehen und hören. Gewöhnlich aber hielt die reitzende junge Mallaga mit ihrer Geſellſchaft an den Tagen, wo ſie ſpielte, hier ihren zweiten Aufzug, wenn ſie des Staubes und der Geſellſchaft der Boulevards müde war. Sie zeigte ſich dann bei der ſinkenden Sonne auf einem kleinen Gerüſte an den eliſeiſchen Feldern, lockte erſt die Augen an, und zog ſich endlich in den Pallaſt zurück, wo das Spiel begann. Auch hier machte ſie Glück, nicht weil dieſes italiäniſche Spiel ſo vorzüglich gefiel, ſondern weil ſie ſo ſchön war. Doch ich eile zu dem Nachbargarten Eliſée, wo ſich alles dieſes auch oft findet, und ſonſt noch viel mehr Leben und Freude beiſammen. Auch dort ſind Konzerte und Spiele im Pallaſte, auch dort wird, wenn man Beſtellungen macht, zu Mittage und Abend gegeſſen, gefrühſtückt, Brunnen getrunken, und was man ſonſt noch will.

Der Pallaſt dieſes Lieblingsgartens Eliſée iſt prächtig genug, daß ein König darin wohnen und eine Sultanin darin ſchlafen könnte. Es iſt ein herrliches Gebäude, mit mehreren Sälen, Seitenzimmern, Boudoirs, Schenkſtuben, Billardſälen, Spielſtuben und Schlafkammern, alles mit einem Glanze und einer Pracht der Möbeln, Spiegel und Geräthe, daß es manches Schloß des heiligen römiſchen Reiches übertrifft, welches der Kaſtellan dir noch aus Gefälligkeit um einen Dukaten zeigt, und alle ſeine Sachen als nirgends zu findende und unübertreffliche Herrlichkeiten herausſtreicht. Vor dieſem Pallaſte, der von der Straße St. Honoré ſeine Einfahrt hat, liegt der reitzende Garten, das Eliſium auf den eliſeiſchen Feldern, ausgebreitet. Er ſtößt mit zwei ſeiner Seiten an dieſe eliſeiſchen Felder, und mit einem Theil der dritten, wo eine Pforte von dieſen Feldern einführt, und hat alſo, wie ſein Nachbar Montbrillant, einen doppelten Eingang. Man hat ihn nur mit mäßig hohen Staketen umgeben, über welche gegen die Nachtzeit doch mancher, um drei Franken Eintritt zu erſparen, überſetzt, obgleich dann mehrere Bediente auflauren, und obgleich von den nach den

Staketen überhängenden Bäumen mehrere Zweige abgehauen ſind, damit ſie nichts haben, woran ſie ſich halten und herunterlaſſen können. Dieſer kleine Garten iſt allerliebſt angelegt, und alle Theile ſeines Umfangs ſind mit Geſchmack und Einfalt benutzt und eingerichtet. An den Außenſeiten ſind Gänge und Lauben, dunkles Gebüſch, Hecken, Dornſträuche, Labyrinthe, Bäche und Waſſerfälle, Teiche und Grotten, und was man ſonſt noch zur Ausmahlung eines kleinen feinen Gärtchens braucht. In den Baumgängen ſtehen Statuen ländlicher Gottheiten, Pan und Faunen und Satyrn mit lüſternen und liebehauchenden Nymphen. Aber den Preis behauptet eine niedliche Kopie der herrlichen Gruppe von Amor und Pſyche, die aus karrariſchem Marmor meiſterhaft nachgearbeitet iſt. Man findet ſie an dem Ende der großen Allee, durch die man von dem Pförtchen der eliſeiſchen Felder zum Pallaſte geht. In der Mitte ſind mehrere kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfriſchungen gereicht werden, und zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter einem Zirkel von grünen Bäumen, feſt und wohl geſtampft, daß man darauf, wie auf Dielen, ſpringen kann. Neben und um dieſe Tanzplätze ſind eine Menge Bänke und Stühle für die Zuſchauer, für die Spazierenden, die Zechenden und die andern Tänzer angebracht, die auch gewöhnlich beſetzt ſind. Kleine Tiſche ſtehen umher, wo man ſeine Getränke anbringen kann, und für die Muſikanten iſt eine Erhöhung nach Art eines Orcheſters angebracht, von wo ſie die Muſik machen. Zwei Plätze ſind gewöhnlich mit Tänzern und mit Muſik beſetzt. In der Mitte ſind mehrere gemauerte Teiche, und näher vor dem Hauſe in einiger Vertiefung ein grüner Anger, ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der auch nie leer und ohne ſeinen Jubel iſt. Man kann dieſen niedlichen Garten auch beinahe als einen botaniſchen anſehen, ſo viele Baumarten hat man aus allen Weltgegenden zuſammengepflanzt, von welchen einige amerikaniſche wirklich recht wilde und gewaltige Bäume ſind, die mit den hohen Maronen der Thuilerien in die Wette wachſen. Auch Blumen fehlen hier nicht zunächſt am Pallaſte. Dieſe aber werden von den Spazierenden mehr mitgenommen, als in dem feineren Tivoli.

Es iſt ſechs Uhr, ich folge einem Menſchenſtrome über den Revolutionsplatz, der ſich nun in mehrere Aeſte theilt, von denen einer der anſehnlichſten hieher geht, indem ſich ein Theilchen für Montbrillant abtrennt. Kaum bin ich eingetreten, ſo zieht mich ein gewaltiges Jauchzen und Klatſchen an ſich. Ich eile mitten in den Garten hinein, wo es herkömmt. Da iſt ein luſtiges Leben um die Teiche und Kanäle. Alle Stühle ſind von den Tiſchen und Tanzplätzen weggetragen, und was fein und zierlich und weiblich iſt, ſitzt um das Waſſer herum, und hinter dieſen Sitzenden bilden die ſtehenden Männer gleichfalls eine weite und ſtattliche Krone. Ich ſtrebe umſonſt, dadurch zu gucken — hinüberzuſehen bin ich nicht groß genug — um zu ſehen, was denn für ein ſeltner Fiſch im Waſſer plätſchere. Es iſt unmöglich und ich gewinne nichts, bis ich einen kleinen gemachten Felſen entdecke, worauf ein Behender grade mit zwei Füßen ſtehen kann, immer noch riskirend, durch ein Ausglitſchen ihn mit ſeinem Blute roth zu färben. Nein ſo gefährlich iſt es nicht; freilich Spitzen und Zacken hat man genug daran angebracht; aber er hat nur ſechs Fuß Höhe, und wer wollte denn nicht lieber etwas weiter abwärts von ſeinen ſteinigen Rippen fallen? Ich ſehe endlich das Meerungeheuer, einen ſchwimmenden Menſchen um einen halbumgeſtülpten Kahn, woran ſich ein anderer nur noch mit Noth hält. Doch von dieſen Waſſerkünſten und Waſſerbeluſtigungen muß ich etwas ausführlicher reden, da ſie die gewöhnliche Unterhaltung einer großen Menge in den erſten zwei Stunden ſind, ehe Erleuchtung, Tanz und Muſik beginnen. Auf dieſen Teichen, deren breiteſter und längſter höchſtens 30

Fuß breit und 50 lang iſt, werden Fiſcherzüge, Wettkämpfe im Entern und Rudern, Schwimmübungen und Kinderſpiele in Menge angeſtellt, und die froherzigen und gutmüthigen Pariſerinnen beluſtigen ſich von ganzer Seele daran. Dieſe Uebungen bleiben indeſſen immer bei dem männlichen Geſchlechte, und nur in morgendlichen Stunden, wo meiſtens wenige Geſellſchaft hier iſt, habe ich ein Paar Mädchen ſich in einem Kahn herumrudern geſehen. In einem kleinen Fiſcherhäuschen hat man die ganze Zurüſtung zur Fiſcherei mit Netzen, worin man aber höchſtens einen Froſch ans Land ziehen kann; und dort ſind die Ruder und die ganze Matroſenausrüſtung. Die Fiſcherei wird ſelten getrieben, weil ſie ſo lächerlich iſt, deſto häufiger die andern Spiele und Uebungen. Die zu ſolchen Dingen Luſt haben, gehen in das Häuschen, geben dem Bedienten deſſelben einen Franken für die Waſſerfreude einer halben Stunde, bezahlen noch etwas für die Matroſenkleidung, die ſie anlegen, und wofür ſie ihm die ihrige zur Aufbewahrung einhändigen, und machen ſich dann ans Waſſer. Jene Matroſenkleidung beſteht in einem Jäckchen und langen Hoſen aus gelbem Leinen, die ſie über den bloßen Leib werfen, und ſo baarfuß in den Kahn ſpringen und anfangen, auf dem etwa vier, fünf Fuß tiefen Teiche herumzurudern. Gewöhnlich, wenn ſich Liebhaber genug finden, und das Wetter nicht zu kühl iſt, beginnen die Seegefechte, indem die Kähne mit zwei, drei Mann beſetzt, mit aller Gewalt der Ruder gegen einander fliegen, ſo daß der eine oft gleich in ein fürchterliches Wackeln gebracht wird, und den einen und andern ſeiner Equipage verliert. Halten ſich beide, ſo fängt die Schlacht des Enterns an, die oft ſo lange dauert, bis der eine Kahn, oder beide mit Waſſer gefüllt, oder umgeſtülpt wird, oder bis die Mannſchaft des einen herausgeſtoßen iſt, die nun zum großen Jubel der Umherſitzenden und Stehenden im Waſſer herumplätſchern und ſchwimmen. Sie richten nachher die Kähne wieder auf, machen ſie flott, und ſchaukeln ſich triefend in ihnen vor aller Augen herum, und nehmen von ihren Bekannten den Beifall für ihre Tapferkeit und Gewandheit an. Oft haben ſie auch mit den Kähnen gar nichts zu thun, ſondern gehen im Waſſer plätſchernd, mit den Rudern und mit Stangen auf einander los, und ſuchen ſich umzuſtoßen oder unterzutauchen, und der arme Beſiegte muß nun unter dem Waſſer ſchnaubend und bläbbelnd den Beifallsruf und das Klatſchen hören, welches ſeinem Sieger ertönt. Oft ſchwimmen ſie auch und wetten, wer zuerſt ans Ziel kömmt, oft rudern ſie um den Preis des Beifalls; oft ſpielen und klatſchen und plätſchern ſie nur im Waſſer, wie die jungen Gänſe und Enten, wann ihnen wohl iſt, ſprützen Waſſer mit dem Munde, wie die Tritonen, ſpringen halbnackt, zum Schrecken und zur Beluſtigung der Anweſenden, unter ſie ans Land, und ſchütteln ſich, wie die Hunde, das Waſſer ab. Und nie, wie kindiſch und unſeemänniſch es auch hergehe, verfehlen ſie die Abſicht, zu ergötzen und zu unterhalten. Ich fragte den Bedienten im Fiſcherhüttchen, warum er nicht eine ganze neptuniſche Ausrüſtung machen laſſe, daß man den Neptun mit Thetis und den Tritonen und Nereiden auf dem Waſſer erſcheinen laſſen könne? Aber er antwortete ſehr geſcheut: „Ach! mein Herr, wir haben daran gedacht; aber dazu haben wir zu wenig Waſſer.“ Das Hauptintereſſe erhalten dieſe Waſſerſpiele durch die Perſonen, die ſie ſpielen. Gewöhnlich ſind es die jüngſten, ſchlankſten und am ſchönſten gewachſenen Jünglinge, die ſich entkleiden und in die Matroſentracht werfen, um lüſternen Augen ihre ſchönen Leiber und Schenkel in den dünnen und halben Bekleidungen der leichten leinenen Gewänder zu zeigen. Laßt alte und häßliche Matroſen daſſelbe Spiel weit geſchickter treiben, man wird aus Neugier die erſten zwei Stunden zuſehen und nachher nicht wieder kommen. Es geht hier, wie ein franzöſiſcher Dich-

ter

ter ſehr naiv von einer Blumenpflückerin ſagt. Sie geht aufs Feld Blumen zu pflücken, ſie findet keine und verliert, die ſie mitbrachte. So geht manche hieher, Fiſche fangen zu ſehen, ſie erblickt keine, aber ihr armes Herz iſt geangelt. Amor iſt auch in einer Matroſenjacke gefährlich, und am ſchlimmſten, wann er erfroren und vom Waſſer triefend kömmt; da hat er ſicher Schelmereien im Nacken. Doch ich laſſe dieſe bei ihrem fröhlichen Spiele und Aeugeln und Angeln im fiſchleeren Teiche, und wende mich gegen den Pallaſt zum grünen Anger. Auch da wimmelt und ſpielt es.

Männer und Jünglinge ſpielen mit der alten Geſchicklichkeit Ballon und Ball, nur mit der ganzen Stärke nicht, weil der Raum zu eng iſt; Buben ſpringen über Stöcke, jagen ſich, werfen die Hüte in die Luft; Kinder laufen und ſpielen umher an der Erde und den wenigen Blumen, welche dieſe Erde trägt; glücklich ſind ſie, wenn hier mal eine Schwalbe überfliegt, oder ein Schmetterling flattert. Es iſt doch ein liebes Spielen hier und kein bloß künſtliches; einzelne Paare ſpazieren durch die Gänge und Hecken; doch ſie können nur ſchwatzen und ſpazieren; noch iſt keine wohlthätige Nacht über ihnen. Die Bedienten laufen und tragen Bouteillen und Taſſen hin und her, gießen Oel in die Lampen, öffnen die Pavillons und Orcheſter, ſtäuben die Tanzplätze von Blättern rein ꝛc. Drinnen im Hauſe iſt noch wenig zu thun. Gäſte und Fremde, die hier neu ſind, wandern durch die leeren Säle und Zimmer, alle Sofas ſind noch aufgeſchlagen; nur die Billards und die Küchen ſind ſchon in Bewegung.

So geht es die erſten Stunden, dann füllt ſich der Himmel mit Sternen und der Garten mit Menſchen und Lichtern. Das ſchimmernde und wimmelnde Leben beginnt. Nun erſt ſtrömt es von beiden Zugängen herbei. Bald ſind alle Alleen und Promenaden beſetzt, bald iſt im Pallaſte kein Seſſel, kein Sofa, kein Bedienter und Aufwärter mehr frei. Man mögte gerne durchgehen, man kann nicht vor der Menge; man mögte gern etwas von Erfriſchungen haben, aber man mag ſich heiſer ſchreien, es kömmt nicht, man hole es denn mit eignen Händen; man mögte gern den Billardſpielern zuſehen, kaum kann man durch die Thüren dringen. So bleibt es hier, bis die Muſik und zu beiden Seiten der Tanz beginnt. Dann fließt eine große Menge ab, theils um mit zu tanzen, theils um zu ſchauen. Auch hier giebt es wieder eine Auszeichnung. Obgleich alles, was hieher kömmt, zu den Leuten gehört, die man in Frankreich honnêtes gens und in England Gentlemen nennt, ſo ſind hier doch im eigentlichen Sinne zwei Seiten; die rechte Seite der Tanzenden vom Pallaſte ausgehend, iſt die vornehmere, die linke die geringere. Nur wenn es gar zu viele Liebhaber giebt, iſt dieſe linke Seite auch recht voll beſetzt; der Glanz und die Auswahl der Tänzer und Zuſchauer iſt aber immer auf der rechten. Es iſt eine eigne, ſehr verſtändige Einrichtung mit den Tänzen dieſer Gärten, welche Nachahmung verdiente. Man hat zu den franzöſiſchen Quadrillen die Plätze im Zirkel abgezeichnet. Ueber dieſem Zirkel hängt, an den Bäumen des Zirkels befeſtigt, ein Strick herum, woran die Hauptlampe befeſtigt iſt, und zugleich die Nummern und Namen der Plätze bezeichnet ſind. Es hängt nämlich eine Etikette aus Pappe über jedem Tanzplatze gewöhnlich mit den Namen der Göttinnen erſten Ranges, und der Muſen und Grazien beehrt. Uebrigens mögen es die alten heiligen Jungfern, die Muſen und Grazien, mit ihren Namensdiebinnen ausmachen, mit welchem Rechte ſie über ihren Köpfen hängen müſſen. Dieſe Namen und Nummern ſind in duplo ausgefertigt, und die nicht hängenden hat der Direktor der Muſik. Er läßt die, ſo ſich zum Tanz melden, — gewöhnlich ſind deren überzählige Paare — unter mehreren Nieten die Nummern ausziehen; ſie ſtellen ſich an ihrem Platz, wenn ſie ihm vorher ſogleich den Tanz bezahlt haben. Eben ſo wird es mit den Walzern gehalten. Für ſo viele, als bequem in dem Zirkel tanzen können, ſind Nummern unter den Rieten. Die ſo eine gütige erhaſchen, bezahlen und ſtellen ſich in Reihe und Glied. Man liebt dieſe Walſer, oder eigentlicher Schleiſer, — denn man ſchleift meiſtens ſehr leiſe — leidenſchaftlich, und ſie wechſeln regelmäßig mit den Quadrillen, und noch jetzt können die Augen und Herzen nicht ſatt davon werden. Une Walse! Oh encore, une Walse! hört man alle Augenblicke rufen. Dieſe Liebe zum Walzer, und die Nationaliſirung dieſes teutſchen Tanzes iſt ganz neu. Erſt ſeit dieſem Kriege iſt er mit dem Tabakrauchen und andern gemeinen Moden gewöhnlich geworden. Man iſt wenigſtens ſo gnädig und herablaſſend geworden, die Schönheit des teutſchen Walzers und der teutſchen Mädchen ſich gefallen zu laſſen. Die Tänzer hier ſind junge Leute alles Standes, junge Kaufleute und Schreiber, Officiere, Angeſtellte, Fremde, die zum Vergnügen hier einige Wochen leben, und Andre; die Tänzerinnen ſind meiſtens Freudenmädchen der zweiten Ordnung, und zwar die jüngſten und hübſcheſten. Sie haben gewöhnlich ihre beſtimmten Chapeaux, die ſie hergeführt haben, und nicht leicht ſieht man eine, die nicht niedlich wäre, denn wer wollte wohl etwas Garſtiges vor allen Leuten aufführen? Hier, oder nirgends! muß man ſagen, wenn man von ſchönem und leichtem Tanz ſpricht. Wo ſo viele Augen, und in ſolchen Dingen ſo richtig ſehende Augen ſind, da wagt ſich auch kein ſchlechter, ja kaum einmal ein mittelmäßiger Tänzer auf den Platz. Dieſe Tänze unter den Bäumen — ſelten wird in dem großen Saale getanzt — ſind auch die größte Luſt des Gartens und dasjenige, was die meiſten Menſchen dahin zieht. Kaum beginnen die Muſikanten, ſo ſtrömt alles dahin und nimmt die Stühle und Bänke und Tiſche in Beſchlag, welche umher geſetzt ſind, und macht die Zugänge und Durchgänge oft ſo eng.

daß es nicht möglich iſt, hinzu und hindurch zu kommen. Mancher ſitzt und ſteht ſo von acht Uhr bis zwei Uhr Nachts und freut ſich allein des Zuſchauens. Welche Tänzer und Tänzerinnen ſind hier! Wie viele ſpringen hier, die bei uns in den Balletten der Hauptſtädte Ehre einlegen würden! Die Leichtigkeit und die Grazie des Tanzes gehört wohl von allen neuern Völkern den Franzoſen vorzüglich. Wie gefährlich ſind die reitzenden Nymphen des Palais royal in dieſen Tänzen, wie verführeriſch in den geſchmackvollen und leichten Gewändern und den zarten Bewegungen und Schwingungen der ſchlanken Leiber! Nie iſt dies aber mehr der Fall, als bei dem Walzer, deſſen Geheimniſſe ſie gut einſtudirt haben. Eine meiſtens üppige und weichliche Muſik begleitet dieſe hinſinkenden, in einander fließenden und ohnmächtigen Bewegungen, und iſt oft blos wie ein fernes Rieſeln und Flöten. Die fliegenden Brüſte, die ſchmachtenden Augen, das Taumelnde und Satte, mit dem magiſchen Scheine der Lichter und dem Wiederſcheine der grünen Blätter begleitet, haben ſo viel Weichlichkeit und Wohlluſt, daß man unter den Zuſchauenden manchen Seufzer und manches leiſe Ach! vernimmt. Sie fühlen zum Theile, wie es iſt, und ein artiger Mann, der mit ſeinem niedlichen Weibe einmal neben mir ſaß, und mit dem ich ſchon mancherlei Worte gewechſelt hatte, ſagte: „Wenn ich eine Tochter von ſechszehn Jahren hätte, würde ich ſie nicht hieher führen.“ Ni moi ma femme — ſagte ich ihm darauf. Sie lächelte und ſagte: „Sie ſprechen, wie ein Teutſcher, die Franzöſinnen ſind nicht ſo ſchwach.“

Um dieſe Tanzplätze iſt freilich das größte Gedränge und Gewimmel, wohl auch noch darum, weil da die meiſten Mädchen und Weiber zu beſchauen, und gelegentlich zu erobern und heimzuführen ſind; aber auch im Pallaſte iſt es ſchimmernd und munter, in den matt erleuchteten Alleen ſpaziert und flüſtert und liſpelt es, in den Labyrinthen, die nur von ferne her einen ſchwächern Schein haben, verirrt es und in den Grotten vertieft es ſich. Alles iſt rege und lebendig, und man kann kaum ſeinen Fuß vorwärts ſetzen, ohne auf Menſchen zu treten. Freilich ſo leicht flieht hier keiner vor fremden Tritten auf, aber doch ſtört man zuweilen in den einſameren Gegenden Paare aus einander, die wohl nicht ſicher zuſammen ſeyn mögen. So ging es mir und einem ſchwediſchen Landsmanne, einem jungen Arzte, einmal. Wir machten zum Spaße auch ſo eine kleine Buſchjagd, und manches Häslein war ſchon ſeitwärts abgeſprungen, als einer, der ſehr lange Ohren haben mußte, die jedes Geräuſch leicht mit Schrecken füllt, einen heftigen Abſprung aus ſeinem Lager machte, und, ohne ſich zu beſinnen und umzuſehen, grade in einen der Teiche rannte. Wir hörten das Plumpen und machten uns fort. Das war doch eine fatale Abkühlung, wenn der arme Schelm anders wirklich ſchon warm im Lager geworden war. Um dieſe Zeit der ſpäteren Dunkelheit ſetzt auch mancher über die Staketen; wer indeſſen nicht Beſcheid weiß, kann leicht zu Schaden kommen, denn an der einen Seite läuft ein kleiner Graben mit einer Dornhecke. Dieſe Lebendigkeit des Gartens verbreitet ſich noch auf die Nachbarſchaft. Viele ſtehen bis zehn, eilf Uhr auf den eliſeiſchen Feldern und gucken hinüber, oft ſitzen die nächſten Bäume voll Zuſchauer, die auf den Tanz und das Gewimmel hinabſehen, und wenn man zum Pförtchen hinausgeht, muß man noch oft mit unſichtbaren Händen zwiſchen den Bäumen kämpfen, und deſto ſchlimmer kämpfen, weil es weiche und ſchmeichelnde Hände ſind, die man nicht mit harter und grober Fauſt von ſich ſtoßen darf.

Von dieſem freundlichen und niedlichen Eliſée gehe ich etwas weiter die Felder zurück, ſo ſtehe ich vor einem Pförtchen, welches die lockende Aufſchrift hat; Bal champêtre à la chaumière. Ich, der immer die kleinen Freuden und Vergnügungen der guten Landleute geliebt hat, gehe flugs in das Pförtchen ein, um zu ſehen, wie es bei dieſem ländlichen Ball in der Strohhütte hergeht. So ein Ding hat in dem Glanze und der Feinheit von Paris einen doppelten Reitz, und ich bin einer ähnlichen Aufſchrift zu Gefallen auf den Boulevards oft in den Caffé champêtre gegangen, der das einzige Ländliche hatte, daß man hinter dem Hauſe auch unter ein Paar Bäumen ſeinen Kaffe trinken konnte. Ich fand denn auch hier ein kleines Gärtchen mit Bäumen und Sträuchen, und der Vollſtändigkeit wegen auch mit einigen elenden Fratzen aus Stein und Holz, die billig ſo einen Bauergarten nicht entſtellen ſollten. Nahe am Pförtchen ſtand ein längliches Gebäude mit einem Strohdache in Form einer Ziegelſcheune, unten einige Ellen hoch offen, und in der Mitte gleichfalls mit einem offenen Eingang. Alles war auch drinnen ſcheunenmäßig genug, ohne die geringſte Verkleidung der Balken, Sparren und Latten. Rund umher ſtanden Bänke und Stühle, und in der Mitte war über der zum Tanze glatt geſchlagenen Leimdiele ein Zelt ausgebreitet, welches den Lichtern wehren ſollte, nicht ſo leicht an das Stroh zu gerathen. Weiterhin war noch eine andre Chaumière, eine kleine Strohhütte mit einem ländlichen Schornſtein und mehrern Zimmern, worin der Beſitzer und Wirth wohnte, und für die Geſellſchaft gekocht und gebraten und geſchenkt ward. Es ging in dieſem Garten nach ſeiner Art und ſeinem Geſchlechte auch ganz luſtig her. Was in den Tanzhäuschen linker Hand an den eliſeiſchen Feldern keinen Platz mehr fand, was wegen des Eintrittsgeldes nicht in die Nachbargärten kommen konnte, weil es nur dieſes Geld an Muſikanten und Erfriſchungen zu ſetzen hatte, das ging hier frei ein, und ließ ſich den etwas ſchweren Tanz auf dem geſtampften Leim und die noch ſehr lichten und ungünſtigen Gebüſche dieſer neuen Anlage nicht verdrießen. Ich fand hier, wann ich auch einging, unter den Tänzern vorzüglich viele Mohren, Mulatten und Quarteronen, die es den beſten und flinkſten Franzoſen im Springen gleich thaten. Schon oben habe ich es berührt, wie die Revolution dieſe Menſchen mit allen übrigen mehr verbrüdert und gleich geſtellt hat, und wie ſie ohne Anſtoß und Aufſehen unter den feinſten und gebildetſten Weißen einhergehen und umgehen. Sie ſind in dem Rufe, bei dem ſchönen Geſchlechte wegen gewiſſer Vorzüge des Muthes und der Präſtanz viel Glück zu machen und manchen Stutzer mit Roſen- und Lilienwangen auszuſtechen, und man muß es ihnen laſſen, daß ſie zum Theil äußerſt nervigte und muſkulöſe Körper und in dem Geſichte einen Ausdruck von Feuer und Muth haben, die auf das ſchwache Geſchlecht ſelten ihre Wirkung verfehlen. Daß dieſe Halbraçe von Franzoſen, Indiern und Negern nicht kopflos, noch muthlos iſt, beweiſen die vielen farbigen Officiere unter der franzöſiſchen Armee. Auf dem Tanzplatze nehmen ſie ſich auch nicht übel aus, und thun es an Geſchwindigkeit und Behendigkeit des Leibes oft den Franzoſen zuvor, wenn ihnen gleich immer die leichte Grazie fehlt, wodurch einen Fremden oft ein Lakai und Friſör entzückt. Sie kennen auch ihre Vorzüge wohl und wiſſen ſich geltend zu machen. Mit Erſtaunen habe ich es anfangs geſehen, wie ſie im Tanze die niedlichſten und hübſcheſten Dirnen gewöhnlich für ſich haben. Es muß mehr als Neugier ſeyn, was die Weiber ſo zu dieſen Andersgefärbten hinzieht. Man kennt die Gewalt, die ein Mohr, oder verkrüppelter Zwerg, an Höfen oft über Königinnen und Fürſtinnen gehabt hat; brachte nicht ſelbſt des großen Condé Weib einen gelben Pygmäen zur Welt, von dem der Stachelwitz der Pariſer ſagte, er ſei der Sohn eines kleinen Mulatten, welcher der Herzogin die Schuhe putzte? und dieſer Condé war doch wohl ein Mann, den ein Weib mit Stolz in die Arme nehmen konnte.

Ich war nicht wenig verwundert, als ich hier zuerſt eintrat, da ich eben in Eliſée eine Runde gemacht hatte, alles beinahe auf demſelben Ton zu finden, wenn man die Eleganz der Häuſer und Kleider abrechnet. Man nimmt ſeine Bouteille Bier und Cyder mit eben dem Anſtand, ſitzt mit eben der Miene bei ſeiner Knackwurſt und ſeinem Butterbrode, als man im ehemaligen Pallaſte Montesquiou (dieſen gehörte ſonſt Eliſée) ſein Gefrornes und ſein Schälchen Erdbeeren und ſeinen Ananas einnimmt. Alles iſt Artigkeit und Anſtändigkeit, ſelbſt der freie Tanz wird nie frech, noch das freie Leben ruchlos. Die drinnen in der Chaumière ſitzen und eſſen und trinken, bewundern und beklatſchen den Tanz, und machen ihre Anmerkungen über die Tänzer, andere halten eine ordentliche Abendmahlzeit in einem Zimmer des Hauſes, wo die Freude des Weines rund geht, und die müden Nymphen ſich von ihren Schäfern traktiren laſſen. Damit nichts fehle, ſo hängen an den Sträuchen, die meiſtentheils erſt ſeit einigen Jahren angelegt ſind, hier und da ein Paar trübe Lämpchen, die andeuten, daß auch hier Illumination iſt. Einzelne Paare gehen umher ſpazieren, die Statuen und die Erleuchtung zu bewundern, und die ſchönen Irrgänge und Lauben zu preiſen. Die Bänke ſind mit Verliebten beſetzt, und die dort nicht mehr feſt werden können, gehen und ſeufzen ſtehendes Fußes zum Mond und zu den Sternen empor. Man glaube nicht, daß die Liebe der Franzoſen unter dieſen kleinen Leutchen, die hier ihre Freuden wohlſeiler finden, ihren Karakter verleugne. Die verächtlichſte Hure fodert zu gewiſſen Zeiten Zurückhaltung und den Schein des Anſtands; ſie will noch zuweilen ein Paar zärtliche Worte, dringende Klagen und Bitten und zerſchmelzende Seufzer hören. Kunſtmäßig ächzen ſich hier noch oft die Lügen des Gefühls vor, die nie die ſüßen Nachtigallentöne einer reinen Liebe vernahmen. In dieſem Dämmerlichte macht eine welke Blume, worin ſchon der Krebs ſitzt, noch die Knoſpe, die bebt, jedem Zephyr und Sonnenſtrahl ſich aufzuthun; hier fleht noch ein gequälter Pomadier um einen Kuß, der lange nicht mehr gezündet hat. Dort ſtreckt ein Friſör die bunten ſeidnen Beine in einer Laube zu den Knieen ſeiner Schönen hin, und ruft: Jusqu' à quand me desespèrerés vous? So iſt die Farbe des Umgangs auf das Sonderbarſte mit der beſten Welt von Paris verwandt. Man glaubt anfangs eine Parodie eines guten Schauſpiels zu ſehen, bis man merkt, daß dieſe Leute im Ernſte ſo ſpielen. Es iſt von allen Späßen der größte Spaß, vom Kleinen das Größte, und vom Groben das Feinſte im Ernſte dargeſtellt zu ſehen; aber es iſt zugleich ergötzend und angenehm, den zarten Sinn dieſes Volkes für alles Schöne und Zierliche des Lebens, ſelbſt auf dieſer unterſten Stuffe zu ſehen. Welcher gebildete Menſch kann es nur eine Viertelſtunde in einem Garten und einer Tabagie aushalten, wo der liederliche Pöbel von Berlin, Wien und Peſt ſein Leben hat. Die Pariſer ſind vielleicht noch verdorbener, aber ſie können nie ſo gemein, noch ekelhaft werden, als der teutſche und engliſche Pöbel. Auch hier wird oft bis an den hellen Morgen getanzt, ſpaziert und geſchenkt; auch hier iſt der Strudel ab und zu, und wo iſt eine Gelegenheit ſo ſchön, als die dichten und unerleuchteten Bäume der eliſeiſchen Felder? Der Inhaber des Gartens verſicherte mich, er habe Nächte, wo er 500 bis 600 Franken einnehme. Sein Vater habe bloß das Häuschen und Gärtchen gehabt, und ſei als ein armer Gärtner geſtorben. Er hoffe, hier nicht lange Jahre zu bleiben, ſondern bald mit dem Erſparten eine größere Wirthſchaft anzufangen.

Weil ich nun einmal auf dieſer Seite der Stadt bin, ſo ſcheint es mir nicht unrecht, noch zweier Oerter zu gedenken, die freilich außerhalb der Ringmauern von Paris liegen, aber wegen des täglichen Umgangs mit mehrern Tauſenden von Pariſern, und wegen ihrer Berühmtheit auswärts, wohl einige Worte werth ſind. Dieſe Oerter des Vergnügens, die man gleichſam noch zur Stadt rechnen kann, weil ſie dem Mittelpunkte derſelben ſo nahe liegen, ſind

Das Hölzchen von Boulogne und die Bagatelle.

Dieſes Holz von Boulogne liegt nahe an der Vorſtadt Chaillot, und etwa tauſend Schritt von der Barrière des Sterns iſt die Einfahrt in daſſelbe. Es iſt eine geräumige und ſandige Fläche, größtentheils mit Eichen, einigen Tannen, und allerlei Geſträuch bedeckt, welche zum Theil wild, ohne die Schere und Künſtelei eines Gärtners fortwachſen, zum Theil aber behauen und geſtutzt, und in Hecken, Lauben und Gänge abgetheilt ſind. Der Boden und die Bäume ſind am beſten mit dem Berliner Thiergarten zu vergleichen, nur daß dieſer ſeinen ſchönen Strom zur Seite, und außerdem manches Waſſer hat, da hier hingegen das Waſſer ſehr ſelten iſt. Die Natur hat für dieſes Hölzchen äußerſt wenig gethan, es iſt ein ſehr gewöhnlicher Wald, der ſogar der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Holzarten entbehrt, und nur die Menſchen, die darin wimmeln, können ihm einiges Anſehen geben. Er iſt rings mit einer hohen Mauer umgeben, und mehrere Thorwege führen zu verſchiedenen Seiten hinein, die jetzt gewöhnlich Tag und Nacht offen ſtehen. Vormals hatten ſie ihre Wächter, als das ganze Holz noch zu einem Park beſtimmt war, worin die Menſchen nur unter Hirſche und Rehe als Gäſte kamen. Dieſe edlen Thiere ſieht man hier nun nicht mehr; ſie haben mit dem Königthum ihre Verſorgung und Sicherheit verloren. Mehrere Theile dieſes Hölzchens ſind ganz wild, und werden höchſtens nur von verlornen Kindern der Freude beſucht, welche die Einſamkeit lieben. Dieſe tragen ganz den öden Karakter einer Haide an ſich, und zeigen nur kümmerliche Eichen, und unten Geſtripp, Farrenkraut und Haidekraut. An andern Stellen hingegen machen die Menſchen und ihr lebendiges Wimmeln das ſchön und anmuthig, was ſeiner Natur nach nie anmuthig werden kann. Da ſind mehrere Häuschen, als Kaffehäuſer, Tanzſäle und Tabagieen eingerichtet, mit niedlichen Gärtchen, grünen Hecken, offenen Plätzen, Kegelbahnen ꝛc. Stühle und Bänke ſtehen an kleinen Tiſchen unter den grünen Eichen umher. Alles iſt im fröhlichen Leben und Strudeln, und läßt die traurige Einförmigkeit der Gegend vergeſſen. An ſchönen Nachmittagen iſt hier oft die Fortſetzung von dem ganzen Leben auf den eliſeiſchen Feldern. Die Häuschen ſind drinnen und draußen gedrängt voll, Karoſſe an Karoſſe, Fiaker an Fiaker, Reitpferd an Reitpferd halten in langen Reihen. Man trinkt, man tanzt und ſpielt, ſpaziert und zeigt ſich unter den grünen Bäumen, vergißt bei dieſem feineren Wehen der Landluft alle Etikette, wirft den Rock von ſich, oder ſchürzt ihn auf, klettert und ſpringt und thut bäuriſch. Oder haßt man die bunte Menge, ſehnt man ſich in die Stille und Einſamkeit, hat man ein zärtliches Herz, das der ſtillen Natur ſtill beichten, und ſcheue Geheimniſſe offenbaren will, hat man ein ſüßes Bedürfniß, das keine Zeugen des Glücks und der Schwäche leidet, und ſelbſt in den flüſternden Halmen und rauſchenden Blättern einen Verräther fürchtet — o nicht weit, und dichte Tannen und Eichenzweige, verſchwiegenes und düſtres Laubwerk umſchatten einen bepolſterten Raſen, wo ſich am liebenden Herzen ſo ſüß die ganze Welt vergißt. Wo man ſo zwanglos, ſo unſchuldig, ſo unbekannt und unbeobachtet unter der Menge lebt, iſt es keine Sünde, ein wenig abwärts zu gehen. Indeſſen giebt es Schelme, die ſich wohl mal einen Spaß machen, und nachlauern, wo die Schleicher bleiben; doch will ich es keinem rathen, ſich darauf oft einzulaſſen. Es iſt von mehrern Seiten gefährlich, und man riſkirt wenigſtens, was ein jeder riſkirt, der einen Dieb oft glücklich ſtehlen ſieht, ſelbſt ein Dieb zu werden.

Es iſt hier an ſchönen Tagen ein herrliches Sauſen und Brauſen, und ich habe, um dies recht bis auf den Kern mit anzuſehen, ein Paar Tage eigentlich für dieſes Holz ausgeſetzt. Schon um neun und zehn Uhr Morgens kommen manche liebenswürdige Wüſtlinge mit ihren Freundinnen und Mätreſſen hieher, um den Geſundbrunnen im Freien zu trinken und der friſchen Luft zu genieſen, auch wohl, um einmal ein derberes und ländliches Frühſtück zu halten. Dieſe wandern hier im reitzenden Negligé herum, und ſind noch einſam. Zwiſchen den Stunden von zwölf bis vier Uhr kommen mehrere, die bloß eine Promenade hieher machen, die gewöhnlich zu Pferde, oder Wagen längs den Boulevards anfängt, durch die eliſeiſchen Felder hieher, und oft noch weiter in die nächſten Dörfer geht, wo Milch, oder ein Täßchen Chokolate getrunken, und dann wieder in die Stadt zurückkutſchirt wird. In dieſer Zeit, aber auch in der Abenddämmerung, wird dieſes Revier auch vorzüglich zu Amors loſen und verbotenen Diebsſchlichen benutzt. Nirgends geht dies ſo ſicher und leicht an, als hier und in den ſchönen nahen Dörfern Nanteuil und Neuilly an der Seine. Der niedlichen Häuschen ſind in Menge, wo für ein Paar Menſchen wohl ein Stübchen, oder Gartenhäuschen zu haben iſt. Was kennt der Wirth ſeine Leute, und was kümmert er ſich darum, ob man in Geſellſchaft, oder allein ſeyn will. Die ganze Gegend hier herum, vorzüglich die beiden ſchönen nahe gelegenen Dörfer, die ich eben genannt habe, mit ihren netten Landhäuſern und Gärten an der Seine, ſind recht zu den Freuden des Landes und der Liebe gemacht, und es iſt alſo nicht unrecht, daß man dieſe Winke der Natur nicht unbenutzt läßt. Nirgends ſollen Amors Ausflüchte aufs Land und in das Hölzchen häufiger ſeyn, als wann die Theater ſich öffnen. Wie manche Frau und manches Mädchen geht in die eine Thüre des Schauſpielhauſes ein und aus der andern wieder heraus, um ſich mit dem beſtellten Feinsliebſten in einen Wagen zu werfen! Man füllt die Zeit aus, die das Stück währen kann, weiß mit ſeinen betrauten Leuten Beſcheid, und iſt zur richtigen Stunde vor den Augen derer, denen man von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben muß. — Sobald die Glocke fünf ſchlägt, iſt die Straße, die in dieſes Hölzchen und nach den ſchönen Dörfern etwas weiter hin führt, mit einer langen Reihe von Wagen und Reitern bedeckt, die hin und her fahren und reiten. Da iſt es an trockenen Tagen unmöglich, durch den Staub zu kommen, und wer in einem anſtändigen Aufzuge vor den Leuten erſcheinen will, muß durchaus einen Wagen beſteigen. Wie es in der Straße raſſelt und donnert und ſchreit und flucht, ſo iſt es drinnen unter allen Büſchen und Bäumen lautes und fröhliches Leben. Das meiſte Mittelmäßige und Schlechte hält bis gegen Abend ſo an; das Vornehme und Feine bleibt nur ſeine Zeit, und lauert ſeine Gelegenheit und ſein Glück ab, um nachher nach den ſchöneren Gärten an der Seine, oder nach der Bagatelle noch einen Ausflug zu wagen.

Der Fremde kennt das Hölzchen von Boulogne aus den Zeitungen am meiſten wegen der Duelle, die hier gewöhnlich abgemacht werden. Neulich verlautete es, daß Mercier, der mit einigen Gliedern des Nationalinſtituts Händel gehabt hatte, ſich an einem beſtimmten Tage mit ihnen im Hölzchen ſchlagen wolle. Einer ſeiner Feinde, deren er ſehr viele hat, machte darauf ein ſehr boshaftes Epigramm, worin er jeden warnte, dieſen Tag Amors Waffen in dieſen Büſchen ruhen zu laſſen, weil es zu fürchten ſei, daß die ausgejagte Seele dieſes Murrkopfs in einen der neufabricirten Leiber fahren möge. Seit Jahrhunderten iſt dieſes Holz der Kampfplatz der Ehre, und hier iſt ſicher Blut von allen Nationen Europens gefloſſen. Doch fürchtet man hier keine Geſpenſter der Erſchlagnen, und grade im Dunkeln ſchleichen die Menſchen hier am meiſten allein. Jetzt iſt hier indeſſen lange nichts Blutiges und Merkwürdiges vorgefallen, und die Wuth, ſich einander um eines ſcheelen Blicks und ſchnöden Wortes willen das Blut abzuzapfen, ſoll ſeit der Revolution ſehr aus der Mode gekommen ſeyn. Der Hauptgrund iſt wohl, weil ſo viel hochmüthiger Adel und ſo viele Officiere nicht mehr hier ſind.

Als einen Theil des Hölzchens von Boulogne, und zwar als den ſchönſten Theil deſſelben, kann man die Bagatelle anſehen. Ihrer Lage nach gehört ſie noch mit zu ihm, ihrer Natur nach iſt ſie ihm ſo wenig verwandt, als die Wüſten Syriens ſeinem lieblichen und quellenreichen Damaskus. Dieſe Bagatelle liegt an der ſüdweſtlichen Seite des Holzes von Boulogne an der äußerſten Ecke, und macht ihrer Lage und Beſchaffenheit nach ein eigenes und liebliches Plätzchen für ſich aus. Sie iſt von allen vormaligen Schlöſſern und Landhäuſern der königlichen Familie das nächſte bei Paris, und ſeiner Anlage nach das jüngſte und lieblichſte. Hier nur ſieht man nichts mehr von dem bunten Geſchmack des Le Nötre, ſondern die Engländer haben mit ihren Parks und offenen Ausſichten das Muſter zu dieſem lieblichen und natürlichen Kinde der Kunſt gegeben. Es war der verſchwenderiſche, liederliche und prachtliebende Bruder des letzten Königs, der Graf von Artois, der ſich dies Plätzchen für ſeine ländlichen Freuden wählte, und es mit Geſchmack verſchönern ließ. Hier pflegte dieſer Prinz ſeiner ungeheuren Wohllüſte, die Frankreich ſo viele Millionen und ſo viel Elend gekoſtet haben; hier lebte er oft mit ſeinen Günſtlingen und ſeinen Mätreſſen, wie die Chronik von ihm ſagt, nach dem Beiſpiel ſeines frühern Vetters, des Regenten von Orleans, deſſen Geiſt aber nicht auf ihm ruhte. Dieſer Prinz hatte aber bei großen Laſtern die Eine Tugend, ſich der Künſtler anzunehmen, und das muß man an ihm rühmen, wenn es vielleicht nur aus Eitelkeit oder Laune geſchah. Preiſt man ja doch Auguſtus bis auf den heutigen Tag, daß er ſich ſeiner Schmeichler, Virgils und Horazens, annahm, und doch war dieſer Auguſt ein Menſch von kleinem Herzen und Charakter, obgleich er nach den erſten zwanzig Jahren der Verbrechen das römiſche Volk gut genug zu Bärenleiten und alle Federn für ſein Lob zu beſtechen wußte. Unter den Künſtlern, die der Graf von Artois vorzüglich beſchützte, ſteht der alte wackre Greis Delille oben an. Er genoß von ihm einer Penſion, und konnte durch ſeine Hülfe, wie ein rechter Dichtervogel, in und mit dem Leben ſpielen. Er war oft mit ihm bei ſeinen Freuden, er hatte Theil an den Planen, nach welchen dieſes liebliche Bagatelle eingerichtet und aufgeführt ward. Er wohnte nachher oft ganze Monate darin in einem kleinen romantiſchen Gartenhäuschen, und beſang im Schatten der Bäume, die er pflanzen geholfen hatte, die Arbeiten und Freuden des ländlichen Lebens, und die Bäume und Blumen des Frühlings. Hier entſtanden ſeine Gärten, hier ſeine Ueberſetzung der Georgika; hier entwarf er vielleicht den Entwurf zu ſeiner franzöſiſchen Georgika, die das Schickſal und die Revolution, die ihn arm machte, ihn hier nicht vollenden ließen; hier habe ich ſelbſt oft mit Vergnügen ſeine Gärten und die Anſpielungen darin auf ſeinen königlichen Freund und die Bagatelle geleſen. Wie lieblich ſingt er:

Et toi, d'un prince aimable, o l'asyle fidelle,
Dont le nom trop modeste est indigne de toi,
Lieu charmant! offre lui tout ce, que je lui dois,
Un fortuné loisir, une douce retraite.
Bienfaiteur de mes vers, ainsi que du poëte,
C'est lui, qui dans ce choix d'ecrivains enchanteurs
Dans ce jardin, paré de poetiques fleurs,
Daigne accueillir ma muse. Ainsi du sein de l'herbe
La violette croit auprès du lys superbe.

Solche Gärten ſollte man den großen Dichtern, dieſen einfältigen und ſorgloſen Sangvögeln der Menſchen, denen es im Winter meiſtens wie der Grille geht, bereiten, und ihnen ein Häuschen und Gärtchen darin bauen! Hieher ſollte man die Schwalben und Nachtigallen des Nationalinſtituts verſetzen! Doch nein! jeder müßte ſeinen eignen Buſch haben; dieſe Vögel, die man Poeten nennt, vertragen ſich ſelten neben einander.

Dieſe niedliche Bagatelle iſt ein kleines Wunder der ſandigen Waldebne, ſo ragt ſie an Anmuth und Schönheit vor der ganzen Gegend hervor. Bäume und Büſche mancherlei Art, Hecken und labyrinthiſches Blumengewinde, grüne Flächen, Anhöhen mit einem ſanften Abhange und fröhlichen Ausſichten in die ferneren Gegenden, ſilberhelle Teiche und rieſelnde Bäche mit Fiſchen, grüne Wieſen und Inſelchen, auf denen theils ſchöne Kühe weiden, theils Heu gemacht wird, Schwäne und Enten auf den Waſſern, ſingende und zwitſchernde Vögel in den Büſchen — und dieſe Dinge alle künſtlich bereitet, aber ohne die Mienen einer ſtreifen Kunſt — machen das Ding zu einem Paradieſe. Weiſe und ſparſam iſt man mit Grotten, Einſiedeleien und Tempelchen geweſen, welche, in den Umfang einer Meile verſchloſſen, gewöhnlich gar zu künſtlich neben einander ſind. Eine prächtige Ville, deren Inneres noch von dem Geſchmack und der Ueppigkeit des alten Beſitzers zeugt, liegt am weſtlichen Rande nahe an der Mauer auf einem grünen Anger, mit hellen Teichen umgeben. Von da hat man eine freie und freundliche Ausſicht auf eine ſchöne Landſchaft, und etwa eine Viertelmeile davon erhebt ſich ein lachender Hügel mit Büſchen und wogenden Kornfeldern, der auf ſeinem Gipfel die Karthauſe vor Paris mit ihrem Kalvariberge trägt. Dieſe Karthauſe, woran jetzt kein Fenſter mehr ganz iſt, wird bald als Ruine einen für dieſen Park noch mahleriſcheren Anblick geben. Kurz, nächſt dem einfältigen

St.

St Cloud mit ſeinen himmelhohen Bäumen an der Seine, und dem wilderen, aber von Paris zu entfernten, Ermenonville, würde dies immer mein Lieblingsplätzchen bleiben, um ſo mehr, da man in einem halben Stündchen von Paris dahin kommen kann. Freilich das Menſchengewimmel und Getümmel würde dem frommen Einſiedler der Natur hier oft läſtig werden. Er müßte früh aufſtehen, und den Vormittag dem Umgang mit den Vögeln und Blumen und Bäumen, und den Nachmittag den fröhlichen Menſchen widmen, die dieſen Ort zu beſuchen kommen.

Man hat, um nicht alles Geſindel in dieſen noch jetzt ariſtokratiſchen Garten einzulaſſen, ihn einiger Maaßen geſperrt, weil jeder, der hinein will, am Eingange 15 Sols, oder vier Groſchen, zahlt. Obgleich dies eine, auch kleinen Leuten eben nicht unerſchwingliche, Summe iſt, ſo ſieht man hier doch ſelten andre, als gebildete und elegante Leute, und auch dieſe ſelten früher, als fünf, ſechs Uhr Abends. Sie bleiben gewöhnlich nur bis Sonnenuntergang, wo nicht einige der Schatten zu ſüßeren Freuden nöthig haben. Der Ton iſt fein und zierlich, wie in Tivoli, doch genirt man ſich hier weniger. Wenn man ausſpaziert, und einzeln ſeine Geheimniſſe den Büſchen und Blumen zugeflüſtert hat, ſo verſammelt man ſich in und um die reitzende Villa, erquickt ſich an Speiſe und Trank, die hier vortrefflich, aber auch am theuerſten in ganz Frankreich ſind, ſpaziert dann auf dem grünen Raſen und der Terraſſe, die nach der Karthauſe hinſieht, oder lagert ſich auch ländlich neben einander im Graſe, und ſieht, wie auf den Teichen die waſſerluſtigen Jünglinge und Weiber rudern und plätſchern. Denn auch auf dieſen größeren Teichen rudert und ſpielt man in Kähnen, wie in Eliſée, doch wirft man ſich nicht in Bootsmannstracht, noch ſchwimmt und taucht man im Waſſer herum. Dieſe Teiche ſind zu tief, als daß ſich jeder ſo gefahrlos ins

Waſſer ſtoßen und ſchnellen könnte. Zuweilen indeſſen hat man bei dieſem Spielen wohl ſo ein kleines Waſſerbad erlebt. Man erzählt ein ſolches Anekdötchen von der berühmten Contat. Auch dieſe machte ſich in ihrer Blüthenzeit und in der Blüthenzeit der Prinzen, einmal mit einigen Geſellen in einem Kahne luſtig, und ſie gaukelten ſo lange, daß der Kahn umſchlug. Der Graf Artois, der ſich unter den Zuſchauern befand, ſtürzte ſich wie ein ächter Paladin ins Waſſer, die Schöne zu retten, obgleich er kein Schwimmer war. Nun mußten andre noch, um ihn und die Schöne mit ihren Geſellen herauszuhohlen. Dieſer Waſſerſprung, ſagt man, war hülfreich. Lange hatte er umſonſt mit allem ſeinen Golde um ſie gebuhlt. Jetzt aber ließ ſie ſich nur in die Villa bringen, entkleiden, und nach der Angſt und dem kalten Bade erquicken, um nachher die Liebe des Ritters zu belohnen.

Um dieſe Teiche, und auf dem grünen Anger vor der Villa, kann man faſt alle Abende einen Theil der ſchönſten Jugend von Paris ſehen, die ſich, um deſto ſchöner und liebenswürdiger zu erſcheinen, nachläßig und tändelnd ins Gras hinwirft, freundlich und zärtlich nach Blumen und Bäumen, ſchmachtend nach Waſſer und Sonne ſchaut, Kränze aus Halmen und Kräutern windet, und Schmetterlinge jagt, eigentlich aber ganz andre Dinge ſucht und ſinnt und erſchaut und erjaget. Vorzüglich häufig habe ich die teutſche Zunge von Paris hieher luſtfahren ſehen, wohl, weil der Ort ſo eine gewiſſe einfältige Teutſchheit an ſich trägt. Doch du liegſt ſchon weit hinter mir, lieblicher Aufenthalt der Nymphen und Liebesgötter und wohl nimmer wieder ſcheuche ich abendlich aus deinen ſchattigen Büſchen und Lauben ein liebendes Paar auf, das ſich aus dem Staube der Stadt mit ſeinen ſüßen Schmerzen hieher flüchtete.

Die Theater und Spiele auf denſelben, nebſt einigen Anhängſeln.

Die Revolution hat, wie über ſo viele andere Dinge, ſo auch über das Theaterweſen der Franzoſen bei den Fremden ganz neue Meinungen in Gang gebracht. Es giebt immer noch Leute in Menge, die es ſich gar nicht wollen ausreden laſſen, daß mit dem häufigen Ausrufen der Wörtlein Freiheit und Gleichheit nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die ganze Natur ſogleich anders werden mußten, doch ſo anders werden, daß man es von einem Beſſerwerden erklären kann. Es liegt freilich in vielen Dingen und Worten eine Zauberei, die Erſtaunliches leiſtet; aber man muß bedenken, daß jede Zauberei und die Verblendung und der Enthuſiasmus, die ſie zur Folge hat, nur eine Zeitlang dauren können. Ein Wahnſinn, ein heißes Fieber können einem ſchwachen Weibe, einem entnervten Greiſe auf Augenblicke, ja wohl auf Tage Rieſenkräfte und Munterkeit der Jugend wiedergeben; aber wenn das Brauſende dieſes Zuſtandes niederſinkt, ſo folget deſto größere Erſchlaffung und Ermattung. Eine ſolche Krankheit für ein Volk iſt eine Revolution, eines der ſchlimmſten Fieber, worin die gährenden Elemente und Staaten fallen können. Unvernünftig haben gar viele Leute alle Begriffe verwirren und vermiſchen gelernt in dieſer verwirrten und aus den Angeln geriſſenen Zeit. Man hat von einer plötzlichen Regeneration der Dichtkunſt, des Theaters und aller Künſte nicht allein gehofft, ſondern geſprochen, als ſei ſie ſchon da. Wie thörigt! Große Thaten kann eine Revolution thun, große Werke hervorbringen kann ſie nicht. Dies liegt in der Natur der Sache, welche die Sprache weiſe bezeichnet. Die That iſt das leicht gemachte und eben ſo leicht und ſchnell gebohrne Kind des zuſammenwirkenden Zufalls, den einer oder mehrere Menſchen mit ihrer Kraft ergreifen und zum Gebähren zwingen. Aber nie hat der Zufall, nie hat der plötzliche kräftige Entſchluß ein Werk gebohren. Die That entſteht im Toben und Strudeln, wie im ſtillen und gleichen Fortſchreiten der Stunden, das Werk will die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beſchauung, es will die ſtille Zeit, die langſam, aber herrlich vollendet, was eine Ewigkeit hoffen ſoll. Auch ſchaue man nur ein bischen umher, und ſage uns dann, wie es ſteht. Was hat die franzöſiſche Nation in zehn Jahren für die Kunſt Großes geliefert für alles, was ſie in wenigen Sekunden der Wuth hat vernichten und zerſchlagen ſehen? Der Krieg und die Revolution ſind nirgends und nie die Ammen der Kunſt geweſen, aber wohl können in ihnen Keime für künftigen Flor der Künſte liegen, und daß dem alſo ſei, wollen wir auch hier nicht leugnen. Was können die Künſte in Frankreich nicht hoffen, wenn einmal der Friede Europa wieder beruhigt! Zu geſchweigen, daß die Revolution vielleicht manches Faule hat zu Boden ſinken laſſen, und manches Kräftige und Gute aufgerüttelt hat, zu geſchweigen des Schwunges und Stolzes, den die Nation dadurch erhalten muß, daß das vereinte Europa ſie nicht hat bezwingen können, noch bezwingen wird; welche Hülfsmittel hat nicht ein neues Kriegsrecht aus Italien, Teutſchland und den Niederlanden zuſammengeſchleppt, wie ſie hinfort kein Land haben wird, wenn man auch die Schätze der Künſte und Wiſſenſchaften aus den übrigen Ländern Europens zuſammen an Einen Ort brächte! Jetzt erſt ſagt man mit Recht, es iſt nur Ein Paris in der Welt. Europa hat jetzt ein Recht, auch in den Künſten Großes von den Franzoſen zu hoffen, wie ſie die Spötter von Roßbach und der Regierungszeit der Pompadour her lange ſtumm gemacht haben. Wie ſie dieſe Hoffnungen und Anfoderungen der übrigen Welt erfüllen werden, das ſteht zu erwarten. Wir wollen ſehen, wie es jetzt mit dem franzöſiſchen Theaterweſen ſteht, und ob es durch die neueſte Geſchichte der Zeit mehr vorwärts oder rückwärts gegangen iſt.

Wir werden bald hören, daß hier, wie faſt bei allen andern Künſten, die ausgenommen, welche den Menſchen helfen, einander die Hälſe zu brechen, der Krebsgang eingeſchlichen iſt, eine unvermeidliche Folge nicht allein der Revolution, ſondern auch des Krieges. Man denke an die zahlreichen Höflinge, an den reichen und üppigen Adel, und die hohe Geiſtlichkeit des Landes, die hieher ihr Geld zu verzehren und ſich zu deſennuyiren kamen; man denke an etwa 50000 Fremde, die aus allen Ländern entweder in Geſchäften, oder zum Vergnügen hier zu leben pflegten, welchen Menſchenhaufen hat man da beiſammen, und zwar grade denjenigen, der die Schauſpielhäuſer und Gärten und Promenaden füllt, und den Damen und Huren von Paris Unterhaltung und Brod giebt. Der Adel und die hohe Geiſtlichkeit iſt bis jetzt durch die Regierung und Repräſentanten und ihren Anhang nur ſchwach erſetzt, und jetzt am wenigſten, wo den Reichen wieder eine Art von Proſkription droht, und alſo jeder die Larve der Mittelmäßigkeit umzuhängen gezwungen iſt, der ſonſt noch wohl Aufwand machen würde. Wie viele Ach! und O! ſind den alten Ducs und Marquis und Abbés aus dem Munde der Käffehäusler, Schauſpieler, Tänzer und Spielerinnen und Tänzerinnen nicht mit Recht über den Rhein und den Kanal nachgefolgt! Mit den Fremden verhält es ſich nicht viel anders. Wenn hier gleich immer noch viele Fremde ſind, ſelbſt von den Nationen, die mit Frankreich im offenen Kriege leben, ſo ſind das doch keine, die auf das Sinken und Steigen der Actien Einfluß haben, ſondern kleine und unbedeutende Menſchen, die etwas gewinnen oder ſehen und lernen wollen, wie ich und meines Gleichen; keine, oder wenige von denen, die das Mark der Knochen und der Güter zu verdünnen nach Paris kommen. Was ritterbürtig und ſtiftsfähig iſt.

kann unter dieſem Pöbel, der gar keine Geburt mehr zu achten verſteht, jetzt nicht glänzen, ja iſt noch wohl ſeiner Inſolenz ausgeſetzt. Es bleibt alſo daheim, bis die Zeit kömmt, wo es ihm einmal wieder das neue Schauſpiel von Wappen und Livreeen geben kann. Und wenn auch von dieſem alten und reichen Adel hieher kömmt, ſo fällt doch aller Reitz und alle Veranlaſſung, Aufwand und Aufſehen zu machen, bei ihm weg, um ſo mehr, da er ſich dadurch hier keine angenehme Stunden machen kann.

Die Vorliebe des Pariſers für alles Spiel und für den angenehmen Müſſiggang iſt freilich groß. aber ſie kann das Unmögliche nicht möglich machen. Selbſt der mäſſige Magen des Franzoſen hat doch das erſte Recht an ſeine Ausgaben, und die Augen und Ohren und die andern ergötzbaren Sinne ſind immer erſt die zweiten. Die groſſen Reichen und die prächtigen Fremden haben nicht erſetzt werden können. Manche Theater ſind faſt eingegangen, wenn man ihre Spieler und Zuſchauer mit den alten vergleicht; viele Unternehmer ſind während der Revolution verarmt; ja die Regierung iſt genöthigt, denen, welche das erſte Schauſpiel und die Oper übernommen haben, monatlich Zuſchüſſe zu bewilligen, damit dieſe erſten Spiele in Paris nicht eingehen. Eine natürliche Folge hievon iſt, daß auch das Perſonale der Spieler ſich mehr verſchlechtern muß, wie es auf einigen Theatern ſichtbarlich der Fall iſt, die ſonſt zu den zweiten und dritten gehörten, und jetzt unter den letzten ſind; ja ſelbſt die erſten Theater ſollen ſeit einigen Jahren an Vorzüglichkeit viel verloren haben. Auch das läßt ſich erklären, obgleich ich wünſchte, es beſſer erklären zu können. Die Schauſpieler, noch mehr die Schauſpielerinnen, ſehen ihren Spielraum ſehr eingeengt, und können das alte glänzende Glück nicht mehr machen. Das Theater war ſonſt nur ihr Probeplatz, und das Gehalt für dieſes Vorſpiel gleichſam nur eine kleine Zugiſt deſſen, was ſie nach den Kouliſſen verdienten. Wie mancher Schauſpieler, noch mehr aber wie manche Schauſpielerin, brachte es in wenigen Jahren durch andere Dienſte des Luxus zu einem fürſtlichen Vermögen! Wie manche ſchlaue Hexe regierte unumſchränkt über das Herz und die Kaſſe eines Mannes, in deſſen Adern von dem Blute fließen ſollte, das auf dem alten Thron der Bourbons ſaß! Jetzt iſt auch dieſes ſehr beſchnitten, und das ſchadet jetzt wenigſtens noch der Kunſt, der es nie ſchaden ſollte. Ein wahres Talent ſollte nicht um ſolcher Ausſichten willen ſchneller zur Vortrefflichkeit eilen; aber es iſt leider ſo. Es iſt eine alte Erfahrung, daß aus denen, die aus allem etwas machen und bilden können, ſich auch gar zu leicht alles machen läßt, ſobald ſie von der Seite der Sinne angegriffen werden. Man kennt jetzt keine Schauſpielerin, die es wagte, nur von ferne zu einem Glanze und einem großen öffentlichen Leben aufzuſehen, wie ſie die berühmte Contat noch vor zehn Jahren hatte. Es fehlt freilich wohl nicht an Leuten, die daſſelbige mögten, was die Alten, aber nicht daſſelbige können und dürfen. Ich muß geſtehen, daß ich wenige große Künſtler geſehen habe, vielleicht weil grade die berühmteſten zum Theil abweſend waren, und in Bourdeaux, Rouen, Marſeille und andern großen Städten ein Glück zu machen ſuchen, was ſie hier nicht finden können. Denn was dieſe Art Künſtler Glück machen nennen, iſt ſehr vieles. Ich brauche die alte Bemerkung kaum aufzuwärmen, daß die meiſten der Künſtler, deren ganzes Leben darſtellend iſt, oder die durch ihren Leib darſtellen, zu den üppigſten und verſchwenderiſcheſten Menſchen gehören; alle die, deren Werke mit ihnen verſchwinden, und deren Kunſt nur durch die dankbare Geſchichte und das Gedächtniß ihrer Zeitgenoſſen aufbewahrt wird, als z. B. alle Virtuoſen im Saitenſpiel, Schauſpieler, Tänzer, Mimiker, Sänger. Sie ſpielen in der Regel mit dem Leben, und ſind gleich reich, ſie mögen hunderttauſend Thaler, oder hunderttauſend

Groſchen jährlich einnehmen. Wenn dieſe erſten Spieler zum Theil auch monatlich 4000 bis 5000 Franken einnehmen, ſo verſchlägt das doch nichts; ſie ſind und bleiben im Druck, wo ihnen nicht der Zufall einmal eine recht fette Beute zujagt. Hier in Paris iſt es überdies bei dieſer Klaſſe aus der alten Hofzeit hergebracht, daß die von einigem Ruhm auf einem gewiſſen Fuß leben, ſich Equipage halten, die Gönner und Beſchützer einiger armen Autoren und Schauſpieldichter machen, witzige Geſellſchaften, und der Himmel weiß, was ſonſt nicht alles, halten müſſen, und das will ſich bei dieſen magern Zeiten nicht recht thun laſſen. Deswegen hat man auch wohl nie mehr verarmte Künſtler und Schriftſteller von wirklichen Verdienſten in Frankreich geſehen, als grade zu dieſer Zeit, wo Viele die Morgenröthe der franzöſiſchen Kunſt und Litteratur mit einem neuen Glanze angebrochen glauben, weil die große Nation ſich mit Dekreten und Edikten dafür ſo ganz beſonders ausgezeichnet hat.

Neben dieſen unvermeidlichen Wirkungen der neueſten Begebenheiten ſind auch einige, die wohl hätten vermieden werden ſollen und können, die freilich allmälig aufhören, oder doch von ihrer Stärke verlieren, aber doch noch immer als lächerliche Geſpenſter einer lächerlichen Furcht und eines noch lächerlicheren Vandalismus herumſpuken. Man weiß, daß der raſende Pöbel in Paris Monumente und Grabmähler zerſtörte, weil ſie Königen, oder von Königen errichtet worden waren. Man weiß, daß eben dieſer Vandalismus — ich weiß keinen paſſendern Namen für dieſe Verirrung — es ſich anmaßte, die Sprache in ihren erſten Grundregeln zu verkehren, und ihr neue Geſetze und neue Worte zu geben, indem er alte eigenmächtig proſtribirte. Man wollte aus lauter Brudergeiſt nichts mehr von einem Ihr und Sie wiſſen, und alles ſollte ſich mit dem Bruderkuſſe auch das Du und der Anrede Bruder und Bürger bedienen. Man weiß, wie viel dadurch die franzöſiſche Sprache, vorzüglich die ſprechende Sprache, verlieren würde; im Teutſchen gewinnt ſie im edleren Stil durch das Du und Ihr für das Sie. Andre Worte, z. B. König, Herr, Kaiſer, Gebieter, ſollten eines freien Mannes Ohr hinfort nicht verletzen, und man ſollte ſie nur noch als Worte des Zorns und Fluchs ausſprechen dürfen. Dieſes freie Volk ſollte ferner nichts hören, was ſo klang, als könne auch ein König und Herr ein Menſch ſeyn, als könne unter ſo einem Könige auch etwas Menſchliches und Gutes geſchehen; es ſollte ferner nichts hören, was an die alten Zeiten der Könige, an große und edle Handlungen, die von ihnen und unter ihnen geſchehen waren, erinnern, was Mitleid und Dankbarkeit erregen konnte. So weit trieb man die Tyrannei der jungen Freiheit, daß man den Leuten mit Gewalt und aller Sprache und Geſchichte zum Trotz einbilden wollte, was man ſelbſt abgeſchafft habe, ſei aller Orten und immer abſcheulich und fluchwürdig. Als man die alten Religionsweiſen wegwarf, und ein kaltes herzloſes Ungeheuer der Metaphyſik, welches man Göttin Vernunft nannte, auf den Thron ſetzte, als man das Dekret, es ſei ein Gott, an alle Wände klebte und ſchmierte, und doch die Menſchen hinderte, dieſen Gott nach ihrer Weiſe anzubeten; da ging auch die Inquiſition der tollen und blutigen Vernunftherrſcher weiter, und verjagte ſelbſt aus den Spielen des Volks die unſchuldige und muthwillige Freude, und ſuchte ſie, die kein Gewiſſen hat, durch Gebote und Verbote ſchuldig zu machen. Wenn ſie, das ſpielende Himmelskind, von dieſen Abgeſchmacktheiten gleich nichts verſtand, noch je verſtehen wird, ſo mußte ſie ſchon thun, was man ihr andeutete, weil ſie die Schergen und Guillotinenbeile wohl ſah. Leute, die die Septembernächte, die die Hinſchleppung Ludwigs zum Richtplatze wenigſtens ſtumm angeſehen hatten, fühlten ſich jetzt zuerſt in ihrem lebendigſten Leben angetaſtet und murrten, aber fein leiſe. Durch das Gebot, alles Republikaniſche und Gleichmachende auf die Theater zu bringen, für demokratiſche und begeiſternde Stücke zu ſorgen; durch das Verbot, alles Ariſtokratiſche und Königiſche zu verbannen, und nichts auch nur Zweideutiges aufkommen zu laſſen, gab man der Kabale einen weiten Spielraum. Was ſollten die Unternehmer thun? Demokratiſche Luſtſpiele ließen ſich nicht zu hunderten aus den Aermeln ſchütteln, weil die Demokratie dem Volke bis jetzt nur Trauerſpiele gezeigt hatte, und weil die Sitten, woraus ein Luſtſpiel hervorgeht, ſich nicht ſo leicht demokratiſiren laſſen, als die Verwaltung und Verfaſſung. Trauerſpiele, voll Haſſes gegen die Eingewalt, voll verruchter Thaten und Schickſale der Könige und Tyrannen ließen ſich leichter von der Tribune dekretiren, als ſo machen, daß ſie Voltaire, Corneille und Racine hätten vergeſſen machen können. Von allen Produkten dieſer Revolutionszeit iſt das Meiſte ſogleich bei'm Aufkommen wieder untergegangen, den einzigen Karl den Neunten von Chenier ausgenommen, der noch zuweilen gegeben wird, um den Haß des Deſpotismus einzuſchärfen. Aber auch von dieſem Stücke kann man, ungeachtet mancher Schönheiten, doch nichts anders ſagen, als daß es mehr lärmt und glänzt, als bewegt und erwärmt; es iſt ein wahres Revolutionsſtück, wie unſer Abällino und andere desgleichen, die eine Zeit als Irrlichter flimmern, um dann auf ewig zu verlöſchen. Keinen einzigen Schritt hat die tragiſche Kunſt gethan, ſich aus dem langen Todesſchlummer aufzuraffen, worin ſie faſt ſeit Voltaire gelegen hat. Eben ſo wenig Erkleckliches iſt für das eigentliche Schauſpiel und Luſtſpiel geſchehen. Die kleinen Poſſen und Späße des Vaudevilletheaters und ſeiner Brüder ſind ungeachtet ihrer Urbanität und des Witzes, wodurch ſie oft ſchimmern, meiſtens bloß für ihren Tag berechnet, und gehen auch mit ihm unter; doch von dieſen werde ich weiter unten reden, ſo wie von dem ſeltenen Phänomen, daß Kotzebue hier ſo viel Glück gemacht hat. Was war nun unter dieſen Umſtänden zu thun?

Der Vorrath war leicht erſchöpft, worin die Argliſt und Deutelei — denn das hatte man die Leute durch das Dekretiren gelehrt — nicht etwas Anſtößiges und Mißfälliges hätte finden können. Einige Male konnten die Ephemeren voll guten republikaniſchen Willens mit öffentlichen Ausbrüchen des Enthuſiasmus in Hymnen und Liedern wohl gefallen; aber das konnte nicht immer währen, und man mußte endlich republikaniſch gähnen, wo man vorher ariſtokratiſch gelacht und geweint hatte. Die patriotiſchen Märſche und Hymnen, die die Regierung zwiſchen den Akten und zum Anfange zu ſpielen befohlen hatte, wollten es nicht mehr thun, nachdem der erſte Rauſch vorüber war. Man mußte alſo auf andre Mittel denken, wie man in dieſer Preſſe ſich zwiſchen dem Geſetze und dem Intereſſe und Beifall des Publikums aufs beſte durchdrängen wollte. Was ſich von den Meiſterſtücken der Bühne nur irgend republikaniſiren ließ, das mußte unter das kombabiſirende Meſſer irgend eines Verbeſſerers und Akkommodirers, und kam nach den Umſtänden und der Fertigkeit des Bearbeiters oder Verſchneiders beſſer, oder ſchlechter davon. Bei vielen Stücken war aber jede Umformung ſchlechterdings unmöglich; ſie mußten aufgelöſt werden, wenn ſie demokratiſirt werden ſollten, und alſo wurden ſie dem Publikum ganz entzogen. Dies traf beſonders die Trauerſpiele, und noch mehr die Opern, bei denen nicht allein die Arbeit des Dichters zu verwandeln war, ſondern auch die ganze Maſchinerie, deren koſtbarer Apparat nicht ſo leicht zu ſchaffen war, als die durchſichtigen Reime, die den Tonkünſtlern gewöhnlich untergelegt werden. Das pariſer Publikum mußte alſo lange ſeine Lieblingsſtücke entbehren. Aber auch die, ſo man ihm nach republikaniſcher Art zubereitet und beſchnitten und verſchnitten gab, wollten nicht recht behagen. Die Unternehmer hatten leere Kaſſen, und die beſten Spieler Unluſt, ſolches zuſammengeſtoppelte und zuſammengewaſchene Zeug darzuſtellen. Alles verlor alſo dabei.

Ich kann bis dieſe Stunde nicht begreifen, welche politiſche Erſcheinung dieſe Aengſtlichkeit rechtfertigen konnte. Einige Monate vor dem Fall Ludwigs konnte man vielleicht ein Intereſſe dabei haben, keine Stücke ſpielen zu laſſen, worin ein großes Herz und ein großes Schickſal der Könige erſcheint; nachher, dünkt mich, müßte man Spiel Spiel ſeyn laſſen, und ihm durch Geſetze keine Wichtigkeit geben, die es an ſich nicht hat; denn weil man von oben alles deutete, ſo deutete das Volk nach der Parthei, die jeder ergriffen hatte, auch mehr, als es ſonſt gethan haben würde. Was konnte es für einen Einfluß haben, wenn auf einem Pariſer Theater ein König von Alexandrien und Antiochien im Pomp auftrat, und ſeine gebietenden, oder gnädigen Worte herſang? was, wenn das Unglück einer babyloniſchen Prinzeſſin beweint ward? War man etwa bange, einigen gefühlvollen Herzen mögte die zerfleiſchte Lamballe und der ermordete Ludwig dabei einfallen? fürchteten die Henker etwa die Vorwürfe dieſer menſchlichen Thränen? Mehr konnten ſie doch von den Königlichgeſinnten nicht fürchten, die immer faſt eben ſo viele Feigheit als Kopfloſigkeit bei ihren Planen und Unternehmungen gezeigt hatten. Doch ſo lächerlich, daß man es kaum glauben kann, iſt es, daß die Aufführung manches Stückes verboten iſt, weil es etwa nur die proſkribirten Namen Roi, Seigneur, Sire enthielt; ſtrich man dieſe aus, ſo paſſirte es frei und hatte nichts gefährliches mehr. Mußte man, da dieſe Namen ſo fürchterlich waren, nicht aus eben dem Grunde auch aufhören, in öffentlichen Dekreten und Miſſionen ans Volk ſo oft die rois et tyrans zu verfluchen? Dieſe ächte Revolutionsnarrheit dauerte noch vor einem Jahre fort, wo der Miniſter Franz Neuſchateau noch Opern und Tragödien republikaniſirte. Jetzt hat aber dieſe Strenge ſehr nachgelaſſen, und ich ſelbſt habe die Könige und Tyrannen in ihrem ganzen Pompe und mit allen Benennungen und wörtlichen Verzierungen der Macht wieder auf dem Theater geſehen, und man hört den Namen roi und monarque eben ſo gleichgültig und untheilnehmend, als den eines citoyen und monsieur. Es liegt ja in Worten nur immer ſo viel, als man ſelbſt hineinlegt.

Es iſt nun aber die Frage, ob man nicht vielleicht in einzelne Worte und Sentenzen viel hineingelegt habe, und ob ſich dadurch dieſer Eingriff in die Freuden des Publikums nicht wenigſtens entſchuldigen laſſe. Man könnte mir ſagen, weil du jetzt in einer Zeit hier lebſt, wo das Volk gleichgültig und ſtumpf für alles iſt, ſo meinſt du, es ſei immer ſo geweſen. Ich habe oben ſchon zugegeben, daß man es vielleicht die nächſten Monate um die Zeit des Königsmordes habe thun können, obgleich ich auch das kaum für nöthig halte. Freilich ſolche Stücke durfte man nicht ſpielen, die die Volksregierung ſchimpfen, oder dem Königthum das Wort reden; aber hat man denn viele ſolche? drehen die meiſten ſich nicht um die Axe andrer königlicher Leidenſchaften und Unfälle? Konnte man denn nicht einen König ſehen und nennen hören, ohne die Begierde, wieder einen zu beſitzen? mußte das unſchuldige Wörtlein Monsieur und Madame aus der Sprache vertilgt werden, um nicht zu vergeſſen, daß man jetzt jeden Menſchen mit citoyen und citoyenne anreden müſſe? Muß man denn nie mehr von einem Marquis und Comte hören, um in dem Gleichheitsſyſtem nicht erſchüttert zu werden? Wahrlich dies iſt eine feigere und obenein dummere Tyrannei mit Worten, als die feigſte und dummſte, die man hohnlachend von dem Syrakuſer Könige Dionyſius und dem franzöſiſchen Ludwig dem Eilften erzählt.

Ich habe bei beſcheidenen und mäſſigen Männern mir über dieſe Dinge Rath eingeholt, und muß nach ihren Erzählungen glauben, daß dies hier mit vielem Andern zu dem republikaniſchen blauen Dunſt gehört, womit man nur einigen Schwachköpfen drinnen und draußen Sand in die Augen geſtreut hat.

Anfangs, als die große Wiedergeburt des Volks beginnen ſollte; als alles noch reiche Hoffnungen und fröhliche Wünſche und wenige Beſorgniſſe und Schrecken hatte; als der noch menſchliche und reine Geiſt des Volks, der noch keinen Tropfen Blut fließen geſehen hatte, ſich luſtig und unbefangen ergoß: da mußte alles, jedes kleine und große Ding, ſelbſt jedes Spiel mit in den neuen Ideenkreis hinein, worin man ſich ſo glücklich fühlte. Wer die Art des franzöſiſchen Volks kennt, ſeine guten und ſchlimmen Begebenheiten zu feyern, begreift, daß die Anfänge der Revolution eben ſo beſungen, betanzt, in Bändern und Schuhen vertragen ſind, wie vorher die Freuden- und Leidensgeſchichten unter einer Maintenon, Pompadour und Du Barry. Epigramme, Gaſſenhauer, Farzen und Intermetzen auf den Theatern, ſelbſt neue Winke auf neue Begebenheiten, aus alten Stücken hergeholt, mußten dazu dienen. Aber dies war und blieb eben ſo unſchädlich und gefahrlos, als es immer vorher geweſen war, und man hatte nichts Arges aus etwas nicht Argem. Als aber der verwickelte Knoten durch das Schwert und das Beil der Guillotine gelöſt werden ſollte, da veränderte ſich alles. Was ſonſt gleichgültig und immer nichts wirkend geweſen war, erhielt jetzt Bedeutung. Nicht blos im Konvent und auf und unter dem Berge biß man ſich herum, nicht allein auf allen Plätzen und Gaſſen raſete der Partheigeiſt, auch auf die Spiele und Freuden des Volks kam er nun herab. Keine Thräne war mehr unſchuldig, kein Seufzer bedeutungslos, keine Hand zum Klatſchen umſonſt aufgehoben. In allem ſollte der böſe Geiſt der Widerſpenſtigkeit gegen die neue Ordnung der Dinge ſpuken. Man beſchuldigte die Ariſtokraten und Royaliſten, daß ſie ſelbſt durch Theaterkniffe das Volk wieder unter das Königthum bringen, und zum Morde der tugendhaften Republikaner (wie man ſich ſelbſt nannte, Marat und Robespierre mit eingeſchloſſen) aufhetzen wollten. So kam in das Klatſchen und Ziſchen eine ſchwere Bedeutung, und hinfort konnte leicht zur Ehre der Guillottine gelangen, der im Cinna dem großmüthigen Auguſt, oder im Cäſar dem harangirenden Anton Beifall klatſchte. Man kann es wohl nicht leugnen, daß erſt ſo Erbitterung und Haß ſelbſt die Bühne der leichten Freude mit beſtieg, und das, durch ſolche Beſchuldigungen auf ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, die Partheien ein Gewiſſen bekamen. Doch hätte es, um ihnen zu wehren, keiner ſo gewaltigen Anſtalten bedurft. Eine gute Polizei würde die Theater leicht haben in Ordnung halten können. Man hat ſelbſt in der ſtürmiſchſten Periode kein Beyſpiel aufzuweiſen, daß es je zum Handgemenge und zu ähnlichen Scenen gekommen wäre, als ſie in London oft in den erſten Schauſpielhäuſern ſind, wo das grobe und plumpe Volk endlich die Sache auf gute Matroſenart entſcheidet. Man klatſchte und ziſchte gegen einander, wie man es vorher auch ſchon, obgleich wohl etwas decenter, gethan hatte. Als die Regierung aber ſo unpopulär mit einem Machtſtreiche drein ſchlug, da mußte man zwar ſchweigen und die patriotiſchen Märſche und Lieder mitbeklatſchen und beſchreien, aber man hatte an dem ganzen Dinge auch keine rechte Freude mehr, und die meiſten blieben alſo lieber zu Hauſe, als ſich ſo unfranzöſiſch ergötzen zu wollen. Die Schreckensregierung machte nun die Einrichtung, deren ich eben erwähnt habe, und man war thörigt genug, dieſe Einrichtung noch beizubehalten, als gar kein Grund mehr dazu da war. Man hatte ausgebrauſet und ausgeſprudelt, viel heiſſes und beſtes Blut war abgezapft; es war alſo nicht zu fürchten, daß ſich hier aus einem Fünkchen wieder eine Flamme anfachen würde. Den kleinen Troſt konnte man einem jeden nun wohl wieder gönnen, auf ſeine eigne Gefahr durch ohnmächtige Thränen und eine aufgehobene und zuſammengeſchlagne Hand zu bekennen, zu welcher politiſchen oder poetiſchen Parthei er gehöre.

Alles that in dieſem ſchlimmen Zeitpunkte des Schreckens, wo die Tyrannei auch das Unſchuldigſte ſchwarz machte, die Wuth, auch die Theater zu vandaliſiren, und von ihm und aus dem Karakter des Volks alle Sitte zu verbannen; aber es iſt ihr in beiden wenig gelungen. Wenn man die Franzoſen klagen hört, daß die Nation durch die neueſten Geſchichten an Feinheit und Artigkeit ſehr verloren hat, ſo muß ihnen der Fremde das freilich glauben, wenn er den vorigen Zuſtand nicht kennt; eben ſo muß er es ihnen glauben, daß man vorher auch im Schauſpielhauſe und auf dem Tanzplatze beinahe wie in dem Saale einer Privatgeſellſchaft lebte. Man muß nicht zweifeln, daß man ſonſt in den Schauſpielhäuſern noch mehr Urbanität zeigte, obgleich, wer aus Italien und Teutſchland kommt, hier genug anzutreffen meint. Allgemein iſt die Aeußerung, wenn man ſich über den Anſtand und die Ruhe in den großen Theatern wundert, das ſei nichts, man müſſe zehn Jahre früher hier geweſen ſeyn, um das recht würdigen zu können. Fragt man dann nach den Veränderungen, ſo ſteht bei ihnen voran die franzöſiſche Feinheit, die ein Ausländer kaum ahnden mögte, (ſo belieben ſie ſich auszudrücken) von der ſo vieles dahin ſei, was man wieder kaum ausdrücken könnte. Und freilich kann man ihnen darin wohl etwas glauben, denn dieſe Feinheit iſt wirklich den teutſchen Fingern oft zu fein zum Ergreifen. Ferner klagen ſie, das Ziſchen und Klatſchen ſei lauter und republikaniſch lärmender geworden, als es zu den königlichen Zeiten war. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich dieſes, ſo weit es überall anſtändig iſt, immer innerhalb der Regeln des Anſtandes und der Beſcheidenheit gegen die Zuſchauer und Spieler gefunden habe; ſelbſt wo offenbare Kabalen gegen einzelne Spieler und Stücke im Spiele waren, ſtieg es ſelten zu dem Lärmen, den man oft, ohne Revolutionszeiten erlebt zu haben, in wohlgeſitteten Städten Teutſchlands findet. Ferner klagen die, ſo das Alte vermiſſen, über Unartigkeit gegen das weibliche Geſchlecht. Auch da fällt einem Teutſchen ſo leicht nichts auf, weil bei uns in dieſer Rückſicht an den meiſten Orten noch ſo vieles zu verbeſſern wäre. Sie rufen, und nicht mit Unrecht, daß die Jünglinge mit den Füßen auf den Polſtern des Parterre treten, worauf nachher andre ſitzen müſſen; daß oft ein halbes Dutzend Männer in Einer Reihe ſitzt und zuſehen kann, wie ein Paar Weiber ſtehen und umherlaufen, ohne einen Platz zum Sitzen gewinnen zu können. Es iſt abſcheulich und war ſonſt unerhört, rufen ſie aus, und wer ſtimmt nicht gern mit ihnen ein! Je freier und ſtärker der Mann wird, wenn er es anders jetzt in Frankreich geworden iſt, deſto milder und aufmerkſamer ſoll er gegen die Schwächeren, und alſo vor allen Dingen gegen das zartere und ſchwächere Geſchlecht ſeyn, um ſo mehr, wenn ſein Land dies ſchon als eine wohlhergebrachte Sitte geheiligt hat. Iſt man alſo darin derber und unartiger in Paris geworden, ſo muß ich es doch zur Ehre des Volks ſagen, daß das alles in keine Vergleichung kommt gegen die Verſtöße, die weit häufiger und gröber jenſeit des Rheins gegen das ſchöne Geſchlecht gemacht werden.

Im Ganzen zeichnet denn doch die Franzoſen auch hier gegenſeitige Höflichkeit und Gefälligkeit aus Noch mehr aber findet man dieſe Gefälligkeit gegen die Spieler, und eine gutmüthige Feinheit, die man wirklich liebenswürdig nennen muß. Das Intereſſe, das der Franzoſe an jedem Spiele, und alſo auch vorzüglich an den Schauſpielen nimmt, iſt ſeinem Karakter etwas durchaus Natürliches und Unverlierbares. Man kann mit Recht von der ganzen Nation ſagen, daß ſie ohne Spiele gar nicht leben kann, ſo groß iſt ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit. Wir andern Nordländer, durch deren Adern meiſtens auch kälteres Blut fließt, hören leider gewöhnlich gar zu früh zu ſpielen auf, und nennen in unſerm bequemen Phlegma gar zu leicht albern und närriſch, was doch bloß leicht und jugendlich iſt, und alle muntre und menſchliche Menſchen auch gar zu gut kleidet. Was dem Franzoſen alſo dieſen angebohrnen Spieltrieb mit befriedigen hilft, das kann ſicher auf ſeine Dankbarkeit rechnen. Nicht leicht alſo wird er einen Spieler mishandeln, wo er es durch Uebermuth und Ungezogenheiten gegen das Publikum nicht verdient. Nur dieſe gilt das Ziſchen oder den Dichter, deſſen Stück entweder durch ſeine eigne Erbärmlichkeit fallen muß, oder durch die Kabale fallen ſoll. Die Stille und Aufmerkſamkeit ſo vieler Tauſende iſt in der Regel zu bewundern, und auch ſelbſt, wenn man Langeweile hat, trägt man ſie für ſich und läßt ſie ſeinen Nachbar zur Rechten und Linken nicht empfinden. Aber dieſe Langeweile iſt ſelten anhaltend; man findet doch immer in dem Schlechteſten etwas zur Unterhaltung. Das kleinſte Spiel, und auch von den Kleinſten geſpielt, iſt ihnen wichtig, und auf dieſe Wichtigkeit, die ſie ihren Spielen beilegen, bilden ſie ſich nicht wenig ein. Ich werde unten etwas davon erwähnen, wenn ich auf die Kindertheater komme. Bei dieſer erſtaunlichen Vorliebe, die der Franzoſe für alle Schauſpiele hat, könnte man ſich wundern, wie es zugeht, daß oft die Theater ſo leer ſind. Allein man denke an die oben angegebenen Gründe und an die Jahreszeit, die unter allen den Theatern die ungünſtigſte iſt. Es halten ſich denn doch etwa 15 Theater, kleine und große, für feine und feinſte Welt, immer noch ziemlich leidlich, der Menge von Bühnen, Buden und Sälen zu geſchweigen, ſie mit dem unterſten dieſer 15 in einer nahen Verwandſchaft ſtehen.

Etwas ganz Eigenes, was ich wenigſtens ſonſt nirgends bemerkt habe, iſt es, daß man eine beſondre Polizei für die Logen hat, auf deren Beobachtung das Parterre ſtrenge hält, und jede Verletzung derſelben mit einem plötzlichen Ziſchen und Stampfen beſtraft. Es iſt nemlich die angenommene Sitte, daß aus den Logen niemand weit mit Kopf und Schultern ſich vorlehnen, noch irgend etwas, z. B. einen Arm, einen Hut, Sonnenſchirm, Fächer, oder ein Tuch, heraushängen laſſen darf. Wer ſich darin vergißt, hat augenblicklich alle Augen auf ſich, und bald alle Kehlen und Arme im Zeigen und Pfeifen gegen ſich. Ich denke, dieſe angenommene Sitte bezieht ſich mehr auf die Bequemlichkeit der andern Zuſchauer in den Logen, als auf akuſtiſche Rückſichten der Bühne. Denn wenn Viele ſich auslegen, oder auch Hüte und Fächer fliegen und hängen laſſen, ſo wird dem Sehen mancher andern dadurch geſchadet, nicht zu gedenken, daß dieſe ſchlecht angebrachten Zierrathen auch der Schönheit der netten Theater keinen Vortheil bringen. — Auch nichts Närriſches und nur Aufſehen Erregendes darf in den Schauſpielen erſcheinen. So erinnere ich mich, wie es einmal einem Bürger in dem erſten Theater ging. Dieſer holte mitten in einem Akte mit Einem Male einen ungeheuren Tubus hervor, und guckte damit ſpaßmachend zu den Bogen und Gallerieen hinauf. Anfangs war allgemeines Gelächter von oben und unten und die Schauſpieler mußten ſchweigen. Kaum beſann man ſich aber, ſo wandte ſich alles gegen denjenigen, der den Tubus gehalten hatte, um ihn herauszuwerfen, aber man fand ihn nicht, entweder weil er ſich ſogleich aus dem Staube gemacht, oder nur anderswohin gedrückt hatte.

Eine große Unart aber haben die Pariſer mit den Zuſchauern faſt aller Orten gemein, nehmlich die, Worte des Stücks auf die Spieler, noch mehr auf die Spielerinnen anzuſpielen, und ihnen ſo gelegentlich ein Kompliment zu machen. Daß dies einige Stutzer und Stutzerinnen thun, kann man noch weniger abgeſchmackt finden, wenn ein ſo großes und feines Publikum es ſtillſchweigend oder gar einſtimmend gutheißet, aber eine Abgeſchmacktheit bleibt es immer, die nicht nur den angenehmen Schein ſtört, ſondern auch die Spieler recht eigentlich gewöhnt, ſich ſelbſt zu ſpielen, nicht aber den eigentlichen Karakter, der in ihrer Rolle liegt. So eine feine Schauſpielerin unterläßt auch nie, ſich für eine ſo gefällige Deutung mit einem freundlichen Nicken, oder gar einem Knicks zu bedanken. Man iſt hier ſo daran gewöhnt, daß man das Unſchickliche davon gar nicht einſieht. Die, welche die Schmeichelei gilt, haben eine ſo feine Witterung, daß ſie auch die zarteſte Anſpielung und leiſeſte Deutelung ſogleich verſtehen.

Doch von dieſen Anſpielungen muß ich endlich auf die andern kommen, die zu verhüten man noch vor kurzem ſo große Anſtalten machte, und die noch jetzt ſo bedeutend ſcheinen, daß allein ihrentwegen gewiſſe Stücke noch jetzt nicht geſpielt werden dürfen. Man ſpielte hier vormals wohl eben ſo an, wie es faſt an jedem Orte in der Welt geſchieht, wo die Zuſchauer nicht bloße Stöcke ſind, aber dies blieb doch bloßes Spiel. Seitdem aber die Regierung ihre Naſe mit hinein geſteckt hat, iſt das Ding viel wichtiger, und dieſes Anſpielen eine Art von Wuth geworden. Es bleibt nicht bloß bei dem Politiſchen ſtehen, ſondern bei jedem alltäglichſten Quark des alltäglichſten Lebens macht jeder ſeine Gloſſen, je nachdem ihn der Schuh drückt. Das Luſtigſte iſt freilich bei dem Politiſchen, wo man faſt ſogleich verſteht, worauf es gemünzt iſt. Man hat da oft vielen Spaß, weil das Volk ſich jetzt wenig genirt; doch ſieht man davon gar keine Folgen. Oft ſind ſie entſetzlich weit hergeholt, dieſe Anſpielungen;

z. B. ſagte eine Magd klagend über ihren geizigen Herrn: „er giebt uns nicht ſatt zu eſſen, und läßt uns die Knochen nagen,“ und einer ſchrie drein: „den Lieferanten die Knochen! dem Volke das Fleiſch!“ Ein andermal verbeſſerte einer die Vergleichung: „ſie iſt ſchön, wie Königinnen ſind,“ mit dem Nachſatze: „wie ſie ſonſt waren,“ (comme elles etoient autrefois,) und alles klatſchte drein. Als die Jakobiner wieder ihr ephemeriſches Leben anſingen, galt es ſie vorzüglich bei den Anſpielungen, und wo nur etwas zu drehen war, da mußte es ſich heran drehen laſſen. Zur Zeit, als es Mode ward, wieder gegen die Reichen zu deklamiren und die Plünderung derer zu ſodern, die in eignen Karoſſen zum Hohn des ſouverainen Volks fahren, wurden im Theater Molière die Verſe: il y a de riches gens, qui sont vraiment des malheureux geſungen, und mit einem gewaltigen Klatſchen aufgenommen. Einer, der hinter mir ſtand und nicht ſogleich die Urſache davon begriff, ward grimmig und rief: „ſo etwas ſollte man nicht mit vollen Händen beklatſchen, das iſt ja eben unſer Unglück.“ Das muß man aber bei dieſen Anſpielungen erinnern, daß ſie jetzt wieder bloßes Spiel ſind, wenn es gleich auf etwas Ernſthaftes deutet, und daß ſie das Heftige und Lärmende des Partheigeiſtes verloren haben, der die Bühne als Bühne aufgegeben zu haben ſcheint.

Nach dieſen kleinen Vorerinnerungen, die zum Theile hätten Nacherinnerungen ſeyn ſollen, für die ich aber keine bequemere Stelle wußte, als dieſe, komme ich nun auf die Theater ſelbſt, von deren vornehmſten ich hier noch etwas ausführlicher reden muß, indem ich von den kleineren und unbedeutenderen zugleich einige Züge gebe, die das Gemählde des Ganzen verſtärken helfen. Ich werde zuerſt von den Luſt- und Trauerſpielen, dann von der Oper, und endlich von den gemiſchten Spielen reden, wo einzelner Geſang, Liederchen und Vaudevilles mit dem gewöhnlichen Gange des Luſtſpiels wechſeln.

Das erſte Theater für das ordentliche Luſt- und Heldenſpiel iſt jetzt das franzöſiſche Theater der Republik im Palais Egalité, das ſowohl durch ſeine Lage, als durch ſein gefälliges Aeußere dieſe Auszeichnung verdiente. Es erhält ſich immer noch in einem rühmlichen Anſehen, obgleich faſt alle behaupten, daß es ſeit einigen Jahren außerordentlich verloren. Auf dieſem Theater habe ich beſonders Aufſchlüſſe über das Unterſcheidende und Karakteriſtiſche des franzöſiſchen Spieles erhalten, und hier ſah ich die dramatiſche Kunſt wieder aufs engſte mit dem ganzen Gemüthe und den Sitten dieſes Volkes zuſammenfließen. Nach dieſen Beobachtungen muß ich es gradezu geſtehen, daß mir kein europäiſches Volk ſo ganz zur Komödie gemacht ſcheint, als die Franzoſen. Man gehe ihre ganze Geſchichte zurück, und laſſe es ſich nicht verdrießen, die undankbaren Kroniken des Mittelalters auszuſtäuben, und ſchon da wird man finden, wie ein unwiderſtehlicher Trieb dies Volk von jeher zu Spielen des Scheins und zu Darſtellungen trieb. Wo ward das Ritter- und Turnierweſen ſo ausgebildet? wo hatten die Feſte und Vermählungen großer Häupter ſo viele Aufzüge und Darſtellungen mythiſcher und bibliſcher Perſonen? Aus dieſem Triebe, alles zu bilden und mit allem zu ſpielen, iſt endlich die Gewandheit und Urbanität der Sitten hervorgegangen, worin bis jetzt noch keine andere europäiſche Nation der franzöſiſchen gleich kommt. Dieſe und die ſeltne Herrſchaft, die der Franzoſe über ſeinen Leib zu erringen weiß, werden ihn fürs Erſte immer zu einem trefflichen Spieler im Komiſchen machen. Dem leicht faſſenden und wieder gebendem Karakter des Volks ſind auch die Stücke meiſtens angemeſſen, die geſpielt werden. Neben einigen Meiſterarbeiten des großen Molière und mehrern ſentimentalen Dramen Diderots, Destouches und einiger anderer, tändeln die meiſten beliebten Stücke den leichten Gang des Volks ſo hin. Wenn man ſie bloß lieſt, glaubt man nur blitzende Waſſerbläschen zu ſehen, und hat zuletzt Langeweile; aber kaum erſcheinen ſie auf dem Theater, ſo gewinnt alles in ihnen Leben und Wirklichkeit, und man erröthet, daß man ſich ſo teutſch irren konnte. Doch will ich hiemit keinesweges in Abrede ſeyn, daß nicht viele dieſer angenehmen Nichts ſo dünn und flach ſind, daß ſie durchaus der Vorſtellung bedürfen, um nur einen Augenblick genießbar zu ſeyn. Es bleibt darum doch der Karakter des Trefflichen, daß es auch todt auf dem todten Papiere gefallen muß. Und wer will es am Ende leugnen, daß die äſthetiſche Bildung der Franzoſen eine ewige Flachheit iſt, ſo wie ihr Leben? Aber befleißigen wir andern Europäer uns nicht derſelben Flachheit? und dazu haben wir noch die Schwerfälligkeit und oft den Bombaſt auch im Leben. Was könnten aber die Franzoſen nicht leiſten mit ihrem Volke und ihren beſtimmten Sitten, die jedem Dinge Bedeutung und Klarheit geben! Eben weil ſie feſte und ſtehende äußere Sitten haben, können ſie ein herrliches Luſtſpiel haben. Ich frage, wie iſt dies bei uns Teutſchen möglich, wo man nach der Hof- und Staats- und Prieſtertracht einer jeden Provinz wieder andre Leiber und Köpfe trägt; wo in Berlin und Leipzig gemein und abſcheulich iſt, was man in Wien und München mit vollem Jubel beklatſcht? wo wir von allen Völkern die Moden und Sitten und Gebräuche nachäffen, und darüber keine äußern behalten, wenn gleich die inneren ſich bei Vielen durch ihre Treue und Rechtlichkeit noch behaupten. Wenn ich das Ding ſo recht bedenke, ſo ſcheint es mir unmöglich, daß wir das eigentlich Feinere beſitzen könnten, welches man nur Luſtſpiel nennen ſollte. Durch wie vieles entzücken uns die franzöſiſchen Spieler, durch wie viele kleine Schatten und Anſpielungen zeigen ſie ihre tiefe Kunſt, die durchaus bei den Meiſten unter uns verloren gehen würden! Was man auch dagegen ſagen mag, mir dünkt bis dieſen Tag, daß wir wenige Stücke haben, die man Luſtſpiele nennen könnte. Erſcheint auch einmal etwas Luſtiges und Munteres, ja gar etwas Witziges und Naives auf der Bühne, ſo geben die Meiſten durch ein gräuliches Lachen zu verſtehen, daß das Feinſte und Witzigſte in dem Stücke ihnen nicht angehöre; die andern ſagen durch eine gewiſſe bequeme Gleichmüthigkeit und Ruhe, womit ſie zuſehen, daß dieſe Blumen von einem fremden Boden, oder wenigſtens aus einem Kopfe kommen, deſſen Witz hier keine Verwandten hat. Um ſich davon zu überzeugen, gehe man in das erſte beſte Theater Teutſchlands, z. B. in das Berliner, welches wohl zu den beſten gehört. Kaum ſteigt man aus dem Gebiete des alltäglichſten Lebens und aus dem alltäglichen Ton ein wenig heraus, ſo verliert alles, Spieler und Zuſchauer, ſeine Haltung und Wohlbehaglichkeit, weil das Stück ſelbſt keine Haltung hat. Denn wo iſt unſer feiner Konverſationston? und haben wir überall einen gleichen? Der Pariſer wird ſich in Marſeille und Bourdeaux wieder finden; man bringe den Berliner und Hamburger nur zuſammen, oder gar beide nach Bern und Wien, und frage ſich, wie die Leute ſich zuſammen ausnehmen. Was ſoll der teutſche Schriftſteller thun? die feine Welt und ihr Ton iſt kein ſo öffentliches und ausgelegtes Ding bei uns, als in Frankreich. Vielleicht hat er ſie ſelbſt nicht ganz, und wie ſoll er ſie dann darſtellen? oder hat er ſie, welchen Verbindungspunkt giebt es zwiſchen ihr und dem Publikum? Ich glaube, dieſen Stein des Anſtoßes zu vermeiden, haben wir uns denn endlich gefallen laſſen, rechte ächte Fußgängerſtücke (fabulas pedestres) auf die Bühne zu bringen, mit Sitten, die freilich jedermann verſtändlich ſind, die aber auch weiter nichts Anziehendes haben, als dieſe Verſtändlichkeit, weil ihnen ſelbſt der ſcharfe und grobe Witz der Fußgänger fehlen muß. Mir fällt hiebei ein, was die Bauern eines Dorfes von ihrem Prediger ſagten, der ihnen immer Schnurrigkeiten und närriſche Gleichniſſe zum Beſten gab; für die Schenke bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Tobak möge ſich das Zeug noch wohl ſo ziemlich leidlich anhören laſſen. Schlimm genug, daß unſre meiſten Luſtſpiele, deren Leben man oft mit gutem Fug ein Schenkenleben nennen könnte, ſich nicht einmal in einer Schenke leiblich ſehen ließen. Man macht an einen Schauſpiel- und Luſtſpieldichter nur Anſprüche, die er zuerſt an ſich ſelbſt machen ſollte, wenn man verlangt, daß er das feinere und witzigere Leben der Geſellſchaft darſtelle, worin ſchon, auch wenn es nicht auf den Bühne erſcheint, ein ſchöner Schein ſeyn ſoll. Was ſoll man mit dieſen Tagelöhnerſtücken ohne Geiſt und Salz, und wenn ſie mit allen Sentenzen und Moralen ausgeſpickt ſind, und mancher frommen Seele frömmere Gedanken mit auf den Weg geben, als manche Kanzel? Man ſoll ſich auf dem Theater nicht erbauen, ſondern vergnügen wollen; das ſcheinen meine Teutſchen nicht genug zu bedenken. Woher käme ſonſt die Berühmtheit mancher Stücke, die man unſchädlich neben Benjamin Schmolken ſtellen kann, für die man aber auch eben ſo gut ſeine Morgen- und Abendſegen auf dem Theater herbeten könnte? Was ſoll ich hier unſers großen Künſtlers Iflands Stücke erwähnen, oder Kotzebues? Das, wodurch ſie gewöhnlich unſerm Publikum gefallen, iſt gewöhnlich das, wodurch ſie ſchlecht ſind. Freilich, wenn Iffland ſeine guten teutſchen Hausväter, ſeine Bauern und Förſter und Advokaten ſpielt, ſo vergißt man über dem Meiſter alles, und ſieht noch einmal mit Vergnügen auf der Bühne, was man auf jeder Gaſſe und in jeder Schenke ſehen kann. Aber warum giebt uns ein ſolcher Mann nichts Feineres? Antwortet er, weil die Nation keinen Sinn dafür hat, ſo ſage ich, des großen Künſtlers Pflicht iſt es, zu leiten, wo er nie folgen ſoll. Hier ſieht man das Abſtechende zwiſchen uns und den Franzoſen. Ein Nichts läßt ſich durch vier, fünf Akte von ihnen durchſpielen, und gefällt durch die beſtimmte Darſtellung. Unſre Künſtler verderben das Feine gewöhnlich, wo ſie nicht in ſich das Maaß und die Haltung finden, welche die Sitten der Nation ihnen nicht geben können. Wir können einmal nicht lange ſpielen, und müſſen vor allen Dingen zuerſt eine derbe Unterlage haben. Der Franzoſe ſingt bei ſeinem Waſſerkrug, wie ein Begeiſterter, wir müſſen den vollen Weinkrug oft rund gehen laſſen und uns halb berauſchen, ehe wir anfangen. Jene wollen Bewegung und Handlung, wir laſſen uns oft damit abſpeiſen, daß man uns erzählt, wie die Leute ſind, ohne daß wir ſehen, wie ſie ſind. Man ſtopft uns den Mund mit ſchönen Worten, welches weit leichter iſt, als ſparſam mit ihnen zu ſeyn, und ſo eine ſchöne Handlung in ihr zartes Gewebe einzuflechten. Wir wollen immer, ich will nicht ſagen, Tiefe — denn dies mögte zu viel geſagt ſeyn — doch Grund und feſten Boden haben, und können das luſtige Spiel zwiſchen Himmel und Erde nicht lange aushalten, wo die Geſtalten ſelbſt nur ſcheinen und doch ſind. Wir ſpielen uns durch den Schein, den jedes Spiel feſthalten ſoll, gar zu leicht bis an die äußerſte Gränze der Wirklichkeit, welches eben ſo gefährlich iſt, als wenn der Schiffer ſich vor einer Sandbank vor Anker legt; der erſte Windſtoß treibt ihn auf den Strand. So fallen wir durch die dicke Wirklichkeit des handelnden Lebens gar oft in das träumende und empfindſame, das für ein Arkadien ganz gut ſeyn mag, aber auf der Bühne immer herzlich langweilig iſt.

Die Franzoſen ſind jetzt freilich arm an vorzüglichen Dichtern für die Bühne. Was noch Leidliches und Genießbares gearbeitet wird, iſt meiſtens für die kleinern Theater; es ſind Poſſen und Farzen, die für ihr ephemeriſches Leben oft witzig und launigt genug ſind. Doch haben ſie einen jungen Mann, der mit einigen Stücken viel Glück gemacht hat. Er heißt Picard, und einige Kritiker nennen ihn ſchon den zweiten Molière. Mir ſcheint das etwas zu voreilig abgeurtheilt, denn zum Molière fehlt ihm gar Vieles. Es iſt in ſeinen Stücken, bei manchen Schönheiten, durchaus zu viel auf den Schimmer und die Wirkung geſehen, ohne den Erfolg von der Haltung und klugen Anordnung des wohlverbundenen Ganzen zu erwarten. Doch dieſer Mangel an guten Dichtern erklärt das Phänomen nicht, zu deſſen Erklärung ich jetzt kommen will; denn ſie haben ja überdies der guten und beliebten Stücke für die Bühne genug, und können ſie wegen der Menge ſo ſelten ſpielen, daß ſie immer das Intereſſe der Neuheit behalten. Es iſt etwas anders, was Herrn von Kozebues außerordentlichen Triumph vorbereitet hat, der vor zehn Jahren hier ſchlechterdings unmöglich geweſen wäre. Es hat ſich ſeit der Revolution ein gewiſſer Geiſt des Ungeheuren und der Empfindelei der Nation bemächtigt, der faſt in allen neueſten Produkten franzöſiſcher Federn ſichtbar iſt. Das Wunderbare, Abentheuerliche und Weinerliche nimmt meiſtens die Stelle des Muntern und Einfältigen ein, welches ſelbſt die flachen Romane und Zeitvertreibarbeiten der vorigen Franzoſen auszeichnete. Ob daran die wunderbaren und weinerlichen Auftritte der neueſten Zeit Schuld ſind, wage ich nicht zu beſtimmen; eine Nation kann auch ohne blutige Abwege ſeiner Regenten auf ſolche Abwege in Geiſtesprodukten gerathen. Ich habe an einer andern Stelle ſchon der ſchrecklichen Vorliebe gedacht, die ſeit dem Laufe dieſes Krieges faſt alles für das Engliſche gewonnen hat. Dieſe Vorliebe bleibt nicht bloß bei engliſchen Röcken und Strümpfen und Whiskys ſtehen, ſondern erſtreckt ſich diesmal ſogar auf die engliſche Litteratur. Alle lernen wenigſtens einige engliſche Brocken der Mode wegen, und einige, um in engliſchen Büchern zu wählen. Welch eine neue Welt geht da dem lorrekten Franzoſen auf, der nichts mehr haßt, als die Extreme, und wie muß dieſe neue Seelenſpeiſe auf ihn wirken, wenn er nicht mit einem ſichern Geſchmack dabei geht! Es giebt wenige engliſche Dichter, die ganz vom Schwulſt und dem Neblichten und Aufgedunſenen ihres Landes frei wären, welches als Schwarz auf Weiß gedruckt gar zu leicht die Miene des Großen und Erhabenen annimmt. Dieſe Fehler haben die franzöſiſchen Tagsſchreiber nur gar zu gut aufgegriffen, und es iſt eine Luſt, wie die meiſten jetzt ſich mit Youngs Nordpolwolken und Richardſons empfindſamer Zierlichkeit ſchmücken. Da dieſe Sachen gefielen, und für den Preis von 20 bis 40 Sols reißenden Abgang und wiederholte Auflagen, ja ſelbſt Nachdrücke erlebten, ſo ſpekulirte der nicht übel, welcher Kotzebues Menſchenhaß und Reue überſetzte, um damit eine Probe zu machen. Dieſe Probe iſt ungemein gut ausgefallen, und noch jetzt laufen ſich die Leute die Beine ab, um einmal ein bischen à l'allemande weinen zu können.

Ich habe hier zwei Vorſtellungen von Misanthropie et Repentir angeſehen, nemlich die 52ſte und 53ſte, und jedesmal war das Haus zum Erdrücken voll, und eine Stunde vor dem Anfang des Spiels kaum noch ein guter Platz zu bekommen. Dieſes Stück hatten ſich die Spieler in der Cité zu eigen gemacht. Die beſten von ihnen waren jetzt nach Rouen und anderswohin verreiſt, die übrigen ſpielten ſehr gewöhnlich, und hatten doch immer den außerordentlichſten Erfolg. Ich will hier der Fehler des Stückes nicht erwähnen, und wie viel Fremdartiges eingeflochten, wie weit es von der Einfalt entfernt iſt, wodurch ein ſolches Drama die Herzen ergreifen ſollte. Alles dies fühlten die Zuſchauer zum Theil auch, aber man hätte ſich bei der Mehrzahl durchaus in den Ruf eines geſchmack- und herzloſen Tadlers geſetzt, wenn man dies Gefühl hätte laut werden laſſen. Doch ließen ſich einige neben mir ihren Unwillen merken, der aber mehr nach

Nationaleitelkeit, als nach Geſchmack aburtheilte, obgleich er Manches auf den Kopf traf. Sie begannen damit, „ſo viel ſei das Ding doch nicht werth, daß man darüber alle franzöſiſchen Stücke verachten müſſe. Molière iſt tauſendmal mehr, als Kotzebue. Was ſoll alles dies Geſchwäzze von Religion! dieſe vielen Empfindungen und Aeußerungen des Schmerzes ſind recht teutſch, wo alles noch grob iſt (où tout est encore grossier), und der alte Bauer iſt vollends unausſtehlich.“ Aber ganz anders ſprach davon ein Kritiker in einem Tageblatte, indem er den glänzenden Erfolg der 53 Aufführung des Stücks rühmte. Er ſchloß, nachdem er Vieles zu Ehren der teutſchen Nation und Herrn von Kotzebues geſagt hatte, mit dieſen Worten, die auch nicht ohne Eigenliebe des Franzoſen ſind: „Daß die Teutſchen uns gute Lehren in Rückſicht des geſunden Verſtandes geben, iſt etwas gemeines, aber daß ſie es auch in Rückſicht des Geſchmacks thun, das ſcheint ein Wunder; (mais qu'ils fassent de même pour le gout, cela semble un prodige).“ Durch Herrn von Kozzebue alſo ſoll unſre Litteratur den Franzoſen rühmlich bekannt werden; es wäre ſchlimm für ſie und für uns, wenn wir nicht durch andre Dinge bei ihnen bleibendern Ruhm gewinnen könnten. Man hat aber gar keine Vorſtellung, wie Herr von Kotzebue mit ſeinem Menſchenhaß und Reue im eigentlichen Sinne Mode geworden war; denn nur als einen Wahnſinn der Mode kann man den ſeltenen Einfall betrachten, wodurch dieſes Stück 53 volle Vorſtellungen erlebte, (es hat nachher noch mehr erlebt). Jedes rechtliche Frauenzimmer in Paris hätte es ſich zur Sünde rechnen müſſen, nicht einige Male hingegangen zu ſeyn, um mit Eulalien zu weinen; jede gute Mutter hätte es ſich nie verziehen, ihre erwachſenen und erwachſenden Töchter nicht vor dieſen herrlichen Sittenſpiegel geführt zu haben, wodurch manches Weib (nach dem Ausdruck eines Recenſenten) plötzlich tugendhaft geworden iſt. Dieſes Stück hatte auch ganz eigne Moden eingeführt. Kaum war der Vorhang aufgezogen, ſo waren auch alle Schnupftücher ſogleich heraus, um in Bereitſchaft zu ſeyn für die Waſſerfluth, die da kommen ſollte, und ſie kam immer reichlich; denn welches Weib kann die Thränen halten, wenn rings umher alles unter Waſſer ſteht? Schon durch dieſe Behexung, die das Stück hier wirkte, habe ich mich die beiden Male, da ich es mit anſah, königlich ergötzt. Aber eben ſo luſtig war das Nachfolgende und der Federkrieg der Partheien pro und contra. Es erzählte ein feiner Spötter ſehr ehrlich und ehrbar, indem er die außerordentlichen Wirkungen des teutſchen Drama rühmte, viele Weiber ſeien in Ohnmacht gefallen, ein Mann ſei vor Rührung epileptiſch, und ein ſchwangeres Weib vor ihrer Stunde kreiſend geworden. Ein anderer Spötter rieth der Cité, das Stück zu verbieten, da ſie als eine Seine-Inſel durch die zu fürchtende Waſſerfluth von allen Theatern der Stadt am leichteſten weggeſchwemmt werden könne. Das alles that aber dem Dinge keinen Abbruch. Man ſchuf ganz auf teutſchem Fuß, wo man aus Schauſpielen Romane, und aus Romanen Tragödien und Komedien fabricirt, aus dieſem fruchtbaren Stoffe zwei verſchiedene Romane, die mit feinen Kupfern unter dem Titel: La Vie d'Eulalie Meinau verkauft wurden und mehrere Auflagen erlebten. Man trug Bänder à l'Eulalie und kündigte Kopfaufſätze und Friſuren à l'Eulalie an. Ein Spötter, der dies alles durchnahm, merkte dabei an, die Weiber in Paris hätten lange vor Eulalie die Kopfaufſätze à l'Eulalie zu machen verſtanden. Ja nicht genug, daß dies Stück Ein Theater bereicherte, drängten auch andre ſich unberufen an ſeine Celebrität und ſuchten dadurch zu gewinnen. Unter andern benutzte das Vaudevilletheater ſie zu einer kleinen Poſſe, die mit großem Beifall geſpielt ward, und wo das zahlreiche Publikum eben ſo reichlich lachte, als es in der Altſtadt geweint hatte.

Dieſe Poſſe hatten zwei Verfaſſer zuſammengearbeitet, und ſie ward unter dem Titel: Comment faire? ou les Epreuves de Misanthropie et Repentir, Comedie en un Acte, melée de Vaudevilles gegeben. Ein äußerſt drolligtes Ding. Zwei Liebhaber kommen zu ihren Schönen, von denen eine die Tochter, die andre die Nichte eines alten Paares iſt. Man macht erſt allerlei gewöhnlichen Spaß und Unterhaltung. Endlich beſchließt die Jugend, hinzugehen, um das geprieſene Drama Menſchenhaß und Reue zu ſehen. Die Alte läßt ſich bereden, mitzugehen, aber den alten Podagriſten können ſie nicht aus ſeiner Stube bringen. Nach einer Pauſe kommen ſie wieder, und zeigen eine erſtaunliche Verwandlung. Die Alte hat Vapeurs, und kann ihre Thränen gar nicht halten, droht auch einmal über das andre in Ohnmacht zu fallen. Eben ſo gebehrdet ſich das eine Mädchen. Der Alte läßt ſich erzählen, wie das zugehen könne, und macht große Augen über den Zuſtand ſeiner Frau; endlich juckt es ihm hinter den Ohren, und er ſchneidet bedenkliche Geſichter und wirft böſe Argwohne auf ſeine Alte. Es giebt äußerſt lächerliche Scenen, und es kommt ſo weit, daß von Eheſcheidung die Rede iſt. Eben ſo iſt es unter den jungen Leuten. Der eine Jüngling iſt ein Wildfang, der andre ein Schwärmer; dieſer ſeufzt, jener lacht und ſpöttelt; aber mit den Geliebten iſt das umgekehrt. Die des Wildfangs ergrimmt und ſchilt ihn einen hartherzigen Barbaren, daß er aus den Leiden und Thränen der tugendhaften Eulalia einen Spaß machen könne; und ſie ſchließt ſich dafür an die ſüßen Herzensergießungen des Empfindſamen an. Das Ende vom Liede iſt, daß man ſich verſtändigt. Der Alte hört auf, die Treue ſeiner Alten zu bezweifeln, und die Jungen ſchließen einen chriſtlichen Tauſch, da ſie durch dieſes Drama erſt gelernt haben, wie ihre Gemüther am beſten zu einander paſſen. So endet im Scherz, was ein bloßer Scherz ſeyn ſollte. Sehr witzig ſang der junge Spötter:

„unterdeſſen wir die Teutſchen mit den Waffen beſiegen, ſollten ſie uns mit Thränen ſchlagen?“

Les Allemands nous vaincroient par les larmes,
Tandis que nous les vaincons par les armes?

Die Vortheile, welche dieſes Stück dem Theater der Altſtadt brachte, reitzte auch die Unternehmer des Theaters der Republik, mit Kotzebue ihr Heil zu verſuchen. Ihre Wahl machte aber ihrem Geſchmacke, ſo wie Herrn von Kotzebue, wenig Ehre. Sie fiel auf eines ſeiner ſchlechteſten Stücke, worin ſeine Wuth, den Sittenprediger zu machen, noch faſt mehr, als in ſeinen meiſten andern Stücken hervorbricht. Man gab ſeine Verſöhnung unter dem Titel les Frères de Kotzebue. Es nannten ſich zu dem Stücke nicht weniger als drei traducteurs und arrangeurs, unter denen der Schauſpieler Monvel voranſtand, der angefangen hat, einige froſtige Stücke in dieſer frommen Manier zu liefern. Dies ſchon gab kein gutes Vorurtheil für das franzöſirte und zum Theil kaſtrirte Stück. Doch muß man ihnen ſo viel zugeſtehen, daß ſie nicht ohne Einſicht für ihr Publikum verändert und weggeſchnitten hatten. Der Schuhmachergeſell, ein völlig überflüſſiger, und nach meinem Gefühl ſelbſt Teutſchen widerlicher Karakter in dem Stücke, war ganz ausgelaſſen. Hätte man dieſen beibehalten, ſo wäre es auch wohl um Herrn von Kotzebues Ruhm in Paris auf immer geſchehen geweſen. Solche Karaktere mit Vorliebe auszumahlen, beweiſt pinſelhafte Geduld des Dichters, wie der Zuſchauer, die ſich dergleichen gefallen laſſen. Ich muß geſtehen, bis dieſe Stunde begreife ich nicht, wie das Ding, das mir troß meiner Teutſchheit herzliche Langeweile machte, nicht gänzlich zum Fallen kam, um ſo mehr, da eine große Kabale ſich dagegen erklärte. Wenn es durch einzelne Auslaſſungen und Wegſchneidungen gewonnen hatte: ſo hatte es noch mehr an Haltung verloren, deren es überdem nicht viel zu verlieren hat. Man muß ſagen, daß alles zuſammen kam, es fallen zu machen. Das todte Einerlei des moraliſchen Geſchwätzes, woraus das Stück beſteht, das Schleppende und Sättigende der Empfindelei, welches es in ſo reichem Maaße hat, ward noch durch das ſchlechte Spiel der Künſtler gehoben, die, weil ſie was rechtes leiſten wollten, heute erbärmlich ſpielten. Baptiſte und Monvel, beide wackre Spieler, ſtellten den alten Schiffskapitän und den Arzt elend dar, obgleich ſie als Mitüberſetzer und Zuſtutzer ein doppeltes Intereſſe hatten, heute recht gut zu ſpielen. Das Haus war gedrängt voll, und alles hatte ſich auf dieſes neue Stück des Herrn von Kotzebue, das man mit großem Prunke angekündigt hatte, gefaßt gemacht. Die Künſtler hatten ihre Parthei, aber es war eine faſt eben ſo ſtarke dagegen, die ſich gleich anfangs durch unzeitiges und voreiliges Ziſchen und Pfeifen und Lärmen entdeckte. Dieſe, wahrſcheinlich gedungene, Kabale traf die Schwächen und Lächerlichkeiten des Stükkes, beſonders diejenigen, die es nach franzöſiſchen Sitten ſind, meiſtens ſehr richtig, aber doch konnte ſie nichts ausrichten, ſo ſehr ſtand der größte Theil der Zuſchauer den Spielern bei. Sie hatten ſich auf ſehr lebhafte Angriffe gerüſtet, und machten ſie lebhaft genug und zur rechten Zeit; ja einige Male entſtand ein Poltern und Schreien, wie ich es ſonſt nicht gehört hatte, ein Bänkeerklettern und Winken, abzutreten, und was dergleichen Schreckungs- und Verwirrungsmittel mehr ſind. Aber die Mehrheit rückte heran, und drohte, die Stürmer und Schreier und Bänkeerkletterer herauszuwerfen, und ſo ward der Reſt des Stücks ruhig durchgeſpielt. Viele indeſſen auch von denen, die den Spielern beiſtanden, überſahen die Schwächen nicht. Unter andern ſagte einer neben mir ſehr wahr: „Es iſt nicht allein die Schuld des Dichters, die Teutſchen lieben dieſe langweiligen Empfindeleien mehr, als wir; (les Allemands aiment ces longueurs des sentimens plus, que nous) da iſt man noch mit allem zufrieden (en Allemagne tout satisfait encore). Haben dieſe Leute in ihren Urtheilen etwa ſo ganz Unrecht? Auffallend empörte das ganze Publikum das Geldreichen des alten Schiffskapitains an ſeine Nichte; man fühlte das Unfranzöſiſche und Unfeine eines ſolchen Geſchenks in einer ſo feindlichen Stimmung, und alles fing an zu pochen. Noch unerträglicher (und ich mögte wiſſen, welcher geſunde Kopf ſolches vertragen kann) war eine Scene gegen das Ende des Stücks. Die Alten ſind endlich in dem Garten, und gukken ſich von zwei verſchiedenen Seiten noch abgewandt und ergrimmt von ferne an, da kommt das Töchterchen gehüpft und trägt die Schürze voll Roſen, aus denen ſie die Brücke bauen will, worauf die beiden Alten zur Verſöhnung zuſammentreten ſollen. Sie hüpft in den Gang, der ſie beide trennt, tändelt hin und her, und ſtreut die Roſen mit den Worten: „der Weg, wo euch ſonſt Dornen wuchſen, ſoll euch künftig Roſen tragen.“ So ſtand dies Stück denn endlich doch auch, obgleich es mehrmals im Wackeln war; ſchwerlich aber wird es das Glück von Menſchenhaß und Reue machen. Doch wenn die Augen die Richter wären; ſo könnte man ihm nur eine gute Nativität ſtellen; denn die Schnupftücher waren in den Logen wieder genug in Bewegung. Die Pariſer glauben vielleicht, es müſſe bei einem teutſchen Stücke nun einmal ſo ſeyn. Ein Witzling kündigte auch bald darauf an, das Korps der Wäſcherinnen in Paris gehe damit um, auf Herrn von Kotzebue eine Medaille ſchlagen zu laſſen, und ſie ihm zuzuſenden. Hinc illae lacrymae.

Doch genug von unſerm Landsmann. Es muß uns immer ein großes Verdienſt dünken, das er ſich um die teutſche Litteratur erworben, daß die eiteln Neufranken es nicht verſchmäht haben, von unſern Stücken zuerſt durch ſeine Veranlaſſung einige auf ihre Theater zu bringen. Jetzt ein Paar Worte über einige der vorzüglichſten Künſtler auf dem franzöſiſchen Theater der Republik. Der Franzoſe iſt berechtigt, weit größere Forderungen an ſeine komiſchen Schauſpieler zu machen, als wir. Ich verweiſe, um dieſe Forderungen zu ſchätzen, auf einiges oben von mir Geſagte, was ich hier nicht wiederholen mag. Bei uns kann man von den meiſten Schauſpielern ſchon ſagen, daß ſie gut ſind, wenn ſie nur einigermaßen etwas mit ihrem Leibe anzufangen wiſſen, und nicht ſteif und ungegliedert, wie die Holzböcke, da ſtehen. Was der Franzoſe von einem jeden verlangt, und an den meiſten Menſchen auch hat, wie ſollte er das nicht in einem vorzüglichen Grade von denen fordern, deren ganzes Leben darin beſteht, mit ihrem Leibe zu ſpielen? Nein, man fordert von einem Schauſpieler nicht allein, daß er ſeine Rolle wohl durchführe, ſondern auch zugleich das ganze Stück ſtütze, und nie, ſelbſt wo er nichts zu thun zu haben ſcheint, als ein müſſiger Gaffer da ſtehe, bis er wieder ſeine Paar Worte zu ſprechen hat. Freilich wenn einmal vier und fünf Perſonen in einer Scene zuſammen kommen, ſo können nur zwei davon zur Zeit ſprechen, aber ſollen denn die andern drei, viere ſo lange bewegungslos und ängſtlich da ſtehen, bis ſie wieder einfallen müſſen? ſollen ſie es nicht vielmehr machen, wie es in jeder Geſellſchaft geſchieht, wo mehrere beiſammen ſind, und einige laut ſprechen, die andern flüſtern, winken, hin- und hergehen, kurz in Haltung, Ton und Gebehrde die Leidenſchaft und Empfindung ausdrücken, von welcher ſie eben bewegt ſind? Die äußern konventionellen Sitten haben hier überdies öffentlich eine Strenge, daß auch der geſchickteſte Künſtler an ſich genug zu muſtern und zu ſtudieren hat, um das Publikum durch einen Verſtoß nicht unwillig, noch ſich lächerlich zu machen, welches beides beinahe gleich ſchlimm iſt. Man iſt darin übrigens einſtimmig, daß bis jetzt noch keine europäiſche Nation es den Franzoſen im Luſtſpiel gleich gethan hat, und ich muß in dieſes Urtheil mit einfallen.

Der erſte unter den Schauſpielern dieſes Theaters iſt unſtreitig der Bürger Baptiſte der ältere, denn es iſt noch ein andrer Bruder bei demſelben, der aber weit hinter dieſem bleibt. Dieſer Baptiſte iſt eine lange, nicht eben gut gewachſene Geſtalt, aber ein geiſtvoller Kopf mit einer hübſchen Naſe und ſehr ſchönen blauen Augen geben dieſer Geſtalt Leben und Intereſſe. Er iſt wirklich ein Meiſter in der Kunſt, und wird als ein ſolcher mit Recht von der Nation ausgezeichnet und geehrt. Es iſt ein wahrer Proteus, und er weiß ſich in alle Geſtalten zu werfen, und alle Häute mit einer ziemlich täuſchenden Leichtigkeit zur Schau zu tragen. Aber nach meinem Gefühle fehlt ihm bei dieſer ſeltenen Gabe faſt immer etwas, das uns nicht vollen Beifall geben läßt. Bei manchen Rollen iſt er eitel, und vergißt ſeine eigne liebe Perſon nicht, einer der ſchlimmſten Misgriffe, worin nur ein mittelmäßiger Spieler fallen ſollte; bei vielen andern ſieht man ihm etwas Studiertes an, und das Beſtreben, den Sinn des Dichters gleichſam recht völlig auszuſchöpfen und ſogleich wieder in die Zuſchauer einzutrichtern, wieder ein Fehler der Eitelkeit. Er macht, obgleich ein Vierzigjähriger, die erſten Liebhaber, Marquis, Stutzer, alte und junge Intriganten, Heuchler und Bramarbaſſe. Man kann freilich von ihm nicht ſagen, daß er je eine Rolle ganz verdirbt, aber trotz alles Beifalls, womit man ihn faſt in allen Rollen aufnimmt, muß ich ſagen, daß er mir nie Genüge gethan hat, wo ein offener und grader Karakter, ein ehrlicher Landjunker, ein kühner und polternder Soldat und Seemann darzuſtellen war; eben ſo war es mit der beſcheidenen und unſchuldigen Liebe, die er zu einer häßlichen Fratze machte, vielleicht weil man ſie in Paris nur als ein ſehr einfältiges und bäueriſch lächerliches Ding anſieht. In Stücken der Intrige hingegen, wo es auf Konvention, Liſt, Heuchelei ankommt, und wo es ein Fehler iſt, natürlich zu ſeyn, da iſt dieſer eitle Künſtler auf ſeinem Platze, und darin läßt er auch alle ſeine Mitbuhler weit hinter ſich. Als Höfling, als Stutzer, als hohles Bild des hohlen konventionellen Lebens iſt er unnachahmlich, aber auch diejenigen Karaktere, wo ein tieferer und ſchwärzerer Schein auf Laſtern liegt, hat er ganz in ſeiner Gewalt. Den Tartüffe Molieres ſpielt er ganz vortrefflich, und verjüngt den Ruhm des großen Dichters bei der Nachwelt, ſo oft er ihn darſtellt. In einem andern Stücke von ſeinem Kollegen Monvel aber übertraf er ſich ſelbſt. Der Hauptkarakter dieſes Stücks, welches, wie man dem Verfaſſer vorwarf, ſehr kotzebueſirte, war von dem Verfaſſer eigentlich für ihn entworfen. Die Hauptperſon war nemlich jener vormals ſo berühmte Marſchall von Richelieu, der nach einem beinahe durchlebten Jahrhunderte, im Anfange der Revolution ſtarb. Von ihm hieß das Stück der Neue Lovelace, und drehte ſich um ſeine Intrigen mit ein Paar Weibern herum, wobei er, den Frommen zur Erbauung, endlich der Betrogene iſt und ſich bekehrt, den Weibern aber nach einigen herzbrechenden Scenen à la Meinau verziehen wird. Es war nichts, als ein Theaterſtück, und wäre unter andern Händen, als ſeinen, ohne Rettung zu Grunde gegangen. Den alten Schiffskapitän von Kotzebue machte er hingegen elend. Es fehlte ganz die Gutherzigkeit, die immer durchſchimmern muß bei dem launiſchen Podagriſten, und ſeine üble Laune ſelbſt war etwas zu ſehr Gemachtes. Ueberall iſt ſo ein Schiffskapitän etwas ſehr unfranzöſiſches, und ward daher von den Pariſern auch als ein Ungeheuer angegafft.

Der nächſte nach dieſem Baptiſte iſt Armand, ein Schauſpieler, welcher rechtliche Männer, Biedermänner, wackre Geſchäftsleute brav ſpielt, aber doch durchaus nichts hat, was auf einen großen Künſtler hindeutet. Eben dies gilt von Monvel, von welchem ich nicht begreiſe, wie ihn einige ſo eminent finden können, Lacave, dem zweiten Baptiſte und einigen andern. Sie verderben ofnichts in den zweiten und dritten Rollen, ſpielen alles ſo ganz leidlich weg: aber weiter iſt es auch nichts mit ihnen. Das Sonderbarſte iſt, daß man unter allen Schauſpielern dieſes erſten Theaters keine einzige ſchöne Figur findet. Es fällt überdies auf, daß das Perſonale ſo klein iſt, eine nothwendige Folge der magern und eiſernen Zeit, worüber alle Theater ſeufzen.

Bei weitem beſſer beſetzt ſind im Durchſchnitte die weiblichen Rollen, als die männlichen, und unter den Schauſpielerinnen mögte ſich leicht ein halbes Dutzend herausfinden, die ſich eben ſo ſehr durch ihre einnehmende Bildung, als durch ihr vorzügliches Spiel des Platzes würdig machen, worauf ſie ſpielen. Es ſcheint einmal Sitte zu ſeyn, daß der Franzoſe von Weibern durchaus nichts Häßliches auf dem Theater duldet.

Voran unter dieſen ſteht die Contat, die mir immer das Muſter einer trefflichen Schauſpielerin bleiben wird: Sie hat vor etwa funfzehn Jahren eine ſehr glänzende Rolle in Paris geſpielt, und manchen Duc und Prinzen an ihrem von Tauben gezogenen Siegeswagen gezählt; aber dieſer Glanz iſt mit der Jugend und der Revolution davon gezogen, und ſie muß ſich in dieſer Rückſicht der Mittelmäßigkeit beſcheiden, obgleich das Gerücht ſagt, daß es ihr auch jetzt, in ihrem vierzigſten Jahre, noch nicht an Anbetern fehlt. Aber in der Kunſt kann ſie nie bis zur Mittelmäßigkeit ſinken. Sie hat die erſten Liebhaberinnen und die andern erſten Rollen abgegeben, wohl wiſſend, daß, wo ſie ſteht, ſie immer die erſte ſcheinen wird. Nun ſpielt ſie die naſeweiſen Soubretten, die Naiven, die ſchelmiſchen und intrigirenden Vertrauten, kurz alle Rollen, wobei die feine Schelmerei und Liſt und Koketterie der Weiber das weiteſte Feld hat. Bei ihrem Spiele wird der Fremde es erſtlich inne, was ſtehende und feſte Sitten eines Volks ſind. Das giebt Feinheiten und Schattirungen außer den Feinheiten und Schattirungen eines jeden weiblichen Karakters, wovon wir Teutſchen ſelten einen Begriff haben. Alles iſt Leben und anmuthiges Spiel und täuſchender Schein; ſo machen die Spieler aus Nichts Alles, und zaubern uns in ihre ſüße ſpielende Welt hinein. Was die Weiber und Mädchen hier lernen können von denen, die in jeder weiblichen Kunſt ausgelernt ſind, daran brauche ich wohl nicht zu erinnern. Es giebt mehr als Eine Contat in Paris, deren Umgang Männer und Weiber ſuchen, um ſich aſpaſiſch bei ihr zu bilden. Noch jetzt iſt dieſe liebenswürdige Spielerin, die zugleich den Ruhm eines freien und großmüthigen Karakters hat, auf dem Theater eine ſehr ſchöne Geſtalt. Groß und rund von Wuchs, ohne zu rund zu ſeyn, mit ſchönen Haaren, unvergleichlichen Zähnen, und einem Munde mit ein Paar lockenden Lippen und einem lockenderen Lächeln, die unmöglich falſch ſeyn können, wenn die Bosheit auch behaupten wollte, alles andre ſei ihr angedrechſelt und angefärbt und angehängt. Aber man muß das ſchöne lebendige Leben ſich bewegen und hinſchweben ſehen, um ganz von den Grazien ihrer Perſon und ihrer Kunſt bezaubert zu werden.

Neben dieſer erſten Schauſpielerin glänzen noch vier, die, jede in ihrer Art, vorzüglich ſind. Voran mag die Mezeray ſtehen. Dieſe kleiden vorzüglich die glänzenden und imponirenden Rollen, wo mehr Kühnheit und Majeſtät des Karakters, als Sanftheit und die ſtilleren Gefühle ſchüchterner Unſchuld und Liebe, zum Grunde liegen. Auch ſie weiß zu reitzen und zu locken, aber noch mehr verblendet und beherrſcht ſie. So habe ich ſie einige naive Rollen nicht ohne Erfolg ſpielen ſehen. Aber als eine erſte Liebhaberin in ränkevollen und verwickelten Scenen, als ein herrſchendes und regierendes Weib, als ein Kokette, die eine Heerde an ihrem Winke hängender Sklaven um ſich haben mag, als eine vornehme Dame, die unerfahrnen Jünglingen auf die Zähne fühlt und halbflügge Töchter zügelt und regelt, läßt ſie faſt nie etwas zu wünſchen übrig. Trefflich ſpielt ſie auch alte Betſchweſtern und Heuchlerinnen, wenn ſie ſich ſo weit herabläßt, Alte zu ſpielen. Doch jetzt kann ſie es noch thun, ohne Beſorgniß, für alt gehalten zu werden.

Neben dieſer ſtehen mit Ehren die beiden Schweſtern Mars, beide reitzende Mädchen, von denen ich aber der jüngſten den Kranz reichen würde. Dieſe jüngſte, eine der ſchlankſten und reitzendſten Geſtalten, die alles erhöhen muß, was die Kunſt Verſchönerndes hat, theilt ſich mit der Mezeray in die Liebhaberinnen, doch ſo, daß ſie diejenigen nimmt, welche nur naive Einfalt und unſchuldige Liebe athmen, die aber immer eine kleine Beimiſchung von Schelmerei haben muß, um hier zu gefallen. Da ſpielt dieſe kleine Sirene unnachahmlich, und drückt ihre ſüße Pein, die kleinen Verlegenheiten und Ueberraſchungen, ſelbſt die kleinen Liebeszwiſte, die ſchon Terenz eine Befeſtigung der Liebe nennt, mit alles gewinnender Anmuth aus. Ihre Schweſter, die ältere Mars, theilt ſich zuweilen in dieſen Rollen mit ihr, doch ſtellt ſie diejenigen noch beſſer dar, wo ſchon etwas Intrige im Spiel iſt, welche, wie große Kenner des weiblichen Herzens behaupten, allen Mädchen ohne Ausnahme, ſelbſt den unſchuldigſten, ſeit Frau Evens Zweigeſpräch mit dem Teufel, ſchon bei der Geburt mitgegeben ſeyn ſoll. Gewöhnlich macht ſie auch die zweiten Liebhaberinnen ganz brav, muß auch wohl zuweilen in die Rollen der Contat einſpringen, die freilich durch keine einzige von allen zu erſetzen iſt. Man würde ſie auch darin wacker finden, wenn man jene Seltene vergeſſen könnte.

Die Fleury iſt von allen, wenn nicht die älteſte, doch die unſcheinbarſte; aber ſie iſt auch eine eben ſo brave als beſcheidene Künſtlerin. Was man ihr auch zutheilt — Rollen muthwilliger und ſchelmiſcher Liebe giebt man ihr freilich nicht — führt ſie lebendig durch, und immer mit der größten Wahrheit und ohne die geringſte Affektation. Ihr Loos ſind ältliche Frauen und Mütter und Tanten, die ſie trefflich ſpielt; das Einzige, was ihr immer mislingt, ſind die verruchten Seelen und die Prüden.

Gewöhnlich wurden Luſtſpiele und Schauſpiele, ſehr ſelten Trauerſpiele gegeben, und auch dieſe meiſtens leeren Bänken, entweder weil der Geſchmack daran eben ſo ſtumpf iſt, als in Teutſchland, oder weil man nichts Neues hat, und die meiſten Menſchen doch an die Kunſt eben ſolche Forderungen machen, als an ihren Friſör und Schneider, indem alt von Kunſtwerken bei ihnen eben ſo viel heißt, als bei jenen aus der Mode und verlegen. Nur alle drei, vier Wochen wurde ein Trauerſpiel gegeben, welches, da man faſt alle Tage ſpielte, gar kein Verhältniß hat. Ich habe hier Cheniers Charles Neuf, den Cid, den Mahomet und die Berenice geſehen. Ueber die Tragödie der Franzoſen hier ein langes zu ſagen, ſcheint mir nicht am rechten Orte; ich will alſo bloß Einiges über die Darſtellung ſagen. Einige treffliche Spieler ausgenommen, ſcheint man mir die Darſtellung im Ganzen viel zu bunt und kraus zu machen, und nicht die tragiſche Einfalt und Würde zu kennen, die allein durch Stille und Erhabenheit wirken ſoll, wo ein großes Schickſal mit großen Dingen und Menſchen ſpielt. Ich erinnere mich noch mit Entzücken an Schröders Hamlet und Lear in den ſchöneren Tagen des teutſchen Hamburger Theaters, wo dieſer große Künſtler aus ſeinen Schülern eine Künſtlerwelt um ſich her gebildet hatte, wie man ſie wohl lange nicht wieder in jener Stadt ſehen wird. Wenn der Teutſche im Luſtſpiel nur zu leicht ungeſchickt und unbehülflich iſt, ſo tritt er dafür im Trauerſpiele deſto mehr wieder auf ſeinem eigenen Boden einher. Unſer Karakter iſt Tiefe und Ernſt, und der ſollte er bleiben. Bei kleinen Dingen ſind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernſten leichter unſer Maaß, als die, ſo mit allem ſpielen können. Es geht uns, wie dem Ulyſſes bei'm Vater Homer. Die Höflinge des Priamus lachten dieſen groben und ungeſchickten Geſellen gleich einem Dummbart aus, als er mit dem ſchönen und feinen Menelaus als Geſandter an ihrem Hofe erſchien. Der letzte gefiel allen, er konnte ſogleich alles über alles und zu allem ſprechen, und ziemlich leidlich ſprechen, aber das war auch ſein ganzes Verdienſt. Ulyſſes war blöde, zitterte und ſtotterte, ehe er ſeine Rede beginnen konnte. Kaum aber faßte ihn ſein natürliches Feuer, ſo ergoß ſich ſeine Rede wie ein Strom, ſeine Augen blitzten, ſeine gebückte Geſtalt veredelte ſich und richtete ſich empor; er ſtand in ſeinem Vermögen da, wie ein Gott, und ſchleuderte die Donner ſeiner Beredſamkeit unter Priamus und ſeine Großen, die ihn ſtaunend anblickten, zweifelnd, ob noch derſelbige Menſch mit ihnen rede, der eben ſo klein und geſtaltlos unter ihnen geſtanden hatte. So wie ich hier die Trauerſpiele aufführen ſah, muß ich geſtehen, daß die meiſten, ſonſt nicht mittelmäßigen Künſtler, ihre Rollen ſehr flach gefaßt hatten, und ſie eben ſo flach darſtellten. Auch kennt das Publikum von den Künſtlern dieſes Theaters nur drei als gute Tragiker, und weiſt alle die andern zu dem Range der Mittelmäßigkeit zurück, die ſie auch höchſtens nur behaupten können. Dieſe drei ſind Talma, Baptiſte und die Fleury.

Talma iſt bloß Tragiker, und ſpielt auch in den Tragödien nur äußerſt ſelten. Es iſt eine ſchlanke Geſtalt mittlerer Größe, doch wohl und männlich gebaut, mit einem etwas finſtern, doch äußerſt ſeelenvollen Geſichte, einer ſtolzen Stirn, ſchönen Naſe, und etwas vollem, doch hübſchen Munde zu einem ſchön geſpaltenen Kinn, das ein ſchwarzer Bart umdunkelt; dieſes Geſicht erleuchten und verdunkeln nach Gefallen ein Paar ſchwärmeriſche Augen von einem tiefen Schwarz, welches auch ſeine Haare haben. Man nennt den Mann, der dieſe ſchöne männliche Bildung trägt, den größten tragiſchen Künſtler Frankreichs unter den jetztlebenden, und zwar mit Recht. Er erſcheint als ein Frommer und ein Held, ſobald er auftritt, in jener Stille und Ruhe, die den großen und edlen Menſchen auszeichnet. Welche Rolle er auch ſpielen mag, er reißt uns und ſich ſelbſt zuletzt mit Gewalt hinein, und wir müſſen dem wunderbaren Zauberer endlich wohl folgen, wohin er uns haben will. Da iſt durchaus keine Spur von Kunſt, kein Flecken vom Unedeln und Gemeinen; aber eben in dieſem unſcheinbaren Schein, dem ſchwerſten aller Dinge, offenbart ſich das große Talent. Draußen iſt die Ruhe, drinnen brennt das Feuer. Dieſes prometheiſche Feuer ſoll den wackern Jüngling auch früh zu verzehren drohen. So ſehr erſchöpfen ihn ſeine großen Rollen, ſo fürchterlich wahr geht er in das Innerſte ihrer Affekten und Leidenſchaften ein, daß er oft mehrere Wochen in einem Zuſtande eines Erſchlaften und Kranken ſeyn ſoll. Seine unüberſchreitbare Größe, dünkt mich, habe ich im Cid von ihm geſehen. Dieſer ewige Wechſel und Kampf der Leidenſchaften mit der großen Unterlage des Gemüthes, dieſer Held und Rächer, und zugleich dieſer ſanfte und unglückliche Liebende, waren ſo in einander verſchmolzen und ſo neben einander gehalten, daß er oft wie ein Gott da ſtand. Doch edler und beſcheidener in dem Gefühle der Kraft habe ich ihn nie geſehen, als da, wo er zum alten Cid die Worte ſprach: ton bras est invaincu, mais il n'est pas invincible (dein Arm iſt unbeſiegt, doch unbeſieglich nicht). Stille herrſchte unter den Tauſenden umher, um nachher durch einen lauten Jubel der Bewunderung Luft zu machen. Als Karl der Neunte in Cheniers Stücke war er auch in ſeinem ganzen Glanze. Wer den Talma des Cid ſah, glaubte dieſen gleich bei'm Eintritt einen ganz andern Menſchen. Er trug in ſeinem letzten Erſcheinen die nächtlichen Furien ſo klar mit ſich herum, daß ſie nie deutucher und rächender auf dem Theater erſcheinen ſollten, und mehr als eine Bruſt hörte ich neben mir vor Entſetzen ächzen. Und doch mäßigte er die Wuth des Dichters, welche allerdings mehr gemäßigt ſeyn ſollte.

Als den zweiten tragiſchen Schauſpieler nennt man den Proteus Baptiſte, der oft die Hauptrollen neben Talma ſpielt. Man muß aber Talma gar nicht geſehen haben, um ihn vortrefflich finden zu können. Er iſt auch hier zu manirirt und zu ſtudiert, und kann faſt nie die Mühe verhehlen, die es ihm koſtete, ſeine Heldenrolle ſo trefflich, (wie er es andeutet) darzuſtellen. Was Talma in ſeiner ganzen Perſon oft ſelbſt etwas rauh und eckigt giebt, das giebt dieſer mehr in einzelnen feinen und wohlergriffenen Zügen, die aber, wie man im Sprüchworte ſagt, den Kater nicht kämmen. Man ſieht es ihm an, daß ihn das Luſtſpiel, worin er oft vorzüglich iſt, für das große Tragiſche verdorben hat. Man kann die beiden Zweige mit dem Kaufhandel vergleichen. Der Komiker handelt en detail, der Tragiker en gros. Der erſte muß alles vereinzeln und dann mühſam wieder zuſammen faſſen, und Acht geben, daß nichts verloren gehe. Der zweite läßt manche Kleinigkeit hingehen, und hält das Ganze deſto feſter zuſammen. So brachte Baptiſte in ſeinem Mahomet von Voltaire alle die Züge von Liſt und Schwärmerei zuſammen, die er aus ſeinen verſchiedenen Rollen, worin er excellirt, nur irgend aufleſen konnte. Er kündigte ſogleich bei'm Auftreten gar ängſtlich an, was er für eine Perſon ſei. Die ganze Haltung blieb immer in der Strenge eines Propheten, ſein Geſicht immer halb verzuckt, und die großen Augen rollten immer, wie die eines Wahnſinnigen, und vergaßen es ſelbſt da nicht ganz, als ſie Liebe lächeln ſollten. Er gab uns ein Stück vom Tartüffe, ein Stück von einem Schwärmer, aber wenig von einem großen Manne, als welcher auch Voltaires Mahomet erſcheinen ſollte. Noch mehr mißgerieth ihm der biedere Admiral Coligny in Cheniers Karl dem Neunten. Welche Mühe ſich Baptiſte auch anthat, und ſo ſehr ihn ſeine Geſtalt auch unterſtützte, man konnte zu dieſem Admiral eben ſo wenig Zutrauen auf ſeiner Seite gewinnen, als zum Kardinal und der Königsmutter auf der andern, ſo viel Schlauheit und Feinheit hat Baptiſte einmal ſeinem Geſichte durch die Intrigenrollen angeſpielt. Man ſah in dem Graukopf nicht den biedern Soldaten und Patrioten, der er war, und den ihn auch Chenier ſeyn läßt, ſondern den abgeſchliffenen Hofmann, wie die ſeyn mußten, welche mit der Mediceerin und den Guiſen leben wollten.

Die dritte in dieſem Kleeblatte iſt die berühmte Fleury, deren ich auch ſchon erwähnt habe. Ich habe oben geſagt, wie die Natur weniger für ſie gethan habe, als für ihre Schweſtern, und wie ihr Aeußeres ſehr unſcheinbar und gewöhnlich ſei. Aber davon bleibt bei dieſem großen Spiele, wo man die Zierlichkeiten der Geſtalt vergeſſen muß, auch keine Spur. Kaum iſt ſie aufgetreten, ſo wird ſie durch die edle und göttliche Welt, worin ſie lebt, auch ſchon verwandelt und gehoben. Sie wird augenblicklich größer und beſeelter, und ein andrer Geiſt ſcheint in ihr zu walten, der, wie die Minerva einſt den Odyſſeus, ſie ſtattlicher und herrlicher macht, und wie eine Göttin anzuſehen. Wer ſollte dies in dem Weibe ahnden, wenn man ſie im Luſtſpiele die ehrbaren Rollen ſpielen ſieht! Aber freylich nur an ſeinem Platze hebt ſich jeder zu dem, was ſeine Natur erringen ſoll. Man mögte ſagen, ſie werde durch die Begeiſterung des Spiels jugendlich und ſchön, wenigſtens denkt man alsdann nicht mehr an die ſchöneren Geſichter derjenigen, ſo mit ihr ſpielen. Mir kam ſie als Berenice und als Tochter des alten Cid himmliſch vor.

Das einzige Theater, welches ſonſt mit dieſem franzöſiſchen Theater der Republik rivaliſirte, iſt durch einen unglücklichen Zufall zerſtört worden. Es war dieſes das ſogenannte Theater des Odeons, eines der ſchönſten Gebäude auf einem freien Platze in der Nähe des Pallaſtes Luxemburg. Ein Zufall, vielleicht auch Verruchtheit, ſetzte es in Flammen, und von dem trefflichen Bau ſtehen jetzt nur noch die ſtolzen Säulen mit dem Geſimſe darüber und der Inſchrift; alles andre iſt zum Schutt niedergebrannt und zum Theil ſchon weggeräumt. Die Künſtler, unter welchen mehrere treffliche waren, haben ſich zum Theil zerſtreut, und die vorzüglichſten haben ſich nach Rouen gewandt und ſpielen dort den Normännern; ein Theil von ihnen hat ſich auf dem Theater der Altſtadt, dem Juſtizpallaſt gegenüber, angeſiedelt, und mit einigen Spielern deſſelben zuſammen gethan. Sie nennen ſich noch die verbundenen Schauſpieler des Odeon in der Altſtadt; aber ihre Geſellſchaft iſt jetzt ſehr mittelmäßig, da wieder einige der beſten dem großen Künſtler St. Simon und anderen vorzüglichen nach Rouen und Nantes gefolgt ſind. Dieſes Theater der Altſtadt war im ausſchließenden Beſitze von Menſchenhaß und Reue, und von Picards neuen Stücken, die hier nur noch gegeben wurden. Bei aller Mittelmäßigkeit habe ich es hier indeſſen faſt immer voll gefunden. Vielleicht kam das mit daher, weil man nur einen Tag um den andern ſpielte. Es hatte nemlich noch ein andrer Unternehmer Theil an dem Theater, der mit dieſen Spielern des Odeons wechſelte, nemlich der Italiäner Franconi mit ſeinen Pferden und ſeiner Pferdegeſellſchaft. Dieſer gab Turniere und Ringelſpiele, machte Voltigirkünſte, ließ ſeine Pferde nach der Muſik tanzen, kurz, führte ſeine Donquixotinaden eben ſo gut ſeine drei Stunden durch, als jene die ihrigen. So mußten ſich die ſtolzen vormaligen Inhaber des Odeons es gefallen laſſen, hier mit den Pferden um die Gunſt des Publikums zu buhlen, und ſehen, wie dieſe ihnen oft den Rang ablieſen. Wegen dieſer Pferderitterſpiele, und weil man außer den Luſtſpielen zuweilen kleine Poſſen und Harlekinaden gab, legte ſich dies Theater den Titel: Theatre de la Cité Varietés, bei.

Den nächſten Platz würde nun das Theater Feydeau einnehmen, welches mit zu den beliebteſten in Paris gehört; weil aber darauf während meiner Anweſenheit wegen eines Baues und anderer Verhinderungen nicht geſpielt ward, ſo kann ich davon auch nichts ſagen, noch von ſeinen vorzüglichen Mitgliedern. Ich gehe alſo zu dem zweiten Theater im Palais Egalité über, zu dem Theater Montanſier auf dem andern Ende des Pallaſtes an dem Eingange aus der rue des petits champs. Dieſes iſt freilich eines der kleinſten in Paris, aber darum keines der unbedeutendſten, welches es ſchon wegen ſeines trefflichen Lokals nicht wohl ſeyn kann. Es iſt bloß zu Poſſen eingerichtet, und zwar zu Poſſen ohne Geſang; aber ich bin nie da geweſen, daß ich mir nicht jedesmal das Zwergfell recht müde gelacht hätte. Etwas Dummes und Ungeſalzenes durfte hier wegen der Gegend, darin es liegt, und der Menſchen, die dieſe Gegend bewohnen, nie aufgetiſcht werden, wenn man nicht eine gänzliche Einſamkeit und Verlaſſenheit riſkiren wollte. Es mußte durchaus etwas Närriſches und Witziges, oft auch etwas Scharfes und Beißendes ſeyn. Man benutzte hier, wie im Vaudevilletheater, gern auffallende Zeitvorfälle und Phänomene, um ſeinem Spott bei dem Publikum einige Verſtändlichkeit und neues Intereſſe zu geben. Und in ſolchen feinen Ausziſchungen thut es wahrlich nicht leicht eine Nation der franzöſiſchen gleich. Unter andern war hier ein Spieler, Namens Chatel, den man einen rechten Proteus nennen konnte. Dieſer ſpielte mit einem zweiten Akteur oder Aktriſe, oft allein ein ganzes Stück von mehreren Aufzügen durch, worin mehr als ein halbes Dutzend Perſonen vorkamen. Durch eine ungeheuer ſchnelle Verwandlung war er immer wieder auf dem Platze, und machte zur groſſen Beluſtigung der Zuſchauer fünf bis ſechs Perſonen in Einem Stücke, und zwar die verſchiedenſten Perſonen, indem er bald ein unſchuldiges verliebtes Mädchen, bald ihre Großmutter, jetzt einen Officier, jetzt einen Stallknecht, jetzt einen Jüngling, und jetzt wieder einen Greis machte, und dies alles mit einer wunderbaren Behendigkeit und Biegſamkeit, und ſo täuſchend wenigſtens, als man es hier erwarten konnte, wo man keine Täuſchung mehr wollte. Auch hier mußte Herrn von Kotzebues Stück, worin ſo viel geweint ward, einmal wieder zum Lachen dienen. Der Verfaſſer der Poſſe ließ ein Mädchen weglaufen von ihrem Liebhaber mit einem andern Burſchen, ſich von dieſem ein Kindlein anſchaffen und mit dieſem gar freudig zurück kommen. Zwiſchen ihr und dem alten Geliebten kommen nun gar erbauliche und komiſche Scenen vor, bei denen man ſich krank lachen muß. Sie erklärt ihm nemlich gradezu, ſie ſei weggegangen, um ſo eine hübſche Verſöhnungsſcene zu erleben, wie ſie auf dem Altſtadttheater zwiſchen Eulalien und Meinau geſehen habe. Das ſei auch etwas gar zu Hübſches, und es verlohne ſich der Mühe wohl, darum mit einem Fremden eine Zeitlang unſtät herum zu ſtreifen. Sie ſpricht endlich ganz naiv zu ihm: „Ich denke, lieb Freundchen, du wirſt mich wegen dieſes rührenden Wiederſehens und Wiederverſöhnens künftig nur deſto lieber haben.“ Er kann ſo ſchönen Gründen nicht widerſtehen, fällt ihr zärtlich weinend um den Hals, und ſchreit: „Es leben Herr von Kotzebue und Eulalie!“ — Auch kleine Farzen mit Liederchen habe ich einige Male hier ſpielen ſehen; dieſe waren aber bei weitem das Schlechteſte, weil Muſik und Geſang gewöhnlich gleich elend beſetzt waren.

Keines von allen Theatern in Paris aber that es dieſem an Hurengewimmel und Hurenunverſchämtheit gleich. Es war ja auch in der Gegend, wo dieſe Hummeln am dickſten und lauteſten zu ſchwärmen pflegten.

Sie

Sie waren in der Regel beinahe die Hälfte der Zuhörer, doch muß ich zur Ehre der Spieler ſagen, daß ſie ihnen nie etwas zu Gefallen thaten, oder nur anſpielten. Alle Bänke des Parterre, alle Logen waren voll von ihnen, und man mußte ſich durchaus irgend eine Ecke wählen, wo man den Rücken und die eine Seite frei hatte, wenn man ihren Zudringlichkeiten ausweichen wollte. Am ſchlimmſten aber war es auf dem Saale des Eingangs, wo ſie in den Pauſen zwiſchen den Akten recht wimmelten, und über einen jeden herfielen, der noch ſo ausſah, als wenn er ſolche Speiſe wohl einmal brauchen könnte. Ohne ein Orpheus zu ſeyn, riſkirte man von dieſen raſenden Mänaden ein ähnliches Schickſal. Mancher arme Schelm ward hier auch wirklich im eigentlichen Sinne zwiſchen den Akten fortgeſchleppt, der wohl zu einer ſolchen Entführung nicht hieher gekommen war. Jugend und Unerfahrenheit ſind an ſolchen Orten ſchlimme Begleiter, und die Lockvögel hier gehörten nicht zu den ausgerupfteſten und kahlſten.

Von hier will ich nun zu den Boulevards gehen. Da finde ich unweit dem Martinsthore in Einer Reihe mehrere Theater, alle an der linken Seite. Da iſt das Theatre de la gaité, das Theatre de l'Ambigu-comique, das Theatre sans prétention, das Theatre des jeunes artistes, und ein anderes Theatre des jeunes eleves: vielleicht waren noch mehrere der Art, deren Namen ich nicht einmal erfahren habe. Man ſollte meinen, in dieſer noch lebendigen und ſchönen Gegend der Boulevards müſſe doch wenigſtens einiges Gutes ſeyn; aber man findet hier wirklich für die Kunſt nicht viel, für die Beobachtung und den fröhlichen Humor oft aber deſto mehr.

Man kann alle dieſe Theater als Schulen für die größeren anſehen, und manches ſeltene Talent hat ſich hier ausgebildet, das nachher auf einem der erſten Schauplätze geglänzt hat. Hier ſpielen nemlich durchaus nur junge Leute unter zwanzig Jahren, und Kinder, ungefär in der Ordnung, wie ich die Theater aufgeführt habe, bis zur Kindheit von fünf, ſechs Jahren hinab. Ich bin hier anfangs ſonderbar getäuſcht worden. Ich ſah die Eleganz der Theater von außen, ſah die Menge Menſchen, welche ſich oft zu Fuße und in Wagen hinzudrängten, und wenn ich eintrat, ſah ich Kinder als Spieler auftreten. Man kann ſich nun freilich vorſtellen, daß die kleinſten dieſer Schauſpielergeſellſchaften ihre eignen Stücke haben, welche mehr für ihr Alter paſſen, als die gewöhnlichen; aber ſie bleiben dabei nicht ſtehen, ſondern wagen ſich oft auch an diejenigen, worin alle Schlauheit und Feinheit des konventionellen Lebens, und alle Ränke und Verwickelungen von Schurkereien und Liebeshändeln dargeſtellt ſind. Freilich vieles muß man hier vergeſſen, um ſich angenehm täuſchen zu laſſen; kann man aber das, ſo hat man auch hier oft ſein Vergnügen. Die Enge und Kleinheit der Bühne, die Mittelmäßigkeit und das Unmodiſche der Garderobe, das Unangemeſſene des Alters zu der Rolle, die es oft darſtellen muß, muß man nun einmal überſehen, und ſich zuerſt ſelbſt täuſchen, um getäuſcht zu werden. Es iſt freilich komiſch, ſo einen ſechszehnjährigen Papa und eine vierzehnjährige Mama zu ſehen, die ihrem zehnjährigen Wildfang von Sohn eine kleine Kopflauge wegen ſeiner Ausſchweifungen geben, und das achtjährige Töchterchen über die Gefahren warnen, deren ihre aufblühende Jugend jetzt ausgeſetzt ſeyn wird; noch lächerlicher iſt es, von ſo einem Paar Lilliputter die Verlegenheiten und Schmerzen und Entzückungen der Liebe ganz mit dem franzöſiſchen Dekorum der Liebe darſtellen zu ſehen. Aber was wunderbarer iſt, ſie ſpielen ſolche Scenen oft gut, und ſo gut, daß man ſagen mögte, die Natur unterweiſe jeden Franzoſen ohne Lehre und Erfahrung ſchon von zarter Jugend in den angenehmen Künſten der Galanterie, welche dieſe kleinen Zauberer wahrlich oft bis auf ihre feinſten Schattirungen aufgegriffen haben. Ich frage hier nicht, ob es gut ſei, daß Kinder ſchon mit den Feuerflammen der Leidenſchaften ſpielen, woran ſie ſich gar leicht zu früh anzünden und verzehren können. Das gewöhnliche Spiel hier ſind Luſtſpiele und Poſſen, auch wohl fromme Dramen, die nun auch in Frankreich immer mehr Mode werden wollen. So vernünftig iſt man doch, daß man ſelten Trauerſpiele durch dieſe Pygmäen ausführen läßt; ihre Stelle müſſen Wundergeſchichten, und Mord- und Rieſenabentheuer häufig erſetzen, die aber natürlich immer einen glücklichen und frohen Ausgang haben. Zuweilen werden auch kleine Arien und Ballette angekündigt, und mit aller Wichtigkeit der großen Oper gegeben.

Dieſen Spielern etwa ein halbes Dutzendmal im Jahre zum Spaß zuzuſehen, mögte hingehen; aber länger und öfter hielte ich es doch nicht aus, da gar ſo weit nicht von hier täglich ſo viel trefflicher theatraliſcher Genuß zu haben iſt. Aber ſo groß iſt die Geduld und der wechſelnde und bunte Spieltrieb der Franzoſen, daß auch dieſe Theater faſt immer ein Auditorium haben, wobei ſie ſich behaupten können. Nicht bloß die zunächſt wohnen, kommen hieher, ſondern man ſieht oft die feinſte Welt der feinſten Gegenden der Stadt ſich hier ergötzen und dem trefflichen Kinderſpiele Beifall zuklatſchen. Man erlaubt ſich hier nichts, was das Dekorum der größten Theater verbietet, und behandelt alles mit großem Ernſt und mit einer Wichtigkeit, die oft eben ſo lächerlich ſcheint, als die Helden und Liebhaber dieſer Bühnen mit ihren ſiebenfüßigen Worten und Seufzern. Ja, die Leute hier thun ſich wohl etwas auf ihre Kindertheater zu Gute, und einer meiner Bekannten fragte mich einmal im ganzen Ernſte, ob das Ballett des Königs von Preußen in Berlin wohl ſo gut ſei, als was hier im Theatre sans prétention die Kinder tanzen? Auf dieſem Theater ſpielte ein kleiner Knabe, der wirklich ein kleines theatraliſches Wunder heißen kann.

wie ihn ſeine Landsleute auch mit großer Vorliebe nannten. Er ließ an Deklamation und Ausdruck und Darſtellung der Perſon faſt gar nichts zu wünſchen übrig. Man hatte eigne Kinderſtücke, worin er ſeine Kraftrollen hatte, aber auch andre aus jedem beliebigen Stücke verdarb er nie. Sein Ruhm war ſo groß, daß die Spieler eines der erſten Theater, des Theatre Feydeau, ihm auf dem Theatre du Marais eine Beneſizkomödie gaben, die mit den Worten angekündigt war: „Die Künſtler des Theaters Feydeau werden aufführen ꝛc. zum Beneſiz des kleinen Deschamps, einer Waiſe von fünf Jahren, den man ein Wunder unſrer Zeit nennen kann. Er ſelbſt wird ſich in der Rolle des kleinen Fauſtkerls (du petit Poucet) in einem Nachſpiele dem Publikum zeigen.“ Das Theater war zum Brechen voll, und der kleine Deschamps hatte eine gute Einnahme, und ſpielte ſeinen Fauſtkerl mit außerordentlichem Beifall.

Außer dieſen Pflanzſchulen der größern Theater, woraus manche große Künſtler hervorgegangen ſind, giebt es noch zwei Theater, die in dieſe Rubrik gehören, nemlich das Theatre du Marais, und das Theatre des Victoires nationales in der Rue de Bac der Vorſtadt St. Germain. Das Theatre du Marais iſt in der Gegend der Fiſchweiberhalle, und ich muß ſagen, daß es auch Vieles von dem Geſchmack ſeiner Lage zu haben ſcheint. Man giebt hier gewöhnlich nur Poſſen, und oft ziemlich gemeine und grobe Poſſen, wie ſie ſeyn müſſen, um durch die dicke Haut zu bringen, welche die meiſten Zuſchauer um ſich tragen. Die Hälfte der Spiele ſind Scenen aus dem gemeinen Leben, wie ſie den Pöbel alle Tage und allenthalben ergötzen; aber man kann nicht leugnen, daß nicht auch hier der franzöſiſche Witz zuweilen in hellen Strahlen durchbreche. Auch die Ausländer müſſen oft herhalten, und die Franzoſen auf ihre Koſten zu lachen machen. So habe ich ſelbſt einmal meine Teutſchheit in der auberge allemande, oder der teutſchen Schenke, mit allen Scherzen und Schwächen der Trunkenheit vorſtellen ſehen. Hier fehlt es nicht an einem zahlreichen Auditorium. Leerer, und nach ſeinem Verdienſt leerer, iſt das andere Theater der Nationalſiege in der Rue du Bac, unſtreitig das elendeſte und mittelmäßigſte von allen Theatern in Paris, das ſeinen ſtolzen Namen doch mit einem ſtilleren vertauſchen ſollte. Es iſt die kahle und nakte Mittelmäßigkeit und ſpielt überdies nichts, als elendes und markloſes Gewäſch, weil es kleinen Poſſen und Schwänken mit ſeinem Perſonale nicht gewachſen iſt. Ich bin zweimal da geweſen, und habe mich immer bis zum Sterben übergefüllt.

Die große Oper, oder das Theater der Republik und der Künſte, hat ihren Sitz im Mittelpunkte der Stadt in der ſchönen Straße des Geſetzes, in beinahe gleicher Entfernung vom Palais Egalité und den Boulevards. Kein Theater hat vielleicht ſo viel durch die Revolution verloren, als grade die Oper, und kaum fängt ſie jetzt an, ſich wieder etwas zu erholen. Es iſt jetzt die Zeit nicht, wo viel für die Kunſt gethan werden kann, und die Oper hat zu neuen Werken und ihren Maſchinerien immer ungeheure Summen nöthig, welche auch vormals für dieſes erſte Vergnügen der Pariſer äußerſt freigebig hergeſchoſſen wurden. Denn den Ruhm wollten ſich die Pariſer nicht nehmen laſſen, im Beſitz der erſten Oper Europens zu ſeyn. Schlimmer bei weitem für die Oper war der Vandalismus der Demokraten, von welchem ich oben ſchon geredet habe; dieſer drohte ſie gänzlich zu zerſtören, und zerſtörte ſie wirklich. Man durfte alle die Prachtwerke nicht ſpielen, worin ein Sultan, oder Kaiſer, oder irgend ein andrer großer Tyrann, oder eine Tyrannin und Sultanin und Prinzeſſin die Hauptperſon war. Das Umarbeiten ging nicht ſo leicht, und hatte wenigſtens entſetzliche Unbequemlichkeiten, und das Publikum ſah ſich alſo der Meiſterſtücke eines Gluck und anderer großer Künſtler auf lange Zeit beraubt. Jetzt iſt man von dieſer abgeſchmackten Tollheit zurückgekommen, und die Könige und Sultaninnen der Glucke und Salieri dürfen wieder in ihrem ganzen orientaliſchen Pompe aufmarſchiren. Das Publikum hat ſeine alten Freuden wieder, und die Oper iſt bei dem Preiſe des Parterres zu drei Franken (18 Groſchen), und der erſten Logen zu ſechs Franken, faſt immer außerordentlich beſucht. Jeder findet hier etwas für ſeinen Gaumen. Der Stumpfſte will bloß gaffen und ſich die Augen verblenden, die Ohren betäuben, und alle Sinne zu einer wohlthuenden Behaglichkeit ſtimmen laſſen; ein Andrer will ſich durch die majeſtätiſchen Harmonieen eines Gluck zu den Engeln des Himmels erheben; ein Dritter durch den ſeelenvollen Tanz und die Pantomime eines Veſtris entzücken laſſen.

Es wird je einen Tag um den andern geſpielt, weil man wegen der Zurüſtungen der Maſchinerien und Ballette immer viel zu thun hat. Die Oper wechſelt mit Balletten, wie es die Sitte der großen Heldenoper faſt aller Orten iſt, ſo daß zwiſchen jedem Akt der Akt eines Ballets aufgeführt wird. Wäre ich ein Kenner von Muſik, ſo wäre hier die Stelle, von dem Zuſtand derſelben in Paris und von den neuen Einrichtungen zur Beförderung derſelben etwas zu ſagen. Da ich das aber leider nicht bin, ſo bleibe ich bei einigen oberflächlichen Notizen ſtehen, wie ich ſie theils ſelbſt habe aufgreifen, theils von ſolchen erhalten können, die davon mehr Kenntniß haben, als ich. Man iſt bis jetzt durchaus bei den alten Meiſtern der Oper und bei ihren Stücken ſtehen geblieben, obgleich verlautet, daß man damit umgehe, einigen Werken Mozarts franzöſiſche Texte unterzulegen, und ſie hier auf die Bühne zu bringen. Sie würden gewiß bei dem Enthuſiasmus, den man hier für die teutſchen Virtuoſen hat, ein ſeltenes Glück machen. Die Vorliebe für unſern Haidn und Mozart iſt außerordentlich, und des letztern wunderbares

Genie hat ſelbſt die hartnäckigſten Tadler bekehrt. Garat, der erſte Sänger Europens, nennt ihn nicht anders, als den Göttlichen. Man glaube aber darum nicht, daß die Franzoſen an guten und beliebten Komponiſten arm ſind. Kreutzer, Cherubini, Monſigny, Mehul, Goſſec, Gretry, d'Allayrac, Martini, Berton, le Sueur, ſind berühmte Namen, die alle mit Glück theils für die große, theils für die komiſche Oper gearbeitet haben. Sie ſind faſt alle in dem muſikaliſchen Inſtitute nach den verſchiedenen Klaſſen angeſtellt mit einer Menge ausübender Künſtler auf allen möglichen Inſtrumenten. Von dieſen Spielern ſind ſehr viele Teutſche, und zwar Südteutſche, die der muſikaliſche Genius mehr zu begünſtigen ſcheint, als die nördlichen. Kreutzer ſelbſt, der Muſikdirektor der Oper, iſt ein Teutſcher. Man rühmt dieſes Orcheſter der Oper als eines der vorzüglichſten, ich glaube es, nach der Wirkung, welche die Muſik auch auf mich gehabt hat; mehr wage ich nicht zu ſagen.

Die Sänger und Sängerinnen derſelben ſind meiſtens Mitglieder des berühmten Conservatoire de Musique. Vor allen obenan ſteht der treffliche Garat. Er läßt ſich aber jährlich nur etwa zwei- und dreimal in der Oper hören, und zwar gewöhnlich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Das außerordentliche Talent dieſes Künſtlers iſt in ganz Europa zu bekannt, als daß meine ſchwache Stimme ihm noch einigen Glanz geben könnte. Ueber die Tiefe ſeines Geſanges bei einer ſeltenen Höhe, wovon ich alle Tage ſprechen höre, mögen diejenigen Beobachtungen anſtellen, welche tiefer in die Geheimniſſe der himmliſchen Kunſt eingedrungen ſind. Ich habe ihn nur einmal im Konzert ſingen hören, welches er in der Oper an einem ſtillen Tage gab, wo nicht geſpielt ward. Die Entrée für das Parterre war 9 Franken; aber ich ſage mit Vielen, müßte man dieſe vom Ende der Welt herholen, ſie wären nicht zu mühevoll herbeigeſchafft, wenn man dafür eine ſolche Stimme hören könnte. Ich muß geſtehen, nie eine ſolche Scene erlebt zu haben. Unter den Tauſenden war die Stille des Erwartens, wie ſie ſeyn müßte, wenn die Welt wüßte, die Morgenröthe des jüngſten Tages breche an, oder ein Gott komme, der gemarterten Welt einen ewigen Frieden zu bringen. Er kam endlich, der Göttliche, der Mozart den Göttlichen nennt, und Entzücken bemächtigte ſich aller derer, die ihn ſchon gehört hatten, und frommes Erwarten und Herzklopfen derer, die ihn noch hören ſollten. Und er ſang, und Himmel und Erde vergingen mir. O man ſage, was man wolle, keine Kunſt hat die Geiſterſprache der Seele, wie die reine Muſik der menſchlichen Stimme. Ich glaube, dieſer Künſtler könnte Menſchen vor Wonne zernichten. Doch kein Wort mehr über das Unausſprechliche. Sein größtes Lob war, daß die Zuhörer nur erſt lange nach ſeinem Abtritte klatſchten. Garat iſt übrigens auch von Perſon ein noch junger und liebenswürdiger Mann, und hat in ſeinem ganzen Weſen etwas ſo Leichtes und Seelenvolles, als wären ihm ſchon Flügel angewachſen. Aber nichts kommt dem Entzücken gleich, das bei ſeinem Seelengeſange aus allen Zügen ſeines Geſichts hervorbricht, und ſie allmälig zu etwas Himmliſchem verklärt. Ich habe dieſes Entzücken nur in dem blinden Dulon geſehen, der auch ſeine ganze Seele aus ſeiner Flöte und auf ſein Geſicht hauchen konnte. Uebrigens lebt Garat ein rechtes ſpielendes Künſtlerleben, und hat bei ſeinen groſʒen Einnahmen, wie man ſagt, beträchtliche Schulden. Man kann davon aus folgendem Anekdötchen urtheilen. Bei ſeiner letzten muſikaliſchen Reiſe nach London hatte er 170000 Franken nach Paris übers Meer zurück gebracht, und dieſe Summe von wenigſtens 40000 Reichsthalern guten Geldes war in wenigen Monaten zerflogen. Doch die Singvögel unter den Menſchen ſollen ſich keine Speicher anlegen, wie die Spechte und Fledermäuſe. Die

Nachtigall und Lerche muß ſterben, wenn ſie kein Futter mehr für den Tag findet.

Nach dem alles überfliegenden Garat ſind Cheron, Lais, Friederich berühmte Namen der Oper, von welchen bei jeder Aufführung ſich wenigſtens einer jedesmal hören läßt.

Doch ich komme zur zweiten Klaſſe der Spieler dieſes berühmten Theaters der Republik und der Künſte, zu den Tänzern und Mimikern, ohne welche die groſe Oper in Paris nicht ſo einzig ſeyn würde, als ſie wohl glaubt; denn nur dieſe ſind die unvergleichlichen und unübertrefflichen, die man nirgends in dem Geiſte und geſchloſſenen Bunde der Kunſt wiederfindet. Vigano und die Brüder Gioja in Wien und Florenz waren treffliche Künſtler, aber ihnen fehlten Helfer, ſie zu unterſtützen, und ein Publikum, ſie zu beurtheilen und zu verſtehen. Sie konnten nur immer einzelne Züge und kleine Andeutungen des ächten geiſtigen Spieles geben, nie, oder ſelten, ein großes wohl zuſammenhängendes Ganzes durchführen, das in allen ſeinen Theilen vollendet und geſchloſſen geweſen wäre. Und doch gewährten auch dieſe einzelnen, ſo einzeln, wie ſie da ſtanden, ſchon einen herrlichen Genuß. Aber hier iſt das Ballet zur Kunſt erhoben; nicht bloße Schatten ſpielen hier und fliegen als Schatten vorüber, ſondern beſtimmte und klare Geſtalten in der vollen Schönheit und Mäßigung der reinen und keuſchen Kunſt treten lebendig hervor. Hier erſt habe ich es wieder gefühlt, wie es möglich ſei, daß die Alten ſo vieles von den Wundern des Tanzes und der Pantomime erzählen können. Sie konnten darin freilich noch mehr, als die Neuern, weil die Kunſt bei ihnen keine andre Sitten zu ehren und zu fürchten hatte, als die ſie in ſich ſelbſt fand, und weil ſie in ihrem ſinkenden und alternden Zeitalter auch alle Mittel anwenden durfte und mußte, die größte Verdorbenheit und Erſchlaffung zu reitzen und zu kützeln. Was die, welche die Danaën, die Thetis und Atalanten, die Paris und Apollen ſpielten, ſich erlauben durften, das iſt der neueren Kunſt verſagt, der man neben den Inſignien des Muſenhains auch noch die Fratzenlarve der Konvention und den Prieſtermantel und das Chorhemde des Nachfolgers Petri zum Augen- und Warnungsſpiegel hinhängt. Doch welches Geſetz, welches Bollwerk und welcher Riegel kann die Schönheit einſchränken? Auf ihrem Felde blühen der Blumen ſo viele und mancherlei, und wenn man ihr auf der einen Seite auch den Zugang verſperrt, ſo weiß ſie auf der andern neue Spiele und Freuden zu entdecken.

Ich glaube, daß nächſt den Italiänern kein Volk in Europa iſt, das es in der Tanzkunſt und Pantomime (darin werden die Italiäner wohl immer auch unter den erſten bleiben, und vielleicht vor dieſen die Griechen, wenn über ihrem ſchönen Lande einmal wieder ein freundlicherer Himmel lächelt) je den Franzoſen gleich thun wird. Kein Volk iſt ſo ſehr Herr ſeines Leibes und ſeiner Glieder, als gerade ſie. Bei mehrern Gelegenheiten habe ich es ſchon erwähnt, wie ich glaube, daß Manche, die hier in den Schenken und Gärten ſpringen, mit Ehren in den Balletten zu Wien und Hamburg auftreten würden. Das ganze Volk iſt ſo zum Tanzen und Springen und Voltigiren gebohren, und tanzt und ſpringt und voltigirt ſo gern und ſo viel bei jeder kleinſten Veranlaſſung, daß einem Teutſchen, wenn er ihren Tänzen zuſieht, gewöhnlich um's Herz iſt, als dürfe er den Fuß nie wieder ohne Erröthen auf einen Tanzplatz ſetzen. Es iſt ein entſchiedener und ſtark ausgeſprochener Zug in dieſes Volkes Karakter, daß ſie faſt alle innere Leidenſchaften und Bewegungen der Seele äußerlich mit dem Körper darſtellen und ausdrücken, und zwar meiſtens mit Anmuth und Grazie ausdrücken. Einem jeden aus dieſem Volke, ich möchte ſagen dem Kleinſten und Geringſten, iſt ein gewiſſer Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit, gleichſam angebohren. Wer ſich frei und kühn und ungezwungen darſtellt, hat ſogleich in ihrer Meinung mehr gewonnen, als er es bei einer andern Nation könnte, bei welcher dieſer Sinn nicht ſo beweglich iſt. In allen Künſten und Wiſſenſchaften haben die Franzoſen frühe und wacker mit den übrigen Völkern Europens gewetteifert. In allen geſtehen ihnen die Fremden groſse Verdienſte zu; aber doch ſo, daß ſie ſich in vielen Zweigen derſelben etwas Beſſeres, in andern Gleiches mit ihnen geleiſtet zu haben rühmen. Nur wenn vom Tanze, von der Grazie und Leichtigkeit dieſer ſchönen Kunſt die Rede iſt, wagt es keiner, dem einſtimmigen Geſtändniſſe Europens zu widerſprechen, daß ſie hierin alle andere Völker weit hinter ſich laſſen.

Noverre war der erſte unter ihnen, der die ſchöne Tanzkunſt auf dem Theater wieder zu einer Aehnlichkeit und Annäherung deſſen brachte, was ſie vor zweitauſend Jahren in Athen, Smyrna und Milet geweſen ſeyn muß. Er wies den Springern und gewaltigen Künſtlern in Verdrehungen und Anſtrengungen des Leibes den Hinterrang hinter denen an, die bald mit den Füßen der Grazie einherſchweben, wie Amor, wenn er ſeine Pſyche unter Roſen belauſchen und überraſchen will, auf den Knoſpen der Blumen hinflattert, ohne eine Thautropfen abzuſchütteln; bald in der Schönheit des Apoll und in der Kunſt des Herkules Choregus zum fröhlichen Wettkampf der Freude einherſchreiten. Die Saltomortaleſpringer verloren allmälig ihr Anſehen, und der melodiſche Rhythmus ſiegte über die Windſtöße und Wirbel der rohen Kraft, die nur dickhäutigen und holzköpfigen Menſchen gefallen können, die immer wie vom Sturmwinde erſchüttert werden müſſen, um aus ihrer Lethargie erregt zu werden. Noverres Terpſichore, die nach langen Jahrhunderten ihre Bühne endlich einmal wieder begrüßte, fand an Veſtris einen noch würdigeren Jünger, obgleich man ſein Verdienſt immer nur als das zweite anſehen kann, weil er Spuren fand, worin er treten und fortgehen konnte. Die größte Blüthenzeit dieſes ſeltenen Künſtlers liegt etwa 30 bis 20 Jahre zurück. Zur Zeit des größten Glanzes in Paris, als mit Marien Antoinetten alle Schönheit und Grazie auf den Thron zu ſitzen begann, hatte auch er ſeinen größten Glanz, und der Name Veſtris flog wie ein neues Wunder von einem Ende Europens bis zum andern. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, eine teutſche Anekdote geleſen zu haben, worin der damalige Miniſter Vergennes und Veſtris redend eingeführt werden. Sie finden ſich nemlich im Vorzimmer des Königs zuſammen, welchem Vergennes den Etat einiger neuen Penſionen und Zulagen überbringen will. Unter denen, welche Zulage erhalten, ſteht auch der Name Veſtris. Der Miniſter hält ihm die neue Zulage hin, und bemerkt ſpottend, daß ſeine Einnahme dreimal die ſeinige überſtiege. Der Künſtler aber — dieſem Erzähler war er nur ein Tanzmeiſter — macht einen entrechat, und ruft ihm höhniſch in die Naſe: „Hätt' Sie was kelernt, ſo Sie auch verdien die Geld.“ Es iſt ſchlimm, daß wir Teutſche gewöhnlich auch eben ſo urtheilen. Die Natur giebt die Grazie und das Talent, und mit ihnen den Lohn und Zutritt, den ſie bei allen Menſchen finden; Mühe und Schweiß erſchafft die Tauglichkeit und Nützlichkeit, und ihr Lohn wird auch nur mit Mühe und Arbeit gewonnen. Ein Künſtler wird gebohren, ein Miniſter gemacht; und welch ein Abſtand zwiſchen einem Miniſter, wie Vergennes war, und einem Veſtris! Es iſt aber ſchlimm, daß wir Teutſchen noch ſo urtheilen können, wenn wir die Kunſt mit den Brodſtudien oder brodverdienenden Dingen vergleichen, bei denen gar keine Annäherung der Vergleichung Statt findet. Der Ochs ſoll ſeine volle Krippe und ſeine fette Weide mit Recht haben, denn er ſtöhnt vor dem Pfluge;

aber er misgönne der Nachtigall die Blumen nicht zum Spielen, die ihm umſonſt duften, und den Rieſelbach und den blühenden Baum und den heitern Sternenhimmel nicht, zu dem er höchſtens einmal aufſieht, um zu brüllen.

Veſtris Schule iſt es, die mehrern Theatern Europens einige treffliche Tänzer gegeben hat, und aus welcher alle diejenigen hervorgegangen ſind, welche jetzt den ſchönſten Theil des Perſonale der großen Oper ausmachen. Er ſelbſt hat faſt aufgehört zu tanzen, ſeitdem ſo viele Köpfe von den Theatern des Richtplatzes herabgetanzt ſind. Er war aus der alten Zeit, hatte ſein vorzüglichſtes Anſehen, und, was mehr ſagen will, ſeine vorzüglichſten Einnahmen von denen, die ſonſt die erſten in Paris waren. Man wird es alſo nicht unnatürlich finden, daß er eine Revolution nicht liebt, die ihm einen ſo großen Theil ſeines Vermögens gekoſtet, und ſeine meiſten Beſchützer und Freunde ins Grab und aus dem Lande gebracht hat. Man behauptet, daß ſeine Denkungsart die der meiſten Spieler und Künſtler auf den Theatern ſei, die alle mehr, oder weniger die Gelegenheit verloren haben, ſo reich zu werden und ſo glänzende Verbindungen zu knüpfen, als ſonſt. Veſtris iſt jetzt ein Mann zwiſchen den Sechszigen und Siebzigen; ſchön und vorzüglich gebaut iſt er nie geweſen, und 40 Jahre zuviel haben dieſem unvortheilhaften Bau ſeines Körpers auch noch geſchadet. Dem ungeachtet füllt die Ankündigung, daß er mittanzen werde, das Haus immer zum Erſticken, und drei, vier Stunden vor dem Anfange des Spiels ſind alle Plätze ſchon beſetzt. Ich bin, da er jährlich etwa nur einmal, oder zweimal auftritt, nicht ſo glücklich geweſen, ihn zu ſehen. Aber meine Freunde, die ihn geſehen haben, verſichern, daß er alle ſeine Schüler, ſelbſt ſeinen Sohn, an Leichtigkeit und Anmuth des Tanzes, noch mehr aber in der gefälligen Kunſt der Pantomime, übertreffe.

Nach ihm, den man unter den thätigen Künſtlern kaum noch mitrechnen kann, ſteht ſein Sohn, der jüngere Veſtris, bei weitem oben an, und hat vor allen Männern unſtreitig drei Grade, unter den Weibern etwa einen voraus vor der Cardel und Chamerol. Es iſt ein Mann von etwa dreißig Jähren von mittlerer Größe und feſtem gedrungenen Wuchſe. Man ſieht es ſeinem Körper an, wie ſehr er von Jugend auf geübt worden iſt, ſo iſt alles gerundet und Muſkel und Nerve geworden. Der ganze Leib hat das ſchönſte Ebenmaaß, und ruht auf ein Paar äußerſt feinen Füßen; die Bruſt iſt hochgewölbt und ſo rund, daß man einen vollkommenen Zirkel darum ziehen könnte. Auch der Kopf, der auf dieſem Körper ſitzt, hat viel Lebendigkeit, aber dieſen allein mögte man ſchöner wünſchen. Das Geſicht hat nicht künſtleriſche Weichheit und Bildſamkeit genug, und den Augen fehlt ein gewiſſes Etwas von Zärtlichkeit und Schwärmerei, welches oft das gebehrdenvollſte Spiel in zärtlichen Scenen weniger wirkend macht. Auch dieſer zweite Veſtris macht ſich rar und ſpielt oft in mehreren Wochen nicht mit. Man muß dem großen Talente freilich etwas zu Gute halten, aber es ſollte ſich ſelbſt nicht zu viel zu Gute halten. Man rühmt ihn übrigens, daß er bei weitem den Stolz und Starrſinn ſeines Vaters nicht hat; öffentlich wenigſtens habe ich ihn nie an ihm erſcheinen geſehen. Man kann mit Recht ſagen, daß er die Oper mit Zuſchauern füllte. So oft er nicht da iſt, und werde auch das beliebteſte Werk von Gluck und Salieri aufgeführt, iſt es ſichtbar leerer, als wenn er ſich in einem der Lieblingsballette angemeldet hat. Er hat mich einmal in ein Gedränge gebracht, woran ich lange denken werde. Auf dem kleinen Theater de l'Ambigu-comique ſollte an einem Tage, wo die Oper ruhte, zum Beneſiz Cardels das Ballet Pſyche gegeben werden, worin er eine ſeiner erſten Rollen ſpielt. Schon um 4 Uhr Nachmittags, alſo zwei Stunden vor dem Anfange, ſtand es am Eingange gedrängt voll, um bei'm Eröffnen einer der erſten zu ſeyn, der ein Billet und dann einen guten Platz erränge. Der Strom ſchwoll bald ſo an, daß man nicht zurück konnte, auch wenn man gern gewollt hätte, denn von draußen drängten viele Hunderte an, und die der Thüre näher waren, ſchlugen und riſſen ſich unter einander, um dem Gitterchen zunächſt zu ſeyn, woraus die Billette gereicht wurden. Kopfzeuge, Fächer, und abgeriſſene Röcke lagen unter den Füßen, viele bluteten an den Händen, alle aber mußten ſchwer keichen; doch behauptete das Geſindel ſogar noch einige Achtung gegen die ſchwachen Weiber. Dieſes Geſindel ſpielte die Hauptrolle. Mehr als einige Dutzend lumpige Kerls drängten mit ihren ſchmierigen Armen alles zur Seite weg, um nach dem Gitterchen zu kommen, wo ſie für ein Geſchenk von zwei, drei Franken für andere ein Billet erkämpften, welche ſich dieſe Unverſchämtheit und Kraft der Fäuſte nicht zutrauten; bei vielen von ihnen aber war dies nur der Vorwand. Sie machten ein Gedränge; die Leute, die genug mit Händen und Füßen zu thun hatten, konnten auf ihre Taſchen nicht ſehen, und mehrere beklagten Uhren, Uhrketten und Ringe. Ich kam endlich doch noch ins Haus hinein, aber an meinen weißen ſeidenen Strümpfen war auch nicht die Farbe mehr zu kennen, und das eine Bein war an Haut und Strumpf an mehrern Stellen zerriſſen, und die Knöchel einiger Finger bluteten. Aber als das Spiel begann, da jammerten mich die Vielen doch, welche ſelbſt für dieſen Preis nicht hatten hinein kommen können; denn das Schauſpielhäuschen war zum Erſticken voll, und viele Hunderte hatten nach einem langen Kampfe und verdrießlichen Warten doch abziehen müſſen. Andere, die ſchon wußten, wie es zu gehen pflegt, ſahen dies Gedränge nur von ferne, und gingen und fuhren verdrießlich weiter. Auch ſelbſt bei der großen Oper iſt nicht ſelten ein Gedränge, wenn man weiß, daß er ſpielen wird; es gilt dann wenigſtens einer der erſten zu ſeyn, und einen guten Platz zum Sehen zu bekommen. Veſtris vorzüglichſte Stärke iſt der ſchöne Tanz und die trefflichen Formen und Stellungen, die er aus ſeinem männlich ſchönen Körper zu flechten und zu bilden weiß. Alles iſt genau und beſtimmt in ſeinem Maaße und Verhältniſſe, und tritt hin und lebt und bewegt ſich ohne die geringſte Peinlichkeit und Gezwungenheit. Es ſteht da und ſpricht ohne Worte vernehmlich und klar, wie ein ſchönes Bild, aus Erz gegoſſen und aus Marmor geglättet. Da iſt nichts Prüdes und Geziertes, nichts Ueberladenes und Affektirtes, ſondern die leuchtende Lauterkeit des Affekts und der Empfindung, welche die Kunſt immer als ihr Palladium bewahren ſollte. Veſtris hat übrigens ſeine Hauptſtärke in dem Tändelnden und Schelmiſchen, welches man den Karakter ſeines Volkes nennen könnte; da mögte ich ihn faſt für unübertrefflich halten. Weniger gefällt er, wo er den ſtillen und frommen Schmerz, oder gar die heilige Schwärmerei ſüßer und unſchuldiger Liebe darſtellen ſoll. Man ſieht, daß er hier ſpielen muß, was er nicht hat, und immer ſtraft ihn ſein Geſicht Lügen, wie ich auch vorher ſchon erwähnt habe. Die Stücke, worin er am herrlichſten glänzt, ſind ſein Paris und Pygmalion und Pſyche; doch ewig wird ihm Paris beſſer gelingen, als Pygmalion. Die Weiber, welche dieſe Hauptrollen als Hauptkaraktere mit ihm ſpielen, ſind die Bürgerinnen Cardel, Chameroi und Veſtris. Auch dieſe verdienten wegen ihrer Trefflichkeit durchaus ein eigenes Kapitel, aber ich fühle ſelbſt, wie ſehr es ermüden muß, Beſchreibungen, hinkende Beſchreibungen leſen zu müſſen, von Dingen, welche durchaus geſehen werden wollen. Tauſend Worte über Raphaels Verklärung und den Laokoon werden dem Gemüthe kaum einen Schatten von dem geben, was es durch den Blick einiger Sekunden empfängt. Die Cardel iſt eine nicht ſchöne, aber niedliche Geſtalt, ſchlank und behend, und an Miene und Schritt eine Grazie. Sie iſt die holde Pſyche dieſer auserwählten Geſellſchaft, und weiß die liebenswürdige und verſchämte Seele in allen Gebehrden und Zügen und Stellungen hervorblitzen zu laſſen. Hätte Veſtris ihre Pantomime, ſo müßte man wahrlich in manchen Scenen vor Entzücken der Liebe und Anmuth vergehen. Was hold, was zart und unſchuldig iſt, ſtellt dieſes anmuthige Weib unnachahmlich dar. Die Chameroi iſt ein anderes Weſen, zum Herrſchen und Zerſchmelzen gebohren, wo jene anzieht und entzückt. Sie ſtellt die Geſtalt einer Juno und Venus mit gleichem Glücke dar, und wenn ſie nicht die ſüße Schäferin machen kann, die um den Adonis weint, ſo zeigt ſie deſto brennender die, welche ſchelmiſch mit dem Helmbuſche des Mars ſpielt, und ihrem hinkenden Gemahl Pfeile Amors zu ſchmieden überreicht. Es iſt eine ſchöne, hohe und volle Geſtalt, und tauſend Stutzerlippen zucken, und tauſend Buſen ſeufzen leiſe, ſo wie ſie ſich nur zeigt. Die Veſtris endlich, das Weib unſers jungen Helden, hat weder die Geſtalt, noch die Grazie dieſer Beiden, aber ſie kann immer in die zweiten Rollen mit großem Ruhme eingehen; was die Natur ihr verſagt hat, erſetzt ſie durch einen ſeltenen Fleiß, und iſt, wenn ſie jenen im Spiel der Karaktere nachſteht, ihnen im eigentlichen Tanze weit überlegen. Der alte Veſtris ſoll von ihr rühmen, keinen Schüler und keine Schülerin habe er je gebildet, die mit den Füßen dieſer Nymphe zu vergleichen ſei. Unter den Tänzern ſind Beaulieu, Giraut, Moreau und Cardel berühmte Namen, die nur unglücklich ſind, neben einen Veſtris erſcheinen zu müſſen. Beaulieu thut es ihm im zarten Seelenſpiele unſtreitig oft zuvor, ſein Körper iſt auch ſchöner, vorzüglich ſein Geſicht, ich mögte ihn den Pariſer Vigano nennen; aber er iſt nicht von Kindheit auf bei dem alten Veſtris in die Schule gegangen. Veſtris iſt nur dadurch ſo ſehr der Sieger, daß ihm das Mechaniſche nie einen Augenblick mehr Verlegenheit macht. Cardel iſt in gewiſſem Sinn auch eine der erſten Perſonen dieſes Theaters, obgleich ſein Tanz ihn nur unter die mittelmäßigen ſetzt. Man rühmt nemlich das ſeltne Talent an ihm, daß er die Verflechtung und Verwickelung und Entwickelung der Ballette gewöhnlich aushecke, und eine bewundernswürdige Gabe habe, das ſchöne Spiel, deſſen Gipfel er ſelbſt mit ſeiner Perſon nicht erreichen kann, andern vorzubereiten, und ihnen ſeine Ideeen und geiſtvolle Züge anzugeben. Man kann ihn alſo gleichſam als den Balletmeiſter anſehen. Außer dieſen Vorzüglichen hat das große Perſonale durchaus keine ſchlechten Künſtler, und der belebende Geiſt des alten Veſtris und das verſtändige Urtheil des Publikums hält alles zuſammen und vereinigt die verſchiedenen Talente ſo harmoniſch, und bringt Werke hervor, die immer die Hand eines großen Mahlers im Fluge zeichnen ſollte. Nur eines Zauberers Feder wagt, ſie beſchreiben zu wollen.

Ich komme nun zum Theater der Italiäner, oder zur komiſchen Nationaloper, die unter den Opern und operartigen Spielen den zweiten Rang einnimmt. Sie hat ihren Sitz unweit der großen Oper links, von der Geſetzesſtraße in der Straße Favart, dicht an den Boulevards, in einem neuen ſehr eleganten Gebäude, das ſich neben dem großen Opernhauſe ohne Beſchämung ſehen laſſen darf. Auf dieſer Stelle war ſonſt ein altes Theater, wo zuerſt Italiäner geſpielt hatten, zuweilen Franzoſen eintraten, und dann wieder Italiäner ihr altes Recht der Opera buffa ausübten; Goldoni, der berühmter geworden iſt, als er es verdient, nennt man als den letzten italiſchen Unternehmer, der hier eine Truppe italiäniſcher Operiſten hielt. Von dieſen erſten und alten Beſitzern heißt dieſe komiſche Nationaloper noch jetzt häufig das Theater der Italiäner. Man ſcheint aber ganz den Geſchmack an den Italiänern verloren zu haben, und es wird darauf ankommen, ob dieſer Krieg eine ſolche Verwandſchaft und Bekanntſchaft zwiſchen den beiden Nationen ſtiften wird, daß Paris wieder eine italiäniſche Oper und ächten italiäniſchen Geſang haben wird, die eine ſolche Stadt doch billig haben ſollte. Man mag ſagen, was man will, mit dem italiäniſchen Geſange läßt ſich kein andrer einer andern europäiſchen Nation vergleichen. Das Land und die Sprache ſcheint zur Melodie gebohren; alles ſingt da, und die meiſten ſingen gut und richtig, wenn ſie auch nur als rohe, noch nicht abgerichtete Vögel der Flur ihre Naturtöne anſchlagen. Dagegen die andern Sprachen, die ſpaniſche und ſchwediſche etwa ausgenommen, welche Nachtheile haben ſie durch ihre rauhen und harten Worte und durch die vielen ſchnarrenden, gurgelnden und ziſchenden Töne in denſelben! Nach meinem Gefühle gehört die franzöſiſche Sprache nicht zu den vortheilhafteſten für den Geſang. Ihre vielen Naſen- und Kehlentöne kann oft die biegſamſte und anmuthigſte Stimme kaum leidlich machen. Mit dieſen Naſen- und Gurgeltönen hat auch in der Tragödie und Rede, wo ein ſtärkerer Affekt ausgedrückt werden ſoll, der geübteſte gar viel zu thun, und wenn nicht ein vorzügliches Organ da iſt, ſo wird die erhöhte Stimme gar zu leicht ſchnarrend und kreiſchend.

Mit Recht ſind die Franzoſen für dieſe ihre kleinere und komiſche Oper ſehr eingenommen. Wenn ſie aber ſo weit gehen, ſie der italiäniſchen Opera buffa durchaus vorzuziehen, ſo haben ſie Unrecht. Darin mögen ſie vielleicht nicht Unrecht haben, daß ſie behaupten, ſie übertreffe in ihrer jetzigen Geſtalt und in ihrem Perſonale die Italiäner weit, welche hier vor ihr ſaßen. Nach meinem Gefühle hat die Opera buffa der Italiäner, auch die mittelmäßige, immer etwas, das kein Fremder ganz erreichen, noch nachmachen kann, eben weil es ächt Italiäniſch iſt. Ich mögte dieſes Etwas, dieſes Ueberſchäumende und

Freiwillige des lieblichen Muthwillens mit dem Schäumen eines alten Weines vergleichen, der ſeine hundert Jahre hinter ſich hat, und den keine Künſtelei und Miſchung des Quackſalbers treibt. Iſt aber von der Opera buffa in ihrer ſchöneren Geſtalt die Rede, wie ich ſie in Bologna und Venedig geſehen habe, ſo müſſen vollends die Franzoſen mit allen übrigen Europäern ihr doch einräumen, daß ſie durchaus was Einziges und nur dem italiſchen Himmel Eigenthümliches ſei. Man ſieht es der franzöſiſchen komiſchen Oper zwar an, daß ſie eine Tochter der italiäniſchen iſt, aber doch ſind die Aehnlichkeiten nicht ſo groß, daß man ſie ſogleich bei'm erſten Blick auffallend finden ſollte. Alles iſt billig den franzöſiſchen Sitten mehr zugeſtimmt, und das Ueppige und Indecente, nach hieſigen Sitten wenigſtens Indecente, der Italiäner iſt weggeſchnitten. Von jenen Raufereien, von jenem wilden Durcheinanderjagen und Laufen der Italiäner, hat man mit Recht nur das Leibliche behalten. Harlekin, der meiſtens ein integrantes Stück der italiäniſchen Oper iſt, erſcheint hier nur ſelten, und bei dieſer Seltenheit nie als der ächte Harlekin. Es iſt billig, daß er jetzt, wo alle Livreeen und Auszeichnungen zwiſchen dem Herrn und Diener verboten ſind, auch ohne Livree erſcheint. Man ſieht durch ſeine Rolle die alte Geſtalt nur noch dünn durchſchimmern, und ſo dünn und ſchattenartig ſchimmern auch die übrigen Karaktere durch, welche man von der italiäniſchen Oper entlehnt hat. Sie ſind durchaus franzöſirt, und nehmen ſich bei dieſer Nationaliſirung recht wohl aus, wenn ſie gleich ſelten eigentlich komiſche Karaktere ſind. Man kennt bei uns den Geſchmack der kleineren franzöſiſchen Opern ſattſam durch die muſikaliſchen Werke eines Gretry, d'Allayrac, Monſigny und Andrer, und ich würde alſo etwas Ueberflüßiges thun, wenn ich darüber viele Worte verlieren wollte. Von dem bittern und ſarkaſtiſchen Scherz, oder Spaß, den man ſo oft bei den Italiänern und auch bei den dritten und vierten Singſtücken der Franzoſen nicht ſelten findet, muß man hier nichts erwarten. Dieſer beißende Spott, dieſes brennende Aetzmittel der Thorheit liegt nicht ganz im Karakter des Franzoſen. Dieſem Karakter iſt man aber in der komiſchen Oper äußerſt treu geblieben. Sie dreht ſich leicht und ſchmeichelnd, mehr tändelnd und neckend, als ſpottend und höhnend, um die kleineren Gebrechen und Thorheiten des Lebens herum, und flicht ſelbſt in ihre kleine Geißel Blumen. Aber noch öfter als ſie belächelt, lächelt und ſpielt ſie bloß zum Vergnügen. Alles Liebenswürdige, wodurch die Nation ſich ſo ſchön auszeichnet, das Zarte und Feine des geſelligen Lebens, die holden Züge der Galanterie, die ſüße Verlegenheit, Verſchämtheit und Schelmerei der Liebe und Unſchuld, kurz alles, worin der franzöſiſche Karakter ſich am anmuthigſten darſtellt, wird hier mit ſeltner Kunſt wiedergegeben. Deswegen gehört dieſes natürliche Kind auch vorzüglich zu ſeinen Lieblingskindern, und wenn alle übrigen Theater leer ſind, ſo erfreut ſich dieſes immer einer nie aufhörenden Frequenz. Ich ſelbſt bin, ich muß es geſtehen, ſehr oft mit einer gewiſſen Vorliebe hieher gegangen. Es behagte mir, die liebenswürdigen Sitten, die mir die Franzoſen ſo lieb gemacht haben, hier in ihrem reinſten und lauterſten Spiegel wiederſcheinen zu ſehen. Eines kam noch hinzu, was dieſer zweiten Oper einen großen Werth gab, nemlich, daß nirgends das Perſonale ſo vollkommen und ausgeſucht war, als hier, und daß alle Spieler dieſes ächt franzöſiſche Spiel recht con amore ſpielten. Die kleinen Opern und Singſpiele, die hier gegeben werden, haben ſelten mehr als ein halbes Dutzend und höchſtens zehn bis zwölf Perſonen. Wenn unter dieſen die erſten zwei, drei Rollen vorzüglich und die andern gut beſetzt werden können, ſo muß dies Spiel durchaus glücken, welches jedem Franzoſen gleichſam natürlich iſt. Und die erſten Rollen waren wirklich trefflich beſetzt. Bei der groſſen Oper iſt die Muſik und der Geſang die Hauptſache, und das Andre meiſtens nur Verzierung und Flitterei, wie denn das Stück und die Handlung dabei ſelten ſich zum Vortrefflichen erhebt. Hier iſt es umgekehrt. Eine leichte und gefällige Muſik, ein angenehmer, wenn gleich nicht groſſer Geſang genügen; aber das Spiel und die Darſtellung, die hier nicht mehr Nebenſache ſind, müſſen Lebendigkeit und Leichtigkeit haben, ſonſt können dieſe Operetten nicht ſtehen, bei denen die Muſik gleichſam nur die Unterlage des übrigen Spiels iſt.

Mit Vorbeigehung der übrigen Spieler und Spielerinnen, nenne ich hier nur die drei Hauptperſonen, durch welche die kleine Oper ſo ſehr gefällt. Dieſe ſind die Bürgerin St. Aubin, und die Bürger Ellevion und Chenard.

Die Bürgerin St. Aubin halte ich mit dem Pariſer Publikum nebſt der Contat für die erſte und vollkommenſte Spielerin in Paris; die Franzoſen würden ſagen, in Europa. Sie iſt ſchon ſeit 20 Jahren die Lieblingin des Publikums; denn ſie geht jetzt über die Vierzige hinaus. Doch behauptet dieſes holde Weſen eine ewige Jugend des Gemüthes und Spieles, und, wenn man ſie auftreten ſieht, hält man ſie für eine Sechszehn- und Zwanzigjährige. Obgleich ſie auch als Menſch eine ſehr glänzende Rolle geſpielt hat, obgleich ihr als Künſtlerin von jeher alles Weihrauch geſtreut hat, und ſie durch die Vergleichung mit Andern ſelbſt ihren hohen Werth fühlen muß, ſo zeichnet ſie ſich doch durch die liebenswürdigſte und herzengewinnendſte Beſcheidenheit aus. Sie iſt von mittlerer Größe und feinem und rundlichem Bau, und hat ein ſehr holdes Angeſicht mit herrlichen blauen Augen. Ich habe kaum etwas Aehnlicheres geſehen, als zwiſchen ihr und der berühmten Unzelmann in Berlin iſt, wenn dieſe die Unſchuldigen ſpielt. Man hält dieſes

Weib, wenn ſie erſcheint, noch für eine Funfzehnjährige. Alles Holde und Naive und Unſchuldige, alle zarteren und ſchöneren Züge ihres Geſchlechts ſtellt ſie unübertrefflich dar. Ihr Gang, ihre Stimme, ihr Lächeln und ihr Geſang gehören der jüngſten und freundlichſten Grazie an. Ohne beſondere Stärke der Stimme hat ſie eine ſeltene Lieblichkeit und Biegſamkeit derſelben; kurz alles iſt an ihr entzückend und bezaubernd. Sie iſt unſtreitig die Seele dieſer Oper, und hält ſie und die andern Spieler eben ſo, als der jüngere Veſtris die Ballette. Ganz mit ihr eingreifend ſpielt der ſchönere und jüngere Elleviou, ihr Zögling, der ſich zuerſt auf dem Vaudevilletheater gebildet hat. Dieſen hat ſie meiſterlich eingeſchult, und er muß alle Rollen mit ihr ſpielen. Wenn dieſe Beiden zuſammen erſcheinen, ſo bemächtigt ſich das Entzücken ſchon aller Anweſenden; ſie können einen Quark im eigentlichſten Sinn zu einem Meiſterſtücke umſchaffen. Ihre Lieblingsſtücke und die des Publikums waren jetzt la dot de Suzette, und les Prisonniers. In dem letzteren Stücke, deſſen Stoff aus einem Berliner Anekdötchen unter Friedrich dem Einzigen hergenommen iſt, erſcheinen Beide in ihrer ganzen Glorie, und nie habe ich die St. Aubin ihr ganzes Talent meiſterhafter entwickeln ſehen, als in den wechſelnden und ſo ganz abſtimmigen Gemüthsbewegungen, welche dieſes Stück veronlaßt. Sie ſind nemlich ein Paar junge Eheleute, die aus Langerweile kalt geworden ſind. Zufällig treffen ſie ſich in einem Gefängniſſe als Arreſtanten nach mehreren Monaten der Trennung, welche Verhaftung unter verſchiedenen Vorwänden abſichtlich geſchehen iſt. Hier muß die Langeweile, welche ſie getrennt hat, ſie wieder zuſammenführen, und dies geſchieht auf die launigteſte und niedlichſte Art von der Welt. Auch Elleviou iſt ein leidlicher Sänger, doch ein beſſerer Spieler. Im Geſange übertrifft ſie Beide der Baſſiſt Chenard, der auch ein treffliches Glied dieſer Oper iſt.

Ich komme jetzt zum Theater des Vaudeville, welches an der Ecke der rue de Chartres, am Platze des Palais Egalité befindlich iſt. Auch dieſes Theater kann man eine zweite komiſche Oper nennen, obgleich es einen von der vorigen ziemlich verſchiedenen Karakter behauptet. Man kann das, was der Franzoſe Vaudeville nennt, nicht recht gut teutſch überſetzen. Denn wenn wir es Gaſſenhauer und Gelegenheitsgedichtchen geben, ſo ſagen wir entweder zu viel, oder zu wenig. Das Wort Gaſſenhauer iſt dafür zu plump, das zweite drückt nur die Art aus, wie einige Vaudevilles entſtehen können; denn eigentlich gehört zu ihrer Entſtehung oft keine andre Gelegenheit, als der Kapriccio und die luſtige Laune deſſen, der ſie herſingt. Sie ſind ächte franzöſiſche Kinder, und müſſen auch den Namen behalten, den ihnen ihre Aeltern bei der Geburt gegeben haben. Ein Volk, das fröhliches Muthes iſt, und oft und gern ſingt, und die teutſche Ehrbarkeit mit ſchweren Schultern zieht, macht ſolche Vaudevilles oft ein halbes Dutzend ſtehenden Fußes. Sie ſind nichts weiter als muntere Kinder des Augenblicks, und gehen gewöhnlich auch mit ihm verloren. Dieſes Theater nun hat von den Vaudevilles, die es in vielen ſeiner Poſſen und Schwänke miſcht, den Namen. Ihm muß alles, was luſtig iſt, was dem Herzen muthwillige Freude und dem Zwergfelle eine Erſchütterung macht, zum Stoffe dienen. Große Stücke erwarte man hier nicht; es ſind kleine Geſchichten in Einem, höchſtens zwei Akten, welche oft in Einem, höchſtens zwei Tagen erfunden und gebohren ſind, und wozu ſich zuweilen drei, vier Verfaſſer Vater nennen laſſen. Kleine Anekdötchen und luſtige Vorfälle des Tages, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, große Dinge, von der ſcherzhaften Seite genommen, finden hier ihre leichte Geißel oder ihr leichtes Lob; doch meiſtens die erſte. Man lacht einige Stunden, denkt einige Tage an das, worüber man gelacht hat, und vergißt es dann auf immer. Vorzügliche Muſik darf man zu den Vaudevilles nicht erwarten, doch iſt es oft recht niedlicher und leichter Volkston; der Komponiſt hat ja oft nur Einen Tag Zeit, und zuweilen iſt man wegen eines Vorfalls, der wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſogleich aufs Theater muß, genöthigt, ſie nach andern ſchon bekannten Melodieen zu ſingen. Die Spieler ſind meiſtens recht brav und haben auch leichtes Spiel, weil Ton, Witz und Erfindung ächt franzöſiſch ſind. Manche dieſer kleinen Poſſen und Schwänke ſind wirklich ſo witzig und voll liebenswürdiger Laune, daß es eine Sünde iſt, daß ſie nach ihrem kurzen Tage vergeſſen werden: denn ſie gehen in der Menge unter, erleben auch ſelten mehr, als zwei, drei Vorſtellungen, weil es einmal Mode bei'm Publikum iſt, dieſe Gattung nicht öfter zu ſehen. Dieſe Mode ernährt für dieſes Theater und für die andern ihm ähnlichen eine Menge Poeten, die, wie oben erwähnt iſt, ihren Witz zuſammen thun, um ein Ding, wo es gilt, der erſte zu ſeyn, deſto ſchneller zuſammenzuflicken; und dieſe Flickerei geräth oft recht gut. Auch die kleine oben erwähnte Poſſe auf Kotzebue, Comment faire, war ein ſolches, und hatte zwei Väter, die Bürger Desjouy und Longchamps. Sonſt ſind noch Duval, Desfontaines, Dupaty, Chazet, Dufresny, Gouffé, d'Aubigné, Barré und Andre zu merken, welche für die kleineren Singtheater fleißig die Feder führen.

Man hat auch neuerlich angefangen, die Leben berühmter Männer, oder vielmehr einzelne karakteriſtiſche Züge aus denſelben, auf die Bühne zu bringen, von welchen einige Darſtellungen recht gut gerathen und mit großem Beifall des Publikums aufgenommen ſind. Auf dieſe Art habe ich Rabelais, Clement Marot, Scarron, Moliere und Voltaire auf der Bühne geſehen, wobei denn manche andre merkwürdige Perſonen ihrer Zeit gewöhnlich eingeflochten ſind. Weil Harlekin zuweilen noch im völligen Narrenornat, gewöhnlich aber ſein Stellvertreter Gilles, der witzige Dumbart, auf dieſem Theater erſcheint, ſo iſt im Fall, daß ſie beide gar nicht ankommen können im Spiele, im Stücke ſelbſt wieder ein Stellvertreter Gilles da. Weil im Voltaire dieſes ein Allemand ſeyn mußte, ſo geziemt es mir, hier einige Worte davon zu ſagen: Nachdem Voltaire mehrere Geſchäfte mit ſeinen Bürgern von Ferney abgemacht hatte, welche alle Geſchäfte der Wohlthätigkeit waren; nachdem er mehrere Briefe von hohen Häuptern auf Thronen und in der litterāriſchen Welt, Recenſionen von Freron, und Nachrichten über den Erfolg ſeines neueſten Theaterſtücks aus Paris erhalten hatte, kam denn endlich auch ein Abgeſandter des großen Friedrich aus Berlin mit einem gewaltigen Briefe und mit dem Kammerherrnſchlüſſel, die er beide dem Herrn von Voltaire einhändigen ſollte. Dieſer Abgeſandte war nicht weniger als ein Miniſter ſeines königlichen Freundes; aber wie ſah dieſer Miniſter aus? Nicht anders, als wenn er mit im Konvent bei den Friedensverhandlungen zu Münſter und Osnabrück geſeſſen hätte. Eine altmodiſche und barocke Kleidung, gewaltige Schuhe, ſo hoch zugeſchnallt, daß er kaum das Bein davor rühren konnte, eine gräßliche halbgepuderte Allongenparucke mit einem Haarbeutel zur Zugift, woraus ein andrer Ehrenmann ſich drei machen laſſen konnte, bedeckten ſeinen Leib. Dieſer war in ſeiner Haltung ganz der eines Tölpels, und ſo ſprach er auch. Auf einem gewaltigen Kiſſen, das er ſich dazu hereinbringen ließ, überreichte er mit einer ſcheußlichen Oration den goldenen Schlüſſel, der auch ſo à l'Allemand gearbeitet war, daß man füglich ein Gefängnißthor damit zuſchließen konnte. Nachdem er Herrn von Voltaire lange in dem unrichtigſten Franzöſiſchen und mit dem abſcheulichſten Dialekt vorgeſchwatzt hatte, kam er auf ſeine Bedienungen und Verdienſte. Er war ſeines Herrn erſter Staatsminiſter, ſein größter teutſcher Poet und Gelehrter, und Mitglied von mehr als drei berühmten Akademieen. Voltaire hänſelte ihn nun noch etwas herum, machte einige Ausfälle auf die poetiſchen Geburten Friedrichs, und ließ endlich dieſen ungeheuren teutſchen Miniſter und Gelehrten mit lautem Klatſchen des Publikums von der Bühne treiben. Wer kann es ihnen verargen? Man will was zu lachen haben, und ich ſelbſt habe aus voller Bruſt mitgelacht; wir machen es ja oft nicht beſſer mit unſern Nachbarn! Ich habe hier mehrere Teutſche paradiren ſehen: ſie ſind immer die Dummbärte und Betrogenen. Mehr habe ich aber nie gelacht, als über einen teutſchen Baron von Falkenhain und ſeinen Bedienten, die ein Paar Verliebte machen mußten, und mehr als einmal auf die Art beinahe, wie Falſtaff in den luſtigen Weibern von Windſor, gepreßt wurden. Dieſer Herr von Falkenhain trug einen mächtig langen grünen Rock, eine rothe Weſte mit Gold, blaue Hoſen, rothe Strümpfe, einen langen Zopf bis in die Kniekehle, und hiezu einen Staatsdegen, wie ein Reiterſchwert, und einen gewaltigen Sturmhut mit Börten; in einem ähnlichen Geſchmack war der Sancho dieſes Donquixotes ausſtaffiert. Man erläßt mir, weiter zu mahlen. — Auch das Vaudeville ſelbſt mußte zu einer kleinen Poſſe Veranlaſſung ſeyn, die unter dem Titel: Le Val de Vire, ou le Berceau du Vaudeville, gegeben ward. Dieſe Poſſe behauptet, den Urſprung oder die Wiege des Vaudevilles müſſe man in der Normandie ſuchen. Auch heiße es nicht Vaudeville, ſondern Val (oder Vau) de Vire, oder das Thal Vire. Die Verfaſſer behaupten, ein normänniſcher Müller, Namens Baſſelin, habe dem Dinge den Namen gegeben. Dieſer wohnte im Vau de Vire, war ein luſtiges hansſächſiſches Gemüth, und ſang fleiſſig Liederchen aus dem Stegreife bei der Arbeit auf ſeiner Walkmühle. Dieſe Liederchen fanden Beifall und Nachahmer, und man nannte dergleichen nachher Liederchen aus dem Vau de Vire, zuletzt ſchlechtweg Vaux de

Vires, woraus ſpäter Vaudeville geworden iſt. Zu dieſem Stücke iſt der ehrliche Müller Baſſelin die Hauptperſon, und muß allen Leuten zur Ergötzung zum erſten Mal in Paris öffentlich Vaudevires machen.

Viele Aehnlichkeit mit dieſem Vaudevilletheater haben die beiden Theater der Trubadurs und Moliere. Aehnliche kleine Singſpiele, Poſſen und Farzen mit Vaudevilles und Calambours, wobei es auf eine fröhliche Unterhaltung und auf Spaß und Lachen angeſehen iſt, zeichnen auch ſie aus, und ich kann alſo nichts Beſonderes von ihnen ſagen. Ihr Werth und Rang iſt zufällig, und wird jedesmal natürlich durch die vorzüglichern Spieler und Theaterdichter beſtimmt, welche ein jedes von ihnen im Solde hat. Jetzt behauptete das Vaudevilletheater unſtreitig den erſten Rang. Alle drei ſind Schulen für junge talentvolle Künſtler, die hier ihre Lehrjahre machen, und dann oft mit dem glänzendſten Erfolg die große und die komiſche Oper betreten.

Zu mager und langweilig würde es ſeyn, hier noch ein Langes zu melden von den mancherlei öffentlichen Spielen, Schattenſpielen, Geiſtercitirungen, kleinen Panoramas, für welche täglich an mehr als Einem Orte Bühnen errichtet ſind. Von den berühmten Phantasmagorien des Herrn Robertſon bis zum unterſten Schattenſpiele an der Wand ſind viele Stufen. Ich will nur wünſchen, daß mein Schattenſpiel, vorſtellend die große Stadt Paris, gefallen möge, und ſage hier zugleich allen ihren Schattenſpielen wahrſcheinlich das letzte Lebewohl.

Reiſe von Paris bis Brüſſel.

Sonderbar genug mußte es ſich treffen, daß ich hier, wie die letzten Tage in Nizza, beinahe mit Gewalt gehindert ward, fortzukommen. Ich hatte den 8ten Auguſt zu meiner Abreiſe beſtimmt, und mir einen Platz in der Diligence beſtellt. Früh war ich auf; aber ſiehe, als ich nun mit Sack und Pack herausziehen wollte, ſtellten ſich mir vor der Thüre ein halbes Dutzend Bajonette entgegen, mit dem Andeuten, ich könne nicht paſſiren, und wenn auch eine Poſt zum Ende der Welt abreiſte, mit der ich gehen wollte. Zugleich zeigten ſie einen Befehl vom Polizeycommiſſarius des Quartiers, vermöge deſſen ſie einen jeden herein, aber niemand heraus laſſen durften. Sie erzählten zugleich, ſie hätten ſeit Ein Uhr Mitternacht bis jetzt (es war vier Uhr Morgens) geſtanden, und über 1500 ihrer Kameraden ſeien auf ähnliche Expeditionen durch die ganze Stadt kommandirt, und man habe alle verdächtige Häuſer nebſt allen ſogenannten Hotels garnis beſetzt, um Böſewichte, oder verſteckte Konſkribirte aufzujagen. Schon waren Polizeibediente allenthalben in Bewegung, und ich ſah ſie meinem Hauſe vorübergehen, und wünſchte, daß ſie kommen und mich erlöſen mögten; aber es ward ſechs Uhr und die Poſt war ſchon über alle Berge, und ſo mußte ich mich nun bequemen, bis den folgenden Morgen noch auszuhalten. In unſerm Hauſe, (Hotel de Bruxelles) wo einige 30 Perſonen logirten, ward auf dieſes Gerücht alles munter, und jeder ſuchte ſeine Papiere, Päſſe und Sicherheitskarten zuſammen; andre aber verſteckten ſich und ihre Papiere. Unter andern waren vor einigen Tagen einige Bretagner angekommen, die in äußerſten Nöthen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen; der Wirth tranſportirte ſie mitleidig in ſeinen unterſten Keller, wo ſie unter Holzſtapeln und Strohbünden glücklich dem Sturm entgingen; ein Weib aber, das ſchon einige Monate hier war, und gewöhnlich mit dem Wirthe an ſeinem Tiſche aß, kroch bei der Wirthin ins Bette, welches nicht näher unterſucht ward. Einen einzigen Jüngling holten ſie aus ſeinem Bette. Er mußte ſich gleich anziehen und mit dem Kommando fort. „Er iſt nicht beſſer, als wir, ſagte einer der Soldaten; morgen marſchirt unſer Bataillon, um gegen die Tyrannen zu fechten." Ich verließ das Haus ſogleich nach ihnen, beſtieg noch einmal den Telegraphenthurm des Mont Martre, ſah des Abends das letzte Mal das Palais royal, und fand den folgenden Morgen die Hausthüre nicht belagert.

Den 9ten des Morgens um 5 Uhr fuhren wir durch die Vorſtadt St. Denis in einem heftigen Regen, der uns aber in unſrer Kutſche nichts anhaben konnte. Es ward indeſſen nach und nach hell, und verwandelte ſich endlich in eine ſchwüle Hitze, von der wir bis 10 Uhr Abends viel auszuſtehen hatten. Der Weg war vortrefflich gepflaſtert, breit, und meiſtens ſchnurgerade, und mit hohen Ulmen eingefaßt; zur Seite hatten wir Blachfeld, ſelten mit einem verlornen Hügelchen. Die Leute waren links und rechts allenthalben mit der Aernte beſchäftiget, die außerordentlich reich iſt. Zum letzten Male flog ich dem ſtillen St. Denis und Montmorency, wo ich oft froh geweſen, mit einem wehmüthigen Gefühle vorüber, und bald hatten wir die erſten Lieues bis Louvres, einer Poſtſtation, gemacht. Dieſe Strecke von Paris an gleicht noch immer einem Garten, ſo ſehr iſt ſie mit Küchengewächſen, Kräutern und Salaten aller Art, und mit Roſenfeldern für die Pariſer Bäuche und Naſen beſetzt. Die Gränzen der Felder, auch zum Theil einige Wege und Gräben, hatte man mit Obſtbäumen beſetzt, welche reichliche Früchte zeigten. Bei uns würden ſie freilich wegen der kalten Frühlingswinde für die Blüthen und wegen der Auguſt- und Septemberwinde für die Früchte auf dieſe Weiſe wenig nutzen. Die Schnitter bedienen ſich abwechſelnd der Senſe und Sichel, und ſo geht es mehr, oder weniger bis Brüſſel fort. Der Pflug in ſeiner ganzen Einrichtung iſt wie unſer pommerſcher für zwei Pferde; auch ſieht man hier nur zwei Pferde davor, und Ochſen habe ich nicht geſehen. Die Egge iſt ein umgekehrter Fächer, ſtatt daß bei uns alle Balken gleich lang ſind, ſo daß ſie nach hinten zu wächſt, mit langen acht- bis zehnzolligen Spitzen und ſchweren Balken, und ſie wird von zwei Pferden regiert. Die Aerndtewagen, die auch gewöhnlich zwei Perde ziehen, ſind größtentheils bis nach Flandern hinein zweirädrig, und haben hinten und vorn einen hohen Korb, (panier, Schußkelle), ein hölzernes Geflecht, und werden, ſo im Gleichgewicht auf den zwei Rädern hängend, trotz unſern vierräderigen vollgepackt. Vor der alten Stadt Senlis wird die Gegend luſtig, und man kömmt durch einen ſchönen Wald, der mit dem Park von Chantilly zuſammenhängt. Es iſt ein unebenes und hügeligtes Städtchen, mit Gärten und Reben durchflochten, und im Grün ſeiner Bäume recht romantiſch liegend. Wir hielten uns hier nicht auf, legten bloß andre Pferde vor, und ſo ging es vorwärts durch ſchönen Wald, Wieſe und Feld bis Pont St. Maxence, welches man ſchlechtweg Pont heißt, einem reitzenden Oertchen an der Oiſe. Hier ward in der größten Hitze des Tages ſtill gehalten, und zu Mittag gegeſſen. Meine ſehr unerbauliche Geſellſchaft verließ mich hier meiſtens. Hinter Pont gleich rechts fand ich die ſchönſte und luſtigſte Stelle auf meiner ganzen Reiſe, welche mich lebendig an die ungriſchen Donauinſeln hinter Presburg erinnerte. Ein ſchöner Park, mit dem fröhlichſten und lebendigſten Grün und Gebüſche bekleidet, und von üppigen Wieſen und Brüchen durchſchnitten, ſchwamm mit mehreren kleinen lieblichen Pappelinſeln vor uns hin, und helle rauſchende Waſſer und Teiche durchſchnitten und umgaben ihn. Schwäne ruderten, und Mümmelken (nymphea lutea, alba) mit ihren ſilbernen und goldenen Köpfen dufteten darauf. Kühe lagen im Graſe, und im Dickigt brüllte der Stier, Mücken bewimmerten mit melancholiſchen Tönen die Schwüle des Tages, und die Stille und der bedeckte Himmel und das ſüße Gefühl des Landes nach dem tollen Paris, wiegten mich in holde Träume ein:

doch flog ich vorbei. Unſere Fahrt ging nun gegen den Abend langſamer. Die Wege werden, ſo wie man ſich von Paris entfernt, immer ſchlechter, und zum Theil ſchon abſcheulich. Dafür wird der Anblick des Landes ſichtbar ſchöner und der Ackerbau fleißiger. Man kann wohl ſagen, daß man von hier durch die Niederlande, Weſtfalen, Niederſachſen, nach Mecklenburg und Pommern gehen kann, ohne im Aeußern der Dörfer große Veränderungen zu finden. Die Aecker und Wieſen ſind weit ausgebreitet und flach, und zeigen hie und da einen Wald und ein Hügelchen; die Dächer ſind meiſtens von Stroh, und die Wände aus Leimen, welche mit einigen ziegligen und wenigen Steinwänden ländlich abſtechen. Manche Wände ſind aus bloſſen Feldſteinen mit Mörtel aufgeführt, andre Wällerwände. Freilich habe ich noch keine Miethen, oder Kornhauſen geſehen, aber die unverhältnißmäßige Kleinheit der Scheunen dieſer Dörfer gegen die Größe und den Reichthum der Felder ſagt es einem jeden, daß man es hier, wie in Italien und Ungarn, machen muß. Die ſchönen und großen Obſtgärten, die man bis Brüſſel hin ſiehet, fangen in und bei den Dörfern an. Die Dörfer ſind größtentheils wie in Sachſen, d. h. Haus an Haus und Scheune an Scheune in einer Gaſſe gebaut. Statt unſrer Zäune hat man bis Brüſſel hin Gräben und lebendige Hecken um die Gärten und Koppeln, welche allerdings einen ſehr ſchönen Anblick gewähren,

Um 9 Uhr des Abends kamen wir in dem ſchönen Städtchen Roy an, welches die Hälfte des Weges zwiſchen Paris und Bouchain in Flandern macht. Um eilf Uhr ging es weiter von hier, immer durch Ebene und auf ſo abſcheulichem Wege, daß wir erſt um drei Uhr des folgenden Tages Peronne erreichten, ein kleines freundliches Städtchen. Man merkt, daß man ſich den Gränzen der Niederlande nähert. Die Häuſer fangen an, ſpitzgieblig, obgleich bei weitem nicht zu den Faſten unſrer

alten

alten Städte empor zu laufen. Sie ſind häufig mit bunten Steinen oder Klinkern bekleidet, oder mit heitern Farben betüncht und beworfen, und mit ſo hellen Fenſterrauten, daß man in die Seele des Hauſes hineinſehen kann. Man nennt die Stadt Peronne la Pucelle, weil ſie im Mittelalter oft belagert, aber nie gewonnen iſt; jetzt würde ſie mit ihren alten Mauern und ihren verwachſenen Gräben ſich kaum einige Stunden halten. Auf dem Platze ſteht ein alter Thurm, worin Karl der Siegreiche ſeinen ſchlimmen Sohn, den Dauphin Ludwig den Eilften, mehrere Zeit eingeſperrt hielt. Vielleicht heckte er hier die Plane aus, durch welche er zuerſt die Könige von Frankreich zu Königen machte. Dicht daran ſchießt ein luſtiges Freiheitsbäumchen empor. Ich ſcherzte mit dem Kaffetier, wo wir ein Stündchen anhielten, mit den Worten: „Es ſcheint, daß die Freiheit hier gut gedeiht.“ „Ja, ſagte er, ſie ſollte es wohl, wir haben den Baum mit unſerm Beſten gedüngt. Heute ſollen wir noch die Kanonen löſen, ich weiß nicht, ob es dem zehnten Auguſt zu Ehren iſt, oder eine Todesfeier. Die verfluchten Ruſſen ſetzen uns hart zu.“ Dann kam er auf Robespierre, den er einen ehrlichen Mann und einen Freund des Volks nannte, indem er erzählte, wie er hier und in Arras noch viele Verwandte habe. Mir ſchauderte, und mir war bei dem Andenken dieſes Bluthundes, als wenn dieſer Bürger, der übrigens ein menſchliches Geſicht hatte, mich auch wie eine Nuß aufknacken könnte, wenn es zum Beſten der Freiheit, wovon jeder ſo viel ſpricht, und die keiner hat, ſeyn müßte. Mehr zu denken gab mir ein andrer Vorfall von Vorgeſtern, wo die Diligence etwa eine Meile von Peronne geplündert und faſt alles nackt ausgezogen worden war. Als man mir dies erzählte, ſchämte ich mich, daß die Jagd, welche die Polizei auf die Konſkribirten machte, mich ſo erzürnt hatte: und doch hielt nur ſie mich zurück, nicht die Beute der Räuber mit meiner kleinen Habe zu vermehren.

Um fünf Uhr früh fuhren wir aus, und hatten bis Cambray einen ſolchen Weg, daß man ihn unmöglich ärger denken kann. Deſto ſchöner und reicher ſind die Felder, die, wie der beſſere Ackerbau, immer zunehmen, je weiter man nördlich reiſt. Es iſt hinter Peronne ein ſchönes Land, das kleine Hügel und herrliche Wieſen hat. Seine Dörfer werden immer nordländiſcher und ſtrohener, ſeine Kühe immer flämiſcher, ſeine Pferde frieſiſcher, ſeine Menſchen unfranzöſiſcher. Doch ſieht man die meiſten Bauersleute ärmlich und ſchwächlich einhergehen. Man weiß, wie ſonſt auf dem Ackerbau in Frankreich der Fluch lag, und wie grade dieſer am meiſten belaſtet und betaxirt war. Obgleich die neue Ordnung der Dinge dieſes Joch ſicher um die Hälfte erleichtert, ein Verdienſt, das allein eine Revolution werth war, ſo iſt die Zeit doch zu dringend, und der Piccarde und Flandrer ein zu guter Soldat, als daß jeder die Früchte ſeines Feldes mit ſeinen Kindern in Ruhe und Wohlſtand genieſſen könnte. So müſſen manche bis auf den heutigen Tag bei der mildeſten und dankbarſten Erde darben. Die Bettelei iſt übrigens ſeit Paris her etwas gewöhnliches; im Süden Frankreichs fand ich ſie weit ſeltner. Auf allen Wegen und Straßen treten und ſchreien den Reiſenden Alte an, und Kinder laufen Viertelſtundenlang mit Geſchrei, Radſchlagen und Sträußerwerfen an dem Wagen her. In den Poſt- und Gaſthäuſern, wo man abſteigt, kann man ſich vollends kaum retten. Man findet zwiſchen Peronne und Cambray unabſehliche Weitzenfelder und manche andere Artikel immer häufiger, die man vorher gar nicht ſah, als Klee, Mohn, Rübſen, Flachs, alles in dem ſchwelgendſten Wuchſe.

Von Peronne hatte ich ſchöne und artige Geſellſchaft, ächte Franzoſen und gewaltige Patrioten, die, blos um das Feſt des 10ten Auguſts etwas lauter begehen zu ſehen, nach Cambray reiſten; der eine hatte ein kleines hübſches Weib bei ſich, jenſeits des Rheins über Worms gebohren. Sie erzählte ganz naiv, er habe ſie aus dem Hauſe einer mürriſchen Tante entführt, und es gefalle ihr ganz wohl in Frankreich. So werden die Menſchenkinder durch den Krieg umgepflanzt. Ich ließ mir indeſſen ihre liebe Unterhaltung wohl gefallen, und beſchloß, mit ihnen in Cambray zu bleiben, um ein wenig von dem Nachſpiel dieſes lauten Tages abzubekommen. Ich hatte im Poſtwirthshauſe, wo ich blieb, ſogleich luſtige Geſellſchaft von Officieren, mit denen ich zu Mittag aß. Sie ſollten zur Rheinarmee, und ich ſchwatzte viel mit ihnen über ihre vorigen und künftigen Feldzüge. Als einer von ihnen meinen ungriſchen Säbel erblickte, kam er auf das Ungerland, und erzählte mir zum Spaße allerlei: „Ich bin 7 Monate in Peſt geweſen; es iſt ein elendes Neſt mit hölzernen Hütten und einigen ſteinernen Häuſern, gegen welche die der franzöſiſchen Bauren Palläſte ſind.“ Das Land hieß ihm abſcheulich, die Ungern des bêtes; die Tour hatte er über Munnich en Autriche und Grätz en Frioul gemacht. So loben und ſehen die Franzoſen das Fremde. Ich wuſch ihm die Ohren ein wenig, indem ich immer für einen Schweden gelte. Ein Schwede iſt allenthalben geehrt, weil er einer Nation angehört. Wer wollte jetzt ein Teutſcher heißen, da die Teutſchen ſich ſelbſt der Sklaverei verkaufen?

Das Vorſpiel des heutigen Tages, d. h. alle öffentlichen Aufzüge im Namen des Volks, war freilich bei unſrer Ankunft vorüber; aber doch hatte der Nachmittag und Abend für einen Fremden immer noch viel Unterhaltendes. Alles war einmal in Aufruhr und auf die Füße gebracht, und dieſe Bewegung ging alſo noch ſo fort bis tief in die Nacht hinein. Man ſah es den Cambrayern an, daß dieſes Jubelleben nichts Erzwungenes war, obgleich man ſo blutige Tage, wie dieſen, der für das Glück Frankreichs nichts entſchied, zu keinem Feſttage machen ſollte. Ein anderes iſt, wenn man die Zerſtörung der Baſtille feiert; da kann jeder Menſch, welches Glaubens und welcher Verfaſſung er auch ſeyn mag, fröhlich mit einſtimmen. Eine Bemerkung dringt ſich einem indeſſen unwiderſtehlich auf, wenn man einige Zeit in Frankreich geweſen iſt, daß der nordöſtliche Theil der Nation bei weitem republikaniſcher geweſen iſt von Anfang an, als der ſüdweſtliche. Hier im Norden, bis an die öſterreichiſchen Niederlande, iſt alles für die neue Ordnung der Dinge, ſo ſchlimm und ſchief ſie auch gehen mag. Man kann nicht ſagen, daß Paris dort den Ton angebe, oder die allgemeine Stimme verkündige; denn da iſt man jetzt faſt nichts. Wenn die Leute hier erzählen und klagen, was Cambray ſeit dem Kriege gelitten und verloren habe, ſo glaubt man es ihnen gern; aber man glaubt ihrem republikaniſchen Eifer auch um ſo vielmehr, wenn er durch alle dieſe Feuerlöſchungsmittel nicht erkaltet iſt. Ich habe auf dieſem ganzen Wege nichts als Klagen über die ſchlechte Regierung, aber doch zugleich nichts als Eifer für die Nation und ihre Sache gehört. Vorzüglich wüthend iſt man hier in Cambray jetzt gegen die Ruſſen, die man nur Eisbären nennt, und vielleicht auch nicht für viel menſchlicher hält. Mehrere Patrioten hatten ſich heute in Gemählden und Inſchriften gegen Paul und Franz angegriffen, es war aber wenig Salz darin, obgleich ſie, des Abends wohl erleuchtet, zu vielem Scherz dienen mußten. Eines war indeſſen ganz komiſch. Frankreichs Genius (es war freilich ein ſehr ſchlecht fliegender) hielt einen Bären, der an einem Naſenring tanzte, und einem Adler mit abgeſchnitten Flügeln, der dem Bären auf dem Rücken ſaß; in der andern Hand ſah man einen

Stock und eine Scheere, die ſich leicht deuten ließen. Drunter las man die Verſe:

L'ours et l'aigle sont des amis,
La lenteur et la vitesse.
Mais de la France le Genie
Vaincra par l'esprit et l'hardiesse.

Den Nachmittag war alles vor den Thoren der Stadt in die Felder und auf die Promenaden ausgegoſſen, und ich ſah flandriſche Schönheiten in Menge. Dieſe Stadt, nebſt Arras und Lille, geben auch nicht wenige Mädchen für das üppige Paris her. Ich tummelte mit meinen Reiſegefährten und der hübſchen Landsmännin vom Rhein mich herum, im Strudel ſo vieler feiner und fröhlicher Menſchen. Die Knaben ſpielten das Soldatenſpiel, das freilich mehr als je das Spiel der Welt zu werden droht, und worauf man alſo ſeine Kinder nur bei Zeiten zu üben hat. Den Abend war ganz Cambray erleuchtet, und alles Lebendige auf den Straßen, um über eigenen und fremden Witz ſich zu freuen. Dies Leben währte bis hinter die Mitternacht, und die ſchönen Weiber und Mädchen, die ich am Tage bewundert hatte, wurden mit den Augen zum Theil einladend, und mit den Händen zudringlich. Man kann nicht viel dazu ſagen; wenn auch nur jährlich 50000 Männer vom Kriege aufgerieben würden, ſo iſt das eine böſe Lücke; denn dieſe ſind grade die rüſtigen Lückenbüßer. Ueberdies muß ein Feſt, wobei man an 10000 Erſchlagne denkt, zum Erſetzen dieſer Zahl aufmuntern. Die Mädchen von Cambray denken vielleicht, wie der große Prinz Condé bei einem Sturm, worin viele blieben, zu den abmahnenden Officieren ſagte: les filles de Paris en font autant dans une nuit; und ſo eine Geſinnung iſt doch auch patriotiſch. Der letzte munterſte Trupp machte endlich neben der alten Domkirche ein großes Feuer, worin man einen Popanz mit einer Strohkrone verbrannte. Ich ging endlich heim, konnte aber vor dem Lärm vor drei Uhr des Morgens nicht einſchlafen.

Uebrigens iſt Cambray nur ein Schatten von dem, was ſie im 15ten und 16ten Jahrhundert war; doch ſind die Manufakturen in Leinwand noch immer berühmt. Im Aeußern iſt es einer der garſtigſten Oerter, die ich nur geſehen habe, und ſchließt in einem anſehnlichen Umfang altfränkiſche und ſchlechte Giebelhäuſer, und enge und höckerigte Gaſſen ein. Ein alter Wall und ſumpfige Gräben laufen umher, und die ganze Gegend iſt nur Eine Ebene. Ich fuhr um den Mittag des folgenden Tages mit der Diligence nach Brüſſel ab, und zwar ohne Geſellſchaft. Schön und reich iſt die Landſchaft, die, zuweilen mit einem Holzkränzchen durchflochten, immer als Ebne fortläuft. Schon ſieht man am Wege Heerden von Schweinen, und größere von Rindern. Eben ſo gewöhnlich aber iſt bei den kleinen Gütern, worin das Land getheilt iſt, das Stallfüttern und der viele Kleebau, der nebſt den Kartoffeln immer häufiger wird. Dieſe letztern, die Lichtenberg eine Troglodytenſpeiſe nannte, werden nun ſchon viel fleißiger gegeſſen, ſo wie Bier und Brantwein den Wein ablöſet. Der flandriſche Brantwein iſt berühmt, und man trinkt ſein Glas Wacholder (genèvre) fleißig, und raucht ſein ſtilles Pfeifchen dazu. Die Menſchen werden im Aeußern, wie in der Sprache und Gebehrde, immer unfranzöſiſcher und leiſetretender, die Weiber rundlicher und hübſcher. Bald ſtreiften wir auf unſerm Fluge vor der kleinen Feſtung Bouchain hin, und langten um 5 Uhr Abend zu Valenciennes an. Dieſe Stadt iſt durch die letzte Belagerung berühmt geworden, und noch liegen viele Häuſer in Trümmern, beſonders an der Nordoſtſeite, wo die Oeſterreicher am heftigſten bombardirt haben, weil ſie dort mehr Höhe, und nicht das ſüdöſtliche Scheldewaſſer hatten. Die Stadt hat ungefär Dreiviertelſtunden im Umfang, und liegt beinahe im Zirkel an der

Schelde. Auch ſie iſt ſchmutzig und eng, und mit ſchiefen und unebenen Gaſſen; doch iſt der Platz vor der maison commune ſehr ſchön. Die Gegend umher iſt ſehr niedrig, daß ſie bei Regenwetter leicht zum Sumpf werden muß. Rührend war es mir, als ich meinen Paß im Gemeindehauſe zeichnen ließ, dort drei Invaliden zu finden, welche in verſchiedenen Poſten einander untergeordnet ſaßen, wie ſie ſonſt vielleicht in den Schlachtreihen ſtanden. Es waren alle drei Jünglinge, zwei auf einem hölzernen Bein und der dritte ohne den linken Arm. Dies iſt das preußiſche Syſtem; doch waren ſie fröhlicher und höflicher, als der teutſche Preuße. Der eine hatte in der Schlacht bei Fleurus, wo Jourdan zuerſt die Macht Oeſterreichs brach, ſein Bein verloren; er ſprach von dieſer Schlacht, wie von einem Spiele, und nicht ernſthafter von ſeinem abgeſchoſſenen Beine. „Ich weiß nicht, wo es begraben iſt, und wo ich es am jüngſten Tage wieder finden ſoll, ſprach er; als ich hier mich zuerſt im Lazarethe wieder fand, hatte ich nur noch dieſes eine.“ Ein kleiner Bube kam hinein und kletterte an ihn. „Dies iſt mein Sohn, rief er mit Freude, mit zwei Beinen hätte ich vielleicht nie einen mein genannt.“ O Menſchenherz, wie viel Troſt haſt du!

Von dieſen lieben Menſchen entfernt ward mir die todte und ausgeſtorbene Stadt unleidlich, und ich freute mich, als wir mit der untergehenden Sonne auf das freie Land hinausrollten, obgleich auf immer ſchlechtern Wegen. Wir fuhren beinahe bis Mitternacht, ehe wir in Mons ankamen. Ich hatte einen Geſellen, der bei uns aufhuckte, und mich ſehr angenehm unterhielt, wahrſcheinlich einer von denen, die immer ſo ſeitweges gehen und ſich mit aufſetzen müſſen, weil vielleicht ſeine Päſſe zum Herausgehen aus der Republik nicht die beſten ſind. Er erzählte mir im Auszuge, mit tauſend Flüchen auf den jetzigen Staat und ſeine Regierung, ſeine ganze Lebens- und republikaniſche Geſchichte, indem er mit einer ächt ſpaniſchen Aufſchneiderei ſeine Ahnen von Ferdinand dem Katholiſchen her herabzählte, und wie ſeine Vorfahren, alte hiſpaniſche Edelleute, in die Niederlande verpflanzt, und endlich mit dem franzöſiſchen Flandern auch Franzoſen geworden. Sein König war ihm ein Gott, und ein Edelmann von Adam an eine höhere und privilegirte Natur. So ging es fort. Er ſchimpfte auf die Schuſter- und Schneidergenerale, die nun in Frankreich kommandirten. Natürlich ſind ſie einem ehemaligen Ludwigsritter und Major, wie er war, ſehr abgeſchmackte Thiere. Er ſchloß mit der Hoffnung, daß nun alles ſchon wieder zum Alten kommen würde, und daß dieſe Beſtien den beiden Kaiſern Europens ſchon unterliegen würden. Uebrigens konnte er eben die Republik nicht lieben. In Guadeloupe hatte ihm die Freiſprechung der Neger einen Sohn und ſein Weib gekoſtet, die dieſe Wilden erſt geſchändet und ihr dann den Bauch aufgeſchnitten hatten. Zwei ſeiner Brüder, Officiere wie er, hatte die Guillotine gemäht, und ihre Güter in Flandern waren mehr, als um zwei Drittheile, verkleinert. Hier im Vaterlande war er kaum Robespierre, und durch eine glückliche Gefangenſchaft der Engländer, die ihn nach Jamaika aufbrachten, dem wüthenden Viktor Hugues entgangen, der ſich bald nach ſeiner Aufbringung nach Jamaika ſehr theilnehmend nach ſeinem Kopfe in Guadeloupe erkundigt hatte. „Gelöſt kam ich nach Frankreich, wo ich jetzt wieder drei Jahre gedukt habe, und nun geht es nach Hamburg, um ein neutrales Schiff für Weſtindien zu finden, und Ludwig dem 18ten bald wieder in Frankreich ein Vive le roi! zu rufen. Uebrigens war es ein ſchöner und rüſtiger Mann von gewaltigem Körper und edlem Anſehen, etwa zwiſchen 50 und 60 Jahren. Er verlor ſich von uns, als wir etwa eine Stunde die alte öſtreichiſche Gränze im Hennegau paſſirt waren. Seine Hauptſtadt Mons ſah ich nur in der

Nacht. Hier bekam ich einen andern Gefährten, einen Bürger aus der Piccardie, der aber erſt den folgenden Morgen um 9 Uhr nach dem Thee lebendig und geſprächig ward, ein alter ſtümpriger Mann, welcher ſeiner Frau nach Holland nachreiſt. Er erzählte mir, er habe 300000 Franken — rechnen wir auch eine Null ab, denn die jezzigen Armen ſind vormals alle ſehr adlich und ſehr reich geweſen — durch die Revolution verloren, weil er kurz vor Robespierres Tode der Guillottine aſſignirt war, und 14 Tage auswanderte, um ſein Leben zu retten. „Meine Frau blieb, ſprach er, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen, aber auch ſie hat man auf die Liſte der Emigranten geſetzt, und ihr alles genommen. Mein einziger Sohn dient dem Vaterlande, und kömmt vielleicht ohne Arm und Bein, vielleicht auch gar nicht zurück. So lehrt man uns die Republik lieben.“

So ziehen jetzt die Menſchen hin und her, und ſchon wandern viele holländiſche Patrioten mit ihrem beſten Habe ins Innere Frankreichs, aus Furcht vor den Engländern und Ruſſen, die ſchon ſeit einigen Wochen mit einer Landung auf die Küſten gedroht haben ſollen. Wenigſtens nannte man uns die Inhaber verſchiedener Wagen und Extrapoſten als ſolche. Geſtern, als wir die alte öſterreichiſche Gränze paſſirten, welche ein kleiner Bach gleich bei der Station Kievrin macht, bemerkte mein hochadlicher Begleiter wohlgefällig, daß der Weg weniger ſchlecht war; er iſt nemlich noch nicht ſo lange republikaniſirt, ſetzte er hohnlächelnd hinzu, als die im alten Frankreich. Was man indeſſen vom alten Frankreich auch denken und ſagen mag, ſo iſt ſoviel gewiß, daß die Dörfer und Menſchen im alten öſterreichiſchen Gebiete ein ſtattlicheres und blühenderes Anſehen haben, als im alten franzöſiſchen. Aber der müßte doch alles Neue blind haſſen, der darin nicht die Sünden der franzöſiſchen Könige, Ludwig des Vierzehnten und Funfzehnten, ſähe. Die Franzoſen geſtehen ſelbſt — wenigſtens hörte ich in Paris bei Lezacque einmal dies abſcheuliche Wort aus dem Munde eines Jünglings, der wohl als Gehülfe oder Anhänger eines der großen Völkerdiebe in den Niederlanden, oder in Holland geweſen war — daß die Niederlande, obgleich hunderte von Millionen daraus gezogen und geſogen ſind, für die Franzoſen noch zu reich ſeien, und daß man ſie ihnen auch im Vermögen mehr gleich machen müſſe, damit ſie in den esprit und die principes du peuple françois beſſer eingehen lernten, deren ſie jetzt noch unfähig wären. Wollte er die Franzoſen loben oder tadeln, ich weiß es nicht; aber er hätte nie beſſer perſifliren können. Man muß in der That dieſe Felder, Wieſen, Wälder und Gärten ſehen, um ihre außerordentliche Fruchtbarkeit, und den vorzüglichen Ackerbau des Landes zu ſchätzen. Es iſt ein Land, wo alles üppig aufſchießt, wie die Kohlköpfe. Die Dörfer ſind gut gebaut, obgleich meiſt mit Stroh gedeckt, und die Größe der Zimmer den Aeckern angemeſſen. Man findet ſie häufig auf engliſche Art, vernünftiger, als bei uns und bei den Sachſen, wo ſie wie die Städte gebaut ſind, und wo, wenn Feuer ausbricht, gewöhnlich die ganze Dorfſchaft ein Raub der Flammen wird. Jeder Bauer und Pächter hat nemlich ſein Gütchen für ſich, und ſeine Koppeln in der Mitte der Felder. Dies erleichtert natürlich den Ackerbau, weil bei einem großen Dorfe, das in einem Klumpen zuſammengedrängt iſt, manche Felder über eine Viertelmeile vom Dorfe entfernt liegen müſſen. Die Bauern und Bäuerinnen haben faſt ganz die Tracht unſerer nordteutſchen, nur herrſchen die sabots, oder Holzſchuhe, noch ſehr, eine eigenthümliche Fußfeſſel des nördlichen Frankreichs von Chalons an, worin das demokratiſche Ungeheuer Robespierre ſo populär einherzutreten verſtand. Die Männer tragen über ihren andern Kleidern gewöhnlich einen blauen Fuhrmannsüberwurf, deſſen Kragen weiß, oder zuweilen gar goldflitterig ausgeſtückt iſt. Die niederländiſche Reinlichkeit zeigt ſich ſchon in ihrem Glanze. Alle Wände ſind abgeweißt und bemahlt, die Fenſter blank und hell, wie ein Spiegel; alles blitzt und blinkt an Schüſſeln und Tellern, und ſelbſt die Straße zunächſt vor dem Hauſe, und Schwelle und Flur des Hauſes, ſind zierlich mit weißem und gelbem Sande beſtreut; alles flamländiſch und niederſächſiſch. Auch iſt von Mons an das Flämiſche ſchon Volksſprache, und das Franzöſiſche, welches man ſchleppend und dick ausſpricht, dem Ohre unausſtehlich. Die Pferde, die man ſieht, ſind ſchwer und ſtark, und die Kühe in den fetten Wieſen und Koppeln breitſchultrig und holſteiniſch; die Schaafe groß und zum Theil feinwollig, und von ſpaniſcher und engliſcher Abkunft. Hanf, vorzüglich aber Flachs, wird ſeitwärts Cambray außerordentlich viel gebaut, und wächſt zu Mannslänge und darüber hinaus auf den fetteſten Feldern. Die Sichel und Senſe ſind noch in Gemeinſchaft neben einander; doch iſt die letzte häufiger im Gebrauch. Die Hocken findet man nicht mehr rund, wie einen Backofen, geſetzt, wie in Flandern und der Piccardie, ſondern wie die unſrigen, doch mehr rund. Oben um die Köpfe der Garben gürten ſie ein großes Strohſeil, und halten ſo das Ganze zuſammen. So rollten wir durch ſchönes Blachfeld, durch Wieſen und Gebüſch und ſtille Waſſer, auf immer ſchlechterm Wege in Brüſſel ein den vierten Tag meiner Abreiſe von Paris. Es war eilf Uhr Mittags, und ich nahm im Hotel d'Espagne mein Quartier.

Brüſſel.

Weil ich müde war, ſo beſchloß ich, meine durch das Schütteln verſtimmten Glieder- und Gemüthsgeiſter durch einen Spaziergang wieder zu erfriſchen. Kaum alſo hatte ich das Mittagseſſen eingenommen, ſo ging ich durch das

Thor von Lakens, um dieſen Sitz der edlen und den Niederländern unvergeßlichen Erzherzogin Chriſtine zu beſuchen, die eine der Fürſtinnen war, auf welche Teutſchland ſtolz ſeyn konnte. Mein Weg ging immer durch Wieſen und Baumreihen, aus Erlen, Ulmen und Linden beſtehend. Es war ein ſchöner lauer Tag, mit umwölktem Himmel, einer jener ſtillen und halcyoniſchen Tage, die im Auguſt und September ſo häufig ſind in den nördlichern Klimaten; auch hatten ſich die ſchönen Brüſſellerinnen luſtig im Bienengeſumm der Freude auf meinen Spaziergang ausgegoſſen, und zum Theil lagen ſie im Graſe bei kleinen Wohnungen und aßen Milch. Die Wieſen waren voll gewaltiger Kühe und Pferde. Ich ſchlenderte fröhlich fort, und überließ mich den ſüßen Eindrücken, welche die freie Natur und Himmel und Erde ewig über mein Herz behaupten werden. So war ich dieſſeits eine halbe Meile längs dem ſchönen Kanal fortgegangen, und hatte es in meinen luſtigen Träumen vergeſſen, daß ich nach Lakens wollte. Wenigſtens mußte ich nun eine Viertelmeile zurück, und das war mir nicht zu Sinne. Indeſſen traute ich den Menſchen und ging in ein großes und zierliches Haus am Kanal ein, bei welchem unter einem Schuppen ein feſtgeſchloſſener Kahn lag, und erſuchte den Beſitzer, einen artigen Mann, mich durch einen ſeiner Leute überſetzen zu laſſen. Er führte mich in ſein Haus ein, bewirthete mich mit Milch und Butter, nahm Schlüſſel und Stange, und that die Verrichtung ſelbſt, indem er die Worte ſagte: Wir ſind gebohren, uns nützlich zu ſeyn. Da erkannte ich den teutſchen Volksſchlag wieder mit Freuden, und dankte dem Manne herzlich. Und dies war ein ſtattlicher Mann, ein Lederfabrikant, der in ſeiner Gerberei über 150 Menſchen in Arbeit hatte, und der Frankreich, England und Teutſchland geſehen hatte; auch war er wie ein wohlhabender Landmann meines Vaterlandes gekleidet. So ging ich fröhlich über den geſundnen Menſchen auf Lakens zu; denn in Italien würden mich ſogleich bei einer ſolchen Gelegenheit zehn mit verſchiedenen Dienſtleiſtungen decimirt haben, in Frankreich auch wohl der eine und andre.

Das ſchöne Dorf Lakens, welches vor dem Anfange des Revolutionskrieges der ſchönſte Sitz der Niederlande war, liegt im Norden der Hauptſtadt, und weſtlich von der kleinen Duyle, welche die Stadt durchfließt. Man geht, oder fährt zu beiden Seiten des ſchönen Kanals hin, der mit Linden und Ulmen bepflanzt iſt, und liebliche Waſſer, von Kanälen und Gräben durchſchnitten, zur Seite hat. Rechts über das lange Wieſenthal hinaus im Oſten laufen Hügel mit herrlichen Kornfeldern, Dörfern, Obſt- und andern Bäumen fort; links beugt der Weg von der großen Straße nach Antwerpen aus, und wendet ſich weſtlich nach Lakens, einem einfachen ländlichen Dörfchen, das mit ſeinen Stroh- und Steindächern unter Erlen und Ulmen ſanft den Hügel hinanläuft. Die ganze Gegend iſt ſtill und beſcheiden, wie der Geiſt des edlen Weibes war, der ſie einſt zum Wohnort wählte. O hätten doch alle Töchter Thereſens ihren Sinn gehabt! ihren Verſtand hatten vielleicht Antoinette und Karoline. Gleich unten zwiſchen den Wieſen ſieht man ſchöne Inſeln, mit Bäumen bedeckt, deren Zweige zum Theil in das ruhige Waſſer hängen, worauf auch jetzt noch Schwäne rudern. Zwiſchen ihnen iſt eine weite grüne Ebene, welche gehegt iſt, und worin unter Kühen und Pferden Hirſche weiden. Oben über dem Waſſer der kleinen Inſeln iſt eben ſo eine grüne Terraſſe, die vom Schloſſe in ſanfter Neigung bis ans Waſſer herabläuft. Zu beiden Seiten der Inſeln und über ihnen im Weſten iſt Wald im luſtigen Wuchs mit einigen Waſſerfällen und Grotten und mittelmäßigen Bildſäulen; die beſten ſind weggenommen. Aber deſto ſchöner und natürlicher ſind in dieſem ſtillen Hügelwald die Gänge und Steige, welche nach allen Seiten in die Wieſen

Felder und ins Dorf hinein führen, das in ſeinen Bäumen ruhig daliegt. Auf dem Hügel am Walde liegt das niedliche Schloß, das jetzt öde und todt iſt. Schon außen iſt es ſehr beſchädigt und gemißhandelt, aber weit gräulicher iſt die Verwüſtung, wenn man in die Gemächer ſelbſt eintritt. Da iſt ſo vieles muthwillig zerriſſen und verdorben, daß es auch einen Stillen erzürnen könnte. Was von Kunſtſachen Vorzügliches darin war, haben die neuen Herren herausnehmen laſſen, zum Theil auch wohl herausgeſtohlen. Einzelne ſchlechte Kupferſtiche und mittelmäßige Gemählde ſitzen und liegen noch zerſtreut und beſtäubt da. Zur Seite ſind die Nebenhäuschen der Gärtner und alten Bedienten, die jetzt Körbe flechten und Vogelbauer machen; wenigſtens ſah ich einige damit beſchäftigt. Weiter nach Norden ſind die hübſchen Obſtgärten und Gebüſche, die ins offene Feld hinauslaufen, auch ſchon ſehr verändert von dem, was ſie einſt waren. Um eine weite Ausſicht über dieſe freundliche Gegend zu haben, muß man den chineſiſchen Thurm beſteigen, der unweit dem Schloſſe auf einem ziemlich erhabenen Hügel ſteht. Hier ſieht man die ganze ſchöne Stadt vor ſich, ſanft an ihre Hügel gelehnt, zwiſchen welchen ſie öſtlich und weſtlich liegt, indem die Wieſen und Thäler, wodurch man des Weges von Mons nach Brüſſel, und von Brüſſel nach Antwerpen kömmt, ſüdweſtlich und nördlich ſich ausbreiten. Mit dem Sonnenuntergang kam ich zu Hauſe, und hatte eine muntere Geſellſchaft von einigen franzöſiſchen Officieren, die als Kuriere aus Berlin kamen, und von drei holländiſchen und lütticher Familien, die durch die Kontraſte unendlich ergötzten. Nach ſo einem frohen Tage hätte ich mir doch um ein Haar den Hals gebrochen. Ich hatte nemlich die großen Fenſter meines Saals geöffnet, um deſto freier der Luft und der Menſchen zu genießen, die im Innern des Gaſthauſes ſich bewegten. Dieſe Fenſter hatten gar keine Bruſtwehre. Schon war ich in Gedanken an den äußerſten Rand gegangen, als eine Laterne mir den Sprung von zwei Stock Höhe zeigte. Ich ſchauderte und machte die Fenſter zu. Dieſe Art, daß die Fenſter bis auf den Boden hinuntergehen, iſt hier etwas ſehr gewöhnliches.

Den folgenden Morgen machte ich die Runde in der Stadt umher, und hatte meine Luſt an einigen Reſten der Mahlereien und Inſchriften vom feſtlichen Tage des 10ten Auguſt her, die zum Theil in ächt holländiſchem Stil, ſo wie in der flämiſchen Sprache waren. Ich will zum Spaß einige davon im niederteutſchen Dialekt geben, worin ſie ſich noch am leidlichſten überſetzen laſſen. Viele waren Schmähungen gegen den alten Herrn, und gegen die Ruſſen und Engländer, und die Patrioten hatten ihren Witz recht erſchöpft, um dieſe als erbärmliche Wichte darzuſtellen. Z. B. mit der gehörigen Zeichnung (denn Mahlereien waren faſt bei allen) las man:

De Kaiser, de uns up den Nacken satt,
De lickt den Muschwiter nu dat Gatt;
Äwer wi swer'n dat bi den teidden August,
Wi sluken se in as ne Lawerwust.

För säwen Johr as hüt van Dagen,
Hebben de Patrioten sick wacker slagen.
Wer dat nich löwt, de küſs mi dat
Gestell, wo süſs de Näs mi satt.

De Ahnt swemmt upt Water,
Up dat Dack krüppt de Kater,
In dat Hor de Lus,
De Minsch in sin Hus,
In de Frihet de Patriot
Dörch Sweet un dörch Blot.

Ich ergötzte mich fürſtlich an dieſen freien Ausbrüchen des niederländiſchen Witzes, und machte dann die Runde um die Wälle der Stadt. Dieſe ward mir aber durch die zahlloſe Menge der Bettler erſchwert, von denen die Stadt jetzt wimmelt. Auf der Höhe über dem

Park ſchrie mich unter den übrigen Haufen einer an, den ich mit einem böſen Worte abwies. Er aber, der vielleicht von meiner Zunge einen eignen Anklang vernahm, rief ſogleich: „Ich bin auch ein Teutſcher, ein alter kaiſerlicher Soldat, den man fern von ſeinem Lande unter Fremden gelaſſen hat.“ Das wirkte, ich gab ihm einige Fünfſtüberſtücke, und ein Paar helle Thränen brannten mir heiß über die Wangen. Es freute mich, daß dieſer Menſch dem Worte Teutſcher ſo viele Zauberkraft beigelegt hatte, und zum erſten Mal war mir es lieb geweſen, durch meine Ausſprache des Franzöſiſchen verrathen zu ſeyn. O Gefühl des Vaterlandes! wann wird der Teutſche eines haben?

Die Stadt, eine der ſtattlichſten und ſonſt auch eine der prächtigſten und fröhlichſten Städte in den Niederlanden, hat, wenn man einen guten Mannsſchritt geht, anderthalb Stunden im Umfange. Ihre Lage iſt vom Park öſtlich bis zur Duyle und ihren Kanälen weſtlich, immer ſanft hinab ſteigend, indem ſie meiſtens einen Zirkel bildet. Südöſtlich liegt ſie hoch an einem Hügel, und man kann ſie von dem alten Wall über dem Park beinahe ganz überſehen. Am niedrigſten liegt die nordweſtliche Seite am Ausfluſſe des ſchönen Duylekanals und an den weiten Wieſenthälern zwiſchen den Hügeln, die zu beiden Seiten des Weges nach Antwerpen in der Ferne hinlaufen. An dieſen nordweſtlichen und weſtlichen Gegenden iſt ſie mit Waſſern in den alten verfallenen Wallgräben umgeben; ſüdöſtlich ſind dieſe Gräben zu Wieſen und Gärten geworden. Doch läuft noch eine alte, zum Theil bröcklichte Mauer herum. An den höhern Theilen hat ſie vormals in gewiſſen Entfernungen Thürme gehabt, von denen man noch die Trümmer ſieht. Einige indeſſen ſtehen noch in ihrer alten graden Herrlichkeit da. Einer der ſtattlichſten Zwinger iſt ein Gefängnißthurm, welchem ein andrer nördlich gegenüber ſteht. Leider ſind

beide

beide faſt ganz bevölkert, und die Bewohner ſtören die Vorübergehenden durch ein unaufhörliches Geſchrei um einige Pfennige. Beſonders auffallend war es mir einmal, als einer rief: „Mein Herr, um Gottes willen einen Liard! Wir ſitzen um kein anderes Verbrechen, als daß wir den Franzoſen viel Leid zugefügt haben.“ Sie müſſen wiſſen, daß dieſe Formel hier bei gewiſſen Leuten populär iſt; und ſagen darf ein Gefangener ſchon vieles, was andern übel bekommen würde.

Dieſer Umfang, der äußerſt anſehnlich iſt, iſt nun bei weitem nicht dicht bewohnt. Die ehemaligen Klöſter, wovon die Stadt wimmelte, haben auch ihre ſchönen und geräumigen Gärten. Der weſtliche Theil der Stadt hat innerhalb den Ringmauern viele Gärten, Wieſen und Bleichen, wo man gar kein Haus ſieht. Am lebendigſten iſt die Gegend nordöſtlich, vom Kanal bis zum Park hinauf. Die äußern Gaſſen zunächſt an den Thoren und Mauern haben ſchlechte Häuſer. Aber von dem Rathhauſe bis zum Freiheitsplatz findet man ſchöne Gaſſen und treffliche Häuſer, zwei bis drei Stock hoch. Der ſteigende Theil der Stadt bis zum Gemeindehauſe iſt unſtreitig der ſchönſte, und in ihm findet man die Palläſte der ehemaligen Großen, die hier einen Hof zu machen pflegten. Die Gaſſen ſind nach teutſcher Art gepflaſtert, und zwar zum Theil mit ſo kleinen Steinen, daß es eine Fußpein iſt, darauf zu gehen; doch ſind in den anſehnlichern zuweilen Flieſen, oder Ziegelſteine, für die Fußgänger eingelegt. Der nordweſtliche Theil der Stadt wird von der kleinen Duyle durchſtrömt, die man in einen ſtattlichen Kanal gefaßt hat, von dem mehrere kleine Seitenkanäle den ebenen Theil der Stadt hie und da durchkreuzen, der vom Gemeindehauſe anfängt. Dieſer Kanal erleichtert die inländiſche Schifffahrt ſehr, und kleinere Fahrzeuge ſegeln mit günſtigem Winde darauf, und werden ſonſt von Pferden gezogen.

Nach den Kirchen der Stadt darf man nun nicht mehr zu ſehen gehen. Die Kunſtwerke der großen niederländiſchen Meiſter ſind von der franzöſiſchen Nation entführt, und der Reſt nachher durch manche andre Hände gegangen, worüber die wenigen Frommen im Volke nicht genug zu kopfſchütteln wiſſen. Sonſt ſind die meiſten Kirchen alte Raritäten, die einzige zierliche und hübſche am Freiheitsplatze ausgenommen, die jetzt die Aufſchrift eines temple de la loi führt, und worin die Volksfeſte begangen werden. Manche Kirchen, vorzüglich manche der Kloſterkirchen, ſind verkauft, und werden ſchon demolirt. Plätze ſind im niedrigern Theile der Stadt und um die Kanäle gar keine. Der erſte, den man trifft, iſt der große Platz zu beiden Seiten des alten Rathhauſes, oder jetzigen Gemeidehauſes, der lebhafteſte und wimmelndſte von allen, weil er zugleich zum Marktplatze dient, wo das Leben und Getümmel der Käufer und Verkäufer iſt, und weil das Gemeindehaus auch eine Menge Menſchen in Geſchäften und Nöthen dort verſammelt. Denn dieſes Gemeindehaus iſt der Sitz der meiſten Magiſtrate und Kollegien. Es iſt ein altes anſehnliches gothiſches Gebäude, und macht durch ſeinen großen Bau und ſein finſtres Anſehen einen tiefen Eindruck des Alterthums; über ihm ſteht ein bunter Thurm, dem man über 360 Fuß Höhe giebt, und von welchem man einen herrlichen Ueberblick über die Stadt und die Landſchaft hat. Bei weitem der ſchönſte Platz in der Stadt iſt der Freiheitsplatz, der ehemals la place royale hieß, und eine jede Stadt in der Welt zieren würde. Es iſt ein ſchönes Oblongum, mit Palläſten umgeben, und hat vor ſich den Park, und unter ſich die tiefer liegende Stadt, die ſich von hier immer ſanft hinabſenkt. Sonſt iſt noch ein Platz, Namens Sabloon, und der niedliche Bleichereiplatz, mit Bäumen rund umpflanzt und mit grünem Raſen bedeckt, der aber ſtill und einſam iſt.

Das Niedlichſte in der Stadt unſtreitig iſt der ſchöne Park, der an ihrer höchſten öſtlichen Seite liegt, und in welchen man ſowohl vom Wall, als von dem herrlichen Freiheitsplatz eingeht. Wenige große Städte werden ſich eines ſo freundlichen und ländlichen Zauberplatzes innerhalb ihrer Mauern rühmen können. Es iſt ein hübſches Viereck mit Alleen aller möglichen Baumarten, mit dem lebendigſten Grün, kleinen Büſchen und Vertiefungen, mit Quellen, die nicht rinnen, und ſchlechten Nymphen, ſo wie auch die übrigen Bildereien nichts taugen. Um dieſen Park ſammelt ſich gegen die Abendzeit das Wenige, was von lebensfroher Jugend und feiner Welt hier noch übrig iſt, und um ihn ſind auch die ſchönſten Wohnungen und Straßen der Stadt. Zunächſt an der Wallſeite iſt ein kleines nettes Schauſpielhaus und einige andere Häuschen, worin Erfriſchungen gereicht werden, und wo man Billard und andere Spiele ſpielt. Dieſer Park iſt nun immer ein allezeit bereiter und naher Spaziergang, aber auch der um den alten Wall iſt recht ſchön, beſonders um den nordöſtlichen, wo man endlich über den Park eine anſehnliche Höhe gewinnt, welche die ganze Stadt unter den Füßen, und im Oſten die reichſte und lieblichſte Landſchaft zeigt. Will man bei dieſen Promenaden nicht ſtehen bleiben, ſo hat man gleich vor der Stadt, von hier hinabſteigend, im Grunde zwiſchen zwei Hügelketten die Vorſtadt von Löwen, und dabei das reizende Dorf Alza, eine ſo himmliſche und einzige Gegend, ſo freundlich und romantiſch zugleich, daß es unbeſchreiblich iſt. Auch ſieht man hier alle Nachmittäge die Brüſſeler gehen und fahren, und ſich in den kleinen Wirthshäuſern und Kegelgärten, die an dem See und den Teichen liegen, erluſtigen. Es iſt dieſes enge und weit fortlaufende Thal, worin die Löwer Vorſtadt und das Dörſchen Alza liegt, mit Gärten, Wieſen, Bäumen, und ſtillen und rauſchenden Waſſern gemiſcht, und rund umher ſind wogende Weißenfelder:

Die Mitte des Beckens füllt ein großer See, worauf Schwäne rudern, und in kleinen Zwiſchenräumen lehnen ſich an runden Schilfteichen kleine ländliche Wohnungen und Baumgärten. So eine Ruhe und tiefe Verſchwiegenheit herrſcht über dieſer Natur, daß ſie mit den Menſchen hier im genaueſten Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint.

Aber doch ungeachtet der ſchönen Plätze, Häuſer und Gaſſen der Stadt, ungeachtet ihrer Umliegenheiten, die ſo ſelten ſind, macht ſie nur einen Eindruck des Todes und der Vergeſſenheit, und oft iſt man an ihren ſchönſten Stellen ſo allein und verlaſſen, als wenn man in den Mauern eines begrabenen und wiedergefundenen Pompeji herumirrte. Alles iſt ſtill und öde, und nichts von dem alten Glanz mehr übrig. Unſtreitig hat Brüſſel von allen Städten der öſterreichiſchen Niederlande am meiſten gelitten. Hier war der Generalſtatthalter, der einen prächtigen Hof machte, hier lebten die Herzoge und Prinzen und Grafen der reichen Provinzen, die nicht zu den ärmſten in Europa gehörten. Alle dieſe ſind durch den Krieg wie weggeblaſen, und wer die menſchlichen Dinge kennt, der begreift leicht, wie viele Menſchen mit ihnen weggeblaſen ſind, die von ihnen lebten. Aufruhre, die nachher gefolgt ſind, und Verdachte und Anklagen haben viele verjagt und zerſtört, und die Reichthümer, die noch immer vielen in Frankreich ein Verbrechen dünken, haben ihre Beſitzer zum Theil in den Tod, zum Theil in Haft und Gefängniſſe gezogen, wo man viele der angeſehenſten Bürger aus bloßem Verdacht, oder als Geiſſeln feſt hält. Wer um ihre Befreiung anhielte, würde ſeine eigne Freiheit einer ähnlichen Gefahr ausſetzen. Es iſt hier nicht die Rede von Recht und Unrecht, ſondern von der wirklichen That und Geſchichte, und ihren am Tage liegenden Folgen. Wer wollte in dieſen ſtürmiſchen und windigen Tagen ſich noch etwas vom Recht einfallen laſſen, deſſen zarte Linie die Gewalt nie geachtet hat?

Dieſe Stadt, die noch vor einigen Jahren eine der glänzendſten war, iſt nun eine der ſtillſten. Für die Karoſſen und Heiducken der Großen ſieht man jetzt wenige elende Fiaker, die auch wenig gebraucht werden, und die wimmelnde und frohe Volksmenge von ehedem ſoll um 20000 Menſchen, beinahe den dritten Theil der Einwohner, verringert ſeyn. Muthloſigkeit bei der Unſicherheit des Beſitzes hat faſt alles ergriffen, und Handel und Manufakturen liegen darnieder, weil derjenige, welcher noch Geld hat, es doch nicht zeigen will. Denn mehrere ehrliche Bürger haben mir im Vertrauen erzählt, daß doch in Brüſſel noch viel Reichthum ſei, daß er aber zum Theil in Kaſten und Kellern vergraben, auf beſſere Zeiten laure. Das läßt ſich denken; denn bei aller Plünderung und Ausrupfung ſind die Niederlande doch noch eines der reichſten Länder Europens.

Ob übrigens die Franzoſen Unrecht haben, argwöhniſch auf ſie zu ſeyn, weiß ich nicht. Es iſt immer ſchwer Urſache und Wirkung von einander zu trennen. Die Niederländer ſind offenbar für ein Volk, das man behalten wollte, dem man von Anfang an die Brüderſchaft antrug und mit dieſer ſo herrliche Dinge verſprach, zu hart behandelt und gepreßt worden. Aber es iſt eine Frage, ob ſie bei der mildeſten Behandlung es beſſer gemacht haben würden; denn als ein ſtörriſches und hinten ausſchlagendes Volk haben ſie ſich immer gezeigt. Daß man ihnen alle ihre Kunſtwerke der Rubens und van Dyk entführte, die zum Theil Heiligthümer waren, daß man eben ſo ungerecht, als unweiſe, ihre Religionsrechte angriff, daß ein ganzes Heer hungriger Räuber ſich ausgoß, ſie zu beſchatzen und zu plagen, das war auf einmal zu viel, und vollends empörend, weil man dies alles, wie von Freunden nahm, und unter Freunden erlitten hat, die mit dem ſiegenden Volke hinfort Eins ſeyn ſollten. Man machte Unzufriedene, und ſchrie nachher, man müſſe ſo verfahren, weil ſo viele Aufrührer ſeien. Krieg und Noth haben kein Gebot, und treten die Menſchheit grimmiger zu Boden, als alle Wuth losgelaſſener Elemente. Durch Mishandlungen und Strafen, die ſie erzeugten, hat man ſelbſt eifrige Anhänger der Franzoſen lau gemacht. Armuth und Erwerbloſigkeit, die Nagelproben der Rechtſchaffenheit und des Patriotismus, haben wieder andere Abtrünnige gemacht. Der Niederländer wird ſeine entheiligten Götter, ſeine ausgekleideten Biſchöfe, ſeine niedergeriſſenen Kirchen und aus einander gejagten Kloſtereinwohner nicht ſobald verſchmerzen. Man muß da nicht die Einzelnen hören, nicht auf die öffentlichen Aufzüge und die ausgehängten Bilderchen ſehen. Wann hat die Noth und das Intereſſe nicht Heuchler gemacht? Die Erbitterung und Wuth muß doch groß geweſen ſeyn, da im verfloſſenen Herbſt und Winter viele Tauſende die Städte und Dörfer verließen, und ſich in den Brüchen und Sümpfen, woran dies Land ſo reich iſt, ſetzten, und oft ſiegreich, immer aber hartnäckig und blutig, mit den Franzoſen ſchlugen. Einige wollen berechnen, daß über 10000 Franzoſen in dieſen grimmigen Kämpfen und den ſchlimmeren Ueberfällen, umgekommen ſind; wie viele müſſen denn nicht von den Eingebohrnen geblieben ſeyn? zumal da man ſo viele verhaftete, und bei Hunderten niederſchoß, die an den Unruhen Theil genommen, oder auch zuweilen die Waffen mit ergriffen hatten. Von den Gräueln ſolcher Parteikriege ſtellt das letzte Jahrzehend, ſeit vielen Jahrhunderten das denkwürdigſte und blutigſte, Beiſpiele genug auf. Nie aber ſind ſie ärger, als wenn Aberglauben oder Religionsintereſſe ins Spiel kommen; dann werden die Menſchen Beſtien. Viele gefangene Franzoſen haben die Ungeheuer an den Füßen aufgehängt, und ſie mit langſamen Feuer todtſchmauchen laſſen; andre nackt ausgezogen und in Moräſten feſtgebunden, um langſam zu erfrieren. Viele Reſte dieſer blutigen Händel ſind noch ungerichtet in den Gefängniſſen, und alle Thürme und Zwinger hier und in den nächſten andern Städten ſind davon voll gepfropft. Was Privathaß und Unwiſſenheit dabei auch geſündigt haben, darüber ſchreit freilich alles; aber das Geſchrei einer ſolchen Zeit iſt nie rein. Jeder macht ſeinen Freund und Anhänger ſo gern zum Märtyrer einer guten Sache. Ganze Diſtrikte und Dorfſchaften ſind dabei verheert und verbrannt. Ein Ueberreſt dieſer Gräuel war bis dieſen Sommer in den Wäldern und Moräſten der Schelde und Dyle geblieben, und hatte ſich von Zeit zu Zeit den Einwohnern, vorzüglich aber reiſenden Franzoſen und einzelnen kleinen Truppenkorps, durch die unmenſchlichſten Grauſamkeiten fürchterlich gemacht. Der Anführer war ein berühmter Räuberhauptmann, der ſich ſchon ſeit mehrern Jahren durch ungewöhnliche Herzhaftigkeit und Liſt auszeichnete, aber zugleich durch alles, was einen Menſchen ärger als einen Tiger macht. Nachdem man ihn oft in der Schlacht erſchlagen, oder hingerichtet, oder wenigſtens mit ſeinem Anhang vernichtet und vertrieben auf immer glaubte, kam er immer in einer andern Geſtalt und an einem andern Orte in neuer Schrecklichkeit wieder, und fing ſeine Geſchichten von vorne wieder an. Er hat oft genug unter dem Namen Charles dit le Cousin Loupoigne in den Zeitungsblättern geglänzt; aber ſein eigentlicher Name war Carel Jacquemin, und er wohnte vor dem Kriege als ein Höker und Bierzapfer hier in der Hauptſtadt. Man ſollte es kaum glauben, daß ſo ein bluttriefendes Ungeheuer von vielen als ein Märtyrer für die Sache der Niederländer bedauert werde. Doch welche Parthei hat jetzt nicht Ungeheuer wie Götter an der Spitze? Und hat man nicht von jeher ähnliche mit Lorbeer- und Heiligenſcheinkränzen auf die Nachwelt gebracht? Endlich ward dieſer ächte Vendeer, nachdem er im Namen der Kirche und des Kaiſers lange genug geraubt und gemordet hatte, in der Nacht in einem Walde, mit ſeinen Geſellen und Huren (denn man fand unter den Niedergemachten und Gefangenen mehrere Weiber in Mannskleidern) am Feuer ſchmauſend, von Truppen umzingelt, und fand verzweifelt fechtend ehrlich durch das Schwert ſeinen Tod. Man hieb ſein Haupt ab und brachte es nach Brüſſel, wo man über dieſes Hoofd einen langen Proceß hielt, und alle die abhörte, die es im Leben geſehen hatten; ein Beweis, wie fürchterlich der Menſch der Regierung war. Noch jetzt las man den Hauptinhalt dieſes Verhörs nebſt einer Skizze ſeines Lebens und einem ſchlecht geſtochenen Porträt, an allen Straßenecken, wo es die Regierung in beiden Sprachen hatte anſchlagen laſſen.

Die Menſchen hier ſind ein eigner Schlag. Es iſt in ihrem Aeußern ſo viele Gutmüthigkeit und Wohlbehaglichkeit, und ſo eine froherzige Stille, daß man es kaum begreift, wie ein ſolches Volk ſo leicht aus den Strängen ſchlagen, und ſich zu den ſcheußlichen Orgien des Aufruhrs und Mordes beugen kann. Schon aus der Sprache kann man vieles von ihrem ebenen und ſtillmüthigen Karakter deuten. Es giebt beinahe nichts, was mehr zum Lehnſtuhl und zur Biertonne paßte, als der flamländiſche Dialekt, mit ſeinen breiten und dicken Tönen. Außer dieſem wird nun noch das Franzöſiſche von allen faſt geſprochen; aber es klingt widerlich, wie es hier ohne Accent abgeſungen wird, und mit den vielen Provinzialismen gemiſcht. Es ſcheint, dieſes Volk ſei zu dieſer Sprache einmal gezwungen, ſo fremd ſteht ſie zu ſeinem Karakter. Man ſtelle nur einige gebohrne Franzoſen zu dieſen Zwittern, und höre ſie ſprechen und ſehe ſie ſich bewegen neben einander, und wer dann des Lächelns ſich enthalten kann, der ſoll mir ein großer Apoll ſeyn. Ich habe es bei mehreren Schriftſtellern geleſen, es ſei hier ſo ein Mittelkarakter, ſo ein Uebergang des franzöſiſchen in den teutſchen; aber ich mögte die Herren bitten, das ein wenig zu beweiſen. Zwar in Sprache und Haltung mag der Weſtfale, Holſteiner und Hinterpommer dem Flamländer ziemlich nahe kommen, und, wenn man Ruhe und Plegma für Kraftloſigkeit meint, ſelbſt mit ihm zuſammenfallen. Wenn die Leute nur nicht immer Kraft in der Queckſilbrigkeit, die oft ſehr körperlich iſt, ſuchten, und Trägheit und Faulheit in der Stille fänden! Aber wenn man dieſe glänzenden und feinſten Körper ſieht, wie ſie ſo rund ſich bewegen, dieſe vollen Wangen mit den zufriedenen und ſtillen Augen, dieſen leiſen Schritt, ſo hat man es leicht weg, daß der Niederländer, wenn man ihn den Teutſchen zuzählen will, durchaus der langmüthigſte und phlegmatiſcheſte aller Teutſchen iſt. Wäre er aber eine Zuſammenſchmelzung der beiden Nationen, ſo müßte er lebendiger und ſchneidiger ſeyn, als der lebendigſte und grätigſte Teutſche. Ich habe zu meiner herzlichſten Ergötzung in meinem Gaſthauſe mehrere Exemplare, die den Abſtand grell genug zeigen. Da ſind einige Holländer, ein Paar Lütticherinnen, Brüſſeler Tiſchgenoſſen, und franzöſiſche Officiere und Kommis. Man darf ſie nur ſehen, nicht einmal hören, um den himmelweiten Unterſchied ſogleich gewahr zu werden. Der Niederländer iſt ſchwer und fett und irdiſch, wie ſein klebriger Boden, und ſeine Pferde und Rinder ſtehen mit ſeiner leiblichen Natur im richtigſten Verhältniſſe, und müſſen es, wenn die Natur in ihren Wirkungen Analogie und Uebereinſtimmung hat. Es giebt viele große und ſtattliche Körper, aber wenige, die man als männliche Leiber ſchön nennen könnte, weil das Kühne und Raſche der Bewegung fehlt, und weil alles zu ſehr mit Fleiſch verhüllt und überwachſen iſt, ſo daß ſelbſt die treuherzigen Geſichtszüge ſelten Feinheit und Feuer zeigen. Das entgeht einem freilich nicht, daß die Nation ſchönere Bildungen zeigt, als das nördliche Frankreich, wo die Häßlichkeit beinahe zu Hauſe iſt, aber das Lebendige fehlt, was dieſen ſchönen Automaten den Kranz aufſetzen würde. Dies gilt auch von den Weibern, obgleich ſie etwas munterer und geſprächiger ihrer Natur nach ſchon ſind. Unter dieſen kann man auf allen Straßen und in allen Fenſtern Schönheiten ſehen, wenn man nur ſehen will. Die Brüſſelerinnen haben natürlich durch den alten Hof, durch Theater, durch fremde und einheimiſche Magnaten, und ähnliche Helfer, die altväterlichen Sitten, die ſich in den Niederlanden zum Erſtaunen behauptet haben, immer mehr verjagt, und dafür die Galanterie und Munterkeit ihren feineren Nachbaren abzulernen geſucht, und daher findet man weniger Steifheit und Dickigkeit im Gange, in der Haltung und im Betragen, als bei vielen ihrer Landsmänninnen. Ganz anders indeſſen, oder viel reiner und ungemiſchter, offenbart ſich der Karakter des Volkes auf dem Lande und in den kleinen Städten. Da iſt er unausſtehlich langſam und ſchleppend, und oft plump und düſter, weil der Aberglaube auch auf den Geſichtern und in den Herzen herrſcht. Ich weiß nicht, ob dieſe Leute vor 8 bis 10 Jahren ſich anders dargeſtellt haben, aber jetzt ſehen die meiſten aus, wie einer, der einige Minuten am Galgen gehalten hat, und deſſen verzerrte und verdunkelte Züge kaum anfangen, ſich wieder ein wenig zu entwickeln. Es iſt ſo eine Verſtecktheit, ſo ein Mistrauen darin, ſo ein todtes und tödtendes Gefühl, daß man vielleicht nicht Unrecht hat, vieles auf die Füſilladen, Einkerkerungen und Wegführungen zu ſchreiben, welche die Revolte dieſer Leute veranlaßte. Alſo Stille und Phlegma ſind die Hauptzüge dieſes Volkes. Man gehe nur in ihre Schenken und Bierhäuſer. Da ſitzen ſie zu Funfzigen und praten, ohne daß je ein Wort recht hervorklinge, oder ein Leib ſich heftiger bewege, als der andre; doch lächeln und ſchäkern ſie auf ihre Weiſe mehr mit einander, als vielleicht irgend ein Volk in Europa. Wenn Lavater und Kramer in ſeinem Klopſtock Er und über ihn, ſelbſt in den Schriftzügen, in dem Halten einer Pfeife und dem Wegblaſen des Tabacks den großen, oder kleinen, den faulen, oder thätigen Mann erkennen wollten, ſo hätten ſie hier viel zu ſehen. Die meiſten ſitzen wie halb im Schlafe vor ihrem Kruge Bier, mit zierlichen weißen irdenen Pfeifen, woraus ſo ein Niederländer, glaube ich, Monatelang rauchen kann, ohne ſie zu zerbrechen. Man gehe in einen Kaufmannsladen, und man ſieht die lebendigen Originale zu Gerhard Douw, Mieris und Teniers Schalksſtücken. Schon die Straße iſt mit Sand und Blumen beſtreut, die Schwelle wie mit Wachs gebont, und die Flur oft mit Figuren und Schnörkeln ausgeſtreut. Im Laden ſelbſt blitzt und ſchimmert alles, und iſt ſo nett und appetitlich eingewickelt, geſtellt, oder aufgehängt, daß das allein ſchon dem Käufer Luſt machen kann. Kommt man vollends in die Stube, ſo iſt das ein Wunder. Die Fenſter ſchimmern wie die Spiegel, die Diele iſt blank geſcheuert, Porcellan ſteht auf Geſimſen, Blumentöpfe auf den Tiſchen; keine Spinne kann da hauſen, und ſelbſt die Schooshunde und Katzen ſcheinen artige Thiere zu werden. Der Beſitzer des Hauſes in einem zierlichen Schlafrock und einer zierlichen Mütze geht auf grünen oder gelben Pantoffeln einher, und hütet ſich wohl, an den geſtreuten Zauberkreiſen etwas zu verletzen. Mit dieſen Pantoffeln iſt er vielleicht ſchon Monate lang über die Gaſſe gegangen zu Freunden und Nachbarn, und ſie ſind noch, als kämen ſie eben aus der Bude des Fabrikanten. Man ſtelle einen Franzoſen, oder auch nur einen Teutſchen hin, ſtecke ihn in dieſes Haus und in dieſen Anzug; wie lange würde es ſo bleiben können? Wer eine Geſchichte durch den engen Hals eines Glaſes künſtlich auszuſchnitzeln die Geduld hat, wird nie einen Laokoon zu machen die Kraft haben. Dies ſind ganz artige Kleinigkeiten, und die Nettigkeit und Zierlichkeit freut das Auge; aber ſie können auch nur von einem ſolchen Volke zu ſolchem Grade getrieben und darauf erhalten werden.

Dieſer Geiſt der Zierlichkeit und des Putzens, der nicht immer ein großer iſt, breitet ſich nun vom Hauſe zunächſt auf alle Dinge und Geſchäfte des Lebens aus. Nirgends iſt ſie aber niedlicher und willkommener, als bei der Handhabung und Anordnung ſolcher Dinge, die unmittelbar für die Naſe und den Gaumen beſtimmt ſind. Es iſt wirklich wunderbar, wie ſich die Fiſchverkäufer und Verkäuferinnen und die Fleiſcher ſo ſauber halten können, als man ſie ſieht. Wenn man vollends jüngſt noch die Poiſſarden der Halle in Paris geſehen hat, ſo wächſt dies Erſtaunen noch mehr, und eine Brüſſeler Poiſſarde iſt reinlicher und netter, als ein Pariſer Blumenweib. Die nun vollends Obſt, Grün und Blumen unter den Händen haben, entſprechen ganz den Gegenſtänden, mit welchen ſie ſich beſchäftigen, und erregen keinen Ekel, wie die meiſten dieſer Gattung. In dieſer Hinſicht muß der Fremde ja nicht unterlaſſen, den Fiſchmarkt in Brüſſel zu beſuchen, und den Platz um das Gemeindehaus, wo alle andere Artikel des täglichen Bedürfniſſes feil ſtehen; da kann er ſogleich den Geiſt der Blankheit und Ausſchmückung in ſeiner ganzen Glorie ſehen. Hier fängt auch das Gewimmel des thätigen und geſchäftigen Lebens an, und läuft ſo bis an das Thor von Lakens und Mons zum prächtigen Duylekanale fort. Der ſchönſte Theil der Stadt von hier bis zum Park hinauf, wo die Großen und Reichen ſonſt wohnten, iſt nun ſtill und leblos.

Noch giebt es hier zwei Theater. Das größere iſt nicht weit vom Gemeindehauſe ſo ziemlich in der Mitte der Stadt, ein ganz hübſches Gebäude mit einem niedlichen Platze und einer Menge Kaffe- und Bierhäuſer. Man ſpielt Tragödie und Komödie und kleine Opern. Hier war nun nichts für mich zu holen, und das Haus auch gewöhnlich leer. Die Truppe der Schauſpieler war eine äußerſt mittelmäßige, und viele der Spieler waren gebohrne Niederländer. Es war nicht auszuhalten, wie ſie meiſtens die franzöſiſche Sprache ſchleppten und abſangen, welche dies weniger leidet, als irgend eine andre. Dieſe Herren Niederländer waren überdies abſcheuliche Stöcke, und agirten ſo lahm und bewegungslos, daß ſie einen ſogleich in die Welt der nahen Schenken und Kaffehäuſer wieder hineinbrachten, woraus man ins Schauſpielhaus gegangen war. Beſſer bei weitem war das niedliche kleine Schauſpielhaus im Park ſowohl von Zuſchauern, als Spielern beſetzt, obgleich auch dieſes jetzt eben nicht glänzend ſeyn kann. Man gab meiſtens nur kleine Poſſen und Singſtücke, nach dem Muſter des Theater Montanſier, und die Spieler verdarben dieſe anſpruchloſen Kleinigkeiten wenigſtens nicht. Dieſes kleine Theater war immer gedrängt voll, nicht nur wegen des Parks, ſondern auch wegen anderer Bequemlichkeiten, und hatte endlich noch in Einem Punkte viele Aehnlichkeit mit jenem. Das leichte und loſe Gefieder der Nacht nemlich war hier in reicher Menge, und in dieſer Hinſicht ging es allerdings ſehr frei her. Man konnte ſich ſelbſt im Theater kaum retten vor Augen und Händen und Füßen. Die Menſchen waren ziemlich dieſelben, wie die bei Marinelli in Wien, aber das Leben, das Abfliegen und Abmarſchiren einzelner Paare noch weit natürlicher und ungezwungener. Im Park vollends, wo die Büſche und Vertiefungen einen günſtigen Spielraum geben, waren die loſen Dirnen unbeſchreiblich zudringlich, und alle Gänge wimmelten von ihnen, die ganz auf dem Pariſer Fuß gekleidet und geſetzt unter den ehrlichſten Bürgern und Bürgerinnen ſich herumtrieben. Einen Unterſchied weiß ich nur, daß dieſe, die hier ſo öffentlich herumtraten, faſt durchaus feine und ſchöne Geſtalten waren. Lächerlich genug gegen ſie ſtechen die jungen Brüſſeler Stutzer und Patrioten ab, die mit den großen republikaniſchen Hüten und dem Pariſer, oder auch dem ſoldatiſchen Kleiderſtutz einen ſehr beluſtigenden Anblick gewährten.

Man hat immer ſehr geſchrieen, beſonders die, welche bei den jetzigen Franzoſen nichts als Miſſethat ſehen, daß dieſe Nation höchſt unglücklich ſeyn wird, wenn ſie mit den Franzoſen ſo zuſammengezwungen bleibt. Ueber das Plünderungs- und Ausſaugungsſyſtem habe ich meine Meinung geſagt, und in dem liegt wohl nur der größte Widerwille und Haß des Volks gegen alles, was franzöſiſch heißt. Politiſch mögte ſich auch vieles dagegen einwenden laſſen. Aber warum die Niederlande nicht eben ſo gut mit Frankreich verbunden werden könnten, als ſie ehemals unter Spanien und jüngſt unter Oeſterreich ſtanden, das ſehe ich doch wahrlich nicht. Am natürlichſten freilich wäre es, wenn man ſie zu den Batavern, oder alten Holländern ſchlüge, ſo weit der flämiſche Dialekt reicht; ſonſt aber ſcheint mir die Verbindung mit Frankreich doch immer natürlicher und heilſamer, als die mit Teutſchland. Sie haben weder den teutſchen, noch den franzöſiſchen Karakter, aber die teutſche Sprache iſt ihnen eben ſo ſehr eine fremde, als ſie es den Schweden und Dänen iſt, dahingegen die franzöſiſche im größten Theil dieſes Staats geredet und geſchrieben wird. Wäre alſo ihr Karakter auch wirklich dem Teutſchen zuſtimmiger, ſo iſt die Sprache doch ewig das Organ der Ausbildung, und der Dolmetſcher der Thaten und Sitten eines Volks. Sie würden alſo immer ihre Bildung und Belehrung von den Franzoſen nehmen müſſen, und alſo mit ihnen dadurch den nächſten und allein nothwendigen Berührungspunkt haben. Die Sprache eines Volks giebt ſeinen Verbindungsknoten, es lägen dann viele Meilen oder weite Meere zwiſchen zwei Völkern, und ſie muß immer der Vereinigungspunkt bleiben; Berge und Ströme ſind keine Gränzen der Natur, ſondern die Sprache; Frankreich müßte alſo nie weiter herrſchen, als wie weit jedermann ſeine Zunge verſteht. Iſt heute der Rhein die natürliche Gränze Frankreichs, warum ſollte es nicht morgen die Oder und das Karpatiſche Gebirge ſeyn können? Griechenland ward von den Königen von Syrien und Macedonien gemishandelt, aber es waren doch Griechen; als die Römer unter ihnen die Freiheit ausſchrieen, da wurden ſie Sklaven. Wenn die Erfindung der Sprache nach Rouſſeau das wunderbarſte Wunder iſt, wie ſollten nicht in ihr auch Tiefen liegen, die kein Sprachforſcher je erforſchen wird? Dieſe Sprache giebt mit dem unbegreiflichen Grundton jedes individuellen Karakters von der zarteſten Jugend ſo vieles mit, was ſich freilich nicht klar beſtimmen läßt; ſie wirkt ſo wunderbar, daß nur, wo ſie gilt, auch die ganze Ausbildung jedes Individuums gelten kann. Warum nannte man ſonſt ein ſolches Volk erobert und unterjocht, das ſeine eigne Fürſten verliert? wird es doch ſo oft den Siegern an Rechten völlig gleich — Aber man hat Recht, es ſo zu nennen; erſt wenn es auch die Sprache jenes Volks hätte, hätte es im Organ der Ausbildung und der politiſchen Wirkſamkeit völlige Gleichheit mit ihm. Deswegen zeigt auch die ganze Geſchichte ein Volk unter Tyrannen ſeiner Sprache und Sitten glücklicher, als ſelbſt unter einer milden Regierung, die von einem fremden gelenkt wird. Es iſt nicht anders mit einem ganzen Volke, als mit dem einzelnen Menſchen. Auch die wohlgemeinteſten und ſanfteſten Eingriffe in ſein Weſen reißen Wunden, wo der Druck der eigenen Kraft nur ſchmerzt.

Eine Sonderbarkeit Brüſſels, die mich ſehr frappirt hat, und die ich mich nicht erinnere, anderswo geſehen zu haben, ſind die Tſchuktſchiſchen Hundegeſpanne, deren Langſamkeit freilich nur ein Niederländer ertragen kann, obgleich ſie zuweilen auch traben müſſen. Man ſieht dieſe kleinen Hundekarren in Menge, und ſie ſind ordentlich aufgeſchirrt, wie andres Zugvieh. Man ſieht oft vier bis acht Hunde hinter und neben einander geſpannt die kleinen Karren mit Fiſch= und Muſchelkörben, auch wohl mit kleinem Gemüſe ziehen; iſt er leer, ſo läßt ſich der Treiber großmächtig von ihnen zu Hauſe ſchleppen. Aber das Reich der Ochſen und Eſel hört hier auf, wahrſcheinlich weil man auf dieſen fetten Weiden eine Kuh eben ſo hoch nutzt, als ein Pferd. Alles wird mit Pferden beſtellt und gefahren, und ich habe keinen einzigen Ochſen auf dem Acker geſehen.

Reiſe von Brüſſel über Lüttich und Aachen nach Kölln am Rhein.

Um den ſchönen Rheinſtrom, ſo weit es der Krieg erlaubt, in ſeiner Glorie zu ſehen, wählte ich aus Frankreich dieſen Weg ins Vaterland zurück, weil mir der über Genf, durch die Schweitz nach Straßburg den Rhein entlang verſperrt war. Den 15ten Auguſt rollte ich mit Tagesanbruch aus den Thoren von Brüſſel nach Löwen durch die ſchöne Löwer Vorſtadt, ſah noch einmal das liebliche Alza, und dann ſank die Stadt hinter mir zurück. Der Weg nach Lüttich geht über Löwen, Tirlemont, St. Tron, Tongres. Die Chauſſee iſt mehr ſchlecht, als gut, beſonders vor und nach St. Tron, und die Poſtillione fahren nicht mehr ächt franzöſiſch. Allenthalben faſt ſind Löcher eingefahren, und die aufgeriſſenen Steine aufgethürmt, doch muß man bezahlen, als wäre der Weg der beſte von der Welt. Bis Löwen hat man ein ſchönes Höhen= und Hügelland, und am Wege doppeltreihige Ulmenalleen mit Gruben. Man findet dieſe Ulmen= und Pappelalleen immerfort mit einigen Wechslungen. Die Gefilde ſind reich, und die Bearbeitung ſcheint äußerſt gut. Zwar findet man zuweilen Dörfer, doch mehr einzelne kleine Wirthſchaften und Gütchen mit ihren Obſtgärten und Baumumſchließungen. Die Tracht der

Bauers=

Bauersleute hat von der nordteutſchen nichts ausgezeichnetes, es ſeien denn die blauen leinenen Ueberwürfe und die öftern blauen Kamaſchen; die Weiber tragen ein ſchwarzes Schleiertuch gleich dem bunten um Livorno und Piſa, welches Rücken und Kopf bedeckt und bis über die Hüften herabfällt. Löwen iſt eine große und antike Stadt, mit einem weiten Umfang ſeiner alten Mauer, worin viel leerer Raum iſt, mit kleinen einſtockigen Häuſern und ſchönen breiten Gaſſen, die ſo fein ausgeſtreut und vor den Thüren geziert ſind, als ſolle ein Triumphzug durchziehen. So blank ſind auch ihre Häuſer bemahlt und geſcheuert, daß ſie wie ein Puppenhaus erſcheint. Sie ſcheint gewaltig todt, und jetzt fehlt alles Leben, da auch die Univerſität mit ihrem Lärm und Gewimmel zu Ende iſt. Das bunte Rathhaus, mit einer Menge Thürme und Thürmchen bis an den äußerſten Giebel des Daches hinaus, ein wahres chineſiſches kleines Porzellanſtück, macht einen ganz angenehmen Eindruck. Von Löwen bis Tirlemont, von welchem ich weiter nicht ſage, als daß es in eben dem Stil gebaut und eben ſo weit umfangen iſt, lauft nur eine einzige Ebene des ſchönſten und beſtbebauten Landes fort, das alles reichlich trägt, was des Menſchen Herz nur wünſchen und begehren mag. Man ſieht gar keine Brache, ſondern alles iſt bebaut; alle Arten Getraides, Bohnen, Klee, auch zuweilen Kartoffel- und Kohlfelder. So kann man es machen wegen der fetten Wieſen und der häufigen Stallfütterung, obgleich auch hie und da Rinder und Pferde graſen. Man hat weniger Wieſe und Wald, als vorher. Sonderbar iſt es, daß die Wohnungen und Zimmer ſchlechter und ärmlicher werden, bis an St. Tron hin; auch die flamländiſche Zierlichkeit und das Sanden und Schmükken der Gaſſen hört ſchon in Tirlemont auf.

Nach St. Tron hin ſenkt ſich die Gegend etwas mehr, und das Land wird noch immer reicher und fruchtbarer; es iſt übrigens ein häßliches Neſt. Hier kann man das Aeußerſte, mögte ich ſagen, von ungezeichneten und ſeelenloſen Phyſiognomien und Geſtalten ſehen, flache Rundköpfe bei Männern und Weibern, freundlich und gutmüthig, mit hellblauen oder grauen ſprachloſen Augen; aber man muß ſie ſprechen hören, man muß ſie gehen, oder vielmehr ſtehen ſehen, dieſe Plutzelſchädel, um die ächteſte Gränze der flämiſchen Natur zu erfaſſen. Man hat auf dieſem Wege bis Lüttich meiſtens waldloſe Ebne, und höchſtens zuweilen eine Koppel oder einen Baumgarten, mit Bäumen eingefaßt, oder allenfalls die Gränze eines Ackers ſo gezeichnet; ſeltener kleine Vertiefungen und Wieſen. Die Wege werden immer ſchlechter, ſo daß ſelbſt meine eiſernen Rippen den Abend in Lüttich etwas krank waren. Hinter St. Tron wird das Land dem Anſchein nach noch ſorgfältiger bebaut; und ein erſtaunlicher Segen Korns ſtand allenthalben in Hocken und auf dem Halm. Daß man hier gleich nach dem Schneiden des Korns umbricht, iſt ſo gewöhnlich auf dem ganzen Wege bis Aachen, daß man oft noch bloß den Rücken der Hocke in lauter braunen Furchen ſieht. Es war heute der alte Sonntag der Chriſten, und alles vor den Thüren und in feſtlichem Staate, doch ſah man einige pflügen und mähen. In dieſer ganzen Gegend dieſſeits Brüſſel, und an einigen Orten jenſeits, hat man bei'm Sicheln zugleich eine Art von krummſchnäbeligen Haken, womit man die geſchnittenen Halmen zuſammenholt, und ſie endlich etwa in der Dicke einer kleinen Garbe hinreihet, um eben ſo bei einer neuen anzufangen. Die Häuſer werden auf dieſem letzten Drittel des Weges ſehr nett und wohlerhalten, und ſind größtentheils von gebrannten Steinen gemauert, und oben mit einem ländlichen Strohdache und Schornſtein; ſo liebe ich die ländlichen Wohnungen.

Wir fuhren mit dem Abend in Lüttich ein, und ich nahm im Poſthausgaſthofe Quartier. Es war eine zahlreiche Tafel, und Männer und Weiber, Officiere und Kommis der Armee, alles unter einander. Anfangs ging es munter und zierlich, wie immer in franzöſiſcher Geſellſchaft; aber als vier von den jungen Kommis anfingen, mit der Wirthin und einem andern Frauenzimmer Champagner zu trinken, da vergaßen ſie ſich, und behielten einige Leckereien und Nebengerichte bloß für ſich. Darüber entſtand erſtlich Gemurmel an unſerm Tafelende. Endlich ſagte ein Officier zu mir ziemlich laut: „Wundern Sie ſich hierüber nicht; dieſe Herrchen ſind gewohnt, alle Welt zu plündern und zu verſchlingen, und wir andern ſind die erſten, die ihren Wein bezahlen müſſen.“ Jene wurden grob, und trieben den Feind ſo weit, daß er mit einem ſeiner Kameraden aufſprang, und den Säbel auf ihre Rücken regnen ließ. Alles freute ſich über die Züchtigung, obgleich ſie ſehr unfranzöſiſch war.

Ich hatte beſchloſſen, mich hier einige Tage umzuſehen, aber ein Geiſt des Unmuths überfiel mich hier ſo gewaltig, und machte mir die widerliche Stadt ſo ekelhaft, daß ich ſchon den Mittag des folgenden Tages mich mit einem Officiere auf einen Wagen ſetzte und nach Aachen abfuhr. Lüttich iſt eine der häßlichſten Städte, die ich je geſehen habe, ſo eng, ſo ſchief und hügeligt, und ſo düſter und ſchmutzig, daß man ſich allenthalben wie in einem Kerker fühlt. Sonſt giebt es viele ſchöne und große Häuſer, die wegen der Menge Einwohner bis in die Wolken hinein gebaut ſind. Man fährt von Tongres her, ſo wie man der Stadt nahe kömmt, immer ſanft hinab, zuerſt durch hübſche Gärten und Bäume, und dann durch die lange Vorſtadt eine halbe Stunde, ehe man in die Stadt ſelbſt kommt. Rechter Hand liegt die Citadelle mit ihren Häuſern, die zur Kaſerne dienen. Indeſſen, haben die Oeſterreicher jenſeits der Maas, und die Franzleute (ſo nennt man ſie in Aachen) dieſſeits brav auf einander gefeuert, und dies hat die jenſeitige Vorſtadt faſt ganz eingeäſchert; andre ſagen, die Oeſterreicher ſelbſt haben das Feuer befördert, weil die Einwohner derſelben mit auf ſie ſchoſſen. Die Stadt ſelbſt ſenkt ſich auch hügelig zur Maas herab. Die Häuſer ſind zum Theil ſehr antik, und auch die guten wegen der engen Gaſſen fürs Auge verloren. Aber Wohlſtand, Thätigkeit und Volksmenge ſpringt einem aus allen entgegen. Was man indeſſen ſo gern hat, und was durchaus nichts vergüten kann, Menſchen, die gefallen könnten, ſucht man hier vergebens. Die Lütticher haben ſich durch alle Jahrhunderte als ein aufrühreriſches und unruhiges Volk gezeigt, und noch kurz vor der franzöſiſchen Revolution ſollte eine Exekutionsarmee des Reichs die Stadt zurecht ſetzen. Freilich können Unterdrückung und Mishandlung auch ein edles Volk, und grade dieſes am erſten, zu Auftritten zwingen, die jeder nach dem verſchiedenen politiſchen Glauben geſetzwidrigen Aufruhr, oder gerechte Vertheidigung nennt; wo aber Meuterei in den ganzen Karakter eines Volkes übergeht, da iſt ein ſchlimmes Zeichen. Sie ſind hierin den Liguriern gleich, und bei ihren Nachbaren eben ſo wenig gelitten. Im ganzen niederländiſchen und rheiniſchen Lande iſt ein Lütticher und ein Händelſtifter ziemlich gleichbedeutend geworden. So ſehr ſie die Franzoſen gewünſcht haben, ſo würden ſie doch jetzt wahrſcheinlich nicht die letzten ſeyn, auf ſie zu ſchlagen. Nicht leicht habe ich ſo viele düſtre und verſteckte Geſichter geſehen, als hier, und dabei ſind ſie meiſtens häßlich und zeichnen ſich auch dadurch aus. Welch ein Abſtand iſt es darin von dem ſo nahen Aachen! Das ſind doch wahrlich Dinge, die ſich kaum erklären laſſen. Sie ſind gleichſam eine Mittelrace zwiſchen den langſamen und gutmüthigen Niederländern, und den Teutſchen jenſeits der Maas; denn weit mehr Feuer und Heftigkeit, als die erſtern, haben ſie offenbar, obgleich man nichts von der teutſchen Treuherzigkeit an ihnen findet. Kurz ſie ſind Baſtarde, ſo wie ihre Sprache. Die Lütticher Sprache iſt ein Gemiſch aus der teutſchen, flämiſchen und franzöſiſchen, und wer auch alle die drei verſteht, begreift doch von der ihrigen nichts. Das Franzöſiſche, welches unter allen Beſſern und in ernſtern Dingen die Hauptſprache iſt, kann an keinem Ort der Welt dem Ohre ſo fürchterlich klingen. Die Franzoſen nennen es nicht anders, als ihre Ohren rädern, wenn ſie mit Lüttichern ſprechen müſſen. Froh war ich, als ich aus dieſer Karakter- und Sprachverwirrung mich retten konnte, und unſern Wagen über die Maas donnern hörte.

Es ſchlug zwölf Uhr, als wir die Margarethenvorſtadt hinauffuhren, von deren Höhe man eine ſchöne Ausſicht auf die Maas und die unten liegende Stadt hat. Man hat hier nur Trümmer von Mauern und verbrannte Balken zur Seite des Weges, und verläßt die traurige Stadt zuletzt noch mit einem traurigern Gefühl Das Land, durch welches wir bis Aachen fuhren, iſt durchaus in einem andern Karakter, als das bisherige. Wie man vor Lüttich hinabſtieg, ſo ſteigt man hier zuerſt hinauf, und hat hinter ſich das grüne und baumreiche Thal des Stroms, bis man über die Höhe kömmt, erſtlich ſanft hinabfährt, und dann bis Aachen ſtellenweiſe im leichten Auf- und Abſteigen bleibt. War jenes Land von der Picardie her reich und fruchtbar, und dadurch dem Auge erfreulich, ſo iſt dieſes ein gar reizendes und freundliches. Hügel ſteigt an Hügel, und Wieſenthal ſenkt ſich an Wieſenthal fort, und zuweilen ſchneiden dunkle Eichenwälder, ächtes teutſches Laub, majeſtätiſch ein. Hier iſt ein Halmen- oder Hockenreiches Feld, dort eine abhängige Wieſe und Koppel mit ſchönem Vieh, dort ein Baumgarten mit goldenen Früchten durchſchimmernd. Dieſe lehnen ſich außerordentlich viele an die ſchönen Hügel, und lebendige

Hecken ſchlieſſen ſie ein. In dieſem Gefilde, das nur einem fortlaufenden Garten gleicht, und durch grüne Gehäge in Tauſendtheilchen abgeſchnitten iſt, verſchwimmen die ſchönen Dörfer, oder die kleinen einzelnen Bauerſtellen, die oft jede abgeſondert bei ihrem Gebiete liegen. So gelangt man bald zu dem niedlichen Städtchen Herve, wo mancherlei Fabriken in Wolle ſind. Gleich hinter Herve, welches ungefähr anderthalb Meilen von Lüttich liegt, beginnt die teutſche Sprache mit ſchönen und ſtattlichen Körpern der Menſchen. Das Gartenland wird immer romantiſcher, je näher man Aachen kömmt, die Berge werden höher, und herrliche Wälder breiten ſich fernher aus. Nahe vor Aachen hat man von der Höhe eines prächtigen Eichenwaldes eine himmliſche Ausſicht, indem man den Garten Eden hinter ſich, und die Stadt mit ihren ſchönen Umgebungen vor ſich ſieht. Es war Abend, als ich in die Reſidenz manches alten teutſchen Kaiſers einfuhr. Ich blieb natürlich im Poſthauſe, weil es da wegen der immer neuen Geſellſchaft am lebendigſten und intereſſanteſten war. So hatte ich ſchon an die 50 Meilen gemacht ſeit meiner Abreiſe aus Paris. Man rechnet nehmlich ſo ungefähr von Paris bis Brüſſel 36 teutſche Meilen, von Brüſſel bis Lüttich 11, von Lüttich bis Aachen 5.

Aachen.

Dieſe Stadt gehört unſtreitig zu den gröſten Antiquitäten Teutſchlands; aber wer ſieht es ihr nun noch an, daß in ihr Kaiſer gebohren und geſtorben ſind, und daß manche ſie zu ihrem Lieblingsorte gehabt haben? Alles iſt verändert, und in der ſchönſten Gegend iſt dieſe ehrwürdige Stadt verarmt, während Dörfer in ihrer Nachbarſchaft zu Städten aufgewachſen ſind. Auch hier hat das Patricierunweſen nebſt inneren Streitigkeiten viel gethan, die

Stadt zu verderben, wenn es gleich mit Völkern und Gemeinheiten oft eben ſo iſt, wie mit einzelnen Menſchen, daß ſie an einer unbekannten Krankheit unheilbar hinſterben. Jetzt iſt die Stadt beinahe eine Wüſte, ſo verlaſſen ſind viele ihrer Gegenden. Sie läuft der Länge nach von Weſten nach Oſten von Hügeln ins Thal hinab, und iſt mehr lang, als breit. Der Umfang iſt ungeheuer, die Mauern alt und niedrig, und an manchen Stellen zerbröckelt, und mit einigen alten Thürmen. Die Thore ſind faſt alle ſolche Spitzthürme, mit Schindeln gedeckt. Der Wallgraben an der höhern Seite iſt in Gärten und Baumſchulen verwandelt und öſtlich in der Tiefe verwachſen mit Schilf und kleinen Inſeln, zwiſchen denen einige Schwäne rudern. Man kann innerhalb der Stadt an den Mauern rund umher gehen; doch iſt dieſe Promenade bei weitem nicht ſo angenehm, als die äußere des Walles, welcher nordöſtlich die ſchönſten Ulmen und Lindenalleen hat, und auch, wo er ohne Schatten iſt, die ſchönſte Gegend zeigt. Der öſtliche Wall mit ſeinen Schwanengräben und ſeinen anſtoßenden Gärten, Schenkhäuſern und ländlichen Spazierpfaden iſt die letzte Promenade der Jugend und Schönheit Aachens, und im letzten Sonnen- und erſten Mondenſcheine immer wimmelnd voll. So groß indeſſen der Umfang der Stadt iſt, ſo faßt er doch viel Heterogenes in ſich. Offenbar hat man im Südweſten ſpäter eine Vorſtadt eingeflickt, die man nach ihrer ganzen Beſchaffenheit auch jetzt noch ohne Sünde eine Vorſtadt nennen kann. Man ſieht noch die alte erſte Stadtmauer deutlich im ganzen Ringe, ſo wie auch nach dieſer Seite hin eigne Thore in die zierlichere innere Stadt führen. Dieſe Vorſtadt in der Stadt hat Wieſen, kleine Felder und Gärten, Strohdächer und bäuriſche Hütten und Ställe, und ſelbſt alle Arten Vieh kann man im Grünen und auf Miſthaufen hier weiden ſehen. Aber auch das andere äußere Rund der Stadt nach Nordoſten hat viele Gärten und leere

Plätze. So ſind alſo die äußeren Wohnungen und Gaſſen der Stadt häßlich und ſchmutzig, und nur, wenn man zu ihrem Innern und zu ihrer Mitte hinabſteigt, wird ſie luſtiger und freundlicher von Anſehen. Wenn die Gaſſen dort nicht immer grade ſind, ſo ſind ſie doch meiſtens breit und reinlich, und die Häuſer haben das an Nettigkeit und Zier, was ihnen an Schönheit und Größe des Baues abgeht. Schöne große Häuſer giebt es wenige; die meiſten ſind aus einem oder zwei Stock und mit ſpitzem Giebel, nach alter teutſcher Art; viele ſind auch mit Schindeln gedeckt, welches das Anſehen des Alten und Finſtern noch vermehrt.

In der Stadt iſt meiſtens eine tiefe Stille und Ruhe, ein Beweis, wie wenige Menſchen ſich in ihrem weiten Raum bewegen. Nur auf dem Freiheitsplatze, um den Dom und das Rathhaus findet man noch zuweilen einiges Gewimmel. Man kann das Gefühl, welches dieſe Stille, und die Kleidung und Einfalt der Menſchen einflößt, welchen man begegnet, nicht beſſer beſchreiben, als daß man es ein ländliches nennt. Der einzige Platz, der das Nennen verdient, iſt der des Rathhauſes. Das alte Haus iſt ganz brav, oben mit einem meſſerrückigen Giebel, und auf jeder Spitze mit einem Thurm. Man ſieht drinnen in den Gemächern mehrere alte Gemählde und Schnurren, und zeigt ſeine Kaiſerſäle der Vorzeit; doch das verdient eine Beſchreibung. Gleich ſüdlich von ihm ſteigt man zum Dom hinab, den man einen Dolmetſcher des Zuſtandes der Stadt nennen kann, beſonders einer ſo frommen Stadt, als dieſer. Er erſcheint von außen mit ſeinem Schindeldache, welches überdies über der großen Kuppel kein Dach mehr iſt, ſehr kümmerlich, aber wenn man hineintritt, wird man angenehm getäuſcht. Ich habe nie einen heiterern und freundlichern Tempel geſehen, als dieſen; von allen Seiten ſtrömt ihm das Licht zu, im Schiffe und in der Kuppel; wollte Gott, es ſtrömte auch ſo in die Köpfe, aber da ſieht es finſter aus. Hier habe ich faſt alle alten Weiber während der Meſſe die Arme kreuzigen ſehen; iſt daß nicht eine rechte Bonzenpein? Die ſchönen lichten Decken ſchmücken und verſchmücken mehrere unvollkommene Gemählde. Der Hauptaltar aus weißem Marmor iſt ganz hübſch, nur oben etwas mit Prunk überfüllt. Eine Schnurrigkeit iſt noch der große Leuchter vor dem hinteren Altar, künſtlich aus Meſſing gearbeitet. Gekrümmte Männchen tragen mit Satyr- und Marſyasmienen die Leuchter, die ſich in ihre Schultern einſenken, und dieſe Leuchter ſelbſt ſind wieder mit Thürmchen und Schnörkeleien von oben bis unten geziert. Das Ganze hat ſo einen Ausdruck des Komiſchen und Ueberladnen, daß ich wetten wollte, es ſei von der Hand eines ächten Niederländers. Noch ſieht man einen elenden Chriſtus in ſeiner fleiſchfarbigen gipſigen Haut, in der halbknieenden Stellung eines Gedemüthigten, die Dornenkrone auf dem Haupte, mit geſchwollenen Füßen, wie ein Waſſerſüchtiger, und an einigen Stellen mit Blut beſprützt. Sollte man ſo eine Geſtalt eines bonziſchen Götzen aufſtellen zum Andenken an das Edelſte? oder ſolche Marien, wie man ſie in manchen katholiſchen Kirchen ſieht? Ich weiß nicht, woher die Weiber im Bairiſchen und Oeſterreichiſchen nach Herrn Nicolai das Ideal der Madonnengeſichter genommen haben, die ſie ihren Töchtern anfantaſirten. Aus den mittelmäßigen Kunſtwerken, die in ihren Kirchen aufgeſtellt und aufgehangen ſind, konnten ſie nicht ſchönere Kopiren, und noch überdies lebendige Kopieen ſchlechter Originale hervorbringen. Wäre dies, warum findet man im katholiſchen Franken und in den Niederlanden nicht auch Muttergotteskökpfe? Nach der Theorie müßten ſie in Toſkana und im Kirchenſtaate einem bei jedem Schritte begegnen. Noch muß ich unter den vornehmern Gebäuden der Stadt der Bäder gedenken, die mit hübſchen Caſinis, und Ball-, Billard- und Speiſeſälen ein luſtiges Quadrat einſchließen. Sie ſind niedlich und bequem eingerichtet; aber ihr Ruf und ihre Wichtigkeit ſind einmal dahin. Man zieht ſelbſt die in dem nahen Burſcheid vor, und wer zugleich die ganze Pracht und das volle Gewimmel von Menſchen haben will, der reiſt nach Spaa, welches etwa 6 Meilen weiter iſt, als Aachen.

Dieſe Stadt, die einſt ſo blühend und reich war, hat jetzt in ihrem weiten Umfang äußerſt wenige Menſchen, und von dieſen wenigen wieder ſind mehr arm als reich. Die Tuchfabriken, die ſonſt ſo eine Menge Volks hier ernährten und bereicherten, verſchlechtern ſich von Jahr zu Jahr, und wandern in die umliegenden Dörfer und Flecken aus; ein eben ſo unwichtiger Artikel der Indüſtrie ſind auch die Nadelfabriken geworden. Der Ariſtokratismus der Patricier herrſchte auf den Schultern der Bürger immer ſchwerer, jemehr die Stadt abnahm, weil er doch nicht ſchlechter gefüttert werden wollte, als bei ihrem Reichthum. Daher, glaub' ich, giebt es jetzt auch in keinem Orte mehr Huren und Bettler.

Die Einwohner ſind im Allgemeinen wohlgebildet, aber nicht ſtark, und treten ſeit einigen Meilen hinter Lüttich in einen ganz andern Karakter ein. Man ſieht viele lebendige und kühne Geſichter und ſchöne gefühlvolle Augen, noch mit der niederländiſchen Gutherzigkeit gemiſcht, daß es einem recht wohl thut, unter dieſen Leuten zu leben. Unter den Weibern ſind die meiſten wohlgebildet, viele reizend, und faſt alle haben ein ſehr ſchönes Blut, faſt wie die am Rhein wohnenden. Ein feiner ſchlanker Wuchs findet ſich ſelbſt bei denen, die eben nicht mit feinen Dingen umgehen. Man könnte fragen, warum Leute, die ein ſitzendes und brütendes Leben führen, ſo häufig ſchöne Töchter machen, z. B. Handwerker, Fabrikanten, Prediger? Dieſe Behauptung dringt ſich jedem auf, der manche Fabrikſtädte geſehen hat, und ſie iſt nicht ungereimter, als die des berühmten Weikard in ſeinem philoſophiſchen Arzt, daß Branntweintrinker häufig ſchöne Töchter machen. Die Tracht hat, wie auch in manchen andern Reichsſtädten, noch viel natürliches und ehrbares, und ſteht im ſonderbarſten Kontraſte mit der feineren und gebildeteren Welt, die nun ächt franzöſiſch, und zum Theil ächt republikaniſch einhergeht. Die Kleidung der Männer hat noch meiſtens den altmodiſchen Schnitt, und jeder kunſtreiche Meiſter und Fabrikant geht faſt in einer Parucke einher, ſei er auch noch kurz vor den Dreißigen. Die Weiber tragen über der gewöhnlichen Kleidung lange ſchwarze Schleiertücher, die als Mantel um die Schultern, und als eine Nonnenkappe um den Kopf geſchlagen werden, und worunter ſie mit ihren ſchönen blauen Augen, die fromm oder ſchelmiſch gleich furchtbar ſind, ganz allerliebſt hervorgucken.

Die Sprache, die man hier ſpricht, iſt ein Gemiſch von Hoch und Platt. Man nehme unſchichtig ein ſächſiſches und ein weſtphäliſches Wort, und man hat ſie weg; doch ſpricht man hier bei weitem ſo breit nicht, als in Kölln. So ungefähr iſt auch der Karakter des Volks; ſie ſind freilich nicht mehr ſo langſam und ſchwer, wie die auf dem vorigen Wege, aber bei aller Munterkeit doch ohne Kraft und Aufſprudeln. Uebrigens herrſcht in dieſen Ländern zwiſchen dem Rhein und der Maas noch nicht alles ganz ſtrenge franzöſiſch, wie zwiſchen der Maas und dem Ocean, ſondern vieles iſt noch auf dem Fuße, als könne es noch einmal die alte Haut wieder anziehen. Z. B. iſt hier das Glockenläuten und fleißige Kirchengehen, nebſt der Feier des Sonntags noch ganz auf dem alten Fuß. Die Klöſter ſind noch nicht geſäubert, und Pfarrer und Mönchlein gehen noch vor aller Welt in Ehren mit feiſten Bäuchen und Roſenwangen einher. Wie dies Geſchlecht die Franzoſen mit unſterblichem Haſſe verfolgt, das läßt ſich denken. Es hat hier auch ein ſchrecklich pfaffiſches Ausſehen, und der Pfaffengeiſt und ſeine düſterſchlauen Geſichter ſinden ſich häufig unter den Laien, und wenn man über die neuen Herren klagt, ſo iſt es immer das fünfte Wort: wenn man nur unſre Prieſter und Kinder nicht nimmt, ſo wollen wir gern alles weggeben und tragen.

Bei dieſer Frömmigkeit und Prieſterlichkeit beſteht in der Stadt eine außerordentliche Sittenloſigkeit und Frechheit, wie ich ſie in keiner teutſchen Stadt ſo gefunden habe. Ich will es zur Ehre der Stadt und ihrer Bewohner glauben, daß dies vor wenigen Jahren noch anders war, und daß nur die Auflöſung alles Alten, die Wildheit und Ungebundenheit des Kriegs, das Verarmen mancher Familien daran Schuld iſt. Man weiß ſchon, was ziehende Heere und ihr Anhang zu bedeuten haben, vollends in einer beſiegten Stadt. Wohin man tritt, laufen einen Buben an — ich ſage es mit Grauſen von dieſem zarten Alter — und fragen nach Anbietung kleiner Dienſte, oder Ausrichtung kleiner Aufträge, ob man weiter nichts für ſie zu thun habe, ob man kein ſchönes Mädchen brauche. Oeffentlich in den beſuchteſten Straßen ſtehen die armen Küchlein ſelbſt mit einer alten ſtrupſigen Glucke, und winken und locken und flüſtern zu ſich, deſto bedaurenswürdiger, weil ſie meiſtens ſchön ſind. In dem elenden teutſchen Theater waren ſie wie ein Schwarm, und eine Menge Franzoſen von der Rheinarme und vom Proviant- und Plünderungsweſen unter ihnen. Auf den abendlichen Promenaden entlief man nur einem Bettler, um auf eine eben ſo unverſchämte Dirne zu ſtoßen. Aber es bleibt hier nicht bloß bei dieſer elendeſten Klaſſe, auch die feineren Weiber ſind nicht beſſer berüchtigt. Ich habe auf einigen Gärten, und täglich auf der ſchönen öſtlichen Wallpromenade Belege genug davon geſehen. Doch iſt es ein Vergnügen, um die Abendzeit ſo einen Ort zu beſuchen; denn ſchön ſind die meiſten, wie die Engel, und die demokratiſche Freyheit treibt ſelbſt diejenigen ans Licht und unter dem

Schleier hervor, die ſonſt vielleicht zwiſchen vier Wänden auch nicht züchtiger waren. Kurz Aachen iſt mehr ein Paris in dieſem Punkt, als alles Land ſeit Paris, wo man noch franzöſiſch ſpricht.

Unſre Hausgeſellſchaft war eine der unterhaltendſten, die man nur zuſammenwünſchen mag. Die Wirthsleute, ehrliche Eingebohrne, ſtachen grell genug zu den übrigen Franzoſen und franzöſirten Teutſchen ab, die aus Officieren, Geiſtlichen, halben Emigranten und andern beſtanden. Denn des Wirthes Brüder, ein Köllner Domherr, und ein Kapuziner waren auch als beſuchende Gäſte im Hauſe logirt, und biſſen ſich witzig und derb genug mit den Franzmännern herum. Die Menge der Fremden, die hin und her gingen, mit Poſten und Extrapoſten, war groß, beſonders der Holländer, die mit ihren Dukaten ſich näher nach Teutſchland hinflüchteten, und deren Weiber (denn einige führten auch dieſe) in einem leuchtenden Kontraſt zu den Franzöſiſchen ſtanden; denn auch deren hatten wir, als Weiber und Maitreſſen einiger Fremden; einige auch als Raſthaltende Reiſende. Unter dieſen letztern war eine anderthalb Tage hier, die mit der Poſt von Kölln kam, und ihrer Sage nach nach Paris gehen wollte, das niedlichſte und feinſte franzöſiſche Weib, das ich geſehen habe, ſo reizend, ſo naiv und witzig, ſo liebenswürdig unſchuldig, daß ich ſie gern für etwas beſſeres, als eine Glücksritterin gehalten hätte. Sie war die Grazie unſrer zahlreichen Tafel und ſelbſt den geiſtlichen Herren eine wohlgefallende Perſon.

So hatte ich des Abends und den Mittag Unterhaltung, und die Zwiſchenzeit füllten Spaziergänge in der Gegend um die Stadt, die einen ganz eignen Karakter und Zauber hat; ſo daß ich mehr als einmal mit der Sehnſucht daraus heimging: o könnteſt du in ſolchen Thälern, in ſo einer ſtillen Stadt einmal den kurzen Reſt deiner Tage beſchlieſſen! Will man die Stadt und ihre Umgebungen in ihrem ganzen ſtillen Reiz überſehen, ſo muß man einen kleinen Gang auf den Louis- oder Loosberg unweit der Stadt an ihrer nördlichen Seite machen. Dieſer liegt ganz abgeſchnitten da, wie ein Meſſerrücken in der Ebene, ohne einen Baum, oder Strauch auf ſeiner Höhe, doch mit dem lebendigſten Grün bedeckt. Er mag ungefär 150 Fuß hoch über der Stadt liegen. An ſeinem Fuße iſt die Vogelſtange und ein kleines Häuschen nebſt Bänken und Sitzen. Aber welch ein ſtilles und mildes Land öffnet ſich dem Blicke an der von der Stadt abgewendeten Seite des Berges! Ich ſtand und lag wohl einige Stunden träumend da, und ſah auf die herrliche Landſchaft hinab. Immer liegen einzelne Wohnungen, beinahe wie im Citronenlande um Nizza, mit ihren Baumgärten, Wieſen und Feldern, und mit großen blinkenden Teichen in den Wieſen und im Schatten der Bäume, die ſie kränzen. Es war grade ein Feſttag, als ich dieſe Wanderung machte, und ich ſah eine Menge Menſchen des alten Glaubens in Feierkleidern. Mich lockte meine Stimmung zu einem Hauſe hinab, wo unter dem Schatten einer Ulme und Eſche mehrere frohe Bauersleute nach einer elenden Violine tanzten. Unter dieſen und an dieſer Stelle war mir eben recht. Man reichte mir des guten Biers genug, und freute ſich herzlich meiner Teutſchheit, da mein geſtutzter Kopf und etwas ſchneidigerer Zuſchnitt mich wohl zuerſt für einen Franzoſen hätte paſſiren laſſen. Es fanden ſich während meines Hierſeyns mehrere ſpazierende Städter und Städterinnen zu ihnen, die am Tanz Theil nahmen, der wegen der vielen ſchönen und frohen Menſchen mir äußerſt beluſtigend war. Auf dem Rückwege ging ich um den Loosberg herum, und beſtieg dann den kleinen Berg Salvatoris (von der Sct. Salvatorkirche ſo benannt) im Oſten des Loosberges, deſſen Duodezformat er iſt, und von welchem ihn nur ein kleiner Hohlweg ſcheidet. Auch dieſer iſt hübſch und grün, und gewährt ſchon einen feinen Ueberblick über die Stadt. Die Kirche, die ehedem berühmt geweſen iſt, iſt nun bröcklicht und verfallen und ein kleines Dingelchen. Das ſtumpfe Ende hat einen Keller, eine polyphemiſche Höhle, worin die Kühe und Schaafe des kleinen Beſitzers kriechen, der ſich neben der Kirche angeſiedelt hat, und am andern Thurmende ein Häuschen und einen Hof bewohnt. Auf dem Plan vor der Kirche hat er eine Kegelbahn angelegt, wo die Jugend der Stadt ſpielte, und aus dem Eingangskapellchen iſt eine Schenkſtube geworden, wo unter den Heiligenfratzen und exvoto Bilderchen ein langer Tiſch mit Bierkrügen und Milch ſtand. Ich trat in die Kirche, niemand darin, die Lichter auf dem Altar brannten. In einer Niſche ſtand die gebenedeite Jungfrau mit einem Schwerdte im Herzen, ihr zu den Füßen lag der erbleichte Gekreuzigte, zu deſſen Häupten eine andre mit einem Stabe ſtand, vielleicht Magdalena. Beide waren gemein in ihren Zügen, dafür aber in feinen Battiſt eingewickelt, der bei den Weibern mit ſchwarzen Trauernähten beſetzt war. Rund umher in der Kirche ſtanden Maienſträuße, zum Theil mit Blumen umwickelt, und in der Stadt waren viele Thüren und Häuſer mit ähnlichen geſchmückt, weil man das Salvatorsfeſt nur vor einigen Tagen begangen hatte. Religion und Freude ſollten immer im Bunde gehen.

Am entgegengeſetzten Ende der Stadt im Süden liegt Burſcheid gleich vor den Thoren der Stadt, ein ganz luſtiger Flecken, den einige ein Städtchen nennen. Er ſenkt ſich von einem Hügel tief ins Thal hinab, ſo daß man nur den kleinſten Theil des Oertchens erblickt. Alles ſpricht Gemächlichkeit und Wohlſtand, und ſieht bei weitem lebensfriſcher und jugendlicher aus, als in Aachen. Die Häuſer ſind alle zierlich. bunt und luſtig auch von außen, die Möbeln drinnen koſtbar und reich, wenn auch nicht geſchmackvoll. Dieſer Ort iſt ein Kind von Aachen, deſſen Tuchfabriken ſich groſſentheils hieher gezogen haben, ſo daß hier bei weitem reichere und anſehnlichere Fabrikanten ſind, und jetzt weit beſſeres Tuch gemacht wird, als in der Stadt ſelbſt. Dieſe Leute wohnen zum Theil, wie die Fürſten, und haben prächtige Gärten und Gartenhäuſer. Auch warme Bäder und Geſundbrunnen ſind hier, und auch dieſe thun mehr, als bloß buhlen mit denen in Aachen. Sie befinden ſich nicht an einem eignen Orte beiſammen, ſondern ſind durch die verſchiedenen Privathäuſer vertheilt. Man findet in der Mitte des Fleckens im Thale die größte ſiedende Quelle, die ſo heiß iſt, daß jedes lebendige Leben ſogleich des Todes iſt, wenn es hineinfällt. Vor dem Orte unten im Thale rinnt aus einem Berge die beſte Quelle zum Trinken. Man hat dort eine kleine Eſplanade mit Lindenbäumen angelegt, doch war es übrigens nur ſchmutzig und unreinlich. Beſondere Promenaden für die Badegäſte giebt es nicht, dafür aber ſorgt ſchon die ganze freundliche Natur umher. Beſonders lieblich iſt das ſüdliche Thal gleich hinter Burſcheid. Man ſteigt zwiſchen ſchönen Teichen im Schatten alter Eichen ſanft den Hügel hinan, und kann ſich in Felder, Koppeln und Eichen vertiefen, wie es grade gemüthlich iſt; oder man geht öſtlich in das anmuthige Thalland, das zu dem nahen Frankenberg führt. Dieſes alte Schloß iſt weder durch ſeine Trümmer, noch durch die nahe ſtehenden Gebäude etwas Großes; aber ſeine Lage macht es reizend. Rund umher fließt ein ſchilfiger Teich, deſſen Rand Eichen bekränzen, und auf deſſen Oberfläche Schwäne und Mümmelken ſchwimmen, und die melancholiſchen Unken ihr Blasinſtrument aufſchwellen. Ueber dieſen Teich führt ein ſchmaler Zugang zum Schloſſe. Am Eingang findet man einen Schuppen und einige Viehſtälle; dann kömmt man zum Hauptgebäude, deſſen untern Theil eine Bauernfamilie bewohnt, unterdeſſen oben durch das Dach und die obern ſüdlichen Zimmer alle Winde pfeifen. Zerbröckelt hängt die alte Mauer und die Ruinen eines alten Thurms,

mit

mit Ephen bekleidet, über dem Teich; kurz es iſt das Schloß der Elegiker, und die ganze Gegend für die ſüßen Träume der Melancholie gemacht. Von hier in den Oſten der Stadt fortwandelnd, trifft man das luſtigſte Land, was ſich nur die Phantaſie mahlen kann. Rauſchende Bäche, von welchen einer mit dem heißen Waſſer der Burſcheider Bäder fließt, liebliche Teiche, meiſt mit Schwänen, an welche ſich Gärten, Meiereien und Mühlen lehnen, ſanft anſteigende grüne Hügel, mit Hecken eingefaßt, voll des ſchönſten Viehs; Kornfelder, Baumgärten und Küchenfrüchte aller Art ſind in der bezauberndſten Mannigfaltigkeit unter einander gemiſcht. Auch wiſſen es die ſchönen Aachnerinnen wohl, daß die Gegend ſchön und für manche Freuden gemacht iſt. Viele der nächſten Wohnungen, Mühlen und Gärten ſind zu Vergnügungsplätzen eingeweihet; und man ſieht die Fußpfade auf den grünen Hügeln alle Nachmittage nach dem heißeſten Sonnenbrande und näher der abendlichen Zeit, immer mit fröhlichen Menſchen bedeckt, die hin und her wandeln. Es dünkt einen wirklich anfangs, wenn man die Menge Menſchen auf allen Spaziergängen und an allen Luſtörtern bedenkt, Aachen müſſe eine Menſchenmenge in ſich ſchließen, weil ſie ſo viele ausſenden kann; nachher ſcheint es nur, daß die Aachner jetzt wohl nicht viel anderes zu thun haben. Die franzöſiſchen Officiere und Kommiſſäre ſind hier natürlich die Führer und Herren der ſchönen Weiber. Von hier umgehend nach dem Wall ſteigt man allmälig hinauf bis an den Loosberg hin, und ſo geht es immer ziemlich hoch fort um die Stadt, bis der Weg ſich nach dem Burſcheider Thore wieder ſenkt. Dieſe höhere Gegend um die Stadt beſteht größtentheils aus freierem Kornfeld, durch welches indeſſen auch kleine Thäler und Wieſen laufen; die entferntere Gegend rund umher ſchließen dunkle Eichenwälder ein.

Reiſe nach Köln den 19ten Auguſt.

Wir fuhren um 8 Uhr des Morgens mit der Diligence ab in einer zahlreichen und muntern Geſellſchaft. Vorn im Kabriolet waren zwei ci-devant honnêtes hommes, Anhängſel des Kriegskommiſſariats; ſie verhielten ſich taubſtumm, weil unſre Geſpräche ſehr häufig über die Plackereien und Beſtehlungen der fremden Völker hinrollten, wie über die Urſachen des diesjährigen ſchlechten Feldzuges der Neufranken. Im Innern waren drei Franzoſen; ſie machten alle drei die Republikaner, obgleich es einer [illegible] Mitglied des Roerdepartements, (in Aachen) nur [illegible] Dieſer hatte ſeine guten Gründe dazu; denn er war in zwei Jahren von einem kleinen Kommis dazu aufgeſtiegen, und hatte in Aachen ein feines teutſches Weib mit einem noch feineren Vermögen erſchnappt. Der erſte dieſes Dreiblatts war ſchon in Aachen mit mir im Poſtwirthshauſe logirt geweſen, und wir hatten, wenn nicht mehr als Ein Salzhäufchen mit einander verzehrt, doch mehr als einen Mundvoll mit einander geleert, ein Mann, bei ſeinem einfachen Kleide, ſeinem gekürzten Haare und ſeiner Stille, mit einem Ausdruck hohen Gemüths und feiner Welt, die ſogleich einem jeden auffiel, ſo daß ſelbſt die gute Wirthin in Aachen ſagte: Der da muß ein recht vornehmer Mann ſeyn und was Großes im Schilde führen. Er iſt mir auch bei allem Intereſſe, das er mir einflößte, ein Räthſel geblieben. Alles, was er ſprach und beurtheilte, hatte Hand und Fuß. Er kennt faſt ganz Teutſchland, wie Frankreich, und mehrere Dinge ließen mich in ihm einen Emigranten vermuthen. Der Departementsgenoſſe erkannte in ihm einen alten Bekannten von Lille her, wo er vor 16 Jahren als Bube ſchon Kapitain geweſen war. Ein Liebesabentheuer brachte ihn ein Jahr ins Gefängniß durch den harten Willen ſeines Vaters. Macdonald, der durch die Schlacht an der Trebbia ſich einen unſterblichen Ruhm erfochten hat, dieſer Rieſe, den die Franzoſen ſelbſt le lion Macdonald nennen, ſaß damals neben ihm. Dem Intendanten von Flandern hatte nemlich Macdonalds (der damals Lieutenant war,) ſchönes Weib gefallen. Der Mann ward geſetzt, das Weib ging nach Paris mit ihm. Jener Intendant ward nach einer andern Provinz verſetzt, Macdonald aus dem Gefängniß entlaſſen. Nach einigen Jahren beſucht jener ſeine Güter in Flandern. Macdonald erfährt es, ſattelt ſich ein Pferd, nimmt Säbel und Piſtolen mit ſich, und trifft den Ehrenſchänder auf der Landſtraße. Er muß fechten, und ein Säbelhieb ſpaltet ihm den Kopf. Der Sieger flieht nach Holland, der Anfang der Revolution macht ihm die ſichere Rückkehr möglich. An der Trebbia hat er zuletzt noch mit einigen Regimentern als Soldat gefochten, und iſt mit Blut und Wunden bedeckt nur mit Gewalt von den Seinigen gezwungen, dem weichenden Glücke des letzten Tages auch zu weichen. Unſer Mann ſagte: „Ich hätte mein Glück machen können, wenn ich das Schmeicheln verſtanden hätte. Aber ich hatte nur zu gut das Wort meines Vaters behalten, der ein ſtolzer Edelmann, aber noch ein ſtolzerer Menſch war: Der Menſch muß nie einen andern Herrn anerkennen, als das Geſetz. Jetzt ſind meine Haare grau, obgleich ich nur 33 Jahre habe; aber meine Hitze und der Gram einer langen Gefangenſchaft in Paris haben mich verzehrt." O Roman des Lebens, du biſt doch viel lehrreicher und unterhaltender, als der der Bücher, oder des Gehirns! Der dritte, ein ſtiller Mann, Dragonerobriſter, jetzt außer Dienſt, ſchalt heftig auf die Regierung, doch meinte er, müſſe er ſeinen Säbel wieder hervorhohlen, wenn die Fremden den franzöſiſchen Boden betreten ſollten. Noch hatten wir einen däniſchen Schiffer, der nach einem 19 monatlichen Priſenproceß, und mit dem Aufwand von 8000 Livres Beſtechungsgeldern bei'm Caſſationstribunal ſein Schiff und ſeine Ladung wieder erhalten hat. Dieſer brachte mich zum erſten Mal in Verlegenheit mit meiner Maſke, eines eingebohrnen Schweden. Die Franzoſen forderten mich nemlich auf, ich mögte mit ihm in der Landesſprache ſprechen, damit ſie hörten, wie die Sprachen ungefär klängen. Ich aber ſtemmte mich mit einigen Flüchen dagegen, ſagte, die Sprachen ſeien ſehr verſchieden, und überdies verachte der Schwede den Dänen zu ſehr, als daß er ſich mit ihm einlaſſen ſollte. Noch hatten wir einige Fabrikanten aus Verviers, und eine niedliche Halbteutſche von Boulogne am Meer, in Kölln wieder an einen Teutſchen vermählt. Die Diligencen ſind übrigens ganz auf dem netten und bequemen Fuß, wie im übrigen Frankreich, und die Preiſe faſt dieſelben, obgleich in dieſen Departements die Barrieren noch nicht eingeführt ſind.

Erſtlich hat man ſchönes Land, nach der Weiſe der Landſchaft zwiſchen Lüttich und Aachen, in grüne Hecken eingefaßt, Wieſen, Gärten, Koppeln, Felder und Hügel rund umher. So fährt man eine Meile beinahe ſanft zur Ebene hinab, deren Boden immer ſandiger wird, je näher man Kölln kömmt, obgleich er darum immer noch zu den fruchtbarſten gehört. Man ſieht unermeßliche Kornfelder und äußerſt fleißigen Klee- und Kartoffelnbau, ſeltener Toback, der hier faſt trefflich zu gedeihen ſcheint; ſeltener iſt Gebüſch und einzelne Wieſen und Dörfer. Ueberall ſcheint dieſe fruchtbare Ebene bei weitem nicht bevölkert genug zu ſeyn. Der Bau der Dörfer iſt ärmlich und faſt ganz pommeriſch, doch iſt die Außenſeite freundlicher; dies ſcheint aber mehr Urſache des milderen Klima's, als der größeren Nettigkeit und Sorgfalt der Einwohner. Der Obſtbau, den man ſeit Lüttich vorzüglich findet, ſcheint hier noch immer zu wachſen, und um jede kleine Wohnung läuft ein ſtattlicher Baumgarten. Unweit Jülich fährt man durch den niedlichen Flecken Edenhöfen, kömmt dann durch vielen Wald, und hat endlich die Roer mitihren Wieſen nahe vor der Stadt. Jetzt iſt ſie faſt ganz ausgetrocknet und hohl, doch ſoll ſie zur Zeit ſtarker Regen im Winter und Herbſt fürchterlich genug ſeyn. Unſer Poſtillion fuhr hier dicht am Thore einen Bauer mit ſeinem Ochſenkarren um, und es ſchien, als müſſe der arme Kerl gerädert werden; doch ſtand ſein gelehriger Ochs ſtill, als grade das Rad über ihn gehen wollte. Der Departementsverwandte wollte den Poſtillion züchtigen, doch der Bauer ſchrie: „O lieber Herr, thu' Ers doch nicht! Es iſt mein Landsmann.“ Jülich iſt ein niedliches kleines Städtchen mit eleganten und freundlichen Häuſern und graden und breiten Gaſſen. Die Stadt iſt mit einem Wall und Graben umgeben, hat aber keine Außenwerke, ſondern bloß Ebene umher. Jetzt arbeitet man mit Macht, eine ſtarke und regelmäßige Feſtung daraus zu machen, und viele hundert Bauern waren mit Hacken und Karren beſchäftigt. Jede Gemeinde muß diejenigen unterhalten, die ſie ſchickt. Wir hatten in unſerm Gaſthauſe vielen Spaß, und das Mittagsmahl glitt gut in Geſellſchaft einiger hübſcher teutſcher Weiber und dreier Mönche, die unſtreitig die ſchönſten und rüſtigſten Männer am Tiſche waren. Wir trafen hier gar einen wackern Kommandanten, der ſchlicht und recht im blauen linnenen Ueberrock und blauen Strümpfen da ſtand. Kray und der Erzherzog Karl hingen unter den franzöſiſchen Heerführern in ſeiner Stube. Er ſagte mir, als er meinen Paß las: „Sie ſind von einer kreuzbraven Nation. Ich habe in Straßburg und Nancy mit mehrern Schweden in meiner Jugend zuſammen gedient, mit Schäffer, Ferſen und andern. Mein Vater war ein Teutſcher, und ich bin ſtolz darauf, aber ohne die Revolution würde der alte Nicolas noch nichts ſeyn.“ Er war nemlich vorher Kapitän, und jetzt iſt er General. Hinter Jülich hatten wir eine unendlich lange Fahrt durch Wald, der aus Eichen und Buchen beſtand, auf einem ſchnurgeraden, ſandigen und ungepflaſterten Wege; ſo iſt er faſt durchweg von Aachen bis Kölln. Hinter dem Walde war wieder weite Ebene leichten Bodens, aber ſchönen Korns. Die Dörfer liegen weit in der Ferne, man ſieht weder Baum noch Strauch. Hierauf folgen an dem Thore vor Berghem zu beiden Seiten des Weges herrliche Wieſen, die längſten, die ich je ſo mit ununterbrochenem Auge geſehen habe. Sie werden von der kleinen Erff gewäſſert, einem Flüßchen, das dicht an dem heiteren Flecken Berghem hinfließet. Hinter Berghem lief ein Verrückter wohl eine Viertelſtunde am Wagen her, indem er die Carmagnole tanzte und ſang, und auf ſeine Stirnnarben zeigte, die den Tanz erklärlich machten. Nicht einmal einer der Franzoſen, ſeiner Landsleute, gab ihm etwas. Hinter Berghem geht es bergan, und dann eine ziemliche Strecke durch eine hüglichte und buſchige Gegend. Endlich hatten wir die letzten zwei Meilen wieder ebenes Gefilde mit immer zierlicheren Dörfern und reicheren Kornfeldern. Um 9 Uhr des Abends fuhren wir zu Kölln am Rhein ein, und ich nahm mit den Franzoſen im kaiſerlichen Hof Quartier, wo ich dieſes ſchreibe.

Kölln.

Kölln iſt unſtreitig die älteſte Stadt in Teutſchland; und ſie hat ſich immer auf dieſes Alterthum nicht wenig eingebildet, und bis auf die neueſten Zeiten hartnäckig auch in Sitten und Einrichtungen alles zu erhalten geſucht, was billig einmal hätte alten und veralten ſollen. Ob es nun nicht mit Gewalt wird neu werden müſſen, das wird die Geſchichte noch einiger Jahre uns vielleicht lehren. Agrippa, der berühmte Feldherr und Schwiegerſohn Auguſts, ſoll hier zuerſt eine Kolonie von Ubiern angelegt haben. Später ließ Neros Mutter Agrippina, die Tochter des Germanikus, eine Kolonie hieher führen, als ſie unter Klaudius herrſchte, und davon bekam die Stadt den Namen (Colonia Agrippinae). Agrippina ſoll nämlich auf den Feldzügen ihres großen Vaters zu Kölln gebohren ſeyn. Man weiß, welch eine ſtattliche Rolle dieſe Stadt im Mittelalter ſpielte, als ſie an der Spitze des rheiniſchen Städtebundes ſtand, und beinahe ſo viele ſtreitbare Männer ins Feld führte, als ſie jetzt Einwohner hat. Aber ſie ſank mit andern Städten Teutſchlands, als der Handel und die Verfaſſung der meiſten Länder eine andre Wendung nahm; und dieſes Sinken beförderten eigene Verkehrtheit und Unduldſamkeit, welche bis auf den heutigen Tag gewährt hat. Die Vertreibung der Juden im 15ten, die der Proteſtanten im Anfange des 17ten Jahrhunderts ſchlugen dem Handel und den Fabriken der Stadt unheilbare Wunden. Die Proteſtanten, beinahe ein Viertel der Einwohner, ſetzten ſich in den Städten jenſeits des Rheins und brachten ihre Induſtrie dahin, die bald nachher nicht mehr bloß buhlte mit der Köllniſchen. Der finſtre Zunft- und Pfaffengeiſt hat hier auch bis auf unſre Tage geſpukt, da es ſelbſt in den finſterſten Ländern anfing heller zu werden, und Kölln ſtand gleichſam allein unter den rheiniſchen Städten als die häßlichſte Reliquie des Mittelalters noch da.

Nichts beurkundet die alte Größe und Menſchenzahl beſſer, als die ungeheure Weite der Ringmauern, die brittehalb Stunden für einen gewöhnlichen Mannesſchritt zu umgehen brauchen. Die Stadt liegt im Halbmond am Rhein, und dehnt ſich landwärts mehr in den Weſten aus. Die Mauern ſind antik, mit Zinnen und einem Wall und Graben. Die Mauer hat faſt alle 30 Schritt einen runden, oder ſpitzen Thurm, und zuweilen einen rechten Dräuer, ſo wie die Thore aus ihr mächtig hervorſtehen. Man zählt einige 80 Thürme, und an zwölf Thore. Der mächtigſte Thurm aber iſt der am öſtlichen Rheinende, der vormals die alte Brücke nach Deutz, beherrſcht haben ſoll:

man ſieht ihn faſt allenthalben über der Stadt. Auf dieſen Mauern ſind Mühlen wie Thürme, und, wie es ſcheint, auf den kleinern Thürmen gebaut. Die Wallgräben haben nirgends Waſſer, und ſind ſüdweſtlich ſehr luſtig mit allerlei Baumarten bepflanzt; zwiſchen der Mauer und dem Wall iſt eine Allee junger Bäume, die ſchon zu einer ganz feinen Promenade wird. In dieſem weiten Raum der Stadt iſt wie in Brüſſel und Aachen viel Leeres, und bis mitten in die Stadt hinein laufen Gärten. Die ganze ſüdweſtliche Landſeite an der Mauer hin iſt faſt nichts als Gärten und kleine Bauerhütten, und ſelbſt Strohdächer findet man in dieſer Mutter aller teutſchen Städte. Mancher dieſer Halbbürger baut Korn und Wein innerhalb der Mauern ſoviel, daß er davon oft verkaufen kann. Die Häuſer ſind hier meiſtens klein und kriechig, ſpitzgieblich und ärmlich, nur Einen Stock hoch, und werden von den Arbeitern, Matroſen, Weibern, Huren und Gaunern, und was es ſonſt noch für Arme und Elende manches Namens und Gewerbes giebt, bewohnt. Man nennt dieſe ganze Menſchenklaſſe Kappisbauern. Hier iſt in den engen Gaſſen eine abſcheuliche Polizei. Die Miſtjauche und anderer Unrath fließt auf den Gaſſen, und Miſthaufen mit ihren Auguſtausdünſtungen ſind in reicher Menge aufgethürmt. Mälig kömmt man aus dieſer halbbäuriſchen Welt, worin nur noch einzelne Krämer und Bäcker und andre Feilſcher der nothwendigſten Bedürfniſſe mit ſtecken, in eine etwas zierlichere, wo immer noch die kleinen Häuschen von einem, höchſtens zwei Stock ſind. Hier iſt das Reich der Spinnerinnen, Klöpplerinnen, Wirkerinnen, und was es noch für weibliche Arbeiterinnen giebt, die vor den Thüren in großer Zahl auf Steinen, Seſſeln und Bänken ſitzen und koſen; unter dieſen ſieht man wieder die feinſten Mädchen. Endlich kömmt man denn, von der Mitte der Stadt an gerechnet bis zum Rhein hinunter, bis zu den guten Häuſern und Straßen, die aber faſt alle den Fehler haben, daß ſie eng, und, wenige ausgenommen, ſchief und winklicht ſind. Die ſchönſten Gaſſen ſind die zunächſt nach dem Rhein hinunterlaufenden, z. B. die Gereons-, Apoſtel-, Trank-, Johanns-, Sachſenhäuſer Gaſſe. Mir fällt bei dieſer Sachſenhäuſergaſſe und bei den Frankfurter Sachſenhäuſern ein, ob nicht dieſe Quartiere vielleicht von deportirten Sachſen den Namen haben, und ob die Sachſenhäuſer bei Frankfurt, die durch Sprache und Sitten und Gewerbe von der jenſeitigen Stadt ſich ſo ſehr auszeichnen, nicht ächte Niederſachſen von der Elbe und Weſer her ſind. Man weiß, welche gräuſame Mittel Karl der Große brauchte, die tapfern und kriegeriſchen Sachſenſtämme zum Chriſtenthum und zur Frankenherrſchaft anzubändigen, und daß viele Sachſen, um die Nation zu ſchwächen, in die rheiniſchen und überrheiniſchen Städte und Provinzen abgeführt wurden, von denen ein Theil nur unter Ludwig dem Frommen wieder ins Vaterland zurück gehen durfte. Die Stadt ſoll ſeit den Verheerungen des Rheinſtroms im Jahr 1784 viele neue Häuſer bekommen haben. Manches hat die wandernde Zeit verändert und erneut, manches haben die reichen Domherren und gräflichen Familien, die hier leben, wenn nicht ſchön, doch ſtattlich aufgebaut; andern Glanz geben die unendliche Menge der Stifter mit ihren Kirchen. Am ſchönſten iſt der öſtliche Rheintheil der Stadt von den Marktplätzen und dem Dom hinabwärts. Doch ſind immer unter den ſtattlichſten drei- und vierſtockigen noch einige häßliche und altfränkiſche und ſelbſt halbhölzerne eingeflochten. Aber ſelbſt das Schönſte kann wegen der Engheit und Krummheit der Gaſſen nicht erſcheinen. Daß man aber Kölln das ſchmutzige nennt, darin hat man doch Unrecht, man rede denn allein von den Kappisbauern und ihrer Wirthſchaft. Die Einwohner trifft dieſer Vorwurf nicht, ſondern höchſtens die Urgroßväter, welche die Stadt ſo eng und häßlich zuſammenklemmten; bei regnigtem Wetter iſt dies eine nothwendige Folge der Bauart der Stadt. Sonſt hält der Köllner gern alles ſauber und nett, und man ſieht vor und in den Häuſern vieles von niederländiſcher Blankheit und Reinlichkeit, und ſelbſt elende Neſter ſind von außen in der eigentlichen Stadt gewöhnlich ſo ſehr aufgeputzt, als ſie es nur irgend vertragen konnten. Nicht umſonſt liegen lange Reihen weißen Sandes am Ufer des Rheins aufgeſchüttet, und nicht allein die Flur, die Stuben und Buden ſind beſandet, ſondern auch nicht ſelten das Pflaſter. Letzteres iſt ſpitzſteinig, wie ſeit Paris faſt in allen Städten; doch ſind die Rinnſteine vernünftig meiſtens an den Seiten, und der Fahrweg in der Mitte. Vor den Kaien des Rheins läuft die Länge lang auch eine Mauer, doch hängt die Mauer an einigen Stellen dicht über dem Strom, ſo daß man die ganze Länge längs dem Strom nicht durchmeſſen kann, ſondern einige Male durch ein Thor in die Stadt gehen muß, um durch ein anderes wieder an den Strom heraus zu gehen. Dies iſt wirklich unleidlich, auch ſind die Façaden der Häuſer am Rhein hinunter bei weitem nicht die ſchönſten. Welch ein Anblick müßte es ſeyn, wenn dieſe Viertelmeile ſo nett und licht mit ſchönen Häuſern den Halbmond des Stroms umfaßte!

Einen ungeheuren Theil der Stadt nehmen die vielen Stifter und Klöſter ein, welche zum Theil noch ein Gärtchen bei ſich haben. Dieſe werden aber, wenn Kölln in franzöſiſchen Händen bleibt, ſchon nach und nach von ſelbſt zerbröckeln, wenn man nicht ſelbſt ſie zu Werkſtätten des menſchlichen Fleißes macht. Jedes dieſer Stifter hat noch ſeine Kirche, und gewöhnlich auch ein Plätzchen um ſich. Das merkwürdigſte aller heiligen Gebäude iſt der Dom, der, wenn er vollendet worden wäre, gewiß eines der ſtattlichſten Gebäude Teutſchlands geworden ſeyn würde. Man fing im dreizehnten Jahrhunderte den Bau an, und hörte mit dem Ende des funfzehnten auf, weil die Kräfte dazu anfingen der Stadt zu mangeln. Nun ſteht er gleichſam als eine ſtattliche Ruine da, und Sträuche und Gras wachſen oben auf ſeinen nicht zugebauten Mauern. Zwei Thürme ſollten die Zierde der Stadt werden; aber der eine iſt nur wenige Fuß hoch von der Erde, und der andre kaum zur Hälfte ſeiner Höhe emporgeſtiegen, welche dreihundert Fuß haben ſollte. Die Decke oben iſt nicht zugebaut, und an dem hohen Thurm hängt noch ein Krahn gleichſam als Verkündiger, daß der Bau nur durch Zufall unterblieben ſei. Nun wird er wohl auf immer unterbleiben, und dieſes erhabne Denkmahl, das man nicht ohne Ehrfurcht ſehen kann, durch den Zahn der Zeit immer mehr zermürſet werden. Im Dom ſelbſt konnte man nichts vom alten Schmuck ſehen; das Meiſte war mit Heu und Stroh beworfen. Man hat nemlich ein Magazin für die Armee daraus gemacht. Ein altes Mütterchen ſagte ganz naiv, indem ſie auf die heilloſe Zeit ſchalt: ſo weit iſt es gekommen, daß man uns den lieben Gott in Pferdefutter einſchließt. Sonſt war hier im Dom die Kapelle der heil. drei Könige äußerſt ſehenswürdig wegen der manchen antiken Steine, die man auf die Einfaſſung der Köpfe der Magier verwandt hatte; aber das hat man aufgeräumt. Von außen iſt die Kirche nach gothiſcher und altteutſcher Art mit allerlei Schnurrigkeiten geziert, mit Thieren und Ungeheuern auf den Ecken der Pfeiler und anderswo, mit Hunden, Wölfen, Säuen und andern Fabelthieren. An das ſtumpfe Ende ſtößt die kleine Margarethenkirche, und rund umher laufen Buden, worin ein großer Theil der katholiſchen Heiligthümer verkauft werden, Roſenkränze, Krucifixe, Kreuze, Heiligenbilder, Legenden und fromme Fabeln; es ſcheint, daß die Krämer dieſer Siebenſachen ſich recht gut dabei ſtehen. Dieſe elenden Buden ſollte man abbrechen, um den Domplatz, um welchen manche recht ſtattliche Häuſer ſtehen, und der dem Rhein ſo nahe iſt, freier zu machen. — Nächſt dem Dom iſt die Skt. Gereonskirche die vornehmſte und ſtattlichſte nebſt der Apoſtelkirche. Zu den Wundern gehören die Reliquien der heiligen Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen, die zugleich mit ihr erſchlagen wurden. Sie werden im Stift St. Urſula in der ſogenannten goldnen Kammer aufbewahrt. Welche Stadt kann ſich überall mehr der Wunder rühmen, als das orthodoxe Kölln? Sonſt beſuchte man auch die Pfarrkirche zu Skt. Peter wegen eines Gemähldes von Rubens. Dieſer größte niederländiſche Künſtler, der hier gebohren war, bat die Vorſteher dieſer Kirche um ſeinen Taufſchein, und ſchickte ihnen dafür das herrliche Gemählde, welches die Kreuzigung Petri vorſtellte. Sie ſchienen ſich anfangs zu bedenken, ob ſie das Gemählde, oder nicht lieber Geld nehmen ſollten; da bot ihnen der Künſtler für das Gemählde 28000 Thaler zurück, und ſie ſchämten ſich, und behielten es hinfort, wie ein Heiligthum.

Die meiſten Plätze findet man unweit dem Dom; nur ſind ſie alle faſt zu klein im Verhältniß gegen die Stadt. Gleich weſtlich von hier iſt der Altmarkt und der Heumarkt, die beide dicht auf einander folgen. Der Altmarkt iſt ein regelmäßiges Oblongum, nur leider etwas zu ſchmal; doch hat er ein ganz munteres und heiteres Anſehen, und gehört überdies zu den lebendigſten Gegenden der Stadt. Viele ſeiner Häuſer ſind ſehr alt, viele aber auch erneuert, und manche recht hübſch, aber mit den aufſtehenden Vormauern nach öſterreichiſcher Weiſe, welche die ſpitzen Giebeldächer verſtecken, und einen oft glauben machen, es ſei ein italiäniſches Dach dahinter; manche indeſſen laufen ganz ſpitz wie eine Biſchofsmütze zu, und haben oben die Böden mit Holzluken, nach der Weiſe unſeres Landes. Hier ſieht man Häuſer von drei, vier, fünf Stock. Hierbei muß ich anmerken, daß ſeit den Niederlanden der untere Stock wieder bewohnt wird, und nicht bloß zu Buden und Werkſtätten verdammt iſt. Auf der Mitte des

Platzes hat man Bäume gepflanzt, um mit der Zeit der Promenade Grün zu verſchaffen; eben ſo auf dem Heumarkt, der größer und länger, aber unregelmäßiger iſt. Gleich über dem Altmarkt iſt der Rathhausplatz, dem Domplatz in der Entfernung von etwa 200 Schritten grade gegenüber. Hier iſt das Rathhaus, oder das jetzige Gemeindehaus, mit ſeinen anſtoßenden und angehörigen Gebäuden. Der Platz an ſich iſt jämmerlich klein und häßlich. So iſt auch das Rathhaus, das mehr einem alten Gefängniſſe ähnlich ſieht, und einer ſo großen Stadt gar nicht entſpricht. Das ſchönſte daran iſt am Eingange ein hübſcher Portal aus Marmor, der aber zu dem übrigen Gemäuer paßt, wie ein Purpurlappen auf einem leinenen Kittel. Dieſer Portal könnte einem Unerfahrnen einbilden, er ſei aus der erſten Gründung Kölns, ſo viel hat man mit alten Inſchriften und andern Schnurrigkeiten darauf geklext, die zum Theil aus lateiniſchen Schriftſtellern genommen ſind. Es iſt eine Arkade von zwei Stock mit ganz feinen Säulen und Basreliefs geziert, und hat das Anſehen eines Triumphbogens, und würde es ganz haben, wenn es frei ſtände. Das ſpitze Dach mit ſeinen bunten Schnörkeln paßt übrigens wenig zum Antiken. Man lieſet in den Leeren zwiſchen den Säulen verſchiedene Inſchriften, die antik genug ausſehen; deren Aechtheit aber leichter zu glauben als zu beweiſen ſeyn mögte, ſo wie der Kopf Julius Cäſars, und ein andrer des Vipſanius Agrippa in Hautreliefs. Die erſte iſt ein Dank der Ubier an J. Cäſar, daß er ihnen die Sueven etwas weiter vom Halſe getrieben habe, die zweite an Agrippa, daß er ſie von dieſen gefährlichen Feinden weg dieſſeits des Rheins pflanzte; eine dritte verewigt die Geſandſchaft der Ubier und Trevirer an Cajus Cäſar Caligula, welcher ihnen zur Belohnung ihrer Treue das Bürgerrecht gab. Noch eine andre verherrlicht die ſteinerne Brücke, welche Konſtantin zu dem jenſeitigen Deutz (wo ein Kaſtell war,) ſoll haben hinüber ſchlagen laſſen, um den Franken ein Gebiß anzulegen, und ihnen eher auf den Leib fallen zu können. Wenn Brücken etwas helfen, ſo wäre es jetzt Zeit. In dem ſogenannten hanſeatiſchen Saal findet man Gemählde, welche die ſpätere Geſchichte der Stadt und ihre Thaten und Verhandlungen zur Zeit der großen Städtebündniſſe und die Hanſe betreffen. Im Vorzimmer iſt manches, das auf die Stiftung und Begründung der Stadt, auf Ertheilung von Privilegien in ältern und neuern Zeiten anſpielt, einiges mit Unterſchriften aus Tacitus und andern, z. B. Agrippinens Vermählung mit Klaudius, Friedrich der Zweite, wie er der Stadt das Stapelrecht ertheilt, und noch viele andre Mittelmäßigkeiten. In der Vorhalle, wenn man die Treppe der Arkaden hinaufgeſtiegen iſt, ſind die Fenſter mit feiner Glaßmahlerei geſchmückt, und im Grunde ſtehen heilige Beter, oder Schläger, fein vergoldet, ſo wie einigen zur Seite Denkmähler, die mit den Basreliefs auf den Säulen der Loggie ſonderlich abſtechen. Eben ſo heterogen iſt über dem Eingang des erſten großen Vorſaals die Göttin Freiheit, ſchlecht gemahlt, mit der Ueberſchrift: la republique. Vier lateiniſche Verſe von Claudian ſtehen darunter, die wahrlich jetzt eine feine Ausziſchelung der Schreiber ſind, und die ich herſetzen will:

„Haec est, in gremium victos, quae sola recepit
Humanumque genus communi nomine fovit,
Matris, non dominae ritu, et cives vocavit,
Quos domuit, rituque pio longinqua revinxit.

Dieſe allein empfing in ihren Schooß die Beſiegten,
Hielt in Liebe das Menſchengeſchlecht durch Namensgemeinſchaft,
Nicht als Tyrannin, als Mutter, und nannte Bürger Beſiegte,
Und ſo band ſie Entferntes durch fromme Weiſen zuſammen.“

Der ſchönſte Platz der Stadt, der aber vom Rheintheile, d. h. dem lebendigern, ſchon etwas entfernt iſt, iſt der Neumarkt bei der netten Apoſtelkirche. Er iſt ein ſchönes geräumiges Viereck, rund umher mit Bäumen umpflanzt, die in der Mitte ein zweites Viereck bilden. Aber dieſer ſchöne Platz hat umher die elendeſten Häuſer und die todteſte Gegend, ſo daß er wenig glänzend und nur vom kleinen Volke beſucht iſt.

Der Handel Kölns war im Mittelalter der blühendſte und ſtärkſte am Rhein, und Manufakturen und Fabriken mancherlei Gattung ſchloß ſie in ſich ein. Sie ward als Oberhaupt eines mächtigen Bundes, von vielen untergeordneten Städten geehrt und genährt, und war damals ein großer Name; nachher ſank ſie, weil ſie nicht mit dem übrigen Vaterlande fortgehen wollte, und wo einſt über 100000 Menſchen wohnten, zählt man jetzt kaum 40000. Von ihrem alten Flor iſt ſie ſo ganz herabgekommen, daß Städte, wie Frankfurt und Mainz, die ſonſt ihre Dienerinnen waren, ſie nur noch zur Unterhändlerin brauchen. Ihr meiſter Handel nemlich iſt Speditionshandel zwiſchen Teutſchland und Holland, der nebſt der Schifffahrt und dem Stapelrecht, das ſie hat, ihr wegen ihrer glücklichen Lage immer einiges Leben geben muß. In der That iſt der Rhein immer ziemlich lebhaft, und es kommen ſchon ganz anſehnliche Waſſerſchwimmer aus Holland hieher. Dieſe Fahrt gegen den Strom, die man die Bergfahrt nennt, iſt äußerſt langſam, und bei widrigen Winden wird ſie noch mehr in die Länge gezogen; z. B. von hier bis Mainz, das man 20 Meilen rechnet, braucht ein größeres Schiff zwiſchen 8 und 14 Tage, auch wohl mehr; ein Thalſchiff hingegen (ſo heißen die mit dem Strome gehenden) macht die Reiſe von Mainz hieher, ungeachtet aller Verzögerungen und Hemmungen der vielen Zölle, bequem in drei Tagen, wenn es auch von den größten iſt. Von den kleinen Böten und Nachen kann hier die Rede nicht ſeyn; dieſe fliegen pfeilſchnell mit dem Strome fort, oder werden leicht gegen ihn angezogen. Von dieſer Rheinſchifffahrt und von dem Gelde und Verkehr, welches die Reiſenden und die Mannſchaft in die Stadt bringen, lebt immer ein groſer Theil von Kölln, beſonders die niedere und mittlere Klaſſe. Was noch von Fabriken hier iſt, ſchränkt ſich auf Gegenſtände ein, die unbedeutend ſind, wenn man an die alten Zeiten denkt; es ſind Spitzen, Strümpfe, ordinäre und ſeidne Tücher, Band und dergleichen, die man hier macht, und die auch nicht einmal ſo ſind, daß ſie ſich mit Vortheil weit verfahren laſſen: Jetzt ſchreit nun alles über die Franzoſen, daß ſie das letzte Stück Brod dem armen Bürger noch unter den Händen ſtehlen. Man klagt, es haben ſich faſt in allen Künſten und Gewerben Meiſter eingeniſtet, die alles, was franzöſiſch iſt, oder ſeyn will, an ſich ziehen und nicht darben, da das meiſte Geld der Stadt jetzt in franzöſiſchen Händen iſt, oder doch durch dieſe Hände läuft. Dreiviertel von uns, ſchreit man, ſind ruinirte Leute; indeſſen ward vorher ſchon die Bettelei hier auf eine ſcheußliche Art gefüttert. Selbſt die Huren klagen über franzöſiſche Nebenbuhlerinnen, die ihnen freilich weit überlegen ſeyn müſſen.

Ein wichtiges und merkwürdiges Inſtitut dieſer alten Stadt iſt die Univerſität. Schon unter den Karolingern war Kölln ein durch ſeine Schulen und Gelehrſamkeit berühmter Ort, und die erſte Pflegerin der Scholaſtik und des Mönchthums. Auch liegen hier ein Paar der berühmteſten Köpfe des Mittelalters begraben, nemlich Albertus Magnus und Duns Scotus, beide ächte lumina des finſtern Mittelalters. 1380 ward hier endlich eine berühmte Univerſität errichtet, die mit der Prager lange ganz Teutſchland theilte. Mit der Reformation kam die Zeit ihres Verfalls, und dazu trugen die Geiſſelhiebe des berühmten Ulrich von Hutten und ſeiner Anhänger nicht wenig bei, welcher in den epistolis obscurorum virorum die Erbärmlichkeiten und die Anmaßungen ihrer Diktatoren aller Welt zum Gelächter an den Pranger ſtellte. Beſonders mußte der Verketzerer Hochſtraten, und der Renegat, der Jude Pfefferkorn, herhalten, und dabei ging es

gele-

gelegentlich über den ganzen Firlefanz ihrer elenden Verfaſſung, über die einzelnen Kollegien, Burſen und Gymnaſien weidlich her. Ich wollte indeſſen noch dieſe Stunde zu allen ſeinen Porträts die Originale richtig hier finden. Dieſer Mönchsgeiſt der Univerſität, wie der Steckgeiſt der bürgerlichen Verfaſſung, hat ſich unverändert in ſeiner ganzen Finſterniß und Unbehülflichkeit erhalten, und wenn man ein altes Neſt der Dummheit und Verfinſterung zeigen wollte, ſo wieß man nur auf Kölln. Alles Freie und Feine war auf ewig aus ihren Mauern ausgeſchloſſen und, wenn es nur aufdukte, augenblicklich unterdrückt. Als alle ihre katholiſchen Schweſtern rund umher wenigſtens etwas fortgingen mit dem freieren Jahrhundert, ließ ſie ſein alles bei dem alten Schlendrian, und verfuhr mit Bann und Austreibung gegen alles Freiere und Beſſere. Eben dies drückte bisher den Buchhandel und die Buchdruckerei, die hier nie zu ihrem Schwunge kommen konnten, weil alles Fremde auch als etwas Feindliches fern gehalten ward. Jetzt iſt dieſen freilich der Druck und die Einfuhr alles Möglichen frei gegeben, aber der Geiſt wird nicht ſo leicht frei gegeben, als er ein Sklave werden kann. Das Meiſte, was hier indeſſen immer gemacht und gebildet wurde, und wofür die Univerſität eigentlich da zu ſeyn ſchien, ſind Mönche und Geiſtliche; und alle die Dickköpfe und Dickbäuche, die ich nur von Aachen her in Städten und auf dem Lande geſehen habe, ſind noch ganz hübſche Gegenſtücke zu einem Huttenſchen Arnoldus de Thungaris, Johannes Kalb, Jodocus Sartorius und Johannes Krabacius, und ſehen ihrer Mutter Kölln in jeder Rückſicht ſehr ähnlich. Es iſt unglaublich, welch eine Menge Mönche und Schwarzröcke einem bei jedem Schritte aufſtößt; ich glaube beinahe, jeder dritte Mann iſt ein Geiſtlicher in Kölln, wenn man die auswärtigen Studirenden und die vielen andrer Orten verjagten und emigrirten Mönchsköpfe dazu rechnet, die hier in großer Zahl leben. Die Zahl der Stifter, der Kirchen, der Mönchs- und Nonnenklöſter iſt ſelbſt für eine Stadt, wie Kölln, unglaublich groß, und dieſes fromme Vieh wird hier bis auf den heutigen Tag vom heiligen Eifer der Väter und den milden Händen anderer gottesfürchtiger Seelen gefüttert. Hier iſt die Geiſtlichkeit in ihren vollen Ehren, und ſelbſt die kühne Zeit und der ſtürmende Geiſt des Unglaubens hat ihr nichts anhaben können. Wo nur ſo eine Figur von ferne zu ſehen iſt, ſteht alles ſtill und beugt ſich tief mit kahlem Kopf. Ich glaube, man läßt ſich hier noch auf alle Mährchen und Poſſen der Pfaffen und für ſie ſelbſt todtſchlagen. Ich habe oft zum Spaße eine ganze Hetze ſchwarzer Seminariſten und Studenten mit ihren dicken Anführern vorbeipaſſiren laſſen; aber ich will des Henkers ſeyn, wenn es mir nicht war, als ſähe ich den Auskſchuß von Menſchen. Unter Funfzigen war kaum einer, der eine lebendigere Geſtalt und eine freiere Stirn mit einem kühneren Auge zeigte. So was Unedles, Geſtaltloſes und durchaus mit irdener Schwere der Erde Angehöriges habe ich in keiner andern ächtkatholiſchen Stadt geſehen, wo doch auch ſolches junge Vieh oft eben ſo methodice zur geiſtlichen Tränke getrieben wird. Es ſind faſt lauter lange und feiſte Bengel, mit ſtarken Knochen und mächtigen Körpern, aber ihre Geſichter ſind gewöhnlich noch faſt länger und ausgeſpannter, und ſehen im zwanzigſten Jahre ſo aus, als hätten ſie alle Kraft des Lebens ſchon verſtritten und alle Freuden genoſſen. Selbſt die Alten haben nichts von der Schlauheit und Spionirung in ihrer Miene, die bei irgend einem klugen Geſichte ſich bei der geiſtlichen Würde ſo leicht einniſtet, und ſelbſt proteſtantiſchen Geiſtlichen noch anhängt, wofern ſie nicht ſehr edle, oder auch ſehr kräftige Menſchen ſind. O es giebt doch nichts häßlicheres in der ganzen Welt für den Menſchen, als ein Menſch, der eiskalt, ohne Gefühl und Geiſt, nur wie ein Automat erſcheint, und deſſen Geſicht nichts weiter ſagt, als: ich kann eſſen und ſchlafen. Man kann ſich wirklich kaum dickhäutigere Stiere denken, noch plumpere Geſtalten, als dieſe Ausſpender des Heils. Ich habe ſie doch, wie geſagt, bei hunderten wandeln ſehen, habe ſie in Kirchen, auf den Straßen, auf der Reiſe beobachtet, aber wenn mir ein einziger aufgefallen iſt, der Zorn und Kraft in ſeinem Geſichte und ſeiner Stellung trug, will ich ewig ein Lügner ſeyn. Langſam ſchleppen die alten Butterfaßbeine die dicken Bäuche fort, um welche ſich ihnen auch die ganze Welt zu koncentriren ſcheint, und die um die Ohren lang herabhängenden Lichtſpießhaare zu den langen Geſichtern, und die Art ſich zu kleiden, giebt ihnen ganz die Phyſiognomie und den Anſtand eines ſpulenden Webers, welcher Jakob Böhmens Himmelreiche mit den Luft- und Lichtengelein durchfliegt. Doch ich ſollte milder von ihnen urtheilen; etwas Gefühlloſigkeit mag ihnen bald zu einer lieben und himmliſchen Gabe werden, wenn vielleicht die meiſten werden zum Spaten und Ruder, oder zu etwas anderm greifen müſſen, um nur zu leben.

Mit dieſer Ueberzahl der geiſtlichen Herren fallen ſehr natürlich die Bettler zuſammen, ein Geſindel, das hier ungeachtet der vielen Spitäler und anderer Anſtalten eben ſo zahlreich und oft eben ſo frech iſt, als in einigen Städten Italiens. Es iſt unglaublich, wie es davon in allen Gaſſen, am Rhein, auf den Plätzen, und bei und in den Kirchen wimmelt; man kann oft kaum den Fuß weiter ſetzen, ſo tritt man ſchon auf einen friſchen Schreier. Man ſagt, daß ſie die beſten Poſten gleichſam unter ſich getheilt haben, und daß es ein Verbrechen gegen ihre Polizei iſt, ſo ein andrer es wagt, einen ſolchen eigenmächtig einzunehmen. Ich weiß nun zwar nicht, ob dem wirklich alſo ſei, aber das weiß ich, daß kaum eine bequeme Stelle gedenkbar iſt, wo nicht einer läge und ſäße. Zum Theil ſind es ſtarke und junge Kerls, die ſchon auf eine edlere und menſchlichere Art ihr

Brod verdienen könnten. Ein Glück wäre es, wenn man von dieſem Geſindel bloß angeſchrieen würde, aber ſie fallen zuweilen mit der Kraft ihrer Arme etwas unſanft die Vorübergehenden an, packen die Hände, oder zerren an einem Rockzipfel, daß man ſich ſchon loskaufen muß; alsdann zu ſchimpfen, oder zu ſchlagen, hieße viel gewagt; ſie ſind in dem Schutze des Volks, das ſie als einen Theil der Kölniſchen Devotion ehrt; eine Devotion, die vortrefflich menſchlich wäre, wenn ſie bloß die Hülfloſen ſchirmte. Es giebt unter ihnen ganze Banden, die im Bunde ſtehen, ſich über einen gewiſſen Diſtrikt vertheilen, und den Gewinnſt ihrer Hälſe gewiſſenhaft unter ſich theilen; denn auch ein Bettler behält noch oft ſo einen Fleck, wo er für die Ehre kitzlich und empfindlich iſt. So erben die Kirchenpfeiler und Straßenecken vom Vater auf den Sohn, und mancher Stein in Köln könnte vielleicht, wenn er ſprechen könnte, das Geſchlechtsregiſter mancher Bettlerfamilie über ein Jahrhundert hinaus führen. Giebt man den Lumpen nichts, ſei es auch mit der größten Artigkeit, ſo hört man die ſchmutzigſten und ausgeſuchteſten Phraſen hinter ſich herfliegen. Indeſſen, wenn man nur hinlänglich vor einem Ueberfall gedeckt iſt, kann man dieſe Methode brauchen, um kurz und erbaulich den Fünftelſaft des gemeinen Kölner Dialekts zu erhalten; denn ein Menſch, deſſen ganzes Leben eine beſtändige Uebung der Zunge und der ſchlauſten Wendungen der Sprache iſt, muß ſie natürlich vollkommener beſitzen, als ein anderer, der Spitzen und Bänder wirkt, oder ſeinen Mitbürgern Toback verkauft. Nirgends iſt dieſer Ausſchuß des Volks aber unverſchämter und überläſtiger, als in den Kirchen, wo er in der reinſten Jungfrau und in allen Heiligen ſo viele Mitbeſchwörer hat, und wo man die Heiligkeit des Orts nicht durch eine ernſthaftere Abweiſung entweihen darf. Man behauptet, daß hier über dreitauſend Bettler herumlaufen, eine ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß ſo manche Alte, Hülfloſe und Gebrechliche doch in Armenhäuſern und Spitälern verſchloſſen ſind. Die Feinde der Franzoſen und alles Neuen klagen nur dieſe an und ſchwören, nur der Krieg und der Druck der Fremden haben ſo viele Menſchen arm und nothleidend gemacht; aber aufrichtige Köllner ſelbſt verſichern, daß dieſes Unweſen ſchon vor dem Kriege arg genug, wenn gleich nicht völlig ſo ſchlimm, als jetzt, geweſen ſei, und daß es als eine nothwendige Folge dem Aberglauben, den vielen Stiftungen und Mönchsorden nachtrete; denn iſt es bei einigen Mönchen ein heiliges und verdienſtliches Leben, nichts zu beſitzen, und durch Betteln das Nothwendige für jeden Tag zu ſuchen, wie ſollten ſich da nicht viele chriſtliche Herzen erwecken laſſen, zum Heil ihrer Seelen und Leiber ſo ganz bequem und ſorgenlos in den Himmel einzugehen? Der ächtkatholiſche Glaube, wo er noch konſequent iſt, macht ja freiwillige Armuth und Tagedieberei zu etwas Verdienſtlichem. Dieſe Bettler verſtehen auch ihre Religion recht gut, und viele halten ſich ein kleines Krucifix und Heiligenbilderchen, auf welche ſie alle ihre Gebrechen und Nothſtände beſchwören, eine Methode, die bei dem ehrlichen Bürgers- und Bauersmann nie ihre Wirkung verfehlt; andre haben zugleich einen kleinen Handel mit frommen Büchelchen und Bilderchen, mit Krucifixen, Roſenkränzen und andern heiligen Sächelchen, welche ſie barmherzigen Gemüthern unter dem Schutz ihrer Armuth um das Doppelte verkaufen, wofür man ſie bei kleinen Krämern haben kann. Eine Bemerkung hat ſich mir indeſſen aufgedrungen, welche der Bettelei einigermaßen das Wort reden mag, dieſe, daß man unter den Bettlern in Kölln grade die lebendigſten und klügſten Phyſiognomien findet; ſo bildet ſelbſt Schurkerei die Kräfte des Menſchen aus. Ich glaube, im Ernſt geſagt, ſo ein Bettler muß doch das menſchliche Leben in mancher Hinſicht auf eine ſehr intereſſante und originelle Art anſehen und fühlen. Könnte doch jeder Reiche wenigſtens nur einige Jahre aus dem Bewußtſeyn ſeiner Schätze herausgeſtoßen werden! ich meine, es wäre dann nicht ſo leicht möglich, daß er bis zu ihrem Sklaven erniedrigt würde.

Nun ein Wörtchen von dem Kölner im Allgemeinen, d. h von der ganzen Volksklaſſe, vom erſten Domherrn an bis zum unterſten Sackträger. Dieſes Volk zeichnet ſich von ſeinen teutſchen Brüdern rund umher, und ſelbſt auch von den Niederländern ſo aus, daß es ſchwer ſeyn mögte, etwas Beſtimmtes von ihnen zu ſagen. Man mag ſie Teutſche, oder Niederländer, oder Holländer, Weſtfalen, oder Rheinländer nennen, ſie ſind am Ende doch keines von dieſen allen, und man kömmt immer wieder dahin zurück, ſie Kölner zu nennen, d. h. ein eignes Völkchen. Schon die alten Formen aus einer lange ausgeſtorbenen Welt, welche hier noch heute herrſchen, die Steifheit und Unbehülflichkeit der Verfaſſung, der finſtre Ariſtokratismus der Regierung und der Gelehrſamkeit, die düſtere Herrſchaft der Pfaffen, die ſo einen großen Theil des Völkchens ausmachen, der Stolz auf alte Größe und Herrlichkeit, der vielleicht am meiſten dies Alte pflegte und emporhielt, und zuletzt die aus dieſem allen entſpringende Selbſtgenügſamkeit und Unduldſamkeit, welche ſogleich den freieren Geiſt, wenn er einmal zu erſcheinen wagte, als einen Teufel ausſtieß, und alles Fremde als etwas Unheiliges und Abſcheuliches entfernte: dieſes zuſammengenommen ſcheint mir mehr als hinlänglich, um das Eigene und Ausgezeichnete der Kölner zu erklären, wenn es nicht ein Troſt wäre, daß man viele Dinge nicht zu erklären nöthig hat. Ich denke, das Befremdende läßt ſich in dieſer kurzen Bemerkung ziemlich löſen. Im Bürgerlichen und Geiſtigen blieb der Kölner beinahe, was er zur Zeit der Reformation war; aber die väterliche Derbheit der Leiber und Keuſchheit der Sitten konnten die alten lahmen Einrichtungen nicht erhalten. Er bekam ſozus und Verdorbenheit, ohne die Kunſt und das Wiſſen ihrer Zeit mitzubekommen, welche ihren Abſcheulichkeiten einzig als Gegengift entgegen ſtehen können. Ein Volk fällt immer in die häßlichſte und unheilbarſte Barbarei, wenn es eher Lüderlichkeit und Schwächung, als Aufklärung erhält. Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Köllner auch im Aeußern, in ihrer ganzen Bildung, als ein eigenes Volk erſcheinen, und ſich eben ſo ſehr durch ihre Geſichter, als ihren Karakter, von ihren Nachbaren unterſcheiden. Viele haben dies von der alten römiſchen Kolonie herleiten wollen, und in ihrer Bildung gar viel Italiäniſches gefunden; aufrichtig aber weiß ich nicht, wo dieſe Leute den Kopf hatten, als ſie ſo urtheilten, wenn ſie anders je italiäniſche Phyſiognomien auf einem Haufen zuſammengeſehen hatten; denn ich will wohl mitten in Frankreich einen einzelnen Franzoſen aufgreifen, welcher dem teutſcheſten Teutſchen ähnlich ſehen ſoll. Manche meinen, damit abzukommen, wenn ſie die Köllner teutſche Holländer nennen. Freilich iſt es wahr, ſie haben nebſt den andern Weſtfalen, ihren Nachbaren, in dem gemeinen Volksdialekt eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem holländiſchen, ſie haben auch vieles vom holländiſchen Phlegma und der niederländiſchen Sauberkeit und dem Geiſt des Putzens und Scheurens, aber wenn man ſie näher zuſammenſtellt, wird man ſie weder für Holländer noch Weſtfälinger ſchelten; da iſt doch ein beſtimmter und feſtgezeichneter Karakter; hier aber iſt es karakteriſtiſch, gar keinen zu haben. Ich habe einmal über die guten und treuherzigen Nürnberger ein Urtheil gefällt, das ich von ihrer Verfaſſung herzuleiten wagte; ſollte das hier nicht wieder ſeine Beſtätigung finden können, wenn es anders überall einige Richtigkeit hat? Von den Mönchs- und Pfaffengeſichtern habe ich oben ſchon zu viel geſagt. Man wird nicht leicht ungezeichnetere Züge und lebloſere Geſtalten ſehen, als bei dem ächten und nie ausheimiſch geweſenen Köllner. Man kann es nicht beſſer ausdrücken, als Bewußtloſigkeit des Geiſtes, und Geſtaltloſigkeit der Geſtalt; da ſind keine treffenden und allgemein feſſelnden Züge, kein Ausdruck der muthigen und kräftigen Thätigkeit. Die Körper ſind nicht ſchwach, ſondern vielmehr ſtark gebaut, aber durchaus formlos, der Kopf ſpricht nicht, die Bruſt drängt ſich nicht vor, und es ſcheint, als wenn die dicken Beine und Oswaldsfüße immer erſt den Boden unterſuchten, ehe ſie ſich weiter ſchieben. Man ſagt oft, es ſey der Geiſt, der ſich ſein Haus baue; hier ſollte man es faſt glauben, wenn in andern Gegenden das Gegentheil nicht ſo klar am Tage läge. Was man bei andern Menſchen Phyſiognomie und Mienen nennt, gehört in Kölln kaum zu Hauſe, und das Todte iſt der Karakter der Bildungen, die mit einem bischen Feuer im Auge und Losgebundenheit der Stirn, und mit etwas Leben im Körper oft ſchön heiß würden. Wer bloß nach dem Aeußern urtheilt, ſollte die Köllner ein tückiſches und in ſich ſelbſt wie kalte Kröten zurückgekrochenes Volk nennen. Plump freilich und grob ſind viele von ihnen, aber das gehört mit zum Schiffs- und Stapelrechte; aber wenn ſie erſt Zutrauen gewinnen, ſo fallen ſie doch, ich ſage es ſo gern, wieder in die alte, jetzt ſo geſchändete Teutſchheit ein, und ſind grade und ehrlich und dienſtfertig, nur daß ſie keinen Dienſt durch die Art, es zu thun, würzen können. Auch das Aeußere in Kleidung und Einhergehen entſpricht der Unbehülflichkeit im Innern. Auch darin iſt, obgleich die Franzoſen manches Neue eingebracht haben, vieles altväterlich und bürgerlich, und mancher reichſte Kaufmann geht einher, wie in kleinen Provinzialſtädten des übrigen Teutſchlands ein Schuſter und Weber ſich zu zeigen ſchämen würde; der Rock mit altfränkiſchem Zuſchnitt, gute wollene Strümpfe zu hohen Randſchuhen mit Schnallen, und die Haare ſchlicht und lang um die langen Geſichter herabhängend, oder ſtatt ihrer eine krauſe Stutzperücke.

So ſind auch die Weiber in ihrem Geſchlechte. Man ſieht manche nicht unleidliche Geſichter, denen die feigen Züge des Aberglaubens und der Frömmelei immer weniger ſchaden, als den Männern; aber wie ſelten begegnet man einer, die nur einen Augenblick ſtillſtehen machen könnte, um ſie wohlgefällig zu betrachten. Die meiſten ſind mit ihren todten Augen und kalten Stirnen wie in Nebel gehüllt, hinter welchem kein Sonnenſtrahl liegt; und ſeelenlos und froſtig wie ſollten ſie den Weg zum Herzen finden. Will man dies alles nur ſo kurzweg durch den Aberglauben und den Geiſteszwang erklären, ſo geht man zu weit. Warum konnte dieſer die holden Züge und die wolluſtreichen Graziengeſtalten der Baierinnen nicht verdunkeln? Indeſſen will ich den Kölner Schönheiten nicht die Gabe, zu gefallen und zu reizen, abſtreiten; fehlte ihnen dieſes Weibliche ganz, ſo müßte die Stadt ja lange zu einer Wüſte geworden ſeyn.

Die Sprache Kölns, ſoviel ich aus dem gemeinen Munde der Bürger und Arbeiter davon vernommen habe, iſt etwas eben ſo Gemiſchtes und Unbeſtimmtes. Das Holländiſche, Platte und Hochteutſche ſchlägt ſich wunderbar darin, und über dieſes unſtimmige Ganze iſt eine jüdiſche Geſangweiſe gegoſſen, die langſam ſchleppend es oft eben ſo komiſch, als langweilig macht; ich habe Kölner Liederchen oft mit innigem Vergnügen abſingen hören. Aus dieſem Volksdialekt geht nun der richtigere teutſche Sprachton, wie er unter den Gebildeten herrſcht, ſehr dick und voll hervor; noch weit mehr, als bei dem Weſtfalen und Holſteiner, der doch noch zuweilen accentuirt, welches der Kölner gar nicht thut.

Will man den Karakter dieſes ſonderbaren Völkchens in ſeiner ganzen Glorie ſehen, ſo muß man die Oerter und Tummelplätze ihres Vergnügens fleißig beſuchen, z. B. die Promenaden in der Stadt, um den weſtlichen Wall und in der Stadt die Gärten, Steins Garten, der alte und neue Kuhberg; man muß mit ihnen an ſchönen Tagen nach dem jenſeitigen Städtchen Deutz überfahren, wohin ſie ſehr fleißig wallfahrten. Ich glaube kaum, daß die Freude ſchlechtere Kinder hat, die ſie ſo ungefällig und unzierlich zeigen. Selbſt die Krüge Bier und Flaſchen Weins, die ſo fleißig die Kehlen herunter gleiten, können ſie nicht in Feuer und Schwung bringen; es bleibt immer das Eine einförmige Toſen, wovon man nur ſelten ein Wort aufgreift, und die Säfte der Reben und Gerſte, mit dem Dampf der Tobackspfeifen ſchicken ſie wohl roth und glühend, aber wahrlich nicht munterer heim, als ſie ausgingen. Einen Köllner tanzen zu ſehen, iſt vollends ein Spaß aller Späße. Es geht ſo lahm, und mit einer ſo deſperaten Miene, daß einige Franzoſen, mit denen ich nach Deutz gezogen war, meinten: ſie ſähen aus, als würden ſie zum Vergnügen geprügelt, und wahrlich, man kann es nicht naiver und treffender ausdrücken.

An Vergnügungen und Orten des Vergnügens iſt dieſe große Stadt übrigens ſehr arm. Zwar iſt ein Theater hier, aber dieſes iſt nun auch überdies mit Franzoſen beſetzt, die in einer Sprache ſpielen, welche hier die wenigſten noch verſtehen. Doch gehen viele Teutſche hin, um ſich ein Anſehen zu geben, vielleicht auch meinend, es gehöre mit zum feinen Ton und zum Republikanismus, den ein jeder ſchon heucheln muß, dem es um eine Stelle zu thun iſt. Die Franzoſen müſſen indeſſen allein doch die Truppe aufrecht halten, und ſo weit geht ihre Eitelkeit und Nationalliebe, daß ſie hier ganz leidlich finden, was ſie in Frankreich ſelbſt anſpeien würden. Denn etwas Erbärmlicheres, als dieſe Spieler, kann man ſich kaum denken, und die erſten Liebhaber und Liebhaberinnen hier müßten in Paris die alten Bedienten und Gouvernanten machen. Außer dieſem Theater ſind in der Stadt einige Gärten, die ich oben ſchon genannt habe, wo aber wenig Zuſammenfluß von Menſchen iſt, obgleich ſie mit den Landen und Rebengeländern recht hübſch ſind. Dieſe Wuth, Wein in der Stadt zu bauen, iſt allgemein. Faſt jedes Kloſter hat ſeinen anſehnlichen Weingarten neben ſich. In der Stadt ſelbſt ſieht man die Köllner und Köllnerinnen wenig ſpazieren, welche überall eben nicht ſpazierluſtig ſind. Freilich iſt die Stadt auch nicht günſtig zum Spazieren und zu weit. Am Hafen hat man bei Tage keine Ruhe wegen der Arbeiter und Kärrner, und der Steindamm iſt ſpitzig. Der hübſche Neumarkt, weil er entlegen iſt, und keine Beſchauung verſpricht, iſt leer. Die Promenaden um die Wälle ſind recht hübſch, aber auch ſie zu entfernt. Wenn man den herrlichen Strom abrechnet, ſo iſt die Gegend für eine rheiniſche ſehr mittelmäßig; ſie beſteht nur aus einer fortlaufenden Sandebne, und hat keine hübſche Dörfer, noch Wälder und Büſche in der Nähe. An der einen Seite wird dieſer Boden zu einer Art kahler Maremmen, wo Diſteln und kümmerlich Hafer und Roggen wachſen, und jetzt ein kleines franzöſiſches Lager, Mühlheim gegenüber, ſteht. Man kann dieſes Land mit Einem Pferde regieren, ſo wie ich es ſelbſt mit Einem Ochſen habe pflügen ſehen, der hier wieder in ſeine unveräußerlichen Rechte eintritt. Was dem Köllner alſo übrig bleibt und was er auch ganz fleißig benutzt, iſt die Fahrt an das jenſeitige Rheinufer, zuweilen nach dem entfernteren Mühlheim, häufiger nach dem niedlichen Deutz, welches ſeiner Stadt grade gegenüber liegt. Da hat er ſeine ganz artigen Gärtchen, Schenken und Tanzplätze, und lieſt, wenn er nach ſolchen Zeitungen fragt, die neuen Weltbegebenheiten, die dort in allen möglichen Blättern für ihn ausgelegt werden, welche hier Kontrebande ſind, und freut ſich, einmal etwas zu leſen, wo mitunter auf die Franzoſen geflucht und geſchimpft wird. Doch auch dies Vergnügen wird ihm jetzt verdrießlich und theuer gemacht. Denn er muß durchaus vom Kommandanten des Platzes ſich jedesmal einen Erlaubnißſchein hohlen, den er mit ſechs Stübern löſet. Wenn es auch nicht um das Geld iſt, ſo weiß man wohl, das Vergnügen kann ſolche Neckereien nicht ertragen. Dieſes Deutz ſoll zu der Römer Zeiten ein Kaſtell geweſen ſeyn, welches die Rheinbrücke Konſtantins deckte; auch im Mittelalter war es noch befeſtigt; jetzt iſt es ein offenes Oertchen, und ſticht mit ſeinen netten und freundlichen Häuschen und ſeinen breiten Gaſſen recht hübſch gegen das räucherige Kölln ab. Hier iſt eine reiche und ſchöne Benediktinerabtei, und die Induſtrie des Fleckens hat eine Menge Schenk- und Tanzhäuſer für die Köllner angelegt, von denen das Marienbildchen das vornehmſte iſt. Zwiſchen ihm und Kölln, wie zwiſchen Mühlheim und dem dieſſeitigen Ufer iſt beſtändig eine Schiffbrücke im Gange.

Nun noch von einer Menſchenklaſſe, die mit der Rubrik *öffentliche Vergnügungen* ziemlich zuſammenfällt, und die Manche ſchon gewohnt ſind, mit den Wein-, den Kaffehäuſern und dergl. aufzuzählen; ich rede von den Unglücklichen, die mit ihrem Leibe ein Gewerbe treiben. Als die Kreuzfahrer im eilften Jahrhunderte zu Trier, Kölln, Speier, und in andern Städten zur Ehre Gottes, die Juden ausplünderten und todtſchlugen und die Weiber mishandelten, da, ſagt man, ſtürzten ſich viele Jüdinnen, einen Sack von Steinen um den Hals, in den Rhein und die Moſel, um dieſen Barbaren zu entrinnen; ſollten ſich jetzt noch wohl viele Chriſtinnen finden, die dieſes in ähnlichen Nöthen nachmachten? Ich zweifle faſt. Die Zahl dieſer verlornen Geſchöpfe iſt hier größer und ekelhafter, als an irgend einem Orte gleicher Volksmenge. Sie pflegt freilich überall da nicht am kleinſten zu ſeyn, wo das Prieſterregiment am höchſten thront; aber hier iſt des Geſindels doch eine ſchreckliche Zahl, hier, wo der Pöbel, welcher der Schiffahrt und dem Gepäcke dient, ſo groß iſt, und wo in dem Winkel der Kappisbauern aller mögliche leibliche und irdiſche Unrath ſich verſteckt. In dieſer abgelegenen Ecke der Stadt ſoll es in der Dunkelheit gefährlich ſeyn, ſich ſehen zu laſſen, weil die Bootsknechte und Träger und ihr ganzer Anhang mit ihren Dulcineen dort ihr Weſen treiben, und in ihren Orgien die Fremden oft necken und zuweilen ausgeprügelt und mit leerem Beutel zurückſchicken ſollen. Aber auch in andern Gegenden der Stadt, beſonders in einigen engern Gaſſen um den Dom und nach dem Rhein hin, wird man ziemlich handgreiflich von ihnen eingeladen. Doch bleiben ſie ſelbſt in dieſem Leibesſtudium Köllnerinnen, und ich begreife nicht, wie ſolche plumpe und gemeine Thiere andern, als Thieren, gefährlich werden können. Eine andre ſchlimmere Klaſſe ſind die Franzöſinnen, deren hier einige hundert eingezogen ſeyn ſollen, wahrſcheinlich von denen, die im Palais royal und im Park zu Brüſſel ihre goldne Zeit ſchon überlebt hatten, und jetzt hier als zu gefährliche Nebenbuhlerinnen der Köllnerinnen auftreten.

Nur noch ein Wort von den jetzigen Herren Köllns, von den Franzoſen. Ich glaube, wenn dieſe auch Engel vom Himmel wären, ſo könnten ſie den Köllnern nicht gefallen, zu deren Karakter ſie, wie das Feuer zum Waſſer, paſſen, und welchen überdem alles Fremde verhaßt iſt. Aber die Wahrheit zu ſagen, ſind ſie keine Engel vom Himmel, ſondern ſehr irdiſche Geiſter, die um ſich greifen und nehmen, wo ſie es nur kriegen können. Es ſind hier ganz andre Franzoſen, als in Frankreich ſelbſt, und trotz aller Verbrüderung und Gemeinſchaft, wovon ſich ſo viel Herrliches ſchwatzen und ſchreiben läßt, wiſſen ſie wohl, in welchem Verhältniſſe die Köllner zu ihnen ſtehen, und laſſen ſie es nur zu gut fühlen. Ich ſchelte ſie darum nicht, ſie ſind immer noch manierlicher, als die meiſten andern Völker als Sieger ſeyn würden, und der Druck der neuen Freiheit und Brüderſchaft würde unter andern Namen nicht ſanfter ſeyn, wenn ihn der Teutſche oder Engländer auflegte. Aber die Götter ſind ſie auch nicht, wie ſie ſich ſo gern proklamiren, und wie ihre ſchwärmeriſchen Freunde ihnen nachbeten und nachglauben. Sie laſſen jeden, dem es beliebt, mit den Worten ſpielen, und halten ſich an den reellen Dingen, deren Gebrauch ſie ſehr gut verſtehen. So human, ſo menſchlich ſie daheim ſind, ſo übermüthig tragen und betragen ſie ſich zum Theil hier, und haben es gar kein Hehl, daß ſie die Erſten ſind und ſeyn wollen, daß ſie die Teutſchen als plumpe und dumme Beſtien verachten, und ſie zum Sacktragen gut genug glauben. Kurz, die Volkseitelkeit, die daheim aus Feinheit zurückhält, erlaubt ſich hier alles. Ich habe es mit Erſtaunen bei unſerer Wirthstafel geſehen, wo ſie ganz wider die häusliche Sitte, immer die beſten Stellen am Tiſche einnahmen, und manche Gerichter allein zu ſich nahmen, die zu den unten ſitzenden Teutſchen nicht herab kamen; daß vollends einer von ihnen, der Jahre lang hier geweſen, ein Wort Teutſch ſprechen ſollte, wäre ein Wunder der Herablaſſung. Die Köllner haſſen ſie alſo, und wünſchen lieber wieder in ihre alte gemächliche Nacht zurückzukriechen. Aeußerſt wenige, die etwas gelten wollen, vielleicht auch im Ernſt Republikaner ſind, gehen in franzöſiſchen Sitten und Kleidern lächerlich genug einher. Schon die jungen Brüſſeler Patrioten waren zum Theil ſehr ſpaßhaft angethan, aber ein franzöſirter Köllner mit dem dreieckigen franzöſiſchen Hute, den Halbſtiefeln und dem kurzen fliegenden Zöpſchen, indem er zugleich mit franzöſiſcher Schneidigkeit und Behendigkeit umherzugehen verſucht, iſt das lächerlichſte aller lächerlichen Dinge. Daß die Franzoſen ihre Handwerker und kleinen Krämer einführen, verziehen ihnen die Köllner Bürger vielleicht noch, aber daß ſie ihren Weibern zu ſehr gefallen, das giebt einen blutigen Haß. Das Weib folgt in der ganzen Welt dem Glanz und der Macht; was Wunder iſt es denn, wenn es in Kölln eben ſo geht, beſonders wenn der liebenswürdige und leichte Franzoſe, der ſo ſehr Herr ſeines

Körpers iſt, mit dem ſchweren und unbehülflichen Köllner in Vergleichung geſtellt wird? Die ſchönſten und reichſten Köllnerinnen mit einem alten patriciſchen Vermögen, fallen in Menge den Oberofficieren und Beamten zu, welche die Republik zur Regeneration der alten Stadt ſendet. Mit ihrem Glücke nicht zufrieden, rühmen ſich dieſe Herren deſſelben öffentlich, indem ſie die Köllner nur ungeſchlachte und ungebildete Bauern nennen. Das ſetzt kein gutes Blut, wenn überdies durch die Menge neu erfundener Auflagen und Erpreſſungen alles ſchon geſpannt iſt. Es bleibt doch eine ewige Wahrheit, der Einzelne, wie ein Volk, wird in der Uebermacht ein Tyrann. Die Staaten, die es nicht geweſen ſind, zeigt darum die Geſchichte als Wunder.

Reiſe von Kölln bis Mainz. Den 24ſten Auguſt.

Obgleich die Gegend von Kölln bis Bonn noch zu den weniger ſchönen des Rheins gehört, und man alſo eben ſo gut den Weg bis dahin zu Lande machen kann, ohne vieles zu verlieren, ſo beſtieg ich doch den 24ſten Auguſt um Mittag ein kleines Fahrzeug, um wenigſtens den Rhein von Kölln bis Mainz, wenn gleich Strom an, ganz zu Waſſer gemacht zu haben. Dieſe kleinen Böte werden von Pferden gezogen; ſie ſind ganz nett nach Art holländiſcher Treckſchuiten eingerichtet, mit Tiſchen und Bänken und netten Glasfenſtern, ſo daß man bei ſchlimmen Wetter drinnen ſeyn und alles ſehen, bei gutem Wetter ſich aber auf dem Kaſten dieſes Häuschens ſtellen kann. Man rechnet bis Bonn 6 Stunden. Die erſten viertehalb Stunden ſind meiſtens zu beiden Seiten flache Ufer, und nur in der Ferne Hügel. Rechts iſt das Ufer höher, als links, und zwar immer noch ſehr leichter Boden mit mittelmäßigem Getraide und groſſen Obſtgärten; die Dörfer ſtehen noch ſeltener und unanſehnlicher; links ſind ſie noch dünner, und man hat an dem niedrigeren Ufer anmuthige

Fläche und mehr Weidengebüſch und Wieſewachs. Der Rhein macht etwa anderthalb Stunden von Kölln, zwiſchen den rechts liegenden Dörfern Rodenkirchen und Weiß, eine große Krümmung in den Oſten, und wendet ſich dann plötzlich wieder anderthalb Stunden mit einem ähnlichen Bogen gegen Weſten bis zu dem Dorfe Godorf, wo er einen allerliebſten Buſen macht. Nicht weit von hier rechter Hand zeigte man mir landeinwärts das Städtchen Brüel, das noch im vorigen Jahrhundert eine Feſtung war, und eine Zeitlang den ſchlauen Mazarin beherbergte. Hier werden die Dörfer und Flecken immer dichter und ſtattlicher, und der Boden fängt an, ſich an beiden Seiten mälig zu erhöhen. Aber erſt anderthalb Stunden vor Bonn wird das Land romantiſch, und da fing auch der Himmel mit einem fernher rollenden Donner und ſeinem Regenbogen und die tiefer wandelnde Sonne an, unſer Herz mehr dem holden Gefühl der Natur und dem ſüßeren des Lebens zu öffnen. Rechts wird das Ufer fruchtbarer, und links hügeligter, und unterweilen mit Reben bekleidet; man erblickt etwas tiefer zurück im Oſten luſtige Wälder und grüne Hügel, die ganz ein älpliches Anſehen haben, und mehrere niedliche Inſelchen ſcheinen mit dem eilenden Strom vorbeizufliegen. Jetzt ſieht man links grüne Hügel auf hohen Bergen (die ſieben Berge bei Bonn), und die Thürme alter Burgen; rechts beſtrahlt die ſinkende Sonne ſchöne Waldhügel und Dörfer; man macht einer anmuthigen Inſel vorbei einen Zug um eine Bucht, und iſt plötzlich an den Thoren von Bonn.

Bonn.

Dieſes Städtchen, das vom Himmel mit einer der ſchönſten Lagen beſchenkt worden iſt, hatte auch mehrere wackere und biedere Fürſten erhalten, die raſtlos an ſeiner

Auf-

Aufnahme und Bevölkerung und Bildung arbeiteten. Selbſt die ſchöne äußere Natur ward dem Geiſt des Jahrhunderts entſprechend geſchmückt, als plötzlich ein Sturm kam, der alle dieſe ſchönen Blüthen abzuwehen droht, ehe ſie zur Reiſe kommen. Seit Max aus dem Hauſe Oeſterreich, dieſer menſchliche und freie Fürſt, regierte, ſchien noch neueres und friſcheres Leben ſich über ſeine Unterthanen zu ergießen. Alle Künſte des Friedens nahm er edelmüthig unter ſeinen Schutz, pflegte die junge Pflanze, die Univerſität, gab dem menſchlichen Geiſte, nach dem Beiſpiele ſeines größeren Bruders, ſeine heiligen Rechte zurück, ſuchte Manufakturen und Fabriken zu beleben, und zeigte ſich mit Abwerfung alles Pomps, der nur der Schwäche nöthig iſt, als den erſten Bürger ſeiner Staaten. So war das Köllniſche Land eines der glücklichſten geworden, als der Krieg ausbrach, und ſich verheerend über die ſchönen Rheinländer ſtürzte. Die Hoffnungen vieler Jahrhunderte ſind niedergetreten. Dieſes Städtchen aber, welches allein vom Hofe lebte, keine Fabriken hatte, und keinen Handel haben konnte wegen ſeiner größern und glücklicher liegenden Nebenbuhlerinnen, hat bei der Veränderung am meiſten verloren. Mit dem Hofe iſt ſein Glanz und ſein Erwerb dahin. Die Univerſität, die nie groß war, iſt faſt vernichtet, alle Induſtrie ſtocket; auch rechnet man, daß von 12000 Einwohnern, welche Bonn noch 1792 zählte, jetzt kaum 8000 mehr übrig ſind, und daß auch dieſe die Nahrungsloſigkeit und die Forderungen des hungrigen Krieges zum großen Theil arm gemacht haben. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts war die Stadt eine nicht unbedeutende Feſtung; allein ſie ward 1717 von Joſeph Klemens aus dem Hauſe Baiern geſchleift, und das kann ihr unter den jetzigen Umſtänden nur lieb ſeyn. Dieſes Städtchen liegt ſehr anmuthig am Rhein, zu welchem es ziemlich ſteil von einem Hügel hinabſteigt, welches ſeinen Gaſſen eben keinen angenehmen

Abhang, noch den Häuſern die gehörige Reihung an einander giebt. Außer einigen Plätzen und den um- und anſtehenden Häuſern ſind ſeine Gaſſen eng und ſpitzſteinig und ſchief, doch die Häuſer größtentheils ganz nett und zierlich von außen anzuſehen. Das churfürſtliche Reſidenzſchloß, wie andre öffentliche Gebäude, iſt durch Einquartierung und Muthwillen ſehr entſtellt worden, und muß es immer mehr werden, da jetzt keine heilende und herſtellende Hand hinzukömmt. Doch dies alles hindert nicht, daß das kleine Städtchen in ſeinem halbſtündigen Umfang nicht einen recht freundlichen Effekt mache, beſonders weil die Menſchen hier ſchon weit heller ausſehen, als die Brabanter und die nahen Kölner. Bei der Domkirche iſt noch ein hübſches Lindenplätzchen für die Spazierenden, und vor den Gebäuden des ehmaligen Regiments ebenfalls. Aber das Innere von Bonn iſt nichts gegen das Aeußere, das es zu einem der luſtigſten Landſtädtchen macht, die man vielleicht weit und breit finden mag. Vor ſich nordöſtlich hat es den Rhein mit ſeinen Inſeln, ſeinem Gewimmel von Fahrzeugen und ſeinen lieblichen Ufern, und das Dorf Beuhel (vielleicht Bühl) mit netten Häuſern, Gärten und Weinbergen, wohin die fröhliche und junge Welt ſo gern von hier wallfahrtet. Weiterhin die ſchönſten Berge und den Schlangenlauf des Rheins in den Südoſt hinein mit ſeinen Ufern und den ewiggrünen Siebenbergen. Aber bei weitem der ſchönſte iſt der ſüdweſtliche Landhalbzirkel, den man um dieſe Stadt ziehen kann, und die Natur hat da Linz in Oeſterreich gleichſam noch einmal im Kleinen wiederhohlen wollen. Ein alter hoher Wall mit einem tiefen Graben läuft an dieſer Seite um die Stadt, und erinnert an die ſchrecklichen Belagerungen des vorigen Jahrhunderts. Dieſer Wall hat jetzt oben kleine Pflanzungen und Luſtgärtchen, und eben ſo iſt der weite Graben mit reichen Obſtbäumen und Früchten bedeckt. Näher außen umher laufen Hecken und elyſiſche Felder, und wenn man aus dieſen heraustritt aufs Feld, ſieht man eines der ſchönſten und lachendſten Thäler im Halbmond ausgebreitet, welches in der Entfernung einer halben Meile waldbekränzte Hügel mit Schlöſſern, Kirchen und Abteien einfaſſen. In den Gründen gucken nette Dörfer mit ihren Kirchthürmen und weißen Schornſteinen hervor, oder ſie ſchimmern reicher dem Auge vom Abhange des Hügels herab. Schöne Alleen und Steige, mit Bäumen eingefaßt, führen in dieſes reizende Thalland, das ſie freundlich mit der Stadt verbinden. Südlich an der Stadt vor dem Pallaſt des Fürſten ſind ſchöne Promenaden aus Linden und Ulmen, mit Hecken und Gebüſchen durchdunkelt, durch welche man frei aufs Feld und in die Weinberge geht, und von denen man den ganzen Lauf des Rheines vor ſich ſieht. Von dieſem rechts vor dem Eingange in die Stadt iſt ein feiner Garten mit dunkleren und duftigern Lauben, mit Blumenbeeten und Gängen; und andre Privatgärten laufen mit kleinen Schneckenhäuschen der Freude unter ihm zum Rhein hinab. So liegt die freundliche Stadt in einem lieblichen Kranz, wie eine ländliche Braut, die einfältig und unſchuldig es kaum zu wiſſen ſcheint, wie ſchön ſie iſt.

Ich wandte den größten Theil des folgenden Tages zu Ausflüchten auf das umliegende Land des dieſſeitigen Ufers an, und muß, ehe ich auf immer vom Rheinſtrom ſcheide, doch noch ein Wörtchen von dieſer reizenden Gegend und einigen Merkwürdigkeiten ſagen. Mein erſter Gang ging nach dem niedlichen Luſtſchlößchen Vinea Domini, welches dicht an der Promenade, von Reben umpflanzt, nahe am Ufer des Rheins liegt. Dieſe niedliche Villa iſt ſo nahe, daß ſie nur noch einen Theil der Promenade auszumachen ſcheint, von der man ſogleich in ihren Weinberg durch ein offenes Thor eintritt. Ich hielt mich an dieſem Plätzchen nicht auf, ſondern gab ihm nur einen Morgengruß, und eilte dann auf das alte Schloß

Godesberg, das eine Meile von Bonn liegt; ich war ſchon um 9 Uhr an ſeinem Fuße, indem ich immer ſanft am Berge und an den Ufern des Rheins, die ſich hier ſtufenweiſe heben, hingewandert war. Es war einer der ſchönſten Morgen, als ich die alte Burg beſtieg. Sie ſoll vormals ſehr feſt geweſen ſeyn; lange hielt ſie zur Zeit der Reformation ſtandhaft für den reformirenden Erzbiſchof Gebhard, deſſen Nachfolger, Ernſt von Baiern, die Feſtungswerke zum Theil zerſtörte. Das ſchönſte iſt ihre Lage, welche den Rhein und die Siebenberge gegenüber, Siegburg, Königswinter, Lanzhauſen und andre Schlöſſer und Abteien in der Nähe und Ferne mit den mahleriſcheſten Anſichten zeigt. Hier genoß ich einen ſchönen Vormittag, und hieher würde ich oft wallfahrten, wenn das Glück mich hätte in Bonn geboren werden und wohnen laſſen. Die Tradition ſagt, hier ſei in der Vorzeit eine römiſche Gottheit verehrt, ich glaube, Merkur, und davon ſoll der Ort bis dieſen Tag der Godes- oder Gottesberg heißen. Im Rhein liegt die liebliche Inſel Nonnenwörth mit einer Abtei, und dieſer gegenüber unweit Oberwinter, die Rolandseck, wo der berühmte Paladin in einem Stübchen ſeiner Burg lange um ſeine Liebe geſeufzt haben, und oft, wie einen Strahl des Himmels, einen freundlichen Blick aus ihrem Auge empfangen haben ſoll, wenn ſie zum Morgengruß ihm das Fenſterchen ihrer Zelle öffnete. Denn in die Abtei zu Nonnenwörth ſteckte man fern von ihm ſeine ſüße Liebe weg; er baute ſich gegenüber am Rhein eine Hütte, oder ein Schlößchen und ſah ſeine Vielgetreue, bis der Tod ihm die Augen ſchloß; und bis heute heißt die Stätte, wo er ſchaute und verging, Rolandseck. Ach! wohl wäre das Inſelchen zu einem Sitz der Liebe gemacht! Gott gebe, daß ſich für die Nonnen bald einige Pflüger und Gärtner einniſten und Kinder zeugen und Bäume pflanzen mögen! Am Godesberg unten iſt der Geſundbrunnen Draitſch, deſſen Waſſer ganz vorzüglich ſeyn ſoll, und deſſen Gegend ihn ſicher zum angenehmſten Brunnen in Teutſchland machen würde. Max fing an, alles zu ſeiner Aufnahme in Thätigkeit zu ſetzen, mehrere hübſche Gebäude wurden aufgeführt, Wege geebnet, zierliche und niedliche Promenaden für die Beſuchenden ausgeſonnen, als der Krieg kam und auch dieſe ſchöne Anſtalt unterdrückte. Jetzt ſteht alles einſam und unbeſucht, und das Dörfchen Draitſch und Bonn ſehen alle ihre Hoffnungen vernichtet. Ich ging von hier wieder am Rhein zurück, und Bonn vorbei, um mit einem Spaziergang nach dem Schloſſe Peppelsdorf und dem Kreuzberge meine Wallfahrt zu beſchließen. Nach Poppelsdorf, einem freundlichen Luſtſchloſſe, eine ſtarke Viertelmeile von der Stadt, führt eine ſchöne doppelte Allee. Es iſt eine ſanfte und milde Gegend, und ſchönes fruchtbares Kornfeld, mit Bäumen durchſchnitten und hie und da mit einigen Reben bepflanzt. Hinter Peppelsdorf liegt ein großes Dorf gleiches Namens, und nicht weit davon eine ähnliche Villa in noch kleinerem Geſchmack, die Baumſchule, oder la pepinière. Indeſſen nicht um dieſe zu ſehen, die bei der Leere und Oede, worin ſie ſtehen, ſehr gelitten haben, war ich wieder feldein gewandert, ſondern um eine Wallfahrt nach dem berühmten Wallfahrtsort Kreuzberg zu machen, nach deſſen Höhe meine Füße und Augen lüſtern waren. Es iſt eine Kapelle hinter Poppelsdorf auf einem ſtattlichen Berge, wohin aus der ganzen Gegend gewallfahrtet wird. Eine ſchöne Treppe aus weißem Marmor führt hinauf, welche die Frömmigkeit die Heilige nennt; dieſe darf man mit Füßen nicht betreten; ſondern bloß die Kniee und der Hintere haben das Recht, ſie hinauf- und hinabzurutſchen; zu den Seiten indeſſen ſind andere Steige für die, ſo weder die Luſt, noch die Zeit haben, dieſe fromme und langſame Schneckenpoſt hinanzukriechen. Die Kapelle iſt ſehr hübſch, doch ſollen die Diener derſelben manche Weihgeſchenke verſteckt haben, die ſonſt zur Ermunterung und Freude frommer Chriſten hier hingen. Ein Mann, der ſich zu mit drängte, erzählte mit heiligem Entſetzen, der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg habe hier ſein Hauptquartier gehabt, als er im Jahr 1689 das von den Franzoſen beſetzte Bonn belagerte. „Da ſpottete der Herr, der ein ſchlimmer Ketzer war, einiger frommer Wallfahrer, und ſagte, die Mönche ſeien mit dem Teufel im Bunde, darum behexten ſie die Welt; aber er ward von Stund an krank und lag einige Tage elendiglich, und ſeitdem kam er nicht wieder hieher.“ Ich lachte der frommen Einfalt, und weidete mich im Abendſonnenſtrahl an der herrlichen Ausſicht, die wegen der weitern Entfernung, ſo wohl hinter, als vor mir, über den Rhein viel ausgebreiteter und unbegränzter war, als die von Godesberg. Nachdem ich ſo eines ſchönen Tages und eines milden Abends genoſſen, ging ich bergab, und machte ſchnell meinen Rückweg nach Bonn, wo in meinem Gaſthofe viel Jubel und Spektakel war, der einen einſam genoſſenen Tag lärmend genug endigte.

Es waren nemlich von Kölln und Aachen franzöſiſche und teutſche Kaufleute, Officiere und Kommiſſäre mit Weibern und Seitenweibern eingerückt, um morgen auf verſchiedenen Wegen zu Waſſer und zu Lande nach Koblenz und Mainz abzureiſen, wo grade die Meſſe bevorſtand. Dieſe, mit einer Zeche, wie ſolche Leute ſie wohl halten können, nicht zufrieden, waren endlich durch das zufällige Eintreffen einer Bande Fiedler zu einem Tanz angefeuert worden, zu welchem ſich einige der Bonner und die Töchter des Hauſes nebſt einigen ſchönen Nachbarinnen (denn die Bonner Mädchen ſind nicht häßlich) geſellt hatten. Die Männer und ihre Begleiterinnen hatten im guten Rhein- und Moslerwein ſchon die Köpfe befeuert, der wilde Tanz und der ſchnelle Walzer that das Uebrige. Ich glaubte mich hier noch einmal in die Tanzkeller des Palais royal verſetzt, und anfangs ergötzte es mich. Aber am

Ende ging es ſo über die Schranken des Anſtands, daß es für einen Zuſchauer nicht auszuhalten war, und daß ſelbſt mehrere der Anweſenden und der Wirth ſelbſt ihr Misfallen laut äußerten. Ich machte mich, ſolcher Scenen ſeit langem müde, bald aus dieſem Tollhauſe, und kroch in mein einſames Kämmerlein, ſah noch einmal die ſtillen Fluthen des Rheins, die ein fliegender Drache erhellte, und legte mich dann zur Ruhe.

Den 26ſten Auguſt des Vormittags um 9 Uhr war unſer Schifflein für Koblenz fertig, und ich ging mit der Geſellſchaft an Bord, um hinfort bis Mainz ein Paradies zu durchſchwimmen, in unſrer langſamen Bergfahrt jedes Schöne und Merkwürdige der Geſtade des Stroms deſto reizender und ſchöner genießend und nach jeglichem bei den kundigen Schiffern deſto beſſer fragen könnend. Vor allen nun erſtlich einige Worte von meiner Geſellſchaft. Jedes Ding hat ſeinen Haken, eine Geſellſchaft, die munter ſeyn ſoll und ſchwungreich, bedarf der Weiber. Wer war froher, als ich, als ich bei'm Ausgange aus dem Rheinthore deren erblickte, und zwar recht leidliche und Eine ſchöne. Es waren zwei junge Frauen mit kleinen Kindern und zwei Mädchen in ihrer Begleitung, alle das Wort der Franzoſen beſtätigend: les Allemands ont de belles femmes. Aber meine Freude ward mir verdorben. Sie waren freilich Töchter Germaniens, aber vielleicht ſchon zur Hälfte durch Heirath Franzöſinnen; wenigſtens zogen ſie den ausländiſchen Flitter vor, und krächzten lieber elend franzöſiſch, als ſeien ſie dadurch eines Kopfes höher, als wir. Ich ärgerte mich, ſprach nur aus Höflichkeit mit ihnen in fremder Zunge, hielt mich mehr zu den Männern und zu der herrlichen Natur, deren Wunder mich heute entzücken ſollten. Es waren faſt alle Männer wieder mit mir zuſammen, die von Kölln nach Bonn mit mir gingen. Voran ſtehen zwei halbe Marblezums, die aus Rotterdam, wo ſie lange gewohnt haben, ins Wirtembergiſche gehen, um eine große Lederfabrik und Gerbereien auf engliſchem Fuß anzulegen. Dieſe Burſchen, die ſchwäbiſche und holländiſche Treuherzigkeit in einander gemiſcht hatten, machten mir vielen Spaß, und ich ſprach mit ihnen platteutſch, womit ich ganz gut fertig ward, da ſie ein Gemiſch vom Holländiſchen und Teutſchen hatten. Außerdem waren noch da zwei Pfälzer Kaufleute, artige Männer, ein junger bleicher Gehlſchnabel, der nichts als artig ſeyn konnte, und zwei Huſaren von Chamboran, die ſich im Winter in Brabant mit den Aufrührern herumgeſchlagen und Wunden geholt hatten. Ihre Erzählungen von den gegenſeitigen Grauſamkeiten, und vom Todtſchießen und Einkerkern der Bauern machten mir Schauder. Der eine, ein Elſaſſer, (Teutſche waren ſie beide) hatte ein recht menſchliches Weſen, und jammerte mich unendlich; denn noch war ſeine rechte Hand von einer Flintenkugel unbrauchbar. Ich rieth ihm, ſich mehr in Acht zu nehmen, zu Hauſe zu gehen und einen vernünftigen Arzt zu brauchen. Da meinte er, das ließe ſich jetzt nicht mehr machen; ſeine Aeltern, die ihn erſt vor drei Jahren mit einem zerſchoſſenen Bein drei Monate lang in Schwalbach unterhalten hätten, ſeien ruinirt, und hielten kaum das väterliche Gütchen: „Und,“ ſetzte er naiv und lächelnd hinzu, „ſoll der Menſch hier nicht ein bischen leiden, da Gott ſo viel am Kreuze für uns gelitten hat? die hier den Schmerz haben, werden dort im Himmel glücklich ſeyn.“ Ich freute mich des wackern Jünglings und lächelte ſeines Glaubens, für deſſen Sache er doch wahrhaftig nicht den Säbel führt. Dieſer Huſar, mit dem ich auch von Koblenz die letzte Fahrt nach Mainz machte, ward bald mein beſter Freund. Er war unſtreitig der erſte Menſch von uns, und hatte das meiſte Menſchliche erfahren. Eine zweite Erzählung, die er mir auf der zweiten Reiſe mit Thränen gab, machte mir ihn noch intereſſanter, ſo wie es ſein Schickſal auszeichnet. In der Rieſenſchlacht bei Gemappe macht er einige Gefangene von den Kondeern, von denen der letzte nur dann ſich ergiebt, als er mit ſeinem verwundeten Arm nicht mehr den Säbel führen kann. Als er dieſen Gefangenen näher beſieht, ſo iſt es ſein Bruder, der zu Mirabeaus, des Dicken, Legion übergegangen war. „Ich konnte ihn, ſprach er, nun nicht mehr laufen laſſen, ſondern er ward mit den andern Gefangenen fortgeführt, und, ſo ſehr ich bat, ſo ſehr die Officiere ſelbſt baten, ihn laufen zu laſſen, den folgenden Morgen mit andern Ueberläufern erſchoſſen. Wir hatten damals eine ſchlimme Zeit, jetzt hätte man ihn mir wohl geſchenkt.“

Hinter Bonn beginnt nun das, was man eigentlich eine Rheinfahrt nennen kann, wenn man dabei an die ſchöne und erhabene Natur denkt, welche dieſen ſtattlichen Strom von ſeiner Wiege in den Schweizergebirgen bis hieher begleitet. Die Berge ſteigen hier allmählig, und binnen Einer Stunde iſt man in einer der ſchönſten Rheinbuchten, die man nur denken kann. Rechts ſteigen aus dem Thale und über den Thürmen des Schloſſes Godesberg die Ufer mit Einem Male hoch und grün empor, und links hat man die ſanft anlaufenden Alpenhöhen mit ſieben großen und mehreren kleinern Bergſpitzen, die man die Siebenberge bei Bonn heißt. In dieſen Bergen ſind Kupfergruben und Steinbrüche, die man die Steinbrüche von Königswinter heißt, wo die Steine zum Theil noch feiner bearbeitet und dann eingeſchifft werden. Welch ein Anblick iſt dieß über dem herrlichen Strom, und wie glänzten die Rieſenköpfe im Strahl der jungen Sonne! An ihrem äußerſten ſchroffſten Auslauf über dem Strom, wo ſie eine ſteile Wand bilden, welche durch das Moos und das Grün das kahle und graue Geſtein zeigt, hängen die Trümmer des alten Schloſſes Drachenfels majeſtätiſch herüber, und in weiter Ferne die höhere Löwenburg, die Wolkenburg, der Stromberg, die nebſt ihren kleineren Brüdern zum Theil auch Trümmer alter Feſten zeigen.

Links hat man jetzt ſelten noch Weinberge, weil der Höhe die Sonne fehlt, welche auf das jenſeitige nördliche Ufer fällt, wo auch meiſtens die niedlichſten Dörfer ſind, die auf der ganzen Fahrt häufiger aus Ziegeln und Schiefer, als aus Leimen und Stroh beſtehen. Nach dieſem erſten romantiſchen Aufflug ſenkt man ſich links und hat nun fortlaufend nur Weinberge und Obſtpflanzungen, mit kleinen Streifen Korns (denn auch hier iſt dieſes Jahr alles ſpät) und Stoppeln untermiſcht, und im Hintergrunde Wald. Links liegt dieſſeits unten im Siebengebirge der große und ſchöne Flecken Königswinter, und jenſeits das nette Dorf Hunſen oder Honnef, welches einen der beſten Bleicherte erzeugt. Rechts über Honnef fuhren wir dicht unter der Rolandsecke hin, wo die Trümmer vom Schloſſe des Paladins nahe über die Fluth ſich hinbeugen. Dies iſt eine reizende Stelle des Rheins, der alles Große und Schöne hier verſammelt zu haben ſcheint. Zwiſchen dieſen erhabenen Geſtaden liegen nemlich drei Inſeln, von denen die größte der Nonnenwörth mit ihrer Abtei und ihren Pappeln, Ulmen und Weiden ruhig und freundlich in dem ſtrudelnden Strome da liegt; zwei kleinere Eilande drängen ſich zwiſchen ſie und Rolandseck ein, nemlich der Grafenwörth und der Rolandswörth gleich unter den Ruinen. Wie gern wäre ich hier auf einen halben Tag gelandet, doch wir flogen vorüber, und wandten uns mit unſerm Nachen durch eine liebliche Bucht gegen Unkel, wo wir um eilf Uhr vorbeiſtreiften. Es iſt ein nettes Dorf am linken Ufer, wo man viele Baſaltſteine gräbt, aber am merkwürdigſten iſt es dem Reiſenden durch den Unkelſtein, der freilich in unſern Tagen mit manchen andern Geſpenſtern vieles von ſeiner Furchtbarkeit verloren hat. Es ſind zwei Steine, die bei jetzigem niedrigen Waſſer etwa zwei Ellen darüber hinausſtehen, ſchichtenweiſe, als ſeien ſie gemauert. Man lenkte unſre Jacht mitten zwiſchen ihnen durch, und erzählte von zwei Hexen, welche den Schiffern alles mögliche Herzeleid anthun ſollen. Da ſei nichts kräftiger, als der fromme Gedanke und die Kniebeugung vor dem Gekreuzigten im Felſen. Rechts nemlich, Unkel gegenüber, liegt das ſchöne Kloſter, der Apollinarisberg genannt, hoch thronend über dem Rhein, und unter ihm hat man eine tiefe und weite Niſche in den Felſen gehauen, wo Chriſtus mit den Schächern und den gewöhnlichen Zuſchauern unten am Kreuz mit ſehr hellen Farben gemahlt iſt. Und noch jetzt beugten ſich Kniee, und Hüte flogen und Worte ſumſeten, während die Köpfe franzöſiſcher Soldaten oben aus den Fenſtern des Kloſters guckten, und Officiere auf ſeinen zwei Erkern den Rauch ihrer Pfeifen über den Rhein blieſen, und unſer Steuermann, der alte Michel, ſein „Komm Schätzchen bei der Nacht, die die Herzen luſtig macht“ ſang. Einen Schabernack erlaubten ſich indeß die Waſſernixen, indem ſie einer unſerer ſchönen Begleiterinnen den Hut abwehten, der mit ſeiner koſtbaren Agraffe und ſeinen Federn wie ein kleines Boot den Strom abwärts ſchoß. Dies machte mich auf meinem Borde, wo ich gewöhnlich ſaß, etwas vorſichtiger; ich bedachte, daß ich ſchwerlich ſo oben ſchwimmen würde, und nahm eine etwas behutſamere Stellung. Die Gegend war einige Stunden weniger erhaben, und die Ufer ſteigen ſanfter hinauf. Links hat man Weinberg auf Weinberg und Obſtgärten auf Obſtgärten, rechts flacheren und buſchigtern Bord. So kamen wir um zwei Uhr Nachmittags zu Breiſig, unweit dem alten Schloſſe Rheineck an. Gleich hinter Unkel liegt rechts das alte Städtchen Rheinmagen oder Remagen, und links das Dörfchen Erpel, über welchem ein zerſplitterter Baſaltberg hoch empor läuft, der die Erpeler Leye genannt wird. Leye nemlich heißt ein Schieferberg, und die einzelnen Platten und Steine nennt man daher Leyenſteine. Dieſer Berg iſt beinahe bis an die Hälfte mit Weinſtöcken begrünt, die einen trefflichen weißen Wein geben ſollen. Bald kömmt man rechts dem Städtchen Sinzig gegenüber, bei welchem die kleine reißende Ahr in den Rhein fällt, deren Ufer, ſo weit die Augen reichen, zu beiden Seiten mit Reben bepflanzt ſind, die einen guten Bleichert liefern ſollen (ſo heißt der blaßliche rothe Rheinwein). An der linken Seite liegt das Städtchen Linz mit den Trümmern der Schlöſſer Dattenberg und Ockenfels, und dem ſchönen Argenfels und dem freundlichen Dörfchen Hönningen in ſeinen Weinbergen und Gärten. Hier zwiſchen Breißig und Linz wird die Natur plötzlich kühner und erhabener. Die Ufer ſteigen hoch und ſteil empor, und hoch oben liegt das ſchöne und wohl erhaltene Schloß Rheineck, und auch links treten die Berge ſchroff und ſteil ans Ufer, und zeigen unter ihnen die lieblichſten Weinberge. Der Rhein läuft hier grade wie ein Pfeil fort und bildet in der Entfernung durch ſeine gähen Ufer ein wunderſchönes Felſenthor, das von Breißig aus wie ein durchgehauener Berg ausſieht. Auf der ganzen Fahrt habe ich keine ſo weite Ausſicht den Strom entlang gehabt, als dieſe, es ſei denn die flache und ſeeähnliche hinter Bingen. Schroffe Berge, romantiſche Felſengruppen wechſeln mit kleinen Einſchnitten und Thälern, die Weinhügel und Dörfchen zeigen; und, um alle dieſe Reize noch zu erhöhen, ſchwimmen mehrere freundliche Eilande im Strome, der zwiſchen ſeinen engen Felſenufern brauſend und zürnend fortſchießt. Vorzüglich ſchön ſind links die Trümmer von Oberhammerſtein und die vorſpringenden Felſenzacken, die in ihrer ſchwarzen Herrlichkeit einander gegenüberſtehn, und die Kluft zwiſchen Ober- und Niederhammerſtein machen. Am rechten Ufer bei Brohl und Forpich luden mehrere Böte Tuffſtein ein, aus dem die Berge dort häufig zuſammengeſetzt ſind. Dieſer Bauartikel geht häufig nach Holland, wo er durch die Menge Rheinzölle und Fracht allerdings nicht am wohlfeilſten ſeyn kann. Auch hier mauert man ſehr häufig damit. Den gemahlenen und zermürſeten Tuffſtein nennt man Traſſ. Er ſoll mit Kalch gemiſcht einen äußerſt feſthaltenden Mörtel geben, und verzüglich anwendbar bei Mauern ſeyn, die an, oder im Waſſer ſtehen, weil er eine faſt eben ſo unvergängliche Mauer giebt, als die terra puzzuolana, wodurch auch kein Tropfen Waſſer durchſiepern kann.

So ſchwammen wir luſtig bei dem Schieferdachſtädtchen Andernach ein halbes Stündchen an. Man rechnet dieſe Stadt gute fünf Meilen von Bonn. Sie iſt altfränkiſch und räucherig. Ich ließ mir den Wein, der an ihren Hügeln wächſt, gut ſchmecken, indem ich Heilbrunner Waſſer darauf goß, mit dem er wie Champagner brauſte. Es ſind nemlich hier in der Nachbarſchaft zwei Geſundbrunnen, der Heilbrunner und der Tönniesbrunn, deren Waſſer ausgeführt werden. Auch Tuffſtein und Mühlenſteine lagen in Menge am Rhein aufgehäuft nebſt großen Stapeln irdener Kruken, die vom linken Ufer kamen. (Ich nenne die Ufer nach meiner Bergfahrt, wie ſie mir links und rechts ſind.) Vor der Stadt unten am Rhein ſteht ein ſtattlicher hoher Thurm, der ihr noch einiges Anſehen giebt, und am ſüdlichen Theile liegen die zerfallenen Trümmer eines alten Schloſſes. Von hier bis Koblenz, welches zwei ſtarke Meilen ſind, geht der Rhein mit mehrern Krümmungen öſtlich, ſo daß er am rechten Ufer einen Halbmond bildet, bis er nahe vor Koblenz wieder ſüdlicher läuft. Die Ufer ſinken wieder, und die hohen Berge treten weiter ins Land zurück. In einer luſtigen Gegend fließt man ſanft eine halbe Stunde bis Neuwied fort, welchem die kleine Nett gegenüber in den Rhein fließt. Hier wird alles auf beiden Seiten zur Ebne. Rechts iſt eine weite Fläche, die mit entfernteren dämmernden Bergen zur Seite ſo bis an die Moſel und Koblenz fortläuft; links hinter Neuwied ſteigt im ſchönſten Halbmond ein paradieſiſches Amphitheater mit Wieſen, Kornfeldern, Reben, Wäldern und Schlöſſern, Thürmen und Klöſtern allmählig zum Gebirge empor. Die Stadt ſelbſt hat gar eine freundliche Lage, ſo wie die umliegende Landſchaft. Voran hat man Wieſen mit einer ſchönen Allee lombardiſcher Pappeln, dann kömmt der ſchöne Garten und Pallaſt des regierenden Fürſten, an welchen ſich die kleine nette Stadt anſchließt, mit ihren lichten und graden Gaſſen, die auf den Rhein laufen, und durch die man klar ins ferne Waldgebirg ſchauen kann. Dieſes Städtchen iſt etwa hundert Jahre alt, und war unter dem Schutz ſeiner Fürſten, die allen Religionsverwandten einen ruhigen Wohnſitz neben einander erlaubten, luſtig empor gewachſen, und durch ſeinen Wohlſtand und ſeine Fabriken und Manufakturen berühmt, als der Krieg ausbrach, der viele arm gemacht, viele auch vertrieben hat. Die ganze Gegend iſt mit Leichen gedüngt worden, und mehrere leer ſtehende Häuſer zeigen noch die Wunden, die ihnen geſchoſſen worden ſind. Kaum iſt man der Stadt vorbei, ſo kömmt die bekannte Inſel im Rhein, woran ſich der Brückenkopf ſchließt. Sie liegt kahl und zertreten ohne einen Strauch da, hat aber noch deſto mehr Verſchanzungen und Palliſaden, und an beiden Ufern die Batterien. Hier wurden unſre Huſaren munter und erzählten ihre Leiden und Freuden und einige Gemetzel an dem linken Ufer, wobei der eine mitten beim geweſen war. Wir hatten nun bald links das ſchöne Dorf, Weiſſenthurn, welches vielleicht von ſeinem hohen viereckigen Thurm den Namen haben mag. Hier iſt die Gränze des Köllniſchen und Trierſchen. So ſchwimmt man an niedrigen Ufern zwiſchen Inſeln und Weinbergen und Kornfeldern fort immer in den Oſten hinein, indem das linke Ufer mit ſeiner ſchönen Landſchaft ſich immer noch erweitert und das rechte wieder etwas mehr ſteigt, wie man ſich Koblenz nähert. Man ſieht links die ſchönen Schlöſſer Monrepos, Sayn, Rommersdorf auf hohen Berghügeln, rechts kömmt man an das ſtattliche Dorf, kalten Engers. Bald macht der Rhein nun wieder eine mehr ſüdliche Wendung, und ſeine linken Ufer ſteigen und laufen immer höher und höher aus. Die Thäler und Klüfte ſind unbeſchreiblich lieblich, Weinberge, Obſtbäume wie geſäet, kleine Bäche, luſtige Dörfer, die mit dem Abend nach und nach in Schatten verſinken, und deren Thürme und Schornſteine man nur noch ſieht, und die mit ihren Glocken und Dreſchflegeln in die Melancholie des Abends eintönen. Es iſt hier die romantiſche Gegend der Ruhe und Freude zwiſchen den grünen Hügeln, den Klöſtern zu beiden Seiten und an den Bächen, die durch das Thal ihrem großen Herrſcher zurieſeln. So iſt man bis Keſſelsheim gekommen, der Krone dieſes Rheinufers. Zwei ſchöne grüne Inſeln, von denen die eine der Niederwörth heißt, mit Gebüſch und Heuhaufen und Häuſern und einem Kloſter, laufen lang neben einander im Strome fort. Jenſeits zur Linken iſt ein bunter Grund mit tiefen Einſchnitten im Gebirg. So folgen die Klüfte und Thäler des Ufers, bis der Strom bei dem freundlichen Dorfe Neuendorf ſich gleichſam dem Empfange der Moſel zubeugt. Man ſtaunt ſchon halb in Nacht das thürmende Ehrenbreitſtein an, und ſchwimmt unter ſeinen unbezwinglichen Felſen auf Rhein- und Moſelwaſſern an die Stadt an. Ich nahm mit den beſſern Theil der Geſellſchaft bei den drei Schweitzern am Ufer des Stroms mein Quartier.

Koblenz und ſeine Gegenden.

Sie iſt unſtreitig eine der älteſten Städte Teutſchlands, und ſchon Ammian Marcellin redet von einem Kaſtell bei Confluentes. So nannte man nemlich die Gegend, wo die Moſel und der Rhein zuſammenfließen, und davon bekam die Stadt in dem Munde der teutſchen Sprache den Namen Koblenz. Dem ungeachtet ſieht ſie jetzt nur noch an Einer Seite, nemlich an der Moſel hin, antik aus, und ſie war auf dem Wege, ſich immer mehr zu verjüngen, wenn ihr dieſe blutige und umkehrende Zeit nicht ſo in die Queere gelaufen wäre. Was aus manchen dieſer rheiniſchen Städte werden muß, wann ſie vielleicht aufhören, Reſidenzen beſondrer Fürſten zu ſeyn, das kann ihnen jeder leicht vorherſagen. Ich will nun ſo in und um die Stadt umherſpazieren, und erzählen, was mir gefallen und merkwürdig geſchienen hat. Zur Vorrede will ich aber doch ſogleich ſagen, daß ich in dieſem Koblenz am liebſten wohnen mögte von allen rheiniſchen Städten, die ich bisher geſehen habe. Sie hat eine der reitzendſten und luſtigſten Lagen von der Welt, und wir wollen ſehen, wie der Koblenzer und der Fremde ſeine freien Stunden benutzen kann, um der ländlichen Natur in ihrer ganzen Fülle und Lieblichkeit zu genießen.

Nordöſtlich hat die Stadt den Rhein und die Moſel. Der erſte zeigt ihr gegenüber die ſchönſten Weinberge und Dörfer, und das Felſenneſt Ehrenbreitſtein mit ſeinem anmuthig bebauten Thale, wohin man auf der wandelnden Schiffbrücke leichte Promenaden machen kann. Wie gern hätte ich oben auf dieſen ewigen Felſen geſtanden, aber das iſt einem Fremdling jetzt nicht vergönnt; Glück genug, wenn man nur überall ans andre Ufer hinüber darf. Dieſes Ufer mit dem herrlichen Strom könnte allein einer Stadt ſchon den Namen der Schönen verdienen, wenn man die Luſt und das Gewimmel der Rheinfahrt noch dazunimmt. So konnte ich bei meiner Ueberfahrt nur von unten zu den natürlichen und künſtlichen Mauern dieſer unüberwindlichen Feſtung hinaufſehen. Die Häuſer am Fuß des Berges längs dem Strom nennt man nur das Thal, oder das Thal von Ehrenbreitſtein; über dieſem hübſchen Thale liegt auch die alte Reſidenz der Churfürſten von Trier nebſt ſeinem Umhang; aber alles das ſehr verödet; weil es ſeit der Regierung des jetzigen Fürſten nicht mehr bewohnt worden iſt. Sanft und mild iſt die kleine Landſchaft hinter dem Thal, oder vielmehr der in die Berge einlaufende Sack des Thals mit Bäumen, Reben und einem Sauerbrunnen, deſſen Waſſer man nebſt Selterſer in Koblenz unter den Wein gießt. Ach! es kann einen doch jammern, daß dieſe ſchönen Ufer von einander geriſſen werden ſollen! Jetzt iſt dieſes Thal ein Sitz des tiefſten Friedens, da keine Kugeln mehr herumfliegen. Man proviantirt die Feſtung von Zeit zu Zeit und behauptet, erſt vor einigen Monaten ſei von der Landſchaft für 6 Monate Proviant zuſammen und hinein gebracht; es ſei aber vielleicht nicht für 14 Tage da, ſo fleißig gehe der Handel hinten wieder hinaus. Will man dieſe Ueberfahrt nicht machen, ſo wandert man ſogleich aus der Stadt den Rhein entlang, hat drüben immer die luſtigſten Dörfer und Weinberge, und ferne hin Schlöſſer und Thürme und Berge, und dieſſeits Gärten, Felder und Obſtbäume; bald kömmt man an die niedliche Rheininſel, den Oberwörth, ein Gegenſtück zum Niederwörth am andern Ende der Stadt. Dieſe liebliche Inſel hat Büſche und Wieſen und Felder, und ihr ſonſt prächtiges Nonnenkloſter liegt in ſeinen Trümmern trauernd da. So geht man fort, bis das Ufer ſich eng einſchließt, und ſchont einen kleinen Schweiß nicht, den Berg zu erſteigen, von dem ſich die ſchöne Welt in einer weiten Ausſicht über die große Gegend, die alten Thurmzacken am Strom, über die Stadt und die beiden Ströme elyſiſch aufthut. Ich habe auf ſeinem grünen Raſen zweimal recht angenehme Stunden verträumt. Man laſſe nun die der Stadt nähere Karthauſe noch unberührt, und gehe ſo ſüdweſtlich eine gute halbe Meile von der Stadt auf ihm fort, bis man an die Moſel gelangt, die zuerſt ſüdweſtlich von der Stadt fließt, und dann auf einmal eine ſüdliche Wendung nimmt, und in dieſer Schlingung durch hohe Berge am jenſeitigen Ufer die anmuthigſten Weinberge, nette Dörfer und Waldufer, und in der Ferne den Hundsrück zeigt, von dem die hieher auslaufenden hohen Bergufer noch Fortſetzungen ſind; denn man nennt das Gebirge einige Male hinter Koblenz ſüdlich ſchon den Hundsrück. Von dieſem Berge geht man nun in den Weſten hinein, an den ſchönen Ufern der Moſel fort, und wendet ſich alsdann nördlich mit ihr der Stadt zu, bis man auf ihre Brücke kömmt, wo man ſo gern Stillſtand macht, um die Vermählung der Ströme und Ehrenbreitſtein mit ſeinem ſchönen Ufer aus einem andern Standpunkte zu ſehen. Dann geht man jenſeit hinüber, und kann am Rhein herum eine halbe Stunde bis Keſſelsheim einen entzückenden Spaziergang haben. Der Fremde geht auch nach gerade von der Brücke hinauf einige hundert Schritt zur Anhöhe, um das Blockhaus und die Batterien zu ſehen, aus welchen man ſich mit Ehrenbreitſtein kanonirt hat, ehe es durch Hunger fiel. Eine Merkwürdigkeit hier ſind noch die Gräber zweier franzöſiſcher Generale, die zugleich edle Menſchen waren. In den Verſchanzungen ſelbſt liegt Hoche, einer der ſchönſten und edelſten Menſchen, welche ſein blutiges Jahrzehend auszeichnen. Er hat ſtatt eines Monuments bloß eine hölzerne Skizze von dem zu hoffenden ſteinernen Monument. Es dient einſtweilen der Wache zur Decke. Einige Soldaten lagen auf ſeinem Hügel, worüber dieſer hölzerne Schuppen geſchlagen iſt, und welcher keinen Grashalm hat, und ſchnarchten; ein recht ſoldatiſches Lager und die gebührende Geſellſchaft des Tapfern, deſſen Aſche hier liegt. Außerhalb den Verſchanzungen nördlich, einige hundert Schritte im freien Felde, ſteht das ſteinerne Denkmal des General Marceau. Ein niedriges hölzernes Staket läuft rund herum, um es zu ſichern; aber Menſchen und Thiere hatten ſchon ihren Schmutz hinein gemacht, weil die Thüre ausgeriſſen da lag. Es iſt eine Pyramide aus röthlichem Granit, drei Mannslängen hoch, und ich will die Worte der vier Seiten herſetzen, weil die Begebenheit ſo neu iſt. Gleich am Eingange an der Weſtſeite lieſet man:

Westen.

Ici
Repose
Marceau
Né à Chartres
Departement d'Eure et Loire
Soldat à XVI ans
Il mourut
En combattant
Pour sa patrie
Le dernier jour de l'an IV
De la Republique françoise
Qui que tu sois
Ami ou ennemi
De ce jeune
Héros
Respecte les cendres

Osten.

Il vainquit
Dans les champs de Fleurus
Sur les bords de l'Ourthe
De la Roer de la Moselle
Et du Rhin
L'Armée
De Sambre et Meuse
A son brave General
Marceau

Süden.

Je voudrais
Qu'il m'en eut couté
Quart de mon sang
Et vous tinsse en santé
Mon prisonnier
Quoi que je sache que
L'empereur mon maitre
N'eut en ses guerres
Plus rude ni facheux ennemi'
Mémoires du chevalier Bayard
Allusion aux paroles
Du General autrichien Baron de Kray

Norden.

L'armée
De Sambre et Meuse
Après sa retraite
De la Franconie
Quittait la Lahn
Le General Marceau
Commandait l'aile droite
Il étoit chargé de couvrir
Les divisions qui defilaient
Sur Altenkirchen
Le III jour complementaire an IV
Il faisait ses dispositions
Au sortir de la forêt de Hoechtslach
Lorsqu'il fut mortellement atteint
D'une balle
On le transporta à Altenkirchen
Où sa foiblesse obligea de l'abandonner
A la generosité des ennemis
Entre les bras de quelques François
Et des Generaux autrichiens
Dans la XXVIe année
De son age.

Am weſtlichen Eingange ſieht man durch das Gitter der Thüre des Monuments eine ſchöne ſchwarze Urne, mit einem Lorbeerkranz umwunden. Sie enthält die Aſche ſeines Körpers, und eine Inſchrift, die in Kürze mehr ſagt, als der vorige lange Schwall von Worten: Hic cineres, ubique nomen. Dieſer Thüre gegenüber öſtlich iſt ebenfalls eine Niſche und eine Oeffnung mit einem Gitter in Stein, worin Tropäen und Waffen mit ſeinem Generalshut aufgethürmt ſind.

Mit ernſten Gedanken, nicht bloß über dieſe Todten, wanderte ich ſo feldein, und war, ehe ich es ſelbſt merkte, in der breiten Pappelallee, welche zu dem churfürſtlichen Luſtſchloſſe Schönbornsluſt führt. Auch hier war mir's, als ſeien Todten da begraben, ſo ſtill und melancholiſch war alles rings umher. Dieſes Schloß, von einem Churfürſten aus dem Hauſe Schönborn erbaut, hat ſchon nicht die glücklichſte Lage, und es ſcheint, als habe man in dieſem Paradieſe, wie einſt der ſtolze Ludwig zu ſeinem Verſailles, die ſchlechteſte Gegend ausgeſucht. Es liegt nemlich auf einer kahlen Ebene, die kaum gutes Korn trägt und ſehr ſandig iſt. Nun alles halb zerſtört und ausgeleert und unbewohnt, ſchickte es mich eben ſo wehmüthig nach dem nahen Koblenz zurück, als ich die Gräber der Todten verließ, wo vielleicht noch andre Todten, von Ehrenbreitſteins Kugeln getroffen, liegen.

Der nächſte und beſte Spazierort der Koblenzer war ſonſt die Karthauſe, die eine Achtelmeile von ihren Thoren liegt, auf der halben Höhe des Berges, über welchem ich nach der Moſel vom Rheinufer aufſtieg. Sie war wegen ihrer Nähe, wegen der reitzenden Ausſicht über das Thal, die Stadt und die beiden Ströme, ſonſt eine der Lieblingszuflüchte der Koblenzer, und ſie ließen ſich Milch, Bier und Wein, hier auf der grünen Terraſſe gelagert, wohl ſchmecken. Jetzt iſt ſie faſt ganz zerſtört, und ihre Vögel ſind in ein anderes Neſt in der Stadt eingezogen, woraus ſie vielleicht auch bald gejagt werden. Ich glaubte anfangs, ſie ſei von den Kanonen Ehrenbreitſteins vielleicht ſo ſchlimm mitgenommen, aber man erzählte mir, die Franzoſen, als ſie hier ihr Lager hatten, haben ſie bloß aus Muthwillen ſo gemißhandelt. Die Kirche iſt allenthalben im Gewölbe und den Wänden aufgeriſſen, die Zellen zertrümmert, welche durch mehr als Eine Oeffnung Tageslicht geben; die andern Gemächer durchaus ſo abgebrochen, zerſchlagen und verwüſtet, daß dem Kolonus kaum einige Löcher für ſein bischen Korn und Gartengewächs übrig bleiben. So ſchnell iſt ein ſchönes Gebäude verdorben, das vom Anfange dieſes Jahrhunderts zählte, und woran der Zahn der Zeit fünf Jahrhunderte hätte nagen können, eh' er es ſo weit gebracht hätte. An einer Wand las ich die erklärenden Worte mit Rothſtein geſchrieben: Telle est la guerre de l'egalité, de devaster les palais et respecter les chaumieres. Gilbert Capitaine. Wenn das erſte Gleichmachungsſyſtem ſchon den Unwillen des Rechtſchaffnen erregt, ſo mögte man es als einen Irthum noch verzeihlich finden, wenn man das zweite nur gehalten hätte; aber man gehe rund bei den Leuten unter dem Strohdache, und frage ſie; was werden ſie zur Antwort geben? Indeſſen auch ſo noch hat dieſer jetzt öde Platz unbeſchreibliche Schönheiten, und ich habe einige Abende aus ſeinem Weinberge und aus den verbrannten, und mit Heu und Pferdedung gefüllten Niſchen, den ehemaligen Sitzen der Heiligen, die ſinkende Sonne hier erwartet. Man hat das ganze ſchöne Thal, das an dieſem Berge und dem Ufer des Rheins nach Süden läuft, unter ſich, ſieht den Oberwörth mit ſeinem eben ſo zerſtörten Kloſter in den Fluthen des Rheins antworten, ſieht jenſeits die herrliche Berg- und Thalgegend mit alten Schlöſſern und Thurmſpitzen, das gewaltige Ehrenbreitſtein, die Stadt, die von dieſer Seite ſo freundlich und romantiſch da liegt; alles dieſes, von dem milden Lichte des Abends und von dem thauenden Schleier der nahenden Nacht umwölkt; und man vergiebt mir, wenn ich bei dieſem Anblick der Noth des ſchönen Landes vergaß, und wünſchte hier in einem zerbröckelten Theil des Kloſters meine ſtille Wohnung aufſchlagen zu dürfen. Noch jetzt, da ich dieſes im äußerſten Germanien zum zweitenmal ſchreibe, wird die heiße Sehnſucht wieder wach nach Koblenz, und es iſt mir, als läge ich ſehnend und ſelig im Fenſter meines Stübchens zu den Drei Schweitzern über dem rauſchenden Strom, worin die Sterne leuchten, und das hohe Ehrenbreitſtein jenſeits ſeine Schatten wirft, und furchtſam in der Nacht einzelne Ruder am Ufer hinplätſchern.

Die Stadt liegt von Weſten nach Oſten längs der Moſel hin bis zum Rhein, und hat zu dieſer Länge unge- die halbe Breite vom Norden nach Süden. Offenbar war. dieſe Moſelſeite der erſte und älteſte Theil der Stadt, und für dieſe Ehre hat ſie den Vorzug, jetzt der ſchwärzeſte, dunkelſte und verlaſſenſte zu ſeyn, worin ſich viele Gärten eingefunden haben, und man ſelten Menſchen wandelnd trifft, es ſei denn in der Moſelbrückenſtraße und um das Rathhaus. Die Gebäude ſind größtentheils altfränkiſch und häßlich, eben ſo das Rathhaus oder jetzige Gemeindehaus mit ſeinem Platze, die Straßen eng und ſo ſchlimm und ſpitzſteinig, daß ſie in Jahrhunderten nicht gepflaſtert ſcheinen. Eben das alte Anſehen iſt in den Klöſtern und Kirchen dieſer Gegend. So iſt auch die äußere weſtliche Landſeite eng, trübe, abgeſchnitten und menſchenleer. Dort iſt der ganze äußere Ring an der Mauer mit kleinen Tagelöhnerhütten beſetzt, und eine Schnur von Wein- und Obſtgärten folgen einander. Aus dieſem Theil der Stadt geht die alte ſteinerne Moſelbrücke, welche das jenſeitige Land mit ihr verbindet. Man ſagt, es ſoll jenſeit vormals noch ein zweites kleineres Koblenz, gleichſam eine Vorſtadt von Koblenz, gelegen haben, jetzt iſt keine Spur mehr davon. Die Brücke iſt ſo hoch, daß kleine Schiffe, wie ſie auf der Moſel fahren, mit ihren Maſten darunter hinlaufen können, mit vierzehn Bögen, beinahe 500 Schritt lang. Sie dient gegen die Abendzeit häufig zur Promenade, welche durch die Ausſicht auf die beiden Flüſſe und ihr brauſendes Zuſammenſtrömen recht munter iſt. Nur die öſtliche Seite und die Rheinſeite der Stadt kann man eigentlich das ſchöne Koblenz nennen, und da iſt die Stadt recht hübſch, die Häuſer meiſtens dreiſtockig und aus Stein gebaut, und, wenn nicht alle pallaſtartig, doch nett und freundlich, und die Menſchen ſelbſt hier nicht der Ausſchuß des Glücks. In dieſem Theile liegen auch die Palläſte einiger Großen des Landes, z. B. die der Grafen von Elz, von Baſſenheim, von Leyen, von Metternich und andere, welche jetzt aber größtentheils leer ſtehen. Doch iſt es ſchade, daß hier keine grade und fortlaufende Gaſſen ſind, die einzige vom Rheinthore ausgenommen, die nachher mit einigen Krümmungen unter verſchiedenen Namen durch die ganze Stadt bis zur Moſelbrücke läuft. Hier ſind auch ein Paar ganz hübſche, wenn gleich nicht große Plätze, der Plan, meiſtens in der Mitte der Stadt, und näher dem Rhein und der ſüdlichen Außenſeite der Paradeplatz, ein feines Viereck, rund umher mit einer Lindenallee, mit Billards, Kaffe- und Schenkhäuſern, Galanteriebuden und andern hübſchen Gebäuden. Dieſer Platz iſt die Tages- und vorzüglich die Abendpromenade der jungen, ſchönen und galanten Koblenzer Welt, und er verdient dieſe Ehre in mehr als Einer Rückſicht. An ihn ſtößt eine Reihe neuer Gebäude mit ſchönen Straßen, welche man die Klemensſtadt nennt, und die erſt in den letzten 30 Jahren dieſes ablaufenden Jahrhunderts unter dem jetzigen ſächſiſchen Fürſten Klemens Wenzeslaus entſtanden ſind. Man geht durch dieſe eleganten und netten Wohnungen gleich ins ſchöne Freie ſüdlich hinaus, wo kein Thor, keine Schildwache die Ein- und Ausgehenden beläſtigt. Hier findet man links den neuen churfürſtlichen Pallaſt, und rechts in der Entfernung von etwa 300 Schritt den Gaſthof zum Trieriſchen Hof, das Ball- und Schauſpielhaus, und andre feine Gebäude, dem Herrenhauſe ſymmetriſch gegenüber gebaut. Alles dieſes iſt Anlage, oder doch Beförderung des jetzigen Fürſten, dem die alte Felſenwohnung unter Ehrenbreitſtein nicht gefiel, und der ſich hier ein luſtiges Haus im Freien dicht am Rhein baute. Doch hat der Pallaſt, ſo ſchön ihn die Koblenzer auch finden, immer etwas Schwerfälliges, und das ſchönſte dieſer neuen Gebäude iſt das Schauſpielhaus. Unweit dem Pallaſt an der Stadt am Rhein liegt noch der ſtattliche Dikaſterialbau, der aber nur durch ſeine Maſſe wirkt. Alles dieſes Friſche und Schöne hat in den letzten drei, vier Jahren unendlich gelitten. Die Reſidenz und ihre anſtoßenden Gebäude und Ställe geben nur das Bild der Zerſtörung. Sie dient jetzt zum Hoſpital für die Truppen, und die andern für die Reiterei. Im Innern herrſcht ganz der Schmuz, der dem gemeinen Franzoſen eigen iſt, noch mehr dem Kranken und Lazarethartigen. Von der alten Zier iſt auch keine Spur mehr übrig. Schon trieft der Schmuz an den ſchönen Wanden und Kolonnaden nieder, und eine Menge Fenſter ſind mit Brettern zugenagelt. Prächtig herrſcht der ſtattliche Bau auf den Rhein, von welchem er etwa 20 Schritte entfernt liegt, und an der andern Seite baut man der freien ländlichen Luſt und ſeiner Nähe zu Ehren, ſelbſt in dieſen trübſeligen Zeiten, immer noch neue Häuſer. Zwiſchen dieſen ſchönen Gebäuden legte der prachtliebende Churfürſt eine ſchöne Promenade an, die weiter nach Süden mit Lindenalleen, Baumgruppen und Hecken ausläuft, und mit ihrem ewig grünenden Raſen ſo nahe am Strom und am ſchönſten Theile der Stadt viel Reizendes hat. Doch auch von ihren Bäumen ſind viele verdorben, und weniges Geſtripp und Stumpen verrathen die alten Büſche und Hecken, welche die Zeit, nicht mit Thereſiſchem Pratergeiſt, zerſtört hat. Von hier breitet ſich das liebliche Thal, längs dem Rhein und unter dem Karthauſerberge aus, in welches luſtige Steige und Wege nach allen Seiten führen. Dieſes Thal iſt in mancher Hinſicht ächt heſperiſch, nur daß das Grün lebendiger, die Bäume friſcher, der Strom kraftvoller iſt. Nah an der Stadt ſind Gärten und Gartenfrüchte zum Vergnügen und Nutzen. Selbſt die alten Wallgräben und die zerbröckelten Feſtungswerke an der weſtlichen Stadt ſind durch den Fleiß der Menſchen in Gärten und Kornland verwandelt. Man ſieht die trefflichſten und reichſten Obſtbäume, Pfirſiche, Aprikoſen, und andere Südfrüchte in größter Fülle, und einen unſäglichen Reichthum von Küchengewächs, und ſelbſt die Felder, mit Bäumen und Baumreihen durchpflanzt, geben nur das Bild eines einzigen Gartens. Man ſieht alle Arten Getraides, Weitzen.

Gerſte, Hafer, Erbſen, Spelt, nebſt Klee- und Kartoffelfeldern; und Nuß- und Aepfelbäume hängen ihre reichbeladene Kronen zur Erde. Aber das Schönſte, was dieſen Gärten und Feldern auch nie fehlt, ſind die reitzenden Weiber und Mädchen der Stadt, die in mancherlei Arbeit und Freude ſich hier den Tag über zeigen.

Koblenz iſt mit ihrer Nachbarin Bonn ganz in gleicher Lage. Sie hat keinen Handel, obgleich ſie ungemein vortheilhaft dazu liegt, und eben ſo wenig Induſtrie. Man lebte hier von dem ſchönen Lande und von den zufälligen Vortheilen der beiden Ströme, am meiſten aber von der Nahrung, die der Hof und mehrere Reiche und Große des Landes, die dem Hofe folgten, durch alle Adern der Stadt trieben. So wuchs die Stadt an Wohlſtand und Kultur, und bekam noch einige Jahre vor ihrem Wittwenſtande einen neuen und ſchimmernden Zufluß durch die Menge der Emigranten, die unter der Anführung der Brüder des Königs von Frankreich, bei ihrem Oheim, dem Churfürſten, Schutz ſuchten. Aber dies diente nur, ſie vollends zu verwöhnen, machte einige reich, verdarb viele für ihr Leben, und ließ ſie nachher ihren öden Zuſtand deſto bitterer fühlen. Man giebt der Stadt mit einer runden Zahl etwas über 1050 Häuſer, und rechnete ihre Einwohner, das Thal und die Feſtung drüben mitgerechnet, an 12000; jetzt aber ſind ſie durch den Abzug des Hofes und den Druck der neueſten Jahre wenigſtens um ein Drittheil verringert, und ein großer Theil Häuſer ſteht leer, worin ſonſt das lebendigſte und luſtigſte Leben war. Ich werde von den Urſachen noch etwas mehr ſagen, wenn ich erſt ein Wort über die Menſchen werde verloren haben. Schon in Bonn fällt es einem wunderbar auf, wenn man ein Paar geſunde Augen hat, daß man es nicht mehr mit den geſtalt- und ſeelenloſen Köllnern zu thun hat, und hier iſt der Unterſchied noch ſichtbarer. Wie ſollte auch der milde und zugleich friſche Himmel, die freundliche und ſegenreiche Erde, die Korn, Obſt, Wein, Mineralwaſſer und alles Schöne und Gute reichlich erzeugen, wie ſollten dieſe, deren Kraft rings umher wie ein geiſtiger Becher aufſprudelt und ſchäumt, nicht auch ſchöne Menſchen machen? Es entgeht keinem, daß dieſer anrheiniſche ein ſtarker, behender und wohlgebauter Menſchenſchlag iſt. Die Leiber ſind nervigt und gewandt, die Füße nicht zu groß, die Schenkel gezeichnet, und nicht holländiſch und flamländiſch in einander fließend, Schultern und Bruſt breit und gewölbt, und bei dem allen ein Geſicht, das oft ſchön, meiſtens kräftig und ausdrucksvoll iſt. Aufgefallen iſt es mir, daß man hier mehr Blondlinge und ächte Flachsköpfe findet, als in irgend einer andern Provinz Teutſchlands, es ſei denn in den untern Harzbergen. Sind die Männer ſo, wie ſollten die Weiber nicht wohlgebildet, ja wie ſollten viele ſelbſt nicht Schönheiten ſeyn? Man gehe nur des Morgens um 9 und 10 Uhr auf den Kräuter- und Obſtmarkt und die umliegenden verkehrvollen Straßen nicht weit vom Plan, und betrachte die Bäuerinnen, wie die Städterinnen des ſchönen Moſel- und Rheinlandes; man betrachte die Alten, die mit ihrer Waare feil ſitzen, oder die Hausfrauen und Jungfrauen und Mägdlein, die kaufen, oder ſchauen und geſchaut werden wollen, und man bewundert den Menſchenbau dieſes glücklichen Landes nicht weniger, als die Vortrefflichkeit der Früchte, die in Körben und Netzen zur Schau liegen. Ich muß es bekennen, daß ich die wenigen Tage meines Hierſeyns dieſen langſamen und gedrängten Morgenſpaziergang immer mit Vergnügen gemacht habe. Selbſt unter denen, die das Alter ſchon gegelbt und berunzelt hat, ſucht man umſonſt die dicken, ſchmierigen und unverſchämten Biertonnen der Pariſer Hallen, oder die reinlicheren der Niederlande; und die holde Jugend, welche Lieblichkeit, Geſchmeidigkeit und Zartheit hat ſie! Das mittlere Alter, wie zeigt es noch immer freundlich und gefallend die Spuren erbleichter

Reitze! Ein ſchöner Wuchs, ein feiner Fuß, ein hoch gewölbter Buſen, ſo wie ein ſeltener Reichthum des Haarwuchſes, ſind hier ſo in der Regel, daß man die Ausnahmen zählen muß. Sie haben ein ſehr ſchönes Blut und eine ſchneeweiße Haut, einen fein geſchnittenen Mund, und blaue Augen, große blaue, ächt germaniſche Augen, o wie begegnen ſie einem oft mit Entzücken! Aber wenn mich die Anmuth und Schönheit des Geſchlechtes ſo begeiſtert hat, ſo muß ich leider bekennen, daß ich doch lieber vor 25 Jahren ihre Mütter mögte geſehen haben. Man weiß es, und die Klage iſt von einem Ende des Vaterlandes zum andern geſchallt, wie der ausgewanderte franzöſiſche Hof wie eine Peſt auf die Sitten fiel, wohin er ſich nur wandte. Er brachte auch im Unglück alle Verdorbenheit und allen Uebermuth mit, die vorher ſein eignes armes Land geplagt hatten. Hier war lange ſein Hauptſammelplatz, und es iſt den müſſigen und damals noch reichen und glänzenden Taugenichtſen nur zu gut gelungen, dieſe Spuren ihres Verderbens zurückzulaſſen. Was ſie angefangen haben, das ſetzen die jetzigen republikaniſchen Franzoſen fort, und manche junge Teutſche treten gelehrig in ihre Fußſtapfen. So ſchütteln denn die rechtlichen Männer den Kopf, und die Redlichen trauren. Man hat mir beſonders und ganz unteutſche Dinge erzählt, von hiſpaniſchen und italiäniſchen Inſtrumenten, die hier die Zeit eingeführet haben ſoll; ich kann es nicht glauben. Zur Beglaubigung indeſſen des Vorhergeſagten gehe man nur des Abends um 9 und 10 Uhr durch die Gaſſen und auf dem Plan, dem Paradeplatz und der Promenade ſpazieren. Da fällt mir das Wort eines Franzoſen von Köln wieder ein, der Koblenz hoch zu rühmen meinte, wenn er es das kleine Paris nannte. Es iſt da beinahe pariſiſch, und, mit Wehmuth ſage ich es, ſelbſt Kinder von 13, 14 Jahren, die noch lange in der Knoſpe bleiben ſollten, ſtreifen in lüſternen Gruppen umher, oder ſtehen einladend vor den Thüren aus, und unter dem Schatten der Bäume in und vor der Stadt liebt man vollends recht adamiſch und demokratiſch; denn Adam war ſicher noch Demokrat, ehe er Kinder hatte. Was kann der Franzoſe nicht thun, wenn er einmal die Weibſen für ſich gewonnen hat? Ich will ein Schurke ſeyn, ſind mir auf den Promenaden — ich rede nicht bloß von den abendlichen — viele Blicke begegnet, die vor meinem Auge geſunken wären, ſo ſcheinen die ſchönen Augen alles durchbohren zu wollen, und wehe dem Weibe, vor deſſem Auge der Mann erröthen muß! Selten mag es größerer Geiſt und größeres Herz ſeyn; gewöhnlich iſt es noch alles verachtende Frechheit.

Ich bin indeſſen weit entfernt, dieſes der anmuthigen und lieben Stadt zur Laſt zu legen, noch die ſchönen Frauen und Jungfrauen alle in Einen Topf zu werfen; ich ſage nur, daß es bei vielen ſo iſt, und das iſt ſehr erklärlich. Verführung, Krieg, Unterjochung, Druck und Armuth, mit der Verachtung der eignen Sitten, die man täglich ſieht, könnten mehr als dieſes erklären. Auch das äußere Leben, Tracht und Kleidung und Sprache, wenn das ſo ſchnell anginge, ſind ſehr franzöſirt, und dieſes lebendige und muntre Völkchen nimmt ſich darin ganz gut aus, und hat nicht das Lächerliche und Steife des Brüſſelers und Kölners im neuen Sonntagsrocke der Freiheit, den es ſo theuer bezahlt hat. Man weiß, wie ich über die franzöſiſche Nation denke und denken muß, wenn ich von ihr im Ganzen ſpreche. Ganz anders iſt es, wenn man ſie gewaffnet und ſiegreich in einem fremden Lande denkt; da bleibt ein Volk ſich nicht getreu. Doch ſind nicht die Bewaffneten die größten Dränger, ſondern die ihnen wie die Krähen und Raben folgen, um den Raub zu verzehren. Nach ſolchem unbewaffneten Geſchleppe der Armeen muß man kein einziges Volk beurtheilen. Zu den Dienſten, wozu ſie gebraucht werden, drängt ſich nicht gern ein ehrlicher Mann, weil es ſchwer iſt, nicht allein durch die Verführung, ſondern auch durch die Verflitterung, unter lauter Spitzbuben ein ehrlicher Mann zu bleiben. Ueberall habe ich mein Wort über die Regierung und Verwaltung von Frankreich oben zur Genüge geſagt, und bitte, in jenem Urtheile nicht ein Urtheil über die Nation zu finden, die ich rühmen werde, ſo lange ich lebe, ſo abſtechend auch ihre Sitten und ihre Denkungsart von den teutſchen ſeyn mögen. Man hat hier leider die ſchlechteſten Lehrer und Muſter gehabt, und alſo können die Schüler und Schülerinnen auch nicht am beſten ausfallen, beſonders die Weiblein, denen alles Fremde und Neue immer gefällt, wenn es nur ſchimmert und herrſcht.

Was dieſe Herren des Landes betrifft, ſo ſind ihrer hier immer auf jedes Dutzend eilf zu viel, die gar nichts zu thun haben, ſondern ſich nur von irgend einem Gauner und Vetter unter irgend einem wahrſcheinlichen Namen anſtellen laſſen, und nur ins Land kommen, um mit vollem Sacke heimzuziehen, wie alle die Herrchen, die Italien überſchwemmten. Wenn auch das Volk die ſchrecklichen Laſten der Soldaten und die immer wachſenden Auflagen bei abnehmender Bevölkerung und Induſtrie noch ertrüge, ſo iſt ihm doch die Unverſchämtheit, der Uebermuth und die Plünderung dieſer Landplagen unerträglich, die es ſo arg gemacht haben, daß der franzöſiſche Name ein Fluch geworden iſt. Selbſt ihre weiland wärmſten Freunde, die Gutes von ihnen und Wahrheit in ihren Verſprechungen hofften, ſind jetzt ihre bitterſten Feinde geworden, und wenige nur hält die böſe Nothwendigkeit an ſie, daß ſie mit ihnen ſtehen und fallen müſſen. Dies ſind keine Franzoſen mehr, wie man ſie bei ihnen ſelbſt zu Hauſe findet, es iſt ihr Ausſchuß, ein Anhang der großen Räuberbande, welche das eigne Land, wenn es möglich wäre, auffreſſen mögte. Weil ſie nichts anders zu thun haben, noch wollen, ſo brüten ſie immer auf neue Namen, unter welchen ſie den letzten Heller der armen Länder erpreſſen können, welchen ſie zur Geißel geſandt ſind. Nicht genug, daß die franzöſiſche Regierung die alten Auflagen beibehält und die alten Rheinzölle einhebt, muß das Land auch noch alle neue tragen, die in Frankreich eingeführet ſind, die Vermögenſteuer, die Fenſter- und Möbeltaxe, und wie ſie alle heißen mögen, und dies alles, da aller Verkehr gehemmt, und alles Gewerbe und aller Erwerb zerſtöret iſt. Dies iſt ſo drückend, daß mittelmäßige Häuſer unter den verſchiedenen Namen in dieſer Zeit 6 bis 7000 Gulden bezahlt haben, und manche wohlhabende Leute Bettler geworden ſind. In allen Zweigen der Verwaltung iſt Verſchwendung und Druck. So muß der Bauer hier um Koblenz für Eichen, die bei Trier gefällt ſind, die Fuhren bezahlen, und ſo umgekehrt, damit ſie es nur hoch anſetzen können; ſo müſſen Lieferungen zehnmal gemacht werden, die bei einer guten Verwaltung vielleicht nur zwei Mal im Jahre vorkommen würden. Ich habe mit vielen rechtlichen und unpfaffiſchen Männern (dieſe waren hier immer ſelten) geſprochen und habe ſie ſprechen hören, und muß wahrlich die Geduld der Menſchen unter dieſen Henkern bewundern. So weit haben ſie die Frechheit getrieben, wenn einige teutſche Beamte die von ihnen ſelbſt gegebenen Geſetze vorgehalten haben, zu ſagen: die Geſetze ſind für euch und nicht für uns. Sie ſitzen in den beſten Stellen, treiben die Gelder haufenweiſe ein, um ſie nicht zum Beſten ihres Volkes zu verwenden, prunken mit einem empörenden Luxus und Sardanapalismus, heirathen die reichſten Mädchen des Landes, weil ſie die Herren ſind, und beſchlafen die ſchönſten Weiber; denn ſie ſprechen, wie die Aſſyrer unter Holofernes zu den Juden: Sapperment die Teutſchen haben ſchöne Weiber. Wenn ſolches alles eine Nation ohne Murren leiden kann, und ohne endlich fürchterlich auszuſchlagen, ſo hat ſie den Namen und die Ehre eines Volks verwirkt. Ich habe in Frankreich einige Franzoſen verabſcheut, die meiſten beklagt, viele geſchätzt und einige geliebt; hier lerne ich ſie haſſen als Feinde und Verderber meines Volks, und kaum kann ich einen mehr ſehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht. Und dieſe predigen uns das Geſetz und Freiheit und Gleichheit? Sitten und Wohlſtand haben ſie genommen, wohin ſie gekommen ſind, was können ſie noch nehmen? Ihren armen Soldaten geht es nicht beſſer. Während ihre Verpfleger und Kommiſſarien Steuern für ſie ausſchreiben, und mit ihren Huren von einer ſchönen Stadt zur andern ihren Uebermuth zur Schau tragen, ſind dieſe zum Theil ſeit einem halben Jahre ohne Sold, und der Soldat und Bürger muß ſie füttern, wenn ſie weiter nichts haben; denn der Naturzwang geht über alles. Das Geſchrei von Freiheit iſt ein heiſeres Dohlengekrächze für den, welchem der Hunger im Magen ſchreit. Sie ſtehlen, weil ſie ſtehlen müſſen, und die armen Beſitzer laſſen jetzt jede Nacht bei ihren Gärten eine Bürgerwache von 15 bis 20 Mann patrouilliren, um nur einen Apfel und eine Kartoffel zu behalten. Ja noch nicht acht Tage vor meiner Ankunft hat man des Morgens einen Flurſchützen mit Säbelhieben ermordet gefunden, ohne den Thäter zu finden. Nicht beſſer, oder wenigſtens nicht viel beſſer, als hier, ſoll es den holländiſchen Bundesgenoſſen gehen, wo es auch nur auf das Rupfen angeſehen iſt. Alle zwei, drei Monate kommen friſche Truppen, verhungert und abgeriſſen an, werden in ſchönes holländiſches Tuch gekleidet, eſſen ſich einmal wieder recht ſatt, und ziehen dann weiter, um neuen Platz zu machen, die ihrem Einzuge ähnlich ſind. So erzählt mir ein holländiſcher Officier, der hier auf Werbung liegt.

In der That jammert mich nicht allein die Mißhandlung dieſer armen Leute, ſondern auch die ziemlich gewiſſe Ausſicht, daß der Rhein, worauf Germanien ſonſt ſo ſtolz war, mit den Franken getheilt werden wird; daß dieſer ſchöne Volksſchlag zu einem Zwitter herabgewürdiget wer-

werden ſoll, daß Teutſchland, das Unbezwungne, der Spott aller Völker werden ſoll. Und die Warums? Frage nicht, Lieber, ſie haben nur leiſe Hum! in ſtärkern Worten darf man es nicht ſagen. Warum unterjochte Cäſar die Gallier ſo leicht? warum waren die Schweden im dreißigjährigen Kriege Helden? Beantworte dir die beiden Fragen nur. Du ſchöner germaniſcher Rhein, du ſtolzer und freudiger Sohn der Berge, der in Kraft fortſtrudelt, und in Kraft aus ſeinen Feuerbergen Schönheit und Fruchtbarkeit allenthalben hervortreibt, du heiliger Rhein, mit deinen geiſtvollen Söhnen und Töchtern, mit deinen Rebenhügeln und Quellen, woraus Feuer und Geſundheit ſtrömen, mit den Denkmählern der alten Väter auf jedem Hügel und in jedem Thal, du wirſt hinfort der Sklave der Fremden mit deinen Kindern, die du nicht mehr ſchützen ſollſt, und läſſeſt ihnen ihre kahle Elbe und Weſer und die ſtolzere Donau, die erſt bei dem Unger herrſchend wird. O möge, nur die Menſchheit an deinen Ufern blühen! mögen ſie hinfort nicht mehr von dem Blute der Erſchlagenen roth fließen! und möge es dann Teutſchland vergeſſen, daß es einſt an beiden Ufern ſeine Sprache ſprechen durfte!

Der Geiſt der Auflöſung und die Anarchie, die die Verwaltung auszeichnen, zeigen ſich hier und im umliegenden Lande zum Theil in den ſcheußlichſten Symptomen. Viele, die ſonſt vom Webſtuhl und Pfluge lebten, haben dieſe jetzt zerſchlagen, und ſchießen mit dem weltverheerenden Strom fort; ſehr natürlich in einer Zeit, wo man allein die Macht herrſchend, und die Gerechtigkeit und Mäßigung unterdrückt ſieht. Der Hundsrück und andre Wälder und Schlupfwinkel wimmeln von Spitzbubenbanden, welche von Verbannten, Ausgepfändeten, Verarmten und Ueberläufern ergänzt werden, und von allen, welche der ſchlimme Krieg noch ſchlimmer macht. Dieſe haben kein Erbarmen mit denen, die in der Geſellſchaft leben, weil ſie keines mit ihnen hatte, und wachen hie und da, wie losgelaſſene Beſtien. Alle Gefängniſſe und Löcher ſtecken voll, und troz den ſtrengen Strafen ſind faſt alle Nacht Einbrüche in der Stadt, und auf den Landſtraßen und im Gebirg von Zeit zu Zeit Mordthaten und Räubereien. Hier ſitzen jezt ein Brudermörder und zwei Kindermörder, deren Geſchichte meinem Herzen faſt unglaublich iſt, auf den Hals. Die beiden lezten hatten an der Moſel, zwiſchen hier und Trier, ein kleines Gaſthaus. Sie erſchlugen einen franzöſiſchen Officier, der eine reiche Baarſchaft bei ſich hatte, und verſcharrten ihn im Keller. Man zieht ſie in Verdacht, ſucht nach und findet nichts. Ein kleines dreijähriges Mädchen, ihr einziges Kind, iſt in der Stube bei dem Morde gegenwärtig geweſen, und hat aus ſeiner Wiege zugeſehen, indem die Aeltern meinten, es ſchlafe. Dieſes, wie von dem blutigen Geſpenſt gerühret, hat nachher bei'm Spielen oft ſinnend gerufen: der todte Mann! Um dieſen läſtigen Mitwiſſer fortzuſchaffen, giebt die Mutter den Rath, es zu verbrennen; der Backofen wird glühend gemacht, und das arme Unſchuldige hineingeworfen von dem Weibe, das ſie gebahr. Das Ganze wird nachher entdeckt, und die Mutter erzählt ſelbſt die Geſchichte ſo. Wohl mag man hier mit Virgil ſagen: Hunger nach Geld, verfluchter, wozu bewegſt du ſterbliche Herzen?

Eine andere merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt der Geiſt der Wunder und Prophezeihungen, der bei dem ungebildeteren Theile ſehr allgemein iſt, und mich oft lachen gemacht hat. Ich habe es von mehr als Einem gehört, daß dieſes 1799ſte Jahr, nach einer Weiſſagung von 1702, die franzöſiſche Herrlichkeit endigen ſoll. Man hat Mäuſe von allen Farben in dieſen Gegenden gefunden, einige wollen ſogar ein Kamäleon geſehen haben. Was das nicht für Veränderungen bedeuten muß! Blut und Steine hat es geregnet, und Heuſchrecken und Schnecken ſollen vom Himmel gefallen ſeyn. Es muß weit gekommen ſeyn, wenn der Menſch von ſolchen Dingen glaubt und hofft. Es iſt doch ſonderbar, wie die alten Phänomene des Menſchengeiſtes immer wiederkehren. Elend und Unheil macht gläubig, darum ſind die Reichen und Großen ſelten gute Chriſten geweſen. Man blättere nur die Weltgeſchichte ein wenig durch, und es wird ſich die Bemerkung ergeben, daß faſt alle Glaubensſekten im Gedrängniß entſtanden ſind. Es wäre kein Wunder, wenn jetzt ein neuer Prophet erſtände und neue Mähren vom Himmel brächte. Indeſſen haben wir nicht Propheten genug und nach allen Seiten hin? Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe, und wer Ohren hat zu hören, vernehme!

Von Koblenz nach Mainz. Den 20ſten August.

Ich hatte mir auf einer kleinen Jacht, die von Einem und zwei Pferden gezogen ward, die Reiſe von hier nach Mainz verdungen, die ich binnen zwei Tagen zu machen hoffte. Um zwei Uhr Nachmittag ſtießen wir vom Ufer ab. Die zahlreiche Geſellſchaft machte ſich meiſtens an den Spieltiſch und zwickte, und ich war der einzige, der von einem Fenſter zum andern lief, um das Land und die Geſtade zu entdecken. Sanft ſchwammen wir dem ſchönen Thal und dem reitzenden Pfaffendorf links vorbei, wohin und nach dem etwas entfernteren Horchheim die Koblenzer ſo gern ſpazieren fahren, und welche anmuthig in ihren Obſtbäumen und Weinhügeln ſich zum Rhein hinabneigen; und ſo ſtreiften wir an dem freundlichen Eilande Oberwörth nahe am Ufer des paradieſiſchen Thals von Koblenz hin. Die Inſel, deren ich oben erwähnt habe, iſt in einer beträchtlichen Länge von den Armen des Rheins umfaßt, der hier gedrängter und ſchneller mit ſeinen geringen Wellen fortſchießt. Die Inſel iſt ſelbſt mit ihren Kloſtertrümmern ſehr luſtig, und erinnerte mich freundlich an die des Palatinus bei Ofen, wo ich ungrfür vor einem Jahre ſo froh war. Sie hat Aecker und grüne Wieſen, und ſpiegelt ſich mit hohen Pappeln und bleichen Weiden im Rhein. Wir grüßten mit lautem Jubel jenſeits bei Pfaffendorf und Horchheim eine Menge Koblenzer und Koblenzerinnen, die am grünen Geſtade des alten Weines tranken und ſangen; eine ſchöne Feier dieſer himmliſchen Natur. Mit Oberwörth verſchwindet das ſchöne Thal rechts, und die Berge treten hoch und thürmend an den Strom hinan. Links ſind immer die ſchönen Rebenhügel, rechts meiſtens Waldgebirg, und hie und da ein einzelnes Streifchen mit Weinſtöcken beſetzt. Jenes linke Ufer muß man nemlich von jetzt an immer denken, wenn vom Rheinwein die Rede iſt, weil es mehr die Mittags-, und faſt ganz die Mittags- und Abendſonne hat, einzelne Stellen ausgenommen, wo die kühnen Windungen des Rheins auch den Ufern andere Himmelsgegenden geben. Man vergeſſe auch nicht, daß ich hier die Ufer das linke und rechte nenne, wie meine Bergfahrt dem Strome entgegen geht. Sanft krümmt ſich hinter der Inſel der Rhein, um mehr ſüdöſtlich zu fließen; und zeigt bei dieſer Krümmung ein unſäglich ſchönes Bergthor mit zwei ſtolzen Burgen, die ich ſchon von Koblenz aus im Morgen- und Abendſtrahle oft mit ſüßer Sehnſucht angeſchaut hatte. Sie ſtehen ſich rauh und trotzig gegenüber, als ſpotteten ſie der Zertrümmerung alles ſchönſten Irdiſchen, welche doch auch ſchon anfängt, aus ihren alten Mauern und Thürmen mehr als Einen Stein abzubröckeln, und Epheu und Moos aus den ausgeriſſenen Fugen mit friſchem Leben aus dem Tode heraustreibt. Rechts liegt hoch im Gebirg über dem Dörfchen Kapellen der Stolzenfels in großen Ruinen, und links das noch ſtolzenfelſigere Lahneck, welches weitere Mauern und Thürme, und von der Zeit weniger gelitten hat. Das linke Thal unter ihm iſt ein ſehr anmuthiges. Aus einer bewachſenen Kluft, die man ferne in einen hohen Wald endigen ſieht, ſtürzt ſich um eine zackige Felſenecke die Lahn mit ihren ſchäumenden Waſſern in den Rhein. Zu ihren Seiten liegen die ſtattlichen mainziſchen Dörfer Ober- und Niederlahnſtein mit ſchönen Gärten und Weinbergen, welche mehrere Klüfte und Einſchnitte haben. So wechſeln die Gebiete am Rheinſtrome alle Augenblicke, und ihr jedesmaliges Nennen würde langweilig ſeyn, ſo wie das Aufrechnen der unendlichen Zölle, wo man anhalten und viſitiren laſſen muß. Wir wollen ja keine geographiſche Beſchreibung vom Rheinſtrom geben; die wäre jetzt ſehr übel angebracht, wo dieſer ganzen Gegend bald neue Eintheilungen und Karten nöthig ſeyn werden. Doch immer ſteigend iſt die Schönheit der Ufer und das Intereſſe des Reiſenden. Bald hatten wir rechts eine ehrwürdige Erinnerung der Vorzeit, den Königsſtuhl mit dem Städtchen Rhenſe auf einem grünen Raſenhügel, im Schatten von Nußbäumen. Er mit ſeinen acht Pfeilern liegt nicht hoch, und iſt nur gleichſam eine Einfaſſung der Sitze der alten Wahlfürſten Teutſchlands, deren Sitze im Innern rund umher laufen ſollen. Er ſelbſt alſo macht keinen groſſen Eindruck, aber einen andern macht das Andenken an die alte Zeit, wo man ſich hier über dem teutſchen Strom in die Runde ſetzte, um Kaiſer ein- und abzuſetzen. Dadurch wird das runde Gemäuer, welches aus der Ferne, wie an vielen Orten Teutſchlands ein Hochgericht, ausſieht, wirklich ein Königlicher Stuhl. Hier werden die Ufer zu beiden Seiten ſanfter, und zeigen rechts und beſonders links Weinberge und unzählige Pflanzungen von Obſtbäumen, und im Kranze ihres luſtigen Grüns eben ſo niedliche beſchieferte Dörfer. Es iſt ein ſtilles Land der Ruhe, wo ſelbſt die Fluthen des Rheins ſtiller hinſtrömen, und über der ganzen Landſchaft ein Zauber von Milde und Lieblichkeit liegt. Der Rhein ſchließt ſich hier wider dem Blick und macht eine Krümmung erſt in den Norden und dann in den Weſten hinein. Die Ufer ſteigen höher und höher, und mit ihnen ſteigen natürlich Schlöſſer und Berge hoch in die Wolken hinein. An der Krümmung liegt das Städtchen Braubach, und hoch über ihm das heſſiſche Schloß Marxburg, auf einem einzelnen Felſenſtücke, abſtürzend und mächtig mit ſeinen hohen Thürmen. Rund umher ſind Einſchnitte im Ufer, weit hinaus bewegt ſich ein dunkler Eichenwald, und Waſſerbäche rieſeln durch grüne Gebüſche hinab. In einer ſolchen Lage und durch ſeine eigne Stattlichkeit wird dieſes Schloß zu einer der erhabenſten Lagen am ganzen Rheinufer, indem es majeſtätiſch den alten Vater Rhein, der hier ſeine Krümmung in den Weſten nach Boppart macht, zu gebieten ſcheint. So ſchifft man fort. Das linke Ufer wird immer ſchroffer, und ſelbſt die Reben verſchwinden, die ihm ſonſt allein anzugehören ſchienen, und treten auf die rechte Seite, die durch die mittägliche Sonne holder wird. Man fliegt durch anmuthige Dörfer fort, ſieht Dünkholder am Ufer, wo ein guter Sauerbrunnen iſt, und weiterhin die kleine Burg Liebeneck, die freundlich und noch bewohnt herüberſcheint; bald ſieht man rechts den Jakobsberg herüberdämmern, eine lachende Ausſicht auf der Höhe, wo die Jeſuiten von Koblenz vormals zu zechen und den Vorüberfahrenden auf die Köpfe zu ſehen pflegten. Die Ufer werden hier wild und ſchroff zu beiden Seiten, die fröhlichen Obſtbäume und Weinhügel verſchwinden, und für ſie hängen einzelne Büſche und Epheuranken an den Felſen, und kümmerliche Dörfchen und einzelne Häuschen liegen in den engen Klüften, welche reißende Waſſer durchbrauſen; der eingeengte Rhein ſtrudelt zürnend zwiſchen ſeinen Felſenufern hin. Auf dieſer wildeſten und rauheſten Stelle thürmte ſich noch ein Donnerwetter in finſtern Wolken über unſerm Haupte, ſchon rollten die Donner, die Blitze leuchteten, die Fluten ſchwollen höher, alles verfinſterte ſich noch mehr in dieſer finſtern Gegend, als der Strom ſich plötzlich mit uns wandte, und zu einem tiefen Becken erweiterte. Der Donner raſſelte, und der Regen fiel ſtromweis; ſo legten wir ſchon um fünf Uhr zu Boppart an, welches man zwei Meilen von Koblenz rechnet, und das Donnerwetter ſchloß die Fahrt, die bis St. Goar gehen ſollte. Schön iſt das Becken vor dieſer Stadt, ſie ſelbſt aber deſto räuchriger und häßlicher. Nur die Benediktinerabtey oben im Berge giebt ihr einigen Glanz. Sie liegt am Gebirge, die Häuſer immer über einander mit engen und ſchmuzigen Gaſſen und einigen Kirchen und Klöſtern. Wir zogen alle in dem Gaſthofe zum Spiegel ein, der ſich wahrſcheinlich dieſen Namen beigelegt hat, weil er ein Spiegel iſt von allem, was ein guter Gaſthof nicht ſeyn ſoll. Die Speiſen, der Wein, das Licht waren ſchlecht, und die Aufwartung ſo lahm, daß wir zwiſchen den Gerichten immer wieder hungrig wurden. So legten wir uns nach guter Zahlung in ein ſchlechtes Bette, nachdem die meiſten geſpielt hatten, und ich meine Zeit bis tief in die Nacht hinein mit meinen Stubengeſellen, einem franzöſiſchen Kapitän und einem Binger Kaufmann, verſchwazt hatte. Vom Schlaf ward nicht viel, das Gewitter kam wieder auf und machte Nachtmuſik; ein Theil der Geſellſchaft ſpielte noch neben uns an, um vier Uhr weckte unſer Schiffer alle, und auch ich mußte mit heraus.

Jezt iſt es Zeit, meine Geſellſchaft ein wenig zu beleuchten. Obenan ſtehen die beiden Huſaren von Chamboran von der Kölner Fahrt. Auf dieſe folge gebührlich das ſchöne Geſchlecht, welches leider wieder nichts Erleſenes war. Die erſte ſei eine ſchöne Dirne aus Trier, die frechſte Kreatur, die ich je geſehen habe; dieſe Tugend verdankte ſie vielleicht den wenigen franzöſiſchen Brocken, die ſie ſtammelte;, dann folgen zwei artige Kinder aus Koblenz, die zur Mainzer Meſſe ziehen, um mit einer in Mainz wohnenden Schweſter für den kleinen Kram der Mutter einzukaufen. Sie waren beide niedlich, die älteſie eben aus den Kinderwindeln des Blatts in die Knospe tretend, witzig und naiv und doch ſittſam und beſcheiden; die zweite ein muntres Kind von dreizehn Jahren. Ferner zwei franzöſiſche Officiere, die alles mitmachten, doch oft um Unterhaltung verlegen waren, weil wir andern gewöhnlich die teutſche Zunge voran gehen ließen. Drei artige Männer aus der ehemaligen Kapelle des Churfürſten von Koblenz, die uns unterwegs viele Luſt machen ſollten. Ein Förſter aus dem Naſſau-Uſingiſchen, ein ſchöner, freudiger Jüngling, wie der Rhein ſo viele gebiehrt. Noch war da ein vielgereiſter und unterhaltender Mann aus Brüſſel, voll Feinheit und Tiefe, vielleicht eine Art Eynobel, wenigſtens war er nie vorlaut und ſcheute die Menſchen, deren Zunge er ſprach; er machte ſich den Morgen unſrer Ankunft auch ſogleich von Kaſſel nach Frankfurt, ohne einen Fuß in Mainz zu ſetzen. Außerdem waren noch einige junge Kaufleute und anderes namenloſes Volk. Der Hauptvorzug der Geſellſchaft war die geſellige und gute Laune. Die meiſten ſpielten, während ich im frohen Schauen auf dem Verdecke lag, wie ein Seehund auf ſeiner Klippe im Meer.

Um halb fünf Uhr ſtießen wir im Jubel des ſchönſten Morgens ab, der den Silberſchleier des Thaues magiſch um die Felſen gewoben hatte, und mit ſeinen letzten erbleichenden Sternen die Fluth erhellte. Der Regen war vorbei. Blau und heiter war der Himmel, und der friſch aufdämmernde Tag gab ſelbſt der alten finſtern Stadt und den hohen und ſchroffen Geſtaden ein freundlicheres Anſehen. Ich ſchaute mit Entzücken den Rhein zurück, und ſah noch einmal ſein ſchönes Becken hinter uns und die reizenden Ufer, wo er ſich bei der gähen Krümmung ſchließt. Von Boppard bis Oberweſel iſt unſtreitig ſein Ufer am meiſten mahleriſch und zauberiſch, und ich ward durch das Säuſeln des kühlen Morgenwindes, durch das ſtille Plätſchern der Flut am Geſtade, durch das magiſch aufdämmernde Morgenlicht, endlich durch die Schlafloſigkeit der Nacht ganz in dieſe Zauberei eingeweihet. Man kann die Fahrt von hier bis Bingen nicht beſſer und kürzer beſchreiben, als wenn man auf die Donaufahrt von Paſſau bis Krems in Oeſterreich hinweiſet, obgleich die Donau im Großen und Erhabenen ewig den Vorzug behauptet, wie der Rhein im Mannichfaltigen und Lieblichen. Eng und hoch treten die Ufer an den Strom, der ſich immer ſchlängelnd windet, ohne deswegen von ſeiner Richtung abzuweichen. Selten ſieht man hier ein kleines Thal, oder einen fruchtbaren Berghang, wohl aber blickt man zuweilen von ferne über das hohe Blachfeld hinüber, das ſich mahleriſch mit Wäldern und Gebirgen im Hintergrunde ausbreitet. Wir fuhren bald an dem freundlichen Wallfahrtsort Bornhofen links hin; er hat durch die Veränderung des Jahrhunderts, und noch mehr durch die der neueſten Zeiten gelitten; denn alle die vom jenſeitigen Ufer müſſen ſich jetzt zum Heil ihrer armen Seelen bei Nacht und Nebel dahin ſtehlen. Ich würde aus einem andern Grunde dahin wallfahrten; die Anbetung der Natur bleibt eine ewige für empfindende Herzen; ſie leidet durch keine Zeit noch Umdrehung der Köpfe. So hat man weiterhin hinter Bornhofens Weinhügeln rechts Obſt- und Kirſchbäume in Menge, und links an einer Rheinbucht die Trümmer der alten Schlöſſer Sternfels und Löwenſtein, welche mit der ehrwürdigen Stirne des Alters ſtolz auf die Fluthen herabnicken und gegen das mildere jenſeitige Ufer einen hübſchen Kontraſt geben. Hinter dieſen grauen Reſten der Vergangenheit werden die Ufer immer düſterer und ſchroffer, und zeigen weniges Leben umher, ſtill rauſcht der Rhein; in den hohen Buchen und Eichen, die die Gipfel der Felſen umklammern und hinaufkriechen, iſt keine Vogelſtimme, als die Silberglocke des Raben; kleine Nachen ſeufzen an uns vorbei, die Salmfiſcher ziehen ihre Netze ans Land, und die in St. Goar übernachteten Schiffchen und Flößen ſcheinen in ihrem pfeilſchnellen Vorbeiſchießen unſers langſamen Zuges zu ſpotten. Endlich ſcheint die Sonne roth und wärmend über das Gebirg herab, mit ihr wird alles Leben laut und des Menſchen ſchwellendes Herz klopft heißer dem großen All, das im Strome brauſt und im Blättchen ſäuſelt, das dem Waſſerfall ſeine Stimme, und der Nachtigall den himmliſchen Wohllaut der Liebe gab, und alle Weſen im großen Einklang der Freude an einander kettet. So fühlte ich den ſchönen Morgen eines meiner ſchönſten Tage, als mich links die ſchöne Burg Thurenberg aus meinem ſüßen Traum weckte. Ich weidete mein Herz an ihrem ſchönen Ufer, ſiehe, da floſſen wir rechts dicht an St. Goar, und hatten die mächtigen Mauern und Trümmer von Rheinfels über uns. O welch eine Schöpfung des Erhabenen ergreift hier das Herz! Hinter der Feſtung eine ſchroffe Kluft, und drüben hoch in den Wolken dunkle Eichen mit rieſelnden Waſſern, die alten Thürme und Wälle und Kaſernen zerſprengt und zertrümmert von den Franzoſen; aber die ewige Natur allen ihren Angriffen unzerſtörbar; drunten im Thale das blanke und nette Städtchen St. Goar, welches Reben und Obſtbäume über ſich hat; drüben das Oertchen Goarshauſen, ſchroffe Klüfte und dornverwachſene Bäche, und jetzt die beiden Schlöſſer, die Katze und die Maus, welche, wie St. Goar, heſſiſch ſind und zur Grafſchaft Katzenelnbogen gehören, deren Name vielleicht von dieſer Katze ausging. Man nennt nemlich die nahe bei der Katze gelegene Burg Thurenberg die Maus, die freilich von der ſtattlichern und hohen Katze ſcheint verſchlungen werden zu können. Die Katze iſt ein feſtes und mit einiger Mannſchaft beſetztes Bergſchloß, welches von ferne aus den Wogen des Rheins königlich empor zu gehen ſcheint.

Wir dämpften indeſſen den Geiſt der Phantaſien und der ſchlafloſen Nacht durch ein gutes Frühſtück in St.

Goar, und gingen unter den ſchönen Gärten des Ufers hin unſrer Jacht nach, die indeſſen über die Bank nahe an der Stadt gelootſet war. Dieſe nennt man ſo, weil hier mehrere Felſen ziemlich hoch liegen, und alſo die Waſſer des Stroms ſich ſchneller und ungeſtümer über ſie hinjagen, als da, wo ſie in tiefen und ſtillen Ufern fließen. Am ſchlimmſten geht es darüber, wann der Strom ſeicht iſt, doch hat es im geringſten keine Gefahr bei Schiffern, die der Fahrt hier kundig ſind. Hier ſtrömt der Rhein, hier ragen und trotzen die Ufer in ihrer vollen Kraft und Herrlichkeit. Der Strom windet ſich von Klippen und zackigen Felsmaſſen um ihre Brüder. Kaum ein Fußpfad am Ufer, ſelten ein Streifchen Weinberg, furchtbare Spizzen von Baſalt- und Schieferfelſen, alte Buchen, die mit ihren gelben Kronen herabzuzittern ſcheinen, tiefe dornigte, von Bächen durchbrauſte Klüfte jagen einander, und der wildere Strom ſtürzt ſich reißender durch ſeine felſigen Geſtade. So kamen wir bald an den links herabdräuenden und in mehrern Klüften geſpaltenen Lurleiberg, der ſeit Jahrhunderten durch ſein Echo berühmt iſt. Man behauptet ſogar, er habe hiervon den Namen, indem Lurleien im alten Teutſchen ſo viel heiße, als nachſprechen. Ich wollte die erhabene Donnerſtimme der Natur für den ſchönen Morgen nicht verloren gehen laſſen, und weckte ſelbſt die Spieler aus ihrem Todesſchlaf. Das Boot hielt an, Piſtolen wurden geladen und abgeſchoſſen, und fünfmal antwortete ihr Donner vernehmlich, wie ein Wort des Herrn aus Wolken; Geſänge ſchallten, ſonſt ſchwache Stimmen ſuchten ſich zu ſtentoriſiren, und ich ſelbſt ward für den Tag und für die Geſänge des ſchönen Abends heiſer. Aber alles verſtummte und horchte, als zwei unſrer Virtuoſen ihre Hörner ergriffen und die herrliche Tochter des Schalls aus den Höhlen antworten ließen. Das waren einige himmliſche Minuten, und alle ſchweigend wurden wir von unſern beiden Pferden langſem wieder fortgeſchleppt. Jenſeits erſchien bald Oberweſel, eine alte Trierſche Stadt an einem ſanfter geneigten Berge, der von unten bis oben mit Weinſtöcken umgrünt war. Sie war vormals mit vielen andern rheiniſchen Städten eine freie Reichsſtadt, und ihre Mauern, welche oben jetzt nur Gärten und Bäume zeigen, ſagen, daß ſie einſt um zweimal größer war. Ihre vielen Thürme und die Trümmer des alten gothiſchen Rathhauſes am Berge machen ſie indeſſen troß ihrer Finſterheit zu einer ſehr anmuthigen Stadt am Rhein. An der Höhe gleich neben der Stadt liegt das romantiſche Schloß Schönberg. Von hier bis Bacharach iſt eine der anmuthigſten und heiterſten Rheingegenden, die ſo ein junges Leben, ſo einen friſchen Anſtrich der Freude, ſo ein ſchönes Bild der Fruchtbarkeit hat, daß man weniges damit zu vergleichen finden wird. Hinter Oberweſel ſinken die Ufer zu beiden Seiten etwas, und die Höhen treten amphitheatraliſch ins Land zurück. So ſchwimmt man ein Stündchen auf einer der luſtigſten Flächen des Rheins fort, und hat vor ſich die erfreuende Anſicht der Pfalz im Rhein, und links des netten und freundlichen Städtchens Kaub, das ſich gegen die Großmutter Weſel wie ein funfzehnjähriges roſenbackiges Jüngferchen zeigt. Dieſe Pfalz iſt ein auf Felſen im Rhein gegründeter hoher und feſter Thurm, der majeſtätiſch aus den Wellen hervorzuſteigen, und ſelbſt ihren winterlichen Eisbergen zu trotzen ſcheint, ſo dick und gewaltig ſind ſeine rauhen Mauern, und ſo kühn ſeine ſchimmernde Spitze. Er ſoll unten tiefe Gemächer und Käfichte haben, die zu Gefängniſſen dienten, und hat das Beſondere eines tief in ſeine Felſen eingehauenen Brunnens, der ein herrliches klares Waſſer giebt, ein ganz anderes, als das des Rheins. Die alte Sage giebt ihm den Namen Pfalz, oder macht vielleicht nur aus dem Namen die Deutung, er ſei den Pfalzgräfinnen am Rhein heilig geweſen, welche hier ihre Niederkunft hätten halten müſſen; vielleicht hat es einmal zufällig eine thun müſſen. Jetzt dient er den Zollbedienten in Kaub zu einem Wachtthurm. Schade, daß man ihn durch einen neuen Anſtrich ſo moderniſirt hat. Das Städtchen Kaub liegt gar freundlich und luſtig da unter ſeinen Rebenhügeln zu den Füßen des ſchönen Schloſſes Gutenfels, welches mit ſeinen Thürmen und blinkenden Fenſtern noch wohlerhalten über den Rhein ſchimmert. Wir fingen hier nun an, mit unſrer Jacht am linken Ufer unſrer Fahrt hinzuziehen oder vielmehr hinzukriechen. Ein neues Vorgeſpann hatten wir hier gehofft, aber alle Pferde waren auf Requiſitionsfuhren aus, und ſo mußten wir eine halbe Stunde füttern, und zugleich hören, daß es nun unmöglich ſei, heute nach Mainz zu kommen; mir war es nur lieber, weil ich ſo deſto länger des Rheins genieße. Ich wanderte in Kaub herum, und traf einen meiner Reiſegeſellen von Köln bis Bonn, welcher hier wohnt, und ließ mir in ſeinem niedlichen Garten unter einer Weinblattlaube ein Glas Rheinwein ſchmecken, bis wir uns wieder einſchifften. Wir gelangten gleich an das rechts liegende Städtchen Bacharach, vor dem ſich ein niedliches Inſelchen, Namens Wöhrd, (Inſel) hinlegt. Es iſt eine äußerſt romantiſche und liebliche Lage. Der Rhein hat hier ein weites Bette, und man ſieht ſchon, wie er im Begriff iſt, von hier ſich abwärts zu wenden und ſüdöſtlich auf Bingen zuzulaufen. Die Stadt iſt eingeſchrumpft in ihren weiten Mauern, wie ein Alter in den Hoſen ſeiner Jugend; deſto ſchöner ſind neben ihm die Trümmer des Schloſſes Stahleck und die grauen Weinſtöcke ſeiner ſüdlichen Kluft; doch der beſte Wein wächſt hier auf dem ſogenannten Vogts- und Kühlberge, die weiter abwärts liegen. Der bacharacher Wein iſt einer der berühmteſten am Rheinſtrom, und hohe Perſonen ſollen ihn ſchon vor Jahrhunderten geliebt haben, wie man vom Kaiſer Wenzel ſagt, der ſein Lebenlang nichts that, als bei ſchönen Weibern liegen und Wein trinken.

Von Bacharach bis Bingen behält die Gegend mit mehr, oder weniger kleinen Wechslungen faſt immer denſelben Karakter bei. Die große und erhabene Natur, die uns von Koblenz an, noch mehr aber von Boppard und Oberweſel wechſelnd in Entzücken und Erſtaunen ſetzte, iſt nun zu Ende, und die folgenden Ufer können, wenn man dieſen eben vorübergefahren iſt, nicht mehr ſo auf das trunkne Herz wirken. Sie ſind darum immer noch ſchön, oft ſchauerlich, öfter anmuthig und lieblich, und wehe dem verarmten Herzen, das je auf dieſer Fahrt lange Weile empfände! Die Ufer ſind oft kahl, und hängen mit ſcharfen Felſenmaſſen über dem Strom; ſelten haben ſie Geſträuch, und noch ſeltener Wald, dafür aber deſto mehr Reben, und der Bau dieſer erinnerte mich an die dürren Oelberge Italiens. Mit unſäglicher Mühe hat man die ſteilſten Ufer hinan, beſonders das unſrer Fahrt links, Terraſſen von Mauern geführet, und auf dieſen die Reben gepflanzt; ohne dieſe Mauern, wie bald würden Regen und Schnee die wenige Erde und die Pflänzlinge mit in den Strom ſpühlen! Der Rhein, der ſich von hier mehr in den Südoſten wendet, gefällt ſich immer noch im ſanftſchlängelnden und gewundenen Spiel ſeiner Wellen, und ſelbſt hier, wo er wieder majeſtätiſche Ufer hat, verlaſſen ihn ſeine Burgen nicht. Bald hinter Bacharach hat man auf einem hohen Felſenblock die ſchönen Trümmer des alten Schloſſes Fürſtenberg, und gegenüber bei dem Dörfchen Lorrichshauſen das kleinere Saareck. Die Ufer werden nun kahl und zackigt, und kleine Rebenſtöcke begrünen die fürchterlichen Felſenſpitzen, und das wilde Feuer der Freude kocht aus den Trümmern einer vulkaniſchen Welt in die ſchönſte Frucht der ſterblichen Menſchen auf. Hier ſchwammen wir einigen freundlichen Inſeln vorbei, und hatten rechts in der ſchönſten Mannigfaltigkeit den Anblick der alten Schlöſſer Sonneck, Bautzberg und Falkenberg und mehrere andre Ruinen. So krochen wir um zwei Uhr

Mittags in glühender Hitze um die reizende Bucht bei der St. Klemenskirche herum, und hatten bald links Asmanshauſen. Waren vorher die Ufer mit Mauern und Terraſſen verſehen, ſo ſind ſie es hier bis an die äußerſten Spitzen. Jeder Fleck, ja ſelbſt jeder ſchroffſte Abhang iſt benutzt, und gleichſam mit Erde betragen, und dieſe Sorgfalt der mühſeligen Menſchen zeigt, daß dieſer Boden die Mühe der Winzer lohnen müſſe. Auch iſt der Asmanshäuſer Bleichert als ein trefflicher Wein weit und breit berühmt. In dieſer Gegend vor Asmanshauſen geht das ſogenannte Rheingau an, welches man füglicher das Weingau nennen könnte; denn die beſten Rheinweine werden an dieſem Ufer bis nach Mainz hin gebaut. Asmanshauſen ſelbſt hat ein ärmliches und kümmerliches Anſehen, und beſtätigt die alte Wahrheit, daß die armen Menſchen immer nur für das Wohlſeyn einiger Wenigen arbeiten, und daß der Winzer ſelten den zehn- und zwanzigjährigen Wein ſeiner Mühen zu ſchmecken bekömmt. Bald kamen wir nun an das verrufene Bingerloch, welches ſeinen furchtbaren Ruf ſo wenig verdient, als der Donauwirbel, aber an Naturherrlichkeit mit dieſem nicht zu vergleichen iſt. Hie und da ſind einige Felſenſpitzen ſichtbar, und die andern, die zu dieſer Reihe und Brüderſchaft gehören, liegen ebenfalls höher, und zwingen alſo den Strom, ſein Waſſer ſchneller und ſtrudelnder dem Meere zuzuſagen. Man ſieht die Wellen ſchäumend und etwas bewegter, und ſie reißen das Schiff mehr dem Ufer zu. So ſind ſie etwa 50 bis 60 Schritt, mehr oder weniger, empört. Wir merkten nur an dem Stöhnen unſerer abgetriebenen und gegenan ziehenden Gäule, und an dem Schieben der Schiffleute, daß wir im Bingerlach ſeyen. Nicht bloß der ſchnellere Strom ergötzte das Herz, auch die ſchöne Ausſichte auf Bingen und die verwandelten Uferſeiten trugen das Ihrige zu einem neuen Leben bei; obgleich Hunger in dem Magen und Dürre in der Kehle war, und die Sonne ihre glühendſten Pfeile herabſchoß. Dieſe Binger Krümme iſt eine der ſchönſten, wo nicht die ſchönſte der ganzen Rheinfahrt. Sie iſt die Gränze des anmuthigen und ſtillen und des erhabenen und reißenden Rheins. Gleich hinter dem Loche kömmt man an den berühmten Mäuſethurm des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, der mit ſeinen grauen Mauern wie die Pfalz auf einem Felſeninſelchen im Rheine liegt. Links über Asmanshauſen hängt der Ehrenfels auf den Rhein herab, ein ſtattliches altes Schloß, welches mit ſeinen Thürmen auf koloſſaliſchen Felſenzacken ruht.

Gegenüber ſieht man die Stadt Bingen, ein gar nettes und freundliches Städtchen hart am Rhein, den eine ſchöne Lindenallee krönt, die längs dem Bollwerk hinläuft. Sie lehnt ſich weſtlich an die kleine Nahe, die hier in den Rhein fällt, und über welche eine ſteinerne Brücke zur Stadt führt. Sie macht ein ſchönes Hügelthal, das von oben bis unten mit Reben bedeckt iſt, die einen guten Wein geben ſollen; aber über alle Beſchreibung ſchön iſt der dunkle Eichenwald auf der Höhe über den Weinbergen. Ueber der Stadt liegt der Rupertusberg und die Trümmer des alten Schloſſes Klopp romantiſch im Vorgrunde, aber das Ufer iſt kein Gebirg mehr, ſondern beſteht aus grünen Hügeln. Links ſenkt ſich das Geſtade eben ſo, und es fangen die Weinberge von dem nächſten linken Orte Rüdesheim an, und jenſeits gegenüber iſt der ſanfte Rochusberg mit ſeinem Wallfahrtskapellchen. Rüdesheim iſt ein jedem Weintrinker zu merkwürdiger Ort, als daß ich ihn ſo kurz abfertigen ſollte. Seine Weinberge laufen eine gute Viertelmeile am Geſtade hin, und nach beiden Seiten über den Flecken hinaus, und ſind mit auſſerordentlichem Fleiße bearbeitet und ummauert. Man ſagte mir, man rechne einen jeden Stock im Durſchnitte einen Dukaten werth; man bedenke alſo, wie reich derjenige iſt, der hier nur einen mäßigen Weinberg beſitzt. Unter allen Rheinweinen hat dieſer die meiſte Kraft und Gluth und

Schwere.

Schwere, und wird alt am theuerſten verkauft, obgleich der Johannisberger, Markerbrunner, Nierenſteiner und Hochheimer früher lieblich werden. Wir hielten hier an, und während die Suppe gekocht ward, machte ich mit einem der jungen Geſellen eine Wanderung durch den Flecken. Wir hatten die Freude, manchen hübſchen Geſichtern zu begegnen, und manche andre vor den Thüren uns Fremdlinge angucken zu ſehen, und ſetzten uns dann zum vollen Tiſche und alten Wein hin, der trefflich, aber doch, wie die Kenner ſagten, immer nur vom dritten Range war. Doch mußten wir ihn im goldnen Löwen gut bezahlen, und wurden endlich um fünf Uhr Abends wieder flott, [illegible] Mainz noch einige Stunden näher zu kommen. Aber wie? Es ſchien, als wenn wir mit unſrer Fahrt durchaus nicht fortrücken ſollten. Denn hier im ganzen Neſte war kein Gaul aufzutreiben, und unſere waren einmal mit Recht ausgeſpannt, weil ſie in der That nicht weiter vorwärts konnten. So mußten ſich denn die Schiffknechte in ihre Seilen ſpannen, weil der größte Theil der Geſellſchaft darauf beſtand, heute Abend bis Elfeld zu kommen, um morgen bei guter Zeit in Mainz zu ſeyn.

Von Bingen aus alſo beginnt die Fahrt der Lieblichkeit, und, man kann mit Recht ſagen, aller Lieblichkeit und Anmuth der milden und unerſchöpflichen Natur, die Mannigfaltigkeit und Schönheit, Jugend und Alter, in immer neuen Geſtalten zu zeigen weiß. Vorher war die Ausſicht ſehr begränzt, und die Erwartung ward durch die Naturwunder und durch die Denkmähler des Alterthums herrlich überraſcht. Hier iſt das ſchöne Drama ohne Verwickelung, man ſieht gleich im Anfange, wie das Ende ſeyn wird; aber ſo groß iſt die Gewalt und der zauberiſche Reiz der Einfalt und Huld der Natur, ſo überſchwänglich das Gefühl des überfließenden Herzens, daß es ſich gern mit ſeinen ſüßen Empfindungen hingeben, und vom Himmel und Meer und dem Unendlichen, welches in der Natur lebt und ſchafft, in unnennbaren und unausſprechlichen Gefühlen forttragen läßt. Welch eine neue Welt thut ſich auf, ſobald man zwiſchen Bingen und Rüdesheim hinfließt! Der Rhein iſt hier nicht mehr der enge und reißende Strom, der nur hohe Felſenufer mit einzelnen Rebenpflanzungen und den ehrwürdigen Reſten der Vorwelt ſieht. Heiter und freundlich iſt ſeine breite Spiegelfläche, der man es kaum anmerkt, daß ſie fortfließt. Weit in die Ferne verfolgt man ſeinen blauen Lauf, der ſtill und bekränzt wie ein Sommerſee fortwallt. Die Borde der Ufer ſind liebliche Wieſen mit Pappelbäumen und Weiden, die Berge ſieht man nur fernher als ehrwürdige Geiſtergeſtalten mit dem Dunſt des Abends in Eins verſchwimmen, und ſtatt ihrer Felſenſcheitel laufen ſanfte Hügel, mit Korn und Reben bedeckt, vom Geſtade empor. Eine ſtille und buſchigte Inſel folgt auf die andre, um welche die Fluthen des Stroms ſich mit ſchmeichelndem Plätſchern winden; Gewimmel fröhlicher Menſchen und fetter Heerden iſt am Ufer, und das Leben des Fiſchers mit ſeinen Netzen und Nachen um die Inſeln; die ſchönſten Dörfer ſteigen in ſtolzer Reihe an den Ufern empor, und geben mit ihren Thürmen und Palläſten und ſchimmernden Dächern der reizenden Natur einen neuen Schwung. So ſchwimmt der Menſch im Gewimmel der ſchönen Welt, und vom Jubel und der Geſchäftigkeit ſeiner eignen Gattung umgeben, dahin und vergißt es einige ſüße Augenblicke, wie dieſe ſchönen Ufer des vaterländiſchen Stromes durch die furchtbare Zeit und den blutigſten aller Kriege geſchändet worden ſind und noch geſchändet werden. Nie war mein Gefühl ſo ſehr das, wie es war um das vierzehnte Jahr meines Lebens, wenn ich an den ſtillen Tagen des Februars auf der lieben Inſel auf Schrittſchuhen dahin flog. Ich flog vorüber, aber die Dinge ſchienen vorüberzufliegen. Die fernen bereiften Bäume ſtanden wie einzeln von ferne aus dem ſpiegelglatten Meer empor. Die Dreſchflegel tönten durch die reine Luft von einer Viertelmeile zu mir, wie die Braken. Jedes Bellen der Jagd, jeder Schuß, jeder rollende Wagen auf gefrorner Straße erreichte mein Ohr. Die Lerchen über mir ſangen ſchon die Hoffnung des Frühlings, unterdeſſen der Winter mit ſeinen brennenden Wangen im Nordweſten glänzte. Auch mein Herz klopfte vom großen Gefühle des Lebens und des Frühlings. O daß du ewig währeteſt, holdes Jugendgefühl! Sanft fuhren wir zur linken Seite hin, oder vielmehr die Schiffleute zogen, und die junge reiſige Mannſchaft ging längs dem Strome hin. Rechter Hand hören hinter Bingen die Rebenhügel auf und werden immer ſeltener, je weiter man fortſegelt. Die Dörfer ſind nicht ſo dicht an einander, noch ſo ſtattlich, als die dieſſeitigen, und man ſieht in mannigfaltiger Abwechſelung Streifen Kornfeldes, Haiden und Gebüſche. Dieſſeits aber von Rüdesheim bis Mainz hin liegen ſie in Büchſenſchußweite am Ufer hin nahe an einander, nicht klein und ärmlich, ſondern ſchimmernd und reich, und nicht ſelten mit ſtolzen Palläſten und Gärten der großen Reichsgrafen und Baronen geſchmückt. Gleich hinter Rüdesheim hat man das niedliche Nonnenkloſter Eubingen, in ſeinen Reben und Obſtbäumen verſteckt, und das ſchöne Dorf Geiſenheim, welches bei uns durch ſeine großen Gebäude und ſeine Nettigkeit eine Stadt heißen würde; auch ſind hier die Palläſte mancher Großen, welche in dem höheren Eichenwalde zum Theil ihre Parks haben. Bald hinter Geiſenheim gingen wir unter dem Johannisberge hin, dem Könige der rheiniſchen Reben. Ich ſegnete dieſen holden Sohn der Götter, wie es einem ächten Freunde des edelſten Saftes gebührt, mit einer bacchiſchen Dithyrambe des freudigen Herzens. Es ſind die ſchönſten Hügel von der Welt, und auf ihrer Spitze liegt das ſchöne Schloß der Probſtei mahleriſch, und noch mahleriſcher im ſterbenden Glanz der Sonne. Den beſten Wein trinkt der Fürſt von Fulda mit ſeinen Domherren; denn ihm gehört die Probſtei mit dem beſten Theil der Berge. Die geiſtlichen Herren verſtanden ſich von jeher wohl auf das menſchliche Leben, während ſie den übrigen Buße und Entbehrung predigten. An einigen niedlichen Dörfern hin kamen wir an den hübſchen Flecken Oeſterreich, deſſen Wein, wenn er alt wird, mit zu den vorzüglichſten gehört; und bald von hier nach Hattenheim, noch am Strom, wo der berühmte Markerbrunner wächſt, der zu den erſten Weinen gehört. Hier iſt eine der ſchönſten Rheingegenden. Breit und ſanft ſchwimmt er mit ſtillen Fluthen hin, und ſeine ſchönen Inſeln ſcheinen mit ihm hinab zu ſchwimmen. Jenſeits liegen ſchöne Hügel mit Kornfeldern und Dörfern, und die pfälziſchen Oerter Ober- und Niederingelheim, wo Karl der Große und ſeine erſten Nachfolger in Teutſchland oft zu Recht ſaßen, oder auch in ſüßer Muße wohnten; jetzt iſt es öde, aber die unzerſtörbare Natur bleibt ihm. So überkamen uns die Schatten der Nacht, wir ſahen das niedliche Erbach und die folgenden Dörfer nur noch in der magiſchen Dämmerung des ſchönſten Sommerabends, und kamen um acht Uhr in dem Städtchen Elfeld an, wo wir noch einige Stunden von Mainz Halt machen mußten. So ward aus Abend und Morgen der zweite Tag unſrer fröhlichen Schiffahrt, die eine der anmuthigſten der großen Lebensſchiffahrt ſeyn wird, ein wärmender Feuerbrand für den Winter des Lebens.

Wir fanden in Elfeld alles ſchon in Ruhe, weil die vorige Nacht unruhige Gäſte die Wirthe nicht hatten ſchlafen laſſen. Wir hatten unſre liebe Noth, die Wirthin und ihre ſchöne Tochter, und dieſe endlich nicht weniger, das Feuer auf dem Herde lebendig zu machen. Endlich nach langem Warten ward der Tiſch beſetzt, und eine Flaſche guten duftigen Rheinweins nach der andern ging die Tafel rund und erquickte die verſchmachteten Seelen. So ward es halb zwölf Uhr, als wir aufſtanden. Wir Rüſtigen verachteten den Schlaf von drei, vier Stunden, und ließen die Weiber und Schwachen ſich niederlegen, und ſaßen trinkend und ſchwatzend, einige auch ſpielend, bis vier Uhr Morgens. Dann ward Lärm gemacht, Kaffe und Kirſchwaſſer gegen die böſen Dünſte eingenommen, und gegen fünf Uhr fanden wir uns eingeſchifft.

Wir hatten nun wieder ein Pferd vor unſrer kleinen Jacht, aber in der That ſchien eine kleine Hexerei auf unſrer Fahrt nach Mainz zu haften. Kaum hatte der Kerl am Rande des Stromes funfzig Schritt mit dem Gaule gemacht, ſo ward er kollerig, biß ſich feſt im Zaum, und ging ſtromein. Der Kerl, um nicht zu erſaufen, ſprang ab und rettete ſich ans Ufer, der Gaul aber, nun aller Bande frei, ſchwamm mit Schnauben und Aechzen mitten in den Strom hinein. Das ward ein Geſchrei der Weiber und der Aengſtlichen, das Thier mögte unſer Schifflein umreißen, und der Kühnen und Erfahrenen, es mögte erſaufen. Wir ſteuerten ihm immer wieder rückwärts mit der Jacht nach, und verlängerten das Zugſeil, um es durch Widerſtand nicht in die Tiefe zu reißen. Alles ward über dieſem Lärm wach, und gab ſeine Stimme der Angſt und des Rathes. Der Lärm holte endlich Leute herbei, die mit einem großen Boote zum Gaul ruderten, ihm den Kopf emporhielten, und ihn ſo ans Land retteten. So verloren wir beinahe eine Stunde in Todesnöthen und Klarmachen, und die Welt war indeſſen ganz hell geworden. Man ſah im ſchönen Morgenlichte über die Inſeln des Rheins die Thürme von Mainz herüberſchimmern, und endlich die majeſtätiſche Stadt im hellen Sonnenglanze da liegen. Welch ein Paradies der Natur! Sanfter und ſanfter neigen ſich die Rebenhügel zu Ebnen und Obſtgärten, in weiter Ferne ſchimmern die Uſingiſchen Waldberge, und die ſchönen Berghöhen über der Maynſtraße nach Frankfurt, weiter und weiter ſchlängelt ſich der Strom mit ſanfter Umarmung um die lieblichen Inſeln herum. Ein ſeliges Gefühl beglückte mein Herz. Doch wie ich fortſchwamm, verjagten die Trommeln die freundlichen Empfindungen; und jene Inſeln und Ufer, welche die Natur zum Sitz der Freude und Ruhe gemacht zu haben ſcheint, zeigten nur Schanzen und Palliſaden und jene aufgerichteten Feuerſchlünde, die hier ſo viele Kinder Frankreichs und Teutſchlands geſchlachtet haben. Selbſt Mainz, das ſo herrlich in dem weiten Bette des Stromes zu ruhen ſcheint, verwirrte alle Bilder der Freude, ſo wie wir näher kamen. Wir ſchifften bald an den feinen Ort Wallrauf an, wo das Land ſich immer mehr zur Ebne ſenkt, und von da an die Naſſau-Uſingiſchen Ortſchaften Schierſtein und Biberich, die nahe am Ufer ſchön gebaut und mahleriſch mit ihren Inſeln und Reben da liegen. Die letzten ſchönen Inſeln — man nennt ſie hier Auen — die Ingelheimer und Petersau, zeigen itzt nur Bilder der Trauer, und ſind ohne Buſch und Grün zu Mordgruben des Kriegs geworden. Dieſer Anblick, das Gewimmel der Schanzarbeiter, die Gezelte rings umher, die mit Tauſenden bedeckten Straßen, welche über die Brücke und durch Kaſſel paſſirten, das Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Roſſe, das Staunen der verſammelten Menſchen, alles dieſes erfüllte mich mit einem fremden und bangen Gefühle, und betäubt floß ich zuerſt in Kaſſel und von da zu Mainz an, wo ich im weißen Hof mir ein nettes Stübchen über den Rhein hinaus wählte. Ich kleidete mich ſchnell um, ererquickte mich mit Speiſe und Trank, und ließ dem Schlaf für die folgende Nacht ſein doppeltes Recht. Ich weiß nicht, wie ſonderbar mir um das Herz war; aber den ganzen Tag, was ich auch ſah und hörte und begann, war ich nur auf meinem Rhein, und ſo groß war die Luſt des Herzens, daß ich feſt beſchloß, hier einige Tage zu bleiben, und dann noch einmal bis Düſſeldorf hinab mit dem Strom zu gehen. Dieſer ſüße Entſchluß wich nur endlich der Ueberlegung, und beſonders dem Gedanken an die Schwierigkeit der Päſſe, aber er wich mit einer Art Schmerz, und den ganzen Tag fühlte ich die Wehmuth und Sehnſucht, die man hat, wenn man etwas Liebes verlaſſen hat. O wie oft und viel habe ich dieſen und jenen Ort des ſchönen Stroms mir zum ſüßen Wohnplatz für das Leben gewünſcht! wie viele Plätzchen habe ich gefunden, wo ich es für mich im Arm der Liebe und Ruhe ſo recht bequem meinte! Dann grämte ich mich, daß wir Teutſchen dieſen unſern Strom mit den Franzoſen theilen und ſchimpflich theilen ſollen; und es dünkte mich, dieſer Rhein mit ſeinen Reben und ſeinem ſchönen Volke könne in Ewigkeit nicht von uns genommen werden, ohne eine unſrer ſchönſten Ehren zu verlieren. Nein, er darf uns nicht genommen werden. Was ſoll der Franzoſe damit? Er kann ihn nur brauchen, darauf zu ſchiffen und Feſtungen daran anzulegen. Er ſchifft eben ſo vergnügt auf einem holländiſchen Kanal, wenn er nur zu rechter Zeit Wein und Speiſe, ab und an ein hübſches Weibergeſicht, und immer Geſellſchaft zum Plappern hat. Wer die beiden Nationen verſteht, verſteht mich; für die Einfältigen wird man immer zu wortreich.

Mainz.

Ich hatte für meinen Aufenthalt hier wenigſtens fünf bis ſechs Tage beſtimmt, aber die drei, welche ich darin zubrachte, überfüllten mich ſchon mit einem ſolchen Gefühle des Ueberdruſſes und Unmuths, daß ich froh war, als ich die Stadt und den ſchönen Rheinſtrom hinter mir hatte. Mainz hatte vor ſieben Jahren einen der glänzendſten Höfe, den reichſten Adel Teutſchlands, eine blühende Univerſität, ein gebildetes Volk, ſein Strom erſcholl von Freude, und ſeine ſchönen Gegenden wimmelten von frohen Menſchen. Handel und Gewerbe blüheten; ein gutes Schauſpiel, Bälle, Promenaden, die reichſte und lieblichſte Natur, alles mußte dieſe Stadt zu einer der ſchönſten im Vaterlande machen. Die ſogenannten Patrioten weinen jetzt über ihre betrogenen Hoffnungen, und die Anhänger des alten Syſtems fluchen noch bitterer dem neuen, welches ſie verdarb, und nicht aufhört, ihnen ihr letztes Mark abzuquälen. Auch hier geht es ſehr unrechtlich her, und zwei Belagerungen und ſieben Kriegsjahre haben alles gethan, dieſe einſt ſchöne und luſtige Stadt herunter zu bringen. Doch wie ſollte es hier beſſer gehen, als in Frankreich ſelbſt? Handel und Induſtrie, die Mainz als eine Stapelſtadt am Rhein vorzüglich belebten, ſind durch begreifliche und zum Theil oben ſchon angegebene Urſachen zerſtört. Um den Unmuth der Leute zu häufen, ſind die Zoll- und Acciſebedienten und Viſitiere, die man hier die Prepoſten nennt (les préposés), geborne Franzoſen, welches das verhaßte Geſchäft dieſer Leute noch verhaßter macht. Man ſollte meinen, die große Beſatzung und der Marſch der Truppen, der ſo häufig über Mainz geht, müſſe doch Geld bringen unter die Leute; aber dabei iſt nicht viel für ſie zu gewinnen, weil die Soldaten oft in drei Monaten nicht, und dann noch mit dem Gelde der Einwohner und den Requiſitionen der beiden Ufer bezahlt werden, und ſo viele Dinge unentgeldlich von den Wirthen gereicht und geliefert bekommen. Auch haben die armen Franzoſen hier, wie faſt allenthalben, ihre Popularität verloren. Die Urſachen davon liegen am Tage und ſind zum Theil dieſelben, die ich ſchon bei Kölln und Koblenz genannt habe. Doch hier erſcheint mir wirklich alles ſo düſter und häßlich, hier iſt alles ſo doppelt und dreifach, daß ich davon kein Wort mehr ſagen will, um nicht partheiiſch zu werden.

Weil man von Mainz nichts mehr ſagen kann, als was es vor zehn Jahren war, und weil ich nicht Luſt habe, den Schluß meiner Beſchreibungen ſo düſter und gewitterſchwarz zu machen, als die Klagen und Plagen dieſer Stadt es wollen, ſo will ich hier ſehr kurz ſeyn, und bloß, um die natürliche Gränze Frankreichs auch zur meinigen zu machen, das ſterbende Leben meiner Reiſe noch durch einige Seiten hinſchleppen. Ich wollte von der Frankfurter Blokade, von dem Landſturm des Speſſarts und Odenwaldes und ſeinen merkwürdigen Aufzügen etwas hinzufügen und ſo bis Würzburg fortgehen, aber mich überfiel ſo ein Unmuth über dieſen ganzen heilloſen Krieg, daß ich froh bin, wenn aus meiner Feder mit der unheilſüſtenden Dinte nicht zu viel Galle ausfließt.

Wie man von Gott nur alles das ſagen kann, was er gewiß nicht iſt, ſo gilt dies jetzo von Mainz, und leicht könnte man drei, vier Bogen mit der Aufzählung deſſen füllen, was dieſe Stadt nun nicht mehr hat und iſt. Will man ſie in ihrer jetzigen Lage und nach ihrem ganzen Aeußern mit einem Worte treffend benennen, ſo nenne man ſie ein ſtehendes Lager; denn ſo iſt ſie mit ihrem ganzen Anſehen und Geſchleppe mir immer erſchienen. Man ſieht auf den Straßen, Brücken und Plätzen, in den Thoren und Gaſſen nur Soldaten und Huren, und die geſchäftigen und thätigen Bürger und Bürgerinnen ſcheinen bloß noch für dieſe da zu ſeyn und zu arbeiten. Was man wenigſtens wälzen, fahren und tragen ſieht, iſt alles nur Bedürfniſſe für den Magen und den Marſch und das Lager eines Heeres. Hier herrſcht noch immer nur das eiſerne Geſetz des Krieges; alles ſchweigt unter dem Klang der Waffen, die hier eine Hauptniederlage haben, und man ſieht keine ſüßen Früchte des Friedens und der Geſetzgebung. Wie oft habe ich an den edlen Georg Forſter, den Weltumſegler, hier gedacht, der aus Gram in Paris ſtarb, als das Blutregiment die junge Freiheit ſchändete. O der Mann verdiente eine Thräne, er verdiente ſie doppelt, wenn auch ſeine Hoffnung nur Irrthum war. Was würde er ſchreiben, wenn er jetzt eine Reiſe längs dem Rhein und durch die Niederlande machte? — Die Stadt iſt jetzt öde und ſtill, wenn man den Lärm und Marſch und Transport der Soldaten abrechnet. Ueber ein Drittheil der Einwohner, die man ſonſt nahe an 30000 Menſchen rechnete, hat ſich verloren, und der beſte Reichthum iſt mit ihnen weggegangen, oder durch andre Kanäle abgezapft und abgeleitet; Handel und Schiffahrt, die hier ſonſt ſo bedeutend waren, erliegen unter dem Kriege und den doppelten Auflagen, weswegen die Stadt die Konkurrenz nicht halten kann mit andern Städten am jenſeitigen Ufer. Den Unmuth der Eingebornen vermehrt noch das, daß der Franzoſe, was er noch gebraucht und einbringt, alles von ſeinen Landsleuten nimmt und ihnen zuwendet; denn Mainz iſt eine rechte Kolonie dieſer Nation geworden, und in keiner teutſchen Stadt haben ſich ſo viele franzöſiſche Handwerker, Künſtler, Gaſtwirthe, Weinſchenken ꝛc. niedergelaſſen, als hier, welche natürlich auf die Vorliebe ihrer Nation rechnen; indeſſen übertreibt ſolche Dinge der Haß gewöhnlich.

Durch ihre Lage in einem Paradieſe der Natur, nahe am Zuſammenfluſſe von zwei Strömen, wird Mainz immer einer der ſchönſten Plätze bleiben. Dieſe natürliche Anmuth war noch durch manche politiſche unterſtützt, und als Stapelſtadt, als Reſidenz des erſten Churfürſten, als Straße ins überrheiniſche Land hinein, als Univerſität, als der Sitz vieler reichen Fürſten und Reichsbaronen, die hier einen Theil des Jahres zu verleben pflegten, hatte ſie ſo manche Vortheile, die den meiſten ihrer Schweſtern mangelten. Dies gab Reichthum und Gewerbe, und dieſe wieder Lebendigkeit und Glanz und Pracht. So ward dieſe Stadt, eine der erſten und älteſten im alten Germanien, zugleich eine der eleganteſten und glänzendſten. Vieles hat die Ruchloſigkeit und der Partheigeiſt der eignen Einwohner, vieles auch Vernachläſſigung und Verödung, das Meiſte aber doch die preußiſche Belagerung verdorben; indeſſen wenn Mainz nur noch alle ſeine Menſchen hätte, ſo könnte ſie das noch nicht häßlich machen.

Die ſüdöſtliche Seite, oder die von der Citadelle bis zur Rheinbrücke hinab, mit allem, was bei ihrem Durchſchnitte rechter Hand gegen Nordoſten liegen bleibt, iſt die älteſte und engſte und häßlichſte. Man geht von der Gegend der Citadelle immer ſanft zum Strom hinab durch ſchiefe und krumme Gaſſen, deren einige doch recht hübſche Häuſer haben. Indeſſen iſt in dieſem Theil der Stadt unten am Rhein bei weitem die meiſte Lebendigkeit und Geſchäftigkeit. Weit ſchöner, neuer und regelmäßiger iſt der andre ſüdweſtliche Theil der Stadt, der die ſchönſten Gaſſen und die ſtattlichſten Häuſer und Palläſte hat, und mit manchen hübſchen Plätzen geſchmückt iſt. Hier findet man an der weſtlichen Außenſeite die drei Bleichen, drei ſchöne parallel neben einander hinlaufende Gaſſen, alle mit luſtigen neuen Häuſern und mit breiten Steinen gepflaſtert, da der bergigte Theil der Stadt ſpitzſteinig belegt iſt. Linker Hand von dieſen Bleichen liegt der ſchöne Thiermarkt, der jetzt der grüne Platz (place verde) heißt, mit Bäumen eingefaßt, und von netten Häuſern und einigen Palläſten umgeben, die nun leer ſtehen. Vorzüglich ſchön aber iſt der große Schloßplatz, von welchem die Bleichen auslaufen, obgleich kein regelmäßiger. Hier liegt die alte ehrwürdige Reſidenz der Fürſten, die Martinsburg, hart am Rheinſtrom, und von ihr ſowohl, als vom Platze ſelbſt, hat man eine herrliche Ausſicht über ihn und ſeine Inſeln und Nebenufer. Ein Theil dieſes alten Schloſſes iſt jetzt zu eine Kaſerne verwandelt, und ein ähnliches Schickſal haben andre Palläſte der Magnaten, die entweder Wohnungen oder Lazarethe der Soldaten ſind. Ein jeder denkt ſich nun leicht die übrigen nothwendigen Verwandlungen hinzu, die ſie erlitten haben. Viele dieſer ſtattlichen Gebäude, z. B. das Dalbergiſche Haus, haben auch durch die Bomben der Belagerung ſehr gelitten, andre ſind ganz zerſtört, als die Domprobſtei, von welcher die Mainzer behaupten, daß es das ſchönſte Gebäude am ganzen Rhein geweſen ſei, und welches jezt in Trümmern liegt, und nur noch einzelne Mauern als traurige Spuren der Verwüſtung zeigt. Am wenigſten hat der alte Dom gelitten, eine ehrwürdige Antiquität, die meiſt in der Mitte der Stadt der Rheinbrücke gegenüber, doch näher dem Strome, ſteht. Er hat nichts Großes, als ſein Alter und ſeine Länge, und eine Menge kleiner Buden und Käſehäuschen nimmt ſeine ſtattlichern Seiten noch dem Auge. Darinnen ſind manche hübſche Denkmähler mainziſcher Prälaten. Die beiden unregelmäßigen Plätze umher kennt man unter dem Namen der Markt, und der Leichhof. Sie ſind der Mittelpunkt des Handels und Gewerbes, und in ihrem Bezirke iſt alſo die Miethe der Häuſer am theuerſten. Hieher muß man die Vormittagsſtunden gehen, wenn man die Einwohner alles Geſchlechts und Standes und Alters unter einander ſehen will. Nahe am Dom iſt die Kirche Unſrer lieben Frauen zu den Stufen, deren ich nur wegen einer kleinen Rarität erwähne. Man findet nemlich unweit derſelben auf dem Markte ein vier Ellen langes Eiſen auf drei hervorragenden Steinen, welches das fromme Volk als eine Teufelsreliquie anſieht. Dieſer böſe Weltregent wollte nemlich den vollendeten Dom damit zerſchmeißen, aber eines Engels Hand ließ es glücklich hinüberfliegen, und hier ſeine Ohnmacht noch dem Enkel verkündigen. Ich habe es ſchon bei einer andern Gelegenheit behauptet, daß der Teufel vorzüglich uns Teutſchen angehöre, und daß ſein Karakter vielleicht bei keiner Nation ſo ausgebildet, noch ſein Andenken und Name in mehreren Denkmählern verherrlicht iſt. Denn wer hinderte je, das Ideal der höchſten böſen Kraft aufs vollkommenſte darzuſtellen? ein anderes iſt es bei dem Ideal des höchſten Guten, und darum —

Die Citadelle liegt im Südoſten in der höchſten Gegend der Stadt, und hat Kaſernen, Kirchen, Häuſer und Klöſter, und unten, ſelbſt in dieſen Zeiten des Krieges, Gärten und Weinberge. Man findet hier eine Seltenheit, worauf die Mainzer viel Gewicht zu legen pflegen, nemlich den Eichelſtein, einen unförmlichen Steinklumpen, den die Meiſten gern aus den Römerzeiten her datiren und für ein Monument des Druſus halten, der hier ein Kaſtell oder Lager gründete, woraus nachher eine Stadt erwuchs. Alt genug mag dieſer Steinhaufen ſeyn, aber einem römiſchen Grabmahle ſieht er eben ſo wenig ähnlich, als ein jeder andrer Schutthaufen. Man hat von der Benediktinerabtei dieſer Citadelle eine niedliche Ausſicht über den Rhein und den einſtrömenden Mayn mit allen ihren lieblichen Ufern und Dörfern, und zugleich eine nähere über die ganze Stadt, die man von keinem Standpunkte ſo gut überſieht.

So wie die Stadt vor dem Kriege ſchön und luſtig war, ſo war es die Gegend umher eben ſo ſehr, aber es iſt nur das Unzerſtörbare geblieben. Im Süden war gleich vor den Thoren die ſchöne Favorite mit ihren Gärten und Spaziergängen, aber davon iſt ſo wenig eine Spur, als von den ſchönen Alleen an der Nordſeite der Stadt längs dem Rhein und um die Stadt herum, alles hat der unbarmherzige Krieg niedergetreten; und wann wird es wieder aufſtehen! Man trifft nun nur Gräben und Wälle unter den Weinhügeln, welche die Stadt umkränzen; groſſe, Schattenbäume darf man hier nicht mehr ſuchen; und ſchwärmt man ſelbſt zwiſchen dieſen Rebenhügeln, ſo ſtoßen die Batterien und Kanonenſchlünde, worauf man plötzlich geräth, wieder in die traurige Wirklichkeit hinein. So iſt die ganze Gegend um die Stadt nur ein Bild des Todes, und der Zerſtörung, und überdies muß man alle Augenblicke umkehren, wenn eine Schildwache aufſchreit: Hier, darf man nicht gehen! Wunderſchön indeſſen iſt der Spaziergang am Rhein nach Mombach, obgleich die Bäume fehlen. Es iſt eine freundliche Ebne am Strome mit Gärten und Feldern und Weinhügeln im Hintergrunde, ſanft gleiten die Waſſer in den weiten Ufern um die Auen hin, die jetzt ſtatt des alten Grüns nur Wälle und Batterien zeigen. Froh entrinnt man endlich dieſen häßlichen Bildern, und kömmt wieder ins Gebiet des Lebens, ſo wie man das freundliche Mombach erreicht. Dieſes iſt ein Lieblingsort der Mainzer, wohin vorzüglich im Frühling und Sommer tagtäglich gewallfahrtet wird. Es iſt nur ein einziger ſchöner Obſtgarten, und lehnt ſich mit ſeinen Bäumen freundlich an den Strom. Alle die Südfrüchte, welche das Vaterland nur trägt, wachſen hier, und wegen ſeiner Kirſchen hat das Dorf den Beinamen Kirſchenmombach. An der andern Seite der Stadt nahe vor den Thoren liegt Weiſſenau, das man wie eine Vorſtadt von Mainz anſehen könnte, mit einer Reihe hübſcher Häuſer am Strom hin, dem Einfluſſe des Mayns grade gegenüber. Auch hier ſind die alten Bäume zerſtört, und die Weinberge mit Gräben und Baſteien durchwühlt. Auch giebt es hier viele kleine Tummelplätze des Vergnügens für die frohen Bürger, und eine wunderſchöne Ueberſicht der beiden Ströme. Als Schützer und Beſchirmer des Oertchens gegen die Fluthen ſieht man den heiligen Chriſtoph an der Wand eines Kloſters gemahlt, im Koſtüm eines Rieſen, der Chriſtum auf ſeine Schultern nimmt. So ſcheint er mit ihm durch den Rhein waten zu wollen, und die vorüberfahrenden Schiffer verſäumen nie, ihn mit bloſſem Haupte zu begrüßen, und um eine glückliche Fahrt zu bitten. Aber das ſchönſte und fruchtbarſte Land des Rheins liegt jenſeits; aber dahin zu ſpazieren, iſt jetzt ſchwer und unſicher, und wird durch eine Menge kleiner Umſtände und Neckereien erſchwert. Man geht über die hölzerne Rheinbrücke nach Caſſel, und von da weiter. Dieſe Brücke iſt die vorzüglichſte und liebſte Promenade der Mainzer. Nicht allein die Menge der Arbeiter und Bürger, die in Geſchäften von einem Ort zum andern gehen, erfüllt ſie den ganzen Tag, ſondern ſie iſt auch, vorzüglich gegen den Abend, immer mit Spazierenden bedeckt, die auf einzelnen Bänken von Zeit zu Zeit Ruheplätze finden. Hier kann

man

man um die abendliche Zeit des Sonnenuntergangs die ſchöne, junge und elegante Welt ſehen, und wo fände ſie auch einen ſchönern Spaziergang? Die ſinkende Sonne malt auf den Silberfluthen, und der dämmernde und thauende Abendſchleier auf den Inſeln, Dörfern und Rebenhöhen; ſo fließt das Herz mit dem Strome ſanft und heiter dahin. Wendet man ſein Auge, ſo ſieht man den Lauf zweier Ströme im Nordoſten, die brauſend zuſammenſtrudeln, daß hinfort der Eine deſto mächtiger ſei; man ſieht ferne Waldberge, ſchimmernde Schlöſſer, grüne Hügel und Felder mit Dörfern, Bäumen und Weinſtöcken. Warum muß man ſo nahe nur Schanzen und Bollwerke ſehn? Dieſe Brücke ſteht gleichſam wie ein reiner und himmliſcher Geiſt zwiſchen zwei Würgengeln; denn ſo kann man Mainz und das jenſeitige Caſſel mit Recht nennen. Dieſes kleine Caſſel haben die Franzoſen zu einer gewaltigen Feſtung ausgearbeitet, und alle Weinberge umher, wie die Kaninchen, durchgraben; auch ſieht man in dem ganzen Oertchen das lebendigſte Bild des Krieges, Kanonen, Kugeln, Bomben, Granaten, in thürmenden Haufen aufgeſchüttet, Soldaten, Schanzgräber, Karren ꝛc. Ich wäre, als ich ſorglos umherſchlenderte, hier um ein Haar arretirt worden. Ich ſtand nemlich vor einer Schenke an den Außenwerken ſtill, wo die franzöſiſchen Soldaten teutſche Mädchen nach dem Klange einer erbärmlich klimpernden Violine im Tanze drehten, und ward von einer ſo ernſthaften Betrachtung ergriffen, daß ich ausſehen mogte, wie einer, der was Rechtes ſuchen und ſchauen will. So faßten mich ein Paar Arme und hießen mich in die nahe Wache marſchiren. Ich folgte. Der Officier fuhr mich barſch an: Was ich hier zu gucken und ſtill zu ſtehen hätte, und woher ich ſei? Ich zeigte ihm meinen Paß, und ſogleich erheiterte ſich ſeine Miene, und er rief mit einer Art Entzücken: Ah! vous venez de Paris, passez donc, passez! Ich wanderte nun aus den Befeſtigungen auf die ſanften Hügel von Hochheim zu, wo noch immer Batterien und Auſſenwerke ſind. Dieſes Hochheim iſt eines der geprieſenen Dörfer am Rhein, und ich ſegnete im Vorbeigehen ſeine Reben, und wünſchte ihnen und ihren beiden Strömen Frieden. Tiefer unten am Einfluß des Mayns liegt Coſtheim, größtentheils bei der Belagerung zuſammengeſchoſſen und abgebrochen; ja die Franzoſen drohen von Zeit zu Zeit, den Ort ganz zu ſchleifen, weil er ihren Werken bei dem Zuſammenfluß der Ströme, ſo wie ihren Außenwerken nachtheilig iſt. Auch der Coſtheimer iſt ein trefflicher Wein, und mit ihm endigt auch das berühmte Rheingau. Man ſieht hier auf der Maynſpitze, welche die beiden zuſammenfließenden Ströme bilden, gewaltige Werke aufgeworfen, welche die beiden Ströme beherrſchen, und die Auſſenwerke von Caſſel unterſtützen können. Dieſe Spitze heißt auch die Guſtavsburg, von dem großen Schwedenkönig Guſtav Adolph, der hier Schanzen aufwerfen ließ. Die Franzoſen ſollten den Namen nicht ändern. Ohne Guſtav wären ſie nie ſo verderblich für Teutſchland geworden. Sie betrogen die Schweden, und ärndeten den ſchönſten Preis ihrer blutigen Siege ohne Aufopferungen, während jene für alle Kämpfe neben dem unſterblichen Ruhm einige der ärmſten und menſchenleereſten Provinzen Teutſchlands zur Ausbeute erhielten, und dieſe auch noch zerſtückelt und ſchwerer und koſtbarer zu behaupten, als ſie werth waren. Allenthalben am Strome ſtehen Patrouillen, und ſind in Zwiſchenräumen Schanzen aufgeworfen und Zelte aufgeſchlagen. In dieſen Zelten mußten ſehr wenige Inhaber ſeyn, wenn nicht Tanz und Feſtlichkeit darin ſeyn ſollte. Allenthalben ward getanzt und gezecht und geſungen. Weiber fehlen dem Soldaten nie, und eben ſo wenig die Freude. Wer morgen ſein Leben verlieren kann, genießt es heute am fröhlichſten und unbefangenſten. Alles was ihre Stimme erreichen konnte, mußte herbei. „ So ſah ich dem Lagerleben einiger Schaaren zu, trank ein Glas Wein mit ihnen, und wanderte durch Caſſel und über die Brücke zurück, als ſchon das leichte Volk der Nacht darauf ſchwärmte.

Was nun die Mainzer betrifft, ſo mögte ich von ihnen ſagen, was ich bei Gelegenheit von Koblenz ſchon von den Rheinländern geäußert habe, und zwar dieſes in einem vorzüglichen Grade. Hier war vielleicht am ganzen Rheinſtrom die meiſte Aufklärung und Lebendigkeit, als die Revolution in Frankreich ausbrach und anfing, die Welt in neue Formen umzugießen. Daß dieſe große Begebenheit ſo gewaltig auf die Feuerherzen des ſchönen rheiniſchen Volkes wirkte, und daß auch ſie gern den Verſprechungen und Hoffnungen der Menſchlichkeit glaubten, mögte ihnen mit andern Schwärmern menſchlich zu verzeihen ſeyn. Man weiß die wechſelnden Schickſale dieſer Stadt, und ich ſelbſt habe ihre Klubbiſten einſt in Erfurt angeſtaunt; jetzt ſtaune ich über nichts mehr, und gehe mit meinem Glauben etwas tiefer an der Erde. Auch der hieſige Menſchenſchlag iſt ein wohlgebildetes und munteres Volk, voll Lebendigkeit und Schnelle, mit behendem und gewandtem Körper, dit, mit der Quickheit des Geiſtes verbunden, von den Anwohnern des Rheins hohe Dinge für die Zukunft hoffen laſſen. Dabei hat das Volk eine Feinheit und Urbanität, die man an der andern Rheinſeite bald vermißt. Unter Weibern und Mädchen ſieht man manche feine und viele intereſſante Geſichter, doch hat der Krieg und die franzöſiſche Leichtigkeit auch hier die Menſchen an eine ungeheure Duldſamkeit gewöhnt, und die Franzöſinnen, die als Herrſchervolk den Ton angeben, thun mit ihren Landsleuten das Ihrige, altteutſche Sitten als lächerliches Gezier einer kindiſchen Moral zu belächeln. Selbſt in den Bleichen, den ſchönſten und breiteſten Gaſſen der Stadt, bin ich am hellen Tage mit einem: Kommen Sie herein, mein Schätzchen! mein ſüßes Herrchen! von einer dicken Quickly angerufen worden, welche ihre glatten Hühner in den Fenſtern und Thüren um ſich herum hatte. Das übt wenigſtens die Augen, und ich mögte mich endlich vermeſſen, dieſes Wildprett trotz einem ſpionenäugigen Kuppler bei dem erſten und zweiten Blick zu erkennen.

Eine zahlreiche Klaſſe der hieſigen Einwohner ſind die Juden, die nahe an der Martinsburg in einigen kleinen Queergaſſen wohnen. Dieſe dürfen nun freilich von dem chriſtlichen Pöbel nicht mehr ſo gemishandelt werden, wie es noch in dem nahen Frankfurt geſchieht, wo man ihnen früh des Abends ihre Gäſſe verſchließt, die freilich neuerlich eine Feuersbrunſt aufgeſchloſſen hat, und wo ſie auf der Promenade um die Stadt mit den Kärrnern und Rindern im Staube waten müſſen, während ihre chriſtlichen Mitbrüder und Geldverwandten zur Seite im wohlbeſchatteten privilegirten Linden- und Ulmengänge ſpazieren. – Indeſſen haben ſie, was ſie als Bürger und Menſchen gewonnen haben, als Kaufleute und Fabrikanten mit den andern Mainzern verloren. Doch war es mir eine Herzensfreude, ſie als Menſchen zu ſehen; das freiere Gemüth tritt doch ſogleich auch auf den Leib und in die Gebehrde des Geſichtes heraus, und giebt einen ganz anderen Ausdruck und ein ganz anderes Gefühl auf den Sehenden, welches ſich freilich nicht beſchreiben läßt. Dieſe Kinder Iſrael, ſind wegen ihrer feinen und ſchönen Bildung eben ſo merkwürdig, als die übrigen Rheinländer, und mehr als Ein Holofernes würde hier eine Judith finden können. Am ſchlimmſten ſind dieſe armen Schelme jetzt mit ihrem Geldkommerz daran, weil bei hoher Strafe verboten iſt, baares Geld aus dem Lande zu führen, obgleich das doch immer eine leicht transportable Waare iſt. Da ſind die Preposés ein Schrecken der Bürger. Doch trifft dieſes Unheil öfter Reiſende, die etwa nicht Gelegenheit haben, ſich davon zu unterrichten, daß ſie nicht mehr, als ſechs Louisd'or am Werth, ſollen ausführen dürfen. So hatte man bei meiner Anweſenheit in Kölln einem Mann vom jenſeitigen Ufer 1500 Reichsthaler weggenommen, obgleich er ſeine Unwiſſenheit vorſchützte, und bewies, er habe dieſes Geld hier nur umgewechſelt, und alſo einen gleichen Werth eingebracht. Eine ähnliche Geſchichte war hier einige Wochen vor meiner Ankunft paſſirt. Der Bankier Goldſchmidt, ein reicher Jude, ſchickt ſeinen zwölfjährigen Buben zu einem Kaufmann, um 300 Sechsfrankenſtücke einzukaſſiren. Der Burſche geht mit dieſem Gelde der Brückenwache vorbei, ſieht auf der Brücke eine Schlägerei, welcher mehrere zulaufen; er läuft mit durch die Wache und die Barriere hinaus, immer ſein Geld im Beutel in der Hand offenbar haltend. Da ſpringt eine Franzoſe zu, reißt ihm das Geld weg, ſchreiend, er habe es ans jenſeitige Ufer tragen wollen. Vergebens ſchützt der Vater dem Unverſtand des Knaben und das offene Tragen des Beutels vor. Er iſt nach aller Form Rechtens ſeines Geldes verluſtig, und die Spionenbande theilt ſich darin.

Einleitung
zu
# hiſtoriſchen
Karakterſchilderungen.

Von

E. M. Arndt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin, 1810.
In der Realſchulbuchhandlung.

Vielfach ſind die Geſtalten der Himmliſchen.

Euripides.

Herrn

Karl von Roſenſtein,

Biſchof über Oeſtergöthland in Schweden,

und

Frauen

Henriette von Roſenſtein,

gebohrnen Freiin Cederſtröm.

Edle, freundliche Menſchen, Euch ſchreibe ich dies Buch zu, das in Eurer Mitte, in dem ſtillen und gaſtlichen Kumla, größtentheils vollendet ward. Es tritt zu Euch als ein Gedächtniß des wandelbaren Lebens der Zeit, als eine Erinnerung lieber Vergangenheit. Es iſt ein kleines Zeichen, aber es meldet und bittet Liebe, als wäre es ein großes. Lebet glücklich und lange! und erlebet noch ein glückliches und glorreiches Vaterland!

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Dieſe Vorleſungen ſind im Sommer 1806 wirklich gehalten worden, wahrſcheinlich beſſer, als ſie hier auf dem Papiere ſtehen, wo die Kraft der lebendigen Rede und die Eingebung des unbewußten Herzens oft ganz verfliegen. Die Entwürfe derſelben, und was von dem flüchtigen Leben der Empfindungen und Gedanken nachher noch erhaſcht werden konnte, zuſammenzureihen, und, wie man es hier ſiehet, in einander zu fügen, gab das Unglück meines Vaterlandes mir ſpäter die traurige Muße. Ich habe einen hohen Begriff von der Wiſſenſchaft, welche Geſchichte genannt wird; andere haben ihn auch: deswegen muß ſie verſtummen in den blutigen Getümmeln, welche die Welt erſchüttern. Kaufe Wahrheit, und verkaufe ſie nicht war immer mein Spruch; mögte ich einige Stimmen der Beſſeren vernehmen, daß ich nicht vergebens nach ihr getrachtet.

Geſchrieben zu Stockholm den 21. Oktober 1808.

Erſte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir haben dieſe Stunde, und die, welche ihr folgen ſollen, beſtimmt zur Entzifferung und Darſtellung bedeutender hiſtoriſcher Karaktere; nicht bloß, mir ein poetiſches Spiel und Ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, ſondern mit einem tieferen Sinn. Es iſt heute nicht das erſte Mal, daß ich auf einer Stelle vor Ihnen ſtehe, worüber Sie am beſten entſcheiden werden, ob ich ſie behalten oder verlaſſen ſoll. Mehrere Jahre ſchon treibe ich das gefährliche Geſchäft eines Mannes vom Katheder, wobei mancher Ehrenmann, ohne es zu wiſſen, ſich oft zu einer ſolchen Höhe des Windes und der Wolken aufbläſt, daß er zuletzt wie eine bunte Seifenblaſe von jedem Lüftchen weggeführt wird, oft ſeine heilige Liebe und Luſt der Muſen in einen ſolchen Wahnſinn hinüberſpielt, daß er für das ſchöne lebendige Bild, das den Anfang ſeiner Bahn erleuchtete, im Wahn ſeines trüben Wolkenhimmels die leere irionische Luſt eines trügeriſchen Dunſtbildes umarmt. Einem Menſchen, der nicht aus dem Schulſtaube auf das Katheder geſtiegen iſt; der frühe ſich gefreut und betrübt hat, wie andere Menſchen; der als Jüngling die Welt und ihre Luſt und Unluſt zu Hauſe und in der Fremde ſah und fühlte — ſtellte ſich von jeher eine andere Welt hin, als den meiſten, die jetzt vor Pulpeten ſtehen und von alter und junger Weisheit der Folianten den Staub abblaſen. Aber auch er iſt nur ſpät durch Umwege auf den geraden Weg gekommen; auch er hat im langen Streite mit ſich ſelbſt und ſeiner Zeit nur das Gefühl des Sieges, den Sieg ſelbſt aber noch lange nicht gewonnen. Sie wiſſen es, daß die Geſchichten und Künſte der alten Welt, das Leben und den Sinn der neuen erforſchen und darſtellen, ſeit mehreren Jahren das Geſchäft geweſen iſt, wodurch ich mit denen, die vor Ihnen hier ſaßen, und mit Ihnen ſelbſt in Verbindung gekommen bin. Ich darf es ſagen, ich betrat meinen Weg mit Muth und Wonne, ich wollte das Größte und Beſte, was ich lebendig gefühlt und gedacht hatte, auch Sie fühlen und denken laſſen; aber die Jugend und Leichtigkeit des Herzens ward keine Jugend und Leichtigkeit der Ausführung. Mit aller Zuverſicht und Freude, womit ich begann, ward ich bald feſt, ward ſo verwickelt in dem gefährlichen Treiben, daß ich entweder Ohnmacht offen erkennen und die Kraft meines Lebens zerſprengen, oder, in Angſt und Verwirrung forttreibend, beſſerer Stunde der Auflöſung warten mußte. Ich bin bei dem beſten

Ernſt eine Zeitlang ein halber Schelm geweſen, wie ſo viele ſind; nicht aus Luſt an Gaukelei, ſondern eines Pfades mangelnd durch die Wüſte, die einſt eine liebliche grüne Au war mit Blumen und Quellen, aber durch die Karrenſchieberei der Gelehrſamkeit mit Schutt und Staub ſo überſchüttet worden iſt, daß Viele darin unterſinken und erſticken, Andere ohne Licht und Spur ſich in heilloſe Irren verlaufen. Doch glücklich, endlich hat der Mann ſich gefühlt, und mit dieſem erſten Gefühl hat er erkannt, was er ſollte. Ich ſtreife dieſe gleißende Schlangenhaut jetzt offen ab vor Ihrer aller Augen, erkennend und bekennend, daß unter dem Mond vielerlei Ding iſt, wovon wir arme Flaumenbärte und Graubärte nichts wiſſen können; daß mehrerlei Ding iſt, wovon wir ſelbſt in geweihten Stunden nur zitternd ſprechen dürfen. Das böſe Spiel iſt bis zu Ende ausgeſpielt, der gelehrte Innungsmann iſt überwunden: der Menſch, der wahr und gut ſeyn mögte, tritt zu Ihnen hin, und ſoll hinfort nur ſein innigſtes Leben, ſeinen reinſten Glauben, ſeine eigenſte Ueberzeugung ausſprechen.

Ich habe bekannt, ich will mehr bekennen. Schaam, oder Zorn der Eitelkeit können unter uns nicht mehr ſeyn, und wo ſie aufkommen wollen, ſtrafe ſie die Wahrheit. Ich ſprach: ich war ein halber Schelm, ich war auf dem Wege, ein richtiger Gaukeler zu werden; nicht geradezu und abſichtlich, ſondern leiſe und zufällig: denn im Ernſt hat es noch nie ein Menſch darauf angelegt, etwas Schlechtes zu ſeyn. Eine Täuſchung, welche beſſere Herzen und Köpfe bethört hat, ſpielte mich ſo mit fort; ich ließ mich treiben, und duldete Jahre lang ein Leben hohler Worte und halber Gefühle, bis die gewaltige Zeit, die an Königsthronen und Profeſſorſtühlen gleich leichtſinnig rüttelt, mich aus dem dumpfen Traum aufſchüttelte: mir gingen die Augen auf, ich ſah mich, ſah Sie, erſchrack, erkannte, und ermannte mich. Ich ſah mich, wie ich da ſtand, das Herz voll Sehnſucht, aber den Kopf voll Wind, der leicht und luſtig über die Lippen flog, und andere zu blähen ſuchte, wie er mich blähete; ich ſah Sie, m. H., zum erſten Mal ſo fern von mir, daß ich kaum mit den Augen erreichen und unterſcheiden konnte, die ich ſonſt mit den klingenden Worten getroffen, mit den hohen Lehren des hohen Katheders begeiſtert zu haben meinte. Mir ſchwindelte vor der ungeheuren Kluft; ich weinte eine bittere Thräne über die Nichtigkeit meines Tichtens und Trachtens, und ich beſchloß in dem erſten Schmerz, auf immer zu ſchweigen, Kohl pflanzen und die Erde pflügen zu gehen, und beſſeren oder genügſameren Männern die ſchwere Kunſt zu überlaſſen, wobei ich nicht glücklich war. Ich habe ſeitdem Zeit gehabt, mich zu prüfen und zu erkennen; Muth und Stärke iſt aus der Erkenntniß der Sünde gekommen. Ich bin Ihnen fern geſtanden, ich ſtehe Ihnen noch fern, und werde Ihnen noch Tage lang fern ſtehen: Worte können den alten Schaden eines böſen Wahnes wohl zeigen, aber ſeine Gewohnheit nicht ſogleich aufheben. Ich habe bisher geklungen wie eine einſame Prophetenſtimme in der Wüſte, Sie haben leere Töne gehört, und das Herz iſt leer geblieben wie ſie. Ohne Liebe, Begeiſterung, und Jugend wird das Edelſte, was der Menſch treiben kann, zu einem windigen Nichts; Uebermuth ſoll Einfalt, Zierlichkeit ſoll Treue, Geiſt und Witz ſollen Kraft und Tugend erſetzen: das können ſie nicht.

Wir können nicht dafür, daß wir ein taubes, herzloſes, geiſtloſes Ding getrieben haben: die Zeit, die unſere Zeit iſt, hält uns nothwendig in ihren ewigen Banden; wir haben ſeyn müſſen wie ſie, wir werden ſeyn müſſen wie ſie, auch wo wir es nicht wollen: doch ſchon der Kampf gegen ihr Schlechtes wird uns in künftigen Tagen Freude ſeyn. Dieſe Zeit, die alles vergeiſtigt und aufgelöſt hat, offenbart ſich an uns und an andern in der heilloſeſten Schwäche und Nichtigkeit; ſie offenbart ihre Noth, welche eiſerne Brüſte zerſchmelzen und hannibaliſche Augen mit Thränen füllen könnte. Wohl preiſt ſich dieſe Zeit des weit ſtrömenden Lichtes, das ſie über das Dunkel ausgegoſſen; des unendlichen Geiſtes, wodurch ſie das faule, verdüſterte Geſchlecht gereizt und erregt hat; ſie preiſt ſich erhabener Gedanken, wovon die Väter nichts wußten; göttlicher Ideen, wodurch die Welt geworden; zarterer Würdigung und Achtung des ganzen Menſchengeſchlechtes — aber ſie zeige uns erhabene Thaten, ein friſches, kräftiges Leben, ein edles, freies Geſchlecht auf Erden! Nur durch ihre Geburten können wir ſie erkennen und anerkennen. Ja, ſie hat Herrliches gebohren; einen Flug zu dem Aether der Götter, den die früheren Alter nicht ahndeten; eine Erleuchtung des Geſchlechtes, die einſt Großes vollbringen kann; eine Unabhängigkeit des Gedankens, die mit Schöpferkraft die Erde unten vernichtet, und droben in dem hohen Himmel ſich eine neue ſchafft. Aber Herrliches hat ſie auch zerſtört, und im Schwanken der ringenden Elemente einer neuen Schöpfung ſehen wir mit Zittern und Erſtaunen hin auf das, was werden ſoll. Gewaltige Genien ſind aufgeſtiegen aus der tiefſten Fülle der Natur, göttliche Geiſter haben auf eine höhere Bildung, auf eine mächtigere Nothwendigkeit der Enkel hingewieſen, die dieſer erwachte Geiſt führen ſoll. Doch nur Wenige ſind beſtanden, Viele vergangen: da ſie mitarbeiten wollten an der feurigen Wiedergeburt der Welt, geriethen ſie zu nahe an die Flamme, und dienten nur wie anderes Holz die Auflöſung und Zerſtörung des Veralteten zu beſchleunigen. Jene wenigen Reinen und Mächtigen wollen wir kniebeugend ehren und bewundern, die andern Vielen bedauren, und uns ſelbſt in ihnen; denn vielleicht ſind ſie unſer eigenſtes Selbſt.

Sehen Sie einen Augenblick hin auf ſich ſelbſt und auf mich, blicken Sie dann weiter hinaus auf die Gränzen des teutſchen Vaterlandes: und Sie werden verſtehen, was ich meine. Wir Teutſchen haben mit den andern Europäern redlich und tapfer gearbeitet, die Herrſchaft des Geiſtes allgemein zu machen ich brauche bekannte große und kleine Namen nicht zu nennen — aber über dem Suchen und Forſchen nach Geiſt haben die meiſten von uns den Geiſt verloren, und ſtehen als hohle Geſpenſter, als dürre Skelette da, welche die genialiſche Wärme der Sonne und des Lichts weder ſelbſt empfinden, noch andern mittheilen können. Doch wir ſind übermüthig, frech, und gottlos geworden, ohne zu fühlen, daß wir ſchwach, abergläubiſch, und erbärmlich ſind. Die teutſche Philoſophie, womit wir groß thun, der teutſche Sinn, womit wir ſo gern vor dem Ausländer prahlen, iſt ein Geſpött der Weiſen und der Narren geworden, und übergefloſſen und ausgefloſſen wie Waſſer: bei den meiſten leeres Geſchwätz,. armſelige Grübeleien, welche die Welt weder erleuchten noch erlöſen. Wo iſt das hohe Leben, die göttliche Selbſtkraft, der tiefe Naturglaube, den ihr zu haben und in die Welt zu bringen vorgebt? Wo iſt die Tugend des Mannes, die nicht zittert? die Genügſamkeit des Weiſen, die auf ſich ſelbſt ruht? die Heiterkeit des Begeiſterten und Sehers, die in der Harmonie des Alls ſelig mit zerfließet? Ich ſehe ſie nicht bei euch betrogenen Gauklern und nichtigen Schwätzern. Möget ihr klug, witzig, und fein ſeyn; möget ihr das Senfkorn und den Sonnenball meſſen; das tiefe Herz der Welt, wie die Pulſe eurer eignen Bruſt, fühlen: ihr habt euch verflogen, wie Falken und Tauben in ſtürmiſche Wolken, und in euren windigen Regionen verſchwindet die Erde unten in Nebeln und über euch rollet der Himmel mit ſeinen Sternen nicht in Klarheit. Die Welt iſt verlaſſen, ja ſie iſt verdorben von denen, die ſie halten und leiten ſollten; die Erde trägt ſich nicht mehr auf den alten Grundſäulen des Glaubens und der Treue, worauf ſie Jahrtauſende geruht hat. Wir haben geſehen, was geſchehen iſt; wir ſehen, was täglich geſchieht; wir erwarten zitternd, was geſchehen wird. Hirngeſpinſte, kühne Ideen ohne kühnen Willen, weite Anſichten bei engen Herzen ſollen erſetzen, was einſt feſt und ſicher hielt. Berauſcht, bethört greift man in das rollende Rad der Welt, will es treiben und hemmen, und kann es nicht. Ohne Verſtand wird der begeiſterteſte Muth die ſchlaffſte Feigheit. Weil die Welt dem Stürmer nicht ſo leicht, wie er meinte, ohne Stätigkeit und Arbeit dienen will, ſo läßt er ſie fahren, und iſt hienieden ein elender Knecht, während er wähnt dort oben in ſeinen Ideen ein Gott zu ſeyn. So ſchwärmt ein faules und markloſes Zeitalter; ſo dient die feige Schwäche ſchaamlos; ſo zertritt die frechſte Barbarei, der wildeſte Deſpotismus die wehrloſe Menſchheit: und Aſchen der Ruinen, Gebeine der Erſchlagenen, Gewimmer der Schwächlinge, die nicht ſterben können, geben viel zu ſinnen über dieſe Zeit, die ſich die erleuchtete und humane nennt. Weil denn alles wanket und fällt, was ſonſt mächtig ſtand; weil die fliehen, die vor tapfer, die dienen, die vor herrlich waren; weil all unſer Wiſſen keinen Verſtand, all unſere Arbeit keine Freiheit, all unſere Geduld kein Glück gebracht hat; weil die kühnſte That, das lebendigſte Wollen, ſelbſt bei edlen Menſchen, jetzt ſo oft in Verwirrung und Schande übergeht, die kühnſte Idee jetzt nichts lebendig machen kann — ſo iſt es wohl noth, zur Einfalt und zum Glauben zurückzufliehen, und zu ſuchen, ob ſie dem überkünſtlichen und überklugen Geſchlechte Heil und Vertrauen bringen können; ſo iſt es wohl noth, den Menſchen hinzuweiſen auf eine kühnere Zeit und kühnere Menſchen, welche freier und edler thaten und litten; es iſt wohl noth, die fürchterlichen und ungeheuren, die edlen und tapferen Menſchen mit einer andern Würdigung anzuſehen, als wie gewöhnlich geſchieht. Aus dieſem Gefühle entſprang der Gedanke der Unterhaltungen, die einen Theil dieſes Sommers uns näher zu einander ziehen und verbinden ſollen. Ich will verſuchen, ob es dem übergeiſtigen Menſchen noch möglich iſt, die alte Würde und Ewigkeit der Geſchichte in Einfalt und Kraft hinzuſtellen, den Menſchen ſelbſt hinzuſtellen als den Gott in der Natur, ohne ihn an ſo vielen Gerüſten der Klugheit und Kunſt in windiger Luft aufzuhängen, als ein Ding ohne eigne Luſt und eigne Nothwendigkeit.

In der alten Welt, die nicht ſo weit ſah, als wir, aber was ſie ſehen wollte mit klareren Augen ſchaute, war der Menſch und ſein Leben der Mittelpunkt, um den die Begebenheiten und der Zufall, als das von ihm Geſchaffene und Beherrſchte, rund laufen mußten; ſelbſt die höhere Nothwendigkeit des Schickſals ehrte die ſelbſtherrſchende Kraft des Einzelnen, indem ſie dieſelbe ſtill und wunderbar zerbrach. Es war ein ſchönes luſtiges Spiel geweſen, ward als Spiel geendigt, und das Glück ließ ſeine Räthſel und Wunder ungelöſt: alles Einheit, Hoheit, Nothwendigkeit im Leben und Schickſal. In der neuen Geſchichte verſchwand die Herrlichkeit der großen Naturen, das Göttliche in der Selbſtſtändigkeit und dem Selbſtvertrauen der Einzelnen; die ewige Nothwendigkeit war dahin: ein künſtliches, albernes Ding, das man Vorſehung nannte, trat in ihre Stelle, und zerrte das Leben und ſeine großen Bewegungen mit ſo vielen kleinen und großen Fäden hin und her, daß die Giganten und Heroen früherer Zeit mit dem gewaltigen Antlitz und dem furchtbaren Schritt alberne und quäkende Marionetten wurden, die lächerlich und weinerlich den Sinn einer kümmerlichen Welt darſtellten. Der ſtolze Menſch, das göttliche Weſen, das erſtaunende Ungeheuer, ging unter; die Liſt und ihre Geſpinſte, und alle Klügeleien der Dummheit und Schlauheit ſollten die neue Welt regieren und erklären. Der Schwall der Begebenheiten, die ohne lebendige Menſchenkraft nur Zufälligkeiten ſind; die Unendlichkeit von Künſten und Deuteleien, womit man dieſe umſpann; ein wunderbarer Geiſt, der alle Kräfte des Lebens von fernher ſelbſt im Einzelnen lenkte — tödteten die hohe Majeſtät in der Natur und den hohen Muth in dem Menſchen. *Man lebte endlich, wie man darſtellte, empfand, wie man glaubte.*

Die kluge Zeit, die uns gebohren hat, muß uns auch wiedergebähren. Jene Empfindung, jener Glaube dürfen nicht die unſrigen ſeyn. Wer auf dem Tod des Höchſten und Heiligſten ſteht, was lange Jahrhunderte erſchufen; wer unter den Ruinen, auf dem Scheiterhaufen, wer in Mitten der Flucht und der Verwirrung von Hunderttauſenden noch friſch und beſonnen da ſteht — den kleidet Muth und Kühnheit wohl, der darf an Hoheit und Herrlichkeit der Natur glauben, und ſie darſtellen. Wo war eine Zeit kleiner, als dieſe? wo war eine größer? Schnelle, blutige Revolutionen, fürchterliche Wechſel, teufliſches und göttliches Spiel mit Ideen, Arbeit und Krieg der ſtreitenden Elemente und Kräfte, erſter erſtaunender Durchbruch des höchſten geiſtigen Lebens, wohin das Chriſtenthum die Menſchheit führen ſoll — welche verwirrende Wunder vor den Augen und in dem Herzen! welch ein Staunen derer, die mit eingewickelt ſind, oder dieſe Schrecken und Wonnen um ſich fluthen ſehen! Großes erleben wir; aber wir ſind zu ſchwach, es zu halten und zu lenken, zu feig und befangen, es ruhig zu ergreifen und groß darzuſtellen. Auf! ihr Jünglinge, die ein reinerer Sinn belebt, ein kühneres Herz entflammt, ſeid friſch und gerüſtet! denkt euch mächtig und würdig der großen und ungeheuren Dinge, die ihr ſehet und fühlet: und ein mächtiger Geiſt wird in euch erſtehen, groß und freudig werdet ihr das Leben dieſer ſchrecklichen Zeit tragen, groß und freudig in ihren Verwandlungen und Toden mit untergehen, wenn ihr untergehen müſſet. Ich ſehe eure Angeſichter erröthen, eure Augen leuchten, eure Buſen ſich heben, und fühle mich ſelbſt beſſer und höher und verſöhnt mit der Gegenwart, die ſo viele Knechte und Ungläubige macht. Wenn dieſer Muth uns bleibt, ſo wird die Geſchichte wieder edel und göttlich, ſo tritt der Menſch wieder in ſein hohes Spiel ein, gerüſtet und wacker durch eigene Kraft, ein gehorſamer Sohn der Natur, unter der Hut eines ewigen Schickſals. Uns ſelbſt und unſer Verhängniß, uns ſelbſt und die unvergänglichen Geſetze der Natur, worunter wir ſtehen, lehrt eine ſolche würdige Geſchichte uns begreifen. Sie, die zehnte der Muſen, tritt mit dem ernſten und liebenden Antlitz der Beſcheidenheit hin, öffnet den heiligen Mund voll milder Weisheit, voll erhabener Orakel, und wird die fromme Lehrerin, die züchtige Lenkerin, die hohe Zeichendeuterin der Gegenwart und der Zukunft. Wohl iſt der Spruch andere Zeiten andere Herzen ewig; aber wie ſehr unſere Zeit und ihr Urtheil auch abweicht von der Kraft und Unſchuld früherer Alter, wie künſtlich und geiſtig auch alles gebohren wird — doch iſt in der Welt und der Menſchheit etwas Bleibendes und Immergleiches, was in dem Gegenwärtigen das Vergangene und Künftige zeigt und erklärt. Dieſes Ewige darin zu ſuchen und in einzelnen Geſtalten uns gleichſam lebendig einzubilden, (informare) iſt die kühne Hoffnung dieſer Zuſammenkünfte. Nicht um das Gepräge eines Silberpfennigs zu deuten; nicht um das Wappen eines Stammbaums zu erklären; nicht um den dunkeln Namen eines Volkes, den verborgenen Urſprung eines Geſetzes aufzuhellen — verſammeln wir uns; ſondern um das erſte Gepräge der Menſchennatur, das Wappen ihres Adels und ihrer Würde, das dunkle Geheimniß unſrer eignen Bruſt, den verborgenen Urſprung eines mächtigen Willens in anderen zu offenbaren wie in einem Spiegel, worin wir uns ſelbſt am beſten ſehen.

Auch jetzt noch iſt der Gott des Lebens lebendig, ſo ſehr auch die meiſten Schreiber und Sprecher mit ihren groben Fäuſten ihn todtſchlagen und zerreißen; auch jetzt offenbart er noch in groſſen Naturen ſeine innerſten Geheimniſſe, und giebt tiefe Räthſel zu löſen auf. Jeder bedeutende Menſch iſt ein ſolches Räthſel, das uns mit ſeinen geheimen

Bedeutungen vorgehalten wird, und wer den Einen möglichen Sinn ſolcher Räthſel nur einmal und zweimal hell aufgefaßt hat, dem öffnet ſich die unendliche und überſchwängliche Geiſterwelt in wunderbarer Klarheit; dem ſchlieſt ſich die menſchlichſte Wiſſenſchaft, die Geſchichte, als ein goldenes Zauberbuch auf, das für den Seher nichts Geheimes mehr hat. An ſolchen lehrreichen Räthſeln wollen wir uns üben, und ich will Sie ſogleich auf den Punkt hinweiſen, worauf Sie ſich ſtellen müſſen, um ſie zu deuten. Alle Räthſel, die gut ſind, können nur Einen Sinn haben; dieſen zu finden bedarf es keines langen Grübelns noch tiefen Wiſſens, ſondern eines hellen Auges und geſchwinden Entſchluſſes, eines Muthes, welcher kühn zugreift: denn nur die Kühnheit findet die Wahrheit. Es wird uns bei der Entzifferung des Lebens großer Menſchen und ihres Zeitalters gehen, wie allen, die Räthſel deuten. Wenn man den Sinn gefunden hat, ſo ſcheint er ſo leicht und einfältig, und man wundert ſich, daß man nicht früher von ſelbſt darauf fiel. Aber die Freude, ihn gefunden zu haben, ſetzt in dem Räthſel und in dem Auflöſenden etwas Höheres voraus, eine tiefere und mehr innere Bedeutung, die über den Sinn des Räthſels wieder etwas zu ſinnen giebt. Hierauf wollte ich eigentlich hinweiſen als auf das Erſte bei dem leichten Spiel der wenigen Stunden, die wir mit einander hinſpielen wollen. Es wohnt in dem menſchlichen Gemüthe die unendliche Kraft, daß Geiſt immer friſcher und lieblicher aus Geiſt blüht, daß jedes innere Leben von Ideen neue

Ideen gebiehrt, bis der volle Glanzhimmel leuchten, der Bilder mit Göttern, Engeln, und Heroen vor dem erſtaunten Blick ſteht, und der Menſch ſelbſt, irdiſcher Noth und Begier vergeſſend, in der ſüßen Harmonie des allgemeinen Lebens ſelig zerſchmilzt. So tönt in jedem Gedanken, den die erſte Einfalt der Welt ausſprach, in jedem naiven Räthſel, in jedem zärtlichen Liede der Anklang einer höheren Welt; ſo erhebt uns die vollkommenere Organiſation eines größeren Kunſtwerks über den engen und niedrigen Dunſtkreis der Erde: freudig bluten wir mit Hektor für das Vaterland; trotzig auf ein ewiges Recht, ſtürzen wir mit Prometheus in des Tartarus Grauſen; muthig fliegen wir mit dem Alciden aus der Gluth des Rogus zu den Göttern empor. Nicht der Menſch wird vergeſſen in der Idee und dem Bilde einer höheren Welt, wohin uns die Kunſt führt; ſondern grade in dieſer höheren Welt ſteht der Menſch: da ſcheint ſein leuchtendes Bild unvergänglich und unſterblich; da ringt und lebt ſeine Kraft, die mit den Göttern verwandt iſt; da zeigt der unendliche Muth und die überſchwängliche Luſt ſeine Tugend und ſeine Würde. Die kleinen Seelen einer kleinen Zeit kannten und fühlten ihn nie, und konnten ihn nicht darſtellen. Wo er weint und wimmert in irdiſcher Qual, wo er hungert und durſtet, da iſt er in das Chaos blinder Zufälligkeiten mit hineingeworfen, und ſteht ſelbſt als ein Zufall unter der ſtrengen Herrſchaft des Naturgeſetzes. Auch das gehört dem Menſchen an, aber dadurch und darin iſt er nicht: was er verachten, was er wegwerfen und zerſchlagen kann als das ſchwere Gepäck, worunter nur niedrige Seelen ächzen, das iſt nicht er ſelbſt. Doch kann bei dem Kleinen die Herrlichkeit untergehen in dem, worüber des Großen Herrlichkeit ſich erhebt. Wer die Luſt und Pracht des Waldes ſehen will, der geht aus in dem grünen Frühling, pflückt den Duft der Veilchen und Lilien, hört die Nachtigall ſingen, den Waſſerfall brauſen, freut ſich der breiten Krone der Eiche, der hochgipfligen Zweige der Buche, des ſchlanken Stammes der Tanne und Birke. Nicht geht er aus im Winter unter die beſchneiten Stumpen eines niedergehauenen Waldreviers, und ſucht an dieſen Stumpen und an Rinden und Wurzeln mühſelig und kümmerlich zu zeigen, wo weiland die ſtolze Eiche ſtand und der duftige Wipfel der Birke wehte. Wer den Menſchen und ſeine Herrlichkeit ſehen und offenbaren will, der geht nicht in Tollhäuſer und Lazarethe, den hält nicht das feile Geſchrei des Jahrmarkts, nicht das hungernde Elend der Hütte auf — hie[illegible] das niedrige Reich des Zufalls und der Knechtſchaft — er geſellt ſich zu den Gröſſeſten und Herrlichſten, zu den Kühnen und Tapfern, den Weiſen und Freien. Auch dieſe ſtehen ſcheinbar im irdiſchen Dienſt des Bedürfniſſes, aber ihr groſſes Herz vernichtet dieſen Schein der Niedrigkeit durch ein höheres Leben. Wir halten uns nicht auf bei dieſem Niedrigen, das auch uns nur ein Schein iſt, und flüchten uns aus ſeinem Schmutz und Jammer zu dem Ewigen und Wirklichen, dem wir keinen Schein leihen, wenn wir es herrlich ſehen und ſchildern. — Ich bin hier an der Gränze der Sprache, mögte mein Leben unter Ihnen, mögte das Gefühl der Gemeinſchaft, welches uns hier zuſammenbindet, mögte mein Blick und meine Stimme Ihnen offenbaren, was ich nicht ausſprechen kann! Das Leben und die edle Natur eines tapfern Menſchen in der Wirklichkeit hat eine ſo unermeßliche Luſt und Majeſtät, der Verſtand dieſes Lebens zeigt ſolche erhabene Bilder, die alles übertreffen, was man ſüße Täuſchung und göttliches Ideal der Kunſt genannt hat. O alle Kunſt, welch ein kleines Tröpfchen in dem unendlichen Ocean der Geiſter und der Kräfte! welch ein leiſer und einzelner Saitenklang aus der vollen Harmonie der lebendigen Welt! Es iſt alles höher wirklich, was hoch gefühlt und gedacht ward; es iſt des Lebens That unendlich größer, als ihr Bild in Stein und Ton und Rede. Der Menſch in ſeinem höchſten Schein der Kunſt auf der Bühne und im Heldenſpiel reicht nicht an den, der den heiligen und einfältigen Verſtand der göttlichen Natur mit frommem Sinn gefaßt und bewahrt hat. Mit dieſem Gefühl trete ich jetzt ruhig und fröhlich in die Schranken. Möge es das ihrige werden! ſo wird Einfalt und Tugend, Glaube und Treue, Hoheit und Vertrauen im Leben und im Tode nie von Ihnen weichen, und die Erde wird den Starken und den Guten dienen müſſen.

Bei dieſen Vorleſungen werden wir nur auf ſolche Männer achten, die als Repräſentanten eines ganzen Volkes, als Interpreten eines ganzen Zeitalters da ſtehen; ſolche Männer, welchen die Natur ein ſo ausgezeichnetes Gepräge aufgedrückt, welche eigne Kraft, oder Zufall auf eine ſolche Stelle geſetzt hat, daß ſie anſchauen und von einer Menge Ideen berührt werden Eins iſt. Solche große Schaumünzen der Geſchichte ſind Themiſtokles und Sulla, Heinrich der Vierte und Friederich der Zweite, Kaiſer von Teutſchland, Rodrigo di Diaz und der Schwarze Prinz, Heinrich der Vierte und Ludwig der Vierzehnte von Frankreich, Karl der Zwölfte und Peter der Große, Friederich der Einzige und Philipp von Macedonien, Kromwell und Luther, Shakeſpeare und Cervantes u. ſ. w.

Als eine Vorerklärung und Einleitung zu dieſen Studien muß ich zuerſt auf etwas Allgemeines hinweiſen, worauf das Folgende zurückgeführt und woran es angeſchloſſen werden kann. Wenn dieſe kleinen Vorſpiele nicht feſten Grundſätzen gleich ſehen, ſo wollen wir ſie Fingerzeige und Winke nennen, welche hindeuten auf das Tiefſte und Geheimſte des Menſchen, dem ſich die Sprache verſagt. Nothwendig ſind dieſe Vorſpiele, damit wir nicht in peinvoller Mühe und Irre hin und her ſchweifender Denkelei uns vergebens zerarbeiten, damit die Darſtellung in der Klügelei leeren Geſchwätzes ſich nicht zerſplittere, ſondern das große Leben der Heroen in einfältiger Einheit als ein wahrhaftiges Leben hinſtelle. Wir können dieſe Vorübungen den Schlüſſel nennen, wodurch uns das Heiligthum mit dem Glanz und den Hoffnungen und Schrecken unausſprechlicher Myſterien aufgeſchloſſen wird. Tage, Monate, und Jahre verrollen, wir ſind noch immer im Staunen; Ehrfurcht und Blendung binden uns das Auge und den Sinn, bis wir endlich Muth faſſen, das Einzelne des Heiligthums zu betrachten, zu unterſcheiden, und zu deuten. Aber wenige können mit dieſem Schlüſſel ſchließen, und auch die es verſucht haben, ſind in Herzensbangigkeit und Kleinheit ihres Gemüthes meiſtens in den Vorhallen des wundervollen Tempels ſtehen geblieben, und haben die koſtbare Zeit verloren, die kleinen Scherzbilder, die zum Theil bedeutungslos dort aufgehängt ſind, und die bunten Schnörkel und Verzierungen der Wände anzugaffen und zu deuten: ſie haben gedeutet, worin keine Bedeutung iſt. So war bis jetzt meiſtens die Anſicht und das Studium der großen Naturgeſchichte mehr für den Witz, als für den Sinn, mehr für die Kenntniß des Auges, als für die des Gemüthes. Das Allgemeine und Ewige liegt an ſich ſchon tief verhüllt und verborgen allen, die das Heilige nur mit kindiſcher Neugier und alberner Eitelkeit ſuchen. Ohne das unmittelbare Gefühl und den einfältigen Glauben an eine göttliche Natur iſt es gar nicht. Jemehr hier geklügelt wird, deſto weiter fliehet die Wahrheit in ihr Dunkel zurück. Dies kann uns bange machen für uns. Sind wir denn würdig, die Wahrheit zu finden? ſind wir denn rein und einfältig genug, die erhabene Einfalt der Weltherrlichkeit anzuſchauen, und andern auszulegen? Wir werden hier viel fehlen, weil wir mehr klug als gut, mehr begeiſtert als tapfer ſind. Leider kömmt durch unſer Vielwiſſen Ohnmacht und Unwiſſenheit in dem, was zu wiſſen das Höchſte iſt. Ich bekenne dieſe ſchlaue Unwiſſenheit, dieſes geblendete Urtheil. Jeder von Ihnen greife in ſein eigenes Herz, ſchaue ſelbſt mit hellen Augen um ſich her, und richte zwiſchen mir und der Welt, die ich ihm weiſe. Mein innerſtes Gefühl ſagt mir, daß der Weg, worauf ich bin, der rechte iſt; es ſagt mir auch, daß ich oft von dieſem Wege abirren werde: denn die vielen Irrlichter ſeitweges haben wohl Beſſere geblendet und verdorben, als ich bin.

Zweite Vorleſung.

Meine Herren.

Karakterſchilderungen war die Ueberſchrift unſerer gemeinſchaftlichen Studien für dieſe Stunden. Karakter eines Dinges und einer Perſon heißt das Bleibende und Unterſcheidende, was die Natur ſo innig und ſo tief in ihr ganzes Weſen eingewoben hat, daß es durch nichts ganz verwiſcht und ausgelöſcht werden kann. So ſpricht man von dem Karakter eines Wurms und eines Engels, einer Blume und eines Baums, indem man dasjenige bezeichnen will, woran man ein jedes von dieſen von andern verſchiedenen, oder ähnlichen Dingen unterſcheiden und wieder erkennen kann. Bis jetzt hat man die Natur bloß von ihren Auſſenſeiten betrachtet, und mit mehr Witz und Scharfſinn, als Gemüth und Tiefſinn, das Auszeichnende jedes Dinges in ſeinem Veränderlichen und Zufälligen geſucht. Auch darin giebt es allerdings etwas, das dem Bleibenden ähnlich ſieht; aber nichts, was das eigentliche Leben und ſein ewiges Wirken und Wollen offenbart. Höchſtens ſpielt der äuſſere Schein darauf hin; aber um dieſe

Hindeutungen und Anſpielungen zu begreifen, muß der Menſch ſchon ein inneres Daſeyn geahndet und in ſeine Verborgenheit hineingeſchaut haben. Ich ſagte, man habe die Natur bis jetzt bloß von ihren Auſſenſeiten betrachtet; ich hätte beſtimmter hinzuſetzen ſollen, von ihren Auſſenſeiten, und zwar im Einzelnen: ſo daß man jedes Ding für ſich anſah, als wenn es bloß durch die genaue Anſicht ſeines äußeren Lebens für ſich allein erklärlich und verſtändlich da ſei. So, mit vieler vergeblicher Arbeit ohne Geiſt und Sinn, konnte man aus ihrem weiten Reiche höchſtens bunte und verworrene Haufen von Kurioſitäten und Seltenheiten aufſchütten, die eitle Neugier zu befriedigen, aber nicht, die großen Fragen und Wünſche des Herzens zu beantworten und zu erfüllen. Aber man könnte die Natur auch bloß von ihren Auſſenſeiten im Ganzen anſehen, wie die Dinge in ihr zu einander ſtehen und einander abbilden. So gefragt wird ſie ihrem frommen Sohn ſelbſt über Manches Antwort geben, was er nicht hoffte auf dieſem Wege von ihr lernen zu können. Wir haben hier mit der Geſchichte des Menſchen, mit der Entwickelung menſchlicher Karaktere zu thun. Freilich ſteht der Menſch hoch über allen übrigen Dingen, aber nicht ſo hoch, daß man ſein Gleichniß in ihnen nicht erblickte: auch er iſt in der Welt des Scheins nur ein Naturding, wie die andern Dinge. Jemehr alſo dieſer Dinge geheime Verbindung und gemeinſchaftlicher Lebensſinn offenbart wird, deſto klarer entdeckt ſich auch an ihnen des Menſchen Leben und tiefſte Nothwendigkeit. Der Menſch, die geiſtige Gewalt auf Erden, umfaſst in ſeinem Weſen den weiten Umfang aller übrigen Geſchöpfe, von dem Veilchenbuſch bis zur Ceder Libanons, von der Milbe bis zum Elefanten. Eines jeden einzelnen Menſchen Aehnlichkeit und Gemüth iſt ganz gewiß beſtimmt gezeichnet in einem gewiſſen Naturdinge; oft ſind mehrere zuſammengefloſſen, ihr Gleichniß in ihm darzuſtellen. Dies war es wohl, wovon der Weiſe von Samos die Vorwelt vieles lehrte; was zu Eleuſis und Samothrace als ein verhülltes Geheimniß umwandelte; was in den Geheimniſſen der Brachmanen Indiens noch übrig iſt. Sehen Sie nur einmal hinaus in die weite Schöpfung, und halten ſich ſelbſt und andere an die mannigfaltigen Bilder der Natur — welche wunderbare Ahndungen, Scheine, und Aehnlichkeiten werden Ihnen auf jedem Schritte begegnen, bald die innere Allegorie des Sinnes, bald die äußere Geſtalt vor Sie hinſpielend! Iſt dieſe Jungfrau in ſüßer Melancholie ihres Daſeyns, in dem Zauberklang ihrer Stimme voll Sehnſucht und Liebe, in dem unbefangenen und ſorgloſen Vertrauen der Unſchuld — iſt ſie nicht der Frühlingsſängerin, der Nachtigall, gleich? jene andere, ſtill und beſcheiden, freundlich und fröhlich, bildet das Gemüth des zarten Veilchens, das verborgen wenige Tage duftet und verblühet; die dritte dort, üppig und wild, flatternd und unbeſtändig, gleich der geruchloſen Tulipane mit allen wechſelnden Farbenſpielen. Sieh des Tyrannen Blick, ſein ſtarres Aug funkelt wie des Tigers, ſein Schritt iſt heftig und unſtät, ſein Leib mit allen Sehnen und Muskeln geſpannt, er iſt immer gerüſtet gegen

Angriff, immer fertig, ſich auf den Raub zu ſtürzen. Sieh den Tapferen und Großherzigen, mit der breiten Stirn, dem vollen Munde, den großen ruhigen Augen, der gewölbten Bruſt, und den ſtarken Schenkeln, mit der edlen, oft auch nachläſſigen Haltung des Leibes — du ſiehſt den Löwen. So begegnet dem, der ſehen kann, das Edle und das Gemeine der ganzen Natur in den Menſchengeſtalten wieder. Aber bis jetzt hat noch der Gall gefehlt, der die allgemeinen Phyſiognomien der Natur zuſammengeſtellt und gedeutet hätte.

Der Menſch ſteht alſo als das höchſte Bild in der weiten Unendlichkeit der übrigen Natur, als der große Spiegel, worin alle Uebrigen, wenn ſie erkennen können, ſich wieder erkennen müſſen. Welch eine Unermeßlichkeit des Blickes öffnet ſich uns hier! Alle Kräfte, alle Leidenſchaften und Gefühle, ja alle Bilder und Geſtalten der Natur in dieſem Einen Mikrokosmos. Welche Tugenden und welche Laſter! welche Erhabenheit und welche Niedrigkeit! welche Scheußlichkeit und welche Schönheit! welches reißende Thier und welcher liebende Gott in der Mannigfaltigkeit dieſes Einzigen verſammelt! Jedes andere Ding ſteht in engeren Gränzen der Bewegung, wie es ſcheint, mehr an den Wurzeln der Nothwendigkeit feſtgebannt, und darf nicht weiter; der Kreis ſeines Lebens, der Wechſel ſeiner Kräfte und Entwickelungen mißt ſich leicht aus. Sieh die Roſen von Päſtum und Tarent, geh dann hin zu ſchauen, wie ſie in Petersburg und Edinburg blühen; ſieh das edle Roß des Arabers in der Wüſte, und den ſchweren Gaul, der in Oſtfriesland den Pflug zieht — es iſt ein Abſtand; aber welch eine Kluft zwiſchen dem thieriſcheſten Menſchen und den erhabenen Seelen eines Platon und Leibnitz!

Sobald wir den Menſchen denken, ſehen wir ein in die überſchwängliche Weite und Freiheit des Geiſterlebens. Der hohe Stolz und der feurige Muth der Götter, die Ahndung unendlichen Strebens und Vermögens, der Trotz größerer Selbſtſtändigkeit, als die Erde trägt, geht uns auf: Rieſen und Giganten erſtehen, die den Oſſa und Pelion auf den Olympus thürmen und mit den Unſterblichen um die Herrſchaft ſtreiten; wir verfliegen uns im Uebermuth, glauben an kein Geſetz, als an das unſeres Willens, bis das Gewimmer der Erſchlagenen und die zuckenden Gebeine der Herabgeſtürzten uns mit Thränen lehren, daß auch die Kühnſten und Mächtigſten von uns an den tauſend unſichtbaren Fäden eines höheren Willens gehalten werden. Das Gefühl der Vergänglichkeit ergreift uns, unſre Klagen tönen in den Jammer, unſre Thränen rinnen auf die Verweſung; aber ſo wie die neue Sonne uns wieder mit friſchen Flammen beſtrahlt, und die Kraft in uns ſich wieder ſtärkt, wächſt der alte Muth von neuem, und von neuem dünken wir uns den Göttern gleich, die unſre Brüder neben uns richteten. Für den Menſchen in ſeinem höchſten Daſeynsgefühl giebt es keinen Tod und keinen Dienſt, frei wie die Unſterblichen ſteht er in der ewigen Nothwendigkeit, wo auch der Gott nur will, was er muß. Zwei Welten angehörend ſtehen wir ſo da in der Erſcheinung des

Lebens; aber jene hohe Welt, wo wir in glücklicher Freiheit der Nothwendigkeit gehorchen und unſer ſelbſt zweite Schöpfer ſind, iſt die, welche wir als unſre rechte betrachten. In dieſe Welt und ihren Sinn wollen wir jetzt hinabblicken.

Aber wir können keinen Blick hinein werfen, als durch die äußeren Geſtalten der Erſcheinung; wir müſſen alſo den Menſchen, der in ſeinem eigenſten Leben nur Ein Schickſal und Einen Dienſt hat, betrachten als unter einem doppelten Schickſal und in einem zweifachen Dienſt ſtehend. Alſo, weil wir nur irdiſch darſtellen können, ſprechen wir, wie der Schein iſt, und ſehen den Menſchen an, zugleich herriſch ſelbſtſchaffend, und gezwungen dienend, frei dem Himmel, abhängig der Erde gehorchend, hier ſich ſelbſt bildend in Freiheit, dort zufällig gebildet in Knechtſchaft. Dieſer Schein iſt ſo lange etwas Wirkliches, bis der Menſch die Einheit ſeines Daſeyns erkennt, indem er es freiwillig gehorſam unter das unverrückbare Geſetz ſeiner Mutter, der Natur, ſtellt, und dieſe vergöttert und heiligt, wie ſie göttlich und heilig iſt, damit ihre Bande den Karakter ewiger Nothwendigkeit annehmen.

Alſo der Menſch ſcheint unabhängiger von der äußeren Natur, als die übrigen Geſchöpfe: aber in der ſtrudelnden und kämpfenden Bewegung des Lebens ſcheint er es nur, und wo er ſich da ohne Noth unabhängig macht, muß er für ſeinen Uebermuth und Ungehorſam meiſtens ſchwer büßen. Gewiß giebt es hier eine feine Gränze, die unſre Unwiſſenheit noch nicht ziehen kann und die unſre Ueberklugheit ſo m gern anerkennen will. Wir erkennen, daß der geiſtige Menſch Vieles ändert und ſchaffet, Manches zerſtört und überwindet; aber in dem Kampf des Lebens ſehen wir ihn nicht an als ein Weſen für ſich, das ſelbſtmächtig ſich ſelbſt und ſeine Erde nur eben machen kann, ſondern als ein ſolches, das unter mancherlei Berührungen und Einwirkungen der Natur und ſeines Geſchlechtes ſteht, wodurch der eine im Kleinen und Schlechten niedrig und knechtiſch, der andere im Großen und Guten erhaben und göttlich erſcheint.

In Hinſicht dieſer Wechſelwirkungen und Beziehungen der Natur und des Menſchen, oder der erſten und der zweiten Natur, beſchauen wir

Erſtlich die Natur im Allgemeinen, und ihre ewigen Wirkungen, Einflüſſe, und Geſetze für alle ihre Kinder. — Dies Heiligthum iſt wenig geöffnet, wir gucken nur durch wenige kleine Ritzen des unendlichen Tempels, wir dringen nur mit einzelnen, zitternden Lichtſtrahlen ein; wir ahnden ſeine Geheimniſſe, wenn wir gewahren, wie die vielfachen Bilder der Welt in den verſchiedenen Klimaten ſich verſchieden oder ähnlich einander gegenüber ſpiegeln und bilden.

Zweitens ſehen wir des Menſchen Aehnlichkeit und Gleichheit an Leib und Seele mit ſeiner äußeren Natur, und zeigen Beiſpiele an Einzelnen und an Nationen.

Drittens halten wir den einzelnen Großen an ſein Volk, und an das, was man Zeitalter nennt, und gehen ſo

Viertens ganz natürlich über auf das Gewicht, das in der göttlichen und geiſtigen Kraft des Menſchen liegt, ſich von der Natur und ihrem leiblichen Zwange unabhängig zu machen.

Wir treten alſo zuerſt zu unſerer Mutter, der Natur, hin, um ſie und ihr heiliges Leben zu belauſchen; wir treten zu ihr hin mit jener Liebe und Frömmigkeit, die uns bei dem Gefühl ihrer unendlichen Güte ergreifen; mit jenem Vertrauen, das gehorſamen Kindern geziemt: denn nur der Liebe und dem Vertrauen enthüllt ſie ſich in ihrer göttlichen Nacktheit und Einfalt, der Frechheit und Klügelei entzieht ſie ſich in undurchdringliches Dunkel. O könnten wir uns unſchuldig an ihre ewig junge und blühende Bruſt werfen, wie das Kind in ſpielender Unſchuld im Graſe liegt, hier eine Blume pflückt und entblättert, dort mit den weiten lächelnden Augen zum hellen Himmel ſchaut und den Mond und die Sterne herunterlangen will! Sie ſind oft hinausgegangen in die Luſt des Frühlings: mild und ſtill wehend war der Abend, die Sonne ſank hinter die Berge, und über dem Wald ſtieg der freundliche, fromme Mond auf, lieblicher rieſelte der Quelle Geſäuſel, zärtlicher klang der Nachtigall Lied, die Blumen wiegten ihre geſchloſſenen Köpfchen im ſüßen Schlummer, die Blätter ſäuſelten gefühlvoll dem zärtlichen Geſange und derſchmeichelnden Luſt: allmälig wuchſen die Schatten, ein weißer Silbermantel breitete ſich über die dampfenden Wieſen, die grünen Gefilde, und hüllte den Himmel mit allen ſeinen leuchtenden Sternen in ſeinen magiſchen Duft ein. Alle Sehnſucht, alle Liebe des Menſchenherzens ward da lebendig, alle Augen des Gemüthes öffneten ſich, und leuchteten mit himmliſchen Thränen gefüllt, es ſank der Leib im ſeligſten Genuß an die weite und warme Bruſt der ganzen liebenden Natur; aber die Geiſter des Himmels und der Erde kamen über den entzückten Geiſt und erzählten ihm von göttlichen Dingen: es war Ein Gefühl, Ein Leben, Ein Verſtändniß der Welt und des Menſchen. Jenes, was als den höchſten Glanz des Lebens kein Wort und kein Pinſel mahlen kann, was wir alle einſt hatten und noch täglich haben können, iſt das, was ich meine, wenn ich von dem Kinderſinn ſpreche, mit welchem der Menſch die Natur umfaſſen und an ſie glauben ſoll. Wen dieſer Glaube nicht beſeligt, wem dieſe Liebe nie die Augen aufthut, der bricht vergebens an der äußeren Schale der Welt, ihr friſcher Kern wird ſich ihm nie aufſchließen.

Es iſt keine Zwietracht in der Natur, wenn wir einträchtig ſind. Geh hinaus, o Menſch! der Donner des Himmels weckt dich, deine eben noch ſichere Hütte wankt unter dem Sturm der Gewitterwolken, der Hagel zerſchlägt deine Fenſter und dein Angeſicht, und die rothen Blitze dräuen Zerſtörung. Zermalmt ſchaueſt du hinaus in das ſchwarze Dunkel der Nacht am Mittage – ſiehe, deine Schrecken wenden ſich abwärts, deine Hütte ſteht erhalten, und fröhlich im Sonnenſtrahl ſchütteln die Bäume die erquickenden Tropfen ab. Aber jenſeits flammt und dampft es auf aus ſchwarzer Nacht. Der Thurm der Stadt ward vom Blitz gezündet, der Sturm wirbelte die

Flammen weiter — bald rauchen ganze Gaſſen in Aſchen; wenige Stunden, und kaum iſt eine Spur da, daß hier eben noch Zehentauſende glücklich wohnten: du eileſt hinaus in den Jammer, klageſt mit den Klagenden, weineſt und verſinkeſt mit den Unglücklichen, denn du biſt ein ſterblicher Menſch. Geh hinaus, o Menſch, und ſiehe, und fühle! Du hatteſt ein Vaterland; deine Brüder hießen einſt ein kühnes, freies, tapferes Volk; Sitte, Wiſſenſchaft, Kunſt blüheten bei ihnen, und wuchſen auch durch ſie weit über die Länder. Die ſchöne Zeit verging, ein anderes Alter warf ein anderes Loos über die Menſchheit. Noch ſchien das Volk herrlich, rüſtig in allerlei Werk und Kunſt, prächtig und glanzreich im Leben, groß durch alte Erinnerungen und junge Hoffnungen, welche neue Erinnerungen werden ſollten. Aber die Kraft war dahin, dieſe Blitzesſchnelle des Entſchluſſes und der That, dies muthige Gefühl, das zwiſchen Rache des Unrechts und Tod keine Wahl ſieht; die Sitten waren in Zierlichkeit und Weichlichkeit verdorben; Edikte herrſchten für Geſetze, ſchöne Worte für große Thaten. Eine blutige Tyrannenſeele wird gebohren, voll Tücke und Schmeichelei, voll Kühnheit und Grauſamkeit. Die Bürger, die keine Bürger mehr ſind, waffnen ſich; aber die Feigen können nicht ſterben. Der liſtige Sieger läßt die Knechte gleich fertig durch Schmeicheleien und durch Schrecken dienen. Wenige Brave knirſchen, wenige Tapfere mögten ſterben; aber nur als Beiſpiel kann ihr Tod wirken, nicht als Hülfe des Augenblicks. Du ſieheſt Deine Söhne und Töchter, die du zur Tugend und Tapferkeit gezeugt haſt, künftige

Opfer der roheſten Barbarei und des frechſten Uebermuths; du ergrimmeſt und flucheſt. Stirb! denn du biſt kein Menſch mehr. — Geh hinaus, o Menſch! und ſiehe, wie der Brave dient und der Feige befiehlt, wie der Verwirrte über Millionen, der Beſonnene kaum über ſein Haus herrſchen darf; ſiehe den Kampf des Gerechten mit der Bosheit, wäge die Mühen und Verfolgungen des Wahrhaftigen, zähle die Thränen der Unſchuld — und du vergeheſt im Mitleid und verwirreſt dich im Ingrimm.

Dies ſind menſchliche Empfindungen, m. H., weil wir Weſen irdiſcher Noth und Befangenheit ſind; aber es ſind nicht diejenigen, worin der Menſch in ſeiner eigenen Geſtalt des Verſtandes und der Herrlichkeit erſcheint. In ſolchen Zeiten iſt ſein Weſen mit ihm ſelbſt im Krieg, und das Kleine beſiegt bei dem Schwachen auf Augenblicke das Große. Wir ſind dann nicht wir ſelbſt; an der verwirrenden Gränze ſolcher Gefühle ſind wir nicht Menſchen, ſondern zerfallen in uns in die rohe Wildheit der ſtreitenden Atomen, die einſt, mit mancherlei Begier hin und her treibend, ſehnſuchtsvoll, aber noch ungeſtalt, umherflogen, bis ein höherer Geiſt über ſie kam und ſie zur Schönheit und Harmonie der Geſtalt zuſammenband. In jenem aufgelöſten und verworrenen Zuſtande des Chaos wird uns die ganze Welt ein Chaos, und ihr ewiges Treiben wird der blinde Zufall, welcher wohl gar ein Geiſt des Böſen wird; denn wie kann wohl Zufall im Ganzen anders als bös erſcheinen? Dieſes Chaos, und der Glaube an ein Chaos, den es gebiehrt, ſind ſchlimm, aber ſie ſind vorübergehend; ein anderes, ſchlimmeres Chaos hat der verbildete und verkünſtelte Menſch, ein Chaos der Gedanken. Dieſer eitle Schwächling wird ſo fein und klug, daß er gar keine Einfalt mehr glauben noch ſehen kann. Wie er ſelbſt kümmerlich künſtlich iſt und lebt, ſo verkünſtelt und verſchneidet er alle jugendliche Kraft der Natur, verwandelt die lebendige in eine todte Maſchine, und läßt die muntern Geiſter, die in ihr quellen und wehen, als verzerrte Marionetten rundtanzen, und ruft über die Künſtelei ſeines hohlen Kopfes ſelbſtgefällig aus: ſiehe! wie iſt alles ſo fein und ſo zierlich geordnet! Aus dieſem Elend iſt keine Erlöſung mehr. Die ſtolze Kraft, das ſtille Vertrauen, der geheime Glaube an die Majeſtät der Natur iſt dahin, und mit ihnen die Majeſtät des Menſchen, die nicht groß genug iſt, mit künſtlichen Hebebäumen die Welt aufzuwippen, oder ſie wie das Ei des Kolumbus auf die Spitze zu ſtellen. Der Schwächling, der endlich inne wird, daß er ſo nicht regieren und herrſchen kann, wehrt ſich nicht mehr, er macht Kräfte, die er überwinden konnte, zum Schickſal, und glaubt und hofft zuletzt innigſt auf den Zufall, den er durch ſeine Nichtigkeit als den Gott der Welt in die Welt gebracht hat.

Der glückliche Menſch — ich meine nicht den, der Silber und Gold, Jugend und Ehre hat, ſondern jenen, der mit Verſtand und Heiterkeit die mancherlei Luſt und Unluſt des Lebens fühlt und erträgt — der glückliche Menſch kann an keinen Zufall glauben, weil er ihn in nichts ſiehet, als in dem, was eitles Menſchenwerk und kümmerliche Menſchenkunſt iſt. Er ſieht in der ganzen Natur und ihren Wechſeln lauter Leben und Uebereinſtimmung, ſieht nicht die kleinſte Kraft verloren, nicht den geringſten Stoff unbenutzt, ſondern alles in ewiger Verwandelung und Erneuung zum Leben; ſein Werk und ſeine That, nach dem innerſten Geſetz ſeines Herzens vollendet und gethan, ſieht er immer das Rechte und Gute hervorbringen. So findet er es mit tiefem Erſtaunen und Bewunderung auch in dem, was er nicht verſteht, in dem himmliſchen Sphärenklang der Sterne, wie in der zarten Liebe der Blumen und in dem wollüſtigen Säuſeln der Blätter und Blüthen zu einander; ſo glaubt, ja ſo ſieht er es oft, wo ein höheres Schickſal mit ſeinen Donnerwettern über den Köpfen der erſchrockenen Sterblichen hinwandelt, hier einen Thron alten Väterruhms zertrümmert, dort die Hütte eines Tagelöhners abbrennt, und die blühende Jugend als Leiche auf den Rogus legt. Ordnung und Schönheit war das hohe Wort, womit das erſte Volk der Welt die Welt nannte, womit ſie noch jeder Menſch nennen wird, der in Ordnung, d. h. dem der Muth ungebrochen und der Sinn unverkrüppelt iſt. Aus dieſer hohen Ordnung wird Liebe das allgemeinſte Gefühl, Zweckmäßigkeit das allgemeinſte Geſetz der Welt. Aller Krieg in der Natur iſt nur ſcheinbar, obgleich derjenige, der in ihm iſt, ſeine Schläge und Wunden wohl fühlen muß. Auf ihrer Oberfläche freilich iſt ewiger Wechſel des Kampfes und der Zerſtörung zwiſchen Leben und Tod, damit die Elemente zu luſtigen Zeugungen friſch erhalten werden; aber in ihrem Grunde wohnet die ſtilleſte Seligkeit und der tiefſte Friede. Was iſt Zweckmäßigkeit? Einheit und Harmonie des Lebens und Strebens. Was iſt Zweckmäßigkeit in der Natur? Das leichte Spiel der Schönheit zur Güte — die Freude an der vollkommenſten Geſtalt in ihr darf kein Gefühl der Ungleichheit und Grauſamkeit verbittern.

Sieh dich unbefangen um, Menſch voll Liebe und Muth, mit dem Auge, das nach Schönheit lechzet, mit dem Herzen voll Güte, das nur Glück und Freude ſehen will; ſieh dich um, und ſchaue die heiligen Hieroglyphen um dich her, die keiner leſen wird als du; ſchau umher, und frage den Strom und die Quelle, den Sonnenſchein und den Sturmwind, frage die Blumen und die Bäume, die Gräſer und die Steine; denn Strom und Stein, Blume und Sonnenſtrahl werden mit dir ſprechen können. Nachdem Du dieſe beſchauet und betrachtet haſt, ſo ſiehe die Würmer des Staubes, und die Vögel des Himmels, die Fiſche des Waſſers, und die Thiere des Waldes. Sie ſind dir nicht fremd, und du wirſt nicht als ein Fremder unter ihnen wandeln. Ihr ſtilles Leben, wie ihre laute Leidenſchaft, ihre Freude, wie ihr Leid, wird dich erinnern, daß du, der Götterſohn, auch ihres Geſchlechtes biſt; in mancherlei Erinnerungen, in vielfachen Bildern werden ſie dich wunderſam bewegen, und dir bald als nahe Gefährten von geſtern und heute, bald als alte Bekannte einer langen Vergangenheit, oder als Propheten einer fernen Zukunft vorkommen. — So geh denn getroſt hin, o Menſch, welcher das Menſchliche und Würdige will, weil es menſchlich und würdig iſt. Den Frieden, den du in dem eignen Herzen haſt, den du in der Natur voraus glaubſt, weil ſie deine Natur iſt, wirſt du auch in ihr finden; das Geſetz der Schönheit, welches das Geſetz der Harmonie iſt, wird dir auf jedem deiner Tritte begegnen.

Man ſagt, die Natur iſt unendlich, ihrer Erſcheinungen und Aeußerungen ſind Myriaden, und ihre Ueberſchwänglichkeit offenbart ſich grade in ihren Abweichungen und Verſchiedenheiten, die ewig neues Leben und neue Schönheit ſchaffen, und immer anders und anders; enger dagegen und enger ſchließt ſich der Schöpfungskreis auch des göttlichſten Menſchen; ſein Sinn muß für alles Wirken mühſam einzeln Geſetze ſuchen, wo die Natur aus ihrem innigſten Schöpfertriebe nur ſo nach Gefallen macht — Dies ſind Worte der Dummen und Kindiſchen, welche die Natur ohne Prophetenſinn nur ſo obenhin und mit kindiſchen Augen angaffen. Sie, die ſelbſt ohne Ruhe und Gleichmaaß im ewig blinden Treiben der Dinge ſind, können auch nichts weiter fühlen und ſehen als den brauſenden Wogenſturz des unerſchöpflichen Oceans und das wilde Schlachtgetümmel des nie ruhenden Kampfes. Aber daß ſie die leeren Scheine der Dinge für Wirklichkeiten nehmen, iſt ein heilloſer Irrthum. Wir haben uns oben ſchon erklärt, was die Wechſel und Kriege in der Natur bedeuten ſollen, weil wir wiſſen, was ſie in dem Menſchen bedeuten. Sie ſind nur Bewegungen des Allebens, nur Uebergänge der Bildungen, aber keine Dinge an ſich ſelbſt. Auch in dem Menſchen liegen unendliche

Kräfte, Neigungen, und Leidenſchaften. Womit der Tollkopf brauſt, der Polterer prahlt, der Schwärmer verführt, der Dummkopf faſelt — das weiſet das leere Nichts eines Gemüthes, das nichts ſchaffen kann; der tapfere, fromme Held, der reiche, glückliche Genius bewahren in Ruhe und Mäßigkeit, wodurch ſie herrlich ſind. So die Natur. Es iſt keine Wahrheit, es iſt nicht ſie ſelbſt, was jene Gaſſer anſtaunen und ihre Majeſtät nennen; es iſt der täuſchende Schein der Sinne, die leichte Erklärung und die ſchreiende Bewunderung der Albernheit. Sie hat ihre Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit, auf daß mannigfaltige Wonne und Anmuth auf Erden ſei; aber mit Maaß, aber mit Einfalt und Zucht, und an ewig gleichen Geſetzen gebunden, die ſie bei ihren Schöpfungen nicht übertreten darf. Auch ſie hat nur Ein Leben und Eine Schönheit, ſie kann nicht nach Laune heute ſo und morgen anders machen; auch ſie hat nur Eine Liebe und Eine Gerechtigkeit, wie der Menſch ſie haben ſoll. Weiter iſt ihr Kreis, als der des Menſchen, der nur ein Theil von ihr iſt; in ihrer unermeßlichen Weite bewegt ſich ſo viel Schönes, das nur das höchſte Weſen mit höchſter Wonne faſſen kann. Aber weil der Menſch, das erſte der Naturweſen, beſchränkt iſt, die anderen Naturweſen noch beſchränkter ſind, ſo hat die gütige und gerechte nicht alle ihre Schöpfungen nach Zufall unter einander geworfen und gemiſcht, ſondern nach Welttheilen und Ländern zuſammengeſtellt, und ſo geordnet und geſchmückt, daß es ſich einander tragen und vertragen kann. Nicht allein für den Menſchen, der in eitler

Selbſtliebe dumm, ſo vieles für ſich deutete, was die Natur weiſe für alle machte; nein, für alle andere lebendige Dinge, die ſich mit Blüthen, Zweigen, Pfoten, Flügeln, und Füßen bewegen, machte ſie alles mit Huld und Liebe, und ſtellte das Widerſprechende und Ungleiche nicht zu nahe beiſammen, damit nicht Verworrenheit, Neid, und Streit in dem Reiche der Luſt herrſchend würde. Es muß Uebereinſtimmung, es muß ein ſich nahe berührendes Geſamtleben aller Dinge mit einander ſeyn. Wir können dies bei dem Menſchen kaum in Einzelnheiten zeigen, bei den übrigen Geſchöpfen haben nur Wenige daran gedacht.

Das Aehnliche und Gleiche, was einander verſtehen, lieben, und ertragen kann, ſtellte die Natur neben einander, welche die unendlichen Verſchiedenheiten und Abweichungen ihrer Geſetze und Schöpfungen nie unter einander miſchen wollte, was Menſchenwahn als ihr Größtes anſtaunen will. Nie liebte ſie das Verworrene und Unverträgliche, ſondern Freude, Zucht, Zufriedenheit, und Kraft, die aus dem Geſetze der Gleichheit und Beſtändigkeit erwächſt, ſollten allenthalben auf Erden ſeyn. Würde die Roſe nicht klagen, wenn ſie ſprechen könnte, wenn ſie in Grönland unter den ſtummen, trüben, und kümmerlichen Menſchen auf nackten Eisbergen und in öden Sümpfen blühen ſollte? ja würde der Grönländer ſelbſt nicht unzufrieden murren und ſeine Mutter, die Natur, anklagen, daß ſie, ſeine Begier zu erwecken, ihm dies lieblichſte Bild des Reizes und der Anmuth zeigte, aber ſeiner Welt und ſeinem Herzen alle Schönheit und Waiblichkeit auf immer verſagte? würde das Veilchen nicht klagen, im Sande der Wüſte vergeblich den ſüßen Duft zu verſtreuen? nicht der Lorbeer und die Orange, wenn ſie in Steinklüften unter traurigen Fichten und ihrem öden Sauſen ihre lichten und heitern Kronen hervorſtrecken ſollten? würde das Pferd, der verſtändige, geſellige Freund des Menſchen, nicht klagen, wenn es einſam wie die Raubthiere durch die Wüſten ſtreichen ſollte? Nein, wohin du den Blick wendeſt, verſtändiger Menſch, alles iſt ſo zuſammengeſtellt und gebildet, daß es einander erkläre, tröſte, erfreue, ſtärke, aufrichte. Glücklich, wenn du es vernimmſt, und freiwillig zu deinem Geſetz machſt, was aller Natur Verkündigung und Gebot iſt!

Dieſen Sinn der Gleichheit und Gerechtigkeit in der Natur will ich Ihnen kurz zeigen, wie er gezeigt werden kann. Der Glaube erſetze, was das Wiſſen nicht vollendet hat. Wir reiſen nach Island, und landen hoch im Norden, ferner von dem leichten und fröhlichen Spiel der Natur und dem üppigen und genialiſchen Reitz der Sonne. Der Lenz iſt gekommen, und das erſte Grün ſproſſet an Bäumen und Gräſern, die aufgethauten Ströme und Bäche brauſen, und ſelbſt an höheren Bergen ſchmilzt der Schnee, der die höchſten nie verläßet. Der Lenz iſt gekommen mit ſeiner Luſt, aber hier iſt er nicht luſtig: kein Duft der Blüthen und Blumen, kein Vogelgeſang in den Büſchen, kein Klang der Jugend und Liebe aus fröhlichen Menſchenkehlen: das ernſte Land erträgt keine Sp[illegible] und Scherze. Denn wie iſt ſeine Geſtalt ſelbſt im Lenze? Unendliche Sümpfe, braune Haiden, worunter nur einſam eine grüne Anhöhe ſich verliert, kahle Sandküſten; nur hie und da nickt eine Zwergbirke, die kein Baum werden konnte, eine verkümmerte Tanne, die man mit den Füßen meſſen kann; blaß und ſpitz ſäuſeln die Gräſer; bleich, farbenlos, nie den Buſen der Luft üppig gefüllt, trauren einzelne Blumen. Ich ſteige aufwärts in die höheren Gegenden: welche unendliche Klumpen Steine wie Ruinen des Titanenkrieges liegen hier ausgeſäet! kahle und ewig traurende Bilder der Erſtarrung, von keinen ſauſenden Tannen, von keinen wehenden Birken anmuthiger überſchattet: nur das myſtiſche Moos, das noch leben kann, wo die Blume Licht und die Pflanze Wärme haben will, kleidet ſie mit dem trüben Braun und Grau, es läuft mit ſeinen zauberiſchen Geflechten weit über die Haiden, und hängt ſeine grauen Hexenlocken an die wenigen Sträuche, die durch ſie noch trauriger werden. Weiter oben liegt der ewige Schnee, der nie zerſchmilzt, da dampfen die furchtbaren Feuerſchlünde des Hekla und ſeiner Brüder, die bald mit ſchrecklichen Flammen die grauſe Wüſte erhellen, bald zerſtörende Waſſer und Eisſtröme ausgießen, bald mit Wolken Sand die wenigen fruchtbaren Weiden und Felder des Landes zerſtören. Rings umher iſt Meer, an den nördlichen Küſten lange von Froſt ſtarrend, der ungeheure Eisberge aufthürmt: auch wo es früher aufgeht, faſt immer ein wildes und ſtürmiſches Meer. Eine brennende Kälte wehet von dieſen Eisbergen über das Land; durch den Wind, der in dem baumloſen Lande leicht Sturm wird, [illegible] ſie noch empfindlicher. Laß dieſen Sturm brauſen, den Hekla donnern, den Regen mit Hagelſchauern rauſchen, dicke Nebel und Wolken mit dickeren Schneegeſtöbern wechſeln, von den Eisſchollen die klangloſen Stimmen der Seebären und Seelöwen, aus den Wellen das öde Gekreiſch der Seevögel tönen — und du haſt das volleſte Bild der Trauer und der Armuth. So ſehen auch die Thiere aus. Das Schaaf, das ſein Futter aus dem Schnee herauskratzen muß, iſt langbeinig und ſtark von Knochen, die weiche Wolle verwandelt ſich faſt in dichte Zotten und Haare, ſein blöder Sinn geht faſt in Kühnheit über; der Stier und die Kuh prangen ſelten mit dem üppigen Auswuchs des Muthwillens, den Hörnern; der ſonſt ſo muntere Hund bellt hier nicht, und gleicht einem melancholiſchen Stummen. Auch der Menſch, ich wette, wird mit ſeinem Sinn und ſeinen Trieben dieſes Bild der äußeren Natur nicht ganz verleugnen. Denn ſelbſt die Herrlichkeit dieſes Klimas, hat Grauſen und unbekannte Schrecken durch das Ungeheure und Maaßloſe, was es zeigt. Denke an die faſt immerwährende Nacht des Winters, denke an die langen Tage des Sommers. Mit welchen Empfindungen wandelt und arbeitet der Menſch wohl unter dem leuchtenden Nachtglanz des Mondes und der Sterne! in der weiten Oede, wo er in der lebloſen Schöpfung nur das Knirren ſeiner Tritte im Schnee hört, kein Bild um ſich her ſieht, als den Himmel, die Nebel, das Eis, und den Schnee! Stelle ihn einmal ſtaunend hin unter dem Schimmer des wundervollen N[illegible]tes, laß ihn lauſchen bei dem Mergen- und Abendroth, wann der ganze Himmel in lichten Flammen ſteht und ein praſſelnder, vielfacher Donnerklang der Luft, wovon ſchon Tacitus vernommen hatte, den Aufgang und Untergang der Sonne verkündigt – welche Geiſter, ja vielmehr welche ungeheure Weſen und Geſpenſter werden vor ſeinen Augen und in ſeinem Herzen aufgehen! Ein Wunder wäre es, wenn Menſchen in ſolchem Lande nicht alle Dinge mit koloſſaliſchem Wahn und tiefem Aberglauben aufnähmen.

Wir gehen nun das ſüdliche Leben zu betrachten, und landen wieder auf einer Inſel, auf Sicilien. Gleichviel, in welcher Jahrszeit wir anlanden, nie begegnet uns hier der Trübſinn und die Trauer; hier iſt immer Frühling. Ein heiterer Himmel lächelt im ewig klaren Blau mit dem ſchöpferiſchen Geſtirn des Tages und dem Mond und den Sternen der Nacht; im Lenz und im Sommer, im Herbſt und in den wenigen Wochen, die man hier Winter nennt, leuchten ſie gleich freundlich; ein mildes Gleichmaaß ſteht zwiſchen dem Tag und der Nacht, die durch zu große Länge oder Kürze nie ermüden. Seltene Regen, faſt nie Nebel und Wolken; der Thau der Nacht iſt der weiche Balſam der Blumen und Stauden; eine ſanfte Luft bewegt die Wipfel der Bäume und die Spitzen der Halme; und ein wollüſtig ſchmeichelnder Wind rieſelt durch die Zweige; das Donnerwetter wandelt nur oben auf den Bergen und fern über das Meer hin; Froſt und Schnee ſieht man nur auf der höchſten Scheitel des Aetna. – Und welch ein Leben des Lebendigen! Hoch oben am Aetna, wo noch

Schnee liegt, und auf ſeinen kleineren Brüdern breitet die Eiche, die Kaſtanie, und Ulme ihre Krone aus; tiefer ſtehen Pinien und Cypreſſen, Feigen- und Oelbäume; im Thale blühen Orangen, Citronen, und Mandeln; auf den Höhen, um die Felſen und Grotten, um die Höhlen des Wildes und um die Häuſer der Menſchen ſchlingt der Weinſtock ſeine üppigen Ranken. Blüthe und Frucht ſitzen beiſammen; die Roſe und Lilie welken faſt nie, und der Krokus und das Veilchen erneuen zweimal und dreimal im Jahre die lieblichen Buſen voll Luſt und Duft; zweimal geht der Schnitter ärndten auf dem Felde, dreimal und viermal auf den Wieſen. Geh hinaus und ſiehe das Licht und den Glanz der Farben, ſiehe den ſchwimmenden Duft des Himmels und die ſehnſüchtige Liebe der Erde, ſiehe die weiche Ueppigkeit, die ſchwellende Fülle der Sinnlichkeit an Blüthen, Zweigen, und Blättern: kaum ein Bild der Verweſung und Vergänglichkeit, alles Leben, Liebe, Muth. Die luſtigen Heerden mit ſchwellenden Eutern tanzen in den Wäldern und auf den Bergen, das Schaaf und die Ziege haben Zwillingskinder neben ſich hüpfen, die Eidechſe liegt mit ſchimmerndem Golde an der Sonne, und im Weinlaube ſeufzet die Nachtigall ſüßer Zärtlichkeit Töne. Alles Einheit und Aehnlichkeit, die Geſtalt und der Sinn gleich geſetzt zu Freude und Genuß.

Dritte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir haben in der vorigen Stunde gewagt, vor einige Hieroglyphen der Natur hinzutreten; wir haben dunkel, wie man nur heilige Dinge ſehen kann, geſehen, wie die mancherlei Bilder der Welt in den verſchiedenen Klimaten ſich verſchieden, wie ſie in den gleichen ſich ähnlich einander gegenüber ſpiegeln und abbilden. Dies ſind freilich nur kleine Buchſtabierübungen der Kunſt, welche die erſte und menſchlichſte aller Künſte ſeyn würde, wenn die Natur mit dem einfältigen Sinn der Liebe und Treue ſchon genug betrachtet wäre, um dieſe heilige Schrift ohne klügelnde Zeichendeuterei leſen zu können. Waren dieſe kleinen Bilderblätterungen ſchon anziehend und reitzvoll, wo man in Gegenſätzen und Nebenſätzen das Ungleiche und Gleiche ſo leicht zeigen konnte, wie viel anziehender würde es nicht ſeyn, die ſanften Verwandelungen und allmäligen Uebergänge der Dinge in einander, oder ihre leiſen Abweichungen und Abarten zu belauſchen! Wenn die große Weltgeſchichte, — ich meine nicht die, welche von erwürgten Tyrannen, zerſtörten Ländern, und blutigen Schlachten ſpricht — die Geſchichte der Natur, ſo betrachtet und bearbeitet ſeyn wird, mit welchem Vertrauen, mit welcher Sicherheit wird dann der mündige Menſch auf ſeinem Erdboden wandeln! mit welcher liebenden Würdigung wird er dann alle Weſen und ſein eigenes Geſchlecht behandeln! wie wird die Naturnothwendigkeit ſich dann in freien Gehorſam verwandeln, aller unnütze Kampf ſchweigen, und alles elende Streben der Eitelkeit aufhören! Betrachte das Leben der Eiche und der Roſe in Syrien und Theſſalien, in Italien und Teutſchland, in Hiſpanien und Skandinavien; ſiehe das edle Roß in Arabien und in Friesland, in der Tatarei und in Patagonien; ſiehe den Weinſtock in Kampanien und Burgund, am Rhein und auf dem Kap, auf Tokays Bergen und an Port Jackſons Küſten: ſchaue und vergleiche; wäge, wo die höchſte Kraft, der reinſte Geiſt, das üppigſte Leben jedes Einzelnen war; vergiß auch nicht die kleinſten Verwandlungen und Unterſchiede in Geſtalt, Trieben, und Neigungen in jedem verſchiedenen Lande, und dann geh hin, und ſiehe, wie die andern Naturdinge zu einander und zu ihren Geſchwiſtern und Vettern in andern Klimaten ſtehen — und ein Wunder müßte es ſeyn, wenn du auf dieſe Art nicht viel Herrliches lernen ſollteſt. Gehſt Du dann von dieſer Anſicht zum Menſchen über und zu den Geſetzen ſeines Lebens, ſo wird der Pfad offen ſeyn, auch ihn auf ſeiner ganzen Rennbahn mit feſtem Blick zu verfolgen. Vieles wäre dann ſchon vorher entdeckt, um in ſein Innerſtes und Geheimſtes einzudringen, manches Ungeheure und Verworrene, was man ſonſt nur ſo angeſtaunt und zu dem dicken Leib der regelloſen Undinge geworfen hat, würde ſich erklären, und die Luſt des Verſtandes und die Beſtändigkeit des eignen Lebens würde wachſen.

Du ſieheſt des Chineſen Kleingeiſterei und Pedanterei, des Indiers ſtillen und frommen Ernſt und unſtörbare Schwärmerei, des Türken Wildheit, und des Perſers Ritterlichkeit. Du ſieheſt die tiefe Sinnlichkeit und fürchterliche Feſtigkeit des Italiäners, des Spaniers Großherzigkeit und Religiöſität, des Franzoſen Eitelkeit und Leichtſinn, des Teutſchen ſinnvolle Verſtändigkeit und faule Gutmüthigkeit, des Engländers Trotz und Hartnäckigkeit — du ſieheſt ſie, nimmſt ſie bei dieſen Nationen als abgemacht an, und läſſeſt es unentſchieden, warum ſie bei dieſen ſo, bei jenen anders ſind; und dazu haſt du allerdings Recht. Macht man dir Einwürfe, ſo weiſeſt du für die Franzoſen einen Ludwig den Vierzehnten, einen Franz den Erſten, für die Engländer einen Kromwell und Nelſon, für die Italiäner einen Scipio und Marius; und das iſt gegen gewöhnliche Einwürfe Beweiſes genug. Aber der Menſch fragt auch nach einem Warum, wobei er nicht immer mit einem Darum, daß es ſo iſt abgefunden werden kann: und um dieſes Warums willen kommen wir nun zu dem Verhältniſſe, worin der Menſch mit ſeiner Natur ſteht, wir betrachten, wie des Menſchen Aehnlichkeit und Gleichheit zu ſeiner äußeren Natur ſtehe, und zeigen Beiſpiele an Völkern und an Einzelnen. Wir werfen zu dieſen

Beiſpielen einige Völker aus, wie ſie uns grade einfallen. Es ſeien die Aegypter und Indier, die Schweitzer und Tyroler, die Montenegriner und Lakonier, die Niederländer und Schweden.

Aegypten iſt nach ſeinem Umfang eines der großen Länder, eines der kleinen, nach den Theilen gerechnet, die dem Menſchen zu bebauen und zu bewohnen verliehen ſind. Von dem alten Syene und Theben bis nach Memphis und Heliopolis hinab läuft an beiden Ufern des Nils ein ſchmaler Strich von drei bis funfzehn Meilen Breite hin; hohe Berge und kahle Granitfelſen ſchließen die öſtliche Gränze ein, und unendliche Sandwüſten die weſtliche. Erſt nahe am Meer, wo der Nil ſich in mehrere Arme theilt, umfließt er ein breiteres Land, eine ſchöne weite Ebene, die er ſelbſt aus dem Grunde des Meers geſchaffen hat, den fetten Schlamm allmälig abſetzend, den er mit ſeinen Waſſern von den Gebirgen des innerſten Afrika herabführte. So entſtand zwiſchen ſeinen beiden weiteſten Armen das Dreieck, welches man wegen dieſer Geſtalt das Delta nannte; ſo iſt in den ſpäteren Zeiten noch neues Land entſtanden. Auch dieſes gränzt im Oſten und Weſten an Wüſten, und im Norden an das Meer. Die Nilufer, und dieſes Delta waren das bewohnbare und bebaute Land des alten Aegyptens, und ſind es noch, ſo weit die Anarchie und Barbarei der letzten Jahrhunderte, die Natur nicht verdorben hat. Ein beſonderes und wundervolles Land war Aegypten von jeher, auch für den, der darin gebohren war und lebte; wunderbarer für den, der es aus der Ferne der Zeiten oder des Ortes betrachtet. Der Nil mit ſeinen Waſſern war eigentlich der Gott des Landes, wodurch es für Menſchen taugte. Wann der Schnee auf den Bergen und Höhen des alten Aethiopiens ſchmolz, dann füllten ſich die Quellen und die Ströme und führten alle ihre Waſſer in ſeine reiche Ader: dieſe ſchwoll an und ergoß ſich über Aegyptens niedrigere Fluren; Menſchenfleiß ſchuff Kanäle, Dämme, Becken, das künſtliche Waſſer weiter zu leiten, aufzuhalten, und zu ſammeln. Zwei Monate ungefähr wuchs das Waſſer, und ſank in zwei anderen. Während dieſer langen Zeit ſah man nichts als Waſſer und Luft, und die Städte und Dörfer der Menſchen, auf Höhen gebaut oder mit hohen Deichen umgeben, ſchwammen mit ihren Tempeln und Thürmen wie einzelne Inſeln in dem unermeßlichen Meere. Dieſes Nilwaſſer düngte und tränkte die Fluren, und gab eine leichte Fruchtbarkeit und eine Ueppigkeit der Vegetation, die man nirgends auf der Erde ſah, und ernährte eine Menſchenzahl auf einem Raum, der in keinem andern Theile der Welt ſo viel tragen konnte. Ganz Aegypten war Ein Thal, und, wo es ſich erweiterte, eine weite Ebene; die Wüſten breiteten ſich auch nur als unförmliche Flächen aus, und die Oſtgränze, das ſteinigte Gebirg am arabiſchen Meere, war von Menſchen faſt leer. Keine Hügel mit Wäldern, keine weite Haine, nur hie und da einzelne Gruppen der Oelbäume und Feigenbäume und des niedrigeren Strauches der Reben; auf Sandſtellen und um Quellen näher am Nil und fernerhin in der Wüſte kleine Wälder von ſchattenloſen Palmen; um die Städte und Dörfer doch anmuthige Gärten. Alles war Blachfeld und Au, wo die herrlichſten Heerden von Rindern, Pferden, und Schaafen weideten; das Kamel hatte ſeine Steppen, und die Sau, die nur der Fremdling aß, war die Zerſtörerin des zahlloſen Ungeziefers, und machte hie und da mit den Rüſſel den Pflüger, wann das Waſſer abfloß; Reiß und Weitzen, Spelz und Gerſte gaben funfzig- und hundertfältige Frucht; der Nil und ſeine Kanäle hatten Waſſer, das ſelbſt unfruchtbare Weiber fruchtbar machte, und von Fiſchen wimmelte, die mit dem unermeßlichen Segen von Korn und Früchten, mit der Fülle des Weinſtocks und Feigenbaumes, und mit der Milch und dem Fleiſch der Heerden dem Menſchen einen Ueberfluß von Speiſe gaben. Dazu kam die geographiſche Lage, welche das Gold und den Weihrauch, die Edelſteine und das Helfenbein Aethiopiens und Arabiens längs den Ufern des Nils führte, und den Glanz und die Schätze Aegyptens vermehren half. Aber bei aller Naturfülle, bei allen Reichthümern, die der Nil und die Karavanen brachten, war Aegypten keines der glücklichen Länder.

Bei allen dieſen Vorzügen war das Land denn doch flach, nackt, und kahl: keine ſchattige Haine, keine waldbekränzte Hügel, keine luſtige Berge mit rauſchenden Quellen und fröhlichem Geſang. Zwar ein ewig heiterer Himmel ohne Wolken und Regen wölbte ſich darüber; aber ſeine Sonne dörrte die Luft bis zu einer unerträglichen Hitze und Schärfe aus; die Winde von der Wüſte wehten verſengend; und ſo unleidlich heiß, als der Tag geweſen war, ſo kalt und gefährlich mit Seuchen und Plagen war die Nacht. Selbſt wann alles wuchs und blühete, hatte dieſes Land langweilige Einförmigkeit; eine weite Oede gleich dem geſtaltloſen Meer zeigte es in ſechs bis acht Wochen, wann der Nil es bedeckte, dem Bilde der Wüſte und kahlen Granitfelſen gleich, worauf man traf, wenn man die fruchtbaren Gegenden verließ. Floß das Waſſer ab, ſo verpeſteten die Menge des Aaſes, die wäſſerigen Dämpfe, die modernden Schlangen, Würmer, und Fiſche die Luft. Alſo war hier viel Nützliches, aber wenig Anmuthiges, und manchen Uebeln und Plagen war Aegypten mehr ausgeſetzt, als andere Länder, z. B. der Peſt, dem Ausſatze, und andern ſcheußlichen Ausſchlagskrankheiten, den Augenentzündungen, und völligem Erblinden: Uebel, welche ſelbſt die wachſte Polizei der alten Prieſter nicht hemmen konnte und welche noch immer klimatiſch dort regieren. Wie viele franzöſiſche und engliſche Soldaten ſind blind aus Aegypten zurückgekommen!

Wie das Land war, ſo war der Menſch. Das Oede, Geſtaltloſe, Harte, und Traurige deſſelben drückt ſich allenthalben in ſeinem Bilde aus. Die Aegypter haben uns in ihren Werken und Bildern, die Griechen in ihren Beſchreibungen davon Beweiſes genug hinterlaſſen. Zwar immer wird es unentwickelt bleiben, was die geiſtigen Einrichtungen und Einwirkungen an den Trieben und Neigungen des ganzen Volkes haben verändern können; was vielleicht ſchlaue Prieſter für die Herrſchaft hie und da abſichtlich geboten und gemacht haben: aber bei der Anſicht des Ganzen dringt ſich einem jeden der Gedanke unwiderſtehlich auf, daß ſelbſt das, was man Prieſterſchlau-

heit

heit oder Prieſterweisheit genannt hat, wie alles Uebrige, was ſich freier bewegen durfte, mit dem Lande und ſeinem phyſiſchen Zwange im engſten Zuſammenhange ſteht. Nach Ueberlieferungen, die durch des Landes Lage und die Geſchichte der Entſtehung ſeines nördlichen Theils beſtätigt werden, kamen die erſten Bewohner deſſelben vom Süden her über die Berge, und gründeten die erſten Königreiche und ihre gewaltigen Städte, die in den Zeiten der Geſchichte als merkwürdige Ruinen ſchon in Trümmern lagen, und worüber Mährchen und Sagen ſchon den Schleier des Geheimen und Wunderbaren geworfen hatten, als Memphis und Heliopolis noch als Hauptſtädte ſtanden. Von dem Glanz und der Herrlichkeit jener älteren Welt erzählte ſchon das Herodotiſche neuere Aegypten Wunder, die durch die Ausſagen der neueſten friedlichen und kriegeriſchen Wanderer Europens auf den heiligen Erinnerungen der Vorwelt nicht widerlegt werden: ſelbſt in den wenigen Reſten zeigt ſich der Geiſt des Ungeheuren und Gewaltigen, der dieſes Volk von jeher ausgezeichnet hat. Schon in jener früheſten Zeit führten und regierten Prieſter die Könige und das Volk, wie noch kurz vor der Epoche der Perſer. Entweder, wie einige meinen, war die Prieſterklaſſe eine hoch ausgebildete Kaſte, reich an altüberlieferter Weisheit und mancherlei Kunſt, die über die rohen Naturſöhne eines anderen Stammes kam, ſie an die Vortheile und Arbeiten eines geſitteten Zuſtandes durch die Schrecken der Geiſterwelt zu gewöhnen; oder, was wohl natürlicher iſt, ſie mogten immer Eines Volkes und ungefähr gleicher Kultur ſeyn, als ſie einwanderten, aber Noth lehrte die Beſſeren und Klügeren, das Nachdenken, und durch das Nachdenken fanden ſie, nicht auf einmal, ſondern im leiſen Fortgange der Zeit, und bei der allmäligen Entwickelung alter Roheit zur Verfeinerung des geſelligen Lebens, diejenigen Mittel und Kräfte, wodurch ſie dieſes Volk grade in dieſem Lande zügeln und bilden konnten. So wurden Prieſter und Weiſe, im Anfange wenige Einzelne, von der Natur zu größerem Wirken berufen; ſpäter ward daraus eine privilegirte Kaſte, und durch künſtliche Vorrechte beherrſchten Gebote und erſchreckten diejenigen die Enkel, deren Väter durch Güte und Weisheit den Vätern mit den himmliſchen Weſen verwandt geſchienen hatten. Ich muß Sie hier noch einmal an das erinnern, was ich Ihnen oft bekannt habe, woran man aber in dieſer Zeit nicht genug erinnern kann, daß bloße Schlauheit die Welt weder ſchaffen noch regieren kann, ſo wie es auch nicht wahr iſt, daß der Menſch, auch der ſchlechteſte, die Luſt und Gewalt der Schlauheit und des Betruges hat, wovon unſere klugen Bücher ſo viel wiſſen. Es beweiſt die größte Dummheit und den eitelſten Unſinn unſerer ohnmächtigen Zeit, daß man glauben kann, die Klugheit könne mit dem Hebel des kühnen Archimedes nur ſo ſelbſtmächtig außerhalb den Gränzen der Welt ſich hinſtellen, ſie umzuwippen: ſie könne aus einem beſonderen Verſtande künſtlich machen, wovon die Natur nichts weiß. Nimm auch den feinſten und ſchlaueſten Geiſt, der eine verkünſtelte Welt eben deswegen leiten kann, weil ſie, ihrer eignen Kraft vergeſſend, an allerlei Künſte gläubig geworden iſt; er empfängt ſeine Stärke, womit er gebietet, ſeine Ränke, womit er äffet, nicht aus dem nichtigen Gedankengewebe, ſondern aus dem unmittelbaren Leben und der lebendigen Bewegung der Welt, auf welcher jeder, der mit Geiſtern ringen will, mit antäiſchen Füßen feſtgewurzelt ſtehen muß. Was der Gewaltige, welcher herrſcht und endlich auch mancherlei Gewebe der Klugheit anzettelt und ſpinnt, wodurch er die höhere Herrſchaft, welche die Natur ihm unmittelbar gab, befeſtigen will, auch von ſich ſelbſt meinen mag, wir müſſen meinen, daß jeder Menſch, auch der feinſte und geſchwindeſte, durch einen unmittelbaren Geiſt ſeiner Zeit gehalten und gemacht wird; daß er ſelbſt nur ein Werk der Nothwendigkeit iſt, während er andere zu machen und zu leiten ſcheint. Nie iſt ein bedeutendes Ding von Liſt und Betrug ausgegangen, ſondern das lange Gefühl der Noth hat es langſam, das geſchwinde der Begeiſterung hat es ſchnell gebohren. Auch dieſe Prieſter, wenn ſie gleich ſpäter einzelne Anzettelungen der Klugheit ſpinnen mogten, ſind nur eine Geburt des ägyptiſchen Himmels, und wenn ſie den weiſen Herren, die mit ihrem Urtheil nach ihnen gekommen ſind, ja etwas unrecht gemacht haben, ſo klage man nicht ſie an, ſondern die Gewalt des Landes und des Weltalters, worin ſie ſtanden.

Die Aegypter waren ein düſteres, grübelndes, ſtummes, mühſeliges, und freudenloſes Volk ſchon in der äuſſeren Geſtalt und dem kleinen Leben und Wirken. Dieſen Sinn und dieſe Geſtalt offenbaren ſie auch in allem, wo das Geiſtige und Idealiſche im Menſchen ein höheres Leben der Sitte, eine neue Welt der Kunſt erſchaffen will. Große, ſtarke Leiber; ein mächtiger Knochenbau an Schenkeln, Bruſt, und Angeſicht; eine breite Stirn mit hohem Hinterhaupt; dicke, oft etwas eingedrückte Naſen; ſtarkvorſpringende Backenknochen; tiefliegende Augen, unbeweglich wie in öder Wüſte hinſtarrend; ein langſamer, ſchwerer Gang; eine gebückte Stellung wie des trüben Grübkers; dazu eine verbrannte braungraue Geſichtsfarbe — und du haſt ihre äußere Phyſiognomie, wie ſie die Beſchreibungen der Alten und die Bilder ihrer Kunſt geben. Auch die jetzigen Bewohner Aegyptens, die im Lande ſelbſt gebohren ſind, entweder von den alten Einwohnern herſtammend, oder von anderen neueren Stämmen, die durch Generationen im Lande ordentlich heimiſch geworden ſind, tragen dieſen Karakter; ſie ſind häßlich, trübſinnig, und unhold, voll Aberglauben und Verfinſterung. Auch der neue Grieche iſt abergläubiſch und von dummen Mönchen und Pfaffen beherrſcht, aber den fröhlichen Leichtſinn, den ſcherzenden Satyr, und die üppige Schelmerei ſeines Klimas hat kein Pfaffenthum austreiben können. Freude, Saitenſpiel, und Scherze, Luſt der Tänze, Spiele des Sieges an den Feſten der Götter, oder bei Heimführung der Bräute, luſtige Geſänge und kluge Reden des Witzes bei der Wonne des Bechers hat dieſes Volk nie gekannt. Seine Sitten und ſein ganzes Leben waren geregelt, ohne freie Luſt, aber auch ohne wilde Ausſchweifungen. Feſt ſtand einem jeden ſein Verhältniß zur Geſellſchaft, ewig beſtimmt das Maaß ſeines Strebens; gewiſſenhaft war der

Dienſt unter dem Könige, den Prieſtern, und den Göttern, gewiſſenhaft die Treue des Ehegatten, fleißig die Sorge des Vaters für ſeine Kinder, ängſtlich die Arbeit des Schuldners für ſeinen Gläubiger: aber wie Uebermuth aus Liebe und Wohlluſt fehlte bei ihnen, ſo fehlte auch Treue und Dienſt aus dem heiligen Gehorſam der Liebe, ſo fehlte auch die Leichtigkeit und Hoheit des Gemüthes, das nach wildem Treiben von mancherlei Leidenſchaften und nach üppigem Genuß der Jugendfülle ſich ſelbſt das Geſetz ſchönerer Freiheit ſchafft, woraus es nun nicht mehr herausgeriſſen werden kann. Finſtere Schrecken des Aberglaubens, wundervolle Grauſen ſtrenger und erzürnter Götter, ſtumme und nächtliche Proceſſionen mit nie enthüllten Geheimniſſen, eine Unendlichkeit von Ceremonien, Dienſten und Geboten begleiteten dieſe Menſchen auf jedem Schritt, und hielten ſie mit Zittern im Nachdenken feſt, worauf ſie ſchon von der ganzen Natur hingewieſen wurden. Dieſe Natur hatte ihnen ringsum Bilder des Trübſinns hingeſtellt; ſie hatte Plagen für ſie bereitet, die nur durch die ſtrengſte Diſciplin und den kleinlichſten Gehorſam gegen kleinliche Geſetze abgewandt und gemildert werden konnten; ſie gab ihnen endlich das Bild des tiefſten Ernſtes in ihren unverweslichen Leichen: hart und unvergänglich, wie die trockene Luft bei ihnen das Holz des Sykomoros machte, dörrte ſie auch die todten Leiber, und, von der Natur ſelbſt angewieſen, erfand das ſinnend melancholiſche Gemüth dieſer Länder noch die Kunſt des Einbalſamirens, welche die Unvergänglichkeit des Vergangenen noch mehr verewigte. In den Katakomben ſtanden die Trauergeſtalten der Ahnen, der Mütter und Bräute, der Kinder, die im zarten Wiegenleben verwelkt waren, und wanderten mit ihrem furchtbaren Ernſt oft wieder in das Leben der Lebendigen ein, wenn auch die Urenkel nicht zu ihrer ſtummen Geſellſchaft hinabſtiegen; ſie gingen durch den Lärm des Jahrmarktes und das Gedränge der Gaſſen in die Häuſer der Gläubiger als ein heiliges Pfand, daß der Schuldner die Schande abarbeiten werde, ſie nicht einlöſen zu können; ſie traten, damit keine Freude üppig würde, ſtumm und trüb unter die Geladenen des Gaſtmals.

Aegypten gehört ſeiner Lage nach zu den warmen, der Dürre und Trockenheit ſeines Klimas und der Umgebung von öden, ſchattenloſen Wüſten nach zu den heiſſen Ländern. Vieles in den Erſcheinungen ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Natur gehört ihm gemeinſchaftlich mit allen heiſſen Ländern und den Bewohnern derſelben; Anderes gebahren hier beſondere Eigenheiten des Klima. Dies hat freilich ſo feine Uebergänge und Miſchungen in einander, es hat oft eine ſo völlige Gleichheit, daß nur die ſchärfſte Beobachtung es hie und da beſchauen und entwickeln, aber die Ohnmacht menſchlicher Darſtellung für dieſe feinen Aehnlichkeiten und Unterſchiede keine Gränzen ziehen kann, die dem Auge zugleich bemerkbar wären und die Zartheit derſelben nicht zu dick machten. Eine gewiſſe Ruhe, Stille, und Beſchaulichkeit des Lebens, die wir Europäer kaum begreifen können und die man keinesweges Faulheit oder Gefühlloſigkeit nennen kann, iſt allen Bewohnern heißer Länder eigen. Anhig und mild, wie der Löwe im Gefühl der Genuſſesfülle da liegt, bis der Hunger ihn zum Grimm treibt, tragen ſie das Leben oft mit den gewaltigſten Leidenſchaften. Ihr Gemüth hat ſolche Stärke und Sorgloſigkeit, ihr Leib ſolchen feſten Bau von Muskeln und Nerven, daß größere Erſchütterungen nöthig ſind, als bei uns, um ſie zu reizen und zu erregen; ſelbſt das Haus des himmliſchen Verſtandes, das Gehirn, iſt durch den Brand der Sonne ſo gehärtet, daß es heftigerer Einwirkungen bedarf, ſein unendliches Fibernſpiel zu bewegen. Man kennt die Bemerkung, welche der Grieche machte, der auf einem Schlachtfelde umherging und die Härte perſiſcher und ägyptiſcher Schädel und die Wirkungen der Säbelhiebe auf denſelben verglich. Das harte, gleiche, unvergängliche, und ungeheure Bild, das in heißen Klimaten die Natur dem Menſchen auf jedem Schritte zeigt, muß auch in ſeinem Leben, ſeinen Sitten, ſeiner Kunſt Härte, Einförmigkeit, und Koloſſalgeſtalten hervorbringen. Dies offenbaren die Aegypter allerdings auf der einen Seite; aber auf der andern erſcheint doch ſchon das Anſpiel freierer Bewegung, die Mannigfaltigkeit geiſtiger Ideen, die irrenden Verſuche der Zufälligkeit des in Freiheit abſichtlich ſchaffenden Menſchengeiſtes, welche milderen und freieren Klimaten eigen ſind. Wenn auch bei dieſem Volke in dem Meiſten das Geſetz des Naturzwanges herrſcht, ſo iſt der Menſch doch ſchon zum Begriff und zur Erklärung dieſes Geſetzes fortgeſchritten, wohin er unter der eiſernen Nothwendigkeit der größten Hitze und der größten Kälte nie gelangt.

Dies wird ſich ohne viele Deutelei von ſelbſt erklären, wenn wir auf die Staatsverfaſſung, Kunſt, Religion, Wiſſenſchaften, und Philoſophie der Aegypter nur einen flüchtigen Blick werfen. Wir kennen auch in Europa Stände, aber wir kennen nicht die Unmöglichkeit, durch Talente und Neigungen, durch Glück und Unglück von einem Stande in den andern überzugehen: unſer Bauer kann Edelmann, unſer Schuſterſohn General, unſer Graf Prieſter werden, oder umgekehrt; in Aegypten aber, ſo lange ſeine glücklichere Zeit währte, ſtanden die Menſchen in ihren Klaſſen ewig feſt und konnten nicht heraus: es gab geſchloſſene Kaſten. Die erſte dieſer Kaſten war die der Prieſter, bei welchen in jener Zeit gewiß die meiſte Aufklärung und Herrſchaft war. Staats- Religions- und Polizeigeſetze waren ſo innig in einander geflochten, daß die Prieſter unſtreitig am meiſten bedeuteten, obgleich als der höchſte Träger der Macht über allen ein König ſtand. Sie erbten wie die andern Klaſſen von Geſchlecht zu Geſchlecht in gewiſſen Familien fort, genoſſen von Kindheit auf einer ſorgfältigeren Erziehung, als die übrigen, und wurden frühe in manche Kenntniſſe und Ceremonien eingeweiht, die dem andern Volke verborgen waren. Ein abgeſondertes Leben, ein geheimer Dienſt, ſtumme und lange Lehrjahre diſciplinirten die Jugend: Reinheit und Keuſchheit der Sitten, Pracht und Glanz der Kleidung, Feierlichkeit und Entfernung von dem groſſen Haufen, geheimnißvolle und ſtille Ehrfurcht gegen die Götter waren die Forderung der männlichen Jahre. Dieſe Prieſter waren, was ihr

Name ſagt, zuerſt die Diener der Götter; aber da der Sinn des Volkes und Landes die ganze Verfaſſung zur Theokratie hinübergeſpielt hatte, ſo waren ſie weit mehr als das. Sie verwalteten nicht nur die Auslegung und Verſöhnung der Orakel und Zeichen der Gottheit, den Dienſt der Tempel und ihre heiligen Einkünfte, die Opfer, Ceremonien, und Proceſſionen; ſondern ſie waren auch die Gelehrten, Geſetzgeber, Richter, Aerzte, und Rathgeber des Volkes. Was von profanen und geheimen Wiſſenſchaften bei den Aegyptern war, das war bei den Prieſtern. Unten wird mehr davon geſagt werden. Waren die Geſetze, wie einige glauben, bloß ihre Erfindung, und herrſchſüchtig für ihre Kaſte gemacht, ſo muß man ihnen doch die Ehre laſſen, daß ſie oft ſehr uneigennützig für das Allgemeine ſprachen und handelten und eine Art Gleichgewicht erzeugten, das nicht ſelten einer ordentlichen Verfaſſung ähnlich ſieht. Durch ſie ſchwankte die Kraft der Regierung nicht in den bodenloſen Abgrund des Deſpotismus hinüber, was in ſolchen Klimaten gewöhnlich geſchieht; durch ſie ward der König und der Bettler im Leben, ja der erſte ſelbſt im Tode, unerbittlich gerichtet, und das Geſetz entſchied, löſte, und verdammte, was in dem andern Orient auf das Hinfallen in den Staub weiſende Gnade, oder der Todestritt der fürchterlichen Stummen verkündigt. – Nach den Prieſtern war die zweite Kaſte die der Soldaten, zu welchen auch der König und ſeine Familie gezählt wurde. Ueber ganz Aegypten war dieſe Kriegsmacht in Fußvolk und Reiterei ſtehend eingetheilt und hatte ihre Ländereien oder

Lehen im Reiche vertheilt, welche entweder von den Soldaten ſelbſt bewohnt und bebaut, oder von andern gegen gewiſſe Abgaben und Leiſtungen beſeſſen wurden. — Auch die übrigen Stände, als die Handwerker und Ackerleute, waren geſchloſſene Kaſten, nicht bloß im Allgemeinen, ſondern auch im Beſonderen; denn ſo groß war die knechtiſche Einförmigkeit, daß der Sohn des Schneiders nothwendig ein Schneider, der des Mahlers ein Mahler werden mußte. Bei dieſer Einrichtung wurde mechaniſche Fertigkeit durch Ueberlieferung von dem Urgroßvater auf den Urenkel freilich erhalten und vermehrt; aber natürlich blieb auch elendes Handwerk, was hätte herrliche Kunſt werden können: denn die Natur erbt Genie und Talente, Luſt und Neigung ſelten von dem Vater auf den Sohn, ſondern liebt den Wechſel der Triebe und Geſtalten. —

Dieſe Abſonderung der einzelnen Beſtandtheile des Staates erzeugte auch einen Abſonderungsgeiſt im Allgemeinen; daher hatte dieſes Volk eine unüberwindliche Abneigung gegen allen Umgang und Verkehr mit Fremden, und verabſcheute das Fremde in Sitten, Gebräuchen, und Religionen, und die Fremden ſelbſt als etwas Unreines und Unheiliges. Auch für Eingebohne hatten ſie eine unreine Kaſte, die in der tiefſten Verachtung ſtand und nur mit Todesgefahr ſich unter die beſſeren miſchen durfte: dieſe hieß die Kaſte der Sauhirten, weil nur die elendeſten Menſchen die Heerden jener unreinen Thiere hüteten und davon lebten. Was durch ſeltenes Unglück, durch ſcheußliche Seuchen, oder häßliche Miſſethaten unter dem Zorn der Götter und dem Abſcheu der Menſchen ſtand, Mörder, Verräther, Vagabunden, unglückliche Fremdlinge, geſellte ſich von ſelbſt zu dieſer Klaſſe, die durch Zeugungen aus ſich in den Gränzen des Delta zuletzt zu einer anſehnlichen Menge anwuchs. Einige Geſchichtſchreiber, die den Juden nicht beſonders hold ſind, haben ſie gar zu Abkömmlingen dieſer Sauhirten machen wollen, wovon ihr Abſcheu gegen die Säue ſie wohl losſpricht, es ſei denn, daß der Prieſter Moſes die Unreinen und Gemeinen durch ſeine Theokratie allmälig zu erheben ſuchte. Merkwürdig genug iſt die geographiſche und hiſtoriſche Verwandtſchaft der Juden mit den Aegyptern, welche ſie ſelbſt in ihren heiligen Schriften uns überliefert haben. Dieſes wunderbare Volk, das alle andern Völker haßte und verabſcheute, bis es ſelbſt unter dem tiefſten Haß derſelben erlag, hat in Verfaſſung und Sitten leider genug gemein mit dem Schlechten, Unglücklichen, und Knechtiſchen der Aegypter; in wie fern ſein Höchſtes mit ihnen zuſammenhängt, wird wohl ein unauflösliches Räthſel bleiben.

Wie das Leben einförmig und traurig, der Sinn ſtarr und ungeheuer, die Verfaſſung ſteif und knechtiſch war, ſo ſtand auch die Kunſt der Aegypter. Wir haben keine beſſere und frühere Beſchreibungen und Erklärungen davon übrig, als was wir durch Winke und Anſpielungen in den heiligen Schriften der Hebräer und als geſehene und gehörte Dinge bei dem Griechen Herodot und ſeinen Landsleuten finden. In Herodots Zeit war die höchſte Stuffe griechiſcher Kunſt noch nicht erreicht. Er ſah als Jüngling die alte Herrlichkeit Aegyptens, das damals ſchon den Perſern diente, er ſah gewaltige Denkmäler des Reichthums und der Macht der Vorfahren, hörte mehr Mährchen und Sagen von Wundern und Herrlichkeiten, die er nicht ſah, oder die ſchon vergangen waren: das ganze ſonderbare Land, und ſeine ſonderbaren Bewohner, der Glaube an tiefe Weisheit und Herrlichkeit der Aegypter, alles ſtimmte ihn hoch, und im hohen Geiſt beſchrieb er, wie man beſchreiben ſoll. Aber wie er auch alle Dinge verherrlicht, die wir theils noch wirklich ſehen, theils aus den Beſchreibungen uns einbilden zu ſehen, ſo iſt er doch zu wahr, als daß er den Karakter der Aegypter nicht darſtellen ſollte, der auch hierin tief unter den Griechen ſtand. — Alle Kunſt der Aegypter, ſo viel noch in einigen Ruinen und Denkmälern übrig, oder auch früher beſchrieben, als untergegangen iſt, ſtellt das allgemeine Bild heißer Klimate, das beſondere des Landes dar, wo ſie gebohren ward. Der Geiſt des Ungeheuren und Unendlichen in den Maſſen, die Gewalt des Herzens in der einförmigen Ewigkeit der Geſtalten, das Bild der Arbeit und Mühſeligkeit, die lange Geduld, auch das Schwerſte zu vollenden, dazu ein tiefer, myſtiſcher, und melancholiſcher Sinn, der wie ein ſchwarzer Schatten des Schickſals über allem liegt und bei Vielen mehr Ideen von Wundern und Geheimniſſen erregt, als vielleicht darin gemeint war. Sieh zuerſt ihre Baukunſt, und wende den Blick auf die heiligen Ruinen, die der Vorwelt ſchon Ruinen waren, auf die Mauren und die Pilaſter und Thore des alten Theben, auf das Grab und den Ring des

Oſymandias, auf die wunderbaren Gewinde und Irrgänge des Labyrinths, auf die älteſten Tempel der Götter, die ſchon zu Herodots Zeiten durch langes Alter und durch Verruchtheit des Perſers Kambyſes zuſammengebröckelt waren. Welche gewaltige Geburten und Arbeiten der Menſchen, welche Geduld und Kraft ſprechen ſie aus; aber auch welches Menſchengewimmel, welchen Reichthum und religiöſen Enthuſiaſmus, wodurch ſo Ungeheures nur empfangen und vollendet werden konnte! Gehe dann hin, und ſiehe die in Felſen gehauenen Katakomben, ſieh den Umfang des Sees Möris, ſtaune zu den koloſſaliſchen Pyramiden empor, welche europäiſcher Geduld und Maaß ſo überlegen geſchienen haben, daß einige meinten, es ſeien ordentliche Säulen, welche die Natur als erhabene Spiele ſo neben einander im Nilthale hingeſtellt habe; geh hin, und ſieh den Obeliſk des Rhamneſſes in Rom am St. Peter aufgerichtet; ſieh ſeine Brüder mit der alten Herrlichkeit Roms und Aegyptens im Staube liegen, oder als einzelne Fremdlinge in der Armuth der jetzigen Zeit zeichendeutend ſtehen — und du wirſt verſtehen, was ich oben ſagte. Denkſt du dann an die Hülfsmittel und Kentniſſe dieſer grauen Vorzeit, an den Mechaniſmus, um ſolche Steinmaſſen zu bewegen und aufzurichten, an die Verbindung, worin dies alles mit der Religion und dem heiligſten Glauben des Volkes ſtand: daß der Ring des Oſymandias vielleicht den Sonnenlauf, das Labyrinth das Jahr mit ſeinen 365 Tagen bedeutete: daß die Obeliſken aus Einem Stein gehauene Sonnenweiſer, und die Pyramiden Gräber der

Könige und Symbole der feſtſtehenden Ewigkeit und der Unſterblichkeit waren — denkſt du dies — denn etwas denken mußt du bei dem Großen — und ſieheſt die wundervollen und ſeltſamen Geſtalten und Bilder, die darauf enthalten waren und noch ſind, und tauſend Gefühle und Erinnerungen erwecken; ſchaueſt du dann in die öde Weite der Natur um dich her, die wie ein unermeßlicher, ſtiller Tartarus mit dem offenen Rachen vor dir da liegt, welcher ſchon in ſeiner Mündung ein Vorgefühl der Schrecken und Grauſen erregt, die er in ſeiner Tiefe birgt, ſo wirſt du in der Stimmung ſeyn, den Sinn und das Leben der Menſchen zu begreifen, welche dieſe Wunderdinge einſt ſchuffen und unter ihnen wandelten. — Auch die Bilder aus Erz und aus Stein, und die Zeichnungen und Mahlereien der Aegypter ſprechen einen ähnlichen Sinn aus. Aber, wenn der Mechanismus der Kunſt nur genau meſſen kann, ſo kann in der Baukunſt die Kühnheit und Gewalt des Entwurfes und das Ungeheure der Maſſen und Formen ſchon etwas hervorbringen, was Ideen des Großen und Majeſtätiſchen im Menſchen gleich iſt. Das Werk dieſer Kunſt iſt das Feſte und Bleibende, was auf Sicherheit und Ewigkeit hinſpielt; Leichtigkeit und Aehnlichkeit lebendiger Bewegung kann ſie allenfals entbehren: Steinhauerei und Bildnerei aber können dies nicht, ohne allen ihren Reitz zu verlieren. Die peinlichen und arbeitſamen Aegypter waren in dieſen Künſten nicht glücklich, deren lieblichſte Blüthe in der zarten Lebendigkeit und leichtgeſchwungenen Beweglichkeit der Geſtalten beſteht. Ihr ſtarres, trübes Gemüth hatte wohl den tiefen Ernſt, aber nie die unendliche und in tauſend Bildern und verhüllten und enthüllten Trieben ſpielende Schönheit der Welt angeſchaut. Dieſe leicht flatternden Spiele, dieſe mannigfaltig bewegten und verändernden Geiſter der Natur mit zarten Augen zu ſehen und aufzufaſſen und mit feſter Hand und heiterem Sinn feſtzuhalten und nachzubilden, fehlte dem vielfach geplagten und gezwungenen Menſchen die Luſt und die Unſchuld: er ging in dieſen Künſten nie über den Schein der Gegenwart hinaus. Kein leichthinſchwebender Apoll, keine Cypris mit dem Gürtel des Reizes, keine majeſtätiſche Juno mit Jugendanmuth, Liebreiz, und Hoheit ging vor ſeinem trüben Blick auf, und hob ihn in die Gemeinſchaft der Seligen zu höheren Geſtalten und Wonnen empor: er ſelbſt und ſein Bild war das höchſte Ideal, wornach er ſtrebte und was er nie durch ein Bild urgebohrner, aus dem inneren Sinn erſchaffener Schönheit übertraf. Wahrſcheinlich entſtand hier die Kunſt alſo, daß man Mumien nachzubilden verſuchte. Man ſehe die Iſistafel und ihre Abbildungen, man leſe die Schilderungen der Alten und Neuen, ſo iſt es klar, daß die Aegypter hierin nur armſelige Handwerker waren und ihre eigenen ſteifen und langſamen Leiber, den knechtiſchen Trübſinn ihrer Geſichter, das Neidiſcheingemummte ihrer lebendigen Mumien fleißig und genau nachbildeten. Griechiſche Weichheit und Ueppigkeit, griechiſche Leichtigkeit und Grazie iſt dieſem Lande immer fremd geblieben. Starr und kalt, ſtreng und abgeſchieden von irdiſchen Trieben ſtehen auch dieſe Mumien der Kunſt da, wie jene der Natur in Katakomben und bei Feſten. Aber in dieſer Abgeſchiedenheit; in dieſem kalten Staunen; in dieſer Einen feſten Stellung der Iſis und des Oſiris, wie des Vogels, des Baums, der Blume, und des Fingers der Hieroglyphen; in den wunderbaren Räthſeln der verhüllten Sphingen; in den ungeheuren Löwen, Stieren, und Vogelgreifen, die vor den Tempeln ihrer Götter und den Palläſten ihrer Könige — aus Stein gehauene Wächter – lagen, und mit halbmenſchlichen, halbthieriſchen Mienen um ſich blickten und für die Lebendigen Geheimniſſe auf dem Herzen zu haben ſchienen — in dieſem allen lag eine tiefe Sonderbarkeit des Gemüthes, eine myſtiſche Zauberei mit den Bildern und Zeichen der Welt und ihren innerſten Bedeutungen, daß ſchon die Alten fragend und ſtaunend ſtill ſtanden, und die Neueren noch ſtaunender ſtehen würden, wenn ſich ihnen dies alles ſo recht beweglich und lebendig vor das Aug ſchieben könnte.

Endlich wie ſtand es mit der Religion, den Wiſſenſchaften, der Philoſophie? Auch da ſind hundert Fragen für Eine Antwort möglich, und wir müſſen mit Winken zufrieden ſeyn. Ich erinnere hier nur wieder an das, wovor ich oben warnte, den Glauben der Dummen wegzuwerfen, als ſei durch irgend eine lange Manipulation der rechnenden Liſt und des verſchmitzten Eigennutzes von Anfang an je eine beſondere Bürgerwelt geworden, und als werde ſie dadurch regiert. Erſt wann Nothwendigkeit der Natur, und der Zeit, der höchſten Göttin des Menſchen, die große Vorarbeit gemacht und etwas Feſtes hingeſtellt haben, kann die kleine Schlauheit nachkommen, dies und jenes drehen und deuteln, lenken und verändern, ja wohl von dem Ihrigen zuſetzen und einſchieben; und ſo ſind Kaſtraten und Miniſter, Beichtväter und Kammerdiener, Kebsweiber und Kuppler von jeher Altflicker und Pfuſcher an dem großen Machwerke der Natur geweſen. Daß die ägyptiſchen Prieſter es auch ſo gemacht, glauben Sie und ich; aber daß die ganze wunderbare Verfaſſung, Religion, und Art des großen Staates von einer vornehmeren und gebildeteren Kaſte von Anfang an abſichtlich nur für ſie ſelbſt erfunden und gemacht worden, kann nur glauben, wer von dem tiefſten Entſtehen und Leben der Natur gar keine Ahndung hat.

In unſerer Welt der Geſchichte und Kultur, die ſo wenige Jahrtauſende umfaßt, war Aegypten eines der älteſten Länder. Wer die langſame Entwickelung des Menſchen auch in der Geſchichte der neueren Nationen ſtudirt und die erfundene Welt eines Kolon und Cook mit Einfalt und Liebe ſeines Geſchlechts betrachtet hat, der weiß, wie ſchwer das geiſtige Leben aus dem Menſchen heraustritt, wie hartnäckig er Jahrhunderte und Jahrtauſende gegen die geiſtige Bearbeitung ſeiner Kräfte ſich ſträubt. Was im geſitteten Zuſtande des Menſchen nachher mitgebohren wird und einen leichten Gehorſam des Verſtandes, oft einen zu leichten Gehorſam der Gewohnheit giebt, kann von dem Wilden nur mit tauſend Mühen und Rückfällen durch harte Gewalt und unausſprechliche Schrecken erzwungen werden. Das Schwerdt und das Beil, algieriſche Harpunen und türkiſche Pfähle richten hier nichts aus; die weiß auch der Wilde zu gebrauchen und kann an ſeinem Prieſter und Regierer ſich blutig damit rächen, wenn dieſer ihn durch ſolche Strafen zügeln will. Aber vor den dunkeln Ahndungen und Schrecken einer andern Welt, vor dem Donner des Himmels, vor dem Elend der Peſtilenz und des Hungers, vor den Zaubereien und Gaukeleien unbekannter Kräfte, womit der kindiſche Verſtand verwirrt wird, fällt auch die wildeſte und mächtigſte irdiſche Kraft in den Staub, und läßt ſich fangen und einkerkern, enthaupten und ſpießen im Namen jener unbekannten Weſen. Angſt und Furcht wohnte mit den erſten Göttern und dem erſten Gehorſam auf Erden; wild, grauſam, und freudenlos, wie das Leben der Wilden, war das Leben ihrer Götter: nur erſt nach Jahrtauſenden ward der Menſch ſo frei und glücklich, daß er auch in ſeinen Himmel über ſich einen Gott der Freude und Liebe ſetzen konnte. Auch die ägyptiſche Religion und Verfaſſung trägt viele und reiche Spuren der älteſten Barbarei, aber ihre lange Weltrechnung beſtätigt ſich am beſten durch die hohe Kultur und den in vielen Dingen ſchon freien Verſtandesgehorſam des Geſetzes, die ſie hatten: denn drei bis vier Jahrtauſende — es ſei denn, daß auch ſie auf den Arbeiten früherer Kultur gegründet ſtanden — konnten unmöglich ſo ſchnelle Schritte machen. Die Beſten und Weiſeſten des Volkes, in welchen die erſte Idee eines edleren Lebens aufging, holten wie Moſes vom Sinai die Donner und Blitze des Himmels herab, ſie brauchten ihre Ueberlegenheit, den Glauben des Menſchen an unendliche und höhere Geiſter etwas vorzuzaubern, und wurden ſo Geſetzgeber und Prieſter durch die Ehrfurcht und Dankbarkeit derer, welchen ſie das unſtäte und unſichere Leben befeſtigten. Aber eine Unendlichkeit von Göttern mußte werden, je lebendiger und alleinwirkender der Wilde jede einzelne Naturkraft ſieht — denn jede dieſer einzelnen Kräfte und Erſcheinungen todtſchlagen, um einem Einzigen, der ſie alle lenkt und aufzieht, Leben zu geben, heißt das Werk der Entwilderung im Keim zerſtören — eine Unendlichkeit von Göttern und geheiligten gottähnlichen Dingen mußte hier werden, je beſonderer die Beſchaffenheit des Landes war, welche eine Menge von polizeilichen und mediciniſchen Geſetzen nöthig machte, deren glücklichere Klimate entbehren konnten. Auch dieſe vielen Kleinigkeitsgeſetze, die offenbar wieder einen ängſtlichen Kleinigkeitsgeiſt in das Leben und die Kunſt der Aegypter brachten, mußten für den rohen Menſchen unter die Hut der Götter geſtellt und als unmittelbare Gebote derſelben ausgeſprochen, die Gegenſtände derſelben mußten geheiligt, ja endlich ſelbſt Götter werden, um die unbändigen Gelüſte und Leidenſchaften zurückzuſchrecken. Dies giebt eine natürliche Erklärung des ägyptiſchen Polytheismus. Vielgötterei war der Jugend der Welt allenthalben nothwendig: auch finden wir ſie bei allen alten Völkern. Die glänzenden und ſchrecklichen Phänomene, die wohlthätigen und geheimen Kräfte der Natur, der Donner und das Licht, die Sonne und die Erde, das Uebel und das Glück, das Böſe und das Gute wurden ſo die erſten Götter. Hier hatte die reichſte

Vielgötterei noch einen beſonderen Grund in dem Klima; dies kann man aus Herodot und den Moſaiſchen Geſetzen lernen. Das Klima war unglücklich, und beſtrafte jede Ueppigkeit, jeden Ungehorſam des Menſchen mit häßlichen Plagen. Ich habe oben ſchon darauf hingeſpielt. Lange Erfahrung und Weisheit der Prieſter hatte endlich die Geſetze dieſes Klimas und in dem großen Lande das Bedürfniß jedes einzelnen Nomos (Provinz) gefunden, aber nur die Schrecken der Götter konnten das Volk Gehorſam lehren gegen dieſe Geſetze. So betete man in dem einen Nomos die Zwiebel an, in dem andern den Bock, in dem dritten heiligte man die Bohne, damit der Menſch ſich nicht krank daran äße; ſo fütterte man hier das Krokodil, und ſchlug es dort todt; ſo waren der Ibis, das Ichneumon, der Hund, und die Katze, jene Zerſtörer der Schlangen und Gewürme, jene Reiniger der Luft von dem Peſthauch des Aaſes, geheiligt: noch jetzt ſteinigt das Volk den, der einen Hund auf der Straße von Kairo tödtet. Als man auf dieſe Weiſe die Natur anzuſehen gewöhnt war, kamen natürlich manche andere zufällige Götter hinzu; ſelbſt die Verwalter und Ausleger der ägyptiſchen Heiligthümer vergaßen ſich wohl zuweilen und dachten nicht mehr an den Urſprung des ſonderbaren Dienſtes. Der Menſch, zwiſchen ſo vielen Dienſten und Religionen immer im düſtern Ernſt gehalten, immer in Angſt, daß er irgend einen Gott entweihe, zertrete, zerſtöre; auf jedem Schritte von ſo unzähligen Bildern des Heiligen und Verehrlichen umgeben; in ſeiner einförmig öden Natur ſelbſt nur Einen weiten, ſchwarzen Rachen des Aberglaubens ſehend, in deſſen übergewaltige Geiſterwelt er ſich blind hinabſtürzen mußte, zählte zuletzt ſeine Götter nicht mehr, und warf ſich in den Staub vor dem, was vor kurzem nur noch bloßes Bild und Zeichen der heiligen Gemeinſchaft war, was nur als Lehre und Warnung etwas bedeuten ſollte, und wovon ſpätere Unkunde und Aberglaube den Sinn verloren hatten.

Dies war die Religion des Landes, ſeinem Bilde und ſeinem Sinn gleich, aus der bitteren Noth des Klimas gebohren; dies war auch die Religion der Prieſter, wenn ſie wie andere Menſchen fühlten und lebten, und das thaten ſie gewiß wie unſere Idealiſten und Aetheriſien, die aus ihren Sonnenhöhen doch oft zu dem gemeinen Dunſt der Erde hinab müſſen. Aber als Gelehrte und Denker hatten die ägyptiſchen Prieſter etwas für ſich, was das Volk nicht berührte — ſie hatten mit allen Prieſtern und Weiſen des Alterthums eine eſoteriſche Lehre und einen eſoteriſchen Dienſt; iſt ja ſelbſt der neuen Welt Prieſterſchaft noch nicht exoteriſch geworden, was ſie ſeyn ſollte. Die Aegypter hatten ihre ſchweren und langen Lehrjahre, ſie hatten eine heilige Schrift, ſie hatten Myſterien, worin diejenigen ſich einweihen laſſen mußten, welche davon etwas lernen wollten.

Daß es bei den Aegyptern eine profane und eine geheime Schrift gab, iſt außer allem Streit, denn alle, die über ägyptiſche Dinge geſchrieben haben, ſtimmen darin überein. Die geheime Schrift hieß die heilige Schrift, oder die heilige Bildnerei (ἱερα γραμματα, ἱερογλυφα). Dieſe Art Schrift war die erſte aller Völker. Die erſte unvollkommene Geiſterſprache war die unmittelbare der Geſtalten, welche die Natur zeigte. Der zweite Schritt war der, daß man dieſe Bilder Zeichen und Anſpielungen ſeyn ließ: die Kunſt des Deutens, Vergleichens, und Allegoriſirens begann. Aber man fühlte die Vieldeutigkeit und Unſicherheit dieſer Sprache, fühlte ſie immer mehr, jemehr das Gemüth ſich von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von dem Anſchauen zum Denken erhob, jemehr Urbilder, die keine ſinnliche Geſtalt annehmen wollten, ſehnſuchtsvoll und bedeutend aus dem Innerſten des Herzens aufſtiegen: man fühlte die glatte Unmöglichkeit, die höheren Geſtalten und Spiele des Menſchengemüthes durch einzeln für ſich ſtehende Zeichen ſo auszubilden, daß auch nur der Weiſe und Geweihte ſie deuten konnte, wie man ſie meinte. Man mußte nun den zerſtreuten Sinn vieler Bilder unter die Einheit eines einzigen Bildes bringen, das zugleich eine beſtimmte und doch allgemeinere Bedeutung hatte. Dieſer dritte Schritt war der ſchwerſte und machte das Leſen der Bilderſchrift zu einer unendlich ſchweren Kunſt. Da ſchuf endlich die Natur ein erhabenes Genie, einen Hermes, der die Gefühle des Herzens und die Bilder der Welt im großen Zuſammenſpiel und in ſeltener Klarheit in ſich trug: die Idee des erſten Buchſtaben ſprang aus ſeinem unſterblichen Haupte, ein feſtes, klares Zeichen für Gedanken. Nun war die Geiſterwelt und ihr junges Licht für die künftigen Geſchlechter gerettet, die ſogenannte heilige Schrift, die nun allgemein und profan werden konnte, war eine wirklich heilige geworden. Alle glückliche Völker der Welt hatten endlich dieſe heilige profane Schrift, wir Europäer haben ſie; Ein merkwürdiges Volk in Aſien hat ſich kaum über die Hieroglyphen erhoben: die Chineſen. Nicht zu Zeichen für die einzelnen Töne, die durch unendliche Zuſammenſetzung wieder Zeichen der Worte und Gedanken werden, iſt dieſe Nation gelangt, ſondern faſt für jedes Ding und jeden Begriff hat ſie ein einzelnes Bild gemacht. Für ein Volk, das mancherlei Entwickelung und Kultur erhalten und in allen Künſten des geſitteten Lebens ſich regt, hat es einer Unendlichkeit von Zeichen bedurft. Durch dieſes Unglück ſeiner Sprache und durch anderes iſt dieſes ſonderbare Volk zu einer Kleingeiſterei und Pedanterei verdammt, die auf der weiten Erde ihres Gleichen nicht haben. Für wen es ein langes Studium mehrerer Jahre iſt, nur leſen zu lernen, geſchweige denn ſchreiben, dem muß der luſtige und geſchwinde Geiſt vergehen, womit er nachher das Höhere und Schönere der Wiſſenſchaft und Kunſt umfaſſen ſoll: auch ſcheint der Chineſe die Hoheit und Schönheit in ihnen nie gekannt zu haben. Die ägyptiſchen Prieſter brauchten nachher beides die profane und heilige Schrift zugleich, aber für ſich und ihre Geheimniſſe behielten ſie die Hieroglyphen als etwas Beſonderes und Geheimes, was ſie vor den übrigen Menſchen voraus haben wollten und wodurch ſie wirklich etwas vor ihnen voraus zu haben vergaben. Wahn und Betrug lagen hier, wie bei allem Menſchlichen, gewiß bei einander. Nachdem man ſich zu der hohen Geiſterſprache, die hinfort die profane heißen ſollte, erheben hatte, konnte man das Gemüth von den alten heiligen Erinnerungen unmöglich ſogleich losreißen. Da ſtanden in Erz und in Stein, an Pyramiden und an Tempelſäulen die wunderbaren Bilder, worin die wohlthätigen Kenntniſſe und Erfindungen der Vorwelt, die erſten Schritte zur Bildung und Verfeinerung, worin die denkwürdigen Geſchichten der Götter, Heroen, und Könige räthſelhaft gezeichnet waren, deren Andenken und Glauben jeder Stein und jede Ruine dem Urenkel vorhielt. Dies zu vergeſſen und aufzugeben war unmöglich, um ſo unmöglicher, jemehr die lange Zeit die Bedeutung der Bilder verdunkelt und die Entzifferung erſchwert hatte: durch Unkunde und myſtiſche Deutung war Manches etwas Heiliges und Mancher ein Gott geworden, die ihrer Zeit und ihrem Volke noch ſehr begreiflich irdiſch nahe geſtanden. Gewiß ſchon zu Herodots Zeit wußten die Prieſter das Aelteſte ihrer Hieroglyphen nicht mehr ſicher zu deuten und behalfen ſich mit dunkeln Räthſeln für klare Kunde. Selbſt was ſie den Eingeweihten für die Nachwelt überlieferten, hatte wohl bei ſchnellerem Wechſel der Kultur und Verfaſſung nach Jahrhunderten ein ähnliches Schickſal, um ſo eher, jemehr der politiſche Druck und Sturz des Volkes von ſeiner früheren Herrlichkeit den alten Aberglauben und Wahn vermehrte, die nun im Elende das Alterthum viel herrlicher, wunderbarer, und majeſtätiſcher ſchufen, als es geweſen war. Vergeblich wird alſo wohl auf immer das Streben derer ſeyn, die nach dem Ablauf von Jahrtauſenden für das noch Schlüſſel ſuchen, was die letzten Zeitgenoſſen nicht mehr aufſchließen konnten, ſelbſt wenn die geheime Wiſſenſchaft und Philoſophie der ägyptiſchen Prieſter über die erſte Geſchichte und Bildung des Menſchengeſchlechtes die reichſten Aufſchlüſſe geben könnte.

Wenn von den Künſten, Wiſſenſchaften, und der Philoſophie der Aegypter die Rede iſt, ſo ſtößt man immer auf den geradeſten Widerſpruch. Die eine Parthei läßt alle dieſe Herrlichkeit hier nicht nur entſtehen, ſondern behauptet auch, kein altes Volk habe die Aegypter übertroffen; auch was die Griechen in Mythen, Künſten, und Bildung Trefflichſtes gehabt und hervorgebracht, haben ſie alles von den Aegyptern empfangen und mit ihrer gewöhnlichen Eitelkeit der Autochthonie als bei ihnen ſelbſtgebohren und ſelbſterfunden ausgegeben. Die zweite Parthei zeigt uns in den Aegyptern nichts als ein knechtiſches und abergläubiſches, von gaukelnden Pfaffen beherrſchtes, Volk, ohne Kraft, Kunſt, und Tugend, und macht ihre Fortſchritte in dieſen Dingen ſo klein als möglich. In der Mitte zwiſchen beiden mögte wohl die Wahrheit liegen, und gern wollen wir mit den erſten ſagen, daß die Aegypter eines der intereſſanteſten und merkwürdigſten Völker geweſen ſind, zu deſſen Betrachtung man mit einem unwiderſtehlichen Zauber des in ihm liegenden Wundervollen hingezogen wird. Wenn man auch kein Recht hat, unter den Wundergeſtalten der Baukunſt und Bildnerei, unter der magiſchen Hülle der unleſerlichen Hieroglyphen die tiefſte Weisheit und die erhabenſten Lehren zu ahnden, ſo war ihre Bedeutung doch ſo flach nicht, als diejenigen ſie machen, die darin bloße Geburten ungeheurer Phantaſie und betrügeriſche Prieſtergaukeleien finden. Das reiche, arbeitſame, und ordentliche ägyptiſche Volk hatte doch mit ſeinem Nachbarn, dem gewandteren und kühneren Phönicier, eine Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen gemein, nach welchen die wißbegierigen Griechen wallfahrten gingen, die bei ihrer Rückkehr im Vaterlande als Zauberer und Wundermänner angeſtaunt wurden. Die ſtrengen Verſtandeswiſſenſchaften waren hier nicht mehr in ihrer Kindheit; Sternkunde und Sterndeuterei, Prophetenkunſt, Berechnung des Sonnen- und Mondjahres waren bei den Aegyptern uralt, als die Griechen von dieſen Wiſſenſchaften noch nichts ahndeten. Ihr Ackerbau, ihre Kanäle, Deiche, und Waſſerbecken, ihre Pyramiden und Obelisken, und mancherlei Herrlichkeit in Arbeiten langen Fleißes und ſchwerer Geduld ſagen beſſer als alle Deutungen, daß ſie in dem Praktiſchen der Mathematik und Mechanik es weit gebracht hatten und eine Menge Hülfsmittel und Inſtrumente beſitzen mußten, welche ſelbſt die ſpätere Zeit nicht alle kannte, die erſtaunte, wie man ſolche Steinklumpen habe aus Einem Stücke hauen, fortbringen, und nachher aufrichten können. Fontana mit ſeinem Obelisk und ſeinen gewäſſerten Stricken unter Sixtus dem Fünften iſt der beſte Vertheidiger ägyptiſcher Tüchtigkeit. Ihre verwickelte Geſetzgebung, ihre Arzneikunde und Einbalſamirung der Leichen ſetzt manche Kenntniſſe eines verfeinerten Volks voraus; aber das Maaß derſelben läßt ſich nicht beſtimmen. Eben ſo wenig wird man je mit dem auf das Reine kommen, was man Philoſophie der Aegypter genannt hat. Schon die alte Welt läßt in den Myſterien ihrer Prieſter tiefe Brunnen der verborgenſten Naturweisheit rinnen, und ſpielt darauf an, daß die geheimen Lehren auch des griechiſchen Kultus von ihnen geholt waren. Spät noch, als das ſchöne Weſen der Griechen ſchon zerfallen war, als Sklaverei und Entnervung die Fröhlichkeit der herrlichſten europäiſchen Jugendwelt verdunkelt und das kümmerliche Geſchlecht tief in mancherlei Aberglauben verſenkt hatte, trieb man im Namen der Iſis und des Oſiris, des Serapis und des Anubis mit Spielen ſeiner eignen Albernheit mancherlei Gaukeleien und Hexereien, die lächerlich genug wiederholt werden in unſerm ſchwachen und mönchiſchen Zeitalter, wo der dumme, verfinſterte Sinn, der das Licht des eignen Orients nicht ſehen kann, noch nach dem hinzuſehen wagt, deſſen Sonne lange untergegangen iſt. Man ſagt, die Hieroglyphen und Myſterien der Prieſter bewahrten die höchſten Lehren von der Welt, der Gottheit, der Unſterblichkeit als eine eſoteriſche Wiſſenſchaft, welche den Augen des zu dummen Volkes noch verhüllt werden mußte. Ich glaube das auch, aber das Wie und Wieweit dieſer Wiſſenſchaft wird nie entdeckt werden. Durch den hohen und feierlichen Ernſt aber und das myſtiſche Leben der Prieſter, durch ihr ſtummes Schweigen, und die wunderbaren Anſpielungen in der großen und kleinen Kunſt ward die Fantaſie hier weit tiefer hinabgeriſſen, als anderswo. Gewiß hatte das ernſte, tiefſinnige, und grübelnde Volk, das nichts anders als denken und grübeln konnte, auch hierin ſich tief und hoch ver-

verſiegen; aber ich denke, die Dämpfe des Tartarus und die Wolken des Aethers waren ihm nie abgefloſſen, ſondern in ſeiner trüben Dämmerung des Lebens ſchaute es auch die überſchwänglichen Dinge ungeheuer und geſtaltlos an. Gewiß war dieſes Volkes Philoſophie ſeinem übrigen Bilde gleich; die lichte Klarheit eines Sokrates und Xenophon, die himmliſche Schwärmerei eines Plato konnte in dem brütenden und verbrannten Gehirn eines Aegypters wohl nie gebohren werden. Der Himmel, wo die großen Lichter von Karthago und Alexandrien im vierten und fünften Jahrhundert das Chriſtenthum zurechtphiloſophirten und zurechtdogmatiſirten, wo neue Troglodyten und Wilde, die ſich Eremiten nannten, in brünſtiger Tollheit aus der Gemeinſchaft der Menſchen in Felſen und Wälder flohen und das Mönchthum ſchufen, das ſich lange Chriſtenthum nannte, mußte älteſtens wirken, wie jüngſtens.

Vierte Vorleſung.

Meine Herren.

Auch heute wollen wir in den Betrachtungen der vorigen Stunde fortfahren, und können uns der nicht unluſtigen Mühen des zurückgelegten Weges freuen. Denn ſchon ſind wir des Wanderns gewohnt; zu der großen Luſt, ein feſtes Ziel zu erreichen, geſellen ſich manche kleine Freuden, die wir ungeſucht und unerwartet ſeitweges finden; manches fröhliche Angeſicht wandelt uns vorüber, manche liebliche Ausſicht überraſcht, manches muntere Spiel des reichen Lebens entzückt uns; unſre Füße werden von Tage zu Tage geſchwinder, unſre Augen ſchärfer und geübter zu ſehen; leichter und raſcher können wir vorwärts ſtreben, denn was wir ſahen und erlebten, erklärte uns ſchon, was wir ſehen und erleben ſollen. Wir bleiben auch heute in dem fabelhaften Orient, und gehen nach Indien hinüber, welches den Alten noch mehr ein Mährchen und Wunder war, als Aegypten, und auch bei den Neuen nicht viel mehr als ein Mährchen iſt, welche nicht ſein Heiliges gewollt und geſucht haben, ſondern ſein Silber und Gold, ſein

Elfenbein und feine Specereien, und alles, worüber Liſt und Muth Herr werden können. Wir betreten einen heiligen Boden, ſo wie wir dieſem Lande nahen, die Wiege der erſten Freuden und Spiele unſers Geſchlechtes, das Paradies der Unſchuld und Schönheit. Könnten wir empfinden wie frühere Menſchen, hätte ein heiliger Wahn, der das irdiſche Geſchlecht nie ganz verlaſſen ſollte, noch die volle Kraft und Innigkeit der Anſchauung und Begeiſterung übrig, wir würden noch wunderbarer bewegt ſeyn, als wir wirklich ſind.

Unter den Steppen der unholden Mongolen und Kalmücken, und der wilden und tapfern Tataren und Koſacken, in der Mitte des alten Aſiens, breitet ſich eine weite hohe Fläche aus, von dem ſchwarzen Meere bis an die Gränzen von China, wechſelnd mit Gebirgen, Hügeln, und Thälern in einer freundlichen Miſchung der Natur, wo die Jahreszeiten ihren gemeſſenen gleichen Gang gehen und raſche freudige Winter mit lieblichen Frühlingen und warmen Sommern wechſeln. Ich erinnere Sie nur an Mingrelien und Georgien und an ihre Menſchen, an Gottes Garten Eden, das wunderliebliche Kaſchemire, an die ſchönen Thäler des ſüdlichen Tibet und Laos nördlich über Indien. Hieher ſetzen alle Sagen und Geſchichten die erſten Sitze des Menſchengeſchlechtes, das grade hier auch heute noch in vorzüglicher Schönheit und Jugend blühet; von hieraus laſſen ſie die Stammväter der verſchiedenen Völker ausgehen und ſich über alle Erde verbreiten. Wunderbares und Geheimnißvolles erzählten ſchon die Alten von dieſem freundlichen Wiegenlande des Menſchen. Das Mittelalter glaubte alle Zaubereien, Rieſen, und Ungeheuer, alle Thiere, die nur die Fabel kennt, den Vogelgreif und das Einhorn, in dieſen Gegenden: die neue Welt ſinnt über das Alte, und ſtaunt über das, was ſie als noch lebend vernimmt, was nicht in der fabelhaften Weite der Wüſte Kob noch in dem ewigen Schnee des nördlichen Tibet verſchwindet. Man begleite nur die wenigen europäiſchen Wanderer, welche Nordperſien und Tibet und Laos geſehen haben, nicht als Menſchen, nicht als Weiſe, ſondern als ſolche, die Schätze ſuchten und des Landes Juwelen und Herrlichkeiten auskundſchafteten — ſelbſt was dieſe einzelnen Pilgrimme befangen und kümmerlich ſahen, was ſie als das Kleinſte und Gewöhnliche klein und unvollkommen erzählen, trägt unverkennbare Spuren einer ganz andern Welt, als die unſrige, einer Welt, bei der uns oft zu Muthe wird, als ſei in ihr und ihrem Leben noch vieles von dem erſten Kinderleben des Menſchengeſchlechts übrig. Eine wunderbare Nähe und Einheit des Menſchen mit der Natur, und doch eine ſolche Ehrfurcht und fromme Anbetung derſelben, wie ſie wohl ſelten ein Europäer empfunden hat: bei uns Trotz und Barbarei wie des Wilden, dort ſanft hinfließende Stille und Beſchaulichkeit des Lebens. Sieht man endlich die Tempel mit ihren magiſchen Bildern, die Klöſter, die freiwilligen Peinigungen und Büßungen ſo vieler, die in ihrer aller Menſchenkunde entlegenen Einöde keinen Stachel der Eitelkeit und der Kanoniſation kennen; denkt man an den Dienſt und die Lehre ihrer Prieſter von dem ewigen Wandeln des Geiſtes in der Natur durch die mancherlei Leiber und Geſtalten, und denkt man zugleich an die Erhabenheit, wozu die Idee dieſen Glauben erhoben hat, ſo iſt das erſte Gefühl das, als habe Natur und Schickſal einem oft ein ähnliches Spiel vorgehalten, oder gar mit einem geſpielt: man kömmt wieder wie zu den Kinderſpielen und Träumen ſeiner eignen Wiegenjahre, zu dem innigſten Menſchengefühle, zurück.

An dies Leben ſchließt ſich das der Hindus unmittelbar an. Von dieſen Bergen ſtiegen ſie weiter ſüdwärts hinab auf die Ebnen und Hügel längs dem Indus und Ganges, und bevölkerten das zwiſchen ihnen liegende weite Land. Sie wanderten frühe ein, noch mit kindiſcher und unentwickelter Roheit, und weich und bildbar nahmen ſie den wahrſten Stämpel des Klimas an, worin ſie ſich wohnen ſetzten. Vor allen Völkern der Erde ſind ſie die richtigen Autochthonen, ein genau nachgebildetes Bild ihres Himmels und ihrer Erde. Die Natur hier und der Geiſt derſelben iſt Jugendfriſche und Ueppigkeit, aber zugleich Stille und Frömmigkeit; Fülle der Fruchtbarkeit und des Genuſſes, aber auch Tiefe der Schwärmerei, Sehnſucht, und Liebe. Das Land könnte unter die ſehr warmen und faulen gehören, aber die Winde von den nördlichen und weſtlichen Gebirgen, wie die von der ſüdlichen Halbinſel, mildern die Schwüle der Luft, und die Natur hat in der ſchnellen Verhärtung der Geſtalten durch die Hitze hier keine ſo erſtarrte und ungeheure Weſen hervorgebracht, keinen ſolchen Sinn der Karrikaturen und Fratzen ausgeſtellt, als in andern ähnlichen Klimaten. Dies iſt ein Land der Wunder, aber nicht der Ungeheuer, mit einem milden, warmen Himmel leuchtender Sterne der Nacht, welcher aber für den Tag den Heißen und Müden grüne Schattenzuflucht bereitet hat. Ein ſanfter geiſtiger Sinn bei der Fülle und Reife der Geſtalt ſpricht hier aus allen Dingen. Hier ſind Berge und Hügel mit Wäldern, hier ſind Haine undurchdringlichen Geheimniſſes, hier brauſen und fließen Ströme, Seen, und Quellen. Welch ein zartes Stillleben der Bäume, Blumen, Thiere, und Menſchen mit einander! es iſt, als wenn jedes ſinnig und verſtändig in dem Bilde des andern ſich ſelbſt und ſeines Lebens Geiſt beſchaute, und ſich ſelig freute, daß alles ſo gut und ſo ſchön iſt. Und in den Bildungen ſelbſt welche Jugend und Zartheit! wie ſchnell gebohren, und doch wie freudig und kräftig! welch ein Wuchs und Glanz, welch ein Grün und Farbenſchimmer der Dinge! nicht wie auf Borneo und am Niger, die Augen zu blenden und zu verwirren und das Gemüth in das Chaos wilder Leidenſchaften hineinzureißen, ſondern ſanft ſpielend und den ſüßen Reitz himmliſcher Jugend und Schönheit erregend.

In dem Indien, welches ich meine — die Halbinſel unter den beiden Strömen gehört nicht dazu — wohnen jetzt mancherlei Völkerſchaften, die in andern Klimaten ihre Geſtalt erhielten und hier von der ſchöneren Gewalt des Klimas wohl durch Jahrtauſende nicht bezwungen werden können: Mongolen, Mohren, Araber, Malaien, Europäer, fern von der Heiligkeit und Milde dieſer Natur lebend, mit Blut und mit

Laſtern beſudelt, mit andern Leibern und Leidenſchaften, das Gefühl des Landes, worin ſie leben, nicht ahndend noch ehrend. Von dieſen anderswo geſtümpelten ſpreche ich nicht, ſondern von den Hindus, dem Urvolke, das in früheſter Zeit, als ein ächtes Kind von dieſer Natur gebohren und erzogen ward. Dieſe Hindu[illegible]nge nicht mehr geherrſcht haben, ſind hier d[illegible]igen Herrlichen unter Barbaren, die ſie gef[illegible]geben. Sie ſind ſchlank und leicht, mit zartem Ebenmaaß ihrer Glieder gebildet. Um das gewölbte Haupt flieſſen ſchwarze Locken; das bräunliche Angeſicht ſchmückt eine denkende Stirn und große ſchwarze Augen voll Feuer und Milde; der volle, nicht ſchlaffe Mund mit ſeiner ſchönen Perlenſchnur von Zähnen fließt freundlich und ernſt zugleich von Ueberredung und Liebe über: Ruhe in Leichtigkeit und Ernſt in Freundlichkeit iſt der Ausdruck dieſer Leiber, die, zugleich ſtark und zart gebildet, wie die feſten und ſchlanken Bäume am Ganges und Indus mit Blüthen und Früchten, in anmuthiger Fülle daſtehen. So iſt ihr Genuß und ihr Leben, die ſelbſt im böſen Dienſt unter barbariſchen Halbwilden und goldhungrigen Europäern keine Sklavenwuth und Tücke eingeſogen haben. Dies iſt das einzige Volk, an dem man ſieht, daß Herrſchaft nicht alles bedeutet. Die höchſten Zeugungen in allerlei Kunſt und Arbeit, der höchſte Glanz des äußeren Lebens haben untergehen können, aber der hohe Ernſt und der freie, fromme Sinn deſſelben iſt ihnen ſelbſt in Knechtſchaft nicht verloren: ein merkwürdiges Zeichen und Beiſpiel geiſtiger Kraft. Wie fromme Kinder in Unſchuld und

Freude, auch als die da nichts haben, gehen ſie neben dem wilden und leidenſchaftlichen Leben ihrer Herrſcher hin; ihre Blumen und Bäume, ihre Sterne und Vögel, ihre Ströme und Quellen kann man ihnen nicht nehmen, noch den leichten, ſpielenden Sinn, der dieſe Schönheit zu empfinden und in mancherlei Bildern darzuſtellen weiß.

Der Indier iſt ein von der Natur hochbegabter Menſch an Leib und Seele. Der Leib iſt nicht nur ſchön im Ebenmaaß gebildet, ſondern auch gewandt und ſtark, zu allerlei langer Geduld und ſchweren Uebungen geſchickt. Nach allen Beſchreibungen übertreffen die Künſte der Stärke, die man vormals in Delhi und Surate an den Höfen des Kaiſers und der Nabobs ſah und noch zuweilen ſieht, alles, was die Luſt des Karnevals in Venedig und Neapel je Aehnliches zeigte. Die Kühnheit und Gewalt ihrer Fechter und Ringer, die oft mit einander in Scherzen, oft mit Löwen und Tigern um Leben und Ehre ſpielten, die Stärke und Gewandtheit ihrer Gaukler, die ganz andere Herkulesſäulen aufſtellten, als die Dalmaten und Kalabreſen, erſtaunen unſere Augen und Ohren. Aber willſt du das höchſte Erſtaunen und die wollüſtigſte Bewunderung, ſo ſieh die Bajaderen bei den Gaſtmälern ihre reitzenden und luſtigen Tänze ſchlingen, ſieh ſie zum Klang der Cither und Cimbel ſpringen und in vergänglicher irdiſcher Luſt die geheimen Wunderbilder einer unendlichen Welt herabtanzen. Was den rohen Portugieſen in Entzücken ſetzt, die dickleibige Dumpfheit von John Bull erheitert, dem phlegmatiſchen

Holländer die Pfeiſe aus dem Munde fallen läßt, das iſt nicht gemeines Spiel der Verdorbenheit, ſondern unbewußt müſſen die ſchönen Dienerinnen der Luſt das höhere Leben darſtellen, das keine Verworfenheit erſticken konnte. Geh endlich hin, ſelbſt zu den Ungeweihten geh hin, welche irdiſche Sachen beſchrieben haben, und frage ſie hie und da, was ſie ſahen, wenn der Zufall ſie in den heiligen Kreis eines Brachmanen, in die Hütte eines Pflanzers, oder an den Webſtuhl ſeiner Weiber und Töchter führte. Müſſen ſie, die keine Schönheit kannten, die ſonſt ihre Abentheuer und gemeinen Späße langweilig genug erzählen, nicht ſogar lebendige Darſteller des Schönen werden? Dies iſt doch wohl der gültigſte Beweis, daß es wirklich da iſt? Selbſt dieſen erſchien eine Freiheit und ein Adel der Darſtellung, eine ungebundene Unſchuld und Haltung der Leiber, die ſie verwunderte — und das bei einem Volke, das keine politiſche Herrſchaft mehr hat, wodurch ſonſt auch die Geſtalt des äußeren Lebens behauptet und gehoben wird.

Und das Gemüth dieſes Volkes? der Karakter ſeines Lebens, ſeiner Kunſt, ſeiner Verfaſſung, ſeiner Religion? Schon das Vorige ſpielt mit leichten Schattenſtreifungen hie und da darauf hin; auch dies Folgende kann nur eine leichte Schattenſtreifung ſeyn, mehr eine Ahndung, als eine Kunde, mehr ein Urtheil des Gefühls, nur dem verſtändlich, der es ehrt, als ein Urtheil des Gedankens. Zwar haben wir Betrachtungen und Beſchreibungen genug über Indien und ſeine merkwürdigen Bewohner; aber faſt alle europäiſch gebohren und geſtellt, jener Welt und ihrem Gefühl ſo fremd, daß alles Wirkliche geſpenſtiſch, alles Lebendige todt, alles Andersgebohrne als bei uns, albern und fratzenhaft wird. Nur ſolche, bei welchen es feſt geworden iſt, daß die Natur nie zufällig Fratzen und Grimaſſen macht, können ſie und aller ihrer Kinder mannigfaltiges Leben wahr empfinden und gerecht richten. In den jüngſten Jahrzehenden hat die gelehrte engliſche Geſellſchaft für die Indiſchen Sachen in Kalkutta uns manches Gehaltvolle und Intereſſante gegeben; mehr können wir noch hoffen: aber wer ſagt uns, daß nicht die ſchönſten Züge antiker Gemählde verwiſcht, daß nicht morgenländiſche Einfalt und Klarheit europäiſcher Prunk und Schimmer geworden ſind? Sicherer leiten uns die Zeichnungen alter Denkmäler der Baukunſt und Bildnerei.

Die Sitten der Indier ſind mäßig, ernſt, freundlich, und keuſch. Wie ihr Leib geiſtig und harmoniſch gebildet iſt, ſo geiſtig und harmoniſch iſt die Pflege deſſelben, der von der üppigſten und reichſten Naturfülle ſo wenig bedarf und will. Einige Palmblätter voll gekochten Reißes, einige Baumfrüchte, und der Trank aus der klaren Quelle genügen dieſen ſchönen und guten Menſchen. Sie wollen nicht mehr, als das einfache Leben bedarf, und halten es für Sünde, daß der Menſch aus Ueppigkeit und Wolluſt den übrigen Geſchöpfen etwas entziehe. So wandeln die harmloſen und unſchädlichen Thiere um ſie herum, ohne den Spieß und das Beil zu fürchten; ſo ſtehen Bäume, Blumen, und Pflanzen um ſie, in ſüßer Gemeinſchaft frommen Genuſſes mitlebend, mitempfindend, mitgenießend. Gleichmäßiger Fleiß und Arbeit nebſt mancherlei ſinnvoller Kunſt beſchäftigt die Groſſen und die Kleinen; ohne wilde Begierden, ohne herumflatternde Eitelkeit fließt ihr Leben einem ſtillen Sommerſtrom gleich abwärts wieder in den liebenden Schooß der Götter zurück, von welchen es kam. Die Ruheſtunden nach der Arbeit ſind ernſter Betrachtung und frommer Anſchauung der Gottheit und Natur geweiht, oder unſchuldigen Spielen und Tänzen, die dem Glücklichen nicht fehlen dürfen. Freundlich und wohlthätig, mild und barmherzig ſind ſie gegen alle Geſchöpfe und auch gegen den Menſchen; rein und züchtig iſt ihr Leben von außen und innen: das Baden in heiligen Waſſern, die Scheu vor allem Unreinen und Verweſenden hält den Leib, die Aehnlichkeit mit dem ſeligen Götterleben hält die Seele unbefleckt.

Auch ihre Kunſt trägt den Stämpel dieſes Lebens: frommes Naturverſtändniß, unendliche Liebe, Reinheit des Herzens mit ſüßer Schwärmerei und Anſpielungen einer überſchwänglichen Welt ſpricht ſie aus, wo dem alten Aegypter nur das Maaßloſe und Zermalmende erſchien, und der neue Chineſe die Natur in Fratzen und Klingeleien ſieht und vernimmt, und ihre Verzerrungen und Affenſprünge, die auch die ſeinigen ſind, kümmerlich darſtellen muß. Sieh in dem Kleinen das Große, weil du Europäer es ſo am beſten ſieheſt. Welch ein gemeiner, flacher, und unluſtiger Geiſt iſt in dem, was wir in den Zubereitungen unſers gewöhnlichen Lebens Freiheit und Luſtigkeit nennen! welch eine glänzende Armuth und geſuchte Ziererei von Verſtand und Anmuth in denſelben, wo ſie, wohl gar abſichtlich erfunden, etwas bedeuten wollen! Geh nach Paris, London, und Petersburg, lies die Modenjournale von Liſſabon bis Kopenhagen, und ſiehe die Bilder unſers Lebens auf unſern Köpfen und um unſre Schultern ins Schenkel, wie in unſern Hütten und Palläſten, ausgehängt. Welche Unzucht in dem ewigen Wechſel der Moden! und welche Kleinheit in ihren Geſtalten! Dann geh ein in die Hütte des Menſchen am Ganges, und ſieh, wie Einfalt ohne Kunſt und Klügelei ſich mit bunten und bedeutungsvollen Bildern umſpinnt, gleich dem Wurm, der aus ſich ſelbſt ſein roſenrothes und goldenes Grab webt. Sieh die indiſchen Schleier und Gewänder aus Baumwolle und Seiden, ſchaue die Farben, ſchaue die Bilder von irdiſchen und himmliſchen Blumen und Zierrathen, laß dein Herz mitſprechen — und dein Herz wird verſtehen, was ſich nicht ausſprechen läßt. Betrachte dann die Menſchen ſelbſt, wie ſie alltäglich gekleidet, oder feſtlich geſchmückt ſind; betrachte, was ſie an neuen Tempeln und Schlöſſern, an Sommerhäuſern und Hütten ausgeſtellt haben — welch ein wunderbares Leben wird dir begegnen! Wenn du dies geſehen und betrachtet haſt, was in ihrer kleinen Zeit entſteht, wo ſie für hartherzige Tyrannen arbeiten müſſen und nichts Großes und Prächtiges ausführen können, ſo blicke rückwärts in die Vergangenheit des Alterthums. Dieſes Volk hatte ſchon ſtolze Städte und Palläſte, Schauſpiele und Feſte, Tempel und Götterreigen, als um Smyrna und Tarent die Roſe noch dem Wilden blühete und in den Bergen und Hainen Athens und Korinths einzelne Barbaren in Thierfellen das Wild jagten. William Jones und ſeine edlen Genoſſen haben uns aus jener grauen und fröhlichen Zeit bis jetzt nur Bruchſtücke geliefert, die unter ihren Händen noch mehr zerbröckelt ſind; ſie haben uns nur einzelne Strahlen ſehen laſſen; des ſchönen, vollen Sonnenſcheins dieſes Volkes in früheren Zeiten ihrer Pracht und Herrlichkeit; aber ſchon darin iſt uns viel Großes und Schönes erſchienen. Sieh die Ruinen von Denkmälern ſeiner Baukunſt und Bildnerei, ſieh und vergleiche ſie mit den Reſten und Erinnerungen griechiſcher Kunſt. Bei den Griechen iſt ſtolze Kühnheit, feſtes Maaß, heitere Klarheit, beſtimmte, vielleicht zuweilen zu beſtimmte, Anerkennung der Zweckmäßigkeit, und beſonnenes, freies Spiel der Schönheit in den Geſtalten und ihren Bildern: ſelbſt noch in den zarten Bildern von Bildern, die als Verzierungen und Anſpielungen über den Pforten der Tempel und an den Ehrenmälern der Helden prangten und um die Trauerurnen und Sarkophage die ewige Jugend und Scherze unſterblicher Hoffnungen wanden. Fröhlich, leicht, lebendig, klar iſt alles, bis in die ſeligen Höhen des Olympus, bis zu den ſtillen Schattengeſtalten des Orkus durchſichtig und heiter. Auch bei den Indiern iſt Haltung und Maaß in den Kunſtwerken; aber Beſtimmtheit und Klarheit des Karakters iſt hier nicht ſo das Erſte, wie bei den Griechen, ſondern — wenn ich ſo ſprechen darf — ein überſchwänglicher Glanz, Schwung, und Klang der Welt, wo die ſüße Gewalt der Empfindung den

Künſtler von dem Feſthalten des Einzelnen immer in die unendliche Bewegung des Ganzen hineinreißt. So wird Karakter Gemüth, und ſtrenges Schickſal himmliſche Liebe. Man ſehe die Säulen der alten Tempel und Palläſte — bei den Griechen ſtehen ſie feſt in ihrer Schönheit, man ſieht ihren Zweck, daß ſie dem unſtäten Menſchen ein Bild und ein Sitz der Ordnung und Ruhe des Lebens ſeyn ſollten — hier aber ſcheinen ſie, gleich den hohen Bäumen im Winde, in lebendiger Bewegung emporzuſchweben und zu ſchwanken. Sieht man dann den Schmuck ihrer Kronen, die Verzierungen der Gebälke, die Blumen, Ranken, Arabesken ihres Stammes, ſo fließt all dies Wirken und Weben in eine unendliche Lebendigkeit und geheimnißvolle Zauberei über; man ſieht weiter keinen Zweck, keine Kunſt, ſondern wird durch das lebendige Wunderleben in die Unendlichkeit ſeliger Harmonie ſo mit hinübergetragen. Hier iſt die Fülle und Friſche der Knoſpe, bei den Griechen die vollgeſtalte und beſtimmte Blume. Wer Knoſpe und Blume für die Anſchauung in Einem zugleich darſtellen könnte, der würde der größte Künſtler ſeyn. Eine bezaubernde Magie, eine tiefe Dämmerung des Unbeſtimmten, worin die Natur ihre glücklichen Kindermenſchen hält, ſchwebt über dieſer Kunſt.

Sie bewegt uns auch in der Poeſie der Hindus, und hebt uns in höchſter Einfalt der Töne, im naivſten Kinderſpiel frommer Gefühle zu der unendlichen Welt hinauf. Welche unermeßliche Schätze lobt uns der Fleiß und die Kunde der Engländer in Kalkutta! welcher Reichthum und welche Genialität des indiſchen

Volkes auch hier! und wie wenige Tröpflein ſind uns bis jetzt, vielleicht gar mit unreinen Händen, aus dem unendlichen Ocean geſchöpft! und doch dies Wenige wie erquickend und köſtlich! Vernimm nur einige Töne der Liebe, einzelne Saitenklänge des ſchauenden Prophetengemüthes von den orpheiſchen Myſterien der Natur — und ein neues Wunderland geht dir auf. Dann nimm die Sakontala des Kalidas, und ſetze dich im Frühlinge des Jahres und des Herzens im Schatten des rauſchenden Weinlaubs, oder eines blühenden Baums, und genieße der Schönheit, und freue dich. Dies iſt der Garten Eden, den Gott unſern erſten Aeltern beſchieden hatte, wo Schönheit, Unſchuld, und Unſterblichkeit in der Geſellſchaft der Himmliſchen mit den Menſchen wohnten, ehe die Sünde in die Welt gekommen war. Hier geht noch alles Leben in ſüßer Verwandtſchaft und glücklicher Gemeinſchaft unter einander; die Thiere des Waldes, die Vögel in den Zweigen, die Blumen und Bäume, der Strom und die Quelle, das Abendroth und der Sonnenſtrahl fühlen und ſprechen mit einander. Der Menſch, der Herr der Schöpfung, wandelt unter ihnen wie unter ſeines Gleichen; ſie ſind alle ſeine Brüder, ſeine Mitgenoſſen in Freude und Liebe: er erkennt ſeine Hoheit über ihnen nicht, ſie nur erkennen ſie. Kein Schwerdt und keine Axt, kein Schrecken und kein Mord hat dieſes unſchuldige Leben entweiht; kein Gedanke der Eitelkeit, der Neugier iſt in dieſen Hainen aufgeſtiegen; keine Thräne iſt hier vergoſſen, als die der Wonne. Die Spieler dieſes ſchönen Spiels ſind Kinder an Unſchuld und Glauben, und

Engel an Witz und Verſtand, wie in des Menſchen Bruſt das Bild des göttlichen Lebens ſteht. Wer hier noch an die drei Einheiten, an die Forderungen des Karakters, an den teufliſch erhabenen Ungeſtüm des europäiſchen Herzens denken kann, der iſt ein heilloſer Narr, oder ein unglücklicher Verſtockter; jedes reine Herz und jede männliche Kraft wird dieſe Unſchuldswelt mit unnennbarer Sehnſucht erfüllen. Uns fehlt für ſolche Kunſt und ihre Würdigung das Aug und das Gefühl; unſre Gedankenwelt ſteht fern von jener Anſchauungswelt, unſer wandelbares, leidenſchaftliches Herz fern von jenem ſtillen und frommen. Ich ſage nicht, daß dieſe Kunſt die vollkommenſte ſei; aber in dem Kreiſe ihres Lebens iſt ſie ſo vollkommen, daß wir in unſerm Kreiſe nichts Aehnliches haben. Es kurz zu ſagen, des Europäers Kunſt bildet und zeigt den Leib und die zeichendeutende Geſtalt des Leibes der Welt, deren Triebe ſchon entwickelt feſte Karaktere geworden ſind; die Kunſt des Indiers iſt noch in voller Unſchuld, und weiß nichts von dem Streit der mannigfaltigen geiſtigen Kräfte, nichts von geiſtiger Würdigung: es iſt Eine Geſtalt, Eine Natur, Eine Liebe, und ſpielt alles gleich bedeutend neben einander hin. Nicht das Plaſtiſche, ſondern das Muſikaliſche der Welt gehört ihr, und ſelbſt ihre Muſik — ſo kann man ihr Weſen nennen — iſt gleich den regelloſen und mannigfaltigen tauſendmaltauſend Stimmen und Klängen des Frühlings, wo nicht die einzelnen Töne erfreuen, ſondern der unendliche Einklang des in unſterblicher Jugend erneueten Lebens der Welt, worin auch die unſterbliche Bruſt des Menſchen ſich wieder mit dem friſchen Lenz verjüngt.

Von der Verfaſſung, der Religion, der Sophie der Hindus ſoll ich nun noch zum Schluſſe etwas ſagen. Ihr Bedeutendſtes und Innerſtes liegt gottlob ſchon in dem Vorigen mit eingeſchloſſen, und auch ohne Weiteres können wir den Geiſt ahnden, der in ihnen leben muß. Es iſt ein Glück, daß dies ſo iſt, denn dieſe Dinge ſind von unſern Schreibern ſo entſtellt und verdeutet, ſie ſind mit ſo vielen Lügen der Klügelei und Unwiſſenheit aufgeſtutzt und verziert, daß man verwirrter wird, jemehr man darüber rathfragt. Doch gewinnt man die Gewißheit, daß wir Europäer nach drei Jahrhunderten der Verbindung mit Indien noch kein Recht haben, darüber etwas Beſtimmtes zu ſagen; und ſchon dieſe Gewißheit iſt viel werth.

Von der Verfaſſung ſind in politiſcher Bedeutung nur noch einzelne Trümmer übrig, das Meiſte in Hinſicht der Sitten und Gebräuche. Auch hier ſind geſchloſſene Kaſten, heilige, ehrliche, und unehrliche Klaſſen des Volks: darin ſehen wir das Bild des Orientalismus. Aber wie dies mit dem Prieſterthum und mit einander zuſammenhänge; ob eine bloß moraliſche, oder noch eine politiſche Gewalt dies halte und beherrſche; wie die geheime Sophie der Brachmanen, oder die geheimſte der Natur darauf einfließe — das wiſſen wohl unſre Gelehrten, aber wir Laien dürfen darüber nicht abſprechen. Soviel ſieht man, daß dieſe Verfaſſung, auch wo ſie ſklaviſch ſcheint, wie alles in dieſem Klima mit ſeltener Freiheit des Gemüthes ertragen wird.

Die Brachmanen und ihre Sophie waren ſchon den Griechen ein Wunder. Ihre ſtille Frömmigkeit, ihr mäßiges und reines Leben, ihre fromme Beſchauung der Natur und der himmliſchen Dinge, ihre anſpruchloſe Entbehrung der irdiſchen Güter, und ihre erhabene und ruhige Verachtung des Lebens wurden bewundert, aber nicht nachgeahmt. Von ihrem Umgang mit den Göttern, von ihrer Kenntniß der Naturgeheimniße und der Geſtirne, von ihren Schulen, von den langen und ſchweren Lehrjahren ihrer Jünger, und den Myſterien ihrer Sophie ſprach und ſchrieb man viel, und wußte nichts, oder doch wenigmehr als nichts. Grade ſo geht es uns bis auf den heutigen Tag mit der Religion und Sophie der Brachmanen, die noch jetzt die Führer, Interpreten, und Prieſter des Volks ſind. Beides ihr Aeußeres und Inneres iſt in Folianten und Almanachen, für das ſtaubige Bücherpult des Gelehrten, wie für den Putztiſch des Stutzers, erklärt und beſchrieben; aber die Wege ſind ſo vielfach, und das Geſchrei und die Verwirrung auf dieſen Wegen, wo jeder nach einer andern Seite hin weiſt, ſchreit, und rennt, iſt ſo groß, daß man ſelbſt mit toll wird und endlich weder aus noch ein weiß. Daß die neuen Brachmanen eine abgeſonderte, heilige, und hochverehrte Prieſterkaſte ausmachen, durch Reinheit der Sitten, durch ein ſtilles beſchauliches Leben, durch Tugenden der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit ausgezeichnet; daß ſie eine geheime Lehre und hohe Gewalt über das Volk haben; daß man ihnen uralte Ueberlieferungen über die früheſte Weltepoche, über die Schöpfung der Welt, über den Urſprung des

Uebels, über die Verbindung der Gottheit mit der Menſchheit, und über die Erlöſung und Heiligung des Menſchen zutraut, iſt gewiß: aber dunkel und verworren iſt, was man über Brama, und Foe, und wie ihre andern göttlichen Weſen heißen mögen, bis jetzt geleſen hat. Man ſieht allein, daß auch dies dem erſten Gefühl des Menſchen am nächſten ſteht, das Geiſtige und Göttliche, das in ewiger Ausſtrömung und Zurückſtrömung zur Gottheit iſt, durch mancherlei Geſtalten der Materie wandeln zu laſſen von Stuffe zu Stuffe. Daher die Milde des Herzens, daher die fromme Achtung gegen alles Geſchaffene, jener liebende Sinn, der alles als Organ Eines Lebens, als Geiſt Eines unendlichen Geiſtes anſieht. Nichts Finſteres und Blutiges wie bei andern Prieſtern, nichts Wildes und Herrſchſüchtiges wie bei chriſtlichen Mönchen, nichts Eitles und Lärmendes wie bei Gauklern und Sophiſten. Die Lehre dieſer Prieſter und Weiſen iſt dem Weſen der andern Hindus gleich. Wie ihr Leben nichts Wildes und Uebermüthiges hat, ſo hat ihr Tod nichts Unerwartetes und Trauriges. Auch die ſchwerſten Kämpfe, die längſten Entbehrungen, die härteſten Büßungen, die geſchwindeſten Wechſel können die ruhigen Buſen dieſer Heiligen nicht ſtören.

Will man nun auch in dem Leben der Hindus und ihrer Prieſter eine Diſciplin erkennen, will man auch behaupten, daß, was anfangs Kämpfe koſtete und blutige Spuren dieſer Kämpfe hinterließ, durch den langen Ablauf der Geſchlechter und Jahrhunderte ſchon geiſtig ſo mitgebohren ſei, ſo wird man uns doch ſchwer leugnen können, dieſe Diſciplin ſei die Geburt und das Gleichniß dieſes Klimas, und trage mit hoher Ausbildung noch das Siegel der Unſchuld und des Wiegenzuſtandes an der Stirn. Man ſieht in dem Ganzen eine wunderſüße Naivetät des Gefühls, einen kindlichen Dienſt der Natur, eine zwiſchen Nacht und Licht über alles hinſchwebende magiſche Dämmerung eines unendlichen Glaubens und einer unendlichen Welt. Auch hier iſt Ewigkeit und Einförmigkeit des äußeren Lebens wie bei dem Aegypter; aber der fröhliche Menſch hier trägt dies alles in Freiheit: dem Aegypter ſieht man in allem Zwang und Furcht an. Beide Völker ſahen Wunder der Welt; aber die einen, um zu zittern und zu erſtarren, die andern, um entzückt zu werden und zu lieben. Beide Völker grübelten tief, und erſchufen Ebenbilder der unendlichen Welt in der Kunſt; aber der Aegypter machte nur Erſtarrtes und Ungeheures, der Indier Lebendigbewegliches und Zartfühlendes. Der klarſte Gegenſatz beider Völker iſt: bei dem Aegypter *Verhärtung in Plaſtik*, bei dem Hindu *Zerfließung in Muſik*.

Nichts verwirrt und verwundert die Europäer bei indiſchen Sachen mehr, als ſo viel Güte, Kunſt, Tugend, und ſogar Glückſeligkeit bei politiſcher Vernichtung und ſelbſt bei Gleichgültigkeit gegen alles Politiſche. Daß dieſe kunſtbegabten, dieſe reichen, kräftigen, und ſchönen Menſchen von elenden und wilden Räubern der Berge, von dummen und häßlichen Mongolen, und von goldgierigen und räuberiſchen Europäern ſich beherrſchen, plündern, und betaxen laſſen, ohne nach der Herrſchaft des Landes zu greiſen, welches niemand mehr angehört, als ihnen — das verachten ſie, und finden nur das auffallend, daß ein Volk, welches als Volk ſchon lange nichts mehr bedeutet, nicht alle Tugenden der Menſchlichkeit verloren, und die Faulheit, Niedrigkeit, und an Leib und Seele das Bild des Sklaven angenommen hat. Wann der Europäer hier die Energie und Mannhaftigkeit der Menſchen nicht findet, die er ſo gern mit Milde und Schönheit vereint ſähe, ſo iſt dies allerdings wunderbar, und er ſinnt über das gleichgültige Traumleben dieſer Hochbegabten, die ſich nicht aufraffen, wenige Räuber bändigen, und einige tauſend Europäer aus dem Lande jagen können, da ſie doch in ſo vielen andern Dingen herrlich waren und ſind. Ich kann dies nur mit der Milde ihres Gemüthes und der Genüge ihres inneren Lebens erklären, welche den Beſitz des äußeren nicht ſo viel werth halten, darum zu ſtreiten und Blut zu vergießen; Denn ungeduldig der Mühen und Beſchwerden, feig zu leiden und zu ſterben ſind die Indier keineswegs. Wir Europäer bedürfen allerdings zur Behauptung unſeres Lebens, feſten Verſtandes, männlicher Arbeit, blutiger Energie; denn mit unſerer äußeren Haltung fällt unſer inneres Leben unaufhaltſam zuſammen, um nie wieder in Herrlichkeit aufzuſtehen. Aber weil unſer Leben ewiger Wechſel und Kampf iſt in Arbeit, That, und Werk, ſo haben wir noch kein Recht, jene blutige Energie und eiſerne Mannheit des Verſtandes, die nur Mittel hohen Lebens ſind, für Hoheit und Glück ſelbſt zu halten. Ach! durch ſie haben wir alle Länder umgekehrt und in die ſtillen Palmenhaine der

Hin-

Hindus und zu den ſeligen Inſeln der Pelewer und Otaheiter Knechtſchaft und Peſten gebracht.

Es wird immer leichter und heller auf unſerm Wege, und wie es heller wird, ſprechen wir kürzer und kühner einige Räthſel als aufgelöſt aus, ohne ſie zu erklären. Sie dienen als Einleitung zur europäiſchen Welt, wo wir nur über einige Theile einige Lichtſtrahlen ſchießen laſſen und dann geſchwinde weiter gehen wollen. Siehe Seſoſtris in ſeinen Zügen, ſeinen Werken, ſeinem Königsgeſpann — das Ungeheure, Abentheuerliche, Harte des ägyptiſchen Klima; ſiehe Saladin und Richard Löwenherz, die Ritter, begeiſtert für Religion und Liebe; ſiehe Heinrich den Vierten von Frankreich, den liebenswürdigen, galanten, aufrichtigen, und tapferen Franzoſen: das ſchönſte Bild, welches dies Land darſtellen konnte; ſieh in Heinrich dem Achten allen Spleen des engliſchen Himmels vervielfacht, in Karl dem Fünften das Bedächtige, Stumme, und Hartnäckige des Niederländers. Dann blicke auf die Länder, und ſiehe, was ſie zeugen. An Küſten und auf Inſeln und Halbinſeln wächſt Trotz und Kühnheit, aber oft dumpf und geſtaltlos, wie das naſſe Element, rauh und unbändig ſind die Menſchen; die flache Ebene gebiert langſame, gutmüthige, oft ſchläfrige Gemüther; auf den Bergen wohnt ein heiterer, aufgeweckter Muth, Freiheitsliebe, lichter Verſtand, und daher Anlage zu allen ſcharfſinnigen und künſtlichen Sachen; auf kleineren Bergen, noch in friſcher, freier Luft, wo grüne Hügel mit Wäldern, Kornfeldern, Gärten, und Weinſtöcken ſich erheben, wo anmuthige Thäler von Quellen durchrieſelt und von fröhlichen Strömen durchbrauſt ſind — da rührt ſich die gemüthvolle Kraft des Menſchen; da ward die erſte Leyer erfunden; da ſang der erſte Dichter die Wunder der Natur und die Luſt und Quaal der Liebe; da beſchworen zuerſt heroiſch gefühlvolle Herzen den ewigen Bund treuer und ritterlicher Freundſchaft. Sehen Sie auf unſer Vaterland. Was gab unſer Norden? Tüchtige, fleißige Arbeiter, treue Pfleger der Wiſſenſchaften, wobei nicht immer idealiſch erfunden wird, mitunter brave Krieger und Feldherren. In Salzburg, Böhmen, Tyrol wurden auf den Bergen die Mechaniker und Spielleute gebohren; in den ſchönen Hügel-Thal- und Weinländern Schwabens und des Rheins die hohen Genien und Dichter. Wir ſprechen ſo allgemein, als wir dürfen: nach der Regel *Eine Schwalbe macht keinen Frühling.*

Bei den einzelnen Lichtſtrahlen, die wir nur ſo ſpielend über unſere jetzige europäiſche Welt hinſchießen laſſen, wollen wir zuerſt unter den Schweizern und Tyrolern, unter den Spartern und Montenegrinern auf den Bergen wandeln. Wir bedürfen hier bei allbekannten Dingen nicht ſo vieler beſonderen Data, als bei den ſpärlichen Bruchſtücken und kümmerlichen Berichten von morgenländiſchen Geſchichten und Dingen, womit wir uns vorher unterhielten. Raſcher können wir die einzelnen Erſcheinungen zuſammenfaſſen und in größeren, zuſammengedrängten Maſſen den Sinn unſerer Weltanſicht kühner und verſtändlicher ausſprechen.

Die Schweiz und Tyrol ſchließen die ſüdliche Gränze von Nordeuropa, und ſind der Anfang des kälteren Weſteuropa. Als eine große Wetterſcheide liegen dieſe erhabenen Berge da, einſt die heiligen Gränzhüter glücklicher Völker; aber ſie ſind zugleich eine merkwürdige Scheide des Lebens, da an Gemüth, Sitten, und Streben alles ſogleich ganz anders iſt, als jenſeits der Berge. Die Natur iſt hier groß und majeſtätiſch, Hügel ſteigen in den Ebenen auf, Berge ſtehen über den Hügeln, über den Bergen Felſengebirge, über den Felſengebirgen Gletſcher, hoch über dem Gebiete menſchlicher Thätigkeit, mit uraltem Eiſe und ewigem Schnee bedeckt. Aber auf den unteren Bergen, auf den Hügeln, in den Thälern zwiſchen den Bergen wohnen Menſchen; Ebnen dehnen ſich aus mit grünen Auen, mit Fluren von Weizen, Gärten, und Baumfrüchten; an der Wand der Felſen, in den geſchloſſenen Klüften reift die Sommerſonne die Traube und andere liebliche Frucht. Dann ſchwellen die Ströme; von Bergen herunter brauſen die Waſſer des Himmels; Gießbäche rauſchen, Quellen rieſeln, Waſſerfälle ſtürzen ſich mit bunten Regenbogen der Wolken von den Felſen; auf den Seen zwiſchen den hohen Bergen ſchwebt auf Adlerflügeln ein ernſter, wunderbarer Geiſt des Herrn; in Thälern rührt ſich die mancherlei rüſtige Thätigkeit des Menſchen; fette Heerden brüllen auf den grünen, kräuterreichen Bergen; das Alphorn tönt zum Reigen, und oben in den Klippen verfolgt der Jäger die Gemſe und den Steinbock. Streng und kalt iſt der Winter, ſtählern und friſch die Luft, aber auch mild und ſäuſelnd. Freudiger Wechſel der Luſt und Kraft, wohin der Fuß tritt. Auch lieblich und ſtill ruhet dieſe Natur im

Frühling und Sommer; ſanft rieſelt der Wind durch die Blätter und kräuſelt den Spiegel der Seen; die Sonne und Abend- und Morgenroth vergolden die Gletſcher mit ihren Silberſcheiteln, und über das tiefere Land ſchwimmt ſchon die dämmernde Nacht hin; der Adler des Himmels kreiſt hoch über den einſamen Alpen, und die Nachtigall der Erde ſingt ihr zärtliches Lied im Thale. Ernſt und Lieblichkeit, Majeſtät und Einfalt, Arbeit und Freude ſtellt der Sinn dieſer Natur zugleich hin.

Und der Menſch? Sie kennen alle des Schweizers und Tyrolers Bild; die ausgearteten beſchreiben ein Volk nicht. Der Menſch iſt ſtark und mächtig, muthig und tapfer, geſchwind und friſch wie ſeine Natur. Faulheit, Schlaffheit, Grübelei und Schwärmerei, Melancholie und Verzagtheit ſind keine Kinder der Berge. Raſch und geſchwind muß werden an den Füßen und Entſchlüſſen, wer die Klüfte der Felſen auf und ab ſpringt, wer am hangenden Geſtein, am brauſenden Bergſtrom, am rollenden Schneeball den ſchnellen Tod, wie das lebendige Leben, ſieht; wer der dankbaren, aber nicht üppigen Erde ihre beſcheidenen Gaben abgewinnen will. Die reine, friſche Luft der Berge, die dem Adler den Fittich und der Gemſe die Sehnen ſtärkt, giebt dem Menſchen ein helles Aug, eine klare Stirn, einen leicht faſſenden Sinn, und ein munteres Herz. Trotz auf eigene Kraft, Gefühl für Freiheit und Herrſchaft ſollten in ſolchem Lande nie untergehen. Geſchickt ſind ſolche raſche und heitere Menſchen zu allerlei Uebung mit Auge, Hand, und Fuß, weniger in die Tiefe der

Philoſophie und in die Wehmuth und Beſchaulichkeit des Dichterlebens hinunterſteigend. Wer iſt ein Schütze wie dieſe Bergbewohner? wer ſpringt und wirbelt den Tanz des Bergſtroms wie ſie? wer iſt in erfindungsreicher Zuſammenſtellung der Dinge, in allerlei Künſtlichkeit ihnen gleich? Große Mathematiker und Mechaniker, anſtellige, gewandte Menſchen in allerlei Handwerk entſtehen hier. Wie viele der ſogenannten Nürnberger Kleinigkeiten werden in den Wäldern und Bergen Tyrols und Salzburgs verfertigt! wie viele mechaniſche Bauern arbeiten im Winter für Uhrmacher und andere Künſtler! welche große mechaniſche Genies hat von jeher der Jura gezeugt!

Auch die Kalabreſen wohnen auf Gebirgen, auch die Genueſer, die Barbets, die Miequelets; aber wie anders! auch die Montenegriner wohnen darauf, einſt auch die Sparter; aber wie ganz anders mehr nach dem Süden! Auch hier iſt und bildet die Natur in vielem der ſchweizeriſchen gleich. Starke, freudige, tapfere Menſchen, geſchwind in That und Entſchluß, gewandt in allerlei Erfindung und Künſtlichkeit, tüchtig im Kriege und auf dem Meere, gebiert ſie auch hier; aber Liſt und Hinterliſt, Gewandheit im Schmeicheln und Betrügen, lächelnde Treuloſigkeit und ruhige Grauſamkeit geſellt ſich zu großer Kraft und Thätigkeit. Ich komme hier auf den Punkt, weswegen ich Sparter und Montenegriner den Alpenbewohnern gegenüber geſtellt habe. Die alten blutigen Rothröcke von Sparta ſind bekannt genug, ſo wie die ſchlüpfrige Schlangenbosheit des Ligurers ſchon dem Römer ein Schrekken war. Man weiß, wie die hochgebohrnen Herren von Lacedämon als Halbwilde fortlebten; wie die Kindheit und Jugend in barbariſchen Uebungen der Abhärtung und Gefühlloſigkeit abgerichtet wurde; wie grauſam und tückiſch man die Meſſenier unterjochte; wie man die Heloten ſchlachtete und als Vorübung des Krieges in gewiſſen Zeiten des Jahres ſich mit ihrer Jagd erluſtigte; man weiß, wie ewig unbiegſam und unzugänglich aller Kunſt der Anmuth und Muſen, wie immer gerüſtet, das Härteſte zu dulden und zu thun, dieſe Tiger in ihren blutigen Höhlen auf Raub und Mord lauerten. Ein ähnliches Bild bekommen wir von den Bewohnern des nördlicheren Aetoliens und Akarnaniens, wo ohne eine ſchlau berechnete Geſetzesdiſciplin dieſelbe Hinterliſt und Grauſamkeit ſich von ſelbſt gebahr. — Doch wirf jene alte Zeit hinter dich, und ſieh das Geſchlecht, das jetzt auf jenen Bergen weidet — Du findeſt noch heute daſſelbe, was vor zweitauſend Jahren der Abſcheu der Zeitgenoſſen war. — Die Montenegriner wohnen in den Bergen des alten Macedoniens und Illyriens, mit Dalmaten, Albaneſen, und andern Menſchen ähnlichen Schlages. Sie ſind ein ſtarkes, tapferes, freiheitliebendes, armes, mäßiges Volk, durch Tugenden der Kraft und des Trotzes von jeher ausgezeichnet. Wie kämpfte einſt der gewaltige Skanderbeg mit ihnen gegen die Uebermacht der Osmanen und vernichtete mit fünf und zehen Tauſenden dreißig und vierzig Tauſende, welche, trunken von hohen Siegen und glorreichen Abentheuern, im erſten höchſten Fluge osmaniſcher Herrlichkeit gegen dieſe Berge ſtürmten! wie kämpfen dieſe immer noch unbezwungenen

Tapferen auch jetzt noch, welche nur gehorchen, wenn man ihnen ſchmeichelt, nur dienen, wenn man ſie auf kurze Zeit entzweiet hat! Noch täglich opfern ſich dreihundert und fünfhundert Helden, Leichen von Tauſenden der überlegenen Feinde vor ſich aufthürmend, dem gewiſſen Leonidastode für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes und die Zucht und Sicherheit des Herdes! Noch das letzte Jahrzehend hat in dieſen Bergen zehntauſend und zwanzigtauſend Türken erſchlagen ſehen, durch welche die tyranniſchen Baſſen dieſe ewigen Thürme der Natur niederzureißen und ihre Vertheidiger zur Gleichheit des Elends und der Knechtſchaft mit der übrigen türkiſchen Welt zu zwingen gedachten.

Aber warum iſt im Süden nicht Güte bei Kraft, wie im Norden? Dieſer Unterſchied zwiſchen beiden, der uns ſo auffallend begegnet, verdient den Verſuch einer Erklärung. Warum iſt der Schweizer, der Nordunger, der Bergſchotte, der Walliſer, der Normann gut und treu, wie er rüſtig und muthig iſt? Warum iſt der Genueſe, Kalabreſe, Mainotte, Montenegriner, der Bewohner des Taurus (Piſidier, Iſaurier) und des Libanons (Aſſaſſin) ſo oft ein hartherziger, treuloſer Räuber? Man könnte ſagen, die erſtgenannten ſeien von Anfang an von einem menſchlicheren und gutmüthigeren Stamm entſproſſen geweſen und haben den milden, freundlichen Sinn der Väter immer beibehalten: bei jenen letzteren aber ſei der Anfang ſchlechter geweſen, und der Väter tückiſches und meuchliſches Gemüth bis auf die Urenkel fortgeerbt. Der Zufall hätte allerdings ſo ſpielen können; aber daß er in einer ewigen Regel, die gleichſam zwiſchen dem Süden und Norden ſteht, ſo geſpielt haben ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich. Unſre klimatiſchen Wegweiſer verlaſſen uns auch hier nicht ganz, und wenn ſie keinen Weg wiſſen, der völlig gebahnt und auch dem Schwachen und Kurzſichtigen leicht und offen ſei, ſo führen ſie doch einen Pfad, wo man freilich über Steine und Unebenheiten hinſtolpern kann, worauf aber der nur leidlich gewandte und friſche Wanderer zu einem erwünſchten, lichten Ausgange geführt wird.

Unter dem heißeſten Sonnenſtrahl, wie unter dem eiſernen Himmel der grimmigſten Kälte, erſtarrt die Natur im Zuviel und im Zuwenig. Hier in der überfließenden Ueppigkeit und Fülle des Genuſſes ſteht die Kraft vor dem Bilde einer einförmigen Ewigkeit ſtill; dort hält der Mangel das traurige Bild der Noth und des öden Todes der Natur hin, und der Menſch verkrüppelt wie die übrige Vegetation, trauert und wimmert ſein mattes Schattenleben hin, ohne den Schimmer eines Gedankens und einer Freude. In den heißeren Ländern regen ſich die Kräfte ſchon mit mehr Selbſtſtändigkeit; doch iſt im Allgemeinen Selbſtgenügſamkeit, Ruhe, und Beſchaulichkeit des Lebens ihr Karakter, die Wildheit der Triebe ſchweift nicht in den Wechſeln der Kunſt und der Mode, nicht in Eitelkeit, Neugier, und Ehrgeiz umher; nur in den gewaltigſten Leidenſchaften, der Wolluſt, der Rache, der Herrſchſucht, wüthet ſie zuweilen. In den warmen Ländern beginnt ſchon größerer Wechſel der Triebe und mannigfaltiger Streit und Kampf im Leben und in der Kunſt; thörichte und eitle Verſuche, regelloſes

Streben des Ehrgeizes, vielfache Verſchiedenheit der Moden: Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen ſind hier nicht mehr ewig. Das Bild der Natur ſpiegelt ſich auch hier in dem Menſchen wieder. Dieſe Natur zeigt ſchon Jahreszeiten, ſie zeigt die ſüßen Wechſel des Lebens und des Todes und ſtellt die Bilder der Vergänglichkeit und Verweſung unter den Bildern einer unvergänglichen Jugendblüthe und Beſtändigkeit hin. Aber dieſer Bilder der Vergänglichkeit ſind wenig, kurz iſt ihr Schein, und auch dieſer nicht unhold. Der Winter von drei bis vier Monaten ſieht von ſeinen beſchneiten Bergen und höheren Küſten den Lorbeer und die immergrüne Eiche auf den Hügeln, er ſieht die Orangen und Citronen in den Thälern mit duftenden Blüthen und goldenen Früchten. Das Bild des Lebens und der Schönheit ſteht hier gegen das des Todes und der Häßlichkeit mindeſtens wie Zwei gegen Eins. Der Menſch, der in dieſer Natur, deren Schein nicht unendlich ewig iſt, in der Idee, und ihrer reizendſten Tochter, der Kunſt, ſchon das Endliche und Vergängliche zum Ueberſchwänglichen und Unvergänglichen hinüberſpielen muß, iſt freilich ſchon ein mannigfaltig bewegtes, eitles, und leidenſchaftliches Weſen, das ſich ſelbſt elend und herrlich machen kann; aber feſte Beſtändigkeit, hohe Genüge, plaſtiſche Haltung des Lebens, größere Heiterkeit, größere Härte, als in kälteren Ländern, iſt ſein Erbtheil. Wie er tapfer und feſt in ſich ſelbſt gegründet und gebildet ſteht, ſo iſt Maaß und Schönheit ſeinem geiſtigen Blicke aufgethan. Aber des Südens gewaltige Fülle, die nicht mehr in nothwendigen

Naturfeſſeln gehalten, ſondern als Leidenſchaft unter die Herrſchaft des Zufalls und des Gedankens geſtellt iſt, bricht hier auch in furchtbarer Sinnlichkeit aus, und mächtige Zügel des Geſetzes muß der Menſch ſich anlegen, der in dieſer ſchönen Natur nicht ein Schelm oder Räuber werden will. Ich beſteige die Berge dieſer Klimate, und ſehe, was dort ſeyn muß. Sind dieſe Berge nicht himmelhoch, wie Anden und Kordilleren, ſo wird der Karakter dieſer Natur und dieſer Menſchen dadurch nicht ganz verändert, ſondern nur modificirt. Macht und Haltung des Lebens und des Gemüthes wird auch hier, wie weiter unten, der Hauptſinn ſeyn. Aber die Bergſtröme brauſen, die Winde wehen, der kurze Winter iſt hart, Hagel und Regen, Wolken und Sonnenſchein, Sturm und Heitre wechſeln hier ſelbſt im Frühling und Sommer. Hier iſt alſo auch der Wechſel heftigerer Triebe und Leidenſchaften; was unten Haltung und Beſonnenheit war, wird oben Trotz und Schlauheit. Auch hier iſt das Bild der Natur und ihr Genuß üppig und ſinnlich geiſtig, aber in Gegenſatz ſtellt ſie dem Bewohner dieſer Berge auch das Harte und Böſe hin, woran er ſich verhärtet und verſtockt, und Widerſprüche in ſein furchtbares Gemüth aufnimmt. Hoch oben iſt das Grün des Waldes, die Weide der Heerden und des Wildes; aber unten macht die brennende Sonne die Felſen kahl und ihre Klüfte dürr, und ſtellt eine traurige Strenge und Einförmigkeit auf, die ſich des Menſchen bemächtigt, der gerade hier am meiſten arbeiten muß. Denn hier rankt der Weinſtock, hier grünt der Feigenbaum und der Oelbaum, hier rinnen Bäche und Kanäle, die des Menſchen Fleiß hieher geleitet hat; hier ſpringen Satyrn durch die Büſche, und üppige Faunen lauren an Quellen und in Felſengrotten ſchelmiſch auf die Nymphen. Aber nur heiße Mühe und raſtloſe Arbeit erhält dieſe Fruchtbarkeit. Im Schweiß ſeines Angeſichts muß der Adamit hier graben, hacken, und ſchneiteln; die Natur verdrießt, die Sonne brennt ihn; die Sinnlichkeit, von geiſtigen und würzigen Speiſen und Getränken genährt, mögte ſo gern zum üppigen Leben hervorbrechen, aber ſie muß der ſpröden und geizigen Natur als Sklavin dienen. So wird der Menſch hier zuerſt hartnäckig und verdrießlich, wie der Prophet Jonas weiland, als ihm der Kürbißſchatten verdorrte, zuletzt tückiſch und liſtig. In wilder Kraft und mit verhärtetem Räuberſinn behandelt er andere wie ihn die Natur behandelte.

Bei dem Tyroler, dem Schotten, dem Normann, wie iſt alles ſo anders! und wie muß es anders ſeyn! Wenn der Genueſe den Wanderer in ſeinen Bergen erſchlägt um zwei Zechinen, die er bei ſich führt; wenn der Montenegriner den plündert, der auf dem Wege iſt, in ſeiner Hütte ein ſicheres Obdach der Gaſtlichkeit zu ſuchen; wenn der Iſaurier ein Räuber und der Aſſaſſin ein Bandit iſt: ſo geleitet der Schweitzer den Pilgrim mit ſeinen Schätzen treu und ſicher über Klüfte und Abgründe; ruhig legt ſich der Fremdling in dem Hauſe des Walliſers und Hochländers ſchlafen; freundlich ſetzt der Normann dem Hungrigen und Verirrten Speiſe und Trank hin, und freut ſich, daß er einen Menſchen laben kann.

Sieh die Natur und das Klima dieſer treuen Menſchen an, und du wirſt dich verſtehen. Rauh und wild, immer ernſt und treu, aber auch mild und liebend, iſt dieſe Natur. Unter dem Gebiete der Gletſcher und Fjäll, wo Eis und Schnee ewig ſind, iſt doch nichts unbarmherzig, neckiſch, und verdrießlich; ſelbſt die Felſenberge ſind meiſtens mit Bäumen und Pflanzen bekleidet; Güte und Fruchtbarkeit offenbaren ſich dem Fleißigen auf jedem Schritt; aber nichts iſt hier im Spiel der Ueppigkeit, nichts in den Launen und Fratzen einer lüſternen und grimmen Sinnlichkeit ausgeſtellt: ein frommer, friſcher, gutmüthiger Sinn ſpricht den Menſchen aus der ganzen Natur an. Seine Brüder, die unter ihm auf den Ebnen, Haiden, und Marſchländern wohnen, ſind zu wankelmüthig, karakterlos, und weichſinnig; ihre Güte iſt oft Schwäche, ihre Empfindſamkeit Erbärmlichkeit, ihr Mitleid Feigheit, ihre Langmuth Langſamkeit. Was ihnen fehlt, hat er gewonnen — zuviel Härte und Gewalt konnte dies Klima nicht geben — und durch ſeine Geſchwindigkeit, Tapferkeit, Waidlichkeit, und Heiterkeit des Kopfes und Herzens iſt er grade der tüchtigere, hülfreichere, und in Rath und That entſchloſſenere und verſtändigere Menſch.

Fünfte Vorleſung.

Meine Herren.

Durch Geſpräche mit einigen von Ihnen, durch beredte Gebehrden anderer, und durch Zeichen, die jeder geben muß, den ein Ding auf irgend eine Weiſe anzieht, bin ich inne geworden, daß meine Unterhaltungen mit Ihnen Verwirrungen und Mißdeutungen veranlaßt haben, daß einige von Ihnen durch dieſes und jenes von mir Geſagte wohl gar verletzt worden ſind. Ich erinnere Sie hier noch einmal an das, was zu Anfang dieſer Stunden offen von mir geſagt und bekannt iſt über mich ſelbſt und über die Schwierigkeit unſers Unterfangens, das auf einem Wege, der noch ſo ziemlich wild und ungebahnt iſt, leicht irre gehen und in Dämmerung und Nacht, womit wir hier ſo dick umgeben ſind, ſich verwirren und verunglücken kann. Ich leugne auch nicht, daß vielleicht in meiner Art, die Dinge darzuſtellen, mancherlei Verwechſelung und Verwirrung liegen mag. Dies für die Verwirrten, und zu ihrer Beruhigung die Hoffnung, daß noch mehrere Punkte zu beleuchten übrig ſind, die vielleicht Manches aufklären und die

Rückkehr auf dem zurückgelegten, wie das Fortſtreben auf dem noch unvollendeten Wege erleichtern werden. Sollten aber einige von Ihnen durch mich gar verletzt und beleidigt ſeyn, ſo thäte es mir leid, mehr um ſie, als um mich. Hier, an dieſer Stätte, wo wir uns über den Horizont des großen Haufens erhoben zu haben meinen, müſſen auch ſeine Kleinigkeiten, ſein leeres Geſchnatter, und ſeine leere Meinung untergehen; hier haben wir nichts mehr gemein mit der kümmerlichen Schonung des Eitlen, dem zierlichen Witz des Schmeichlers, der ſentimentalen Artigkeit des neumodiſch äſthetiſchen Stutzers; hier ſuchen wir nicht das Feine und Zierliche, ſondern das Rechte und Wahre; hier iſt die Welt weder ſchön noch häßlich, hier ſind die Menſchen weder gut noch böſe; hier wird weder geſchmeichelt noch gelogen, weder geliebt noch gehaßt; hier iſt die Wahrheit weder halbirt noch geviertelt, weder höflich noch grob: in dem heiligen Ernſt, der hier herrſchen ſoll, muß ſie entweder verſtummen, oder grade ausſprechen, was ſie meint; wer hier in ihrem Namen ſpricht, darf weder an eigene, noch fremde Kleinigkeit denken, was die artige Welt Wenigkeit nennt; wer hieher kömmt, ſie zu vernehmen, darf alſo auch nicht glauben, daß ſolche Wenigkeit noch an ſeinem dürftigen Herzen klebe. Wie der Ausſpruch der Wahrheit allgemein iſt, ſo muß es auch ihr Sinn ſeyn: die Kühnheit des Menſchen, ſie ſo allgemein zu glauben, zu ſehen, und zu finden, muß in ihr ſelbſt ihre Berichtigung und Beſtätigung finden; denn das eben iſt das göttliche Gleichmaaß der Welt und des Menſchengeiſtes, daß jedes lebendig gedachte Geſetz auch eine lebendig geſchaffne Wirklichkeit findet, die unter ihm ſteht. Spreche ich, der Bergbewohner iſt raſch, tapfer, witzig; der Ebnenbewohner träg, weichlich, träumeriſch; der auf Inſeln und an Küſten Gebohrne trotzig, wild, ungeheuer — ſo will ich weder den Bergbewohner loben noch die andern herabſetzen: es ſteht hier ja eine Nothwendigkeit der Natur, wo alles gleichgültig, ja wo alles gut iſt. Die Menſchen ſtehen dann ſo da, wie die Bäume des Waldes vor dem, der luſtwandelt, und nicht unterſuchen geht, welche von ihnen zu Schiffen und Maſten, welche zu Häuſern und Tempeln, welche für das ſchlechtere Bedürfniß der Oefen und Herde taugen. Er freut ſich der Eiche wie der Linde, der Tanne wie der Erle, des Wacholders wie des Myrthenſtrauches, des Schleedorns wie des Roſenbuſches: ſiehe, es iſt alles in mannigfaltiger Schönheit und Harmonie lebendig, es iſt alles ſehr gut, wie es iſt.

Aber nichts in dieſer irdiſchen Welt iſt ſo allgemein, daß es nicht Ausnahmen, daß es nicht auffallende Abweichungen gebe? Allerdings. Und hier ſtehe ich auf dem Punkte, wohin ich wollte. Auch unter dem heitern Himmel der Griechen gab es hirnverbrannte Träumer, die trotz einem ägyptiſchen Einſiedler und japaniſchen Bonzen in verworrener Dämmerung des Aberglaubens zerfloſſen und in dem dumpfbrauſenden Ocean der Myſtik untergingen; auch in Schwedens reiner Luft iſt die reale Myſtik Swedenborgs gebohren; auch auf den Alpen der Schweiz hat wohl einmal ein elegiſcher Mondſüchtiger gewandelt, der Sterne wie Blumen pflückte und alles Eis der Gletſcher zu wenig fand, die Flammen ſeiner Liebe abzukühlen. Ich habe auch nichts dagegen, wenn man ſagt, genialiſcher Uebermuth, liebenswürdige Leichtigkeit ſei unter den Nebeln Preuſſens und Oſtfrieslands zuweilen gebohren, wie in Smyrna und Syrakus; der Holländer ſei zuweilen windig und luſtig wie ein Gascogner, der Pommer ein mechaniſches Genie wie der Schweizer, der Moſkowit habe einen fein ſinnlichen Satyr wie der Florentiner. Das alles iſt wahr, wie die Dinge nur ſo ſcheinen und wie man ſie nur ſo ſieht, wenn man nicht umhin kann, ſie zu ſehen. Aber geht man aus zu ſchauen und zu entdecken, ſo wird man ganz etwas anderes erblicken, als die, welche die Welt zu Einem Miſchmaſch unverſtändiger Gleichheit machen, und alles zufällig und willkührlich, oder — was daſſelbe iſt — geiſtig werden laſſen. Man wird freilich in der ganzen Welt der Geiſter, eben weil ſie die freieſte Welt iſt, Aehnlichkeiten und Berührungen finden; das Leben des Hottentotten wird in vielen Dingen ſeyn wie das des Pariſers, des Engländers Sinn wie der des Siciliers; aber ſteigt man bis zu den Wurzeln des Baums hinab, um ſein rechtes Leben zu entdecken, ſo wird man bald auch an Blättern und Zweigen, an Blüthen und Früchten ſeinen Unterſchied von allen übrigen Baumarten ſehen. Genialität und Satyr iſt in Teutſchland wie in Attika und Epheſus gebohren, hat hier wie dort luſtig und kräftig gewirkt; aber anders iſt der Sinn des Lebens geweſen, anders die Geſtalt des Kunſtwerks geworden, das ſie hervorbrachten.

Laſſ

laß Göthen als einen Franzoſen, Racine als einen Teutſchen, Shakeſpeare als einen Italiäner gebohren ſeyn, und ich frage jeden geſcheuten Mann, ob ihre Werke und deren Darſtellung dieſelben ſeyn werden, die ſie nun ſind? Ich ſetze Voltaire zum Scherz nach Briſtol, laſſe ihn dort von Kindheit auf halbgahres Rindfleiſch eſſen, Doppelbier und Portwein ſchlürfen, Zeitungen und Pamphlets beſchwatzen hören: ich denke, ſein Scherz wird ein wenig nach ſeinem Lande und ſeiner Nahrung ſchmecken. – Der begeiſterte Rubens und Dürer mahlten Madonnen, wie der kühne Raphael und der zarte Allegri; die Zeit und der religiöſe Enthuſiasmus derſelben wirkten gleich auf ſie, ihres Lebens Ziel ſchien daſſelbe: aber unwillkührlich mußten ſie die Geſtalt und das Gemüth ihres verſchiedenen Landes mahlen. Wie alſo auch irgend einer von Ihnen, meine Herren, oder ein anderer Ihnen von der Gewalt und den Einflüſſen des Klimas unabhängig dünke, allgemein wie die Sprache der Wahrheit iſt ihr Geſetz, daß auch der Leichteſte und Kühnſte, der aus keinem Erdkloß hervorgewachſen, oder an ihm angewachſen ſcheint, in ſeinen Empfindungen und Werken die Stelle verrathen muß, wo er aus dem Schooße ſeiner Mutter an das Licht fiel und ſeines Spannenlebens Wiege mit ihm rundging.

Wir betreten heute eine Ebene, nemlich das Niederland und den weſtlichen Theil Weſtfalens, oder das Land, welches zwiſchen dem Ocean und der Schelde und Weſer weſtlich und nördlich eingeſchloſſen iſt und die Maaß und Lippe zu ſeiner ſüdlichen und öſtlichen

Gränze hat. Wir ſehen auch hier die mancherlei Aehnlichkeiten und Beziehungen des Klimas und des Menſchen, und gehen dann nach Schweden über, als nach einem Gegenſatz. Dieſes ganze Land iſt faſt nichts als Küſtenland, das von zehen bis dreißig Meilen Breite vom Meer hinaufläuft; fette Felder, große Menſchen, weite Sümpfe, braune Haiden voll Sand und Kies, kahle und flache Küſten, Ströme und Kanäle wechſeln mit einander. Vor zweitauſend, ja noch vor funfzehnhundert Jahren war es faſt nur Ein Sumpf, hie und da mit Sandhaiden und undurchdringlichen Wäldern, ohne Pfad und Weg. Wir kennen die Natur dieſes Landes aus jener Zeit, denn gerade hier war der Schauplatz der römiſchen Legionen, die von Gallien her Germanien zu unterjochen kamen. Dies iſt das Land der Bataver, der Frieſen, der Chauken, ſpäter der Franken, die von hieraus Gallien beſetzten. Man vernimmt, mit welchen Gefahren Druſus und Germanikus hier vordrangen und ſich zurückzogen; wie die Ströme und Seen ſich oft ſchrecklich ergoſſen; wie das Nordmeer überfloß und ganze Legionen erſäufte. Trüb und traurig, ſtreng und unhold, ſumpfig und unfruchtbar ſchildern die Römer dieſes Land. Seitdem ſind die Ströme in ihre Betten eingeengt, die Wälder gelichtet, die Sümpfe mit Gräben und Kanälen durchſchnitten, Wälle und Deiche um die Marſchen gezogen und gegen die reißende Wuth des Meers aufgeworfen. Der Fleiß und die Standhaftigkeit des Menſchen hat hier beinahe das Unmögliche möglich gemacht, öde Sandwüſten in fruchtbare Felder, Seen und Moräſte in liebliche Auen und Wieſen zu verwandeln. Ein rüſtiges und glückliches Volk, gerührig in mancherlei Thätigkeit und Kunſt, hat hier Stadt an Stadt, Feſtung an Feſtung, Dorf an Dorf aufgeführt, hat künſtliche Wälder des üppigſten Wuchſes gepflanzt, und die Blumen von beiden Indien blühen laſſen, wo zu Tacitus und Plinius Zeit noch die Wallfiſche und Sirenen ſcherzten. So verändert der Menſch ſelbſt die Natur, aber immer nur bis zu einer gewiſſen Gränze, über welche hinaus er nicht darf: was er auch gewirkt und gearbeitet hat, manches behauptet ſich doch ewig gegen alle Menſchenkunſt. Der Boden des Landes iſt feſter und unter menſchlichen Händen zur Kultur geduldiger, der Himmel iſt milder geworden: nicht mehr iſt das Land Monate lang von Frühlings- und Herbſtwaſſern überſchwemmt, nicht mehr währt der Winter, wie damals, ſechs Monate; aber noch wehen die Weſt- und Nordweſtwinde vom Meere her kalt und unfreundlich über das flache, kahle Land, das wohl Bäume und Haine, aber wenige große Wälder hat; noch hängt eine dicke, ſchwere Luft mit einem grauen Himmel darüber; Wochen, ja Mondenlang hüllt ein trüber, Melancholie brütender Nebel alles ein, und trieft eine ſchlaffe Näſſe von den Zweigen der Bäume und von den Locken der Menſchen. Wenig bunte Abwechſelung von Hügeln und Thälern, von Wäldern und Kornfeldern, wenig Jubel des klangreichen Vogelgeſangs in blühenden Hainen; ſondern das öde Krächzen der Seevögel am Strande, das Trauerpfeifen des Täuchers, das Brüllen des Rohrdommels, das einförmige Kreiſchen von Möwen, Schnepfen, und wilden Gänſen; nur der poetiſche Schwan kämpft und klingt hier luſtig zur Zeit ſeiner Frühlingsliebe. Ich gehe hinaus an einem ſchönen Sommerabend und laſſe mich mit den Erſcheinungen der Natur ſo hingeben. Eine unermeßliche Ebene dehnt ſich aus, mit Gräben und Kanälen durchſchnitten; hier wogen weite Felder, mit Rocken, Weitzen, Rapp, und Hafer beſäet, dort grünen fette Wieſen, wo das Gras ellenhoch unter einander gewirkt ſteht; ſtarke ſchwerbeinige Roſſe, feiſte breitrückige Rinder mit großen Eutern waden darin herum; Schwalben und Mücken kreiſen und ſumſen um die rohrbewachſenen Teiche; Enten kollern aus dem Schilf auf und ſchwirren mit anderm Abendgevögel dicht am Boden hin; kein Falke durchſchneidet die Wolken; kein Adler des Himmels wiegt ſich hoch kreiſend im letzten leuchtenden Sonnenſtrahl über Bergen; kein Felſenſchloß, kein Schneegebirge hält die Flamme der ſinkenden Sonne länger am Horizont zurück, mahlt ſie röther und bunter an ſeiner ſchimmernden Scheitel, ſondern ſanft verſchwimmen ihre letzten Funken an Bäumen und Büſchen und ſchimmern mild durch das Rohr und die Halmen und Gräſer. So in beſcheidener Stille und ruhiger Genügſamkeit liegt die Natur da, ſelbſt in ihrer ſchönſten Zeit ohne Jubel und Reitz, ohne Launen und Scherze ſpielender Sinnlichkeit oder üppiger Genialität.

Und auch des Menſchen Leben und Geſtalt ſieht ähnlich zu allem dieſen. Sein Leib iſt ſchlotterig und langſam, bei der Jugend oft ungeſchlacht, bei den Aelteren meiſtens voll und fett; die ganze Form wenig beſtimmt und gezeichnet, ſondern ihre Theile bequem und matt in einander verſchwimmend; nirgends Kühnheit, Trotz, und Adel in der Haltung, Hoheit und Stolz in der Gebehrde, ſondern Gemächlichkeit und Nachläſſigkeit bei aller zierlichen Pedanterei, die vom Pantoffel bis zur Nachtmütze, vom Hühnerſtall bis zum Ballſaal geſchäftig iſt. Sieht man die Geſichter an, freundlich, gutmüthig, und fromm-behaglich ſcheinen ſie nichts ſagen noch bedeuten zu wollen. Die Züge fallen lang und in keinen Wellenlinien geründet herab, wie die langen und ſchlichten Haare von ihren Nacken, oder ſie ſind in die ſelbſtgefällige Ründung fetter Wangen und ſchimmernder Mondſcheinſtirnen mit hinein verwachſen, oder von finſterem Trübſinn unter der hohlen Larve des Aberglaubens begraben. Wenn man dieſe Menſchen gehen, vollends, wenn man ſie tanzen ſieht mit den großen, ſchweren Füßen, wo Wade, Knie, und Knöchel in Eins zerfließen, ſo iſt einem zu Muthe, als wenn ſie eben als Autochthonen aus dem fetten Leimen Brabants, oder den torfigen Moräſten Oſtfrieslands ſich loswänden und den ſchweren und umhüllenden Schlamm von den werdenden Schenkeln noch nicht abgeſchüttelt hätten. Dies iſt eines der Länder, wo ſelbſt bedeutende Menſchen unbedeutend, genialiſche gewöhnlich ausſehen, wo man die Witzigen für einfältig, die Klugen für dumm, die Feurigen für ſchläfrig halten könnte. Viele haben die Niederländer ſo beurtheilt, und mancher Einfall der Fremden hat ſich auf ihre Rechnung luſtig gemacht; aber die über die Niederländer ſpotten, mögen ſich fragen, ob ihre Väter und ſie ſelbſt nur halb ſo viel gearbeitet, erfunden, und gewirkt haben, als dieſes unſcheinbare und in ſeinem Aeuſſeren eben nicht liebenswürdige Volk.

Des Klimas und Landes allgemeiner Karakter iſt Trübe und Schwere, Ungeſtalt und Einförmigkeit. Heftige Gluth des inneren Lebens, hoher Reitz und Luſt der Leidenſchaften, lebendig auflodernder Sinn für Schönheit konnte hier alſo wohl nicht gewöhnlich ſeyn. Auf das Rechte, Ordentliche, und Tüchtige war der Menſch hier hingewieſen, und Maaß, Ordnung, und Tüchtigkeit hat er in alle ſeine Werke gebracht. Dies und andere Erſcheinungen des Mikrokosmos wollen wir weiſen, und Einzelnes etwas näher beleuchten, um uns die geheimen Anſpielungen und Wirkungen des Ganzen deſto anſchaulicher zu machen.

Die Natur hatte hier wenig für den Menſchen gethan, er that faſt alles für ſie. Aus einer völlig unholden und ungeſtalten hat er doch eine leidlich gefällige, und, wenn man auf ſeine Arbeiten und Werke ſieht, ſogar eine bewundernswürdige gemacht. Das Land war noch nicht ganz aus dem alten Chaos der Urwaſſer hervorgegangen, er trat mit mächtigen, herkuliſchen Armen hinzu, und hob es, wie einſt Apollon ſein mütterliches Delos, aus den Wellen an das ſelige Licht empor: und Bäume, Blumen, und Pflanzen zeugten ſich, wo ſonſt die Fiſche ſcherzten und Fröſche quackten. Oben ſchon habe ich auf jene Anſtrengungen der Väter hingeſpielt. Nirgends hat der Menſch ſeine Uebermacht über die Wildheit der Natur herrlicher beurkundet, als hier. Kein Prieſterwahn, kein Deſpotiſmus, die, von Schätzen der geplünderten Welt unterſtützt, Pyramiden Aegyptens, Mauren und Gärten Babylons, und Koliſeen Roms aufthürmten, trieben hier die Menſchen zur Arbeit zuſammen; nein, freier Fleiß, ſelbſtthätige Regſamkeit ſchuffen blühende Städte, Künſte, und Ackerbau, als die glücklicheren Länder Europens noch in tiefer Barbarei begraben lagen. Dieſer Kampf mit der Natur erzeugte Zuverſicht; er erzeugte aber auch einen Geiſt des Fleißes und der Sparſamkeit, der auf Enkel und Urenkel als Phyſiognomie fortgeerbt iſt: man ſieht es ihnen gleichſam an, daß ſie von einem mühſeligen und durch ſich ſelbſt gemachten Volke entſproſſen ſind. Keine leichte Natur hatte die jungen Barbaren ſogleich ſanft aufgenommen und ihnen die weiche Wiege gebettet, worin ſie für künftige Schritte ſich ſtärken ſollten. Sie ſelbſt durch eigene Kraft, ſie ſelbſt, und niemand anders, ſie ſelbſt im Schweiß ihres Angeſichts, durch lange und ſchwere Geduld von Geſchlecht zu Geſchlecht, machten die ſchwimmenden Inſeln feſt und lehrten die Sümpfe Korn tragen und reiche Heerden weiden. So hielt die Noth die früheren Geſchlechter in raſtloſer Thätigkeit, und weckte vielerlei ſchöne Kräfte des politiſchen und bürgerlichen Lebens. Auf dieſe Art ward Zwang nach und nach Gewohnheit, und das ewige Wirken der Menſchen in ihren Urenkeln endlich als wirklicher Trieb gebohren. Verſtändig und überlegend bei ihren Werken, wußten dieſe Menſchen, was ſie thaten und warum ſie es thaten. Sie konnten ſich etwas auf ſich einbilden, und ſie thaten es. So wuchs hier bei aller klimatiſchen Kälte und Langſamkeit ein kühner Sinn für das, wodurch die Väter groß waren und die Kinder herrlich, es wuchs Freiheitstrotz, hartnäckiger Wahn, unvertilgbare Anhänglichkeit an dem Alten; auch das Leben und Wirken auf dem Meere, die Bändigung und Beherrſchung des gewaltigſten Elementes, ja ſchon ſein Bild, das man vor Augen hatte, gaben Kühnheit und Muth. Als Fußſtreiter waren die Niederländer minder berühmt, aber auf dem Schiffe, dem geflügelten Vogelgreif des Weltmeers, auf dem Pferde, das ihrer angebohrnen Bedächtigkeit die fehlende Bewegung gab, ſind ſie lange fürchterlich geweſen.

Bei ſo langer und ſchwerer Arbeit mit der Natur; bei ſo gleicher und geduldiger Thätigkeit, die daraus erwuchs; bei der Nothwendigkeit einer verſtändigen Benutzung der Kräfte, wo aus dem Chaos nur langſam eine Welt werden konnte, und jedes gleichſam einzeln von dem Menſchen gemacht werden mußte, was die Natur nicht gleich von Anfang zuſammen gemacht hatte — entſtand nicht nur eine erſtaunliche Leichtigkeit, die Dinge in allen ihren einzelnen Theilen und Theilchen zu behandeln und im Kleinen anzuſehen, ſondern es entſtand ſelbſt die Luſt zu dieſer Anſicht der Dinge im Kleinen, ſowohl auf die Füße als auf den Kopf geſtellt; und Ordnung im Leben, die oft in Peinlichkeit ausartet, war hier mit jedem Menſchen gebohren, den freilich auch ſein beſonnenes, kaltes, von keinen heftigen Leidenſchaften bewegtes, Gemüth mit dazu hinführen mußte. Schimmer und Glanz, Reitz und Ueppigkeit konnten dieſe Menſchen nicht bethören noch aus ihrer ruhigen Bahn locken;

das Rechte und Nützliche war ihnen als das vorgeſteckt, was ſie erreichen konnten und ſollten, und dies verfolgten ſie mit langſamen, aber ſicheren Schritten, weil aus Eitelkeit und Wildheit der Begeiſterung keine unnützen Sprünge ſeitweges gemacht wurden. Nett, ordentlich, zweckmäßig ſollte hier alles ſeyn, nichts prächtig, augenblendend, überflüſſig. Man muß ihre Städte und Kirchen, ihre Deiche und Werften, ihren Fleiß und ihre Rechtlichkeit im Handel und Wandel gewürdigt haben, wenn die kleine Pedanterei nicht albern erſcheinen ſoll, womit ein in ſeinem Hauſe ſehr thätiger Mann durch die bunten Schnörkel ſeiner Sandſtreuerei und durch die Zauberkreiſe ſeiner Blumen und Muſcheln Tage lang hinwandelt, ohne ein Sandkorn von der rechten Stelle zu ſchieben; oder wo die Künſtlichkeit, die den Dom in Antorff und das Rathhaus in Amſterdam ſchuf, aus einem Stückchen Holz im Bauch eines Glaſes einen Vogel, oder gar eine zuſammengeſetzte Maſchine ſchneidet; man muß eine gewiſſe Kleingeiſterei verzeihen können einem Volke, das auch die Geſetze der Zucht und Ordnung im Staate erfand und mit glücklichem Gleichmuth lange aufrecht erhielt, das, oft überwunden, immer mit neuer Geduld für Recht und Freiheit früher gegen Nero, Veſpaſian, Pipin, und Karl, ſpäter gegen Alba und Alexander von Parma friſch erſtand, und ein ganzes Jahrhundert weitwirkend und weitherrſchend die Freiheit Europens mit aufrecht hielt.

Man wirft den Niederländern Eigenſinn, hartnäckiges Kleben an alten Gebräuchen, man wirft ihnen Wahn und Aberglauben vor. Daß ihnen die leichte Beweglichkeit, das vielfache Spiel mit liebenswürdigen Kleinigkeiten fehlen muß, wie das leere Spiel mit gaukelnden und unſtäten Trieben, die ſchnell vergehen, wie ſie entſtehen, iſt wohl klar geworden; aber den Eigenſinn, den mir jemand zuſchiebt, kann ich ihm eben ſo leicht zurückſchieben: bei dieſer Anklage ſind gewöhnlich zwei im Streit der Eitelkeit, wo der eine, deſſen Eigenheit durch die des andern verletzt werden, ihn gern für trotzig und widerſpänſtig erklärt. Dies Volk hat aus ſeinem einförmigen und reitzloſen Klima das Geſetz ſeines Daſeyns glücklich begriffen: es iſt Arbeit und Rechtlichkeit, und ein gleichmüthiger, ſcheinloſer Sinn des Lebens. Es iſt durch ſeine Art, zu arbeiten, zu wirken, und zu ſeyn, viele Jahrhunderte reich, glücklich, und herrlich geweſen. Würde es nicht lächerlich ſeyn, alte Sitten und tiefgewurzelte Gewohnheiten wegzuwerfen, und leichtſinnig die Flitter und Schimmer der Fremden anzunehmen, die ihm und ſeinem bedächtigen Ernſt nicht wohl ſtehen? Altes niederreißen und verwerfen iſt leicht, Neues, das es erſetze, wiederfinden ſchwer. Ich denke, darüber hat uns unſer Zeitalter blutig belehrt. Auch der Aberglaube iſt wirklich da, er gehört mit dem Ernſt des Glaubens dieſem Lande an, wo der Menſch nicht übermüthig, leichtfertig, und gedankenlos durch das Leben nur ſo hinflattern und alle ſinnlichen Genüſſe abſchlürfen darf. Die trübe, ſchwermüthige Natur zeigt ſelbſt in ihrer Blüthe nur eine ernſte Einförmigkeit; die langen Winter, die ſtürmiſchen und neblichten Herbſte und Frühlinge, die weite Oede des Meers und der Marſchen, das dumpſe Schweigen alles Klanges, die wunderlich abentheuerlichen Geſtalten, die in dem Mondſchein der Nacht und in den Nebeldünſten des Tages aufſteigen — müſſen ſich endlich des Menſchen bemächtigen, dem das lange geſtaltloſe Bild der Trauer und des Todes nur immer vor Augen ſchwebt. Hier iſt in den äußeren Scheinen der Natur nicht einmal Gleichgewicht zwiſchen Leben und Tod, ſondern die Geſtalt des letzten iſt überwiegend. Dazu nimm die abſpannende, ſchlaffe Luft, die verkümmernde Näſſe, die öden Sturmwinde, alle die weichlichen und zerfließenden Bilder, die geiſtloſen und gewürzleeren Säfte ſelbſt in den Nahrungsmitteln. Der Menſch kann hier nicht Sinnlichkeit mit Schönheit, nicht Freiheit der Triebe mit Freiheit der Ideen vereinigen; wie die Natur ihn gefangen hält, muß er ſich ſelbſt fangen. Schwanken des Karakters, Weichheit des Herzens, welche weinerliche Empfindſamkeit wird — kurz, unſelige Ungeſtalt würde ſein Loos ſeyn, wenn er nicht verſtändig ſeine Bruſt frühe ſtählte. Der Witz darf hier nicht ſprudeln, die Sünde nicht ſpielen; wo ſie geſpielt hat, verſöhnt ſie ſich nur wieder mit dem Menſchen, um ihn zu einem Mönch zu machen. Daß manche Gemüther indeſſen in völliger Maaßloſigkeit und Ungeſtalt ſich verlieren, und, von den hohlen Geſpenſtern der Natur und ihres Herzens geängſtet, ſich blindlings in den tiefen Abyſſus des Glaubens und Aberglaubens ſtürzen, iſt begreiflich. Wer zum Arbeiten, Denken, und Grübeln gezwungen iſt, wer aus den tiefen Schachten des Innern das Gold und das Silber herauffordern muß, wodurch Licht, Glanz, und

Muth über das trübe Leben gegoſſen werden ſoll — den ſoll man bedauren, wenn er in den dunkeln, verworrenen Labyrinthen ſeines eigenen Selbſt irre geht. Ich brauche nicht weiter zu entwickeln, was die Geſchichte des Volks uns allen vor Augen ſtellt. Geh nach Brüſſel und Antwerpen, und ſieh die Gebehrden, mit welchen der Bürger und Bauer vor den Heiligenbildern knieet und die blutigen Reliquien der Märtyrer umarmt; denke an die Auftritte des himmliſchen Königreichs der Wiedertäufer zu Münſter; ſieh, wie alle Schwärmerei, wo immer gebohren, hier ſogleich feſtwurzelt, wo Anabaptiſten und Methodiſten, Quäker und Swedenborger, Böhmiſten und Lavateriſten neben einander ihre Gemeinen haben. Denn das Spiel mit dem Geſtaltloſen und Zerfließenden des Gedankens und der Gefühle hat hier ſeine Heimath — Auch der orthodoxe Glaube dieſes Volkes, was man gewöhnlich ſo ſchlechtweg ſeine Religion nennt, muß ſich hier in Strenge und Verſtand halten, wenn er nicht albern werden will, in feſter Beſtimmtheit des Begriffes drinnen, in gleicher Form des Ritus draußen. Die lichte Herrlichkeit der Idee, in einem fröhlichen, ſpielenden Herzen gebohren, darf hier nicht durch die Himmel der Himmel ſchweifen; es iſt kein Centrum des leichten Götterſpiels in der Bruſt, das die ausgefloſſenen Strahlen wieder zu ihren Flammen ſammeln könnte.

Der Fleiß und die Diſciplin dieſes Volkes hat für die Verbeſſerung und Verſchönerung des europäiſchen Lebens mehr gethan, als fünfmal und zehnmal größere Nationen, wenn man die Größe nach

Köpfen und Meilen miſſet. In allerlei Betriebſamkeit des Ackerbaues und der Gewerbe; in allerlei Zucht, wodurch kleine Städte groß werden; in ſinnreichen Erfindungen und Hülfsmitteln des Auges und der Hand, um den Himmel und die Erde richtig zu faſſen und zu verwalten; in ernſten Wiſſenſchaften und vielfachen Verſuchen der Kunſt geſellen die Niederländer ſich mit Recht zu den verdienteſten Nationen des neueren europäiſchen Vaterlandes. Das Gebiet des Endlichen, wo der Verſtand und der Begriff herrſchen ſollen, das Gebiet dieſes Klimas, iſt tapfer und glücklich von ihnen bearbeitet, und wird es noch. Ich brauche Ihnen hier nicht zu ſagen, wie Sprachkunde, Mathematik, Mechanik, Sternkunde, Arznei- und Naturwiſſenſchaft, Rechtskunde, Politik, und Staatslehre von ihnen erweitert worden ſind. Was Ernſt und Mühe erreichen können, hat dies Volk immer vollbracht; ſeltener gelang ihm das freieſte Spiel im Leben, im Gedanken, und in der Kunſt.

Die natürlich gebohrne Kunſt eines Volkes iſt immer der reinſte Spiegel ſeines Lebens und Sinnes, wo das Zufällige und Fremde, was im gewöhnlichen Gewühl des Lebens iſt, unterſinkt oder abfließt, wie das Waſſer des Stroms, worin man tauſenderlei Schutt und Unrath wirft, im Fließen ſich ſelbſt reinigt, und zuletzt ſpiegelrein den wartenden Augen den tiefſten Grund mit Blumen und Kräutern und Steinen und Muſcheln zeigt. Der Karakter der griechiſchen Kunſt iſt Idealität, der italiſchen Geiſtigkeit, der niederländiſchen Naivetät. — Idealität heißt Einheit der Geiſterwelt und Leiberwelt; in jeder Geſtalt der Natur wohnt die Gottheit, und ihr Durchſchein durch die Leiber iſt die Vollendung und Verklärung der Kunſt, wo Unſterblichkeit und Glückſeligkeit der Leiber, die ewige Forderung der Jugendwelt, ſelbſt noch bei denen leuchtet, die unter den Streichen eines ungeheuren Schickſals erliegen — Geiſtigkeit ſteht der Leiblichkeit entgegen, wie Idee dem Geiſt. Die Idee iſt eine Urkraft, die immer ein Ganzes anſchaut und ſchaffet, der Geiſt eine einzelne Kraft, welche die Schöpfung der Idee nur mit Luſt anſchaut, um ſie zu zerſtören. Nenne ich Italiens Kunſt geiſtig, ſo meine ich, daß in ihr der Geiſt die Leiber nur als Farbenunterlage, oder als Gerüſt achtet und gebraucht, um mit einem wunderbaren Ideenſchimmer zu ſpielen, welches Spiel durch einen Irrthum ſeines Vermögens leicht in lüſtern reitzende Verführung und furchtbar ſublimirte Sinnlichkeit ausartet — Naivetät iſt Unſchuld in Unvollkommenheit, nicht eher erkannt, als Künſtlichkeit in die Welt gekommen war; ſie iſt entweder eine Anſchauung oder ein Wort aus der Kinderwelt, welche die Kehrſeite der künſtlichen Welt zeigt, und durch die Freiheit des liebenswürdigen Herzens ſelbſt dem Verdorbenen ein Lächeln der Freude abnöthigt, daß der Menſch noch jetzt ſo gut ſeyn kann; oder ſie iſt ein Vergeſſen des Angenommenen und Schicklichen, wo der Mund eher fertig iſt, als der Gedanke, und Gelächter und Schaamröthe den Naiven beſtraft — Unſchuld in Unvollkommenheit iſt der Kunſtter der niederländiſchen Kunſtſchule. Wie auch einzelne Künſtler reiſen und ſtudieren und an Antiken und an Werken italiſcher Kunſt ſich üben mogten, bald warfen ſie das Idealiſiren und Vergeiſtigen weg, und überließen ſich dem natürlichen Triebe ihres Inſtinkts, wie die Biene Honig ſammelt und die Ameiſe ihr rundes Haus aufthürmt. Ohne die künſtliche Vorarbeit von feinen Gedanken, ohne einen eben genau beſtimmten Zweck wirkten und ſpannen ſie das Geſpinſt ihres Lebens ſo fort, weil ſie es mußten. Dem Geſetz ihres Klimas getreu haſchten ſie nicht vergeblich nach einer Schönheit, deren Bild draußen und in ihren Herzen nie in höchſter Klarheit erſcheinen konnte; ſuchten ſie nicht einen verführiſchen Glanz üppiger Sinnlichkeit, den dieſe Menſchen nie empfinden — ſondern Wahrheit und Treue iſt ihr Höchſtes, und nie ſind dieſe beiden Heiligen, die auch zu den Göttern gehören, frommer und unſchuldiger dargeſtellt, als von ihnen: auch wird einem deswegen bei der Beſchauung niederländiſcher Kunſtwerke wunderbar gemüthlich und ſicher im Herzen. Man wandelt hier wie die erſten Aeltern im Paradieſe in reitzloſer Nacktheit, die noch keine Sünde und keine Schaam vor der Sünde kennt: und ſtille Harmloſigkeit, kindliche Offenheit, fromme Geduld iſt die Empfindung, mit welcher man von dannen geht. Weil ihnen die ſinnliche Schönheit des Auges nie ſo lebendig werden kann, als dem Italiäner oder Franzoſen, ſo iſt die Welt ihnen indifferent und ſie mahlen mit gleicher Liebe eine Kalbskeule und einen Madonnenkopf, einen fallenden Hektor und einen fallenden Haſen, einen geſchundenen Richter und einen himmliſchen Apoll, den Thautropfen auf der Blume und den Wurm auf dem Aaſe. Was Fleiß, und verſtändige Anſicht der Natur erreichen, was Mechanismus der Farben vollbringen konnte, das haben ſie vollbracht. Daher ſind viele von ihnen Meiſter des Lichts und Kolorits und vorzüglich liebenswürdig wunderbare Täuſcher, wo die Natur ihnen ein vollkommenes Gepräge für die Geſtalt vorgedrückt hatte, welche ſie nachahmen wollten. Man gehe von Rubens und van Dyks Göttern und Helden bis zu Jordaens Gelagen und Teniers und Douws Schenken, Hochzeiten, und Schalksſtücken; man gehe aus der Werkſtätte des Höllenbreughels in Rembrandts — man ſieht nichts anderes als treue Kopien niederländiſcher Phyſiognomien, Sitten, und Empfindungen, wo nichts ſchöner und ſchimmernder iſt, als das Alltagsleben es zeigt. Aber die Thiere, die Pflanzen, die Blumen, und Bäume, die Jahreszeiten, das Morgen- und Abendroth — kurz alles, was den Menſchen durch die äußere Geſtalt nicht ſo ſehr täuſcht und reizt, als er ſelbſt, alles, dem die Natur mehr den Karakter immer gleicher Nothwendigkeit des Daſeyns aufgedrückt hatte, wird unter ihren kunſtreichen Händen am vollkommenſten dargeſtellt, obgleich auch hierüber eine zarte Dämmerung niederländiſcher Phyſiognomie verbreitet liegt. Man halte Potters und Ruisdals Bäume, Kühe, und Wolken an Claude Lorrains und Pouſſins, vergleiche Rugendas Schlachten mit Salvator Roſas — und Thiere, Bäume, Wol-

Wol-

Wolken, Pferde, Fahnen und Lanzen, Stiefeln und Sporen werden ſprechen, was ich meine.

Des Niederländers ruhiger und behaglicher Sinn kann ſich nie in bacchiſcher Wildheit der Luſt und in minerviſchem Taumel der Ideen ergießen. Seine Gedanken und Empfindungen wachſen ihm langſam im Herzen, wie ſeine Bewegungen in den Füßen, und haben Zeit, bei dieſem langſamen Durchgange bis zum Worte und zur Geſtalt ſich oft in ihm ſelbſt umzukehren, und, was ſie aufgefaßt haben, in drei, vier oft lächerlich verſchiedenen Stellungen zu ſehen, wenn die Heftigkeit franzöſiſcher Lebendigkeit, wie ein Blitz mit einem die ganze Himmelsdecke aufreißenden flammenden Streif, ſogleich durchfährt und zündet. Daher der Schalksſinn, der närriſche Spaß, und die reiche Karrikatur des Niederländers im Leben und in der Kunſt, die aber immer eine innige Gutmüthigkeit und in den Umkehrungen eine elegiſche Empfindſamkeit haben, welche durch wunderbare Gegenſätze des Ernſtes und Scherzes das innerſte Herz bewegen. Dieſer gutmüthige Schalksſinn, dieſe Anlage zur Naivetät und Karrikatur, die aus dem langſam bedächtigen Genuß der Anſchauungen und Gedanken in vielfacher Umkehrung und vielſeitiger Beleuchtung entſteht, geht ſelbſt durch die Töne und Worte der niederländiſchen Sprache, und findet ſich in dem verwandten niederſächſiſchen Dialekt, den alle nordgermaniſche Sprachen als ihren Sprachſtamm anſehen müſſen, eben ſo reich wieder, wo häufiger, als in andern Sprachen, durch ein ſpaßhaftes Gegeneinanverhalten gefundener Aehnlichkeiten der Dinge *) die Benennungen entſtanden ſind, wovon ich Ihnen viele und auffallende Beiſpiele anführen könnte, wenn uns dies nicht zu weit ins Fremde leitete.

Der Niederländer iſt der vollkommenſte Gegenfüßler alles Idealen im Leben und in der Kunſt. Er will das Gemeine und Rechte und iſt mit dem Beſitz und Genuß des Gemeinen und Rechten zufrieden, das er immer tüchtig erworben und dargeſtellt hat, während viele Andere nach Höherem ſtrebten und Kleineres vollbrachten. Er iſt ein kalter, beſonnener, fleißiger Menſch, der ſeine Welt und ſeine Kräfte ruhig zu wägen und zu ſchätzen weiß. Willſt du ihn bewegen und rühren, ſo zeige ihm den Grund und die Wirklichkeit des Dinges, wovon du ſprichſt. Durch Enthuſiasmus einer künſtlichen Ehre, durch Aufwallungen der Großmuth, durch falſchen Schimmer der Eitelkeit erregſt du nur ſeinen Unwillen oder ſein Lächeln; er bleibt kalt und unbeugſam, wie er war: was ſeinem Gemüthe als Verworrenheit des Gefühls oder als Lüge erſcheinen muß, kann den Wahrhaftigen nicht fortreißen, wohin du ihn in Zorn oder Luſt haben willſt. Gerechtigkeit und Verſtand ſind ſeine Götter, Beſonnenheit iſt die höchſte Kraft ſeines Handelns.

An dieſe einzelnen Zeichen und Erſcheinungen, die wir durchgegangen ſind, halte man die großen

---

*) Z. B. Ketelböter der Schmetterling. Poggenſtol der Erdſchwamm, Kukuksköſter der Wiedehopf ꝛc.

Weltnamen dieſes Volks, die Naſſau und Ruyter, die Grotius und Olden Barneveld, die Boerhave und Hemſterhuys; hieran halte man die Langſamkeit, Verſchloſſenheit, Hartnäckigkeit eines Karls des Fünften, die raſtloſe Thätigkeit, die ſpröde Unbiegſamkeit, den harten Eigenſinn, und die ſtumme Kälte eines Wilhelms des Dritten — und auch darin wird Uebereinſtimmung ſeyn.

Sechſte Vorleſung.

Meine Herren.

Auch Schweden gehört zu den Ländern, die in Nordweſteuropa liegen, aber viel höher hinauf unter dem Nordſtern, als das Niederland, und von Himmel und Erde ganz anders geſtaltet und begabt. Einiges wird gleich, manches ähnlich, noch mehr wird entgegengeſetzt ſeyn. So glorreich bekannt auch einſt das Schwedenvolk über der ganzen Erde war und ſo ehrenvoll bekannt es noch iſt, ſo wenig kennen die Europäer ſein Land, und ſtellen es mit Rußland, Island, Sibirien, ja wohl mit Kamtſchatka und Nova Zembla, welche abentheuerlicher gehört, feſter im Gedächtniſſe bewahrt werden, gar zu gern unter Eine Ueberſchrift. Denn daß Elenne und Bären, Lappen und Reunthiere, Tage ohne Nacht und Nächte ohne Tag hier ſind, iſt bis zu ihnen erſchollen, und verwirrt miſchen ſie die Küſten vom Nordkap und die hohen Schneeberge und Sümpfe von Lappland und Finnmacken mit den Küſten Gothenburgs und Norrköpings und den Bergen Dalarnes und Smelands in Eins, und laſſen die Menſchen auf neunmonatlichem Eiſe Bären und Wölfe jagen, frieren und zähneklappen, Baumrinde ſtatt Brod und Fiſche ſtatt Fleiſch eſſen. Mangel, Hunger, Kälte, Wildheit und Unlieblichkeit aller Art fällt ihnen ein, ſo wie ſie das Wort Schweden hören, und wenn ſie ja einmal einen Schweden zu Geſicht bekommen, der gar nicht ausſieht wie ein ewiger Bärenjäger, Thierpelzträger, und Hungerleider, ſo ſind ſie wohl ſo gnädig, zu glauben, deß es an einigen Stellen, vielleicht um Stockholm, Kalmar, und Gothenburg, nicht völlig ſo ſchlimm ſei; aber des Gefühls des Mangelhaften und Fürchterlichen können ſie bei dem Gedanken an Schweden doch nicht los werden. Das kalte Schweden iſt bei dem Teutſchen z. B. eine ſo fixe Idee, als das warme Italien; der Franzoſe denkt bei dem Namen Schweden nur Bären und Eis: und bei ſolchen Gedanken, wobei ihnen unwillkührlich froſtig wird, laſſen ſie es auch gewöhnlich bewenden. Schottland, Preußen, und Litthauen ſind in den Köpfen dieſer Fremden viel mildere und angenehmere Länder, obgleich Stürme und Nebel und eine unleidliche naſſe Kälte die Menſchen dort ganz anders plagen, als in Schweden. Wenn ich von Schweden im Allgemeinen ſpreche, ſo meine ich das Land von Yſtad bis Oeſter- und Weſterbotten, ungefär zwiſchen dem 55 und 65 Grade nördlicher Breite; nicht die Wüſte von Torneo bis zum Nordkap, welche die Natur den Menſchen faſt verſagt hat, nicht einzelne an Norwegens Gränze zwiſchen Schneebergen und undurchdringlichen Wäldern und Seen eingeklemmte Thäler von Herjedalen und Jemtland, wo die Natur freilich nur das Bild des Oeden, Verkümmerten, und in Kälte und Mangel Erſtarrenden zeigt. Dieſes Land von an zweihundert teutſchen Meilen Länge gehört freilich nicht zu den geſegnetſten des Erdbodens, aber auch nicht zu den unglücklichen, wo in Einförmigkeit und Trauer der Unhuld und Kälte alle Freude und Genialität erſtarrt und der Menſch überglücklich iſt, wenn er ſich am Feuer wärmen und ſatt eſſen kann.

Schweden iſt überhaupt kein gebirgigtes Land — dann würde hier unter dieſen Graden nördlicher Breite eine unerträgliche Kälte herrſchen — aber es iſt im Ganzen ein hohes Land, das ſich nach den Küſten hin meiſtens abdacht: ein buntes Gemiſch von Hügeln, Thälern, Wäldern, Wieſen, Auen, Strömen, Seen, Bächen, und Waſſerfällen, das nur wenige Provinzen hat, die mit Recht Ebenen heißen können. Mit Norwegen, das zu ihm gehören ſollte, iſt es Eine große Halbinſel, ſo glücklich vom Meer umfloſſen, daß faſt kein Ort genannt werden kann, der viel über dreißig teutſche Meilen vom Meer entlegen wäre: Hier kann alſo, wie in dem weiten mittelländiſchen Kontinent Rußlands, die Luft und die Kraft nicht ſtocken und erſtarren. Auf dieſen Höhen und Hügeln weht von den Schneegebirgen, die ſeine Gränze gegen Norwegen machen, weht von den Küſten her eine reine elaſtiſche Luft, die aus dem Mark der Berge und Felſen gewaltige Baumſtämme, aus dem Mark der Erde raſche Menſchen wachſen läßt. Das Jahr iſt zwiſchen Sommer und Winter beinahe gleich getheilt, vom Lenz und Herbſt ſind nur kurze Zeichen: ſechs Monate kann man für den Winter, die übrigen meiſt für den Sommer rechnen. Der Winter iſt hier kalt und friſch, aber lange nicht ſo kalt, als auf dem unendlichen Kontinent Oſteuropens und Nordaſiens, oder Nordamerikas, wo unter ähnlicher Polhöhe der Menſch ſchon erbärmlich zu werden und die Vegetation zu erſterben anfängt. Gewiß trägt das mit ſeinen mildernden Dünſten rings umher fließende Meer dazu bei. Auch iſt dieſer kalte Winter bei weitem nicht ſo unleidlich, als in Dänemark, Jütland, und an den Weſtküſten Teutſchlands und Großbrittanniens, wo Nebel und Regen die armen Menſchen plagen, und Winde, die vom Meer her ſogleich als Stürme wehen, mit Hagel und Schneegeſtöber über die kahlen Ebenen hinſauſen und die ſchutzloſen Menſchen trüb und melancholiſch machen. Jene ewigen Wechſel zwiſchen Kälte und Hitze, Nebel und Sonnenſchein, Froſt und Thauwetter, welche das ſüdlichere Weſteuropa von der Loire bis zum Firth of Clide plagen, ſind hier ſeltener. Das allgemeine Bild der Natur in den Jahreszeiten und ihren Erzeugungen iſt hier *Beſtändigkeit*, weit von der einförmigen Erſtarrung Polens und Rußlands: das beſondere Bild des Winters iſt *Stärke und Erhabenheit*, das des Sommers *Muth und Freudigkeit*; Ernſt, als der Geſell von beiden, wandelt nachdenkend dazwiſchen.

Ich gehe hinaus in den Winter. Friſch iſt mein Muth, geſchwind mein Schritt, klar die Stirn, und hell das Aug, kein Trübſinn träufelt von triefenden Bäumen, von thauenden Nebeln auf mich herab und durchbohrt mir die Bruſt mit Geſpenſtern des Aberglaubens und mit Schlangenſtichen der Hypochondrie.

Blau und wolkenlos hängt der Himmel über mir mit lichtem Sonnenſchein; die ſtille Luft ſauſt nur in den Spitzen der Tannen. Schnee deckt die Hügel und die Thäler, Eis die ſpiegelhellen Seen, mit dem Froſt kämpfend brauſt und kracht der zürnende Strom, und der Waſſerfall erſtarrt allmälig mit ſeinem freudigen Klange in erhabenen Säulen von Kriſtall; mit weißen Scheiteln ſtehen die moosbewachſenen Steine und Felſen bedeutend da, und ſanft ſauſt der Geiſt des Windes in der hochſtämmigen Herrlichkeit der unendlichen Wälder hin: nur hie und da eine einſame Vogelkehle, oder die Stimme des Wildes und der reißenden Thiere, oder das muntere Läuten der Jagd unterbricht die ernſte Stille, worin die Natur entſchlummert iſt. Aber es wandelt das Leben herrlich und in Kraft am Tage in dem mächtigen Menſchen, der mit Gefühlen der Luſt geſchwinder als der Wind im klingelnden Schlitten hinrollt, der des Bären und Elennes Spur verfolgt, oder mit der Axt die Stämme des Waldes fällen, oder mit dem Schwerdte fröhlich dem Feinde begegnen geht; es wandelt das Leben herrlich und in Kraft in der Frühe und Späte, und in der Nacht. Laß die Morgenröthe aufgehen über dieſe Schöpfung, laß die Schimmer der Abenddämmerung darüber hinrollen, dann ſchreite mit raſchem Fuß hinaus in den unendlichen Glanz des Himmels und der Erde, wo Ein Licht dich umfließt, Eine Feuergluth dich blendet, Ein großes Gefühl von unnennbarer Kraft dich ergreift. Laß dann das milde Geſtirn der Nacht mit ſeinen Sternen aufgehen und ſeine magiſchen Traum- und Geiſtergeſtalten um die nickenden Bäume, die bewegten Steine, die ſchimmernden Hügel ſpinnen; laß in helleren Nächten den Mondſchein deinen knirrenden Pfad beleuchten, mit dem alten Wunderklang der Sagen und den Geheimniſſen der Geiſter und Heldenſeelen, die ſich auf dem feurigen Wolkenlager erquicken: ſiehe und empfinde alle dieſe Majeſtät, und falle auf dein Angeſicht und bete an.

Der Lenz und Sommer iſt gekommen, die Lerche ſteigt ſingend zum dampfenden Morgenhimmel empor, die Kraniche, die Schwäne, die Amſeln, die Schnepfen, die treuen Sommergenoſſen, kommen wieder von dem wärmeren Süden; der Schnee rinnt von den Gebirgen, das Eis der Seen geht auf, die Bergſtröme, die geſchwollenen Flüſſe tanzen in ihrer Jugendkraft dahin, die Bäche brauſen, und die Waſſerfälle ſprützen in majeſtätiſchen Regenbogen von Felſen herunter, an den Bergen, auf den Hügeln, in den Thälern keimt und ſproßt und grünt es mit unglaublicher Schnelligkeit durch den zeugenden Sonnenſtrahl der langen Tage, die Wieſen werden ein bunter blumiger Teppich, die Anhöhen bis auf die kahlen Felſen kleiden ſich mit einer Unendlichkeit duftender Blumen. Und die Nächte — welch ein Zauber, welch eine wunderbare Magie geheimer Naturkräfte und leichter Geiſtergebilde ſchwebt in ihrem zarten Schatten! Kaum verlöſcht hier des Himmels Roſenroth, Morgen und Abend ſchießen ihre Flammen zuſammen, und machen die Dunkelheit zu Licht. Drob wandelt der Lichtfreund, der Menſch, luſtig und muthig bei Tage und bei Nacht, und horcht mit ſüßem Schauer dem Geflüſter und Liebesgeliſpel der Blumen und Bäume, dem Klange des Geigenſpielers im Strom, wornach die Elfen ihre leichtſchwebenden Tänze um die Quellen ſchlingen. Mit dieſen großen, erhabenen Bildern, mit mächtigen Klängen, lichten Scheinen, und geheimen Leben ſteht der ſchwediſche Sommer da.

Und dies ſind nicht bloß Scheine, das Land ernährt und erfreuet auch den rüſtigen und fleißigen Menſchen: der Acker giebt die Frucht des Weitzens und des Roggens, die kräuterreichen Berge triefen von Segen, und Heerden Kühe und Rinder füllen die Hütte des Senners mit Milch; die Wälder wimmeln von Wild und Geflügel, die Ströme, Seen, und Küſten von köſtlichen Fiſchen; aus den Bergen gräbt der arbeitſelige Menſch die Klumpen des Silbers und Kupfers, und das Eiſen, des Pflügers Schatz und des Mannes Waffe. Reißende Thiere, wolletragende Schaafe, und leinbeſäete Fluren geben Kleider und Schmuck: genug der Gaben für den Glücklichen, der nicht eitel und elend immer nach fremden Gütern haſcht.

Und freudig und wacker iſt der Menſch dieſer Natur. Wir wollen zugeben, daß er auch häßlich und verkümmert ſeyn könnte vom erſten Urſprunge her, denn wir wiſſen, daß der Volkſtock, woher er entſprungen, ſchön und rüſtig war vor vielen andern. Aber doch können wir die Gewalt des Klimas in ſeiner Bildung und Entwickelung nicht verkennen. Auch der Holländer rühmt ſich deſſelben Stammes zu ſeyn, auch der Holſteiner, auch der Lombarde; aber dieſe wohnen auf der Ebene und unter einem weicheren und feuchteren Himmel, und Leib und Gemüth muß bei ihnen ſtiller und weicher ſtehen. Hier aber, wo die Natur alles in Feſtigkeit und Kraft hinſtellte, ſchuf ſie auch den Menſchen nach ihrem Bilde. Man ſieht es ſeinem Leibe an, daß dies das Land der Felſen und der Metalle, der Bergſtröme und der Waſſerfälle iſt, daß eine friſche, heitere Luft im Winter und Sommer unter dieſem Himmel weht: ſo iſt alles gefaßt, geſchloſſen, und zuſammengedrängt, wie ein geharniſchter Mann leicht und gerüſtet, als wäre er in Waffenſpielen gebohren. Die Schweden ſind ſtark und ſtattlich, und nicht bloß aus den Wäldern Dalarnes, Helſinglands, und jenes Weſterbottens, wo Lappen ſchon Rennthiere weiden, ſondern auch aus Smoland und Södermanland, wohin ſchon verfeinerte Verderbniß und Weichlichkeit dringen können, will ich Männer aufrufen, die durch Rieſenſtärke und Gewandheit die Menſchen jenſeits des Meers erſtaunen ſollen. Merkwürdig iſt es, daß man in Schweden wohl mehr als in andern Ländern ächte Rundköpfe findet, die ſich Platons vollkommenſter Geſtalt einer Kugel nähern; in einigen Provinzen iſt dies auffallend häufig, z. B. in Smoland und Nerike, wo einem viele ächte Löwengeſichter begegnen. Um dieſe Köpfe wallt nicht mehr allein das blonde Haupthaar der alten Germanen, die einſt am Don und an den Karpathen weideten, ſondern es iſt oft mit Braun und Schwarz gemiſcht; doch in einigen Provinzen des

Gothenreiches *) ſieht man noch beinahe lauter Blondlinge. Auf dem wohlgebildeten Geſichte, das zuweilen zu fein ſcheinen mögte, ſchimmert faſt immer Lebensluſt und Muth, und ſelten erſcheint darauf der Trübſinn des Holländers und der Spleen des Engländers, welchen aus ſchlaffen Nebeln und ſtürmiſchen Regenwolken Melancholei und Todtſchlägerei trieft. Von der breiten, gewölbten Bruſt fließt der Leib voll und wohl gezeichnet bis zur Fußzehe hinab. Den gewaltigen Knochenbau, worum die Kraft der Sehnen und Muskeln beſtimmt gewebt iſt, entſtellen kein ungeſtaltes Fleiſch, keine Schiefheit, keine knorplichten Auswüchſe, die in naſſen Ländern häufig ſind: leicht, kurz, und wohlgeformt trägt der Fuß zuletzt die tüchtige Geſtalt; Feſtigkeit, Haltung, Geſchwindigkeit ſind herrliche Zugaben. Dieſer und der Stärke iſt der Schwede ſo ſehr an ſeinen Männern gewohnt, und das Land ſelbſt ſcheint ſie ſo zu verlangen, daß ein Mann ihre Mängel nur durch große innere Würdigkeit gut machen kann. Und ſelbſt, wenn er von dieſem Würdigen alles Gute geſagt hat, und auf den Gedanken fällt, daß ihm innere und äußere Feſtigkeit fehle, ſetzt er kopfſchüttelnd hinzu: *aber bei allem dem ſoll man ein Mann ſeyn.* Dieſe Mannheit und Geſundheit des Leibes ſchafft Schwedens heiterer Sonnenſchein und ſeine reine von Hügeln und Höhen wehende Luft. Lange Dauer und Kraft des Lebens iſt hier nicht bloß in den Hütten alter Einfalt gewöhnlich. Schweden iſt mit Norwegen in mancher Hinſicht nur Ein Land, und man weiß, daß in Norwegen und Northumberland Menſchen gelebt haben, welche die gewöhnliche Lebenslänge mehr als verdoppelten.

---

*) Schweden wird noch heute eingetheilt in Svea-rike und Götha-rike. Zu dem letzteren gehören Smoland, die Inſeln Gottland und Oeland, Schonen, Oeſter- und Weſtergöthland, Bohus, Dalsland, Wärmland.

Auch das Gemüth iſt dem Bilde der Natur und des Menſchenleibes gleich geſtellt. Dieſes Klima, wo der Menſch nur durch ſtillen Fleiß und rüſtige Arbeit ſein Daſeyn ſicher ſtellen kann, ohne hochgeiſtige und reitzende Ueppigkeit und Fülle, ohne überſtrömende Sinnlichkeit des Genuſſes — dieſes raſche, friſche, und doch freundliche Klima fordert ihn auf, gut und brav zu ſeyn. Ich darf hievon ſprechen, was ich gefühlt und erlebt habe und noch fühle und erlebe; denn an Treue, Gaſtfreiheit, und Gutmüthigkeit werden wenige Völker den Schweden des unverdorbenen alten Stammes gleich kommen. Dazu rechne die Männertugenden, wodurch ein Volk frei und gefürchtet ſeyn und bleiben kann. Wie der Leib freudig und ſtark iſt, ſo iſt es auch das Herz: Entſchloſſenheit, Beſtimtheit, Gewandheit ſind ſchwediſch, und können hier nicht vergehen, ſolange die alten Berge und Felſen ſich nicht zu Ebnen herabſenken. Man weiß, mit welcher Kraft und Geſchwindigkeit dieſes brave Volk in den vorigen Jahrhunderten hindurchfuhr und Europa von Verfinſterung rettete. Die Großthaten ſeiner Könige und Feldherren erinnerten an die früheren Waräger und Normänner, und weit klingend und gefürchtet ward der Schwedenname. Auch jetzt noch iſt das Volk muthig und kriegeriſch, und geht unter tapfern Anführern mit Luſt und Zuverſicht in den Streit; noch jetzt ſpricht der Kleinſte mit Entzücken von den Kämpfen der Väter, wodurch Freiheit und Unabhängigkeit, Glück und Ruhm erworben ward. Feſte Beſonnenheit, ruhige Freundlichkeit, Tüchtigkeit, Verſtand, und Ernſt ſind die Eigenſchaften, welche dieſen Menſchen wohl ſtehen und wobei dieſes Land ein wohlthätiges und gutes ſcheinen kann. Die Fremden ſchelten die Schweden gern ſpröd und kalt; ſolcher Tadel bedeutet gewöhnlich nicht mehr als das Maaß, was einer von ſeinen eignen, oder von fremden Vorzügen und Mängeln hat. Prahlen dieſe Fremden vielleicht mit Fantaſie, Gefühl, und mancherlei Vielſeitigkeit und innerer Saitenſpielerei ihres Herzens, ſo will ich ſie fragen, ob ſie bei aller ihrer Zartheit, Empfindſamkeit, und Herzensweichheit das Erſte, ob ſie Männer ſind; ob ſie die Herrlichkeiten, worauf ſie groß thun, ob ſie ihre heilige Liebe vertheidigen, und frei und tapfer ſterben können. Können ſie das nicht, ſo ſpreche ich, ihre Zartheit iſt Weichlichkeit, ihre Empfindſamkeit Empfindelei, ihre Fantaſien ſind Fantaſtereien, welche weder etwas erſchaffen noch erhalten können.

Arbeit und Fleiß, Ordnung und Zucht fordert dieſe Natur und dieſes Klima von dem Menſchen. Wer ſich hier der Lüſternheit und Sinnlichkeit hingiebt und im weichlichen Genuß der Empfindungen ſchwelgt, offenbart zuletzt einen heilloſen Stümper oder einen verdorbenen Schelm. Des Nordens Kinder werden nie dürfen, was bei reicherer Lebens- und Herzensfülle dem Epheſer, Sicilier, Andaluſier erlaubt iſt. Auch zeichnet Verſtand und Geſchwindigkeit des Begriffes alle Schweden aus, ſie ſind die Menſchen fertig mit der Hand und dem Aug, die ſchnell faſſen und ſchnell beſchließen. Man gehe von Smoland nach Dalarne, von Dalarne nach Weſterbotten, und wundern wird man ſich über die Handfertigkeit, Tüchtigkeit, und Anſtelligkeit, die man in den roheſten und ungebildetſten Knaben und Knechten gewahr wird. Sie wiſſen ſich ſogleich zu helfen bei Verlegenheiten und kleinen Schäden, wobei der Menſch der Ebene dumm gafft und die Hände ſinken läßt; ſie machen allen ihren Hausrath und ihr Ackergeräth und Kleider und Geſchmuck ſelbſt, und meiſtens mit Richtigkeit und Zierlichkeit; ſie bauen Häuſer, Schiffe, und Brücken, üben ſich in der Verfertigung von Maſchinen, Mühlen, Uhren, und anderen künſtlichen Sachen, ohne je bei einem Meiſter gelernt zu haben. Kurz, zu allen raſchen und mechaniſchen Arbeiten des Krieges und des Friedens hat die Natur hier reiche Anlagen ausgeſäet. Dies offenbart ſich auch in den Wiſſenſchaften, von welchen die ernſten des Verſtandes mit großem Glücke und vorzüglicher Liebe angebauet ſind. In aller Mathematik, als da iſt Geometrie, Mechanik, Berg- Waſſer- und Schiffbau, Kriegskunſt, Sternkunde; in den Naturwiſſenſchaften, als da ſind Mineralogie, Chemie, Botanik, Phyſik, Anatomie, und Arzneikunde, haben ſie viel gethan. Wer kennt nicht die unſterblichen Namen Polhem, Linné, Ehrenſwärd, Bergman, Mallet, Melanderhjelm, Chapman?

Auch in der Philoſophie und Religion muß der

Menſch mit dieſen Trieben Ordnung und Verſtand ſuchen, auch da muß ihm Zweckmäßigkeit und Rechtlichkeit das höchſte Geſetz ſeyn, Klarheit und Reinheit die höchſte Andacht; denn wird er abergläubiſch, ſo geht er unter in dem Ungeheuren: ich werde weiter unten darauf anſpielen. Spiel im Leben und in der Wiſſenſchaft endigt in dieſem Klima meiſtens mit Verderben; wenigſtens darf damit nicht begonnen, wohl nach langem Kampf damit geſchloſſen werden. Denn die muthwilligen Spiele der Fantaſie und die leichten Schwingen der Idee hat Gott dem hohen Norden verſagt. Einzelne ſeltene Naturen als Ausnahmen machen keine Regel. Bis wohin der Verſtand reicht, bis wie weit er mit ſeinen Hülfen die Dinge erklären und zeigen kann, dahin ſtreben ſie mit Muth, bis dahin folgen ſie mit Zuverſicht; mißtrauend und kopfſchüttelnd ſehen ſie auf den, der in der Religion an Myſtik, in der Philoſophie an innere Anſchauung appellirt; ſie trauen den Spielen und Offenbarungen der Fantaſie nicht, und die meiſten von ihnen mögen Recht haben, ihnen nicht zu trauen. Denn von jeher haben wenige außerordentliche Menſchen in dieſen Aetherhöhen ſich verfliegen und doch wieder zurecht finden können; die meiſten aber, die ihnen ſo nachflogen und mit ihnen aus hohen Wolken auf den gemeinen Pöbel der Erde ſtolz herabkrächzeten, waren heilloſe Narren und Seifenblaſen, die nur ſo hoch über den Geſichtskreis ſtiegen und mit ſo bunten Farben ſchimmerten, weil ſie ſo leicht und dünn jedem Sonnenſtrahl durchdringlich waren. Ernſt und Kraft kann dieſe Welt nur geſtalten.

Die Schweden waren einige Zeit in den traurigen Irrthum gerathen, und einige von ihnen ſind noch darin, als ſeien ſie den Franzoſen beſonders ähnlich, und als paſſe eine franzöſiſche Erziehung vorzüglich, einen vollkommenen ſchwediſchen Mann zu machen: ſie ſahen es wohl gar als ein großes Kompliment an, als die Franzoſen ſie die Franzoſen des Nordens nannten. Es ſind allerdings Berührungen zwiſchen den beiden Nationen, ſie haben das Leichtfaſſende und Verſtändige gemein; aber bei dem Schweden iſt es feſtruhend, bei dem Franzoſen leichtflatternd, bei dieſem ſchimmert die thörigte Leichtfertigkeit, bei jenem der tragiſche Ernſt des Lebens immer durch. Beide Völker, als deren Sinn nach außen geht, neigen ſich zur Eitelkeit hin; nur mit dem Unterſchiede, daß der Franzoſe das Spiel mit dem kleinen Nichts als Spiel, der Schwede aber als Ernſt treibt: daher die Gefahr für ihn. Nein, wo die Natur ſich in Gewalt zeigt und Gewalt verlangt, um bezwungen zu werden, da liegt des Menſchen Herrlichkeit ſo feſt und tief im Innern, als ſein Silber und Eiſen in den Bergen, und wird durch keine Lockungen und Aeffereien bloßer Zierlichkeit herausgeſpielt; wo das Leben und ſein Sinn auf tieferen Wurzeln ſteht, als die franzöſiſche Leichtigkeit, da macht die feine und zierliche Manipulation franzöſiſcher Erziehung nur eine kümmerliche Halbheit: denn das mächtige Weſen, das in dem furchtbaren Innern im Guten und Böſen ſich bewegt, kömmt nie vollgefiedert ans Licht, ſondern heckt und lauert zuletzt liſtig und ſchwächlich in ſeinem Dunkel, da es den Fehdehandſchuh der Kraft mit offnem Viſier kühn und mächtig hätte in die Rennbahn werfen können. Mit Ernſt und Kraft werde hier begonnen; dieſe ſeien die Götter, welche die Kindheit und Jugend geleiten; ihre heiligen Früchte ſeien die heſperiſchen Aepfel, wonach die Hände greifen. Der, welchem Hoheit des Muthes, Beweglichkeit des Gefühls zu Kühnheit der Genialität ward, wird auch in dieſer Rudbeckiſchen Atlantis, wo aber die atlantiſchen Orangen nicht mehr blühen, die Anmuth und die Lieblichkeit als den Preis der Uebungen und Kämpfe empfangen, und den hohen gigantiſchen Sinn in den freien Scherzen der Grazien und den unſchuldigen Spielen der Schönheit fliegen laſſen können, ohne daß er dann ſich verfliege und überfliege. —

In ſolchem freien Gefühl der Kraft haben auch hier Menſchen gelebt und gewirkt, und die Schönheit und Freiheit ſolches Lebens bei ſo edel-gebildeten Schweden zeigt ſich unter einer ſehr großen Geſtalt. Gewinnt der Engländer auch häufiger ſolche Unabhängigkeit des Gemüthes im Leben, ſo iſt er doch ſelten ganz frei von Affektation.

Kraft und Stärke, Feſtigkeit und Tüchtigkeit, wie die Natur vor ihm ſteht, und wie ſie ihm ſelbſt den Leib und Sinn geſtellt hat, ſoll der Menſch hier ſuchen, ſie ſoll er als das Erſte und Nothwendige ehren, ſie als ſein Höchſtes anſehen, um noch etwas Höheres zu gewinnen. Bei allem, was Erziehung und Bildung heißt, ſoll hievon ausgegangen werden; hierauf ſoll alles hinzielen, hierauf alles zurückgehen; dies ſoll das ganze Leben unverrückt im Auge behalten. Das Wort Klima und ſein Einfluß auf unſer Geſchlecht iſt nichts Leeres, es giebt klimatiſche Geheimniſſe, klimatiſche Nothwendigkeiten, ſelbſt klimatiſche Mängel, die man nie vergeſſen ſollte. Was hilft es, dieſe Geheimniſſe atheiſtiſch leugnen, dieſe Nothwendigkeiten ſtolz geiſtig verachten, dieſe Mängel künſtlich übertünchen? Es hilft in jedem Lande nur den Menſchen zugleich ſchlecht und unglücklich machen. Mit Kraft werde hier begonnen, und mit Kraft geſchloſſen. Nur ein ewig ſelbſtthätiges und faſt ſelbſtbewußtes Ringen ſchüttelt hier die goldenen Aepfel des Lebens ab und pflückt die fröhlichen Blüthen der Kunſt. Im Süden mag man ſpielen und forttreiben, wie der Strom geht, da ſind der luſtigen Reitze von außen ſo viel, die nicht einſchlafen laſſen und den Vergeſſenden wieder in die Bahn treiben; hier darf der Menſch ſich nicht überlaſſen noch vergeſſen; jeder Stillſtand wird hier Tod und jedes Hingeben Schwäche; wer hier nicht in ſteter Selbſtthätigkeit auf dem Boden der Stärke und Kraft wohlgegründet ſteht, erſtarrt und verdickt ſich an Leib und Seele, verfällt, ſchläft ein, und iſt ſchon todt, da er noch zu leben ſcheint. Dies iſt das Schickſal des Nordens, und der Unvollkommenheiten irdiſcher Natur. Mag es wahr ſeyn — was die Geſchichte beſtätigt — daß der Norden des Südens immer bedurft habe zu ſeiner Bildung, ſo muß man doch erſt verſtehen, was überall bilden heißt. Denn ſoll nicht alles Geklex und Hümpelwerk werden, ſo werde vorher das Eigene gegründet, ehe man das Fremde darauf baut. Was ſoll italiſche Weichheit und Ueppigkeit, franzöſiſche Zierlichkeit und Leichtigkeit dieſen Menſchen, um ihnen durch das Leben zu helfen? Hier ſteht eine wilde und gewaltige Natur, die nur durch Kraft und Arbeit bezwungen werden kann, hier ſteht in der Bruſt ein ernſtes Bild des Lebens, das kein ſüdliches Spiel erlaubt. Wer das Leben hier mit Zierlichkeit beginnt, ſchließt als Schwächling, wer es als Spiel beginnt, endigt als Sünder. Aber wer ſein Land und ſein Gemüth würdigen und achten lernte, wer Bravheit und Rechtlichkeit als das Erſte feſthält, wer das Nützliche eher will, als das Schöne, den wird reiche Kraft und Luſt beglücken, auf deſſen ſtaub- und ſchweißbedeckte Stirn wird ſich auch die luſtige Blume der Schönheit herabneigen, und, Mann und Menſch geworden, wie er beides hier ſoll, wird er ſich endlich auch des Fremden freuen und es verſtehen.

Bedeutende Zeichen und Hieroglyphen des Nordens ſind die alte Mythologie der Edda und die Sagen und Geſchichten der Isländer. Dieſe können freilich auf keinen hiſtoriſchen Glauben pochen, wie der, welcher von Münzen, Diplomen, und Pergamentrollen kömmt, und deswegen haben manche unſrer hochgelehrten Männer, die alles Menſchliche mit derben Fäuſten anfaſſen und nichts für wirklich halten, was in dem Griff dieſer eiſernen Fäuſte verſchwindet und zerſtiebt, ſie als Undinge verrufen und als Auswüchſe roher Fantaſie und wilden Gehirns, wie ſie bei jedem Barbarenvolke entſtehen, verächtlich weggeworfen. Freilich dienen ſie nicht, Geſchichten zu ſchreiben, worin man mit kleinlichem Sinn das Leben und Thun einer kleinlichen Welt von Jahr zu Jahr verfolgt und ſeine Pygmäen von der Wiege bis zum

Grabe auf ihren Hofgelagen, Beilägern, Kranichzügen kümmerlich begleitet; aber ſie ſind ausgeſtellt als die ſicherſten Zeichen einer Zeit, eines Klimas, und eines Volkes, ausgeſtellt wie Blumen an jungen Bäumen, die freilich noch keine volle Früchte werden, aber doch zeigen, welcher Art und Güte die künftigen Früchte ſeyn werden. Hätten wir Mythen, Kriegsgeſänge, Sagen von Rieſen und Zwergen, Mährchen von Prinzeſſinnen und Hexen aus der früheſten Zeit der Hiſpanier oder der Madagaskaren, ſie würden wohl in einigen Stücken den isländiſchen ähnlich ſeyn, aber Sinn, Klang, Geſtalt, und Bedeutung ſo weit von einander abweichen, als die Himmelsſtriche dieſer verſchiedenen Völker. Die albernſte Albernheit bei der Sprache über dieſe Dinge iſt der Glaube, ſie ſeien nicht einmal altſkandinaviſcher Geburt, ſondern im elften, zwölften, und dreizehnten Jahrhunderte mit Pilgern, Rittern, und Studenten aus dem Morgenlande, Hiſpanien, Teutſchland, Frankreich als fremde Erfindungen gekommen und in müſſigen Stunden von einigen Isländern ſo zugeſtutzt. Dies konnte mit einigen wohl der Fall ſeyn, aber bei den meiſten iſt es nicht wahr. Wenn ſie auch nicht ſo alt und hiſtoriſch glaublich ſind, als der überpatriotiſche Eifer mancher Nordländer ſie hat machen wollen, ſo ſind ſie doch köſtliche ächthiſtoriſche Ueberbleibſel des älteren Lebens, Geiſtes, und der Triebe und Sitten des nordiſchen Volkes, und halten einen klar poetiſchen Spiegel hin, wovor ſelbſt von ſpäteren Erſcheinungen der Staub und Dunſt des Zufälligen abfließt, welche ihr Verſtändniß verdunkeln wollen. Welch ein gewaltiges und koloſſales Leben der Götter und Helden in roher Kraft und wilder Tapferkeit! wie ungeheuer und abyſſiſch gleich den Schneegebirgen der Fjäll und den Vulkanen Islands, gleich den ewigen Nächten und feuerſprühenden Nordlichtern des Nordkaps, ſtehen die Mythen von der Schöpfung des Himmels und der Erde, von dem Weltende, von dem Untergange der Götter und Heroen, von der Hölle und dem Ort der langen Quaal! welche Ueberſchwänglichkeit koloſſaler Fantaſie in den Geſtalten einzelner Götter und ihrer Attribute, in Odins Raben, in Thors Hammer, in der Wundereſche Ydraſil! Ein gleicher Geiſt des Gigantiſchen und Koloſſalen, welches an eigner Schwere immer noch zu leichtes Gewicht trägt, iſt in den Abentheuern, Kämpfen, Seereiſen, Prinzeſſinnenentführungen der Helden, in den Zweikämpfen auf den Holmen, und in den furchtbaren Streiten mit Rieſen und Zauberern, deren Kettenharniſch nicht zerſpringen und deren Fleiſch nicht bluten will. Dieſer Geiſt weht auch in den Geſängen der Rache und des Todes, in dem freiwilligen Tod durch das Schwerdt oder den Felſenſprung. Die Sprache ſelbſt, und ihr Rhythmus, kurz, geſchwind, abgeſtoßen, iſt gleich den Hieben des Schwerdtes, dem Schwirren des Falken und Geiers durch die Luft, und dem Tanz der Schiffe durch ſtürmiſche Wogen. Wer hier nicht herrliche Vorſpiele und Vorgefühle ſieht von dem, was das Volk einſt ſeyn wird in Zeit ſeiner Mannheit, freudig, muthig, in dem Gedanken und in der That kühn das Leben überfliegend, alles unter Tapferkeit, Männlichkeit, und blutigen Tod des Ruhms haltend, der kann nichts ſehen.

Viele von jenen Mythen und Sagen leben noch jetzt unter dem Volke als wirkliche Geſchichten mit den Namen und Thaten. Man zeigt noch den Holm, wo einſt um eine Prinzeſſin ein grimmig blutiger Kampf ſtand, die Stelle, wo Starkoddur und Ivar Widfadme ſchlug, die Steine, wo Helden begraben wurden, die Berge, wo Rieſen und Zauberer mit ihren Künſten und mit ihrem Golde lagen und noch liegen. Was als Glaube und Mährchen ſo in dem tiefſten Volksſinn verwachſen iſt, das brachten keine Pilger, Ritter, und Studenten aus der Fremde, das wuchs entweder als Naturgeſicht und Wundermährchen hier aus dieſem Boden, oder lebte und bewegte ſich einſt als That und Geſchichte.

Auch die Geſpenſter und Geiſter des Aberglaubens, oder einer unmittelbaren Naturoffenbarung, je nachdem jeder die menſchlichen Dinge beurtheilt — auch dieſe, die in jenen früheren Mährchen ſchon lebten und noch leben unter dem Volke, tragen den Stämpel der Gleichheit mit den übrigen Dingen ſichtbar an ihrer Stirn, und ſtehen als Mitinterpreten unter den bedeutenden Zeichen des Landes und der Nation. Noch wimmeln Wälder und Berge, Seen und Ströme, Quellen und Bäume von wunderbar geſtalteten Geiſtern, die in Scherzen und Neckereien, in Schrecken und Hülfen ſich den Menſchen offenbaren; noch wandelt, und ſchafft der Tomtegubbe *)

---

*) Kobold, dem Hof und Haus unterthan iſt und der gewöhnlich in einem alten Baum nahe am Hauſe wohnt.

des Nachts in Häuſern, Scheunen, und Ställen, ſtriegelt die Pferde, löſcht das Feuer auf dem Herde, ſcheuert die Teller und Schüſſeln, hält die Thüre vor Dieben ſicher, kneipt die faulen Knechte im Schlafe, und drückt die unreinlichen Mägde als raucher Alp: des Tages wohnt dieſer geſchäftige Kobold, oder Puk, in hohlen Bäumen, oder in alten unbewohnten Gebäuden des Hofes oder Gartens; noch ſitzen die kleinen Zwerge, welche allerlei Hexereien können, welche die Kinder in den Wiegen vertauſchen, und Verlobten und Eheleuten etwas anthun, in ihren Bergen von Glas, wo dieſe kleinen Unterirdiſchen des Silbers und Goldes und anderer Herrlichkeiten die Menge haben und ihr luſtiges Leben bei fröhlichen Gaſtmälern und Tänzen unter der Erde rund gehen laſſen; noch plagen ſchrecken, und necken die Waldgeiſter die Hirten und Hirtinnen, die Jäger und Reiſenden mit allerlei Schalksſtreichen, indem ſie dieſelben bald durch Vogel- und Thiergeſchrei äffen, bald mit den Stimmen ihrer Kühe, Ziegen, und Hunde in Dickicht und Sumpf locken und herzlich ihrer Noth lachen, bald dem Jäger allerlei Wild zeigen, wonach er vergebens ſchießen muß, oder ihm bei dem wirklichen Wilde die Flinte behexen, bald als eine ſchwere Laſt ſich mit auf den Wagen ſetzen, oder als eine ſchwere Angſt ſich auf das Pferd werfen; noch lauert in den Quellen und Seen der tückiſche Waſſergeiſt Näck, zieht die Badenden in die Tiefe, lockt die Kindlein ins Waſſer, reitet dem Bauren die Pferde weg, oder melkt ihm die Kühe ab; noch wohnen die Seenixen oder Seejungfrauen, mit grünem

Haar und goldnen Kleidern und Kronen, in den Wellen, und erquicken ſich oft in blühenden Büſchen am Sonnenſtrahl, zuweilen wie ein ſchimmernder Blitz herunterſchlagend, zuweilen wie ein Klotz mit Sauſen aus den Lüften fallend, oft in voller Geſtalt ihrer Schönheit, oft unter häßlichen Larven den Menſchen erſcheinend, wie ihre Verwandten, die Wald- und Hauskobolde; noch ſpielen hier im röthlichen Sommermondſchein und im Silberduft der Frühe mancherlei liebliche Geiſter: dann taucht der Stromgeiger aus ſeiner blauen Tiefe hervor und rührt die fröhlichen Saiten, der Strom und der Waſſerfall brauſen darein, und die Elfen ſpringen aus Bäumen und Quellen hervor, winden ſich Kränze aus bunten Frühlingsblumen, weben zarte Gewänder aus Spinneweben, Seiden, und Goldfädchen, und wirbeln die magiſchen Kreiſe auf den Spitzen des Graſes rund, daß der Schnitter des Morgens ſie mit Schaudern ſieht und ſich kreuzt.

Dies alles iſt hier wirklich lebendig vor den Augen und in dem Glauben, und wird nur dann als ein Nichts ſterben, wann die flache Erbärmlichkeit des Allwiſſens und Nichtsglaubens auch die unterſten Seelen des Volks erreicht hat. Denn geh umher in der Einſamkeit des Waldes und der Seen; wandle im Mondſchein auf den Bergen und durch die Felſenklüfte; ſieh hier einen Wolf oder Luchs vorüberlaufen, dort einen Bären fliehen, ein Elenn, oder Rennthier durch die Büſche ſtreichen; höre hier den Specht, oder den Häher ſchreien, dort den Auerhahn ſchnalzen, oder den Birkhahn gurren; ſieh dann die wunderbaren Gebilde, die um Quellen und Ströme, die aus Birken und Tannen, aus Steinen und Mooſen ſich zu bewegen und hervorzuſchweben ſcheinen; geh darauf lebendig ein in dieſe Bilder des Herzens — und du haſt die Natürlichkeit und Aehnlichkeit dieſer geglaubten Weſen.

Auffallend iſt es, wenn man die Geſtalten und Sitten dieſer Weſen betrachtet und ſie mit denen des Südens vergleicht, wie ſehr verſchieden beide ſind, und wie auch in ihnen der verſchiedene Himmel ſich mahlt; hier alles mehr willkührlich und unbeſtimmt, dort ſüdlich alles mehr feſt und beſtimmt. Man denkt ſich dieſe Wald- See- und Berggeiſter nur ſelten unter einer bleibenden Geſtalt, ſie ſind faſt nichts anders als dämmernde Bilder der Ungeſtalt, wie ſie die Nacht im Mondſchein zwiſchen Bergen und Felſen zeigt; man denkt ſie bald wie alte Weiber und Männer, krumm und geſtaltlos zuſammengeſchrumpft, bald wie häßliche und haarigte Zwerge, bald mit Wolfs- und Bärenphyſiognomien. Wie ganz anders mit den Panen, Faunen, Silenen, Satyrn, und Nymphen der Alten! dieſe hatten auf immer ihre feſte Geſtalt, die zugleich auf ihre Sitten, oder ihren Karakter anſpielte. Die Natur hier iſt treu und gut, wie der Menſch. Ihre verborgenen Kräfte und die geheimnißvollen Spiele derſelben zu Geſtalten hin erſchrecken, täuſchen, und necken den Menſchen nur, wie alles Geheimnißvolle und Vielfachgeſtalte. Keine verbotene Begierden und unnatürliche Gelüſte der Sinnlichkeit hecken in ihr, wie in der ſüdlichen Natur. Daher iſt bei den Britten, Norddeutſchen, und

Schweden der Sinn dieſer Weſen weder fürchterlich noch wohllüſtig; ſondern gutmüthige Späße, rechtliche Strafen geheimer Vergehungen, ſchalkiſche Schadenfreude und kleine Bosheit in Neckereien und Irreleitungen machen ihr Leben aus. Jene ſüdlichen ſind aber wie das Gemüth der ſüdlichen Natur und ihrer Menſchen; es ſind ſinnliche, lüſterne, auf verbotenen Raub und Gelegenheit laurende Geſellen, mit Bocks- und Eſelslarven- Hörnern- Füßen- und andern Gliedern. Daß der üppige Faun die ſchöne Nymphe am Quell überraſcht, der Satyr die einſame Hirtin beſchleicht und ihrer Reitze genieſt, der Priapus diejenigen ſchrecklich abſtraft, die ſeine Trauben und Aepfel zu naſchen kommen, das will dem geſetzlichen Nordländer nicht ein; der Südländer denkt und ſieht ſolches mit Behagen, und ſchallendes Gelächter klingt zu ſolcher Freude durch die Haine, wo hier eine Stimme des Zorns und der Klage über das Verbrechen und das Unglück tönen würde.

So muß dem, der ſehen kann, ſelbſt in dem Kleinen und Unbedeutenden eine innere Bedeutung und erfreuende Aehnlichkeit erſcheinen. Dieſe Aehnlichkeit könnte man bis auf die kleinſten und gemeinſten Dinge ausdehnen, und ſie würde immer den Verſtand bereichern, indem ſie das Herz gegen Atheiſterei und Armuth verwahrt. Z. B. über die verſchiedenen Flüche der Völker ließe ſich von einem geiſtvollen und witzigen Manne gewiß etwas ſehr Luſtiges und zugleich Lehrreiches ſagen. Man höre ſie nur, und ſehe die Gelegenheiten, bei welchen ſie erſchallen, beobachte die Gebehrden, womit ſie geſprochen und gehört werden, und ſtelle ſie ſelbſt dann neben einander hin — ſchon dieſe ſtummen Schriftzeichen werden ſo ein intereſſantes Gemählde von Phyſiognomien werden. Des Engländers God dam, des Teutſchen Schwere Noth und Donnerwetter, des Schweden Millionen Tonnen Teufel mit allen ihren Anfechtungen, des Italiäners czz:, des Spaniers carrch:, und des Franzoſen ſtrs ſind wohl klare Blitzleuchtungen, die tief in die aufgeriſſene Karakterhülle dieſer Völker ſchauen laſſen.

Auch die Kunſt der Schweden ſtimmt mit dem Obigen überein. Ich habe bei dem vorigen Spiele unſrer Unterhaltungen ſchon auf die erſten Verſuche der Normänner in Mythen und Dichtkunſt hingewieſen und darin die Knoſpen gezeigt, welche die Enkel als Blüthen und Früchte erfreuen ſollten. Die Muſter ſchwediſcher Kunſt jeder Gattung durchzugehen würde meine Kräfte und das Maaß unſrer Zeit überſteigen; nur über ein paar groſe und ſelbſt in Schweden auffallende Erſcheinungen einige kleine Andeutungen und Entzifferungsproben: denn die Zifferſchrift und Räthſelſprache der Kunſt iſt zu vielfach verflochten und zu ſinnvoll, als daß man ihr Herrlichſtes vor den Leuten je ganz enthüllen könnte. Dieſe Heroen ſchwediſcher Kunſt und Interpreten ſchwediſchen Karakters und Sinnes ſeien Bellman und Ehrenſvärd.

Bellman iſt einer der auſſerordentlichſten Menſchen, die je gelebt haben, man mag ihn unter dem allgemeinen Karakter als Menſch, oder unter dem nationalen Karakter als Schwede anſehen. Er lebte in der luſtigen Zeit des genialiſchen Guſtavs des Dritten, wo jedes Talent der Nation ſich rührte und entwickelte. Dieſer Glückliche iſt eine im Norden ſeltene Erſcheinung, die ſeit dem Untergange der alten Skalden nicht mehr geſehen worden iſt. Er war ein ächter Improviſatore, oder, richtiger geſagt, ein ächter Begeiſterter: keine Gelehrſamkeit, keine Vorbereitung, keine Eitelkeit zu glänzen, keine Abſicht etwas zu machen, wodurch unſere heutigen Macher oder Poeten oft ſo unpoetiſch und geſchroben ſind. Er lebte genügſam und luſtig von einem kleinen Dienſt, den ihm die Gnade ſeines Königs und Beſchützers ausgeworfen hatte, ſpielte ſeine Laute oder Harfe, war gern bei Wein und fröhlichen Gelagen, wo er von der bacchiſchen Luſt ſich oft forttragen ließ, ohne doch das zu ſeyn, was man einen Wüſtling zu nennen pflegt. Bei dieſen Gelagen unter Freunden, und bei dem vollen Becher, wenn Bacchus Luſt ihn überwältigt hatte, kam endlich die heilige apolliſche Wuth über ihn, und faſt alle ſeine Lieder und Scherze wurden ſo im Taumel gebohren. Das Sonderbarſte iſt, daß dieſer außerordentliche Menſch bei der Gabe der fröhlichen Kunſt auch einer der größten Mimen war. Seine Freunde wiſſen davon wunderbare Geſchichten zu erzählen. Wenn der Wein ihm den heiligen Athem gegeben hatte, ſuchte er ſich erſt den Takt zu ſeinen Geſängen, ahmte dieſen und den Klang der verſchiedenen Inſtrumente mit dem Munde und mit den Fingern nach, und ſang dazu, was die begeiſterte Muſe ihm eingab. So improviſirte er halbe Nächte vor ſeinen Freunden, ſo vor ſeinem Könige, bis er endlich gleich einem pythiſchen oder ſibylliſchen Orakel erſchöpft hinſank. Sein Karakter war treu, fromm, fröhlich, liebenswürdig. Dem entſpricht auch ſein Bild, das man auf dem Schloſſe zu Gripsholm ſieht, wo er mit der Leyer in der Hand geſchildert iſt; das ſprechendſte aber iſt das vor ſeinen poetiſchen Werken von ſeinem großen Zeitgenoſſen und Freunde Sergel: darin iſt ein üppiger Satyr und fröhlicher Bacchus, der ſich in allem ſpiegelt, was wir von ihm haben; es hat viel Aehnlichkeit mit dem ſchönen Kopfe des Florentiners Boccaccio. Das Meiſte, vielleicht das Köſtlichſte ſeiner unmittelbaren Eingebungen und Ausgießungen der Muſe iſt verloren; es vertönte mit der Luſt und mit der Freude, worin es gebohren war. Er ſelbſt ſammelte und bewahrte nichts, doch lief dieſes und jenes, theils im Gedächtniſſe behalten, theils abgeſchrieben und von Hand zu Hand überliefert, unter ſeinen Freunden rund, und iſt in zwei Bändchen herausgegeben. Faſt jedes Stück iſt mit Muſik begleitet, die er theils ſelbſt aus dem Stegereife komponirte, theils aus alten Liedern und Arbeiten anderer Komponiſten unterlegte: auch da weht in dem Dichter ein tiefer und urſprünglicher Geiſt. Außer dieſen Liedern und Scherzen aus dem Stegereif hat man von Bellman noch einige ordentlich und abſichtlich gemachte Sachen, z. B. geiſtliche Lieder; aber alle dieſe tragen den Stämpel an der Stirn, daß ſie nicht in ſo friſchem und jugendlichen Geiſt gezeugt ſind, als jene. Bellman, der mit unſern Dichtern, auch den erſten, wie ſie gewöhnlich ſind, nichts gemein hat, der mit ſeiner Kunſt nichts ſagen noch bedeuten, der mit ihr ſich nur ergötzen wollte, war ein eigentlicher Volksſänger. Trotz einem Rembrandt und Teniers mahlte er naiv und treu, was er ſah, empfand, und erlebte. Bacchus und Venus, die Freuden der Gelage und die Wanderungen der Menge, das wimmelnde Leben und die wimmelnde Natur, mit den Poſſen und Karrikaturen gemiſcht, welche die Wirklichkeit nur zu reich zeigt, waren die Gegenſtände ſeiner Schilderungen. Wie die Satyrn und Faunen, die Dionyſen und Silenen, die Cytheren und Phrynen hier im Norden erſcheinen mit ihren Spielen und Trieben, wie die Natur und der Menſch hier ihre wechſelnden Bilder und Geſtalten zeigen, ſo hat er ſie auftreten laſſen. Viele ſeiner Landsleute aber ſind gar unzufrieden mit ihm, weil er ſich oft mit den Menſchen und Sitten im unterſten Stockwerk des Lebens umtummelt; ſie nehmen es faſt übel, wenn man ihn einen naiven und fröhlichen Schilderer ſchwediſcher Natur nennt. Aber dieſe armen Krittler, denen es ſo leicht wird zu zeigen, daß er oft der Kunſt und Art mangelt, die Aermlinge, die immer an den Schalen nagen, dürfen über ein tiefes Weſen nicht urtheilen. Es iſt wahr, er iſt gemein, weil er Gemeines ſchildert; aber er wäre gemein, wie ſie es meinen, wenn er es auf eine gemeine Art thäte. Immer mag man ihn den Rembrandt und Teniers der ſchwediſchen Dichter nennen; er war mehr als dieſe Niederländer, er war idealiſch. In dem kleinen Spaß, den er mit dem Leben zu treiben ſcheint, in den übermüthigen Scherzen, worin er leichtfertig über das Leichtfertigſte hinzuſtreifen ſcheint, in den humoriſtiſchen Gemählden und witzigen Parodien der Dinge liegt doch ein köſtlicher und inniger Sinn des zarteſten und menſchlichſten Herzens, das allenthalben hervorbricht, eine ernſte Tragödie des nordiſchen Himmels, gleichſam eine orpheiſche Klage, daß er, das ſpielende und gaukelnde Kind der Fantaſie, in einem Lande der Mängel und des Bedürfniſſes ausgeſetzt worden war. Selbſt in den Stücken, die ſeinen Gegnern der größte Anſtoß ſind, wie viele hundert und tauſend Stellen, wo die innigſte Seele, die ſüßeſte Empfindung, der erhabenſte Klang des Gedankens gleich lebendigen Quellen natürlich hervorſprudelt! Und ſeine Naturgemählde, ſeine Idyllen — kann etwas wahrer, naiver, ſüßer, und kindlicher, und in der Süßigkeit und Einfalt größer und erhabener ſeyn? Sein einziges Fiſcherliedchen Auf, Amaryllis! Holde, erwache! Könnte ihn unſterblich machen. Hier ſieht man die ſchwediſche Natur und das ſchwediſche Gemüth, wie es leibt und lebt, und doch weht etwas Allgemeines und Ewiges darin, was allen Zeiten und Völkern angehört.

Ein nicht weniger großer und bedeutender Typus des ſchwediſchen Karakters iſt der vor nicht lange verſtorbene Admiral Ehrenſvärd der Jüngere. Dieſer merkwürdige und originale Mann — der große Sohn eines großen Vaters — was ſelten iſt — war durch eine unüberwindliche Neigung zur Kunſt hingezogen, und nicht nur einer der erſten Kenner, ſondern auch einer der größten Zeichner, die Schweden je gehabt. Als kleine, aber unvergängliche Denkmäler dieſes außerordentlichen Geiſtes haben wir, außer ſeinen vor-

treff-

trefflichen Kunſtarbeiten, die meiſtens zerſtreuet ſind, eine Reiſe nach Italien und eine Philoſophie der freien Künſte, die auf wenigen Blättern ſo viel Sinn enthalten, daß mittelmäßige Köpfe die überfließenden Waſſer ganzer Folianten damit kräftigen könnten. Dieſer Mann war einfach, kräftig, mäßig, gut, wahr, und treu: er war ein Sonderling, ſagt die Menge; aber der Menge iſt jeder ungewöhnliche Mann ein Sonderling. Aber nur mit ſolchem Sinn und ſolcher Anerkennung deſſen, was ein Nordländer ſeyn ſoll und ſeyn kann, konnte er werden, was er war; er ſuchte in allem das erſte Nothwendige, das Nützliche und das Rechte: und er fand nicht nur das, ſondern er fand das Schöne und Wahre obenein. Die Tiefe dieſes tiefen Geiſtes auszumeſſen fehlt mir das Maaß und die Zeit; doch will ich Ihnen andeuten, was ich meine, und warum ich den Unſterblichen heraufcitirt habe. Er iſt der Mann von allen Neueren, die ich kenne, der mit der innigſten Sehnſucht und der gläubigſten Treue die Wahrheit geſucht hat, der, bei welchem alles Eitle, ſowohl das nationale als das perſönliche, völlig ſchweigt, welcher nicht ein Wörtchen ſpricht über die Sache, nicht ein Pünktchen ſcheinen will über das Bedürfniß hinaus. Bei dieſem Mann, wie bei keinem ſo, ſieht man recht, ſieht es mit Freuden, daß die Natur den Menſchen nirgends verläßt, wenn der Menſch ſeine Natur nicht verläßt; man ſieht recht, was der lichte Verſtand und die fromme Treue des Nordländers vermag, auch auf dem gefährlichen Lichtpfade, wo die himmliſcheſten Ideen mit den teufliſcheſten Irrwiſchen ſich durchkreuzen; man ſieht, daß das Land der Idee, die eigentliche Heimath des göttlichen Menſchen, nirgends geſperrt iſt, wenn man nur recht vorbereitet die Reiſe dahin antritt. Ehrenſvärd hatte als ein ächter Schwede das Gute und Treue in den Sitten geſucht, er hatte das Nützliche und Wahre im Leben geſucht — und ſiehe das Schöne und Ewige, dieſe himmliſchen Geſchenke der Erleuchteten, kamen ihm noch dazu. Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie redlich, wie klar, und wie ſchwediſch dieſer edle Mann fragt und forſcht; und eine größere Freude noch iſt es, zu ſehen, was er findet. An ihm ſollten die ſchwediſchen Jünglinge lernen, wie und was ſie zuerſt ſtudieren, an ihm die Männer, wie ſie ſich ſelbſt und ihr Land und Leben beurtheilen und einrichten müſſen. Er iſt der herrlichſte Triumph deſſen, was einfältige Treue, mit Genie verbunden, vollbringen kann — Aber iſt die Ausbeute und der Fund dieſes Forſchers groß, ſo iſt ſeine Darſtellung es nicht weniger. Da miſcht ſich das Eigenthümliche des Menſchen als Menſch und des Menſchen als Glied eines beſtimmten Volkes wunderbar zuſammen; da ſieht, wer Schwediſches geſehen hat, recht klar, wie ſehr Ehrenſvärd Schwede war. Ich glaube, es iſt den Bewohnern aller Länder eigen, welchen eine weniger vollkommene und freundliche Natur zufiel, die Dinge obligat und umgewandt zu ſehen. Wo das Schöne und Vollkommene in der Natur und in dem Menſchen vorherrſcht, wie in Kleinaſien, Kampanien, Kaſchemir, da ſieht der Menſch alles mehr mit dem geraden Schönheitsſinn an, der eben auf die Sache geht; wo die Natur unfreundlicher und unvollkommener iſt, wo ſie gar Seltſamkeiten und Fratzen zeigt, da wird der Menſch nur auf Seitenpfaden und Umwegen auf das Schöne und Vollkommene geführt: er lernt es auf dem gefährlichen Wege der Mängel und der Gebrechen, die er ſehen muß; ſelbſt wo er das Schöne und Vollkommene grade ſehen könnte, thut er es nicht mehr, ſondern ſieht es lieber durch Karrikatur oder wenigſtens durch ein umgekehrtes Spiel des Witzes. Dazu kömmt, daß bei einer unharmoniſchen und unvollkommenen äußeren Natur der Menſch ſelbſt ſelten ſo harmoniſch gebohren iſt, daß alle ſeine Eigenſchaften im Gleichgewicht ſtehen. Er wird dann, was Ehrenſvärd quick nennt, wo einige Eigenſchaften zu ſehr nach oben, andere zu ſehr nach unten liegen; ſo daß der Inhaber derſelben zum Scherz über ſeine eignen Ungleichheiten und die Ungleichheiten der Dinge und der Menſchen gereitzt wird. Dieſe Quickheit giebt den obligaten Sinn, der ſich in allen nördlichen Sprachen ausſpricht und bei allen nordiſchen Völkern mehr findet, als bei den ſüdlichen; denn der Witz der Südländer iſt mehr gerad, der Witz der Nordländer mehr ſchräg. Ehrenſvärd hat dieſe klimatiſche und nationale Art, die Dinge anzuſehen, beibehalten. Er ſucht, findet, zeigt alles gern durch Umkehrung. In den Händen eines ſo geſchickten und ſich immer klar bewußten Forſchers hat dieſes Suchen nach Wahrheit einen unausſprechlichen Reitz, und man bekömmt nicht nur das zu ſehen, was man an dem Gegenſtande ſehen will, ſondern alle ſeine Gegenſätze und Seitenbeleuchtungen müſſen erſcheinen; ſo werden auch die Irrthümer ſogleich weggenommen, die künftig noch wieder misleiten könnten. Aber freilich wer die Quickheit ſo gebrancht, der muß mehr als quick ſeyn; denn an ſich iſt Quickheit nur die Eigenſchaft, die Mängel und Lücken der Dinge wahrzunehmen, nicht aber die, zu finden und zu erfinden. Die Zeit wird kommen, wo man ſelbſt in Ehrenſvärds Spielen den tiefen Sinn finden wird, der in ihnen liegt, und dann wird ſein Gedächtniß ſeinen Landsleuten heilig werden. Fahre wohl, edle und wahre Seele, und freue dich der Schönheit, worin du nun ſchwelgeſt!

Siebente Vorleſung.

Meine Herren.

Wir kommen heute zu unſerer dritten Vorübung, worin wir uns an einzelnen Umriſſen und Handzeichnungen ſo lange üben, bis wir ein jedes beliebiges Bild mit allen ſeinen Theilen wenn auch nicht zuſammenſetzen, doch ein von andern gezeigtes und zuſammengeſetztes leicht ſo ſtellen und rücken können, daß das Ganze uns mit Einem Blick überſchaulich und verſtändlich da ſteht. Die Ueberſchrift heißt: Wir ſtellen den einzelnen Großen an ſein Volk, und an das, was man ſein Zeitalter nennt. Wir haben eben ſchon hie und da darauf hingeſpielt, jetzt wollen wir ſuchen an einigen Beiſpielen unſer dunkles Vorgefühl klarer zu machen, indem wir bloß leichte Umſchattungen der Bilder hinwerfen.

Die Griechen waren das freieſte, genialiſcheſte Volk, das bis jetzt in Geſchichten gehört iſt. Nur das Nothwendige in Sitten und Geſetzen hatten ſie feſt gemacht; in allem Uebrigen freieſtes Leben und Ueberſchwung in Ideen und Werken. Sie hatten einen ſo glücklichen Mittelpunkt in ihnen ſelbſt, daß alle

Kräfte, die über die Höhe des Lebens hinauszufliegen ſchienen, nicht als eben ſo viele verlorne Ausflüſſe der Feuermaterie auf immer dahin waren, wie den Neueren oft begegnet, ſondern immer zu ſich ſelbſt zurückkehrten. Deswegen iſt die Geſchichte dieſes Volks ſo unausſprechlich anziehend. Auch im Leben und in der That, wie in der Kunſt und im Werke, ſtellen ſie einen vollkommenen Cyklus dar, wo alles Gefühl und alle Kraft der Welt mit allen möglichen Aeußerungen, Entwickelungen, und Verbindungen ſich offenbart. Man ſieht darin die allgemeinen Bilder ſeines Geſchlechts: jede Kraftäußerung verſchieden, aber alles Verſchiedene endlich in der groſſen Einheit einer harmoniſchen Welt zuſammenflieſſend. So ſind Themiſtokles und Ariſtides, Cimon und Perikles, Platon und Ariſtoteles, Demetrius Polierketes und Seleukus, jeder feſte Repräſentanten eines beſonderen Lebens für ſich, das andern grade gegenüber ſteht, aber eben durch ſeine Freiheit ein paſſender Stein wird, den groſſen Bau der Menſchheit durch Zuſammenfügung des Mannigfaltigen zu Einem ſchlieſſen zu helfen. Ganz anders iſt es mit den Römern. Dieſes Volk iſt nur für denjenigen merkwürdig, der die Majeſtät der Diſciplin und die blutige Gröſſe, die ſie hervorbringt, bewundern will. Bei den Griechen war in den meiſten Staaten der Menſch das Gröſſte; hier war es der Bürger. Der Staat war des Römers Genialität, das Leben ſeine Beſchränkung. Alle Hoheit und Ueberſchwänglichkeit Roms, die freilich mit der griechiſchen nicht zu vergleichen iſt, ſpricht ſich ſelbſt in ſeinen gewaltigſten Menſchen nicht allein im Gefühl des Staats, ſondern eigenſt im Namen des Staats aus, ſelbſt dann noch, als kein Staat mehr war. Dies leidet die weiteſten Vergleichungen und Beziehungen auch auf die römiſche Kunſt.

Cimon, Miltiades Sohn, hatte die Donaubrücke, die der kühne Vater hinter dem Perſer Darius abbrechen wollte, er hatte das glorreiche Feld von Marathon, er hatte die Säule vor Augen, die das wankelmüthige Volk Athens ſeinem Retter errichtete, nachdem er im Gefängniſſe vermodert war: den häßlichen Undank dieſes Volks vergaß er, und trat nach Themiſtokles Verbannung, die auch eine Warnung war, als der erſte Mann und Held der Hellenen auf. Geſchwindigkeit im blutigen Felde, Langmuth nach dem Siege, Gerechtigkeit gegen die Bundsgenoſſen, Milde gegen die Beſiegten, herrliche Pracht und furchtbarer Heldenglanz an der Spitze der Geſchwader, Einfalt und Freundlichkeit des Bürgers unter den Bürgern, ſtilles der Kunſt und dem Wohlthun geweihtes Leben zu Hauſe, ſtilles und zufriedenes im Elende, keine Demagogie und Rednerkünſte: wo andere anzettelten und ſchwatzten, da ſiegte und that er; bei der Heimkehr aus dem Elende keine Rache: die einzige Rache an ſeinen Feinden war ſein letzter Sieg über die Perſer: Dies war der Liebling ſeines Volks, ein vollkommener Menſch in Güte.

Scipio der Alte. Seine Ahnen rechneten blutige Verdienſte um den Staat. Sein Vater und ſein Oheim fielen durch das Schwerdt der Karthager, Hannibal hatte am Ticinus, am Traſimeniſchen See, am Adriatiſchen Meere bei Cannä geſiegt. Der Jüngling ſchwur Rache und Rettung. Der Mann hielt, was der Jüngling gelobte. Ernſt und abergläubiſch nahm er die Götter und Augurien, ſtumm und bedeutend nahm er das eigne ungeheure Gemüth zu Hülfe. Begeiſtert, von höherer Kraft getrieben, folgten ihm Tauſende, und ſeine Legionen wuchſen immer ſtärker, je öfter im langen, blutigen Kampfe Zehentauſende fielen. Die Fremden gewann er durch Schmeicheleien, durch ſchimmernde Thaten der Gerechtigkeit und Schonung, durch weit ſchauende Liſt und trügeriſche Unterhandlungen. So theilte er Karthagos Kraft, und ſchlug Hannibal durch Hiſpanier und Afrikaner. Durch den Sieg bei Zama wurden Afrikaner und Hiſpanier Sklaven. Der ſtolze Mann gebot nun, wo er vorher geſchmeichelt, widerrief, wo er verſprochen, ſtrafte, wo er belohnt hatte. In Rom herrſchten ſeine Tugenden und ſiegten in römiſchen Feldherren in Macedonien und Aſien. Gefürchtet und beneidet von Vielen ſtand er da: den Glanz konnte er nicht ablegen. Man fand ihn eines Morgens in ſeinem Bette ermordet. Das Volk weinte über ſeiner Aſche; man hatte ihn den mildeſten und menſchlichſten Römer genannt. Er war der Liebling ſeines Volks, ein vollkommener Menſch in Strenge.

Alcibiades, der Sohn des Klinias und Neffe des Perikles, war der reichſte, ſchönſte, und talentvollſte Jüngling ſeiner Zeit in Athen. Stärke und Gewandheit, Leichtfertigkeit und Ernſt, Witz und Verſtand, Kämpfe des Herkules und Reigen des Apollo, ſüße Schmeicheleien und donnernde Reden hatte die reiche Natur ihm in gleicher Fülle verliehen. Unwiderſtehlich war ſeine Liebenswürdigkeit den Weiſen wie den Weibern; ſeine Honigſtimme, ſeine gewinnende Gebehrde bethörte das Volk wie die Volksführer; das blutige Schwerdt des Kriegers wie den blühenden Thyrſus des Bacchus, das Steuer eines wankelmüthigen Volkes wie das eines nächtlichen Gelages führte er mit gleicher Anmuth. Jetzt wandelte er mit Sokrates, tröſtete die Armen, ſchlug an ſeiner Seite die Feinde, und brannte von Patriotiſmus und Tugend; jetzt ſchwärmte er mit loſen Lotterbuben berauſcht durch die Gaſſen, zerſchlug die Säulen der Götter, erbrach die Pforten der Buhlerinnen, und beſtieg mit der Morgenröthe das Schiff, um Sicilien zu erobern; hier zog der Weichling in Seiden und Purpur gehüllt, von Salben und Kränzen duftend, zur Wolluſt des Mahls, wo Saitenſpiel erklang und luſtige Mimen und lüſterne Tänze die Seher entzückten, dort aß er die ſchwarze Suppe der Sparter, runzelte die Stirn wie Lykurg, biß die Worte lakoniſch ab trotz einem Leonidas und Ageſilaus, rang und kämpfte im Staub, und ſchwamm im Eurotas. Alle Talente, alle Gaben, alle Tugenden und Fehler hatte die Natur in dieſem Proteus zuſammenverbunden; alles Glück hatte ſie ihm gegeben, nur das Eine nicht, es zu gebrauchen. Sein Karakter iſt das Schöne und Liebenswürdige im Unſitten. So groß in Freiheit war dieſer, daß ſeine Thorheiten immer liebenswürdig, ſeine Laſter immer leichtfertig erſcheinen; ſo wunderbar liegt der Glanz des Schönen über ſeinem Leben und Schickſal, daß man mit ſeiner geliebten Freundin Timandra laut jammern muß, als er aus der brennenden Hütte in den Tod der Pfeile ſprang. Ein gefährlich verführeriſcher Karakter. Franzoſen, ſtellt euren Marſchall von Richelieu dagegen, und ſchämt euch, daß ihr dieſen gemeinen Geſellen für ein Genie der Liebenswürdigkeit und Wolluſt halten konntet.

Wie den Griechen die Luſt kleidete mit allen ihren leichtfertigen Spielen und Uebertreibungen, ſo häßlich ſtand ſie dem Römer. Aus den reichen Beiſpielen greife ich den letzten der ſcheußlichen Familie Cäſars. Nero war ſtark, ſchön, gewandt, mit reicher Fantaſie, mit vielſeitigen Anlagen und Talenten gebohren. Er ward Kaiſer Roms. Derjenige, der in der ganzen Welt keinen Herrn über ſich erkannte, riß ſelbſt die Zügel alter Vorurtheile und die Bande ſtrenger Sitten entzwei, deren Erinnerung bis jetzt noch in einigem äußeren Anſtande gelebt hatte; er erklärte ſich für völlig freigelaſſen von dieſen grauen Ammen und Zuchtmeiſtern, zu der Perſon des Kaiſers den genialiſchen Künſtler ſtellend. Man kennt ſein Bildniß aus Tacitus und Svetonius. Bunt genug tummelte er ſich in dem Wechſel der geiſtigſten und ſinnlichſten Genüſſe der Kunſt und Wolluſt herum, bald als Wagenlenker, bald als Ringer und Wettläufer, bald als Sänger und Pantomim mit der Cither und Laute, bald als Tragödus auf dem Kothurn. Als Spieler und Verfaſſer war er nicht unglücklich. Jetzt mit einem Heere von Wüſtlingen umgeben, zog er mit Weinlaub bekränzt durch die Gaſſen; jetzt ſtrich er mit dem gemeinſten Geſindel durch die Zelte, Tabernen, und Bordelle längs der Tiber umher, wo er das Volk an tauſend Tiſchen ſpeiſete und die Weiber und Töchter von Senatoren und Rittern als Buhlerinnen ausſtehen ließ. Jetzt ließ er Millionen in Roſenblättern ausſtreuen und in Balſam verduften; jetzt ſtieg er bei dem Brande Roms auf einen hohen Berg, nahm ſeine Cither, und ſang, über die Flammen in Thränen zerfließend, des alten Trojas Trauergeſchick. Aber dieſer freiluſtige Römer durchſtieß mit dem Dolch, die ſich den Lüſten des Nächtlichverkappten widerſetzen wollten; er ſperrte die Theater, worauf er drei, vier Tage als Mimus und Tragödus ſpielte, und tödtete die Zuſchauer durch Hunger und Hitze, und erſchreckte die Schläfrigen durch Henker und Exile; er ſchickte ſeinem Lehrer Seneka den Befehl ſich zu tödten, um ſeinen Schatz zu erben; er wollte ſeine Mutter erſäufen, und ließ ſie, als ſie ans Land ſchwamm, mit Knitteln todtſchlagen; er ſtieß ſein geliebtes ſchwangeres Weib mit den Ferſen todt, und machte nachher ihren Tod zu einem Unglück und ſie zu einer Göttin; er wagte zuerſt die abſcheulichſte Unnatur der Sonne zu zeigen, und hielt mit einem geliebten Verſchnittenen öffentliches Beilager. Und als ſein Ziel da war, als er ſterben ſollte, wie fehlte ihm ſelbſt der Tragödenmuth für die Herrſchaft! wie wimmerte der Kümmerling, und ſchrie hundertmal ſein gröſtes Wort aus: welch ein Künſtler geht in mir unter! Die ſtrenge Zucht des Abendländers war ſchon in dem Römer, auch der leichteſte Karakter Roms konnte die Sünde nie leicht machen. Der Grieche Alcibiades war der liebenswürdigſte Leichtfertige, dieſer der ſcheußlichſte Brutale.

Wollen Sie neuere Menſchen ſehen? Ich führe zuerſt einige teutſche Männer vor; wir wollen ſehen, ob wir ſie aus uns erkennen können.

Sie kennen Heinrichs des Vierten, des Saliers, Unglück, ſeinen langen Kampf mit den Fürſten, ſeinen ſchwereren mit den Päbſten Roms, ſeinen tragiſchen Tod im Kriege mit ſeinem eignen Sohn. Furchtbar war die Zeit, gewaltig der Geiſt, die er überwinden ſollte: ſie zermalmten mächtige Menſchen; oft beſiegt ſtand er unbezwungen bis an ſein Ende. Es iſt in dem Leben dieſes Fürſten ein hohes Schickſal, und deswegen ſieht er uns gröſſer da, als er war. Eine unharmoniſche Natur kann wohl intereſſant ſeyn, nie iſt ſie richtig groß. Heinrich der Vierte trägt ſchon das Gepräge des Nordländers, der nur in Arbeit harmoniſch iſt, in Ruhe gleich verworren wird. Jene Sprünge, wo die Noth zur Thätigkeit aufruft — dann Geiſt, Kraft, Muth; jene Faulheit, wo für ſie Gedankenloſigkeit und Uebermaaß der Luſt eintritt — dann Wolluſt, Uebermuth, Schlaffheit. Dies erkennt ſich leicht an jenem unglücklichen Regenten; nie ein ruhiges Maaß des Lebens, nie ein Berechnen ſeiner und fremder Kräfte; immer Zuviel und Zuwenig; viel durch das Schwerdt gewinnend, was Klugheit leichter gewonnen hätte; immer durch Güte verlierend, was Strenge nur erhalten konnte. So in unſtäter Heftigkeit, in gedankenloſem Muth, in ſchlaffer Gutmüthigkeit, im Wechſel zwiſchen Luſt und Unluſt, Arbeit und Wolluſt, ging Heinrichs freudenloſes Leben dahin: noch jetzt das Leben der meiſten Teutſchen, die Schuld des unbeſtändigen Himmels und der

Gleichgewicht mangelnden Natur. So war in unſern Tagen die Tragödie des unglücklichen Joſeph, der immer mehr umfaßte, als er umfaſſen konnte, mehr wollte, als er vermogte; der mit tauſend Planen, wozu er vielleicht nur fünf Mittel hatte, ohne Verſtand des Wahren nach bloßem Gefühl des Rechten zu regieren meinte, die Welt um ſich her verwirrte, und, von Vielen bedauert, von Manchen gehaßt, von Einigen verflucht, ſelbſt mit dem Gefühl, daß er nichts gethan habe, in die Gruft ſeiner Väter hinabſtieg.

Auch in größeren Naturen, als dieſe waren, offenbart ſich dieſes Teutſche. Sieh zwei große Namen des dreißigjährigen Krieges, Wallenſtein und Bernhard von Weimar, die als herrliche Schatten über der Kleinheit der Enkel ſchweben. Ueber dem Ungeheuren, was ihre Rieſengeiſter zeugten, ſahen ſie über die kleinen Mittel weg, wodurch die Welt behauptet wird. Ihnen begegnete im Leben, was den teutſchen Künſtlern in der Kunſt ſo häufig widerfährt. Die Bilder des Herrlichſten und Größeſten ſchwebten ihnen vor, ſie ergötzten ſich in der ſüßen Wolluſt ſie zu beſchauen, ohne an einen feſten Zweck zu denken, der in ihrem Treiben ſeyn konnte. Die Luſt des Kriegs, die Wonne des Heldenthums, das Gefühl größter Freiheit hielt ſie auf, wo kleinere Menſchen ſogleich zum Raube und zum Beſitz eilten. So ward Wallenſtein in Eger erſchlagen, als ſeine große Seele aus den Sternen vielleicht Größeres leſen wollte, als die Zeit tragen konnte; ſo umwickelte Richelieus Liſt Bernhard und alle ſeine weiten Plane und Hoffnungen mit tauſend Fäden und hatte ihn vielleicht unentrinnbar umſtrickt, als ein plötzlicher Tod, vielleicht auch daher, ſein Leben abſchnitt.

Das Höchſte und Liebenswürdigſte, was Frankreich zeigen konnte, ſind Menſchen wie Heinrich der Vierte, Türenne, Montaigne. Brennende Sinnlichkeit, Frömmigkeit, Offenheit, Groſsmuth, Galanterie und Ritterlichkeit, Liebe und Muth karakteriſiren den groſsen König. Alle Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit zu herrſchen und zu verführen, alle Naivetät und Redlichkeit ſich ungefälſcht vor jeden hinzuſtellen, alle kleine Seitenſprünge der Leidenſchaft und des Witzes dieſes leichtfertigen Volkes, alle Heftigkeit und Aufloderung zu zürnen, und alle Gutmüthigkeit und Milde zu verzeihen, alles leichte Empfangen und alles naive Geben, was hier heimiſch iſt, beſaſs dieſer gute und ſchöne König in einem vorzüglichen Grade. Richtiger Verſtand und Beſonnenheit des Augenblicks; unendliche Fähigkeit, in kurzer Zeit viel zu thun; feiner Sinn, das Bedeutende leicht und das Leichte bedeutend ausſehen zu laſſen, dieſe höchſte Kunſt des Regierens, war ihm angebohren. Wie der Franzoſe jede Minute ſein Leben hinwirft für das, was er Ehre nennt, ſo ſoll er auch ſein gröſstes und wichtigſtes Thun und ſelbſt ſeine Gedanken und Bemerkungen über ſein Thun zu ſo vielen andern liebenswürdigen Nichts hinwerfen, die ihm die Natur nur zum Spielen ſcheint verliehen zu haben. Doch wird dieſer Karakter des Königs ſchöner durch ſein Zeitalter, das noch nicht viel von Eitelkeit wuſste: ein kleineres ſollte kommen und Heinrichs kleinerer

Enkel, Ludwig der Vierzehnte, ſollte darin bedeutend ſcheinen.

Dieſe Hauptzüge franzöſiſcher Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, die der große Heinrich im Guten und Schlechten ſo glänzend an ſich trug, ſind auch in der neueſten Zeit noch an dem Volke kenntlich; ſie könnte man allein aus der reichen Quelle Voltaires, der auch ein rechter franzöſiſcher Repräſentant iſt, in tauſend Adern ableiten; ſie blieben auch unter der langen Regierung Ludwigs des Vierzehnten. Dies war ein Mann von ſeltener Stärke und Schönheit, aber von mittelmäßigen Talenten. Seine Zeit trug ihn höher, als er reichen konnte, und das Volk, welches ihn groß und herrlich machte, machte er klein und kümmerlich. Große Kräfte aller Art zeugten und entwickelten ſich unter ſeiner Regierung; Helden, Künſtler, Dichter machten durch Thaten und Werke, durch Anmuth und Feinheit des Lebens den franzöſiſchen Namen weit glänzend; ihre Kriegswiſſenſchaft, ihre Sprache, ihre Sitten und Moden, alle ihre artigen Kleinigkeiten und gefälligen Nichts, die nur ſie kleiden, gingen über ganz Europa. Das harmloſe Volk, das immer ſeine Regenten geliebt, oft ſie vergöttert hat, trug ſeine eigne Herrlichkeit auf die Perſon des Königs über — es war ja ein ſchöner, durch Adel der Geſtalt und Bewegung, durch Jugend und Stärke ausgezeichneter König — es nannte ihn den Glücklichen, den Großen, den Guten. Der König fühlte, daß er das alles, nicht ſo war, als es das Volk meinte; ſein Kopf war mit berauſcht, wie die Köpfe der andern; klein und mittelmäßig wie er war, wollte er ſich nicht ſinken laſſen, und ſuchte durch Darſtellung zu erſetzen, was der Wirklichkeit fehlte. Er war nicht leicht, nicht witzig, nicht ſprudelnd von Geiſt und Talenten, nicht voll Muth und Ritterlichkeit, nicht voll Offenheit und Ungeſtüm; es ſchien zu viel ſpaniſches Blut in ſeinen Adern zu rinnen. Was bei andern Leichtfertigkeit und Galanterie geweſen wäre, ward bei dem Ernſthaften und Feierlichen Sünde; wodurch Ludwig der Heilige, der Zwölfte, Franz der Erſte, und Heinrich der Vierte mit der Nation zuſammengehangen hatten, dadurch war er nicht mit ihr verbunden. Er war klug genug, durch Inſtinkt ſeinen Weg durch dieſe Verlegenheit zu finden. Was der Franzoſe immer geſchätzt hat, körperliche Schönheit der Darſtellung, beſaß er in einem vorzüglichen Grade, ſchrob ſie aber, um das Volk nicht an ſein Kleines kommen zu laſſen, zu einer bis dahin unbekannten Höhe hinauf. Der Ehebrecher machte Decenz zur Tugend, der Kalte machte Feierlichkeit zur Majeſtät, und ſammelte alle kleine Thorheiten und Anmuthigkeiten der Franzoſen, die dargeſtellt werden konnten, unter die Aufſicht der alten Baſe Etikette. Lange genug lebte und herrſchte er, um dies Unkraut Wurzel faſſen zu laſſen. Es war aus mit der ſchönſten Zeit der Franzoſen: was nie in eine Form gefaßt werden ſollte, hatte eine Form bekommen, und ward manierirt; das Unſchuldige war ſchuldig, das Freie frech, das Naive bewußt geworden, und dies Unheil fraß ſich tief ein in die Sitten und in die Kunſt. Man ward kleinlich und erbärmlich, ſo wie man auf Eitelkeiten eitel ward, und den flatternden Wind ordentlich in äoliſche Schläuche fing,

um

um ihn nach Regeln wehen zu laſſen. Immer war das franzöſiſche Leben wie Champagnerſchaum; will man einen langſam geitzigen Genuß davon haben, ſo trinkt man zuletzt ödes Waſſer aus dem Glaſe, das zuerſt ſchäumte. So hatte Ludwig das Leichte ſchwer und feierlich, das Liebenswürdige zierlich und verſtändig gemacht. Sein Volk hat dieſe Manipulation gefühlt, die gleich nach ſeinem Tode unter Philipp von Orleans und Ludwig dem Funfzehnten in einem nur ſcheinbaren Gegenſatze ſich offenbarte: Europa hat ſie mitgefühlt. Das merkwürdige Weſen ſeiner Läger, Hofhaltungen, Beiſchläferinnen, Beichtväter, und den Untergang des liebenswürdigen Altfranzöſiſchen unter ſeiner Regierung hat man in dieſer Hinſicht noch nicht genug gewürdigt.

Ein Bild des Spaniers. Lies das Leben des Cid in den Kroniken und in den Balladen und Romanzen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht durch die Münde der Männer gingen, durch die Länge der Jahre immer gewinnend. Was hohe Ritterlichkeit, religiöſer Enthuſiasmus, Schwärmerei für Vaterland, König, Liebe; was Frauendienſt, und was wunderbarer Heroismus, mit Wanderkraft verbunden, Schönſtes und Lieblichſtes haben, eingehüllt in den hohen Ernſt einer mächtigen Bruſt — das blüht in dieſem Lieblingskarakter des ſpaniſchen Volkes, der faſt ein mythiſcher geworden iſt; Pracht und Glanz in Worten und Thaten, unendliches Vertrauen, ſüßeſte Liebe ſchimmert mit einem goldnen Sonnenſchein über dem Ganzen. Geh dann mit Cortez nach der Havanna, und ſegle mit ihm und ſeinen fünfhundert Abentheurern nach dem feſten Lande, und begleite ihn auf ſeiner Heldenbahn. Auch das war ein ſpaniſcher Ritter, ein Mann aus dem Lande des Goldes und der Wunder, der auszog Gold und Wunder zu ſuchen. Aber es war ſchon die Zeit der Reformation; die heroiſche Begeiſterung der Ritterlichkeit ſtand auf ihrem letzten Punkt; die Allmacht chriſtlichen Wunderglaubens ſollte in einem neuen Geiſt, der in die Welt fuhr, untergehen; die Menſchen ſollten die eigene Herrlichkeit ablegen und fremden Kräften der Klugheit und Liſt dienen. Welch ein Mann dieſer Cortez! welche Hoheit und welcher Enthuſiasmus in Wort und That! wie mußten gewaltige Menſchen vor ihm erſtaunen und verſtummen! wie mußten ſelbſt tückiſche Feinde ihm gehorchen, und geitzige, feige Seelen gezwungen in den Kampf hineinſtürzen. Der Mann, der ſeine Schiffe verbrannte, als er ſeine Flüchtlinge gelandet hatte; der ſich mit den Erſten auf den blutig vertheidigten Altan in Mexiko ſchwang, um den König zu fahen; der bei dem Rückzug von Mexiko mit dem Schwerdt in der Hand durch Wellen ſchwamm und über Leichen entrann; immer begeiſtert, friſch, und fröhlich; im Glücke die Aufrührer, im Unglück die Feinde haltend — der iſt eines der herrlichſten Bilder eines Volkes, welchem ſüdliches Maaß des Lebens und Sinnes zu erhabener Schwärmerei gegeben iſt, bei welchem ſelbſt die Schlauheit und Anzettelung des feinen Kopfes, die in dieſer Zeit zu gelten anfing, nicht ſo einzeln tückiſch da ſteht, wie bei ärmeren Menſchen, ſondern nur als kleinliches Nebengerüſt in den großen Bau eines vollen Gemüthes eingefügt iſt.

Einen Engländer, den herrlichſten, welchen das Inſelvolk gebohren hat, Shakeſpeare. An ihm und an dem Kaſtilier Cervantes ſcheint die Natur alle ihre Zeugungskraft verſchwendet zu haben und ſo blühendfriſches nicht mehr ſchaffen zu können — Shakeſpeare — warum nennſt du ihn einen Engländer? Der Kaſtilier trägt hell ſeinen Himmel und ſein Volk an der Stirn; aber dieſer zauberiſche und blühende Naturgeiſt, der immer in neuen Geſtalten aus der unendlichen Lebensfülle emporſteigt und in einzelnen Schattenflügen und Lichtſtreifen alles mit den Flammenzügen einer großen Fantaſie mahlt, dieſer ſchöne und große Geiſt, der des ganzen Mittelalters Leben im Ritterlichen, Romantiſchen, und Religiöſen im Götterglanz hinſtellte, grade als es ſterben ſollte, iſt nicht Englands Geburt allein, er gehört uns Europäern allen an — Nein, nein! ſeine Herrlichkeit gehört der Natur, zu welcher er zurückgegangen iſt, aber ſein Sinn und ſeine Geſtalten ſind engliſch. Vergleiche ihn mit den Alten: er ſteht wie die neue Welt gegen der alten. In den Dramen der Alten war ſelbſt der Einzelne nur der Träger und Repräſentant eines allgemeinen Karakters; nicht des Herzens und der Begier Gewalt, ſondern des Schickſals und der Götter Gewalt ſollte offenbart werden. Bei Shakeſpeare muß der Einzelne im Einzelnen verſchwinden, und an den Wunderfäden des Gemüthes das Seil befeſtigt werden, womit der Zeus der neuen Welt die Planeten und die Menſchen zieht. Dieſen Sinn des Chriſtlichromantiſchen faßte Shakeſpeare und machte ihn in allen ſeinen Werken zu Einer großen Geſtalt.

Um dieſe herrliche Geſtalt webte er alle Wunder und Blüthen, welche der Glaube und Aberglaube des Mittelalters erzeugt hatte, friſchduftend, lebendig, und kräftig, mit einer ſolchen Friſche der Jugend und Schönheit, daß ſelbſt das Häßliche lieblich und das Ungeheure geſtaltet ward. Aber ſollte ſich der Engländer nicht zeigen? wohl, wohl — ſeid ſtolz darauf, ihr Britten! Wie klar und kräftig gezeichnet ſeine Bilder auch ſind dem, der das Luſtigbewegliche und Jugendlichrankende des Romantiſchen begreifen kann, ſo liegt doch über allem nicht bloß die holde Dämmerung, die auch der Sommermondſcheinswelt dieſes Romantiſchen angehört, ſondern eine andere, die im Norden gebohren iſt, wo auch dem klarſten Auge die Geſtalten ſich oft im Ungeheuren und Oeden verſchwimmen und wo das Gemüth in lüſterner Ueppigkeit ſo gern mit ixioniſchen Wolkengebilden ſpielt, in eigner Tiefe verſinkend, wie die alten Götter Skandinaviens und Oſſians Helden in ihren triefenden Wolken: was dem maaßvollen Griechen ein Aergerniß, dem klaren Italiäner eine Thorheit, und dem nüchternen Franzoſen eine Raſerei iſt. Bei dieſem Manne iſt die ganze nordiſche Götter- und Menſchenwelt lebendig in Einem groſſen Gewimmel, wie bei Arioſto und Cervantes die ſüdliche unſers Weltalters. Hier ſiehſt du die Berge und Thäler Schottlands und Northumberlands, die öden Haiden und Küſten Yorks und Perths; hier ſauſen die Winde und ſchlagen die Waſſer an die kahlen nebeltriefenden Hebriden; hier ſchlingen die Elfen ihre nächtlichen Reigen um die Quellen und Haine von Oxford und Derby; hier iſt das üppige Grün Altenglands mit ſeinen kronenreichen Bäumen und bunten Blumenhügeln, mit ſeinen wechſelnden Regenwolken und Sonnenſcheinen, deren Schatten über die Sommerfluren fliehen; hier iſt wieder die düſtere, naſſe, triefende, und geſtaltloſe Natur der Winter und Herbſte mit allen Zauberern und Geſpenſtern, der leichte, blühende, ſpielende Geiſt des Romantiſchen mit der finſtern Melancholie und grübelnden Tiefe des Nordens, die Ungeheuer und Seltſamkeiten aus dem innerſten Herzen herausgeſchöpft.

Auch einen Schweden: Karln den Zwölften. Haltet ihn an ſein Volk und an ſein Land, und ihr werdet den Wunderbaren begreifen; aber haltet ihn nicht mit ſeinem Gemüthe, ſondern mit ſeinem Unglück an ſeine Zeit. Ich erinnere Sie an das, was vorher über Schweden und über die Schweden geſagt worden iſt. Die gewöhnlichen Tugenden und Mängel dieſes Klimas ſind an dieſem Könige leicht zu finden, Standhaftigkeit, Herzhaftigkeit, Redlichkeit, Feſtigkeit welche Hartnäckigkeit, Geradheit welche Thorheit wird. Aber dieſer Mann, den ſeine Zeitgenoſſen anſtaunten, den ſeine Freunde und Krieger vergötterten, bei deſſen Andenken noch jetzt in jedes biedern Schweden Wimpern Thränen hängen, trug dies alles nicht mit gewöhnlichem Maaße, ſondern unter einer ſo großen Geſtalt, daß er nicht allein für die Schweden, ſondern für den ganzen Norden der ächteſte Repräſentant iſt, ein unvergängliches Bild, das erſt durch die Länge der Zeit eine Hieroglyphe werden muß, um würdig gedeutet zu werden. Mit Glück und Unglück der Nationen, mit Politik und Moral haben wir hier nichts zu thun, ſondern allein mit dem Menſchen, worin ſelbſt der Held und der König als ein Nichts vergehen muß. Karl ſtellt die hohe Tragödie des Nordens in ihrer vollſten Erhabenheit dar; es mußte ein König, und ein ſolcher König ſeyn, um zu offenbaren, wodurch das herrlichſte Gemüth hier unter einem ewigen Schickſal fallen muß. Geſtaltloſigkeit im Aeußern, Maaßloſigkeit im Innern iſt das Allgemeinſte des Nordens. Folgt man dem großen Könige nun in dem Kampf ſeines ſchickſalvollen Lebens, ſo ſieht man, wie er nicht der Tapferkeit ſeiner Feinde, nicht edlerem Muthe, nicht herrlicherer Großmuth, nicht feſterer Beſtändigkeit des Karakters; ſondern ſchwacher Biegſamkeit, ſchlauer Klugheit, feinen Geſpinſten der Liſt unterliegt: ein wahres tragiſches Weltſpiel, Tugend im Uebermaaß der Schwäche gleich. Er iſt von jenen koloſſalen Naturen, die ihre eigene Stärke nicht tragen können, ſondern von der fürchterlichen Schwere des Gemüthes niedergeworfen werden. Höchſte Treue, höchſte Gerechtigkeit, mildeſter Ernſt, im ungeheuren Maaße ſich ſelbſt übermeſſend, das Unendliche einer mächtigen Bruſt, untergehend in der Endlichkeit dieſes Weltgewühls, deſſen kleines Maaß ſie an ihr großes ſtellt. Er iſt das Ideal des Guten, welches hier unten im Kampf mit dem Böſen nie ſiegen, aber auch nie beſiegt werden kann. Er ward nicht bezwungen, er ward ermordet. Wenn man dieſe Scene, die hier immer mit dunkeln Räthſeln zugezogen wird, ſo geſchloſſen ſieht, ſteht man mit tiefer Rührung vor dem erhabenen Torſo ſtill, und ſinnt bei dem göttlichen Ebenmaaß viel, aber vergebens, über die Ergänzung ſeiner Verſtümmelung.

Wir haben geſehen, was es bedeuten ſoll, Menſchen an ihre Nation halten; wir wollen ſehen, was es heißt, Menſchen an die Zeit halten. Was heißt Zeitalter?

Die Zeit ohne den Menſchen, welcher Stunden zählt, iſt ein Unding, ſie iſt nur in ihm. Der Tunguſe hinter ſeinen Zobeln, der Hurone, der den Hirſch verfolgt, der Neuholländer und Peſcherä haben keine Zeit: ihr Leben ohne Maaß und Ziel erkennt und ſetzt auch hier noch keine Gränzen; denn was hat es, um die Zeit gleichſam an ihrer Sonnenſäule zu befeſtigen und dem Enkel wenigſtens den Wahn zu geben, daß vor ihm etwas geweſen iſt? Daß gebohren und geſtorben, gegeſſen und getrunken, bei Weibern geſchlafen und auf Jagd und Fiſchfang ausgegangen wird, geht unter im Nichts, weil es im Nichtigen iſt. Der Menſch, das Geſchöpf mit dem Kunſtinſtinkt, um ein ruhiges Maaß in die wilde Bewegung des Chaos zu bringen, muß etwas Sinnreiches und Künſtliches machen, im Empfinden und Wirken etwas darſtellen, was nicht ein Kind des blinden Gelüſtes, ſondern des herrſchenden Gemüthes iſt. So wie er den erſten Gedanken ahndet, das erſte Werk vollendet, gebiehrt er die Zeit, und rechnet an ihr die Sonnen, Monden, und Jahre mit einem andern Sinn, als der Barbar; er ſtellt ſich dann aus dem Gebiet der öden Willkühr dem Chaos gegenüber und ſpricht: ich bin die Ordnung der Welt, und die Zeit iſt mein Maaß. Mit dieſen Entwickelungen beginnt erſt ein

Volk und die Geſchichte eines Volkes. — Aber der Anfang des Zählens und Meſſens an menſchlichen Werken giebt wohl das erſte Maaß des Gedankens, das der Menſch nun unter dem Namen Zeit feſthält; aber erſt nach vielen Jahrhunderten, wohl Jahrtauſenden, tritt durch die mannigfaltige Entwickelung von dem Denken und Wirken des Kunſtgeſchöpfes ein feſtes Maaß in das Leben, als ein beſtimmtes, allgemeines Streben und Können, welches die Menſchen einer gewiſſen Zeit auszeichnet, ſo daß man ſagen kann, die Zeit iſt eine Epoche, oder ein Zeitalter geworden. Dies, und der Sinn, womit ich es geſagt habe, verſteht man, wenn man ſich erinnert, daß von keinem Zeitalter der Scythen, der Hunnen, der Mongolen, und anderer Barbaren geſprochen wird, wohl von einem Zeitalter der Aegypter, Griechen, Phönicier, Engländer, Italiäner. An den Barbaren, wenn man ja das Wort Zeitalter brauchen will, kann man nur die Zerſtörung meſſen, und die Vernichtung von Zeitaltern, die nicht mehr ſeyn ſollen; ſie ſelbſt ſtehen in keinem Zeitalter, weil ſie im ewigen Unmaaß fortſtreben, und, wenn ſie könnten, alles vertilgen mögten, woran würdigere Menſchen einſt die Zeit gemeſſen haben.

Jedes Volk, das nur zu einiger Kultur entwickelt iſt, hatte und hat ſein Zeitalter. Es gab Epochen, wo man noch kein allgemeines Zeitalter, ſondern nur beſondere zu haben ſchien. Die Zeitalter der Indier, Aegypter, Griechen, Hetruſker, mit ihren Thaten und Werken, ſcheinen ſo neben einander hinzulaufen, ohne ſich ſehr berührt zu haben. Jedes

Volk wirkte, bildete, und handelte mehr für ſich, ohne daß Fremdes ſehr eingewirkt und eingegriffen hätte; und der allgemeine Geiſt der Zeiten, der, wie der Engel Gottes über der werdenden Schöpfung, über den einzelnen Entwickelungen der ganzen Menſchheit ſchwebte, war dem Alterthum doch ſo dunkel und iſt uns ſo dunkel geblieben, daß wir ihn ſelten zeigen können. Wir kommen eitel gewöhnlich nur auf die Griechen und Römer, weil ſie unſerer Verwandſchaft ſind, und weiſen auch da oft nur kümmerlich zufällig, wie aus ihnen unſer europäiſches Leben, Wirken, und Empfinden hervorging. Dies iſt verzeihlich, denn ſo iſt es dem menſchlichen Gemüthe von Ewigkeit her vorgeſchrieben, daß nur das Vollkommene und Freie unter einem Gott zu ſtehen und von ihm geheim bewegt zu ſeyn ſcheint, da das Wilde und Barbariſche nicht mitgerechnet, ſondern als das Knechtiſche höchſtens blind mit fortgeſtoßen und als ein Theil des Zufälligen anderm Zufälligen beigeſellt wird. Auf dieſe Weiſe haben die Aſiaten jetzt freilich noch beſondere Zeiten, aber kaum beſondere Zeitalter, und durchaus keinen Geiſt des allgemeinen Zeitalters, weil ſie ſeit Jahrhunderten in Erſtarrung ſtill ſtehen. Nur wo die Europäer, die ſolches Zeitalter und eine Geſchichte zu haben ſcheinen, ſie berühren, da werden ſie mit eingeſchloſſen und gezählt, ſonſt dünken ſie uns als ein abgemachtes Ding, das ſich nicht weiter bewegen kann, faſt ohne Zeit und Geſchichte da zu ſtehen.

Wie ſehr auch Europa ſeit der Einführung des Chriſtenthums Einer Bildung und Eines Sinnes geweſen iſt, ſo iſt ſo viel wahr, daß man vor fünfhundert und ſechshundert, ja noch vor hundert Jahren, mehr von den Zeitaltern ſeiner einzelnen Nationen ſprechen durfte, als jetzt, wo die meiſten politiſch und geiſtig ſo in einander zu verfließen ſcheinen, daß von ihnen nichts Ausgezeichnetes und Beſonderes mehr übrig bleiben will. Ob dies Einen groſen europäiſchen Karakter, oder nur einen Schein deſſelben geben wird, weil alles Einzelne und ſeine Bedeutung karakterlos untergeht, wird die Zukunft die Enkel lehren. Wir ſind ſeit funfzig Jahren gewohnt viel von dem *allgemeinen Sinn der Welt*, von dem *Zeitgeiſt* zu ſprechen als von einem Unſichtbaren, das unter dem äuſſeren Gerüſt und Leibe ſich mit einer inneren Bildung und Entwickelung in dem Ganzen bewege; aber wie? wenn dies oft nur eine Täuſchung wäre, wo wir den Mangel der vollen Geſtalt und der gediegenen Kraft der Einzelnen und der Völker ſo gern unter eine höhere Allheit ſtellen, die nicht mehr groß und herrlich ſeyn läſſet, was rohere Väter erſtaunte und erſchreckte?

Es giebt alſo Zeitalter für einzelne Völker, es giebt ſolche für eine Mehrheit von Völkern, oder für die Welt, wie die Geſchichte gewöhnlich den kleinen lichten Punkt der Erde nennt, wo ſich die meiſte Bewegung und Kultur findet. Dieſemnach ſind die groſen und interpretirenden Karaktere der Geſchichte von zwei Seiten anzuſehen, *entweder in Hinſicht des kleinen oder beſonderen, oder in Hinſicht des groſen oder allgemeinen Zeitalters.*

Es war gewiß das Leben des groſen Zeitalters im

mer mit in dem kleinen; aber nicht in jeder Zeit, noch
an jedem Manne läßt es ſich zeigen: doch das kleine
Zeitalter liegt faſt immer offen da. Es giebt Epochen,
wo der Geiſt des allgemeinen Zeitalters ſo herrlich
und fürchterlich ſich erklärt, daß die Völker und die
Männer mit ihren Einzelnheiten darin untergehen
und dem Anſcheine nach gezwungen den Dienſt und
die Arbeit einer höheren Macht thun und vollenden
müſſen. Der Mann, der in ſolchem Sturm, wo die
Geſtalt aller Dinge umgekehrt erſcheint, noch als ein
beſtändiges und beſtimmtes Bild leuchten kann, iſt von
der Natur mit großem Gepräge ausgemünzt. Andere
Epochen ſind, wo die Zeit entweder in einer lang-
ſamen und ſtillen Geburt arbeitet, und alle Macht der
Dinge, alle Herrlichkeit der Karaktere mit ihr zu ru-
hen ſcheint, oder wo ſie an der Gränze des irdiſchen
Nichts ſteht, wo alles Individuelle an Völkern und
Männern ſo untergegangen iſt, daß kaum ein Bild
iſt, woran ſie erſcheinen kann. Dann iſt gewöhnlich
der Termin einer groſſen Aufräumung nahe, wo der
faule Schutt und das unnütze Gepäck einer veralte-
ten Welt weggekarret und verbrannt werden muß, da-
mit aus Aſchen und Verderben eine neue aufgrünen
könne. Der Menſch, der die groſſen Kräfte der Welt
unter die Einheit der Gottheit, als den höchſten und
letzten Repräſentanten der Dinge, ſtellt, der ſo gern
glaubt, wo ſeine einzelne Macht in dem Kampf ſo vieler
andern Mächte verſchwindet, nennt den Geiſt der Zeit
auch wohl Schickſal und Vorſehung, und kann ihn
mit Recht ſo nennen, weil er ſo wenig dazu thun
kann, daß ſolcher ſo und nicht anders geworden iſt.

Auch der mächtigſte Menſch muß ſeine Gewalt unter die höhere Gewalt der Natur, ſein kurzes Leben unter das ewige Leben einer gebildeten Menſchheit ſtellen. Was ſeine Zeit empfindet und will, was ſie Herrliches oder Scheußliches that und litt, ſchwebt als ein dunkler Schatten blutig oder lieblich über das Ganze hin; was Jahrhundert auf Jahrhundert, Jahrtauſend auf Jahrtauſend gethürmt hat, ſteht als eine lange, lange Säule, bald niederdrückend, bald zu ſich emporhebend, mit der einen Spitze hoch über das Haupt eines jeden Sterblichen ragend, und die andere unſichtbar in die tiefe Nacht der Vergangenheit hinabſenkend. Es iſt eine geiſtige unſterbliche Kraft, welche den Staub und Moder des Zufälligen und Zeitlichen im langen Zeitenlaufe abgeſchüttelt hat und nun als die verklärte Poeſie der Menſchheit die erhabene Tragödie der Dinge hoch oben in der Luft aufführt: die allgemeinſte Ahndung und Hoffnung mit allen Schrecken und Wonnen irdiſcher Weſen.

Jeder Menſch, der kleine wie der große, wird von der unſichtbaren Gewalt allgemeiner Triebe und Ideen, worin ſein Leben mit eingeſchloſſen iſt, unwiſſend fortgeſtoßen; der höchſte Schatten der vergangenen und künftigen Dinge, der rechte Schickſalsſchatten, ſchwebt als ein höherer Geiſt auch über ſeinem Haupte, und er muß ſeinen Willen thun, oder auch untergehen im Nichtigen. Glücklich iſt der Sterbliche, deſſen Leben in die ſchöne Bewegung des Volkszeitalters, oder des allgemeinen Zeitalters fällt, wo weder ein Stillſtand iſt der edleren und ſchöpferiſchen Kräfte der Welt, noch Vulkane und Erdbeben friſch ſind, damit Neues werde, das Veraltete unter Ruinen zu begraben. Man muß auf dieſen Schwung des beſonderen, oder allgemeinen Zeitalters vorzüglich merken, um das Eigene eines jeden Weſens gehörig zu würdigen. Es hat Zeiten gegeben, wo das Gröſte nur mittelmäßig, andere, wo das Mittelmäßige groß erſcheinen konnte. Die Geſchichte erzählt Herrliches von den Tugenden und Thaten Trajans und ſeiner Familie, bis auf den Tod des biedern Mark Aurels beinahe ein Jahrhundert. Aber dieſe Geſchichte hat von dieſen trefflichen Regenten kaum ein feſtes Bild aufſtellen können. Sie klingen nur als Töne des Schönen und Guten durch den hohlen Zeitenraum, der faſt nicht Zeit iſt, weil in ihm nichts werden wollte, woran die Zeit ihre Reihe rechnen konnte. Die vor gebildete Welt war in Einen groſſen knechtiſchen Klumpen ohne Kampf, Licht, und Kraft zuſammengeſunken; ein faules Geſchlecht, von Geſetzen, Sitten, und Künſten beſſerer Väter kümmerlich gehalten, wollte ohne Arbeit genieſſen und ohne Gefahr ſiegen. Den ſchönen Widerſtand und Mitkampf gleichgeſitteter Völker hatten die Römer ſich ſelbſt genommen; mit Barbaren ſchlug man ſich für nichts als ein elendes Leben: es war bloß ein Kampf um die Haut. In einer ſolchen Zeit muſten die Trajane und Antonine außerordentliche Menſchen ſeyn, um bewundert werden zu können. Ihre Tugenden konnten nichts machen, ihre Thaten ſich an nichts befeſtigen, das künftiger Unſterblichkeit ähnlich ſah; die Welt war zu ſehr im Bröckeln und Modern, als daß dieſe Trefflichen an dem Todten etwas Bleibendes ſchaffen konnten; denn Triumphbogen, Brücken, und Säulen haben auch Nerone aufgeführt, und Wütheriche gingen nach ihnen noch über die Donau und den Euphrat.

Merkwürdig iſt die Epoche vom Anfange des neunten bis zum Ausgange des elften Jahrhunderts, wo eine ſeltene Armuth an großen Dingen und Menſchen war und wo alſo das Elend und die Kümmerlichkeit, die in Einem matten Strom trübe fortſchwimmt, deſto jämmerlicher erſcheinen muß. In einer ſolchen Epoche ſcheint alle Tugend und Kraft verloren; auch das Herrlichſte, was von der Natur für Hoheit und Größe beſtimmt war, begräbt ſie mit unter der allgemeinen Nichtigkeit. Aber das iſt es hier, worauf ich hinweiſen wollte, daß kein Menſch beſſer ſeyn darf, als ſeine Zeit: was uns in jedem Zeitalter lehren ſollte, der einzelnen Eitelkeit zu vergeſſen und in der Seele der ganzen Menſchheit zu wirken, worin auch die herrlichſte Einzelnheit nur zur Unſterblichkeit mit fortgetragen werden kann. Von Karl dem Großen bis auf Hillebrand und die Kreuzzüge war ein ſcheinbarer Schlaf der Kräfte, eine langſame Kriſis zu einer neuen Entwickelung, welche Vielen völlige Schlaffheit und Nichtigkeit geſchienen hat. Die erſte Barbarenroheit war zur Schwäche abgeſchliffen, das Chriſtenthum hatte das Geſchlecht gebändigt, und zerarbeitete ſich mit ihm in vielfachem Ringen, bis es daſſelbe beleben und begeiſtern konnte. Als dieſe junge Flamme emporſchlug und hoher Glaube und Ritterlichkeit gebohren ward, waren auch plötzlich wieder Männer da, oder vielmehr, ſie ſchienen da zu ſeyn, weil eine Welt war, woran ſie erſcheinen konnten. Ich will jeden die Dinge und Menſchen dieſer Zeit betrachten laſſen; die gewöhnlichen ſind erbärmlich, die großen ohne Glanz, auch bei ihnen nichts als vergeblicher, wüſter Kampf, und zweckloſes, wildes Streben. In dem folgenden Zeitalter hieß Mancher ein Tapferer und Kühner, den man jetzt einen Faulen und Dicken nannte. Auch das Größte, was vielleicht lebte, konnte nicht bedeutend werden.

Nachher die Zeit der Kreuzzüge; der Streit um Herrſchaft und Freiheit in Italien, Hiſpanien, England, und Frankreich; der romantiſche Geiſt der Galanterie und Ritterlichkeit; Anfang der neuen europäiſchen Sprachen, des Minnegeſangs und Saitenſpiels. Es kam wieder eine Geſtalt in die Welt, ein vielfacher Kampf für Ideen, worin allein ein Menſchenleben ſich darſtellen kann. Kühne, mächtige Herzen, herrliche Männer für die That und das Werk, Prediger des Worts und Führer des Schwerdts ſtanden nun auf; es war ſo leicht und ſo luſtig, an der ſchimmernden Sonne zugleich ſich zu wärmen und durch ihre Strahlen zu leuchten. Ich habe oben ſchon Ritter geſchildert. Wer kann an den Schwarzen Prinzen, an du Gueſclin, an Saladin, an Sankt Bernhard denken, ohne daß ihm das Herz höher klopfe? aber wer ſieht auch nicht, daß dieſe alle herrlicher werden durch das herrliche Zeitalter, welches die Herzen und Leiber im ewigen heißen Kampf erhielt und ſelbſt die ſchwere Tollheit eines Richard Löwenherz, des Ajax Telamonios des Zeitalters, glorreich ſeyn ließ?

Auf dieſe Weiſe kann man großer Männer Thun und Leiden würdigen, und muß es ſo würdigen, wenn man nicht loben und tadeln will an ihnen, was man nur an ihrer Zeit loben und tadeln ſollte. So halte man Martin Luther, ſo Friederich den Zweiten an ihr Zeitalter, welches die mächtigen Menſchen ſo gewaltig an dem Wipfel zu faſſen und bis auf die unterſten Wurzeln zu bewegen ſchienen. Sie waren glücklich, und werden ewig leuchten, weil ſie die höchſte Kraft deſſelben hielten und darſtellten, während andere für Decennien blutig ſchimmern, oder mit Famas hundert Hälſen lärmen, und dann als Irrlichter verſinken. Was wird Katharinens, der großen Frau, Geſchichte künftig Herrliches zeigen, als unnütz vergeudetes Glück und zerſtörte Menſchen? Es iſt ein Treiben wilder Künſte und Kräfte, welche die Welt verwüſten, die Völker vernichten, die Zeitgenoſſen erſtaunen, und bei den Nachkommen keine feſte Spur laſſen. Das Weib war groß, aber die Zeit und die Menſchen waren klein, und nur deswegen ward ſie klein mit ihnen.

Bei dieſem Sinnen über das allgemeine Zeitalter fällt uns wohl die franzöſiſche, oder beſſer europäiſche Revolution ein, worin wir jetzt friſch ſtehen, und welche unſre Urenkel mehr erſtaunen wird, als uns ſelbſt. Seit der Reformation iſt kein ſolches Zeitalter geweſen, als das von 1775 bis jetzt. Wir ſind blind und betäubt durch das Mitleiden und Mitlärmen, und für uns ſchwebt ſein Bild noch als ein geſtaltloſer Schatten auf den Wogen des Zeitenſtroms, und ſelbſt die Hauptſpieler ſind aus denſelben noch nicht genug emporgeſtiegen, um an ihnen uns ſelbſt begreifen zu können. Ich darf Sie wohl nicht erin-

nern

nern, daß der Lärm, den ſie machen, und der feurige blutige Glanz, den ſie um ſich her ſprützen, für dieſe denkwürdige Zeit das Unbedeutendſte iſt.

Was von dem allgemeinen Zeitalter gilt in Hinſicht der Hauptſpieler, gilt auch von dem beſonderen. Glücklich iſt derjenige, der in einer ſchönen Epoche ſeines Volkes gebohren wird; ihm blüht und wächſt umſonſt, was andere durch viele Arbeit nie erreichen können; der Weg zu glorreichem Kampf und leichtem Siege iſt ihm offen; die Herrlichkeit des Volkes trägt ihn unſichtbar, während er das Volk zu tragen ſcheint. Man ſpricht oft ſo in den Tag hinein: ach! ſchade um das herrliche Volk, daß es keinen beſſeren Regenten hat! was könnte es ſeyn, wenn einer verſtände ſeine Kräfte aufzuſchütteln und zu erheben! Thorenurtheil! das Volk muß ſchon in Bewegung eines herrlichen Lebens ſeyn, wenn ſolche Männer werden ſollen. Nie hat ein einzelner Mann, wie wunderbar geiſtig und unabhängig ſeine Kraft auch ſeyn mogte, ein ganzes Volk herrlich machen können. Das Lärmen und Wetterleuchten ſolcher Meteore hat wohl die Zeitgenoſſen bethört und geblendet, aber die Enkel haben die Nichtigkeit geſehen, worin vergebliche Arbeiten ſtanden. Wie groß war Eliſabeth von England in der Glorie ihrer Männer, Helden, und Dichter! Wie leicht hatten Ferdinand, Iſabelle, Karl der Fünfte es in Hiſpanien, vor ihrer Welt zu leuchten! wie konnte ſelbſt Ludwig der Vierzehnte durch Groſſe groß ſcheinen! In ſolchen Zeiten eines Volks muß jeder Menſch mit empor, der nicht durchaus zur Erbärmlichkeit verdammt iſt. Wen der Zufall am höchſten geſtellt hat, auf deſſen Haupt fällt wie auf den Montblanc, wann den Gotthard und die Jungfrau ſchon Nacht verhüllt, ſelbſt noch der letzte Schimmer der Sonnen, die um ihn her leuchteten. Was wäre Alexander geweſen zu Themiſtokles und Cimons Zeit? Ein kleiner Bergkönig, der ſich vielleicht einige Jahre mit den Illyriern und Thraciern gerauft hätte, dann gefallen und von der Nachwelt nicht gewußt. Was wäre der große Kromwell geweſen ohne den Gott Zufall, der ihm ſo ſchönes Spiel bereitete, wo er zuerſt blind hineinging mit ſo vielen andern, dann allmälig lernte, wodurch er deſſelben Meiſter werden konnte? Unter Eliſabeth ein Betvater, und unter Georg dem Dritten ein konſtitutioneller Klubbiſt, ohne Talent der Sprache bloß durch ſeinen Hals den geringen Nachdruck der Menge vermehrend.

Achte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir ſcheinen uns bisher bloß mit dem Leibe der Welt und des Menſchen beſchäftigt zu haben, und es könnte ſogar ſcheinen, als ob wir in dem Leibe der Dinge alles fänden und durch den Leib der Dinge alles erklären wollten. Ich denke, ſelbſt wenn es ſo wäre, könnte es vielleicht etwas Thörichtes, nie aber etwas Gefährliches ſeyn. Die Zeiten der Verfolgung ſind gottlob vorbei und jener theologiſchen Angſt, wo man Gott nicht beſſer zu ehren meinte, als wenn man ihn als den Marionettenſpieler immer hinter dem Vorhange herausgucken ließ. Uns kann es nicht anders als erfreulich und tröſtend ſeyn, die Natur als ein großes, in ſich geſchloſſenes und ſich ſelbſt tragendes Ganzes zu ſehen, in deſſen unendlichen Ring auch unſer Daſeyn mit einer ewigen und wohlthätigen Nothwendigkeit mit eingefaßt iſt, und in deſſen unermeßlichem Umlauf unſre kleinen Kreiſe mitwandeln. Denn was ehrt den erhabenen Geiſt der Natur und unſerer Bruſt mehr? das ſtille Geſetz der Einfalt und Liebe, wo alle Weſen einander gegenſeitig tragen und halten? oder das prunkende Geſetz der Künſtelei, welches die Natur nirgends zeigt, ſondern welches durch Menſchenwitz in ſie hineingeklügelt iſt? Was iſt unſer, der kurzen Ephemeren, würdiger, in der langen Reihe der Dinge als das erſte Glied der großen Kette aller Erſchaffenen mitverbrüdert zu hängen, oder als abgeſchnittene, von einem ganz fremden Geſetz regierte, Tyrannen über die übrigen Weſen ausgeworfen zu ſeyn, während der große Tyrann der Tyrannen uns ſelbſt nach der eiſernen Willkühr eines unbezwinglichen Willens beherrſcht? Auf dem Wege, worauf wir wandeln, wächſt Liebe und Sympathie mit allen Lebendigen, auf ihm wächſt Vertrauen zu uns ſelbſt und zur Natur, auf ihm tiefer Glaube und heilige Begeiſterung; auf ihm endlich wächſt ein Geiſt der Geiſter, deſſen unermeßlicher Strom voll Leben, ewig in ſich ſelbſt zurückwogend, alle Dinge auf ſanften Wellen zu ihrer Beſtimmung trägt. Iſt die Kraft nicht unendlich größer, welche alles zur Einheit verbinden, alles durch Liebe tragen kann, als die, welche die Kräfte der Natur und des Menſchen entzweiet, um durch eingebildete Kunſt eingebildete Herrlichkeit zu zeigen? Nein, du großes Ein und All, du geheimnißvoll empfindbare und verſtändliche Natur! und du Erhabenſter! der alle Kräfte bewegt und ſtillt in ihr — Du haſt uns das Herz voll Sehnſucht und Liebe gegeben, du haſt uns den Kinderglauben gegeben, der zur Verwandſchaft mit allen Lebendigen ſo fröhlich hineilt, gieb uns auch in dieſem zerbrochenen Zeitalter im Leben die Würde und Kraft, dieſes Herz voll

Liebe bewahren, dieſen Kinderglauben beſtätigen zu können.

Sie wiſſen, durch welche Spiele, Andeutungen, und Aehnlichkeiten der Natur wir in den vorigen Stunden gegangen ſind. Sie werden nicht ſagen, daß wir frech behauptet und kühn abgeſprochen haben; wir haben nur gelauſcht, geahndet, gewinkt, und mit dem Maaße unſers Glaubens das gemeſſen, wozu kein irdiſcher Verſtand das Maaß hat. So wie in dem unſchuldigen Kinde die ganze Unſchuld und Würde unſers Geſchlechts gleich der Blume in der ſchwellenden Knoſpe liegt, ſo wie ſelbſt der edelſte Menſch zu der Schönheit und Heiligkeit des zweiten, dritten Lebensjahres nichts hinzufügen kann, aber wohl viel von ihnen nehmen, ſo können wir durch alle Klugheit und Grübelei nichts gewinnen, als zu begreifen, wie wenig wir können; glücklich, wenn wir durch alles Lernen den goldenen Spruch der platoniſchen Akademie behalten: *das weiß ich allein, daß ich nichts weiß.* Wenn alle Uebungen des Verſtandes, alle Gelehrſamkeit uns nur endlich dies große Reſultat ſicher geben, ſo haben wir unendlich gewonnen; denn uns iſt der Weg möglich zurück zur erſten Einfalt, zur ſchönen Kindheit unſers Herzens. Dann können wir hoffen, wirklich etwas zu erkennen, weil die Götter nur Kinderſeelen ihre tiefen Geheimniſſe offenbaren. Nur wer fromm und einfältig iſt, mag Wahrheit vernehmen, der Schlechte und Eitle, wie ſcharf ſein Witz, wie klüftig ſein Verſtand ſei, wird immer an Außendingen hängen bleiben. Wenn der Menſch erkennen könnte wie Gott, ſo würde er die Dinge im Ganzen ſehen, wie ſie ſind. Wir ſind kurzſichtig und können nur Theile überſehen. Deswegen müſſen wir die Dinge, die wir erkennen wollen, zerſpalten und theilen. Wehe uns aber, wenn wir dabei auf den Gedanken kommen, daß im Zerſtückeln und Auflöſen alle Erkenntniß liege, daß wir nur durch Zertheilen der Theile bis auf ihre kleinſten Sonnenſtäubchen zu dem Weſen der Dinge durchdringen! Das iſt leider des Menſchen gewöhnliches Schickſal. Weil der Kurzſichtige das Ganze nur in Theilen ſieht, meint er ſo leicht, daß in dem Kleinſten das Ganze entdeckt werden könne. Er iſt aber Gott ähnlich und ſoll die Dinge in Gottähnlichkeit ſehen, d. h. immer das Aug auf das Ganze hin, immer von dem Erkennen des Theiles zu dem Glauben des Ganzen; denn nur durch einen tiefen Glauben haben alle große Entdecker und Erfinder ihr kleines Erkennen ergänzt. Dieſem Geſetz folgend, wollen wir die Welt, wollen wir uns ſelbſt, oder das kleine Bild der großen Welt, immer ganz behalten und ganz betrachten. Wie da anfangs auch manches dunkel und nur in Ahndung und Wahn vor uns ſtehe, was die klügeren und feineren Köpfe ſchon als ihr Wiſſen ausrufen, wir laſſen uns nicht irren, gehen geduldig und demüthig auf unſerm Wege des Glaubens fort, und warten der Stunde, wo unſer Herz und die Offenbarung des Lebens uns die Aufklärung geben werden, die der Witz und die Offenbarung der Klügelei nie geben können.

In dieſem Sinn, m. H., habe ich mich und die Welt betrachtet, in dieſem nun ſchon ſeit Jahren zu Ihnen geredet, in dieſem die Unterhaltungen dieſer Stunden getrieben. Ich weiß wohl, was unſrer Gebrechlichkeit noth iſt und warum wir ſo oft das Einzelne einzeln anſehen müſſen, aber ich habe auch nach allem Irren und Umhertappen gelernt, daß es die gröſte Sünde iſt, das Einzelngeſehene als einzelnſeiend zu glauben. Mit dieſem Ueberſprunge menſchlicher Eitelkeit, die alles begreifen und erklären mögte, beginnt der Todtſchlag der ſchönen lebendigen Natur, jene Verſtandesverwirrung, die mit Satan in die Finſterniß hinabſtürzt, weil ſie ſich Gott gleich ſtellen wollte. Es iſt wahr, es iſt nur Ein Leben und Eine Kraft, die durch die ganze Natur geht, Ein göttlicher Athem, der alle Pulſe bewegt; aber wir Schwache ſehen Kräfte, wir ſehen die Dinge einzeln und geſchieden in ihren Wirkungen und Erſcheinungen: weil wir nur durch *Unterſchiede* begreifen, müſſen wir *ſcheiden*. Das Geſetz welches uns an die Erde bindet, und das, welches uns zum Himmel zieht; das Geſetz, welches über uns in Wolken donnert, und das, welches in unſrer eignen Bruſt ſich regt, ſind urſprünglich gewiß Eins. Aber wir ſind Sterbliche, und ſprechen von Leib und Seele, von dem Geſetze in unſerm Gemüthe und dem Geſetze in unſern Gliedern, die mit einander ſtreiten; wir ſprechen von unſerm Willen und Gewiſſen, und von dem Willen und Rathſchluß der Verſehung als von ganz verſchiedenen Dingen; weil wir meiſtens nur nach einander ſehen und begreifen können, ſo ſetzen wir die Dinge gern nach einander, wohl gar außer einander. Aber ſollen wir alles ſehen und begreifen? ſollen wir es ſo ſehen und begreifen wollen, als wir uns anmaaßen? nicht lieber wie die

Kindlein, die in Liebe und Wonne nach dem Sonnenſtrahl und der Blume, nach dem Abendroth und dem Morgenroth greifen, und die Welt beſſer verſtehen und Gott reiner erkennen, als wir? Sie kennen, was ich hier andeute; Sie wiſſen, wie unſre Schwäche, theils thörigt theils nothwendig, ſich zu helfen geſucht hat; Sie wiſſen, wie unſeres Verſtandes Herrlichkeit und Thorheit in Theologen, Kosmogonen, Moralphiloſophen ſich ſpiegelt, wie tapfer und rüſtig gearbeitet worden iſt, alle Kräfte zu theilen, zu ſchichten, zu trennen, und wieder zuſammenzulegen. Auf dieſem Wege, wo ſo viele Tapfere umgekommen ſind und wenige geſiegt haben, iſt der Glaube, welchen der menſchliche Ernſt auf ihm zu befeſtigen ſuchte, oft völliger Unglaube, faſt immer völliges Unglück geworden. Denn was iſt unglücklicher, als den ſchönen Beſitz des Ganzen verlieren und im Einzelnen ſich einen ſichern Beſitz träumen, der es nicht iſt? Sie wiſſen, wie in dieſer Spaltung alles Lebens und ſeiner Kräfte die Unterſucher ſich auf grade entgegengeſetzte Seiten verlaufen haben. Die einen ſahen in den Dingen und ihrer Bewegung nichts als Geiſt und Allmacht des Geiſtes; die andern nichts als Leib und Mechanismus des Leibes, den ſie vom Zufall aufſtellen und aufziehen ließen. Weil die Letzten als freche Spötter durch leibliche Macht alles halten und bewegen wollten, ſo ergrimmten die andern Geiſtigen auf den armen unſchuldigen Leib der Natur, zogen Gott als den höchſten Repräſentanten alles Geiſtes mit in das Spiel dieſes lächerlichen Streites, und ſahen es als einen Frevel an, von irdiſcher und leiblicher Gewalt in den Dingen zu ſprechen.

Sie ſehen, m. H., wohin ich will, nemlich zu uns zurück, um uns durch fremdes Misverſtändniß das Verſtändniß zu erleichtern. Ich ſchien nemlich nur leiblich und von dem Leibe der Welt geſprochen zu haben. Ich würde aber untröſtlich ſeyn, wenn in dieſem Scheine nicht ein Ernſt läge, der eine unendliche Kluft läßt zwiſchen mir und jenen leiblichen Maſchiniſten der Welt, die ich eben nannte; und wenn von dieſem Ernſt nicht ein höherer Schatten des Daſeyns ſelbſt auf das fiele, was wir mit Recht nur als ein indifferentes Spiel des Lebens haben vorüberſpielen laſſen. Ich meine, ſo ſind wir Menſchen gemacht, daß, wenn Leib und Geiſt auch ganz verſchiedene Dinge ſind, wir doch den Geiſt nur an dem Leibe, das Weſen nur an der Geſtalt erkennen ſollen. Denn es iſt mit der Philoſophie wie mit der Kunſt. Maaßet die Kunſt ſich an, für die klare Geſtalt uns unbeſtimmte allegoriſche Schatten derſelben — d. h. Bilder in Bildern — zu geben, ſo verliert ſie Maaß und Ordnung, und mit ihnen Schönheit und Wahrheit. Maaßet die Philoſophie ſich an, das Leben der Leiber immer außer den Leibern zu betrachten, ſo vergißt ſie das erſte Bedürfniß, die heiligſte Nothwendigkeit, wodurch alles verbunden iſt, und klügelt und deutelt weder für Geiſter noch für Leiber. Sie wiſſen, ich habe bei unſern Unterredungen Eintheilungen und Trennungen gemacht, weil unſer Zuſtand es ſo will. Wie gern hätte ich das Ganze immer ganz dargeſtellt, wenn dies uns möglich wäre! Ich habe aber immer darauf hingewieſen, daß Sie ſich die Einheit da denken ſollten, wo wir nur die Vielheit nach einander ſehen konnten. Bis jetzt haben wir den Menſchen angeſehen, wie er abhängig unter einem nothwendigen Naturgeſetze ſteht; wir haben verſucht, die Sicherheit und Heiligkeit, die in dieſer Abhängigkeit liegt, an ihren Vorzügen und ihren Mängeln zu offenbaren, und in dieſer Gewalt der Natur zugleich ihre Majeſtät zu zeigen. Wir kommen nun auf das andere Geſetz, wodurch der Menſch ſich ſelbſt anzugehören und von der Natur frei zu werden ſcheint, auf das Gewicht, das in der geiſtigen und göttlichen Kraft des Menſchen liegt, von der Natur und ihrem Zwange ſich unabhängig zu machen.

Hier, wo wir anfangen die geiſtige Kraft des Menſchen der Natur gegenüber zu ſtellen, müſſen wir uns, ehe wir weiter gehen, ein wenig über die Worte verſtändigen. Man ſpricht z. B. von dem Menſchen, der ſich ein Haus zu bauen, ein Feuer auf dem Herd anzuzünden, durch eine Brücke über den Strom, durch ein Schiff zu dem Isländer und Neuſeeländer zu gehen weiß, der dem Hunger durch den Pflug, der Kälte durch das Kleid entrinnt, er ſei frei von Naturgewalt. Eben ſo klingt es von dem, welchen der Donner des Himmels nicht erſchreckt, welcher bei der Sonnenfinſterniß nicht vor dem jüngſten Tage zittert, bei der Erſcheinung eines Kometen nicht Krieg oder Tod eines Mächtigen erwartet, welcher keinen Geſpenſtern in der Nacht, keinem Teufel in ſeinem Gewiſſen begegnet. Der Mann, den Feſſeln nicht erſchrecken, der vor dem Tode, dem Hunger, ja ſelbſt dem größten Unglück nicht zittert, der alles Irdiſche und Abhängige unter die Füße tritt, und ſchon hier unten mit Geiſtern eine faſt körperloſe

Gemeinſchaft eingeht, heißt uns frei von der Natur, ja wohl über der Natur. — Man meint hier mit dem Worte Natur offenbar ganz verſchiedene Dinge. — Bei den erſten iſt Natur bezwingen nichts anders, als die rohe Herrſchaft der Elemente bezwingen: bei den zweiten, ſich durch Kenntniſſe von den leeren Schrecken der Naturphänomene befreien; bei den dritten, durch innere Kraft ſich gleichſam über alle Natur und alles Leben erheben und alles für nichts halten, was nicht in ihnen ſelbſt iſt. — So weit nimmt der Menſch das Wort Natur, daß er endlich darunter alles meint, was auſſer dem Menſchengeiſt lebt und wirkt, ja ſogar die Kräfte in ihm darunter meint, die dunkel und regellos gleichſam anarchiſcher und chaotiſcher in ihm ſelbſt ſich noch regen und die der Stolze als ihm fremd zu der dicken Maſſe der Dinge ausſtößt. Einem ſolchen iſt dann der Begriff Natur zugleich ein Begriff von Unordnung und Verwirrung. Sie ſehen ſchon aus dieſen Beiſpielen, wie ſchwer es ſeyn würde, das Wort Natur unter einem einzigen erſchöpfenden Begriff zu faſſen. Wir können bei dieſer Betrachtung, da wir die geiſtige Kraft als etwas für ſich beſtehendes der Natur gegenüber ſtellen, unter Natur im weiteſten Sinn nichts anders verſtehen als die ganze Summe von Kräften außer dem Geiſte des Menſchen, worauf dieſer Geiſt wirken kann. Im engeren Sinn aber iſt Natur, wie wir in unſeren vorigen Geſprächen ſie meiſtens nahmen, die beſtimmte Eigenſchaft dieſer Kräfte in den verſchiedenen Zuſtänden, Zeiten, und Klimaten der Erde. Unter Geiſt verſtehen wir hier nicht bloß die denkende und ſchöpferiſche Kraft des Menſchen im Allgemeinen, wodurch er ſich Herr der Dinge und Begebenheiten dünkt, ſie einrichtet, lenket, verändert; ſondern wir verſtehen darunter auch alles in ihm, was aus dieſer Kraft zunächſt entſprungen iſt und wodurch ſie in dem Wechſel der Geſchlechter ſich erhält, erweitert, und befeſtigt, als da ſind Sitten, Geſetze, Religionen, Erfindungen, Wiſſenſchaften ꝛc.

Wir mögen ſtolz ſeyn können auf die Herrſchaft, die wir über die rohe Gewalt der Elemente gewonnen haben; wir mögen ſtolz ſeyn auf andere Befreiungen, die wir nicht gewonnen, ſondern ſelbſtmächtig genommen haben, und vielleicht nicht hätten nehmen ſollen. Wenn wir auf die Anfänge irdiſcher und menſchlicher Dinge zurückgehen, und ahnden wollen, wie geworden iſt, was jetzt iſt, ſo begegnen uns nur Schatten und Dämmerungen, und der vermeſſene Stolz muß ſich der Demuth beſcheiden. Wie war die Erde, wie war der Menſch in ſeinen Anfängen? wie haben ſie ſich an einander und durch einander entwickelt, wie wir ſie nun ſehen? wie, durch welches Wunder oder durch welchen Gott, ward die Kunſt der Gedanken, die blitzende Geiſtigkeit, die wir jetzt ſehen? Ja, Wunder, nichts als Wunder begegnen uns, ſobald wir tiefer erforſchen wollen, was da iſt, und was wir gewöhnlich nur ſo gedankenlos hinnehmen, als wäre es nie da geweſen. Welche war die Gewalt, die Sprache und Schrift lehrte, die zum Pfluge zwang, die Sicherheit in Arbeit glücklicher zeigte, als Unſicherheit in Faulheit? Dieſe Fragen, die man gewöhnlich ſo leicht auflöſt, haben manchen Männern, und nicht den kurzſichtigſten und abergläubiſcheſten, ſo ſchwer gedäucht, daß ſie Gott — Gott ſelbſt, nicht ſeinen Prometheus, oder Hermes, oder Orpheus — zum Entwilderer und Bezwinger der erſten Roheit gemacht haben. Denn ſieh dich um, wie ſchwer und widerſtrebend geht der Menſch an die erſte Bildung und Geiſtesübung! wie lange und wie hartnäckig zieht er das freie und rauhe Elend dem abhängigen und gebildeten Glücke vor! Iſt alles durch Zwang und Reitz äußerer Umſtände, d. h. durch natürliche Menſchenkraft und Menſchenentwickelung, geworden, welche unermeßliche Reihen von Jahrtauſenden müſſen unſere Gedanken zurücklaufen von Newton und Galilei bis zu dem erwachſenen Kinde, das den erſten Apfel auf der Erde pflückte!

Man kömmt hiebei — denn das Denken kann man einmal nicht laſſen — auf allerlei Betrachtungen, die wieder Neues zu denken geben. Wir kennen die Natur, oder — was hier faſt daſſelbe iſt — die Erde nicht mehr, wie ſie war in ihrem Anfange, ſo ſehr hat der Menſch und ſein waltender Geiſt ſie verändert, der Veränderungen zu ſchweigen, welche die höchſte Gewalt, deren Lebenspuls wir nie ausfühlen können, mit dem Ablauf von Myriaden Jahren in das ganze Weltſyſtem gebracht hat. Nur aus einigen Aehnlichkeiten und Winken des Gegenwärtigen können wir auf das Längſtvergangene zurückſchließen; aus dem, was hie und da noch täglich im Kleinen geſchieht, können wir errathen, was einſt allenthalben im Großen geſchah. Abgemacht iſt es durch die Geſchichten aller Zeiten und Länder, abgemacht durch die Erfahrungen, die wir von den entlegenſten und jüngſten Ländern Aſiens, Auſtraliens, und Amerikas haben, daß der Menſch und die Erde ſich erſt für einander machen, daß die Erde humaniſirt werden muß wie der Menſch, und daß es in der Bildung und Einrichtung beider ſicher einen gewiſſen Punkt giebt, wo man die Gränze ſetzen und die ſchrecklichen Worte ſchreiben ſollte: bis hieher und nicht weiter! Der Menſch iſt der große Verwalter, der gebietende Herr, der Verſchönerer und Verwilderer, der Verbeſſerer und Zerſtörer der Erde. Leider ſind unſre Kenntniſſe der Elemente und Beſtandtheile der Erde und unſer ſelbſt nur noch kleine Räthſelauflöſungen; wir wiſſen wohl, unter welchem Himmel, in welcher Luft, in welcher Lage die glücklichſten Menſchen wohnen, aber wir wiſſen nicht, wodurch dieſer Himmel, dieſe Lage, und alles, was zu ihnen gehört, grade auf dieſe und auf keine andere Weiſe auf den Menſchen wirken, noch wie die verſchiedenen Modifikationen des Klimas, und ſein durch Natur Feſtes wie ſein durch den Menſchen Gemachtes, die Verſchiedenheiten der Geſtalten, Triebe, Anlagen hervorbringen. Wenn wir dies erſt begreifen, oder wenn wir es je begreifen können, werden wir das Maaß haben, worin wir uns mit der äußeren Natur halten müſſen; wir werden nicht mehr willkührlich und verſuchend freveln können, ſondern geiſtig gehorſam dienen, ſo weit wir müſſen.

Wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß der Adam und die Eva unſers Geſchlechts in dem glücklichſten Theil der Erde ausgeſetzt wurden, weil ſie ſonſt gleich umgekommen wären, ſo kann man doch nach aller

Erfahrung und Naturbeobachtung annehmen, daß die Erde anfangs viel inhumaner war, als jetzt, d. h. ungeſchickter, ſtarke, lebendige, glückliche Menſchen zu erzeugen und zu erhalten. Denn wie ſieht ſie jetzt aus, wenn ihr der Menſch fehlt? oder welche Geſtalt nimmt ſie wieder an, nachdem ſie ſchon human geweſen iſt? Die rohe Gewalt der Elemente treibt ſogleich alles zur Wildheit zurück — unabſehliche Wälder, Sümpfe, Moräſte, ſteckende Seen, naſſe Sommer, lange Winter, Nebel, Dünſte, Seuchen; kurz, Bild der Einöde und Land für Raubthiere und Ungeziefer: alles in die überfließende Ueppigkeit der Vegetation, nichts in die Kraft der Geſtalt übergehend. Es iſt Wahrheit, was die Fabel von Ungeheuern und Schlangen erzählt, die vertilgt werden mußten, damit der Menſch Raum hätte auf der Erde. Der Herkules der Fabel wird ein wahrer Herkules. Wahrſcheinlich gab es in den älteſten Zeiten Ungeheuer, deren gleichen nun nicht mehr auf Erden ſind: Behemoths und Leviathan, wogegen der Rieſe der Thierwelt, der Elefant, ein Zwerg iſt. Es gab einſt Schlangen in Teutſchland und Gallien, wie jetzt am Miſſiſippi und Oronoko, oder wie die vor einigen Jahren auf Jamaika in einem Sumpfe, die man nur mit Kanonenſchüſſen tödten konnte. Jene wäſſerigen Dünſte, jene üppigen, von Giften und Säften ſchwellenden, Pflanzen und Blumen ſind vor dem Menſchen verſchwunden, und die Ungeheuer mit ihnen. So wie der Menſch auch dem Leibe nach das edelſte, gewandteſte, ſtärkſte aller Geſchöpfe iſt, welches nach dem Verhältniß ſeiner Größe und ſeines Kraftaufwandes die größte

Ausdruck und Gewandheit beſitzt, und obgleich er faſt in allen Klimaten der Erde leben kann, ſo iſt die vollkommenſte Organiſation in ihm gewiß auch die feinſte und veränderlichſte, und Luft, Licht, Speiſe, Jahrszeit muß ihm erſt bereitet werden, ehe er das glückliche und vollendete Weſen werden kann, wie wir ihn in einigen Ländern jetzt ſehen. So viel iſt gewiß, daß die rohe Natur ſelbſt in den glücklichſten Klimaten, die faſt alle andern Naturdinge größer und gewaltiger erzeugt, als die humaniſirte nachher kann, nicht den trefflichſten Menſchen hervorbringt. So wie er ſelbſt alles durch ſich werden muß, was die andern Lebendigen ſchon von Natur ſind, ſo ſcheint auch die Erde erſt für ihn bereitet werden zu müſſen. Geh nur mit mir nach Amerika, ſchau umher, und melde mir, was du ſieheſt. Wandre umher von Charlestown bis nach Quebeck, von Kalifornien bis Chili: ein ſchönes, reiches, fruchtbares, küſten- und ſtromreiches Land, das alles hervorzubringen ſcheint, was das Bedürfniß und die Freude nur begehren können. Aber wie iſt der Menſch, wie ſind die edleren Thiere, deren Bau dem menſchlichen näher ſteht? Alles träger, ſeelenloſer, feiger, ſchwächer, als in den alten Welttheilen. Wo iſt die ſtille Energie des Engländers, der kühne Stolz des Spaniers, das leichte Blut des Franzoſen hier geblieben? Alles mehr oder minder entartet vom Mutterlande. Amerika, und andere neu erfundene und wenig bewohnte Länder, die ihm ähnlich ſind, ſcheinen gleichſam eine Nachgeburt der Erde zu ſeyn, die erſt nach einem Ablauf von Jahrtauſenden die Luft, das Licht, die Säfte

und

und Kräfte zeugen werden, welche ihre verſchiedenen Klimate den ihnen entſprechenden in den alten Welttheilen gleich machen müſſen. Denn noch hat der Menſch die erſte, rohe Uebergewalt der Natur nicht bezwungen; die überfließenden Sümpfe, die Wälder ohne Licht, die Ströme ohne Fluß, der Schlamm ohne Kern ſind noch immer mehr geſchickt für die Erzeugung von Pflanzen und Ungeziefer, als für die der edleren und ſelbſtthätigen Geſchöpfe. Obgleich hier in dem gebildeten und kunſtreichen Europäer der Geiſt ſogleich mit dem Leibe zu ringen begann, ſo hat er doch in drei Jahrhanderten kaum die erſten Elemente bezwingen können. Ich wette, nach tauſend Jahren werden ſich am Delaware und Paraguay ſchon ganz andere Menſchen nähren, als die jetzigen.

Man wird hiebei von ſelbſt auf einen Gedanken geführt, der vielleicht zur Erklärung von etwas bisher Unerklärtem hinweiſt, der Frage nemlich: wie entſtanden die verſchiedenen Menſchenraſſen? Denn daß verſchiedene Menſchenraſſen ſind, wie verſchiedene Hunderaſſen, iſt abgemacht; abgemacht ſcheint es auch, daß jetzt keine neue mehr entſtehen, wie ſehr die verſchiedenen Klimate, worin man den Menſchen verſetzt, ihn auch verändern und umgeſtalten mögen. Denn ſo ſehr ſcheint die Erde humaniſirt; ſo ſehr ſcheint der Geiſt, der einmal in dem Menſchen iſt, ſich gegen rohe Gewalt zu vertheidigen; ſo ſehr ſcheint die verſchiedene Geſtalt des Menſchen in ihren Hauptformen beſtimmt. Der Menſch, als er zuerſt auf die Erde ausgeſetzt wurde, war nichts anderes als ein erwachſenes Kind mit bloß leiblichen Bedürfniſſen, mit bloß leiblicher Noth, auf das Erſte, die Erhaltung des Lebens und die Fortpflanzung des Geſchlechts, hingewieſen, und nach der Stillung dieſer heißeſten Bedürfniſſe in einem ohnmächtigen Traum hintreibend. Wie viele Jahrtauſende vergingen in dieſem Traumleben, wo bloß empfunden, gelitten, und gefürchtet, und mit wirklichen oder eingebildeten Nöthen und Schrecken thieriſch geſtritten ward, ehe der erſte Lichtſtrahl des Gedankens, die erſte Dämmerung der Menſchheit aus der todten Leimengeſtalt prometheiſch hervorſchoß! In dieſer Zeit iſt das entſtanden, was man Raſſen oder Menſchenſtämme nennt. Die Natur prägte nun gewiſſe Typen unauslöſchlich auf, deren Stempel durch alle geiſtige Gegenwirkungen und Veränderungen ſpäterer Zeiten bei den verſchiedenen Nationen nimmer ganz hat ausgelöſcht werden können. Nun entſtand der Tatar, der Mongole, der Neger, der Indier, der Samojede, deren Urform trotz aller beſonderen Einwirkungen der verſchiedenen Klimate ſelbſt bei verpflanzten Abſtämmlingen auch jetzt immer noch ſichtbar iſt. Auch heute noch wirken Himmel und Erde, Waſſer und Luft, Thiere und Pflanzen, Thäler und Berge verſchieden auf den Menſchen, wie in früherer Zeit: ich habe Ihnen davon Proben genug gewieſen. Auch jetzt noch wirkt das ſchöne und glückliche Klima verſchönend, beſeelend, ermuthigend; das häßliche und unglückliche entſtellend, entſeelend, erſchlaffend auf den Menſchen. Aber ſo frei können ſie nicht mehr wirken, als in der früheſten Zeit. Ich will ſuchen dies näher zu erklären, ſo weit das Geheime ſich erklären läßt.

Die rohe, ungebildete Natur, noch von keiner geiſtigen Kraft verändert, eingerichtet, und gezügelt, ergreift den jungen wehrloſen Menſchen, und drückt ihm unwiderſtehlich das Gepräge auf, wovon ſeine Nachkommen noch in den ſpäteſten Geſchlechtern die Spuren tragen ſollen; ſie kann frei wirken im Guten und im Schlechten, im Schönen und im Häßlichen, denn nichts wirkt neben ihr oder wirkt ihr wohl gar entgegen. Kein Vorurtheil, keine Sitte, kein Gebrauch der Bequemlichkeit, der Mode, und Aefferei, wodurch das ſchöne Gottesbild Menſch in der ſpäteren Geſellſchaft ſo ſehr entſtellt werden ſollte, wehrt dem glücklichen Himmel von Mingrelien, Kaſchemir, Samarkand, das blühende und fröhliche Bild ſeines Lebens der Geſtalt des Menſchen aufzudrücken. Hier erwuchs das ſchöne, leichte, ſtarke Geſchlecht, das man wohl mit dem allgemeinen Namen Celten (auch wohl Tataren *) genannt hat: durch Wuchs, Stärke, Hoheit, Leichtigkeit, und Schönheit vor allen ihren Brüdern ausgezeichnet. Nördlich über ihnen, in den Gegenden Sibiriens und der Mongolei, wo in öder, trauriger Einförmigkeit kalte Winde über die kahlen Steppen und die waldloſe Bergfläche ſtreichen; wo die Ströme ſchmutzig, die Quellen ſalzig und harzig,

---

*) Die Tataren, und die zu ihnen gehörenden Völkerſchaften waren und ſind ein eben ſo ſchöner Menſchenſchlag, als die Mongolen oder Kalmücken, ihre Nachbarn, mit welchen man ſie ſo oft unter eine Aufſchrift ſtellt, ein häßlicher ſind. Was man jetzt mit einem weiten Namen Tatar nennt, ſind allenfalls wahrſcheinlich Celten.

die ganze Natur ſtarr und reitzlos; wo in der weiten Wüſte die fantaſtiſchen Fantaſiekinder, Greifen und Drachen, hauſen — da entſtand ein kleines, zuſammengedrücktes, unedles Volk, die Mongolen, die auch Mantſchen und Kalmücken heißen: arm, niedrig, gedrückt, und geitzig wie die Natur, mit häßlicher Gebehrde und unholden Trieben, an die gemeinen Gelüſte gebunden, ohne Stolz, ohne Hoheit, ohne Herrſcherantlitz und Herrſcherſinn, mit geſchloſſenem Auge, niedriger Stirn, verſpringendem Maul, ſtruppigem Haar, faſt bartloſem Kinn, unſtätem Gange, kurz mit allen Gebehrden der Knechte — Andern der neugebohrnen Adamiten ging es noch unglücklicher; Zufall oder Gefahr trieb ſie zu den äußerſten Enden der Erde hinauf, zu den Eisbären, Seelöwen, Rennthieren, wo die Natur in Schnee und Eis erſtarrt, die Vegetation aufhört, und das Blut ſtockt. Die leicht bildbare, weiche Maſſe ward hier von der unüberwindlichen Noth und dem Zorn des eiſernen Himmels gefaßt, die hohe Geſtalt ward verkrüppelt, der hohe Sinn eingeengt, jeder Gedanke des Lichts, jeder Schimmer der Freude erloſch hier auf ewig: es warden verkümmerte Zwerge, Samojeden, Lappen, Eskimos. — Nicht viel glücklicher gerieth ein anderer Haufe in das Land, wo die Sonne ſcheitelrecht über den Köpfen ſteht und die in Fülle überfließende Natur faſt eben die Erſcheinungen hervorbringt, als die in Mangel ſterbende. Unter dieſem glühenden Himmel iſt alles Gleichmaaß aufgehoben; eine unbezwingliche Nothwendigkeit befiehlt; die Triebe und der Leib ſind eher fertig, als der Wille und der Geiſt;

das furchtbare Bild der Einförmigkeit in Fülle hält wie der verſteinende Meduſenſchild jede Freude ſklaviſch feſt, und der Menſch, der Unglückliche, der ſeine Triebe nicht bändigen kann, der in ſeinen Leidenſchaften von Faulheit zur Begier und von Begier zur Faulheit wechſelt, wird von innen und außen ein Knecht.

So konnte die Natur auf das Ohnmächtige und Wehrloſe wirken, und ſo wirkte ſie wahrſcheinlich auf daſſelbe; ſo wurden die eingepflanzten Triebe, die ausgeprägten Geſtalten Urbilder auch der ſpäteren Geſchlechter, welche durch Kraft oder Schwäche, durch Adel oder Unadel, durch Schönheit oder Häßlichkeit das Siegel des Urſprungs an ſich tragen. Was ungehemmte Gewalt und blinde Willkühr der Natur zuerſt beſtimmte, zeugte ſich künftig von ſelbſt weiter fort. Man begreift dies, wenn man bedenkt, was menſchliche Willkühr ſelbſt in den geheimen Zeugungen der Natur vermag. Einem Volke dünken ſpitze Hinterköpfe und hohe ſpitze Stirnen eine Schönheit: es falzt die weichen Schädel der Neugebohrnen zwiſchen Bretter, damit ſie ſchmal und ſpitz wachſen; ein anderes will wie der Paradiesvogel faſt ohne Füße ſeyn, um ſchön zu ſcheinen: es ſchnürt die Füße ſeiner Kinder eng ein — ſiehe das Wunder! zuletzt bedarf es weder der Kopf- noch der Fußgerüſte, die Spitzköpfe und Paradiesvogelfüße kommen von ſelbſt, und arten von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Der Menſch haut ſeinem Hunde ſo lange den Schwanz ab, bis ſchwanzloſe Hunde gebohren werden. Sie kennen die Geſchichte von dem Schalk Jakob mit ſeinen Schaafen und weißen und bunten Stäben. Ich könnte Ihnen mit mehreren ſolchen Geſchichten dienen, wenn es ihrer bedürfte. Ich hörte einmal einen Mann erzählen, ein Entchen, das ein Huhn zur Amme und Hebamme gehabt und im Hühnerſtall ſeine Kindheit verlebt hatte, habe verſucht zu krähen." Iſt es nicht wörtlich wahr, ſo iſt es doch wahr.

Aber wenn auf dieſe Art Raſſen entſtanden, wenn nicht verſchiedene Menſchenſtämme urſprünglich auf die Erde geſetzt wurden, ſondern von Einem Stamm die verſchiedenen Abarten ausgingen, warum ſehen wir nicht gleiche oder wenigſtens ähnliche Bildungen und Umbildungen auch noch heute? Ich ſage, wir ſehen darum nicht gleiche, weil der Natur der willkührliche Deſpotismus genommen iſt, weil eine Gegenkraft in die Welt getreten iſt, welche Geiſt heißt, und welche nicht allein der Natur widerſtehen, ſondern ſie ſogar beherrſchen will. Dazu rechne man, daß die Natur ſelbſt nicht mehr iſt, was ſie einſt war, daß ſie von dem Menſchen verändert, bezwungen, gemildert, humaniſirt iſt: wir dürfen ſagen, ohne zu myſtiſiren, ſie iſt nicht nur vom Geiſt verändert und beherrſcht, ſondern ſie ſcheint ſogar den Sinn eines Geiſtes angenommen zu haben, der ihr zu wirken verbietet, wie ſie in jenen grauen Zeiten wirkte, als allen Dingen die erſten Geſtalten gegeben wurden. Denn ſollte jetzt geſchehen, was vielleicht wer weiß vor wie vielen Jahrtauſenden geſchehen iſt; ſollten jetzt noch neue Raſſen werden, ſo müßte nicht bloß der Menſch, ſondern auch die Natur völlig zurückfallen zu jenem Zuſtande der Willkühr und Ohnmacht, worin wir ſie vormals uns vorſtellen müſſen. Alſo gleiche Bildungen und Umbildungen, wie damals geſchahen, können wir jetzt nicht mehr zu ſehen bekommen, aber ähnliche Bildungen und Umbildungen ſehen wir alle Tage, wenn wir anders ſehen wollen.

Schon in dem Obigen ſind davon Beweiſe genug gegeben, ich weiſe Sie aber zum Ueberfluß noch auf Einiges hin. Wahr iſt es allerdings, der Karakter und die Geſtalt der Raſſe vertheidigt ſich lange und eigenſinnig gegen Natur und Kunſt, und will durch keinen andern Himmel, der auch einen andern Geiſt bringt und fordert, ganz vertilgt werden. Es beweiſt Dies theils den Eigenſinn und die Feſtigkeit der inneren und äußeren Form des Menſchen, die in den Zeugungen von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich hartnäckig behaupten, theils die Uebermacht jener geiſtigen Kraft, die in Sitten und Einrichtungen der verſchiedenen Völkerarten liegt. Laß z. B. Chineſen landen in Brittannien für Sachſen, laß eine moskowitiſche Kolonie Island beſetzen für Normänner, laß Neger oder Araber die alten Staaten von Athen und Sparta gründen, wir würden in jeder Hinſicht andere Erſcheinungen ſehen, als jetzt. Obgleich jeder Sterbliche mehr oder weniger an das Klima ſeinen Zoll entrichten muß, ſo iſt doch ein gewiſſer Grad, bis auf welchen er in ſeinem Guten und Böſen, ſeinem Häßlichen und Schönen ſich behaupten kann. Freilich auch hier giebt es große Unterſchiede. In den gemäßigten und glücklichen Klimaten, wo die Natur ſelbſt ſich freier und mäßiger bewegt, kann auch der Menſch die Freiheit und das Maaß durch Selbſtkraft am unabhängigſten behaupten, und durch Sitte und Geſetz der Natur widerſtehen. Ganz anders aber verhält es ſich in jenen Ländern, wo die Natur ſelbſt das Bild von Unmaaß und Knechtſchaft zeigt. Zwar werden keine Neger, keine Eskimos, keine Peſcheräs mehr, wie älteſtens; aber es werden nach mehreren Geſchlechtern geſchwindere und auffallendere Annäherungen zu den Unvollkommenheiten dieſer Unglücklichen, es werden bald, was man Ausartungen nennen kann. Selbſt das Alte würde hier bald werden, man würde neugemachte Samojeden und Neger ſehen mit völligem Karakter der Raſſe, wenn man wehrloſe Menſchen ohne geiſtige Hülfsmittel und Kräfte in die Klimate dieſer ſchlecht organiſirten Völker ſetzte. Sieh indeſſen den Ruſſen auf Kamtſchatka, den Dänen auf Grönland, den Engländer auf Jamaika, den Holländer in Batavia, den Portugiſen in Goa, wie ſehr iſt hier die Natur des Geiſtes Herrin geworden! — Wollen Sie daran denken, wie Natur und Menſch zugleich verfallen, ach! leider iſt die Geſchichte nur zu reich an Beiſpielen davon. Gehen Sie nach Athen, noch webt der alte Himmel über dem Lande, aber die Erde iſt verwildert und verhäßlicht, wie das Gewimmel und die Herrlichkeit des Menſchen ſich verloren hat; gehen Sie nach Sicilien, und ſuchen mir Agrigent und Syracuſä? Wo ſind ihre ſtolzen Bürger, wo ſind ihre freien Männer? wo ihre Mauren, Tempel, Flotten? wo die ſchönen Fluren, die von Menſchen wimmelten? Die ganze Inſel hat jetzt kaum ſo viele Knechte, elende, feige, banditiſche Knechte, als das Gebiet einer einzigen Stadt im Umfange von zwanzig bis dreiſſig Meilen vormals Bürger hatte. Selbſt die Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur iſt vermindert, ſo wie der freie und glückliche Menſch ſeine Schöpferhand von ihr abgezogen hat. Gehen Sie von da nach dem Helleſpont, vom Helleſpont nach der Tiber; gehen Sie von Tacitus Germanen und ihrem Lande zu den jetzigen, von den Macedoniern Alexanders zu den Albaneſen, und ſo fort durch die lange Reihe der Geſchichte — und Räthſel und Erſtaunen werden Ihnen genug begegnen. Und doch, wenn man dieſe Anſichten über die ganze Natur ausdehnen könnte; wenn man an der Blume und an der Pflanze, an dem edlen Roſſe und dem häßlichen Affen, an dem ſchlauen Fuchs und dem dummen Bock alle Verſchiedenheiten, Veränderungen, Verwilderungen und Entwilderungen der Klimate, Welttheile, und Länder zeigen könnte; wenn man zeigen könnte, was der Menſch, der zweite Dämiurg, allenthalben in die Natur gebracht und aus ihr genommen hat, wie ſie mit allen ihren zahlloſen Kindern und Geſtalten unter der Hand ihres Bildners und Bearbeiters ausſieht, und wie ganz anders ſie hinter den Fußſtapfen des ſie und ſich verlaſſenden Menſchen liegt; wenn man dann vergleichen, wägen, berechnen könnte, wie die Elemente, wie die geiſtige Kraft des Menſchen gegen und in einander zu der verſchiedenen Geſtaltung und Modificirung der Dinge wirkten, und wie dieſe Bilder der Dinge das Bild des Menſchen wieder mit geſtalten, verändern, verhäßlichen, und verſchönen — o welch ein heiliges Zuſammenband aller Weſen, welch eine Panharmonie ſelbſt in unendlichen Disharmonien würden wir gewahr werden, alles Eines Urſprungs, Eines Lebens, Eines Zieles! wie groß und herrlich würde dann die Natur uns erſcheinen, wie geheim und wie göttlich, alles durch eigne Kräfte vollendend und ſich ſelbſt durch eigne Kräfte tragend!

Wir kommen jetzt dem großen Punkte näher: was wir verſtehen unter der geiſtigen Kraft, wodurch der Menſch ſich von dem Naturzwange befreien ſoll. Man könnte ſie nennen des Menſchen Sitte und des Menſchen Kunſt im weiteſten Sinn, wenn dieſe nicht ſchon in einem zu engen Sinn angenommen wären. Wir nennen ſie mit Einem Worte Geiſt, worunter wir alle ſelbſtthätigen und ſchöpferiſchen Kräfte des Menſchen verſtehen, die mannigfaltige Gewalt, welche in Sitten, Geſetzen, Religionen, Wiſſenſchaften, Künſten, Erfindungen liegt, ſich ſelbſt und die Natur einzurichten und zu gebrauchen. Sie wiſſen, ich liebe die atheiſtiſche und kalte Scheidung und Abſchichtung der Dinge nicht, worin wir Teutſche ſo ſtark ſind — der mühſeligſte und dürftigſte Weg zur Wahrheit. Ich mag nicht gern auseinanderſetzen noch entgegenſetzen, was im Leben und Wirken nur Eins iſt. Deswegen könnte es ſcheinen, weil man durch den Leib nur darſtellen kann, als glaubte ich nicht an die Gewalt und Herrlichkeit des Geiſtes, wie jene zerſchneidende Anatomen der Dinge. Ich will dieſen Schein mit Einem Worte vernichten, und bekennen, daß auch mir der Geiſt das Mächtigſte, Höchſte, Göttlichſte iſt von allen Kräften, welche ich ahnde: die einzige lichte Himmelsleiter, wodurch ich zu den Göttern aufſteige, welche ich glaube. Wir hier nennen uns Proteſtanten; aber wiſſen Sie, was das heißt? Das heißt, wir nehmen uns die Anſprüche heraus, und legen uns die Pflicht auf, die geiſtigſten, iedealiſcheſten Menſchen zu ſeyn. Unſre Väter wurden Proteſtanten geſcholten, weil ſie proteſtirten, das Heilige und Feine in der dicken, irdiſchen Geſtalt der feiſten Hierarchie herumtragen zu laſſen; weil ſie proteſtirten, menſchlichen Satzungen zu dienen da, wo allein der himmliſche Glaube befreien kann. Wir nennen uns Lutheraner; wiſſen Sie, was das heißt? Das ſoll heißen Kinder des Lichts. Luther, heiliger Name, wie oft biſt du genannt, aber wie wenig biſt du erkannt! Noch immer ſteht dein kühner Geiſt Jahrhunderte höher, als deine Jünger ihn haben tragen können. Denn welche kalte und verſtändige, aber ach! oft eben ſo geiſtloſe als leibloſe Lehre haben ſie dir nachgebildet! In drei Jahrhunderten haben ſie dem Himmelsadler noch nicht nachfliegen können. Wie hat man deine Lehren von der Gnade, von der Strafe, von dem ſtreitenden Willen der Verſehung und der Menſchenbruſt troſtlos und kümmerlich gedeutelt! Ja es iſt wahr, man hat nur den Vorderſatz des großen Mannes verſtanden, aber den Nachſatz weder verſtehen können noch verſtehen wollen. Luther ſtieg tief hinab in des Menſchen Gemüth und in das Bedürfniß deſſelben; er fand in ihm eine Kraft, die alles hinabzieht, eine Kraft, die alles emporzieht; er fand eine dritte Kraft in der Welt über ihm, die endlich alles zu ſich ziehen und tragen ſoll, und die dieſe

Menſchenkraft wunderbar geheim durchſchneidet und durchſpielt: ſo entwickelte er die Lehre von der Erbſünde, der Heiligung, dem Willen. Eine ſolche Erhabenheit und Geiſtigkeit entdeckte er in dem Chriſtenthum, daß ſie dem Menſchen durch eigne, leibliche Kraft ewig unerreichbar bleibe. Er ſetzte die Schwäche und das Verderben der menſchlichen Natur am tiefſten, um die Hoheit und Majeſtät derſelben am höchſten zu ſetzen. Hier unten iſt keine Rettung durch die gewöhnlichen Mittel, ſelbſt durch gewöhnliche Rechtlichkeit und Treue iſt keine: ſie können die Schmerzen und Sehnſuchten des menſchlichen Herzens nur beruhigen, ſtillen, einwiegen; nie können ſie dieſes Herz erheben, begeiſtern, vergöttern. Denn ſo hoch ſtrahlt das erhabenſte Bild der Reinheit und Hoheit über allem menſchlichen Maaße, daß die irdiſche That es nimmer erreichen, ja ihm nur nahen mag. Aber es giebt eine Befreiung und Erlöſung, wodurch ich dem Erhabenſten ähnlich werde, der in mir in dem Dunkel meiner Bruſt, über mir in dem Dunkel der Wolken thront. Dieſe Erlöſung wird mir in dem innigen Glauben, in der geiſtigen Liebe, in der ſeligen Begeiſterung der Idee, wodurch ich im Feuermeer der Gottheit mit Geiſtern und Engeln bade. Da ſinkt alle Schwäche darnieder, da werden alle Fehler ausgelöſcht, alle Sünden erlöſt: ich werde Gott ähnlich, ich erkenne ihn, wenn ich ihn liebe und glaube, wie er iſt. Dieſen Weg ſoll das Menſchengeſchlecht durch das Chriſtenthum gehen, dahin ſoll ſelbſt des Einfältigſten Glaube geleitet, dadurch des Gedankenloſeſten Herz entzündet werden:

und unſer himmliſches Jeruſalem wird dann ſchon hier auf Erden beginnen. So bin ich Proteſtant; ſo nenne ich mich mit Stolz und Wonne nach dem großen Unſterblichen; ſo bin ich, wie der Apoſtel ſagt, des Geſchlechts Gottes. Zu dieſer heiligen Sublimation, zu dieſer freien Liebe, zu dieſer gläubigen Sehnſucht nach dem Heiligſten und Höchſten kann mich nur der Geiſt des Chriſtenthums erheben, kann mich nur der immer kühner wachſende, der immer heller leuchtende Geiſt der ganzen Menſchheit mit forttragen. In dieſem Geiſte ſehe ich die Natur und den Menſchen, ſehe ich die Länder und die Völker, ſehe ich die Erde und den Himmel endlich in Einem großen gleichen Streben nach Einem großen Ziele. Und ich, der ſo durch Geiſt lebe, athme, und bin, ich ſollte nicht das Höchſte und Menſchlichſte finden in allem, was Geiſt ähnlich ſieht?

Nein, meine Freunde, euch rufe ich auf zum Zeugniß und zur That. Nur durch Geiſt kann dieſe Zeit gerettet werden und alle künftige Zeit: das iſt mein feſter Glaube. Ihr ſehet, wohin die Schwäche kriecht, wohin die Faulheit flieht, wohin der Despotismus weiſet – zum blinden Glauben und zum blinden Geſetz. Traurig ſehen wir zu viele Beiſpiele der Feigheit, der Ehrvergeſſenheit und Gottvergeſſenheit, d. h. der *Geiſtloſigkeit*. Ihr ſeid diejenigen, die hinter uns in die Bahn treten, die hinter uns die Welt tragen ſollen, ihr athmet noch friſch in der Luſt und dem Muth der Jugend, euch mögte ich aufregen, euch entzünden, euch mit den heiligen Flammen anblaſen, die den Enkeln allein Rettung, Freiheit, Glorie bringen können. O möchten wir als ächte Chriſten, als ächte Proteſtanten und Lutheraner wirken, leben, und ſterben! ein anderes, ein ſchöneres Gewimmel edler Kräfte und edler Thaten, als wir jezt ſehen, ſollte ſich regen in dem Vaterlande Hermanns und Luthers. Ich hoffe dieſe Zeit, und übergebe Ihnen meine Hoffnungen, auch wenn ich früher dahin bin, als ihre Vollendung kömmt. Damit Sie aber noch mehr und ruhiger begreifen, was ich unter geiſtiger Gewalt verſtehe, führe ich Ihnen noch einige Beiſpiele an.

Das Kleinſte in den Dingen iſt das Größte, das Einfältigſte das Bedeutendſte, das Gemeine das Erſte. So hat eine weiſe Natur von Anbeginn alles eingerichtet. Dieſes Kleinſte, Einfältigſte, Gemeine unſers geſellſchaftlichen und gebildeten Lebens allein würde die reichſten und vollgültigſten Belege enthalten der unendlichen Einflüſſe und Wirkungen des Geiſtes, wenn das Verſtändniß deſſen, was täglich erſcheint, nicht grade dadurch trübe würde, daß es uns täglich erſcheint, denn dieſes Kleine und Alltägliche, was uns faſt nichts dünkt, weil wir es durch die langen Vorarbeiten unſrer Väter ſo leicht und gleichſam von ſelbſt beſitzen, zeichnet die ſcharfe Gränze zwiſchen uns und der ganzen übrigen lebendigen Weſenmenge. Dieſe erhält ſich durch Inſtinkt, der Menſch durch Geiſt. Wie unſcheinbar und doch wie ehrwürdig iſt das Viele, was wir unter die weiten Ueberſchriften Gebrauch und Sitte werfen. Daß das Haus da ſtehe, daß der Herd, der Stall, der Garten ſeine abgetheilten Geſinde und Geſchäfte hat; daß die Uhr ſchlägt, und der Menſch aufſteht oder ruhet von ſeiner Arbeit; daß der eine winkt, und der andere ſpringt, der eine befiehlt, und der andere gehorcht, der eine das Geld, und der andere die Arbeit giebt; daß der Mann die Wiege rührt, und das Weib den Webſtuhl — wie naturlich, leicht, und klar ſcheint dies alles! und wie künſtlich, ſchwer, und verworren iſt es einſt geweſen! Ich ſehe den Pflug im Felde gehen, ein Mühlenrad rundlaufen, den Donner von der Kanone aufblitzen — welche Vorzüge, welche Kräfte, welche Erfindungen des Menſchen, alle durch Geiſt geſchaffen und durch Geiſt erhalten! Gehe ich dann tiefer ein in die Sitte, ſelbſt in das, was der ſpöttelnde und unwiſſende Aberwitz ſo gern Aberglauben und Wahn nennt, wie ſicher, wie groß, wie ehrwürdig erſcheint mir da der Menſch, aus innigem Triebe alles ſetzend, ordnend, erhaltend, durch heilige Tugend gehorchend und dienend, durch frommen Glauben tröſtend, hoffend, Leben hier wegwerfend und Leben verlängernd über das Leben hinaus! und dieſe menſchlichen Herrlichkeiten und Künſte wirkend bis in das Kleinſte ſeiner Gewohnheiten hinab. Halte ich dann alle dieſe zahlloſen kleinen Künſte und Fertigkeiten an die Natur, und ſehe, wie der Menſch ſie allmälig mit tauſend Fäden umſpinnt, und ſo ihre Allgewalt feſſelt; wie ſie ihm gehorchen muß, ja wie ſie ſelbſt erſcheinen muß, als nähme ſie mitfühlend eine Ahndung an, einen Schatten ſeines Geiſtes — wo ſoll ich hinfliehen, daß mir nicht allenthalben und in allen Dingen ein tieferer Sinn begegne, als welchen die flachen Maſchiniſten in ihrer Zufallswelt finden? — Und dann das Höhere — das Geſetz, welches den Bürger ſchützt; das Regiment, welches den allgemeinen Willen zu Einer Kraft verbindet; die Religion, welche den Himmel öffnet und die ſchwere Erde wie einen Federball in die Welt der Götter und Geiſter hinaufſchnellt; die Philoſophie, welche die Wunder der Natur erklärt und ſelbſt die Gewalt der Elemente dienſtbar macht. Hier verſtumme ich, und bete den Geiſt an, der mich den Geiſt verſtehen lehrt.

Neunte Vorleſung.

Meine Herren.

Wir fahren auch heute in unſern geſtrigen Unterhaltungen fert, die Herrſchaft des Geiſtes über den Leib, über die Elemente, kurz über alles Zufällige, und ſelbſt über das meiſte Nothwendige zu zeigen. Es erſcheint uns kein Menſch mehr, der ſich dieſer Kraft nicht ſchon bewußt wäre: von dem Wilden am Miſſiſippi und Orellana bis zum üppigſten Weichling und leichteſten Zierling von Paris und London wirkt dieſe Gewalt — Der Hurone wird von ſeinem Feinde gefangen, er weiß das Schickſal, das ſeiner wartet, kalt und ruhig blickt er es an: er hat beſchloſſen, ſeine Männerwürde und Menſchenwürde zu behaupten und den Leib nicht ſiegen zu laſſen. Die Martern ſollen beginnen, während ſein Feind ihn zwickt oder verſtümmelt, ſingt er ein Trotzlied oder Siegeslied, verflucht und verſpottet ihn, beweiſt ihm, daß er in Martern ein Stümper iſt, und lehrt ihn ſelbſt neue Verfeinerungen der Grauſamkeit: ſo ſtirbt er unter den Händen ſeines Henkers, ohne daß ein Laut des Schmerzes oder der Verzweiflung über ſeine Lippen geht. — Epaminondas hat den verderblichen Pfeil, Nelſon die Todeskugel empfangen, ſie fühlen den Tod und den Schmerz, aber das ſtolze Herz ſieht noch zu der Glorie des Lebens gewandt, der Gedanke hält die fliehende Seele auf: Vaterland, Sieg, Unſterblichkeit werfen die letzten lächelnden Sonnenſchimmer der Freude auf die Sterbenden, und fröhlich ſehen ſie ihr Leben ausrinnen. — Selbſt an dem Schlechteſten erſcheint noch das Herrliche. Der Tiger brüllt, das Krokodill krümmt ſich, ſelbſt die übermüthigſte Grauſamkeit heult um Erbarmen, wann der Tod nahet; aber der Menſch? Sieh den Banditen ſterben, ſieh dem Meuchelmörder alle Gerüſte des Todes vorführen, deren Fantaſieſchrecken tauſendmal ärger ſind, als der Tod ſelbſt; ſieh dieſe Elenden, ohne Schutz, ohne Theilnahme, einſam und ungeliebt in der weiten Welt der Weſen, welche ſie als Ungeheuer ausſtoßen will, in dem Spiegel aller Geſichter nur Verachtung, Abſcheu, oder höchſtens mit Grauſen gemiſchtes Mitleid leſend. Sie haben beſchloſſen, zu endigen, wie ſie gelebt haben, der Weichheit menſchlicher Natur keine Thräne, dem Schmerz keinen Seufzer zu geben; unter den fürchterlichſten Qualen halten ſie Wort, und unwillkührlich bewundert die Menge eine Gewalt, vor welcher ſie zittert. So können dieſe bloß durch den Vorſatz, was edlen Menſchen, durch die höchſte Idee und göttlichſten Triebe geſtärkt, oft ſchwer geworden iſt. Wollen Sie die Allgewalt der Idee weiter ſehen, ſowohl der kranken als der geſunden Idee? Von unzähligen Beiſpielen nur Einiges, zum Beweiſe, was in Sitten, Geſetzen, Religionen liegt, und welche Kraft auch der ſchlechteſte und geiſtloſeſte Menſch hat, ſein Gemüth auf einen feſten Punkt zu richten, es zu einem erſtaunlichen Grade zu erheben und zu entflammen, und auf dieſem Grade es zu behaupten, und ſogar in Verrücktheit zu offenbaren, wie groß die Majeſtät des Geiſtes iſt.

Leſen Sie nur die Anfänge des Chriſtenthums, in deſſen Erſcheinungen tiefſte Weisheit und Narrheit ſo gewaltig mit einander ringen; leſen Sie, was die Beſchreiber des Orients uns von Fakirn und Bonzen erzählen — welche Ungeheuer! welche Unnatur! und doch welche Ehrwürdigkeit in ihrem Urſprunge! — Ich ſehe die Eremiten Aegyptens und Syriens mit allen ihren eingebildeten Entbehrungen und Entſagungen hartnäckig und oft ſelig in einem Entſchluß beharren, der alle ſüßeſten Triebe menſchlicher Natur zerknirſcht, alle ſüßeſten Bedürfniſſe verleugnet, allen Freuden des Lebens entſagt, um ein Leben zu gewinnen, das nur wie ein trübes Lichtfünkchen aus der Ferne dämmert. Aber der Glaube macht die Gewißheit, und ſo wird das Künftige beſſer, als das Gegenwärtige. Simon Stylites (Säulenmann) in Syrien — wer kann dem heiligen Narren ſeine Bewunderung verſagen? Er wird Einſiedler, entſagt der Welt und allen ihren Lockungen, und weiht ſich dem Himmel und ſeinen Betrachtungen. Eine Stumpfſäule von vierzig bis ſechszig Fuß Höhe wird der Thron ſeiner Heiligkeit und der ganze irdiſche Umkreis ſeines künftigen Lebens. Auf dieſer Säule ſteht er unter bloßem Himmel, der Regen näßt, der Wind durchweht, die Sonne ſticht, Schnee und Hagel geiſſeln ihn; er ſteht und ſteht, die Arme in Gebeten, das brünſtige Aug in Betrachtungen zu dem Himmel gehoben, der über ihn hinrollt. Er gehört der Erde nicht mehr an, die unter ihm liegt; er ſieht ſie nur die Augenblicke, wo er das Brod und Waſſer und die getrockneten Früchte hinaufzieht, womit der Eifer der Frommen ihn ernährt. So ſteht er drei Decennien auf ſeiner Säule, bis Alter und Zeit den ausgedörrten und vergeiſtigten Leib völlig zerſchlagen. Der wunderbare Mann thut Wunder nach ſeinem Tode, und die Gläubigen reißen ſich um die Fetzen der Lumpen, die einſt ſeinen Leib bedeckten. — Bruno von Cöln aus einem edlen Stamm, dem alle Güter, Genüſſe, Ehren der Welt zu Gebote geſtanden hätten, wird von der Idee ergriffen, daß es Sünde ſei, in Freude und Ueberfluß leben und der Erde genießen wollen, da der Herr der Welt in Hunger und Durſt, in Mangel und Quaal gewandelt habe, um das gefallene Geſchlecht wieder zum Heil zu erheben. Von Stund an verläßt er alles, wodurch er mit der Erde zuſammenhängt, und thut das Gelübde, fern von allen Freuden, von aller Menſchengemeinſchaft nur dem Himmel zu leben; er flieht in die Wüſte der Alpen, und baut ſeine Karthauſe. In der Geſellſchaft der Gleichgeſinnten, die er ſeiner Regel unterwirft, ſoll ſelbſt keine Gemeinſchaft ſeyn, als die der Gebete. Nur bei Metten und Pſalmen ſollen ſeine Geſellen gewahr werden, daß es noch Menſchenſtimmen giebt: ſonſt iſt alles ſtumm, einſam, abgeſchieden. Mit Bußen und Geißelungen, mit Gebeten und Thränen ſollen ſie die lange, ach! die zu ſchmerzlich lange Zeit des Lebens ausſpinnen, einſam eſſen, einſam wohnen, ſtumm an einander vorbeigehen, ohne der ſüßeſten aller Empfindungen, des Klanges der Sprache, zu genieſſen. Und ſolcher Karthauſen ſtiegen nach Bruno in allen Ländern des Chriſtenthums auf, und wurden mit Menſchen bevölkert. — Ein Benediktiner in Venedig leidet an der Steinplage, er geht hin ſich ſchneiden zu laſſen. Man will ihn binden, er weigert ſich; man will ihn halten, er weigert ſich auch deſſen, ſagend, ſeine Heiligen werden ihm ſchon beiſtehen. Er läßt ſich entkleiden, ſtreckt ſich hin auf den Martertiſch, nimmt ein Krucifix, drückt es an ſeinen Mund, bedeckt es mit tauſend brünſtigen Küſſen, und blickt mit den verzückten Augen nach oben, als ſähe er alle Geiſter der Seligen aus den Wolken ſich auf ihn hinabneigen. So hält er, ohne ein Glied zu zucken, ohne die Miene zu verſchieſſen, die ſchmerzlichſte Operation aus, und fragt, als ſie ſchon geendigt iſt, ob man nicht bald ordentlich anfangen wolle. — Hier liegt ein Fakir im Staube unter der brennenden Sonne, oder er dreht ſich halb nackt im Schnee um: ſo liegt er Jahre lang in ſelbſtgemachter Quaal. Ein anderer verſtümmelt ſich, ſchneidet ſich Wunden, zerbricht ſich Zehen und Finger, und reiſſet den Schmerz immer wieder auf, wenn die wohlthätige Natur ihn heilen will. Ein dritter übt ſich viele Jahre in Verdrehungen und weiß mit ſeinen Knochen zu ſpielen, als ob es Bindfäden wären; durch die quaalvolleſten Stellungen, die geſtaltloſeſten Zuſammenrollungen und Verunſtaltungen des Leibes will er in die Glorie der Heiligen eingehen. Ein vierter ſtreckt ſeinen Arm ſo lange in einerlei Stellung aus, bis er erſteift und nimmer wieder zurück kann; er liegt ſo lange unbeweglich auf einem Knie, bis es für alle Zeiten ſo feſt ſteht; er hält ſeine Finger ſo lange auf die flache Hand gekrümmt, bis die Nägel jenſeits herauswachſen. Du Wandrer, der ſie trifft, lache oder weine über ſie, aber geſtehe, daß die erhabenen Narren dir Ehrfurcht einflößen. Sei es Inbrunſt des Glaubens, ſei es wirkliche Begeiſterung, oder lügende Eitelkeit — immer iſt die wirkende Kraft dieſelbe. Dieſe ſchon nennt die Menge Narren, ſie ſind es vielleicht; aber die faule Menge ſtämpelt jedes hohe Vermögen, jedes kühne Wollen und geſchwinde Vollbringen, welches das Maaß des Gemeinen überfliegt, gar zu gern zu Narrheit. Aber ſelbſt die wirklichen Narren, die man an Ketten legen und in Tollhäuſer einſperren muß, gehören hieher. Bei einigen iſt das herrliche Uhrwerk der Vernunft ganz zerſchlagen, ſie werden Beſtien, und müſſen als ſolche behandelt werden; aber bei den meiſten iſt dies Uhrwerk nur verrückt und aus dem Gleichgewicht getrieben, ſo daß einige Kräfte die Bewegung der ganzen Maſchine an ſich reißen und die andern alſo untergehen müſſen. Welche intereſſante und rührende Beiſpiele begegnen uns hier! Bei dieſen, von welchen man ſpricht, ſie haben die Vernunft verloren, grade bei dieſen, im Unmaaß und Uebermaaß, zeigt ſich die ganze Herrlichkeit der Vernunft. Sich ſelbſt, die ganze Welt, alles Leben vergeſſend, wie ſchwelgen viele von ihnen Jahre lang in der überſchwänglichen Wonne einer feſten Idee, die wie ein leuchtender

Stern der Seligkeit vor ihren ſehnenden Blicken ſieht, und das Leben, von welchem man glauben ſollte, dieſe ewige Reibung und Erſchütterung der Maſchine werde es in wenigen Jahren zerſprengen, mit immer friſchen Flammen anzündet! Und man hat ſolche Unglückliche, oder Glückliche zum Theil ein halbes Jahrhundert in einem Zuſtande des Ueberſprunges und der Entzückung geſehen, alles entbehrend, Kleider, Wärme, Reinlichkeit, kaum der Nahrung und faſt keines Schlafes genießend. Ich ſah 1799 in Bicètre bei Paris einen irländiſchen Geiſtlichen, einen Greis von ſiebenzig Jahren, der ſchon fünf und dreißig Jahre in einerlei Stellung auf ſeinem Bette lag, ein Krucifix an ſeine Bruſt gedrückt und die Augen in Verzückung nach oben gerichtet. Er aß faſt nicht, ſchlief nie mehr als zwei Stunden die Nacht, ſprach kein Wort, aber winkte wenn man an ſein Bett trat, freundlich nach oben, wie der abgeſchiedene Geiſt eines Frommen. Was war die Speiſe, die das Leben dieſes heiligen Verrückten erhielt, wenn es nicht Geiſt war?

Und die geiſtige Gewalt in Geſetz, Sitte, und Wahn? Da erinnern wir uns an das Heilige, was den Menſchen und das Thier unterſcheidet. Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, was in den kleinſten und alltäglichen Einrichtungen und Erſcheinungen des Menſchenlebens liegt: was als Beiſpiel nicht glänzen kann, iſt faſt immer mehr als alles Beiſpiel. Wenn Brutus ſeinem Sohn den Kopf abſchlägt, Scävola ſeine Hand in das Kohlenbecken hält, Decius Mus mit der Siegesfahne ſich in den freiwilligen Tod ſtürzt, Timoleon ſeinen Bruder erſticht, Jephta ſeine Tochter opfert — wo iſt der Menſch, der die Gewalt des Entſchluſſes und des Wahnes nicht ehre? Als es ein Brandmal war, ohne Wunden und Waffen aus dem Streit zurückzukommen, da lagen in Germanien Römerheere den Adlern zum Raube, und die heiligen Thäler und Berge bewohnte ein freies Volk. Willſt du ſehen, was Geſetz und Meinung thun, geh von Athen nach Rom, von Rom nach Sparta, von Sparta nach Heliopolis, von Heliopolis nach Karthago, und ſiehe die verſchiedenen Bürger. Die Sparterin, der man erzählte, neun ihrer Söhne ſeien in einer Schlacht gefallen, freute ſich in ihren Thränen: ich hatte ſie dazu gebohren, ſprach ſie; als man ihr meldete, der zehnte und letzte lebe, aber er ſei als Flüchtling ohne Waffen heimgekommen, da raufte ſie ſich die Haare aus und war untröſtlich, daß ihr noch ein Kind übrig war. Geh zum Eurotas, und ſiehe die Knaben geiſſeln an dem Altar der blutigen Artemis; ſiehe die Diebesbuben, die ſich von dem Raube unter ihren Kleidern eher zerreiſſen laſſen, als daß ſie einen feigen Laut des Schmerzes ausſtießen: ſie fallen ohne Klage hin, die Meinung macht ſchon Kinder zu Helden. Geh zum Ganges, und ſieh die Wittwe des Brachmanen der Leiche des geliebten Mannes folgen; ſie will für Ehre ſterben, ſie kann in Schande nicht leben. Der Rogus iſt gethürmt, wie zu einem fröhlichen Feſte wandelt ſie daher im Feiergewande, mit Kränzen und Perlen geſchmückt, mit Salben und Wohlgerüchen begoſſen, im vollen Glanz der Jugend und Schönheit, als ginge ſie des Lebens ſüßeſte Luſt zu genieſſen, da ſie doch auf ewig von dem Leben ſcheiden will. Ruhig, mit heiterer Miene beſteigt ſie den Rogus, Cymbeln und Trommeln ſchallen, letzte Stimmen der Freunde, Jubelhymnen klingen darein, die Flammen wirbeln auf, und ihre Seele fliegt aus den Aſchen zu den Göttern empor. — Selbſt an dem Lächerlichſten kann man ſehen, wie viel mehr das Geiſtige auf den Menſchen wirkt, als das Leibliche. Unſere Etikette, unſere Moden, unſre albernen Artigkeiten und peinvollen Anſtändigkeiten, kurz das ganze kleine Geräth, ich mögte ſagen, das kleine Geklapper und Geflitter des alltäglichen Lebens, mit welcher unerbittlichen Strenge beherrſcht es uns! Wie Mancher und wie Manche quält ſich in einer Sache Tage lang mit Unnatürlichem! mit Natürlichem könnte ſie in einer Sekunde vollendet werden; aber der Anſtand verbietet es. Man iſt lieber unwiſſend als unmodiſch, lieber laſterhaft als lächerlich, lieber unglücklich mit Konvenienz, als glücklich mit Natur. Der Duc d'Antin verzweifelt, weil er die Knieſchnallen verkehrt geſetzt hat; Racine ſtirbt, weil Ludwig der Vierzehnte ihn ſchief anſieht; Philipp der Vierte von Spanien verbrennt, weil ein König die glühende Kohle nicht eigenhändig vom Schooß nehmen darf. So geht es von oben herab bis zu des Schneiders Werkſtätte und der Trödlerin Putztiſch.

Alſo der Geiſt wirkt, geſtaltet, verändert, beherrſcht alles, und iſt die erſte und letzte Kraft, woran alle Dinge hängen. Wie ſchwer, wie langſam er auch in dem rohen Menſchen entwickelt und befeſtigt werde, bei dem geſellſchaftlichen und gebildeten iſt ſeine Macht deſto größer. Wie die blinde und willkührliche

Natur, oder der Leib der Dinge, anfangs allmächtig des Lebens Herr war und ſogar das erzeugen konnte, was wir Raſſen nennen, ſo zeugt ſich auch Geiſt aus Geiſt fort, und bewahrt die unauslöſchlichen Typen ſeiner Geſtalt. Das Geſetz, die Sitte, die Religion, die zuerſt als Zwang oder Zufall kommen mogten, werden zuletzt Neigung und Trieb bei dem ganzen Volke, das ſie hat, und unterſcheiden das Volk von andern Völkern, welche andere Geſetze, Sitten, und Religionen haben. Der Sparter mußte nothwendig ſchon mit andern Trieben gebohren werden, als der Athener; die Franzoſen werden mit andern gebohren, als die Engländer; die Türken mit andern, als die Juden; und die Juden mit andern, als die Chineſen. Ja wollte man dieſe geiſtige Verſchiedenheit an der letzten Spitze ſehen, oder — richtiger — wollte man ſehen, wie das Geiſtige und das Rohe, das Zahme und das Wilde ſchon in dem Keim gebohren werden, ſo ſollte man die äußerſten Gegenſätze nehmen, und eine Probe anſtellen, wie einſt ein Phöniciſcher König nach Herodot mit den beiden Kindern that, um den Streit zu ſchlichten, welches der beiden Völker, die Phönicier oder Aegypter, das älteſte ſei. Ich nehme z. B. das Kind eines Neuſeeländers, eines Spaniers, eines Franzoſen, und eines Grönländers, und erziehe dieſe vier Kinder an demſelben Ort und auf dieſelbe Weiſe; ich ſetze dabei voraus, daß ich ſo glücklich bin, vier Kinder ungefär von gleichen Anlagen herauszugreifen. Die weiſen Herren, die durch Erziehung alles gleich machen wollen, werden ſich über die Verſchiedenheiten der Triebe in dieſen vieren wundern, wie die einen wild und ungeiſtig, die andern zahm und zu geiſtig, wie der eine ausgelaſſen, der andere trübſinnig, der eine leiblich, der andere geiſtlich geſinnt iſt. Denn der rohe Trieb wird mitgebohren, wie der geiſtige, obgleich Diſciplin auch das Roheſte bis auf einen gewiſſen Grad vergeiſtigen kann.

Selbſt unter uns geiſtigen Völkern kann man alle Tage ſehen, wie Geiſt durch Geiſt gezeugt und gebohren wird. Ich habe im Stillen Bemerkungen und Erfahrungen genug darüber gemacht, worauf ich eine kleine Phyſiognomik der Sitten gründen wollte. Immer iſt es ſehr intereſſant, die Natur in ihren Arbeiten und Wirkungen zu belauſchen, und ich gebe Ihnen zum Scherz bloß einige kleine Winke, welchen Sie weiter nachdenken mögen. Ich ſehe ein Menſchenpaar, der Vater iſt raſch, heftig, fröhlich, mild, die Mutter ſtill, fromm, nachdenkend, grübleriſch, immer wie lauſchend und aufhorchend; ſie werden glücklich organiſirte Kinder zeugen, es können Erfinder, Dichter, Gottbegeiſterte darunter ſeyn. Der Vater iſt wild, friſch, thätig, genieſſend, die Mutter tüchtig, anſtellig, eitel: beide noch brav und glücklich in ihrer Art; ſie ſtehen auf der Gränze, und können leicht Wüſtlinge und Windbeutel zeugen. Zwei Aeltern vornehmer Geburt, gutmüthig, mittelmäßig, nicht ganz unthätig und untheilnehmend an menſchlichen Dingen, doch alle Kraft des Lebens in Darſtellung ſetzend und ſich ſelbſtgefällig darin ſonnend; ſie zeugen dürre Hohlköpfe, welche bloß den Hohlkopf des Lebens wiederſpiegeln, hoch- und altgebohrne Generale und Miniſter, wie jetzt hohe Thronen ſtürzen und ganze Nationen in die Knechtſchaft überliefern. — Hier ſteht ein Menſch, ein ſchöner Geiſt, ein witziger Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter, ein allerliebſter Erzähler, ein gebohrner Miniſter, und Gott weiß, wie die Weiblein mit Stiefeln und Unterröcken das Ding nennen, das alles kann, nach allem ausſieht, und nichts iſt, und nichts darſtellt. Feine Glieder, feine Hände, ſcharfe Geſichtszüge, lebhafte Augen, ſchnelle Wendungen — es iſt kein Boreas und kein Zephyr, kein Herkules und kein Hylas, weder ſchön noch häßlich, weder leicht noch ſchwer, weder gut noch böſe, es iſt von allem zu viel und von allem zu wenig, kurz es iſt ein unbeſchreibliches Ding, das auch gar kein Ding mehr machen ſollte: es ſieht aus, wie der letzte des Menſchengeſchlechts, von welchem keine Menſchen mehr werden können, die höchſte leibliche Vernichtung durch Geiſt, eine Sublimation von Trieben und Anlagen, wo eine ewige Bewegung des einen das andere jeden Augenblick zerſtört: es iſt die Auflöſung des Geiſtes durch Geiſt. Dieſer zeugt Kinder, und es wird alles Spreu. Siehe die Söhne vieler unſerer erſten und geiſtvolleſten Univerſitätsmänner, und geſtehe, daß ich recht ſah. Der Menſch kann in ſeinem Gemüthe zu geiſtig werden, um wirkliche Menſchen hervorbringen zu können; alle Zeugung, ſelbſt die Zeugung des vollkommenſten Menſchengeiſtes, fordert einen großen Zuſatz von irdiſchem und leiblichen Naturleben — Und ſo immer weiter fort.

So dehnt ſich uns, wohin wir nur blicken, das Gebiet des Geiſtes zu einer Unermeßlichkeit aus, und wir ſtaunen gleich ſehr vor der Höhe, worauf wir ſtehen, und vor der, worauf wir ſtehen werden. Wir ſehen, wie der Menſch ſich die Natur unterwürfig und dienſtbar macht, wie er ſie einrichtet, bildet, verändert; wir ſehen, wie er ſich ſelbſt ein Geſetz und eine Sitte ſetzt, und ſich ihrer Strenge willkührlich unterwirft, wir ſehen endlich den Geiſt in ſeinem Leben, ſeinen Trieben, ſeinen Neigungen, und Zeugungen ſo allmächtig wirkend, daß wir oft faſt zweifeln, ob denn der Leib überall etwas ſei, ob es eine leibliche Gewalt gebe, die neben der geiſtigen hergehe und ſie hie und da wohl gar durchkreuzen dürfe? Wenn wir die ungeheure Herrſchaft der Religion bedenken, ja ſelbſt, wenn wir den Eigenſinn und die Hartnäckigkeit bedenken, womit der Menſch ſeine Vorurtheile in Gebräuchen und Religionen vertheidigt und ihrer Tyrannei dient; wenn wir die Geſetzesherrlichkeit betrachten, und was ſie an der Tiber und am Eurotas, an der Themſe und an der Maaß wirkte; wenn ihre glänzendſte Erſcheinung, die Juden, uns begegnet, die in allen Ländern und unter allen Völkern, in Elend und in Verfolgung, ihren Willen vertheidigt und ſelbſt einen gewiſſen klimatiſchen Karakter behauptet haben; wenn wir einen Blick werfen auf Loyolas und Lainez große Schule, und ihre geiſtige Erhabenheit und Weltwirkſamkeit würdigen; wenn wir ſehen, daß der Normann in Island, am Nordkap ein Normann blieb und kein Samojede ward, daß der Flandrer in Siebenbürgen als Flandrer ſeine Freiheit vertheidigt hat — ſo mögten wir mit Vielen fragen: Iſt denn etwas in der Natur, das wirkt, geſtaltet, belebet, als Geiſt? iſt nicht alles, was man von Klima und klimatiſcher Nothwendigkeit, von ſüdlichem und nördlichem Temperament, von ſüdlichen und nördlichen Anlagen, und von den klimatiſchen Verſchiedenheiten der Völker geſagt hat, ein Unding? dem rohen Menſchen höchſtens als Gedanke zu verzeihen?

So fragen wirklich Viele, und beantworten ſich die Frage im Sinn derſelben. Gewiß herrſcht der Geiſt, gewiß iſt ſeine Gewalt eiſerner und unermeßlicher, als die der Natur, ſein Reich glänzender in einem Zeitalter, wo alles mehr an Geiſt als an Leib glaubt. Aber ich denke, die Dinge laſſen ſich vertragen, und eben ſo thörigt ſind die, welche alles durch das Aeußere, als die, welche alles durch das Innere werden laſſen; das Thörigteſte aber iſt die Scheidung der erſten Kräfte, wenn ſie etwas anderes bedeuten ſoll als Erleichterung der Ueberſicht der Dinge. Wir Menſchen ſehen, wenn wir nicht glauben wollen, doch immer nur die Schatten der Dinge, nur das Grobe können wir beweiſen und darſtellen; die feinen Wirkungen und feinen Unterſchiede muß man an den großen Zeichen und Phänomenen der Klimate und Völker lernen, an den allgemeinen Trieben, die ſich in ihren Thaten und Werken offenbaren. Da wird Naturgewalt immer neben Geiſtesgewalt beſtehen, und wir werden die Welt in einem Gleichgewicht und einem Kampfe ſehen, die uns erfreuen. Uebrigens liegt die Sache vor Ihnen, Bilder, Erſcheinungen, Aehnlichkeiten, und Verſchiedenheiten genug haben wir vorüber gehen laſſen, und Sie können nur hingehen und ſelbſt ausſprechen, was Ihnen dünkt.

Ich will einmal geſtehen, was ich auch nur thöricht leugnen könnte, daß die Religion, das Geſetz, und die Sitte eine ſo ungeheure Macht haben, daß ſie den Menſchen völlig umgeſtalten und aus ihm machen, was ſie nur wollen. Das habe ich ja ſelbſt an ſo vielen Beiſpielen gewieſen. Ich ſehe, was die Juden ſind in Alexandrien und Petersburg, London und Konſtantinopel, Meſſina und Hamburg. Ich kann mir denken, daß die ägyptiſche Theokratie, wenn ich ſie an der Oſtſee oder auf den Antillen herrſchend werden laſſe, ein dem Aegypter ähnliches Volk hervorbrächte; ich kann mir denken, daß ich mit Lykurgs Geſetzgebung noch jetzt ein mildes, weichliches, gutmüthiges, und unkriegeriſches Volk in rohe Todesverächter und Todtſchläger verwandeln will. Aber einerlei Geſetz und einerlei Religion können die Wirkungen im Großen ähnlich zeigen — ihr Sinn und ihre Geſtalt wird in den verſchiedenen Ländern verſchieden erſcheinen. Wie ganz anders betet der Katholik in Armagh und der in Girgenti, der Lutheraner in Augsburg und der in Torneo ſeinen Gott und ſeine Heiligen an! wie ganz anders beſingt der Dichter in Smyrna und der in Edinburg die Natur! wie ganz anders iſt das Bild des Helden in Schweden und des Helden in Macedonien! Gieb z. B. den Teutſchen den Weltſinn, die Philoſophie, die Religion, die Verfaſſung, und die Sitten der Griechen des Solon und Perikles — es werden gewiß ähnliche Erſcheinungen kommen, aber die teutſchen Homere, Sophokles, Demoſthenes, Epaminondas, Alexander, Phidias, Apelles werden ganz andere werden, als die griechiſchen weiland. Denn ſo wirkt das Klima unvermeidlich an Geſtalt und Gemüth. Man könnte wohl beinahe behaupten, daß die Europäer durch Religion, Sitten, Verfaſſungen jetzt faſt eben ſo nah verbunden ſind, als die alten Griechen weiland in ihren verſchiedenen Ländern; aber der witzige Portugiſe und der witzige Schwede, der Dichter am Arno und der an der Elbe, der Shakeſpeare an der Seine und der an der Donau — Gegenſtand, Streben, Anſicht faſt dieſelben, Geſtalt, Ausführung, Leben verſchieden.

Wie gewaltig alſo die Wirkung des Geiſtes auch ſei auf den Menſchen und auf die Natur, etwas giebt es, was er nimmer verändern noch aufheben kann. Könnte er das, ſo müßte er ſein Geſchlecht in Island ſo ſchön machen können, als in Kampanien, er müßte den Weſtfalen ſo luſtig machen können, als den Andaluſier, den Irländer leichtfüßig und witzig, wie den Limoſiner. Das kann er nicht, weil er die Natur nur bis auf einen gewiſſen Grad bezwingen kann. Wenn der Menſch in den verſchiedenen Ländern dieſen Grad entdeckt, wenn er gewiſſe klimatiſche Nothwendigkeiten, Unveränderlichkeiten, und Unveräußerlichkeiten begriffen und anerkannt hat, wie viel falſches Streben wird dann aufhören, wie viele Aefferei der Nationen mit einander werden nicht mehr ſeyn, und wie wird dann der Geiſt und die Freiheit, die allen Welttheilen und Völkern gemein ſind, deſto würdiger gebildet und deſto tapferer behauptet werden können!

Uns ſelbſt aber, die wir vor den heiligen Hieroglyphen der Natur ſtehen und ſie entziffern und deuten wollen, uns ſpringt hier, wie einſt Pallas aus Jovis Haupt, aus der Fülle unſrer Gedanken eine hohe Pflicht hervor. Wir ſind grade deswegen hier verſammelt, um den Geiſt der Dinge und ſeine Bedeutung zu erforſchen und ſie einſt andern mitzutheilen. Da wir nun ſeine Majeſtät und Macht ſehen ſelbſt im Kleinen, ſo laſſet ſie uns üben im Großen. Welche Kraft in Thoren, in Narren, ja ſogar in Verrückten durch das feſte Hinſchauen auf Einen Punkt! welcher eiſerne Vorſatz, welche unerſchütterliche Feſtigkeit, und welches unſtörbare Glück ſelbſt bei jenen! was könnte denn nicht der edle, der gebildete Menſch, wenn er ſein Leben durch Eine ſchöne Begeiſterung forttrüge, wenn er alle ſeine Kräfte in Einem gleichen Schwunge auf Ein feſtes Ziel richtete! Iſt irgend eine Glückſeligkeit, iſt irgend eine Tugend, iſt irgend ein hohes Opfer, wie ſtolz und zugleich wie leicht iſt der Weg dahin durch ſolche fortbrennende Gluth des inneren Lebens! wie gar nichts alle Hinderniſſe, wie nichts alle Schmerzen, wie nichts ſelbſt der Tod bei ſolchem hohen Willen! O meine Freunde, hier gilt es, von Geiſt zu ſprechen, hier faſſe ich euch, und halte euch dicht an die prometheiſche Flamme, zu prüfen, ob ihr des Japetiden ächte Bilder, oder ob ihr nachgemachte ſeid. Wenn ich mir euch denke als Lehrer des Volks, als Richter, als Krieger, die im blutigen Todesreihen für das Vaterland ſtehen; wenn ich mir euch denke, entzündet und verbunden durch dieſe Flammen, in ſchöner Gemeinſchaft zum Höchſten durch das Höchſte fortſtrebend — wie ſollte das abgeſtandene und ſeelenloſe Zeitalter ſich bewegen! wie ſollte Kraft in das Schwache, Muth in das Feige, Heroismus in das Verzweifelte gehaucht werden! Hier, hier iſt die Rettung und der Sieg, hier die Tugend und das Glück, hier, hier allein das Siegel darauf, daß wir von nichts Leerem geſprochen haben. Möge dieſe Begeiſterung uns tragen, erquicken, befreien! möge dieſer heilige Ernſt uns nie fehlen! Denn nur der Menſch iſt glücklich, der etwas Bleibendes mit bleibendem Sinn will.

Wenn wir nun alles bisher Geſagte und Gefundene auf den Gegenſtand zurückführen wollen, wovon wir ausgingen, ſo müſſen wir uns dieſen Gegenſtand zuletzt noch einmal beſtimmt vor das Aug ſtellen, ob alles Eines Zieles und Einer Bedeutung iſt, und ob die verſchiedenen Theile unſrer Unterſuchung ſich wirklich zu einem Ganzen zuſammenfügen laſſen. Der Zweck dieſer Stunden war die Schilderung von bedeutenden hiſtoriſchen Karakteren. Dieſe Schilderung ſollte uns eine Vorübung ſeyn, in den Sinn der Geſchichte der Natur und des Menſchen einzudringen; und als Einleitung wieder zu dieſer Vorübung haben wir in den nun verfloſſenen Stunden einige allgemeine Winke und Fingerzeige gewagt und uns an allerlei Deutungen und Entzifferungen geübt. Unſer Vorſatz iſt, aus der Geſchichte ſolche Karaktere aufzugreifen, die für ein Land, ein Volk, ein Zeitalter beſonders darſtellen, woran die großen Bedeutungen und die großen Unterſchiede der Dinge am glänzendſten erſcheinen, und alſo auch am glänzendſten gezeigt werden können. Aus allem, was bisher geſprochen iſt, können Sie nun ſchon wiſſen, was ich unter ſolchen großen Interpreten und Repräſentanten verſtehe, und unter welchem Geſichtspunkte ungefär ich ſie betrachten werde. Sie kennen den berühmten Schädelbetaſter und Schädellehrer, Dokter Gall; an einigen Köpfen findet er eine Menge von Organen ausgedrückt, an andern ſind nur wenige zu fühlen für wenige hervorſpringende Eigenſchaften. Grade ſo kann es uns mit großen und bedeutenden Menſchen gehen. Der eine iſt beſchränkt und bloß klimatiſcher Virtuos für irgend ein Land; der zweite iſt nationaler Repräſentant; bei dem dritten ſcheint das Klimatiſche und Nationale zu verſchwinden, er ſcheint ſich zu einem allgemeinen Karakter zu erheben, und ſchon ein Bild des Zeitalters, oder des gleichzeitigen Geiſtes und des gleichzeitigen Verhängniſſes einer Menge von Völkern, an der Stirn zu tragen; bei dem vierten finden dieſe virtuoſen Organe der Darſtellung ſich faſt alle vereinigt. Ich nehme z. B. Martin Luther, und frage: was in dem Denken, Empfinden, und Thun dieſes unſterblichen Mannes zeigt den Nordeuropäer? was zeigt den Teutſchen? was zeigt den Philoſophen und Theologen des ſechszehnten Jahrhunderts? und endlich, was iſt das, was ihn als ein Weſen auszeichnet, das in der langen Reihe der Weſen nur einmal ſo da geweſen iſt? oder was war ſein allgemeiner Karakter als eines Menſchen, der unter dem zwei und funfzigſten Grade Norderbreite gebohren war, teutſch redete, Bibeln überſetzte, und Bullen verbrannte? Ich nehme Friederich den Zweiten, einen König, den man viel allgemeiner, den man viel weniger teutſch geglaubt hat, als er war. Ich frage, wo liegt in dem denkenden Manne der allgemeine Karakter des Denkers? wo liegt der Karakter des teutſchen Denkers? und wo liegt der Karakter des Denkers, der um das Jahr 1750 blühte? Ich frage ferner, wo liegt in dem Helden das Allgemeine des Helden? wo das, was den teutſchen Helden bezeichnet? oder — was faſt daſſelbe iſt — was dem nordiſchen Helden eigen iſt? und endlich, wo iſt das, was der Mann offenbaren mußte, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftrat? Dies ſind natürliche Fragen, und wer nicht zu viel und zu tief klügelt, wird natürliche Antworten darauf geben können. Ich nehme z. B. die Schwärmer Jakob Böhme, Fox, Swedenborg, und frage nach ihrem Lande, ihrem Volke, ihrer Zeit. Zeit, Volk, und Land werden mir Andeutungen geben, warum dieſe Menſchen die Geiſterwelt ſo verſchieden ſahen und darſtellten.

Sie lächeln, m. H., und ſehen wohl, daß ich mit denjenigen hier ſehr ins Gedränge komme, die bei dem geiſtigen, der erſten Roheit entriſſenen, Menſchen von den Wörtlein *klimatiſch und national* gar nichts mehr hören wollen, ſondern behaupten, dies ſei zufällig, habe höchſtens einen zufälligen Schein, das Wirkliche und Wahre aber liege allein in dem Geiſt. So hätten Friederich der Zweite in Madrid, Guſtav Adolf in Neapel, Kromwell in Bordeaux gebohren ſeyn und doch an Karakter, Gemüth, und That dieſelben Menſchen darſtellen können. Es ſei ganz zufällig, daß Swedenborg in Stockholm nicht gegrübelt habe, wie der Schuſter in Görlitz. In dem Klima, in dem Volke liege da nichts; das Eigentlichwirkliche bei dieſer Anſicht liege in dem Zeitalter, deſſen Sinn mit dem Sinn von Geiſt zuſammenfalle. So ſehen Viele; ich kann nicht ſo ſehen, und noch habe ich keinen Menſchen, geſchweige denn einen bedeutenden Menſchen geſehen, der nicht ein Gepräge von Aehnlichkeit mit ſeinem Lande und Volke, oder — was daſſelbe ſagt — der nicht ein Gepräge von Abhängigkeit von der Natur an ſich getragen hätte. Der eine Menſch iſt leiblicher und gebundener, der andere geiſtiger und allgemeiner; der eine ſcheint den Trieben und Eigenheiten eines Klimas von funfzig, der andere denen eines Klimas von fünfhundert Meilen Weite anzugehören; aber in volleſter geiſtiger Freiheit iſt mir noch keiner erſchienen, der etwas bedeutet hätte: denn was wirklich groß wirken und ſcheinen ſoll, muß irgendwo auf leiblichem Boden gegründet ſeyn und irdiſche Berührungen und alſo irdiſche Zeichen haben. Aber vielfach rollen die Kreiſe der Dinge in einander, bald enger, bald weiter, bald regelmäßiger, bald kometiſcher. Bei den größten Menſchen aber ſcheint ſo vieles vor, daß das, wodurch ſie eigentlich ſo gewaltig ſind, meiſtens am wenigſten erſcheinen kann.

Ein Mann voll Geiſt bedeutete in den älteſten Zeiten, was es heute noch bedeutet; nie hat man von einem ausgezeichneten Manne ſagen können, er war geiſtlos. Cyrus, Themiſtokles, Kamillus, Pythagoras, Sokrates waren Männer voll Geiſt, aber ich mögte ſagen, ſie waren auch Männer voll Leib, oder, wenn man will, voll Natur. Der friſche Saft des Lebens, der allein Kraft giebt, das muntere Gefühl und die fröhliche Begeiſterung, die aus ihrer Erde und ihrem Volke erwuchſen, waren lebendig in ihnen: aber der waltende Geiſt ſchien vor. Denn wo Geiſt und Leib nicht im Gleichgewicht ſind, wird ein Mann nimmer groß, weder in der Welt der That noch in der Welt des Gedankens. Geiſteskraft und Erdenkraft zuſammengebunden machen ein heroiſches Bündel Pfeile der Freiheit und Stärke. Wäre das, was die ſich ſo nennenden geiſtigen Herren Geiſt nennen, wirklich Geiſt, d. h. die höchſte Kraft des Lebens und der Idee, ſo müßten unſre ſpitzfindigen Grübler, unſre klugen Philoſophen, die ſich von der Erde und von allem Leibe ganz wegabſtrahiren, wohl Rieſen und Heroen der That und des Werkes ſeyn. Aber gehet hin, und prüfet ſie an dem Leben. Dumm, feig, kraftlos, ja kindiſch und lächerlich bis zu Thränen, ſtehen ſie wie Verlaſſene und Verwirrte, da wo der Geiſt ſie allmächtig machen müßte, wenn er das wäre, was ſie wähnen; ſie ſtehen eben ſo fern von dem Starken und Verſtändigen, als von dem Schönen und Wahren. Man meint gewöhnlich merkwürdige Menſchen damit zu tadeln, wenn man ſagt, ſie trugen zu ſehr den Stämpel des Klimas, des Volkes, und der Zeit, ſie hatten von ſolchen Nebenſachen, welche nur mittelmäßige und kleine Menſchen halten ſollten, ſich noch nicht frei gemacht. Aber was wäre Wilhelm der Dritte geweſen ohne die Eigenſchaften des Niederländers? was Kromwell ohne die des Engländers? was Sulla und Montekukuli ohne die des

Italiäners? Grade in einer gewiſſen kernigten Beſchränktheit des Karakters, welche nur Kurzſichtigen als Beſchränktheit ausſieht, liegt die ungeheure und unzerbrechliche Gewalt des Thatenmenſchen. — *Aber das Geiſtigſte, wo dieſes Zufällige weniger erſcheint, iſt das Höchſte und Gewaltigſte; ich ſtehe mit ganz andern Empfindungen vor Hannibal, Cäſar, und Alexander, als vor den Ebengenannten.* — Das thue immer; ich thue es auch. Aber glaubſt du denn, daß ſie jenes Zufällige nicht hatten? daß ſie dadurch nicht ſtark und herrlich waren? ſiehſt du denn in Cäſar nichts, das dich an den Römer, in Alexander nichts, das dich an den Griechen erinnert? Es iſt nur das, man muß an das höchſte Ding auch das höchſte Maaß legen. Menſchen wie dieſe ſtehen ſo hoch über dem Kreis der gewöhnlichen Erſcheinungen, daß ſie allem eine neue Geſtalt geben. Das ganze Geheimniß mit ihnen iſt das, daß ſie auch das Leibliche und ſeine Geſtalt ſo vergeiſtigen, daß es nur geiſtig erſcheint; nicht, daß ſie ohne den Leib und ſeine Gewalt wirken: ſie würden da nichts ſeyn. Dieſe hochidealiſchen Menſchen trugen das Leben, ſie trugen das Leibliche und Beſchränkte, wodurch ſie mit einem Lande, Volke, Zeitalter zuſammenhingen, ſo hoch empor, daß ihr geiſtiger Sonnenſchein es ganz bedeckte und geiſtigen Augen verhüllte. Aber wiſſet ihr wohl, ihr, die von der vereinzelten idealen Kraft im Menſchen mehr behauptet, als ihr dürfet — wiſſet ihr wohl, daß es den Höchſten und Herrlichſten ſelbſt gefährlich wird, in dem göttlichen Gefühle, daß man alles könne, das

Leben über ſich ſelbſt hinausheben zu wollen? Das Leben ſcheint doch nur ein gewiſſes Maaß zu haben, welches es tragen kann; Geiſter und Mächte, die es überwachſen wollen, ſtößt es meiſtens frühe und plötzlich aus. Ich frage euch zuletzt, wie endigten Hannibal, Cäſar, Alexander, Sokrates, Chriſtus? Denket der Sache weiter nach.

Das Reich der Geiſter und des Geiſtes, von welchem wir ſprechen, iſt unermeßlich, und zahllos ſind die Wege und Seitenwege, worauf wir in daſſelbe eingehen können. Durch Umkehrung und Verſchiebung der Geſichtspunkte, von wo wir ſehen, könnten wir dieſe Betrachtungen in das Unendliche ausdehnen, durch eine obligate Anſicht der Dinge vielleicht mit größerem Vergnügen ausdehnen; aber die Zeit ſetzt uns das Maaß, und wir müſſen es uns ſelbſt ſetzen. Wie die Natur in ihrer reichen Fülle oft in wunderſamen und abentheuerlichen Spielen der Fantaſterei vor uns hintritt und ſich zuweilen mit ſeltſamen Geſtalten und Bildern beluſtigt, ſo giebt es auch in der geiſtigen Menſchenwelt Anomalien und Karrikaturen, wo die verſchiedenſten Eigenſchaften und Bilder oft ſo nah an einander liegen, ja wohl in einander verworren ſind, daß man ſie eben wie ſie ſind als Räthſel hinſtellen und jedem die Deutung überlaſſen muß. Doch werden wir uns bei Gelegenheit einige ſolche Räthſel aufgeben.

Zuletzt erinnere ich noch an Eines, wodurch die neue Welt von der alten und mittleren immer weiter abgeht, je weiter die ideale Herrſchaft des Geiſtes um ſich greift. Wie der eitle Menſch ſich von ſeiner

Natur

Natur nicht mehr kindlich führen laſſen will, ſo will er ſich auch von ihren größten Repräſentanten nicht mehr führen laſſen, wie vormals. Die Großen und Gewaltigen, die es nemlich zugleich von Gottes und der Natur Gnaden ſind, ziehen die Menge nicht mehr ſo unwiderſtehlich nach ſich, wie in früherer Zeit; ſie werden nicht mehr ſo ſtolz und hoch auf ihren Schultern emporgetragen, wo ſie, wie Odyſſeus weiland durch Pallas Athänä, an Antlitz, Bruſt, und Schenkeln größer und mächtiger ſcheinen, als ſie ſind. Nein, ſie ſcheinen jetzt kleiner, als ſie ſind, und außerordentlich müſſen die Menſchen ſeyn, die in dieſer Einzelnheit einen großen Schein haben. Denn ſieh Alexander, Hannibal, Wallenſtein, Guſtav Adolf, Sokrates, Plato, Luther, und ſieh dann Friedrich den Zweiten, Leibnitz, Cook, Kant, wie ſie durch die Millionen Geſichter und Fäuſte um ſich mit dargeſtellt werden. Durch die Verſchiedenheit wirſt du verſtehen, was ich meine. Vormals wuchs der große Menſch mit der ganzen Menſchenmaſſe, worin er wirkte und lebte, zu Einer großen Pyramidenſäule zuſammen, deren Glanz und Haupt er war; die Seele aller, die innigſte Lebens- und Liebeskraft aller war in dem Einen Großen, wodurch alle beſtanden und alle herrlicher wurden. Aber die geiſtige Gewalt, die jetzt auch herriſch zwingt und die Menge zuſammenbannt und ſich nachzaubert, läßt doch die Geſtalten aller Kräfte nur einzeln erſcheinen, wie ſie ſelbſt auch zuſammen wirken mögen. Denn das iſt der Sinn dieſer Welt, daß jeder, der Anſprüche auf Geiſtigkeit hat, ſein eigner Gott und Herr ſeyn will und ſich gegen den Dienſt des Höheren ſträubt. Die ganze Kette der Dinge zieht nicht mehr im Einem langen Zuge, durch die Hand des gewaltigſten Menſchen in der Zeit gehalten; denn jedes Glied will auch ſehen laſſen, daß es mit halte. Deswegen ſcheint unſre Zeit noch kleiner, als ſie iſt. Aber es wird und es muß eine Kraft kommen, wodurch die Menge ſich wieder in Liebe verbindet; denn in dieſer einzelnen Eitelkeit und Armuth muß alles vergehen.

Berlin, gedruckt bei Auguſt Petſch.

Druckfehler.

Außer einigen kleineren Verſehen, und Fehlern der Interpunction bittet man Folgendes zu beſſern:

Seite.	Zeile.	für:	lies:
26	22	— viefachen	— vielfachen
50	11	— beherrichten Gebote	— und Gebote beherrſchten
62	5	— enthalten	— gebildet
81	30	— Heligkeit	— Heiligkeit
81	31	— labend	— lebend
84	6	— irdiſche	— indiſche
205	7	— rauhe	— rohe.

Briefe
an Freunde

von

E. M. Arndt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Altona,
bei Joh. Friedr. Hammerich.
1810.

I.

Briefe,

geſchrieben an F. A. M.

im Jahr 1805.

Erſter Brief.

Dein letzter Brief, mein Bruder, und was mir B. mündlich von Dir erzählt hat, haben mir eben kein frohes Blut machen können. Alles ſo verſchwärzt und verwandelt, was jüngſt noch ſo hell und friſch war? ein ſo reiches Gemüth in Armuth und Verzagtheit vergehend? eine ſolche Jugend, von der ich glaubte, ſie werde ewig grünen und blühen, frierend und alternd? O, mein Bruder! wir träumten uns ſolche Looſe nicht. Du kennſt mich, ich bin kein Stein, aber auch keine Welle — meine Bruſt kann brechen, aber meine Augen rinnen nur über, wann ich gewaltige Männer weinen ſehe; ich will Dir es ſagen, ich habe heiße Thränen geweint über die Vergänglichkeit des Schönen und über die Nichtigkeit dieſer Zeit. Muß die fürchterliche denn alles zuſammenführen, um

Männer zu zerſchmettern, die Kraft für ein Jahrhundert und Jugend für die Unſterblichkeit in ſich fühlten? muß ich zu dem großen Leide, das mein Volk und mich belaſtet, noch die ſüßen Erquickungen meiner Freunde, alle ihre fliegenden Worte und Hoffnungen entbehren, die den Beladenen ſo oft erleichterten und den Beſtäubten erfriſchten? Ich habe Dich geſehen, Dich geſehen im Wachen und im Träumen, Dich warm an mein wärmſtes Herz, Dich innig in meine innigſte Seele gedrückt — wie oft und wie glücklich! Du weißt es. Aber nie habe ich Dich ſo viel geſehen und gefühlt, als in dieſen Tagen: doch nicht immer traurig, mein Bruder, und noch nie verzweifelnd; ich ſage es, Dich und mich zu tröſten. Wollte es ſchwarz werden vor meinem Blicke, fliegen die Wolkenbilder Deines Briefes, die Geſchichten unſrer gemeinſchaftlichen Freunde von Dir vor mir auf, ſo erſchien der gute und ſchöne Geiſt unſrer früheren Gemeinſchaft, und ich ſah nicht den lahmen und verzagten, nicht den verwirrten und befangenen M.; nein, ich ſah den tapfern und redlichen Jüngling, dem aus Thränen Begeiſterung und aus Milde Kraft blühte. Ich ſah Dich mit Freuden, wie Du wareſt, wie Du wieder ſeyn ſollſt. Weißt Du nicht mehr — ich muß Dich wohl erinnern, was Du biſt, denn was Du warſt, kann kein Gott Dir nehmen — weißt Du es nicht mehr, als Du da jenſeits der Saale auf dem Weinhügel wohnteſt und Dein Herz ſonnenfriſch, Dein ganzes Daſeyn wie Licht und Wein war? Weißt Du es nicht mehr, wie uns war, als wir wir im Rauthale wandelten und auf Winzerles lieblicher Höhe das Thal unter uns dämmern ſahen? O, ich weiß es noch friſch und lebendig. Wir hatten uns vorher geſehen und gekannt, was man eben ſich kennen nennt; aber kleine und große Dinge, wie ſie das Leben bringt, Mangel an einem Spiegel in uns, der uns andern zeigt, auch wohl Kämpfe und Hinblicke nach ganz verſchiedenen Weltſeiten hatten uns einander lange vorbeigehen laſſen. Jahre lang hatte ich Dich nicht ſehen müſſen, um Dich ſehen zu können. Ich war in der ſchönen Weltweite umhergetrieben und hatte die Erde und die Menſchenkinder darauf und ihre blutigen Heldenſpiele und thörigten Kinderſpiele etwas näher betrachtet; ich hatte ſüße Wahne verloren und neue gefangen, wie es dem Menſchen eben geht; ich hatte gelernt, wie ich in meinem Großen Nichtiges getrieben, wie das Kleine, was mir von dem heiligen Munde meiner frommen Mutter geklungen, an der ſichern Hand meines milden Vaters erwachſen war, was um die Teiche und Büſche und Heerden meiner Kindheit lag, das einzige Wenige war, was ich behalten durfte. Ich war etwas mehr Mann geworden, und ſo wieder etwas mehr Menſch; die Schneeflocken der Schulweisheit, der Dunſt der Katheder waren zerflogen; ich ſah, wo ich arm und wo ich reich war. Da ſah ich Dich wieder, erkannte Dich und durfte ſagen: ſei mein Freund! Weißt Du es nicht mehr — o; Du weißt es noch — wie wir in Deinem Hüttchen auf des Beckers Weinberge ſaßen? Es war ein ſchöner Septemberabend, einer jener halcyoniſchen Tage, wo die ganze Welt ſich in Sonnenſtrahl und Blüthenſtaub aufzulöſen ſcheint, und der Menſch, alle kleinere Schwere leicht abſchüttelnd, mit Wolken und Blättern und Wellen nur ſo hinſchwimmt: einer jener himmliſchen Abende, wo hinter allen Bäumen und Büſchen Geiſter und Geſpenſter lauſchen, wo alle Gedanken und Empfindungen geflügelte Seelen werden; wo ein ſilberner Nebel über die ſtille Erde hinſchwebt; wo Mond und Sterne durch ſeine freundliche Täuſchung mit allen ihren Göttern umher auf uns herabkommen, und die Menſchen und Vögel und Bäume leiſer ſprechen, weil die Seligen und Heiligen auf ſind. Da waren die beiden S., herrliche Jungen, doch anderes Landes und Sinnes, als wir, da war des W. großes friſches Herz, das die ganze Welt noch immer wie eine reife, glühende Traube anfaßt und pflückt. Wir waren unter der Sonne des Tages und im Staube des Weges ermattet, hatten die ewigen Berge und die zerfallenden Burgen umher erklettert — da empfing uns Deine Hütte. Der Menſch iſt nie beſſer und ſeliger, als wenn ſeine Beine müde ſind und Speiſe und Trank ihn zu erquicken kömmt. Er hat es da für den Tag mit ſeinem Leibe gleichſam abgemacht, und der Geiſt treibt ſein genialiſches Spiel allein. Wer weiß, wovon wir ſprachen? Die Fremdlinge von ihren Chatam und Nelſon, W. von Tänzen und Griechinnen in Wien, Du von Fechterkünſten und Hoffeſten, und ich von Rittern und Minneſängern. Die Burgen, worin wir den Tag umhergezogen, ſiegten endlich, und meine alten Ruinen führten den Reigen; ſelbſt W., der ſo gern in dem Gegenwärtigen iſt, war luſtig mit in dem Vergangenen. Wir ſprachen, tranken und ſangen: die Welt war ganz ſtill geworden. Die göttliche Gabe des Weines, der mit der Liebe die Menſchen frei macht, die heilige Mitternacht, die gute alte Zeit, wovon wir redeten, die immer ſo gut iſt, wann die Gegenwart nichts taugt — alles ſtimmte uns höher; wir lebten, liebten, ſprachen Wahrheit und wahren Wahn, und waren wirklich, was wir immer ſind.

Da, bei der Gluth des alten Rheinweins, der uns entzückte, dachten wir des gefeſſelten Stroms und der traurigen Zeit, und Deine Stimme gleich einer Geiſterſtimme rief nach Göthen. Du nahmſt ſeinen Götz von Berlichingen und laſeſt ihn, wie ich ihn nie hatte leſen hören; auch waren Deine Hörer geſtimmt. O Nacht, wie keine Nächte mehr werden wollen! Wir waren andere Menſchen, und als das herrliche Weib Eliſabeth uns erquickt, als der Mann Gottes Luther uns mit dem Lobe des Weins erfreut hatte, der alles Leben friſch und waidlich macht — da kränzten wir die Pokale und tranken ſie dem herrlichen Dichter zu, und hätten ihn ſelbſt bekränzt und getragen, wäre er da geweſen. Wir waren im Zuge, und Worte von den Alten und Neuen, und Worte von uns ſelbſt, und Lob unſerer Barden flogen unter einander; und auch von Vaterland und Freiheit ward geſprochen, und von dem Sinn, dem Witz, der Kunſt deutſcher Nation. Wir beide beſonders, die dabei immer Feuer fangen, trieben die andern heiß mit in unſere Flammen hinein. Zuletzt blieben wir bei unſerm großen Meiſter ſtehen, der uns ſo göttlich freie Stunden geſchenkt hatte, und Du prieſeſt ihn endlich als den erſten größten Deutſchen dieſes Jahrhunderts, wo ſo manche durch franzöſiſche Albernheiten uns verdorben und ſich berühmt gemacht haben, wo ſo viele durch Flittern der Täuſcherei, durch den Pegaſiſchen Paßgängertritt hochgeſchrobener Sentenzerei auf unſre Koſten etwas geworden ſind. Du ſpracheſt: ſie werden zerbröckeln, wie jener Starke höher und höher wachſen wird; nur das Rechte und Wahre iſt ewig und unſterblich. Als Du ſo ſpracheſt, beſonders von ſeinen früheſten, friſcheſten Geburten, worin deutſcher Sinn mit allen ſeinen Mängeln und Herrlichkeiten wie in einem hellen Spiegel wiederſcheint, wo alle unſere unſchuldige Naivetät, unſre gutmüthige Laune, unſer ſtilles, fröhliches Herz, und unſre reine Liebe wie in dem ſchönſten Frühling ihres Lebens aufſproſſen und blühen — da fiel der jüngere S. ein und meinte, der Göthe ſeit 1785 ſei nicht mehr der von 1775 und 1780; er gehöre nicht mehr Einer Nation, ſondern allen europäiſchen Nationen an; jene früheren Ergüſſe ſeines reichen Gemüthes könne man nur als Vorſpiele größerer Harmonien, nur als einzelne Blüthen anſehen, die einen ganzen Frühling verkündigen: erſt ſpäter ſei die volle goldene Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachſen; da ſei Göthe erſt geworden, aus den Griechen, und einem höheren allgemeinen Vorbilde geworden, und da ſei auch der Deutſche in ihm verſchwunden. Der

Streit ward heiß, denn ich leugnete es und wollte uns den großen Deutſchen nicht nehmen laſſen, und Du und W. hielten mit mir. Aber es ward geſtritten, wie bei den meiſten Streiten und Kriegen, um Nichts. Du kamſt dabei auf das Griechenthum, auf die griechiſche Kunſt und den Sinn der alten und neuen Zeit in der Kunſt, und ſpracheſt im heiligen Eifer unvergeßliche Worte, die ich ſo möchte nachſchreiben können, um Dich zu tröſten in Deinem Kleinmuth, und Dir zu zeigen, was Du biſt und was Du ſeyn kannſt. Der Anfang war, wie unſer ſchönes Nachtleben, ächt dithyrambiſch und elegiſch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters, worüber wir ſtritten, der in kleiner Zeit einſam groß da ſtehe und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinſchwebe, als ein gigantiſcher Obeliſk die beiden Enden der Zeit durchmeſſe und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weiſe. Welch ein Menſch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens ſolche Kraft, Heldenthum und Blüthe darſtellen darf! Welch eine Natur, die mit ſolcher Milde und Fülle beinahe dreißig Jahre ſich ſchon behauptet hat! — und hat ſie Blüthen verloren, rufſt Du, wer verliert ihrer nicht täglich? — welkt nicht der Lorbeer ſelbſt auf des Helden

Haupt? und der goldene Schmuck der Krone, das Bild göttlicher Güte, Herrſchaft und Gerechtigkeit, drückt es nicht die Stirne wund? Und was würde der Göttliche geweſen ſeyn, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eignes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können? wäre ihm ein ſtolzer, mächtiger Fürſt, das Götterleben hoher Majeſtät und ſchimmernden Heldenthums, geworden? Ach! von vierzig Millionen Menſchen, die von der Newa und der Theiſſe bis zur Schelde und Adria deutſch ſprechen, wie viele haben ihn gefühlt und verſtanden, und wo ſind die Hunderttauſende geweſen, die ihn als ein unſterbliches Kleinod, als ein Denkmahl ihres Daſeyns für die kommenden Zeiten, hoch auf ihren Schultern gen Himmel empor gehoben und der Welt gezeigt hätten, daß ſie ſich ſeiner freute? Einzelne Stimmen hat er gehört für Jubel von Millionen, einzelnes Lob und einzelnen Tadel, was oft niederſchlägt und nie erheben kann; und er iſt groß geblieben, und hat ſeine Liebe und ſeine Begeiſterung bewahrt. Und welket ihm die Jugend ſchon, wem welkt ſie nicht in ſolchen Tagen, wo man rings von Leichen und Mordbrennern, von erwürgten Königen und werdenden Tyrannen hört, und wo kleine Taſchendiebe, welche die eingeſchrumpfte Welt zuſammenwickeln, ſich auf Cäſars und Alexanders Kothurn ſtellen, ſtolz umher ſchauen, und ausrufen laſſen: ſeht die Helden des neunzehnten Jahrhunderts! — Und daß ihr mir nicht von Griechenthum ſprechet; ich mag davon kaum mehr hören, ſo widerlich haben Dummköpfe mir das Wort gemacht. Es giebt Volk, das meint, alles zu wiſſen und über alles ſprechen und urtheilen zu dürfen, weil es alles geleſen und viel geſehen hat. Ich ſage, man kann alles leſen und viel ſehen, und wird nur unwiſſender und blinder. Mich ärgert das thörigte Weſen höchlich, wenn man große Menſchen loben will, indem man ſpricht, ſie haben den Griechen nachgeahmt, oder wenn man der Jugend zuſchreit: leſet Homer, Sophokles und Ariſtophanes, und macht es wie ſie; und ihr werdet nichts Schlechtes machen. Wir haben ja in den letzten dreißig Jahren in allen Enden Europens ſolche Nachmachungen und Probeſtücke genug geſehen, aber ich weiß nicht, wo und von wem denn ſo viel Beſſeres gemacht worden iſt, als in den vorigen Jahrzehenden und Jahrhunderten. Den Griechen und ihren herrlichen Werken bleibt ihr Preis unverkümmert, wenn man ſagt, daß durch ſie nimmer eine Schöpfung werden kann, wie jene allmögende Herren es meinen. Was iſt Alterthum in ihrem Sinn? Etwas Veraltetes und Vergangenes, was, wie es war,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

nie wieder gebohren werden kann noch ſoll. Und ſie meinen, man könne ſich in die Kunſt nur ſo hineinleſen und hineingrübeln, die Meiſter werden dann ſchon kommen? Griffen die Leute doch in ihr eigenes Herz und fühlten ein wenig, wie ſie ſaftlos und ſeelenlos ſind, ſo viel ſie auch die lieben Alten behexen und beſchwören. Nein, ich will euch ſagen, was Göthe, und wenn es glücklicherweiſe mehr ſolche Männer giebt, thun und haben, um den heiligen Zauber zu löſen, wenn euch andere nur hohle Wortklänge und Dunſt und Staubwolken aus dem Götterheldenſpiel der Hellenen entgegenwirbeln.

Sie ſind zuerſt die Menſchen ihres Volkes und ihrer Welt; mit lebendiger Jugendfülle, mit eignem Herzen, mit reicher Fantaſie ziehen ſie das ſchöne Alte an und tief in ſich hinein. Nicht die Geſtalten, nicht die Worte, nicht die Maaße und Formen eines engen Pedantenglaubens ſind ihnen das einzige Erſte; nein, die alte Welt, die lange Vergangenheit, welche der Ewigkeit gleich und die rechte Dichterwelt iſt, ſpringt lebendig, gegenwärtig, und mitfühlend vor dem warmen Herzen und dem geweihten Blick dieſer Glücklichen auf: alles wird, was es iſt, Bild und Hieroglyphe, voll Weihe und Bedeutung; und ſo gehen ſie durch ſich ſelbſt in das geöffnete Heiligthum ein, das keine andern Mächte auf- oder zuſchließen können. So haben die Griechen Göthen gebildet; weil ſie hoch und herrlich waren, weil ſie die Dinge groß thaten, litten und darſtellten, darum können ſie bilden und erwecken. Aber beſinnet euch doch, wie viele eurer Affen und Dohlen haben am Parnaß und Achelous geſeſſen und nachgeäfft und nachgekrächzet; aber man ſieht und hört nicht mehr, als daß ſie da geweſen ſind. Gebt ſolchen Naturen wie Göthe eine herrliche Welt, ein ſtolzes, tapferes und freies Volk, einen großen Helden, der ihn in ſeinen Götterkreis reiße —. und er bedarf nur ſein ſelbſt, um in Ebenmaaß und Schönheit der Geſtalt, in Kraft und Süßigkeit der Sprache das Höchſte zu erſchaffen, was in ſeinem Volke und ſeinem Zeitalter iſt. Denkt doch an den Engländer Schakeſpeare. — Und wo iſt Göthens Griechenthum, wie ihr es meinet? wo ſteht er als der Nachahmer, wohl gar als der Nachmacher der Griechen, womit ihr ihn wunderbar zu loben glaubt? Wie Angelos und Rafaels Aug an den Antiken die eigne Herrlichkeit erſah und die höchſten Bilder ſeiner Zeit ſchuf, ſo ſteht bei Göthen die keuſche Zucht und das ruhige Ebenmaaß, die ſtille Würde einer großen Zeit und einer vergangenen Welt — die Gegenwart iſt den Lebenden ſelten groß. Das hat er mit den Griechen gemein; deswegen hat er ſich griechiſcher Kunſt und griechiſchen Dichtens und Wirkens gefreut: aber das lernt ſich nicht. Die Natur muß erſt das Große machen, dann kömmt Erziehung und Glück, edle oder ſchlechte Vorbilder, große Zeiten, Thaten und Gedanken, damit das Gefühl und die Unſterblichkeit menſchenbildender Werke in der Bruſt aufkeimen. Hier entſtehen Streite, die nie zu ſchlichten ſind; aber wir wiſſen, was Göthen fehlte und was er doch iſt. O, daß ich euch doch den Unterſchied der alten und neuen Zeit zeigen könnte! daß das Unausſprechliche, was im Wahn und Glauben immer kommt und geht im Gemüthe, ſich doch mit Worten ausſprechen ließe! ihr würdet das Würdige verſtändiger würdigen und verſtehen und durch Lob nicht mehr verletzen, als ihr durch Tadel verletzen könnet.

Die alte Welt ehrte in dem Leben und in dem Nachbilde deſſelben, in der Kunſt, nur die Macht und Gewalt, und warf ſie kurz unter den großen Namen Schickſal, das auch die Götter mit Zittern ehrten; mit leiſerem Tritt und ſtilleren Worten traten Mitleid und Milde neben der gebietenden Naturkraft hin, die nur Unmäßigkeit Sünde nannte. Die neue Welt hat die entwickelte geiſtige Kraft des Menſchen mehr angeſprochen, und dem Einzelnen zugemuthet, was die alte nur von der Macht forderte, die das Ganze regiert und erhält. So iſt jeder einzelne Menſch für ſich ein eigenes, denkendes und beſchließendes, kleineres Schickſal geworden, und die Milde und das Erbarmen ſollen nun befehlen, wo ſie ſonſt nur baten. Dem großen Fatum ſind alſo ſeine Donnerkeile entwendet, der Menſch hat ſich ihm entrungen, und hängt ſelbſt das Unvermeidliche und Zerſchmetternde an eine geiſtige, mild richtende Kraft, die er Gott und Vorſehung nennt. Die hohe, in ſich ſelbſt geſchloſſene und immer aufgelöſte Poeſie des Mythus und der Fabel der Alten iſt durchbrochen, und die Götter und Helden ſind aus dem höheren Kreis menſchlicher zu uns herabgeſtiegen, um einen Einzigen mit einer unendlichen Majeſtät zu ſchmücken, der nicht mehr mit dem Olympus und Ida gemeſſen wird, ſondern, allen Gedanken und Gedichten unerreichbar, hoch über dem höchſten Aether der Alten unſre Gedankenwelt richtet und erklärt, wo die geübten geiſtigen Künſte ſie verlaſſen. Dieſe Verſchiedenheit der zwei verſchiedenen Welten iſt in den beſten Alten und Neuen abgedrückt. Die kosmiſche Heroenwelt ſtellt Kraft und Kühnheit als die höchſte Tugend hin; Milde und Huld lehnen ſich nur flehend an ſie um Schutz für die Schwäche und das Unglück: ſie weiſen, unter der Sanktion der Götter, doch immer bittend, auf die Strafe des Frevels, das blutige Netz der Ate, und das umrollende Rad der Nemeſis hin. Die romantiſche Geiſterwelt ehrt auch die Kraft und Kühnheit, aber nur als Mittel des Lebens, nicht als das Leben ſelbſt; gleiche Gerechtigkeit und Milde ſoll alle umfangen; das Geiſtigſte ſoll das Edelſte und Erſte ſeyn. So iſt das europäiſche Weib, das zartere Bild der Anmuth und Schönheit, mit unter die Götter getreten, und die Liebe gebietet, wo ſie ſonſt diente. Nimm nun Göthens Iphigenie und ſeinen Taſſo, und halte ihn an Sophokles und ſelbſt an Euripides; nimm ſeine Lieder und Elegien, und vergleiche ſie mit den griechiſchen Lyrikern — und ich ſpreche: wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Aus jedem Worte, aus jedem Anklang der Empfindung ſpricht die höhere Geiſteswürde jedes einzelnen Weſens, die Anerkennung eines milderen Geſetzes, die mitgebohrne Weichheit eines zarteren Geſchlechtes: es ſind ſchon Menſchen, die es wiſſen wollen, warum ſie ſind, und auch, warum andere leiden und ſich freuen. Aber freilich der gewaltigen Einheit der Alten ſchadet die liebenswürdige Vielheit der Neuen. Daß der Mann aber mächtige und kühne Menſchen hinſtellt, die auch dem neuen Schickſal Würde geben; daß keine Wortklingelei und Empfindelei von modernen Zwitterweſen, keine Stelzenfüßerei der Konvenienz für das geſunde Gefühl und den feſten Tritt der Natur in ihm ſpukt, das wollen wir dem Dichter je und je Dank wiſſen und gern erkennen, daß er darin hellenisire. Aber warum können andere nicht auch ſo helleniſiren?

Und daß ihr ſaget, in ſeinen letzten Decennien ſei er nicht mehr deutſch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutſche zu verletzen. Ein großer Menſch ſteht nicht allein in den Schranken ſeines Volkes und ſeiner Zeit, das Größte und Höchſte aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht ſein, weil er der Hochgebohrne iſt. Göthens Allgemeinheit iſt doch deutſch, weil ſein Sinn ſeines Volkes iſt. Ihr andern könnt euch dazu in unſerm Sinn weder erheben noch erniedrigen. Aber wo iſt ein Mann, der die ganze Bildung ſeiner europäiſchen Mitwelt ſo überſieht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache ſo rein und ächt deutſch geweſen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt iſt, nicht mehr hat wirken können, beweiſt am beſten die Taubheit und Mattigkeit ſeiner Zeitgenoſſen. O daß er nach ſeinem Grabe in ein beſſeres Enkelgeſchlecht führe, und ſie ihre Herzen und Schwerdter ſo gebrauchen lernten für ſich, als er ihre Sprache für ſie! Denn ich ergrimme, wenn Unverſchämte behaupten, dieſer ſei von dem erſten glorreichen Anlauf ſeiner Bahn abgewichen und habe das Deutſche vergeſſen. Nein, nein! das hat er nicht können, weil er ja immer das Beſte und Feinſte ſeines Volks dargeſtellt hat. Ja, keiner iſt mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in ſeinen ſtillen Geſtalten alles ſo klar bedeutend vorüber geht. Alle Wechſel unſrer Zeit erſcheinen an ihm elegiſch und tragiſch, wie ſie waren und ſind, ſelbſt da, wo er ſich zu verhärten und zu welken beginnt. Aber er war zu edel, um zu wimmern und zu ſchelten, um das flache Geſchnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren.

Siehe, Bruder! ſo verſchwand uns jene Nacht, und der goldne Morgen mit friſchen Flammen und unſterblichen Hoffnungen geleitete die Glücklichen heim. Welche Träume und Geſichte! welche Blüthen des Lebens und der Luſt! Und iſt denn nun das Alles dahin? O nein, Du Lieber! wir ſind noch, was wir damals waren.

Zweiter Brief.

Ich kam geſtern ab von dem, worüber ſich eigentlich mit Dir ſprechen wollte, und es mag recht gut ſeyn, daß mir etwas Gewöhnliches begegnet iſt; denn was man ſich beim Sprechen und Dichten ſo recht methodiſch vornimmt, geräth meiſtens am ſchlechteſten. Darum ſollen wir dem Gott danken, der uns unvermerkt vom Wege ablockt; die ſchlängelnde Fußpfade kleiner Irrer laſſen meiſtens das Süßeſte ſehen und erleben. Hätte die Erinnerung jener ſo kurz verfloſſenen Zeit, jener ſchönen, glühenden Nacht, und was Du damals wirklich wareſt und konnteſt, doch einen fröhlichen Lichtſtrahl in Deine Seele geworfen, wie wollten wir alle Deine Freunde uns Deines erwachten Lebens freuen und mit dem Friſchen luſtiger fortwandeln! O, als wir nach dem Jubel jener Nacht den folgenden Nachmittag nach dem Luſtſchloſſe zogen und angenehm ermattet nur geiſtiger ſahen und fühlten; als Du da Deine ganze volle, liebliche Wärme über mich ausſtrömteſt — da hatte ich Dich empfangen als das Köſtlichſte, was Götter geben können, und fühlte mich in dieſem Funde ſo ſicher und ſelig; da ſah ich eine große Lücke meines Lebens ausgefüllt, und blickte fröhlicher auf den ſchon ſinkenden Staub der Rennbahn zurück. Ich fühlte, was wir einander ſeyn konnten und ſeyn mußten. Du wareſt das Grün, das den rauhen Fels kleiden, Du der milde Regen, der den harten Boden meiner Bruſt erweichen ſollte, damit Blumen und Früchte daraus hervorwüchſen. O mein Bruder, warum ſind wir ſeitdem nicht immer beiſammen geblieben? jene Gemeinſchaft hätte beide friſcher und ihnen ſelbſt gleicher erhalten. Denn nichts Köſtlicheres wird dem Sterblichen beſchieden, als wenn ihm ein reines Gegenbild ſeines Lebens erſcheint, worin er ſich wie in einem Spiegel gewahr werden und erkennen kann. Dann entſteht die göttliche Welt Epikurs und Franklins wieder in voller, ſchöner Wirklichkeit, jener ſchaffende Kampf des Eros und Anteros, wo die ziehenden und ſtoßenden Atomen voll ſehnender Empfindung ſich endlich in eine reizende Weltordnung zuſammenfügen und im ewigen Liebesreiz die heiligen Kreiſe des Lebens in Toden und Geburten vollenden. Das war das Werden aus dem Chaos, wo das Weiche und Harte, das Kalte und Warme, das Naſſe und Trockene ihre Noth erkannten, und durch dieſe Erkenntniß eine Welt entſtand. So hatten wir unſre Welt geſchloſſen und gefüllt, und ſiehe! ſie iſt uns zerronnen; ich habe Dich auf immer verloren, ſagſt Du, und Du haſt Dich ſelbſt verloren. Mit nichten, mein Bruder! ſo ſchlimm iſt es nicht, wenn es gleich ſchlimm iſt: wo man die Stelle noch weiß, da mag man den Schatz noch wohl wieder finden. Wir ſind einmal im Zuge, und ich darf Dir jetzt ſagen, was ſonſt nie über die züchtige Schaam der Zunge hervorgedrungen wäre. Wenn man ſich unter das Verhängniß ſtellt, oder ſich darunter geſtellt fühlt, darf die kleine Schaam verſchwinden, und Klage und Zorn ziemt auch dem Mann, der ſonſt ſein Leid und ſeinen Grimm ſtumm in ſich verſchließen mußte. Wo der Menſch in Gefahr iſt und das Menſchliche ſiegt, da ſchweige das Kleine. Du kennſt die Antigone bei Euripides. Wie ſcheu geht ſie mit ihrem Hofmeiſter aus dem Pallaſt, ſpähend mit dem Aug und Ohr, ob einer nahe ſei, der es verrathen und anſagen könne, daß die fürſtliche Jungfrau die ſichere Sitte des Gemaches vermeſſen verließ, um neugierig die Fürſten der Argiver und den zu traurig feindſeligen Bruder vom Thurm zu ſchauen. Aber als das Unglück hereingebrochen iſt, als die beiden Brüder durch die gegenſeitigen Schwerdter gefallen ſind, die jammervolle Mutter ſich ſelbſt entleibt hat, da zittert die jungfräuliche Schaam nicht mehr, die Tochter, die Schweſter fühlt ſich, ſie will, ſie muß doch den Traueranblick haben, und mit Thränen und Klagen begleiten, was ihr einſt ſo lieb und köſtlich war. Sie ruft, aus dem Pallaſt hervordringend:

Nicht verhüllend der lockenumringelten
Wangen Anmuth, nicht in Jungfräulichkeit
Unter den Augen die Gluth und des Angeſichts
Röthe ſcheuend, eil' ich bacchantiſch her
Zu den Erſchlagnen, werfe vom Haar den Schlei'r,
Laſſe ſinken des Purpurkleids weichen Glanz,
Jammerbegleitung den Todten — weh! wehe mir!

So will ich mit Dir reden; altes Verſtändniß der Treue wird verſöhnen, was ſonſt ſchmerzen könnte. Daß mir mit Antigone nicht Gleiches begegne, daß ich auf der Leiche eines vielgeliebten Lebens nicht bittere Thränen weinen müſſe, will ich nach Deiner Krankheit forſchen. Sie iſt ſchwer, mein Bruder, weil Dir die Heilmittel dazu noch fehlen, aber ſie iſt nicht unheilbar; und ich hoffe noch einſt den Lebensfriſchen und Muthigen wieder zu umarmen, der, wie aus einem Traum erwacht, ſich verwundern wird, welche Täuſchung ihn mit ſo dünnen Stricken, die er dann leicht wie Zwirnfäden zerreißt, Jahre lang gefangen halten konnte. Laß uns ein wenig ſchwatzen, Du Lieber; es löſt ſich mit der Zunge das Gemüth und die Worte ſchweben allmälig mit dem Verſtändniſſe im Gleichgewicht fort, wie ſie immer ungeſuchter von ſelbſt kommen.

Ich habe mir von Dir und Deinem Bruder Guſtav oft erzählen laſſen, was Du für ein Kind wareſt, ich habe Dich ſelbſt geſehen, als Du gerade über die Grenze der Kindheit hinauszuſchreiten begannest. Ich war damals in S. auf dem Gymnaſium, drei bis vier Jahre älter, wie Du weißt: ein wilder, ernſter, und trotziger Bube. Du kamſt mit mehreren fremden Menſchen in meines Vaters Haus, wo eben ein ganzes Gewimmel von Gäſten war, und ſtandeſt mit den weichen und ſchlanken Gliedern, den freundlichen, großen blauen Augen und dem zartgefärbten Geſicht ſo anmuthig und jungfräulich da, daß Du einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machteſt. Da ſah ich noch nicht, was dieſer Eindruck bedeuten ſollte: aber jetzt, da ich ihn wiederhole, ſteht Dein ganzes Weſen bis auf ſein Innerſtes aufgeſchloſſen vor mir. — Und was wareſt Du für ein Kind? von Klein auf ein beſonderes Dingelchen? Greifen alle Kinder nach Sonnen und Sternen, und möchten den Glanz zu ſich herabziehen, ſo thateſt Du es vorzüglich dann, wo andere aus Verſtand von ſo thörigtem Streben ablaſſen; Du weinteſt im vierten, fünften Jahre oft untröſtlich, daß Du nicht in den Mond hinauf konnteſt, oder er nicht zu Dir herunter wollte, griffeſt noch immer nach bunten Fliegen und Vögeln in der Luft, und Deine alte Tante ſagte dann im halben Ernſt: gebt Acht, der Bube wird ein Käferſammler und Sterngucker: die gute Frau verſtand ſich nur auf Augen und Finger. Auffallend an Dir von Kind auf war eine vorzügliche Reinlichkeit und Nettigkeit, und, gewöhnlich der Wildeſte und Ausgelaſſenſte in einem Häuflein von Geſpielen, kamſt Du doch meiſtens am unzerriſſenſten und weiſeſten zurück. Dies offenbarte ſich ſchon nach den erſten drei Monaten Deines Wiegenlebens, und ſobald Du die kleinen Füße brauchen konnteſt und manchen kleinen Burzelbaum im Trockenen und Naſſen machteſt, kamſt Du immer ängſtlich und reckteſt die eingetunkten Fingerchen hin, daß man ſie Dir abwüſche. Und wenn man Dir etwas erzählte von Engelchen und Kindlein, ſo mußte es immer weiß und bunt und golden ſeyn; und wenn Du ſelbſt Deine kleine Herzenswelt mit einfältigem Munde ausließeſt und auch Deine Geſchichten machteſt, wie Kinder thun, ſo war es alles voll Schimmer und Niedlichkeit: zur beſonderen Freude Deines alten Vaters, der ſelbſt gern den Hofmann machte, und meinte, Du würdeſt unter ſeinen und bruſtbeſtirnten Männern auch einmal etwas bedeuten. Doch bei weitem das Intereſſanteſte war mir, was Dein Bruder mir von Deinem einſamen Leben erzählt hat, das Du als ein Büblein von drei, vier Jahren oft halbe Tage lang für Dich allein triebeſt, und worin ich Dein jetziges Treiben in nuce gleichſam eingewickelt leſe. Es war ein alter Freund im Hauſe, ein eigenſinniger, wunderlicher Mann, voll Grillen und Sonderlichkeiten, mit welchem vernünftig nichts anzufangen war, ſobald man ihn anſprach, der aber meiſtens verſtändig war, wie die andern, wenn man ihn ſeyn ließ. Dieſer Alte hatte in ſeiner Jugend ſeine Beſtimmung verfehlt, und war ein Glied des erwerbenden und ernährenden Lebens geworden, da er ſich zu den zerſtörenden oder bildenden Ständen hätte ſchlagen ſollen, er hätte Huſar oder Bildhauer werden ſollen. Das hatte er gewollt; aber Zwang der Umſtände und älterlicher Wille hatten es anders geboten: noch in ſeinen letzten Tagen ſprach er mit Entzücken davon, welch ein großer Mann er dann geworden wäre. Mit dem Nährſtande, der Weitzen und Dukaten, und Käſe und Butter macht, hatte es ihm nicht glücken wollen. Seiner liebſten Wünſche nie gewährt, von dem Leben hart zerdroſchen, arm und ungeachtet, hatte er bei Deinem Vater eine Zuflucht gefunden, und aus der Flamme, die, ungenährt, in ihm faſt erloſchen war, ſchlugen nur zuweilen noch ſchöne Blitzleuchtungen auf; beſonders erfriſchte er ſich mit der Kindheit und Jugend, weil er ſich da nicht im Streit von Anſprüchen fühlte, wie mit Erwachſenen. Dann ſprach er ſein innerſtes Leben zuweilen noch keck aus, und ſchien den Leuten ſeines Alters dann der vollendete Narr, da er ihnen ſonſt meiſtens für einen gewöhnlichen galt. An Dir hatte er, wie Dein Bruder erzählte, ſeine beſondere Freude, und behauptete mitunter, Du ſeieſt ihm ähnlich, und pflegte dann mit einer Miſchung von Wohlgefallen und Schmerz zu prophezeihen: es werde Dir unter den Menſchen eben nicht beſſer gehen, als ihm weiland. Mit Dir allein konnte er ſich Tage lang beſchäftigen, baute Dir Kartenhäuſer, ſetzte Dich auf ſein Pferd und ließ Dich reiten, und ſchnitt Dir eine Unendlichkeit von Thieren und Vögeln aus Stücken Karte und Rinde, die bunt angefärbt und mit ihrer Geburt und ihren Namen nach Indien und Amerika verpflanzt wurden. Auch gingeſt Du treulich in ſeinen Geſchmack ein, und wurdeſt bald ſelbſt ein Vögelmacher und ein Thierſchnitzler. Das Indiſche und Amerikaniſche hatte gewirkt, oder kam es ſo aus Dir ſelbſt, ich weiß es nicht; Du machteſt es ihm vortrefflich, ja noch beſſer nach. Es war in der kindiſchen Schnitzelei und Bildnerei durchaus nichts den Thieren und Vögeln ähnlich, die auf des Vaters Hofe und in ſeinem Felde und Walde ſich um Dich bewegten; ſondern nichts als ungeheure und abentheuerliche Geſtalten, ſo ſonderbar erfunden und zuſammengeſetzt, daß es dem Dämiurg, der für den alten Herrgott neun Zugaben zu den Erdenbewohnern erfinden ſollte, ſchwer werden würde, in dem weiten Reiche der Fantaſie viel weiter zu gehen. So ſaß das Kind Stunden lang da mit der Scheere in der Hand, ſchnitzelte und bildete nach, und ſang und ſprach oft mit lauter, begeiſterter Stimme wunderbare

Namen aus, deren Klang aber mit den fantaſtiſchen Geſtalten meiſtens eine natürliche Verwandtſchaft hatte. Tage hindurch wurde nachher mit dem Machwerk geſpielt in eben ſo ſonderbaren Unterhaltungen und Geſprächen, bis die faſt allen Knaben natürliche Zerſtörungswuth Dich ergriff und des alten und jungen Meiſters Geburten ſchnell zerſchlug und zerſchmiß. Aber am ſchönſten ſpielte Dein kleines Leben mit der Natur, Deine Freude im Walde unter den Bäumen, und Deine Luſt mit Vögeln und Schmetterlingen, welchen Du faſt nie etwas zu Leide thateſt, ſondern vor Schmerz außer Dir wareſt, wenn die heftige Liebe einen Wurm oder Schmetterling zwiſchen Deinen Fingern zerdrückte. Nie haſt Du Blumen aus bloßer Ueppigkeit abgekrauſt, wie Du auch Deine liebſten Kunſtdinge alle in Einer Minute zerſtörteſt; ſondern mit den Naturdingen hatteſt Du einen ganz andern Umgang. So ſehr Dich oft auch einer Blume gelüſtete, Minuten lang konnteſt Du umher ſchleichen, gehen, und wiederkommen, ſie mit den Fingern faſſen, und wieder loslaſſen; und wenn Du ſie endlich pflückteſt, wurdeſt Du blutroth und liefeſt mit ihr davon, halb fröhlich und halb bange, als hätteſt Du etwas Schlimmes gethan, und die Blume lebte oft ſtundenlang in des kleinen Buden Hand, ehe er die welke wegwarf. Der alte Hausfreund und Bildſchnitzler fand ein Hänflingsneſt mit ſechs Eiern ganz unten in einem Taxusbuſch, er trug das dreijährige Kind auf den Armen, und ließ es in das Neſt ſchauen; der Kleine lief nachher täglich wohl dreimal und viermal nach dem Buſche und guckte mit ſeinem Köpfchen hinein, aber die Eier wurden Jungen und die Jungen wurden flügge, und das Büblein ſah ſie nur und freute ſich an ihnen mit den Augen und Fingerſpitzen. So war es auch, als er größer ward, von dem ſiebenten bis vierzehnten Jahre, immer in einem gewiſſenhaften und liebenden Freundſchaftsverſtändniſſe mit der Natur, nur gegen das Selbſtgemachte ſich ein Recht der Willkühr anmaaßend. Dieſe Kinderzartheit ſchien ſich in den Jahren zwiſchen dem ſiebenten und zwölften auch bei Dir zu verlieren, Jahre, die alle Triebe der Kinder in der Ueppigkeit der leiblichen Entwickelung zu vergraben ſcheinen; Du wareſt ausgelaſſen wild, ja faſt wilder, als die andern Buben; doch zuweilen funkelte noch eine gewiſſe Freude an dem Bunten und Zarten lebendig hervor, und der Niedlichkeit und Nettigkeit warſt Du befliſſen wie vormals. Aber ſelbſt in dieſen Jahren, beſonders auf der Grenze des Kindes und des Knaben fanden diejenigen, die auf Dich

Acht gaben, Dich noch zuweilen einſam unter Blumen und Vogelneſtern, und da oft in Thränen ſchwimmend, wann Du am zufriedenſten ſchieneſt. Wenn ſie Dich fragten, ſo ſpracheſt Du die kurzen Worte: ich muß wohl weinen, daß mein Bruder Guſtav einſt alt wird und mein Vater ſtirbt.

Aber wohin mit dieſen Mährchen und Spielen meiner Kinderjahre? rufſt Du. Wohin, Bruder? zu Dir! zu Dir! Darin erkenne Dich, und die Welt und die Menſchen um Dich her, worunter Du Dich verwirrt haſt. Ich erkenne Dich lebendig darin. Du weißt, es hat Dichter gegeben, welche die verſchiedenen Lebensſtufen und Alter der Welt beſungen haben: wie zuerſt das Geſchlecht der Götter ward und ſich lange einſam auf dem gewordenen Planeten herumtrieb und um die Herrſchaft ſchlug; ſchon damals waren verſchiedene Grade der Kraft und Schönheit, alle unſterblich, aber nicht alle glückſelig; einzelne lagen als zuckende und unvergängliche Leichen über den brennenden Feldern von Phlegra, andre ſaßen, tief zum Tartarus hinabgeſtoßen, in kalter einſamer Nacht, ohne Liebe und Muſik. Darauf wurden durch den Japetiden Prometheus der Menſchen zahlreiche und mannigfaltige Geſchlechter, voll freundlicher, aber ſterblicher Schönheit; und die Götter, die ewiglebenden, kamen und buhlten mit den ſchönen Töchtern der Menſchen, und zeugten Heroen und Rieſenbändiger, welche Völkerfürſten und Stifter von Reichen wurden: und Luſt und Leid, Sieg und Tod, und reiches, blühendes Lebensſpiel war nun im Himmel und auf Erden. Wie iſt es ſüß und anmuthig, dieſe erſten Kindergeſchlechter der Welt ſo entſtehen und ſich unſchuldig und friſch unter einander rühren zu ſehen! ſelbſt die hohen Götter ſind da noch erhabene Kinder und machen Probeſtücke und löſen Kinderräthſel auf, und ärgern ſich wie die Kinder, wenn es ihnen nicht glücken will. Ich dächte, wir könnten noch täglich ſo ein Gedicht des erſten Weltalters machen, wenn wir das Dichten und Trachten der Kinderwelt mit fröhlicheren und unbefangeneren Augen anzuſehen vermögten. Da erſcheint noch immer die reinſte und höchſte Poeſie. Wie ſchön müßte es ſein, den Jupiter und Apoll, den Mars und Herkules, die Ceres und Venus dieſer Kinderwelt herauszufinden, und ihrer künftigen Tage großes oder kleines, arbeitvolles oder ſpielendes Schickſal zu prophezeihen, und, weil es prophezeiht wäre, es bei der Erziehung zu achten! O Bruder, Dir darf ich es ſagen und keinem andern —

dern — Deine milde Kinderbruſt verſteht mich — ich ſpinne und dichte mich oft innig in dieſe zarten Träume hinein, und werde dann zu Thränen weich. Ich fühle das Bedürfniß einer weichen Bruſt voll Frühlingsblumen, worin ich die Laſt abwerfen, an deren Sonnenſchein ich die Eisklumpen zerſchmelzen könnte, die ohne meine Schuld mich zermalmen und erſtarren. O die unſelige Zeit! wie theuer muß ich meine Kühnheit und meinen Siegestrotz bezahlen! wie zertritt das Politiſche das Poetiſche in mir! und wie ſtehe auch ich, welcher Vielen ſo ganz ſcheint, endlich zerſtückelt da, daß ich weder etwas machen noch thun kann! Darum ſehne ich mich mehr nach Kindern, jemehr meine Jahre fortgehen, und fühle mich unter ihnen friſcher und freier, als unter den jetztlebenden Erwachſenen.

Nein, Du Liebſter, ich gebe den ſüßen Traum nicht auf. Wenn Gott uns einmal Freude beſchert, wenn ich von dem Elend der Zeit, von dem Siegeshohn ſelbſtſklaviſcher Fremden und der duldenden und mitunterjochenden Niederträchtigkeit meiner eignen Landsleute mich retten kann, wenn mir der Olymp und mein ſchönes Jugendleben nicht ewig verſchloſſen iſt, ſo will ich gehen und zehen Jahre dran ſetzen, meine Sprache ſtudiren, und verſuchen, ob ich den kindlichen Sinn und das kindliche Aug, womit ich die Welt einſt ſo einfältig und klug ſah, nicht wieder erwecken kann. Da möchte ich, Menſchen, Steine, Blumen, und Bäume und alles, was auf Erden und unter dem Himmel fliegt, geht, kriecht und wächſt, in der Gemeinſchaft zuſammenleben laſſen, die ich einſt ſo ſchön in ihnen erkannte. Da würden die Thiere und die Vögel ſprechen, und die Blumen und Waſſer; ein jedes in ſeinem Geſchlecht, und doch würde jedes in ſeinem Geſchlecht bei der Aehnlichkeit ein ganz verſchiedenes Leben ausdrücken, und endlich würden alle Leben auf Erden, als die kleinen Vorbilder, aber eben deswegen als die helleren Vorbilder, auf das letzte irdiſche Bild, auf den Menſchen, hinſpielen. Und die Menſchen, die Gewaltigen und Herrlichen, die einſt mit Göttern und Heroen zur Tafel ſaßen und mit ihnen hochzeiteten und Kinder zeugten, ſie ſollten wohl ihre Gewalt-ablegen und der Natur wieder gehorchen, die ſie nur zu ihrem Unheil meiſtern wollen. Welch ein ſchön verbundenes und harmoniſches Spiel ſollte es werden! und wie ſollte endlich alles ſich gern fügen in den Gehorſam und das Glück! So würde die ganze wimmelnde lebendige Welt mir den Menſchen abbilden, und der

Menſch würde wieder ſeyn, wie einer ſeines kleinen Gleichen, und ſich freuen, daß er ſein Gegenbild und in ihm die Sicherheit ſeines Lebens gefunden hätte. Dies iſt kein Traum, Du Lieber, ich habe es geſehen, und ſehe es alle Tage; aber leider ſehe ich die Aehnlichkeiten des Menſchen faſt immer nur in dem Schlechteren der Natur, weil das Zarte und Süße von dieſer Zeit ſo ſchnell und ſo unbarmherzig zertreten wird. So wie z. B. der Wald gewaltige Eichen und zarte Myrthen hegt, wie die Au die Lilie und das Veilchen nährt, wie die Nachtigall in Büſchen und die Lerche in Himmelswolken ſingt, ſo würde das friſche Menſchengeſchlecht in ſeinem Treiben nach oben und unten ſich in Freiheit und Freude verbreiten, und weil keiner etwas wollte, was er nicht ſollte, ſo würde der ewige, blutige Streit um vieles aufhören, und Raum würde ſeyn für die Freude und Tugend aller, und Poeſie würde ſeyn in allem, was gemacht und gewirkt würde, weil jeder nur ſeine innigſte Luſt thäte. Dann — ſehe ich Dich ſelbſt an — war Deine Jugend nicht goldenlieb und luſtig, warſt Du nicht immer einer vollen Blume gleich, die den wohllüſtigen, leichtbeweglichen Buſen jeder Sonne und jedem Lüftchen zuwendet? war Deine Liebe nicht göttlich, Deine Schwärmerei nicht himmliſch? Und doch war der ſüße Junge nüchtern und beſonnen bei der Arbeit, und hülfreich und tapfer ſeinen Freunden in Mühen und Gefahren. So dachte ich mir Dein Leben, und wenn es Menſchen giebt, die Dir gleichen, wie eines muſikaliſchen Vogels auf den Zweigen, voll und blühend wie eine Blume, voll reicher Fantaſie, voll freudigen Wirkens, auf ſich ſelbſt ruhend, und keines ſinnlichen Genuſſes mit andern begehrend. Ich dachte, es ſei möglich, ſo durchzukommen, von den Nüchternſten wohl oft als ein Fantaſt und Wunderling angegafft, aber eben nicht blutig geſtoßen, weil Du keines irdiſchen Beſitzes wegen haderteſt. Ich frage Dich, warum haſt Du es nicht behauptet? warum ſuchſt Du von Fremden, was ſo reich in Dir ſelbſt iſt? und arbeiteſt Dich in endloſer Mühe ab auf einer Bahn, wo für Dich keine Palmen grünen? Ich packe die beiden Briefe zuſammen, ſie ſind nur Anklänge aus Dir ſelbſt; denn nie darf man anders mit Menſchen ſprechen. Ich erwarte mit Ungeduld, ob Du mich und Dich noch verſteheſt, und was Du mir antworten kannſt.

Dritter Brief.

Alſo Du lebſt und biſt noch, und kannſt noch glühen und blühen und ſchwärmen wie in alten Tagen? O, ich hatte eine Freude, wie die Götter ſie dem Sterblichen ſelten geben, als ich Deiner Handſchrift wohlbekannte Züge ſah, noch die alte ſichere und feſte Hand, als ich Deinen Brief las und wieder las, und ihn küßte, wie der Jüngling, dem das Mädchen ſeines Herzens die erſten Worte ſchreibt. So erkennſt Du Dich noch, und Dein altes Bild iſt nicht allein Bild, es iſt noch Leben in Dir? So erkennſt Du mich noch wieder, den Harten und Wilden, der ſich von Deiner Milde und Liebe ſo gern umranken ließ? O mein Bruder, was hab' ich geträumt und geſchwärmt, wie ein Adam, der ſich aus ſeinem Diſteln- und Dornenfelde plötzlich wieder in die alte Unſchuld des Gartens Eden verſetzt fühlte und der Verwandlung vergeſſen hätte. Es iſt doch ſchön, daß der Menſch immer noch, wenn auch nur in flüchtigen Minuten, wieder Kind werden kann. So ſind Tage und Wochen hingegangen mit Dir und in Dir, und ich hatte vergeſſen, was ich von Dir wollte und was ich Dich fragte. Du haſt mir grade geantwortet, wie ich Dich fragte, und das mag am beſten ſein mit Menſchen, die den Schlüſſel haben, das Inſtrument zu ſtimmen. Ich weiß nun, worin Du biſt und woran Du ſiecheſt; ſehe, mit welchen Uebeln Du Dich Jehre lang in vergeblicher Arbeit gequält haſt, und habe die fröhliche Hoffnung, Dich Dir ſelbſt wieder zu offenbaren, damit Du lerneſt, daß es im ſchlechteſten Fall ewig beſſer iſt, mit eigener Narrheit ein glücklicher Narr, als mit fremder Weisheit ein unglücklicher Weiſer zu ſeyn. Da alſo ſaß das Uebel? Hatte ich es nicht gedacht? und hätte ich es nicht früher denken ſollen, da ich Dich kannte und die Zeit und die Menſchen? Da ſaß es, wo der Wurm ſich einfrißt, der die Blüthe unſrer ganzen Nation verdorben hat! Daß wir alles wollen und verſuchen, das iſt unſer Elend; wir ſchlagen, wie der Bauer ſpricht, mit ſolchen loſen Künſten Gott in die Augen, und er läßt uns hinfahren in Verſtockung und Verblendung, und mit den reichſten Gaben können wir Deutſche endlich weder die Erde vertheidigen noch den Himmel erobern. Ich habe unſer Lob, von uns ſelbſt ausgeſprochen, vor zwanzig Jahren ſchon als Knabe gehört, aber ich verſichere Dich, ſchon damals wollte es mir nicht recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthoniſchen Bauernſtamm Entſproſſenen noch zu viel von dem alten guten Hausverſtande mitgegeben hatte, oder weil Kornelius Nepos und Cäſar, die ich nothgedrungen leſen mußte, ſchon unſichtbar wirkten. Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philoſophen, ſondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern, einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutſche lobte, wo ſie mir Tadel zu verdienen ſchienen, als die, welche den Sinn und Geiſt aller Zeitalter und Klimate verſtänden und umfaßten, welche das Beſte der Zeitgenoſſen leicht lernten und ſich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor ſolchen höheren verſchwänden, nicht ſtolz ſein könnten noch dürften: ich hatte mir einmal vorgeſetzt, auf mein Volk und auf ſeine eigne Kunſt und Wirkſamkeit ſtolz ſein zu wollen. Seitdem ich dieſe Vielheit und Allheit deutſcher Maſſen von 1790 an unendlich weiter gefloſſen, wie ein breiter und ſeichter Strom, der nun nirgends ein Bett mehr finden kann: es liegt am Tage, was ſie uns bedeutet hat und unſeliger bedeuten wird. — Doch weg mit allem politiſchen Gram! Nur den Gram um Dich, mein Liebſter, will ich jetzt fühlen und ſehen, wie auch Du der Zeit und dem Volke die Schuld haſt bezahlen müſſen, wie Du, um etwas zu gewinnen, was ſo nie gewonnen wird, Deine reine Quelle in dieſen ſchmutzigen Strom mit ergoſſen haſt, da ſie glücklicher und ſchöner ihren eignen ſchlängelnden Silberlauf hätte rinnen können.

Ich muß wieder zu den letzten Worten meines letzten Briefes zurück, wo ich die Welt und Dich in einem ſchönen poetiſchen Jugendtraum ſah, der kein Traum iſt, weil er einſt in Geſchichten erſchien. Ich ſah, wie Gott der Herr, mild und gerecht, alles gut und einfältig erſchaffen hat, daß jedes ſeinen Trieb und ſeine Tugend übe, ſeines Lebens höchſte Liebe gleich dem Seidenwurm ausſpinne, und ſo glücklich ſei und glücklich mache. Ich däuchte mir zu ſehen, wie alle Tugenden und Harmonien ſich ſo für einen groſſen und frommen Weltbau zuſammenfügten, wobei viel Krieg und vergeblicher Kampf des Lehens aufhören mußte. Da ſind Arbeit und Spiel, Schweiß des Angeſichts und bekränzte Stirnen, Freude und Leid, Herrſchaft und Dienſt ohne Neid und Streit gemiſcht; jeder thut, was er muß, und gehorcht, wo er ſoll. Hier brüllt der Löwe und Tiger und zerreißt ſeinen Raub; dort arbeiten Biber und Ameiſen; hier ſucht der Ochs und das Rennthier, der Hirſch und das Pferd mühſelig und gefahrvoll ſeine Speiſe; dort ſitzen Vögel und Grillen auf den Zweigen und ſingen und ſpielen, und leben vom Thau und Blüthenduft, und von Fliegen der Luft, die ſie im Spielen fangen: und die ganze Natur in allen ihren mannigfaltigen Wechſeln von Leben und Tod, von Gebähren und Zerſtöhren, von Arbeit und Spiel iſt ſchön und luſtig und trägt ſich in ewiger Fülle und Seligkeit. So hatte ich auch Dein zartes und ſaitenklingendes Leben wie eine Blume auf die Au gepflanzt, wie einen Vogel auf den Zweig geſetzt: wie einen luſtigen, fantaſtiſchen Vogel mußte ich Dich denken, der allerlei Männchen und Poſſen macht. Aber ich dachte dann auch, daß der bunte Fantaſt eine himmliſche Kehle haben müßte, und ward wieder ernſt.

Und es iſt Raum auf Gottes Erde, mein Bruder, und reiches Spiel und Segen, und auch noch Geduld der anderen, uns gewähren und machen zu laſſen, wenn wir das, was wir wollen müſſen, nur recht wollen. Die keichenden und pflügenden und dröſchenden Menſchen laſſen ſich den Spieler gern gefallen, der ihnen die Mühe erheitert, die Sorge erleichtert, und Scherz und Wechſel in ihr einförmig heißes Leben bringt; ihre hunderttauſend Arme arbeiten dann für ſeine zwei ſchwachen deſto rüſtiger mit. Mir iſt es geſtern recht klar geworden, was ich Dir ſagen will. Ich ging dem Bau einer großen Steinbrücke vorbei, die man über einen Strom führen will. Pfähle wurden eingerammt, und funfzig Männer triezten ein fürchterliches Gewicht auf, um es gewaltiger auf ſie zurückfallen zu laſſen. Da ſtand einer müſſig dabei, ein großer, vierſchrötiger Kerl, und ſang den Takt einer angenehmen Weiſe dazu, auf daß die Züge und Schläge deſto gleicher gingen. Ha! dachte ich, darf dieſer ſchon ſingen, und hier ſchon, während die andern keichen und glühen, warum ſoll das zarteſte Leben ſich vergeblich zur Arbeit drängen? Hier habe ich Deinen eigenſten Fall; ich ſahe, wie Du Deinen Himmel verlaſſen haſt, um mühevoll einen anderen zu ſuchen, der Dir ſo nie geöffnet werden kann; ich ſahe, wie die heutigen Gewaltmänner, die neueſten Philoſophen, Dich verwirrten; wie Männer, die ſich auf Arbeit etwas einbilden müſſen, weil ſie nichts ohne Arbeit gewinnen können, Dich mit ihren hochmüthigen Stirnen erſchrecken, und Dich begrinſen, weil ſie nicht erwerben können, was Dir die Natur gegeben. Und endlich das Katheder, dieſer gefährliche Phätonswagen, auf welchem man auf ebener Erde den Hals brechen kann, ohne einen einzigen Sonnenſtrahl, geſchweige denn die ganze Sonne geladen zu haben. Da halte ich Dein Uebel und Deine verſchmachtende Sehnſucht. Doch ich muß ein wenig aufathmen und mich beſinnen.

Vierter Brief.

Ich ſehe nun klar, wie alles, was dem Handwerk angehört, wozu Du Dich bequemt haſt; wie die Propheten der Zeit, die mit neuen Archimedeshebeln die alte Welt zuſammenwerfen wollen und aus eigner Kraft eine neue verſprechen; wie endlich die Schwierigkeiten und Widerſprüche der Natur mit ſolchem Leben haben auf Dich wirken müſſen. Könnte ich mir es auch ſo klar ausſprechen, und Dir das Gefühl meiner Liebe und Deiner Kraft ſo innig und heilend wiedergeben, als ich es in mir trage! M. alſo auf dem Katheder? Warlich, Du Lieber, ich ſchüttelte den Kopf, als ich die erſte Nachricht von dieſer Deiner Kühnheit bekam. Es gehören wahrlich Fäuſte dazu, zu unſerer Zeit aus ſeinem Holze ſich Kraft zu klopfen; denn zum Glücke die Pferde ſind von dieſem Phätonswagen lange abgeſchirrt, und deswegen kann allenfalls ein Blinder ſich darauf halten, wenn er nur erſt heraufgebracht iſt. O, Freund, ich kenne das Ding, ich habe ja leider auch Jahre lang zu ſeinen Füßen geſeſſen und gehorcht, und zittere noch, wenn ich bedenke, wie mir darunter oft zu Muthe war. Da dachte ich dann in meinem Sinn, wie viel verworrener und verzagter müſſen die da droben ſich wohl fühlen, welche ſolche kopf- und herzbrechende Verzagtheiten und Verwirrungen machen können! Was ich damals ahndete und fürchtete, kann ich jetzt ſehen und ſagen. Ich war wirklich auch eine Zeit lang dumm und gläubig, die Jahre 1792 und 1793, und das ſind die Jahre, wo ich am wenigſten gelernt und am ſchlechteſten gelebt habe, die Stunden abgerechnet, wo meine ſündliche Jugend und Brudergemeinſchaft mich aus der verdammten Hexerei herausriß. Die Katheder ſind nun einmal die eiſernen Stühle Heinrichs des Sechſten von Hohenſtaufen, die in langſamer Gluth das Mark aus den Knochen ſaugen und den Saft und das Blut aus den lebendigen Gliedern. So ſpuken und hexen zuletzt Skelette über und mit Skeletten. Es iſt ein Jammer, Bruder: ich habe die Leute ja geſehen bei uns und draußen, was ſie ſind und wie ſie es treiben. Bei uns freilich ſind die jämmerlichſten, aber doch noch die beſten und ehrlichſten im Nichtigen. Es ſind die rechten Zeichen, was die Wiſſenſchaft und die Menſchheit und Weltregierung geworden ſind.

Ich dachte mir einſt in ſeliger Jugend, wie es ſüß und herrlich ſein müßte, die Fülle der Dichtkunſt, die Kraft der Wiſſenſchaft und Erfindung aller Zeiten gleich einem goldenen Samen in einem köſtlichen Gefäße zu halten und auszuſtreuen mit Wonne und Begeiſterung; es ſchien mir wie eine ewige Hochzeit, wie ein Götterbrautſtand, der nicht alten könne. Und haben wir nicht ſolche Zeiten geſehen? Da, meinte ich, ſtehe man täglich verjüngter und vergötterter auf, wie von einer Braut, welche ewige Jungfräulichkeit und Huld bewahrte; man werde durch den Umgang mit den Heiligen, Hohen und Gewaltigen ſelbſt zu Kraft und Würde geadelt; man ſei gleich einem Inſtrumente, das, je älter es wird und je öfter es geſpielt wird, immer reiner und ſüßer klingt, und am ſüßeſten anſchlägt, wenn die dünnen Breter endlich in der Fluth der Töne ſich ſprengen müſſen: und dann pflegte ich im höchſten Stolz wohl zu träumen, ſelbſt einmal ſolches von meinen Lippen verkündigen zu dürfen. —

Und nun? Ja die Welt iſt noch da, aber die Menſchen ſind verſchwunden, weil ſie ihre hohe Ordnung vergeſſen und umgekehrt haben. Das Zuviel hat auch hier geſchadet und uns viel wollenden und viel könnenden Deutſchen am meiſten. Der Virtuos und der Weiſe in einer Kunſt und Wiſſenſchaft ſoll wohl ihre Weltweite und ihre Herrlichkeit überſehen können und ſich ihrer Unendlichkeit freuen; aber er ſoll nicht alles okkupiren wollen, was er ſiehet, wie der Pflüger mit dem Pfluge und der Eroberer mit dem Schwerdte. Dies iſt nur eine kurze Herrlichkeit; des Pflügers Kinder werden Geitzhälſe und Sorglinge, des Eroberers Weichlinge und Knechte. Alles ſehe, aber Eines faſſe man, und halte es feſt und fröhlich umſchlungen, daß es mit dem umarmenden Herzen ganz zu Einem Leben und Daſein zuſammenwachſe und blühe. Aber wie hat man es gemacht? wie macht man es? Gierig greift man in den Reichthum hinein, will alles faſſen und halten, täuſchet ſich in der erſten Freude, bildet ſich und andere ein, daß man es könne, und lebt entweder glücklich in dieſem Wahn fort, oder lügt auch bei dem Gefühl des Nichts zuletzt, was man zuerſt glaubte. Solches dürftige und mehr noch ſolches gemeine und lügneriſche Treiben macht kümmerlich und verzagt, blendet die hellſten Augen und dörrt die edelſten Säfte der Fantaſie und des Muthes in Höllengluth aus. Laß Dich nicht irren, Beſter, durch das gewöhnliche Geſchwätz, welches ſagt, die viele Arbeit, womit man ſich belaſten müſſe, ſei es, und immer noch ſei es ein Wunder, daß man in der Angſt und Athemloſigkeit, womit man nach allen Seiten umherlaufen und zuſammenſuchen müſſe, doch ſo Vieles und ſo Gutes leiſte. Ich frage dieſe Klagenden: ei warum arbeitet ihr wie die Ochſen, und belaſtet euch wie die Eſel? Die Arbeit, dieſes göttliche Geſchenk an den Menſchen, iſt es nicht; ſie hat immer ihren Athem und ihres Athems Erfriſchung in ihr ſelbſt, gleich der Erde, die das Verwelkte nimmt und das Blühende wieder daraus hervortreibt. Arbeit ziemt dem Manne und gehört ihm, ſie ziemt beſonders dem Deutſchen, der darin bewundernswürdig geduldig iſt: wer nicht arbeiten kann und mag, verdient allgemeine Verachtung und werde als ein vagabundiſcher Knecht aus der Geſellſchaft herausgegeißelt. Aber vergebliche, aber geiſtloſe Arbeit — ja, das iſt die größte Hölle, das bodenloſe Danaidenfaß, das immer ausfließt und keine Freude zurückgiebt. Und daß unſre meiſten Kathedermänner kümmerlich geiſtlos ſind, wer will es leugnen? Wenn ſie ja auch mit Geiſt begannen, ſelbſt mit Begeiſterung, ſo wurden ſie in die allgemeine Dummheit mühſeliger und endloſer Karrenſchieberei der Gelehrſamkeit unvermerkt mit hineingetrieben und verlohren die Blume zu früh, weil ſie zu früh die Frucht wollten. Denn ſieh Dich um — wie kann man ein ſo thörigtes Vielerlei und Allerlei zugleich mit Genialität und Zeugungskraft treiben? wie muß das reichſte Herz in den Barbierſtuben und Trödelbuden des heurigen Parnaſſes nicht ein neugieriger Schwätzer und Frager, und dann ein alberner Zweifler und Behexter werden? Und ferner auch das viele Sprechen, wodurch das viele Hören auf unſern Akademien kömmt, da die Burſche die drei, vier Stunden, die ſie zu viel zu des Profeſſors Füßen ſitzen, beſſer im Walde und Felde und in der Freiheit der Spiele und Kämpfe verlebten. Wie kann ein geſcheuter Mann es aushalten, täglich mehr als zwei Stunden zu ſprechen, weil er es will und muß? Unterſcheidet ſich der Weiſe von dem Thoren nicht grade durch Schweigen, und oft durch tagelanges Verſtummen? Und hätte man auf dieſe Arbeit und Allwiſſenheit, wie die guten Männer ſie meinen, ſich nur etwas einzubilden? Gar viele von ihnen ſind leider nichts als Bibliotheken und Regiſter der Gelehrſamkeit, die das Fremde ſo viel getrieben und ſich zugeeignet haben, daß ihre gewordene ſeelenloſe Larve aus hundert und tauſend andern Larven zuſammengeſtückelt iſt, die ſich nun vergebens mit weitem Munde auf dem Kothurn des Katheders aufblähet und gern im Schickſalstragödenton ihre Orakel ſprechen möchte, die meiſtens in unſeliger Mitte zwiſchen Tragödie und Komödie hängen bleiben. Denn was weiß auch der ſelbſtigſte Menſch gewöhnlich? was weiß er, daß er weiß, wenn er ſich redlich prüft? Nicht, was maulaffende Schüler und Narren wähnen. Das wenige Eigene weiß er, was faſt allen Menſchen von der Hütte zum Pallaſt leicht zu lernen verliehen, das wenige Tüchtige und für das Leben Brauchbare, was das Leben einen jeden lehrt, was ſchon in den Sprüchen der ſieben Weiſen und den zwölf Erztafeln Roms enthalten iſt. Das iſt der menſchlichen Dinge Anfang und Ende, und dann einige kleine Buchſtabierübungen und Räthſelfragen, welche ein paar Jahrtauſende uns zugelehrt haben. Was das reichere Herz ſonſt von Anſichten, Ahndungen und Poeſie in ſich verwahrt, das läßt ſich ſelten in lange Reden faſſen, und darf nicht von Kathedern klingen, wenn es nicht verloren werden ſoll. Es gehört für die Freude des Lebens und der Geſellſchaft, für das zärtliche Weib und ſein Bett, für die lieben Kinder und für die Fremde, die nicht mit uns zu ſchwatzen, ſondern mit uns zu leben kommen.

Jenes Wenige nun, was ich oben nannte, was jeder durch das Leben lernen und durch Fleiß und Studium erwerben und in ſein eigenes Gut verwandeln kann, läßt ſich wohl beſprechen und mit Zuverſicht und Vertrauen an andere überliefern; aber damit iſt unſere neue Eitelkeit nicht zufrieden, und darf damit nicht zufrieden ſein, wie es unter den Innungsleuten der Akademien und Fakultäten niemal abgemacht iſt. Auch das Fremde wird dreiſt ergriffen, und dreiſter ausgeſprochen, und damit beginnt das Verderben. Ich meine hier mit dem Fremden das, was wirklich fremd und dem Gemüthe und Kopfe noch nicht einverleibt iſt; denn welcher Menſch, der lernen will, ſteht nicht auf fremden Arbeiten und Erinnerungen? Man iſt bei der Ueberlieferung menſchlicher Dinge und Künſte wohl niemal in der Nothwendigkeit, ſich auf den Glauben zu verlaſſen; ruht ja das Leben ſelbſt, das tiefſte und unergründlichſte aller Dinge, auf nichts andern. So wie man unter Menſchen wandelt und lebt, dieſem auf ſein gutes Geſicht das Leben im Schlaf der Nacht, jenem ſein Vermögen, dem dritten ſeine Ehre vertraut, ſo giebt es Geſichter in der Geiſterwelt, welchen ſolche Wahrheit und Rechtlichkeit aufgedrückt iſt, daß man ihnen auch das glauben darf, was man ihnen nicht nachzuerfinden und nachzuunterſuchen die Zeit hat: Geſichter wie Homers, Herodots, Bakos und Newtons, Linnés und Franklins. Was ſolche geben, das nimmt man auf guten Glauben an, und übergiebt es mit eben dem Glauben wieder an andere; doch immer ſtill und beſcheiden: man ſieht es nur als ſein halbes Gut an, weil es halb geſchenkt, und nicht durch Arbeit erworben iſt. Aber macht man es endlich wie Buhlerinnen, die nie mehr die Liebe, ſondern immer nur den ſchlechten Leib hingeben und von jedem nehmen, ſo iſt es aus. Dann iſt es kein Glaube mehr, ſondern Aberglaube, und, wenn man endlich weiß, was man leidet, Lüge und Atheiſterei. Die meiſten deutſchen Kathederpropheten gehören doch wohl nur zu den Abergläubiſchen; aber die wenigeren Atheiſten ſind die Herren darauf, weil ſie wiſſen, was ſie thun. So vergeht in dem fremden alles eigene Daſein, in der Schande unwiſſender Nachbeterei und gelehrter Dunſtmacherei ſtirbt alle Ehre und Liebe, die Wiſſenſchaft wird gemein, das Wort Wind, die Geſinnung Trug. Dies ſind die großmäuligen und unverſchämten Schurken, die unſern Sinn und unſre Kraft verderben, die ſich und das Leben jedem Neueſten verkaufen, um in jedem Jahre neu zu glänzen. Von dieſen haben einige Dich erſchreckt und an Dir ſelbſt irre gemacht. Von ihnen und von unſerm Kathederparnaß will ich Dir nächſtens mehr ſagen. Denn zwiſchen allem dieſen Unkraut kriecht Deine ſchöne Blume am Boden, und wir müſſen ein wenig aufräumen, damit ſie ſich wieder zu ihrer alten Sonne heben könne.

Fünfter Brief.

Nicht heut erſt ſcheint was ſterblich iſt, mir Schatten gleich,
Und jene Menſchen, die ſich weiſe dünken, und
Der Redekünſte Pfleger, ja ich ſag' es kühn,
Daß grade ſie der größten Narrheit ſchuldig ſind.

Euripides.

Ja, mein Bruder, dahin iſt es auch bei uns gekommen, es ſind die größten Dummköpfe oder Narren: am Ende ſchwer zu wählen, was von beiden man lieber ſein möchte. Ja, ich ſage es kühn, daß die meiſten unſrer ſogenannten Gelehrten dümmer ſind, als der Bauer, der ſeinen Katechiſmus nicht leſen kann. Dieſer weiß doch Beſcheid mit dem, was er thut, fühlt und weiß, daß er lebt und etwas macht, fühlt und athmet lebendig in der lebendigen Welt, und kann ſich, wenn es Noth iſt, in ihr vertheidigen und ihren

Beſitz behaupten. Jene ſind durch das Viele und Alle, was ſie üben und wiſſen, ein völliges Nichts geworden, und gehen auf dem großen Anatomieſaal der Welt ſelbſt als Skelette und Geſpenſter herum. Und kann es anders ſein? Nur auf eignen Wurzeln kann jedes Ding mit Sicherheit ſtehen, und vergebens hinkt der Menſch fremden Geiſtern und Heroen nach, daß ſie ihn mit zum Siege ſchleppen mögen; ſie werfen ihn ab in der Gefahr der Rennbahn, und zerſchmettert und zertreten, oder nur beſtäubt und beſchmutzt, iſt er zuletzt immer das Mitleid oder das Gelächter der Menge. Denn mit dem Ernſt, den er glaubt, kommen Wenige dahin, wenn er der Mann nicht iſt, ihnen Ernſt zu geben; die Meiſten kommen zu allen Dingen zum Gaffen oder Gähnen, Einige auch wohl zum Lachen und Poſſentreiben. Der Menſch iſt ein Ideenweſen, und dadurch von allen Thieren, die auch wohl Verſtand haben, unterſchieden; wir laſſen ihn nicht mehr animal oder Thier ſchelten, oder wohl gar vernünftiges Thier, welches das gemeinſte von allen iſt. Das Thier kann viel verſtehen, aber nichts vernehmen, und wenn es ja zuweilen eine Aehnlichkeit davon zu haben ſcheint, ſo wird ſein Anblick uns ſo tragiſch, daß wir es tödten möchten, um der Trauer zu entgehen. Wenigſtens erinnert re ich mich, daß mir in meinen Knabenjahren mit Hunden und Pferden zuweilen ſo ein Gram begegnet iſt, als ich weder von Zoroaſter noch Platon etwas vernommen hatte. Dieſes Ideenweſen Menſch bedarf zu ſeinem Sein, d. h. zu ſeinem fröhlichen, lebendigen Sein, ſeiner himmliſchen Nahrung, die in ihm ſelbſt ewig wächſt und vergeht; er muß zuerſt und höchſt durch ſich ſein, ehe er mit andern und in andern frei und ſicher leben kann. Hat er ſich durch lange Arbeit, durch redliches Dichten und Trachten nach Wahrheit in ihm ſelbſt erklärt und gemacht, dann erſt hat er die Helle, daß er andere Weſen und ihre mannigfaltigen Geſtaltenwechſel in ſeinem erheiterten Spiegel aufnehmen darf, ohne durch das Vielfache ſich zu ſehr reizen und verwirren zu laſſen.

Aber wie geht es unſern Weiſen? Die Eitelkeit macht die Flaumenbärte zu Meiſtern in Jahren, wo ſie die Welt erſt erkennen und genießen ſollten. Weil ſie noch nichts ſind und alſo auch nichts können, ſo dringen ſie deſto geſchmeidiger in fremde Lebens- und Ideenkreiſe ein, und ziehen dieſe oft ſo friſch und genialiſch um ſich herum, daß die Hörer und Seher ſo getäuſcht werden, daß ſie glauben, es ſeien die Herren ſelbſt, und es ſei ihr Eigenſtes und Innigſtes, was ſie ausſprechen. Aber nur Geduld! Es geht einige Jahre gut, aber dann iſt es vorbei; die Kraft iſt in unnatürlicher Liebe frühe erſchöpft, und kehrt nimmer wieder, und wann ihres Lebens Herrlichkeit recht aufblühen ſollte, beginnen ſie ſchon zu verwelken. In ſie ſelbſt zurück geht kein Weg mehr, ihr Gemüth und die Flamme, die daraus hervorſchlagen und friſche Jugend entzünden ſollte, iſt auf ewig zugeſchloſſen. Sie haben den Mann anticipirt, haben ihn in fremder Rüſtung geſpielt; ſie ſind zu ſchwach, die eigene zu tragen. Wenn der Menſch, der zu ſeiner Zeit Kind und Knabe, Jüngling und Mann war, und ward, nach den Arbeiten und Mühen ſeine göttliche Ruhe hat, wo die Geiſter des Himmels und ſeines eigenen Herzens ihn beſuchen, und wo er die zerriſſene Kraft und die zerſtreute Fülle ſeines Lebens wieder ſammelt, um ſich bald deſto friſcher in den Kampfplatz zu werfen, ſo krüppeln dieſe Kaſtraten, dieſe ausgehöhlten und geſpenſtiſchen Menſchenlarven, in ewiger Mühſeligkeit und Frohndienſt fort, aber ohne den Anfang oder das Ende ihrer Bahn zu ſehen. Sie haben nur Gewohnheit ſolches Treibens, aber keine Luſt mehr daran, und können alſo auch andern keine Luſt daran geben: glückſich, wenn ſie nicht fühlen, was ſie ſind und was ſie ſein könnten. Aber andere von ihnen fühlen nicht, daß ſie was Herrliches ſein könnten — denn dazu ſind ſie zu ſchlecht — ſondern ſie fühlen, daß ſie Schächer und Schwächlinge ſind. Sie haben aber Scharfſinn genug, zu merken, wie dumm die Welt iſt, ſie noch für etwas zu halten; und grade dieſes Geſchlecht, wo es ſich auch finde, meint immer, daß es berufen iſt, die Welt mit Blendwerken zu regieren: und nach dem, was ich geſehen habe, muß ich faſt geſtehen, daß ſie nicht ſo Unrecht haben. Es ſind die Atheiſten und Lügner, wie ich ſie oben nannte, im Gegenſatz gegen die gutmüthigen und ſchwächlichen Abergläubiſchen, deren Leben wir eben betrachtet haben. Es iſt die größte Zahl von denen, welche die Welt mit Federn und Edikten ſteuern; unter der gelehrten Klaſſe hat ſie den Namen Scharlatan und Bänkelſänger lange ſchon mit Recht geführt. Es ſind alle die unredlichen Menſchen, die in der Welt mehr wagen, als ſie dürfen, mehr ſcheinen, als ſie arbeiten, mehr lehren, als ſie wiſſen. Von dem Maaß der Kraft und Gelehrſamkeit iſt hier gar nicht die Rede, ſondern von Wahrheit und Lüge, ſie ſeien auch entſtanden, wie ſie wollen. Ein Menſch kann eine ungeheure Vielſeitigkeit der Weltanſicht, eine ſeichte Ueberſicht vieler Dinge, ſelbſt eine ziemliche Einſicht und Durchſicht haben, (denn wo ſie groß ſind, iſt Lüge unmöglich) und mit reicher Erfahrung und vielen Kenntniſſen gerüſtet ſein; und ſcheint und lehrt er in dem Geringſten etwas, wovon er weiß, daß es nicht ſein iſt, wovon er wohl gar weiß, daß er es abſichtlich thut, um ſich ſchimmernd und andere bethört zu machen, ſo iſt der politiſche oder gelehrte Bänkelſänger fertig, jener Bube, den man mit einem Mühlſtein am Halſe ins Meer werfen ſollte, wo es am tiefſten iſt. Unter ſolche biſt Du gerathen, mein Bruder; denn wo iſt eine gelehrte Zunft, ſei ſie ſonſt auch noch ſo klein, die von dieſen nicht einige Hohnlächler und Spitzköpfe und von den andern nicht einige gutmüthige Pedanten und ſteife Parückenſtöcke hätte? Welche von beiden die gefährlichſten ſind für ein Leben, das noch nicht ganz ſicher iſt, oder ſeine Naturſicherheit ihnen unglücklich aufgiebt, iſt wohl ſchwer zu ſagen; denn wenn die einen ungebührlich erſchrecken, ſo wiegen die andern unſelig ein; und in beiden Fällen mag der Mann ſich wohl gleich ſchlecht ſtehen. Ich kann mir es recht lebendig denken, wie es einem wilden, feurigen und genialiſchen Menſchen gehen muß, wenn er, durch ein näheres Verhältniß gebunden, unter ſolche

Geſellen geräth. Was er an Begeiſterung, Jugendkraft und Feuerſtrahl des Wortes und der That auch voraus habe, wie hoch er den Menſchen und ſein Wirken, und alſo ſich ſelbſt auch in ſeiner Pflicht ſtelle, ſo haben dieſe ſchwächlichen und ausgelebten Myſtagogen und Brabeuten doch gewaltige Mittel in Händen, das Dunkel und den Staub auf ſeiner Bahn unendlich, und den gewiſſeſten und herrlichſten Sieg unſcheinbar und unbekränzt zu machen. Sie ermatten den Novizen, der nicht mit ſeltener Freiheit ſelbſtmächtig in das Heiligthum zu dringen wagt, mit unendlichen Ceremonien und Vorübungen; ſie halten den Kämpfer Tagelang durch Prüfungen und Formen auf, und laſſen die ermattete Kraft und die Langeweile werdende Ungeduld gerade, wenn ſie am wenigſten gerüſtet iſt, mit einem ihrer Klopffechter in die Rennbahn, oder erfinden für alte Kampfſpiele neue Zuſätze, um ihn deſto ſicherer zu verderben. Siehe, Lieber, hier grade ſteheſt Du. Daß wir Menſchen von fünf und zwanzig und dreißig Jahren weniger wiſſen, in dem gewöhnlich gemeinten Sinn, als die von funfzig und ſechzig, iſt natürlich und verzeihlich; daß wir in dem Theater- und Staatsgallakleide des ausgelebten alteuropäiſchen Lebens uns nicht gemüthlich fühlen, wie dieſe, und uns darin wohl gar etwas albern darſtellen, oder doch nie wichtig darſtellen wollen, iſt natürlich, und ſogar lobenswürdig. Aber dies iſt den Pedanten ein Hochverrath, und den Spitzköpfen eine Tollheit, die in Freude zufahren, das Herrliche zu erniedrigen, das ſich ihnen nicht gleichſtellen mag. Denn das iſt einmal die Geſinnung dieſer Weltlehrer und Weltherrſcher, daß alles ihrer vornehmen Knechtſchaft gleichen und durch bequeme Spitzbüberei und glänzende Lügen die Welt mit bethören ſoll. O wie ich dieſe Knechtsgeſichter haſſe, die als ſchlechte Affen aus den Vorſälen der Palläſte weggeprügelt zu ſein ſcheinen! ich kann es Dir nicht genug ſagen.

Denke ich nun Dich im Gegenſatze gegen ſie; Dein mildes, liebendes Gemüth, das keine Liſt merken will; Dein großes, brennendes Herz, das ſich mit allen ſeinen Wahnen und Schwärmereien ſo offen hinlegt; Dein Mitleid, auch wo Du Sieger und Gebieter ſein könnteſt, der Erbärmlichkeit zu ſchonen; ſo begreiſe ich den kleinen Triumph ihrer Seichtigkeit über Dich. Denn nie hoffe die Wahrheit mit der Lüge zu leben, als die Geiſſel in der Hand, daß dieſe zittere. Dieſe ſehen immer nur ihr Kleines und ſich ſelbſt in dem engen Leben, und thun das

Schlechte ſicher und gewiß, wenn Menſchen wie Du in ihrer Weite über die kleine Welt und ihr kleines Selbſt ſich gleichſam zu einem unendlichen, allempfindenden und allgenießenden Leib ausdehnen, der den Streichen jener, die auf ſich ſelbſt enge zuſammen gezogen ſind, tauſend Blößen giebt. Solche Menſchen können und wollen die zarten Wahrheiten, und noch weniger die zarten Wahne nicht begreifen noch dulden: ſie raufen die ſüßeſten Blumen wie Neſſeln aus, um ſie zuerſt zu examiniren und dann aufzulegen und zu trocknen, oder auch bloß, um ſie mit ihren Elefantenfüßen zu zertreten. — Und ſelbſt, wenn das nicht geſchehen wäre, was ich nun klar ſehe, daß es geſchehen iſt und geſchehen mußte, ſo wareſt Du noch zu unſchuldig für dieſes verworrene und behexte Leben, um Dich darin hell und unbeklommen zu finden; Du wareſt nicht genug ſtätig in Deiner Kraft, um Dich unter Hinterliſt und Dummheit zu behaupten, welche immer den Inſtinkt haben, ſich ſelbſt zu ſchonen, wo wir unſre beſten Gaben reich und fröhlich wie die Götter vergeuden. Sie thun freundlich dazu, ſo lange ſie müſſen, und ſehen, daß wir ihres armen Lebens Herr ſind; aber unſre augenblickliche Armuth, die nur augenblickliche Ermattung iſt, belauren ſie, und zerhauen uns dann mit den ſcharrigen Schwerdtern ihrer Gemeinheit, zugleich mit einer Behexung, daß wir wohl endlich gar glauben, wir ſeien in einem ehrlichen ritterlichen Kampf beſiegt. Ich ſehe nun, Liebſter, wie Dein edler, ſchlanker Stamm unter dieſen dürren Felſen vergebens ſeine erquickenden Winde und Sonnenſtrahlen ſuchte, in dieſen kalten Sümpfen umſonſt der Wurzeln reiche Kraft in eine milde Erde hinabzutreiben ſtrebte. Wohl Dir und mir, daß der Blühende nur in Trauer, und noch nicht im Verwelken ſteht! Wir wollen Dich in Dein altes Land verpflanzen, und die alte Herrlichkeit und Lieblichkeit Deines Lebens ſoll Dich umkleiden, wie ewig hochzeitlicher Frühling.

Denn hier wie iſt der Sieg und ſeine ſchöne Sicherheit zu erringen? und wo iſt die Glorie für den Geübten und Gewaltigen in dem Gemiſch, worin Ehre mit Unehre, Götter- und Heldenſpiel mit Hanswurſtgeſchrei und Jahrmarktspoſſen ſo widerlich zuſammenſteht? Denn hier iſt weder Spiel noch Schlacht: es iſt alles zu langweiliger Poſſe und gemeiner Balgerei ausgeartet. Zwei Partheien bekämpfen ſich lächerlich, und, wie ſie meinen, ernſthaft genug; aber ein ſchadenfroher Dämon, der, wenn alle andern heroiſchen Dämonen des Licht- und Schattenreichs ſie verlaſſen, als ein kleiner olympiſcher oder tartariſcher Therſites, der letzte unter den Menſchenkindern, mit ihnen iſt, und ihnen die albernen Farzen anordnen und durchſpielen hilft, womit ein entartetes und abgelebtes Geſchlecht ſich ſtatt der Freude behilſt — dieſer bübiſche und gauneriſche Dämon hat ihre Augen und Waffen ſo geſtellt, daß ſie ſich ſicher immer auf zehen Schritt vom Leibe bleiben, wenn ſie einander zu durchbohren meinen, und daß triumphirend und kläglich von Siegen und Niederlagen geſchrieen wird, wo keine einzige Waffe traf und kein Tropfen Bluts floß. Gegen die Obigen nämlich, deren jämmerliches und ſpitzbübiſches Treiben ich Dir wohl kaum gewieſen habe, wie Du es erfuhreſt, hat ſich eine mächtige Parthei erhoben, die nichts Geringeres gelobt, als ihren uralten verknöcherten und verſteinerten Mumienthron der Gelehrſamkeit über den Haufen zu werfen, und alles Gewürm und Ungeziefer, das darin niſtet und wimmelt, und alle Känze, Fledermäuſe und Murmelthiere, die finſter und kalt darin hauſen, zur Beluſtigung und zum Spiel der friſchen Klauen und Flügel an das Licht hervorzutreiben.

Dieſe neuen Fauſtkämpfer zeigen zum Theil Schultern und Gelenkigkeit, welche Hoffnung erwecken; aber der Uebermuth und Stolz, womit ſie auſtreten, die Unſicherheit des Neuen, das ſie ſo geſchwind und eigenmächtig aus dem friſcheſten Blute und Gebein der Welt zu machen drohen, ohne ſich nach den Schmerzen der Verwundeten und den Toden der Zerſchmetterten umzuſehen, macht der armen Welt bange, und der alte Mumienthron wackelt zwiſchen den Siegenden und Vertheidigenden noch immer hin und her, obgleich manche Lücken darin geſchoſſen ſind. Das Erſte iſt dieſen Neuen leicht geworden, zu zeigen, daß das Alte verknöchert und verhärtet iſt und ſterben muß. Sie haben mit Scharfſinn gewieſen, wie kümmerlich und ſeelenlos das europäiſche Leben und Streben durch diejenigen geworden iſt, welche ſeine Erfriſcher, Erhalter und Träger hätten ſein ſollen; wie die Kunſt zur Karrikatur und zum Geplapper der Mode entſtellt iſt in Geſtalt und Rede; wie die Wiſſenſchaften, auf weichen Präjudikaten der Gelehrſamkeit hingeſtreckt, ſich warm und faul in ſich ſelbſt beſonnen, ohne andern Licht und Wärme zu geben; wie Dummheit und Schlechtigkeit eine Bahn, die in der Idee unendlich ſein ſoll, geſperrt haben, und durch ihre Häſcher mit Stöcken und Spießen zurückweiſen laſſen, was die wohlthätigen Schranken überſpringen will. Einige von ihnen, die erſten, haben zu hohem Muth, hohe Geduld und Kunſt gehabt und für Wahrheit und Recht redlich geſtritten; Beifall und Zujauchzen fehlte ihnen nicht, was ſie verdienten, was aber faſt alles Neue auch unverdient erhält. Mit Ernſt und Kraft traten andere in ihre Spur, und in der jetzt wahrhaftig geflügelten Zeit iſt das Aufräumen und Verwandeln raſch genug gegangen. Aber dieſer Zeit Karakter iſt, nichts feſtzuhalten und in ſich ſelbſt zu begründen und zu geſtalten, ſie ſtürzt ſich nur wie Welle auf Welle in Vergänglichkeit, und hat keine andere Freude, als die des Fortſchießens und Zerſtörens. So ſchießen auch die beſten dieſer Neuen geſetzlos und übermüthig fort, und ehren nichts Ewiges weder in ihnen ſelbſt noch in den Zeitaltern; und die heilloſe Menge der Jetztlebenden, die alles will, aber nichts duldet, alles wagt, aber nichts vollendet, hat ſich mit ihrer Leichtfertigkeit und Gewiſſenloſigkeit nachgeſtürzt und befleckt den ſchönen Eifer und die männliche Geduld der wenigen Tüchtigen. Auf ihre Unzucht, auf ihre Unwiſſenheit, auf ihre Weichlichkeit und Untüchtigkeit weiſen die Alten hin und warnen mit Recht vor einer Schwärmerei, die auf keiner Kenntniß, vor einer Herrſchaft, die auf keiner Arbeit, und vor einem Uebermuth, der auf keiner Kraft ruhet. Aber weil ſie ſchlecht und verſtockt ſind, ſo möchten ſie auch den Löwen, vor dem ſie zittern, als Eſel gelten laſſen, weil ſo viele langöhrigte Thiere jetzt in Löwenhäuten umgehen. So iſt der Streit endlos und die Verwirrung gränzenlos; und wie der ſchlimmſte Deſpotismus jetzt ſchaamlos um ſich greift, ſo bereitet er ſich auch hier in der unverſchämteſten Revolutionsmonarchie ein blutiges Schlachtfeld für die nächſten Decennien. Es ſtehen die Unwürdigſten der beiden Partheien frech und lauthälſig einander gegenüber und melden den Zeitgenoſſen, was ſolche Geſellen immer gebrauchen, es werde hier um das Heil der Menſchheit und um das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten geſtritten. So viel iſt gewiß, daß ſie in dem Einen Recht haben, die Neuen, wenn ſie ſagen: „ihr Alten „ſeid Narren und Betrüger, eure Arbeit iſt „Eſelei, euer Muſendienſt Knechtsdienſt, euer „Wiſſen Geiſtloſigkeit,“ und die Alten, wenn ſie ſagen: „ihr Neuen ſeid Schwärmer und „Weichlinge, eure Weisheit iſt Wortdunſt, euer „Stolz Unwiſſenheit, und eure Kraft Faul-

„heit.“ Du weiſst, lieber Freund, was ich meine, Du kennſt ihre Waffen und Gerüſte, Du kennſt die Tummelplätze und die Stellen, wo die Poſauner, Ausrufer und Bänkelſänger ſtehen. Ich gebe Dir einige Tage Zeit, darüber nachzudenken.

Sechſter Brief.

Dachte ich doch, daß es faſſen würde; aber daß es ſo tief faſſen ſollte, war nicht die Meinung, Du Lieber, noch weniger, daß Du Dich bei mir entſchuldigen ſollteſt, als habeſt Du übel gethan, da Du doch nur übel gelitten haſt. Du fühlſt Deinen Zuſtand innig, wie ich aus Deinem letzten Briefe ſehe. Aber das wollten Deine Freunde eben. Man muß ſeine Krankheit erkennen, und auch das erkennen, daß die Heilung allein in uns ſelbſt liege, auf daß man ſich ein Herz faſſe zu geneſen. In Deinen Klagen über das Unrecht, das ich Dir und Deinen Zeitgenoſſen in meinem letzten Briefe gethan haben ſoll, haſt Du Deinen eignen Zuſtand, und was die unglücklichen Zeitgenoſſen mit Dir in Gemeinſchaft leiden, ſo treu und ſo tragiſch offenbart, daß alle meine vorigen Worte dadurch zu ſtehenden Zeichen geworden ſind, und klarer und klarer erblicke ich nun, wie Du mit Deinem ſchönen Leben in ſolche Zwietracht gerathen biſt, und wie all dies Unzeug und dieſer Krieg um Nichts, den man um den Beſitz der Erde und des Himmels jetzt führt, auf Dich wirken mußte. Du haſt mir Dein ſchönes, weiches Herz noch einmal hingelegt, blutig und zitternd wie es iſt, aber immer noch lieb und menſchlich. O daß meine Fingerſpitzen zu Blumenköpfen würden, es ſanft zu berühren! daß mein ganzes Leben in Liebe zerfließen könnte, es wieder zu erquicken und zu erwärmen, wie es in alten Tagen waidlich und mächtig ſchlug! daß keine Angſt vor den trieſenden Dunſtnebeln und der eiſernen Kälte, worin es erſtarrte, ſeine fröhlichen Schläge mehr hemmte! Und, mein Bruder, in Deinen letzten Worten, wie wehmüthig und hingegeben ſie ausgeſprochen ſind, hat mich eine lebendige Kraft, eine Thränenerquickung möchte ich ſie nennen, angeweht, die durch ihre Wirkung auf mich beweiſt, daß ſie in Dir noch etwas Lebendiges iſt. Wer die Menſchheit und ihr ewiges höchſtes Ziel ſo ſehen, wer ſeine Nichtigkeit — denn unſere höchſte Kraft, gegen das Ganze gemeſſen, iſt nichtig — ſo ausſprechen darf, der darf auch wieder ſagen: ich bin ein Menſch und ein Mann, und der darf aus eigner Majeſtät hintreten und Mann zu ſein wagen. Sollten die Dummköpfe und Hohnlächler, und die wilden Ausſchreier der neuen Weltverjüngung Dich aus Deinem Himmel herausbetrogen und herausrenommirt haben — und Du hätteſt nicht die Geduld, Dein eignes köſtliches Gut vor ihren Augen wegzutragen und Dir auf einer neuen Stelle Dein neues Haus und ein neues Leben damit zu gründen? Die Letzten, glaube ich, haben faſt ſchlimmer auf Dich gewirkt, als die Erſten, weil ſie, wie alles, was in der Zeit jung iſt, durch Hoffnungen, und ſelbſt durch die Nachſicht, die man mit Proben hat, verführen und täuſchen. Ich ſchließe dies aus der Art, wie Du mein Urtheil über ſie aufgenommen haſt, das Du ungerecht, und, wenn auch wahr, doch hart und bitter findeſt, weil es die Quelle des Uebels nicht richtig berühre. Du ſprichſt aber Deine Meinung über ſie und ihr Wollen und Wirken auf eine ſo neblichte und räthſelhafte Weiſe aus, als wollteſt Du mit mir und ihnen einen Scherz treiben und uns beiden gleichſam verſteckt ſagen, was ſie ſeien, und was mich an ihnen verdrieße. Es iſt mir überall lieb, über die Sprache, ſelbſt als ſolche, einmal mit Dir zur Sprache zu kommen, und was es heißt, dociren und ſchreiben zu wollen; und die nicht bloß politiſche Gefahr zu beleuchten, die in dieſem prometheiſchen Geſchenke liegt. Doch das von weiter unten.

Alſo Du meinſt, ein Zeitalter könne ſo hoch ſtehen in ſeinen Gefühlen und Streben, daß alle Form und Gränze ihm mit Recht klein und verächtlich dünken müſſe; daß es das Feſte in Politik und Kunſt ohne Trauren dürfe vergehen ſehen; und daß in Andeutungen und Anſpielungen hoher Naturen mehr Kraft und Kraftoffenbarung liege, als in allem Thun und Wirken derer, die ſich vergebens gegenan ſträuben. Die Menſchen, die nun gleichſam in der hohen Muſik des Univerſum zerfließen, die das Wirkliche, was geſchieht und jetzt geſchehen kann, anekle, ſeien nicht nur die edelſten, ſondern ſie wirken auch das Edelſte, und es ſei unwürdig und zugleich unverſtändig von mir, ſelbſt in ihrer Erniedrigung vor einer gemeinen Welt, in ihrer Schwäche, die nur ſo ſcheine, nicht eine höhere Achtung und Liebe der Natur und der Gottheit anzuerkennen, als derer, die im gemeinen Genuſſe ſo fortgraſen und im dumpfen Nachlernen und Nachbeten alter Gedanken und veralteter Weisheit die Erde lehren und richten wollen. Bruder, ich muß Dir widerſprechen: aber ich will Dir nicht wehe thun, wenn ich ſage, daß eine täuſchende Gemeinſchaft, die Dir mit ihnen erſcheint, Dich für ſie beſticht. Glaube mir, von den Menſchen, die in Nebeln wandeln, die ſchöne Empfindungen ohne hohen Geiſt ausſprechen, die ſich auf Worte berufen, wo andere Erklärung verlangen, ſind die meiſten im Anfange Schwächlinge, endlich durch Noth Betrüger. Edle Naturen können durch Mißgeſchick, durch Deßorganiſation unter dieſe Nebler und Dünſtler gerathen, aber Blitze, die unwillkührlich durch ihre Nacht ſchlagen, offenbaren, was ſie ſind; und wenn ſie in ſolchem Treiben nicht frühe untergehen, ſo werfen ſie, wie der Atlas im Frühling, den Schnee des Winters und die Dünſte des Herbſtes ab. Die Lehre iſt einfach, wer nicht arbeiten mag, und doch genießen und etwas ſcheinen will, wird ein Gauner und Taſchenſpieler in Krügen und auf Jahrmärkten, ein Empfindler und unglücklicher Verliebter mit Weibern und Jungfrauen, ein politiſcher Täuſcher an Höfen und in Lägern, und ein geheimnißvoller, von göttlichen, unausſprechlichen Ideen überſtrömender Philoſoph, deſſen tiefe Wunder gemeinen Augen nie klar werden können, als durch den glücklichſten Adeptismus der Natur. Ich leugne nicht, daß dieſer trügeriſche Schein mit der wirklichen Wahrheit der größten Naturen etwas gemein habe, aber ich glaube, es bedarf keiner langen Myſtagogie, um das Wirkliche von dem Nichtigen zu unterſcheiden. Ich leugne auch nicht, daß es in einer geſtaltloſen und maaßloſen Zeit, die man mit Recht die zweite allgemeine Sündfluth der Welt nennen kann, nicht leicht iſt, Geſtalt und Maaß zu gewinnen, und was man ſelbſt, und was die Welt iſt verſtändig und mäßig auszuſprechen. Den Großen wollen wir verzeihen, wenn ſie hier ſtraucheln, aber loben wollen wir ſolches Straucheln nie, es gar als eine Ueberſchwänglichkeit menſchlicher Größe ausrufen nie und nimmer. Aber die Schwachen und Faulen, die ſich ſolches Mangels und Verderbens, wodurch ſie wieder vielen andern verderblich ſind, mit der Zeit entſchuldigen, ſich deſſelben wohl gar rühmen, die wollen wir wenigſtens vom Parnaß herunter geiſſeln; ſie mögen hyſteriſchen Weiblein und ausgelebten Sündern Myſten und Heilige ſein, aber nie ſollen ſie ſich einbilden, eine neue Welt verkündigen, oder wohl gar geſtalten zu wollen. Und Du, dem es mit allem Heiligen immer heiligſter Ernſt iſt, der die Wahrheit ſo beſcheiden und fromm ſuchte und immer ſo beſcheiden und fromm gab; Du, der grade durch dieſe Einfalt und Offenheit Thoren und Buben ein Spiel wurdeſt; Du, der unglücklich iſt, weil er der Kraft für die Welt und ihre große Gemeinſchaft noch entbehrt; Du, an der höchſten und tiefſten Sehnſucht großer und reicher Gemüther ſchmachtender und kranker Menſch — Du willſt dieſes flache, gemüthloſe, gaukleriſche Geſindel vertheidigen, das ſich mit ſeinen Waſſerblaſen und Wolken auf Minuten wohl ſelbſt täuſchen kann, das aber in der That nur ohne Arbeit und Kampf genießen und herrſchen will. Doch wir laſſen dieſe Narren und Nebler, und gehen wieder auf uns ſelbſt zurück.

Du ſchließeſt Deinen Brief mit einer rührenden Klage, die in ihrer ſtillen Erhabenheit etwas wahrhaft Poetiſches hat, indem Du des göttlichen Geſchäftes gedenkeſt, durch die lebendige Sprache, durch die Hand und den Blick und die Seele das Allgemeine und Wahre, was von Kunſt und Wiſſenſchaft und Leben irgend in Worte gefaßt werden kann, andern lebendig zu überliefern und ſo in einem ſcheuen Bunde der Mitſchöpfung durch die künftigen Jahrhunderte mit allen Geſchlechtern fortzuleben. Du blickſt mit tiefer Wehmuth auf den Kranz, deſſen erſte Blumen welkten, ehe ſein letzter Ring geſchloſſen war, als hätteſt Du das Köſtliche unwiederbringlich verlohren. Doch ſei es, wie es ſei, tröſte Dich, mein Bruder! Du kannſt Dich tröſten mit dem, was den Meiſten begegnet, Du kannſt Dich tröſten mit dem, was Du behalten wirſt, auch wenn dieſer Kranz der Trauer nie neu grünen ſollte. Ich ſagte oben; das Dociren und Schreiben ſei ein gefährliches Geſchäft, nicht bloß politiſch, wenn man die bedenkt, welche gern baſtilliſiren, deportiren, füſiliren — was einen Ehrenmann am wenigſten erſchreckt — ſondern auch menſchlich betrachtet. Hier geht uns nur das Dociren an, was, auch in höchſter Bedeutung genommen, immer nur eine Art Sprechen iſt. Du haſt lange gewußt ohne Jeſus Sirach, daß, wo die Zunge am fertigſten, des Verſtandes gewöhnlich am wenigſten iſt. Dies darf gelten, ſelbſt wenn die Trägeſten mit den Feurigſten das Schweigen gemein haben. Aber man darf auch ſagen, wo man die Zunge zu viel übt, verliert man den Verſtand. Das magſt Du mir wohl nicht ſo auf mein Wort glauben; aber ich habe Manches, worauf ich mich für dieſe Behauptung berufen kann. Ich habe Menſchen gekannt, deren Jugend ſchön und hoffnungsvoll war, die als Jünglinge die goldenen Keime herrlicher Früchte und Thaten ſo ſtill und mächtig in ſich trugen, und durch Leib und Geiſt blühende

Geſchlechter zu verſprechen ſchienen. Sie geriethen durch Unglück, mehr als Männern recht iſt, in die Geſellſchaft von Weibern, deren Eitelkeit ihre Kraft in Kleinigkeiten und Spielereien aufrieb: ſie lernten ſchwätzeln; Politik und Unruhe trieb ſie auf Kaffeehäuſer und Theater, unter Schauſpieler und Kunſtkenner: ſie lernten ſchön ſprechen; der Zufall oder die Gnade eines Gönners ließ ſie ſtundenlang in Vorſälen ſtehen und aufwarten, Worte ohne Bedeutung ſagen, und auf Worte ohne Bedeutung antworten: ſie lernten mit Worten darſtellen. Die Herrlichkeit iſt hin, ſolche Menſchen werden künftig weder etwas Großes thun noch machen; ſie ſind in dem Fall, worin der Mann ſein würde, der ſich mit dem vollen Gedanken, einem großen Genius das Leben zu erwecken, zu ſeinem Weibe legte, und in ſolchen Gedanken die That vollbringen könnte: ſiehe, er wird einen buntgefiederten Pfau der Eitelkeit, oder einen ſcharfzüngigen Spitzkopf zeugen. Solche Menſchen habe ich gekannt. Sie hatten die arme Sprache bis in ihre geheimſten Geheimniſſe durchgeplappert und durchrhetoriſirt. Wenn die Begeiſterung, welche die Natur ihnen umſonſt gegeben hatte, ſie zuweilen noch ergriff, ſo konnten ſie wohl noch in einzelnen Fragmenten göttlich ſchön ſprechen, daß es eine Freude geweſen wäre, dieſe Ausſtrömungen eines ſcheuen Gemüthes feſtzuhalten und aufzubewahren. Sollte es aber etwas werden, was Arbeit und Stille verlangte und nur durch Sammlung der Kräfte werden kann, ſo ward es froſtig, manierirt und kümmerlich; und ſelbſt das für den Augenblick Geſprochene ward endlich eitel leeres Geſchwätz. So iſt es, die Menſchen hatten ſich richtig entweiht und verſchnitten, zuerſt aus Gefälligkeit für andere, dann aus Eitelkeit, endlich — was das Letzte iſt — aus heilloſer Gewohnheit. Denn das iſt der Fluch des vielen Sprechens und des vielen Hörens, wozu der Menſch, der arbeiten und denken ſoll, nicht von Gott erſchaffen iſt, daß, wie das Erſte die gewaltigſten Kräfte unnütz in Eitelkeit ausgießt, ſo das zweite gleich einer bleiernen Laſt ſie tiefer in uns zurückdrängt und zuſammenpreßt, daß wir ſie nicht bewegen können; weswegen das Erſte albern und ſeicht, das Zweite ſchwer und dumpf macht.

Du wirſt ſagen: „aber es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Sprechen und Sprechen, und „Hören und Hören; es gilt auch hier, das Todte „macht todt und das Lebendige macht lebendig; „es iſt des Geiſtes wie der Liebe herrliches Vorrecht, daß ſie durch alles Geben nur reicher

„werden; ſie haben ihre Erquickung und Stärkung „immer in ihnen ſelbſt, und ihnen allein blühet „aus ewiger Zerſtörung ewige Erneuung.“ Schön und wahr geſprochen. Aber es giebt ein ſtilles und gemüthliches Geben und Nehmen von Geiſt und Liebe; und wie die Liebe mit kurzen Worten oft, mit langen immer lügt, ſo möchte auch hierin dem Geiſt etwas Aehnliches begegnen, und ich zweifle faſt, ob ſein Beſtes ſo leicht durch Worte ausgeſprochen, als durch Worte weggeſprochen werden kann. Mich dünkt, das Wort könne nichts weiter ſein, als ein Zeichen, ein leiſer Anklang von Geiſt, was es auch bei kleineren Dingen nur iſt; das Verſtändniß ſeiner vollen Harmonie und ſeines innigſten Lebens müſſe durch etwas Beſſeres kommen, durch ſtille Prophetie der Augen, und Gebehrden, und durch andere unſichtbare Emanation und Inſpiration, die wir alle unter Menſchen ſo oft im Guten und im Böſen fühlen, die aber, wie unſere innerſte Entwickelung und Verſtändigung mit uns ſelbſt, uns immer etwas Unbegreifliches bleiben wird. Es iſt etwas in uns, was uns verſtummen läßt, wenn wir uns am menſchlichſten und ſeligſten fühlen, wenn das ganze Weſen in tauſend ſüßen Zitterungen der reinſten, hellſten Wonne unſeres Feuergeiſtes in uns ſelbſt ſich regt zittern möchte. Wir ſind am glücklichſten, wann wir ſchweigen, wir ſind am frommſten in der Einſamkeit nach raſchem Liebes- und Thatengenuß der Fülle und Kraft. Was uns wiederfährt, müſſen wir auch an andern glauben, was uns beſeligt, an andern achten. Es giebt einen Mißbrauch der höchſten und göttlichſten Dinge durch das Unmaaß, und wir bedürfen in unſerer Zeit mehr als je jener lauſchenden und gläubigen Sophroſyne, wovon die Weiſen und Guten des Alterthums ſo viel wußten: jener ſchönen Tugend, die immer mehr zittert zu viel als zu wenig zu thun. Ich will Dich nur an Eines erinnern, Du Lieber — nie iſt ſo viel geſprochen, docirt und geſchrieben, nie ſo viel gelauſcht, gehorcht, gehört worden, als zu unſerer Zeit; und ſieh Dich um, was gethan und gemacht wird; und ſage mir, ob es Dich dünkt, daß die vielen Münde und Ohren und Finger, die behaupten für das Wohl der Menſchheit und ihre heiligſten Angelegenheiten in Bewegung zu ſein, etwas Herrlicheres und Ewigeres in That und Werk hervorbringen, als die früheren Alter. Nein, geſtehe mir, daß alles ſchwächlicher, geſtaltloſer und vergänglicher iſt. Denn ſo iſt es von Ewigkeit her beſtimmt, und ſchön iſt es, daß die Götter es ſo beſtimmten, daß man durch andere wenig werden kann

kann und das beſte durch ſich ſelbſt werden muß. Auch mit dem Lernen iſt es nicht anders; deswegen ſollten die Menſchen doch allmälig anfangen, das Lehren und Lernen mäßiger zu gebrauchen. Geiſt und Kraft, die von der ganzen Welt und von jedem einzelnen Menſchen uns zuſtrömen, können ſo dick nicht gegeben werden, als die Meiſter vom Katheder meinen; denn die liebe Welt iſt überall nicht ſo dick und rund allen groben Fäuſten anzufaſſen, als ihre Blindheit und Faulheit ſie nun einmal gemacht haben. Ich will Dir, lieber Bruder, die ſchöne Begeiſterung nicht nehmen, womit Du am Schluſſe Deines letzten Briefes Dir das Wort der Wahrheit und ſeine heilige Verkündigung denkſt. Es iſt ein göttlicher Beruf, aber eben deswegen ſind wenige dazu berufen, und auch die Hochbegabteſten müſſen ſich wohl hüten, daß ſie durch Unmäßigkeit und Unzucht ein ſo ſeltenes Geſchenk der Natur, hell klingende und tief weiſſagende Rede, nicht verſcherzen. Wir Deutſche ſcheinen einmal das Volk zu ſein, das mit einem eignen kaſſandriſchen Fluch belaſtet iſt, daß wir uns unſer Größtes und Trefflichſtes ſelten recht zueignen und zutrauen, und durch Proben und Pfuſchereien unſre reiche Majeſtät des Gemüthes und der Sprache ſo vergeuden. Daher entſpringt der zweite Unſegen, daß wir meinen, des Gutes nie genug thun zu können; daher die nichtige Arbeitſeligkeit und ſchwächliche Geiſtloſigkeit, worunter wir erliegen. Ich weiſe Dich auf das Wahre und Einfache hin. Die größten und bedeutendſten Menſchen haben ſelten viel gehört, auch ſelten am meiſten und fertigſten geſprochen. Wenigen glücklichen Sterblichen gab die Natur überall das Seltene, die reiche Tiefe des Gemüthes mit lichter Klarheit und klangvoller Zunge immer fertig ausſprechen zu können. Die unglücklichſten ſind immer die, welche des Lernens und Hörens bei andern nicht ſatt bekommen können, denn aus Armuth an eignen Gütern ſind ſie ſo unverſtändig lüſtern nach fremden. Der Menſch, welcher wirklich etwas lernt und weiß, d. h. welcher aus eigner Kraft etwas Eignes will und kann, wird am beſcheidenſten gern geſtehen, daß er ſein weniges Tüchtiges und Bleibendes, wofür er die Kunſt des Vergeſſens nicht lernen möchte, aus innerſtem Triebe und geheimſter Liebe ſeines eignen Gemüthes ſich entwickelt und errungen habe. Die andern, die nachher nur ſo nachdociren und nachregieren, ſind doch nur Ziffern, die eben bedeuten, was man ſie bedeuten laſſen will; ſie beweiſen tagtäglich die alte Erfahrung, daß dieſe Welt ſo feſt und herrlich auf ſich ſelbſt geſchloſſen und gegründet ſteht, daß alle Thorenköpfe und Knechtsgeſichter ſie nicht aus den Angeln rücken können. Für dieſe muß nun freilich viel geſchwazt und docirt werden; aber ſolchen, deren man überhaupt entübrigt ſein könnte, wollteſt Du die edelſten Gaben doch wohl nicht hinwerfen?

Und ſelbſt, wenn man zu Göttern redete, und den gegebenen Geiſt in vollen Strömen wieder zurück erhielte, dürfte das Innigſte nicht ſo gemein und häufig wie Waſſer ausgegoſſen werden. Iſt ein Mann weiſe, iſt er einer Kunſt erfahren, einer Wiſſenſchaft kundig, ſo mag er täglich wohl eine bis zwei Stunden darüber ſich frei und begeiſtert mittheilen, aber nicht mit jener Peinlichkeit und Mühſeligkeit, wodurch die hohe Welt, die durch ihn in den Hörern geſtaltet werden und gleich einer Latoiſchen Inſel mit Tempeln und Orakeln aus der Tiefe des Herzens hervorgehen ſoll, zu einer flachen Sandwüſte wird. Denn keiner glaube, daß er Geiſt zeugen kann, keiner bilde ſich etwas ein auf die, welche bloß kommen, ihm ſein Beſtes abzulernen und nachzuäffen; ſondern er ehre das allgemeine Geſetz, das jedem Sterblichen ſein beſonderes Gemüth, und, wenn er bei der

Wahrheit geblieben iſt, beſondere Schlüſſel zum Leben und zur Kunſt des Lebens gegeben hat. Nur als ein einzelner Klang zur vollen Harmonie, als eine leiſe Stimme, die zum Jubel von Hunderttauſenden voranklingt, ſehe er ſich an, ehre und bewahre alſo ſeine Würde und ſeine Kraft, nicht eitel viel zu ſcheinen, ſondern ſtolz wenig zu ſein, aber dies Wenige kräftig und hell darzuſtellen. Dann wird ſich an ihm wie an Sonne und Luft eine ſchöne blühende Welt geſtalten, und als Erreger und Erwecker des tauſendfachen Geiſtes in andern wird der beſcheidene Mann endlich den Lohn empfangen, den er zuerſt kaum zu wollen ſchien. Wie viele Deiner Genoſſen waren, als ſie begannen, Männer von Geiſt und Kraft, ergaben ſich der Eitelkeit und dem Vielerlei, und waren und übten endlich nichts. Sieh Dich um nach den Gelehrteſten und Genannteſten auf unſern Univerſitäten; ſieh ſie ſelbſt und ihr Leben: die, welche kindiſch, lächerlich, erbärmlich ſind in Leben und That, können ſie hoch, ſtolz, groß ſein in Wiſſenſchaft und Kunſt? Sie haben alles weggeſchwatzt und ausgegoſſen aus Eitelkeit, und können endlich aus ſich ſelbſt nichts mehr. Dann iſt die volle Geſtalt und die lebendige Darſtellung hin. Denn von was für Männern ſind die Meiſterſtücke un ſerer Sprache, worauf wir ſtolz ſein dürfen? und wie viele Bücher ſind ſeit hundert Jahren von unſern Kathederhelden geſchrieben, die das Siegel der Unſterblichkeit tragen? Schlafe wohl, Geliebter. Morgen will ich mehr mit Dir ſelbſt ſprechen.

Siebenter Brief.

Wie glücklich für Dich, mein Bruder, daß Du noch ſo viel Geſundheit hatteſt, Dich krank zu fühlen, und daß Du mit den andern in einem halbirten Leben nicht arm und eitel fortträumen wollteſt! Wie glücklich, daß die Natur Dir die fertigſte Zunge verſagt hat, wodurch ſo mancher ein Kümmerling wird! Du wareſt doch zu ſehr Menſch, um nicht alle Bebungen, die in der Zeit fortzittern, in Deinem Innerſten wieder zu empfinden, und von allen ihren blutigen und unblutigen Bewegungen angeſtoßen zu werden. Zu einer Zeit, wo die Gewaltigſten wanken und die Sicherſten unſicher werden, wo in der völlig umgekehrten Welt ſelbſt die Wahreſten und Gerechteſten lange in der Irre gehen, ehe ſie an ihrer eignen Treue ſich den Babelthurm der Wiedervereinigung bauen, war es unmöglich, daß ein ſo zartes und leicht anklingendes Herz nicht in mannigfaltigen und oft disharmoniſchen Schwingungen bewegt werden mußte. Ueberall ſcheint es mir, daß Menſchen Deines Gemüthes nicht für das Dociren geboren ſind, am wenigſten mit der Innungspünktlichkeit und Peinlichkeit, womit geiſtloſe Pedanten das geiſtloſeſte Ding zu treiben pflegen. Du äußerteſt einmal in einem Deiner Briefe, der Menſch könne was er wolle durch die Idee ſein und machen. Ich widerſprach ſchon damals dieſer Einbildung, die wirklich eine Einbildung iſt, die Dir nicht ziemt, weil Du ſie nicht nöthig haſt; denn ſie iſt eine Erfindung von Schwächlingen und Unwiſſenden, die ohne Arbeit und Ernſt gern etwas bedeuten möchten. Es iſt wahr, die Idee iſt des Menſchen leuchtende Sonne, wodurch die ganze Welt und ſeine eigne Kraft erſt in voller Herrlichkeit verklärt wird; jener unſichtbare Zauber des Gemüthes, wo alles Kranke und Gebrechliche als ein täuſchender Schein abfällt, und Jugend und Unſchuld als eine liebliche Blume jung und friſch um uns und in uns erblühet: jener ſelige Zuſtand, wo wir wie ein Bild werden, worin die ganze Welt mit ihrem zarteſten Wechſeln ſich klar und heiter wiederſpiegelt. Es iſt wahr, die Idee iſt das eigenſte Leben des Menſchen; ohne ſie iſt er ein verhärteter Stein ohne Glanz und Weiche; durch ſie nur wird er, was er ſein ſoll; zugleich leicht und ernſt, beweglich und feſt. Die Idee iſt jedem Menſchen einwohnend, der nicht beſorganiſirt als ein Narr geboren iſt, oder durch Faulheit und Liederlichkeit ſich zum Narren gemacht hat. Doch wirſt Du mir nicht leugnen, lieber Bruder, daß die Grade und Unterſchiede auch hier unendlich ſind, und daß die Natur einigen eine ſo ſchwere und harte irdene und ſteinerne Hülle um das Götterkind Seele geworfen hat, daß ihre Lichtſtrahlen nie in dem hellen Feuer hervorſchießen können, womit die Idee uns allein ihre überſchwänglichen Bilder mahlen kann. Dieſe Unglücklicheren werden ſelten durch ſie erleuchtet, ſondern nur durch ein dämmerndes Verſtändniß von ihr geleitet.

Und doch iſt Deine Behauptung in einem gewiſſen Sinne wahr, daß der Menſch alles, was er wolle, durch die Idee ſein und machen könne, wenn man nur das Wörtlein: alles, was er wolle, ein wenig beſchränkt, daß es nicht ſo ausſieht, als wenn dies alles ſo viel bedeuten ſolle, als allerlei, was und wie es ihm einfällt; denn ſo ſcheinen es jene

Gewaltigen zu nehmen, die alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen und ſind, jene Jünglinge, deren hohes Wollen Du ſo eifrig gegen mich vertheidigſt. Dieſe haben ihre guten Gründe dazu, die ich Dir ganz kurz herzählen will, da wir die Vögel beide kennen. Sie haben durch ihre Albernheit und Schlechtigkeit das göttliche Wort Idee und ſeine Bedeutung faſt lächerlich gemacht. Arbeit und Mühe iſt nach ihnen der Bedarf gemeiner Naturen, die nur ſich ſelbſt und andere zu füttern da ſind, und ſchwer erwerben müſſen, was den Glücklichen mitgeboren wird. Ohne Arbeit und Studium, ohne durchwachte Nächte und ſtillſitzige Tage kömmt dieſen durch bloßes Ideenſpiel, durch die Klarheit und Reinheit innerer Anſchauung alle Weisheit und Kunſt, alle Wiſſenſchaft und Erfindung aus ihnen ſelbſt. So werden ſie durch Einen großen Schlag, durch Eine aufblitzende Wetterleuchtung des inneren Gemüthes in wenigen Stunden Aerzte und Naturkundige, Metaphyſiker und Philoſophen, Poeten und Seher; und können, wenn das perpetuum mobile dieſes äſthetiſche und poetiſche Spiel einmal in Bewegung geſetzt hat, alle Götter und Geiſter damit bannen und löſen, wie ſie wollen. Deswegen appelliren ſie immer an dieſe innere Anſchauung und Offenbarung, und ſchelten und zürnen; wenn man ſie etwas genauer nach ihrem Wunderweſen fragt, auf den gemeinen Pöbel, der immer Zeichen und Wunder ſehen wolle, ehe er glaube. Die Herren ſind geſcheut. Sie haben immer eine Hundehütte, wohin ſie, wenn ihnen bange wird, zugleich beſchämt und trotzig ſich ins Dunkel zurückziehen und brummen und knurren können. Dies ſind die faulen und ideenleeren Narren, die ſelbſt die heiligſten Anſchauungen und Offenbarungen göttlicher Herzen, wenn es möglich wäre, den Leuten zum Spott machen würden; denn wozu Wenige durch großes Herz und ſeltenen Ernſt und Fleiß ein ſtilles Recht haben, dazu drängen ſich die Vielen mit der lauteſten Frechheit.

„Der Menſch kann, was er will, durch die „Idee ſein und machen." — Ja, Lieber, wenn er noch einen Willen hat; denn dann wird er wollen, was er muß. Aber willkührlich, wie ſie uns einbilden möchten, auch wo die Natur den Boden verſagt hat — nein, das kann und darf er nicht, und das ungöttliche Weſen, was er treibt, ſtraft ihn für die Narrheit und Hurerei des Gemüthes, das nichts ſchaffen wird, weil es Geſetz und Zucht nicht achtete. Denn nicht zu allerlei, ſondern zu allem iſt der Menſch beſtimmt; d. h. wozu ſein tiefſtes Leben ihn treibt, das ſoll ſein Alles ſein, das ſoll er ganz thun; und das wird er auch ſein und thun können, wenn er ſich ſein ſelbſt durch ſich ſelbſt, oder durch die Idee, bemächtigt. Die Idee iſt gewiß das innigſte, geheimſte, inwohnende Licht des Menſchen, das auf die ganze Welt und auf ihn ſelbſt einen himmliſchen Schein wirft, daß ſie groß und herrlich werden vor dem Blick, wie ſie ſind: durch ſie iſt ihm alles enthüllt, durch ſie ſteht der Spiegel des Univerſums vor ihm aufgedeckt. Aber alle Sonnenſtrahlen und Blitzleuchtungen der Idee fallen doch bei jedem Sterblichen beſonders in Einem Punkt zuſammen, in dem Punkt, wo das eigentliche Organ ſeiner individuellen Kraft iſt. Da koncentrirt ſich die größte Helle und Wärme, und wenn er da das zarte Leben der Idee züchtig und mäßig bewahrt, ſo kann er durch ſie alles ſein und machen, was er will; denn er will dann nur, was er liebt. Es liegt eine dumme Hoffart darin, zu meinen, daß jeder einzelne Menſch gleichſam die Allheit des ganzen Geſchlechts ſein und darſtellen könne; daß er zu gleicher Zeit Richter und Poet, Metaphyſiker und Kontoriſt, ein tüchtiger Pflüger und ein großer Aſtronom ſein könne, wenn er ſich zu der Höhe der Idee aufzuſchwingen wage, die aller Dinge Meiſterin, Königin und Schöpferin werde. Wir haben die vielfachen Proben geſehen, und ſehen ſie täglich, was ihr Leutchen mit eurer vielfachen Herrlichkeit könnet, und laſſen uns durch euer Affenſpiel und Affengeſchrei nicht bethören. Es iſt nicht wahr, daß der Menſch das Talent und die Luſt zu allem habe, was man ſo in Bauſch und Bogen menſchlich zu nennen beliebt. Mit den Thieren, deren Leben enger iſt, ſcheint es bei jedem in ſeinem Geſchlechte feſt abgeſchloſſen; aber es ſcheint auch nur ſo. Ihr Allgemeines iſt auffallender, weil es weniger iſt, als des Menſchen. Aber ihr beſonderes, auch ihre verſchiedenſten Temperamente, Neigungen und Fertigkeiten, die jedes für ſich hat und offenbart außer jenem Allgemeinen, wird keiner leugnen, der ſich nicht zu gut gehalten hat, auch mit ihnen zuweilen umzugehen und ſie zu belauſchen, wo ſie unter menſchlicher Willkühr nicht bloß Knechte ſind. Der Menſch, der König der Erde, umfaßt in ſeinen Individuen aller Erdenweſen Triebe und Neigungen, und ſtellt ſie wieder in größeren Bildern dar, in Unterſchieden von Fertigkeit und Talenten, die eben ſo groß ſind, als vielleicht durch das übrige Reich der Lebendigen die Grade von dem trägeſten und verſchloſſenſten Stein zu dem gelehrigen und verſtändigen Pferde und Hunde, oder zu dem leichten Affen und dem verſchlagenen Fuchs. Zwar jedem Menſchen iſt bis auf eine gewiſſe Weite zu vielerlei Dingen Anlage und Begriff verliehen: aber zu Einem zieht jeden Geſunden ſeine ganze Liebe: dies Eine iſt gleichſam ſein Inſtinkt, woran er ſich halten und woraus er alle Fertigkeiten, die er lernt, und alle Künſte, die er treibt, ſchöpfen muß: dies iſt ſein feſter Boden, worauf er mit ſicheren Füßen ſtehen muß, damit ſeine allgemeine Liebe nicht Wind werde und die Vermeſſenheit, die alles umfaſſen will, nicht phaetontiſch den Hals breche.

Hiehin wollte ich mit Dir. Dieſe feſten Angeln, worin man ſeinen Himmel und ſeine Erde allein mit Sicherheit hängen kann, ſollte der Menſch an ſich achten und behüten und nicht nach Fremdem laufen, wo er daheim Herrliches hat. Und ſelbſt, wenn das Eigene nicht herrlich iſt, muß man es doch als ſein Herrlichſtes anſehen und bilden, weil kein Fremdes je der feſte Grund unſers Lebens werden kann. Aber das iſt eben die Sünde unſrer Zeit, die ſo viele Sünder und Elende macht, daß man dem Gott in ſeiner eignen Bruſt nicht mehr vertrauet und ſich an fremde Abgötter und Propheten hängt, die in die Irre und in das Elend führen. Ich erinnere

Dich hier wieder an das, was ich geſtern über die Gefahr des vielen Sprechens ſagte, und über die Mittheilung des Geiſtes an andere buchſtabirte. So wie des Geiſtes in der Welt vielerlei iſt, ſo vielerlei ſind ſeine Mittheilungen und Ueberlieferungen an andere. Aber wie ich geſtern behauptete, daß aller Ausgang des Geiſtes aus uns ſelbſt; und aus der Welt und dem Menſchen zu uns etwas Geheimes und Unentdecktes ſei, ſo muß ich jetzt auf etwas Anderes kommen, was vielen gleichfalls geheim dünken mag.

Es ſcheint in dem Menſchen wohl und geſetzlich gegründet zu ſein, daß alles in ſich ſelbſt Reine und Harmoniſche nur rein und harmoniſch auf andere wirken könne, daß das Wilde und Geſetzloſe aber heftige und trübe Eindrücke zurücklaſſe. Dieſen leiſen Takt des beſſeren Dämons in uns haben wir oft außerordentlich glücklich, und fühlen die Wirkungen des Lebens, das uns gegenüber ſteht, oft ſo leicht, wie die zartgeſpannte Saite dem Athem jedes Lüftchens ihren reinen Klang giebt. Menſchen, die keinesweges durch hohes Gemüth und kühne Energie ausgezeichnet ſind, ſondern ſich beſcheiden in ruhiger Mitte tragen und anſpruchlos auf dem ſicheren Boden einer frommen Natur ruhen, laſſen gewöhnlich anmuthige Empfindungen und zart anwehende Gedanken zurück, die wie ein mild erregender und belebender Frühlingswind unſer ganzes Weſen erquicken und freudigen. Andere dagegen, heroiſche, hochbegabte Menſchen, wirken oft widerlich und zerſtörend auf uns, reißen unſer ganzen Daſein in eine wilde Fluth von Gefühlen und Streben, und laſſen uns endlich in einer Verfinſterung und Verworrenheit, woraus wir uns kaum wieder zu Licht und Stille erheben können. Wodurch dieſe Wirkung? weil dieſe Menſchen ihre eignen hahen Güter nicht richtig hatten, ſondern das Herrliche wüſt und geſetzlos gebrauchten. Ueber der ewigen Unruhe und dem Kampf nach Höherem außer ihnen, als in ihnen lag, waren ſie geſtaltlos geblieben, und mußten das Schönſte, was ſie andern gaben und darſtelltet, natürlich mit Leidenſchaftlichkeit und Ungeſtüm geben und darſtellen. Es iſt alſo nothwendig zum richtigen Menſchenleben und zur rechten Mittheilung des Beſſeren in uns, daß wir zuerſt durch uns ſelbſt auf uns ſelbſt gegründet ſeine und dem eigenen Leben Maaß und Geſtalt geſetzt haben. Sobald dies geſchehen iſt, und natürlich geſchehen iſt, wird erſt eine reine menſchliche Verbindung mit Menſchen möglich. Wollteſt Du alſo lehren und zu andern ſprechen, woher wollteſt Du das Gemüth und die Liebe nehmen, als aus Dir ſelbſt? woher jenen milden Athem der Begeiſterung, der unſichtbar andere anweht? Wie Du biſt, wie Du ſein mußt und ſein kannſt, ſo vollkommen, oder unvollkommen, ſo klar oder trübe, mußteſt Du Dein Weſen andern übergeben, und jenen Geiſt, der immer nur bei Einfältigen und Natürlichen bleibt und durch ſie von jeher ſeine Wunder gethan hat. Was griffeſt Du Reicher und Einfältiger nach neuen Verkündigungen fremder Herrlichkeit, und machteſt Dich unſicher und ſchwach, da Du in Dir feſt und ſtark ſein durfteſt? Aber Du Menſch voll Muſik und Träume, Du muſikaliſcher Vogel auf den Zweigen, ſollteſt du weiſſagen wie Raben und Adler? hatteſt Du nicht genug mit den Nachtigallen an den ſüßen Tönen der Liebe und Luſt? Hier faſſe ich Dich noch einmal, und beſchaue den innerſten Trieb Deines Lebens. Und wie ich ihn recht beſchaue, ſehe ich die ungeheure Gefahr, worein Du Dich geſtürzt haſt, daß Du, Du ſprechen und kanzeln wollteſt, und dies in einer ſo markloſen und ungeſtalten Zeit, als die unſrige.

So hätte ich denn Dein Urtheil ausgeſprochen, Du ſollſt den Doktormantel abwerfen und auf immer vom Katheder herabſteigen: alſo ſteht es unerbittlich feſt. Ich kann Dir es nun auch ungefähr beweiſen, ſo weit man überall dergleichen beweiſen kann, beſonders Menſchen Deiner Art. Ich muß deswegen einige kurze Worte über Kunſt und Kunſttrieb mit Dir ſprechen.‟

„Du weißt, wie man das Wörtlein Kunſt mehr als recht in den neueſten Tagen gebraucht und gemißbraucht hat, wie man geglaubt hat, durch eine Wiſſenſchaft, die den Vätern ein Geheimniß war, alles Ding unter der Sonne zur Luſt und Leichtigkeit der Kunſt zu erheben. Die neueſte Philoſophie hat ſich damit vorzüglich breit gemacht. Wie es mit ihrer Leichtigkeit und Luſt ſtehe, kannſt Du beſſer beurtheilen, als ich: ich ſehe es nur denen ſo ab, die ſich deſſen rühmen. Die Alten glaubten, daß die Künſte nicht gelernt werden könnten, ſondern daß man dazu gebohren werde; nur was Handwerk an ihnen ſei, könne gelehrt und gezeigt werden. Dies mag wohl von allen menſchlichen Dingen gelten; aber bei der Kunſt, als der höchſten Blume der Menſchheit, hat man es am klarſten geſehen. Das Wörtlein Kunſt kömmt her von Können, und bezeichnet die Genialität und Zeugungskraft des Menſchen in einem vorzüglichen Grade. Nicht wer viel thun und wirken, ſondern wer viel machen und zeugen kann, heißt deswegen ein Künſtler im höheren Sinn, den ein angebohrner Trieb zum Bilden und Darſtellen zwingt, und der ſich dieſem Triebe mit der ganzen Fülle und Liebe ſeines Lebens ergiebt; wie man auch die Thiere, deren Leben weniger Leidenſchaft und Willkühr zeigt, Künſtler zu nennen pflegt, als den Biber, die Ameiſe, die Biene, den Seidenwurm, die ſich ihre Häuſer und Gräber mit einem ſo ſtillen und lieben Reiz ewiger Wirkſamkeit bauen, und in dieſer ſüßen Wirkſamkeit ſo ſicher und ſelig ſind. Gleichwie dieſe Thiere nur bloß das Eine ſehen und thun, in dem Einen thätig und glücklich leben und ſterben, ſo ergeht es auch den Menſchen, welchen die Natur die ſtille Liebe der Kunſt verliehen hat. Sie ſind die Frommen und Glückſeligen, und im zarten Wirken und Weben rollt das Leben mit ihnen dahin, indem ſie kaum vernehmen, was auf den Jahrmärkten und in den Kriegslägern der Welt geſchrieen und geſchlagen wird. Denn wer ganz in Einem iſt, kann ſich nicht in ſo vielen zerſtückeln, wie die Menſchen der That jeden Augenblick thun müſſen. Ich erinnere Dich wieder an das, was ich oben ſagte, daß die reichſten und geiſtreichſten Menſchen ſelten die fertigſten und leichteſten Zungen haben. Auf eigener Fülle ruhend, und dieſer Fülle ſtill genießend, haben ſie nicht ſo viele Eitelkeit zu lehren und zu lernen, als andere. In den reichen Träumen und Bildern einer blühenden Fantaſie und einer Bruſt voll Liebe ſchwelgen ſie in einſamer Wohlluſt für glänzende Geburten, und haben nicht ſo viel Ueberflüſſiges zu ergießen, als die ſeichten Waſſerblaſen, deren Augen und Lippen immer naß ſind, die aber nie etwas ſchaffen und bilden können. Weniger Bedürfniß zu ſprechen habend, üben ſie die Sprache weniger; ja manchen von ihnen ſcheint die Natur, damit ſie in Anderem deſto mächtiger ſeien, die Gabe, durch Sprechen darzuſtellen, ganz verſagt zu haben. Jemehr der Menſch kann und thut, deſto mehr liebt er das Schweigen, beſonders das Schweigen über das, was er eigentlich kann und übt. Er liebt nicht ſich zu erklären, was er durch eine geheime Anſchauung und einen heiligen Inſtinkt ſo ſicher beſitzt; und ſeinem Wirken der Einheit, wo alle Gemüthskräfte ſich immer leicht ſchwebend im ſchönen Gleichgewichte erhalten, iſt das Theilen und Zerlegen durch Worte und Begriffe ein Gräuel, jenes ewige Zerbrechen der Geſtalten, was ja auch das Sprechen auf deutſch heißt. Nur wo aus reinem Gemüthe einfältige Worte wie zarte Blumen aus eben geſprengten Knoſpen hervorbrechen, da wird auch ihm wohl das Band der Zunge gelöſt, und dann muß er die Myſterien der Kunſt und Natur bei ihrem Gebähren und Bilden in wunderklaren Prophetien der Begeiſterung verkündigen. Wir wollen zur Luſt einige Künſtler betrachten, wie man ſie überall im Allgemeinen betrachten kann, nicht leugnend, daß dieſe allgemeinen Anſichten viele kleinere Verſchiedenheiten und Unterabtheilungen haben. Wir wollen einige Grade der Kunſt durchgehen und ihre Nothwendigkeit betrachten, wie die einen faſt unmittelbar auf ſich ſelbſt ruhen und in ihrem Inſtinkt zu leben ſcheinen, die andern ſchon mehr in die Weltweite hinausblicken und mit Begriffen kämpfen müſſen.

Zuerſt nur tritt mit mir in die Werkſtätte eines bloßen Mechanikers, der ſein Geſchäft nicht mit Handwerksſinn wählte noch übt. Welch ein ruhiger, heiterer Verſtand, welch ein ſtilles und klares Leben ſpricht Dich da aus allen Zügen an! Beſcheidenheit, Mäßigkeit, Klarheit, und alſo reine irdiſche Glückſeligkeit ſchlagen in ſolchen Brüſten ihren ſtillen Wohnſitz auf und leuchten von Stirnen und Augen. Man ſieht es ihrer Stellung und einer ſüßen leuchtenden Begier in ihren Augen an, daß ſie immer in einem betrachtenden und gleichſam übergeneigten und lauſchenden Zuſtande ſind, als gienge ihnen irgend ein neues Bild, ein neues Werk auf, deſſen Zuſammenſetzung ſie ſogleich faſſen und nachher nachmachen möchten. Sprichſt Du mit ihnen, ſo geben ſie wenige kurze Worte, am liebſten und kürzeſten nur von ihren Sachen: die andere thätige und treibende Welt kümmert ſie nicht, und liegt als ein ganz fremdes Land außer ihrem Wege und ihrer Kunde. Wodurch ſie ihr beſtes machen, und warum ſie es machen, das wiſſen ſie Dir ſelten zu ſagen; eben ſo wenig, warum ihnen meiſtens geiſtvolle Söhne und anmuthige Töchter gebohren werden: aber das können wir andern wohl ungefähr errathen. Sie leben faſt ganz im Inſtinkt.

Noch faſt mehr thut dies der wirklich große Muſiker, ſei er es als Saitenſpieler, oder als Verfaſſer. Ich habe manche ſolcher Menſchen gekannt, kenne auch Dich, und kann alſo ſagen, was ihr ſeid, wenn ihr in eurem Triebe ſtehen bleibt. Keine Klaſſe von Künſtlern ſcheint ſo von einem unmittelbaren Inſtinkt beherrſcht zu werden, keine iſt alſo wohl in einer inſtinktleeren Zeit mehr ausgeſetzt, zu verderben und verdorben zu werden, als grade dieſe; weswegen ſchon in der weiland alten Zeit, wo die Menſchen menſchliche Dinge klärer ſahen, als wir, weiſen Männern und Geſetzgebern bei der Muſik oft bange war, die bei uns ungeſtraft und unbeſchränkt in Kinderſtuben, Kirchen und Theater, wie ſie will, ihr Weſen treibt. Daher das Gewöhnliche, das, wie man es gewöhnlich nimmt, ganz wahr iſt, was die Leute ſo zu ſagen pflegen: „Das iſt nun „einmal ein Muſikus, man kann es ihm nicht „übel nehmen, die Art Leute ſehen und hören „nicht, und ſind eben dumm, und können nichts, „als ihr biſchen Muſik.“ Dies iſt bei manchen großen Meiſtern ſo wahr geweſen, ſie ſind in ihrem Inſtinkt ſo feſt eingeſchloſſen geweſen, daß es durchaus unmöglich war, ſie etwas anderes zu lehren; gleichwie Thiere mit einem eigenſinnigen Inſtinkt, z. B. Katzen und Jagdhunde, nicht gern auf etwas Fremdes abgerichtet werden können. „Von ihnen heißt es mit Recht: in dieſem Einen leben und ſind wir;“ und wollte Gott, jeder Menſch könnte ſo in dem Einen leben, was er ſich als ſein feſtes Ziel vorgeſetzt hat! Man glaube darum nicht, daß die Muſiker in einer Dämmerwelt trüber Anſchauungen und ewiger Träume leben; dies begegnet, wie allen Stümpern in aller Kunſt, nur den Halblingen unter ihnen. Auch ihre Welt iſt eine klare und wahre Welt, aber doch eine völlig anhere Welt, als die unſrige. Die aber in der Muſik nichts weiter ſehen, als ein bloßes Spiel von Empfindungen und Andeutungen, eine liebliche Geſtaltloſigkeit voll Sehnſucht und Schöpfungskraft, mögen ſich ſelbſt ſagen, was ihnen Empfindung, Lieblichkeit und Geſtaltloſigkeit iſt, und es verantworten, daß dieſe Kunſt, wenn ſie nichts weiter, als dies iſt, noch immer frei ſchalten und walten darf. Aber offenbar wandeln ſie ſelbſt im Nebel und vermiſchen das viele Verworrene und Gemeine, was dieſe Kunſt unſtreitig hat, mit dem wenigen Wahren und Reinen derſelben. Die Muſik in ihrer edleren Bedeutung iſt der Vorklang der Welt und des Menſchen, alſo kein Chaos, worin nie ein Vorklang ſein kann von etwas, deſſen Bild Ordnung und Geſetz iſt. Man möchte ſie die zarteſte Geſtalt und den leiſeſten Klang der Ideen, oder Vorbilder aller Dinge nennen, die voranleuchtete und voranklang, als der Dämiurg den Weltbau begann und Geiſter und Engel und Menſchen ſchuf. Aber wie? dürfen Maaß und Geſtalt fehlen, wo Schönheit ſein ſoll? Freilich die Geſtalt, und, daß ich ſo ſage, der Leib der Muſik iſt ſo zart, daß trübe Augen und dicke Finger ſie weder ſehen noch fühlen können. Dieſen müſſen die Künſte ſich zu ungeſtalter Leidenſchaftlichkeit und gemeiner Modeſpielerei erniedrigen, wenn ſie ihre groben Organe durchdringen ſollen. Aber nach ihrem Urtheile und Bedürfniſſe ſollte man die heiligen Künſte doch nie richten und üben. Die Muſik iſt eine klare, rhythmiſche und volle Sprache für ſich, genügt ſich ſelbſt und bedarf der andern Sprache unſers gewöhnlichen Alltagslebens faſt gar nicht; ſie ſcheint oft nicht einmal eine Anerkennung der Würde dieſer alltäglichen zu haben, und darin hat ſie freilich Unrecht, und muß für den Irrthum ſchwer büßen. Ich möchte ſie die Urſprache des Gemüthes in Geſammtheit, die eigentliche Sprache der Seele nennen, da unſere gewöhnliche Wortſprache, die auf Meiſterlippen auch eine göttliche Geſammtſprache werden kann, ſich ſelbſt dem Geiſt bequemen muß, oder, wenn man ſtolzer reden will, bequemen darf, ohne ihre Herrlichkeit zu verlieren; was der Muſik in ſolchem Falle unfehlbar begegnen würde, und leider begegnet iſt. — Um wieder auf die Muſiker und Dich zu kommen, ſo wiſſe, daß zwei ſo verſchiedene, wenn gleich verwandte Sprachen mit Klarheit und Schönheit zu ſprechen wenigen Sterblichen verliehen iſt. Wer die Meiſterſchaft in der einen hat, begehre ſie nicht in der andern. Ward Dir die zarteſte Sprache und der himmliſche Anklang der Ideen in beiden, ſo bleibe in der ſelbzen Wonne Deines Himmels, und wolle da nicht mit Begriffen ſcharmützeln, wo Du mit dem vollen Gemüthe glorreiche Siege erringen kannſt.

Die Mahler kommen an die Reihe, die Kinder des Lichts und der Farben. Man kann von ihnen ſagen, daß ſie ſich zu den Bildhauern verhalten, wie die Muſiker zu den Poeten. Denn wie die Muſik die zartere Urgeſtalt und der zartere Vorklang der Welt und des Menſchen iſt, ſo iſt das Licht gleichſam die lieblichere Voridee alles Lebens und aller Freude. Der Liebling und Liebende des Lichts, der gebohrne Mahler, wird eines feurigen und kühnen, aber doch weichen und frommen Gemüthes ſein, gebundener und eingeſchloſſener in ſeinem Inſtinkt, wenn das Licht bei ihm vorherrſcht, freier, und vielleicht weniger ſelig, wenn die Darſtellung der Geſtalt ihn mehr anzieht, und er das Licht nur als Mittel gebraucht, und weiß, warum er es ſo gebraucht. Darum ſind die eigentlichen Lichtmahler, die Meiſter in Landſchaften, und die ſich in Darſtellungen der Elemente und in Scenen der ſchuldloſen und willenloſen Natur gefallen, wohl die ächteſten Mahler; und dieſe ſind mit den Muſikern ſo im Inſtinkt befangen, ſo einzig auf ihre Liebe und ihr Leben hinblickend, daß ſie bei aller Tiefe ihres

Gemüthes wenig um ſich her zu ſehen ſcheinen und von gemeinen Menſchen oft für ſehr dumm gehalten werden, worüber ſie ſich leicht tröſten können. Man weiß, was dem herrlichen Claude Lorrain begegnete. Er war für alle Handwerke zu dumm, und wurde, nachdem er mehrere verſucht hatte, zu einem todten Inſtrument *) für ſie, zu einem Handlanger, erniedrigt, bis ihn ſein guter Stern nach Rom führte, wo ſeinem Auge Bilder gezeigt wurden, die ſeinen hohen Beruf für das Sonnenreich der Farben offenbarten und der Welt einen der ſeelenvollſten Darſteller des Lichts und des Lebens ſchenkten. Freier und weiter ſehend ſind diejenigen von den Mahlern, welche die

---

*) Zu einem Schneider, zu einem Paſtetenbäcker und andern hatte man ihn in die Lehre gebracht; ſie entließen ihn mit der Erklärung, aus einem ſolchen Dummkopf ſei gar nichts zu machen. Als er zwei und zwanzig Jahre alt war, gieng er mit einer Schaar burgundiſcher Maurer nach Rom; aber nur als ihr Knecht und Handlanger. Dieſe arbeiteten im Pallaſt eines Kardinals, wo an den Wänden und an der Decke Bilder köſtlicher Meiſter prangten. Claude Lorrain ſah ſie, ward entzücket und griff in den Zwiſchenſtunden, wo er nicht Steine und Mörtel ſchleppen mußte, Kohlen aus dem Kamin und machte ſelbſt Bäume und Thiere, die ſo viel eignes Leben hatten, daß der Herr des Hauſes ſie kaum ſah, als er den Jüngling von der ſchmutzigen Arbeit in eine Zeichenſchule that ꝛc.

Geſtalt mehr anzieht, in ſofern ſie eine feſt beſtimmte und einzeln abgeſchloſſene Geſtalt iſt und einen gewiſſen Karakter und Willen ausdrückt; kurz die, welche ſich in Darſtellung von Karakteren und Leidenſchaften üben und deren Hauptgegenſtand der Menſch iſt. Sie, welche die Furchtbarkeit und Lieblichkeit der Triebe, die Göttlichkeit und Abſcheulichkeit der mehr willkührlichen Naturen erkennen wollen, müſſen ſelbſt Schuld und Unſchuld unterſcheiden und mit fühlen lernen; ſie dürfen als Schöpfer nicht gleichgültig bleiben und nicht alles allein aus der bloßen Unſchuld ihres Triebes nehmen. Ihr Blick muß alſo von der Welttiefe auch in die Weltweite gehen und alle Dinge mehr mitbetrachten, mitfühlen und mitwürdigen, als jene erſten. Sie müſſen ſchon ſprechen und urtheilen dürfen, wo jene noch ſtumm ſind.

Der Uebergang von ihnen auf den Bildhauer iſt leicht: ſeine Aufgabe iſt die ſchwerſte und höchſte, und ſein Gemüth wohl das herrlichſte und reichſte aller Künſtler. Die Schönheit in ihrer größten Reinheit und Keuſchheit, ohne alle Buhlerei und Reiz, will er darſtellen, und muß ſie ſo darſtellen, wenn er als ein wirklicher Künſtler gelten will; denn durch Weichlichkeiten, Kupplereien und Täuſchungen der Verführung zu beſtechen iſt weit weniger in ſeiner Macht, als der vorigen, obgleich es freilich allerdings auch hier Empfindeleien und Ziererein giebt, die ein verkünſteltes Zeitalter ſogar ſchön finden kann. Nicht der Reiz der Töne, die Wohllust des Lichts, die liebliche Verſchmelzung der Ideen, die kühnen Uebergänge, wodurch der Muſiker, Mahler und Dichter ſo vielfach blenden und gewinnen können, ſtehen ihm zu Gebote. Man kann ſagen, der treffliche Bildhauer ſtellt das Maaß des Schönen für alle übrigen Künſte auf, und ſeine Meiſterwerke ſollten ihnen Studien von Jahren ſein, um ſich vor dem Ueberfließen in das Zuviele und vor dem Schwelgen in dem Ungeſtalten zu hüten. Geſtalt als Geſtalt in ihrer vollen Nacktheit und Abgeſchiedenheit von gemeiner Bedürftigkeit und Leidenſchaftlichkeit iſt die züchtige Braut, die ſeine ſtillen Tage umſchwebt und ſeine heitern Nächte ſein Lager beſteigt. Mit immer wägender Beſonnenheit und immer glühender Begeiſterung, mit gewaltigem Herzen und hoher Fantaſie laſſen ſeine ſchöpferiſchen Hände Götter und Menſchen aus Stein und Erz hervorſpringen. Aller menſchlichen Kräfte größtes Maaß und größte Fülle müſſen hier beiſammen ſein, und auf lan ge Monate und Jahre in innigſter und mächtigſter Liebesvereinigung beiſammen bleiben, damit das Höchſte werde. Scharfblick und Tiefblick, Gewalt und Milde, Fantaſie und Verſtand, Arbeit und Spiel, mehr als bei irgend einem andern Sterblichen, müſſen in dem Einen verbunden ſein. Dieſen Künſtler kann ich mir denken, daß er zuverläſſig und heldenmüthig auch im Leben ſtehe, und ſelbſt, wenn wir wollen, mit aller Allmacht der Sprache und Gewandtheit der Begriffe ſtreiten könne. Denn in einem ſolchen Karakter treten die beiden größten menſchlichen Erſcheinungen, der Held und der Künſtler, faſt zuſammen, und deswegen haben mir Menſchen wie Phidias und Michel Angelo immer die glückſeligſten und ſelbſtgenügendſten aller Sterblichen gedünkt.

Mehr indeſſen, als alle dieſe Künſtler, tritt der Baumeiſter in die Wirklichkeit des Lebens ein, und muß ſich mit Sprache und Urtheil, wie mit Aug und Hand, mehr über die gewöhnliche Erde verbreiten. Bei ihm muß die Schönheit ſchon der Zweckmäßigkeit dienen, wie ſie aber, wenn man nicht wortklaubt, wohl bei allen Künſten thut.

Und der Dichter, und — Ja, es iſt Zeit abzubrechen, wenn der Brief nicht ein Buch werden ſoll. Ich habe auch mit dieſen nichts weiter zu thun; uns giengen eigentlich nur die Muſiker an. Lebe wohl, ſüßer Freund, und denke der Sache nach. Ich erwarte bald fröhliche Nachrichten von Dir.

Achter Brief.

Du gehſt hart mit mir zu Gericht, mein Bruder, und ſchiltſt mich wegen meiner letzten Briefe einen Unheiligen, der das Streben und die Richtung der Zeit mit ihrem ganzen Adel nicht anerkennen wolle, der da ſchelte, wo er über die Vergänglichkeit weinen ſolle, wenn ſie in dem ſchönen Streben, Göttern gleich zu ſein, untergeht; Du ſchiltſt mich, daß ich dieſe erhabenen Schwächen, dieſe preiswürdigen Tode und Narrheiten (wie der Pöbel ſie nenne) ſo gemein anſehe und in ihnen nicht etwas Höheres und Menſchlicheres erblicke, als in aller Feſtigkeit und Beſtändigkeit früherer Säkule. Denn in einem Streben, wo man alles Gemeine und Irdiſche abſtreiſe und bloß auf dem dünnen Boden des Aethers ſtehen und in ſeinen zarten Lüften leben wolle, könne und dürfe die Leiblichkeit und alles, was irdiſchem Trotz und thieriſcher Kraft gleich ſcheine, nichts bedeuten wollen. Ich habe meine Meinung darüber ſchon vorher geſagt, nehme ſie auch jetzt nicht zurück, und hoffe, Du wirſt, erwachend aus einem Deiner unwürdigen Wahn, Dich noch ſelbſt dazu bekehren. Was für ein Streben in der Zeit iſt, ob ein edles oder unedles, das können die Zeitgenoſſen ſelbſt wenig wiſſen; man kann es kaum von dem wiſſen, was in einem ſelbſt vorgeht. Sei aber das Streben der Zeit wirklich ſo hoch und göttlich, als Du menſchlich hoffteſt, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß die meiſten Interpreten dieſes Zeitgeiſtes und auch die meiſten derer, die lebendigſt mitgehen wollen, und uns laut zurufen, daß ſie dies thun, einen heilloſen Unverſtand offenbaren. Denn ſo, wie ſie meinen, wird der Himmel nie auf die Erde herabgezogen werden können. Doch freut mich die Heftigkeit und der Scharfſinn, womit Du auf mich eindringſt, und ich möchte mich mit Deinen Wolkenfahrern und Himmelſtürmern faſt vergleichen, wenn ſie ihre ſchlechte Sache mit ſo guten Waffen vertheidigen könnten.

Auch was Du am Schluſſe über das Ideal ſagſt, beweiſt den alten Reichthum eines unzer-

ſtöhre

ſtörbaren Gemüthes; aber Du gehſt da offenbar in eine Ueberſchwänglichkeit hinaus, wohin die Macht der Sprache nicht mehr reicht, und wirſt mir zuletzt ſo räthſelhaft und unausfindbar, daß ich kaum etwas verſtehen würde, wenn ich Dich ſelbſt nicht ein wenig verſtände. Ich weiß nicht, mein Bruder, wie man lange in ſolchem Halblichte leben kann, wo man ſich mit einem Wahn von Geſtalten begnügt, der doch nie viel ſchlechterer iſt, als der Wahn der Gefühle. Das iſt die oben gewieſene Gefahr des vielen Sprechens. Entweder man ſpricht ſich ſeicht, daß die Worte klar werden, wie Waſſer, oder man ſpricht ſich dunkel, daß man ſich endlich in Nebeln und Wolken behelfen mag. Das fühlt man deutlich, wenn man lange geſprochen, wo einem mit dem Klange, den man ſelbſt nicht mehr hört, die Geſtalt der Worte ſo leicht vergeht, und die verwechſelnde Verworrenheit beginnt; oder auch, wenn man langem Geſchwätz zugehört, wo auch die gewöhnlichſten Worte, was ſie in ihrem Anfange waren, die abſtrakteſten Zeichen werden, und ſie ſo erſcheinen, als ſähe und hörte man ſie zum erſtenmal. Dies iſt die wahre verblendende Leerheit der Hexenmeiſterei mit der Zunge. Deine feurige Apotheoſe Schillers und Herders Lob möchte ich eben ſo wenig in Deinem Sinn unterſchreiben, wie hochverehrlich mir auch dieſe Namen ſind. Ich fühle recht, wie ſie grade jetzt in Dein Weſen eingreifen und Dir erſcheinen mußten, und finde Deine Anſicht von ihnen eben ſo tragiſch, als Deinen eigenen Zuſtand. Sie tragen mit Dir die Zeichen von den Sünden der Zeit an ſich, und merkwürdig an ſich, weil ſie zu großer Bedeutung darin gebohren waren. Aber, Du Lieber, ſchilt mich, oder weine mit mir — vor meinen Augen ſtehen ſie doch nur als Ruinen der Trauer, nicht als Träger eines geſunden und friſchen Lebens; und ihre Herrlichkeit weiſt immer auf etwas Anderes hin, als worin wir ſind. Das ſoll aber der Künſtler nicht thun. Das Höchſte und Gewaltigſte ſoll er faſſen und es luſtig in den Kreis des Lebens ſtellen, damit das Leben hier unten auf Erden freundlich und lebendig ſei. Iſt die Luſt und Schönheit hier nur friſch, die alten entflohenen Götter kommen ſchon wieder, ſich mit den Menſchenkindern zu freuen und mit ihnen zu buhlen. Ich habe Dich ſo lieb und fühle mich durch die alten Erinnerungen ſo glücklich, wenn ich mit Dir ſpreche. Wir wollen uns über dieſe Gegenſtände ein wenig unterhalten, wie man es in leichten Briefen kann. Indeſſen leicht fliegt ja am ſicherſten, und trifft oft am beſten.

Das Wörtlein Ideal iſt eines von jenen fatalen Wörtern, die ſich durch den unnützen und unmäßigen Gebrauch in eine ſolche Weite verlieren, daß ſich im Hintergrunde endlich alles mit Nebeln füllt, und für die Glorie, die man zu ſehen ausgieng, ein ſchimmerndes Dunſtbild erſcheint, das in einer Minute tauſenderlei Farben und Geſtalten wechſelt, und zuletzt nichts als Gefühl peinlicher Ueberfüllung und Verwirrung zurückläſſet. Durch den gemeinen und verkehrten Gebrauch iſt es faſt gemein geworden und erregt bei geſunden Leuten eine Art Ekel, wie die Wörtlein Aufklärung, Spekulation, Tendenz, Genialität und andere, womit dieſe genialiſchen Jünglinge bis zum Ekel freigebig geweſen ſind. Man weiß, wie unendlich viele Erklärungen man ſeit Winkelmann und Hemſterhuys vom Ideal gegeben hat und noch täglich giebt. Natürlich iſt die Sache doch geblieben, wie ſie war, und wird auch nach unſerer Unterhaltung ſo bleiben. Ich liebe, wie Du weißt, die Erklärungen nicht, die etwas, das an ſich ſelbſt nie abgeſchieden erſcheinen kann, doch ſo zeigen wollen. Beſſer iſt es immer, ſich ein wenig nach den Urſachen dieſer Erklärungen umzuſehen und das, was ſie alle gemeinſchaftlich haben, feſtzuhalten. Auf die Weiſe möchte man einer Sache, die wie alles Licht und alle Farben nie beſchrieben werden kann, doch etwas näher kommen.

Ideal in dem weiteſten Begriff bedeutet das für die Kunſt, was das Licht für das Univerſum; es iſt ein magiſcher Schein aller Geſtalt und aller Wonne, wie das Licht das Bild aller Schönheit und alles Lebens iſt. Aber beide ſind ſich auch darin wie in einem inneren Geheimniſſe gleich, daß ihr Höheres nicht abgeſchieden ſtehen kann von Geſtalt und Welt, ſondern als ein unerklärlicher Schimmer auf der Oberfläche der Dinge zittert, damit ihr Inneres uns offenbar werde. Laß Dich nicht täuſchen, Bruder, daß man ein ſolches Ideal in ſeinem Gemüthe nur ſo machen könne durch Gaffen und Schauen in die Welt hinein, und durch Gott weiß was für fromme Herzensergießungen, Gelübde und heilige Manipulationen, wovon die jetzigen Myſten ſo voll ſind; und daß dann alle Kunſt und Göttlichkeit des Lebens fertig ſei. Nein, damit es werden könne, muß das Gemüth erſt gemacht werden. Iſt es in ihm erſchienen, dann beginnt freilich der heilige Zirkel des Schönen, daß das eine das andere macht. Aber ergaffen und erſeufzen läßt ſich das Heilige und Schöne nie ohne Marterthum und Heldenthum. Das Ideal in der Welt ſteht nicht ſo abgelöſt da, als Du meinſt und diejenigen meinen, welche Dich führen und verführen. Du hatteſt es einſt, und kannſt es noch haben; aber nicht ſo grob und faul, als dieſe das Heilige berühren und gewinnen. Man beruft ſich, wenn man von dem Ideal ſpricht, gewöhnlich auf die Alten und auf ihre Kunſt. Das wäre nun eben nicht nöthig; denn wenn auch unſere Kunſt die der Alten nicht erreicht, ſo ruht das Ideal auch auf der lebendigen Welt und der ewig neu werdenden Menſchenthat, und wir könnten es auch daran zeigen. Aber weil uns Neueren, oder vielmehr uns Neueſten, vorzüglich den ſogenannten Gebildeten oder Gelehrten, der feſte Boden der Welt und das friſche Anſchauen und kühne Ergreifen derſelben ſo ſehr fehlen, ſo mag es auch gerathen ſein, zu den Alten zurückzugehen.

Alſo was war Ideal bei den Alten? was war es beſonders bei den Griechen, den einzigen Alten, die nie alt werden können? Du haſt gehört, ich will mich auf das gewöhnliche Erklären nicht einlaſſen; entweder weil ich meine Schwäche kenne, oder weil überall kein Ding ordentlich ſo erklärt werden kann. War es eine abgeſchiedene Geiſtigkeit, wodurch ſie die Schönheit auf die Welt herablockten und alles in Glanz darſtellen konnten? war es ein höherer Standpunkt des Lebens, ein kühnerer Trotz des Gemüthes, welche ſie nur die herrlichen Dinge und auch die kleinen Dinge nur in ihrer Herrlichkeit ſehen ließen? Gehörte dem Weltalter, dem Klima bei dem Vorrange ihrer Kunſt vor der neueren ſo viel, als man ihnen meiſtens beilegt? — Ueber dieſe Fragen wird immer geſtritten werden, je nachdem der eine mehr, der andere weniger Bedeutung hineinlegt. Die meiſten Neueren haben ſich — was bei ihrer Bildung und Weltanſicht nicht anders ſein konnte — für eine geiſtige Sublimation der Idee erklärt, worin die alten Künſtler gelebt hätten und wodurch der zarte Heiligenſchein der Idee als ein ſchimmernder Glanz über alle ihre Werke ausgegoſſen ſei. Sie ſprechen bei ſolchen Gelegenheiten viel von Schönheit, Begeiſterung, Lebensreiz des Klimas, und von andern Geheimniſſen, wovon ſich freilich manches Tiefe und Gemüthliche ſagen läßt, was aber die Frage ſelbſt nicht löſen kann, eben weil dieſe Gegenſtände zu zart ſind, als daß ſie weiter als in einem leiſen Anhauch und Anflug von Geſtalt und Leben gewieſen werden könnten. Daß dem Weltalter und Klima ein Großes dabei zukömmt, als der Grundlage, wodurch in Hellas für Jahrhunderte ein friſches Leben und kräftige Staaten wurden, geſtehe ich gern mit allen Uebrigen; aber ich leugne geradezu, daß die Alten aus ſolchen Ideenſpielen, ich möchte ſagen, aus ſolcher Ideenbuhlerei, wodurch wir unſer Herrlichſtes zu ſchaffen und zu machen meinen, etwas ſchufen und machten. Dieſes Ideenthum, möchte ich behaupten, begann mit dem Chriſtenthum, ſo daß es als etwas Eigenes, von der Welt und dem Menſchen Abgetrenntes, außer ihnen da war, und ſie alſo beleuchtete, oder — was es ſich wohl gar einbildete — an ihrer Schöpfung nachhalf und nachbeſſerte, und ſo beide hoch über den Geſichtskreis des Alterthums erhob. Wie das Chriſtenthum ſonſt nothwendig und wohlthätig für die Menſchheit und in der langen Kette der allgemeinen Weltbildung ein herrliches Glied geweſen iſt, das liegt hier außer unſerm Geſpräche; aber auf die Kunſt hat ſolches ſublimirte, und von der lebendigen Kraft der Vegetation und des Lebens abgeſchiedene Ideenthum nur wirken können, wie es am Tage liegt, nämlich mehr in erhabenen Konvulſionen der Schwärmerei und in ungleichen Blitzleuchtungen des Geiſtes, als in dem ebenen, ſtillen Weltgange und Weltmaaße des Alterthums. Denn ſolches Ideenleben, wie wir es getrieben haben und noch treiben, iſt einer verzehrenden Flamme gleich, welche die Welt und uns ſelbſt zu einem Skelett ausdörrt, und das Schöne und Göttliche wohl ſcharf anſchauen lehrt, aber nie luſtig und gemüthlich umarmen und genieſſen läßt. Mit dieſer Behauptung, die Du allenfalls als Klage gelten laſſen kannſt, verdamme ich unſer geiſtiges Leben nicht wie mit geradem Tadel. Ich ſehe es als ein nothwendiges Uebel an, das unſere Enkel zu einem nothwendigen Glücke führen wird, wenn dieſes Ideenthum eine ſolche Höhe erreicht hat, daß es mit ſeinem feurigen Aether wieder zu der freundlichen Erde herabſteigen, ſich mit ihrem vergeſſenen Leibe in neuer Unſchuld und Jugend wieder vereinigen, und waidliche Kinder mit ihr zeugen kann. Dann wird der Zuſtand der Menſchheit kommen, wo die größten Güter des Menſchen nicht mehr verloren werden können, weil er weiß, wodurch ſie einſt gewonnen und verloren wurden, und weil er ſicher beſitzt, wodurch er ſie erhalten kann.

Magſt Du mich immer ein wenig für einen Heiden halten, was wohl andere Fremde und Freunde ſchon gethan haben, ich denke, ein gewiſſes Heidenthum hätte nie zerſtört werden ſollen, und jeder Menſch, der es mit ſeinem Geſchlechte gut meint, ſollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter dieſem Heidenthum verſtehe ich die göttliche Geſamtheit des Menſchen und der Welt, wodurch das Alterthum ſo mächtig und herrlich war: jenen ſtarken Pfeilbund aller Triebe und Kräfte in uns, wodurch unſre Freiheit und Männertugend Eine Stärke und Eine Waffe wird. Nun iſt eine elende Disciplin über uns gekommen, die, wie unſre Wachtparaden Pedanten für das Schlachtfeld, Pedanten für das Leben macht: die wahre Unzucht, welche unſre ſchönen Triebe einzeln in die Beichte nimmt und ſie ſo lange einſchüchtert und ausgeißelt, bis ſie ein Ideengeſpenſt anerkennen, das man ihnen unter dem Einen großen Namen Tugend giebt, und das als eine geiſtige, unleibliche Kraft über der Welt und über allem Irdiſchen ſchwebt und ſich in leiblicher Waidlichkeit und Freude nie mit ihnen verbinden kann. Beiläufig geſagt, wie dieſe Tugend zur alten ἀρετη und virtus, ſo verhält ſich, was die Alten mit Idee meinten, zur neuen Idee. Dieſer erhabene Aethermagnet, wie ich ihn nennen möchte, zieht nun die verwandten Theile im Menſchen ewig nach oben, und der Antäus muß zum geiſtigen Tode in die Luft emporſchweben, wie ſchmerzlich er es auch fühle, daß ſeine Füße die alte, liebe

Erde mit ihrer einfältigen Freude und Frömmigkeit ungern verlaſſen. So iſt es. In dieſem Schweben ſind wir faſt alle; im ſteten Streben und Ringen erringen wir ſo manches Andere, nur nicht das Glück und die Tugend: wenn Tugend nämlich auch Dir die ſtille Majeſtät aller Triebe in Gemeinſchaft bedeutet, wo man Arbeit und Spiel, Leichtigkeit und Stärke, Blüthe und Reiſe zugleich trägt. Betrachte ich dies Weſen nun etwas feſter, wie göttlich es auch einigen ſcheinen und wie edel wirklich ſein Urſprung ſein mag, ſo kann ich mir nicht helfen: ich muß, um euch zu tröſten und zu erquicken, einen salto mortale zurück in das alte verſchrieene Heidenthum machen, weil ich feſt überzeugt bin, daß das Heidenthum, was ich meine, und das Ideenthum und Chriſtenthum, was dieſe preiſen, ſehr gut mit einander beſtehen können.

Zuerſt geſtehe ich, daß ich den Leib der Erde und des Menſchen nie gern mit der gewöhnlichen geiſtigen Würdigung als ein bloßes Gehäuſe, eine todte Form angeſehen, ſondern mich ihnen, als die da mitleben und mitfühlen, am liebſten in ganzer Liebe und Begeiſterung hingegeben habe, weil ich fühlte, daß mir aus den lebendig geglaubten und als lebendige verehrten Lebensgluth und Liebeskraft warm und erquickend entgegen ſtrömten. Sei es Täuſchung, oder nicht, was geht es mich Sterblichen an, der ſein Größtes doch nur in Wahnen und Andeutungen fühlt. Ich habe auch ſo die Schrecken des Todes und die ohnmächtige Wuth der Leidenſchaften verloren; und ſtehe in Eintracht mit meiner Welt, und, wie ich demüthig hoffe, in keiner ſchlechteren Tugend, als die andern. Ich habe von Kindheit auf gern unter Blumen und Bäumen geſpielt, und mache ſie auch jetzt noch in einſamen Stunden zu den ſtillen Genoſſen und Interpreten meines Lebens, deſſen Bild ich in dem ihrigen mit Freuden wieder ſehen möchte. Denn wie entſteht der Baum und wie beſteht er? Dunkel entwickelt ſich ſein Keim im Schooß der Erde; die erſten Jahre hat er die Arbeit der Wurzeln, daß ſie tiefer dringen und ſich befeſtigen und ſeine erſten Blättchen erſcheinen kaum einige Zoll hoch über dem Boden; dann kömmt ſein Wuchs allmälig ins Gleichgewicht, und wie Zweige und Blätter zum Licht hinaufgezogen werden, ſo ſchlagen die Wurzeln tiefer nach unten hinab: er genießt beides des Himmels und der Erde, bis die Zeit ſeiner ſchönſten Jugend kömmt und die lieblichen Kinder des Lichts, die Blüthen, ſeinen Wipfel ſchmücken. So ſollte auch der Menſch wachſen, und ſo könnke er wachſen, im ſeligen Gleichgewicht zwiſchen Himmel und Erde, das volle Maaß ſeines Lebens und ſeiner Kräfte im einfältigen Weltgenuß und Weltglauben zuſammenhaltend. Zu welcher Kraft würde das Geiſtige mit dem Irdiſchen dann zuſammenwachſen! und endlich, wie würde die Tugend und die Kunſt als die erfreulichſte Blüthe der Menſchheit aus ſolcher unſchuldigen Vereinigung auf der höchſten Spitze des Lebens hervorbrechen und nicht ſo frühe welken, als in unſern Tagen! Bruder, ich glühe und ſchwärme; aber nicht in öder Leerheit, ſondern in lebendiger Wirklichkeit. Was ich oft hatte und was ich einmal nitht mehr zu verlieren mir getraue, dieſen höchſten Wunſch und Preis unſrer Menſchheit, ſoll ich ihn nicht mit heißeſter Inbrunſt ausſprechen? Alle guten Geiſter des Himmels und der Erde begleiten Dich, Du Lieber, und erquicken Dich mit ihrer liebenden Nähe!

Neunter Brief.

Ich fahre fort, mein Bruder, wo ich geſtern ſtehen blieb, und ſpreche meine paar Gedanken und Eindrücke, (manches kann ich nicht anders nennen), die ich von dem Ideal in der alten Kunſt habe, einfältig und zutraulich vor Dir aus. Magſt Du es dann auf Deine Weiſe richten und annehmen. Ich leite denn — wie Du wohl aus dem Vorigen ſchon gemerkt haſt — die Herrlichkeit der alten, beſonders der griechiſchen Kunſt aus einer auf Erden nicht mehr lebenden Gemüths- und Leibesfülle her, die ich in dem vorigen Briefe eine Art Heidenthum nannte, das man nie hätte aufgeben ſollen noch dürfen, weil es mit unſerm Chriſtenthum und Ideenthum durchaus nicht unverträglich ſei. Woher den Griechen dieſe herrliche Fülle kam, das wird, wie ich eben auch andeutete, wohl nie ſo klar ausgemacht werden können, als viele weiſe Leute, die alles ausmachen können, ſich einbilden. Gottlob der Anfang aller Dinge liegt den eitlen Sterblichen im Dunkeln, die ſonſt gar zu viele Ungeheuer machen würden. Genug, es war ein friſcher und kühner Bürgerſinn, Einfalt und Freude in Sitten und Leben, und höchſte Uebereinſtimmung und Geſundheit aller Kräfte bei dieſem ſeltenen Volke, Sie fühlten, erkannten und genoſſen das Natürliche natürlich und geſund, und aus Geſundheit und Mäßigkeit, im weiteſten Sinn genommen, erblühte ihre Kunſt. Deswegen war ihnen die Sophroſyne die erſte aller Tugenden, jene ruhige Mäßigung, wo jeder beſcheiden ſeine Kräfte meſſen und leiten konnte, und nichts wollte, als was er durfte, nichts darſtellte, als was er lebendigſt gefühlt und erkannt hatte. Gieb zu ſolchem Leben den Glanz glorreicher Thaten, Freude der Feſte und Spiele draußen, und Reichthum und Sicherheit im Hauſe, ſo iſt jene Vollendung menſchlichen Glückes da, woraus allein unſterbliche Nachbilder eines Lebens erwachſen können, das ſelbſt der Unſterblichkeit werth iſt. Dieſe Glücklichen, die auch Geſetze hatten, Recht und Unrecht zu beſtimmen, hatten ſich durch ſo viele moraliſche Schätzungen der Dinge und ihrer ſelbſt nicht um Freude und den ſtillen Genuß des Lebens betrogen; ſie hatten nicht ſchwach, wie die Neueren, die ſchönen Triebe der Menſchenbruſt einzeln eingekerkert, um ſie deſto beſſer diſcipliniren zu können: ſondern durch eine ſchönere Kraft, als die moraliſche für den Menſchen je werden kann, hielten ſie alle zuſammen durch die Ganzheit des Leibes und Geiſtes in Einem. Weil ſie im höchſten Sinn friſch und geſund waren und die Dinge wahr und einfältig ſahen und genoſſen, ſo erſchienen ſie ihren ungebundenen Augen noch mit jenem himmliſchen Schimmer übergoſſen, der wie ein Lichtglanz eines höheren Lebens über der ganzen Natur liegt, den aber Menſchen, die das Schönſte und Heiligſte mit kluger Neugier immer in der fremdeſten Weite ſuchen, entweder gar nicht mehr ſehen können, oder doch gewöhnlich überſehen. Daher der ewig bräutliche und jungfräuliche Genuß der Natur, gleich weit von unſerer rohen Kälte, oder fieberhaften Empfindſamkeit; daher das leichte Erkennen und Verſtehen des Ebenmaaßes und der Schönheit in allem; daher die Vergötterung des Leibes und die wunderbaren Wirkungen, welche eine vollkommene Geſtalt auf die Menſchen machte, die faſt zur Anbetung derſelben hingeriſſen wurden. Ich will Dir, was ich von der Entſtehung der griechiſchen Meiſterſtücke meine, in einem Gleichniſſe ſagen, worüber viele lachen werden, das aber Dir verſtändlich ſein wird. Haſt Du an Leib und Seele glücklich organiſirte Menſchen geſehen, und nach ihren Vätern gefragt? Ja, Du haſt es, und wir haben über ſolche Dinge in früheren Tagen oft mit einander geſprochen. Woher kömmt es, daß unſre ſogenannten Genies, kurz die geiſtreichſten Menſchen, in ihren Kindern ſo oft Karrikaturen, und ſchlaue, ja wohl dumme Schwächlinge hinterlaſſen? Das kömmt gewiß nicht von ihrem Reichthum an Geiſt, ſondern von ihrer Armuth an Leib, weil ſie das ſchöpferiſche, eigentlich poetiſche Leben in ihnen durch geiſtige Schwelgerei verdorben haben. Gutmüthige, in ſich ſelbſt gegründete, und die Erde und das Irdiſche ſtill und einfältig genießende und bewahrende Menſchen dagegen ſind gewöhnlich die Väter derer, welche die folgende Generation um einige Stufen höher empor tragen und die Welt bewegen. So war es mit den griechiſchen Künſtlern. Das waren Menſchen, die in voller Mitte des Lebens und der Natur ſtanden, die wie alle andere das Leben mitſpielten, mitvertheidigten und mitgenoſſen: Männer, die als Kämpfer für das Vaterland geſtritten hatten, Richter, Kaufleute, Feldherren, welchen nichts fremd und un-

heilig

heilig war, was allen Menſchen als Bedürfniß und Geſchäft des Lebens gemein iſt. Sie hatten alſo das volle Gefühl und die ganze Geſtalt und Farbe des äußeren Lebens mit allen andern Zeitgenoſſen gemein, und die höhere Schöpferkraft, die ſie in ſich trugen, durfte nicht als etwas Beſonderes äußerlich vor den Leuten erſcheinen, und bedurfte deſſen auch nicht, weil ſie ſtolz und nicht eitel waren. Dagegen ſiehe, wie unſre Berühmten und Berühmteſten ſich weit hinaus aus dem Leben ſtellen und künſtlich zu einer, allem Leben fremden Höhe hinaufſchrauben, wo ihnen der Geſichtskreis des Gewöhnlichen und Gemeinen völlig verſchwindet, worin doch alles Ungewöhnliche und Ungemeine, wie die Perle in einer unſcheinbaren Schale, verſchloſſen iſt. Da fragt man denn wohl mit Recht: woher ſoll den von dem Leben Abgetrennten freie Haltung und feſtes Daſein, und dadurch ruhige Geſtaltung der Dinge kommen? Zwar durch die ungeheure Gewandheit und Leichtigkeit mit Ideen zu ſpielen, die ſie erworben haben, bemächtigen ſie ſich leicht eines gewiſſen ätheriſchen Schimmers, der den ungeübten oder verkünſtelten Augen anfangs wohl mehr zu leuchten ſcheint, als der zartere Glanz, der auf den Werken des Alterthums liegt. Aber wie ſteht es um das Maaß ihrer Geſtalten? um

Zeichnung und Kolorit? Iſt es möglich, daß dies, was nicht von innen heraus geſchöpft werden kann, ſondern was Aug und Hand der bewegten Welt und dem Leben draußen ablernen müſſen, ſich in einem ſchönen Rhythmus und in mildzuſammenfließender Harmonie verbinde? Nein, mein Bruder, das iſt nicht möglich; und deswegen haben ſo wenige Neuere die richtige Gleichheit und kühne Sicherheit der Zeichnung, wodurch die Alten ſo herrlich waren. Und ſelbſt wäre jener ätheriſche Schimmer, den ich oben nannte, das Göttlichſte, würde er die Unvollkommenheit des Leibes der Kunſtwerke bedecken können? Kann die blühendſte Farbe uns mit einem Geſichte verſöhnen, wo die Naſe eingedrückt, und die Stirn flach ausgebreitet iſt? Und wie ſteht es, wenn jener ätheriſche Ideenſchimmer, den die Neueren ihr Ideal nennen, eben ſo ungleich und grell vertheilt iſt, als der Leib, den er bedecken ſoll?

Die vollkommenſte lebendige Geſtalt will der Mann zeugen, der ſich zu einem Weibe legt: er fleht zu den Göttern um einen wackern und ſtarken Sohn, der ſeinen Namen ehren und ſeine alten Tage vertheidigen könne, um eine ſchöne und züchtige Tochter, die durch ihre Anmuth ihm das Leben verjünge und durch freundliche Worte ihm die Sorgen wegſchmeichle. Das Bild der vollkommenſten lebendigen Geſtalt will der Künſtler machen, dem die Schönheit den Trieb zum Bilden erweckte. Schönheit gehört allein der menſchlichen Geſtalt an und der Geſtalt der Götter, die der Menſch nach ſeinem Bilde erſchaffet. Wenn man andere Dinge ſchön nennt, ſo geſchieht es nur durch eine unbewußte Uebertragung, entweder in ſofern andere Geſtalten ſich der Vollkommenheit der menſchlichen nähern, oder weil aus dem Gemüthe und Leben derſelben uns etwas Menſchliches anweht, wodurch wir durch einen leichten Selbſtbetrug ein Gefühl der inneren Schönheit auf die äußere übertragen. Ich ſagte oben, der Begriff von Schönheit ſchließe immer Zweckmäßigkeit ein; es ſei nichts ſchön, was nicht zweckmäßig iſt. Aber damit ſage ich noch nicht, daß alles Zweckmäßige ſchön iſt, wie man durch verkehrte Umkehrung ſogern die Meinungen verwirrt, und uns etwas ſagen läßt, was wir nicht ſagen wollten. Indeſſen man könnte ſagen: höchſte Zweckmäßigkeit, wodurch eine Geſtalt den heiligen Sinn der Welt und der Gottheit ausdrückt, iſt Schönheit. Dieſer Sinn iſt Gleichgewicht der Kräfte (wodurch Glückſeligkeit wird) und Beförderung dieſes Gleichgewichtes in der ganzen Natur durch ein mitbewußtes Gemüth. Will man mir alſo einen ſchönen Menſchen zeigen, ſo zeige man mir dieſe Zweckmäßigkeit in ihm, wodurch er ſich ſelbſt und die Welt im Gleichgewicht halten, glückſelig ſein, und glückſelig machen kann, dem Sinn der Welt und der Gottheit ähnlich. Zweckmäßig im engeren Sinn ſei zuerſt die Geſtalt, daß ihre einzelnen Theile einander entſprechen und ſich befördern, ſo daß Gleichgewicht der Bewegung entſtehen kann. Es ſei Leichtigkeit zur Stärke; es erſcheine die Friſche und Geſundheit in dem hervorblühenden Lichte des Blutes, wo ſie nicht auch, wie zum Beiſpiel von dem Bildhauer, in der vollen Plaſtik, der leichten und kräftigen Geſtalten mit angedeutet werden kann; in der Harmonie des Geſichtes und in dem ruhigen Glanz der Stirn und der Augen offenbare ſich Fröhlichkeit, Güte und Verſtand, wodurch Glückſeligkeit in ſich ſelbſt bewahrt und in andern geſchaffen werden kann. Man könnte mir ſagen, dieſe höchſte Zweckmäßigkeit könne auch bei dem Menſchen da ſein ohne Schönheit; Leichtigkeit und Stärke der Glieder, blühendes Blut der Geſundheit, reicher Verſtand und Gemüthlichkeit können erſcheinen, wenn auch die Naſe ein wenig misgeſtalt, die eine Fußzehe ein wenig länger, als die andere ſei. Aber ſo iſt es nicht.

Die Kunſt hat lange geheiligt, was das Leben bewieſen hat, daß alle Disharmonie des Aeußeren auch auf eine Disharmonie des Innern deute, daß alſo die Idee höchſter irdiſcher Glückſeligkeit, Güte und Tugend nur auf der vollkommenſten Geſtalt ruhen könne. Der äußere Spiegel derſelben ſoll ſo ganz rein ſein, daß man an gar keinen Mangel denken kann. Gelte eine Geſtalt für die ſchönſte auf Erden, und kann einem dabei einfallen, daß ſie z. B. der Milde, oder des heitern Verſtandes, oder der Herrſchaft über den Zorn mangle, ſo iſt ſie nicht mehr ſchön, weil ſie unzweckmäßig iſt.

Alſo dieſe Geſtalt als die vollkommenſte iſt die Baſis aller Kunſt, welchen einzelnen Trieb oder welche einzelne Leidenſchaft des Menſchen ſie auch ausdrücken will. Der Grund, worauf ſie ruhet, iſt alſo Schönheit, die man nun kurz Ausdruck von Tugend und von Glückſeligkeit in menſchlicher Geſtalt nennen könnte. In wiefern andere Natur- und Kunſtgeſtalten ſich dieſer Geſtalt mehr oder weniger nähern, ſtehen ſie der Schönheit, oder vollkommenſten Geſtalt des Menſchen, näher oder ferner. Aber das Geſammte derſelben kann kein anderes Ding auf Erden haben; denn wo iſt Stärke und Zartheit, Leichtigkeit und Feſtigkeit, Lebensdauer und Genuſſesfülle ſo vereinigt, und obenein mit dem Wonne- und Liebesglanz des Lichts und dem leuchtenden Vernunftſchimmer eines reichen inneren Lebens übergoſſen? Aber wir Freigebigen ſind verſchwenderiſch, wir nennen Manches ſchön, was wir nur dem Schönen ähnlich nennen ſollten. Schön heißt uns der Löwe, weil er die äußere Tugend der Stärke und Gewandheit und die innere des Muthes und Großmuthes ausſpricht; ſchön das Pferd, weil das Ebenmaaß ſeiner Glieder Schnelligkeit und Dauer, und ſein großes, feuriges Aug Verſtand und Muth verkündigt; ſchön wird die Eiche genannt, weil Stamm und Zweige Kraft, und die raſchen Schwingungen der letzteren Kühnheit abbilden; ſchön heißt die Blume, weil ſie dem ſchöneren geiſtigen Leben des menſchlichen Gemüthes ſo gleich ſieht und ſinnvollen Herzen über ihre innere Geſtalt ſo viel zu denken giebt: ſie trägt einen Theil der Schönheit, der dem Menſchen nur als zarter Anflug der Geſundheit die Wange färbt, die himmliſche Freude und Liebe des Lichts trägt ſie am friſcheſten, und entzückt dadurch jedes Aug, das ſie ſieht. So heißen endlich auch manche andere Dinge ſchön, theils wegen einer angewöhnten Verwechslung des Zweckmäßigen mit dem Schönen, in ſofern ſie der höchſten Zweckmäßigkeit der inneren Geſtalt des Menſchen dienen oder gleichen, theils wohl, weil dem Menſchen, der überhaupt aller andern Natur- und Kunſtbilder höchſtes Bild iſt, bei ihrem Anblick dunkle Anwandelungen von Aehnlichkeiten kommen: oder auch nur, weil das volle glückſelige Gefühl ſeiner Schönheit durch ſie lebendiger erregt wird.

Mit voller Lebenskraft und natürlichem Lebensgefühl gieng der griechiſche Künſtler in ſeine Werkſtätte und Göttergeſellſchaft ein, und ohne vieles Wiſſen und Klügeln, wodurch nie nichts wird, zeugte und bildete er, was er in ihm ſelbſt hatte; Wahrheit und Einheit gab ihm ein wahres, mit ſeinen Kräften und Trieben ganz zuſammengehaltenes Leben, die Uebung hatte ihn Mäßigkeit gelehrt, und Begeiſterung hatte er in ſeiner eignen Kraft. Jugend, Stärke und Geſundheit, kurz volle äußere Geſtalt, tragen daher alle griechiſche Arbeiten in unvergänglicher Fülle, keinesweges aber die geiſtige Ueppigkeit und den blendenden Glanz der Neueren, welche dies ſo gern Ideal nennen möchten. Wer etwas ſolches bei ihnen findet, hat es ihnen angeklügelt und angeſchwatzt; ſie kennen es nicht, ſondern Geſundheit des Leibes und Mäßigkeit der Triebe iſt ihr Karakter, wenn man ihn am treueſten ausſprechen will. Wer Homer und Sophokles verſteht und die wenigen beſſeren Bilder in Erz und in Marmor verſtändig beſchaut, die ſich in den Ruinen des Alterthums gerettet haben, wird zuerſt durchaus nichts anderes ſehen. Erſt wenn er vertraut mit ihnen wird, wird ihm etwas aufgehen, was man Ideal nennen könnte, ein leiſes Anſprechen und Anklingen ſeines beſten Herzens, wie bei einer frommen Betrachtung der Natur dem Menſchen begegnet, ein zarter und duftiger Schimmer, bei welchem es oft ungewiß dünkt, ob er auf dem Kunſtwerke ſchimmere, oder auf dem Menſchen, der ſich deſſelben freuet. Ich bin nun, wohin ich wollte, und wie weit ich kann. Denn allein ſo kömmt es mir vor mit dem Ideal, das man ſo nennen ſollte, und jenes Dicke und Handgreifliche der Neueren mag ich nicht. Jener Geiſt, der zwiſchen der vollkommenſten Natur und dem vollkommenſten Naturdinge, dem Menſchen, wandelt, und beide durch zarte Gegenſcheine und leiſe Elektricitäten zu einander lockt und zieht, ruhet unſichtbar auf jedem wahren und geſunden Bilde des Lebens. Wie wir in das Morgenroth ſehen, zuerſt kalt und gleichgültig, dann wärmer und gemüthvoller, zuletzt in ihrer Freude und ihrem Farbenglanz mit zerfließend; wie die Blume uns entzückt und der blühende Baum: ſo hält uns das vollkommenſte Bild feſt, die vollendete Geſtalt erfreut uns, die für Maaß und Zucht Geſchaffenen, und aus dem Anſchauenden und Entzückten quillt bei der Freude darüber zuletzt das innigſte Leben hervor, und ſo friſch und glücklich der Künſtler das Schöne machte, ſo friſch und glücklich genießen wir es. Weiter, mein Bruder, habe ich Dir nichts zu ſagen, und von einer unſichtbaren und zarten Sache, die immer nur als ein höherer Schein des Lebens kömmt und geht und ſich weder greifen noch lernen läßt, ſondern allein bei den Glücklichen und Gewaltigen wohnt, habe ich gewiß lange ſchon zu viel geſprochen.

Zehnter Brief.

So mag ich Dich haben, und freue mich, daß Du ſo biſt, bin ſo glücklich, daß ich Dich ein wenig geſchüttelt habe, damit Du Deine eigne Stärke und Beweglichkeit wieder fühlen lerneſt. Du haſt mir einen Brief geſchrieben, ganz wie die geflügelten und geharniſchten Worte, die ſonſt von Deinen Lippen brauſeten: alles ſo einfältig und friſch, ſo gutmüthig und doch klug, und mit einer Klarheit, die ich bei ſo überſchwellender Fülle lange an Dir vermißte. Erſt wann die Worte nicht mehr klüger ſcheinen, als der Menſch, von welchem ſie kommen, erſt dann iſt der Mann gebohren. Auch freut mich höchlich, was mein Bruder Heinrich mir von Dir erzählt hat, wie liebend und freundlich und auch wie natürlich Du mit Deinem alten Vater lebſt; wie manche Kleinigkeiten, die Du über dem großen Katheder vergeſſen hatteſt und die dem Menſchen nie klein werden ſollten, Dir wieder lieb werden und durch ihre Kindermienen Dich wieder in das Leben hineinlocken. Da kann ich es gern vertragen, daß Du mich wieder ſchiltſt und mein Heidenthum und meine Alten etwas zur Seite ſchiebſt. Darüber wollen wir wohl Eins werden, wenn wir uns mal ſprechen; denn wie unſer Lieblingsdichter ſagt: *die Knoten vieler Worte löſt das Schwerdt*, ſo ſage ich: *die Knoten vieles Streites löſt das lebendige Angeſicht uns gegenüber.*

Und daß Du noch ſolche Hoffnungen von den Deutſchen haſt, o Bruder, laß Dich dafür herzlich küſſen! Du haſt mir ein Wort von der Lippe geſtohlen und viele Dornen aus der Seele gezogen. Laß uns ſelbſt nur raſch und tüchtig ſein und unſer Volk in uns ehren, ſo mögen die Götter den alten Spruch: *der Guten Wünſche werden ſtets erhört*, uns zu Gefallen noch wohl einmal wahr machen. Daß Du dabei auf Göthen und Schiller kömmſt und Dich über ihnen wohl ein wenig über die Gebühr entzündeſt, kann mich auch nur freuen. Doch muß ich Dir bei dieſer Gelegenheit über unſer deutſches Ideenthum noch zwei Worte ſagen, und auch mein Heidenthum noch einmal wieder berühren. Du haſt wohl vollkommen Recht, daß die Südländer durchaus mehr Anlage haben für die Kunſt, als die Nordländer, und unter gleichen Umſtänden ſie immer übertreffen werden. Aber wenn Du ferner behaupteſt, mein Heidenthum ſei nichts weiter, als das klimatiſche Gemüth des Südens, das im Norden nicht wohl werden könne, ſo muß ich Dir widerſprechen. So viel ſteht feſt, der ſüdliche Menſch, der Grieche, Italier, Kleinaſiat, Spanier hat mehr Haltung und Gleichheit des Gemüthes, mehr Maaß in der Bewegung, als der nördliche, ſo wie ſeine äußere Natur eine ſchon feſtere und bleibendere Geſtalt zeigt, als die des Nordländers. Aber der Nordländer — ich meine nicht den bei den Rennthieren und Eisbären — kann durch geiſtige Würdigung der Dinge — eine göttliche, aber wie alles Göttliche gefährliche Gabe; die er wirklich mehr hat, als der Südländer — das Geſetz ſeines Klimas ſich finden, und wie weit ſeine Herrſchaft über die Natur und ſein Gehorſam gegen ſie geht; er kann durch ruhige Anerkennung deſſen, was er ſoll, ſein Leben auch in Gleichgewicht bringen. Das leugne ich gar nicht, daß er es ſchwerer hat, als der glücklicher organiſirte Südländer, weil er in vielem erſt durch Kunſt werden ſoll, was jener ſchon von Natur iſt. Sein Weſen iſt überall nicht ſo gehalten und geht leicht in Ungeſtalt und Nebel über, wie eine unſtäte Natur ihn in ewigen Wechſeln umbrauſt. Er iſt der Unbeſtändigkeit der Gefühle und den Stürmen der Leidenſchaften mehr unterworfen, und thut alles leicht mit Unmaaß und Uebertreibung; im häufigen Wanken zwiſchen Begier und Genuß, zwiſchen Faulheit und Mühſeligkeit, wird er ſich ſeltener jener ſtillen, in ſich ſelbſt ſeligen, Fülle bewußt, woraus die Kunſt als die zarteſte Blume des Lebens hervorblüht. Darum ergötzt der Nordländer ſich mehr an der Empfindung, der Südländer mehr an der Geſtalt. Der erſte geht der Geſtalt, wodurch doch allein das rechte Maaß der Empfindung gehalten werden kann, leicht mit Verachtung vorbei, und wird üppig und zerfließend; der zweite hat immer mehr ſeine Haltung in der Sicherheit der Geſtalt, worauf aller höchſte Schein ruht und woraus alles Innere und auch alle zarteſte Empfindung, wie goldene Sonnenſtrahlen durch eine dünne Wolke, hervorbrechen. Man kann ſagen, daß das Chriſtenthum auch die Südländer mehr zu Nordländern gemacht und das Gebiet der Empfindung mehr als recht iſt erweitert hat. Wer ſich an die Geſtalt hält, kann nicht ſo leicht mißgreifen, als wer ohne ſie, wodurch er das Innere allein würdig erkennen und ſchätzen kann, in das wimmelnde und dunkle Neſt von Anſchauungen und Empfindungen greift. Wer für die äußere Schönheit das Aug verloren hat, der hat auch für die innere kein ſicheres, und wird in der Kunſt Ungeheuer genug zuſammenmiſchen und Karrikaturen zuſammenſetzen. Weil die Alten bei der Darſtellung die Geſtalt als das Erſte ſahen, ſo erſchien das Gemüth und die Empfindung an ihr nur als ein zarter Anflug und gieng als ein leiſes Anwehen oder Anklingen aus ihr heraus. Auf dieſe Weiſe hielten ſie viel leichter als wir die würdigſte Welt des Scheins in Maaß und Einklang; ſie waren nicht ſo ſehr in Gefahr, das Gemeine mit dem Edlen, und das Niedrige mit dem Hohen zu miſchen. Das Gemeinſte freilich kann nur zum Spaß für die Kunſt dienen; aber es iſt die Frage, ob die Kunſt mit uns Spaß treiben dürfe.

Von hier kann ich ſehr leicht auf unſere Deutſchen überſpringen, die Du in Deinem Briefe gar ſehr und zum Theil mit Recht lobſt, und die mein Herz, wenn es dürfte, ſo gern mit Dir loben möchte. Das viele Gute, was Du von ihnen ſagſt, gehört ihnen freilich, auch das

Schlimme, was Du nicht ganz vergiſſeſt; aber das Schlimmſte haſt Du offenbar nicht genannt, und ich kann Dir und mir mit dem Volke nicht helfen, ich muß es nennen und uns vorhalten, was es iſt und wie es ausſieht. Daß wir in der mannigfaltig verſchlungenen Bildungs- und Entwickelungskette der neuen Welt nicht erſt die dritten und vierten ſind und nicht die letzten ſein werden, das beurkundet die ganze Geſchichte; denn wo iſt eine europäiſche Nation, frage ich mit Stolz, die von uns nicht einige Bildung empfangen und Entdeckungen und Erfindungen benutzt hätte? Und für die Weite der menſchlichen Kenntniſſe, für die richtige Anſchauung und Würdigung der alten und neuen Welt, wie der alten und neuen Kunſt, für den Kampf und die Arbeit der Ideen überall — wo ſind die Vielen, die ſich uns vorzuziehen wagen? Wenn Ideen die rechte Götterſpeiſe des Menſchen ſind und ihn als den Herrn und Meiſter der übrigen Dinge auszeichnen, wer iſt unſerem Streben hierin gleich gekommen? Könnten Ideen allein die Welt bilden und beherrſchen, ſo müßten wir im Himmel und auf Erden die Erſten ſein. Anſchauungen des Gemüthes und der Welt, wofür andern Völkern, die ſich beſſer halten, als uns, das Verſtändniß und die Worte fehlen, ſind ſchon uns ſern gewöhnlichen Menſchen gewöhnlich. Aber grade deswegen und wegen der Folgen davon, die freilich nicht ſo erfreulich ſind, wagen kleinere Nationen, uns über die Schultern anzuſehen, und uns als tändelnde Narren und gaukelnde Schwärmer zu verlachen, z. B. die Franzoſen mit ihrer oft ſo dürftigen Beſtimmtheit und ihrer flachen juſteſſe de l'eſprit, welche gern mit Armuth prahlt. Es iſt wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unſere Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müſſen wir auch geſtehen, daß dieſer himmliſche Reichthum uns irdiſch arm gemacht hat, und daß andere unſere Erde zu beſitzen kommen, während wir für ſie den Himmel erobern. Es iſt verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichſte zu gewinnen, das Kleinere vergeſſen haben; aber mit Recht ſind wir dadurch den andern zum Geſpött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausſpielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, ſolche Ungeſtalt und Ueberfließung in ein faſt ganz leibloſes Daſein iſt nirgends in Europa ſo zu ſehen, wie bei uns; und wenn die Fremden den Urſprung dieſes Zuſtandes ſo erblicken könnten, als die Geſcheuteſten von uns ſelbſt, ſie würden ſich über uns noch mehr wundern. Daher unſre politiſche Erbärmlichkeit und Hülfloſigkeit, das Unnationale und Trauriggleichgültige bei dem allgemeinen Elende des Volkes; daher, während die Beſſeren von uns das höchſte Leben der Zeit und aller Welt ſo genialiſch darſtellen, die Schlechteren wegen Mangels an irdiſcher Haltung und Kraft einzeln ſo unbeſchreiblich kümmerlich zerfloſſen. Du haſt allerlei Hoffnungen, mein Geliebter, es bald zu erleben, daß die Deutſchen ſich aufraffen und auch politiſch ſein werden, was ſie in Europa ſein ſollen. Ich ſehe noch keine ſolche Zeichen; denn für das Gewöhnliche, was ſeit dem dreißigjährigen Kriege die Europäer in blutigen Händeln und Revolutionen hin und her geriſſen und unter einander entzweit hat, kann ein ſo gleichgültiges, und alles Irdiſche zu geiſtig ſchätzendes Volk ſich nicht begeiſtern. Ich habe auch noch große Hoffnungen auf meine Deutſchen geſetzt, wie ſehr ihr Politiſches mich jetzt auch anekelt. Laß nur einmal etwas kommen, was wieder in eine höhere Idee eingreift, und laß einen herrlichen Mann, einen Helden, oder Weiſen es darſtellen; laß ihnen überall etwas Groſſes und Würdiges im Leben gezeigt werden, was ſie ſelbſt als Menſchen angeht und ihnen als Menſchen zugeſprochen wird — und wir werden ſehen, was ſchlaue Kunſt und gemeine Wuth gegen Hochſinn und Begeiſterung vermögen. Unſre Helden des Tages dürfen nur mit ihrer kühnen Lebensverachtung prahlen, weil ihre Gegner bis jetzt das Leben noch lieber gehabt haben, als ſie. Aber ehe dieſe Zeit kömmt, welche Verwandlungen muß die Welt noch untergehen? und wo ſind wir dann? O, ich hätte ein halbes Jahrhundert ſpäter gebohren ſein mögen!

Ja, Du Lieber, wir ſcheinen recht beſtimmt, unſer Höchſtes und Beſtes durch Uebertreibung wieder zu vernichten, und ſelbſt für das zu büßen, wodurch wir Wohlthäter und Bildner der Welt werden. Luther und die Reformation, welche Revolution und Wirkung auf ganz Europa! und mußten wir ſie nicht dreißig Jahre lang mit unſerm beſten Blute bezählen? Die Ideen und Lichter der letzten dreißig Jahre, die wir mit dem feurigſten Eifer umgetragen und gepflegt haben, wem ſcheinen ſie mehr verderblich zu werden, als uns, grade in dieſen Tagen, wo wir dafür alles Andere vernachläſſigt und die letzten Bande zerbrochen haben, die uns als Volk noch ſchwach zuſammenhielten. Wir zeigen, wie wir den Bildungsſaamen der künftigen Zeit vielleicht am reinſten tragen, auch die Ungeſtalt und Unmäßigkeit am klarſten, wodurch die jetzige ſich ſelbſt unter unvermeidlichen Ruinen begräbt, und offenbaren

Verſtand und Unverſtand, Majeſtät und Ohnmacht in den allerauffallendſten Kontraſten. Hier will ich Dich nur auf das hinweiſen, worauf wir uns jetzt am meiſten einbilden und einbilden können, auf die Emporhebung der gemein gewordenen Welt aus ihrem Schmutz in den Himmel der Idee, wo ſie neu geſchaffen werden und ſich dann wieder zu ihrer alten fröhlichen Stelle herabſenken ſoll. Sieh unſre Philoſophen! Du kennſt ſie und haſt jahrelang mit ihnen gelebt. Wie haben die Männer gearbeitet und gerungen! — ich ſpreche von den Führern — Eigene und fremde Halbköpfe, die ſie nicht faſſen können, mögen ihren Eifer und ihre Kühnheit als Narrheit verſpotten — mir iſt es was Ehrwürdiges. Aber auch ſie, wie haben ſie ſich in der Ueberſchwänglichkeit verflogen und die zarte Gränze überſchritten, wo nur gelauſcht, aber nicht mehr geſprochen werden darf! Welches Unmaaß und welche Unzucht, das darſtellen und ausſprechen zu wollen, was als Vorbild aller Geſtalt und Gottheit innerſt im tiefſten Gemüthe ruht, als das Geheimſchaffende und Erhaltende, und mit welchem, wenn man es an das Licht der Begriffe und in den Lärm der Zungen reißt, alle Unſchuld und Schöpferkraft des Lebens verwelkt. Und die Halblinge und Nachkrächzer ſind die ſchlimmſten, und vermehren das Unweſen mit kleiner Geſinnung, wo jene mit heroiſchem Fehltritt ſtraucheln. Nirgends iſt eine feſte irdiſche Welt, und deswegen iſt die Begier nach der himmliſchen unzeitig, weil alles Maaß fehlt: und darum eine ſo arme und ſcheußliche Zeit im Vaterlande für den, der ſich mit dieſen hohen Schwärmern nicht berauſchen noch immer in goldenen Hoffnungen der Zukunft leben kann.

Du nannteſt Schiller in Deinem vorigen Briefe. Er gehört recht eigentlich hieher, denn keiner trägt die jetzige Deutſchheit in ihrem Edelſten und ihrem Schwächſten ſo klar an der Stirn, als er, eben weil er von den großen Bildern war. Wo iſt eine hohe Idee des Jahrhunderts, die dieſer mächtige Geiſt nicht in ihrem reinſten Glanze geſchaut und dargeſtellt hätte? wo iſt ein tiefes Gefühl und ein hohes Leid der Zeit, das er nicht mitfühlend empfunden und vorempfindend geweiſſagt hätte? Du weißt, was ich von ihm halte und wie ich ihn thörigt auch deswegen liebe, weil er ſelbſt in ſeinen Fehlern ſo deutſch iſt. Aber der edle Menſch krankte immer an ſeinem Zeitalter, und konnte bei der Geſtaltloſigkeit deſſelben die Unendlichkeit ſeiner Ideen nie ganz einfangen und bändigen; und wo es ihm gelang, ſieht man ihm die Arbeit an, und er mangelt der Leichtigkeit und Freude, wodurch unſterbliche Kinder alle Zeichen der Vergänglichkeit ablegen. Bei allem Anziehenden, was er hat, iſt einem immer bange bei dieſem gewaltigen Geiſt. Er reißt unwillkührlich, wie er will, in die Hölle und in den Himmel hinab und hinauf, lockt das menſchliche Herz mit den kühnſten Wechſeln durch die mannigfaltigſten Labyrinthe der Empfindungen; aber verläßt es öfter wild und zerſtört, als fromm und getröſtet: und ſelbſt da, wo er mächtig erhebt und tröſtet, wandelt uns eine ſeltene Melancholie an, wie bei allem, was disharmoniſch auf uns wirkt und unſre Kräfte überſpannt, oder doch verſpannt. Es muß ein Mangel an Gleichgewicht und Glückſeligkeit in ſeinen Schöpfungen ſich andeuten, der den Hörer unwillkührlich ergreift. Ja das iſt es: wir ſind bei ihm immer in Gefahr, wir fühlen, daß Sterbliche ſolch ein geiſtiges Feuerleben, wie er es oft giebt, nicht tragen können, ohne zerſtört zu werden. Er liegt vor uns, wie in halberhellter Nacht ein wunderſchönes Waſſer, das hoch bis an den Rand der Ufer ſchwillt und ſchwillt und den Wanderer in ſeinen ſüßen Tod locken möchte; ſehnſüchtig ſchaut er dahin, aber Furcht iſt in ihm, daß es überflieſſen und ihn mit wegſpülen werde: er iſt wie ein herrliches Gefäß, das einen köſtlichen Götterwein enthält; durchſichtig ſchimmert das Naß, man ſieht den dünnen Bauch des Gefäßes ſich gleichſam dehnen, und zittert, daß er zerſpringen werde. Zu oft fehlt dem Mann die hohe Plaſtik der äußeren Geſtalt, um die innere zu halten, und dieſe, die dienen ſollte, herrſcht, und reißt uns zu übermüthig in die verwirrende Welt der Gefühle und die verzehrende der Geiſter.

Doch rang dieſer edle Menſch, indem er zeugte und bildete, und ſuchte die Wahrheit und Schönheit mit Ernſt und Liebe: nie trieb er in Eitelkeit ein unheiliges Spiel mit dem Heiligen, wie ſo viele, die nur auf die Zerſtörung des Menſchlichen und Tapferen in uns hinarbeiten und alles in die Ungeſtalt der Weichlichkeit und Empfindung hinüberſpielen. Ja wenn ſie noch ſpielten! nein, ſie raſen und wüthen, und zerfleiſchen und zerreiſſen den Menſchen in ſeinen heiligſten Theilen ſo tief, daß jedes geſunde Herz ein unbezwinglicher Ekel gegen dieſe Verderber anwandelt. Der erſte dieſer verbrecheriſchen Verweichlicher, dieſer Nervenausſchneider menſchlicher Kraft, dieſer Anatomen des innerſten Heiligthums des Herzens, dieſer dumpfen Todtengräberſeelen, iſt der berühmte Jean Paul Richter, der das Schönſte durch Unmaaß verdirbt und alle Empfindung und Sehnſucht des menſchlichen Gemüthes über die Gränze der Mäßigkeit und Ruhe hinauslockt: ein gefährlicher Menſch durch lebendige Gluth und hohe Geiſtigkeit, und durch viele ächte Götterblitze; aber ein verderblicher Verführer und Vergifter, durch welchen alles Geſtaltvolle und Männliche untergehen muß in dem, der ſich ihm ergiebt. Ich habe oft Streit über ihn gehabt, denn er hat viele Anhänger. Beſonders vertheidigte ihn einmal jemand ſo, daß er behauptete, ich habe durch meine Weltanſicht gar kein Maaß der Würdigung für ihn, weil ich den Gegenſatz der neuen Welt zu der alten nicht ſcharf genug ſehe, welcher ſei die Muſik gegen die Plaſtik. Allerdings nicht unwahr. Aber wenn Jean Paul ein muſikaliſcher Dichter heißt, ſo iſt er doch immer ein ſchlechter Muſiker; denn Geſtaltloſigkeit und Ineinanderraſſeln von disharmoniſchen Tönen ſoll keinesweges der Karakter der Muſik ſein. Ihre Geſtalt iſt bloß zarter und ätheriſcher, als die der andern Künſte; aber auch ſie wird ſchlecht und gemein, wo ſie geſtaltlos wird.

Hier haſt Du alſo wieder ein Langes und Breites über unſere neueſte Klage, daß wir alles Aeußere des Lebens mehr als recht vernachläſſigen, und daß es in der Kunſt uns auch ſo begegnet, daß die äußere Form den gewaltigen inneren Gehalt ſelten faſſen und zuſammenhalten kann. Gott behüte Deine Muſik vor Eitelkeit und Klingelei, und laſſe Dein Leben im zarten und ſicheren Einklange wie ein ſüßes Saitenſpiel hintönen!

Elfter Brief.

Nach drei langen Wochen endlich einen Brief von Dir, und einen ſo friſchen Brief. Schon hatte ich mir manche Sorge gemacht wegen Deiner, daß Du vielleicht krank geworden, oder in Deine alte metaphyſiſche Grillenfängerei zurückgefallen ſeieſt, und was der Freund ſonſt für den Freund fürchten kann über die großen und kleinen Unfälle, woran leider das Leben ſo reich iſt. Und das alles war es nicht. Du biſt grade am thätigſten und lebendigſten mit Deinen Freunden geweſen, da Du ſie zu vergeſſen ſchieneſt, und haſt uns durch Thaten mehr erfreut, als Worte je erfreuen können. Nun das war ein geſchwinder Entſchluß, und auch ein guter — Gott gebe Dir den freien Lebensmuth, weiter Deinen eignen Weg zu gehen und Dich um Thorengeſchwätz und Verwunderung alter Weiber nicht zu kümmern. Die meiſten Menſchen ſind einmal ſo, daß ihr

Beifall uns eben ſo wenig hilft, als ihr Tadel uns ſchadet. Denn geheſt Du ihnen allen auch wohlgefällig und ihren Augen angenehm einher, recht ſo, wie ſie es wollen, und das Schickſal treibt Dich ſeitwärts ab und ſtößt Dich unſanft in eine andere Bahn, was hilft Dir ihr erbärmliches Mitleid? Du mußt dann doch auf eignen Füßen ſtehen, wenn Du noch Kraft zu ſtehen haſt, und der angenehme und ſittliche Mann, der es allen ſo recht machte, wird zwei Tage bedauert und den dritten vergeſſen. Am beſten ſteht man ſo mit der Welt, daß man ſich um ſie gar nicht kümmert, und, ohne auf ſie zu ſehen, ſtill für ſich hingeht; ſo treibt ſie endlich weder Eitelkeit noch Zorn, auf uns zu gaffen, und höchſtens ruft ſie mal das unſchädliche Wörtlein Narr und Sonderling über uns aus. Oder will man ja mit in ihr Getümmel hinein, ſo treibe man es mit ihr als Kinderſpiel, und zeige, daß man des Lebens Herr und ihr Meiſter iſt. Dann iſt ſie albern genug, uns zu achten und zu fürchten, und ſelbſt die Thorenſtreiche, die als Ableiter größerer Narrheit uns zuweilen entfahren, wichtig anzuſehen und ihnen eine beſſere Bedeutung unterzulegen, als ſie haben.

Alſo das Katheder iſt verlaſſen, und auf immer verlaſſen. Glück dazu! von ganzem Herzen Glück dazu, mein Bruder! Es war für Dich eine gefährliche Stelle. Du mußt recht friſch und wacker ſein und in dem neuen Leben Dich muthig fühlen; denn Deine Worte haben eine Sicherheit und Ruhe, die ich lange an Dir vermißt habe: und nicht bloß jene Ruhe der Ergebung, wo man das eingeſchrumpfte und welke Leben, das von keinen gewaltigen Trieben und Blüthenknoſpen mehr ſchwillt, ſo leicht umfaßt und feſt hält, ſondern jene ſtille Kraft, die ihrer ſelbſt gewiß ſcheint und nicht mehr fürchtet, daß das bräutliche Leben ihre Männlichkeit je verlaſſen könne. Selbſt Deine Klagen ſprechen einen bewußten und beſonnenen Zuſtand aus, worin Du weißt, was Du verlaſſen haſt und dafür wieder erobern mußt. — Du ziehſt alſo auf das Land? Das iſt gerade für Dich, mein Bruder. Da giebt es doch noch einige Typen eines beſſeren Menſchenlebens, einige klare Bilder deſſen, was unſre freudigern Väter waren und wir nicht mehr ſind. In den mittelmäßigen geht das Leben grade am verworrenſten einher. Die Kunſt kann weder in Gemeinheit noch Hoheit zu etwas Entſchiedenem kommen, und die Natur iſt eben genug verkünſtelt, um für einfältigen Genuß und einfältiges Leben blind zu ſein. Aber nun bitte ich Dich auch recht herzlich, daß Du mehr aus Dir ſelbſt herausgeheſt und die Menſchen aufſucheſt. Selbſt die Langeweile des Lebens iſt etwas Köſtliches für Menſchen Deiner Art, weil ſie ihnen den Beſitz ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt und ſie nie mehr lüſtern nach verbotenen Gütern greifen läßt. Hier unter Blumen und Bäumen im Walde, hier auf dem Felde und auf dem Kirchhofe mit Bauersleuten wirſt Du ein ſchönes Leben leben, ſo daß Du nachher allenthalben hin verpflanzt werden magſt, ohne Dich ſelbſt verlieren zu können. Beſonders freut es mich, daß Du zu S. zieheſt; einen beſſeren Freund hätte das Glück Dir jetzt nicht verſchaffen können. Sein ſicherer Tritt im Leben, ſeine kalte Beſonnenheit ſtehen Dir immer als ein warnendes und weiſendes Bild gegenüber. Und er iſt treu und gut, und ſeinen Freunden immer herzlich bereit. Grüße ihn recht ſehr von mir. Sobald die Aepfelbäume blühen, laſſe ich anſpannen und ſetze eine Woche dran, mich Deiner Erneuerung zu freuen. Lebe wohl.

II.

Briefe,

geſchrieben an C. E. M.

im Sommer 1807.

Erſter Brief.

Dein Brief aus S., lieber W., kam mir gerade zu guter Stunde. Du weißt, ich trage das Leben gern friſch und laſſe mir den alten Naturmuth von meinen Vätern her nicht gern rauben; aber doch war mir einmal etwas Menſchliches begegnet, und ich fand mich beſonders allein und von meiner Welt abgeſchnitten, und war unter den Menſchen, mit welchen ich umgehen muß, faſt erſtarrt und verſteinert. Da kam Dein liebes Wort, und ich empfand mich plötzlich erfriſcht und wunderbar beflügelt in unſre alte Welt zurückgetragen. Alſo es geht dort wie hier, und Dir wie mir? So können wir uns tröſten mit alten Sprüchen und neuen Narrheiten, und wenigſtens, wenn nichts beſſeres zu haben iſt, uns mit jenem Phariſäer daran ergötzen, daß wir nicht ſind, wie der Zöllner. Das iſt nun freilich eine ſchlechte Freude über die Thorheit, deren bittere Galle gewöhnlich in uns zurückfließt; indeſſen glücklicher iſt doch der, welcher ſich daran bei andern ergötzen kann, als wer ſie bei ſich ſelbſt für Weisheit anſieht. Was iſt es nun aber, was mir an Dir närriſchem Menſchen ſolche Freude machen kann? Gewiß nicht der Brief, denn der war im heißeſten Spleen gebohren und mehr als närriſch geſchrieben. Wüßte ich nicht, was dergleichen bei Dir bedeutet, ſo könnte mir faſt bange werden. Aber ich kenne die leichten Wolken Deines Gemüthes und die raſchen Uebergänge, und weiß, daß Du finſterer mahlen, als ſein kannſt. Du haſt Recht, die Zeit iſt fürchterlich und wird fürchterlicher von Jahr zu Jahr. Ihr Anblick würde gräßlich ſein, wenn das, was darin zertreten wird, nicht ſo klein wäre und ſo klein untergienge. Wo iſt der Glückliche, auf deſſen heiteres und großes Gemüth ſie nicht Schatten wirft? wo iſt der Heldenmüthige, den ſie in ſeinem friſchen, kühnen Naturgange nicht ſchmerzlich aufhält? Und dazu all das kleine, erbärmliche Volk, das ſo klein iſt, daß es gar kein Leid und keine Schande mehr fühlen kann, und mit dem kümmerlichen Leben, das man ihm läßt, und mit dem bischen Waſſer und Himmel und Luft, das man ihm laſſen muß, immer noch gar zufrieden iſt: dies kleine, geſchwätzige Fröſchevolk, das mit alten Weibern nach Zeichen und Wundern ausſieht, weil es in ſich gar keine Zeichen mehr hat. Lieber W., dies Geſchwätz und dieſe ganze Lilliputterei des elenden Pygmäenvolkes o ſie könnten den Geduldigſten oft in die Wüſte jagen. Das Volk leidet und thut eben ſo knechtiſch, pfiffig und ſchlau, als unſre Aufklärer und Metaphyſiker, unſre Annaliſten und Journaliſten den hohen Zeitgeiſt, wie ſie ihn nennen, beſchreiben. Da ſind tauſend geheime Führungen der Vorſehung, tauſend heilige Zwecke der Weltordnung und Weltbildung, und hinter dieſen wieder tauſend und zehentauſend hohe Hoffnungen und frohe Ausſichten in petto. Und die Vorſehung ſollte ſich die Mühe geben, ſolches Geſindel zu rechnen und zu führen, welches ſeine eigne Vorſehung, die Gott in Männerbrüſte gelegt hat, vergiſſet, und in kleinlicher Wuth weder leben noch ſterben kann?

Wahrlich, Bruder, ich verdenke Dir den Ekel nicht, der Dir unter ſolchen Schaafsgeſichtern anwandelt, die uns einbilden möchten, der Wolf ſei von Gott geſandt, und die den Herrn

Iſegrimm ſehr gnädig finden, wenn er die ganze Heerde nicht auf einmal zerreißt. Da ſegne uns Gott die alte Lehre, wo man ſich um ſein Land und ſein Leben tapfer ſchlug und es friſch genoß, und andern die Sorge überließ, den Sinn und die Bedeutung davon zu ſuchen und das Recht abzuleiten. Woran Du daheim leideſt, daran leide ich draußen. Es iſt wohl nur Eine Plage in ganz Europa, und auch die, welche der alten Jungfer den ſo oft geſchändeten Leib jetzt wieder ſo blutig zerfleiſchen, ſie ſind nur eben ſolche Geſellen, als die andern; eben ſolche verkünſtelte Knechte, ſolche Klugheitspropheten und Hoffnungsinhaber, als jene, und philoſophiren und leben wie ſie, wenn ſie eben nicht plündern und morden. Es iſt alles nur Eine Albernheit und Knechtsgeſinnung des Lebens. Denn wo erkennt man Freiheit, als in Ausgelaſſenheit, wodurch der Sklav ſeinen Sklavenſinn am ſicherſten beweiſt? Was Du hier ſucheſt, iſt hier nicht zu finden, und iſt überall in wenigen beſten Zeitaltern hier nicht gefunden worden, wo das Leben durch Größe und Herrlichkeit ſeiner äußern Geſtalt ſich ſelbſt im Gleichgewicht getragen, und wo alle mannigfaltige Thätigkeit menſchlichen Strebens als ein goldener Schimmer frei und fröhlich über der ganzen Welt geſchwebt hätte.

Aber es war ſonſt mehr Feſtes, woran man ſeinen Hebel ſetzen und ſeine Kraft erkennen konnte; es war noch eine fruchtbare Erde im Volke, worin man Wurzeln ſchlagen und zur Freude aller Blumen und Blätter ans Licht treiben konnte. Jetzt iſt alles wüſt und weich, und von ſeinem beſten Thun und ſeinem fröhlichſten Herzen hat man keine Freude. Aber klage darum nicht, und tröſte Dich mit dem Gedanken, daß Du in der beſten Zeit geklagt haben würdeſt; denn was Du verlangſt, kann das Leben allein nicht geben. Du täuſcheſt Dich, wie alle kraftvolle Menſchen, wenn Du meinſt, was Du innen Köſtlichſtes haſt, könne außen immer werden. Es iſt von jeher außen nur in Momenten geworden, und in Momenten haſt Du alle Deine liebſten inneren Güter auch als äußere Geſtalten geſehen. Aber weil alle Geſtalt Beſchränkung iſt, und nothwendig ſein muß, ſo kann ſie nur die Wiederſcheine der inneren Welt zeigen, ihren tiefen Grund und ihr innigſtes Leben aber nur in Andeutungen offenbaren. Und was ſchiltſt und klageſt Du? Sieh auf das Geſindel, das bloß ſchwatzt, auf das Gewürm, das ſchreiet und leidet, und zufrieden iſt, wenn es ſich ſatt eſſen und bei Weibern liegen kann; ſieh auf die ganze taube und blinde Erbärmlichkeit der Menge, die Dich bloß angreinen und kopfſchütteln kann: ſieh dies, und beſinne Dich, und ſchlachte Deinem Vater oder der Natur eine Hekatombe, und tanze bekränzt um ihren Altar, daß ſie Dich ſo freudig in die Welt geſetzt haben. Ich will mir auch einen Kranz aufſetzen und eine Binde um das Haar winden, Lieder und ſüßer Wein ſollen nicht fehlen, und Erinnerungen, die viel köſtlicher und erquickender ſind, als Lieder und Wein. Denn Freude, lebendige Freude wandelt mich an, ſo wie ich Dich vor mir ſehe, ja nur vor mir denke, und der Dunſt der Sorge und alle ſchwarze Schatten der Zeit verfliegen, und Welt und Leben ſtehen wieder im Sonnenſchein, als ſei alles rings umher lenzig und jugendlich. Siehe, Freund, das beweiſt, daß die Zeit Dein Beſtes nicht ſo unwiederbringlich zerſtört und vernichtet haben kann, als Du klagſt; denn wer andern ſo viel geben kann, muß ſehr reich ſein. Soll ich die ſchönen Stunden des vorigen Sommers wieder aufrufen? ſoll ich die Erinnerungen früherer Jahre wieder erwecken? Es iſt ſo herrlich, ſich in ſeinen Freunden zu vergöttern und mit ihnen im höchſten Glanze des Lebens zu wandeln. Ich weiß, wie Du immer auf mich gewirkt haſt, und es kann Dich tröſten, wenn Du es von mir hörſt, den Du frühe von vielen un terſchiedeſt. Laß uns ein wenig von uns ſelbſt ſchwatzen und von der Vergangenheit. Ich weiß, in der Zukunft lebſt Du nicht gern, Du, deſſen Gewalt und Luſt in der Gegenwart iſt. Aber die Vergangenheit hat ſelbſt für den, der ſich nicht in der Weite der Fantaſie verfliegen mag, einen idealen Reiz, wann das Gemeine des Augenblickes, das leider das meiſte Irdiſche begleitet, abgefloſſen iſt. Ich weiß, als ich zuerſt mit Dir bekannt wurde und Du Dich zu mir und meinem Bruder und andern unſerer Geſellen hielteſt, die einem raſchen Herzen nicht ganz ungemüthlich ſein konnten. Ich kann wohl ſagen, ich war damals, was ich noch für Viele bin, ein ſehr wunderlicher Menſch, und gewiß wenigen genießbar, und ſelbſt den Freunden, die, Gott weiß warum, mich lieb hatten, nicht ſo angenehm und geſellig, als ich hätte ſein ſollen. Es waren die erſten Jahre meines akademiſchen Lebens in G. Ich wußte damals gewiß nicht, was ich wollte noch was mir begegnete, und es iſt wohl ein Glück für den Sterblichen, daß er das in jedem Zuſtande ſeines Lebens nicht ſo weiß; er würde durch ein ſolches Bewußtſein gar zu ſchwächlich und albern werden. Unſre Gemüther giengen damals gewiß nach ſehr entgegengeſetzten Enden, und thun es noch in vielem; und das iſt es wohl eigentlich, was mich ſo unwillkührlich zu Dir zieht und mich Dir lieb macht: die hohe Elektricität der Geiſter, wovon Epikur weiland ſo viel verſtand und welche jetzt ſo wenige ahnden. Denn welch ein Menſch war ich damals!

Schon meine Kindheit war ſonderbar. In der Wiege habe ich nie geweint und bin ſtill und fröhlich durch die erſten Jahre der Kindheit gegangen. Die folgenden Jahre war ich immer friſch und geſund, ſehr wach, ſehr thätig, ſehr ungeſtüm; ordentlich und gehorſam in allem, was liebe Aeltern mir befahlen, aber ſtiller und verſchloſſener, als meine Geſchwiſter, und bei Jugendſchlachten, wie ſie unter Knaben vorkommen, hart und unbiegſam, auch bei Strafen, wie man ſie Buben auflegen muß, trotzig und allen Streichen keine Thräne, allen Ermahnungen keine Bitten oder Gelübde gebend. Ich allein konnte es in dem neunten und zehnten Jahr den ganzen Tag hinter den Kühen und Schweinen aushalten, deren Hütung in ämſiger Aerndtezeit mir zuweilen zufiel, und war, wenn ich des Morgens um fünf Uhr aus dem Neſte gekommen war, des Abends um zehn Uhr noch wach genug, meiner frommen Mutter aus der Bibel vorzuleſen. Meine Aeltern, die uns Kinder ſelbſt unterrichteten, und der Prediger, zu welchem ich mit meinen beiden älteſten Brüdern ins Kirchenexamen gieng, lobten meinen Fleiß.

Einige Jahre ſpäter bekamen wir ordentlichen Unterricht und Hauslehrer, aber das alte einfältige Leben behielt ſeine vorige Geſtalt, und das erſte buchſtabirende Leſen der Alten konnte in dem Knaben noch keine äußere Veränderung hervorbringen. Doch ſchien ich luſtiger und freier zu werden, und zuweilen ſogar wild, beſonders gegen Kinder, was mir ſonſt ſelten begegnete. In meinem funfzehnten Jahre las ich Rouſſeaus Emil, und Salzmann und andere über die Gefahren der Jugend, die mir zum Theil abſichtlich in die Hände gegeben wurden. Ich wage noch nicht zu entſcheiden, ob ſie mehr gut oder ſchlecht auf mich gewirkt haben; ſo viel möchte ich ſagen, daß jenes überlaute und übertriebene Geſchrei von den Gefahren und Sünden der Jugend durch größere Leiden, wenigſtens durch größere Angelegenheiten und Gefahren der Menſchheit in den letzten zwanzig Jahren Gottlob begraben worden iſt. Rouſſeau, den ich in einer ſchlechten Ueberſetzung las, wirkte außerordentlich auf mich, und ich weiß noch, wie er mich durch ſeine Paradoxen erſchreckte. Ich ſah in der Beſchreibung, die er von heftigen und grauſamen Menſchen macht, mein eigenſtes Bild, und fürchtete, in künftigen Tagen eine Tyrannenſeele aus mir werden zu ſehen, die mir nun freilich, wenn ich ſie hätte, in dieſer Zeit nicht übel ſtehen ſollte; ſo bange machte er mir mit meinen ſtarken braunen, meinen dunkeln Augen, und den Aufwallungen von Ungeſtüm und Zorn, denen ich ſehr unterworfen war, und mit dem Fleiſcheſſen, das mir nach Landesſitte mit allen andern gemein war. Ich weiß, wie ich Monate lang mich mit kleinen Streifchen deſſelben begnügte; wie ich grobes Brod aß, um mich nicht zu verwöhnen; wie ich manche Nächte ſchon Proben machte, unter freiem Himmel auf Reiſig zu liegen, und meine Mutter durch Breter ärgerte, die ich meinen Rippen unterlegte, um nicht zu weich zu ſchlafen; wie ich im kalten April ſchon baden gieng: und mehr dergleichen Ausgelaſſenheiten des Guten, die wenigſtens, wie ich ſie trieb, Ausgelaſſenheiten gleich ſahen, weil ſie ohne Beiſpiel und Autorität waren, obgleich meine Aeltern meinen Eigenſinn gewähren ließen wegen anderer guter Eigenſchaften, die ihnen an mir gefielen.

In meinem ſechszehnten Jahre kam ich nach S. auf das Gymnaſium, für einen Landbuben mit ganz guten Kenntniſſen ausgerüſtet. Ich war ziemlich fertig im Latein und Franzöſiſchen, las und verſtand das Engliſche, und hatte Geſchichte und Geographie, wie man ſie in dieſem Alter haben kann, auf den Nagel inne. Im Leben war ich nicht dumm, weil der gütige Zufall mir geſcheute Aeltern gegeben hatte und das Land in dem Eigentlichmenſchlichen eher klug macht, als die Stadt, deren Bewohner in vielen Dingen immer unmündig bleiben. Aber ich hatte nicht den mindeſten Anſtrich von Welt und Zierlichkeit, hatte keine Erfahrung und Uebung der Geſellſchaft, nicht eine Spur der kecken Dreiſtigkeit und Fertigkeit, wodurch unſre Knaben von funfzehn und ſechszehn Jahren ſich jetzt auszeichnen. Mein Leben war ſehr einfältig und einförmig geweſen, mein Aeußeres war es auch, und meine Aeltern, die nicht reich waren, ſchickten mich eben nicht zierlich aus dem heimiſchen Neſte in die Welt. Ich erinnere mich noch, als wäre es heute, wie ich in Sekunda trat, und die feinen Männlein, die hübſch friſirten Köpfe (1788 wußte man noch nichts weder von Schwedenköpfen noch Titusköpfen) und die blanken Kleider ſah. Meine Garderobe beſtand aus einem grünen eigengemachten Rocke mit blanken Knöpfen, und aus einem grünen, von dem Vater auf meinen Leib umgeſchnittenen Ueberrock. Unter dieſen Burſchen, von welchen einige ſchon kleine Stutzer waren, andere, wie es in Städten geht, das Leben ſchon mehr als recht iſt kannten, fand ich mich völlig fremd und verlegen, und mußte ihnen im Aeußeren eine unſtreitige Ueberlegenheit zugeſtehen. Dies und mein eignes Gemüth, Sehnſucht nach dem verlohrnen Lande, Blödigkeit in einer Welt, worin ich gar nichts war, trieb mich in die Einſamkeit, und kleine Ausflüge in das väterliche Haus, das drei Meilen von der Stadt lag, waren die einzige Veränderung meines gleichen Lebens. Ich fieng das Griechiſche eben erſt an, und brachte es durch Hülfe der Einſamkeit und eine entſchiedene Vorliebe, die ich ſogleich dafür faßte, in einem halben Jahre ſo weit darin, daß ich mich mit den beſten Schülern der Klaſſe vergleichen durfte. Nicht ſo glückte es mir mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften, welchen ich nie Luſt abgewinnen konnte.

Indeſſen meine erſte Blödigkeit und Schüchternheit verlor ſich nach und nach, ſo wie ich mich äußerlich verwandelte und den übrigen Genoſſen gleich ward. Bald ward die Schule ſelbſt mir eine ſichere Stätte, mein Fleiß gewann mir Achtung, und meine Fauſt Furcht; ich konnte die meiſten auch phyſiſch bändigen: etwas in dieſen Jahren ſehr bedeutendes. Aber ſo wie ich nun anfieng mit größerer Leichtigkeit und Geſelligkeit in die Welt hineinzugehen, ließ etwas Anderes mich nicht frei, was mein Leben wieder ſechs Jahre im Athem erhielt. Das viele Studiren bei einem ungewöhnlich ſtarken und geſunden Leibe, dabei viele Abendgeſellſchaften und Schmäuſe, oder, wenn dies alles nicht, Jugend und Natur machten mir den Trieb fürchterlich, der in den Jahren, wo man noch nicht ganz Mann iſt, am ungeſtümſten brennet. Bei einem feurigen Temperament, einer regen Fantaſie und Beweglichkeit brachte dieſer heftigſte aller Triebe oft mein ganzes Weſen in Aufruhr. Ueppigkeit und Ausſchweifung durfte ich mir nicht erlauben; dazu hatte ich meinen Salzmann zu viel geleſen, und etwas anderes Beſſeres ſtand mir zu lebendig vor Augen. Ich hatte, Dank meinen Aeltern! keine ſtrenge und disciplinariſche Erziehung erhalten, ſonſt wäre wahrſcheinlich ein Kalmäuſer, oder höchſtens ein energiſcher Pedant aus mir geworden. Das Haus meiner Aeltern war immer ein geſelliges, freies und freundliches geweſen. Aber die Weiſe des Lebens war damals noch einfältiger, als jetzt; der allgemeine Luxus war nicht ſo weit auf das Land vorgedrungen; die Mode, obgleich ſteifer und pedantiſcher, ſtand in ihren Wechſeln noch zwiſchen drei und vier Jahren, wo ſie jetzt kaum zwiſchen drei Wochen ſtill ſteht. Ich genoß ein freies Leben, ſah Gaſtlichkeit und Fröhlichkeit bei reinen Sitten, und hatte vor aller Unzucht eine kindiſche Scheu. Dieſe war mir auch in S. geblieben, und ich glaube, es wäre damals ſchwer geweſen, mich reizbaren Menſchen zu verführen. Aber der Trieb war gewaltig, und da ich ihn nicht frei walten laſſen wollte noch durfte, ſo mußte alles Jugendleben, das nach außen wollte, alle Feuerkraft, die in mir brannte, verzehrend in mich ſelbſt zurückſinken. Ich fühlte den Stolz, ein Mann werden zu wollen, und erkannte meine Gefahr. Bei meinen Grundſätzen und meiner damaligen Weltanſicht war es unmöglich, mich in Leichtfertigkeit hingehen zu laſſen. Selbſt eine unbezwingliche Blödigkeit gegen alle Weiber, die mich erſt in ſpäteren Jahren verlaſſen hat, hielt mich zurück. Ich war nun durch mich ſelbſt zur Einſamkeit verdammt: dies war eine Sache, wo kein anderer mir helfen noch rathen konnte. Mein Kampf und meine Arbeit gieng hier durch zwei Jahre, und ließ mein von Natur fröhliches Herz und meinen leichten Sinn nicht friſch unter die Leute kommen, weil es mir däuchte, als hätte ich Geheimniſſe vor ihnen. Nun wurden die meiſten Geſellſchaften von mir vermieden, die fröhlichſten Schmäuſe, wo ich ſonſt gern war, ausgeſchlagen: nur durch Ernſt und Regel konnte ich Meiſter meiner ſelbſt bleiben. Ich ſchlief wenig, und lag frierend unter der Decke und auf Stühlen und Brettern, wanderte wie ein Eilbote meilenlang im Schweiß des Tages und im Dunkel der Nacht, um den üppigen Leib zu ermatten, badete faſt alle Tage und bis in den kalten Oktober hinein im offenen Meere, und was ich ſonſt noch that; ſo daß meine gute Mutter wieder kopfſchüttelte und meine Geſpielen mich für einen Sonderling hielten. Doch ward das Stadtleben mir über, und wie lieb mir auch meine Studien waren, ſo beſchloß ich, davon zu gehen, Landmann zu werden, und den ganzen Tag im Schweiß meines Angeſichts zu arbeiten, um mir den Menſchen zu bewahren. Ich weiß nicht, welchen pathetiſchen Brief ich meinem guten Vater ſchrieb, als ich S. verließ und einige Meilen auswanderte; doch die Liebe der Aeltern und der Freunde Zureden brachten mich bald wieder zurück; aber nicht nach S., ſondern in das väterliche Haus nach L. Alles lag mir an, ich ſolle doch den Studenten nicht aufgeben: ich ließ mich wieder bereden und lebte noch Fünfvierteljahr im väterlichen Hauſe, ehe ich die Akademie bezog. Was ich da eigentlich getrieben und gelernt habe, kann ich ſo genau nicht mehr berechnen. So viel weiß ich noch, daß mein Leben wie ein Traum war; daß ich mehr noch als ſonſt die Einſamkeit liebte und weder zur Kirche noch in Geſellſchaft kam; daß meine Arbeiten und Abhärtungen immer fort giengen, und daß ich mitunter viel las, vorzüglich meine Lieblinge, die Griechen, ohne daß es mir dünkte, ich lerne etwas. Auch weiß ich noch recht gut, daß ich oft ſchlechte Verſe machte und einige proſaiſche Aufſätze ſchrieb, die lange nicht an die reichten, die ich bei meiner Ankunft in S. ſchreiben konnte. Ich war ſonſt, meine Narrheit ausgenommen, wie man es anſah, geſund und ſtark, und warf die meiſten meiner Geſellen leicht über die Bruſt. Doch erinnere ich mich nun recht deutlich, daß meine Aeltern mich Sonderling oft bedenklich anſahen und wenig Hoffnung von mir zu haben ſchienen. Ich wußte allein, was es war, und weil ich es allein tragen mußte, ſo ward es doppelt ſchwer. Dies iſt wohl die Urſache eines gewiſſen Trotzes und einer großen Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil, die ich ſeit dieſer Zeit gehabt habe: ich ſah ſo klar, daß kein Menſch den Zuſtand eines andern beurtheilen dürfe, wohl aber ſeine That; und kaum die. Mein

Gemüth war indeſſen durch die ewige Arbeit wirklich geſpannt und verfinſtert, und ich konnte mich in nichts mit der Leichtigkeit fühlen und bewegen, die mir ſonſt alle meine Geſchäfte zum Spiel gemacht hatte. Es lag wie ein ſchwarzer Schatten auf meinem Leben und wie drückendes Blei auf allen genialiſchen Trieben, was bei der Feſſelung des genialiſcheſten von allen ſehr natürlich war. Doch ich will Dir durch längere Worte nicht zu Blei werden, und morgen mehr erzählen.

Zweiter Brief.

Ich kam nach G. und ward Student, vor funfzehn Jahren noch ein Zauberwort, womit man alle Kraft und Freiheit einzufangen ſchien. Seitdem hat die alles regelnde und verſchneidende Zeit auch dieſe Freiheit genug beſchnitten. Man wird die Folgen davon ſehen, ja, man ſieht ſie ſchon. Du kennſt das deutſche Studententhum, wie es damals noch war. Ich betraure es aufrichtig, daß es nicht mehr ſo iſt. Wegen kleiner Gefahr hat man auch dieſe Herrlichkeit vernichtet, und Pedanterei und Kriecherei können ſich deſto früher in Köpfen und Herzen einniſten. Es war freilich eine gefährliche Herrlichkeit, aber das iſt jede Herrlichkeit. Auch das Gehenlernen iſt dem Kinde gefährlich: aber was würdeſt Du von dem Vater ſagen, der ſeinem Sohne die Füße lähmte,

weil

weil es Teiche und Brunnen giebt, wo er kindiſch hineinlaufen, weil es Bäume und Mauern giebt, von welchen er halsbrechend herunter fallen kann? Es war ein Mittel gegen dieſe Gefahr, die Jünglinge nicht zu früh in ſie hinein zu laſſen; ich war Gottlob zwanzig Jahre alt, als ich meinen erſten Burſchendegen um die Hüften ſchnallte. Hier war ein eignes Reich, das ſich in dem ganzen, mit Geſetzen und Verfaſſungen überladenen, heiligen römiſchen deutſchen Reiche nicht fand; ein freies, oft anarchiſches Reich, wo, wie in allen ſolchen Staaten, manche Kraft ſich mächtig aus dem Naturboden erhob, während andere durch früheres Verderben untergeht. Keine Anerkennung noch Vorrecht der Geburt, Verachtung des Reichthums, wenn er nicht liberal ſein wollte, Ehre des Muthes und der Selbſtſtändigkeit, wie faſt nirgends mehr in unſern verkrüppelten Staaten. Wer herrſchen konnte, herrſchte; wer dienen mußte, diente. Alles Schwächliche, Feige, Egoiſtiſchpedantiſche ſank hier ohne Rettung zu Boden, und erſchien nur in den Kollegien, um Hefte zu ſchreiben und ſich nachher in ſeine kauzige Einſamkeit zurückzuziehen. Mancher Jüngling, der vorher in dem Alltagsleben der Konvenienz, unter ſteifen und kalten Paruckenſtöcken ſein eignes Leben nimmer hatte erfaſſen können, ſondern in einer Dämmerung und Halbheit in ſich ſelbſt hatte verſinken müſſen, kam hier in wenigen Wochen zur Klarheit ſeines Seins und zum Bewußtſein ſeiner Kraft, und erhielt den erſten Aufſchluß von Männerherrſchaft und die erſten kühnen Aufleuchtungen von Genialität. In voller Herrlichkeit und Freudigkeit der Jugendfülle; in Ehre und Achtung, die ihnen nachher nie mehr ſo unverdächtig erſcheinen konnte; in Freiheit und Freimuth, die ſie künftig nie wieder ſo friſch gebrauchen ſollten, ſchloſſen herrliche Brüſte ſich allem Guten und Schönen auf. Du verſteheſt mich, lieber Junge, Du haſt dies Leben gefühlt und genoſſen, und darum biſt Du ein Mann geworden, dem das Ausſterben aller Freude und Freiheit auf Erden das Herz ſo beklemmt. Ich kam auch in dies Leben, ein raſcher, ſtarker Burſch, gutmüthig von Natur und heiß über die Gebühr. Die alten Ausgelernten nahmen mich bald für voll an, weil ich zu ſtolz war, etwas Halbes zu ſein. Glückliche Zeit! ich war üppig und unweiſe mit den Unweiſen, und lebte fröhlich mit Freunden, was einer der höchſten Grade der Glückſeligkeit iſt und wovon ein alter Poet alſo ſingt:

Die Geſundheit iſt dem ſterblichen Mann das Erſte,
Schön von Geſtalt gebohren ſein das Zweite,
Reich ſein ohne Betrug das Dritte, endlich
Fröhlich mit Freunden leben iſt das Vierte.

Wer keine Jugendthorheiten mitgemacht hat, wird ſelten Männerthaten thun. Das Leben will ſeine Zeit haben, wo die thörigten Aprillentage ſind und der Saft von allen Seiten aus dem Baum heraus will. Auch bei dem Baum wird nicht alles Blüthe und Frucht. Ich ward hier unter dem Haufen von Jünglingen äußerlich freier und friſcher, und lebte Tage und Nächte durch in ſeligen Orgien. Ich durfte freier ſein, denn ich war durch lange Arbeit mehr befeſtigt; aber der alte Kampf und die alte Furcht dauerten noch immer fort, und zuweilen kam wohl noch eine kurze Verfinſterung, die aber nach Außen hin nicht mehr erſchien, ſo weit war ich meines Gemüthes Meiſter geworden, und ſo viel wirkten Geſundheit und Lebensfreiheit. Ich machte alle Spiele und Thorheiten mit, wie Du weißt, und war in einigen Virtuos, beſonders in den Wonnen bacchiſcher Feſte; aber in dem Einen war ich noch immer Hippolyt, und bin es in meinen Studentenjahren auch geblieben, ohne daß man mir Jungfräulichkeit des Gemüthes oder eine zurückfliehende Scheu eben hätte anſehen können. Das weiß ich, wie ich ſtark war, wie die Tagesarbeiten nach durchſchwärmten Nächten immer doch ordentlich fortgiengen, und wie ich zwei Jahre ſpäter in Jena einen ganzen Sommer, wann ich um und nach Mitternacht heim kam, mich in meinen Mantel wickelte, auf dem Fußboden mein Lager nahm, wie ein Sardanapal ſchnarchte, und nach drei, vier Stunden Schlaf wieder friſch erſtand.

In G. lernte ich Dich kennen, als Du Student wurdeſt, in den gefährlichen Jahren faſt zwiſchen dem Knaben und Jüngling. O ich weiß noch das erſtemal, als Du bei einem Kommers zutraulicher zu mir trateſt. Du warſt ein ſchlanker, feiner Junge, mit heitrer Stirn und freundlichen Augen. Schon damals ſah ich wie in einen Spiegel in Dein künftiges Leben, und hätte Dir prophezeihen können, was Du ſein würdeſt. Fröhlichkeit und Leichtigkeit leuchteten aus Deinem ganzen Weſen, kühnes und raſches Ergreifen des Lebens und ſeiner Freuden, und ein Glück, das die ſchönen und leichten Menſchen Trotz aller Fülle von Launen und Thorheiten, wodurch ſie es von ſich ſtoßen, zu begleiten pflegt, als wäre es in ihre Bahn gebannt. Ich ſah Dich, und liebte Dich. Ich hatte lange nichts mit ſolchem innigen Wohlgefallen geſehen; mir war, als erſchien mir etwas, das meine Schwere löſen und meine Verſchloſſenheit aufſchließen könne. Ich ſah den Jüngeren viel, und immer mit Freuden, liebte ihn, und warnte ihn oft. Doch Dein Leben trieb Dich Wochen lang von mir, und nach der Gemeinſchaft eines kurzen Jahres reiſte ich davon nach Jena. Da war nur mein altes Treiben, und keine beſondern Revolutionen. Ich war die zwei Jahre meines dortigen Lebens ſehr friſch und fleißig, und trieb alles mit großem Ernſt, woraus doch in mir ſelbſt eben nichts Ernſtliches werden wollte. Obgleich andere etwas auf meine Kenntniſſe hielten, ſo dünkte mich doch immer, daß ich nichts lernte, weil alles ſo todt und reizlos in mir liegen blieb. Sollte es nicht vielen Jünglingen von dem ſiebenzehnten bis fünf und zwanzigſten Jahre eben ſo gehen? Es giebt gewiß eine Zeit im Menſchen, wo alles nur in ihm untergeht, um nach Jahren als ein vergrabener Schatz wieder empor zu kommen. Dies iſt häufig bei heftigen Naturen, deren Edelſtes mit überwiegender Sinnlichkeit im Kampf ſteht, wodurch das leichte Gleichgewicht der Kräfte und der zarte Reiz der Genialität verlohren geht. Es muß bei ihnen faſt nothwendig etwas der Verſtockung Aehnliches erfolgen. Dies empfand ich auch noch die erſten Jahre nach der Rückkehr von der Akademie. Obgleich die Rinde ſich nach und nach abblätterte, womit ich mich in langer Mühe umpanzert hatte, ſo drangen doch immer nur einzelne Sonnenſtrahlen durch, und mein Inneres krankte bei allem Licht, das hervor wollte, und bei aller Gluth, die mich verzehrte, oft an Erſtarrung und Verfinſterung. Da kam ich auf den Einfall, eine Reiſe zu machen, und zwar eine recht lange und weite Reiſe, und das war ein Einfall von Gott; denn ohne ſie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Dieſe hat mir zuerſt Freiheit und Klarheit in mir ſelbſt gegeben und jenen Muth, der nicht mehr kindiſch vor dem Böſen zittert, weil er des Guten ewig gewiß iſt. Zufällig, ganz zufällig trafen wir beide uns in der ſchönen Kaiſerſtadt an der Donau, ich kann wohl ſagen, für mich durch das gute Glück der Götter, deren beſte Gaben zuerſt immer wie Zufall zu kommen ſcheinen.

Du wareſt männlicher und beſonnener geworden, gebildeter in Deiner liebenswürdigen Leichtigkeit, gehaltener in Deiner fröhlichen Leichtfertigkeit; ein Anſtrich von Ernſt, der Deinen heitern Himmel wie eine leichte Wolke oft ſchöner umſchattete — des Mannes höchſter Schönheitsſchatten — war nun feſter in Deinen Zügen; der reiche Genuß des Lebens, dem Du Dich immer ſo genialiſch hingegeben hatteſt, hatte Dich nicht welk, ſondern faſt friſcher gemacht, als in früheren Tagen: geiſtige Menſchen verwelken nicht durch das, wodurch geiſtloſe in wenigen Jahren alle Kraft und Freude ausgeleert haben und dann in letzter ohnmächtiger Weisheit mit Salomo ausrufen: ſiehe! es iſt alles eitel. Wir ſtanden uns jetzt viel näher; ich war leichter und freier geworden, und Du hatteſt die erſte Jugendwildheit etwas verloren; an Umſicht und Durchſicht der Dinge hatten wir beide gewonnen, Manches erlebt, worüber ſich ſprechen ließ; manches Andere gieng in der merkwürdigen Zeit um, was lebendige Menſchen anziehen und bewegen mußte: wir hatten ſchon etwas Anderes zu beſprechen, als uns ſelbſt. Jemehr man ſelbſt noch der kleine Brennſpiegel ſeiner Welt iſt und bei allen Dingen auf ſich ſelbſt zurückgeworfen wird, deſto dunkler bleibt man ſich und deſto verworrener ſpricht man ſich andern aus. Schöne Monate in Wien! wie luſtig genoſſen wir das Leben und uns ſelbſt! Wo iſt eine Stelle der Kaiſerſtadt, die uns nicht in Wonne geſehen hat? Laxenburg und Schönbrunn, Augarten und Prater, Kaltenberg und Brigittau, St. Stephan und unterirdiſcher Keller, welche goldne Erinnerungen hängen an euch, wie heſperiſche Aepfel an einem blühenden Baum!

Der Keller unter der Erde wird noch lange von uns klingen und mit uns ſpuken müſſen, wenn die höchſten Geiſter des Lebens zuweilen an den Stellen wieder umwandeln, wo ſie einſt wie Blitze erſchienen ſind. Welch ein Leben war da tief unter der Sonne und allem Leid, das ſie beſcheint, und aller Narrheit, die ſich an ihr ſo wichtig dünkt! Dieſe nahmen wir gebührlich, und tauchten ſie tief in die Weinfäſſer, daß ſie die faltige Stirn entrunzelten und ihr ſteifes und trieſendes Gallakleid etwas aufſchürzten! Welche Figuren und Marionetten des Lebens trieb die Sicherheit der Nacht hier zum Spaß und zur Neugier zuſammen! Erinnerſt Du Dich noch des alten Hofraths mit dem Gallſchen Gedächtnißorgan, deſſen kurzſichtige Augen gleich ein paar kleinen Kugeln über das Bollwerk der Naſe und Stirn hervorſtanden? Mir war immer bange, er werde ſie mal an meiner Naſe ausſtoßen, wenn er in dem Feuer des Geſpräches mit ſeiner Kurzſichtigkeit hart an ihr hinſtreifte. Dieſer war unſer Sänger und Rhapſode beim Wein, und recitirte alle alten und neuen Poeten von Virgil und Dante bis Shakeſpeare und Cerrgntes auf dem Nagel. Aber weiter taugte er auch zu nichts, das Trinken mit eingeſchloſſen, das er rüſtig trieb. Denn dieſe ſeltenen Wortpapageien, die durchaus nichts vergeſſen können, ſind gewöhnlich erſtaunlich dumm. Das Fremde kann ſich bei denen nicht ſo ähnlich bleiben, die ein eigenes Gemüth haben, es darin zu verwandeln. Dieſer Hofrath, und der leichte, zuweilen etwas närriſche M., und noch ein paar Geſellen, welche die bacchiſche Höhle liebten, bereiteten uns hier ſchöne Ritternächte. — Und Freund, Freund! unſre dreiwöchentliche Reiſe nach Preßburg und Ofen — haben wir ſchönere Tage gelebt, im gleicheren, ſeligen Schwunge von Lebendigkeit und Genuß? Mir zittert noch jetzt das Blut, und jeder Tropfen möchte, wie unſer unterirdiſcher Hofrath einmal witzig ſagte, ein Pulsſchlag werden, damit der ganze Leib Eine Zitterung der Wonne würde. Da wurdeſt Du erſt ganz mein, da hielt ich Dich wie ein köſtliches Gut umſchlungen, und werde Dich nun nimmer loslaſſen. Welch ein leichtes, ſprudelndes und bacchantiſches Leben war das! Wann iſt der anmuthige, jugendliche Weingott an den Ufern der Donau und unter ſeinen Rebenhügeln ſo heilig und ſo friſch verehrt worden ſeit den Griechen, die ſich auf die Freude verſtanden? Das waren ſchöne, lichthelle, bekränzte Tage und Nächte, und noch oft ſchaukle ich mich auf dem Strom ihrer Erinnerung ſelig hin, wie wir uns damals auf dem Strom hinſchaukeln ſtießen. Die neue Dummheit ſagt ſo gern: das Unglück lehrt Freunde kennen und ſchließt Menſchenbrüſte einander auf — ich ſage: nein! nein! die Freude, nur die Freude! Wer dem Unglück ſolches beimißt, kennt die Freundſchaft nicht. Die an das Unglück appelliren, appelliren an den Dienſt des Freundes, der etwas Kleines und Zufälliges iſt, und möchten mit gemeinen Seelen Freundſchaft wohl gar zu einem andern Geld- und Handelsverkehr machen. Freundſchaft iſt die heiligſte Blume der Geſinnung, die in einander verwächſt und zuſammenblühet, eine ewige Blume, die zuweilen ſcheint, als ob ſie Frucht geben könne; wenigſtens wer hier nach Früchten langt, wird beides, Blume und Frucht, verlieren. Wir hatten es damals, wir haben es noch, und wir können uns tröſten, wenn dieſe alte Welt, wie es ſcheint, unter unſern Füßen völlig zerbröckeln ſollte. Kennſt Du noch die ſchöne Palatinusinſel zwiſchen Ofen und Peſt? erinnerſt Du Dich noch unſrer Fahrt nach der Milchau bei Presburg? Mich dünkt, ich habe ſeitdem ein ſolches Paradies nicht wieder geſehen. Es machten wohl nur die Menſchen. Du weißt, das alte Paradies verſchwand, als Adam ſeine Unſchuld und ſein Glück verlor. Da ſtand das kleine Hüttchen, mit Stroh gedeckt, mit den weißen Wänden und hellen Fenſtern, wo das graue Mütterchen auf der Flur ſaß und ſpann, und uns freundlich die Milch holte, und von dem ſeligen Kaiſer Joſeph erzählte, der ſie einmal beſucht und neben ihr geſeſſen habe. Es war eine anmuthige Stelle, ſtill und mild, von zwei Armen des heiligen Stroms umſchlungen, die Außenſeiten Wald und hohe Bäume, dann weite Wieſen, endlich ein Feldchen mit ungriſcher Fruchtbarkeit, wo die Melonen in den Furchen des Weizens und Mais lagen; Aepfel- und Pflaumenbäume, die unter der Laſt brachen, umgaben das Häuschen, eine von Weinreben umrankte, gegitterte Laube führte ſo freundlich dahin, als es drinnen freundlich war. Unter dieſen Blättern und Trauben hatten wir einige ſchöne Nachmittage, und ließen den Strom mit ſeinen Schiffen und Kähnen und das Gewimmel der Stadt ſo vor uns hintreiben. Ich weiß noch, wie wir von der Inſel Abſchied nahmen und uns jeder auf ſeine Art einrichteten. Ich war ſchon zufrieden mit ihr, wie ſie war. Das weiße Häuschen behielt ſein ſtrohenes Dach und ward bloß ein wenig vergrößert; auf einem kleinen Hügel wurden noch Reben gepflanzt; der Baumgarten ward erweitert: ſo war es fertig, und ein feines Mädel, das ſolche Einſamkeit und ſolchen Pflanzer nicht verſchmähte, ſollte mit mir noch für die Vermehrung der Bewohner ſorgen. B. wollte die ganze Inſel zum Weinberg, das Haus zu einem Serail, und alle Wieſen zum Kanape machen. M. legte einen Park von Rehen und Hirſchen an, gieng auf die Jagd, und fiſchte in der Donau, baute ein prächtiges Badehaus, verſchanzte ſich an der einen Seite, und ſchoß mit Kanonen, und gab an feſtlichen Tagen den Schönen von Presburg Bälle. Du, lieber W., ſtimmteſt faſt mit ihm ein, doch ſollte die Inſel ſich ausdehnen, das Häuschen ein Pallaſt werden, geräumig genug, daß ein halbes Dutzend hübſcher Mädchen, Nebenbuhlerinnen Deiner Gunſt, ſich darin nicht treffen könnten, um ſeine Ruhe zu ſtören; und japaniſche Schlöſſer, Büſche, Grotten, Roſenlauben ſollten an mehr als einer Stelle auch andern ſchönen Freuden ihren Athem geben. Aber ich fühle mich hier ſelbſt außer Athem, und ſchlage die beiden Briefe zuſammen. Mache damit, was Du willſt, doch ſchreibe mir bald.

Dritter Brief.

Dank, recht ſchönen Dank ſollſt Du haben, lieber W., für Deinen Brief. Er iſt recht wie warmer Sonnenſchein auf das Eis gefallen, das mich hier zu umwachſen drohet. Wie lieb und frei haſt Du Deine Bruſt wieder offen vor mich hingelegt und mich in unſer beſſeres Leben ſchauen laſſen, wohinein wir aus dieſer ringsumſtarrenden Oedenei nicht oft genug einen Sprung thun können. Du haſt meine Bekenntniſſe freundlich aufgenommen, den Reiz unſrer Jugenderinnerungen wieder gefühlt, und manchen heitern Lichtſtrahl in meine Seele geworfen, der ſie in der hyperboreiſchen Nacht erquicken wird. Wie warm, wie lebendig wirſt Du, wie ſchwellend von Freude! ganz wie vormals, als Du die Luſt der Jünglinge und der Liebling der Mädchen warſt. —

Und die Vergötterung der Freundſchaft und des Lebens — o mein Bruder, ich könnte Dir an die Bruſt fallen und weinen wie ein Kind, und zärtlich ſein wie eine ſechszehnjährige Dirne. O daß ich Dich ſo nahe hätte! So kann nur ſchwärmen, wer ſo beſitzt, und die Farben aller Träume weiſen doch immer auf ein inneres Bild hin, woher ſie den Glanz und die Ueppigkeit nehmen. Könnten Menſchen ihre Träume deuten von Kindheit an, ſie hätten einen idealen Spiegel ihres Lebens; denn durch ſie leben die alten Propheten und Orakel noch. Und wie Du Dein Leben und Wirken in Glanz und Herrlichkeit ſtellſt und klageſt, daß es doch nicht ſo ſein kann! Da liegt der ganze ſchöne, verfloſſene Sommer wieder vor mir mit allen unſern blitzenden Ideen und leuchtenden Hoffnungen. Vieles iſt leider anders geworden; aber der Boden iſt noch da, und das viele Leider kann wieder anders werden, wenn wir der Zeit nur Zeit laſſen. Wer ſich ſein Leben nicht aus dem Schmutz hervorhebt, worein die meiſten andern in ihrer ärmlichen Gemeinheit es immer dem ihrigen gleich niedertreten möchten, der kann ſich in ſolcher Zeit, wie die unſrige, gar nicht behaupten.

Aber, mein Bruder, Du ſprichſt da von einem Zweck des Lebens, und ſprichſt ſo verſtändig davon, als hätteſt Du den alten Verſtand verloren. Um Gottes willen! bleibe mir damit vom Leibe. Ich will hoffen, daß dieſer Verſtand nur wie ein Wolkenzug über Dein Leben hingezogen iſt, wie es zuweilen über Dich hinzuziehen pflegt. Aber Gottlob, daß es zieht. Du kennſt ja die Leute, die immer von verſtändigem Leben und Zwecken ſprechen, die durch Klugheit alles vorherſehen und regieren. Haſt Du die Helden in Deiner unverſtändigen, zweckloſen Freiheit nicht alle niedergemacht? O es giebt etwas tauſendmal beſſeres, als aller Witz und alle Klugheit dieſer Verſtändigen, was die Welt erhält und erfreuet. Ich denke noch immer an den Waidſpruch des alten ſchiefbeinigen Anton, der von den Verſtändigen für einen Narren gehalten ward, aber ſie alle auslachte; er war etwas dick und derb, wie der ganze Kerl, aber er trifft. Er ſang ihn einmal einem kleinen deutſchen Fürſten vor bei einem Vogelſchießen in Thüringen, wohin wir Jünglinge von J. zahlreich gezogen waren. Anton ſaß mit uns, etwa ein fröhliches Dutzend ſtark, an einem Champagnertiſch, und machte ſeine begeiſterten Poſſen: die Durchlaucht wollte auch etwas davon haben, und ließ ihn zu ſich einladen. Anton machte Anfangs den Spröden, endlich gieng er, und ſang:

Von Weisheit ſchwatzt, wer den Verſtand verliert,
In die Trompete ſtößt das Eitelohr.
Frei leben iſt des Lebens höchſter Zweck,
Das Uebrige, ſpricht Paulus, iſt ein Dreck.

Denn ſprich, was iſt Verſtand? Ein gutes Ding, aber das ſchlechteſte Ding von der Welt, wenn man ſich darauf etwas einbildet; und einbildiſch und eitel macht er alle, die nicht mehr haben, als ihn. Seine Welt iſt ſo handgreiflich, ſeine Wahrheit ſo flach und klar, alle ſeine Güter ſind wie blanke Dukaten leicht zu zählen und zu berechnen. Darum ſind Völker, welchen der liebe Gott von dieſem reichlich und von tieferen Gemüthsgaben kärglicher gab, ſo ſehr geneigt zur Eitelkeit und Aefferei. Sei Du zufrieden mit Deiner Vernunft und Unvernunft, und laß kleinen Menſchen ihre kleine Fertigkeit und Beſtändigkeit unbeneidet, wobei Du Dich den erſten Tag erhängen würdeſt, wenn Du ihre ganze erbärmliche Laſt fühlteſt, wie ſie iſt. Es giebt eine größere Konſequenz des Gemüthes, wodurch der edle Menſch ſich von dem gemeinen, der reiche von dem armen unterſcheidet, jene, wo man ſeines Centrums gewiß iſt, wohin die üppigen Triebe nach der Ausgelaſſenheit wieder zurückkommen werden. Was ſoll man ſich auf den elenden Kerker einbilden, worin man ſich mit einer künſtmerlichen Tugend einſchließt, wie eine alte Jungfer, die über ihre gelben und runzlichten Wangen einen Schleier wirft, um die leichtfertige Welt nicht zu locken und von ihr verlockt zu werden. Hineln in des Lebens Weite ſoll der Menſch dringen mit Luſt und Leid, ihre mannigfaltigen Gefahren und Genüſſe durchwandeln und durchſchwelgen, damit ein Mann entſtehe. Iſt Kraft in ihm, ſo wird ſie ſich deſto ſchöner ſammeln, und in ruhiger Enge genießen, was ſie in unendlicher Weite beſitzt. Kometen gehen nach einer feſten Regel ihre unregelmäßigen Bahnen: ſo iſt das Leben waidlicher Naturen. Sie werden angegafft wie Kometen, und erſchrecken noch alle Tage die Dummköpfe: Ich weiß nun wohl, was Du mit Deinem Zweck und Deinem verſtändigen Leben ſagen willſt. Du meinſt nicht jenen Tod des Lebens, wo man mit dem Leben grade fertig iſt, und ſich auf ſeinen Hefen mit dem Verſtand in den Ruheſtand ſetzt. Davor hat Dir je und je gegraut. Ich muß recht lachen, wenn ich Dich hier denke, wie Du immer biſt, ſobald Du Dich verleiten läſſeſt, einmal verſtändig zu ſein, oder gar verſtändige Gedanken ausſprechen zu wollen. Du ſpielſt dann auch eine gar lächerliche Figur; es iſt, als wenn Du Deines Großvaters Bräutigamsrock anzögeſt, der

Dir an allen Enden zu weit iſt und den ſonſt wohlbeleibten und blühenden welk und mager ſehen laſſen würde. Denn wie Du freudig und allwirkend und alle überzeugend und beherrſchend biſt, wenn Du mit Deinem jugendlichen Uebermuth und leichter Beweglichkeit in der Mitte des Lebens ſtehſt; wie Du da in Deiner unverſtändigen Freiheit, die den Philiſtern ihr faules Leben ſtört, als ein Held handelſt, als ein Begeiſterter ſprichſt, als ein Jüngling liebſt und lebſt, und Deine menſchenheilende Kunſt Troß dem alten Aſkläpios übſt: ſo verdirbſt Du Dich ſelbſt augenblicklich, ſobald Du Dich einläſſeſt, wie andere zu leben und zu denken. Dieſe Gefälligkeit oder Thorheit, die genialiſche Menſchen ſelten haben dürfen, darfſt Du nie haben. Du darfſt den Zweck Deines Lebens und alles Lebens nur immer mit Liebe und Sehnſucht ausſprechen, und nie anders, wenn Du ihn nicht verlieren willſt. Und iſt es nicht Unſinn, überall von Lebenszweck zu ſprechen, als ob ſich das Leben nur ſo ſetzen und ſtellen ließe, wie die gewöhnlichen Tröpfe meinen. Bei einem Taubenhauſe darf man vom Zweck ſprechen in ihrem Sinn, und auch da kaum; denn oft wird ſelbſt ſolch ein Quark ganz anders, als die erſte Ausrechnung war. So wie ihr Aerzte nicht wiſſet, was der Grund des Blut lebens iſt, das ſich doch etwas dicker befühlen läßt, als das, wovon wir ſprechen, und das eure Stümper täglich zu Tauſenden todtſchlagen, ſo meinet ihr jenes höhere Leben faſſen und principiiren zu können? Laß Dich nicht täuſchen, Bruder, und bleib, worin Du biſt. Ich fühle es immer mehr, jeder Menſch hat von der weiſen und gütigen Natur ſeinen Inſtinkt erhalten, woran er ſich immer halten ſollte, jenen leiſen Hexenmeiſter in uns, jenen dämoniſchen Kobold, der, wie ſehr er uns oft erſchrecke, doch der einzig rechte Warner und Zeichendeuter iſt, welchem wir folgen ſollen. Selbſt könnte das Höchſte — und was iſt höher, als Leben? — ſich ſo ſetzen laſſen, Du biſt nimmer gebohren, etwas zu vereinzeln und hinzuſetzen, und es dann einzuſegnen und zu ſprechen: ſei, weil ich es will! Wenn Du aus Deinem Weſen etwas herausnehmen und etwas beſonderes damit machen willſt, ſo wirſt Du gleich ſchwächlich. Das iſt Dein Lob, mein Bruder; Du biſt noch ein ganzer, wahrer Menſch, und fühleſt deswegen jeden Unſinn, wenn Du ihn auch nicht begreifſt. Wird man ja durch den allgemeinen Wahn der Narren einmal mit fortgetrieben, und will es machen, wie ſie, ſo fühlt man ſich in Unluſt und Verzehrung, wie es jedem geht, welchem etwas Lebendiges plötzlich zum Opſpenſt wird. Mir begegnet zuweilen etwas Aehnliches, was Dir Deinen Fall deutlich machen kann. Wenn ich lange etwas Dürres geleſen oder geſchrieben habe, was man in dieſer ſublunariſchen Welt leider nur zu oft muß, ſo ſchießen mir einzelne Worte wohl als Zauberformeln vor die Augen, daß ich mich ordentlich behext fühle und mich wundere, daß ich ſie für etwas anderes als Gedankenhexerei gehalten habe. Das ſaftige und lebendige Fleiſch des Lebens iſt dann durch die nichtige Mühe von dem Menſchen ſo abgefallen, daß etwas, das unſern hochgelehrten Geiſtern täglich zuſtößt, auch mir wiederfährt: das leibliche Bild der Wörter iſt dann auch das hin, man kennt die alten Bekannten nicht mehr, wundert ſich, daß man ſie gekannt hat; ſie ſind dann, was ſie an ſich ſelbſt ſind, bloße Zauberformeln. Man konnte daraus lernen, wie gefährlich man ſich und andere damit behexen kann.

Was Du mit Deinem Lebenszweck meinſt, weiß ich wohl, Du Lieber. Du ſprichſt wie die Thoren, aber meinſt nicht wie ſie. Denn wie ſollte man nicht thörigt ſprechen, ſobald man das Ewigunbeſtimmbare und Unendliche beſtimmen will? Das Leben ſelbſt, oder volles, freies Daſeinsgefühl iſt des Lebens höchſter Zweck, was

Anton dem Fürſten vorſang. Dies haſt Du von jeher gewollt und geübt, dieſe göttliche Sehnſucht hat Dich noch nicht verlaſſen; aber dies, was der Grund des Lebens iſt, als etwas außer dem Leben in das Leben ſelbſt hineinſtellen wollen, iſt ein vergebliches Unterfangen. Da muß man ſich wie jene Kümmerlinge erſt ein Sedezleben herauskalkulirt und mit einem zierlichen goldenen Schnitt eingebunden haben, was ſich freilich in Taſchenformat ziemlich leicht präſentiren und transportiren läßt. Du meinſt unter Lebenszweck nichts anders, als endlich einen feſten Punkt, der Sehnſucht und der Thätigkeit zu finden, eine beſtimmte äußere Geſtalt, die man nicht wieder verlieren könne noch wolle: Du willſt jenes im Großen haben, was die Kleinverſtändigen im Kleinen ſo leicht erwerben. So kenne ich Dein Gemüth und Dein Leid, was oft auch mein Leid iſt. Hier, Freund, giebt es viel zu klagen und zu ſagen, und doch kann ein ſo großes Ding nie abgemacht werden. Ich halte mit Dir, daß ein Ideal auf dem Leben ruhet, das höchſte aller Ideale, aber unmöglich ſo, wie Du es überirdiſch begehrſt. Um dieſes Göttergut ewig zu befeſtigen, ſuchſt Du ſo raſtlos nach der Geſtalt, worauf ſein heiliger Glanz wohnen möchte. Zuerſt giebt es wenige Sterbliche, ſo glücklich organiſirt, unter ſo günſtigen Sternen geboren, daß ſie dieſe Geſtalt frühe fänden und Immer feſthielten. Die meiſten, auch die hochbegabteſten und glücklichſten haben von jeher zwiſchen Himmel und Erde geſchwankt, und in Tagen und Stunden genoſſen, was Du für Jahre und Jahrzehende zu gewinnen wagſt. Die reichſten Naturen ſind immer zu geneigt, alle innere Geſtalt, die nur Spiel eines höheren Götterlebens iſt, nicht bloß auf die fromme Geſtalt der Natur überzutragen, die ſie aufnimmt und erleuchtet, ſondern auch auf das Leben des Jahrmarktes, wo Scheine und Andeutungen eines ganz andern Geiſtes vorkommen. Und zweitens, nimm unſre Zeit — wo ſoll das Feſte und Gewaltige ſich an ſolchem Leben anſetzen, wo alles vor ihm weicht und niederbröckelt, und wo ſelbſt die Muthigſten bei ſolcher Kühnheit ſogleich über Verwundung und Zerſchmetterung ſchreien? Es wäre mehr als Vermeſſenheit, da, wo auch die ſchönſten Erſcheinungen nur als Schatten vorübergehen, wo der morgende Tag das Werk und die That des heutigen begräbt, kurz in dieſer chamäleontiſchen Zeit der Verwandlung und Zerſtörung allein feſt und geſtaltvoll ſein zu wollen. Wollen wir trauren, daß wir wie edle Atomen zerfliegen werden; die keinen friſchen

Leib und kein volles Herz ihrer Welt finden können, und ſo in Sehnſucht vergehen? Zart iſt der Klang und der Duft, zart alles göttliche Leben. Die Hand her, Bruder! wir können doch Götter ſein. Es iſt ein Punkt, bis wohin, wenn nicht weiter. Nimm dies an, wie ich es gebe, und denke der Sache weiter nach.

Vierter Brief.

Was ſoll man immer das Erſte begehren? In dem ſchönſten Zeitalter iſt das eine Vermeſſenheit; und nun in unſrer Zeit? Lieber Freund, noch einmal Deine Hand her! und laß mich ſie feſt und warm faſſen, und fühle, wie ich es treu und redlich mit Dir meine. O könnteſt Du auch fühlen, wie hoch ich Dein Streben achte! Wir dürfen wohl ſagen, es iſt herrlich, was wir begehren, aber wir müſſen auch bekennen, daß in den größten Zeitaltern die Beſten nie mit ihrem Werke und ihrer That zufrieden waren. Darum ſind wir mit Staub bekleidet und der Vergänglichkeit unterthan. Haben wir doch gehabt, was ſo köſtlich iſt, daß man dann ſogleich ſterben ſollte, um nicht wieder Schlechteres zu erleben; und iſt uns nicht Köſtliches noch künftig beſchieden und wird uns werden, wenn wir nur Geduld haben? Wir ſind ja jetzt nicht die elendeſten und ſchlechteſten; in ſchöneren Jahrhunderten wären wir andere Männer geweſen. Mag ſein. Aber müſſen wir nicht unſers Daſeins Spiel vollenden, ſo gut wir können? und mag man uns ſchlecht ſchelten, wenn die Zeit uns nicht erfüllen läßt, was unſere frühere Jugend gelobte? Sieh Dich um, und tröſte Dich; ſieh Dich um, und ſchaue, was es für Menſchen ſind, welche das Zeitalter die erſten nennt: ſeine Weiſen markloſe Krüppel, ſeine Helden ſchlaue Banditen, ſeine Regierer Altflicker. Iſt es der Mühe werth, mit ſolchen nur groß und bedeutend ſein zu wollen? Nichtiger Troſt für mich, ſprichſt Du, daß alles kleinlich und häßlich iſt. Wahr, mein Bruder. Aber in dieſem wilden, geſtaltloſen Treiben, in dieſer nichtigen Größe, und bedeutenden Nichtigkeit bewegt ſich wieder ſo viel Gutes und Schönes hin und her, ſo viele Erkennung des Beſten aller Zeiten, ſo viel hoher Muth und ſtilles Streben und Marterthum der Einzelnen; es iſt eine ſolche Lichtmaſſe über dieſe Sündfluth ausgegoſſen, daß die wenigen Lebendigen, die aus ihrem Schlamm ſich wieder hervorwühlen werden, ſich wohl erkennen und ihre Erde feſter und ſchöner einrichten müſſen, als die

Früheren. Und wenn das Leben ſo wenig glaubt und ſo taub und fühllos iſt, als Du mit Recht klagſt, wenn das kühnſte Wollen ohne Widerſtand und Kampf ſich in ihm verſchießt und verſiegt; wer kann Dir die Glorie Deines eignen Selbſt nehmen, die hohe Welt Deiner eignen Bruſt, die ſchönen Spuren des freudigen Männertrittes? Der Kreis edler Menſchen iſt auch jetzt nicht ſo eng, als er ſcheint. Es iſt der Lohn und die Würde alles Vortrefflichen und Freien in dem Menſchen, daß es ewig unſichtbare Lichtſtrahlen um ſich her ſchießt, welche wärmen und erquicken, hie und da auch wohl zünden und begeiſtern. Nur der Meſſer der eignen Kraft fehlt uns, weil die Geſtalt eines feſten Lebens um uns her fehlt; und wir erhalten die Strahlen nicht ſo warm zurück, als wir ſie ausſchicken, und jede Stunde unſeres Strebens macht uns ärmer, wenn wir nicht von den Schwerreichen ſind, wie Du. Ich will die Zeit gar nicht loben, Liebſter. Sie hat alle meine Hoffnungen bis jetzt betrogen; aber doch habe ich von dieſen noch keine aufgegeben. Ich habe eine Sicherheit in mir, die manche wunderbare Erfahrung meines Lebens beſtätigt hat, daß die Geſichte des Knaben und Jünglings ſich erfüllen werden; und ſollte ich mein Leben auch zu achtzig, neunzig Jahren hinausdehnen müſſen, was bei meinem Fleiſch und Bein vielleicht nicht unmöglich wäre.

Von jeher fühlteſt Du Deine Herrlichkeit mehr als ich in der realen Welt, und faſt ſchon in den Knabenjahren konnteſt Du Dich ſicher über die Köpfe der meiſten wegſchwingen, die ſich darin groß dünken. Du lebteſt und genoſſeſt, als die freieſte Jugend von Dir noch nichts weiter wollte. Du wurdeſt Mann, und fühlteſt eine andere Beſtimmung: ein ernſteres Schickſal ſtieg ſelbſt vor Deinem fröhlichen Blick auf, Arbeit ward Dir gezeigt als Deine Pflicht und Dein Lohn. Du haſt ernſtlich geſtrebt, Deiner neuen Parze zu gehorchen; ich darf Dir es bezeugen, und alle, die Dich kennen: und es iſt Dein ſchöner Schmerz, daß keine Welt iſt, die mit Dir gleiches Weges gienge, auf daß Dein Gang ſicherer und luſtiger ſei. So iſt das ſchöne, welterhaltende Geſetz, was Gott in unſre tiefſte Bruſt geſenkt hat, daß Arbeit mit Genuß ganz in Eins zuſammenwächſt, daß die Freude ewiger Thätigkeit dem Ermatteten ewig neue Erquickung iſt und als eine goldne Blume voll Duft und Licht aus den Mühen hervorblühet und zu neuen Eroberungen auf Erden locket. Dies will der Mann, und dies nur darf er wollen. Aller Genuß, den er in der Ferne ſucht, der aus ſeinem natürlichſten Leben und Streben nicht leicht und lieblich hervorwächſt, wird ihm Unruhe und verwandelt ſich zuletzt in häßliche Sünde, die ihm das Paradies verſchließt. Aber was iſt dies für ein Geſchlecht, womit wir leben! wie verkünſtelt, verblendet und entmannt! ohne Gefühl ſeiner Selbſt, und alſo ohne Würdigung anderer! wie ſchwach in Tugenden und Laſtern, im Spiel und im Ernſt! Wenn ich zwanzig Jahre zurückdenke, wo noch andere Menſchen lebten, wunderlich wird mir da zu Muthe, und meine Haare wollen zu Berge. Sieh Dich um! Sieht es nicht aus wie die fleißigſte Welt? im ewigen Laufen und Karren, und Schieben und Schreien; als wenn das Leben gar keinen Athem mehr haben dürfte? Und doch ſieh weiterhin, was wird aus allem dem zerreiſſenden Getümmel und Geſchrei? Nichts, gar nichts. Die Meiſten ſtönen und kriechen in rechter Eſelei fort, und die von ihnen noch ein wenig Lebensſaft übrig haben, ſtehen hie und da, und jauchzen und beluſtigen ſich darüber, daß die Leute ſo närriſch und erbärmlich ſind: eine Farze, die ſich bald in ein Trauerſpiel verwandelt. Es iſt kein Maaß mehr in dieſer Welt, die Faulen ſcheinen die Fleißigen, und die Fleißigen werden faul, weil ſie ſehen, daß jene den

Lohn davon tragen. Die Menſchen ſtehlen wie die Diebe, was ſie frei nehmen dürſten, und arbeiten und keichen um das, was man ſich von jeher nur zuſpielen und zulocken durfte, und was am erſten und anmuthigſten zu den Einfältigen und Hochgeſinnten kömmt. Man ſteht hier in einem Hexenlabyrinth, wo der Ausgang ſchwer iſt, weil, wenn wir ihn gefunden zu haben glauben, uns immer neu verwirrende Geſtalten in den Weg laufen. Aber wer den Zauber hat, dem öffnen ſich alle Hexenkreiſe und Labyrinthe, und für gordiſche Knoten werden auch heute noch alexandriſche Schwerdter geſchliffen.

Doch alles dies, lieber W., möchte man noch tragen, möchte endlich ein raſches und mithaltendes Leben in andern entbehren, wenn man der Zudringlichkeit des nichtigen und ohnmächtigen Geſindels entgehen könnte. Ob die Menſchen hierin immer ſo geweſen ſind, als jetzt? Ich kann es nicht glauben. Als ſie ſtärker und ſicherer waren, da waren ſie wohl ſtolzer und ſtummer. Jetzt hat ſich das ganze Menſchenthum in Gutmüthigkeit und Geſchwätz aufgelöſt, beſonders bei uns guten Deutſchen, die ſich aus unbeſchreiblicher Gütigkeit ſo lange alles haben gefallen laſſen, und ſich noch gefallen laſſen bis auf den heutigen Tag. Mir wird dies Weſen zuweilen zum widerlichſten Ekel, und ich möchte dann mein letztes deutſches Wort vergeſſen und nach Montenegro und zu den Huronen fliehen, um unter freien und trotzigen Menſchen doch wenigſtens frei und trotzig mitleben und ſchweigen zu können. Freilich die meiſten Europäer zerfließen von Jahr zu Jahr mehr in Ziererei und Geſchwätz; aber beſonders fällt es auf an dem Deutſchen, der weder Vaterland, noch Nationalruhm, noch irgend etwas Gemeinſchaftliches mehr hat, als das loſe Band der Sprache, das feſter binden würde, wenn die Männer, welche ſprechen können, zum Volke ſprechen wollten. Das gutmüthige Volk macht nun allerlei Kunſtſtücke und hat ein Vielleben und eine vielſeitige Anſicht und Einſicht dieſes Viellebens, daß einem angſt und bange werden kann. Und dieſe Leute ſind ſo freigebig mit dem Ihrigen, und verlangen natürlich, daß wir es mit dem Unſrigen ſein ſollen: da iſt ſo viel zu fragen und zu erklären, zu geben und zu nehmen, ſo viel mitzutheilen und zu bephiloſophiren, daß unſer Einem, der nur Ein Leben und Ein Wiſſen erkennen wollte und konnte, bei ſolcher gutgemeinten Zudringlichkeit die Geduld ausgehen möchte. Und doch, wahrhaftig, Bruder, es iſt ein ſo närriſch gutmüthiges Volk, daß, was ich mir auch vornehme, ſtolz und trotzig zu ſein, ich ihnen faſt immer erliege und mich nur zum Abſchlachten hingeben muß, wenn ſie ja eine neue pſychologiſche Anſicht aus meinem Geſpräche greifen, oder gar eine neue Weltanſicht erhaſchen könnten; denn immer ſind ſie auf den Fang aus. So widerlich dieſe Geſellen mir ſind, und ſo ſehr ſie mich zuweilen vor Fremden demüthigen, ſo muß ich doch wieder ihre Parthei nehmen, wenn dieſe ſie klein zu machen, oder wohl gar von dem ganzen Volke klein zu ſprechen wagen; denn nur die unſer Beſtes erkennen, dürfen unſre Erbärmlichkeit tadeln: dies iſt aber bei wenigen Fremden der Fall. Unſer Volk — ich meine das Volk — darf ſich wohl vor allen Europäern zeigen, und an Leib und Seele mit ihnen meſſen; und daß es Zierlichkeit und Schimmer vernachläſſigt, iſt eher zu loben, da es Tüchtigkeit und Gemüth hat. Aber unſere Führer und Repräſentanten ſind auch gar zu erbärmlich, und ich laufe immer zweitauſend Schritt weit davon, wenn ich ſolche unter einem fremden Volke erblicke, die mich ſo gern in die Gemeinſchaft des Nationalen hineinziehen möchten, was mir zu meinem größten Aerger oft begegnet iſt. Das verfluchte Geſindel! — laß mich fluchen, denn ſie haben es um uns verdient, und durch ſie iſt das große herrliche Volk ſo nichtig und verſtockt — das verfluchte Geſindel hat auch keine Spur von unſern ſtillen Gütern, wodurch wir auch für die That gewaltig ſein könnten; aber mit allem Schwächlichen und Gutmüthigüberfließenden überſchwemmen ſie uns im höchſten Grade. O Bruder, in meinen erſten Jünglingsjahren wie herrlich dachte ich mir deutſche Männer! Ich hatte die Geſchichten unſers Volks, und einige unſrer alten Poeten geleſen, und das, wovon ich oben ſprach, jenes in mir verſchloſſene und glühende Feuer hatte alles ſublimirt. Da ſtanden die deutſchen Männer vor mir ſtattlich in Einfalt und Treue, klar in ihrer Stille, und majeſtätiſch in ihrer Ruhe. Ich hatte nur Menſchen ſublimirt, wie ich ſie in Bauerhütten gefunden hatte, und dachte mir, ſolche Wahrheit und Treue, in Fürſten- und Herrenſeelen erhöht, müſſe eine herrliche Geſtalt geben. Ich kam in die Welt hinaus, und ſah die Fürſten und Herren, und ärgerte und ſchämte mich zugleich. Ha! dachte ich, dieſes ausgelebte, verkümmerte und alberne Geſchlecht ſoll das Volk durch ſolche gefährliche Zeiten tragen? So die Fürſten- und Grafenſöhne, ſo die Stifts- und Turnierfähigen. Ich ſah es ihnen an, ſie hatten nie gefühlt noch gedacht, was die Luſt und der Gram meiner Tage und Nächte geweſen war; ſie trugen kein großes Zeichen weder von dem Leib noch von der Seele eines großen Volks; ſie hatten keine Ahndung der Zeit, keine Furcht vor ihnen ſelbſt, keinen Stolz, etwas beſſeres zu ſein, als zierliche und bequeme Brodeſſer. Und die Schande! als wäre das Volk noch barbariſch, nicht einmal ſprechen konnten ſie mit ihm: franzöſiſch mußten ſie plappern, die Sitten und das Gemüth der Seine nachäffen, und das letzte Germaniſche in ſich entnerven. Und ſolche, die in ſteifer Zierlichkeit, in pedantiſcher Humanität, die des Volkes Herz nicht durchdringt, weil ſie nicht aus dem Herzen kömmt, bis zum Nichts abgeſchliffen und ausgewaſchen ſind, ſolche ſind die Meiſter und Führer, ſolche, woraus kein Herrſcherton und kein Männerwort hervorklingen kann. O, könnte ich mein heißes Herz Dir in die Hand legen, ſie würde brennen.

Und die Gelehrten ſind eben ſolche lächerliche und pinsliche Fratzen, mit ihrem allſeitigen Vielleben und allſichtigen Vieldenken, wobei alle Einheit des großen Lebens und des hohen Gefühls vergeht: die meiſten ohne Sinn und Ehre. Von Glück und Kraft der Welt wiſſen ſie nicht mehr, und bei jedem neueſten blutigen Tanz der Zeit poſaunen ſie in ihrer Vielſeitigkeit die ſchönſten Anſichten und Ausſichten von verborgenen Zwecken und Entwickelungen der Vorſehung und des Zeitalters. Kömmt mir eine ſolche Kreatur auf den Hals, ſo möchte ich zuweilen ſtößig werden; aber ſie ſind allenthalben, und man muß ſie ſchon ertragen lernen, weil man, wie der Apoſtel Paulus ſagt, nicht aus der Welt laufen kann. Das iſt alſo leider wahr: die uns leiten und halten ſollen, ſind ausgeartet, und ihr Stamm ausgebaut. Es kann aus ihnen nichts Starkes und Erhaltendes hervorwachſen. Dies ſehe ich täglich klarer, jemehr die fürchterliche Zeit mir die Augen öffnet.

Auch unſerm Mittelſtande, dem nämlich, der durch zwei, drei Generationen des Wohllebens gegangen iſt und der eigentlich die beſte Bildung und das vollendete Gemüth des Volks darſtellen ſollte, iſt daſſelbe begegnet. Auch da ſehe ich an unſerm Volke, was ich an keinem andern geſehen habe. Sollte das Unpolitiſche und Unnationale, worin wir leider leben, eine ſolche Gewalt auf die Menſchen haben, daß daraus endlich eine völlige Entkörperung und Ungeſtalt hervorgeht? Bedarf der Menſch der dickleibigen äußeren Geſtalt des Staates ſo ſehr, damit er tüchtig und geſund ſei? Ja, ihrer bedarf der Menſch, der auch Bürger ſein ſoll. Iſt dem alſo, o mein Bruder, wir ſollten uns der Knechtſchaft mehr erwehren, die uns drohet; denn ſiegt der Gewaltigſte, ſo wird ganz Europa ein leibloſer und ſeelenloſer Sklavenhauſe. Denn welche Menſchen ſind dies? ohne phyſiſchen Nerv und Tüchtigkeit, ohne den ſchlichten, geraden Verſtand der Hütte, Schwächlinge und Narren, mit einem ſo ſchwankenden Daſein und einer ſo äffiſchen und verworrenen Gedankenwelt, daß man unmöglich etwas Kümmerlicheres ſehen kann. Sie ſind dahin gekommen, daß ſie ſich mit allerlei Ding tröſten, und nicht mit ſich ſelbſt; denn in ſich ſind ſie glücklich fertig. Freilich wenn der Sturm kömmt, werden wir ſehen, welche Federn auf Wolken fliegen können.

Kannſt Du mir es verdenken, wenn ich anfange die Welt zu meiden und finſter mich immer mehr auf mich ſelbſt zurückzuziehen? Denn alle dieſe Affengeſichter und Menſchenähnlinge nehmen mir die letzte Hoffnung. Und ſie ſind ſo tönend an Worten, ſo waſſerreich an Empfindungen, ſo überſchwänglich gutmüthig von Herzen. Ich habe mir vorgenommen, gegen ſie auch äußerlich ſtolz zu ſein, wie ich es innerlich werde, wenn ich mich mit ſolchen vergleiche. Man darf ſich mit dem Geſindel nicht zu viel einlaſſen, wenn man nicht von ſeiner Jämmerlichkeit leiden will. Was habe ich mit ſolcher gutmüthigen Tagedieberei und Gedankendieberei zu thun, die nicht ſo ganz unſchuldig iſt; denn ſie wollen mit der Albernheit doch etwas bedeuten. Nein, hülfreich und gut ſoll der Menſch im Leben ſein, wo er kann; aber die Geſellſchaft und der Umgang — wer hat ein Recht an mein freieſtes und göttlichſtes Leben, wenn er ihm nichts geben kann, wenn er mit ſeiner gemeinen Faulheit kömmt, mich zu plagen, mit ſeiner gemeineren Eitelkeit, mich zu verderben? Wo ich Menſch ſein, wo ich mich erholen und für Arbeit ſtärken will, da ſoll mein Leben frei ſein. Zu dieſem Einen, wohin der Streit nicht reicht, der mich allenthalben faßt, zu dieſem Einen ſollen Knechte kommen, und auch dahin ihre Albernheit bringen? Wir leben überall zu viel in Geſellſchaft und laſſen uns von andern machen; aber daß wir unſer Edelſtes, was wir ſind und haben, ſo nichtig hinwerfen, das iſt Sünde an Gott und an uns. Ich bin hier beſonders geplagt mit ſolcher gutmüthigen deutſchen Nichtigkeit, und oft, wenn ich allein zu ſein und mich bloß von meinem eignen Triebe in die Welt hinein treiben zu laſſen meine, überfällt mich eine unglückliche Bekanntſchaft und entreißt mich auf ein paar Stunden mir ſelbſt. Und mit dieſen Schwätzern und Lächlern, die auf kümmerlichen Knochen gehen und nicht wie Männer ausſehen, unter Fremden zu ſein, das ſchlägt zugleich den Stolz. Ich erinnere mich, daß vor einigen Tagen zwei ſolcher Landsleute mich an einem Orte faßten, wo gewiß niemand uns kannte; auch verrieth uns die Sprache nicht, denn es war eine kurze Periode des Schweigens: da hörte ich, als wir einigen Sitzenden vorbeigegangen waren, vernehmlich hinter uns her: Sprickt ſie auck deutſch? Ich lächelte und ärgerte mich, ich wußte, warum jene dies ſagten. — Und dann die Männer in ihrer Erbärmlichkeit — das iſt die Peſt des Lebens. Deswegen lebt es ſich unter Weibern in der Regel weit gemüthlicher und friſcher. Denn wie kindiſch und verkrüppelt das Männlein auch ſei, er muß ſich hinaufſchrauben und eitel werden. So viel fühlt er, und ſo viel ſagt ihm doch die ſchlechteſte Geſellſchaft, daß eine gewiſſe Tüchtigkeit von ihm gefordert wird, daß er etwas ſoll thun können. Da ſind denn Anſprüche, Affektationen, Eitelkeiten und Kunſtſtücke aller Art, um etwas zu bedeuten. Das Weib, ſelbſt in der ſchlechteſten Zeit, ruht mehr auf eignem Sein; verdorben und ungebildet, wie ſie iſt, bleibt ſie immer natürlicher, und tröſtet ſich im ſchlimmſten Fall damit, daß die Männer nun einmal ſo ſind. Sie bedeutet immer am meiſten dadurch, daß ſie iſt, und durch das, was ſie iſt; es iſt immer eine poetiſche Würdigung in ihr. Der Mann aber, von welchem man ſagen darf, er kann nichts, wird dadurch ohne Gnade von der Rolle ausgeſtrichen; und das läßt keiner mit ſich geſchehen, ohne ſich zu wehren. Siehe, hier haſt Du einen reichen Text, der zu einer Poſtille von deutſchen Klageliedern Jeremiä ausgeſponnen werden könnte.

Fünfter Brief.

Ich empfieng Deinen Brief mit Freuden, lieber W., und legte ihn mit ſtummer Wehmuth weg. Du haſt mir tief in das Herz gegriffen und alle ſeine innerſten Saiten berühret; ſchon ſind Tage vergangen, und noch klingen ſie denſelben Ton. Und doch, mein Bruder, will ich Jahre lang lieber ſo mit Dir trauren, als mit jenen mich freuen. Denn könnte ich das, ſo wäre es für immer aus mit mir. Wenn das Dir begegnet, der ſo feſt im Leben ſtehet, ſo heiter des gegenwärtigen Glückes genießt, deſſen Geſchäft ſo vielfach und ſo ſchön mit allerlei Menſchen verbindet, was ſoll an mir dürrem Holz werden, der ſich, wie unſre Schweden hier ſprechen, den buchlichen und papierlichen Künſten ergeben hat, wodurch Viele zuletzt wahre Papierſchnitzel werden?

Glaube mir, oft wird mir bange, daß ich werden könnte, wie ſie. Schon früher ſind mich ſolche Schrecken angewandelt, und ich habe hingehen und Schaufel und Spaten ergreifen wollen; aber der Gedanke, daß man den Inhabern von Schaufeln und Spaten jetzt recht eigentlich auf dem Nacken ſteht, und die Lerche für ſie nicht ſingt, der Baum ihnen nicht blühet, noch der Weizen die Aehren ſchwellt, hat mich wieder in meine Geiſtergeſpenſterwelt zurückgejagt.

Alſo entſchiedener Ekel an den Zeitgenoſſen und ihrem Leben? Beſinne Dich, Bruder, arbeite, was Du kannſt, nimm Dir ein Weib, und mache Dir Zeitgenoſſen, die Du nach Deiner Art zuſtutzen kannſt. Ja, da treffe ich den wunden Fleck. Aufrichtig geſagt, ich glaube, ich lebte nicht mehr, oder wäre auch wie ſie alle, wenn ich die guten Alten nicht hätte. Die Griechen, Hans Sachs, und Doktor Luther, und was es ſonſt Altklingendes und Einfältigtüchtiges giebt, erfriſchen mir doch oft das welke Herz und ſeine Hoffnungen wieder, und zeigen mir das Bild meines Lebens, deſſen Darſtellung auf Erden mir dann eben ſo leicht und thunlich ſcheint, als des Menſchen Sehnſucht darnach heiß iſt. Aber zuweilen — und dieſe Zuweilen ſind jetzt oft Tage—

zuweilen, wo die kleine Arbeit und das kleine Nichts, was man treiben muß, um an der Erhaltung des letzten noch nicht gefallenen Nichts mit ſtümpern zu helfen, mit ſeinem Gewicht überſchlägt, falle ich wieder ſo tief hinab aus dieſer einfältigen und kräftigen Menſchenwelt, daß mir oft iſt, als möchte ich liegen bleiben, um nie wieder aufzuſtehen. Es wäre doch Schade um mich, wenn ich zuletzt ein Narr werden ſollte, oder ein Menſchenfeind, weil ich Wahrheit ſuchte und Tugend auf Erden wollte?

Du weißt, wie ich ſeit fünf, ſechs Jahren ſo ziemlich mit allerlei Volk leben und ihnen meine Freude bei Tage und Nacht einimpfen konnte. Das war nun freilich kein Götterleben, weil die Ingredienzien zu ſchlecht waren; aber, wenn es gleich auf einer Täuſchung ruhte, war es doch immer ein beſſeres, als gar keines. Mit dieſer Täuſchung ſcheint es aus zu ſein, und es will mir nicht mehr ſo gelingen unter dem Geſindel. Denn, zwei, drei ausgenommen, waren auch die meiſten derer mattes Geſindel, mit welchen ich damals heilige Orgien feierte. Das iſt nun auch vorbei, und glückt mir nur zuweilen noch, und dann zu meinem Aerger, weil ich merke, daß das Geſindel mit meiner heiligen Freude ein freches Spiel treibt und gloſſiren kann, wo ich begeiſtert bin. Verdruß in der Unterhaltung durch das Weibergeſchwätz, wodurch man die Zeit richtet, Langeweile in der Geſellſchaft, Nichts, leeres Nichts ſogar in der Arbeit, woran der Menſch ſich freuen wollte — Bruder, wo will das am Ende mit einem hinaus? Ja, ich fange an mich in der völligſten Oppoſition mit meiner Zeit und den Menſchen zu fühlen, mit welchen ich leben muß; und frage ich mich ſelbſt, ſo bin ich doch nicht immer ein Ajax furens — was mir wohl Tage lang begegnen kann — und laſſe dieſen furor doch nicht unter die Leute, nicht einmal, wie jener Alte, unter ihre Gänſe und Schöpſe fahren, ſondern bin, wie Du weißt, als ein unwitziger Deutſcher, in meinen Worten nie beiſſig geweſen, wodurch die Leute mir hätten aufſätzig und ſtachelrückig werden können. Sie ſcheinen mich auch angenehm und lieb zu haben, wie ſonſt, wie die Leute eben lieb haben können, und ſogar Achtung und Ehre ſchieben ſie mir wohl zu; aber ich fühle, daß alles bloß zugeſchoben wird: und ſo hat man keine Freude von dem Beſten, was man gethan und gewirkt hat. Sähe ich dies nicht, und fühlte ich nicht, daß die Menge mich noch wie Ihresgleichen ſieht und empfindet, ſo könnte ich mich ſchon für einen vollendeten Narren halten; aber nun erlaube meiner Eitelkeit zu ſchließen, daß ſie die Thorenköpfe ſind, weil ich wie ſie ſein und doch nicht mit ihnen aushalten kann. Das iſt freilich eine Art zu ſchließen, die ſich ſchwerlich auf dem Katheder halten läßt, die aber bei Dir gewiß gelten wird; was ſie gelten ſoll. Ich ſehe nun nur Eine Rettung für mich aus dieſem Schwanken im Nichts, oder dieſer noch verderblicheren Einſamkeit, die mich aus der Welt heraustreibt. Will dieſe nicht anſchlagen, ſo kann ich mein Haupt verhüllen, die Gräber für künftige Geburten einſegnen, und ſterben. O wenn die Zeit mir Ruhe und einen feſten Sitz auf Erden gönnte, ich verſuchte es mit dem, was ich Dir oben nicht ſo ganz im Scherz rieth, ich verſuchte es mit einem Weibe und der Fabrik von Zeitgenoſſen. In der Sicherheit des Hauſes und ſeiner Zucht kann meine Welt, einige Freunde, die etwas können, — o daß ich Dich täglich über meine Schwelle gehen ſähe! — Kinder, die ich zu Männern bilde — o, mir ſchwebt ein Leben vor, das ich kurze Zeit genoß und oft ſo lebendig auf Minuten wieder halte. Will dies alles in dieſer Zeit nichts werden; iſt kein Weib zu finden, das Gehorſam und Liebe gegen die Natur hat; werden die Kinder trotz aller Sorge von dem Krebs der

Zeit angefreſſen; dringt Tyrannei auch in meine ſtille Wohnung ein — nun ſo iſt der Tod das Ende alles Spiels, und ich habe immer gemeint, daß, wer nicht ſterben kann, auch nicht leben könne. Sorgenträgerei für die Zukunft, die uns nie trägt, und kleinliche Angſt der Gegenwart habe ich ſelten länger als Stunden gefühlt, und auch dann nur durch eine Angewöhnung, die mir nicht natürlich iſt. Wo ich friſch und frei hineingegangen bin, ohne andere Stimmen zu fragen, da bin ich immer am unverſehrteſten herausgekommen. Darum bleib ich, was ich war, und ſinge mit Petrarka: Saró che fui, vivró com' ho viſſuto. Die Wechſel des Lebens müſſen nur alle äußerlich ſein, ſo ſind ſie nicht ſo gefährlich und halsbrechend; wer aber mit ihnen immer wechſelt, der wird zuletzt der Narr und Ausgelachte.

Alſo ein Weib will ich Dir anſchwatzen, weil ich ſelbſt nach einer Bettgenoſſin lüſtern bin? und Dir, der mir ein ganzes, volles ſirachiſches Kapitel, und eben kein erbauliches, von den Weibern gegeben hat? Du haſt die Stelle meines letzten Briefes bitter aufgegriffen, daß Weiber nie ſo erbärmlich werden können, als Männer, und daß ſich mit ihnen immer noch tröſtliches leben laſſe, als mit unſern Mitweltſchöpfern, die nichts ſind, als Affen und Schwächlinge. Aber die armen Weiber — was haben ſie Dir gethan, Dir, der ein Lobgedicht auf ſie ſchreiben ſollte? Denn wer hat ſich ihrer mehr gefreut, als Du? Oder haſt Du ein Recht, ſie zu ſchelten, weil Du ſie ſo gut kennſt? Bruder, werde nicht böſe; wer am meiſten mit ihnen gelebt hat, kennt ſie gewöhnlich am wenigſten. Es iſt das nur wieder eine von Deinen Anwandlungen, die nichts bedeuten, wenn man Dich kennt. Ich wette, morgen ſollſt Du die armen Unſchuldigen mit mir loben. Ja, wenn Du es laſſen könnteſt, ſie zu lieben; aber das ſteht Dir nicht auf der Stirn geſchrieben: und erſcheint es je darauf, ſo iſt es ein Zeichen, daß Du von hinnen willſt, und dann geleiten Dich alle Engelein in Abrams Schooß; denn mit dieſer Liebe hört das Leben auf, und der Tod iſt uns dann geſünder. Wie Du Dich bald vergeſſen kannſt! nun ſo wirſt Du auch dieſer üblen Laune bald vergeſſen.

Weißt Du nicht mehr den vorigen Sommer in S. die ſchönen erſten Tage des Julius? wie wir da ſchwärmten und träumten! Ich habe ein paar davon als recht weiße Tage in meinem

Leben ausgezeichnet. Sie müſſen göttlich geweſen ſein, denn die ausgleichende Nemeſis war mir dicht auf den Ferſen und hätte mich aus dieſem ſchönen und vollen Leben faſt plötzlich zum Orkus hinabgeriſſen. O ich weiß es noch, als wir in M's Garten auf dem Altan ſtanden. Die Nacht war lau und verliebt, ihr magiſcher, duftiger Silberſchimmer lag ſtill um Blumen und Blätter, der Mond wandelte durch zerriſſene Wolken, und mild leuchteten die Sterne. Wir ſtanden erhöht durch alles, was Menſchen hoch macht, durch Freundſchaft und Freiheit, durch Liebe und Wein, und ſahen über das Meer hin, und mein ſüßes, mütterliches Eiland mit allen Kinderſpielen und Jugendträumen ſchien mir beweglich entgegen zu ſchwimmen. Da giengen die guten alten Tage, die nicht mehr ſind, uns als freundliche Geiſter vorüber, wir ſtanden ſchweigend und ſelig, wie man es auf Erden ſein kann. Endlich löſten ſich die Zungen für liebe Erinnerungen und junge Hoffnungen, die Du mit Deiner Freudigkeit grün und friſch ſogleich in das Leben hineintrugeſt und ſie freundlich vor mir ausſchütteteſt als glänzende Götterkinder und Blumenknoſpen des Frühlings. Wir ſprachen von dem, was wir erlebt und genoſſen hatten, von unſern Thorenſtreichen, von dem Glücke und der Leichtigkeit der Jugend, und endlich zugleich mit Luſt und mit Trauer von unſeren Freunden und von dem allgemeinen Verhängniß der Menſchen, daß ſo wenige erfüllen, was ſie geloben, und ſo wenige erhalten, was ſie wünſchen. Mein guter, treuer Bruder Fritz, den Du ſo lieb haſt und ſo lieb haben mußt, kam dabei auch in das warme Gedränge, ſein tiefes, genialiſches Gemüth, ſein großes Herz, das in der Dürftigkeit dieſer Zeit gar nicht hat anfaſſen können, und als ein köſtlicher Schatz in ſeiner eignen Tiefe unterſinkt, ohne ſich ſelbſt und andern die gebührende Freude zu geben. Wir hörten es endlich zwölf ſchlagen, und eilten ſtummer der Stadt entgegen. Du folgteſt mir bis zu meinem Quartier an dem großen Markt; da entſtand ein Wettſtreit, Dich auf dem halben Weg zu Hauſe zu begleiten. Auf dieſem Wege ſahen wir Licht in einem Hauſe, wo eine ſehr ſchöne Frau wohnte. Da ſchlug es wieder lebendig bei Dir auf, und war nicht mehr zu löſchen. Wie Du das Weib prieſeſt! ich denke, ſie hätte aus dem Bette müſſen, wenn die Ohren immer gebührend anklängen. Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Zartheit, und Unverdorbenheit in dem Taumel der großen Welt, worin ihr Stand und das Verhältniß ihres Mannes ſie hielten; ſelbſt alle kleinen Launen und Thorenſpiele, worauf Du nun ſo böſe biſt, waren da nur Erhöhungen der höchſten Freuden und Lebensgüter. Ich freute mich, das von Dir zu hören, und über eine Frau, die Du täglich ſaheſt, von Dir, den ich in dieſem Punkt immer etwas leichtfertiger als recht gehalten hatte; und wir kamen tief hinein in den Text, ſo tief, daß Du ſogar den Mond, vielleicht zum erſtenmal in Deinem Leben, mit etwas ſiegwartiſchen Augen anſaheſt. Wir ſtanden wieder auf dem alten Markt, Gott weiß, auf welchem Wege wir dahin gekommen waren, und der keuſche und empfindſame Mond hieng uns mit ſeiner runden Scheibe in heller Wolke ſo großäugig über dem Kopf, daß man ihm wohl ein Wort abgeben mußte. Du fandeſt ihn himmliſch ſchön, ſchöner, als Du ihn in Deinem Leben geſehen; und ſelbſt das gothiſche Rathhaus und der alte hochragende Kirchthurm wurden mit in Dein Entzücken gezogen. Wir giengen und ſtanden; keine große Straße hat uns die Nacht wohl nicht geſehen. Es war heller, lichter Morgen, als wir uns vor dem Lichte und den Nachtwächtern ſchämten, und jeder ſein einſames Haus ſuchte. Da ward nichts geſprochen, als von Weibern, Gemeines und Ungemeines, Thörigtes und Kluges; aber gewiß alles gut geſprochen: denn Du

wareſt

wareſt in einem herrlichen Athem, und brachteſt auch mich hinein. Und dies gieng alles ſo friſch aus dem Leben heraus, und wieder dahin zurück; ich möchte es ſo aufſchreiben können, es würde eine herrliche thörigte Weisheit ſein: die einzige, die den Sterblichen immer genießbar bleibt. Da war auch die Rede von Myſterien der Leiber und Geiſter, von Leibes- und Liebesgenuß, von heiliger Ergänzung der männlichen und weiblichen Natur in einander, kurz von aller höchſten irdiſchen Lebensfülle und Lebensfreude. Ich weiß es noch recht gut, wie Du damals die Weiblichkeit vergötterteſt und ſagteſt, Du möchteſt an Dein Leben gar nicht zurückdenken noch wiſſen, daß Du geweſen ſeieſt, wenn Du keine Weiber geliebt hätteſt. Und wir ſprachen auch hoch von weiblicher Tugend, und jeder rief die liebenswürdigen, treuen und hochgeſinnten Frauen auf, deren er ſich zu beſinnen wußte.

Wo iſt das geblieben, Lieber? Biſt Du in Einem Jahre ſo grau geworden? oder was haben die ſüßen Kreaturen Dir gethan, daß Du ſie mit in unſeren Zorn miſcheſt? Sie können ja nicht dafür, daß ſie nicht beſſer ſind, als wir. Und doch ſage ich noch einmal, ſo jämmerlich können ſie nie werden, als die Jämmerlichſten.

von uns. Ich erinnere mich, nachher, als Du mein Leibesarzt wurdeſt, haben wir noch oft über dieſes intereſſante Kapitel geſprochen, und uns offene Bekenntniſſe abgelegt. Erlaube mir, daß ich dies hier noch einmal zuſammenfaſſe, um mich zu vertheidigen und Dich zu verſöhnen, wenn Du nicht ſchon verſöhnt biſt, ehe Du dieſen Brief lieſeſt. Ich habe gewiß nicht ſo viel Liebes genoſſen von Weibern, als Du, und doch bin ich ſtill und laut immer ihr Kämpe geweſen, und habe es nie gelitten, wenn man ſelbſt von den Schuldigen öffentlich Böſes geſprochen; denn ihre Waffen ſind ſo leicht zerbrechlich und ihr ganzes Leben ruht auf der Meinung. Deswegen iſt es ſchlecht von Männern, wenn ſie über Frauen nicht ſchweigen. Ja ſogar loben dürfen ſie ſie nur vor wenigen. Ich verſichere Dich, daß mir das Blut in den Fingern prickelt, wenn Männern ſo Unwürdiges entfährt. Es iſt mir dann, als möchte ich rufen: ſelbſt Weiber ihr! Weiber thun Weibern keinen Schaden mit ihrer Zunge, denn ihre Feindſchaft und Freundſchaft mit einander bedeutet nicht mehr, als man eben hineinlegen will. So will ich denn für das leichte, verderbliche Geſchlecht, für die ſchönen Plagen und reizenden Sünderinnen noch einmal in die Rennbahn treten und rufen: Troß ſei dem, der von ihnen ſchlechter zu ſprechen wagt, als ich! Bruder, ſie ſind ſo leicht zu vertheidigen; aber dabei bleibt es, gehorchen ſollen ſie uns, was recht iſt: denn ſonſt wird es ein verkehrtes Leben. Aber wir müſſen auch Männer ſein, und herrſchen können.

Sechſter Brief.

Wahrlich, wir haben ſehr Unrecht, von den Weibern Böſes zu ſprechen; denn wenn wir ſie nicht loben können, ſo ſollen wir ſie doch beklagen. Sie haben ja die Zügel der Welt nicht in den Händen, ſondern müſſen die Welt eben nehmen, wie wir ſie einrichten; und wenn wir ſie ſchelten, ſo ſchelten wir nur uns ſelbſt, denn ſie ſind nur Bilder unſeres Lebens, und in allen Zeitaltern und Nationen kann man in ihren Neigungen und Sitten die der Männer erkennen. Die Klagen, die wir nur eben über uns ſelbſt und unſere männliche Zeitgenoſſen geführt haben, laſſen bei ihnen freilich keinen Paradieſeszuſtand und kein hohes Leben erwarten; denn woher ſollten ſie es nehmen, wenn wir Krüppel und Kümmerlinge ſind? Ich will Dir ſagen, Bruder, wo der Grund unſerer Unbilligkeit gegen daß zartere Geſchlecht liegt. Er liegt in aller der übrigen Verworrenheit der gegenwärtigen Zeit, oder vielmehr darin, daß Viele jetzt der Verworrenheit inne werden und durch Klügelei und Stümperei beſſern wollen, was von Grund auf eingeriſſen und neu aufgebaut werden muß; er liegt in einer völlig andern Idee von Leben und Lebensfreiheit, als unſere Großväter hatten, welche die alten morſchen Stützen unſrer kümmerlichen Moral und Tugend niedergeriſſen und ſo viele Wahne, welche die Menſchen als Geſetze leiteten, gleichſam wie Spreu weggeblaſen hat, während das Neue noch nicht in die Welt eingedrungen iſt und ſie ſichert und erhält. Wir wollen die Sache einmal ein wenig rückwärts betrachten und ſehen, wie das jetzt beſtehende Verhältniß des europäiſchen Weibes zu dem europäiſchen Mann geworden iſt, und in welchem Betruge man nach hergebrachter europäiſcher Obſervanz nun einmal lebt. Bei dieſer Ueberſicht ſprechen wir, wie man bei allen Ueberſichten muß, weder von dem Schlechteſten noch von dem Beſten, ſondern von der großen Zahl, die in der Mitte ſteht, und von einer dunkeln Mittelkraft, die als Wahn oder Sitte über den meiſten Köpfen ſchwebt, ſich gewöhnlich ſo mitfortgängeln läßt. Denn in jedem Weltalter und unter jedem Volke giebt es einzelne herrliche Naturen, die eine höhere Sitte, als alles Herkommen, und eine herrlichere Tugend, als aller Zufall geben kann, in ſich tragen; ſo wie es in den ſchönſten Zeitaltern und unter den gebildeteſten Nationen Ungeheuer gegeben hat.

Wie ſteht das Weib zu dem Manne im Naturſtande? So fängt man gewöhnlich ächt deutſch und ſyſtematiſch ſeine Fragen an; nur ſchade, daß ein Narr hundert Fragen thun kann, ehe der Weiſe nur mit Einer Antwort fertig iſt. Doch wollen wir diesmal auch ſo anfangen. Du ſollſt Dir aber nicht grauen laſſen, denn mit pſychologiſchen und metaphyſiſch-anthropologiſchen Hexereien will ich Deine Ungeduld nicht ängſtigen; Du kannſt davor nicht mehr Grauen haben, als ich. Was meint man unter Naturſtand? Das weiß man meiſtens ſelbſt nicht. Indeſſen iſt es ein bequemes Wort, um alles, was man ſo vorwegnehmen und uneingeangelt hinwerfen möchte, an den Mann zu bringen; es iſt gut, ein Geſpräch einzuleiten, und ſo wollen wir es denn als Poſtillionſtiefel gebrauchen, wohinein alle Art Beine gehen, ohne daß eben eines ſich bequem darin fühlte. Wenn man gewöhnlich ſo von dem Naturſtande ſpricht, meint man einen abſonderlichen Zuſtand, der allem, was jetzt iſt und beſteht, als Grundlage vorher gegangen ſein ſoll, deſſen Grenzen ſich mit wenigen Linien ſollen zeichnen laſſen, und wohinein doch alles Jetzige gepaßt werden kann. Spricht man da von dem Menſchen, ſo denkt man ihn ganz unentwickelt und außer allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, und träumt und prophetiſirt, je nachdem man ihn anſieht, gar Vieles von ſeiner engliſchen Unſchuld, oder rohen Thierheit. Du weißt, welch ein ſtilles und wunderſames Bild der Bürger von Genf unſerer Verderbenheit und Unruhe entgegenſetzte, ein Bild ſeines ſogenannten Naturmenſchen, das in einem arkadiſchen Traum allerdings ergötzlich ſein könnte, das auch als ein eigenes Geſchöpf auf Erden neben vielen andern großen und kleinen Thieren noch Platz haben könnte, das aber immer ein ganz anderes Ding ſein würde, als der Menſch. Weil der Menſch in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſation, und nachher ſeiner Entwickelung ſo weit von einander abſtehende Grenzen umfaßt, ſo läßt ſich bei ihm viel ſchwatzen von einem Naturſtande, womit man bei einem andern Geſchöpfe bald zu Ende iſt. Denn ſucht der Gärtner den Urſtamm ſeiner Renette im Walde, oder der Zoolog den wilden Hund, oder das wilde Pferd, ſo hat er eine kleine Weite rückwärts zu ſchreiten. So wie ich aber den edelſten Menſchen gegen den unedelſten halte, ich mag ihn in den Wäldern von Neuholland, oder an der Donau und Tiber ſuchen, ſo umfaſſe ich beinahe die äußerſten Gränzen der ſichtbaren Welt. Indeſſen aus dem, was geſchehen iſt und geſchieht, dürfen wir mit einem Recht, das wir bei unſern meiſten Schlüſſen nicht beſſer haben, ungefähr folgern, was hat geſchehen müſſen. Strebt der Menſch allenthalben, wo die Naturnothwendigkeit ihn nicht mit bleierner Reizloſigkeit gefeſſelt hält, nach einem künſtlichen und gebildeten Zuſtand, ſo muß das wohl auch ſeine Natur ſein, ſo zu thun und zu leiden; denn er iſt offenbar nicht in dem Fall des zahmen Hundes oder Pferdes geweſen, daß eine Gewalt ihn unnatürlich gebändiget hätte: und eigentlich unnatürlich gebändigt kann man dieſe auch nicht nennen, denn ihre Haupttriebe ſind ihnen geblieben: ſie ſind nur gemildert, und hie und da umgemodelt, was ihnen als gelehrigen Thieren wiederfahren mußte. Und will man über die ungeheure Gewalt der Naturnothwendigkeit auf den Menſchen klagen, die ihn aus ſeinem glückſeligen Zuſtande herausgetrieben und in die unſelige Künſtelei geworfen habe, ſo, denke ich, ſteht alles

Geſchaffene mit ihm in gleichen Gränzen, und wo es hier gehorſam ſein muß, gehorcht es ſeiner Natur und ſteht darin. Das Wunderlichſte iſt, daß man dem Worte Naturſtand gewöhnlich die Bedeutung einer gewiſſen Roheit beimiſcht, eine aller nachher gebildeten Ordnung entgegengeſetzte Unordnung, worin ſich doch die Grundtriebe der Geſchöpfe und ihre Hauptverhältniſſe zu einander und zum ganzen Univerſum abſpiegeln ſollen. So klaubt man beſonders viel über den vorgeſellſchaftlichen Zuſtand des Menſchen, und weiß gar tiefe und weiſe Sachen davon zu berichten und alle ſeine nachherigen Rechte und Pflichten daraus herzuleiten: was doch bloß eine Spiegelfechterei und Verwechslung von Begriffen iſt, indem man, was der Menſch des Geſetzes an ſich offenbart und aus ſich entwickelt, auf den Menſchen des Urgeſetzes überträgt. Ordnung und Schönheit heißt der Begriff der Welt, Ordnung und Schönheit der Begriff des Menſchen. Groß aber iſt ſeine Verſchiedenheit von allen übrigen Geſchöpfen; ſie gehen faſt alle vollendet aus den Händen der Natur, er muß ſich erſt machen. Je näher ich ihn jenem vermeintlichen Urzuſtande ſehe, deſto unvollkommener, roher, geſetzloſer iſt er meiſtens, und Glück ſcheint ihm am fernſten, wo Kunſt ihn am wenigſten hält. Nur durch eine Täuſchung vergleichen wir unſer Unglück mit dem Glücke der Barbaren; aber des geſitteten Menſchen Unglück iſt auch nichts anders, als Kunſtloſigkeit und Geſetzloſigkeit, und dieſes Unglück iſt freilich das ſcheußlichſte, weil es den feſten Boden phyſiſcher Kraft und Fülle nicht mehr hat. Der unglückliche Menſch in der geſitteten Geſellſchaft wird es durch Schwäche und Faulheit, die Kunſt giebt ihm keinen Reiz, das Geſetz keine Würde mehr, er kennt nur Zierlichkeiten und Diebesränke, wird Sklav und Tyrann, iſt geſchliffener und feiner, als der Barbar, aber lange ſo ſchlau und mächtig nicht. So waren Römer gegen Gothen, ſo werden wir Europäer einſt ſein, Gott weiß gegen wen, wenn nicht ein Gott uns aus dem Schlamm heraushilft, worin wir ſtecken; denn unſern Armen ſcheint die Arbeit zu ſchwer. In ſolchem elenden Zuſtande blickt der gebildete Menſch nach dem Urſtande ſeines Stammes zurück, und meint, ihm ſei eine Hexerei begegnet, weil er Geſetz der Natur und Geſetz der Kunſt, was es immer ſein ſollte, nicht für Eins angeſehen und behauptet hat. Denn freilich das Irdiſchfeſte, worauf ſein Leben im roheſten Zuſtande (wenn man will, im Naturſtande ſchon) ruhte, hätte wohl ewig die Grundlage bleiben ſollen, auch als er

Kunſt erworben und dem Geſetz gehorchen gelernt hatte.

Wäre jener roheſte, und nach Rouſſeaus Meinung glückſeligſte Zuſtand des Menſchen, den er mit ſo reizenden Farben ſchildert, irgendwo auf Erden noch ſichtbar, ſo könnte er allenfalls als Andeutung ſehr intereſſant ſein, ſo wie die roheſten Menſchen, die wir kennen, es auch ſind, obgleich ſie freilich ſo viele Andeutungen des Schönen und Milden, das urſprünglich im Menſchen liegen ſoll, eben nicht geben. Für das rechtliche Verhältniß der Menſchen, oder der Geſchlechter gegen einander würde es wenig beſtimmen; denn von Recht darf man nur ſprechen bei einem Weſen, ſobald es ein Recht anerkennt, vorausgeſetzt, daß es die Fähigkeit dazu habe. Es waltet noch kein heiliges, ſchützendes Recht über einem Haupte, das dem, der auf einem Kokosbaum ſitzt, deſſen Früchte es auch begehrt, kalt den Kopf einſchlägt und über ſeiner Leiche gedankenlos iſſet, oder das in ſeiner Begier das erſte ihm begegnende Weib nimmt, ihres Leibes mit Gewalt genießt, und ſie dann nie wieder anſieht. Denn da hinaus kömmt es mit den glücklichſten und natürlichſten Naturmenſchen, wovon Rouſſeau ſpricht, die, wenn ſie einmal in ihrer ungeſelligen

Einſamkeit und Glückſeligkeit die Wälder durchſtreift haben, gewiß nicht immer ſo fromm und ruhig haben ſein können, als er ſie gemacht hat. Die Thiere in ihrem Naturleben ſogar hätten ihn darüber belehren können; und der Menſch wird noch von ganz anderen Leidenſchaften erregt, als ſie. Geſellſchaft war wohl das Erſte, was der Menſch ſuchte, als ſeines Gleichen ſo viele waren, daß eine kleine Geſellſchaft werden konnte. Es giebt geſellige Thiere, der Menſch iſt das geſelligſte Weſen, das wir kennen. Roh und thieriſch, wie er ſein mochte, durchlief er gewiß zu dreien, vieren, bald zu dreißigen und vierzigen den Wald, genoß wohl damals ſchon im Streit mit einander der Liebe und des Lebens, und vertheidigte ſich gemeinſchaftlich gegen die Noth der Elemente und die Wuth der wilden Thiere. Je näher dieſem Zuſtande wir den Wilden kennen, deſto unſeliger und freudenloſer, ſtarrer und blutiger iſt der Menſch, und nur in der Barbarei der Kultur, wo von alten Tugenden, Geſetzen und Künſten allein die Hefen noch übrig ſind, und er bewußt und elend mit dem Schatten des Heiligſten und Höchſten ſpielt, was er einſt beſeſſen hat, möchte ſein Bild faſt eben ſo traurig ſein. Wo in jenem halbwilden Zuſtande das Naive, Unſchuldige und Gutmüthige, was der Menſch von Natur in ſich tragen ſoll, auch durchſchimmert, und zuweilen ſo lieblich und reizend durchſchimmert, daß es uns dahin zurücktäuſchen und zurücklocken möchte, als zu der älteſten Glückſeligkeit, da werden wir doch bald der Unſicherheit eines geſetzloſen und blutigen Lebens gewahr. Denn ſo groß iſt die Herrſchaft der Leidenſchaften, daß daſſelbe Geſchöpf, das eben noch ſo freundlich und mild war, nach einer halben Stunde ſchon an Deinen Knochen nagen kann. Es iſt auch dann unſchuldig, und lächelt eben ſo freundlich, als vorher, in die Welt hinein.

Und der Zuſtand der Frauen? Die ſchönen Kinder haben ſich dieſes Paradieſes, womit man ſie zuweilen in Romanen unterhält, wahrlich nicht zu freuen. Kurz, hier iſt alles noch düſter und unſicher im Gemüthe und im Leben, und alle Nachrichten und Kunden von Barbarenvölkern haben nichts weiter bewieſen, als daß wir wie rohe Blöcke in die Welt geworfen ſind und durch die bildende Kraft, die in unſere Hand und unſer Gemüth gelegt iſt, daraus erſt lebendige und anmuthige Geſtalten haben machen müſſen. Kunſttrieb war der erſte ſelige Trieb, der uns aus dem Schlamm des Bedürftigen und Gemeinen zum Anblick des Himmels und zum Genuß und zur Gemeinſchaft der Götter erhob; durch ihn ward klar, was vorher verworren, durch ihn ſicher, was vorher unſicher geweſen. Er lehrte das trübe und ſtarre Geſchöpf lauſchen und vernehmen, hielt in der Ruhe der Thätigkeit und Freude denjenigen von Wuth und Leidenſchaft frei, der ſonſt nur Ruhe der Erſchlaffung und Faulheit gekannt hatte. Er öffnete ſein Aug für Schönheit, und ſeine eigne Geſtalt ſtand verklärt vor ihm, und die Geſtalt der Welt und der Gottheit lockte ihn mit dem erſten unendlichen Reiz; er weinte die erſte Thräne der Wonne, erröthete zuerſt in Liebe, und heiligte ſich und die Natur für würdigeren Genuß. So zog bei edleren Naturen allmälig die Sitte in das Haus, und die Knechtſchaft der Gewalt wich der Herrſchaft des Geſetzes; die Guten gehorchten aus Liebe, die Schlechten aus Furcht: es ward der Anfang der Staaten. Aber wie viele Vor- und Rückſprünge das Menſchengeſchlecht gethan, durch wie viele Jahrtauſende es die Vorübungen der Kultur gemacht, welcher Glücksſtern, oder welcher Dämon den erſten Lichtſtrahl in die trübe Finſterniß gebracht hat, wer kann es erklären? Wie lange Wanderungen durch Proben und Verſuche, ehe am Ganges und Euphrates, am Nil und Libanon Menſchenleben blühte! wie hohe Stufen zu erklimmen, ehe die herrliche Griechenwelt aufgehen konnte! Wir ſtehen alle nur auf der Bildung der alten Welt, die vor dreitauſend und viertauſend Jahren ſchon war, in Vielem herrlicher, als die unſrige, und die wer weiß auf wie vielen Vorarbeiten und Künſten vergangener und zerſtörter Weltalter blühete.

Kommen wir nun auf unſere Frage zurück: Wie ſtand das Verhältniß des Weibes zum Manne in den verſchiedenen Weltaltern und Kulturepochen? ſo iſt dieſe Frage ſo weit, daß ſich darauf gar nicht antworten läßt. Bloß das Eine können wir kurzweg ſagen: in allen Völkern und Zeitaltern, wo die Welt nicht durch Ueberkultur verdorben war, diente und gehorchte das Weib dem Manne. Mit welchem Rechte, das geht uns hier nichts an. Wollten wir nun vollends dieſen Dienſt des Weibes unter dem Manne und die Gewalt, die er ſich über ſie genommen hat, ſo weit betrachten, als ſie ſich verfolgen ließe, ſo würde unſre Unterhaltung zur Dicke eines Buches anſchwellen und dadurch ſchwerlich luſtiger und klarer für uns werden. Du haſt auch nicht Luſt, Dich nach Malacca, oder an den Niger, noch auf die Sundiſchen Inſeln zu verpflanzen, ſondern mit Cyrus päerinnen begann unſer Geſpräch, und mit ihnen wollen wir es beſchließen. Wir bleiben, was recht iſt, in dem Centrum der jetzigen gebildeten Welt ſtehen, und müſſen bei Unterſuchungen über den Grund und die Natur eines Dinges immer die trefflichſten Muſter vor Augen haben, und nur hinblicken auf die Abarten und Ausarten, die wohl hie und da etwas erklären, aber nie der Grund der Beſtimmung und Beſchreibung werden können. Du magſt indeſſen über den Naturſtand grübeln, und ausmachen, ob Du mit einer Otahiterin und Huronin mehr Luſt haben würdeſt, als mit einem Mädchen, das an der Themſe, oder am Tajo gebohren iſt. Ich will meine Augen inzwiſchen ein wenig in die Runde bewegen und ſehen, ob ich für unſre nächſte Unterhaltung etwas Erklärliches auftreiben kann.

Siebenter Brief.

Es iſt nicht erfreulich für uns, lieber Bruder, wenn wir uns mit der großen Brüderſchaft auf der terra del fuego, oder mit den Zwergen an der Hudſonsbay und an dem Oby, oder mit den ſchwarzlockigen Brüdern am Senegal und auf Jamaika und Domingo vergleichen. Und doch ſind es Menſchen, ſie leiden und thun das Natürliche eben ſo, wie wir, ſie entſtehen und vergehen, wie wir. Beſonders ſchlecht aber würden die armen Weiber ſich ſtehen, wenn man ſie und ihr Recht und ihre Nothwendigkeit nach den Weibern dieſer Ebengenannten ſchätzen wollte. Sie würden ſich überhaupt viel ſchlechter ſtehen, wenn die Mehrzahl ihres Zuſtandes auch noch auf der jetzigen Erde entſcheiden ſollte, und die Frage und die Klage über ſie wäre unter uns dann ganz kurz ſo abgemacht: Sperre ſie ein, ſo iſt die Unruhe und das Verderben der Geſellſchaft, worauf Du ſchiltſt, auf einmal völlig weggenommen. In der That, in unſerer Zeit, wo man wegen Atheiſterei der Grundſätze und wegen Geſetzloſigkeit des Herzens immer die äußerſten Enden der Dinge faſſet, hat es mehr als Einen gegeben, der auch hierin die Pluralität gelten laſſen möchte und die orientaliſche Weiſe als diejenige lobt, welche das Leben heiter und die Sitten rein erhalte. Man hört ganz geſcheute und wackere Leute, wenn man ſie fragt, warum ſie weib- und kinderlos leben, ganz klar antworten: „Ja Freund, ein „Weib möchte jeder wohl haben; aber unſre „Ehen — und zu allen den Spielen, und Eitelkeiten, und Unruhen, wozu der Mann mit einem Weibe verdammt iſt, wer hat dazu das „Herz und die Zeit?“ Wir wollen uns an ihren Verſtand und Unverſtand nicht weiter kehren, ſondern fortſchiffen, wie der Wind uns grade in die Seegel bläſt.

Ich ſagte oben, daß, wenn man etwas unterſuchen und beſchreiben wolle, man die trefflichſten Muſter vor Augen haben müſſe; und dabei bleibt es: ſo daß in dieſer Anſicht der Dinge das wenige Gute und Schöne immer bedeutender und gewichtiger iſt, als das viele Schlechte und Garſtige. Sprechen wir von des Menſchen Höherem und Majeſtätiſcherem, ſo iſt freilich die weite Erde unſer Umblick, und die zahlreichen Mitgeſchlechter ſind unſere Propheten und Interpreten; aber die bildbarſte Erde und die gebildetſte Menſchheit iſt der Mittelpunkt, wovon wir ausgehen und wohin wir zurückgehen: denn an ihr und in ihr können die Licht- und Schattenſeiten der Dinge allein in den gehörigen Kontraſten erſcheinen. Die bildbarſte Erde kann allein diejenige ſein, deren eigene Kräfte und Erſcheinungen im ſchönen Gleichgewicht ſtehen, und wo des Menſchen Kräfte im Gleichgewicht entwickelt und gehalten werden können; die Grade von dem Mehr oder Weniger liegen umher: Wo die Sonne glühend brennt und wohllüſtig zur Faulheit reizt, wo die Vegetation im üppigen Ueberfluß ſchwellt, da zerfließet und verglühet der Menſch im ewigen Schwanken zwiſchen Faulheit und Genuß; wo Eis und Schnee nicht aufthauen, da erſtarrt er und darbt im Mangel des Genuſſes und der Triebe. Aber wo ein heiterer Himmel im Wechſel der Jahreszeiten Blumen und Gras, Weizen und Weintrauben, Obſt und Heerden zeugt, wo aber der fleißige und klugerfindende Menſch doch hinzutreten, ihr durch Arbeit helfen und für den Mangel des Winters und Frühlings ſorgen muß; da erwächſt zwiſchen Arbeit und Ruhe, Ernſt und Spiel, Leben und Denken ein Gleichgewicht, und wie die Tage und Jahre in gleichem Maaße hinrollen, ſo ſchwingen ſich auch die Leidenſchaften in ſanfterer Bewegung durch des Menſchen Bruſt auf und ab. Wo die Leidenſchaft immer herrſcht, da iſt ewige Unſicherheit und Anarchie, die, weil man doch etwas Feſtes haben muß, natürlich mit Deſpotismus endigt. Auch wenn der Menſch aus der erſten Roheit ſich zu einem mehr verwickelten Zuſtand erhebt, bleibt immer die Herrſchaft der Gewalt; denn was keine Vernunft vernehmen kann, muß vor der Gewalt zittern. Hier iſt das arme Weib Sklavin, weil es nichts anderes ſein kann. Es darf nicht frei herumgehen, weil es dann nichts als Streit und Mord geben würde; ſo wenig ſind die Menſchen ihrer Lüſte Meiſter. Wäre das Weib das ſtärkere, es würde die Männer eingeſperrt haben, wie es nun ſelbſt eingeſperrt iſt. Wendet man ein, dies ſei wohl keine Naturnothwendigkeit, ſondern nur etwas durch beibehaltene Ungerechtigkeit der früheſten Roheit Verewigtes, ſo brauche ich nur auf diejenigen hinzuweiſen, die das Leben und die

Sitten der europäiſchen Abkömmlinge in Goa, Kalkutta, Quito und Porto Ricco beſchreiben. Was iſt das freigelaſſene europäiſche Weib in jenen Klimaten geworden? Sind die verdorbenſten unſerer verdorbenen modernen Damen nicht weiße Lichtengel gegen die meſſaliniſchen Ungeheuer aller Wohlluſt, gegen die Gift- und Mordmiſchenden Fredegunden, die hier geworden ſind, weil die chriſtlichen Europäer das Weib hier frei ließen, wo die Natur keine europäiſch geſellige Vermiſchung der beiden Geſchlechter erlaubt? Von dieſer Sklaverei der Natur wenden wir die Augen, und preiſen uns und unſere Weiber glücklich, daß wir nicht unter ſo böſen Sternen gebohren ſind, wo der Menſch immer nur ein Halbmenſch bleibt. — Auch werden unſere liebenswürdigen Sünderinnen, wie Du ſie nennſt, auf eine andere Freiheit nicht mit Wohlgefallen hinblicken, wobei ihre Würde und Herrſchaft wenig gewinnen würde, wenn man daraus ein Naturverhältniß der Geſchlechter zu einander machte: eine Freiheit, die ſich nur noch bei den roheſten Völkern findet. Man weiß, daß wie einige alles einſperren, andere alles frei laſſen. Es giebt Völker, wo die Jungfrauen, ſobald ſie mannbar werden, ſich zu jedem Manne legen, dem es mit ihnen gefällt, ohne daß dies etwas Anſtößiges hätte. Sie werden nachher Hausfrauen mit gleichen Ehren, wie die unſrigen, ja wohl noch mit größeren, wenn ſie ſchon bewieſen haben, daß ſie recht fruchtbar ſind; denn Kinder, viele Kinder will der natürliche Menſch: ſie ſind ſeine Stärke und ſein Schmuck. Es iſt Gaſtrecht, daß der Hausvater dem Fremdling die Tochter, oder auch das Weib zuführt, und ſich beleidigt findet, ſo er ihrer nicht genießen will. — Soll man das Verdorbenheit nennen? Das darf man nicht, denn es iſt keine Schuld und Sünde darin. — Aber will man dieſe Natürlichkeit geſetzlich und menſchlich nennen in unſerm Sinn? Das darf man auch nicht. Doch iſt es gut, mein Bruder, daß der vollbärtige und wirklich menſchlich gewordene Menſch an ſolche Natürlichkeiten zuweilen erinnert in einem Zeitalter, wo alles, was ewig und immer Naturleben und Naturverhältniß bleiben ſollte, in Fratzen von tugendloſer Tugend und äffiſcher Moralität verſtellt wird, und die abgelebte und verwelkte Welt ſich mit Zierlichkeiten und Zierereien behilft.

Alſo in den Sklavenklimaten wilder Triebe iſt das Weib Sklavin. In dem ſogenannten Naturſtande der Roheit und Gewalt war ſie es in allen Weltaltern und unter allen Völkern.

Sie iſt es noch unter vielen geſitteten Völkern. Selbſt bei uns Europäern, wo ſie vielen ſo überfrei und ſemperfrei ſcheint, iſt ſie es noch in vielen Stücken, und trägt noch Spuren des früheſten Verhältniſſes an ſich, während ſie in Dingen frei iſt und im Leben ſchaltet und waltet, wo ſie nur hätte von fern ſtehen und gehorchen ſollen. Und immer und ewig, welche Macht Sitte und Meinung auch in der Welt haben, bleibt der Zuſtand der Frau abhängig von dem Manne. Auch in Frankreich und Deutſchland kann das einzelne Weib noch die unglückliche Knechtin eines Barbaren ſein. Gewiß giebt es auch jetzt Hütten der Wilden, wo die Frau die Freude und Ehre des Mannes iſt, wo ſchon ein Strahl ſchönen Menſchengefühls das düſtere thieriſche Leben zwiſchen beiden zu einem menſchlichen erheitert, wo Gehorſam der Liebe für Gehorſam der Gewalt eintritt, und die zwei Hälften der Ungleichheit ſich zu einer glücklichen Gleichheit und Einheit des Lebens verbinden. Aber doch muß eine Ahndung von Geiſterleben, eine Dämmerung höherer Würde in dem Menſchen ſein, damit der Mann das Weib ſich gleichſtelle und es aus dem Drucke, worin er ſich ſelbſt erniedrigt, zu ſich emporhebe. Wir wollen die Verwandlungen des Weibes im geſitteten Zuſtande der Welt, und zwar in jenen Klimaten und Völkern, die mit unſerm Leben die meiſte Aehnlichkeit und die nächſte Bildungsverwandtſchaft haben, einmal flüchtig anſehen, und die jetzige europäiſche Weiberrepublik daran halten. Die Griechen und Römer ſind unſre Vormänner in der Kultur, ſie ſind auch die einzigen Völker der alten Welt, die uns in Werken und Geſchichten Bilder eines früheren Lebens hinterlaſſen haben, das mit unſerem europäiſchen zu vergleichen wäre.

Was war das Weib bei den Griechen? wie ward es geachtet? und wie lebte es?

Dieſe Fragen ſind ſehr weit, und würden einer langen Antwort bedürfen, wenn wir ſie ganz hiſtoriſch oder antiquariſch auflöſen wollten; denn die Griechen waren nicht immer daſſelbe Volk. Anders waren Orpheus und Linus, anders Homers und Heſiodus, anders Pythagoras und Sophokles, und anders Alexanders und Ariſtoteles Griechen; und alſo auch anders die Lage und Schätzung ihrer Weiber. Aber in allen Zeitaltern ſieht ſo viel feſt, daß das griechiſche Weib geehrt und geachtet, und ſeine Würde und ſein Gewicht in der Geſellſchaft ſchon erkannt ward. Was höchſte Kraſt und Majeſtät der Frauen iſt;

Gewalt der Sitte und milden Ueberredung; Hinführung und Appellation beſchränkter Kraft an die allrichtenden und allwaltenden Götter; zartere Schätzung und Erhaltung alles Lebens und aller Keime des Lebens, weil ſie durch das Gebähren lernen, was ſie werth ſind; ſüße Einflößung ſtillerer Tugend in Männerbrüſte, die ohne Weiber eiſern und eiſig werden würden — wo ſind ſie reiner und einfältiger ausgedrückt, als in den Werken und Geſchichten der Griechen? Einige Staaten mit beſonderen Verfaſſungen ausgenommen, wo das Weib mehr vor den frechen Augen des äußeren Lebens auftrat und handelte, war ſein Leben faſt im Inneren des Hauſes, an dem ſtillen Herde der Zucht, und um die heiligen Penaten der Götter. Es war das reine, freie, ſtolze Weib tapferer und freier Bürger, und die Mutter künftiger Bürger, und pflegte der ſtillen Zucht des Hauſes, ohne welche kein Geſetz etwas vermag. Man kann wohl nicht ſagen, daß bei den Griechen orientaliſche Eiferſucht und Eunuchenbewachung der Weiber war — die kam erſt in ſpäteren verdorbenen Zeiten — aber die Sitte trieb die ehrlichen Frauen aus dem Getümmel des gemeinen Lebens der Gaſſen und Jahrmärkte und von den buhleriſchen Reizen üppiger Vergnügungen in die ſichere Einſamkeit der Häuſer und

Gärten, wo ſie die Mütter der Kinder waren, den Mägden das Geſpinnſt austheilten, und züchtig und herriſch geboten. Nur Sklavinnen durften öffentlich ſein und erſcheinen, wie unſere Weiber; aus ihnen und aus Fremden beſtand die zahlreiche Klaſſe der Buhlerinnen, welche den Tänzen und Freuden der Jugend dienten, und ſie durch den Kontraſt die ſittſame Tugend und ſtille Würde der Frauen deſto mehr ehren lehrten. Nur wenn die Himmliſchen mit in das Leben traten und von ihnen ein höherer Glanz darauf fiel, bei herrlichen Spielen, bei den Pompen und Proceſſionen der Götterfeſte, traten die Frauen Kraſt ihres Bürgerrechtes auch hervor. Dann feierten ſie gemeinſchaftlich mit allen Bürgern, ſchritten mit um die Tempel und Altäre, und hatten ihre eigenen Myſterien und Heiligthümer, welchen kein Männeraug nahen durfte.

So war es in der beſſeren Griechenzeit, und daher war die Antwort auf die Frage: welche iſt die beſte Frau? ganz natürlich: die, welche man am wenigſten kennt und von welcher man am wenigſten ſpricht. Bildung nach unſerer neuſteuropäiſchen Art darf man bei den verehrlichen Griechinnen nicht ſuchen; ſie hatte nur das gemeine und leichte Völkchen der

Buhlerinnen, welche in allen Künſten liebenswürdiger und leichtfertiger Verführung wunderbar gebildet und geübt waren, und deswegen von den erſten Männern als Muſter des Ausdrucks und der Darſtellung in jeder ſchweren Kunſt des Lebens aufgeſucht wurden. Der Frauen Werk dagegen war, Reinheit und Keuſchheit des Lebens und Hoheit der Geſinnung im ſtillen Glanze der züchtigen Schaar und der verſchwiegenen Beſcheidenheit zu bewahren: die höchſte Gewalt, die in dem Buſen einer Frau liegt. Und dies erfüllten ſie, bis Verderbniß alles umſtürzte. Nach geiſtiger und moraliſcher Schätzung der Frau in unſerm Sinn und nach dem, was wir Liebe nennen, ſieht man ſich bei den Griechen vergebens um. So wie in den Staaten dieſes genialiſchen Volkes alles auf die Eine höchſte Kraft berechnet war, daß ein freier, herrlicher Bürgerſtand da ſei, ſo ſtand auch der Menſch tief unter dem Bürger. Das Weib und die Mutter freier Männer ſein, war alſo des Weibes einzige höchſte Ehre und Stolz. Wie ſie dieſen Zweck erfüllte, ward ſie geachtet. Dahin, als in den innerſten Brennpunkt ihres Lebens, fielen alle Strahlen ihrer Tugenden zurück. Als freundliche Verſchönerin, Geſellin, und Bildnerin des Lebens, als Begleiterin des Mannes draußen und auf Reiſen, als Geſellſchafterin und witzige Schwätzerin, oder ſpielender Singvogel war ſie gar nichts. Das wußten die Männer an den Frauen nicht zu ſchätzen, oder ſie wollten es nicht an ihnen; es war das Geſchäft junger Sklaven und Sklavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen.

Nichts iſt auch bei den Griechen zu finden von der geiſtigen, romantiſchen Anſicht des Weibes. Homer hat das Weib immer einfältig und lieb dargeſtellt im Leiden und Thun, Sophokles herrlich und würdig, Euripides zuweilen zart und mild, oft auch bitter und gehäſſig — weswegen ſeine Zeitgenoſſinnen ſchon ihm als Weiberfeind die Augen auskratzen wollten. Aber nirgends iſt geiſtige Sublimation und Anbetung ſichtbar; und wo ſie ſchwach erſcheint, da erſcheint ſie als Sublimation und Anbetung der Geſtalt oder der Schönheit, welche und deren Allmacht die Alten als die herrlichſte Gabe der Götter immer mit Entzücken preiſen. — Und Liebe? ach! arme Mädchen! da ſieht es ſchecht aus; nichts, nichts von Liebe für griechiſche Frauen. Die war nur in einigen Fabeln und Mythen, und faſt immer als die unſeligſte und verderblichſte Gewalt vorgeſtellt, die ſich des Sterblichen nur bemeiſtern könne, als ein Wahnſinn und eine Qual, die mit Gräueln und Unheil ende. Was wir Liebe nennen, welch ein kluges oder dummes Ding es ſein mag, wollte der Grieche nicht anerkennen. Das Verkehr, was er in jüngern Jahren auf Theatern und bei Gelagen mit Buhlerinnen trieb, werden meine ſchönen Landsmänninnen auch nicht Liebe nennen wollen. In dem Verhältniß mit ſeiner Frau hatte die Liebe gar nichts zu thun. Da war bloß Ehe, man führte das Weib dem Manne zu, den ſie vielleicht zum zweitenmal in ihrem Leben ſah; ſie lag bei ihm, und ward Mutter von Bürgern: das war der ganze Proceß. Sie hatte Frauenehre im Hauſe, der Mann zeugte Kinder mit ihr: das war ſeine ganze Pflicht. Uebrigens war er durch die Ehe ungebunden. Der rechtlichſte Bürger durfte mit Buhlerinnen und anderm leichten Geſindel ſich erfreuen: dies war keine Schande, wenn gleich Enthaltſamkeit bei edlen Seelen immer und allenthalben Lob verdient hat. So ſtand die Regel des griechiſchen Lebens. Wenn edlere oder unedlere Gemüther darüber hinausgiengen, ſo bleibt doch das Bild im Ganzen daſſelbe.

Und die Römerin? Dieſe wohnte ſchon mehr gegen Abend, und lebte mehr abendlich nach unſerm Sinn. Ihr Leben war viel öffentlicher und freier, obgleich der ſtrengere römiſche Mann nie ſpielen durfte gleich dem Griechen. Die Römerin war im vollen Sinn die Mitherrin des Mannes im Hauſe, und ſeine Geſellſchafterin daheim und draußen, ſoweit Sitte und Frauenzuſtand es überall erlauben kann. In den älteren rohen Zeiten, als ſie noch Cincinnate, Atilier und Kamillen gebahren, hört man am wenigſten von römiſchen Weibern; doch erſcheint bei einzelnen Erzählungen und Begebenheiten ſo viel, daß ſie allenthalben mehr als die Griechinnen in das Leben eingriffen und mitten drinn ſtanden. So lange die Männer in roher, trotziger Freiheit lebten, und Arbeit hatten, die übrige Welt um ſich her zu unterjochen, lebten die meiſten Frauen wohl in ſtrenger, reiner Sitte, und gebahren Kämpfer und Bürger, die den Vätern glichen. Aber ſo wie Weltſchätze und Weltverderben in Rom zuſammenſtrömten, gieng auch die alte Herrlichkeit der Sitten zu Grabe, und ſchon vor Sulla und Lukullus findet man mehrere Motionen, die Weiber einzuſchränken und mehr auf den ſtillen Kreis des Hauſes hinzuweiſen, als auf ihren natürlichen Wirkungskreis. Aber ſolche Motionen verfingen grade ſo viel, als unſre Sitten- und Aufwandsgeſetze: das herkömmliche Leben läßt ſich durch keine Dekrete ändern noch abſchaffen. Die Römerinnen lebten denn, wie ſie gelebt hatten, und blieben, wie ſie geweſen waren. Ja wäre es nur ſo geweſen! Nein, es gieng mit ihnen ſporenſtreichs zu aller Verwüſtung und Entartung, wie mit den Männern; und ſeit Cäſar und Katilina bis in das vierte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung iſt gewiß verſucht worden, was der Menſch in Scheußlichkeit und Liederlichkeit vermag. Selbſt wenn wir annehmen, daß Tacitus, Juvenal, und Petronius, und andere, die empfinden und mahlen konnten, die Dinge durch ein zu dunkles Glas angeſehen haben, und wenn wir viel abrechnen, ſo iſt es doch ein Unmaaß im Unnatürlichen und Gräulichen, wobei einen ekelt und ſchaudert. Was das Kapitol und Palais Royal ſeitdem auch gewagt haben mögen, nie haben ſie dieſe Höhe des Laſters erreicht. Und aus dem Volke und aus der Zeit iſt es ſehr erklärlich, daß es ſo ſein mußte.

Die Römer überſchwemmten und eroberten die Kultur, und empfiengen ſie als Barbaren; deswegen blieben ſie im Gebrauch und Genuß derſelben gewiſſermaaßen immer Barbaren. Die Griechen, welche ſie ihnen brachten, hatten ſie auf einem natürlichen Wege erhalten. Auch ſie hatten darnach geſucht und gerungen, waren darum nach dem Phaſis und nach Tyrus, nach

Babylon und Heliopolis gereiſt; aber alles hatte ſich bei ihnen ſanft und leicht entwickelt, im ſtillen und verborgenen Ablauf der Geſchlechter und in leiſer Vorbereitung und Milderung der Gemüther. So erwuchs Gleichmaaß und Schönheit unter ihnen, und kam in ihre Kunſt und ihr Leben. Der Römer ſchnallte ſein blutiges Schwerdt ab, als er auf dem Nacken der Welt ſtand, zog Purpurkleider an, ließ Sklaven und Sklavinnen Mimen und Tänze aufführen, Ariſtophanes und Sophokles von griechiſchen Vorleſern an der Tiber ableſen, und wollte das Gold und die Schönheit der Welt eben ſo genießen, als er ſie erobert hatte. Er war noch nicht entwildert, konnte vielleicht nie ſo vergeiſtigt werden, als der Grieche, und die noch übrige phyſiſche Barbarenkraft gab rohe Genüſſe ungern auf, um feinere deſto ſüßer zu genießen. Sein Leben war durch keine Kunſt, der Weiber Zucht nicht ſo durch Lebensſitte, als Lebensnoth gehalten geweſen. Ein zarterer, idealer Glanz, wie er über allen griechiſchen Thaten und Werken ſchwebt, hatte dieſes trotzige und ſpröde Volk nie umleuchtet. So fiel denn mit der wegeroberten Armuth alle römiſche Tugend auf einmal zuſammen, und Männer und Weiber wetteiferten, in Schändlichkeiten es einander zuvorzuthun. Das römiſche Weib iſt Gottlob von keinem Weibe übertroffen. Die proſaiſche Gemeinheit und Thierheit des Genuſſes dieſes im Ganzen unkünſtleriſchen und unpoetiſchen Volkes übertrifft alle Vorſtellung von Widerlichkeit. So endigte das römiſche Weib, das faſt wie unſere heutigen Europäerinnen frei war, und einſt keuſche und edle Vorbilder gezeigt hatte, in der völligſten Verworfenheit und Geſetzloſigkeit. Als die phyſiſche Kraft und der irdiſche Leib entnervt und verflogen waren und Hämmlinge und Huren einhertraten, wo Kamille und Scipionen geboten und heilige Jungfrauen der Veſtaflamme gehütet hatten, da kamen friſche Barbaren und das Chriſtenthum über den blutigen und ſchmutzigen Schutt des Alten, und die neue Welt begann.

Achter Brief.

Deine Antwort auf meine drei letzten Briefe habe ich erhalten und mich daran herzlich ergötzt; ſo friſch biſt Du wieder in Deiner alten Welt und ihrer fröhlichen Leichtfertigkeit, und die Klagen und alle Oppoſitionserbitterung ſind vergeſſen. Du lachſt ſogar darüber, daß ich Dir die Welt und das zweibeinigte, kahlgerupfte Hahnenvolk darin ſo mürb und weich vorgeſtellt habe, und ſcherzeſt ein Breites über die Plutzerl *) und Plutzerlſchädel: vortreffliche Worte aus unſerm weiland fröhlichen Wien, welche die Kürbisgeſtalt und Kürbißwäſſerigkeit der Köpfe beſſer beſchreiben, als lange Definitionen. Du meinſt ſogar, es ſei bequemer, mit ſolchen weichen Geſellen

---

*) In Oeſterreich ein Kürbiß und eine bauchige Flaſche.

durch das Leben zu wandeln, weil man nie in die Gefahr des thönernen Topfes kommen könne, der mit dem eiſernen auf Reiſen gieng, es ſei denn, daß man einmal zu hart auf die Kürbiſſe treffe und von dem unlieblichen Erguſſe ihres Bauches zu naß werde. Das Shakeſpeariſche Wort, das er von einem kühnen Mann gebraucht: der Welt einen Schub geben, und ſie aus dem Wege ſtoßen, ſoll uns indeſſen in Ehren bleiben. Denn zu thun hat man doch oft genung mit der mürben und ſchlaffen Menge, wenn ſie auch keinen raſchen und erfreuenden Kampf giebt. Sie liegt doch da, wie gefüllte Schanzkörbe oder Wollſäcke, und hält den Tapfern die Wirkung der Waffen und die Erkletterung der Burg auf.

Aber warte, Du Schelm! das will ich Dir eintränken, daß Du zu behaupten wagſt, die armen Weiber hätten an mir einen ſchlechten Kämpen gefunden; Alles, was ich bis jetzt philoſophirt und erzählt habe, beweiſe nur, daß ſie nothwendig immer entweder in trauriger Dienſtbarkeit, oder ausgelaſſener Freiheit gelebt hätten. Ich verſtehe Dich, und ich hoffe, Du ſollſt mich im Ernſt verſtehen, wenn Du Geduld haſt, mir den langen Umweg wieder auf den Punkt zu folgen, von welchem wir ausgiengen. Wenigſtens ſollen die neueſten Weiber in ihrer Freiheit ſich nicht ſündlicher zeigen, als Du in Deiner. So lies denn, was vor dieſem Blättchen ſchon geſchrieben war, und ſchäme Dich und widerrufe! Denn ich habe Dir zum Schluß ein Muſter irdiſcher Herrlichkeit ausgelegt, was Dein beſtes Herz nie widerlegen ſoll, und was den vorigen Sommer ſo lebendig in Dir lebte, als das Licht durch die bewußten Fenſter ſchimmerte und die Mondſcheibe plötzlich ſo wunderſchön und lieb, und ſelbſt das alte gothiſche Rathhaus intereſſant war, was es Dir ſonſt wohl nur geweſen iſt, wenn Du nach Mitternacht aus ſeinem Keller emporkletterteſt. Gehab Dich wohl und ſei friſch.

Neunter Brief.

Alſo ſo waren alle Römerinnen? Ei bewahre Gott! wer hat denn das geſagt? Dann hätte das römiſche Weſen ſich nicht drei Jahre tragen können, und es trug ſich, ſchleppte ſich wenigſtens noch drei bis vier Jahrhunderte ſo fort, ehe es völlig untergieng. Man muß die Dinge nicht immer zu ſpitz und allgemein nehmen. Von dem, was in einer Zeit herrſcht und vorſcheint, nimmt man mit Recht das Bild der Zeit: was die Größten thun und leiden, das thun und leiden gewöhnlich auch die Kleinſten. Aber in der verdorbenſten Zeit gab es reine Herzen, in der größten Weichlichkeit und Knechtſchaft lebten trotzige und freie Seelen. Chriſtus lehrte und lebte unter Sklaven, Diogenes wälzte ſeine Tonne in Korinth, Thraſea und Helvidius Priskus ſprachen unter Neronen von Tugend und Freiheit und beſiegelten ihre Worte mit dem Tode. Ich nannte die Römer Barbaren im Gegenſatz gegen die Griechen, und hatte natürlich die Griechen der Bildung und Kunſt in Athen, Korinth, Epheſus und Miletus vor Augen, nicht die auf Latoniens, Aetoliens und Macedoniens Bergen, welche mehr römergleich waren. Den fröhlichen Leichtſinn, den unſchuldigen Lebensmuth griechiſcher Ueppigkeit hatte man nie an der Tiber geſehen; ein Volk ſtrenger Diſciplin und rauhen Gemüthes konnte nicht unſündlich ſpielen, wie der Grieche, ſondern das Geſetz, wodurch der Römer als Bürger ſo herrlich geweſen war, ließ ihm ſelbſt in ſeiner ſchönſten, und kurz verfliegenden Kunſtepoche die Sünde und das Unrecht immer im Hintergrunde ſehen; er war ſich immer bewußt, wo jener genialiſche Thor und Gaukler begeiſtert ſchwärmte und genoß. Arm war der Römer, — denn mit Recht heißt arm, wer ſeiner Arbeit nicht froh wird — er kam nie zum fröhlichen Genuß ſeines Reichthums, ſondern dieſer Reichthum verrückte und verdarb ſchnell ſein Leben und ſeinen Staat, ohne daß er die Blüthenzeit auch nur Eines Jahrhunderts in Freude genoſſen hätte. Die Weltepoche nahete, wo die Herrſchaft der Gewalt und Naturkraft aufhören und die überfliesſende Sünde und ihre bittere Erkenntniß den Menſchen dem Mitleid und der Milde mit allen Lebendigen zuführen ſollte. In ernſten Römerſeelen, ſobald dieſes gewaltige Volk von dem Weltkampf und dem Lärm der Komitien und Triumphe zur Ruhe des Gedankens gekommen war, wurzelte eine Philoſophie, die, wenn ſie nicht auf das Chriſtenthum hinſpielte, ſich ſelbſt doch und ſeinen Sinn in daſſelbe hineinſpielen mußte: ich meine die ſtoiſche Philoſophie. Menſchen ſtarben groß durch ſie, die nicht mehr frei leben durften. Alle Zeichen der letzten Griechenzeit gleich nach Alexander, und der glorreichſten Römerzeit von Scipio dem Alten bis Cäſar ſagten, daß die Blüthe der alten Welt unrettbar welken würde, und daß für den neuen Zuſtand ein neues Weltgeſetz gefunden werden müßte. Dieſes entwickelte ſich aus dem Chriſtenthum, und iſt bis auf unſere Zeit durch den Ablauf von ein paar Jahrtauſenden gegangen. Denn leicht läßt ſich zeigen, daß ſeine Anfänge ſchon in Athen, Alexandrien und Antiochien waren, ehe Chriſtus gebohren wurde, deſſen große und göttliche Seele das Bedürfniß der Zeit heller faßte und begeiſterter darſtellte, und eine Flamme in die Welt warf, deren Feuer nie erlöſchen ſollte.

Konnte das Chriſtenthum die Welt begeiſtern und erneuen? So hat man oft gefragt und geſtritten, unverſtändig und zwecklos, wie bei allen allgemeinen Fragen. Wer will ihm Begeiſterung abſprechen, die geiſtigſte, mächtigſte Begeiſterung, die je in Geſchichten erſchienen iſt? Aber Kräftigung, Erneuung des Geſchlechts? Ja, das iſt etwas ſo Tiefes und Unaufgelöſtes, daß ſich bis jetzt nichts darauf antworten läßt. Ich denke, in einem gewiſſen Sinn erneuet alles geiſtige Leben; aber freilich eine ſchöne Welt ſtillen Gleichgewichtes und tapferer Glückſeligkeit zu bilden, dazu gehört viel Anderes. Das Chriſtenthum bekam eine entartete, entnervte und verkümmerte Welt; da war nicht viel zu kräftigen und freudigen, ſondern Sünder zu beichten und zu tröſten, die nicht herrlich leben, ſondern ſelig ſterben wollten. Mit jenem Geſchlechte war es ohne Rettung vorbei, es mußte vergehen, und das Chriſtenthum hatte es nur etwas ſanfter zur Ruhe zu bringen. Wer Geſchichte kennt, weiß, wie des Menſchen Religion und Götter immer Bilder ſeines Lebens geweſen ſind; ihre Geſtalt iſt öfter aus dem Zuſtande des Volkes hervorgegangen, als das Volk und ſein Leben durch ſie verwandelt iſt. Doch läßt das Letzte von einigen Nationen ſich nur mit

Einſchränkung ſagen. Das Chriſtenthum war ja nur Geiſt des Zeitalters, und mußte alſo das allgemeinſte Gefühl und Bild deſſelben an ſich tragen. Dieſe waren Wüſtenei und Ungeſtalt im Leben, Verzweiflung an der Erde, und alſo Aufblicken zum Himmel, und Hinüberblicken in eine künftige ſchönere Welt. Indeſſen das Milde des menſchlichen Gemüthes entwickelte ſich in dieſer ſchwachen Zeit mehr durch das Chriſtenthum. Als die Herrlichſten und Stolzeſten auf Erden ſich ſchon elend und nichtig fühlten, da wurden die Elenden und Zertretenen ihnen gleicher. Dieſe ſchienen ſich zu erheben, wie jene ſich hinabſenkten: es kam eine geiſtige Würdigung der Kraft und des Schickſals in die Welt. Nun ward der Sklave freier, das Weib gegen den Mann gleicher gewogen; es war Ein Geſchlecht des Unglücks und der Sünde. Dies hätte aber durchaus nichts weiter werden können, als die ganze Erde und ihr Leben in Ein großes Mönchskloſter und Eine lange Litanei zu verwandeln, wenn das Chriſtenthum bloß in der Verweſung der alten verdorbenen Welt hätte fortwurzeln ſollen. Zum Glücke kam die Reihe an die Barbaren, die auf den Trümmern der alten Kultur zu graſen begannen, und Städte baueten und Reiche gründeten. Dieſe brachten phyſiſches Vermögen und rohe Tugenden mit, und miſchten ſich mit den Reſten alter Kultur und dem Chriſtenthum, um nach langem und anarchiſchem Kampf von ſechs bis ſieben Jahrhunderten die erſten erfreuenden Lichtſtrahlen der Humanität hervorſchießen zu laſſen: eine Tugend, welche die alte Welt nicht kannte.

Es waren Germanen, welche die neue europäiſche Welt ſtifteten, wenigſtens in allen den Ländern, wo das Centrum der neuen Kultur, alſo das Centrum der neuen Herrſchaft der Erde geweſen iſt. Man macht herrliche Schilderungen von der Leibesſtärke, Tugend und Sittenreinheit dieſer Völker, von der Ehre und Keuſchheit ihrer Weiber, und von der Freudigkeit und Freiheit, worin alles lebte. Wie oft hat man Tacitus und Plinius darüber in Quartanten und Folianten kommentirt! Mag ſein, daß es ein tüchtiger und ſchöner Menſchenſtock war; aber bei ruhiger Betrachtung finden wir doch, daß ſie die Tugenden und Laſter hatten, welche Barbaren in ſolchem Klima und auf ſolcher geſellſchaftlichen Bildungsſtufe zu haben pflegen. Was durch Urbildung und Gewöhnung des Zufalls bei den Germanen beſſer war, als bei andern Völkern, ſollte man wenigſtens nicht geiſtig, noch weniger geiſtlich-chriſtlich ſchätzen: eine Schätzung, die das Leben und die Geſchichte verkehrt. Es galt auch bei den Germanen das Recht der Stärke, wie bei allen Barbaren von jeher; und wenn ſie das Weib nicht behandelten, wie der Hurone und Hottentott das ſeinige, ſo mußte es doch dienſtbar ſein im Bette, Hauſe und Felde, und ſorgen und arbeiten, wenn der gebietende Mann die Beſchwerden der Jagd und die Mühen und Gefahren eines Raubzuges auf der Bärenhaut ausſchlief. Da iſt nichts von jener ſeltenen Ehrfurcht vor dem weiblichen Geſchlechte, von jener Hingebung an daſſelbe, womit man uns ſpäter in ſchönen Romanen ergötzt hat, die auch wohl ſchöne Geſchichten geworden ſind. Was Tacitus von einer Velleda und Alrun erzählt; was von einzelnen herrlichen Frauen und Jungfrauen der Fürſten und Anführer gelten mochte; was man überall von größerer Mäßigkeit der Triebe der Menſchen ſagen kann, die im nördlichen Ocean und über den Alpen und Karpathen wohnten: eine Mäßigkeit, die das Weib nicht ſo unglücklich ſklaviſch machen konnte, als in heiſſeren Ländern — hätte man nicht ſo ſublimiren ſollen, als man gethan hat. Nachher in dem Anfang der chriſtlichen germaniſchen Welt ſehen wir kein ſo erfreuliches Bild des europäiſchen Lebens weder bei den Chriſten noch Heiden; vielmehr iſt vom fünften bis zehnten Jahrhundert alles roh, wüſt und unhold, und die Wildheit kann ſelbſt durch die gewaltigſten Schranken des Aberglaubens nicht gebändigt werden. Ich gebe es zu — was alle Geſchichte beſtätigt — daß ein Volk nie ohnmächtiger, unglücklicher, und zugleich laſterhafter und ungeheurer erſcheine, als in den erſten Anfängen der Gründung eines feſten Bürgerlebens, wo alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte, alle Leidenſchaften und Bedürfniſſe mit einander ringen, und erſt nach langem Kampf ſich ins Gleichgewicht ſetzen ſollen. Aber wären die Germanen und ihre Weiber ſolche Heilige geweſen, als wozu die dummen Nachbeter alten Wahns ſie machen wollen, welche weder Lombarden- und Frankengeſchichten, noch ihre Staats- und Hofaktienen geleſen haben, ſo ſehe ich nicht, wie die Reſte römiſcher Verdorbenheit, die ſie mit römiſcher Kultur und mit dem Chriſtenthum empfingen, ſie plötzlich ſo hätten anſtecken können. Da iſt Weiberraub, Schändung der Jungfrauen, Entweihung heiliger Leiber ſelbſt an heiliger Stätte, Unkeuſchheit der Männer, und Ueppigkeit der Frauen an der Tagesordnung; und immer ſteht das arme Weib noch in einem knechtiſchen Verhältniß, bis der Mann den Knecht auszieht und durch Bildung ein Freier wird. Das Chriſtenthum mochte eine Gleichheit des ganzen Menſchengeſchlechts in Gemeinſchaft der Liebe, Gerechtigkeit, Milde gegen Knechte, Sanftheit und Güte gegen die Kindheit und das zartere Geſchlecht predigen — verſtockten Ohren und wilden Herzen blieb alles leerer Wortklang, und die Gewalt gehorchte nur, wenn ſie ermattet und abgelebt war, und kroch dann in das Mönchskleid und hinter die Sicherheit der Altäre und Reliquien, um für die Sünden Buße zu thun. Das Chriſtenthum hatte bis jetzt bloß eine fanatiſche und mönchiſche Begeiſterung gehabt, wobei alles Leben, üppiges und welkes, junges und altes, als ein Nichts einer überirdiſchen Macht geopfert ward. Die erſte, wirklich geiſtige und menſchliche Begeiſterung, welche das Menſchengeſchlecht erfreuen und befreien ſollte, konnte ſo früh nicht kommen. So wie der Glanz dieſes Götterlichtes aufgieng, blühte auch in Europa das erſte fröhliche Leben wieder aus friſchem Saft der Erde, und der neue Menſchenſtamm war von der erſten ſchweren Kette der Roheit und des Wahns gelöſt. Es war das elfte und zwölfte Jahrhundert, als dieſe Zeit eintrat, und dem Weibe geſichert zu werden anfieng, was das Chriſtenthum ihm ſo lange gelobt und aus der Ferne gezeigt hatte. Es war dies das Zeitalter des Romanzo und der Ritterlichkeit; und ich will Dich nur der Parodie wegen erinnern, daß unſere Romane und Galanterie davon noch übrig ſind: Dinge, deren Bedeutung wir bald ſehen werden.

In Südfrankreich gieng die erſte ſchönere Vergeiſtigung des neueuropäiſchen Menſchen auf. Das Klima weckte Liebe und Lebensreize, und in dem ſogenannten Romanzo ertönten Lieder der Liebe und Freude; der Geiſt des Chriſtenthums durchdrang den Inhalt dieſer Lieder, und mußte zarter und mitfühlender in Freude werden, jemehr der Menſch anfieng die kalte, eiſerne Schwere der Unhuld abzuwerfen und die Welt in freundlicherer Geſtalt zu ſehen. Dazu kam, daß die fanatiſche, auf ſich ſelbſt brütende Finſterniß des damaligen Chriſtenthums auf einen herrlichen Kampfplatz zu Thaten geriſſen ward. Die Periode der Kreuzzüge begann, und aus hohem und ſtolzen Heroismus entwickelte ſich die Geiſtigkeit des Chriſtenthums an ſtattlichen und würdigen Männern, und lag wie ein heiliger Glanz auf ihrer Thatenfülle. Eine ſchnelle und ungeheure Verwandlung der Europäer, die in ihren Wirkungen bald vom Aetna bis zum Heckla gefühlt ward. Geiſtige Würdigung der Dinge und milde mitfühlende Sympathie mit allen Lebendigen hatte bisher als ein verborgener Keim im Chriſtenthum gelegen; der Menſch mußte ſich erſt mildern, und ein äußeres Zuſammentreffen mehrerer Umſtände mußte hinzukommen, damit dies etwas Lebendiges würde. Das furchtbare Grauſen, womit der verfinſterte Menſch den Gott und die Geheimniſſe des Chriſtenthums bisher angeſtarrt hatte, ward nun ein ſchwärmeriſch geiſtiges Gefühl voll unausſprechlicher Liebe und ſtillerer Anbetung. Wie er zarter und milder geworden war, ſo trug er ſeines Lebens Geſtalt auf ſeine Religion über, und bekam ſie von ihr ſchöner und glänzender zurück. So giengen Himmel und Erde in ſüßer Schwärmerei und Liebe zuſammen, in einem ganz anderen Sinn, als das Alterthum es je gekannt hatte; und ſo, wie man anfieng zu ahnden, daß Zartheit und Milde innerſter Geiſt des Chriſtenthums ſei, erhielt alles Zarte und Milde auch auf Erden ſeine Würde und ward idealiſirt und vergöttert. Nun wurden die Frauen und Jungfrauen zuerſt anmuthigere und freiere Mithelferinnen und Halterinnen des trotzigeren und roheren Männergeſchlechts, die Stimme der Sitte entſchied für die Gewalt, die Liebe ſchlichtete blutige Fehden, und belohnte mit Liedern und Kränzen und dem ſüßen Dank eines Wortes herrlicher, als Reichthum und Glorie je einen Mann erfreuen kann. Die

Zartheit und Huld des Geſchlechtes zu vergöttern; ſeine Treue, Frömmigkeit und Freundlichkeit in Liedern zu preiſen; ſein ahndungsreiches, prophetiſches Himmelsgemüth, als Engeln und himmliſchen Geiſtern verwandter, anzubeten; ſeinen Wink als Befehl zu ehren, ſein freundliches Wort als Seligkeit zu empfangen — war nun das Geſetz jedes biedern und tapfern Mannes. Unter den ritterlichen Pflichten war Schutz und Ehre der Frauen eine der unerläßlichſten, und der Mann beugte ſich zum erſtenmal vor dem Weibe, durch langen und treuen Dienſt zu gewinnen, was Gewalt nicht mehr erobern durfte. Das Weib ſtand nun nicht allein geſichert, ſondern in Glorie da: die Mutter Gottes, und alle Heiligen hatten ihr von ihrem Glanz abgegeben.

Dies war der Sinn der Ritterlichkeit, und was in den Palläſten der Fürſten und auf den Schlöſſern der Baronen bei Tänzen und Turnieren, an den Höfen der Liebe, und bei den Blumenſpielen der neupoetiſchen Kunſt entſtanden und gebildet war, gieng mit dem Ablauf von Jahrhunderten in die Häuſer des Bürgers und die Hütten des Bauren über. Der geiſtigere Menſch lernte der Schwäche des Weibes ſchonen und ſich ſeiner Anmuth und Liebe freuen. Freilich die erſte Schwärmerei dieſer Ritterlichkeit der Männer

und

und Liebesvergötterung der Frauen erloſch ſchon nach zwei bis drei Jahrhunderten; aber der Sinn, woraus ſie entſprungen war, konnte nicht erlöſchen, ſo lange das Kreuz des Heils als Europens Banier der Bildung aufgerichtet ſtand; und die ſchöne Flamme, die einſt ſo hell geleuchtet hatte, glühete in edleren Brüſten in ſtillerem Glanze fort. Einzelne Beiſpiele chriſtlich heroiſcher Liebe und ſchwärmeriſcher Vergeiſtigung der Verbindung zwiſchen Männern und Weibern möchten ſich noch wohl im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte hie und da ausleſen laſſen; doch bleibt ſo viel gewiß, daß mit der Reformation, die eine ſo große Wetterſcheide unſerer Bildung iſt, auch hier allmälig neue Anſichten und Würdigungen kommen mußten. Sie ſind gekommen, und in unſerer merkwürdigen Zeit, wo wir auf dem Schutt und den Gräbern alles Alten ſtehen, immer zitternd, von ſeinen Ruinen mit verſchüttet zu werden, iſt auch hier die Unſicherheit und Verworrenheit doppelt groß geworden. Ich muß mich ein wenig erholen, um deſto friſcher weiter erzählen zu können.

Zehnter Brief.

Die herrlichſten Dinge in der Welt werden nichtig, das Schönſte wird häßlich und das Lebendigſte todt, ſobald die Zeit ihren Zweck mit ihnen erfüllt hat. So iſt es der Ritterlichkeit gegangen, und alles, was aus ihr entſprungen und entwickelt war, in ihr ſeine Haltung und Bedeutung hatte, iſt mit ihrem Untergange unſicher und verworren, oder wohl gar nichtig und verderblich geworden. Wie das Chriſtenthum im leiſen Gange der Zeit das Menſchengeſchlecht mehr gemildert und vergeiſtigt hat, ſo ſind die Einflüſſe der Ritterlichkeit mitgegangen, und haben in der äußeren Geſtalt unſers Lebens ſich immer noch mit entwickelt. Aber der Männer Ritterlichkeit ſelbſt und ihre Vergötterung des Weibes, der Frauen zarte Richtung und Führung des Lebens und Pfle gung der züchtigen Sitte und geiſtig chriſtlichen Jungfräulichkeit — wo ſind ſie? Was einſt in Begeiſterung da war, iſt Aefferei, was Götterſpiel war, iſt Poſſe, was fromme That war, iſt eitles Geſchwätz geworden. Der Grund des europäiſchen Lebens ruhet freilich auf Ritterlichkeit und Chriſtenthum; aber eine maaßloſe Zeit hat alle ihre Unmäßigkeit und Verwirrung mit eingemiſcht. Ich höre Deine Vorwürfe, verſtehe Deine Klagen, und kann, wie die Dinge jetzt ſtehen, nicht anders, als Dir Recht geben. Das ſchönſte Alte des Mittelalters iſt nun wirklich veraltet, und nur noch als hohle Form da; wir ſtehen vielleicht auf einer größeren Verwandlung der Zeit, als Luther und ſeine Zeitgenoſſen erlebten und machten. Die Bildung durch unendliche Geiſtigkeit hat den feſten Boden der Erde erſchüttert, und wir ſchwanken alle mit in dem Erdbeben. Die frühere Begeiſterung iſt dahin, die neue iſt in der Geburt, die Jetztlebenden ſind mit in ihren Wehen. Fühlend, daß das Alte nicht hält, flickt und pfuſcht man Aelteſtes und Neueſtes zuſammen, und hat die Sicherheit alles Naturſtandes und Naturverhältniſſes verlohren, wenn es je eine ſolche Sicherheit gab, deren Glauben die Beſſeren nicht aufgeben können.

Das franzöſiſche Volk, welchem Europa im Guten und Böſen ſo viel verdankt, entwickelte zuerſt die Ritterlichkeit, iſt nachher der leichteſte und liebenswürdigſte Träger und Darſteller derſelben geweſen und ſoll es nach der Meinung Vieler bis auf den heutigen Tag ſein. Es hat nun auch die ſchlechten Reſte ſchönerer Vergangenheit bis zum Grabe dargeſtellt. Seitdem bei Männern bloße Spiegelei der Ehre des zarteren Geſchlechts war, um deſto ſicherer zu verführen und zu genießen; ſeitdem die Weiber den heiligen Gürtel der Zucht verloren hatten und ſich mit kümmerlichen Zierrathen der Mode und Etikette behalfen, war auch dieſes ideale Leben vergangen und ward gemein und verworren; und gemein und verworren iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich ſpreche beſonders von den Ständen, die gebildet heißen und darſtellen. Es iſt ein albernes, ſinnloſes und geiſtloſes Leben, ohne Glorie, Liebe und Lebensreiz. Gemeiner Genuß, Verwirrung aller natürlicher Verhältniſſe, leeres Geſchwätz der Stutzerei, und leere Liebe der Empfindelei, Schwächlichkeit bei den Männern, und Gefühlloſigkeit bei den Frauen — ſiehe! ſo geht dies Leben ohne Maaß und Haltung, und alſo auch ohne Freude und Herrlichkeit einher, und macht Affenſprünge, wo die Väter als Menſchen genoſſen: in ewiger Geſelligkeit iſt man matt und faul, und ſelbſt der Reiz der Geſchlechter zu einander ſcheint alles zartere Spiel verloren zu haben. Weil man gefühlt hat, daß in dem todten Alten kein Grund des Lebens mehr ſein kann, ſo hat man neue Gründe genug aufgeſtellt, und das Weib iſt dabei zum Theil ganz gut bedacht worden, und mehr als einer hat verfochten, ſeines Lebens Geſetz und Recht ſeien mit denen des Mannes völlig gleich: ein Unſinn, den die Schönen als eine ritterliche Vertheidigung bekränzt haben, obgleich zwei verſchiedene Dinge wohl auch verſchiedene Geſetze haben müſſen. Denn wenn der Mann elendig iſt, welchem Muth und Luſt fehlt, aus dem Hauſe hinaus in des Lebens Weite zu bringen, ſo iſt das Weib verächtlich, das ſich ihm gleich in das Leben zu ſtürzen wagt, welches ſie nur zart berühren darf, um an den ſtillen Herd nicht Befleckung zurück zu bringen. Das Weib ſoll ſich nun im äußeren Leben halten durch Freiheit und Selbſtſtändigkeit gleich dem Manne, ſoll ſeinen eigenen Herrſcherwillen haben wie er, ſoll alle Bildung mit ihm gleich genießen, alles Daſeins blumige und kernigte Spitzen mit berühren dürfen, wie er, um endlich durch hohe Geiſtigkeit ſich zu reinigen und die geläuterte Sicherheit ihrer ſelbſt bewahren zu können.

Das klingt erhaben, aber es iſt ein weiberſchändender Unſinn. Andere Geſellen, die von Welt und Menſchen nichts wiſſen, ſpielen noch immer mit den alten Klängen und ſchildern in Romanen einen Liebestraum und ein Männer- und Weiberleben, wo ſich Heiliges und Unheiliges, Altes und Neues, Wahres und Falſches ſo bunt miſcht, daß es die Verwirrung der Herzen nothwendig vermehren muß. — Und die Aefferei der großen Geſellſchaft, wo jeder nun klar weiß, daß er den andern betrügt, wo alles Ungeſtalt und Lüge geworden iſt, was ſonſt Schönheit und Wahrheit war — und die Romanentugend, woran unſere Jungfrauen den Spiegel ihres künftigen Lebens ſtellen ſollen — das alles ſoll ſie liebenswürdig und ſittlich machen? Denn die Religion der Großmütter und die guten, treuen Bibeln und Gebetbücher ſind zu alt und langweilig geworden. Wenn einzelne ſchöne Seelen ſich und ihres Lebens Reinheit und Ganzheit aus ſolcher Wüſtenei retten, ſollte man ſie nicht faſt als höhere Weſen anbeten?

Und hier ſoll ich hineingreifen, und mir die Plage meiner künftigen Tage ſuchen? rufſt Du. Geduld, mein Bruder! Wir haben nur die Leute der großen Landſtraße beſchrieben; noch giebt es der kleinen Seitenwege und engen Fußſteige genug, wo man mehr nach altväterlicher Art lebt und genießt, und wo noch Frauen einhergehen, die ihrer Männer Freude werden können. Freilich der allgemeine Geiſt iſt der oben beſchriebene, und kaum iſt wohl eine Hütte, wohin nicht etwas von ihm durchgedrungen wäre. Aber ſei nur ſelbſt tüchtig, ſei nur ein Mann — ein nicht ganz verkehrtes Weib wird ſich an Dir zurecht finden, und Liebe wird die Natur wiedergebähren. — Arme Weiber, freundliche und liebenswürdige Spielerinnen und Verſchönerinnen des Lebens, wie hat man euch in das Fremde hineingeriſſen, das euch und uns nichts nütz iſt, und euch den Preis und den Kranz genommen, der euch beſtimmt war! Ihr ſeid die Hälfte der Menſchheit, und wenn man ja wägen will, dem Manne gleich wiegend; euer Leben, mit dem ſeinigen verbunden, macht nur ein Ganzes; aber beide Leben haben verſchiedene Geſetze, und die Vermiſchung derſelben, die bei zu vieler Geſelligkeit unvermeidlich iſt, wo man nicht mit einander lebt, ſondern ſich mit einander herumtreibt, hat Männer zu Weibern und Weiber zu Männern gemacht, und das Glück zerſtört, und die Sitte geſchändet.

Wir ſprachen oben von Naturſtand: mit ihm haben wir hier eigentlich nichts zu thun. Aber dürfen wir nicht auch Naturſtand nennen, was die Geſchlechter durch alle verſchiedene Stufen der menſchlichen Entwickelung als bleibendes Verhältniß und feſte Beſtimmung zeigen? Ich denke. Zwei Worte alſo von dieſem Naturſtande, wovon wir mehr wiſſen können, als von dem erſten. Was muß das Weib thun, wenn ſie als Sklavin im Hauſe des Mannes iſt? was thut und leidet ſie in der Freiheit ſchönerer Verbindung, wo die Liebe ſie zur gleichen Genoſſin des Mannes erhoben hat? weswegen ſind die edelſten Frauen in Geſchichten geprieſen worden?

Das Weib des Barbaren hütet und bewacht die Hütte, zündet das Feuer auf dem Herd, lebt ſtill in Arbeit, während er in Faulheit oder wildem Muth herumſchweift, liegt bei ihm, und gebiehrt ihm Kinder. Das Weib des Menſchen hütet und bewacht das Haus, zündet das Feuer auf dem Herd, ſorgt und wacht in liebender Thätigkeit für alles, ſchmeichelt und erquickt den von der Arbeit heimkehrenden Mann, freut ſich der Stille und Einſamkeit, und geht nur unter ſeinem Schutz ins Leben hinaus, liegt bei ihm und gebiehrt ihm Kinder, und erzieht ſie zur Tapferkeit und Zucht. So ſieht das geprieſenſte Weib aus, und wer — ſei er der wüſteſte Mann — kann ſich enthalten, ein ſo anmuthiges Bild des ſtillen Lebens nicht mit Verehrung und Sehnſucht anzuſchauen?

Durch Stille und Sitte herrſcht das Weib, durch Freundlichkeit und Huld ſchimmert ſie als die letzte vollendende Blüthe in dem Kranz der Schöpfung. Was dieſe Herrſchaft und dieſen Glanz erhält, muß auch das Glück des Weibes und die Freude des Mannes erhalten. Wie des Mannes Herrlichkeit durch Kampf und Streben nach außen entwickelt wird, wie er das Leben an allen Enden anfaſſen und fühlen muß, um vollendet und in ſich ſelbſt geſchloſſen zu werden, ſo entwickelt das Weib ſich mehr in dem lieblichen Geheimniſſe der eignen Knoſpe, und die ſchöne Blume ſpringt erſt hervor, wenn der Mann die Knoſpe berührt, und die Jungfrau Weib wird. Die würdigſten und trefflichſten Frauen, welche die Welt erfreut und herrliche Söhne gebohren und erzogen haben, waren in ſolcher Stille erwachſen. Feſt ſteht es, und wird es ſtehen, ſo lange Menſchen ſind, daß der Mann ſein Beſtes von außen, das Weib das ihrige von innen haben muß. Sie ſteht mehr in frommer Genügſamkeit und Selbſtvollendung aus ſich ſelbſt da, und deswegen hat der Mann in ſchöneren Zeiten in dem Weibe immer etwas Göttergleiches und Prophetiſches verehrt. Sie iſt, was ſie iſt, in und durch ſich ſelbſt, und was ſie noch erwerben kann, können nur kleine Zierden ihres reichen Beſitzes werden, aber den Beſitz ſelbſt nicht vermehren. Giebt es auch für den Mann eine Zeit, wo ſeine Jugend im ſtilleren und gleicheren Schwunge des Lebens gehalten werden muß, damit er ſich künftig mit Luſt und Kraft in der freien Weite bewegen könne, wie ſollte man denn nicht vielmehr das Weib anders erziehen, als man thut? Dürfen kleine Mädchen ſo in das Leben hinein, als wir ſie im zehnten, zwölften Jahre hineinführen, ja oft hineinwerfen? dürfen Jungfrauen im funfzehnten, achtzehnten Jahre ſo in Geſellſchaften leben, als es am Tage iſt? Was ſind die Folgen ſolchen verworrenen Taumels? Ein verworrenes Leben. Wenn die Tugend ſich auch rettet, dieſe oft ſo unbedeutende Tugend, die man gewöhnlich nur meint, wo bleibt des Herzens Schönheit und Reichthum und des Lebens Sicherheit und Haltung? Wird nicht das Beſte verflattern in Nichts? Und die fromme Liebe und welterhaltende Treue, wo ſollen ſie im Nichtigen wurzeln und blühen?

Und die Bildung der Frauen? Ja, ſchreit man, wir hören, wohin Du willſt, das Weib ſoll unmündig und roh bleiben, damit Du deſto beſſer Herr und Tyrann ſein könneſt; Du willſt es mit altem Wahn halten, während Du Dir ſelbſt neue Freiheit erlaubſt. Geduld! Geduld! ſo iſt es nicht gemeint. Wenn ich zuerſt ſage, daß die meiſte Bildung bei den meiſten Männern nichtig iſt, ſo mögen die Weiber mir daſſelbe Bekenntniß über ſich nicht übel nehmen. Wenn ich ferner ſage, daß ſie weniger lernen können und zu lernen bedürfen, als der Mann, weil ſie mehr von Natur ſind, was ſie ſind, ſo werden ſie das für keine Schmähung aufnehmen. Und wenn ich endlich behaupte, daß ihre Herrlichkeit in dem Sein und Mittelpunkt des Lebens iſt, und daß ſie in Thaten und Werken ſelten die Höhe des Mannes erreichen, ſo mögen ſie, wenn es ihnen gefällt, mit der Nothwendigkeit rechten, die ſie erſchuf. Uebrigens verſichere ich ehrlich und heilig, daß ich für meinen Theil keine rohe Geſellin im Hauſe und Bette wünſche. Aber zur Bildung gehört nicht ſo viele Angſt von Sprachengaben und gelehrten Kenntniſſen, nicht ſo viele Schärfe und Glanz des Witzes und der Zunge, als unſere Weiblein haben ſollen und haben wollen. Die Bildung und Mißbildung der Zeit bekommen die Weiber an ſich ſchon zu früh und zu leicht; das eignen ſie ſich mit ihrer Leichtigkeit gar bald an. Und gieb mir eine reine, fröhliche Jungfrau, und laß mich wirklich einen gebildeten Mann ſein und mit Gebildeten menſchlich leben, wie bald wird mein Leben und meine Bildung die ihrige ſein! Nur der Rohe mag ſich des Rohen freuen. Ich will das Schönſte und Beſte, was in meinem Volke und in meiner Zeit iſt, gern an meinem Weibe blühen ſehen; aber dieſe Blüthe wird durch Einfalt in Liebe am ſchönſten hervorgetrieben. Hat das Weib ein Talent, und hat ſie es geübt, ſo erfreue ſie mich damit, wie billig; ſpricht und empfindet ſie ihre Sprache rein, erkennt ſie den beſten Werth ihres Volkes in Thaten und Werken — es iſt ein ſchöner Zuſatz zur Freude: ihre lieblichſte Bildung beſchreibt ſich nicht. Aber das muß ich Dir ſagen, Bruder, und werde es Dir immer ſagen, die gelehrten Kennerinnen und philoſophiſchen Schwätzerinnen ſcheinen mir die Peſt des Lebens und der Geſellſchaft. Sie ſind von allen Grazien verlaſſen, und ängſtigen uns, die des Reizes und der Unruhe im Leben genug haben und in ihnen Ruhe und Erquickung finden wollen, durch ihre Eitelkeiten mit neuen Reizen und Stacheln. Es bleibt doch dabei: der Mann lernt ſein, das Weib iſt. Aber dem Weibe muß ein Mann gezeigt werden, damit es werde.

Aber ſo zerſtöre ich alle ſüßen Täuſchungen dieſer Zeit und ſchlage alle Romanenweſen todt? Was kann ich dafür, wenn es ſo ſein muß? Aber warum will man einen immer ſo ſtreng und zänkiſch verſtehen, wenn man bloß leicht und natürlich iſt? Ich ſehe das Leben gern mit dem Ernſt und der Würde an, die es hat, und kleine Thorenſpiele und Poſſen, die ſein Wechſel haben muß, ſind mir nur ſo wichtig nicht, als euch; ſie mögen in Gottesnamen auch ſein, wenn die erſten Dinge abgemacht ſind. Nur was man das jetzige Romantiſche nennt und meint, ekelt mich an: dieſe Pinſelei und Aefferei der Männer, und Albernheit und Empfindelei der Weiber. Und was ihr Liebe nennt? arme Thoren! das heiſſe, dürftige Ding! Soll man mit dem Höchſten ſo ſpielen? Was Knaben und Mädchen von einander wollen und meinen im funfzehnten und ſiebenzehnten Jahre, wo ſie einander am wenigſten ſehen ſollten: dieſen Dunſt, welcher der Blüthe vorhergeht, dieſes kraftloſe und bloß empfindende Vorſpiel von Leben und Würde ſpäterer Zeit — ſoll man dies als Geſetz der Geſchlechter heiligen? ſoll man ſo hoch ſtellen, was nachſichtig unſchuldiger Wahnſinn und kindiſches Spiel genannt wird, von welchem bloß in energiſchen Menſchen Spuren zurückbleiben, das die leichte Menge nachher faſt immer für Lügen erklärt, wofür ſie ſich damals in Feuertode ſtürzen und über alle Oronokos ſchwimmen wollte? So ſpringt ſie ſelbſt mit den Empfindungen um, welchen ſie Ewigkeit von Dauer gelobte. Wir machen es ganz kurz ab mit der Frage: Was will das Weib von dem Manne, und der Mann von dem Weibe, wenn ſie einander begehren? Die Natur führt beide durch den Trieb zuſammen, damit das Geſchlecht beſtehe. Das Weib will Kinder, wenn ſie den Mann anſieht; Kinder ſind ewig ihre höchſte Liebe. Der Mann kann ſein Weib mehr lieben, als ſeine Kinder, nie das Weib ihren Mann mehr. Wir ſprechen von keinem verkünſtelten und verdorbenen Weibe. Das Weib will Kinder, ſie will Schirm und Sicherheit in dem Mann, ſie will Ehre für ſich und ihre Kinder von ihm. In einen Knaben kann ſie ſich für Augenblicke vergaffen und verblenden; dem Mann, den ſie ſchätzen und ehren, von dem ſie hoffen kann, er könne Vater eines friſchen und tapfern Geſchlechts ſein, wird ſie nur ihren Leib hingeben wollen. Sie wird ſich ruhiger dem Manne gegenüber betrachten können, den ſie in ihr Bett nehmen will; nicht ſo der Mann. Denn der Mann will nur das Weib; er ſoll lieben nach Naturgeſetz, heiß lieben, und ſich ſo zum Weibe legen, damit freudige, fröhliche und wackere Menſchen werden. Was er ſonſt an ihr hat und gewinnt, ſoll auf dieſer Wage alles klein wiegen. Für ihn iſt Amor der Ewigblinde, und er greift ſein Loos, wie er muß. Du hörſt wohl, Bruder, wir ſprechen hier nicht von unſerer Welt. Wenn die Beiden dann mit einander leben, des Lebens und der Freude genießen, Kinder zeugen und erziehen, ſo erhebt ſich über den edleren Menſchen ein zarter Schimmer höheren Daſeins, was was ich faſt himmliſche Liebe nennen möchte. Dieſen Schimmer des Lebens wünſche ich Dir und mir und jedem Ehrenmann, den der blinde Amor ins Brautbett geführt hat: die aber der blinde Plutus, oder noch was Schlechteres dahin führte, die Buben ſollen frieren und in eiferſüchtigen Krämpfen zittern.

Elfter Brief.

Nein, ſo war es nicht gemeint, Bruder, bewahre der Himmel! Weder ein Einſperrungs- noch Einſchreckungsſyſtem, ſondern freies, natürliches Leben, wie es des geiſtig vollbärtigen Menſchen würdig iſt, wollte ich. Ich wollte nur zeigen, was immer geweſen, und von den beſten und freieſten Menſchen für würdig und natürlich gehalten iſt. An Tugendzwang und irdiſche Gewalt, welche den hochgeiſtigen Menſchen gar nicht mehr halten kann, konnte ich nicht denken wollen. Aber ich möchte das Leben gern in Eine Kraft und Eine Einfalt zuſammenfließen ſehen, als die einzige göttliche Tugend, welche der Sterbliche erreichen kann: und wenn ich dies verlieren könnte, ſo möchte ich ſogleich ſterben. Ich ſollte das Romantiſche verdammen? ich, mit meiner Lebensanſicht? Dann müßte ich Narr ja alles verdammen, was wir Schönſtes geweſen ſind, und alles, was wir dadurch wurden, und noch beſitzen. Denn wo noch blühender Geiſt iſt, wo wäre es nicht das Romantiſche, das uns das Schöne bringt?

Mit dem Weibe haben wir es abgeſchloſſen. Ihr Sinn und ihre Kraft liegt in der Jungfrau faſt verſchloſſen. Der Mann, der ihren Leib für Geburten aufſchließt, öffnet zuerſt die volle Blume ihres Daſeins; an ihm wird ihr Leben offenbart, an ihm bildet ſich die bleibende Geſtalt deſſelben. Iſt der Mann ein Halbling, ein eitler Schwächling, oder ein verworrener Narr, ſo kann kein Menſchenleben werden. Und weil wir meiſten Männer dies ſind, Schwätzer für Thäter, Empfindler für Verſtändige, Schmeichler für Freie, Lügner für Wahre, Gaukler für Spieler; weil wir ſelbſt keine Tugend darſtellen — wie ſoll ſie durch uns und an uns bei Weibern ſich bilden? Das ſteht feſt, der Europäer iſt zu geſellig geworden, oder er iſt doch zu früh geſellig; die Geſchlechter werden in den Jahren, wo ſie ſich wenig berühren ſollten, zu viel gemiſcht; der Mann lebt ſich als Jüngling zu ſehr ab in Geſellſchaft von Weibern, in ihrem Geſchwätz, ihren kleinen Zettelungen, und bunten Eitelkeiten: er verliert die ſtolze Würde, die feſte Geſtalt, wodurch er dem Weibe gefallen und gebieten ſoll, auch wenn ihm ein ſchönes Bild des Weibes ins Haus kömmt. Die Männlichkeit ſteht der Weiblichkeit nicht mehr als eine geſchiedene Welt gegenüber, damit beide ihre Mängel erkennen, in ſüßer Sehnſucht zu einander wollen, und aus zwei halben Leben Ein ganzes machen. In den Jahren, wo noch kein Trieb die Geſchlechter ſchärfer ſondert, mögen ſie einander im unſchuldigen Kinderſpiel bilden. Die Jungfrau werde mehr in die Einſamkeit des Hauſes zurückgezogen; der Jüngling komme ſeltener unter Weiber. Die Zeit von dem funfzehnten bis fünf und zwanzigſten Jahre ſoll er Freunde gewinnen, und mit Männern ſich für die That kräftigen. Sicherer gehe er nachher zu Frauen und Mädchen; nur daß er die Männer und Freunde nicht vergeſſe, auch dann nicht vergeſſe, wann er ſein Weib heimgeführt hat; von Männern muß er holen, wodurch er das Weib erfreuen und beherrſchen mag, Thatenmuth und Gedankenfülle. Da wird ihr Leben ſeine ſchöne Ergänzung. Wie ſie mit ihren Worten und Werken immer nur Hinſpielungen zu Gedanken und Thaten ſchafft, wie ſie alle Kraft gern im engeren Kreiſe hält, alles

Geſchaffene erhalten und verſchönern möchte; ſo giebt ſie durch ſtillen Reiz und leiſen Anflug der Grazie den Gedanken des Mannes Würde und Klarheit, und heiligt ſeinen Thatenmuth durch Milde und Barmherzigkeit.

Ich ſprach das Wort beherrſchen aus. Es war das Wort für den Barbaren, dem Weibe gegenüber, es iſt das Wort des gebildeten Mannes. Das Weib freut ſich, das einen tapfern Herrn hat, einen feſten, geſcheuten, vollgeſtalten Mann; ſie iſt ſtolz darauf, daß ſein Wille der erſte iſt, wo die Würde des Geſetzes behauptet, wo die Welt, der Staat und ihr Haus beſchützt werden ſoll. Weiß ſie es doch, daß ſie die Erhalterin und Pflegerin des höchſten Lebens iſt, daß ſie den gehorſamen und liebenden Mann dann ſo ſicher in den unſichtbaren Banden der Schönheit und Zucht hält; iſt ſie doch das Bild des Glückes und der Freude in der Welt, und neigt des Mannes Stärke ſich doch ſo gern vor des Weibes Milde.

Wir ſind zu weit vorwärts gegangen, wir können nicht zurück. Kann etwas uns erhalten und wieder zu menſchlichen Menſchen machen, ſo iſt es die Vergeiſtigung des Lebens und unſer

Selbſt bis zu dem Punkt, wo Himmel und Erde ſich berühren und der Menſch keine Jakobsleiter mehr nöthig hat, um auf- und abzuſteigen. Wir müſſen die Dinge mit der Würde und dem Glanz anſehen, wodurch wir uns ſelbſt würdiger und glorreicher fühlen. Das Weib muß es in uns gewiß ſein, ſie muß es in ihrem innigſten, tiefſten Herzen empfinden, daß ſie ein veredeltes und vergöttertes Geſchöpf iſt, das wir nicht bloß brauchen, um uns hauszuhalten und Kinder zu gebähren, ſondern das wir aus dem reinſten Gefühl unſers Bedürfniſſes an unſre beſte Bruſt drücken, um uns mit ihr zum Menſchen zu vollenden. Sie muß es innigſt und allenthalben fühlen, daß der freie Geiſt der Welt, der jetzt waltet, ſie frei gemacht hat, wo ſie frei ſein will und frei ſein darf; ſie muß es fühlen, daß wir ſie nicht durch Täuſchereien und Wahne halten wollen, ſondern durch uns ſelbſt und unſere Liebe uns deſſen getrauen. Männlichkeit, Beſonnenheit, Tapferkeit ſeien da, und jene ruhige Milde, die das Weib von ihrem Gemüthe auf uns übergeſpiegelt hat — und ihre leichte Natur wird ſich an der ſtarken halten. Was an ihr flattert und fliegt und im ewigen Spiele der Sehnſucht und Schwärmerei iſt, das faſſe ein höherer Geiſt, und tauche es in Himmelsgluth, daß es hell über dem Leben ſchwebe und zu einer ewigen, leuchtenden Begeiſterung werde. Dieſes Ideal, dieſe geiſtige Blüthe des Chriſtlichromantiſchen umwebe die heiligen Myſterien der Geſchlechter mit ewiger Jugend und Freude; ſo ſpiele anmuthiger Reiz mit ſicherer Tugend. Dieſe Liebe meine ich, wo das Weib in dem Manne die ſtarke und feſte Geſtalt einer geſchloſſenen Welt ſieht, und wo der veredelte Mann das Zarte und Spielende im Weibe als etwas Göttliches und Ueberirdiſches anbetet, was es iſt. Denn können die Menſchen ſich jetzt nicht vergöttern, ſo müſſen ſie eines von beiden ſein, dürre Gerippe, oder feiſte Thiere. Sieh Du nun zu, Liebſter, was Du thun willſt.

Zwölfter Brief.

Ich bin ſo voll von Deinem letzten Briefe, lieber W., daß ich darauf nichts zu ſchreiben weiß, ſo kömmſt Du mir mit Deiner fröhlichen und muthwilligen Laune entgegen, und giebſt mir bei reichem Scherz ſo reiche Gaben Deines Herzens. Und Dein plötzliches Fortſchießen aus Deinem ganzen Leben und allen Deinen Verhältniſſen? Wir haben oft davon geſprochen, und es hätte mir nicht unerwartet ſein ſollen. Aber wenn es da iſt, kömmt uns ſo vieles unerwartet, was, wenn man bloß davon ſpricht und davon denkt, gar leicht ſcheint. Dein Haus alſo verkauft? — wie wird der alte Großvater kopfſchüttelnd rundwandeln, wenn er mal aus der Geiſterwelt herauskömmt, ſich umzuſehen, wo er einſt ſo gerührig war! — Deine Schiffsparten losgeſchlagen? alles zerriſſen und zerſprengt? und ſo über das Meer hinaus? und die Einladung an mich, über die Wellen mit Dir an die Themſe zu fliegen und die ſtolzen Britten zu betrachten? Wäre ich frei und hätte hier nichts zu thun, wer weiß, was ich thäte; aber ich bin feſt, und es iſt jetzt die Zeit nicht, die Bande, die einen halten, muthwillig zu zerreiſſen, und nur ſo mit dem lieben Zufall und der leichten Fortuna hinzufliegen. Wie die Dinge ſtehen, kann die Weltweite einem ehrlichen Mann wahrlich ſehr eng werden, wie unendlich ich ſie mir auch immer faſſen mag. Auch möchte es mit dem Golde, ohne welches man in London nichts werth iſt, nicht eben ſo vollklingend ſein; doch dazu würdeſt Du wohl Anſtalt machen. Und was ſoll ich des Umherfliegens und Wanderns noch mehr? Man ſollte ſich doch wohl zuletzt hinſetzen und was Tüchtiges thun und machen: ſterbliche Kinder, die vielen Erſchlagenen zu erſetzen, und unſterbliche, glänzende — o Bruder, wie ſüß! aber wie wenigen blühet dieſer Kranz! Das Leben iſt ſo kurz, und dieſe Zeit macht die Haare eher grau, als diejenige, wo unſre Väter ſich mit unſern Müttern erfreuten. Und ſprich, was ſollte ich bei den Britten, den ſtolzen, ſtummen und verſchloſſenen Menſchen, ich, der gegen ſolche alles dies ſogleich dreidoppelt bin? Zuweilen iſt es mir, als wäre das Volk mir eben ſo zuwider, als die Franzoſen. Sie äffen ſich und uns andere, und geben zu allem Schlechten, was geſchieht, wenigſtens ſchlechte Vorwände. Mit Dir iſt es ganz anders; Du kannſt Schädel beſehen und Narrenköpfe betaſten, und allenfalls einige franzöſiſche Kugeln aus angeſetzten Roſtbeefklumpen ausſchneiden. Aber wer nichts zu thun hat, als unter einem Volke leben und ſich herumtreiben, der muß in andern Zeiten reiſen, oder mit fröhlicherem Herzen. Mein Herz iſt freilich immer noch friſch und kühn, aber warum es luſtig ſchlagen ſollte, weiß ich wahrlich nicht. So von allem Liebſten getrennt ſein, alle beſten Hoffnungen ſeines Volkes aufgeben, und ſich mit einer Zukunft tröſten müſſen, die meine Augen vielleicht nicht ſehen, das könnte wohl klein oder knechtiſch machen, wie die meiſten Menſchen ſind. Das darf ich nun freilich nicht; eher tauſendmal den Tod! So hat mich meine Mutter gebohren, ſo haben Menſchen wie Du mich geliebt.

Und Du nennſt meine Ehe zu poetiſch, und meineſt, davor werde die Welt wohl ein Kreuz machen. Schlimm genug, Bruder; aber was ſoll die Ehe ſein, wenn ſie keine Poeſie iſt? oder wo in der Welt kann ſo viel Poeſie ſein, wenn man ſich das Paradies rein erhält? Dies nimm im Ernſt und Scherz, wie Du willſt; es iſt beides. Ueber alle Dinge ſprechen wir beide verſchieden; aber wenn wir uns in den Stern des Auges ſehen, meinen wir ſie gleich; und das eben iſt das Schöne, wenn Männer mit einander ſprechen. Durch Deine Leiblichkeit willſt Du die Weiber halten, durch ſie, und durch ſie allein? Du Schelm! Freilich wo die Leiblichkeit fehlt, ſteht die Geiſtigkeit ſchlecht. Aber darf man auf einem ſo gefährlichen Grund ſein Leben bauen? Da iſt es wahrlich beſſer, ſich nur ſo leiblich los zu halten, wie die meiſten Männer jetzt bedenklich thun; dann hat man endlich doch nur die Quaal ſeiner eignen Langenweile, und kann, ſo lange es kleckt, es mit neuer Leiblichkeit verſuchen. Mit der herrlichſten Leiblichkeit, auch wenn man ſie wunderſchön denkt, iſt es in einer geiſtigen Zeit bald aus, Runzeln kommen, die Haare werden grau, die Triebe matt. Wenn nicht ein leuchtendes Bild über dem Leben und im Herzen ſteht und durch unſterbliche Geiſtesjugend Erfriſchung und Belebung giebt, wie ſoll man ſich retten? Soll Tithonus Klage beginnen, daß Jugend und Liebe ſchön und vergänglich ſind? ſoll man ſich ſchmeicheln und vorlügen, daß noch iſt, was beide fühlen, daß es vergangen iſt? O Heuchelei und Elend, wie haſſe ich dich! Aber wer will Dir und Deinem Weibe jenes nehmen, wenn Ihr es beſeſſen habt, jenes, das ich Dir nicht weiter nennen will, wenn Du es nicht glauben willſt?

Du kömmſt mir für die geiſtige Vergötterung des Menſchen mit der Vergötterung des Leibes und des bloßen äußeren Lebens, und mahlſt mir das Bild ſo üppig und ſchwellend, die Kraft ſo friſch, and den Genuß ſo unvergänglich, daß ich es mit ſeiner vollen Farbengluth mehr als einmal an mein Herz gehalten und dieſes habe wärmer ſchlagen fühlen. Schon oben haben wir davon geſprochen, was Ideal der That uad waidliches Leben Männern bedeuten ſolle. Aber unſer chriſtliches Zeitalter, Freund, und dieſe Zeit in dem Zeitalter? wo ſoll das Herrliche ſich befeſtigen, und wo die Jugend blühen unter der Verweſung rings umher? Nur im Geiſt iſt jetzt Rettung, auch für den nur, der den Leib für ewigen Genuß und unendliche That ausgerüſtet hat. Die Vergötterung des Leibes, wie die Alten ſie hatten, iſt mit ihrem Leben dahin. Faſt möchte ich ſagen, nie wird Bildhauerei wieder blühen, wie zu Skopas und

Phidias Zeit; die Glorie der Alcibiaden und Lais, wenn ſie ſo war, wie Du ſie glühend meineſt, wird nicht wieder auferſtehen. Aber geiſtiger Liebesreiz, Himmelsglanz, ausgegoſſen auf irdiſchen Genuß — es iſt das Unvergängliche in dem Vergänglichen.

So ziehe denn hin, mein Liebſter, friſcheſter Freund, und drücke die Welt noch einmal warm an Dein Herz. Du wirſt nicht finden, was Du ſo raſtlos ſuchſt, wirſt es nicht finden, wo Du es ſuchſt; Du wirſt an den Fremden nur ſehen, was Dir hier mißfällt, eben die Nichtigkeit und Eitelkeit, eben den ſchläfrigen Genuß und die ewige Jagd nach Vergnügen, eben die faule Thätigkeit und thätige Faulenzerei. Dann weine eine Thräne, und brich Deinen eignen Schatz an, und ſchwelge davon, bis das letzte Licht erliſcht: dann auf zu den Göttern! Setze alle Flügel des Herzens an, und laß ſie Dich luſtig in die Weite tragen. Der Mann muß die Thorheit ſehen und genießen bis zur Vollendung, damit er ſich der Weisheit freue. Wir werden Dich wieder haben, Dein deutſches Herz, was Du es auch ſchiltſt, wird es nirgends aushalten, als bei uns. Dann — o möchten wir auf den Trümmern der Welt und des Vaterlandes uns

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

wieder umhalſen und gemeinſchaftlich eines tüchtigen Lebens genießen! Viele Flitter und Erbärmlichkeiten wird der Krieg wegſpülen, und die Noth wird neuen Armen Bahn machen. Dann laß uns gerüſtet ſein und arbeiten. Wir können das Morgenroth eines beſſeren Geſchlechtes noch anbrechen ſehen. Schwellet, Winde meines Glückes und meiner Hoffnungen, und traget ihn mit! Lebe wohl!

Gedichte

von

Ernſt-Moritz Arndt.

Greifswald,
gedruckt bei J. H. Eckhardt.
1811.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Das hab' ich was ich gelernt und erſtrebt und mittelſt der Muſen
Heil'ges empfing; denn die Nichtigkeit faßt das Glück und den Reichthum.

Krates von Theben.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zueignung. 4
Meine Vögel. 5
Hermanns Siegeslied. 1787. 9
Freudenlied. 1793. 11
Freude. 1797. 12
Lied. 1798. 14
An Sie. 1799. 15
An meinen Genius. 1799. 17
Schickſal. 1799. 19
Dithyramben. 1799. 22
Amor. 1799. 29
An die Muſen. 1799. 30
Die Hoffnung. 1799. 35
Auf Franz Wilhelm Döhns Grabe. 1800. 37
Lehre an den Menſchen. 1800 39
Die neueſten Philoſophen. 1800. 42
Sei Mann! 1800. 46
Lebenslied. 1801. 49
Das Kind und das Röslein. 1801. 51
Des Schäfers Klage um ſeine Liebe. 1801. 52
Lebensmuth. 1801. 54

Seite

Geſang der Schickſalsſchweſtern. 1801. 66
Der Schäferin Klage. 1801. 69
Meines Knaben Segen. 1801. 71
Das Waſſer. 1801. 74
Der Schäferin Wunſch. 1801. 76
Geſang der Töchter der See. 1801. 78
Der Knabe und die Jungfrau. 1801. 81
Die Fantaſie. 1801. 86
Ballade. 1801. 89
Liebesſtreit. 1801. 91
An Billroth. 1801. 95
Die Zaunranke und der Klee. 1801. 98
Klinglieder. 1801. 99
Dithyramben. 1802. 107
Das Monatslied. 1802. 113
Elegie. 1802. 118
Das Lied der Greiſen. 1802. 123
An Laidion. 125
Wunſch. 129
Ermannung. 131
Bekenntniß. 134
Klage. 136
Elegie an Mathildis. 139
An Melittion. 144
Die vier Elemente. 149
Die Ritter von Jomsburg. 161
Der König von Burgund. 164
Die Roſe und die Jungfrau. 174
Der Knabe am Meer. 176
Liebesgeflüſter. 178
Leben. 184
Die Mitte. 188
Die Biene und der Lenz. 192
Die fünf Gläſer. 195
Lob des Weins. 198
Geſicht. 200
Elegie. 204
An Eliſa. 208
Lob des Eiſens. 212
Weinlied. 215

	Seite
Der erſte Mai 1807 in Stockholm.	217
Eliſens erſtes Lied.	219
Blumengeſpräch.	222
Lied für Otto Magnus Munck.	224
An die Geliebte.	228
Der Talisman. An Pſychidion.	230
An Marianne von J.	233
Haſche die Zeit!	236
An Pſychidion zu ihrem Geburtstage.	238
Verwettetes Trinklied.	241
An Maria zum Marientage.	245
Frühlingsſpiel.	248
Frühlingslied von der Frau Nachtigall.	249
Fröhlichkeit in Treue.	251
Sehnſucht.	253
Liebeswehmuth.	255
Marienwürmchen.	256
Waldhochzeit.	258
Der kleine Unterirdiſche.	260
Bellino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge.	262
Liebesnähe.	265
Der Blumenknabe.	267
Das runde Lied.	271
An den Liebling.	274
Eliſens zweites Lied.	276
An die Entfernte.	279
Bajazzo der Vogel ſpricht.	281
Eliſens Geſpielen.	282
An Luiſe von J.	284
Denkmal für Wilhelm Ramſay.	287
Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder.	389
An Eliſa.	300
An Lili.	302
Lied für den Wirth.	303
Romanze.	305
Laß klingen!	307
Ballade.	308
Ständchen.	310
Chorgebet.	312

Seite
Gebet an die Liebe. 315
Erinnerung. An Pſychidion. 316
Heſekiel 21, 15. 317
Frühling und Liebe. 320
Klinglied. 324
Blumengruß an M. 325
Danklied. 327
Gebet. 329
Klinglieder. 331
Der Wanderer und die Blume. 334
Hymne. 336
Troſt. 339
An X. 341
Scherz. 344
Männerglück. 345
An Pſychidion. 347
Auf dem Rugard im Sept. 1810. 349
An den General Grafen Philipp Schwerin. 352
Pſychens Ankerplatz. 355
Die Tauben. 361
Die Lerche. 363
Frühling. An Gottsgab. 366
Der Stromgeiger auf Starkodders Grabe. 369

Subſcribentenverzeichniß.

	Ex.
Seine Durchlaucht der Herr Erbprinz von Mecklenburg Schwerin	1
Seine Durchlaucht der Herr Adolf Prinz von Mecklenburg Schwerin	1

A.

Herr	Ackermann Stud. Juris in Greifswald	1
—	Ernſt Alban Stud. Juris in Roſtock	1
—	Alms Steuerkommiſſär in Neubrandenburg	1
—	Altvater Kreisrichter in Loitz	1
—	Wilhelm Anders zu Eixen in Pommern	1
—	J. H. Andorf Kaufmann in Roſtock.	1
—	Andorf akadem. Zeichenmeiſter in Roſtock	1
—	Arendt in Wismar	1
—	Karl Arndt zu Zipke in Pommern	1
—	F. Arndt Bürgermeiſter in Bergen	1
—	L. P. Arndt zu Redebas in Pommern	1
—	L. Arndt zu Trantow in Pommern	1
—	W. Arndt zu Putbus	1

		Ex.
Demoiſelle	Ch. G. Arndt zu Trantow	1
Frau	Sophie Aſcher zu Neuendorf in Pommern	1
Herr	Ave Kaufmann in Greifswald	1
—	Ave Lallemant Muſikdirektor in Greifswald	1

B.

		Ex.
Herr	Bahll Stud. in Greifswald	1
Frau	Baier in Greifswald	1
Herr	Kandidat Balthaſar zu Zarrentin in Pommern	1
—	Bamberg Gymnaſiaſt in Greifswald	1
—	Bardeleben Juſtizkommiſſarius in Frankfurt	1
—	Barkow Hauptpaſtor in Loitz und Konſiſtorialrath	1
—	Auguſt Barkow Stud. Jur. in Göttingen	1
—	A. von Barnekow zu Teſchvitz in Rügen	1
—	Bartholdi Schulrath in Stettin	1
Frau	Chriſtine Bartels in Wolgaſt	1
—	Lina Bartels in Wolgaſt	1
Herr	Baſch zu Katzenow in Pommern	1
—	Geheime Kammerrath von Baſſewitz in Neu Strelitz	1
—	Forſtmeiſter von Baſſewitz zu Waltershauſen	1
Frau	Regierungspräſidentin von Baſſewitz in Potsdam	1
Fräulein	Sophie von Baſſewitz in Bützow	1
—	Graf Wolf von Baudiſſin in Stockholm	1
—	Kandidat Becker in Neu Strelitz	1
—	Behm Stud. Jur. in Roſtock	1
—	C. F. von Behr Stud. Jur. in Göttingen	1

		Ex.
Herr	Kandidat Behrens zu Gribow in Pommern	1
—	J. G. Benedix Dr. der Arzneik. in Grimmen	1
—	C. Bennin Stud. in Greifswald	1
—	Bennin in Stralſund	1
—	Hauptmann von Berg in Roſtock	1
—	Juſtizkommiſſarius von Berge in Stettin	1
—	Rath Berlin in Friedland	10
—	Bernhard Senator in Roſtock	1
—	Guſtav Beuge Kaufmann in Greifswald	1
—	H. Biederſtedt Doct. der Theol., Konſiſtorialrath, Prediger an Nikolai in Greifswald	1
—	C. F. Biel Kaufmann in Greifswald	1
—	Biel Juſtiziarius bei'm Königl. Kreisgericht in Bergen	1
—	J. C. Billroth Syndikus der Stadt Greifswald	1
—	Bindemann der Arzneik. Dr. in Barth	1
Demoiſelle	Charlotte Bindemann in Barth	1
Herr	Karl Binder akadem. Rentmeiſter in Greifswald	1
—	von Blandow in Wolgaſt	1
—	J. C. Böck in Greifswald	1
—	Se. Excellence Herr Graf Karl von Bohlen, Reichsherr, Generallieutenant, Kommandör des Königl. Schwerdtordens mit dem Gr. Kreuz in Greifswald	1
—	L. von Bohlen Königl. Landvoigt und Kreisrichter in Bergen	1
—	Bollmann zu Meſekenhagen in Pommern	1
Frau	Karoline von Bornſtedt geb. von Wolfradt auf Relzow in Pommern	1
Herr	Auguſt Borries Königl. Landmeſſer in Barth	1

	Ex.
Herr Karl Borries Registrator bei'm Königl. Hofgericht in Greifswald	1
Demoiſelle Sophie Borries in Barth	1
Herr Kammerherr Major von Both in Ludwigsluſt	1
Frau von Both, geb. von Barner in Roſtock	1
Fräulein Suſette von Both in Schwerin	1
Herr Brandt Juſtizkommiſſarius in Stettin	1
— H. A. Brandenburg Rathsherr in Stralſund	1
Demoiſelle Eleonore Brandenburg in Stralſund	1
Herr C. F. Braun Prediger in Grimmen	1
— F. Braun Kaufmann in Greifswald	1
— Karl von Breitenſtern Syndicus u. Königl. ſchwed. Juſtizrath in Wismar	1
Demoiſelle Henriette Breslach in Roſtock	1
Herr Heinrich Brieſt zu Allersdorf in Mecklenburg	1
— J. C. Brunſt Prediger zu Vilmnitz auf Rügen	1
— Kammerherr von Buch in Ludwigsluſt	1
Frau Landräthin von Bugenhagen auf Bugenhagen in Pommern	1

C.

Herr Karl Canoy in Leipzig	1
— S. F. Cnobloch in Leipzig	1
— J. D. Collaſius Paſtor zu Bisdorf in Pommern	1
— von Corswandt Direktor des Königl. Hofgerichts, Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
— Cratzius Bürgermeiſter in Laſſahn	1

D.

	Ex.
Herr Dabel zu Cammin in Mecklenburg	1
— Dahlmann junior in Wismar	1
— Dalmer zu Schoritz auf Rügen	1
— Referendar Damerow in Stettin	1
— Kantor Dammas in Bergen	1
— J. G. Dankwardt Paſtor zu Bodſtede in Pommern	1
— Referendar Dänell in Stettin	1
Demoiſelle Wilhelmine Dänſen in Potsdam	1
Herr J. T. Dechow zu Lüdershagen in Pommern	1
Frau Demmin zu Rolofshagen in Pommern	1
Herr R. Deuerlich Buchhändler in Göttingen	
— Landrath von Dewitz auf Liger und Braunsberg in Mecklenburg	1
— Regierungsrath von Dewitz in Neu Strelitz	1
— Dieckmann zu Poſewald auf Rügen	1
— H. Dieterich Buchhändler in Göttingen	2
— Doct. F. Dietz, Rektor in Ratzeburg	2
— Magiſter Dohrn Prediger in Barth	1
— Friedrich Droyſen Prof. der Mathem. in Greifswald	1
— C. B. Droyſen Bürgerworthalter in Greifswald	1
— Archivar Droyſen in Stralſund	1
— Droyſen Probſt in Bergen	1
Frau Dunker zu Todenhagen in Pommern	1
Herr C. P. Düwel Stud. Theol. in Greifswald	1
— Moritz von Dyke General der Kavallerie und Kommandör des Schwerdtordens auf Loſentitz in Rügen	1

E.

Herr J. M. Ehle Paſtor zu Landow auf Rügen	1

	Ex.
Herr Eggebrecht Inſpector zu Mederow in Pommern	1
— F. Eichſtedt Jur. Doct. Syndikus der Akadem. zu Greifswald	1
— von Ekenſteen akadem. Bereiter und Königl. Stallmeiſter in Greifswald	1
— Engel Rathsherr in Greifswald	1
— Hermann Erichſon Advokat in Stralſund	1
— Sekretär Friederich Erichſon Advokat in Stralſund	1
Demoiſelle Karoline Erichſon in Stralſund	1
Herr Juſtizkommiſſarius von Eſſen in Stettin	1
— Inſpektor Ewert zu Dumſewitz auf Rügen	1
— Eyller in Wismar	1
— Eyller Prediger in Güſtrow	1
— A. W. Eyting Kaufmann in Stralſund	2

F.

Herr Hofrath Fabricius Protonotär bei'm Königl. Hofgericht in Greifswald	1
— Mag. Finelius Prediger an Nikolai in Greifswald	1
— Fiſcher akadem. Amtshauptmann in Greifswald	1 1
— Fleiſchmann, Oberamtmann zu Clempenow	1
— Geheime Rath Formey in Berlin	1
— Altermann Frey in Bergen	1
— A. Friedrichs zu Silvitz auf Rügen	1
— Fromm Hof- und Landgerichtsaſſeſſor zu Güſtrow	1 1

G.

Herr E. L. von Gagern Doktor Juris in Greifswald	1

	Ex.
Herr Gebhardi Dr. der Theol., Hauptpaſtor an Nikolai in Stralſund	1
— Mag. Gentzken Paſtor an Nikolai in Roſtock	1
— von Gentzkow auf Brook in Pommern	1
— Geppert Juſtizkommiſſarius in Stettin	1
— Wilhelm Gerhard in Leipzig	1
— C. F. Gering Rathsherr in Greifswald	1
— Mag. Hans Franz Gering Paſtor und Vicepleban in Gützkow	1
— Kammerherr Baron von Gersdorf in Ludwigsluſt	1
— Geske in Franzburg	1
— C. Geſterding Dr. Juris, Syndikus in Greifswald	1
— Ph. von Gieſe auf Schönhof	1
— A. Gildemeiſter in Greifswald	1
— Kandidat Gleich zu Rantzin in Pommern	1
— Hauptmann von Glöden auf Gribow in Pommern	1
— H. C. Göbel Prediger zu Gingſt auf Rügen	1
— A. Grädener Kaufmann in Greifswald	1
— Kriminalrath Grano in Stettin	1
— Griewank in Wismar	1
— C. W. Groskurd Rathsherr in Stralſund	1
— Groth in Wismar	1
— J. J. Grümbke privatiſirender Gelehrter in Bergen	1
— Auguſt Grüner in Leipzig	1
— Subrektor Gſellius in Stralſund	1

H.

Herr Guſtav Haack Jur. Stud. in Greifswald	1
— Heinrich Haaſe Kaufmann in Stralſund	2
— C. G. Hackſtock Rathsherr in Stralſund	1

		Ex.
Herr	F. W. Hagedorn in Leipzig	1
—	C. Hagemeiſter Hofrath in Stralſund	1
—	C. F. Hagemeiſter Oberappellationsrath und Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
—	Referendar Hahn in Stettin	1
—	F. Häkermann Jur. Dr. in Greifswald	1
—	C. D. E. Häkermann Paſtor zu Großen Bünſow in Pommern	1
—	J. G. Häncke akadem. Forſtinſpektor in Greifswald	2
—	Hardrat Juſtiziarius bei'm Königl. Kreisgericht in Loitz	1
Demoiſ.	Wilhelmine Harrien in Stralſund	1
Herr	G. P. von Haſelberg Oberappellationsrath in Greifswald	1
—	Dr. L. W. von Haſelberg, Prof. der Arzneik., Direktor des Geſundheitscollegii, Königl. Archiater und Ritter vom Waſaorden	1
—	Sekretär Haſſ in Wismar	1
—	J. C. Haſſe Königl. ſchwed. Landrath in Wismar	1
—	Profeſſor Haſſelbach in Stettin	5
Demoiſ.	Charlotte Hauchecorne in Berlin	1
Herr	Hecht der Handlung Befliſſener in Stettin	1
—	Helleday in Greifswald	1
—	Hellerung der Arzneik. Dr. in Wismar	1
—	Helm Prediger in Berlin	1
Demoiſ.	Sophie Helwig zu Roggenhagen in Mecklenburg	1
—	Wilhelmine Helwig zu Dahlen in Mecklenburg	1
Herr	F. Henning der Arzneik. Doktor und Aſſeſſor in Barth	1

		Ex.
Herr	J. C. Henning Paſtor zu Wotenik in Pommern	1
—	D. Henning Paſtor zu Vorland in Pommern	
—	J. C. Henning Kamerarius in Wolgaſt	1
—	A. A. Hennings Paſtor zu Ahrenshagen in Pommern	1
—	Hingſt Kamerarius in Barth	1
—	von Hintzenſtern zu Zarrentin	1
—	Ferdinand Höck der Theologie Kandidat zu Lüſſow in Mecklenburg	1
—	von Hochwächter auf Miltzow in Pommern	1
—	Höfer Kandidat der Theol. in Greifswald	1
—	M. J. Hollander Kaufmann in Greifswald	1
—	von Homeyer zu Zarrentin in Pommern	1

J.

Demoiſ.	Catharine Jannetzky in Roſtock	1
Herr	J. C. Iſerdt in Leipzig	1
—	Dr. Illies Prediger an Marien in Greifswald	1
—	De Jong in Leipzig	1
—	J. C. Jordan Jur. Dr. in Wismar	1
Demoiſ.	Auguſte Iſrael in Stralſund	1

K.

Herr	Kahl zu Roſſewitz in Mecklenburg	1
—	Kahl zu Nier in Mecklenburg	1
—	C. von Kahlden in Barth	1
—	Hauptmann von Kahlden Normann in Bergen	1
—	Mag. F. G. Kahlow Prediger in Stralſund	1

	Ex.
Herr Jakob Kaskel in Leipzig	1
Frau Charlotte von Kathen geb. von Mühlenfels zu Götemitz auf Rügen	1
— Hofgerichtsräthin von Keffenbrink auf Oebelitz in Pommern	1
Herr A. H. Keil Theol. Stud. in Göttingen	1
— Kellman Paſtor zu Brandshagen in Pommern	1
Frau Freyin von Kirchbach auf Hohenſee in Pommern	1
Herr Kirchhof der Handlung Befliſſener in Stralſund	1
— Mag. C. F. Kirchner Probſt in Grimmen	1
— G. T. Klatt zu Müggenhall in Pommern	1
— W. Baron Klot Trautvetter Jur. Stud. in Göttingen	1
— M. F. Kluth in Greifswald	2
— Rektor Koch in Bergen	1
— Köneke Kantor an Marien in Roſtock	1
— Köpke Prediger in Berlin	1
— Gottfried Koſegarten der Philoſophie Dr. in Greifswald	1
— L. Th. Koſegarten Dr. der Theol., Konſiſtorialrath, Paſtor zu Altenkirchen auf Rügen, und Profeſſor der Geſchichte in Greifswald	1
Demoiſ. Charlotte Köſter in Roſtock	1
Herr J. P. Köve Stadtkaſſenſekretär in Roſtock	1
— C. von Kraſſow Stud. Jur. in Göttingen	1
— G. F. Krauel Kaufmann in Roſtock	1
— F. Krauſe Advokat in Greifswald	1
— von Krauthoff auf Großen Bünſow in Pommern	1
— Kriminalrath Kretſchmer in Stettin	1
— Mag. Krey Paſtor an Petri in Roſtock	1
— C. F. Krey Kaufmann in Greifswald	1

		Ex.
Herr	Hoffiskal Kröger in Stettin	1
—	Philipp Krüger Advokat in Güſtrow	1
—	Krüger der Arzneik. Dr. und Aſſeſſor in Bergen	1
—	A. J. Kruſe in Stralſund	1
—	M. Kuiper in Leipzig	1
—	C. L. Kühl Jur. Stud. in Götingen	1
—	Referendar Kuß in Stettin	1

L.

Herr	A. L. Langemak Kamerarius in Stralſund	1
—	C. F. Langemak Dr. Jur. Aſſeſſor und Protonotär beim hohen Tribunal in Greifswald	1
—	Karl Lappe Lehrer am Gymnaſium in Stralſund	1
—	Kandidat Lappe zu Rappenhagen in Pommern	1
—	Lemke Theol. Stud. in Roſtock	1
—	Leopold privatiſirender Gelehrter zu Karlsburg in Pommern	1
—	Hauptmann v. Lepel auf Bauer in Pommern	1
—	Levenhagen Kaufmann in Roſtock	1
—	L. Liedin Kreishauptmann in Greifswald	1
—	v. Linſtow auf Woggerſin in Mecklenburg	1
—	Juſtizrath Löſt in Stettin	1
—	Lorenz Kaufmann in Roſtock	1
Frau	Ludcke zu Hohen Brünzow in Pommern	1
Herr	W. Lubde der Theol. Kandidat zu Bärwalde in Pommern	1

M.

Herr	Markmüller in Leipzig	1
—	Mag: Martens in Greifswald	2
—	Mag. Maſius Rektor in Barth	1
Demoiſ.	Dorothea Maſius in Greifswald	1

	Ex.
Herr F. A. Matthäi Kandidat der Theol. in Grimmen	1
— Matthäi Gymnaſiaſt in Greifswald	1
Fräulein Wilhelmine von Mecklenburg aus dem Hauſe Zibühl	1
Herr S. J. Meyer Landrath und Bürgermeiſter in Greifswald	1
— Dr. A. C. Meier in Greifswald	1
— Gottfried Meinke zu Dabitz in Pommern	1
— C. Melms zu Müggenhall in Pommern	1
— Aſſeſſor L. Mende der Arzneik. Dr. und Adjunkt der medicin. Fakult. in Greifswald	1
— E. G. Menkow Jur. Stud. in Göttingen	1
— J. P. Michels Kaufmann in Greifswald	1
— G. Möller Aſſeſſor am Königl. Hofgericht zu Greifswald	1
— G. Monich Theol. Stud. in Roſtock	1
— A. F. Mohnike Kaufmann in Grimmen	1
— Konrektor Mohnike in Greifswald	1
— J. W. von Mühlenfels Präſident des hohen Tribunals und Ritter vom Nordſternorden in Greifswald	1
— Dr. Friedrich Muhrbeck Adjunkt der philoſ. Fakultät in Greifswald	1
— Müller privatiſirender Gelehrter in Leipzig	2
— v. Müller auf Rankendorf in Mecklenburg	1
Frau Rittmeiſterin von Müller in Dobberan	1
Demoiſ. Friederike Müller in Penzlin	1
Herr Baron O. M. Munck, vormals Oberhofmarſchall, Statthalter auf Stockholms Schloß, Oberſter, Ritter vom Schwerdtorden in Finnland	1
Frau Baronin E. M. Munck	1
Fräulein J. S. Munck aus Tawaſthus	1
— H. Munck aus Tawaſthus	1
Herr Kandidat Musculus zu Lewkendorf	1

N.

	Ex.
Frau Johanne Nernſt in Stockholm	1
Herr Neumann Kaufmann in Wolgaſt	1

O.

Herr A. Odebrecht Oberappellationsrath in Greifswald	1
-- G. C. Odebrecht Aſſeſſor am Hofgericht in Greifswald	1
-- J. H. Odebrecht Bürgermeiſter in Greifswald	1
-- W. Okel Kaufmann in Barth	1
-- Oberamtmann Oldenburg in Wismar	1
-- Staatsminiſter von Oertzen Excellence in Neu Strelitz	1 1
-- Landrath von Oertzen auf Roggow in Mecklenburg	1 1
Fräulein Ida von Oertzen Hofdame Ihrer Durchlaucht der Frau Erbprinzeſſin von Mecklenburg Schwerin	1
Herr Otto der Arzneik. Doct. und Profeſſor zu Frankfurt	1
-- L. Otto zu Frankfurt	1
-- Otto zu Dolgen in Pommern	1
-- Overkamp der Arzneik. Doct. und Profeſſor der Philoſophie in Greifswald	1
Frau von Owſtin, geb. von Wolfradt auf Quilow in Pommern	1

P.

Herr C. F. Paazig Kaufmann in Greifswald	1
-- J. C. Parow Doct. der Theol. und Prof. in Greifswald	1
-- von Parſenow auf Reudin in Pommern	1
-- Pauli Paſtor am Dom in Güſtrow	1
-- Mag. J. F. Peltz Paſtor zu Behrenhof in Pommern	1
-- C. H. Penſe Amtſchreiber zu Putbus	1

	Ex.
Herr Petri Advokat in Roſtock	1
-- F. A. Petſch in Leipzig	1
-- A. W. Picht Paſtor zu Gingſt auf Rügen	1
-- T. C. Piper Doct. der Theol. und Profeſſor in Greifswald	1
-- K. E. C. Piper Paſtor zu Guſtow auf Rügen	1
-- J. D. Piper zu Görmin in Pommern	1
-- Piper Paſtor zu Dahlen in Mecklenburg	1
Frau Charlotte Piſtorius zu Garz auf Rügen	1
Herr W. Plank Doct. Jur. in Göttingen	1
-- von Platen zu Medow in Pommern	1
-- C. G. Plötz Stud. Jur. in Göttingen	1
-- J. Pluns zu Camitz in Pommern	1
-- Friedr. Pluns in Pommern	1
-- Kommerzienrath Pogge in Greifswald	1
-- Karl Pogge Kaufmann in Greifswald	1
-- Auguſt Preuſer in Leipzig	1
-- Profeſſor Pries in Roſtock	1
-- G. Puſt Kaufmann in Greifswald	1
-- G. Pyl Doct. Jur. und Aſſeßor in Greifswald	1

Q.

Herr Friedrich Quiſtorp Jur. Stud. in Göttingen	1
-- Heinrich Quiſtorp Landmeſſer in Greifswald	1
-- Doct. J. Quiſtorp Profeſſor in Greifswald	1

R.

Herr Jochim Range zu Gruel in Pommern	1
-- F. Ramelow Bürgermeiſter in Franzburg	1
-- Stallmeiſter von Rantzau in Ludwigsluſt	1
Die Regierungsbuchhandlung in Stralſund	1
Herr M. Rehfeldt Konſiſtorialſekretär in Greifswald	1
-- Juſtizkommiſſarius Reiche in Stettin	1
-- Reichardt Paſtor zu Schmarſow in Pommern	1
-- B. F. Reinke Kaufmann in Stralſund	1
-- S. F. Reinke Advokat in Stralſund	1
-- Retzius Sekretär bei'm Kreisgericht in Franzburg	1

		Ex.
Herr	Johann Richter Jur. Stud. in Roſtock	1
--	Ritter Paſtor zu Drechow in Pommern	1
--	J. N. Rodbertus Kaufmann in Barth	1
--	Ch. von Rodbertus zu Lüdershagen in Pommern	1
--	H. J. Roggenbau Bürgermeiſter in Greifswald	1
--	Röſe Kaufmann in Leipzig	1
--	M. Röſe Rathsherr in Barth	1
--	H. G. Roſenow Kaufmann in Greifswald	1
--	Karl von Roſenſtein der Theol. Doct. Biſchof über Oſtgothland, Mitglied vom Nordſternorden u. ſ. w. in Linköping	1
--	J. W. Rudelius in Frankfurt	1
--	Ernſt Ruhs Kaufmann in Stralſund	1
--	C. F. Ruge Stud. Jur. in Göttingen	1

S.

Herr	Acciſeinſpektor Sarnow in Barth	1
--	Juſtizrath von Schack in Schwerin	1
--	Hofrath Scharenberg in Roſtock	1
--	Legationsrath von Schaub auf Beldebuck in Mecklenburg	1
--	D. F. Schädtler in Leipzig	1
--	Schneppahn der Handlung Beſſ. in Stettin	1
--	C. von Scheven Paſtor zu Zirkow auf Rügen	1
--	Kandidat Scheven in Greifswald	1
--	Dr. Schildener Prof. der Rechte in Greifswald	1
--	Schiller Jur. Stud. in Greifswald	1
Demoiſ.	Theodora Schlegel in Greifswald	1
--	Sophie Schlegel in Greifswald	1
Herr	Schliemann Prediger zu Pinnow in Pommern	1
--	Licentverwalter Schmidt in Barth	1
--	Schmidt Kaufmann in Wolgaſt	1
--	Eduard Schmidt Theol. Stud. in Greifswald	1
--	Schönrock Paſtor zu Richtenberg	1
--	Auguſt Schröder Prediger zu Medow bei Anclam	4
--	Schröder jun. zu Medow	1
--	Schröder zu Lewkendorf in Mecklenburg	1
--	Friedrich Schröder in Wismar	1

	Ex.
Herr Schröder Paſtor zu Prerow auf dem Dars	1
Demoiſ. Dorothea Schröder in Barth	1
Herr Referendar Schulz in Stettin	1
-- Fr. Schultz Theol. Stud. in Greifswald	1
-- Hofrath Schulze in Güſtrow	1
-- W. C. Schütte Jur. Stud. in Göttingen	1
-- C. H. Schütte	1
-- Schutze in Magdeburg	1
-- Schwanbeck in Stettin	1
-- Schwarz Advokat in Greifswald	1
-- Lieutenant Malthe von Schwarzer in Stralſund	1
-- Schweer Theol. Stud. in Roſtock	1
Frau Gräfin Charlotte Schwerin, geb. Gräfin Putbus, auf Husby in Oſtgothland	1
Herr von Seckt Gymnaſiaſt in Greifswald	1
-- Aſſeſſor Seifert der Arzneik. Dr. in Greifswald	1
-- Siewert Kaufmann in Wolgaſt	1
-- Friedrich Silverſtolpe Königl. Kammerherr in Stockholm	1
-- Simonis Advokat in Güſtrow	1
-- C. F. Sinnig Lehnſekretär und Poſtmeiſter in Greifswald	1
-- Karl Sommer Sekretär beim Kreisgericht in Bergen	1
-- G. C. Sonnenſchmidt Oberappellationsrath in Greifswald	1
-- Sparmann Paſtor zu Kenz in Pommern	1
-- Spicker Profeſſor der Theol. in Frankfurt	1
-- Inſpektor Sponholz in Loitz	1
-- Staven Jur. Dr. in Barth	1
-- Stever Stud. in Roſtock	1
-- C. M. Stever Paſtor an Nikolai in Roſtock	1
-- Protonotär Stever in Roſtock	1
-- Dr. Stever jun. in Roſtock	1
-- P. W. Stolting Kaufmann in Stralſund	2
-- Struck Kommerzienrath in Barth	1
-- Kamerarius Struck in Bergen	1
Frau Karoline Struck in Stralſund	1
Herr Aſſeſſor Stucker der Arzneik. Dr. in Grimmen	1
Demoiſ. Wilhelmine Stubenrauch in Berlin	1

	Ex.
Herr J. F. v. Stumpfeldt auf Bärwalde in Pommern	1
--- Suſemihl Kaufmann in Greifswald	1
--- H. F. J. Suſemihl Kaufmann in Roſtock	1
--- Süßerott in Wismar	1

T.

Demoiſ. Sophie Taddel in Roſtock	1
Herr Taddel Advokat in Roſtock	1
--- Karl Tamms der Theol. Beſſ. in Greifswald	1
Demoiſ. Fanny Tarnow zu Rankendorf in Mecklenburg	1
Herr Probſt Teſchendorf in Franzburg	1
--- Thoms der Arzneikunde Dr. in Güſtrow	1
--- von Tigerſtröm auf Leverhof in Pommern	1
--- W. Tobold Theol. Stud. in Greifswald	1
Frau Trümpler in Güſtrow	1

U.

Herr Ferdinand von Ueſedom Jur. Stud. Göttingen	1

V.

Herr B. P. von Vahl in Greifswald	1
-- Gottfried von Vahl in Greifswald	1
-- Vermehren Prediger in Güſtrow	1
-- Vogel Stud. in Roſtock	1
-- Dr. C. F. Voigt Prof. der Rechte in Greifswald	1
-- Volkmann Kaufmann in Stralſund	1
-- W. Vollmer Stud. in Greifswald	1
-- C. W. Völſchow in Greifswald	1
-- Hauptmann von Voß auf Grabow in Mecklenburg	1
-- J. T. Voß Advokat in Greifswald	1

W.

Herr Sekretär Wannberg in Greifswald	1
-- Dr C. Warnekros Aſſeſſor Colleg. Sanitat. in Greifswald	1
-- Dokter Wasmuth in Güſtrow	1

	Ex.
Frau Profeſſorin Johanne Weber in Roſtock	1
Demoiſ. C. Weber in Roſtock	1
-- H. F. Weber Domina des Kloſters zum H. Kreuz in Roſtock	1
Herr Amtsauditor Weber in Güſtrow	1
-- Weber Stud. in Roſtock	1
-- Dr. C. E. von Weigel Profeſſor und Königl. Archiater in Greifswald	2
-- H. Weiſſenborn Kaufmann in Greifswald	1
Herr P. C. Weiſſenborn Kaufmann in Greifswald	1
-- Steuereinnehmer Wendt in Wolgaſt	1
-- Baron Guſtav Wetterſtedt, Hofkanzler und Kommandör des Nordſternordens in Stockholm	1
-- C. Wevergang Kaufmann in Greifswald	1
-- Sekretär Wiedbohm in Greifswald	1
-- Wittmütz auf Großen Kieſow in Pommern	1
-- Witzenhuſen Jur. Stud. in Göttingen	1
-- W. Woldike Advokat in Greifswald	1
Fräulein von Wolfradt auf Lüſſow in Pommern	1
Herr G. von Wolfradt auf Luſſow	1
-- Woltersdorf Kaufmann in Roſtock	1
-- Wörishöfer Salineninſpektor in Greifswald	1

Z:

Herr J. F. Zechin Königl. Juſtizrath in Greifswald	1
-- L. Zechin Jur. Stud. in Greifswald	1
Demoiſ. Dorothea Zeller in Penzlin	1
Herr C. Ziemſſen Dr. u. Prof. der Theol. in Greifsw.	1
-- C. Ziemſſen Kandidat der Theol. in Greifswald	1
-- L. Ziemſſen Dr. Jur. in Greifswald	1
-- W. Ziemſſen ordentl. Referendar am Königl. Hofgericht in Greifswald	1
-- Wendelin Zink Paſtor an der kathol Kirche in Stralſund	1
-- Kriminalrath Zitelmann in Stetttin	1
-- Hoffiskal Zitelmann in Stettin	1
-- Zoch in Wismar	1

Zueignung.

Wohin entflieht dem Pöbellärm der Menge
Die ſtille Wehmuth und der tiefe Schmerz?
Wohin entrettet aus dem Weltgedränge
Sein heilig Götterbild das bange Herz?
Wo weitert ſich des Lebens düſtre Enge
Zur Himmelbahn, und ſchwingt ſich himmelwärts?
Bei euch, Kronions Töchter, keuſche Muſen,
Findt ſüße Labung jeder wunde Buſen.

Vergänglich ſtämpelt Menſchenangeſichter,
Was irdiſch zu dem Trieb der Erde zieht;
Doch droben gehn die ewig hellen Lichter,
Bei denen Wonne überſchwänglich blüht:
Zu ihrem Glanz entflieht der fromme Dichter,
Aus Wolken tönt er hoch ſein kühnſtes Lied;

Prophetiſch gleich des Raben Klang und Schwingen
Von Sternen hört man's zu der Erde klingen.

Doch ſchreitet Gott nicht bloß im Blitz und Wetter
Wird im Vulkan allein, im Sturm nicht kund;
Auch Veilchen haben Stimmen, auch die Blätter
Der Lilie ſprechen ihn mit ſüßem Mund;
Des Zephyrs Säuſeln und das Waldgeſchmetter
Verkündet auch den großen Geiſterbund:
So muß uns aus dem Zarten und dem Kleinen
Der Eine, Größte herrlich wiederſcheinen.

Wie Blumen ſtreut er aus die zarten Seelen,
Demüthig, kindlich in ſich ſelbſt verhüllt;
Im holden Schweigen müßen ſie erzählen,
Was durch die Bruſt des Weltenalles quillt:
So ſchuff er des Geſanges Philomelen,
Er ſchuff das ſtille, keuſche Frauenbild,
Das Heiligthum des Helden und des Dichters,
Den Spiegel, unſers innern Herzenrichters.

Ihm ſelber wollt' im Buſen edler Frauen,
In dieſem Himmel heilig, rein und klar,
Er unſichtbaren Tempeldienſt erbauen
Für das was iſt, was ſeyn wird, und was war:

Daß wir auf das, was nie vergeht, vertrauen,
Lockt ſüße Liebe tief und wunderbar,
In ſtummer Wonne und in heißen Thränen
Faßt uns der Muth der Götter und ihr Sehnen.

Ich hatt' es einſt. In meiner Jugend Tagen
Erſchien es mir im leiſen Morgentraum —
Von Himmelſchöne darf kein Jrd'ſcher ſagen —
Von oben kam's, und ging zum Sonnenraum;
Und all mein Wähnen, all mein Thun und Wagen
Umglänzt' hinfort ein lichter Aetherſaum:
Und wollten Trug und Thorheit mich umfaßen,
So blitzt' es auf, ſie mußten gleich mich laſſen.

Ich hab' es noch — erklinget ſtolze Saiten! —
Ich hab' es noch, es weicht nicht mehr von mir,
Als bunter Traum, als ernſtes Bild der Zeiten,
Als Wahrheit und als Dichtung folgt es mir,
Steht mir in Krieg und Aufruhr treu zur Seiten,
Iſt in der Luſt des Reigens meine Zier:
Geknüpft zugleich an Sonnen und an Erden,
Daß wir vom Staub zum Licht erlöſet werden.

Die wilde Kraft verfliegt im wilden Treiben,
Durch Eiſen ſtirbt, wer nach dem Eiſen greift,

Stahl muß den Stahl und Stein den Stein zerreiben,
Ermatten muß, was ohne Ruhe ſchweift;
Das Stille einzig mag beſtändig bleiben,
Was fromm ihm ſelber blüht, ihm ſelber reift:
Ich kenn' es wohl, doch darf ich's laut nicht nennen;
Armſelig ſind, die alles melden können.

Nimm, edles Weib, was dieſe Reime ſingen;
In edler Liebe blühte mir Geſang:
Sie trug den Müden oft mit Engelſchwingen
Zum Licht empor, wann unten alles ſank;
Sie liſpelt' oft ihm zu von Wunderdingen
Der andern Welt geheimnißvollen Klang.
Sei mir gegrüßt, du lieblich Kind der Frommen!
Und bete, daß die Götter wiederkommen!

Meine Vögel.

Nun nur gemach! ihr ſprengt mir Fenſter und Gitter, ihr Wilden,
Sprengt mir ſchlimmer das Ohr durch das Geſchnatter faſt.
Lockt der Frühlingsreitz, die ſchmeichelnde Sonne, das Klingen
Rauſchender Waſſer, lockt jubelnder Stimmen Geſang
So allmächtig, daß ihr, die friedliche Stille verſchmähend,
In das Leben hinein, thörichte Kinder, begehrt?
Ach! ihr hört den melodiſchen Schwan, den Vogel Apollons,
Höret die Lerche nur, welche den Sternen tönt,

Höret die Allmacht nur, womit durch fühlende Buſen
Philomela klingt, nur was hinter ihr lauſcht.
Aber es lauſcht auch hinter den andern, und ſchallend Gelächter
Brauſet von Schimpf, wenn dort ſelige Wonne verſtummt.
Fragt den Raben, den Kauz, den Kibitz, den, der den Jungfrau'n
Kündet prophetiſch, wie lang' einſam bleibet ihr Schlaf —
Kark, Kiwitt, Kummit und Kuku hallet es äffend
Durch die Büſche, ſo klingt jeglicher Bube nach.
Und wenn dies euch nicht ſchreckt, bedenkt die Schnäbel und Klauen,
Welche, auf Blut gezückt, ſelbſt kein Geſang verſöhnt:
Füchſe ſchleichen umher, es lauren Marder und Katzen,
Unter den Blumen ſelbſt lauret die Schlang' euch auf.

Alles vergeblich . . . o weh! hier weicht's
und dort will es brechen—

Fliegt denn, Tolle, die Thür' öffn' ich euch, ſehet, wie weit!
Es iſt geſchehn, da fliegen ſie hin, auf Halmen und Zweigen
Träumt das Gefieder Lenz nur und Freiheit und Luſt.
Und ich ſchau' ihnen zärtlich noch nach — o kindiſche Liebe!
Weißt du die Sage nicht, welche vom Kukuk klingt?
Und du konnteſt die Brut, die gefährliche, nimmer verlaſſen?
Und nun träget ſie dir mit in das Leben den Schimpf.
Weh mir! da ſchnattert und ſchilt und krächzt und ſchimpft es erbärmlich:
Staare, Elſtern, und Kräh'n, Sperlinge brütet' ich aus.
Schlimmer Kukuk, o Muſe, was haſt du unter die Flügel
Mir geſchoben? wie ſchwer muß ich doch büſſen den Wahn!

Aber was ſeh ich? mir ſind im Käficht die flüggeſten blieben.

Munterſte Kinder, warum flöget auch ihr nicht heraus?
Und ſie weiſen nach oben; da kreiſt ein äugelnder Habicht —
Bleibt denn, ihr Kleinen, bei mir! bleibt, bis der Sommer kömmt!

Hermanns Siegeslied. 1787.

Wodan, Donnerer! ſie ſanken
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch der ſchlanken
Teutſchen Todesſpeer.

Ha! wie hieben löwenmuthig
Todeswunden wir!
Aechzend flohen ſie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Und die Feſſeln ferner Welten
Sind gerächt, und nie
Sehen wir an unſern Belten,
Nie als Herren ſie.

Wodan, Dank! Thuiskons Söhne
Sind noch deiner werth,
Sieg klingt ihrer Schilde Tönen,
Tod ihr Heldenſchwerdt.

Um die ſchimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Adler mit den blutigen Schwingen,
Flögt ihr luſt'gen Pfad,
Um zum Kapitol zu bringen,
Was der Teutſche that!

Denn es ſchweigt der Feldherrn Rufen,
Schweigt der kleinſte Mann;
Keiner, der auf Roßeshufen
Dieſer Schlacht entrann.

Wein' itzt alle deine Götter,
Auguſt, um dich her!
In der Nacht der Eichenblätter
Herrſchet Wodan mehr.

Freudenlied. 1793.

Freunde, genießet den Frühling des Lebens!
Denn in der Schatten Gebiet
Wünſcht ihr entflohene Freuden vergebens.
Bald iſt die Blume verblüht.

Jubelt beim luſtigen Nektar der Reben!
Schwinget, von Wonne durchglüht,
Mädchen im Tanze, ſo reitzend wie Heben!
Bald iſt die Blume verblüht.

Laſſet dem Alter die wolkigen Sorgen!
Küßet, wann keiner es ſieht!
Heute iſt unſer, vielleicht iſt am Morgen
Uns ſchon die Blume verblüht.

Frühlinge welken, und Jahre verwallen,
Jugend und Freude entflieht;
Scherzet und ſpielet und ſinget es allen;
Bald iſt die Blume verblüht.

Freude. 1797.

Freundlich leuchten die Sonne, Mond und
Sterne,
Freundlich ſchimmert das Blumenkleid der Erde,
Tiefer rauſchet das Meer mit ſeinen Wellen,
Furchtbar und lieblich.

Droben kreiſet in Sonnengluth der Adler,
Drunten ſumſet der Käfer und die Milbe,
Aus den Büſchen klingen der Nachtigallen
Zärtliche Lieder.

Ja, du biſt ſchön und golden, Mutter
Erde,
Schön in deinen roſigen Abendlocken,
Duftig in deines Erwachens Silberſchimmer,
Bräutlich und züchtig.

Luſtig hüpfeſt du hin im Weltentanze,
Alle deine Kinder am warmen Herzen,
Wandelſt freudig dahin in deiner Sonne
Funkelndem Reigen.

Luſtig ſei und lachend des Menſchen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unſchuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Lied. 1798.

Herrliche Sonne, du leuchteſt hier oben,
Mond und Geſtirne, ihr wandelt herab.
Weil ich denn lebe, ſo will ich euch loben;
Frühe beſcheint ihr des Schlummernden Grab.

Singe mir, heilige Stimme der Liebe,
Nachtigallkehle, den kurzen Geſang;
Rieſle mir, murmelnde Quelle, bis trübe
Lethe mir reichet den traurigen Trank.

Spielet, ihr Götter der Freude, ihr loſen,
Freundlichen Knaben, im zarten Verein;
Kränzet die roſige Stirne mit Roſen,
Füllet den Becher mit goldenem Wein.

Führt in der Schönheit umſchmeichelnden Banden,
Muſen und Grazien, führt mich die Bahn;
Reich mit den Blüthen Mnemoſynens landen
Eure Geweihten im ſtygiſchen Kahn.

An Sie. 1799.

Wann freundlich meines Mädchens Aug
Mit ſüßem Gruß mir lächelt,
Und lieblicher als Roſenhauch
Ihr Frühlingsathem fächelt,
Und zärtlicher als Saitenlaut
Erklingt des Mundes Rede,
So biet' ich um die ſüße Braut
Auf Tod und Leben Fehde.

Sucht an des Kaukas tiefem Schnee,
Vom Oby bis zum Rheine,
Von London bis nach Ninive,
Ihr findet ſolche keine:
So jugendhell wie Morgenroth,
So hold wie Frühlingsbläue —
O Liebchen! Liebchen! bis zum Tod
Schwör' ich dir Lieb' und Treue.

Mag an Golkondas heißem Strand
Der hagre Geiz erblinden,
Nie wird er einen Diamant
Von ſolchem Werthe finden.
Die ſchönſten funkeln hart und kalt
In goldnen Königskronen;
Doch dieſer ſoll mit Allgewalt
In meinem Herzen wohnen.

Denn köſtlich mehr als goldner Wein
Iſt Frauenlieb' und Treue,
Sie leuchtet wie der Sternenſchein
Mit jedem Tag aufs neue;
Sie lächelt ſüß und ſchmeichelt ſüß
Und ſpielt um dich und ſcherzet.
O Thor! haſt du kein Paradies,
Wann dich Feinsliebchen herzet?

An meinen Genius.

Fragment. 1799.

Mein Genius, der mit mir lebt und ſtirbt,
So wie der Wurm mit ſeiner Blume
Zugleich entſteht, zugleich verdirbt;
Du, der im tiefſten Heiligthume
Des Buſens wie ein Unbekannter weilt,
Du Schöpfer meiner Freuden, meiner Fehden,
Du nimmer-ſtiller Zerrer an den Fäden,
Die Lacheſis uns ſpinnt und Klotho knäult:
Mein Dämon, Flämmchen an dem Wege,
Das mich durchs Leben niederführt,
Du, der die Bruſt oft heiß wie Donnerſchläge,
Bis ſie in allen Röhren glüht, berührt,
Oft ſanfter als Aſkläpios weiche Hand
Dem armen Kranken hegt und träget;
Raſtloſer Häusler in mir, der den Sand
Im Stundenglas mit Pepromenen beweget,
Es ſchüttelnd jetzt wie eine Urne ſchwingt,
Worin das Loos des Todes ſchrecklich rauſchet,

Jetzt jeglicher Erſchütt'rung neidiſch lauſchet,
Die ſeine Körner ſchnell zum Boden bringt:
Mein Genius, der mit mir kömmt und geht,
Sprich, holder Fremdling, was hat uns den Buſen
Vom hohen Helikon der Muſen
So oft der ſüße Hauch umweht?
Was ſumſen wir, wir kurze Sommerfliegen,
Nicht luſtig mit den andern durch die Luft
Und ſaugen uns der Jugend Roſenduft,
Der bald verwelkenden, in vollen Zügen?
Du rufſt mir zu: Freund, eine ſüße Gabe
Rinnt uns in dem pieriſchen Pokal;
Denn Größeres hielt nie, wer mit dem Herrſcherſtabe
Gefürchtet Tauſenden befahl.
Zwar köſtlich iſt des Goldes Habe
Und warm des Reichthums Sonnenſtrahl;
Wir aber ſpielen, wie der Knabe
Sich ſpielt mit ſeinem Schmetterling durchs Thal
Der Blumen hin, uns luſtig hin zum Grabe,
Und unſer Leben iſt ein ewiger Geſang.
Nun auf dein Wort! ſo laß uns ſpielen, laß uns dichten,
Bis wir mit Charons Ruderklang
Die Anker für das Reich der bleichen Schatten lichten.

Schickſal. 1799.

Es brauſt ein Strom mit düſtern Wellen,
Er reißt die Bäche und die Quellen
Verſchlingend fort in ſeine Bahn;
Er ruft den Eichen zu, den Fichten,
Die höhere Himmelslüfte lichten,
Er rufet Hannibals grauen Felſen:
Hinab mit mir zum Ocean!

Dann bebt des Adlers Sonnenflügel
Im Felſenneſt; den goldnen Spiegel
Des Tags verhüllt die alte Nacht,
Die trübe Schimmer bang durchzittern;
Die Berge krachen, Eichen ſplittern;
Es jubelt, drehend die ſchwarzen Strudel,
Der Strom in der Zerſtörung Pracht.

Bang flieht der Hirt zur Felſenſpitze,
Es leuchten über ihm die Blitze
Und unten heult der Wogen Wuth;
Entwurzelt ſchwimmen ſeine Bäume:
Des Lenzes und der Liebe Träume
Gedenkt er, brennende Thränen rinnen
Hinunter in die finſtre Fluth.

So horcht dem dumpfen Wellenſchlage
Des Schickſals, von dem dunkeln Tage
Geführt, der Menſch mit bangem Ohr.
Wem ziſchen jetzt die ſchwarzen Pfeile?
Wem raſſeln jetzt die Donnerkeile?
Wer ſinket jetzt von dem ſüßen Leben
Hinab zum grauſen Schattenthor?

Kein Erdenſohn zerbricht dies Siegel;
Zu dieſer Höhe rauſcht kein Flügel,
Kein Taucher taucht zu dieſem Schlund;
Die Sonne, die viel tauſend Jahre
Umleuchtet der Verweſung Baare,
Die Sonne ſelber, die alles ſiehet,
Sah nie hinab zu dieſem Grund.

Drob geht der Sterbliche mit Beben
Hindurch das irrwiſchvolle Leben,

So wie der Wandrer durch die Nacht;
Ihn ſchrecket jedes Blätterrauſchen,
Ihn ſchreckt des eignen Athems Lauſchen,
Er zittert jeglichem flieh'nden Schimmer,
Bis ihm der goldne Tag erwacht.

Friſchauf! ob aus den hohen Sitzen
Die Götter lächeln oder blitzen,
Du wandle wohlgemuth die Bahn!
Viel Holdes blüht am Pilgerwege,
Und gelten dich die Donnerſchläge,
Sie können nimmer dich tiefer ſchlagen,
Als bis zum unterird'ſchen Kahn.

Dithyramben. 1799.

1.

Zum Theil nach dem Franzöſiſchen.

Sobald des Morgens erſter Strahl
Die Fenſterſcheiben röthet,
Greif' ich zum fröhlichen Pokal,
Der alle Sorgen tödtet;
Dem Kaiſer und dem König gleich
In Bacchus freiem Reiche,
Ihr hohlen Köpfe, lach' ich euch,
Ihr ſchlaffen Waſſerſchläuche.

Auf Erden geht es wild herum
Auf Köpfen und auf Vieren,
Was ſoll der Erdenſohn ſich drum
Mit ernſter Narrheit zieren?

Ich leere muthig Glas auf Glas
Bis auf den letzten Tropfen;
Dann laß' ich in ein neues Faß
Der Freude Zapfen klopfen.

Sieh auf zum hellen Firmament,
Wie dort an Mond und Sternen
Es taumelnd durch einander rennt!
Da kannſt du Weisheit lernen.
Sie trinken aus der Erde See'n
Sich glühend ihre Wangen,
Und ſind viel tauſend Jahre ſchön
Im Taumel rund gegangen.

Bei meinem Faß, wer iſt mir gleich
In Bacchus freien Staaten?
Wer iſt ſo groß, ſo freudenreich
Von allen Potentaten?
Ich lach' in meinem frohen Muth
Der Paula und der Franze,
Wann ich um deine Zauberfluth,
Du traute Tonne, tanze.

Im Keller, wo die Tonnen ſind,
Da ſoll man mich begraben,
Und, wenn ein Tropfen niederrinnt,

Soll er die Naſe laben;
Zum Zapfenloche legt mein Haupt,
Die Füße zu der Mauer,
Dann freut mich noch im Tode, glaubt,
Der ſüße Rebenſchauer.

Die Ecken von dem Leichentuch
Tragen vier Rubinennaſen,
Vier Trunkne ſtehn am heil'gen Buch,
Den Abzug abzublaſen;
Statt Fackeln und ſtatt Kerzenſchein
Glänzt, Becher, mir zur Seiten!
Und helle Flaſchen, voll von Wein,
Erklingt das Glockenläuten!

2

Zapft die Tonnen! füllt die Gläſer!
Heute laßt uns fröhlich ſeyn!
Ach! bald ſäuſeln grüne Gräſer
Auch um unſern grauen Stein.

Unſer Leben ſchwingt die Flügel,
Hinkend hohlt der Tod es ein;
Um der Gräber ſtille Hügel
Klingt kein Jubel, fließt kein Wein.

Sonn' und Sterne fliegen trunken
Durch des Himmels blaue Bahn,
Froh berauſchet läuten Unken,
Und begeiſtert ſingt der Schwan.
Wann die Nektarfluth der Tonne
In die blanken Becher fleußt,
Flieget über Mond und Sonne
Des entzückten Zechers Geiſt.

Evan, Heil dir, Sorgenbrecher!
Freudenbringer, Heil und Preis!
Du erlabſt den matten Lecher,
Du entflammſt des Alters Eis,
Rötheſt die gebleichten Wangen,
Stärkeſt das gebogne Knie,
Und erſchreckſt des Grames Schlangen
Durch der Lieder Melodie.

Heil Dir, Götterkind der Traube!
Jubelt, Saiten! Becher klingt!
Bis man mit dem Trauerlaube

Unſre Urnen ſtill umſchlingt.
Hier in Bacchus Heiligthume
Herrſche das Geſetz der Luſt!
Ach! es traurt der Jugend Blume
Bald verwelkt an unſrer Bruſt.

3.

Sammle Gold und trinke Waſſer,
Liege wie der hagre Greiſ,
Hungerleider, todtenblaßer
Geitzhals, lieg dich krumm und ſteif!
Düſtrer Heuchler, ſchlage Kreuze,
Kreuze dir vor Stirn und Bruſt!
Wir verehren ſüß're Reitze,
Wir verſtehen beßre Luſt.

Sei gegrüßt mit Jubeltönen,
Cypris Acidalia!
Alles Holden, alles Schönen
Geberin, o ſei uns nah!
Bromios, der Gott der Reben,
Siehe! lenkt die Leu'n heran,

Und die Charitinnen ſchweben
Seinem Jubelzug voran.

Auf! entſiegelt mir der Kelter
Honigſüßen Rebenthau!
Friſch des Lebens Blume hält er,
Wie der Born die Wieſenau;
Aller Sorgen Gegenmittel
Und Nepenthes jeder Quaal
Zaubert er den Mann im Kittel
Flugs hinauf zum Götterſaal.

Nicht geſäumet! Süße Beute
Raubt von uns ein jeder Tag
Und dem Geſtern flieht das Heute
Aermer ſchon und älter nach,
Immer näher kömmt die ſchwarze
Straße, die zum Orkus irrt,
Und der Scheerenklang der Parze,
Die um unſer Leben klirrt.

Helden, ſchimmernde Tyrannen,
Kaiſer, Bettler, Arm und Reich
Macht das Bette von drei Spannen,
Macht die finſtre Grube gleich.
Keines Wonnetags Aurore

Ruft zu dieſem Schlaf: wach auf!
Keine Gnade ſchließt die Thore
Des Exils der Todten auf.

Klinget denn im Feſtgeläute!
Klinget, Becher! klinge, Lied!
Weil die Roſe junger Bräute
Noch um unſre Stirne blüht.
Weht, ihr Winde, weht die Sorgen
In das tiefe Meer hinab!
Nur der Thor verſchiebt auf Morgen
Schätzes, was die Stunde gab.

Amor. 1799.

Mit Köcher und Bogen
Kömmt Amor geflogen,
Der luſtige Gott,
Mit ſchmeichelnder Rede,
Halb ſchalkiſch, halb blöde,
Und Mienen voll Spott.

Wie weiß mit Gefühlen
Er ſchelmiſch zu ſpielen!
Wie ſchwöret er dreiſt:
„Mein ewiges Liebchen!“
„Mein einziges Bübchen!“
Dann weiter gereiſt.

Bei Heißen und Kalten,
Bei Jungen und Alten
Er flattert herum;
Von oben nach unten

Geht alles im bunten
Gemiſche herum.

Hier machet ein Höcker
Manch Jüngferchen lecker,
Dort ladet ein Bein
Zu ſüßen Verbrechen,
Zu zärtlichen Schwächen
Die Lauſcherin ein.

Wer zählt die Triumphe
Am Mieder und Strumpfe,
Am zierlichen Schuh?
Unſchuldige Luken
Im Flore, Paruken
Selbſt ſtehlen die Ruh.

So übet er Schwänke
Vom Pallaſt zur Schenke,
So äfft er und prellt,
Wann leicht und behendchen
Sein roſiges Händchen
Die Pfeile verſchnellt.

Oft wirft er das Leibchen
Zu Panzer und Häubchen:
In mancherlei Tracht,
Auf Zweien und Vieren,
Man ſah ihn ſpazieren
Bei Tag und bei Nacht.

Dann tritt er gar leidig,
Gebückt und geſchmeidig
Als Wanderer ein:
So nehmen ihn viele,
Die Unruh der Pfühle,
Ins Kämmerchen ein.

Als Vöglein, das ſchnattert
Und pfeifet, er flattert
Den Mädchen in'n Schooß
Mit ſäuſelnder Schwinge:
Vom ſchlimmſten der Dinge
Wer machet ſie los?

Ein ruſſiger Springer
Bemüht er die Finger

Der Schönen anitzt.
Sie ſchmälen und kichern,
Er lächelt im Sichern —
Ihr wißt, wo er ſitzt.

Oft wartet der Kühne
In Blumen als Biene
Auf ſchelmiſche Luſt;
Da läßt er ſich pflücken,
Und lauſcht mit Entzücken
Im Strauſſe der Bruſt.

Gefährliches Pflücken!
Bald hohlt er zu Tücken
Den Stachel hervor;
Denn wiſſet, ihr Mühmchen,
Nie kehret das Blümchen,
Das hier ſich verlor.

An die Muſen. 1799.

Spindeln auch tragen die Muſen, ſie weben
Schimmernde Fädchen ins düſtere Leben;
Spinnerinnen, ſeid freundlich gegrüßt!
Lehrt in dem drückenden Netze uns ſpielen,
Welches auf Lacheſis webenden Stühlen
Schwarz das Geheimniß des Lebens umſchließt.

Grauſamer, als um die Beute die Diebe,
Schlagen ſich um uns die kämpfenden Triebe,
Stoſſen die Armen hinab und hinan;
Können wir bannen das loſe Geſindel,
Welches der Parzen gedrehete Spindel
In das Gewebe ſo innig verſpann?

Auf denn, ihr Holden, ihr Freundlichen, Schönen,
Lullt mit des Wohllauts bezaubernden Tönen,

Lullet das böſe Geſindel uns ein!
Bringet den blumenbekränzeten Frieden,
Bringet ihn wieder, die drei Eumeniden
Jaget hinunter zur finſteren Pein.

Herrliches tragt ihr und Süßes und Holdes,
Darum o ſpinnet des ſchimmernden Goldes
Spinnet ein Fädchen ins Leben uns ein!
Jeglicher Lieblichkeit pflegt ihr die Blüthe,
Jugend und Schönheit bewahrt ihr Gemüthe,
Anmuth und Luſt eure roſigen Reih'n.

Die Hoffnung. 1799.

Von allen lieben, allen guten Gaben
Der Horen, die an unſrer Wiege ſtehn,
Iſt nichts ſo lieblich und ſo ſchön,
Selbſt jene nicht, um welche lächelnde Knaben
Mit Eros und der Charis ſtehn,
Als jenes freundliche Himmelsmädchen,
Die Hoffnung, Kronions zarteſtes Kind,
Das in das Garn der Parze Roſenfädchen
Und reine Goldesſchimmer ſpinnt.
Sie gab die Vorſicht uns zum Spielen
Als freundliche Geſellin zu,
Als Pflegerin den zarteſten Gefühlen,
Als Schatten dem ſchwülen Tag, als Traum
der ſüßen Ruh.
Sie pflegt die Blume ewiger Jugend
Selbſt in des wintrigen Alters Bruſt,

Verknüpft die Wohlluſt mit der Tugend,
Und reicht dem Gram den Kelch der Luſt;
Sie zeigt für einen glücklichern Lauf
Dem abgetakelten Schiff ſein Thule,
Und windet die abgelaufene Spule
Der Parzen ſchöner wieder auf;
Spinnt ihren goldgewobnen Faden
In die Unendlichkeit hinaus;
Löſcht, funkelnder Arktur, dich aus,
Um ſchöner dein Flammenhaar im Südpolmeer
zu baden.
O ſelig dreimal, wer zum Spielen
Die Leichte nur und Spielende empfängt,
Und nicht mit ſtürmiſchen Gefühlen
Sich zu der zarten Huldin drängt!
Wer leichter, als mit bebender Schwinge,
An Frühlingsblumen Schmetterlinge,
An ihre Roſenflügel ſich hängt!
Doch wehe, wer in ihrem ſüßen Schaum
Sich, wie im Kelch der Wirklichkeit berauſchet!
Denn weinen wird er, wenn der Traum,
Der ſpielend kam, auch ſpielend ihm entrauſchet.

Auf Franz Wilhelm Döhns Grabe. 1800.

Tretet, Freunde, fromm und ſtill
Zu den ſtillen Todten!
Denn hier ſchläft ein Biedermann
Unter'm grünen Boden.

Offnes Aug und offne Bruſt
Wies er uns vor Jahren,
Wie zu beßrer Väter Zeit
Biederleute waren.

Reben ſollen Roſen hier
Schweſterlich umfaßen,
Lieben ſoll ein jeder hier,
Aber keiner haßen;

Manches goldne Harfenſpiel
Soll hier hell erklingen,
Mancher Mund von Lieb und Wein
Hohe Wunder ſingen.

Ruhig liegt ſein Staub alsdann,
Denn er liebt' Cytheren
Und hielt dich, Lyäus, auch
Pflichtig ſtets in Ehren.

Tanz und Becherklang und Sang
Wird ihm drum vor allen
Unter ſeinem Hügel noch
Wunderbar gefallen;

Fröhlich wird ſich ſein Gebein
Noch im Grabe rühren,
Wenn wir frohe Reigen hier
Ihm zu Ehren führen.

Lehre an den Menſchen. 1800.

Thor, du weinſt? Laß Erd' und Himmel brechen!
Stürze mit! doch weine nicht!
Meere ſchlucken Strudel gleich den Bächen,
Mit den Zwergen fallen große Recken:
Um das Schickſal traure nicht.

Klarheit hat der Aether, Brand das Feuer,
Und Zerſtörung weht im Sturm.
Häßlich klinget mir die alte Leyer:
Wunder giebt es nicht und Ungeheuer,
Stehet gleich dem Felſenthurm.

Wie der Blitz mit ſeinen Flammenzacken,
Tauſendfach in ſich verſchürzt,
Grade trifft auf den geweihten Nacken,
Iſt der Mann, der nicht mit bleichen Backen
In den Kampf des Lebens ſtürzt.

Was er hofft, das hofft er von ihm ſelber,
Schwäche betet Fremdes an,
Haut Idole, gießet goldne Kälber,
Schreiet elend an die Sterngewölber,
Die ſie nicht erreichen kann.

Zwar der Tapfre nennt ſich Herr der Länder
Durch ſein Eiſen, durch ſein Blut;
Aber wie der Iris Farbenränder,
Wie des Himmels wechſelnde Gewänder,
Iſt die Erd' ein wechſelnd Gut.

Sie gehört den Meeren und Orkanen,
Sie der Veſta wilderm Herd,
Bebt vor irrenden Kometenbahnen,
Miſcht mit den Tropäen in Vulkanen
Den Erobrer und ſein Schwerdt.

Seit das Weib die Frucht der Luſt gebrochen,
Herrſcht der Böſe auf der Welt,
Und dem Menſchen iſt ſie abgeſprochen;
Doch ihn mahnet ſeines Buſens Pochen:
Herrſche über'm Sternenzelt!

Hier verweilt die Roſe und die Jugend;
Wahrheit flicht man auf das Rad;

In der Acht ſind Tapferkeit und Tugend;
Und die Schwäche, in das Joch ſich fugend,
Iſt ſich unter Schrecken ſatt.

Funfzig Söhne machte der Alcide,
Funfzig, all' in Einer Nacht.
Der, ſo immer ſchläft, iſt immer müde;
Nur aus Streit erblüht der heil'ge Friede
Und aus Heldenmuth die Macht.

Sammle dich, auch du vom Götterſtamme!
Mächtig wie Nothwendigkeit,
Mächtig mehr iſt deines Geiſtes Flamme.
Wolle Großes! wolle Leid! verdamme
Trauer um Glückſeligkeit.

Was du nicht geſucht, das wirſt du finden,
Tönt des Schickſals ernſtes Wort.
Glück und Freude wohnen bei den Blinden,
Wir die Götter Sehenden verſchwinden:
Suchſt du ſie, ſo ſind ſie fort.

Die neueſten Philoſophen. 1800.

An Johann Jakob Grümbke.

Nicht jedes Huhn, das kakelt, legt ein Ei;
Die Tiefe wohnet in den ſtillen Flüßen.
Wo unſre Ohren immer hören müßen,
Da iſt gewiß Geklingel mit dabei.

Es ging der Tag, es wandelte der Mond,
Das Jahr verrollte wachſend zum Jahrhundert:
Ein jedes hat ſich eitel ſelbſt bewundert
Und der verſtorbnen Brüder nicht geſchont.
Wird nie die Blendung dir vom Auge gleiten,
Du Würmchen Menſch, das hier ſein Häuschen ſpinnt?
Du ſieheſt in den Spiegel aller Zeiten,
Doch bleibt dein Urtheil ewiglich ein Kind?
Noch ſpieleſt du mit Blumen, die in Eden

Schon Adam blühten? Suche doch die Frucht!
Geh hin und frage einen jeden
Moment der langen Zeitenflucht —
Was wird er dir für Antwort geben?

Ein Thor iſt, der im flüchtigen Leben
Das Bleibende zu haſchen meint.
Das ſüße Spiel der Jugendträume,
Die Blüthen ſeiner Frühlingsbäume
Hat jeder Sterbliche beweint.
Was Plato göttlich ſchwärmt, was größer mit
dem Blute
Der freie Sokrates beweiſt;
Das Menſchliche, das Himmliſche, das Gute,
Was keiner kennt und jeder preiſt;
Das halte feſt mit edlem Muthe,
So du es haſt. Doch daß dirs jemand weiſt,
Das hoffe nicht. Es wohnt nicht unter den Leuten;
So wie in Felſen des Adlers Neſt,
Schweb't es zwiſchen Himmel und Erde feſt,
Und nur der Geiſt kann dir es deuten.

So prediget der Tag, der alte und
der junge.
In deinem Buſen iſt die Welt,
Wo, wie ein Meer im ewigen Schwunge,

Ein unbekannter Mund ſie ſinken heißt und
ſchwellt.
Dort frage die berufnen Zeugen
Und horche auf ihr ernſtes Wort,
Was ſie dir ſagen, bleibt dein eigen,
Das Fremde fliegt wie Töne fort;
Du zittre nicht, auch wenn ſie lange ſchweigen.
Es ſitzt der Geiſt, ein ritterlicher Hort,
Dein Freund und unbekannter Hüter;
Da ſchaue hin, wie zum geweihten Ort,
Da glaube ganz; ſonſt ſchweiget der Gebieter:
Du rinnſt, verirrt aus deinem Bach,
Als Tropfen andern Strömen nach,
Und ſtirbſt, noch eh du ſie erronnen.
Trau denen nicht, die, Weisheit wie aus Tonnen
Eingießend, mit dem Trichter ſtehn;
Die das Geſpinſt, was ſie ſo klug geſponnen,
So thörigt auch um andre drehn.
Aus eigner Bruſt erblühen eigne Wonnen.
Erbebe vor der lockenden Philoſophie
Und ihrem ſüßen Feſttagsläuten!
Man findet dort in Löwenhäuten
Gar oft das ſchlechteſte Sattelvieh.
Denn ſeit Pythagoras, bei dem ein Huſter
Schon ein Verbrecher war, bis auf den
Sphärenklang,

In dem im Glanz zu Görlitz Schuſter
Gott Vater aus den Wolken ſprang,
Hat mancher Kant wie einen Mühlengang
Die Welt in ſich und um ſich rund getrieben.
Doch giebt's ein heilig Drei und heilige Sieben,
Die keiner löſt: wohl mancher wird ein Kauz,
Macht ein Geſicht ſich draus, und ſchaut's und ſchaut's,
Und ſtellet ſich, als ſtänd' er drüben
Am Strom; da ſtürzen viele hinein,
Und viele jämmerlich erſaufen.

Das Höchſte läßt ſich nicht erkaufen,
Es kömmt auf kein Beſchwören oder Schrei'n;
Als Himmelsgabe iſt es dein,
Geknüpft an keine Erdenbande,
Wie Hoffnung unſichtbar und Glück,
Nicht bebend vor dem ſtygiſchen Strande,
Nicht vor dem webenden Geſchick.
Was mit Gewalt ſich hält und bindet
Das iſt ein ſchlecht und irdiſch Gut,
Allein das Himmliſche verkündet
Sich wie des Lichtes reine Gluth;
Es leuchtet, aber keiner faſſet
Der zarten Flamme Fittich an.
Was das Geſchrei des Lebens haſſet,
Bewahre ruhig, wer es kann.

Sei Mann!

An Thorild. 1801.

Wie zügelt der Bildner das Element?
Wie bannt er die flatternden Geiſter?
Wie wird er des Feuers, das ihn verbrennt,
Des zitternden Feuers ein Meiſter?
Im ruhigen Ernſte liegt Heldenkraft
Und Muth des Mannes, der kämpfend ſchafft.

Die flackernde Lohe ziſcht kalt dahin —
O ſchau' archimediſche Flammen!
Es mag der geſammelte Mannesſinn
Den Teufel zur Hölle verdammen;
Ergreif' ich das Wilde, ergreif' ich mich ſelbſt,
Bin dir ich nicht gleich, der du Himmel wölbſt?

Im Bündniß iſt Stärke; im Zügel Sieg,
Der Bogen hat Flügel des Strebens,

Es zeuget das Chaos nach langem Krieg
Durch Eintracht die Samen des Lebens:
Der Funke wird Sonne, Gebirg der Atom,
Und Flüchtlinge gründen das mächtige Rom.

Der Worte zu klingenden Liedern band,
Er band auch zu Mauren die Steine;
Es ſchenket Begeiſt'rung dieſelbige Hand
Und Wahnſinn im ſprudelnden Weine.
O Heil ihm dreimal, wer los und feſt
Sich weder zerreißen noch ketten läßt!

Kommt, freundliche Grazien, kommt, ihr Drei!
Und lehrt uns die Wildheit bezähmen!
Kommt, Muſen, und laßt uns im Einerlei
Des Lebens nicht peinlich vergrämen!
Kommt, herrlichſte Töchter des Zeus, herbei!
Und macht uns zu Menſchen! ſo ſind wir frei.

Es iſt die Freiheit an keinen Ort
Durch Schickſal noch Satzung gebunden.
Iſt aus den Herzen die Tugend fort,
Iſt ſie auch auf Erden verſchwunden.
Wo Kraft und Güte die Zügel hält,
Da blühet die beſte und freiſte Welt.

Es rinnet das Waſſer, der Adler fleucht,
Das Roß es ſchüttelt die Mähnen,
Der Sturmwind wehet, die Fichte weicht,
Den Menſchen verkünden die Thränen:
O heilige Liebe, du Abgrund der Luſt,
Verſiege nimmer in Menſchenbruſt!

Lebenslied. 1801.

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu das Deine! und thu' es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tiſch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengeziſch.

Bau dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein.
Hell der Himmel ſich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage! dulde! die Welt iſt dein.

Steh nicht horchend, was Narren ſprechen;
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern.
Schickſal webet an ſtyg'ſchen Bächen,
Feigen webet es ſchrecklich fern.
Steige hinnieder!
Faſſe die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden,
Nicht mitfühlend, der ſchnelle Tag.
Jeder ſuche zum Kranz beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Das Kind und das Röslein. 1801.

Auf Dornen ein Röslein ſtand,
Kam eines Kindes Hand,
Röslein abzupflücken,
Aber Röslein ſtach —
Und das Kindlein weinend ſprach:
„Ach! du thuſt ſo weh,
„Schönes Röſelein!
„Weg mit der hohen Pein!
„An der Erde ich pflücken geh.“

Freundlich ein Veilchen ſcheint
In des Kindleins Geſicht.
„Dieſes iſt mein Freund,
„Dieſes beißt mich nicht.
„Fahr wohl, Röslein roth!
„Mag dich nimmer haben.“
Und die Hand es bot —
Doch den kleinen Knaben
Stach die Schlange todt.

Des Schäfers Klage um ſeine Liebe. 1801.

Süßer Frühling kömmſt du wieder?
Haſt du Blumen und Vögel für mich?
Haſt du Quellen und Nachtigalllieder?
Ach! ich Armer! was hab' ich für dich?
Die ich gemeinet,
Meine Lieb' iſt todt.
Die Sonne ſcheinet,
Es wandeln die Sterne,
Sie färbet ſich nimmer roth.

Klaget, Turteltauben, klaget,
Flötet, Vöglein, ein trauerndes Lied,
Weinet, Blümlein der Auen, und ſaget:
Schönſte Roſe, auch du biſt verblüht?
Unter dem Steine
Sie ſchläfet ſtill.
Im Feld', im Haine

Es klinget ſo fröhlich;
Kein Klingen ſie wecken will.

O wo wohnſt du, ſchöne Seele?
Sumſeſt du mit den Bienen am Baum?
Girrſt du zärtlich als Nachtigallkehle?
Säuſelſt leuchtend als himmliſcher Traum?
Heilige, ſteige
Zur Erd' herab!
Dem Buhlen zeige
Dein engliſches Antlitz!
Das irdiſche deckt das Grab.

Lebensmuth. 1801.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem raſchen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer;
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederſchmeißen,
Eichen aus den Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo tauſend fallen,
Mögen zehnmaltauſend ſtehen.
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen.
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter;
Wohnt der Menſch auf grünen Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeidlich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Kraft gefangen;
Heimarmenens Donner rollen,
Ziſchend ſprüh'n Erinnys Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den ſchönſten Frühlingsblüthen,
Eh des Winters kalte Flocken
Um die kahle Scheitel wüthen.
Tapfer mußt du ſtehn und fallen,
Klanglos iſt der Tod der Matten;
Doch die Heldenſeelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Geſang der Schickſalsſchweſtern. 1801.

Die Drei zuſammen.

Hört, ihr blühenden Geſchlechter,
Die die ſchöne Erde nährt,
Hört das Lied der Orkustöchter,
Welche nie der Tod verſehrt;
Die, im ernſten Bund verbunden,
Ferne von des Lichtes Bahn,
Weben das Gericht der Stunden
Und der Herzen ſüßen Wahn.

An des Schattenherrſchers Schwelle,
Die der ſtrenge Styx umſlicht,
Ueben wir in dunkler Hölle
Unſers Amtes große Pflicht.
Des Olymps Uranionen,
Die, ſo Ceres Aehre ſpeiſt,
Fürchten in den lichten Zonen
Des Geſchicks verborgnen Geiſt.

Und er wandelt unvernommen
In der Zeiten heil'gen Lauf,
Macht des Donn'rers Bruſt beklommen,
Schreckt den Erdenſchläfer auf.
Schrecken, ſo die Augen ſchauen,
Waffnen großer Herzen Macht,
Aber ewig wandelt Grauen
Durch des Styx verbotne Nacht.

Nur das Land der Himmelslichter
Laſſet ihr in Freude blühn.
Kalt muß durch der Höllenrichter
Bruſt das Blut zum Herzen fliehn;
Runzlicht ſind der Parzen Wangen,
Keine Thräne näßt ihr Aug,
Und der Eumeniden Schlangen
Ziſchen durch der Fackeln Rauch.

Und doch wandelt alles Schöne
Ferne von dem Sonnengang.
Faßt man je der Saitentöne
Zaubervollen Wunderklang?
Gehen in der Schatten Stille
Götter nicht und Träume rund?
Ruht nicht ſelbſt der heil'ge Wille
In dem tiefſten Herzensgrund?

Hört denn, blühende Geſchlechter,
Deren Leben abwärts fließt,
Höret denn der Orkustöchter
Ernſtes, ſtillgeſungnes Lied.
Bei dem hohen Schickſalsklange
Schlage jeder Buſen weich!
Keiner Freude werde bange!
Keine Sünde werde bleich!

Lacheſis.

Die Vertheilerin heiß' ich, die ſchickt,
Was die Menſchen betrübt und beglückt;
Die erſte und geheimſte Macht,
Die wandelt durch der Herzen Nacht;
Die Göttin, die den ernſten Willen
Zwingt ſein Schickſal zu erfüllen
Ewig meinend, er wandle frei,
Wächſt er fort in dem dunkeln Ei;
Luſtig er durch die Schale bricht;
Seine Federn wachſen am Sonnenlicht;
Muthig in der Herrſchaft Vergnügen
Will er der Götter Glanz erfliegen,
Bis ihn, wo er am höchſten fleucht,

Meiner Blitze Gewalt erreicht:
Ueber den Sternen wiehern die Pferde,
Aber Phaeton ſtürzt zur Erde.

Die Olympier auch bezwingt
Der Köcher, der mir auf dem Rücken klingt.
Was ſie mir und dem Styx geſchworen,
Führen ewig dahin die Horen.
Aurora klaget ihr langes Leid
Wohl über der Jugend Flüchtigkeit;
Adonis ſtirbt von des Ebers Hiebe,
Drob weinet ſelbſt die ſelige Liebe;
Zeus ſieht ſeine Luſt in Flammen vergehn,
Und es ſchwillt ihm die Bruſt vor Wehn.

Alſo wandl' ich in die Zeit,
Gefürchtet als Nothwendigkeit,
Die jedes Herz ſich anders deutet,
Die mächtig durch das Sonnenland ſchreitet,
Mit Köcher gerüſtet und Bogen
Durchfliegt das Land, den Himmel, die Wogen:
Der erhabene Geiſt der Welt,
Der ſie luſtig im Schweben hält,
Nirgends und allenthalben daheim,
Brütend des Lebens geheimen Keim.
Aber beſprechend das Geſchick

Wohn' ich fern von der Sonne Blick
Nächtlich in der Finſterniß Grauen
Als die erſte der ſtrengen Frauen.

Hier weih' ich furchtbar als Verhängniß,
Das in dem Styx mich ſelbſt umfließt,
Was dunkel in des Knäuls Gefängniß
Die Hand der Spinnerin verſchließt.
Es hallen dumpf wie Donners Töne
Die Sprüche meiner Macht empor.
Als Lacheſis, als Pepromene,
Als Furie ſchreit' ich ſtumm hervor.

Und es entwickeln ſich die Looſe,
Wie es mein tiefer Sinn gewollt,
Wenn, was geruht im Götterſchooße,
Das Leben aus einander rollt.
Es iſt entflohn aus meinen Händen,
Doch nicht entflohn aus meiner Pflicht;
Denn wie die Himmliſchen es wenden,
So folgt der Menſch, und weiß es nicht.

Doch heilig ſind des Guten Geber,
Mild iſt der Götter Majeſtät;
Kurz iſt der Weg, der durch die Gräber
Geflügelt zu den Schatten geht:

Der Schmetterling zerſprengt die Puppe
Und fliegt im ew'gen Sonnenlicht,
Und freundlich wird der Parzen Gruppe
Und frommer des Geſchicks Gericht.

Klotho.

Was Lacheſis mir gegeben,
Das ſpinn' ich ins Leben
Mit unermüdlicher Hand;
Bin darum Klotho genannt,
Und Weberin und Spinnerin:
Auch wohl die ämſige Dienerin
Der mächtigen Schweſter ich heiß;
Muß es alles mit Fleiß,
Wie ſie es reichet den Händen,
In Gehorſam vollenden.

Alſo ball' ich jedem ſein Theil
Webend in den geheimen Knäul,
Und es ſchnurret der ſchnelle Faden,
Mit Freude und mit Leid beladen,
Und es tritt der verborgne Rath
Als Leben in den Sonnenpfad.

O über all das tieſe Weh,
Das wandelt zu der Erde Höh,
Gezeuget in dem ſtygiſchen Pfuhle,
Geſponnen auf der ſchwarzen Spule,
Das den Menſchen als böſer Stern
Begleitet immer nah und fern!
O über der Furien Schlangenliſt,
Die oft in meinem Gewebe iſt,
Wenn mit Alektos Locken hart
Der dünne Flachs verſpulet ward,
Und um die weiche Bruſt gelegt,
Die eine Mutter neun Monden trägt:
So werden giftige Tyrannen,
Die der Menſchheit Kraft entmannen,
Werden neroniſche Ungeheuer,
Des Krieges ſchimmernde Feuerſpeier,
Der Freiheit unverſchämte Diebe,
Und freche Schänder heiliger Liebe,
Und alles, was unhold vom Orkus fährt,
Das ſchöne Sternenland verheert.

O über all die bittern Thränen!
Des Buſens ungeſtilltes Sehnen!
Ueber der Jugend Flüchtigkeit!
Ueber der Freude Nichtigkeit!
Ueber das kugeltretende Glück!

Der Schönheit kurzen Sonnenblick!
Umſonſt verſchenkte mancher Mann
Das Leben, das er umſonſt gewann,
Das wie ein Sturm, dem er nicht wehrt,
Sauſend ihn auf und nieder fährt;
Das, was er am ſchönſten liebt und hegt,
Am frühſten in die Grube legt;
Ihm wenig giebt und vieles plündert,
Das reiche Herz ihm täglich mindert,
Ihm täglich beſchneidet die junge Luſt,
Bis kalt wird die gepreßte Bruſt.

Könnt' ich tragen mein böſes Theil,
Ewig zu ſpitzen den ſcharfen Pfeil,
Der zarter Weſen Herz durchſchneidet
Und keine Luſt beſtändig leidet?
Könnt' ichs tragen, der Allgewalt
Bilden zu helfen des Lebens Geſtalt,
Das Schickſal ewig drehen zu müßen,
Wenn ich müßte ſein Dunkles wißen?
Aber ich webe Luſt und Weh
Immerfort, das ich nicht verſteh;
Ahndung mir kaum den Buſen hellt
Deſſen, was geht durch die irdiſche Welt,
Seh mich ſelber als dunkles Bild,
Bin in der Tiefe mir ſelbſt verhüllt.

Sterbliche, denen die Sonne ſcheint,
Die ihr zärtlich liebet und weint,
Denen allein ein Sinn gegeben,
Mitzufühlen das fremde Leben,
Unſterblich zu leiden fremdes Leid
In der Liebe Unendlichkeit —
Wandelt luſtig im ſüßen Licht,
Bis der zerbrechliche Faden bricht!

Atropos.

Was die zweite Schweſter geſponnen
Und in den Knäul geheim verſchloß,
Wickelt mit ſeinen Leiden und Wonnen
Die dritte ab, heißt Atropos.
Beſtimmt liegt drinnen die Zahl der Sonnen,
Das frühe oder ſpäte Grab:
Sie thut nichts zu und nimmt nichts ab —
Gehorchen iſt das Loos der jüngern —
So rollet ſich das Schickſal ab
Selbſtmächtig unter ihren Fingern.
Doch nennet man mich Atropos,
Die Schlimme, Schreckliche, Unholde.
Ich büße, was die erſte beſchloß,

Und was, durchwebt mit glücklichem Sylbe,
Mit Eiſen, — des Elends böſem Geſchoß,
Die zweite zum Verhängniß ſchloß.

Der Kindheit luſtige Blumenwelt
Zerblättert unter meinen Händen,
Die Schönheit wie die Roſe zerfällt;
Ich weine mit, und darf's nicht wenden —
Nur Menſchen üben, was gefällt —
Die Liebe ſammelt ſüße Aſchen
Still klagend von dem Rogus ein,
Durch Thränen wird die lange Pein,
Durch Jahre nicht hinweggewaſchen.
Ich ſehe der Jugend Frühlingskleid
Mit Jammern in die Grube tragen;
Sehe die Tugend im ſchlimmen Streit
Mit Schlangenliſten ſich zerſchlagen;
Sehe das kugelrollende Glück
Den einen faſſen bei'm Genick
Und jählings in die Tiefe ſtürzen,
Den andern unverſehrt und warm
Wie ein Kindlein wiegen im Arm
Und ihm bringen in vollen Schürzen,
Was begehret des Pöbels Schwarm;
Sehe die ſchimmernde Majeſtät
Fallen plötzlich mit blutigen Locken —

So ſich um den ſpinnenden Rocken
Das allmächtige Schickſal dreht —
Sehe blühend den grauen Sünder
Sein Jahrhundert durchleben friſch;
Freude ſitzet mit ihm zu Tiſch
Und der Scherz auch, der Wangenräuber.

— So den Wackern erlöſche der Muth
Und den Guten und Frommen
Würde die Hoffnung genommen,
Ginge kein Weg zur ſtygiſchen Fluth.
Doch die Sterne funkeln
Droben mild und ſchön;
In dem unbekannten, dunkeln
Lande Zweifel und Schrecken gehn
Aus des Hades Rachen
Kam kein Wandrer zurück
Unvernommen blieb das Geſchick
Hinter dem ſtygiſchen Nachen.
Doch es wandelt in liebender Macht
Durch das All die ewige Güte,
Die alles Leben wieder zur Blüthe,
Allen Winter zum Frühling macht.

Stehe denn der Himmliſchen Schluß!
Trage jeder des Lebens Schwere!

Klirre jedem, gefürchtet die Scheere,
Welche den Faden zerſchneiden muß!
Daß er ihn eigenmächtig nicht drehe,
Daß er geduldig trage ſein Wehe,
Rauſche finſter der Höllenfluß!

Wie mich die Fabel geklungen,
Wie ich der Vorzeit Leben zerriß,
Werd ich dem Enkel geſungen,
Sitzend in Finſterniß,
Ohne Liebe, ohne Verlangen,
Ohne Thränen, ohne Leid,
Mit runzlichten Wangen,
Die graue Sibylle der Zeit.
So bleibt der unſterbliche Haß,
Das alte Schrecken:
Sie fürchten, nicht wiſſend was.
Und doch hab' ich Erde, ſie zu bedecken,
Erde mit Blumen und Gras.
Die Sonne geht auf und nieder
Im freudigen Schritt,
Kömmt immer wieder,
Und das Leben geht mit,
Bringt Freuden und Schmerzen
Für fühlende Herzen,
Und flieht zu den Schatten nieder.

Und das Geſpenſt, der Tod,
Zerrinnt vor dem Morgenroth,
Das anzündet den neuen Tag —
Und ſie, die ich wohl leiden mag,
Nennen mich unhold und häßlich?
Meinen, ſie können ſterben?
Nur der Staub iſt verweslich,
Das Schöne kann nie verderben.

Der Schäferin Klage. 1801.

Habe mir Blumen gepflückt,
Des Liebſten Grab zu beſtreuen.
Ach! wie wir ſpielten beglückt
Am fröhlichen Feſte der Maien!
Wie wir tanzten und ſangen!
Doch die Luſt iſt vergangen.
Kein Maitag wird mich erfreuen.

Klage mir, Nachtigall ſüß!
Mit Thränen bring' ich die Gabe;
Dieſe das Schickſal mir ließ,
Das Süßeſte, was ich noch habe.
Schwindet Blumen und Thränen!
Nimmer ſchwindet mein Sehnen.
Mein Liebſtes ſchlummert im Grabe.

Wandle, du freundliches Licht!
Geh, Sonne, auf und geh unter!
Sternlein, verdunkelt euch nicht,
Und haltet die Glücklichen munter!
Ich muß weinen und klagen
In den künftigen Tagen:
Es ging die Liebe mir unter.

Meines Knaben Segen. 1801.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!
Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau,
Mögte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Mögte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen ſchweben;
Mögte ſich ſtürzen nimmer ſatt
In der Welten unendliches Bad. —

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, was es will.
O wie ſchimmert dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.
Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Winter die Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht.
O wie wirds dann in dem Buſen enge!
Wie wird auf dem Wege heiß das Gedränge!
Ein ewig Fluchen, Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen, und kannſt nicht bleiben,
Darfſt nicht lieben, und ſollſt nicht haſſen:
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer:
Sehnſt dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball;
Wünſcheſt, daß in der tiefen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gehe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn dir, Erde du grüne!
Dir, leuchtender Himmel, liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt die Bruſt ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,
Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe gebohren:
Laß ihn freundlich führen die Horen.

Wir haben zu den Göttern gebetet.
Drum leiſe um das Kindlein tretet.
Er iſt von Himmel und Erde geſegnet,
Vom Schickſal, das uns ſtill begegnet.
Drum weicher als des Kranken Kiſſen
Sei um die Kindheit das Gewiſſen!
Sie gleichet wohl dem ſüßen Mai,
Liebt ſüße Geſänge, doch kein Geſchrei,
Mag gern ſtill ſchauend in Blumen liegen,
Und läßt ſich ſpielend in Schlummer wiegen.

Das Waſſergrab.

Wie ſchau ich ſtill und fromm hinab
In deiner Wellen ſtilles Grab!
S' iſt um das Herz mir ſüß und weh,
Und pochet, was ich nicht verſteh,
Du Fluth in tiefer See!

Dein Waſſer rinnet immerhin;
So rinnet auch des Menſchen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget ſtets, hat doch nicht Ruh.
Sein Bild, o See, biſt du.

Tief aus der dunkeln Erde Schooß,
Aus Klippen reiſſeſt du dich los,
Jagſt ſchneller viel als Roßestrapp

Zum weiten Ocean hinab,
Erjagſt dein ewig Grab.

So jagt mit ſeinem kurzen Tag
Der Menſch auch bunten Schatten nach;
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus
Ihm läuft das ſüße Leben aus
Ins letzte, enge Haus.

So ſpiegelſt du vor meinem Blick
Mein eignes wechſelndes Geſchick
In deiner Tiefe, deiner Höh
Ich meine Fluth und Ebbe ſeh;
Du Fluth in tiefer Seel

Der Schäferin Wunſch. 1801.

Pflanzet mir Merkblümlein
Und Veilchen! hier will ich ſchlafen,
Neben dem Liebſten mein
Begraben, hier will ich ſchlafen,
Wo die hangenden Weiden
Ueber dem Bache ſtehn.
Hier wir ſpielten in Freuden,
Hier wir ſchlafen ſchön.

Unken, mich läutet ein!
Und Weiden rauſchet in Klage!
Lange mein Schlaf wird ſeyn
Und fern vom fröhlichen Tage:
Nie die Sterne mir ſcheinen,
Nimmer die Bäume blühn,
Denn ich muß zu dem Einen,
Zum Feinsliebſten fliehn.

Erde, hab' gute Nacht!
Mir ruft mein einzig Vergnügen;
Hat ſich ein Bett gemacht,
Drin läßt ſichs ſorgenfrei liegen;
Grüne Raſen es decken,
Blümelein wachſen drauf,
Vögel ſingen, doch wecken
Nicht die Todten auf.

Geſang der Töchter der See. 1801.

Wie ſchäumen die Wogen und wallen!
Den ſilberbemuſchelten Hallen
Entſteigen die Töchter der See;
Sie kommen mit Klang der Sirenen,
Sie kommen mit himmliſchen Tönen,
Und grüßen die leuchtende Höh.

Wie fliegen ſie leicht, wie vom Bogen
Der Pfeil, auf den wallenden Wogen
In tändelnden Spielen entlang!
Wie wehen die grünlichen Locken!
Wie leuchten die Augen! wie locken
Die Lippen mit Zaubergeſang!

Kommt, ſorgende Menſchen, ihr guten,
Zu ſchauen die Kinder der Fluthen,
Zu ſchauen die fröhliche Welt.

Wir dürfen nicht pflügen noch ſäen,
Wir dürfen nicht ärndten noch mähen;
Doch haben wir, was uns gefällt.

O ſehet die freundliche Sonne!
Hier gehet ſie ſchlafen mit Wonne,
Hier baden die Sternlein ihr Haar,
Sie kommen ſo ſtill und beſcheiden
Und baden die Locken in Freuden,
Und waſchen die Aeuglein ſich klar.

Drob ſitzen, von Wahne gefangen,
Die Horcher und ſchau'n mit Verlangen
Hinab in das wogende Grab:
Sie können nicht bleiben noch fliehen,
Wir ſtrecken die Arme und ziehen
Sie brünſtig zur Tiefe hinab.

Palläſte aus blauen Kryſtallen
Und Grotten und muſchlige Hallen
Stehn ſchimmernd im ſpiegelnden Grund.
Kaum kommen die Kinder der Auen
Die herrlichen Wunder zu ſchauen,
So ſind auch die Herzen geſund.

Wir kränzen mit Edelgeſteinen

Die Locken; wir kleiden die Feinen
Mit Perlen und güldnem Gewand;
Wir ſchaukeln ſie, wollen ſie liegen,
In bunten korallenen Wiegen,
Und ſtreicheln mit zärtlicher Hand.

Kommt, freundliche Mädchen und Knaben!
O kommt zu den lieblichen Gaben
Hinab in die wallende See!
Was bleibet ihr traurig am Lande?
Die Sterne ja kommen zum Strande
Hinab von der himmliſchen Höh.

Der Knabe und die Jungfrau. 1801.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte weh'n,
Süß Lieb, ich muß von hinnen gehn;
Leb wohl, du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt dir das Bleiben Müh?
Noch ſtreifet nicht den Oſt der Tag,
Noch rufet nicht des Finken Schlag;
Was eileſt du ſo früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft dein Herz an meinem lag,
Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt' in den grünen Wald!"

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh, deine Wangen dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwate mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küßet mich dein Mündlein fein,
Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär' es tauſendmal,
Im eignen Kämmerlein
In ſtiller Nacht, beim Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich dein Gemal,
Uns ſüßer Luſt zu freun.“

„Willſt du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,

So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
So lieg' ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo dein Ehrenkleid?

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie ſchmückeſt du dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſtehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar

Ich flecht aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut ſich ſchön."

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?"
„Die Spieler ſind die Vögel all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie können ſchönes Spiel."

„Mein Kind, wo nimmſt du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?"
„An Lampen fehlt's mir nimmermehr;
Der Mond und aller Sterne Heer
Sie leuchten in der Nacht."

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?"
„Tief, tief, wo keine Winde weh'n,
Mußt du mit mir hinuntergehn;
Da iſt der Hochzeitſaal."

„Iſt ſchon geſchmückt dein Kämmerlein?
Gemacht dein Hochzeitbett?"
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muſcheln fein;
Gemacht das Hochzeitbett."

„O Jungfrau, ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit dir!
Wie ſchön muß da zu wohnen ſeyn!
Wie ſüß, in deinen Aermelein
Zu ſchlafen für und für!“

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe, komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kömmt nicht mehr zurück.

Die Fantaſie. 1801.

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen,
Bin die Gemeinſchaft
Des hohen Olympus, der
Im Glanze die Götter wiegt,
Und des grünen Gefildes,
Das der Pflug bricht im Schweiß,
Die Sichel mähet im Schweiß
Der vielarbeitenden Menſchen.
Heiße droben die Spielerin,
Die geſtaltende Bildnerin,
Unten bei Menſchen Fantaſie,
Bin ſchlecht berufen
Bei langen Bärten,
Bei ſchwarzer Mäntel Ernſt:

Nennen mich Hexe und Hure
Und zeichnen mein Spielen,
Daß ich ihnen den Donner
Finſterer Wolken vergolde;
Daß die Blumen lieblicher
Duften durch mich, lieblicher
Tönt der Nachtigall Lied durch mich;
Daß ich die Jungfer Weisheit
Zu Wein und Roſen verlocke.

Der Weg, den ich wandle,
Steht nicht zwiſchen der Welt
Umrollenden Polen.
Doch wann ich luſtig bin,
Bau' ich am Himmel mir
Die Farbenbrücke,
Den Regenbogen.
Doch trägt ſie nur mich
Und die leicht ſind wie ich;
Nicht der Metaphyſik
Knarrenden Karren, der
Poſtillen ſchweres Geſchütz.

Bunt wie mein Weg bin ich,
An Farben wechſelnd,
Leicht von Gemüthe.

Wer mich zu fangen denkt,
Haſchet die Thetis nicht;
Doch wer mit mir ſpielen mag,
Bei dem bin ich gerne;
Jage mit Buben friſch
Ueber das Feld dahin,
Pflücke Konvallen und Veilchen
Mit blühenden Mägdlein;
Rupfe gleich willkommen
Amor, dem kleinen Muthwill,
Federn aus und Pfeile des Köchers,
Und ſpiele mit ſeines Papas
Wallendem Bart der Bruſt,
Mit dem zackigen Donner,
Und dem Scepter, worauf der Adler ſitzt.

Heil euch, ſorgende Menſchen!
Jagt doch das ſpielende Kind
Voll Luſt und Unſchuld,
Jagt mich nicht von euch!
Will euch ſchmücken das Leben,
Schmücken das Grab
Mit Blumen und ſüßen Gedanken,
Wie ich einſt mit den Träumen
Kam zur Wiege als Traum.

Ballade. 1801.

Bekränz dein Haar mit Weiden!
Der Liebſte dein iſt todt.
Ihm blüht kein Lenz in Freuden,
Ihn weckt kein Morgenroth.
Die böſen Stürme ſchlugen
Sein Schiff und ihn hinab.
Sechs Junggeſellen trugen
Am Ufer ihn ins Grab.

Laß Seid' und bunte Bänder
Und Blumen und Geſang!
Ich bringe die Gewänder,
In welchen er ertrank;
Ich bring' den Ring von Golde,
Den er am Finger trug.
Drum trage Leid, du Holde,
Und weine Thränen gnug!

Die Jungfrau ließ die Seide,
Die Blumen und den Tanz,
Und pflückte von der Weide
Den grauen Todtenkranz;
Und als mit bleichem Rande
Der Mond durch Wolken ſchien,
Da ging ſie hin zum Strande,
Zu ſeines Hügels Grün.

Sie neigte ſich zum Grabe
Mit Thränen ſtumm und ſtill,
Dann rief ſie: „ſchöner Knabe!
Dein Liebchen zu dir will,“
Sank hin mit matten Sinnen
Und ſeufzt' noch einmal ſchwer —
Dann floh der Geiſt von hinnen,
Und kehrte nimmermehr.

Liebesſtreit. 1801.

„Sieh, ſüße Maid, wie die Bäume blühn!
Horch! wie die Waſſer klingen!
Noch iſt dir Jugend und Frühling grün
Zu lieben, ſüßen Dingen.
Komm! komm zum Wald! zum grünen Wald!
Du wirſt einſt alt.“

„Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu ſüßen Dingen;
Doch ſollſt mich, wo mich nicht jeder ſieht,
Zum tiefen Wald nicht bringen.
Manch Bub' iſt gleich dem Taubenfalk,
Er iſt ein Schalk.“

„Sieh, ſüße Maid, wie das Roſenroth
Auf friſchen Wangen ſpielet!
Einſt wiſcht es ab der geſchwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße! pflücken jetzt!
Er pflückt zuletzt.“

„Und pflückt der Tod auch die Roſe zart,
Die ich ſo fromm bewahre,
So wiß, die Roſe wird aufgeſpart
Dem Treuen vor'm Altare;
Sein harr' ich ſtill, und kömmt er nicht,
Sie keiner bricht.“

„Sieh, ſüße Maid, wie die Augen klar
Ausſprechen ihr Verlangen:
Was kömmt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen ſchön gegangen?
Sie winken ſüß mit Luſtgewalt
Zum grünen Wald.“

„Laß winken lüſtern die Augen mein,
Ich will ſie nicht erhören;

Ihr Winken gleichet dem Irrlichtſchein,
Die Jungfrau zu bethören;
Trau nicht dem Schein des Augenlichts:
Du trauſt auf nichts.“

„Sieh, ſüße Maid, wie ſo rund und knapp
Die Brüſtlein aufwärts drängen!
Laß, was Natur dir ſo luſtig gab,
Nicht traurig in den Engen;
Im Wald iſt Schatten überaus;
Auf! laß ſie aus.“

„Du Schnöder deſſen Geſicht behext
Mein junges friſches Leben!
Was unterm Tuche des Buſens wächſt,
Das mag ich dir nicht geben;
Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freuen kann.“

„O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt,
Wie hold biſt du zu ſtrafen!
Laß den, der treu dir auf ewig iſt,
An deinem Herzen ſchlafen.

Er iſt nicht ſchlimm, er führt zur Trau
Die junge Frau.“

„Auf! junger Knab, wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag ich friſch in den grünen Wald
Mit dir ein Gänglein wagen;
Dann komm, o Knab, zum grünen Wald!
Wir werden alt.“

An Billroth. 1801.

Sieh auf! wie funkeln ſo mild
Die Sterne am himmliſchen Bogen!
Wie ſchwimmt durch die luftigen Wogen
Selenens ſüßtröſtendes Bild!
Es mahnt durch ſein liebliches Scheinen:
Ihr ſollet nicht weinen.

Sieh auf! es regnet und ſchloßt,
Die Himmel befruchten und thauen;
Dann grünen die irdiſchen Auen,
Daß Blume und Staude ſich ſproßt,
Daß Lerchen gen Himmel entfliehen,
Und Dankende knieen.

Hinab! hinab in die Nacht!
Hinab von den ſternigen Auen!
Da weben gewaltige Frauen
Des Schickſals verborgene Macht,
Da lauert Alekto, der Nattern
Die Locken durchflattern.

Einſt rollt der Knäuel ſich auf,
Geſchwängert mit künftigen Keimen;
So wandeln die ſtillen, geheimen
Drei Schweſtern vom Orkus herauf,
Und bringen zum Lichte der Sonnen,
Was unten geſponnen.

Hier in der Mitte bleib ſtehn!
Hier herrſchen die Mächte von oben;
Der Faden, der unten gewoben,
Wird hier ſich zum Leben dir drehn;
Hier wird ſich nach Zephyrn und Stürmen
Dein Hügel einſt thürmen.

Was fragſt du, Thörigter, viel?
Es kommen vom Schickſal gebunden,

Die Freuden und Leiden der Stunden,
Es ſteht dir vom Schickſal das Ziel.
Laß rollen den Wagen des Lebens!
Du hemmſt ihn vergebens.

Komm! trage Roſen zum Wein,
Die vollen Pokale zu kränzen!
Komm! bringe dein Mädchen zu Tänzen!
Der Tag nur iſt unſer allein;
Drum laß uns den flüchtigen, ſüßen
In Freude genießen!

Friſchauf! noch ſchäumet der Wein,
Noch locken die Vögel der Lüfte.
Die ſtillen Bewohner der Grüfte
Wiegt Liebe und Wonne nicht ein,
Wann wir mit den weiten Entwürfen
Vergeſſenheit ſchlürfen.

Die Zaunranke und der Klee, 1801.

Zum Klee die Zaunranke ſprach:
Nachbar, komm mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen;
Warum haſt du nicht mit mir wollen?

Lächelnd erwiedert der Klee:
Darfſt auf die ſtattliche Höh
Eben ſo trotzig nicht pochen.
Ich ſtehe, du biſt gekrochen.

Klinglieder. 1801.

a.

Die Theure, die ich ewig lieben werde,
Mein Einzigliebes nahm der ſchlimme Tod;
Die mir durch ſüße Liebe ſüß gebot,
Bedeckt gefühllos jetzt die kalte Erde.

Sie war das ſchönſte Kind der Jugendheerde.
War ihre Wange nicht wie Roſen roth?
Schien nicht ihr Auge wie das Morgenroth?
War ſie nicht hold an Anmuth und Gebehrde?

Doch daß ſie hold war, riß ſie in das Grab.
Es fällt ja von dem Leben alles Schöne
Am frühſten wie des Frühlings Roſen ab:

Kurz ſind der Nachtigallen ſüße Töne,
Kurz blüht die Lilie weiß an ihrem Stab.
Drum nicht des Schickſals feſte Regel höhne.

b.

Es geht die Zeit, der Frühling kehret wieder,
Die Bäche rinnen, und die Luft wird klar,
Die Roſen blühn, die Zephyrs Hauch gebahr,
Die Nachtigallen ſingen ihre Lieder:

Allein mein Frühling kehret nimmer wieder,
Nichts Schönes bringet mir das junge Jahr;
Denn ſie, die meines Lebens Frühling war,
Stieg in die dunkle Nacht der Schatten nieder.

Iſt in der Bruſt der ſüße Lenz verblüht,
So mag die Welt mit ihrer Schöne locken,
So mag das Glück auf ſeine Schätze pochen.

Der Frühling blühet, wo die Liebe blüht,
Und ohne Liebe wehen Winterflocken,
Wo Herkules die Aepfel einſt gebrochen.

c.

Die Erde ſprach zu meiner langen Klage:
Was weinſt du? hab' ich Blumen nicht und Gras?
Und blühe luſtig ohne Unterlaß?
Und bin nicht alt nach langem Lebenstage?

Sie ſchläft ja lieblich, deine ſüße Klage,
Ihr Grab umgrünt frisch das grüne Gras;
Was weinſt du, Armer, ohne Unterlaß?
Was weinſt du um die Freude deiner Tage?

Sieh, meine Blumen welken, blühen wieder,
Ich ſcheine alt, doch werd' ich immer jung,
Und in mir wächſt und über mir das Leben.

Sei froh! auch deine Liebe blühet wieder,
Dein alter Frühlingstag wird wieder jung,
Dein neu Elyſium hat neues Leben.

---

d.

O Erde, die du freundlich jüngſt getragen,
Wohl jetzt dein grüner Raſen tief bedeckt.

So vieles hält den Sterblichen verſteckt
Das Windelband von wenig kurzen Tagen.

Hat je ein holder Weib der Sonnenwagen
Mit ſeinem ſchönſten Morgenſtrahl geweckt?
Hat je der Fabel goldner Mund geheckt
So Liebliches in Reimen und in Sagen?

Doch iſt ſie todt mit ihrem frommen Herzen,
Mit ihres reichen Buſens Wünſchen all,
Mit unerfüllten Träumen ihrer Liebe.

Nie öffnet ſich der Roſenmund zu Scherzen,
Nie klingt die Lippe ſüßer Lieder Schall,
Nie bebt die Bruſt vom wonnevollen Triebe.

---

c.

Ihr Felder all, ihr Höhen und ihr Thäler,
Seid Mitbewußte meiner herben Pein,
Und Klage flüſtert durch das Laub im Hain
Und ſchilt den Tod, den harten Menſchenquäler.

UNIV. BIB. BERLIN

Wohin ich trete, ſeh' ich ſüße Mähler
Der ſüßen Zeit, die nimmermehr wird ſeyn;
So wird der Baum, die Quelle und der Stein
Von alter Luſt ein freundlicher Erzähler.

Was mich umgiebt, empfänget Laut und Seele,
Das Todte die lebendige Geſtalt,
Das Kalte weichen Hauch und Lebenswärme:

O würd' ich ſelbſt die Echo in der Höhle,
Und riefe ſtets mit liebender Gewalt
Mein Liebſtes aus, drob ich mich ewig härme!

---

f.

Um den ſchönſten Kopf die ſchönſten Locken,
Blaue Augen, Roſenwangen rund,
Süßes Schelmenlächeln um den Mund,
Gleich geſchickt zu küßen und zu locken;

Einen Leib wie Omphalens am Rocken,
Händchen fein wie Hebens vor dem Spund,

Füßchen, netter, als zum Liebesfund
Je ein Mädchen trugen auf den Socken:

Allen Jugendreitz, worin Cythere
Mit der Schwäne leichtem Flügelzug
Fuhr empor vom mütterlichen Meere;

Liebt' ich einſt in ihr, die nie genug
Klagt mein Lied und meine ſtille Zähre,
Und der Seufzer, den das Lüftchen trug.

8.

Luna, biſt du einſt hinabgeſtiegen
Aus dem ewigfrohen Götterſaal,
In des Tmolus ſüßverborgnem Thal
Irdiſch bei Endymion zu liegen?

Leuchtet das unſterbliche Vergnügen,
Das dem Himmel ſeine Flammen ſtahl,
Durch der langen Wehmuth ſtillen Strahl
Nicht zuweilen noch in hellern Zügen?

Luna, deine Lieb' iſt hingegangen,
Und dein holdes Antlitz geht erblaſſet
Durch die feuchten Nächte um.

Rede, Göttin mit den bleichen Wangen!
Blüht nicht unten, was dich einſt umfaſſet,
Blühet im Elyſium?

h.

Wohl viele ſind durch Liebe hoch geprieſen,
Der Thrakerfürſt, der mit dem Saitenklang
Den kalten Orkus ſelbſt zu Thränen zwang,
Und der, dem Hero durch das Meer gewieſen.

Noch klinget auf der Sorga Roſenwieſen
Dem Enkel oft der Lauriſche Geſang;
Noch weinet manches Auge ſüßen Dank
Des Mitleids Abelard und Heloiſen.

Und ſie, die frommſte aller frommen Frauen,
Die durch die Liebe alles überwand,
Geht ohne Lieder in des Orkus Grauen?

O ſchlüge doch die Leyer meine Hand,
Wie der, ſo vor dem Schattenkönig ſtand!
Dann ſollten Engel ſich in ihr beſchauen.

Dithyramben. 1802.

1.

Das blanke Eiſen, das junge Blut
Man muß es brauchen in Jahren.
Die Jugend locket mit friſchem Muth,
Wird friſch von hinnen auch fahren.
Was willſt du klagen, wann Runzeln gelb
Die Roſenwangen entfärben?
Wann ſpringt auf männlichem Hirngewölb
Das roſtige Eiſen in Scherben?

Drum bringe herbei mir das Mädlein hold!
Den Stahl der blitzenden Klinge!
Die Männerſchlacht und der Minneſold
Sind tapfre, freudige Dinge.

Es ſoll Kupido als Schenke friſch
Das Luſtgelag mir beſitzen,
Und Roſen ſollen am Jubeltiſch,
Cytherens Roſen, auch blitzen.

Doch ewig weg mit dem jungen Moſt!
Hinweg von roſigen Lippen!
Dem Waſſertrinker mit ſolcher Koſt
Fällt auf die ſpakrigen Rippen!
Beſtraft mit geſtern gepreßtem Wein
Des Trinkgelages Verſpötter!
Er zeigt als Irrwiſch der Lichter Schein
Und unter dem Tiſche die Götter.

Doch mir mit Mädchen und Roſen jung
Den älteſten Greis aus dem Keller!
Sein' alte Jugend hat raſchen Schwung,
Mit jedem Jahre wird ſchneller:
Er hat in heiliger Bacchuswuth
Die Leu'n gebändigt vor Jahren.
Drum woll' der Himmel uns junges Blut
Und alte Weine bewahren!

2.

Des Lebens Jubel iſt erſchienen,
Man trägt die Tonnen ſchon herbei.
Kommt all, ihr Naſen mit Rubinen!
Und haltet uns die Lichter frei!

Um eure leuchtende Laterne
Verſammle ſich, was luſtig iſt,
Vor deren Glanz das Licht der Sterne
Und ſelbſt der Mond in Dunſt zerfließt.

Euch wuchs aus hunderttauſend Weinen,
Was Hermes ſchwitzend oft verflucht,
Der ſchönſte von den Edelſteinen,
Die Geiz in tiefer Erde ſucht.

Herbei denn, ritterliche Blume!
Mit ſolchem Ehrenglanz geziert,
Wo Bacchus in dem Heiligthume
Mit allen Göttern präſidirt.

Nichts Großes ſchafft das Wörtlein nüchtern,
Kein Kloſter hegt's in ſeinem Raum.

Auch gilt bei Helden und bei Dichtern
Hoch Weiberlieb' und Rebenſchaum.

Wann Zeus auf Sternen rund gegangen
Im Reigen mit der Götterſchaar,
So färbt' ihm Rebenſaft die Wangen
Und Roſen kränzten ihm das Haar.

Nie iſt er im Olymp geſeſſen
Im ſchweren Herrſcherſtuhl allein;
Der Schmied muß ihm die Trauben preſſen,
Und Ganymedes ſchenkt ihm ein.

Nicht ſchlechter ſei es hier auf Erden!
Der Menſch hat den Olymp gebaut,
Und jeder kann ein Herrgott werden,
Der fleißig in die Becher ſchaut.

Er wirft das Blei der Lebensſchwere
Tief zu den Hefen in das Faß,
Und findet ſeines Taumels Sphäre
Mit Mädchen in dem grünen Gras.

Drum friſch! ihr Mondſcheinangeſichter!
Mit vollen Kehlen hoch gepreiſt,

Was durch das Freudenloch der Trichter
In klingende Pokale fleußt!

Es weiche keiner von dem Sitze —
Dies heilige Geſetz ſteh' feſt! —
Solange uns der Tonne Ritze
Noch Einen Tropfen fließen läßt.

3.

Hör' ich munter um die Tonnen ſingen,
Kannen klappern, Gläſer hell erklingen,
Dünkt es mich, ich hör' der Sphären Ton;
Muß ſogleich hinein in ſolchen Orden,
Bin einmal nun ſo gebohren worden,
Glaub' als Türk Prädeſtination.

Uebt dort oben ſich in Donnerklängen
Zeus und läßt die Wolken runzlicht hängen,
Meint ihr wohl, ich ſchlag' die Hände ſchon?
Trink' ihm tapfer zu in ſolchen Nöthen;
Einen Trunknen darf kein Donner tödten:
Zeus hat auch Prädeſtination.

Laß den alten Graubart immer toſen!
Mir bringt friſche Mädchen, friſche Roſen!
Tonnen, die mit Niederlagen drohn!
Muß ich dann gleich mit den Tapfern fallen,
Fange mich die lieblichſte von allen:
Das ſei mir Prädeſtination.
In ſo ſüßen Armen dann erwachen,
Die Tithonen zu Alciden machen,
Das iſt höher als der Olymp ſchon.
Alle Amorn geb' ich, alle Heben
Für dies ſüße Traubenliebesleben,
Meines Glücks Prädeſtination.
Laß die Thoren fliegen in die Fernen,
Laß das Heil ſie fragen von den Sternen,
Forſchen von dem tiefen Acheron;
In den Tonnen leſet die Planeten,
Seht am Hügel, wo ſich Trauben röthen,
Meines Sterns Prädeſtination.
Droht der bleiche Tod mit ſeiner Senſe,
Reit' ich's Leben doch auf Stang' und Trenſe,
Im Galopp, im Trotte ihm zum Hohn.
Vor der Stunde darf das Roß nicht ſtürzen,
Um Minuten darf er mir nichts kürzen:
Tod hat auch Prädeſtination.

Das Monatslied. 1802.

Zwölf Monden hat das Jahr.
Rücket, Brüder, zuſammen!
Bald kömmt das graue Haar,
Fehlen Athem und Flammen.
Laßt uns trinken zum letzten Stern,
Die Philiſter, die weiſen Herr'n,
Unſre Freude verdammen!

Kömmt mit dem Reifenbart
Januar, der beſchneite,
Zapft, die ich lang' geſpart,
Alle Fäßer mir heute!
Immer luſtig ſo aus und ein
Bis zum dreißigſten Tagesſchein!
Trink'n ihm dann das Geleite.

Lacht Februar, der Schelm,
Schon mit ſonnigen Blicken,
Trägt doch von Eis den Helm,
Leidig will er berücken;
Stell' ich aber die Kellerwehr,
Flaſchen, Gläſer, rings um mich her,
Muß er ſchämig ſich drücken.

März iſt ein lieber Mond,
Tag' und Nächte kann gleichen.
Du, der im Keller wohnt,
Sollſt des Weines mir reichen!
Daß er luſtig entfliehen mag,
Will ich gleichen der Nacht den Tag
Mit Pokalen und Schläuchen.

April, den Wankelmuth,
Hat der Taumel gebohren;
Auf! laßt das Rebenblut
Aller Fäßer uns bohren!
Von der Capſtadt zum teutſchen Rhein
Zapfet täglich mir andern Wein!
So ihn luſtig verloren.

Mai, kömmſt du wenniglich,
Alle Welt zu beglücken.

Will ich mich tonniglich
Zu dem Jubel auch ſchicken.
Roſen bringt mir und alten Wein!
Mädchen bringt mir, mit Sonnenſchein
Süßer Lieb' in den Blicken!

Der längſten Tage Pein
Wächſt mir auch zum Vergnügen.
Ich weiß den Sonnenſchein
Zu den Nächten zu fügen.
So berechn' ich ihr Längenmaaß,
Daß ich ziehe den Wein vom Faß
Auch in längeren Zügen.

Brennt heiß des Sirius
Stern, die Tollwürm' zu ſchneiden,
Muß man des Waſſers Fluß
Tollen Hunden gleich meiden;
Dann verſammle ſich zum Pokal
Alles, was an Capital
Würmern fürchtet zu leiden!

Auguſt der durſtige
Trocknet Bäche und Seen,
Laut ſchreit der Froſch Au weh!
S' Waſſer will ihm vergehen.

Laß ihn ſchreien Koax Kerkex,
Ich will trinken von dem Gewächs,
Das die Kelter geſehen.

September trüb und ſchwul
Sendet Leichen zur Tiefen,
Weil ſie zum Entenpfuhl
Waſſer holen ſich ließen.
Nicht des luſtigen Weins geſpart!
Weil die Kehle zur Röhre ward,
Muß ſie rinnen und triefen.

Weinmond, wie ſoll ich dich
Würdig, Süßer, begehen?
Trunken ich lege mich,
Trunken will ich erſtehen.
Vater Evan! du naheſt ſchon,
Meine Tonne mein Königsthron,
Tiſch' olympiſche Höhen —

November nichts als Wind,
Regenſchauer und Nebel.
Weil wir im Triefen ſind,
Netzet Kehlen und Schnäbel!
Alles lieget in Aſthenie

Und das Leben voll Gram und Müh
Braucht die Freude zum Hebel.

December, letzter Mond,
Tüchtig ſind wir geſchulet.
Was unterm Nordſtern wohnt,
Trinket wacker und julet;
Alſo halten wir mit den Jul,
Bis zur Wandrung zum ſchwarzen Pfuhl
Ab das Leben ſich ſpulet.

Elegie. 1802.

Blätter wehen vom Baum, laut plätſchert ſtürmender Regen
Auf die welken; ſie fliehn mit ihm ſchwimmend hinab,
Mit ihm ſchwimmend zum Strom; fern trägt der ſtarke zum Weltmeer,
Die im luſtigen Grün ſäuſelten Liebenden einſt,
Die des Vögeleins Neſt in ſtille Schatten geborgen,
Die des Vögeleins Lied weckten im ſpielenden Reitz.
Herbſt, wie lehnſt du dich ernſt auf deine traurende Urne!

Wie erweckſt du neu, was im Buſen ſchon
ſchlief!
Scheint das fröhliche Leben nur grün im Spiegel
des Todes?
Zeigt was nichts iſt nur, was ſo lieblich einſt
war?
Stirbt in dem Leben ſelbſt des Lebens ſchönſtes
Gedächtniß?
Gehn aus Verweſung nur Götter und Manen
empor?
Süße Liebe, du klingſt mit den Schwanenflügeln
des Lenzes
Jugendlich hell um das Ohr, lange des Klangs
entwöhnt?
Süße Liebe, du ſchlingſt noch nie verblühende
Roſen
Jugendlich friſch um die Stirn, welche die
Trauer hüllt?
Ach! die holde Geſtalt, womit du einſt
mich umfangen,
Liegt zerfallen als Staub unter den Modernden ſchon;
Blind wie lange das Aug, das mehr als Sterne
des Himmels
Blickt' Entzücken und Ruh einſt in das ſtürmiſche
Herz!

Und des Geſanges Born, die Kehle, mit Erd' gefüllet,
Die Philomelen gleich Lenz und Liebe beſang!
Und die Lippen gebleicht wie lang', mit Küſſen und Scherzen
Von den Grazien früh ſchon in der Wiege getränkt!
Ach! umſonſt lauſcht oft das Ohr, den Klang zu vernehmen;
Auch das göttliche Herz mußt' ins Dunkel hinab.
Komm, Erinnerung, denn mit aller lieblichen Wehmuth!
Urne, reiner entblüht deinem Staube die Huld;
Göttlich ſteiget das Bild hell leuchtend über den Lethe
Auf, wenn den irdiſchen Staub führte die Welle weg.

Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze:
Als die Roſe verdarb, ſtarb mir das liebende Weib;

Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbſte:
Denn im Herbſt erſcheint, Tod, dein vielfaches Bild.
Blumen will ich dir weih'n, dir weih'n die Gabe der Locken,
Und wenn, Thränen, auch euch weiß die elyſiſche Welt,
Will ich das rieſelnde Gras des ſtillen Hügels benetzen,
Wann der einſame Mond ſieht nur mich und das Grab.
Ach! du wareſt ſo hold, hingſt lieb und liebend am Leben;
Doch Eileithyas Pfeil traff dich mit bitterm Schmerz.
Daß die Knoſpe würd', erſtarb die duftige Blume;
Für das liebliche Weib ward mir ein liebliches Kind.
Heil, ihr Todten, mit euch! ihr ſtillen, friedlichen Manen!
Heil euch! liebend und ſüß lockt ihr das Leben zu euch.
Wie die brünſtige Bruſt der Roſe ſchwillet zur Sonne,

Schwillt die ſterbliche Bruſt, ſelige Liebe,
zu dir.
So umſpinnt ihr ſtilles Geheimniß die Spindel
der Parzen:
Wo das Leben beginnt, ſuche den liebenden
Tod

Das Lied der Greiſen. 1802.

Friſchauf! der Freude Vagabunden!
Friſchauf! im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtſchlag im Geſang.

Friſchauf! wir ſind der Tage Beute;
Auch uns die Parze webend ſaß.
Stets reißt das Leben in die Weite;
Auf! feſſelt hier es an das Faß!

Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen, jammervollen Tauſch.
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rauſch.

Verſammlet hier euch um die Tonne,
Und laßt die Gläſer luſtig gehn,

Solange wir dies Licht der Sonne
Und dieſe Himmelſterne ſehn.

Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Luſt erfriert,
Und preiſet, wer die Mitternächte
Beim Trunk dem Tag entgegen führt;

Und preiſet hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erſte Majeſtät,
Daß in Philiſtereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greiſen,
Der durch die weite Wüſte fliegt;
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen:
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greiſen
Euch muthig auf den ſüßen Raub,
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub.

An Laidion.

Zittre nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Buſen ſelig glühn.
Darf der Himmel neidiſch das verdammen,
Wodurch Sonnen ſich zu Sonnen ziehn?

Was des Hymnus Jubel Morgenröthen,
Hohen Einklang alle Sphären lehrt,
Und wodurch die Irre der Kometen
Regellos die höchſte Regel ehrt?

Wodurch Blumen ſich zu Blumen neigen?
Tropfe brünſtig zu dem Weltmeer jagt?
Wodurch Philomele in den Zweigen
Und der Schwan auf Frühlingswellen klagt?

Darf der Himmel ſein Geſetz verdammen,
Dann verdamme dieſe Liebe auch!

Stürze mit dem Weltenſchmuck zuſammen!
Stirb mit Sonnen dann in Einem Hauch!

Und in Einem ſchrecklich ſchönen Brande
Löſche Schönheit, löſche Liebe aus,
Fahr' auf ewig hin zum Schattenlande,
Zu des Orkus feſtverſchloßnem Haus!

Und auf fürchterlich erloſchnen Trümmern
Traure einſam der erhabne Geiſt,
Welchen nimmer Sonnen mehr umſchimmern,
Nimmer wieder Menſchenwonne preiſt!

Nein, hinweg der Bonzen ſchwarze Schrecken!
Hoffnung auf das Engelangeſicht!
Wenn auch Donnerwolken ihn bedecken,
Iſt ſein täglich Kleid doch Luſt und Licht.

Als er ſchuf, der langen Zwietracht Schlichter,
Als die alte Nacht zuſammenfiel,
Schuf er aus dem Haupt die Himmelslichter,
Menſchen aus des Herzens zartem Spiel:

Und die hohen Himmelslichter rollen
Ruhig fort in eigner Majeſtät,

Doch was Menſchen fühlen, ſehnen, wollen,
Erſt den weichen Weg des Herzens geht.

Und der Reiz der ſel'gen Sympathien,
Der durch Sonnen und durch Seelen wallt,
Läßt die Welt in Götterfreude blühen,
Schwellt die Bruſt mit himmliſcher Gewalt;

Sendet aufwärts ſeine ſchnellen Boten
Freudig zu dem Flammenurſprung hin;
Stürzt ſich abwärts in das Reich der Todten,
Denn die Liebe reichet auch dahin.

Und auf tauſendfach verſchlungnen Pfaden,
Wie der Blitz ſich in ſich ſelbſt verſchlingt,
Schlingt ſich durch das All ein zarter Faden,
Der zur Geiſterliebe herriſch zwingt.

Frühlingsſäuſel, Himmelſphärentöne,
Donnerſtimmen, Nachtigallenſang —
Liebling, alles Gute, Wahre, Schöne
Eine Liebe iſt es und Ein Klang.

In der Welten jubelnden Chorälen,
In der Sterne freudigem Geſang

Höre die Muſik entzückter Seelen,
Kenne deines Buſens Götterdrang.

Auf zu ihnen! liebe! hoffe! wähne!
Alles Andre flieht wie dünner Schaum.
Für die Erde gab dir Gott die Thräne,
Für den Himmel gab er dir den Traum.

Einſt, wann Welten aus einander ſtäuben,
Wann die letzte Sonne matt verblinkt,
Liebe wird als einz'ge Sonne bleiben,
Wann der Geiſt zum höchſten Geiſt verſinkt.

Einſt auch wird er unſer Schickſal lichten,
Furchtbar tönt es nicht ſein Weltgericht;
Durch das Herz wird er die Herzen richten:
Darum zittre vor dem Herzen nicht.

Wunſch.

Würdet ihr zu Nachtigallen,
Kleine leichte muntre Lieder,
Flöget zärtlich hin und wieder,
Könntet ſchmeicheln und gefallen —
O dann würde wohl der Schönen
Bald das hohe Herz verſinken,
Grauſam würde ſie es dünken,
Nicht zu weichen ſolchen Tönen.

Würdet ihr, o Blicke, Sterne,
Ihr, o Augen, Himmelslichter,
Zögt ihr alle Angeſichter,
Käm' auch ſie zum Glanze gerne;
Und, vom Schimmer erſt befangen,
Von des Lichts allmächt'gem Triebe,

Zündete die Bruſt die Liebe,
Und die Liebe das Verlangen.

Würdet ihr, o Seufzer ſtille,
Zähren heiße, zarte Blätter,
Blumen, wie das Maienwetter,
Sie hervorlockt in der Fülle,
Ginge ſie wohl auch zu pflücken,
Was die Jugend freundlich ladet,
Und in Lenz und Luſt gebadet
Fänd' und gäbe ſie Entzücken.

Thränen, Seufzer, Lieder, Worte,
Vögel, Blumen, Himmelſterne,
Geiſter alle nah und ferne,
Helft mir! öffnet mir die Pforte
Zu dem grauſam ſtrengen Herzen!
Oder ſchier muß ich vergehen;
Denn von ſolcher Schönheit wehen
Feuerwonnen, Feuerſchmerzen.

Ermannung.

Was weinſt, du Thor? was du verloren,
Es iſt ein Nichts, es war nicht dein,
Aus buntem Lügenſchein gebohren
Entflieht es dir und wird zum Schein,
Emporgegaukelt aus der Hölle
Tauſcht es den Sinn und die Geſtalt;
Denn nie erwärmt' ein Herz die Stelle,
Wo du es ſuchteſt, ſie war kalt.

Was dir an Tagen und in Nächten
Ein göttergleiches Bild gedaucht,
Das war von unterird'ſchen Mächten
In ſchönen Himmelglanz getaucht,
Es konnte ſchmeicheln und betrügen
Und ſpielen wie ein liebes Kind,

Es konnte Huld und Unſchuld lügen,
Und freundlich ſeyn, wie Engel ſind.

Auf! faße wieder ſtolzes Leben!
Und was aus eig'nem Muthe quillt!
Und nimm zurück, was du gegeben,
Und trage heim dein Götterbild.
Was willſt du um Geſpenſter weinen?
Was wünſcheſt du den Trug zurück?
Du ſchmückteſt ihn mit deinen Scheinen,
In deinem Reichthum war dein Glück;

Ausgoſſeſt du den ganzen Himmel,
Daß ſie darin die Göttin ſei,
Und luſtig ſpielte das Gewimmel
Von Träumen ſüßer Täuſcherei:
Die Sterne all vom blauen Bogen
Und Sonn' und Mond in deinem Wahn
Sie kamen liebend hergezogen,
Das holde Bildniß zu umfahn.

Doch weine, daß das Schöne fliehet,
Daß ſelbſt den Wahn das Herz vergißt,
Daß alles Irdiſche verblühet,
Daß du allein unſterblich biſt;
Doch weine um die bunten Schatten

Und um ihr ſüßes Gaukelſpiel,
Denn was wir hier auf Erden hatten,
Das war im liebenden Gefühl.

Jetzt zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde
Mußt du in Sehnſucht traurig gehn,
Und, daß dein Herz erlöſet werde,
Zum Götterreigen droben flehn;
Denn einſam ſeine Liebe tragen
Iſt ſelbſt dem Mächtigſten zu ſchwer
Der, blitzend von dem Donnerwagen,
Gebietet dem geſtirnten Heer.

Bekenntniß.

Ein Kindlein hatt' ich gefunden,
Ein Kindlein fromm und fein,
Das liebte mich alle Stunden
Und wollte ſtets bei mir ſeyn,
Es pflückte mir Blumen und Blätter
Und ſpielte gar freundlich um mich,
Ich frage die ſeligen Götter:
Wie? waren ſie froher als ich?

Nun iſt der Frühling vergangen,
Die Blumen ſind alle verblüht,
Entblättert die Zweigelein hangen,
Es klinget kein luſtiges Lied.
Mein Kindlein iſt weit in den Fernen,
Die Freuden flohen mit ihr;

Ich rufe den ewigen Sternen:
O zeigt die Entflohene mir!

Ach! Sterne können nicht fühlen,
Noch du, o Sonne und Mond,
Was in den ſtillen Gefühlen
Des ſehnenden Buſens wohnt;
Ach! Sterne können nicht heilen,
Noch du, o Sonne und Mond,
Wodurch mit brennenden Pfeilen
Die Liebe beſtraft und belohnt.

Du kennſt allein meine Schmerzen,
Du kleines freundliches Kind,
Was mir im liebenden Herzen
Für Sorgen gewachſen ſind.
Komm wieder, Holde und Feine!
Komm wieder! ſo bin ich geſund;
Denn dir, du Liebling, alleine
Iſt alles mein Leben kund.

Klage.

Mein Leid das will ich klagen,
Was mir das Herz betrübt.
Warum ſoll ich nicht ſagen,
Was meine Seele liebt?
Was mir im tiefen Herzen
Am Grunde webt und ſpinnt?
Ach! Liebe iſt mit Schmerzen
Wohl Einer Mutter Kind.

Es ſpricht das Thier der Haide,
Der Vogel in dem Wald
Sein Leid und ſeine Freude,
Daß laut es klingt und ſchallt;
Warum ſoll ich mich ſchämen,
Daß menſchlich ich gefühlt,

Mit Scheinen und mit Schemen
Im ſüßen Wahn geſpielt?

Du weißt es, ew'ge Sonne,
Du, goldnes Sternenlicht,
Ihr ſaht meine Wonne,
Saht, und verriethet nicht,
Du, Mond, haſt oft belauſchet,
Du ſtilles Herz der Nacht,
Worum der Menſch nicht tauſchet,
Was Götter ſelig macht.

Ihr wißt es, bunte Träume,
Du lichter Geiſterreih'n;
Ihr liſpelt es, o Bäume
Und Blumen in dem Hain;
Ihr Waſſer murmelt leiſe
Euch ſüße Stimmen zu:
Klingt all' die alte Weiſe,
Doch klingt mir keine Ruh.

Sie klingt nicht, ſie alleine,
Das holde Engelbild,
Die Himmliſche und Reine
Hat mir den Glanz verhüllt.
O ſüßes Götterleben!

O kurzes Erdenglück!
So ſeh ich dich entſchweben?
Du kehrſt nicht mehr zurück.

War das die feſte Treue?
Die Liebe, die nicht ſtirbt?
Der Stolz, der ſtets um neue
Und ſchön're Kronen wirbt?
O Falſchheit! ſchwarze Hölle!
War dies mein liebes Kind?
Sie fließt ja wie die Welle,
Und wehet wie der Wind.

O wär' ich doch geſtorben!
Ich wäre baß beſtellt,
Mir wäre nicht verdorben
Mein Kleinod auf der Welt,
Mein Glaube wäre blieben,
Der ſüße Himmelstraum,
Mein Sehnen und mein Lieben
Bis an des Grabes Saum.

Elegie an Mathildis.

Klingſt du, melodiſcher Schwan, mir wieder
die Frühlingsklänge?
Philomela, und tönt wieder die Luſt aus
dir?
Felder kleiden ſich grün und Blüthen ent-
ſtäuben den Bäumen,
Und der himmliſche Glanz wandelt in Wonne
dahin.
Ach! mir grünet die Welt nicht mehr, mir
klinget die Freude
Aus dem Geſang nicht mehr, ſchimmert im
Glanz nicht mehr.
Beſſer ſteht meinem Glücke die Zeit des
eiſigen Winters,
Beſſer, wann Regen und Wind künden den
traurenden Herbſt.

Denn der Frohſinn entfloh mir längſt, der luſtige Flattrer,
Der auf Sonnenſtrahl leicht und auf Blüthen ſich wiegt;
Mitentflohn iſt die Jugend, der Scherz, der ſpielende Gaukler
Fantaſus mit, und all Cypriens holdes Geleit.
Denn mir welkte zuerſt die fröhliche Blume der Liebe,
Und die luſtige Schaar floh, die nur Glückliche ſucht;
Arm nun ſteh ich im Raum der rollenden Welten und einſam,
Alles bewegt ſich, nur ich wachſ' allmälig zu Stein:
Wen die Liebe verläßt, den läßet die Luſt und das Leben,
Und die fließende Kraft wird zu erſtarrendem Eis.

O der ſeligen Zeit, der ſeligen Freuden und Schmerzen,
Als Mathildis in dir ruhte mein frommes Geſchick,

Als dein Auge mir mehr als alle leuchtende Himmel
Leuchtete, als mir dein Herz ſchlug den Pulsſchlag der Welt!
Da verſtand ich die Götter in dir und Göttergeheimniß,
Geiſter wandelten da nieder zum Glücklichen oft,
Und ich rang mit den Geiſtern und ſchien mir groß wie die Götter,
Und mein Leben war Stahl, Stahl an Klang und an Macht.
Und du konnteſt den Gott vernichten, den du erſchaffen?
Das mir brannte in dir, löſchen, das blühende Licht?
Konnteſt die Sehnſucht all, die heiligen Wahne vergeſſen?
Konnteſt, Mathildis, dein Herz ſelber vergeſſen in mir?
O ich verdamme dich nicht, ich will der Geliebten nicht fluchen,
Andere, Mächtige ſind, welche mich rächen an dir:
Die Erinn'rung, die ſtill und traurend die Blumen zur Erde

Schüttet, die einſt in den Schooß wir ihr in Wonne gelegt;
Auch die Reue, die mahnt — denn wahrlich ſo liebet kein Mann dich
Wieder, Mathildis, als ich, hat kein Mann dich geliebt.
Dann vergebens ſtreckt die Sehnſucht ſchmachtende Arme
Aus in die Lüfte, ſie hält weichende Schatten nicht feſt;
Lieder klingen was war, es ruft's mit zärtlichen Namen
Oefter der Traum, du wachſt auf, und weineſt umſonſt.
Denn die Liebe mag nie zurück ſich wenden zur Liebe,
Wenn der zehrende Gram ſog aus den Adern das Blut,
Traurig flieſſet mit Schemen ſie hin, ein wimmernder Schemen,
Will die Zärtlichkeit nahn, meldet ſich warnend der Haß.

Weh mir! wie mich doch alles verläßt! für waidliche Stürme

Bleibet der Unruh auch nirgends im Leben ein Platz;
Denn das Vaterland liegt, es wohnt auf Gräbern der Männer,
Kümmerlich weidend in Noth, nur ein verweibtes Geſchlecht,
Das für das Eiſen das Gold den trotzigen Feinden gelernt hat
Reichen und ſchmeichelnd den Knecht ſpiegelt im dienenden Blick.
Schwerdt iſt der Männer Stolz, die letzte Hülfe und Treue,
Wenn es das Herz nicht beglückt, adelt es muthig den Sinn;
Aber wohin mit dem Schwerdt? wohin mit dem mächtigen Trotze?
Wiſſe, was graſen nur will, wecket die Peitſche nur auf.
Bäume dich denn umſonſt, du ſträubender Stolz! empöre,
Zärtliches Herz, umſonſt gegen den Wechſel dich!
Eins doch bleibt, Ein Troſt, wann nichts mehr hält: *in das Leben*
Führt Ein Weg nur hinein, tauſende führen heraus.

An Melittion.

1.

Man ſagt, daß die lieblichſte Blum' im Mai
Die Roſe, die Tochter der Liebe, ſei.
So iſt auch das Mädchen, das mir gefällt,
Die lieblichſte Jungfrau der ganzen Welt.

Und gälte mit Männern das Ritterſpiel,
Gern macht' ich die Rennbahn zum Todespfühl;
Und hielten ſie Zauber und Drachen feſt,
Wie ſüß ſich für Liebe das Leben läßt!

O Jungfrau, du ſüße! was ſchwellt den Muth
Mit alles durchdringender Liebesgluth?
Was wehet wie Winde und brauſt wie Meer
Lebendig im Buſen mir hin und her?

Ich höre die Klagen der Nachtigall,
Die Klagen der Liebe voll ſüßem Schall,
Ich ſehe es leben an Laub und Baum,
In tiefeſter Tiefe, im höchſten Raum.

O Jungfrau, du ſüße! es iſt nicht Schall
Der Liebe bewimmernden Nachtigall,
Es iſt nicht die Blüthe, das Blatt am Baum,
Was himmliſch begeiſtert den Götterraum.

Still ruhet das Leben in tiefer Geſtalt
Und fluthet nach oben mit Liebesgewalt;
Es ſchwellen die Waßer zum Sonnenlicht,
Das Blut zu dem menſchlichen Angeſicht;

Es wandeln die Sterne zum Sonnenmeer
Im ewigen Reigentanz hin und her;
Es ziehen die Lüfte den Wolken zu,
Und ſuchen, und finden doch nie die Ruh.

So zieht es und ringt es nach Seligkeit
Auf Erden, im Himmel im ſteten Streit;
Und könnt' es in Ruhe zuſammen gehn,
Es müßten gleich Himmel und Erd vergehn.

2.

Um alle Blumen ſumſet die Biene,
Taucht in die Kelche, ſaugt von den Blättern;
Süßes bringt ſie, Süßes nimmt ſie,
Melittion!

Sumſe und ſinge, lieblicher Vogel,
Breite zur Sonne golden die Flügel.
Lenz iſt heute, Lenz verwelket,
Melittion!

Du, meines Lenzes ſumſende Biene,
Du, meiner Freude ſpielender Vogel,
Holdes Lenzkind! Maienliebling!
Melittion!

Liebliche, ſüße Tochter der Sonne,
Freundlich wie Sterne, lockend wie Lüfte,
Horche, Bienchen! Liebe ruft dich:
Melittion!

Hat um die Kinderſeele, die leichte,
Wieder der Lenz geworfen die Flügel,
Spiele! ſumſe! ſchlürfe Süßes!
Melittion!

Funken ſie fliehen brünſtig zur Sonne,
Quellen und Wolken wallen zum Meere:
Alles Holde ſehnt zu dir ſich,
Melittion!

5.

Das Waſſer lockt aus dem tiefen Meer
Das Licht,
Es hebt ſich brünſtig hinauf, doch leer
Wirds nicht.
So iſt es auch mit der Liebe beſtellt.
Du Herz, das ſüße Empfindung ſchwellt,
Du deuteſt, was ſich nicht ſpricht.

Im Menſchenantlitz da locket tief
Die Gluth,
Die alles freudig zu Leben rief
Und Muth,
Die Sonnen ballte und Erden geſchmückt
Und Bäche ſtrudelnd zum Meer geſchickt,
Die Liebe, ſelig und gut.

O ſüße Gluth! die mich heiß verzehrt
In Pein,
O Licht! das hell ihr Geſicht verklärt
Mit Schein,
Dein Brennen, Leuchten ich alles verſteh,
Thut mir im tiefeſten Buſen weh
Die Jungfrau lieblich und fein.

Ihr Aug hat heller als Morgenroth
Den Strahl;
Ihr Zorn brennt heißer, als heißer Tod
Durch Stahl;
Und wem ſie einmal nur freundlich gelacht,
Verſchmäht um ſie, was unſterblich macht,
Den goldnen Götterpokal.

Doch trägt der Himmel des Auges Schmerz
Im Blick,
Gleich fliehet alles ins tiefe Herz
Zurück.
O Liebe, brünſtig wie Waſſer und Licht!
O ſüßer Schein vom Menſchengeſicht!
Wer ſpricht dein Weh und dein Glück?

Die vier Elemente.

an Melittion.

In allen Dingen groß und klein
Seh ich der Liebe Wiederſchein;
Iſt mir alſo der Sinn geſtellt,
Nur durch die Liebe kenn' ich die Welt.
Hat mancher Schnirkler an mir geputzt,
Hat mancher Doktor mich zugeſtutzt,
Hat manch Katheder mir hohl geklungen;
Doch in der Liebe nur hört' ich Zungen,
Ward mir hell der dunkle Verſtand,
Zu ſehen der Dinge Maaß und Band,
In Demuth zu glauben und zu hoffen;
Ward mir Paradies und Himmel offen.

Süße Liebe, durch deren Gunſt
Mir oft zerflogen der Erdendunſt,
Die oft mit himmliſcher Gewalt
Mir wie ein Kindlein zugelallt,

Mich, leitend an der frommen Hand,
Der holden Schönheit zugewandt:
Süße Liebe, durch die ich bin
Und habe, was Gutes ich hab' und bin,
Laß deine hohen Wunder mich preiſen
In ſchlichtheit und einfältigen Weiſen;
Laß mich im Spiegel der Dinge ſchauen
Das Bild der lieblichſten aller Frauen,
Die mich in ſüßen Banden hält,
Mir brünſtig den heißen Buſen ſchwellt,
In Fröhlichkeit und in Unſchuld
Die grimme Begier in Schlummer lullt.

Du aber, Auserwählte mein!
Meine ſüße Luſt! meine ſüße Pein!
Freundlich, wie die ſchönſte der Horen,
Im friſchen Maienmond gebohren,
Werth eines beſſern Sängers Lieder,
Daß Orpheus käme zur Erde wieder,
Daß Sappho, der Nachtigallenmund,
Machte deine Huld und Schönheit kund:
Horch, wie ich in den Elementen find'
Deine holde Zier, du ſüßes Kind!

Zuerſt die Erde, die alles nährt,
Dein Bildniß ſtellt, du Jungfrau werth!

Die Erde, alt, und doch ewig jung
Erblühend aus der Entblätterung;
Neu lockend uns von Blumen ſprieſſend,
Und Luſt und Liebe aus ſich gießend.
Es liegt in ihrem Schooß geheim
Voll Zauberei der Dinge Keim;
Es lodern aus verborgnen Tiefen
Die Kräfte, die Jahrtauſende ſchliefen:
So ſchwillt der Traube edles Blut,
So ſpeien die Berge Feuersgluth,
So wächſt die Eiche himmelan,
Die Aehre giebt das Mark dem Mann.
Alle Weſen ſie liebend trägt
Und endlich ins ſtille Bettlein legt.
Immer freundlich und fromm verborgen
Weiſt ſie hin auf den künftigen Morgen,
Treibt luſtig aus dem wechſelnden Tod
Ans Licht das wechſelnde Leben roth:
Das grüne Gras, die Roſe voll
Uns lehret, wie man leben ſoll;
Der Wandel, worin alles beſteht,
Sich ewig erfriſchet und untergeht,
Iſt Lebens und Todes Majeſtät.

So biſt du, Weib, mit Blumen geſchmückt,
Mit Blumen der Jugend, die entzückt;

So ſtrahlt geheim aus deinem Blick
Etwas, höher als Erdenglück,
Voll Zauberei und tiefer Magie:
Mir wird dabei, ich weiß nicht wie,
Fühle die Kraft in mir zerronnen
Und aufgelöſet in Himmelswonnen.
Bald werd' ich wieder geſtählt und ſtark,
Die Liebe füllt mir die Bruſt mit Mark;
Ich fühl' im heiligen Zorn ſie lodern;
Könnte die Stärkſten zum Kampfe fodern;
Könnte mich ſtürzen aus deinem Arm
In die Schlachten der Männer warm;
Könnte von Haufen blutiger Leichen
Dir die ſterbende Rechte reichen,
Und mit deinem Gedächtniß ſchön
Nieder ins Dunkel der Schatten gehn.

Waſſer, wie ſchlingeſt du brünſtiglich
Um die wandelnde Erde dich!
Immer wallend und leicht und zart,
Allbeweglich nach Weibesart.
Sehnſüchtig willſt du zu Sternen auf,
Aber nach unten fließt dein Lauf;
Wogend zwiſchen der Tief und Höh
Bleibet dir ewig dein ſüßes Weh,
Bleibet dir ewig dein ſüßes Sehnen

Bild und Mutter der naſſen Thränen!
Waſſer, ſtilles, wie lieb' ich dich!
Waſſer, bewegliches, wie fürcht' ich dich!
Es wogen alle die dunkeln Triebe
Im tiefen Strudel, in tiefer Liebe;
Dort unten iſt Nacht und ſchwarzes Grauſen,
Wo in der Wellen verborgnem Sauſen
Die ernſten Geiſter der Tiefe hauſen.
Aber ſeh ich den glatten Spiegel,
Worauf ſtill ruhn des Maſtes Flügel,
Seh ich fließen dein dunkles Blau,
Den Mond drinn, die Sterne des Himmels genau,
Die hohen Wälder, die grünen Berge,
Die blühenden Büſche, des Forſtes Zwerge:
Mögt' ich in brennender Luſt hinab
Stürzen in dein geheimes Grab.
Deine Quellen ſprudeln und Bäche klingen
Frühlingsweiſen von ſüßen Dingen;
Tropfen, welche die Stern' entführen,
Müßen als Sterne die Blumen zieren;
Müßen, geläutert vom Sonnenſtrahl
Füllen mit Traubenſaft den Pokal;
Haben, mit blinkendem Erz gemiſcht,
Oft des Siechen Gebein erfriſcht.
So das Leben der Erd' erneuend,
Strömen ſie fort, ſich ſelbſt zerſtreuend;

Aber, wie Kinder zum Mutterblick,
Wollen ſie alle zum Meer zurück,
Finden in des Oceans Wiegen
Nur die Ruhe nach längern Zügen.
Alſo ſchlingſt du, holdſelig Weib,
Um den eiſernen Mann den Leib;
Immer geduldig, immer freudig;
Immer zerfließend und geſchmeidig;
Immer die heiße Sehnſucht fühlend,
Doch in luſtigen Wellen ſpielend;
Immer in andern dich tief begrabend,
Und in der Liebe Vernichtung labend.
Wie die Sterne den naßen Hauch
Ziehen, ziehet Thränen dein Aug;
Wie ſie thauen auf Blumen nieder,
Giebſt du alles dem Manne wieder:
Alles, was dunkler Schmerz gebahr,
Kömmt ihm im Lichtſchein hell und klar,
Daß er mögte in dich hinein
Ganz ſich dringen in Liebespein,
Dich in glühender Luſt verderben
Und in ſprudelnder Wonne ſterben.
Spieleſt lieblich beweglich umher,
Wie aus der Tiefe das blaue Meer,
Aber ſammleſt dich fromm in Treue,
Daß ſich der Selige liebend freue.

Leichter als Waſſer iſt die Luft,
Webt um die Sterne zarten Duft,
Webt um die Auen Sonnenſchimmer,
Sehnt ſich nach allem, und raſtet nimmer.
Wie ſie in lieblichen Wellen ſchwimmt,
Alles in liebende Arme nimmt,
Als Zephyr die Roſenknoſpe entfaltet
Und das Frühlingsleben geſtaltet;
Wie ſie verſendet das Licht der Welt;
Als Wind die ſchwirrenden Segel ſchwellt,
Als Sturm die trotzige Eiche bezwingt,
Allbeweglich alles durchdringt:
So iſt das Weib die leichte Geſtalt,
Die hold das irdiſche Rund umwallt,
Alles an brünſtige Brüſte drückend,
Alles beſeelend und erquickend,
Wie ein Zephyr um Blumen ſingend,
Doch durch ſüße Gewalten zwingend;
Stählerne Panzer durch Blicke ſprengend,
Welterweiternd und weltverengend.

Aber ſeh ich dein feines Leben,
Luft, dein Allesdurchdringen und Schweben,
Dein Fliegen fern zu Weltenenden,
Dein zaubriſches Schimmern und Verblenden;

Hör' ich es liſpeln im Wellenſchlag,
Hör' ich es ächzen im Laubendach,
Hör' ich es in den Felſen rauſchen,
In den lebendigen Wipfeln ſauſen,
Muß ich mit kurzem Athem lauſchen,
Und meine Haare richtet das Grauſen.
Magiſche Töne bezaubern mein Ohr,
Leichte Geſtalten wallen hervor
Aus dem einſamen Schweigen der Grüfte,
Aus den Kreiſen der Zauberklüfte;
Aus den Tiefen und von den Sternen
Klinget und ſcheinet es weit zur Fernen.
Alſo durchdringet mich Zauberei,
Seh ich die ſchöne Jungfrau treu.
Alles ſcheint anders und doch daſſelbe
An der Erd', an dem Himmelsgewölbe;
Weiß nicht, wie mir zu Muthe wird,
Wie mir das Auge verblendet irrt,
Hat das Liebſte, und will nicht trauen,
Meint behexende Wunder zu ſchauen;
All genießend das junge Leben
Will das zagende Herz mir beben;
Steigend zur heiligen Liebesteufe
Doch ich anderswo überſchweife:
So die Schöne, die lieb mir blüht,
Neue Welten in mir erzieht.

Luft, du giebeſt dem Donnerklang
Den erhabenen Wolkengeſang,
Giebſt der zärtlichen Nachtigall
Klagender Liebe Wiederhall;
Lehrſt die Blumen ſingen, die Büſche
Flüſtern in des Maienmonds Friſche;
Lehrſt die Lippen das ſüße Weh
Sprechen, das ſchwellet des Buſens Höh;
Lehrſt die zitternde Saite klingen
Töne von hohen Himmelsdingen.
Aber wenn du die Stimme biſt,
Wodurch die Schöpfung lebendig iſt,
So ſchließt die Auserwählte mein
Doch ſüßere Melodien ein,
Als die, wodurch des Orkus Ohr
Den unbezwungnen Grimm verlor,
Als die, wodurch die Steine flogen
Und ſich um Theben zu Mauren zogen.
Wenn ihre Engelſtimme klingt
Und alle Herzenswunder ſingt,
Wenn ihr girrende Luſt den Buſen ſchwellt,
Vernehm' ich die Melodien der Welt.

Feuer, Element der Flammen,
Aus welchem Götter und Menſchen ſtammen,
Daß etwas Großes werd' und ſei,

Bindſt in geheimer Liebe die drei.
Ohne dich wäre ewiger Tod,
Kein Frühling und kein Morgenroth,
Kein Menſchentanz, kein Sternenreigen;
Denn dir iſt alles Schönſte eigen,
Alles Holdeſte blüht durch dich
Im göttlichen Leuchten ewiglich.
Als deine heilige Kraft noch ſchlief
An Jovis Stuhl verborgen tief,
Da lag die Natur im ſtummen Leide,
Den Menſchen fehlte die Liebesfreude,
Den Wolken der Donner, dem Himmel der Schwung,
Dem Frühling die Liederbegeiſterung.
Mit dir kam hohe Liebesgunſt,
Mit dir die Muſe, die himmliſche Kunſt:
Die Mauren wachſen, die Tempel ſteigen;
Vor Göttern ſich die Menſchen neigen;
Daß oben einſt ſie Götter werden,
Wandeln die Helden göttlich auf Erden,
Und ſchlagen mit deinem gebändigten Stahl
Die Ungeheuer und Rieſen zumal.

Feuer, du zündeſt die Sonnengluth,
Daß alles Leben ſich regt in Muth,
Färbeſt die Roſe mit hellem Licht,

Heller das menſchliche Angeſicht:
Heiliges, das die Adern der Welt
Mit erſchaffenden Flammen ſchwellt,
Erſter Beweger geheimer Triebe,
Gährend im brennenden Abgrund der Liebe,
Großes Herz des lebendigen Alls,
Puls des Wurms und des Sonnenballs,
Ich ahnde dich kaum, und bete an,
Was ich nicht wiſſen noch ſprechen kann.

Was ſtell ich auf dich dies vierte Bild
Du ſüße Jungfrau, hold und mild?
Faß ich die Wunder der Welt zuſammen,
Sie blühen an dir in leuchtenden Flammen.
Was Leyern und Zungen nicht ſprechen können,
Seh' ich im funkelnden Auge brennen,
Seh' ich von ſchimmernden Wangen leuchten,
Die oft mir ſchimmernde Sterne däuchten:
All die zarte Liebesgeſtalt
Ziehet mich ſelig mit Allgewalt,
Wie die Blumenwieſe das Kind,
Hin, wo himmliſche Luſt ich find.

Lebensathem und Lebenslicht!
Lieblich lockendes Luſtgedicht!
Herrlichſte aller Blumen der Auen!

Glänzender Spiegel aller Frauen!
Die mich leitet an ſanfter Hand
Freundlich durch das irdiſche Land:
Leben mit dir iſt ſüßer Gewinn,
Sterben mit dir hat hohen Sinn,
Dulden für dich iſt leichtes Spiel,
Felſen mit dir ein Flaumenpfühl,
Schlaf in Banden die weichſte Wiege:
Alles iſt ſeliger Liebe Genüge.
Selbſt auf des Lebens grimmeſte Pein
Schimmert ihr luſtiger Sonnenſchein,
Blüht um die Locken der grauen Haare,
Blüht um die düſtere Todtenbaare:
Die Blumen und Sterne zuſammen bindet,
Leicht auch den Weg zum Aether findet.

Die Ritter von Jomsburg. (*)

Auffuhr bei dem Mahl,
Gleich dem himmliſchen Strahl
In wilden Gewittern,
Vor Knappen und Rittern
Oloff — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Sonnenaar,
Und dem Meiſter der Ritter Wille.

(*) Jomsburg war eine Feſtung nordiſcher Wikinger am Ausfluß der Oder. Es war Geſetz, daß unter den Männern der Burg kein Weib ſeyn durfte.

Zu Sigurd er trat:
„Mann der ſchändlichen That!
Du liegeſt beim Weibe.
Dort ſteht ſie, von Leibe
Zierlich, mit den feinen
Locken, viel heller als Gold;
Dort Ivar iſt es, der Knabe hold,
Den du ſingſt in der Preußen Hainen.“

„Du lügſt in den Hals,
Wie die Stimme des Schalls.
Dafür will ich ſtreiten
Mit Bogen und breitem
Degen, und der ſpitzen
Lanze auf Leben und Tod,
Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
Wo die Tapfern um Odin ſitzen.“

Sprach Sigurd: Mein Schwerdt
Iſt des deinen wohl werth;
Biſt mehr du dem Bogen
Und Speere gewogen,
Nimm ſie!“ — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stahl;
Drob wiegten luſtig ſich allzumal
Ueber Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild,
Und zerſpältet den Schild
Des Meiſters, und röthet
Den Panzer. „Dies tödtet
Helden für die Weiber,
Männer nicht, ſchreiet der Feind.
Wenn Oloffs Eiſen es ernſtlich meint,
Macht es Geiſter und todte Leiber.“

So treibt ihn die Wuth
Und er ſchwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers, und Segens,
Hauet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „ich hab' mein Recht,
„Geht, mir, Brüder, das Grab zu betten.“

Drauf fliegt mit Geſchrei
Eilends Ivar herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,
Liebſter!“ — und ſie ſenket
Tief in den Buſen den Stahl —
„O Schwerdt, du bringſt auch das Weib zum Mahl,
Wo Iduna den Meth uns ſchenket.“

Der König von Burgund.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kömmt ein Knab gegangen
Und grüßt mit ſüßem Mund,

Und ſpricht: Gott grüß dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!

Und ſpricht: Gott lenk dir, König,
Zu mir den lieben Sinn!
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.

Geh mit den feinen Füßen
Zurück ins Blumenthal,
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rebenſtock,
Und neh' des Leines Enden
Für einen Schäferrock.

O König, zart von Leibe
Iſt meine Jugend wohl;
Doch ſie nicht von dir treibe,
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl Hunderttauſend ſitzen

So ſtolz um dich zu Roß,
Viel tauſend Schwerdter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß:

Doch von den allen keiner
Iſt mehr dir zugethan
Als ich, hinfort dein kleiner
Dir dienender Kumpan;

Doch von den allen keinen
Bekümmert ſo dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.

O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiß, die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die ſchönen blauen Augen
Verſöhnen keinen Feind,
Denn die, ſo Schwerdter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.

O Herr! klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,

So wiß, in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der dieſe Wangen ſchmückt;
Ja laß mich für dich ſterben:
So dünk' ich mich beglückt.

O Knab, ſoll ich dich nehmen,
So melde, ob du kennſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;

Womit im Brand der Sonne
Du mir die Schläfe kühlſt,
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.

Herr König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos;
Doch macht zu allem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,

Womit ſeit manchen Tagen
Ich vielen wohl gefiel;

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein;

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring;

Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter, grauer Zeit,
Die Sorgen zu bethören
Stracks durch Geſchwätzigkeit;

Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareſchalken
Haſt keinen flinkern du.

Der König nimmt den Knaben,
Und kleidet ihn in Stahl,

Und läßt ihn bei ſich traben
In Nacht und Sonnenſtrahl.

Sein Schwerdt muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß;
Iſt ihm in wenig Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Beim Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel,
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
So muß der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges luſtig mit.
Einſt warnt das Horn die Streiter
Vor nahem Feindesttritt;

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran,

Und Heldenherzen drängen
Sich friſch zum Kampf heran.

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;

Und Mütter müßen weinen
Und Bräute, jung und hold,
Den Tag, der, zu beſcheinen
Die Todten, aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Er fällt vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß —

„Nimm letzte Liebesgabe!“
Er ſchießt den Mann vom Roß;

Wirft dann in heißen Thränen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißen Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ſeines Buſens Schrein.

Und ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,

Das Lieb' in Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;

Und faßt ſie gar behende,
Und drückt ſie an ſein Herz,
Und ruft: hier, Treue, ende
Dein langer ſüßer Schmerz!

Und wärſt in Bettlerhütten
Die kleinſte Magd im Land,
Du biſt durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.

Mein König, ſtammelt leiſe
Das holdverſchämte Weib,
Vergieb mir meine Weiſe!
Mir hinfort gnädig bleib!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran;
Wohl aus der Fürſten Mitte
Erköhre ſie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walther,
Wohnt im Ardennerwald;

Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

Du weißt, wie ich gebrennet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabentracht.

Ich weiß es, es ſoll wißen
Das ganze Männerheer.
Du ſchläfſt auf deinem Kißen
Hinfort nicht einſam mehr.

In deinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebesſinn.

Die oft mein Roß gezäumet,
Mich oft in Schlummer ſang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
All, all ihr Lebenlang.

Die Roſe und die Jungfrau.

Was ſtichſt du mich, du Röslein roth?
Warum der Dorn bei ſolcher Zier?
Unſchuldig ich die Hand dir bot,
Wollt' dich pflücken in ſüßer Begier.

O ſchelte nicht, unſchuldig Kind!
Mit lieben Augen zu mir komm!
Meine ſüße Zier verweht der Wind,
Dornen ſtechen, ich ſelber bin fromm.

Von wilden Buben mich errett!
Und von des Reifen kalter Noth!
Dein frommes Herz mein Todtenbett —
Luſtigs Leben und luſtiger Tod!

Du Schönſte aus dem Blumenreich!
Was willſt du thun an meiner Bruſt?
Keine Blum' iſt dir auf Erden gleich,
Mußt auch ſterben in eigener Luſt.

Ich kann nicht ſterben mehr allein,
Einſt ſtand ich wie die Lilie bleich,
Da gab mir Liebe rothen Schein:
Bin an Sehnſucht der Liebe nun gleich.

Nun lockt mich Sonnenſtrahl und Mai,
Mir ſchwellt der Thau den brünſtigen Leib,
Kann nicht mehr leben und ſterben frei;
Komm mich pflücken, unſchuldiges Weib!

Die Jungfrau fromm die Roſe brach
Und Thränen auf die Blätter goß,
In Wehmuth ſinnend, was ſie ſprach,
Warm am Herzen die Schöne verſchloß.

Und eh des Abends Schein verging,
Die Jungfrau fromm war todt und kalt;
Die Blume, die ihr am Buſen hing,
Hielt noch luſtig die alte Geſtalt.

Der Knab' am Meer.

Stand ein Knab' am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand;
Wollt es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Aemſig ſchöpft er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts;
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz:
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe, laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Ehe wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Ehe fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg;
Quellen kann ich im Grunde ſchauen:
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Liebesgeflüſter.

Süß Liebchen, doch ſchweige! das Süße, Süße flieht;
So blühet die Blume, wie Liebe flüchtig blüht;
Sie duftet am Morgen, am Abend iſt ſie todt:
Reich her mir dein Mündlein voll Küße roſenroth!

Blüht Liebe, wie Blumen? o luſtig, luſtig Bild!
So küße die Lippe, die Liebe brünſtig füllt.
Stirbt Liebe wie Blumen, daß Liebe traurig ſei,

Die Blume, die welket, kömmt wieder friſch im Mai.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich dem Sonnenlicht,
Es locket ſo freundlich mit Roſenangeſicht,
Dann ſchwellen die Knoſpen, die Blumen brechen aus;
Doch löſcht eine Wolke die Tagesfackel aus.

Du Lieber, gleicht Liebe dem hellen Sonnenlicht,
So läßet die Sonne die Blumen nimmer nicht;
Die Wolke muß weichen, und friſcher ſteht die Welt.
Die Liebe läßt nimmer, was einmal ihr gefällt.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich der dünnen Luft,
Du willſt ſie wohl faßen, und faßeſt leichten Duft;
Du willſt ſie wohl halten, wer hält die Winde feſt?

Süß Liebchen, ich ſterbe, wenn Liebe je
mich läßt.

Du Lieber, wohl gleichet die Liebe
[illegible] dünner Luft,
Sie iſt allenthalben und wallt wie Blumenduft,
Umſchlinget, umfließet den Himmel gleich der
Au.
Das Leben der Liebe du findeſt nie genau.

Süß Liebchen, dem Klange iſt auch die
Liebe gleich,
Sie liſpelt in Tönen wie Engel wonnereich.
Was gleichet dem Girren der liebevollen
Bruſt?
Ach! Klang iſt vergänglich; vergeht auch
Liebesluſt?

Wohl wohnet im Klange die Liebe
doppelt ſüß,
Im Klange, der Sonnen und Erden tanzen
hieß,

Im Klange, der liebend aus mir verklingen wird,
Wann ſelig mein letztes Leb wohl! die Zunge girrt.

Süß Liebchen, im Feuer die Liebe flammend blüht,
Im zehrenden Feuer, das heiß zu dir mich zieht;
Ich fühl' es gewaltig, ich fühl' es freudenvoll:
Doch ſprich, ob dies Feuer denn nie verlöſchen ſoll?

Du Lieber, dies Feuer iſt andrer, andrer Art,
Als das, wodurch Troja zum Aſchenhaufen ward;
Es lodert und brennet, und brennt ſich nimmer ſatt —
O himmliſche Flamme, wie ſelig, wer dich hat!

Süß Liebchen, dem Waſſer iſt gleich die Liebe auch,

Es ſpielet ſo leidig, und dampfet hin in
Rauch,
Es kömmt wohl ſo fröhlich, und fließet
wieder fort.
O Liebe, du ſüße, wo ſteht dein feſter
Ort?

Ihr feſter Ort ſtehet im Waſſer, ewiglich;
Wie Waſſer fließt, fließet mein Liebesſtrom
um dich;
Wie Waſſer ſich ſchwellet, mir ſchwillt das
volle Herz
Zur Sonne der Liebe, zum Manne, himmelwärts.

Süß Liebchen, die Liebe iſt unergründlich
tief,
Wie Waſſer, worinnen manch ſchlimmes Scheuſal
ſchlief.
Wie kühn iſt der Steiger, der ſteigt in
ſolchen Grund!
Wohnt immer im Herzen, was ſpricht der
ſchöne Mund?

Wohl brauſt unergründlich das tiefe, tiefe
Meer,

Wohl fließet es immer, wird nimmer doch nicht leer.
So ſchöpfeſt du nimmer des Herzens Tiefe aus;
Die Tiefe der Liebe ſie ſchwillet überaus.

O liebliches Liebchen! wie tröſteſt, Süße, mich!
Kommt, Flammen der Liebe! begrabet ſelig mich!
Kommt, Fluthen des Waſſers, das nimmer, nie verrinnt!
O Wonne, die alſo die tiefſte Tiefe findt!

Leben.

Ich war ein Kind.
Wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken;
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Auge;
Leben und Schlaf noch Eins:
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.

Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heil'gen Lauben,
Legte hinter die Garben des Feldes
Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.

Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln;
Weinte ob des Meeres Sauſen,
Drückte vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büſche.
Doch blühten mir Blumen;
Mir ſangen die Lüfte, die Vögel;
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum golden;
Still war das Meer oft des ſchaukelnden Kahns.

Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kamt herab mit eurem ſeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte fließen fort mit den Waſſern;
Stand lebendig unter dem Eichbaum,
Fühlte mich gefiedert, wie Lüfte.
Adler des Himmels! ihr trugt mich oft
Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Gluth;
Blumen der Erde! heiliger Mond!
Freundliche Nacht! wie liebt' ich euch,
Meine erſte Liebe, geheim!
Schimmernd floß mir des Lebens Wolke
Um die ſchuldloſen Locken noch;
Wie prophetiſcher Raben Silberklang
In einſamer Luft,

Umklangen mich Töne der Zukunft:
Ich lebt' und war glücklich.

Ich ward ein Mann.
Die himmliſchen Götter all,
Die ſpielenden all, in ernſter Geſtalt
Stehen ſie da: die Aegide
Schüttelt Minerva; zum hölliſchen Webſtuhl
Schaut' ich hinab ins Dunkel der Parzen:
Sie ſaßen und webten
Thränen und Freuden im ſchrecklichen Schweigen;
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden,
Standen umher; die grinſende Ate
Flocht verworrene Knoten der Schuld;
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir ſein Blitzſtrahl die Hütte.
Flehend ſah ich zum Himmel,
Wollte weinen, und konnt' es nicht —
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Bruſt,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend, das Aug mit Thränen,

Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft.
Und die Sünde ging unter in Liebe,
Und die Eumenis wandelte abwärts:
Blüthen kränzten das ſchuldige Haupt.

Die Mitte.

Wie der Geyer kreiſt
Aufwärts ſeinen Pfad zur Sonne!
Fröhlich kämpfend - klatſcht ſein Flügel
Mit der Lerche frühem Liede
Hoch hinauf, froh hinauf.
Luſtig Fliegen durch die Lüfte!
Seine Kleinen ſieht er wieder
Sonnentrunken in dem Neſte,
Seine braune Felſenbrut;
Unter Blumen gehſt du wieder
Unten in des Pfluges Furchen,
Himmelsſängerin!

Göttergluth! ſelig Licht!
Ewig ſteigend, ewig ſinkend

Wallt das tiefe Meer zu dir,
Mit den Strömen, mit den Quellen;
Und der Blume Thau zieht lechzend
Zu dir auf, fröhlich auf;
Kleidet ſich um deine Sterne,
Deinen Mond und deine Sonne,
Dünkt ſich deines Gleichen dann.

Göttergluth! ſelig Licht!
Lockſt du mich wie Vogelſittich?
Ziehſt du mich wie brünſtig Waſſer?
Warum wachſen mir nicht Federn?
Warum kann ich nicht in Dünſten
Aufwärts fliehn?
Brauſend heben ſich die Wogen,
Doch die Felſen ſtürzen nieder
Und die alten Fichtenſtämme
Tief zur Tiefe;
Sturmwind faßet ihre Wipfel,
Und ſie fliegen,
Um zu fallen.

Bäume, ſtille, fromme Weſen!
Meines Daſeyns klare Spiegel!
Sind wir alſo unten feſt?
Eure Zweige gehen aufwärts,

Eurer Blätter heiße Liebe,
Auf zur Sonne; doch nach unten
Zieht die Kraft der Wurzeln tief:
Vögel zwielen auf den Gipfeln,
Lüfte ſpielen;
Doch ihr ſteht gebunden feſt,
Halb dem Himmel, halb der Erde
Unterthan.

Helden rangen
An des Nils geheimnißvoller
Fluth um Tod und Leben friſch,
Drängten ihre Rieſenleiber
Bis zu heißer Athemsohnmacht
Herkules, des Jovis Baſtard,
Und Antäus, Sohn der Erde.
Und es warf der Löwentödter
Oft den Aethiopen nieder;
Doch die Mutter
Füllt' mit Mark ihm das Gebein,
Und mit friſchen Armen rang er
Um verderbenvollen Sieg.
Bis ihn von der Mutter Brüſten
Jener liſtig weggehoben.
In den Lüften,
Zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde,

Hängt er, eine blaße Leiche,
An des Götterſohnes Bruſt.

Und die Mutter nimmt ihn liebend
Zu ſich, wo er hergekommen,
In dem' ewig jungen Schooß.
Aber jener ſteigt aus Flammen,
Aus der Quaal des Feuertodes
Zu den alten Göttern auf.

Die Biene und der Lenz.

Ziehſt Du dein goldnes Röckchen an?
Die goldnen Stiefeln auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemuth,
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Was locket dich das Sonnenlicht?
Was lockt dich Blüthenhauch?

Was ſummſt du luſtig hin und her?
Haſt nie des Spieles gnug?
Der Lenz iſt kurz, o ſüßes Kind!
Dich zieht der Strom, dich nimmt der Wind,
Dich bringet um den Blumenraub
Der Menſchen Liſt und Trug.

Wohl zieh ich an den goldnen Rock,
Und kleid' in Gold den Fuß,
Leicht iſt mein Blut und leicht mein Sinn,
In Freuden ich gebohren bin;
Drum locket mich das Sonnenlicht
Und Blumenliebesgruß.

Der Lenz iſt kurz, das Leben ſchnell,
Drum flieg' ich ſchnell dahin;
Mein Frühlingsſchein, mein Blumenſpiel,
In jedem Kelch mein Bettchen kühl,
Auf jeder Flur mein Leben bunt:
Des trag' ich frohen Sinn.

O Bienchen, Vöglein wohlgemuth!
O ſüßes Frühlingskind!
Horch! horch! wie klagt die Nachtigall
Im Erlenbuſch mit Trauerſchall!
Auch ſie im Lenz gebohren iſt,
Doch nur auf Trauren ſinnt:

Wohl höre ich die Nachtigall,
Ihr Klagen fromm und ſtill;
Sie iſt die ſchmerzenvolle Frau,
Ihr Trauerkleid iſt dunkelgrau;

Doch ſprich, warum ich trauren ſoll,
Weil ſie nicht froh ſeyn will?

Sieh her, wie bebet Strauch und Laub
Im jungen Sonnenſchein!
Wie küſſen ſich die Blumen lieb!
Und locken: kleiner Honigdieb,
Komm, ſammle Blumenliebeskoſt,
Denn dieſer Lenz iſt dein!

O Vöglein, Vöglein wohlgemuth
Mit goldnem Flügelpaar!
O leichtes Leben frommer Bruſt!
Zieh mich zum Lenz, zu ſeiner Luſt,
Und mache mir mit Liebesglanz
Die trüben Augen klar.

Die fünf Gläſer.

Mein erſtes Glas, mein beſtes Glas,
Für des Gelags Genoßen!
Für die viel tauſendmal das Faß
Sich luſtig leer gefloßen,
Die vor dem Zapfenloch ſo gern
Gejubelt und geſündigt,
Und welchen oft der Morgenſtern
Beim Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein ſchönſtes Glas,
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held beim Trunke ſaß,
Der hält ſie hoch in Ehren.

Kein Herz iſt feſt vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen;
Doch haben ſie beim Waſſer ſich
Nie hohen Ruhm errungen.

Der Freundſchaft dieſes dritte Glas
Zur Heiligung des Feſtes!
Durch ſie bezwang der Hölle Haß
Mit Pylades Oreſtes,
Durch ſie iſt manche Männerbruſt
Zur Götterheimath worden,
Und ſie verſammlete in Luſt
Auch dieſen Zecherorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas,
Soll vollen Klangs erſchallen
Für die, ſo im Tyrannenhaß
Für's Vaterland gefallen;
Für die auch, ſo im Sorgenhaß
Den Wein auf Fäßer faßten
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinſanken und erblaßten.

Mein fünftes Glas, mein letztes Glas.
Die heil'ge Fünfe lebe!

Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der ſüße Strauch der Rebe!
Es blühen Roſen, Mädchen jung
Mir noch bei grauem Haare!
Und Becherklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Baare!

Lob des Weins.

Jeder mag das Seine loben,
Ich lob mir den Wein,
Nektar trinken Götter oben,
Menſchen unten Wein:
Hoch wie die dort oben wallen
Sie, wann die Pokale ſchallen.
Schenkt mir ein!

Schenkt mir ein! nach Feuerflammen
Dürſtet mein Gemüth;
Welche von Prometheus ſtammen,
Heiß in Wonne glüht!
Epheu her, mich zu bekränzen!

Mädchen mir zu raſchen Tänzen!
Jugend flieht.

Jugend flieht, es fliehn die Flammen,
Unſer Jubel itzt;
Klinget freudenreich zuſammen,
Was im Becher blitzt!
Wagt ihr ſeine Luſt zu leeren,
Seid ihr mehr, als der auf Sphären
Donnernd ſitzt.

Donnernd ſitzt. Auf! klingt dem Hohen!
Klingt zum Sternenreich!
Trinket euch den ewigfrohen
Göttern droben gleich!
Heil dir, Vater ſüßer Reben!
Denn du haſt uns Luſt gegeben.
Klingt zugleich!

Geſicht.

Es ſaß ein Kind mit goldnen Haaren
Bei uns am grünen Blumenrain
Und ſchaute in die Welt mit klaren
Und ſehnſuchtsvollen Augen n'ein;
Und in dem kindiſchen Gewimmel,
Womit das zarte Leben ſprang,
Wand oft es ernſten Blick zum Himmel
Und lauſchend Ohr zu fernem Klang.

Wann kaum die frühen Lerchen ſangen,
War es zu frohen Spielen auf,
Und führt' mit roſenrothen Wangen
Der Kindheit frommen Blumenlauf;
Und wann das leichte Volk der Neſter
Zu ſüßer Ruhe Heimath zog,

So ſang es bei der kleinen Schweſter,
Des kleinen Bruders Wiege noch.

Doch als der Tag mit kürzern Schatten
Den Kreis des Lichts zuſammenzog,
Als auf gemähten Wieſenmatten
Manch gelbes Blatt im Winde flog,
Als Lerchen über Stoppeln ſtrichen,
Bewimmernd Frühlingsſonnenglück,
Da war das ſüße Kind entwichen
Und kehrte nimmermehr zurück.

Und für die leichten Blumenſchritte,
Für Spiel und Tanz und für Geſang
Trat ernſt ein Weib in unſre Mitte
Und redte mit Prophetenklang;
Es ſtand mit ſtrengem Angeſichte,
Nicht niederblickend, nicht hinauf,
Und alle Strahlen floh'n vom Lichte,
Und Wolken thürmten Wetter auf.

Begeiſtert flogen ihre Locken,
So wie ſie dunkle Worte ſang
Und webend um den ſchwarzen Rocken
Des Schickſals ew'ge Fäden ſchlang;

Stumm ſaßen zwei an ihrer Seite,
Drei Schrecklichere ſchwangen roth
In Fackeln tiefes Weh der Bräute
Und ungeheuren Männertod.

Noch tönt das Raſſeln ihrer Spindel,
Noch ſchwingen ſie die Fackeln um;
Wild hat das hölliſche Geſindel
Verwüſtet mein Elyſium:
Umwölket hängt der Himmel droben,
Der Erde lichtes Grün iſt grau;
Die Bruſt, zu ſtetem Kampf gehoben,
Trieft von der Wunden blut'gem Thau.

Da kömmſt du mit verſchämten Wangen
In aller Schönheit Sonnenſchein
Und lullſt der Eumeniden Schlangen
Um meine Bruſt in Schlummer ein,
Und löſteſt mit den weichen Händen
Der Parzen eiſernes Geſetz,
Und machſt die ewig ungetrennten
Geſpinſte mir zum leichten Netz.

Bleib bei mir, Himmelstochter, Liebe!
Des Herzens Glück, des Lebens Zier!

UNIV BIBL BERLIN

Wer ohne deine Zauber hübe
Die ewigfeſte Höllenthür?
Wer ſtellte ohne dich die Leiter,
Wodurch man an die Engel reicht
Und immer höher, immer weiter
Ins ſel'ge Reich der Geiſter fleucht?

Elegie.

Biſt du es, Traum der Jugend, mit all' deinen lieblichen Blüthen,
Deiner ſproßenden Luſt, und deiner Hoffnungen Glanz?
Führſt du mit Wehmuth zurück im Schleier ſchimmernder Nächte
Holde Geſtalten, die längſt mit den Entſchlafenen ruhn?
Ach! oft ſchwirrt dein Laut ſüßtönend in goldene Saiten
Mir; von Thränen genetzt weigert die Laute den Klang;
Und es zittert die Hand, die Arme ſpreiten Umarmung

Aus: doch die weichende Luft nimmt ihre Schatten zurück.
Nein, ein grünendes Grab, von ſpäteren Raſen gewölbet,
Späteren Thränen benetzt, ſendet den liebenden Geiſt.
Ja, du biſt es, du Weib, das einſt mich gebohren, du kühnes,
Hohes und muthiges Herz, welches mich liebend umſchwebt.
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwerdt und mit Leyer;
„Für das Vaterland friſch nehm' ich den blutigen Tod.
Für die Tugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend,
Wandl' ich freudig den Pfad, welcher zu Himmliſchen führet.
Solches wehet von dir und ſtrömt aus heiliger Nähe,
Was du den Knaben oft, öfter den Jüngling gelehrt.
Herrliches Weib, wo iſt dein Leben nach der Verwandlung,
Welche, Tod genannt, friſcheres Leben verjüngt?

Biſt du die Stimme der Nacht, der Klang ſehnſüchtigen Lenzes,
Philomele, die ſonſt oft um den Schlaf dich betrog?
Biſt du der Blumen, der Nachtviolen, der züchtigen Veilchen,
Deren Geſpielin du oft wareſt in einſamer Nacht?
Oder der zärtliche Geiſt des Lüftchens, der, ſanft durch die Blätter
Rieſelnd, Demuth und Ernſt haucht in die lauſchende Bruſt?
Biſt du des Abendroths, der leuchtenden Flamme des Morgens
Ein lebendiger Theil, heiligſten Lebens ein Theil?
O du hubeſt mich oft, den lallenden Knaben, zum Lichte,
Zu den Göttern hinauf, ſegnend und betend zugleich,
Hingſt mit ſehnendem Blick demüthig hoffender Liebe,
Schauend ins tiefe Blau, ſelig am Sternenglanz.
Wo du auch biſt und was du auch biſt, dich ehren nicht Thränen;

Nein, ein männliches Herz; Nein, ein rüſtiger Lauf.
Gieb dem Brennenden denn die heilige Weihe, daß oben
Bei den Himmliſchen einſt Licht ſich dem Lichte vereint.

An Eliſa.

Es brauſt der dunkle Strom der Zeiten,
Raſch wirbeln ſeine Wogen fort,
Und jedes Glockenſchlages Läuten
Klingt Tauſenden zum finſtern Ort.
Wer zählt die Blüthen der Sekunde,
Die in dem Lenz der Tod zerbricht?
Wem tönte aus dem Grabe Kunde
Mit ſüßem Klang empor ans Licht?

Wen trug vom Strand, wo's ewig nachtet,
Zurück der ſtille Ocean?
Ach! nur hinab geht ſchwer befrachtet,
Doch immer leer hinauf ſein Kahn.
Die ernſten Räthſel ſchließt ein Siegel,
Zerbrechlich keiner ird'ſchen Hand;

Selbſt Hoffnung mit dem Sonnenflügel
Wirft ſchwachen Schein ins Dämmerland.

Noch weben ſtumm die Drei im Dunkeln
Des Lebens buntverworrnes Knäul;
Noch brauſt mit rother Flamme, Funkeln
Herauf der Eumeniden Eil:
Mit blut'gen Geiſſeln und mit Schlangen
Jagt wild das ſcheußliche Geſpann
Und weht der Freude Roſenwangen
Mit kalter Todesbläſſe an.

Wo geht ein Schiff durch dieſe Enge?
Wo fährt ein Licht durch dieſe Nacht?
Wo wird im blutigen Gedränge
Der Friede langen Streits gemacht?
Ach! nicht im Himmel, nicht im Staube
Magſt du der Kämpfe Preis empfahn:
Des Menſchen Schickſal iſt ſein Glaube,
Sein Glück des Herzens tiefſter Wahn.

Da tönen wundervolle Glocken
Den hohen Klang der Ewigkeit:
Und leuchtend ſpinnt der Parze Rocken
Die Götterkraft Nothwendigkeit;

Und unverwelklich blüht das Leben,
Womit der Kahn vom Lande ſtößt,
Und alles tiefverworrne Streben
Wird göttlich in ihm ſelbſt gelöſt.

O ſelig ſeligen Lichtes Blüthe!
Dir fiel ein himmliſch Loos, o Weib!
Verſtand zu kindlichem Gemüthe,
Zu ſchöner Seele ſchöner Leib;
Und Unſchuld, deines Buſens Zierde,
Und deiner Augen heitres Licht
Verſcheuchet ewig die Begierde,
Doch Huld von frommen Herzen nicht.

Ein Götterliebling in das Leben
Mit reichen Gaben gingſt du ein,
Was himmliſch iſt dir ſelbſt zu weben
Mit aller Schönheit Wunderſchein.
Kein Räuber greift nach dieſen Blüthen,
Kein Stürmer dringt in dies Verließ:
Des Schönen ſüßen Reiz zu hüten
Iſt ſchöner Herzen Paradies.

Gleichwie das Würmchen ſeltner Künſte
Sich ſelig in ſich ſelbſt begräbt

Und ſich aus ſeidnem Luſtgeſpinſte
Sein Grab der Auferſtehung webt,
So ziehe aus dem Weltgetümmel
Dich glücklich in dich ſelbſt zurück:
In deinem Glauben iſt dein Himmel,
In deinem Herzen dein Geſchick.

Lob des Eiſens.

Gold ſchreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtellt
Und ſchwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und Ehre zu erwerben
Machts nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze, braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,

Die jenes blanke macht:
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Wir tappten noch in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Meeresſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donn'rers Blitze
An einer Stange aus.

Und wenn die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wenn Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wenn Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwerdt, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide

Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich.
Wir wären alle Sklaven,
O Eiſen, ohne dich!

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt das Glückes Wage,
So machſt du blutig frei
Mit Einem tapfern Schlage,
Zerhauſt die Schlangenknoten
Des Eumenidenwahns
Und ſchickſt den Weg der Todten
Des ſtillen Oceans.

Bleib, Eiſen, Männern hold!
Laß Knechte Gold begehren!
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Weinlied.

Von der Sonne gebohren glüht
Licht des Lebens im Pokale.
Was das Auge für Wunder ſieht,
Blitzen auf aus ſeinem Strahle:
Au'n und Bäume tanzen herum,
Aus dem Herzen blüht Elyſium,
Götter kommen,
Alle Frommen
Aus dem Himmel ſehn ſich um.

Seid gegrüßet, ihr Sel'gen, ſeid,
Heil'ge Väter, uns willkommen!
Habt im Leben euch baß gefreut,
Manches Räuſchchen mitgenommen:

Noah, Sokrat, Pythagoras,
Moſes, Solon füllten das Glas,
Zechten fröhlich,
Schlürfen ſelig
Nun mit Engeln Nektarnaß.

Brüder, munter! die Zeit iſt ſchnell,
Luſt und Jugend ſind vergänglich;
Aber ſchaut! in dem Becher hell
Blühet Wonne überſchwänglich.
Kränzt mit Roſen Stirnen und Haar,
Und im Weine ſchauet ſo klar
Himmel offen,
Was wir hoffen,
Trunkner, heil'ger Sel'gen Schaar.

Süßes, glühendes Sonnenkind!
Goldner Wein voll Lebensflammen!
Wodurch Menſchen verbrüdert ſind,
Bringeſt du in Luſt zuſammen;
Dein und Cypriens heißet die Nacht,
Die zu Göttern Sterbliche macht —
Heißa munter!
Sonn' iſt unter;
Liebe glänzt und Sternenpracht.

Der erſte Mai 1807 in Stockholm.

Brüder! was ſitzet ihr ſtumm und verſtändig?
Wiſſet, Verſtand macht die Sterblichen dumm.
Sonnen und Monden und Erden lebendig
Drehen in taumelnden Kreiſen ſich um:
Teiche und Seen,
Thäler und Höhen,
Blumen und Bäume,
Geiſter und Träume —
Alles friſche Leben geht luſtig herum.

Faßt euch zuſammen in heiliger Stunde,
Schwöret der Freude zu halten die Treu,
Daß in der ganzen geſtirneten Runde
Keiner der Seligen ſeliger ſei.
Götter und Sterne,

Himmliſche Ferne,
Unten auf Erden
Götter zu werden,
Machet alle heut des Verſtandes uns frei!

Ewige Jugend! komm, Bacchus! und winde
Mir um das Haupt den unſterblichen Kranz!
Schöpfer der Freiheit und Haßer der Sünde,
Stelle das irdiſche Leben in Glanz!
Selige Höhen!
Was wir geſehen,
Was wir empfunden
Führen die Stunden;
Du nur macheſt Götter und Sterbliche ganz.

Zapft denn die Tonnen und laßet ihn rinnen
Hell in die Becher den göttlichen Wein.
Wohl mir! ſchon lodert in allen fünf Sinnen
Seligen Wahnſinns unſterbliche Pein:
Faunen, Mänaden,
Alle geladen,
Jungfrau'n und Bräute —
Hochzeit iſt heute!
Hochzeit heute, Hochzeit! herein! nur herein!

Eliſens erſtes Lied.

Lockſt du mit deinem Wunderklange
Mich wieder, Göttin Fantaſie?
Im Herzen klopft es ſüß und bange,
Es will hinaus und weiß nicht wie.
So dehnt ſich mit erwachsnen Flügeln
Der Schmetterling zum Blumentanz,
Will ſich in Morgenröthen ſpiegeln
Und baden in der Sonne Glanz.

O Schein von meinem Roſenglücke!
O anmuthvolles Blumenreich!
Tragt ihr auf Iris bunter Brücke
Die Selige empor zu euch?
Mit allen frommen Kinderſpielen,
Mit allen ſüßen Gaukelei'n,

Mit allen göttlichen Gefühlen
Nimmt mich der alte Himmel ein?

Vergebens, Täuſcherin, vergebens!
Betrogen haſt du allzuoft
Die ſchönſten Wünſche meines Lebens,
Was ich geliebt, geſtrebt, gehofft;
Es blüht nicht in den Erdenſtürmen
Die zarte Blume deiner Luſt,
Und wo ſich ſtündlich Gräber thürmen,
Da blutet ſtündlich auch die Bruſt.

Dich grüß ich, Heimath meiner Träume,
Dich, goldnes, unbekanntes Land,
Elyſium der Blüthenbäume,
Und Lethens ſtillen Zauberſtrand,
Wo nimmer Gram die Wimpern feuchtet,
Nie Wolken über Wonnen ziehn,
Wo ewig klar die Sonne leuchtet,
Und ewig friſch die Blumen blühn.

Fahr wohl! du Trauerland der Thränen!
Du, Erde! mütterliche Flur!
Du giebſt das Lieben und das Sehnen
Zur Quaal den weichen Brüſten nur,
Du lockſt uns mit Sirenentönen

Zu Wonnen, die unſterblich ſind,
Zeigſt uns ein lieblich Bild des Schönen,
Und führſt es ſchneller weg als Wind.

O thörigt, wer auf morſchen Grüften
Sein feſtes Haus der Hoffnung baut
Und Jugendroſenſchein und Düften
Von bunten Frühlingsauen traut!
Die ernſte Göttin wird ihn faßen,
Die nächtlich unſer Schickſal flicht;
Was er geliebt das muß er laſſen,
Was er begehrt gewinnt er nicht.

Drum grüß' ich dich, du goldne Ferne,
Dich, meiner Träume Götterwahn.
Zieht mich empor, ihr lichten Sterne!
Empor zu eurer Sonnenbahn!
Verworren iſt es hier im Dunkeln
Und ſchwankend zwiſchen Luſt und Leid;
Wo eure heil'gen Lichter funkeln,
Wohnt Friede und Glückſeligkeit.

Blumengeſpräch.

Blumen, holde Sonnenkinder,
Süß gepflegt von Luft und Licht,
Bunt gefärbt von goldnen Strahlen,
Seid ſo ſchön, und hört mich nicht;

Seht ſo klug, und könnt nicht ſprechen,
Zittert, jedes Lüftchens Spiel,
Und, den Menſchen Wonne gebend,
Habt ihr ſelber kein Gefühl.

Menſch — ſo ſchütteln ſie die Köpfchen —
Stolzer! wes erkühnſt du dich?
Worte blühn in unſern Augen
Ewig klar und wonniglich.

Daß wir fühlen, daß wir wißen,
Was der Götter Leben heißt,
Sieh, wie unſer Liebesbuſen
Ewig hin zur Sonne kreiſt.

Stumm ſind andre Sonnenkinder
Tief zum Erdenſchooß verflucht,
Die der Geitz mit harten Brüſten
Unter tauſend Quaalen ſucht:

Willſt du von den Steinen ſprechen,
Vom Opal und Diamant,
Sprichſt du näher von dir ſelber,
Deinem Trug und deinem Tand.

Unſer Leben, unſre Blüthe
Iſt dem eignen Himmel gleich,
Spricht zu wenig zarten Seelen
Und verweilet kurz bei euch.

Und ich ſah die Köpfchen winken
Hell beredter, voller Zier —
Blumen, holde Sonnenkinder,
Sprecht, wohin, wohin mit mir?

Lied, geſungen am Mälare zu Edeby im Sept. 1807, für Baron Otto Magnus Munck.

Ihr krauſen Grillen weg! hinweg ihr düſtern Sorgen!
Tief in das Meer hinab! heut laßt uns fröhlich ſeyn!
Ein weiſes Schickſal deckt dem Sterblichen den Morgen.
Auf! halt die Stunde feſt! das Heute nur iſt dein.

Es ſpielt Vergänglichkeit mit Hütten und mit Thronen:
Denk Alexanders Loos, der vormals Magnus hieß.
Wo iſt der Heldentritt gewaltiger Ottonen?

Geh, ſuche ihren Staub, wohin der Wind ihn blies.

Sei du in Liebe groß, ſei du in Freude Kaiſer!
Bau in dem Herzen dir den ewig ſichern Thron!
Dies Heldenthum gilt mehr als blutige Lorbeerreiſer
Trotzt der Vergänglichkeit, und beut Tyrannen Hohn.

Herbei des alten Weins! und luſtig angeklungen!
Schling Roſen um das Haar! ſchling Roſen um den Wein!
Der Mann iſt auch ein Held und hat die Welt bezwungen,
Dem erſte Weisheit heißt mit Freunden froh zu ſeyn.

Drum, Liebe lebe hoch, die Königin des Lebens!
Und Freundſchaft, die den Haß an Männerbruſt erdrückt!

Wer dieſe zwei gewann, der lebte nicht vergebens
Der hat den höchſten Glanz der Erde abgepflückt.

Auch dir, o Vaterland, dir, Land der tapfern Gothen!
Klingt, Freunde, dreimal hoch! das Vaterland! es gilt!
Das Leben ſteht nur hoch auf Leben edler Todten —
Auf Vätertugend denn die Becher friſch gefüllt!

Und unſerm König auch, dem Heldenſohn, zu Ehren,
Der mit dem Schwerdte blitzt und mit dem Scepter dräut,
Will ich das vollſte Glas im vollſten Jubel leeren;
Heil ſei ſein Königswort, und Sieg ſein Männerſtreit!

Reicht, Freunde, euch die Hand! ſtolz ſchlägt die Bruſt gehoben;

Die Freude führet auch auf zur Unſterblichkeit —
Den letzten vollen Klang dem Ewigen dort oben
Für manchen ſchönen Tag, für dieſen ſchönen heut!

An die Geliebte.

Gieb mir die Leyer und das Schwerdt!
Mich reitzet ſüße Luſt;
Der Blitz, der durch die Himmel fährt,
Zuckt auch durch meine Bruſt;

Er ſchlängelt ohne Maaß und Ziel,
Nicht mißt er ſeinen Schlag.
So reiß' ich mich im Götterſpiel
Dem hohen Flieger nach.

Der Saitenklang, ein Wunderklang,
Wohl klingt er ſtolz und ſchön,
Wenn Erd' und Himmel im Geſang
Harmoniſch tanzend gehn;

Wenn tief hinab und hoch hinauf
Sein Adlerfittich rauſcht
Und heiß zu hohen Thaten auf
Der Hörer glüht und lauſcht.

Doch auch zu ſteh'n im blut'gen Feld,
Gegürtet mit dem Stahl,
Für Kind und Weib ein tapfrer Held,
Iſt beſſer tauſendmal;

Doch auch zu fallen blutig ſchön,
Das Eiſen in der Hand,
Zu fallen, wo die Beſten ſtehn,
Macht Göttern nächſt verwandt.

Drum, Heldenherz, ſchlag muthig ein!
Gieb Leyer mir und Schwerdt!
Und Flammen will ich um mich ſtreu'n,
Eh mir der Geiſt entfährt.

O Glorie! o Liebesglanz!
So leben und vergehn!
Dann ſollſt du einſt im Sternenkranz
Mir hell zur Seite ſtehn.

Der Talisman. An Pſychidion.

Von mir du einen Talisman?
Du, ſo an Zauber reich?
Nimm hin! ich gebe, was ich kann:
Weib, ſei dir ſelber gleich!

Auf eigne Herzensherrlichkeit,
Die mächtige, geſtützt,
Schau ſtolz hinaus, ob weit und breit
Es kracht und niederblitzt;

Ob ſelbſt das blaue Firmament
Mit allen Sternen bricht:
Was tief im tiefſten Buſen brennt,
Erliſcht und zittert nicht.

Geh, ſchau umher vom Sonnenring
Bis zu dem Milbenſand,
Schau das Geſetz, das jedes Ding
Flicht in das Weltenband;

Die wunderbare Sympathie
Der Weſen groß und klein,
Die tiefſte Liebe ſchau, und ſieh,
Und fühle, ſie iſt dein.

Nach Einheit ringt der Sphärengang,
Nach Einheit ringſt du ſelbſt,
Du Erſter, der im Donnerklang
Mit Wettern dich umwölbſt.

Auch unten, wo der Menſch ſich rührt
Im Staube voller Müh,
Dies heilige Geſetz ihn führt
Zur Geiſterſympathie;

Und muthig in dem Weltentanz
Er ſchwingt ſein Leben um,
Und greifet nach dem Götterglanz
Und träumt Elyſium;

Und wirft hinweg die kurze Pein,

Das mürbe Kleid aus Thon;
Bei Göttern will er göttlich ſeyn,
Er iſt ja Götterſohn.
Du kennſt, dem des Olympus Saal
Die ſchönſte Braut geſchmückt;
Den Römer kennſt du, der den Stahl
Aufs eigne Herz gezückt;
Die Römerfrau, die Kohlengluth
Mit ſtolzer Lippe trank,
Die Griechin, die zur ſtyg'ſchen Fluth
Für den Gemal verſank;
Den Hohen, der aufs kleine Ei
Die große Welt geſetzt;
Den Höchſten, welcher himmliſch frei
Das Kreuz mit Blut genetzt.
Nach, Liebling! nach! die Götterburg
Erſteiglich noch iſt ſie.
Durch Dunkel gehts zum Licht hindurch,
Zum Siege gehts durch Müh.
Dir ſelbſt vertrau! der Talisman
Verliert den Zauber nicht.
Wer ſelbſt mit Sternen funkeln kann,
Schau nicht nach fremdem Licht.

An Marianne von J. Antwort auf ein fröhliches Bild.

Du lockſt mich mit Früchten,
Mit fröhlichen Bildern,
Mit Blüthen und Trauben —
Uns duften ſie nicht;
Die Zeit denn ſie ſchreitet
Mit Speeren und Schildern
Und blutigen Hauben
Im Morden und Rauben
Einher zum Gericht.

Doch tönet die Lehre
Der Weiſen und Alten,
Wir ſollen genießen,
Das Leben iſt kurz.

Je ſchneller es wirbelt,
Des feſter gehalten
Die Trauben, die ſüßen,
Die Blumen, die ſprießen
Am ſtrudelnden Sturz.

Je lauter die Stimme
Der menſchlichen Klage,
Je tiefer ihr Wehe
Zur Trauer dich rührt;
Des mächtiger fliege
Vom irdiſchen Tage
Zur himmliſchen Höhe,
Und droben vergehe,
Was unten regiert.

Nur unter dem Schirme
Der züchtigen Muſen
Sind glückliche Zeiten
Den Menſchen vergönnt;
Sie halten die Jugend
Lebendig im Buſen;
Sie warnen und deuten,
Sie hemmen und leiten
Das Leben, das rennt.

Und über der Menſchen
Zerſtreutes Gewimmel,
Und über der Götter
Unſterblich Geſchlecht
Sie richten, die höchſten,
Und führen zum Himmel
Die Weiſen und Retter;
Doch Frevler und Spötter
Bindt unten das Recht.

Haſche die Zeit!

Trink!
Es verfliegen die ſprudelnden
Geiſter dir — trink!
Siehſt du im Schaume den Spiegel des Lebens?
Eile! der Geiſt iſt ein flüchtiges Ding;
Eile! du ſuchſt ſein Entzücken vergebens:
Waſſer nur bleibt, wann der mächtige ging.

Hell,
Sieh! er perlet der duftige
Nektar, und hell
Leuchten die Augen der Jugend und Liebe,
Winken und locken: komm! ſei mein Geſell!
Alles verrinnet wie Waſſer im Siebe;
Suchſt du Gewißes, hier fließet ſein Quell.

Drein
Setze muthig das wagende
Leben! und drein
Luſtig mit flatternden Segeln gefahren!
Fröhlicher Ocean brauſet der Wein:
Nur wer ſich gleichet den höchſten Gefahren,
Mag auch im Siege der Herrliche ſeyn.

Friſch!
Kömmſt du holde und ſelige
Freude mir? friſch!
O ich empfinde unſterbliche Nähen!
Bromios wandelt vom Rebengebüſch,
Cypris und Amor aus himmliſchen Höhen,
Götter, Göttinnen ſind mit mir zu Tiſch.

Kling!
Klinge! trinke! ermanne Dich!
Klingklang und Kling!
Heute iſt unſer und Feſttag iſt heute,
Glücklich geſchloßen der heilige Ring.
Darum mir Roſen und Bechergeläute!
Freude mit Freunden iſt fröhliches Ding.

An Pſychidion zu ihrem Geburtstage.

Einen ſüßen Klang, du goldne Leyer.
Einen ſüßen Klang der Lieblichkeit!
Denn mein Herz hat eine ſüße Feier:
Seine holde Freundin grüßt es heut.
Heute iſt ſie an das Licht gebohren.
Kränzt mit allen Blüthen, junge Horen,
Dieſen Tag, und hemmt die Zeit!

Und noch lange ſchwingt im Himmelsgleiſe
Ihr die Monden und die Jahre rund;
Sie auch hört den Klang der Sternenkreiſe,
Sie auch ſteht mit Himmliſchen im Bund,
Sie auch lauſcht den ſel'gen Harmonien,
Wodurch jubelnde Planeten fliehen
Um der Sonne leuchtend Rund.

Holder Zug der Sonnen und der Herzen!
Allgefühlte Weltenſympathie!
Spielſt du droben in den lichten Kerzen?
In des Aethers Göttermelodie?
Nein, auch hier, wo Schatten Schatten drängen,
Spielet in entzückten Geiſterklängen
Wunderbare Harmonie.

Hier auch mahnt die Bruſt ein zartes Sehnen
An des alten Himmels Blumenſpiel;
Hier auch ſpricht in Seufzern und in Thränen
Göttern gleich das göttliche Gefühl;
Hier auch hebt der Stolz der Menſchenrechte
Zu dem Glorienſchein der Himmelsmächte
Raub, der in die Gräber fiel.

Band der Menſchlichkeit, du weiße Treue!
Freundſchaft, alles Glücks Erhalterin!
Liebe, du, die Himmliſche, die Freie!
Aller Lieblichkeit Verwalterin!
Bei den Menſchen nur ſeid ihr entſproßen,
Traget täglich ſie auf Himmelsroſſen
Wieder zu den Göttern hin.

Alles Andre führt der Jahre Strudel,
Sichres wohnet nur im ſichern Sinn.

Lieblich gleich der Quelle Frühlingsſprudel,
Doch auch kurz wallt meine Jugend hin;
Leicht verwelklich ſind der Freude Roſen;
Leicht vergeſſen wie der Mägdlein Koſen
Was ich war und was ich bin.

O glückſelig, wer auf ſtillem Pfade
Stillen Glückes zarte Spuren ſucht!
Wen das Gold Golkondiſcher Geſtade
Und der Ehre Lockung nicht verſucht;
Wer ſich fern hält, wo der Pöbel lärmet,
Schmeichelei bethört und Neid ſich härmet,
Und gekränkte Hoffnung flucht.

Selig du, die aus dem Weltgewimmel
In des Herzens fromme Wohnung zieht!
Wolle nie heraus aus dieſem Himmel,
Der mit eignen Sternen prächtig glüht!
Hier, geſchirmt von ſtärkſten Götterwaffen,
Kannſt du dir ein Paradies erſchaffen:
Alles Andre fällt und flieht.

Verwettetes Trinklied für den Faſtnachtabend von 1808.

Friſch! Brüder! friſch! die Tage ſtehn nicht ſtill,
Schnell rollt das Leben hin und rollt die Freude;
Bald kömmt die Zeit, die bringt was ich nicht will,
Streicht frohe Rechnung durch mit ſchwarzer Kreide.
Heute und morgen
Geb' ich die Sorgen
Käuzen und Thoren,
Denn mir gebohren
Zur Wonne ward heute.

Her drum des Weins, des goldnen Freudenborns!

Tief aus dem Faß will ich die Wonne ſchöpfen.
Hoch ſteht im Glanz mein Helikon des Horns,
Hoch ſteht er kalten Thoren auf den Köpfen.
Jubeln und Singen
Muß mir gelingen,
Kreuzen und Beten
Aber vonnöthen
Iſt nüchternen Tröpfen.

Her drum das ſüße Kind des Frühlings mir!
Blume der Luſt, du Roſe, ſollſt mich kränzen!
Denn leuchtend ſchwebt die ſeligſte Begier
Gern um die Stirn, wo deine Blätter glänzen.
Satyrn und Faunen
Sehn mit Erſtaunen
Irdiſches Leben
Mächtig ſich heben
Zu himmliſchen Gränzen.

Weg, gleißend Gold! du kalter Satan, weg!
Ehre, du Peſt der Liebe und der Wonne!
Was frommt mir Gold auf meinem dunkeln Steg
Nieder zur Nacht der Schatten ohne Sonne?
Hier ſteht mein Leben,
Hier ſoll es ſchweben,
Bacchus iſt Leiter,

Amor Begleiter,
Mein Haus iſt die Tonne.

Du kennſt den Mann, der frug den Weg zum Mond,
Hannibal auch, das große Römerſchrecken —
Stumm liegt ihr Staub im Land', wo Freude wohnt;
Nie mag der Ruf zur Luſt die Hohen wecken.
Weg mit Magnaten!
Weg mit Soldaten!
Ewiges Leben
Blüht nur in Reben
Den Friſchen und Kecken.

Hier winkt der Sieg, wornach der Tapfre ringt;
Hier lockt der Preis, wornach die Liebe ſchmachtet;
Hier ſteht die Macht, die ſelbſt das Schickſal zwingt,
Wenn man im Wein die Ewigkeit betrachtet.
Rollen und wanken
Sinn und Gedanken,
Schickſal und Sterne,
Flieh in die Ferne,
Wo Kummer nicht nachtet!

Freiheit begehrt, wer her van Adam ſtammt,
Freude begehrt, wer Evens Apfel fühlet.
Sprudle denn, Wein, der mich zum Gott entflammt!
Blühe denn, Luſt, die lieblich mich umſpielet!
Was ich jetzt habe,
Ruht einſt im Grabe;
Darum hier oben
Will ich euch loben,
Weil Jugend noch fühlet.

An Maria zum Marientage.

Frühlingsbote, kömmſt du wieder?
Kömmſt du wieder, ſchöner Tag?
Engel ſteigen jubelnd nieder
Und Propheten werden wach.
Tauſend Stimmen, tauſend Hände
Klingen in die Wonne ein:
Gnade waltet ſonder Ende
Und der Menſch ſoll göttlich ſeyn.

In erhabnen Fantaſeien,
In dem ſel'gen Götterſpiel
Soll er muthig prophezeihen,
Was nicht von den Sternen fiel:
Was wir denken und empfinden,
Schließt kein fremdes Schickſal auf,

In des eignen Herzens Gründen
Strömet ſein gewalt'ger Lauf.

Denn der Gott trat in das Leben,
Und die Götter ſind entflohn;
Allmacht ward auch uns gegeben,
Blitzend hoch vom eignen Thron:
Lieblich lockt des Lichtes Helle,
Schrecklich lockt das Reich der Nacht;
Halb zum Himmel, halb zur Hölle
Zieht die furchtbar dunkle Macht.

Wehe, wer auf buntem Wege
Tändelt fremden Geiſtern nach!
Sieh, des Blitzes Pfad iſt ſchräge,
Aber grade trifft ſein Schlag.
Halte muthig dich zuſammen,
Wie die Kraft auch Kriege dräut!
Und dein Leben blüht in Flammen,
Und dein Herz in Göttlichkeit.

Denn kein Himmel iſt verſunken
Und kein Paradies verblüht,
Wo der hohe Götterfunken
Züchtig in der Tiefe glüht,
Schönheit welkt und Jugend ſchwindet

Und des Lebens Roſe fällt,
Wo das Heilige nicht bindet,
Wo das Himmliſche nicht hält.

Freundin, friſch hinein! und lerne
Deines Schickſals Göttin ſeyn!
Und die ganze Macht der Sterne
Rollet dir ins Leben ein.
Was du biſt, ſei nicht aus Gnaden!
Wage, was die Seele liebt!
Eiſern fühlt den Parzenfaden,
Wer ſich der Gewalt ergiebt.

Frühlingsſpiel.

Leichter Scherz, leichtes Herz,
Lieb' und Luſt in der Bruſt —
So ſchwinden die Stunden mir nimmer bewußt.
Grüner Wald, nimmer alt,
Blum' und Strauch, wie dein Hauch
So grünet und duftet das Leben mir auch.

Was ich find jung geſinnt,
Wohlgeſtalt — o Gewalt,
Wie lockſt du die Liebenden tiefer zum Wald!
Liebchen mein, gieb dich drein!
Luft und Hain ſäuſeln drein,
Heut grünet der Frühling, und Hochzeit ſoll ſeyn.

Frühlingslied von der Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auch, Fink' und Amſel, ſinget laut!
Die Erde ſteht mit dem Frühling Braut,
Muſikanten und Schallmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün und Blumen ſüß,
All Frühlingsluſt und Paradies:

Alle Knaben üben Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cecilia kömmt auch ins Grün,
Wann Vögel ſingen und Bäume blühn,
Fromme Kinder lehrt ſie Lieder,
Flieget dann zum Himmel wieder,
Im Himmel ſpielt Cecilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall.

Fröhlichkeit in Treue.

Leicht wie der Thau
Iſt das Herz mir gebohren,
Blumen der Au
Hab' ich luſtig erkohren,
Vöglein im Haine,
Sternlein mit Scheine
Zum Bild meiner Liebe.

Jäger ſpringt leicht
Ueber Thäler und Hügel;
Vöglein fliegt leicht
Mit dem flatternden Flügel;
Blümlein verwelken,

Roſen und Nelken:
Nicht ſo meine Liebe.

Komm, meine Luſt,
Komm doch einmal mir wieder!
Drück' an die Bruſt
Mich tapfer und bieder!
Fröhlich, beſtändig,
Nimmer abwendig
So heißt meine Liebe.

Sehnſucht.

Geliebtes Bild, das mir in ſüßen Träumen
Die Flammenſeele füllt,
Und wie ein Stern mit Sternen aus den Räumen
Des Aethers funkelnd quillt,

Das in des Mondes wehmuthvollem Schimmer
So mild hernieder blickt,
Im Blumenſäuſeln, Wellenliſpeln immer
Mir ſtille Seufzer ſchickt:

Dir ruft in dunkler Nacht die dunkle Trauer,
Dir ächzet nach die Luſt;

So ächzt der Vogel einſam, der im Bauer
Verlorner Liebe ruft.

O ſüßes Bild, in dir iſt meine Freude,
O Luſt, in dir mein Leid.
Klingt, ſtille Klagen, klingt im Liebesleide
Klingt bis in Ewigkeit!

Liebeswehmuth.

Vögelein, ſingſt du?
Lüftelein, klingſt du?
Singſt mir und klingſt mir nicht Ruh;
Blümelein freudig
Träumen ſo leidig,
Schließen die Aeugelein zu:
Mir nur alleine
Blühet im Haine
Nicht Liebe noch Ruh.
Sternlein, euch ſchwinget,
Leuchtet und bringet
Träume und Wonne zugleich;
Seufzet Geflüſter,
Zweigelein düſter:
Euch iſt der Traurende gleich;
Rauſchet im Leide,
Fern von der Freude
Entflieh ich zu euch.

Marienwürmchen.

Marienwürmchen, flieg weg,
Fliege nicht zu lange weg,
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus,
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder,
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller;
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg,
Fliege nicht zu lange weg,

Weg iſt lang, und weht der Wind,
Acht' die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmerei'n;
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen,
Doch hier dich alle lieben.
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
Dich rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein,
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter er zieht die Glocke,
Und ſoll die Trauer läuten.
O komm zu lieben Leuten
Zu Haus, zu Haus, zu Haus!

Waldhochzeit.

Wann der Kukuk ſingt, wann der Kukuk ſingt,
Iſt Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und ſpringt, und es ſpielt und klingt
Die Liebe mit ſüßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu Zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen, grünen Wald.

Und mit Heiſſahe! und abermal He!
Die Liebe ſie ſpielet friſch,
Nach dem Tanze führt ſie je zwei und zwei
Die Spieler ins Schattengebüſch;
Da ſtreut ſie auf ſchwellenden Mooſen
Ein Bettchen von Veilchen und Roſen
Im grünen, grünen Wald.

Sei nicht bange, Mädel, es muß ſo ſeyn,
Die Liebe ſie liebt Gewalt,
Fähret gern mit Donnern und Blitzen drein
Und luſtig zur Hochzeit ſchallt.
Dein Blümchen magſt nimmer du retten,
Drum freu' dich der blumigen Betten
Im grünen, grünen Wald.

Auf! mein Kukuk, ſinge und klinge laut!
S'iſt Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut!
Und donn're der Luſt Gewalt!
Auf! Schweſtern! und ſchlinget den Reihen
Zu Zweien, zu Zweien, zu Zweien
Im grünen, grünen Wald!

Der kleine Unterirdiſche.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jakob gegangen?
Hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen, und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jakob! — die Aeüglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Bellino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge.

Ich heiße Pipi,
Und bin als Genie
In manchen Geſtalten
Das Leben durchzogen, ..
Gekrochen, geflogen,
Auf Zweien und Vieren
Gegangen ſo unter den Menſchen als Thieren.
Doch immer gewogen
Dem Holden und Schönen,
Dem Spiel und den Tönen
Komm nun ich zu dir,
Du liebſte der Frauen,

Mein Jüngſtes zu ſchauen.
Empfange mit freundlichem Blick mich bei dir.

Zwar leicht und vermeſſen,
Wie Vögelein pflegen,
Doch kann ich ermeſſen
Die Anmuth und Güte,
Die liebend ſich regen
Im zarten Gemüthe.
Bei dir will ich leben,
Bei dir einſt erbleichen,
Stets höher zu ſchweben,
Bis Göttern wir gleichen.

O Metempſychoſe!
Bald Vogel, bald Roſe,
Bald fährt Philomele,
Die zärtliche Seele,
In Mägdeleinbruſt,
Und wird der Unſterblichen Irdiſchverwandte,
Der Sterblichen Luſt.

Du fühlſt meine Worte,
Sie klingen nicht feindlich;
Empfange mich freundlich,
Und laß durch die Pforte

Den Spieler herein.
Auf luſtigen Schwingen
Bei waidlichen Dingen
Das Leben durchklingen,
Das bannet die Pein.
Piepvögelein heiß ich,
Viel Luſtiges weiß ich;
So nimm denn, du Freundliche, freundlich
mich ein.

Liebesnähe.

Lieb' ſei ferne,
Iſt doch immer da,
Gleich dem Licht der Sterne
Ewig fern und nah.

Schließt Gedanken
Wohl ein Kerker ein?
Glück und Stunden wanken;
Mein Gefühl iſt mein.

Leuchte, Sonne!
Wandle, frommer Mond!
Meines Buſens Wonne
Hoch mit Göttern thront.

Frühling, ſcheine!
Winter, ſtürme kalt!
In der Bruſt dies Eine
Nimmer wird es alt.

Holde Treue!
Weiß und engelrein!
Gleich des Himmels Bläue
Lockt dein zarter Schein.

Sei denn ferne
Liebe, ſei ſie nah,
Gleich dem Licht der Sterne
Immer iſt ſie da.

Der Blumenknabe.

Ich ging hinaus im grünen Mai,
Ein Kränzlein wollt' ich mir pflücken,
Und Blümlein bunt und mancherlei
Sie lockten und winkten Entzücken;
Und wie ich die ſüßen beſah und beſann,
So fingen die Köpfchen zu rühren ſich an
Und redten mit freundlichem Nicken.

Zuerſt die Roſe neigt' ihr Haupt,
Hub an alſo mir zu ſprechen:
Halt! raſcher Knabe! iſts erlaubt,
So ſorglos das Schöne zu brechen?
Vernimm erſt geduldig der Wörtchen zwei, drei;

Sonſt mögte im Herzen die bittere Reu'
Mit Thränen die Sterbende rächen.

Ich heiße Blumenkönigin,
Die Erſtlingstochter der Liebe,
Trag ſtolzen Muth und hohen Sinn,
Vereint mit zärtlichem Triebe.
Und hegeſt du Hoheit und Treu' in der Bruſt,
So pflücke den Liebling der Sonne mit Luſt,
So pflücke die Blume der Liebe.

Die Lilie ſprach: der Unſchuld Preis
Schmückt baß denn Perlen und Seiden;
Biſt innen du, und auſſen weiß,
Wie Kindlein gut und beſcheiden,
So pflücke nur immer in Freuden mich ab,
So werde dein Buſen das züchtige Grab
Der weißeſten Blume der Haiden.

Das holde Veilchen auch herfür
Das Köpfchen regte zur Sonne,
Stand da in ſtiller Demuth Zier
Und hauchte himmliſche Wonne.
Doch was es geflüſtert, ich hab' nicht gefaßt;
Die Augen mir floßen, wie Brünnelein faſt
Entfließen der berſtenden Tonne.

Mit ihr kam auch das Schweſterherz,
Das Sinnbild heiliger Frommen,
Die Nachtviole grau, und Schmerz
Die Bruſt mir machte beklommen.
Was da mir geſchehen, verſtehe ich nicht,
Mir däuchte, ich ſahe ein Engelgeſicht
Mit liebenden Augen mir kommen.

Es ſprach: du ſiehſt dein Lebensbild
In ſüßen lieblichen Farben;
Denn was dem Frühling ſchön entquillt,
Das mähet der Sommer zu Garben.
Stets gehet und kehret der ſonnige Strahl,
Doch Menſchen vergehen wie Blumen im Thal,
Die kurz nur erblühten und ſtarben.

Schau, Liebestreu und Liebeshuld
Wie fliegt ſie hin mit der Roſe!
Das Kind der Demuth und Geduld
Was ziehet das Veilchen für Looſe!
Die Lilie, die weiße Narciſſe zugleich,
Sie liegen verwelket, noch bleicher als bleich:
So ſchwindet das Schöne und Große.

Und weinend mußt' ich abwärts gehn,
Durft' keine Blume mir brechen;

Doch ſtanden alle fromm und ſchön
Und ſchienen ſo freundlich zu ſprechen.
Wann wird es im Herzen mir wieder geſund?
Wann wird mir der Maimond mit ſchmeichelndem
Mund
Treulieb' und Blumen verſprechen?

Das runde Lied.

Brüder, gerüſtet das Herz und den Mund!
Heidniſche Weisheit und chriſtlicher Glaube
Sitzen in Eintracht beim Nektar der Traube.
Rund heißt die Loſung, auf! ſinget ſie rund!

Rund o du hohes und heiliges Wort!
Rund iſt — o ſelige Ründung! — die Tonne,
Rund iſt mein Mädchen und rund meine Sonne,
Rund iſt der Zapfen, der Tonnen durchbohrt.

Denken wir Großes, wir denken es rund;
Rund iſt die Erde mit rollenden Polen,
Rund iſt die Schönheit der Flaſchen und Bolen,
Wangen und Lippen der Liebe ſind rund.

Schaut ihr nach oben — ich ſinge nicht
Spott —
Rund geht auf Sternen das Leben der Frommen,
Kugelrund heißet, was himmliſch vollkommen,
Kugelrund iſt der platoniſche Gott.

Hier auch auf Erden rollt kugelndes
Spiel
Trotz den Platonen; doch deckt mit der Roſe
Süßeſtes gerne in Verſen und Proſe,
Wem es in ſeligen Ründungen fiel.

Heil mir! ich grüße dich, fließendes Gold!
Nektar der Rebe, dich Liebling der Sonne!
Grüße dich, Bole! und grüße dich, Tonne!
Grüße dich, Trinker, der neben ihr rollt!

Laufen die Tage und Sterne denn rund,
Brauchet, ihr Brüder, die Freude der Trichter,
Rollet euch ſelig wie himmliſche Lichter,
Schlaft und erwachet am fröhlichen Spund.

Offen ſchon ſteht das olympiſche Haus,
Offen die Sphären, wo Götter ſich rollen,
Irdiſches Tichten und irdiſches Wollen
Flieget ſchon über die Himmel hinaus.

Eins noch! es gilt unſer heiligſtes Rund!
Rund ſei die That uns und rund ſei die Rede!
Rund ſei die Freundſchaft und rund ſei die Fehde!
Klinget zuſammen und haltet den Bund!

An den Liebling.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſeyn
Heut an der Thür,
Schläg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtrahl,
Lieblicher Schein,
Guckt' ich viel tauſendmal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Roſigen Mund,

Grüßte dich, Engelein,
Freundlich zur Stund.
Zephyr der Flattrer auch
Mögt' ich wohl ſeyn,
Wehte mit Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl wo —
Himmliſche Luſt!
Nimmer mir wölbten ſo
Roſen die Bruſt.
Echo der Wiederhall
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr.
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus;
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus:
Vöglein und Sonnenſtrahl,
Zephyr der Wind,
Echo im Felſenthal
Sind wohl geſchwind;
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell,
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

Eliſens zweites Lied.

Kömmſt du mir wieder, Sohn der Sterne?
Du Flüchtling aus dem Götterland?
Kömmſt du mir, Frühling? O wie gerne
Geh ich an deiner Blumenhand!
Du Freund der Liebe und der Träume
Sei mir gegrüßet tauſendmal!
Du ſchmückſt mit Blüthen alle Bäume,
Mit Gras und Blumen Berg und Thal:

Du ſchmückſt den Himmel ſelbſt mit Schöne,
Die hohe Sternenblumenau
Klingt luſtiger die Sphärentöne,
Färbt leuchtender ihr ew'ges Blau;
Und von dem heitern Himmelsbogen
Gehn alle Götter niederwärts,

Und tauſendfältig angezogen
Steigt himmelan das Menſchenherz.

Natur, an dich mich fromm zu ſchmiegen,
An deinem Buſen, warm und voll,
Ein Kind an Mutterbruſt, zu liegen
Thut dem beklommnen Herzen wohl.
Der Blumen zarte Kinderſpiele,
Der Blätter Säuſel ſprechen ſtill:
Hier folge kindlichem Gefühle,
Hier thue, was der Buſen will.

Hier in dem Schutz der grünen Blätter,
Wo meiner Träume Wohnung iſt,
Belauſcht das freie Herz kein Spötter,
Die Unſchuld keine Hinterliſt;
In dieſen Lauben, dieſen Büſchen
Flucht nie der Ehrſucht rege Pein,
Die Schlange Neid darf hier nicht ziſchen,
Verleumdung hier nicht Gifte ſpei'n.

Hier glänzt das Land der Fantaſien,
Hier grünet mein Elyſium,
Und ſelig, wie die Blumen blühen,
Rollt hier der Stunden Lauf ſich um:
Mit meinen Bäumen, meinen Bächen,

Mit meiner Seen Wellenklang,
Mit Mond und Sternen mag ich ſprechen,
Was Süßes mir die Bruſt durchdrang.

O du, die Frommen Hütten baueſt
Voll himmliſcher Zufriedenheit,
Nimm auch dein Kind, das dir vertrauet,
Mit ein in deine Seligkeit:
Natur, in deinen treuen Armen,
An deiner Liebesmutterbruſt
Findt auch der Sünder das Erbarmen
Und der Verzweifelnde die Luſt.

So laß mich ruhn in deinem Schooße,
An deinem Herzen fromm und rein;
Du wiegſt das Menſchenkind, die Roſe
Mit gleicher Mutterliebe ein;
Du rührſt der Sonnen Sphärenſpiele,
Der Nachtigallen Lenzgeſang,
Des Menſchen göttliche Gefühle
Zu Einem hohen Wunderklang.

An die Entfernte.

Ob ich liebe, fragſt du Holde?
Ob ich liebe treu und rein?
O nicht ächter glänzt im Golde
Ungefälſchter Treue Schein.

Ob ich ſehe in der Ferne,
In der Nähe einzig dich?
Sprächen Sonne, Mond und Sterne,
Sprechen könnten ſie für mich.

Ob ich deiner Huld mich preiſe,
Deiner Anmuth ſtill und fromm?
Komm, daß ſich die Wahrheit weiſe!
Sieh mich ſelber, Liebchen, komm!

Ob ich brünſtig oft mich ſehne?
Sehne nach verlornem Glück?
Sieh die Trauer, ſieh die Thräne,
Sieh mein Herz in meinem Blick!

In des wilden Tags Getümmel,
In des ſtillen Abends Ruh,
Einſam, oder im Gewimmel,
Dich nur ſeh ich, mein biſt du.

Selbſt wenn aus des Himmels Räumen
Süßer Schlummer niederwallt,
Beugſt du dich in Wonneträumen
Ueber mich als Lichtgeſtalt,

Lulleſt dann wie Engel milde
Meine Schmerzen zärtlich ein.
O wann wird vom ſüßen Bilde
Doch das Leben mich erfreu'n?

Bajazzo der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge.

Einen freundlichen Geſellen
Nahm dir, ſüße Frau, der Tod.
Längſt ſchon auf den ſchwarzen Wellen
Trug ſein Bildchen Charons Boot;
In Elyſiums grünen Auen
In dem ew'gen Frühlingsſtrahl
Singt er nun den ſchönen Frauen
Und den Mägdlein allzumal.

Nimm für ihn mein kleines Leben,
Meiner Kehle bunten Klang.
Zarten Herzen Luſt zu geben,
Ward mir luſtiger Geſang.
O wie will ich um dich ſpielen,
Singend, ſcherzend dich erfreun!
Deinen zärtlichſten Gefühlen
Sänger und Prophete ſeyn!

Eliſens Geſpielen.

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket,
Das an unſichtbaren Fädchen
Stern' und Menſchenherzen lenket;
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiſet,
Wo der Himmelsherold Glaube
Leuchtend hoch mit Sonnen kreiſet.

Unſchuld heißt die zarte Blume,
Ungeſehen, unvernommen,
Duftend ſtill im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen:
Engel lauſchen ſelig nieder,
Wo das holde Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Zu den alten Göttern ziehet.

Frommes Herz im reichen Buſen,
Selig lebt, wem du beſchieden;
Du verſtehſt die Kunſt der Muſen
Und der Geiſter heil'gen Frieden,
Du verſtehſt die hohen Flammen,
Wodurch Menſchen Götter werden
Und in Einen Bund zuſammen
Luſtig Himmel gehn und Erden.

Laß die himmliſchen Geſpielen
Nie von dir, du Stille, weichen:
Höchſten Preis von höchſten Zielen
Mögen dieſe Drei nur reichen;
Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren raſtlos füllen:
In des Buſens Götterfrieden
Halte feſt den frommen Willen.

An Luiſe von J. mit einem Roſenſtock.

Eine Roſe, ſüße Jungfrau, dir,
In der Knoſpe nach dem Licht ſich ſehnend.
Ach! wie viel in kindlicher Begier
Von dem künft'gen Sonnenleben wähnend!
Von dem Lüftchen, das ſie küſſen ſoll,
Von dem Thau, der ihre Schönheit letzet,
Von dem Herzen, das empfindungsvoll
An dem zarten Gleichniß ſich ergötzet!

Holde Blume, wird den ſüßen Traum
Je die goldne Sonne dir entbinden?
Wird dein Buſen in dem weiten Raum
Seiner Sehnſucht ſüße Liebe finden?
Wird das Lüftchen mit dem leichten Spiel,
Wird der Thau mit ſeinem zarten Leben,
Wird ein menſchlich Weſen voll Gefühl
Dir ein Bild des frommen Wahnes geben?

Frage. Ach! die Antwort bleibet aus.
Was du ſuchſt iſt draußen nicht zu finden.
Oeffne nie der ſüßen Träume Haus.
Für dein Lüſtchen zitterſt du in Winden,
Für den Thau kömmt wilder Hagelſturm,
Deine Schönheit flattert hin mit Beben,
Oder ſchlimmer zehrt ein Todeswurm
Ueppig langſam auf dein ſüßes Leben.

Holde Jungfrau, ſieh dein eignes Bild,
Zartes Gleichniß deines zarten Lebens:
In der Freiheit drauſſen ſtürmt es wild;
Glück und Ruhe haſcheſt du vergebens;
Selbſt die Hoffnung, die ſo gerne weilt
Vor des frommen Herzens reinem Spiegel,
Rauſcht mit jener, die auf Kugeln eilt,
Mit Fortunen fort auf gleichem Flügel.

Selig du, die in des Buſens Haus,
In das ſichre, ſich zuſammendränget!
Wolle nie aus dieſem Schrein heraus,
Wo der Iſisſchleier heilig hänget;
Reiße nie die zarte Hülle durch,
Götterleben liegt in ihren Falten,
Und der Uraniden goldne Burg
Wimmelt nicht von ſeligern Gewalten.

Hier gebeut allmächt'ges Geſetz,
Wodurch Sonnen rollen, Blumen blühen,
Und der Eitlen kindiſches Geſchwätz,
Ihre blanken Flitter, blanken Mühen,
Ihre Jubel, ihre bunte Luſt —
All die Nichtigkeit der nicht'gen Seelen —
Rauſchen machtlos hin an einer Bruſt,
Welche Engel gern zur Heimath wählen.

Nie wirds Friede in dem Lebensſtreit,
In der Wogen brandendem Gebrauſe;
Friede wohnet und Glückſeligkeit
In des Herzens friedlicher Karthauſe;
Himmliſch wandeln dort im Götterwahn
Herrliche Geſtalten, ſüße Töne.
Was der Fromme hofft, er wird empfahn.
Wer es glaubt der findet auch das Schöne.

Denkmal für Wilhelm Ramſay. 1808. *)

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein,
Künftige Geſchlechter zu bekränzen!
Schönſter Baum ſie ſoll in ihren Gränzen
Und ihr Laub der Schmuck der Freien ſeyn.

Denn es fiel für Recht und Vaterland
Hier ein edler Jüngling in dem Streite,

---

*) Baron Wilhelm Ramſay, aus einem alten ſchottiſchen Geſchlecht, war gebohren in Finnland, wo ſein Vater Landshauptmann war über Tawaſthuslän. In einem Treffen bei Åbo im Sommer 1808 ſtarb er als Major und Oberadjutant den Tod für ſein Vaterland, worin ein Bruder ihm voranging, ein zweiter — auch ein herrlicher Jüngling — ihm folgte. Der vierte und letzte Sohn des Geſchlechts kann die drei beweinen, weil ſeine Jugend noch nicht wehrhaſt war.

Dem das friſche Herz noch in die Weite
Nach des Lebens ſüßen Gütern ſtand.

Alle ſeine Wünſche mit drei Schritt
Könnt ihr die verengten jetzt umſchreiten.
Doch wie ſelig, wo die Männer ſtreiten,
In dem Todtenreihen folgen mit!

Doch wie ſelig, für das Vaterland
Seiner Jugend volle Blume geben!
Ewig Freund von allen Guten leben!
Ewig allen Edlen ſeyn verwandt!

Um die Tapfern ſpielet gern das Lied,
Schwerdt und Leyer ſind Apollons Waffen.
Unvergänglich grünt, was dieſe ſchaffen;
Alles andre Irdiſche verblüht.

O ſo ſtimmet an dem Freund den Klang!
Stimmet an dem Tapfern ſüße Klage!
An dem Jüngling, der im Lenz der Tage,
Wo die Beſten fielen, blutig ſank!

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein!
Wachſe, freier Baum, in freiem Lande!
Wehe laute Schrecken blaſſer Schande!
Stille Säuſel heiligem Gebein!

Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder. 1808.

a.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdenthal,
Mich lockt die Sonne mit warmen Strahl,
Mit meinen Blättchen buhlet der Wind,
Der Zephyr nennt mich liebliches Kind,
Und Thau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kömmt der Frühling und rufet: komm!
Wach, Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach auf vom Schlummer! vorbei iſt die Ruh,
Sollſt wieder blühen in Freude.

b.

Zieh mich auf! zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie ſchön, o wie ſchön bei dir!
Der überſchwänglich lohnet.

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechſelt leicht abwendig:
Gott verſäumt, Gott vergißet nie,
Iſt immer gleich beſtändig.

Sei denn fromm, ſei denn ſtill in mir,
Mein Herz, in ſüßer Freude!
Denn er wohnt und er zieht in dir
Und kennt die Kindlein beide.

c.

Himmliſche Mächte,
Zieht mich zur Wonne,
Zieht mich zum Himmel hinauf!
Lehrt mich das Rechte,
Kinder der Sonne,
Schließet die Wahrheit mir auf!

Seufzer und Thränen,
Fromme Gefühle

Winken zur Heimath zurück.
Stillet mein Sehnen,
Richtet zum Ziele,
Richtet das Herz und den Blick.

Nichtig und trübe
Tappet das Leben,
Hier auf der irdiſchen Flur.
Himmliſche Liebe
Mag es nur heben
Wieder zur Götternatur.

Denn in dem Staube
Schmachtet gefangen
Göttlicher Funke nach Licht.
Hoffnung und Glaube
Schärfen Verlangen,
Aber ſie ſtillen es nicht.

Engelein feine;
Kinder der Sonne,
Zieht mich, o zieht mich empor!
Ihr nur alleine
Kennet die Wonne,
Welche ich Arme verlor.

d.

Es ſaß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden;
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden:
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein ſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben,
Und hörte Gott Vater von Engeln loben,
Und ſäh die Stern' im Jubelring
Laut preiſen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engel-all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchſten im Lichte wohnen;

Steht Gott zunächſt zur rechten Hand
Und wird ſein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ew'gen Liebe
Euch brünſtig zum Himmel der Freuden hübe.
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch freundlichen Spiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drein ſie ſpat und frühe ſehn
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Eh ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Seliger nur vorüberrauſcht,
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht;
Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüberwallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Und ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,

Schau' ich nach oben ſehnend hin;
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen,
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreih'n?

Eija wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz!
Eija wie ſelig
Seh ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelgeſpielen, grüßt ihr mich?

f.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,

Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie den Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen,
Soll den Kindern das Herzchen ſtehn.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebesäuglein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne ſinket,
Sinken ſie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.

Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.

Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Schließt der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

Ein Kind wollt Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Thaue,
Und tauſend Blümlein bunt und ſchön
Entblühten auf der Aue.
Lenz war es rings und Sonnenſchein
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in ſüßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich ſein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt;
Und jedes Blümlein ſehr verlangt,
In ſeiner Hand zu ſterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwiſchen beide
Und ſpricht: gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Haide!
Voll Himmelsluſt und Himmelſchein!
Von innen und von auſſen rein!
Blumen ſchön und fromme Kinder!

Willkommen, Veilchen ſtill und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Roſe, hohes Purpurroth!
Euch Holde alle ſegne Gott,
Wie er dies Kindlein ſegnet!

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen ſchöne;
Dann rauſcht er, wie er kommen iſt,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein blickt ihm brünſtig nach
Und lauſcht den Worten, die er ſprach,
Und ruft: ach! komm doch wieder!

Und als er doch nicht wieder kömmt,
So geht es traurig weiter,
Und nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen ringsumher;
Dem Kindlein wird das Herz ſo ſchwer
Und will ihm faſt zerbrechen.

Da ſiehe! wie ein Himmelsſchein
Fällt ihm ein Glanz entgegen,

Es ſchießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelsſegen,
Und fällt dem Kindlein in den Schooß;
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und dieſen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
So lang' es ging im Erdenland,
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein ſchön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen ſehn,
Sie ſoll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle ſchön
Ein ſolches Kränzel ſchenken.
Mit Erdenblumen ſpielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel ſind,
Die blühen unvergänglich.

An Eliſa.

Bilder der Unſterblichkeit
Soll der Menſch ins Leben ſtellen,
Leuchtend auf den dunkeln Wellen
Flüchtiger Vergänglichkeit.

Hoch das Antlitz von der Erde,
Streb' auch er zum Sternenreich,
Daß er Uraniden gleich
Sei an Tugend und Gebehrde.

Zu dem Glück der Erdenflur
Geht der Weg nur durch die Himmel;
Sonſt im ſtaubigen Gewimmel
Findt er weder Steg noch Spur.

Als des Himmels ſüße Keime,
Seelen, ſich mit Staub umhüllt,

Heiſchte Zeus: „geh hin, mein Bild!
„Und nimm mit zwei Götterträume:

„Schönheit locke dich zurück
„Sehnſuchtsvoll zum Sternenlande,
„Daß am tiefen Erdenrande
„Dir nicht klebe feſt der Blick;

„Aber irdiſch Glück zu fühlen,
„Geb' ich dir die Hoffnung bei,
„Und in holder Täuſcherei
„Soll die Thörin mit dir ſpielen."

Du verſtehſt der Seelen Spiel,
Du die himmliſche Begleitung,
Und der Dinge höchſte Deutung,
Freundin, haſt du im Gefühl.

Spiele denn in Götterträumen
Luſtig hin durchs Land der Müh,
Und mit Engelfantaſie
Wiege dich in Aethers Räumen.

An Lili.

Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreiſt;
Die Englein ſingend an Gottes Thron
Es trag'n als Demant in güldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur ſtehen, immer iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſiehet gar freundlich aus,
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu.
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt;
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Lied für den Wirth. An Otto Magnus Munck. 1809.

Wer klingt der erſte bei'm fröhlichen Mahle?
Welcher der Götter? Sage mir an!
Bacchus beginnet im himmliſchen Saale,
Bacchus beginnet die Freude auf Erden;
Soll etwas Kühnes und Herrliches werden,
Er führet an.

Welchem der Götter zum Herrſcher der Reben,
Oder Göttinnen ertönt der Geſang?
Cypris, die Leuchte im irdiſchen Leben,
Cypris, die Spenderin ſüßeſter Wonnen,
Sing' ich, ſolange mir kreiſet der Sonnen
Wechſelnder Gang.

Wer iſt der dritte nach ſeligen Göttern?
Wer wird nach Bacchus und Venus gepreiſt?
Freundſchaft, die Stütze in brauſenden Wettern,
Freundſchaft, die Stärke der Tapfern und Guten,
Freundſchaft die reinſte der himmliſchen Gluthen,
Preiſe ich meiſt.

Wer klingt der vierte beim fröhlichen Mahle?
Wem wird das Letzte und Beſte zu Theil?
Hebet euch, Freunde, und ſchwingt die Pokale!
Auf mit dem Herzen, wer redlich es meinet!
Heil ihm, wer Freunde und Freuden vereinet!
Dreifaches Heil!

Romanze.

Saß ein Vögelein im Leide,
Hing das Köpfchen trüb und ſchwer,
Lenz gekommen war in Freude,
Bäum' und Blumen blühten ſehr.
Fliege, Vöglein, fliege ſchnelle!
Alle Gäſte ſind ſchon hier,
Und beſetzt iſt jede Stelle
Süßer Luſt und ſüßer Zier.

Wohin ſoll ich Armer fliegen?
Mag nicht in den Sträuchen gehn.
Bei den Roſen iſt Vergnügen,
Bei den Lilien weiß und ſchön;
Doch ſchon trägt die ſüße Roſe
Einen ſtärkern Freund, als ich,
In der Lilie weichem Schooße
Wiegt ſchon ein Beglückter ſich.

Von den Blumen, von den Bäumen
Fliegt das Vöglein traurig weg,
Nimmt zu hohen Himmelsräumen
Durch die Wolken ſeinen Weg,
Wohnet dort mit ſeinem Triebe
In der höchſten Luft allein.
Denn glückſelig iſt die Liebe
Durch den eignen Wiederſchein.

Laß klingen!

Ich ſinge ein Liedel, juchheiſſa! juchhei!
Es ſäuſeln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen ſie rieſeln mit luſtigem Klang,
Die Büſche ſie ſpielen und flöten Geſang.

O liebliche Roſen, o Lilien weiß!
O dürfte ich ſingen die Luſt, die ich weiß!
O dürfte ich klagen, was ſüß und was weh
Im Buſen ſich regt, das ich ſelbſt nicht verſteh!

Vergebliche Sorge, du ſchelmiſches Kind!
Du haſcheſt das Lüftchen, du feſſelſt den Wind,
Du zähleſt die Blätter im Frühlingsgebüſch,
Du trägeſt in Netzen die Weine zu Tiſch.

Laß klingen was klinget, laß wehen was weht,
Du weißt nicht, von wannen, wohin daß es geht.
Der Vogel muß ſingen, das Lüftchen muß wehn;
Doch frage nicht, ob ſie die Klänge verſtehn.

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt, um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken wohnt
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein

Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſteht, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Ständchen.

Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt,
Das ſchönſte und hellſte von allen;
Es iſt nicht als Sonne zum Tag beſtellt,
Nicht als Mond die Nacht zu durchſtrahlen;
Blaß werden die Sternlein, die kleinen,
Vor ſeinem allmächtigen Scheinen.

Es dringet wie Blitze durch Eiſen und Stahl,
Kein Panzer mag feſt vor ihm ſtehen;
Doch dränget ſich jeder zum fährlichen Strahl,
Und ſollt' er zur Stunde vergehen.
O ſcheine, du ſüßes Verderben!
Wie lieblich, in Flammen zu ſterben!

Geh auf denn, mein Licht, geh wieder
zur Ruh!
Ich darf dich, du ſchönſtes, nicht nennen;
Doch ſtrömet mein Herze wie Waſſer dir zu,
Heiß fühl' ich es ſieden und brennen.
Auf! laßet es ſchmettern und klingen!
Es will mich die Wehmuth bezwingen.

Chorgebet.

Herrſcher der Dinge!
Selige Götter!
Deutet der Menſchen
Klägeln euch je?
Feuriger Schwinge
Fähret das Wetter
Schmetternd zur Erde,
Stiſtend das Weh;

Und von dem Tage
Fliehet der Schimmer,
Und von den Nächten
Fliehet der Schlaf:
Denn von dem Schlage
Hebet ſich nimmer,
Wen es von Blitzen
Schrecklicher traf.

Bringet ihr wieder
Freundliche Sonnen,
Wandelt das Glück auch
Luſtig darein;
Locken uns Lieder,
Reitzen uns Wonnen,
Blühet das Leben
Lieblich im Schein:

Und von den Blitzen
Und von dem Wehe
Rollender Wolken
Klingt es nicht mehr;
Leuchtenden Sitzen
Himmliſcher Höhe
Gleicht ſich in Freude
Irdiſches Heer.

Selige Götter,
Richtet mit Gnade,
Richtet der Menſchen
Flüchtig Geſchlecht.
Geht ihr im Wetter
Donnernde Pfade,
Träufelt ihr Segen,
Eu'r iſt das Recht.

Denn was im Staube
Wächſet und gehet,
Fliehet wie Sand im
Winde dahin;
Und gleich dem Laube,
Welches verwehet,
Wechſelt der Menſchen
Schickſal und Sinn.

Darum beſcheiden
Sollen ſie treten
Unter des Himmels
Leuchtendem Saal;
Blühend in Freuden
Sollen ſie beten,
Daß ſie nicht treffe
Freſſender Strahl.

S' wechſelt die Welle
Unten nach oben,
Spielet den Schwimmer
Rauf und hinab.
Heut iſt ſie helle,
Heut iſt er oben;
Morgen ſie reißt ihn
Brauſend ins Grab.

Gebet an die Liebe.

Blitzesſchnelle, Adlerſchwinge
Däucht der Liebe Macht geringe;
Große Mutter aller Dinge,
Gerne trag' ich deine Schuld,
Gerne will ich alles leiden,
Deine Schmerzen, deine Freuden:
Denn du miſcheſt mild zu beiden
Unausſprechlich ſüße Huld.

Erinnerung. An Pſychidion.

Was blickſt du ſehnend ſo zurück?
Der Tag er geht geſchwind,
Und Menſchenleben, Menſchenglück
Verwehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen iſt
Und die Erinn'rung kömmt,
Wie alles dann ſo freundlich iſt,
Was nun das Herz beklemmt!

Wie alles dann ſo lieb und hold
Von ferne wiederſcheint!
Gleichwie der Mond am Himmel rollt,
Der Nächte ſtiller Freund.

Drück an die Bruſt den lieben Traum,
Das ſüße Kinderſpiel.
Für Freud' und Leid iſt weiter Raum
Im Herzen voll Gefühl.

Heſekiel XXI. v. 15. Ueberſetzung.

Ich will das Schwerdt laſſen klingen,
Die Herzen ſollen verzagen.
Wie Blitz auf feurigen Schwingen
Herbrauſen Reiter und Wagen,
Es ſchallen Donnergeſchoße,
Blut dürſten Männer und Roße.

So hat der Herr es geſprochen,
Der Schaffer, Helfer der Nöthen.
In Blut wird Sünde gebrochen,
Die Schmach das Eiſen muß tödten:
So tilgt er Weibergebehrde,
Und heilt die Welt mit dem Schwerdte.

Denn wollen Männer nicht ſterben,
Und Weiber Kindlein nicht wiegen,

Dann nahet Mord und Verderben,
Und Völker müßen erliegen,
Und Schlachten mähen das Alte,
Damit ſich Neues geſtalte.

Dann fahren durch die Verruchten,
Gott hat die Macht ihnen geben;
Und flehen lernen die fluchten,
Und Thoren Hände erheben;
Wild ſchnauben Räuber und Henker,
Sie meinen's, Er iſt der Lenker.

Drum laß es donnern und blitzen,
Du, Herr, bleibſt ewig derſelbe,
Du rollſt in leuchtenden Sitzen
Das hohe Himmelsgewölbe,
Du trägſt die Erde, die kleine,
Und nennſt ſie freundlich die deine.

Du hebeſt hoch vom Getümmel
Die Guten auf von der Erde,
Du hebſt ſie ſelbſt in den Himmel,
Daß unten herrlich ſie werde.
Das Leid es muß ja vergehen,
Das Glück muß wieder erſtehen.

O laß den himmliſchen Glauben,
Die ſüße Liebe uns halten!
Dann laß Tyrannen nur ſchnauben,
Wir ſtehn in höhern Gewalten;
Wir trotzen die bübiſchen Wichte,
Denn Gottes ſind die Gerichte.

Frühling und Liebe.

Der Frühling ſtellt ſich wieder ein,
Das merk ich an dem Grüne,
Es geht der Klang der Vögelein
Auf Zweiglein fein,
In Blumen ſummt die Biene.
O Frühling, ſüße Frühlingszeit!
O Wald ſo friſch und grüne!

Ich muß hinaus, das Herz mir ſchlägt,
Denn wann die Lerchen ſingen,
Sich alles Blut in mir bewegt
Und friſch erregt
Die Luſt zu ſüßen Dingen:
Und welcher ein Feinsliebchen hat,
Im Frühling muß ſie klingen.

So klinge, Herz, und werde laut,
Und klinge deine Triebe!

Der Hänfling hat ſein Neſt gebaut,
Und Mann und Braut
Spielt zarte Blumenliebe,
Der Bienchen Stachel fühlt es auch,
Der kleinen Honigdiebe.

Kommt her, ihr Bilder allzumal,
Ihr Frühlingskindlein feine!
Wie blitzet ihr am Sonnenſtrahl
In Feld und Thal!
Doch ſchöner, die ich meine,
Ein Garten ſüßer Blumen voll,
Die Minnigliche, Reine.

Denn ſeh ich deiner Farben Licht,
Du Roſe Königinne,
Du herrlich Sonnenangeſicht,
Da klingt und bricht
Ein Bild durch alle Sinne:
So blitzt der königliche Leib
Der Hohen, die ich minne.

Und wenn ich dich, du Unſchuld, ſeh
Der rothen Pracht zur Seite,
Dich Lilie keuſch und rein wie Schnee,
Dann tönt ſo weh,

So lieb ein fern Geläute:
Vergangenheit, wo flohſt du hin?
Wohin mit meiner Freude?

Und lockt mich deine bunte Zier,
Du muntre Tulipane,
So denke ich: ſie ſpielet hier
Und ſcherzt mit mir
Im holden Kinderwahne;
Denn Liebe geht als Zwillingskind
Mit Scherz auf Einem Plane.

Und winkt die kleine Demuth auch
Mit Augen wie der Kinder,
Der blaue, grüne Veilchenſtrauch,
Wie wird bei Hauch
Und Gruß der Muth mir minder!
So liebt mich ein demüthig Kind,
Und ach! ich bin ein Sünder.

Da ſteht ſein Mühmchen Ehrenpreis,
Will auch geliebet werden,
Des frommſten Weibes Bild und Preis,
Es neigt ſein Reis
Gar züchtig zu der Erden.

O Blümlein reich an mildem Saft,
Lehr' uns wie Kinder werden.

Und dann zuletzt zur ſtillen Nacht
Blühn noch die Nachtviolen,
Sie haben bei ſich ſelbſt gedacht:
Des Tages Macht
Hat manche Huld geſtohlen.
O ſelig, wen zum ſüßen Bett
Solch Liebchen kömmt zu holen!

Gott grüß euch, Blümlein fromm und ſchön!
Euch, Vöglein hold und feine!
Ich muß im Frühling traurig gehn,
Muß weinend ſehn
Die grüne Luſt der Haine;
Denn meine Liebe wohnet fern,
Und kalt ſchlaf' ich alleine.

Klinglied.

Den tiefen Ernſt des Lebens zu verkünden
Gab uns der Herr allmächtige Geſchichten,
Die Vorwelt einzig darf die Nachwelt richten,
Die Gegenwart tappt taumelnd fort mit Blinden.

Nie mag den Weg zum Sternenlande finden,
Wer nicht, wann Wolken ſich für Donner dichten,
Auf Blitzen wagt dahin den Flug zu lichten,
Wo Tod und Leben in einander ſchwinden.

Drum ſtrebe, Muth, zum alten Götterhügel,
Dem ſtrahlenden der Sonnen, welche gingen,
Dem dämmernden der Sonnen, welche kommen:

Dort ſteht mein Bild im ungetrübten Spiegel,
Dort tragen mich der Muſe Aetherſchwingen
Empor ins Land der Tapfern und der Frommen.

Blumengruß an M.

Die letzten Kinder der Sommerau
Standen wir kleinen, uns fehlte der Thau,
Uns fehlte der freundliche Sonnenſtrahl,
Und auch das linde Lüftchen zumal.

Da kömmt ein ſinnender Wandersmann,
Und pflückt uns, und redet uns freundlich an,
Verſpricht uns Freude in fernem Land,
Und ſüße Pflege von Herz und Hand.

So kommen wir, holde Frau, zu dir,
Erbleicht und verwelkt und ohne Zier;
Doch trägeſt im Herzen du Liebe rein,
So wird es uns wieder lebendig ſeyn.

Denn Blumenleben iſt Liebe nur.
Die Sterne ſchmücken uns auf der Flur,
Das bunte Röckchen iſt Sonnenkleid,
Das Weiß hat Engelhand ausgeſtreut.

Und rührt ein liebendes Herz uns an,
Wie iſt uns ſelig im Sterben dann!
So nimm uns, Liebling, und birg uns ſchön,
Bis unſre Schweſterchen auferſtehn.

Danklied.

Friſchauf! mein Herz, und werde Klang!
Und Seele werde Lied!
Und Freude töne Lobgeſang,
Die mir im Buſen blüht!
Denn Er, der alle Himmel rollt
Und zählt das Sternenheer,
Denn Gott, der Vater fromm und hold,
Verläßt mich nimmermehr.

Ich lag umhüllt mit Finſterniß,
Die aus der Hölle kam,
Und durch die tiefſte Seele riß
Mit Tigerklau'n der Gram,
Gebrochen war mir alle Kraft,
Erloſchen aller Muth;
Da rief ich dem, der alles ſchafft:
Mach's, Vater, mach es gut!

Und plötzlich ward die Nacht zu Licht,
Zur Wonne ward das Leid,
Und wieder ſchaut' ich aufgericht't
Des Lebens Herrlichkeit,
Den blauen lichten Sonnenraum,
Das bunte Blumenfeld:
Da war mein Jammer nur ein Traum,
Die Welt die beſte Welt.

Drum dank' ich dem, der Wunder thut
Und Güte für und für,
Es rieſelt jeder Tropfen Blut
Den Lobgeſang in mir,
Es wird ein jeder Blick ein Strahl,
Der auf gen Himmel dringt,
Wo tauſend, tauſend, tauſend Mal
Das Heilig! Heilig! klingt.

Denn wie die Kindlein in dem Schooß
Die fromme Mutter hegt,
Läßt ſeine Treue nimmer los,
Die alles ſelig trägt;
Und ſeine Liebe lockt ſo ſüß,
Was Liebe mag verſtehn,
Daß wir zu ihm ins Paradies
Der Luſt und Unſchuld gehn.

Gebet.

Sinke, Erde, täuſchendes Nichts!
Glück und Ruhm, fahr hin, fahr hin!
Auf zum Glanz des ewigen Lichts,
Auf, mein himmelfroher Sinn!
Auf zum Born der ewigen Liebe!
Denn hier unten iſts kalt und trübe.

Wahre Freude wohnet bei dir,
Du, der hoch im Himmel wohnt,
O ſo zieh mich freundlich zu dir,
Du, der überſchwänglich lohnt;
Laß wie Engelgeſang mein Leben
Licht und ſelig zu dir entſchweben.

Ja, du hörſt mich, heiliger Hort,
Gott und Herr und Vater gut!
Licht des Lebens, tröſtendes Wort!

Stärke denn mir Sinn und Muth,
Daß ich mächtig auf Himmelſchwingen
Mag zum Lande der Freude dringen.

Locke nun, du wilde Begier!
Gaukle, Irrwiſch, farbiger Wahn!
Gott, mein Held, iſt ſchützend bei mir,
Lug und Trug darf nimmer nahn —
Denn ich ſtreite im heil'gen Orden,
Und die Erde iſt Himmel worden.

O wie wohl, wie ſelig iſt mir!
Gottes Kindlein bin ich nun,
Und er läßt mich für und für
Fromm in ſeinem Frieden ruhn,
Hält mich freundlich in Liebesbanden,
Keins der Kindlein kömmt ihm abhanden.

Klinglieder.

1.

Ich ſchwur es dir, und alle Sterne klangen
Mitwiſſend heller fort in ihrem Reigen,
Und Luna kam ſich freundlich herzuneigen,
Und röther glühten ihre keuſchen Wangen:

Da riefſt du: meine Liebe, mein Verlangen!
Sieh, dieſe lichten Götter ſollen zeugen,
Nie ſoll die Mutter Erde mehr mich ſäugen,
Iſt nicht in dir mir je ein Tag vergangen.

Ich nahm das Wort, und hielt es an den Himmel
Und hielt es an die ewig dunkle Hölle:
Die beide wurden unſrer Liebe Siegel:

Nun frag' ich: blieb im wechſelnden Getümmel
Des Lebens Herz und Wort auf alter Stelle?
Iſt deine Treue noch ein Engelſpiegel?

2.

Ein Räthſel tritt das Heilige ins Leben,
Ein Räthſel wohnt es in des Buſens Gründen,
Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahndet kaum dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Händ' erheben
Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
Muß alles, was wir irdiſch ſehn, verſchwinden:
Im freiſten Tode blühet freiſtes Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
Der Leben heißt! und laß die hohen Bilder
Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
Im Himmelsfluge, denn du leuchteſt milder
An Ruh und Glanz, als alle Stern' im Reigen.

5.

Woher, du ſüßes Bild, aus Licht gewoben,
Um das die Schönheit fließet, wie die Sterne
Umfließen jene Burg der blauen Ferne,
Wo Gott die Myriaden Geiſter loben?

Haſt du hieher, mein Engel, dich erhoben,
Daß ich den Himmel ſchon auf Erden lerne,
Demüthig lieb' und hoff' und dulde gerne,
Das heiſſe Herz ſehnſüchtig ſtets nach oben?

Du winkeſt mild, wie Himmelliebe winket,
Und weiſeſt auf die ewig hellen Kerzen
Dort oben, auf die bunten Blumen unten;

Und wie du Süße lächelſt, ſinkt und ſinket
Wie Sterne zu dem Meer ein Licht zum Herzen,
Und in Entzückung iſt das Leid verſchwunden.

Der Wandrer und die Blume.

Ging einſt ein Wandrer im Thale
Und ſah ein Blümlein ſtehn
Im Frühlingsſonnenſtrahle,
Demüthig, fromm und ſchön;
Mit Augen, wie Kinder ſehen,
Sah's in die Welt hinein,
Der Wandrer mogte nicht gehen
Mußt immer bei'm Blümchen ſeyn.

Er grüßt, es Abend und Morgen,
Er grüßt' es in ſtiller Nacht,
Und gab mit zärtlichen Sorgen
Nur auf das Blümlein Acht,
Er trug aus Bächen und Quellen
Ihm kühlende Labung zu;
Seine Thräne floß in die Wellen,
Doch trug er im Herzen Ruh.

Nun iſt der Winter gekommen,
Der Wandrer ſtehet ſo fern,
Er blickt zur Heimath der Frommen
Nach manchem freundlichen Stern,
Sein Auge dämmert in Thränen —
Wohin, o Wandrer? wohin?
Der Himmel ſtillet kein Sehnen,
Doch ſehnet die Liebe dahin.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallet von Tiefe zur Höh,
Wie haſt du glühende Wonnen!
Wie haſt du kältendes Weh!
Es ſind der Wanderer viele,
Die ſehnend zu Sternen ſchau'n,
Wem mögen ſie ſchönſte Gefühle,
Als ſeligen Göttern vertrau'n?

O Liebe, alle die Lichter,
Viel tauſend und tauſend Mal,
Und alle die Kindergeſichter,
Die leuchten als Blumen im Thal,
Sie winken zu dir, ſie rannen
Als Tropfen von dir einſt aus;
Sie wollen wieder von dannen
Ins alte himmliſche Haus.

Hymne.

Klinget Lieder, klinget Freude,
Ihr Stimmen und ihr Herzen, heute!
Klingt Jubelklang dem höchſten Hort!
Singt dem Schöpfer, dem Erhalter!
Der Dinge heiligem Verwalter!
Er heißt die Kraft, er heißt das Wort,
Das Wort, das ewig ſteht,
Wann auch die Welt vergeht.
Hoſianna dem höchſten Hort!
Wir gehen fort,
Er bleibet ewig hier und dort.

Sonnen rollen, Erden kreiſen
In ewig gleich beſtimmten Weiſen,
Sein feſtes Maaß hat Nacht und Licht.
Dir auch iſt dein Ziel geſtellet,

O Menſch! was alle Himmel hellet,
Das ziehe Sinn und Angeſicht!
Dahin, zum Sternenchor,
Zum Glanz, zu Gott empor!
Ringet! ringet! zum Vaterland!
Denn gleich dem Sand
Zerrinnt der Erde eitler Tand.

Preis und Lob ſei dir geſungen!
Du haſt mit Sehnſucht uns durchdrungen
Nach dem, was unvergänglich iſt;
Laß uns Heil'ger, laß uns brennen
In deiner Liebe, zu erkennen,
Was keine Menſchenſprache mißt.
Auf, Geiſter! auf zum Geiſt,
Den Wurm und Seraph preiſt!
Halleluja! die Kraft iſt ſein,
Durch ihn allein
Sind alle Geiſter groß und klein.

Geiſterheimath, Land der Frommen,
Zu dir ſoll alles wiederkommen,
Von dir ging alles Schöne aus.

Von Erkenntniß zu Erkenntniß!
Von Licht zu Licht! bis das Verſtändniß
Löſcht alle dunkeln Wahne aus.
Die Gottes Kinder heißt,
Auf, Geiſter, auf zum Geiſt!
Preiſet! preiſet! denn er allein
Iſt gut und rein;
Was gut und rein iſt, das iſt ſein.

Troſt.

Was ſtürmſt du, Herz? und biſt ſo wild?
Iſt nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch
Er lebet und regieret noch,

Der alte Gott, der ſtarke Held,
Der Erd' und Himmel hingeſtellt,
Der ſchilt des Sturmes wilde Wuth,
Und ruft dem Meer: hier ſtehe, Fluth!

Zog er dir nicht die Rüſtung an,
Die kühn mit Geiſtern ringen kann?
Haucht' er dir nicht die Sehnſucht ein,
Des hohen Stolzes edle Pein?

Leid ſeißt das Herz und frißt den Muth:
Denk, dieſe Welt und du ſeiſt gut;
Leid löſcht die Kraft und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.

Leid iſt der blanken Waffen Roſt,
Die Freude hoher Seelen Moſt;
Leid ſchleicht im Finſtern wie ein Dieb,
Der Freude iſt die Sonne lieb.

Drum hell den Blick und friſch die Hand!
Und ſchwinge Gottes Feuerbrand!
Berauſche dich im edlen Wein!
Und wandle froh im Sonnenſchein!

Und wenn auch Sturm die Woge treibt,
Der Pfad vom blut'gen Staube ſtäubt,
Hinein! und kömmſt du nicht heraus,
Wiſſ', hier und dort iſt Gottes Haus.

An X.

Ich ſahe dich, und alle Sterne gingen
Tief unter meiner Sonnenbahn,
Vom Blitze lieh ich ſeine Feuerſchwingen
Den Strom vom Ocean.

Ich ſahe dich, und die verblühte Jugend
Stand wieder da im friſchen Grün,
Und mit Heroen maß ich meine Tugend,
Und rang mit Göttern kühn.

Ich ſahe dich, da ſchlug ein edles Feuer
In meine Bruſt wie Donnerſtrahl,
Ich träumte mich als Vaterlandsbefreier,
Und griff den freien Stahl,

Und durch Gewalt der Lanzen, Keulen,
Schwerdter,

Der Roß' und Männer drang ich durch,
Ich fiel mit Sieg, du führteſt mich verklärter
Empor zur Götterburg.

Ich ſahe dich — was hab' ich nicht geſehen?
Der ganze Himmel kam zu mir,
Und Seligkeit aus jenen lichten Höhen
Umſtrahlte mich in dir.

Da kniet' ich vor der Unſchuld, vor der Schöne
Hin in entzückter Herrlichkeit;
O klingt aus jener Zeit, Erinn'rungstöne!
Klingt, klingt in Ewigkeit!

Du fliehſt von mir, und alle Götterbilder
Ziehn wieder ihrer Heimath zu;
Von Sturm zu Sturme jage ich mich wilder,
Und finde keine Ruh.

Du fliehſt von mir, kannſt du von hinnen ſchweben,
Ein Gaukelbild mit leichtem Sinn,
Dann iſt Betrug das Feſteſte im Leben,
Und Lügen iſt Gewinn.

Du fliehſt von mir, kannſt du die Treue brechen,
Iſt nur dein Wort wie Andrer Schwur,
Dann mag ich gegen Gott Empörung ſprechen,
Und fluchen der Natur;

Dann brauſet über mich, Vernichtungswogen!
Verſchlingt mich in das ew'ge Nichts!
Verſinke Welt! zertrümm're Himmelsbogen!
Vertrockne Quell des Lichts!

Scherz.

Heiſſa! ihr luſtigen Vögel!
Spannet die Flügel als Segel!
Leben und Freude ſind Wind;
Spielet, und ſchlaget die Schwingen!
Denn was die Stunden uns bringen,
Iſt Wind, iſt Wind, iſt Wind.
    Amor, er weiß es, der Kleine,
Flattert durch Büſche und Haine,
Flattert um Hütt' und Pallaſt,
Wählet ſich täglich das Neue,
Rufet dann fliehend: die Treue
Iſt Laſt, iſt Laſt, iſt Laſt.
    Schelme ſind Vögel, ſie wandern
Luſtig von einem zum andern,
Sitzen auf Einem thut weh;
Wiegend die fröhlichen Schwingen
Necken ſie ſchalkiſch und klingen:
Ade! Ade! Ade!

Männerglück. An Wolf Grafen von Baudiſſin.

Was iſt herrlichſter Klang? iſt's, droben
Auf des Donnerers Stühlen ſitzen,
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Iſt es der Klang?

Nein, wo Schwerdter auf Schwerdter klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen,
Dort, wann Trommeln, Pfeiffen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klingt der Reigen,
Den die Göttin des Reitzes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret;
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnt die Häuſer und golden
Winket die Ruh.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleicher Maaßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Oeffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwerdtertanze, zur Leyer
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

An Pſychidion.

Pſyche, Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vögelein mit den goldnen Flügeln,
Locket der Lenz dich wieder in die Freude?
Lockt dich die Liebe?

Locket dich mehr als Lenz und mehr als Liebe,
Wie ſie im Staub des Erdenthals gehört wird,
Lockt dich die Sehnſucht wieder zu der Heimath
Sel'gen Geſpielen?

Hin, wo das Heilig tönt um den, der war, iſt,
Seyn wird, des Name Liebe klingt und Freude,
Welcher die Seelen ausgoß aus der Urne,
Ausgoß die Sterne?

Laß ſie dich locken, laß die Engelflügel
Klingen zum Aether, alter Götterheimath,
Daß du uns unten das von oben deuteſt,
Himmliſche Träume;

Daß du uns lehrſt, warum die Demuth droben
Lieblingin Gottes herrſcht vor hohen Thronen,
Was in der Unſchuld ſchweigt, und was in holder
Schaam ſich verhüllet.

Aber fliege nicht von uns, ſüßer Vogel,
Komm zu der Erde grünen Fluren wieder,
Damit auch wir, was auf den Sternen wandelt,
Hoffen und ſehnen.

Pſyche, Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Möge liebende Sehnſucht nie dich laſſen!
Liebender Wahn nie!

Auf dem Rugard im September 1810.
An Charlotte von K.

Wohin, du freundlicher Strahl?
Wohin locket dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen,
Spielet dein wechſelnder Schein?
Berge ſteigen unter der Berghöh,
Waldichte Hügel ſteigen
Duftig an dem Geſtade des Meers auf,
Wo ich als Knabe geſpielt.
Und es ſchwellet mir Sehnſucht
Leuchtende Augen,
Und es flüſtert ſüße Erinn'rung
Künftige Freuden
Mir ins lauſchende Ohr:

Thor, wohin mit der Unruh?
Kennſt du der Ferne äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was um Marmorpalläſte
Goldenen Trug ſpinnt?

Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrath?
Hier eine Hütte, wo die liebliche Thalkluft
Gegen den ſüdlichen See
Abſchießt, wo an dem Waldberg
Nachtigallieder der Frühling weckt;
Und ein Feldchen, an deſſen
Fernſter Gränze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun,
Denn das Mahl iſt bereit.

Aber ſiehe, die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne.
Schaue, wie fliegen,
Wandernde Maſten
Hin durch die Fluth!
Taumelnde Berghöhn
Wandeln mit ihnen;
Schimmernde Thürme
Stattlicher Städte
Scheinen zu tanzen
Jenſeits im Blauen;
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauſet auch mir in die
Flügel der Seele,

Lüſtet des Buſens
Schwellende Segel.

Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl, und
Weide in Freuden
Hinfort ein glücklich Geſchlecht!
Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch ſtellt ſich
Blinkender Rüſtung
Rieſengeſtalt mir:
Arbeit bei Menſchen
Heißt ſie, den Göttern
Klingt ſie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo ſich die Länder
Hängen an Länder,
Wo ſich die Kämpfe
Drängender miſchen,
Da ſteht mein Leben —
Stille, fahr wohl!

An den General Grafen Philipp Schwerin,

Schwerdter ſollen helfen, meinſt du Stolzer?
Schwerdter? Was am Schwerdte blinkt, zerhieb
Oft das Größte; was nicht Tugend ſchärfte,
Schändet im Eiſen.

Leuen löſe, Tigerrachen öffne;
Laß die Schlange ziſchen! Schlangengift,
Katzenbosheit reicht nicht an des Gräuels
Blutige Spitze,

Wann die Schaam ſich löſt, die ſchwarze Schande
Ihren Schmutz ergießt, daß aller Klang
Hoher Worte, aller Stolz des Buſens
Zürnend verſtummet.

Sieh umher, wo findeſt du die Männer,
Die ſo laut, wie nach der Mutter Bruſt
Schreit das Kind, die Zeit ruft? du erblaſſeſt:
Schweigen giebt Antwort.

Werde blaſſer noch! Wo ſind die Träume,
Die auch dich bethörten, dies Geſchlecht
Könne frei ſeyn, wolle frei ſeyn, Gecken
Fühlen was Mann iſt?

Ha! du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
In dem friſchen Schritt, im friſchern Ton,
In des Auges Zorn, und in der Locken
Fliegendem Wehen.

Auf denn! Lüge wird nicht freien Brüſten,
Was die Zeit verſchreit; das Deine bleibt
Gottgebohren: ſtehe denn ein Gleichniß
Edlerer Väter!

Steh olympiſch hell im Sonnenſchimmer,
Wann es unten nachtet! ſei dir gleich!
Denn olympiſch wird der Tag erſtehen,
Deſſen wir hoffen.

Her die Hand! und muthig laß uns ringen!
Gottes Krieger! auch des Wortes Stahl
Sprühet Blitze, hauet Schwerdteshiebe
Schartig auf Schande.

Gottes Krieger ſind wir, Feuertaufe
Hieß der Styx, worein man uns getaucht;
Durch die ſchwerſte Arbeit zu den Sternen
Sollen wir ſtreben.

Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort wälzt Wort, und That die That — ſo brauſt
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen

Pſychens Ankerplatz.

Schiff, mein Schiff, was willſt du treiben
Auf das wilde Meer hinaus?
Kannſt nicht in dem Hafen bleiben,
Sicher vor dem Sturmgebraus?
Horch! wie heult es um die Klippen!
Horch! wie toſt des Strudels Schwall!
Webe! deine feſten Rippen
Wirft die Woge gleich dem Ball.

Ach! umſonſt ſind alle Worte!
Sieh! des Hafens ſichres Haus
Oeffnet ſchon die weite Pforte,
Und es fliegt ins Meer hinaus;
Buhlend ſpielen alle Winde
In der Segel vollem Schooß,
Alle Wellen flüſtern linde:
Friſche Jugend reiß dich los!

Und die Jugend löſt die Seile,
Kappt das letzte Ankertau,
Fliegt im Hui der frohen Eile
Durch die glatte Wogenau,
Möven jauchzen und Delphine
Tanzen gaukelnd vor der Bahn,
Freude folgt mit lichter Miene,
Und fantaſtiſch bunt der Wahn.

Aber weh! nach wenig Tagen
Reißt der Sturm ſich wüthend los,
Und die wilden Wellen ſchlagen
Berge aus der Tiefe Schooß,
Segel reiſſen, Maſten krachen,
Und das Steuer ſelbſt zerbricht,
In des Abgrunds weitem Rachen
Gründen Loth und Anker nicht.

Und zerſchellet und zerriſſen,
Auch noch als die Wuth ſich legt,
Wird es wie ein Span geſchmiſſen,
Wohin Wind und Welle trägt.
Wo iſt nun der Maſten Ehre?
Wo der Wimpel muntres Spiel?
Als ein Beiſpiel falſcher Meere
Fließet traurig heim der Kiel.

Solch ein Schiff mir ſpannt im Herzen
Alle Seelenflügel aus
Und mit heiſſer Sehnſucht Schmerzen
Treibt es in die Welt hinaus,
Tauſend Mächte und Gewalten,
Wahn und Thorheit und Begier,
Wehen tauſendfach Geſtalten
Neuer Wunder auf in mir.

Und die Bruſt will ſchier zerſpringen,
Und die Unruh laß ich aus,
Und ſie brauſt auf ſchnellen Schwingen
In die Weite friſch hinaus,
Badet ſich in Mond und Sonne,
In der Erde Blumenthau,
Und vergißt vor eitel Wonne
Ihrer Kindheit ſtille Au.

Arme Pſyche, mußt du fliegen
Fremdem Schimmer nach auch du?
Gnug wohl findeſt du Vergnügen,
Aber Freude nicht und Ruh;
Und im Haſchen und im Schweifen
Auf dem Weltenocean
Wird dich Wehmuth bald ergreifen
Um den alten Kinderwahn.

Denn es ſinkt zuletzt der Flügel,
Für den kühnſten Flug geſpannt,
Sucht umſonſt ſich einen Hügel,
Nur der kahlſten Klippe Rand;
Doch nichts Feſtes will ſich zeigen,
Oede wächſt der Pfad und lang,
Und die matten Schwingen neigen
Schon ſich tief zum Untergang.

Und du klageſt: „ſüße Liebe,
Alſo findſt du deinen Schatz?
Alſo, ſchönſte Herzenstriebe,
Treibt ihr ohne Ankerplatz?
Sehnſucht, holdes Kind der Sterne,
Alſo ſchluckt die Fluth dich ein?
Ungewußt, in wüſter Ferne
Stirbſt du traurig und allein.

Und ihr alle, zarte Weſen
Reicher, frommer Phantaſie,
Sollt ihr nie des Grams geneſen,
Eurer tiefen Liebe nie?
Sollt ihr nie die Stätte finden,
Wo ſich luſtig wohnen läßt?
Ach! auf Wellen und auf Winden
Baute wer die Freude feſt?

Denn auf Wind und Wellen ſchweben
Däuchte meiner Thorheit ſüß,
Und ich riß das Kinderleben
Fern vom Blumenparadies,
Mich verlockt' ein hell Geläute,
Das der eigne Buſen rang,
In die fremde wilde Weite
Täuſchend gleich Sirenenklang.“

Klage, kleine Pſyche, klage! —
So nur lernſt du ganz dein Glück —
Dann ermanne dich und ſchlage
Auf dein altes Heim den Blick.
Nähe giebt es nicht und Weite
Dem, der Geiſtesflügel ſchwingt,
Ein Jahrtauſend fleucht wie heute,
Ewig bleibt, was Heute bringt.

Zu dir ſelber kehre wieder,
In dein eignes ſtilles Haus,
Und die Nebel ſinken nieder,
Und der lange Trug iſt aus;
Offen ſind noch alle Pforten,
Aller Fenſter goldner Schein
Klingt mit ſüßen Liebesworten:
„Holder Flüchtling, komm herein!

Hier allein iſt ſichre Stätte,
Wo ſich luſtig wohnen läßt;
Ohne Ankertau und Kette
Iſt das Leben los und feſt;
Hier zu allen frommen Wahnen,
Allen bunten Fantaſei'n
Brauſt von Wogen und Orkanen
Kaum ein ferner Klang herein.

Die Tauben.

Freundliche Vögel, o ſeid gegrüßt mir, Cypriens Tauben!
Einſt das Spiel meines Tags, jetzt das Spiel meiner Nacht,
Seid mir gegrüßt! ihr bringt mir immer ſo liebe Geſellſchaft,
Wann mir der Schlaf aufs Bett ſchleicht mit dem ſeligen Traum.
Dann kömmt mit zu dem Spiel die frommſte, zärtlichſte Mutter:
Kindiſch tändeln wir faſt, Tauben und Mutter und Sohn.
Alſo will es der Gott, der Erſtes bindet und Letztes,
Der in dem Herzen geheim Himmel und Erde verflicht.
Denn in der wimmelnden Schaar der Kindheitbilder als erſtes

Führt die Erinnerung ſtets luſtiges Taubenſpiel auf,
Stellet das Haus mir hin, den Garten, die Blumen, die Vögel
Alles im dämmernden Schein, ſo wie die Kindheit es liebt.
Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf, und ſchneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt;
Mütterchen ſtreut noch das Korn, das Büblein klatſcht in die Hände;
Auch das Neſt im Kamin ſeh ich wie damals noch heut.
Seid mir darum geliebt, ihr weißen freundlichen Boten
Aus der vergangenen Zeit! Boten vom Himmel geliebt!
Lehren will ich die Liebe den Sohn, er lehre die Söhne,
Daß noch das Enkelgeſchlecht ehre des Vaters Gebot.

Die Lerche.

Als man das achte Jahr zu achtzehnhundert nach Chriſti
Unſeres Herren Geburt zählte, zur Zeit, wo der Klang
Gehet der Sicheln ins Feld, da lag ich einſamen Schlummers
In dem Lande, wo Jo klinget zugleich mit dem Ja.
Da ward öfters der Fremdling beſucht von Träumen von jenſeits
Her des Waſſers von dem, was über Länder und Meer
Träget der Ruf, und von dem, was Liebe innigſt im Herzen
Von den Geliebten ſo ſüß, ſüßer vom Vaterland ſpinnt.

Einſt, als der Mond mit dem lieblichen Strahl ſchon bleicher und tiefer
Funkelte, ſchon ein Stern hinter dem andern erloſch,
Schlug es mit rauſchenden Flügeln faſt hart ans Fenſter, und rief mir:
Mache gleich auf! es iſt kalt, auch iſt der Falke nicht weit.
Ich aus dem Bett, und öffne das Fenſter, da flattert ein Vöglein
Schwirrend mir dicht in den Schooß, zitternd und wimmernd und naß.
Und ich ſehe das Vögelein an, da iſt es die Lerche;
Und ich denke bei mir: Vöglein, wo flatterſt du her?
Und es ſieht ſo bedeutend mich an, halb menſchlichen Blickes,
Spricht dann: kennſt du mich nicht? kennſt du den Vater nicht mehr?
Habe mich auch recht lieb und hege mich warm in dem Buſen;
Fern iſt der Weg, den ich flog, fern, den ich fliegen noch muß.
Und es fiel mir aufs Herz, es ſchoßen mir ſchwere Gedanken

Hin durch die Seele, und heiß floß aus den Augen ein Strom.
Wimmerndes Vöglein, du kamſt, ein Bote der Sehnſucht und Treue:
Alſo findet der Geiſt Boten der Liebe dem Geiſt;
Denn mein Vater verließ die irdiſche Heimath und grüßte
Wandelnd die himmliſche Fahrt noch den Entfernten durch dich.
O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freude,
Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du!
Heil dir, Herold des Himmels! und Heil dem frommen Geſchlechte,
Das in den Furchen ſein Neſt baut und die Halmen bewohnt!
Friede ſoll ewig beſtehn den ſpäteſten Enkeln von beiden,
Und es verdorre die Hand meines Geſchlechts, die den Tod
Schickt auf die deinen mit Blei, und Schlingen ſtellet und Netze,
Oder mit diebiſcher Luſt fährt auf die piepende Brut.

Frühling. An Gottsgab.

Luft weht ſo friſch;
Laulig und linde
Spielen die Winde
Hin durchs Gebüſch;
Knoſpen und Keime
Treiben die Bäume;
Liebende Klänge
Sprengen die enge
Wintrige Bruſt;
Schmachten und Sehnen
Melden in Thränen
Himmliſche Luſt;
Und um die Blümelein
Spielet der Sonnenſchein
Lieblich hinein.

Hörſt du's in Wellen,
Hörſt du's in Blättern
Klingen in hellen
Tönen von Göttern?
Siehe, des Himmels Haus
Sendet ſie alle aus:
Venus flicht Kränze;
Bacchus hält Tänze;
Amor der Schmetterling
Springet den Elfenring;
Auch iſt der Fantaſus
Da mit dem Blumenkuß,
Fliegt mit dem Jäckchen bunt
Flatternd als Vogel rund,
Führet im Abendſchein
Träume und Geiſter drein;
Auch kömmt die Fabel,
Die Altfrau, wieder,
Trägt Gold im Schnabel
Und ſüße Lieder;
Und unter'm Mondenflor
Klinget der Geiſterchor
Hell durch die Zweigelein —
Hüte dich, Mädelein!
Thun dir ſo leicht was an,
Das ſich nicht beſſern kann.

Fröhliche Zeiten!
Liebliches Läuten
Himmliſcher Glocken!
Wirf nun den Rocken,
Klöpfel und Nadeln weg!
Kenne nicht Weg und Steg!
Kenne nicht Strom und Bach!
Folge der Wonne nach!
Hin, wo der Honigſeim
Triefet vom Frühlingskeim!
Hin in den lauten Hain!
Hüt' dich nicht, Mädelein!
Hin, wo die Biene fliegt,
Wo Philomele klingt!
Jugend iſt ſchnell verſiegt,
Liebe iſt leicht beſchwingt.

Der Stromgeiger [*] auf Starkoddurs Grabe.

Der Mond iſt aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geſchlagen,
Mit hunderttauſend Wagen
Rennt hell das Sterngeſpann;
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß ſtill die Wellen gleiten,

---

*) Strömkarl heißt er im nordiſchen Mythus.

Der alte Geigenmann;
Ihm ſtrahlt ſein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwerdt zur Seiten,
Das Geyer kämpfend deuten:
Er iſt ein ſtolzer Mann.
Er ſchwingt ſich hoch mit Sauſen
Empor zum Felſenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwerdt,
Und dumpfe Schrecken brauſen
Die ſchwarzen Wellen alle
Aus ſeines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Schelde fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
Thu auf, Geſell der Jugend!
Mich lüſtet deiner Tugend,
Thu auf dein Felſenbett!

Nicht lang', es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
Wer iſt der Schalk, der meine
Ruhſtätte ſtören geht?
Ich lob' ihm, ich erſcheine
Auf leichter Geiſterſchwinge —

Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüſtet ſteht!

Drauf klingt der Felſenboden
Gleich einem gläſern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerſpringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er ſchwingt den Stahl in ſtraffen
Gewalt'gen Fäuſten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächſt ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeiſter fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

Laß ab mit mir zu ſtreiten!
Wir ſind ja Waffenbrüder —
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenſchwerdt!
Dein Zorn macht Helden grauen —
O laß dich freundlich ſchauen,

Starkoddur, kühner Degen!
Du erſter Kämpfer werth!
O gieb mir deine Rechte,
Dem alten Streitgenoſſen!
Ich ſang viel tauſend Nächte
Seit deinem langen Schlaf,
Manch Waſſer iſt gefloſſen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falſchen Zwerge
Der böſe Zauber traf.
Nun muß ich einſam ſpielen
Dem leichten Nachtgeſindel
Dreihunderttauſend Sommer
Aus tiefem Waſſergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Verflucht von mancher Spindel,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See.

Und jener ſchlägt in Freuden
Auf ihn die dunklen Blicke,

Und neiget mild das Eiſen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So ſtehen da die beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: Ich muß reiſen,
Woher ich kommen bin.

Und plötzlich ſank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finſtern Nacht;
Es ſchloß der Stein ſich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod ans Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger ſchlägt die Saiten,
Er ſchlägt die goldnen Töne:
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht:
Und ſüße Thränen gleiten
Den längſt begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Buſen
Blüht alles friſch erwacht.

Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen, und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht:
Sie tanzten, bis mit hellen
Geſängen Vögel klangen.
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Leid vollbracht.

Druckfehler.

Seite 120 Zeile 1 für Erd' lies: Erde.
— 238 — 2 hinter Leyer ſetze für den Punkt ein Komma.
— 334 — 8 hinter gehen ſetze einen Punkt.
— — — 10 für grüßt, es lies: grüßt' es.
— 347 — 3 für Vögelein lies: Vöglein.

Die

Glocke der Stunde

in

drei Zügen,

von

E. M. A.

Wir klingen mit mancherlei Glocken
Und klingen nur Klänge heraus,
Doch drehet die Parze, den Rocken
Und ſticht mit dem Eiſen es aus.

Neue veränderte Aufla

1814.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

An den Kaiſer Alexander.

Haſt du Flügel, mein Geſang?
Haſt du Worte, meine Freude?
Hebet, ſchwinget, klinget beide
Heut im hellen Jubelklang!
Flieget! ſchwingt mit friſchem Brauſen
Eures Wonneflugs Getön,
Wie die Wind' als Boten ſauſen,
Wann die Donner ferne gehn.

Donner gehen, doch nicht fern,
Und prophetiſch leuchten Blitze,
Aus des Lichtes reinſtem Sitze
Funkelt höchſt ein heller Stern.
Nenne ihn! er heißet Glaube,
Gottes erſtgebohrner Sohn,
Und die Schande kriecht im Staube,
Und es ſchweigt des Frevlers Hohn.

Großer Thaten ſchönſter Reitz,
Kühner Lieder ſchnellſte Schwinge,
Milder Herrſcher aller Dinge,
Heil'ges blutgefärbtes Kreuz!
Deinen hehren Himmelsfahnen
Flog voran der goldne Sieg,
Denn mit gottgebohrnen Wahnen
Führſt du Geiſter in den Krieg.

Geiſter trägt die Hölle nicht,
Geiſter, welche Gott gezündet;
Ewig ſtarrt ihr Aug erblindet
Vor des Glaubens Sonnenlicht,
Mitten in den grauſen Flammen
Herrſcht der Seelen düſtre Nacht
Und ihr Trug fällt leicht zuſammen
Vor der Gluth, die Gott gefacht.

O das ſtolze Siegspanier!
Brauſend gleich des Meeres Wogen
Kam der wilde Feind gezogen,
Mit ihm Mord und Raub und Gier:
Und er dräute: alle Lande,
Alle Thronen nenn' ich mein,
Doch zerſtoben gleich dem Sande
Sollten ſeine Gräuel ſeyn.

Denn du nahmſt den alten Gott,
Tapfres Volk, zum Bundsgenoſſen,
Und mit Männern und mit Roſſen
Liegt er da, der Länder Spott;
Wölfe folgen ihm und Raben,
Denn ſie wittern ihren Raub,
Unbeweint und unbegraben
Modert ſein Gebein zu Staub.

Heil euch! bringet ſüßen Dank
Dem, von welchem alles ſtammet,
Dem, der durch die Himmel flammet,
Bringt dem Höchſten heißen Dank!
Gott des Herrn ſind alle Ehren,
Gott des Herrn ſind Glück und Sieg,
Gott muß Herz und Arm bewehren,
Gott muß vorderſt ſtehn im Krieg.

Edler Herrſcher, Heil auch Dir!
Daß Du hoch ob niedern Wahnen
Hielteſt Stolz von großen Ahnen,
Daß Du hielteſt Dich in Dir!
Wann der Erde Feſten wanken,
Alles zittert her und hin,
Herrſchen mächtig die Gedanken,
Herrſchet Göttern gleich der Sinn.

Heil Dir, Alexander, Heil!
Daß Du nicht im Rath der Knechte
Gottes Rechte, Kaiſers Rechte
Machteſt zu der Schande Theil,
Daß Du gottgekrönte Ehre,
Sehnſucht nach Unſterblichkeit
Weihteſt zum Panier der Heere
Und zum Looſungswort im Streit!

O ſo nimm den hohen Glanz,
Nimm den ſchönſten Schmuck, im Leben,
Nimm den Schmuck, den Gott gegeben,
Nimm des Ruhmes grünen Kranz,
Jenes Ruhms, daß Du gebauet
Auf die höchſte Majeſtät,
Daß Du jener Macht vertrauet,
Welche nimmermehr vergeht.

Fühle, fühl' es ganz das Glück
Großer Seelen höchſte Weide,
Fühle ganz die ſtolze Freude,
Daß du trägſt das Weltgeſchick;
Wag' es! ſey die große Parze,
Die von Lug und Trug erlöſt,
Die das Laſter in die ſchwarze
Hölle tief zu Teufeln ſtößt.

Wag' es freudig, edler Held!
Wag' es! nimm den Stolz, die Würde
Nimm die kaiſerliche Bürde
Auf die Schultern, nimm die Welt!
Laß die matte Feigheit ſpreiten
Flaumenbetten fauler Raſt,
Du, der Herkules der Zeiten,
Trage groß die ſchöne Laſt.

Führe, hoher Choraget,
Führe kühn des Tages Reigen,
Daß die Völker all' ſich neigen
Deiner Tugend Majeſtät;
Weltbefreier, Stifter, Retter,
Nimm den Klang und nimm die That!
So zum Strahlenſitz der Götter
Wandle ſtolz den Flammenpfad.

Erſter Zug.

Es iſt die Freiheit an keinen Ort
Durch Schickſal noch Satzung gebunden;
Iſt aus den Herzen die Tugend fort,
Iſt ſie auch auf Erden verſchwunden:
Wo Kraft und Güte die Zügel hält,
Da blühet die beſte und freiſte Welt.

Des ruſſiſchen Oberfeldherrn, Baron Barclay de Tolly, Aufruf an die Teutſchen, nebſt zwei dadurch veranlaßten Antworten.

1. Aufruf an die Teutſchen, ſich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu ſammeln.

Teutſche, warum bekriegt ihr Rußland, dringt über ſeine Gränzen, behandelt feindlich ſeine Völker, die ſeit mehreren Menſchenaltern mit euch in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden, Tauſende eurer Landsleute in ihrer Mitte aufnahmen, ihren Talenten Belohnung, ihrem Erwerbfleiß Beſchäftung anwieſen? Was verleitet euch zu dieſem ungerechten Angriff? er kann nur verderblich für euch ſeyn und wird ſich mit dem Tode von Hunderttauſenden oder mit eurer gänzlichen Unterjochung endigen.

Doch dieſer Angriff iſt nicht Folge eures freien ſelbſtgefaßten Entſchluſſes — euer geſunder Verſtand, euer Gefühl für Redlichkeit verbürgt mir dies — ihr ſeyd die unglücklichen Werkzeuge der fremden Herrſchſucht, die unabläſſig trachten, die Unterjochung des unglücklichen Europa's zu vollenden.

Teutſche, unglückliche ſchmachvolle Werkzeuge zur Erreichung ehrgeitziger Zwecke, ermannet, erhebet euch; bedenket, daß ihr ſeit Jahrhunderten in der Geſchichte die Stelle eines großen in den Künſten des Kriegs und des Friedens herrlichen Volkes einnehmet; lernet aus dem Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, daß der feſte kräftige Wille eines Volkes den Angriff und die Unterdrückung der Fremden zu vereiteln vermag. Ihr ſeyd unterdrückt, aber noch nicht erniedrigt und entartet. Vergaßen gleich viel aus euern obern Ständen ihre Pflichten gegen das Vaterland, ſo iſt doch die große Mehrheit eures Volkes bieder, tapfer, des Drucks der Fremdlinge überdrüſſig, Gott und dem Vaterlande treu.

Ihr, welche der Eroberer gegen die Gränzen Rußlands getrieben, verlaſſet alſo die Fahnen der Knechtſchaft, ſammlet euch unter den Fahnen des Vaterlandes, der Freiheit, der Volksehre, die unter dem Schutz Sr. Majeſtät des Kaiſers meines Allergnädigſten Herrn errichtet werden. Er verſpricht euch den Beiſtand aller tapfern Ruſſiſchen Männer aus einer Volksmenge von 50 Millionen ſeiner Unterthanen, die den Kampf für Unabhängigkeit und Volksehre bis auf den letzten Athemzug zu beſtehen entſchloſſen ſind.

Des Kaiſers Alexander Majeſtät hat mir den Auftrag zu ertheilen geruht, allen auswandernden braven teutſchen Officieren und Soldaten die Anſtellung in der teutſchen Legion anzubieten.

Sie wird befehligt werden von einem der Fürſten Teutſchlands, der ſeine Anhänglichkeit an der Sache des Vaterlandes durch Thaten und Aufopferungen bewährt hat, und die Wiedereroberung der Freiheit Teutſchlands iſt ihre erſte Beſtimmung.

Wird der große Zweck erreicht, ſo ertheilt das dankbare Vaterland glänzende Belohnungen ſeinen treuen heldenmüthigen Söhnen, die es von ſeinem Untergange retteten.

Iſt der Erfolg nicht ganz glücklich, ſo verſichert hiedurch mein Allergnädigſter Kaiſer dieſen braven Männern Wohnſitze und eine Freiſtätte unter dem ſchönen Himmelſtrich des ſüdlichen Rußlands.

Teutſche, wählet! folgt dem Rufe des Vaterlandes und der Ehre und genießet die Belohnung eures Muthes und eurer Aufopferung — oder beuget euch ferner unter das Joch der Unterdrücker, das auf euch laſtet; und ihr werdet untergehen in Schande, Elend und Erniedrigung, als der Spott des Auslandes, der Fluch eurer Nachkommen.

Auf Allerhöchſten Befehl Sr. Kaiſerl. Majeſtät
des Kaiſers von Rußland.

Der Oberfeldherr des Ruſſiſchen Heeres,
Barclay de Tolly.

b. Antwort eines Teutſchen.

(Aus dem Hamburger franz. Correſpondenten.)

§. 1. Sprecht ihr mit den Oeſterreichern, ſo werden ſie euch ſagen, daß Oeſterreich Krieg gegen Rußland führt, weil Rußland im Jahre 1809 Krieg gegen daſſelbe führte, weil es Oeſterreichs erſtes politiſches Intereſſe iſt, daß die Moldau und Wallachei nicht mit Rußand vereiniget und daß eurem unerſättlichen Ehrgeitz Gränzen geſetzt werden; daß Oeſterreich Krieg gegen Rußland führt, weil die falſchen Maaßregeln des Petersburger Kabinett's von der Art ſind, daß die Wiederherſtellnug Pohlens nah bevorſteht; und daß Oeſterreich, geſchwächt durch den Verluſt, den ihm Rußland in den früheren Kriegen zugezogen, Intereſſe hat, die ihm noch übrig gebliebenen Provinzen nicht zu verlieren, daß Oeſterreichs Völker in dem Bündniß mit Rußland nie die nöthige Stütze und den gehörigen Beiſtand gefunden haben, um ſich gegen Frankreich zu ſchützen; daß die Ruſſen jedesmal, wenn ſie in die Oeſterreichiſchen Provinzen eingerückt ſind, nicht die Hälfte von dem gehalten, was ſie verſprochen, daß ſie gar keine Kriegskunſt gezeigt, daß ſie ſich durch Handlungen der Wildheit und Räuberei, die ſie karakteriſiren, den Unwillen der Völker zugezogen, und daß Oeſtreich ſich daher durch ein bleibendes Syſtem mit Frankreich vereiniget hat: ein Syſtem, daß im Jahr 1756 ſein Glück war. Dies ſind die Gründe, welche Oeſterreich bewogen haben, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich einzugehn. Hättet ihr im Jahr 1809 gegen Oeſterreich nicht Krieg geführt; hättet ihr es nicht ſeitdem ohne Veranlaſſuug eines Theils ſeiner Provinzen beraubt; hättet ihr euch nicht der Moldau und Wallachei bemächtiget, die es nicht mit gleichgültigen Augen unter eurer Herrſchaft ſehen konnte; und wäret ihr ſeitdem ein beſtändiger und thätiger Bundsgenoß für daſſelbe geweſen — ſo würde es gegen euch nicht Krieg angefangen haben.

§. 2. Soll ich als Preuſſe antworten? Ich werde ſo ſprechen: Wir führen Krieg gegen Rußland, weil wir in einem Schutz- und Trutz-Bündniß mit Frankreich ſtehen; weil ihr uns zu Tilſit und Erfurth verrathen habt, weil, anſtatt zu Erfurth die Räumung der Oderfeſtungen von den franzöſiſchen Truppen zu verlangen, ihr euch blos darum bekümmert habt, euch den Beſitz der Moldau und Wallachei zu ſichern. Ihr habt unſerm Könige geſchworen, keinen Frieden zu ſchließen, ohne die Ganzheit unſrer Monarchie zu ſtipuliren; allein ihr habt bloß euer eigenes Intereſſe ſtipulirt, und habt ſelbſt Theile unſers Gebiets zu euch genommen, um ſie eurem Reiche einzuverleiben. Nicht die Schlacht von Jena hat unſer Unglück gemacht, ſondern das gaukeliſche Blendwerk eurer unzähligen Heere, womit man ſeit den Zeiten Katharinens Europa erſchreckt und die wir nach ihrem wahren Werthe würdigen gelernt haben. Als wir eure Verbündete waren, habt ihr uns nicht vertheidigt; ihr kamet nur in unſer Land, um es zu verwüſten. Unſre Monarchie war unwiederbringlich verlohren, wenn unſer König nicht ein Bündniß mit Frankreich geſchloſſen hätte. Er hat euch im voraus davon unterrichtet. Ein Bündniß mit euch wäre uns verderblich geweſen. Hätten wir mit euch gemeinſchaftliche Sache gemacht, ſo wäre der Kriegsſchauplatz auf unſerm Gebiete; da wir gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich machen, iſt der Krieg weit entfernt von uns. Der Kaiſer Napoleon hält Wort gegen ſeine Bundesgenoſſen, er beſchützt ſie; ihr aber beſchützet die eurigen nicht. Des Kaiſers Nap. Bundesgenoſſen haben an Gebiet und Kraft ſtets Vergrößerung erhalten und die eurigen ſind immer verdorben worden.

§. 3. Soll ich als Baier ſprechen? So will ich euch ſagen, daß wir gegen Rußland Krieg führen, weil die Baiern ſeit zwei Jahrhunderten im Kriege mit Frankreich verbunden ſind; weil unſer Beherrſcher Mitglied des Rheinbundes iſt; weil unſere ſchönen Provinzen bei eurem Bündniß verwüſtet werden würden; weil das Bündniß mit Frankreich unſer Gebiet verdoppelt hat, da Baiern ſtatt anderthalb Millionen Einwohner, die es vormals hatte, jetzt vier Millionen Einwohner zählt, die unter der Herrſchaft des weiſeſten der Fürſten und unter der menſchlichſten und ſanfteſten Regierung, die je war, verbunden ſind. Mit Neid würden unſre Vorfahren unſre jetzige Lage ſehen: unſer Gebiet war vormals der Kriegsſchauplatz, jetzt geht der Krieg vor uns vorbei und unſere Soldaten erwerben nur Triumphe.

§. 4. Soll ich im Namen der Wirtemberger und Badner ſprechen? Sie werden euch antworten, daß ſie einen Theil des Rheinbundes ausmachen; daß ſeit dieſer Periode die Staaten ihrer Beherrſcher immer gewachſen ſind; daß das Herzogthum Wirtemberg, welches 200000 Einwohner enthielt, jetzt ein Königthum iſt, das 1200000 Seelen enthält; daß die Markgrafſchaft Baden, welche 60000 Seelen enthielt, nun zu einem Großherzogthum erhoben iſt und eine Bevölkerung von 800000 Seelen hat; daß das Unglück der Nationen iſt in kleine Fürſtenthümer vertheilt zu ſeyn; daß die Länder von Wirtemberg und Baden unter guten und redlichen Fürſten glücklich ſind; daß dieſe zwei Häuſer zwei Kaiſerinnen erzeugt haben, die nichts für ſie gethan, die ihr Vaterland vergeſſen und die Religion ihrer Väter und die Liebe ihres Vaterlandes abgeſchworen haben; daß ſeit dem Bündniß der beiden Staaten mit Frankreich ſie die Liebe ihrer Beherrſcher und die Milde ihrer Regierung genießen; daß vor allen ſie beſchützt ſind und den Krieg fern von ſich ſehen.

§. 5. Sachſen? ich will euch ſagen, daß ſein Beherrſcher Krieg mit euch führt, weil er ein Mitglied des Rheinbundes iſt; weil ihr wünſcht ihm das Herzogthum Warſchau zu rauben; weil Krieg mit Frankreich das Land verdorben hat, und weil Frankreich Sachſen Freiheit und Unabhängigkeit wieder gegeben hat, weil ein Bündniß mit euch Sachſen vernichtet haben würde, wie es Heſſencaſſel vernichtete, deſſen Vernichtung ihr die erſten waret anzuerkennen; und weil wir nie mehr Ruhm und Glück gehabt haben, als ſeitdem unſre Fürſten Glieder des Rheinbundes geworden ſind.

§. 6. Wendet ihr euch an die Weſtfalen, ſie werden euch ſagen, daß ihr zuerſt Heſſencaſſel verließet, ſo wie ihr die erſten waret, den Thron Weſtfalens anzuerkennen; daß mit Frankreich verbunden es die Politik, das Intereſſe und die Neigung der Weſtfalen iſt, ſeinem Schickſal zu folgen.

§. 7. Kurz, ſollen wir euch als Teutſche antworten? Wir wollen euch ſagen, daß das größte Unglück, was ein Volk erfahren kann, iſt, ſein Gebiet als Kriegsſchauplatz zu ſehen; daß es Teutſchlands Intereſſe war, mit euch oder mit Frankreich zu ſeyn; daß wir zehen Jahre mit euch geweſen ſind; daß wir während jener ganzen Zeit nur Schande, Niederlagen, Verluſte erfahren haben; daß unſer Land beſtändig der Schauplatz des Kriegs geweſen iſt; daß jetzt unſere Fahnen, mit den franzöſiſchen Adlern vereinigt, fern von unſerm Gebiete kämpfen, und daß wir blos von ihnen reden hören, um den Ruhm zu vernehmen, womit ſie bedeckt ſind; daß die Erfahrung uns bewieſen hat, daß die größte Geißel, die wir leiden können, iſt, Ruſſiſche Heere in unſerm Lande gehabt zu haben. Auſſerdem ginget ihr durch den Vertrag von Tilſit, den ihr mit dem Beherrſcher Frankreichs und dem Protector des Rheinbundes ſchloſſet, die Verbindlichkeit ein, England zum Frieden zu zwingen. Friede würde gemacht worden ſeyn, hättet ihr eure Verpflichtungen gehalten. Friede allein kann dem Handel Teutſchlands ſeine ganze Ausdehnung geben. Ihr allein daher ſeid die Urſache der Verlängerung des Unglücks der Welt.

§. 8. Aber es iſt ſehr weiſe und politiſch von einem Miniſter, dem Volke Ueberlauf und Aufruhr gegen ſeinen Herrn zu predigen. Zeigen ſolche Mittel nicht die Ungerechtigkeit eurer Sache und die Schwäche eurer Waffen? Was nennt ihr freien Entſchluß? Wir führen Krieg wie zu allen Zeiten, weil unſere beſten Intereſſen fordern, daß wir gegen euch ſind. Ihr ſagt uns, wir ſollen aufſtehen; wir ſind nicht unterdrückt noch niedergebeugt. Ihr, ein Volk von Sklaven, ihr müſſet aufſtehen. Wir ſind freie Menſchen, glücklich unter den Herrſchern, die uns dieſe 800 Jahre beherrſcht haben. Wir ſind nicht unter dem Feuer und Schwerd eines Fremden; wir folgen der Stimme der Pflicht; wir gehorchen unſern Herrſchern: wir thun alſo, was wir ſollen, und die, welche in unſern Schooß die Gräuel der Anarchie und des Bürgerkriegs ausſchütten wollen, um ihr eigenes Gebiet zu retten, machen eine leere, kindiſche und verbrecheriſche Rechnung. Wie? ſollte Oeſtreichs Adler, Preußens Adler, Baierns Löwe, und Sachſens grüner Kranz der Raub der Knechtſchaft ſeyn? und die Fahnen der Koſaken, der Ruſſen, der Moskowiter, der Tartaren ſollten ſie in Teutſchland die Paniere des Patriotismus und der Freiheit ſeyn? Ihr erzählet uns von der Hülfe, die ihr, bei einer Volksmenge von 50 Millionen Einwohner, von den braven

Ruſſen erwartet, welche waffenfähig ſind; laßt uns alſo allein, nehmt nicht eure Zuflucht zu uns, und vertheidigt euch ſelbſt. Aber wir haben von dieſen ſchönen Geſchichten genug gehört; ſtatt funfzig Millionen Einwohner habt ihr nicht fünfundzwanzig Millionen, und von dieſen iſt ein Theil ſo barbariſch, daß darauf nicht gerechnet werden kann; ein anderer Theil von ihnen muß den Türken und Perſern die Spitze bieten, und ein dritter, aus dem Grabe hervorgehend, ſich in Maſſe erheben und gegen euch bewaffnen, ihr altes Vaterland Polen wieder herzuſtellen. Wenn ihr für die Unabhängigkeit eures Landes bis auf das Aeuſſerſte ſtreitet, thut ihr recht; aber das ſagt nicht, daß ihr für unſere Intereſſe ſtreitet, wenn wir einige dem Intereſſe Frankreichs entgegengeſetzte hätten; und wenn ihr dies zu behaupten waget, ſo ſollte ein zehenjähriges Beiſpiel uns den Werth zeigen, den wir auf eure Macht zu legen haben. Aber kurz, der Berg iſt im Kreiſen und gebährt ein Mäuslein. Dieſe hochtönenden Phraſen enden mit dem Anbieten von Stellen in einer teutſchen Legion. Ihr mögtet uns wünſchen unſere Herrſcher, unſer Vaterland und unſere Religion zu verrathen, um unter euren Fahnen zu dienen. Welch ein niederträchtiger Vorſchlag! Wenn ein Feldherr, ein Miniſter ſich ſo weit entehrt hat, vor ſolchem Vorſchlag nicht zu erröthen, dann kann nur einen ſcheußlichen Begriff von der Sittlichkeit ſeines Volkes haben. Ueberdem was können wir gewinnen in eurem Dienſt? Wiſſen wir es nicht? Unſern Sold wir würden ihn in Papier erhalten; wir würden in dem abſcheulichſten Klima von der Welt leben; anf uns würde die Verachtung fallen, die alle Fremde im Ruſſiſchen Dienſt trifft. Wenn ihr einige Zeit eure Waffen glücklich ſahet, ſo verdanket ihr die Erfolge den Münnichs, den Oſtermanns ꝛc., unſern Landsleuten. Und wie endigten dieſe? mit einem Exil in Sibirien. Eure Nation iſt neidiſch auf die Teutſchen und haßt ſie. Ihr habt die, ſo euch dienten, mit Undank bezahlt. Was die Unglücklichen betrifft, die ihr durch die Ausſicht auf ein glückliches Loos in den blühenden Provinzen eures Reichs verlockt und verführt habt, was iſt aus ihnen geworden? Ihr Vertrauen auf eure Verſprechen hat Elend, Verzweiflung, Tod über ſie gebracht.

§. 9. Ihr ſprecht von Deuſchlands Freiheit. Was meint ihr damit? Iſt es die Zerſtückelung der Häuſer Oeſtreich, Brandenburg, Baiern, Wirtemberg, Baden, Heſſen, Sachſen, Weſtfalen ꝛc.? Wahrlich dies iſt von Seiten eures Fürſten ein ſehr ehrenvolles und moraliſches Preſeckt; und dies iſt an uns gerichtet, die für unſere Anhänglichkeit an unſern Herrſchern, die uns ſo manche Jahrhunderte beherrſcht haben, bekannt ſind. Meint ihr unter Freiheit das Geſchenk, das ihr uns mit dem Moskowitiſchen Geſetzbuche in Hinſicht der Bauern machen mögtet! meint ihr dadurch, daß ihr uns an die Erdſcholle feſſelt, uns frei zu machen? Das Wort Freiheit iſt empörend, wenn es aus eurem Munde gehet. Wie wagen die, welche Menſchen gleich Pferden behandeln, ſo zu den Teuſchen zu ſprechen.

§. 10. Baron von Tolly, ihr wünſcht zu revolutioniren, Republiken zu machen. Ihr ſeyd es, es iſt jene Hand voll teutſcher Abentheurer, die in England ſo leidenſchaftlich verliebt ſind, welche nicht Raſt noch Ruhe haben, bis ihr unſre Fürſten unter das Meſſer der Schlächter gebracht, bis ihr unſre Städte und Dörfer verbrannt, unſre Manufakturen zerſtört, und, unter dem Vorwand, den Teutſchen die Freiheit zu geben, unſer Geſchlecht allen Gräueln der Anarchie geweiht habt.

§. 11. Dieſer Aufruf iſt uns ein neuer Grund, den Himmel für die Stärke und Macht unſers Protektors zu preiſen; denn weder von Dresden, von München von Stutgard iſt dieſer Aufruf datirt, noch auch von Berlin oder Warſchau; als ihr in Rußland zurückgetrieben wurdet, als ihr Pohlen verließet, das ihr nicht halt vertheidigen können, da vergaßt ihr ſo weit jedes Gefühl von Ehre und Anſtand, daß ihr zu der Feder und Hülfe von Abentheurern und Abtrünnigen Zuflucht nahmet. Es iſt kein Ehrenmann in der Welt, der hätte wünſchen können, einen ſolchen Aufruf zu unterzeichnen. Solche Sprache würde England gekleidet haben, obgleich der Miniſter ſie doch nicht würde haben Wort haben wollen.

(Zum Schluß folgen Ausfälle, Anklagen, Anſpielungen und Verläumdungen, mit jenem politiſchen Geifer der Hinterliſt und der Lüge übergoſſen und mit jener frechen Unverſchämtheit ausgeſprochen, welche nach allen Scheuſalen und Verbrechen der franzöſiſchen Revolution ſchmecken und welche ein reiner Mund im Angeſicht der richtenden Welt nicht nachſprechen kann).

c. Antwort eines Teutſchen auf die Antwort eines Teutſchen. *)

Die oben ſtehende Antwort, welche auf den von dem Ruſſiſchen Oberfeldherren Baron Barcley de Tolly erlaſſenen Aufruf an die Teutſchen im Auguſt dieſes Jahres im Moniteur und Hamburger Korreſpondenten erſchienen iſt, nennt ſich die Antwort eines Teutſchen, aber kein redlicher Teutſcher, ſondern nur ein feiler, treuloſer, und Ehre und Vaterland vergeſſener Bube würde ſo geantwortet haben. Wir laſſen uns nicht täuſchen; dieſelbige Hand, welche das unglückliche Teutſchland und ſeine Fürſten mit blutigem Eiſenſcepter zermalmt und ſchändet, hat auch dieſe Worte entworfen, und ihre Tücken und Hinterliſten mit dem Namen eines Teutſchen verſchleiert. Ein redlicher Teutſcher antwortet hier darauf; er ſtellt ſich auf den Standpunkt, worauf die Zeit und die Stunde ſtehen, in welchen wir leben; er läßt ſich nicht darauf ein, die Sophiſtereien zu widerlegen, welche alle Verhandlungen und Aufſätze der neueſten franzöſiſchen Diplomatik bezeichnen. Die Welt kennt den Stil und die Art zu gut, als daß ſie dadurch noch betrogen werden könnte. Zeiten, Namen, Orte, Begebenheiten, Verhandlungen verkehrt unter einander ſtellen, das Ganze mit einer zierlichen Verbrämung ſchöner Worte aufſtutzen, die eigenen Verbrechen und Schanden verhüllen und verſchweigen und die Irrthümer oder Unfälle fremder Kabinette zu Verbrechen ſtämpeln, dieſe große Kunſt der Lüge und Liſt verſteht keiner beſſer, als derjenige, welcher dem Baron Barclay de Tolly auf ſeinen Aufruf geantwortet hat. Die Unverſchämtheit dieſer Antwort, die Verdrehung aller Begebenheiten und Verhandlungen, die Schadenfreude des

---

*) Schon im September geſchrieben.

Boshaften, welche darin im Hinterhalte lauert, ſpricht ſich von ſelbſt aus und bedarf keiner Weiſung, eben ſo wenig, als die Begebenheiten, welche dem jetzigen großen Kampf für die Freiheit Europens vorhergiengen, für die Zeitgenoſſen einer Erklärung bedürfen. Die Antwort auf dieſe Antwort liegt in ihr ſelbſt; wir berühren daher bloß einige Punkte, damit die Teutſchen ſehen, daß es noch Männer giebt, die, von der allgemeinen Thorheit ungeblendet und von der allgemeinen Feigheit ungeſchreckt, die Dinge darzuſtellen wagen, wie ſie ſind: d. h. wir machen zu einem Text, der keines Kommentars bedarf, bloß einzelne Noten.

Zu den §§. 1. 2.

Geh hin, Frager, und frage den Oeſtreicher und Preußen, der nicht zu den Fahnen der Lüge geſchworen hat und es mit ſeinem Vaterlande redlich meint, und er wird dir eine andere Antwort geben, als dieſer franzöſiſche Gaukler; er wird dir zeigen, wo der Fluch und der Segen dieſes blutigen Krieges iſt; er wird dir zeigen, für welche Waffen teutſche Menſchen beten und welche ſie verwünſchen; er wird dir zeigen, wie Millionen teutſcher Menſchen ihre Hände zum Himmel erheben und flehen: gieb Alexandern Ruhm und Bonaparten Verderben! er wird dir zeigen, wie Millionen Herzen bluten, daß Teutſchlands Ehre durch einen Banditen geſchändet wird, daß Teutſchlands Kinder von fremder Tyrannei in die fernſten Länder getrieben werden; er wird dir zeigen, wie das mit Frankreich verbündete Oeſtreich, von allem Handel und Gewerb ausgeſchloſſen, in ſeinen Finanzen zerrüttet, um die Ehre ſeiner ehrwürdigen Herrſchaft und ſeines glänzenden Fürſtenhauſes durch den betrogen iſt, der ſich jetzt ſeiner Bundesgenoſſenſchaft rühmt; er wird dir zeigen, wie brandenburgiſche, ſchleſiſche und preußiſche Städte und Dörfer in Elend, Armuth und Schande erniedrigt ſind durch die Forderungen, Plünderungen, Einquartierungen und Durchmärſche deſſen, der ſich jetzt den Freund ihres Königs nennt: wie ihre Weider und Töchter geſchändet, ihr alter Ruhm und Name auf ewig befleckt, ihre letzten Erinnerungen ſchönerer Zeiten durch dieſes unſelige Bündniß ausgelöſcht ſind, welches der Unterdrücker Europens die Epoche des preußiſchen Glückes nennt; er wird dir zeigen, wie dieſer Friede zu Hauſe tauſendmal ſchlimmer als Krieg, dieſes hinterliſtige Bündniß tauſendmal verderblicher als offene Feindſchaft iſt; er wird dir ſagen: geh' hin und ſieh, wie wir durch dieſes Bündniß groß geworden ſind und wie wir groß ſeyn werden; kurz er wird nur von der Schmach des Vaterlandes, dem Elend des Volks und der Erniedrigung der Majeſtät zu erzählen haben; er wird dir endlich ſagen, daß Millionen das Bündniß mit der Schande und Tyrannei verfluchen und die Waffen ſegnen, welche die Verruchtheit dem Vortheile des Vaterlandes feindſelige Waffen nennt. Denn nur von dieſen Waffen hoffen ſie Erlöſung von Trug und Knechtſchaft.

So unverſchämt ſind die Anklagen, daß man den Faden des lange vergangenen Unheils faſt wieder aufnehmen und die alten Wunden wieder aufreiſſen mögte. Einer weiß die Wahrheit, Einer fühlt jetzt, durch wen und durch welche er betrogen iſt. — O wenn dieſer Eine, wenn der unglückliche König von Preuſſen antworten dürfte, er würde Anderes erzählen. Aber ihm iſt Sprache, Wort, Herrſchaft, Majeſtät genommen, und er muß ſchweigen.

Zu den §§. 3. 4.

O Blut und Fluch! daß du mich an alte Sünden und Gebrechen meines Vaterlandes erinnerſt, welche von den neuen Sünden hundertmal, ja tauſendmal übertroffen ſind! Unglückliche Wahrheit für euch arme Baiern, daß ihr nicht bloß 1805, 1806, 1809, 1812, ſchändlich gegen euer Vaterland und für ſeine Unterjochung gemißbraucht worden ſeid! daß ihr nicht bloß in unſern Tagen gegen eure Brüder die Oeſtreicher und Tyroler und Preuſſen und gegen eure natürlichen Bundesgenoſſen die Ruſſen geführt worden ſeit! daß ihr ſchon 1704 von den Felſen Tyrols zerſchmettert, von Tyroler Kugeln niedergeſtreckt wurdet! daß zu derſelben Zeit Donauwörth und Blenheim, daß vierzig Jahre ſpäter Böhmen und Oeſtreich euer Blut tranken. Und warum? und wofür? und wodurch? Für Herren, die ihr Vaterland Teutſchland vergeſſen hatten, für die ländergierigen und hinterliſtigen Franzoſen, welchen das einträchtige Teutſchland immer zu mächtig und zu glücklich däuchte. Schon Ludwig der Vierzehnte und Funfzehnte verſuchten, was der tückiſche Korſe mit euch vollendet hat. Ihr möget dieſem ſogenannten Teutſchen ſagen, wo und wofür die Blüte eurer Jugend geſchändet und geſchlachtet wird; ihr möget ihm ſagen, was eure Vorfahren, wenn ſie das Elend und die Schande dieſer Zeit ſehen könnten, von der Macht und Blüthe eures Landes, von eurer ſanften und milden Regierung, kurz von eurem ganzen beneidenswerthen und blühenden Zuſtand erzählen würden. Sie würden die Gröſſe nicht preiſen, die euch einige Quadratmeilen mehr Land gegeben hat, das, wenn dieſes euer neues Glück noch einige Jahre währet, endlich das Bild menſchenleerer Wüſten darſtellen wird; ſie würden das Bündniß mit dem Verbrechen und der Hinterliſt nicht preiſen, wenn ſie Ulm, Augsburg, Ingolſtadt, Landshut, Inſpruck, Nürnberg, Baireuth ſehen könnten, was ſie jetzt ſind und was ſie noch vor acht Jahren waren; ſie würden die milde Regierung, die weiſe Politik, den edlen Patriotismus der Montgelas, Wrede, Deroy nicht preiſen, ſondern verfluchen würden ſie die ſchwarze Stunde, wo ihr von dem Vaterlande abfielet — denn es war die Stunde eures Unglücks. O ihr Baiern, ihr Jetztlebenden, wenn ihr reden dürftet; alle ihr, welchen noch ein wackeres teutſches Herz unter der linken Bruſt ſchlägt, ihr auch würdet uns Anders erzählen, als dieſe Größe, dieſe Macht, dieſes Glück. — Und die Verruchtheit wagt es noch, die Seligen des Himmels zu Zeugen zu rufen und die Geiſter der Entſchlafenen aus den Gräbern empor zu locken? O wenn die Heldengeſtalten der germaniſchen Fürſten, der germaniſchen Ritter, der germaniſchen Männer, wenn die hohen Geiſter derer, die vor Jahrhunderten lebten, wenn die tapfern, biedern, treuen Männer wieder aufſtehen könnten — wohin, bleichſüchtige, nichtswürdige Seelen, die ihr euer Vaterland und ſeine Ehre in die Knechtſchaft hineingezettelt und hineinbetrogen habt, wohin würdet ihr euch verkriechen mit euren Schanden? übermüthige Fremdlinge, wohin würdet ihr fliehen mit euren Gräueln, fliehen mit bebendem Haar, und flehen, daß der Rhein bald ſeine Waſſer hinter euch wälze und der Vogeſus und der Jura und die Ardennen bald ihre Bollwerke hinter euch thürmen?

Und ihr, herrliche Schwaben, und die an des heiligen Rheines einſt heiligen Ufern weiden, ſchönes geiſtreiches Volk, worauf Himmel und Erde mit Segen und Gnade blicken, ihr Wirtemberger und Badner? Euer Unglück, eure Schande, eure Klage iſt dieſelbige. Wofür ſeid ihr gewachſen und wodurch? Für die Sklaverei und durch die Räuberei. Der große Beſchützer ſagt, er hat euch groß gemacht und ihr vergrößert euch jede Stunde. Warlich ich ſage euch etwas Anderes: ſelbſtſtändige Staaten zu ſeyn ſeid ihr immer noch viel zu klein; und iſt man der Knecht eines fremden Tyrannen, ſo iſt es gleich nichtig, ob man 200000 oder 1200000 noch unglücklichern Knechte beherrſcht. Euer Beſchützer ſagt bei der Erwähnung eurer ganz naiv: es iſt ein Unglück der Völker, in kleine Fürſtenthümer vertheilt zu ſeyn. O es war einſt anders; man nannte die Vielheit unſerer Herren einſt das Panier unſerer Freiheit; Germanien ſchien einſt das Land der Könige zu ſeyn und ſein Kaiſer ein Führer der Helden. Aber wie hat die gewaltige Zeit alles zermalmet und zerfreſſen und das Herrliche und Heldenmüthige zum Nichtigen und Kleinlichen verwandelt! Was einſt unſer Ruhm war über die Länder, iſt jetzt unſre Schmach geworden. Daß der Fürſten ſo viele ſind und daß dieſe Fürſten keinen teutſchen Glauben, keinen teutſchen Ruhm, kein teutſches Vaterland, keinen teutſchen Kaiſer und Reich mehr erkennen wollen, dadurch ſind wir heute der Spott der Welt und der Fluch der edlen Völker welche noch für Freiheit ſtreiten. Und dieſe neue Größe, dieſe Herrlichkeit, dieſe ganze kleinliche und knechtiſche Erbärmlichkeit — worauf ſteht ſie gebaut? Auf Ungerechtigkeit, Raub, Gewalt und Schändung und Plünderung derer, die unter dem Schirm des alten ehrwürdigen Germaniſchen Adlers ſonſt ſelbſtſtändig und frei lebten und herrſchten. Fraget die Reichsfürſten, die Reichsgrafen, die Reichsfreiherren, die ritterlichen Geſchlechter, die kaiſerlichen Städte, die ſonſt alle in Glanz und Ehre beſtanden, ſie werden euch die rechte Antwort geben. Wie viele hat das unerſättliche Ungeheuer, welches das Zeitalter verſchlingen will, in ſeinen Abgrund hineingeſchlungen, daß er mit ſeiner hinterliſtigen und entzweienden Politik einige ſeiner Helfer ein wenig anſehnlicher machte! O die kurze und vergängliche Herrlichkeit! o die Sicherheit ſeiner Treue und Freundſchaft! Wahrlich, wenn es ihm — was Gott und das Eiſen der Streiter für die Gerechtigkeit und Freiheit verhüte! — gelingt, bald werden auch dieſe Helfershelfer verſchlungen und die Thronen ehrwürdigerer Väter von franzöſiſchen Satrapen beſchmutzt ſeyn

Die wilde Wuth dieſes Teutſchfranzoſen, die alles Heilige begeifert, ſagt bei Wirtemberg und Baden: dieſe zwei Häuſer haben zwei Kaiſerinnen erzeugt, die nichts für ſie gethan, die ihr Vaterland vergeſſen und die Religion ihrer Väter und die Liebe ihres Vaterlandes abgeſchworen haben. Dieſe elende und ohnmächtige Läſterung geweihter Häupter kann nur von einem unreinen Frevler ausgeſpieen werden, der die Weiber der pariſer Hallen und den Pöbel der Antonsvorſtadt gegen Unſchuld und Ehre hat heulen hören. Dieſe heiligen und erhabenen Frauen haben keine Religion abzuſchwören bedurft; ſie waren Chriſtinnen und ſind es noch heute, ihr Gott und ihre Hoffnungen, wozu ſie die Herzen und Hände erheben, ſind auch die, zu welchen ihre teutſchen Brüder beten. Und dieſen Vorwurf wagt derjenige, welcher ſich zum Muſelmann und Juden geſchworen hat und ſich jeden Angenblick zum Heiden und Unchriſten ſchwört, wenn er nur eine Gaukelei damit verhüllen, und einen Betrug damit einleiten kann? Sie haben ihr Vaterland nicht vergeſſen, ſie haben die Liebe ihres Vaterlandes nicht abgeſchworen. O wenn alle Herren und Fürſten Teutſchlands ſo für das Glück und die Ehre des Vaterlandes ſtrebten und handelten, als ſie dafür wünſchen und beten, nimmer hätte dieſer Bube in teutſcher Sprache ſolche Worte wagen dürfen. Ja, zittre, Läſterer! zittre! auch ihre Gebete ſind mit in den Millionen Thränen und Stimmen und Gelübden und Flüchen, die zu ſeiner Zeit als ein Sturmwind der göttlichen Rache einherbrauſen und dein gebranntmarktes Haupt niederſchmettern werden. Aber die Kaiſerinnen Maria und Eliſabeth ſind Rußlands Kaiſerinnen; ſie haben ein neues Vaterland, neue Gebete, neue Pflichten zu den früheren erhalten; ſie ſind die Mütter und Gebieterinnen eines großen und tapfern Volkes geworden, dem ſie in allen ſchönſten Tugenden ein erhabenes Beiſpiel ſeyn ſollten. Ihr neues Vaterland, ihre neue Liebe ſind ihnen heiliger geworden, als die alten, aber ſie haben ſie nicht aus ihren Herzen verdrängt.

Zu dem §. 5.

Frankreich hat Sachſen Unabhängigkeit und Freiheit wiedergegeben? Wo ſind ſie? Sachſen hat nie mehr Ruhm und Glück gehabt, als ſeitdem Bonaparte ſein Beſchützer iſt. Fragt die Meſſen von Leipzig und Naumburg; fragt die Univerſitäten von Wittenberg, Leipzig und Jena; fragt Dresden, Weimar, Gotha, Koburg, Erfurt; ja fragt jedes Dorf, jede Hütte des ſonſt ſo blühenden Sachſens und Thüringens — Armuth und Elend, ſtille Thränen und laute Flüche werden euch melden, wie Sachſen frei, unabhängig und glücklich geworden iſt. Fragt das ſächſiſche Heer nach ſeinem neuen Ruhm — es wird euch mit Trauer und Schaam die ſchändlichen Feldzüge in Schleſien und Preußen, es wird euch ſeine vor Danzig und Jnſpruck, bei Linz und Wagram, bei Kobryn und

Polecz, in Arragonien und Katalonien gemordeten Krieger melden, es wird euch mit Wuth erzählen, wie ihr großer Befreier und Beglücker in ſeinen Schlachten die Teutſchen immer vorgeſtoßen hat, damit er die Franzoſen ſparte, wie 1809 aus dem unheiligſten aller Feldzüge, die Teutſche je gegen Teutſche gethan haben, von 20000 Sachſen, die im Frühlinge auszogen, im Herbſt kaum 5000 heimkehrten. Dies, und daß ihr für Tyrannei die Arbeit der Henker und Büttel thut, nennt man euren Ruhm. — Man nennt euch auch das Herzogthum Warſchau, das unſeligſte und nichtswürdigſte Geſchenk, das der große Beſchützer und Wiederherſteller Sachſens eurem unglücklichen Herrſcher aufgedrungen hat, und, wenn es bei ihm ſteht, ihm zu ſeiner Zeit wieder abnehmen wird. Sachſen, euch hat dies Geſchenk nicht einen Augenblick getäuſcht, ihr verwünſchtet die Stunde, worin das Gerücht erklang, ein Stück von Polen ſei euch angehängt. Was habt ihr mit den Polen gemein? was kann das immer leichtfertige und wankende Volk euch Gutes und Heilſames bringen? Seht euch um! Was haben ſie Preußen dafür gebracht, daß es auf die Urbarmachung ihrer Landſchaften ſo viele Millionen, daß es auf die mildere Behandlung ihrer Bauern, auf die beſſere Verwaltung ihrer Städte, auf die treuere Pflege ihrer Geſetze ſo viele Arbeit verwandt hat? Wie haben ſie eure unglücklichen Landsleute gemißhandelt, eingekerkert, verjagt, ermordet! Darin ſpiegelt euch! Ja ihr ſpiegelt euch darin, und glaubet den leeren Worten nicht. Es leben noch unter euch, die der Zeiten eurer Väter und der beiden polniſchen Könige gedenken, die Sachſen gab; ſie wiſſen, wie viel Ehre, Glück, Geld, Polen euch gefreſſen hat: aber ſie können nach dem früheren Unglück die Ehre, das Geld, das Glück nicht ſchätzen, welche das jetzige Großherzogthum an der Weichſel euch koſtet, Alle Maaße der Dinge und Menſchen und Tugenden ſind verkleinert in unſern Tagen; nur das Verbrechen und Unglück miſſet mit größerem Maaße denn je vorher.

Zum §. 6.

Du ſagſt uns: es iſt die Politik, das Intereſſe und die Neigung der Weſtfalen, Frankreichs Schickſale zu folgen. Freilich iſt es die Politik deſſen, der jetzt König von Weſtfalen heißt, ſich feſt an den zu halten, der ihn ſeinen unglücklichen Völkern aufgedrungen hat. Ludwig von Holland war auch ein Bruder Bonapartens, Ludwig war auch als ein verabſcheueter Fremdling einem ſonſt freien und tapfern Volke aufgedrungen, Ludwig brachte auch den Haß und die Schrecken mit, welche alle Gaben des fürchterlichen Korſen begleiten; aber Ludwig war gerecht, ſparſam, redlich. Ludwig ſuchte den Gedanken an ſeinen Urſprung und an ſeine Verwandſchaft auszulöſchen, Ludwig ſtrebte der Freund und Beſchützer ſeines Volkes, er ſtrebte ein Holländer zu werden; Ludwig nahm, als dieſelbe Gewalt, die ihn auf den Thron geſetzt hatte, ihn wieder hinunter drängte, die Liebe ſeines Volks und die Achtung Europens mit in ſeine Einſamkeit. Aber was hat dieſer König von Weſtfalen, dieſer Hieronimus, das ihn bei ſeinem Volke halte und vor der Welt vertheidige? Nicht die Gerechtigkeit, nicht die Sparſamkeit, nicht die Redlichkeit, nicht die Liebe zu ſeinem Volke. Wie er gerecht iſt, werden euch die Kerker und Citadellen von Magdeburg und Caſſel erzählen; wie er ſparſam iſt, werden euch die abſcheulichen und ſardanapaliſchen Sitten ſagen, dergleichen Gottlob vor dieſer Zeit an keinem Hofe Teutſchlands nie geſehen worden; von ſeiner Redlichkeit und der Liebe zu ſeinem Volke mögen die Richtplätze von Marburg und Braunſchweig, mögen fremde Geſetze, fremde Sprache, fremde Miniſter, fremde Richter, fremde Feldherrn, geplünderte Städte, verödete Dörfer, entehrte Familien melden — Du ſprichſt von der Neigung des Volkes zu den Franzoſen? Lügner, du kenneſt es wohl. Wie könnten die Söhne der edelſten Freiheit und der glorreichſten Geſchichte ſklaviſche und gaukeliſche Franzoſen lieb haben? Auf dieſem heiligen Boden wohnten die Katten, die Cherusker, die Chauken, die Marſen, die Schrecken der gewaltigen Römer; hier erſchlug Arminius, der Vaterlandsbefreier, Quintilius Varus und ſeine Legionen und baute der Freiheit Germaniens aus den Gebeinen der Erſchlagenen einen blutigen Altar der Rache; hier flohen Druſus, Germanikus, Lollius mit zertrümmerten Heeren; hier fochten die Sachſen und Frieſen gegen Pipins Nachkommen unbezwinglich für die Freiheit; von hier zogen die Sachſen und Angeln über das Meer, den freieſten Staat in Europa zu gründen. Die Heſſen, die Hanoveraner, die Frieſen, die Enkel der alten Flandrer und Weſtfalen, die Märker — ſie alle haben noch nicht vergeſſen,! von welchen hochherzigen Ahnen ſie herſtammen; kein Weſtfale hat es vergeſſen, wie noch vor funfzig Jahren unter der Anführung der großen Welfen in dieſem Lande die Franzoſen gejagt wurden. Und ſie ſollten Neigung zu Frankreich und ſeinem Tyrannen zeigen? Sie ſollten das blutige Ungeheuer des Tages anbeten? Nimmermehr!

Zum §. 7.

Die Verdrehung der Dinge in dieſem §. iſt die größte und unverſchämteſte. Du ſagſt uns: das größte Unglück iſt, wann ein Land der Schauplatz des Krieges wird. O es giebt viel größeres und brennenderes Unglück, das, für die Schande zu arbeiten und für die Knechtſchaft zu ſtreiten. — Du ſagſt und lügſt, Teutſchland habe durch die Verbindung mit Rußland nur Schaden, Niederlagen, Verluſte, Unfälle erfahren. Ich erinnere dich an den Feldzug Suwarows von 1799 in Italien; ich führe dir, wenn du dich ſchämen kannſt, ins Herz, daß nicht Rußland und ſeine Heere, ſondern das Schwanken deiner Kabinette, die Zwietracht deiner Fürſten, die Dummheit deiner Miniſter, und die Ehrloſigkeit einiger großen Verräther die ſpäteren Unfälle und Schimpfe verſchuldet haben, worauf du anſpielſt. — Du ſagſt, unſere Fahnen, mit den franzöſiſchen Adlern vereinigt, bedecken ſich jetzt mit Ruhm. Ja mit einem herrlichen Ruhm, mit dem, der um den Galgen klingt und um den Rabenſtein, wo Zeter geſchrieen wird: daß ſie gegen ihr unglückliches Vaterland und gegen ſeine Ehre und Freiheit fechten, daß ſie gegen ihre beſten und treueſten Freunde ausziehen, daß ſie, ſiegreich oder beſiegt, immer mit Schmach endigen werden. — Du ſagſt, es ſei die größte Geiſel, welche wir leiden könnnen, ruſſiſche Heere in unſerm Lande gehabt zu haben. Nie haſt du unverſchämter gelogen. Die Ruſſen haben auf teutſchen Boden immer die ſtrengſte und löblichſte Mannszucht beobachtet; ſie haben von teutſchen Menſchen nie auch nur ein Ei ohne Bezahlung genommen; ſie haben die Geſetze und Religion, die Sitten und Ordnungen, die Häuſer und Felder, die Weiber und Jungfrauen geachtet. Pommern und Mecklenburg, Hanover und Schwaben, Oeſtreich und Schleſien, Italien und Holland mögen für ſie zeugen. Aber wo Soult und Ney, Davouſt und Maſſena, Augerau und Beſſieres gebieten, wo die franzöſiſchen Banditenheere ziehen — — — die ganze Welt weiß die Gräuel und Schanden. — Du ſprichſt von dem Frieden, den Frankreich Europa zu geben wünſcht. O gehe hin und rede in einem Bordell von Unſchuld und bei einem Tyrannen von Frieden! Gott wolle Europa in Ewigkeit vor dem Frieden bewahren, den Bonaparte ihm zugedacht hat! — Frankreich will Teutſchlands Handel blühend machen? Dies iſt die große Glocke, womit der Augenblick läutet, wir wiſſen es aber anders. Durch Frankreich ſoll Teutſchland ſeine Einfuhren erhalten; die franzöſiſchen Zölle und Durchgänge ſoll es bezahlen: dafür werden ſeine Küſten bewacht und ſeine Häfen geſperrt; von Frankreichs Manufakturen ſollen die teutſchen verſchlungen werden, nicht von den engliſchen, welche ihnen nimmer Gewalt, ſondern nur ihre Vortreflichkeit aufdringen wird. Ich ſage dir: gehe hin, und ſiehe was zu ſehen und höre was zu hören iſt — und es bedarf keiner Widerlegung.

Zum §. 8.

Der Baron Barclay hat den teutſchen Soldaten allerdings Ueberlauf gepredigt, aber keinen Aufruhr gegen ihre Herren. Es iſt die heiligſte Pflicht teutſcher Soldaten, wo in der Welt gegen Bonaparte und die Franzoſen geſtritten wird, ſich unter die Fahnen ihrer Gegner zu ſtellen; denn dieſer Korſe und ſeine Räuber haben Teutſchland unterjockt und halten die Herren und das Volk in den Banden der Schande Nur durch die Waffen, die gegen die franzöſiſchen Heere gewandt werden, mögen ſie ihre Fürſten und ſich von der Schmach erlöſen, worein Zwietracht, Kleingläubigkeit und Feigheit ſie geſtürzt haben. Wer gegen die Franzoſen ficht, befreit auch Teutſchlands Könige und Fürſten.

Der antibarclaiſche Teutſche ſagt mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit: Wir ſind nicht unterdrückt noch niedergetreten, wir ſind nicht unter dem Feuer und Schwerdt eines Fremden. Dieſe halsbrechenden Lügen bedürfen keiner Widerlegung — Er ſagt: ihr Ruſſen, ihr ein Volk von Sklaven, ihr müſſet aufſtehen. Ja die er Sklaven ſchimpft ſtehen auf und werden aufſtehen, daß ſeine Haare ſich vor Schrecken zu Berge richten; ſie werden ihm, der ſie ſo gering und ohnmächtig nennt, beweiſen, wie ſtark und mächtig ſie ſind; ja ſie haben es bewieſen. Die Schlacht an der Trebbia, der glorreiche Tag von Novi, Pultuck, Eylau, Heilsberg, und ihre Aengſten ſind den Franzoſen unvergeſſen; Polocz, Smolenſk, Borodin — welche Denkmäler ruſſiſcher Ausdauer und Tapferkeit! Und das ganze ſtreitbare Volk, das bonapartiſche Hinterliſt und franzöſiſche Freiheit nimmer verführen wird, mit welchem heiligen Eifer, mit welchem glühenden Enthuſiasmus, mit welchem edlen Stolz iſt es aufgeſtanden für ſeinen Namen, ſeinen Ruhm, ſeine Religion und ſeine Selbſtſtändigkeit! Die Ruſſen wollen Ruſſen ſeyn und bleiben und keine Franzoſen werden. Das haben die ländergierigen Fremdlinge wohl erfahren, und werden es erfahren. Sie mögen ihre Leichen und die Leichen ihrer unglücklichen Söldlinge zählen, ſie werden ihnen Antwort geben, auf welche Weiſe die Ruſſen ſchwach und ſklaviſch ſind.

Der Lobredner bonapartiſcher Knechtſchaft ſagt: die Teutſchen, die ſich zu Rußland wenden, werden in einem abſcheulichen Klima leben müſſen. Er hat gehört, daß Rußlands Gebiet bis an das Nordkap hinaufläuft, daß Nova Zembla und Kamtſchatka ruſſiſche Länder ſind; er ſtellt ſich nicht zu wiſſen, daß die Ukräne, die Krimm, Aſtrakan und ſo viele andere ſchöne und blühende Länder ruſſiſche Landſchaften ſind. Und hätte Rußland nichts als Eis und Schnee, als Steppen und Wüſten, als kurze Sommer und lange Winter, es wäre ein Paradies für redliche Teutſche, wenn ſie dort von dem Elend und der Schande ihres Vaterlandes nichts ſehen noch hören könnten.

Er ſagt: die Ruſſen verachten und haſſen alle Fremden und auch die Teutſchen, ſie verfolgen, ſie unterdrücken ſie. Freilich ſind ihnen ihre Landsleute lieber als die Teutſchen — und dieſes Gefühl muß bei jedem Volke ſeyn, dem ſeine Ehre theuer iſt — aber frage die ruſſiſchen Heere, frage in Petersburg und Moskau, in Kiew und Kaſan, in Tobolsk und Odeſſa — und allenthalben wirſt du Teutſche finden, die Glück, Ehre, Reichthum, Achtung und Anſehen in Rußland gewonnen haben und das Land, das ſie mit Freuden ihr zweites Vaterland nennen, nur mit bittern Thränen der Sehnſucht und des Grams verlaſſen würden.

Zum Beweiſe ſeiner Anklage führet er unglückliche Koloniſten an, er führet uns die Münniche und Oſtermanne an, die in Sibirien geendigt haben, kurz er thut, als ſey ganz Rußland nur Ein Kerker, ganz Sibirien nur Ein Gefängniß. Was elenden Koloniſten in Rußland hie und da begegnet ſeyn mag, das kann man der Regierung und dem Volke nicht geradezu vorwerfen; denn es begegnet ihnen wegen ähnlicher Verhältniſſe in allen Ländern. Die Oſtermanne und Münniche und ihr Schickſal können niemand ſchrecken; große Revolutionen haben in allen Ländern für die, welche darin ſind, große Verhängniſſe. Nicht wahr, dem ſteht es wohl, von ruſſiſchen Revolutionen und Verbannungen zu ſprechen, deſſen Herr in Frankreich acht Staatsgefängniſſe gebaut und alle ſo gefüllt hat, daß er neue wird bauen müſſen, deſſen Herr in allen Ländern durch plötzliche Einkerkerungen, Entführungen, Wegſendungen, Vergiftungen, Hinrichtungen, der durch alle ſcheußlichſten Gräuel ſeit den verſchollenen Namen der älteſten Tyrannen in Europa der berühmteſte geworden iſt?

Zum §. 9.

Er ſagt, Rußland wolle nicht Teutſchlands Freiheit, ſondern wünſche das Land zu zerſtückeln und zu ſeinem Raub zu machen. Welche lügneriſche Unverſchämtheit! Frage das Jahr 1799, frage die Jahre 1805 und 1806, und ſie werden dir antworten, was Rußland von Teutſchlands Landen gewollt hat, wie der großmüthige und uneigennützige Kaiſer Alexander Oeſtreich und Preußen und die übrigen Fürſten hat zerſtückeln und verſchlingen wollen. Die dankbaren Teutſchen werden es nimmer vergeſſen, was Rußlands Herrſcher für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes haben thun wollen, und wie Schwäche und Zwietracht gehindert hat, was Gerechtigkeit und Großmuth wollten. Rußland wird nimmer etwas von Teutſchlands Gebiet wollen — es hat ganz andere politiſche Anziehungspunkte — aber Rußlands Wunſch und Intereſſe heiſcht es, daß Teutſchland als ein ſtarker und freier Staat zwiſchen ihm und franzöſiſcher Raubſucht liege.

Er ſagt, Rußland wolle Teutſchland das Moskowitiſche Geſetzbuch aufdringen und teutſche Freiheit erniedrigen. Der Unverſchämte kann nicht mehr roth werden. Nicht wahr, Teutſchlands Länder, welchen man den Bonapartiſchen Kodex aufgedrungen hat, ſind ſehr frei und glücklich geworden? nicht wahr, die einſt wegen ihrer Keuſchheit, Gerechtigkeit und Redlichkeit geprieſenen Teutſchen preiſen die franzöſiſche Menſchlichkeit, die franzöſiſche Gerechtigkeit, die franzöſiſche Unbeſtechlichkeit, die franzöſiſche Ehre, die franzöſiſchen Sitten? Verworfene ſchweiget! Es kommt die Zeit — und ſie iſt nicht fern — welche alle Lügen und Schanden richten wird.

Zu den §§. 10. 11.

Er ſagt, Baron Barclay wolle revolutioniren, Republiken machen, er und eine Handvoll teut'ſcher Abentheurer und Abtrünniger wünſchen Teutſchlands Herrſcher, Städte, Dörfer, Manufakturen, Ehre und Freiheit zu zerſtören und das ganze jetzt lebende Geſchlecht in die Gräuel der Anarchie zu verſenken. Nein, er lügt und er weiß es ſelbſt recht wohl, daß er lügt und wofür er lügt. Baron Barclay will keine teutſchen Republiken machen; aber er und jene Abentheurer wollen ein freies und ſelbſtſtändiges Teutſchland und teutſche Herren und Fürſten, die mehr ſind als franzöſiſche Präfekten, Intendanten, Lieferanten; ſie wollen, daß Teutſchlands Städte und Dörfer nicht mehr von dem liederlichen Franzoſenungeziefer geplagt und verunreinigt werden; dafür wollen ſie lieber Krieg auf Leben und Tod; dafür wollen ſie lieber einen männlichen und großherzigen Untergang, als dieſe ſchimpfliche Ruhe der Knechtſchaft, als dieſe elende Faulheit der Schwäche, wodurch die Welt untergeht.

Teutſche Männer wünſchen ihre Fürſten unter das Meſſer der Schlächter und das Beil der Henker zu bringen? Schändliche Anklage! Wir wollen ſie wenden; denn die heilige und unbeſtechliche Geſchichte iſt unſere Zeugin, die höchſte Offenbarung der Vorſehung und die Schätzerin, Auslegerin und Richterin der Nationen. Was ſagt dieſe Geſchichte von den Franzoſen? was ſagt ſie von den Korſen?? O das iſt kein verhülltes Geheimniß mehr, es iſt lange über die Länder und Völker erklungen. Franzoſen, Franzoſendiener, leſet die Annalen Gregorius von Tours, leſet die Annalen des Comines und de Thou, leſet die gräuelvollen Annalen eurer letzten zwanzig Jahre und ſchweiget und verſtummet und vergehet vor Schaam! denkt an die düſtern Gräuel eurer Brunhilden und Fredegunden und mediceiſchen Katharinen! denkt an den Stifter eures Volks, an Ludwig den Erſten, denkt an Philipp den Schönen, denkt an Ludwig den Eilſten, denkt an Karl den Neunten, denkt an Ludwig den Vierzehnten, den ihr euren Großen genannt habt. Ich nenne euch Namen, die für euch Furien der Hölle und des Unheils geweſen ſind: Vertilgung der Tempelherren, Bartholomäusnächte, Dragonaden, franzöſiſche Revolution, Hinrichtung des beſten Königs durch das Henkerbeil! — Zittert vor dieſen gräßlichen Namen, vor dieſen nie verſtummenden Anklagen, und ſchämt euch, daß ihr redliche und treue Männer mit Verbrechen brandmarken wollet, die in der teutſchen Geſchichte unerhört ſind. Gottlob ſolche Ungeheuer von Königen und Fürſten haben wir nie gehabt, als ihr; unſere Annalen ſind von den Gräueln unbefleckt, von welchen alle eure Geſchichten wimmeln. Unſere Kaiſer, unſere Fürſten haben nie Mord und Tyrannei gekannt noch geliebt, unſer Volk iſt nie durch Ungerechtigkeit und Gewalt geſchändet worden, als bis eure Hinterliſt und Wuth die heiligen Bande des alten germaniſchen Reiches geſprengt und Fürſten und Volk entzweit und getheilt hat. Euch ziemt es, von Meſſern und Beilen und Stricken und Kerkern zu reden; bei euch haben ſie immer eine große Rolle geſpielt: wir kennen dieſe Scheußlichkeiten erſt, ſeitdem ihr euch unterſtanden habt, unſere Herren werden zu wollen. Ihr ſeyd groß darin, und werdet gegen die teutſchen Herrſcher und das teutſche Volk wüthen, bis ihr beide verderbet, wenn Gott, der Hort der Freiheit, mit ſeinem allmächtigen Arm nicht drein ſchlägt und die Schande vertilget. Teutſche Männer, die für die Freiheit und Ehre ihres unglücklichen Vaterlandes brennen, werden nicht durch Blut waten wie ihr, ſich nicht in Schanden berauſchen wie ihr. Aber möchten ſie insgeſamt für Einen Mann aufſtehen und ſtreiten, und ihr entheiligtes Land mit eurem verbrecheriſchen Blute düngen! Das wäre die rechte Antwort auf eure ſchwarze Verläumdung.

Und wer ſind die teutſchen Abentheurer? Sind es ehrloſe, namenloſe, vagabundiſche Männer? ſind es ſolche, die zu Hauſe nichts zu verlieren und in der Fremde alles zu gewinnen haben? Nein! nein! ſie haben Güter und Häuſer, Weiber und Kinder, Bräute und Schweſtern, ſie haben

ben

ben alles, was Menſchen theuer und heilig iſt, hinter ſich gelaſſen; aber ſie haben keine Freiheit hinter ſich laſſen können: darum ſind ſie in die Fremde gegangen. Damit ſie dieſe Freiheit wieder gewinnen, damit ſie allen Mühen, Gefahren, ja dem blutigſten Tode trotzen, dafür ſind ſie in die Fremde gegangen. Die Zeit der Umkehrungen und Abentheuer iſt gekommen, großen Entſcheidungen und Veränderungen ſieht das hoffende und fürchtende Europa entgegen. Es gab eine Zeit, eine ritterliche, eine romantiſche, eine begeiſterte Zeit, wo Welttheile auf Welttheile ſtürzten, Völker gegen Völker kämpften, und alle Dinge ſich tauſendfach umkehrten: da war Gott in die Menſchen gefahren, es ward für die größten Denkmäler und Erinnerungen der Geſchichte, es ward für das heilige Land, das heilige Grab, es ward für das Chriſtenthum und den Glauben geſtritten, und die Streiter zeichneten ſich mit dem Kreuze und hießen die Abentheurer und Krieger Gottes. Es iſt eine andre Zeit gekommen, eine unritterliche, unglückliche, geiſtloſe Zeit; Welttheile ſtürzen wieder auf Welttheile, Völker kämpfen wieder gegen Völker, alle menſchliche und göttliche Dinge und Verhältniſſe ſind wieder tauſendfach umgekehrt; aber es wird für die Ungerechtigkeit, für die Gewalt, für die Tyrannei geſtritten, die Streiter ſind mit Brandmalen gezeichnet und heißen die Krieger des Teufels. Die Tapfern und Wackern aber, welche gegen dieſe raſende Zeit und ihr fürchterliches und blutbeflecktes Scheuſal ſtreiten, das ſind die Krieger Gottes. Solche wollen die teutſchen Männer ſeyn, welche ihr ſchmähet; ſie heißen für Freiheit und Ehre gerne Abentheurer, Glücksritter, Räuber. Dieſe Namen in eurem Munde ſind Ehren. Ihr habt die Engländer oft, ihr habt alle edeln Spanier ſo genannt. Zittert vor der Bedeutung dieſer Worte! Saragoſſa und Gerona, Cadix und Liſſabon, Talavera und Salamanka, Palafox und Wellington, Mina und Empecinado, und ſo viele andere große Thaten und Namen Englands und Hiſpaniens müſſen euch vor Schrecken die Haare empor richten. Auch dieſe teutſchen Abentheurer konnten ihren hohen Namen und ihr herrliches Vaterland nicht vergeſſen; ſie gingen in die weite Fremde, damit ſie ſich waffneten es wieder zu gewinnen. Sie verſammeln ſich unter den Auſpicien eines erhabenen und menſchenfreundlichen Kaiſers, ſie ordnen ſich unter der Hut eines edlen und weiſen teutſchen Fürſten, der nicht ſeyn wollte, wie die vielen ſind, der die fürſtliche Ehre nicht verlieren konnte, der um Land und Menſchen nicht feilſchen konnte, wie man um unvernünftiges Vieh feilſcht, und der deswegen freiwillig in ein glorreiches Exil gieng. Auch dieſe teutſchen Abentheurer und Räuber hoffen auf einen heiligen Krieg, wodurch die Freiheit und der Ruhm ihres uralten Vaterlandes wieder erſtehen wird; ſie hoffen auf das Gefühl und die Treue eines großen und ſtreitbaren Volkes; ſie hoffen auf die Herzen und Schwerdter, die Arbeiten und Mühen, die Gelübde und Gebete von Millionen Menſchen; ſie hoffen am ſicherſten auf eine ewige und gerechte Vorſehung, welche jede Verruchtheit und Schändlichkeit zu ſeiner Zeit ſtrafet.

Er ſagt: die Abentheurer ſind in England leidenſchaftlich verliebt. Diesmal lügt er nicht. Sie lieben und verehren die ſtolzen und freien Britten noch leidenſchaftlicher, als ſie die Franzoſen haſſen und verabſcheuen; ſie ſtehen mit England, weil Englands Volk mit Freiheit und Gerechtigkeit ſtehet. Aber nicht Englands Herrſchſucht, nicht Englands Haß, nicht Englands Gold hat ſie aufgehetzt, wie ihr ihm läſtert; ihr geſchändetes Vaterland, ihr entehrter Ruhm, ihr menſchlichſtes Gefühl, ihre heiligſte Pflicht hat ſie aufgerufen zu dem Kampf gegen die ſcheußlichſte Tyrannei und Unterdrückung, welche Europa unter ſeinen Trümmern zu verſchütten droht.

Du haſt einmal geſagt, Thronenſchänder, ihr habt einmal geſagt, Länderräuber: Napoleon und das franzöſiſche Volk werden nie anders werden. Ihr habt recht geſagt. Wie kann die Schande Ehre, wie kann die Liſt Treue, wie kann die Wolluſt Unſchuld, wie kann die Grauſamkeit Güte, wie kann die Habſucht Großmuth werden? Aber ihr, du Bonaparte! ihr Franzoſen! ihr werdet beide anders werden; ihr ſeyd ſchon anders geworden. Alle menſchlichen Dinge haben ihr Maaß; die Läſter und Verbrechen haben ihr beſtimmtes; wann es gefüllt iſt, nahet die Strafe. Bonaparte, du beganneſt als ein ſchimmerndes Meteor, Löwenſtärke, Blitzesſchnelle, allmächtiges Vertrauen auf deine Dämpfern und dein Glück ließen dich Außerordentliches vollbringen: es däuſchte Vielen, auch Gott wollte durch dich etwas vollbringen. Bonaparte, du biſt von Krieg zu Krieg, von Blut zu Blut, von Verrath zu Verrath, von Verbrechen zu Verbrechen gegangen, lange mit Glück, oft mit einer idealiſchen Großheit, welche die Zeitgenoſſen verblendete. Aber du wareſt 1807 nicht mehr, was du 1797 wareſt, du biſt 1812 nicht mehr geweſen, was du 1807 wareſt. Das iſt die Strafe der Verruchtheit, daß ſie ſich ſelbſt verdunkelt und verſtocket; wer alle heiligen Lichter auslöſchet, die in menſchlichen Brüſten brennen können, kann zuletzt auch bei dem Lichte der Hölle nicht mehr ſehen, daß ſein Uebermuth ſich angebraten hat: du biſt von Tage zu Tage verruchter, aber du biſt auch dümmer geworden und ſollſt wie die Kaligulas und Neronen mit Tollheiten endigen. Siehe, auch das Glück wird von dir weichen und du wirſt durch die eigene Schändlichkeit vergehen, wann die Sünden der Welt durch einen Tyrannen genug geſtraft ſind. Franzoſen, ihr waret vor zwanzig, funfzehen, ja noch vor zehen Jahren voll Beweglichkeit, Feuer, Begeiſterung; ein wilder Wahnſinn des Kriegs und der Tapferkeit war in euch, der einem edlen Geiſte ähnlich ſah. O es war auch ein gaukeliſcher, lügneriſcher, hölliſcher Geiſt. Franzoſen, auch euch hat das Laſter geſtraft, ſein freſſendes Feuer und die verzehrende und verſchlingende Wuth eures Deſpoten haben euch das Mark und den Geiſt ausgeſogen: wo keine Tugend iſt, da verſiegen alle Flammen hoher Gefühle und herrlicher Gedanken. Ihr ſeyd ein mattes, entgeiſtertes Volk geworden. Dieſe Mattigkeit und Geiſtlo igkeit wird nach dem Sturz des Ungeheuers ſo groß ſeyn, aß Europa über eure Elendigkeit und Nichtigkeit Thrä en vergießen wird. Das ſind die Strafen der Verrucht eit, womit ihr nun mehr als zwanzig Jahre alles, was Menſchen je ehrwürdig und heilig geweſen iſt, geſchändet abt. Ihr werdet da liegen im Angeſichte der Welt eine

Rieſenleiche, eine lebloſe, ſeelenloſe, abſcheuliche und verfluchte Rieſenleiche, wie nach dem Titanenkriege Tityus ſcheußlicher Leib ganze Länder bedeckte. Wir aber, die übrig bleiben in den blutigen Getümmeln, wir andern werden wieder aufblicken zu dem Ewigen, von dem alles kommt und zu dem alles geht; wir werden, durch die fürchterlichen Geſchichten dieſer Jahre belehrt, wieder lernen Gott anbeten und Gerechtigkeit üben; wir werden uns nicht mehr in dem Wahnſinn verrückter und teufliſcher Hirngeſpinnſte von Freiheit und Gleichheit verderben; wir werden dann wiſſen, wo das Recht, wo die Freiheit, wo das Glück der Völker wohnt. Dann ſind alle Narrheiten und Schanden eurer Revolution zerflogen, dann ſind die Schmerzen, die Thränen, die Klagen dieſer ſchrecklichen Zeit verwunden, und nach langen Stürmen werden Eintracht und Friede die Völker ſegnen.

Zweiter Zug.

Es ziehen die Dämonen,
Schwanger mit Blut und Schmach;
Doch die auf Sternen wohnen
Senden die Rache nach.

Stimme der Wahrheit.

Der blutige und unerſättliche Zerſtörer, der Europa von einem Ende bis zum andern verheert, hört nicht auf mit Gauckeleien und Lügen zu blenden und zu bethören und die Feigheit und Elendigkeit, die ihm dient, dadurch wo möglich noch feiger und elendiger zu machen. Aber Gottlob! es ſind noch Fäuſte, welche das Eiſen, es ſind noch Herzen, welche die Donnerkeile der Sprache zu ſchwingen wagen. Vernimm, verruchter Unterdrücker! vernimm es und zittre! nicht die Nachwelt allein wird deine Tücken und Gräuel richten, die Mitwelt richtet ſie. In ihrem fürchterlichen Spiegel ſollſt du dich ſchwarz und düſter ſchauen, wie du biſt, und knirrſchen und verzweifeln, daß du ſchon von den Jetztlebenden zur Hölle der Schande verdammt biſt.

Du rufeſt über Europa aus und poſauneſt in alle vier Winde und ſuchſt es in Münzen und Jahrbüchern a) zu verewigen, daß du wie auf einer Luſtreiſe von der Weichſel zum Niemen, von dem Niemen zur Düna, von der Düna zum Dnepr, von dem Dnepr zur Moſkwa gekommen biſt, daß du jetzt die ehrwürdige und uralte Hauptſtadt der Ruſſen mit deinen Verbrechen entheiligſt. Du ſprichſt: wie wie nur vorrücken, entfliehen die Ruſſen, wie wir erſcheinen, jagt ſie die Furcht zurück, ihr großes Heer, womit ſie Europa zu bethören meinten, irrt zerſtreut, geſchlagen in einzelnen Haufen umher, es verliert ſich in der Weite des ungeheuren Reichs und niemand weiß, wo es iſt. Du ſchiltſt die Ruſſen Barbaren und Räuber, du ſagſt: ſie zünden ihre eigenen Städte und Dörfer an und verheeren ihre Fluren und Felder, die ſie ſich nicht getrauen zu vertheidigen, wo du aber zieheſt, da ziehe das

Glück, die Großmuth, die Ehre, die Freiheit, der Ueberfluß mit in deinen Spuren. Du ſagſt: die Ruſſen geloben, von 50 Millionen Menſchen werden ſich die Männer gegen dich waffnen, dieſe 50 Millionen aber ſeien kaum 25, nirgends zeige ſich die Menge, die Macht, der Widerſtand, die man von ſo großen Verheiſſungen erwartet habe, und deswegen gebieteſt du jetzt in der Mitte des Reichs.

Alſo verkündeſt du und miſcheſt wie immer Wahres und Falſches unter einander, damit du verwirreſt und verblendeſt. Es ſoll dir nicht gelingen.

Ja, die Ruſſen zogen ſich zurück, weil ſie es ſo wollten, weil ſie dich hinziehen wollten, wo du lernen ſollteſt, welche Männer ſie ſind. Keine Furcht hat ſie gejagt, kein Schrecken hat ihre eiſenfeſten Reihen aufgelöſt, keine Niederlage hat ſie als irrende Haufen in alle Landſchaften des weiten Reichs zerſtreut. Witepſk und Polocz, Kobryn und Kliaſtitzi, Smolenſk und Barodin b) und wie viele andere Stellen erinnern dich, wie die Ruſſen geflohen ſind und fliehen; dich erinnern die Zehentauſende und Zwanzigtauſende deiner Erſchlagenen und Verwundeten, wie du über ruſſiſche Heere geſiegt haſt; dich erinnern die zerriſſenen und blutigen Geſpenſter der vergangenen Jahre, die unglücklichen Opfer deiner Herrſchſucht, die bei Pultusk, bei Eilau, bei Heilsberg begraben wurden, wie die Ruſſen vor Franzoſen fliehen. Du weißt wo ſie ſind, du bebſt, wie ſie die Waffen ſchärfen, du wirſt ſie finden, ſie werden dich finden, ſie ſind nicht verſchwunden.

Du ſchiltſt die Ruſſen Barbaren und Räuber. Ganz Europa weiß, daß deine Schmähungen Lobſprüche ſind. Die Maaßregeln, welche du die klugen und menſchlichen nenneſt, das ſind die dummen und unmenſchlichen; die Miniſter und Feldherren fremder Mächte, welche du wegen ihres Genies, ihrer Weisheit, ihrer Mäßigung, ihrer Anerkennung der wahren Vortheile Europens preifeſt, wir preiſen ſie nicht: ſie waren durch Elendigkeit oder Bosheit die Verräther ihres Vaterlandes und ihrer Herren, oder ſie ſind auf dem Punkt es zu werden. Die Ruſſen haben gethan, wie ein Volk thun muß. Sie haben dir keine vollen Magazine hinterlaſſen, ſie haben dir die Heerden weggetrieben, ſie haben dir die Dörfer angezündet, daß du mit deinen Banditenhorden kein Obdach fändeſt, ſie haben ihre Wieſen und Felder abgebrannt, daß deine Roſſe und Krieger nicht fänden, wovon ſie ſich nährten. Siehe! ſie haben recht gethan. So muß man Krieg führen gegen dich, ſo mußt du beſiegt und vernichtet werden. Denke an Portugal und an Wellington und wie Maſſena mit den Trümmern ſeines verhungerten Heeres fliehen mußte. Auch damals ſchrieeſt du über die Engländer c) Unmenſchlichkeit und Barbarei! aber Unmenſchlichkeit und Barbarei iſt nur, wo du biſt. Du droheſt und wütheſt, weil dir Männer begegnet ſind, die lieber alles als ihre Freiheit und ihr Land verlieren wollen, weil du nur öde Stätten und Hunger und Kälte und Regen und ein ganzes wimmelndes Volk voll Grimm und Rache auf deinem Wege gefunden haſt, weil in den Städten und Dörfern d) keiner zurück geblieben iſt, der dir einrichten, organiſiren, verwalten, lügen und trügen und das Land methodiſch ausmärgeln hilſt.

Das Glück, die Großmuth, die Ehre, die Freiheit, den Ueberfluß, die mit dir und deinen Horden kommen, wir kennen ſie alle, ganz Europa hat ſie erfahren und bezeugt ſie; wir wiſſen, wie du deine finſtere und bübiſche Seele in die Schaaren haucheſt, welche du aus allen Landen in den Tod treibeſt. Aber viele wiſſen noch nicht, wie die Führer dieſer Schaaren gleich den gemeinſten Dieben ſtehlen. Dieſen ſage ich, daß Bonaparte und Hieronymus, Murat und Maſſena, Soult und Beſſiers, noch keinen Augenblick das Handwerk e) vergeſſen haben, das ſie zuerſt aus dem Staube erhob. Ihre Stärke iſt die Grauſamkeit, ihr Preis die Wohlluſt, ihre Ehre das Gold.

Du wagſt von Gräueln zu ſprechen? du wagſt die Wahrheit zu reizen deine Schanden wieder aufzuwecken? Ich nenne dir nur Namen; ſie werden zu ihrer Zeit Geſpenſter werden, die Glück und Sieg von dir ſchrecken. Hatteſt du f) dein Lazareth in Paläſtina, hatteſt du Lübeck, und Wahren, Regensburg und Stralſund, Eylau und Witepsk vergeſſen? waren Enghien und Ferdinand der Siebente und ihre Ermordung und Einkerkerung dir ſchon entflohen? Du meinſt, wir ſollen das Gedächtniß verlieren, weil deine Schmeichler und Knechte dein Satansgenie Größe nennen.

Du ſagſt, du ſeieſt in Rußlands Mitte ohne Kampf eingedrungen, ſeine Landſchaften ſeien dir ein leichter Raub geworden, keine Macht, kein Widerſtand werde den zertrümmernden Siegeslauf deiner Waffen hemmen. Ohe! Ohe! Wie du dahin gekommen biſt, das werden Smolensk und Borodin der Mitwelt und Nachwelt erzählen. Warum du dahin gekommen biſt, das ſtellſt du dich nicht zu wiſſen; möchteſt du es bald keinem erzählen können! Du fuhreſt wild hinein, du glaubteſt zu täuſchen, zu ſchrecken und unter Moskaus Mauern den Frieden zu erzwingen; du dachteſt von dort aus von deinen gewaltigen Siegen, von deiner Großmuth gegen Rußland, von deinen Arbeiten und Sorgen für den Frieden und das Glück Europas, von Englands unſterblichen Kabalen und unruhigem Ehrgeiz gaukeln zu können. Du haſt dich geirret. Es war eine Zeit, wo du noch täuſchen konnteſt — ſeit dem Frieden von Tilſit haſt du deine letzte Larve abgeriſſen — es war eine Zeit, wo kurzſichtige Miniſter und Feldherren wähnen konnten, du werdeſt der blutigen Unruhe einmal ſatt haben. Jetzt hofft es niemand mehr; jetzt weiß die ganze Welt, daß mit der Hölle kein Bund beſtehen kann, daß nur mit deinem Blute und dem Umſturz deines abſcheulichen Thrones die Ehre und Freiheit unſers geſchändeten Welttheils wieder gekauft werden kann.

Du nennſt die Ruſſen gleichgültig, muthlos, ohnmächtig, und du knirſcheſt vor Verzweiflung bei deinen eigenen Lügen, daß ſie Lügen ſind: du fühlſt es mit Schrecken, wie alle deine Erwartungen und Hoffnungen, deine Gaukeleien und Täuſchereien in Nichts dahingefahren ſind. Du kenneſt den Geiſt, den Muth, den Zorn, den deine blutige und treuloſe Seele in dem ganzen Volke erweckt hat; du kenneſt die ſeltenſte Hingebung, du kenneſt die edlen Opfer, welche die Fürſten und der Adel, die Bürger und die Bauern, die Beamten und die Officiere g) für das heilige und geliebte Vaterland gebracht haben; du haſt die Rufe gehört, die nichts als Freiheit, Ehre, Selbſtſtändigkeit, Rache und Vertilgung der Fremdlinge tönen; du haſt die wimmelnden Schaaren von Männern und Jünglingen vernommen, die aus allen Gränzen des großen Reichs gegen dich heranziehen. Du biſt die verödeten Fluren und die abgebrannten Dörfer durchgezogen, und bebeſt, wie die gegen dich ſtreiten werden, welche ſolches zu thun den Muth hatten. Wiewohl du keine Tugend haſt und kein Herz, doch iſt es dein Fluch, daß du vor der Tugend und dem Herzen eines Volkes zittern mußt.

Noch ſitzeſt du in Moskau, noch ſchändet deine Gegenwart die großen Erinnerungen und Denkmäler der Vergangenheit. Wüthend ſitzeſt du da, wüthend, daß du keine Menſchen, h) daß du keine Schätze, daß du keine Vorräthe, am wüthendſten, daß du keine Knechte und Verräther fandeſt, daß kein Ruſſe deiner Gaukelei von Glückſeligkeit und Freiheit, die du zu bringen verſprichſt, glauben will. Wer mag ein Bild entwerfen, daß dich würdig zeichne? wer mag deine Geſtalt und deine Gefühle ausſprechen? O jedes menſchliche Herz müßte Eis und Stein werden, das dir nachempfinden könnte. Einſam und unvergleichlich in der ganzen weiten Geſchichte, halte den Ruhm feſt, daß du der einzige Bonaparte biſt, daß aber alle lebendige Weſen vor Schauder zittern, wie ſie deinen Namen vernehmen. O fühle die Unſterblichkeit voraus, die deiner würdigſt, wie die Nachkommen bei deinem Namen ſchwören werden, und wann!

In wüthender und flammender Herrlichkeit ſitzeſt du da, wie Satan in ſeiner Hölle, und haſt dich mit Tod, Verwüſtung, Mord und Flammen umgürtet. So throneſt du in der Burg der alten Czaren und ſchaueſt mit ſtummer Freude die Trümmer und Aſchen, die deine Ankunft verkündigen. Moskau brennt, Moskaus Glanz erliſcht, ſeine Pracht zerſtiebt in Staub, ſeine ehrwürdigen Kirchen, ſeine prangenden Baſiliken, ſeine herrlichen Palläſte, ſeine älteſten Denkmäler, noch jüngſt die Sitze des Glücks, der Menſchlichkeit, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, die Arbeiten, die Werke, die Wohlthaten großer Männer und trefflicher Herrſcher ſind bald nur Ruinen, die predigen werden: auch in Rußland war Bonaparte.

Du wirſt die Schuld auf die Ruſſen wälzen, *) du wirſt verkündigen: die Ruſſen haben Moskau an-

---

*) Dieſe kleine Stimme der Wahrheit hat ein eigenes Schickſal gehabt. Ein wackerer ruſſiſcher Patriot forderte, als die Einnahme und der Brand von Moskau in Petersburg bekannt ward, den Verfaſſer auf, etwas Stärkendes und Ermunterndes zu ſchreiben, was die Geſinnung des Volkes ausſpräche und zwiſchen ſie und die Elendigkeit und Büberei einiger Feigen oder Schurken, welche Frieden! Frieden! ſchrieen, eine Mauer aufführte; er ließ die Wahrheit ertönen, wie man ſie damals wußte, ſie ward dem Volke auch ruſſiſch gegeben, und beifällig erkannte es in ihr ſeine Neigung und ſeinen Willen. Die Art des Brandes in Moskau blieb wochenlang ein dunkles Geheimniß; man erfuhr endlich, was die Ruſſen unvergänglich ehren und Roſtopſchin zu einem großen Namen in der Geſchichte machen wird, daß ſie ſelbſt zuerſt ihre Häuſer und Habe den Flammen überlieferten, daß ſie die heilige Hauptſtadt anzündeten, damit der Feind darin nicht lagern und ſchwelgen könne; als ſie das Beiſpiel gegeben, thaten auch die Franzoſen Gleiches oder ließen doch das Feuer wüthen: Brand, Mord, Wuth ſchlugen für einen Monat in Moskau ihre Wohnung auf. Das aber gehört dem fliehenden Länderräuber, daß er den ſchönen Kreml, der keine Feſtung war, bei ſeinem Abzuge in die Luft ſprengte, daß er den herrlichen Petrowskyſchen Pallaſt vor der Stadt anzünden ließ ꝛc. ꝛc. Darin war für ihn kein anderer Vortheil als eine neue Schande, für die Ruſſen aber keine Schwächung der Kräfte, ſondern Stärkung zur Rache. Und ſoll der Raub der Tempel, die Plünderung der Bil-

gezündet. Ich ſage, deine Wuth that es und ließ es thun, dein entſetzliches Gemüth ſehnte ſich nach einem glänzenden Bilde des Gräuels und der Zerſtörung, wie Nero, als er Rom anzündete und über ihren Flammen ſang. Fürchterlicher Verderber, desgleichen Europa bis dieſen Tag nicht geſehen, ſchaue noch einige Tage dieſen nur dir fröhlichen Brand, ſchaue ihn, i) von deinen Trabanten umlagert und von deinen Metallſchlünden beſchirmt, und dann ſchaue und fühle auch, wie du den höchſten Gipfel der Verruchtheit erklommen haſt und hinfort reißend wirſt hinabgeriſſen werden in den Abgrund des Unglücks.

Ja zittre! zittre und erblaſſe, daß dein eiſernes Herz mürbe und dein ſchreckliches Gemüth zage werde! Zittre! es ſtehen für dich die alten entſchlafenen Furien wieder auf, die weitſchreitenden, weitgreifenden, fernſehenden furchtbaren Göttinnen der Hölle, die Rächerinnen und Jägerinnen jeder ſchwarzen That und jedes dunkeln Verbrechens; ſie ſtehen auf und ängſtigen dich und verwirren dich und ſchänden dich, bis du untergeheſt. Zittre! es iſt eine unſterbliche und gerechte Vorſehung; ſie wird dein ſchuldiges Haupt zu ſeiner Zeit faſſen und es zerſchmettern. Zittre! zittre am meiſten vor der Stätte, worauf du frevelſt! die grauen Häupter der Vorwelt, die ehrwürdigen Heldengeſtalten des ruſſiſchen Namens, entſteigen ihren Grüften und rufen Wehe, Wehe über dich: Rurik und Olga, Wladimir und Alexander Newsky, Iman Waſiljewitſch und Peter der Große, Suwarow und Katharina erheben ſich die Geiſter der frommen Väter, der heiligen Prieſter, der glorreichen Namen des ganzen Volkes und rufen Wehe über dich; es erheben ſich die Jetztlebenden, die Mütter, die ihre Söhne, die Schweſtern, die ihre Brüder, die Bräute, die ihre Liebe, die Kinder, die ihre Aeltern verloren haben: ſie alle, durch dich in Schwarz gekleidet, erheben ihre Hände zum Himmel, der früher oder ſpäter jede Unthat rächet, und rufen Wehe, dreimal Wehe über dich.

---

der von Gold und Silber, die Abnahme der goldenen Kreuze von den Kirchen unter ſo vielen Gräueln nicht auch eine Unthat heißen?

Wahrlich, du wollteſt erſchrecken durch die Verwüſtung und du entflammteſt, du wollt ſie niederſchlagen und du erhebeſt. Du haſt Flammen gezündet. Sie dich verzehren werden, denn ſie wehen wie Gottes Blitze durch alle ruſſiſchen Brüſte! — Vernimm es Frevler! vernimm es! muthiger und gewaltiger als je ſteht ein kriegeriſches Volk in allen ſeinen Gränzen auf und iſt bereit für das Vaterland zu ſterben oder dich zu vertilgen. Gott wird einen ſo heiligen und gerechten Kampf ſegnen: du wirſt nicht ſiegen.

Denn welche Bundesgenoſſen hat dieſes Volk? welche Mitſtreiter?

Der erſte iſt Gott der Herr, der große Helfer, der die Tapfern lieb hat und die Tyrannen zermalmet.

Die zweiten Bundesgenoſſen ſind Freiheit, Vaterland, Ehre, gewaltige Kämpfer, die nicht erliegen laſſen.

Die dritten Bundesgenoſſen, geharniſchte und ehrenfeſte, ſind Muth, Zorn, Rache.

Die vierten Bundesgenoſſen ſind die ſtillen und leiſen Gebete, Gelübde und Wünſche. die heißen Thränen und die brennenden Herzen der frommen Prieſter, der züchtigen Frauen, der Mütter, der Jungfrauen. Was inbrünſtig zu Gott emporflammt, das bringt auch Gottes Hülfe zur Erde herab.

O freuet euch ihr Ruſſen! freuet euch eurer unſterblichen Ehre, daß ihr für die Freiheit und den Ruhm von ganz Europa zu kämpfen berufen ſeid. Freuet euch! ſeid ſtolz auf eure Drangſale, wie ihr auf eure Siege ſtolz ſeyn könnt! Nicht allein die geweiheten Prieſter Rußlands, nicht allein die herrlichen und erhabenen Frauen, die auf ſeinem Throne funkeln, nicht allein die Greiſe und Kinder, die Frauen, Mütter, Jungfrauen eines gewaltigen und großen Volkes erheben für euch ihre Herzen und Hände zum Himmel; nein, Millionen Herzen flammen, beten, geloben, flehen in ganz Europa für euch. Sie alle hoffen von euren Waffen Heil und Erlöſung.

Freuet euch, ihr Ruſſen! euer großes Volk iſt in Ehre und Rache entbrannt und wird den Kampf gegen den Tyrannen wohl hindurchführen; euer glorreicher Beherrſcher, im Vertrauen auf Gott und ſein Recht, will mit der Schande keinen Frieden machen: die Glorie ſoll oben ſchweben; freuet euch! dieſe Jahre ſollen von eurem blutigſten, aber auch von eurem herrlichſten Kriege erzählen.

Freuet euch, ihr Ruſſen! die ganze Welt ſchauet auf euch als auf ein großes Beiſpiel, als auf einen hell leuchtenden Stern der Ehren; ſie vertrauet eurem ſtolzen Haſſe, eurem glühenden Zorn, eurem unerſchütterlichen Muthe das Größte und Herrlichſte. O ſeid wohlgemuth und friſch! ſeid auch darüber fröhlich, daß die ganze Geſchichte, daß dieſe Jahre, dieſe Tage, ja dieſe Stunde die Lehre beſtätigen, daß ein Volk nicht unterjocht werden kann, das ſich nicht unterjochen laſſen will. Die hochherzigen Hiſpanier, die ſtolzen Britten ſtehen als eure Bilder und Mitſtreiter, glänzende Säulen im ſchmutzigen Ruin der Schande.

Freuet euch, ihr Ruſſen! der Wahn iſt zerriſſen, die Verblendung iſt gehoben, das Schreckliche und Zerſtörende des wilden Verderbers ſteht vor der ganzen Welt enthüllt da. Auch das ſteht enthüllt, daß er nicht durch angebohrne Größe, Stärke und Herrlichkeit, ſondern durch die Faulheit, Feigheit und Elendigkeit derer, die hätten ſeine Gegner ſeyn ſollen, ſo groß geworden iſt. k) Wer ihn noch einen unbeſieglichen Helden, ein göttliches Genie, einen großen Mann zu nennen wagt, der läſtert die Menſchheit und die Geſchichte und will ſeine nichtswürdige Dummheit oder lauernde Büberei unter ſchönen Worten verhüllen. Wenn die Tugend gegen das Laſter, die Freiheit gegen die Tyrannei, die Ehre gegen die Schande in die Bahn tritt, ſo iſt der Kampf nicht zweifelhaft: ihr werdet ihn beſiegen.

Freuet euch, ihr Ruſſen! freuet euch eurer großen Arbeiten und unvergänglichen Thaten! freuet euch eurer Aufopferungen! freuet euch des Ruhms und des Gefühls, daß ihr Ein Volk ſeid, daß ihr ein mächtiges, tapferes, einmüthiges Volk ſeid! Haltet dieſen Stolz feſt! gebt dem Vaterländiſchen und Heimiſchen die Ehre, und gebrauchet als Feinde, die euch als Feinde gebrauchen. Da walte der Schwur und der Fluch:

Schwerdt gegen Schwerdt und Brüſte gegen Brüſte!
Volk gegen Volk und Küſte gegen Küſte!

So ſteht der große Kampf, die Sache Gottes und die Sache der Freiheit. Die Würfel großer Entſcheidungen ſind geworfen, aber ſie werden nicht fallen, wie die Verruchtheit hoffet. Europa wird nicht untergehen, Rußland wird nicht niedergetreten werden, Bonaparte wird kein zweites völkerverſchlingendes Rom gründen: er wird mit ſeinen Verbrechen und Gräueln vergehen. So klingt die Weiſſagung Gottes und der Geſchichte, ſo klingt die Weiſſagung der Tapfern und Guten, ſo klingt ſelbſt die Lehre dieſes ſchwachen und wahnſinnigen Zeitalters. Muth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, Hochſinn in Gedanken, und Stolz in Thaten werden die ermattete und verblutete Welt erlöſen und verjüngen; alle Länder, alle Völker werden ſich erheben und an dem eiſernen Joche ſchütteln; nach den Stürmen werden glückliche und friedliche Zeiten wiederkehren, und die Herrſcher auf den Thronen, die Edlen auf den Schlöſſern, die Bürger und Bauern in ihren Häuſern und Hütten werden ſicher wohnen und ihren Kindern und Kindeskindern die blutigen und ungeheuren Mährchen dieſer Tage erzählen. Dann wird auch dieſe Zeit und ihre Schande und ihr Unglück wie ein dunkler Traum hinter uns ſchweben und die Wahrheit wird herrſchen für die Lüge.

Anhang.

a) Bonaparte iſt der erſte Ausleger des Tacitus und Suetonius. Man kennt die Gaukelei, die er gleich Roms alten Tyrannen gebraucht, aus jeder merkwürdigen Stadt, wohin das Glück der Waffen ihn führt, eine Menge Dekrete zu datiren.

b) Die Zeit enthüllet alles. Noch haben die Ruſſen in keinem Gefecht, in keiner Schlacht gegen ihn unterlegen. Smolensk koſtet ihn 10000 Mann mehr, als ſie; Borodin hält gegen ſeine Prahlerei die einfache Wahrheit, wie derjenige ſiegreich heißen mag, der feindliche Batterien während funfzehn Stunden vier- und fünfmal vergeblich beſtürmt und endlich völlig in die Flucht geſchlagen wird.

c) So lautet es im Moniteur unter dem 14. Sept. 1810: „Durch eine bei geſitteten Völkern unerhörte Barbarei befiehlt Lord Wellington, daß die Mühlen, die Höfe, die Häuſer zerſtört, daß die Felder abgebrannt werden ſollen, und daß eine weite Wüſte das engliſche Heer von dem franzöſiſchen trennen ſoll. Dieſes Betragen iſt gräulich und beiſpiellos in den neueren Jahrbüchern. Die Franzoſen, die Preußen, die Oeſterreicher, die Ruſſen haben in feindlichen Ländern nie dieſe gräulichen Mittel gebraucht. Wie mag man einen Feldherrn entſchuldigen, der in einem freundlichen Lande, für deſſen Beſchützer er ſich erklärt und das ihm wie ſein eignes heilig ſeyn muß, wann er es nicht behaupten kann, brennt, verheert, verwüſtet? Das beſtimmt den Unterſchied, der zwiſchen England und Frankreich iſt: allenthalben, wo Frankreich überwiegt, gebieten die edeln und hochherzigen Gefühle in den Landſchaften, deren Meiſter die Franzoſen ſind, bleiben die Vermögen, die Privatbeſitzungen, die Waarenmagazine ihren Eigenthümern. (Lüge recht unverſchämt!) Sie führen nur mit den Domainen des Herrſchers Krieg. Die Läden, die Meſſen, die Märkte ſind offen, wie im vollen Frieden. Wann Frankreich Herr des Meers ſeyn wird, werden ſeine Geſetze von der Hochherzigkeit ſeines Charakters zeugen. Die Liberalität ſeiner Grundſätze wird dieſelbe wie auf dem Lande ſeyn (o glückliches Europa!) Das Völkerrecht und die Liberalität des Kontinentalkodex verdankt man Frankreich, die Barbarei des Seekodex verdankt man dem Einfluß Englands zur See.“

Der Ausgang des portugieſiſchen Feldzugs bewies die Zweckmäßigkeit und Weisheit von Wellingtons Anſtalten; und doch hatten die Portugieſen ſie kaum halb ausgeführt. So nur können Barbarenhorden, die von Raub und Plünderung leben, beſiegt werden. Das iſt die Dummheit und Schande zugleich, wenn man drei Monate, iſt man reich, vielleicht drei Jahre für ſie die Knechte und Haushälter macht, und doch endlich, nachdem man methodiſch ausgeſogen iſt, wie ein Bettler davon gehen muß. Gegen das, was die franzöſiſche Revolution und Bonaparte die große Art des Kriegs (Räubereien, Plünderungen, Requiſitionen, Vorſpanne ꝛc) genannt haben, muß man auch eine große Art brauchen. Wann er ſchimpft, ſo iſt es ein gutes Zeichen; dann thut es ihm weh.

d) Nach der Schlacht bei Borodin beſchwerte Marſchall Ney ſich gegen einen ruſſiſchen Parlamentär am meiſten darüber, daß die Franzoſen, wohin ſie kämen, alle Auktoritäten, Magiſtrate, Polizeien aufgelöſt fänden: das arme Volk, ſagte er, ſey dadurch ohne Schutz und der Willkühr des zügelloſen Soldaten preis gegeben; das ſey unerhört und unmenſchlich. Höre den Wolf, wie er von Milde und Güte predigt! Nein, nicht dies, das verdroß euch, daß ihr zum Organiſiren, Verwalten, Ausſchreiben keine Helfer fandet, daß ihr es nicht ſo bequem fandet, als in Berlin, Sachſen, Hannover, Schleſien, wo ihr durch die Beamten und Verwalter des Landes die Einwohner zügeln und den letzten Heller aus ihren Koffern ziehen konntet. Dieſe ruſſiſche Maaßregel iſt weiſe und löblich: wenn der Weiſer weg iſt, werden die Bienen grimmig.

e) Auf dem Wege von Jena nach Berlin wohnte Bonaparte bei der Wittwe des berühmten Arztes Meckel. Dieſe Frau hatte ihr ſehr reiches Silberzeug (meiſtens Geſchenke, die ihr verſtorbener Mann bei ſeinem Aufenthalt in Petersburg erhalten hatte) dem wie ſie meinte hohen Gaſt zu Ehren auf die Tafel geſetzt. Als er abfuhr, packten ſeine Leute faſt alles in ihre Säcke. Ein ſolcher will Kaiſer heißen. In dem letzten öſterreichiſchen Kriege trieb er 1500 Schafe (ein kleines Lieblingseigenthum der regierenden Kaiſerin von Oeſtreich) nach Frankreich und ſchenkte ſie Joſephinen. Ein ſolcher will ein ritterlicher Kaiſer heißen. Wie Bonaparte der Meckel in Halle, ſo that Murat der damals ſchon Großherzog von Berg hieß, in Demmin der Landräthin von Heiden-Linden, bei welcher er faſt zwei Tage gewohnt und wie in der Familie gelebt hatte. So that Hieronymus, der ſich König von Weſtphalen titelt, 1809 in Dresden ꝛc. ꝛc. ꝛc. Dieſe Ehrenthaten und Ehrentitel ſchreiben ſich mit keinen ꝛc. hinlänglich aus.

f) Wer kennt nicht das Lazareth? — Lübeck? Wer kennt nicht das Unglück dieſer durch ihre Sitten und ihren uralten Ruhm ehrwürdigen Stadt? Als der menſchliche Bernadotte die Gräuel hemmen wollte, ließ es Murat nicht zu und ſprach die kalten Worte: aber ich habe ihnen die Plünderung verſprochen. Als die Deputirten der Stadt bittend und klagend vor Bonaparten erſchienen, ließ er ſie nicht zum Wort kommen, ſondern ſprach in ſeiner abgebiſſenen Tigermanier: Ich weiß was ihr klagen wollt: man hat einige Menſchen ermordet, man hat geplündert, man hat genothzüchtigt: das iſt der Krieg. — Wahren? Eine Meile von Wahren war ein ſehr lebhaftes und für die preußiſche Reiterei ehrenvolles Gefecht zwiſchen Blüchers und Murats Heerſchaaren. Die Franzoſen plünderten nachher das arme Städtchen auf das grauſamſte. Zwei Nichten des preußiſchen Generals lebten darin; dieſe hatte Murat ſeinen Soldaten namentlich zur Schändung aufgegeben; eine großartige Rache an dem preußiſchen Feldherrn. Glücklich waren die adelichen Jungfrauen ſchon zwei Tage früher zu einem entfernt wohnenden Verwandten gebracht worden. — Regensburg und Stralſund? Als die Franzoſen von Regensburg aus auf der Donaubrücke gegen Stadt am Hof Sturm liefen, ſchmetterten die öſterreichiſchen Kartätſchen ganze Reihen nieder; dieſe wurden von den Nachrückenden — gleichviel, ob todt oder verwundet — ſogleich über die Brückengeländer in den Strom geworfen: noch den folgenden Tag wimmerten unten Unglückliche, die an den eiſernen Haken der Brückenpfeiler über dem Waſſer hängen geblieben waren. In Stralſund, als die Franzoſen und Holländer an der Meerſeite gegen Schill ſtürmten und viel Volks fiel, warfen ſie, damit ſie ihren Verluſt bedeckten, Todte und Verwundete untereinander ins Meer. Dies iſt die große Bonapartiſche Manier; wer hat nicht von ſeinen Geſchwadern von Todtengräbern gehört, die alles was fällt auf das geſchwindeſte vom Sonnenlicht wegzuſchaffen ſuchen, damit es die Augen der Lebendigen nicht ſo ſehr erſchrecke. — Eylau? deine Gräuel ſind faſt vergeſſen; ſo ſchnell folgen neue den alten. — Witepsk? Ganz Polen, ganz Rußland weiß es, und ſchaudert, wie Leben, Vermögen, Ehre deiner Bewohner von den feinen und liebenswürdigen und menſchlichen Franzoſen geſchändet ſind. Frauen, Jungfrauen, ja Kinder. — Wir dürfen die Namen nicht nennen, damit die Wunden der Entehrung nicht wieder aufgeriſſen werden.

g) Soll ich die edlen Orlows und Scheremetjefs und Soltykows, ſoll ich ſo viele andre Namen nennen? Namen verſchwinden, wo ein ganzes Volk von Einem Sinn, Einem Haß, Einer Liebe des Vaterlandes und der Ehre entflammt iſt. Alle Stände, alle Klaſſen, alle Unterſchiede der Geſellſchaft ſind ſich in dem Einen gleich geworden, Leben, Gut, Blut, alle Kräfte, alle Arbeiten, alle Anſtrengungen dem geliebten Vaterlande darzubringen und zu opfern. Männer, die faſt ſchon Greiſe, Jünglinge, die faſt noch nicht wehrhaft, tapfere Krieger, die im Dienſt des Vaterlandes früher ſchon verſtümmelt waren, haben ſich unter die Waffen geſtellt und ſtellen ſich täglich darunter, und werden das Schrecken ihrer Feinde.

h) Kaum 20000 Menſchen fand Bonaparte in Moskau von einer Bevölkerung von 350000 bis 400000; alle Schätze, alle Vorräthe waren vorher ſchon geflüchtet; keine Magiſtrate, keine Polizeien halfen ihn einquartieren, ausſchreiben, verwalten, ſpioniren, angeben und ihr Vaterland ſchinden und feſſeln; kein Ruſſe ließ ſich von ſeinen Täuſchereien verlocken und verführen. Wüthend darüber ließ er die Flammen los, daß er ſich noch mehr an der Zerſtörung weidete.

i) Er ſaß im alten ehrwürdigen Kreml der Czaren, gleich einem Tyrannen der alten Geſchichte, von ſeinen Mammelucken und Trabanten umlagert und die Thore der Burg mit geladenen Kanonen beſetzt. So ſah er in die Flammen und Zerſtörung hinab; ſo mahle ihn einmal ein Mahler.

k) Was ſoll man an die Sünden und Verbrechen der Vergangenheit wieder erinnern, oder auf die matte Gegenwart hinweiſen? wie viel Gaukelei, Eitelkeit, Feigheit geſündigt haben? in wie wenig hohen Brüſten die Ehre als die leuchtendſte Göttin des Lebens gebrannt hat? Merkten ſich doch alle Schwächlinge und Weichlinge den großen Spruch des Miltoniſchen Teufels:

To be weak is miserable, doing or suffering.
Schwach ſeyn iſt elendig im Handeln oder Leiden!

Die Geſchichte wird eine genaue Rechnung halten; Schanden, die man leidet, ſind faſt ſchlimmer, als die man thut.

Dritter Zug.

Wirf einem Zwerge dich zu Fuß,
Wächſt er nicht plötzlich auf zum Rieſen?
Beſteige den Montblanc, und Grimſel und Gotthard muß
Sich gleichen mit des Thales Wieſen.

Bruchſtücke aus der Geſchichte Bonapartens.

Nachdem wir ſo das Aeuſſere und Fremde Frankreichs betrachtet, werfen wir wieder die Augen auf ſein Inneres und Eigenes und auf die Art und Regierung des Mannes, der ſeit den 10. Nov. 1799 die Zügel in ſeiner ſtarken Hand hielt.

Es erſchien bald, was Fouché wollte und wohin Bonaparte ſtrebte. Sogleich im Anfange der neuen Regierung begann eine fürchterliche Spionerei und Auflauerei, und eine dunkle und geheimnißvolle Polizei, die zu beſolden man nun die Mittel hatte, verbreitete ſich zum Schrecken aller wohlgeſinnten und freidenkenden Menſchen über ganz Frankreich. Jakobiner und Mordanſchläge gegen die Regierung und eine Unendlichkeit von Anklagen und Gerüchten mußten zur Einleitung und Entſchuldigung dienen. Zugleich ward allen kühnen und freien Ideen ein nicht verhüllter, ſondern offener Krieg erklärt: Freiheit, Philoſophie, Metaphyſik, Atheismus und jedes Laſter und jede Schändlichkeit wurden unter Eine Aufſchrift geſtellt und als das Verderben des menſchlichen Geſchlechts gezeigt, und alle Oeffentlichkeit der Preſſe ward von Monat zu Monat mehr gefährdet und endlich ſo eingeſchränkt, daß Andeutungen und Auslegungen, womit nichts gemeint war, gefährliche Anklagen werden konnten. Auch die Theater wurden unter die ſtrengſte Aufſicht geſetzt, und noch immer waren einzelne unſchuldige Namen und Titel und Worte, oder Erinnerungen, die aufgehört hatten Erinnerungen zu ſeyn, Grund genug, daß dieſes und jenes Stück nimmer gegeben werden durfte. Immer hatte die Polizei in dem Theater ihre Lauſcher, damit ſie vernähme, wohin der Ton und die Stimmung des Volkes ſpiele, und damit ſie alles bezeichnete und angäbe, was republikaniſch, der jetzigen Regierung ungewogen, oder nur kühn und beherzt ſich äußerte. Auf allen öffentlichen Stellen und Häuſern aber waren die Menſchen ſo umſtellt und beobachtet, daß ſie endlich kaum lauſchten und athmeten, geſchweige denn dachten und redeten. Dies alles hies Anſtalten für das Glück und die Freiheit Frankreichs. Fouché hatte in der Hölle die Künſte der geheimen Polizei gelernt und wie man Menſchen gerichtlich und ungerichtlich ermorden und vom Angeſicht der Sonne wegſchaffen könne. Die Seele eines ſolchen Ungeheuers zitterte vor keinem Verbrechen und erblaßte vor keiner Gefahr; er war eben ſo muthig als ſchlau und grauſam. Ihm hatte Bonaparte ſich und ſein Glück anvertraut und dieſer einſt wüthendſte Schreier für Freiheit und Gleichheit diente ihm ſeit dieſem Vertrauen mit der unverbrüchlichſten und unbeſtechlichſten Treue.

Aber immer noch waren viele heiße und glühende, auch noch für das Edlere glühende, Menſchen in Frankreich; immer noch waren viele blutdürſtige Verbrecher, und andere, theils ſchändliche theils verehrliche, Gegner der neuen Regierung, oder doch ſolche Menſchen, die den Deſpotismus und die Einwiegung in ihren matten Seelenſchlaf hemmen und hindern konnten. Dieſe wo möglich alle in eins zu miſchen und zu verderben, damit über feige, entgeiſtigte und entmuthigte Knechte deſto leichter geherrſcht werden könnte, war die große Arbeit und Einfädelung Fouché's. Den 24. December des Jahres 1809 platzte eine große Verſchwörung aus. In der Straße Nicaiſe ſprang eine mit Mord und Tod geladene Maſchine, die man nach ihrer Zuſammenſetzung, ihrer Wirkung und ihrem Zweck die Höllenmaſchine genannt hat, warf mehrere Häuſer zuſammen, und tödtete ein paar Dutzend Menſchen. Der erſte Konſul war einige Minuten vorher in die Oper gefahren, für ihn hatte ſie zerplatzen, ihn hatte ſie zerſchmettern ſollen. Dies war der Mordplan geweſen. Doch ſieht man nicht, warum ſie nicht platzte, als er ihr zunächſt war. Deswegen haben viele geglaubt, das Ganze ſei Fouché's Erfindung und Anſtellung geweſen, damit er die beſtimmten Opfer ſchlachten und ehrlichen Leuten an das Leben kommen könne. Indeſſen wurden einige Elende als Zurichter und Helfer dieſes Gräuels hingerichtet; aber man ſieht nicht, wodurch und wofür ſie ſo Großes gewagt haben ſollten, denn etwas Bedeutendes ward nicht im Hintergrunde gezeigt. Aber nach dieſem erſten Knall, der die Gelegenheit öffnete, faßte Fouché bald ſeinen feſten Raub und offenbarte die Bedeutung.

Bald wurden wichtigere Männer angeklagt. Demerville, Ceracchi, Arena wurden verhaftet, und beſchuldigt, ſie ſeien den 10. Oktober in der Oper in der Nähe von Bonapartens Loge geſehen worden und haben ihn ermorden wollen. Arena hatte vor einem Jahre, den 10. November 1799, auf Bonaparte einen Dolch gezückt; Ceracchi, ein berühmter italiäniſcher Bildhauer hatte ihm auf die freundliche Anrede, ob er ſein Bild nicht meiſſeln wolle, finſter die Plünderung ſeines Vaterlandes Rom, die Entweihung der heiligen Kunſt und jetzt die Mordſucht gegen alle Freiheit vorgeworfen und geſagt, eines ſolchen Mannes Bild verewige er nicht; auch Demerville war in Worten heftig geweſen. Dieſe drei wurden gefaßt, ein einziger Zeuge wurde gezeigt, ein mehrmals weggejagter Hauptmann eines Heers, ein ehrloſer Menſch und der ſich als Mitverſchwornen angab; welches beides ihn als Zeugen unfähig machte. Mehrere und beſſere Beweiſe konnte ſelbſt Fouché's Erfindſamkeit nicht ſchaffen. Sie wurden ſchnell hingerichtet. Daß jeder von ihnen Bonaparten wohl gern ermordet hätte, mochte wohl nicht zweifelhaft ſeyn. Doch wehe dem Staate, wo man die Menſchen wegen ihrer Geſinnungen und Gedanken hinrichten darf.

Nach dieſen erſten Schlägen gieng Fouché weiter; der ganze Robespierre lebte nur in anderer Geſtalt und unter andern Vorwänden und Verzierungen, der Gräuel wieder auf in ihm. Bald wurden unter dem Titel Jakobiner und Septembriſirer 130 franzöſiſche Bürger nach Guyana abgeführt. Unter dieſen waren Deſtrem, Karl Heſſe, ein vormaliger teutſcher Prinz von Heſſen, Felix Lepelletier, Lebois die berühmteſten Namen. Aber wie viele andere Schuldige und Unſchuldige wurden bei dieſen Aufgreifungen, Einkerkerungen und Wegführungen mitgefaßt oder in Gefängniſſen geheim vertilgt! Denn alle dieſe Dinge geſchahen vorbereitet urplötzlich und nächtlich und das Volk erfuhr erſt Wochen nachher, was die Regierung gut fand es wiſſen zu laſſen, oder raunte ſich ängſtlich zu, was ein jeder auf ſeine Art erfahren hatte. Zugleich wurden beſondere Hochgerichte vorgeſchlagen, die in ganz Frankreich über alle Verbrechen, welche die öffentliche Ordnung ſtören und die Sicherheit des Staats bedrohen, mit Ausſchluß jedes andern Gerichts einzig und zuerſt und zuletzt gegen jedermann erkennen und deren Beiſitzer von dem Oberkonſul allein ernannt werden ſollten. Dieſe Scheußlichkeit empörte doch alle gerechte und freie Gemüther und fand vorzüglich im Tribunat langen und heftigen Widerſpruch. Wozu, tönten viele Stimmen, wolle man alte Schrecken und blutige Erinnerungen wieder erneuen? wozu die Franzoſen vor allen Völkern ſo entwürdigen und bei ihnen ſelbſt entmenſchen? wozu die ſcheußliche Erfindung Robespierres wieder gebrauchen, wenn die Regierung, wie ſie verſprach, nur auf Treue und Achtung und Liebe ruhen wolle? Doch ſiegten die, bei welchen die Gewalt war; im März 1801 wurden in den verſchiedenen Landſchaften Frankreichs in ſiebenundzwanzig Städten ſolche despotiſche Gerichtshöfe angeordnet, welche viele Verbrecher lieferten und die Gefängniſſe füllten. Durch Schrecken wird am geſchwindeſten zur Allgewalt gegangen, durch Liebe am ſicherſten.

Eine andere Einrichtung für die unumſchränkte Herrſchaft ward die geſchwinde, ja die zu geſchwinde Wirkſamkeit der Polizei, zu welcher beſonders die Gensd'armerie gehört. Dieſe ward nach der Unterdrückung der Vendee durch ganz Frankreich auſſerordentlich zahlreich eingerichtet: ſchwer berittene und ewig bewegliche Regierungsagenten und Polizeidiener, die anſehnlich beſoldet und faſt als Herren geachtet für ihre gute Aufführung Bürgſchaft leiſten und die ganze Ausrüſtung und Waffen und Pferde auf ihre eigene Koſten halten mußten. Sie ſollten anfangs nur der Meutereien, des Straßenraubes und der bürgerlichen Unruhen wegen ſeyn, wurden aber in demſelben Maaße, wie dieſe abnahmen, immer noch vermehrt, und ſetzten jeden Weg und Steg, jedes kleinſte Dorf und jede entlegene Hütte unter die Bewachung und Beobachtung der Regierung. Wie Fouché dieſe zu gebrauchen verſtand, weiß ein jeder.

Seine Perſon übergab Bonaparte ganz an Fouché, jeden Schritt und Tritt, jede Stunde, ja jeden Augenblick zeigte er ſeinem Miniſter an, damit dieſer ihn bewachen könne; denn das hatte Fouché ausdrücklich verlangt. Sein Malmaiſon, wo er zuerſt wohnte, war wie ein Todtengrab, wohin niemand nahen durfte als einige Vertraute und wo nur er und ſeine Gemahlin und ſeine Diener und Leibwächter zu Fuß und zu Pferde und die Nächſten um ſeine Perſon, die Mammelucken, mit ihm lagen. Nachher in Paris dieſelbe Sorgfalt und Bewachung. Nimmer ſah man den erſten Konſul allein oder in geringer Begleitung zu Fuß oder zu Pferde unter dem Volke. Nie wußten ſeine Nächſten nur, wann, wohin, und wo er ſich bewegen oder ſeyn werde: ſeine Wohnzimmer, ſein Stand zu Arbeiten und zum Schlafe waren völlig unbeſtimmt. Das aber hatte er Beſonderes, daß er in den Stunden, wo andere Menſchen zu ſchlafen pflegen, am liebſten wachte und arbeitete, entweder wegen ſeines feurigen und unruhigen Geiſtes, oder weil er die Nacht für die ſicherſte und geheimen Anſchlägen bequemſte Zeit hielt. Soviel koſtet die Herrſchluſt. Er hatte von jeher einen tiefen Aberglauben offenbart, was in einem ſo düſtern und unruhig brütenden Menſchen als er war auch nicht anders ſeyn konnte; vorzüglich aber war er abergläubiſch in Hinſicht ſeiner Gemahlin, Sie, das haben viele behauptet, galt ihm wie ſeine ſiegende und ſchützende Fortuna, und in Zeiten groſſer Gefahr hielt er ſie dicht an ſich; daß ſie, wann er ſchlief, immer bei ihm im Bette ſeyn mußte, konnte für eine Schutzwehr gehalten werden. Er ließ die Logen des Theaters und der Oper, worin er erſchien, inwendig mit Eiſenblech ausfüttern und beſtellte ſich in Brüſſel einen eigenen Prachtwagen, der zwiſchen dem Holz dicht mit Eiſen verwahrt war und deſſen Thüren er bei dem geringſten Lärm oder Auflauf nicht allein zuziehen, ſondern den ganzen Wagen in eine nicht leicht durchbrechliche Feſtung verwandeln konnte. Um die Thuilerien, wo er in Paris wohnte, waren an allen Treppen und Eingängen Lauſcher und Beobachter hingeſtellt; alle Zimmer und Thüren füllten und durchlieſen unter dem Schein von mancherlei Geſchäften und Beſtellungen in der Tracht ſeiner Leute eine Menge Menſchen, die im Nichtsthun nicht müſſig waren. Alle weniger bekannte und ſichere, oder fremde Menſchen, die vor ihn gelaſſen wurden, mußten in einer vorgeſchriebenen Art erſcheinen, wobei Verbergung und Gebrauch von Waffen faſt unmöglich war, und wurden immer von den aufmerkſamen Augen mehrerer Beſtellten begleitet. Ihn aber umgaben bei öffentlichen und feierlichen Gelegenheiten immer viele Generale und Adjutanten und nie wichen zwei ſeiner Leibmamelucken ihm von der Seite. Das war aber das Auffallendſte, daß er unter dem Vorwande, einen ſchönen Platz für das Schloß, vorzüglich aber für die Kriegsaufzüge zu gewinnen, ſeitwärts den Thuilerien mehrere Gaſſen und vor demſelben eine Menge Häuſer niederbrechen und den weiten offenen Platz mit vierzig, funfzig Fuß hohen oben ſpitzgezackten Eiſengittern umgeben ließ, welche des Abends frühe geſchloſſen und des Morgens nicht eher, als bis viele Menſchen auf den Gaſſen wimmelten, geöffnet wurden. Da ſaß er wie ein wildes reißendes Thier, das man eingittert, damit es nicht zerreiße; er aber wollte nicht zerriſſen werden. Dies that Bonaparte im zweiten Jahre ſeiner Herrſchaft, und den Enkel ſo vieler Könige, den armen verlaſſenen und zuletzt faſt unbewachten Ludwig den Sechszehnten hatte man einen Tyrannen geſcholten, weil er ſich den wüthenden Jakobinern nicht ganz entblößt hatte hinwerfen wollen. So ändern ſich die Zeiten, und Furcht befiehlt, was der Liebe eine Schuld wird. Der große ſchöne Garten hinter den Thuilerien, worin man zur Sommerszeit ſonſt bis Mitternacht ſpazieren mochte, ward in der Dämmerung geſchloſſen und jeder Baum und Strauch unterſucht, ob hinter oder auf ihm ſich noch jemand verberge. Dann wurden auch alle Fenſter zugegittert, kein Lichtlein leuchtete, kein Laut erklang von dem Schloſſe: es ſchien was es war, eine düſtere Leichengruft. So müſſen Tyrannen wohnen.

Nicht alle dieſe Vorſichten und Anſtalten muß man tadeln. Auch ein frommes und feſtes Gewiſſen, auch ein edler und treuer Fürſt würde in Bonapartens Stelle haben auf ſeiner Hut ſeyn müſſen. Auch wenn er die Gegenwart zügelnd und für die Zukunft rathend nur gegen die Ausgelaſſenheit ſtreng und gegen die Grauſamkeit grauſam geweſen wäre, auch mit dem mildeſten freundlichſten Gemüthe würde er erbitterte Feinde gehabt haben, Raſende und Ehrgeizige, die ſelbſt mitherrſchen wollten, und Unſinnige und Verkehrte, die nach langen Proben immer noch nicht begreifen wollten, daß Frankreich eines Königs bedürfe. Aber hätte er dem Volke Liebe und Güte, hätte er der wirklichen Freiheit und Gerechtigkeit Schonung und Achtung offenbart, o er hätte ganz anders leben können und wäre von dem durch ihn geretteten Volke auf den Händen getragen worden. Aber ihm gefiel das Finſtere für das Helle, das Grauſame für das Gütige, die Angſt für die Freude.

In ſeiner Hofhaltung und bei öffentlichen Gelegenheiten war Bonaparte faſt feierlicher und prächtiger, als die alten Könige, und ſuchte darin das Gebundenſte und Strengeſte von der vorigen königlichen Art wieder hervor, theils wohl aus Eitelkeit, die er auch darin bewies, daß alles, was von ihm kam oder ſich auf ihn bezog, auf das ausſchweifendſte und ſklaviſcheſte gelobt und faſt vergöttert ward; mehr aber noch, weil er als ein kluger Mann begriffen hatte, daß die Herrſchaft Gepränge und Glanz haben muß und daß ein König für das Volk, nicht aber gleich dem Volke ſeyn ſoll. Sich und ſeiner Gemahlin und allen ſeinen Gefreundeten legte er königliche Ehren und Weiſen bei und empfing die fremden Botſchafter und alle die Fremden und Eigenen, die ihm vorgeſtellt wurden, mit königlicher Kürze und Abgeſchnittenheit. Auch darin wäre er und die Seinigen gern alten Königen gleich geweſen, daß ſie die älteſten Familien Frankreichs in den Stellungen und Trachten ihrer Diener und Dienerinnen geſehen hätten; aber wie viele Siege er auch erfochten hatte, der Sieg über die alte Geburt und ihren Stolz ward ihm der ſchwerſte. Lange hielten die meiſten Altadelichen ſich fern von dem neuen Hofe und ſeiner Gemeinheit und Plumpheit, wie ſie es nannten, und nur wenige, welche bittere Armuth zwang oder niedriger Geiz lockte, wollten zu ſeinem Hofe gehören.

In ſeinem äuſſeren Weſen, wo er als Menſch erſchien, war keine Lüge; das Trügeriſche, Dunkle, Stumme, Verbiſſene und unerbittliche ſeiner Natur trat unverholen hervor; ſtarr, geſpannt, mit finſterem zurückgezogenen Blick und jenem freundlichen geizigen Lächeln, woraus die Härte blitzt, wie die froſtige Winterſonne aus Schneewolken, ſo erſchien er: in Reden oft freundlich und faſt wie gemüthlich, in Gebärden immer feindlich und gefährlich. Als Kennzeichen eines Tyrannen trug er an ſich, daß ſeine Stimme gellend, doch oft heiſer war: die Katzengeſchlechter haben nie eine liebliche oder volltönende Stimme gehabt. Auch das hat er vom Tiger und der Katze, daß er im Genuß der Wolluſt häufig hinfällig wird. Die Natur ſtellt ihre Zeichen und Aehnlichkeiten nicht umſonſt auf; aber wir müſſen ſie bemerken. Er hat ein Recht zu ſeyn, wie er iſt, aber wir ſollen nur verehren, was dem Gnädigen und Göttlichen ähnlich iſt. Dem Volke hielt er ſich durchaus fern und fremd und war allein der ſchwere und ernſte und einfache, wenn um ihn alles leicht und leichtfertig und prunkend ſeyn durfte, ja wohl befohlen war ſo zu ſeyn. So müſſen Franzoſen beherrſcht werden; in Maaßen muß jedes Volk ſo beherrſcht werden, denn es ſoll das Kleine und Gewöhnliche nicht ſehen, das auch der König als Menſch tragen muß, damit es das Königthum ſelbſt nicht als etwas Kleines und Gewöhnliches ſehe. Bonaparte gewann Dreifaches dadurch: erſtlich erhöhete er den neuen König, zweitens vermehrte er die Tiefe und Finſterniß einer italiäniſchen Natur, und drit-

drittens ſchloß er ſeine Schroffheit und Strenge ſo zu, daß wenige ihm ins Herz zu blicken wagten. Die Meiſten zitterten wie vor einem fremden und ungeheuren Weſen: er konnte ſie durch unbekannte Schrecken und Grauſen leichter beherrſchen. Hier war das Meiſte von ihm durchdacht und berechnet; ſollte er alt werden — was nicht glaublich iſt — ſo wird ein wunderbares Mittelding zwiſchen einem Tiberius und Scipio dem Aeltern hervorſpringen, deſſen leiſeſte und feinſte Züge aber nur ein Tacitus wird belauſchen können.

Wie Bonapartens Aberglaube ſeine Gemahlin als ſeine Fortuna, ja als ſeine Schickſalsparze anſah und in ihr eine bewahrende und behütende Kraft wahrzunehmen glaubte, habe ich oben erzählt. Sonſt hat das Gerücht auch Weibergeſchichten von ihm, und daß ſeine Stieftochter, die er ſpäter ſeinen Bruder Ludwig vermählte, ſeine Geliebte geweſen: die Neugier und Bosheit flüſtert gern ſolche Dinge. Ueber die Gipfel der höchſten Bäume und Thürme üben ſich die Buben am meiſten mit Stöcken und Steinen zu werfen. Was bei kleinen Leuten oft entſchuldigt wird, was bei wenigen Laſter heißt, das vergiebt man billig einem Manne, der mit den größten Dingen beſchäftigt iſt und kleinere Mängel irdiſcher Natur durch große Thaten ſo leicht bezahlen kann; Bonaparten muß man es verzeihen, da er kein Beiſpiel gewieſen hat und auch nicht weiſen wird, daß er für Wohlluſt, Wein und Weichlichkeit auch nur Eine wichtige Stunde verloren hat. In großen Dingen iſt er ein ſündlicher Menſch, ganz von dem Einen, was der Augenblick verlangt, durchdrungen und verſchlungen; da verſinkt die kleine Welt mit ihren kleinen Begierden und Freuden tief unter ſeinen kühnen Entwürfen und ſtolzen Gedanken. Er wird nie bloß genießen wollen, noch ſich des Geſchehenen und Gethanen erfreuen, deswegen wird die Welt vor ihm auch keine Ruhe haben. Vieles hat der Haß der Welt, den er trägt, auf ihn gewälzt, was ihm kaum fern angehört. Auch alle die neuen Emporkömmlinge, die Miniſter, die Feldherren, die Senatoren, die Staatsräthe, die großen Reichen der neuen Ordnung ſoll er vertreten; ſie werden nicht bloß als ſein Hof und ſeine Diener betrachtet, ſondern als ſeine Familie und als ſeine Befreundete. Weil ſie alle aus Einem Glücke aufgeſchoſſen ſind, ſo werden ſie wie Kinder Einer Mutter in Einem Urtheil zuſammengefaßt. Hier muß Bonaparte viel leiden, nicht allein ſeine eigenen Sünden, ſondern die Sünden der Welt muß er tragen, und dieſe ſind nicht leicht. Nach der Vertilgung oder der gänzlichen Zurückziehung der beſſeren Köpfe und edleren Herzen iſt unter dem Gebietenden faſt das Geſchlecht nur noch übrig, das dienen und genießen und für jeden Preis der Unterwürfigkeit und Niederträchtigkeit ſelbſt in dem ſchmutzigen Strom der Zeit doch als mitſchwimmend geſehen ſeyn will. Bonaparte büßet mit Recht für ſolche, weil er ſie gebraucht. Was in Heuchelei und Schmeichelei Schändliches, was in Wolluſt Schmutziges, was in Geiz und Beſtechlichkeit Verächtliches, was im Uebermuth Unerträgliches und in der Aufgeblaſenheit Pöbelhaftes iſt, das haſt du in dieſer befleckten Schaar beiſammen. Auch die Feldherren deſſelben Gelichters. Daß ſie von unten auf aus dem Volke entſproſſen ſind, mußte ihre höchſte Ehre ſeyn, wenn ſie das Gedächtniß ihres Urſprunges und die einfachen Sitten und Begierden behalten hätten, die das Volk haben ſoll. Aber in der blutigſten und verruchteſten Revolution genährt, dann durch Glück und Tapferkeit in fremde Länder getrieben, haben ſie durch Grauſamkeit, Räuberei und Habſucht alles Tapfere und Edle entweiht, was in kriegeriſchen Männern nicht untergehen ſollte; durch die ſchändlichſten Künſte reich geworden, können ſie die gemeinen Triebe von Banditen und Dieben nicht mehr ablegen; der Stempel hoher Ehre fehlt: Steine der Bruſt und vergoldete Kleider adeln nicht, wo das Gemüth gebrandmarkt iſt; ſchindender Geiz bei plumper Wohlluſt, flacher Uebermuth bei erzwungenem Stolz — das iſt die Tugend derjenigen, welche die bethörten Menſchen lange Helden nannten: ein Held kann nicht ſtehlen wie ein Dieb und nicht lügen wie ein Knecht. Welchen Ton der Geſellſchaft und welche Art dieſe Männer mit ihren Frauen und Angehörigen bildeten und ſtimmten, kann man leicht denken; auch daß, wie die Altgebohrnen ſie ſchadenfroh belauſchten und gelegentlich lächerlich machten: denn das Vornehmthun iſt ſchon bei den Vornehmgebohrnen ein elendiges Ding, wie vielmehr bei den Vornehmſeynwollenden. Alle dieſe Gemeinheit, Plumpheit, Leerheit, und aller Prunk und Sardanapaliſmus dieſer neuen Großen und Reichen ward denn zuletzt mit auf Bonapartens Schultern gelegt. Aber er konnte viel tragen.

Dies bisher Geſagte kann, wie jeder es anſieht, noch zweifelhaft und vieldeutig ſeyn; was ich nun ſagen werde, iſt leider nur zu offenbar und eindeutig und enthält ernſte Anklagen gegen den Mann, der ſich noch in den Jahren 1810 und 1811 den Stifter der europäiſchen Freiheit und Glückſeligkeit nennen läßt. Die Thaten, die Worte, die Sitten, die Gewohnheiten hängen oft vom Zufall ab, und ſind ſo äuſſerlich ſo gemiſcht, oft auch ſo vielfach und wechſelnd, daß es ſchwer iſt, das Wahre von dem Unwahren und die Geſinnung der Nothwendigkeit zu ſcheiden. Deswegen ſtelle jeder das Vorige nach ſeiner Anſicht unter ſein Urtheil. Aber anders iſt es mit Werken; ſie ſind nichts Plötzliches, nichts Leidenſchaftliches noch Zufälliges, in ihnen muß der Gedanke, der Zweck, das Gemüth ihres Stifters und Schöpfers erſcheinen, ſie ſind ein Spiegel des Menſchen, der ſie machte. Thaten ſind Kinder des Augenblicks, ſie verfolgen den Gedanken auf der Spur und holen ihn ein oder überfliegen ihn: ja ſie und der Gedanke ſind oft nur Eins, und oft blitzt dieſer erſt aus ihrer Mitte hervor; aber Werke je edler, je bleibender, je unſterblicher ſie ſeyn ſollen, deſto mehr ſind ſie Kinder der Reife und Zeitigung: nicht das Geſchwinde und Blitzende iſt hier das Beſte, ſondern das Ruhige und Stätige. Wer Werke machen will, wie er Thaten thut, der iſt entweder verworren oder will verwirren, der erſte ein Thor, der zweite ein Gaukler, Bonapartens Werke entſtehen Thaten gleich. Das hat die Eitelkeit geprieſen, daß, wie geſchind er auf Schlachtfeldern und bei Verhandlungen geweſen iſt, ſo geſchwind er auch Frankreich eine neue Geſtalt gegeben hat: dieſer Herkules, (ſagen die Schmeichler,) hat in drei Jahren das Unglaubliche gethan und das Unmögliche möglich gemacht, er hat die Verfaſſung befeſtigt, Geſetze gegeben, die Finanzen geordnet, den Gottesdienſt wiederhergeſtellt, den Unterricht verbeſſert, den Unglücklichen ihr Vaterland wiedergegeben; alles hat durch ſeinen Geiſt Athem, Leben, Freude bekommen. So poſaunt die Schmeichelei, die kriecht, und ſo glaubt die Eitelkeit, die ſtaunt; aber der Weiſe kopfſchüttelt. Wollte Bonaparte einen gerechten Staat, wollte er das Volk durch ſtrengen Gehorſam und väterliche Milde wirklich veredlen und es für einen ſchönern Zuſtand bereiten, ſo mußte dies ſtiller und langſamer und nicht ſo lärmend und gewaltig gehen; er mußte durch Frieden mit dem Auslande und durch Vertrauen im Innern für dieſe ſchönen und frommen Arbeiten Zeit und Raum gewinnen und Schritt vor Schritt vorſchreitend eine Einrichtung in die andere und ein Werk in das andere hängen. Da bedurfte er freilich dreißig Jahre für drei, die Eitelkeit wußte zuerſt wenig zu erzählen, und von großen Schlachten und Länderumkehrungen ſchollen keine Klänge. Dieſen großen Ruhm der Unſterblichkeit erkannte Bonaparte nicht. Er wollte Eroberer ſeyn, er wollte über Sklaven herrſchen. Daher die Eile alles zuzurüſten und alles ſo in einander zu befeſtigen, daß er die weiten Entwürfe ſeines Ehrgeizes auf das geſchwindeſte und ſicherſte verfolgen könnte. Nicht Frankreichs Noth noch Frankreichs Sicherheit erforderte dieſes athemloſe Treiben, ſondern ſeine Ungeduld und ſein Ungeſtüm, aller Bande ledig zu werden, damit er nach auſſen und innen ſich ganz willkührlich bewegen könne. Auch war das Geſchwinde und Hinfahrende in ſeinen Einrichtungen und Ausführungen zur Bethörung und Entwaffnung planmäßig berechnet; er ergriff nur das Unvorbereitete und Ungerüſtete an, und ſo gelang ihm alles. Für die Freiheit, für das Glück des großen Volkes, des edelſten, großmüthigſten, freieſten aller Völker, ſo ward es ausgepoſaunt für den Despotismus und für die Grauſamkeit des ungeſtümen und ungeduldigſten

Tyrannen; ſo ward es berechnet. Immer ſchob er bei ſeiner Eilfertigkeit den unſichern Zuſtand Frankreichs, die die Gefahren, welche von auſſen drohen, vor. Und wo waren dieſe Gefahren und dieſe Unſicherheit bei einem ſolchen Feldherrn, bei ſolchen Heeren, welche von unterworfenen Völkern unterhalten wurden, bei ſolcher Reihe Feſtungen, welche allen Anfällen der Feinde trotzten? wo wäre auch ſeine Unſicherheit geweſen, wenn er Liebe und Freundlichkeit hätte gebrauchen wollen? Aber er trieb drinnen nur ſo ſehr, damit er drauſſen bald treiben könnte.

Bonaparte befeſtigte die Verfaſſung. Freilich that er das; er machte ſie eiſenfeſt, aber ſie drückte auch eiſern auf den Nacken des Volks. Der geſetzgebende Körper und das Tribunat wurden durch die Umſtellungen und Umſchränkungen eine bloße Gaukelei, ein leeres Gerüſt des Vergangenen, woraus das Leben entflohen war. Die Gewalt war bei ihm und bei dem Senat, der auch der die Verfaſſung erhaltende Senat genannt ward; an dieſen hatte er ſeinen Staatsrath und den geſetzgebenden Körper und das Tribunat geknüpft. Der Senat aber hing durchaus von ihn von ihm ab: bei Erledigungen ſchlug er aus den Departementsliſten die Mitglieder dazu vor, und konnte auch aus eigener Machtfülle — ſo lautete es — ausgezeichnete Männer dazu ernennen. Damit er dieſe ſeine Knechte, wie weiland Auguſtus die ſeinigen, durch Hülfs- und Gnadengelder noch feſter bände, ſtiftete er den 4. Januar aus öffentlichen Schlöſſern und Gütern in Frankreich einunddreißig Senatorien, deren jede wenigſtens 25000 Franken eintrug; der gewöhnliche Gehalt eines Senators war aber ſchon 36000 Franken. Auch hatte er das Jahr vorher eine Ehrenlegion geſtiftet, die aus Komthuren und Rittern beſtand und mit Gütern und Jahrgeldern belohnt ward. Die Mitglieder dieſes Ordens waren aus allen Klaſſen des Volks, anfangs 6500, zwei Jahre ſpäter 10000. Dieſe waren eben ſo viele öffentliche und geheime Angeſtellte und Beſoldete durch ganz Frankreich, wachſame und gefliſſene Diener und Schranzen der Gewalt, und er gebrauchte ſie auch öffentlich. Bei den Wahlkollegien, durch welche die Glieder der Räthe gewählt werden ſollten, ließ er nicht allein ſeine Präfekten wirken, ſondern ernannte auch ihre Präſidenten, ernannte manche Wähler, beſtimmte und ordnete die Orte, die Zeiten der Verſammlung, und gab jedem Mitgliede der Ehrenligion kraft ſeiner Würde das Recht, wo er wolle in einem Wahlkollegium ſich mit hinzuſetzen. Und da ſollten noch freie Stimmen haben klingen können? Wohl Geld, und Menſchen, denen für Geld alles feil iſt. Aber durch den Senat konnte er, was er wollte; denn ſo hieß es vom Senat: *der Senat kann durch einen Senatsbeſchluß den geſetzgebenden Körper und das Tribunat auflöſen, ein geſchwornes Gericht auf fünf Jahre auſſer Thätigkeit ſetzen, Urtheilſprüche richten, ein Departement auſſer der Konſtitution erklären.* Nach ſo klaren Worten wo konnte noch Zweifel ſeyn, was die ganze Gaukelei bedeutete? Bonaparte befahl, die andern ſchmeichelten und bejaheten, einige Tribunen ausgenommen, die er bald ſtumm zu machen wußte. Im Jahr 1802 ließ er ſich zum erſten Konſul auf Lebenszeit machen, mit dem Recht, ſeinen Nachfolger zu wählen. Dieſe ſo gegliederte und von tauſend unſichtbaren und mithelfenden Fäden gehaltene und gelenkte Verfaſſung und Regierung, nachdem auch alle Mittel freier Mittheilung beſchnitten worden, war auf dem geradeſten Wege zum härteſten Despotismus. Denn welche auch unumſchränkt herrſchende Regierung hat ſich die Macht gegen alle Ordnung und alles Geſetz erlaubt, die in dem Vorrecht des Bonapartiſchen Senats ſo unverhohlen ausgeſprochen iſt?

Bonaparte gab Geſetze. Das war etwas Löbliches. Der neue Staat konnte bei der Verwirrung und Zerrüttung aller alten Ordnung im Schwanken zwiſchen neuen Beſtimmungen und alten Herkommen und Geſetzen nicht beſtehen; er bedurfte einer allgemeinen Läuterung und Sichtung der alten Geſetze, er bedurfte neuer Geſetze; aber freilich war dies die ſchwierigſte und weiteſte und bedeutendſte Aufgabe von allen, die gelöſt werden ſollten, ſchwierig und weit durch den Umfang, bedeutend durch

Zuſammenſtöße des Alten und Neuen und durch Berührungen und Nachbarſchaften des Volkes und der Regierung, des Bürgerlichen und des Politiſchen. Bonaparte befahl hier mit der gewöhnlichen Haſtigkeit; das ſollte alles in beſtimmter Zeit vollendet ſeyn wie ein abgerichteter Rekrut, theils weil er freie Fragen und Erörterungen, die ihm metaphyſiſch und albern heißen, ſcheuete, theils auch, weil er ſeinen Staat für ſeine Zwecke ſo geſchwind als möglich fertig haben wollte. Bei dieſer Geſetzgebung zeigte ſich im Tribunat eine unerwartete Oppoſition, welche ſehr feine Fragen und Einwendungen vorbrachte und überhaupt die leichtfertige Eile tadelte, womit man über die wichtigſte Arbeit des Volkes hinhümpeln wollte. Dieſen Widerſtand nannte die Regierung Empörung und Jacobinismus und ſtieß über ein Drittel der Mitglieder des Tribunats aus, und unter dieſen Benjamin Conſtant und Chenier. Bonapartens Geſetze waren im Jahr 1804 fertig und wurden der Codex Napoleon genannt. Darin war für das Gewöhnliche gewöhnlich, für das Große gar nicht geſorgt, über chriſtliche Sitten, über eine chriſtliche, ja nur über eine bürgerliche Ehe war mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit weggeſehen. Doch pries dies Machwerk die Eitelkeit des Volks und der Regierung als ein Muſter der Weisheit, welches alle Völker nachahmen und annehmen müßten.

Bonaparte ordnete die Finanzen. Es war ſo leicht, das Fünfregiment der Direktoren vor ihm zu übertreffen und die ungeheure Zerrüttung, die in allen Zweigen der Verwaltung war, etwas zu beſſern. Hier war Lob verdienen nicht ſchwer; aber ſo großes Lob verdiente Bonaparte nicht, als ſeine Ausrufer und Poſaunenbläſer ihm beilegten. Solche Finanzhülfen als die ſeinigen hatte nie ein Finanzminiſter gehabt und es bedurfte nur eines verſtändigen und durchgreifenden Mannes und eines guten Willens, hier Hülfe zu ſchaffen. Der Bankerott des Staats mit ſeinen Aſſignaten und Mandaten beläſtigte die Regierung nicht ſehr: die Gewiſſensangſt davor war durch das Beiſpiel der Vorgänger erleichtert, und der Nachfolger hat es redlich nachgeahmt; überdies fand er daheim ein großes Erbe von Nationalgütern und aus Spanien, Portugall, Italien, Holland, der Schweiz, und von den teutſchen Fürſten floß alles Gold und Silber mehr und mehr in den franzöſiſchen Schatz und noch immer ward die Mehrzahl des großen Heeres von den Fremden ernährt, gekleidet und beſoldet. Hier war alſo auch über keine Wunder zu ſchreien, zumal da man öffentlich unredlich und grauſam zu ſeyn wagte. Uebrigens fühlte der Staat wohl den neuen Herrn und die Pracht ſeiner Hofhaltungen, Aufzüge und Leibwächter. Auch die Polizei von 50000 Köpfen ward gefühlt, und daß er, damit er ſeine Macht ſtärkte und bereitwillige Jabrüder hätte, im Staatsrath, im Senat, im Heere ſo viele Tauſende beſolden und erkaufen mußte. Auch er hatte ſich einen prächtigen und prunkvollen Hof gemacht, einen unendlich koſtbareren Hof. als der alte Ludwigiſche geweſen war, auch mit dem Unterſchiede, daß ein unermüdlich thätiger und fürchterlich wachſamer Mann alles zuſammen hielt und jeden Laut ſtumm, jede Gebärde knechtiſch zu machen wußte.

Bonaparte ſtellte den Gottesdienſt wieder her. Das kann ihm kaum zum Verdienſt gerechnet werden, was er durchaus thun mußte, wenn er regieren wollte. Die Scheußlichkeit und Verruchtheit des Zeitalters und beſonders ſeiner verruchteſten Anführer der Franzoſen hatten nicht allein das Prieſterthum zerſtört, ſondern auch alles Heilige und Verehrliche unter tauſend Namen und Geſtalten entweihet und geſchändet und Gott ſelbſt durch das geläſtert, wodurch ſie ihn hatten ehren wollen. Das Prieſterthum und die katholiſche Religion wurden in Frankreich wieder hergeſtellt; mit dem Pabſt ward wegen der galliſchen Kirche ein Konkordat geſchloſſen, was er ungerne einging, weil die Geiſtlichkeit dadurch von der Regierung abhängiger ward, als ſie ſonſt geweſen. Doch wurden den andern Sekten, den Lutheranern, Reformirten, Juden, und wie ſie weiter heißen mogten, die alten Zwänge nicht wieder aufgelegt: der Gottesdienſt und die Ueberzeugung ſollten für jedermänniglich frei ſeyn. Das war löblich und recht. Aber die Regierung wollte zu ſehr Polizei darüber halten; das war kleinlich und unrecht, denn Gottes Reich iſt nicht von dieſer Welt. Das war bei dieſer geprieſenen Wiederherſtellung, wie man ſie nannte, das Kielnlichſte, daß der katholiſche Gottesdienſt und die Bildung und Erhaltung der Prieſter mit einem Geiz und einer Aermlichkeit verſorgt wurden, die in gläubigen Herzen einen ſchmerzlichen Abſtich machen mußten gegen die glänzenden Paraden, welche der Wiederherſteller jeden Tag vor ihnen aufführte.

Bonaparte verbeſſerte den Unterricht. Dies klang in die Ferne, und war nichtig, ja ſchlecht. Nichtig war es, weil die Regimenter freilich vollzählig, ja überzählig waren, aber die geprieſenen neuen Schulen und Lyceen meiſtens nur noch auf dem Papier ſtanden und die Lehrer und Gelder dazu fehlten. Schlecht war es, weil dabei nicht auf das Menſchliche und Edle, ſondern nur auf das Dienſtliche und Knechtiſche geſehen ward. Noch ließ Bonaparte das prunkende Nationalinſtitut ſtehen, das ſich gern das große Licht von ganz Europa nannte und die andern Völker an Wiſſenſchaftten, Künſten und Geſchmack als niedriges Gewürm unter ſich kriechend und wimmelnd achtete. Es war einmal eine Zeit, wo Bonaparte, den eine Gaukelei nie etwas gekoſtet hat, auch für einen Gelehrten und für einen brennenden Enthuſiaſten für Philoſophie und Wiſſenſchaft gehalten ſeyn wollte. Dieſe Maske warf er jetzt weg und erklärte ſich laut genug, daß er keine andre Kunſt und Wiſſenſchaft ehre, als wodurch man den Dünger fetter machen, den Pflug beſſer ſtellen, die Gewalt des Pulvers verſtärken, die Kanonen treffender richten lerne; Philoſophie, Geſchichte, Politik mögen für Müſſiggänger gut ſeyn, dem Staate ſeien ſie verderblich und brüten nichts als Narrheit, Wahnſinn und Aufruhr, in der Ruhe aber und in dem Gehorſam ſei des Menſchen höchſte Ehre und ſicherſtes Glück. Er richtete nun große und kleine Schulen ein, von welchen die großen Lyceen hießen. Alles Hohe und Freie war aus ihnen verbannt, alles Unfreie und Gebundene in Art und Zucht in ihnen eingerichtet; es waren nur große Exercierplätze. Die griechiſche Sprache, die alte

Geſchichte waren darin verboten: darin ſpuckte zu viel Beweglichkeit; nothdürftiges und ſchlechtes Latein, Mathematik, wie ſie der Soldat gebraucht, ein wenig Gewäſch und Anſtrich von dem, was den Franzoſen belles lettres heißt, und Exercitien und einige andere Leibesübungen das war ihr Umfang. Die plumpen Engländer ſagten: der deſpotiſche Oberkonſul wollte auch literariſche Mammelucken machen.

Bonaparte gab den Unglücklichen und Ausgewanderten ihr Vaterland wieder. Schon bald nach dem großen Umſchlage der Dinge vom 10. November erhielten viele Abgeführte und Ausgewanderte Erlaubniß zurückzukommen, unter dieſen Karnot, Barthelemy und ſelbſt der robespierriſche Bluthund Barrere; aber Fouché konnte ſeinen Freund, und dieſe ſonſt wüthende Stimme für eine tolle Freiheit ward nun eine eben ſo blutgierige und unverſchämte Stimme für einen tollen Deſpotismus. Viele andere waren nachher durch Gunſt der Höflinge und Miniſter und Weiber und durch andere natürliche und menſchliche Verhältniſſe ungeſtraft nach Frankreich zurückgekommen. Endlich im Jahr 1802 erſchien eine Amneſtie, kraft welcher faſt alle Ausgewanderte in ihr Vaterland zurückkehren durften. Dabei waren mehrere Ausrechnungen der Regierung. Erſtlich ſchien ſie einen menſchlichen Wunſch des Volkes zu befriedigen und ſelbſt menſchlich zu ſeyn; zweitens wurden viele, die auswärts gefährliche Feinde waren, daheim ſichere Freunde; drittens hoffte ſie durch Zuſammenſetzung der Partheien alles Zwieſpaltige und Verſchiedene mehr und mehr zu verſöhnen und mit einander zu verbinden, und ſo deſto ungeſtörter zu herrſchen; viertens, weil ſie keine Eitelkeit und keine Pracht verſchmähete, kitzelte es ſie die alten und erlauchten Geſchlechter im kleinen Dienſt unter ſich zu erblicken. Dies Letzte gelang ihr nur mit wenigen. Die meiſten bei aller Armuth und Beſchränktheit hielten ſich doch feſt in ſich geſchloſſen und nannten den Bonapartiſchen Hof und alle Zirkel der Emporgekommenen doch nur die Pöbelgeſellſchaft. Solchen Aerger muß auch der Mächtigſte ſich zuweilen gefallen laſſen: alles, ſelbſt das Herz, wird oft durch Schmeicheleien und Schrecken beſiegt, am ſchwerſten die Meinung.

Dies Alles und vieles Andere, wie dem Ackerbau aufgeholfen, wie Künſte und Wiſſenſchaften gepflegt, wie Handel und Gewerbe befördert worden, ward laut verkündigt und mit allem möglichen Prunk und Schein auch gezeigt. Er, der Einzige, der Unvergleichliche, der Erſte der Helden, der Geſetzgeber der Menſchen, er, der wie ein Gott aus Chaos Welten ſchaffen und aus der Zerrüttung Ordnung hervorrufen kann, er hat das alles, ſo großes und ſo vieles, mit einer Lebendigkeit und Geſchwindigkeit gethan und vollendet, als die Trägheit und Langſamkeit gewöhnlicher Fürſten bedarf, es nur zu denken; aber bei ihm ſind auch Gedanken und That Eins: er iſt darin keinem Menſchen, er iſt Gott gleich, nach deſſen Ebenbilde er auch herrſcht. Alles hat durch ſeinen Geiſt Leben, Athem und Freude bekommen. So ſchmeichelte und gotteslästerte ein nichtswürdiger Pöbel. Freilich hat er allem Athem gegeben, es muß ſchnaufen und blaſen; alſo treibt er es von Entwurf zu Entwurf und von Arbeiten zu Arbeiten, bis es athemlos und ermattet hinfällt und ein völlig abgelebter, todter und hülfloſer Sklavenhaufe iſt. Freilich hat es Leben bekommen: Deſpoten ſchöpfen alle Geiſter auf einmal aus, ſtrengen alle Kräfte auf einmal an, ihre Eitelkeiten, ſelbſt ihre Gräuel ſollen ſcheinen: ſie ſind wie der ſchlechte Weingärtner, der ſeine Reben durch Beſchneiden nicht mäßigt, wie der geizige Ackermann, der ſeinen Acker zu viele Saaten nach einander tragen läßt: die Reben verdorren, der Acker trägt nur Halmen. Das Leben dieſer Beweglichkeit, wo ein Volk gleich einem Fieberkranken übergereizt wird, iſt Schein und Lüge; aber in einem andern Leben kann ein Deſpot nicht beſtehen. Die Freude, die Bonapartens düſtere Seele je der Welt gegeben hat. — O je! —

Gern hätte Bonaparte noch einige Jahre Frieden gehabt, daß er ſeine Einrichtungen feſter begründen und auch ſeine Flotten und Heere fürchterlicher rüſten könnte; aber dies gelang ihm nicht. Mit den ſtolzen Britten war ſogleich nach dem Frieden ein vielfältiger Krieg. Sie fühlten bald, daß Frankreich allein bei dem Frieden gewonnen hatte; der erſte Rauſch der Freude war bald abgekühlt, und nun tönte der allgemeine Klang: Pitt habe recht geſehen, Pitt habe den Feind gekannt, Pitt müſſe wieder regieren, Pitt allein, nicht Addington, könne das Volk durch die Stürme und Klippen, die ihm drohen, ſicher hinſteuern. Sie fühlten bald, daß ihr Handel durch den Frieden nicht wuchs, daß der Feind dadurch nicht gehemmt worden war, ja, daß er jetzt erſt ſeine großen Eroberungen und Erweiterungen mache. Was half es ihnen, daß ſie den Franzoſen und ihren Bundesgenoſſen und Unterworfenen ihre Kolonien und Inſeln alle wiedergegeben hatten, wenn Bonaparte auch nicht eine einzige der Bedingungen des Friedens von Amiens erfüllte? Der Unwille und Haß wuchs noch durch ſtolze und ſchnöde Worte des Oberkonſuls und durch Aeußerungen und Anſpielungen ſeiner Staatsblätter, worin er die Engländer als ein rohes, ausgelaſſenes und pöbelhaftes Volk ſchilderte, das ſeinen König und die wenigen Beſſeren durch Schrecken unterdrücke und eigentlich durch wilden Pöbelgeiſt herrſche. Sie blieben die Antwort nicht ſchuldig und alle engliſchen Blätter und viele hundert Flugſchriften und Pamphlets gaben es Bonaparten ſo reichlich zurück, daß er vor Ingrimm hätte platzen mögen. Da gieng alles auf ſeine Perſon, ſeinen Deſpotismus und ſeine für Tyrannei und Ungerechtigkeit berechneten Einrichtungen aus, und alle Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit des neuen Paris, ſein Fouché, ſeine geheime Polizei, ſeine Verſchwörungen, Einkerkerungen, Wegführungen, Hinrichtungen wurden mit der muthigen Sicherheit und der offenen Freiheit des engliſchen Mannes in einen ſchneidenden Kontraſt geſtellt. Bonaparte beſchwerte ſich öffentlich bei dem engliſchen Miniſter und verlangte, man ſolle ſolchen Unfug verbieten. Dieſer aber antwortete, das könne kein König von England, auch geben die franzöſiſchen Blätter und ihre Anſpielungen ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Dieſe Neckereien waren Vorſpiele. Ernſter wurden die Händel und geſpannter die Gemüther, als man in England erfuhr, daß Bonaparte gleich nach dem Frieden den General Sebaſtiani, einen gewandten und ſchlauen Korſen, die ganze Küſte von Afrika, Aegypten und Syrien und die Inſeln habe bereiſen und erkundſchaften, neue Verbindungen mit den Vornehmen und Angeſehenen dieſer Länder anknüpfen und nachtheilige Gerüchte von den Engländern verbreiten laſſen. Dies, was anfangs bloß durch den Ruf umher lief, las man nachher in den miniſteriellen franzöſiſchen Blättern, wo das Franzöſiſche hervorgehoben und das Engliſche herabgeſetzt war, und Sebaſtiani in ganz Aegypten, Syrien und auf den Inſeln nur von engliſcher Barbarei und dem Haß der Eingebohrnen gegen dieſes rohe und räuberiſche Volk gehört hatte. Nun entbrannten ſie noch mehr; die Klagen und Beſchwerden der beiden Regierungen wurden immer vielfältiger, Frankreich forderte die Räumung von Maltha, England aber weigerte ſich: dieſe Inſel verlaſſen und den Franzoſen überliefern ſey Eins, Frankreich habe keine einzige ſeine Verpflichtungen erfüllt, mit einer Regierung, welcher Gewalt für Recht gelte, ſey ein Friedſtand nicht möglich. Bonaparte aber trotzte, behandelte den engliſchen Botſchafter öffentlich unanſtändig, und ließ die ſtolzen Worte drucken: die Ueberzeugung habe gottlob jeder Franzoſe, allein könne es England mit Frankreich nicht aufnehmen. Dies erbitterte, und alle engliſche Blätter wiederhalleten: ja, ja, gegen die Franzoſen, gegen Bonaparte, und, wenn es ſeyn müßte, gegen ganz Europa. Als nun Bonaparte merkte, daß die Dinge den äußerſten Punkt erreichten, wollte er einlenken, theils weil ihm dieſer Krieg wirklich unwillkommen kam, theils auch weil er mit einer vergeblichen Heuchelei immer den Friedſeligen ſpielt: er hält die Zeit doch dümmer, als ſie iſt. So ſpricht jeder am meiſten von dem, was er nicht will oder nicht hat, wie jener Schweizer einem Franzoſen, der ihm vorwarf, es ſey doch elendig, um Geld zu dienen, ein Franzoſe kenne nur das Wort Ehre, antwortete: Lieber Freund, jeder ſucht das, was ihm fehlt, ihr ſeyd ein Volk ohne Ehre, und wir ohne Geld.

Den 18. Mai 1803 erklärte England an Frankreich den Krieg. Sogleich brachen Franzoſen gegen Hannover auf, welches ſie als eine engliſche Landſchaft, was es nicht war, beſetzen wollten. Das teutſche Reich rührte ſich nicht bei dieſem Einbruch, Oeſterreich ſchwieg, Preußen that nichts. Preußen, dem ſich ein gefährlicher Nachbar an den Gränzen lagerte. Zwar hatte Preußen, von einer böſen Ahndung getrieben, in London und in Paris wegen Hannover angeklopft; aber konnte es erwarten, daß der engliſche Stolz und die Bonapartiſche Liſt ihnen gewähren werden, was ſie ſich hätten nehmen ſollen? Preußen ſchien ſich einmal unglücklich vorgenommen zu haben, für die Schwerdter mit Gänſeſpulen zu kämpfen: erſt beweiſe mit der Fauſt, dann mit der Feder; erſt nimm, dann entſchuldige dich — dieſe politiſche Lehre iſt ſo einfältig und ſo alt, als die Welt. Auch die hannöverſche Regierung handelte in dem Sinn, womit die Könige und Fürſten bei der Friedensverletzung Teutſchlands ſchwiegen. Hätte ſie kühne Maaßregeln ergriffen und die Sprache geführt, die dem Unterdrückten geziemt, vielleicht wäre alles anders geworden; vielleicht hätte ſie einen wirklichen Krieg entzündet, der damals noch glücklich zu führen war; immer hätte ſie Theilnehmer gefunden und das Land hätte doch nicht unglücklicher und geplaagter werden können, als es nachher bei aller friedſeligen Mittelmäßigkeit doch ward. Es waren 16000 Soldaten im hannöverſche Lande, die zu den beſten teutſchen Kriegern gehörten; allein die 5000 Reiter dieſer Heerſchaar hätten die ſchlecht bewaffneten und gerüſteten und faſt unberittenen Franzoſen, welche 12000 Mann ſtark unter dem General Mortier heranzogen, in dem ebenen Lande ohne Schlacht niederreiten können. Aber die wohlweiſen Herren kapitulirten und gaben alle Vorräthe, Feſtungen, Waffen, Gelder ohne Schwerdtſchlag an Mortier; 15000 hannöverſchen Soldaten unter dem Befehl des Feldmarſchalls Grafen Wolmoden wurde Neutralität und die Beſetzung des kleinen Lauenburgiſchen Landes jenſeits der Elbe zugeſtanden, wohin ſie ſich zurückzogen. Aber dies währte nicht lange; die Franzoſen verſtärkten ſich, machten den hannöverſchen Herren Händel, und durch Halbheit der Regierung und Unentſchloſſenheit der Anführung kapitulirten auch dieſe endlich und wurden aufgelöſt. So kam ein Land, das ein franzöſiſches Heer von 40000 Mann wenigſtens Jahre lang hätte beſchäftigen und durch Muth und Kühnheit hätte Bundesgenoſſen finden können, ohne einen Tropfen Blut in den Beſitz der Franzoſen.

Wie ſie dieſes ſchöne Land, das durch eine gerechte und milde Regierung aus einem unergiebigen und an vielen Orten wenig geſegneten in eines der blühendſten und gebildetſten verwandelt worden, in drei Jahren geſchändet, geplündert und ausgemärgelt haben, was ſoll ich die Schanden berechnen in einer Zeit, die immer neue Schande und Räubereien ſieht? Es mußte nachher 30000 Mann Franzoſen unterhalten und beſolden. Glücklich, wenn immer dieſelben bei ihnen geblieben wären! aber ſie wechſelten unaufhörlich, und immer kamen andere, die neu gekleidet und beritten gemacht wurden und dann weiter zogen. Dieſe vortreffliche Art hatte man in Italien und Holland ſchon lange geübt; ſie war auch eine der großen und unſterblichen Erfindungen der franzöſiſchen Revolution. Dazu noch die Generale, Intendanten, Angeſtellten, Späher, Zöllner, und ihr Geſchlepp von Weibern, Beiſchläferinnen, Schreibern, Tanzmeiſtern, Köchen, und alle die franzöſiſchen Windbeutel und Abentheurer, welche die armen Allemannen für ihr Geld ein bischen aus dem Groben hauen wollten. Alle dieſe wollten nicht blos unterhalten ſeyn, ſondern ſie wollten reich werden, und ſie wurden es; denn um welchen andern Preis könnte ein Franzoſe ſein liebenswürdiges Land auch nur Einen Monat mit den unausſtehlichen Allemannen vertauſchen? Eine Art aber ward hier gebraucht, welche als eine neue Erfindung auch dem einzigen und unvergleichlichen Genie gehört, das Frankreich und Europa zu verjüngen beſtimmt iſt. Von dem großen Solde, den Hannover den franzöſiſchen Truppen bezahlte, blieb kein Pfennig in ſeinem Lande; Offiziere und Soldaten lebten auf Koſten des Bürgers und Bauern umſonſt: ſo hatte es der Despotismus und die Schlauheit erfunden. Damit alles Geld der Fremden nach Frankreich ginge, erhielten die Krieger ihren Sold erſt, wann ſie die franzöſiſche Gränze betraten. Ein herrliches Mittel alle Länder arm zu machen, und ein Despotenkniff, der ſeines gleichen nicht hat! Denn von allen Soldaten, die im Auslande ſterben oder in Schlachten bleiben, erbt die Regierung den rückſtändigen Sold. Dieſe Art und daß die franzöſiſchen Soldaten ſie ihnen gefallen laſſen beweiſt gleich ſehr die Tyrannei der Regierung und die Elendigkeit der Regierten. Wann das Hannöverſche, das endlich ganz ausgeſogen war, kein Geld mehr ſchaffen konnte, ſo klopfte der Bürge der teutſchen Verfaſſung an die Thore der Hanſeſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen und drohete ihnen mit feindlicher Behandlung, wenn ſie auf ſeine Anweiſungen nicht auszahlten; dieſe Anweiſungen waren aber auf das hannöverſche Land als auf das Unterpfand geſtellt. Auf dieſe Weiſe drang er ihnen eine Million nach der andern ab. Dies that derſelbige Mann, der bei den Friedensunterhandlungen ſo ſehr darauf beſtanden war, daß die Hanſeſtädte in allen Kriegen, auch in den Kriegen des teutſchen Reichs als neutral angeſehen und geachtet werden ſollten. Jene dumme Verwendung für ſie, deren Nichtigkeit ſie einſehen konnten, hatten ſie ſeinen Miniſtern damals mit theurem Gelde bezahlt; was half ſie ihnen jetzt? Ich nenne dies kleine nur, damit jeder ſehe, wie viel der franzöſiſche Oberkonſul auf ſein Wort hielt.

Dieſer neue Krieg mit England ward ein herrlicher Vorwand, die andern Verbündeten und Unterworfenen zu plagen. Neapel, das auf Rußlands Verwendung früher geräumt worden war, ward nun in ſeinen ſüdöſtlichen Gränzen von dem franzöſiſchen General St. Cyr mit 40000 Mann beſetzt; Holland mußte ſogleich auch den Krieg an England erklären, 40000 Mann Franzoſen aufnehmen, unterhalten und beſolden, Geld anleihen und Kriegsſchiffe und Kanonenböte ausrüſten: ſo theuer war die franzöſiſche Freundſchaft; Spanien war in dem Frieden mit England aufgeopfert, es mußte auch jetzt empfinden, daß ein ſchöner Citherſpieler und tüchtiger Regent zwei ſehr verſchiedene Sachen ſind: durch den Friedens-

fürſten,

fürſten, der zwiſchen dem unverhohlnen Haß ſeines Volks und dem verdächtigen Schutz Frankreichs in unſeliger Mitte ſchwankte, verpflichtete es ſich, jährlich bedeutende Hülfen zum Kriege gegen England an Frankreich zu zahlen: das Offenbare waren 12 Millionen Reichsthaler; mit dem Geheimen ſtiegen ſie auf 18: dieſe wurden baar an Frankreich geliefert. So mußte das Land verarmen und die Kraft und Würde ſeiner Regierung ſich zerrütten. Auch Portugal mußte für ſeine Neutralität 4 Millionen Reichsthaler zahlen.

Indeſſen erſcholl es aus allen franzöſiſchen Reden und Verkündigungen und klang als Gerücht aus Paris und aus allen Häfen Frankreichs, nun ſey endlich die Zeit gekommen, wo England die Rache des unüberwindlichen Bonaparte fühlen werde; bald werde der zweite Cäſar mit 100000 unbeſiegten Tapfern jenſeits des Kanals die franzöſiſche Flagge wehen laſſen. Bald werde der zweite Scipio Karthago in Afrika angreifen und beſiegen und über den Schutt ſeiner Mauern im Triumph einherziehen. Daß dieſe Verkündigungen mehr ſichtbare Zeichen würden, zog Bonaparte nach und nach an 100000 Mann nach Holland und an den Kanal, wo bei Boulogne ein ſtehendes Lager errichtet ward; er nannte die Soldaten das Heer von England. Zugleich wurden mit großer Eile und mit noch größerem Geräuſch in allen Seeplätzen Kriegsfahrzeuge und Kanonenböte gebaut, und wirklich waren gegen das Ende des Jahrs der letzteren ſchon tauſend fertig. In dem Maaße, wie hier der Pomp und Klang der Worte und Drohungen zunahm, wuchs in England die Erbitterung und der Patriotismus des Volkes. Nie war in Brittanien größere Eintracht noch mehr Gehorſam und Bereitwilligkeit gegen die Regierung geweſen; alles athmete nur Haß und Muth gegen den Hohnſprecher und ſie riefen einſtimmig: er möge nur kommen, der Unüberwindliche, mit ſeinen unbeſieglichen Legionen; er werde ſehen, wie viele von ihnen zurückkommen; noch ſtehe Altengland und werde ſtehen durch den Muth und die Treue ſeines Volks; die in Aegypten diejenigen beſiegt, die ſich die Unbeſieglichen und Fürchterlichen nannten, können vor den Sklaven eines übermüthigen Deſpoen nicht zittern. Und wirklich entbrannte in England alles in hohem und ſtolzem Sinn, für das Vaterland zu ſtreiten und zu ſterben; ganz England und Schottland ſchien nur ein Exercierplatz zu ſeyn, in allen Städten und Flekken und Dörfern bildeten ſich Schaaren und Regimenter Freiwillige und waren durch den engliſchen Geiſt und Reichthum bald vollſtändig bewaffnet und einförmig bekleidet. Gegen das Ende des Jahrs 1803 zählte man, außer den Linientruppen und Milizen, 380000 bewaffnete und waffengeübte Freiwillige. Glaubte Bonaparte dieſe beſiegen zu können, oder wußte er damals noch nicht, daß ein bewaffneter Bürger, in welchem Eine große Volksſeele athmete, der fürchterlichſte Soldat iſt? Er aber verhöhnte die dicken engliſchen Roſtbeef- und Puddingeſſer mit ihren Waffenübungen und ſagte, 50000 ſeiner Franzoſen würden 900000 ſolcher leicht aus einander jagen; zugleich ſuchte er Europa zu beweiſen, dieſe Rüſtungen werden England bankerott machen und es werde in eigener Zerrüttung zuſammenſtürzen. Gewiß war das Ganze eine politiſche Gaukelei; der kluge Mann begriff zu gut, daß der fürchterliche Haß eines ſo ſtolzen und muthigen Volkes auch nach erſten Siegen das herrlichſte Heer dennoch aufreiben werde. Aber war ſeine Rolle klug geſpielt? man muß keine Thaten verſprechen noch mit ſo großem Pomp ankündigen, die man nicht halten kann: es giebt eine Lächerlichkeit, die dem größten Ruhm tödtlich wird. Die Engländer verſäumten indeſſen nicht ihre Küſten durch Verſchanzungen zu verwahren und ihrer Seits auch Kanonenböte zu bauen; aber die großen Landungen liefen dieſes Jahr mit kleinen Kanonaden an den franzöſiſchen Küſten ab. Im Anfange des folgenden Jahres trat auch Pitt wieder in ſeine alte Stelle, und nun zweifelte kein Engländer mehr an des Vaterlandes Glück. Noch fürchtete England Landungen und manches Andere von der franzöſiſchen Macht; es hat erſt ſpäter gelernt. wie viel ein fleißiges und freies Volk vermag.

Ungeduldig erwartete indeſſen Bonaparte den Augenblick, wo er auf die höchſte und unumſchränkteſte Macht, die er trug, auch den höchſten Namen ſetzen könnte. Schon waren viele Vorbereitungen dazu gemacht; ſchon, erzählt man, hatte er durch die Vermittelung des Italiäners Luccheſini, preußiſchen Geſandten in Paris, den er früh zu gewinnen wußte, mit den bourboniſchen Prinzen in Rußland über die Abtretung ihrer Rechte auf die franzöſiſche Krone unterhandelt, hatte aber von ihnen nur weigernde Antworten bekommen. Endlich im Anfange des 1804ten Jahres, platzte eine Begebenheit heraus, welche ihn raſch zu dem erſehnten Ziele führte. Den 16 Februar 1804 ward ganz Paris durch ſoldatiſche Bewegungen und Verhaftungen in Beſtürzung und Angſt verſetzt, und bald ließ die Regierung bekannt machen, ſie habe eine große Verſchwörung entdeckt, wodurch Bonaparte ermordet, die Verfaſſung umgeſtürzt, die franzöſiſche Freiheit dem Despotismus überliefert und die Bourbons wieder auf den Thron geſetzt werden ſollten. England, die treuloſe und blutige Mordſtifterin, Brandſtifterin, Giftmiſcherin, die unperſönliche Feindin des franzöſiſchen Ruhms und der franzöſiſchen Freiheit habe dieſe Gräuel einfädeln helfen; franzöſiſche Ausgewanderte und Prinzen und Pitts Agenten, die engliſchen Geſandten Drake, Smith, Taylor in München, Stutgard und Caſſel haben Zeiten, Orte, Gelegenheiten belauſcht und ſich mit Eingeſchlichenen und Unzufriedenen in Frankreich, Belgien und Paris zuſammengeſetzt; die Häupter in Paris ſeien geweſen Pichegru und Moreau und der vormalige Anführer der Chouans Georges. — Schon ſaßen dieſe drei Männer und vierzehn andere Perſonen, die als Mitverſchworne genannt wurden, in Banden. Ganz Frankreich zitterte und ganz Europa ſtaunte und lauſchte bei dieſen Nachrichten, wohin ſie führen würden.

Bald erſtaunte eine andere That die Welt, die endlich ihren Mann erkennen ſollte. In der Nacht von dem 14. auf den 15. März wurden mehrere Abtheilungen franzöſiſcher Soldaten über den Rhein in das freundliche Badenſche Gebiet geſchickt, daß ſie franzöſiſche Ausgewanderte, die ſich dort aufhielten, verhafteten Der Vogel aber, welchen man eigentlich fangen wollte, war der Enkel des Prinzen von Condé, der Herzog von Enghien. Dieſer ward von dem Adjutanten des Oberkonſuls, dem Oberſten Caulincourt, in Offenburg überraſcht, gefangen über den Rhein geführt, und nach Paris gebracht; dort ſetzte der Commandant Prinz Murat ein Kriegsgericht über ihn nieder, das ihn als einen Verräther des Vaterlandes und einen Anzettler verderblicher Plane gegen daſſelbe zum Tode verdammte. In der Nacht des 21ſten März, ehe das unruhige Pariſer Volk ſich beſinnen konnte, ward er im Gehölz von Vincennes erſchoſſen. Bonaparte hatte ſeinen Raub richtig ausgeleſen; auch durch das Schrecken auf die Könige und auf ſein Volk gewirkt. Dieſer königliche Jüngling war der einzige Bourbonide, der ihm gefährlich werden konnte. In freudiger und unbefleckter Jugend hatte er ſich nur als ein tapferer und ritterlicher Mann zeigen können; als die franzöſiſche Revolution begann, war er noch Knabe, und keine Verbrechen laſteten auf ihm. Muthig, ja heroiſch, fröhlich, liebenswürdig, kühn, ſtark, und ſchön war er das ächte Bild Heinrichs des Vierten, jenes einſt ſo geliebten und verehrten Königs, deſſen äußere Geſtalt er ſogar an ſich trug. Er trug hohen königlichen Sinn und Fähigkeit zu den größten Dingen in ſich. Das wußte Bonaparte wohl. Nachdem er dieſen ermordert hatte, bedurfte es keiner Mordanſchläge mehr gegen die andern Bourboniden; die waren ihm nicht ſo gefährlich.

Bei der Unterſuchung über die Verſchwornen erſchien wieder, in welchem Staate die Franzoſen lebten. Alle Gerichte der Geſchwornen in Hochverrathsſachen gegen den Staat und den Oberkonſul wurden auf zwei Jahre unthätig gemacht, und es ward ein beſonderes Gericht von ſechs Richtern ernannt, das über dieſen Verrath Recht ſprechen ſollte.

Bei dem Verhör blieb Pichegru ſeinem bekannten Karakter getreu, ſtark an Seele wie am Leibe zu ſeyn. Er ſagte aus, müde des Elends und der ewigen Sehnſucht nicht mächtig ſei er nach Frankreich gekommen; mit Loyolais, Georges, Moreau habe er nie irgend eine Verbindung noch Zuſammenkunft gehabt. Sonſt war er trotzig, heftig und offen in ſeinen Antworten auf die vorgelegten Fragen, ja ſo offen, beſonders über den Oberkonſul, daß man ſeine Worte nicht niederſchreiben wollte. Weil man die Heftigkeit und den Ungeſtüm dieſes Mannes ſcheute, ſo ward er den 6. April im Gefängniſſe todt gefunden. Man ſuchte durch alberne Erzählungen zu beweiſen, er habe ſich ſelbſt erdroſſelt. So ſtarb der große Feldherr, der 1794 die Franzoſen ſiegreich machte und 1795 in Einem Monat Holland unterwarf; 1797 ward er durch die barrasbonapartiſche Parthey nach Cayenne verwieſen, entrann den Seuchen und Stürmen, und kam wieder nach Europa, daß er gleich einem gemeinen Verbrecher im Kerker erwürgt würde.

Georges, der fürchterliche Anführer der Chouans, ein Mann, gefährlich durch Rieſenſtärke und Rieſenmuth, gefährlich durch ſeine Verſchlagenheit und Gewandtheit, betrug ſich wie einem unerſchrockenen Manne geziemt, der vor Kanonen und Bajonetten nie gewankt hat. Er geſtand, er ſei deswegen nach Frankreich gekommen, daß er, ſobald ein franzöſiſcher Prinz da ſeyn werde, durch offene, vorbereitete Gewalt den Oberkonſul ſtürzte und umbrächte. Das halte er für Pflicht und Verdienſt um Frankreich und um die Menſchheit. Mit Pichegru, mit Moreau und andern bedeutenden Männern in Frankreich habe er keine Gemeinſchaft gehabt. Bei dieſer Ausſage blieb er bei allen Verhören, zugleich bat er, höhniſch auf Pichegrus Tod hinſpielend, ins Verhörbuch einzutragen, er werde nie ſich ſelbſt das Leben nehmen.

General Moreau leugnete anfangs alle Anklagen und Zeugniſſe ab, vorzüglich, daß er Pichegru geſehen und geſprochen. Nachher geſtand er doch, er habe eine Unterredung mit Pichegru gehabt, ihm ſeine Eröffnungen gemacht, aber er habe ſich auf nichts eingelaſſen und Pichegru ſei deswegen unzufrieden von ihm gegangen. Als man ihm vorwarf, es ſei ſeine Pflicht als eines getreuen Unterthans geweſen, ſolches der Regierung anzuzeigen, und er ſei ſchon deswegen des Verraths ſchuldig, antwortete er, er ſtehe lieber vor Kanonenmündungen und ſchlage ſich mit den Feinden, als daß er den Angeber mache; doch läßt ſich die Sträflichkeit und der Vorwurf eines wankenden Betragens bei'm Verhör von ihm nicht abwälzen;

iſt vollends der Brief ächt, den er gleichſam als Entſchuldigung und doch als Anklage gegen ſich an den Oberkonſul geſchrieben haben ſoll, ſo ſieht man in dieſer Schwäche den Sieger von Hohenlinden nicht. Die Regierung hatte ihn anfangs mit den Andern ſchlechtweg Mörder und Bandit geſtempelt, mußte aber, als ſie die Theilnahme von ganz Frankreich an dieſem Mann gewahrte, bald einen glimpflichern Ton mit ihm annehmen.

Um Moreau drehte ſich eigentlich nach Pichegrus Tode der ganze Prozeß; mit den übrigen konnte man willkührlich verfahren, bei ihm mußte man wenigſtens alle Scheine achten. Doch war wie in dem ganzen Prozeſſe ſo auch in den Ausſagen gegen ihn vieles dunkel und widerſprechend. Manche ſagten aus, Moreau habe von den Bourboniden nichts hören wollen, als zu deren Wiederherſtellung keine Hoffnung ſei, weil ſie keine Tugenden haben, die das Volk ziehen können; andere, er habe ſich durch ſeine Weigerung, unter andern Häuptern zu wirken, wohl merken laſſen, er wünſche ſelbſt Frankreichs Diktator zu werden; viele widerriefen auch in den Verhören; andere erklärten ihre Ausſagen durch Einflüſterungen oder Martern erpreßt und die Protokolle verfälſcht. Auch deswegen mußte die Regierung dem Volke alles verworren und verſtümmelt bekannt machen. Auffallend aber war es allen, daß einer der Verhafteten, Namens Roland, der beſonders gegen Moreau zeugte, außerordentlich mild behandelt, ja zur Beſorgung ſeiner Geſchäfte ſogar wieder in eine Art Freiheit geſetzt war; vorzüglich aber machte dieſen Mann der Mitſpielerei und Durchſtecherei mit Fouché und den Seinigen noch verdächtiger, daß er allein in einem beſondern Gefängniß in der Abtei ſaß.

Für Moreau indeſſen wuchs der Enthuſiasmus des Volkes von Tage zu Tage; alles drängte ſich zu den Verhören, wann er erſchien; alle Straßen und Zugänge waren gefüllt, wann er zum Verhör geführt ward; die Wachen, wo er durchging, erkannten ihn freundlich und ſchilderten vor ihm; ihm gegenüber ſtanden Generale, Beamte, Officiere und grüßten ihn ehrerbietig und ſahen ihn getroſt an, als ſprächen ſie ihn Muth ein und riefen ihm zu: ſei friſch und wage etwas! wir ſind mit dir. Moreau hielt zuletzt ſeine Vertheidigungsrede, die wacker und ſeiner großen Thaten nicht unwürdig war. Er verließ ſich darin auf ſeine Tapferkeit, Redlichkeit und Uneigennützigkeit und auf die Mannszucht, wodurch er allein von allen franzöſiſchen Feldherren den franzöſiſchen Namen bei den Fremden nicht ſinkend gemacht habe. Ihn habe man mehr als einmal aufgerufen, ſich an die Spitze von Frankreich zu ſtellen, ihm habe man mehr als Einen zehnten November angetragen, er habe ihn ausgeſchlagen; denn er habe ſich tüchtig gehalten, Heeren zu befehlen, der Republik habe er nicht befehlen gewollt. Er ſchloß mit den Worten; Richter richtet gerecht! die Welt, Europa, die Nachwelt ſieht auf euch. Dieſe Rede durchbrach den Strom, ein wunderbarer Enthuſiasmus ergriff alles Volk: man hörte nur Moreau und wieder den General Moreau; ſeine Vertheidigungsrede war nachgeſchrieben worden und ward den folgenden Tag durch alle Straßen von Paris zum Verkauf ausgerufen: die Rede! die herrliche Rede des General Moreau!

Die Regierung befand ſich endlich mit dieſem Manne in einer fürchterlichen Klemme und Angſt. Den Tag vorher, als das Urtheil über den Angeklagten geſprochen werden ſollte, war der General Lecourbe nebſt mehreren andern bedeutenden Männern aus der Stadt verwieſen; an dem Tage ſelbſt vermied die Regierung alles, was den Verdacht und Unwillen des geſpannten Volks noch mehr reizen konnte. Kein Soldat ward geſehen; die Kriegsmacht, auf alle Fälle gerüſtet und mit ſcharfen Patronen verſehen, war in abgelegenen Quartieren in der Stadt vertheilt; wo Bonaparte war, wußte niemand: viele erzählten, er habe ſich auf dem Lande verſteckt gehalten; das Volk einem dunkeln Gewitter oder Sturmwolken vor dem Ausbruche gleich wogte in grauenvoller Stille durch die Straßen und um die Orte des Gerichtes hin und her; das Gericht ſelbſt befragte und beſchickte ſich in unaufhörlichen Sendungen mit der Regierung, was zu thun, was zu laſſen ſei, und zögerte, das Urtheil zu ſprechen. So war die Lage und die Stimmung, daß Eine Kühnheit, Ein

Wort von Moreau die Richter zerriſſen, Fouché und ſeine Helfer erwürgt, die Regierung geſtürzt und ganz Europa verändert hätte. Moreau wagte nichts; deſto thätiger waren ſeine Feinde. Nachdem Hunger und Ermattung und die Nachtkälte und die Ausſtreuung der Polizei, Moreau werde frei aufs Land entlaſſen werden, die meiſten auf den Straßen Verſammelten in ihre Häuſer und Betten getrieben hatten, ſprachen die Halsrichter endlich den 10. Junius früh um 3 Uhr das Urthel: Moreau nebſt vier andern Schuldigen ſolle vier Jahre im ſichern Verwahrſam gehalten werden. Noch klangen viele Stimmen im Saal: kein Verwahrſam für Moreau! aber ſie verklangen. Wovor man gezittert hatte, war nicht mehr da: der Volksſturm, der immer nur einmal ſeine höchſte Höhe erreicht, hatte ausgeblaſen, die Gefahr war vorüber.

Was nachher zwiſchen Moreau und der Regierung verhandelt iſt, weiß man nicht; ob durch weibliche Fürſprache, durch Talleyrands und Fouché's Rath, durch die Furcht, Moreau in Frankreich im Gefängniß ſitzend, oder auch im Gefängniß ſterbend ſei noch gefährlich, ſeine Loslaſſung und Entfernung von Frankreich bewirkt worden, iſt unbekannt. Genug er ward den 22. Juni unter Bedeckung von Gensd'armen auf das geſchwindeſte und geheimſte von dem General Savary nach den Pyrenäen abgeführt, daß er ſich in Spanien mit ſeiner bald nachfolgenden Familie nach Amerika einſchiffte; was er auch that. Nach der Abreiſe dieſes Mannes herrſchte Bonaparte furchtloſer; er wußte wohl, daß ganz Frankreich auf ihn ſah und daß es ſeine Siege, ſeine Redlichkeit, Offenheit, Mäßigkeit, Beſcheidenheit mit Bonapartens Uebermuth, Hinterliſt, Tücke, Gewalt und Deſpotiſmus verglich. Moreau hätte jetzt Herr von Frankreich werden, ſein Vaterland ruhig und friedlich regieren und Europa ungefochten und unüberzogen laſſen können. Ihm fehlte dazu Muth und Ehrgeiz, er war kein politiſcher Mann und nicht zum Herrſcher gebohren; Frankreich hatte vergeblich von ihm gehofft, er werde es von dem Tyrannen befreien. Auch wollte Gott es nicht, die Welt hatte noch keinen Frieden verdient, die allgemeine Feigheit, Verruchtheit und Gottvergeſſenheit ſollten noch mehr geſtraft werden: dazu taugte Moreau nicht, dazu war Bonaparte in Korſika gebohren.

Von den übrigen Verbrechern wurden Georges und eilf andere hingerichtet, von welchen mehrere bei der Hinrichtung ein lautes Vive le Roi! riefen; mit den übrigen ſpielte man ein rührendes und weinerliches Begnadigungsſpiel, wo die Mütter, Schweſtern, Töchter und Söhne derſelben von Bonaparte und ſeiner Gemahlin Knieen Gnade erfleheten und erhielten. Alles dieſes ward abſichtlich in öffentlichen Blättern und Ausrufungen noch viel rührender und weinerlicher als es geweſen dargeſtellt. Das aber merkten alle an, daß mit Georges nur eigentlich namenloſes Geſindel hingerichtet worden und daß faſt alle, die anfangs als gefährliche Rädelsführer mit aufgeführt waren, begnadigt worden; das auch wunderte viele, warum man andere, worauf ſich in den Verhören als auf Mitwiſſende und Mitſpielende berufen war, ohne ſie zu verhören, frei hatte durchgehen laſſen. Deswegen und wegen der Unregelmäßigkeit der Verhöre und der Verwirrung und der Verſtümmelung der Protokolle, auch weil die Beweiſe, die man immer zu geben verſprach und wodurch das Recht der Regierung gegen die Angeklagten und Verurtheilten doch am beſten beſtätigt werden konnte, nie erſchien, behaupteten viele, das Ganze ſei von Fouché angelegt und eingeleitet geweſen, damit Bonaparte ſeine großen Zwecke erreichen könne; er habe die Zwiſchenſpieler und Zwiſchenhändler angeſtellt, wenigſtens zwiſchen geſchoben, und ſei von Anfang an mit in dem Spiele geweſen: ſo ſeien Pichegru, Georges, Moreau unbewußt in die Schlingen gelockt; ſeine eigenen Leute habe er nicht fallen laſſen können, daß aber die ganze Sache der Regierung ſo gefährlich werden könne, als nachher bei Moreau erſchien, habe er nicht erwartet.

So viel iſt klar, die engliſchen Reſidenten Drake, Smith, Taylor waren offenbar von Fouché's Täuſchereien umſponnen und zettelten mit ſeinen Leuten Verſchwörungsplans und Aufruhrentwürfe gegen Frankreich an.

Dies geſtand er ſelbſt und klatſchte vor ganz Europa in die Hände, daß die Engländer ſich von ihm ſo haben anführen laſſen. Daß dieſe auf Plane und Entwürfe gegen Frankreich gehorcht, iſt wohl gewiß; was aber Fouché Europa davon mitgetheilt hat, iſt ſo verworren und abgeriſſen und widerſprechend, daß ſich die Fäden zu einem großen Gewebe nirgends an einander knüpfen laſſen. Das kann man glauben, wären die Schanden und Gräuel, welche Bonaparte in ſeinen Ankündigungen auf Pitt und England wälzen wollte, erweislich geweſen, er hätte die Beweiſe gegeben; denn ſie waren ihm nützlich. Aber es blieb bei vielen verworrenen Anklagen und allgemeinem Gewäſche. Oder waren von ihm und ſeinen Verhältniſſen Dinge eingemiſcht, die das Schweigen nützlich machten? Daſſelbe erſcheint in der ſogenannten Verſchwörung Pichegrus, Georges und Moreaus: durchaus nicht das Geringſte vorbereitet, zuſammenhängend, fertig. Und ſo ſollte Frankreich umgekehrt und die Regierung geſtürzt werden? So große Männer und helle Köpfe ſollten ſo Großes ſo kindiſch entworfen und unternommen haben? Daß ſie unzufrieden waren, daß ſie auf zukünftige Erfolge und Begebenheiten hofften, iſt wahrſcheinlich; daß eine würkliche Verſchwörung da war, hat Fouché mit aller ſeiner Schlauheit, mit ſeinen willkührlichen Gerichten und ſeiner Drehung und Fälſchung der Protokolle nicht beweiſen können. Doch hatten Pichegru und Georges das Leben verwirkt, weil ſie ohne Erlaubniß Frankreichs Boden heimlich wieder betreten hatten; und Moreau war nicht unſchuldig, weil er mit Pichegru geredet und es nicht entdeckt hatte. Aber es ſollte eine Verſchwörung geweſen ſeyn: das wollte die Regierung haben; denn auf dieſes Geſchrei ſollten große Veränderungen eingeleitet werden.

Kaum war jener Verſchwörungslärm geſchlagen, ſo begann auch das Federſpiel der öffentlichen Tagesblätter und das Zungenſpiel erkaufter Schmeichler, und tauſend Andeutungen und Anſpielungen und Warnungen, welche auf etwas Neues hinwieſen, das nothwendig werden müßte. Es ſei nicht genug, daß Bonaparte Oberkonſul auf Lebenszeit heiße und ſeinen Nachfolger ernennen möge;

dadurch ſei weder für die Ehre noch für die Sicherheit genug gethan; welche Titel, welche Würden können dieſem Herkules zu groß ſeyn, der Europens Glück auf ſeinen Schultern trage und deſſen unglaubliche Heldenthaten, Arbeiten und Verdienſte um Frankreich keine Zunge ausſprechen könne? alle Helden, alle Kaiſer und Könige und ihre größten Thaten, alle unſterbliche Namen der Geſchichte habe er lange übertroffen; ein neuer Name, größer als alle Namen, müſſe billig für einen ſolchen erfunden werden, wenigſtens müſſe er, der mehr als Frankreichs Karl der Große ſei, Kaiſer heißen; auch werde Frankreich nie feſt ſtehen noch der Aufruhre und Erſchütterungen mangeln, bis auf dem Haupte des Herrſchers dieſer höchſte Glanz ſtrahle und die Herrſchaft in ſeiner Familie erblich erklärt ſei: dies ſei nothwendig für den Schutz eines Staats, welcher der Triumph der öffentlichen Freiheit und Gerechtigkeit heißen könne.

Dies, was anfangs nur loſe und gleichſam als Ruf und Sinn des Volkes umherflog, ward von der Parthei und den Anhängern bald heiſſer ergriffen und feſter und beſtimmter ausgeſprochen; im Senat, im Staatsrath, im geſetzgebenden Körper, allenthalben erklang nur der Kaiſer der Schmeichler und Knechte. Unter den Tribunen war noch einige Zweifelhaftigkeit und Widerſpruch; Carnot widerſetzte ſich der Erblichkeit der Herrſchaft, ſagte den franzöſiſchen Vers, man könne Cäſar ſeyn, aber müſſe ihm nicht nachahmen, und unterzeichnete das Kaiſerprotokoll nicht. Bonaparte ließ ihnen nicht lange Zeit zum Ueberlegen und Rathſchlagen, er fuhr geſchwind durch die ganze Poſſe hin, und erklärte, da er ſehe, daß das Volk es für die Sicherheit der Freiheit und die Größe des franzöſiſchen Namens ſo wolle, ſo nehme er den Kaiſertitel an. Er ließ ſich den 18. Mai als Kaiſer ausrufen. Das Volk in Paris zeigte keine Freude noch Enthuſiasmus für dieſe Hoheit; das ſtörte ihn nicht. Er hatte durch ganz Frankreich Protokolle der Stimmfähigen Bürger verfertigen laſſen, und man fand von 400000 Namen, die Stimmrecht hatten, nur 2000, welchen der Kaiſer nicht gefallen hatte. Das war ja genug Beweis der Gültigkeit; der größte war, daß Bonaparte ſeinen Kaiſer vertheidigen konnte; wie die Protokolle gefertigt und gefüllt waren, das durfte niemand unterſuchen. Uebrigens that man alles, das Volk mit Schmeicheleien und Schällen und Klängen und Pompen zu bethören und zu betäuben. So hatte die Verſchwörung einen Kaiſer gemacht, viele flüſterten, ſie ſei für den Kaiſer veranſtaltet worden.

Auf den Namen ließ Bonaparte nach ſeiner Gewohnheit die Sache folgen, wie auf ſeinen Frieden die Eroberungen. Der Senat, der Staatsrath, der geſetzgebende Körper, das Tribunat wurden mehr monarchiſch umgewandelt und noch viel abhängiger gemacht. Er brauchte dieſe leeren Skelette deſſen, was ſonſt die Seele des Staats hätte ſein ſollen, mehr und mehr wie Auguſtus, und ſeine ſcheußlichen Nachfolger ihren feilen und knechtiſchen Senat, den ſie noch lange als eine verſteinerte Mumie des vormals glücklichen und herrlichen Roms ſtehen ließen; er führte ein feierliches Hofceremoniel mit der größten kaiſerlichen Strenge und Abgemeſſenheit ein, beide als größere Sicherheit ſeiner Perſon und als königliche Einrichtung zu loben; er ſtiftete Reichsämter und ernannte Großkonſtabel, Großadmiräle, Großkanzler, Großwahlherren des franzöſiſchen Reichs und von den Generalen ſeines Anhangs viele Reichsmarſchälle. Daß er die beiden Nebenkonſuln und ſeine Brüder und Schwäger dabei mit abfand, war wohl natürlich, und wäre an keinem Könige tadelnswürdig geweſen; zugleich ward die ganze fürſtliche und höfiſche Hierarchie genauer und geſchickter denn je vorher durch feſte Geſetze beſtimmt: wie es mit der Erbfolge, der Erziehung, Vermählung, Minderjährigkeit, Vormundſchaft und andern Verhältniſſen des Thronfolgers und der übrigen Prinzen gehalten werden ſolle und in welcher Abſtufung und in welchem Gehorſam ſie und alle Großen des Reichs unter dem Kaiſer ſtehen, welcher die einzige Sonne aller glänzenden Geſtirne ſeyn ſollte. Nun jagte eine Neuigkeit die andere und betäubte mit bedeutenden Hinweiſungen und Anſpielungen, die nicht unverſtändlich waren, die Völker und ihre Beherrſcher. Er handelte, ſie ſtaunten.

Ungeduldig mußte er auch allen bald ſeine volle Glorie zeigen; er ließ ſich von dem Heere bei Boulogne und von den für ihn begeiſterten und durch ihn verherrlichten Batavern als Kaiſer grüßen und zog dann im Herbſt in langſameren Huldigungen durch die rheiniſchen Städte. In Mainz hielt er eine längere Raſt und zeigte den teutſchen Fürſten die Bedeutung ſeiner neuen Würde. Viele waren hinbefohlen, alle kamen; nur der Kurfürſt von Heſſen nicht, der ſich krank melden ließ. Da war der geſchmeidige Fürſt Primas und viele Herren des weiland heiligen teutſchen Reichs zur Aufwartung und erſchienen als die demüthigſten und gebückteſten in einer teutſchen Stadt und mitten unter teutſchen Männern. Man erzählt Geſchichten von Erniedrigungen, welche einige von ihnen erlitten haben ſollen und welche Bonapartens Art glaublich genug macht. Was hier wieder gegen Teutſchland geſchmiedet worden ſteht nicht geſchrieben, aber das folgende Jahr offenbarte es.

Im Spätherbſt ward endlich eine feierliche Krönung angeordnet. Der Kaiſer ſollte von dem Papſt geſalbt und geweihet werden, wohl mehr, weil er auch darin Karl dem Großen, der nun ſein Tagesklang ward, gleich ſeyn wollte, als weil er in die päbſtliche Weihung große Wichtigkeit und Wirkung auf das Volk legte. Aber darin war ſein Stolz Karln ungleich, daß er nicht zu dem Pabſt reiſete, ſondern den Pabſt zu ſich reiſen hieß; der arme alte heilige Vater mußte über die beſchneiten Alpen ziehen und Bonaparte den 2. December im Dom zu Paris krönen. Die Feſtlichkeiten und der Pomp waren ſelten; das Volk nicht ſo begeiſtert und fröhlich, als man gewünſcht hatte; viele teutſche Fürſten waren wieder zum Dienſt und zur Demüthigung erſchienen. Bei der Krönung ſprach Bonaparte, als wäre er Prophet geweſen: meine Nachkommen werden lange herrſchen, und trug einen köſtlichen mit bunten Bienen geſtickten und gewirkten Kaiſermantel. Die Bienen hatte er ſich als das Wappen und Zeichen des Bonapartiſchen Hauſes gewählt, entweder, damit ſeine Nachkommen der unerſättlichen Räuberei, die aber keine Honigräuberei iſt, welche ihn ſo groß gemacht hat, erinnert würden, oder mit einer verächtlichen Anſpielung auf die Franzoſen, die gleich Bienen und andern Inſekten und Gewürmen blind geleitet und regiert und alle von Einem Triebe bewegt werden, zu dienen und aufzuſchwärmen, wann der Weiſer fliege, ohne zu wiſſen wohin. Noch, meinte man, würde bei dieſer Gelegenheit mit dem Pabſt vieles verhandelt und manches geändert werden, und dies bewegte die Gemüther der Menſchen, je nachdem jeder fürchtete oder hoffte. Aber zwiſchen dem Pabſt und dem jungen Kaiſer ſchien nur kalte Feierlichkeit und Höflichkeit zu walten, welche gegen die Zeit des päpſtlichen Abſchiedes immer feierlicher und höflicher ward, entweder weil der Pabſt fand, daß er umſonſt gereiſt und geſalbt habe, oder weil Bonaparte ſich ärgerte, daß Pius der Siebente feſter und hartnäckiger war, als er gehofft hatte. Man redete und verkündete viel von gegenſeitiger und unauslöſchlicher Zuneigung, Liebe und Achtung, aber die Innigkeit der Verhältniſſe ward durch keine weiteren Zeugniſſe beſtätigt.

Das war die größte Schande bei allen dieſen Geſchichten, daß kein deutſcher Fürſt nur die Zunge, geſchweige denn die Waffen rührte bei der Verletzung des deutſchen Gebietes, als Enghien entführt ward, und bei dem im Herbſt wiederholten Schimpf, als franzöſiſche Soldaten den engliſchen Reſidenten Rumbold aus Hamburg wegholten. Die ungerechte Ueberziehung und Beſetzung Hannovers machte den großen Stifter der Freiheit und Gerechtigkeit und des ewigen Friedens, wie ſeine Schmeichler ihn betitelten, immer verwegener: durch die Gewohnheit ſollten bei ihm Gräuel zuletzt nur kleine Unglimpfe heißen. Oeſtreich ſchwieg, Preußen ſchwieg, der Kurfürſt von Baden, in deſſen Lande gefrevelt worden, ſchwieg. Doch ſind Ehre und Recht das Stärkſte und Unzerbrechlichſte auf Erden, für ſie befiehlt ein Fürſt an Gottes Statt, für ſie kann und darf ein jeder mit Donnerſtimmen ſprechen. Was aus unfürſtlicher Furcht und kleinlichem Geiz nicht genannt wird, ſcheint durch Wiederholung der Unverſchämtheit ein Recht zu werden, und wird es endlich bei den Völkern. Bonaparte fühlte Teutſchland den Puls und lernte täglich mehr, wie weit er greifen dürfe.

Ich nannte eben die Völker, ich hätte das teutſche Volk nennen ſollen. Dieſes edle, durch ſein Alter, ſeine Freiheit, ſeine Künſte, Wiſſenſchaften, Erfindungen ehrwürdigſte und vormals mächtigſte Volk war verſchwiegen worden bei den Kriegen der Könige; man hatte es bei dem Friedensſchluſſe nicht genannt, die Fürſten allein ſchienen nicht zu wiſſen, daß in Europa 35 Millionen Teutſche wohnen. Nie war ſein Sinn, ſein Gefühl, ſeine Treue, ſein Stolz auf Freiheit und Vaterland in einem hohen Geiſt aufgerufen; man hatte ihm aus Kleinlichkeit des Herzens immer nur das Kleine und Nichtige gezeigt, man hatte ſein Herz nie mit in den Kampf gerufen: und doch ſollte es ſich mit begeiſterten und berauſchten Franzoſen meſſen. Als der Kampf ungleich gerieth, da klagten oft die Führer ſelbſt das Volk der Gefühlloſigkeit und Langſamkeit an. Wie konnten ſie aber geſchwinder und lebendiger ſeyn, als jene waren? Nachher ward alle Schande, aller Schimpf, aller Hohn und Spott der übermüthigen Fremden noch auf den Druck und das Elend gelegt, worunter das teutſche Volk erlag. Und wo war der Fürſt und der Mann, der ſich der Gehöhnten und Verſpotteten annahm und einmal aus ſeinem Gefühl von Gerechtigkeit und Treue ſprach? Wahrlich wäre er erſchienen mit dem hohen Sinn für Wahrheit und Recht, alle teutſche Herzen hätten Funken geſtoben und die Franzoſen würden auch vor den Funken der teutſchen Schwerter und Säbel gezittert haben. Doch wirkte dieſes wackere und treue Volk mitten in der Verachtung und Verwüſtung ſtill und freudig fort. Die Dünſte und Nebel der franzöſiſchen Freiheit und Gleichheit, welche anfangs auch manche der Seinigen verwirrt und verblendet hatten, waren verweht und zerfloſſen und hielten nur noch einige nachäffende und nachlallende Schwachköpfe und verbildete Geiſtler in ihrem Wahnſinn feſt. Dem Volke lag der franzöſiſche Tand und aller Ueberfluß franzöſiſcher Verruchtheit klar vor Augen, ſeine Treue und ſein Ernſt hatten die Gaukelei und den Wankelmuth der franzöſiſchen Freiheit nie geliebt, jetzt fühlten ſie mit Abſcheu ihre Bedeutung. Nicht das Elend und die Schmach des Krieges, nicht der immer mehr wachſende Druck der Zeit, nicht die Schrecken vor Jakobinern und Illuminaten, die hie und da Hemmungen machten, konnten den wahren, treuen und freien Sinn dieſes ſtrebenden Volkes aufhalten. Auch in ihm war eine groſſe Bewegung, aber tiefer und unſichtbarer, als die franzöſiſche; mit größerem Ernſt und Eifer, denn es ward nach den Gründen und Tiefen der Natur und der Gottheit gefragt und in Theologie, Philoſophie und Politik das vielfach verflochtene Verhältniß des Menſchen zum Himmel und zur Erde unterſucht; ſelbſt die Kunſt und Sitte der früheren Zeiten ward mit einer höheren Geſinnung an die Gegenwart gehalten und nach langer Gottvergeſſenheit aus innerem Triebe mehr und mehr zu dem einfältigeren und kindlicheren Glauben der Väter umgekehrt. Selbſt in den Thorheiten und Narrheiten, ja in den Proben und Nachäffungen mancher Jünger, welche die hohen Meiſter der neuen Wiſſenſchaft und des verjüngten Strebens nicht zu faſſen vermochten, erſchien etwas Ehrwürdigeres und Edleres, als in jenem Launiſchen und Wankelen, womit der Franzoſe von einer Idee auf die andere fährt, die Oberfläche von jeder beſtreift, aber nichts feſt hält, ſondern über ſie hingleitet. Auch das empfanden die beſſeren Teutſchen jeden Tag mehr, daß ſie ohne ihr Verdienſt von den Fremden verſpottet und unterdrückt wurden; daß es nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld der veralteten und gelöſten Verfaſſung und allgemeiner Weltverhältniſſe war, was ſie ſo elend machte; ihr Stolz und das Bewußtſeyn der Treue und Streitbarkeit und des Glaubens ihres Volkes ſagte es ihnen von Tage zu Tage lauter, der Tag ihrer Glorie werde auch einmal wieder aufgehen, die Stunde der Begeiſterung werde kommen, wo bei dem Klange des teutſchen Namens alle franzöſiſchen Haare ſich vor Schrecken emporrichten werden. Was ſie an Geiſt, an Kunſt, an Wiſſenſchaft, an Sitte vor jenen flatterhaften [illegible] voraus hatte, was ſie als alte Tugend und Gerechtigkeit noch von ihren Vätern geerbt hatten, das hofften ſie, werde auch einmal äußerlich werden, ihre innere Lebendigkeit werde einmal hervorbrechen und die Welt wieder vergeſſener teutſcher Ehren erinnern. Noch glühete die Flamme hie und da nur im ſtillen Groll; aber ſchon warteten manche der Zeit, wo ſie in Donnern und Blitzen über den Häuptern der fremden Verderber aufleuchten werde.

Katechismus

für den

teutſchen Kriegs- und Wehrmann,

worin gelehret wird,

wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn
und mit Gott in den Streit
gehen ſoll.

Fürchte dich nicht, liebes Land, ſondern ſey fröhlich und getroſt, denn der Herr kann auch große Dinge thun.

Joel Kap. 2.

1813.

Vorrede.

Das teutſche Volk iſt in der Geſchichte uralt und vor mehr als zweitauſend Jahren ſchon geprieſen worden wegen ſeiner Tapferkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit; und iſt auch in den ſpäteren Zeiten immer ein herrliches, mächtiges und freies Volk geblieben, bis auf die letzten zehen Jahre, wo die hinterliſtigen Fremden haben ſeine Herren werden wollen. Vor etwa zweitauſend Jahren waren die Römer, die in Italien wohnten, das mächtigſte Volk der Welt, und hatten viele Länder und Völker bezwungen, und verſuchten auch an unſern Vorältern, ob ſie ſie zu ihren Knechten machen mögten; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Und es ſind jetzt etwa achtzehnhundert Jahre, zu der Zeit, als unſer Herr Chriſtus als ein kleiner Knabe unter den Menſchenkindern wandelte, da ſetzten ſie mit unzähligen Heeren über den Rheinſtrom und ließen Flotten mit gewaltigem Zeug und Kriegsgeräth ins Meer, und gedachten die Völker um den Rhein und die Weſer und Elbe bis an die Küſten der Oſtſee zu bezwingen und zu ihren Sklaven zu machen. Das gefiel aber Gott nicht, ſondern er erweckte den Teutſchen einen gewaltigen Kriegsfürſten, einen Fürſten des Volkes, das um die Weſer und den Harz wohnete; und es war ein Jüngling, und hieß Arminius oder Hermann. Und es ſammelten ſich die Völker um ihn, und er vermahnete ſie, daß ſie die Freiheit, die ſie von ihren Vätern empfangen hatten, lieber haben ſollten, als das Leben; und er rief zu Gott und zur Gerechtigkeit, und ſchlug die Römer in vier Jahren in gewaltigen und blutigen Schlachten, und zermalmte ihre Macht, und machte ihnen auf immer eine Furcht vor den Teutſchen, und erhielt ſeinem Vaterlande die Freiheit. Und vierhundert und vierhundert und funfzig Jahre nach dieſen Geſchichten zerſtörten die Teutſchen Roms und der Römer Herrſchaft, und gründeten in römiſchen Landen viele mächtige Reiche. Und wurden nun die Teutſchen aus Heiden Chriſten, und auch die Teutſchen, welche in dem Lande ihrer Väter blieben, das Teutſchland heiſſt bis auf den heutigen Tag. Und etwa ſeit dem achthundertundvierzigſten Jahre nach Chriſti unſers Herrn Geburt ward das jetzige Teutſchland ein groſſes Reich unter einem Könige, der nachher Kaiſer genannt und viele Jahrhunderte als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche und der höchſte Herrſcher des Abendlandes verehrt ward. Und es ſtand das teutſche Reich in Herrlichkeit, und waren die Teutſchen ein groſſes Volk, wegen ihrer Macht und Streitbarkeit gefürchtet, und wegen vieler löblichen Künſte und Erfindungen des Friedens geehrt.

Und dieſes Glück und dieſe Ehre erhielt ſich unangefochten bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, wo Haſs und Zwietracht von innen, und Neid und Hinterliſt von auſſen die Teutſchen zu verwandeln anfing. Es wurden aber ſeit dieſer Zeit die Franzoſen mächtig, ein immer eben ſo knechtiſches als unruhiges Volk, und ſäeten den Samen des Haſſes in Teutſchland aus, und ſuchten das Land zu verwirren und zu entzweien, und zwackten ihm viele herrliche

Städte und ſchöne Landſchaften ab; doch mogten ſie es nicht unterjochen. Und ſo haben wir dieſes treuloſe Volk, das vo unſern Vätern weiland zitterte, zu ſchlimmen Nachbarn und Feinden, die auf uns lauren, und uns durch ihre Liſten imme mehr geſchadet haben als durch Waffen, worin wir es wohl mit ihnen aufnehmen mögen.

Nachdem nun vor etwa fünfundzwanzig Jahren die gräuliche franzöſiſche Umkehrung und Verwirrung begann, die mit einem franzöſiſchen Namen Revolution genannt wird, und ihr Gift über die ganze Wel ausgoß, iſt es auch unſerm teutſchen Vaterlande in mancherlei Drangſalen von Kriegen und Nöthen hart ergangen, weil wi Teutſche nicht zu rechter Zeit alle für Einen Mann ſtehen und aufſtehen wollten. Am ſchlimmſten ward es aber für uns und fü die Welt, als Napoleon Bonaparte im Jah 1799 die Herrſchaft in Frankreich an ſich riß. Dieſem fürchterlichen und grauſamen Manne hat alles recht gedäucht wodurch die Macht wächſt, und durch Verrath un Gewalt und Lüge und Hinterliſt hat er al

Länder und Völker betrogen und entzweiet und viele ihm unterworfen. Das geſchah auch unſerm lieben Vaterlande, Teutſchland, deſſen altes heiliges Reich er zerſprengte und einen verderblichen Bund ſtiftete, den er Rheinbund nannte, und womit er die letzten freien Völker und Herrſcher Teutſchlands und des ganzen Europa zu ſeinen Knechten zu machen gedachte, damit er zuletzt über alle als ein wilder Tyrann herrſchen könnte. — Und iſt dies eine ſcheußliche Zeit geweſen, und hat Teutſchland in acht Jahren ärgere Gräuelthaten geſehen, als vorher nicht in Jahrhunderten; und hat Gewalt für Recht, Lüge für Wahrheit, Schande für Ehre gegolten; und iſt viel unſchuldiges teutſches Blut in der Fremde vergoſſen, wohin er viele Zehntauſende teutſcher Jünglinge mit ſeinen Heeren hinausgetrieben hat; und hat er viele edle und wackere teutſche Männer, weil ihnen ihr Volk und Land lieb war und ſie ſeinen Gräueln nicht dienen wollten, in Kerker geworfen und auf Richtplätzen erſchießen laſſen; und hat mit Lüge und Hinterliſt und Mord fürchterlich gewüthet, und wird ſo wüthen, bis Gott der gerechte Richter ſieht, daß ſein Maaß voll iſt: dann wird er ihn zerbrechen.

So iſt es in Teutſchland ergangen ſeit dem unglücklichen Jahre 1805; und ſchon war die Furcht und Verzweiflung der meiſten Menſchen dahin gekommen, daß ſie meineten, dieſem Manne könne nichts widerſtehen. Aber Gott, der die Gerechtigkeit nicht gar untergehen laſſen wollte, verblendete ihn in der Bosheit ſeines Herzens, und er mußte ſich ſelbſt bereiten, was ihn verderben wird. Im Jahr 1808 hat er den König und die Prinzen von Hiſpanien mit treuloſer Freundlichkeit zu ſich nach Frankreich gelockt, ſie ins Gefängniß geworfen und von dem Thron geſtürzt, worauf er ſeinen Bruder Joſeph geſetzt hat. Und daher iſt in dem ſpaniſchen Lande mit den Hiſpaniern und Engländern ein ſchwerer und blutiger Krieg gegen ihn entſtanden, der ihm viele hunderttauſend Soldaten und viele hundert Millionen Reichsthaler gekoſtet hat; aber das Land hat er doch nicht gewinnen können. Und weil er dort unglücklich ſtritt und ſein Ruhm zu erlöſchen ſchien, ſo wandte er ſeine Augen gegen Oſten und gedachte in ſeinem Herzen:

Siehe ich muß den Völkern zeigen, daß ich noch da bin, und an der Weichſel und dem Dnepr große Thaten thun, damit ſie nicht hohnlachen und ſpotten, mein Glück ſei untergegangen.

Und er zog im Sommer 1812 aus mit einem zahlloſen Zeug von Reiſigen und Fußknechten, an die 400000 Mann, gegen den Kaiſer von Rußland, daß er ihn und ſein Land überzöge und unterjochte; aber es gerieth ihm nicht, wie er in ſeinem Hochmuth gedachte. So groß war die Standhaftigkeit des Kaiſers Alexander von Rußland, die Streitbarkeit der Heere und die Tapferkeit und Frömmigkeit des Volkes, die in einem allgemeinen Zorn gegen den gewaltigen Feind aufſtanden, daß er nach vielen verlornen Schlachten die ſchändlichſte Flucht nehmen mußte, und allen ſeinen Zeug, ſeine Kanonen, ſeine Waffen, ſeine Pferde, und ſein ganzes Heer verlor, bis auf 20000 Mann, die krank und elendiglich durch Polen und Teutſchland entflohen.

Nun hatte Gott den Weg gezeigt, und die Menſchen riefen: ſiehe, dies iſt Gottes Finger, er will den blutigen Tyrannen verderben. Und die Ruſſen zogen heran gegen die teutſchen Gränzen, und der König von Preußen zog ihnen zu mit ſeiner Heeresmacht, und die Völker und Städte ſtanden auf und griffen zu den Waffen, und riefen Rache und Freiheit, alſo daß es über ganz Teutſchland klang, und die Schurken erſchracken und die Redlichen jauchzeten; denn ſie dachten, wie der ſchreckliche Tyrann nun in die ſieben und acht Jahre gewüthet, und welch eine ſchändliche Sklaverei ſie hatten erdulden müſſen. — Und auf dieſe Weiſe iſt der große und heilige teutſche Krieg entſtanden, der jetzt mitten im Vaterlande brennet. Und iſt Gottes Wille, daß alle Lande und Völker Teutſchlands aufſtehen, des gerechten Zorns gedenken, und auf die Franzoſen und ihren Tyrannen ſchlagen, und Ehre und Freiheit wiedergewinnen, welche ſie von ihren Vätern geerbt, und welche die hinterliſtigen Wälſchen ihnen ſo treulos geſtohlen haben.

Damit nun den teutſchen Menſchen das rechte Herz des Krieges wachſe, und ſie wiſſen, was Gott will und was ſie thun ſollen — darum iſt dieſes Büchlein verfaſſet. Denn ſie ſind Kinder eines edlen Volkes, und wäre es eine ewige Schande, wenn ſie als Sklaven leben mögten; und ihr Land iſt ein herrliches Land, und wäre es eine Schmach, wenn ſie darin nicht gebieten ſollten. Und mag man von Teutſchland wohl ſagen, wie es ſteht im 5ten Buch Moſes Kap. 33. „Dein Land liegt im Segen des Herrn, da ſind edle Früchte vom Himmel, vom Thau und von der Tiefen, die unten liegt; da ſind edle Früchte von der Sonne und edle Früchte der Monden und von den hohen Bergen und von den Hügeln für und für, und edle Früchte von der Erden und was drinnen iſt.“

Gott, der die Herzen regiert und mit dem Geiſte des Muthes anbläſt, gebe, daß dies Büchlein viele Früchte trage und daß in den teutſchen Männern der Stolz und die Zuverſicht auf den Gewaltigſten erwachſe, wodurch der Tyrann zerſchmettert und die Peiniger und Unterdrücker aus den teutſchen Gränzen vertrieben werden. Wahrlich, teutſche Männer, ich mögte zu euch reden, wie Moſes einſt zu den Kindern Iſrael redete, 5 B. M.

Kap. 6. Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollt du zu Herzen nehmen, und ſollt ſie deinen Kindern ſchärfen und davon reden, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt oder auf dem Wege geheſt, wenn du dich niederlegeſt oder aufſteheſt. Und ſollt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand, und ſollen dir ein Denkmal vor deinen Augen ſeyn. Und ſollt ſie auf des Hauſes Pfoſten ſchreiben und auf die Thore: daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geſchworen hat ihnen zu erhalten, ſo lange die Tage vom Himmel auf Erden währen.

So vernehmet denn alle dieſe Worte mit freudigem Muthe, und thut alſo, und lebet und ſterbet als ehrenwerthe und freie Männer; und Gott wird Teutſchland erhalten, und euren Kindern und Kindeskindern bis in das tauſendſte Glied Segen und Freiheit geben.

Erſtes Kapitel.

Von dem Böſen und vom Uebel.

Und es ſind viele Menſchen geweſen auf Erden von dem Anfang der Dinge her und haben gefragt: Hat Gott nicht alles gemacht, was im Himmel und auf Erden iſt? und iſt ohne ihn nichts, was da iſt? woher iſt denn das Böſe und das Uebel?

Iſt nicht Gott der Gütigſte, deſſen Güte reichet weiter, als die Himmel reichen, und die Sonne ſcheinet, und die Wurzeln in die Tiefen der Erde hinabſteigen?

Iſt nicht Gott der Heiligſte, in deſſen Weſen keine Lüge noch Sünde iſt?

Iſt Gott nicht, der da heißet hoch und tief, und unermeßlich und unergründlich, der weiſeſte und der allſehende?

Warum hat denn Gott das Böſe und das Uebel gemacht?

Und ſo haben ſie viel gefragt und geklügelt, und haben keinen Ausweg funden, und ſind Viele darüber zu Thoren und Narren geworden.

Ich aber ſage euch alſo:

Gott hat das Böſe und das Uebel nicht gemacht, ſondern es iſt, weil die geſchaffenen Dinge nicht ſo vollkommen ſeyn konnten als der Schöpfer, und weil die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, dies Bild nicht bewahrten, ſondern abfielen und ſündigten.

Darum iſt das Böſe und das Uebel in die Welt kommen, und nicht durch Gott.

Gott hat es nicht gemacht, die Menſchen haben es gemacht.

Weil ſie den himmliſchen Urſprung verleugnet haben, müſſen ſie mit dem Böſen kämpfen ihr Lebenlang, und das Uebel begegnet ihnen auf den Landſtraßen, auch wo ſie es nicht ſuchen; und iſt ſeit Adams Fall keine vollkommene Freude mehr in der Welt geweſen.

Darum ſehen wir dieſes Leben nur als eine Wanderſchaft an, und der Himmel heißt unſer Vaterland und die Liebe Gottes das Ziel, wornach wir ſtreben ſollen.

Zweites Kapitel.

Von Zwietracht und Krieg.

Und Hader begann auf Erden, ſobald mehr Menſchen als zwei lebten, und ein Bruder erſchlug den andern, und mußte Kain unſtät und flüchtig werden, weil Abels Blut von ſeiner Keule troff.

Und es war Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg ſeit jenem Tag auf Erden, und iſt nicht geſtillt worden bis heute.

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts redet nur von zerſtörten Völkern und Städten, von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verſchwinden, und die einen ſteigen und die andern ſinken — und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnſucht nach Frieden in unſere Bruſt gepflanzt als ein Zeichen ſeines himmliſchen Ebenbildes; und das Chriſtenthum ermahnt uns, daß wir ſollen barmherzig und freundlich ſeyn gegen alle Menſchen, und unſern Nächſten lieben wie uns ſelbſt.

Wie darf denn Krieg ſeyn in der Welt?

Du Thörigter, geh hin und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung, und ſie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und ſie werden dir die Worte deuten.

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haſſet die Ruhe. Darum iſt Krieg.

Durch Unglück und Noth ſollen wir lernen zum Himmel aufſchauen und bedenken, daß hienieden nicht unſers Bleibens iſt, ſondern daß wir das Unvergängliche ſuchen ſollen.

Durch Unglück und Noth werden unſere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergeſſen und nicht in eitler Faulheit und Wolluſt vergehen.

Weil wir ſo böſe ſind, darum iſt Krieg, und weil wir ſo nichtig ſind, darum iſt das Uebel. Wehe aber dem Mann, der nach unſchuldigem Blute dürſtet, der unſchuldige Völker zu unterdrücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück, und Gott im Himmel wird den Wütherich ſtrafen.

Drittes Kapitel.

Von des Menſchen Herrlichkeit.

Und du, der kleines Herzens iſt, ſieheſt alles ſo klein, und du, der leicht verzaget, magſt Gott nicht erkennen.

Darum klügelſt du viel mit den nichtigen

Worter und ſpielſt wie ein Kind mit Fragen und Räthſeln.

Und weißt du nicht, als Gott die Dinge ſchuf von Anfang, als er die Erde hob aus den Waſſern und die Himmel befeſtigte in den Höhen, und der Sonne und dem Mond ihre Bahn gab, und den Sternen wies, wo ſie wandeln ſollten;

Da machte er die Erde, daß ſie fruchtbar wäre, und Bäume und Pflanzen, daß ſie lieblich darauf grüneten und trügen Früchte jegliches zu ſeiner Zeit.

Und Gott erſchuf Thiere auf dem Felde und Vögel der Luft und Fiſche im Meer; und war alles weiſe und gut, was Gott geſchaffen hatte.

Und zuletzt ſchuf er den Menſchen, ſein Gleichniß, und blies ihm ſeinen Athem ein, daß er Göttliches begehrete.

Und es ward der Menſch wohl verführt von der böſen Schlange, und fiel ab und ſündigte. Doch Gott verſtieß ihn nicht ganz, ſondern erlöſete ihn durch Jeſum Chriſtum ſeinen einigen Sohn, und brachte die Lehre der Heiligung und die Botſchaft der Freude auf Erden.

Und iſt der Menſch der Erden Herr und ſoll herrſchen über die Thiere im Walde und über die Vögel des Himmels und über alles, was auf Erden iſt; daß ſie erkennen in ihm den

Schatten des Himmels und das Bildniß deſſen, der ewig bleibt.

Denn ihm ward das Antlitz zu den Geſtirnen gerichtet und die Sinne, daß ſie nach himmliſchen Dingen ſich ſehneten.

Und darum ſollen ſeine Gedanken ſtolz ſeyn und ſein Herz freudig, daß er das Niedrige verſchmähe.

Und gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht oder aus geitziger Furcht redet, was ſein Herz nicht denkt.

Sondern ein edler Zorn iſt dem Herrn lieb und ein muthiger Stolz, der ſich nicht beugen läßt.

Denn der Herr will, daß den er zum Herrn machte herrlich ſei, und die dienen ſollen, das iſt ein anderes Geſchlecht.

Viertes Kapitel.

Von des Menſchen Verworfenheit.

Denn Gott hat Thiere geſchaffen dem Menſchen zum Nutz, und Wild in den Wüſten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen vom Anfang an eingegeben, daß ſie dem Menſchen dienen ſollen und zittern vor der Majeſtät, die trägt das Bild vom Angeſicht des Herrn, Und ſehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menſchen Haupt iſt ſtolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufſchaue, wo ſeine Heimath iſt.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt und ſolche, die ein dienſtbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menſchen und drückte ihm das Siegel der Majeſtät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen thut, und was Gott ihm ins Herz geſchrieben vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das iſt ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüſte den Menſchen zum Thiere und in Geiß und Dienſtbarkeit iſt die Thierheit verſchloſſen. Der Menſch aber ſoll gehorchen mit Freiheit und das Rechte thun, weil es ſeinem Herzen gefällt.

Und es ſind viele Laſter ſchändlich zu nennen, doch das ſchändlichſte von allen iſt ein knechtiſcher Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden ſich an.

Wer mit hündiſchem Sinn das Rechte verſchweiget, der umſchleicht mit dem Unrechte bald auch das Recht.

Und ſo erwächſt der Geiß und die Lüge und der Neid und die Verleumdung und aller

Laſter die im Finſtern ſchleichen eine zahlloſe Menge, und iſt zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn ſolches geſchieht, ſo häufen die Menſchen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und eſſen im Jammer ihr Brod, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich ſeyn? und wer auf Tugend nicht getroſt iſt, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den ſtolzen Herzen und für den niedrigen Sinn iſt der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth iſt ſtolz auf den Herrn, aber Sklavendienſt kriecht mit dem Gewürm im Staub.

Und Gott ſpricht: Ich habe die Verworfenen geſehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich ſie verkehrt, und weil ſie mit Fremden buhlten, hab ich ſie verworfen.

Und mag man heute wohl ſagen, wie der Prediger ſpricht: Es iſt ein groß Unglück, das ich ſah unter der Sonne, nemlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt, daß ein Narr ſitzt in großer Würde und die Klugen unten ſitzen; ich ſah Knechte auf Roſſen, und Fürſten zu Fuße gehen wie Knechte.

Fünftes Kapitel.

Von gerechtem und ungerechtem Kriege.

Wenn nun die Herzen klein werden zum Dienſt und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht ſtolz ſeyn wollen — dann kömmt das Elend über die Völker und Tyrannen wachſen wie die Drachen empor.

Und ſie ziſchen mit Mord und mit Blut und verwüſten die Welt, und ſchreien in ihrem trotzigen Glücke: der Herr der Thronen hat uns zu Herrſchern geſetzt.

Und ſind doch die Treiber nicht her von Gott und die Plager gefallen dem Allmächtigen nicht; ſondern ſind die Brut der Bosheit der Menſchen und wachſen wie Unkraut aus der Schande empor; und gleichwie der Schlamm das Gewürm ausbrütet, ſo brütet die Sünde tyranniſche Frevler.

Wann nun die Blutigen Götter heiſſen wollen und die Ungerechten ſprechen: betet uns an, denn wir ſind von Gott — dann erhebe, o Mann, deinen Speer und ziehe das rächende Schwerdt aus der Scheide; dann verzage nicht zu ſterben im Streit und zu liegen als Leiche im Angeſichte des Himmels.

Denn wer Tyrannen bekämpft, iſt ein heiliger Mann, und wer Uebermuth ſteuert, thut Gottes Dienſt.

Das iſt der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das iſt das Blut, deſſen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer ſo mit den Vorderſten fällt in der Schlacht und mit den Tapferſten decket die Wege des Siegs, des Mannes ſpäteſtes Geſchlecht iſt geſegnet, und ſeine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und ſein Gedächtniß iſt heilig bei ſeinem Volke und ſeine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unſterbliche Tugend aus Tugend und ein freies Geſchlecht erblühet aus redlichem Muth.

Darum ziehet getroſt in ſolchen Krieg und ſterbet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber unter dem Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordiſche Schwerdt zieht, des Name iſt verflucht bei ſeinem Volke und ſein Gedächtniß blüht nimmer unter den Menſchen.

Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenſtein da glänzt ſeine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht und damit unſchuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwerdt gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder ſpäter findet Gott den Uebermuth und miſſet jeglichem ſeinen gebührenden Lohn.

Und es gilt der alte Fluch gegen die Böſen, wie der Prophet ſpricht:

Wehe dir du Verſtörer! meinſt du, du werdeſt nicht verſtört werden? und du Verächter, meinſt du, ich werde dich nicht verachten? wann du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtört werden; wann du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten.

Aber die Redlichen rufen mit dem Könige David:

Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer ſänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen. Die Völker müſſen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muß vergehen, wann er ſich hören läßt, der den Krieg ſteuret in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerſchlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid ſtille und erkennet, daß er Gott iſt.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen Tyrannen.

Und der Abgrund hat ſich aufgethan, ſpricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgeſpieen und die Schlangen ausgelaſſen, die da giftig ſind.

Und es iſt ein Ungeheuer gebohren und ein blutgefleckter Gräuel aufgeſtanden.

Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöſe.

Und doch kenne ich ihn nicht, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und

Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott.

Sondern durch Lügen iſt er gewaltig geworden und durch Mord und Verrath hat er ſeinen Stuhl gebaut. Und iſt ein Zeichen der Zeit, wie ſündlich die Menſchen ſind und wie die Menſchenkinder fern wandeln vom richtigen Pfade, daß ſie die Knechtſchaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit geprieſen als Tugend des Königs.

Und iſt ſolchen Recht geſchehen in ihrem bübiſchen Sinn und wird ihre Miſſethat fallen ſtrax auf ihr Haupt.

Denn wer den Wolf Lamm nennt, den zerreiſſe der Wolf, und wem die Schlange gütig dünkt, den beiße die Schlange.

Aber ich werde die Miſſethat zerſchmettern, und die Falſchheit zeigen, und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue.

Wenn die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wenn des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war.

Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind: ich ruf es aus zu den Völkern über dem Meer, und zu denen, die in fernen Landen wohnen:

Auf, ihr Völker! dieſen erſchlaget, denn er iſt verfluchet von mir, dieſen vertidenn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.

Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen und wird ſeyn viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme.

Doch ſie ſollen nicht faul ſeyn mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.

Siebentes Kapitel.

Von dem fremden Volke.

Höre du, der am Strande der Oſtſee wohnt und auf den höchſten Alpen ſeine Heerden weidet, der von der Elbe die Schiffe zu den Inſeln ſchickt und auf der Donau zu fernen Völkern fährt: höre du Volk, deſſen Väter ich geliebt habe, deſſen Land ich geheiligt habe zum Sitze der Freiheit.

Was willſt du länger trägen Sinnes ſeyn und nicht gedenken, wer deine Väter geweſen?

Die hatten die Gerechtigkeit lieber als Gold und Freiheit däuchte ihnen werther als köſtliche Steine.

Darum waren ihre Häuſer voll Glückſeſeligkeit und Freude fehlte nie bei ihren Feſten.

Denn der kühne Mann erfreut ſich des Lebens, und wer frei iſt, der hat der Güter genug.

Du aber haſt mit den Fremden gebuhlt und haſt dir Affen zu Götzen gemacht; du haſt nicht bedacht, wie verderblich der wälſche Tand dir iſt, und haſt der Ehren deiner Väter lange vergeſſen.

Deswegen iſt die Staupe über dich gekommen und die Knechtſchaft hat ſich dir auf den Nacken geſenkt.

Denn durch die Knechte verlernteſt du die Freiheit deiner Väter und durch die äffiſchen Menſchen was deinen Altvordern Zucht hieß; und lachteſt über das Heilige in deinem Volke und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachteſt auch über mich, der im Himmel wohnet.

Und tändelteſt in fremder Sprache fremden Lug nach und verſpielteſt die teutſche Treue in ſchlüpfrigen Worten.

Denn die, mit welchen du buhlteſt, kennen die Treue nicht und Zucht und Sitte heißt ihnen ein lächerliches Ding.

Und du haſt Wind geſäet mit ihnen, und Ungewitter geärndtet, und wirſt es ärndten, wenn du nicht abläſſeſt und dich wieder wendeſt auf den Weg deiner Väter.

Siehe dieſe ſäeten Gerechtigkeit, und ärndteten Liebe; ſie ſäeten Treue, und ärndteten Freiheit; du aber thuſt anders, du pflügeſt Böſes und ärndteſt Unheil und iſſeſt Lügenfrüchte.

Darum nicht länger ſollſt du das Kleinliche lieben und nicht nachäffen worin die Eitelkeit wohnt.

Denn du haſt wohl erfahren, was ein Franzoſe iſt und wie gütig die ſind, welche in Frankreich wohnen.

Ihre Worte ſind glatter als ein ſchlüpfriger Aal und ihre Gebehrden freundlich auf Betrug geſtellt.

Doch die Falſchheit laurt in dem trügeriſchen Schein, und in den freundlichen Blicken brütet das Unglück.

Und ihre Rede ſchmeichelt ſüßer als Honigſeim, und wenn ſie mit Liebe umhalſen, meinen ſie Arges.

Du aber ſollſt tragen ein männliches Herz, einen ernſten Blick, und ein redliches Wort.

Denn ein Mann ein Wort das hieß ſonſt der Teutſche, und er war ein geprieſenes Volk, eh er das Fremde gelernt.

Denn zum Tand hat Gott den Teutſchen nicht geſchaffen noch daß er durch Liſten die Herrſchaft gewinne; ſondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz, und Kraft in die Zunge und einen ſtarken Arm.

Wehe ihm aber, wenn er länger tändelt mit Tand und wenn ihm die Lüge der Fremden gefällt!

Dann verdamme ich ihn zum ewigen Knecht und ſeine Väter verfluchen ihn, die im Himmel ſind.

Und wird ſein Name nicht mehr ertönen im Lobe der Freien und ſein Ruhm ſchweigen, wo man von Tapferen ſpricht.

Achtes Kapitel.

Von der Sünde und dem Unglück.

Und es ſind viele, die da ſagen: unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weiſe ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten beſtimmt, und kein Sterblicher mag ſeine Wege wiſſen und meiſtern.

Und wäre es doch alles geſchehen, wenn wir auch klüger geweſen, und wäre es geworden, wie es heute iſt, wenn wir auch in der Treue unſerer Väter gewandelt wären.

Denn Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will.

Ich aber ſage euch: ihr ſehet die Furchen noch friſch, worein ihr geſäet, und die Stricke ſind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Ausſaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wolluſt und Geitz.

Und war die Liebe von euch gewichen und der Haß hatte die Herzen erkältet und wußten nichts mehr von Teutſchland und dem Vaterlande und von der alten teutſchen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein jeglicher ſeinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie ſie des Tages am beſten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, ſprachen ſie, und was hinter dieſem Leben liegt, das iſt dunkel.

Darum weil ſie Gott vergaſſen, hat Gott ſie vergeſſen, und weil ſie auf Nichtigkeit gebaut, ſind ſie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat ſie gegeiſſelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen ſind ſie untergegangen.

Weil ſie nicht glaubten, darum verzagten ſie ſogleich und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Alſo gebahr die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürſten geſchah, was traurenden Wittwen geſchieht.

Wie der Prophet ſpricht: Ich will den Erdboden heimſuchen um ſeiner Bosheit willen, und die Gottloſen heimſuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen: daß ein Mann theurer ſoll ſeyn denn fein Gold und ein Menſch werther denn Goldſtücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehreſt und wieder zu Gott wendeſt, wird er ſich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen: Ich habe dich wider dies fremde Volk zur feſten ehernen Mauer gemacht; ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Böſen und erlöſen aus der Hand der Tyrannen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht.

Und weil du nun ſieheſt, woher dein Unglück gekommen und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, ſo mußt du zuvörderſt wieder ſchauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge ſind.

Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder und die Zuverſicht auf den Himmel überwindet die Hölle.

Und dem Menſchen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf ſterblichen Künſten gebaut wird.

Denn ſo ſpricht der Herr, der Gewaltige:

> Einem Krieger hilft nicht ſeine große Macht, ein Rieſe wird nicht errettet durch ſeine große Kraft, Roſſe helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe des Herrn Auge ſieht auf die, ſo ihn fürchten und auf ſeine große Güte hoffen.

Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen, freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des Friedens und der Liebe, daß du alle deine teutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt, und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihren Herzen.

Denn durch der Herzen Zwietracht iſt das Unheil gekommen und durch die Thorheit der Feigen plagen fremde Henker dich.

Und ihr ſollet euch wieder brüderlich geſellen zu einander, alle, die ihr Teutſche heißet und in teutſcher Zunge redet, und den Trug bejammern, der euch ſo lange entzweit hat.

Und ſollet in Einmüthigkeit und Friedſeligkeit erkennen, daß ihr Einen Gott habet, den alten treuen Gott, und daß ihr Ein Vaterland habet, das alte treue Teutſchland.

Und ſollet gedenken, wie ihr ein freies Land von euren Vätern empfangen habet, und wie ihr euren Kindern und Kindeskindern die Freiheit hinterlaſſen müſſet.

Und ſo ſollet ihr die zerriſſene Treue und Liebe wieder zuſammenbinden und die einträchtige Freundſchaft brüderlich beſchwören.

Denn einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerſtehen, denn eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Und wann ihr den hohen und heiligen Schwur gethan Gott und dem Vaterlande, dann müſſet ihr jedermänniglich das Schwerdt ziehen gegen den tückiſchen Feind und auf ihn halten und ſchlagen in allen teutſchen Landen und ihn vertilgen mit der Schärfe des Schwerdts, ſo weit eure Gränzen ſtehen.

Und muß der Haß gegen die Franzoſen künftig euer Gränzhüter ſeyn, und Furcht vor eurer Stärke eure ſicherſte Feſte.

Wer aber hinfort noch mit den Feinden ſteht, den treffe Schande und Fluch und Acht, und verbannet ihn, er ſei Hoch oder Niedrig.

Denn die Redlichkeit ſoll in euren Häuſern wohnen und die Tapferkeit die Thore eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet, das iſt ſchlecht gebunden, und was die Treue nicht ſchirmt, das beſchirmt kein Eid.

Zehntes Kapitel.

Von der Liebe und Verträglichkeit.

Es iſt kein köſtlicheres Ding als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heißen.

Denn ſie ſchließt der Menſchen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen an einander, und iſt keine Tugend auf Erden, die mit Gott ſo verwandt iſt und nach den himmliſchen Gütern ſo ſehnſüchtig macht, als die Liebe.

Denn ſie war Gottes Geſellin von Anfang, als er alle Dinge ſchuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erſtürbe alles auf Erden und kröchen unſre Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finſterniß Gottes Name und die Unſterblichkeit nichts als ein geſpenſtiſcher Traum.

Darum ſo ihr wieder Ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Teutſche Brüder ſind, müſſet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmuth die teutſchen Herzen gewinnen möget.

Und ſollet ihr nicht mehr thun, wie ihr gethan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menſchen der einen teutſchen Landſchaft die Menſchen der andern Landſchaft haſſen und daß ein teutſcher Mann den andern verſpotte.

Denn dadurch ſeid ihr die Knechte der Knechte geworden und mußtet euch vor dem ſklaviſcheſten Volke auf Erden beugen;

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern ſollet einander lieb und werth haben wie Brüder, alle, die in teutſcher Zunge reden, von der Oſtſee bis zu den Alpen und von der Nordſee bis zum Riemenfluß.

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Oeſtreich und Preußen, Baiern und Tyrol, Sachſen und Weſtphalen, ſondern Teutſchland, teutſche Ehre, teutſche Freiheit, teutſche Tugend der allgemeine Klang ſei und die Loſung, die gegen die Franzoſen gerufen wird.

Daß ihr aber dies könnet, darum rufet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz ſenke und die Einmüthigkeit in eurer Bruſt pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und iſt keine allmächtiger, gewaltige Dinge zu thun.

Darum, ſo eure Brüder in manchen Landſchaften andere Sitten und Bräuche haben als ihr, ſo ſollet ihr des nicht ſpotten, ſondern alle Verſchiedenheit freundlich ertragen, und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet und daß nur Einmüthigkeit euch ſiegreich machen kann.

Und ſollet es alles zum Beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich ſeyn.

Denn ein freundliches Herz gewinnt ſelbſt die Feinde, aber ein ſtörriſcher Sinn ſäet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht ſchlummern, und die Hinterliſt, die in euren Feinden lauret, nicht raſten.

Und ſie werden rufen: Hie Pabſt! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Krieg verſammeln.

Und ſie mögten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen, und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben.

Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen und ſie ſehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder ſtammeln ſie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum ſollen ſie auch freundlich und verträglich ſeyn mit einander und der verſchiedenen Arten und Gottesdienſte nicht ſpotten.

Wer anders thut, werde wie ein Frevler geſtraft und wie ein Verräther aus ſeinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldenthum erneuen und durch die Liebe ſoll der Ruhm deiner Väter erſtehen.

Zwölftes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe haben ihnen Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Unterthanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen, ſondern als Sklaven gebrauchten.

Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben.

Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nicht anders geweſen denn reiſſende Thiere und Wölfe und Tiger, die da um Wohlluſt oder Gold das Schändliche thaten.

Und iſt das aller Tyrannen Art geweſen bis auf dieſen Tag, und iſt auch die Art deſſen, der jetzt euer Plager iſt.

Dieſe Soldaten haben ſolches wohl ihre Ehre genannt, und gemeint, es gebe für ſie eine andere Ehre als für andere Menſchen.

Und iſt doch nur Eine Ehre und Eine Tugend für alle Menſchen auf Erden.

Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre iſt:

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann ſoll für ſeinen löblichen und gerechten König und Herrn und für ſein Reich und ſeinen Ruhm ſtreiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat ſoll ſein Vaterland und ſein Volk über alles lieben und gern ſeinen letzten Blutstropfen verſpritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr ſteht.

Ein wackerer Soldat ſoll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geſchrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat ſoll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für dieſe freudig das Schwerdt ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einſt von jedem Tropfen unſchuldig vergoſſenen Blutes Rechenſchaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat ſoll nicht prunken mit der äuſſeren Ehre noch ſich auf Eitelkeit blähen; ſondern die Treue gegen das Vaterland ſoll ſeine Ehre ſeyn und ſein ſtiller Muth ſeine höchſte Zierde.

Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen ſein Vaterland ſtreitet und für den hinterliſtigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht.

Wehe ihm, der ſich ſolches unterfängt! Gott im Himmel wird ihn ſtrafen, ſei er Fürſt oder Knecht.

Denn ſein Finger hat gewieſen, daß er uns erretten will, und ſein ſtarker Arm, daß ihm Uebermuth nicht lieb iſt.

Darum, teutſche Krieger, das ſoll eure Ehre ſeyn, daß ihr das Vaterland lieber habt, als Gold, und die teutſche Freiheit werther als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als alle irdiſchen Güter.

Das ſoll eure Ehre ſeyn, daß keiner zweifle, Gott werde die Tapfern und Redlichen befreien; daß keiner verzage, in ſo heiligem Kampfe zu ſterben.

So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den ſie ſich geſtohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen, und Ehre wird wieder Ehre heißen in euren Gränzen.

Zwölftes Kapitel.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört. Wo es dem Menſchen wohl geht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit.

Dieſe ſind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und auf ſeine Gelüſte gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmliſchen Geiſtes.

Sie graſen wie das Vieh nur die Speiſe

des Tages, und was ihnen Wohlluſt bringt, däucht ihnen das Einziggewiſſe.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geſchwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; ſolche Menſchen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Menſch aber ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergiſſet, und kein thieriſcher Menſch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Menſch, haſt du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wornach deine Sehnſucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt die Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſeten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch, und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremde Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Darum auch ſind ſie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapferen heben ſie zum Himmel

empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Teutſcher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuverſicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger ſei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir ſüßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinneſt, worum dich Verräther betrogen, und mit Blut erwerbeſt, was Thoren verſäumten.

Denn der Sklav iſt ein liſtiges und geiziges Thier und der Menſch ohne Vaterland der unſeligſte von allen.

Dreizehntes Kapitel.

Von Beſcheidenheit und Demuth.

Zu der Zeit, als unſere Vorfahren am freieſten und glücklichſten lebten, gelobten die Männer und Ritter des Volkes, die ſich den Waffen weiheten, vor dem heiligen Altare Armuth und Keuſchheit und Demuth, und die durch die Macht die Herren waren, betrachteten ſich als die demüthigen Diener und Beſchützer der Kranken und Schwachen, der Hülfloſen und Unterdrückten, der Wittwen und Waiſen, und der Frauen und Jungfrauen.

Und war damals ein ritterlicher Mann und ein frommer Mann Eins.

Auch iſt von allen menſchlichen und chriſtlichen Tugenden keine lieblicher und werther noch hat im Himmel irgend eine einen größeren Preis, als die Beſcheidenheit und Demuth.

Und ſoll der rechte chriſtliche Soldat mild ſeyn wie ein Lamm und muthig wie ein Löwe.

Aber dieſes herrliche Ritterthum verfiel, und es kamen ganz gemeine Soldaten auf, die oft nichts weiter waren als blinde und willenloſe Werkzeuge der Willkühr und Gewalt.

Und dieſe Soldaten wußten wenig von Gott und von der alten Ritterlichkeit und Demuth; Freiheit und Gerechtigkeit hieß ihnen oft nur, was der Herr befahl, und die großen Heiligthümer eines edlen Menſchen, Volk und Vaterland, ſtellten ſie tief unter das prunkende Ding, was ſie Soldatenehre nannten.

Und ſie wurden oft gewaltthätig und einbildiſch, und meinten, ſie ſeien beſſer, als alle andere Mitbürger ihres Landes, und die Bauren und Bürger ſeien niedrigere Geſchöpfe und nur zum Laſttragen und Verhöhnen gebohren.

Daraus erwuchſen Trotz, Hoffart und Uebermuth; da hörte man hohe und laute Worte und ſah ſchlechte und gewaltſame Thaten, und ward der Name Soldat faſt ein kleiner Name.

Solches aber darf nimmer ſeyn bei einem braven Soldaten, der für ſein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer ſtark und gewaffnet iſt, dem ziemet die Freundlichkeit.

Darum iſt nichts lieblicher als ein Soldat, der gegen alle Menſchen der freundlichſte und gütigſte iſt, und ein ſtilles und langmüthiges Weſen ſteht einem tapfern Manne wohl.

Die aber in Worten ſo groß ſind, ſind in Thaten oft klein.

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauren, nicht gegen Greiſe und Weiber und Kinder ſoll der Soldat feurig, trotzig und wild ſeyn; wann der Feind nahet, dann zeige er, wie feurig, ungeſtüm und gewaltig er ſeyn kann.

Das übermüthige und prahleriſche Weſen aber kleidet den Tapferen übel und entehrt das Eiſen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Beſcheidenheit iſt der Schmuck des Tapfern, und Demuth die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen iſt des Soldaten Ehrenkleid und die Milde ſein undurchdringlichſter Harniſch.

Wer das Schwerdt trägt, der ſoll freundlich und fromm ſeyn wie ein unſchuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demüthigung der Uebermüthigen.

Darum iſt in der Natur keine größere Schande als ein Krieger, der die Wehrloſen mißhandelt, die Schwachen nöthet und die Niedergeſchlagenen in den Staub tritt.

Das iſt der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein ſchwellendes Waſſer, der aber in friedlichen Häuſern friedlich iſt wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendſonne des Sommers.

Denn der Krieg iſt ein Uebel und die Gewalt iſt das größte Uebel.

Darum ſollen die, welche für den Krieg gerüſtet ſind, die gütigſten und mildeſten ſeyn und wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerſchmettern und die Trotzigen zermalmen kann.

Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit und die Barmherzigkeit erlöſet von vielen Sünden.

Und wer ſein Herz aufthut in der Noth, dem wird von Gott auch der Himmel aufgethan.

Bedenke darum, o Menſch, welch ein fürchterliches Ding das Schwerdt iſt, und bändige den Trotz unter dem allmächtigen Gott, der auch die Trotzigen demüthigen kann.

Vergiß es nie, Soldat, daß du auch ein Menſch biſt und daß alles Menſchliche auch über dich verhängt werden kann.

Denn zu wem mag der Wütherich rufen in der Noth? und wie mag Gnade von Gott hoffen, wer nicht gnädig iſt?

So ſchone denn des Wehrloſen und hilf dem Schwachen und ſei gütig gegen den Bedrängten, und nur gegen das Schwerdt gebrauche das Schwerdt.

Funfzehntes Kapitel.

Von Habſucht und Grauſamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen,

daß er ſein Vaterland und deſſen Ehre und Freiheit vertheidige, ſeine Aeltern, Weiber und Kinder beſchirme, und den übermüthigen und treuloſen Feind, der ſein Land bedroht und angreift, zurücktreibe und ſchlage.

Dies iſt ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz, Hochſinn und Gerechtigkeit müſſen daher in der Bruſt eines chriſtlichen Soldaten thronen und Ehrſucht, Geiz, Habſucht und alle Niedrigkeit austreiben.

Mühen und Beſchwerden, Hunger und Durſt, heiße und arbeitvolle Tage, kalte und ſchlummerloſe Nächte, Gefangenſchaft und Kerker, Wunden und Tod — dies alles erwartet den Mann, der für ſeinen Herrſcher, ſeine Freiheit und ſein Land ins Feld zieht.

Das alles ſoll er nicht achten, ſondern wie es Gott gefällt empfangen, und mit Gott in den Streit gehen; denn er geht auf dem Wege ſeiner Pflicht.

Das iſt aber ein ſchändlicher Mann und ein ſchändlicher Soldat, der da auszieht, wie Raubthiere ausziehen, der wie ein hinterliſtiger Tiger und eine unerſättliche Hyäne auf Raub lauert, den nach dem Hab und Gut und den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüſtet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht hat, und das Schwerdt führt.

In einem raubſüchtigen, geizigen und wohlläſtigen Menſchen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück werden von ihm weichen.

Gott ſucht zuletzt jede Miſſethat heim und beſtraft auch den verborgenſten Gräuel.

Denn der Geitz iſt eine Wurzel alles Uebels und aller Schande, und die andere plündern und ſchänden werden zuletzt ſelbſt die Geplünderten und Geſchändeten.

Ein ſolcher Soldat, der räuberiſch, hartherzig und grauſam iſt, heißt mit Recht viel ſchlechter als ein Straſſenräuber und ſollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad beſtraft werden.

Denn er entehrt den heiligſten Stand des Bürgers und macht Stärke und Muth, welche die Menſchen beſchirmen ſollten, zu ihrem Fluch.

Ihr habt geſehen in dieſen Tagen, wer die Räuber ſind, über welche Gott Gericht gehalten hat.

Darum, teutſche Krieger, hütet euch, daß euch nicht Gleiches geſchehe, und beweiſet durch Gütigkeit und Freundlichkeit, daß ihr die Freiheit verdienet.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Mannszucht.

Laß den Sturm los, und er entwurzelt den Baum; reiſſe die Ufer nieder, und der Strom verwüſtet das Land.

Alſo läſſet auch der Krieg alle wildeſten Kräfte los und entbindet, was im Innerſten der Herzen Fürchterlichſtes brütet.

Darum iſt auch jeder Krieg, der nicht für Recht und Freiheit geführt wird, der gröſte Gräuel.

Aus der Ruhe werden die Stillen geriſſen, aus dem Frieden ihrer Häuſer werden die Sanftmüthigſten weggenommen. Sie ſollen alles wagen und dulden, was die Elemente Härteſtes haben und was menſchliche Liſt, Kunſt und Gewalt Grauſamſtes erfinden mögen.

In ſolchen Arbeiten und Gefahren wird der Sanftmüthige oft ungeduldig und der Stille wilder als recht iſt.

Wenn dies ſolchen begegnet, wie ſoll man diejenigen bändigen, welche von Natur unruhig, wild und gewaltſam ſind, daß ſie nicht thun, was ihre wüſten Herzen gelüſtet.

Damit dieſe nicht alle Schranken durchbrechen, deswegen iſt eine feſte Ordnung und eine ſtrenge Zucht und ein unverbrüchlicher

Gehorſam erfunden — und das nennen ſie die Mannszucht.

Und ohne dieſe Mannszucht mögte wohl niemand Zwanzigtauſenden und Hunderttauſenden befehlen, ſondern im Kriege würde alles durch Wildheit und Gewalt untergehen.

Dieſe Mannszucht muß bei teutſchen Soldaten jetzt die ſtrengeſte ſeyn; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, deſſen Väter wegen Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Treue in der Geſchichte geprieſen werden, ſich durch wüſte und unmenſchliche Thaten befleckte.

Das iſt aber die Zucht eines chriſtlichen Soldaten, daß der Soldat ſelbſt in der bitterſten Noth nie und nirgends etwas Anderes begehren und nehmen ſoll als Obdach und Speiſe, womit er ſich gegen das Wetter und gegen Hunger und Durſt ſchirme.

Und dieſes begehre und nehme er mit aller Freundlichkeit.

Wer etwas Anderes begehrt und raubt, wer lieber ein Dieb als ein Ehrenmann ſeyn will, den jage man ohne alles Erbarmen weg oder erſchieße ihn allen zum Beiſpiel und Abſcheu, wie man tolle Hunde erſchießt.

Denn kein teutſcher Soldat ſoll im Kriege reich werden an Silber und Gold noch in Wolluſt und Schwelgerei, ſondern die Gerechtigkeit ſoll ſein Ziel und die Ehre und Tugend ſein höchſter Lohn ſeyn.

Der Krieg iſt eine heilige Arbeit, damit die Freiheit gerettet werde; er ſoll kein Gewinn ſeyn, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gottesfurcht.

Der Soldat ſoll ein Chriſt ſeyn; er ſoll es tief in ſeinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und ſeinem Schickſal ein heiliges Weſen waltet, das zu ſeiner Zeit einem jeglichen geben wird, was ſeine Thaten verdient haben.

Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerhemd um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt.

Wer Gott fürchtet, über den iſt niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles. Wer dieſelbige feſt hält, wem kann man den vergleichen?

Gleichwie ein Haus, das feſt in einander verbunden ſteht, nicht zerfällt von dem Sturmwinde, alſo auch ein Herz, das ſeiner Sachen gewiß iſt, das fürchtet ſich vor keinen Schrecken.

Der Krieg iſt ein wildes getümmelvolles Weſen und reizt alle Gelüſte und Triebe zur Wildheit und Bosheit; wer will den Soldaten zügeln, wenn es Gott nicht thut?

Der Krieg hat die größten Uebel und Plagen; nur ein frommer Sinn und die Zuverſicht auf Gott mögen den Muth und die Kraft immer aufrecht erhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern.

Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden, Verſtümmelungen, den Tod: Schmerzen und Quaalen, vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet; der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht.

Sein Bewußtſeyn, daß er auf dem Wege der Pflicht wandelt, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm und Schild; ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein feſter Hort.

Der Chriſt weiß: dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten des Glückes; er kennt keine Angſt, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuverſicht eines beſſeren Daſeyns.

Der Chriſt allein weiß, was iſt und was ſeyn wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich; wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl in der letzten Noth und er wird endlich den Segen behalten.

Der Chriſt iſt fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde und muthig gegen die Feinde; der Chriſt hat allein den rechten Stahl der Seelen, die rechte eiſerne Feſtigkeit, welche Sieg und Glück bringt und ſelbſt das Unglück überwindet.

Denn im Unglück erſcheinet die Probe, was ein Mann iſt und wie er glaubt.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Hingebung.

Und ich ſprach: die Liebe iſt die Meiſterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteſte Geſellin, und hat Gott alles mit der Liebe geſchaffen, und iſt nichts ohne die Liebe, was gut iſt, und wird ohne die Liebe nichts ſeyn.

Denn die Liebe giebt zu allen Dingen den einfältigen Sinn und den freudigen Muth und die hohen Gedanken, daß die Menſchen es vernehmen und ergreifen und fröhlich hinausführen.

Wer aber der Liebe mangelt, der iſt gleich einem kalten Winde und ſein Herz iſt leer wie eine tönende Schelle.

Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Chriſten heißen, und unſre Religion heißt die Religion der Liebe, und Chriſtus gab ſich aus Liebe für uns in dieſes irdiſche Leben, und ſtarb aus Liebe für uns den bitterſten und ſchmählichſten Tod am Kreuze.

Alſo ſollen wir auch lieben, wie er geliebt hat, und thun, wie er gethan, und uns hingeben, und jede Stunde bereit ſeyn das Letzte zu thun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen.

Und wann die hohe Pflicht gebietet, ſollen wir nicht zittern noch zagen, ſondern freudig unſern Weg gehen und Gott vertrauen, und ihm, welcher die Himmel regiert, die Ausführung überlaſſen. Er wird es alles wohl machen.

Wohlauf denn, du treuer chriſtlicher Soldat! wohlauf du redlicher Teutſcher! dir erklingt der Zuruf: ſteh für dein Vaterland auf und jage die blutdürſtigen Räuber aus dem Lande!

Wohlauf, redlicher Teutſcher! mit fröhlichem Muth in den Krieg! und zittre nicht unter Kugeln und Schwerdtern.

Denn die Böſen wollten die Gerechtigkeit vertilgen und die Gottesverächter wollten die Freiheit tödten.

Darum frage nicht, ob du wieder zu Hauſe kömmſt, ſondern höre allein das Gebot deines Gottes: als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu ſtehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege.

Darum frage nicht mehr nach Silber und Gold, nach Häuſern und Gütern, nach Spielen und Freuden, ſondern frage allein, was recht iſt, und thue das Rechte, und hoffe auf den, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge ſteht.

Und blaſe dir die rechte teutſche Liebe in dem Herzen auf und fühle, wie herrlich die Arbeit und Gefahr für das Gute iſt.

Und Gott wird mit dir ſeyn und dir das Herz ſtärken und den Arm ſtählen und dir den rechten Feuermuth in die Bruſt hauchen, daß du deine Sache tapfer gewinneſt.

Denn Gott und die Liebe überwinden alles und iſt auch der Tod ein Nichts vor ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein teutſcher Soldat jetzt ſeyn muß.

Siehe ich habe ſchöne Tugenden gewieſen, welche einen Chriſten und Soldaten zieren. Ich könnte noch mehrere weiſen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig iſt, das ſtehet einem Soldaten wohl.

Wer aber ſein Vaterland über alles liebt, weſſen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Beſcheidenheit und Demuth und Güte und Freundlichkeit und Gehorſam und Gottesfurcht geſchmückt iſt, der trägt wohl einen Kranz ſchöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfeſter Mann genannt werden.

Dieſen Spiegel eines chriſtlichen Soldaten habe ich hingeſtellt, auf daß alle teutſche Soldaten ſich durch den hohen Reiz der Ehre und Tugend locken laſſen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks, ſondern den unſterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren.

Ich habe ihn hingeſtellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit ſeinem Weltgericht ſichtbar über die Erde hinwandelt und wo ein jeglicher berufen iſt, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzuthun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört.

Dieſer hohe Ruf Gottes iſt auch an jeden teutſchen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geſchändet, und grimmigen blutigen

Kampfes und brennenden Zorns bedarf es, daß es wieder aufgerichtet werde.

Teutſchland hofft auf ſeine Kinder, es hoffet, ja es flehet, daß ſie ſo uralten Ruhm, ſo heiligen Namen, ſo ehrwürdige Erinnerungen, als auf dieſem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen laſſen.

Aber, teutſche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belaſtet, wenn ihr aufſtehen wollet und ſtreiten für euer Land, bis ihr es wiedergewinnet, oder in dem großen Kampf erlieget, ſo bedenket auch, welche Männer ihr ſeyn müſſet.

Nur durch redliche, freie, ehrenfeſte Männer wird das Vaterland gerettet werden.

Darum wenn ihr ſo Hohes wollet als die Auslöſchung der Schmach und die Abſchüttelung der Sklaverei, ſo müſſet ihr auch die Gedanken hoch ſtellen und mit ihnen zum Himmel hinaufſtreben, wo der höchſte Hort und Helfer iſt.

Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrſucht, Geiz und Wohlluſt muß fern ſeyn von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit ſtreitet.

Denn warum verabſcheuet und haſſet ihr die Franzoſen ſo ſehr?

Nicht allein, weil ſie eures Landes und eurer Leiber und Geiſter Herren ſeyn wollen, ſondern weil ſie geitzig, wohllüſtig, räuberiſch und grauſam ſind, weil ſie nicht für Recht und Freiheit, ſondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen.

Euch geziemt es alſo, alles Rohe, Wilde, Räuberiſche und Schändliche von euch zu thun und vor eurem Volke und vor allen Völkern im höchſten Glanz der Ehre da zu ſtehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr ſeid würdig, freie und glückliche Männer zu ſeyn, jene Sklaven aber verdienen den böſen Deſpoten, der ſie mit eiſernem Scepter beherrſcht.

Denn wahrlich, waget ihr nicht beſſer zu ſeyn als ſie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Troſt und Verkündigung.

Und wenn du ſo, wie ich es dir gezeigt habe, empfindeſt, denkeſt und handelſt, dann fürchte nicht, wackerer teutſcher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Ueberliſtern und Ueberziehern zu ſchwer ſeyn wird.

Wahrlich, wenn alle teutſche Männer, die das Schwerdt ausziehen, nichts wollen als ihr Recht, ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn ſie feſt entſchloſſen ſind, für die große

Sache zu ſiegen oder zu ſterben, nimmer werden ſie erliegen.

In einem redlichen und wackern Manne, der das Gute nur thut, weil es gut iſt, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt in ihm eine unermeßliche und überſchwängliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle beſiegen wird.

Das iſt der Preis der Tugend und der Ehrenſchein eines guten Gewiſſens, daß der Menſch an Antlitz und Gebehrde, an Sinn und Gedanken Gott ähnlich wird und göttliche und wunderbare Thaten vollbringt, die er ſelbſt nicht begreifen mag.

Drei Jahrhunderte hat der teutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnißvolle Jahrhunderte. Er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, daß nur Ein Ziel, Einen Athem und Ein Leben hat.

Denn Zwietracht hatte ihn zerriſſen und Verrätherei hatte ihn geſchwächt, und Trug und Hinterliſt von eigenen und von fremden Buben hatte ein Netz des Unheils um ihn geſponnen.

Aber die Zeit iſt da, wo er wieder aufſtehen ſoll in ſeiner Herrlichkeit und allen zeigen, wer er iſt.

Er wird erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinten.

Ja, teutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen, wer du biſt und wer du ſeyn ſollſt.

Gott wird dir Flammen in die Bruſt blaſen und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird.

Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſeyn und dir als Streiter voranſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt und daß im Himmel lebt, der die Tyrannen zermalmet.

Dann wird die Welt erſtaunen und ausrufen: Wie? iſt das daſſelbige Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Napoleons, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging?

Die Welt wird erſtaunen, denn ſie kannten dich nicht und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängniß dieſer Tage über dich gekommen iſt.

Dann, wann ſolches geſchiehet und erſcheinet, wirſt du wieder ſeyn, was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Begeiſterung.

Dann iſt der Hohn der Völker, die Schmach der Knechtſchaft, die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen.

Du blüheſt dann in Herrlichkeit, und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen.

Auf denn, teutſcher Mann! auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtſchaft und Lüge! auf mit dem alten teutſchen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte dieſe Franzoſen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, ſondern bübiſch durch Hinterliſten und Lügen deine Herren geworden ſind.

Wahrlich die Franzoſen haben nur Schimmer, du aber haſt Flammen; ſie haben nur Geſchmeidigkeit, du haſt Kraft; ſie haben nur Lüge, du haſt Treue; ſie haben nur Prahlerei, du haſt Ehre; ſie haben nur Schein, du haſt That.

Darum fürchte ſie nicht, ſondern ſchaue kühnlich über ſie hin, als die da viel ſchlechter ſind als du.

Du wirſt ſie verwehen, wie der Wind Stoppeln verwehet, wann dein Geiſt in dir mächtig wird: ſie haben kaum die Geiſtloſen beſiegt.

Anhang von Liedern.

I. Geiſtliche Lieder.

Troſtlieder.

1. Anrufung Gottes.

Mel. Jeſu, hilf ſiegen, du Fürſte des Lebens.

Großer Immanuel, ſchaue von oben
Auf dein erlöſtes, erkauftes Geſchlecht.
Siehe doch, wie die Tyrannen noch toben,
Wie ſie verkehren die Wahrheit und Recht!
Lüge und Irrthum muß gelten auf Erden,
Unſchuld und Wahrheit muß landflüchtig werden.

Seelen, die ſonſten ſehr eifrig gerungen,
Werden jetzt müde und ſchlafen faſt ein;

Scheints doch, als wenn ſie der Arge bezwungen,
Weil ſie ſo eifrig im Kampf nicht mehr ſeyn.
Menſchenfurcht pflegt man als Weisheit zu preiſen,
Laulichkeit ſoll nun Verleugnung gar heißen.

Kinder, die bis zur Geburt ſind gekommen,
Sterben, weil Kraft zum Gebähren gebricht;
Jünglingen werden die Kräfte benommen,
Völlig zu brechen durchs Finſtre ans Licht;
Alles wird irre, weil Argwohn regieret
Und auch einfältige Herzen verführet.

Schmerzlich erfähret man, wie ſich jetzt trennen
Kinder der Mutter, die droben gebiehrt,
Wie ſich die Brüder einander nicht kennen,
Herzliche Freundſchaft ſich täglich verliert,
Viele ſich ſcheiden und viele ſich ſpalten,
Weil man die Liebe ſo läſſet erkalten.

Heiliger, wecke uns wieder die Liebe,
Lehre uns ſtreiten als Brüder vereint,
Senk' in die Buſen die himmliſchen Triebe,
Daß wir verderben den tückiſchen Feind,
Daß ſich durch Eintracht und redliche Treue
Freiheit und Tugend auf Erden erneue.

Dank wird und Preis dir, o Retter, dann ſingen
Nach dem Triumphe die fröhliche Schaar,
Liebliche Lieder dann werden erklingen,
Weil es beginnet das ſelige Jahr,
Wo wir vereinet in Freude und Wonne
Wieder begrüßen als Freie die Sonne.

Anon.

2. Gebet.

Melod. Befiehl du deine Wege.

Du, der vom Joch der Knechte
Einſt in Aegyptenland
Durch ſeine ſtarke Rechte
Ein ſeufzend Volk entband;
Du, der den mächt'gen Rieſen
Durch Knabenhand gefällt,
Sei laut von uns geprieſen,
Du Herr der ganzen Welt!

Lang' ließeſt du uns bangen
In grauenvoller Nacht,
Durch die nur Seufzer drangen.
In feiger Bruſt erwacht.
Kein treuer Glaube kehrte
Die Blicke himmelwärts,

Denn ſchwerer Wahn bethörte
Das ſündenvolle Herz.

Da riſſeſt du den Schleier,
Der dich verbarg, entzwei,
Damit die Ausſicht freier
Jns Land der Hoffnung ſei;
Dein göttliches Erbarmen
Gab trägen Sinnen Gluth,
Gab Heldenkraft den Armen,
Den Buſen Löwenmuth.

O Herr, dich zu uns wende,
Verbirg dein Antlitz nicht!
Jns Herz der Schwachen ſende
Dein gnadenreiches Licht;
O woll' uns feſt vereinen,
Und wie das Loos auch fällt,
Hilf, Herr, der Schaar der Deinen
Hier und im Himmelszelt.

Fr.

3. Reue über die Sünde.

Melod. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Hilf Herr! wir haben viel geſündigt,
Drum drückt uns Schmach und Unglück ſchwer;

Dein heilig Wort, das du verkündigt,
Das kannten wir im Trug nicht mehr,
Des Glaubens ſüßes Himmelslicht
Schien unſern blinden Herzen nicht.

Umnebelt waren wir von Dünſten,
Vom gaukliſch bunten Höllenſchein,
Und ſpannen uns mit eitlen Künſten
Stets dichter in die Lüge ein,
Das Leben ſchwankte ohne Ziel,
Und jeder that was ihm gefiel.

Die fromme Liebe war erkaltet,
Die ſtille Demuth war dahin,
Was droben über Sternen waltet,
Erkannte nicht der trübe Sinn,
Von eigner Weisheit aufgebläht
Vergaß er Gottes Majeſtät.

Drum liegen wir ſo tief danieder,
Drum plagt uns fremde Tyrannei,
Daß Gott der Herr mit Schrecken wieder
Geſuchet und gefürchtet ſei,
Daß wir erkennen, wie wir ſind
Vor ihm wie Sand und Spreu im Wind.

Du Höchſter in des Himmels Höhen,
Des Name Huld und Gnade heißt,

O laß uns doch nicht gar vergehen!
O ſende deinen treuen Geiſt!
Erleucht' uns mit des Glaubens Schein!
Und hauch uns deine Liebe ein!

Dann ſtehn wir wieder auf in Freuden,
Dann kömmt uns Glück und Sieg zurück;
Dann heben wir aus langen Leiden
Zu dir empor den frohen Blick;
Dann klingen und dann ſingen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für.

4. Troſt auf Gott.

Melod. Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Gott du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geſchaffen;
Du großer Gott,
In Noth und Tod
Ich will an dir mich halten,
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöße
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöße,

Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben,
Sein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir ſteht das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,
Das ew'ge Wort
Bleibt doch mein Hort:
Laß nur den Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort! o feſter Stahl!
O Harniſch ſonder Gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen;
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht,
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann,
Und wird es wohl verſiehen;

Wer ihm vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

5. Ein anderes.

Melod. Allein Gott in der Höh ſei Ehr.

Es ſpricht der freche Böſewicht:
Ich bin durch mich geworden,
Und macht die Welt zum Hochgericht
Und lüſtet nur nach Morden,
Und ruft in ſeinem eitlen Wahn:
Die Länder ſind mir unterthan,
Ich bin der Herr der Erde;

Und weiß nicht, daß den Sternenſitz
Der höchſte Meiſter lenket,
Der ſchneller als ſein Flammenblitz
Die Ewigkeiten denket,
Der Tyrannei wie Spreu verweht,
Sein heißt die erſte Majeſtät,
Sein Walten iſt ohn' Ende.

Er ſprach: Ihr ſollt das Rechte thun,
Und tauſendmal vergehen,

Er wird auch immerdar und nun
Mit allen Guten ſtehen,
Für Pflicht und Recht und Vaterland
Stärkt er der Schwachen Herz und Hand
Und heißt die Starken fliehen.

Der zieht die rechten Waffen an,
Wer ihm allein vertrauet,
Dem Helden, welcher helfen kann,
Wann Furcht und Tod ergrauet;
Wer ſich auf ſolchen Schutz verläßt,
Der ſteht in Glück und Unglück feſt,
Kein Teufel mag ihn ſchrecken.

Drum unverzagt und wohlgemuth
Wer Freiheit liebt und Ehre!
Ein recht Gewiſſen ſtreitet gut
Und ſchlägt die größten Heere,
Ein treuer Sinn iſt ächter Stahl
Und überwindet tauſendmal
Was Gott den Herrn nicht fürchtet.

So knieet hin, und betet an,
Und ſchwört die rechte Treue,
Daß ſich in jedem teutſchen Mann
Der alte Troſt erneue,
Daß wir den Glauben halten feſt,
Daß Gott uns nimmermehr verläßt,
Wenn wir ihn nicht verlaſſen.

6. Ein drittes.

Mel. Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Wann beginnt das Heil zu tagen:
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemahlte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg;
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! jauchzet! das Heil iſt da!
Die Freiheit da!
Nun iſt der ew'ge Friede nah.

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit trau'rt und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre fliehet von der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund iſt Elend, Trug ihr Steig.

Seid gegrüßt ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sonnen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet, der die Menſchenherzen
Mit ſeines Athems Kraft durchweht.
Er iſt der rechte Mann,
Der einzig helfen kann.
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe Satan! ſei verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringt der diamantne Stahl;
Gott will Recht und Ehre ſchützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtrahl:
Der ſtarke, große Held,
Der Erd' und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Darum himmelan, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit, Recht und Vaterland!

So ihr's meint mit rechten Treuen
Bläſt Gott euch an mit Muth der Leuen
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand.
Der gute fromme Gott
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

Ermunterungslieder vor der Schlacht.

I.

Mel. Von Gott will ich nicht laſſen.

Friſchauf! ihr teutſche Brüder!
Friſchauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wüthet weit und breit,
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur;

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Getümmel
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf! ihr teutſche Brüder!
Es hats der Herr gehört!

Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört;
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter teutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue
Und zittre Lug und Tand.

Auf mit dem Herrn der Schaaren
Wohlauf in Noth und Tod!
Es wird euch wohl bewahren,
Der alte treue Gott,
Von ihm kömmt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, teutſche Brüder,
Gott iſt mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Und laßt die Loſung ſchallen:
Gott, Freiheit, Vaterland.

2.

Melod. Gott des Himmels und der Erden.

Flammet Herzen! wehet Fahnen!
Flammet! wehet himmelan!
Denn die Wonne der Germanen,
Denn die Schlacht ſie hebet an,
Und es tilgt der ſcharfe Stahl
Lange Schande, lange Quaal.

Klingt Trompeten! klingt Poſaunen!
Trommel ſchmettre wirbelnd drein!
Schrecken fliege und Erſtaunen
Mit uns furchtbar durch die Reih'n!
Vorderſt leuchtend ſchwebe Sieg!
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg.

Auch iſt einer mitgezogen,
Der am beſten ſtreiten kann,
Hat der Rache Schwerdt gezogen,
Einer, ein gewalt'ger Mann —
Hört! ſein Name klinget Gott,
Und der Feinde Trotz wird Spott.

Denn er heißt der Freiheit Retter
Und der Treue feſter Hort,
Weht wie Sturmwind dürre Blätter
Lug und Trug der Buben fort;

Gott iſt unſer Heil und Sieg,
Denn wir zieh'n in heil'gen Krieg;

Ziehen aus für teutſche Treue,
Ziehen aus für teutſches Land,
Daß ſich teutſcher Ruhm erneue,
Daß vergehe wälſcher Tand,
Daß erſtehe Ehr' und Recht.
Zittre drum, Tyrann und Knecht!

Zittre! denn wir wollen ſterben,
Sterben all' in Einem Muth,
Oder auch das Land erwerben
Mit dem Eiſen, mit dem Blut:
Teutſchland iſt's der Freiheit Land,
Tapfrer Männer Vaterland.

Darum, Herzen, werdet Flammen!
Darum Fahnen himmelan!
Teutſchlands Kinder, friſch zuſammen!
In dem Freiheitskampf voran!
Brecht der Knechtſchaft ſchnödes Joch!
Gott im Himmel lebet noch.

Hebt die Hände! laßt uns ſchwören!
Für das heil'ge teutſche Land,
Für der Väter hohe Ehren
Herz und Schwerdt zum Sieg gewandt!

Laßt uns tilgen Hohn und Spott!
Betet alle: groß iſt Gott.

3.

Eigene Melodie.

Hinein in die Schlacht!
Hinein in die Reihen!
Wir wollen befreien
Das heilige Land;
Die Ehre zu rächen,
Die Schande zu brechen
Sind Herzen und Schwerdter
Zum Streite gewandt.

Hinein in die Schlacht!
Auf! flattert, ihr Fahnen,
Zur Ehre zu mahnen,
Zur Ehre, zum Sieg!
Auf klinget, Trompeten
Und Trommeln und Flöten,
Zum fröhlichen Reigen,
Zum heiligen Krieg!

Hinein in die Schlacht!
Auf! waidliche Herzen!
Heut tilget die Schmerzen
Der brennenden Schmach;

Heut färbet die Eiſen,
Und laſſet uns weiſen,
Germaniſche Männer,
Was Treue vermag.

Hinein in die Schlacht!
Zu ringen, zu ſtreben
Auf Tod und auf Leben
Für Freiheit und Recht!
Die Ehre erſtehe!
Die Schande vergehe!
Der Bube erblaſſe!
Es zittre der Knecht!

Hinein in die Schlacht
Mit fröhlichen Herzen!
Gleich flammenden Kerzen
Die Schwerdter heraus!
Die Blicke gehoben
Zum Helfer nach oben!
Er ſchirmet die Freien,
Er führet es aus.

4.

Melod. Jeſus meine Zuverſicht.

Auf! die Schwerdter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!

Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig wehn!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſtehn
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur, du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur, Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Schmach und Büberei von dannen,
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf mit Gott im Heldenſtreit!
Auf für Freiheit und für Ehre!
Daß auf Erden weit und breit
Teutſche Redlichkeit ſich mehre!
Männer, auf für Recht und Pflicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf fürs alte teutſche Land!
Auf für alte teutſche Treue!

Daß ſich Schwerdt und Herz und Hand
Dieſem heil'gen Kampfe weihe!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen, weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein! und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Danklieder nach der Schlacht.

I.

Groß iſt Gott!
Es klingt ſein mächtig Werde,
Die Himmel wölben ſich,
Mit Blumen ſteigt empor die Erde,
Die Tiefe ſetzet ſich,
Der Jubelklang der Sterne,
Des Menſchen froher Lobgeſang
Tönt durch die Nähe, durch die Ferne
Den hohen Klang:
Groß iſt Gott, unendlich-groß!

Allmächtig iſt Gott!
Er hebet aus dem Staube
Was niedrig iſt und klein,
Verwehet gleich dem Sand, dem Laube
Was waget frech zu ſeyn,
Er ſchlägt die ſchnöden Spötter,
Ihr ſtolzer Muth wird eitel Nichts,
Er iſt der höchſte Gott der Götter,
Der Gott des Lichts.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott!

Allmächtig iſt Gott!
Es zog in wilden Haufen
Die Hölle trotzig aus,

Sie prahlte: meine Roſſe ſauſen
Die tiefſten Ströme aus,
Sie prahlte: meinen Schaaren
Sind Meer und Länder unterthan.
Da kam der Himmelsheld gefahren —
Es lag ihr Wahn.
Allmächtig iſt Gott, der ſtarke Gott.

Barmherzig iſt Gott!
Er hat den Feind geſchlagen,
Er hat mir Sieg verliehn;
Was trotzig war, das muß verzagen,
Was ſchwach war, das wird kühn;
Er bricht die ſchweren Bande,
Er tilgt die fremde Tyrannei,
Er rettet mich von Trug und Schande,
Er macht mich frei.
Barmherzig iſt Gott, der fromme Gott

Danket Gott!
Er will ſich gnädig weiſen,
Er führet unſern Krieg,
Nicht unſre Hände, unſre Eiſen,
Der Herr gab uns den Sieg.
Drum fallet fröhlich nieder
Und ſingt ihm lauten Lobgeſang!
Durch alle Herzen klinge wieder
Der hohe Klang:
Groß iſt Gott, unendlich groß.

2.

Mel. Nun danket alle Gott.

Wohlauf mit Herz und Muth!
Wohlauf! dem Herrn zu danken,
Der große Wunder thut
Und herrſchet ohne Schranken.
Auf bringet Lob und Preis,
Dem höchſten Gott und Herrn,
Der alles ſieht und weiß,
Was nah iſt und was fern.

Er iſt der große Held,
Der hoch auf Sonnen wohnet,
Der Unſchuld trägt und hält
Und Trug mit Schande lohnet;
Er iſt der ſtarke Hort
Der Freiheit und des Rechts,
Weht Liſt des Buben fort
Und Rath des feigen Knechts.

Sein heißt die Majeſtät,
Die Thronen ſein, die Lande,
Er ſtürzt was trotzig geht,
In Elend und in Schande,
Was niedrig iſt und klein
Das hebt er aus dem Nichts
Zu hellem Ehrenſchein,
Der Gott des Weltgerichts.

Er half uns wunderbar,
Er war der Schwachen Streiter:
Wild ſchnob der Feinde Schaar,
Wild ſchnoben Roß und Reiter;
Sie brauſten ohne Zahl
Daher wie Fluth im Meer,
Sie ſchlug nicht unſer Stahl,
Gott, Gott war unſer Heer.

Drum klinget Freudenklang,
Drum ſinget Jubellieder,
Und fallt mit Lobgeſang
Vor ſeinem Throne nieder;
Auf! dankt ihm für und für!
Auf! dankt, und betet an!
Gott, Gott iſt's dort und hier,
Der einzig helfen kann.

3.

Mel. Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut.

Auf! danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Geſang,
Auf klinget heute Einen Klang:
Gott ſei allein die Ehre:

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wann wilde Stürme ſauſen,
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken, Angſt und Grauſen,
Voran zog Hunger, Peſt und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerſtrahlen ſchallen,
Sie ſchlug nicht unſer Arm noch Stahl,
Sie ſind durch Gott gefallen;
Der Held der Helden hats gethan,
Im Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gott ſei allein die Ehre!

Lieder bei beſondern Fällen.

1. Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!
Schwöret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der teutſchen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchſten ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd' und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur für Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland;
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,

Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh nur einer dich verläßt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe, teutſche Treue!
Ewig blühe, teutſches Land!
Freiheit, teutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Lug und Trug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre, Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Himmel Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und That.
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

2. Gebet der Männer bei der Wehrhaftmachung eines teutſchen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!

Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land.
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Teutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren!
Teutſcher Jüngling, frei biſt du gebohren,
Freiheit ſei dein Glanz! dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer ſtolzer Waffenzier;
Auch ſein teutſches Herz zu weihen
Mit den ächten teutſchen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Schwöre denn, jetzt Mann und nicht mehr Knabe!
Schwöre deinem Lande bis zum Grabe,
Schwöre deiner Freiheit treue Huld!
Amen ſoll der Höchſte ſprechen!
Jeden Meineid wird er rächen,
Jeder Schande feige Schuld.

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet,
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
Hier und dort ſei ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd' und Himmel ſollen zeugen!
Dienen müſſ' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Schönes Eiſen, du der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtlichſtes Geſchmeide,
Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Teutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Teutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Jetzt biſt du geweihet, edle Klinge!
Fliege leuchtend gleich des Blitzes Schwinge,
Fliege flammend durch die Todesreih'n!
Daß die feige Schande bebe!
Daß die Ehre oben ſchwebe!
Daß die Freien ſich erfreu'n!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Eiſen, könnte Untreu dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen!
Kehre gegen ſeine Bruſt die Gluth!

Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet, Männer! denn ein Jüngling kniet.
Stehe auf, umgürtet mit dem Stahle!
Stehe auf! es ſchau'n vom Himmelsſaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Heldenkühn und ehrenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in teutſchen Schlachten ſei!
Gott behüte unſre Lande,
Unſre Seelen vor der Schandt!
Gott erhalte Teutſchland frei!

3. Des teutſchen Knaben Robert Schwur.

Der Knabe Robert feſt und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar,
Und ſchwört bei'm Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in feſter Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu ſeyn.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch,
Mit Herz und Seele, Muth und Blut;
Du biſt des Menſchen höchſtes Gut.

Auch ſchwör' ich heißen blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franſchen Tand,
Daß nie ſie ſchänden teutſches Land.

Du droben in dem Himmelzelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu.

Daß ich vom Lug und Truge rein
Dein rechter Streiter möge ſeyn,
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt!
Dann werd' ein Halm dir Centnerlaſt!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke ſeyn,
Der Robert ſchwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt ſein Stern.

Weltliche Lieder.

1. Kriegslied.

Die Sonn' iſt auf, der Feind iſt da,
Auf, Brüder! auf zum Streit!
Wer je dem Tod ins Aug' ſah,
Der thu' es kühner heut.

Der Trommeln und der Pfeifen Spiel
Klingt luſtig durch die Reih'n,
Und Männer drängen im Gewühl,
S'will keiner hinten ſeyn.

Und Roſſe wiehern muthig hell,
Sie wiehern nach dem Kampf,
Und ſtampfen mit den Füßen ſchnell
Empor den heißen Dampf.

„Heran, du hüpfender Franzoß!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb! du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland;

Heut gilt's den Herrn, es gilt den Knecht,
Die Jungfrau und die Braut,
Und teutſchen Namen, teutſches Recht,
Wovor dir Sklaven graut.

Und freier Männer freie Bruſt
Schlägt muthiger darob,
Und wirbt im Heldenſiege Luſt,
Im Heldentode Lob.

Der ſonſt aus vollen Backen blies,
Hier ſchweige, franſcher Wind!
Kein Mack, der dir den Rücken wies,
Iſt hier zur Flucht geſchwind.

Kein Auſterlitz, kein Jena wird
Gekräht von fremdem Hohn;
Was hell an teutſchen Hüften klirrt,
Zahlt bittrer Schande Lohn.

Drum friſch, ihr Brüder insgemein,
Du altes teutſches Blut!
Und faßt das Schwerdt, und ſchlaget drein!
Und ſiegt und ſterbt mit Muth.

Und jagt die Franſchen über'n Rhein
Im Lauf, und nicht im Schritt!
Wer lebt, der trinke ſeinen Wein,
Wer ſtirbt, den ſalbt damit;

Und wer geſtorben iſt, der heißt
Ein rechter Biedermann;
Er wird von Alt und Jung gepreiſt,
Man ſieht ihn brünſtig an.

2. Schlachtgeſang.

Zu den Waffen, zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Auf! Männer, auf! und ſchlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen!
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen!
Die Freiheit ſoll die Loſung ſeyn!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müſſen ſich erſtraffen,
Und ſtählern alle Brüſte ſeyn,
Voll Wuth der Tiger und Hyänen;
Von dieſen Augen keine Thränen,
Bis unſer iſt der teutſche Rhein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den franſchen Affen!
Das alte Land ſoll unſer ſeyn!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!

Heut ſchicken viele tauſend Gäſte
Wir hin zu Satans düſterm Neſte,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In teutſcher Treue alle Brüder!
Hinein! es kehre keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hauſe bringt.

3. Lied der Rache.

Auf! zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Erhebe lautes Siegsgeſchrei!
Laß in Thälern, laß auf Höhen
Der Freiheit ſtolze Fahnen wehen,
Die Schandeketten brich entzwei!

Denn der Satan iſt gekommen,
Er hat ſich Fleiſch und Bein genommen,
Und will der Herr der Erde ſeyn,
Und die Weisheit tappt geblendet,
Und Muth und Ehre kriecht geſchändet,
Und will nicht in den Tod hinein.

Und die Wahrheit traurt verſtummet,
Die brandgemahlte Lüge ſummet
Frech jede große Tugend an;
Nichts als Henker, Peitſchen, Beile,
Des Zornes heil'ge Donnerkeile
Nicht mehr die Zunge ſchwingen kann.

Drum zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Und tilge weg des Teufels Spott!
Schlage, reiſſe, morde, raſe!
Zur Flamme werde! brenne; blaſe
In jeden Buſen ein den Gott:

Jenen Gott, dem Teufel zittern,
Wann wild in Schlachtenungewittern
Der Donner durch die Reihen fährt,
Wann die Freien fröhlich ſterben,
Tyrannenſchädel gleich den Scherben
Zerſtiegen durch der Tapfern Schwerdt.

Auf! es gilt die höchſten Fehden,
Die tauben Stöcke mögten reden,
Der ſtumme Stein Poſaune ſeyn,
Faule Berge ſich bewegen —
Und ihr nur griffet nicht zum Degen?
Ihr wolltet faul zum Kampfe ſeyn?

Auf! die Stund hat geſchlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen,
Friſch in den heil'gen Krieg hinein!
Laßt Trommelſchall und Pfeifen gehen,
Die Fahnen hoch zum Himmel wehen!
Die Freiheit ſoll die Loſung ſeyn.

4. An den Teutſchen.

Und hörſt du nicht? und ſiehſt du nicht?
Und willſt den Schimpf nicht fühlen?
Und läſſeſt den Franzoſenwicht,
Den Affen, mit dir ſpielen,
Den Ehrendieb, den Freiheitsdieb?
Haſt du ſo ſehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerdter
War deinen Vätern werther.

Auf deine Wagen ſetzt er ſich,
Du mußt zu Fuße gehen;
Zu deinen Weibern legt er ſich,
Du mußt als Schildwach ſtehen;
Dein Silber und dein rothes Gold
Er höhnelnd ſich ins Fäuſtchen rollt,
Und willſt du zürnend blicken,
So bläut er dir den Rücken.

So hat er ſich mit Trug und Tand
Der Herrſchaft unterwunden,
Er hält das heil'ge teutſche Land
In Knechtſchaft angebunden,
Der Wahrheit ſchlägt er auf den Mund,
Die Ehre kuſchet wie ein Hund,
Mit Knochen und mit Brocken
Faſt hündiſch anzulocken.

Kömmt das von ihm? es kömmt von dir,
Du haſt es angerichtet,
Du haſt dein Schwerdt und dein Panier
Für ihn zur Schlacht gelichtet,
Du Teutſcher ſpornteſt deinen Muth,
Daß ſtöße freies teutſches Blut,
Du ſchlugeſt — o der Schande! —
Dein Vaterland in Bande.

Durch deine Zwietracht wird er ſtark,
Durch deine Schande ehrlich,
Durch deiner Arme Heldenmark
Machſt du den Schwachen wehrlich:
Nun glittert er im Lügenſchein,
Und krähet wie der Hahn darein:
Ich trage die Gebärde,
Zu ſeyn der Herr der Erde.

Das hörſt du nicht und ſiehſt du nicht
Und willſt den Schimpf nicht fühlen,
Und läßt den argen Böſewicht,
Den Affen, mit dir ſpielen,
Dein freies Volk, dein freies Land
Blickt fluchend von dir abgewandt
Und ſchreiet Mord und Zeter
Dem Sklaven und Verräther.

Denn wollen wir Franzoſen ſeyn,
Und dennoch Teutſche heißen?
Und unſrer Väter Ehrenſchein
Beflecken und zerreiſſen?
Herz gegen Herz, Schwerdt gegen Schwerdt
So hat uns Gott der Herr verkehrt,
So mußten wir in Sünden
Für unſern Feind erblinden.

Nicht mehr! gekommen iſt die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,
Aus allen Landen weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache,
Zuſammen tritt das teutſche Wort
Und weht die fremden Buben fort
Im Schlachtendonnerwetter,
Wie Herbſtwind dürre Blätter.

Wohlauf! ihr Männer insgemein!
Ihr Einer Mutter Kinder!

Wohlauf! und laßt uns Brüder ſeyn!
So ſind wir Ueberwinder.
Wohlauf! zu rächen unſern Fluch!
Des böſen Irrthums iſt genug;
Zuſammen nun, daß Ehre
Das hohe Land bewehre!

Friſch drein! und ſchlagt die Fremden todt,
Die unſre Kraft zerhadern!
Friſch drein! und färbt die Schwerdter roth
In ihren Lebensadern!
Hinein, wo Schlacht am dickſten ſteht!
Mit Schwerdt und Säbel friſch gemäht!
Die Henker zu der Erden!
Roth muß die Aerndte werden!

Hinein mit Luſt und unverzagt!
Hinein auf Tod und Leben!
Den muntern Todtentanz gewagt,
Daß alle Schurken beben!
Heut hält der alte Gott Gericht,
Doch wackre Herzen zittern nicht;
Friſch in den blut'gen Reihen!
Wir woll'n das Land befreien!

Frei wollen wir das Vaterland,
Sonſt liegen wir als Leichen.

Steht, Männer, gleich der Felſenwand,
Vor welcher Ströme weichen!
Den Stahl gefaßt! und haltet aus!
Zermalmt die Tyrannei zu Graus!
Zermalmet alle Knechte
Mit Gott und eurem Rechte!

Laßt hoch der Freiheit Fahnen wehn!
Laßt hell Trompeten klingen!
Laßt Tod und Schrecken bei euch ſtehn,
Und lehrt die Springer ſpringen,
Und hetzet heiß die Rache nach,
Daß jeder Strom und jeder Bach,
Daß jede kleinſte Quelle,
Nur fließt mit rother Welle.

So über Berg und über Thal
Und über Wald und Höhen,
Bis wir im hellen Sonnenſtrahl
Des Rheines Reben ſehen;
Dann über'n Rhein die laute Jagd
In's Feindes eignes Land gebracht,
Daß er vertilget werde
Auch jenſeits teutſcher Erde.

Dann brauſe teutſche Siegesfluth,
Paris, an deine Mauren,

Dann lerne frecher Uebermuth,
Mit Schlangenkünſten lauren.
In Flammen laßt das Satansneſt
Der ganzen freien Welt zum Feſt
Zerfallen, laßt's in Trümmer!
Sein Tag erſtehe nimmer!

So wohlgemuth, ſo friſch darein
Für Freiheit und für Ehre!
Daß ſich für bittre Sklavenpein
Die ſtolze Freude mehre,
Daß wir in unſern Hütten frei,
Dem heil'gen Vaterlande treu,
Den feſten Glauben halten:
Gott wird es wohl verwalten.

5. Reiterlied.

Schnaubet, ſchnaubet, meine Pferde!
Stampfet mit den hellen Hufen!
Denn es ſtönt die teutſche Erde
Und die teutſchen Geiſter rufen,
Rufen Rache, rufen Wehe
Ueber Faulheit, über Schande,
Daß der teutſche Muth erſtehe
Und zerbreche Sklavenbande.

Blitze hell, mein Säbel, blitze!
Klinge ſtolz, mein Eiſen, klinge!
Führe Tod auf ſcharfer Spitze!
Führe Tod in feſter Klinge!
Will der Kampf uns nicht gelingen,
Will das Glück den Stolz nicht lohnen,
Sollſt du mich mit Ehren bringen
Hin, wo tapfre Väter wohnen.

Klirret, klirret, meine Sporen!
Füße, Arme, fliegt wie Stürme!
Denn die Freiheit ging verloren,
Ehre kriechet gleich Gewürme,
Und das teutſche Wort, das hohe,
Wird als Schmeichler gar erfunden,
Und der teutſchen Seelen Lohe
Halten Lug und Trug gebunden.

Brennet, meine Lippen, brennet!
Flammt Gebete auf zur Höhe!
Du, den alles Heiland nennet,
Hilf, daß ich nicht gar vergehe;
Du, durch den die Donner rollen,
Steure mit dem ſtarken Arme
Allen, die uns übel wollen,
Vater, dich des Volks erbarme.

6. Die alten und die neuen Teutſchen.

Es wurden die Väter geprieſen
Als muthige Löwen im Streit,
Die Weichlinge nannten ſie Rieſen,
Ihr Schwerdthieb ging tief und ging weit,
Ihr Speer ſchlug durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz,
Sie fürchteten Gott und nichts weiter,
Und hielten nur Tugend für Witz.

Es plagten blutdürſtige Räuber
In Rom die verknechtete Welt,
Sie waren auf Wein und auf Weiber,
Auf Geld und auf Lüſte geſtellt,
Sie prahlten, Gott habe die Erde
Für Römer und Rom nur gemacht,
Und trugen Tyrannengebärde,
Und nannten ſich Herrſcher der Schlacht.

Da kamen die freien Germanen
Herab von der Donau, vom Rhein,
Und brachen mit fliegenden Fahnen,
Mit klingendem Spiel durch die Reih'n,

Sie zogen zum Krieg wie zum Tanze,
Die Wigande *) tapfer und gut,
Und färbten die reiſige Lanze,
Den mächtigen Degen mit Blut.

Sie ſtritten für Freiheit und Ehre,
Für Gott und ihr Recht und ihr Land,
Drum ſtoben die bübiſchen Heere
Vor ihnen dahin wie der Sand,
Sie brachen die ſklaviſchen Bande
Der ſtöhnenden Völker entzwei,
Vertilgten die Sünde und Schande,
Und bauten die Erde ſich neu.

So waren ſie weiland die Teutſchen,
Und du? was, ihr Enkel, biſt du?
Du läſſeſt gleich Hunden dich peitſchen,
Und wedelſt recht hündiſch dazu,
Du zitterſt, erbärmliche Memme,
Zu ſterben den männlichen Tod,
Und iſſeſt in bänglicher Klemme,
Umſtellet von Treibern, dein Brod.

---

*) Wigand, eigentlich Kriegsgeiſt, von dem Worte wig Kampf und and Geiſt.

So dienſt du dem tückiſchen Franzen,
Dem gaukliſchen Affengeſicht,
Er läſſet wie Bären dich tanzen,
Du tanzeſt, und brummeſt ihm nicht,
Er legt dir den Ring in die Naſe,
Er legt dir den Maulkorb ins Maul:
So ward aus dem Löwen ein Haſe,
So ward aus dem Streitroß ein Gaul.

Nicht länger! zu Waffen! zu Waffen!
Zum rettenden Eiſen geſchwind!
Die Freiheit dir wieder zu ſchaffen,
Zur blutigen Rache geſchwind!
Enthülle die fliegenden Fahnen!
Enthülle das blinkende Schwerdt!
Und zeige der herrlichen Ahnen,
Der freien Germanen dich werth.

Nicht länger! laß ſauſen, laß brauſen,
Laß lodern den heiligen Zorn!
Und ſtoße dem Dränger zum Grauſen
Auf Bergen und Höhen ins Horn,
Und blaſe der Rache Poſaunen,
Und ringe die Glocken vom Thurm,
Und ſchmettre den Klang der Karthaunen
Ihm nach im gewaltigen Sturm.

So treibe den ſchändlichen Treiber,
So jage die fröhliche Jagd,
Und hetze den diebiſchen Räuber
Mit Schrecken bei Tag und bei Nacht;
Nie ſtecke dein Schwerdt in die Scheide,
Als jenſeits des heil'gen Rheins:
Da knüpfe in Freiheit und Freude
Die Bande des teutſchen Vereins.

7. Bundeslied.

Auf! teutſche Brüder! auf! und zuſammen!
Auf! zum Rachekriege auf!
Alle, die Teut und Mannus entſtammen,
Reiſig, mächtig, tapfer auf!
Steht feſt geſchloſſen, feſt gleich den Bergen,
Schlagt eure Schergen,
Schlagt ſie!
Tilgt Tyrannenſchande weg!

Schwinget die Säbel, zücket die Degen!
Bäumt den ſchweren Todesſpeer!
Recht macht zu kühner Tugend verwegen,
Gott ficht mit euch in dem Heer;
Gott wird die treuen Streiter nicht laſſen,
Wagt ihr zu haſſen
Teufel,
Franſche Teufel, franſche Liſt.

Hell laſſet Trommeln, Pfeifen erklingen!
Freiheit, Freiheit lebe hoch!
Schimpf ſoll auf Säbelſpitzen zerſpringen,
Brechen ſoll das Sklavenjoch.
Auf! teutſche Brüder! friſch mit dem Eiſen!
Laſſet uns weiſen
Alle
Heut, was teutſches Blut vermag.

Noch einen Klang dem heiligen Boden,
Teutſches Vaterland, auch dir!
Klang auch den Ehren herrlicher Todten,
Einſt des Volkes Schutz und Zier!
Hermann, du Freier, muthiger Degen,
Hauche den Segen
Brennend
Ein wie Flammen in das Herz.

Nun denn! ſo ziehet, reiſige Streiter,
Fröhlich aus zum heil'gen Krieg!
Gott iſt der Helfer, Gott iſt der Leiter,
Gottes Hand hält Glück und Sieg.
Wagt ihr für höchſte Preiſe zu kämpfen,
Werdet ihr dämpfen
Blutig
Der Tyrannen Höllenbrut.

8. Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwerdt, und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der ſoll im teutſchen Lande nicht
Mit teutſchen Männern erben.

O Teutſchland, heil'ges Vaterland!
O teutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Wir ſchwören dir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Teutſche, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende.

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Teutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege hohes Siegespanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen, oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

9. Ausmarſch.

Friſch auf ihr Kamraden! wir ziehen in das Feld,
Wir haben unſer Herz auf Franzoſen geſtellt,
Die Wehr und der Muth ſind geſchliffen und blank —
Drum her mit Franzoſen! die Zeit wird uns lang.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Hurra iſt Franzoſen ein tödtlicher Klang.

Heraus alle, welchen die Freiheit gefällt!
Gott ſchuf für die Freiheit, die Tugend die Welt.
Die Freiheit ſie lebe, das heiligſte Gut!
Für Freiheit, ihr Brüder, da ſchonet kein Blut.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Hurra! und vertilget die teufliſche Brut!

Heraus auch für Teutſchland, das heilige Land!
Vertilget den wälſchen, den teufliſchen Tand!
Auf tapferer Väter vermorſchtem Gebein
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi mehr ſchrei'n.

Hurra! ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Dem Werda der Teutſchen iſt Kiwi zu fein.

Heraus für die Aeltern, für Weib und für Kind!
Für Jungfrau'n und Bräute zur Rache geſchwind!
Das ſtärket die Arme, das ſtählet den Muth,
Drob ſtreitet man fröhlich, drob ſtreitet man gut.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Das wetzet das Eiſen fürs feindliche Blut.

Heraus alle! rufet am lauteſten Gott
Und machet die ſchnöden Tyrannen zu Spott!
Mit Schwerdtern und Lanzen in blutiger Jagd
So jaget die Räuber bei Tag und bei Nacht.
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Haſaſa! Trarara! die fröhliche Jagd!

Auf! ſpielet Kanonen zum luſtigen Tanz!
Auf! blitzet ihr Säbel den blinkenden Glanz!
Auf! wirbelt ihr Trommeln im Saus und im Braus!
Auf! wehet ihr Fahnen zum Himmel hinaus!
Hurra! ihr Kamraden! Hurra! ihr Soldaten!
Wir ziehen zum Sieg oder Tod heut hinaus!

10. Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!

Iſt's Land der Schweitzer? iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was der Fürſten Trug zerklaubt,
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt.
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſche heißet Freund.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh darein!
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

11. Bruderlied.

Durch Teutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut gellungen worden:

Der Wüthrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen,
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf! ihr Männer! auf ins Feld!
Drum auf! ihr teutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder —
Friſchauf! mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder!

Nicht Baiern oder Sachſen mehr,
Nicht Oeſtreich oder Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer —
Wir wollen Teutſche heißen;
Als ächte teutſche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unſre Ehr zerreiſſen.

In gleicher Liebe feſt und treu
Zu Einem Bund geſchloſſen,
Ihr Franzen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:

Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen.

So kommen wir, ſo brauſen wir
Und ſchwören rothe Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die rechte Sache;
Der Herr der Himmelsſchaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben ziehn wir aus
Als rechte teutſche Brüder,
In Teutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Da bau'n wir's kühn zuſammen,
Kein Teufel wirft es nieder.

12. Kriegslied.

Das Schwerdt iſt gefeget,
Der Säbel iſt blank,
Der Speer iſt umleget
Mit Stahl breit und lang,
Der Muth iſt gewetzet,
Das Herz ſich erletzet
Bei Trommeln und Pfeifen
Am kriegriſchen Klang.

Nun her, ihr Franzoſen,
Hieher in das Feld!
Hier tanzet auf Roſen,
Muſik iſt beſtellt:
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weiten,
Verſuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.

Die Braut heißet Ehre,
Sie führet den Tanz,
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;

Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache,
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greifet den Kranz?
Seid alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;
Die Trommeln erklingen,
Die Säbel ſich ſchwingen —
Die andern ſind halb nur,
Der Krieger iſt ganz.

13. Teutſcher Troſt.

Teutſches Herz, verzage nicht;
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut,

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſei redlich, fromm und frei;

Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir.

Teutſche Freiheit, teutſcher Gott,
Teutſcher Glaube ohne Spott,
Teutſches Herz, und teutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal;

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Drum, o Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht:
Die allmächtige Natur
Hält dir ewig ihren Schwur.

14. Der Mann.

Wer iſt ein Mann? der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Er zaget nicht, wann alles bricht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? der beten kann
Inbrünſtig, wahr, und frei;
Denn dieſe Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch inzwei.

Wer iſt ein Mann? der lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht, und Recht,
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, teutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kömmt Glück und Sieg.

Was bedeutet

Landſturm und Landwehr?

von

E. M. Arndt.

Nebſt einer

Aufforderung an teutſche Jünglinge und Männer zum Kampfe für

Teutſchlands Freiheit.

von

Juſtus Gruner

Kaiſerl. Rußiſch. Etats-Rath.

Was bedeutet
Landſturm und Landwehr?

Der Landſturm und die Landwehr ſind bei dem ſonſt großen und mächtigen deutſchen Volke eine uralte und löbliche Sitte geweſen, und haben manche Jahrhunderte beſtanden, bis die großen ſtehenden Heere mehr und mehr eingeführt wurden, und die meiſten Regierungen glaubten, es bedürfe ihrer nicht mehr, und die Völker ſeyen durch dieſe Heere ſicher genug vor Ueberziehung und Unterjochung von Fremden. Daraus entſprang, daß der Bauer und Bürger jetzt glaubte, er müſſe nun einmal ein wehrloſer und waffenunfähiger Mann ſeyn, und habe mit dem Kriege nichts weiter zu thun, als im unglücklichſten Falle ſich von den Feinden plagen zu laſſen: und ſo geſchah es durch dieſe Einrichtung der Staaten, und durch die Meinung der Menſchen, daß die Uebungen und Künſte der Waffen vergeſſen wurden, wodurch unſere Vorfahren weiland ſo geprieſene und gefürchtete Männer waren. Einſt in den letzten Jahren ward der alte Glaube wieder aufgeweckt, daß ein ganzes Volk waffengerüſtet und waffengeübt ſeyn müſſe, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Glück, Gut und Muth verlieren wollte. Vor zwanzig Jahren trieben die Franzoſen von Wuth und Verruchtheit entbrannt, ihre ganze Jugend gegen die Nachbarn, und wurden durch Liſt und Betrug, durch die Zaghaftigkeit und Zwietracht ihrer Gegner, am meiſten aber durch die überlegene Menge ihre Sieger und Meiſter. Denn jene hatten blos ſtehende Heere, die nicht ſo geſchwind zu ſchaffen waren, das Volk aber wußten ſie nicht zu gebrauchen, oder wollten es nicht gebrauchen; ja auch in der größten Noth des deutſchen Vaterlandes hinderten die Fürſten den Aufſtand, welchen die Bauern in Schwaben und Franken und Weſtphalen ſo gern gegen die räuberiſchen und hinterliſtigen Franzoſen unternehmen wollten. Nachdem ſie zehn

Jahre gewüthet, und ſich ſelbſt und alle Nachbarländer unglücklich gemacht hatten, ward Napoleon Bonaparte ihr Herr, welcher alle Völker unterjochen und die Welt bezwingen wollte. Dieſer drohete zuerſt gegen England; aber die Engländer boten die Volkswehr auf, und binnen einem halben Jahre ſtanden, außer der großen Flotte und dem ſtehenden Heere, 400,000 Engländer unter Waffen, und der ſtolze Tyrann fürchtete ſich, und dachte nicht weiter daran, über's Meer zu gehen. Darauf rannte er mit ſeiner Uebermacht gegen die beiden größten deutſchen Staaten, gegen Oeſterreich und Preuſſen an, und gewann ſchimpflichen Frieden über ſie, denn er hatte alle wehrhafte franzöſiſche Männer zu ſeinem Gebot, und konnte ſie treiben, wohin er wollte, ſie aber hatten nur ſtehende Heere, und dieſe waren nicht hinreichend. Erſt als er Spanien angriff, deſſen König und Prinzen er durch bübiſche Hinterliſt ins Gefängniß brachte, und das Volk ſchänden und unterjochen wollte — da erſt lernte er, daß jeder Menſch ein fürchterlicher Soldat iſt, der im Vertrauen auf Gott und ſein Recht für ſein Vaterland in den Krieg zieht; denn die ſpaniſchen Bauern und Bürger wurden von den Franzoſen bald mehr gefürchtet, als die ordentlichen Soldaten. Zugleich als dieſer Krieg in Spanien brannte, rüſtete ſich auch das Haus Oeſterreich, die verlorne Ehre und Herrſchaft wieder zu gewinnen, und das unterdrückte Deutſchland zu befreien. Und Oeſterreich bot jetzt auch eine große Landwehr auf in Oeſterreich und Böhmen und Mähren, und dieſe Landwehr war dem Vaterlande von großer Hülfe, und wäre ohne ſie das Vaterland verloren geweſen, und ſie fochten ſo tapfer und ſtandhaft, als die gewöhnlichen Soldaten; daß aber in dieſem herrlichen Kriege vom Jahr 1809 die Franzoſen nicht vernichtet, und die deutſchen Lande nicht befreiet wurden — das lag nicht in der Gleichgültigkeit, noch Feigheit der öſterreichiſchen Unterthanen, ſondern in vielen unglücklichen Ereigniſſen und Begebenheiten, die hier nicht erzählt werden dürfen. Das aber iſt wahr und wird ewig unſterblich bleiben, daß in dieſer Zeit die tapfern Tyroler Landleute und Bauern unter ihrem heldenmüthigen Anführer, dem Sandwirth Andreas Hofer von Paſſeir, und die ſpaniſchen Landleute von Navarra, Arragonien, Katalonien und Kaſtilien, durch ihren frommen und treuen Muth berühmter geworden ſind, als alle ſtehende Heere. Auch dieſen vergangenen Sommer und Herbſt iſt erſchienen und durch Gottes gnädige Hülfe recht hell erſchienen, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und Freiheit und Ehre liebt. Der franzöſiſche Tyrann drang mit zahlloſen Heeren in Rußland ein, und meinte, das Land zu plündern und zu unterjochen; aber es gerieth ihm anders. Das ganze Volk ergrimmte, rüſtete und bewaffnete ſich; ſie beteten zu Gott, knieten vor den Altären, zeichneten ſich in den Kirchen mit dem heiligen Kreuze für den heiligen Krieg, ließen ſich und ihre Fahnen durch prieſterliche Gebete und Segen weihen, und ſo zogen ſie gegen den Feind. Leben und Gut, Städte und Dörfer — alles gaben ſie im Blut und Feuer dahin, damit ihr Land gerettet, der Feind vertilgt, und ihr Schwur erfüllt werde. Was dieſe tapfern Bauern und Bürger, in Rußland und Polen Löbliches und Gewaltiges gethan, und wie ſie das Reich aufgerichtet und erhalten; wie auch mit ihnen der Adel, die Prieſter, die Beamten einmüthig und gemeinſchaftlich geſtritten, gearbeitet und gewirkt haben — das wird die Geſchichte einſt mit goldenen Buchſtaben ſchreiben. So ging das franzöſiſche Heer unter, gegen ſolche Frömmigkeit und ſolchen Muth konnte Bonapartens Bosheit nicht beſtehen, mehr als 400,000 Mann verdarben durch das Schwerdt, den Hunger, die Kälte und die Gefangenſchaft; etwa 20,000 elende Flüchtlinge ohne Waffen, ohne Kleider, viele verkrüppelt, die meiſten mit dem Keim des Todes im Leibe, entkamen, und zogen eben ſo lächerlich als traurig durch die Städte und Orte zurück, durch welche ſie vor einem halben Jahre trozig und übermüthig gegangen waren. An ihnen erſchien ſichtbar der Wechſel der menſchlichen Dinge, die Strafe Gottes, und wie nahe dem Uebermuthe der Fall iſt.

Jetzt iſt Bonaparte durch Gott geſchlagen; es iſt kein franzöſiſches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten; ſeinen Ruhm aber und den Wahn, woraus ſeine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewieſen hat, müſſen alle Völker ſich erheben; vor allem aber muß in allen Landſchaften, Kreiſen und Gauen das deutſche Volk ſich erheben, denn kein Volk iſt von ihm mehr geſchunden und gemißhandelt worden, als gerade das deutſche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit giebt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menſchen an ſich ziehen würde, ſo iſt die größte Geſchwindigkeit Noth, daß man die Länder und Feſten vor ihm gewinne und ihm die Hülfe abſchneide; auch iſt es nicht genug, daß auf das ſchnellſte die ſtehenden Heere gebildet, ergänzt, vermehrt werden, ſondern, weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt, und wie er will, gebraucht, ſo muß das deutſche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geſchieht, ſo iſt es nicht zweifelhaft, daß für Gott, Freiheit und die gerechte Sache geſiegt werden wird gegen die Tyrannei und Ungerechtigkeit. —

Dieſe Volksbewaffnung, die alle wehrhafte Männer des ganzen deutſchen Landes, ſo wie es von Franzoſen gereinigt wird, ſogleich verſammeln muß, begreift vom zwanzigſten bis ſechszigſten Jahre alles, was nicht durch Aemter oder körperliche Gebrechen am Dienſt gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Theile, in die Landwehr, und in den Landſturm. —

Die Landwehr beſteht aus den jungen Männern vom zwanzigſten bis dreißigſten oder fünf und dreißigſten Jahre, doch mag von den älteren ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich ſoldatiſch geübt und bewaffnet, und iſt beſtimmt, nicht allein die Landſchaft, wo ſie errichtet wird, zu vertheidigen, ſondern auch weiter auszuziehen, und das wirkliche Kriegsheer zu verſtärken. Sie iſt die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, beſonders wenn ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen ſich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht. —

Der Landſturm beſteht neben und außer der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern, ohne Unterſchied des Alters und des Standes. Er iſt bloß beſtimmt, die Landſchaft und den nächſten eigenen Heerd zu beſchützen, und wird nicht aus der Landſchaft in entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da ſammeln ſich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, ſchneiden ihn ab, überfallen ſeine Zufuhren und Rekruten, erſchlagen ſeine Kouriere, Bothen, Kundſchafter und Späher, kurz, thun ihm allen Schaden und Abbruch, den ſie ihm nützlicherweiſe thun können; welches ihnen durch die Kenntniß von Stegen und Wegen, und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich iſt. Sie ſind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil ſie allenthalben und nirgend ſind, weil ſie immer verſchwinden und wieder kommen. Dieſer Landſturm ſteht nun auf, wenn der Feind da oder dort nahe iſt; wenn die Gefahr vorüber, ſo geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in ſein Hauß, an ſeine Arbeit, an ſein Geſchäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Ueberzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchſen, Flinten, Speere, Keulen, Senſen u. ſ. w.; auch ſind ihm alle Kriegskünſte, Liſten und Hinterliſten erlaubt, wodurch er mit der mindeſten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Ueberzieher hat in ſeinem Lande nichts zu thun. —

Ein ſolcher Volkskrieg iſt jetzt da für alle Deutſche: nur durch allgemeinen Aufſtand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller deutſchen Kräfte kann

Europa und das Vaterland gerettet, und die ſcheußliche Gewalt niedergeriſſen werden, welche die Freiheit und das Glück der Welt bedrohete. Bonaparte iſt geſchlagen und beſchimpft, Bonaparte wird fallen: aber in ſeinem Tode iſt für Deutſchland noch keine Rettung und Sicherheit. Wollen deutſche Männer künftig in Ehren leben, ſo müſſen die uralten deutſchen Grenzen, ſo weit Gott in deutſcher Zunge angebetet wird, wieder erobert werden, der Rhein und die ſchönen deutſchen Landſchaften jenſeits des Rheins müſſen wieder gewonnen werden. Bleibt der Rhein franzöſiſch, ſo ſteht das treuloſe und räuberiſche Volk immer noch, nicht nur auf Deutſchland's, ſondern auch auf Europen's Nacken. In dem Beſitz des Rheins, liegen zwei Drittel von Deutſchland ihm offen, bis an die Elbe, bis an den Lech, bis an den Weichſelwald darf er ungeſtraft laufen; an dem Rhein hängt auch die Herrſchaft über die Schweiz und Oberitalien. Frankreich bleibt der gebietende Staat in Europa, wenn es den Rhein behält, und jeder Tropfen deutſches Blut wird vergeblich vergoſſen werden, wenn ſeine Wiedereroberung nicht das große allgemeine Ziel des Kriegers wird. Nicht an der

Donau, nicht an der Elbe, ja nicht an der Oder und Weichſel und Pregel würden deutſche Männer ſicher und ehrlich wohnen können, wenn die Franzoſen ferner den heiligen germaniſchen Strom beſitzen, der durch ſo viele Siege über ſie und ihre Vorfahren geweihet iſt. —

Alſo Volkskrieg muß ſeyn, Landwehr und Landſturm muß aufgeboten und gerüſtet werden. Dies iſt allen deutſchen Männern Ehre und Pflicht. Denn Gott will Stolz und Ehre und Gerechtigkeit auf Erden; für ſie ſoll Jedermann freudig jeden Augenblick Gut und Blut einſetzen: denn in der Sklaverei vergeht alle Tugend, ein ſklaviſches Volk wird nicht allein von den fremden Unterjochern geplagt und geſchändet, es muß ſich zum Uebermaaß des Jammers noch von allen eigenen Schelmen, Böſewichtern und Weichlingen, welchen unter Fremden vorzüglich die Herrſchaft zufällt, plagen und ſchinden laſſen. —

Alſo Volkskrieg muß ſeyn, Landwehr, Landſturm muß aufgeboten werden; die Franzoſen, welche immer vor unſere Vorväter zitterten, müſſen vor uns auch zittern lernen.

So muß die Schande gelöſt werden, die ſie über uns brachten: ſo muß die deutſche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alten Geſchichten klingen, und welche in Elendigkeit und Weichlichkeit faſt verloſchen waren, wiedergeboren werden.

Wenn alſo Haß gegen die Franzoſen, Krieg gegen die Franzoſen, Wiederherſtellung deutſcher Freiheit und Herrlichkeit die große Looſung aller redlichen und biedern Deutſchen iſt, ſo muß jeder Mann des Volkes an ſeinem Theil arbeiten, und wirken, was er kann, damit die Kleinen von den Großen das Beiſpiel nehmen, dem ſie nachfolgen.

Der Adel muß voranſtehen und vorangehen mit Ehre und Stolz und Seelenhoheit, für das Vaterland zu opfern, und für das Vaterland zu ſterben.

Die Beamten groß und klein müſſen bedenken, daß ſie nur darum da ſtehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt ſey, und daß ſie lieber tauſendmal umkommen ſollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen. —

Die Gelehrten, die Prieſter, die Lehrer des Volks und der Jugend ſollen nie vergeſſen, daß ſie nächſt den Herrſchaften das höchſte Amt verwalten, daß es ihnen gegeben iſt, das gegenwärtige Geſchlecht zu jeder Tugend und Hoheit zu entflammen, daß aber die Welt in Laſtern und Unehren vergeht, ſobald ſie kleines und geiziges Herzens werden. —

Der Beamte, welcher in ſolchem Volkskriege dem Volke abſteht, und dem Feinde beiſpringt, der aus Geiz und Feigheit, oder gar aus Schelmerei oder Verrätherei ihm dient, und die Seinigen verläßt; der Prieſter und Gelehrte, der für ihn redet und ſchreibt und verkündigt; jeder endlich, der ihm etwas zum Nutzen und nicht alles zum Schaden thut; jeder, der mit ſeinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, iſt nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm ausgeſtoßen oder vertilgt werden. —

Alle endlich, denen Gott irdiſche oder himmliſche Güter, Wiſſenſchaft oder Verſtand, Muth oder Klugheit gegeben hat, ſollen in dieſer großen Zeit nur das Eine fühlen, daß das liebe Vaterland gerettet werden muß; alle Eiferſuchten, alle Zwiſte, alle Unterſchiede der verſchiedenen Stände ſollen ſich in dem Einem Gefühl aufheben und darin untergehen, daß nur einmüthige Liebe und Begeiſterung den Kampf ſiegreich machen kann, und daß derjenige vor Gott und Menſchen der würdigſte und glücklichſte ſeyn wird, der zum hohen Dienſt des Vaterlandes der demüthigſte und freundlichſte iſt; denn in ſolchem Kriege iſt der kleinſte Mann ſo wohlgefällig als der größte. —

Der Krieg, der nicht für Raub und Eroberung geführt wird, ſondern für das Vaterland und für die Freiheit, iſt ein heiliger Krieg, und die Menſchen müſſen alſo ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben; denn durch Frömmigkeit und Treue allein werden ſie die Verruchtheit und Treuloſigkeit beſiegen.

Wenn alſo der Landſturm die Glocken läutet, gegen den Feind, und auszieht, ſo ſoll das große Werk mit Gottesdienſt und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen deſto muthiger in den Streit. —

Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

So wie die junge Mannſchaft eines Kreiſes verſammelt iſt, wird feierlich Gottesdienſt gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt, und Krieg für das Vaterland, und gegen Franzoſen bedeutet, und wie ſie ein viel beſſeres und edleres Volk ſind, als die Franzoſen, und alſo nicht leiden dürfen, daß dieſe ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land ſonſt glücklich und ruhmvoll geweſen, und wie es durch ihre Tugend und Redlichkeit wieder werden ſoll; es wird ihnen eingeſchärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob iſt, es wird durch Reden und Predigten, und durch geiſtliche und kriegeriſche Lieder ihr Gemüth zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.

Das auch iſt eine fromme und chriſtliche Sitte, daß jeden Tag nach geſchehenen Kriegsübungen die Mannſchaft ſich feierlich in Reihen ſtellt, und ehe ſie auseinander geht, ein geiſtliches Lied ſingt; das geſchehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches giebt Muth und Freudigkeit, und bewahrt vor vielem Böſen. Noch gebrauchen es die Schweden ſo, die ein frommes und tapferes Volk ſind, und bei unſern Vätern ward Gott bei keinem Dinge vergeſſen, und darum lebten ſie auch in Freiheit. —

Beim Eintritt in die Landwehr wird ein theurer und feſter Eid geleiſtet: immer aber in großer Gemeinſchaft, ſo, daß einige Hundert oder Tauſende zugleich ſchwören, und vorher feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung iſt.

Auch werden die Fahnen mit chriſtlichem Gebet und ernſter Andacht eingeweiht.

Zieht eine Landwehr aus der Heimath gegen den Feind, ſo iſt feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung; die ganze Mannſchaft empfängt das heilige Abendmahl zum chriſtlichen Gedächtniß und zu chriſtlicher Freudigkeit, und geht ſo mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod. —

Aeußere Zierlichkeit iſt nicht noth, wo nur das Herz und der Arm gefordert wird. In Zeit der Ruhe und des Wohlſtandes iſt es wohl luſtig, wenn ein Heer auch mit Waffen und Pferden und Kleidern ſchön geſchmückt auszieht; aber wir ſind in dem Zuſtande, daß Glanz und Reichthum wieder gewonnen werden müſſen, wir haben ſie nicht. Für einen Vaterlandskrieger bedarf es nur warmer Kleidung und Wehr und Geſchütz, und nichts weiter: der rechte Muth und die rechte Treue erſetzen alles, und wollen keinen Prunk. Doch muß ein gemeinſames Zeichen ſeyn, woran alle Deutſche, welche für das Vaterland ausziehen, ſich erkennen mögen. Da ſind neben dem Zeichen jeder Landſchaft zwei Zeichen die beſten: erſtlich ein Kreuz, woran ein Schwerdt hängt; das Kreuz weiſt auf die Heiligkeit der Sache, das Schwerdt auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker, — zweitens ein bloßes Schwerdt mit Eichenblättern; Eichenlaub war weiland der Lorberkranz der freien Deutſchen, die Eiche iſt Deutſchlands rechter Baum, das Schwerdt bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.

Dies ungefähr iſt die Bedeutung und der Zweck der Landwehr und des Landſturms: die

Bewaffnung des ganzen Volkes zu einem großen und heiligen Kriege, damit Friede und Ruhe ehrenvoll wieder gewonnen werden. Es iſt nicht gemeint, daß in deutſchen Landen das eingerichtet werden ſoll, was die Franzoſen Conſcription oder Ausſchreibung nennen, und was ſo willkührlich verwaltet und gebraucht wird, daß alle Freiheit und alle Wiſſenſchaft dadurch untergeht, das iſt blos eine Einrichtung für den Krieg. Wenn das deutſche Volk aber dieſen Krieg tüchtig und tapfer beſteht, ſo wird in ihm wohl ein ſolcher Geiſt erwachen, der Einrichtungen herbeiführt, die nicht geradezu ſoldatiſch ſind, die aber das Volk ſo wehrhaft und kriegeriſch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der ſtehenden Heere abſchneiden, und dadurch eine unendliche Laſt von ſeinem Nacken wälzen kann.

In dieſem Sinn, in dieſem treuen gemeinſamen und brüderlichen Sinn allein darf eine Volkswehr aufgerufen und eingerichtet werden. Geſchieht es ſo, dann wird auch der kühne und freie Geiſt nicht fehlen, den Sieg und Ehre allein wieder bringen, und von den Franzoſen für ſo viele Gräuel und Hinterliſten Rache nehmen kann. Geſchieht es nicht ſo, ſo iſt der Kampf vergeblich, und die Uebermüthigen werden fürs Erſte noch Herrn bleiben. Sie haben vielen Geiſt, der Lüge und des Stolzes, aber immer einen Geiſt. Dieſen werden wir nun überwinden, wenn wir den höhern Geiſt der Frömmigkeit, der Treue und der Tugend in den Kampf ſetzen. Mit den gewöhnlichen Mitteln und Arten wird nichts ausgerichtet werden: Gott hilft nur dem, der wagt ſich ſelbſt zu helfen.

Deutſche Landsleute! ihr ſeht das Beiſpiel. Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, ſie brauchten alle Kräfte gegen die tückiſchen Feinde, ſie ſind nicht beſiegt, ſie rühmen ſich unſterblicher Thaten. Deutſche Landsleute! die Tyroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, deutſche Brüder, ſie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, troſtreich für euch, unglücklich für ſie: ſie beweiſen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und ſein Vaterland liebt. Auf denn Alle! auf in Einmüthigkeit, Sanftmuth, Verleugnung und Demuth! Auf ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf, jeder deutſche Mann, dem ein deutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, dem in dem Verſtande oder in der Fauſt, in dem Worte oder in der That eine lebendige Kraft lebt — auf Alle! helfet, rathet, redet, handelt! wollet das Rechte und das Freie! wollet lieber ehrlich ſterben als ſchändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch ſeyn! —

Aufforderung an teutſche Jünglinge und Männer zum Kampfe

für

Teutſchlands Freiheit.

Die Stunde der Rache hat geſchlagen! Die Morgenröthe der Freiheit iſt aufgegangen. Nach einer langen dunkeln Nacht voll Druck und Elend, voll Schmach und Noth, voll Verfolgung und Entehrung, bricht endlich der helle Tag eines neuen kräftigen Lebens an.

Teutſchland iſt frei — Teutſchland iſt wiedergeboren. Von den Ufern des Niemen bis zu den Fluthen des alten ehrwürdigen Rheins tönt der einſtimmige Ruf der Freude, der Freiheit, der Liebe, der alten Treue, der neuen Einigkeit. Untergegangen iſt in dem bodenloſen Meere fremder Unterjochung jegliche Zwietracht, jede kleine Eiferſucht. Die teutſchen Zungen ſind gelöſet, die teutſchen Herzen haben ſich wiedergefunden und für Immer vereint. *Ein* Bund iſt geſchloſſen, ein heiliger hehrer Bund, ohne Wort und Formen, nicht durch das Aeußere entſtanden, noch für das Aeußere gebildet. Er iſt ausgegangen von dem Höchſten und Herrlichſten, was die Welt geſehen, von dem dreifachen Bunde der erhabenſten Beherrſcher der Erde. Er hat die Gemüther erfaßt und über das irdiſche Daſeyn erhoben. Freudig opfern ſie dieſes, um ein Höheres zu erringen und unſterblich glänzen die Namen beiſpielloſer Helden in dem Geſchichtbuche unſerer Zeit.

Ein fremdes, tapferes, treues, ſelbſtſtändiges Volk hat Teutſchland den Anklang gegeben. Freudig ſind ſeine Völker gefolgt. Oeſterreich und Preuſſen, Sachſen, Baiern und Heſſen, alle Theile des gemeinſamen Vaterlandes haben ſich mit begeiſterter Kraft und Heldenmuth erhoben für die gemeinſame Freiheit. Gott, der unwandelbar ewige gerechte Gott hat ſie geſegnet und bis hieher geführt. Sie ſind gekommen und haben die ſchmachvollen Feſſeln zerbrochen, unter denen dieſes Land ſo jammervoll ſeufzte. Sie haben die fremden Räuber verjagt, welche das Mark des Volkes ausſogen, das Recht zur leeren Form entwürdigten, keinen Zweck der Verwaltung hatten als ihre Geldgier zu befriedigen, mit frevelnder Hand bei ihrer ſchimpflichen Flucht Alles, ſelbſt der Wittwen geheiligtes Gut mit ſich ſchleppten und kein Andenken hinterließen, als den tiefſten Schauder vor den unnatürlichen Verfolgern teutſcher Freiheit, Wohlfahrt und Ehre.

Der Fluch iſt ihnen gefolgt — die Thränen der Verzweiflung haben ſie begleitet. Sie haben uns nichts gelaſſen, als die Kraft und den Entſchluß der Rache.

Auf denn meine Mitbürger! eilen wir, ihn auszuführen. Befreiet ſind wir, aber noch nicht für Immer frei. Wollen wir bewahren, was die ſiegreichen Heere uns gewährt, ſo müſſen wir ſelbſt es ſichern. Nur Der verdient der Freiheit heiliges Geſchenk, der es zu erhalten wagt und weiß. Dies iſt jetzt unſere Pflicht. Sie ſey unſer angeſtrengtes und ſchleunigſtes Bemühen. Was unſere teutſchen und ruſſiſchen Brüder gethan, das müſſen auch wir thun. Wie ſie uns, ſo müſſen wir unſern Brüdern jenſeits des Rheins Freiheit und Friede bringen. Ihre Wiedervereinigung mit uns, iſt die alleinige ſichere Baſis unſerer Selbſtſtändigkeit — ihre Freiheit die einzige Bürgſchaft der Unſrigen.

Auf denn! zum Kampfe, zum freiwilligen Kampfe für des Vaterlandes Rache, Ehre und Sicherheit. Viel haben wir zu rächen, viel haben wir zu ſchützen. Kein Jahrhundert wird das Andenken der tiefen Leiden verwiſchen, welche dieſes teutſche Land erduldet. Sein tief geſunkener, einſt ſo blühender Gewerbfleiß, ſein zerrütteter Handel, ſeine zahlloſen Steuerbedrückungen, die lange Vertilgung unſerer National-Sprache, die Entehrung unſerer Sitten, die Verfolgung der Teutſchen durch Teutſche und Fremdlinge bis in unſre geheimſten und theuerſten Verhältniſſe, — — ſind dieſe gräuelvollen Erinnerungen nicht hinreichend, zum ernſten blutigen Kampfe uns zu mahnen?

Giebt es einen Deutſchen an der Donau, an der Oder, an der Elbe, an der Weſer und am Rheine, der jene Gräuel, der die verfloſſenen furchtbaren ſieben Jahre wieder erleben möchte? Wäre nicht der Tod für Vaterland, für Weib und Kind, für Eigenthum und Ehre, für Wahrheit und Tugend, tauſendmal willkommener, denn ein ſolches Leben voll Schande, Furcht und Elend?

Brüder — Söhne des Vaterlandes! eilet herbei! Sehet unſere Märkiſchen Nachbarn, wie ſie in zahlloſen Haufen hinziehen, für ihren König zu ſterben, ihre unvergeßliche Königin zu rächen und ſich dem Kampfe zu weihen für Recht und Ehre.

Laßt uns gleich ihnen und mit ihnen ziehen. Wir alle kämpfen für *eine* Sache — für der

Menſchheit heiligſte theuerſte Güter — für Freiheit und Vaterland.

Wer leben und ſterben will für dieſe, der trete freiwillig herzu. Alle die ſo kommen, werden den Kern unſerer Vertheidiger unter dem Namen: „Schaar teutſcher Freiwilligen“ bilden.

Wie die unſterbliche Schaar jener dreihundert Helden, die einſt unter dem unſterblichen Leonidas für ihr Vaterland fielen, ſo ſey und handle auch jede Schaar der Freiwilligen. Fallen dann auch dieſe unſre Brüder wie die heldenmüthigen Thebaner, ſo leben ſie doch ewig, ſo lange Teutſchland beſteht und ein Männerherz in teutſcher Männerbruſt ſchlägt.

Düſſeldorf, den $\frac{17}{29}$ Novbr. 1813.

Der Kayſerl. Ruß. Etats-Rath
Juſtus Gruner.

Gelübde.

Es hat der Teutſchen Geiſt und Muth,
das Mark der ſtarken Hände
gedämpft des Fremdlings Uebermuth,
ſein Reich hat nun ein Ende.
Geſchlagen iſt der ſtolze Feind
mit ſeinem blut'gen Drachen;
nun aber laßt uns auch vereint
die Freiheit treu bewachen,

Auf! ſchließet einen engen Bund,
euch nie mehr zu entzweien,
gelobet euch mit Hand und Mund,
nie Zwietracht auszuſtreuen,
Liebt euch wie Brüder überall
im ganzen teutſchen Reiche,
dann ſeid ihr feſt wie euer Stahl,
und ſtark wie eure Eiche,

Verbannet die Nachäfferei
im Kleinen, wie im Großen,
denn Flitterprunk und Gaukelei
ziemt ſich nur für Franzoſen.

Treibt mit dem Heiligen nicht Spott,
und adelt nicht Verbrechen;
ihr ſeht es jetzt: es lebt ein Gott,
um Frevel ſchwer zu rächen.

Ein Wort, ein Mann, nach altem Brauch,
ſo werdet ihr beſtehen,
die Lüge muß, wie Dunſt und Rauch,
zerſtieben und verwehen.
Glaubt keinen Prahlereien mehr,
und keinen frechen Lügen,
kein Bulletin, kein Moniteur
mag ferner euch betrügen.

Der Egoismus ſei verbannt,
der ſchnöde Durſt nach Schätzen,
die Freiheit und das Vaterland
laßt mehr als Gold uns ſchätzen;
dann wagt's kein Fremdling, kein Despot,
uns ſchlau zu unterjochen;
wir zücht'gen ihn, im Herzen Gott,
und Mark in unſern Knochen.

Es herrſche Eintracht weit und breit
in allen teutſchen Gauen,
Zucht, Einfalt, Demuth, Frömmigkeit
bei Männern und bei Frauen;

dann kann, von Laſten ungeſchwächt,
uns Liſt und Trug nicht trennen,
dann wird die Welt mit Fug und Recht
das große Volk uns nennen.

Todtenopfer

den im heiligen Kriege Gebliebenen gewidmet. 1813.

Chor.

Schön ſtirbt der Held,
der, mit den Waffen in der Hand,
für ein geliebtes Vaterland
im heil'gen Kampfe fällt.

Recitativ.

Ach! Tauſende ſind ſo gefallen!
Gerecht iſt der Zurückgeblieb'nen Schmerz,
des Kummers Thränenſtröme wallen
in heißen Tropfen niederwärts;
es ſeufzt die Wehmuth, bricht das Herz
um die verlornen Gatten, Söhne, Brüder,
ſie kehren nicht, die Frühverklärten, wieder,
es ehrt die Tugend dieſen Schmerz.

Duett.

1. Fließet ſanfter, Wehmuth-Zähren
und benetzt der Edlen Grab.

2. Seufzer, ſteigt zu höh'ren Sphären,
bringet frommen Troſt herab.
1. und 2. Gottes heil'ger Friede wehe
um der tapfern Streiter Grab.

Chor.

Schön ſtirbt der Held,
der, mit den Waffen in der Hand,
für ein geliebtes Vaterland
im heil'gen Kampfe fällt.

Eine Geiſterſtimme.

(Recitativ.)

Wir hören euch. — O, weinet nicht!
den ſchönſten Tod ſind wir geſtorben,
froh folgten wir dem Ruf der Pflicht,
wir haben hohen Lohn erworben,
umſtrahlt von der Verklärung Licht.
Wir thaten nur, was freie Wahl geboten,
mit Flammenſchrift in unſ'ren Herzen ſtand:
mit Gott für König und für Vaterland! —
O, weinet nicht um die geliebten Todten.
Was trauert ihr? — Wir ſind beglückt, —
ſind in der Freiheit Land, im Paradieſe;
wir ſegnen euch von dort, wo jetzt Luiſe,
als Schutzgeiſt, auf euch niederblickt.

Geiſterchor.

Es verſtumme eure Klage,
ganz ſind wir für euch nicht todt,
und von einem ſchön'rem Tage
dämmert ſchon das Morgenroth.
Süße Tröſtung, unſ're Namen
leben für die Ewigkeit;
unſer Tod hat ſchönen Saamen
für die Nachwelt ausgeſtreut.

Eine Stimme.

Ja, unvergeßlich ſollt ihr ſeyn,
ihr lehrtet uns nicht zaghaft zu erliegen;
die Dankbarkeit grub euch mit Flammenzügen
in unſre Herzen ein.

Chor.

Schön ſtirbt der Held,
der, mit den Waffen in der Hand,
für ein geliebtes Vaterland
im heil'gen Kampfe fällt.

Kurze und wahrhaftige

Erzählung

von

Napoleon Bonapartens verderblichen Anſchlägen, von ſeinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerſtörung ſeiner Heeresmacht, und von der Bedeutung des gegenwärtigen teutſchen Krieges:

ein Büchlein

dem

teutſchen Volke zum Troſt und zur Ermahnung

geſtellt.

Germanien 1813.

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren, in den Jahren 1788 und 1789, ging in Frankreich ein gewaltiges und ſchreckliches Feuer auf, welches ſeitdem mit Mord, Blut, Raub, und Tyrannei gewüthet hat, und bis auf den heutigen Tag immer noch fortwüthet. Dieſes Feuer ergriff zuerſt Frankreich, und breitete ſich in wenigen Jahren von da über alle angränzende Länder aus; Teutſchland, Italien, die Schweitz, die vereinigten Niederlande fühlten ſeine Wuth und ſein Verderben. Ja in den letzten Jahren iſt es bis in die fernſten Länder gekommen, ſo daß Hiſpanien und Portugal und Polen und Rußland es gefühlt haben. Nur einzelne Länder, als Schweden, Norwegen, England, wurden durch das Meer davor geſchützt; doch empfanden auch ſie durch manche Noth und manchen harten Krieg, wie unglücklich die Zeit war. Folgendes war aber die Urſache und der Verlauf des allgemeinen Unglücks.

Seit ungefähr hundert Jahren hatte ſich in Frankreich eine verruchte Rotte von Wollüſtlingen und Spöttern erhoben, welche über alles lachten, was den Menſchen je heilig und verehrlich war, welche alle Religion und allen Gottesdienſt für einen leeren Wahn erklärten, alle Geſchichte und alle Offenbarung Gottes leugneten, und geradezu bekannten: es gebe nichts Gewißes als die Wolluſt dieſes Lebens, nach dieſem Leben ſei alles Aſche und Staub, und bleibe es, Gott und Unſterblichkeit und Vergeltung ſeien Träume von Thoren. Das Gift dieſer verruchten Menſchen ergoß ſich über alle Länder, und kam auch nach unſerm Vaterlande, nach Teutſchland: Gleichgültigkeit gegen das Heilige und Ewige, Verachtung aller Sitten und Weiſen, eitle Klügelei für den himmliſchen Glauben, eitler Menſchenverſtand für Gottes Offenbarung, Begehrung der irdiſchen Güter ſtatt der überirdiſchen, Vergeſſen der alten teutſchen Treue und Redlichkeit — das iſt ſeit funfzig und vierzig Jahren eine gerechte Klage der Guten und Treuen geweſen; wir waren nicht mehr fromm und treu, wir liebten unſern Gott, unſer Vaterland, unſere teutſche Freiheit und Ehre nicht mehr ſo inbrünſtig, als unſere braven Vorväter ſie geliebt haben. So ſchlimm ſtand es bei uns, ſo ſchlimm bei den meiſten andern Völkern. Wann die Menſchen ſo ſind, dann iſt Gottes Strafe nah; er beweiſet ihnen dann, daß im Himmel Einer über allen lebt: ſie müſſen den Lohn ihrer böſen Herzen bezahlen. Gott ſtrafte die Welt durch ein leeres und wildes Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, durch eine gaukeliſche Bethörung und Verblendung aller Herzen und Köpfe, und durch einen blutdürſtigen und unerſättlichen Tyrannen, den er als ein Ebenbild des Teufels und teufliſcher Hinterliſt und Gewalt aufſtehen ließ.

So wie die Menſchen ſich in Frankreich und in ganz Europa von Gott und von dem alten Glauben losriſſen und mit bunten Lügenſpielen ihrer Herzen ſpielten, meinten die thörigten und vermeſſenen auch, ſie ſeien jetzt in jeder Kunſt und Verſtändniß Gott gleich geworden, und können in einem Augenblick alles machen, was eine länge Geſchichte in Jahrhunderten bereitet oder Gott ſelbſt ihren beſſeren Vätern ins Herz gegeben hatte: ſie blieſen ſich auf in Uebermüthigkeit und Ueberklugheit, und gleichwie ſie über das heilige Evangelium und die göttliche Offenbarung ſpotteten, ſo erklärten ſie alle Einrichtungen und Ordnungen, welche in früheren Zeiten von weiſen und redlichen Männern geſtiftet waren, für dumm und abgeſchmackt, und prahlten mit einer Regierungsart und einer Freiheit und Glückſeligkeit, welche vor ihnen nimmer auf Erden geſehen worden. Damit bethörten ſie viele Herzen und verführten die leichtgläubige Menge, und endlich glaubten dieſe ſchlechten, ungehorſamen, und ſittenloſen Menſchen, ſie könnten durch bloße Begriffe und Klügeleien machen, was ihre Vorfahren in Treue und Tugend gegründet hatten. So geſchah es, daß ſeit dem Jahre 1780 das Geſchwätz von allgemeiner Gleichheit und Freiheit, von unverlierbaren Menſchenrechten, von der Majeſtät des Volks, und von andern rechten und unrechten Dingen überhand nahm; worin aber die rechte Freiheit und Gleichheit beſteht, was heilige Rechte des Menſchen ſind, wo das Volk als das Höchſte geachtet werden ſoll — das wußten ſie nicht. Endlich in den Jahren 1788 und 1789 kam das Feuer, das lange unter der Aſche geglommen hatte, zum Ausbruch und griff in Frankreich mit unwiderſtehlicher Wuth um ſich; und ſo groß war der Lügenſchein ſeines Verderbens, daß auch in andern Ländern viele davon bethört wurden; denn ſie waren dumm und ſchlecht wie dieſe. Und in wenigen Jahren war die ganze alte Ordnung der Dinge in Frankreich vernichtet, die Religion entheiligt, der König ermordet, Blut, Gewalt, und Verwüſtung rings verbreitet. Wenige kühne Böſewichter herrſchten durch Schrecken, und brauchten die Namen Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Wiederherſtellung, und Wiedergeburt als Gaukelei, womit ſie die Menſchen und Völker äfften und verführten. Zugleich verbreitete ſich aus Frankreich ein gewaltiger Krieg, der mit allen hölliſchen Künſten angeblaſen und geführt ward und über alle Länder Verheerung und Elend brachte; in Frankreich ſelbſt war die wildeſte Umkehrung, Parthei rottete ſich gegen Parthei, eine Verfaſſung löſte die andere ab, eine Schande ward durch die andere verdrängt; nichts war beſtändig und feſt bei denen, die verſprochen hatten, ſie wollten einen für alle Ewigkeit ſtehenden gerechten und freien Staat gründen. So wurden die meiſten der ſchändlichen Verbrecher und Mörder, die ein ſo großes Unglück über ihr Land gebracht hätten, durch ihre eigenen Lehren und Laſter geſtraft und vertilgt.

Als die Sachen ſo ſtanden, da erweckte Gott im vierten Jahre des Kriegs und im achten Jahre der franzöſiſchen Verwirrung einen Mann, welcher das Werk der Schande bekrönen und vor aller Welt offenbaren ſollte, welche Fruchte die ungläubige und gottloſe Zeit tragen mußte: dieſer Mann hieß Napoleon Bonaparte. Er war geboren in der Inſel Korſika, die im mittelländiſchen Meere nahe an Italiens Küſten liegt und von einem wilden räuberiſchen, und meuteriſchen Volke bewohnt wird. Schon vor mehr als 2000 Jahren war dieſe Inſel wegen Räuberei, Mord, Meineid, und Verruchtheit berüchtigt, und iſt es bis auf den heutigen Tag, ſo daß die Italiäner nicht gerne mit einem Korſen unter demſelben Dache ſind.

Dieſes an Räubern und Banditen reiche Land ſollte ein Ungeheuer aus ſeinem Schooße ausſenden, daß es die Welt für ihre Sünden ſtrafte: auch ein ſichtbares Zeichen, welchen Helden diejenigen verdient hatten, welche Napoleon den Befreier, den Wiederherſteller und Verjünger der Welt, und den Führer und Leitſtern des neunzehnten Jahrhunderts nannten.

Bonaparte begann ſeine Laufbahn im franzöſiſchen Revolutionskriege als Leutenant bei dem Geſchütz, und that ſich durch eine ungewöhnliche Geſchwindigkeit, Kühnheit, und Tapferkeit bei allen Gelegenheiten ſehr hervor; außerdem war er ſchlau, verſchwiegen, ſchmeichleriſch, und ehrſüchtig, und hängte ſich an alle, welche Macht und Einfluß hatten und ihn auf die Bahn ſetzen konnten. Dies that er unter andern bei Barras, einem Mann, der von 1795 bis 1799 in Frankreich ſehr mächtig war, heirathete deſſen Beiſchläferin, die Wittwe Joſephine Beauharnois, und ward durch ihn als Feldherr des franzöſiſchen Heers in Italien beſtellt. Dies geſchah im Frühling 1796 und war die erſte große Stufe ſeines hohen Glückes.

Bonaparte trat mit italiäniſcher Schlauheit, Kühnheit, und Geſchwindigkeit auf, und gewann über ſeine langſamen und uneinigen Feinde durch mörderiſche Schlachten, noch mehr durch trügeriſche Unterhandlungen große Vortheile. Viele meinten, er werde ein großer und außerordentlicher Mann und die Freude des Menſchengeſchlechts werden; wenige ſahen in ſeiner tiefen Liſt und ſpröden Härte, ja ſelbſt in ſeiner prunkenden Freundlichkeit ſchon den verſteckten Tiger, der die Klauen noch zuſammen gekrallt halte, aber ſie zu ſeiner Zeit ſchon heraus ſchnellen werde. Durch blutige Siege und durch Zertheilung der feindlichen Macht gewann Bonaparte Italien, und Oeſterreich ſchloß einen Waffenſtillſtand mit ihm, der in einen allgemeinen Frieden verwandelt werden ſollte. Mitten unter den Friedenshandlungen, die zu Raſtadt am Rhein geflogen wurden, ſegelte Bonaparte im Frühlinge 1798 mit einer ſchönen Flotte und mit einem erleſenen Heer von 45000 Mann nach Aegypten, damit er das Land für Frankreich eroberte und in andern Welttheilen große Thaten thäte. Während er dort bald ſiegreich bald beſiegt mit wechſelnden Glücke kämpfte, brach in Europa der Krieg wieder aus, und ward für die Franzoſen ſehr unglücklich geführt; ſo daß ſie ganze Heere und den größten Theil der eroberten Lande wieder verloren und daß die Sterne ihres Glücks unterzugehen ſchienen. Aber was ſie durch die Waffen verloren hatten, das gewannen ſie durch die Zwietracht ihrer Feinde bald wieder; ſo waren die Herrſcher und Fürſten mit Blindheit geſchlagen, daß ſie nach einer zehnjährigen Erfahrung immer noch nicht begreifen konnten, welche Gefahren ihnen aus der franzöſiſchen Revolution droheten. Hätten ſie feſt zuſammen gehalten, nie wäre geſchehen, was uns alle die verfloſſenen Jahre ſo elend gemacht hat.

Als die Sachen in Frankreich am verwirrteſten waren, Unglück draußen, Aufruhr drinnen, kein Anſehen der Regierenden, kein Gehorſam der Gehorchenden, da kam im Herbſt 1799 der Feldherr Napoleon Bonaparte plötzlich aus Aegypten übers Meer; er hatte ſein Heer verlaſſen, damit er in Frankreich die Gelegenheit ergriffe und ſich zum Herrn machte. Wirklich ſtieß er bald die Herrſchaft derer um, die unter dem Namen Direktoren die höchſte Gewalt hatten, trieb die übrigen Mächtigen mit Soldaten aus einander, und ſtellte ſich mit dem Titel Erſter Konſul an die Spitze der Regierung. Darauf führte er den Krieg mit Macht, gewann große Schlachten, und erzwang von Teutſchland und den übrigen Mächten den Frieden, wodurch er von dem heiligen teutſchen Reiche viele ſchöne Landſchaften und Städte abriß und viele andere Länder von Frankreich abhängig machte. Nur das freie und kühne England ſtand allein unerſchütterlich da, und führte nach einem kurzen Frieden wieder Krieg mit den Franzoſen

Bonaparte als er erſter Konſul und Herr Frankreichs geworden, gaukelte und betrog immer noch mit den Worten Freiheit, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit, und Friedensliebe, aber er zeigte von Jahr zu Jahr mehr und mehr, wer er war und was er wollte. Nie hat ein Mann auf Erden geherrſcht, der die Lüge ſo trefflich gebraucht und unter ihrem bunten Mantel alle Tugend und Wahrheit ſo geſchändet hat als er. Er verſammelte um ſich alle ſchlechteſten und verbrecheriſcheſten Menſchen, welche die franzöſiſche Revolution in allen Künſten des Laſters und der Verruchtheit geübt hatte, damit ſie ihm regieren und das Volk und die Völker unterjochen hülfen. Alles aber, was frei, gerecht, wahrhaftig, menſchlich und treu geſinnet war, das ward niedergeworfen, verwieſen, weggeführt eingekerkert, hingerichtet. Schrecken und Gewalt regierten in ganz Frankreich, die Wahrheit verſtummte, die Gerechtigkeit entwich zum Himmel, und die Richtplätze und Kerker verdarben in wenigen Jahren mehr unglückliche Opfer, als unter der Herrſchaft von zehn Königen nicht gefallen waren. Außer dieſer blutigen Gewalt, wodurch er allen Muth und Geiſt der Menſchen ſchwächte und lähmte, ſchuf Bonaparte ſich ſo große und kriegeriſche Heere, daß alle andere

Herrſcher auch vor ſeiner Macht zittern mußten. Dazu verwandte er die Kräfte von ganz Frankreich, von Italien, von den Niederlanden, von einem Theil von Teutſchland, den er mitten im Frieden beſetzte und brandſchatzte und ausmärgelte, und den großen Zins, den Spanien und Portugal ihm bezahlten.

Wann dieſer herrſchſüchtige und blutdürſtige Mann ſolcher Männer, deren Tugend und Redlichkeit ihm gefährlich war, los ſeyn wollte, ſo brauchte er die hölliſchen Künſte ſeiner geheimen Polizei, welche Fouche ein Erzböſewicht verwaltete, und umzettelte ſie mit ſolchen Geſpinnſten von Hinterliſt und Verrath, daß ſie nicht entrinnen konnten. So wurden unter dem Titel Aufrührer gegen das Land und Nachſteller ſeiner Perſon viele hingerichtet, manche eingekerkert und geheim vertilgt, viele Hunderte über das Meer nach den Inſeln und Küſten Südamerikas gebracht, daß ſie dort ungewußt im Elende ſtürben. Das iſt auch ein Zeichen, wie mild und gerecht dieſer Mann regiert hat, daß in ganz Frankreich in allen Landſchaften neue Staatsgefängniſſe gebaut ſind, worin ſogenannte Staatsverbrecher aufbewahrt werden. – Bonaparte war mit dem Titel und der Macht eines erſten Konſuls nicht zufrieden, ihn gelüſtete nach einem größeren Namen. Daß er dieſen annehmen und ſeine Herrſchaft noch mehr erweitern könnte, dazu wurden wieder Mord- und Blutanſchläge geſchmiedet und mit kühner Grauſamkeit durchgeführt. Zuerſt ließ er einen Prinzen von alten königlichen Blute Frankreichs, den ſchönſten und tapferſten von allen, mitten im Frieden in Teutſchland von ſeinen Soldaten greifen und nahe bei Paris erſchießen. Dies war der Herzog von Enghien, ein Jüngling in der Blüthe ſeiner Jahre, der durch ſeine ſchöne Geſtalt und ſein muthiges Herz an den beſten König von Frankreich erinnerte. Bald erklang es aus Paris, eine gräuliche und abſcheuliche Verſchwörung gegen Frankreichs Glück und Freiheit und gegen das Leben des erſten Konſuls ſei entdeckt, viele bedeutende Männer ſeien darin verwickelt, unter andern die beiden berühmten Feldherren Pichegrú und Moreau. Eigentlich wollte er den General Moreau verderben, der wegen ſeiner großen Thaten und ſeines würdigen Karakters von allen franzöſiſchen Feldherren der geliebteſte und ſeinem Entwurf einer willkührlichen Herrſchaft der gefährlichſte war. Die Unterſuchung gegen dieſe Männer ward unordentlich und gewaltſam eingeleitet, und eben ſo durchgeführt; Pichegrú ward im Gefängniß erwürgt, Moreau nach Amerika verbannt, von den übrigen wurden einige hingerichtet, die andern, welche man als Inſtrumente und Mitſpieler angeſtellt hatte, begnadigt. Bonaparte ließ ſich darauf zum Kaiſer von Frankreich ausrufen, bald zum König von

Italien erklären, und im Herbſt 1804 in der Hauptkirche von Paris als Kaiſer krönen.

Während er ſo durch Grauſamkeit, Hinterliſt, und Gewalt im Innern zur Herrſchaft ſtieg und ſeine Macht auf den Künſten einer banditiſchen Polizei und auf fürſtlich belohnten Miniſtern, Räthen, Marſchällen, und Leibwachen gründete, fraß er wie ein gieriger Wolf auch draußen immer räuberiſcher um ſich, und verſchlang ein Land nach dem andern in den Abgrund ſeiner Herrſchſucht, und maaßte ſich über alle Länder und Herrſcher einen unerträglichen Stolz und Uebermuth an. Deswegen erhob ſich im Herbſt des Jahrs 1805 ein gewaltiger Krieg gegen ihn, woran England, Rußland, Oeſterreich, Schweden und andere Mächte Theil nahmen, und welcher ihn hätte dämpfen können, wenn die Herrſcher einiger und in Treue verbundener geweſen wären. Dieſer Krieg begann ſogleich mit einem unglücklichen Ereigniß: die Fürſten von Baiern, Würtemberg, Baden, und der Erzkanzler des Reichs Karl von Dalberg, der immer ein teutſcher Patriot hatte heißen wollen, wurden durch den gewaltigen Feind vom Reiche abgeriſſen, und zogen den Franzoſen zu, und ſtärkten ihre Heere. Oeſterreich ward geſchlagen, und machte einen Frieden, wodurch es ſein Kaiſerthum über Teutſchland, die Vormauer ſeiner Lande, Tyrol, und manche herrliche Landſchaften verlor; ganz Teutſchland lag dem räuberiſchen Sieger offen, und ward auf das grauſamſte und willkührlichſte von ihm behandelt, und endlich erklärte er ſich als den Stifter eines neuen teutſchen Bundes, womit Teutſchlands Freiheit und Glückſeligkeit beginnen ſolle und den er den Rheinbund nannte: es war aber kein Bund, ſondern eine ſchändliche Knechtſchaft, worin er ganz Südteutſchland zuſammen zog.

Dies war nur ein Anfang geweſen. Er griff nun immer weiter um ſich, und taſtete Nordteutſchland und unter andern Preußen ſo an, daß zwiſchen Krieg oder Unterwerfung keine Wahl blieb. Preußen führte dieſen Krieg ſehr unglücklich; durch die jetzt mit Frankreich verbundenen ſüdteutſchen Herrſcher wurden die letzten freien Länder und Städte des teutſchen Reiches unterjocht, und teutſche Brüder erſchlugen einander in brudermörderiſchen Schlachten und ſchmiedeten die eigenen Sklavenketten feſter zuſammen: ein altes teutſches Unglück; auch die meiſten Fürſten Nordteutſchlands mußten jetzt zu dem ſogenannten Rheinbund übertreten, und mit ihren Heeren und Hülfsmitteln den fremden Tyrannen verſtärken. Jetzt lag ganz Teutſchland dem Raube und der Gewalt offen, alle Städte, Feſten, und Küſten waren von den Fremden beſetzt, die Franzoſen und ihre Freunde fiengen an das Regiment zu führen, und redliche und treue teutſche Männer, weil ſie ihr Vaterland und Wahrheit und Gerechtigkeit lieb hatten, wurden in Kerker geſtoßen oder auf Richtplätzen ermordet, und Noth, Tyrannei, und Verzweiflung wuchs von Tage zu Tage. Der fremde Unterjocher ließ ſich von ſeinen Schmeichlern Friedensſtifter, Freiheitbringer, Weltbeglücker nennen. So groß war die Schande geworden, daß im Angeſicht Gottes und der Welt die Lüge ſich auf das frechſte als Wahrheit gebehrdete und vielen kaum noch Lüge zu ſeyn ſchien.

Das Glück, welches Bonaparten ſo geſchwind von Stufe zu Stufe geführt hatte, verblendete ihn endlich, und er wagte ſogleich nach dem Frieden von Tilſit, wodurch ganz Teutſchland in ſeine Gewalt kam, eine neue Hinterliſt und Gräuelthat, die ihm nicht ſo gut gelingen ſollte als ſeine früheren. Spanien war durch einen elenden Günſtling, der an des Königs Statt regierte und der Friedensfürſt genannt ward, ganz wie an Frankreich verkauft und verrathen, ſeine Flotten, ſeine Heere, ſeine Schätze — alles ward willkührlich von Bonaparten gebraucht: es ſchien nur eine franzöſiſche Landſchaft zu ſeyn Doch war ſeine unerſättliche Herrſchſucht damit nicht zufrieden, Spanien ſollte unterjocht und von franzöſiſchen Feldherrn und Statthaltern beherrſcht und von franzöſiſchen Soldaten und Dieben geplündert und verwüſtet, der Geiſt eines ſtolzen und großherzigen Volkes ſollte an

Schande und Knechtſchaft gewöhnt werden. Unter dem Vorwand, das engliſch geſinnte Portugal zu züchtigen, rückten im Herbſt 1807 franzöſiſche Heere in Spanien ein, und nahmen durch hinterliſtige Ueberrumpelung die beiden Hauptſchlüſſel Spaniens, Barcellona und Pampellona, weg. Zu gleicher Zeit ſpielten die pariſiſchen und bonapartiſchen Schlangenkünſte unſichtbar in Spanien, und ſäeten Argwohn, Zwietracht, und Verrath. Aber der Zorn des ſpaniſchen Volkes, das man zu unterjochen meinte, erwachte endlich: der alte ſchwache König mußte die Regierung niederlegen, der Friedensfürſt, der Vaterlandsverräther, ward ins Gefängniß geworfen, und des Königs älteſter Sohn, der Prinz von Aſturien, ward unter dem Namen Ferdinand der Siebente auf den Thron geſetzt. Dies geſchah im Frühling 1808.

Wie unwillkommen dieſe Entwickelung der Dinge Bonaparten auch war, ſo gebehrdete er ſich doch ganz anders, und log gegen den jungen König von Spanien die freundlichſten Geſinnungen. Er lud ihn ein, zur Entſcheidung und Verſtändigung mancher Angelegenheiten ihn an den Gränzen Spaniens zu treffen. Ferdinand, der nichts Arges ahndete, reiſete ihm entgegen. Kaum war er der Gränze näher gekommen, ſo verhafteten ihn franzöſiſche Soldaten, und führten ihn mit Gewalt nach Bayonne, einer Stadt in Südfrankreich, wo Bonaparte angekommen war. Dort war er wie ein Gefangener; ſeine königlichen Aeltern, die übrigen Prinzen, und der Friedensfürſt wurden nachgeholt; die Abdankung des alten Königs ward für nichtig, Ferdinand der Siebente ward für einen Aufrührer erklärt; der alte König Karl übertrug dankbar und freiwillig — ſo hieß es — die Krone Spaniens und alle Majeſtätsrechte, die er nicht verſchenken konnte, ſeinem Freunde und Befreier Napoleon, und dieſer große Befreier und Wiederherſteller des ſpaniſchen Ruhmes und Glanzes ernannte an ſeiner Statt ſeinen Bruder Joſeph, den ſogenannten König von Neapel, zum König von Spanien. Die ſpaniſchen Könige und Fürſten wurden in Frankreich in Gefängniſſen behalten.

Kaum erſcholl in Spanien, was in Bayonne geſchehen war, als alles von Stolz, Wuth, und Rache entbrannte gegen den treuloſen Verräther, der ſich den Bundsgenoſſen des ſpaniſchen Volkes, den Freund des Königs, den Wiederherſteller der ſpaniſchen Ehre nannte. Der Hauptſtadt gebührte der Anfang: in Madrid brach im Monat Mai der edle Zorn zuerſt aus, bald war das ganze Volk gegen die Franzoſen unter den Waffen. Der Schwager Bonapartens, Prinz Murat, der damals noch Großherzog von Berg, bald König von Neapel hieß, ward mit ſeinen raubgierigen Banditen aus der Stadt vertrieben; nicht lange darauf ergab ſich die franzöſiſche Flotte in Kadix; unweit Cordova ward ein franzöſiſches Heer von 25000 Mann geſchlagen und gefangen; Aufſtand, Rachegeſchrei, blutige Jagd auf die Franzoſen und ihre Anhänger in allen Landſchaften; bald mit Bonaparten erklärter Krieg, mit Großbrittannien offenes Bündniß; Portugal von einem gelandeten brittiſchen Heere erobert; in Arragonien erſchien der edle Palafox, ein gewaltiger Held, rief Himmel und Erde zu Zeugen der ſpaniſchen Schmach und der franzöſiſchen Verrätherei, und hauchte ſeinen Spaniern eine ſolche Seele des Muthes und der Rache ein, daß um Saragoſſa viele tauſend Franzoſen zerſchmettert wurden.

Europa freuete ſich, Bonaparte erſtaunte und erſchrack. Er ſuchte das in Spanien drohende Ungewitter abzulenken, und richtete die ungeheuren Streitkräfte, die in dem unterjochten Teutſchland ſtanden, dahin. Die Spanier konnten ſeinen unzähligen Heeren nicht wehren, daß er nach ihrer Hauptſtadt Madrid kam und ſeinen verjagten Bruder Joſeph wieder auf den Thron ſetzte. Er verkündigte nun laut: die elenden und unkriegeriſchen Banden, die gegen ihren rechtmäßigen König Joſeph aufgeſtanden, ſeien zerſtreut und vernichtet, die Aufrührer (ſo nannte er ſie) werden keinen Krieg mehr erregen können; ein franzöſiſcher Lieutenant könne jetzt die Unterjochung Spaniens vollenden.

Bonaparte hatte nicht Zeit, lange in Spanien zu bleiben; vielleicht hatte er auch nicht Luſt. Er fürchtete den Zorn und die Rache eines edlen und ſtolzen Volkes, das er ſo ſchändlich verrathen und gemißhandelt hatte. Das Haus Oeſtreich fühlte ſeine Verluſte vom Jahr 1805, und beſchloß ſeine verlorne Herrlichkeit wieder zu gewinnen; im Frühling 1809 erklärte es Bonaparten den Krieg. Dieſer Krieg ward mit großer Ehre und mit wechſelndem Glück geführt; bei größerer Geſchwindigkeit und Thätigkeit, bei größerer Einheit der Entwürfe und Kühnheit der Ausführung, bei größerem Muth und Hochſinn, das teutſche Volk mit in den heiligen Kampf zu reiſſen, hätte das Vaterland dieſen Sommer gerettet werden können. Doch werden Wagram und Eßlingen, Sterzingen und Berg-Iſel von teutſchen Männern immer mit Freuden genannt werden, die Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der braven Oeſtreicher, der Heldenmuth der Tyroler und ihres unſterblichen Feldhauptmanns Andreas Hofer von Paſſeier, die Kühnheit und das Unglück Dörenbergs, die Tapferkeit und der Fall Schills, der Edelmuth und die Unerſchrockenheit Wilhelms von Braunſchweig, und ſo vieler andern teutſchen Männer unwürdig trauriges Schickſal werden unvergeßlich bleiben; auch den Schmerz wird ein redlicher Teutſcher ſchwer vergeſſen können, daß teutſche Heere gegen Oeſtreich und das teutſche Vaterland für die Franzoſen ſtreiten und die teutſche Ehre und Freiheit unterdrücken mußten: an 100000 Teutſche fochten unter Bonapartens Fahnen, und wurden in den Schlachten immer voran geſchoben, damit ſie als die erſten fielen und die Franzoſen bedeckten.

In Spanien war unterdeſſen der Krieg immer mit mörderlichem und unerbittlichem Haß fortgeführt worden, die Franzoſen hatten wohl einige Feſtungen bezwungen, aber das ſpaniſche Volk und ſeinen ſtolzen und muthigen Geiſt, der in die Knechtſchaft nicht willigen wollte, konnten ſie nicht bezwingen. Nachdem Bonaparte den öſtreichiſchen Krieg ſchneller und glücklicher, als er hoffen durfte, geendigt hatte, überſchwemmte er Spanien mit neuen Heeren, drang tief bis an das ſüdliche Meer hinab, und legte ſich vor die Feſtung Kadix, welche dem Lande der Mohren gegenüber liegt. Dies geſchah im Herbſt 1809 und im Winter 1810.

Aber es waren in Spanien noch edle Männer, welche den Muth und Stolz des Volkes aufrecht erhielten. Palafox war in Saragoſſa, der Hauptſtadt Arragoniens, wie ein Held unerſchütterlich geſtanden, gefangen nach Frankreich geführt, und dort im Kerker erwürgt. Aber ſeine Tugend und die Tugend ſo vieler andern herrlichen Männer lebte in ſpaniſchen Herzen unvergänglich fort, und entzündete ſie zu jeder Kraft; unter den lebenden leuchtenden allen voran der wackere Feldherr Graf Romana, der, damit er für die Freiheit des Vaterlandes ſtritte, ſein den Franzoſen dienſtbares Heer ihnen von den Küſten der Oſtſee entführt und an dem vaterländiſchen Strande gelandet hatte, die Herzoge von Albuquerque und Infantado, die Führer Odonel, Balleſteros, Campo Verde, Mina, Empecinado, Abbadia; und in dem Volke brannte eine Zuverſicht auf Gott und eine Begeiſterung für das Vaterland, die durch Gaukeleien nicht betrogen, durch Niederlagen nicht erſtickt, durch Grauſamkeiten und Hinrichtungen nicht erſchreckt werden konnten: der ſpaniſche Krieg war ein Krieg des ganzen Volkes geworden. Auch war auf dem ſpaniſchen Boden ein großer engliſcher Feldherr erſchienen, der Marquis Wellesley, der durch ſeine Siege über die Franzoſen nachher die Namen Lord Wellington und Herzog von Ciudad

Rodrigo erhalten hat. Dieſer ſchlug die Franzoſen in vielen Schlachten, und ermattete und zerſtörte ihre Kräfte noch mehr durch Klugheit und Liſt, und durch Hin- und Herzüge und Ueberfälle und Abſchneidungen der Hülfen und Zufuhren, ſo daß ihr Glück hier ſehr langſam vorwärts und oft ſehr geſchwind rückwärts ging.

Der ſpaniſche Krieg ward von Anfang an auf eine ganz eigene Weiſe geführt. Die Spanier waren für offene Feldſchlachten wenig geübt und geſchickt; aber ſie waren fürchterlich in kleinen und einzelnen Gefechten, Abſchneidungen, und Ueberfällen. Faſt in allen Landſchaften Spaniens führten einzelne Anführer mit Schaaren von 500 bis 5000 und 10000 Mann den Krieg gegen die Franzoſen auf ihre eigene Weiſe: Beunruhigungen des Feindes bei Tage und bei Nacht, plötzliche Angriffe, Ueberfälle, Aufhebung von Kourieren, Spionen, und Herumzüglern, Abſchneidung der Zufuhren, Verſchwinden, wann der Feind ſich zu mächtig geſammelt hatte, Wiedererſcheinen, wann er ſchwach war — das war der Krieg der edlen Spanier, welche Bonaparte verächtliche Banden und deren Anführer er Straßenräuber nannte. Weil die Bruſt der Menſchen für die Religion, die Freiheit, das Vaterland, und die uralte Ehre der Hiſpanier und Weſtgothen, ihrer Altvordern, entflammt war, ſo waren alle kleinliche Rückſichten vergeſſen: das heilige Kreuz des Heils wehete voran, das Vaterland und der Name des Volkes leuchtete wie ein Heiligenſchein — da empfanden die kühnen Herzen nur das Eine ſüße Gefühl der Rache, und ſetzten Hab und Gut, Leib und Leben mit der grimmigſten Erbitterung darein. Die Guerillas — ſo hießen die einzelnen ſpaniſchen Schaaren — waren allenthalben und nirgends. Bonaparte verkündigte fort und fort Siege, Einnahme von Feſtungen, Vernichtung ganzer Heere; aber immer noch ward in allen Landſchaften Spaniens ein verzweifelter Krieg geführt, Spanien ward die Löwenhöle der franzöſiſchen Heere: groß zogen die Schaaren dahin, klein kamen ſie zurück; in Frankreich, in Teutſchland, in Italien ſah man Regimenter, die 2000 und 2500 Mann ſtark ausgezogen waren, mit 150, 50, ja 25 Mann zurückkommen. Hier vor dem höheren Geiſt und der edleren Tugend verſchwand alle Kunſt und Uebung, ganze Heerhaufen gingen mit Mann und Maus unter, und die Marſchälle und Feldherren Frankreichs reiſeten einzeln nach Paris zurück, und wurden krank gemeldet. Dieſe ſpaniſche Krankheit hatte ſchon Kaiſer Auguſtus weiland dort kennen gelernt. Europa ſah hier einen lichten und großen Punkt der Freiheit.

Ja hier war es blutig hell, auf dem übrigen feſten Lande knechtiſch dunkel, und am dunkelſten in Teutſchland. Dieſes große, reiche und wenn es hätte einträchtig ſeyn wollen, mächtige Land, war durch die Zwietracht ſo tief gefallen, das viele verzweifelten, es werde je wieder aufſtehen. Willkührlich und gewaltſam beherrſchte, verſchenkte, zerſtückelte der fremde Räuber die Länder, und ſchaltete über Habe, Ehre, und Leben teutſcher Menſchen, wie es ihm gefiel. Im Jahr 1806 ward der Buchhändler Palm von Nürnberg auf das gewaltthätigſte verhaftet und erſchoſſen; 1807 traf gleiches Schickſal mehrere brave preußiſche Officiere und Beamten, die ihr unglückliches Vaterland nicht hatten vergeſſen können; 1809 wie ward gewüthet! Marburg, Baireuth, Weſel troffen von Blut teutſcher Männer, das fremde Henker vergoſſen; und was könnten die kalten und dunkeln Kerker nicht erzählen, wenn ihnen Sprache verliehen würde! der tapfere Schill hatte viele gefangene franzöſiſche und weſtphäliſche Officiere frei gelaſſen auf ihr Ehrenwort, er war in Stralſund mit dem Säbel in der Hand gefallen, mehrere ſeiner wackeren Geſellen gefangen: von dieſen erſchoß der Wüthrich in Weſel zwölf Officiere und verdammte die Knechte zu den Galeeren. Die tapfern Tyroler waren für die teutſche Freiheit und das teutſche Vaterland aufgeſtanden; aus ihrer Mitte erhob ſich im Sommer 1809 ein Held, der durch ſeine angeborne Tugend über Fürſten und Feldherrn hinaus ſtieg: dies war Andreas Hofer, genannt der Sandwirth, ein geringer Gaſtwirth und Kaufmann aus Paſſeier. Er war furchtbar nach der Schlacht und gnädig nach dem Siege. Als ein unglücklicher Friede Oeſtreichs vergeblichen Kampf endigte, da ward auch für Tyrol Vergebung und Vergeſſung angekündigt, aber nicht gehalten; zu Hunderten wurden die braven Tyroler, die vom Streit abgelaſſen hatten, eingekerkert, erſchoſſen, und erhängt; auch Hofer ward endlich durch Verrätherei ergriffen, nach der Feſtung Mantua in Italien geſchleppt, und als ein Aufrührer gegen Teutſchlands Herrn, gegen Bonaparten, erſchoſſen. Er ſtarb als ein Held, wie er gelebt hatte. Ganz Teutſchland trauerte um den Tod dieſes freundlichen und heldenmüthigen Mannes.

Die Henker und Büttel herrſchten und geboten im teutſchen Lande, es herrſchten die Auflaurer und Späher und Ober- und Unteraufſeher, welche die Franzoſen aus den ſchändlichſten Buben des eigenen und des teutſchen Landes ausgeleſen hatten: ich ſage nur, daß die in Schuldthürmen und Zuchthäuſern Beſeſſenen und mit Brandmalen Gezeichneten häufig die Poſtmeiſter, Polizeimeiſter, und Zöllner teutſcher Städte wurden.

Teutſchlands Fürſten wurden von Bonaparten nicht als Fürſten behandelt: er richtete ihre Unterthanen hin, ohne ſie zu fragen; er beſetzte ihre Feſtungen und Hauptſtädte; er theilte und tauſchte ihre Lande hin und her; er ſetzte ihre Miniſter und Feldherrn ein, und ab; er ſchickte ihre Heere, wohin er wollte, und ließ ſie ſcheußlich gegen Oeſtreich und Preußen, ſchändlich gegen die freien Spanier ſtreiten und aufreiben; er befleckte die älteſten Herrſcherhäuſer durch Vermählungen mit denen, die er Prinzen ſeines Hauſes nannte; er erhob dieſe zu Königen von Neapel, Holland, Weſtphalen, zu Vicekönigen von Italien, und Herzogen von Berg und Neuſchatel; er nahm in Teutſchland immer mehr Städte und Lande ein, und ſog es mit ſeinen überſchwemmenden Heeren aus, und mit dieſen kam gleich den Heuſchrecken eine Menge Raubgeſindel aller Art, welches die unglücklichen Länder unter tauſend Titeln und Namen plagte.

Es war nicht bloß eine Zerſtörung des Wohlſtandes und der Freude, es war der ſcheußlichſte Druck der Worte und Gedanken. Was ſchlecht, was bübiſch, was ſklaviſch, was für Gold und Wolluſt feil war, das fanden die Franzoſen leicht heraus, und gebrauchten es für ſich; das Edle und Hochgeſinnte aber verſtummte und verbarg ſich, daß es nicht zu Kerker und Richtplatz geführt würde; viele brave Teutſche auch, damit ſie das Elend und die Schmach ihres Vaterlandes nicht ſo nahe ſähen, wurden landflüchtig, und lebten unter fremden Völkern oder ſochten unter engliſchen und ſpaniſchen Fahnen für die Freiheit. Der Größbüttel Bonapartens aber für ganz Teutſchland war der Marſchall Davouſt, welcher auch Herzog von Auerſtädt und Prinz von Eckmühl heißt, ein grauſamer und wilder Menſch, dem Gewalt Gerechtigkeit hieß: unter ihm ſtand eine Schaar von Auflaurern, Angebern, Spionen, und Anzettlern, vor welchen keine Tugend und Ehre ſicher war.

Iſt dies Gemählde wahr? Nein. Das wahre läßt ſich nicht beſchreiben: unſere Enkel werden kaum glauben, daß wir ſolches erlebten. Dies war der Zuſtand Teutſchlands in den Jahren 1808, 1809, 1810 und 1811; die Buben und Böſewichter triumphirten und herrſchten ſchon offen, und meinten, ſie und ihre Franzoſen werden für immer herrſchen; die Matten und Feigen dienten hoffnungslos und gedankenlos; viele Gute wollten ſchon verzweifeln; nur einige Wackere hofften: ſie ſahen die bodenloſe Unmäßigkeit des Laſters, ſie erkannten einen gerührigen und Neues ſchaffenden Geiſt in dem Zeitalter, ſie hielten den Kampf Englands und Spaniens gegen Frankreich nicht zweifelhaft, vor allen vertraueten ſie Gott und der Vergeltung, die durch die Geſchichte hinwandeln.

Viele ſahen nach Rußland hin, weil ſie wußten, Bonaparte werde in Oſten kein unabhängiges und freies Reich beſtehen laſſen wollen; beſonders richteten ſich die Augen darauf ſeit den Jahren 1810 und 1811. In den letzteren Jahren vermehrte ſich die franzöſiſche Macht in Teutſchland von Tage zu Tage; die Beſatzungen der Oderfeſtungen und der Stadt Danzig wurden verſtärkt; die Heere mehrerer Fürſten des Rheinbundes wurden auf den Kriegsfuß geſtellt; ſelbſt die öffentlichen und ſchmeichleriſchen Verſicherungen Bonapartens, nie ſei er mehr als jetzt Kaiſer Alexanders Freund geweſen, deuteten auf Feindſchaft und Krieg.

Im Anfang des Jahrs 1812 rückten die franzöſiſchen und verbündeten Haufen der Oder und Weichſel immer näher; Preußen mußte ein fürchterlich unglückliches Bündniß mit Bonaparten ſchließen; bald verſprach auch Oeſtreich Hülfstruppen; gegen den Sommer 1812 hatte Bonaparte um die Weichſel über 350000 Mann aufgeſtellt, und auf Hunderten von Meilen hinter ihm wimmelte es von Waffen und Männern. Endlich nach langen Ankündigungen erſchien er ſelbſt in Teutſchland, verweilte einige Tage in Dresden, und reiſte dann nach Polen ab.

Warum wollte Bonaparte Krieg? Theils wegen ſeiner angebornen blutigen Unruhe, theils wegen der Unfälle und Niederlagen ſeiner Heere in Spanien: er mußte etwas thun, wodurch dieſe vergeſſen wurden. Doch hätte er, damit er Preußen und Oeſtreich vorher völlig verſchlingen konnte, den Kaiſer von Rußland gern noch mit trugeriſchen Unterhandlungen und ſchmeichleriſchen Verſprechungen hingehalten; da der Kaiſer aber die Ehre voranſetzte, ſo war der Krieg ohne Erklärung erklärt. Um Johannis gingen die franzöſiſchen Schaaren über den Niemen.

Das Heer war an Männern, Roſſen, Geräth, Waffen, Geſchütz, Pracht, und Uebung das glänzendſte und zahlreichſte, das ſeit Jahrtauſenden in Europa geſehen worden, allein an Reiſigen zählte es 60000 Mann; die meiſten, die es erblickten, glaubten, es könne eine Welt erobern. So rückte Napoleon im Sommer 1812 ins Feld. Die Ruſſen waren weit geringer an Zahl, und ließen ſich deswegen in keine Hauptſchlacht ein, ſondern zogen ſich viele Meilen weit bis an den Strom Dnepr zurück, wo die alte ruſſiſche Gränze iſt. Aber bald ward ganz Rußland Ein Heer. Die Ruſſen hatten den Uebermuth und die Verachtung nicht vergeſſen, womit Bonaparte und ſeine Franzoſen von dem ruſſiſchen Lande und Volke geſprochen und verkündigt hatten; ſie hatten des Korſen treuloſe Politik lange gehaßt. Gleich nach dem Anfange der Feindlichkeiten erließ Kaiſer Alexander aus dem Lager von

Polocz an der Düna einen Aufruf an das ruſſiſche Volk, worin er ihnen erklärte, was der Feind ſo laut verkündigt hatte, ſie und ihr Vaterland ſollten der Raub der bonapartiſchen Herrſchſucht werden; worin er ſie aufforderte, ſolches nicht zu dulden, ſondern ſich im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache zu ermannen, männiglich zu waffnen, und in allen Gränzen des weiten Reiches aufzuſtehen und auf den Feind zu ſchlagen, und worin er ihnen verſprach, in dem großen und heiligen Kampfe für das Vaterland als ein rechter Kaiſer von Rußland mit ihnen auszuhalten. Kaiſer Alexander reiſete bald darauf von dem Heere nach Moskau, und rief die alte und ehrwürdige Hauptſtadt der Ruſſen auf, allen übrigen Städten und Landſchften in Vaterlandsliebe und Aufopferung das Beiſpiel zu geben. Und auf dieſe Weiſe bereiſete er viele andere Landſchaften und ermahnte und ermunterte ſie. Sie aber bedurften keiner kaiſerlichen Ermahnung und Ermunterung, ſondern die Liebe zu ihrem Herrſcher und Vaterlande und der Abſcheu und Haß gegen den tückiſchen Feind trieben ſie von ſelbſt.

Seit der Mitte des Julius war ganz Rußland vom Süden bis zum Norden in einer lebendigen, fröhlichen, und kriegeriſchen Bewegung; aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, ja aus jedem Hauſe gingen Vaterlandsvertheidiger hervor, welche vor Luſt brannten, in einem ſo heiligen Kriege ihr Blut zu vergießen; wohin man kam, ſah man die Wege und Straßen voll Soldaten, Freiwilliger, und Landwehr; in allen großen Dörfern Hunderte, oft Tauſende, die ſich entweder in den Waffen übten oder weiter zogen; in allen Städten Verſammlungen des umwohnenden Adels, der Reichen, und der kaiſerlichen Beamten, wahre Verbrüderungen der Beſſeren und Edleren, die ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes legten, ihre Leute in die Kreisſtadt brachten, Geld, Waffen, Kleider, Pflege für die Verwundeten lieferten. Alle Stände, alle Alter, alle Geſchlechter, alle Verſchiedenheiten der Geſellſchaft hatte die allgemeine Liebe des Vaterlandes und der allgemeine Haß der Franzoſen einander geglichen: da ſah man die edelſte Frau einen bärtigen Bauren umhalſen, ſich die rollenden Thränen abwiſchen, und ihm einige Silberrubel in den Hut werfen; da ſah man die züchtigſte Jungfrau an einem Wagen ſtill ſtehen, worauf verwundete Krieger zurück geführt wurden, und ſie küſſen und beſchenken, und ſich nicht ſchämen; da ſah man unbekannte Menſchen, die ſich nie geſehen hatten, einander um den Hals fallen und in athemloſer Liebe ſchluchzen, als hätten ein paar Jugendfreunde nach langer Trennung ſich an einem fremden Orte unerwartet wieder gefunden; da ſah man auf den Landſtraßen ganze Reihen Wagen, hunderte und zweihunderte, und ſie fuhren in einem Aufzuge einher, als ginge es zum Tanze, nicht zum Kriege.

So wimmelte Rußland von Wehrmännern, und ſolchen, die Wehrmänner werden wollten; ſo war in das ganze Volk Begeiſterung, Freudigkeit, und Zorn gefahren, und keiner wollte zurückbleiben in der frommen Arbeit und Hingebung für das geliebte Vaterland. Moſkau und Petersburg, die beiden Hauptſtädte des unermeßlichen Reiches, verſprachen viele tauſend Mann gerüſtet und bewaffnet zu ſtellen; manche edle Prinzen und Grafen errichteten eigene Regimenter zu Fuß und zu Pferde — kurz alle brachten, gaben, und opferten, was ſie hatten: ſie wollten ihr Vaterland nicht in Knechtſchaft ſehen. Das Schönſte aber bei dieſem ſchönen Eifer war die Frömmigkeit und Demuth, womit jeder ſich zu dem heiligen Dienſte hingab: Senatoren und kaiſerliche Räthe, alte und junge verſtümmelte und verabſchiedete Officiere — alle kamen, durch ihr Herz gemahnt, und nahmen in der Landwehr jeden Rang und jede Stelle ein, wo ſie nützen konnten; ſie dienten nicht um Ehre und Sold, ſie dienten aus Liebe und Treue, ſie dienten für Gott und für die Freiheit.

Des Menſchen Arm iſt ſchwach, wenn Gott ihn nicht ſtärkt, und ſein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Ruſſen ſind ein frommes und gottesfürchtiges Volk, ſie führten dieſen gewaltigen Krieg mit Gott und für Gott; die Kirchen, die Bethhäuſer, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menſchen; die Krieger des Vaterlandes weiheten ſich durch Gebet, zeichneten ſich mit dem Kreuze, ſegneten ihre Fahnen mit feierlichem Gottesdienſt ein, ſchwuren auf das Evangelium dem Kaiſer und dem Vaterlande, und zogen fröhlich aus, wie zu einem Jubelzuge. Ein ſolches Volk ſollte Bonaparte unterjochen, einen ſolchen frommen Muth ſollte er beſiegen.

Die ruſſiſchen Heere zogen ſich zurück, und ſchlugen alle Angriffe, welche die Franzoſen auf ſie machten, tapfer und blutig ab. Bei der Stadt Smolensk ward den 17. und 18. Auguſt zuerſt mörderiſch gefochten; die Ruſſen hatten an dieſen Tagen 15000 Todte und Verwundete, die Franzoſen über 20000. Doch gingen die Ruſſen immer weiter ins Innere ihres Landes, damit ſie die Franzoſen tiefer hinein lockten und ſie durch Ermattung, Mangel, Märſche, und Ueberfälle ſchwächten.

Während dies geſchah, waren die Augen und Herzen von ganz Europa auf die alte ehrwürdige Hauptſtadt des ruſſiſchen Volks, auf Moskau, gerichtet. Von Moskau war bei den Eingebohrnen und bei den Fremden die Meinung, in ihr werde ſich eine Gewalt und ein Muth offenbaren, welche die Feinde erſchrecken und die Freunde ermuthigen müſſen. In Moskau führte den Befehl der Statthalter des Kaiſers, General Graf Roſtopſchin, ein entſchloſſener und kluger Mann. Dieſer Mann wußte zwei der ſchwerſten Dinge zu verbinden, die Menſchen aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen heraus zu reißen und auf das Ungewöhnliche und Außerordentliche zu richten, und ſie doch in den Schranken des Gehorſams und in der Zucht der Geſetze zu halten. Ganz Moskau war ein Uebungsplatz, alle Werkſtätten waren Waffenſchmieden geworden, das ganze Volk war an die Gedanken von Krieg, Verderben, und Brand gewöhnt; das predigten und beteten die Prieſter, das deutete der Statthalter an: Moskau müſſe ein großes Beiſpiel geben, durch Moskau und für Moskau müſſe etwas Großes geſchehen. Roſtopſchin befehligte hier an 50000 Bewaffnete; die Prieſter ſtanden ihm bei, ſie entflammten und mäßigten zugleich.

Von Smolensk bis Moskau ſind an 50 teutſche Meilen. Das ruſſiſche Heer zog ſich in langſamer und feſtgeſchloſſener Ordnung mit allen ſeinen Vorräthen zurück. Wie es abzog, zogen die meiſten Einwohner der Städte, Flecken, und Dörfer ihm nach; ſie ließen den Franzoſen nur leere Orte, abgebrannte Dörfer, verſengte Felder. Ein ſo ſtolzer Geiſt brannte in dieſem Volke. Das

Empfindlichſte aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge aller Orten ſich die Obrigkeiten auflöſeten; er fand es anders als in dem geduldigen Teutſchland: kein Menſch, der ihm anordnen, ausſchreiben, regiſtriren, ſpioniren, lügen und trügen, und das Volk verwirren, verführen, zügeln, und unterjochen half; kein Späher, kein Dolmetſcher, kein Horcher und Schleicher zu finden. Das Volk war wie ein grimmiger Bienenſchwarm ohne Weiſer; man konnte ihn zerſtreuen, verſcheuchen, tödten, aber jeder Stachel ſtach, ſo lange Leben in ihm war.

Nachdem beide Heere ſich verſtärkt hatten, ward zwölf Meilen von Moskau bei Borodino eine mörderliche Schlacht gehalten, die blutigſte und gewaltigſte in dieſem Kriege. Den ſiebenten September, ehe der Tag grauete, zwiſchen vier und fünf Uhr, begannen die Franzoſen, von Dunkelheit und Nebel bedeckt, mit zahlreichen Haufen einen wüthenden Angriff auf die ſchwächeren Ruſſen, und wurden eben ſo wüthend empfangen. Es ward ein Mordkampf: 1800 bis 2000 Kanonen donnerten gegen einander, Reitergeſchwader, unter deren Hufen die Erde erbebte, als wenn ſie verſinken wollte, und Hunderttauſende von Männern trafen auf einander; von beiden Seiten ward mit unglaublicher Erbitterung geſtritten; Boden, Kanonen wurden gewonnen und verloren; Schanzen und Batterien gingen dreimal und viermal aus einer Hand in die andere; jeder Fußbreit Land ward mit Blut gefärbt; Kanonenkugeln flogen hier ſo dicht, als in andern Gefechten Flintenkugeln, doch behauptete das ruſſiſche Geſchütz auch in dieſer Schlacht ſeine überlegene Vorzüglichkeit über die franzöſiſche. Erſt die Nacht endigte das Treffen, die Franzoſen zogen ſich zehn Werſt (anderthalb teutſche Meilen) zurück, die Ruſſen behaupteten ihre Stellung und das Schlachtfeld. An dieſem blutigen Tage wurden in beiden Heeren zwiſchen 70000 und 80000 Mann getödtet und verwundet; die Ruſſen zählten über 1700 verwundete und todte Officiere, und mehrere Generale, die Franzoſen verloren über zwanzig Generale. Dies war die Schlacht bei Borodino oder Mojaisk, den 7ten September 1812, eine Rieſenſchlacht gleich der von Wagram. Rußland jauchzete ob der Unerſchütterlichkeit und Hartnäckigkeit ſeiner Krieger; der Kaiſer ernannte ſeinen Feldherrn, den Prinzen Kutuſow, zum Generalfeldmarſchall, beſchenkte ihn mit 100000, und jeden Gemeinen, der dieſer denkwürdigen Schlacht beigewohnt hatte, mit fünf Rubeln.

Beide Heere waren durch dieſe Schlacht unglaublich geſchwächt und ermattet. Bei den Franzoſen war noch immer die Ueberlegenheit der Zahl, denn der Feldmarſchall Kutuſow rechnete ſeine zwar begeiſterte aber ungeübte Landwehr in einer offenen Feldſchlacht wenig brauchbar. Der Feind ſuchte ſeinen linken Flügel zu umgehen; viele ſeiner Generale waren der Meinung, man müſſe vor den Mauern von Moskau noch eine Schlacht liefern, Kutuſow aber wollte das Reich nicht auf das Spiel ſetzen, er wollte ganz ſicher gehen, neue Verſtärkungen an ſich ziehen, die reichen und fruchtbaren ſüdlichen Landſchaften decken, und dann zu ſeiner Zeit dem Feinde zeigen, er ſei noch da. Er zog mit ſeinem Heere in einer Haltung ab, die den Feind erſchreckte. So ging er feſten Schrittes durch Moskau, und lagerte ſich auf der Straße von Tula und Kaluga. Von da ſchrieb er ſeinem Kaiſer den 16. September: Noch habe ich ein muthiges und tapferes Heer, der Verluſt von Moskau iſt nicht der Untergang des Vaterlandes.

Den 14. September, wie der ruſſiſche Hinterzug aus Moskau heraus zog, rückte der franzöſiſche Vorderzug ein. Die Stadt war wie ein ſtummes Grab, kein Laut, kein Schall, kein Menſch auf den Gaſſen, die wenigen in der Stadt Gebliebenen hatten ſich in ihren Häuſern dicht verrammelt und verſchloſſen. Bei dieſem Zuſtande der Dinge hielt Bonaparte vor dem Schlagbaum der Smolensker Vorſtadt. Dort erwartete er, daß die Obrigkeiten und der Stadtmagiſtrat ihm eine bewillkommende Sendſchaft entgegen ſchicken würden. Niemand kam. Er verſchob ſeinen Einzug bis auf den folgenden Tag, wo er hoffte, man werde ihm eine Bewillkommungsſendſchaft bereiten, wenn nicht von den Ruſſen, doch von den Franzoſen, Italiänern, und Teutſchen, die in Moskau lebten. Nichts von allem dieſem geſchah. Bonaparte zog den 15. September ohne Sang und Klang, ohne Trommeln und Trompeten durch öde Gaſſen in das alte kaiſerliche Schloß, den Kreml, ein. Es war Nachmittags zwei Uhr, ein neblichter Tag, und eine Todtenſtille. Kein Hurra und Huſſa, keine gaffende und mitſtrömende Menge bewillkommte ihn: ſtumm und düſter zog er ein, und Verlaſſenheit und Unheil ſchienen um ihn gelagert zu ſeyn.

Von 350000 Einwohnern, welche Moskau ſonſt ſelbſt im Sommer bewohnen, wo ſo viele Familien aufs Land ziehen, waren kaum 30000 in der Stadt geblieben. Aber wie viele Menſchen auch weggezogen, wie viele Schätze und Vorräthe und Waaren auch geflüchtet waren — eine Stadt wie Moskau, eine der reichſten Städte Europens, das große Herz Rußlands, und der Mittelpunkt ſeines aſiatiſchen und europäiſchen Landhandels, enthielt in ihren Häuſern und Magazinen noch unglaubliche Hülfemittel, und ein Heer von 200000 Mann hätte bei mäßigen Zuſchüſſen dort immer noch fünf bis ſechs Monate winterquartieren können. Bonaparte erſtaunte freilich ob der ſtummen Leere der ungeheuren Stadt, deren leuchtende Zinnen und Thürme nur über Menſchengräbern zu ſchimmern ſchienen; aber noch däuchte ihm der Beſitz groß und die Hülfe unermeßlich. Schon ſeit Monaten hatte er die herrliche Stadt ſeinen räuberiſchen Soldaten als den Preis ſo vieler Mühen und Arbeiten und Schlachten gezeigt, als den Sitz ruhiger Winterquartiere, als das Unterpfand des Friedens, als eine reiche Mine des Geizes und der Wolluſt: was die Franzoſen eine manierliche Plünderung, eine Erquickung und Erholung nach langen Anſtrengungen nennen, hätte er ihnen ſchon erlauben müſſen. Doch wollte er dies möglichſt ordentlich machen und die Stadt nicht geradezu zerſtören: deswegen ließ er den größten Theil ſeines Heers kampiren, und rückte mit einer mäßigen Schaar in die Stadt ein. Aber alles gerieth ihm anders, als er gehofft hatte.

Schon in der Nacht vom 14. auf den 15. September, als Bonaparte vor den Thoren auf die Bewillkommungsſendſchaft aus der Stadt wartete, war in der Salenka, einem Quartier unweit dem Findelhauſe, Feuer ausgebrochen und nach einigen Stunden gelöſcht. Aber bald darauf war das Feuer auch in der Stadt an mehreren Stellen aufgegangen und nur unvollkommen gelöſcht worden. Darauf brannte es am hellen Tage wieder an mehreren Orten. Nur die ſtille Luft hielt den allgemeinen Brand der Stadt auf; denn die Franzoſen, da ſie die Sorgloſigkeit der Einwohner ſahen, kümmerten ſich auch nicht darum, die Flammen zu hemmen. So verbreiteten ſie ſich mehr und mehr, und in den von dem Unglück entfernten Quartieren ſprach man ſo gleichgültig davon, als man in Petersburg von einem Brande in Liſſabon oder Erdbeben in Meſſina ſprechen würde.

So verging der Dienſtag (15. September) und die Nacht der Mittewoche. In der Mittewoche, den 16. September, des Morgens um neun Uhr, brach mit fürchterlicher Heftigkeit ein Sturm los, und nun begann der eigentliche große Brand, der viele Tage dauerte. Zuerſt ſtieg das Feuer auf jenſeits des Fluſſes weit hinter dem Kommiſſariat, und fraß dem Winde folgend imme[illegible]eiter, und loderte binnen einer Stunde an zehen verſchiedenen Stellen, ſo daß die ganze unermeßliche Ebene, die ſich mit einer unabſehlichen Häuſerreihe längs dem Fluß hindehnt, nur Ein Flammenmeer war, deſſen Wogen ſich durch die Luft wälzten und Verwüſtung und Grauſen ringsum verbreiteten. Zu derſelben Zeit brach das Feuer von neuem und mit größerer Gewalt als die vorigen Tage in der Stadt aus, vorzüglich in dem Bezirk der Buden. Dort fand es in den verſchloſſenen und aufgehäuften Waaren eine ſehr lebendige Nahrung. Dieſer Umſtand, die Gewalt des Sturms, die Enge der Straßen hier, ferner daß die Flamme auch in andern Quartieren der Stadt wieder aufging, endlich der völlige Mangel an Löſchgeräth und Löſchanſtalten machten es unmöglich, das Feuer aufzuhalten. Man ſah ringeum nur Flammen, die ganze Atmoſphäre über der Stadt war ein brennendes Feuergewölbe, das von umher fliegenden Funken und Bränden ziſchte, und die von der Hitze ausgedehnte Luft machte den Sturm immer wüthender. Nein, nie zeigte der erzürnte Himmel den Menſchen ein grauſenderes Schauſpiel. Dieſer Brand, die Angſt der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten; Pferde, Rinder, Hunde, Katzen, wüthend und wild in die Flammen hinein oder aus den Flammen heraus laufend; dazu die Plünderer, Gewaltthäter, Nothzüchter, welche Flüchtlinge verfolgten oder niederhieben, Thüren, Gewölbe, Keller mit den Kolben einſtießen, durch die Dächer und Fenſter ſchoſſen: Jammer, Noth, Mord, Wuth, Zerſtörung durch die Menſchen und durch die Elemente überall.

Bonaparte hatte aus den Fenſtern des Kremls den Anfängen und den Fortſchritten des Brandes mit den Augen folgen und über dieſe größte Niederlage Betrachtungen der menſchlichen Wechſel anſtellen können. Als man ihm meldete, daß man in dem Kreml ſelbſt Brandſtifter ergriffen und daß auch dort an einigen

Stellen das Feuer hatte ausbrechen wollen, däuchte es ihm in der Stadt nicht recht geheuer, und er zog in das kaiſerliche Luſtſchloß Petrovsky außerhalb der Stadt. Es iſt wahrſcheinlich, daß er dieſen ſchrecklichen Brand für eine ihn gelegte Schlinge hielt, welche die ungeheure Weite der Stadt ſehr gefährlich machte. Darum zog er auch ſeine Truppen zuſammen, und gebrauchte ſie nicht, einige Quartiere zu retten, was allerdings möglich war.

Was die Plünderung Moſkaus ſo ſcheußlich machte, war die methodiſche Ordnung, womit die Reihe an alle verſchiedene Haufen des franzöſiſchen Heers kam. Der erſte Tag gehörte der alten Leibwache — es iſt billig, daß die erſten im Range in Wolluſt, Gold, und Schande die Vorleſe halten — der zweite Tag war der neuen Leibwache zugeſtanden, der dritte der Schaar des Marſchalls Davouſt; und ſo kamen alle verſchiedene Heerhaufen zur Plünderung, und die letzten waren viel wüthender als die erſten, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward. So ging es über acht Tage in regelmäßiger Ordnung, aber auch die folgenden Wochen hörte es nie ganz auf, obgleich Verbote dagegen ergingen. Die Unordnung und Selbſtgewalt und auch die Noth war zu groß. Die meiſten Soldaten waren ohne Schuh, ohne Beinkleider, und überhaupt zerlumpt und abgeriſſen; nur die Leibwache zeichnete ſich noch durch einigen äuſſeren Glanz aus, die andern Krieger waren zuletzt ſo buntſcheckigt und abentheuerlich gekleidet, daß man ſie nur noch an ihren Waffen erkannte. Alles war in dieſem Heer von gleicher Raubſucht und Schande gebrandmarkt. Auch die Officiere gingen wie wüthende Hunde von Haus zu Haus und plünderten wie die Gemeinen. Andere, die noch einige Schaam fühlten, begnügten ſich in ihrem Quartier zu plündern. Dies thaten auch die Generale; ſie nahmen unter dem Titel: Bedürfniſſe für den Dienſt alles weg, was ihnen in einem Hauſe anſtand. Hatten ſie ein Haus ausgeplündert, ſo ließen ſie ſich umquartieren, und fingen in der neuen Wohnung wieder von vorn an. Das iſt merkwürdig, daß die Habſucht bei den ſonſt ſo wollüſtigen Franzoſen alle anderen Triebe beſiegt hat: Gold ſuchen und begehren ſie dreimal mehr als Weiber.

Dieſe Plünderungen und Räubereien waren nicht ohne Blut und Mord von beiden Seiten. Als Folge des Brandes und der Wuth entſtand bald eine große Noth. Viele unglückliche Bewohner Moskaus ſind vor Angſt und Mangel in ihren verborgenen Schlupfwinkeln, Kellern und unterirdiſchen Gemäuern umgekommen. Die Noth kam dahin, daß man ſich um ein Stück Brod ſchlug. Vorzüglich waren unaufhörliche Kämpfe zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen in den Gärten und auf den Feldern, wo Kohl und Kartoffeln ſtanden: da ward bei Tage und bei Nacht mit Ueberfällen und Ueberrumpelungen um das Leben geſtritten; viele wurden bei dem Raube, andere bei dem Heimtragen deſſelben erſchlagen.

Kurz, in und um Moskau regierte in dieſer ganzen Zeit Wuth und Wildheit; die Rache kannte kein Maaß, die Gewalt keine Zügel. Wo in der ſcheußlichſten Verwirrung alles unſicher war, wo das Leben jede Minute verloren ward, da wollte jeder des Vergänglichen genießen. Zwiſchen den ſchrecklichen Flammen, die ſich immer wieder erneuerten, ward geplündert, gemordet, geſchändet: hier ſah man bei hellem Tage oder bei dem Flammenſchein der erhellten Dunkelheit, was ſonſt die Nacht mit ihrem züchtigen Schleier verhüllt; rings lagen Leichen auf den Gaſſen, jammervolle Opfer des viehiſchen Soldaten; um die großen Palläſte und öffentlichen Gebäude, wo die Franzoſen einquartiert waren, auf den Höfen und Straßen eine Menge todter Weiber, welche die Gewalt weggeſchleppt, die Liſt und Wolluſt verlockt, die Wuth getödtet hatte; die Franzoſen füllten mit dieſen Leichen und mit den Leichen der Erſchlagenen und ihrer Sterbenden alle Brunnen, und verpeſteten das Waſſer; ſolchen Jammer und ſolches Wehgeſchrei der Entführten oder Geſchändeten unterbrachen nur die Gewimmer derer, die im nächtlichen Kampf auf den Gaſſen erſchlagen wurden, und das Geklirr und Geklitter der Waffen.

So ging es die erſten beiden Wochen, als der Brand und die Plünderung in Blüthe ſtanden; die heilloſe Wuth ward nicht geſättigt, ſie ermüdete nur, und ſtarb in ihr ſelbſt aus. Aber auch als Bonaparte einige Ruhe geſtiftet und die wenigen Zurückgebliebenen und Zurückgekommenen unter eine Art Schutz geſtellt hatte — auch da noch alle Nächte Schlachten, Ueberfälle, Morde, Plünderungen. Viele Ausgewanderte, die alle Schliche und Winkel der Stadt kannten, und der unverſöhnliche Haß der heimathloſen Bauern umher fielen in der Finſterniß in die Stadt, und mordeten Franzoſen, und wurden ermordet; täglich ward Moskaus Schutt und Aſche mit friſchem Blute getränkt: man ſah Ermordete, Geſchändete, Verſtümmelte auf den Straßen liegen, manche Leichen erſchoſſener Ruſſen ein Gaukelſpiel der Winde an Gartengeländern, Fenſtergeſimſen, und Pfoſten zerſtörter Häuſer von den Franzoſen zum Spaß aufgehängt; manche Plätze und Gaſſen mit todten Leibern von Menſchen, Pferden, und Hunden ſo gefüllt, daß niemand über ihre Haufen fahren, ja kaum gehen konnte. Bonaparte mußte unter Trümmern, Aſchen, und Leichen wohnen.

Man hatte das Feuer in Moskau anfangs für ein zufälliges gehalten, durch die verlaſſenen

Feuerherde und durch die Ruchloſigkeit der Soldaten verurſacht; man entdeckte bald, wie ſehr es ein abſichtliches war. Viele erzählen, der erſte, welcher den fürchterlichen Brand den 16. September losließ, war ein reicher Mann, welcher in einer langen Gaſſe viele Wagenſchauer hatte, worin eine Unendlichkeit von Wagen zu jedem Gebrauch aufgereihet ſtanden; dieſer hielt mit eigener Hand die Fackel daran, und zerſtörte ſein Gut, damit es den Feinden nicht diente. So thaten manche Andere. Ueber zwei Drittel der größten europäiſchen Stadt wurden in Aſche verwandelt. Nur der Kreml und die nächſten Häuſer umher blieben ſtehen, nur ein Theil der jenſeits des Moskvafluſſes liegenden Häuſer um und neben dem Findelhauſe blieben verſchont, weil in jenem Umkreiſe Lazarethe und dichter beſetzte Quartiere der Franzoſen waren.

So verſank Moskau in Trümmer und Aſchen, ſeine glänzenden Zinnen und Knäufe, ſeine prangenden Thürme, ſeine goldblitzenden Dome, ſeine Tempel und Klöſter, ſeine Schlöſſer und Palläſte, ſeine Muſeen und Bibliotheken, ſeine Iſpahaniſchen und Schiraſiſchen Feengärten, ſeine Anſtalten der Kunſt und Wiſſenſchaft, die Sitze der Wolluſt und Freude, die Denkmäler vergangener Geſchlechter, die Arbeiten würdiger Herrſcher — alles war Schutt, Staub, Moder, und Tod. Aber die Flamme, welche die Hauptſtadt verzehrte, brannte in den Brüſten der Ruſſen fort, eine heilige Flamme der Rache und des Verderbens, wovor Bonaparte und die Franzoſen zitterten. Dieſe Flamme war durch die gläubige Geiſtlichkeit, durch den hundertjährigen Patriarchen Platon, durch das große Herz von Roſtopſchin, und durch ſo viele andere hochherzige und kräftige Männer gezündet und genährt; ſie brannte jetzt in dem ganzen Volke, ſie konnte nicht mehr gelöſcht werden. Es war nicht bloß Pöbel — wie die Franzoſen ſagten — es waren nicht losgelaſſene Mordbrenner, von dem tollen Roſtopſchin angeſtellte und aufgehetzte Böſewichter, welche das verderbliche Feuer weckten und unterhielten; es war das Herz des ganzen Volkes, es war die Hand des Edeln und des Leibeigenen, des Reichen und des Armen, welche den Himmel über Moskau mit Flammen rötheten. Nichts war dieſen begeiſterten Menſchen mehr theuer, nicht Weib und Kind, nicht Silber und Gold, nicht Hab und Gut, nicht Häuſer und Schlöſſer; ſie ſchlugen es freudig alles in die Schanze, damit ihr Name unbefleckt, ihr Muth ungebrochen, ihr Vaterland frei bliebe. Männer, die jüngſt noch Hunderttauſende, ja Millionen Rubel beſeſſen hatten, kamen in groben Kitteln, ja in Baſtſchuhen nach Petersburg und andern Städten; ſie klagten nicht, daß ihre Habe in Rauch verdunſtet war, ſie jauchzeten nur, daß die Franzoſen davon nichts bekommen hatten. So allmächtig iſt des Menſchen Herz, wenn er über dem Großen das Kleine zu vergeſſen wagt.

Bonaparte erſchoß die Ruſſen, welche in Moskau das Feuer ſchürten. Dies ſchreckte ſie nicht; ſie kamen mit immer wachſender Wuth wieder. Er drohete den Bauern, die in den Dörfern daſſelbe thaten, mit Martern und Tod, er ließ mehrere hinrichten; ſie wurden den Lebendigen ein Beiſpiel. So wie die ruſſiſchen Krieger wegen franzöſiſcher Uebermacht ein Dorf verließen, blieben die Einwohner nicht da als dienſtbare Haushälter und Hausknechte der Fremden, ſondern zogen alle mit ab; die Greiſe, die Mütter, die Säuglinge, und Gebrechlichen ſaßen auf Wagen oder wurden auf den Schultern getragen; an der einen Hand hielt der Bauer ſein Weib und ſeine Kinder, mit der andern ſchwang er den Feuerbrand gegen ſeine Habe, und ließ Häuſer, Scheunen, und Hausgeräth in Flammen aufgehen. So zogen ſie mit dem Heere, und ſandten die Ihrigen in entlegene Flecken und Dörfer; ſie aber fochten an der Seite der alten Krieger oder aus dem Hinterhalt der Wälder und der Trümmer ihrer Wohnungen mit unverſöhnlichem Grimm. Auch hier gab Roſtopſchin ein groſes Beiſpiel: er hatte in der Nähe von Moskau ein prächtiges und reiches Schloß, dieſes zündete er mit eigenen Händen an, und ſprach: dies Haus, worin bisher ehrliche Menſchen gewohnt haben, ſoll keinen Straßenräubern Obdach geben.

Bonaparte hatte ſich verrechnet und betrogen; er kannte Rußland, er kannte die Ruſſen nicht; er wußte nicht, was Tugend und Glaube Wunderbares vollbringen können, die eine beſſere Seite des menſchlichen Gemüthes war ihm dunkel. Seine Späher und Helfer und Botſchafter hatten ihm gemeldet, Moskau ſei die eigentliche rechte Hauptſtadt der Ruſſen, Petersburg und alles was drinnen ſei ihnen verhaßt, ſelbſt die kaiſerliche Familie dünke ihnen Fremdlinge; Moskau ſei der Sitz vieler Misvergnügten, der Sitz ſolcher Geſchlechter, welche das Andenken der Hofhaltungen der alten Czaren von Kind auf Kindeskind überliefern, welche noch nicht vergeſſen haben, was für Männer ihre Vorfahren geweſen, und daß in ihren Adern ächtes Czarenblut fließe; in Moskau laſſe ſich vielleicht eine Parthei bilden, wodurch die ruſſiſche Regierung zu allem geſchreckt und gezwungen werden könne. Auch müſſe man die Lage des kleinen Volkes benutzen, um Rußland in ihm ſelbſt aufzulöſen und zu zerrüſten; weigere der Adel ſich, ſo müſſe man mit den Leibeigenen anfangen; der größte Theil der ruſſiſchen Kaufleute, faſt alle ruſſiſche Handwerker, alle Bauren in ganz Rußland ſeien Leibeigene, die ſich nach dem Augenblick ſehnen, der ihre Ketten zerbreche; alſo die Freiheit ausgerufen, die Knechtſchaft abgeſchafft, den Prinzen und Edelmann mit dem Kaiſer, den Knecht mit ſeinem Herrn entzweit, und ſo allgemeine Verwirrung, Mistrauen, Haß, und Zwietracht geſäet — und in Moskau müſſe Kaiſer Alexander und Rußlands Herrlichkeit untergehen.

Bonaparte fand eine leere Stadt. Das erſtaunte ihn zuerſt; doch bildete er ſich ein, Roſtopſchins oder des ruſſiſchen Feldmarſchalls Befehle, am meiſten vielleicht die Furcht vor den Ausſchweifungen und Mishandlungen des Pöbels haben die Hauptſtadt ſo ausgeleert. Wenigſtens erklärte er der Welt ſo, und erzählte in ſeinen Berichten nach Paris: Ordnung, Ruhe, Zucht, und Ueberfluß, die unzertrennlichen Begleiter der franzöſiſchen Heere, kehren allmählig zurück, die entflohenen oder verjagten Einwohner kommen zu Tauſenden wieder in ihre Häuſer, bald werden zwei Drittel derſelben wieder in Moskau ſeyn, und die Gewalt der Mordbrenner werde aufhören. Doch brannte Moskau und ward geplündert und die Menſchen kamen nicht wieder.

Bonaparte fand in Moskau keine unruhigen und aufſätzigen Edelleute, keine abtrünnigen Prieſter, keine nach franzöſiſcher Freiheit und Glückſeligkeit lüſternen Leibeigenen: was er *ruſſiſche Dummheit und Barbarei* nannte, das begriff nichts von dem bonapartiſchen Heil. Ihm half nichts, daß er diejenigen, welche zu Brand und Franzoſentodtſchlag in die Stadt kamen, zu zwanzigen erſchießen ließ; andere fielen nur wüthender wieder herein, und rächten den Tod ihrer Gefährten. Er ließ aus mehreren Dorfſchaften und Flecken die Aelteſten und Staroſten greifen, und auffordern, für ihn die Orte im Gehorſam zu halten und alles ordentlich zu verwalten. Sie weigerten ſich, dies zu geloben und zu beſchwören, und ſagten, ſie haben ſchon Einem Herrn geſchworen, nämlich ihrem Kaiſer Alexander, und können alſo keinem zweiten ſchwören. Nun ergiengen Drohungen; dann ward Gewalt gezeigt, und Grenadiere reiheten ſich mit geladenem Gewehr. Die redlichen Bauren blieben unerſchütterlich, nahmen das heilige Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Bruſt, und empfahlen ſich Gott im Himmel, der über allem iſt. So wurden von zwanzig Aelteſten, die eingeholt waren, einige erſchoſſen; da die übrigen unerſchrocken zu gleichem Tode bereit ſchienen, ſo mishandelte man ſie, kerkerte ſie ein, und ließ ſie endlich laufen.

So fand Bonaparte die Ruſſen und Moskau, eine öde Stadt, bald eine eingeäſcherte Stadt. Er war, nachdem die Wuth des großen Brandes meiſt erloſchen war, wieder in den Kreml gezogen, und mit geſperrten Thoren und rings von Kanonen umlagert ſaß er darin wie in einem Käficht. So allein und rathlos und hülflos fühlte ſich hier der unſterbliche und einzige Held und Heiland des neunzehnten Jahrhunderts, daß er die allerelendeſten Menſchen zu ſich holen ließ, damit ſie ihm Auskünfte und Anſchläge gäben; denn andere ließen ſich von ihm nicht gebrauchen.

Bonaparte bediente ſich in Moskau ſeiner gewöhnlichen Politik. Er bildete ſeinen Soldaten und den Ruſſen ein, er werde daſelbſt ſeine Winterquartiere halten; und alle glaubten, dies müſſe nothwendig Frieden bedeuten; er verbreitete, Riga ſei mit Sturm genommen, Macdonald ſei denſelben Tag, als Moskau beſetzt ward, in Petersburg eingerückt, und habe es verbrannt; der Weg von Wilna bis Smolensk ſei mit unzähligen Wagen bedeckt, die dem Heer Winterkleider und andere nothwendige Vorräthe zuführen; der Marſchall Victor ziehe mit großen Verſtärkungen heran; den nächſten Frühling werde das franzöſiſche Heer wieder eben ſo ſtark und wohl gerüſtet ins Feld rücken, als bei ſeinem Einzug in Rußland; machen die Ruſſen dieſen Winter keinen Frieden, ſo werde Napoleon einen Herzog von Smolensk und einen Herzog von Petersburg ausrufen, und nur in Aſien werde ein Rußland bleiben. — Dieſe und andere Mährchen und Lügen flogen durch einander wie die Schneeflocken im Winter umher. Es liegt in dieſen Lügen eine Kunſt, welche die Franzoſen zur Meiſterſchaft getrieben und womit ſie oft große Dinge ausgerichtet haben. Es galt hier, nicht allein ſein unzufriedenes und murrendes Heer mit fröhlichen Ausſichten zu tröſten, ſondern den ruſſiſchen Geiſt und Muth niederzuſchlagen und zu verpeſten, und dieſen ſo auf Petersburg rückwirken zu laſſen. Auf die Ruſſen wirkte dies wenig; ſie haßten die Franzoſen zu treu, als daß ſie glauben konnten.

Mit ſeinen Anträgen und Einleitungen zum Frieden war Bonaparte immer zurückgewieſen worden. Doch ſaß der Friedensgedanke feſt in ſeiner Seele; er bildete ſich immer noch ein, es werde ihm damit gelingen: was ihm nach dem Gewinn einer Schlacht ſo leicht geworden war, der Umſturz der preußiſchen Monarchie, was er in Wien zweimal erobert hatte, die Verkleinerung Oeſtreichs — das hatte ihm wegen Moskau einen Wahn befeſtigt, worauf er bei allen Unwahrſcheinlichkeiten immer noch rechnete. Daraus erklärt ſich die Faulheit und Ruhe, womit er eine unverlierbare und unwiederbringliche Zeit auf den Trümmern einer Stadt verſaß, die keine Stadt mehr war. Er war der verſtockte König Pharao, und ſollte die Wahrheit des ruſſiſchen Sprichworts beſtätigen: Gott iſt groß und Rußland.

Kutuſow hatte ſich meiſterhaft geſtellt. Er ſchwenkte ſich durch Moskau rechts ab gegen Süden, daß er die Straßen nach Kaluga, Tula, Orel, und nach den übrigen reichen ſüdlichen Landſchaften Rußlands deckte. Er nahm ſeinen Stand am rechten Ufer der Nara, bei dem Kirchdorfe Tarutina, wo er ſein Lager verſchanzte. Hier ſtrömte ihm der Ueberfluß aus den ſüdlichen Landſchaften ungehindert zu; hier ſtießen mehrere Regimenter Fußvolk, Landwehr, 24 neue Koſackenregimenter vom Don, viele wiederhergeſtellte Kranke und Verwundete, viele freiwillige Bauren zu ihm: er ſtand in dem Mittelpunkt der ruſſiſchen Stärke. Bonaparte hatte in Moskau keine Stärke gefunden, er hatte ſich ſogar — wenn wir die Oder als einen ſolchen Mittelpunkt annehmen wollen, was ſie nicht iſt — über zweihundert teutſche Meilen von der ſeinigen entfernt. In ſeiner Stellung bei Tarutina lähmte Kutuſow mit großer Geſchicklichkeit alle Bewegungen Bonapartens, drängte ihn in und um Moskau immer enger zuſammen, und plagte ſeine Menſchen und Pferde von Tage zu Tage mehr mit Mangel und Hunger.

Bonaparte, der ganz Europa mit dem Klang ſeiner außerordentlichen Siege und gewaltigen Thaten betäubte und den Ueberfluß von Moskau, den blühenden Zuſtand ſeines Heers, die Schwäche und Verwirrung Rußlands, die Flucht und Zerſtreuung der ruſſiſchen Heersmacht, und die Nichtigkeit und Verächtlichkeit der Landwehr und des Aufgebots poſaunte, fühlte ſich in Moskau unbehaglich feſt gehalten, und ſah immer noch vergebens nach Frieden aus. Man merkte es jetzt ſeinen Berichten, ſeinen Verkündigungen, ſeinen Einleitungen und Anträgen, die er von Zeit zu Zeit machte, wohl an, daß er in unſchlüßiger Verlegenheit ſeine bedenkliche Lage fühlte, woran er durch die kürzeren Tage, den wachſenden Mangel, und die immer übermüthigere und dreiſtere Kühnheit der ruſſiſchen Partheigänger und Bauren recht unangenehm erinnert ward. Seine Truppen hatten weder bei Tage noch Nacht Ruhe, und wurden von allen Seiten von einer zahlreichen leichten ruſſiſchen Reiterei umſchwärmt, die das Einſammeln von Futter und Lebensmitteln hinderte. Dieſe brachten faſt täglich 200 bis 500 Gefangene ein. Bei dieſer Jagd auf die franzöſiſchen Herumſtreicher und auf einzelne Haufen thaten ſich die Wehrmänner und Bauren ſehr hervor; ſie zogen aus zu Fuß und zu Roß, ſie lagen in den Hohlwegen und Wäldern im Hinterhalt, ſie beſchlichen, aller Wege und Stege kundig, die Sicherheit und Stille der Nacht, und büßten ihre gerechte Rache in Franzoſenblut. So wurden viele Tauſende von Franzoſen vertilgt.

Fünf Wochen hatte Bonaparte in Moskau geſeſſen. Den funfzehnten September war er eingerückt, den ſiebenzehnten Oktober zog er ab, und ließ nur eine ſchwache Beſatzung von etwa 7000 bis 8000 Mann zurück. Aber die Wuth über ſo viele getäuſchte Hoffnungen mußte ein glänzendes Denkmal hinterlaſſen. Den Abend der Abreiſe kamen der Marſchall Mortier und Herr von Leſſeps, der das Amt eines Präfecten von Moskau verwaltet hatte, zum Herrn von Tutulmin, Direktor des Findelhauſes, und empfahlen der Menſchlichkeit der Ruſſen die franzöſiſchen Verwundeten, die ſie in dieſem Hauſe zurückließen, und verſprachen auf ihr Ehrenwort, der Stadt bei ihrem Abzuge nichts zu Leide zu thun. Sie logen: gegen acht Uhr ging im Kreml Feuer auf, bald darauf nahe am Thor von Kaluga, wo ſie heraus zogen, und im Kommiſſariat. Der Brand im Kreml griff immer weiter um ſich, das Schloß war niedergebrannt, und das Feuer leuchtete weit über der Stadt. Anfangs war Furcht und Schrecken allgemein, bald aber beruhigte man ſich, weil man begriff, das Feuer könne ſich nicht außerhalb der Ringmauern des Kremls verbreiten. So verging die Nacht, und der Morgen weckte die Menſchen durch ein neues Schrecken; in Zwiſchenräumen von einer halben Stunde ſprangen zwiſchen vier und ſechs Uhr früh fünf unter dem Kreml gelegte Minen, und zerſtörten viele Gebäude, Kirchen, Thürme, und den Schmuck der prächtigen Mauren und Zinnen. Kaum war es Tag, ſo eilte alles auf den Kreml zu. Bald erſchienen die erſten Koſacken und mit ihnen eine Menge Bauren, welche alle zurückgebliebenen und herumſtreifenden Franzoſen aufſuchten; ſie fanden ihrer viele in den Straßen und den Häuſern, und ſtießen ſie ohne Erbarmen nieder oder warfen ſie in die Kloake. Dies geſchah die Nacht und den Morgen des 18. Oktobers, welcher ein Freitag war.

So verging der Kreml, dieſes herrliche und in Europa einzige Denkmal von halb orientaliſcher, halb italiäniſcher Bauart, durch eine unnütze Wuth. Der Kreml war keine Feſtung; Bonaparte ſchwächte durch ſeine Zerſtörung nicht die ruſſiſche Macht, er zerſtörte bloß ein Gedächtniß der ruſſiſchen Geſchichte, die ehrwürhige Wohnung der alten Czaren und ein ſchönes Denkmal der Kunſt. Auch das kaiſerliche Schloß Petrovsky ließ er bei ſeinem Abzuge anzünden, und ein Theil davon brannte ab. Schon früher hatte er das vergoldete Kreuz des Thurms von Jvan Weliki, den Adler des Thors von Nikolski, und den Sankt Georg vom Senat abnehmen laſſen. Alle Welt ſollte ſehen, er ſei in Moskau geweſen, und die Pariſer ſollten ihren Witz und die teutſchen Schmeichler ihre Herleitungen und Hinleitungen daran üben. Aber Gott wollte es anders: weder dieſe heiligen Zeichen noch eine andere in Moskau hübſch und franzöſiſch gemachte Beute, der tapfere General Winzingerode, blieben in den Händen des Feindes.

Bei dem Abzuge von Moskau ſagte Bonaparte zu ſeinen Soldaten: „Ich werde euch in „die Winterquartiere führen, finde ich die Ruſ„ſen auf meinem Wege, ſo ſchlage ich ſie; finde „ich ſie nicht, deſto beſſer für ſie.“ O er fand ſie, oder vielmehr ſie fanden ihn. — An demſelben 18. Oktober, wo er dieſe Worte ſagte, ließ der ruſſiſche Feldmarſchall den ſogenannten König von Neapel, Murat, 11 Meilen von Moskau bei Tarutina überfallen; der General Bennigſen jagte ihn in die geſchwindeſte Flucht; er verlor 38 Kanonen, 2000 Gefangene, und eben ſo viele Todte. Den 24ſten Oktober ſchlug der Feldmarſchall ſelbſt Bonaparten bei Malojaroslavetz, und vereitelte alle ſeine Plane und Liſten, wodurch er ihm etwas aufbinden wollte. Er mußte den Weg nehmen, den er ſelbſt verwüſtet hatte; Kutuſow warf ihn auf die große Straße von Smolensk zurück, und nahm für ſich und ſein großes Heer den Weg links derſelben, wo Lebensmittel und Futter in Fülle waren und wornach Bonaparten vergebens gelüſtet hatte. Den 26ſten Oktober trat das franzöſiſche Heer über Borovsk und Wereja nach Mojaisk ſeinen Rückzug an; Borovsk und alle Dörfer, wodurch es zog, ſteckte es in Brand; auch Malojaroslavetz war in Feuer aufgegangen. Dieſer Krieg ward mit Flammen geführt, aber Flammen der Rache blitzten auch hinter dem fremden Verderber her: ihm folgten 20 Koſackenregimenter unter dem Hettmann Platow und etwa 35000 Mann unter dem General Miloradovitſch als Vorderhut des großen Heers. Jetzt riefen die Ruſſen und ihr Feldherr den Fliehenden das Siegeshurra nach, und ſaßen ihnen mit den Pferdehufen auf den Ferſen und mit dem Eiſen in den Rippen, Kutuſow lobte ſein Heer und Gott in einem Heerbefehl vom letzten Oktober; Kaiſer Alexander dankte ſeinem Volke aus ſeinem Schloſſe in Petersburg den 15ten November: beide konnten jetzt einſtimmig rufen: Groß iſt Gott.

Die nächſten franzöſiſchen Magazine waren zu Smolensk, funfzig teutſche Meilen von Malojaroslavetz, von wo Bonaparte auf die wüſte große Straße von Moskau nach Smolensk zurückgewieſen ward; hier, im Mangel an allem, im Herbſt, von grimmigen Soldaten, von grimmigeren Bauern verfolgt, ſollte das Heer ſeinen langen Rückzug halten. Jetzt ſollte Bonaparte beweiſen, ob er der größte aller Feldherrn ſei, wie ſeine Schmeichler ihn genannt haben, ob er die unermeßlichen, übermenſchlichen Hülfen und Fähigkeiten in ſich habe, wovon ſo laut geklungen worden.

Es währte nicht lange, ſo ſtieg Mangel und Elend in dem franzöſiſchen Heere zu einer fürchterlichen Höhe; Ordnung und Zucht lösten ſich auf; die verhungernden Menſchen waren nicht mehr bei den Fahnen zu halten; wild und wahnſinnig gleich den reißenden Thieren gingen ſie längs der Straße auf Raub aus, und plünderten und verwüſteten alles, was auf dem Zuge nach Moskau noch ganz geblieben war. Aber Koſacken und Bauren lauerten auf dieſe Unglücklichen und erſchlugen ihrer täglich viele Hunderte. Dieſe Erſten waren noch glücklich, daß ſie die Fülle des Elends und der Schande nicht miterlebten. Der gräßliche Hunger begann nun, die Pferde ſtarben zu Tauſenden, die Menſchen zu Hunderten; das Fleiſch der gefallenen oder erſtochenen Pferde war ihre Speiſe. Weil die Pferde mangelten, wurden täglich viele Wagen, viel Troß verbrannt; ſchon blieben Kanonen ſtehen und wurden Gewehre weggeworfen; das übrige Gepäck und Geſchütz zog ſo geſchwind es gehen konnte bei Tage und bei Nacht, die Nacht ſogar mit Laternen, welche nebſt den Sternen des Himmels nur Gräuel beleuchteten.

Schon hatten die Generale Platow und Orlow-Deniſow viele tauſend Franzoſen gefangen und niedergemetzelt, als den 3ten November der General Miloradovitſch die feindliche Hinterhut, welche der Marſchall Davouſt befehligte, bei Wiaſma einholte, angriff, und nach einem hartnäckigen Widerſtande in die Flucht ſchlug; gleiches that Platow bald darauf dem Vicekönig von Italien bei Duchovtſchine unweit Dorogobuſch, und nahm ihm ſeine ganze Artillerie ab. Die Franzoſen verloren in dieſen Gefechten über 10000 Mann und über 100 Kanonen. Doch die Kanonen, welche ſtehen blieben oder vergraben wurden, rechnete man nicht mehr, ſo wie die Tauſende von Menſchen und Pferden, die auf der Straße durch Hunger, durch die Lanzen der Koſacken und die Spieße und Senſen der Bauren fielen. Der Mangel und Hunger nahm täglich zu, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger; der Winter kam mit früher bitterer Kälte. Die Menſchen waren ohne Pelze, die Pferde ohne Hufeiſen. Nichts hatte der größte aller Sterblichen, an den das Schickſal von Hunderttauſenden geknüpft war, vorgeſehen und vorbereitet. Hunderte von Menſchen ſtarben vor Froſt, Ermattung, und Hunger; neben ihnen ſtürzten die Genoſſen ihres Unglücks, die Pferde; Reiterei war faſt gar nicht mehr, außer ein paar Leibregimentern, die geſpart waren; die Kanonen blieben ſtecken, weil die magern unbeſchlagenen Thiere ſie nicht ziehen konnten; die Gewehre wurden weggeworfen, weil die erfrornen Hände ſie nicht tragen konnten; Leichen waren die Wegweiſer des groſſen und unüberwindlichen Heers, das verſprochen hatte, Europa von Rußlands verderblichem Einfluß zu erlöſen und die Künſte und Wiſſenſchaften des Abendlandes gegen die aſiatiſchen Halbbarbaren zu vertheidigen. Der Rückzug bis Smolensk hatte Bonaparten an 60000 Mann gekoſtet, Getödtete, Gefangene, Verhungerte, und Erfrorne, nebſt 400 Kanonen, und einem großen Theil des Troſſes, der den Raub von Moskau führte.

In Smolensk waren noch Magazine, aber Ordnung und Gehorſam fehlten. Daher kamen ſie dem flüchtigen Heere wenig zu Gute; es mußte eilen, damit die Ruſſen ihm den Weg nicht abſchnitten. Bonaparte ließ dort viele Wagen, Koſtbarkeiten, und Geräth verbrennen und viele Pulverkarren in die Luft fliegen; doch fand Platow nach ſeinem Abzug von Smolenſk noch einen unermeßlichen Troß und 120 Kanonen: überdem waren viele Kanonen von den Franzoſen vergraben oder in Ströme und Bäche verſenkt, damit der Feind ſie nicht fände.

Bonaparte floh mit den Trümmern ſeines Heers, von welchem zwei Drittel die Waffen weggeworfen hatten, und welches faſt ohne Reiterei und mit wenigen Kanonen einherzog, eilends auf Krasnoi. Hier traf der Feldmarſchall Kutuſow, der ihn eingeholt hatte, auf ihn. Er war den 16ten November in Krasnoi eingerückt, den 17. ward er von Kutuſow angegriffen. Bonaparte leitete anfangs ſelbſt das Gefecht, und ſeine unglücklichen Soldaten ſchlugen die Frontangriffe der Ruſſen tapfer genug zurück; als ſie aber ihren rechten Flügel umgangen ſahen, da wurden ſie weich, und ihr Herr warf ſich aufs Pferd, und ſprengte außer Athem ſeinen Leibwachen nach, die er ſchon einige Meilen nach Lady vorausgeſchickt hatte. Er übergab den Befehl an Davouſt, der das Treffen fortſetzen und den Marſchall Ney, der den Hinterzug von Smolensk heranführte, aufnehmen und unterſtützen ſollte. Aber die Sache war bald geendigt, Davouſt folgte ſeinem Kaiſer in geſpornter Flucht, und ließ ſeinen Marſchallſtab und das Heer und Ney im Stich; 9000 Mann ſtreckten das Gewehr, und mit ihnen fielen 25 Kanonen und viele Fahnen und Adler in die Hände der Sieger.

Den Tag nach der Schlacht bei Krasnoi zog dann auch der Marſchall Ney mit der Hinterhut von etwa 15000 Mann heran. Er kam von Smolensk, wo er die alten Wälle und Baſteien noch in die Luft geſprengt hatte, und meinte Bonaparten und das franzöſiſche Heer noch in Krasnoi zu finden. Er erſtaunte, als er gewahrte, daß es Ruſſen waren; doch hielt er ſie nur für einen kleinen ſtreifenden Haufen, und ſtürzte wüthend darauf, damit er ſich durchſchlüge. Das gelang aber nicht, weil es nicht gelingen konnte. Ney ahmte Davouſt nach, und jagte davon; von allen ſeinen Soldaten entrannen kaum ein paar hundert, 11000 Mann wurden gefangen, die übrigen waren getödtet. Bei dieſem Haufen war kein einziger Reiter und er führte nur 20 Kanonen.

Bonaparte war wegen Ney ſehr beſorgt, daß er gefangen oder getödtet ſei, und er rief einmal über das andere: „ſollte ich zwei Millionen geben, ich thäte es gern, Ney zu löſen.“ Ney hatte ſich nicht aufgehalten. Dieſe Marſchälle und Feldherren wie nichtswürdig, wie filzig mit dem Leben und mit der Ehre! Ja wenn nur Einer mit den unglücklichen Kriegern, die er führte, im Felde geblieben oder ehrlich gefangen wäre! So auch der herrliche

Kaiſer — wie viele Hunderttauſende hat er ſeiner Wuth geſchlachtet, bloß damit ſein Leben ſicher ſei! und wie rechenmeiſteriſch abſcheulich hat er ſie ausgegeben! Zuerſt die Teutſchen, Polen, Italiäner, Schweizer, Holländer, dann die Franzoſen; ſeine Leibwächter hatte er noch gar nicht angerührt, ſie hatten in dem ganzen Feldzuge noch keinen Schuß gethan, ſie ſind bloß für ſeinen Leib und ſein Leben da: davon gehört; aber ſeinem Heere nichts — alles für den großen Kaiſer, der Kaiſer für keinen, nicht einmal mit einem menſchlichen Gefühl, einer Thräne, geſchweige denn mit einem Tropfen Blut. So rechnet er, und die Völker und Menſchen wollen nicht rechnen lernen? Wahrlich ſie verdienen, daß er ſie wie Thiere treibt und wie Thiere ſchlachten läßt.

Nach dieſen glorreichen Tagen des 17ten und 18ten Novembers feierte Kutuſow den Abend des zweiten Siegestages ein ſtolzes Feſt. Unter den Tropäen waren mehrere prächtige Ehrenfahnen; dieſe ließ er, daß er die Sieger von Krasnoi ehrte, in das Lager der ruſſiſchen Leibwächter tragen und vor jedem Regiment tief zur Erde neigen. Bonapartens Sterne waren von den ruſſiſchen ausgeſchienen. Neben dem Stolz war im Heer des Feldmarſchalls die Freude der Beute. Dieſe war unermeßlich; der Raub aus allen Ländern fiel in die Hände der Koſacken, viel auch, was in Moskau erbeutet worden; mancher Koſack, ja mancher ruſſiſche Bauer hatte des Goldes ſo viel, daß er dem erſten beſten den er traf, ganze Hände voll zuwarf; die Koſacken ſchickten viele Wagen voll köſtlichen Geräthes in ihre Wohnſitze an dem Don. Das aber darf nicht verſchwiegen werden, daß ſie alles Silber und Gold, was den Kirchen und Klöſtern gehört hatte, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit auslaſen und zurückgaben; auch das nicht, daß ſie zum Glanz heiliger Orte und Bilder viele Pud*) Gold und Silber verehrten.

Ich habe von Schlachten erzählt, von franzöſiſchen Kriegern, die noch fechten konnten und mit dem Eiſen in der Hand erſchlagen oder gefangen wurden. Aber neben dieſen wie viele Tauſende, die vor Hunger und Froſt ſtarben! Zum Theil abgeriſſen und nackt, auch die beſtgekleideten dünn und ſommerlich bedeckt, wie ſollten ſie die ruſſiſchen Oktober- und Novembernächte aushalten! Des Tages marſchieren, des Nachts unter freiem Himmel liegen, und Regen, Schnee, Froſt dulden, dabei von magerm und widerlichem Pferdefleiſch leben, das vielen ſo zum Ekel ward, daß ſie lieber freiwillig todthungerten, einige kannibaliſch ſogar

---

*) Ein Pud iſt 40 Pfund.

Menſchenfleiſch aßen — das überſtieg die menſchlichen Kräfte. Sie ſanken zu Hunderten und Tauſenden hin, und ſtarben wie die Fliegen im November; wie Schatten der Unterwelt, blau, bleich, ſinnlos wanderten ſie umher, ohne Sprache, ohne Bewußtſeyn und Gefühl; die Koſacken und Bauren ließen ſolche ruhig gehen: ſie waren ſchon todt. Man ſah die Elenden über die geſtürzten Pferde herfallen und die lebendigen abſtechen, und ſich um die magern Stücken reißen. Man fand des Morgens in Scheunen und Ställen, hinter Wänden und Zäunen oft zehen und zwanzig, wie Schweine auf einen Klumpen gedrängt, daß ſie ſich erwärmten, ohne die Luſt, oder das Geräth, ſich Feuer anzumachen, in den tiefen Todesſchlaf geſunken; ähnliche Todtenverſammlungen fand man entſchlafen um ein erloſchnes Feuer; um todte Pferde lagen faſt immer todte Menſchen, die Hand hielt oft noch das Meſſer, womit ſie ein Stück Aas hatten ſchneiden wollen, oder einen benagten Knochen, worum der kalte Tod ſie zuſammen geklammert hatte; allenthalben, wo an den Straßen etwas Wärmendes und Schützendes war, ein Strohhaufen, ein Gemäuer, ein Backofen, der Reſt einer verbrannten Scheune oder eines abgedeckten Schuppen — da konnte man Leichen ſuchen. Bei dieſen traurigen Opfern der Verweſung war alles menſchliche Gefühl dahin; wie die Raben fielen die Lebendigen über die Todten her, und plünderten ſie, und balgten ſich um ihre Lumpen, die jezt das Köſtlichſte waren; ſie ſaßen auf verreckten Pferden, auf Leichen ihrer Genoſſen, die ſich eben noch an demſelben Feuer gewärmt hatten: das Gräuliche war für dieſes Unglück kein Gräuel mehr. Ein ruſſiſcher Officier, der vom Heer nach Petersburg reiſet, hört abendlich in einem Walde am Wege etwas wimmern, ſteigt ab, und geht auf die Stimme zu. Er findet einen Heuhaufen, worin etwas wühlt und winſelt; er ruft, ein ganz nackter Franzos kriecht heraus; er wirft ihm ſeinen Mantel um, und da noch eine leiſe Stimme aus dem Heu ächzt, ſo fragt er ihn: „biſt du allein?“ „Nein — antwortet jener — unſer ſind drei, der eine iſt geſtorben, und der zweite will eben verſcheiden, denn er hat den Brand in beiden erfrornen Füßen.“ — Der mitleidige Officier eilt ſchnell von dem Grauſen weg, nimmt den Nackenden ins nächſte Wirthshaus mit, läßt ihn baden und kleiden, und übergiebt ihn frommen Leuten zur Pflege. — Ein Kurier fährt im Schneegeſtöber durch eine ganze Schaar ſolcher hülfloſen Verlaſſenen, die ſelbſt der Haß der ruſſiſchen Bauren nicht mehr anrührte; ſie ſchreien zu Himmel und Erde, er möge ſie mitnehmen, nur zu Menſchen nehmen, daß ſie ſich noch einmal wärmen und dann ſterben könnten; barmherzig nimmt er einige auf — ſogleich ſtürzen alle, die noch ſo geſchwind herankommen können, auf den Schlitten, und zerreißen den Mann faſt; er hat Eile, er muß ſie alle herunter werfen und ſo jagt er weiter. In dieſen Tagen des größten menſchlichen Jammers ſah man Menſchen, die vor wenigen Monaten noch friſch und blühend und in Jugend und Wolluſt ſchwelgend geweſen waren, die Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um ein Stücklein Brod als um die größte und köſtlichſte Gabe flehen; man ſah die jüngſt noch ſo trotzigen und übermüthigen Leib, Leben, alles, was ſie hatten oder vielmehr nicht hatten, anbieten, ja ewigen treuen Knechtsdienſt geloben, wenn jemand ſie mitnehmen und retten wollte: es nahm ſie keiner mit.

Auch die Gefangenen, die noch gehen konnten, gingen faſt alle in einen gewiſſen Tod. Auf ihnen laſtete der ſchwere Fluch des Ungeheuers, das ſie über die Weichſel und den Dnepr getrieben hatte, und der ſchwere Zorn des Volks, das ſie hatten unterjochen wollen, dem ſie Dörfer und Städte verbrannt, Weiber und Kinder geſchändet, Kirchen und Altäre entheiligt, Gräber und Denkmäler verwüſtet hatten: daß zwei Millionen Ruſſen Hab und Gut, daß viele Hunderttauſende Ehre und Leben verloren hatten — das machte die Rache ſüß; die Rache iſt von Gott und Natur geboten, wenn ein Volk das andere unterjochen will — Ein Reiſender ſah 50 Gefangene durch etwa zwanzig mit Piken bewaffnete Weiber geleiten, eines der Weiber ſtieß einem matten Franzoſen, der lahm nachhinkte, mit einer verkehrten Miſtgabel in die Seite; der Mann, den dies jammerte, bat das Weib, menſchlich zu ſeyn; da ward ſie wüthend, und rief: habe ich meinen Mann nicht vor meinen Augen ermorden ſehen? haben ſie mein Haus nicht angezündet? und hieb ihm mit der ſcharfen Seite der Miſtgabel ſo lange auf den Kopf, und trat ihn dann ſo lange mit den Füßen, bis er todt war. — Ein Koſack führte mehrere Gefangene, ihn traf auf dem Wege ein Bauer, und fragte, was ein gefangener Franzos koſte? Dieſer antwortete ihm, ſie dingten, und der Bauer empfing ſeinen Raub. Er band ihn an einen Baum, und handelte nun mit dem Koſacken, daß er ihm die Lanze liehe; auch darüber wurden ſie eins. Kaum hatte der Bauer die Lanze, ſo fuhr die Wuth in ihn, und er durchbohrte ſeinen unglücklichen Sklaven mit ſechs Stichen; bei dem erſten Stich ſprach er: dies iſt für die heilige Mutter Gottes von Smolensk, bei dem zweiten: dies iſt für Moskau, bei dem dritten: dies iſt für mein verbranntes Haus, bei dem vierten: dies iſt für meinen Bruder, bei dem fünften: dies iſt für meine geſchänbete Tochter, bei dem ſechsten: dies iſt für meinen ermordeten Vater. — So oder auf ähnliche Weiſe offenbarte ſich der Franzoſenhaß, der durch die natürlichſten Gefühle für die Religion, das Vaterland, und die Befreundeten angefacht war und viele hundert Franzoſen vertilgte. Außer dieſem Haß verdarb die Franzoſen die ſchreckliche Jahrszeit und das rauhe Klima; ſie wurden alle weiter gegen Oſten und Norden geführt, zogen alſo immer grimmigerer Kälte entgegen, und wurden auf einem Wege von hundert und hundertfunfzig Meilen immer abgeriſſener. Dazu kam, daß ſie durch öde Orte zogen, auf Straßen, die durch Schlachten, Heereszüge, Brand, und Verwüſtung menſchenleer und heimathleer waren. In Gegenden, wo viele tauſend Ruſſen, aller ihrer Habe beraubt, ſich kaum des bitterſten Mangels erwehrten, mußten viele Fremde natürlich vor Hunger ſterben. Wenn ſie aber nicht verhungerten, ſo erfroren ſie; die Wohnungen der Menſchen lagen in Aſche, ſie mußten oft unter freiem Himmel ihr Nachtlager nehmen und ſich von ihren um die Feuer erſtarrten Geſellen ohne Thränen ſcheiden; ihr Elend hatte keine Thränen mehr. Auch wo noch Dörfer waren, ſcheuten die Lebendigen dieſe Halbtodten, und wollten ſie nicht in ihre Häuſer aufnehmen, denn ſie brachten die Peſt mit. So lagerten in der Nähe von Niſhnei-Novogrod ungefär Hundert Meilen von Smolenſk, an 7000 Gefangene zwei Tage lang im ſtrengſten Winter unter offenem Himmel um angezündete Feuer, wo die eine Seite des Leibes Gluth, die andere Eis hatte; jeden Morgen fand man 500 bis 700 Erfrorne: dieſe ſchichteten die Lebendigen als eine Mauer auf, wohinter ſie ſich legten, daß ſie vor den ſchneidenden Nordoſtwinden Schutz hätten. Die wenigen dieſer Unglücklichen, die endlich an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten, ſtarben meiſt bald in den Spitälern; ſie trugen den Keim des Todes in der Bruſt, und kein Gott hätte ſie retten können: man ſah Menſchen, bleiblaue Pferdefleiſchfreſſer, ſo ausgehungert und aller kräftigen Speiſe unfähig, daß ſie nach dem Genuß von einigen Löffeln Suppe oder einigen Biſſen Fleiſch plötzlich wie erſtickten; viele aßen und tranken des Abends recht gut, legten ſich gleich andern Geſunden in warmen Zimmern nieder, und lagen des Morgens todt auf der Streu. Das iſt gewiß, daß von allen franzöſiſchen Soldaten, die im Herbſt und Winter gefangen ſind, im Frühling nicht mehr der zehnte Mann, vielleicht nicht der funfzehnte leben wird.

Dieſes ſchreckliche Schickſal, die warnende und richtende Hand des gerechten Himmels, machte hie und da alles gleich: Oberſten, Hauptleute, andere Befehlshaber, ihres Geldes beraubt, von ihren Kleidern entblößt, waren gegen Hunger und

Kälte nicht ſicherer als die Gemeinen; ſie blieben wie ſie auf dem Wege liegen, ſie fielen wie ſie um die Wachfeuer und in den Scheunen und Häuſern hin, ihnen erfroren wie dieſen Hände, Naſen, und Füße. Ein vornehmer ruſſiſcher Officier fährt durch Witepsk, und wird mit großer Heftigkeit von einem Bedienten angerufen, der ihn bittet, zu alten Bekannten zu kommen. Er tritt in ein Zimmer, woraus ihm der Dunſt eines faulen und abſcheulichen Geſtanks entgegen ſchlägt. Es war ein kleines ſchmutziges Loch, und kein Zimmer. Da ſieht er bleich, mager, mit den Zügen des Jammers zwei junge ſächſiſche Officiere, zwei Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion, Söhne aus zwei großen Familien, Er erkennt ſie anfangs nicht, ſie müſſen ihm ſagen, daß er ſie in Dresden geſehen und wer ſie ſind. Ihr Arzt ſagt: dem einen werde wohl eine Hand, dem andern wahrſcheinlich beide Füße abgeſägt werden müſſen. Der Officier hilft ihnen mit Empfehlungen und Geld, und weinend fährt er weiter. In Wilna, in Grodno, an mehreren Orten, durch welche nachher der Franzoſen ſchimpfliche Flucht ging, waren in manchem Zimmer drei, vier, fünf franzöſiſche oder teutſche Offiziere in ſolchem Zuſtande zuſammengepackt; einige ſtarben, andern verfaulten die Glieder, die Lebendigen waren ſo entkräftet, daß ſie die Leichen nicht heraus ſchaffen konnten, ſie lagen Stunden lang, Tage lang neben ihnen, bis ſie ſelbſt Leichen wurden.

Gerecht iſt Gott! Hört es, bepurpurte, und unbepurpurte Tyrannen! hört es, alle ihr Feigen und Feilen! hört es alle, Buben, Weichlinge und Verräther! hört es, und zittert! Zwanzig Jahre iſt er ſichtbar und vernehmlich unter den Menſchen umher gewandelt, und hat gewieſen, daß er noch der alte Gott iſt; daß er ſtraft und ſtrafen muß, wenn der Sünde und des Frevels zu viel wird — ihr ſeid blind und taub geweſen, und habt euch verſtockt und euch in Ungerechtigkeit und Weichlichkeit immer tiefer verſenkt, daß ihr ſein Angeſicht nicht ſahet. Jetzt kömmt er mit Donnern und Blitzen und zerreißt die Decken und Hüllen aller Schanden und Gräuel; das Weltgericht iſt da, die Böſen werden beſtraft werden, und die Gerechten werden in Freiheit blühen. Selig aber ſind die, welche von Eitelkeit und Geiz ungeblendet blieben und ihre Seelen von Lüge und Verrath unbefleckt erhielten.

Dies war der erſte Aufzug des bonapartiſchen Rückzugs; der zweite fängt bei Krasnoi an, und geht bis zur Bereſina. Dies iſt eine Entfernung von ungefähr 26 teutſchen Meilen, der halbe Weg zwiſchen Smolensk und Wilna.*) Bonaparte war mit ſeiner Leibwache und den kleinen Krümlein der übrigen Haufen, die ſich noch daran gehalten hatten, ſpornſtreichs weiter gelaufen, und hatte einen bedeutenden Vorſprung vor dem ruſſiſchen Heere gewonnen, welches durch die Gefechte mit Davouſt und Ney den 17. und 18. November und durch die immer wachſende Schwierigkeit der Verpflegung ſehr war aufgehalten worden. Er athmete wieder freier; auch gab ihm das mildere Wetter wieder Hoffnung und die Anſchließung an die Haufen von Victor und Dombrovsky und an die Trümmer der Oudinotſchen Soldaten. Dieſe waren an 35000 Mann ſtark, hatten ein ſehr zahlreiches Geſchütz, und waren durch Märſche und Hunger nicht ſo mitgenommen, als was er führte. Aber er mußte eilen, denn das Heer des Admirals Tſchitſchagow drang über Minsk herauf und Graf Wittgenſtein ſenkte ſich von Tſchasnik herunter. Es befehligte aber der Admiral Tſchitſchagow das ruſſiſche Donauheer, welches gegen die Türken gekriegt und nach geſchloſſenem Frieden ſeinen weiten Zug zum Norden hinauf gemacht hatte. Graf Wittgenſtein hatte an der Düna ein Heer von 30000 bis 40000 Mann geführt und gegen den franzöſiſchen Marſchällen Oudinot und Macdonald geſtanden.

---

*) Hier und weiterhin habe ich das Werk meines wackern Freundes, des Herrn Oberſtlieutenants und Rit-

---

ters Ernſt von Pfuel, ſehr benutzt, welches unter dem Titel: Rückzug der Franzoſen erſchienen iſt.

Kein ruſſiſcher Feldherr hatte dieſen Sommer größere Ehre erworben als er; in fünf mörderiſchen und ſiegreichen Schlachten hatte er die überlegenen franzöſiſchen Geſchwader zerſchmettert und Lievland und Petersburg geſchützt und die Herzen des ruſſiſchen Volks geſtärkt. Er trieb jetzt den geſchlagenen Oudinot und Victor vor ſich her, und ſollte dem von dem Süden kommenden Tſchitſchagow dem Arm reichen und mit ihm den Feind in die Mitte nehmen. Die meiſten erwarteten an der Bereſina einen zweiten Tag von Krasnoi, einige wohl gar die völlige Zerſtörung des Heers von Bonaparte und ſeine Gefangenſchaft oder ſeinen Tod. Bonaparte vereinigte ſich mit den oben erwähnten 35000 Mann, ſtellte Victor gegen Wittgenſtein, und die Polen gegen Boriſow, wo Tſchitſchagow ſtand, und ſchlug den 25. November eine Brücke über den Fluß nahe bei Sembin, wo der Uebergang geſchehen ſollte. In den franzöſiſchen Soldaten war durch den Hunger und Froſt kein Herz mehr, die Hälfte ſelbſt der Leibwächter war ohne Gewehr, und bei dem bloßen Namen Ruß und Koſack zitterten dieſen Unüberwindlichen und Fürchterlichen alle Gebeine. Dieſer Uebergang über die Brücke geſchah von Anfang an mit der größten Unordnung und Selbſtgewalt; der Stärkere drängte den Schwächeren, der Schlechtere den Beſſeren, viele wurden ins Waſſer geworfen und ertranken oder erſtarrten. Wittgonſtein hatte Victor geſchlagen und die ihm entgegen geworfene Abtheilung des franzöſiſchen Generals Partonneaux von 7000 Mann und 5 Generalen gefangen genommen; er jagte Victor nun gegen die Bereſina. und Tſchitſchagow trieb Dombrovsky auf das Hauptheer zurück; dieſe drängten an den Flanken, von hinten zogen der Hettmann Platow und der Generalleutenant Kutuſow heran. Als alle dieſe Schrecken und Gerüchte mit Kanonendonner naheten, da löſte ſich alles in die wildeſte Verwirrung und Flucht auf; Geſchütz, Troß, Reiterei, Fußvolk— jeder wollte der erſte ſeyn: es war ein Kampf um das Leben, nicht um die Ehre. Hier ſtieß der Freund den Freund, der Gemeine den Befehlshaber zu Boden oder ins Waſſer, die Stehenden ſchritten über die Liegenden hin, bis ſie den Geiſt aushauchten: ſo wurden viele zertreten, manche von Pferden zerſtampft, viele auch von Kanonen gerädert; von denen, welche über das Eis entrinnen wollten oder gar den nicht breiten Strom zu überſchwimmen verſuchten, erſtarrten und ertranken die meiſten. In die Flüche und Bitten und Gewimmer der Brücke, in das Aechzen und Rufen der Erfrierenden und Verſinkenden klang endlich, als die Ruſſen die Brücke und beide Ufer zu beſchießen begannen, noch ein fürchterlicher Kanonendonner, der in dem dichten Walde, wo man ſich ängſtigte und ſchlug, ſchrecklich wiederhallete und durch die Splitter zerſchmetterter Tannen viele Franzoſen verwundete und tödtete. Bei dieſem Gefechte ſchoſſen einige Jägerregimenter der franzöſiſchen Leibwachen zuerſt ihre Gewehre in dieſem Kriege ab. An und um die Brücke verloren die Franzoſen an Todten, Erfrornen, und Gefangenen noch 5000 Mann und faſt ihren ganzen Troß und viel Geſchütz. Hier und in den Gefechten der vorigen Tage blieb größtentheils der letzte übrige Raub von Moskau, Wagen, Kirchengeräth, Silber, Pelzwerk in den Händen der Sieger. Bonaparte hatte an 60000 Mann gegen die Bereſina geführt, er brachte kaum 40000 Mann hinüber. Fürſt Schwarzenberg, der Feldherr des öſtreichiſchen Hülfsheers, rettete ihn durch eine Seitenbewegung und hielt die Hälfte des Tſchitſchagowſchen Heeres feſt.

Der dritte Aufzug des Rückzugs geht von der Bereſina bis zum Niemen, und von da weiter in Preußen hinein. Dieſer Rückzug war nichts als eine Jagd längs der großen Straße; Schlachten und Gefechte hatte, ein Ende, Gott ſchlug die Franzoſen, denn er ſchickte eine gewaltige Kälte über ſie, welche ſie vollends verdarb. Zucht, Gehorſam, Ehre, alles, wodurch der Befehl gebietend und der Dienſt unterwürfig iſt, war hin, alles Menſchliche, alle menſchliche Rückſichten und Gefühle hörten auf und erfroren. Faſt alle warfen jetzt die Waffen weg, die meiſten hatten weder Stiefeln noch Schuh, ſondern Decken, Torniſter, alte Hüte, Stücken Tuch um ihre Füße gebunden; jeder hatte das erſte beſte, was er gefunden, damit er gegen die grimmige Kälte eine Hulle mehr hätte, ſich um Kopf und Schultern gehängt: alte Stücke zerriſſener Strohmatten, friſch abgezogene Häute; glückſelig, die ein Stück Tuch oder Pelzwerk erbeutet hatten! Da ſah man die abentheuerlichſten Verkleidungen, die je für einen Maskenball erdacht worden ſind, Küraſſire mit einem übergeſchlagenen Weiberrock, Leibhuſaren in einem Prieſtermantel, Jäger in Rabbinentalaren: alle Farben, alle Trachten, alle Völker wanderten auf der Straße von der Bereſina nach Wilna. Das Elend war übermenſchlich, wie der Uebermuth übermenſchlich geweſen war, zur Erholung, zur ordentlichen Speiſung und Verpflegung fehlte Ordnung und Zeit: die Koſacken und die andern leichten Reiter des ruſſiſchen Heers jagten heiß hinterdrein. Dies war kein Zug von Weltbeſiegern mehr, dies war ein ſtummer, trauriger Leichenzug, ja ein Leichenzug, wie ihn die Hölle halten würde, denn auf Erden war ein ſolcher nie geſehen worden. Stumm wie das Grab war die franzöſiſche Lebendigkeit, gedankenvoll der Leichtſinn, demüthig der Trotz, nur einzelne

Seufzer und Flüche und der matte Tritt der Gehenden wurden gehört; wenige Pferdehufen und einige knarrende Karren unterbrachen die einförmig düſtere Stille; die Menſchen und Pferde ſtürzten; die meiſten Kanonen des noch ziemlich anſehnlichen Geſchützes, das über die Bereſina gegangen war, blieben ſtehen; der Troß, die tauſend Prachtwagen und Kutſchen Bonapartens und ſeiner Marſchälle und Feldherren waren lange ſchon von den Koſacken genommen oder in der Verzweiflung ihrer Erhaltung unterwegs zerſchlagen und verbrannt. Noch hatte Bonaparte ſeinen Wagen, den er ſorgfältig wie einen Schatz hütete und den er in der großen Angſt bei der Bereſina eigenhändig mit über die Brücke geſchoben hatte. In dieſem ſaß er wie der Teufel auf ſeinem hölliſchen Thron und ſah die Verwüſtung umher; vornauf und hintenauf ſaßen einige Generale, und ein kleines Reiterhäuflein auf erbärmlichen Pferden leitete ſeinen langſamen Gang. Er ſpricht davon ſelbſt alſo: „Unſere Reiterei hatte ſolchen Mangel an Pferden, daß man die Officiere, die noch ein Pferd hatten, vereinigen konnte, um vier Schwadronen, jede von 150 Mann, daraus zu bilden. Die Generale thaten dabei Hauptmanns- und die Officiere Unterofficierdienſte. Dieſes heilige Geſchwader unter dem Befehl des Generals Grouchy und dem Oberbefehl des Königs von Nea-

„pel verlor den Kaiſer bei allen Bewegungen „nicht aus den Augen.“ Dieſes heilige Geſchwader, das den heiligen Napoleon beſchützte, war der Reſt von 60000 Reitern, die im Sommer über den Niemen gegangen waren; es war binnen wenigen Tagen auch Reiterei zu Fuß, ſo wie zwei prächtige Regimenter neapolitaniſcher Leibwächter auf apuliſchen Hengſten, welche dem Kaiſer nahe vor Wilna entgegen kamen oder entgegen kommen wollten; denn am Tage ihres Ausmarſches aus der Stadt war 22 Grad Kälte: halb erſtarrt zogen die armen Südländer zum Thor hinaus, und nach wenigen Stunden kehrte ſchon der dritte Theil der ganzen Schaar halb todt zur Stadt zurück mit erfrornen Händen, Füßen, und Naſen; die übrigen begleiteten Bonapartens letzte Flucht durch Polen und wurden mit ihren Pferden durch Kälte und Ermattung aufgerieben. Welch ein Anblick auf der Straße zwiſchen der Bereſina und Wilna! mit untergeſchlagenen Armen und tief verhüllten Geſichtern zogen Officiere und Soldaten in dumpfer und ſtummer Betäubung neben einander her; den Leibwachen half nichts, daß ſie in allen Schlachten geſchont waren, Gott ſchonte dieſe größten Verbrecher und Henkersknechte eines Tyrannen nicht; wenn von Marengo und Auſterlitz, von Eilau und Wagram, van Talavera und Liſſabon einige übrig geblieben waren, ſo hatten ſie in ihren letzten langen Nächten Zeit über den Wechſel der menſchlichen Dinge und über jenes unendliche Weſen nachzudenken, welches früher oder ſpäter alle Schanden beſtraft; ſie waren jezt den Schlechteſten gleich geworden, ſie unterſchieden ſich von ihnen in nichts mehr, ſie waren zerlumpt, verhungert, erfroren, entwaffnet wie ſie: unglücklicher als die, welche in den erſten Schlachten umkamen oder gefangen wurden; ſie ſollten ſich auf der langen Flucht in allem Unglück und Schimpf ſpiegeln, die je über ein Heer verhängt ſind, und dann vergehen. Alle Ordnung, alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf Koſack brachte ganze Reihen in kurzen Trab, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Koſacken gefangen. Dieſes faſt verdiente Schickſal hatten auch die meiſten noch übrigen Baiern, die gegen ihr eignes teutſches Vaterland lange mit unſeliger Tapferkeit geſtritten, die in dieſem Kriege immer tapfer gefochten und grauſam verheert hatten; ihrer wurden auf dieſer lezten Flucht über 3000 in verſchiedenen Gefechten gefangen und erſchlagen. — Der Weg, den das Heer zog, zeichnete ſich mit Leichen, und jedes Nachtlager glich den nächſten Morgen einem Schlachtfelde; ſo wie einer vor Ermattung hinſtürzte, fielen die nächſten über ihn her, und riſſen ihm, noch eh er todt war, ſeine Lumpen ab, daß ſie ſich damit behängten; in und hinter Häuſern, Scheunen, Zäunen, ja in Gerippen von geſtürzten Pferden ſuchten die Frierenden Schutz; Häuſer und Scheunen wurden verbrannt, und ſelbſt Bonapartens nächtlicher Aufenthalt ward mehr als einmal von ſolchen angetaſtet, die trocknes Holz zum Feuer abriſſen oder ſich ſelbſt darin lagern wollten; auf jeder Brandſtätte lagen Haufen von Todten, die aus Mattigkeit den wachſenden Flammen nicht hatten entfliehen können. Die ganze Landſtraße wimmelte von Gefangenen, auf die niemand mehr achtete, und hier ſah man unerhörte Bilder des Gräuels, die dem, welcher ſie blos hört, unglaublich vorkommen müſſen, und die ſelbſt dem, der ſie miterlebte, nach Jahren wie ein Traum dünken werden: von Rauch und Schmutz ganz ſchwarz ſchlichen ſie wie dunkle Geiſter der Schattenwelt unter ihren todten Gefährten umher, bis ſie hinfielen und ſtarben; mit bloßen Füßen, in welchen der Brand ſchon war, humpelten manche auf dem Wege noch bewußtlos fort; andere hatten ſchon Sprache und Beſinnung verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnſinniger Betäubung gefallen, in welcher ſie Leichname röſteten und verzehrten, oder ſich ſelbſt Arme und Hände benagten; manche waren ſchon ſo ſchwach, daß ſie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten: dieſe ſaßen auf ihren todten Gefährten dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das ſie gefunden, herum, und erloſchen, wie dieſes erloſch; in inſektenartiger Bewußtloſigkeit krochen ſie der Wärme nach ins Feuer, und verbrannten und winſelten wie wimmernde Fliegen im Licht; andere krochen ihnen nach, und verbrannten ſich wie ſie. Je näher Wilna, deſto heftiger die Kälte, deſto dichter die Gräuel, deſto dichter die Leichen. Der General Loiſon hatte aus Königsberg dem Heer, das ſich noch immer das große nannte, 10000 Mann, meiſtens teutſche Jünglinge, als Verſtärkung zugeführt; dieſe kamen Bonaparten 7 Meilen vor Wilna bei Oſmiana entgegen, daß ſie ſeinen Rückzug deckten; ſie waren in vier Tagen ohne das geringſte Gefecht durch Märſche und kalte Nachtläger bis auf 3000 Mann zuſammen geſchmolzen, und dieſe wurden vor Wilna theils zuſammen gehauen, theils gefangen. Das Schickſal der Neapolitaner iſt oben ſchon gemeldet.

Eine Vorſicht iſt bei dieſem ſchrecklichen Unglück und dieſem Vergeſſen aller Vorſicht zu loben, und ſollte von allen, welche mit Franzoſen Krieg führen, nachgeahmt werden, die Wachſamkeit ihrer Kriegspolizei, daß man überall, wo franzöſiſche Soldaten ſtanden, bis dahin auch nicht das Geringſte von der Vernichtung der bonapartiſchen Heeresmacht erfahren hatte. Wilna, der Mittelpunkt der neu verbündeten Landſchaften Polens und der Sitz aller franzöſiſchen Behörden und fremden Geſandten, war unter eine vorzügliche Aufſicht geſtellt, und ward am längſten in Unwiſſenheit erhalten. Zwar liefen einzelne ſchlimme Gerüchte von verlornen Schlachten und von dem ſchlechten Zuſtande des franzöſiſchen Heers, aber der Herzog von Baſſano und Graf Hogendorp widerſprachen dieſen ſo ausdrücklich und hielten eine ſo zuverſichtliche Miene, daß alle ganz treuherzig an die Wahrhaftigkeit der bonapartiſchen Heerbefehle und Berichte glaubten. Man erſchrack zwar bei der Nachricht, Tſchitſchagow mit dem Donauheer habe Minsk genommen und ziehe gegen Boriſow; jedoch wurden die Gemüther wieder ruhiger durch die Erzählung der Wilnaer Zeitung, daß der Marſch jenes ruſſiſchen Heers ganz in dem Plan Napoleons liege und eine ihm gelegte Falle ſei. Doch da bald darauf alle Boten vom Heere ausblieben, ſo ward man wieder unruhig; nachdem man zwölf Tage aller Nachrichten entbehrt hatte, ſchickte der Herzog von Baſſano einen jungen Polen, als Weibsbild gekleidet, dem Heer entgegen. Dieſer kam nach fünf Tagen zurück, und brachte zur Freude aller Franzoſen und Franzöſiſchgeſinnten die Poſt mit, welche die Zeitungen ſogleich verbreiteten, er habe den Kaiſer an der Bereſina gefunden in der beſten Laune von der Welt, und im Begriff, den General Tſchitſchagow anzugreifen, der vollkommen in die ihm gelegte Falle gegangen ſei: der Kaiſer habe übrigens nur die eine Hälfte ſeines

Heers bei ſich, die andere habe er bei Smolenſk zurück gelaſſen. Den 2ten December ward das bonapartiſche Krönungsfeſt in Wilna mit großen Freuden, mit Tanz, und Erleuchtung gefeiert. Auf dem Ball zeigte Baſſano den fremden Geſandten an, der Kaiſer ſei glücklich über die Bereſina gegangen, habe Wittgenſtein und Tſchitſchagow völlig geſchlagen, und werde nächſtens in Wilna eintreffen. Aber die Wahrheit mußte endlich heraus: ſchon den folgenden Tag raunte eben dieſer Baſſano den Geſandten ins Ohr, ſie möchten ſich nach Warſchau begeben. Sie packten ein, und reiſeten, und Verwirrung und Getümmel und Angſt und Flucht aller, die ein böſes Gewiſſen oder Furcht vor wilden Auftritten in der Stadt hatten, war allgemein. Den 4ten, 5ten, 6ten December wurden auf den nächſten Stationen von Wilna viele Pferde todt gefahren. Den 7ten brachte endlich Bonaparte ſelbſt die große Gewißheit; aber er hütete ſich ſehr ſie zu zeigen, und ſchlich ſich ſtill durch die Stadt. Den 8ten floh er weiter, ohne daß in Wilna ein Menſch ſeine Anweſenheit, ohne daß ſeine Leibwachen ſeine Flucht in den erſten Tagen erfuhren. Wie ein nächtlicher Dieb mit einem böſen Gewiſſen ſchlich er ſich durch Teutſchland. Noch fand er keine rächende Hand, die ihn erſchlug; Gott bewahrte ihn noch für ein herberes Schickſal auf.

Wilna war in der wildeſten und bunteſten

Verwirrung, und der Maskenball des franzöſiſchen Heers zog auf in ihr. Der Befehl dieſes Heers, das ſich das große Heer nannte, war dem Marſchall Ney übertragen. Nach und nach erſchienen auch die übrigen Marſchälle, Könige, und Prinzen, zum Theil eben ſo buntſchäckigt ausſtaffirt, als die Soldaten, einige auch mit ſchwarzen erfrornen Naſen, der König von Neapel unter andern in ſeiner windbeuteliſchen Manier, mit bunten Shawls umwickelt und mit einem großen Knotenſtock in der Hand, pfeifend und tanzend, als ſei es eine Karnevalsluſtbarkeit. Vom 7ten bis 9ten December zogen die Franzoſen in der größten Unordnung durch die Stadt, und füllten alle Wege um die Stadt und alle Straßen der Stadt mit Leichen und Sterbenden. Als den 9ten endlich der Ruf Ruß und Koſack erſcholl, da begann die wildeſte Flucht, die völligſte Auflöſung; der Pöbel geſellte ſich zu den anrückenden Ruſſen, ſelbſt den Juden wuchs der Muth, aus Begier der Beute und der Rache gegen die bonapartiſchen Leibwächter, von welchen ſie am ärgſten waren gemißhandelt worden. Der kühne und geſchwinde Oberſt Tettenborn, den ſein Haß gegen die Franzoſen aus dem öſterreichiſchen Dienſt in den ruſſiſchen geführt hatte, und der Generallieutenant Kutuſow waren die erſten, die in Wilna einrückten. Da ſogleich überall Geſchrei, Plünderung, Gefangennehmung, und Niedermetzelung der Franzoſen; die Juden und Judenbuben überall an der Spitze und die Franzoſen und ihre Anhänger weiſend und ſie aus den Häuſern heraus den Koſackenlanzen entgegen ſtoßend; ja als den folgenden Tag außerhalb der Stadt gefochten ward, ſetzten ſie mit der ihnen eigenen ſchreienden Lebendigkeit an die fliehenden Leibwächter, erſchlugen einige Hundert, und machten mehrere Hunderte zu Gefangenen.

So wechſelt Gott die menſchlichen Dinge und beſtraft den Uebermuth; Juden ſollten endlich diejenigen niedermachen und zu ihren Füßen um Erbarmen flehen ſehen, welche ſich in ihrem ſtolzen Wahn die Weltbezwinger nannten. Auch Folgendes gehört hieher: Als bei dem Lärmgeſchrei, die Koſacken zeigen ſich auf den Anhöhen, alle Franzoſen im Schrecken die Flucht ergriffen, verſuchte der Prinz Berthier die Fliehenden aufzuhalten und den Feinden etwas entgegen zu werfen; mit Mühe ſammelte er endlich 60 Grenadiere, die noch Waffen hatten, und ſtellte ſich an ihre Spitze. Das mußte der Mann thun, welcher ſich ſo viele Jahre nur mit der Einrichtung von Heeren beſchäftigt hatte, die ganz Europa zittern machten: Bonaparte mußte durch Teutſchland reiſen wie ein Leutenant, Berthier hier den Dienſt eines Unterleutenants thun.

Die Stadt Wilna bekam in dieſen Tagen

des Gräuels das Anſehen einer Mördergrube, daß ſie noch viele Wochen behielt. In der Eile des Durchzuges blieb die Stadt von Plünderung und Brand verſchont, die erſte ſeit Moſkau, welche auf der Straße des großen Heerzuges der Verwüſtung entging. Die Ruſſen erbeuteten unermeßliche Magazine, die Koſacken und Juden unzählige Dukaten; gefangen wurden in Wilna 7 Generale, 240 Officiere, 9517 Gemeine, und 5139 Kranke, die auf den Landſtraßen und Straßen Sterbenden und Geſtorbenen wurden nicht gezählt. Bonaparte entkam mit ungefähr 40000 Mann über die Bereſina, Loiſon führte ihm 10000 Mann zu. einige Tage ſpäter zogen ihm drei neapolitaniſche Leibregimenter entgegen, zwei zu Pferde und eines zu Fuß: das macht ungefähr 55000 Mann. Von dieſen vergingen über 25000 Mann und der größte Theil des noch übrigen Geſchützes und Troſſes vor und um Wilna.

Auf dem Rückzuge von Moſkau bis Wilna tödteten oder fingen die Ruſſen an 120000 Mann, worunter allein 50 Generale, und nahmen gegen 900 Kanonen.

Die Trümmer des Heers wurden von Wilna nach Kovno oder Kauen noch ziemlich heiß von den Koſacken gejagt, welche ihre letzten Kanonen nahmen, mehrere Tauſende fingen oder niederhieben, und über die auf dem Wege liegenden Ermatteten und Sterbenden weggriſſen, ohne daß ſie ihre Lanzen in ihrem bleichen Blute färbten. Nachher ging die Verfolgung langſamer, theils weil keine große Beute mehr zu machen war, denn die Reichſten waren voran geflohen, theils auch, weil die lange Jagd Menſchen und Pferde außerordentlich ermüdet hatte

Ueber den Niemen entkamen kaum 25000 Mann, ohne Pferde, ohne Kanonen, ohne Gewehre, ohne Kleider und Schuh, nicht Menſchen, ſondern Geſpenſter, nicht Soldaten, ſondern Bettler. Faſt alle humpelten, zerriſſen und in allen Farben und Lumpen der Welt gekleidet, auf den Straßen Preußens umher, und führten die große Tragikomodie des bonapartiſchen Heerzuges nach Moskau durch das Verhängniß Gottes an denſelben Orten auf, wo ſie vor einem halben Jahre ſo trotzig und prächtig durchgezogen waren. So gingen ſie durch Gumbinnen, ſo die wenigen Letzten durch die andern preußiſchen Städte gegen Danzig und gegen die Weichſel, und Tod und Plagen wanderten mit ihnen durch die Orte. Die meiſten ſtarben unterwegs oder bevölkerten die Lazarethe und bald die Kirchhöfe; wenige Tauſende von Hunderttauſenden, unter deren Fußtritten und deren Roſſeshufen die Erde noch vor wenigen Monaten faſt verſinken wollte, kamen bis zur Weichſel: auch ſie tragen den Tod in der Bruſt, und nur einzelne werden Frankreich wiederſehen und die Gräuel erzählen, die ſie gethan und erlitten haben.

Voran dieſen abentheuerlichen Schauſpielern, die ein Weihnachtskarneval des wechſelnden Schickſals aufführten, zogen die Marſchälle und Feldherren, dann die Oberſten und Officiere, ſo wie jeder am Range der höchſte war oder von dem nach Moskau mitgeſchleppten oder dort erbeuteten Raub der Länder am meiſten gerettet hatte; langſamer auf erfrornen Füßen und mit matten Gliedern kamen die Kleineren und Gemeinen in einzelnen Haufen von 10 und 20 bis zu 100 und 500 Mann nach. Die Marſchälle und Prinzen ohne Bedienten, ohne Trabanten, ohne Vorreiter und Anmelder und Vorbereiter, auf ärmlichen Bauerſchlitten ſchlichen ſie ſtill durch die Städte und Orte — wie verändert von jenen, die im Sommer mit 20, 30 Wagen, 50 und 100 Reitpferden, und Gott weiß wie vielen Leibheiducken und Leibwächtern durchgezogen waren! Hier ſah man in Gumbinnen und andern Stellen einen Marſchall, der ſonſt mit donnernder Stimme und geſchwungenem Säbel befohlen hatte, ganz klein um ein Stübchen und Süppchen, ganz artig um ein paar Pferde bitten, und ſich beſcheiden hinter dem Ofen auf einen Stuhl niederducken oder auf eine

Streu werfen. Ja dahin war es gekommen, daß mehrere von dieſen übermüthigen Satrapen ſich aus Furcht vor der gerechten Rache der Einwohner aus den ihnen angewieſenen Häuſern heimlich wegſchlichen, und, als ſeien ſie kleine Officiere oder Diener der Herren, ſich anderswo für Geld einquartierten: man ſah den Marſchall Victor in Gumbinnen ſein Haus verlaſſen und mit einem Strohbündel unterm Arm vor der Hütte eines armen Schuhmachers flehend erſcheinen, und ihm einen Dukaten bieten, daß er ihn hinter ſeinem Ofen auf dem Fußboden ſchlafen ließe. Da lag der Marſchall auf Stroh; dachte und träumte er nicht von Schanden und Miſſethaten, die er und ſeine Banditen in Spanien, Teutſchland, und Polen begangen hatten? O ein Marſchall von Frankreich hat keine ſo kleinlichen Gedanken! Er dachte an die verlorne Beute, an die geſtürzten Pferde, und an die verbrannten oder von den Koſacken genommenen Wagen.

Uebrigens kam trotz dieſer fürchterlich nackten Wahrheit auch in dem ſchrecklichen Unglück der Geiſt der Lüge und Gaukelei, jener teufliſche Geiſt, wodurch Bonaparte ſo groß und furchtbar geworden iſt, mit allen ſeinen Liſten und Künſten mit dieſen Marſchällen noch nach Gumbinnen und Königsberg. In Gumbinnen und der Gegend umher ſagten ſie Vorſpann, Quartier, und Verpflegung für 100000 Mann des großen Heers an, und beſtimmten hinter einander die Tage, an welchen dieſe Hunderttauſend in Abtheilungen jede von 25000 Mann eintreffen würden: andere Hunderttauſend, erzählten ſie, würden um die Weichſel zwiſchen Warſchau, Poſen, und Thorn ihre Winterquartiere beziehen und ſich für neue Arbeiten des nächſten Feldzuges einige Monate ergänzen und erholen; ja als ihre letzten Reſte über die Weichſel gelaufen waren, gab der ſogenannte König von Neapel einen offenen Heerbefehl aus, der durch ganz Teutſchland, Italien, und Polen verbreitet und verkündigt ward, und wodurch er den einzelnen Heerhaufen und den Kolonnen dieſer Heerhaufen ihre Standorte und Verſammlungspunkte anwies — O hätte die ruſſiſche und polniſche und preußiſche Erde reden können, ſie würde verkündigt haben, wo dieſe Heerhaufen unbegraben liegen und verwittern. — So bethören ſie immer noch, ſo bethört ihr Gebieter, und hat bethört und wird bethören: die Dummen glauben aus Wahn, die Feigen aus Furcht — ſie ſehen die untergegangenen Heere, aber ihnen däucht, Bonaparte könne durch einen Fußtritt aus ihren Gebeinen ſogleich wieder Hunderttauſende ins Leben ſtampfen; und die Buben und Verräther, deren leider heimlich und offenbar zu viele ſind, verkündigen das bonapartiſche Evangelium, und ſprechen dem Volke von ſeinem einzigen Genie, von ſeinen unerſchöpflichen Schätzen, und von ſeinen unendlichen Hülfsmitteln.

Eine Schande, die ſchändlichſte aller Schanden, verleugneten die franzöſiſchen Großherren, Großmarſchälle, und Soldaten bis auf den letzten Augenblick nicht: den ſchnödeſten und ſchamloſeſten Geiz, und eine Habſucht, die allein über jedes Unglück erhaben war. Murat, der Großherzog von Berg hieß und jetzt König von Neapel heißt, ergötzte ſich auf der Flucht in ſeinen Nebenſtunden mit dem Einſchmelzen des Goldes und Silbers, das er in Kirchen und Klöſtern und in den Heiligthümern der Familien von den Bildern und Altären gebrochen hatte; Loiſon, lange in Königsberg als Oberbefehlshaber, erlaubte ſich jedes niederträchtigſte Mittel der Gewalt, des Betrugs, der Beſtechlichkeit, ja der Bettelei, Gold zuſammenzubringen; Macdonald, den man für einen der menſchlichſten und großmüthigſten der franzöſiſchen Feldherren hielt, hat in Kurland wie ein gemeiner Knecht geſtohlen und geplündert; ſelbſt der Generalintendant Dumas, der vielen Teutſchen eingebildet hatte, als lebe eine edlere Seele in ihm, hat ſich durch mehrere Züge der Gemeinheit befleckt. Geizig und nichtswürdig, wie die meiſten von ihnen in dieſem Kriege ihr Leben zu retten ſuchten, haben ſie am erſten getrachtet, ihr Gold und Silber zu flüchten: früher als jene letzten Abgeriſſenen kamen doch einzelne franzöſiſche Generale, Oberſten, und Stabsofficiere an, von welchen die Bedienten verriethen, die Pferde, welche ihre reichbeladenen Kutſchen zogen, ſeien von den Kanonen abgeſpannte Artilleriepferde oder geſtohlene Reiterpferde; unter den zerriſſenen Soldaten trugen doch mehrere noch Säcke, die ſie von Moskau her glücklich mitgeſchleppt hatten, Säcke voll geſtohlnen Kirchenſilbers, köſtlichen Geſchmuckes und Geſchmeides, und auserleſener Zobelpelze: dieſe Eine Laſt war ihnen unter allen Laſten nicht zu ſchwer geworden; mancher ſteiete in Königsberg und an andern Orten ſein herrliches mehrere tauſend Thaler werthes Rauchwerk aus, und erzählte ganz gleichgültig, wie an dieſer und jener Stelle ein erfrorner Gefährte neben ihm hingefallen war: ſolche Ungeheuer macht der Geiz. Wirklich entführten viele noch unermeßliche Schätze; das iſt ein Troſt der Guten, daß ſie ihrer nicht lange genießen werden.

Dieſe Elenden, die ohne Kraft, ohne Waffen, ohne Muth, ja die meiſten ohne Hoffnung, nicht einherzogen, ſondern krochen, hätten der leichte Raub der Bauern von Maſuren und Litthauen werden können; dieſe hätten gerechte Rache nehmen können für ſo viele begangene Gräuel des Jahrs 1807, für ſo viel Elend, ſo viele Mishandlungen, Plünderungen, Erpreſſungen, Diebſtähle und Morde, die ſie im Sommer 1812, als ſie ihre Bundsgenoſſen genannt wurden, von ihnen litten: ſchimpften damals nicht alle Franzoſen auf ſie, auf ihr Heer, und ihren König? plünderten ſie nicht ihre Häuſer, verheerten ihre Felder, trieben ihre Heerden weg? ſtahlen ſie nicht aus dem einzigen Lande Preuſſen allein an 80000 Pferde? Die lebendigen Maſuren und tapfern Letten hatten wohl Luſt zuzuſchlagen und ihre Hände in dem Blut und Golde ihrer Räuber zu waſchen — ein Wink eines Beamten, und kein Franzoſe wäre lebendig vom Niemen zur Pregel gekommen. Kein Beamter winkte; der König und das Land waren durch das traurige Bündniß gebunden; die königliche Treue hielt alle feſt. Was würden die Franzoſen in ſolchem Falle, was alle andere Völker gethan haben? — Eben ſo treu und gutmüthig die Einwohner. Die Männer mit erfrornen Füßen und Händen, mit verröſteten Geſichtern und Naſen, ſtatt des Glanzes der Waffen Stöcke, ſtatt der prächtigen Kleider Lumpen tragend — dieſe elenden Verbrecher mit und ohne Sterne der Ehrenlegion, keiner mit einem Stern der Ehre im Herzen, brachten zu dem Andenken der früheren Unthaten und Uebel noch Seuchen und Peſten mit, welche viele tauſend Bewohner Preußens wegraffen ſollten; demüthig, als wenn ſie vorher freundlich geweſen, zutraulich, als wenn ſie Zutrauen verdienten, kamen ſie in den Städten zu ihren alten Wirthen, und dieſe, alles vergeſſend, ſelbſt der bedrängten Zeit vergeſſend, nahmen ſie mitleidig und gütig auf, pflegten ihre Wunden, ſtärkten ihre ſiechen und ausgehungerten Leiber, retteten die Gefangenen von dem ſichern Tode in Hoſpitälern und dem gerechten Zorn der ruſſiſchen Sieger, die ihnen bald nachrückten. O ihr treue und redliche, nur zu treue und redliche Teutſche, könnt ihr denn nie ergrimmen? könnt ihr aus dem Vergangenen, ja aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige nicht lernen? Wie klein, wie unterwürfig, wie furchtſam in Winken und Worten waren dieſe letzten Franzoſen in den erſten Tagen ihrer Flucht bei euch! und als ſie ſich nur ein paar Tage gewärmt und geſpeiſt und beſonnen hatten und die Koſacken nicht mehr heiß in den Ohren und Ferſen fühlten, wie ſogleich wieder übermüthig und trotzig! Sagten euch die wenigen von ihnen, welche noch nach Danzig und Berlin entlaufen konnten, beim Abſchiede nicht höhniſch: „Wir kennen euch Preußen wohl, ihr liebt uns „nicht; wartet nur! wir werden im Sommer „mit einem großen Heere an der Weichſel ſtehen, dieſe elenden Ruſſen, die ſagen, ſie haben uns beſiegt, ſchlagen, und euch züchtigen, „wie ihr es verdient.“ Glaubt ihr, die werden anders ſeyn, die ihr jetzt in ihrem Elende tröſtet und heilet? Ihr wärmt nur Schlangen, die erſtarrt ſind; wie ſie das Blut wieder fühlen, beißen ſie ihre Wohlthäter.

Will ich die Freundlichkeit und Gütigkeit an euch ſchelten, brave Preußen, und die Menſchlichkeit zu einem Verbrechen machen? Nein, wahrlich nicht. So überſchwänglich iſt die Fülle des Elends, daß ein Stein Thränen weinen und ein dummer und ſtummer Stock Töne gewinnen könnte; ich will nicht, daß ihr die Menſchen haſſet, aber die Franzoſen ſollet ihr haſſen; ihre dumme Eitelkeit, ihr ſchändlicher Geitz, ihre Verachtung teutſcher Treue und teutſchen Volkes — ihre ganze Verruchtheit und Nichtswürdigkeit ſoll eure Güte und Liebe nicht länger misbrauchen.

Bonaparte entfloh nach Paris; ohne Pomp, ohne Heer, ohne Verkündigungen und Vorbereitungen, ſtill wie ein Dieb in der Nacht, kam er an. Sogleich eine Menge Lügen, Gaukeleien, Entſtellungen und Verdrehungen der Wahrheit, und Bemäntelungen und Verſchleierungen ſeiner Schuld und Tollheit; endlich in dem 29ſten Bericht von dem großen Heer eine Art Sündenbekenntniß, worin vom Winter und Wetter und Glatteis viel, von der Schärfe des ruſſiſchen Glaubens und Schwerdtes wenig; auch, daß die Pferde zu Tauſenden geſtürzt, die Kanonen ſtehen geblieben; über die Menſchen ſelbſt eine gewiſſe

Dunkelheit geworfen: er ſtellt ſich, als wenn er nur Pferde bedürfe, und läßt ſich nicht merken, daß zugleich Kanonen und Gewehre, Menſchen und Thiere, Reiter und Fußvolk untergegangen ſind; bald liſt man Schmeichelei und Fuchsſchwänzerei mit der ſogenannten großen Nation, väterliche Bitten für das theuere und heilbringende Haupt und die zarte Jugend Sr. lallenden Majeſtät des Königs von Rom, erdichtete und erheuchelte Bittſchriften, Dankſagungen, freiwillige Opfer, Entzücken, Freudenthränen, Begeiſterung, und Wonne in ganz Frankreich an den Helden und Wiederherſteller und für den Helden und Wiederherſteller; neue politiſche Giftmiſchungen der Lüge nach der großen bonapartiſchen Manier, Verkündigung von Wiederherſtellung des Papſtes und der Kirche, von Beruhigung und Befriedung Europens. Was Lug und Trug in einem Sterblichen ausbrüten und erfinden mag, das zeigt dieſer Virtuos der Lüge jeden Tag.

Bethöre und lüge, Bonaparte, brauche Menſchenkünſte und Menſchenliſten, ſo viel du willſt — du wirſt Gott und die Geſchichte nicht bethören; ſie haben dich beſtraft, ſie werden dich beſtrafen, deine Stunde hat geſchlagen — du wirſt fallen. Gott hat dich geſtraft durch das Laſter und die Verruchtheit, die dich und deine Feldherren blind und wahnwitzig ins Verderben trieben, durch die Standhaftigkeit und den Stolz, die er dem Kaiſer von Rußland, durch den Muth und die Streitbarkeit, die er dem ganzen ruſſiſchen Volke in die Bruſt blies, durch den ſtrengen Winter, den er ungewöhnlich früh und heftig über dich und dein Heer verhängte. Du ſollteſt endlich zittern lernen vor einer Allmacht, womit du immer gegaukelt und woran du nie geglaubt haſt: den Wölfen und Raben und Kirchhöfen ſind die Heere geopfert, womit du die Welt erobern wollteſt; du biſt zurückgeſunken auf den Punkt, von wo du vor 13 Jahren ausgingeſt, und mit Schande zurückgeſunken. Ich will dich nicht an alte und unzählige Verbrechen erinnern, ich rechne dir nur vor, wie viel Menſchenglück und Menſchenleben deine wilde Mordluſt und deine unerſättliche Herrſchſucht ermordet hat. In deinen Heeren haſt du 400000 Soldaten zerſtört, außer dieſen wenigſtens 100000 zum Heer gehörige und das Heer begleitende Menſchen jedes Alters und Geſchlechts; in den ruſſiſchen Heeren ſind durch Krankheiten, Wunden, und Eiſen wenigſtens 200000 Soldaten und Menſchen umgekommen: dies macht 700000 Menſchen. Rechne ich dazu die friedlichen Bauren und Bürger von Teutſchland, Polen, und Rußland, welche auf dem verwüſtenden Zuge deiner Heere und in den brennenden Städten und Dörfern getödtet, verſtümmelt, verbrannt, verhungert, und geſchändet ſind; rechne ich die Tauſende, welche die Peſt wegrafft, wohin deine gefangenen und fliehenden Heere kommen, ſo ſind 500000 Menſchen nicht zu viel: dieſer einzige Feldzug koſtet an anderthalb Millionen Menſchen das Leben; wie viele Millionen Leben und Glück er im Keim vertilgt, das kann keiner berechnen.

Haſt du je ſo gerechnet? haſt du hieran je gedacht? Nein, nicht ſo, wie Menſchen denken und rechnen; in deiner Bruſt iſt kein Funke menſchlichen Gefühls. Daß du gewiſſenlos, grauſam, und wahnſinnig ſo viele Hunderttauſende, die dich ihren Feldherrn nannten, hingeopfert haſt, das hat dich noch keinen Augenblick gegrämt. Das grämte und betrübte dich einige Wochen, daß du beſchimpft fliehen mußteſt; ſo lange wareſt du traurig, als du noch fürchten konnteſt, gefangen oder erſchlagen zu werden. Nach der Bereſina machteſt du wieder den Gleichgültigen, ja den Leichtſinnigen, ſcherzteſt mit den Mitgliedern des heiligen Geſchwaders, aßeſt, trankeſt, und ſchliefeſt wie immer, und reiſeteſt geſund nach Paris: die Leichen, die um dich her lagen, waren für dich nur todte Leiber, ihre Geiſter beunruhigten deine Träume nicht, für ein eiſernes Gewiſſen ſteigen keine Geſpenſter und Schatten aus der Hölle empor. — Du biſt entronnen, du wirſt friſche Menſchenhaufen zuſammen treiben, du wirſt die blutige Arbeit wieder von vorn beginnen. Zittre! es lebt ein Gott, Gott hat dich zerſchmettert, Gott wird dich zerſchmettern. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hat aufgehört Europa zu regieren; er und ſeine ſchändlichen Großvezire und Baſchas ſind vom Schickſal nur aufgeſpart, daß ſie ſich vor der ganzen Welt in ihrer vollen Nichtswürdigkeit ſpiegeln und am langſameren Feuer der Schande gebraten werden. So iſt Gottes Gericht.

So verging durch die Verworfenheit und die Verblendung eines einzigen Mannes in ſechs Monaten die friſcheſte Blüthe von Frankreich, Italien, Teutſchland, und Polen, und wurden viele tauſend Kinder Waiſen, viele tauſend Weiber Wittwen, viele tauſend Aeltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß iſt das Schickſal, ſo unerhört die Niederlage, und ſo unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden und ausrufen muß: ſiehe hier iſt Gott! dies iſt Gottes Finger! Jenes Dunkle und Unbegreifliche, jene unendliche Macht über uns und in uns, die aus den Wolken und aus den Herzen blitzet, die wir Vorſehung, Schickſal, Vergeltung nennen, die vielnamig und vieldeutig in immer gleich furchtbarer Ferne und Nähe uns umgiebt, hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa ſeit vielen Jahrhunderten nicht geſehen hat. Schuld und Unſchuld, Sünde und Irrthum, die Getriebenen und die Treiber, die, welchen Gewalt gethan ward, und die, welche Gewalt thaten und thun wollten — alle hat Ein Verhängniß gefaßt und zerſchmettert. Es ſcheint, des Verbrechens war mehr als der Unſchuld; doch wir wollen ſagen: dunkel ſind die Wege des Herrn und kein Sterblicher mag ſie richten noch meiſtern. Hier bei dem ſo großen Elend, daß der Haß ſelbſt ſeinen Stachel verliert und der Zorn entwaffnet wird, hier wo der Trotz ſtumm und der Stolz demüthig iſt, wo die wilde Tigergrauſamkeit und Wolfsgierigkeit als ein modernder Staub im Staube liegt, werden wir ermahnt, verſöhnlich zu ſeyn. Hier hinkt der Küraſſier ohne Roß, ohne Schwerdt, faſt ohne Blut und Leben, die erfrornen Füße mit Baſt und Lumpen umwunden, der Küraſſier, der vor ſechs Monaten den armen Bauren in Maſuren das letzte Brod nahm, es ſpaltete, und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzſchuhen einherging; dort trägt einer, der grauſam nach fremdem Gut griff, die Stumpen der abgelöſten Hände umwunden, und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich um ein Stücklein Brod und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienſt, welcher der Wittwe den letzten Biſſen verſchlang und dem Säugling die Milch in der Mutterbruſt verkümmerte; dort liegt ein anderer, der ein

Wolfsrachen der Wolluſt und des Geitzes war, ächzend und erfrierend am Wege, und hört die Wölfe ſchon die Zähne über ſeinem Gerippe fletſchen; hier ſtreckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, ſpottend zurief: *Pah! was iſt euer Gott für ein Ding?* die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geſchwind von dem elenden Leben löſe; dort in der letzten Todesnoth will einer beten, der ſonſt nur fluchte, aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf ſeinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: ſo ſchrecklich wird die Verruchtheit geſtraft.

So wimmert, ſo ſterbet ihr, ſo lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichſel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des ſtolzen Philipps Eskorial und des unſterblichen Friederichs Sansſouci, die Rudolfs von Habsburg Kaiſerſitz und Moskvas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, ſchändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Thräne vergoſſen ward, worüber kein Gebet geſprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menſchen fluchten.

So hat Gott gerichtet, ſo wird Gott richten.

Dieſes alles, was in den letzten zwanzig Jahren ſo wild und gräulich und in dem letztverfloſſenen Jahre 1812. ſo groß und wunderbar geſchehen iſt, klingt gleich Fabeln und Mährchen, und doch iſt es wahr; ja die Wahrheit iſt ſo fürchterlich und ungeheuer, daß ſie ſich nimmer ſo erzählen läßt, wie ſie wirklich war. Napoleon Bonaparte dachte in ſeinem ſtolzen Sinn nichts Geringeres, als Herr der Länder und Völker zu werden, und tyranniſch und mörderiſch alles zu unterjochen, was ſich ihm widerſetzte. Dazu hat er Hinterliſt, Gewalt, Raub, Mord, Heuchelei, und Lüge, und alle teufliſcheſten Künſte der Hölle gebraucht, und lange haben viele blödſinnige und ſchlechte Menſchen geglaubt, daß es ihm mit Gott gelingen würde. So hat er in Frankreich viele Tauſende einkerkern, hinrichten, und vertilgen laſſen, damit er Herr und endlich Kaiſer hieße; in Spanien hat er die Könige hinterliſtig zu ſich gelockt und von dem Thron ins Gefängniß geworfen; Italien hat er an ſich geriſſen, die Herrſcher verjagt, die Freiſtaaten zerſtört, ja ſelbſt das heilige Oberhaupt der katholiſchen Kirche, den Pabſt in Rom, aller ſeiner Herrlichkeiten beraubt, und ihn auf das ſchmählichſte und unwürdigſte gemishandelt: doch will er ein katholiſcher und chriſtlicher Herr und Kaiſer heißen; die freien Schweitzer hat er gleich Sklaven gebraucht, und gebraucht ſie bis dieſen Tag ſo; den Freiſtaat der vereinigten Niederlande hat er lange Zeit ausgeſogen und geplündert, darauf hat er ſeinen Bruder Ludwig dort mit Gewalt als König eingeſetzt, und, als dieſer gerecht und königlich regieren wollte, ihn eben ſo mit Gewalt verdrängt, und das Königreich Holland als ein erobertes Land mitten im Frieden weggenommen und mit Frankreich vereinigt; in Teutſchland hat er am ärgſten gewüthet, das alte heilige Reich zerſprengt, und unter dem Namen Rheinbund eine neue Knechtſchaft gebauet, Oeſtreich und Preußen verkleinert, viele Fürſten verjagt, die gebliebenen als unterworfene Vaſallen behandelt, viele Länder und Städte gewaltſam eingenommen und ſie ſeinen Brüdern und Schwägern und Marſchällen zur Herrſchaft und Unterdrückung überantwortet; in dieſer jammervollen Zeit ſind viele redliche und beherzte teutſche Männer verjagt, eingekerkert, weggeführt, hingerichtet wider Gott und alles Recht, wovon ein Tyrann nichts weiß; und iſt ein ſolcher Zuſtand der Schande und des Gräuels geweſen, daß die treueſten Teutſchen Schurken und Verräther, die Schelme aber ehrliche Männer hießen und mit und unter den Fremden das Land regierten. Und weil ihm alles gerieth, ſo hat er endlich Gewalt für Recht gehalten, und iſt übermüthig geworden, und hat auch das fernſte Rußland bezwingen, und dann ganz Europa mit ſeinen Verbrechen ſchänden wollen. Aber Gott hat gewieſen, daß er mächtiger iſt, als menſchliche Künſte und Liſten, und hat ihn binnen einem halben Jahre ſo zerſchmettert, daß er zu ſeiner vorigen Größe nimmer wieder aufſteigen wird.

Als er nun zerſchlagen war durch Gott und durch die Tapferkeit und Frömmigkeit der ruſſiſchen Krieger und des ganzen ruſſiſchen Volkes — da blickte die Welt wieder mit Hoffnung zum Himmel auf, es ermannten ſich die Herzen aller wackeren teutſchen Männer, ſie fühlten die verlorne Freiheit und Ehre, und Krieg! Krieg! Rache und Krieg! klang es mit hunderttauſend Stimmen. Und der König von Preußen hörte den Ruf, und er gefiel ihm wohl, und er vertrauete Gott und ſeinem Volke und ſeiner gerechten Sache, und ließ die Worte ertönen: Krieg gegen den treuloſen Bonaparte! Krieg gegen die hinterliſtigen Franzoſen: und alles preußiſche und teutſche Volk freuete ſich und frohlockte, und es wuchs den Menſchen das Herz bis in den fernſten Gränzen des teutſchen Landes. Und dem Panier, das der König von Preußen, der erſte Vorfechter der Freiheit Teutſchlands, als ein Zeichen der Rache und Ehre erhöhen ließ, ſtrömten aus allen Gegenden viele tauſend Männer und Jünglinge zu, und wollte keiner der letzte ſeyn; und ſie haben Leib und Leben und Hab und Gut gegeben, damit das Vaterland gerettet würde; ſie haben ſich gerüſtet und bewaffnet, und rüſten und waffnen ſich jeden Tag, damit ſie die Wuth und den Uebermuth der frechen Unterdrücker brechen und bändigen. Und ſo iſt nebſt den ſiegreichen Heeren des Kaiſers von Rußland ein ſtolzes teutſches Heer ins Feld gerückt, und ſchon ſind ſie mit Gottes gnädiger Hülfe weit vorgeſchritten, und ſind ihnen ſchon mehrere unterdrückte Fürſten und unterjochte Städte des teutſchen Reichs zugefallen, und brennt alles Volk in den Landſchaften ringsum vor Luſt, gegen die Franzoſen und ihren blutdürſtigen Tyrannen aufzuſtehen.

Bonaparte aber gebraucht ſeine alten Tücken und Lügen, wovon er nicht laſſen kann, und ſind noch immer einige Verräther, die ihm helfen, und einige Buben, die mit ihm im Finſtern ſpielen; doch ihr Werk wird ihnen nicht gelingen. Er fordert jetzt Himmel und Erde zu Zeugen auf, daß er gegen Rußlands Herrſchſucht für Teutſchland in den Streit ziehe, daß er für die teutſche Freiheit und die teutſchen Fürſten fechte, daß er nur Teutſchlands Ehre und Glück gewollt habe und jetzt wolle, und ſein rechter Kaiſer und Beſchützer ſei. Und unſer dieſen Namen wüthet er, und meint ſeine wankende Macht durch Furcht und Gewalt zu halten; daher läßt er als Aufrührer greifen und wegführen, die da redliche und kühne Männer ſind, und als Empörer erſchießen, die für ihr Vaterland und ihr Volk aufſtehen. Aber ſeine Gaukelei hilft ihm nichts, denn niemand glaubt ihr; und ſeine Grauſamkeit iſt vergeblich, denn ſchon iſt der Zorn mächtiger, als die Furcht: und hinfort wird er mit einem ganzen Volke Krieg haben, und nicht mit einzelnen Soldaten, und die böſe Zauberei, womit er die Welt wie beſeſſen gehalten hat, wird mehr und mehr zerrinnen. Denn furchtbar iſt die Macht, die gegen ihn ſtreitet: da iſt der gewaltige und ſiegreiche Kaiſer von Rußland Alexander; da iſt der König von Preußen mit einem ſtolzen Heere; da iſt der Kronprinz von Schweden mit den tapferſten Kriegern; da iſt das freie England, das Heere ausrüſtet und beſoldet und Waffen und Kriegszeug und Geld ſendet; da ſind die unterdrückten Herrſcher und Fürſten des Vaterlandes, die ſich nun zur Sache Gottes und der Gerechtigkeit werden wenden; da iſt das ganze teutſche Volk, das durch langes Unglück gelernt hat, daß es brüderlich zuſammen halten und für Einen Mann ſtehen muß, wenn es nicht in ewiger Schande bleiben will; da iſt endlich der allmächtige und gerechte Gott, der die Freiheit liebt, der gewaltigſte und herrlichſte Streiter, der uns beiſtehen wird, wenn wir nicht für Tand und Ungerechtigkeit, ſondern für Ehre und Gerechtigkeit in den Krieg ziehen.

Wir können jetzt mit fröhlichen Augen und gläubigen Herzen zum Himmel aufblicken. Gott iſt da, Gott iſt mitten unter uns, Gott iſt gleichſam ſichtbar in die Weltgeſchichte getreten; Gott hat gewollt, Gott will: wir müſſen auch wollen. Dieſer alte treue Gott des teutſchen Vaterlandes, der unſere Vorfahren unter ſo vielen Wechſeln der Welt Jahrtauſende frei erhalten hat, iſt mit uns und wird mit uns ſeyn. Er hat auch den Herrſchern in das Herz gegeben, daß ſie nur für die Gerechtigkeit und durch die Gerechtigkeit ſiegreich ſeyn werden. Sie wollen nur befreien; ſie wollen nicht rauben und erobern; die Gränzen des teutſchen Volkes wollen ſie mit den Waffen wiedergewinnen, das Reich wieder herſtellen, und dann jeglicher in ſeine Heimath ziehen.

Groß iſt Gott, groß und wunderbar hat er ſich in dieſen letzten Tagen erwieſen; groß iſt die Zeit und ihre Beſtimmung, groß und herrlich wird ſeyn, was ſie aus ihrem dunkeln Schooße gebiehrt: es wird für uns ſeyn, es wird für das teutſche Vaterland ſeyn, wenn wir die vergeſſene teutſche Tugend und Treue wieder erfaſſen. Wir haben dann die gewiſſeſte

Hoffnung, daß ein ſo heiliger Krieg glücklich und ehrenvoll hindurchgeführt werden und daß Teutſchland eine Verfaſſung gewinnen wird, die es in feſterer Einheit bindet, und für lange Zeiten vor jenen unglücklichen Stürmen ſichert, die es ſo ſchrecklich erſchüttert haben.

Dies alles habe ich den Menſchen vor Augen geſtellt und ſtelle es vor Augen, damit die Schwachen ſtark und die Faulen geſchwind und die Verzagten muthig werden, und damit die, welche noch in des Wütherichs Gewalt ſind, nach dem rechten Heil ausſehen, wo es wirklich iſt. Wehe aber denen, welche jetzt nicht fühlen, daß ein teutſches Vaterland iſt, welche jetzt nicht bereit ſind zu der heiligen Arbeit und ſchönen Gefahr, welche jetzt noch an den fremden Unterdrückern hangen! Gott hat ſie verworfen, ihr Volk verwirft ſie, die Geſchichte wird ſie verwerfen. Wehe auch allen teutſchen Buben und Verräthern, die noch mit den Fremden zetteln und ſpinnen! Der Tag der Rache iſt da, das teutſche Volk und die teutſche Ehre ſind erwacht, es wird vergehen, was ſie geſchändet hat und was ſie ſchänden will; ihre Schande wird auf ihren Kopf fallen, Gott wird über die Böſen Gericht halten, wie er in Rußland und Polen Gericht gehalten hat.

Alſo, teutſches Volk was wollet ihr? was müſſet ihr jetzt wollen? Höret mich.

Eure Altvordern, die Germanen, eure Vä

ter, die Teutſchen, waren wegen ihrer Tugend, Tapferkeit, Freiheit, und Gerechtigkeit das geprieſenſte Volk der Welt, ſie haben eine unvergängliche Geſchichte verdient. Wollt ihr ihre Ehre durch Schande beſchmutzen? wollt ihr die uralte teutſche Freiheit durch Knechtſchaft ſchänden? wollt ihr als Weichlinge und Sklaven auf ihren Gräbern graſen, bis ihre Gebeine ſich umwühlen vor Zorn und ihre Geſpenſter erſcheinen zur Rache, und euch verdammen und euch verfluchen, und ihr als ein beflecktes und verächtliches Volk aus der Geſchichte abſcheidet?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht. Eure Vorfahren waren ein mächtiges und gefürchtetes Volk, und ſtifteten einen Staat, dem unter dem Namen Kaiſer ein gewaltiger Herr vorſtand, und der durch ganz Europa nur das Reich genannt ward und beinahe ein Jahrtauſend in Ehre und Majeſtät beſtanden iſt. Jetzt ſprechen die Franzoſen und ihr blutiger Treiber nur von einem franzöſiſchen Reiche: das große Volk, das große Reich, der große Kaiſer — das müſſet ihr täglich hören, und dieſe Götzen ſollet ihr anbeten. Freilich den Klang könntet ihr der Eitelkeit gönnen, denn groß iſt man darum noch nicht, weil man ſich ſelbſt groß nennt; aber die Fremden unterſtehen ſich, das uralte freie teutſche Land ihr Land, ihr unterjochtes Land zu nennen; ſie unterſtehen ſich Teutſchland Frankreich und

Teutſchlands Fürſten Frankreichs Vaſallen zu nennen; ihre Henker, die Generale Davouſt und Vandamme, wann ſie in Düſſeldorf, Hamburg, Braunſchweig, Lüneburg, Bremen, Oldenburg teutſche Männer einkerkern und hinrichten, nennen dieſe Städte franzöſiſche Städte, und dieſe unglücklichen Männer franzöſiſche Unterthanen. Dürfen ſie das? ſollen ſie das? wollet ihr das länger dulden?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Ihr hanget an euren Fürſten. Ihr thut Recht. Wir ſollen gehorchen denen, welchen Gott die Gewalt über uns gegeben hat. Aber die Fürſten haben die Gewalt von Gott nur für das teutſche Vaterland, nicht gegen das Vaterland. Auch befehlen ſie euch heute nicht als freie Männer und Herrſcher, ſondern als die unglücklichen Werkzeuge eines fremden und tyranniſchen Willens. Gezwungen gehorchen ſie dem grauſamen Unterdrücker der teutſchen Freiheit, gezwungen führen ſie eure blühende Jugend den franzöſiſchen Fahnen zu. Wie könnte ihr Herz franzöſiſch ſeyn, da ſie für teutſche Herrlichkeit und Ehre geboren ſind und die bonapartiſche und franzöſiſche Tücke und Treuloſigkeit wohl kennen? Denn gelängen Napoleon ſeine verruchten Entwürfe, wahrlich bald herrſchte kein teutſcher Fürſt mehr, er würde einen nach dem andern vom Thron ſtürzen, wie er ſchon vielen gethan hat, und franzöſiſche Statthalter und Marſchälle und Oberaufſeher würden teutſche Männer beherrſchen und plagen. Der Wolf findet ſo leicht Urſache am Schaafe, wenn er es zerreiſſen will. Wollet ihr franzöſiſche Sklaven ſeyn? wollet ihr franzöſiſche Feldherren, franzöſiſche Aufſeher, Zöllner, und Menſchenplager zu Herren haben? wollet ihr die Ehren eurer Fürſtengeſchlechter zuerſt mit Schande bedeckt, dann auf immer erniedrigt und vertilgt ſehen?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Ihr ſprechet eine ſtarke, ſchöne, klangreiche, und ſeelenreiche Sprache, eine Sprache ſo voll Tiefſinn und Hochſinn, ſo voll Klang und Innigkeit, daß die ſeligen Geiſter des Lichts ſie erfunden zu haben ſcheinen, eine keuſche, männliche, einfältige Sprache, worin der ſtolze, redliche, und reine Sinn eurer tapfern Ahnen ſich ſpiegelt. Lange iſt dieſe Herrlichkeit von euch nicht mehr geachtet worden; zu lange ſchon hat man an euren Hoflägern und in euren Geſellſchaften, ja auf euren Jahrmärkten und Gaſſen franzöſiſch geplappert, man hat die leichtfertige und verführeriſche Sprache der Fremden nachgeplappert; man hat ſich kaum geſchämt, teutſch weder ſprechen noch ſchreiben zu können. So hat die fremde Peſt gefallen, ſo hat die fremde Sprache mit ihren Schmeicheleien und Lügenkünſten gefallen, weil ſie ſo flach und üppig iſt und weil die alten teutſchen Tugenden ſeltener geworden ſind. —

Und jetzt! wie weit erſtreckt ſich fremde Gewalt? Sie verbietet euch teutſch zu ſprechen und zu denken, ſie möchte mit eurer Sprache die letzten Erinnerungen eurer Geſchichte, die letzte teutſche Liebe auslöſchen. Die fremden Ueberzieher dringen euch ihre Elendigkeit auf, ſie ſchließen die teutſchen Schulen; ſie geben euch franzöſiſche Befehle und Geſetze; ſie beherrſchen euch durch franzöſiſche Feldherren und Miniſter; ihr ſollet elendig und knechtiſch werden wie ſie, ihr ſollet Franzoſen werden. Teutſche, wollet ihr das heiligſte Vermächtniß eurer Väter, wollet ihr das glänzendſte Gedächtniß eurer Geſchichte, wollet ihr die Wurzel eures Lebens euch rauben und abhauen laſſen? wollet ihr euch ſchämen, daß ihr Teutſche geweſen ſeid.

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Die Franzoſen ſind behend, gewandt, leichtfertig, gegen ſich und gegen andere treulos; ſie ſchmiegen ſich mit einer gewiſſen Biegſamkeit und Gefügigkeit in alles hinein, ſie ſtehlen ſich mit Lügen und Schmeichelern und Knechtsdienſten durch; ſie thun alles, dulden alles nach dem Wink eines fremden Willens, und geben ſich doch immer das Anſehen, als ſeien ſie die Herren; wie ihre Sprache im kleinlichen Geſchnatter und tonloſen Geſäuſel hinplappert und hinziſchelt, ſo iſt ihr Karakter kleinlich, eitel, und prahleriſch; weil ihnen der Stolz fehlt, ſo ſind ſie ſchlau, weil ihnen die Redlichkeit fehlt, ſo ſind ſie lügneriſch, weil ihnen die Gerechtigkeit fehlt, ſo ſind ſie blank: daher ihre Geſchicklichkeit, die Scheine aller Dinge und Tugenden darzuſtellen und mit Lügen und Täuſchungen zu gaukeln, wie kein anderes europäiſches Volk. Sagt, gefällt euch ſolcher Tand, ſolche Leichtfertigkeit und Knechtſchaft? Sollen ſolche Gaukler eure Herren ſeyn? wollt ihr ein ſolches Dienervolk, ein ſolches leichtes Geſindel werden? wollt ihr Lüge für Wahrheit, Schein für That, Gaukelei für Ehre, Knechtſchaft für Freiheit haben?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht. Wind iſt das Element des Franzoſen, Waſſer und Schaum iſt ſein Gemüth. Bei unſern Vätern war der Name franzöſiſcher Windbeutel ein Schimpf; und auf dieſen leichten Wind ſoll die ſchwere teutſche Feſtigkeit und Treue hinfort ruhen? So weit der Himmel von der Erde iſt, ſo weit war verſchieden, was der Franzoſe und Teutſche ſonſt Treue, Beſtändigkeit, Ehre nannten. Was ſie ihre Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit heißen, das wollen wir ihnen nicht beneiden, wenn wir nur die Redlichkeit und den Ernſt haben, weswegen man einſt den teutſchen Namen pries. O mit den Moden und Sitten der Seine, und mit ihrer lügneriſchen, gaukeliſchen, und üppigen Sprache iſt eine Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit zu uns gekommen, die unſern biedern Vätern fremd war. Dies alles muß vertilgt werden; in Teutſchland Franzoſen nachäffen, franzöſiſch ſprechen, und ſeine Kinder franzöſiſch vertändeln und entteutſchen muß bei jedermänniglich ein Schimpf werden. Das iſt die rechte Scheidewand, die zwiſchen den beiden Völkern ſtehen muß, das undurchbrechliche Bollwerk, das uns vor dem ſchmeichelnden und ſchleichenden Verderben ſchützt. — Oder, Teutſche, wollet ihr bleiben, wie ihr nun ſeid? wollet ihr nicht wieder werden, wie eure Väter weiland waren, und wie ihr ſeyn ſolltet? ſoll die alte teutſche Redlichkeit, Biederkeit, Beſtändigkeit, und Wahrhaftigkeit nur als ein dunkles Bild der Vergangenheit, als ein erhabener Traum groſer Seelen da ſtehen? ſollen ſie nicht mehr lebendig in euren Herzen ſtehen? ſoll die Tugend noch länger Barbarei, ſoll die Lüge noch länger Artigkeit, ſoll die Untreue noch länger Liebenswurdigkeit heißen? Wollet ihr Franzoſen ſeyn?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Gefällt euch das Neue? euer junger Rheinbund? euer junges Glück? eure junge Verfaſſung? Gefallen euch die franzöſiſchen Geſetze, die Präfekten, die Maires, die Gensd'armes, alle die franzöſiſchen Plagen, Titel, und Namen? gefällt euch das ganze Geſchlepp von unteutſcher Tyrannei, das die Wälſchen euch gebracht haben? gefallen euch die willkührlichen Einkerkerungen, Entführungen, und Hinrichtungen teutſcher Männer, die in dem heiligen teutſchen Reiche gottlob ſonſt etwas Unerhörtes waren? gefällt euch, daß eure Fürſten von den übermüthigen Franzoſen gemishandelt werden? gefällt euch, daß eure Schriftſteller euch verkündigen, Bonaparte ſei der Weltbefreier und Weltbeglücker, der Liebling Gottes, der großmüthige und gerechte Wiederherſteller und Stifter Teutſchlands? gefällt euch, daß eure Zeitungen ihn euren Herrn und Kaiſer und Beſchützer nennen? kurz, gefällt euch die ganze ſchmeichelnde und kriechende und hündiſche Schande? gefällt euch die Knechtſchaft und Tyrannei der Franzoſen, die ſo alt iſt als ihre Geſchichte? wollt ihr Franzoſen ſeyn? wollt ihr Knechte der Franzoſen ſeyn? wollt ihr Knechte der Knechte ſeyn?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Fremde Gewalt hat den ehrlichen teutſchen Namen daheim und draußen geſchändet. Teutſche, man hat eure Kinder weggetrieben, und wegtreiben laſſen, wie man das unvernünftige Vieh treibt. Sie haben in Oeſtreich und Tyrol, in Schleſien und Preußen gegen ihre eigenen Brüder unſelig geſtritten, und ein ſchändliches Gerücht und gerechte Flüche verdient; das hochherzige Hiſpanien, das fromme Rußland haben über teutſche Krieger Gottes Rache vom Himmel herabgerufen. Redet! ſoll euer Name zugleich als ein verächtlicher und verfluchter Name aus der Geſchichte verklingen? wollt ihr für fremde Henker noch länger eure Ehre morden laſſen? wollt ihr länger dulden, daß man die Enkel des freieſten Volks der Erde wie Sklaven gebraucht und für Tyrannen ſchlachten läßt? wollt ihr länger für Franzoſen ſtreiten?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Wenn man ein Haus zerrütten will, ſtiftet man Hader; wann man ein Volk verderben will, ſtiftet man Zwietracht. Unſere Väter waren ein mächtiges Volk, wir waren Jahrhunderte das mächtigſte Volk Europens; wir könnten durch Eintracht noch heute das mächtigſte und glücklichſte ſeyn. Schon die Römer ſtreueten in Germanien Saamen der Zwietracht aus, Auguſtus und Tiberius und ihrer Nachfolger Künſte und Hinterliſten gegen unſere Altvordern, die Germanen, waren groß; oft gelang ihnen die Entzweiung, nie die Unterjochung derſelben: die Tugend jener Menſchen war größer, als ihre Verblendung. Im Mittelalter ſäete der Pabſt in Rom oft Zwietracht, und verwirrte und ſchwächte uns. Darauf kamen die Franzoſen. Dieſen hat ſeit drei Jahrhunderten unſere Freiheit und Gerechtigkeit zu glücklich gedäucht; ſie haben uns oft und viel hinterrückiſch belauert und angefallen; jetzt haben ſie ſich unterſtanden, uns zu beherrſchen. Dieſe, unſre ſchlimmſten Feinde, die das Geheimniß unſerer

Stärke und Schwäche wohl kennen, beten, wie die Römer weiland gegen die Germanen:

„O bleibe und daure den Teutſchen doch, wenn nicht Liebe zu uns, doch Haß gegen einander.“

Denn das iſt es: Unſere Uneinigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland hat uns verdorben, und uns dahin gebracht, wo wir jüngſt noch waren und woraus der gnädige Gott uns erretten will. Wollen wir künftig noch Land gegen Land ſtreiten laſſen? wollen wir länger dulden, daß Teutſche gegen die teutſche Freiheit zu Felde ziehen? wollen wir in unſern Geſchichten die traurige brudermörderiſche Unehre verewigen, daß Teutſche von teutſchem Eiſen durchbohrt werden, daß Teutſche über Teutſche Siegesfeſte feiern, und daß der tückiſche Feind ſich freuet, der nur auf dieſe Weiſe über ein tapferes und kriegeriſches Volk die Oberhand gewinnen und behalten kann? Wollen wir das? wollet ihr das?

Nein, Teutſche, das wollet ihr nicht.

Nein! nein! das alles wollet ihr nicht, und könnet ihr nicht wollen.

Ein freies und ruhmvolles Teutſchland, ein mächtiges und ſtolzes Vaterland, ein glänzendes teutſches Reich und einen gewaltigen teutſchen

Kaiſer, ein freies und gerechtes Volk müſſet ihr wollen.

Die Tugend, Redlichkeit, und Treue eurer Väter, die Liebe und Sehnſucht des Vergeſſenen und Verlornen, wodurch eure Vorfahren wackere und glückliche Männer waren — die müſſet ihr wollen.

Die Frömmigkeit und Gottesfurcht und das dem Himmel vertrauende Herz, welche eure Väter zu jeder edlen Geduld und Arbeit ſtärkten und gegen Laſter und Schande verwahrten — die müſſet ihr wollen.

Haß und Zorn gegen eure Unterdrücker, Haß und Zorn gegen ihren Tand, ihre Knechtſchaft, ihre Sprache, ihre Sitten und Moden, und gegen ihr ganzes blankes, äffiſches, und buhleriſches Weſen, und gegen alle, die in Teutſchland ihre Affen und Sklaven ſeyn und bleiben wollen — den müſſet ihr wollen und gebieten, auf daß teutſche Ehre und teutſcher Stolz dagegen wieder erſtehen.

Eintracht, Brüderlichkeit, Verträglichkeit, Verſöhnung aller Fehden und Unbille, ewiges Vergeſſen der jammervollen Zwietracht teutſcher Stämme und Lande gegen einander — das müſſet ihr wollen.

Durch tapfern Krieg, durch friſchen Muth, durch frohe Hingebung von Gut und Blut für das Vaterland müſſet ihr die Schande auslöſchen, die Freiheit wieder herſtellen, und das ehrwürdige und heilige Reich der Teutſchen wieder aufrichten, und einmüthiglich und trotziglich auf Gott und euer Recht die Waffen nehmen, und den Feind ſchlagen und vertilgen, ſo lange er in euren Gränzen ſitzt.

Wenn ihr das recht wollet und fühlet, wenn ihr das Unſterbliche und Gerechte, wenn ihr das alte Teutſchland wollet und fühlet, dann wird ein herrliches teutſches Zeitalter beginnen. Gott wird euch mit Sieg krönen, und euch Weisheit verleihen, wie ihr euer zerrüttetes und zerfallenes Vaterland wieder aufrichten möget.

Auf denn alle! auf mit Gott und mit dem Glauben an Ehre und Tugend! auf mit den himmliſchen Waffen gegen die hölliſchen Waffen! Waget Männer zu ſeyn, freie und ehrenwerthe Männer; waget euren Vätern zu gleichen; waget eure Feinde zu übertreffen; waget zu ſiegen oder zu ſterben — und die Geſchichte wird wieder von den lange verſchwiegenen und verhülleten teutſchen Ehren erklingen.

Geſchrieben zu Dresden in den erſten Tagen des Aprils 1813.

Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland? iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſts, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Baierland, iſts Steierland?
Iſts, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſts Pommerland, Weſtfalenland?
Iſts, wo der Sand der Dünen weht?
Iſts, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts Land der Schweizer? iſts Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl,
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſts, was der Fürſten Trug zerklaubt?
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt des Teutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt des Teutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſche heißet Freund,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh darein,
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Zwei Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der Teutſchen Legion.

Die Freiheit iſt der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr des Braven,
Die Freien trägt der Sternenſaal,
Der Teufel herrſchet über Sklaven.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1 8 1 3.

Dtsch. G.

Zwei Worte
über die
Entſtehung und Beſtimmung
der
teutſchen Legion.

Teutſchland war durch eine unſelige Verkettung unglücklicher Verhältniſſe und Begebenheiten, durch die Herzloſigkeit und Ehrloſigkeit ſeiner Herren und Fürſten und durch die Hinterliſt und den Trug einiger mit den Franzoſen und mit Frankreichs Tyrannen buhlenden und geheim zettelnden Verräther in Sklaverei gefallen, und fremde Satrapen, Zöllner und Henker beherrſchten, plagten und richteten die Enkel der Germanen, vor deren unüberwindlicher Streitbarkeit und Liebe zur Freiheit und Tugend die Römer in der Blüthe ihrer Macht gezittert hatten und die als Beginner und Anführer der neuen Geſchichte die höchſten Ehren des Abendlandes wegen ihrer Tapferkeit und Macht unbeſtritten und wegen ihrer Gerechtigkeit und Mäßigkeit auch unbeneidet getragen hatten. Doch konnte ein Volk, das den Sitz uralter Freiheit bewohnte, nicht plötzlich alle Erinnerungen ſeiner Geſchichte vergeſſen, es konnte nicht ganz vergeſſen, was es einſt geweſen war: viele dienten aus Feigheit oder Geiz als gemeine Knechte, die meiſten empörten ſich in ihren Herzen gegen die Schande, und hofften von Gott, von Zorn und Rache endlich Erweckung und Erlöſung. Es waren in der jammervollen Zeit, die zwiſchen den Anfang der Knechtſchaft, das Jahr 1800, und zwiſchen das Jahr 1812 fällt, mehrere Epochen eingetreten, welche Befreiung verſprachen, z. B. die Jahre 1809 und 1810, wo Spanien die Heereskraft des Unterdrückers ableitete; aber bei den Führern des Volks fehlte der Stolz, der Muth und die Eintracht, wodurch Teutſchland ſich ſelbſt die Ehre und Freiheit hätte wieder erſtreiten können. In den zu traurigen Jahren von 1805 bis 1812 wurden Teutſchlands Ketten immer feſter geſchmiedet durch Teutſchlands Fürſten, die ohne ein teutſches Vaterland und ohne teutſche Liebe und Treue mit kleinen und gierigen Herzen einem fremden Tyrannen dienten, der ſich Kaiſer des Abendlandes und Befreier und Wiederherſteller Teutſchlands nannte. Auch das gehörte zur Schande, welche dieſe Fürſten über ihr Volk brachten, daß ſie nicht allein viele Tauſende ihrer ſogenannten getreuen Unterthanen und geliebten Kinder in fremden Ländern gegen die Freiheit ſtreiten und verflucht und verabſcheut von der Mitwelt und Nachwelt erſchlagen ließen, fordern daß ſie gegen jedes teutſche und menſchliche Gefühl, gegen jeden ſtolzen Gedanken und jedes freie Wort für die Franzoſen die Auflaurer, Schergen und Nachrichter machten und ſich zu Dienern der Finſterniß und Unterdrückern des Lichts erniedrigten.

So, mit immer getäuſchten Hoffnungen und mit dunkeln Ausſichten in die Zukunft kamen wir zu dem Jahre 1812. Ein ſchwarzes Gewitter hatte ſich um Europens Horizont zuſammengezogen und dräuete Schrecken und Verwüſtung. Es war kein Geheimniß, wohin ſeine Wolken ziehen und ſich entladen würden. Bonaparte hatte den Krieg von 1809 zweifelhaft geführt, er ward in jenem für Oeſtreichs Ehre unſterblichen Feldzuge nicht durch Siege, ſondern durch eine ſeltene Gunſt der Umſtände gerettet; er führte den Krieg mit den edlen und ſtolzen Hiſpaniern unglücklich, der unbezwingliche Muth des Volkes, die heiligen Manen und Erinnerungen von Palafox, Romana, Albuquerque, und die ewige Vorſehung, welche den Freien und Hochherzigen beiſteht, und Wellingtons, des engliſchen Feldherrn kühner Genius ſtritten gewaltig gegen ihn: jedes Jahr fraß ihm mehr denn 100,000 Krieger, ſein blutrother Ruhm verdunkelte ſich im Weſten. Er mußte etwas thun, dieſen Ruhm wieder aufzufriſchen, Stolz, Unruhe und Herrſchſucht trieben ihn und ſeine Schaaren gegen Oſten. Teutſchland ſollte völlig geſchändet und unterdrückt, die letzten Kräfte Preußens und Oeſtreichs ausgeſchöpft und verſchlungen, und dann ſollten beide Mächte, mit Schimpf und Elend beladen, ausgelöſcht werden; mit Rußland hoffte er für's Erſte noch Unterhandlungen einzuleiten und die Sachen vielleicht ein Jahr bis zwei Jahre hinzuhalten, und dann, an der Weichſel und an den Karpathen auf feſten ehernen Füßen ſtehend, die immer mehr angeſchwollene und ſtärker gerüſtete Macht unwiderſtehlich gegen den Oſten zu treiben und auch dort ſeine Wiederaufrichtung und Erlöſung der Welt zu verkündigen. Es war noch vielen dunkel, was das Jahr bringen und ob Kaiſer Alexander dem Truge und der Liſt Standhaftigkeit und Ehre entgegen ſehen werde. Krieg ſchien jedermänniglich unvermeidlich, aber wann und wie dieſer Krieg auflodern werde, das wußten die Herrſcher kaum, geſchweige denn die andern Sterblichen.

Als die Sachen im Winter und Frühling des Jahrs 1812 ſo ſtanden, da richteten ſich in Teutſchland die Herzen und Geſinnungen einiger freien und wackeren Männer auf und ſie ſahen nach der Himmelsgegend, wo die Sonne aufgeht, und hofften dort auch den Aufgang der Freiheit. Bei den meiſten aber war Feigheit größer als Tapferkeit, und Geiz mächtiger als Ehre; ſie verzweifelten an der Freiheit und dem Vaterlande, weil ihre Herzen ungläubig und niedrig waren, und viele drängten ſich freiwillig zu den Bonapartiſchen Räuberfahnen, weil ſie Beute, Lohn und Ehrenſtellen, Gewißheit des Sieges und Leichtigkeit ſeines Genuſſes vorherſahen und vorherſagten und Bonaparten ſchon in ihren Herzen als ihren Herrn begrüßten. Jene Freien und Tapfern zogen denn gegen Oſten über das Meer und über die Weichſel; ſie zogen nicht ohne trübe Gefühle dahin: ſie hatten und liebten ein teutſches Vaterland und ein teutſches Volk — deswegen konnten ſie unter Knechten nicht wohnen; ſie fühlten wohl, als der Wind in ihre Segel blies, als der erſte ruſſiſche Zöllner ihnen den Schlagbaum der Gränze öffnete, welch' einen Abſchied ſie nahmen und mit wie ungewiſſen Hoffnungen ſie in das Elend gingen. Aber für freie und männliche Seelen giebt es keine Mittelwege zwiſchen Schande und Ehre und Freiheit und Sklaverei; ſie haben nur einen Gott, ein Gewiſſen und ein Herz und müſſen den Dienſt ihres Gottes, ihres Gewiſſens und ihres Herzens thun.

Mehrere teutſche Männer wanderten alſo aus, weil ihnen alles Elend und alle Noth lieber war, als die Knechtſchaft; da ihnen ihr Vaterland genommen war, ſo kannten ſie kein anderes Vaterland, als den heiligen Boden, wo gegen den grauſamſten und hinterliſtigſten aller Tyrannen für die Freiheit der Welt gefochten ward. Gottlob ſchon leuchteten teutſchen Männern glänzende Beiſpiele, ſchimmernde Zeichen der Ehre in dem allgemeinen Schmutz der Schande: viele edle teutſche Jünglinge, durch nichts als ihr Herz ermahnt, ſtritten ſchon ſeit drei und vier Jahren an dem Tajo und Guadalquivir unter Hiſpaniens und Brittanniens Fahnen für das höchſte Gut des Menſchen, für die Freiheit. Die neuen

Auswanderer nach Rußland wurden von den Franzoſen und ihren ſchandlichen Anhang in Teutſchland als Narren, als Verräther des Vaterlandes, als Aufrührer gegen ihre Herren, als ehrloſe und heimathloſe Vagabunden geſtempelt. Das mußtet ihr hören, redlichſte und beherzteſte teutſche Männer! aber es war euch ein Klang des Ruhms, der bis zu der fernſten Nachwelt teutſcher Geſchichte tönen wird — das mußtet ihr hören, Freiherr von Stein, Graf Chaſot, Gneiſenau, Tidemann, Boſe, Tettenborn, Clauſewitz, ritterliche Grafen Dohna, und ſo viele andere edle teuſche Männer und Jünglinge, die ihr Vaterland und Ehrenſtellen, Schlöſſer, Güter und Häuſer, Weiber und Kinder verließet, weil ihr die Freiheit über alles liebtet; das krächzten die höhnenden Stimmen feiger und feiler Menſchen euch nach, die für eure Tugend und Ehre kein Maaß in ihrer Bruſt hatten.

Um die Mitte des Sommers brach der Krieg wirklich aus. Da erhielten die meiſten der Männer eine feſte Beſtimmung: ein Theil ſtellte ſich unmittelbar unter die ruſſiſchen Fahnen, ein anderer Theil ſchloß ſich zu einem heiligen Geſchwader zuſammen. Bonaparte hatte an 150,000 Teutſche mit ſeinen banditiſchen Horden fortgetrieben; Kaiſer Alexander hoffte, dieſe Menſchen werden nicht vergeſſen haben, daß ſie einſt ein freies und glorreiches Vaterland hatten, und daß jeder Schritt, der ſie weiter gegen Oſten führte, ein Schritt näher der ewigen Schande und Knechtſchaft ſey; er hoffte, ſie werden bei der erſten Gelegenheit die Paniere des Tyrannen verlaſſen und ſich zur Ehre und Gerechtigkeit wenden. So ward unter ſeinen Auſpicien und unter der Leitung eines edlen teutſchen Fürſten, welchem Ehre beſſer gefallen hatte als Sklaverei, der Name Teutſche Legion ausgeſprochen. Dieſer Name war in Spanien ſchon geheiligt, dort focht in das vierte Jahr eine Teutſche Legion für die Freiheit, die ſo hohe kriegeriſche Ehren gewonnen hat, als die andern Teutſchen, die von ihren Fürſten dorthin verrathen worden, Schmach und Flüche verdient haben.

Der Name: Teutſche Legion war ausgeſprochen und klang bis an die Nordſee und Schelde und Alpen als ein Hoffnungsklang. Ueberläufer hatte man mehr gehofft, als kamen: der teutſche Soldat fühlte, wie er als ein Vieh in Tod und Schande getrieben ward; die teutſchen Offiziere und Edelleute, die ihm befahlen, fühlten das zu wenig; bei ihnen war das Vaterland und der Adel lange ausgeſtorben, und ſie hielten die Gemeinen feſt. Der Geiz war ihre Ehre und Sicherheit der Schande ihr Stolz geworden; ſie meinten, Bonaparte ſey unbeſieglich, und für eine Tugend, die ſie nicht kannten, wollten ſie das elendige Leben nicht wagen. Es kamen nur wenige Ueberläufer. Am meiſten wuchs die teutſche Legion durch Gefangene. Dieſen legten brave Offiziere das rechte teutſche Evangelium aus, daß die Freiheit das Heiligſte, daß die Gerechtigkeit das Höchſte, daß Gott im Himmel über Kaiſern und Königen iſt; ſie erhellten ihnen die Augen und die Herzen, und Thränen floſſen über die Wangen teutſcher Männer, und Liebe quell in den Brüſten teutſcher Krieger, die ſolche Worte vorher nicht gehört hatten. Mit einer Verblendung und Dummheit, die von Gott kam und die ihn verderben ſollte, hatte Bonaparte alles Glück ſeines Heeres auf ein ungewiſſes Spiel geſetzt: der Bandit wußte nichts von Tugend, der Lügner nichts von dem Glauben an Gott — ruſſiſche Frömmigkeit und Tapferkeit zerſtörte ihn; binnen fünf Monaten verlor er durch das Schwerdt und durch Hunger und Froſt an 400,000 Mann, und etwa 10.000 armſelige Flüchtlinge mit erfrornen Gliedern und mit Leberkrankheiten in den Eingeweiden entrannen über die Weichſel, damit ſie bald in Lazarethen ſtürben. Viel tauſend Teutſche wurden gefangen, mehrere Tauſende von dieſen wurden durch die Teutſche Legion vom Tode gerettet, der ſie bei den weiten Zügen gegen Oſten und den ſchrecklichen Wintertagen gewiß verzehrt haben würde. Viele teutſche Väter und Mütter werden auch deßwegen die Teutſche Legion ſegnen, weil ſie ihnen die Söhne erhielt; aber bald wird das ganze Vaterland ſie ſegnen, wenn ſie auf Teutſchlands Feldern auftritt und auf franzöſiſche Schädel und Rücken die blutigen Siegel der Rache drückt.

So entſtand die Teutſche Legion. Weil Neid und Haß und Erbitterung von Franzoſenknechten und von ſolchen, die gern mit franzöſiſchen Orden geprahlt hätten, allerlei Mißdeutung und Verleumdung gegen ſie verbreitet hat, ſo müſſen über die Vorwände der Tadler und über die Beſtimmung der Legion noch einige Worte geſagt werden.

Sie haben die Offiziere und Gemeinen der Teutſchen Legion Abentheurer, Vagabunden, Aufrührer gegen ihre Fürſten und ihr Vaterland, Revolutionsſtifter, Knechte Englands und Rußlands genannt; ſie haben geſagt, ein Offizier und Soldat müſſe ſeinem Fürſt blind gehorchen; ſobald er ſich eines Willens unterfange und nach dem Recht oder Unrecht einer Sache fragen wolle, löſen ſich die Bande alles Gehorſams und die Welt gehe unter; ſie haben, wie hinterliſtige Schlangen, andere Anklagen und Entehrungen im Finſtern ſchleichen laſſen, wodurch ſie ihre Schande beſchönigen und die Ehre wackerer Männer beflecken wollten. Hierüber müſſen einige kurze und wahre Worte geſagt werden.

Seit den Jahren 1805 und 1807, wo Teutſchlands Schändung und Unterjochung vollendet ward, war in vielen treuen und biedern teutſchen Herzen die Idee einer geheimen Propaganda der Tugend und Freiheit geboren. Dieſe Idee trat im preußiſchen Staate unter dem Namen Tugendbund gleichſam mit einer anerkannten und geheiligten Oeffentlichkeit auf, ward aber durch das Geſchrei dummer Ariſtokraten und durch die wirkſamere Zuflüſterung des tugendleeren Spöttergeſchlechtes, welchem alles Heilige und Erhabene ein Gräuel iſt, bald als eine leere Gaukelei gewieſen, ja wohl als eine gefährliche Gaukelei, woraus franzöſiſche Revolutionen von Freiheit und Gleichheit brüten könnten. Der Bund blieb nur eine Idee. Vielleicht hielten einige ſeiner Mitglieder noch im Stillen zuſammen, nicht als durch eine äußere Verbindung, ſondern als durch eine Verbrüderung der Herzen. Weil aber bei dem äußern eiſernen Drucke und der tückiſchen und weitumgreifenden Spionerei der Franzoſen die Idee einer ſolchen Propaganda immer natürlicher und alſo auch immer glaublicher ward, ſo träumten viele Menſchen von einem durch ganz Teutſchland beſtehenden und feſt in einander geſchloſſenen Bunde, die Guten mit einer geheimen Hoffnung, die Böſen mit einer Unglück ahndenden Furcht, die ſich unter Spott zu verhüllen ſuchte. Das war allerdings wahr, in jeder Landſchaft, in jeder Stadt Teutſchlands ſchloſſen ſich in dieſen Tagen des Unglücks die redlichen und ächten Männer enger zuſammen, die Geſinnung vereinigte ſie zu einem Bunde, der keine Regeln noch Weihen und Prieſter hatte, und im Stillen gährte und glomm ein heißer Haß gegen die Schildträger und Speichellecker der Unterdrücker und gegen die Knechte der Knechte des fremden Tyrannen: hinfort däuchte den Guten ein Verbrechen, ſich nicht von den Böſen zu ſcheiden; neutral ſeyn, fing bei ihnen an, Schande zu werden; es konnte in Teutſchland nur noch zwei Menſchenarten geben, Vaterlandsfreunde und Franzoſendiener, die erſten gleich Biederleuten, die zweiten gleich Schelmen zu achten. Die Schelme rächten ſich alſo an den Biederleuten: er iſt ein Narr, ein Schwärmer, ein Vagabund, ein Jakobiner, ein Tugendbündner — das waren im Munde der Nichtswürdigen und flachen Spötter Ehrentitel teutſcher Männer und die Franzoſenknechte und Franzoſenſpäher erzählten Wunder von Revolutionsplanen und mörderiſchen und mordbrenneriſchen Anſchlägen der Tugendbündner, die da alle teutſche Könige und Fürſten unter das Beil bringen und ganz Teutſchland mit Leichen und Aſche bedecken wollen. Die Franzoſen ſchrieen dieſe Töne eifrig nach, und ihre Großhenker in Teutſchland, Davouſt und die Seinigen, nannten jeden teutſchen Mann, der noch ein Teutſchland fühlte und dem bei dem Namen Freiheit und Vaterland die Bruſt vor Liebe höher ſchlug, einen Mordbrenner und Banditen. Solcher Spott und Hohn, der Beſchimpfung ſeyn ſollte, klang den deutſchen Männern, die nach Spanien und Rußland giengen, aus tauſend nichtswürdigen Kehlen nach. Auch leyerten ſie die gewöhnlichen pariſiſchen Beſchuldigungen nach, England beſolde in Teutſchland insgeheim eine jakobiniſche und mordbrenneriſche Parthei, für Englands ſchnödes Gold dienen teutſche Schreiber und Ausrufer und empören ſich teutſche Edelleute und Offiziere gegen ihre Herren; Rußland auch biete ihnen ſeine Ehren und ſeine Knechtſchaft als Preis des Verraths an, und dergleichen mehr, was diejenigen ſchimpfen können, die ſich die Bonapartiſche Manier zum Muſter nehmen. So war die Welt umgedrehet worden, daß die vormaligen Jakobiner jeden freien und gerechten Mann einen Jakobiner nannten. Am meiſten Gewicht aber legten ſie auf den Titel Empörer und Meuterer; ſie nannten die Ausgewanderten Verräther der teutſchen Freiheit, Abtrünnige und Abfällige von ihren Fürſten, Verderber und Zerſtörer des Vaterlandes.

Hierüber muß Einiges erinnert werden: falſche Anſichten und Darſtellungen verwirren und bethören oft auch Treugeſinnte. So ſagen wir ihnen denn, was die Worte Vaterland, Fürſt und Gehorſam bedeuten.

Sein Vaterland nennt der Menſch nicht allein einen gewiſſen Boden, wo er geboren iſt, ſondern in dieſes heilige und theure Wort ſchließt er einen unendlichen Schatz von Liebe, Treue und Freude ein. Der Menſch iſt kein Thier, wie die herzloſe Katze, welches immer an demſelben Flecke klebt, ſondern nebſt der allerdings unnennbar liebenden Natur von Himmel und Erde und Bergen und Thälern und Seen und Strömen, worin er ſpielen, arbeiten und ſich freuen lernte, liebt er in dem Begriffe des Wortes Vaterland ſeine größten Herrlichkeiten und Heiligthümer; er liebt und ehrt darin die Sitten und Geſetze, die Wiſſenſchaften und Künſſie, die Spiele und Freuden, ja die Mühen und Arbeiten eines ganzen Volkes, das mit ihm durch das geiſtigſte und gewaltigſte Band aller Bande, durch die gemeinſame Sprache, vereinigt iſt. Demnach iſt des teutſchen Menſchen Vaterland kein anderes, als das Land der teutſchen Zunge; in Königsberg oder München, in Wien oder Brüſſel, in Straßburg oder Hamburg, in Holſtein oder Schwaben fühlt der Teutſche ſich bald heimiſch, er iſt wie in ſeinem Vaterlande, denn er iſt in ſeinem Volke und lebt daſelbſt wie in dem Sinne und Geiſte ſeines Volkes. Daher iſt das Vaterland und die Freiheit, ohne welche kein Vaterland beſteht, nächſt Gott und dem Himmel auch der höchſte Gedanke des irdiſchen Menſchen.

Vaterland und Volk iſt in einem gewiſſen Sinne Eins. Wenn man Vaterland ſpricht, denkt man mehr an das Aeußere, wenn man Volk ſpricht, mehr an das Innere eines Landes. Was die Menſchen von Einer Zunge in Sitten, Leben, Thaten, Wiſſenſchaften und Künſten Gemeinſames hatten und thaten oder haben und thun — das heißt ein Volk: ſo giebt es ein ſpaniſches, teutſches, franzöſiſches, ruſſiſches Volk.

Damit nun das Heilige und Verehrliche, welches in einer großen Menge Menſchen gemeinſchaftlich lebt, damit das Große und Unſterbliche, was ein Volk gethan, gedacht, erfunden hat, oder thun, denken, erfinden kann, erhalten würde — darum wurden Geſetze gegeben, Ordnungen, Kaiſer, Könige, Fürſten und Obrigkeiten geſetzt, daß ſie ſolches an Gottes Statt erhielten und beſchützten.

Fürſten ſtehen alſo an Gottes Statt und tragen in ſeinem Namen das Schwert und Scepter der Gerechtigkeit und Gewalt, und ſollen nach Gottes Gebot als heilige und unverletzliche Männer geachtet und geehrt werden; und wehe dem, der Hand und Herz gegen einen Geſalbten und Geheiligten des Herrn erhebt! Aber ein Sprichwort ſagt: jeder Name hat ſein Amt. Die Fürſten haben heilige Rechte, aber ſie haben noch heiligere Pflichten. Sie ſind die erſten und höchſten Diener des Volkes und Vaterlandes, und verwalten in Gottes Namen die Ehren und Herrlichkeiten des Volkes. So lange ſie das wirklich thun, iſt ihre Majeſtät ehrwürdig wie die göttliche; ſobald ſie aber ihre Pflicht brechen, verlieren ſie auch ihr Recht. Wenn die Fürſten das Vaterland unterdrücken, wenn ſie ſeine Ehre und Unabhängigkeit an Fremde verrathen und verkaufen, wenn ſie ihre Unterthanen wie das Vieh wegtreiben und abſchlachten laſſen, wenn ſie Gerechtigkeit und Ehre ſchänden, wenn ſie nicht tauſendmal lieber in Freiheit ſterben, als in Unehre leben — ſo ſind ſie keine Bilder der göttlichen Majeſtät mehr, ſie ſind keine Geheiligte des Herrn mehr, ſie haben ſich ſelbſt zu Knechten und zu Pöbel erniedrigt und dürfen nicht verlangen, daß freie und wackere Männer ihnen gehorchen ſollen. Denn das Vaterland wird als ein unvergängliches und das Volk als ein unſterbliches gedacht, aber der König und Fürſt ſtirbt und ein anderer oder gar keiner tritt in ſeine Stelle ein.

Wo ſind alſo Teutſchlands Fürſten? Wo iſt das göttliche und unzerbrechliche Recht, durch welches ſie befehlen? Wo iſt der heilige Gehorſam, den ſie fordern können? Seht euch um, teutſche Menſchen, hört mich, teutſche Soldaten — und dann richtet über Recht und Unrecht.

Nicht mit dem Vaterlande ſind Teutſchlands Fürſten geſtanden und gefallen. Unvergeſſen iſt das Jahr 1805, als die Fürſten von Baiern, von Wirtemberg, von Baden, und der verruchte Erzkanzler von Dalberg, der ſich jetzt Großherzog von Frankfurt betiteln läßt, in offener Empörung von Kaiſer und Reich abfielen, und ihre armen Unterthanen gegen Teutſchland und gegen Teutſchlands Kaiſer für die Franzoſen ſtreiten ließen; unvergeſſen ſind die Jahre 1806 und 1807, als teutſche Fürſten Bonaparten die Schlachten bei Jena und Auerſtädt gewinnen halfen, als teutſche Krieger die ſchleſiſchen Feſtungen für die Franzoſen eroberten, als viele Zehentauſend Teutſche, durch ihre Fürſten getrieben, vor Danzigs Mauern und in den blutigen Feldern von Pultuck, Eilau, Heilsberg, Friedland erbleichen mußten: das nannten die teutſchen Fürſten Teutſchlands Freiheit befeſtigen und es von Englands verderblichem Einfluß, von Oeſtreichs ſchlummerloſer Herrſchſucht, von Preußens gefährlichen Entwürfen erlöſen, daß ſie es den ländergierigen

Franzoſen und dem blutdürſtigen und herrſchſüchtigen Bonaparte unterworfen; unvergeſſen iſt die Schande des Jahres 1809, wo in Baiern, in Franken, in Oeſtreich, in Tyrol die teutſchen Fürſten gegen das Vaterland und für die Franzoſen unſchuldiges teutſches Blut vergoſſen; und ſoll Spanien erzählen, wie viele tauſend Teutſche dort ermordet ſind? ſoll Rußland ſeine Lazarethe und ſeine Gräber zeigen, euch teutſchen Menſchen die Hunderttauſende zeigen, die nimmer wieder erwachen? Haben eure Fürſten, hat der blutige Tyrann, dem ſie euch und eure Ehre verriethen, euch nicht immer vorangeſtoßen, daß ihr als die erſten ſtreitet? ſo in Tyrol, ſo bei Wagram, ſo bei Smolensk, ſo bei Borodino; wer beſchreibt den Jammer und die Noth, die durch ſie auf euch gekommen ſind? wer erzählet die Mißhandlungen und Entehrungen? wer nennet die Richtplätze und Kerker, wo teutſche Fürſten ihre Unterthanen durch franzöſiſche Henker fangen und hinrichten ließen, was haben die Elenden für die Gerechtigkeit, Treue und Ehre ihres Volks je gethan? oder vielmehr, was haben ſie dagegen nicht gethan? Und ſolche wollen noch Gehorſam fordern? ſolche Aufrührer gegen das heilige teutſche Reich, ſolche Empörer gegen Tugend und Freiheit, ſolche Knechte der Furcht und des Geizes wollen Ehrenmänner Verräther nennen? Sie ſind keine Fürſten mehr, ſie haben ſich ſelbſt ihres Amtes entſetzt; wer ihnen gehorcht, der dient der Ungerechtigkeit, der Sklaverei und der Schande.

Gegen ſein Vaterland und gegen ſein Volk hat der Menſch frühere und unverbrüchlichere Pflichten, als gegen die Fürſten. Denn die Fürſten ſind nur Diener und Verwalter des Vaterlandes und des Volkes, ſie ſind nur für das Vaterland und das Volk da, nicht iſt ein Land und ein Volk, damit Fürſten ſeyen. Wenn Fürſten alſo thun und gebieten, was gegen das Vaterland iſt, oder wenn ſie ſich gebärden, als müßten ſie ſolches thun, ſo ſind die Unterthanen von ihrem Eide gelöſt; denn ihr Eid und Gelübd gegen Vaterland und Volk iſt auch ungeſchworen unvergänglich wie gegen Gott ſelbſt, den Fürſten ſchwören ſie nur, weil ſie Pfleger der Gerechtigkeit und Beſchützer des Vaterlandes ſeyn ſollen.

Von keinem Dinge in der Welt haben die Menſchen ſo lächerliche und abgeſchmackte Vorſtellungen und Gedanken, als von dem, was ſie ſoldatiſchen Gehorſam und ſoldatiſche Ehre nennen. Sie gebärden ſich, als ſey für dieſen Gehorſam ein eigenes Gewiſſen und als habe dieſe Ehre über allen andern Ehren eine eigne jungfräuliche Zartheit. Der Soldat ſoll blind gehorchen und ſeines Herrn Befehle blind ausführen — das iſt die Lehre der meiſten Menſchen, welche eine Mondur angezogen haben. Dieſe abſcheuliche Lehre iſt von Tyrannen und Deſpoten und von ihren Knechten erfunden, gerechte und tapfere Herrſcher bedürfen ihrer nicht; wenn ſie gelten ſollte, ſo müßten Gerechtigkeit, Freiheit und Ehre von der Erde verſchwinden. Denn wie mag ein Volk frei und glücklich bleiben und ſich gegen die Schlangenliſten der Tyrannei bewahren, wenn es einem Herrſcher gelingt, die Ordnung einzuführen, daß alle Welt Soldat ſeyn muß, und wenn der Soldat auf dieſe Weiſe gehorchen ſoll? Hat nicht gerade durch dieſe Lehre und durch die Verwandlung eines ganzen Volkes in ſolche Soldaten Bonaparte die Erde in ihren Grundfeſten erſchüttert und das Glück und die Ehre von ganz Europa zerſtört? Dem Menſchen hat Gott Vernunft gegeben, daß er vernehme, und Gewiſſen, daß er Recht und Unrecht unterſcheide; er iſt mit himmliſchen Gedanken und Neigungen nach Gottes Ebenbilde geſchaffen und nicht wie das dumme Vieh mit niedrigen Lüſten und Begierden, daß er ſich treiben laſſe, wohin der Treiber will. Auch ſagt die heilige Bibel und das Gewiſſen dem Menſchen, daß er lieber ſterben ſoll als Unrecht thun — und Fürſten ſollten Gewalt haben, ihm zu befehlen, Schande zu üben und gegen das eigene Volk und gegen fremde Völker Henkersdienſt zu verrichten? Nimmermehr. — Das Soldatenweſen iſt das dummſte und ſchlechteſte auf der Erde, wenn der Menſch nicht Tugend und Ehre im Herzen hat und wenn er Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit, die Unſterblichen nicht mehr liebt als Fürſten, welche ſterblich ſind. Das gemeine Soldatenweſen hat eine anſteckende Peſt in ſich, welche die meiſten Menſchen vergiftet und verdirbt; das ungemeine Soldatenweſen, wo der Krieger für Gerechtigkeit und Vaterland ficht, iſt dagegen das Edelſte und

Höchſte aller menſchlichen Dinge. Wie viele elende und übermüthige Dummköpfe hat der Prunk der Paradeplätze und die bunte Zierlichkeit von Kleidern und Waffen nicht von jeher gemacht! wie hat dies in leerer Einbildung und hohlem Dünkel von jeher das bischen beweglichen Geiſt der meiſten Krieger verſteckt! wie liegt überhaupt in dem geſchloſſenen Zuſammenſeyn ohne ein hochſtrebendes und begeiſtertes Gefühl eine ermattende und tödtende Nichtigkeit! Und dann die Gewalt der Gewohnheit, die für die meiſten Sterblichen die mächtigſte Gewalt iſt? So wie Spießgeſellen von Räuberbanden durch Verbrechen und Miſſethaten immer feſter zuſammengekettet werden, ſo bildet ſelbſt der ungerechteſte und grauſamſte Tyrann mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Banden die Krieger an ſeine Perſon, wenn ſie lange mit ihm ausgezogen ſind: ſie nennen und glauben es zuletzt ihre Ehre, für einen Wüthrich zu ſtreiten und für ihn Freiheit und Gerechtigkeit zu unterdrücken. Das iſt auch Soldatenehre: ja viele, die ſo laut mit Ehre prahlen, haben keine andere als dieſe. Haben wir nicht das friſcheſte Beiſpiel gehabt? haben wir es leider nicht noch? haben nicht viele teutſche Befehlshaber ſich gefliſſentlich zur Theilnahme an der Schande gedrängt? haben ſie nicht auch mit ihren Herzen unter Bonapartens Fahnen gefochten? Haben nicht teutſche Fürſten und Grafen und Freiherren und Edelleute damit geprahlt, daß ſie als gemeine Schergen eines blutdürſtigen Despoten gegen ihre Landsleute; ihr Vaterland und die Freiheit Bonapartiſche Ehren und Sterne der Ehrenlegion verdienten? Haben nicht Teutſche — hört es, Teutſche, und ergrimmet! — unter ihm verlernt, daß ſie einſt als ein biederes und gerechtes Volk geprieſen wurden? haben ſie nicht ihre Ehre und die heiligere und unverletzlichere Ehre ihrer Väter befleckt? ſind ſie nicht Nothzüchter, Räuber, Brandſtifter und Mörder geworden, und liegen nicht auch deswegen ihre Gebeine auf allen Gefilden Europens zerſtreut?

Das iſt das Geprieſene, das iſt der Soldatengehorſam und die Soldatenehre, dahin führen ſie. Nein dieſes Nichts wird vor dem beſſeren Geiſt verwehen und zerſtieben, der die teutſchen Brüſte wieder mit alter Ehre und Treue durchflammt; kommen wird die Zeit und iſt ſchon da, wo man die Ehrenlegionſterne unter dem Galgen verbrennen wird, wo man als Buben und Verräther aus Teutſchlands Gränzen vertilgen und ächten wird, die für die Franzoſen und gegen das Vaterland die Waffen ergreifen. Gott im Himmel hat Gericht gehalten, Gott im Himmel wird Gericht halten über die Böſen, und büßen werden, die gegen Ehre und Freiheit für die Fremden ſchalteten. Denn wo iſt eine Stadt und ein Dorf, ja wo iſt ein Weg und ein Steg in Teutſchlands weiten Gränzen, die nicht von franzöſiſchen Verbrechen befleckt wären? wo iſt eine Hütte und ein Haus, wo nicht über geſchändete Weiber und Töchter, über in die ferne Fremde weggetriebene und im Elend geſtorßene oder auf Schlachtfeldern der Schande erſchlagene teutſche Brüder und Söhne gejammert würde? Die Fürſten können dem Vaterlande nicht mehr helfen; ſie wollen ihm nicht mehr helfen. Sie können nicht, weil ſie keine Ehre und keinen Muth haben und weil Glück und Sieg ſich nimmer an ſo viel Schande binden wird, als ſie gethan und erlitten haben; ſie wollen nicht, weil ſie kein teutſches Vaterland haben, noch erkennen, weil ſie jeden Tag Leute und Länder wie das dumme und gemüthloſe Vieh vertauſchen und verkaufen können, weil ſie lange ſchon kein teutſches Herz und keine teutſche Seele mehr haben, ſondern nur das Wälſche und Franzöſiſche nachäffen, ehren und lieben.

Das teutſche Volk muß ihm ſelber helfen; es muß ſein altes freudiges Herz und ſeine begeiſterte Tapferkeit wieder erwecken; es muß in allen Landen, Kreiſen und Gauen einmüthig, einträchtig und gewaltig aufſtehen mit Gott und mit ſeiner Ehre und gegen die fremden Unterdrücker und die abſcheulichen Vaterlandeverräther in die Poſaune des Zorns blaſen und das Schwerdt der Rache ziehen: es muß nichts fühlen als Haß, heißen feurigen Haß gegen die Franzoſen und treue innige Liebe gegen die Teutſchen; nicht mehr Baier und Oeſtreicher, nicht mehr Preuße und Sachſe, nicht mehr Weſtphale und Schwabe, kein Volk, keine Landſchaft, kein Unterſchied werde hinfort gehört, ſondern Teutſchland, teutſches Volk, teutſche Ehre, teutſche Treue; auf ewig vergeſſen und erloſchen ſey die Zwietracht und das Unglück, welche der Geiz und die Feigheit und der Ungehorſam der Fürſten über das Vaterland gebracht haben; als Freunde, als Brüder, als Kinder Eines Landes ſollen ſich alle die Herzen und die Hände reichen, und die Franzoſen werden vor der heiligen kriegeriſchen Wuth der Germanen zittern, wie ihre Vorfahren davor gezittert haben; nicht mehr gehört werden der Pabſt und Luther und Kalvin als Namen und Unterſchiede, welche uns entzweien und zerſtören: der alte Irrthum iſt vergangen, nicht um verſchiedene Meinungen und verſchiedene Geſtalten des Gottesdienſtes ſollen Teutſche ſich länger haſſen und zerreißen; die Welt wartet eines neuen Pabſtes und Luthers, der in künftigen lichteren Jahrhunderten die Kirche wieder in Einheit zuſammenbinden wird: ſiehe wir haben ja alle Ein Evangelium, Einen Gott, Eine Erlöſung, Eine Hoffnung des irdiſchen und Eine Zuverſicht des himmliſchen Lebens: das aber ſey jetzt unſer Evangelium und die fröhliche Botſchaft und Lehre des Heils und der Erlöſung, daß der Herr und der Knecht, der Edelmann und der Freie, der Bauer und der Bürger zum Schwerdt greife und gegen die Franzoſen ziehe und Teutſchland, Vaterland, Gerechtigkeit und Rache rufe. So werden unſre Ehren wieder auferſtehen und das Unheil und die Schmach der letzten Jahre abgewaſchen werden.

Auch die Teutſche Legion iſt beſtimmt, eine ſolche

Vereinigung teutſcher Herzen und Kräfte zu befördern und die unſelige Trennung und Zerſpaltung teutſcher Menſchen aufzuheben Ihr Name ſagt, daß ſie alle Teutſche umfaſſe, Tyroler und Brandenburger, Baiern und Sachſen, Holländer und Schweizer, Ditmarſen und Stairer, iſt irgend ein kleinſter teutſcher Stamm, ein treuſter und verſteckteſter Gau des Vaterlandes — in ihr iſt ein Vereinigungspunkt, wo ſie ſich ſammeln und lernen können, daß nur Ein Teutſchland iſt und ſeyn ſoll, und daß die Gewalt und der Aufruhr der Fürſten gegen ihr Vaterland und ihr Volk aufhören muß. Die Teutſchen wollen keine franzöſiſche Empörung und Umkehrung, keine franzöſiſche Freiheit und Gleichheit, ſie wollen keine Könige und Fürſten ermorden: aber ſie wollen die Fürſten zum Gehorſam zwingen, ſie wollen den Trug und Verrath der teutſchen Buben ſtrafen, ſie wollen den Uebermuth der Franzoſen dämpfen, ſie wollen ihr Land von der Knechtſchaft erlöſen und Ordnungen ſtiften, wodurch die Freiheit für lange Zeit befeſtigt und beſchützt werden kann. Dies iſt ein heiliger Zweck und ein heiliger Krieg, und das Blut, das darin vergoſſen wird, gefällt Gott dem Herrn, dem Schöpfer und Beſchirmer der Freiheit, wohl.

Die Teutſche Legion ſteht da, ein heiliger Name und eine heilige Schaar, unter deren Panier alle ſich ſammeln können, deren Fürſten noch mit dem fremden Tyrannen ſtehen und auch die, welche fern von dem eigentlichen Teutſchland geboren in den Teutſchen den Athem der Freiheit und Gerechtigkeit wieder wehen fühlen, wodurch germaniſche Männer einſt ſo herrlich waren; die Teutſche Legion ſteht da als eine Schaar, in welcher die kleinlichen Unterſchiede der Befehlenden und Gehorchenden aufhören, in welcher jeder teutſche Mann, der für das Vaterland ſtreitet, als ein Ehrenmann, als ein geliebter Freund und Bruder umfaßt und geachtet wird, in welcher derjenige vor Menſchen und vor Gott der Beſte und Herrlichſte heißt, der für das Vaterland das wärmſte und redlichſte Herz in der Bruſt trägt.

England, das freie, ſtolze und ritterliche England, das jetzt in die zwanzig Jahre gegen die franzöſiſche Bosheit und Tyrannei mit glücklichen Waffen ſtreitet, hat die Teutſche Legion in Sold genommen und wird ihr einen berühmten teutſchen Mann zum Feldherren geben. Es iſt nimmer gemeint, daß ſie je außerhalb Teutſchlands Gränzen fechten ſoll, daß ſie, wie ihre Feinde und die Franzoſen ausbreiten werden, nach Afrika, nach Amerika und Oſtindien geſchickt werden möchte — nein, nur in Teutſchland, nur gegen die Franzoſen ſoll ſie ſtreiten, und nach wiedereroberten teutſchen Gränzen und wiedergewonnener teutſcher Ehre ſoll jeder, der einen ſo glorreichen Krieg überlebt, ruhig und glücklich in ſeine Heimath ziehen und dem Gott danken, der ihm die Freude beſcheerte, ſein Vaterland wieder in Freiheit blühen zu ſehen.

Die Teutſche Legion hat ein Zeichen, das auf die Heiligkeit des Kampfes und auf das teutſche Vaterland anſpielt. In ihren mit Eichenlaub, dem Lorbeer teutſcher Helden, umſtickten Fahnen ſieht man den heiligen Georg, der den hölliſchen Lindwurm erſticht, und man lieſt darin die Reime:

Auf! auf! gekommen iſt die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,
Aus allen Landen weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache.

Dieſe wenigen Worte ſchrieb ein ehrlicher Teutſcher, dem die teutſche Legion zwar von ganzem Herzen angehört, der aber kein Mitglied von ihr iſt. Er mußte loben, was lobenswürdig iſt, er mußte die ſchnöden Urtheile und die hinterrückiſchen Verleumdungen, wodurch man die treueſten und redlichſten teutſchen Männer, die nichts Theureres haben, als teutſche Freiheit, und nichts Schlechteres kennen, als Knechtſchaft, zu verwunden und anzuſchwärzen ſuchte; er mußte die verwirrten Herzen teutſcher Jünglinge und Männer, welche das Zeitalter und die Weltverhältniſſe und Gottes Verhängniſſe nicht zu deuten verſtehen, tröſten und aufhellen; er mußte zeigen, was allein ewig iſt und ewig ſeyn kann und ſeyn ſoll. Es iſt eine gewaltige Zeit, Gott der Rächer, Gott, der barmherzige und furchtbare Gott, iſt ſichtbarlich unter uns; er wird mit uns ſeyn und unſere Sache ausführen, wenn wir mit rechter teutſcher Treue in den Kampf ziehen. Was werden wird, iſt dunkel, wie die Welt ſich wieder geſtalten wird, iſt verborgen; aber das Alte iſt vergangen und etwas Neues muß werden. Was geſchehen muß, iſt hell, was wir thun müſſen, iſt keinem verborgen: wir müſſen das Rechte und Redliche thun, wir müſſen für das Vaterland und die Freiheit und Gerechtigkeit ſtreiten und ſterben, wir müſſen als Krieger Gottes und nicht als Krieger des Teufels ausziehen. Das Uebrige wird Gott richten und verwalten.

Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Staierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich!
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt das teutſche Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's, was der Fürſten Trug zerklaubt,
Vom Kaiſer und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt das teutſche Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutſche Zunge klingt
Und Gott' im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt,
Das ſoll es ſeyn!
Das, wackrer Teutſcher, nenne dein!

Das iſt das teutſche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutſcher heißet Freund,
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!
O Gott vom Himmel ſieh' darein!
Und gieb uns rechten teutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſeyn!
Das ganze Teutſchland ſoll es ſeyn!

Entwurf der Erziehung

und

Unterweiſung eines Fürſten.

Von

E. M. Arndt.

Berlin, 1813.
Im Verlage der Realſchul-Buchhandlung.

Bibliothek · Leipzig

59 - 4.144
D
[2. Ex.]

29. 6. 1959.
GK.

Ihrer Majeſtät

der

regierenden Kaiſerin aller Reußen

Eliſabeth Alexievna

und

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Herzogin von Würtemberg

Antonia Amalia

unterthänigſt geweihet.

Erhabenſte Frauen!

Sie kennen die zufällige Entſtehung dieſer Worte; Sie haben ſie mit gnädiger Nachſicht aufgenommen. Nehmen Sie im Namen der Welt den Dank und das Zeugniß des Glaubens und Stolzes, womit Sie gegen das Verbrechen und die Schande für die Tugend und Ehre geſtanden ſind. Gott verleihe Ihren edlen Herzen ein befriedetes Europa, ein glorreiches Vaterland und ein freies Teutſchland zu ſehen, das niemand reiner liebt, als Sie.

Ich erſterbe mit der tiefſten
Verehrung,
Erhabenſte Frauen,

Ihr unterthänigſter
E. M. Arndt.

* * *

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler, ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit! o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzigſchönes Land der Fantaſien!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blühn!
O Lüfte, die wie Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel ziehn,
Als bunte Vögel zu der Zeit des Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O ſüße Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabner Walter, wunderbarer Geiſt,
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerſtrom des ew'gen Lebens fleußt,

Wo alle Sinne ſtolz zur Tugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was ſie verheißt,
O frommes Ahnden, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo ſeid ihr geblieben?

Ihr ſeid dahin, und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt,
Der ſtolze Wahn ſinkt von dem Himmel nieder,
Er fühlet nun, wie tief der Gott hier fällt,
Die lahme Schwinge ſtreifet müd und müder
Am Boden hin, die einſt das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmeſſen,
Hoch ob Olympen fliegend und Permeſſen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt,
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine ſtillen Träume oft beglückt?
Das waret ihr, ihr ſtolzen Götterſöhne,
Heroen ihr, mit jedem Glanz geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt du, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du, der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohem Stammeln ſchon das Kind gelallt,
Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage und ſie hat geklungen,
So lange Geiſter hier in Leibern gehn;
Vieltauſendmal haſt du dich rundgeſchwungen,
O Sonne, um der Alpen höchſte Höh'n,
Vieltauſendmal biſt du dem Meer entſprungen —
Doch haſt du Einen Glücklichen geſehn?
Von Millionen Menſchen auch nur Einen,
Die deine Strahlen liebewarm beſcheinen?

Du kennſt die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennſt auch dieſen Klang;
Was Geiſter leiſe Geiſtern nur erzählen,
Das ſpricht in zarten Räthſeln der Geſang,
Er wohnt mit Herrſchern in den Kaiſerſälen,
Er ſpielt mit Hirten an des Hügels Hang,
In tauſend Bildern, Farben und Geſtalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er flieget leicht, der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild,
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt,
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wann rein ſein Strom aus der Begeiſt'rung quillt,
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Den Spruch des innern, heiligſten Gerichts,
Der Gott der Sterne iſt der Gott der Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts,

Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzet in ihr Nichts,
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten
Und ſeine Welt wird Gott der Herr erhalten.

Es iſt kein Trug, was hohe Seelen ſchwellet,
Was kühne Geiſter denken, iſt kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Buſen hellet,
Blitzt durch der Götter Bruſt, der Sonnen Bahn,
Die Kraft, die Liſt und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens ſchönen Kranz empfahn,
Sie heißet Einfalt, Unſchuld, Demuth, Friede,
Und ſchirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

⁂

Knabe war ich, es drang kein Ruf von gewaltigen Dingen
Unter das ſtrohene Dach, welches die Kindheit geſchützt,
Einfalt wohnte mit mir und ſtille freundliche Sitte,
Frömmigkeit lullte mich ein, Frömmigkeit weckte mich auf,
Liebe führte mich mild durch Büſche und Felder und Auen,
Liebe zeigte mir fromm Götter und Sterne zuerſt;
Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Heerden des Vaters im Hain, Heerden am brauſenden Meer,
Kamen als Träume herab, als ſchöne und helle Geſichte,
Wie in der älteſten Zeit, ſpielten als Kinder mit mir.
O was ruf' ich zurück in Tagen des Jammers, der Sünde,
O was ruf' ich zurück, Kindheit, dein ſeliges Bild,
Als mein Taubenſchlag noch die fliegendſten Wünſche begränzte,
Als mein Wäldchen mir noch däuchte die weiteſte Welt,
Als die Bibel mein Buch, mein einziges Buch und mein Licht war,
Und dein goldener Mund, Mutter, mein höchſtes Geſetz?
Ach! es rollte ſich bald die Hülle der Unſchuld herunter,
Frühe zeigte ſich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
Wettert und leuchtet — ich ſah, eiſernes Schickſal, dich früh,
Und ich trug es ſo jung dein unerbittlich Verhängniß,
Trug es im ſchweigenden Ernſt, trug es im traurenden Blick.
Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: ſei fröhlich!

Oefter die Mutter und ſchalt: Bube warum ſo allein?
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
Feierte, ſchüttelten ſie traurig das liebende Haupt;
Denn ſie meinten, es werde der Sohn, ein finſterer Träumer,
Sich und andern die Luſt tödten in künftiger Zeit.
Ich aber ſprach: wer weiß, wozu die Uebung mir frommet?
Ich aber ſprach: wer weiß, was mir das Schickſal beſtimmt?
Leichthin ſprach ichs, doch ſchwer erdrückten mich Laſten der Liebe,
Die nur ein eiſernes Herz, nimmer ein menſchliches trägt.
Abwärts weint' ich allein und traurig, daß ich ſo traurig
Machte, die zärtlich ihr Herz ſenkte in meines hinab.
Jahre, ihr ſeid nun verrollt, ihr ſchlimmen und trüblichen Jahre,
Lange erleuchtet iſt mir Schickſal und Menſchheit und Gott;
Aber gekommen iſt doch, was frühe den Knaben geahndet,
Arbeit und Noth und Gefahr, Unheil und Zwietracht und Krieg:
Nicht umſonſt warſt du, o Tag voll bitterer Kämpfe,
Nicht vergeblich dein Ernſt, ſtille und denkende Nacht;
Wohl bedurfte der Mann die feſte und ſtählerne Rüſtung,
Welche der Knabe ſich ſchon hart um die Brüſte gewölbt.
Freude gabeſt du mir, o Leben, Freude und Liebe,
Du, o reiche Natur, Freude und Segen genug;
Doch die Ahndung hat auch ihr dunkles Verhängniß erfüllet
Bis auf den heutigen Tag, alles mit Strenge erfüllt.
Zeugen mögt ihr mir nun, ihr heiligen Geiſter der Liebe,
Freundlicher Vater, und du, tapfere Mutter, mit ihm,

Bibl. Univers. Lips.

Zeugen möget ihr mir nun droben im ſternigen Reigen,
Wie ich die Zukunft gefühlt, wie ich das Schickſal gefühlt.
O ihr zeuget mir oft, ihr haucht wie heilige Lichter
Himmliſchen Athem mir ein, göttliche Wonne mir zu.

Tochter Germaniens, ſey gegrüßet mir, edele Fürſtin!
Nimm den prophetiſchen Klang, nimm das erröthende Herz,
Nimm das verhallende Wort, den flüchtigem Athem der Stunde —
O du biſt menſchlich und fromm — nimm denn das Menſchliche hin!
Kühnliches höreſt du gern und Tapferes kannſt du ertragen,
Nimmer in bänglicher Furcht zaget dein fürſtlicher Sinn,
Ueber den blutigen Staub und über die wilden Getümmel,
Welche der Augenblick tönt, hebt ſich dein freudiger Muth.
Laß ihn fliegen und leuchten und blitzen in heiligen Flammen!
Stolzem Vertrauen drückt gern göttliches Siegel ſich auf. —
Sieh ich verkünde es dir, ſo wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geſchick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirſt du noch ſehn, das heilige Volk der Germanen,
Wieder ein ritterlich Volk, ſtehen gerüſtet mit Kraft;
Herrliches wirſt du noch ſehn, die Heldengeſtalten der Väter
Wieder in Enkeln erblühn, blühn mit dem Scepter und Schwerdt.
Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrſchen,
Klingen gefürchtet das Wort, leuchten gefürchtet das Schwerdt,

Ueber den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Nimm denn die Wonne dir, nimm die Gewißheit mit liebendem Herzen,
Nimm den herrlichen Wahn, fürſtliche Seele, denn hin!
Selig, welche beſtanden und unbefleckt von der Schande
Hielten den heiligen Stolz, hielten den gläubigen Sinn!
Gott wird richten und hat gerichtet, der mächtige Walter.
Klinge prophetiſcher Klang! halle verfliegendes Wort.

Das Kind, welches einſt Fürſt und Herrſcher ſeyn ſoll, wird geboren wie andere Kinder, hat ein allen übrigen Sterblichen ähnliches Verhängniß, und iſt den meiſten Geſetzen äußerer und innerer Nothwendigkeit unterworfen, welche über uns andern walten. Mit Einem Worte, ein fürſtliches Kind iſt ein Menſch wie alle andern und ihnen allein darin ungleich, daß ſein Schickſal noch ernſter und gewaltiger iſt, als das, was über die niedrigeren Häupter hinwandelt: über ihm donnert es ſchon, wenn es ſich über dieſen kaum wölket. Auch dieſes Kind iſt ein Menſch und ſoll ein Menſch werden, es ſoll unter Menſchen leben und handeln, es ſoll einſt über Menſchen gebieten. Man muß ihm alſo die menſchliche Mitgift der Natur nicht verkümmern, wodurch es fröhlich und muthig unter Menſchen leben kann. Wodurch andere Menſchen glücklich und tüchtig werden, kann auch dieſer junge Menſch nur glücklich und tüchtig werden. Man muß ihn alſo erziehen, unterweiſen und bilden, wie wackere Aeltern den Kindern thun, an welchen ſie Freude, Tugend und Ruhm erleben wollen. Die Geſetze müſſen dieſelben bleiben für alle; nur das Maaß iſt verſchieden. Man muß ein größeres Maaß an den legen, der ſich künftig in den weiteſten Kreiſen bewegen ſoll.

Ueber das Leben gebieten drei große Mächte, ſie heißen Liebe, Nothwendigkeit, Freiheit: drei herrliche Geſchwiſter göttlicher Abkunft. Im Himmel beſtehet jede für ſich gleich hoch und gleich glückſelig; auf Erden müſſen ſie Hand in Hand wandeln, wenn ein glückliches und würdiges Leben ſeyn ſoll.

Dieſe drei himmliſche Schweſtern ſtehen drei Straßen vor, welche in das Leben und durch das Leben führen und welche die drei Landſtraßen des Lebens heißen könnten. Man könnte ſie Kaiſerſtraßen oder Königsſtraßen nennen, wie in gewiſſen Ländern die großen Wege genannt werden, auf deren Beunruhigung und Entfriedung eine hohe Strafe ſteht. Außer ihnen giebt es noch eine vierte Straße, die breiteſte und weiteſte von allen, ohne Meilenweiſer und Wegzeiger, ohne Brücken und Stege, ohne geſetzliche Beſſerung und Befriedigung, ja ohne alle beſtimmte Meſſung und Richtung; auf ihr liegt Dunſt und Nebel, um ſie flattern Geſpenſter und Irrlichter, Faulheit und Unwiſſenheit ſind auf ihr die Führerinnen, Wüſten und Sümpfe ſind ihr Ausgang. Und doch muß dieſe Straße die anziehendſte ſeyn, weil die meiſten Menſchen gedankenlos und ſorgenlos auf ihr einherſchlendern und worauf ſie wandeln nicht eher inne werden, als bis ſie in pfadloſen Wüſten und Steppen ſich verloren haben.

Dieſe drei Mächte und dieſe vier Landſtraßen wollen wir immer im Auge behalten, weil auf ſie alles bezogen werden muß, was Leben heißt und was Erziehung und Bildung für das Leben ſeyn ſoll. Wir betrachten die drei Mächte genauer. Durch dieſe Betrachtung werden wir auch die drei Landſtraßen erkennen, und endlich noch eine vierte Macht gewahr werden, eine verwahrloſete Baſtardſchweſter jener drei großen Parzen des Lebens, deren Name Eitelkeit oder Schwäche heißt und welche der weiten und breiten Straße der Menge vorſteht.

Wer biſt du, erſtgebohrne Schweſter? wer biſt du, himmliſche Liebe? wie ſoll ich dich nennen, Namenloſe? wie ſoll ich dich zeigen, Unſichtbare? Ebenbild Gottes, Puls und Athem aller Freude und alles Lebens, Urquell aller

Schönheit und aller Milde, Geſtaltloſe und doch alles Geſtaltende, Unbewußte und doch alles Wiſſende, Gottes Kind, Gottes Schweſter, Gottes Liebling, und Gottes Rath! Unſchuld und Demuth ſind deine Geſpielen, Kindlichkeit und Freude ſind dein Weſen. Die dich haben, kennen dich wohl; die dich nicht haben können dich durch Worte nicht lernen. Doch biſt du zu zart für dieſe Erde voll Staub und Blut und Arbeit und Streit; deswegen weiſeſt und ſehneſt du immer wieder zu dem Himmel empor, deswegen kannſt du hier unten in dem Lande der Unvollkommenheit und Zwietracht allein nicht beſtehen. Denn die eiſernen und ſteinernen Gewalten, die hier gebieten, würden dich zermalmen, wenn du nicht eine geharniſchte Geſellin hätteſt.

Dieſe Geſellin heißt Nothwendigkeit, ernſt, ſtreng, gewaltig in ihrem Wollen, unbeweglich und unerbittlich in ihren Beſchlüſſen, nicht die alles tragende, alles geſtaltende, erhaltende und verſöhnende Göttin wie die Liebe, ſondern die Züchtigerin und Zermalmerin, die weder links noch rechts blickt und mit eiſerner Kraft grade durchfährt, wohin ſie muß. Sie iſt nicht grauſam, nicht unerbittlich an ihr ſelbſt, aber ſie muß, weil ſie muß, und keine Gewalt mag ihr fürchterliches Verhängniß ablenken, als die Gewalt der Liebe. Dieſe ihre Lieblingsſchweſter füllt ihr die Bruſt mit Milde und das Auge mit Thränen und läßt ſie aus den Schollen und Felſen, woran ſie die irdiſche Arbeit vollbringt, zu dem Himmel aufblicken und zu dem, was beide himmliſcher Verwandtſchaft haben.

Doch daß dieſe beiden Geſchwiſter nicht zu entfernt von einander ſtänden und zuletzt einander gar entfremdet würden, mußte die dritte Schweſter zwiſchen ſie treten und ihre Wege, die ſonſt in gleicher Linie ewig neben einander hinlaufen würden, ſanft zu einander lenken, bis ſie endlich faſt in Einen zuſammenlaufen. Dieſe Schweſter iſt die Freiheit, welche die erhabene Beſtimmung hat, das Irdiſche und das Himmliſche, die Arbeit und die Freude zu verbinden. Deswegen iſt es ihr auch gegeben, in der Mitte zwiſchen jenen beiden ſtehend, das Maaß der unendlichen Harmonie zu halten und der Stundenweiſer der Zeiten und Orte zu ſeyn. Sie iſt nichts, ja ſie iſt gar nicht, ohne jene beiden; aber jene würden ohne ſie in halber Einzelnheit vergehen oder erſtarren. Durch ſie werden ſie immer erinnert, wer ſie ſind und wer ſie ſeyn ſollen und wie ſie nur durch Eintracht etwas Würdiges ſchaffen können.

Die erſten zwei Göttinnen wandeln lange und oft einzeln und auf jeder ihrer Straßen iſt nur ein einzelnes Leben des Sterblichen, das keine irdiſche Genüge noch Fülle gewinnen mag. Das aber iſt das wahre Leben und die wahre Lebensſtraße, wann die Freiheit endlich gebietet und die beiden Wege der Liebe und Nothwendigkeit ihr immer hart zur Seite laufen. Dann iſt ein wahrer und edler Menſch fertig, zugleich mild und unendlich wie die Liebe und ſtark und gemeſſen wie die Nothwendigkeit; es iſt ein freier Menſch, ein Gott auf Erden, fertig geworden: der Menſch wandelt zwiſchen Liebe und Nothwendigkeit unter dem Schirm der Freiheit.

Der Menſch wird nur ganz erzogen durch Liebe und Nothwendigkeit zugleich, halb erzogen durch eine von beiden. Der ganz erzogene Menſch betet endlich die Freiheit, als ſeine höchſte irdiſche Göttin an, der halb erzogene gelangt ſelten zu ihrer Ahndung, nie zu ihrem Beſitz, ſein Leben wird wankend, unglückſelig und zwieträchtig.

Wenn die Menſchen, welche erziehen ſollen, nicht wiſſen noch ahnden, was Liebe, was Nothwendigkeit, was Freiheit iſt, wenn ſie wegen Sündlichkeit und Unglauben die hohen überirdiſchen Geſtalten nicht mehr in ihrer Reinheit und Majeſtät anzuſchauen wagen, wenn die Liebe in bewußter Tändelei äffelt und empfindelt, die Nothwendigkeit faſelt und ſchulmeiſtert, wenn die Freiheit im fernen Hintergrunde nur als eine Halsbrecherin und Mordbrennerin gezeigt wird, dann gewinnt die Baſtardſchweſter der heiligen Drei die Herrſchaft: die Eitelkeit oder Schwäche, welche mit allen Larven tändelt und mit allen Geſtalten gaukelt; aber Ruhe, Freude, Stolz nimmer erkennen noch das feſthalten mag, wodurch das irdiſche Daſeyn ſchon ein himmliſches werden kann.

Liebe und Nothwendigkeit ſind die großen Erzieherinnen und Schöpferinnen des Menſchen und aller Dinge; beide vereint erziehen ganz, beide einzeln erziehen halb. Wer frei und freudig, muthig und ſtolz durch das Leben wandeln will, muß ſie beide innig empfunden und erkannt haben. Ich ſang einſt von ihnen, und wahr bleiben die Reime:

Zwei Töchter hat die Gottheit ausgeſchickt
Die Welten und die Herzen zu erſchaffen,
Die eine blicket ernſt und träget Waffen,
Die andre iſt mit Huld ſtatt aller Wehr geſchmückt;
Sie iſt die erſte, heißet Liebe,
Die zweite heißt Nothwendigkeit,

Sie wandeln Hand in Hand und kennen keinen Streit
Und einem unbekannten Triebe
Verdanken ſie die Einigkeit.
Durch ihre Eintracht leuchten alle Sonnen
Und laufen alle Erden um,
Durch ſie nur wird hier unten Luſt gewonnen
Und oben das Elyſium,
Sie kommen huldreich auf die Wiege
Herab beim erſten Sonnenſchein
Und ſegnen fromm die holden Züge
Des Säuglings für das Leben ein.

So wie der Menſch geboren wird, empfangen ihn dieſe beiden großen Göttinnen an der Schwelle des Lebens, oder vielmehr ihre irdiſchen Bilder empfangen ihn. Dieſe heißen Mann und Weib, oder richtiger Vater und Mutter: der Mann das Bild und der Vertreter der Nothwendigkeit, das Weib das Bild und die Vertreterin der Liebe. Zwiſchen dieſen beiden Geſtalten ſteht das Kind, und durch ſie wird es den beiden höheren Gewalten zugeführt, die es halten und tragen ſollen, wann dieſe erſten Stützen es nicht mehr können.

Wir wollen ſehen, wie die Natur den Menſchen erzieht und wie die Kunſt ihn erziehen ſoll.

Die Mutter iſt die Liebe. In ihr wohnen die Bilder der dunkeln und geheimen Kräfte Gottes und der Natur: alles Gebährende, Erhaltende, Verſöhnende, alles Fromme, Gläubige, Verborgene. Auf dem Mutterſchooße und an der Mutterbruſt empfängt das Kind den erſten Glauben, die erſte Religion, den erſten Muth des Unendlichen und Großen. Der Vater iſt die Nothwendigkeit. In ihm wohnen die Bilder der klaren und gemeſſenen Kräfte Gottes und der Natur: alles Geſtaltende, Ordnende, Verwandelnde, Zerſtörende, alles Feſte, Strenge, Fürchterliche. An dem Vater begreift das Kind die Gewalt des Maaßes und Geſetzes, es begreift an ihm den ſtrengen und furchtbaren Gott, der ſtrafen muß. Die Mutter iſt der Schatten der unendlichen Milde, der Vater der Schatten der unendlichen Heiligkeit; die Mutter iſt das Bild der inneren, der Vater iſt das Bild der äußeren Welt.

So ſcheint es und ſo iſt es in dem Leben natürlicher und kräftiger Menſchen.

Zwiſchen dieſen beiden Geſtalten und Mächten wandelt das Kind glücklich und unbewußt ſeine erſten Jahre der Unſchuld hin, am glücklichſten, wenn es ein Kind bleiben darf. Die erſten acht Jahre ſeines Lebens ſoll es nichts thun als leben und ſpielen. Seine Aeltern, Geſpielen gleiches Alters, und die heiligſte und frommſte Geſpielin, die Natur, ſollen allein mit ihm leben, mit ihm ſpielen und es unterweiſen. Das Kind wird noch nicht durch Buchſtaben unterwieſen, aber es lernt in dieſen erſten Lebensjahren unendlich viel: es lernt Gott, es lernt den Menſchen, es lernt das Leben kennen. Dieſer große Unterricht macht ſich von ſelbſt, wenn das Menſchenleben um das Kind wahr, züchtig und edel iſt, und wenn man Sonne und Luft, Blumen und Bäume, Vögel und Thiere mit ihm ſpielen läßt. In dieſen Jahren wird der große Bau des Lebens, worauf der künftige Mann mit feſten Füßen ſtattlich ſtehen ſoll, unſichtbar gegründet. Die Unterweiſung durch den Buchſtaben iſt in dieſer Zeit faſt immer vergeblich, häufig auch gefährlich, die Unterweiſer ſeien denn die kindlichſten und frommſten Seelen und der Untericht werde denn eine einzige goldmündige Fabel. Die Kinder werden durch dieſen voreiligen Unterricht leichtlich zu ſehr gereizt, zu früh ſich bewußt, alſo klügeliſch, geſchwätzig, eitel, einbildiſch; ſie verlieren die ſchöne Einfalt des Glaubens, die auch im Lernen und Begreifen Wunder thut; ſie werden dumm, weil man ſie ſo früh klug machen will. In dem funfzehnten, ſechszehnten Jahre werden ſie vielleicht als ſeltene Muſter von Geiſt und Bildung angeſtaunt werden, aber im fünfundzwanzigſten

Jahre würden ſie ſchon jedem Biedermann, die eitlen Thoren, oder die flachen Spötter und Witzbolde zur Schau ſtellen.

Von dem achten bis funfzehnten Jahre iſt das Knabenalter, ein fröhliches, muthiges Alter, wo die geiſtigen und leiblichen Kräfte mit Gewalt nach Entwickelung ſtreben und ſich in freudiger und genialiſcher Wildheit tummeln: eine glückſelige, ja ein wahrhaftig göttliche und bedürfnißloſe Zeit, welche alles Zarte und Milde des menſchlichen Gemüthes zu begraben ſcheint, da ſie es drinnen doch am kräftigſten ausbildet. Das Knabenalter iſt der unſichtbare Strom, der eine Zeitlang unter der Erde hinfließt, damit er bald deſto mächtiger wieder hervorbrauſe. Das Kind ſcheint ſich jetzt oft ſelbſt von der Liebe und von allen zarteren Geiſtern der Kindheit zu löſen, es ſcheint bloß wild, kalt, ſpröde. Aber es ſcheint nur ſo. Die Aeltern ſollen ſich das nicht irren noch grämen laſſen. Dieſes fröhliche Alter iſt die Zeit, wo die Uebungen und der Unterricht beginnen. Dieſe müſſen ernſt und ſtrenge getrieben und behandelt werden, denn der Knabe ſoll die Nothwendigkeit und Heiligkeit der Arbeit lernen. Aber zu waidlichen Spielen, zu allen leiblichen Künſten und zu allen wilden Entwickelungen, welche die Genoſſenſchaft gleiches

Alters liebt, ſoll reichlich Zeit und Raum gelaſſen werden. Wir wollen lieber ſolche Menſchen, die viel können und wagen, als die viel wiſſen und denken: im fünfundzwanzigſten und fünfunddreißigſten Jahre werden die Könnenden und Wagenden auch als die Wiſſendſten und Denkendſten erſcheinen. Uebrigens iſt der Unterricht bloß mythiſch, d. h. erzählend und weiſend, nicht logiſch, d. h. urtheilend und klügelnd. Solches gehört nicht für dieſes Alter und macht künftige Schwätzer oder Tröpfe. So mythiſch lehre man die Sprachen, ſo die Geſchichte, Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte, ſo, wie weit es angeht, ſelbſt die logiſche Mathematik. Die Knaben können ſehr viel lernen, aber ſie ſollen nicht wiſſen, was ſie gelernt haben.

Mit dem funfzehnten, ſechszehnten Jahre kömmt eine neue Epoche, die Epoche des Jünglingsalters. Der Strom, welcher ſieben, acht Jahre verborgen floß, dringt wieder an die Sonne hervor und brauſet in herrlicher Fülle dahin. In dem Jüngling verbinden ſich das Kind und der Mann, er iſt die Mitte von beiden. Nun bekömmt die Mutter ihren Sohn wieder: alle unergründlichen und unendlichen Gefühle, Triebe und Kräfte erwachen in ihm, er hat Thränen, er hat Milde, er hat Liebe, die er nicht laſſen kann, er ſinkt wieder an die liebende Mutterbruſt, und die Wildheit des Knaben wird ein ſtolzes Feuer, die Kälte deſſelben eine fromme Sehnſucht. Nun verlangt den Sohn nach dem Vater, er will ein klares Bild des Lebens, er will einen freudigen und ehrenfeſten Mann ſehen, er will lernen, wodurch Männertugend und Würde behauptet wird: die große Unterweiſung beginnt. Die Religion der kindlichen Liebe, die er zuerſt auf dem Mutterſchooße fühlte, die unbekannte Strenge des Schickſals, die ihm von der gebietenden Stirn des Vaters entgegen leuchtete, wollen jetzt ihr Maaß und ihr Verhältniß haben, oder der Jüngling wird ein wilder Wüſtling oder ein dumpfer Fantaſt. Nun iſt die Zeit da, wo die Seele durch Grundſätze geſtählt werden muß, damit ſie dem Laſter nicht erliege; wo die ewige und unſterbliche Geſchichte, männlich, herrlich und heilig, wie ſie iſt, gelehrt werden muß; wo der unbekannte Gott, den das Kindlein ahndete und wovon der Knabe kaum wußte, mit hohem chriſtlichen Sinn als der Halter alles Lebens gezeigt werden muß. Das Wort und die That, das Beiſpiel und die Lehre müſſen jetzt Hand in Hand gehen; friſche und reine Jünglinge, ernſte und tapfere Männer müſſen mit dem Jüngling leben; ſtrenge Uebungen, hohe Gefühle, gewaltige Gedanken müſſen in gleichem Maaße emporſteigen, wie wilde Leidenſchaften, fürchterliche Triebe, unbändiger Trotz ſich aufbäumen wollen. Führe den Jüngling ſo bis an das achtzehnte, zwanzigſte Jahr und laß ihn dann frei ins Leben hinein. Er wird viel ſtraucheln und ſündigen können, er wird doch zuletzt ein Mann ſeyn.

Ich habe dies Allgemeine hingeworfen, ein Bild eines würdigen Lebens, wie es mir vorſchwebt und wie ich ſein Gleichniß hie und da gottlob in der Erfahrung gefunden habe. Ich komme jetzt auf das Beſondere, auf die Frage: Wie ſoll man Fürſten erziehen? Ich ſagte gleich anfangs, auch für ſie müſſe gelten, was für alle gelte, weil ſie Menſchen ſind. Wenn wegen mancher unbiegſamen Verhältniſſe ſie andern Menſchen nicht gleich erzogen werden können, ſo bleibt es doch eine ewige Wahrheit, daß ſie am glücklichſten und tüchtigſten werden müſſen, je ähnlicher ſie andern wackern Menſchen erzogen ſind.

Hier ſage und bekenne ich zuvörderſt die traurige Wahrheit, daß ſehr wenigen Sterblichen das Loos fällt, nach dem Bilde erzogen zu werden, das ich oben aufgeſtellt habe. Zu einer ſolchen Glückſeligkeit wird ſo vieles erfordert, das ſich auf Erden ſelten beiſammen findet. Doch werden Viele in einer großen Annäherung zu den angegebenen Verhältniſſen und Forderungen erzogen. Das ſage ich auch und bekenne es der Menſchheit zum Troſt und Gott zu Ehren, daß in der Welt ſelbſt ſo viele unſichtbare Tugend, Treue und Zucht lebt und dem Menſchen von ſeinem himmliſchen Urſprung her noch innewohnt, daß Viele, welche nach gewöhnlichen Begriffen gar nicht erzogen heißen können, doch wirklich wohl erzogen ſcheinen: d. h. das Leben ſelbſt hat ſie erzogen. Dies ſage ich nicht umſonſt, denn es hat große Beiſpiele ſolcher Fürſten gegeben. Ich nenne nur den großen König Karl den Elften von Schweden, den ſeine Großmutter und die Reichsräthe, damit ſie ihn künftig leichter regieren könnten, in völlig roher Jugend aufwachſen ließen, und der doch der Ordner und Wiederherſteller des Reichs ward. An Peter den Großen will ich nicht erinnern, weil ein ſolches Genie ein ſeltener Komet iſt. Daraus ſpringt auch die große Wahrheit hervor, daß es viel beſſer iſt, den Menſchen von Gott, Natur und Leben (was die Leute gewöhnlich Zufall nennen) ohne alle Unterweiſung und alle Richtung erziehen zu laſſen, als ihn halb oder gar verworren zu unterweiſen und zu richten.

Die angeborne Kraft bleibt in dem erſten Fall oft herrlich lebendig und öffnet ſich doch große Bahnen, in dem zweiten Fall wird ſie ermattet, verdunkelt, vereitelt.

Jetzt gehe ich grade auf die Sache und werfe den kurzen Entwurf hin, wie ich das Kind erzogen und gebildet wiſſen will, das für den erhabenen Beruf geboren iſt, einſt der Leiter, Beſchirmer und Beherrſcher von Hunderttauſenden, ja von Millionen Menſchen zu ſeyn.

Die Mutter des Prinzen hat keine ſüßere noch höhere Pflicht, als ganz ſeine Mutter zu ſeyn; ſie ſoll es bleiben und wird es bleiben wollen. Wir haben alſo die Liebe für das Kind. Sein Vater kann ihm nur ſelten die Nothwendigkeit ſeyn; ſein hohes Amt wird ihn faſt immer daran hindern. Man ſuche alſo einen Mann, der dem Kinde ſeine Stelle erſetze, einen biedern, frommen, tapfern Mann, der, wenn nicht fürſtlich geboren, doch fürſtlich geſinnt iſt. Dieſem werde das Kind vertraut, als ſey es ſein eigenes Kind; er ſtehe als der Freund des Fürſten und der Fürſtin, als ein edles Glied des Hauſes da. Das Kind wird durch Liebe und Ehrfurcht bald wie ſein eigenes Kind ſeyn, wenn er von außen und innen der Mann iſt, wie wir ihn fordern.

Iſt dieſe Ordnung da, ſo ſtehe das Kind einfach und natürlich darin, ſpiele, lebe, freue ſich wie andere glückliche Kinder, genieße Licht und Luft, Sonnenſchein und Regen, Spiele und Scherze, wie es allen andern Sterblichen vergönnt iſt. Damit es ſich ſeine erſten acht Jahre frei und fröhlich entfalten könne, verſage man ihm nicht, was alle Kinder ſo heftig begehren und begehren müſſen: Geſellſchaft. Das Kind muß Geſpielen ſeines Alters haben und behalten. Drei bis vier geſunde und ſchöne Kinder werden ihm zugeſellet, durchlaufen mit ihm alle Stufen des Alters und der Entwickelung und Unterweiſung, und werden erſt in den Jahren entlaſſen, wo andere Kinder, die auch Genoſſen Eines Hauſes und Einer Erziehung geweſen ſind, ſich von einander zu trennen pflegen, damit jeder für ſich ſeinem beſondern Berufe folge. Dieſe junge Menſchengeſellſchaft iſt dem Prinzen zu einem luſtigen und freudigen Leben durchaus nothwendig; denn ſonſt würde ſein Daſeyn gleich im Anfange verkümmert und vereinzelt. Warum es in einem höheren Sinne nothwendig iſt, das werde ich bei dem Jünglingsalter klarer als die Sonne zeigen.

Eine Unbequemlichkeit indeſſen bleibt bei dieſem und dem folgenden Leben des Kindes immer, die, daß man es nicht ganz unbefangen leben laſſen darf. Sein Leben iſt ein theures und koſtbares Leben, es kann dem Zufall nicht preisgegeben werden, wie das Leben anderer Kinder; es muß mehr behütet und bewacht werden. Dies iſt wahr; doch läßt ſich dieſe Wache und Hut, wenn man die rechten Wächter und Hüter hinſtellt, ſo einrichten, daß das Kind mit der Natur und mit ſeinen Geſellen ſpielen, und ſich gleich den Blumen des Feldes in Freude und Luſt entfalten kann, ohne daß ſeiner unſchuldigen Unbewußtheit und Unbefangenheit zu ſehr geſchadet werde. Das iſt aber bei dieſer ungewöhnlichen Freiheit, worin wir den Prinzen, als in dem Element einer großen Seele, leben und weben laſſen wollen, am wenigſten zu fürchten, daß er der Verführung und dem Verderben zu früh preisgegeben werde. Die Welt Gottes iſt nicht ſo voll Sünde und Verderben, als diejenigen glauben, welche ſie nur aus der Ferne kennen. Iſt Liebe und Zucht im Hauſe, ſo löſcht ſie leicht die kleinen Flecken aus, die auf das reine Bild geſprützt ſcheinen. Dies Bild iſt auch durch Gottes wunderbare und wunderweiſe Ordnung der Natur von der Art, daß die Flecken in dieſen Lebensaltern nicht leicht durch die Oberfläche dringen. Das iſt aber das

Un-

Unglücklichſte und heckt die Eitelkeit und Sünde aus, wenn der Menſch zu früh von den warmen und liebenden Brüſten der lebendigen Natur weggeriſſen wird.

Das Knabenalter des Prinzen wird gehalten und unterwieſen, wie ich oben von ſolchen Kindern gezeigt habe, welche Kinder freier und wohlhabender Aeltern ſind. Weil wir den Menſchen durchaus rein und ganz und heilig laſſen wollen, wie Gott ihn geſchaffen hat, ſo ſoll der Knabe ungeſtört bleiben, und kaum ahnden, wozu er beſtimmt iſt. Daß er einſt als ein hochgeſinnter Mann ſtehen ſoll, mag er frühe ahnden und wiſſen, damit ſeine Sinne und Gedanken wie junge Sonnenadler von Kindauf hoch fliegen. Er wird unterwieſen, wie ein edler Menſch unterwieſen werden muß. Er lernt auf die oben angegebene Weiſe ſo ſehr als möglich mythiſch Geſchichte, Erdkunde, Naturgeſchichte, Mathematik; er lernt ſeine Mutterſprache zuerſt und recht, auch das Latein, eine ſchöne Regel der Ordnung, des Ernſtes und der Kraft und eine Quelle großer Geſchichten und ſtolzer Muſter der Hoheit: Salluſtius und Tacitus werden dem Mann hohe Geſtalten zeigen können; er freut ſich wie andere Knaben an Mährchen und Liedern; er freut ſich, wenn er Talent hat, dieſer und jener ſchönen Kunſt. Der Unterricht und ſeine Art ſey ernſt und ſtreng, nicht tändelnd und ſpielend, wie die äſſelnden und faſelnden Meiſter oft mit Fürſtenkindern thun. Das Kind ſoll früh lernen, wie heilig und würdig die Arbeit iſt. Die Spiele und Leibesübungen gehen' mit dem Unterricht in gleichem Maaße und ſind frei und fürſtlich, daß ſich eine edle und feſte Geſtalt entwickeln könne. Wir wollen keinen eitlen Vielwiſſer, keinen beſtäubten Pedanten, ſondern wir wollen einen kräftigen, lebendigen Menſchen bilden. Der Unterricht und die Behandlung des Unterrichts und ſeiner Gegenſtände aber ſey durchaus ohne Wendung oder gar Verdrehung auf den künftigen Beruf hin. Daß der Knabe jenen Beruf einmal faſſen und erfüllen könne, muß er jetzt den ſüßen Beruf Menſch zu ſeyn einzig fühlen und empfinden.

Ich beſtehe nicht ohne guten Grund darauf, daß der fürſtliche Knabe nur ſeine Mutterſprache und allenfalls auch Latein lernen ſoll. Das Lernen vieler Sprachen im zarten Alter giebt zu vielerlei Anſichten und Bilder des Lebens, welche einander verſchieben und das Gemüth leicht verdunkeln oder ſchwächen, zumal, wenn die Sprachen ganz verſchiedenen Karakteren der Völker und Klimate angehören. Die Leute wiſſen nur nicht, welch ein ernſtes Ding eine Sprache iſt und daß man mit der Neigung und Auffaſſung derſelben auch nothwendig vieles von der Neigung und dem Gemüthe des Volkes, das ſie ſpricht, annehmen muß. Doch will ich das Aehnliche in dieſen Jahren nicht verbieten, ſondern nur das Ungleiche. Ein ſchwediſcher Prinz mag wohl ohne Schaden das Engliſche und Teutſche, ein teutſcher das Schwediſche und Engliſche lernen; wie aber, wenn er das Franzöſiſche und Italiäniſche zugleich neben ſeiner Mutterſprache übt? Sollte da, bei der zu frühen Miſchung ſo ganz verſchiedener Naturen und Karaktere, nicht Eitelkeit, Nichtigkeit, Sehnſucht nach dem Ausländiſchen und Verbotenen und Entfremdung und Vernichtung des Heimiſchen und Gegebenen ſich einniſten? Das thut es allerdings. Die eitle Tändelei der Kindheit büßt der Mann ſehr ernſthaft. Man ſehe ſich um, wie ſolche thörigte Erziehung in manchen Ländern aus Einem Volke oft zwei ganz verſchiedene Völker geſchaffen, von welchen der nach dem Fremden gebildete Theil von der Kraft und Art und Ehre des Eigenen und Vaterländiſchen kaum noch eine leiſe Ahndung hat und alſo in Zeiten der Noth und Gefahr, wo es gilt Menſchen fortzuſtoßen und zu beherrſchen, der lebendigen Gewalt der Mittheilung und Begeiſterung mangelt, die allein aus dem Gefühl und Sinn entſpringen kann, die in dem Volke leiben und leben, welchem man angehört. Dies iſt ein großer Punkt in der Erziehung, beſonders in der Erziehung ſolcher Menſchen, die einſt das Volk führen und regieren ſollen. Auch ein Baum des Treibhauſes gedeiht nicht, deſſen eine Seite afrikaniſche Hitze, die andere ſamojediſche Kälte anweht.

Wer ſoll unterweiſen? Jener, der an des fürſtlichen Vaters Stelle ſteht, mag es auch thun; die übrigen Gehülfen ſeyen wackere und geſcheute Männer, und keine Glückſucher noch Schmeichler. Jener erſte doch ſoll immer mehr durch das Beiſpiel und die That unterweiſen, als durch das Wort und die Lehre.

Frei, lebendig, glücklich haben wir das Kind ſpielen, den Knaben ſich tummeln und unterrichten laſſen. Reich an Freude, reich an Vertrauen zu Menſchen, reich an Liebe und Luſt ſoll unſer fürſtliches Kind ſeyn; denn wann ſein hohes Amt ihn zur Arbeit fordert, wird er am meiſten mit den ſpröden, kalten und eiſernen Kräften der Natur und des Lebens zu thun haben. Daß er dann, im Kampf mit dem Wilden und Böſen, was immer die Zucht und das Geſetz durchbrechen will, dann, wann das Feſte und Strenge alle Tage gefordert wird, mild und freundlich bleibe, bedarf er wohl der reichſten Mitgift von Liebe und Zuverſicht, damit ſeine Bruſt ſich nicht verhärte und an dem Schlechten erſtarre.

Der Knabe wird ein Jüngling, er iſt funfzehn, ſechszehn Jahr alt. Im edlen Wetteifer der höchſten Dinge, Gefühle und Gedanken wird er jetzt mit den Geſellen ſeiner früheren Jahre erzogen, die er noch nicht entbehren kann. Jetzt wird ſeinem Blick die Bahn geöffnet, worauf er künftig ſchreiten ſoll; jetzt wird ſein Herz mit dem gewaltigen Stolz genährt, wodurch er künftig der Segen oder Fluch von Millionen ſeyn ſoll. Das Höchſte, das Herrlichſte, das Gewaltigſte, was in Gott und in der Natur, in dem Menſchen und in der Geſchichte lebt, wird ihm vorgehalten, damit der junge Adler ſich nach der Sonne der Tugend und Unſterblichkeit ſehne und das Niedrige und Unwürdige verſchmähe. Jetzt, wo die ungeſtümſten Leidenſchaften durchbrechen wollen, wo Uebermuth, Zorn, Wohlluſt reitzen, werde die ſchöne Jugend am heiligſten gehalten und neben den hohen Seelenarbeiten der Leib in den freieſten und männlichſten Spielen geübt. Doch erziehen wir unſern Fürſten noch wie jeden andern Freigebornen, welchem Ehre über alles lieb ſeyn ſoll. Denn wer als der ehrenfeſteſte Menſch gebildet und unterwieſen wird, der wird auch ein würdiger Fürſt ſeyn.

Jetzt wird die Mutterſprache im höheren Styl gelehrt. Was in Dichtkunſt und Rede irgend lieblich und gewaltig iſt, des ſoll ſich auch der Fürſtenſohn erfreuen, damit die höchſten und muthigſten Gefühle und Klänge edler Geiſter friſch in ſeine jugendliche Bruſt eingehaucht werden und damit er verſtehen lerne, welch ein Uebergang von Herzen zu Herzen in der Gewalt der Rede iſt. Das iſt aber das höchſte Ziel dieſer Bildung in der Mutterſprache, weil jede Sprache das Abbild des Karakters und Sinns eines Volkes iſt und weil es keinem wichtiger iſt als dem künftigen Herrſcher, auf jede Weiſe in das Innere ſeines Volkes einzudringen. Ob ein Fürſt andere lebendige Sprachen lernen will, das hange von ihm und ſeiner Neigung ab; für ſein Amt bedarf er keiner, denn er ſoll kein Kaufmann, Dolmetſcher noch Botſchafter werden. Den Knaben wollte ich außer der Mutterſprache keine lebende Sprache lernen laſſen, oder doch nur das Aehnlichſte lernen laſſen, weil nichts Eitelkeit und Halbheit ſo ſehr befördert und die klare und reine Auffaſſung und Anſicht der Welt und des Lebens mehr hindert, als die frühe Miſchung des Vielerlei. Die alten Sprachen aber, das Lateiniſche und Griechiſche nemlich, wirken nicht ſo auf uns, weil ſie mehr als abgeſchiedene und leidenſchaftloſe Geſtalten eines vergangenen Lebens vor uns ſtehen, und weil ſie überhaupt einen mehr heroiſchen und jugendlichen Geiſt der Welt athmen.

Das große Studium des Prinzen wird jetzt das Studium der Geſchichte, der erhabenſten und göttlichſten Wiſſenſchaft, wenn ſie zugleich an die Erde und an den Himmel gehalten wird und oben das Verhängniß und die Vergeltung, unten das Menſchenherz und die Tugend zeigt. Alles, was ehrwürdig und löblich, was weiſe und gerecht, was ſtolz und muthig, was überſchwänglich und unſterblich iſt, kann in ihr wie in einem heitern Spiegel erſcheinen.

An die Geſchichte ſchließt ſich ihre Tochter oder Schweſter, die Politik, von ſelbſt an, oder vielmehr ſie ſpringt allmälig aus ihr hervor und ihre großen und einfachen Wahrheiten ſetzen ſich unbewußt als eine durchſichtige und feſte Kryſtalliſation in der Seele des Jünglings feſt. Anders kann ſie Jünglingen nicht gelehrt werden; ſie iſt die Wiſſenſchaft der Männer, die allein das Leben und die ruhigere und tiefere Betrachtung des Lebens lehrt. Auch ſteht die Politik nie als ein abgeſondertes Ding da, ſondern feſt von der Erfahrung und Geſchichte umſchloſſen: die höchſte Vergeiſtigung und Verallgemeinung des Einzelnen und Beſonderen, die Erhebung des Irdiſchen und Beſchränkten zu den großen Ideen, worin die Fürſtenſeele ſchwelgen ſoll als in ihrem Elemente.

Neben und mit der Geſchichte und Politik geht die Kriegskunſt und die Kriegsgeſchichte. Das Scepter des Fürſten lehnt ſich nur auf das Schwerdt; er ſoll in Noth und Gefahr den Seinigen voran ſtehen in der Schlacht, der erhabene Weiſer, der den Bienenſchwarm zuſammenhält und zu edlem Zorn begeiſtert. Aber der Feldherr wird geboren und nicht gemacht, er iſt eines der größten und ſeltenſten Werke, das die Natur hervorbringt, und ſetzt einen Aufwand und eine Fülle von Kräften und Tugenden voraus, die ſich ſelten beiſammen finden. Viele Könige und Fürſten werden geboren, die nicht Feldherren ſeyn können. Aber es giebt große Anſichten und Wahrheiten des Kriegs, die man jeden geſunden Verſtand lehren kann; es giebt ewige Grundſätze, die aus der Geſchichte und dem Menſchenherzen hervorquellen. Dieſe Wahrheiten und Grundſätze ſoll der Fürſt lernen, damit er das Rechte ergreiſe und die rechten Männer zu ſeinen Feldherren erwähle. Das Mechaniſche der Kriegskunſt, was gelernt werden muß, iſt im dritten und vierten Range auch nützlich und nothwendig; doch ſoll man damit den Geiſt nicht zu ſehr füllen und ermüden, damit er an dem Kleinen und Armſeligen nicht hangen bleibe.

Auch in der Rechtswiſſenſchaft pflegt man wohl junge Fürſten zu unterrichten, oft kleinlicher und ämſiger, als recht iſt. Den hohen graden Sinn der Gerechtigkeit muß der Fürſt allerdings verſtehen, aber dieſer wird durch Worte nicht gelehrt. Das Recht mögen andere verſtehen lernen; den Fürſten würde ſolche Wiſſenſchaft leicht beſchränken: er ſoll kein Präſident und Schreiber ſeyn, was in unſern Tagen leider viele geweſen ſind; aber die Präſidenten und Schreiber ſollen ſeine klare Anſicht und hohe Geſinnung fürchten. Große Lehren der Staatsverfaſſung und Verwaltung ſind allerdings eines Fürſten würdig, aber dieſe lehren Leben und Geſchäfte beſſer als der Buchſtabe. Der Jüngling beginnt erſt die großen Lehrjahre des Lebens, der Mann wird lernen, ſo lange Kraft und Tüchtigkeit in ihm iſt. Was das fünfundzwanzigſte und fünfunddreißigſte Lebensjahr verſteht, das kann und darf das funfzehnte und zwanzigſte noch nicht verſtehen.

Religion kann nicht gelehrt werden. Sie iſt das Urſprünglichſte und Angeborenſte in dem Menſchen; ſie und Gott ſind ihm uranfänglich eingepflanzt und weiſen auf den himmliſchen Urſprung hin. Religion wird ſtill gelehrt durch die Liebe und Sitte der Aeltern und derer, die an Aelternſtatt ſind. Als Fabel, als Wunder, in einzelnen Namen und Geſichten erſcheine ſie und werde ſie gezeigt dem Kinde und Knaben, am höchſten und tiefſten gezeigt durch die Frömmigkeit und Freudigkeit der Menſchen, welche mit ihm leben. Auch der Jüngling bei der Erwachung aller höheren Gefühle und Sehnſuchten trägt ſie als die ſchönſte und verhüllteſte Blume ſeines Daſeyns züchtig im Buſen, und kann das Erhabenſte durch keine Worte ausſprechen. Was über den Sternen leuchtet und blitzet, was in dem Wechſel der Jahreszeiten, in dem Kampf der Elemente, in der Lieblichkeit und Furchtbarkeit der Natur das Unendliche offenbaret, was in der tiefſten Tiefe des Buſens glühet und bei edlen Thaten und ſtolzen Worten über die Richtigkeit und Eitelkeit erhebt, das iſt Gott, das iſt Religion, davor fällt der Fürſt und der Bettler ſtammelnd in den Staub. Das aber wird durch Worte nicht gelehrt. Nur als ſtille Geſchichte ohne Deutelei und Klügelei weiſe und erkläre man, was in der Religion halb innerlich, halb äußerlich iſt, die frommen Ordnungen, Weiſen und Ceremonien: was ein Volk ſeine Kirche, auch wohl ſeinen Glauben nennt. Auf dieſelbe Weiſe unterrichte man den Jüngling in der Geſchichte ſeiner Kirche, daß er auch durch das Aeußere würdig und feierlich auf das Innere geführt werde, was ihm Gott vom Anfang der Dinge eingegeben hat.

Dieſes, was hier von den Studien des fürſtlichen Jünglings geſagt iſt, ſoll man verſtehen, wie ich es meine, und nicht misdeuten. Auch mir iſt die Kenntniß etwas ſehr Ehrwürdiges; aber die Kenntniß iſt keine Wiſſenſchaft und das Lernen kein Können. Damit der Knabe und Jüngling in der arbeitvollen Rennbahn des Lebens künftig wirklich als ein freudiger Mann einherſchreite, damit er, wann Kraft und Muth von ihm verlangt wird, wirklich etwas wiſſe und könne, darum ſondere ich das Große von dem Kleinen und das Zufällige von dem Nothwendigen, darum übereile ich nichts in der Erziehung und Bildung. Wie lebendig und friſch wir auch alles halten wollen, ſo muß vieles doch mechaniſch gelehrt werden; einzeln und trocken wie es oft iſt, muß es in die Seele des jungen Menſchen eingehen: er muß auch das Bittere und Herbe der Arbeit kennen lernen, das ſeit Adam jedes Sterblichen Loos iſt. Geduldig und fromm erwarten und hoffen wir das Verſtändniß der reiferen Jahre, wo ſich alles in einander binden, wo das Bittere und Herbe ſüße und liebliche Blüthen und Früchte tragen, wo, was wir dunkel geſaet haben, in lichter Herrlichkeit aufgehen wird. Die Sünde iſt leider nur zu häufig, daß man fürſtlichen Kindern, eben weil ſie eine große und hohe Beſtimmung haben, alles ſchon groß und hoch zeigen will, wann ihre zarten Seelchen es noch nicht faſſen können. Weil man Knaben von zwölf, vierzehn Jahren Geſchichte, Politik, Kriegskunſt, Staatsverfaſſung in einem Sinn vorträgt, als wären ſie reifer denn alle anderen Kinder, ſo verblendet man die Armen und verdunkelt ihnen auf ewig die Augen, daß ſie das Große, Einfache und Gewaltige, das in dieſen erhabenen Wiſſenſchaften liegt, hinfort nie begreifen. Sie werden eitel und befangen, ſchlau und geſchwätzig, klauben aus der Geſchichte einen künſtlichen

Zuſammenhang von Liſten und Berechnungen, der nie geweſen iſt, klauben aus der Politik eine Lehre von kleinlichen Pfiffen und Kniffen, wodurch alles Große und Göttliche entehrt wird, klauben aus der Kriegskunſt die Anſicht und Neigung für das Todte und Mechaniſche, für die Spielerei mit Formen und Paraden, die in dem großen ernſten Spiel des Schlachtfeldes zerrinnt. Sie lernen ein Vielerlei von Künſten und Geſchicklichkeiten als den Grund und die Haltung der Dinge glauben, und begreifen nie, weil ſie den verſteinernden Meduſenſchild zu früh ſahen, daß das ganze Leben auf drei, vier großen Wahrheiten ſtehet, daß mit drei, vier großen Wahrheiten, die ſein Leben und der Harniſch ſeines Lebens geworden ſind, der Mann ſtattlich und herrlich beſtehet, daß mit drei, vier großen Wahrheiten Scepter und Schwerdt glorreich geführt werden, und daß mit dreißig und vierzig, oder gar mit dreihundert und vierhundert Anſichten und Würdigungen der Dinge alles vergehet.

Ich habe bisher von der Erziehung geredet, wie die weiſe Natur ſie geſtiftet und vorgeſchrieben hat; ich habe auf dasjenige hingewieſen, was das Große und Edle im Menſchen beſchirmen und behüten, und ſanft und fromm allmälig an das Sonnenlicht des Lebens hervorlocken ſoll. Ich habe noch nicht davon geſagt, wie man Tugend lehren ſoll oder vielmehr die Tugenden, welche einem Fürſten die nothwendigſten ſind. Ich ſage denn: Tugend wird nur gelehrt wie Religion durch die Natur, durch die Liebe, durch das Beiſpiel, durch die Zucht. Das vernichtet den inneren Kern der hohen Seele und höhlt den Stolz des Muthes aus, wenn man mit Worten einätzen und eingraben will, was ſich nur durch Gott und das Leben befeſtigen läßt. Die gewöhnliche Tüncherei, Schnitzelei und Meißelei von moraliſchen Zierrathen, die den Schein der Tugend nachäffen, blättert und bröckelt bei dem erſten Ungewitter ab.

Ich habe die Tugend durch das Leben, das Beiſpiel, die Zucht und durch Gott lehren wollen. Deswegen habe ich das Kind ſeit der Wiege mit edlen Menſchen umgeben, deswegen habe ich ihm das Spiel mit der Natur nicht verſchloſſen, deswegen habe ich ihm Kinder gleichen Alters zu Geſpielen gegeben. Ueber dies Letzte, das Wichtigſte von allen Forderungen meiner Erziehung, müſſen einige Worte geſagt und einige gewöhnliche Einwürfe beantwortet werden. Der größte teutſche Dichter ſagt mit Recht: der Menſch erkennt ſich nur im

Menſchen, nur das Leben lehret jeden, wer er ſey, und: es bildet ein Talent ſich in der Stille, ſich ein Karakter in dem Lauf der Welt. Wir müſſen alſo Leben und Welt, wornach jedes Kind ſich auch ſo unendlich ſehnt, um daſſelbe ſtellen, damit es nicht verkümmert, ſelbſtſüchtig und dumm werde. Ja, auch das fürſtliche Kind ſoll damit anfangen mit ſeines Gleichen zu ſpielen und zu kämpfen, zu lieben und zu vertrauen, zu zürnen und zu haſſen, wie der Wechſel des Lebens iſt; es ſoll ſich früh in anderen verlieren und aufopfern, damit ihm die menſchlichſte Gewalt, die ſchönſte Allmacht, wodurch Menſchen regiert werden, nicht fremd bleibe. Ein Kind, das immer allein lebt, allein erzogen, unterwieſen und gebildet wird, wird leicht eitel, herzlos und dumm. Durch die Liebe, durch das Vertrauen, mit Einem Worte durch das Herz geht die leichteſte und untrüglichſte Erkenntniß des Menſchen; die Maaße der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit eines Menſchen können vielfach verſchieden beurtheilt und gewürdigt werden, darin kann viel getäuſcht werden — nimmer die Würde noch mit der Würde des Herzens, ob der Menſch gut oder böſe ſey. Wenn der Urtheiler ſelbſt rein und gut iſt und keine Eitelkeit mitſpielt, wird er ſich da nimmer täuſchen: ſo hat Gott der Herr die Geſtalt und die Gebärde des Menſchen geſtellt und geſtempelt, und das Aeußere mit der Farbe des Innern gefärbt, daß aufrichtige Seelen nicht leichtlich betrogen werden können. Edler Wetteifer in Künſten und Uebungen, freier Kampf des Lebens mit ſeinen Geſpielen das ſoll einen fürſtlichen Mann machen. Die abgeſonderte Erziehung giebt leicht eine Härte und Beſchränktheit, die auf dem höchſten Stande des Lebens doppelt nachtheilig ſind. Der herzloſe Egoismus, der kalte Kopf kann vieles beurtheilen und wägen, den Menſchen beurtheilt und wägt er nur in ſeinen Mängeln recht, für das Größte bleibt er dumm. Dieſe Dummheit iſt die Strafe der Liebloſigkeit. So lehren die zugegebenen Geſpielen dem Fürſtenſohn auch die Tugend; denn welche Tugend iſt größer, als Vertrauen zu Menſchen und Menſchenverſtändniß durch das Herz?

Man wird hier, wenn man dies eben geſagte auch recht findet, einwenden: aber der Prinz bekömmt hier Freunde, die künftig gefährlich werden können, aus dieſen Geſpielen kann leicht ein Günſtling (was man gewöhnlich Favorit nennt) hervorgehen. Dieſes Geſpenſt von Fürſtenfreundſchaft und Favoritenfreundſchaft und das ganze lange und breite Geſchwätz darüber verlangt ein ernſtes Wort.

Es iſt, Gott weiß durch welchen albernen Unverſtand, die große Glocke der Zeit geworden, die Unmenſchlichkeit auszuſprechen, ein Fürſt dürfe und könne keinen Freund haben; er müſſe alle Menſchen, die ihm nahen, als Egoiſten anſehen, die nur ihren Vortheil oder gar die Herrſchaft über ihn wollen; jede Neigung in ſeiner Bruſt ſey ein Verbrechen, er müſſe ſich von keinem Sterblichen beherrſchen laſſen, ſondern ſobald irgend jemand Gewicht über ihn gewinnen wolle, ihn von ſich ſtoßen. Dieſe leeren Egoiſten oder dummen Klügler, die ſolches ausſprechen, wiſſen von der Welt und ihrer Regierung nichts. Freilich manche große Fürſten haben keinen Freund gehabt; ſie waren unglücklich, weil ſie kein Herz dazu hatten. Wer das Herz hat, wird immer Menſchen finden, die ſeiner würdig ſind. Viele der größten Männer haben ſie gefunden; ich nenne ſtatt alles Beweiſes nur Namen. Alexander hatte ſeinen Hephäſtion, Trajan ſeinen Plinius, Dietrich ſeinen Kaſſiodorus, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, der größte teutſche Kaiſer, ſeinen Peter von Vineis, Karl der Fünfte ſeinen Peſkara und Granvella den Aeltern, Heinrich der Vierte ſeinen Sülly, Ferdinand der Zweite ſeinen Dietrichſtein, Maria Thereſia ihren Wolfgang von Lichtenſtein und Kaunitz. Nicht wahr, dies waren unfähige Schwächlinge? O ſchämt euch! ſchämt euch, daß ihr ſo ſchlecht ſeid! Auch der größeſte und herrlichſte Menſch vermag einzeln ſo wenig; nur dadurch, daß er die beſten und muthigſten Köpfe und Herzen zu vereinigen und fortzuſchnellen weiß, iſt er ſo groß und herrlich. Glücklich, wenn er dies mit dem Gefühl der Liebe thun kann! Wer herrſchet allein — ich frage Geſchichte und Erfahrung — als der ungeduldige und liebeleere Tyrann, der für ſeine Zeit ephemeriſch ſchimmert, aber Erſchlaffung, Zerſtörung, Geiſtloſigkeit und Tod hinter ſich läßt? Ein edler Fürſt herrſcht über alle und herrſcht mit den Beſten; ein ſolcher bauet und erhält eine ſchöne und lebendige Welt. Der iſt wirklich ſtark und ſelbſtherrſchend, wer an Tugend glaubt und durch ſein Herz die Tugend in andern ergründet. Selten ſind die Regenten, welche wie eine Sonne durch ſich allein beſtehen und leuchten können; die meiſten werden mittelmäßig geboren. Aber ſie ſollen wiſſen, daß mit geſundem Verſtande und Herzen auch wohl regiert werden kann, wenn man die Beſten und Weiſeſten im Volke neben ſich walten und gebieten läßt. Wie viele wackere Fürſten ſind dadurch groß und berühmt geworden! Das war nicht die kleinſte von Karls des Fünften Tugenden, daß er ohne Neid unter ſeinen Feldherren und Räthen Männer ſich überlegen glaubte; dadurch war er der überlegene Herrſcher. Wie manche andere Fürſten könnte ich nennen, auch wehmüthige Erinnerungen der nächſten Vergangenheit, die dadurch untergegangen ſind, weil die Leiter ihrer Jugend ihnen Mistrauen gegen Menſchen lehrten, und die Worte Freund oder Günſtling als einen Gräuel ausſprachen! Auch der König und Fürſt muß den Mann anerkennen wollen, der beſſer und ſtärker iſt, als er ſelbſt; eben dadurch wird er doch beſſer und ſtärker, als ſein Helfer und Freund. Durch dieſe verkehrten Begriffe über Freundſchaft und Günſtlingſchaft entfernen mittelmäßige Fürſten alle große Tugend und Kraft von ſich, als worin eitel Peſt und Gefahr ſtekken, ſie werden von kleinlichen Schranzen und Schmeichlern und Knechtsgeſichtern umgeben, und doch gegängelt und beherrſcht, da ſie ſelbſt zu herrſchen ſich einbilden; und die Regierung und ihr Thron wird ein wankendes und wackelndes Ding, weil bei dem, der nichts Feſtes und

Geharniſchtes um ſich duldet, die Perſonen und die Rollen alle Augenblicke wechſeln müſſen.

Alſo der Fürſt ſoll einen Freund haben, meinetwegen auch einen Günſtling — denn der Schwache wird doch favoritiſch regieren — er ſoll die Tugenden braver Männer nicht allein ehren, ſondern auch lieben: der Fürſt ſoll ein Menſch ſeyn, und darf es ſeyn.

Das ſage ich aber denen zum Troſt, die gegen meine Jugendgeſpielen ſprechen, daß die ſogenannten Schulkameradſchaften und Schulfreundſchaften faſt immer mehr eine liebe Gewohnheit, mehr eine angenehme Erinnerung der froheſten Jahre, als eine heftige Leidenſchaft und Unterjochung des Gemüthes werden. Die Genoſſen der Jugend bleiben dem Menſchen lieb, aber freigelaſſen aus ihren Verhältniſſen ſucht er ſich häufig unter den Unbekannten ſeine Freunde; wie auch die Erfahrung alt iſt, daß Kinder verſchiedenen Geſchlechts und verſchiedener Aeltern, die gemeinſchaftlich in demſelben Hauſe erzogen worden, ſelten zu einander eine zärtliche Neigung faſſen.

Die Geſellſchaft, und nichts Anderes, erſchafft die Menſchenkenntniß, die Menſchenzuverſicht und die Menſchenliebe; ſie und ihr freier Kampf bildet auch die Grundlagen deſſen, was man Karakter zu nennen pflegt. So hohe Dinge, als dieſes iſt, kann das Wort nicht erzeugen, ſie werden durch Klügelei und Sittenrichterei nimmer gelehrt noch begründet. Das Wort iſt ein verſteinerter Gedanke, und, von ſteinernen Menſchen gebraucht, ſchafft es nur unbehülfliche Steine und Klötze; doch durch den lebendigen Fluß der Rede und den Klang einer reinen Bruſt wird es wieder ein lebendiger, ich mögte ſagen ein fühlender, Gedanke, und bildet, züchtig und feurig gebraucht, mit dem Leben und wie das Leben, ja mehr als das Leben. Angeborne Kraft, veredelte Tugend, ſtille Pflege der Geſinnung, kühne Hoheit der Ausſicht und Anſicht des Lebens, ſtolze Poeſie, die immer nach dem Höchſten greift — das ſind die Erforderniſſe zu jener göttlichen Ausgleichung der menſchlichen Triebe, zu jener ſtätigen Harmonie der Kräfte, zu jenem ruhigen und feſten Kämpferſchritt des Mannes, dem man die große Tugend beilegt, daß man von ihm ſpricht: er hat Karakter. Den Mörtel zur Zuſammenfügung dieſer großen Quadern der Seelenſtärke geben viele kleine und große Dinge: Leidenſchaften, Schickſale, Erfahrung, kurz alles, was einem Sterblichen nur begegnen mag. Wer kräftig und frei erwachſen und erzogen iſt, und von der Natur ſelbſt nicht zu weich ausgeprägt ward, der mag wohl ſolche große Tugend erwerben.

Was ſoll ich ſagen von andern Tugenden, die einem Fürſten wohl ſtehen, oder vielmehr, ohne welche ein Fürſt nicht wohl ſteht: von der Wahrhaftigkeit, von dem Ernſt, von der Freundlichkeit, von der Frömmigkeit, von der Selbſtüberwindung, von der Enthaltſamkeit, von der Standhaftigkeit, von dem Hochſinn, der jedem Unglück Trotz bieten, der die Ehre nicht überleben, und mit Freuden in einen edlen Untergang gehen kann? Sie können nicht anders werden als durch eine freie und menſchliche Erziehung, und durch den Muth und den Stolz, die in den hohen Bildern der Geſchichte gezeigt werden. Doch werden alle dieſe Herrlichkeiten wie eben ſo viele Edelgeſteine eingefaßt von dem reinen Golde der Gottesfurcht und des Chriſtenthums.

Wir ſind Chriſten, wir ſind glückſelige Menſchen, daß die blühendſte und zarteſte Lehre der Begeiſterung, der Hoffnung und der Freude unſer Erbtheil iſt, daß die Welt durch Chriſtus von dem finſtern Ernſt erlöſt iſt, womit auch diejenigen befangen waren, welchen Enthaltſamkeit und Unſchuld der Sitten der herrlichſte Schmuck des Mannes däuchte; denn ſie errangen kaum durch harte Kämpfe, was wir durch die ſeligſte und fröhlichſte Anſicht des ganzen Lebens von Kindauf gewinnen können. Doch das verlangt das himmliſche und freie Chriſtenthum, daß wir ſchon in den zarteſten Jahren Geiſt und Licht zur Götterſpeiſe unſers Herzens machen und uns durch alle Himmel der ſüßeſten Gefühle und erhabenſten Ideen tragen laſſen, damit der kleinliche Genuß und die irdiſche Wohlluſt uns nicht zu tief in ihre Labyrinthe verlocken. Wer das Chriſtenthum nicht bei der höchſten Spitze ſeiner Geiſtigkeit zu faſſen, wer nicht zu der tiefſten Tiefe ſeiner unergründlichen Liebe hinabzuſteigen wagt, der wird durch einen halben Anflug von Geiſt und durch eine unbeſtimmte Träumerei leicht ein empfindelnder Schwächling oder ein leerer Halbling. Das Chriſtenthum hat nicht den eiſernen Harniſch der Grundſätze, welcher blutig drückend, doch großartig und herrlich ſich um die Bruſt edler Heiden legte; es hat und es ſoll haben eine geiſtige Beweglichkeit des Gemüthes, ein freies Spiel alles Schönen und Guten, wo Gott und Tugend, Himmel und Erde in einander rinnen: mit Einem Worte, es ſoll eine feſte Beweglichkeit haben, die eine ſüße Gewohnheit der Gerechtigkeit und Unſchuld wird. Demuth und Glauben, das ſind die himmliſchen Kinder, welche anders gewaffnete und gepanzerte Männer durchs Leben führen ſollen, als das Heidenthum konnte. So ſoll der Geiſt und die Stärke des Chriſtenthums ſeyn, deſſen Harniſch zugleich los und feſt iſt.

Man wird mir einwenden, dies ſey eine Idee des Chriſtenthums, die wie alle Ideen fliege; aber auf Erden ſey ſolches Chriſtenthum noch nie erſchienen. Das ſagt man unrecht, wiewohl ich nicht leugne, daß das höchſte und reinſte Leben ſich nie zeigen läßt denen, die nicht daran glauben. Wie mag die Tugend, die Geſpielin der Engel, erſcheinen auf den Landſtraßen? wie mögen gemeine Augen erblicken, was in der Demuth ſtill, in der Hoffnung fröhlich, in dem Glauben unerſchütterlich, in der Liebe überſchwänglich iſt? Es iſt geweſen, es iſt noch in vielen Gemüthern, es iſt noch der allgemeine idealiſche Strom des Lebens, der ſelbſt in dieſer wahnſinnigen Zeit die Völker und Länder trägt. Das Chriſtenthum war einſt die Begeiſterung der Helden, der Könige und Ritter und erzeugte wunderherrliche Geſtalten und Thaten; es muß auch künftig das ſeyn, wodurch die größten Männer zur Tugend und Unſterblichkeit ſtreben: denn es iſt der Athem und Geiſt der neuen Geſchichte. Dieſe Zeit iſt nicht ſtolz, nicht fromm noch gläubig; es iſt eine Zeit der Krankheit und Ermattung, eine Zeit des Ueberganges, wo alle Kräfte faul ſchlafen oder verworren ſtreiten. Nach der Erſcheinung des Nichtigen und Wilden ſoll man die Gegenwart nicht richten. Aber die Welt wird erlöſet werden, der Geiſt wird nicht erlahmen, die ſtille und ſelige Kraft des Glaubens wird fortwirken, und himmliſchere Erſcheinungen, als unſre Väter ſahen, werden unſre Enkel erfreuen. Noch dieſen Augenblick würde der Herrſcher der Held und Heiland Europens ſeyn, welcher mit wahrem chriſtlichen Glauben und ritterlichem Vertrauen auf Gott und Gottes Hülfe aufträte und als der Genius des Guten ſich und die Völker gegen den Genius des Böſen waffnete und begeiſterte. Wann ein ſolcher erſcheint, dann iſt die Zeit gerettet. Doch werden wir andere Heilige haben, als die verfloſſenen Jahrhunderte hatten: der Geiſt fließt nicht zurück, das mündige Chriſtenthum wird in lichteren Flammen leuchten und in ſtolzerem Bewußtſeyn wandeln, als das Heidenthum.

O herrliches Bild eines Mannes und Fürſten! wirſt du erſcheinen? wirſt du kommen, Held und Befreier? Du wirſt es. Schönes Bild! erhabener Traum der Vollkommenheit!

Mann, der liebt wie die Liebe und dräuet wie die Nothwendigkeit, der ritterlich und hochherzig alles Kleine verſchmähet und Zorn, Wohlluſt, Ehrſucht gewaltig überwindet, wie wirſt du dein heiliges Amt verwalten! wie wirſt du, durch das höchſte Geſetz gebunden, über den kleinen Dingen und ihren Verhältniſſen und Bedürfniſſen wie ein Gott ſchweben und die großen Dinge und Tugenden, Ehre, Stolz, Gerechtigkeit, Freiheit für die Erde vermitteln! Denn der Vermittler der irdiſchen und himmliſchen Dinge ſoll der chriſtliche Fürſt ſeyn, der große Träger und Verwalter der Gewalten, welche gewöhnliche Schranken nicht halten können, das Ebenbild Gottes und ſeiner Majeſtät, mit Scepter und Schwerdt gerüſtet an Gottes Statt, die kleinſten Dinge ſo groß verwaltend und ſo hoch ſtellend, daß durch den Stolz und die Hoheit, womit er handelt, in ihnen immer das Bild der größten erſcheinet.

Solch ein erhabenes Weſen, einen ſolchen milden und frommen, ritterlichen und geſtrengen Herrſcher, ſolch ein hohes Zeichen veredelter Menſchheit hatten wir im Auge, als wir an die Erziehung des Fürſten dachten. Auf unſere Weiſe, oder doch nur auf eine Weiſe, die der unſrigen die ähnlichſte iſt, glauben wir, daß die große Aufgabe am beſten gelöſt werden kann. Findet man dieſe Weiſe unpaſſend und unerbittlicher oder unerbittlich ſcheinender Verhältniſſe wegen unausführbar, ſo halte man ſich an der ſtrengen Weiſe, die zur Zeit unſerer Großväter in der Fürſtenerziehung galt. Darf man die Prinzen nicht wie freie Menſchen erziehen, ſo erziehe man ſie von der Wiege an wie höhere Weſen, wie heilige Opfer, die dem Verhängniß ihrer Geburt gebracht werden müſſen. Nichts von dem, oder ſo wenig als möglich von dem, was man gemein und gewöhnlich nennt, worin aber das Ungemeine und Ungewöhnliche verſchloſſen iſt, laſſe man an ſie kommen, ſondern halte ſie in einer ſtolzen und ernſten Abgeſchiedenheit von dem übrigen Leben. Mit unerläßlicher Strenge, mit ſchlummerloſer Wachſamkeit laſſe man ſie in den Schranken eiſerner Göttergröße einhergehen und kaum ahnden, welche Freuden, welche Genüſſe, welche Leidenſchaften ſich in dem Leben der Menſchen bewegen; nur das laſſe man ſie ahnden, wie tragiſch und gewaltig ihre Herrlichkeit einſt über den Häuptern von Millionen ſchweben ſoll: man laſſe ſie frühe die Mühe und die Wonne des höchſten irdiſchen Berufes ahnden.

Die Fürſtenkinder von gewöhnlichen Anlagen werden bei dieſer Erziehung freilich immer kalt, ſteif und unbehülflich bleiben; doch wird ſich eine äußere feſte Haltung der Hoheit und des Stolzes kryſtalliſiren, die, wenn nicht gebieten und herrſchen, doch ſcheinen kann, als gebiete und herrſche ſie. Und dieſer idealiſche Schein der Fürſtenhoheit erſetzt allerdings viele Mängel, läßt die Diener und Verwalter unter dem Fürſten die fürſtliche Gewalt und das Ziel ihrer Geſchäfte nicht vergeſſen, erhält den Glanz und die Macht äußerer Ordnung, ohne welche die innere nicht beſtehen kann, und iſt tauſendmal erſprießlicher und löblicher als das, was die jüngſte Zeit Leutſeligkeit und Liebenswürdigkeit der Fürſten genannt hat, was aber häufig Gleichmachung des Erhabenen mit dem Niedrigen war. Fürſtenkinder von großen Anlagen und feurigem Muthe aber werden, ſo erzogen und gehalten, eine fürchterliche Gewalt und Strenge des Gemüthes in ſich zuſammendrängen, ſie werden faſt ſtrenger werden als die Nothwendigkeit, deren Bild der Herrſcher ſeyn und ſcheinen muß; ernſt, verſchloſſen, ſtolz faſt über irdiſchem Maaße werden ſie herrſchen, leicht zu gewaltig und zu gebieteriſch, wenn ein günſtiges Geſchick die erhabene Abgeſchiedenheit des Herzens nicht mildert. An dieſer Erziehung hatte die eine zartere Genoſſin und Erzieherin der Sterblichen, die Liebe, einen zu geringen Theil. Doch kann ſie bei dem Jüngling und Mann vieles ausgleichen und die Härte zur Milde, das ſpröde Eiſen zum biegſamen Stahl machen, wenn der Fürſt ſo glücklich iſt, in unbefleckter Jugend eine hohe weibliche Geſtalt zu erblicken und zu lieben und in ihr ſeinen fürchterlichen Ernſt zu mildern. Wo Kraft iſt, kann das Meiſte noch herrlich und ſelbſt glückſelig werden; nur die Schwäche iſt unverbeſſerlich: an einen Sandhaufen kann Archimedes den Hebel nicht ſtützen, womit er die Welt aus ihren Angeln heben will.

In dieſen ewigen und großen Verhältniſſen ſteht das Menſchenleben und das Fürſtenleben. In der Erziehung entweder die erſte, mit Ernſt und Würde gepaarte, Milde und Freiheit, oder die zweite Strenge und Nothwendigkeit. Hier giebt es keine glückliche Mitte; es giebt faſt nirgends eine. Will man von beiden etwas nehmen, will man das Große und das Kleine vereinigen, will man kleines Glück und ſtolzes Fürſtenthum, kleine Tugend und hohen Sinn gleich von Anfang mit einander vertragen, ſo werden ſtatt ehrenfeſter und gebietender Männer ſchwächliche und eitle Zwitter. Wer die Welt kennt, verſteht, was ich meine; wer die Geſchichte begreift, deutet ſich ſelbſt, worauf ich hinweiſe.

Dies habe ich geſchrieben, daß ich zeigte, wie ein milder, frommer, chriſtlicher, tapferer und feſter Herr werden könne, die Freude und der Schirm der künftigen Geſchlechter. Ich habe ein Bild aufſtellen wollen des Schönen und Rechten; denn dahin ſoll alle Erziehung ſtreben. Wenige Menſchen ſind böſe, auch wenige Fürſten ſind es; aber Eitelkeit, Unglaube, Mistrauen und Vergeſſenheit der hohen Gefühle und Thaten laſſen bei allem guten Willen, wie die gutmüthige Menge es nennt, Glück und Ehre untergehen. Gut ſeyn iſt das Höchſte auf Erden, aber gut ſeyn kann man nur mit Kraft und Feſtigkeit. Dann gilt die ewige Lehre des Gewiſſens und der Geſchichte, daß das Gute das Böſe überwindet.

Das Böſe iſt auf Erden neben dem Guten, ja es wandelt ihm, damit es ſich nicht verſäume, unabläßig zur Seite; es iſt ein vollkommenes Böſes, das mit fürchterlicher Gewalt herrſchen kann. Wir haben es in der Geſchichte geſehen; wir ſehen es grade in dieſen Tagen am glänzendſten; ja wir wiſſen, wodurch es ſo gewaltig herrſcht. In die Elemente der Erde, in die Elemente des Menſchen iſt das Böſe gemiſcht, und ungeheure Kräfte ſind da, welche ihm zur Herrſchaft dienſtbar werden können. Wer ſich entſchloſſen hat, ganz böſe zu ſeyn, wer alle fürchterliche Gefühlloſigkeit der Elemente, wer alle Leidenſchaften, Schwächen und Gebrechen der Menſchen mit der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit gebrauchen will, vor dem muß alles in den Staub, nur nicht die Tugend und die Kraft: wer ganz gut zu ſeyn wagt, wird ihn beſiegen. Dies ſei das letzte Wort und der letzte Troſt für hochherzige Menſchen und Fürſten.

Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa

von

E. M. Arndt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

1813.

Neuer. Gesch.

Wir ſind frei, wir athmen wieder. Wenn wir unſer Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche ſo tief in ſich hineinſenken könnte, als das Traurige, ſo müßte die Wonne des neuen Daſeyns den Faden unſers Lebens zerreiſſen, wir müßten in dem Augenblicke unſerer Rettung ſterben, und den Seligen droben verkündigen, was unten auf Erden geſchehen iſt. Wir ſind freie Männer, freie Menſchen; wir können die teutſche Eiche wieder anſehen als den Baum, wovon unſere Kinder und Enkel ſich Kränze brechen dürfen; wir können die Sonne wieder anſehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder beſcheinen wird. O in welche Zeiten waren wir gefallen! welche zwanzig Jahre haben wir durchlebt! erſt zehen Jahre der Wildheit, der Verruchtheit, der Verblendung und Bethörung, dann zehen Jahre der Knechtſchaft und Tyrannei, wie Europa in Jahrtauſenden nicht geſehen hat. Wo iſt der Mann, welcher dreißig oder vierzig Jahre gelebt hat, ja wo iſt der Knabe, und Säugling, der die fürchterliche Zeit nicht gefühlt hätte? Wie viel zerſtörtes Glück, wie viele entweihte Gerechtigkeit, wie viele geſchändete Tugend! wie viele Sterbliche haben in dieſen Tagen des Unheils auf blutigen Schlachtfeldern durch das Eiſen, oder auf den Schwellen ihrer Häuſer, oder an den Flammen ihrer Herde durch Gewalt, oder auf jammervollen Siechbetten durch Seuchen, durch Gram, durch Verzweiflung ihre Augen geſchloſſen! wie vielen derer, die noch übrig ſind, haben die Gräuel, die ſie ſahen und erlitten, die Herzen ſo erkältet und verſteint, daß ſie ſich für die heitere Freude und für den lichten Sonnenſchein des Glücks nimmer wieder aufſchließen und erweichen werden! Dieſe Zeit, die alle Ordnung der Welt und der Geſellſchaft umzukehren drohete, riß mehrere Stufen der menſchlichen Alter ganz hinweg: die Menſchen, welche nicht kräftig genug waren, durch Hoffnung und Zorn mit einzugreifen zu wagen, welche aber noch kräftig genug waren, den allgemeinen Jammer und die ſchändliche Schmach zu empfinden und zu verſtehen, die meiſten Menſchen zwiſchen dem fünfundfunfzigſten und ſiebenzigſten Lebensjahre ſind geſchwind weggeräumt, und um den letzten milden Abendſonnenſchein des Lebens betrogen worden. Viele von uns beweinen geliebte Aeltern mit dem bittern Gefühl, daß wir ihnen die ſüßeſte Schuld von allen, die Schuld der kindlichen Dankbarkeit, nicht haben bezahlen können. Nur die noch nichts verſtanden, oder die nicht mehr fühlten, die Säuglinge in der Wiege, die Greiſe, die ſich überreif zum Grabe neigten, ſind in dieſen Tagen die Glücklichen geweſen, wo ſie nicht haben hungern müſſen. Wir anderen alle ſind um den ſchönſten Theil unſerer Jugend betrogen, freudenlos, thatenlos, zuletzt faſt ehrlos, viele leblos und geiſtlos, — denn der Menſch ſucht in der Betäubung ſeinen Troſt — dieſe letzten nicht die unglücklichſten. Wir ſind frühe alt geworden, wir ſind Greiſe geworden, und nicht Jünglinge geweſen. O wenn uns bloß die Locken zehen oder funfzehen Jahre zu früh grau geworden wären! wie vielen ſind auch die Herzen ergrauet! Jenes Zeitalter wollte der Fürchterliche, der ſich unſrer Herrſchaft anmaßte, uns bereiten, in welchem die Römer unter Nero und Domitianus in Furcht und Angſt zittern mußten, und wovon Tacitus, als er unter Nerva und Trajanus wieder denken und ſprechen durfte, in ſeinem Leben des Agricola in folgenden Worten ſpricht:

> „Wir leſen, daß es dem Arulenus Ruſticus und
> „Herennius Senecio ein Todesverbrechen ward,
> „daß dieſer den Priscus Helvidius, jener den
> „Pätus Thraſea gelobt hatte, und daß nicht
> „bloß gegen die Verfaſſer, ſondern auch gegen
> „ihre Bücher gewüthet ward, indem an die
> „Triumvirn der Befehl ergieng, daß die Denkmäler
> „der trefflichſten Genien auf den öffentlichen
> „Plätzen verbrannt werden ſollten. Denn
> „die Tyrannen glaubten, daß durch jene Flammen
> „die Stimme des Römiſchen Volks, der

„Freimuth des Senats, und das Mitwiſſen „des menſchlichen Geſchlechts vernichtet würden; „auch wurden alle Lehrer der Weisheit verjagt, „und jede Tugend und Kunſt ins Elend verwieſen, damit ihnen das Edle nirgends in den „Weg träte. Wir haben gewiß ein großes Beiſpiel der Geduld gegeben, „und wenn die frühere Zeit in der „Freiheit den höchſten Gipfel ſah, ſo „haben wir den höchſten Gipfel der „Knechtſchaft geſehen, ſo daß die Spionereien uns die Mittheilung durch „die Rede und das Gehör nahmen. Ja „Gedächtniß und Sprache hätten wir „verloren, wenn es ſo in unſerer Gewalt ſtände, zu vergeſſen, als zu „ſchweigen. Jetzt endlich kehrt uns die Beſinnung zurück, und wiewohl der Cäſar Nerva „ſogleich bei dem erſten Aufgange des glückſeligſten Jahrhunderts früher unverträgliche Dinge „vereinigt hat, die Herrſchaft und die Freiheit, „und Nerva Trajanus die Milde ſeiner Regierung täglich vermehrt, und die öffentliche Sicherheit ſich nicht nur die Hoffnung und den Wunſch, „ſondern auch die Zuverſicht und Macht des Wunſches genommen hat, ſo ſind doch durch die „Natur der menſchlichen Schwachheit „die Heilmittel langſamer, als die „Uebel; und wie die Leiber langſam „wachſen, ſchnell vergehen, ſo mag

„man auch die Geiſter und Wiſſenſchaften leichter unterdrücken, als wiedererwecken; denn es ſchleicht ſich auch die Süßigkeit ſogar der Faulheit ein, und das anfangs verhaßte Nichtsthun wird zuletzt geliebt. Sind nicht in dem Ablauf von funfzehen Jahren — ein großer Raum des ſterblichen Lebens — viele durch ungefähre Zufälle, jeder Kräftigſte durch die Grauſamkeit des Herrſchers untergegangen? Wenige haben wir gewiſſermaßen nicht nur die andern, ſondern auch uns ſelbſt überlebt, denn aus unſerm Leben ſind ſo viele Jahre herausgeriſſen, in welchen wir als Jünglinge zum Greiſesalter, als Greiſe faſt zu den Gränzmarken des Lebens im ſtummen Schweigen gekommen ſind."

Was Tacitus hier klagt, iſt unſere Klage; jener ſchreckliche Zuſtand der Römer unter Domitianus war unſer Zuſtand unter Napoleon. Wir haben uns ſelbſt überlebt, wir ſind Greiſe geworden ohne Jugend. Auch die Folgen des langen Unglücks werden nicht ſo bald mit ihren Spuren ausgelöſcht werden. Freilich ſcheinen wir herrlicher aufzuſtehen denn je, und die Waffen und die Geiſter zugleich zu ſchütteln; aber von der Peſt, die ſich eingeſchlichen hat, werden in vielen Orten des teutſchen

Vaterlandes noch lange die ſchleichenden Gifte bleiben. Viele Geiſter haben ihre Schnellkraft verloren, und mögen ſich nimmer wieder zu der alten Kraft und Freude ſpannen; viele ſind ermattet oder verfault; viele andere entwürdigt und befleckt; ja es ſind auch, welchen die Faulheit der Knechtſchaft, das ſtumme Schweigen der Geduld, der thieriſche Befehl, und der thieriſche Gehorſam, und der leichte und ſchwelgeriſche Genuß, den ſie als die dienſtbaren Schergen übermüthiger Satrapen durch Lug und Trug ohne Arbeit an ſich reißen konnten, endlich leicht erworbene Titel und Würden, Preiſe der Schande und des Verbrechens, mehr gefallen haben, als ſie teutſchen Seelen hätten gefallen ſollen. Der Freiheit iſt eigen; in Armuth glückſelig zu ſeyn, die Sklaverei muß nach Reichthum und Schimmer trachten; wer einmal der Wohlluſt und des Goldes Knecht geworden, wird nicht leichtlich wieder erlöſt. Wir wollen uns nicht täuſchen! — die bereitwilligen Diener der Fremden, die ſich zur Ausführung jeder Schande und Bosheit gebrauchen ließen, die feilen Seelen, welchen alles gut däuchte, wodurch ſie unter ihnen herrſchen und ihr Volk plagen und verderben konnten, das zahlloſe Geſindel von Dieben und Diebehehlern, von Auflaurern und Spähern der Wälſchen, all der ſchmutzige Auswurf unſers Volks, welchen die zierliche Liederlichkeit und die unrechtliche und prahleriſche Großmuth der Franzoſen bequemer und angenehmer ſchien, als teutſcher Ernſt und feſte Gerechtigkeit — weſſen Bruſt faſſet eine ſo weite

Hoffnung, daß dieſe bei der neuen Umrollung der europäiſchen Dinge plötzlich wie durch einen Zauberſchlag treue, biedere, und redliche teutſche Männer werden ſollten? Ehe glaube ich dem Mährchen, daß die garſtigſte Kröte durch eine plötzliche Verwandlung die reitzendſte Prinzeſſin, als daß ein Bube oder Schuft ein Biedermann wird. Funfzehen Jahre und zehen Jahre ſind eine lange Zeit des menſchlichen Lebens: was die Menge erdulden gelernt hat, was Viele zuerſt gleichgültig anzuſehen, dann lieben gelernt haben, das ſchwindet nicht in einem Augenblick aus den Gemüthern. Alle gemeinſten Leidenſchaften und Begierden, alle Laſter und Verbrechen hat der fürchterliche Mann, durch welchen die Tugend und Freiheit mager wurden, mit dem Blute und Vermögen der Menſchen genährt. Dieſe werden die Tage ihres Glücks und ihrer Herrlichkeit wieder zurückwünſchen, ſie werden die Veränderung des europäiſchen Zuſtandes und den Fall des großen Weltbeglückers als ein Unglück der Welt anklagen; und auch bei uns werden wir nach Jahrzehenden noch mit Tacitus ſagen können: *man mag die Geiſter leichter unterdrücken als wieder erwecken; die Heilmittel ſind langſamer, als die Uebel.*

Doch es ſcheint unheilig und iſt vielleicht unheilig, die Freude dieſer neuen Zeit, ja dieſes neu aufgehenden Jahrhunderts der Freiheit durch traurige Betrachtungen zu ſtören. Wir wenden uns lieber im kindlichen Vertrauen zu jener höchſten Gewalt der Dinge, die ſo viel für uns gethan hat, und die auch ferner die Begebenheiten herbeiführen wird, wodurch wir Teutſche als ein würdiges, tapferes, von allen Flecken rein gewaſchenes und neu geadeltes Volk wieder werden in den Reihen der Geſchichte eintreten können. Gott hat alles gethan, er wird alles thun. O wie viel glücklicher ſind wir, als der große Mann, deſſen Worte ich eben angeführt habe! Der Glanz der römiſchen Tugend war zu ſeiner Zeit vergangen, nur wenige Edle, die ihm glichen, trugen ſie in ihrer tapfern Bruſt. Weil aber draußen im Leben und im Staate alles veraltet, abgeſtorben, verwelkt, und geſchändet war, und ſelbſt Männer wie Trajanus das Todte nicht wieder beleben konnten, weil der Jupiter Kapitolinus nicht mehr donnerte, die Viktoria nicht mehr leuchtete, und das Veſtafeuer nicht mehr in reinen Flammen loderte, weil die ſibylliniſchen Bücher geſchloſſen waren, und die Augurien und Auſpicien nicht mehr weiſſagten, ſo legte gerade der einzelne Götterſchatten dieſer Tugend ſich wie ein erhabenes und traurendes Schickſal, wie ein durch ſtummes Schweigen orakelndes Fatum auf die Außenwelt, und ſpiegelte ſein Dunkel wieder in die große Seele zurück, wovon er ausgeſchloſſen war. Auch uns, den wenigen, die ſich und ihr Zeitalter überlebt haben, dämmerte vor nicht lange noch ein ſolcher furchtbarer Schickſalsſchatten, ein ſolcher tragiſcher Wiederſchein der beſſeren Seele von den Dingen zurück; es ſchien nur noch die einſame Tugend auf der Erde zu ſeyn, Gott und ſeine Freude ſchien das Menſchengeſchlecht verlaſſen zu haben. Aber jetzt iſt Gott wiedergekommen. In Spanien zuerſt zeigte er ſich nach langer Verdunkelung wieder in freundlicher Geſtalt; er begeiſterte die Palafoxe und Albuquerque, leuchtete um die Fahnen des heiligen Kreuzes, und zerſchmetterte die ſtolzen Legionen des Unterdrückers. Darauf erſchien er in Rußland, blies ein ganzes großes Volk mit Heldenmuth an, ſchürte aus den Aſchen von Smolensk und Moskau die Rachegeiſter auf, und vernichtete eine halbe Million Männer, die nicht unter ſeinen Panieren ausgezogen waren. Von da ging er nach Teutſchland, auch wir ſollten ihn wieder als den einzigen Gewaltigen fürchten und anbeten lernen, und der früheren Schrecken lachen, womit die teufliſchen Künſte der Lüge unſre ungläubigen Herzen bethört gehalten hatten Er erfüllte den preußiſchen Herrſcher und das preußiſche Volk mit Vertrauen und Muth, und verwandelte in wenigen Monaten die Menſchen ſo, daß die Welt erſtaunt iſt, und daß auch die Kleingläubigſten ausgerufen haben: Es war Gott, und Gottes Kraft, die uns die Siege gegeben haben, wodurch wir freie Menſchen ſind.

Es mögte einigen unzeitig ſcheinen, daß ich dieſes Große und Heilige ſo vorangeſchickt habe, da der Gegenſtand, den ich berühren will, ſolchem nicht gleich iſt; aber ich glaube, man muß jetzt bei jeder Gelegenheit dasjenige zu zeigen ſuchen, was der Geiſt der neuen Weltgeſchichte und der Geiſt der

Stunde iſt, worin wir leben. Freilich iſt es durch eine weiſe Ordnung der menſchlichen Natur den Sterblichen nicht gegeben, ſich ſelbſt und ihr Zeitalter in völliger Klarheit anzuſchauen — ſie würden nicht handeln, wenn ſie ſich ganz erkenneten, wer ſie ſind und worin ſie ſind — aber daß Viele ungefähr verſtehen lernen, was alle empfinden, dazu ward einigen die Gabe und Luſt, die Zeit zu betrachten und ihren verborgenen Gang anzudeuten. Nicht genug aber können die Beſten und Biederſten der Teutſchen, die wünſchen, daß der teutſche Name auch nach Jahrhunderten noch mit Ehren gehört werde, daran erinnert werden, daß es in ihre Hände gegeben iſt, was die künftigen Geſchlechter thun und leiden werden, daß es bei ihnen ſteht, welche Männer ihre Kinder und Enkel nach ihnen ſeyn ſollen. Zwei große Dinge machen die Geſchichte der Völker und ihr Glück und Unglück. Das Erſte und Größte iſt Gott oder die Vorſehung; das Zweite ſind feſte Grundſätze und Lehren der Menſchen. Wir bewundern den Geſetzgeber auf dem Sinai und ſein allen Wechſeln und Zeiten trotzendes Werk; wir bewundern die römiſche Großheit und Gewalt, obgleich wir ſie nicht lieben können: was Schwerdter gewinnen, zerrinnt, wie das Blut trocknet, das ſie vergoſſen; nur was der Geiſt will und bauet, iſt das Ewige. Glaube, wolle, denke immer daſſelbe, denke es dir bis zur gräßlichſten Furchtbarkeit, bis zum tiefſten Abgrund des Verderbens, treibe es in alle Säfte und Adern deines Lebens, treibe es in alle Regungen deines Gefühls hinein — und du ſteheſt über der Welt und ihren Schrecken, du beherrſcheſt die Welt. Ein feſter Sinn macht Hunderttauſende feſt, ein wankender Muth verdirbt Zehentauſende. Durch Fabius, Marcellus, und Scipio ward Hannibal nicht beſiegt; der Senat in Rom beſiegte ihn ohne Waffen durch das Wort und die Meinung. Attila, den jedes gezückte Eiſen nur verderblicher machte, kehrte vor dem Kreuz und den Reliquien des Pabſtes von Rom um. Kaiſer Heinrich der Vierte ſtand unter Kanoſſas Mauren baarfuß vor Gregor dem Siebenten, der keine Heere hatte. Das iſt die Macht der Meinung und der Grundſätze. Dahin müſſen auch wir ſchauen, dies müſſen auch wir uns jetzt aus der Zeit nehmen. Ich will nicht wehmüthig daran erinnern, wie teutſche Genien, die allen Geiſt hatten, nur nicht den Geiſt der Tugend, durch ihren Unglauben und ihre Verzweiflung an dem Volke und durch das unverſchämte Bekenntniß dieſes Unglaubens das Volk vielfältiglich geirrt und verführet haben. Sie ruhen ſchon im Staube oder ſie kriechen jetzt in den Staub mit ihrer knechtiſchen Geſinnung. Wie wackere Väter ihren Kinder lehren, ſo laſſet uns dem teutſchen Volke lehren, was teutſche Liebe, Treue, und Tapferkeit iſt, und ein herrliches und freies teutſches Geſchlecht wird wieder erſtehen. Du biſt gut, du biſt fromm, du biſt ſanftmüthig, du biſt gehorſam, denn du biſt von Gott ſo erſchaffen, denn du biſt ein Menſch — das lehre ich meinem Sohn, ſo behandle ich ihn, ich erziehe ihn zur Tugend durch den Glauben an die Tugend. Du biſt frei, tapfer, fromm, menſchlich, redlich und keuſch, teutſches Volk — das glaubt, und bekennet, und ſaget es allem Volke, und behandelt es als ſolches, und ihr werdet freie, fromme, tapfere, menſchliche, keuſche, und redliche teutſche Männer ſehen. Was die Beſten glauben und bekennen — das thut die Menge immer — nur müſſen die Beſten immer daſſelbe glauben und bekennen, immer daſſelbe wollen; denn nur das Feſte bauet das Feſte. Die Liebe iſt wie der Frühling, ſie ſchafft und zeugt eine friſche und lebendige Welt; ihre Gewalt iſt unendlich, denn ſie iſt Eins mit Gott. Die Strafe kann nichts ſchaffen, ja ſie vernichtet durch ſich ſelbſt die Gewalt, die ſie hat; das ſollten Deſpoten bedenken, wenn diejenigen denken könnten, die alle Gedanken zerſtören wollen.

Der Gegenſtand, deſſen Behandlung ich mir heute vorgeſetzt habe, iſt in den letzten Jahren genug berührt worden; er betrifft diejenigen beiden Völker, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren die meiſten Zungen und Herzen in Bewegung geſetzt haben: die Engländer und die Franzoſen. Ich will dieſe beiden gewaltigen Kämpfer, welche die Welt wie Erdbeben erſchüttert haben, in ihrer nächſten Beziehung auf uns andere Europäer, und dann auch in Beziehung auf mein teutſches Vaterland betrachten. Dieſe Betrachtung wird bloß die Hauptſeiten des groſſen Gegenſtandes zu berühren ſuchen, theils weil die Zeit zu langen und breiten Unterſuchungen keinen Athem läßt, theils weil man den Menſchen erlauben muß, wenn man die Hauptgedanken hingeworfen hat, ſich das Uebrige hinzuzudenken und die leeren Lücken beliebig auszufüllen. Die Orakel der Sibylla von Kumä weheten in Blättern im Winde umher, und doch trugen ſie den ſchweren Inhalt des Schickſals der Welt und jenes gewaltigen Volkes, das in künftigen Jahrhunderten die Welt beherrſchen ſollte. Es ſind viele Dinge, wovon der Philoſophie nichts träumt, am wenigſten der teutſchen Philoſophie. Manches zuckt geſchwind wie Blitze dahin und flattert leicht wie Vögel durch die Luft, und kann wie Blitze und Vögel bloß an dem Leuchten und an den Fittichen gewieſen werden. Dies iſt vorzüglich der Fall mit dem, was man politiſche Wahrheiten und Politik überhaupt nennt: zu grob für die Feinſten und zu fein für die Groben ſchwebt und blitzt es in einer Mittelwelt, von welcher man andern nimmer genau die Achſe zeigen kann, worum ſie rollt, noch den Atlas oder Herkules, der ſie auf ſeinen Schultern trägt. Was den tiefſten Grund hat, läßt ſich nicht ergründen. Um die ſo viel geprieſene teutſche Gründlichkeit iſt es oft ein wunderliches Ding; ſie ſinkt leider häufig wie Blei unter, damit ſie nimmer wieder empor komme, und wir haben überhaupt ſo viele bleierne Gelehrte und bleierne Gelehrſamkeit, daß unſre Gold- und Silberminen durch ſie faſt verſchüttet ſind: Jenes Weite und Breite, worauf wir uns häufig ſo viel einbilden, fließt wie Waſſer nach allen Seiten über, und iſt gewöhnlich unbeſcheidenen Strömen gleich, die aus ihren Ufern treten und die fruchtbaren Felder mit Sand und Gries bedecken. Alſo wollen wir über die Urtheile dieſer unſerer breiten und gründlichen Laſtträger der Gelehrſamkeit einmal friſch wegſetzen, und in der lichten Mittelwelt; worauf wir angeſpielt haben, uns gleich Vogelſchwingen wiegen, und den großen Gegenſtand, worauf es ankömmt, mehr beſtreifen, als durchdringen. Dies ſollen fliegende Worte ſeyn, die hie und da in ein Ohr klingen und ein Herz rühren, und dann mit ſo vielen andern geflügelten Worten in die ewige Vergeſſenheit hinüberflattern. Wenn unter dieſen fliegenden Blättern nur einige ſo ſchwer ſind, daß ſie wie die ſibylliniſchen verdienen, von ſinnigen Gemüthern geſammelt und befragt zu werden, ſo ſind wir für das Spiel einiger ledigen Stunden belohnt genug.

Ich deute an, daß die politiſchen Dinge einer Mittelwelt angehören, die zwiſchen der ſchweren irdiſchen und der leichten idealiſchen Welt, bald von der einen bald von der andern gezogen, ſich in kometiſchen Bahnen bewegt, und weder ſo gefaßt noch gezeigt werden kann, als die, worauf wir mit den Füßen zu ſtehen meinen, und wovon wir doch nach dem Ablauf ſo vieler Jahrtauſende unſers Geſchlechts ſo wenig wiſſen. Von dieſer Mittelwelt iſt nicht leicht zu reden, weil ſo wenige ſind, die für das Leben und die Bedeutung derſelben ein ſicheres Urtheil haben, und weil ſelbſt die Sprache für vieles, was man in Hinſicht derſelben bezeichnen mögte, der Worte mangelt. Es muß nothwendig oft geſchehen, daß hier die einen die Worte zu dick, die andern zu dünn nehmen, und dem Sprechenden einen ganz andern Sinn unterſchieben, als was er hat ſagen wollen. Die politiſche Welt iſt das ewiglich Wechſelnde und Bewegte des Lebens in der Mitte zwiſchen den geiſtigen und leiblichen Ziehpunkten, unbeſtimmt und unbeſtimmbar wie alles Lebendige und Umrollende, auch in Hinſicht ihres Feſten und Bleibenden nicht ſo dick zu erfaſſen, wie Steine, die man hinſetzen, und Klötze, die man behauen kann: ſie iſt ein Gleichniß des Lebens ſelbſt, und wie dieſes bloß durch ſeine Wechſel und Geſtalten erklärlich iſt, ſeinen Grund aber, ſein eigentliches Selbſt, von keinem Sterblichen je erhaſchen läßt, ſo iſt es auch mit dem Politiſchen. Wer nicht durch Ein großes Gefühl, welches der Mittelpunkt ſeines Daſeyns geworden, die Dinge erfaßt, wer nicht durch Einen großen Blick die weiteſten Fernen zu überſchauen und die tiefſten Tiefen zu durchdringen wagt, kurz wer nicht ſo kühn iſt, alle einzelnen kleinen Fäden und Stricke zu zerreißen und zu zerhauen, und ſich von dem großen Seil, woran Jupiter Himmel und Erde hält, in die Lüfte aufziehen zu laſſen, der mag über das Kleinpolitiſche der Kaffehäuſer und Kabinette viel klügeln und orakeln lernen, nimmer aber wird er ahnden, was das iſt, wodurch die Götter zu herrſchen geglaubt werden und wodurch großartige Menſchen herrſchen. Man hat mich wohl, und nicht immer mit Unrecht, beſchuldigt, ich ſey oft zu heiß — ein Fehler, deſſen man Teutſche ſelten beſchuldigen kann — ich will bei dem Gegenſtande, den ich hier behandle, ſuchen, nicht zu vergeſſen, daß auch ich mich in der halb idealiſchen Mittelwelt befinde, wo man nicht zu feſt lieben und haſſen ſoll, ich will ſtreben, mich von Liebe und Haß nicht wegtreiben zu laſſen, und kühl ſeyn, wie man kühl ſeyn kann. Dies wird mir vielleicht gelingen, weil hier mehr von Sachen und Eigenſchaften als von Perſonen und Thaten die Rede ſeyn wird; denn wenn auch von Perſonen geredet wird, ſo werden ſie doch mehr in der Allgemeinheit faſt den Sachen gleich betrachtet, ſie werden mehr als für das Ganze darſtellende und beſtimmende, denn als im Einzelnen wirkende und handelnde betrachtet: Menſchen aber, ſelbſt noch lebende, als Darſteller und Bilder von Völkern und Zeiten genommen, werden angeſchaut, als die da geſtorben ſind, ſie ſind in die Schattenwelt der Geſchichte hinabgezogen, oder vielmehr in die hohe Schattenwelt des Ideals hinaufgezogen, und Liebe und Zorn haben an ihnen in demſelben Augenblick das Recht verloren.

Wir wollen demnach reden über das Verhältniß Frankreichs und Englands zu Europa und unſerm Vaterlande, wie weit ſo feine Dinge, die unmittelbar in das ganze Leben der Welt überfließen, und die leicht beweglichen und verflatternden Geiſter de verſchiedenen Völker und Zeiten ſich zeigen laſſen; denn das Feinſte werden wir nicht zeigen können, ſondern nur das Aeußerliche und einige Lichtſtreifen des Innerlichen, wodurch von dem tiefer liegenden Verborgenen Einige errathen werden mag. Damit dieſes Verhältniß einigermaßen erſcheinen könne, müſſen wir die beiden Völker in ihren Verſchiedenheiten einander gegenüber ſtellen, im Allgemeinen auf ihre Geſchichte und ihr Leben hinweiſen, und dadurch zu dem Beſonderen den Uebergang machen. Dieſes Beſondere wird die Wirkung betreffen, welche die beiden Völker auf die Geſchichte und Bildung Europens gehabt haben, und endlich werden wir den Einfluß und die Gewalt berühren müſſen, welche ſie in den letzten zwanzig Jahren auf uns behauptet haben, und den Standpunkt zeigen, auf welchem ſie in der gegenwärtigen Stunde zu uns ſtehen. Wir laſſen bei dieſen Betrachtungen die Schale ſich neigen, wohin ſie will, falls ſie ſich auf die Seite der Inſulaner neigen ſollte, der gewöhnlichen Beſchuldigung aus den Thuilerien unbekümmert, daß, wer die Franzoſen nicht über alles erhebt, nothwendig durch engliſches Gold erkauft ſeyn müſſe; uns hat man nie goldene Sporen zu geben bedurft, wir haben immer gemeint, die goldene Wahrheit wiege ſchwerer als Guineen und Napoleonsd'or.

Die gewöhnlichen Eigenſchaften des Franzoſen (wir ſprechen hier und nachher bei den Engländern, wie die meiſten erſcheinen) ſind von einem andern

Volke, das als Zuſchauer und Beobachter hinzutritt, leicht aufzufaſſen. Er erſcheint leicht und beweglich an Leib und Seele, iſt luſtig, flatterhaft, leichtſinnig, witzig, offen, und heftig, leicht in Flammen auflodernd, und geſchwind zu Aſchen niederbrennend, nach allem greifend, und nichts feſthaltend, ſelbſt alle möglichen Scheine darſtellend, und doch ewig von allen möglichen Scheinen betrogen, immer mit der Seele auf der Zunge, aber faſt nie mit der Zunge in der Seele; kurz, er iſt ein Bild der raſtloſen Bewegung und des ewigen Wechſels, Wind und Unruhe ſind ſein Element. Weil er ſich und alle ſeine Triebe und Kräfte in einer unaufhörlichen Geſchäftigkeit und Thätigkeit umtreibt und ſo viel er kann mit allen Menſchen und Dingen in Berührung ſetzt, ſo iſt in ihm alles, was ſich auf das Aeuſſere und die Auſſenwelt bezieht, ſehr geübt, abgeglättet, und ausgebildet; eine große Gewandheit und ſchmiegſame Biegſamkeit, in fremde Geſtalten und Weiſen — nicht aber in fremde Geiſter und Gemüther — einzuſpringen; eine ſchmeichelnde Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, wie er ſie nennt, für die kleinen Nichts der Geſellſchaft, worin viele Menſchen das kleinliche und enge Ding ſetzen, was ſie ihr Leben nennen; ein leicht auffaſſender Verſtand für den Mechanismus der Auſſenwelt, und für Menſchen, ſo weit ſie als Inſtrumente zu behandeln und anzuſtellen ſind; ein ſeltener Takt, die Gränzen nicht zu überſchreiten, welchen dieſes unaufhörliche Herumtappen und Herumtaſten an allen Menſchen und Sachen giebt: ein Takt, der oft tiefer Menſchenkenntniß und Karakterkenntniß ähnlich ſieht, da er im Ganzen doch nur was immer äuſſerlich erſcheint, die Oberfläche und ihre Schatten, und beſonders was aus Lüſten und Mängeln der menſchlichen Natur hervorſpringt, erlauſcht und ergriffen hat. Dieſer Menſch, dieſes leichte, luſtige, und in tauſend wechſelnden Farben des umrollenden Lebens ſpielende Chamäleon; dieſes wunderbare Ding, das allenthalben und nirgends, das Alles und Nichts iſt; dieſer ſo auf alles übergehende und überfließende, aber in Weniges eingehende und eindringende Menſch — iſt nicht allein ein geſelliges Weſen, ſondern ein Geſellſchaftsweſen: Geſellſchaftlichkeit das iſt ſein Karakter, allein iſt er nichts, kann er nichts ſeyn, allein verliert er ſogleich faſt das Gefühl des Daſeyns, nur in andern lebt er, nur in der Menge iſt er; ein einſames Ganzes zu ſeyn findet er langweilig und lächerlich, ein geſelliges Theilchen, das bunt und ſchimmernd immer unter andere Theile ſpringt und mit ihnen augenblickliche Zuſammenſetzungen macht, die wie ein Ganzes ausſehen, das liebt er, das will er, das iſt er, das iſt der Franzoſe.

Der Engländer dagegen gemeſſen, ernſt, ſchwer, ſtumm, oft düſter, trotzig, ſtolz, treu, weder rechts noch links blickend, ſondern ſeinen Weg ſtrax vor ſich hingehend, als gebe es nur Einen Weg in der Welt, und Einen Wanderer darauf, ihn ſelbſt; keine Bewegung umſonſt noch ohne ein Ziel; keine Umruhe, von andern bemerkt zu werden, oder ſich in andern zu ſpiegeln, oder gar in andern nur zu leben — doch zuweilen wandelt es ihn an, auch den Engländer zeigen zu wollen; er blitzt ſelten, er fährt ſelten auf etwas los, aber wann er blitzt, ſo donnert es auch, und wann er losbricht, ſo fällt etwas; er brauſt langſam auf, und ſinkt langſam nieder; er gelobt wenig, und giebt ſchwer die Treue, aber was er gelobt, iſt ein Wort, und die Treue hält er, weil ſie ſein Glück iſt; nicht alles ergreift er, aber was er ergriffen hat, das hält er feſt bis zur Narrheit, ja bis zur Raſerei; ſo groß dünkt ihm die Tugend der Beſtändigkeit, daß ſelbſt den Irrthum mit wahnſinniger Liebe behaupten das Gemüth noch adele; wie der Franzoſe in Allem iſt und lebt, ſo iſt und lebt der Engländer in Einem, oft ſo hartnäckig, daß er Jahre lang nichts anderes ſieht, hört, ſinnt, und denkt, als Eines; daher iſt er häufig der Stumme und Verſchloſſene, dem man in Monaten oft nicht ſo viele Worte ablocken kann, als dem Franzoſen in Minuten, daher wird Eines, nemlich er ſelbſt, ihm oft das einzige wirkliche Ding in der Welt, und daher verſinkt er ſo häufig in den Abgrund ſeines eigenen tiefen Gemüthes, und kömmt nimmer wieder in das leicht bewegliche Leben der Auſſenwelt zurück; Schwärmer, Narren, und Verrückte hat England von jeher viele gehabt. Der Engländer hat oft zu großen Stolz, ihm ſelbſt zu genügen, der Franzoſe haſſet das Selbſt, das auf ihm allein ruhen will; der Engländer kann der

Einſeitige, der Franzoſe der Vielſeitige genannt werden: hier iſt die Beſchränkung durch das Zuviel, dort iſt ſie durch das Zuwenig. Durch ſein geſellſchaftliches Talent taſtet der Franzoſe Vieles heraus, und gewinnt oft einen Schein idealiſcher Ergründung und gemüthlicher Ergreifung der Dinge; er ſcheint unendlichen Verſtand zu haben, aber dieſer ſteht immer vor ſeinen beſtimmten Schlagbäumen ſtill, und jenſeits derſelben iſt Finſterniß: es ſind keine Uebergänge von Licht und Schatten, es ſind auf ewig geſchiedene Welten; die unruhige und unbeſtändige Flatterhaftigkeit mangelt der begeiſterten Liebe und Treue, welche zu dem Todesſprung in den dunkeln Abgrund der unendlichen Welt der Vernunft allein die Kühnheit geben können. Durch ſeine eiſerne Hartnäckigkeit im Denken und Wollen bricht der Engländer irgendwo durch, und mit ihm bricht eine Lichtmaſſe über die Gegenſtände, zu welchen er hinabſteigt; er iſt der verſinkende Phaeton, welchem eine Sonne nachſtürzt, der Franzoſe iſt der gaukelnde Spieler, der ſich Johanniswürmchen als eine Laterne auf den Kopf geſetzt hat. Darum ſcheint der Engländer in Einigem ſicherer, der Franzoſe in Allem gewandter. Der erſte iſt in vielen Dingen wirklich dumm, und weiß nichts davon, der zweite weiß von allem etwas; der erſte iſt an den meiſten fremden Stellen anfangs wie verkauft, der Franzoſe iſt ſogleich allenthalben zu Hauſe; der erſte weiß etwas tüchtig, der zweite weiß vieles halb; der erſte kann aber alles lernen, weil er ſich ſelbſt lernen will, der zweite lernt nichts ganz, weil er ihm ſelbſt entflieht; der erſte will immer ein Ganzes ſeyn, und wird darüber oft zu einem ſcharfeckigen und ſchroffen Theil, der ſich nirgends einfügt, der zweite will immer Theil ſeyn, und ſpringt im ewigen Wechſel ſo viel von einer Fuge in die andere, bis er ſich ſo abreibt, daß er zuletzt wie ein Sonnenſtäubchen weggeblaſen werden kann; der erſte ſchätzt das Wirkliche, was er geſucht und gefunden hat, oft ſo ſehr, daß er die Majeſtät des Scheins nicht genug ehrt, der zweite ſucht von Anfang an ſo ſehr den bloßen Schein, daß der Schein ihm die Sache wird: er ſtellt zuletzt den Schein auf den Schein und den Schatten auf das Bild, und ſpielt ſo lange mit dieſer täuſchenden Gaukelei, bis ſie endlich mit ihm ſpielt; er wird eitel auf Eitelkeit, der Engländer wird eitel auf Stolz.

Doch genug des Spiels, ſonſt ſpielen auch wir zuletzt Scheine aus Scheinen und Schatten aus Bildern heraus. So ungefähr erſcheinen die beiden Völker als Menſchen in ihren größten Gegenſätzen. Wie erſcheinen ſie im Staate als Bürger? was haben ſie geſchaffen und gewirkt bei ſich und bei andern? wohin ging ihr Streben? wohin geht es?

Zuerſt die Franzoſen. Ihr geſellſchaftlicher Karakter iſt auch in ihren politiſchen Einrichtungen und in ihrem ganzen Staatsweſen unverkennbar. Das Spiel mit Scheinen und zu Scheinen hin reicht in vielen kleinen und mittelmäßigen Dingen und Verhältniſſen des gewöhnlichen Menſchenlebens und Weltweſens oft aus, wenigſtens betrügt man ſich oft leichtfertig und leidlich genug um ſein bischen Daſeyn, dem man ein fantaſtiſches Mährchen nachſingen oder einen letzten leichten Sprung nachhüpfen kann; aber der Staat und ſein Weſen iſt ein ſehr tiefes und ernſtes Ding, wo die mittelbaren und unmittelbaren Kräfte der Welt und die himmliſchen und irdiſchen Strebungen und Mächte vielfach gegen einander gewogen und geprüft ſeyn wollen. Damit ein guter und lebendiger Staat werde, ſind zwei Dinge erforderlich: erſtlich ein gewaltiges Streben der Kräfte nach auſſen hin, ein großer äuſſerer Reiz zu Thaten, der die Menſchen aus dem Gefühl des Einzelnen und überhaupt aus dem einzelnen Daſeyn herausreißt, zweitens, daß die Menſchen, die den Staat ausmachen ſollen, in dem Einzelnen feſt gegründet und in ihnen ſelbſt und ihrer eigenen Natur mit gediegener Schwere ruhend ſeien — einzelne Bildung jedes Einzelnen aus ſich ſelbſt heraus, und dann gemeinſames Streben aller nach Einer Richtung für ein Ganzes das ſind die unerlaßlichen Erforderniße zu einem vollkommenen Staate, zu einem Gemeinweſen, das ein würdiges und menſchliches heißen kann. Eine dieſer nothwendigen Bedingungen geht den Franzoſen völlig ab, die Bildung aus ihnen ſelbſt heraus, das Ruhen auf der eigenen Kraft: ſie ſind nur in andern. Wenn man dieſe ihre Eigenheit nun an die Idee des Staats hält, ſo werden ſie wie Würmer und Inſekten erfunden, die immer unter einander kriechen und wurmen müſſen, wie Ameiſen und Bienen; und ihr Staat muß ein Bienenſtaat werden, d. h. ein Staat des wurmartigen Gehorſams in Despotien: ſie müſſen einen Weiſer haben, und, wie er auffliegt, ihm nachſchwärmen — das iſt eine Nothwendigkeit ihrer Natur. Ihre Geſchichte weiſt dies auch, und hat es in unſern Tagen wieder gewieſen; ja ihr jüngſter Herr hat anſpielend die Bienen ſogar ins franzöſiſche Wappen gebracht. Auch bei ihnen — wie ſie denn geſchwind feuerfangend und auflodernd ſind — hat es von Zeit zu Zeit nicht an Verſuchen gefehlt, ſich einen ordentlichen Staat einzurichten; aber dieſe Verſuche ſind immer durch Uebertreibung und Unmäßigkeit geſcheitert, es hat ihnen immer die hemmende Schwerkraft gefehlt: ſie haben eine Zeitlang mit Scheinen und Klängen geſpielt, und dann iſt die Sache geblieben, wie ſie war, oder gar in das Schlimmere verſunken. Man muß bei der Betrachtung der franzöſiſchen Geſchichte dieſe Gaukelei mit dem Schein und dieſe Verblendung durch den Schein überhaupt nie vergeſſen, weil alles ihr Größtes und Kleinſtes nur dadurch erklärlich iſt. Für Augenblicke leuchtet es oft hell auf in ihrer Geſchichte, aber es ſind immer Sternſchnuppen, die zerfliegen, oder Meteore, die mit einem leeren Knall zerplatzen, aber ſelten als Blitze zünden oder als Sonnen wärmen. Dieſes Volk, das ſich durch die unaufhörliche Uebung und Umrollung des Aeußerlichen und in dem Aeußerlichen auf der Oberfläche der Dinge das verſtändigſte Volk Europens nennt und es in dem Kleinen unſtreitig iſt, hat doch häufig die wunderlichſten und tollſten Fantaſieſprünge gemacht, eben weil ihr Verſtand ihrer Fantaſie nicht gewachſen war, oder vielmehr weil der Verſtand der Fantaſie nie gewachſen iſt, die mit ihm immer durchgehen muß und nur durch die Vernunft geleitet und gezügelt werden kann. Die Franzoſen können Vieles verſtehen, aber Weniges vernehmen; ſie haben mit der Fantaſie oft das Größte und Edelſte erfaßt, aber haben es immer bald zu dem Kleinſten und Gemeinſten verſinken laſſen, weil ſie des Maaßes mangelten, das es tragen konnte; ja die größten Gräuel haben ſie durch dieſe Fantaſie begangen und ungeſtraft vor ihren Augen begehen laſſen, ohne daß ſie dabei ſo große Schuld hatten, als andere ernſtere und beſtändigere Völker in ähnlichen Fällen gehabt haben würden: Die Kreuzzüge, der Mord der Tempelherren, die Bartholomäusnacht, die Fronde, die Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten, die jüngſte Revolution — was ſoll ich noch mehr nennen? Oft große Gründe und große Anfänge der Dinge, und ein kleines und unſeliges Ende.

Weil ſie alſo immer unſtät, wankeliſch, und unruhig ſind, ſo müſſen ſie gleich Würmern durch einen inſtinktartigen Gehorſam zuſammengehalten und gezügelt werden, ſie müſſen Einen haben, dem ſie blind gehorchen: *wer nicht ruhig ſeyn kann, kann nicht frei ſeyn.* Es wird alſo, wenn nicht außerordentliche Weltbegebenheiten das

Ungewöhnlichſte und Außerordentlichſte herbeiführen, alle ihre Bewegung nach außen hin nicht aus ihnen ſelbſt entſpringen, ſondern von dem Weiſer abhangen. Man nannte vormals die Franzoſen mit Recht ein königiſches Volk, und den König von Frankreich den rechten König; daher das teutſche Sprichwort: *leben wie der König in Frankreich*. Iſt in dieſem allmächtigen Bienenweiſer ein Geiſt der Unruhe und Herrſchſucht, ſo mögen die Nachbarn ſich vor dem wilden Gewürm und Geſchwärm hüten; denn es iſt nichts, was ſie hemme und zurückhalte. Die Franzoſen haben unter muthigen und kriegeriſchen Fürſten mehr als irgend ein Volk den Karakter von Eroberern, und werden ihn immer haben. Ihre Beweglichkeit macht ihnen den Krieg luſtig und ihr Leichtſinn die Plagen und Gefahren gleichgültig; die Wahnehre und die geſellſchaftliche Meinung, die ihre höchſte Tugend iſt, macht ſie tapfer und heldenmüthig, oft faſt denen gleich, die für die höchſten Güter der Menſchheit ſtreiten. Auch haben ſie, ſo alt ihre Geſchichte iſt, ihre Nachbarn immer beunruhigt, und ſie plündern und unterdrücken wollen; Freiheit aber und Bürgerlichkeit und die ewigen Grundſätze des Rechts haben ihre Nachbarn nie von ihnen erhalten, noch durch die traurige Gemeinſchaft, worin Kriege und Eroberungsverſuche ſie mit ihnen ſetzten, von ihnen lernen können: wo Einer willkührlich gebietet, da können Lehren und Muſter der Verfaſſungen ſelten geholt werden.

Alſo der Karakter der Franzoſen als Bürger iſt der Karakter von Inſekten, dieſes in dem natürlichſten Sinn genommen. Sie erfüllen die Beſtimmung ihrer Natur, wenn ſie ſind, wie Gott ſie gemacht hat, und haben bloß darin Unrecht gehabt, daß ſie ihnen ſelbſt und uns andern oft etwas vorfantaſirt haben. Die Idee des Gehorſams iſt auch in ihren ordentlichen Zeiten, wo ſie nicht durch ungeheure Revolutionen aus ihrer Bahn geriſſen werden, die höchſte Idee. vormals der Idee jeder Ehre und Tugend gleich. Der Franzoſe war ſonſt ganz in ſeinem Könige, dieſer war ſein irdiſcher Gott; doch hat Napoleon darum nicht Recht gehabt, in ſeinen Despotenkatechismus die gotteslästerlichen Worte zu ſetzen: den Kaiſer verehren und Gott anbeten iſt Ein Dienſt. Der Franzoſen geſellſchaftlicher Karakter und ihr Bienengehorſam gegen den Weiſer — das ſind die beiden Hauptſchlüſſel zur Erklärung aller Erſcheinungen ihrer Geſchichte, ihres Lebens, und ihrer Litteratur. Das Schimmernde und Abgeſchliffene der Geſellſchaftlichkeit haben ſie mit der Idee ihres Königs und des Glanzes und der Majeſtät ſeines Königthums zuſammengemiſcht, und daraus jenes gebildet, was in den drei Worten Höfling, Höflichkeit, und Höfiſchheit ſich ausſpricht. Der Franzoſe als Bürger und Menſch iſt Höfling, oder will wenigſtens Höfling ſeyn. Ich nehme hier das Wort in dem rechten und edlen Sinn, wo Höfling mit Königsdiener und Königsfreund eins iſt und keine verächtliche Nebenbedeutung enthält. Das Ideal eines gebildeten Franzoſen iſt der Karakter eines Höflings; in dem Streben nach dieſem Ideal bringen es manche durch Unvollkommenheit ihrer Natur und Ungunſt ihrer Verhältniſſe natürlich nur bis zum Hoflakaien oder Kammerdiener. Jeder Franzoſe ſoll daher kraft dieſer Anſprüche höflich ſeyn und Höflichkeit üben. Dies trieben ſie vor der Revolution noch bis zum höchſten Grade, und werden es künftig wieder thun. Die Fremden, ihrer Art, und beſonders der Quelle dieſer Höflichkeit unwiſſend, haben ſie hier oft der Falſchheit und Lüge beſchuldigt, wo keine iſt; ſie wollten und konnten nicht begreifen, daß des Franzoſen Weſen der Schein iſt, daß er ſein Lebenlang nach der Darſtellung des höchſten äußeren Scheins, des idealen Hofſcheins, trachtet, daß er ſich Göttern und Königen gleich ſtellt, die alle Gebete und Wünſche der Sterblichen freilich nicht erhören können, doch aber immer gedacht werden, als entlaſſen ſie die Bittenden freundlich und winken ihnen mit Hoffnungen und Scheinen aus der Ferne. Die Fremden nehmen für Wirklichkeit, was bei dem Franzoſen bloße Darſtellung, und zwar bewußte und geſellſchaftlich angenommene Darſtellung iſt; daher verlangen ſie für den Schein Thaten und für die Worte Treue. Sie haben Unrecht, und werden mit dem Franzoſen immer Unrecht haben. Er bezahlt ſich ſelbſt damit wie mit einer Wirklichkeit, und iſt zufrieden; wie kann denn der Fremde mehr verlangen? wie kann er leichte Wechſel, die bloß durch eine geſellſchaftliche Uebereinkunft als eine angenehme Täuſchung für den Augenblick ausgeſtellt werden und nachher nichts mehr bedeuten ſollen als leeres Papier, in baares Geld verwandeln wollen? Ein veredelter franzöſiſcher Karakter, der den höchſten Gipfel jener Tugend erlangt hatte, worin den Franzoſen alles beſchloſſen liegt, war ein höfiſcher, er hatte Höfiſchheit: ein altes vergeſſenes teutſches Wort, das ich wieder aufnehmen muß. Dieſe Höfiſchheit nannte er mit verſchiedenen Schattirungen courtoisie, galanterie, esprit de chevalerie, und alles Edle und Hohe war in dieſen Namen eingefaßt.

Einen Beweis der Richtigkeit dieſer Grundlinien des franzöſiſchen Menſchenweſens und Bürgerweſens giebt ihre Geſchichte. Es iſt in ihr wenig Einzelnhervortretendes, wenig Unmittelbares und Allgemeines, ſo daß es aus dem Volke oder der Menſchheit, die als ſolche gedacht werden, hervorgehe; ſondern auch die größten franzöſiſchen Menſchen und Begebenheiten hangen an den Fäden geſellſchaftlicher und höfiſcher Verhältniße. Im Ganzen iſt die franzöſiſche Geſchichte daher eine Geſchichte des Hofes und der Hauptſtadt. Selbſt die jüngſte gräuelvolle Revolution verläugnet dieſen Karakter nicht.

Daſſelbe gilt von der franzöſiſchen Kunſt und Litteratur. Es iſt eine Kunſt und Litteratur nicht des idealiſchen und olympiſchen Scheins, wo die Götter und Geiſter im Glanze wohnen, ſondern des kleinen Scheins, wozu der Franzoſe ſein Leben verſpielt hat. Dieſem Schein hat der Franzoſe durch die Spiegelglätte der Geſelligkeit und durch eine gewiſſe Beweglichkeit des Witzes einen Glanz zu geben gewußt, welcher Glasperlen oft für oſtindiſche Perlen verkauft. Aber die Kunſt kann nicht lange in der unſeligen Mitte ſchweben, worin das gewöhnliche Leben wandelt, ſei dieſe Mitte auch durch die täuſchendſten Scheine idealiſirt: ſie will entweder die olympiſchen Götter, oder die reinen Menſchen, die auch Götter ſind, ſie will die Urgeſtalten des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Fantaſie, und dieſe kann ein Volk nicht mehr empfangen, das nicht Zeit hat, die Götter zu erkennen, die nur den Einſamen beſuchen, und nicht Kraft noch Einfalt hat, den Urmenſchen zu erblicken, der nur den Starken und Einfältigen nicht beſchämt. Hier iſt ihnen vorzüglich begegnet, was ich oben ſagte: ſie haben Scheine auf Scheine geſtellt. Ich weiß es nicht klarer auszudrücken.

Aber, mögte einer mir ſagen, wenn dem ſo iſt, wenn hier ein kümmerliches Taſchenſpiel der Fantaſie geſpielt wird, wenn dieſer Schimmer und Schein in ihrer Kunſt und Litteratur eine künſtlich angeblaſene Begeiſterung iſt, die weder die höchſte Kunſt erfliegt noch zur einfältigſten Natur hinabſteigt, welche beide ſich an ihren Enden nothwendig begegnen müſſen, wie hat es denn geſchehen können, daß dieſer Schein in ſeinen Wirkungen ſo allmächtig geweſen iſt, und daß wir Europäer zwei Jahrhunderte geglaubt haben, nur das Franzöſiſche ſei das Kunſtreiche, Gebildete, Menſchliche, und Schöne? Was ſo geherrſcht hat wie das Franzöſiſche, nicht durch die Gewalt der Waffen, ſondern durch die ſtille Gewalt der Sprache, Sitten, Künſte, und Wiſſenſchaften, mußte etwas Treffliches und Herriſches in ſich haben, es mußte eine Vorzüglichkeit haben, die den andern mangelte. Denn daß die Fremden Jahre lang geblendet und getäuſcht ſeyn konnten, geſtehe ich zu; aber eine Täuſchung und Verblendung von Jahrhunderten weiſt auf eine große Wirklichkeit hin.

Ganz recht. Die Franzoſen hatten allerdings das große Herriſche und Wirkliche; aber dieſes war darum nicht nothwendig auch das Vollendete und Vortreffliche. Wir, die der Erfüllung der drei letzten Jahrhunderte ſeit Luthers Reformation nahe ſind, können jetzt ziemlich begreifen, was unſern Großvätern und Vätern widerfahren iſt und widerfahren mußte: die jüngſte Geſchichte hat alle Rollen dieſer Jahrhunderte wie einen Teppich vor uns ausgebreitet; wer Augen hat zu leſen, kann ſie verſtehen. Mit der Reformation trat das logiſche und dialektiſche Zeitalter ein, welches die letzten Streite zwiſchen dem Verſtande und der Vernunft vermitteln, die Verſuche und Anſprüche des Verſtandes, der Vernunft ſeyn will, zeigen, und jedem ſein gebührliches Gebiet abmarken ſollte. Ein ſolches Zeitalter konnte kein Zeitalter hoher Idealität, heroiſchen Lebens, und olympiſcher Kunſt ſeyn, weil der arme und nüchterne Verſtand, welcher darin herrſchen ſollte, das Höchſte und Ueberſchwängliche, was nur im Reiche der Vernunft angeſchaut und vernommen werden kann, zu ſeiner Erde hinabzog und es dort mit ſeinem kleinen Maaße zu meſſen meinte. Daher verſtummten ſeit dieſer Zeit auch einige Völker in der europäiſchen Weltgeſchichte, welche nicht in dem Einzelnen und Abgerißenen leben, ſondern nur in der Fülle des ganzen Gemüthes blühen können: die Italiäner und Spanier. Ihre Epoche war geſchloſſen, wie dieſe Epoche begann; bald wird die Zeit kommen, wo ſie wieder zum Leben erwachen werden. Dem Norden Europens fiel die Verarbeitung dieſer drei Jahrhunderte zu, deren letzte trübe und blutige Hefen wir getrunken haben und noch trinken müſſen. Vor allen aber bemächtigte ſich dieſer Zeit, weil ſie ſeine Zeit war, der Franzoſe, der in der Region des Verſtandes heimiſch iſt und deſſen Stärke in dem Dialektiſchen und Logiſchen liegt. Er gewann über die andern das Uebergewicht, worüber ſo viel geſcholten und geklagt iſt, und ſie erkannten ſeinen Vorrang an, theils weil der Geiſt, der gerade in der Zeit lebt, eine nothwendige unſichtbare Herrſchaft über alles üben muß, theils auch, weil das Künſtleriſche, Gemüthliche, und Idealiſche, was früher in ihnen geblüht hatte, von ſelbſt abgeſtanden war, als das grübleriſche, klaubende, und haarſpaltende Zeitalter des Verſtandes begann. Da ſie nichts Herrliches und Lebendiges hatten, ſo mußte ihnen das Leben, das in den

Franzoſen war, natürlich das Höchſte ſcheinen, um ſo mehr, da der Franzoſe, für welchen dieſes Zeitalter ein lebendiges war, allen ſeinen Spielen und Scheinen etwas gegeben hatte, das faſt idealiſch ausſah. Denn die Götter und Geiſter freilich konnte der leichte Gaukler, der im Kleinen und Luſtigen oft recht anmuthig war, nie in ſeine enge Welt hinabziehen: die laſſen ſich nur von denen laden, welche die gewaltigen Schlüſſel der Tiefen und Höhen haben. Hiedurch, am meiſten durch das Allmächtige, welches unſichtbar und von wenigen vernommen durch die Zeiten hinwandelt, herrſchten die Franzoſen, und bildeten ihnen ſelbſt und andern ein, es ſei nur Eine Kunſt, Ein Leben, Eine Bildung, Eine Art, die franzöſiſche; ja ſo übermüthig wurden ſie, daß ſie zweifelten, ob die Griechen und Römer mit dem Zeitalter ihres Ludwigs des Vierzehnten zu vergleichen ſeien, und ob etwas bedeute, was die Italiäner, Spanier, und Engländer vor zwei, drei Jahrhunderten in den bildenden und redenden Künſten gewagt hatten. Die Menge der Europäer lallete ihnen ihre Urtheile nach, und äffte ihnen in ſteifer, verzierter, und kümmerlicher Knechtſchaft nach; denn die Leichtigkeit und Beweglichkeit, womit die Franzoſen zugleich alles und nichts ſind, konnten ſie doch nicht erreichen.

Dieſe Franzoſenwuth, die in ganz Europa herrſchte und in manchen Ländern noch ungebührlich herrſcht, dieſe traurige Aefferei, wodurch die trefflichſten und kräftigſten Völker ihre eigenen Gaben und Tugenden vertändelten, und was in den Franzoſen Leichtes und Gefälliges iſt, doch nicht gewannen, wodurch Sprache, Sitte, Kunſt, ja ſelbſt die Verfaſſung und Freiheit in vielen Ländern verdorben und zerrüttet ward, kann man an ſich weder loben noch tadeln; am wenigſten kann man die Franzoſen dafür in Anſpruch nehmen: höchſtens kann man ihre Eitelkeit und Prahlerei ſchelten, daß ſie meinten und laut bekannten, ſie ſeien die Erſten und Unübertrefflichen. Uebrigens haben ſie den andern nichts aufgedrungen. Aber wenn wir Rechnung halten über die Wirkungen der Franzoſen auf uns und über ihre Verdienſte um uns, ſo können wir uns freilich deſſen, was ſie uns gebracht haben, weder tröſten noch loben. Schon das franzöſiſche Leben, weil des Volks Karakter ganz ein geſellſchaftlicher iſt, heißt Manier und Uebereinkunft, wie die Geſellſchaft ſie gebiert. Dieſes wunderſame franzöſiſche Weſen ward durch die ihnen angebohrne Leichtigkeit und Lebendigkeit äußerlich doch oft anmuthig abgeglättet und verziert, und erhielt durch die tauſend Scheine, womit ſie ſpielen können, einen Anſtrich von Geiſtesfreiheit und Genialität, der anfangs täuſchen konnte. Bei den Fremden aber, die den Franzoſen äffiſch nachſtümperten, blieb es eine todte und kalte Manier und Uebereinkunft, und erſchuf in den Sitten und Weiſen eine lächerliche Aefferei, und in der Kunſt eine froſtige und ſteife Nüchternheit und Abgemeſſenheit, vor welchen alle Muſen und Apolle ſich auf ihrem Pegaſus ſo geſchwind und ſo weit als möglich entſchwangen. Was die Engländer, Teutſchen, Schweden, und andere Völker Racine und Boileau, Voltaire und Crebillon nachfranzöſirt haben, mögen ſie ohne Gewiſſensbiſſe zuſammen auf Einen großen Scheiterhaufen werfen, und verbrennen; es iſt Stoff für die ewige Vergeſſenheit.

So ward Leben und Kunſt in Europa eine ſteife und lächerliche Maniererei, die lebendigen Geiſter der Völker wurden in Zwangſtiefeln geſchnürt, oder mußten auf Stelzen treten lernen, worauf ſie ſich nicht ſchwingen konnten. Dieſer Schaden mogte der kleinſte ſeyn, ſchlimmer und verderblicher war das fremde Uebel für die Sitten. Zuerſt, wann die Geiſter eines Volks erſtarren und nicht im eigenen kräftigen Leben blühen, ſo verlernen alle kühne und muthige Triebe den olympiſchen Götterflug. Aber ſie können ihrer Natur nach nicht faul ſeyn, ſie müſſen ſich doch regen und bewegen; wenn das Große und Hohe ihnen verſagt iſt, werfen ſie ſich auf das Kleine und Gemeine. Auch daher iſt Unſitte und Unzucht gekommen, daß die Menſchen nichts Herrliches und Gewaltiges hatten, womit ſie das Fliegende und Aetheriſche des Gemüthes beſchäftigen konnten. Zweitens zerbricht jede Aefferei mit dem Fremden und Ausländiſchen die Kraft der eigenen Art und Tugend; denn jedem Volke iſt nur gegeben, in eigener Art und Kunſt groß zu ſeyn: wer das Eigene verachtet oder nicht achtet, der verliert auch das Maaß für alles Schöne und Gute und iſt der Wüſtheit und Leidenſchaftlichkeit der

Triebe hingegeben. Drittens war in dem Leichten und Beweglichen des Franzoſen eine große Gefahr für die Sitten und ihre ſtrenge Zucht. Dieſes Leichte und Bewegliche iſt bei ihm nicht immer das Leichtfertige und Liederliche — es giebt auch bei ihm feſte, ſittliche, und keuſche Menſchen — es wird dies aber leicht bei nordlichen Menſchen. Der mehr nach dem Süden hin wohnende Menſch hat größere Schnellkraft, er kann viele Schwingungen hin und her machen, und ſchwingt ſich von Zeit zu Zeit immer wieder in ſeine ruhige Lage zurück. Der Nordländer ruht mehr auf einer gewiſſen angebohrnen Schwere, welche man immer einen Mangel nennen mag, worin aber ſeine ſchönſten Tugenden verſchloſſen ſind, und welche er alſo nicht ſo ſehr bewegen darf. Setzt er dieſe Schwere in Schwingung, ſo treibt ihre Gewalt ihn oft kometiſch auf immer aus ſeiner Bahn heraus, und er mag ſie nicht leicht wieder zur Ruhe bringen; er darf nicht flattern und fliegen wie ſüdliche Menſchen, weil er auf dieſe Weiſe ſein Trefflichſtes und Schönſtes leicht verflattert und verſpielt. O die ernſten und feſten Schweden, Teutſchen, und Engländer wie lächerliche Dinger, wenn ſie den Franzoſen gleich beweglich ſeyn wollen! und wie ſchwächliche und ſchlechte Dinger endlich!

Dies haben die Franzoſen den Europäern gebracht, dies uns Teutſchen faſt am meiſten, weil wir ihre nächſten und zugänglichſten Nachbarn ſind. Die Italiäner und Spanier rettete eine mächtige

Natur und eine gediegene Beſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Karakters und ein uralter Widerwille gegen das Franzöſiſche mehr vor der Aefferei, obgleich auch ſie ihren Zins haben bezahlen müſſen. Wir, wie ungleich wir den Franzoſen äußerlich auch ſind, und wie wenig Anlage wir auch haben, ihr Leichtes und Spielendes nachzuahmen, haben mit ihnen doch eine gewiſſe Neigung zur Empfindſamkeit und zur Verzierung der Sünde und Eitelkeit, kurz eine gewiſſe Halbheit des Karakters, gemein, die die ſich andern leichter als recht hingeben will; daher vertheidigten wir uns auch gegen ſie nicht genug. So kam uns denn Steifheit und Erſtarrung und Verkünſtelung in Sitte und Kunſt von der Seine her, eine weiche Weinerlichkeit, eine ſündliche Erbärmlichkeit, eine Tändelei und Ziererei mit Gefühlen, die nicht germaniſche Gefühle waren, und die auf die Verderbniß unſeres Weſens und Karakters viel ſchlimmer wirkten, als die offenſte und unverſchämteſte Sünde hätte thun können; in den Sitten Schlaffheit, Wankelmuth, Unzucht: man nannte Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, was unſern Vorfahren Laſter geheißen hatte; über die Weiſen und Tugenden unſerer Väter, ſelbſt über Gott lernten wir lachen. Dies Uebel von der Seine kam uns nicht durch die Schuld der Franzoſen, ſondern durch die Schuld des Zeitalters und durch unſre Thorheit. Was die Sitten verdirbt, zerrüttet zuerſt die Häuſer, dann den Staat. Durch die Buhlerei und Aefferei mit dem Fremden ward das Vaterländiſche und

Teutſche, was unſern wunderſamen Staat, welcher Kaiſer und Reich hieß, durch Gewohnheit und Wahn noch erhalten und verbunden hatte, immer mehr geſchwächt und vertilgt; die teutſche Treue und Liebe verſchwand aus den Herzen, ſo wie das Eigenthümliche und Volksthümliche verſpielt und vertändelt ward. Wir ſchwatzten und klügelten, wo unſere Väter handelten und ergrimmten; wir ſpotteten deſſen, wovor unſere Väter angebetet hatten; wir waren keine Teutſche, wir waren kein Volk mehr; wir waren durch die Verachtung und Aufgebung des Eigenen Allem und Nichts ähnlich: uns mußte zuletzt nothwendig geſchehen, was wir in den jüngſten Jahrzehenden gelitten haben. Alſo dies auch haben wir von unſern Nachbarn, die ſich rühmen, ſie haben uns gebildet und aus Barbaren Menſchen gemacht — alle dieſe Plagen, und dazu noch die Plage, daß die unruhigen Geſellen uns immer haben erobern und unterjochen wollen. Daß ſie als Staat durch weiſere Geſetze und Verfaſſungen uns nichts haben geben können, iſt oben angedeutet.

Jetzt zwei Worte über den Engländer, über ſeine Art und Weiſe, und über ſeine Beſtimmung für die Weltgeſchichte, und ſein Verhältniß zum feſten Lande.

Ich habe oben, ſo weit die feinſten Unterſchiede und Aehnlichkeiten ſich zeigen laſſen, zu zeigen verſucht, wie die Franzoſen und Engländer als Menſchen einander gegenüber ſtehen. Gerade ſo, man mögte ſagen noch mehr, ſtehen ſie einander als Bürger gegenüber. Der Engländer als Menſch ſtrebt ſich auch ſchroff und trotzig auf mächtiger Perſönlichkeit zu begründen; der Franzoſe trachtet nach Vielſeitigkeit, ja Allſeitigkeit, ſo weit ein zufälliges All um ihn her rollt, denn nach dem allgemeinen All greift er nicht: er trachtet nach einer vielſeitigen Perſönlichkeit, ſo daß er nicht ſowohl Eine Perſon als alle Perſonen ſeyn mögte; er zerſtückelt und zerreißt ſich für andere. Jeder Engländer iſt ein ſchwerer und derber Theil, den man faſt ein Ganzes nennen mögte, dieſer ein leichtes und ſchimmerndes Theilchen eines Ganzen. Ich ſagte oben, was die Bedingungen ſind, wodurch ein vollkommener und rechter Staat werden könne: gediegene Begründung und Ausbildung der Menſchen in ihnen ſelbſt und aus ihnen ſelbſt, und eine lebendige Anziehung und Reitzung zur Thätigkeit nach auſſen hin. Die Engländer hatten das Erſte durch ihr Gemüth, das Zweite gab ihnen das muthige Element des Meers, deſſen freies und friſches Leben Verweichlichung und Verfaulung unmöglich macht. Daher findet man bei den Engländern von den Anfängen ihrer Geſchichte her das Streben, daß jeder einzeln für ſich nicht nur Menſch, ſondern auch Bürger ſeyn will: das Entgegengeſetzte des Inſektenvolks und Inſektenſtaats, das Freie und Republikaniſche. Dieſe Menſchen haben weiſe Geſetze und Verfaſſungen zu ſchaffen und die geſchaffenen zu behaupten gewußt; wie ſie in ihnen feſt begründet ſind, ſo haben ſie ihr Gemeinweſen felſenfeſt gebaut, und dann als den höchſten Glanz einen König über alles geſetzt, der auch gewaltig gebietet: aber zwiſchen ihm und dem Volke ſteht ein Heiligthum, das Geſetz heißt und das zu überſchreiten beide mit gleicher Ehrfurcht ſcheuen. Weil der Franzoſe immer perſönlich; aber doch nimmer ganz Perſon ſeyn will, ſo iſt er am Ende nichts. Es iſt herrlich, auf dem großen Eigenen ruhen, und ſich darin ſpiegeln, weil man zugleich in den Spiegel Gottes und der Welt ſieht; aber es giebt etwas größeres Allgemeines, welchem man ſich auch hingeben muß, wenn man das Schönſte und Herrlichſte des Eigenen und Einzelnen begreifen will. Wer ſich aber immer in dem kleinen Eigenen oder Fremden ſpiegelt und allem Allgemeinen und der Betrachtung deſſelben entflieht, der muß zuletzt eitel, dumm, und knechtiſch werden. Weil die Engländer reiche und volle Perſönlichkeit hatten, ſo haben ſie die Kraft gehabt, ſich einer Sache hinzugeben und ſich in ihr zu verlieren: der Staat und das Geſetz iſt ihr Höchſtes geworden. Wie ſehr jeder tüchtige und geſcheute Engländer als ein eigenes Weſen, als eine einzelne auf ſich ruhende Perſon ausſieht, ſo ſehr hat er doch ein allgemeines Gepräge, welches man das Gepräge des Republikaners oder vielmehr des Bürgers nennen mögte. Will man die größten Unterſchiede von drei großen Völkern auf drei Worte zuſammenziehen, ſo kann man ſagen: der Franzoſe will Höfling, der Engländer Bürger, der

Teutſche Menſch ſeyn. Der mittelſte von den Dreien geht am ſicherſten; denn wie ſchlecht man ſich ſtehen kann, wenn man über dem Trachten nach dem Höfling und Menſchen dem Bürger vorbeiläuft, das hat die franzöſiſche und teutſche Geſchichte ſattſam bewieſen. Dieſes Gepräge des Engländers als Bürger iſt ſo allgemein, daß es vom erſten Lord bis zum unterſten Kohlenträger erſcheint: Beſcheidenheit liegt neben dem Stolz, Gehorſam neben dem Befehl; man kann es nicht näher beſchreiben, aber man ſieht es.

Wie dieſer Geiſt der Bürgerlichkeit geworden und das engliſche Gemeinweſen entſtanden iſt, das iſt eines der würdigſten und belohnendſten Studien der Weltgeſchichte. Wenn man die Wechſel und Begebenheiten und die Folgen und Ausſprünge der engliſchen Geſchichte durch die Jahrhunderte verfolgt, wenn man die große Weltwirkſamkeit und Weltthätigkeit des freien und tapfern Volkes ſeinem Geiſt vorüberwandeln läßt, wenn man dann erwägt, was es die letzten zwanzig Jahre für ſich und für alle mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Beharrlichkeit gethan hat, ſo mögte einem faſt dünken, kaum habe, wie alt die Geſchichte iſt, ein glücklicheres Volk gelebt oder eine beſſere Verfaſſung beſtanden. Athen und Sparta nach langen und blutigen Vorbereitungen der Freiheit beſaßen das Glück und die Würde einer freien Verfaſſung einige Jahrhunderte, und wurden dann bei verfallenden Geſetzen und Sitten durch innere Aufruhre und Zerrüttungen zerſtört; das weltbeherrſchende Rom beſtand auch nur durch Sklaven und Unterworfene, hatte nie ein allgemeines Glück der Freiheit, ſchwankte auch in ſeiner glücklichſten Zeit, die nur kurz war, zwiſchen ewigen Partheiungen hin und her, badete ſich ſein letztes Jahrhundert der ſogenannten Freiheit gräßlich in Bürgerblut, und rottete in inneren Erſchütterungen mit aller Wuth des Haſſes und der Verruchtheit ſeine herrlichſten Geſchlechter aus, und endlich diente es ſeine letzten fünf Jahrhunderte den ſcheußlichſten und verworfenſten aller Tyrannen, welche je die Jahrbücher der Welt befleckten. Venedig, Genua, Mailand, Florenz hatten glorreiche Epochen und einzelne große Männer, aber nie hatten ſie eine in gleicher Linie fortlaufende Reihe von Glück und Freiheit: Verrathe, Aufruhre, blutige Gräuel und Verbrechen ſchänden zu häufig die Annalen ihrer Kraft und Stärke. Auch England hat Erſchütterungen gehabt, aber vorübergehende, aber wenige, die aus bloßer Wüſtheit der Herzen und Wildheit der Leidenſchaften entſprangen; ſeine mächtigſte Leidenſchaft iſt immer die Freiheit geweſen, und alle Erſchütterungen haben nur gedient, dieſe Freiheit größer und feſter zu machen. Aus Germaniens Wäldern und Sümpfen ſchifften die Angeln, Sachſen, und Jüten übers Meer, und brachten nach Brittannien Sitten, Bräuche, und Geſetze mit, die freier Männer würdig waren. Sie nahmen ein Land ein, das durch ſeinen Himmel und ſein Element Ernſt, Trotz, Kühnheit, und Tapferkeit erzeugen mußte. Die vorigen Bewohner dieſes Landes, von welchen in dem Kampfe mit den neuen Ankömmlingen wenige übrig blieben, werden uns von den Römern als Männer mit dieſen Eigenſchaften geſchildert. In dieſem Lande entwickelte ſich das germaniſche Volk unter mancherlei Wechſeln und Stürmen von innen und von auſſen während ſechs Jahrhunderten theils nach den Verhältniſſen, welche Boden und Himmel gaben, theils nach den Keimen von Freiheit und Verfaſſung, die es aus dem alten Mutterlande mitgebracht hatte. Nach oft wiederholten Stürmen vom Nordoſten, von den kriegeriſchen Normännern und Dänen, den Halbbrüdern der Angeln und Sachſen, kam endlich ein kurzer Sturm vom Süden her, die normänniſchen Herrſcher aus Frankreich, welche ſich der Herrſchaft bemächtigten, auch ein germaniſcher Heldenſtamm, durch den die Freiheit nicht untergehen konnte. Doch war die Herrſchaft der erſten dreißig Jahre drückend, und ein knechtiſches Lehnweſen ward eingeführt, was die Angeln und Sachſen vorher nicht gekannt hatten. Doch der angebohrne Karakter des Volkes ſiegte allmälig wieder, nach zwei Jahrhunderten waren die ſchwerſten Ketten gebrochen, und das Normänniſche ward mit dem Eigenen ſo zuſammengearbeitet, daß es endlich ein friſches und freudiges Gemeinweſen bildete. Von dem dreizehnten bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert entwickelte ſich die engliſche Verfaſſung immer mehr zu Ordnung und Bürgerlichkeit, und einzelne kleine Rückgänge wurden bald wieder nachgeholt. Um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, nachdem es in dem übrigen Europa ausgegährt hatte, kamen England und Schottland nach. Es entſtand ein fürchterlicher Kampf feindſeliger Kräfte; zugleich ward um wirkliche Güter der Freiheit geſtritten. Karl der Erſte, ein redlicher König, verlor durch eine fanatiſche Rotte auf der Todesbühne das Leben; einige Böſewichter hatten einige Jahre die Oberhand. Doch zuletzt gebot allen Oliver Cromwell, ein gewaltiger Mann, durch welchen England mächtig und allen Nachbarn furchtbar ward. Indeſſen iſt dieſer engliſche Freiheitskampf nicht durch die Schanden und Gräuel entehrt worden, welche unſere Tage ſo ſcheußlich gemacht haben; auch die Schlechteſten durften nicht das Böſeſte, weil das Volk zu ſehr an Sitte und Geſetz gewöhnt war. Des gemordeten Königs Sohn herrſchte zehen Jahre nach ſeinem Tode wieder über das engliſche Volk; er und ſein Bruder regierten es dreißig Jahre, nicht als engliſche Könige, noch als Männer, die durch das Unglück ihrer Jugend weiſe geworden waren. Doch wuchs auch unter ihnen die Freiheit; ſo gewaltig war im Volke ihr Trieb. Als endlich der letzte von ihnen, Jakob der Zweite, ein ſonſt redlicher Fürſt, aus Vorliebe für die katholiſche Religion über die Grundpfeiler der engliſchen Verfaſſung hinaushüpfen wollte, da duldete es das Volk nicht, ſondern entſetzte ihn des Throns, machte ſeine älteſte Tochter Marie und ihren Gemahl Wilhelm den Dritten, Prinzen von Oranien und Erbſtatthalter der Vereinigten Niederlande, zu Königen, und befeſtigte ſein Kleinod, die Freiheit, durch neue Geſetze. Dieſe iſt auch in den 125 Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, unerſchütterlich beſtanden, und hat ſich unter allen Wechſeln der Menſchen und Jahre in ihr ſelbſt mehr befeſtigt und ausgebildet, und dem ganzen engliſchen Volke einen Trotz und einen Stolz gegeben, die ſie oben gehalten haben, als alle andere Völker durch die Stürme des Zeitalters umgewehet ſind.

Von der Eigenthümlichkeit des engliſchen Karakters iſt oben geſprochen; auch iſt weiter unten geſagt, wie der engliſche Menſch in dem Bürger untergeht, und ſeine Perſönlichkeit in der Sache verliert, d. h. in der Freiheit. Dieſer Menſch und Bürger ſind in England ſo dicht in einander verwachſen und ſo ganz einander einverleibt, daß ſie ſich gar nicht mehr ſcheiden laſſen, ſelbſt in der Betrachtung und Beſchreibung nicht, weil es ſchwer iſt zu ſagen, was denn eigentlich dem Menſchen und was dem Bürger beſonders angehört. Still, feſt, ernſt, trotzig, und ſtolz iſt der Engländer als Menſch; ſtill, feſt, ernſt, trotzig, und ſtolz macht die kühne und männliche Freiheit: der Menſch hat die Geſetze gebohren. Die Richtung des Gemüthes auf das Große und Allgemeine, das Gefühl für das Ewige und Unſterbliche aller Zeiten, weil der freie Menſch ſich mit Beiſpielen der Geſchichte nähren muß, die lebendige Theilnahme an allem, was Geſetz und Verfaſſung des Vaterlandes heißt, und das ernſte Studium der Geſchichte laſſen den engliſchen Mann nicht viel tändeln und flattern. Er hat, nachdem er das Kleine für das Haus gethan und gedacht hat, das Große für den Staat zu thun und zu denken. Daher eine gewiſſe Beſtimmtheit, Regelmäßigkeit, und Strenge in den Sitten, eine gewiſſe gleiche Einfachheit, welche den Menſchen vom feſten Lande oft langweilige Einförmigkeit heißt. Wie das Leben der Männer durch Gemüth und Staat beſtimmt ſteht, ſo ſteht auch das Verhältniß der Weiber zu ihren Männern und zur Geſellſchaft. Die engliſche Frau ſoll nie vergeſſen, daß ſie eine freie Bürgerin iſt, und daß ſie freie Bürger gebähren und erziehen ſoll. Der Engländer verlangt Stille und Ordnung von ſeiner Frau; dieſe achtet er größer als alle leichten und liebenswürdigen Talente, die den Franzoſen und auch den Teutſchen an ſeinen Weibern ergötzen. Das weibliche Geſchlecht in England iſt von ſtrengerer Zucht und Sitte umſchloſſen, als in andern Ländern; es entbehrt vielleicht einiger Zierrathen und Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, aber die wirkliche Ehre und die wahre Achtung der Männer hat es in einem reicheren Maaße, als die Weiber irgendwo anders in der Welt. Wer Stolz in der Seele tragen darf und freie und ſtattliche Männer zu Gemalen und Söhnen haben kann, ſollte wohl vieler Flitter des Lebens entbehren können.

Weil der Engländer ſich und das Leben und Geſellſchaft und Staat feſt und ernſt betrachten und halten muß, weil er nicht mit leeren Scheinen bezahlen kann, ſondern die gediegene Wirklichkeit geben muß, ſo iſt in ſeinen Arbeiten und Werken Gediegenheit und Gründlichkeit recht eigentlich ſein Karakter. Weil ſeine Freiheit der Geſchichte und des Alterthums nicht entbehren kann — denn nur Sklaven können mit den Lehren des Augenblicks ausreichen — ſo iſt ſeine ganze Erziehung auf den Griechen und Römern gegründet; er lernt als Knabe ſchon, wodurch für das Vaterland würdig gelebt und geſtorben werden kann, und lernt durch die hohe und männliche Anſicht der Welt und ihrer Begebenheiten ſo viel Anderes obenein. Ich bedarf nicht aufzurechnen, wie viel und wie groß dies Volk für die Wiſſenſchaften gearbeitet hat. Auch in den Künſten, vorzüglich in der Beredſamkeit und Dichtkunſt, hat es viel geleiſtet, und ſtellt auch darin eine republikaniſche und inſulariſche Eigenthümlichkeit der Kraft und Würde dar, auſſer jenen dunkeln und romantiſchen Dämmergeiſtern, die ſeiner Geſchichte und ſeinem Himmel angehören. Oft mögte einem indeſſen dünken, daß die Engländer für die leichten Spiele der Kunſt faſt zu ſchwer ſind; ja in den letzten funfzig Jahren ſind ſie beinahe ſchwerfällig geworden, was aber wohl mehr aus der ſchweren Zeit, als aus ihrem Karakter herzuleiten iſt. Die gewaltigen Arbeiten und Anſtrengungen, worin dieſes Volk ſeit 45 Jahren befangen geweſen iſt, haben die zarten Blüthen nicht aufkeimen laſſen, woraus die leichten und bunten

Geiſter der Kunſt allein ihren Honig ſaugen können.

Nun einige Worte von Englands Einfluß auf Europa und auf unſer Vaterland.

Englands Sitten und Künſte haben nie einen ſo nahen Einfluß auf Europa behauptet, als welchen die Franzoſen ſich nun ſchon ſeit zweihundert, ja faſt ſeit dreihundert Jahren genommen haben. Es iſt möglich, daß ſie ihn einmal haben werden, aber noch iſt die Zeit nicht erſchienen. Ich habe oben zu zeigen geſucht, wodurch vorzüglich das Franzöſiſche allherrſchend geworden iſt. Es trieb mit dem breiten Strom des allgemeinen Zeitalters, es mußte herrſchen durch die Nothwendigkeit der Weltbildung. Aber der Franzoſe hat auſſerdem in der äuſſeren Darſtellung und Erſcheinung ſeines Weſens und Wirkens mehr Allgemeines, als der Engländer, wenn es gleich ein flaches Allgemeines iſt; er hat in den tauſend Scheinen und Arten, womit er tändelt und ſpielt, welche freilich immer nur Eine Art und Ein Schein ſind, nemlich die franzöſiſchen, doch die Aehnlichkeiten allgemeiner Arten und Scheine, er hat einen Schein der Scheine, wodurch er täuſcht und beſticht, und den Menſchen einbildet, er beſitze, was alle gebrauchen können. Der Engländer dagegen, in ſeiner Art und Eigenthümlichkeit feſt abgeſchloſſen, durch ſein Leben und ſeinen Staat auf das Wahre und Wirkliche hingewieſen, den Reitz und die Luſtigkeit des ſchönen Scheins vielleicht oft zu wenig achtend, durch ſeinen Himmel, ſein Meer, ſeine Verfaſſung, und ſein Gemüth abgeſondert und geſchieden von den meiſten, hatte äuſſerlich nichts, was zu allen überflieſſen und ſich allen leicht mittheilen konnte. Die Wirkung ſeiner Art und Sitte und Kunſt auf Europa und Teutſchland iſt immer mehr fern geweſen, immer leiſer und langſamer, aber gewiß wohlthätiger, als die Wirkung des Franzöſiſchen. Hier konnte wer wollte wenigſtens lernen, was Beſtändigkeit, Feſtigkeit, und Kraft in der Weltgeſchichte und im Leben bedeuten; hier konnte das erſchlaffte und entartete Europa wenigſtens der ewigen Grundſätze der Menſchheit wieder erinnert werden, welche die Franzoſen wegklügelten und wegſpöttelten.

Aber ganz anders fällt unſer Urtheil und viel weiter müſſen wir unſere ſtaunenden Blicke werfen, wenn wir erfaſſen wollen, was England als Staat durch ſeine Verfaſſung, ſeine politiſchen Verhältniſſe, und durch ſeine Schiffahrt und ſeinen Handel auf die Welt gewirkt hat.

Englands Verfaſſung iſt freilich etwas Eigenthümliches und Einzelnes, wie jede gute Verfaſſung ſeyn muß, aus Lage, Boden, Himmel, Volk, und Verhältniſſen zu den umliegenden Völkern entſtanden und entwickelt. Die vollkommenſten Verfaſſungen auf dem Papiere, die über alle äuſſerlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe weghüpfen, und aus dem bloßen Begriff ſchaffen, was durch alle Zeiten dauren ſoll, hat der ruhige und ſichere Verſtand des Engländers immer verſchmäht; es war den Franzoſen vorbehalten, damit einige Jahre zu ſcherzen und dann den ganzen blutigen Scherz als eine Albernheit zu beſchließen. Englands Verfaſſung iſt für England die beſte Verfaſſung, und nicht für andere Staaten. Dies kann nicht genug geſagt werden; weil es auch unter uns Menſchen gegeben hat, die meinen, wenn ſie alles engliſiren, das Vollkommenſte zu machen. Aber in dieſer Verfaſſung, vorzüglich aber in der Freiheit, die ſie heiligt, und in der Ungebundenheit der Geiſter, die, wenn ſie ſich im genialiſchen Muthwillen zu weit überſtiegen, ſich ſelbſt immer wieder zur Ordnung weiſen, iſt eine leiſe für Europa wohlthätige Wirkung geweſen; die übrigen Völker ſind durch dieſe abgeſchloſſenen Inſulaner von Zeit zu Zeit ihrer Mängel, oft auch ihrer Schmach und ihres Elends erinnert worden. England hat durch die hohe Oeffentlichkeit ſeiner Rede und Schrift, durch die Majeſtät ſeiner großen Verhandlungen die unſterblichen Ideen und Grundſätze immer lebendig erhalten, ohne welche Europa wohl früher ſchon ſklaviſch geworden wäre; England hat die Bücher immer aufgeſchlagen gehalten, welche Auguſtus und Nero, Ludwig der Vierzehnte und Napoleon gern hätten vertilgen mögen, wenn ſolches in der Macht auch der Gewaltigſten ſtände. Was Plato, Thucydides, Xenophon, Salluſtius, Tacitus, Machiavelli, und Grotius über Verfaſſungen gedacht und unterſucht, was Moſes, Solon, Lykurg, Numa, Alfred, Sidney entworfen haben —

die großen Erfahrungen der Geſchichte, die großen Lehren und Geſetze der Welt, darüber iſt in den Parlamenten zu London nie geſchwiegen, und immer ſind einzelne kräftige Laute, die ihre Ohren und Herzen fanden, von der Inſel zu dem feſten Lande hinübergeklungen. So hat England durch Beiſpiel und Lehre als eine Lichtſonne der Freiheit wohlthätig auf die Welt gewirkt; wer kann die zarten Ausſtrömungen der Strahlen zählen und meſſen, welche dieſe Sonne leicht und unſichtbar auf uns ausgegoſſen hat? Auf uns Teutſche hätte dieſes Land doppelt wirken ſollen, weil ſeine Freiheit urſprünglich germaniſch, aus germaniſchen Bräuchen und Weiſen erwachſen, auch nachher aus germaniſchen Beſtandtheilen der Völker und Geſetze gröſtentheils entwickelt iſt. Dies war ſeit Jahrhunderten Englands Wirkung auf Europa; die Zeit iſt wahrſcheinlich nicht fern, wo es durch ſeine Verfaſſung noch viel lebendiger auf daſſelbe wirken wird. England ſcheint als eine Inſel an den äußerſten Enden Europens recht eigentlich hingeſäet zu ſeyn, damit etwas ſei, was in feſt abgeſchloſſener und abgeſchiedener Eigenthümlichkeit als ein Beſonderes für ſich allein da ſtehe und durch angebohrne Kraft, Verſtand, und Würde die großen und einfachen Lehren der Geſchichte und Geſetzgebung bewahre. Die Staaten und Völker des feſten Landes werden unaufhörlich auf einander getrieben, reiben ſich und ihre verſchiedene Eigenthümlichkeit an einander ab, ja verwiſchen ihr Gepräge oft ſo, daß ſie zuletzt als ein unkenntlicher und geiſtloſer Klumpen zuſammenfallen; ſie überſchwemmen einander ſo mit ihrem Guten und Böſen, daß alles lange in Einer großen Knechtſchaft gleich gemacht wäre, wenn nicht wären, die, durch das ſchützende Bollwerk des Meers gegen ähnliche Ueberſchwemmungen und Wegſchwemmungen geſichert, ihnen die ewige Regel und das feſte Maaß des Erhaltenden und Schirmenden vorhielten.

Aber nicht allein die Lehren und Regeln haben die Engländer den andern vorgehalten; ſie haben ſie auch mit dem Scepter und Degen gehalten. Ihnen verdankt Europa ſeit zweihundertfunfzig Jahren, daß noch nicht Einer oder Zwei über alle herrſchen, und daß bis jetzt die Zeiten ſelten geweſen ſind, wo geſchehen konnte, was vor 1800 und 1700 Jahren in Rom geſchah, daß ein Tyrann wie Nero und Domitianus alle Geiſter unterdrücken und alle Tugend und Freiheit von der Erde vertilgen konnte. Die Franzoſen haben ſeit drei Jahrhunderten Eroberer und Gleichgewichtszerſtörer ſeyn wollen, ſie haben vorzüglich ſeit Heinrich dem Vierten darauf gedacht, wie Teutſchland am leichteſten zerriſſen und unterjocht werden könnte; die Engländer ſind gegen ſie die Gleichgewichtshalter geweſen, durch ſie vorzüglich ſind wir Teutſche bis auf die letzten unſeligen Tage, die gottlob nun auch vergangen ſind, als ein eigenes Volk beſtanden. Wer hielt Teutſchland und Spanien vor hundertfunfzig und hundertzwanzig Jahren gegen die wilden Verſuche des ehrſüchtigen und herrſchſüchtigen Ludwig des Vierzehnten? wer rettete das Haus Oeſtreich, dieſes für Teutſchlands Selbſtſtändigkeit ſo nothwendige Haus, vor ſiebenzig Jahren gegen die Anzettelungen derſelben Franzoſen? war es nicht England? England liegt gleichſam als ein Nebengewicht neben den Wagſchaalen Europas, neigt die eine Schaale ſich zu ſehr, ſo legt es ſich ſogleich in die andere Schaale, und ſtellt das aufgehobene Gleichgewicht wieder her. Dies hier Behauptete bedarf keines breiten Beweiſes; die Geſchichte redet für England: wer ſie kennt, verſteht, was ich ſage. England als ein Handelsſtaat hat immer die Aufforderung, dieſe Rolle zu ſpielen; es hat als ein Seeſtaat, beſonders als ein Inſelſtaat, die größte Leichtigkeit, dies zu thun: Vortheil, Ehre, und Leichtigkeit treffen hier auf eine ganz beſondere Weiſe zuſammen. England iſt eine abgeſchloſſene Welt für ſich, eine Inſel, mächtig genug, jeden Verſuch der Feinde auf ſeine Küſten zu vereiteln, nicht mächtig genug, auf dem feſten Lande bleibende Eroberungen machen zu können. Nie hat Europa die Gefahr zu fürchten, von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden. Ein Volk wie das franzöſiſche mit willkührlicher Herrſchaft und unruhigem Geiſt hat immer die Neigung anzugreifen und zu erobern; ein Deſpotenſtaat wird durch keine Zügel der Ehre und Gerechtigkeit gehalten, er hat keine andere Rückſichten als ſeine wilden Triebe, er läßt alles zerreiſſen und untergehen, wenn nur ſein Wille durchgeſetzt wird. Ein freier Handelsſtaat aber wie der engliſche muß Freundſchaft und Vertrauen mit allen Völkern wollen; er muß erhalten und erbauen wollen, wo der Deſpotenſtaat zerſtören und niederreiſſen will: er hat allenthalben Häuſer, Güter, und Beſitz; der eigene Vortheil alſo fordert ihn auf zur Schonung und Erhaltung, weil in ihm nie der freche Begriff und die unverſchämte Lehre der Gewalt aufkommen kann, daß die Länder mit allen ihren Gütern bloß eines einzigen Deſpoten und ſeiner Soldaten ſeyn können. Auch andere Völker, welche eine vernünftige Politik begreifen können, haben zwar dieſelbe Anforderung, das Gleichgewicht der andern Staaten durch das Uebergewicht eines einzigen nicht aufheben zu laſſen; aber Lage und Entfernung, und Schwierigkeit die Hülfemittel herbeizuſchaffen und die Bewegung zu beſchleunigen, machen es ihnen oft unmöglich, zu rechter Zeit das Rechte zu thun. Ein Seeſtaat dagegen, deſſen Straßen die Wellen ſind, macht mit ſeinen Heeren und Hülfen eine Strecke von hundert Meilen ſo geſchwind, als ein Landſtaat die Strecke von zehen Meilen; er kann allenthalben ſeyn, allenthalben drein ſehen, allenthalben helfen. Auch England kann zuweilen einer verkehrten und kleinlichen Politik folgen, es kann uns verletzen und beeinträchtigen wollen; nimmer kann es uns unterjochen wollen. Durch die Weisheit und Geſetzlichkeit ſeiner Verfaſſung, durch die Grundſätze von Ordnung und Recht, die von freien und edlen Männern täglich gelehrt und bekannt werden, durch die Verbindung mit allen Völkern, ja durch die Abhängigkeit, worin es von allen iſt und worin alle von ihm ſind, alſo durch den eigenen Vortheil, der in politiſchen Dingen immer der beſte Mahner iſt, wird es immer wieder zur Mäßigung und Billigkeit verwieſen werden.

Dieſe Anſichten und Betrachtungen, welche die allgemeinen Verhältniſſe der beiden großen Völker zum feſten Lande und zu uns Teutſchen betreffen, könnten, wenn es deſſen bedürfte, noch viel weiter durchgeführt und weit mehr im Einzelnen gezeigt werden. Doch wir wollen unſere Leſer nicht durch Breite ermüden. Vielmehr eilen wir jetzt zu dem großen Punkt, worauf es eigentlich ankömmt, auf die letzte denkwürdige Zeit, und weiſen, was beide Völker Europa haben ſeyn wollen, und was ſie ihm geweſen ſind.

Wir wiſſen, welch ein Getümmel die Franzoſen vor zwanzig und mehreren Jahren an der Seine begannen, und welche Klänge von Freiheit, Gleichheit, Glückſeligkeit, und Wiedergeburt der Welt ſie in alle Länder ſchickten. Wir wiſſen auch, mit wie großen Erwartungen und Hoffnungen dieſe Zauberklänge von den Zeitgenoſſen aufgenommen wurden. Die meiſten Franzoſen waren damals berauſcht und verrückt und die Zeitgenoſſen waren es mit ihnen. Dieſer Rauſch, dieſe Aehnlichkeit einer Begeiſterung, die doch menſchlich war und die man deswegen nicht geradezu als Schande und Verbrechen verdammen kann, dauerte etwa vier Jahre. Da waren die

Franzoſen entgeiſtert, und die meiſten Thoren draußen, die von ihnen getäuſcht waren, beweinten betrogene Hoffnungen. Die verworfenſten Böſewichter hatten ſich aus den Trümmern und den Gräueln Frankreichs erhoben, beherrſchten das Volk, und beunruhigten und verwüſteten die Nachbarländer. Die großen Worte des Tages Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung der Völker, ewiger Friede, und unſtörbares Glück klangen noch immer in die Ferne über die Länder; ſie gaukelten mit den heiligſten Dingen, aber ſchon ſeit den Jahren 1794 und 1795 meinten ſie Plünderung, Schändung, und Unterjochung ihrer Nachbarn, und verfolgten ihre Entwürfe mit der größten Beſtändigkeit und Kühnheit, durch alle möglichen Mittel der Lüge und Gaukelei zum Ziel zu ſtreben. Ihre Heere fochten noch mit fanatiſchem Geiſt für Hirngeſpinſte; ſie ſelbſt aber wußten ſchon die Bedeutung dieſer Hirngeſpinſte. Was dieſe verruchte Rotte von Böſewichtern, dieſe befleckte Ausgeburt der franzöſiſchen Revolution dem eignen Lande, Europa, und uns für Leid gethan hat, was ſoll ich den alten Schmerz wieder in der Erinnerung erneuen? Nach langen Wechſeln und Stürmen drinnen und draußen, welche auch die meiſten Häupter und Helden der Revolution ſelbſt vernichtet hatten, ſchien endlich mit dem Herbſt 1799 für Frankreich Ruhe zu kommen. Ein kühner und feſter Mann, der ſeit dem Frühlinge 1796 in Italien wie ein alter Römerfeldherr aufgetreten war und den Krieg dort in einem großen und ungewöhnlichen Stil geführt hatte, der Korſe Napoleon Bonaparte, bemächtigte ſich im November 1799 der Herrſchaft, und verſprach der ermatteten und verbluteten Welt den Frieden. Er ſchloß auch Frieden mit den Mächten, die noch mit Frankreich im Kriege waren, benutzte aber die wenigen Jahre dieſes Friedens nur zu Vorrüſtungen und Vorbereitungen, um die franzöſiſche Revolution zu einer europäiſchen zu machen. Was er von dem Jahre 1803 bis zum Jahr 1812 gethan hat, iſt friſch vor unſern Augen und in unſern Herzen. Gott und die Zeit haben ſein Glück wieder bergab gerollt, und er wird es nimmer wieder auf den vorigen Gipfel bringen. Weil aber Viele gemeint und geweiſſagt haben, und Manche noch immer weiſſagen, die Franzoſen und Napoleon könnten ein zweites Rom gründen, ſo müſſen wir zu dieſen Meinungen und Weiſſagungen einige Anmerkungen machen. Man kann nicht genug rütteln an der Leerheit und Nichtigkeit der politiſchen Ausleger und Wäſcher, welche ohne alle Kenntniß der Geſchichte und der Verhältniſſe der Völker und Zeiten ins Blaue hineinſchießen und die Herzen der Menge durch Täuſchung und Furcht verwirren.

Schon in den erſten Jahren der Revolution legten die Franzoſen ſich ſelbſt den Namen der neuen Römer bei, und nannten England das grauſame Karthago, welches ſeinem Golddurſt das Glück der Länder und Völker opfere; aber dieſes Karthago ſei ſeinem Untergange nahe, es werde dem Schwerdihrer Scipionen nicht entrinnen. Die Franzoſen konnten durch Tapferkeit dieſen Namen einige Jahre verdienen, aber kriegeriſcher Muth allein macht noch keine Römer. Man muß leichtſinnig ſeyn wie die Franzoſen und dumm wie ihre Nachbeter, um mit großen Namen und Erinnerungen ſo zu ſpielen. Als nachher Napoleon kam und zur Sicherung ſeines Throns und Begründung der neuen Knechtſchaft den erhaltenden Senat und den Staatsrath und andere Rüſtzeuge ſeiner Herrſchaft ſtiftete, die man ewige und unerſchütterliche Pfeiler des franzöſiſchen Glücks und der franzöſiſchen Freiheit nannte, da bildeten viele Schriftſteller und Zeichendeuter der Zeit den übrigen Europäern ein: nun ſei es um die andern Staaten Europens geſchehen, hier werde durch die beſten Köpfe Frankreichs eine Staatshierarchie gebildet werden, welcher die Weltherrſchaft nicht fehlen könne; Feſthaltung des Geſichtspunkts, Verfolgung Eines Ziels, und Ueberlieferung der immer mehr entwickelten Grundſätze machen Europa dieſen zu einem unentfliehbaren Raube. Wirklich wenn man die Dinge nur ſo äuſſerlich nach der oberflächlichen Erſcheinung anſah, konnte man ſelbſt einen Augenblick geängſtet werden. Es erſchien Kühnheit und Feſtigkeit und eine Planmäßigkeit und Reihenfolge der Entwürfe und ihrer Ausführung, wie bei den Römern zur Zeit eines Paul Aemil und Scipio. Eben ſo liſtig, trügeriſch, und grauſam, wie die Römer erſt durch Bündniſſe und Verträge, dann durch Schmeichelei und Täuſchung, zuletzt durch Trug und Gewalt die Länder und Herrſcher um ihre Freiheit und Majeſtät betrogen, thaten dies dieſe neuen Römer: ſie hatten die feſteſten und beſtändigſten Grundſätze des Böſen, ſie waren durch die finſterſten Gräuel und Verbrechen zu der Würdigkeit geadelt, daß ſie Räthe und Miniſter des Volks und des Herrſchers ſeyn konnten. Ein vollendeter Böſewicht bringt es geſchwind zu einer Einheit im Handeln, die der tapferſte und tugendhafteſte Mann nur durch lange und ſchwere Uebung erwerben kann; wer einmal das erhabene Ziel hat, immer das Treuloſeſte und Böſeſte zu thun, der kann nicht aus ſeiner Bahn weichen. Wenn dies Römer mochte, ſo konnten die Franzoſen allerdings Römer genannt werden. Aber die Römer, welche zweihundert- und hundert Jahre vor unſers Herrn Geburt die Könige im Triumphen aufführten und die Länder unterjochten, dieſe trügeriſcheſten, hinterliſtigſten, und treuloſeſten aller Sterblichen gegen fremde Völker und Menſchen, waren doch andere Männer, als die Sieyes und Barrere, Fouché und Talleyrand. Von dieſen neuen Römern, wie weit zu dem Tugenden jenes Fabricius, der das Gift gegen den König Pyrrhus verboten hatte, jenes Regulus, der nach Karthago zu Marter und Tod zurückging, jenes Kato des Cenſors, der bei'm Anfang jeder Senatsſitzung ſeinen Spruch wiederholte ich meine aber, Karthago muß zerſtört werden, jenes Popilius, der im Sande um Könige einen Kreis zog, den Schooß ſeines Gewandes zuſammen legte, und die gewaltigen Worte ſagte: wähle! aus dieſem Schooß ſchütte ich Frieden oder Krieg! Die Römer, als ſie die Welt eroberten, hatten zu Hauſe große Tugenden, Großheit der Geſinnungen, Strenge der Sitten, Liebe der Freiheit und Gerechtigkeit, ſtahlgehärtete Seelen gegen die Gefahren, welche in Gold und Wolluſt reitzen. Das alles hatten dieſe Franzoſen nicht; in den Jahrhunderten der Nerone und Elagabale da hätten ſie ihr Rom gefunden, als die Enkel der Furier und Cornelier in den Vorſälen der Narciſſe, Tigelline, und Pallas gebückt ſtanden; unter ſolchen Günſtlingen der ſcheußlichſten Tyrannen da hätten ſie auch für große Männer gelten können; unter den Prokuratoren, Landpflegern, und Schatzmeiſtern des Zeitalters der Gordiane und Valentiniane da hätten ſie ihre Muſter gefunden — ſie waren die Römer des dritten und vierten Jahrhunderts. Solche neue Römer konnten keine Weltherrſchaft gründen. Böſewichter können nur den Schein von Grundſätzen haben, ſie haben nur einen Inſtinkt, der durch die immer gleiche Einheit im Handeln einem Grundſatz ähnlich ſieht: den Inſtinkt, das Böſeſte zu thun. Solche konnten zehen oder zwanzig Jahre erſchrecken, aber nicht funfzig oder hundert Jahre herrſchen.

Andere, die in den anführenden und mitherrſchenden Franzoſen, welche die Revolution aus dem Staube erhoben hatte, nicht grade römiſche Gleichheit und Beſtändigkeit der Grundſätze, und alſo keine römiſche Gefahren erblickten, ſprachen doch ungefär ſo von dem franzöſiſchen Volke:

Das franzöſiſche Volk, welches in ſo ungeheurer Lebendigkeit und Thatenkraft aufgeſtanden iſt und in wenigen Jahren ganz Europa umgekehrt hat, wird gewiß auch in Zukunft in unſerm Welttheil eine große und herrſchende Rolle ſpielen. Es hat einmal den Geiſt der neuen Zeit gefaßt, es wird durch dieſen immer weiter getrieben werden, und endlich alle anderen Völkern, die nicht ſo begeiſtert ſind, wie ein Sturmwind zuſammenblaſen und verwehen, wohin es ihm gefällt.

Dies meinten und weißagten Viele, und entdeckten und zeigten in den Franzoſen und in ihrem Karakter tauſend Seiten, welche dieſe Meinungen und Weißagungen beſtätigen ſollten. Dieſen Menſchen das Wahre der Dinge anzudeuten wird ſchwer ſeyn, weil ſie das Zeitalter und ſeine Entwickelung bis hieher und ſeinen künftigen Gang nicht begreifen können. Daß die Franzoſen in den letzten Jahrhunderten geführt und geherrſcht haben, leiten dieſe auch von dieſer und jener großen Anlage und Trefflichkeit des Volkes her, lieber als daß ſie das tiefere Wie und Warum dieſer Herrſchaft ſuchen. Ich habe oben darauf hingeſpielt, was es war, das die Franzoſen ſeit Luther voranſtellte. Weil ſie berufen waren zur geiſtigen Entwickelung der drei letzten Jahrhunderte die Hauptarbeit zu thun, ſo fiel ihnen auch der Schluß dieſer Jahrhunderte zu. Dieſen haben ſie mit ihrer Revolution gemacht auf eine Weiſe, die offenbarte, was für Früchte tragen mußte, daß man damit prahlte, daß man keine Götter glaube und den Himmel mit der Erde in gleiche Fläche gebracht habe. In dieſer Revolution, die den Schluß der alten Zeit und den Uebergang zu der neuen macht, hat ſich das gezeigt, was in Krankheiten erſcheint vor dem, was man die Entſcheidung nennt, nemlich ein gewaltiger Kampf der Kräfte. Jetzt iſt der Kampf größtentheils ausgekämpft, und die Ermattung und Erſchöpfung tritt ein. Es wird ſich nun offenbaren, ob die Franzoſen aus dieſer Erſchöpfung wieder zu einem friſchen und freudigen Zuſtande ſich erholen werden. Ich zweiſle ſehr. Ich will ſagen, warum ich zweiſle.

Bis zum Jahr 1800 waren die Franzoſen noch in ihrer Zeit, weil der Wahn und die Täuſchung der alten Zeit, die ſich auch die neue nennen wollte, noch alle Herzen und Köpfe befangen hielt. Seitdem aber auch viele Kurzſichtige gewahrt haben, daß eine neue Zeit werden ſolle, und zwar eine ganz andere neue Zeit, als die Franzoſen meinten, ſeitdem die Meiſten begriffen haben, daß alles, was die Franzoſen als den Gipfel ihrer politiſchen Weisheit ausposaunten, nichts als Schwindelei und Gaukelei, nichts als die Geburt des gewiſſenloſeſten Leichtſinns und der dummſten Unwiſſenheit war, fingen ſchon Viele an zu zweifeln, daß die Franzoſen die Rolle würden halten können, die ſie ſich genommen haben. Denn das ahnden Viele, daß die hohen Fragen von Verfaſſungen und Religionen, die faſt ſeit vierzig Jahren von allen beſten und edelſten Menſchen mit ſo gewaltiger Theilnahme erregt ſind, nicht umſonſt gefragt wurden, daß vielmehr ein tieferer Geiſt in der Menſchheit ſpielen und wirken müſſe, der alle Herzen darauf richte; denn von ungefähr bewegt ſich die Welt nicht in ſolchen Erdbeben aller Gefühle und Gedanken: das Große kömmt von Gott, die Art, wie es von den Menſchen empfangen und behandelt wird, gehört den Menſchen, und da werden Herrlichkeiten oder Gräuel, Tugenden oder Verbrechen genannt. Die Menſchen erkannten auch immer mehr, daß die Franzoſen von dem tiefen Sinn des Zeitalters, das ſie anzuführen meinen, kaum eine dunkle Ahndung, geſchweige denn einen klaren Begriff haben, ja daß ſie gar keine Achtung und Ehrfurcht vor dem haben, was ſich in den Herzen und Gedanken aller edleren Europäer als das Heilige und Große dieſer Zeit bewegt. Ach! die armen Gaukler! man mögte Thränen über ſie weinen, wenn man ihr Schickſal bedenkt. Ihre Zeit iſt geſchloſſen. Durch eine letzte große geiſtige Bewegung, welche ſie blutig erſchütterte und alle ihre Kräfte aufregte, ward ihnen eingebildet, ſie werden ein neues Zeitalter machen, das franzöſiſche Zeitalter — und ſiehe ſie werden zuletzt da ſtehen unglücklich und entgeiſtert, beladen mit dem Haß und dem Fluch aller Völker, zugleich ein Zeichen des Gräuels und des Jammers. Ihre letzten Geiſter von einem wilden Eroberer aufgeſchöpft, auch ihre leiblichen Kräfte und ihr Glück in den blutigen Kriegen vergeudet, in welchen er ſie durch alle Länder getrieben hat; endlich noch das traurige Bewußtſeyn, daß nicht ſie es waren, welche die Zeit wollte, daß andere berufen ſind, die höheren Geiſter auf die Erde herabzuführen, welche die Zukunft leiten und bilden ſollen. Solches wird ihr endliches Schickſal ſeyn, ſolche werden diejenigen ſeyn, welche Weltherrſcher und Römer zu ſeyn gelobten. Wahrlich es können Zeiten kommen, wo uns diejenigen jammern werden, welche wir eben noch als unſere Plager und Henker verfluchten. Denn die franzöſiſche Zeit iſt vergangen, ſo wie die Vernunft ausgeſprochen hat, daß der Verſtand nur der Meiſter der kleinen und irdiſchen Dinge iſt; in den Abgrund der Ideen hinabzuſtürzen, zu den Höhen der Vernunft und des heiligen Wahns emporzuſtiegen, dazu fehlt den Franzoſen der Muth: durch Fäuſte aber und Peitſchen kann das Zeitalter nicht beherrſcht werden, dazu waren zu viele flatternde Geiſter in die Welt ausgeflogen.

Auch Napoleon Bonaparte iſt gezeigt worden als der Gründer des glänzenden Elends eines neuen Weltreichs, ſelbſt von großen und berühmten Namen, welche ſagten, ſie verſtehen die Geſchichte, aber welche ihr Zeitalter nicht verſtanden. Wäre Napoleon ein Alexander, oder Cäſar, oder — wenn ein größerer Sterblicher als dieſe lebte — dieſer größere Menſch geweſen, ſo könnte, wer die Entwickelung der Zeiten begleitet, und die gerührigen und lebendigen Geiſter, die in unſern Tagen in dem Innerſten der Gemüther wach ſind, gefühlt und vernommen hat, nimmer glauben, daß jetzt einem Manne das verbrecheriſche Werk gelingen werde, eine allgemeine Welttyrannei der Dummheit und Faulheit zu gründen. Wann alle große Geiſter die Flügel ſenken, wann Feigheit, Wolluſt, Weichlichkeit, und Unredlichkeit alle Nerven der Völker zerfreſſen haben, dann glaube, daß einem Mann das ungeheure Werk gelingen kann, Einer über alle zu herrſchen. Zwar waren auch in Europa ſolche Zeichen nicht ſelten, aber ſie waren noch nicht bis zum Volke hinab das Allgemeine geworden; vielmehr war das Zeitalter ſeit dem Jahr 1780 abwärts immer noch viel lebendiger geworden, als es von 1700 bis dahin geweſen war, und die Flügelſchläge einzelner hoher Genien, die ein neues Zeitalter weiſſagten, tönten als olympiſche Götterorakel hell durch das wüſte Mord- und Blutgetümmel, und ermahnten die Sterblichen für Neues und Größeres wach zu ſeyn. Denn die Matten und Faulen und Wohllüſtigen, die bloß in dem Tage das Leben ſuchten, und deren auch jetzt ſehr viele waren, gehörten am wenigſten den letzten drei Jahrzehenden an, ſie waren früher gebohren: die von 1770 und 1780, und 1790 her fühlten meiſtens die höhere Beſtimmung der Zeit und daß ſie zu Arbeit und Tugend berufen waren. Beſonders blitzte aus der jüngſten teutſchen Narrheit und Verrücktheit, die aus Mangel an politiſchem Leben ſich in den Abgrund der überſinnlichen Welt ſtürzte, doch etwas Muthiges und Gewaltiges, was nicht zu bloßer Gaukelei und Tändelei verdeutet werden konnte. Viele klagten zwar „wir haben die Zeiten wieder, welche beweint wurden, als Tiberius und „Nero und Domitianus Tyrannen waren: Gleichgültigkeit gegen das Alte und Heilige, Scheu vor „Arbeit und Gefahr, Liebe zu Genuß und Wolluſt, „Spielerei und Gaukelei mit unſichtbaren und unbegreiflichen Dingen, mit Geheimniſſen, welche „die Natur den frechen Augen der unruhigen Sterblichen wohlthätig verhüllt hat; daher ſo viele „Myſterien, Weihen, und Orden, und ein vielfach „verdecktes Spiel mit geheimen Wiſſenſchaften und „Geſellſchaften: die Chaldäer, die Iſisprieſter, der „Wunderglaube und die Wunderthäter jenes unſeligen Jahrhunderts ſind wieder da; auch ihre Knechtſchaft und Schande wird nicht fern ſeyn. Wann „der Menſch die Kraft und Würde des Lebens verloren hat, dann ſucht er nach unſichtbaren Gütern, „die auf Erden nicht gefunden werden; die Schwäche will immer den Himmel zur Erde hinabziehen, „weil ſie die Erde nicht zum Himmel emportragen „kann: wem die Erde nie genügt, der kann ſie „auch nicht beherrſchen.“ — Dieſen konnte man freilich eine gewiſſe Aehnlichkeit des Scheins nicht ableugnen. Nur das war der große Unterſchied zwiſchen dieſer Zeit und jener römiſchen, deren Wiederkehr ſie fürchteten, daß ſelbſt in dieſen Narrheiten ein heiliger Ernſt und eine Geduld der Arbeit erſchien, welche jenes römiſche Jahrhundert nicht gekannt hatte. Das aber tröſtete vorzüglich die Männer, welchen vor der franzöſiſchen Sklaverei grauete, daß die Teutſchen, die Spanier, und andere Völker, welche doch unterjocht werden mußten, wenn die Anſchläge der Weltherrſchaft gelingen ſollten, in allen Kriegen mit einer Tapferkeit fochten, die kein Zeichen untergehender Freiheit zu ſeyn pflegt.

Aber hätte Napoleon auch das für ſeine Plane bereiteſte und leichteſte Zeitalter gefunden, ſo war er doch nicht der Mann, eine Weltherrſchaft zu ſtiften. Wir haben dieſes ungeheure Zeichen der Zeit oft und von verſchiedenen Seiten betrachtet und beleuchtet; wir wollen ihn einmal in Beziehung auf dieſen Entwurf anſehen. Wenn dann ſein Karakter überhaupt und auch ſeine Handlungen darthun, daß er dieſer Rolle, welche ihm ſo viele beilegten, nicht gewachſen iſt, mögten einige beruhigt werden, die ihn nach einigen Jahren immer noch an der Neva und am Helleſpont und an den Ufern der Themſe zu erblicken fürchten; und wir hätten alſo nichts Ueberflüßiges gethan.

Erſtlich wird nie Herr von allen werden, welchen alle haſſen. Furcht und Schrecken ſind mürbe Bande der Herrſchaft; ein großer Umſchlag des Glücks, und die bangen Seelen ſind aus ihrem Zauberbann erlöſt. Sie freuen ſich, daß ſie haſſen, und daß ſie zeigen dürfen, wie ſie haſſen. Der Haß giebt Muth und Zorn, das Bewußtſeyn der Unverſöhnlichkeit des Feindes ſtählt diejenigen mit

Verzweiflung, welchen keine Rückkehr möglich iſt: ſie müſſen hindurch zum Sieg oder zum Untergang. Alle Männer, die als Weltherrſcher aufgetreten ſind, waren größere Kriegsfürſten als Napoleon; aber ſie waren auch großpolitiſche und liebenswürdige Menſchen: das aber iſt Napoleon nie geweſen. Cyrus, Alexander, Cäſar, Timur welche Namen! Lies die Leben und Thaten dieſer Männer, Anſtauner und Bewunderer Napoleons, und ſchäme dich, daß du uns in dieſem Manne eine Furcht zeigteſt, die uns hätte zu Knechten machen können, wenn nicht noch Völker und Männer in Europa geweſen wären, welche um ſich ſahen, die Jahrbücher der früheren Geſchichte befragten, und die Geheimniſſe des bonapartiſchen Herzens und die Tiefen ſeiner Abſichten ausblätterten. Napoleon wußte wohl, daß durch die Ohren der Menſchen auch die Herzen beſiegt werden, daß die meiſten Menſchen von Natur ſo beſchaffen ſind, daß was ſie oft gehört und gedacht haben, ihnen zuletzt etwas Feſtes und Ausgemachtes wird. Er iſt nicht allein von Thoren und Memmen als der gebohrne Weltherr und Zeitführer gewieſen worden, nein er hat ſich recht abſichtlich und planmäßig zeigen und ausrufen laſſen als den, welchen Gott zum Leiter und Schöpfer des neuen Jahrhunderts und zum Schiedsrichter und Herrſcher der Völker beſtimmt habe. Aber wenn er nach der Erfüllung dieſer Rolle ſtrebte, wenn er der weiſe und weitſchauende Mann war, der die Zeiten und Begebenheiten verſtand, wie konnte er denn nie begreifen, daß Waffen nur den Augenblick beſiegen, daß aber ein Zeitalter nur durch Liebe beſiegt wird? Dieſer ungeduldige und grauſame Mann mangelte der Ruhe, ſeinen Stand zu begreifen; er hat immer gemeint, er habe uns betrogen, und ſiehe er hat nur ſich ſelbſt betrogen: wir haben ihn erkannt, er hat uns nicht erkannt, und deswegen iſt er an der Zeit geſcheitert, die er matter und elendiger glaubte, als ſie war. Er hat immer nur die Böſewichter und die Memmen gekannt, nie die Menſchen und die Männer. Napoleon konnte nach meiner Ueberzeugung auf die Länge die lebendigen Geiſter der Zeit nicht unterjochen, aber er hätte vielleicht auf fünfundzwanzig und dreißig Jahre für ſein Leben eine leichte Herrſchaft über Europa gewonnen, wenn er irgend ein Gefühl für Liebe gehabt hätte. Ich meine hier keine edle Liebe, ich meine nur überhaupt, was Zuneigung der Menſchen erwirbt. Es war offenbar ein gewiſſer eigennütziger und genußliebender Krämergeiſt in der großen und bedeutenden Mittelklaſſe der Völker, welche die Gefühle und Geſinnungen der Menge am meiſten ſtimmt. Hätte er dieſem Krämergeiſt nur irgend geſchmeichelt, hätte er dieſen entarteten und verweichlichten Menſchen nur irgend Sicherheit der Reichthümer und Wohllüſte auch in der Knechtſchaft gezeigt, ſo hätten wir das Joch ſo leicht nicht zerbrochen, das er für unſere Nacken zurichtete. Er iſt ſo trotzig geweſen, daß er auch die Weichlichſten und Feigſten hat zu Feinden haben wollen; er hat ſelbſt die Faulheit zum Zorn und die Weichlichkeit zur Rache empört. Ein ſolcher Mann konnte jetzt die Welt nicht beherrſchen, ein ſolcher Mann wird ſie nimmer beherrſchen.

Zweitens iſt dieſer gewaltige Mann keinesweges der Tiefdringende und Weitſchauende, wie Schmeichler und Tröpfe ihn genannt haben. Die meiſten der Zeitgenoſſen, weil die feſten Grundſätze unſterblicher Tugend und Kraft eine Zeitlang vergeſſen waren, und man dahin getrieben war, immer nur die Noth des Augenblicks zu kehren und für die Stunde zu denken und zu ſorgen, waren durch Angſt und Betäubung zu geblendet, als daß ſie die Erſcheinung hätten deuten können. Es war in Napoleon offenbar etwas dem Idealiſchen Aehnliches, aber dies war nur die Idealität des Böſen. Das Böſe, wenn man es bis zu ſeinem Gipfel treibt, hat den Schein des Idealen, beſonders in ſchwächlichen Zeiten, wo ſeine Nacht nicht von dem Glanz großer Tugenden beſchienen wird; aber es iſt ſeiner Natur nach keiner Idee fähig. Das höchſte Bild des Böſen, der Teufel, hat keine Idee; er hat Wuth, Grimm, Tücke, Schadenfreude, er iſt der Darſteller der Verwirrung und Leidenſchaftlichkeit. Leidenſchaftlichkeit aber und Idee ſind unverträgliche Dinge; die Beſonnenheit ſteht neben der Idee. Der Teufel iſt nie beſonnen, denn die Ruhe, die zu Liſten und Hinterliſten vorausgeſetzt wird, bedarf keiner großen Gedanken: das Reich des Zufalls, der Verwirrung, und Finſterniß — das iſt das hölliſche Reich, und da iſt der Teufel Gebieter. Auch Napoleon, der durch das Böſe herrſchen wollte, hat nie eine große Idee gehabt. Ich beweiſe meine Behauptung.

Als der ſiebenundzwanzigjährige Jüngling als Feldherr des franzöſiſchen Heers in Italien ſeine Laufbahn begann, da that er freilich Thaten, welche die Welt erſtaunten, aber keine Thaten, aus ungewöhnlichen Ideen, ſondern aus ſeltener und kühner Naturkraft gebohren. Die Korſen ſind ein kräftiges und ſtreitluſtiges, an Kampf, Wildheit, und Getümmel gewöhntes Volk, ewig in Feindſchaft, und unerſättlich in Rache; ſie tragen heute noch den Karakter, den die Menſchen, die vor zweitauſend Jahren lebten, in ihnen ſchilderten. Aus ihnen trat ein Jüngling mit ſeltener Jugendfülle und Kraft hervor, ward durch die ungeheure Zeit, worein er fiel, begeiſtert und getragen, und hatte Greiſe von ſechszig und ſiebenzig Jahren, welche für dieſe Zeit veraltet waren, zu Gegnern, die er allein durch Jugend ſchon überwinden konnte. Er hatte aber viele andere große Hülfen, welche ſeinen Gegnern fehlten: ein Heer, in welchem ein neuer Geiſt lebte, die Bequemlichkeit, welche die republikaniſchen Franzoſen ſich nahmen, über alle Rückſichten und Formen wegzuſpringen und alle Menſchen und Sachen wie ihnen gefiel zu Mitteln ihres Zwecks zu machen, kurz alles, wodurch Niederlagen vergütet und Siege beſchleunigt werden, ſtand ihm ohne Einſchränkung zu Gebote. Durch die gediegene Kraft und ſtolze

Kühnheit, die ihn hier begleitet hatte, ward er im Herbſt des Jahres 1799 Herr von Frankreich, und hat ſeitdem das ſchlecht verbundene und entgeiſterte Europa durch den Wahn des Zeitalters, durch die Uebermacht der Heere und Hülfsmittel, und durch Einheit des Ziels umgerannt. Er hat alle Zeitgenoſſen an Schnellkraft und Gediegenheit übertroffen, er hat an feſter Abgeſchloſſenheit ſeines Gleichen nicht gehabt; an Gedanken und Ideen ſind viele reicher geweſen als er. Durch die ſtählerne Kraft ſeiner Natur, durch das Eiſerne und Feſte hat er geſiegt, als die Geiſter der übrigen Völker noch im dumpfen Traum ſchlieſen und vom böſen Wahn franzöſiſcher Vortrefflichkeit und Unbeſieglichkeit bezaubert waren. Banditiſch iſt ſeine Kraft, ein banditiſcher Soldat iſt er, der alles wagt, um alles zu gewinnen, der alles auf Ein großes Würfelſpiel des Glücks ſetzt, und ſolange gewinnt, als die Gegenſpieler voll Schrecken und ohne Vertrauen zum Glück ſind. So kam er heraus 1797 aus Oeſtreich, 1805 aus Mähren, 1807 nach den Schlachten von Pultuck und Eylau aus Polen. Sobald die Geiſter erwacht ſind, iſt er in Spanien und Rußland beſiegt worden mehr durch die Menſchen, als durch die Feldherren: der beſte Beweis, daß er durch die Idee nicht groß iſt. Sein Karakter iſt, wie geſagt, der Karakter eines banditiſchen Soldaten, eines kräftigen und kühnen Räuberhauptmanns: ein ſolcher Karakter aber iſt dem Glück nur gewachſen, ſolange die Jugend im Leibe iſt; es giebt Halbgeiſter, die ich leibliche Geiſter nennen mögte und die mit dem Leibe alten, was aber geiſtiger Geiſt iſt, das dient den Jahren wenig. Die alte Geſchichte hatte einen Mann, der ihm in vielem gleich war, aber mehr Leichtigkeit hatte, Agathokles des Töpfers Sohn, zuerſt gemeiner Soldat, dann Tyrann von Syrakus, eine Zeitlang das Schrecken Italiens und Karthagos, dann durch viele Wechſel und Abentheuer hin und her geworfen, zuletzt kleinlich endigend. Auch Napoleons Geſchichte iſt ſeit dem Jahr 1808 immer mehr abentheuerlich geworden, ſeit dem Jahr 1812 und 1813 dünkt er uns ſelbſt ein Abentheurer. Kein ungewöhnliches Genie, keine gewaltige Ideen haben uns jetzt den Mann gezeigt, den ſeine Schmeichler über die Cäſare und Hannibale hinaufſetzten. Die Einheit, welche einige in ſeinen Entwürfen und Thaten gefunden haben, beruht einzig auf jenem Schein, deſſen ich oben erwähnte, und den derjenige nothwendig von ſich wirft, welcher auf das kühnſte das Böſe thut. Nur was auf Schwächen und Gebrechen der Menſchheit, was auf Laſtern und Verbrechen gebaut werden kann, das hat er, wie Leidenſchaft, Glück, und Zufall im Wechſel der Menſchen und Dinge trieben, immer mit einer Beſtändigkeit gethan, die faſt einer Beſtändigkeit von Grundſätzen ähnlich ſieht. Dabei hat er aber überſehen, daß er ſich ſelbſt und alle ſeine Entwürfe untergraben und gefährliche Tugenden geweckt hat, die er liſtiger und ſchmeichleriſcher durch eine leiſere und mildere Täuſcherei der Knechtſchaft hätte erſchloſſen ſollen. In Schlachten iſt er oft groß und gewaltig erſchienen gerade durch das gediegene Eiſen und die feſte Abgeſchloſſenheit ſeiner Natur; in ſeinen politiſchen Verhandlungen und Einrichtungen, die man nicht nach der Gaukelei ſeiner Verkündigungen und Manifeſte meſſen muß, erſcheint nichts Feſtes und Gleiches; da wanket und ſpringt er immer hin und her, thut das Meiſte halb, und läßt es dann liegen, und fährt auf etwas Neues, ehe noch das Alte abgemacht iſt. Nie hat er etwas Ganzes ins Auge faſſen, nie etwas Ganzes überſehen können; er hat *immer nur Entwürfe gehabt*, nie einen vollen Plan; er hat immer nur Entwürfe gehabt für ſich, für ſeine Perſon, für die Noth des Augenblicks, nie aber eine Idee gefaßt, worin ſein Volk, ſeine Zeit, und die künftigen Geſchlechter berechnet waren: für den Tag hat er gerechnet, nicht für die Jahrhunderte und die Jahrtauſende. Und ein ſolcher, der nie aus ſich heraustreten, der wie Archimedes ſich nie außerhalb ſeiner Welt ſtellen konnte, um ſie mit den allmächtigen Hebeln des Genius zu bewegen, ein ſolcher ſollte uns zu einem Weltreiche zuſammenzwingen? Setze Cäſarn, ſetze Friedrich den Zweiten in ſeine Stelle, gieb ihnen alle die ungeheuren Hülfsmittel und Gelegenheiten der Zeit, und auch den bonapartiſchen Willen, die Länder und Völker zu unterjochen, ſie würden unſere Schwächen anders angegriffen haben. Zum Aufräumer und Zerſtörer der Dinge war er gebohren, nicht, daß er etwas ſtiftete und bauete. Das iſt ſein

Karakter, daß er nie ſich ſelbſt in einer Idee hat verlieren und die Sache über die Perſon ſtellen können. Ein ſolcher Mann kann die Welt nicht faſſen, er kann ſie alſo auch nicht beherrſchen.

Drittens hat Napoleon durch Leidenſchaftlichkeit alles das Glück, was Zufall und Waffen ihm verſchafften, vernichtet und verſchüttet, er hat immer gegen ſich ſelbſt gearbeitet. Man führe mir nicht die äußere Ruhe und Kälte an, die er oft im Gewimmel der Menſchen und auf Schlachtfeldern zeigt. Das beweiſt nicht viel. Er hat die Naturſtärke des ſüdlichen Menſchen, äußerlich Stille zu zeigen, wann der Vulkan innerlich gährt; aber er iſt der ewig Unruhige und Wilde, bei welchem aller Geiſt in den Leib und in die leiblichen Triebe getreten iſt, als da ſind Geitz, Ehrgeitz, Stolz, Rachſucht, und Grauſamkeit; und wegen dieſer Unruhe iſt er keiner leichten und allgemeinen Gedanken fähig. Und doch wiſſen wir, wie dieſer Mann, der äußerlich oft ſo ſtill und beſonnen erſcheint, ſich in Worten und Handlungen alle Augenblicke vergißt, wo auf die Behauptung der Ruhe ein Preis ſteht: Napoleon der Kaiſer von Frankreich und der Weltherrſcher wird öfter als recht wieder Bonaparte, der korſiſche Leutnant. War das ein ruhiger Mann; vergaß derjenige ſeinen hohen Zweck nie, der alle Herrſcher und Fürſten durch perſönliche Schimpfe reitzte; der die ſpaniſchen Könige und Prinzen zu früh einkerkerte, der in Teutſchland verhaftete, ächtete, und hinrichtete, als er das Meiſte noch hätte müſſen durchſchlüpfen laſſen? war der zum Weltherrſcher beſtimmt, der nicht bloß die Regierungen, ſondern auch die Völker verunglimpfte und reizte, der die Engländer, Ruſſen und Spanier, ja der ſelbſt die zu geduldigen Teutſchen bei jeder Gelegenheit verhöhnte, und ihnen die Franzoſen nicht nur als ihre Sieger, ſondern überhaupt als ihre gebohrnen Meiſter und Herren wies? Aber auch wahre Tollheiten müſſen erzählt werden: er iſt nicht bloß in wilden Leidenſchaften hingefahren, er hat auch überlegte Tollheiten begangen. Unterſuche die Geſetze und Ordnungen, nach welchen er Frankreich regiert, vorzüglich diejenigen, nach welchen er die Verhältniſſe des Handels und Ackerbaues eingerichtet hat; unterſuche, wie er die ungeheuren Hülfsmittel ſeines Landes und der andern Länder benutzt hat, und du wirſt den allumfaſſenden und tiefen Genius nirgends finden, in welchem, wie ſeine Schmeichler verkündigen, der bloße Gedanke eine unſterbliche That, ja der Traum ſeiner Seele der Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts gleich iſt. Aber durch Eines hat er ſich den Tollheiten der Kaligula und Elagabale gleich geſtellt, durch ſeine berühmten Handelsbeſchlüſſe. Sein Zorn fuhr auf England, welches als Schildhalter der Freiheit ihm das verhaßteſte Land war, er wollte England vernichten, und er vernichtete ſich ſelbſt. Für dieſe Beſchlüſſe muß ganz Europa ihm danken, ſie waren der Anfang der Freiheit, denn ſie belebten den Zorn und Haß der Welt.

Bei Vielen war leider jener Zuſtand, worauf ich oben hinſpielte, jene Erſtarrung und Ermattung des Mittelſtandes der Völker, den ich nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich ihn Krämergeiſt nenne. Dieſer herrſchte über die meiſten der ſogenannten Gelehrten, Edelleute, und des beſſeren Bürgerſtandes. Jeder wollte nur erhalten und genießen, nicht mit großem Geiſt etwas wagen und dulden, nicht mit großer Gefahr auf etwas Neues und Kühnes ſinnen; die kleinlichen Geiſter, die kleinlichen Genüße, die berechnet werden — das dachten und wollten dieſe Menſchen; ſie wollten in einem matten Traum des Daſeyns ſo hindämmern und das matte und ſchlaffe Leben ſeinen ebenen Gang ſo fortſchlendern laſſen. Dies nannten ſie ihre Bildung, ihre Aufklärung, dies das Glück und die Höhe des Zeitalters; dies hieß ihnen Toleranz, Eleganz, Urbanität, Liberalität, und damit das Geſchlepp ausländiſcher Aeffereien und Untugenden und halber Begriffe, die ſich mit fremden Namen am beſten ausdrücken laſſen, voll würde, mit Einem vornehmen Worte Humanität. Es war eben jenes erbärmliche halb zierliche und halb knechtiſche Weſen, wovon Tacitus ſagt: „Die Unwiſſenden nannten das Humanität, da es doch ein Theil der Knechtſchaft war." *) Dieſe knechtiſche

---

*) Id apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset.

Humanität, die ſeinen Entwürfen ſo willkommen ſeyn mußte, ſuchte Napoleon nicht durch neue Freuden, Wollüſte, und Bequemlichkeiten noch zu mehren und zu befördern, ſondern er griff ſie in ihren Quellen an, und leitete ihr die Waſſer ab, die ihr Nahrung gaben; er rührte ein Weſpenneſt um, aus welchem viele Stacheln geflogen ſind, die er gefühlt hat und fühlen wird; er zwang die Kleinkrämer des Lebens Helden zu werden, und viele ſind Helden geworden gegen ihn. Er hatte einmal die Worte eines Deſpoten geſprochen: *ich brauche keine andere Menſchen als Bauren und Soldaten*, und alle Faule und Weichlinge, die keine andere Götter kannten als Gold und Wolluſt, hatten ihr Todesurtheil gehört. Dieſes Urtheil ward auch vollzogen durch die Armuth, die er nun recht planmäßig über das feſte Land zu bringen ſuchte. Er vernichtete, ſoviel an ihm war, den Handel, trocknete die Quellen des Reichthums aus, und ſchnitt ſich und allen Menſchen die Hülfsmittel ab. Und dieſer Mann hatte im glücklichſten Fall, ſelbſt wenn ihm das Unglaubliche gelang, wenigſtens noch zehenjährige Kriege zu führen, wenn er ganz Europa ſein Land und alle Völker ſeine Sklaven nennen wollte. Wie ganz anders wäre es um uns geſtanden, wenn er den Krämern geſchmeichelt, und, wie Cyrus in Lydien und die Römer in Hiſpanien und Gallien und Brittannien weiland, auch die wenigen muthigen und trotzigen Seelen durch neue Künſte der Wolluſt und Weichlichkeit und durch Schmeichelung der ſinnlichen Triebe angegriffen und gebrochen hätte?

Dies iſt Napoleon der Einzige, der Unvergleichliche, der größte aller Helden und Geſetzgeber, die jemals geweſen ſind; ſo hat er geſtanden in ſeinem Verhältniß zu ſeinen Entwürfen und zu Europa. Jetzt werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf dasjenige, was in ihm, in ſeinen Helfern, ſeinen Senatoren, und Geheimen Räthen Einheit und Beſtändigkeit der Grundſätze, wodurch Europa unterjocht werden ſollte, genannt worden iſt: es heißt das Böſe. Ja das Böſeſte und Treuloſeſte zu wollen und es auf das geſchwindeſte und kühnſte zu thun, das war das große Geheimniß, wodurch diejenigen drinnen und draußen gewaltig wurden, welche von 1793 bis 1799 Frankreich regierten. Mit den kühnſten und geſchickteſten von dieſen ſetzte Napoleon ſich im Herbſt 1799 zuſammen, und begann ſein großes Werk. Auch die letzt verfloſſenen dreizehen Jahre ſind ſie in den Spuren getreten, worin ſie ihren Lauf begannen, immer kühner und verwegener, denn die böſen Leidenſchaften wachſen durch ſich ſelbſt, wie die Giftkräuter durch die eigenen Säfte immer breiter und dicker ſchwellen. Durch keine Tugenden des Heldenthums, der Großherzigkeit, Milde, und Gerechtigkeit, ſondern durch die hinterliſtigſte Belauſchung aller Schwächen und Schanden der menſchlichen Natur, durch den Gebrauch der abſcheulichſten Mittel und der befleckteſten Menſchen zu Hauſe und in der Fremde iſt ihnen gelungen, einen groſſen Theil Europens zu ſchänden und zu verwüſten. Da ſuche die Großthaten der Franzoſen und Napoleons, da ſuche die Geheimniſſe jener Weisheit und Geſchicklichkeit, welche den Gang der gegenwärtigen Zeit belauſchen und die noch verſchloſſenen Thore der künftigen Jahrhunderte ſprengen. Aber dieſes Böſe, wodurch ſie andere unterjochen und beherrſchen wollten, hat ſie ſelbſt unterjocht, ja vernichtet: alle edlen Geiſter, alle höhere Kühnheit des Willens, alle Herrlichkeit, die aus irgend einer Eigenthümlichkeit des Karakters entſpringt, ſind in Laſtern und Schanden verwelkt. Dies iſt an den franzöſiſchen Feldherren erſchienen, dies an dem Heere, und an dem ganzen Volke: das Volk iſt von Böſewichtern verſtockt und verſteinert, es iſt von Laſtern aufgelöſt und verfault, und trägt dazu das Unglück von Gott und den Haß von den Menſchen. Verfinſterung des Gemüthes, Lähmung des Verſtandes, Verfolgung aller edlen Tugenden, Künſte, und Wiſſenſchaften, Abſchneidung aller rechtlichen Wege zu Glück und Ehre, Verhöhnung und Unterdrückung aller Freiheit und Gerechtigkeit, Vergötterung der gedankenloſen Faulheit und der wüſten und blinden Tyrannei — wo das herrſcht, da müſſen die Menſchen dummen oder reißenden Beſtien gleich werden. So iſt Frankreichs Zuſtand. Uns aber, die draußen ſind, iſt dieſer Zuſtand am hellſten erſchienen in der Art und in dem Schickſal der franzöſiſchen Heere in dieſen letzten großen Jahren 1812 und 1813.

Napoleon empfing ein durch die Revolution verwildertes Volk, er empfing ein auf Siege und große Kriegsthaten ſtolzes Heer, bei welchem ſich doch noch viel Sinn für Menſchlichkeit und Ehre erhalten hatte. Ihm iſt es in vierzehen Jahren geglückt, dieſes Heer in die zügelloſeſten Banditen zu verwandeln. Dieſe Banditen zerſtörten durch die grauſamſte Verleugnung aller göttlichen und menſchlichen Gefühle und Triebe anfangs nur diejenigen, über deren Länder und Güter ſie hingetrieben wurden; ſie haben in den letzten Jahren ſich ſelbſt zerſtört. Das iſt die große Gerechtigkeit Gottes, daß jede Schande in ihr ſelbſt endlich ihre Strafe findet. Als die franzöſiſchen Schaaren im Frühling und Sommer 1812 gegen Rußland auszogen, da bemerkten alle geſcheute Männer, wie groß der Unterſchied geworden war, ſeit den Jahren 1807 und 1809. Es waren keine Heere mehr wie die republikaniſchen, welche Moreau und Pichegrü in den Jahren 1794 und 1796 ins Feld geführt hatten; es war ein wüſter, roher, grauſamer, von Verbrechen und Gräueln befleckter Menſchenſchwarm, der ſich ſchon in einem Zuſtande der Unordnung und Auflöſung befand, wie man ſich die weiland Heere des Xerxes und Darius denkt. Durch dieſe in ihnen ſelbſt liegende Fäulniß des Laſters und durch die völlig entmenſchten Ungeheuer, welchen die Verwaltung und Verpflegung aufgetragen war, iſt die ungeheure Macht eben ſo ſehr untergangen, als durch das Schwerdt der Ruſſen und die Rache

Geſtes. Dieſen Sommer, ja die nächſt verfloſſenen Wochen haben wir daſſelbe Schauſpiel geſehen. In Schleſien, in Sachſen, in den fruchtbarſten Ländern, ſind viele tauſend Franzoſen vor Hunger umgekommen, weil Befehlshaber, Verpfleger, Lazarethaufſeher von der ſchändlichſten Unrechtlichkeit und der ſchnödeſten Habſucht angefreſſen ſind, und ohne Gefühl für Pflicht und Menſchlichkeit alles, und auch das Leben des Soldaten verkaufen. Er verhungert auf den Märſchen, er verſchmachtet in den Lazarethen, er erfriert, weil er nicht gekleidet iſt. Nur die Leibwächter, welche unmittelbar für die Perſon des Gebieters beſtimmt ſind, hatten noch ein ſtattliches und männliches Anſehen; von den andern ſahen die meiſten, abgeriſſen und abgemagert, mehr als Bettler aus, denn als ſolche, welche die Völker wieder vor Napoleon zittern machen ſollten. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehen, daß die Lazarethe ohne die vielen Verwundeten mit Zwanzigtauſenden und Dreißigtauſenden von Kranken überfüllt geweſen ſind, die ſchnell die Kirchhöfe füllten; ſo iſt es geſchehen, daß die Straßen, auf welchen die Franzoſen von Leipzig bis Mainz geflohen ſind, mit Tauſenden von Ermatteten und Sterbenden bedeckt geweſen ſind: es iſt faſt ein zweiter Marſch von Smolensk bis Wilna geweſen. So ſorgt Napoleon für diejenigen, die er die Unüberwindlichen, die er die erſten Soldaten der Welt nennt, und mit welchen er ſtehen oder fallen muß. Ein gräßlicher Spiegel der Zeit, und der Menſchen, die ſo groß genannt worden ſind; ſie haben ſich durch die ſcheußlichſte Beſtechlichkeit, Verkäuflichkeit, Habſucht, und Grauſamkeit an den Eigenen verſündigt, wie an uns Fremden. Alles dies Unheil hängt an Einer langen Kette.

Dies haben die Franzoſen in den letzten zwanzig Jahren gethan und gewollt; dies werden ſie immer thun und wollen müſſen, weil ihre Natur ſie nicht ruhig läßt. Jetzt betrachten wir die Engländer ihnen und uns gegenüber. Andre mögen dann die Vergleichung weiter führen, und die Folgen und Ausſprünge herausziehen, die hier nur angedeutet werden.

Auch in England waren im Anfange der franzöſiſchen Revolution viele Köpfe von dem allgemeinen Schwindel und Taumel ergriffen, der von Frankreich ausging; ja ſogar hier, wo durch die große und öffentliche Verhandlung der Geſchäfte die richtige Anſicht und Einſicht in politiſchen Dingen die größte war, ließen ſich auch Viele von neuen und eitlen Hoffnungen täuſchen und erwarteten große Herrlichkeiten von dem Freiheitsgetümmel an der Seine. So allmächtig iſt die Zeit, und ſo gewaltig fließt der Strom, womit ſie die Menſchen faſt wider ihren Willen fortreibt. England ward in den allgemeinen Krieg gegen die neue franzöſiſche Republik bald mit hineingeriſſen, und durch dieſen Krieg, durch die Aufklärung, welche die Franzoſen der ganzen Welt bald gaben von dem, was ſie wollten und konnten, und durch die allmälige Abkühlung der allgemeinen Entzündung der Herzen wurden die engliſchen Geiſter bald wieder in ihre ruhige Lage geſetzt, daß ſie ſchätzen konnten, welche Güter der Freiheit ſie beſaßen, die die leichtſinnigen Thoren jenſeits des Kanals vergebens zu erwerben ſuchten. England war in dieſen Jahren regiert von Wilhelm Pitt, dem jüngſten Sohn jenes unſterblichen Chatam, den es vor vierzig Jahren als einen ſeiner vortrefflichſten und größten Bürger geliebt und bewundert hatte. Seines Vaters Geiſt ruhete dreifach auf ihm. Schon als Jüngling war er in die höchſten Stellen des Vaterlandes getreten, und hatte in einem Alter, wo die meiſten Menſchen kaum zu denken anfangen, in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre, bei unbeſtechlicher und unverrücklicher Tugend ſolche Einſicht und Weisheit gezeigt, daß alle ihn der Ehren, womit er bekleidet war, würdig hielten. Seit dem Schluße jenes für Großbrittannien traurigen Krieges, wodurch die meiſten engliſchen Landſchaften von Nordamerika als ein eigener Freiſtaat in die Reihe der Staaten eingeführt wurden, regierte er England mit Glück und Ruhm. Er trat ſogleich auf als ein erklärter und unverſöhnlicher Feind der neuen franzöſiſchen Freiheit, und ward von den Europäern, welche die Erſcheinungen und Auftritte an der Seine mit dem größten Beifall empfingen, häufig ein Tyrannendiener und Freiheitsfeind genannt. Das kümmerte den ruhigen und feſten Mann nicht, der ſich bewußt war, welche

Freiheit er liebte und ehrte, und der unverholen im Angeſicht von ganz Europa bekannte, daß er von den franzöſiſchen Wundern nach dem leichtſinnigen Karakter des Volks, und nach den Erſcheinungen, die er ſahe, nichts als Unglück, Verwirrung, und Tyrannei für die Welt erwarte. England trat durch ſeine Seemacht, wodurch es die Meere beherrſchte und die Welttheile verband, und durch ſeine Reichthümer bei dem großen Kriege gegen Frankreich gewiſſermaßen in die erſte Stelle: durch Bezahlung von Hülfsgeldern und Anleihen erleichterte es den Mächten des feſten Landes die Rüſtungen und die Führung des Kriegs. Dies war ein Krieg neuer Art, ein ganz anderer Krieg, als diejenigen Kriege geweſen, die man ſeit vielen Jahrhunderten in Europa geführt hatte; denn die Franzoſen trieben nicht einzelne Heere ins Feld, ſondern ein ganzes bewaffnetes Volk, und dieſes Volk wie von einem Wahnſinn des Muths und des Todes berauſcht. Gegen dieſe reichten die gewöhnlichen Arten und Mittel nicht aus, auch durften ſich die Mächte bei den gewöhnlichen Rückſichten nicht aufhalten noch in den gewöhnlichen Verhältniſſen ſtehen bleiben, wenn ſie vor den jugendlichen Freiheitsmännern, die alles, was zum Zwecke führte, erlaubt erklärten, nicht unterliegen wollten. Durch das Ungewöhnliche und Ungeheure dieſes Krieges, der alles überſpannte und zerriß und die alten Maaße der Dinge aufhob, müſſen auch manche Thaten der Engländer entſchuldigt werden, die in andern Zeiten Gewaltthaten geheiſſen hätten. Wir dürfen nie loben, was ungerecht iſt: es giebt nur Eine Gerechtigkeit; aber daran müſſen die Teutſchen beſonders bei ihren Urtheilen über politiſche Verhältniſſe und Handlungen erinnert werden, daß für die große Politik und die kleine Bürgerlichkeit nicht Ein Maaßſtab des Rechts iſt. Wie es ein Reich der Schönheit giebt, das unmittelbar unter das Gefühl und Urtheil der Götter geſtellt wird und deſſen Marken nie genau zu beſtimmen ſind, ſo liegt auch in unbeſtimmbaren Gränzen ein Reich der Politik, in welchem an keinen andern Gerichtshof als an den der Götter appellirt werden darf. Das iſt das Traurige in der Politik, daß man oft faſt ſeyn muß und thun muß, was der Gegner iſt und thut: wer gegen einen Straßenräuber auszieht, darf nicht treu und offen ſeyn, wie wem gegen einen ritterlichen Gegner der Kampf ſteht; gegen den, der mit Steinen wirft, kömmt zu kurz, wer ihn mit Erdklößen zu vertreiben meint. So entſprang aus Ueberſpannung Wildheit, aus Wildheit Gewalt, aus Gewalt Anklagen auf beiden Seiten, welche die Zeitgenoſſen nach der Liebe und dem Haß, die ſie gegen einen von beiden Streitern trugen, wiederholten. Auch die Engländer können nicht in allem entſchuldigt werden; doch hieß bei ihnen Gewalt noch nicht Recht, die Lüge durfte in Weſtminſter nicht pariſiſch gaukeln, und von Grundſätzen war zur Mäßigkeit und Gerechtigkeit einmal Rückkehr zu hoffen: die Schaam beſchönigte hier das Schlechte wenigſtens noch mit der

Noth, und verſprach Beſſerung, ſobald die neue Wuth, welche die Welt überfahren wollte, eingeſchränkt ſei. Pitt und ſeine Engländer ſtritten gegen die Franzoſen wie immer, d. h. auf Leben und Tod: bald waren keine franzöſiſche Flotten, und in wenigen Jahren faſt keine franzöſiſche Kolonien mehr, und zu den wenigen übrigen war der Zugang verſperrt. Daß die engliſche Politik alle Unternehmungen immer richtig geleitet, daß ſie bei der Führung und Verwaltung der Angelegenheiten des freien Landes nicht große Misgriffe gethan habe, leugnen wir nicht. Das lag aber eben ſo ſehr in unſeligen Verhältniſſen, als in Schlaffheit oder Unkunde. Das war gewiß kein Misgriff, daß Pitt, Burke, und ſo viele andere weiſe und patriotiſche Männer Englands Krieg! Krieg! und wieder Krieg! riefen. Pitt iſt von kurzſichtigen Beurtheilern der Zeit und ihrer Begebenheiten angeklagt worden, er trage die Hauptſchuld von dem Elende Frankreichs und dem Unglück Europens und ſeines eigenen Vaterlandes; er durch ſeine Erbitterung und Hartnäckigkeit, und durch die Aufwiegelung und Erkaufung aller Welt gegen Frankreich habe den Funken zu einer Flamme aufgeblaſen, er habe dieſe verderbliche Flamme, die ohne ihn in Frankreich in ſich ſelbſt niedergebrannt ſeyn würde, über alle Länder zerſtreut, und den Franzoſen durch die Noth, worein er ſie gebracht, zuerſt das Geheimniß ihrer Stärke gelehrt: ohne Pitt und ſeinen wahnſinnigen Haß hätten wir Frieden behalten oder ſicherer und glücklicher Frieden wiedergewinnen können. Der große Miniſter kümmerte ſich nicht um dies Geſchrei, das nicht allein über die Nordſee und den Kanal nach England hinübertönte, ſondern hie und da auch in den Klubs und Kaffehäuſern von London erklang. Er wußte, die franzöſiſche Flamme war von der Natur, die in ihr ſelbſt nicht erliſcht, ſondern die alles Brennbare ergreifen will, die über die Welt fahren will. Er that alſo recht, daß er das wilde Verderben mit der volleſten Kraft erſticken wollte; er that recht, wann er ganz Europa zurief: das ſchleichende und ſchmeichelnde Ungeheuer, das an der Seine aus tauſend Köpfen ziſcht und brüllt, iſt nur unſchädlich, wann es todt iſt — alſo Kampf auf Leben und Tod! Kampf bis zum Verderben! Aber das Ungeheuer war ſiegreich durch die Kühnheit ſeiner Entwürfe, durch die Leichtigkeit und Gewiſſenloſigkeit, alle Hülfsmittel an ſich zu reißen und alle Länder als ſeine Kriegsmagazine zu betrachten, durch den Geiſt des franzöſiſchen Volks, welcher friſch und muthig war, da die meiſten ſeiner Gegner durch veraltete Formen verſtockt oder durch enge Rückſichten gelähmt waren, und da Viele, welche Eines wollen ſollen, nie ſo einträchtig und mächtig wirken können, als Einer, der Eines will. England hatte ungeheure Kräfte angewandt, hatte außerordentliche Hülfen gegeben, und ſah ſich endlich von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, welche unglückliche Frieden ſchloſſen. Nach der langen Gaukelei von Vielen, welche in Frankreich eine Freiheit ſtiften wollten, die Franzoſen nicht ertragen konnten, erſchien im Herbſt des Jahrs 1799, im achten Jahre des Kriegs, Einer, welcher eine Herrſchaft ſtiften wollte, die ſie ertragen mußten. Dieſer verkündigte ſogleich, ſein einziges Ziel ſei die Beruhigung und Wiederherſtellung Frankreichs und die Beglückung und Befreiung Europens. Vergebens warnte Pitt gegen die Treue der Franzoſen und Napoleons, und erklärte, ein ſicherer Krieg ſei beſſer, als ein treuloſer Friede; es waren in England zu viele, die Ruhe wünſchten und von Napoleon Ruhe hofften: der Miniſter trat von ſeinem hohen Poſten ab, und ein anderer ſchloß Frieden mit Frankreich. Noch waren in Europa Viele für Frankreich, doch erkannten Manche ſchon, daß England freilich zunächſt für den eigenen Vortheil und die eigene Noth, am meiſten aber für die Freiheit des Welttheils geſtritten habe.

Pitts Weiſſagung erfüllte ſich zu bald. Der Friede erſchien nur als ein Waffenſtillſtand, und ſeine Unſicherheit ward wieder in die ſichere Offenheit des Kriegs verwandelt, welchen alle Engländer wieder mit lautem Zorn verlangt hatten. Sie verlangten, auch den alten Steuermann wieder, der ihnen den fürchterlichen Stürmen der Zeit allein gewachſen däuchte. Pitt beſchützte und erhielt ſein Vaterland, aber erlebte noch kein Glück, oder ſolche Zeichen, die ein baldiges Ende des Unheils verkündigten. In dem unglücklichen Kriege vom Herbſt 1805 verlor Oeſtreich ſeine Macht und Herrlichkeit, und Napoleon ward in Italien, in Teutſchland, ja in allen Ländern allmächtig. Pitt ſtarb vor Gram, und nahm die Trauer und Sehnſucht ſeines Volks und die Achtung Europens mit ins Grab. Ein Mann altrömiſcher Tugend und Trefflichkeit, und jener Geſinnung, die ein ganzes Leben einem großen Zweck opfern kann. Die Nachwelt wird ihm ſeine Stelle anweiſen; wer wie er der Wolluſt, der Faulheit, und dem Geitze überlegen iſt, der iſt einer Stelle in dem Pantheon der Weltgeſchichte gewiß. Das iſt ſein größtes Lob, daß den Todten öffentlich bewunderten und beweinten, welche den Lebenden gefürchtet und bekämpft hatten.

Pitt hatte nicht erkannt, wie viel ſein Vaterland vermogte, und wie allmächtig die Freiheit iſt, welche ſich nicht unterjochen laſſen will. Die Noth der folgenden Jahre offenbarte dies, und kleinere Männer fürchteten das von den Franzoſen nicht mehr, was den größten brittiſchen Mann ſo früh ins Grab gelegt hatte. Die Jahre 1806 und 1807 ſtürzten Preußens Macht, und brachten alle Länder und Küſten in Napoleons Gewalt. Er wollte England jetzt durch Einen großen Todesſtreich verderben, er gab ſeine Handelsbeſchlüſſe. England iſt beſtanden, und er iſt untergegangen. Dieſe Jahre der Noth haben Brittannien ſeine Kräfte gelehrt: ein fleißiges, geſchicktes, tapferes, und mächtiges Volk, das allerdings das allgemeine Elend auch fühlte, hat für alle Mittel und Auswege gefunden, und iſt nun ſeit Pitts Tode faſt in acht Jahren mitten in dem Ruin der Verwüſtung und Schande als ein Pfeiler der Freiheit geſtanden. Was Napoleon geweiſſagt hatte, was die meiſten Europäer glaubten, England müſſe in Ermattung und im völligen Bankerott in Trümmern zuſammenſtürzen, iſt nicht geſchehen. Die Erfahrung dieſer letzten ſieben Jahre hat dem großen Volke eine Zuverſicht und einen Muth gegeben, daß ſie, wenn auch eine Welt auf ſie ſtürmt, nicht untergehen können, wenn ſie einträchtig und feſt in ſich zuſammengeſchloſſen bleiben. So groß iſt das Glück der wahren Freiheit, und ſo gewaltig iſt der Stolz und die Standhaftigkeit, die ſie giebt. Ja das iſt die herrlichſte Erſcheinung dieſer letzten ſieben Jahre, daß England auch ohne ſeinen Pitt, ja oft ohne irgend ein Haupt, das Haupt heißen konnte, nicht nur beſtanden iſt, ſondern geſiegt hat, weil alle Britten vaterländiſche Herzen haben, und weil jeder Engländer ſich einbildet, er müſſe für das Vaterland auch ein Haupt ſeyn, und denken und rathen helfen. Wo die Seele des Staats in allen lebt, da bedarf es oft kaum einer Regierung, das Volk treibt ſich durch ſich ſelbſt zu Glück und Ruhm. Manches auch, z. B. die ſchwächlichen Unternehmungen auf Aegypten und Konſtantinopel im Jahr 1807; der Schlummer des Winters von 1807, deſſen Gunſt England verſaß, da doch in Napoleons Rücken in Teutſchland ſo Großes und Verderbliches hätte geſchehen können; die halbausgeführte Unternehmung auf Seeland und Kopenhagen im Herbſt deſſelben Jahres; die Landung eines bedeutenden Heers in Portugal im Sommer des Jahrs 1808 und die Ueberführung des franzöſiſchen Generals Junot mit ſeinem Heer von 20000 Mann auf dem geſchwinden Wege des Meers zu dem franzöſiſchen großen Pyrenäenheer, das gegen Spanien zog; der beiſpielloſe Misbrauch der mächtigen Ausrüſtung, welche Lord Chatam im Sommer 1809 gegen die Küſten der Niederlande führte — alles dies iſt von der Regierung und ihren Helfern nicht auf das kräftigſte geleitet und ausgeführt, aber der Geiſt und Muth des ganzen Volkes hat es immer wieder gebeſſert und hergeſtellt.

England hat ſeit 1793 für die europäiſche Freiheit und Ehre geſtritten; aber Tröpfe und Gaukler konnten gegen die Würde ſeiner erhabenen Rolle bei manchen Schwachen noch Zweifel erregen, ſie konnten Vielen ſogar einbilden, England ſtreite gegen Recht und Ehre, indem es gegen die Franzoſen ſtritt. Ja es waren, welche behaupteten, und Anhänger fanden, die ihre Behauptung nachbeteten, England ſei es vorzüglich, welchem Europa ſein Unglück, ſeine Umkehrung und Verwüſtung von einem Ende bis zum andern, und ſeine traurige Knechtſchaft verdanke; England habe die ſinkenden Flammen der franzöſiſchen Revolution immer wieder angeſchürt, England habe den ſchlafenden Löwen Napoleon aufgeweckt, welcher ohne ſeine Reitzungen mild und ſtill geweſen ſeyn würde. Thörigte Beſchuldigung! als ob das franzöſiſche Revolutionsfeuer von der Art geweſen wäre, das in ihm ſelbſt

ich verzehren kann; als ob die Unruhe und Herrſch-
ucht, die in Napoleons Bruſt gähren, jemals ein-
chlafen könnten. Weil Napoleon wach und auf
Raub gerüſtet war, ſo mußte England wach und
rüſtig ſeyn, und es war unſtreitig klüger gethan,
elbſt den Löwen zu jagen, als ſich von ihm jagen
zu laſſen. Seit dem Jahr 1808 aber trat Eng-
and mit einer Würde auf, die ſelbſt die unver-
chämteſten Tadler verlegen machte. Napoleon hatte
as ſpaniſche Königshaus und das ſpaniſche Volk,
ie ihm und Frankreich ſeit dreizehen Jahren ſo viel
Glück und Ruhm geopfert hatten, auf das treu-
oſeſte und verrätheriſcheſte angetaſtet: das Königs-
haus ſollte entthront und vertilgt, das Volk entehrt
und unterjocht, die pyrenäiſche Halbinſel ſollte eine
franzöſiſche Landſchaft werden. Das verrathene
Spanien ſchloß ſich ſogleich an England, und es
geht jetzt in das ſechſte Jahr, daß engliſche Flotten
und Heere für die Enkel der alten Iberier, Sue-
ven, und Weſtgothen ſtreiten. Ich brauche hier
nicht zu erzählen, mit welchem Geiſt dieſer große
und heilige Krieg geführt worden, wie große und
herrliche Männer aufgetreten, und wie auſſerordent-
liche Thaten des Heldenmuthes und der Begeiſte-
rung auf dieſem klaſſiſchen Boden der Freiheit ge-
than ſind; ich brauche die Namen Palafox, Albu-
querque, Romana, Mina, Empecinado, Moore,
Wellington, Hill, Graham nicht wieder vor den
Zeitgenoſſen aufzurufen: ſie leben friſch in dem
Gedächtniß der Menſchen, und werden in den gol-

denen Rollen der Weltgeſchichte unſterblich glänzen. Dieſer große Kampf für Spaniens Freiheit war auch der Kampf für ganz Europa, nicht allein dadurch, daß Spanien und Portugal befreit wurden, ſondern daß die Geiſter der Freiheit bei den andern Völkern wach blieben. Das war das Größte; denn wann die Gedanken der Menſchen unterjocht werden, dann erſt iſt die Herrſchaft eines Tyrannen vollendet. Die Engländer haben Spanien gerettet, ſie haben die Geiſter lebendig erhalten, ſie haben in dieſem Kriege Napoleons alte Herre, die Stützen ſeiner Macht und des franzöſiſchen Ruhms, vertilgt, und ſeine Schätze erſchöpft; ſie ſtehen unter ihrem großen Feldherrn Wellington jetzt ſchon auf den Pyrenäen, ja ſchon auf dem Boden jenes Frankreichs, das ſich jüngſt noch den König und Herrſcher der Länder und das allmächtige und unüberwindliche nannte. Es ſchien in Europa dahin zu kommen, daß die Freiheit aus den Augen der Menſchen entrückt würde — da ging in Spanien das neue Licht auf, woran Millionen Herzen ſich erwärmten und der Zorn und die Hoffnung der beſſeren und kühneren Europäer ſich immer erfriſchten. Jener Geiſt, welcher die Spanier aus jeder Niederlage muthiger erhob und ein Häuflein von 40000 Engländern unter einem großen Feldherrn zu einer undurchdringlichen und unerſchütterlichen Phalanx des Siegs machte, hat in ſechs Jahren in ganz Europa Heere gegen Napoleon geſchaffen, welche, ſobald ſie Waffen ergriffen, Helden geworden ſind;

er iſt nach Rußland übergegangen, und hat dort ſeine Legionen vernichtet; er hat die Brüſte der tapfern Preuſen mit Zorn und mit Gott entzündet; er flammt jezt in allen Teutſchen, damit ſo viele Schmach gerächt und ſo viel Hohn bezahlt werde.

Dies hat Brittannien gethan, und thut es. Der ſpaniſche Krieg iſt einer der ſchwerſten und größten Kriege, die je geführt worden, wegen der Menge und Hülfsmittel des Feindes, wegen der Verwirrung, Auflöſung, und Zwietracht der Spanier, und wegen der ungeheuren Ausgaben, die er dem engliſchen Schatz verurſacht. Große Flotten und Heere haben die Engländer ausgerüſtet, ungeheure Vorräthe von Kriegszeug und Mundbedürfniſſen haben ſie ſich immer auf vielen hundert Schiffen nachführen laſſen, 150000 Engländer, Portugieſen, und Spanier haben ſie beſoldet; unter den mislichſten und gefährlichſten Verhältniſſen, oft faſt unter Umſtänden von Hoffnungsloſigkeit haben ſie nie abgelaſſen noch an der großen Sache verzweifelt. England iſt mit Schulden überhäuft, die engliſchen Bürger ſind täglich ſchwerer belaſtet, ihr Vermögen, ihr Kredit iſt in dem fremden Lande verſchwendet worden — und nicht bloß ein Miniſter hat erklärt, die Liebe und Begeiſterung eines edlen und tapfern Volks für ihren König und ihre Regierung bringe alle dieſe Opfer mit Freuden; nein, das ganze Volk ſelbſt, mit hunderttauſend Stimmen, und mit den gewichtigen Stimmen, die in der ehrwürdigſten und erhabenſten Verſammlung der Welt, in dem engliſchen Parlament, erklingen, hat immer Krieg und Spanien gerufen, und nicht allein gebilligt, was geſchah, ſondern auch befohlen, daß es weiter und kräftiger durchgeführt, und daß das Aeuſſerſte dran geſetzt werden ſollte, damit Spanien und Europa nicht in Knechtſchaft fielen. Kaum erſcholl aus Rußland die Botſchaft des unvermeidlichen Krieges, ſo wandte ſich England auch dahin als Freund, und reichte dem Kaiſer Alexander die Hand zum gemeinſchaftlichen Kampf gegen den verderblichen Feind Europens. Kaum rührte ſich Preußen und ſchüttelte an dem Joche, ſo war England da mit Zeug, mit Rüſtungen, und Waffen. Man kann ſagen, England iſt die Seele der europäiſchen Freiheit, und England hat ſeine Seele für die Freiheit gegeben. Ja dies bleibt wahr ſelbſt bei denen, die da ſagen, Englands Seele ſei das Gold.

So ſtehſt du da, ſtolzes und freies Brittannien, in dieſer erhabenen Rolle, nach dem längſten und ſchwerſten Kampfe, den je ein hochherziges und tapferes Volk ausgehalten hat, gerettet und rettend, leuchtend von Ruhm, leuchtend von Ehre und Gerechtigkeit, leuchtend von vielen herrlichen Namen, wenn wir und die andern Europäer in zwanzig Jahren kaum Einen Unſterblichen im Felde oder Rathe dem Gedächtniß der künftigen Jahrhunderte übergeben haben. Die freien Niederländer ſind vergangen, weil die Enkel die Geiſter verſäumt hatten, welche die Naſſaue, Trompe, Ruyter, de Witte, und Grotius beſeelten; die Schweiz unter ihren ewigen Bergen iſt einer franzöſiſchen Landſchaft gleich geworden, weil Reichthümer und Weichlichkeit größere Güter ſchienen, als warum bei Sempach und Murten geſtritten ward; Venedig iſt ausgelöſcht, nachdem ihr Ruhm ſeit einem Jahrhundert ſeicht geworden war wie ihre Lagunen. Es iſt nichts beſtanden, was frei hieß; du allein ſtehſt da, Britannien, und haſt durch die großen Thaten und Erinnerungen dieſer Jahre die Beſiegelung größeren künftigen Glückes, denn je vorher; du ſtehſt da als die Schirmerin und Retterin unſers Welttheils. Du haſt unſre Freiheit durch die Waffen gerettet, größer und herrlicher iſt ſie durch die ewigen Lehren und Grundſätze der Weisheit und Gerechtigkeit von dir vertheidigt worden, durch das lebendige Wort und die beſeelende Meinung. Du haſt nicht bloß unſre Hoffnungen, du haſt auch unſre Gedanken gerettet: daß wir in knechtiſcher Geduld und Verſtummung nicht dem dummen Vieh gleich geworden ſind, daß wir noch lieben und haſſen, daß wir noch empfinden und denken können, ja daß wir wieder Gott glauben und anbeten können — das danken wir deiner Standhaftigkeit und deinem Stolz. Die Fremden verklagen dich, auch du ſeieſt entartet und habeſt der Tugenden deiner Väter vergeſſen. Antworte ihnen nicht, nenne ihnen die Namen der Männer, die jüngſt noch in dir lebten und noch leben: Burke, Pitt, Fox, Sheridan, Bedford, Nelſon, Abercromby, Moore, Wellington, Hill, Graham — fordere ſie auf, daß ſie ihre Unſterblichen gegen dieſe ſtellen, daß ſie dir nennen, die zu leben und zu ſterben verſtehen wie dieſe: ſie ſchweigen, ſie haben keine, und dieſe und ihre Thaten vertheidigen dich. Dein großer Feind hat für die Leiber gearbeitet, er hat alle Laſter und Gelüſte zum Raub und Genuß der Welt herausgefordert, er hat alles gethan und verſucht, wodurch die Gemüther den gemeinſten Trieben dienſtbar werden. Du haſt dir das Reich der Geiſter genommen. O wie du liegſt als ein wohlthätiges Gewicht neben den Wagſchaalen Europens, damit du dich geſchwind in die Schaale legen kannſt, welche zu hoch aufgeſchnellt wird, ſo halte auch immer die erhabene Beſtimmung feſt, daß, wann alle Welt ſklaviſch werden will, du bei dir pflegeſt und bewahreſt, wodurch die großen Seelen, ohne welche keine Geſchichte ſeyn würde, von jeher über Glück und Unglück erhaben geweſen ſind.

Viele werden dieſes Lobes ſpotten, ſie werden ſagen: England hat bloß für ſich und für ſeinen Eigennutz geſtritten, nicht, daß es uns und die Welt rettete und befreiete; es hat aus dem gemeinſten Triebe gehandelt, und beſtochene Stimmen wollen edel nennen, was durchaus gemein iſt. Ja ſie werden wohl die gewöhnliche franzöſiſche Beſchuldigung nachbeten, daß wer nicht für Frankreich ſpricht im engliſchen Golde ſtehe. Dies kann derjenige verachten, deſſen Stimme für Gold nie heller klingen wird. Wir können dieſen Anklägern Englands Recht geben, ohne daß England dabei verliere. Freilich hat England aus Eigennutz geſtritten, es hat geglaubt, daß, was irgendwo in Europa geſchieht, ſeinen Vortheilen nicht fremd ſei, daß alles, was verheert, geplündert, und unterjocht wird, ſein zerſtörtes Gut ſei. England hat für ſeine Vortheile geſtritten, aber zugleich für die Vortheile der Welt; denn ſo ſind die menſchlichen Dinge eingerichtet, daß, wer für die Gerechtigkeit und die Ehre kämpft, auch ſeinen Eigennutz fördert. Wollte Gott, auch wir hätten aus dieſem Geitz und Eigennutz früher das Rechte gethan und unſre Ehre und Güter den Fremden nicht ſo leichtſinnig und gewiſſenlos hingegeben! Die Franzoſen haben die Engländer nichtswürdige, habſüchtige, räuberiſche, und grauſame Kaufleute genannt, welche die Welt verwüſten, wenn ſie nur reich werden, dieſe Franzoſen, deren Großmuth, Uneigennützigkeit, und Menſchlichkeit wir bewundern gelernt haben; ſie haben darauf hingeſpielt, daß ein Volk, das alle hohen und tapfern Gefühle durch kleinlichen Geitz erſtickt habe, franzöſiſchem Muth und Hochſinn nicht gewachſen ſeyn werde; ſie haben England Karthago und die Engländer Karthager genannt, als wenn in dieſem Namen ein Schimpf läge. Karthago iſt durch Roms Glück und Feſtigkeit zermalmt worden, aber Karthago bleibt ein großer und ehrwürdiger Name in der Weltgeſchichte — die dadurch zu ſchimpfen meinen, wiſſen nicht, welche Männer die von Sidon und Tyrus in der Weltgeſchichte waren, ſie wiſſen nicht, was die Römer von karthagiſchen Feldheeren erzählen mußten und welche Schrecken ihnen von den Hamilkaren und Hannibalen kamen, ſie wiſſen nicht, daß Städte, die wie Tyrus und Karthago endigen, nicht zerſtört ſind, auch wenn man nicht einen einzigen Stein ihrer Trümmer mehr finden kann. Sie haben die Engländer ein Krämervolk genannt; und geprahlt, wie dieſe vor ihren unüberwindlichen Legionen zerſtieben ſollten. Die Krämer ſtehen noch hoch, ſie aber ſinken. Dieſe Krämer haben die Franzoſen auf dem Lande und auf dem Meer immer und allenthalben geſchlagen, Syrien und Aegypten erzählen von ihrem Glück über die Franzoſen, die Waſſerſtraße zwiſchen Spanien und Afrika und die zwiſchen England und Frankreich meldet davon, die Klüfte der Sierra Morena und der Pyrenäen hallen nur von engliſchen Siegen wieder, und jetzt lagern des großen Wellingtons Schaaren auf Südfrankreichs Boden. Das haben die Krämer gethan, nicht durch die Menge, ſondern durch den Geiſt.

Es iſt Mode geworden, die Wörter Handelsvolk und Handelſtaat als einen Schimpf auszuſprechen, als wenn unvermeidlich wäre, daß, wer für Gold und Silber vieles umtauſcht, auch eine goldene und ſilberne Seele erhalte, die mit metalliſcher Schwere in dem Gemeinen unterſinken müſſe. Dieſe Schimpfer haben vergeſſen, daß die Völker, von welchen die Geſchichte die nützlichſten und ſchönſten Erfindungen und Künſte des Menſchengeſchlechts melden kann, gewöhnlich Handelsſtaaten waren. Ich nenne nur Babel und Tyrus und das ägyptiſche Theben aus der früheſten Zeit; Miletus, Athen, Korinth, Syrakus, Pflegerinnen der Künſte und Wiſſenſchaften; Venedig, Genua, Florenz in Blüthe jeder Ehre, Freude, und Kunſt, als Italien durch Handel und Schiffahrt mächtig war; die teutſchen Städtebünde im Mittelalter, dann die vereinigten Niederlande, endlich England, ſo viel Schönes und Großes erſchaffend, weil ſie handelten. Auch Männer, groß in jeder Kraft und Tugend haben ſolchen Staaten nimmer gefehlt; ja die Helden und Lehrmänner der rohen und kunſtloſen Völker würden ohne ſie nicht gehabt haben, welche ihre Namen der Nachwelt überlieferten. In den Worten Handel und Schiffahrt liegt die Weltweite und die Weltverbindung, ſie ſind die Wiege der Menſchlichkeit und Kunſt und jeder Anmuth und Huld des Lebens, und wenn ſie manche kleine Seelen durch Geitz und Goldgier verengen, ſo dehnen ſie dagegen die großen Seelen mit dreifacher Spannkraft aus. England hat den Welthandel, es beherrſcht alle Meere. Ueber diejenigen, welche ſo hoch ſtehen, kann es an Klagen nicht fehlen, Klagen des Neides und der Eiferſucht, auch gerechte Klagen, denn wer ſo mächtig iſt, wird oft ungerecht ſeyn. Auch wollen wir nicht leugnen, England habe oft das Maaß überſchritten, es habe vielleicht ſein Maaß überſchritten; noch wollen wir die Sorge ganz eitel nennen, womit einige ſchrecken, wie denn die Rückkehr ſich machen ſoll aus dieſer Ueberſpannung aller Dinge, wie man England zurückführen ſoll auf den Standpunkt, wo es 1780 und 1790 ſtand. Die Nothwendigkeit der Begebenheiten reißt die Menſchen und Völker oft aus ihrer Bahn, und das iſt dabei noch das Traurigſte, daß ſie nicht ſo zurückgehen können, wie ſie vorwärts getrieben ſind: wie wenig eine geworfene Kugel durch ſich ſelbſt in ihre alte Lage zurückſpringt, ſo wenig thut dies ein Volk, ja kann dies ein Volk thun. Wir müſſen von künftigen Begebenheiten hoffen, daß ſie wieder ausgleichen werden, was die jüngſten Begebenheiten ungleich gemacht haben; die Franzoſen aber und ihren Herrn wollen wir uns als die Ausgleicher verbitten: wir haben genug erfahren, was ſie mit der Ausgleichung und Wiederherſtellung der Welt meinten. Mag Englands Verhältniß als Seeſtaat zur übrigen Welt immer ein ungleiches und überſpanntes ſeyn, wir haben wenigſtens den Troſt, daß der eigene Vortheil England die Mäßigung lehren wird, welche wir nicht erzwingen können, und daß England nimmer die Rolle kann ſpielen wollen, die Frankreich ſpielen wollte und immer wird ſpielen wollen. Das Geſchrei übrigens, daß England den Handel aller andern Völker zerſtöre, ihre Manufakturen und Fabriken untergrabe, und ſie alle zu Bettlern mache, iſt ein lächerliches und leeres. Wir waren reich, als wir mit England den freien Verkehr hatten; wir ſind ſeitdem arm geworden durch diejenigen, welche verſprachen, Englands verderblichen Einfluß auf unſre Gewerbe abzuſchneiden und die Epoche der Blüthe unſerer Betriebſamkeit zu beginnen. Es iſt oft viel Feines und Unfindbares in Dingen, worüber jeder meint urtheilen und aburtheilen zu können: Handel, Geld, Papiergeld, Kredit ſind eben ſo verſteckte Dinge als das Leben; ihre feinen Verhältniſſe, ihre Vortheile und Nachtheile, die Geheimniſſe ihres Zuſammenhanges und ihrer Wechſelwirkung auf einander werden nimmer ergründet werden trotz aller Berechnungen und Abhandlungen, die man über ſie anſtellt und ausgehen läßt; ſie ſind lebendig, allſeitig, und allwirkend wie das Leben, und in immer neuen Erſcheinungen und Beziehungen auftretend, ſo daß niemand ihre ewigen Wechſel erfaſſen noch ſagen mag, was ſie ſind. Und würden wir wirklich verletzt und beeinträchtigt durch England, ſo ſage ich doch geradezu, daß es der Menſchheit nicht am meiſten ankömmt auf die Preiſe von Zucker und Kaffe, und auf Seiden- und Baumwollenmanufakturen, noch auf einige Tauſende abgemagerter Fabrikanten, daß darin nicht die Würde der Menſchengeſchichte noch die Ehre der Völker beſteht, ſondern in der Tapferkeit und in der Freiheit. Nicht daß die meiſten und reichſten Menſchen in einem Staate leben, iſt die Aufgabe, ſondern die gerechteſten und tapferſten. Wir waren vorher reich, aber wir waren die ächten Kleinkrämer, nicht die Engländer. Weil wir unſern Beſitz mit kleinlichem Geiz erhalten und vertheidigen wollten, deswegen haben wir alles verloren. Wir müſſen von vorn wieder anfangen; aber wir ſind glückliche Männer, wenn wir durch unſer Unglück, und durch die Armuth, die uns ſonſt das größte aller Uebel ſchien, gelernt haben, daß die Schande und die Knechtſchaft die einzigen fürchterlichen und zuletzt unheilbaren Uebel ſind.

Doch wären wir die Schlechteſten, wenn wir es duldeten, daß man die Engländer mit den Worten: „es iſt ein kleinliches und engherziges Volk, nichts als Kaufleute, nichts als Kaufmannsgeiſt und Eigennutz bei uns länger verhöhnet; wir wären die Undankbarſten, denn dieſe Kaufleute haben uns die Freiheit gerettet, dieſe großen Kaufleute, welche die Welt von einem Pol bis zum andern umfaſſen und ihr Glück zu vertheidigen und als Helden zu ſterben wiſſen. Dieſe Kaufleute und Schiffer ſind das wirklich große, freie, und gewaltige Volk, nicht die Franzoſen, die ſich ſelbſt in eitler Aufgeblaſenheit nur die große Nation nennen. Wie klein werden die Franzoſen, wie klein werden ſelbſt wir Teutſche in der Weltgeſchichte, wenn wir nur einen Blick auf die Landkarte werfen und die Weite der Länder und Meere vor unſern Augen ausbreiten, und über die werdenden Geburten der Zeiten ſinnen! Da ſind die Engländer das größte Volk in der neuen Geſchichte, und werden es in den künftigen Jahrhunderten ſeyn. Sieh die Welttheile, und reiße deine Gedanken von dem kleinen Getümmel des Augenblicks los: die Hälfte von Amerika engliſch;

Auſtralien, die kleinen und großen Inſeln des Südmeers, zweimal ſo groß als Europa, engliſch: was in Afrika, in Aſia einſt anführen wird, vielleicht engliſch: engliſche Sprache, engliſche Sitten, engliſche Geſetze, engliſche Freiheit an beiden Polen — welche Ausſicht! Gott ſcheint zwei der edelſten Völker Europas für die beiden neuen Welttheile zu der erhabenen Rolle beſtimmt zu haben, daß ſie ihre Bevölkerer, Einrichter, und Bildner ſeyn ſollen: die Engländer und die Spanier. Ihnen ward auch in Europa jetzt die Rolle zugetheilt, daß unſers Welttheils Glück und Freiheit zunächſt bei ihnen ſtehen ſollte. Den Britten vor allen gebührt die Ehre, daß ſie, die Beharrlichſten und Feſteſten in dem großen Kampfe gegen den franzöſiſchen Uebermuth, auch als die Glänzendſten und Siegreichſten erſcheinen, als diejenigen, welche dem Unheil den letzten Todesſtoß geben. Wir blicken auf die Pyrenäen und auf Wellington hin; wir werden auch hier, wann der große Kampf ausgeſtritten ſeyn wird, ausrufen müſſen: Gerecht iſt Gott!

Du aber, uraltes Germanien, mein Vaterland, und meine ſüßeſte Liebe und Hoffnung, weiland der Sitz einer weltberühmten Tugend und Freiheit, weiland die Mutter tapferer und freier Wilden, welche nichts fürchteten als Gott im Himmel, dann die ſanftere und mildere Mutter von Geſetzen, Künſten, und Erfindungen, wodurch das Leben Glanz und Schönheit erhält, endlich in den letzten Zeiten durch Weichlichkeit der Sitten, Gleichgültigkeit gegen die Ehre des Vaterlandes, und Vergeſſen der glorreichen Erinnerungen der Vorfahren faſt bis zum Nichts hinabgeſunken — auch du vernahmeſt den Klang deſſen, der vom Himmel geblitzt und gedonnert und die Völker zu Arbeiten und Gefahren für die Freiheit aufgerufen hat, auch du erhebſt dich aus der Schmach, und willſt die ſchmählichen Bande zerreißen, worin wälſche Hinterliſt dich geſchlagen hatte. Du haſt Geiſt, du haſt Geiſter, du ahndeſt das Geheime und Gewaltige, was unter den Strudeln dieſer Tage in den tiefſten Tiefen leiſer hinfließet. O ich mögte dir weiſſagen! aber ich fürchte mich faſt vor dem gewaltigen Gott der Zeit; denn Weiſſagungen werden nur erfüllt von dem, der ſie ſich nimmt. Die fliegenden und ſtürmenden Geiſter flattern und brauſen noch über einer Sündfluth, wie Noahs Tauben finden ſie nirgends einen Zweig, worauf ſie ſich ſetzen mögen: ſie flattern ins Wilde hinein. Bei dir ſteht es, ob ſie ſich in nichtigen Spielen und Verſuchen verflattern ſollen. Es iſt der Geiſt, der die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts macht; es ſind die Geiſter, die wir mitten in den Gräueln und Verwüſtungen ſuchen, wodurch die Jahrbücher der Welt geſchändet ſind. Wenn das auch nichts wird, was ſich jetzt regt und bewegt, ja was ſich ſeit zwanzig Jahren geregt hat, und was die Franzoſen in ihre Schanden mit hineingeriſſen und entweiht haben, dann mögte der Glaube an die Menſchen vergehen. Strebet denn, alle teutſche Menſchen, die noch ſtreben können, damit wir glauben dürfen. Die große Zeit, worin wir leben, der große Kampf für teutſche Ehre und Herrlichkeit können uns die Gediegenheit und Leiblichkeit, ja den Verſtand der irdiſchen und politiſchen Dinge wiedergeben, die wir faſt verloren hatten, ſie können uns die politiſche Feſtigkeit und Haltung des Karakters geben, woran die leichten Geiſter ſich binden können: Germanien kann glänzender als je aus den Aſchen und Trümmern dieſer Verwüſtung aufblühen, wenn ihr es wollet, teutſche Menſchen, wenn ihr die Gaben erfaſſet, die Gott euch darreichet. Damit ihr dies könnet, iſt das Erſte, daß ihr wiedernehmet, was der fremde Tand und die fremden Sprachen und Sitten, womit ihr buhltet, euch entwendet haben, den Stolz auf teutſche Ehre und Treue, auf teutſchen Ernſt und teutſche Strenge, die ſtarke und ſtählerne Tugend eurer Väter. Wollet nicht leicht und gaukelnd ſeyn, wollet nicht ſchimmernd und zierlich ſeyn! — das könnt ihr nicht — laßt die ſüdlichen Menſchen ſpielen und flattern. Ihr müßet ſchwer ſeyn wollen an Ernſt, Redlichkeit, Tapferkeit, und Freiheit. Mögen die jenſeitigen Menſchen euch immer plump und unhold ſchelten — laßt ſie das thun: wer das Wirkliche hat, kann das Eitle entbehren. Das Zweite iſt, das ihr einträchtig ſeyd, daß ihr brüderlich zuſammenhaltet, und daß ihr ſchwöret, auch künftig brüderlich zuſammenzuhalten gegen den Feind, der euch von außen drohet. Gott und die Zeit werden euch dazu helfen, und jener Drang der

Umſtände, den veränderte Weltverhältniſſe unvermeidlich herbeiführen werden. Ihr waret durch eure Liebloſigkeit und Zwietracht dahin gekommen, daß ihr die Verachtung und den Hohn der Völker tragen mußtet, daß man euch, das größte Volk Europens, behandeln durfte, wie man die Hülfloſen und Unmündigen behandelt. Die Noth hat euch zerriſſene und entzweiete wieder zuſammengebracht, die Noth wird euch zuſammenhalten. Dies iſt mein Troſt und meine Hoffnung. Das Größte ſteht bei Gott, welcher die Zeiten und Völker führt; aber viel können die Menſchen, welche Gottes Willen erfaſſen, und die Worte ſprechen: Was Gott will, wollen auch wir.

Das

preußiſche

Volk und Heer,

im

Jahr 1813.

Von

E. M. Arndt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1813.

Auf die Schlacht bei Groß-Görſchen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen,
Und die goldnen Flügel ſchwingt?
Wie der Schande Centnerſchwere
Sich von Teutſchlands Nacken löſt,
Und die alte teutſche Ehre
Hell in Kriegspoſaunen ſtößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen, Preußen klingt der Klang;
Tauſend Stimmen rufen Amen,
Tauſend Herzen glühen Dank,
Millionen Kniee ſinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesſtern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer —
Dieſer Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr erſten Renner
Auf der teutſchen Ehrenbahn,
Die der ſüße Reitz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Roſenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner ſeyd gegrüßt!
Beſte Teutſche ſollt ihr heißen,
Wann der neue Bund ſich ſchließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder feſt zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grauſe Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg verſöhnt,
Teutſchlands Retter ſollt ihr heißen,
Wo nur teutſche Sprache tönt;
In der Enkel fernſten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Teutſche ſagen:
Dieſe fochten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenſchatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz beſtatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring:

Auf! und thürmt ein Mal von Steinen!
Thürmt ein teutſches Heldenmal!
Sonne, komm mit hellſten Scheinen,
Leuchte drauf den ſchönſten Strahl.

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernſte Haine rings umher;
Betet, daß in teutſchen Reichen
Buben freveln nimmermehr;
Betet, flucht, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsſtrafen
Auf das ſchuld'ge Haupt empfah'n.

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geiſter wandeln gehen,
Alles ſchauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längſt geſchieden ſeyd,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch teutſcher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf dieſen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt,
Und mit Schrecken, Tod, und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Guſtav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenſtein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor dieſem Ehrenſchein.

Denn das Lied muß ſchwarz ſich kleiden,
Welches euch beſingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten ſtill,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den ſchweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr ſo groß geworden ſeyd.

Aber ſelig, wer in dieſen
Hehren Gottesſchlachten fällt,
Der wird ewig hoch geprieſen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesſtätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knie'n.

Es iſt keine tragiſchere und menſchlichere Trauer, als wenn ein Menſch von großem Gemüthe und ſeltenen Anlagen durch ein unwürdiges Schickſal oder durch eine Ungleichheit und Schwäche des Karakters in den Schlamm der Gemeinheit und Schande zu verſinken ſcheint. Dann trauren die Götter und die Geiſter, und das Erhabene und Hohe, was wir in der menſchlichen Natur gewahren, ſcheint uns bei der Betrachtung ſolches Verſinkens wohl einen Augenblick unter den Zufall geſtellt zu werden, ja die größten Tugenden und Herrlichkeiten unſers Geſchlechts ſcheinen uns ſelbſt Zufall zu werden. Aber wie tief dieſe Trauer iſt, ſo groß iſt auch die Freude, wann jener Verſunkene ſich wieder erhebt, den Schlamm und die Schlacken der Schande abſchüttelt, und vor aller Welt in dem angebohrnen Lichte des Ruhms und der Wonne ſtrahlt. Dieſes tragiſche Gefühl empfanden die Zeitgenoſſen, als der preußiſche Staat vor ſechs Jahren durch ein unſeliges Verhängniß von ſeiner glorreichen Höhe ſo tief herabſank, daß viele verzweifelten, er werde je wieder aufſtehen. Auch die früher an ſeinem Leben und an ſeiner Ehre wenig Theil genommen hatten, wurden durch ſein plötzliches und beiſpielloſes Unglück gerührt. Es war nicht allein Teutſchland, nicht Teutſchlands Freiheit und Glück, welche mit Preußen zuſammenſtürzten, was alle Herzen ſo ſehr bewegte, es war die große Tragödie ſelbſt, die aufgeführt ward. So wie, wenn ein edler Menſch durch Unglück oder Schwäche untergeht, alles Frühere, wodurch er erfreut hat, die Hoffnungen ſeiner Kindheit, die Ausblitzungen ſeiner Jugend, die Trefflichkeiten ſeiner männlichen Jahre mit doppeltem Glanz und dreifacher Wehmuth wieder vor das Gedächtniß treten, ſo ſtanden vor den erſtaunten und erſchütterten Zeitgenoſſen alle große Erinnerungen Preußens wieder auf; was ſo viele große Könige und Helden gethan und geſchaffen hatten, die unſterblichen Werke, die unvergeßlichen Siege, was ſo viele Geſchlechter der Menſchen in Künſten und Wiſſenſchaften und Erfindungen Gewaltiges und Ewiges gewirkt hatten, ſelbſt was nur gehofft und gewollt war — ward betrauert, als wäre es wirklich geweſen. So war das allgemeine Gefühl in den Jahren 1806 und 1807, ſo war es bis zum Frühlinge 1813. Wie iſt es heute, da ich dieſes ſchreibe? wie iſt es am Schluß des Oktobers des Jahres 1813? Wer mag Germaniens Freude beſchreiben über das gerettete Preußen, das zugleich ein rettendes iſt? Dieſes Jahr wird der Gipfel der preußiſchen Tugend; es giebt ihm eine Ehre und Geſchichte, deren es vorher noch mangelte; es führt es unter die erhabenen Völker ein, welche die Freiheit der Welt gerettet haben, es führt es unter die Wohlthäter der Menſchheit ein. Auch Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt, auch die Könige Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm der Erſte haben am Rhein, an den Alpen, und am Po für die Freiheit Europens und des teutſchen Vaterlandes gefochten, aber für eine Freiheit, die nicht in ſo brennender Gefahr ſtand, als die Freiheit des gegenwärtigen Geſchlechts. Der Ruhm mißt ſein Maaß an der Gefahr.

Doch wir ſpringen von dieſen Betrachtungen ab, und werfen einen kurzen Blick rückwärts auf das, was war, damit wir deſſen, was iſt, uns in ganzer Fülle freuen können.

Die franzöſiſche Revolution kehrte die Welt um. Viele ſagen, ſie habe auch die Herzen umgekehrt. Ich ſage, das that ſie nicht, ſondern weil die Herzen Europens umgekehrt, oder vielmehr verkehrt waren, darum ward die Revolution, und darum ging ſie über die Länder. Es vergingen fünf Jahre, und zehen Jahre, ja funfzehen Jahre, ſeit dem erſten Ausbruch der neuen Ungeheuer an der Seine, und die Völker und Menſchen ſtaunten und gafften, aber ſie begriffen immer noch nicht, was ihnen geſchah; und darum konnten ſie auch nicht abwenden, was ihnen geſchehen ſollte. Erſtaunt und beſtürzt waren alle, beſonnen und feſt war faſt keiner. So durften die Franzoſen durchfahren und alles niederreißen; ſo durfte Napoleon Bonaparte, der ſich durch ſeltene Liſt und Geſchicklichkeit zu ihrem Herrſcher aufgeſchwungen hatte, alle Länder und Völker überfahren und unterdrücken. Die wenigen, die in dieſem Zuſtande allgemeiner Betäubung und Beſtürzung Stimmen der Warnung und Poſaunen des Muthes werden wollten, wurden nicht vernommen. Das iſt überhaupt das Schickſal der Menſchen und Völker, daß Lehren, die nur gehört werden, auf die wenigſten wirken; nur Lehren, die ſie auch fühlen, werden für die meiſten wirkliche Lehren, nur ein großes Verhängniß oder irgend ein außerordentlicher und ungeheurer Wechſel beſſert die Einzelnen und die Völker. So mußten denn die Franzoſen und Napoleon von allen gefühlt werden, damit ſie begriffen, wer ſie waren, und was ſie wollten.

Wenn etwas Ungeheures geſchehen iſt, kommen gewöhnlich die Erklärer und Ausleger mit Deutungen und Nutzanwendungen nach: nichts iſt bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweiſen. Auch dem preußiſchen Staat iſt ſolches widerfahren; er iſt nach ſeinem Fall nicht bloß bedauert, ſondern auch recht methodiſch bis zu ſeiner Gruft hingedeutet und hingerichtet werden: ſelbſt Schimpf und Hohn hat in manchen Urtheilen und Nachrichtungen nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewiſſe Erſtarrung und Verſtockung da, nicht allein veranlaßt durch das Erſtaunen und die Beſtürzung über die großen Begebenheiten und Wechſel, die rings umher erſchienen, ſondern tiefer liegend, theils in den alten inneren Verhältniſſen des Staates ſelbſt, theils in dem, was die Menſchen das Zeitalter zu nennen pflegen. Denn ſo iſt es von jeher geweſen: ſoll etwas Ungeheures geſchehen und etwas Neues werden, ſo erſtarren die lebendigen Kräfte in ihnen ſelbſt, es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geiſtvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menſchen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo ſie in eine ſchwere Krankheit fallen ſollen. Der große Uebergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer ſo gemacht. Darum ſoll man in gewiſſen Epochen die einzelnen Menſchen nicht zu ſchwer anklagen, ſondern den geheim webenden und waltenden Geiſt der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geſchlechter und Säkeln regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will das Alte augenblicklich lähmt und verſteinert, damit es durch geſchwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Geſtaltungen den Stoff wieder zurückgebe. Wenige Sterbliche aber ſind ſo groß geſchaffen, daß ſie dieſe innerlich zermalmende Gewalt des Zeitgeiſtes nicht fühlen ſollten. Wenn wir ſolche geheim wirkende Kraft nicht annehmen, wenn wir nicht glauben, daß in Europa eine ſolche werdende Geburt der neuen Zeit iſt, ſo können wir kaum begreifen, was wir in den letzten beiden Jahrzehenden erlebt und erlitten haben, wo wir nicht einen tückiſchen Dämon glauben, der die Völker ordentlich behext habe, damit den Verruchteſten ihre Frevel gelängen. Nur aus einem ſolchen allgemeinen Verhängniß der Weltgeſchichte, aus einem ſolchen tiefer und höher waltenden Geiſt des Zeitalters laſſen ſich auch die preußiſchen Unfälle erklären, die Hülfloſigkeit der Räthe, die Unentſchloſſenheit der Feldherren, die Flucht und Gefangenſchaft der Heere ohne Niederlagen, die Uebergabe der Feſtungen ohne Kanonenſchüſſe — kurz der Sturz eines Staates, welcher durch kriegeriſchen Sinn gegründet war, und von welchem alle gehofft hatten, er werde ſich durch kriegeriſchen Sinn auch zu behaupten wiſſen.

Unvermeidliche Verhängniſſe und unſelige Verhältniſſe brachten im Sommer des Jahrs 1807 die Noth des Friedens von Tilſit. Preußen verlor die Hälfte ſeiner Beſitzungen, und bekam die andere Hälfte nur auf dem Papier zum Scheine zurück, in der That aber nicht. Die Elbe, die Oder, und Weichſel, die eigentlichen Lebensadern des Staats, blieben in den Händen der Fremden durch die beſetzten Feſtungen Magdeburg, Stettin, Küſtrin, Glogan, und Danzig. So blieb auch das Land in ihrer Gewalt. Der tückiſche Feind, für welchen Preußen ſo viel geopfert, mit welchem es jetzt einen ſo unglücklichen Frieden geſchloſſen hatte, ließ trotz aller Verträge zahlloſe Haufen ſeiner Krieger in den preußiſchen Landſchaften ſtehen, und ſog ihnen mit methodiſcher Bosheit das letzte Mark aus, was der ſchwere Krieg und die Durchzüge und Forderungen und Verheerungen von Hunderttauſenden noch übrig gelaſſen hatten. Damit dem unglücklichen Lande auch die Erhohlung und Wiederbelebung unmöglich würde, wurden alle Häfen geſperrt, und Schiffahrt und Handel, die ſonſt ſo bedeutenden, gehemmt. Außerdem verſchaffte der Sieger ſich eine Schuldforderung an Preußen von 25 Millionen Reichsthaler, deren Unerſchwinglichkeit in dem jetzigen Zuſtande ihm gelegentlich zu jeden Unbillen und Beleidigungen ſcheinbare Rechte gab. Der Sieg legt keine Rechenſchaft ab; ein frevelhafter Sieger, der aller göttlichen und menſchlichen Rechte ſpottet, glaubt weder der Mitwelt noch Nachwelt Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, er ſchlägt an ſein Schwerdt, und ſpricht: dieſes iſt der rechte Ausleger der Verträge, die ich mit den Schwächeren geſchloſſen habe, die Eide ſind für die Dummen, und für die, welche die Götter fürchten. Damit auch durch Heeresmacht Preußen die künftige Erhebung unmöglich würde, war vorgeſchrieben, wie viele bewaffnete Männer es künftig unterhalten dürfe; die Anlage von Feſtungen, ja nur von Schanzen, wodurch der letzte Reſt des Reichs hätte geſtärkt werden können, war unter den ſpioniſchen Augen der Franzoſen und ihrer Helfer unausführbar.

Es war das Jahr 1809 gekommen. Napoleon ſtand mit den treulos angetaſteten und überfallenen Spaniern in einem ſchweren Kampfe. Auch Oeſtreich hatte gewagt ſich zu ermannen und die verlornen Ehren und Länder wieder zu gewinnen. Preußen und Teutſchland hofften Errettung. Sie hofften vergebens. Oeſtreich ſchloß einen unglücklichen Frieden, und Teutſchland blieb in Frankreichs Gewalt. Das Unglück dieſes Jahres und der traurige Zuſtand des Vaterlandes in den folgenden Trauerjahren iſt nicht zu beſchreiben, und bedarf nicht beſchrieben zu werden: die Erinnerung deſſen, was wir gefühlt und gelitten haben, iſt zu friſch, unſre Wunden ſind noch unbenarbt. Alle Teutſche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Geſetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbniß der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und ſeine Herrlichkeit hatten viele teutſche Herzen ſchon lange nicht wie ſie ſollten gefühlt; was ſollten ſie betrauern, was ſie kaum gekannt hatten? Die meiſten hatten ſich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältniſſe, Geſchäfte, und Anſichten, hatten ſie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigeren zu folgen und durch die

Beſchlüſſe der großen teutſchen Staaten beſtimmt zu werden, empfanden viele die neue Herrſchaft der Fremden kaum als Unglück; ſie fühlten ſie nur als ein Unglück, nicht weil ſie unteutſch war, ſondern weil ſie Tyrannei ward und Tyrannei bleiben zu wollen verſprach. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unſterblichen Ruhm verloren; ſie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich ſeyn. Auch die vor einigen Jahren noch ſo mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der ſchweren Starrſucht erwacht; alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten ſie die Schande: ſie trauerten, aber ſie zürnten noch mehr.

Napoleon hatte gemeint, der preußiſche Staat ſey durch die grauſamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er ſich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerriſſen nun ſo liegen laſſen, bis die Zeit da ſey, ihn ganz zu vernichten; Napoleon hatte Recht, ſo weit ein gemüthloſer Menſch, der die Menſchheit nur nach ihren Schwächen und Laſtern beurtheilen kann, die Welt verſteht; er hatte zermalmt, und zermalmte, was zermalmt werden konnte: die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos geweſen iſt, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles meſſen, nur nicht, wie weit die Geiſter ſich beherrſchen laſſen. Darum war er an Spaniens Stolz geſcheitert, und ſollte einmal an Preußens Zorn einen ſcharfen Eckſtein finden. In demſelben Maaße, wie in Teutſchland die Matten und Feigen verzagten, je härter und grauſamer die fremde Herrſchaft wüthete, und je ſicherer ſie ſich ihres Beſitzes dünkte, deſto kühner richteten ſich alle tapfere und freie Männer auf; und viele erwachten zuerſt zum Zorn, dann zum Gedanken, darauf zur Hoffnung, endlich zu Gott, der die größten Gedanken und Hoffnungen giebt. Es waren aber, die 1809 und 1810 zu hoffen anfingen, was ſie in den Jahren 1793 und 1794, als das Vaterland noch ganz ſchien, kaum gewagt hatten zu denken, geſchweige denn zu hoffen, ja die binnen wenigen Jahren den Fall des unerſättlichen Unterdrückers weiſſagten. Was die Beſten und Tapferſten ſo weiſſagen, das wird immer erfüllt, ſelbſt durch ihren Tod erfüllt. So gerecht iſt Gott und ſeine Geſchichte.

Hier muß angedeutet werden, was von dem Jahre 1808 bis zu dem Schickſalsjahre 1812 gethan worden iſt, damit Preußen wieder aufgerichtet würde. Es iſt nothwendig, daß das Erhaltende gezeigt werde, damit die Kleinſten Muth faſſen, größer werden zu können, und damit die Größten ſich nicht verſäumen, noch das verſchlafen, was allein durch ſtete Lebendigkeit und Wachſamkeit bewahrt werden kann.

Der König von Preußen konnte ſeine großen Ahnherren nicht vergeſſen, das preußiſche Volk konnte ſeinen Namen nicht vergeſſen. Darum verzweifelten ſie nicht an dem Vaterlande und an ſeiner Wiederherſtellung. Die Hälfte des Landes war verloren, der Staat verſchuldet und verheert, Handel und Schiffahrt geſperrt, das Heer vernichtet, die Schlüſſel des Landes, die Feſtungen, von Fremden beſetzt, und auf alles vergangene und gegenwärtige Unglück hatte die ſchadenfrohe Tücke des übermüthigen Siegers eine drückende Schuld gewälzt, die unter den jetzigen Umſtänden unabbürdlich ſchien. Da galt es Muth und Entſchloſſenheit, nicht alles für verloren zu halten. Man griff das Werk raſch an. Die ganze Verfaſſung im Innern ſollte neu geſtaltet und der Zeit und ihren Forderungen ſo angemeſſen werden, daß die Geiſter geweckt und ermuthigt würden; die noch übrigen Feſtungen ſollten wieder ausgebeſſert und mit dem nothwendigen Geſchütz verſehen werden; ein neues beweglicheres und ſtreitfertigeres Heer ſollte unter der fremden Aufſicht gebildet; endlich die Staatsſchuld ſollte nach und nach abgetragen, und ſo ſollten die Feſtungen, welche die Franzoſen unter dem Titel eines Pfandes dafür behalten hatten, allmälig wieder gewonnen werden. Dieſes alles, dieſes ſo Verſchiedene, Vielfache, und in den Verhältniſſen, worin man war, ſo Schwere, ſollte in wenigen Jahren vollendet werden; denn das fühlten die Männer wohl, daß die Zeit und Napoleon ihnen zu langſamen Entwürfen und Arbeiten nicht den Athem laſſen würden. Vieles hievon ward freilich vergeblich verſucht und wegen innerer und äußerer Schwierigkeiten nur halb ausgeführt, Anderes ward durch den Eifer der Menſchen und die Treue und Hingebung der Unterthanen weiter gebracht, als die, welche nicht in der Nähe waren, glauben konnten. Zwei Dinge vor allen ließen diejenigen nicht aus den Augen, welche in dieſen Jahren auf die großen Geſchäfte Preußens einen entſcheidenden Einfluß hatten: die beiden Dinge, wodurch der Staat aus einem kleinen und ſchwachen ein großer und mächtiger geworden war, den Geiſt frei zu laſſen und das Volk kriegsgeübt zu machen. Der König ließ die Entwürfe und Einſichten ſeiner beſſeren Männer walten, und fürchtete ſich nicht vor dem, worin Schwächlinge, die das teutſche Volk nicht kannten, Gefahren zeigten; deswegen ſoll er vor ganz Europa geprieſen werden. Viele Völker können als Maſſe etwas bedeuten; auch Menſchen giebt es, die durch die Maſſe der Darſtellung ſich etwas zu ſeyn dünken: wem die Dicke des Leibes fehlt, der muß ſich durch den Geiſt vergrößern; der Kleine iſt nichts, wenn er nicht wagt viel zu ſeyn. Der preußiſche Staat iſt durch die Idee geworden, was er war: er mußte durch die Idee wieder werden wollen, was er nicht mehr war.

So geſchah es denn, daß zu derſelben Zeit, als man in vielen teutſchen Staaten, damit neue Regimenter errichtet, neue Hofwürden geſchaffen, und prächtigere Hofhaltungen geſtiftet werden könnten, die Anſtalten der Bildung und Wiſſenſchaft verringerte und ſchmälerte und dem Geiſt ſein Gebiet einſchränkte, die preußiſche Regierung ſich betrug, als ſey ſie nie reicher geweſen als jetzt an Hülfsmitteln für Künſte und Wiſſenſchaften. Ich erinnere an die Univerſitäten zu Berlin und Breslau und an ſo viele andere neue Einrichtungen, die in einer Zeit gemacht ſind, wo der Staat bankrott hieß und es gewiſſermaßen war; aber er war an Liebe und Treue noch nicht bankrott geworden. Auch das muß gerühmt werden, daß, als in allen Marken Teutſchlands die ängſtlichſte und gehäſſigſte Jagd war auf alle großherzigen Gefühle und kühnen Gedanken, in Preußen noch eine Freiheit herrſchte, wie ſie unter der laurenden Eiferſucht der Fremden irgend ſeyn durfte.

Dem Staate, der vor wenigen Jahren noch ein ſtehendes Heer von 250,000 Kriegern zählte, war durch den Tilſiter Frieden vorgeſchrieben, wie viele Bewaffnete er unterhalten durfte. Napoleon war gegen Preußen grauſamer, als Rom weiland gegen Karthago; aber Preußen war gegen Frankreich kein Karthago geweſen. Die vorgeſchriebene Zahl blieb zwiſchen 40,000 und 50,000 Mann ſtehen. Dieſe durfte man nicht wohl überſchreiten, ohne dem aufmerkſamen Argwohn Veranlaſſung zu Klagen, und dann, da die Gewalt bei ihm war, zu neuen Bedrängungen zu geben; aber helfen durfte der Unterdrückte ſich, wie er konnte. Man hatte und fand den einzigen Ausweg, die geübten Jünglinge ſchnell in die Heimath zu entlaſſen, und für ſie neue und rohe unter die Waffen zu ziehen. Durch dieſe baldige Entlaſſung der Fertigen erreichte man, daß, wenn eine günſtige Zeit der Rettung erſchien, man in den vielen Geübten ein ſchlagfertiges Heer bereit hatte. Außer dieſer ſtillen Sorge für die Freiheit ward in der Einrichtung und Bildung des preußiſchen Heeres vieles anders gemacht, als es früher geweſen war; die ſchreckliche Zeit hatte über manche Irrthümer belehrt, und manche Veraltungen offenbart, die man in den Jahren 1805 und 1806 noch nicht Veraltungen nennen durfte. Unter den wackeren Männern, die an der Wiedergeburt des preußiſchen Heers, das auch den Staat nur wiedergebähren konnte, einen großen Antheil hatten, gebührte dem General von Scharnhorſt die erſte Stelle, auch deswegen, weil er unter den ſchwierigſten und mißlichſten Verhältniſſen durch eine unſtörbare Ruhe und unſcheinbare Beſcheidenheit ſtill und verborgen zu bereiten und ſchaffen wußte, was laut und offen nicht bereitet und geſchafft werden durfte, weil er alle Perſönlichkeit dem großen Zwecke hingab; denn nur der Menſch iſt würdig, der ſich und ſeine Eigenliebe für die Sache opfert. Auch das Lob gebührt ihm und ſeine dankbaren Freunde und Schüler rufen es ſeinem glänzenden Gedächtniß nach, daß er einer von den wenigen Feldherren war, die den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit und Anſpruchloſigkeit unter den Officieren beförderten. Was dieſer ſtille, fromme, und redliche teutſche Mann, der nur Ein

Ziel des Lebens hatte, das Vaterland von der fremden Schmach zu retten, durch Rath und That, durch Lehre und Beiſpiel gewirkt hat, das hat auch die Siege mit erfochten, wodurch wir jetzt freie Männer ſind und über unſer Glück frei reden dürfen. Er iſt gefallen eines der erſten Opfer für die größte Sache, die ſeit 1500 Jahren auf Teutſchlands Feldern verfochten iſt. Friede ſeinem Gedächtniß, Ehre ſeinem Namen, und Glück und Freiheit allen, die ſolche Tugend verſtehen können, und die groß genug ſind, ſie nicht zu beneiden!

So arbeiteten und wirkten im preußiſchen Staate redliche, geiſtreiche, und tapfere Männer für Freiheit und Wiederherſtellung unter den ungünſtigſten Umſtänden, worunter jemals ein Volk erlegen war. Napoleon achtete darauf nicht; Preußen ſchien ihm zu klein und ſeines baldigen gänzlichen Untergangs zu gewiß, als daß Furcht ſeine Blicke dahin gelenkt hätte. Auch die übrigen Zeitgenoſſen achteten wenig darauf; ſie waren der ewigen papiernen Veränderungen der Verfaſſungen zu gewohnt geworden, ſie waren gewohnt, in allen Enden Teutſchlands und Europens alles Alte vernichten und zerſtören, und neue Knechtſchaft und neues Elend unter der Aufſchrift neuer Geſetze, Bildungen, und Verfaſſungen als die Glorie der Zeit und als den Abglanz des franzöſiſchen Weſens und bonapartiſchen Willens auspoſaunen zu hören: es war ihnen zu verzeihen, wenn ſie meinten, auch im preußiſchen Staate werde unter dem Klange herrlicher Verkündigungen blos Aehnliches gemacht. Die Männer aber, welche dort thätig waren, und wußten, wofür ſie thätig waren, hofften jedes Jahr vergebens eine ſolche Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, daß Preußen wieder in ſeine Stelle treten und für ſo viele Entehrungen und Mißhandlungen, die es von den fremden Ueberziehern erlitten hatte, gerechte Rache nehmen könnte. Eine ſolche Entwickelung kam nicht. Preußen hatte gegen Frankreich alle ſeine Verbindlichkeiten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, ſelbſt dasjenige erfüllt, was wider alle Verträge die offenſte Gewalt auch nach dem Tilſiter Frieden aufgedrungen hatte: es hatte den größten Theil ſeiner fürchterlich aufgelegten Staatsſchuld abgetragen; Frankreich ſollte dafür beſetzte Feſtungen zurückgeben: es gab keine zurück, wohl aber beleidigte es die Majeſtät des Throns und die Ehre des Volks durch immer neue Verletzungen und Bedrückungen. Was Wunder, daß in den meiſten Brüſten der verhohlene Zorn gegen die Franzoſen und alles Franzöſiſche deſto tiefer glimmte, und manche in Ungeduld und Erbitterung weiter trieb, als ſie nach den Umſtänden durften. Alle ſehnten ſich, bald gegen die Franzoſen ihre Schwerdter zu ziehen, und ein herbes Schickſal wollte zum Uebermaß des Schmerzes, daß ſie ſie für die Franzoſen gebrauchen mußten.

Das Jahr 1811 war gekommen, der politiſche Horizont verfinſterte ſich im Oſten: es war nicht mehr zweifelhaft, daß Frankreich und Rußland bald brechen würden. Aeußere Zeichen erſchienen viele; den Preußen erſchien auch das, ja es ward ſchrecklich von ihnen gefühlt, daß die Beſatzungen in den Oderfeſtungen und in Danzig ſehr verſtärkt wurden, und daß ungeheure Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath gegen Oſten gingen, welche ihre unglücklichen Bauern fahren mußten. Endlich mit dem Jahr 1812 brach das lange verhaltene Ungewitter los, die franzöſiſchen Heere überſchwemmten Teutſchland, die Truppen der Rheiniſchen Bundesfürſten wurden zuſammengezogen, und in Marſch geſetzt; Preußen, von allen Seiten umſtellt, mußte mit Napoleon ein trauriges Bündniß ſchließen. Bald waren alle ſeine Lande von Hunderttauſenden überſchwemmt, und dieſe neuen Bundsgenoſſen behandelten ſie härter und übermüthiger, als wenn ſie als Feinde gekommen wären. Verrätheriſch, wie er mit den Spaniern gethan hatte, bemächtigte der Bundsgenoß Napoleon ſich zweier preußiſcher Feſtungen: dies war das Handgeld der neuen Freundſchaft, mit welcher, wie er verkündigte, die Epoche von Preußens neuer Größe und Glückſeligkeit beginnen ſollte; willkührlich trieb er wider die Uebereinkunft zwei preußiſche Reiterregimenter und mehrere Batterien Artillerie mit ſeinen Schaaren nach Rußland; willkührlich und gewaltſam plünderten und verheerten ſeine Heere das preußiſche Land. Nach langen Vorſpielen und mancherlei Vorſpiegelungen und Gaukeleien brach endlich im Sommer 1812 zwiſchen Napoleon und Kaiſer Alexander der Krieg aus: 20,000 tapfere Preußen, die andere Feinde begehrt hatten, mußten als Hülfsvolk mit den Franzoſen ziehen, außer denen, welche Gewalt eigenmächtig mit weggeriſſen hatte.

Wie dieſer Krieg geendigt hat, wodurch Napoleon *die Befreiung Europens von ruſſiſcher und aſiatiſcher Barbarei, die endliche Demüthigung Englands, die Glorie der Welt, und das Glück eines unſtörbaren europäiſchen Friedens verſprach*; wie die Ruſſen durch Gott und ihr Schwerdt und die Gerechtigkeit ihrer Sache ein Heer von 400,000 Mann vertilgt haben — wer hat die wunderbaren Geſchichten des verfloſſenen Jahres nicht vernommen, die wie Mährchen und Fabeln klingen, und doch die wahrſte Wahrheit ſind? alſo daß ich nicht zu erzählen bedarf, wovon die Erinnerung in allen Herzen noch ſo jung iſt. Im Junius des Jahrs 1812 drang Napoleon in die ruſſiſchen Gränzen ein mit einer Heersmacht und einem Zeuge, wie Europa ſeit Jahrtauſenden nicht geſehen hatte; im December deſſelben Jahres entfloh er durch Polen und Teutſchland einſam nach Frankreich: von einer halben Million Männer, die er bewaffnet mit ſich getrieben und ſpäter ſich nachgeriſſen hatte, entkamen etwa 30,000 armſelige Flüchtlinge dem Eiſen, dem Hunger, und dem Froſt. So hatte Gott Gericht gehalten: das Maaß des Uebermuths war voll gemeſſen.

Durch Preußens Gränzen war bei dem Zuge gegen Rußland der Glanz der bonapartiſchen Macht hingezogen; ihre Schmach ſollte auch durch ſie zurückfliehen: das wunderbarſte Karneval des Glücksſpiels, das je geſehen worden, in den mannigfaltigſten und poſſenhafteſten Verlarvungen und Verkleidungen ging durch alle preußiſchen Städte von Gumbinnen bis Königsberg, und von Danzig bis Berlin, und ſo weiter gegen Weſten, und offenbarte den Menſchen mitten durch alle franzöſiſchen Gaukeleien und Bemäntelungen was geſchehen war, und was jetzt geſchehen durfte. Nie hat das bitterſte Elend der närriſcheſten Poſſe ähnlicher geſehen, als hier das franzöſiſche, und doch ſtieg ſein Jammer über Thränen hinaus.

Die Preußen waren der Erniedrigung des Vaterlandes und der Bundesgenoſſenſchaft mit ihrem Unterdrücker die ungeduldigſten geweſen. Sie waren die erſten, die ſich zur Rache aufrichteten, und den übrigen Teutſchen ein Beiſpiel gaben, dem ſie nachfolgen ſollten. Zuerſt vor allen andern nahm ein preußiſcher Feldherr die Geſinnung ſeines Königs und das Gefühl ſeines Volks voraus, und offenbarte, daß er den teutſchen Namen und die preußiſche Ehre fühlte. Kaum naheten die ſiegreichen Ruſſen den Gränzen Preußens, ſo wendete der preußiſche General von York, welcher die preußiſchen Bundestruppen dieſen Sommer mit großer Ehre befehligt hatte, ſich mit ſeiner Schaar von dem Panier der Franzoſen ab, und fiel denen zu, welche kamen, Teutſchland zur Freiheit aufzurufen. Das preußiſche Volk jauchzte der Kühnheit des Feldherrn zu, die hoffende Welt lauſchte. Nicht lange, und der König von Preußen reiſte von Berlin nach Breslau, und erließ einen Aufruf an die preußiſche Jugend, ſich freiwillig zu rüſten und unter die vaterländiſchen Fahnen zu ſtellen. Noch waren einige ſchwache Seelen, die weiſſagten, dieſer königliche Ruf werde nur gehört, aber nicht verſtanden werden; ſie weiſſagten, was ſie immer orakelt hatten, der Teutſche ſey keiner Aufloderung und Begeiſterung fähig, (ſo ſehr waren die teutſchen Geſchichten vergeſſen) und verkündeten wie der Prophet Habacuc: wehe, wer zum Holz ſpricht: wache auf! und zum ſtummen Stein: ſtehe auf! Die Jünglinge widerlegten dieſe Zweifler, ſie verſtanden den Ruf, und Schaaren von Tauſenden und Zehentauſenden ſtrömten von allen Seiten dem Heere zu und ſtellten ſich als Freiwillige in die Regimenter ein. Damit man auch bei einem Kriege, den man bei der willkührlichen Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Gebieters und bei ſeinen immer noch großen Hülfsmitteln keineswegs als ein leichtes und ſchnell zu beendigendes Spiel anſehen durfte, der Zahl nicht zu ſehr mangelte, erließ die preußiſche Regierung Verordnungen über die allgemeine Errichtung einer Landwehr und eines Landſturms, beide zur Ergänzung des ordentlichen Heeres, zur Erweckung des kriegeriſchen Geiſtes, und zur Wiederbelebung jenes zu lange vergeſſenen Gefühls, daß in großen Gefahren des Vaterlandes jeder freie Mann auf der Schwelle ſeines Hauſes oder in den Thoren ſeiner Stadt als Leiche liegen müſſe, ehe ein Feind eingehen dürfe. Am wenigſten durften Preußen das verſäumen, wodurch ihr Name vor funfzig, ja noch vor fünfundzwanzig Jahren der größte in Europa geweſen war. Auch war der Befehl des Königs und der Wille des Volks Eins: das ganze preußiſche Land ward Ein Uebungsplatz, alle Preußen wurden Soldaten, nicht bloß durch das königliche Wort, ſondern durch das ſtolze Herz, das ſich lange vergebens geſehnt hatte, gegen Franzoſen zu ſtreiten.

Mitten unter dieſen Vorrüſtungen und Vorbereitungen zu dem heiligen Kriege ging die noch nicht ſtarke preußiſche Kriegsmacht, die unter den Waffen ſtand, und was von ruſſiſchen Bundsgenoſſen in Teutſchland eingerückt war, gegen das Ende des Monats März über die Elbe, und drang in Sachſen und Thüringen vor. Weiter durften ſie nicht gehen, weil ſie durch die vielen Feſtungen, die in ihrem Rücken immer noch in feindlicher Gewalt waren, und die ſie hatten umrennen müſſen, zu ſehr geſchwächt waren, und weil auch alle Elbfeſtungen Napoleon noch gehorchten.

Bei der Vorrückung ihres Heers hatten die verbündeten Herrſcher beſonders darauf gerechnet, daß die verbündeten Fürſten des Rheinbundes, des fremden Druckes müde, ſich für ſie erklären und durch Anſchließung ihrer Heeresmacht ſie ſtärken würden. Am meiſten aber rechneten ſie auf den Beitritt des Herrſchers von Sachſen, von deſſen Landen ſie vier Fünftel beſetzt hatten, und hofften, er würde ſich für die Sache Gottes und des Vaterlandes erklären, und ihnen durch ſeinen Beitritt genug Stärke und Sicherheit geben, daß ſie weiter vorwärts nach Franken, Heſſen, und den Hannöverſchen Landen wirken, die Völker in die Waffen rufen, und ſo Napoleon endlich auch durch die Menge die Spitze bieten könnten. Friedrich Auguſt zögerte, und ſchien mehr an Napoleons Glück als an Teutſchlands Rettung zu glauben. Er hatte mit einigen Regimentern Reiterei und mit ſeinen Schätzen das Land verlaſſen, und war zuerſt nach Baiern, dann nach Böhmen geflohen. Sein Heer ſtand etwa 12000 Mann ſtark unter dem Befehl des Generals Thielmann in und um die Feſtung Torgau; eine kleinere Abtheilung lag noch in polniſchen Feſtungen an der Weichſel begraben. Das ganze ſächſiſche Volk, der größte Theil des Heeres, die Befehlshaber in Torgau — alle wünſchten und fleheten, daß ihr Herrſcher zurückkommen und den Verbündeten beitreten mögte. Er kam nicht.

Während die Macht der Ruſſen und Preußen und das Glück der großen Sache durch dieſe unſeligen Verhältniſſe gehemmt und gelähmt war, hatte Napoleon wieder zahlreiche Menſchenhaufen zuſammengetrieben, die er in verſchiedenen Abtheilungen durch Franken und Heſſen gegen die Thüringiſche Saale hin richtete. Gegen das Ende des Aprils ſtand er den Verbündeten mit einem Heere gegenüber, das ihnen an Streitbarkeit und Geiſt nicht vergleichlich, an Menge aber faſt doppelt überlegen war. Den 2 Mai ward auf den Feldern zwiſchen Leipzig und Weißenfels, wo in früheren Tagen ſchon ſo viele blutige Kämpfe ausgefochten waren, eine gewaltige Schlacht gehalten, worin die Ruſſen mit gewohnter Tapferkeit ſtritten, die Preußen gegen die ſchreckliche Uebermacht wie eine eiſerne Todesmauer ſtanden: die franzöſiſche Prahlerei lernte fürchten, von denen ſie eben noch geweiſſagt hatte, ſie würden bei dem erſten Kanonenſchuß wie gezüchtigte Schulbuben davon laufen. Napoleon ward auf allen Punkten mit ungeheurem Verluſt zurückgeſchlagen, die Verbündeten behaupteten das Schlachtfeld; aber wegen der Unſicherheit im Rücken und wegen der unverhältnißmäßigen Ueberzahl der Feinde zogen ſie ſich hinter die Elbe nach der Lauſitz zurück. Friedrich Auguſt kam auf die Nachricht von dieſer Schlacht ſogleich von Prag nach Dresden, und übergab ſich, ſeine Feſtungen, ſein Geſchütz, und ſein Heer an Napoleon. Die unglücklichen Sachſen, die von Begierde brannten, für Teutſchland zu ſtreiten, ſollten durch unſägliche Plagen, Plünderungen, und Verheerungen, durch die Zertretung ihrer Felder, die Verwüſtung ihrer Dörfer, und die Einäſcherung ihrer Städte lernen, was die Bundesgenoſſenſchaft mit dem groſſen und unüberwindlichen Napoleon bedeutete. Kaum hatten ſie die Leichen der Ihrigen betrauert, die auf Polens und Rußlands Gefilden unbegraben verwitterten, ſo begann das neue Unheil. Dieſer unſelige Entſchluß ihres Herrſchers koſtet gewiß einer halben Million teutſcher Menſchen das Leben; wie viele Unglückliche er gemacht hat, und machen wird — wer kann das Ungeheure berechnen? Wie ganz anders, wenn er im April der gerechten Sache beifiel! Seine Feſtungen und ſein Heer gaben den Verbündeten Halt; durch den vortrefflichen Geiſt und brennenden Haß der tapfern Sachſen gegen die Franzoſen konnte ſeine Heeresmacht binnen wenigen Wochen um 20000 und 30000 Mann vermehrt werden. Dieſer Zuſchuß an Streitern machte den Verbündeten kühnere Plane möglich; Sachſen ward von der Laſt und dem Elend des Kriegs und Teutſchland ward fünf Monate früher von dem Druck ſeiner Tyrannen befreit. Doch — — —

Nach dem Uebergang über die Elbe ward den 26. Mai bei Bautzen eine zweite große Schlacht gehalten. Den 5. Junii ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, damit über den Frieden unterhandelt werden könnte. Doch wie konnte man an einen ſichern Frieden glauben, ſo lange Napoleon das Schwerdt in der Hand hielt?

Die Aufgebote des Königs von Preuſſen wegen der Landwehr und des Landſturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann ſagen, das ganze preuſſiſche Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein teutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahrs 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde ſterben, wir haben auch in Teutſchland das geſehen, weswegen es allein werth iſt zu leben, daß Menſchen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigſten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als ſeien ſie nichts. Kaum war der königliche Wille erſchollen, ſo erkannte das Volk ihn durch die Art, wie es gehorchte, ja wie es dem königlichen Befehl vorauslief, als ſeinen Willen. Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war nur Eine Stimme, Ein Gefühl, Ein Zorn, und Eine Liebe, das Vaterland zu retten, Teutſchland zu befreien, und den franzöſiſchen Uebermuth einzuſchränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Officiere, die wegen Wunden und Verſtümmelungen lange ehrenvoll entlaſſen waren, reiche Gutsbeſitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläuftiger Geſchäfte, in Hinſicht jedes Kriegsdienſtes entſchuldigt, wollten ſich ſelbſt nicht entſchuldigen; ja ſelbſt Jungfrauen unter mancherlei Verſtellungen und Verlarvungen drängten ſich zu den Waffen: alle wollten ſich üben, rüſten, und für das Vaterland ſtreiten und ſterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches ſeine Dichter es einſt beſangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf ſchallte von Kriegsluſt und Kriegsmuſik, und war zu einen Uebungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feuereſſe ward eine Waffenſchmiede. Das war das Schönſte bei dieſem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterſchiede von Ständen und Klaſſen, von Altern und Stufen vergeſſen und aufgehoben waren, daß jeder ſich demüthigte und hingab zu dem Geſchäft, und Dienſt, wo er der brauchbarſte war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und ſeiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verſchlang, alle anderen ſonſt erlaubten Rückſichten und löblichen Verhältniſſe aufhob. Die Menſchen fühlten es, ſie waren gleich geworden durch das lange Unglück, ſie wollten auch gleich ſeyn im Dienſt und im Gehorſam. Und ſo ſehr erhob die große Pflicht und das gemeinſame Streben, wovon ſie beſeelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine, und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine ſo weite Bahn geöffnet iſt, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeiſterung dieſer unvergeßlichen Tage iſt durch keine Ausſchweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinſte, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Beſcheidenheit, und Rechtlichkeit ſeyn müſſe, wenn er den Uebermuth, die Unzucht, und Prahlerei beſiegen wollte, die er an den Franzoſen ſo ſehr verabſcheut hatte. Was die Männer ſo unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geſchlecht der Frauen durch ſtille Gebete, brünſtige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menſchliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken, und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieſes großen Sommers zählen, die zum Theil unter den rührendſten Umſtänden dargebracht ſind? Wer kann die dem Vaterlande ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäuſern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen geſpeiſt, die Kranken gepflegt, und die Verwundeten verbunden haben? So geſchah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang: ſie hat bewieſen, daß ſie verdient, der Sitz ihrer Herrſcher zu ſeyn. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! die alten Sünden ſind verſöhnt, die alten Unbille vergeſſen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnſitz bei dir aufſchlagen. Ich ſage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erſtanden.

Es iſt nicht genug, daß man erzähle, aus welchen Gefühlen die Menſchen gehandelt und gewirkt haben: man muß auch die Umſtände bedenken, unter welchen ſie es gethan haben. Das preußiſche Land, im Ganzen keines der reichſten und fruchtbarſten Länder des teutſchen Vaterlandes, war in dem Kriege der Jahre 1806 und 1807, und auch das ganze Jahr 1808, und den Anfang des Jahrs 1809 noch auf das ſchändlichſte geplündert, verwüſtet, und ausgeſogen, am ſchändlichſten und methodiſcheſten verwüſtet und ausgeſogen nach dem Tilſiter Frieden, wo die übermüthigen franzöſiſchen Schaaren ſich in ſeinen Landſchaften recht nach Gefallen ausbreiten und jeden erdenklichen Uebermuth und Hohn üben konnten. Auch die folgenden Jahre noch blieben ihnen die franzöſiſchen Beſatzungen in den beſetzten Feſtungen, die ſie verſorgen und verpflegen mußten; es blieben jährlich die drückendſten Kriegsſchulden abzubezahlen; es blieben die unaufhörlichen Hin- und Herzüge von Franzoſen nach den Oderfeſtungen und nach Danzig und dem Großherzogthum Warſchau; und ſeit dem Jahr 1811 kamen dazu noch die ewigen Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath, dann auch viele Krieger, welche alle der unglückliche preußiſche Bauer weiter führen und verpflegen mußte. Endlich mit dem Jahr 1812 bei dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland goß ſich ein Heer von beinahe einer halben Million Männer mit einem zahlloſen Geſchlepp von Zeug, Troſſ, und Angeſtellten über das gequälte Land hin, und ſpülte wie eine verheerende Fluth ſeinen letzten Wohlſtand weg. So groß waren die Lieferungen für dieſe Räuber, die ſich jetzt Bundsgenoſſen Preußens nannten, daß Preußen am Ende des Jahrs 1812 an Frankreich dafür eine Forderung von mehr als 30 Millionen Reichsthaler hatte, die unbezahlt geblieben ſind. Als der traurige Reſt des großen bonapartiſchen Heeres im Anfange des Jahrs 1813 durch die preußiſchen Lande zurückfloß, brachte er zum Uebermaaß des Unheils noch Seuchen und Peſten in alle Orte, wodurch er hinfuhr. Unter ſolchen Umſtänden begann der Krieg. Nach den Schlachten bei Großbeeren und Bautzen waren die verbündeten Heere wieder auf das preußiſche Gebiet zurückgekommen; auch zahlloſe Heere des Feindes lagerten auf einem Theil deſſelben; keine einzige Feſtung an der Oder und Elbe war erobert; jede Stadt, jedes Dorf, wann der Feind ſiegte, lag ihm offen; der Staat ohne Hülfsmittel, das Land ausgequält, die Einwohner verarmt. Doch ſollte ein großes Heer aufgerichtet, bewaffnet, und unterhalten werden, es ſollte mit dem gewaltigſten Feind bis aufs Verderben der Kampf von neuem begonnen werden. Unter ſo vielen Drangſalen und Gefahren was wollten die Preußen?

Krieg wollten ſie, Gefahr und Tod wollten ſie, den Frieden fürchteten ſie, weil ſie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußiſchen Frieden hoffen konnten; Krieg! Krieg! ſchallte es von den Karpathen bis zur Oſtſee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und Landbeſitzer, der verarmt war, Krieg der Bauer, der ſein letztes Pferd unter Vorſpannen und Fuhren todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erſchöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld ſchickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Ich kann erzählen, was ich geſehen habe. Als den zweiten Pfingſttag Nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Geſichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerſtrahl getroffen, bange Todesſtille war in der eben noch ſo fröhlichen Menge der wandelnden Menſchen, die Sonne des ſchönen Frühlingstages ſchien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie verſteint und verdonnert. Alles was Preuße hieß und ſeinen Namen fühlte, wollte lieber den geſchwindeſten Untergang, als einen unrühmlichen Frieden. Und doch, wenn man die Dinge kühl erwog und die Kräfte gegen einander ſtellte, wenn man die Hülfsmittel des Feindes, ſeine Bundsgenoſſen, ſeine Waffenplätze und Feſtungen rechnete, wenn man die Einheit ſeiner Entwürfe und die Geſchwindigkeit ihrer Ausführung bedachte, und wie viel Fürchterliches und Zerſchmetterndes in einem über alle Bedenklichkeiten und Rückſichten grauſam wegſchreitenden Manne liegt, ſo mogte man eine Zeitlang wanken. Wenn man aber den Muth ſah, der ſiegen oder untergehen wollte, ſo erkannte man eine höhere Gewalt in den Menſchen, als die von Tyrannen beſiegt werden kann, man erkannte, der Muth und Zorn für das Vaterland werde ſeine Gelübde erfüllen. Auch hat er ſie glorreich erfüllt.

Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet; es war kein Friede geworden, weil Napoleon verweigerte, wodurch Friede beſtehen kann. Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet, auf beiden Seiten hatte man viele Tauſende von Männern und Roſſen gerüſtet, die Stärke der Verbündeten war durch Oeſtreich um 150,000 Mann vermehrt; der 17. Auguſt war der Tag, wo die Preußen wieder gegen die Franzoſen ziehen durften. Zwei Monate ſind ſeitdem verfloſſen, und welche Thaten ſind in dieſen zwei Monaten gethan! Die Ufer der Katzbach und des Bobers, die Elbe, die Parthe, und die Pleiſſe, die Fluren von Groß-Beeren, Dennewitz, Kulm, Wartburg, und Leipzig — kann man für ſo viele Siege, als Wochen verfloſſen ſind, an allen Stellen Denkmäler erbauen? Tapfre Preußen, die Teutſchen werden euch in ihrem Herzen ein Denkmal erbauen, das keine Zeit zerſtören wird. Oft ſind Leipzigs Felder in früheren Tagen von dem Blute tapferer Männer geröthet, nie in einem heiligeren Kriege: dieſe Schlacht bei Leipzig iſt die denkwürdigſte Schlacht für Teutſchland ſeit den Tagen, worin Hermann an der Weſer und dem Rhein mit den Römern ſchlug. Die Preußen ſind dem ganzen teutſchen Volke nicht allein die Anführer zur Freiheit geweſen, ſie ſind ihnen auch ein Muſter der Tapferkeit, Zucht, Beſcheidenheit, und Menſchlichkeit; ſie ſind rechte Krieger Gottes, wie der jetzige Krieg, wovon das teutſche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeiſterung, womit ſie ſich dem Tode fürs Vaterland weihen, macht ſie auch ſtark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menſchlichen Milde: ſie ſind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenſchein, wann die Schwerdter ruhen.

Und was hatte der ſchöne Eifer der Menſchen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während dem Waffenſtillſtande! Fünf Millionen Menſchen, die durch den eiſernen Druck und die unbeſchreiblichen Plagen von ſieben Jahren ermattet und erſchöpft heißen konnten, ſtellten 250,000 Mann ins Feld, gerüſtete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und ſie gaben ihnen jenen hohen Geiſt mit, daß die Jüngſten unerſchütterlich ſtanden, wie die feſten Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrnen unterſchieden wurden: der ſchlechteſte Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen ſie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wollte, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden zu Hauſe. Viele ſind gefallen in dem heiligen Streite, die Edelſten und Beſten als Opfer der Freiheit, viele werden noch fallen, ehe die große Sache ausgeſtritten wird; aber ihre Namen werden unſterblich fortleben in dem Gedächtniß der ſpäteſten teutſchen

Enkel und ihre Tugend wird die künftigen Geſchlechter erbauen: aus ſolchen Aſchen ſpringen Helden empor, wie aus Kadmus Knochenſaat Männer. Das aber kann man ſagen, und muß man ſagen, damit die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen alle Brüſte entzünde, daß die neue Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat, daß ein Volk in ſolcher Lage mit ſolcher Geſchwindigkeit ſo Großes und ſo Herrliches gewagt und vollendet hätte, als dieſes Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen ſtanden, das ganze Volk arbeitet, wirkt, und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung, der Bewaffnung, und Verpflegung des Heers, beſuche die Rüſthäuſer und Waffenplätze, beſuche die Krankenhäuſer und die Lazarethe — das Volk, das ganze hochherzige Volk handelt, wirkt, ſorgt, und erhält: es iſt ein wirklicher Staat geworden, der König und die Unterthanen ſind Eins geworden; wo ſolche Liebe herrſcht, da hören die Befehle auf.

Braves und tapferes Volk, nimm dir denn den Preis, der dir gebührt; nimm die demüthige Anerkennung und das beſcheidene Bewußtſeyn, daß Gott gefallen hat, was du wagteſt; nimm dir die ſchöne Hoffnung, daß du deine Kühnheit auch hindurchführen wirſt. Mögen viele zierlichere und blankere Völker dich arm nennen, mögen ſie dich rauh und ungebildet nennen — wer die Freiheit vertheidigen kann, der hat der Güter genug; wer ſterben kann für Ehre und Pflicht, der bedarf keiwie der jetzige Krieg, wovon das teutſche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeiſterung, womit ſie ſich dem Tode fürs Vaterland weihen, macht ſie auch ſtark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menſchlichen Milde; ſie ſind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenſchein, wann die Schwerdter ruhen.

Und was hatte der ſchöne Eifer der Menſchen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während dem Waffenſtillſtande! Fünf Millionen Menſchen, die durch den eiſernen Druck und die unbeſchreiblichen Plagen von ſieben Jahren ermattet und erſchöpft heißen konnten, ſtellten 250,000 Mann ins Feld, gerüſtete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und ſie gaben ihnen jenen hohen Geiſt mit, daß die Jüngſten unerſchütterlich ſtanden, wie die feſten Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrnen unterſchieden wurden: der ſchlechteſte Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen ſie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wollte, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden zu Hauſe. Viele ſind gefallen in dem heiligen Streite, die Edelſten und Beſten als Opfer der Freiheit, viele werden noch fallen, ehe die große Sache ausgeſtritten wird; aber ihre Namen werden unſterblich fortleben in dem Gedächtniß der ſpäteſten teutſchen

Enkel und ihre Tugend wird die künftigen Geſchlechter erbauen: aus ſolchen Aſchen ſpringen Helden empor, wie aus Kadmus Knochenſaat Männer. Das aber kann man ſagen, und muß man ſagen, damit die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen alle Brüſte entzünde, daß die neue Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat, daß ein Volk in ſolcher Lage mit ſolcher Geſchwindigkeit ſo Großes und ſo Herrliches gewagt und vollendet hätte, als dieſes Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen ſtanden, das ganze Volk arbeitet, wirkt, und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung, der Bewaffnung, und Verpflegung des Heers, beſuche die Rüſthäuſer und Waffenplätze, beſuche die Krankenhäuſer und die Lazarethe — das Volk, das ganze hochherzige Volk handelt, wirkt, ſorgt, und erhält: es iſt ein wirklicher Staat geworden, der König und die Unterthanen ſind Eins geworden; wo ſolche Liebe herrſcht, da hören die Befehle auf.

Braves und tapferes Volk, nimm dir denn den Preis, der dir gebührt; nimm die demüthige Anerkennung und das beſcheidene Bewußtſeyn, daß Gott gefallen hat, was du wagteſt; nimm dir die ſchöne Hoffnung, daß du deine Kühnheit auch hindurchführen wirſt. Mögen viele zierlichere und blankere Völker dich arm nennen, mögen ſie dich rauh und ungebildet nennen — wer die Freiheit vertheidigen kann, der hat der Güter genug; wer ſterben kann für Ehre und Pflicht, der bedarf keiner äußeren Zierlichkeit, wer Frevler züchtigen und Tyrannen zermalmen kann, der lächle über den Vorwurf, wann Weichlinge ihn rauh nennen. Ernſter und ehrenfeſter Märker, treuer und kriegsluſtiger Pommer, tapfrer und redlicher Preuße, freundlicher und kunſtreicher Schleſier, duldet es, daß die andern mit allen Gütern der Welt prahlen, haltet ihr das feſt, wodurch eure Väter gelobt wurden, und ihr habt, was Männer glückſelig macht. Ihr habt alles geopfert, ihr habt alles hingegeben, ihr ſeyd alle arm geworden. Wahrlich ich ſage euch, dieſe eure Armuth iſt reicher, als der größte Reichthum, den ihr jemals beſeſſen habt. Der Freie mag alles mit Freuden wieder erwerben, er mag vieles entbehren, was der faule Sklav gebraucht; aber Ehre, die aus Geiz und Feigheit verloren ward, erwirbt ſich nimmer wieder.

Aber Worte preiſen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben iſt; die Zunge kann nicht ausſprechen, was wie ein Wunder erſchienen iſt, und was unbegreiflich iſt wie alle Wunder. Als ihr auftratet und dem Winke eures Herrſchers gehorchtet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt, die Preußen würden ſich tapfer ſchlagen, ſie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker die Franzoſen redlich abbüßen; aber daß ihr ſolche Männer ſeyn würdet, als ihr erſchienen ſeyd, das dachtet ihr nicht, und das dachten wir nicht, und konnten es nicht denken. Das iſt die Gewalt des überſchwänglichen Geiſtes, die Gewalt Gottes, die über die Menſchen kömmt, daß ſie aus ihnen ſelbſt heraus und über ſich ſelbſt empor gehoben werden, und dann nicht mehr fühlen, wer ſie geweſen ſind, ja kaum fühlen, wer ſie ſind, wenn das Höchſte ſie beherrſcht. Ihr tapfere und fromme Kämpfer, wie oft habt ihr im Erſtaunen ſelbſt ausrufen müſſen: das haben wir nicht gethan, das waren wir nicht, das hat Gott gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müſſen.

Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Gott war in euch, und iſt in euch, und wird in euch und mit euch ſeyn. Gott hat ſich gegen den Lug und Trug erhoben, Gott will die Schande und den Frevel verderben, und die Ehre und Freiheit der Welt wiederherſtellen. Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, ſind die zahlloſen Schaaren des gewaltigen Unterdrückers der Fürſten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub geſunken, und haben die Wölfe und Raben gefüttert; vor dieſem göttlichen Zeichen ſanken die trotzigen Legionen, die ſich die Weltbezwinger nannten, auch auf Teutſchlands entweihten Gefilden in das Nichts. Gott gab euch das Glück und den Sieg; von Gott kömmt es her, und von niemand anders, daß ihr ſo fromm, ſo geduldig, ſo züchtig, und ſo menſchlich ſeyd. Vertrauet dieſem euren gewaltigſten Hort, vertrauet dieſem euren mächtigſten Bundsgenoſſen, betet zu ihm, daß er euch im Glück beſcheiden und mild erhalte, wie ihr im Unglück tapfer und unerſchütterlich geweſen ſeyd — und ihr werdet glücklich hindurchführen, was ihr euch als den Preis ſo herrlicher Mühen und Arbeiten vorgeſetzt habt. Denn tauſend Zeichen ſind da, und ſind ſchon ſeit Jahren da geweſen, daß Gott Großes will mit der Menſchheit und mit dem teutſchen Volke. Selig, die darauf merken und in dieſem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf ſie durch Gott geſetzt ſind!

So hat das preußiſche Volk und Heer ſich offenbart; ſo ſind die Wunder, die uns Teutſchen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dneper und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; ſo iſt Gott, und Gottes Kraft, und eine Begeiſterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erſchienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochſtädt, Turin und Malplaquet, ſie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — ſie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görſchen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn ſie haben nie vorher mit einem ſo großen Geiſt noch für eine ſo große Sache das Schwerdt gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unſere Kinder wieder mit Freuden anſehen können, als die da künftig freie Männer ſeyn werden — das danken wir nächſt Gott dieſen Beginnern der teutſchen Herrlichkeit; ſie ſind uns übrigen Teutſchen, wie verſchiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erſte Beiſpiel der Freiheit und Ehre geworden. Unſere Pflicht wird nun, dieſen erſten Kämpfern auf der teutſchen Ehrenbahn mit gleichem Sinn und Muth nachzufolgen. Wenn wir dies recht wollen, wenn wir recht fühlen, wie groß der Kampf und ſein Preis iſt, worum wir ringen ſollen, wenn wir recht innig glauben, daß er nur mit Gott vollendet werden kann, wenn wir unſre Herzen zu den Erinnerungen und den Thaten unſrer glorreichen Ahnen erheben, und ſchwören, nicht ſchlechter ſeyn zu wollen, als unſre freien Väter, die Germanen, ſo wird Gott mit uns ſeyn, und auch durch uns vollbringen, was ſo tapfer begonnen iſt. Das iſt aber das Erſte und Größte, worum alle Teutſche, die von dem unerträglichen und ſchmählichen Joche der fremden Plager frei ſeyn wollen, Gott bitten müſſen, daß er ihnen nicht allein den Geiſt der Tapferkeit und Männlichkeit gebe, ſondern vor allen andern Dingen den Geiſt der Sanftmuth und Eintracht, wodurch ſie mit Freuden erkennen, daß alle Teutſche von Natur Brüder ſind und Kinder Eines Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Tyrannei einmüthiglich und trotziglich alle für Einen Mann ſtehen ſollen. Dies muß die allgemeine teutſche Geſinnung und Treue werden, dies muß die Lehre werden, die uns gegen alle Feinde zu einer eiſernen und undurchdringlichen Mauer macht; dahin müſſen alle redliche Teutſche ſtreben, daß die unſelige Zwietracht aus unſern Gränzen vertilgt, daß aller Groll und Hader vergeſſen und mit Liebe zugedeckt werde, daß künftig wie ein Abſcheu und ein Gräuel angeſehen werde, wer die einen Teutſchen gegen die andern entzweien und jene Zwieſpalte wieder herbeiführen will, wodurch wir in dieſen jüngſten Tagen ſo elend geworden ſind. Denn wir waren auf dem geradeſten Wege, unterzugehen und aus dem Buche der Weltgeſchichte in Schande ausgelöſcht zu werden, wenn Gott nicht dazwiſchen getreten wäre und den Trug zerſchmettert hätte, der uns verwirrt und umſponnen hielt. Auch darin müßen wir die wackern Preußen nachahmen, daß wir aller Welt die teutſchen Tugenden der Beſcheidenheit, Zucht und Menſchlichkeit zeigen, und dadurch die große Sache ehren, für welche wir ins Feld ziehen. Kommen wir nicht als Chriſten und Menſchen, kommen wir als Räuber und Diebe, als Plünderer und Verheerer, kommen wir mit der Geſinnung, wodurch diejenigen uns ein Gräuel waren, gegen welche wir ausziehen, ſo wird alle unſere Arbeit vergeblich ſeyn, und Gott und ſeine Geſchichte werden ewig ihr Angeſicht von uns wenden. Schwer und blutig wird der Streit ſeyn um die Freiheit und Selbſtſtändigkeit unſers Namens — Gott giebt die höchſten Güter nicht umſonſt — viele treffliche Männer werden noch als Leichen liegen, ehe alle teutſche Brüder befreit und unſers Volkes uralte Gränzen bis zu der Schelde und den Ardennen von Dünkirchen bis Baſel hinauf wieder gewonnen werden. Darum je ſchwerer die Arbeit und je größer die Gefahr, deſto höher muß auch der teutſche Stolz und die teutſche Tugend ſtreben. Jahre lang haben andere Völker gezweifelt, ob wir unſer Unglück und unſre Schande fühlten; wir müſſen jetzt nicht bloß als tapfere Männer für unſer Vaterland ſtreiten, nein, wir müſſen noch mehr durch unſer Betragen beweiſen, daß wir der Freiheit würdig ſind; dahin müſſen wir trachten, daß wir uns von den Franzoſen und dem franzöſiſchen Tand nicht bloß durch die Sprache, ſondern auch durch die Treue und die Sitten unterſcheiden.

Gott iſt mit den Preußen, Gott iſt mit den Teutſchen, Gott iſt unter uns getreten, Gott hat die großen Thaten gethan, wodurch die Bahn der Freiheit geöffnet iſt, und nicht wir — ſo hat jeder Soldat des preußiſchen Heers geſprochen, das haben ſelbſt gleichgültige Zweifler und Hohnlächler bekennen müſſen. Aber wodurch iſt Gott über das preußiſche Heer gekommen? wodurch iſt die unüberwindliche Kraft und der überſchwängliche Glaube gebohren, welche die Schaaren des Feindes zerſchmettert und die preußiſchen Adler mit Sieg gekrönt haben?

Das Erſte und Größte wiſſen wir nicht, und dürfen es nicht erklären, weil wir an das Geheime und Unendliche glauben, das ſich zu ſeiner Zeit in Zeichen und Wundern dem Menſchengeſchlechte bezeugt, damit ſie lernen Gerechtigkeit üben, und vor Freveln zittern, die früher oder ſpäter unerbittlich heimgeſucht werden. Das Zweite und Kleinere wiſſen wir, und dürfen es erklären.

Auf dieſes Zweite und Kleinere haben wir oben hingeſpielt, es heißt der Geiſt, es heißt die Freiheit des Geiſtes. Wir ſagten, die preußiſche Regierung habe nicht vergeſſen, daß es allein die Idee war, welche Preußen ſo groß gemacht hat, der König von Preußen habe im ſtolzen Gefühl ſeiner Hoheit und im edlen Vertrauen auf ſein Volk die Geiſter frei gelaſſen, als man allenthalben eine kindiſche und tyranniſche Jagd auf ſie machte. Wie der Uebermuth des Geiſtes ſeit zwei Jahrhunderten gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allen heiligen Wahn und allen unendlichen Glauben weggeſpöttelt und ſo viel Treffliches und Verehrliches entweiht und geſtürzt hat — das wiſſen wir alle, und haben es bitter abgebüßt. Das Feuer, welches wärmt, verbrennt auch: wir ſind faſt noch in der Epoche, wo die meiſten nur die verzehrende Gluth fühlen, wenige ſchon von milderen Flammen erquickt werden. Aber wir müſſen hindurch; was uns zerſtört hat, muß uns wieder heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder zu der unmündigen und ſeligen Unſchuld ſeines dritten und fünften Lebensjahrs zurückkehren mag, ſo wenig können wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille des

Glaubens, zu der alten kindlichen Seligkeit des unmittelbaren Gefühls zurückgeführt werden. Was vergangen iſt, das iſt vergangen, die quicken und feurigen Geiſter müſſen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt eines neuen Lebens, einer neuen Religion, und eines neuen Glücks liegt. Recht hat Friedrich Wilhelm gethan, würdig und königlich hat er dem Zeitalter und ſeinem Volke vertrauet, als er das Licht nicht bedekken wollte, welches grade dadurch ſpäterhin ein verderbliches Feuer geworden ſeyn würde. Die Geiſter, die er frei hat fliegen laſſen, haben Gott zu ſeinem Bundesgenoſſen gemacht, und ſeine Heere mit dem Athem der Begeiſterung angeweht, wodurch die Feſſeln zerſprungen ſind, die uns ſchmerzten. Was wäre es geworden, wenn zu dem unſäglichen Unglück des Landes, zu dem eiſernen Druck des Volkes, zu der brennenden Demüthigung und Zerknirſchung der preußiſchen Herzen noch das gekommen wäre, daß dieſe Menſchen nicht hätten denken, daß ſie nicht hätten ſprechen noch ſich die Zeit und ihr Leid und ihre Hoffnungen hätten auslegen dürfen? Dann wäre es nur eine dicke, faule Maſſe geworden, eine ſtarre Leiche voll Schmutz und Sünde; der preußiſche Staat wäre dann wirklich todt geweſen; wie Blei wäre der traurige Reſt zuſammengeſunken, hätte nur ſeine Schwere gefühlt, und nichts weiter; und vergebens hätte das königliche Scepter im Früh-

ling 1813 auf die bleiernen Sklaven geſchlage
ſie wären wie dumme und ſtumme Klötze in ihr
Faulheit liegen geblieben. Gott, der unſichtba
und geheim wirkende, das ungeheure Unglück de
Staats, das die Herzen erſchütterte, der Zor
und Haß gegen die Fremden, der den preußiſche
Muth und Stolz reitzte, das Größte und Gewa
tigſte zu wollen — das hat Preußen gerettet. Abe
alles dies wäre nicht ſo lebendig geweſen, wen
eine kleinliche Furcht oder eine bängliche Anſich
des Zeitalters den freien Flug des Geiſtes gefeſſel
und den Gedanken die Flügel beſchnitten hätte
Daß Preußen wieder da ſteht, daß Teutſchland er
ſtehen wird, daß das glorreiche Geſchlecht de
Hauſes Hohenzollern auch künftig im Glanz herr
ſchen wird — das alles verdanken wir nächſt Got
der geiſtigen Freiheit, die der König ſeinen Unter
thanen unverkümmert ließ.

Wenn man bei der ruhigen Betrachtung der
Zeit und ihrer wunderbaren Erſcheinungen dies ſo
vor ſich überwallen läßt, und jenes Unſichtbare
anbetet, welches die verborgenen Fäden der Dinge
und Begebenheiten lenkt, ſo wird man oft recht
unangenehm geſtört durch einen dummen Lärm
und eine ängſtliche Jagd auf das unruhige und
wilde Ding, was man Geiſt nennt. Ja, wäre
dies in menſchlicher Gewalt, ſo mögte man den
Menſchen ſolche Thorheit noch verzeihen; aber es
iſt nichts Anderes, als die göttliche Gewalt der
Zeiten ſelbſt, und vergebens will der Sterbliche

ihren brauſenden Strom und wehendem Flug hemmen. Ich könnte ſchmerzlich hinweiſen auf manche Seiten unſerer Tage, die dunkel ſind, ich könnte auf manche Staaten hinweiſen, die aus kleinlicher Furcht vor dieſem Geiſt dasjenige gelähmt und getödtet haben, wodurch ſie in die erſte Stelle hätten treten, und den Preis des Zeitalters erfaſſen können, welchen ſie Geringeren erlaubt haben. Warum Napoleon und ſeine Helfer dies Geſchrei angeſtimmt und dieſe Jagd angeſtellt haben, das begreife ich; wer herrſchen will, wie er, der muß die Menſchen haſſen, welche zu denken wagen. Aber daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch ſo viele andere bange Zeichendeuter und Zeterſchreier ſind, die vor Aufruhren des teutſchen Volks, vor Predigern der Freiheit und Gleichheit, vor teutſchen Jakobinern und Revolutionen warnen — das erſtaunt mich. Viele von dieſen ſind wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln, und wiſſen, wofür. Die Geſchichte iſt das Weltgericht der Völker. Schlagt die teutſche Geſchichte auf, und leſet, thörigte Ankläger und Warner, ja Verbrecher gegen euer Volk, die ihr den Königen und Herrſchern vor ihm bange macht; ſchlagt die teutſche Geſchichte auf, und leſt ſie von Julius Cäſar bis auf die Pflanzung der franzöſiſchen Freiheitsbäume — und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten, die den franzöſiſchen und italiäniſchen Umkehrungen und dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, was in unſern Tagen geklungen hat, ähnlich ſehen. Das teutſche Volk liebt Freiheit und Geſetzlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit, aber keine Wildheit und kein Blut. Es giebt in Teutſchland wie allenthalben einige verrückte Thoren, welche die Welt und die Geſchichte nicht kennen, einige überſpannte

Jünglinge, die mit Träumen ſpielen und mit Worten klingeln; ſolche ſind immer geweſen, aber ſolche haben nie Revolutionen gemacht noch Verfaſſungen vernichtet und Thronen umgeſtürzt. Das teutſche Volk an ſich iſt ruhig, treu, redlich, dankbar, ſeinen Herrſchern bis in den Tod anhangend. Und ein ſolches Volk und diejenigen ſeiner Männer, die eines ſolchen Volks lebendige Geiſter gegen eine ſcheußliche fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken? Ich ſage, Teutſchland hat keine anderen Jakobiner und Umkehrer, als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern, als die bübiſchen Verräther, die für Napoleon und ſeine Franzoſen arbeiten und den matten Wiegenſchlaf der Sklaverei immer wieder einleyern mögten. Als Napoleon und Davouſt und andere ſeiner Trabanten in Teutſchland auf jede Art eine feſt gegliederte und verbrüderte Propaganda für die Knechtſchaft zu ſtiften ſuchten, da ſtellte man ein Geſpenſt auf, mit welchem man alle Regierungen zu ſchrecken ſuchte, und welches nicht weniger im Schilde führen ſollte, als Mord, Blut, Verrath, Auflöſung der Ordnung, Vernichtung der Verfaſſung, und Umſturz der Thronen. Dieſes blutige Geſpenſt taufte man mit dem Namen Tugendbund, weil in Preußen bald nach dem Tilſiter Frieden die Idee eines vaterländiſchen Bundes der Gemeinſchaft der beſſeren und geſcheuteren Männer, die für die Wiederauferſtehung des Vaterlandes wirken könnten, entſtanden war. Wer in Teutſchland als ein Proteſtant gegen Napoleons Weltherrſchaft und gegen die Tyrannei von fremden Sprachen, Sitten, und Geſetzen auftrat; wer irgend eine That, irgend ein Gefühl offenbarte, was einem teutſchen, einem freien und kühnen Mann anſtand; wer noch die Hoffnung bekannte, die Schmach könne nicht ewig ſeyn, ſo ſeien nicht der Gott und die Beſtimmung des Zeitalters, daß den leichten Flatterern an der Seine die Herrſchaft von Rechtswegen gebühren, ſo ſey nicht der Genius Napoleons, daß er ein Zeitalter anführen und eine neue Menſchheit machen könne — der war ein Tugendbündner, ein Aufrührer, ein Jakobiner. Daß Schelme und Verräther ſolches ſagten, war in ihrer Rolle richtig und natürlich; daß aber manche ehrliche Männer dies nachbeteten und ſich mit leeren Schrecken, die nirgends waren, abängſteten, war von allen lächerlichen Dingen das lächerlichſte. So ſpuken Geſpenſter immer noch fort, wann ihr Wahn auch tauſendmal entlarvt iſt: der Glaube kömmt immer wieder, er läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Die man aber mit jenen Namen zu ſchänden meint, mögen ſich tröſten; ſie ſind gewiß nicht die ſchlechteſten Teutſchen. Denn wenn alle Jakobiner heißen, welche gegen die fremde Sprache und die unteutſchen Sitten ſich auflehnen; welche auf das Vaterländiſche und Teutſche und auf die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländiſchen und Teutſchen hinweiſen als auf das Einzige, was unſre Freiheit auch für die Zukunft ſichern kann; welche gegen Napoleon und die Franzoſen zu den Waffen und zur Rache rufen — ſo hoffe ich, daß die meiſten Teutſchen mit Recht Jakobiner genannt werden, ſo iſt der König von Preußen, welcher zuerſt den Stolz und Muth der Rettung ergriff, Teutſchlands erſter Jakobiner, und faſt alle teutſche Fürſten ſind es nach ihm geworden.

Alſo nur immer friſch und getroſt, braver König von Preußen! Zittre nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und ſeine Ehre, und kann nichts anderes wollen. Immer getroſt und friſch, ihr anderen Herrſcher! und laſſet und rufet alle muthigſten und ſtolzeſten Geiſter eures Volks mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, ſchließt den großen Tugendbund des tapfern und treuen teutſchen Volkes gegen die wälſche Tyrannei immer enger zuſammen. Denn nur ſo werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit beſtehen.

Allen Feigen und Matten aber ſage ich, daß Donnerſtrahlen anfaſſen, die den fließenden und fliegenden Geiſt der Zeit hemmen wollen. Er wird ſeinen ſtolzen Lauf fortbrauſen und alles verſchlingen und zermalmen, was ihn aufhalten will. Denn freilich ſind gewaltige Revolutionen im Werden, umſonſt ſind ſo ungeheure Thaten nicht geſchehen, ſo ungeheure Verhängniſſe nicht erlebt, umſonſt iſt Gott mit ſeinem Weltgericht nicht ſichtbar unter die Völker gewandelt. Aber dieſe Revolutionen ſind anderer Art, als diejenigen, vor welchen ihr warnt: ſie zerrütten keine Völker, ſie ſtürzen keine Thronen um; ihr Gebiet iſt über der Erde, ihre Donnerwolken laden ſich in den Lüften des Aethers aus, wenn thörigte Furcht ſie nicht mit Gewalt nach unten hinabzieht. Wir leben in einer neuen Zeit, wir warten einer neuen Zeit, wir warten einer neuen teutſchen Herrlichkeit, wie ſeit Jahrhunderten nicht geweſen iſt; aber wir wollen und können ſie nicht durch die wilden Revolutionen der Mirabeau, Danton, Robespierre, und Sieyes gewinnen. Solche Tollheit iſt nicht teutſche Art, für ſolches Unglück iſt unſre Schuld zu klein.

Grundlinien
einer
# teutſchen Kriegsordnung

von

E. M. Arndt.

BIBL.
NIVERS.
I.I.S.

Und wenn der Mann nicht die Waffen trägt,
Und das Weib ſich nicht fleißig am Herde regt,
So kann's auf die Länge nicht richtig ſtehn,
Und Haus und Reich muß zu Grunde geh'n.

1813.

dacht als eine mehr geſchloſſene Einheit unter Einem gebietendem Oberhaupte und mit einer über das ganze Reich gehenden gleichförmigen Kriegsordnung aller Fürſtenthümer und Landſchaften. Ich nehme mit ſeiner Erlaubniß aus dieſen Fantaſien zwei Kapitel vom teutſchen Kriegswesen, die als eine einleitende muſikaliſche Fantaſie, als ein Vorſpiel betrachtet werden können, weil vieles, was ſie enthalten, auch meine Ideen ſind, wenn ich gleich bei der Anwendung und Ausführung oft verſchiedener Meinung ſeyn mögte. Gedanken ſind ein unſchuldiges Ding, ſie können ſich nicht aufdringen; ſie kommen auf leichten Flügeln, und fliegen, wenn man ſie nicht hauſen will, eben ſo leicht wieder weg. Anders kommen auch dieſe Gedanken nicht, welche wir lieber Fantaſien nennen wollen, den kleinen Seelen zu Gefallen, die alles, was über das Gewöhnliche und Gemeine hinausfliegt, mit den Worten Fantaſien, Hirngeſpinſte, Träume kurz abfertigen. Schließlich ſagen wir beſcheiden mit dem Apoſtel Paulus: Prüfet alles, und behaltet das Beſte.

Kap. 38. *).

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und ich will, daß du ein ſtreitbares und kriegeriſches Volk ſeyn ſollſt, wie deine Väter vor dir waren, und ablegen die Faulheit und Weichlichkeit, worin deine Ehre und Kraft untergegangen iſt Und ſollſt dich nicht mehr auf geworbene Soldaten verlaſſen, ſondern ein ganzes Volk von Soldaten ſeyn: alſo daß in Zeit der Noth jeder rüſtige und geſunde Mann von dem achtzehnten bis ſechszigſten Jahre aufſtehen könne und den Feind abſchlagen von ſeinen Gränzen, wenn er ſie anzutaſten wagt.

Denn du biſt unglücklich geworden, weil du dein Vertrauen allein auf Soldaten geſetzt hatteſt. Du hatteſt die Waffen von dir an Söldner abgegeben, und ihre Uebung und ihren Gebrauch verlernt, und unterhielteſt ſie im Frieden mit ſchweren Koſten; und im Kriege konnten ſie dich nicht vertheidigen. Und biſt ſo den Fremden ein leichter Raub geworden.

Das ſoll aber künftig nicht mehr geſchehen, ſondern dies ſoll die Ordnung ſeyn:

---

*) Fantaſien für das künftige Teutſchland von E. v. S.

In deinem ganzen weiten Lande haſt du ein ſtehendes Heer von nicht mehr als 100,000 Mann Fußvolk, damit die Feſtungen beſetzt, und die Gränzen bewacht, und die Dienſte des Königs gethan werden mögen. Mehr ſtehendes Fußvolk bedarfſt du nicht; denn alle deine Jünglinge und Männer ſind geübte Krieger und Schützen, und in der Zeit des Krieges haſt du ſie nur einzuſtellen.

Dagegen unterhälteſt du eine reiſige Schaar von 0.000 Mann immer in vollkommener Uebung und Rüſtung, denn ein Reiter mit ſeiner Rüſtung und ſeinem Pferde iſt gleich einem Schiffe, wo, damit das Ganze tauge, Holz, Mann, Segel und Takelei ſtets in gleicher Ordnung und Bewegung ſeyn müſſen.

Auch haſt du an allen feſten Orten deines Landes eine auserleſene Schaar, die das große Geſchütz und was zu Befeſtigungen und Belagerungen gehört, kennen und verwalten; ſo daß du es darin auch den geübteſten und geſchickteſten Völkern zuvorthun könneſt.

Auch verordneſt du in allen deinen Gränzen Kriegsſchulen und Kriegsübungen, damit es dir nie an Männern mangle, welche anzuführen und zu befehlen verſtehen.

Zu dieſem allen wirſt du leicht Rath finden, und dein Volk nicht plagen dürfen, weil dein ſtehendes Heer ſo viel weniger iſt, als es ſonſt war, da die teutſchen Herren und Fürſten weit über eine halbe Million Soldaten hielten.

In deinem Fußvolk ſollen alle teutſche Männer wenigſtens ein Jahr *) dienen, und ſoll keine Aus-

---

*) Dies würde nach der Vorausſetzung nicht nützlich ſeyn, weil die Zahl der jedes Jahr eintretenden

nahme gelten von Geburt und Stand, und Geſchäften; denn alle ſind gebohren, für ihr Vaterland zu ſtreiten, und kein Stand und keine Arbeit iſt ſo ehrenvoll, als für die Freiheit zu fechten.

Und ſoll dieſer Dienſt ſeyn zwiſchen dem dreiundzwanzigſten bis fünfundzwanzigſten Jahre. Denn dann iſt der Menſch kräftig und tüchtig, und haben die meiſten ihre Lehrjahre und Studien geendigt: alſo daß ſie keine Entſchuldigung haben mögen.

Und ſoll dies eine Pflicht ſeyn für alle, die nicht gebrechlich und krüppelhaft ſind und die die Waffen zu führen taugen.

Und über alle, die entlaſſen ſind oder dienen, ſollſt du Rollen halten, über alle Männer von dreiundzwanzig bis fünfundvierzig Jahren; und ſollen, wenn das Vaterland ihrer bedarf, aufgerufen werden, und mit ins Feld ziehen; und ſollen die Jüngſten zuerſt ins Feld ziehen, und ſofort nach den Stufen des Alters.

Und wenn große Gefahr iſt, ſollen alle Männer, auch die älter ſind als fünfundvierzig Jahre, aufſtehen, und auf den Feind ſchlagen, und ihn verjagen und zerſchmettern, daß Furcht und Schrecken ſeine Gränzen von den deinigen ſcheide.

Neulinge zu groß ſeyn würde, wenn das ſtehende Fußvolk nur zu 100,000 Mann angenommen wird; denn es müßte doch wenigſtens ein Drittel des alten Stammes bleiben, damit die neuen Jünglinge abgerichtet und gebildet werden könnten. Dieſer allgemeine Dienſt in Friedenszeiten iſt aber gar nicht nöthig: bei den Einrichtungen und Uebungen, die wir vorſchlagen, kann man ein trefflicher Soldat für den Krieg ſeyn, ohne je geweſen zu ſeyn, was man einen Friedensſoldaten nennt.

Und damit dein Volk ein rechtes Volk ſey — denn ein kriegeriſches Volk mag allein ein Volk heißen — ſollſt du in deinen Städten die alten Ordnungen wieder erneuen, und auf dem Lande, wo keine ſind, neue ſtiften.

Dies aber ſoll die Ordnung in den Städten ſeyn: Die Schießplätze und die Schießübungen mögen ſie ferner als Feſtorte und Luſtbarkeiten anſehen und feiern; denn die Waffen ſind ein waidliches und luſtiges Ding. Aber ſie ſollen auch jeden Bürger dazu pflichtig machen.

Keiner mag Bürger werden, er trete denn in
igener Rüſtung, mit Wehr und Waffen wohl verſe-
hen, auf. Und ſoll er die Kriegsübungen und Schieß-
bungen mitzuhalten gebunden ſeyn bis in ſein fünf-
ndvierzigſtes Jahr, und ſollen nur große Geſchäfte
nd Krankheit ihn davon entſchuldigen können.

Alle Bürger ſollen in beſondere Schaaren als
ußvolk getheilt ſeyn, und alljährlich ſechs Wochen,
ei Frühlingswochen und drei Herbſtwochen, jeden
ag eine Stunde in Kriegsbewegungen ſich üben; vier
onate lang aber ſollen alle wöchentlich einen Nach-
ittag nach der Scheibe zielen, und ſoll jeglicher ſeine
ene Büchſe mitbringen.

Das Schießen aber nach der Scheibe oder dem
gel um Ehren und Preiſe mögen ſie jährlich einmal
r zweimal als ein Volksfeſt anſtellen; und werde, wer
höchſten Preis erſchießt, von ihnen ein Jahr lang
t Recht als der Schützenkönig geehrt.

Und ſollen in deinen Städten auch für die Ge-
n und Lehrlinge, die ſiebenzehn Jahre und darüber
ſind, eigene Schießplätze eingerichtet werden, wo

ſie unter Aufſicht der Schützenälteſten geübt werden. Und ſoll die Gemeinde ihnen die Koſten tragen.

Auch ſollſt du in jeder großen Stadt deines Landes die Ballhäuſer wieder öffnen, und öffentliche Fechtmeiſter und Spielmeiſter mit ihren Geſellen verordnen, welche die ärmere Jugend in den Waffenſpielen und Leibeskünſten unentgeldlich unterweiſen müſſen.

Und mag jede Stadt ſonſt noch nach ihrem Gefallen für die Jugend ſich andere Kämpfe und Spiele einrichten, wodurch Kraft geübt und Tugend erweckt werden kann. Denn es iſt nichts löblicher als Spiele und Uebungen im Freien, giebt auch nichts ſo frohen Muth und ſo klaren und heitern Sinn.

Du aber wirſt bald muthige und luſtige Städte haben, daß auch deine Nachbarn ſich wundern und erſtaunen werden, welch ein ſtattliches und mannhaftes Volk du geworden biſt.

Kap. 39.

Von dem Kriegsweſen und von Kriegsübungen.

Und du ſollſt auf dem Lande eine ähnliche Einrichtung treffen, damit auch dort die Jugend in kriegeriſchen Dingen geübt und auf ſtolze und muthige Thaten der Sinn gerichtet werde.

Zuerſt muß auch dort, wie in den Städten, ein jeder, der ſich in den Hausvaterſtand begiebt, mit gutem Ober- und Untergewehr verſehen ſeyn; und müſſen die Landpfleger der Landſchaft und die Vögte in den

Bezirken und Kreiſen ein genaues Auge darauf haben, daß ſolchem nachgelebt werde.

Denn bei euren Altvordern war auch kein Jüngling ohne ſeine Rüſtung; und muß bei euch dieſe löbliche Sitte wieder aufgelebt werden.

Ferner ſollſt du in jedem großen Kirchſpiele oder ſonſt in zwei, drei kleinen, die nicht zu weit von einander liegen, Folgendes einrichten:

In der Mitte des Kirchſpiels oder der Kirchſpiele wird ein bequemer Platz ausgeſucht, der zu Spielen und Leibesübungen ſchicklich iſt, und ſoll dieſer die Rennbahn oder der Schießplatz ſeyn.

Die ganze männliche Jugend dieſer Kirchſpiele ſoll auf dieſem Platze im Schießen, im Springen, im Ringen, im Steinwerfen, im Lanzenwerfen, im Klettern, im Wettlauf, und in andern freien und männlichen Künſten geübt werden.

Die Uebungszeit ſind ſechs Monate im Jahre, von dem erſten April bis zum letzten September, wo alle Sonntagnachmittage von drei Uhr bis Sonnenuntergang die Jünglinge verſammelt ſeyn müſſen.

Pflichtig dazu ſind ohne Ausnahme alle Jünglinge aus der Gemeinde von dem ſechszehnten bis zum dreiundzwanzigſten Jahre, und entſchuldigt das Ausbleiben nichts als Krankheit oder einige Wochen der Aerndte.

Wer eine Stunde zu ſpät kömmt, bezahlt eine kleine, wer gar nicht kömmt, nach Verhältniß ſeines Vermögens eine ſo große Buße, daß er nicht gern wieder fehlen wird.

Damit dieſe Spiele ordentlich und ſittlich gehalten werden und damit Unfug und Unzucht ſie nicht entweihen, werden aus jedem Kirchſpiele, oder aus mehreren vereinigten Kirchſpielen zwölf angeſehene und wohlberüchtigte Männer erwählt, von welchen jeden Tag zwei in ihrer Reiſe anweſend ſeyn müſſen; und heißen dieſe die Spielrichter.

Großer Meiſter bedarf es nicht, wenn nur das nothwendige Geräth da iſt. Die Jugend übt ſich ſelbſt ein, wenn nur die Anfänge gezeigt werden, und durch den Trieb und Eifer werden Geſchicklichkeit und Meiſterſchaft ſich ſelbſt erzeugen, ſo daß unter den älteren Jünglingen ſich immer finden, welche die jüngeren unterweiſen können.

Auch die Koſten dieſer Spiele werden nicht groß ſeyn. Eines weiten Raumes zum Kampfplatz bedarf es nicht; das Geräth iſt einfach und nicht koſtbar: ein bis zwei Dutzend gute Büchſen und Pulver und Kugeln ſchaffet und hält die ganze Gemeinde, und wird das die größte Auslage ſeyn.

Wenn ſchon Uebung gewonnen iſt, hält jedes Kirchſpiel einmal oder zweimal im Jahre Wettſpiele, wo die Geſchickteſten ſich zeigen und um ausgeſetzte Preiſe kämpfen ſollen, und wozu auch die kampfluſtige Jugend der benachbarten Kirchſpiele eingeladen wird.

Dieſe Preiſe, die nicht groß zu ſeyn bedürfen, ſondern durch ihre Bedeutung am meiſten ehren, ſchaffet auch die Gemeinde. Es werden ſich auch wohl wackere Männer im Volke finden, welche ſolche Spiele befördern; und auch die Väter werden gern etwas zuſchießen, welche ſehen, wie ſie durch ſolche Uebungen rüſtige und tapfere Söhne bekommen.

Und wird auf dieſe Weiſe auch auf dem Lande ein hartigeres, freudigeres, und lebendigeres Leben werden.

Dieſe Wettſpiele werden nach alter teutſcher Sitte mit Tanz und Geſang beſchloſſen, und die Frauen und Jungfrauen zur Freude geladen; und welche die erſten Preiſe gewonnen haben, ſind gebührlich Könige des Tages, und führen den Reigen.

Zu den Gemeindeſpielen mag auch nach den pflichtigen ſechs Jahren ein jeder kommen, ſo lange es ihm gefällt. Und gewiß Viele werden ſie länger mithalten. Aber wenn deine Jugend nur dieſe ſechs Jahre ſo geübt iſt und dann noch Ein Jahr unter dem Fußvolk Dienſt thut, ſo kann es dir nimmer an ſtreitbaren und furchtbaren Kriegsleuten fehlen.

Dann darfſt du nicht fürchten, daß Fremde dich anfallen; aber du mußt zu Gott beten, daß er dich vor dem Uebermuth bewahre, Fremde unterjochen zu wollen.

Und wenn du dies alles geordnet haſt in deinen Landen, ſollſt du auch für die Feſtungen ſorgen, und ſie rüſten mit Mannſchaft und Geſchütz und allem Zubehör, daß ſie bei einbrechender Gefahr ſogleich fertig ſeyen.

Und ſollen die an dem gefährlichſten Nachbar liegenden auch in Friedenszeiten mit Geſchütz und Mannſchaft und Vorräthen ſo verſehen ſeyn, daß ſie binnen wenigen Tagen gegen jeden Angriff haltbar gemacht werden können.

Und iſt es gut, wenn du viele haltbare Städte und Feſtungen haſt und wenn in jeder Landſchaft wenigſtens Ein feſter Waffenplatz iſt, wohin die Kriegsvorräthe geflüchtet und wo die Waffen verwahrt werden können, wenn ja der Feind plötzlich hereinbrechen ſollte.

Und muß der König, der Herr alles Kriegsweſens von ſeinen Feldhauptleuten und Kriegsoberſten in die verſchiedenen Landſchaften ſchicken, daß ſie zuſehen, ob über den Geſetzen gehalten wird, und ob die Spiele und Uebungen in der Art getrieben werden, wie ich ſie dir eben beſchrieben habe.

Denn du ſollſt ein kriegeriſches Volk ſeyn und dein Herz immer auf die Künſte des Krieges gerichtet halten, damit die Furcht dir die Gränzen behüte.

Das menſchliche Geſchlecht durchläuft in ſeiner Bildung eine ewig beſtimmte Bahn, deren verſchiedene Stadien in der Geſchichte der meiſten Völker ziemlich genau abgeſchnitten ſind. Jenes ſchöne und himmliſche Urbild der Menſchheit, wo Unſchuld und Freude und unmittelbare Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge noch der Beſitz unſers Geſchlechts waren — denn was ſich immer und ewiglich im Herzen bezeugt und erzeugt, das muß auch einmal geweſen ſeyn — erſcheint in der Erfahrung nirgends. Als das erſte Stadium ſahen wir die Wüſtheit und das Unglück halber Wilden; denn ganze Wilden haben wir nicht geſehen, wenn man Uebertreibungen einzelner Beſchreiber auf ihr Maaß zurückführt. Dieſe halben Wilden können ſich Jahrhunderte, ja Jahrtauſende im unſtäten Leben ſo herumtreiben, ohne daß ihr Zuſtand und ihre Bildungsſtufe ſich merklich ändert. Jagd und Fiſchfang und was die freigebige Natur ohne Arbeit von ſelbſt giebt, iſt ihr ungewiſſer Beſitz: wie die Wälder und Berge ſich erſtrecken, die Wohnungen der wilden Thiere, wie die Seen und Ströme laufen, ſo ziehen ſie von Ort zu Ort hin und her, oft ſo im Ueberfluß aller Dinge, daß die Götter nur auf dieſe Glückſeligen hinabzuſchauen ſcheinen, die nicht einmal eines Wunſches bedürftig ſind, dann wieder im Mangel aller Dinge die elendeſten aller Sterblichen, welche bei der kindiſchen Sorgloſigkeit und Hülfloſigkeit Hunger, Seuchen, Ermattung bei der raſtloſen Jagd nach dem Nothwendigſten, und bei allen dieſen Uebeln auch die grimmigſte Wuth unerſättlicher Feinde verfolgt, und oft bis zur Vertilgung. Wie ihnen keine Sitze feſt, kein Beſitz ſicher, wie ihnen bei dem unſtäten Leben die ganze Erde, ſo weit ſie wandern wollen, zu gehören ſcheint, und ſie die Wohnung leichter wechſeln, als wir die Länder, ſo ſtehen ihnen auch die Triebe unſtät und unſicher, umhertaſtend in dem ewigen Krieg und Aufruhr der wilden Elemente, als deren Bild ihnen nur die Natur erſcheint, die ſie mehr mit Furcht und Grauſen, als mit Liebe und Freude umfängt: die Götter kennen ſie nur durch jenes Geheime, welches als blinde Gewalt mit Schrecken durch das All der Dinge hinwandelt; die Sterne über ihrem Haupt und die Gedanken in ihrer Bruſt ſind noch nicht befeſtigt. Dies ſind die Menſchen, welche Viele im Irrthum die Freieſten und Glückſeligſten genannt haben. Die Armen kennen nur den duldenden Gehorſam gegen die Noth, nicht den wollenden Gehorſam gegen die Nothwendigkeit. Milder und menſchlicher ſind die Hirtenvölker, doch noch unſtät und vielen Zufällen preisgegeben; auch können die höchſten Aufgaben der Menſchheit von ihnen nie gelöſt werden. Endlich kömmt eine wohlthätige Gottheit oder ein gottähnlicher Genius in Menſchengeſtalt und bezwingt die unſtäten und ungehorſamem Triebe zur feſten Arbeit: der Menſch wird ein Bauer, er ſäet die Früchte in das Feld, er lernt Bäume pflanzen, und des Weinſtocks pflegen; er bauet ſich ein Haus und verbrennt die Stützpfähle der wandernden Hütte zum erſten Dankopfer auf dem Altar des häuslichen Herdes; er macht ſich Ordnungen und Geſetze, und gehorcht. weil er will. Aber viele Stufen liegen zwiſchen dem Zuſtande, wo der Menſch den erſten Baum pflanzt und die erſten Pflugſterze behauet, und jener Höhe, wo ſeine Sehnſucht nach dem verborgenen Urſprung der Dinge fragt; wo er die Bahnen der Geſtirne berechnet, und die Bahnen Gottes und des Weltlaufs berechnen mögte, wenn er könnte; wo er in idealiſchen Bildern die Götter und Geiſter vor ſich hinſtellt und die Gewalt und Wildheit der Naturtriebe durch die ſüßen Schmeicheleien der Schönheit mildert. Aber traurig iſt die Erfahrung, daß dieſe Epoche des höchſten Glanzes und der lieblichſten Blüthe unſers Geſchlechts auch gewöhnlich der Uebergang zur Weichlichkeit, Faulheit, Knechtſchaft, und endlich zum Untergang der Völker geweſen iſt. Bisher hat die Geſchichte immer dieſen Zirkel der menſchlichen Entwickelung zeichnen müſſen; ich glaube aber, daß der Menſch künftig ſeine Linie immer grade fortlaufen kann, daß ſein Leibliches und ſeine leiblichen Triebe ſo mit Geiſt durchdrungen, ja Geſättigt werden können, daß ſie durch die Reitze und Schmeicheleien des Schönheitstriebes nicht mehr den Lüſten und dann der Verfaulung rettungslos hingegeben werden; ich glaube, der gebildete und durch Geiſt erhabene und befreiete Menſch kann ſich nach langen Verſuchen und Prüfungen und Durchbildungen endlich Gränzen ſetzen, worin er auf dem höchſten Punkt der Bildung durch Schönheit und Anmuth der Sitten das bewahren kann, was der rohe Menſch umſonſt hatte und was er deswegen nicht zu ſchätzen wußte: Stahl des Leibes und Trotz der Seele, ohne welche beiden Eigenſchaften Menſchen nicht frei und glücklich ſeyn können.

Das gegenwärtige Geſchlecht hat nur Getümmel und Krieg geſehen und gehört, und iſt unter den fürchterlichſten Erſchütterungen und Umkehrungen unſers Welttheils unter Auftritten von Blut, Mord, und Verrath erwachſen. Krieg! Krieg! tönt es noch über ganz Europa von dem Ural, dem Gränzgürtel der Erde zwiſchen Europa und Aſia, bis zur Herkuliſchen Meerenge, wohin die Fabel einſt das Ende der weſtlichen Welt ſetzte. Krieg iſt die Loſung des Tages, aber Krieg wird immer die Loſung des menſchlichen Geſchlechts ſeyn, obgleich das Bild des Friedens als das Bild der Gottheit und Glückſeligkeit unauslöſchlich in unſere Bruſt gegraben iſt. Durch Krieg und Kampf beſteht dieſe Welt; es ſtirbt ſogleich, was hier nur ruhen will. Gerüſtet und gewaffnet ſollen wir immer ſeyn, immer ſchlagfertig, immer als die dem Feinde begegnen ſollen: wir ſollen Krieger ſeyn. Der Naturmenſch iſt dies von ſelbſt, weil er immer jagt oder gejagt wird; aber er iſt nur ein Räuber. Der Kunſtmenſch, der Bürger, ſoll ein Kriegsmann ſeyn, mild und feſt, liebend und haſſend, auflöſend und veröhnend, wie es die Zeit und das Verhältniß der Dine giebt. Wehe ihm aber, wenn er meint, er brauche innen mit den Tugenden des Kriegs nicht gerüſtet ſeyn, mit Standhaftigkeit, Geduld, Tapferkeit, odesverachtung, er brauche draußen mit den Wafſen nicht gerüſtet zu ſeyn! — dann geht er unter, zuerſt als ein Knecht ſeiner Lüſte, dann als ein Sklave gerüſteter Völker. Kriegeriſch ſoll der Bürger ſeyn, nicht, damit Blut und Mord die ewige Geſchichte des Tages ſey, ſondern damit Ordnung, Zucht, und Friede beſtehen könne. Wer das Leben verlieren will, der wird es gewinnen. Der Bürger muß ein Mann ſeyn, er muß es innerlich und äußerlich empfinden, daß er es iſt, damit er würdig und tapfer leben, Freude und Kunſt erſchaffen, Gott recht verehren, und die Erde nach dem Ebenbilde Gottes beherrſchen kann. Alſo alle Erziehung auf den Krieg geſtellt, alle Knaben zu Spartern und Römern gemacht — ſie werden darum nicht grauſam und roh ſeyn — damit die Gegenwart aus dem Schutt aufgebauet und die Zukunft erhalten werden könne! Wir müſſen die Bürger zu Kriegern erziehen. Ueber dieſe Erziehung und die Möglichkeit ihrer Ausführung hier einige Worte; ſie bedürfen nicht breit zu ſeyn, der Wahrheit iſt eigen, daß ſie kurz ſeyn darf: nur was wir nicht wiſſen oder halb wiſſen, oder was wir verſtellen wollen, macht dicke Bücher.

Unſer Gedächtnis trägt die letzten fünfundzwanzig Jahre und ihre Erſcheinungen und Begebenheiten friſch in ſich, ja ſie ſind jedes Jahr mit Blut ſo aufgefriſcht worden, daß ſelbſt, wer nur funfzehen oder zwanzig Jahre gelebt und alſo das Wenigſte des Geſchehenen erlebt hat, ſogleich verſteht, woher und wohin die Glocke klingt, die in unſern Tagen angeſchlagen wird. Dieſe fürchterliche Zeit hat uns grauſam geplagt und tief gebeugt, aber ſie hat uns auch Lehren gegeben, die unſere Väter in drei Jahrhunderten nicht erwerben konnten: ſie hat uns die Geſchichten aufgeſchloſſen, ſie hat uns unſer Glück aufgeſchloſſen, wenn wir es nicht von uns ſtoßen. Das iſt menſchlich, nicht daß wir ſtaunen und gaffen bei dem Ungeheuren, nicht daß wir heulen und wehklagen, nein, daß wir heiter in das Ungewitter ſehen, daß wir lernen, woher die Donnerwolken ziehen und wohin die Blitze fahren, damit wir zugleich lernen, wie wir uns künftig ſchützen mögen. Wenn die tapfern und biedern teutſchen Männer dies wollen und gebieten, wenn alle, welche durch Rath, That, Verſtand, und Tugend etwas können, nicht an dem Vaterlande verzweifeln, ſondern unverwandten Blickes ſchauen, woher das Uebel kam, und woher die Heilung kommen kann — ſo kann uns aus dem Unglück, was wir erlebt und erlitten haben, binnen zehen und zwanzig Jahren eine Kraft und Glückſeligkeit blühen, welche unſere Väter nur als einen Traum der früheſten germaniſchen Zeit ahndeten.

Zu den größten und wohlthätigſten Lehren, welche dieſe Jahre des Unheils uns gaben, gehört unſtreitig die, daß ein Staat durch ſtehende Heere zu wenig beſchützt wird. Ueber die Plage und das Unglück der zu großen ſtehenden Heere iſt von allen europäiſchen Biedermännern, welchen die Menſchheit lieb war, ſeit hundertundfunfzig Jahren genug geklagt worden; aber nie haben Klagen abgeſchafft, was allein die Noth, oder Beweis, den die Noth führt, abſchaffen kann. Dieſe Noth hat bewieſen, daß jeder Menſch Soldat ſeyn kann, der den rechten Muth hat; ſie hat alſo bewieſen, daß das Volk jener ungeheuren Heere nicht bedarf, die im Frieden ſtehen, daß vielmehr alle Menſchen leicht zu Kriegern gebildet werden können, die im Kriege eben ſo gut ſtehen, als die im Frieden ſtehenden: ſie hat beide die Unzulänglichkeit und die Unnöthigkeit der ſtehenden Heere bewieſen. Zuerſt belehrten uns die Franzoſen, wild und wüthend in ihren Schaaren, die gegen uns ſtritten, wilder und fanatiſcher in ihren innerlichen Kriegen der Vendée und Chouans; darauf kamen die Kalabreſen mit italiſcher Rache und Grauſamkeit, nicht glücklich; die Tyroler dann frei, fromm, gewaltig, nicht glücklich; gleichzeitig ihnen die Enkel der Celtiberier und Weſtgothen, die Spanier, ſtolz, gottbegeiſtert, unverſöhnlich, wie Parther immer fliehend und wiederkehrend. aber Heere ihrer Tyrannen vertilgend; endlich vor einem Jahre kam es an die Ruſſen: Frömmigkeit und Tapferkeit, und Gott, der immer der Bundsgenoß dieſer Tugenden iſt, thaten in fünf Monaten Unglaubliches; eine halbe Million Männer verging vor ihnen, und die Welt rief: das hat das Volk gethan! die jüngſten ſind die Preußen geweſen, ſie haben Muth und Begeiſterung mit germaniſcher Menſchlichkeit und Milde verbunden, das ganze Volk iſt Soldat geworden, hat auf dem Schlachtfelde geſtritten, wie Helden ſtreiten, und iſt nach der Schlacht gut und freundlich geweſen, wie Teutſche und Chriſten ſeyn ſollen. Dies iſt in Europa erlebt ſeit zwanzig Jahren: die Völker haben wir unbeſiegt geſehen, die ſtehenden Heere, und die Staaten, welche ſich auf ſtehende Heere verließen, haben es nicht aushalten können. Wie wenn wir aus der Erfahrung dieſer blutigen Tage uns die Mitte nähmen? wenn wir ein mäßiges ſtehendes Heer behielten als Stamm und als Muſter, gleichſam ein ſtehendes Bild des Kriegs für die andern? und wenn wir dabei alle Männer zwiſchen 18 und 45 Jahren in Soldaten verwandelten? Das, was die Franzoſen Konſkription nennen, was nur für Deſpotenſtaaten taugt; und was freie Völker immer als ein Unglück verabſcheuen müſſen, jene tyranniſche und ſeelenverkäuferiſche Jagd auf Menſchen, welche die Schriftſteller der Jahrhunderte der römiſchen Imperatoren uns mit ſo ſcheußlicher Beredſamkeit ſchildern, und deren ganze Scheußlichkeit uns Frankreich hat ſehen und fühlen laſſen — eine ſolche Einrichtung für die Willkühr und Gewalt, welche alle Ehre, Kunſt, und Wiſſenſchaft tödtet und die Menſchen zu Thieren erniedrigt, können Teutſche nimmer wollen. Dieſes Deſpotiſche wollen wir nicht, aber wir wollen etwas Aehnliches, etwas Sanftes und faſt Freiwilliges im Frieden, das aber im Kriege, wo das Vaterland in Gefahr kömmt, als das Strengſte und Gewältigſte erſcheinen muß; denn dann ſollen alle fühlen, daß ſie ſich für das Vaterland opfern müſſen. In Zeiten des Kriegs nehmen wir die wehrhaften Kräfte, wie wir ſie bedürfen, aber, damit Gerechtigkeit ſey, ohne Unterſchied und Anſehen von Rang und Klaſſen; in Zeiten des Friedens erſcheinen wir nur einige Wochen als Soldaten, damit wir der Kunſt und des Zwecks erinnert werden, da legen wir mit den Waffen den Schein ab, bewaffnet genug, weil die Herzen bewaffnet ſind.

Nun ein Wort über die ſtehenden Heere und ihren Einfluß auf Europa.

Es war ſeit funfzig Jahren der Ton geworden, alles, was Deſpoten zuweilen haben misbrauchen können, ſo darzuſtellen, als wenn es durch Deſpotenliſt vom Anfang eingerichtet und gegründet ſey. Das iſt aber nicht wahr, und die ganze Geſchichte widerlegt es. Das Meiſte, was die Menſchen zuletzt betrübt hat, iſt durch einen Zuſammenfluß vieler Umſtände und Begebenheiten geworden, und ſpätere Deutelei hat ihm oft einen Urſprung beigelegt, woran früher gar nicht gedacht werden konnte. Stehende Heere ſind nicht bloß in den letzten Jahrhunderten entſtanden und erfunden. Auch bei den Staaten des Alterthums finden wir in Friedenszeiten ſtehende Heere, meiſtens aber nur bei ſolchen, die nicht bloß einen Staat des eigenen Volkes ausmachten, ſondern die auch unterworfene Länder und Völker zu zügeln halten. Solche Heere hielten die Perſer in Kleinaſien, Syrien, und Aegypten, die Karthager in Sicilien; Sardinien, und Spanien. Zu dem Uebel dieſer Plage für die fremden Länder kam für die Staaten, die es unterhielten, noch das Uebel hinzu, daß dieſe Heere häufig geworbene waren, eine Miſchung aller Völker, ohne Liebe, Treue, und Vaterland. Als die Römer nach der Bezwingung und Vereinigung Italiens die Länder eroberten, entſtanden auch bei ihnen ſtehende Heere mit allen den unendlichen Bedrückungen, Plagen, Aufruhren, und Gräueln, die in Deſpotenſtaaten wie der römiſche ſeit Auguſtus ward, von jeher natürlich geweſen ſind. Dieſe ſtehenden Heere, ein wildes Gemiſch aller Völker — denn Italien war an Helden und Männern erſchöpft — entweiheten Roms vier letzte Jahrhunderte, aber konnten es von dem unvermeidlichen Schickſal nicht retten; es fiel gegen das Ende des fünften Jahrhunderts durch das Schwerdt unſerer Vorfahren, welche noch natürliche Soldaten waren. Im Mittelalter ſah man hie und da nur kleine unbedeutende Leibwachen der Fürſten, nirgends ſtehende Heere: beim Ausbruch eines Kriegs waren die Edlen und Freien eines Landes die gebohrnen Soldaten, wurden aufgeboten, rüſteten ſich ſelbſt, und gingen nach der Vollendung der gewöhnlich kurzen Feldzüge jeder wieder in ſeine Heimath und zu ſeinen friedlichen Geſchäften und Gewerben. Gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, wo der ganze Zuſtand Europens durch die ungeheuerſten Begebenheiten und Wechſel der Dinge verwandelt zu werden begann, ward auch dies anders. In vielen großen Staaten unſers Welttheils erhoben ſich nach langer Vielherrſchaft gewaltige Könige, welche die Einheit der Macht und des Befehls von Tage zu Tage mehr an ſich riſſen, und ſich die Mittel zu verſchaffen wußten, auch im Frieden größere Schaaren von Bewaffneten zu unterhalten. Doch ſtanden dieſe Schaaren noch in den Zahlen von 10,000 und 20,000 Mann, wo in den folgenden Zeiten auch im tiefſten Frieden 200,000 und 300,000 Mann Soldaten gehört werden ſollten. Die veränderten Weltverhältniſſe, die häufigere und geſchicktere Anwendung des Schießpulvers, die langen Kriege nicht mehr um einzelne Landſchaften, ſondern um ganze Länder, wie z. B. der Krieg um das Erbe des Hauſes Burgund, der Spaniſche Krieg um die Barbarei, der funfzigjährige Krieg um Italien, auch die in fürchterlicher Streitbarkeit gerüſtete Macht der Osmaniſchen Türken gewöhnten die Völker mehr und mehr auch im Frieden Heere zu unterhalten. Was den großen Königen und Freiſtaaten gefallen hatte, das ahmten kleine Fürſten nach: mancher hielt hinfort 5000 und 10,000 Mann, der früher mit einer Leibwache von 25 oder 50 Mann zufrieden war und im Kriege oder bei ſeierlichen und feſtlichen Gelegenheiten mit der Pracht ſeiner ſelbſt gerüſteten Ritter und Männer erſchien, die damals noch in ſtolzer Männlichkeit aufritten und durch kleinen Dienſt und drückende Auflagen noch nicht geſchwächt und erſchöpft waren. Doch unter den Haupturſachen, warum die monarchiſche Gewalt ſo geſchwind wuchs, die Völker zu allem geduldig, und die ſtehenden Heere allgemein wurden, mögte ich die Erfindung und Anwendung des Schießpulvers rechnen. Manche kleine Stadt hinter ihren Mauern und Wällen, mancher kleine Herr auf ſeinem Schloſſe hatte früher oft den Mächtigſten trotzen können. Dies ward jetzt von Tage zu Tage ſchwerer. Die einzelne Freiheit war nicht mehr haltbar: bald ſtürzte die allgemeine ihr nach. Auch der Stolz der Gemüther, die Luſt an waidlichen und ritterlichen Dingen, und an Waffen und an Waffenübungen, da durch das Pulver der Schwächſte dem Stärkſten gleich zu werden ſchien, ſanken mehr und mehr: die Menſchen verloren nicht allein die früheren Güter, ſie verloren auch die früheren Gefühle; das Alte war ohne Rettung dahin. So wuchs das Neue durch das ganze ſechszehnte und die erſte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bis Ludwig der Vierzehnte von Frankreich in die Schranken trat. Der gewaltige Miniſter ſeines Vaters, Ludwigs des Dreizehnten, der Kardinal Richelieu, hatte in ſechszehen Jahren den König von Frankreich allmächtig gemacht; nach ihm durften die Könige und ihre Miniſter thun, was ihnen gefiel. Ludwig der Vierzehnte nach langer Minderjährigkeit trat mit dem Jahr 1660 ſelbſt ſeine Regierung an. Die Franzoſen und ihr Geiſt ſtanden in der Blüthe des Zeitalters und hatten in Wiſſenſchaften und

Gewerben und im Rath und Felde große Männer. Alle dieſe konnte ein ſtolzer und herrſchſüchtiger König mit der großen Kraft eines zahlreichen und kriegeriſchen Volkes auf das willkührlichſte gebrauchen. Ludwig that das, und arbeitete vierzig Jahre lang, ſeine Nachbarn zu unterjochen. Er vermehrte ſeine Heeresmacht auf eine in Europa bis dahin unerhörte Weiſe, ſo daß er oft an fünf verſchiedenen Orten Heere hatte, von welchen jedes allein größer war, als die ganze franzöſiſche Kriegsmacht unter Ludwig den Elften und Zwölften auch in gefährlichen Kriegen geweſen war; er unterhielt an 200,000 bis 250,000 Mann, und zwang durch ſeine unaufhörlichen Eroberungsverſuche die übrigen Staaten, in gleichem Maaße gegen ihn an zu arbeiten. Dieſe Noth der großen ſtehenden Heere wuchs durch das ganze achtzehnte Jahrhundert. Man maß die Völker und ihre Macht und Würde nur noch nach der Menge Soldaten, die bei ihnen unterhalten wurden. Kein Fürſt trieb dies weiter, als der große Friederich der Zweite von Preußen, Beherrſcher eines im Ganzen kleinen und an Hülfsmitteln nicht reichen Staates. Er hielt bei einer Volksmenge von 5 Millionen Menſchen in Friedenszeiten 200,000 Soldaten, die im Kriege auf 250,000 Mann vermehrt werden konnten. Drei Jahre nach ſeinem Tode begann die franzöſiſche Revolution, welche alles Alte umgekehrt hat. Dieſe hat gewieſen, daß gegen bewaffnete Völker ſtehende Heere nichts ſind. Andere Länder haben durch die Noth denſelben Beweis führen müſſen, und ſo haben wir die Dinge wieder natürlich anſehen gelernt, und werden ſie künftig wieder natürlich einrichten können.

Dem Volke war durch die ſtehenden Heere das Schlimmſte widerfahren, ſie hatten die männlichen Uebungen und Tugenden verlernt, ſie hatten kein rechtes Maaß mehr für Leben, Kuhſt, und Tugend. Deswegen wurden ſie auch, ſo wie ihre Heere geſchlagen waren, wie Schaafe und Rinder zuſammengetrieben und von wenigen Fremdlingen mit dem Stecken und der Peitſche beherrſcht, bis Noth Gedanken, Gedanken Zorn, Zorn Muth, und Muth Glück gebracht haben. Das erſte große Uebel kam von dem Schießpulver: mit ihm ſchienen Leibesübungen und Leibesſtärke ihren Werth verloren zu haben; das zweite kam von der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen politiſche Dinge, welche reißend zunahm, jemehr in den meiſten Ländern die natürliche und öffentliche Verhandlung der Staatsgeſchäfte abgeſchafft ward: mit den großen Gedanken ſinkt der Stolz, und mit dem Stolz erſtirbt die Sorge für alles friſche Leben, ja ſelbſt die Sorge für den Leib und die leiblichen Dinge; das dritte kam von den ſtehenden Heeren, die zum Theil wieder in den erſten beiden Uebeln ihren Urſprung hatten: es ward allen verkündigt, die Soldaten ſeien für alle bewaffnet, dafür werden ſie unterhalten, daß ſie für ſie ſtritten; die Künſte des Krieges gehen die übrigen Einwohner des Landes nichts an, ihre Kämpfe können ſie mit Strohhalmen und Stecken auskämpfen. Hiemit wiegte man ſich ein, und wer nicht eine Montur trug, der ward in den meiſten Staten einem wehrloſen Menſchen gleich geachtet, der wie ein geduldiges Schaaf den Bewaffneten mit ſeinem Leben und Gut ſchalten laſſen und das Uebrige auf Gott ſchieben müſſe. Leerer Genuß, läppiſche und weibiſche Vergnügungen, Faulheit und Feigheit wurden uns andern, die nicht eingekleidet waren, von den früheſten Jahren her eingeimpft; ja in Europa lebten in manchen Staaten viele hunderttauſend Männer, die nie gefühlt hatten, warum Gott ihnen Nerven und Knochen gegeben: denn wenn ſie nicht Bauern oder Treiber von ſchweren und handfeſten Gewerben waren, ſo war nach den Knabenſpielen, wozu die Luſt des Lebens alle lockt, der Tanz in einigen Jahren der Jugend oft die einzige Uebung und Anſtrengung, wodurch ſie gefühlt hatten, daß ſie in Leibern ſteckten. So verfaulten im eigentlichen Sinn die Leiber, und die Geiſter mußten mit verfaulen, denn das Leben beſteht hier nur in gediegener Einheit von Leib und Geiſt.

Uns als vernünftigen Menſchen liegt es nun ob, daß wir uns zu Nutzen machen, was uns die Zeit durch ſo bittere Erfahrungen aufgedrungen hat, und beide die übergroße Laſt der ſtehenden Heere und die noch unglücklichere Schwere der feigen Faulheit von uns abzuwälzen ſuchen. Das heißt, wir müſſen von Jugend auf uns zu einem kriegeriſchen Volke machen, wir müſſen immer gerüſtet ſeyn, als die da jeden Tag ins Feld rücken ſollen. So halten wir das gewiſſeſte Unterpfand des Friedens. Was in Tyrol, in Kalabrien, in Spanien, in Rußland, was im Jahr 1809 in Oeſtreich und Böhmen, und dieſes Jahr in allen preußiſchen Landen ſo herrlich geſchehen iſt — das ſei nicht verloren für die Geſchichte weder als Ehre noch als Lehre der Völker. Wie viel die tapfern Jünglinge und Männer dieſer Länder, die meiſten ohne hinreichende Uebung in den Waffen; durch bloßen Muth und Geiſt vollbracht haben, das erkennen wir mit dankbarer Bewunderung. Welch ein anderes Heer aber werden wir ſehen, wenn alles, was männlich iſt, vom ſiebenzehnten bis dreißigſten Lebensjahre immer geübt und durch die geſellige Uebung der Waffen und tapferer Spiele mit jenem Seelenſtahl des Stolzes gehärtet wird, welchen kein Eroberer zerbrechen kann? Das werden andere Soldaten ſeyn, als die ein wilder Tyrann durch ſeine Schergen, zum Theil in Ketten und Banden, wegführt und zuſammentreibt, einige Wochen abrichtet, mit einigen blanken Worten von Ruhm und Heldengröße berauſcht, und dann gegen die Kanonen ſchickt. Dieſe neue Art, welche ich meine, macht auch einen kleinen Staat für die Zukunft ſicher; ein Staat, der nur drei bis vier Millionen Menſchen zählt, kann ſo geübt und gerüſtet Monate lang gegen einen zehnmal größeren Staat in Waffen aushalten, und wird nicht fallen, ehe er durch die gemeinſchaftliche Theilnahme anderer Völker, die in unſerm Welttheile nie fehlen kann, Hülfe findet. Dies iſt aber unmöglich, wenn die Sicherheit eines ſolchen Staates bloß auf ſtehenden Heere geſtellt iſt — da verſchlingt eine Macht, die 300,000 Mann ſtark ausrücken kann, in wenigen Wochen den Staat, der nur 80,000 bis 100,000 Krieger ins Feld ſtellt.

Alſo eine kriegeriſche Erziehung und Uebung der Jugend will ich als Einleitung und Vorbereitung zum Kriegsdienſt. Die Kindheit und das Knabenalter laſſen wir den Aeltern, haben aber auch da die Hoffnung, daß die große und gewaltige Zeit, worin wir leben, unſern Kleinſten, die nach zehen und zwanzig Jahren für teutſche Ehre ſtehen ſollen, einen andern Geiſt anhauchen wird, als der unſre Wiegen und Kinderſpieſe umwehete, daß die älteren Menſchen, von welchen ſie die Beiſpiele des Lebens und die Vermahnungen der Zukunft empfangen, ihnen Lehren des Haſſes und der Liebe in die Bruſt flößen werden, welche als feſte Grundſätze ihre Herzen panzern und allen künftigen Stürmen und Wechſeln gewachſen ſind. Die Jünglinge aber nehmen wir für den Staat in Beſchlag. Folgendes iſt mein Vorſchlag. Viele werden finden, daß die Mittel klein, der Aufwand gering, die ganze Sache einfach iſt, faſt wie ein Spiel; aber ich hoffe, die Folgen davon werden die größeſten ſeyn.

Damit ein männliches und ſtreitbares Geſchlecht erwachſe, richtet man in allen Landen Waffenplätze ein, und verordnet Leibesübungen und Waffenſpiele, die mit großem Ernſt und gewiſſenhafter Strenge gehalten werden, und zwar auf dieſe Weiſe;

Ein Kreis oder Bezirk der Landſchaft wird in mehrere Unterkreiſe oder Unterbezirke getheilt, ſo daß z. B. zwei bis drei Kirchſpiele vereinigt werden.

Dieſe Unterkreiſe heißen Waffenkreiſe.

In der Mitte dieſer Waffenkreiſe wird ein Waffenplatz abgeſteckt, eine Rennbahn für die Jugend, die keines weiten Umfangs bedarf.

Was man von Vorrüſtungen und Geräth und Waffen zu den Uebungen gebraucht, wird auf Koſten der Gemeinde des Waffenkreiſes geſchafft.

Auch wird ein Waffenhaus gebaut, das unten ein Schießhaus und Waffenhaus, oben ein Ballſaal iſt.

Die Spiele beſtehen in allen Leibesübungen, welche geſchwind und geſchickt, ſtark und kühn machen und zu dem großen Geſchäfft des Kriegers vorbereiten, z. B. im Springen, Ringen, Steinwerfen, Steinſtoßen, Lanzenwerfen, Klettern, Schwingen, Laufen, Schwimmen, Schießen; nach den Umſtänden auch im Fechten und in allen andern Uebungen, welche die Leiber kräftigen und die Geiſter wecken.

Zuerſt bedarf es einiger Spielmeiſter, die einrichten und weiſen, wie es ſeyn ſoll; nachher gehen die Spielmeiſter aus der Anſtalt ſelbſt hervor: die Geſchickteſten und Bravſten, welche von den Spielrichtern für Meiſter erklärt werden, bilden die Rohen, und in ihren verſchiedenen Stufen bildet immer der Stärkere den Schwächeren.

Pflichtig, dieſe Spiele mitzuhalten, ſind ohne Ausnahme alle Jünglinge eines Bezirks von dem funfzehnten bis zweiundzwanzigſten Lebensjahre. Wer aber auch in ſpäteren Jahren noch dabei erſcheinen und ſich üben und zeigen, und die Jüngeren durch ſein Beiſpiel ermuntern will, dem ſteht es frei, zu kommen, wann er will.

Die Uebungszeit ſind ſechs Monate im Jahre, nemlich die längſten Tage von dem erſten April bis zum letzten September.

Die Uebungstage ſind alle Sonntagnachmittage von drei Uhr bis Sonnenuntergang.

Alle Jünglinge des vorbemeldeten Alters müſſen mit dem Glockenſchlage drei Nachmittag auf ihrem Waffenplatze ſeyn. Das Ausbleiben wird nur durch Krankheit oder einige Wochen der hilleſten Aerndte entſchuldigt.

Wer eine Stunde zu ſpät kömmt, bezahlt eine kleine, wer gar nicht kömmt, bezahlt nach dem Verhältniß ſeines Vermögens eine ſo große Buße, daß er nicht gern wieder fehlen wird. Die größte Strafe aber wird der Schimpf ſeyn, daß man als ein Ungehorſamer und Fauler von allen Genoſſen mit Fingern gezeigt wird.

Herren, die ihr übungspflichtiges Geſinde vom Beſuch des Waffenplatzes zurückhalten, bezahlen die Buße des Ausbleibens nicht nach dem Maaß des Vermögens dieſes Geſindes, ſondern nach dem Maaß ihres Vermögens.

Damit Ordnung und Sittlichkeit die Spiele regieren und damit aller Unfug und alle Unzucht von einer Uebung fern ſey, die für das Vaterland und für die Tugend iſt, werden Kampfrichter oder Spielrichter erwählt, ernſte, würdige, und verſtändige Männer, adliche und bürgerliche Landleute und Bauern, die auf eigenem freiem Grunde wohnen.

Ihrer ſollen in jedem Waffenkreiſe zwölf ſeyn.

Jeden Sonntag müſſen zwei von ihnen auf dem Waffenplatz anweſend ſeyn, die Erſten und die Letzten, als Muſter, Ermunterer, Warner, und, wann es noth thut, als ſtrenge Richter. Die Jünglinge müſſen früh lernen, was Zucht und Gehorſam iſt. Die Spiele ſind ein Bild des großen und herrlichen Lebens und müſſen alſo die beiden Hauptſeiten des Lebens darſtellen, nemlich Freude und Ernſt.

Die Uebungen werden den Jünglingen meiſtens dargeſtellt als Spiel und Luſt und Freude, was ſie für die Jugend ſind, aber zuweilen wird auch der hohe Ernſt angedeutet, worauf ſie zielen.

Wann den Richtern es ſo dünkt oder wann eine große Gelegenheit eine Aufforderung dazu giebt, ſo werden ſie mit einer feierlichen Rede und Vermahnung, oder mit einem hohen Liede beſchloſſen, das unter freiem Himmel geſchwinder zu Gott dringt und Gott zu der Jugend herunterbringt, mit einem Liede, das die Freiheit, das Vaterland, die Keuſchheit, die Tapferkeit, oder Gott und die Natur beſingt.

Strafen wird es kaum bedürfen, wann die Meiſter und Richter die rechten ſind. Die unverdorbene Jugend hat eine ſo zarte Ehre, daß ſie nur zurechtgewinkt werden bedarf. Man hemme nur nicht den Geiſt der Wahrheit und Rechtlichkeit, und laſſ' ſie ſelbſt richten über die Vergehen. Sie werden immer die gerechteſten Urtheile fällen.

Wann die Kampfſpiele im Gange ſind und ſchon Uebung gewonnen iſt, hält jeder Waffenkreis einmal oder zweimal im Jahre an beſonderen Tagen öffentliche Wettſpiele, wo die Geſchickteſten ſich zeigen und um ausgeſetzte Preiſe kämpfen ſollen. Zu dieſen Wettſpielen wird auch die kampfluſtige Jugend der benachbarten Bezirks geladen.

Die ausgeſetzten Preiſe, welche nicht in dem Inhalt ihren Werth haben, ſondern durch die Bedeutung am meiſten ehren, ſchaffet auch die Gemeinde. An freiwilligen Gaben dazu wird es hoffentlich auch nicht fehlen von Biedermännern aus dem Volke, welche die Jugend gern fröhlich ſehen, und von Vätern, die ſich der Schönheit und Tugend ihrer Söhne freuen.

Die Wettſpiele werden als ein menſchliches und chriſtliches Feſt mit Gottesdienſt und Geſang feierlich eröffnet; denn zuweilen ſollen die Jünglinge recht lebendig erinnert werden, wie viel ſie dem Vaterlande werth ſind und was ihre Spiele bedeuten.

Die Wettſpiele werden nach alter teutſcher Sitte mit Tanz und Geſang beſchloſſen, und werden die

Frauen und Jungfrauen der nächſten Waffenkreiſe zum Tanz geladen.

Die Feierlichkeit des Tages, die hohe Freude, die Väter und Mütter, die gegenwärtig ſind, der Ernſt und das Anſehen aller Spielrichter, von welchen bei dieſem Feſte keiner fehlen wird, werden alles Unſittliche und Wilde fern halten.

Auf dieſe Weiſe und mit dieſer Zucht werden die Uebungen allenthalben auf dem Lande beſtellt.

Städte haben ihre beſonderen Uebungsplätze, die ungefähr gleicher Art ſind. Ihre Spielrichter werden aus den würdigſten und ehrenfeſteſten Bürgern gewählt. Das Uebrige iſt faſt gleich.

Dies hier iſt klein, einfach, und unſcheinbar, es ſieht faſt wie ein Spiel aus, und ſoll auch nur ein Spiel ſeyn, aber ein ernſtes freies Spiel, wie das Leben iſt. Aber aus dieſem Kleinen und Unſcheinbaren wird Großes und Vortreffliches hervorgehen, wenn man es mit Ernſt und Beharrlichkeit übt und treibt. Ich will nur auf einige große und wohlthätige Folgen dieſes meines Spiels aufmerkſam machen.

Leib und Geiſt ſtehen in der innigſten Verbindung, alſo daß dem einen kaum wohl iſt, wann der andere Schmerzen hat; im lebendigen und glücklichen Daſeynsgefühl ſind ſie ſo ſehr Eins, daß der ganze Menſch keinen von beiden allein fühlt, ſondern, weil er ganz iſt, durch ſie beide ganz iſt. Man kann dem Menſchen keine erfreulichere Mitgift für das Leben geben, als einen geſunden, ſtarken, und allen Arbeiten und Gefahren gewachſenen Leib. Dieſer macht gelegentlich auch eine ſtarke Seele, ſo wie die Seele durch ihre großen Vermahnungen, oder nur durch ihre innige

Thätigkeit den faulen Leib treibt und den müden ſtärkt. Gefährlich ſind die Jugendjahre zwiſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre des Lebens. Der Leib, wann er nicht durch Schweiß und Arbeit geübt wird, zehrt ſich in dieſer Lebensperiode häufig ab durch heiße Träume der Fantaſie, durch leere Sehnſucht, oft durch ungeſtüme Triebe, welche durch gute Gedanken und fromme Gebete nicht gebändigt werden können, ſondern welche Faſten und Arbeit nur austreibt. Auch wann dies nicht iſt, ſo geſchieht etwas Anderes, deſſen Folgen für die künftigen Jahre nicht weniger ſchlimm ſind. Der Ueberfluß der Leibesſäfte und Lebensgeiſter verſtockt ſich bei einem ſitzenden und faulen Leben in ihm ſelbſt; es geſchieht den Menſchen, was jungen Bäumen oft geſchieht, bei welchen der Ueberfluß ſich in Knorren und Auswüchſen offenbart: Leib und Seele verdicken und verdüſtern ſich in ihnen ſelbſt, und gewinnen für ein lichtes und geiſtiges Daſeyn und eine leichte Beweglichkeit eine bleierne Schwere und eine nervenloſe Mattigkeit, die ſie durch ein langes Leben ſo hinſchleppen müſſen. Aber eine in freien Spielen und Uebungen verlebte Jugend erfriſcht die Leiber und klärt die dumpfen Geiſter ab. Dieſe Uebungen ſind die Winde, welche die Nebelwolken vom Himmel wegrollen und die faulen Waſſer der Seen aufſchütteln, welche ſonſt Seuchen und Tod gebrütet hätten; ſie machen freudige und rüſtige Menſchen.

Ich habe nur von gefährlichen Trieben und Leidenſchaften der Jugend geſprochen, die ein faules, ſtillſitzendes und brütendes Leben ausheckt. Dieſe werden oft Laſter. Mit den Jahren der Mannbarkeit, wo im Menſchen das geſchieht, was in den Bäumen im Frühlinge, und was der Gärtner das Eintreten des Saftes in die Bäume nennt, erwachen mit allen Geiſtern auch die heftigſten Triebe, beſonders der ungeſtümſte von allen, der Trieb der Wolluſt. Gefährlich iſt es dann, den Jüngling mit ihm ſelbſt und ſeiner ſpinnenden Fantaſie allein zu laſſen; er muß oft mit Gewalt hinausgetrieben werden in das Leben und in die eigentliche Rennbahn des Lebens, ſein Herz muß auf ein hohes Ziel geſtellt, ſein Leib muß durch männliche Uebungen zerarbeitet und ermattet werden, kurz Geiſt und Leib, die im ungleichen Kampfe einander immer aufwippen wollen, müſſen durch Zucht und Kunſt der Männer ins Gleichgewicht gebracht werden. Man erkläre dem Jüngling noch ſo viel, was er als Menſch und als Chriſt ſeyn ſoll; — wie löblich die Zucht, wie preislich die Keuſchheit, welch ein köſtliches Gut die Geſundheit, wie auch die Geiſter durch die Entzügelung der wilden Triebe mit verſchüttet werden; man führe ihn vor die Tugend und vor Gott, man halte Bußübungen und Betſtunden mit ihm, man lege ihm das Wort des Apoſtels der Leib eines Chriſten ſoll ein Tempel Gottes ſeyn hundertmal und tauſendmal nach allen Seiten aus — die Natur iſt allmächtiger, als alle Lehren und Gebete. Hier gilt es nicht, zu ſchwatzen und zu belehren — der Jüngling weiß ſo gut als der Mann und Greis, was recht iſt — denkt und handelt für ihn, und die überflüſſigen Worte könnt ihr bei euch behalten. Heraus mit dem Jüngling ins Freie! laßt ihn arbeiten, laufen, ſpringen, klettern, ſchwimmen, fechten, und haltet ihn ſonſt mäßig und züchtig, und ein tüchtiger Schlaf wird ihn oft ohne Träume aufs Bett legen, und der lichte Morgen wird ihn immer fröhlich erwecken. Es iſt hier aber nicht allein die Arbeit, was behütet; es iſt die Friſche des Lebens, die Geſellſchaft, die gegenſeitigen Mittheilungen und Reitze, welche das Gemüth aus ſeinen Flammen herausreißen, worin es ſich verbrennen will; es iſt die Richtung auf viele Ziele des Lebens, die in der Ferne gezeigt werden. Das iſt überhaupt die ganze Aufgabe für die Erziehung des Jünglings, daß er in der Nähe Arbeit für den Leib habe, daß ſeine Geiſter zu der Höhe der Ideen gehoben, und ſeine Träume in die weiteſten Fernen gerückt werden.

Vor vielem Schlechten und Verderblichen, was die Blüthe der Jugend antaſten und beflecken kann, wird der Jüngling hier ſchon durch Stolz behütet. Durch die Fertigkeiten, die er erlangt, gewinnt er einen löblichen Ehrgeiz immer weiter zu ſchreiten; durch die Geſchwindigkeit, Geſchmeidigkeit, und Stärke ſeines Leibes, lernt er eine innige Freudigkeit des Daſeyns kennen, die in ihr ſelbſt ihren Preis hat; Schönheit und Stärke, deren Bild er in ſich und in andern erblickt, reitzen, ſo herrliche Gaben nicht faul oder nichtswürdig zu vergeuden; auch das Lob wackerer Jünglinge und Männer, die Auszeichnungen, welche die Spielrichter und das Urtheil der Genoſſen allein den Würdigſten geben, und daß Freiheit, Ehre, Vaterland, und alles Hohe in der Ferne als Ziel gewieſen werden, laſſen nicht in Gemeinheit verſinken. So gewinnen wir ein ſchönes, ſtarkes, ſtattliches, und durch den höchſten Reitz der Männlichkeit vor Weichlichkeit und Wolluſt bewahrtes Geſchlecht.

Aber meine Uebungen ſtärken nicht allein die Leiber und bewahren die Geiſter unbefleckt, ſie ſind auch eine ächte ſpartiſche Schule der Kraft und Weisheit. Auf dieſem Kampfplatz erſcheint der Aermſte wie der Reichſte, der Sohn des Tagelöhners wie der Sohn des Grafen; ſie ſind gleich durch eine glückliche Jugend, die von dem Ehrgeitz und Streit der ſpäteren Jahre noch nichts weiß; ſie fühlen ſich gleich durch Freude und Freiheit, und werden einander am gleichſten geſtellt durch die gemeinſchaftliche Beſtimmung, die ihnen vorgehalten wird, daß ſie alle einſt würdig ſeyn ſollen, als gerüſtete Männer aufzutreten und als Bollwerke für das Vaterland ſich dem Tode entgegenzuwerfen. Hier in dieſem jugendlichen und freien Staate, wo kein Zwang die Klaſſen und Arten von einander ſcheidet, theilt jeder ſich und das Seinige dem andern mit, und ſo bilden ſie einander. Denn man glaube nicht, daß bloß diejenigen lehren können, welche methodiſch gelernt haben; Gott, die Natur, und die Liebe unterweiſen viele Menſchen beſſer, als ſie durch ihre Meiſter unterwieſen werden können, und mancher Sohn eines Tagelöhners oder Bauern, der weder ſchreiben noch leſen kann, iſt oft in einer beſſeren Schule der Weisheit geweſen, als der Sohn des Grafen und Freiherrn, der mit einer Mabonne begann, und mit einem von Gelehrſamkeit ſtäubenden Magiſter aller freien Künſte ſchloß. Hier wird aus der freien Uebung und der hohen Geſinnung mancher Blitz der jungen Seelen von ſelbſt hervorſchlagen und in den andern zünden; es wird, was als Volkswitz, Sprichwort, Fabel, und Lied hie und da einzeln lebte. aller Gemeingut werden; es wird durch die Reibung der mancherlei Klaſſen an einander etwas Gemeinſames; was allen gehört, etwas Volksthümliches hervorſpringen, ſie werden ſich in einander hineinlieben und hineinleben, ſie werden ein kleiner politiſcher Staat werden. Zu geſchweigen, daß auch die roheſten Geiſter durch die Geſellſchaft werden erweckt, und daß auch den Aermſten und Bedrückteſten des Volks manche Gaben der Lehre und Bildung werden mitgetheilt werden, die für die Zukunft mehr werth ſind als Gold.

Ich ſage: es wird ein kleiner politiſcher Staat werden. Auf das Wort lege ich viel Gewicht; darauf kömmt es mir am meiſten an. Wir Teutſche haben uns gerühmt, wir ſeien keine Politiker, wir ſeien Kosmopoliten oder vielmehr Kosmopolitiker; und wir meinten uns mit dieſer Benennung ganz beſonders hoch zu ſtellen. Die Zeit hat uns gewieſen, wie tief wir ſtanden, und wir haben durch Gottes gnädige Hülfe eben jetzt einige Wochen Zeit gehabt, die Abgründe unter unſern Füßen zu betrachten. Wenn ein ganzes Volk von ſich rühmt, es ſei nicht politiſch, ſo rühmt es ſich der Dummheit. Denn die Politik iſt nichts anderes, als die feinſte Kunſt, die äußerſten Fäden des Außenlebens, die zerriſſen oder in einander verwirrt ſind, wieder zuſammenzuknüpfen oder zu entwirren; ſie iſt die höhere Schätzung und Berechnung der äußeren Dinge, wo die Mittelglieder fehlen, und wo man wie Leibnitz und Newton ins Unendliche Sprünge machen muß, um die verborgene Wahrheit zu finden. Dahin hatten wir uns verſpielt, daß wir alles wußten und alles berechnen und beklügeln konnten, nur nicht, wie die Erde regiert und die Herrlichkeit der Völker erhalten wird. Es thut uns wahrlich noth, daß wir die verachtete und verlorne Kunſt wieder hervorſuchen; und dies kann nicht durch die papierne Weisheit geſchehen, die auf dem Katheder ſo breit gelehrt wird, ſondern allein durch ein freies und kräftiges Zuſammenleben des Volks und ſeiner verſchiedenen Klaſſen und Arten: denn das allein hat politiſche Völker gemacht. So waren die Holländer einſt politiſch, als die de Witte und Grotius unter ihnen lebten, ſo ſind es die Engländer bis dieſen Tag.

Aber nicht allein den politiſchen Sinn werden dieſe ſpielenden Geſellſchaften wecken; ſie werden auch ein teutſches Volk, ächte teutſche Männer werden ſie erwecken. Auf dieſen Waffenplätzen ſitzen die bravſten und biederſten Männer der Gemeinde vor; viele Gute und Würdige werden als Zuſchauer, als Freunde der Jugend und Freude, als Ermunterer und Warner nie fehlen. Leiſe und ſtill wird durch Beiſpiel und Lehre manches Treffliche in die jungen Seelen geträufelt, und geht nimmer verloren, weil es nicht als Gelehrſamkeit gegeben ward. Bei den männlichen Uebungen und der Richtung der Gemüther auf das Tapfere und Ernſte, bei der Hinweiſung auf ein fernes Ziel, das um ſo höher ſchwebt, je ferner es ſteht, werden alle die muthigen und waidlichen Geiſter lebendig werden, die aus teutſchen Menſchen hervorſprudeln können. Die Jünglinge werden ſich ſelbſt zu teutſchen Männern bilden, ſie werden ein Bild der Wahrheit, Tüchtigkeit, Zucht, und Treue mit in ihre Häuſer und Hütten nehmen, die von ihnen wieder auf das Ganze übergehen. So werden ſie Volk werden. Es bedarf hier keiner Lehrer und Meiſter der ſogenannten Teutſchheit; die Uebungen und das Leben lehren ſie; ein Klang, ein

Wink, ein fliegendes Wort zuweilen iſt genug, und die jungen Herzen ſchießen von ſelbſt auf ihrer Bahn fort. Das iſt das Vortreffliche, wann viele zuſammen gebildet werden, wenn nur der Geiſt irgend auf etwas Großes und Ernſtes gerichtet wird, was man jedem Muthigen als Preis der eigenen Kühnheit zeigt. So wird eine rechte Geſellſchaft, ein Volk. Es giebt Orden, die keine Bullen aufheben können, weil ſie keine Weihen und Geheimniſſe haben. Dieſe brauchet, Zeitgenoſſen, ſie ſind die beſten, ja die einzigen.

Ich habe ungefär gewieſen, was werden kann, und was verſtändigere und weiſere Männer, welchen ihr Vaterland und die Ehre des teutſchen Namens lieb iſt, einrichten mögen. Die Anfänge werden klein und vielen, die nur immer das Aeußere ſehen, lächerlich ſeyn; aber Männer werden aus dieſen Schulen hervorgehen, wann ſie erſt den Geiſt des Volks gefaßt haben und nachher durch den Beifall und die Liebe des ganzen Volks getragen werden. Der Leib des Menſchen, dieſes göttliche Meiſterſtück von Schönheit, Stärke, und Ausdauer iſt in den letzten Jahrhunderten bei allen Völkern mehr als recht verſäumt worden, und auch deswegen ſind wir in Weichlichkeit und Faulheit und zuletzt in Unglück und Knechtſchaft gefallen. Was einſt in Elis und zu Korinth bekränzt ward, was in den Gymnaſien zu Kreta und Syrakus, was in den Rennbahnen zu Sparta und Theben die Augen und Herzen vergötterten, was noch jetzt ein Häuflein von 15,000 Montenegrinern unüberwindlich macht, und viele Schweitzer und Tyroler als Rieſen vor uns hinſtellt — dieſelben

Spiele und Kämpfe können ein neues Menſchengeſchlecht bereiten. Wir werden klein beginnen, aber ſollen wir darum zweifeln, daß wir nach einigen Jahren nicht Jünglinge haben, Darſteller jeder Stärke und Schönheit und Muſter jeder Ringfertigkeit und Ritterlichkeit? ſollen wir immer und ewig wie dummes und plumpes Blei am Boden liegen, und uns ſelbſt zu den Waffenübungen treiben laſſen, wenn Tacitus erzählt, daß unſre Altvordern nackt zwiſchen gezückten Speeren und Lanzen tanzten und über die tödtlichen Spitzen im Scherz hinhüpften? Der Menſch kann unendlich viel, wann er die Faulheit abgeſchüttelt hat, und ſich vertraut, daß ihm gelingen muß, was er ernſtlich will. Die Stunden, welche ich auf ſechs Monate gerechnet habe, mögten manchen wohl zu wenig dünken; aber ich habe dieſe, und nur dieſe wählen müſſen, damit die bürgerliche Ordnung und Arbeit nicht zu ſehr geſtört würde. Aber wie die Natur der Jugend iſt, kann ich beſtimmt darauf rechnen, daß, wenn der Stoß einmal gegeben worden, die Jünglinge durch ſich ſelbſt und auf mancherlei Weiſe die Uebungen auch in andern Stunden fortſetzen und ſo durch eigenen Trieb vollenden werden, was die Haushaltung mit der Zeit auf den öffentlichen Spielplätzen nicht erlaubte. Die Hauptſache iſt mir auch hiebei, daß die Geiſter geweckt und gelöſt werden. Es iſt ein wunderbares Ding um den Menſchen, und ſelbſt um den menſchlichen Leib; er iſt oft einer Blume zu vergleichen, worüber der Gärtner eine Scherbe oder ein Glas geſtellt hat, damit Luft und Froſt ſie nicht berühren: ſie kriecht matt am Boden hin. Gieb ihr Luft und

Licht, und in wenigen Tagen breitet ſie ſich mit allen üppigen Blättern gegen die himmliſche Höhe aus. So iſt der menſchliche Leib und Geiſt jeder in ſeiner Art. Gieb dem Geiſte einen Stoß, ſchnelle ihn mit irgend einem lebendigen Triebe fort, wehe die trüben Wolken der Dumpfheit von ihm, und der Leib entwickelt ſich wunderbar unter dem heitern Himmel des Geiſtes. Alſo immer friſch! übe den Leib männlich und tapfer, und du übſt zugleich eine männliche und tapfere Seele.

Dieſe Uebungen, welche als allgemein menſchliche Uebungen für die Bildung und Schönheit der Leiber und Geiſter betrachtet werden können, ſind zugleich kriegeriſche Uebungen. Alles, was die Leiber ſtark und geſchwind und die Geiſter frei und entſchloſſen macht, ſchafft auch treffliche Soldaten. Dieſe meine Jünglinge dürfen nur unter die alten geübten Krieger eingeſtellt und einige Wochen in den gewöhnlichen Bewegungen und Handgriffen unterwieſen werden, ſo ſind ſie fertige Krieger. Auch daß dies eine Vorübung des Krieges würde, hatte ich im Auge; aber jenes Erſte, vortreffliche Menſchen zu machen, war mir immer das Größte.

Ich bin feſt überzeugt, daß der Kriegskunſt in den nächſten Zeiten eine große Veränderung bevorſteht; durch Jugendübungen dieſer Art würde ſie am geſchwindeſten kommen. Das ſchwere Geſchütz und ſein Gebrauch iſt zu der Leichtigkeit und Vollkommenheit gediehen, daß es ſich grade dadurch vernichten muß; man muß darauf ſinnen, dieſes Mordſpiel, was Kanonen und Kartätſchen jetzt mit dem Menſchen treiben, durch ein anderes Spiel zu zerſtören, und man wird es dadurch zerſtören. Für Feſtungen und Gebirge, für geſchloſſene Päſſe und Schlüchte wird das ſchwere Geſchütz immer ſeine Vorzüglichkeit behaupten. Aber Feſtungen werden durch gleiches Geſchütz beſchoſſen und genommen oder ausgehungert; Heere in Gebirgen und Päſſen können oft umgangen, und ſo aus dem Vortheil ihrer Stellungen geſetzt werden: und iſt das nicht, ſo können ſie nicht immer dort ſtehen; ſie wollen leben, ſie müſſen auf die Ebene herunter, wo Vieh, Korn, und Wein wächſt, und müſſen um ihren Beſitz ſchlagen. Da nun droht dem ſchweren Geſchütz ein Feind, der gewiß kommen wird. Wir ſetzen eine halbe Million Männer zwiſchen achtzehn und fünfundvierzig Jahren, deren Jugend auf die vorbeſchriebene Weiſe geübt worden iſt. Ich wähle mir aus dieſen ein Zehntel aus, d. h. 50,000, die ſtärkſten, gewandteſten, und geſchwindeſten Männer, welche Lanze und Schwerdt zu handhaben und auf fünfhundert bis tauſend Schritt den Pferden faſt gleich zu laufen wiſſen. Dieſe ſind in meinen Schlachten, was die Römer Tertiarii nannten, die dritte Linie, der gewaltige Rückhalt. Sie ſind für die großen Schläge beſtimmt, und werden, ſo lange die Schlacht ſich mit dem Feinde nur noch betaſtet, und die Anfänge verſucht, und die Gelegenheiten und Stellungen prüft, außer der Schußweite gehalten; wann aber irgend ein großer Augenblick der Entſcheidung erſcheint, dann rennen ſie mit und gleich den Reitern vor, werfen, zertrümmern, nehmen das Geſchütz: ſie vernichten. Dieſe Entwickelung oder etwas ihr Aehnliches ſehe ſich im Geiſte voraus, wodurch eben die Furchtbarkeit des großen Geſchützes durch perſönliche Geſchwindigkeit und Kühnheit zum großen Theil vereitelt werden und Stärke und Muth wieder ihre alte Stelle erhalten müſſen. Wir wiſſen, wie die Aufſtänder der Vendee, die Neger auf Hiſpaniola, ja auch die Tyroler Kanonen genommen haben. Durch ſo geſchwinde und ſtarke Krieger wird, wenn bei ihnen die rechte Kühnheit iſt und ſie einen den Augenblick faſſenden Führer haben, oft in zwei drei Stunden entſchieden werden können, was man jetzt in zwei drei Tagen mörderlicher, und nicht ſo luſtig und menſchlich, methodiſch abkanoniert. Ich ſetze unendliches Vertrauen in Lanzen, von ſtarken Armen geführt und auf ſchnellen Füßen fortgetragen; ſie müßten in wenigen Stunden ein Schlachtfeld rein fegen. Freilich in der Hand eines dickbäuchigen Bürgers und langſamen Bauren, wie ſie nur ſind, welche nach einem Lauf von funfzig Schritt fünf Minuten Athem holen müſſen, iſt Lanze und Spieß, gegen Feuergewehr gebraucht, eine lächerliche Waffe; aber in den rechten Händen müßten ſie jetzt wirken, wie vormals, zumal wenn man bedenkt, wie wenige Kugeln treffen. Im Gebirgkriege, gegen zerſtreute Truppen, und Jäger würden die Lanzen weniger anwendbar ſeyn; dort vertauſchten ihre Träger ſie gebührlich mit Büchſen oder Flinten. Wenn die teutſchen Beine in der Jugend laufen und die teutſchen Brüſte in der Rennbahn Athem holen lernen, ſo ſollten teutſche Fäuſte mit dieſen Waffen den leichten Franzoſen wohl einmal etwas aufgeben, und wir würden von dem alten furor tedesco der Lanzknechte des Jakob Emſer und Georg Frondeberg, wovon Machiavelli und Guicciardini ſo viele Wunder zu erzählen wiſſen, noch einmal ſingen und ſagen. Die Zeit wird viel Neues bringen in der Kriegskunſt wie in allem; glücklich, wenn wir auf alles bereit ſind und die Geiſter auf männliche Künſte und Tugenden rüſten!

Ich komme jetzt zu dem, worauf dies alles, wenn gleich aus einiger Entfernung, auch hingeſpielt hat, auf die Einrichtung des eigentlichen Kriegsweſens in einem kleineren oder größeren teutſchen Staate; denn auf die Vorausſetzung einer beſtimmten Größe kömmt es mir hier nicht an. Fürs Erſte ſchneide ich durch meine Einrichtung neun Zehntel des ganzen ſtehenden Fußvolks weg, und bringe das hervor, daß nur einige Wochen im Jahre das ganze Volk ſich zum gewaltigſten Kriege zu rüſten ſcheint, dann aber die verſammelte Menge ſich wieder in den Geſtalten und Geſchäften des Friedens verliert. Ein Großes, was ich dadurch gewinne, iſt eine außerordentliche Erſparung von Mitteln. Ich erleichtere dem Staat und ſeinen Bürgern die Laſt, worunter ſie ächzen; denn bei der bisherigen Verfaſſung waren es die ſtehenden Heere, wofür auch im Frieden die meiſten Auslagen gemacht werden mußten. Mein größter Gewinn aber iſt für die Sitten; denn ſtehende Heere ſind in Friedenszeiten ſtockenden Lachen gleich, woraus Fäulniß und Ungeziefer brütet: der Paradendienſt, der viele Müßiggang, und das dichte Zuſammenleben im geſchäftigen Nichtsthun müſſen die Jugend nothwendig vielen Lüſten und Laſtern preisgeben. Was ich hier wegen des Fußvolks vorſchlagen werde, iſt im Ganzen gar nichts Neues; mehrere Völker haben ähnliche Einrichtungen gehabt, und noch beſteht eine ſolche Einrichtung bei zwei Völkern, welche nebſt den Schotten unſtreitig das erſte Fußvolk der Welt ſind, bei den Schweden und Normännern. Schweden unterhielt vor ſieben Jahren 50,000 bis 60,000 Mann Fußvolk in Friedenszeit. Wie das Verhältniß ſeit den letzten drei Jahrey ſteht, weiß ich nicht. Von dieſen 50,000 bis 60 000 Mann waren etwa 8000 Mann (nemlich die Leibwächter und einige andere Regimenter in Feſtungen) geworbene und zugleich ſtehende Soldaten. Die übrigen erſchienen nur etwa drei Wochen im Jahre ſo, wann ſie ihre Uebungen hielten; dann verſchwanden ſie wieder gleich allen andern Bürgern unter dem Volke. Man nannte dieſe auf ſo wenige Wochen erſcheinende Soldaten eingetheilte Regimenter, und ſah ſie als den eigentlichen Kern der ſchwediſchen Macht und Ehre an. Der Name und die Einrichtung gehört Karl dem Elften, einem der größten und weiſeſten Könige Schwedens. Er machte einen Anſchlag über das ganze ſchwediſche und gothiſche Reich, wie viele Regimenter Fußvolk und Reiterei jede Landſchaft halten könnte, vertheilte auf die Grundſtücke, wie viele Soldaten jedes Gut und jede Dorfſchaft halten ſollte, und ſchlug zur Beſoldung des Befehls Ländereien von Staatsgütern an. Dieſe jedem Regiment zugetheilten Ländereien, welche als die Beſoldung der Officiere und Unterofficiere betrachtet werden können, heißen in Schweden Wohnſtellen (Boſtällen). Auch den Gemeinen wurden kleine Vortheile zugeſtanden, z. B. eine Wohnung, ein Gärtchen, ein Morgen Landes zu beſäen, freie Weide für eine Kuh, freies Holz. Im Frühlinge verſammelt ſich jedes Regiment etwa drei

Wochen lang, und macht ſeine Uebungen: je alle fünf oder zehen Jahre werden auch wohl größere Uebungen gemacht, zu welchen die Regimenter mehrerer Landſchaften zuſammenſtoßen. Etwa einmal oder zweimal monatlich halten die Officiere in den einzelnen Kirchſpielen eine Art Schau, die ſie Kirchenparade nennen. Man hat dieſe Regimenter, wiewohl ſie keine täglichen Wachparaden halten, nie beſchuldigt, daß ſie ſich ſchlechter ſchlagen, als die königlichen Leibwachen und andere geworbene Regimenter.

Ich habe eben geſagt, ich bedürfe keiner beſtimmten Vorausſetzung noch einen gegebenen Staat für meine Einrichtung, weil ſie auf das Kleine wie auf das Große paſſe; aber das Gegebene erklärt beſſer: und ich nehme mir deswegen etwas Beſtimmtes. Dieſes Beſtimmte ſei der preußiſche Staat, wie er im September 1806 war.

Dieſer Staat von ungefähr 10 Millionen Einwohnern ſoll in Friedenszeiten alſo gerüſtet ſeyn, daß er, ſo wie das Wort Krieg erſchallt, 300,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reiter, und 25,000 Mann für das Geſchütz und die Feſtungskunſt in wenigen Wochen fertig ſtehen hat.

300,000 Mann Fußvolk iſt für die Friedens- und Kriegszeit mein feſtſtehendes Simplum.

Von dieſen 300,000 Mann ſind etwa 20,000 Mann ſtehende Soldaten, für den Dienſt und Glanz des Herrſchers. Die übrigen werden nur während der Uebungen jährlich einige Wochen in ihren Darſtellern geſehen.

Meine Fahne (Regiment, oder Stab) Fußvolk beſteht aus 2500 Mann.

Dieſe Fahne iſt getheilt in 10 Fähnlein (manipuli, Kompagnien), jedes Fähnlein von 250 Mann.

Ich habe alſo 120 Fahnen Fußvolk.

Von dieſen ſind 8 Fahnen, oder 20,000 Mann, ſtehende Soldaten.

Mir bleiben alſo 112 Fahnen jenes Fußvolks, welches im Frieden kaum geſehen werden ſoll.

Für dieſe beſteht folgende Einrichtung:

Ich ſchlage über mein ganzes Land ein Netz, und theile es nach dem Maaße der Bevölkerung in 112 Kreiſe oder Bezirke, was man ſonſt Cantons nannte.

Jeder Fahne wird ihr Kreis zugetheilt, und ihr Hauptort angewieſen, wo ſie ihre Verſammlungen und Uebungen hält und nach welchen ſie benannt wird. Denn nach Zahlen nenne ich Menſchen nicht gern, z. B. die zehnte oder dreißigſte Fahne. Zahlen ſind todte Dinge, Namen von Orten ſind lebendig; denn Namen von Orten und Menſchen erinnern an Tugenden, die an dieſer oder jener Stelle einſt heimiſch waren, und erwecken neue Tugenden: z. B. das Regiment Anſpach Baireuth, das Anklammer Regiment, das Colberger Regiment jetzt — welche Namen und Erinnerungen!

Alle dieſe auf dieſe Weiſe eingetheilten Fahnen heißen Kreisfahnen zum Unterſchiede von den ſtehenden Fahnen.

Bei jeder Fahne ſind der Stab, die Hauptleute der Fähnlein, und außer dem Hauptmann bei jedem Fähnlein ein Leutnant, ein Feldwebel und ein Unterofficier, welche mit dem Hauptmann die polizeilichen Geſchäfte des

Fähnleins, z. B. die Haltung der Rollen und Verzeichniſſe, die Kirchenparaden u. ſ. w. beſorgen, nach dem Kriegsſtaat ordentlich beſoldet.

Außer dieſen ſind aber bei der Mannſchaft, die unter Einer Fahne ſteht, noch viele Officiere und Unterofficiere angeſtellt, welche für Ehre und Vaterland umſonſt dienen, übrigens aber mit den Beſoldeten nach ihren Graden ganz gleichen Rang haben. Man kann nicht genug Männer haben, welche befehlen können. In Kriegszeiten werden diejenigen von ihnen, die man zum Dienſt bedarf, ordentlich beſoldet.

Den Stab der Fahne ernennt der Herrſcher, der aber gern auf ihre Wünſche hören wird. Die Hauptleute und den ganzen Unterbefehl wählt die Fahne aus ſich ſelbſt nach Stimmenmehrheit, und der Herrſcher beſtätigt die Gewählten.

Soldaten der Kreisfahne ſind alle männliche Einwohner des Kreiſes zwiſchen dem ſiebenzehnten und fünfundvierzigſten Lebensjahre.

Vom Dienſt befreiet nur:

1) Gebrechlichkeit, alſo Untauglichkeit.
2) Beſtimmte Anſtellung in einem Amte, das ſeinen Mann auch im Kriege nicht entbehren kann.
3) Dienſt in dem ſtehenden Heere.

Uebungen hält die Fahne zweimal im Jahre:

das erſte Mal gegen den Ausgang des Winters, vor dem Anfange der Ackerarbeit, drei Wochen lang;

das zweite Mal im Herbſt nach beſtellter Winterſaat, wieder drei Wochen.

Bei dieſen Uebungen müſſen unweigerlich alle erſcheinen, welche pflichtig ſind ſie mitzuhalten; doch ſo, daß die eine Hälfte für die Frühlingsübungen, die andere für die Herbſtübungen genommen wird; denn wir wollen den Gang der nothwendigen Arbeiten und Geſchäfte des Lebens ſo wenig als möglich ſtören.

Einſtellen müſſen ſich an dem Tage, wo die Uebungen beginnen, alle wehrhafte Jünglinge und Männer von dem ſiebenzehnten bis zum fünfundvierzigſten Lebensjahre. Dann wird über alle Waffenſchau gehalten.

Entlaſſen werden aber ſogleich den dritten und vierten Tag alle, die von achtundzwanzig bis vierzig Jahre alt ſind.

Die vom ſiebenzehnten Jahre aber bis zum achtundzwanzigſten müſſen die Uebungen volle drei Wochen mithalten.

Monatlich einmal halten die Hauptleute, jeder in ſeinem kleineren Bezirk, in irgend einem Dorfe oder einer Stadt ihres Mittelpunkts außer dieſen großen Uebungen Kirchenparade ihres Fähnleins.

Jede Fahne hat auch ihren beſoldeten Feldprediger.

Der Anfang und die Auflöſung der Verſammlung zu den Uebungen werden, weil die Menſchen für einen hohen Zweck zuſammenkommen, mit feierlichem Gottesdienſt begonnen und geſchloſſen.

Jeden Tag beſchließt auch ein kurzes Gebet und ein frommes Lied, unter freiem Himmel geſprochen und geſungen, die Waffenarbeit. Denn die Menſchen müſſen beſonders dann an Gott erinnert werden, wo es bloß auf den Leib und die leiblichen Kräfte anzukommen ſcheint und wo die leiblichen Begierden ſo gern wild werden wollen.

Die ganze Schaar, die zu einer Fahne gehört, wird nach ihrer Neigung und Tauglichkeit eingetheilt in Granadiere, Flintner, und Jäger oder Scharfſchützen; vielleicht kommen einmal auch noch Lanzenknechte hinzu.

Sie werden dieſer Eintheilung gemäß verſchieden bewaffnet.

Die Kleidung iſt gleichförmig, nicht ärmlich von Anſehen und Zuſchnitt, aber einfach und tüchtig, wie die Tracht kriegeriſcher Männer ſeyn ſoll.

Die Vermögenden kleiden ſich ſelbſt, die Armen werden von der Gemeinde gekleidet.

Die Kleider dieſer Armen werden von dem Feldwebel jedes Fähnleins in einer beſondern Kleiderkammer verwahrt und ihren Trägern bloß für die Uebungszeit und die Kirchenparaden abgereicht.

Die Waffen ſchaffen und halten die Vermögenden ſich ſelbſt nach den vorgeſchriebenen Muſtern, den Aermeren reicht ſie der Staat.

Während der dreiwöchentlichen Uebungszeit unterhält jede Gemeinde die Unvermögenden, die von ihr ausgehen; aber die Vermögenden unterhalten ſich ſelbſt.

Wann Krieg entſteht, ſo füllt ſich die Fahne von 2500 Mann, falls ſie vollſtändig gebraucht wird, zuerſt von den Männern zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, ſo daß vom zwanzigſten bis dreißigſten Jahre fortgeſchritten wird, z. B. Aushebung der Jünglinge von dem zwanzigſten bis zweiundzwanzigſten Jahre, und ſo weiter. Doch wird keinem Freiwilligen zwiſchen zwanzig und fünfundvierzig Jahren vermehrt mitzugehen.

Iſt ſo gefährlicher Krieg, daß das Simplum um die Hälfte vermehrt werden und alſo 450,000 Mann Fußvolk ausrücken müſſen, oder bedarf man gar das Duplum, oder 600,000 Mann, und reichen die zwiſchen dem zwanzigſten und dreißigſten Jahre nicht zu, ſo nimmt man auch die Jünglinge zwiſchen dem ſiebenzehnten und zwanzigſten Jahre, doch nicht vom ſiebenzehnten bis zwanzigſten Jahre aufſteigend, ſondern vom zwanzigſten bis ſiebenzehnten Jahre hinunterſteigend: ſo daß die vom zwanzigſten bis neunzehnten Jahre zuerſt, dann die vom neunzehnten bis achtzehnten, zuletzt die vom achtzehnten bis ſiebenzehnten Jahre kommen. Denn in unſerm Norden iſt die Jugend zwiſchen dem ſiebenzehnten und zwanzigſten Jahre faſt noch zu grün und ſaftig; ſie kann Muth und Stärke haben wie die andern Männer,, aber ſie iſt den Beſchwerden und Mühſeligkeiten nicht ſo gewachſen, und wird mehr durch Krankheiten als durch das Schwerdte aufgerieben. Die rechten Jahre der Kraft und Ausdauer ſind die Jahre zwiſchen dem fünfundzwanzigſten und funfzigſten Jahre. Die letzten, die an den Aufruf kommen, ſind die zwiſchen dem dreißigſten und fünfundvierzigſten Jahre. Wenn aber die größte Gefahr iſt und Knechtſchaft und Unterjochung gedroht wird, ſo rücken alle Männer, die ſich noch bewegen können, ins Feld, auch die Sechzigjährigen und die Aelteren, und ſchlagen auf den Feind, und zermalmen ihn. Da Geſchicklichkeit und Wille von Jugend auf geübt und beſeelt ſind, ſo werden alle dem Vaterlande ſowohl helfen können als wollen.

Wenn auf dieſe Weiſe ein ganzes wehrhaftes Volk geübtes Fußvolk iſt, wenn die Jugendſpiele und dieſe allgemeinen Kriegsübungen auch den Geiſt eingegeben haben, worauf es ankömmt, ſo wird es ſelten mehr als das Simplum von 300,000 Mann bedürfen, um jedes fremde Volk in Ehrfurcht zu erhalten. Iſt aber ja ein Feind übermüthig, ſo nehme man die ganze Kraft des Volkes, walze ſie auf ihn, und zerſchmettre ihn. Oft ſind die Umſtände ſo, daß dies bald thunlich und rathlich iſt. Schrecken und Furcht ſind überhaupt die einzigen ſicheren Vertheidiger eines Volks und die beſten Bürgen für ſeine Ehre und Freiheit. Ein Volk ohne Waffen ruft vergebens die Gerechtigkeit an, Gott und Menſchen helfen dem nicht, der verſäumt hat, was Gott ihm zum Schutz gab. Kann man durch die Menge geſchwinde Schläge thun und das Uebel an der Wurzel abhauen, ſo iſt es allerdings vortheilhafter, 600,000 Mann auf drei Wochen als 30,000 Mann auf drei Jahre zu gebrauchen.

Dieſem allem, was in ſeinem Zuſammenhange ſo natürlich und einfach und in ſeiner Ausführung ſo leicht iſt, werden viele doch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſchieben. Alte Gewohnheit und Wahn, Dummheit, Faulheit, und Eigennutz werden ein Zetergeſchrei anſtimmen. Das muß die Regierung nicht kümmern, ſie muß die Gewohnheit und den Wahn belehren, die Dummheit zwingen, die Faulheit aufſchütteln, und den Eigennutz ſtrafen. Der allgemeine Vortheil gewinnt unendlich, der Staat bürdet ſich wenigſtens zwei Drittel der

Ausgaben ab, die ihm ein ſtehendes Heer von 200,000 Mann Fußvolk koſten würde, der einzelne Eigennutz darf alſo dagegen nicht ſchreien, weil alle Bürger des Landes dabei gewinnen. Die Dummheit gehorcht nur der Strenge, und die Faulheit will geſtoßen werden; die Regierung muß die Dummen flink und die Faulen rüſtig und lebendig zu machen ſuchen. Sie muß auf das Ganze ſehen, und uns ſo führen, daß wir endlich die wahre Freiheit und Herrſchaft ertragen können. Damit wir freie und ehrenwerthe Bürger ſeyn können, müſſen wir uns für das Große einem ſtrengen Befehl unterwerfen: der freie Mann muß am freieſten gehorchen lernen.

Was die welterobernden Römer Konſkription nannten und was die Franzoſen unſerer Tage eben ſo genannt und mit dreifacher Willkühr bei ſich eingeführt haben, wollen wir nicht haben; freiwillig wollen wir im Frieden für den Krieg gerüſtet ſeyn Nur wann der Krieg da iſt, ſtellen wir uns, wie die Sparter weiland, wie die Römer in ihrer beſten Zeit, wie die Britten noch jetzt, unter die volleſte Gewalt unſers Herrſchers, dann gehorchen wir unbedingt, daß er uns gebrauche für das Vaterland. Was der Staat in Friedenszeiten von ſtehenden Truppen unterhält, ſind keine Ausgehobene, ſondern Geworbene, die ſich in Menge finden werden, da das ſtehende Heer im Verhältniß zur Bevölkerung ſo klein iſt; denn wir halten auf 10 Millionen Menſchen nur etwa 100,000 Mann.

Die Erſparung von Mitteln, welche wir durch die Einrichtung unſers Fußvolks gewinnen, macht es möglich, daß der Staat mehr wenden kann auf das, was auch im Frieden immer bereitet, geübt, und bewegt werden muß.

Es wird ein ſehr zahlreicher Generalſtab gehalten von gebildeten, geübten, und kenntnißreichen Officieren.

Alle die Geräthe, Sammlungen, und Einrichtungen, die für eine ſolche Geſellſchaft gehören, werden auf das freigebigſte geſchafft und angeordnet.

Wie ausgezeichnete Studenten Reiſeſtipendien haben, ſo giebt man ausgezeichneten Köpfen dieſer erleſenen Innung Hülfen zu Reiſen für ihre Kunſt, daß ſie, was in andern Ländern und bei fremden Völkern von Kriegseinrichtungen und Erfindungen Löbliches und Zweckmäßiges iſt, lernen, und in ihr Vaterland bringen. Andere, welche Luſt haben, ſchickt man mit Unterſtützung zu fremden kriegführenden Heeren, wenn man ſelbſt im Frieden ſitzt, damit die lebendige Uebung nicht ermatte, und was Zeit und Völker immer Neues gebähren, nicht ungewußt ſei. Auch ein tapferes und kriegeriſches Volk kann im langen Frieden zu ſehr das Wirkliche und Brauchbare vergeſſen oder mit Veraltetem ſpielen.

Es werden in mehreren Landſchaften Kriegsſchulen geſtiftet, nicht eben ſolche, wie etwa die jetzigen Kadettenhäuſer, die man oft faſt Waiſenhäuſer nennen mögte, ſondern gleich andern Gymnaſien, offene Schulen für jeden, der ſich in den Kriegswiſſenſchaften unterrichten will, oder der ſich ausſchließend für den Soldatenſtand als für ſein künftiges Gewerbe beſtimmt. Für die mathematiſchen Wiſſenſchaften und was als

Beiſache dahin gehört, und für Erdkunde. Naturgeſchichte, und Geſchichte werden die tüchtigſten Männer, welche das Volk hat, hier angeſtellt. Dieſe Lehrſtellen ſind nicht wie jetzt ſchlecht bedachte Wartungsſtellen, ſondern ſolche, mit welchen die gebührliche Entſchädigung und Ehre der Arbeit verknüpft iſt. Weil die Geſchichte eigentlich des Soldaten, ich mögte ſagen auch des Menſchen und Chriſten zweite Bibel iſt, ſo trägt man den beſten und teutſcheſten Männer dieſe große Sache auf, damit ſie in die jungen Seelen gieſſen, was nie vergeht und für Gefahr luſtig und für den Tod unerſchütterlich macht: Gefühle unſterblicher Ehre, Grundſätze politiſcher Weisheit, Lehren, wodurch Freiheit und Vaterland erhalten werden.

Auf Feſtungen, Zeughäuſer, und Geſchütz wird die größte Sorge gewandt. Alle Geräthe des Kriegs müſſen die vollkommenſten ſeyn, weil jeder einzelne Menſch im Staate gedacht wird, als der da mehr werth ſei denn eine ganze Feſtung oder Zeughaus, und weil der Menſch durch die ſchlechte Rüſtung und die ſchlechten Waffen preisgegeben wird, wie die tüchtigen ihn beſchützen.

Die Reiterei von 50,000 Mann und die 25,000 Mann für das Geſchütz und die Feſtungskunſt, ſo wie die 20,000 Mann ſtehendes Fußvolk werden ordentlich geworben.

Der Reiter und ſein Pferd iſt einer zuſammengeſetzten Maſchine gleich, die Kunſt der Befeſtigung und des Geſchützes iſt eine ſinnige und große Kunſt: beide können nie genug geübt werden.

Daher wendet der Staat an was er kann, daß die Reiterei trefflich gerüſtet, beritten, und das ganze Jahr geübt ſei. Ein Reiter iſt einem Matroſen gleich, ſein Pferd iſt ſein Schiff, Waffen und Zeug ſind Segel und Takelei des Schiffes; hier muß alles immer in Bewegung ſeyn Die Reiterei hat in Teutſchland Pappenheime, Geßler, Ziethen, Seidlitze, Laudone gehabt; in den letzten zwanzig Jahren ſcheint ſie nicht mehr geweſen zu ſeyn was ſie in den Jahren 1740 und 1760 war. — Auch das ſchwere Geſchütz und ſein Gebrauch wird nur durch die unaufhörliche Uebung und Fertigkeit ſeiner Handlanger vervollkommnet: eine Artillerie, welche vier fünf Monate im Jahr Schießübungen und große Bewegungen macht und bei welcher man im Frieden das Pulver nicht ſpart, wird im Kriege Wunder thun.

Wie geſagt, ſind die Leute von der Reiterei und dem Geſchütz Geworbene, weil im Frieden auch kein Schatten von Soldatenzwang oder Konſkription erſcheinen ſoll. Doch können auch dieſe beiden Waffenarten im Frieden ihre Kreisſoldaten haben, die man zugewandte oder vielmehr freiwillige Schaaren nennen mögte.

Jedem Staatsbürger nemlich, der zur Reiterei oder zum Geſchütz Luſt hat ſteht es frei, ſich dieſen zuzugeſellen, und iſt er dadurch von der Verbindlichkeit des Dienſtes und der Uebungen in einer Kreisfahne gelöſt.

Die Bedingungen, unter welchen er dies darf, ſind folgende:

Der freiwillige Reiter muß ſich ſelbſt mit Zeug, Waffen, und Pferd völlig rüſten.

Er muß jährlich ſechs Wochen die Uebungen der Reiterei der Standarte, welcher er ſich anſchließt, auf ſeine eigene Koſten mithalten, und ſo bis in das fünfunddreißigſte Lebensjahr fortfahren.

Sein Pferd und Waffen und Zeug müſſen bei der Schau untadelich erfunden werden

Wenn er dies erfüllt, gehört er als freiwilliger zugeſellter Officier oder Gemeiner der Standarte an, und zieht bei'm Ausbruch des Krieges mit ihr aus.

Der freiwillige Artilleriſt muß ſich ſelbſt Waffen und Rüſtung ſchaffen.

Er muß die großen Uebungen ſeiner Schaar jährlich zwei Monate mithalten.

Er muß ſich dabei auf ſeine Koſten unterhalten.

Wenn er dies erfüllt, gehört er nach dem Maaße ſeiner Kenntniſſe als freiwilliger zugeſellter Officier oder Gemeiner der Artillerieſchaar an.

In Feſtungen wird es folgendermaßen gehalten:

Die Bürgerſchaft darin wird als der Beſatzung zugehörig geachtet.

Sie iſt in beſondere Fahnen oder Fähnlein getheilt, je nachdem die Feſtung mehr oder weniger Einwohner hat.

Ein Theil ſind Scharfſchützen, ein Theil Artilleriſten, jeder nach ſeiner Neigung und Tauglichkeit.

Dieſe Bürger ſind alſo von dem Dienſt und der Pflicht der Kreisfahnen ausgenommen.

Dies aber bezieht ſich bloß auf die Bürger, und geht die andere junge Mannſchaft der Feſtungen nichts an, welche auch den Kreisfahnen angehören.

Die Bürger halten beſtimmte Wochen ihre Uebungen mit denen von der Beſatzung zuſammen.

Dient die Beſatzung, wann die Feſtung vom Sitz des Kriegs entlegen iſt, außerhalb der Feſtung, ſo ziehen die Bürger mit ins Feld, deren Alter ſie dienſtpflichtig macht, nach dem Maaße der Jahre, von welchen das Aufgebot über das ganze Volk ergangen iſt.

Uebrigens wird es hinfort nach alter teutſcher Weiſe gehalten:

1) Jeder Mann, der den Bürgereid leiſtet, muß mit Ober- und Untergewehr bewaffnet ſeyn, die ihm gehören, und eine gute Büchſe beſitzen.

2) Er gehört bis in ſein fünfundfunfzigſtes Jahr zur Schützengilde, und muß alle ihre Uebungen mithalten.

3) Dieſe Uebungen werden drei Sommermonate, im Junius, Julius, und Auguſt, gehalten, und nicht als Spiele getrieben.

Zwei Nachmittage in jeder Woche dieſer drei Monate müſſen alle Bürger ohne Unterſchied ſich auf dem Schießplatze einfinden, und die Schießübungen vier volle Stunden mithalten.

Wer nicht erſcheint, giebt eine Strafe, die ihm das Wegbleiben verleidet.

Gewählte Schützenälteſten halten auf Ordnung und Zucht.

An welchen Tagen oder ob die Bürger ſich dieſe Uebungen auch zur Luſt und Feier machen und ſich zum Schluß derſelben mit ihren Frauen und Töchtern mit Tanz, Geſang, und Saitenſpiel ergötzen wollen, das ſoll von ihnen abhangen. Wann aber die Spiele als Feſte gefeiert werden, muß alles feſtlich gerathen, d. h. zugleich ernſt und fröhlich. Es liegt der Obrigkeit ob, darauf zu halten, daß kein Feſt des Volks eine bloße Poſſe wird.

Gegen dieſes und gegen manches Andere, was uns gefällt, wird man aus wirthſchaftlichen und polizeilichen Rückſichten die gewöhnlichen abgedroſchenen Einwendungen machen, daß es die Menſchen an Wildheit und Verſchwendung gewöhne und ſie den nothwendigen Arbeiten entziehe. Ein elender Tadel. Der tüchtige Menſch, der mit nichtswürdigen Vergnügungen und gedankenloſer Faulheit ſeine Zeit nicht vertändelt, hat viele Stunden zu Uebungen übrig, die ihn geſund, muthig, und männlich machen. Ich führe dieſen Einwendern bloß zu Gemüthe, wie viele köſtliche Stunden die meiſten Menſchen im nichtsnützigen und ſchlaffen Herumtreiben verlieren; wie viele Bürger und Bauren nicht bloß ſtundenlang, ſondern tagelang bei dem Bierkruge, der Tabakspfeife, und den Karten ſitzen, und faule Glieder und dicke Bäuche, ungeſunde Säfte, und ungeſundere Empfindungen und Gedanken zu Hauſe tragen; wie viele Jünglinge ſich anderswo nicht ſittlicher und kräftiger herumtreiben. Wer ſolche auf die Rennbahn treibt, thut Gott und der Menſchheit und dem Staat den größten Dienſt. Und ſelbſt wenn dieſe ökonomiſchen Warner Recht hätten, ſo bleibt mein Recht doch beſſer, als das ihrige. Das iſt nicht die höchſte Beſtimmung des Staats, daß wöchentlich einige Schuhe und Strümpfe mehr verfertigt und einige Furchen mehr gepflügt werden, ſondern daß ſeine Bürger ein an Leib und Seele geſundes, kräftiges, muthiges, und geſchicktes Volk ſeien. Uns, auch wenn wir den Menſchen nur als eine Waare oder wenigſtens nur als einen Waarenerzeuger anſehen, kömmt es gar nicht auf die Vielheit, es kömmt uns am meiſten auf die Güte der Waare an: unſer Staat iſt, nicht, damit die meiſten, ſondern damit die beſten Menſchen leben.

Schließlich komme ich auf einige Worte meiner Einleitung zurück, und führe ſie hier wieder an, weil ich ihren Sinn auslegen will. Ich ſagte:

„Traurig iſt die Erfahrung, daß die Epoche des
„höchſten Glanzes und der lieblichſten Blüthe unſers
„Geſchlechts auch gewöhnlich der Uebergang zur
„Weichlichkeit, Faulheit, Knechtſchaft, und endlich
„zum Untergang der Völker geweſen iſt. Bisher
„hat die Geſchichte immer dieſen Zirkel der menſchlichen
„Entwickelung zeichnen müſſen; ich glaube
„aber, daß der Menſch ſeine Linie künftig immer
„gerade fortlaufen kann, daß ſein Leibliches und
„ſeine leiblichen Triebe ſo mit Geiſt durchdrungen,
„ja geſättigt werden können, daß ſie durch die Reize
„und Schmeicheleien des Schönheitstriebes nicht
„mehr den Lüſten und dann der Verfaulung rettungslos
„hingegeben werden; ich glaube, der gebildete
„und durch Geiſt erhabene und befreiete
„Menſch kann ſich nach langen Verſuchen und Prüfungen
„und Durchbildungen endlich Gränzen ſe-

„zen, worin er auf dem höchſten Punkt der Bil„dung durch Schönheit und Anmuth der Sitten „das bewahren kann, was der rohe Menſch umſonſt „hatte und was er deswegen nicht zu ſchätzen wußte: „Stahl des Leibes und Trotz der Seele, ohne welche „beide Eigenſchaften Menſchen nicht frei und glück„lich ſeyn können.“

Man könnte dieſe Worte misdeuten, beſonders, was ich von den Reitzen und Schmeicheleien des Schönheitstriebes ſage, als ob ich meine, der Trieb der Schönheit führe unmittelbar zum Laſter, ich, der eben nichts will, als Leben und Schönheit. Deswegen erkläre ich mich kurz.

Wann der Menſch viele Stufen der Milderung der Rohheit durchlaufen hat, lichtet ſich die Dämmerung der idealiſchen Welt, die er von ſeinem himmliſchen Urſprung her in ſich trägt, allmälig zur Heiterkeit und Klarheit auf, das Geſchöpf ſeines häuslichen und ſittlichen Lebens, die Kunſt, ſchafft und wirkt Vollkommneres und Trefflicheres, als ſie bisher mogte. Nachdem ſie ihre Vorübungen gemacht hat, tritt ſie auf in Kraft und Majeſtät, großartig wie die Natur, und gewaltig wie die Götter, die hinter dem Teppich der Natur ſpielen. Aber dieſe Periode der Kraft geht vorüber, und es kömmt die Periode der Schönheit, wo der Glanz der Huld und Lieblichkeit die Züge der Gewalt und Kraft mildert. Aber nicht lange, und dieſe Schönheit wird Weichlichkeit im Leben und in der Kunſt. Die Menſchen nennen ſie noch immer Schönheit, aber ſie iſt die gefällige und ſchmeichleriſche Buhlerin aller Lüſte und Begierden geworden, und ſchmeichelt die Menſchen gar leiſe und ſanft zur Knechtſchaft der Laſter und zur Knechtſchaft der Deſpoten hinüber. So iſt der Gang der Völker geweſen bis dieſen Tag, langſam von der Wildheit des unſtäten Lebens zu feſten Sitzen und wurzelnden Sitten, dann durch viele Stufen der Roheit zur Bildung, darauf die liebliche Blüthe der Kunſt aus dem Gipfel dieſer Bildung hervorbrechend und Götterglanz und Götterglück in hohen Bildern auf Erden wiederſpiegelnd, aber bald auch die Wolluſt, die Schlaffheit, und Faulheit mit jedem Verderben als nothwendiges Gefolge hinter ihr her tretend, und eine zweite Wüſtenei der Menſchheit zeigend, die viel jammervoller iſt, als die Wüſtenei des Barbaren. Viele haben in dieſen Tagen geweißagt, auch wir Europäer würden jetzt die alte Erfahrung der Geſchichte beſtätigen, wir würden das endliche Schickſal der Babylonier, Griechen, und Römer wiederholen, durch Faulheit und Weichlichkeit entnervt, ohne Trotz und Stolz der Seelen, uns der Knechtſchaft zu erwehren, zuerſt der Raub eines wilden Deſpoten, dann ein ſchmutziger und trauriger Schutthaufe der Menſchheit, wie die römiſche Welt im dritten und vierten Jahrhundert war, endlich bis auf die Namen aus der Geſchichte ausgelöſcht, indem jugendlichere Barbaren ſich zuletzt auf dem Schutt lagerten, ein neues Leben baueten, und nach einigen Jahrhunderten, erſchlafft und abgelebt wie wir, uns ins Nichts nachſänken. Auch der Schatten einer ſolchen Furcht könnte edle Gemüther ſchon verdunkeln; ich werfe daher einige kurze und leichte Bemerkungen über dieſe gewöhnliche Entwickelung der menſchlichen Dinge hin.

Die Kunſt in ihrer Vollendung iſt immer das Zeichen der höchſten Vollendung eines Volks. Kraft iſt ihr erſter Karakter, wo ſie Kunſt heißen kann. In ſolcher Periode ſind die Leiber noch mächtig, freudig, und markvoll, die Geiſter noch rauh, trotzig, und ſtolz: der Menſch trägt noch die einfachen Bilder der großen Natur in ſich, er hat das Gefühl eines gewaltigen Daſeyns. Darauf erſcheint ihm die Schönheit, die den ſeligen Athem der Götterwelt in die Bruſt des Menſchen haucht und den vollen olympiſchen Glanz über ſeine Werke ausgießt. Sie, die himmliſcheſte aller himmliſchen Weſen, ſtellt den heitern Spiel deſſen, was ewig und unvergänglich iſt, vor den Augen des Sterblichen hin, und bändigt ſeine wilden und rohen Triebe durch Gefühle und Geſtalten, die wie Wunder in ſeinem ahndenden Gemüthe aufgehen. Sie ſtellt ihn auf die höchſte Stufe, die er irdiſch erreichen kann, Huld und Stärke, Milde und Kraft, Weichheit und Feſtigkeit, Leib und Seele im volleſten Vereine — das iſt die Schönheit, das iſt ſie, das ſchafft ſie. Aber bald wird das Milde mächtiger, als das Kräftige, das Weiche reitzender, als das Feſte, das Neblichte lieblicher als das Klare: die Gefühle wollen ſich von den Gedanken nicht meiſtern laſſen und verlaufen ſich in die Welt der Irrwiſche und Geſpenſter, die ſie Olympier betiteln. Die Schönheit ſieht die unſelige Verblendung ihres Lieblings des Menſchen, ſie beweint ihn, daß er ſie zuletzt über allen den Truggeſtalten nicht mehr erkennen konnte, und ſich von ihrer Aeffin täuſchen ließ, ſie wirft den letzten Thränenblick auf die Erde, und fliegt wieder in ihren Himmel zurück. Ihre Aeffin, die den Menſchen mit ihren Schimmern und

Aehnlichkeiten täuſchet, heißt Zierlichkeit, wird aber von den bethörten Menſchen Schönheit genannt. Sie verkleinert das hohe Götterleben der Kraft und Schönheit mit ihrem pygmäiſchen Maaße, und ſtellt es ganz tief unten auf dem Boden der Erde in das Kleine und Gemeine hinein; ſie ſchmeichelt allen Leidenſchaften und Lüſten, und weiß ſie ſo auszuſchmücken, daß die Sünde endlich der Tugend gleich ſieht; ſie arbeitet zuerſt für die Bequemlichkeit der Menſchen, zuletzt für die Faulheit und Wolluſt; ſie macht ſie zu Knechten am meiſten dadurch, daß ſie die ſtarken Geiſter austreibt. Dann iſt ein verzierter und verkünſtelter Menſch fertig geworden, es iſt ein Menſchenaffe geworden. Auch in dem heroiſchen Zeitalter der Kraft und Schönheit herrſcht Wolluſt und Laſter, aber fröhlicher und natürlicher und den Menſchen nicht ſo entehrend, als die berechneten Laſter der Bequemlichkeit und Faulheit, wo er ſeine wollüſtigen Genüſſe wäget und mißt, ja wo er zuletzt ſo ſchlaff wird daß er nicht mehr kräftig ſündigen kann. Denn der Tod der Geiſter iſt der Tod des Lebens und der Freiheit. Es bleiben auch in Sklavenzeiten ſtarke und plumpe Leiber genug. Rom unter den Imperatoren hatte Syrer und Kappadocier, deren Schultern trugen, was Achill und Milon hatten tragen können; es hatte Gladiatoren, welche die unglaublichſten Uebungen der Stärke und Gewandheit zeigten, aber es hatte doch kein kühnes und edles Leben mehr, weil der Glanz ſtarker und kühner Seelen nicht durchleuchtete. Iſt die Epoche der Weichlichkeit und Schlaffheit eingetreten, ſo iſt das Eigenthümliche und Erfinderiſche, was allein Leben heißen kann, entflohen: die Künſtler zerarbeiten ſich in dem Zierlichen, Mühevollen, und Manierirten; die Gelehrten in raſtloſer Mühe häufen Schutt für die Jahrhunderte auf, nagen an den Büchern und Rollen der vergangenen Zeit wie ächte Bücherwürmer, und ſind nichts weiter als papierne Männchen ohne Saft und Kraft, ja ſie verwehen mit ihren unſterblichen Werken gleich ihren Papierſchnitzeln, weil ſie aller Schwere und Gediegenheit des Lebens mangeln; die Bürger ſammeln Gold und Silber, und wiſſen ſich keine Luſt und Waidlichkeit daraus zu bereiten; kurz alle in ſogenannter geduldiger Tugend und tugendhafter Geduld thun, wie ſie meinen und ſagen, alles für das Gute und Schöne, aber die Kühnheit und der Muth fehlt, das irdiſche Leben durch That und Genuß zu einem göttlichen Leben zu machen.

Wir Zeitgenoſſen ſind in dieſer Epoche geſtanden, die meiſten von uns ſtehen noch darin: wir ſind eine Schattenwelt unſerer Väter geworden, wir ſcheinen zu leben, und leben doch nicht. Soll ſich in uns der alte traurige Zirkel der Weltgeſchichte auch wiederholen? ſollen auch wir beſtatigen, daß zuletzt eine unheilbare Faulheit und Schlaffheit kömmt, welche die Gemüther ſo anfrißt, daß alle Gefühle der Wahrheit und Schönheit und aller Stolz und Muth, auf welchen auch die politiſche Freiheit der Völker allein ruhen kann, nicht wieder zu erwecken ſind? ſollen wir, die Enkel der Germanen einſt als ein Geſindel gezeigt werden wie die entarteten Enkel der Männer von Miletus, Athen und Korinthus? Nein, das wollen wir nicht. Wir leben in anderer Zeit, wir haben einen anderen Geiſt empfangen; wir wären die unwürdigſten und elendeſten, wenn uns widerführe mit unſerer Schuld, was jenen widerfahren mußte ohne ihre Schuld. Hört mich!

Das Chriſtenthum hat eine neue Zeit gebracht, und einen neuen Geiſt, wovon die Alten nichts wußten. Dieſer Geiſt wohnet jetzt licht und klar in Tauſenden, wo er in der alten Zeit in Zehnen kaum dämmerte. Wir ſind Menſchen des Gedankens und des Bewußtſeyns geworden, wir ſollten es werden; darum ward unſre Religion die Religion des Lichts genannt. Auch wir ſind durch lange und mühſelige Jahrhunderte, damit wir zur geiſtigen Mündigkeit gelangten, zerarbeitet und zerſchlagen worden, wie man Metall in dem Mörſer zerſtößt. Wir beſitzen unſre Mündigkeit noch nicht, aber wir ſtehen in den Vorhallen des Tempels, wo ſie ausgeſprochen werden wird. So weit ſollen die lichten Geiſter des Chriſtenthums unſer Geſchlecht führen, daß es auf ihren Sonnenflügeln wieder das Land der Urkraft und der Urſchönheit der Menſchheit erfliegt; wir ſollen durch Kunſt die Natur wieder erfaſſen. Wenn wir begriffen haben, was Geiſt und Leib der Welt und des Menſchen eigentlich bedeuten, wie ſie ſich im ewigen Wechſelleben reitzen und vermählen und durchdringen, und wie allein durch ihr richtiges Ebenmaaß das Große und Würdige geſchaffen und erhalten werden kann — ſo werden wir, jeder für ſich und die Weiſeſten für alle, ſolche Einrichtungen treffen, daß wir die leibliche Kraft und Freiheit unſerer mit Recht geprieſenen Väter neben den Gütern des künſtlichen und gebildeten Zuſtandes werden zu erſchaffen und zu bewahren wiſſen. Sonſt muß das Unvermeidliche geſchehen, daß wir von Kraft zur Schönheit, von Schönheit zur Zierlichkeit, von Zierlichkeit zur Weichlichkeit und Faulheit, von dieſen zur Gedankenloſigkeit und Mattigkeit aller Triebe und Geiſter, dann zur

Knechtſchaft, und durch die Schande der Knechtſchaft endlich zum rohen und thieriſchen Nichts zurückfallen, wo wir nur Zahlen ſind, und keine Namen.

Bei dem Bewußtſeyn des waltenden und erhaltenden Geiſtes, wohin das Chriſtenthum das menſchliche Geſchlecht geführt hat und weiter führen wird, dringen ſich uns zwei große Lehren auf. Sie heißen:

Die erſte: *Je unabhängiger du im Geiſt ſeyn willſt, deſto unabhängiger mache den Leib von Bedürfniſſen.*

Die zweite: *Je ſtärker und mächtiger du deine Seele wünſcheſt, deſto ſtärker und mächtiger mache den Leib.*

Dieſe Lehren ſind für jeden einzelnen Menſchen und für ganze Völker gleich gültig, beſonders muß der Mann ſie ſich merken, der durch politiſche Einrichtungen ein Volk frei und glücklich machen will.

Gymnaſtiſche und männliche Uebungen müſſen bei dem künſtlichen Menſchen allgemein werden. Er muß durch Kunſt und Gedanken erſchaffen, wozu Noth und Leben den natürlichen Menſchen zwingt: ein kräftiges, ſchönes, und kühnes Geſchlecht. Wenn dieſe Uebungen durch Geiſt beſeelt werden, wenn irgend ein hohes Ziel der Tugend und Herrlichkeit in der Ferne gezeigt wird, dann kömmt den Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts, die durch Faulheit und Weichlichkeit erſchlafft waren, jener aus Leib und Seele zuſammengegoſſene Ernſt und Trotz, jener Stolz des Daſeyns wieder, der dem Leben Würde und Freiheit und der Kunſt Kraft und Schönheit zurückbringt.

Dies wollte ich zum Schluß andeuten. Es war das Erſte, was ich in dieſen fliegenden Blättern meinte.

Jo Fr Gruneri
Opuscula

Hiſtoriſches
Taſchenbuch
für
das Jahr 1814.

Von

Ernſt Moritz Arndt.

L. Wildmoſer

[illegible] 30647

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius,
1814.

KÖN[illegible] UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Ihrer Majeſtät

der

regierenden Kaiſerin

aller Reuſſen

in tiefſter Ehrfurcht

geweiht

vom Verfaſſer.

Zueignung.

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge,
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit, o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzigſchönes Land der Fantaſien!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blüh'n.
O Lüfte, die wie Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel ziehn!
Als bunte Vögel zu der Zeit des Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O ſüße Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabener Walter, wunderbarer Geiſt!
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerſtrom des ew'gen Lebens fleußt,
Wo alle Sinne ſtolz zur Jugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was ſie verheißt,
O frommes Ahnden, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo ſeid ihr geblieben?

Ihr ſeid dahin, und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt;
Der ſtolze Wahn ſinkt von dem Himmel nieder
Und fühlet nun, wie tief der Gott hier fällt;
Die lahme Schwinge ſtreifet müd' und müder
Am Boden hin, die einſt das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmeſſen,
Hoch ob Olympen fliegend und Parmeſſen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt?
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine ſtillen Thränen oft beglückt?
Das waret ihr, ihr ſtolzen Götterſöhne,
Herren ihr, mit jeder Kraft geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt die, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohen Stammeln ſchon das Kind gelallt,
Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage, und ſie hat geklungen,
Solange Geiſter rund in Leibern gehn,
Vieltauſendmal haſt du dich umgeſchwungen,
O Sonne, um der Alpen höchſte Höh'n,
Vieltauſendmal biſt du dem Meer entſprungen,
Doch haſt du Einem Glücklichen geſehn?
Von Millionen Menſchen auch nur Einen,
Die deine Strahlen liebevoll beſcheinen?

Du kennſt die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennſt auch dieſen Klang;
Was Geiſter leiſe Geiſtern nur erzählen,
Das ſpricht in zarten Räthſeln der Geſang,
Er wohnt mit Herrſchern in den Kaiſerſälen,
Er ſpielt mit Hirten an des Hügels Hang
In tauſend Bildern, Farben und Geſtalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er fliegt leicht, der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild;
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt;
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wann rein ſein Strom aus der Begeiſtrung quillt:
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Des edlen Herzens kühne Zuverſicht:
Der Gott der Sterne iſt der Gott der Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts;
Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzt in ihr Nichts,
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten
Und ſeine Welt wird Gott der Herr erhalten.

Es iſt kein Trug, was hohe Seelen ſchwellet,
Was kühne Geiſter denken, iſt kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Buſen hellet,
Blitzt durch der Götter Bruſt, der Sonnen Bahn,
Die Kraft, die Liſt und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens ſchönen Kranz empfah'n:
Sie heißet Einfalt, Unſchuld, Demuth, Friede,
Und ſchirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

Vorrede.

Dieſes Büchlein enthält meiſtens alte Geſchichten und Begebenheiten aus längſt vergangenen Zeiten. Altes iſt gewählt, weil es als eine abgeſchiedene Geſtalt des Lebens Liebe und Haß weniger erregt und den Erzähler und die Zuhörer nicht in eine zu große Theilnahme reißt, welche das Urtheil verdunkelt und das Verſtändniß ſchwächt. Neues iſt gefährlicher, und ſeine Wahrheit iſt ſchwerer zu finden und zu ſagen; zu finden, weil Freude und Leid der Gegenwart auch die Beſten beherrſchet; zu ſagen, weil Kurzſichtigkeit oder Neid, oder Dummheit durch Deutelei und Dreherei das Unſchuldigſte und Allgemeinſte ſchuldig und einzeln machen kann: ſchon Tacitus klagte: Selten iſt das Glück der Zeiten, wo man ſagen darf, was man meint.

Dieſe alten Geſchichten, wenn ſie einfältiglich erzählt ſind, können doch nicht veraltet geſcholten werden, ſondern ſtehen lebendig in der Gegenwart. Denn die Geſchichte iſt wie das Leben zugleich alt und jung; ſie iſt wie die Dichtung ein Spiegel des Allgemeinen und Ewigen; ſie ſieht mit tauſend Geſichtern zugleich rückwärts und vorwärts; rein erſcheinen in ihrer lethiſchen Fluth die Bilder und Geſtalten, welche aus dem Schutt der Zeiten als bedeutende Hieroglyphen oder blutige Ungeheuer hervorragen sollen.

Ob in der Auswahl dieſer Bruchſtücke eines größeren Werks ein innerer Sinn oder eine Anſpielung auf den Tag und die Stunde liegt, darüber wäre lächerlich hier etwas zu ſagen; aber Eines iſt ſterneklar, daß ſie am meiſten in Beziehung auf Teutſchland geſchrieben ſind, und darüber darf und muß hier ein Wort geſagt werden.

Wie der Strom der europäiſchen Geſchichte ſeit der Aufräumung und Verwandelung der alten Welt gerollt iſt, ſind Italien und Teutſchland die Centralländer der neuen Welt geworden; ſie ſind es geblieben bis auf die neueſten Zeiten, wenn auch England und Hiſpanien durch die weite Ausdehnung und Wirkung ihrer Herrſchaft und durch die Stiftung neuer Welttheile, wenn auch die Franzoſen durch den Lärm und durch das Unglück, das ſie ſeit zwei Jahrhunderten in unſern Geſchichten gemacht, zuweilen bedeutender geſchienen haben. Um das Herz und durch das Herz rollt das Leben des Menſchen um und durch das Herz Europens rollt Europas Leben. Italien und Teutſchland werden bald auch politiſch wieder der Mittelpunkt werden und man darf wohl darauf hinweiſen, wie ſie es werden müſſen. Hier muß der Schreiber auch von ſich ein Wort ſagen.

Die Art ſeiner Darſtellung, ſeine Anſicht, ſeine Geſinnung, das Lob der alten Zeiten und die

Klage über ihren Untergang, die oft mit unwillkührlicher Sehnſucht hervorbricht, mögten verrathen, daß er nur das Alte liebt und daß Republiken ihn die glücklichſten Verfaſſungen dünken. Auch giebt es immer Leute, die mit den Namen Demokrat, Republikaner, Jakobiner gern Zeter ſchreien. Darüber bedarf er nicht ſich zu erklären; er ſagt nur, daß er oft mit ſüßer Erinnerung und Wehmuth daran denkt, daß er einſt ein Jüngling war und jetzo ein Mann iſt; daß ihm aber jeder Abſchnitt des Lebens, mit

Freiheit und Muth verlebt, gleich göttlich däucht. So auch die Weltalter und ihre Epochen. Er darf ſich kühnlich darauf berufen, daß er von Anfang an die Tollheiten der neuen und neueſten Republiken, die man hat machen wollen, verabſcheut hat, daß er von Herzen und Seele immer Monarchiſt geweſen iſt, nicht grade, weil er Monarchien herrlicher und weiſer hielt, als Republiken, ſondern weil er durch die Geſchichte gelernt hat, daß das Zeitalter der Republiken vergangen und das Zeitalter der Monarchien gekommen iſt. Er wäre ein Heuchler und Lügner und ein dummer Schmeichler erhabener Monarchen, die ſolche Schmeichelei weder wollen noch gebieten können, wenn er leugnete, daß ihm die Herrlichkeit von Athen und Florenz, von Venedig und den Niederlanden, wie ſie einſt waren, nicht ewig gefallen müſſen; aber er weiß, daß ein anderer Gott und eine andere Geſchichte gekommen iſt.

Der chriſtliche Gott hat die alten Götter zerſtört und ihre Altäre umgeſtürzt: die blühende und unruhige Vielheit der Welttriebe und Mannigfaltigkeit der Jugendkräfte hat ſich mehr in kräftiger Mannheit und frommer Einheit geſammelt. Der Jüngling iſt demokratiſch, der Mann iſt monarchiſch. Alles hat ſeit jener Zeit bis auf den heutigen Tag gearbeitet, das Verſchiedene einfach, das Streitende freundlich zu machen. Zwar in dem Mittelalter iſt noch einmal eine chriſtliche Jugendwelt, eine ganz andere als die der Alten wieder aufgeblühet; aber auch dieſe iſt vergangen und wird nimmer wieder kommen: denn die Zeit kehrt ſo wenig in ſich ſelbſt zurück, als ein Strom zu ſeiner Quelle fließt und ein erwachſener Mann in ſeiner Mutter Leib zurückkehren mag.

Nicht durch ein Ungefär — die Geſchichte, die tiefſte Offenbarung Gottes, kennt kein Ungefär — hat ſich die Welt mit dem Einen Gotte von Jahrhundert zu Jahrhundert in Europa mehr und mehr in großen und einfachen Maſſen abgeſetzt, und thut dies bis auf den heutigen

Tag. Die Berge mit ihren verwitterten Spitzen bröckeln und rollen zuſammen, die uralten Gebilde der früheſten Zeit, und werden Flächen und werden Thäler, wo der Pflug zieht; die kleinen Republiken, die kleinen Staaten, die kleinen Fürſtenthümer verſchwinden durch eine unwiderſtehliche Gewalt; ſelbſt die Liebe des Einzelnen und Kleinen verſchwindet mehr und mehr in den Herzen der Menſchen und richtet ſich auf das Ganze und Große. Es iſt Gott, es iſt die größte Gewalt der Dinge, die dies vollbringt:

die Menſchen müſſen ihren Willen thun. Jetzt kämpfen Welttheile gegen Welttheile und Länder gegen Länder, Nord und Süd, Oſt und Weſt ſtürmen in Windsbraut zuſammen, alle Völker, alle Sprachen, alle Sitten, alles Glück und Unglück miſcht ſich in einem dunkeln Strom. Die nächſten Decennien werden den Strom aufklären und die Bedeutung dieſer Kämpfe enträthſeln.

Dieſe Bedeutung iſt keine allgemeine Monarchie, eine ſolche gefällt Gott nicht; denn ſeine Luſt heißt Freiheit und Mannigfaltigkeit und edler Wetteifer der Kräfte, ja Krieg iſt ſeine Luſt und ſeine Geſchichte — darum hat er verſchiedene Völker geſetzt — aber ein Krieg für Gerechtigkeit und Ehre. Das iſt die Bedeutung dieſer Zeit, daß die kleinen Staaten vergehen und große Monarchien ſich geſtalten und abründen ſollen. Was auch Menſchenliſt und Menſchenwahn anders wollen und meinen, Gott wird es hindurchführen und aus den Gräueln und Getümmeln des

Tages eine ſchöne und freie Welt verſchiedener Völker und Monarchien hervorgehen laſſen.

Dies ſage ich als ein wahres Wort; würde es doch als ein ernſtes Wort vernommen! Zerſtieben werden die Entwürfe und Liſten derer, die es anders wollen, die kurzſichtig und geitzig das Alte wiederherſtellen wollen; zerſchmettern wird Gott alle, die hier gegenſtreben, und die Wünſche der Guten, die Arbeiten der Weiſen, die Künſte der Böſen, wenn ſie ſeinem Willen nicht gehorchen wollen, werden wie Spinnengewebe im Winde zerfliegen. Mögten doch alle ſich durch die Zeit, die einzige Weiſerin und Prophetin warnen laſſen! mögten doch die, bei welchen die Entſcheidung und das Heil des Augenblicks ſteht, lieber das Leichte wollen, als das Schwere! Denn wahrlich ich ſage es, und die Gegenwart ruft es mit Donnerſtimmen: alle große Arbeiten und Thaten für die Freiheit und Ordnung Europens werden vergeblich ſeyn, ſo viel edles und theures Blut wird umſonſt vergoſſen ſeyn, wenn man gegen den allmächtigen Strom der Zeit ſchwimmen will. Gott iſt ein Monarch geworden, die Länder ſollen Monarchien werden, die Republiken und die Kleinherren und Viertelherren ſind vergangen und werden vergehen.

Dies ſei genug für das Ernſte und Schwere des Büchleins. Man hat in Verſen noch etwas Luſtiges und Leichtes darauf ſtreuen wollen. Möge es wirklich luſtig und leicht ſeyn und als Blumenflocken die ſtrenge Furchtbarkeit der Geſchichte bedecken! Dies iſt der letzte Wunſch, und daß dem ganzen Erdball ein fröhliches Neues Jahr der Gerechtigkeit und Freude aufgehe.

Inhalt.

I) Bruchſtücke einer teutſchen Kronik.

- a) Herrmann. . . . . . . pag. 1
- b) Die Hunnen und die Völkerwanderung. — 50
- c) Teutſchland gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts. . . — 79
- d) König Friedrich der Zweite und ſein Zeitalter. . . . . — 135

II) Gedichte, als Blüthenſtaub über den Ernſt hiſtoriſcher Facta geſtreut. . . — 193

Bruchſtücke

einer

teutſchen Kronik.

a. Hermann.

So blieb Oſtgermanien ruhig, aber in Weſtgermanien war großes Getümmel, als Tiberius die Dalmaten und Pannonier kaum beruhigt hatte; denn es lag ein ganzes römiſches Heer erſchlagen, und der Schrecken war groß in Rom und in Italien und die Menſchen fürchteten ſchon, die Cimbern und Teutonen werden wieder kommen. Folgendes war aber die Urſache und der Erfolg des Krieges:

Druſus und Tiberius hatten das Land zwiſchen dem Rhein und der Weſer mehr durchſtreift als erobert; doch waren die römiſchen Vorpoſten und Kaſtelle bis an die Lippe und Ems gerückt und die Römer betrachteten das Land als ihre Provinz und behandelten es als ſolche. Aber hier erſchien, daß es leichter iſt, eine Provinz machen, als behaupten. Den römiſchen Legionen befahl jetzt Quinctilius Varus, ein Mann von mildem und ſanftem Gemüthe, aber an Leib und Geiſt ſteif und gemeſſen, für die Geſchäfte des Friedens geſchickter, als für die des Krieges; auch liebte er das Geld mehr als recht. Dieſem Manne däuchte alles, was gehorchte, auch gebändigt, und er ſaß unter den Germanen zu Gericht, als wäre es auf dem römiſchen Markte geweſen, und richtete die Männer in einer Sprache, die ſie nicht verſtanden, nach Geſetzen, die ſie nicht kannten, nach einer Ordnung, die für ihren Zuſtand nicht paßte. Jetzt erwachten alle, die man mit ſanften Namen und gelinder Behandlung als Freunde und Bundsgenoſſen angezogen hatte; tiefer aber ergrimmten, die beſiegt nur gehorchten, weil ſie mußten: denn nichts iſt freien Menſchen ſchmerzlicher, als Befehle in fremden Sprachen hören müßen und nach Geſetzen gerichtet werden, die ſie ſich nicht gegeben haben. Und Gott wollte, daß die Germanen nicht Knechte werden ſollten, und er hatte einen Jüngling erweckt unter ihnen, der ſie erlöſen ſollte, und dieſer Jüngling hieß Arminius oder Hermann.

Es war aber Arminius ein Fürſt aus dem Volke der Cherusker, welche wohneten in dem Lande zwiſchen dem Harz und der Weſer, und er hatte einen hohen und kühnen Muth und verſtand auch den Krieg, wie ihn die Römer führten; denn er war als Kriegsmann unter ihnen geweſen und Freund und Ritter genannt worden, und es war gar ein [illegible]er,, geſchickter und kluger Jüngling. [illegible]r ergrimmte in ſeinem Herzen, als er ſah, wie ſein freies Vaterland unterdrückt ward und wie freie Männer, die nichts fürchteten als Gott, vor römiſchen Sachwaltern und Beilen zitterten, und er entwich in die Orte, und redete zu den Fürſten und den Aelteſten, wie ſie ſich verbinden mögten und die Römer erſchlagen und die Knechtſchaft abthun von ihrem Lande. Und ſie traten zuſammen und rathſchlageten und ſchloſſen einen Bund und gelobten vor Gott einander treu zu ſeyn; denn es ſei beſſer, einmal ehrlich ſterben, als länger in Schande leben. Und es ward dem Varus und denen, die mit ihm waren, angeſagt: ſiehe, es iſt unruhig im Lande, darum ſei auf deiner Hut, auch hüte dich vor dem Arminius und denen, die mit ihm ſind: denn ſie meinen Arges in ihren Herzen gegen die von Rom. Denn unter den

Germanen waren Verräther, die mehr hielten von den Fremden als von den Ihrigen und denen die Römer Gnadengelder bezahlten; und unter ihnen war ein germaniſcher Fürſt, der hieß Segeſtes und war ein Erzböſewicht gegen ſein Land bis an ſeinen Tod. Dieſer warnete Quinctilius Varus noch den Tag vor dem Unglück; er aber glaubte ihm nicht, denn er dachte in ſeinem He[illegible] dieſe werden ſich nicht rühren, die ſ[illegible] werden vor den Beilen meiner Schergen. Denn ſo iſt es: will Gott das Glück wegwenden, ſo verwirrt er die Rathſchläge und verblendet die Augen, daß ſie nicht ſehen, und rennen ſo blind in ihr Verderben.

Arminius aber hatte ſeine Völker verſammelt, denn er wußte, daß Varus ſicher war, und ihnen in Wäldern und Sümpfen ihre Stellen angewieſen, wo ſie im Hinterhalt liegen ſollten; und ſie ſagen, daß er ſelbſt Unruhen entſtehen ließ in dem Lande, das gegen die See liegt, und daß er Varus, der gegen die Aufrührer zog, begleitete, und den Weg belauſchte und dann von ihm entwich zu den Seinen. Varus aber zog in aller Sicherheit durch einen tiefen Bergwald, und der Wald lag in dem Lande, wo die Ems der Lippe am nächſten fließt, und hieß der

Teutoburger Wald, und Varus lagerte in ihm. Und als er aufbrechen wollte aus ſeinem Lager, daß er weiter zöge, ſiehe da ſah er alle Zugänge beſetzt mit feindlichen Schaaren, und Arminius an ihrer Spitze; und war nirgends ein Ausgang: denn wo nicht Wald war, da war Sumpf. Und der Weg, [illegible] die Römer ziehen ſollten, war eng, und [illegible] drängten ſich ſehr. Jene aber warfen ih[illegible]ſchoſſe von oben herab auf die dichten [illegible] trafen leicht; dieſe aber konnten ihnen wenig ſchaden, die da einzeln hinter Bäumen und Steinen ſtanden, auch konnten ſie nicht hinaufklimmen, denn es war ſteil und ſchlüpfrig und regnete ſehr. Und es entfiel ihnen der Muth, da ſie zugleich ziehen und ſtreiten ſollten, und daß es ſo regnete.

Und der Abend kam und ward Nacht, und ſie ſchlugen ihr Lager auf, und ward eine düſtere und grauenvolle Nacht. Varus aber ließ viele Wagen und Karren und Gepäck verbrennen, daß er leichter ziehen mögte, und nahm die Troßbuben und Weiber und Kinder in die Mitte. Denn es waren ihrer viele mit und waren nicht ausgezogen wie zum Krieg. Und den zweiten Tag, als es tagte, kamen ſie zuerſt auf ein kleines offenes Feld; dann mußten ſie wieder durch Wald ziehen; und der Regen fiel dicht vom Himmel herab und wehte ein gewaltiger Wind, ſo daß ſie ihre Waffen nicht gebrauchen konnten und weder vor- noch rückwärts gehen in ihrer ſchweren Rüſtung; denn der Weg war ſehr ſchlüpfrig. Die Germanen aber freueten ſich und riefen: ſiehe das thut unſer Gott, der uns heute rächen will an unſern Fei[illegible]den; und ſie zogen den Römern imm[illegible] Seite im Walde, und waren ihrer noc[illegible] als geſtern: denn auf die Nachricht, [illegible] ſei umzingelt, liefen immer neue Schaaren herbei, damit ſie Theil hätten an dem Krieg und der Beute. Und als ſie ſahen, daß die Römer faſt ermatteten, ſetzten ſie tapfer an ſie und traffen auf ſie und durchbrachen ihre Reihen; und es wurden alle Römer erſchlagen, bis auf wenige, die entrannen oder die ſie leben ließen. Es waren aber drei Legionen, mit dem Hülfsvolk an 30,000 Mann, die auserleſenſte Schaar, die Rom hatte; denn die ſtelleten ſie immer gegen die Germanen. Varus, der Feldherr, als er ſah, daß die Seinen erſchlagen wurden, da er ſchon hart verwundet war, ſtürzte ſich in ſein Schwerdt und ſtarb, und es ſtarben viele der Fürſten des Heers ſo durch ihr eigenes Schwerdt. Hermann aber ließ Varus Haupt abhauen, und ſie trugen es zu Marbod, der Markomannen König; dieſer aber ſandte es an den Kaiſer Auguſtus nach Rom, daß er es legen ließe in das Begräbniß ſeiner Väter. Und die Germanen wütheten gegen die römiſchen Richter und gegen die, welche vor Gericht die Sprecher ſind, und zerſtachen ſie, und ſchnitten ihnen die Zungen [illegible] und hielten ſie in der Hand und höhneten: [illegible] nun, römiſche Natter! Dieſe Schlacht [illegible] im Jahre 9 nach Chriſti unſers Herrn [illegible]t.

Und es wurden in allen Gränzen Germaniens über dem Rhein alle Römer gegriffen und getödtet, die Kaufleute und die Vögte und Schatzmeiſter, auch die als Auflaurer und Späher von Auguſtus geſchickt worden, daß ſie die Völker belauſcheten; und die Schanzen wurden geebnet und die Feſten und Schlöſſer geſchleift, und ſollte kein Denkmal der Schande übrig bleiben dieſſeits des Rheins, als die Gebeine derer, die erſchlagen waren. Die Römer aber, die am Rhein zurück geblieben waren, ließen zuſammen und ſtärkten ſich in ihren Feſten; denn die Furcht war faſt groß in dem ganzen römiſchen Reiche. Und Auguſtus der Kaiſer zitterte in ſeiner Stadt Rom, die ſich die Königin der Länder und Herrſcherin der Völker nannte, und gedachte: wie wenn die Gallier aufſtünden, und die Hiſpanier ſich erregten, und die Pannonier und Dalmaten wieder zu den Waffen griffen? und fürchtete ſich ſehr. Er gebot aber dem Hauptmann ſeiner Leibwächter, daß er Wachen rundgehen ließe durch die Stadt, damit kein Aufruhr entſt[illegible] und allen Landvögten in den Pr[illegible] verlängerte er die Herrſchaft, da[illegible] Unterworfenen zügelten, welche Erfa[illegible] und Bekannten am leichteſten gehorchen; und er gelobte Jupiter ſeinem Gott große Spiele, wenn ſein Regiment glücklicher würde: das war auch geſchehen in dem Cimbriſchen und Marſiſchen Kriege: und er war ſo betrübt, daß er mehrere Monate ſeinen Bart und ſein Haupthaar ungeſchmückt hängen ließ und oft auch mit dem Kopf gegen die Thüre rannte und rief: Quinctilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder! und den Tag der Niederlage beging er alle Jahre wie einen Trauertag; er hieß auch ſofort alle germaniſchen Trabanten aus ſeiner Leibwache ſtoßen, denn er traute ihnen nicht mehr.

Aber das Unglück ward nicht ſo groß, als man gefürchtet hatte. Die germaniſchen Völker gingen wieder aus einander, jegliches in ſeine Heimath, zufrieden, daß die Römer wieder jenſeits des Rheins lagen. Hermann wäre gewiß gern mit Heereskraft weiter gezogen, und hätte Gallien aufgewiegelt, die nicht lange bezwungenen Rhätier und Vindeliker zur Freiheit geru[illegible] ſo auf Italien geſtürmt, woher den [illegible] alles Unheil kam; aber er hatte [illegible]t nicht bei ſeinem Volke. Nur die [illegible] hatte die Germanen verbunden, das Glück zog ſie wieder aus einander: ſie hatten nur geſtritten, daß ſie frei blieben, nicht, daß ſie andern das Land nähmen. Auch waren unter ihnen viele Fürſten, die es mit den Römern hielten, durch Titel und Gold geblendet, einige jetzt auch durch Neid über Hermann, der groß zu werden anfing vor allen. Dieſe hemmeten in der Gemeinde die kriegeriſche Wuth und verriethen den Feinden die Anſchläge. Auguſtus ſandte zwar ſeinen Stiefſohn Tiberius Nero mit einem Heere nach Germanien, aber dieſem war es genug, die Gränzen zu bewachen, theils weil er, von Natur vorſichtig, das Sichere liebte und lieber durch Unterhandlungen als durch die Waffen ſiegte, theils auch, weil die öſtliche Seite nicht zuverläſſig war, wo Marbod, der Markomannen König, ſich für große Dinge bereitete und die Pannonier und Dalmaten ſträubend dienten; endlich auch, weil Auguſtus alt und hoch betagt war und derjenige, welcher zu Hauſe nach der Herrſchaft trachtete, die auswärtigen Kriege verſchieben mußte.

Weil aber der Krieg bald wied[illegible] brechen ſoll in denſelben Gegenden, [illegible] ſus und Tiberius früher gekriegt [illegible] ſo rechnen wir die Völker, welche d[illegible] neten und ſo tapfer ſtritten, daß, hätten ſie die Freiheit weniger geliebt, in dieſem Lande wohl heute nicht teutſch geſprochen würde. Es war aber das Land, was die Elbe und der Rhein begränzen gegen Mitternacht und Mittag, was gegen Abend an dem Nordmeere und gegen Morgen an dem Harz und Odenwald hinſtreicht, bis wo der Main ſich in den Rhein gießt. Das erſte Volk ſüdöſtlich waren die Katten. Gefährlichere Nachbarn hatten die Römer nicht, ſie brannten von unbezwinglicher Liebe für die Freiheit. Ihre Jünglinge trugen an ihren Fingern einen Eiſenring, als Reitz und als Schimpf, bis ſie das Zeichen durch einen erſchlagenen Feind löſeten. Sie wohnten in gebirgigem Lande und in dem hohen Gelände um die Lahn und

Eder und Fulde bis an die Weſer. — Ueber ihnen in den Wäldern des Harzes und um die Aller und Leine bis an die Elbe ſaßen die Cherusker, durch Hermanns Tugend weit bekannt und über ihre Nachbarn erhoben, nach ihm ausartend und andern dienend. — An dieſen und an den Katten hin zog ſich in einem langen krummen Bogen das zahlreiche, [illegible] und gerechte Volk der Chauken an [illegible] Ufern der Weſer bis an den Ocean. — Weſtlich neben ihnen beweideten die Frieſen die flachen Ebenen und Sümpfe längs den Küſten bis zu den Batavern, welche ſchon Bundesgenoſſen der Römer waren. Unter den Chauken an der Ems erſtreckten ſich die Chamaver und Angrivarier, dann näher der Lippe die ſtreitbaren Brukterer und Marſen, einſt auch die Sikambrer, ehe die Römer ſie über den Rhein verpflanzten. Zwiſchen der Lippe und Sieg aber waren die nächſten Nachbaren der Römer die Uſipier und Tenkterer, eben ſo furchtbar berühmt zu Roß, als die Katten zu Fuß. Dies waren die großen Völker dieſes Landes; neben ihnen noch mehre kleine mit verſchiedenen Namen.

Im fünften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde ſtarb der Kaiſer Auguſtus und ihm folgte in der Regierung ſein

Stiefſohn Tiberius Claudius Nero, der hinfort nicht mehr aus den Gränzen Italiens ging, ſondern daheim der Herrſchaft hütete. Es waren aber bei ſeinem Antritt gefährliche Empörungen unter den Kriegsleuten, die an der Donau und am Rhein die Gränzen des Reichs bewachten. An dem Rheinſtrom befahl Tiberius Neffe, Druſus Germanikus, der Sohn des Claudi[illegible]ſus, der vor drei und zwanzig Ja[illegible]t mit den Germanen gekriegt hatte. Es w[illegible]ies ein edler Jüngling, ſchön, beredt, feurig und jeder Tugend begierig. Sein Großvater Auguſtus hatte ihn hingeſandt, damit er durch die Furcht ſeines Namens die Kriegsleute im Gehorſam und die Germanen in Ruhe erhielte. Und dies war wenige Monate vor ſeinem Tode geſchehen. Als nun die Nachricht erſcholl, Auguſtus ſei geſtorben und das Regiment an Tiberius gekommen, da entſtanden in den Legionen am Rhein zuerſt vielfache Gemurmel und Klagen, dann Drohungen und Empörungen, zuletzt Wuth und Mord. Es verlangte aber viele Kriegsleute nach Hauſe und daß ſie nach langem Dienſt ihren Gnadenſold bekämen, klagend, daß ſie die größte Arbeit und Gefahr, die in Rom die größte Ehre und Lohn hätten; andere verlangte nach neuen Dingen, die Strenge des neuen Herrn fürchtend, und wollten Germanikus zum Kaiſer machen, und daß er ſich mit ihnen nach Italien aufmachte, den Oheim vertriebe, und das Reich in Beſitz nähme. Germanikus aber wehrte ihnen und ſtrafte hart, welche die Rädleinführer geweſen; und, damit ſie Gelegenheit gewönnen, die ſchlechten Thaten durch gute zu verſöhnen, beſc[illegible]r ſie über den Rhein gegen die germaniſchen Feinde zu führen. Dem Tiberius aber ſtellte er vor, dies ſei nothwendig, auf daß der Geiſt des Aufruhrs abgeleitet würde und ſich in Schlachten verblutete; aber daß er ſeine Jugend nicht in ruhmloſer Faulheit verſitzen und den Namen Druſus in den Gegenden, wo ſein Vater gefochten hatte, wieder erwecken wollte, das war die Urſache. Er ließ ſogleich nach geſtilltem Aufruhr eine Brücke über den Rhein ſchlagen und ging hinüber, die Germanen zu beunruhigen, die ſich freueten, als ſie auch einmal hörten, daß die römiſchen Legionen einander ermordeten. Er kam zuerſt zu den Marſen, verheerte ihr Land, zerſtörte den berühmten Tempel der Tanfana, hieb Weiber und Kinder ohne Erbarmen nieder und wüthete rings mit Feuer und Schwerdt. Da ſtellten ſich ihre Nachbaren zuſammen, die Brukterer, die Uſipier, die Tenkterer, und beſetzten die Päſſe, wodurch das Heer zum Rhein zurückgehen mußte. Germanikus aber öffnete ſich mit dem Schwerdte den Weg durch ſie und führte die Seinigen glücklich in die Winterquartiere.

Und es war Zwietracht unter den Feinden und hielten ſchlecht zuſammen; [illegible]f baueten die Römer. Denn Segeſte[illegible]r Römer Freund, hatte einen ſtarken Anhang. Dieſer hatte Arminius immer gehaßt, war ihm aber noch feinder geworden, ſeit er ihm ſeine Tochter entführt hatte: ſie war aber einem andern verlobt geweſen. Gleich im Frühlinge that Germanikus einen Zug gegen die Katten, verwüſtete ihr Land und verbrannte Mattiacum ihren Hauptort; ſie aber zerſtreueten ſich in die Wälder. Auch die Marſen wurden von Cäcina dem Unterfeldherrn zurückgeſchlagen. Dies aber that Germanikus ſo früh, daß er dieſe zuerſt wegräumte und Raum gewönne für das, was er für den Sommer bereitet hatte. Bald darauf kamen Boten von Segeſtes und baten um Hülfe gegen die Gewalt ſeiner Landsleute, von welchen er belagert war; denn Arminius war mächtiger bei ihnen, weil er zum Kriege rieth. Segeſtes hatte den Boten ſeinen Sohn zugegeben, der hieß Siegmund; und der Jüngling war zaghaft, weil er in dem Jahre, wo Germanikus abfiel, bei dem Ort Vetera Ubiorum zum Prieſter gewählt, die Prieſterkappe weggeworfen und ſich zu den Aufrührern geſellt hatte. Aber Germanikus empfing ihn gütig. Und er wandte ſein Heer, und focht gegen die Belagerer und befreiete Segeſtes nebſt einer großen Schaar ſeiner Verwandten und Vaſallen. Drinnen waren edle Frauen, unter dieſen Thusnelda, Arminius Gemahlin und Segeſtes Tochter, mit dem Herzen mehr ihres Gemahls als ihres Vaters, nicht zu Thränen beſiegt, nicht in Worten unterwürfig, die Hände in den Schooß gedrückt, auf ihren ſchwangeren Leib ſchauend. Auch Beute von Varus Niederlage ward herbeigeführt: zugleich Segeſtes ſelbſt, ſtattlich von Anſehn und im Gefühl guter Genoſſenſchaft unverzagt. Dies waren ſeine Worte:

„Nicht dies iſt meiner Treue und Beſtändigkeit gegen das römiſche Volk erſter Tag. Seit ich von dem göttlichen Auguſtus mit dem römiſchen Bürgerrecht beſchenkt bin, habe ich Freunde und Feinde nach euren Vortheilen gewählt: und

„nicht aus Haß gegen das Vaterland, (die Verräther ſind auch denen, welche ſie befördern, verhaßt) ſondern, weil ich fand, Römern und Germanen fromme daſſelbe, und Friede mehr als Krieg. Daher gab ich den Entführer meiner Tochter, den Verletzer eures Bundes Arminius bei Varus an, der damals dem Heere vorſtand. Zurückgewieſen durch die dumme Sorgloſigkeit des Feldherrn, drang ich ihn, mich, Arminius und die Verſchwornen zu binden. Zeugin iſt jene Nacht; o wäre ſie meine letzte geweſen! Was darauf folgte, kann mehr beweint als vertheidigt werden. Uebrigens habe ich Arminius Ketten angelegt und die von ſeiner Parthei angelegten erlitten. Aber, ſobald ich dich erreichen kann, ziehe ich das Alte dem Neuen, das Ruhige dem Getümmelvollen vor; und zwar nicht um Lohn, ſondern daß ich mich von der Treuloſigkeit löſe: zugleich dem Volke der Germanen ein brauchbarer Friedensſtifter, wenn es Reue lieber will als Verderben. Für die Jugend und den Irrthum meines Sohnes bitte ich um Verzeihung; meine Tochter iſt nur gezwungen hier, geſtehe ich: du wirſt entſcheiden, welches mehr gilt, daß ſie von

„Arminius, empfangen hat, oder daß ſie „von mir gezeugt iſt.“

Auch dieſe Rede, die klingt, als habe Karl Dalberg oder Montgelas ſie in unſern Tagen zu denen geſprochen, die auch über den Rhein mit Waffen nach Germanien kamen, nahm Germanikus ſehr gnädig auf, verſprach ſeinen Kindern und Verwandten Sicherheit, ihm einen Sitz im römiſchen Gebiete. Arminius Gemahlin gebahr einen Knaben, dieſer ward in Ravenna erzogen; die Bücher, die ſein Schickſal erzählt haben, ſind verloren.

Arminius, als er vernahm, wie Segeſtes befreiet und empfangen, wie ſein ſchwangeres Weib als eine Sklavin hinweggeführt worden, fachte den angebohrnen Muth zur Wuth auf, und flog durch die Cherusker, Krieg gegen Segeſtes, Krieg gegen den Cäſar fordernd, und nicht mild waren ſeine Worte: der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! wo ſo viele Hände ein ſchwaches Weib entführt haben! Vor ihm ſeien drei Legionen, eben ſo viele Unterfeldherrn in den Staub geſunken. Auch führe er den Krieg nicht durch Verrath, noch gegen ſchwangere Weiber, ſondern offenbar, gegen Bewaffnete. Noch ſehe man in den

Hainen der Germanen die römiſchen Kriegszeichen, die er den heimiſchen Göttern geweiht habe; Segeſtes möge an dem unterjochten Ufer wohnen, dem Sohn die Prieſterſchaft wieder verſchaffen — die Germanen werden ihn nie davon weiß brennen können, daß ſie zwiſchen der Elbe und dem Rhein Ruthen und Beile und die Toga geſehen haben; andere Völker, bei der Unkunde des römiſchen Namens, ſeien der Hinrichtungen unerfahren, der Schatzungen unwiſſend; da ſie dieſe abgeſchüttelt und jener unter den Göttern geweihete Auguſtus, jener auserwählte Tiberius an ihnen geſcheitert ſei, ſollten ſie vor einem unerfahrnen Jüngling, vor einem meuteriſchen Heere nicht zittern. Wenn ſie Vaterland, Gefreundte, uralte Sitten lieber hätten als Tyrannen und neue Kolonien, ſollten ſie vielmehr Arminius folgen, der zu Ruhm und Freiheit, als Segeſtes der zu ſchändlicher Knechtſchaft führe.

So entflammte er nicht nur die Cherusker, ſondern auch die benachbarten Völker; und auch Inguiomerus trat bei, Arminius Oheim, bei den Römern von altgegründetem Anſehen. Daher fürchtete der Cäſar ſich mehr. Und damit der Krieg nicht mit Einer gewaltigen Laſt auf ihn fiele, ſandte er Cäcina, daß er den Feind auseinander zöge, mit vierzig römiſchen Kohorten durch das Gebiet der Brukterer an die Ems; die Reiterei führte Pedo, ihr Befehlshaber, durch die Marken der Frieſen, er ſelbſt aber ſchiffte mit vier Legionen durch die Seen: und ſo ſtießen Fußvolk, Reiterei, Flotte zugleich an beſagtem Strom zuſammen. Die Chauken, welche Hülfsvolk verſprachen, wurden als Bundesgenoſſen aufgenommen; die Brukterer, die ihr Land verbrannten, ſchlug von Germanikus abgeſchickt mit einem fliegenden Haufen L. Stertinius, und auf dem Schlachtfelde fand er unter der Beute den mit Varus verlornen Adler der neunzehnten Legion. Darauf ging der Zug zu den äußerſten Gränzen der Brukterer und was zwiſchen der Ems und Lippe liegt ward verwüſtet: nicht weit vom Teutoburger Walde, wo die Reſte des Varus und ſeiner Legionen unbegraben liegen ſollten. Alſo ergriff den Cäſar die Begier, den Kriegern und dem Führer die letzten Ehren zu bezahlen; auch war das ganze Heer, das mit ihm war, zum Mitleid bewegt ob den Verwandten und Freunden, endlich ob den Wechſeln der Kriege und dem Schickſal der Menſchen. Cäcina ward vorausgeſchickt, daß er die Schlüchte der Waldungen erkundete und Brücken und Deiche legte über die quebbigen Sümpfe und trügeriſchen Felder: dann beſchritten ſie die traurigen durch ihr Anſehen und die Erinnerung grauenvollen Orte. Varus erſtes Lager verrieth durch ſeinen weiten Umfang und die abgemeſſenen Hauptſtände die Heerſchaar von drei Legionen; darauf an dem halb zuſammengeſunkenen Walle, dem niedrigen Graben erſah man, daß die zuſammengeſchmolzenen Reſte dort gelagert; in der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie ſie geflohen, wie ſie Stand gehalten hatten, zerſtreut oder gehäuft; daneben lagen Lanzenſplitter, Knochen von Pferden, zugleich an die Baumſtämme genagelte Köpfe; in den nahen Hainen germaniſche Altäre, bei welchen ſie Tribunen und Centurionen der erſten Ordnungen geſchlachtet hatten. Die jene Niederlage überlebt hatten und der Schlacht oder den Banden entronnen waren, erzählten: hier ſei der Feldherr gefallen; dort die Adler genommen; wo Varus die erſte Wunde bekommen, wo er durch ſeine unſelige Hand, durch ſeinen Stoß den Tod gefunden; von wo herab Arminius als Feldherr geredet; wie viele Galgen für die Gefangenen, wie viele Gruben; und wie er die Zeichen und Adler im Uebermuth verhöhnt. So beſtattete das römiſche Heer das ſechste Jahr nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und keiner wußte, ob er fremde Reſte, ob er die der Seinigen mit Erde bedeckte, und alle begruben ſie wie ihre Verwandte und Blutsfreunde, mit wachſendem Grimm gegen den Feind, zugleich traurig und erbittert. Den erſten Raſen zur Erhöhung des Grabhügels legte der Cäſar, die ſüßeſte Gabe für die Todten, den Anweſenden Theilnehmer der Trauer.

Hierauf zog Germanikus gegen Arminius, der ein Treffen auf dem Blachfelde vermied und die Seinigen ſich in den Wäldern und Sümpfen halten und die Durchgänge beſetzen hieß. Als die Römer ihm hier mehr heiß als vorſichtig nachſetzten, fiel er aus dem Hinterhalt heraus, ſchlug die feindliche Reiterei und trieb ſie auf das Fußvolk, und ſie wurden in einen Moraſt gedrängt und hart mitgenommen. Aber als Germanikus aufzog und die Legionen wieder ordnete, ließ er ab, und ſo ſchied ſich das Treffen. Und der Cäſar führte hierauf ſein Heer zur Ems zurück. Dort ſchiffte er ſeine Legionen wieder ein und hieß einen Theil der Reiterei längs dem Meergeſtade zum Rhein ziehen, Cäcina aber ſollte mit ſeiner Schaar von vier Legionen durch das Land gehen auf einem Wege, der Pontes longi oder lange Brücken hieß. Dieſer Weg war ſchmal, lief durch unüberſehliche Moräſte und war vormals von C. Domitius aufgedeicht; das Uebrige Klaiboden, mit ſeinem ſchweren Thon feſthaltend oder gar quebbicht von Bächen, rings umher ſanft aufſteigende Wälder: dieſe hatte Arminius beſetzt und war auf Fußſteigen und im geſchwinden Zug dem mit Gepäck und Waffen beladenen Römer zuvorgekommen. Die Brücke war vor Alter zerfallen; dieſe ſollte ausgebeſſert, ein Lager aufgeworfen, der Feind abgewehrt werden. Dieſer griff wüthend an, durchbrach die Linien, und hatte durch die Größe ſeiner Leiber, durch ſeine langen Lanzen und durch die Kenntniß und Gewohnheit des Bodens großen Vortheil über den Römer, der mit ſeiner ſchweren Rüſtung im Moraſt verſank oder auf dem ſchlüpfrigen Boden ſich nicht bewegen noch die Lanzen leicht ſchwingen konnte. Es war um ihn gethan, wenn nicht die Nacht die wankenden Legionen aus der unglücklichen Schlacht gerettet hätte. Dazu kam, daß die Germanen, ob ihrem glücklichen Erfolg unermüdet, ſich auch da keine Ruhe nahmen und was von Waſſern auf den rings aufſteigenden Höhen entſpringt auf das untere Land leiteten; dieſes wurde überſchwemmt, was den Tag fertig geworden verſchüttet, dem Krieger die Arbeit verdoppelt.

Es war das vierzigſte Jahr, daß Cäcina im Dienſt gehorcht oder befohlen hatte; er ließ den Muth nicht ſinken, verfügte was in der Noth das Zweckmäßigſte war und ſtellte auf ſeiner Linken und Rechten je eine Legion, daß ſie den Feind in dem Walde abhielten, bis die Verwundeten und der ſchwere Troß etwas vorausgezogen wären. Die Nacht war auf verſchiedene Weiſe unruhig. Die Germanen fülleten mit feſtlichen Schmäuſen, fröhlichen Liedern oder graunvollem Klange die unten liegenden Thäler und wiederhallenden Schlüchte; bei den Römern waren ſchwache Feuer, abgebrochene Stimmen und ſie lagen hie und da an dem Wall umher und irrten unter den Gezelten, mehr ſchlaflos als wachend; und den Feldherrn ſchreckte ein grauſer Traum: denn ihm däuchte, wie er Quinctilius Varus mit Blut beſprützt aus dem Moraſte hervorſteigen ſah, und ihn hörte, als rufe er ihm, aber doch nicht gehorchte und, als er ihn faſſen wollte, ihn zurückſtieß. Als es licht ward, da verließen die auf die Seiten abgeſchickten Legionen aus Furcht oder Ungehorſam ihre Stellung und nahmen ſchnell ein Feld ein jenſeits der Moräſte. Doch brach Arminius, obgleich der Anfall frei war, nicht ſogleich hervor; ſondern als der Troß in dem Koth und den Gräben ſteckte, die Kriegsleute umher beſtürzt, die Reihen in Unordnung, und wie in ſolchem Augenblick ein jeder für ſich geſchwind iſt und die Ohren gegen Befehle langſam ſind, hieß er die Germanen einbrechen und rief: hie Varus, und durch gleiches Geſchick die Legionen beſiegt! Und mit dieſen Worten durchbricht er mit Erleſenen die Linie und verwundet am meiſten die Pferde; dieſe gleiten in ihrem Blute und auf dem ſchlüpfrigen Sumpfboden aus, werfen die Reiter ab, zerſprengen die Stehenden, zertreten die Liegenden, der heißeſte Streit iſt um die Adler, die weder gegen den ungeſtümen Angriff des Feindes geführt noch in dem leimigen Boden befeſtigt werden konnten; Cäcina, da er die Schlacht aufrecht hält, ſtürzt mit ſeinem durchbohrten Pferde hin und wäre umzingelt, hätte die erſte Legion ſich nicht vorgeworfen. Es half der Feinde Gierigkeit, die, vom Morden ablaſſend, nach Beute trachteten; und die

Legionen gelangten mit der Abenddämmerung auf das Freie und Feſte.

Dies war noch nicht das Ende des Elends. Es mußte ein Lager befeſtigt, ein Wall aufgeworfen werden; aber das meiſte Feldgeräth war verloren; keine Gezelte für die Fähnlein, keine Binden für die Verwundeten; als ſie die von Koth oder Blut beſchmutzten Speiſen austheilten, bejammerten ſie die unſelige, Dunkelheit und daß ſo vielen Tauſenden nur noch Ein Tag übrig. Es geſchah, daß ein Pferd, durch das Geſchrei geſchreckt, wild ward, ſeine Zügel zerriß und einige im Wege ſtehende umlief; da glaubten ſie, die Germanen ſeien eingebrochen, und ſo groß war das Schrecken, daß alle zu den Thoren ſtürzten: beſonders eilten ſie zu dem Hauptthore, das vom Feinde abgewandt und den Fliehenden ſicherer war. Cäcina, da er ſah, daß das Schrecken leer war und doch weder durch Anſehen noch Bitten, ja durch Streiche dem Krieger nicht wehren noch ihn zurückhalten konnte, warf ſich in der Mitte des Thores hin und ſchloß endlich durch Mitleid den Weg; zugleich belehrten die Tribunen und Centurionen ſie von der Leerheit ihres Schreckens. Der Feldherr ſchalt ſie darauf hart, vermahnte ſie römiſch, und bedeutete ihnen, durch feſte Entſchloſſenheit allein ſei aus dieſen Moräſten und Wäldern zum Rhein zu gelangen. Und ſo zog er ſie ſtill zurück hinter ſeine Schanzen, als wenn die Furcht ſie verberge, und bereitete und ordnete alles zu einem kühnen Ausfall für den folgenden Tag. Arminius dergleichen ahndend wollte ſie in ihren Wällen nicht ſtören, ſondern ſie da erwarten, wo es moraſtig und abgeſchnitten war; aber Inguiomerus, der das Kühnere und Gefährlichere rieth, gefiel mehr. Daher, als der Tag anbrach, ſchütteten ſie die Gräben zu, warfen Reisbündel hinein und erſtiegen die Höhe des Walles, wo ſich wenige Krieger zeigten, als wenn ſie ſich aus Furcht enthielten. Als ſie in den Verſchanzungen feſt waren, ward den Kohorten das Zeichen gegeben und Trompeten erklangen. Darauf ſtürzten die Römer mit Geſchrei und Ungeſtüm rings auf die Germanen und riefen höhniſch: hier ſind keine Wälder und Moräſte, auf günſtigem Boden ſind die Götter günſtig; und ſie ſchlugen auf ſie, die ſolches nicht fürchteten und durch den Klang der Trompeten, den Schimmer der Waffen, den unerwarteten Angriff erſtaunt und beſtürzt wurden; und es fielen ihrer viele, und Arminius floh und Inguiomerus, der Urheber des Unglücks, mit einer ſchweren Wunde. Gegen die Nacht waren die Legionen zur Stelle.

Das Gerücht des umzingelten Heeres hatte ſich unterdeſſen verbreitet und daß die Germanen mit hellen Haufen gegen Gallien zögen; und hätte nicht Agrippina, Germanikus Gemahlin, das Abbrechen der Rheinbrücke gehindert, ſo waren, die aus Angſt dieſen Schimpf gewagt hätten; aber die hochherzige Frau übernahm in dieſen Tagen das Amt eines Feldherrn und theilte den hülfloſen und verwundeten Soldaten Kleider und Pflege mit. Wie viele von Cäcinas Heer in ihre Quartiere zurück kamen, hat Tacitus nicht erzählt.

Mit größerer Gefahr noch kämpfte Vitellius, der die Reiter zum Rhein zurückführen ſollte. Anfangs war der Weg trocken und der Zug glücklich; aber ſiehe Da wehete plötzlich ein gewaltiger Nordweſtwind auf und die Meeresbrandung ſchwoll zu einer fürchterlichen Höhe: denn es war die Zeit der Nachtgleichen, wo das Meer am ungeſtümſten zu wallen pflegt. Und es ward das Land überſchwemmt: Meer, Geſtade, Gefilde, alles gleich, man mogte das Unſichere nicht von dem Feſten, das Seichte nicht von dem Tiefen unterſcheiden; Pferde, Gepäck, Leichen — alles fließt unter einander, auf einander. Die Fähnlein verwirren ſich unter einander, bald bis zur Bruſt, bald bis zum Munde hervorſtehend, zuweilen auf dem verſinkenden Boden aus einander geriſſen oder verſchlungen. Hier halfen keine Worte, keine gegenſeitigen Vermahnungen gegen die feindſeligen Wogen; hier war der Raſche dem Feigen, der Weiſe dem Thoren, die Geſchicklichkeit dem Zufall gleich: alles rollte Eine Gewalt in einander. Endlich gelangte Vitellius auf Anhöhen und führte den ganzen Zug dahin. Dort übernachteten ſie ohne Geräth, ohne Feuer, der größte Theil mit nacktem oder zerſchelleten Leibe: nicht weniger elend, als die der Feind belagert; denn jenen ſteht doch ein ehrenvoller Tod offen, dieſen nur ein unrühmlicher Untergang. Doch drangen ſie glücklich durch, wohin der Cäſar mit der Flotte geſegelt war, und er nahm ſie auf ſeine Schiffe. Stertinius, der abgeſchickt war, Segimer, Segeſtes Bruder, und ſeinen Sohn als Uebertreter zu den Römern zu empfangen, hatte ſie ins Gebiet der Ubier gebracht. Beiden wurde verziehen, Segimern leicht, zögernder ſeinem Sohn, weil er Varus Leichnam verhöhnt haben ſollte.

Uebrigens zur Ergänzung der Verluſte des Heeres wetteiferten Gallien, Hiſpanien, Italien, was jedes bereit hatte, Waffen, Pferde, Gold darbietend. Germanikus lobte ihren Eifer, nahm nur die Waffen und Pferde zum Kriege, und unterſtützte mit eigenem Gelde den Krieger. Und damit er die Erinnerung der Niederlage auch durch Leutſeligkeit milderte, beſuchte er die Verwundeten, erhob jedes Einzelnen Thaten, beſichtigte die Wunden und ſtärkte den einen durch Hoffnung, den andern durch Ruhm, alle durch Zuſprache und Sorgfalt für ſich und für den Krieg. Dies war der Ausgang ſeines zweiten Zuges gegen Germanien.

Das dritte Jahr begann wieder früh mit Streifereien gegen die Katten und mit einem Zuge gegen die Lippe, wo die Germanen das Kaſtell Aliſo belagerten; auch hatten ſie den Grabhügel abgeworfen, den Germanikus im vergangenen Sommer Varus und ſeinen Legionen erhöht hatte, und einen ſeinem Vater Druſus geweihten Altar umgeſtürzt. Gegen die Katten ward nichts ausgerichtet wegen des vielen Regens, das Kaſtell ward entſetzt, der Grabhügel und Altar wurden wieder hergeſtellt. Die Anſtalten für den großen Feldzug waren nun fertig. Germanikus hatte gelernt, wie gefährlich der Zug durch das von Wäldern und Sümpfen durchſchnittene Land war; wie viele Pferde und Menſchen drauf gingen durch die Beſchwerden auch ohne Schlacht; wie viele Vortheile den der Wege und Stege kundigen Feinden allenthalben gegeben werden mußten. Daher beſchloß er, ſein ganzes Heer einzuſchiffen und es den nächſten und bequemſten Weg hinzuführen, wohin er den Krieg beſtimmt hatte. Zu dieſem Behufe waren an der ganzen Küſte Galliens tauſend Schiffe theils neu gebaut, theils ausgerüſtet und die Inſel der Bataver war ihnen als Sammelplatz angewieſen. Dort ſchiffte er ſein ganzes Heer ein, lief durch den ſogenannten Druſusgraben ins Meer, und landete nach einer glücklichen Fahrt am Ausfluß der Ems, wo die Flotte blieb. Hier erfuhr er, die Angrivarier ſeien ihm im Rücken abgefallen, und ſchickte ſogleich Stertinius ab mit Reiterei und Leichtbewaffneten, welcher die Treuloſigkeit mit Feuer und Schwerdt rächte.

Der Weſerſtrom floß zwiſchen den Römern und Cheruskern. An ſeinem Ufer ſtand mit den übrigen Fürſten Arminius und fragte, ob der Cäſer gekommen ſei. Als man dies bejahete, bat er, daß er mit ſeinem Bruder ſprechen dürfte. Dieſer, Flavius genannt, war in dem römiſchen Heere, ausgezeichnet durch ſeine Treue und durch ein vor einigen Jahren unter Tiberius durch eine Wunde verlornes Aug. Es ward zugeſtanden, er trat heraus und ward von Arminius begrüßt. Dieſer entfernte ſeine Begleiter, und begehrte, die römiſchen vor dem Ufer aufgeſtellten Bogenſchützen mögten ſich entfernen. Als dieſe weg waren, fragt er ſeinen Bruder, woher jene Verunſtaltung des Geſichts? Als dieſer ihm Ort und Schlacht angiebt, forſcht er, welchen Lohn er empfangen? Flavius rechnet ihm erhöheten Sold, Halsketten, Kriegsgeſchenke auf; Arminius aber verſpottet dieſe niedrigen Preiſe der Knechtſchaft. Darauf beginnen ſie gegen einander zu preiſen, dieſer die römiſche Größe, des Cäſars Hülfsmittel, die ſchweren Strafen für die Beſiegten, die den zur Uebergabe Kommenden bereite Gnade, auch die nicht feindliche Behandlung ſeiner gefangenen Gemahlin und ſeines Sohnes; jener des Vaterlandes Rechte, die uralte Freiheit, die heimiſchen Götter Germaniens, die Mutter ſeiner Gebete Genoſſin, daß er doch ſeiner Verwandten und Befreundeten, ja ſeines Vaterlandes Verläufer und Verräther nicht lieber ſeyn wollte, als ihr Feldherr. Allmälig dann ſchritten ſie zu Unglimpf fort, und ſelbſt der zwiſchen fließende Strom hätte ſie nicht gehindert, einen Zweikampf zu beginnen, wäre nicht Stertinius hinzugeeilt und hätte den vor Wuth knirſchenden und Waffen und Pferde fordernden Flavius zurückgehalten. Gegen über ſah man Arminius drohend und zum Kampf herausfordernd; denn er warf vieles in lateiniſcher Sprache dazwiſchen, die er verſtand, da er als Feldherr ſeiner Landsleute unter den Römern gedient hatte.

Den folgenden Tag ſtanden die Germanen in Schlachtordnung jenſeits der Weſer. Bald begann ein heißes Reitergefecht, da die römiſche Reiterei über den Strom ſetzte und die Germanen angriff. Hier ließen ſich die Bataver durch eine verſtellte Flucht der Cherusker zu weit verlocken; ihr Führer Kariovalda fiel, und viele der Edelſten fielen um ihn. Germanikus ſchlug eine Brücke und ging über die Weſer. Hier erfuhr er von einem Ueberläufer, Arminius habe ſein Schlachtfeld gewählt, es haben ſich auch andere Völker in einem dem Kriegsgott heiligen Hain verſammelt und werden einen nächtlichen Sturm auf das Lager wagen. Wirklich ward auch um den dritten Hahnenſchrei auf das Lager geſtürmt, aber kein

Speer hineingeworfen, da die Germanen alles wohl verwahrt und wach fanden. Als es aber zur Schlacht kommen ſollte, redeten die Feldherren zu ihrem Heere. Dies waren Germanikus Worte:

Nicht allein Blachfelder ſind dem römiſchen Krieger zum Treffen gut, ſondern, wenn Verſtand waltet, auch Wälder und Sümpfe, denn der Barbaren ungeheure Schilde, ihre unmäßigen Lanzen handhaben ſich zwiſchen Baumſtämmen und Geſtrüpp nicht wie Speere und Schwerdter und an den Leib ſchließende Schirmwaffen. Verdoppelt die Streiche, hauet mit den Schneiden nach den Geſichtern; der Germane hat keinen Panzer, keinen Helm; nicht einmal ſeine Schilde ſind von feſtem Eiſen oder Häuten, ſondern Weidengeflechte, ſondern dünne bemahlte Bretter; höchſtens die erſte Linie trägt lange, die übrigen bloß vorn angebrannte oder kurze Speere; auch der Leib, wie er gräulich von Anſehen, iſt nur für einen kurzen Anfall ausdaurend; auch können ſie die Wunden nicht aushalten; ohne Schaam vor Schan[illegible] ohne Scheu vor ihren Führern laufen ſie davon, fliehen ſie: verzagt im Unglück, im Glücke nicht göttlichen, nicht menſchlichen Rechtes eingedenk. Wünſcht ihr, der Züge und des Meeres überdrüßig, ein

Ende, durch die Schlacht gewinnt ihr es. Schon iſt die Elbe näher als der Rhein, und weiterhin kein Krieg; nur, wo mein Vater und mein Oheim geſchritten ſind, in demſelben Lande, auf demſelben Boden ſollt ihr mich zum Sieger machen.

Der Rede des Führers folgte der Soldaten Brunſt, und er gab das Zeichen zur Schlacht. Auch Arminius und die übrigen Fürſten der Germanen unterließen nicht jeder den Seinigen zuzurufen: dies ſeien die Römer, in Varus Heer die erſten zur Flucht, welche, damit ſie den Krieg nicht ausſtänden, Meutereien begonnen hätten, welche ein Theil die mit Wunden gekerbten Rücken, ein Theil die von Fluthen und Orkanen zerſchelleten Glieder wieder ergrimmten Feinden und erzürnten Göttern entgegengeworfen ohne irgend eine Hoffnung des Glücks; darum haben ſie eine Flotte geſchafft und das pfadloſe Meer beſchifft, daß den Heranziehenden keiner begegne, die Geſchlagenen keiner dränge; aber wann ſie die Hände gemiſcht, da ſei den Beſiegten der Winde und Ruder Hülfe vergeblich; ſie mögten nur ihrer Habſucht, ihrer Grauſamkeit, ihres Uebermuths gedenken; ſei ihnen etwas Anderes übrig, als die Freiheit feſthalten oder ſterben vor der Knechtſchaft?

Die alſo entflammten und die Schlacht begehrenden führten ſie auf ein Feld herab, welches Idiſtaviſus hieß. Und beide Theile ordneten ihre Treffen und fuhren wüthend auf einander; aber die Germanen mußten nach heißem und langem Streit den Römern weichen, die den cheruskiſchen Ungeſtüm mit Reiterei überflügelten und ſie dann von den Anhöhen herunterwarfen, welche das Schlachtfeld beherrſchten. Dies entſchied die Schlacht und die rhätiſche und vindeliciſche Tapferkeit, die, vor nicht lange noch frei, nun gegen die Freiheit gebraucht ward. Arminius, der im dichteſten Gemenge Wunder des Muthes und der Geſchicklichkeit gethan hatte, entkam kaum verwundet durch die Stärke ſeines Leibes und die Schnelligkeit ſeines Pferdes, ſein Geſicht mit Blut beſtrichen, damit er nicht erkannt würde. Einige erzählen, er ſei von den Chauken, die unter den Römern als Hülfsvölker dienten, erkannt und durchgelaſſen worden. Dieſelbe Tapferkeit oder Verrätherei ließ Inguiomerus entrinnen. Die Uebrigen wurden ringsumher niedergehauen, und die meiſten, welche durch die Weſer zu ſchwimmen verſuchten, bedeckten die geworfenen Geſchoſſe oder die Gewalt des Stroms, endlich das

Gedränge der Hineinſtürzenden und die einfallenden Ufer; einige, die in ſchimpflicher Flucht auf Bäume klommen und ſich in den Zweigen verſteckten, wurden von Schützen zum Spaß herunter geſchoſſen, andere von umgehauenen Bäumen zerſchmettert. Dieſer Sieg war groß und unblutig. Von der fünften Stunde bis in die Nacht wurden die Feinde niedergemetzelt und bedeckten zehntauſend Schritt mit Leichen und Waffen; unter der Beute von ihnen fand man Ketten, die ſie als bei einem unzweifelhaften Erfolg für die Römer mitgenommen hatten. Das ſiegreiche Heer thürmte auf dem Kampfplatze einen Erdhügel auf, worauf es Waffen ſtellte gleich Tropäen nebſt den unterſchriebenen Namen der beſiegten Völkerſchaften.

Dieſe Erzählung klingt als Vernichtung des arminiſchen Heeres; aber bald geſchah wieder ein Angriff und eine zweite Schlacht, die gewiß unentſchieden war, wenn man den römiſchen Beſchreiber zu deuten verſteht.

Nicht die Wunden, das Gemetzel, die gefallenen Freunde betrübten und erzürnten die Germanen ſo ſehr, als dieſer Anblick; die eben nur ihre Sitze zu verlaſſen, über die Elbe zurück zu weichen ſich rüſteten, wollen den Kampf, greifen zu den Waffen; das Volk, die Vornehmen, die Jünglinge, die Greiſe fallen plötzlich das römiſche Heer an, verwirren es; endlich erwählen ſie ſich einen Ort, von einem Strom und von Wäldern umſchloſſen, mit einer engen und moraſtigen Ebene drinnen; auch um den Wald lief ein tiefer Moraſt, deſſen eine Seite doch die Angrivarier, daß ſie von den Cheruskern geſchieden würden, durch eine breite Schütte erhöht hatten. Hieran ſtand das Fußvolk, die Reiterei bedeckten ſie mit nahen Hainen, daß ſie den in den Wald einmarſchirenden Legionen im Rücken wäre. Nichts von dieſem war dem Cäſar unbekannt: die Anſchläge, die Stellungen, das Augenblickliche, das Verborgene wußte er, und wandte der Feinde Liſt ihnen ſelbſt zum Verderben. Dem Sejus Tubero ſeinem Unterfeldherrn übergiebt er die Reiterei und das Blachfeld; des Fußvolkes Schlacht ordnet er ſo, daß ein Theil, wo der Zugang bequem war, in den Wald drang, ein Theil die vorgeworfene Schütte erklimmte; dies als das Schwere überließ er ſich, das Uebrige den Unterfeldherren. Welchen das Ebene zugefallen war, die drangen leicht ein, aber welche die Schütte zu beſtürmen hatten, als wenn ſie an eine Mauer anrannten, kämpften mit gefährlichen Streichen von oben herab. Der Feldherr bemerkte, wie ungleich das Gefecht in der Nähe war; er führte allmälig die Legionen weg und hieß die Schleuderer und Schützen Geſchoſſe werfen und den Feind ängſtigen. Aus den Wurfſtücken wurden Speere geſchleudert, und je glänzender die Vorfechter, mit deſto mehren Wunden ſtürzten ſie herab. Nachdem der Cäſar mit ſeinen Leibkohorten zuerſt den Wall genommen hatte, that er einen Angriff auf die Wälder! Da ward geſtritten Fauſt gegen Fauſt; die Germanen umſchloß im Rücken der Moraſt, die Römer der Strom oder Berge: beiden war Nothwendigkeit in der Stellung, Hoffnung in der Tapferkeit, Rettung im Siege. Auch hatten die Germanen nicht geringeren Muth, ſondern ſie wurden durch die Art des Gefechtes und der Waffen überwunden, da die groſe Menge in den engen Stellungen ihre langen Lanzen nicht vorſtrecken, nicht zurückziehen, nicht die Einſprünge und Hurtigkeit der Leiber gebrauchen konnte, zu einem ſtäten Treffen gezwungen, der Römer hingegen, dem der Schild an die Bruſt ſchloß, die Fauſt an dem Griff lag, die breiten Glieder

der Barbaren und ihre nackten Geſichter zerfleiſchte und ſich über den Leichen der Feinde den Weg öffnete, wo Arminius wenig geſchwind war wegen der unaufhörlichen Gefahren oder weil ſeine friſche Wunde ihn ſäumte; auch Inguiomerus, der durch die Reihen hin und her flog, verließ mehr das Glück als die Tugend. Und Germanikus, damit er kenntlicher wäre, hatte ſeinen Helm vom Haupte gezogen und bat, ſie möchten riſch ſeyn im Morden, Gefangener bedürfe es nicht; allein die Vertilgung des Volkes werde das Ende des Kriegs ſeyn. Und erſt ſpät am Tage führte er eine Legion aus dem Streit, um das Lager zu machen; die übrigen ſättigten ſich bis in die Nacht im Feindesblut. Die Reiſigen ſtritten zweifelhaft. Darauf lobte der Cäſar die Sieger feierlich und thürmte ein Geſchmuck von Waffen auf mit dem ſtolzen Titel: Nach Beſiegung der Völker zwiſchen dem Rhein und der Elbe weihet Tiberius Cäſars Heer dieſes Denkmahl dem Mars und Jupiter und Auguſtus.

Darauf trug er Stertinius den Krieg gegen die Angrivarier auf, wo ſie nicht die Uebergabe beſchleunigten; aber ſie, unterwürfig, nichts verweigernd, erhielten Verzeihung für alles. Aber weil es ſchon hoch im Sommer war, ſo wurden einige Legionen zu Lande in die Winterquartiere zurückgeſchickt; die meiſten ſchiffte der Cäſar auf die Flotte ein und fuhr aus der Ems aufs Meer. Dort überfiel ihn ein wüthender Sturm, der die Flotte zerſtreute, viele Schiffe weithin verſchlug, die meiſten an den germaniſchen und brittanniſchen Küſten zerſchellete. Der Feldherr, der ſich ſo großen Unglücks ſchuldig hielt, wollte in der Verzweiflung ſich ſelbſt entleiben, was ſeine Freunde kaum wehrten; die von den Verſchlagenen wieder kamen, erzählten Schiffermährchen, Wunderdinge, gewaltige Strudel, unerhörte Vögel, Meerungeheuer, Menſchen, die halb Fiſch halb Thier: auch das ſollte den Seeabentheuern ähnlich ſeyn. Germanikus kehrte mit den Trümmern zurück und beſchloß das Jahr, damit die Römer über dem Neuen das Neueſte vergäßen, mit Streifereien gegen die Marſen und Katten.

So kriegte Germanikus, unſtreitig ein großer Kriegsfürſt, drei Sommer mit den Germanen. Er ließ ſie, wie er ſie empfangen hatte. Ich habe dieſen Krieg ausführlicher erzählt, theils weil der Reitz ſo groß war, des größten und trefflichſten Mannes jener Zeit, Tacitus Worte abzuſchreiben, theils damit aus der Beſchreibung ſelbſt erhelle, wie die Zeit, das Land, und die Menſchen waren; auch deswegen, damit der unwürdige Wahn verſchwinde, es gebe etwas der größten Freiheit und Tapferkeit Unüberwindliches und Unbeſiegliches, und damit die Menſchen fromm wieder auf Gott bauen, der die es redlich meinen nie verläßt. Denn, wenn irgendwo, erſcheint in dieſem Kriege, wie Gott der Schirm der Tapfern und Freien ſeyn wollte, der da Regen und Wind gebrauchte die zu- verderben, welche nach fremdem Gute trachteten. Und werden Muth, Geſchicklichkeit, Abſicht, werden Zahl und Bewaffnung, natürliche und künſtliche Vortheile gerechnet, ſo bleibt es kaum zweifelhaft, wer größer war, ob Germanikus oder Arminius. Die Römer auf dem Gipfel ihrer Macht hatten reiche Länder hinter ſich, woher ſie Geld, Menſchen, Pferde, Vorräthe, Flotten ziehen konnten; der germaniſche Feldherr befahl in einem Ländchen, das kaum ſo groß war als der ſechste Theil des Landes, welches ſpäter Teutſchland hieß: und nicht einmal dieſes Ländchens Kraft war verbunden, mehre ſaßen zu Hauſe, wann die andern ſtritten, manche gar fochten unter römiſchen Fahnen. Auch an Zahl der Streiter war er immer unterlegen: dies ſagt uns der Zuſtand des Landes, worin geſtritten ward — es war meiſt Sumpf und Wald — beſſer noch das Stillſchweigen der Römer, welche immer gern die beſiegen, die dreimal und viermal ſtärker ins Feld rücken als ſie ſelbſt. Dies ſoll uns auch ein Troſt ſeyn, daß es nicht auf die Menge ankömmt, ſondern auf den Geiſt, womit geſtritten wird. Dies war der letzte römiſche Verſuch, Germanien zu unterjochen; nachher ward nur gekämpft gegen die Unterjochung, die aus Germanien hereinbrechen wollte. Tiberius, ungewiß, ob aus Neid über ſeines Neffen Ruhm oder aus Ueberzeugung, Germanien könne durch ſolchen Krieg nicht bezwungen werden, ſchrieb ihm einen Brief über den andern, er möge kommen zu dem bewilligten Triumph, es ſei genug der Abentheuer, genug der Unfälle; glücklich ſeien ſeine Schlachten, doch möge er auch der Verluſte gedenken, die nicht die Schuld des Feldherrn, ſondern Winde und Fluthen doch ſchrecklich und grauenvoll verhängt haben; er, von dem göttlichen Auguſtus neunmal nach Germanien geſchickt, habe mehr durch Klugheit als durch Gewalt vollbracht: ſo haben die Sigambrer ſich unterworfen, ſo ſeien die Sueven und der König Marbod durch Frieden umſtrickt, auch die Cherusker und übrigen aufrühriſchen Völkerſchaften, nachdem der römiſchen Rache genug gethan, können inneren Zwieſpalten überlaſſen werden. — Germanikus mußte ſeinen lieben Rhein verlaſſen, ward als Oberlandpfleger nach Aſien geſchickt, und dort durch die Ränke ſeiner Großmutter Livia vergiftet.

Der germaniſche Krieg zwiſchen Arminius und Germanikus nahm ſein Ende im dritten Jahre der Regierung des Kaiſers Tiberius Nero. Die Gefahr, worin die Freiheit kam, und die Tugend, wodurch Arminius über alle Fürſten hervorragte, hatte die meiſten weſtlichen Völker Germaniens verbunden. Zwiſchen dieſen und den öſtlichen, oder vielmehr zwiſchen Arminius und dem König der Markomanen Marbod entſtand nun ein Krieg. Welches Spiel römiſche Botſchafter und Späher und römiſches Gold dabei ſpielten, wiſſen wir nicht; aber daß es Tiberius Freude war, die Fürſten und Völker zuſammen zu hetzen, damit ſie ſich unter einander aufrieben, das wiſſen wir. Er rühmte ſich ſelbſt im Senat, wie er ohne Waffen die großen Entwürfe Marbods zerſtört und die Gefahren, die von ſeiner Macht und ſeinem Ehrgeitz droheten, von Italien abgewandt habe. Arminius war durch ſeine Thaten zu groß geworden, als daß er in ſtillem Frieden hätte vergehen können. Nicht bloß ſeine Cherusker und ihre Bundsgenoſſen führten dieſen Krieg mit Marbod, ſondern auch ſueviſche Völker fielen ihm zu, unter andern die mächtigen Semnonen und die kriegeriſchen Longobarden. Aber ſein Oheim Inguiomerus, ſein treueſter Freund und aller ſeiner Kämpfe für das Vaterland Genoſſe, ging mit ſeinem Gefolge zu Marbod über und ſtärkte ihn: aus keiner andern Urſache, als weil es ihn verdroß, daß ſeines Bruders Sohn, ein Jüngling, ihm befehlen ſollte. Und es ward eine blutige Schlacht gehalten, die unentſchieden blieb; doch verließ Marbod den Wahlplatz und ſchlug auf Hügeln ſein Lager, und da viele der Seinen zu Arminius überliefen, entwich er in ſein Land und ſandte Botſchafter zu Tiberius, daß ſie ihn um Hülfe bäten. Er aber antwortete, wie er die Römer um Hülfe bitten könne gegen die Cherusker, da er ihnen nicht geholfen, als ſie gegen Arminius ſtritten?

Doch ſandte er ſeinen Sohn Druſus als Friedensſtifter.

Dieſer aber ſtiftete den Frieden auf römiſche Weiſe und ſäete Zwietracht aus unter den Völkern in Oſtgermanien, wodurch Marbod unter dem Schein der Freundſchaft ins Verderben geſtürzt ward. Es war unter den Gothonen ein edler Jüngling Namens Katualda, der vormals vor Marbods Gewalt entfloh, jezt, als ſeine Macht wankte, die Rache wagte. An dieſen hingen ſich die Fürſten, er nahm die Burg ein, wo die Beute der Sueven und Marbods Schätze verwahrt wurden. Marbod, von den Seinigen verlaſſen, floh über die Donau und ſchrieb an Tiberius um Hülfe. Dieſer antwortete dem ſehr freundlich, welchen ſeine Hinterliſt geſtürzt hatte, und wies ihm ſeinen Aufenthalt in Ravenna an. Dort lebte er als ein Schreckbild für die Sueven, wann ſie übermüthig würden, als könne man ihn wieder auf den Thron ſetzen; aber er kam in achtzehn Jahren nicht aus Italien und ward alt und ſein Ruhm ging unter, weil er zu lange leben wollte. Katualdas Schickſal war daſſelbe, und auch er hatte keine andere Zuflucht, bald darauf von den Hermunduren unter Vibilius Anführung vertrieben; man nahm ihn auf und ſchickte ihn zu dem Städtchen Forum Julium in Südgallien am mittelländiſchen Meere, wo er verſuchen konnte, ob Mandelbäume und Pommeranzendüfte unter Sklaven für die verlorne Herrſchaft über freie Männer entſchädigen. Das Gefolge, welches dieſe unglücklichen Fürſten begleitete, wurde über der Donau zwiſchen den Flüſſen Marus und Cuſus (March und Wage) angeſiedelt und Tiberius gab ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum König.

Dieſes Alles gleicht unſerm Neueſten; doch damit wir Tiberius von der Schande erlöſen, als ſei er gegen fremde Völker eben ſo verrucht geweſen, als in unſern Tagen derjenige iſt, der ſeine Tugenden, ſeine Laſter, ja ſelbſt den Namen Cäſar an ſich geriſſen hat, ſo dürfen wir nicht verſchweigen, was Tacitus im zweiten Buche und 88 Kap. ſeiner Jahrbücher von ihm erzählt: „Ich finde bei Schriftſtellern und Senato„ren aus jenen Zeiten, es ſeien des Fürſten „der Katten Adgandeſtrius Briefe im Senat „verleſen, worin er Arminius Tod ver„ſprach, wenn ihm zur Vollführung der „Unthat Gift geſchickt würde, und es ſei „geantwortet: nicht durch Trug und Hin-

„terliſt, ſondern offen und durch Waffen „räche das römiſche Volk ſich an ſeinen „Feinden.“ — Durch dieſen Ruhm glich Tiberius ſich den alten Feldherren, welche Gift gegen den König Pyrrhus verboten und verrathen hatten.

Arminius Geſchichte beſchließt Tacitus ſo: „Arminius aber, da die Römer aus dem „Lande und Marbod vertrieben war, ſtrebte „nach der Herrſchaft und hatte die Freiheit „ſeiner Landsleute gegen ſich; mit den „Waffen angegriffen und mit wechſelndem „Glücke ſtreitend, fiel er durch Verrath „ſeiner Verwandten: unbezweifelt Germaniens Befreier, und der nicht wie andere „Könige und Heerführer die Anfänge des „römiſchen Volks, ſondern das blühendſte „Reich angetaſtet hat; in Schlachten zuweilen unterliegend, im Kriege unbeſiegt; „ſein Leben füllte 37 Jahre, ſeine Macht „12; und er wird noch beſungen bei den „barbariſchen Völkerſchaften, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, die nur „das Ihrige bewundern, bei den Römern „nicht genug berühmt, die in der Ueberſchätzung des Alten das Neue nicht „achten.“

So ſtarb Arminius, auf deſſen Haupt

das Schickſal viel Glückliches und viel Bitteres verſammelt hatte. Ein glücklicher Mann, denn er vernichtete römiſche Heere, rief ſein Vaterland zur Freiheit auf, und vertheidigte dieſe Freiheit in drei ſchweren und wechſelvollen Jahren gegen einen der mächtigſten und geſchickteſten römiſchen Feldherren; ein unglücklicher Mann in ſeinem Hauſe und ſeiner Verwandſchaft: Flavius ſein Bruder den Römern verkauft und mit römiſchen Reitern Germanen niederhauend; Inguiomerus ſein Oheim, langs ſein treueſter Freund und in allen Gefahren ſein Rath und ſein Arm für das Vaterland, zuletzt zu Marbod übergehend und gegen ihn ſtreitend; Segeſtes ſein Schwäher römiſcher Späher und Verräther des Vaterlandes, des Eidams bitterſter Feind; Thusnelda ſein Weib, frühe in der Feinde Gewalt gefallen und Auguſtus Sklaven in Rom als Sklavin gezeigt; ſein Sohn, von ihr in Italien gebohren, ein Spiel des gaukelnden Zufalls; endlich das Bitterſte — germaniſche Haufen unter römiſchen Fahnen gegen ihn und gegen ihre Brüder ſtreitend. Oder hatte Gott ihm auch dieſes ſo viele und ſo dichte Unglück als ein Glück geſetzt, daß er bewieſe, was Tugend über Schickſal, was unerſchütterlicher Muth und feſte Geſinnung über dasjenige vermöge, worin die meiſten Sterblichen ſetzen, was ſie ihr Leben nennen. Wenn wir was groß und ewig iſt in ſolchen Männern bewundern, ſo ſollten wir die große Tragedie des Lebens, wo Völker ſinken oder ſteigen, wo Könige fallen, Throne ſtürzen, wo Tugend und Verbrechen mit einander ringen, auch nie von ihrer Höhe hinab in das Kleine hineinſtellen, was auch lieb und gut und menſchlich im Hauſe entſteht und ſtirbt, aber in der Geſchichte nicht gehört wird. Will man Arminius Letztes, ſeinen Kampf mit Marbod, ſein Streben nach der Herrſchaft zweifelhaft nennen, ſo nimmt man der Größe des Mannes doch nichts. Es giebt Kräfte in der Natur, zu lebendig, als daß ſie ſtill ſtehen könnten, und die niederwerfen und wegräumen müſſen, was ihnen faul und nichtig im Wege liegt. Vielleicht war Arminius auch darin glücklich, daß die Völker, worüber er herrſchen wollte, ſo ungeduldig und trotzig waren.

◆

b. Die Hunnen und die Völkerwanderung.

Auch Konſtantinus und ſeine Söhne, und deren Nachfolger führten viele und ſchwere Kriege mit den Germanen an dem Rhein und der Donau; doch wechſelten die Verhältniſſe zuweilen, und für blutige Kriege waren oft Freundſchaft, Bündniß, Geſchenke, Zins unter dem Namen Kriegsgelder; ſelbſt römiſche Titel mußten die Fremden gewinnen, und ſie hatten von den entfernteſten Völkerſchaften unter ihren Fahnen, ſo daß die Trachten derer, die an der Nordſee und Oſtſee, ja über der Oſtſee wohnten, in Konſtantinopel geſehen und von den römiſchen und griechiſchen Weichlingen wegen ihrer Schönheit oder wegen des kriegeriſchen Ruhms ihrer Träger nachgeahmt wurden. Denn ſeit den gothiſchen Zeiten zog die kriegsluſtige Jugend aus dem Norden häufig nach dem Süden und diente in Konſtantinopel für Gold und Ehre und Abentheuer. So, im ſteten Wechſel zwiſchen Frieden und Krieg kamen die Völker bis zu dem Jahre unſers Herrn 375, als plötzlich von Oſten her ein Getümmel einbrach, welches das Ende der römiſchen Dinge beſchleunigte. Dieſes Getümmel ging von einem fernen Volke aus, deſſen Namen man bisher nur im Orient dunkel gehört hatte: von den Hunnen; und mit dieſem Getümmel beginnt man in der Geſchichte gewöhnlich die Epoche, welche die Völkerwanderung heißt. Dieſe Hunnen waren Brüder des großen oſtaſiatiſchen Steppenvolks, welches jetzt Mantſchen oder Kalmücken genannt wird. So beſchreibt ſie Ammianus Marcellinus, ein zuverläſſiger Zeuge, der das denkwürdige Unglück mit erlebte, das ſie über den römiſchen Staat brachten:

„Das Volk der Hunnen, in älteſten Geſchichten flüchtig bezeichnet, wohnt jenſeits der mäotiſchen Sümpfe (Aſower Meer) bis hin an das Eismeer und geht über jedes Maaß von Wildheit hinaus. Weil man bald nach der Geburt die Wangen der Kinder tief mit Eiſen furcht, damit der jugendlich hervorſproſſende Haarwuchs durch die zuſammenlaufenden Narben geſchwächt werde, ſo bleiben ſie gleich den Hämmlingen bartlos und garſtig bis im Greiſesalter. Alle ſind von gedrungenen und feſten Gliedern und dicken Hälſen, von ungeheurer und breit aus einander fließender Geſtalt, daß man ſie für zweibeinigte Thiere halten mögte oder für ſolche Pfoſten die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinſtellt. Bei dieſer allerdings unholden Geſtalt ſind ſie ſo roh, daß ſie weder des Feuers noch bereiteter Speiſen bedürfen, ſondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleiſch des erſten beſten Viehes eſſen, das ſie unter ſich auf den Pferderücken legen und ſo ein wenig mürben. Nie ſind ſie von Häuſern beſchirmt, ſondern ſcheuen ſie als vom Leben abgeſchiedene Gräber; den nicht einmal eine mit Rohr bedeckte Hütte findet man bei ihnen; ſondern Berge und Wälder unſtät durchſtreifend lernen ſie ſeit der Wiege Froſt, Hunger und Durſt ertragen. Sehr ungern, und nur, wann die äußerſte Noth ſie zwingt, gehen ſie in Häuſer ein, weil es ihnen da nicht geheuer däucht. Sie kleiden ſich in linnene Kittel oder et aus Mäuſefellen zuſammengenähete Pelze, und haben kein anderes Alltags- anderes Feſttagskleid. Ihre Köpfe bedecken ſie mit überhängenden Mützen, ihre Lenden mit Bockshäuten; ihre ungeſchlacht gemachten Stiefeln hindern ſie mit freiem Schritt zu ſchreiten: deswegen taugen ſie wenig für Fußgefechte, ſondern beinahe feſtgewachſen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich ſind, und zuweilen weibiſch darauf ſitzend, verrichten ſie ihre gewöhnlichen Geſchäfte. Auf ihnen kauft und verkauft ein jeder dieſes Volks bei Tage und bei Nacht, auf ihnen iſſet und trinkt er, und auf den ſchmalen Hals des Gaules gelehnt ſinkt er in tiefen Schlaf bis zur Gaukelei der Träume; und iſt über ernſte Geſchäfte Rathſchlagung vor, ſo rathſchlagt jedermänniglich in dieſem Aufzuge.

Keine königliche Strenge lenkt ſie, ſondern mit der tumultuariſchen Führung ihrer Großen zufrieden durchbrechen ſie, worauf ſie treffen. Zuweilen fechten ſie auch gereitzt, aber beginnen die Schlachten geſchwaderweiſe mit einem vieltönigen ſcheußlichen Geheule. Und wie ſie zur Geſchwindigkeit leicht und plötzlich ſind, ſo zerſtreuen ſie ſich planmäßig in einem Augenblick, und kommen raſch wieder, und ſchweiſen ſo ohne geordnete Schlachtreihen im unſtäten Gemetzel hin und her, und ehe man ſie wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit erblickt, ſtürmen ſie ſchon den Wall oder plündern das feindliche Lager. Und deswegen mag man ſie wohl die ſtreitbarſten Krieger nennen, weil ſie in der Ferne mit Wurfgeſchoſſen, deren Spitzen ſtatt der Schneide mit ſcharfen Knochen ſehr ſauber beſetzt ſind, in der Nähe ohne Rückſicht auf ſich mit dem Säbel fechten, und die Feinde, während ſie ihren Hieben ausweichen, mit Schlingen feſſeln und bei ſo beſtrickten Gliedern ihnen die Möglichkeit des Reitens oder Schreitens benehmen. Niemand pflügt bei ihnen noch rührt die Sterze an; denn alle ſtreunen umher ohne feſte Sitze, ohne Heimath noch Geſetz noch ſtehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich, mit den Wägen, worauf ſie wohnen, worauf die Weiber ihnen ihre garſtigen Kleider weben, bei ihnen liegen und gebähren und bis zur Mannbarkeit die Knaben groß ziehen. Auf die Frage, woher er iſt, kann bei ihnen keiner antworten, anderswo entſtanden, weithin gebohren, und weiterhin erzogen. Treue der Verträge kennen ſie nicht, unbeſtändig, bei jedem Lüftchen einer neu winkenden Hoffnung wankel, ganz mit der ungeſtümſten Wuth hinfahrend; gleich den unvernünftigen Thieren von Recht und Unrecht nichts wiſſend; zweizüngiſch und vieldeutiſch; durch Scheu vor keiner Religion, vor keinem Aberglauben je zurückgehalten; von unerſättlicher Goldgier brennend; ſo veränderlich und jähzornig, daß ſie zuweilen an demſelben Tage ohne die geringſte Beleidigung von ihren Bundesgenoſſen oft abfallen und eben ſo ohne alle Beſänftigung ſich wieder ausſöhnen. Dieſe leichtgerüſtete und unbändige Menſchenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, durch die Verheerungen und Niederlagen der Nachbarvölker fortwüthend, gelangte bis zu den Alanen, den alten Maſſageten.“

Die Hunnen, nachdem ſie über den Rha (Wolga) gebrochen, goſſen ſich aus über das ſchöne Land, das dem Kaukaſus nördlich zwiſchen dem Rha und Tanais, (Don) liegt, und überſchwemmten alles wie ein wilder Bergſtrom. Hier trafen ſie auf ein ſchönes und ſtreitbares Volk, das auch noch roh, aber, mildere Gegenden bewohnend, ſchon milderen Gemüthes war, auf die Alanen, in deren Beſchreibung man Brüder des zweiten großen mittelaſiſchen Stammes, der Tataren und Türken, erkennt. Dieſe rollten ſie mit ſich vorwärts, wenige ausgenommen, die in die kaukaſiſchen Berge wichen, und trieben ſie auf die Gothen. Ueber die Gothen aber herrſchte damals Hermanrich, ein ſehr kriegeriſcher König vieler Völker, die von dem nördlichen Meere bis zu dem ſchwarzen wohneten. Er war aber nun alt und hochbetagt, und als er vernahm, die Alanen und Hunnen ſeien über den Tanais gedrungen und haben die Gothen geſchlagen, da verzweifelte er an ſeinem Königthum und fiel in ſein Schwerdt. Der König Vidimer, der ihm nachfolgte, widerſtand den wilden Alanen eine Zeit mit Hülfe anderer Hunnen, die er durch Geld ſich gewonnen hatte; aber auch er blieb nach vielen Niederlagen zuletzt in einem Treffen. Nach ſeinem Falle zog ſein Volk unter Alatheus und Saphrax, ſeines Sohnes Viderich Vormündern, weiter weſtlich an den Dneſtr. Und Athanarich, König der Thervinger, die auch Weſtgothen hießen, zog ſich in die Berge und Wälder über der Donau.

Da es aber hier an Raum gebrach für das Volk und die Heerden und ſie nicht fanden, wovon ſie leben konnten, auch das ebene Land vor den Hunnen nirgends ſicher ſchien; ſo ſahen ſie mit Wohlgefallen auf das Land unter der Donau, zwiſchen dem Strom und dem Berge Hämus, wo ſie mit den Römern oft blutige Kriege geführt, und begehrten das Land von den Römern, wo ſie Weide hätten für ihr Vieh und Schutz gegen die Feinde. Und die Römer nahmen ſie gern auf, daß ſie als ein Bollwerk des Kriegs vor ihnen lägen; denn ſie hatten vernommen, wie alle Völker, die vom Ural und Tanais bis an den hercyniſchen Wald (das Rieſengebirge) wohnten, von einem Wirbelwind ungeheurer Bewegungen von Oſten her erſchüttert ſeien. Ihre Fürſten hießen Alavivus und Frithigern, und der Kaiſer zu Konſtantinopel, der ſie in ſein Land aufnahm, hieß Valens. Athanarich aber der Weſtgothen König ging immer tiefer in das Gebirg ein und verdrängte daraus die Sarmaten. Auch der Oſtgothen König Viderich verlangte Land von den Römern, ſie aber weigerten ihm das.

Es währte aber nur eine kleine Zeit, daß Friede war zwiſchen den Weſtgothen und den Römern. Denn die Theurung ward ſehr groß im Lande wegen der vielen Menſchen und des Viehes, die hinein gekommen waren, und weil Gott jenes Jahr wenig Getreide hatte wachſen laſſen; und die Römer und die, welche zu den öffentlichen Kornſpeichern die Schlüſſel hatten, ſuchten von den Fremdlingen zu gewinnen und nahmen ihr Silber und Gold und Heerden, und als ſie deren nicht mehr hatten, tauſchten ſie auch für Menſchen, und war ihre Unerſättlichkeit ſo groß, daß ſie ſich für einen Hund einen Menſchen geben ließen, und wurden alſo auch Kinder der Großen zu ihnen gebracht. Da dies und mehr dergleichen oft geſchah, ſo ergrimmten endlich die Fürſten und das Volk, und nahmen von den Einwohnern, wo ſie etwas fanden, und plünderten die Dörfer und Felder; und entſtand ſo Krieg zwiſchen ihnen und wurden auf beiden Seiten viele erſchlagen; und die Gothen drangen raubend und verwüſtend bis in die Berge Macedoniens und Theſſaliens.

Da der Kaiſer Valens, der zu Konſtantinopel regierte, das vernahm, hieß er ſein Kriegsvolk ſich verſammeln und rüſten, und ſchrieb an ſeinen Neffen den Kaiſer Gratianus, der im Abendlande herrſchte, und an deſſen Feldherren, daß ſie ihm zuzögen zur Donau, denn die Fremden wollten faſt übergewaltig werden. Die Gothen, als ſie dies hörten, zogen all ihr Volk zuhauf, und Frithigern hatte nach Saphrax und Alatheus geſchickt, und ſie kamen mit Reiſigen und Alanen; auch kamen viele Hunnen mit, daß ſie Beute machten von den Römern. Außer dieſen ſtießen bei Adrianopel noch zwei Fürſten der Gothen zu ihnen, die hießen Sueridus und

Kolidas. Dieſe waren lange vor dieſer Zeit in dieſe Landſchaften aufgenommen und hatten bei den Römern gewohnt; dieſe aber griffen auch ſie jetzt hinterliſtig an: da wurden ſie aus Freunden Feinde und verbanden ſich mit ihren Landsleuten. Und dieſes ganze Heer verſammelte ſich um Adrianopel, und Kaiſer Valens zog gegen ſie. Es baten ihn aber ſeine Fürſten, daß er nicht ſchlage, ſondern ſich in den Bergen halte, bis ſein Neffe und ſeines Neffen Feldherren zum Entſatz kämen; auch werde der Hunger die Gothen bald aus einander treiben, denn ſie hätten keine Zufuhr, auch verſtünden ſie nicht die feſten Orte einzunehmen noch zu belagern. Er aber gehorchte ihnen nicht, denn er fürchtete, die Welt werde ſagen, ſein Neffe haben die Gothen erſchlagen, und nicht er; denn er war von Natur ſehr neidiſch und eiferſüchtig. Und die Römer verloren nach einem harten Streit die Schlacht, und die Ueberlebenden verglichen die Niederlage der, welche ſie bei Kannä von Hanibal gelitten hatten; und es lagen zwei Drittel des Heeres auf dem Wahlplatz, an 80,000 Mann. Der Kaiſer Valens aber ward nirgends gefunden nach der Schlacht; er war entweder des Abends unter den Flüchtlingen erſchlagen und zertreten, daß ihn keiner erkannte, oder er verbrannte auch in einem kleinen Hauſe, wohin er ſich mit vielen andern geflüchtet haben ſoll und das die Feinde anzündeten. Dieſe Schlacht heißt die Schlacht von Adrianopel, und ſie geſchah im dritten Jahr, daß die Hunnen und Alanen über den Tanais gegangen waren, nemlich im Jahr 378. Und die Sachen der Römer kamen dadurch in große Verwirrung, und die Beſtürzung und Angſt war allgemein, und Kriege und Aufruhre und wilde Getümmel folgten die nächſten Jahre dicht auf einander, bis der Hiſpanier Theodoſius römiſcher Kaiſer ward, die Feinde beſiegte und drinnen und draußen Ruhe ſtiftete.

Dieſer Kaiſer, der ein großer Kriegsfürſt war, ſtarb im Jahr 395 und hinterließ das römiſche Reich ſeinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius, von welchen der ältere das Morgenland, der jüngere das Abendland regieren ſollte. Da ſie aber beide noch jung waren und unerfahren, ſo gab er ihnen jeglichem einen Mann bei, der im Kriege und Frieden ihr Rath ſeyn und ihnen beiſtehen ſollte; und hatte Arkadius einen Gallier, der hieß Rufinus, und Honorius einen Germanen, der hieß Stiliko. Es ſollten aber die beiden Reiche, das abendländiſche und das morgenländiſche, angeſehen werden wie Ein Reich, und die beiden Kaiſer einander brüderlich helfen, und die beiden Räthe und Verweſer einander einträchtig die Hände bieten; ſo hatte es der alte Kaiſer gemeint bei ſeinem Sterben. Aber die beiden Räthe hatten ſich lange ſchon tödtlich gehaßt und hatten es nur verborgen, weil der alte Kaiſer lebte. Und wäre dies auch nicht geweſen, ſo wäre es wohl geworden; denn die Herrſchaft iſt der Natur, daß keiner mit dem andern theilen will, ſondern einer alles haben: darum ſoll man nicht zwei neben einander ſtellen, ſondern iſt beſſer, einem alles geben, damit Eintracht in der Regierung ſei. Es war aber Stiliko der Vandale ein beſſerer Kriegsmann, ſonſt ſpröd, ſtolz, grauſam; Rufinus hingegen größer in den Künſten des Hofes, thätig, ſchlau, hinterliſtig, glatt, ein ſolcher, der unter Lächeln Verrath und Mord verhehlen konnte. Das Schlimmſte war, daß die beiden Kaiſer nie mündig wurden, noch ſelbſt regieren konnten; denn ſie waren unter Mönchen, Verſchnittenen und Weibern erzogen und beſchloſſen auch unter ihnen ihr unrühmliches Leben. Denn darin hatte Theodoſius gefehlt, daß er in ſo getümmelvollen Zeiten ſeine Söhne nicht unter den Waffen erziehen ließ, wodurch er ſo groß geworden, ſondern ſie der Herrſchſucht der Pfaffen und der Weichlichkeit der Höflinge übergab.

Die Fremden fühlten bald an dem ſchlaffen Regiment, daß Theodoſius todt war, und ſahen mit Freuden, daß Rufinus und Stiliko ſich haßten. Deswegen wurden ſie übermüthig und traten mit neuen Forderungen und Anſprüchen hervor. Ueber die Weſtgothen, die noch dieſſeits der Donau unter dem Namen Bundsgenoſſen auf römiſchem Gebiete wohnten, herrſchte jetzt Alarich, ein ſtaatskluger und kriegeriſcher Fürſt. Da man ihm was er verlangte nicht bewilligen konnte, ſo ward Krieg zwiſchen ihm und den Römern, und er faßte den kühnen Vorſatz in Italien einzubrechen; doch mußte er diesmal vergeblich abziehen, denn Stiliko ſchlug ihn bei Verona. Dies geſchah im Jahr 403. Das andere Jahr ward Italien wieder überſchwemmt von einem Schwarm von Fremden, der zahllos kam wie der Sand am Meer. Es war, ſagen die Erzähler, ein Gemiſch vieler Völker, und man wußte nicht, woher ſie kamen, doch meinte man, auch dies ſei eine Folge des Völkergedränges, das die Bewegungen der Hunnen und Alanen veranlaßt hatten. Ihr Anführer hieß Radagaiſus, und er führte ſie langſam über den Padus und Apenninus daß er auch die ſüdlichen Länder einnähme und Rom gewönne und plünderte. Doch hielt ihn Fäſolä (jetzt Fieſoli) auf, eine hetruriſche Stadt am Fuß des Apenninus, eine halbe Meile von Florenz. Dieſe lag ſehr feſt auf einer Berghöhe und Radagaiſus hatte ſie berennt und belagerte ſie. Hier überfiel ihn Stiliko, der wieder ein Heer verſammelt hatte, plötzlich und ſchlug ihn aufs Haupt, und ward ſein Name hinfort nicht mehr gehört. Die Römer erzählen, das ganze Gefild ſei mit Leichen bedeckt geweſen, und ſei ihrer faſt keiner entronnen, und die Gefangenen, an die 80,000, habe man ſo wohlfeil kaufen können, daß ſie faſt Schaafen und Kälbern gleich geſchätzt wären.

Stiliko, damit er Alarich und Radagaiſus bezwingen könnte, hatte aus Brittannien und von dem Rheinſtrom faſt alle Beſatzungen weggezogen und die Gränzen entblößt. Seit den Jahren 406 und 407 finden wir alſo verſchiedene fremde Völker Gallien von einem Ende bis zum andern durchſtreifen, die entweder über den Rhein gezogen waren, oder einige vielleicht von Radagaiſus Haufen gegen Weſten durch die Alpen gewandert. Von dieſen nahmen die Burgunder das Land ein um den oberen Rhodanus und Arar (Rhone, Saone) und das Gebirg Jura, wo ihre Nachkommen wohnen bis auf den heutigen Tag. Andere gingen weiter gegen Süden und drangen über die Pyrenäen nach Hiſpanien, gerufen, erzählt man, von einem verrätheriſchen römiſchen Landpfleger. Dieſe blieben in Hiſpanien ſitzen und beſetzten das nordweſtliche Land jenſeits des Iberus, (Ebro) ſo daß den Römern nur blieb, was zunächſt den Pyrenäen liegt, und an der ſüdweſtlichen Küſte die feſten Städte, welche von der See her Zugang hatten. Dieſe Völker theilten das Land unter ſich, ſo daß die Sueven und Vandalen im Norden, die Alanen im Süden, und ein Theil Silinger und Vandalen die Seite beſetzten längs dem Bätisſtrom, der nun Guadalquivir heißt; dieſes ſchöne Land wird nach ihnen bis dieſen Tag Andaluſien genannt. Es ging aber ſiebenzehn Jahre ſpäter ein König der Vandalen namens Genſerich mit einer kleinen Heerſchaar übers Meer nach der Küſte von Afrika, geladen von einem aufrühriſchen römiſchen Statthalter, dem Grafen Bonifacius, und eroberte binnen wenigen Jahren die ſchöne Küſte von dem Atlantiſchen Meere bis zu den Syrten, und ſtiftete ein Königreich Vandalien, deſſen Hauptſtadt Karthago war. Aber dieſes Reich beſtand nicht lange, denn nach hundert Jahren zerſtörte es Beliſarius, des konſtantinopolitaniſchen Kaiſers Juſtinian Feldhauptmann.

Während dies hier vorfiel, gingen neue und ſchwere Schickſale über Italien und Gallien. Stiliko hatte den ſinkenden Staat gehalten, wie er gehalten werden konnte. Dieſer große Mann ward im Jahr 408 im Pallaſt zu Ravenna erſchlagen. Dies geſchah vor den Augen und mit dem Wiſſen des elenden Honorius, der zu nichts taugte als Fliegen zu jagen und Kapaune zu füttern. Auf dieſe Nachricht kam Alarich der kühne Weſtgothe wieder und belagerte die Stadt Rom, die mit ſchwerem Golde den Frieden kaufen mußte. Da Honorius ihm aber nicht hielt, was er ihm gelobt hatte, ſo kam er das Jahr 409 zurück, rückte auf Rom, belegte die Stadt, und gewann ſie in kurzer Zeit. Damit er Honorius ſchreckte, ſetzte er einen elenden Weichling namens Attalus zum Gegenkaiſer; doch ſtieß er ihn das folgende Jahr wieder in den Staub und nahm Rom mit Sturm ein, das eine ſchwere Plünderung erlitt: indeſſen fühlten die Römer ſehr, daß die Gothen ſchon lange

Chriſten geworden waren. Alarich handelte nun viel hin und her mit Honorius, der in Ravenna wie in einem Kerker eingeſchloſſen ſaß, immer tückiſch, immer treulos und hinterrückiſch, wie alte Weiber von den Sternen hoffend, was Männer durch das Schwerdt gewinnen oder verlieren ſollen. In des Weſtgothen großer Seele reifte ein kühner Plan, Sicilien und von daher Afrika zu gewinnen; denn er begriff, daß er Schiffe bedurfte, um eine weite Herrſchaft am Mittelmeer feſtzuhalten: Herr einer Flotte konnte er auch Herr Italiens und Hiſpaniens werden. Aber der Tod riß ihn weg aus ſeinen großen Entwürfen; er ſtarb in der Kraft ſeines Lebens Meſſina gegenüber. Da bereiteten ihm ſeine Gothen ein denkwürdiges Grab. Sie leiteten, damit der italiſche Haß ſeine Gebeine nicht ſchändete, einen Strom ab und begruben ihren König in ſeinem Grunde in voller Rüſtung und mit ſeinem Streitroſſe; dann ließen ſie die Waſſer wieder über ihn fließen. Jener Strom heißt jetzt Buſento. Adolf, Alarichs Gefreundter, führte das Volk im Jahre 412 aus Italien; er vermählte ſich mit Honorius Schweſter Placidia und nahm das ſchöne Südgallien jenſeits des Rhodanus und das öſtliche Spanien ein; und Toloſa ward der Sitz des weſtgothiſchen Reiches.

So wild und unglücklich, unter großen und kleinen Umwälzungen, draußen von dem Schwerdt der Barbaren, drinnen von gefährlicheren und unheilbaren Laſtern angefochten, trieb der weſtrömiſche Staat wie ein im Orkan geſcheitertes Schiff mit ſeinen Trümmern umher, und über die letzten entarteten Sprößlinge unſterblicher Männer, über die letzten unſeligen Sklaven der Imperatoren erging ein fürchterliches Weltgericht. Auch das oſtrömiſche Reich war nicht glücklicher, nur daß der Sitz ſeines Lebens durch das Bollwerk des Hämus und durch Meere den Barbaren unzugänglicher war. Dort wüthete ſeit fünf Jahren der große Hunnenkönig Etzel oder Attila, der vom Don bis zur Donau gewaltig gebot: wann er ſein Schwerdt, das ſein Gott war, in die Erde ſtieß, ſo fielen hundert Völker in den Staub und Konſtantinopel und Rom bebten in ihren Grundfeſten. Dieſer gewaltige Mann wandte ſich um das Jahr 450 gegen Weſten und wälzte wie ein wilder Bergſtrom ſeine Völker vor ſich her. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte, mußte ihm folgen. So drang er zwiſchen den Gränzen der Burgunder und Franken in Gallien ein und gelobte nicht eher ſtill zu ſtehen als am äußerſten Meere; doch ſtand er ſtill an dem Strom Liger, (Loire) wo die Stadt Aureliani (Orleans) dem Verheerer einen unerwarteten Widerſtand leiſtete. Das Schrecken dieſer furchtbaren Waffen und die gemeinſchaftliche Gefahr des Unterganges vereinigten Rom und die Könige. Aetius der römiſche Feldherr, die weſtgothiſchen Könige, auch ſeine Hülfsvölker von den Burgundern und Franken traffen mit Attila auf den katalauniſchen (Chalons) Feldern in einer zweitägigen mörderlichen Schlacht, worin die Hälfte der Streiter erſchlagen ward. Die Weſtgothen verloren ihren König. Attila, der ſich verblutet hatte, zog wieder gegen Oſten. Das folgende Jahr fiel er wieder mit einem wüthenden Heer in Italien ein, wohin ſein Ehrgeiz und Kaiſer Valentinians üppige Schweſter Honoria, die ihm einen Brautring geſchickt hatte, ihn lockten. Auf dem Wege nach Rom kehrte er wunderbar und unbegreiflich (ſagt die Legende) vor dem römiſchen Biſchof und ſeinen Heiligthümern, die ihm entgegen zogen, in ſein Land zurück, und Rom war gerettet. Er ſtarb im

Jahr 453, als er eine Brautnacht mit einem neuen Weibe feierte, wahrſcheinlich vergiftet oder erſtochen.

Dieſer plötzliche Tod hinderte vielleicht, daß in Europa nicht Mongolen herrſchend wurden. Mit dem gewaltigen Attila ſtarb auch der Hunnen Glück, die er zu neuer Macht und Ehre erhoben hatte. Seine Nachfolger wütheten in innerer Zwietracht gegen einander, die fremden Völker riſſen ſich los, und nach zwanzig Jahren ward das Hunnenſchrecken nur noch als eine Vergangenheit gehört: das Volk verlor ſich unter andern Völkern oder entwich auch weiter gegen Oſten. Italien ward indeſſen bald wieder von einem eben ſo ſchlimmen Feind heimgeſucht, als Attila hätte werden können, von dem Könige der Vandalen Genſerich, von welchem wir erzählt haben, daß er das Jahr 429 nach Afrika ging und dort ein kurzlebendes Reich gründete. Aetius der Sieger von Katalaunum war von Valentinian ermordet, wie Stiliko von Honorius; den Kaiſer traf bald gleiches Schickſal, und ſeine Gemahlin Eudoxia, um den Tod ihres Gemahls an Petronius Maximus zu rächen, der ſich auf ſeinen Stuhl geſetzt und in ihr Bett gelegt hatte, rief Genſerich über das Meer. Dieſer kam mit großem Zeug, belagerte und eroberte Rom, und ließ ſeine germaniſchen und afrikaniſchen Barbaren plündern. Dieſe Plünderung ward die eigentliche Plündernug Roms, eine ſo ſcheußliche, daß man bei ihrer Erzählung doch über das Schickſal der Stadt weinen mögte, die über den Untergang anderer nie Erbarmen gefühlt hatte. Ehre und Güter der Menſchen, Tempel und Altäre, alte und neue Götter, jedes Alter, jedes Geſchlecht wurden geſchändet, geplündert, verwüſtet, und auf ganzen Flotten ſchiffte Genſerich den Raub ein. Aber die alten Götter Roms ſchienen noch einmal zu erwachen, Karthago ſollte nach ſeinem Tode keinen glänzenden Triumph über Rom feiern; Stürme verſchlugen und zertrümmerten den größten Theil der Flotte: über die Denkmäler der Kunſt und die Heiligthümer der Menſchen rollen jetzt die Wellen des mittelländiſchen Meeres hin; Genſerich entkam mit einigen Räubern nach Afrika.

So lag um die Mitte des fünften Jahrhunderts Italien da, entehrt, zertreten, verwüſtet. Roms ſibylliniſche Bücher waren geſchloſſen, ſeine Augurien weiſſagten nicht mehr; das Vergangene konnte kein

Gott wieder beleben: ein geiſtliches Rom ohne Schwerdt, gewaltiger als das weltliche, ſollte ſechshundert Jahre ſpäter unter Gregor dem Siebenten den Erdball beherrſchen. Was jenſeits der Alpen und des adriatiſchen Meers lag, war verloren: es diente fremden Völkern oder den Römern in Konſtantinopel, die von Tage zu Tage mehr Fremden gleich wurden; Afrika war vandaliſch, Hiſpanien ſueviſch oder weſtgothiſch, Gallien größtentheils weſtgothiſch oder burgundiſch geworden; Brittannien hatten ſeit dem Jahr 449 die gegenüber wohnenden Sachſen und Angeln beſetzt und kriegten mit den Eingebohrnen, wer dienen oder herrſchen ſollte. Die letzten traurigen Tage Roms und der Wechſel ſeiner unwürdigen Regenten waren noch mit Verbrechen und Schanden bezeichnet, die ſeit fünf Jahrhunderten auf dieſem klaſſiſchen Boden klaſſiſch geworden waren. Endlich kam der Mann, der auch den letzten Schatten der Herrſchaft von ſeinem ſchuldigen Haupte nehmen ſollte. Dies war Odoaker König der Rugier und Heruler und bundsgenöſſiſcher Feldherr der Römer. Dieſer ſtieß im Jahr Chriſti 476 den jungen Kaiſer Romulus Auguſtulus vom Thron und ſetzte ſich ſelbſt darauf: Er nannte ſich König von Italien. So endigte Rom.

Sonderbar genug zehen Jahre länger als Rom dauerte in Nordgallien ein kleiner halbrömiſcher Staat fort, deſſen römiſcher Statthalter Siagrius hieß, in dem Lande über dem Liger und um die Sequana, die ſpäter Loire und Seine hießen, immer enger eingeklemmt, weſtlich von Britten in Armorikum, öſtlich von Burgundern, nördlich von Franken. Wir kommen nun auf die Franken. Dieſes große Volk, wahrſcheinlich aus mehren ſchon bekannten germaniſchen Völkern mit einem neuen gemeinſchaftlichen Bundesnamen erwachſen, hatte ſeit dem Anfange des dritten Jahrhunderts ſich den Römern furchtbar gemacht und bei der Schwäche Roms ſich in dem weſtlichen Belgien zwiſchen der Maas und Schelde immer weiter ausgedehnt; doch war es eines der ſpäteſten Völker, das in den verlaſſenen und ſchlecht vertheidigten römiſchen Landen Reiche zu gründen wagte. Dieſe Erſcheinung läßt ſich theils aus ſeinen innern Verhältniſſen, theils aus der Gelegenheit des Landes, worin es wohnte, erklären. Die Franken, wiewohl ein mächtiges und zahlreiches Volk, waren wieder in viele Stämme getheilt, deren jeder einen eigenen König oder Fürſten hatte; dies, was vielleicht die Freiheit im Innern förderte, minderte die Macht nach außen hin: nur große Gefahr verband das Volk zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung. Auch die Gelegenheit ihres Landes hielt ſie länger als andere in ihrem alten Zuſtande feſt: die Völkerſtürme die über den Rhein kamen, erſchütterten ſie faſt nicht, denn ſie fuhren zwiſchen dem Rhein und dem Ardennerwalde, der ihre öſtliche Gränze deckte, nach dem Süden hinunter; ſüdlich vor ihnen hatte Gallien die feſteſten Gränzen, die nicht leicht zu durchbrechen waren, denn die Römer, lange von ihren Einfällen geneckt, hatten eine Reihe Feſtungen gegen ſie aufgeführt. So ſaßen ſie freiwillig, zufällig und gezwungen ſtill, bis, als die Zeit zur Aerndte reif war, in Chlodwig oder Ludwig, einem ihrer Fürſten, ein Mann gebohren ward, der ſie zu einem großen Volke machen ſollte. Dieſer Ludwig hatte wie die meiſten Erobererſeelen mehr von Satan als von Gott; er wollte herrſchen, und was zur Herrſchaft führte, das war ihm alles gleich. Durch Tapferkeit, Klugheit, Hurtigkeit gewann er das Volk, durch Gift, Dolch, Verrath rottete er die Fürſten der Stämme aus und ward auf die Weiſe Alleinherr aller Franken. Als der Weg ſo gebahnt war, da hielt er ſich nicht auf, ſondern führte Schlag auf Schlag ſeine großen Entwürfe durch.

Zuerſt, damit er den Rücken ſicher hätte, ſchloß er ein Bündniß mit den Britten, die ſeit lange in Armorikum zwiſchen der Loire und Seine an den Küſten ſaßen und jüngſt, da die Sachſen Brittannien überwältigten, von daher viele Verſtärkung an Volk erhalten hatten. Dann griff er den römiſchen Landpfleger Siagrius an, deſſen nordgalliſcher Staat bis an ſeine Ardennen ſtieß, ſchlug ihn bei Sigdunum (Soiſſons) aufs Haupt, und nahm das letzte römiſche Land ein bis an die Gränzen der Weſtgothen und theilte es unter ſeine Franken. Dieſe entſcheidende Schlacht war im Jahr 486, zehen Jahre nach Romulus Auguſtulus Abſetzung. Alsbald nach dieſer Schlacht mußte Ludwig mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Allemannen ziehen, die, des Glückes ihrer Feinde eiferſüchtig, in ihr Land einzufallen droheten. Bei Zülpich, unweit des Rheins, traffen die beiden Völker wüthend auf einander und ſtritten mit ſcharfer Erbitterung; denn es galt um die Herrſchaft. Schon wankte der Sieg zu den

Allemannen hin, da that Ludwig das Gelübde, wenn Gott ihm den Sieg verleihe, Chriſt zu werden und ſich taufen zu laſſen, und in demſelben Augenblick wichen die Allemannen, wie von Schrecken Gottes ergriffen, und die Kraft ihres Volkes blieb auf dem Wahlplatz. Ludwig ließ ſich taufen, und viele Franken thaten daſſelbe; er ward hinfort der Allerchriſtlichſte König genannt, und der Name kam auf ſeine Nachkommen, und die Allemannen wurden den Franken zinsbar. Bald fühlten auch die Britten in Armorikum, daß man ſchwerlich frei bleibt, wenn man Einen Nachbar vor allen mächtig werden läßt. Auch über die Weſtgothen gewann Ludwig im Jahr 507 eine große Schlacht und erweiterte ſein Land bis an die Garonne und die Sevennerberge. Jene aber, von ihm gedrängt, rückten immer tiefer in Hiſpanien hinein, wo ſie endlich ſeit dem Jahre 585 des ganzen Landes Herr wurden, ſo daß auch das ſueviſche und vandaliſche Hiſpanien zuletzt ein weſtgothiſches genannt ward. Daß der Eroberer Ludwig nicht noch weiter um ſich griff und alle ſeine Nachbarn beraubte, das hinderte der kriegeriſche und weiſe König der Oſtgothen Dietrich, der von ſeinem Siege bei Verona auch Dietrich von Bern genannt wird und als eine mythiſche Heldengeſtalt ſeines Volkes in den Geſchichten und Liedern der meiſten Germanen unſterblich fortlebt.

Nachdem die gothiſche Herrſchaft zerfallen war durch Hermanrichs freiwilligen Tod und Widimers Niederlagen, hatte das Volk der Oſtgothen ſich an und in die Karpathen gezogen. Nach Attilas Tode ſaßen ſie über der Donau in einem Theil Pannoniens, gingen darauf unter ihren Königen, auch über die Donau, wo ſie, bald Freunde bald Bundsgenoſſen der Oſtrömer, weideten. Dietrich, der Sohn eines ihrer Könige, ward unter dieſen Verhältniſſen als Geiſſel nach Konſtantinopel geſchickt, wo der Jüngling die Ränke und Künſte lernte, wodurch Herrſchaften wachſen und vergehen, aber nicht die Laſter, welche rohen Menſchen gefährlicher ſind als gebildeten. Nach dem Tode ſeines Vaters und ſeiner Oheime ward er alleiniger König und ließ ſich von dem Kaiſer in Konſtantinopel Italien anweiſen, daß er es als ſein Erbe beſäße und es als Sold für geleiſtete Dienſte oder als Bezahlung ſchuldiger Hülfsgelder einnähme. Denn die in Konſtantinopel waren froh, daß ein ſo mächtiger König weit wegzog von ihren Gränzen. Er zog dann mit ſeinen Gothen von der Donau aus, ging durch die Alpen, und hielt bei Verona die erſte Schlacht mit Odoaker, die er gewann; die zweite geſchah bei Pavia, worin er Odoaker belagerte; im Jahr 493 ergab ſich Odoaker ihm mit Ravenna und ward ermordet. So endigte das Reich der Heruler und Rugier im ſiebenzehnten Jahre ihrer Herrſchaft, und die Oſtgothen wurden die Herren Italiens.

Dietrich beherrſchte 36 Jahre mit Weisheit und Kraft einen großen und ſchönen Staat, der vielleicht in Südeuropa noch leben würde, hätte er einen Nachfolger gehabt, ihm an Tugend gleich, der eben ſo lange regiert hätte. Italien, die ſchönen Alpenländer und was in Südgallien vom Lemaniſchen (Genfer) See her die Rhone umfließt, und ein großer Theil der Länder, die vormals Norikum, Illyrikum und Pannonien hießen, bis an die Donau, ehrten Dietrich als ihren Herrn. So hoch ragte ſeine Tugend über alle ſeine Zeitgenoſſen, daß ſein bloßes Wort Frieden und Krieg gebot und daß die fernſten Völker ihn als Freund und Schiedsrichter und Rath mit Botſchaften ſuchten oder mit Geſchenken ehrten. Dieſer große und weiſe König ſtarb im Jahr 526, und mit ihm ſtarb der Glanz ſeines Volkes. Auf ſeine ſchönen Jahre folgten ſiebenundzwanzig Jahre voll Getümmel, Verrath, Krieg und Mord, und in einem Kriege voll der ungeheuerſten Wechſel und Thaten wurden die Gothen durch griechiſche Tapferkeit und Hinterliſt und durch ungermaniſche Treuloſigkeit ihrer fränkiſchen Nachbarn nicht beſiegt, ſondern ausgerottet. Ihre Rache und ein großes Gebiet ihres Landes nahmen funfzehn Jahre nach ihrem Untergange die Longobarden, ein tapferes und wildes germaniſches Volk, nach welchem das obere Italien bis auf den heutigen Tag die Lombardei genannt wird.

c. Teutſchland gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts.

Von Konrads des Vierten Tode bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, wo eine neue Zeit begann, ſind 250 Jahre. Dies iſt gewiß die ſtilleſte Zeit, welche Germanien jemals erlebt hat: die Verbindung und das Verhältniß zwiſchen Italien und Teutſchland und dem Kaiſer und Pabſt meiſtens feſtgeſetzt, viele kleine Händel und Neckereien, keine blutigen Kriege mehr noch Kämpfe auf Leben und Tod; in Teutſchland ſelbſt unwichtige Streite und Fehden; nur die Kriege der Schweizer mit den Erzherzögen von Oeſtreich, herrlich durch den Sinn, womit ſie geführt wurden, traurig für Teutſchland, weil künftig eines ſeiner Bollwerke gegen die Fremden ſich losreiſſen ſollte; von außen keine Gefahr noch irgend ein Volk ſo mächtig, daß es ſich noch mit dem teutſchen meſſen konnte. In glücklicher Freiheit ründete ſich jedes Land, jede Stadt, jeder Gau zu einem eigenen Gemeinweſen ab, und das Reichsband, das alle zuſammenhalten und umſchlingen ſollte, mußte von Jahrhundert zu Jahrhundert loſer und weiter werden. Wie das Reich bei der Erlöſchung der Hohenſtaufen ſtand, iſt ungefär gezeigt worden. Nach ihnen war eine zwanzigjährige Zeit faſt herrenlos: die Teutſchen nannten Alphonſus den Weiſen von Kaſtilien und Richard Prinzen von England ihre Könige, von welchen aber der letzte nur einige Monate, der erſte nie in Teutſchlands Gränzen geweſen iſt: dieſe zwanzig Jahre hat man das Zwiſchenreich genannt. Dieſes Zwiſchenreich diente den Fürſten und Herren, daß ſie um ſich greifen, ihre Macht noch mehr befeſtigen und ſich von dem Raub des Reichs und den Gütern der Hohenſtaufen ſtärken konnten. Doch ward endlich Uebermuth, Selbſtgewalt und Verwirrung in Teutſchland und Italien ſo groß, daß beide Fürſten und Pabſt das Bedürfniß eines Kaiſers fühlten. Damit aber jeder ſeiner Macht deſto gewiſſer bliebe, hüteten ſie ſich wohl, immer aus demſelben Hauſe zu wählen noch ſehr mächtige Herren auf den Thron zu ſetzen. Im Jahr 1273 ward der Graf Rudolf von Habsburg gewählt und ſchloß das Zwiſchenreich; er iſt der Stifter der öſterreichiſchen Macht. Von der kaiſerlichen Macht und den eigentlichen Reichslanden war faſt nichts mehr übrig: die oberſten Gerichte, der Judenzins — denn die Juden waren des Kaiſers Knechte — einige Gaben und Verleihungen, einige Zölle, Standeserhöhungen, und manche kleine Dinge — darin beſtand die Herrlichkeit deſſen, der für den gewaltigſten und mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit gehalten ward; und jeder Kaiſer beeiferte ſich noch, durch Verſchenkungen, Tauſche, Verkäufe, und durch Vortheile, die er ſeinen Erbhäuſern zuwandte, dieſen letzten Reſt zu ſchmälern. Es war der Glanz der Ehre und der hohe Wahn, welche dieſe Würde begehrlich machten; doch war in dem Wahn und in ſeiner Unbeſtimtheit vieles, wodurch der Name Kaiſer in großen Zeiten und durch große Männer wieder mehr als bloßer Name ſeyn konnte. —

In dieſen friedlichen und nur durch die eigene Kraft und Lebendigkeit des Volkes zuweilen getümmelvollen Jahrhunderten war der Kaiſer der oberſte Richter und freundliche Vater tapferer und freier Söhne, die, in genügſamer Freiheit bei ſich zufrieden wohnend, allen andern Völkern das Gleiche gönneten und zu keinem einzigen Krieg noch Unfrieden brachten. In Italien aber dauerten die Wirkungen der Saliſchen und Hohenſtaufiſchen Züge immer noch fort; dort erſchien auch bei dem ſchönen und edlen Kampf um die Freiheit, was das heiße Blut des Südens immer hervorbringt, gewaltigere und blutige Kämpfe und grimmigere Feindſchaften und Verfolgungen: die alten Geſchichten der griechiſchen Freiſtaaten und Tyrannen lebten wieder auf; die Namen Welſen und Weiblinger aber deuteten auf die vergangenen Zeiten hin, wo das Haus der Welfen und die Päbſte für die Freiheit ſtanden gegen die Hohenſtaufen, deren Erbſchloß Weiblingen hieß.

Teutſchlands Fürſten und Herren waren und wurden jetzt immer mehr unbeſtrittene Erbherren ihrer Länder und Richter und Verwalter derſelben; doch waren nach alter teutſcher Weiſe in allen Landſchaften Landſtände vom Adel und Städten, auch wohl von der Prieſterſchaft, in den freieſten Gegenden auch von der Bauerſchaft, und kein Fürſt durfte alles durch ſich. Nicht die kleinſte Steuer und Zulage mogte er fordern, das Land habe ſie ihm denn bewilligt. Von ſeinen Gütern, von einigen Gerichten und Zöllen, von den Forſten und Bergwerken, wenn deren im Lande waren, mußten Hof und Staat unterhalten werden; der Fürſt war noch nicht mächtig durch Soldaten, ſondern allein durch die Liebe und Treue ſeiner Städte und Mannen. Am wenigſten vermogten die Fürſten, in deren Nachbarſchaft große Reichsſtädte oder Hanſeſtädte lagen oder die ſolche gar zu ihren Städten rechnen wollten. — Die erſten Fürſten des Reichs hießen jetzt die ſieben Kurfürſten, geiſtliche und weltliche. In der früheren Zeit waren die Herzöge an der Spitze der großen Völkerſchaften geſtanden und hatten dem Volke ſeinen Kaiſer zur Wahl oder Anerkennung gewieſen. Als aber dieſe Herzöge und ihre Würden vergangen waren, da kam dies mit den ſogenannten Erzwürden auf gewiſſe mächtige Häuſer und auf die großen rheiniſchen Erzſtifter. Im vierzehnten Jahrhundert wurden dieſe Sieben durch

Karls des Vierten güldene Bulle mit großen Vorrechten und Herrlichkeiten öffentlich anerkannt. Bei ihnen war hinfort die Wahl der Kaiſer, bei ihnen meiſtens die Leitung der Reichstage und Reichsangelegenheiten, und immer neue Vorzüge ließen ſie ſich durch die ſogenannten Willebriefe, die der Kaiſer bei'm Antritt ſeiner Regierung beſtätigen mußte, beilegen und bebriefen. Die andern Fürſten und Stände des Reichs murreten und ſträubten ſich oft gegen ihre Anmaaßungen und nannten ihren Erwerb nicht rechtlich; aber ſie behaupteten ſich im Beſitz: denn wer die Macht behauptet, behauptet das Recht.

Das Glück, der Reichthum, die Kunſt und der Glanz und die Macht war in dieſen Zeiten bei den Städten. Es war das goldene Zeitalter der Freiheit und Bürgerſchaft, das ſie ſeitdem nicht wieder erlangt haben. Von dem Kaiſer hatten ſie nach und nach alle Herrlichkeiten gelöſt und ausgepfändet, Gerichte und Hochgerichte, Zölle, Gülten, Münzrecht, Burggrafſchaften, und wie die mancherlei Namen der Hoheit hießen, waren endlich ihre, und ſie richteten ſich fürſtlich und ritterlich ein mit Feſten und Thürmen und mit einem ſo kriegeriſchen Zeuge und Wehr, daß eine Stadt, die nur zehentauſend freier Männer zählte, es mit vier fünf großen Fürſten, wie ſie damals waren, im Felde wagen durfte. Ja es riſſen ſich manche Städte völlig los aus den fürſtlichen Pflichten und ſahen ſich als unmittelbare Reichsſtädte an; was beſonders den Fürſten Nordteutſchlands widerfuhr, deren Städte der Hanſe anhingen: ſo daß die Fürſten darüber faſt arm und ohnmächtig wurden. Weltbekannt wurden die großen Städtebünde, die Hanſe und die rheiniſchen und donauiſchen Städte, welche, von Fleiß, Gewerben, und Manufakturen blühend, faſt den ganzen Handel des Nordens und Oſtens in ihren Händen hatten. Denn Hiſpanien war in ſchwerem Kampfe mit den Mohren, England und Frankreich zerarbeiteten ſich Jahrhunderte in blutigen Kriegen, Rußland und Polen und der ſkandinaviſche Norden hatten ihren Reitz zur Weltthätigkeit noch nicht erhalten. Die Blüthe und der Reichthum waren von dem zwölften bis ſechszehnten Jahrhundert bei Italien und Teutſchland. Die mancherlei Verfaſſungen und Ordnungen der Städte ſind wieder faſt eben ſo vielfach und verſchieden, als ihre Namen waren; und auch ihre Bünde ſind ein eben ſo unbeſtimmliches und unbeſchreibliches Weſen, als das ganze teutſche Gemeinweſen dieſer Zeit war. Das Herkommen, die Sitte, die Treue des Volkes regierte und ſchlichtete damals das Meiſte; des Geſetzten und Geſchriebenen war weniger: das fürchtete die Freiheit, weil es durch Erſtarrung die Knechtſchaft einzuleiten pflegt. Alles wuchs, fügte, ordnete ſich, wie die lebendige Natur in fröhlicher Jahrszeit alles in einander und aus einander erſchaffet und erhält, ohne daß man ſagen könnte, welches das Erſte, welches das Letzte ſei. Jenes Zeitalter war wie die fröhliche Jahreszeit des Frühlings. So erwuchſen die Landesordnungen nnd die Obergerichte und ſo viele löbliche und weiſe Einrichtungen durch die Freiheit und Biederkeit der Menſchen von ſelbſt und für das in der Lebendigkeit des ganzen ſchaffenden Lebens ſo Gewordene konnten die ſpäteren Menſchen, die nur durch den todten Buchſtaben Geſchichte zuſammenzureihen verſtanden, keine Verbrieſung noch Urkunde finden. Das hatte die teutſche Freiheit auch, daß in den Städten zuweilen Aufruhre und Verwirrungen entſtanden, wobei die Gemeinde gegen die Obrigkeiten oder die Zünfte gegen einander oder die Weltlichkeit gegen die

Prieſter im Harniſch waren. Daß dabei Blut vergoſſen ward und das Henkerbeil zuweilen gezuckt werden mußte, war unvermeidlich. So ſind alle Völker in ihrer freudigen Jugend geweſen. Doch war teutſche Treue nie ſo mordiſch und blutig als italiäniſche Wuth, noch ſo wild und unruhig als griechiſche Heftigkeit. Einige fielen als Schuldige oder Opfer, und dann ſtellten die Unruhen das zerrüttete Gleichgewicht wieder her.

Die Gerechtigkeit ward gepflegt nach den alten teutſchen Geſetzen und Ordnungen, die in den verſchiedenen Landen galten; die Städte ſchuffen ſich aus dieſen und aus Aehnlichkeiten und Bedürfniſſen neue Beliebungen und Satzungen; auch aus dem römiſchen Rechte, das unter dem Namen Kaiſerrecht mit jedem Jahrhunderte bekannter und umgreifender ward, nahm man immer mehr auf, theils, weil mit der größeren Ausbildung die geſellſchaftlichen Verhältniſſe wirklich verwickelter und künſtlicher wurden, theils auch nur, weil die Gewohnheit oft ohne Sinn und Bedürfniß Gutes und Böſes zugleich einſchleichen läßt. Die alten kaiſerlichen Pfalzgrafen und Gaugrafen und die Centgerichte waren faſt verſchwunden, weil die meiſten

Lande Eigenthum der Fürſten geworden und dieſe die Gerichte verwalteten; doch immer einige kaiſerliche Land- und Hof- und Burggerichte. Alles dies war nur in den älteſten teutſchen Landen; die nördlichen und öſtlichen, ſonſt wendiſchen und ſlaviſchen, Länder waren den Fürſten von Anfang an unmittelbarer unterworfen; der Adel war dort nicht ſo frei, das Volk war oder ward völlig leibeigen; nur die Städte erhuben ſich auch dort durch die Hanſe zu einer Freiheit, die zum Theil herrlicher war als die ſüdteutſche: Breslau, Danzig, Lübeck, Stralſund, Königsberg, Riga konnten ſich wohl gegen Augsburg, Cöln, Zürich und Frankfurt ſtellen. Die Städte verwalteten ihre Gerichte faſt bloß durch ſich ſelbſt und ſtifteten Obergerichte, wohin ſie wetteten, welche zuerſt die Gewohnheit zeigte, nachher die Ehrfurcht heiligte: ſolche waren die Schöppenſtühle in Cöln, in Lübeck, in Magdeburg. Oft geſchah es aber auch, daß Bürger einer großen Stadt an die Gerichte einer kleinen Bundesſtadt wetteten und dort Recht nahmen. Große Händel zwiſchen Fürſten, oder zwiſchen Reichsſtädten, oder zwiſchen Städten und Landſchaften und Fürſten pflegte man durch Austräge oder Schiedmänner zu ſchlichten; und es geſchah oft, daß große Fürſten, ja daß ganze Lande und Fürſten ihre Händel der Obrigkeit einer Stadt zur Entſcheidung auftrugen und ſchwuren, ſie wollen bei dem Ausſpruch ſtehen; ja in ſolchen Fällen, wo kein geſchriebener Buchſtab, ſondern ein eingebohrnes Geſetz des Herzens entſcheiden muß, ward wohl irgend ein Fürſt, oder Burgemeiſter, oder anderer Biedermann, der als ſolcher von dem Volke erkannt war, von den Streitenden zum Schiedrichter gewählt, und ſo ging die Treue und Redlichkeit wieder zu der älteſten Art zurück, die im Stande der Unverdorbenheit faſt die einzige geweſen war.

Die peinlichen Gerichte waren hart, die Rache der Beleidigten, wenn ſie ihrer Verletzer habhaft wurden, oft fürchterlich: alles dies will kührlich, wie die Menſchen, die ſolche Verbrechen begehen oder in ſolchen Händeln befangen ſind, nicht mehr in den gewöhnlichen Geſetzen ſtehen. Die Menſchen jener Zeit leitete ihr natürliches Gefühl beſſer, als uns die weinerliche Weichlichkeit, die gar nicht mehr ſtrafen kann; nur gingen ſie oft zu weit. Die Gottesurtheile wurden von Tage zu Tage ſeltener und hörten endlich ganz auf, theils weil das Geſchlecht mündiger, theils weil der Glaube an den unmittelbaren Eintritt Gottes ſchwächer ward. Aber ein merkwürdiges Hochgericht entſtand in dieſer Zeit, die ſogenannte geheime Vehme, welche verborgene Schulden und Todesverbrechen eben ſo dunkel richtete, als dunkel ſie verübt waren, und durch das Unſichtbare und Nächtliche ihrer Strafen fürchterlicher war, als durch den Strang ſelbſt. Dieſer Gerichte Freigrafen und Schöffen waren in allen Landen des ſüdweſtlichen Teutſchlandes, eine unſichtbare, ſtreng in ſich verhüllte und verſchloſſene Macht, die ihre Sitzungen geheim hielt und die Verbrecher geheim und unvermeidlich richtete. Welche ihre Bräuche, ihre Weihen waren, weiß man nur dunkel. Das Feierliche und Nächtliche dieſer Gerichte hätte man immer behalten ſollen; denn ein Menſchenleben iſt ein ernſtes Ding und der Ernſt und das Grauſen der Strafen ſchrecket die meiſten Menſchen mehr als das fantaſieleere Beil und der nackte Strang. Auch dieſe Gerichte wurden gegen den Ausgang des funfzehnten und Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts abgeſchafft, weil mit dem alten Glauben auch die alte Art fallen mußte und weil die Freigrafen, wenn auch ihnen Glaube und

Gewiſſen verging, furchtbare Tyrannen werden mußten.

Dies iſt das Zeitalter der Fehden. Die jetzigen Menſchen denken bei dem Worte Fehden daſſelbe, als wenn man ihnen von Räuberbanden und Spitzbubenſchaaren erzählt, die ſtehlen, morden, brandſtiften und alle ſcheußlichſten Gräuel der Natur begehen; es iſt das Fehdeweſen auch häufig ſo gedacht und dargeſtellt worden. Wenn das aber das Alltägliche jener Zeit geweſen wäre, wie hätten Freiheit und Blüthe des Volks beſtehen können, die doch damals herrlicher waren, als zwei bis drei Jahrhunderte ſpäter. Freilich waren in der Freudigkeit jener jugendlicheren Welt die Selbſthülfe und Selbſtrache, auch der Muthwill und Uebermuth häufiger als jetzt; der unruhige und kriegeriſche Sinn, die Liebe der Waffen und des Getümmels, die reizbare und kühne Freiheit, auch das Abentheuerliche und Ritterliche, was in dem Aufſuchen der Gefahr lag, endlich die Leichtigkeit, die vor dem Gebrauch des Pulvers jeder freie Mann hatte, ſich in ſeinem Schloſſe oder hinter den Wällen ſeiner Burg zu vertheidigen — alles das reizte zu Ueberziehungen und Fehden, die man mehr als Uebungen der Tapferkeit denn als ein ehrloſes Räuderhandwerk betrachtete. Es war nie eine Zeit, wo es an kleinen Kriegen, Ueberfällen, Plünderungen und Räubereien ganz fehlte; zuweilen, wenn dies Weſen zu wild zu werden drohete, mußten Bündniſſe und Bewaffnungen geſtiftet werden, daß die kriegsluſtige und getümmelvolle Jugend wieder zur Ordnung gewieſen würde; auch geſchah es mitunter wohl, daß ſchändliche und wirklich räuberiſche Geſellen das Befehden und Ueberziehen zu einem Handwerk machten und wirkliche Räuber wurden; dieſe endigten aber wie Räuber an dem Galgen und auf dem Rade, oder auf dem Scheiterhaufen. Bei den andern ging es ehrlich und ordentlich zu durch Abſage- und Aufſagebriefe und Beſtimmung des Tages und der Stunde, wo man als Feind auftreten wolle. Denn das dünkte ſie nach altem Brauch jedes freien und waffenfähigen Mannes Recht zu ſeyn, daß er ſeinen Feinden abſagen und ſie befehden mögte, wann, wo und wie er konnte. Nicht bloß Fürſten gegen Fürſten, Städte gegen Städte, oder einzelne Ritter gegen eine Stadt, einen Fürſten, ſondern einzelne Bürger ſagten oft einer Stadt, einem Lande den Frieden auf. Dies war uralter Brauch; es gab aber hier auch Geſetze des Herkommens, und wer ſeinen Feind völlig geſetzlos überfiel und behandelte, der ward, wenn man ihn fing, auch wie ein ehrloſer Bube behandelt. Unſere weinende und ſeufzende Zeit denkt, wenn ſie die Geſchichten jener Zeit hört, immer nur an ihren kümmerlichen und wehrloſen Zuſtand; ſie meint, es waren eitel adliche Ritter und Räuber, die ſich im Felde zerbalgeten und andern das Gut und das Leben plünderten; o nein, mancher freche Geſell aus den Städten und vom Lande, weil er die rege Kraft nicht zu laſſen wußte, zog aus und that ein Gleiches. Wie können die Menſchen überall glauben, daß ein ſo treues, frommes, gerechtes, kunſtreiches und tapferes Volk, deſſen Geſetze alle auf löbliche Freiheit und waidliches Leben zielten, immerfort ein Weſen bei ſich geduldet hätte, das nichts als Gewalt und Räuberei geweſen wäre? Dieſe Waffenfreiheit und dieſer brennende Thatentrieb bei unſern Vätern hatten ihr Läſtiges und Unbequemes; aber freien Menſchen thut es ſo weh, alles einzuſchränken, wodurch zugleich Muth und Tapferkeit eingeſchränkt wird: ſie duldeten, das kleinere Uebel für das größere Gut, für die Freiheit. Wäre aber, wie manche ſich einbilden, das Land voll eitel Räuber und Banditen geweſen, wie hätte es ſo mächtig und blühend ſeyn können, als es war?

Nein, in dieſen Fehden ſprach ſich noch täglich der alte kriegeriſche Sinn aus und jene freie und tüchtige Vergeltungsart, die ihre Beleidigung ſo ungern unter die Klauberei der Schriftgelehrten und unter die Tücke des todten Buchſtaben ſtellt; aber offen, ritterlich, nicht meuchliſch und hinterrückiſch ſollten die Fehden angekündigt und geführt werden. Solange der Geiſt des Ritterthums beſtand, ſolange der Gottesfriede, der geheime Glaube an eine dunkle, aber gewiſſe Vergeltung, ſolange die Macht der Prieſter und Altäre und ihr Bann über die Herzen Gewalt hatte, gab es Zügel genug, die wilde Kraft zu bändigen und den jugendlichen Uebermuth zu zermalmen. Dies und die ganze natürlich väterliche und prieſterliche Art und das ganze Leben des Mittelalters überhaupt muß man ſich vor das Gemüth ſtellen können, wenn man das Vergangene begreifen und beurtheilen will. Was in dunkeln und kindlichen Zeiten dunkel und unentwickelt mit einander beſtehen und leben kann, das darf freilich nicht mehr ſeyn, wenn das Menſchenalter mündig oder nur hell wird.

Die Hierarchie und das Prieſterthum blieb zu dem Kaiſer und Reiche wie zu dem Volke ungefär auch jetzt noch in denſelben Verhältniſſen, worein ſie durch die ſiegreichen Geſetze Gregors und durch andere große Kirchenvorſteher geſtellt worden waren, und worin ſie der Natur des Chriſtenthums und der Bildung des Volkes nach ſtehen mußten. In Teutſchland wurde jetzt kein großer Wechſel erlebt, doch aus der Kirche ſelbſt und aus andern bedeutenden Zeichen und Erſcheinungen, die ſich am Horizont dieſer Jahrhunderte zeigten, konnte man weiſſagen, daß es nicht lange mehr ſo bleiben würde. Die päbſtliche Macht, worauf als auf dem eigentlichen Grundſtein das ganze Gebäude der damaligen Kirche ruhete, hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihren höchſten Punkt erreicht und ging ſeitdem abwärts; nie hat ſie wieder geherrſcht, wie von Alexander dem Dritten bis Innocenz den Dritten. So ſcheint aller menſchlichen Dinge Verhängniß zu ſeyn; oder beſtehen ſie überhaupt nur im Kampfe lebendig und ſtark? Die Päbſte konnten ausruhen auf den Arbeiten ihrer Vorfahren, als keine Friederiche von Hohenſtaufen mehr zu fürchten waren; die Anſpannung ließ nach und die Macht löſte ſich mehr. Auch das verdarb die Päbſte, daß, was die Geiſtlichkeit weder aufhalten konnte noch wollte, die freien Städte und die jetzt ſchon reiche und gebildete Weltlichkeit in Muth und Freiheit und Kunſt immer friſcher fortſtrebten, ſie aber und die ganze Hierarchie in ihrem Weſen und ihrer Art eiſern und ſtarr blieben und nicht mitgehen wollten. Und das wäre noch verzeihlich geweſen; aber ſie gingen mit in Lüſten und Begierden und Genüſſen, die Heiligkeit und der Ernſt wurden abgelegt und kein neuer Harniſch ward angethan, der das Volk hätte blenden oder die Mängel bedecken können. Aber am meiſten ſchadete den Päbſten, daß ſie ſich durch die Schlauheit des böſen Königs von Frankreich Philipp des Schönen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nach Frankreich bringen ließen, wo ſie 72 Jahre bis zum Jahr 1378 ſaßen und ſich und ihr ganzes Verhältniß und Weſen von der europäiſchen Welt zu nahe beleuchten, auch durch die franzöſiſche Politik in manche Verhältniſſe einklemmen ließen, die ihnen nicht immer das Rechte und Politiſche zu thun erlaubten. Dieſe Entfernung von Rom und manche andere Unvorſichtigkeiten und Nachläſſigkeiten veranlaßten die lange Kirchenſpaltung, wo die Chriſtenheit ſich zwiſchen zwei und drei Päbſten theilte und wo man in 39 Jahren nicht wußte, wer in Rom denn eigentlich der Herr ſei. Dieſe ärgerliche und für den päbſtlichen Stuhl traurige Zeit hatte im Innern der Kirche faſt dieſelben Folgen, wie das zwanzigjährige Zwiſchenreich zwiſchen Konrad dem Vierten und Rudolf von Habsburg in Teutſchland: Verwirrung, Spaltung, entweihte Kirchengewalt und Bannflüche der Päbſte gegen einander: die Laien lernten nun an der Untrüglichkeit zweifeln und ſahen, daß die Donnerkeile nicht immer trafen; Auflöſung der Kirchenzucht, Verfall des Glaubens, Krieg zwiſchen den Mönchsorden, Macht, die der weltliche Arm ſich nehmen mußte, da der geiſtliche ſein Amt nicht verwalten konnte. Die Schlichtung dieſer geiſtlichen Vielherrſchaft oder Hirtenloſigkeit das Schlimmſte. Sie geſchah durch die Koncilien, die in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Konſtanz und Baſel gehalten wurden. Dieſe Koncilien ſollten auch die Kirche ordnen und beſſern, alle Misbräuche und alles läſterliche und ſchandbare Weſen wegthun, die Eingriffe der Päbſte in die Rechte der Herrſcher und Völker zurückweiſen. Aber von allem dieſem geſchah faſt nichts; die Päbſte und die italiſche Schlauheit und Gewandtheit täuſchten alle, und äußerlich blieben die Päbſte noch Päbſte. Innerlich ward es aber ganz anders: was der Gedanke durchſchaut und begriffen hat, das kann nicht wieder getödtet werden. In den langen Jahren, wo dieſe Koncilien ſaßen, wozu die hohe Geiſtlichkeit aller chriſtlichen Länder berufen war, ward vieles begriffen, vieles erklärt und ausgeſprochen über die Gewalt der Kirche und des Pabſtes, über Misbräuche und Gräuel aller Art; es wurden kühne und freie Begriffe von der Regierung und Freiheit der Kirche und vom Fürſten- und Pabſtrecht ausgebreitet, die jeder Abreiſende mit in ſeine Heimath nahm. Die Schwäche der Hierarchie war aufgedeckt, was man aus der Ferne angebetet hatte, war zu nah erblickt. Man zitterte nicht mehr vor dem Bann und glaubte nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Nachfolger des heiligen Petrus.

Bei der Geiſtlichkeit war auch die Lehre und Unterweiſung der Menge; die Kloſterſchulen, die Univerſitäten, kurz alles, was zur Gelehrſamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntniſſe weniger, daß der Unterricht ſteifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die luſtigſte waren, darüber iſt das ſpätere Geſchlecht nur Einer Meinung, und es kann wirklich nicht geläugnet werden, daß es ſo war. Aber ſo leer, ſo arm, ſo geiſtlos konnte es nicht ſeyn, als viele meinen; denn wie ſollten ſo viele gelehrte, geſchickte, geiſtreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere und kühnere Männer, als dieſes ſich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anſtalten hervorgegangen ſeyn, wenn alles ſo gar todt und dürftig geweſen wäre? Nein, das war es gewiß nicht; jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieſer unglücklichen fehlt und was Friſche und Saft auf das Dürreſte und Lebloſeſte goß und es mit Geiſt und Athem beſeelte: ſie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kindauf in das ganze Leben und in all ſein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche, eine unbewußte Religion, und dieſe höchſte Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geſchicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen und wirkte aus ihnen heraus ſchöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menſchen folgten ihrem Triebe, wie die Biene und die Ameiſe und

Schwalbe, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuſer mauren, und nicht wiſſen, wodurch und warum ſie es thun.

Dieſer lebendige, geſchäftige nub einfältige Geiſt der Frömmigkeit und Liebe blühete in jenen herrlichen und nun vergangenen Menſchengeſchlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unſre Aermlichkeit und Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnſucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachſene an die früheſten Tage ſeiner Jugend zurückdenkt und wie der vielerfahrne Mann vor der Unſchuld des Kindes anbetet. Durch dieſelbe Kraft ſchufen ſie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künſtliche Geſetze, durch ſie waren ſie Dichter und Saitenſpieler und Bildner und Baumeiſter, und wußten nicht, daß ſie es waren, ſondern hielten ſich für gemeine Menſchen wie alle anderen. Es war aber dieſes Heilige und Fromme in dem teutſchen Volke uralt, und weil das Volk ſo rein und einfältig war, darum trug es ſo liebliche Früchte. Hier, auf dieſem Boden, wo ihre rauhen Altvordern das Elenn und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen geweſen waren, wo keine früheren Völker Zeichen und Bilder zurückgelaſſen hatten, woran die ſpäteren ſich erwecken und entzünden konnten, hier, ohne Meiſter als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, ſchufen, bildeten und erfanden ſie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberſchwängliches erſtaunt. Auch das iſt eine Ehre unſeres Volkes und ein Beweis für dieſe Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: *man weiß den Meiſter und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutſcher.* Und wer will alle die Erfindungen und die Künſte herzählen, die dieſes ſinnvolle, geduldige und fromme Volk erſonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verſchönert und die Sitte befeſtigt hat?

Das iſt aber klar, wenn man dieſe Zeit aus ihren Wirkungen und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht ſtehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der früheſten Zeit geworfen, eine uralte geiſtreiche und ſeelenvolle Religion und Götterglaube, die aus Aſien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigſte und tiefſte Weltanſchauung und Weltdurchdringung, die ſich in der früheſten Sprache mit tauſend Zeichen und Bildern wiederſpiegelt, in einer Sprache, welche die Geiſter des Lichts erfunden haben — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das im neunten Jahrhundert noch Barbaren hieß, im zwölften und dreizehnten ſchon ſo herrliches ſchaffen und bilden konnte. Woher iſt alles das Namenloſe und Unendliche, das jene früheſte Zeit gebohren hat? aus welcher Bruſt klang zuerſt das treffliche Niebelungenlied und ſo viele ſüße Volksgeſänge, die, mit dem Volke gebohren, nur verhallen werden, wann das Letzte teutſchen Sinnes und teutſcher Tugend ausgeſtorben iſt? wer hat die Dome in Ulm, Cöln, Strasburg, Wien und Mailand gebaut? woher entſprangen die unendlichen Bilder, gleichſam aller Weltkräfte Spiegel, die uns in tauſend Geſtalten wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder als Andeutungen und Weiſſagungen aus einer zukünftigen Zeit zu umflattern ſcheinen? Wahrlich, dieſe Werke und Bilder ſind beides, denn dieſe freudigen Menſchen lebten mitten in Gott, und er ſelbſt ſchuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Daſeyn ein Wunder iſt. Darum nennen die Einen es Narrheit und die Andern Herrlichkeit. Die Einen mögten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder kindlichen Bilde, die Andern ſchreien: dummes myſtiſches und abergläubiſches Zeug! nichts als Verworrenheit und Geſtaltloſigkeit! Das iſt aber wahr, und bleibt wahr, wer nicht durch das Chriſtenthum und ſeine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben ſie ein zugeſchloſſenes Räthſel oder eine bunte Albernheit; viele gebärden ſich aber, als verſtänden ſie es, und verſtehen es doch nicht. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkannt hat und darin gelebt, dem iſt der Sinn oft ſo verſchloſſen in dieſe Heiligthümer einzudringen, daß, wie ſie ihm auch lieblich dünken, ſie ihn doch immer bänglich und halb verworren gehen laſſen. Das iſt aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig ſei und gläubig und lebendig in dem Chriſtenthum, ſo daß es, wiewohl in einer andern Geſtalt, noch in uns lebet und wirket. Dann ſehen wir in dieſen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiſerthum, die weltliche Waidlichkeit und die geiſtliche Demuth, und es ſteht eine lebendige, volle und mächtige Welt vor uns, wie keine Geſchichtbücher ſie mahlen können. Wer baut jetzt ſolche Mauren, wölbt ſolche Kuppeln und treibt ſolche Thürme in die Luft? Das kann kein Menſch, ſondern allein Gott, durch den die Herzen jener Frommen ſo hoch durch die Lüfte zum Himmel emporſchlugen. Wer ſchnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt ſolche wunderbare, freundliche und kindliche Bilder? aus weſſen Herzen ſtrömen ſolche Weltfantaſien? Nicht aus eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm ſei und kindlich und einfältiglich geſinnt, thut es nicht, ſondern es iſt die Seele des ganzen Volkes, die ſolche Werke ſchaffet; denn was kann auch der herrlichſte und göttlichſte Menſch, es ſei denn des ganzen Volkes Sinn und Gott in ihm, der ihn treibt? Wie aber, wenn ein Volk keinen eigenen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das iſt aber die ganze Erklärung der Kunſt dieſer Zeit, die von Kunſt nichts wußte: ſie war ein Bild des Chriſtenthums, das blühende Chriſtenthum hatte ſich in ihr ordentlich abgedruckt und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtloſigkeit — das iſt das Zeichen aller Werke jener Menſchen; aber wo das Herz höher ſtreben und die Fantaſie mannigfaltiger ſpielen durfte, da fällſt du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Chriſtenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberſchwängliche, das keinen irdiſchen Glanz noch weltlichen Schein noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut; in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tauſend Bildern und Blüthen hinwehet und doch nirgends eine Geſtalt ſchließet noch beſtimmet: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Chriſtenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewirkt; was man das Romantiſche genannt hat. Wie willſt du dieſe Schnörkel und Zierrathen, dieſe Mannigfaltigkeit von Geſtalten der Natur und der Fantaſie, dieſes bedeutungsvolle Bedeutungsloſe, dieſes alles, worin tauſend Geſtalten ſich zu bilden ſcheinen und keine iſt — wie willſt du es erklären? nicht in den Bildern allein, ſondern aus dem

Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubeſt, es iſt ein muſikaliſches Vorſpiel aller Welt und aller Schöpfung und Geſtaltung der Welt, wo die Seele des Frommen von Engeln angehaucht wird: ein zartes und nach allen Geſtalten hinſpielendes Vorbild jenes Chriſtenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geſchloſſenen und klaren Geſtalt aufhören und erſtarren ſoll, ſondern wie ein lebendiger Strom aller Geiſter und aller Geſtalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geiſtern und Geſtalten fortfließen ſoll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir ſpielen im dritten oder fünften Jahre, und du haſt ein Bild deſſen, was jene Menſchen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar, wie beſonnen iſt die eine Seite der Kleinen, wie ruhig, friedlich, klug und geſchickt leben ſie mit einander, wenn ſie das Bedürfniß der Geſellſchaft haben, umgehen ſich, weichen einander aus, belauſchen was jedem gefällt mit einer Kunſt, die allein Gott ihnen gelehrt hat! ſie leben ſo geſcheut und tüchtig mit einander, als hätten ſie das Weltweſen und ſeine Triebe ſchon einige Jahrzehende mit durchgelebt. Aber die andere Seite iſt verhüllt und eingeſchloſſen, wie die Keime der Frucht von Blättern und Blüthen verhüllt ſind; da iſt ein dunkles dämmerndes Land der Träume und Fantaſien: dahin ſtelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willſt. Welche wunderbare Andeutungen, welche Fantaſien wie aus fernen Ländern und Zeiten, welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die oft das Kühnſte und Leichteſte der Erwachſenen überfliegen! Solche Kinder waren jene Menſchen, hell, klar, beſonnen, friſch und fröhlich im Leben, dunkel, myſtiſch, verhüllt, romantiſch im Glauben und in der Kunſt. Eine entgeiſterte Zeit begreift nicht, wie beides neben einander ſeyn kann.

Das Leben jener Zeiten hatte allerdings ſeine Härten und Sprödigkeiten, wie ſie kräftigen Zeitaltern natürlich ſind und weichlichen unausſtehlich dünken. Wer bloß in unſerer Feinheit gelebt hat, kann die Großheit jener Menſchen nicht begreifen. Die Jugend und Freiheit hatten ihre Muthwillen und ihre Ausgelaſſenheiten; aber über das Ganze neigte ſich der Gottesglaube und die himmliſche Freundlichkeit und beruhigte die Wildheit, wie eine liebliche Jungfrau ſich über einen wilden Buben neigt und ihn mit Mährchen und Fabeln in den Schlaf lullt. Jenes Ernſte und Feierliche und doch wieder Luſtige und Kindliche, was in den Liedern und Sagen klingt und in den Bilderchen und Zierrathen der Tempel ſpielt, war die Geſtalt des ganzen Lebens geworden. So war das Haus beſtellt, ſo der Hausrath, ſo die Kleidung, ſo Schritt und Haltung der Menſchen: alles Eines Lebens und Eines Triebes, deswegen ein anmuthiges, friedſeliges und einträchtiges Ding, bei deſſen Betrachtung einem wohl um das Herz wird. Strenge und Stattlichkeit und Freundlichkeit und Demuth, Ernſt und Feierlichkeit und Spiel und Muthwille wohnten ungeſtört und geſchwiſterlich neben einander und die bürgerliche Langſamkeit und fromme Bedächtigkeit des gewöhnlichen Lebens ward in Kriegen und Gefahren zu einer Geſchwindigkeit und Entſchloſſenheit, die nur das Herz erzeugt. Nichts Finſteres, nichts Mürriſches in den Sitten, ſondern Freude und Wohlleben; aber Zucht im Hauſe, Zucht in der Gemeinde, Würde bei der Obrigkeit, eine feſte Ordnung für jeden Mann, der auf einem Poſten ſtand. Dort Strenge, dort Unerbittlichkeit, wann gefehlt ward; jedem ſeine Geburt, ſein Anſehen, ſeine Stelle im

Volke beſtimmt, aber keine Stelle im Volke verachtet oder ehrlos. Es waren freie und gewaffnete Menſchen, jeder hielt auf ſich, jeder ſchirmte ſich ſelbſt, und da er Ehre gab, erhielt er Ehre. Das Gemeinweſen gemeſſen, würdevoll, prangend; die Geſellſchaft erſt feierlich und mit Ernſt und Gott beginnend, dann in Luſt, Saitenſpiel und fröhlichen Muthwillen zerfließend: noch heute ſind die Teutſchen eines der fröhlichſten europäiſchen Völker. Und es war Reichthum und Fülle bei dem Geſchlechte und es konnte ſpielen und ſich freuen und auf Werke ſinnen, die den Nachkommen verkündeten, welch ein teutſches Volk einſt gelebt habe.

Wie kraus und bunt und vielfältig in einander verflochten, wie in tauſend Geſtalten hinſpielend, durch tauſend verſchiedene Strebungen und Fantaſien, doch zu Einem Ziele ſtrebend das Chriſtenthum und die aus ihm und dem frommen Volke gebohrne Kunſt war, ſo bunt, ſo vielfältig, ſo tauſendfältig einander durchkreuzend und doch einander haltend ſtand auch das ganze politiſche Leben des Volkes, eine äuſſere Hierarchie Gottes; worauf oben ſchon hingewieſen iſt. Dieſes Kaiſerthum, bunt wie der Mantel, den der Kaiſer am Krönungstage gleichſam ſymboliſch umhing, war die Geſtalt des weiten Reiches. Wie vielerlei Ordnungen von Fürſten und Herren! und in jedem Lande wie wieder ein verſchiedenes Geſetz, und eine andere Art! wie viele kleine Freiſtaaten in den Städten, und in jeder Stadt beſondere Bräuche, Einrichtungen, Sitten! und jedes, auch das kleinſte, Gemeinweſen wieder aus fünf, ſechs, ja wohl aus funfzehn, ſechszehn kleinen Staaten zuſammengeſetzt! ich meine die Brüderſchaften und Zünfte und Gilden, die in jener lebendigen Zeit noch nicht zur Gaukelei und Spielerei ausgeartet waren, was ſie ſpäter oft geworden ſind. Auch dies war eine Art Ritterthum, eine für ſich geſchloſſene, verbrüderte Geſellſchaft, die ihre Bräuche, Geheimniſſe und oft Weihen hatte; darauf bei dem kleinſten Bürger ein Stolz und dafür ein Gehorſam, wie nur bei dem edelſten Ritter; daran die Satzungen der Gemeinde, die Ehre des Hauſes, die Erziehung der Kinder, die Zucht der Ehe geknüpft; ſogar eine Ahnenprobe, die nichts Unehrliches und Unebenbürtiges zuließ: aller Schimpf und Schande mit unerbittlicher Strenge ausgeſtoßen. Dieſer mannigfaltig zertheilte und zerſplitterte Geiſt, bildete in dem großen Reiche ſo viele kleine Staaten und band ſich doch durch einen allgemeinen Sinn für Tugend und Recht und Ehrbarkeit wieder ſo zuſammen, daß man nur dadurch begreift, wie ein ſo tauſendfältig Getrenntes und ſo unſichtbar Verbundenes ſo manche Jahrhunderte hat beſtehen können. Wenn aber das Leben aus dieſen Geſtalten verſchwunden iſt, und die Bewegung, die das bunte Räderwerk durch einander treibt, ſtill ſteht, dann wiſſe, die Zeit der Aufräumung iſt da, du ſollſt die alten Gerüſte fallen laſſen, auf daß ein neuer Bau beginnen könne.

Wenn man bedenkt, wie fromm, züchtig, löblich, und doch wie friſch, tapfer, geſchwind dies Leben aus jeglicher Kraft und aus lebendigem Chriſtenthum erwachſen war; wenn man empfindet, wie tief die Kunſt dieſer Menſchen die Natur und Gott ergriffen und in unvergänglichen Bildern hingeſtellt hat, ſo wird man von einer ſtillen Wehmuth ergriffen, daß ein ſo glückliches und ſo freudiges Weſen doch auch vergehen mußte. Wenn man ſieht, wie dieſe kindlichen und von Gott getriebenen und geleiteten Menſchen ohne Kenntniß und Wiſſenſchaft ſo Großes und Mächtiges konnten, ſo will der Wunſch nicht ſchweigen: o wäre doch nichts Fremdes dazwiſchen gekommen! hätte dieſes kindliche, demüthige und fromme Leben ſich doch durch ſich ſelbſt, zwar langſamer aber ſicherer, zur Mündigkeit und zum Bewußtſeyn durchgearbeitet! Vieles Leid und viele Gräuel wären vielleicht weniger geweſen; das Leben und ſeine Beſtrebungen wären nie ſo zerſpaltet worden; Hader, Zwietracht, Verkehrtheit, die aus verkehrter Nachahmung des Veralteten und Heidniſchen entſprangen, hätten die Menſchen nicht ſo zerriſſen und verdorben. Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn dieſes Geſchlecht mit dem Mönchslatein und der Bibel ohne die Griechen und Römer ſich ſo ſelbſt entwickelt und fortgebildet hätte, wie es im dreizehnten, vierzehnten und noch im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf dem Wege war? Das Nibelungenlied hatten wir auch ohne Homer, die Spanier ihren Cid ohne klaſſiſche Heldengeſchichte; liebliche Lieder wurden geſungen, ehe man wußte, daß Katullus und Anakreon und Pindarus je in der Welt geweſen; die Dome in Strasburg und Mailand ſtanden, ehe der Tempel des olympiſchen Jupiters und der epheſiniſchen Diana gehört waren; vor Thucydides und Salluſtius und Tacitus lebten bei uns gewaltigere und edlere Männer, Feldherren, Könige, Stifter und Vertheidiger der

Freiheit, als nach ihnen. Und wie viel Aeffiſches und Verkehrtes iſt ſeit dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert in die Kunſt und das Leben der Europäer gekommen, weil man nach dem Todten das Lebendige hat bilden wollen und weil man gemeint hat, Phidias und Homer und Sophokles könnten in ihrer alten Geſtalt wieder aufſtehen! Vergebliche Klage und thörigtes Unterfangen! Es däucht uns oft luſtig, zu unterſuchen und zu vergleichen, wenn dies und jenes nicht geſchehen wäre, wie dann dieſer und jener Menſch, dieſes oder jenes Zeitalter, dieſe oder jene Begebenheit eine ganz andere Bahn, anderes Streben, anderen Ausgang gewonnen haben würde. Aber nie erreicht bei dieſen Unterſuchungen und Vergleichungen die menſchliche Kurzſichtigkeit Schluß noch Ziel; das Ziel iſt: falle nieder und bete an vor der unbegreiflichen Gewalt, welche durch die Zeiten und Geſchlechter dunkel hinwandelt und waltet: mit dem Glauben flattere wie Noahs Taube mit dem Oelbatt über der Sündfluth der Geſchichte; mit der Demuth verehre den ſtillen und frommen Geiſt, der aus allem Lebendigen wehet und athmet; und wann das Herrlichſte zerfällt und das Unſchuldigſte vergeht und das Tapferſte beſiegt wird und das Freieſte dient, dann weine und ſchweige und erkenne, daß über dem Staube etwas lebt und richtet, deſſen Wege du nicht verſtehen darfſt.

So blühete Teutſchland gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, reich an Menſchen, an Städten, an Künſten und Freiheit, herrlich durch den Kaiſernamen, von der Trebbia bis zur Eider, von der Rhone bis zur Düna herrſchend, als das freieſte, ſtärkſte, ſtreitbarſte Volk berühmt. Die Menſchen jenſeits der Alpen und Ardennen ſahen in den teutſchen Lanzknechten noch die Rieſengeſtalten, die einſt Marius und Cäſars Heere erſchreckt hatten, und erſtaunten vor ihrer Ordnung und Tapferkeit. Man dachte jenſeits der Berge alles noch größer, als es war, einen Glanz, eine Freiheit, eine Volksmenge, einen Kriegsſinn, wogegen ganz Europa nichts vermag. Die Teutſchen hießen das kriegeriſcheſte, unüberwindliche, gewaltige Volk; und das war die größte Ehre dieſes Volkes, daß ſein Glück nur beneidet, nicht gefürchtet wurde: denn es war auch das gerechteſte Volk, es wollte niemand drängen noch erobern. Wirklich war Teutſchland ſtark durch Treue und Biederſinn, durch Freiheit und Freiheitsmuth, und durch Stolz, den es auf Ehre und Namen hatte. Jede Stadt war eine Feſtung, jede Bürgerſchaft eine Beſatzung, über deren Leichen zur Eroberung gegangen werden mußte; die Kriegsordnung wohl geſtellt, jede Innung in Genoſſenſchaften getheilt, Zeugmeiſter und Feuerwerker und ein ſtattlicher Zeug eingerichtet, Vorräthe auf mehrere Monate in den großen Städten immer in Bereitſchaft. Auch das Land wimmelte von Menſchen und Dörfer reiheten ſich an Dörfer; in den folgenden Unglückszeiten ſind viele Orte und Namen verſchwunden, die nie wieder aufleben ſollten. Aber doch war Teutſchland ſtärker durch die Meinung, als durch die Wirklichkeit; es kam auf die Probe an, wann eine wirkliche Gefahr drohete, wann ein mächtiger Feind, mit geſchloſſenen Kräften und alles geſchwind zu Einem Ziel zu richten fähig, Verſuche gegen Teutſchland machte, wie es dann zuſammenhalten und ſeine Stärke offenbaren würde. Ein Kaiſer, der bei der höchſten Ehre ſo wenig wirkliche Gewalt hatte; die Fürſten, immer gieriger alle Hoheitsrechte an ſich zu reiſſen, immer neidiſcher gegen den großen Oberherrn, und die letzten Reſte ſeiner Macht bei jeder Wahl mit neuen Schranken einſchließend; die Städte reich, fleißig, mächtig, in herrlichen Bünden zuſammenſtehend, unter dem allgemeinen Schirm des Kaiſers gehalten, aber wohl fühlend, wie ſie am meiſten durch ſich ſelbſt gegen den Neid und die Habſucht der groſen Fürſten beſtanden; die hohe Geiſtlichkeit, zweien Herren dienend und oft dem Pabſt mehr als dem Kaiſer, doch durch den Vortheil und das Gefühl des mittleren Adels, woraus ihre Glieder häufig hervorgingen, an das Volk und den Kaiſer und die wahren Vortheile des Reiches mehr gebunden, als die andern, aber auch der ohnmächtigſte Theil, weil wo Prieſter beten die Waffenkünſte ſchweigen; auch der Adel lange von dem Kaiſer mehr gelöſt: der in den Landen der Fürſten angeſeßene meiſt den Fürſten unterworfen; die ſogenannte Reichsritterſchaft mehr des Kaiſers Ritterſchaft, doch durch die Unabhängigkeit der Stifter ſeit dem zwölften Jahrhunderte auch unabhängiger. Dieſes ſo Viele, ſo Streitende, mit ſo verſchiedenen Vortheilen nach ſo verſchiedenen Seiten Hinſtrebende zu verbinden und ſeine Langſamkeit und Unbehülflichkeit zu geſchwinden Thaten zu bewegen, dazu bedurfts es immer auſſerordentlicher Menſchen und auſſerordentlicher Gefahren. Und wie, nach der langen Entwöhnung von mehr als drei

Jahrhunderten, ſollte die rüſtige und waffengeübte Kraft des Reiches mit Kurfürſten, Fürſten, Rittern, Biſchöfen, Städten und Herren ſich einträchtig wieder unter den Kaiſer ſtellen und den allgebietenden Oberherrn wieder durch die That anerkennen? Das war kaum zu hoffen; auch geſchah es anders: die ſpäteren Kaiſer mußten bitten, wo die früheren befohlen hatten.

In dieſer letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, wo Friedrich der Dritte von Oeſterreich und ſein Sohn Maximilianus teutſche Kaiſer waren, ließ Gott viele Zeichen geſchehen und viele Offenbarungen kommen, daß ein ganz anderes Zeitalter beginnen werde, als ſeit funfzehenhundert Jahren geweſen. Denn ſoll etwas Neues in der Welt werden, ſo müſſen Schlag auf Schlag viele außerordentliche Erſcheinungen kommen, und wann, was aus ihnen allen hervorgeht, endlich in Einem Punkt zuſammentrifft, ſo iſt die neue Geburt fertig und es wird, was die Menſchen erſtaunt und erſchreckt. Darum kann eine neue Weltepoche den Menſchen nicht anders als ein Wunder kommen. Gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts aber traffen ſo viele Begebenheiten zuſammen, daß man neuer Dinge warten konnte; und funfzig, bis ſiebenzig Jahre nach jener Zeit, damals als Luther geſtorben und Karl der Fünfte vom Regiment abgetreten war, erſchien auch denen, die immer noch gehofft hatten, das Alte noch erhalten zu können, wie der Lauf der Welt und der Wille Gottes allmächtiger iſt, als alle Wünſche und Gebete, ja als alle Arbeiten und Widerſtrebungen der Menſchen.

Der Reichthum und Glanz des äußeren Lebens in den großen Freiſtaaten und Städten Italiens und Teutſchlands ſtrebte in dieſer Zeit in Kunſt und Wiſſenſchaft immer weiter und weiter und fing an das Unwiſſende, Plumpe und Laſterhafte in der Geiſtlichkeit zuerſt zu belächeln, dann zu verachten: der Uebergang zu einer neuen Geſinnung erſchien, die Weltlichkeit wollte vor der Geiſtlichkeit herrſchen. Da kamen viele griechiſche Flüchtlinge nach Italien, und als das griechiſche Reich zu Konſtantinopel im Jahr 1453 durch die Türken zerſtört worden, landeten neue Meiſter der Sprache und Wiſſenſchaft. Nun ward das Studium der Griechen und Römer mit einer Liebe und einem Geiſt entzündet, die ein Jahrhundert lang, wie nie wieder nachher, brannten und allen Beſtrebungen, Neigungen und Anſichten eine neue Richtung gaben, welche die folgende Zeit mit gebähren half. Auch war in dieſem Jahrhundert von teutſchen Männern die Buchdruckerkunſt erfunden, welche den Wiſſenſchaften und allen menſchlichen Gedanken und Worten eine Geſchwindigkeit der Mittheilung und Verbreitung gab, die allmächtiger war als jede Gewalt, die ſie hätte hemmen wollen. Das Schießpulver, das man wohl ſchon faſt zwei Jahrhunderte kannte, aber immer verachtet hatte, fing an die ganze Kriegsart zu verändern und der einzelnen Tapferkeit und Freiheit den Untergang zu drohen. Im Jahr 1492 entdeckte der Genueſe Colombo die neue Welt für die Spanier und bald darauf umſegelten die Portugieſen unter Vaſco di Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, und fanden Oſtindien. Dieſe kühnen Schiffer veränderten das ganze Verhältniß der Welt und der Länder. Ja, damit die neue Geburt nicht ohne Wehen wäre, erſchien ſogar eine neue fürchterliche Krankheit, welche die Teutſchen die Franzoſen nannten, welche ſchrecklich wüthete, und wogegen man lange keine Hülfe kannte. Und damit es am äuſſerlichen Gedränge von Kriegen und Revolutionen nicht fehlte, hatte Gott es ſo geſtellt, daß in Südeuropa ſo mächtige Staaten entſtanden waren, als man ſeit Jahrhunderten nicht geſehen, und daß herrſchſüchtige und kriegsluſtige Könige, Räthe und Feldherren an ihrer Spitze ſtanden.

Auch in Teutſchland waren manche Zeichen erſchienen, die auf einen neuen Zuſtand deuteten. Mit dem Alten war man nicht zufrieden und es trug ſich auch nicht mehr, weil die alte Einfalt und Schlichtheit größerer Bildung und Verfeinerung zu weichen anfing. Die Verhältniſſe der Menſchen und Stände und Staaten wurden vielſeitiger und verwickelter und reichten mit den alten Ordnungen und Einrichtungen nicht mehr aus. Das römiſche Recht ward immer bekannter und geltender, wenigſtens ſchlichen ſeine Grundſätze ſich ſtillſchweigend mehr ein. Dieſes und das eifrige Studium der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller und die Lebensart und Geſinnung und Kunſt der Wälſchen, welche die teutſchen Jünglinge, die nach Venedig, Padua, Bologna, Florenz und Rom zogen, dort ſahen und lernten, veranlaßten neue Strebungen und Reitze und richteten das Leben und die Neigung der Menſchen zu neuen Dingen hin. Manche neue Ordnungen und Beliebungen, welche die Fürſten und Städte für ſich und Kaiſer und Reich für alle jetzt machten, bewieſen auch, daß das Alte entweder nicht mehr zulange oder nicht mehr gefalle. So hatte man den ſchwäbiſchen Bund errichtet, damit in Schwaben und in den Rheingegenden die Befehdungen und Ueberziehungen gebändigt würden. Unter Maximilianus ward 1495 durch eine allgemeine Beliebung der Landfriede durch ganz Teutſchland feſtgeſtellt. Bald richtete derſelbe Kaiſer neben den kaiſerlichen Landgerichten unter dem Namen Reichskammergericht ein oberſtes kaiſerliches Reichsgericht ein, das aber lange noch nicht geordnet war und eigentlich wie es ſollte nie geordnet worden iſt. Auch theilte dieſer Kaiſer, damit Friede und Ordnung beſſer geſchirmt werden könnte, das ganze Reich in Kreiſe und errichtete einen Reichshofrath, meiſt für ſeine Erblande, der aber nachher auch Reichsſachen ſchlichtete.

In dieſer Zeit, nach dem Untergange der Hohenſtaufen im zweihundertachten Jahre, erwuchs wieder ein mächtiges Herrenhaus, das Haus Oeſtreich oder Habsburg. Graf Rudolf von Habsburg machte es zuerſt groß, aber die Verhältniſſe des Reichs und das Glück und in ſeinen Nachkommen eine Herrſchſucht, die oft feuriger als beſonnen war, ließen es nicht mächtiger werden, ſondern ſchwächten es vielmehr; und durch Theilungen der Lande ward es oft geringen Häuſern gleich. Am meiſten aber brachen Habsburg die Kriege mit den Schweitzern, wodurch gerechte Anſprüche verloren gingen, ungerechte nichtig gezeigt wurden. Oeſtreich war eine kleine, durch die mächtigen Könige von Hungarn und Böheim bedrängte und von dem Neid der Nachbarn belauſchte Macht, als der Tod des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund den Anfang ſeiner Erhöhung machte, die nachher auf das geſchwindeſte ſtieg. Karl der Kühne ward nach ſeinem Vater Philipp dem Gütigen im Jahre 1467 Herzog von Burgund, und ſtarb zehen Jahre darauf in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweitzer. Durch Glück und Tapferkeit, durch Weisheit und Mäßigkeit hatten ſeine Vorfahren eine wahrhaft königliche Macht geſtiftet; ſie waren die Herren des größten Theils der burgundiſchen Lande ienſeits des Jura, und auch die meiſten Herzogthümer, Fürſtenthümer und Herrlichkeiten gehorchten ihnen in dem ſchönen Lande, das unter den letzten Karolingern Lotharingien, von den Späteren die Niederlande genannt ward: ein reiches, fruchtbares, mächtiges Land voll ſtolzer, ritterlicher Geſchlechter, voll ſtattlicher Burgen und Schlöſſer, und voll freier und in allen Künſten des Friedens wirkſamer und blühender Städte. Kein König durfte ſich mit Philipp dem Gütigen Herzog von Burgund meſſen, welcher vor Karln regierte; weil Karl über Kaiſern und Königen ſeyn wollte, beſtand die Herrſchaft nicht. Muthig, tapfer, kriegserfahren, hochherzig, wachſam und arbeitſam, kurz alles, wodurch Könige und Helden geachtet und gefürchtet ſeyn können, war Karl der Kühne; aber er war zu heftig, zu ungeduldig, zu offen, und wollte in Jahren gewinnen, was ſich oft in Jahrhunderten nicht erwerben läßt. Nach dem teutſchen Purpur und nach Teutſchlands Herrſchaft, nach Italiens Beſitz, nach der Demüthigung des franzöſiſchen Königs, nach der Unterjochung der Schweitz trachtete dieſer feurige Heldenmuth, und weil er zu vieles zugleich wollte, verdarb er alles. Teutſchland war ſtark durch die Unabhängigkeit und die Kraft ſeiner Städte, die Schweitz ward durch die Freiheit und die Berge vertheidigt, in dem Könige von Frankreich Ludwig dem Elften belauerte Karls Entwürfe eine Argliſt und Tücke, wogegen ſeine offene Ritterlichkeit ſcheitern mußte; die Schweizer ſchlugen ihn, durch Ludwig den Elften ging er unter. Dieſer, für den Erfolg gerüſtet -- er hatte die Verräther in Karls Heere gekauft und die Schweitzer durch Geld lebendig gemacht — griff zu und gedachte die burgundiſchen Lande zu gewinnen; aber er riß nur einen Theil ab, das Uebrige vertheidigten die Herren und Städte des Landes für Karls Tochter, die burgundiſche Maria, die ſich mit des Kaiſers von Teutſchland Friedrichs Sohn, mit dem Erzherzog Maximilianus vermählte. So ward Burgund öſterreichiſch. Daß Oeſtreich noch größer würde, vermählte Philipp der Schöne, Maximilianus Sohn, Erzherzog von Oeſtreich und Herzog von Burgund, ſich mit der Prinzeſſin Johanna von Hiſpanien. Von Maximilians Enkeln ward Karl, der älteſte, König von Hiſpanien, Indien, Sicilien und Apulien und Herzog von Burgund, Ferdinand, der jüngere, Erzherzog von Oeſterreich und ſeit 1526 König von Hungarn und Böheim. Auch darin ſorgte Gott für Teutſchland, daß er dieſes mächtige Haus im Oſten ſeiner Gränzen erwachſen ließ; denn vom Oſten her drang mit den türkiſchen Eroberern jezt die größte Gefahr.

Die Schweitzerkriege, die Feldzüge und

der Fall Karls des Kühnen, ein Krieg Maximilians und des ſchwäbiſchen Bundes gegen die Schweitz, der unbedeutende Krieg deſſelben Kaiſers gegen Venedig — dies waren die einzigen großen Unruhen, die Teutſchland im funfzehnten Jahrhundert und in den erſten Jahren des ſechszehnten erfuhr. Aber die meiſten europäiſchen Staaten hatten ſich in dieſer Zeit geſtärkt und ihre inneren Kräfte feſter verbunden; Teutſchland, deſſen Reichskraft immer mehr aus einander ging, durfte nicht hoffen, daß es noch lange ſo ruhig ſitzen werde, wie es die letzten Jahrhunderte geſeſſen hatte. Spanien war Ein Staat geworden durch den langen Kampf mit den Mohren und Saracenen, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts bezwungen wurden; Frankreich hatte ſeine Kräfte verſammelt und die mächtigen Dynaſten vertilgt durch die langen und ſchweren Kriege, die es um die Herrſchaft des Landes mit England führen mußte: die Argliſt und Klugheit Ludwigs des Eilften that das Letzte, er hinterließ einen mächtigen Staat und ein beſoldetes Heer, wie es damals kein Fürſt hatte; auch England hatte jener Kampf nicht geſchadet, in blutigen Getümmeln und fürchterlichen Wechſeln waren ſeine lebendigen Kräfte in Reibung geblieben und immer noch ward von dem kühnen Volke nach Freiheit und Geſetzlichkeit geſtrebt. Der Norden berührte Europa nur noch durch die Hierarchie und den Handel der Hanſe; der Oſten dämmerte kaum hervor aus langer Nacht und Unterdrückung der Tataren. Italien und Teutſchland, die blühendſten, die freieſten, die kunſtreichſten und gebildetſten Länder, hatten eine bunte und wunderbare Vielherrſchaft; in einem andern Weltalter und unter anderen äußeren Einflüßen erneuten ſie faſt die Geſchichten Griechenlands von dem ſechſten bis zweiten Jahrhundert vor Chriſti Geburt: ihr Glück, ihre Bildung, ihre inneren Unruhen und Kriege, endlich ihr jüngſtes trauriges Schickſal ſollten noch mehr daran erinnern.

In Italien war es faſt wie in Teutſchland, viele Könige, Fürſten, Freiſtaaten, Herrlichkeiten, nur daß der Kaiſer aus der Ferne faſt gar nicht, der Pabſt nicht mehr wie vor zwei Jahrhunderten herrſchte. Die Mächtigſten waren damals der Pabſt, die Republik Venedig, die Republik Florenz, der Herzog von Mailand, der Herzog von Savoyen, der König von Neapel, und der König von Hiſpanien in Sicilien. Ihre Zwietracht, vorzüglich die Verruchtheit des Pabſtes Alexander des Sechſten und ſeines Sohns Cäſar Borgia und des Herzogs Ludwig Moro von Mailand zogen die Fremden in das ſchöne Land. Im Jahr 1494 zog Karl der Achte König von Frankreich wie in einem Triumphzuge durch Italien; Ludwig Moro, die Florentiner, Alexander der Sechste gaben ihm Feſtungen ein, zahlten ihm Millionen Dukaten Hülfsgelder; in wenigen Monaten war er im Beſitz des Königreichs Apulien, worauf er Anſprüche machte. Ganz Italien ergriff Erſtaunen, Schrecken, dann Erwachen und Beſinnung, daß ſo mächtige Nachbarn der Freiheit gefährlich werden würden: die venetiſche Klugheit errichtete ein Bündniß und verſammelte ein Heer, die Franzoſen ſchlugen ſich bei Fuornovo durch und gingen über die Alpen wieder in ihr Land. Dies geſchah das Jahr nach dem Einzuge. Nun war das Geheimniß der Schwäche Italiens aufgedeckt; denn was Karl mit 15,000 Mann gekonnt hätte, getrauten ſich andere tüchtigere Feldherren wohl beſſer zu können. Bald waren die Franzoſen wieder in Italien, bald auch die Spanier; Krieg wuchs aus Krieg, Aufruhr aus Aufruhr, Betrug aus Betrug: Spanier, Franzoſen, Teutſche, Schweizer wurden über die Alpen und das Meer geführt; ſo ward geſtritten bis 1514, und die Spanier blieben die mächtigſten im Lande. Die folgenden Jahre 1515 und 1516 traten neue Könige in die Bahn, Franz der Erſte in Frankreich und Karl der Erſte in Spanien. Die erſten Jahre Vorbereitungen, Lauſchungen, Nebenbuhlerei, endlich offene Entzweiung, ſeit Karl 1519 die teutſche Kaiſerwürde über Franz gewann. Er folgte ſeinem Großvater Maximilianus in der Regierung und heißt in der teutſchen Geſchichte Karl der Fünfte. Auch Franz hatte durch Unterhandlungen und Beſtechungen um dieſe höchſte Ehre der Chriſtenheit gebuhlt, aber die Teutſchen fürchteten mit Recht die franzöſiſche Argliſt und Habſucht und wählten den erſten und weiſen Bewerber, Karln König von Hiſpanien und Indien, Herzog von Burgund und Erzherzog von Oeſterreich, den mächtigſten Fürſten, der ſeit Heinrich dem Schwarzen von Teutſchland in Europa regiert hatte. Seit dieſer Zeit hörte der Krieg nicht auf, bis den Fürſten die Kraft erloſch: die Friedensſchlüſſe waren Waffenſtillſtände. Gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier Herren der Lombardei und Süditaliens; das übrige Italien hing an ihrem Wink: um das Glück und die Freiheit des Landes war es für lange Zeit geſchehen.

Zwei Jahre vor Karls Regierung entzündete ſich in Teutſchland anſcheinlich aus einem kleinen Funken eine Flamme, welche die ganze Welt ergriff. Ein Mann mit der Bibel in der Hand und dem Vertrauen zu Gott und zur Wahrheit that größere Dinge, als die Herrſcher mit allen ihren Kriegen und Eroberungen, er veränderte die Welt. Dieſer Mann war Martinus Luther Auguſtinermönch und Profeſſor der Theologie auf der Univerſität zu Wittenberg. Es war ein Misverhältniß eingetreten zwiſchen der Lehre und dem Leben, zwiſchen der Geiſtlichkeit und Weltlichkeit, das ſich nicht leicht mehr heben ließ. Wenn große Zucht bei der Geiſtlichkeit, wenn ernſtes Halten auf Sittlichkeit und Mäſſigkeit, lebendiges Streben nach Weisheit und Frömmigkeit bei den Hierarchen geweſen wäre, dann konnte freilich eine Kirchenſpaltung nicht kommen, wie Luther ſie veranlaßte; denn die Kirche wäre nichts Eiſernes und Todtes geworden, ſondern das lebendige Leben ſelbſt; ſie wäre nicht ſtehen geblieben, ſondern mitgewandelt, und auf andere ſanftere und unblutigere Weiſe wären wir vielleicht etwas langſamer zu der Epoche gelangt, wo wir nun ſtehen. Zum nüchternen Bewußtſeyn, zur kalten Gedankenwelt wollte die allmächtige Zeit, damit ſie nach überſprungenen Stufen der Nichtigkeit aus den Tiefen der Idee zu ſeiner Zeit ein höheres Chriſtenthum wieder ans Licht herausförderte. Aber die Hierarchen thaten davon nichts; als eine eiſerne und unverrückliche Ordnung ſollte die Kirche in ihrem äußeren Bau ſtehen bleiben, ſie ſelbſt aber wollten keine Prieſter mehr ſeyn, ſondern es den Kindern der Welt gleichthun, ja zuvorthun. Das, als es zu arg ward, ertrugen die Menſchen nicht länger. Luther ſprach nur ihre Gefühle aus, und weil die meiſten empfanden und dachten wie er, ſo that er den Willen einer höheren Macht.

Die neuen Studien der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller waren der Hierarchie in mehr als einer Rückſicht gefährlich geworden. Schon ſeit 150 Jahren war ihr Anſehen und der blinde Glaube an die Unfehlbarkeit der Päbſte geſunken: die beiden Koncilien und manche öffentlich dargeſtellte Aergerniſſe der Kirche hatten mächtig gewirkt; als nun vollends der Sinn und das Leben des Alterthums und Heidenthums die Herzen und Köpfe ergriff, da bildete ſich in Italien eine ganz neue Anſicht und ein neues Urtheil über die geiſtlichen Dinge und ſelbſt das Heilige und Unendliche des Chriſtenthums ward als ein Kleines angeſehen. So groß war die Begeiſterung und Bezauberung der Menſchen durch die griechiſche Kunſt und Philoſophie, daß ſeit dem Jahre 1460 mitten in Italien, in der Nähe Roms, wo der heilige Vater ſaß, ja in Rom ſelbſt ſich ein neues Heidenthum bildete, welcher das Chriſtenthum und alles Chriſtliche ein der Einfalt aufgebundenes Mährchen und eine platte Albernheit däuchte. Wer in Rom, Florenz, Venedig, Ferrara, Bologna die neue Gelehrſamkeit nicht hatte noch lehrte, der galt für einen Barbaren; wer ſich einen Chriſten nannte, hieß ein Tropf. Glatt, hell und leicht ſollte das Krauſe, Dunkle und Unbegreifliche werden, durchſichtig und heiter, wie die Geſtalten des griechiſchen Heidenthums, deſſen eigentlichen Sinn man doch nur halb ahndete. So ſank das Anſehen der Geiſtlichkeit zuerſt durch das Urtheil der Menſchen, es ſank noch mehr durch das Heidenthum in den Sitten. Die italiäniſchen Prieſter, durch langen Beſitz der Herrſchaft ſicher, wollten nicht ſchlechter ſeyn als die andern; ſie ſetzten das Chriſtliche völlig hintan, ihre Bildung war weltlich und heidniſch, ihr Leben ſchlimmer als heidniſch; Erzprieſter und Kardinäle dichteten wie Katullus und Petronius weiland und ſchämten ſich nicht Bücher drucken zu laſſen, die alle Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit ausgezogen hatten; Päbſte und Kardinäle erneueten, was Tacitus und Suetonius von Nero und Tiberius erzählt haben, mit altrömiſcher Scheußlichkeit und Verruchtheit: die italiäniſche Schwere verſank von jeher tief in die Lüſte, über welche griechiſche Leichtigkeit höchſtens als Leichtfertigkeit hingeflattert war. Alexander Borgia und ſein Sohn Cäſar und ſeine Tochter Lucretia, dann die Kardinäle von Medicis und ihr Pabſt Leo der Zehnte welche Gräuel in chriſtlichen Staaten! Das erlöſet ſie nicht, daß man ſagt, ſie thaten Großes für die Kunſt und die Wiſſenſchaften; denn in den Lüſten und Verruchtheiten, woran ſie das Volk gewöhnten, verging auch die Kunſt: Rafael und Michel Angelo und Arioſto waren von frommen und züchtigen Aeltern gebohren. Daß die Päbſte durch Ablaß, durch vorgeſpiegelte Kreuzzüge und durch Erpreſſungen und Betteleien aus allen Ländern für den Bau ihrer Tempel und Werke Gold und Silber zuſammenbrachten — wie konnte vor Chriſten entſchuldigt werden, was aus gar keinem chriſtlichen Sinn entſprungen war? Nicht

Luther, nicht Zwingli und Kalvinus und Socinus müſſen zuerſt verklagt werden, ſondern die Prieſter und Erzprieſter ſelbſt; ſie haben durch Unheiligkeit und Läſterlichkeit den Brand in die Kirche geworfen, der ſie ſelbſt und viele tauſend andere verzehren ſollte. Gelehrt, gebildet, beredt, der griechiſchen und römiſchen Sprache kundig waren die Männer, aber von Chriſtenthum, von chriſtlicher Theologie, von chriſtlicher Zucht — davon wußten ſie nicht und wollten ſie nicht wiſſen: ja ſie hohnlächelten und ſpotteten über das, wodurch ſie ſo viel bedeuteten. Die niedere Geiſtlichkeit, wie es geſchieht, ahmte die Leichtfertigkeit und Verruchtheit der Groſſen nach, ohne daß ſie ihre Gelehrſamkeit und Bildung hatte; die gröſte Ausgelaſſenheit und Unzucht bei der tiefſten Unwiſſenheit und Aufgeblaſenheit. Solche Pfeiler ſollten die Kirche halten, die ſich Kirche Chriſti nannte.

So war es im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, ſo fand Luther ſelbſt die römiſche Geiſtlichkeit, ſo fanden ſie alle ſeine Zeitgenoſſen, die Italien beſuchten; doch ſie ſelbſt iſt ihr beſter Zeuge und Beſchreiber, die Bücher, die Gedichte, die Gemählde, das Leben in Rom und Florenz und Ferrara verkündigen uns alles. Durfte ſolches ohne Scheu und Schaam geſchehen, ſo war das Chriſtenthum verſchwunden und Luther ſprach mit Recht: Fort mit dieſer Kirche, die eine heidniſche Buhlerin, die die Hure von Babylon geworden iſt! Erſt dann, als die teutſchen Sachen gefährlich zu werden begannen, dachte man wieder auf Ernſt und Zucht und befliß ſich einiger chriſtlichen Gelehrſamkeit. Dies und Ignatius Loyolas Orden rettete die letzten Trümmer der alten Kirche vom völligen Untergange.

◆

d. König Friedrich der Zweite und ſein Zeitalter.

Kaum hatte Kaiſer Karl der Sechste die Augen zugethan, ſo lag ſeine Sanctio Pragmatica mit ihm begraben und ward nicht anders geachtet denn eine Todte. Frankreich wollte wieder verſuchen Teutſchland zu zerreiſſen und Oeſtreich zu verkleinern, machte deswegen den Kurfürſten von Baiern zum Kaiſer, und unterſtützte ihn in Anſprüchen, die er kraft ſeiner Ahnin der Erzherzogin Anna, Ferdinands des Erſten Tochter, auf die öſterreichiſchen und böhmiſchen Lande machte; Spanien und die ſpaniſchitaliäniſchen Prinzen griffen zu den Waffen und wollten von Oeſtreichs Ländern gewinnen; und der Kurfürſt von Brandenburg und König von Preußen Friedrich der Zweite, ein junger, freudiger und ſieghafter Kriegsheld, rückte mit 50,000 Mann in Schleſien ein, ſchlug Thereſiens Heere, und eroberte das Land: er behauptete aber Rechte auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer. In ſo großem Gedränge wies ſich die junge Königin als eine muthige und herrliche Frau und daß die welfiſche Mutter mehr in ihrer Bruſt lebte, als der habsburgiſche Vater. Ihre Standhaftigkeit, ihre Beharrlichkeit, ihre Freundlichkeit und Schönheit begeiſterten das Volk und vertheidigten die Lande, zuerſt noch zweifelhaft, dann, nachdem der König von England und Kurfürſt von Hannover Georg der Zweite als Bundsgenoß mit einem Heere für ſie auftrat und Bundsgenoſſen für ſie warb, ſicherer. Einen achtjährigen Krieg endigte der Friede zu Aachen im Jahr 1748; Maria Thereſia verlor in Italien ein paar kleine Landſchaften, Parma und Piacenza, und an den König von Preußen das reiche und ſchöne Schleſien.

Dieſer junge König, der mit ihr zugleich in die Bahn trat und ſie nur ſechs Jahre überlebte, war das Erſtaunen und die Bewunderung der Zeitgenoſſen geworden und ward hinfort bis an ſeinen Tod der

Mittelpunkt der teutſchen Geſchichte und das große Zeichen, worauf alle ſahen. Durch Kühnheit und Geſchwindigkeit, durch Ernſt im Regiment und Tapferkeit im Kriege, durch Achtung für das, was das Zeitalter ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt nannte, auch dadurch, daß er durch Briefwechſel und Jahrgelder die Franzoſen, welche das große Wort des Tages führten, gewann, machte er den kaum bekannten Namen Preußen zu dem genannteſten in Europa. Doch hatten große Fürſten vor ihm regiert, und gearbeitet, daß der Urenkel und Sohn ſo herrlich erſcheinen und ſo große Dinge vollbringen konnte. Der erſte, der durch ſein Gemüth, ſeine tüchtigen Einrichtungen und großen Thaten Brandenburg mächtig machte und ein lebendiges Streben immer nach Höherem erregte, war der Mann, der mit Recht der große Kurfürſt heißt, nemlich Friedrich Wilhelm, der von 1640 bis 1688 beinahe ein halbes Jahrhundert regierte. Er empfing bei'm Schluß des dreißigjährigen Krieges ein verwüſtetes Land, bekam für gerechte Anſprüche wohl ſchöne und fruchtbare Fürſtenthümer, aber zugleich an den Schweden gefährliche Nachbarn: erſt nach Karl Guſtavs frühem Tode im Jahr 1660 dürfte Friedrich Wilhelm frei athmen. Dieſer herrliche Fürſt heilte die Schäden, die der Krieg ſeinen Landen geſchlagen, verband, ſo ſehr es damals möglich war, ſeine Länder, ſtand ein tapferer Feldherr mit dem großen Wilhelm von Naſſau als ein unerſchütterlicher Held für die Sache der Freiheit gegen Ludwigs des Vierzehnten Eroberungswuth, erſchuf ein Heer von 40,000 Mann, das 1675 ſchon die allgefürchteten Schweden ſchlagen konnte und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die glorreichen Siege bei Hochſtedt und Turin erfechten half, und war durch Weisheit und Gerechtigkeit, womit er alles leitete und verwaltete, die begeiſternde Seele eines Staates, der, als er Kurfürſt ward, verfallene Städte, verbrannte Dörfer und 4000 ſchlecht bewaffnete Krieger hatte. Sein Sohn Friedrich, eitel und ſchwach, ſetzte ſich im Anfange des Jahres 1700 die Krone eines Königs von Preußen auf; er ging nicht in den Spuren ſeines großen Vaters, aber der gegebene Trieb ſtrebte fort, und der Wuchs, der im Volke war, ward wenigſtens nicht zurückgedrängt. Deſſen Sohn Friedrich Wilhelm war ein tüchtiger, aber wunderlicher Fürſt; durch Ernſt in Sitten, durch ſtrenge

Gerechtigkeit, durch Sparſamkeit, Arbeitſamkeit, Treue und Gottesfurcht, durch Liebe, die er zu Teutſchland und zu allem Teutſchen trug, den beſten teutſchen Fürſten gleich, wieder aber durch ſeine geſchmackloſen Geſellſchaften, durch Einfälle des Augenblicks, die er auf der Stelle ausführte, durch plötzliche Aufwallungen des Zorns, die ſonderbare Züchtigungen begleiteten, durch das äußerſt bäuriſche Regiment, das er in ſeinem Hauſe übte, und durch hundert andere Eigenheiten ein halber Barbär. Aber dieſer König liebte ſein teutſches Vaterland, er liebte Ordnung und Frieden, machte ſein Land blühend, ſein Heer unglaublich bis zu der Zahl von 80,000 der beſten Streiter mächtig, und hinterließ einen anſehnlichen Schatz. Deswegen muß man ſeiner Verkehrtheiten nicht gedenken.

Dieſer geduldige und arbeitſame Haushalter hatte einem ehrgeitzigen und feurigen Jünglinge die Bahn geöffnet, und Friedrich, der den Namen König fühlte, griff ſogleich zu und machte den König von Preußen, der unter ſeines Gleichen doch immer noch keinen Rang gehabt hatte. Nachdem ſeine Kühnheit und Geſchicklichkeit ihm Schleſien gewonnen, arbeitete er raſtlos in den Sparen ſeiner großen Vorfahren. Durch Sparſamkeit und Mäßigkeit, durch ſcharfe Anſtrengung aller Kräfte und geſchickte Benutzung ſeiner fleißigen und tüchtigen Unterthanen machte dieſer König möglich, was dreimal und viermal ſo große Staaten nicht vermogten: er ſammelte Geld, bauete Feſtungen, grub Kanäle, trocknete Moräſte, deichte Ströme und Seen ein, und unterhielt ein Heer von 150,000 Mann, das in den letzten zwanzig Jahren ſeiner Regierung über 200,000 Mann vermehrt ward. Doch ward er bald wieder mitten in dieſen Arbeiten unterbrochen und der gefährliche ſiebenjährige Krieg begann, der in den Zeiten unſerer Väter als ein Weltwunder gehört ward. Oeſtreich, Rußland, Kurſachſen, waren in eine ſehr enge Verbindung getreten, Friedrich glaubte, ſie ſei gegen ihn gerichtet, und damit die reiſe Uebermacht ihn nicht bei dem erſten Schlage zerſchmettere, ward er der Anfänger, fiel in Sachſen ein und entwaffnete das ſächſiſche Heer. Dies geſchah im Sommer 1757. Bald an allen Enden der Welt ein brennender Krieg: gegen Friedrich Maria Thereſia, Eliſabeth von Rußland, Sachſen, bald Frankreich, unnatürlich ſagten die Zeitgenoſſen, mit Oeſtreich verbündet, und, von Frankreich erregt, auch Schweden, das aber nichts thun wollte; für den König ſtand ſein Muth, das ſeemächtige England, das ihm Hülfen und Gelder ſandte, und die teutſche Macht von Hannover, Braunſchweig und Heſſen: die Laſt des Krieges aber unterhielt er am meiſten durch das fruchtbare Sachſen. In Indien und Amerika zwiſchen den Engländern und Franzoſen eben ſo blutiger Krieg, als in Europa, in welchem die Engländer einen indiſchengliſchen Staat gründeten, der viermal ſo groß war, als ihr europäiſcher. In den beiden letzten Jahren auch noch Portugal und Spanien hineingeriſſen, Spanien, daß es an England ſeine Flotten und Schätze verlöre, von Frankreich aufgehetzt. Aber der große Schauplatz des Kriegs, worauf eine halbe Million bewaffneter Männer ſich ſieben Jahre in blutigen Schlachten tummelte, war das arme Teutſchland, und das Ziel und große Zeichen König Friedrich der Zweite. Alle Welt verzweifelte diesmal an ſeinem Glücke, der Kampf ſchien zu ungleich und auch die größte Tapferkeit und Geſchicklichkeit endlich unterliegen zu müſſen. Der König ſelbſt war mehr als einmal auf ſeinen Tod gerüſtet, denn ſeinen Fall wollte er nicht überleben, ſondern Eiſen oder Gift ſollte ihn der Schadenfreude ſeiner Feinde entziehen. Weil er das Königthum ſo fühlte, ſo konnte er in ſo vielen Stürmen feſt ſtehen und das Unglück überwinden. Er hatte den römiſchen Grundſatz, der für alle Könige und Völker ein ewiger ſeyn muß, nach verlornen Schlachten nicht um Frieden zu betteln, ſondern auf Sieg und Herſtellung zu denken. Doch ſchrieb er oft an ſeine Freunde als dem Tode nahe, und ſcherzte, es ſei ganz natürlich, daß ein Mann erliegen müſſe, der zwei Weiber und die Franzoſen auf dem Halſe habe. Nach Treffen wie die bei Kollin und Kunersdorf ſah ihn auch die Welt für verloren an; aber ſeine Feſtigkeit und Geſchwindigkeit und die ſeltene Kunſt, alle Mittel des Kriegs mit einer unglaublichen Thätigkeit an ſich zu reiſſen, am meiſten aber die Planloſigkeit und Zwietracht ſeiner Feinde, ein Fluch, der auf allen verbündeten Heeren liegt, wenn nicht ein Einziger als großer Gebieter ſie führt, retteten den König. Endlich als ſein Volk und die Kraft ſeines Heeres zu erlahmen und zu ermatten begann; als die alten Feldherren geſtorben oder in Schlachten gefallen; als die Blüthe ſeiner herrlichen

Officiere und Soldaten geblieben war und ein bunter, aus Fremdlingen zuſammengeſezter Hauſe das preußiſche Heer hieß, das nichts als der Name Friedrich zuſammenhielt und das bei dem erſten großen Unfall ſich aufgelöſt haben würde; als ſeine erſchöpften, geplünderten, verſengten Lande und das verarmte Sachſen faſt verſiegen wollten — da ſtarb die Kaiſerin Eliſabeth, die Ruſſen wurden ſeine Freunde, die Schweden machten Frieden, Frankreich und England waren des Kriegs müde, und im Jahr 1763 ward der lange Kampf geſchloſſen: Friedrich behielt ſein Schleſien, und England ward in fernen Welttheilen allmächtig.

Friedrich hatte ſich in dieſem Kriege mit unſterblichem Ruhm bekränzt, mit ſo kleinen Kräften ſo Großes vollbringend, vom Unglück unbeſiegt, im Glücke nie faul, durch Kunſt die Uebermacht überwindend und durch Geſchwindigkeit die dickſten Maſſen zerſprengend, endlich durch hohen Geiſt und Stolz die Herzen an ſich reiſſend, gab er das ſeltene Beiſpiel, was den Menſchen ſo werth iſt, daß es eine Kraft giebt, die ſelbſt das Schickſal ſo zu feſſeln ſcheint, daß es ſeine Tücken nicht mehr üben kann. Nicht durch ſeine Schlachten noch durch den Wechſel, womit er Niederlagen durch Siege vergütete, durch die eiſerne Feſtigkeit als König zu leben und zu ſterben hatte er den Namen des Großen verdient: die Geſchichte hat nur Ein Bild, das ihm gleich iſt, Mithridates den Großen, König vom Pontus. Seit 1760 erzählten die Syrer, die Marokkaner, ja die Irokeſen und Tunguſen von König Friedrich. Und die Teutſchen, wie theuer ſie dieſen langen und verderblichen Krieg auch bezahlen mußten, rechneten ſich doch die Ehre Friedrichs an und daß ihre Feldherren und Krieger in dem öſtreichiſchen, preußiſchen, engliſchbraunſchweigiſchen Heere ruhmvoll und ſiegreich geweſen. Noch einmal erklang es, nach Berlin, nach Wien müſſe man reiſen das Große des Kriegshandwerks zu lernen und große Feldherren zu ſehen. So ging Friedrich aus dieſem Kriege, anerkannt, ja angebetet von der Zeit, deren glänzendſter Punkt er war und die in ſeinem Karakter wirklich ihre ganze Erklärung hat: er war der größte Menſch der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein rechtes Zeichen und er und ſein Zeitalter haben ſich gegenſeitig ſo gemacht, daß man bei ihrer Deutung in einem wahren Zirkel befangen iſt, wo was die Urſache, was die Wirkung, nicht zu finden iſt.

Friedrich regierte auch die vierundzwanzig Jahre, die er nach dem Frieden von Hubertsburg noch lebte, in dem ſtrengen und gerechten Sinn der Ordnung fort, die er von ſeinem Vater ſchon überkommen hatte, die aber in dem Maaße immer mehr angeſtrengt ward, als alle Macht dem Heere zufiel, das ſich immer noch vermehrte. Daß den Menſchen Licht und Luft blieb, war etwas; daß er ihnen Wort und Gedanken frei ließ, war eine große Gabe; aber Glück und Freiheit und Menſchlichkeit, wie man dies zugleich gebundene und ungebundene Weſen nannte, war dies alles nicht: die hatten einer kräftigern und gemüthvolleren Zeit angehört. Auch war die Gabe der geiſtigen Freiheit, welche König Friedrich gab, keine reine Gabe, nicht aus Begeiſterung für einen hohen Adel des Geſchlechts, nicht aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unſterblichen, was in der menſchlichen Natur liegt, nicht aus der Anerkennung des heiligen Strebens der Geiſter entſprungen, ſondern aus der Modewuth, durch frechen Witz das Höchſte zu erniedrigen und das Heiligſte zu beflecken, aus der Eitelkeit, von franzöſiſchen Witzlingen und Wüſtlingen Philoſophenkönig genannt zu werden. Verſtand, Scharfſinn, Witz genug; auch Seele, Tiefſinn, Ernſt genug, doch dieſer, als wären ſie das Kleine, ſich faſt ſchämend: auch da war der König wie die Zeit. Dieſer König, auf den ganz Europa ſah, wie hätte er es aufbauen, wie beſeelen, wie begeiſtern können, wenn ein frommer und fröhlicher teutſcher Sinn in dieſer großen Bruſt gelebt hätte! Alle wären ſeiner Spur gefolgt, alle, Große und Kleine, hätten ſich geſchämt einem ſolchen Muſter nicht nachzueifern, und mit Recht hätte die Geſchichte einmal ein Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Aber Gott hatte ſein Herz von dem Könige gewandt, und er war verſtockt und erblindet, und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefſinn ſeines Volkes, ſondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit; daher ward ſeine Größe Teutſchland zum Verderben und ſein Gedächtniß dem teutſchen Volk zum Fluch.

Dies klingt hart, und iſt hart; auch ſoll es kein Tadel der Perſon ſeyn, ſondern ein Tadel der Zeit. Das war ihr Geiſt, daß ihr Lebendigſtes und Kühnſtes nur zum Zerſtören da war: die ſeelenvollen Triebe und die gemüthlichen Kräfte hatten lange geſchlafen und ſollten noch faſt ein halbes Jahrhundert ſchlafen; zum Zerreiſſen, zum Zerklauben, zum Klügeln war dieſes Alter geboren, nicht zum Verbinden, zum Vereinigen, zum Geſtalten. Was im Witz ſcharf, was in der Betrachtung folgerecht, was in der Zuſammenſetzung künſtlich iſt, das verſtand man. Daher der Menſch eine Maſchine, die Welt eine Maſchine, der Staat eine Maſchine, Gott ſelbſt eine todte Maſchine — ſo klang es in Büchern, Edikten und Manifeſten. Das iſt des großen Königs Entſchuldigung, daß er was die Zeit liebte und ſtrebte in der glänzendſten Richtigkeit an ſich trug. Woher ſollte ein freundlicher, milder und gläubiger Held kommen, da die Welt keine Freundlichkeit, Milde und Glauben mehr hatte, ſondern in Nüchternheit, Armuth und Winkklauberei alles unterging? Auch die größten Menſchen ſind nur eine Geburt der Zeit, worin ſie leben. Alſo das Strenge, Scharfe, Zerſtörende und Gemüthloſe hatte Friedrich im Ganzen mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein und in ihm ward oft Tugend genannt, was früheren Zeitaltern ein Abſcheu geweſen wäre. Doch auch ihr Schlechtes glänzte an dem Geiſtreichſten am hellſten, und Zufälliges kam hinzu, des Königs geiſtiges Wirken verderblicher zu machen.

Friedrich zeigte von Kindauf einen kühnen, feurigen, aufſtrebenden Geiſt und Neigung zu allerlei Kunſt und Wiſſenſchaft, deren Uebung ſeinem rohen Vater unköniglich und pedantiſch däuchte; das Geiſtreiche, das Witzige, das Scharfe zog den Knaben frühe an, ſeine ſchlaue und ränkevolle Mutter half dies ausbilden, bald faßte ihn alles Franzöſiſche durch das Blendende und Schimmernde, was in ihm liegt, mit einem unwiderſtehlichen Reiz. Dies verdroß ſeinem Vater, der alles Franzöſiſche haßte und dem ſelbſt das plumpe Teutſche angenehm war, und er weiſſagte: der Fritz möge immer viel Witz und Kopf haben und wie ein Schulmeiſter Latein und Franzöſiſch ſchreiben können, aber er werde ſein Volk verderben. Ein ſolches Vorgefühl, das in dem Vater war, die ewige Unruhe, welche die Lügen und Durchſtechereien und Verhandlungen der ränkevollen Mutter in dem königlichen Hauſe und der ganzen Freundſchaft erregte, dann des Vaters Wunderlichkeit und oft Unleidlichkeit, endlich das, was von Natur als eine Kluft zwiſchen Vater und Sohn ſtand — alles dies ſtiftete Groll und Feindſchaft und hätte durch den väterlichen Zorn Friedrich faſt auf die Todesbühne gebracht. Auch daher bei ihm der laute Widerwille gegen das Teutſche, was ihm nur Grobheit und Geſchmackloſigkeit, mitleidig Dummheit und Gutmüthigkeit däuchte; an der Seine alle Feinheit, aller Reitz, aller Geſchmack, dort die teutſche Steifheit mit den Blumen der Grazien, die ſchwerfällige teutſche Gründlichkeit mit den Scherzen des Momus umwunden. So gerieth der Prinz bald in die Hände von Berliner Franzoſen, die ihm nicht bloß mit Büchern, ſondern für ſeine Verſchwendungen und Ausſchweifungen auch mit Geld aushalfen. Das aber machte Friedrichs Natur völlig ſcharf, daß ſeine Jugendblüthe durch zu frühe Liederlichkeit befleckt ward: er hatte den höchſten Lebensreitz, die der Liebe, zu früh verloren, als Mann liebte er die Weiber nicht mehr, der Menſch liebte bald auch die Menſchen nicht mehr. Wie kann ein Gemüth, das der Liebe mangelt, und wäre es ſonſt reich wie das Gemüth eines Gottes, die Welt erhalten oder eine neue erbauen? Das iſt das größte Unglück bei der frühen Wolluſt, nicht das der Leib geſchwächt wird — was nicht immer geſchieht — ſondern daß die fröhliche Fantaſie, die reiche blumenvolle Liebe, das ſich allem Schönen und Freundlichen hingebende Herz ausgetrocknet werden und in reichen Naturen nichts als eine zehrende Geiſtigkeit, eine feurige Wolfskraft, in armen nichts als Faulheit übrig bleibt. So ſtark aber ſind nur wenige Sterbliche, daß ſie alles erlangen können und doch ganz bleiben.

Dieſe Jugend und dieſe frühe Auslebung mit natürlicher Anlage erklären, was in des Königs Charakter nachher feſt ſteht. Er war als Krieger groß, als Herrſcher erfüllte er ſeine Pflichten ernſt und ſtreng, aber er war in vielem hart und eiſern und entſprach dem Bilde eines Philoſophenkönigs nicht immer. Doch das Eiſerne entſchuldige auch die Größe und Feſtigkeit, womit er wie nie ein Sterblicher, auſſer Mithridates der Große, in ſieben ſchweren Jahren gegen das Schickſal ringen mußte. Bei dem Schluß des ſiebenjährigen Krieges war er nur funfzig Jahre alt, aber ſein Herz war ſehr alt; er liebte die Menſchen nicht, er verachtete ſie; kalt und ſtarr hielt er durch eine gewaltige Ordnung und Reihenfolge der Arbeiten und Entwürfe alles zuſammen; er war der Meiſter und Beweger einer ſehr künſtlichen Maſchine, aber er war nicht der Meiſter und

Beweger eines lebendigen Lebens. Ja er mußte in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens, wo ſeine Seele immer mehr und mehr verarmte und in kalter Einzelnheit zuſammenſchrumpfte, ſchmerzlich erfahren, daß ſelbſt ſeine Maſchine, dieſes bewunderte Werk der Weisheit, das alle erſtaunte, nicht mehr ſo friſch gehen wollte als in vorigen Tagen. Alle Künſtlichkeit hat ihr Ziel, nur die fortſchreitende und fortwirkende Natur in Liebe und Freude ſchafft unſterbliches Leben. In allem dem Geſchrei von Philoſophie und Geiſt und Preßfreiheit, das aus Berlin ſcholl, war das Meiſte leerer Klang; es verſtockte und verſteinerte ſich mehr und mehr, was ſonſt frei und lebendig geweſen, alles wie die Zöpfe und Stiefeln und Monduren über einem Leiſten, ſelbſt die Geſichter jener Zeit dem Alten, der regierte, immer ähnlicher werdend: auch die Idee war erſtarrt. Daher wuchſen der Klingklang hohler Worte, Eitelkeit, Aufgeblaſenheit, Dummheit. Und wirklich dieſe Welt ging nicht fort, es ſei denn in witzelndem Unglauben und platter Verruchtheit; ſie blieb ſtehen, wie ſie ſchon 1780 war. Das Kleine, ſtrenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter

Unterthanen, Urmachung und Anbau wüſter Plätze, Abdeichung von Moräſten, und dergleichen geſchah noch immer ordentlich, genau und löblich; aber wo war das Große, wo war das, was man von einem Könige fordern konnte, der ſich das Anſehen gab, er verſtehe und erwäge, was die edelſten und ſeelenvollſten Menſchen über Geſetzgebung, Verfaſſung, Erziehung, Veredelung des Menſchengeſchlechts gedacht und geſchrieben haben? Aber dieſer große König duldete ſo Vieles, ordnete ſelbſt Manches, was gegen das Zeitalter und ſeine Gefühle und Begriffe ſtritt. Was hätte dieſer Eine große Mann, dieſer allgemein bewunderte König und Held gekonnt, wenn er 1765 und 1775 die höheren und lichteren Ideen einer ewigen Gerechtigkeit durch ſtille Revolutionen in der Staatsverfaſſung anerkannt und die übrigen Regierungen, die ihm ſo gern zum Beiſpiel nahmen, das Beiſpiel gegeben hätte! Wie hätte er uns von vielem Schwindel und Elend erretten, wie hätte er uns von dem abſcheulichen Wohlgefallen, das ſo viele Zeitgenoſſen Jahre lang an den franzöſiſchen Raſereien hatten, erlöſen und durch ein höheres, menſchlicheres Streben uns zu der Kraft ſtählen können, wodurch wir Anläuſen hätten widerſtehen können, die uns jetzt umgerannt haben!

Aber für ſolche menſchlichere Freiheit; für ſolche Volksehre, für ſolches teutſche Leben hat Friedrich nie eine Stunde gedacht noch gearbeitet. Er ſtand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unſeliger und von Gott verlaſſener Geiſt in der kalten Einſamkeit ſeines Gedankens. Er bildete ſich ein, größer und beſſer zu ſeyn als ſeine Zeitgenoſſen und ſie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Führer zum Licht und zur Gerechtigkeit zu ſeyn. Wie konnte er das, er bei aller ſeiner Größe ein Franzoſenaffe, der ſich oft von den elendeſten Witzbolden gängeln und necken ließ, er deſſen tiefe Hoheit ihnen fremd blieb und hinter dem Rücken ihr Geſpött ward, und der von ſeinem eigenen Volke nichts wiſſen wollte? Denn verflucht iſt der, welcher von ſeinem Volke läſſet, und elendig geräth das Werk des Mannes, der keine Liebe hat. Was die Franzoſen, dieſe herzloſen, ſeelenarmen, knechtiſchen und witzelnden Geſellen Aufklärung und Freiheit nannten, das wollte er ſeinem Volke auch geben, damit wollte er das ſchwere und rohe Berlin verquecksilbern, die teutſche Finſterniß erleuchten, daß ſie über Gott und Unſterblichkeit und über alles was in Sitten Heiliges und Achtbares iſt ſpötteln und hohnlächeln lernten, daß jeder heilige Wahn und jeder unergründliche Glaube zum Aberglauben geſtämpelt und das ganze Leben zu einem leeren und platten und todten Nichts gedeutet würde. Das däuchte jenem Zeitalter Erlöſung; es war die Losſprechung von aller Tugend und die freche Vergötterung der nichtigſten Verruchtheit. Aus ſolchem Lichte und Glücke der Aufklärung und Befreiung ſollten tapfere Helden und herrliche Männer kommen. Nichts kam daraus als Aufgeblaſenheit, Elend und Schande. Die Männer, welche Friedrich groß machen halfen, waren aus einer beſſern Zeit; er hat keine große Feldherren und Staatsmänner hinterlaſſen. So ſtraft ſich die verlaſſene Tugend und jene deſpotiſche Ungeduld, die keine freie und lebendige wirkende Kräfte neben ſich dulden: die um den kalten und verachtenden Königsſtolz wirken ſollen, werden Stöcke und Steine, ſie haben das Meduſenhaupt geſehen; oder auch die zu geiſtige Gewalt frißt wie ein feuerſpeiender Vulkan alles auf, was in ihren Strudel fällt, und verwandelt es in Aſche. Hinter Deſpoten und Tyrannen treten immer Schwächlinge und Dummköpfe ein. Karl der Fünfte, Guſtav Adolf, Alexander konnten große Menſchen hinterlaſſen, kein ſolcher Alleinherrſcher, als Friedrich der Zweite ſeyn wollte.

Man hat Friedrichs Einfluß auf teutſche Kunſt und Wiſſenſchaft wohlthätig genannt. Dieſen Irrthum haben die jüngſten funfzehn Jahre widerlegt. Was an keine unmittelbare Offenbarung Gottes und des Herzens glaubt, was nicht von Liebe und Sehnſucht zu dem Unendlichen und Ueberſchwänglichen brennt, ja was alles Streben darnach als Wahn und Aberglauben verlachen lehrt, das zerſtöhrt auch die Keime, woraus die hohen Schöpfer und Stifter in Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgehen. Wie? dieſer König hatte das gekannt, der alles Teutſche verachtete, der mitten in Berlin eine franzöſiſche Akademie ſtiftete, und durch die Gnaden und Ehren, die er zum Theil elendigen und flachen Ausländern erwies, offenbarte, daß die Verdienſte der Teutſchen ihm unbekannt waren? Es war ſelbſt in der Idee ſeines Staates und in der ganzen getriebenen und geſpannten Art deſſelben etwas ſo Freudenloſes und Unteutſches, daß den meiſten teutſchen Städten und Landen vor dem Gedanken grauete, unter den preußiſchen Adler zu kommen. Gewiß, bei dem Ruhm, den der große Mann ſich erfochten, bei den außerordentlichen Eigenſchaften und herrlichen Tugenden, welche er offenbart und wodurch er die Welt für ſich gefangen hatte, er hätte in Teutſchland weit um ſich greifen, er hätte vielleicht die ganze alte bröcklichte Verfaſſung umſtürzen und eine neue, feſtere bauen können, wenn er in dem Sinn und der Liebe des teutſchen Volks geſtanden hätte, wenn er ein ächter teutſcher Mann und König geweſen wäre. Aber ſo war auch er nur beſtimmt als ein wunderbares Meteor aufzuleuchten und keine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit hinter ſich zu laſſen. Weil er alles nur deſpotiſch würdigte und behandelte, weil der Menſch als Menſch, die Welt als Leben Gottes ihm nichts war, weil er die lebendigen Kräfte nur als todtes Räderwerk zuſammenſetzte und ſtellte, ſo ließ er den hohlen klappernden Tod hinter ſich; ſo groß war der König geweſen, daß die Meinung viel höher ſtand, als die That.

Auf Teutſchland ſelbſt wirkte der König nur verderblich. Alte Gewohnheit und der heilige Wahn von Kaiſer und Reich, das Einzige, was die ſonderbare teutſche Verfaſſung noch zuſammenhalten konnte, hatte ſelbſt nach dem weſtfäliſchen Frieden die meiſten Fürſten wieder zu Oeſtreich hingezogen; Oeſtreichs Größe war nicht allein wegen der Kaiſerwürde, ſondern wegen der Verhältniſſe des übrigen Europa auch Teutſchlands Größe und Sicherheit. Alle einzelne zu ſchwach, einem kühnen Angreiſer und Eroberer widerſtehen zu können, fanden in Oeſtreichs Macht den Stützpunkt und Vereinigungspunkt, und ſolange das Reich und ſo mächtige Kaiſer nicht zweiſpältig waren, durfte kein Fremder daran denken, Teutſchlands Gränzen ſchmälern zu wollen. Dieſes Land, das einzige wirkliche, welches die mancherlei Staaten zuſammenknüpfte, zerriß Friederichs hoher Geiſt und wußte kein neues zu knüpfen, wodurch das zerriſſene erſetzt wurde. Seines Großvaters und Vaters Heere hatten noch für Oeſtreich geſtritten, er eroberte von Oeſtreich Länder, zog einen Theil der Fürſten zu ſich, und ſtellten durch die Art und die Verhandlungen ein Beiſpiel auf, was gegen das teutſche Oberhaupt, alſo auch gegen die teutſche Verfaſſung und Freiheit erlaubt ſei. Nun, wollte das neu geſchaffene Preußen eben ſo unabhängig, eben ſo mächtig und glänzend da ſtehen, als das alte Oeſtreich; nun hieß teutſche Freiheit, teutſche Verfaſſung verletzen, was dem König ſchadete oder was Oeſtreich vergrößerte; denn auch das ward nun Preußens Schaden. Die unheilbare Zwietracht, die traurige Nebenbuhlerei war gekommen und die Edlen und Weiſen des Volks konnten bei dem erſten großen Sturm der Auflöſung warten. Der Haß und die Eiferſucht der beiden großen Staaten ging auch auf die kleinen über; daher Gleichgültigkeit, Widerwille, Aufſätzigkeit und Entzweiung in allen teutſchen Gränzen. Solche Geſinnung ausſäen und verewigen nannte ſie Bollwerke der teutſchen Freiheit aufführen und das Vaterland gegen Deſpotismus ſichern. Aus dieſer zarten Sorge für Teutſchlands Freiheit hinderte Friederich die Vereinigung Baierns mit Oeſtreich und ſeinen Austauſch gegen die Niederlande, wodurch Oeſtreich in ganz Südteutſchland bis zum Rhein gewaltig geworden wäre; deswegen ſtiftete er ein Jahr vor ſeinem Tode den Fürſtenbund, der bald nach ihm ſanft wieder entſchlief.

Doch über das Unteutſche des Königs kein zu hartes Wort; die meiſten Teutſchen waren unteutſch geworden, wenn nicht in der Geſinnung doch in der Bildung und Anſicht, wodurch zuletzt auch die Geſinnung verkehrt wird; die franzöſiſche Wuth hatte alles ergriffen, und auch die, welche das Verderben und die Nichtigkeit derſelben zu erkennen meinten, waren doch durch den Sinn der Menge angeſteckt; denn wer mag außerhalb ſeinen Zeitgenoſſen ſtehen? Das Franzöſiſche und die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache beginnt nicht lange nach Luther und hat von dem ſiebenzehnten Jahrhundert geherrſcht bis auf dieſen Tag; jetzt aber, da die Franzoſen die Welt mit den Waffen zu bezwingen meinen, geht ſie zu Ende, und auch die Herrſchaft durch die Waffen wird bald zerbrochen werden; denn nun erſt haben die tüchtigeren und edleren Teutſchen erkannt was es iſt: die Menge wandelt zwar noch im alten Wahne fort, aber dieſe wird durch Tyrannei und durch Haß, welchen Tyrannei gebiehrt, befreit werden. Was Luther gehofft und gemeint hatte, ward durch die Reformation nicht, kein Zeitalter friſcher Begeiſterung ſollte werden, ſondern ein Zeitalter kalter Nüchternheit. Seine Ideen von der wunderbaren Kraft der Gottheit, die in den Menſchen überfließt, von der Gewalt des Geiſtes über die Natur und über die Sünde, von der Rechtfertigung und dem Glauben zog ein krittelndes und wortklaubendes Geſchlecht wieder in den Staub hinab und machte ſie zu prieſterlichen Verſteinerungen, die ſie bis heute geblieben ſind. Luther glaubte, und das glaubt jeder Lebendige, der mit edlem Muthe friſch fortſchreitet, es beginne eine neue Zeit. Das war gewiſſermaßen wahr, aber die neue Zeit konnte ſein hohes Gemüth nicht aufnehmen, ſondern ſie füllte den Raum, den er ihr gemacht, mit ihrem kleinen. Was er gearbeitet, gedacht und in Gottbegeiſterung ausgeführt, das hing an einem langen Seile, deſſen eines Ende die Vergangenheit, das andere die ferne Zukunft berührte; die nächſten Jahrhunderte konnten nicht ſehen was das Seil trug, denn ſie waren in dem Albernen erblindet. Das ward die Richtung von drei Jahrhunderten, daß, was bisher ungetrennt im Glauben und Gemüthe beiſammen geweſen war, nun zerlegt, unterſucht, begriffen und verſtändigt werden ſollte. Aber es ging dieſen Geſchlechtern, wie es immer geht, wenn man zu übermüthig wird; nicht allein das Kleine und Aeußerliche, was unter den klaubenden Verſtand geſtellt werden mag, auch das Große und Innerliche zogen ſie unter dem vermittelnden Begriff, und wann es ſeinem Maaße zu groß war, ſo zerſtückelten und verkleinerten ſie es, daß es hineinpaßte, oder ſie verwarfen es als etwas

Nichtiges und Albernes. So geſchah es, daß die Narrheit dieſer Menſchen ihr Götze ward, Gott aber und die Natur und der Glaube und jedes überſchwängliche und unausſprechliche Leben ward in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt.

Das war es eigentlich: Luther hatte gehofft, das Reich der Vernunft, der Begeiſterung, der Vergöttlichung des Chriſtenthums durch die höchſte Idee, d. h. durch den Glauben, könne mit ihm ſchon beginnen. Er, wie alle wirklich großen und edlen Menſchen, hoffte mehr von ſeinem Geſchlecht, als es ertrug. Seine Höhe war ihnen zu hoch, ſie ward noch Jahrhunderte wieder in Nebel gehüllt, damit ſie die kleinen Vorarbeiten thun könnten. Das war die Aufgabe, die er, nicht bewußt, ſondern Gott begeiſtert löſen wollte, das äuſſerlich gewordene Chriſtenthum zu einem innerlichen zu machen, das von den heiligen und reinen Seelen bis dahin kindlich vernommene und angenommene zu einem ſtolzen Bewußtſeyn der Vernunft zu bringen, wo Wiſſen und Glauben zuſammengehen, wo der Geiſt und die Seele, der Gott und der Menſch in der höchſten Liebe nur Eins ſind, wo die Sehnſucht gelöſt iſt, wo die Wunder aufhören, weil das ganze begeiſterte Leben ein unaufhörliches Wunder iſt. Daß dieſes Leben höchſter Vernunft, dieſer durch die Menſchheit freudig hinwandelnde Gott von allen vernommen und mit unverlierbarer Gewißheit bewahrt werden könnte, dazu mußte erſt der Verſtand ſeine traurigen und verwirrenden Proben machen; er, der Probierer deſſen, was draußen gilt, was die äußeren Sinne vernehmen und wodurch die äußeren Dinge verſtanden und verwaltet werden, mußte ſein kleines Maaß auch an die innerlichen und himmliſchen Dinge legen, er mußte die Kunſt ſeiner Eitelkeit und ſeines Uebermuthes ſo oft und von ſo verſchiedenen Seiten wiederholen, daß die Menſchen endlich enttäuſcht wurden und lernten, daß es ohne Glauben nichts giebt, daß alles Leben von Anfang an nur auf Glauben und Liebe ruhet, daß wir nicht wiſſen weder woher wir kommen noch wohin wir gehen, wenn wir das wegwerfen, wornach alle heilige, tapfere und heldenmüthige Menſchen von jeher muthiger und ſicherer gelebt haben, als wir mit unſerer kahlen Klügelei, wobei nichts übrig bleibt und wir ſelbſt endlich nichtswürdige Geſpenſter werden. Die Nichtigkeit des Verſtandes, der Vernunft ſeyn will, ſollte in der Theologie, der Philoſophie, der Politik, kurz in allen höchſten menſchlichen Dingen bis zur klarſten Albernheit erwieſen werden. Iſt dies vollbracht, dann tritt der alte Luther wieder ein, dann beginnt wahrhaftig die große Reformation, dann verſteinert ſich das Wort und die Formel nicht mehr, ſondern das Wort iſt Gedanke, und die Formel iſt Leben, und der Menſch wandelt göttlich und befreiet auf Erden und vermiſchet nicht mehr das Reich des Verſtandes und der Vernunft: dieſe ſoll im Himmel herrſchen und in der Idee die ihr Himmel iſt; auf Erden und in irdiſchen Verhältniſſen mag jener unter ihrer Aufſicht ſein kluges Polizeiregiment verwalten.

Damit wir die Geſchichte verſtehen, und uns nicht wundern, wie unſere Väter und wir ſelbſt uns ſo bethören laſſen konnten, habe ich dies als Erklärung vorausgeſchickt; auch, damit wir lernen, daß das Sinken und Steigen der Völker, ihr Stillſtand und ihre Bewegung nicht ſo äußerlich iſt, als es oft ſcheint, nicht an einer neu entdeckten Handelsſtraße oder an ein paar gewonnenen oder verlornen Schlachten hängt, ſondern daß es allein der Geiſt iſt, welcher lebendig macht, das tiefer waltende Schickſal, die geheimſte Entwickelung der Zeiten, welche durch die Weltgeſchichte wandelt. Zu dieſer Kabaliſterei und Sophiſterei des Verſtandes, die nun gemacht werden ſollte, waren die Franzoſen von allen Europäern die geſchickteſten. Deswegen wurden ſie im ſiebenzehnten, und achtzehnten Jahrhundert die Erſten; ſie ſcheinen es noch zu ſein, aber ihr Untergang iſt nahe, und wann andere Völker mit der neuen Zeit emporſtreben, werden ſie ſo tief im Staube kriechen, daß unſere Nachkommen über ihre Aermlichkeit und Elendigkeit Thränen weinen können. Nicht die Feinheit und Zierlichkeit ihrer Sitten, nicht die Glätte und Schlüpfrigkeit ihrer Sprache, nicht irgend etwas Vorſcheinendes in ihrer Kunſt und ihrem Wiſſen täuſchte die andern Völker und bildete ihnen alles Franzöſiſche herrlicher ein, als das Ihrige, ſondern das große Wirkliche zog ſie zu ihnen: die Franzoſen hatten ſich des Organs der damaligen Weltbildung bemeiſtert und bei ihnen alles nach dieſem Organ gebildet; wo aber das iſt, dahin muß immer die große Völkerfluth rollen. Das Logiſche, das Dialektiſche, das Mathematiſche, was ſich berechnen läßt, kurz der Verſtand und die Bearbeitung der äußern Dinge hat den Franzoſen von jeher angehört; das Innerliche haben ſie von jeher auch durch die Inſtrumente des Aeußerlichen erklären und behandeln wollen. Sie waren gemacht für die Zeit, die damals beginnen ſollte, und diejenigen Völker, die bei größerer Tiefe doch wenigſtens ein mehr wägendes und kühles Gemüth mit ihnen gemein haben. Dieſe wurden auch von ihnen und dem ihnen verſchwiſtertem Geiſte des Zeitalters am meiſten gefaßt. Alle Weltbewegung entwich mehr nach Norden, Südeuropa ſchlief ein: es wird gewiß fürchterlich erwachen, wann das ſeelenvolle und gemüthvolle Zeitalter das logiſche und dialektiſche ablöſet.

Das Genaue, Beſtimmte und Helle hat allerdings einen hohen Werth, aber es kann nie den höchſten haben noch den Mangel höherer Gaben erſetzen. Ernſt, Tiefſinn, Glaube, Schwärmerei — das ſind die tiefen Brunnen des menſchlichen Gemüthes, woraus in Wiſſenſchaft, Kunſt, Heldenthum alles Ueberſchwängliche und Göttliche geſchöpft wird. Wo dieſe fehlen, da kann viel Glattes, Zierliches, Bewegliches ſeyn, aber die Einfalt, der Stolz, die Ruhe, welche auf Götterwerk und Götterthat liegt, wird dort immer erſcheinen; das Leichte, das Spielende, das Leichtfertige, alles was auf der Oberfläche leicht beweglich tändelt und ſchimmert, mögen die wohl erſchaffen und darſtellen, die mit dem Aeußeren und Oberflächlichen ſpielen; aber wann ſie das Höhere und Tiefere darſtellen wollen, wird ihre Armuth erſcheinen. Blank und unruhig und leichtfertig war das franzöſiſche Volk von jeher, ein Volk wie ein Vorgemach voll zuſammengebrachter und zierlich geputzter Diener vornehmer Herren. Auch iſt ihre Kunſt und ihre Geſchichte eine blanke und dienerliche, und nichts weiter: die Einfalt und Majeſtät hohen Lebens und Strebens und die ſtille Stätigkeit der Freiheit hat ihnen je und je gefehlt. Noch war ihr thörigtes und ſchimmerndes Affenſpiel mehr unſchuldig, die Lüge und Eitelkeit, die darin lag, war noch nicht ins Bewußtſeyn getreten, ſie waren auch nicht eitel geworden auf das Eitle. Da kam die fünfundfunfzigjährige Regierung Ludwigs des Vierzehnten und machte das Loſe feſt und das Leichtfertige ſündlich. Die Franzoſen nennen ſein Zeitalter ihr auguſtiſches und goldenes Zeitalter; die Narren wiſſen nicht, was ſie thun; kein König hat ihnen mehr geſchadet und ſie von Grunde aus verdorben; er hat durch den Glanz, den er auf die Nichtigkeit, durch den Schimmer, den er auf das Laſter warf, eine Verſteinerung beide des Elendigen und Böſen hervorgebracht, wovon ſie ſich nicht mehr erlöſen können. Sie haben ſeit dem Jahre 1715 nichts gethan, als daß ſie die Ausrufer jener Zeit geweſen, und wie ſie ſich ſeit zwanzig Jahren auch anders gebärden wollen, ihr Streben geht nur immer dahin, den Jahren 1670 und 1690 wieder ähnlich zu werden; ſelbſt der gewaltige und fürchterliche Deſpot, der ihnen heute mit eiſernem Scepter gebietet, mögte mit ſeiner Art unter den Franzoſen, mit ſeiner Hofhaltung und ſeinem Gepränge wieder zu dem großen Ludwig zurück, entweder weil die Gewalt franzöſiſcher Eitelkeit ſtärker als der Stärkſte iſt, oder weil etwas Anderes den Deſpoten leiſe erinnert, daß ſie ſo am leichteſten als Sklaven gegängelt werden. Seit Ludwigs Zeit iſt Tod und Erſtarrung in ihrem Weſen und Leben, und Tod wird es bleiben und Tod wird es werden. Denn wer einmal ſagt und glaubt: ich habe das Höchſte erlangt, der geht von dieſem Augenblick wieder zu dem Kleinen zurück.

Früher habe ich geſagt, die franzöſiſche Geſchichte ſei eine Hof- und Hauptſtadtsgeſchichte, eben habe ich geſagt, das franzöſiſche Volk ſei ein blankes und dienerliches Volk. Das läßt ſich nachweiſen. Von dem vierzehnten Jahrhundert an dreht die ganze franzöſiſche Geſchichte ſich um die Kabalen des Hofes und die Unruhen der Hauptſtadt. Was man Bewegungen für die Gerechtigkeit, was man Kämpfe für das Volksglück genannt hat beginnt immer mit den Hof und mit der Hauptſtadt und endet damit; wohllüſtige und herrſchſüchtige Weiber, ehrgeitzige Prinzen und Magnaten, unruhige Köpfe, die für ſich etwas gewinnen wollten, ſchoben freilich höhere Dinge und Namen vor, damit ſie ihre kleinen Zwecke und Triebe verhülleten; aber klein wie der Urſprung war immer das Ende. So waren im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Händel unter dem ſchwachen Karl dem Sechsten, ſo die blutigen Verwirrungen der Religionskriege, ſo unter Mazarin die zu lange Poſſe der Fronde. Als Ludwig der Vierzehnte König ward, hatten die beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin den letzten Geiſt des Stolzes und Wiverſtandes bei den Prinzen und dem hohen Adel unterdrückt, Frankreich diente hinfort ſeinen Königen mit einem zitternden Gehorſam; glücklich, wenn dieſe Könige ihn nie gemisbraucht hätten. Seit dieſer Zeit lag die ganze franzöſiſche Herrlichkeit, Bildung und Gewalt ganz in dem Hofe und in der Stadt Paris, und man zitterte, zu thun was dieſen nicht gefiel, zu billigen und zu lieben was von dieſen nicht ausging. Es war nun alles verkümmert, befangen und vermanierirt; und Europa konnte meinen, was die verdorbenſte Stadt, was Gelehrte und Künſtler, die nur auf den Leimruthen des Hofes zwitſcherten, was die ſogenannte ſchöne Welt, die in Laſtern verſunken war, erzeugten und erfanden, das, aus keiner Tugend, keinem Stolz und keiner Begeiſterung gebohren, könne tugendlich, edel, vortreflich ſeyn? Wie mag ein bitteres Holz ſüße Früchte tragen, und wie mögen Feigen wachſen auf den Dornen?

Wenn man König Ludwigs Hofhaltung, wenn man ſeine Familiengeſchichten, wenn man die Knechtſchaft der Männer und die Ausgelaſſenheit der Weiber, wenn man alle Ränke und Kabalen nicht kennt, wodurch Kebsweiber, Beiſchläferinnen, Betſchweſtern, Miniſter, Beichtväter, ja Schauſpieler und Poeten unter dieſem Könige mitſpielten, ſo kann man auch die franzöſiſchen Sitten und Moden und Sprache und Kunſt nicht beurtheilen noch den Einfluß würdigen, den ſie auf das übrige Europa behauptet haben. Die kleinſte und erbärmlichſte Geſinnung war in jenem eitlen Könige, der ſich von ſeiner Zeit vergöttern ließ; ſo klein war der König, daß er auch das, was die gutmüthige Welt großen Königen gern als eine Entſchädigung für raſtloſe Arbeiten erlaubt hat, verhüllte: der wohllüſtige Ludwig bedeckte ſeine Lüſte und Ausſchweifungen mit dem Lügenmantel des Wohlſtandes, er war ein Heuchler; der ſich gegen die Sitten alles erlaubte, wollte doch ein Sittenſpiegel, ja ein Sittenrichter ſcheinen, der luſtige und leichtfertige Muthwille ſeines Volks mußte ehrbar und fromm thun. Dieſes Unglück ging in die Sprache und alſo in das ganze Volk über, nun ward ſelbſt die Eitelkeit eitel auf ſich, die Peſt war ins Blut getreten, die Sünde war ſich ihrer bewußt worden, und die Sündlichkeit war vollendet. Dies Uebel wuchs immer fort, je älter der König ward und jemehr die alte Betſchweſter, ſonſt

Buhlſchweſter, Maintenon und die Jeſuiten ſich ſein bemeiſterten und ihn zu den Dragonaden gegen die unſchuldigen Hugonotten, zu königlichen Edikten und päbſtlichen Bullen gegen die Janſeniſten und zu andern Pfaffenſtreichen verleiteten, welche Zunder der Zwietracht unter das Volk warfen und die Frömmelei und das Laſter, die ſich verſöhnend Tugend heißen wollten, in dem wunderlichſten Kontraſte zeigten. Ludwig war Auguſtus und Tiberius geweſen, ſein genialiſcher Nachfolger der Regent Philipp von Orleans ward Nero und zeigte das Laſter, das heuchleriſch im Dunkeln gekrochen war, am hellen Sonnenlichte; die Unverſchämtheit und Frechheit ſeiner Jahre wird nur durch die Heuchelei und Lüge der Ludwigſchen erklärlich. Wie Ludwig der Funfzehnte, des großen Ludwigs Urenkel, während einer Regierung, die über ein halbes Jahrhundert währte, dieſe beiden noch übertroffen und ſeine Sünden durch keine einzige Tugend wieder gut gemacht hat, das liegt in den jungen und jüngſten Geſchichten vor aller Augen aufgedeckt. Auch das iſt ein Ruhm unſerer teutſchen Geſchichte und ein Lob unſerer Fürſtengeſchlechter, daß wir ſolche Hof- und Staatsbegebenheiten nicht zu erzählen haben: ſo tief hat die teutſche Ehrbarkeit, Zucht und Freiheit nie ſinken können und wird ſie mit Gottes Hülfe nie ſinken.

Dieſer Lügenanſtand, wodurch das Laſter den Schein der Tugend gewinnen ſollte, und alle die kleinen Dienſtbarkeiten und Aufmerkſamkeiten, alles das leiſe Flüſtern, das Accentloſe und Bedeutungsloſe, was nothwendig ſein muß, wo die zitternden Diener auf den Wink des Gebieters lauſchen, alle die vielfachen Verhüllungen und Verbrämungen überhaupt, welche in der feineren und verdorbenen Welt herrſchen müſſen, waren in die Sprache übergegangen, ja ſie waren die Sprache ſelbſt geworden. Daher ihr Reichthum in allem, was geſellſchaftliches Geplapper und Geziſchel erzeugt, und in allen Wendungen und Schattirungen, wodurch Lug und Trug bedeckt und Schande und Unehrbarkeit unter leichten Hüllen verſteckt werden; daher das Vorherrſchende des Weiblichen und Weibiſchen in ihr, weil die Weiber, durch die franzöſiſchen Sitten und das Leben des Hofes und der Hauptſtadt aus ihrer Stille in das Verderben und den Misbrauch ihrer Beſtimmung geriſſen, nicht allein den

Wohllüſten dienten, ſondern auch in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Dingen mit entſchieden, die doch allein dem Mann gehören ſollten. Dieſes Weiberweſen in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt auch nicht allein in Frankreich geblieben, ſondern hat bei den andern Völkern eben ſo verderblich gewirkt zur Verkehrung der natürlichen Geſchäfte und Verhältniſſe und zu geſelligen Anmaßungen, die das Männliche weibiſch und das Einfältige empfindſam gemacht haben. Das nannte dieſe nüchterne Zeit ihre Ritterlichkeit. Alles dieſes zuſammen, was von dem Hofe und ſeiner Dienſtbarkeit, von dem Laſter und ſeiner Lügenzierlichkeit, von der Wohlluſt der Weiber und ihrer Ziererei ausging, floß nun mit der urſprünglichen franzöſiſchen Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Kleinlichkeit zuſammen und bildete die Sprache und Kunſt des Ludwigſchen Zeitalters. Als die Verruchtheit der Sitten ſich ſchaamlos enthüllt hatte, da ſchämte ſich auch das Wort und die Schrift nicht mehr. Dieſe Schande der franzöſiſchen Litteratur, die von den Zeitgenoſſen Glanz genannt ward und worin die größten Männer, z. B. ein Friedrich der Zweite, die Wohlluſt ihrer ledigen Stunden fanden, beginnt recht eigentlich mit Voltaire und läuft in die Narrheiten und Gräuel der franzöſiſchen Revolution mit hinein.

Was ſchlechten Königen gefallen hatte, was eitle und wohllüſtige Weiber und hinterliſtige Pfaffen und ſchmeichelnde Hofſchranzen und den Hof nachäffende Pariſer Weichlinge als das Lieblichſte, Vollkommenſte und Schönſte geſtämpelt hatten, das ſingen jetzt die Dichter und Redner auf, ja ſelbſt diejenigen, welche ſich Theologen und Philoſophen nannten. Die fauniſche und irdiſche Natur der Franzoſen und ihre Glattheit und Gemeinheit offenbarte ſich darin am meiſten, daß ſie nur witzig geweſen ſind, um Scenen der Wohlluſt zu machen, und geiſtreich, um zu beweiſen, daß kein Gott, keine Unſterblichkeit, keine Begeiſterung iſt, daß alles, was ſich nicht logiſch zeigen und beweiſen läßt, Mährchen und Fabel und Wahn und Aberglaube iſt: kurz, daß ihre Größe die war, darzuthun, daß die Tugend ein Nichts, die Welt ein todtes erſtarrtes Ding, eine Maſchine, der Menſch ſelbſt ein abſcheuliches Mittelding von Geiſt und Thier, das Laſter ſo weit erlaubt iſt, als es zum Genuß nicht unfähig macht. Dies war die große Lehre, dies nannte die Zeit ihre Aufklärung, ihre Befreiung vom Aberglauben und Prieſterjoche, die Wiedergeburt einer neuen Zeit. Menſchlichkeit, Verſtand, Vernunft, Moral, und welche heilige und unheilige Namen man noch mehr aufrief, ſollten künftig für Wahr und Weiſe regieren; alles wollte der mündige Menſch ſetzen: was nach ihm kommen würde ſollte herrlich werden, nur was vor ihm geweſen war eitel Nichts und Betrug und Albernheit. Dieſes Geſchlecht, das auf keiner Vergangenheit ſtehen wollte, verdiente keine Zukunft zu haben, und wird auch nur als eine Scheußlichkeit in der Erinnerung bleiben. Dieſes Gefühl und dieſe Anſicht, die vom dem gottesläſterlichen Voltaire und den Encyklopädiſten ausging aber durch die Schanden Ludwigs des Vierzehnten geboren war, dieſes flache und gemeine Weſen ſteckte auch die erſten und beſten Franzoſen an. Unglaube und Verſpottung der Offenbarung war die allgemeine Peſt; ſie erſcheinen ſelbſt in dem tiefen Rouſſeau aus Genf, den man die Mitte eines Teutſchen und Franzoſen nennen mögte. Auch er begriff nicht, daß Gott ſich den Menſchen nur durch die Geſchichte offenbart hat, daß alles Wahn wird, wenn man in den Sitten, den Religionen und Verfaſſungen der Menſchen keinen Wahn ehren will; daß das Gegenwärtige überall nur einen Werth, eine Bedeutung, ja überhaupt ein Daſeyn hat, in wie fern es auf dem Vergangenen gegründet ſteht, daß die Weiſeſten und Beſten aller Zeiten, die Helden, die Stifter, die Geſetzgeber, die Gottesboten und Seher nur dadurch ſolche genannt worden ſind, daß ſie in der Reihe der Dinge blieben; daß aber ein Verwirrer und Verderber derjenige wird, der aus dieſer Reihe gewaltſam herausſpringen und alles neu, alles anders machen will, als das Frühere geweſen.

In dem Leichten und Leichtfertigen, in allem, was tändelt und hüpft und über die Oberfläche hingaukelt, haben die Franzoſen immer eine gewiſſe Niedlichkeit und Beweglichkeit gehabt, welche Unerfahrne als etwas Idealiſches täuſchen könnte: einen Schein aller Scheine, eine Geſtalt aller Geſtalten, eine glänzende Gaukelei, die einem äffiſchen und gaukleriſchen Volke natürlich iſt und die in einem ſchlüpfrigen und gottvergeſſenen Zeitalter reitzen und verführen mußte. Aber wo ihr Leben und ihre Kunſt das Erſte und Tiefſte erfaſſen und darſtellen und bilden will, da verläßt Gott ſie, weil ſie ihn verlaſſen haben; denn ſolches vollbringt kein Menſch ohne Gott und ohne einfältigen Glauben und reine Begeiſterung. In den Werken ihrer Sprache iſt das Gemeſſene, Tanzmeiſteriſche, Bewußte, was ſich immer ſelber hört: das kleine Geſchnatter und Geſchnarr ihres gewöhnlichen Lebens kann zu keinem tiefen Sumſen noch erhabenen Donnerklang der Rede werden, woraus die Geiſter und Götter wiederklingen. Auch in ihren Bildwerken lächelt uns die flache Zierlichkeit oder die lügneriſche Sündlichkeit, oder eine übertriebene Fratzerei der Leidenſchaftlichkeit an, welche die kleinlichen Empfindungen gern mit Gewalt wegarbeiten mögte. Das Ganze iſt ein pomphaftes, prangendes, eitles und ſchimmerndes Ding voll Aufgeblaſenheit, Lüge und Sünde, das ſich auf die logiſche Abgemeſſenheit, die nüchterne Zierlichkeit, den höfiſchen Paßgängerſchritt des Anſtandes und auf die Künſtlichkeit der Zuſammenfügung wieder viel einbildet und vor lauter Einbildung den leeren Tod nicht ſieht, der darin iſt.

Dieſes Franzoſenweſen führte nicht ſeiner Vortreflichkeit wegen an, ſondern wegen der kalten, nüchternen abgelebten Zeit, welcher grade das franzöſiſche logiſche Maaß, die franzöſiſche ſeichte Beſonnenheit und ſündliche Bewußtheit, die franzöſiſche kalte Armuth, die immer aufſchreiet und aufſpringet, um den Leuten einzubilden, daß ſie ſo warm ſei, als der glühende Grieche, Italiäner und Spanier, welcher ein äffiſches blankes Leben ohne Freiheit und Tugend, eine Kunſt ohne Begeiſterung, eine Poeſie ohne Fantaſie, eine Sprache ohne Tiefe und Klang genügen konnten. Dahin war es gekommen durch die geheime Entwickelung der Zeit, welche alle tieferen Kräfte ſchlummern ließ, daß ſolche Armuth als Reichthum, ſolche Nüchternheit als Begeiſterung geachtet ward; daß man die ewige Lüge dieſer Affen, die ſelbſt wo ſie außer ſich ſcheinen immer bewußt ſind und ein rückſpiegelndes Gaukelſpiel treiben, für Wahrheit annahm; und daß alle Völker den eigenen Reichthum und die heimiſche Vortreflichkeit entweder ganz vergeſſen oder doch falſch würdigten. Wo die Bildung der andern auch nicht grade in Einer Linie mit den Franzoſen lief, da ward ſie gehemmt und verwirrt und das Fremde zerſchnitt und lähmte die herrlichſten eigenen

Kräfte. Doch iſt es zweifelhaft geblieben, ob dieſe Allgemeinheit des Franzoſenthums den Fremden oder ihnen ſelbſt verderblicher geworden iſt. Sie ſind dadurch offenbar in der Einbildung verſtockt, daß ihr Leben, ihre Sprache, ihre Kunſt die einzig vortreflichen ſeien oder geweſen ſeien: wer ſich was einbildet, ſchreitet nicht vor, ſondern geht zurück. Die Franzoſen ſind das einzige Volk in der Welt, die es dem Hahn nachmachen, den man an einer fremden Stelle aus dem Hühnerkorb ſchüttet; ſo wie dieſer ſogleich krähet, ſo krähet auch der Franzoſe, du magſt ihn zu Stockholm, zu Konſtantinopel, oder Peking ausſchütten, ohne Verlegenheit auf der Stelle ſein Franzöſiſch heraus und muthet dem Erſten Beſten, den er trifft zu, daß er ihm franzöſiſch antworte: nicht franzöſiſch verſtehen und ein Barbar ſeyn däucht dieſem eitlen Volke gleich. Wahrlich wir hätten eine andere Kunſt und Bildung, wenn uns dieſes kleinliche und armſelige Volk nicht behext hätte.

In dem teutſchen Vaterlande griff das Franzöſiſche wegen der Nachbarſchaft ſchnell genug um ſich, obgleich ſich die teutſche Ehrbarkeit und Treue und ſelbſt die teutſche

Langſamkeit gegen das Unkeuſche, Lügneriſche und Queckſilbrige länger hätte wehren ſollen. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es faſt ein Schimpf für die Kinder eines Fürſten oder Reichsgrafen nicht franzöſiſch zu verſtehen; ſeit dem ſiebenjährigen Kriege mußte alles, was nicht ungebildet und roh geſcholten werden wollte, franzöſiſch leſen und plappern. Und die Meiſter und Meiſterinnen dieſer Vortrēflichkeit, dieſer feinen Bildung, wie man ſie nannte, waren gewöhnlich der Ausſchuß des franzöſiſchen Volks: Windbeutel, Abentheurer, Schwindler, Tanzmeiſter, unglückliche oder verlorne Dirnen, daheim für nichts geachtet oder gar geſchändet, kamen über den Rhein, die plumpen, bleiernen und dummen Allemannen ein wenig abzuglätten und aus dem Groben zu ſchnitzeln. Dieſe Tollheit verdarb unſere Sitten, unſere Sprache, unſere Redlichkeit, und den letzten Reſt von teutſchem Stolz, ja ſie warf zuletzt eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen die Fürſten und Großen und das Volk. Daß man teutſch weder ſchreiben noch ſprechen konnte, das ſchämte man ſich nicht; daß man aber einen franzöſiſchen Sprachſchnitzer beging, das achtete man gleich einer Todſünde. In der vornehmen Welt war ſchon lange alles Hofgeſchnatter und geſellſchaftliche Geplapper franzöſiſch, das Teutſche war zu plump, zu gemein, zu unwitzig; freilich für die Lüge und Schmeichelei und für die Bemäntelung des Laſters ſehr unbrauchbar und unbequem. Was das für Fürſten und Männer werden mußten, die nun im Regiment und Rath ſitzen und teutſche Menſchen auf teutſch regieren und befehlen ſollten? O wir haben die morſchen Stöcke und fallenden Klötze geſehen! Wie kann ein Fürſt und ein Mann groß und herrlich ſeyn, wie kann, was in der Tugend Unüberwindliches, in der Begeiſterung Allmächtiges iſt, diejenigen beſeelen, welchen das erſte Organ aller höheren Mittheilung fehlt? Die Sprache eines Volkes iſt der helleſte Spiegel ſeines Gemüthes und ſeines geiſtigen Lebens; wer ſich der Sprache ſeines Volkes entfremdet, entfremdet ſich ſeinem Volke ſelbſt. Wie gut er es auch meine, nie verſteht er dieſes Volk recht, nie kann er es gewaltig führen und leiten, nie kann er es begeiſtern und erheben; und — was das Schlimmſte iſt — auch er wird von dem Volke nicht verſtanden noch begeiſtert und erhoben. Was aber ein Mann als Held, als Künſtler, als

Geſetzgeber, als Erfinder Großes thut, bildet, denket und erfindet — das alles kömmt ihm nur aus dem Volke. Da iſt die Kraft, die Einfalt, die Majeſtät; in den Wurzeln und in dem kräftigen Stamm der Gemeinde lebt, was den Einzelnen als die Blüthe aller auf dem Wipfel des ganzen großen Volkes ſchimmern läßt. Die teutſchen Fürſten und Baronen wurden freilich keine Franzoſen, ſelbſt der außerordentliche Friedrich ward es nicht; aber ſie blieben auch keine Teutſche. Die nicht mit außerordentlicher Naturkraft geboren waren, wurden elende Mitteldinger, verſteinerte Figuranten, ſeelenloſe und nüchterne Hohlköpfe und klappernde Wetterhähne, die jeder Wind umdrehen konnte. In einer fremden Bildung erſtarrten ſie; die Liebe, die Freude, die Begeiſterung, und der heilige Zorn, der in ihnen für die Ihrigen brennen ſollte, wo blieben ſie? Was ich nicht geliebt habe, dafür kann ich nicht zürnen und mich in Gefahr und Tod ſtürzen. Sie waren durch ihre Erziehung, durch ihre gewöhnliche Art des Lebens und der Hofhaltung ſchon neutraliſirt; kam ihnen vollends eine fremde Schande unter franzöſiſcher Geſtalt oder gar mit franzöſiſcher Leibhaftigkeit, ſo widerfuhr ihnen nichts Neues; ſie blieben nur in einer knechtiſchen und äffiſchen Dienſtbarkeit, deren Sklaven ſie von Kindauf geweſen, viele freuten ſich vielleicht, daß die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, Feinheit und Gaukelei künftig auch bei ihnen ihren beſtändigen Wohnſitz aufſchlagen werde; was das Volk fühlte und litt, wie das arme zertretene und geſchändete Volk wehklagte und zürnte, davon hatten ſie keine Ahndung: denn das größte Heiligthum, wofür ein Volk am längſten kämpft, die teutſche Sprache, war nie ihre Mutterſprache geweſen. Die hatten ſie nur angeſehen als die Sprache der gemeinen Seelen und des Pöbels, mit welchen ſie dieſelbe reden mußten; die Beſſeren und Edleren wurden durch das Franzöſiſche geehrt.

Ich habe dies nur aus dem höchſten Punkt angeſehen. Wie viel es für die Sitten, für die Weltanſicht und das Urtheil bedeutet hat, iſt unbeſchreiblich; denn jede Sprache bemeiſtert ſich durch ihre Art und ihre Geſinnung endlich des Gemüthes, dem ſie die gewöhnliche iſt. Dies brachte Zwietracht in das teutſche Leben, Trennung zwiſchen die Großen und Kleinen, Entfremdung der Fürſten vom Volke, Vergeſſen der alten teutſchen Tugend, Strenge und Treue, und gab den immer ſchon gefährlichen und treuloſen Nachbarn einen Eingang und ein Uebergewicht, die ſie ſonſt nimmer gewonnen hätten. Und durch das Beiſpiel der Höheren wirkte jenes Unweſen wie eine ſchleichende Peſt verderblich und zerſtörend auf den Theil des Volkes, worin eigentlich das Beſchützende und Erhaltende der Sitten und Weiſen eines Volkes am meiſten ruhet, auf den beſſeren Mittelſtand und Bürgerſtand. Auch da ward loſe und locker, was ſonſt feſt und ſpröd geweſen war; Leichtfertigkeit hieß nun Liebenswürdigkeit, Geſchwätz Weisheit, Zierlichkeit Tüchtigkeit, und es ſtand von Tage zu Tage ſchlimmer um die Treue und Einfalt und Redlichkeit, wodurch die alten Teutſchen ſo geprieſen waren; auch war die Streitbarkeit und Tapferkeit und die freudige feurige Waffenluſt nicht mehr bei dem Volke, wie in den Tagen der Väter. Denn die Fürſten hatten den Männern die Waffen entwendet und die Bürger zu bloßen weichlichen Handwerkern erniedrigt und ihnen bloß die kleinlichen Künſte des Gewinnes gelaſſen, und es waren alle männlichen Uebungen und die männliche Freiheit von Tage zu Tage ſeltener geworden, und es war alles vergangen, was an den Stolz, den Reichthum und den Muth der verfloſſenen Jahrhunderte erinnern konnte. Die Herrſcher aber verließen ſich auf ihre ſtehenden Heere und ſprachen: ſo lange wir dieſe haben, wer will uns antaſten und ſchwächen? und ſie bedachten nicht, daß nur der Thron und das Land feſt ſtehen, welche muthige Herzen und gewaffnete Seelen ſtützen.

Auch die Schriftſteller und Gelehrten und Prieſter und Propheten im Volke gingen auf demſelben Wege des Irrthums und der Verblendung. Zwar die meiſten von ihnen läugneten, ſie ſeien Franzoſenfreunde und lieben das Franzöſiſche, auch ſchimpften und ſpotteten ſie viel über franzöſiſche Albernheit und Gaukelei und Flatterhaftigkeit und ſetzten teutſchen Ernſt, teutſchen Fleiß, teutſche Gründlichkeit gern dagegen; aber ſehr viele thaten doch, wie die Franzoſen thaten, und war ihre Art und ihr Leben faſt daſſelbe, und ihr Streben und ihre Richtung in Kunſt und Wiſſenſchaft dem franzöſiſchen Unweſen faſt ähnlich, und hatten auch bei ihnen ſeichte Oberflächlichkeit, leere Verruchtheit und öder Unglaube, die einfältige Frömmigkeit und den fröhlichen

Glauben der Väter vertilgt, und nahmen Liebe und Treue täglich ab und Hochmuth und Gleichgültigkeit nahmen zu. Und ihre Herzen wurden verſtockt gegen Gott und gegen die Tugend ihrer Väter, daß ſie nicht mehr unterſcheiden konnten, was gut und was böſe, was ſchön und was häßlich, was wahrhaftig und was falſch war, und däuchte ihnen ihr Machwerk alles gar ſchön und vollkommen und lachten über die Werke ihrer Väter, als die da kindiſch und abgeſchmackt ſeien; und ſie ſteckten doch tief in der Lüge, denn die Einfalt und Schönheit und den Stolz ihrer Väter mogten ſie nicht erreichen, und war leere Zierlichkeit und kalte Glätte das Höchſte, wohin ſie gelangten. Und das war ein Zeichen, wie ſchlimm es um ſie beſtellt war, daß ein wüſter, fauniſcher und leerer Franzoſenaffe ihnen leicht ein großer Mann und geiſtvoller Schriftſteller hieß. Und die auch gern teutſch ſein wollten, fanden die freudige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künſtlerleben und eine ſtolze Wiſſenſchaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und einer ſo hoch, daß er in dieſer kalten und kahſen Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dies iſt Göthe der Dichter, nicht aus dieſer Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der teutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft: Wann ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern; Klopſtock aber und Schiller und Herder, ſo verehrlich ſie ſind, ſtanden doch zuſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart und erinnern zu oft an das Eitle, Angeſpannte und Empfindſame derſelben. — Und es ward auch in Teutſchland der Unglaube allmächtig; und die Theologen lehrten, daß es keine Wunder gebe, und daß der Geiſt ein eitel begreifliches und gewöhnliches Ding ſei; und die Philoſophen ſtümperten und ſtückelten an einer todten und verſteinerten Natur, und beide erſchufen ärmliche Götzen für den hohen chriſtlichen Gott und für die Heiligung des Geiſtes und die Zuverſicht des Glaubens, und ſtellten elendige Stützen hin, woran die Menſchen ſich durch das erblindete und verarmte Leben ſo forthelfen ſollten; und meinten alle, die ſich weiſe dünkten, gleich dem franzöſiſchen Uebermuth, das Alte ſei nichts und müſſe auf das geſchwindeſte weggeräumt werden, und müſſe der mündige und von Wahn und Aberglauben erlöſete Menſch ſich einen andern Gott und andern Staat bauen und ſie anders einrichten und verwalten, als die Väter gethan hatten. Und ſie verführten und bethörten ſo auch das Volk, daß es an nichts Heiliges und Göttliches mehr glaubte, und wuchs Hochmuth und Verruchtheit der Menſchen immer mehr. Es war aber dieſe unſelige Tollheit am unverſchämteſten von dem Jahre 1780 bis 1795. Nachher ſind viele anderes Sinnes geworden und haben erkannt, wie thöricht ſie meinten; manche andere hat das Elend bekehrt und wird ſie noch bekehren.

Wann nun die Welt ſo ſteht, wann Laſter der Tugend, Verruchtheit dem Glauben, Aufgeblaſenheit der Tüchtigkeit, Neuerungswuth der Liebe des Alten gleich geachtet wird, dann iſt die Zeit der Heimſuchung nahe, das Geſchlecht brütet ſein eignes Verderben aus: eine Geiſſel Gottes, ein Weltgericht, eine Sündfluth, ein Tyrann, den ſie als das Ebenbild des Teufels verfluchen — ſolches erſcheint, ſie zu ſtrafen. Dann, zu ſpät ſchreien ſie zu dem Himmel; er höret ſie nicht, und kann ſie nicht hören. Sie müſſen abbüßen, was ſie verſchuldet, und die Ungebundenheit und der Ungehorſam und Unglaube gegen Gott und Sitte muß in Blut vertilgt werden. Ueber Gute und Böſe, über Schuldige und Unſchuldige ergehet dann Ein Gericht, damit alle inne werden daß, es einen vergeltenden Gott und eine wahre Geſchichte giebt, daß Menſchenwahn und Menſchengedanken wie Spreu im Winde zerſtieben, und daß nichts bleibt als was Einfalt und Treue geboren haben. Sie aber ſonneten ſich an ihrer Thorheit und Nichtigkeit, und achten über den Glauben und die Werke ihrer Väter, und meinten, wie gebildet, aufgeklärt, und herrlich ſie ſeien und wie bald das güldene Zeitalter der Freiheit und Glückſeligkeit anbrechen werde, und ahndeten nicht, daß ſie mit Lügengeſpinnſten umſponnen waren und daß der Teufel ſie zu verderben mit Blut und Mord und Schrecken im Hinterhalt laure. Einige Gute aber ſtrafeten und warneten ſie ihrer eitlen Hoffnungen, und weiſſagten, daß die Frucht faul ſein werde wie die Blüthe; aber ſie glaubten ihnen nicht. Daß aber was Neues bevorſtehe, ahndeten alle, und hatte ſich ſchon in vielen Vorſpielen und Zeichen offenbaret.

Dieſe Strafe mußte eine politiſche ſein, eine glänzende Erſcheinung, den lügenhaften Herzen und Gedanken dieſer Menſchen gleich, mußte erſt alle locken und bethören, ſie mußten ſich noch einige Jahre in ihrem böſen Wahn ſpiegeln und daran ergötzen; dann aber mußte das Trugbild ſich in eine Furie verkehren, die Pforten der Hölle aufthun, und Wahnſinn, Verrath, Wuth und Mord auslaſſen auf die Welt, damit alle endlich ihrer Narrheit und Sündlichkeit inne würden. Weil die Franzoſen die Führer und die Verführer geweſen waren in den beiden letzten Jahrhunderten, ſo gebührte ihnen der Anfang: in Paris, woher dieſem Geſchlecht alles Heil zu kommen gedäucht hatte, mußte das glänzende Meteor aufgehen. Die wilden und überfliegenden Gedanken dieſer Menſchen waren ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren auf das Politiſche gerichtet; je mürber ihre Kraft, je loſer ihre Geſinnungen, je dünner ihre Tugenden wurden, deſto mehr misfiel ihnen ihr alter Zuſtand; wie der alte Gott und der alte Glaube ihnen kindiſch däuchten, ſo fanden ſie auch ſelbſt die löblichen Ordnungen, die ihre Väter geſtiftet, albern und abgeſchmackt: Misbräuche und weiſe Satzungen alles ſollte zugleich weg, aus reinem Verſtande, aus reinſter Vernunft ſollten Ideale von Verfaſſungen hingeſtellt werden, dergleichen die frühern Alter nicht geſehen hatten. Sie vergaſſen in dieſen erhabenen Träumen ganz, daß ſie Menſchen waren, und was für Menſchen? und wie ungebundene Menſchen! und meinten ſich doch bloß durch geiſtige Zügel lenken laſſen zu können. Der nordamerikaniſche Freiheitskampf von 1774 bis 1783 mit Großbrittannien offenbarte die Gedanken und Wünſche der Menſchen und ward ein Wetzſtein, woran die politiſchen Ideen ſich rieben. Damals hätten die Kaiſer und Könige an der Art, wie die Menſchen jene Händel anſahen und beurtheilten ahnden können, was auch Europa bald bevorſtehen werde. Noch ehe dieſe geendigt waren, wollte Kaiſer Joſeph plötzlich alles Alte neu machen und verfuhr dabei ſo, wie nur die wildeſten Demagogen hätten verfahren können. In den vereinigten Niederlanden, in den öſterreichiſchen, in Lüttich, in Aachen und an andern Orten waren in dieſen Jahren Bewegungen und Aufwallungen für die Freiheit, wie die Leute ſie nannten, welche aus dem Urtheil und der Anſicht des Zeitalters hergeleitet, begründet und entſchuldigt wurden und in die heißen Köpfe immer mehr Feuer brachten. Endlich eröffnete Frankreich das groſse Schauſpiel und zog alle übrigen Funken in ſeine gewaltigen Flammen.

◆

Gedichte.

Lebensmuth. 1801.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem raſchen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer;
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederſchmeißen,
Eichen aus dem Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo tauſend fallen,
Mögen zehnmaltauſend ſtehen.
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen.
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter;
Wohnt der Menſch auf grünen Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen Drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeidlich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Kraft gefangen;
Heimarmenens Donner rollen
Ziſchend ſprühn Erinnys Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den ſchönſten Maienblüthen,
Eh des Winters kalte Flocken
Um den kahlen Scheitel wüthen;
Tapfer mußt du ſtehn und fallen,
Klanglos iſt der Tod der Matten:
Doch die Heldenſeelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Der Knabe und die Jungfrau.

1801.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch, ſchon die Morgenlüfte wehn,
Süß Lieb, ich muß von hinnen gehn,
Fahr wohl, du trautes Herz!“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt dir das Bleiben Müh?
Noch ſtreifet nicht den Oſt der Tag,
Noch rufet nicht der Finken Schlag;
Was eileſt du ſo früh?“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft dein Herz an meinem lag,
Wenn ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt in den grünen Wald!“

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh, deine Wangen dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwaden mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küſſet mich dein Mündlein fein,
Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär' es tauſendmal,
Im eignen Kämmerlein
In ſtiller Nacht, beim Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich dein Gemahl,
Uns ſüßer Luſt zu freu'n.

„Willſt du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,
So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
So lieg' ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei dir.“

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitreim?
Und wo dein Ehrenkleid?“

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt,
Das wird mein Ehrenkleid.“

„Mein Kind, wie ſchmückeſt du dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?“

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſtehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar
Ich flecht' aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut ſich ſchön.“

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?“
„Die Spieler ſind die Vöglein all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Die können ſchönes Spiel.“

„Mein Kind, wo nimmſt du Lampen her
Zu leuchten in der Nacht?“
„An Lampen fehlts mir nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer
Sie leuchten in der Nacht.“

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?“
„Tief, tief, wo keine Winde weh'n,
Mußt du mit mir hinunter gehn;
Da iſt der Hochzeitſaal.“

Iſt ſchon geſchmückt dein Kämmerlein?
Gemacht dein Hochzeitbett?“
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muſcheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett.“

„O Jungfrau, ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit dir!
Wie ſüß muß da zu wohnen ſeyn!
Wie ſüß, in deinen Aermelein
Zu ſchlafen für und für!“

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe, komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kömmt nicht mehr zurück.

Liebesſtreit. 1801.

Sieh, ſüße Maid, wie die Bäume blühn!
Horch; wie die Waſſer klingen!
Noch iſt iſt dir Jugend und Frühling grün
Zu lieben, ſüßen Dingen.
Komm! komm zum Wald! zum grünen Wald!
Du wirſt einſt alt.“

„Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu ſüßen Dingen;
Doch ſollſt mich, wo mich nicht jeder ſieht,
Zum tiefen Wald nicht bringen.
Manch Bub' iſt gleich dem Taubenfalk,
Er iſt ein Schalk.“

„Sieh, ſüße Maid, wie das Roſenroth
Auf friſchen Wangen ſpielet!
Einſt wiſcht es ab der geſchwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße, pflücken jetzt,
Er pflückt zuletzt.“

„Und pflückt der Tod auch die Roſe zart,
Die ich ſo fromm bewahre,
So wiß, die Roſe wird aufgeſpart
Dem Treuen vor'm Altare;
Sein harr' ich ſtill, und kömmt er nicht,
Sie keiner bricht.“

„Sieh, ſüße Maid, wie die Augen klar
Ausſprechen ihr Verlangen:
Wann kömmt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen ſchön gegangen?
Sie winken ſüß mit Luſtgewalt
Zum grünen Wald.“

„Laß winken lüſtern die Augen mein,
Ich will ſie nicht erhören;
Ihr Winken gleicht dem Irrlichtſchein,
Die Jungfrau zu bethören;
Trau nicht dem Schein des Augenlichts:
Du trauſt auf nichts.“

„Sieh, ſüße Maid, wie ſo rund und knapp
Die Brüſtlein aufwärts drängen!
Laß, was Natur dir ſo luſtig gab,
Nicht traurig in den Engen.
Im Wald' iſt Schatten überaus;
Auf! laß ſie aus.“

„Du Schnöder, deſſen Geſicht behext
Mein junges friſches Leben!
Was unterm Tuche des Buſens wächſt,
Das mag ich dir nicht geben;
Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freuen kann.“

„O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt,
Wie hold biſt du zu ſtrafen!
Laß den, der treu dir auf ewig iſt,
An deinem Herzen ſchlafen.
Er iſt nicht ſchlimm, er führt zur Trau
Die junge Frau.“

„Auf! junger Knab; wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag ich friſch in den grünen Wald
Mit dir ein Gänglein wagen;
Dann komm; o Knab, zum grünen Wald!
Wir werden alt.“

Das Lied der Greifen.

1802

Friſchauf! der Freude Vagabunden!
Friſchauf! im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtſchlag im Geſang.
Friſchauf wir ſind der Tage Beute;
Auch uns die Parze webend ſaß.
Stets reißt das Leben in die Weite;
Auf! feſſelt hier es an das Faß!
Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen, jammervollen Tauſch.
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rauſch.
Verſammelt euch hier um die Tonne
Und laßt die Gläſer luſtig gehn,
Solange wie das Licht der Sonne
Und dieſe Himmelsſterne ſehn.
Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Luſt erfriert,
Und preiſet den, der Mitternächte
Beim Trunk dem Tag entgegenführt.
Und preiſet hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erſte Majeſtät,
Daß in Philiſtereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greifen,
Der durch die weite Wüſte fliegt;
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen:
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greifen
Euch muthig auf den ſüßen Raub,
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub.

Der Knab am Meere.

Stand ein Knab am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand;
Wollt' es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts;
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz:
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Ehe wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Ehe fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg,
Quellen kann ich im Grunde ſchauen,
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Haſche die Zeit.

Trink!
Es verfliegen die ſprudelnden
Geiſter dir — trink!
Siehſt du im Schaume den Spiegel des Lebens?
Eile! der Geiſt iſt ein flüchtiges Ding;
Eile! du ſuchſt ſein Entzücken vergebens:
Waſſer nur bleibt, wann der mächtige ging.

Hell!
Sieh! er perlet der duftige
Nektar, und hell
Leuchten die Augen der Jugend und Liebe,
Winken und locken: komm! ſei mein Geſell!
Alles verrinnet wie Waſſer im Siebe;
Suchſt du Gewißes, hier flieſſet ſein Quell.

Drein
Setze muthig das wagende
Leben! und drein
Luſtig mit flatternden Segeln gefahren!
Fröhlicher Ocean brauſet der Wein:
Nur wer ſich gleichet den höchſten Gefahren,
Mag auch im Siege der Herrliche ſein.

Friſch!
Kömmſt du holde und ſelige
Freude mir? friſch!
O ich empfinde unſterbliche Nähen!
Bromios wandelt vom Rebengebüſch,
Cypris und Amor aus himmliſchen Höhen,
Götter, Göttinnen ſind mit mir zu Tiſch.

Kling!
Klinge! trinke! ermanne dich!
Klingklang und Kling!
Heute iſt unſer und Feſttag iſt heute,
Glücklich geſchloſſen der heilige Ring.
Darum mir Roſen und Bechergeläute!
Freude mit Freunden iſt fröhliches Ding.

Der kleine Unterirdiſche.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in den Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jakob gegangen?
Hat ihn ein Unterirdſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen, und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

An den Liebling.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſein
Heut an der Thür,
Schläg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtrahl,
Lieblicher Schein,
Guckt' ich viel tauſendmal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Roſigen Mund,
Grüßte dich Engelein
Freundlich zur Stund.

Zephyr der Flattrer auch,
Mögt' ich wohl ſein,
Wehte mit Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl wo —
Himmliſche Luſt!
Nimmer mir wölkten ſo
Roſen die Bruſt.

Echo der Wiederhall
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr.
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus;
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus.

Vöglein und Sonnenſtrahl,
Zephyr der Wind,
Echo im Felſenthal
Sind wohl geſchwind;
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell,
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

Ballade.

Und die Sonne machte' den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei den feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken wohnt
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennt uns nimmer die Aeugelein
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſteht, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Muth des Geiſtes.

Weg mit den Klagen!
Dunkel muß tagen,
Freude muß blühen aus Kummer und Plagen.
  Hoch mit dem Herzen
  Hin durch die Schmerzen
  Hin, wo die Wolken für die Donner ſich ſchwärzen!
Leuchten und drohen
Blitzende Lohen,
Mächtiger blitzen die Geiſter, die hohen.
  Stolz in die Schranken,
  Kühne Gedanken!
  Herrſchet, wann Erde und Himmel auch wanken!
Friſche Geſellen,
Laſſet erſchwellen
Flatternde Segel auf brauſende Wellen!
  Krachen die Scheiter,
  Flieget ihr weiter,
  Lehnet an Neues die himmliſche Leiter.
Wenn auch in Wettern
Welten zerſchmettern,
Herrſchet ihr einſam mit ſeligen Göttern.

Das Leben.

Wohin, o Leben?
Wohin ohne Ruh?
Immer noch ſchweben
Keinem Ziele zu
Wild in die Weite,
In die Welt hinein,
Morgen und heute
Nicht rechnend ein?
Wie auf den Zweigen
Vögelein fliegen,
Alles Vergnügen,
Alle Luſt ihr eigen,
Flatterſt du hin;
Werde doch weiſe,
Stell doch Gedanken
Hin an den Schranken,
Daß ſie die Kreiſe
Engen der Fahrt. —

Hölliſcher Art
Hebe dich Teufel!
Der mir die Zweifel
Schiebt in den Bart,

Der von der alten
Jungfer Scherwenzel
Schwatzt, der kein Kränzel
Decket die Falten,
Der nie den Buſen
Liebe gehoben.
Euch will ich loben,
Grazien Muſen,
Bacchus und Venus,
Fröhliche Götter!
Wenn auch das Wetter
Bleichet die Haare,
Wenn auch die Jahre
Mahnen, die ſchnellen:
Leben gleicht Wellen,
Liebe gleicht Düften.

Drum friſch in Lüften,
Luſtige Vögel,
Liebe und Leben!
Spannet die Segel!
Muthiges Streben
Längert die Tage,
Bannet die Plage,
Stärket das Herz.
Friſch wie zum Scherz,
Friſch in die Wogen
Blutiger Kriege!

Wonne der Siege
Wird nur gewogen
Dem, welcher wagt;
Götter beſchirmen
Gern, was in Stürmen
Stattlicher ragt.
Laß auf den Neſtern
Faulheit bebrüten
Zagend ihr Ei;
Laß ſie verläſtern,
Was wir behüten
Trotzig und frei,
Was uns der Kranz
Däucht alles Lebens —
Fliege dann, Tanz,
Heiligen Strebens!
Himmliſche Triebe,
Fachet die Liebe,
Fachet den Stolz,
Heiß in der Bruſt!
Ein wenig Holz
Schließet die Luſt,
Unruh und Ruh
Schließt alles zu
Für's Land der Schemen
Armen und Reichen.
Soll mich das grämen?
Soll mich das bleichen?

Nicht, weil ich lebe.
Euch will ich nehmen,
Cypris und Hebe,
Euch zu Geſpielen;
Euch will ich fühlen,
Freiheit und Freude,
Herrliche beide,
Euch allermeiſt:
So zu den Sternen
Wollen wir lernen
Klimmen zu Göttern —
Herkules weiſt.

Das Lilienmädchen.

Im Abendſchein im grünen Hain
Da ging ein Mägdlein jung,
So weiß wie Schnee auf Bergeshöh,
So flink wie's Reh im Sprung:

Ein ſüßes Bild gar traut und mild,
Gar lieblich, hold und fein
War's hier und dort an jedem Ort
Wie's Licht mit ſeinem Schein.

Und hell wie Licht ſein Angeſicht,
Sein Blick ein heller Stern;
Es ging und kam wie Täubchen zahm
Und grüßte nah und fern.

Es ging und kam, und Blümlein nahm
Und ſich ein Kränzlein wand;
Dann flog es hin mit leichtem Sinn,
Und winkte mit der Hand.

Und mit dem Wink es jedem fing,
Er ward ihm unterthan,
Von ſüßem Schmerz quoll jedes Herz
Von ſüßem Himmelswahn;

Von ſüßer Luſt quoll jede Bruſt
Und wollte himmelan;
Dahin, dahin flog Herz und Sinn,
Wohin ſein Flug begann.

Ihr Leutchen wißt, das Mägdlein iſt
Nicht von der Erdenflur;
Sein weißes Kleid ſpricht Engelfreud
Und himmliſche Natur;

Sein heller Schein im grünen Hain,
Sein lichter Sternenblick,
Die Segenshand auf uns gewandt
Verkünden Himmelsglück.

Ihr Leutchen wißt, das Mägdlein iſt
Das Lilienmädchen ſchön;
Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßen Blumen gehn;

Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßer Unſchuld gehn;
Dann ſegnet ſie, dann grüßet ſie
Die Erdenjungfrau'n ſchön:

Daß ſie den Kranz bei'm Himmelstanz
Einſt tragen ſo vor Gott,
Daß ſie ſo weiß der Tugend Preis
Bewahren rein von Spott.

O ſüßer Schein im grünen Hain!
O holdes Himmelslicht!
O Lilienmaid! verlaß uns heut,
Verlaß uns nimmer nicht!

Gebet.

Heil'ge Poeſie des Lebens,
Leuchte, Stern, und geh nicht unter!
Herz und Sinne ſchwingt euch munter!
Brauſe freudig, Strom des Strebens!
Springet aus dem engen Gleiſe,
Worin Narren ſtattlich wanken,
Schnelle Roſſe, ſpringt Gedanken!
Alſo tummle fort, o Reiſe!

Tummle luſtig gleich Kometen
Froher Labyrinthe Bahnen
Auf des Lebens Oceanen,
Wechſelnd Maaße, Zeiten, Stätten;
Denn das Einerlei verſchlinget
Alle Freude gleich der Hölle
Ewig dunkler, ſtummer Welle,
Worauf nie der Sturmwind klinget.

Darum laß die Winde blaſen,
Blitze leuchten, Donner ſchallen,
Wogen über Wogen ſchwallen,
Welten gegen Welten raſen!
Lieber ſo im friſchen Streite
Kühner Wildheit mit verderben,
Als die faulen Tode ſterben
Langſam morgen ſo wie heute.

O wo brennſt du, Veſtafeuer,
Des mich je und je gelüſtet?
Flamme, welche Männer rüſtet
Mit dem Schwerdte, mit der Leyer?
Unſchuld, die in Weiberſeelen
Zarte Himmelslichter zündet,
Ahndend, glaubend ſtill verkündet,
Was Orakel nie erzählen?

Wonne, die aus reichem Boren
Gleich dem Naß der Aganippe
Tränkt mit Honigſeim die Lippe,
Tränkt das Herz mit edlen Zoren,
Bräuſt in der Gewalt der Worte,
Rieſelt in der Luſt der Thränen,
Und mit wunderſüßem Sehnen
Göttlich Zeiten eint und Orte?

Kommt, o kommt vom Himmel wieder
Sel'gen Wahnſinns ſchönſte Triebe,
Kommt, o Poeſie und Liebe!
Leuchtet, flammet, dichtet Lieder,
Weht, wie Frühlingsblüthenbäume
Süße Düfte niederwehen,
Weht aus eures Himmels Höhen
Geiſter mir herab und Träume;

Kommt, ihr Scherze, kommt Geſpielen
Mit den hellen Sternenaugen,
Kommt, und laßt mich Freude ſaugen
Aus Gedanken, aus Gefühlen,
Wie in jenen frohen Jahren,
Wie in jenen ſüßen Zeiten,
Die wie ferne Glocken läuten
Von den Wonnen, welche waren.

Heil'ge Poeſie des Lebens
Leuchte, Stern, und geh nicht unter!
Wirble deine Wellen munter,
Raſcher Strom des friſchen Strebens!
Daß in Stürmen und in Wettern
Nimmer Muth und Luſt erbeben,
Sondern kühnlich oben ſchweben
Hoch und höher zu den Göttern.

Epiſtel an Eliſa. 1807.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,
Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz und Königsmorde
Und ſiegreich die Banditenhorde,
Die einer Welt mit Knechtſchaft dräut:
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schickſal unterthan,
Den Weg zum ſtillen Ocean
Sich durch das freie Eiſen wählen.
Denn Eines, Herr ſein oder Knecht
Iſt jedem Sterblichen gegeben;
Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.
Und wann nur Knechte und Deſpoten
Auf Erden graſen matt und dumm,
Dann rollt die alte Welt ſich um,
Und Leben blühet aus dem Todten
Still in der Zeiten Wechſellauf,
Daß edlere Geſchlechter werden;

Und ſprängen ſie aus Stein und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf.
So ſaß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand,
Und ſchaute ſtumm ins öde Land,
Von wannen nimmer Wandrer werden;
Da rief mich deine Stimme ſüß,
O Freundin, in das friſche Leben,
Mit Blumenluſt und Wolkenſchweben
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundſchaft holde Wunderſaite
Die lieblich durch den Buſen klingt
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Freude!
Der Männer Stahl, der Frauen Schutz,
Zu hoher Tugend zu ermannen,
Zu groß für Schmeichler und Tyrannen,
Beutſt du gemeinen Gütern Trutz,
Und ſchwingſt unſterblich durch das Leben
Wie ein Geſtirn den Feuerglanz
Von Sphärentanz, zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter ſchweben.
Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet, Ein Karfunkel,
Die ganze Erde wird Geſang;
Und Guillottinen und Banditen,

Tyrannenſeelen groß und klein
Verſinken von des Lichtes Schein,
Hin, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freiem Schlag
Hebt ſich die Bruſt dem Licht entgegen,
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.

So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort;
Das wüſte Heer der Nacht iſt fort,
Der ganze Himmel ſteht mir offen;
Die Erde ſinkt, das kleine Nichts,
Warum ſich Thoren blutig ſchlagen,
Nur denen eigen, die ſie tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh ich den letzten Obulus
Bezahle an dem ſtyg'ſchen Strande,
Ich ſchwör' es dir und jener Gluth,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was ſich unſterblich mir verkündet,
Das halt' ich feſt mit Männermuth
Und kein Deſpot ſoll mir es rauben;
Und drückt es mich zu ſchwer hinab,
So öffn' ich durch das Schwerdt mein Grab,
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menſchenherzen
Der Freude anmuthsvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich, wie ein Blumenhauch anwehn
Und friſch und jugendlich und ſchön
Der Kindheit Träume wiederbringen!
Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen:
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur, welcher gleich ihm ſelber iſt.

Lieder aus einem Gebetbuch

für fromme Kinder.

I.

Der heil'ge Chriſt iſt kommen,
Der ſüße Gottesſohn,
Des freu'n ſich alle Frommen
Im höchſten Himmelsthron;
Auch was auf Erden iſt,
Muß preiſen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Chriſt.

Das Licht iſt aufgegangen,
Die lange Nacht iſt hin,
Die Sünde iſt gefangen,
Erlöſet iſt der Sinn,
Die Furcht vor Gott iſt weg,
Und Liebe und Entzücken
Baut weite Himmelsbrücken
Aus jedem ſchmalſten Steg.

Verwaiſet ſind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet ſelbſt die Sünder
In ſeinen Gnadenſchooß,
Er will, daß alle, rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend ſeinen Hulden,
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiſet,
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weiſet,
Der heil'ge Chriſt iſt da,
Er ruft ſo freundlich drein
Mit ſüßen Liebesworten:
Geöffnet ſind die Pforten,
Ihr Kinder, kommt herein!

2.

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt:
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
O führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröthen Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, Ein ſeliger Geſang,
Wo Millionen Heil'ge knien
Und ſchauen dir ins Angeſicht —
O Vater! Gott! laß dort mich glühen
Am kleinſten Strahl von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelskinder nicht herab
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sorg' und Grab.
Der Wechſel hier von Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke
Und Paradieſe blüh'n nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! ſinke Erde!
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und träget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.

3.

Wir wandeln hier in Finſterniſſen
Und ſchaun vergebens nach dem Licht:
Nicht tröſten mag uns was wir wiſſen
Und was wir können helfen nicht:
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen
Und heute ſehen wir verſchwinden
Was geſtern ſüße Täuſchung gab.

Doch liebt der Stolze ſeine Irre,
Der Eitle ſeinen Lügenſchein
Und wickelt in das Truggewirre
Sich jede Stunde feſter ein,
Verſchmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verſchmäht die Flamme für den Schimmer,
Und haſcht und ſucht und findet immer,
Doch ach! ſich ſelber findt er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel gehn,
Gott, lehre du mich ſelbſt erkennen
Und meiner Künſte Lug verſtehn;
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind.

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einz'ger Tropfen aus
Und zündete die Sonnenheere,
Die Lampen all' im Himmelshaus.
O Einen Funken nur für mich!
Nur Einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternentanze
Mit allen Sel'gen preiſ' ich dich.

4.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Eh' ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Seliger nur vorüberrauſcht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht.
Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüberwallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Doch ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,
Schau' ich nach oben ſehnend hin;
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreihn?

Eija wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz
Eija wie ſelig
Seh' ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelgeſpielen, grüßt ihr mich?

5.

Traum iſt das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend Luſt;
Wolken verſchweben,
Alſo die Bilder der Menſchenbruſt;
Alles iſt Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbſt die Gedanken,
Sterblicher, ſind nicht dein eigen.

Doch willſt du bauen,
Bauen auf das, was vergänglich iſt:
Doch willſt du trauen
Dem, was das Maaß der Sekunden mißt:
Trug aus Betruge
Spinnen und weben,
Taumelnd im Fluge,
Eitler, das heißet dein Leben.

Saget denn keiner
Mir, wie die Unruh zur Ryhe wird?
Tröſtet denn keiner
Sehnſucht, die ſchmachtend im Buſen girrt?
Himmliſcher Glaube
Magſt du nicht finden,
Wie auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! dicht hienieden,
Nicht wo in Gräbern die Aſche liegt,
Suche den Frieden,
Nicht wo die Freude mit Winden fliegt.
Arbeit und Thränen
Irdiſchem weihn,
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmliſchen Bläue.

Da gehn die Lichter,
Ewige Spiegel der reinſten Luſt,
Liebende Richter,
Liebende Tröſter der Menſchenbruſt,
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet
Einſt was dich dunkel umhänget.

6.

Als ich ein Kind war,
Was ſah ich für Farben!
Himmliſche Schimmer
Glänzten im Morgenroth:
Und wann der Schlaf ſanft
Einwiegte die Aeuglein,
Gingen nicht Sonnen und Sterne
Dem träumenden Seelchen
Auf, Götterlichter,
Ach! der himmliſchen Heimath
Selige Spiegel?

Als ich ein Kind war,
Was fand ich für Blumen?
Nicht bloß die blauen
Lieblichen Veilchen,
Nicht dich, rothe Roſe,
Blumenkönigin, allein,
Nicht auch ihr ſchneeweißen
Unſchuldkinder Lilien allein.
Ach! noch zehntauſend
Andere und andere
Schöner und duftender
Blühten da auch hier unten
Wo ſind ſie blieben?

Als ich ein Kind war,
Was hatt ich für Geſpielen?
War nie alleine
Einſam im grünen Wald,
Einſam im Felde.
Wer wareſt du, bunte Blume?
Wer du kleines Bäumchen?
Und du auf den Zweigen
Singendes Vögelein?
Wäret ihr nicht Engel,
Freundliche Engel Gottes,
Mitfühlend, mitſpielend?
Ach du, die ſo ſchön war,
Junge lebendige Welt!
Wo gingeſt du hin?

Als ich ein Knabe war,
Was hatt ich für Träume?
Kann ich es nennen,
Was Namen nicht hat?
Kann ich auch zeigen,
Unvergängliche Bilder
Himmliſcher Schönheit?
O meine Sehnſucht
Kennet euch noch, und die nimmer
Raſtende Liebe.

Himmliſcher Vater,
Du, der uns alle
Seine Kinder nennet,
Deſſen Geiſterathems
Gebilde wir ſind.
O mache mich wieder
Wie ein unſchuldiges Kind!
Ach! nur ein Lallen,
Ein leiſes Stammeln
Jener Gefühle,
Jener Kinderſpiele!
Nur Einen Schimmer
Jener Geſtalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
Nicht ewig ein Kind?

7.

Lockſt du mich, du Gottesfrieden
Zu den ſchönen Himmelsauen,
Die mir Dunkle ach! hienieden
Nur in bloßen Schatten ſchauen?
Lockſt du mich, o Sehnſucht immer,
Wieder hin zum Sternenſchimmer?
Wieder in die alten Zeiten?

In die Zeiten, die vergangen?
In der Seelen Kindertage?
Dahin ſchmachteſt du, Verlangen?
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne,
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des ſtillen Lebens Wonne
Aus dem wildem Erdgetümmel.

Nein, es iſt kein Wahn der Träume,
Iſt kein Irrlicht düſtrer Nächte,
Mein ſind jene Sternenräume,
Mein ſind jene Götterrechte:
Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimath ſuch ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was ſoll ich hienieden ſtreben
Zwiſchen Kummer ſtets und Freude,
In dem unruhvollen Leben,
Der Minuten ſchnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechſelnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menſchen Thun und Neigen,
Schwebt ſein Wünſchen, ſein Vergnügen.

Was ſoll ich hienieden finden,
Das die heiße Liebe ſtillet,
Wo die Unruh wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?
Wo wir heute laſſen müſſen,
Dem wir geſtern angehangen?
Wo Begierde und Gewiſſen
Sind im ſteten Krieg befangen?

Was ſoll ich hienieden ſchaffen?
Hier, wo nichts beſtändig bleibet?
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die trübe Rennbahn ſtäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel ſinget,
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin, du Land der Thränen!
Hin, du Land der ſüßen Lügen!
Damit wir nach oben ſehnen,
Darum mußt du viel betrügen;
Damit wir das Feſte wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durch einander rollen,
Und die Welle Wellen treiben.

Locke, ſtiller Gottesfrieden!
Süße Sehnſucht, ſchweige nimmer!
Werfet Himmelsſchein hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer,
Daß die Seelen inne werden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres giebt es nicht auf Erden,
Jenſeits ſollen wir's erlangen.

8.

Abendlied.

Der muntere Tag iſt wieder ſtill
Und alles ſchlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooſes Flaum,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Der Menſch in ſeine ſtille Kammer,
Zu ruhen aus von Müh und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttenthür
Zuvor noch in der Nacht herfür,
Sich chriſtlich erſt bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß ſehen, wie die Sterne blinken,
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein ſtammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht;
Wollſt mich von deinen Sonnenkreiſen
Im rechten Beten unterweiſen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt auch heint mich, Vater gut,
Vor Thorheit und vor Eitelkeit
Durch deine milde Gütigkeit;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das iſt das kleinſte Leid von allen.

O ſende von dem Sternenſchein
Den liebſten Engel zu mir ein
Als Friedensboten unters Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
Sich feſt um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag ſo luſtig fort,
Dann iſt die Nacht ein Liebeswort,
Dann iſt der Morgen Engelgruß,
Daß alles Böſe weichen muß
Und wir hienieden ſchon auf Erden
Wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendſchein
Einſt in das müde Aug' hinein,
Sehnt meine Seele ſich hinauf
Zum ewig ſel'gen Sonnenlauf
So werden alle Engel kommen
Mich heimzuholen zu den Frommen.

9.

Morgenlied.

Die Nacht iſt nun vergangen,
Der Morgen ſteht ſo herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah:
Auf Feldern und auf Wieſen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Macht geprieſen
Von Tauſenden zumal.

Die frommen Nachtigallen
Sie ſingen laut im Freudenklang,
Die Lerchen höchſt vor allen
Zum Himmel bringen ſie Geſang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch der Zeiſig klein
Sie woll'n ſich dankbar zeigen
Will keiner der letzte ſein.

Und ich? ich ſollte ſchweigen,
Ich Gottes reiches Ebenbild,
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerſtrom der Gottheit quillt?
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderſchaar geweiht,
Und Engelangeſichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum
Sie preiſen alſo balde
Den Vater über'm Sternenraum?
Es ſumſete die Imme,
Das Würmchen ſeine Luſt?
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Bruſt?

Nein, Vater aller Güte!
Du meiner Seele Freudenlicht!
Wie gern will mein Gemüthe,
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preiſen,
Durch den die Welten ſind?
Von dem die tiefſten Weiſen
Kaum lallen wie ein Kind?

O du, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht ſei;
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend gehn:
So wird der Tag mir milde,
So kömmt der Abend ſchön.

10.

Wer hat den Sand gezählt
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar
Wie viel der Flocken wehn?
Wie viele auf ein Haar
Tropfen aufs Weltmeer gehn?

Wer mißt den Ocean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Strahlen fah'n,
Welche die Sonne ſchießt?
Wer holt das Lichtgeſpann
Fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſein.

Gott iſt der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternenſaal
Sonnen wie Flocken weht;
Gott iſt der Ueberall,
Gott iſt der Ohnegrund,
Schneller, als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zähleſt du;
Nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere miſſeſt du;
Nie die Barmherzigkeit,
Sonnenſtrahl holſt du ein;
Nimmer die Liebe doch,
Womit ſein Gnadenſchein
Sündern entgegenflog.

11.

Gott der Gärtner.

Die Erde iſt ein Garten
Voll ſüßer Blümelein,
Gott ſelbſt will ihrer warten
Und gerne Gärtner ſein,
Will ihrer ſpat und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenſchein und Regen
Und Thau erquicken ſie.

Die erſte Blum vor allen
Daß muß die Liebe ſein,
Der Menſchen Wohlgefallen,
Der Engel höchſter Schein;
Sie iſt die Roſe roth
Und muß auf Dornen ſtehen.
Sobald die Winde wehen,
Iſt ihre Schöne todt.

Die zweite die Gott liebet
Nächſt Liebe allerbeſt,
Iſt die das Gute übet
Und ſich nichts merken läßt;
Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen.
Sie blüht ein kurzes Weilchen,
Doch kaum die Blüthe weiſt

Der Glaube heißt die dritte,
Sie duftet nur bei Nacht
In aller Geiſter Mitte,
Bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz ſich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich ſchwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung iſt nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebſtes ſeiner Kinder,
Die nur hienieden ſind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdſelig von Gebehrden,
Du biſt ihr Bild auf Erden,
Kömmſt mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beſtändig iſt und treu,
Du, aller Zeiten Blüthe
Mir lieb gegrüßet ſei!
Merlblümchen friſch und bunt!
Beſtändigkeit ſoll leben!
Woll' unſer Gott uns geben,
Solche Lieb' zu jeder Stund!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens ſitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,
O Lilie, Unſchuld ſüß!
Du winkeſt uns von hinnen,
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Pflanzen
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer ſie erzählt im Ganzen,
Der zählt dem Sand am Meer.
Wie viel er ausgeſtreut
Wie konnt' ich alle zählen
Die ſüßen Blumenſeelen
Mit buntem Sonnenkleid?

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt' es ſein,
Steht wie im Geiſterſchemen
Mit hellem Himmelſchein,
Wehmüthig geht ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre ach! wie gerne
Zum Vaterland zurück!

So weiß und ſo unſchuldig,
So züchtig und ſo traut,
Demüthig und geduldig,
Die ſchönſte Himmelsbraut,
Steht ſie, und lächelt ſüß
Hinauf zu ihren Sternen,
Daß wir uns ſehnen lernen
Zurück zum Paradies.

O Gärtner treu und milde
Der alles kann und weiß,
Mach mich zu ihrem Bilde,
Mach mich ſo rein und weiß;
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unſchuld blühen ſo.

Das Marienblümchen.

Es blüht ein ſchönes Blümelein,
Das blüht auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Bald bunt, bald roth und bald ſchneeweiß,
Iſt es des Lenzes früher Preis,
Des Herbſtes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es ſehn
Sie klatſchen in die Hände
Und ſchmeicheln: Gänſeblümchen ſchön
O Tauſendſchön! ohn' Ende;
Sie winden es in jedem Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das ſüße Tauſendſchönchen!

Die holden Jungfrau'n, die es ſehn,
Sie rufen: Sieh, Zeitloſen!
Sie können nicht vorüber gehn
Und müſſen mit ihm koſen.
Das Blümlein iſt der Jugend Bild,
Die noch in tauſend Farben ſpielt:
O bunte Blumenjugend!

Und ſieht es ein verliebtes Herz
Auf grünen Anger prangen,
So fühlt es ſich von ſüßem Schmerz
Und ſüßer Luſt gefangen;
Maaßliebe, ruft es, her zu mir!
Und lehre mich der Jugend Zier
In Freude rein bewahren.

Und ſieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen,
Und herzt es: Schönſtes Kind der Au!
Und: kleines Gottesmühmchen!
Und betet zu dem Sternenglanz:
Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So ſtill demüthig ſtehen!

So blüht das ſchöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demuth ſtillem Schein
So hohe Lieder heget.
Du, der das Blümlein ſchön gemacht,
Nimm deine Kindlein all' in Acht,
Daß ſie ſo lieblich blühen.

Schlafgeſang für kleine Kinder.

Sußußußu! ſchlaft ſanft, und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Der Gott der euch erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein,
Er hat die kleinen Kinder gut
Und liebt ſie wunderbar,
Und hält ſie treu in ſicherer Hut
Heut-Nacht und immerdar.
Sußußußu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
In eurer Unſchuld Paradies
Dringt keine Sorge ein,
Ihr thut wie bunte Blümelein
Des Nachts die Augen zu,
Und ſchlafet, bis der Morgenſchein
Euch wecket aus der Ruh.
Sußußußu! wer ſingt ſo ſchön?
Die Englein weiß und rein
Zu'n Füßen und den Häupten ſtehn
Und ſollen Wächter ſein:
Die hohen Wächter thun ſo gern,
Was Gott der Vater will.
Und leuchten jeder wie ein Stern;
Dann wird die Welt ſo ſtill.

Und ſtill und züchtig, fromm und rein
Und friſch und licht und klar
Erquickt ſie wunderbar;
Auch klingt es oft wie Harfenton,
Wie Geiſterflüſtern drein:
Die Kinder ſind im Himmel ſchon
Bei'm lichten Sternenſchein.

Suſußußu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Gott, der euch heut erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er hat die kleinen Kinder gut
Und hält ſo treue Wacht,
Daß alles ſanft in Frieden ruht
In ſtiller tiefer Nacht.

An Eliſa,

Als ſie zum Weihnachtsgeſchenk ein Gebetbuch und Arioſtos Orlando Furioſo erhielt.

Zwei Büchlein, liebes frommes Kind,
Vom heil'gen Chriſt beſchert dir ſind,
Das eine geiſtlich, das andre weltlich,
In Sinn und Worten beide ältlich.

Das weltlich gar ein luſtig Buch
Bericht't der Abentheuer genug,
Wie weiland vor viel hundert Jahren
Die Welt iſt rund und rum gefahren:
Von Frauenweſen und Männerkraft,
Von Marterthum und Ritterſchaft,
Von Kriegen, Tödten, Rennen, Stechen,
Von Reigertänzen und Lanzenbrechen,
Wie's in der Welt uneben geht,
Gießt's durch einander der Poet;
Prophetengabe, Zauberei,
Auch Schwänk und Poſſen mancherlei;
Leichtfertigkeit und treue Lieb
Schüttelt er zugleich aus Einem Sieb.
Doch wie es auch narrhaftig fällt,
Iſt alles doch zur Lehr geſtellt,
Daß ſich die Guten's Beiſpiel nehmen,
Die Böſen in ſich gehn, ſich ſchämen.

Das geiſtlich Büchlein ſtill und zart
Hat leiſe Stimm nach Frauenart,
Darf nicht viel prangen, klingen, reden,
Weiß nur das Singen und das Beten,
Und was im lichten blauen Zelt
Der Himmel für goldne Wunder hält,
Verſteht faſt wenig von der Erden,
Als wie wir ihrer ledig werden.

Aufging einmal ein ſüßes Licht,
Erſchien es nicht, wär's Büchlein nicht.
Das Lichtlein geht mit hellem Schein
Stets zu dem hellen Sternenreih'n,
Zum Paradies, zur Gnadenau,
Und nähret ſich von Liebesthau.
Was freundlich iſt in Gütigkeit,
Holdſelig, züchtig und beſcheiden,
In Freuden ſtill und friſch in Leiden;
Was überwindet Gram und Schmerz
Und ſtählt mit Götterwehr das Herz;
Wie Demuth ſtark iſt in dem Schweigen
Und Engel ihr die Knien beugen;
Wie Weisheit untertritt den Tand
Und Unſchuld zuletzt beſitzt das Land;
Iſt etwas löblich, fromm und werth,
Das hat das Büchlein all erklärt.

Nun wünſcht es noch zum heil'gen Chriſt,
Der allen fröhlich kommen iſt,
Und auch zum lieben Neuen Jahr
Viel Freude heut und immerdar,
Und daß uns manches frohe Feſt
Der liebe Gott noch ſcheinen läßt.

Gott.

Es lebt ein Geiſt, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreiſt,
Der Blumenbuſch die goldnen Köpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preiſt;
Durch den das Menſchenherz, das Wunderding,
Vor eignen Wundern lebt,
Wann er es mächtig zu dem Sonnenring
Mit tiefſter Sehnſucht hebt.
O Geiſt der Geiſter, knieend bet' ich an,
Was keine Zunge ſpricht.
Zieh, ew'ges Licht, den kleinen Funken an!
Er will zu deinem Licht:
Er floß vom ſel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur,
Und ſehnt ſich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmliſcher Natur;
Nach der Geſpielen weißer Engelſchaar,
Die vor dem Höchſten ſtehn
Und alle Wahrheit, alle Wonne klar
Mit ſel'gen Augen ſehn.
O Geiſt der Geiſter, trage mich empor!
O mache ganz mich dein!
Es iſt mein Vaterland, was ich verlor,
Der Himmel iſt ja mein.

Kinderliedchen.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,
Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie der Sonnekindlein,
Wie den bunten Blumen
Soll den Kindern das Herzchen ſtehn.
Denn die Blumen heben,
Gern die Liebesäugelein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne ſinket,
Sinken ſie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.
Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen,
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.
Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Schließt der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

Das Vögelein Genie.

Es war ein buntes Vögelein,
Das ſang im hellen Sonnenſchein
Pipi! Pipi!
Sein Schnabel war von lichtem Gold
Und Erd' und Himmel war ihm hold,
Das Vöglein hieß Genie.

Wo ſich das Vöglein niederließ,
Gleich Klein und Groß mit Fingern wies:
Pipi! Pipi!
Und wann es zwitſchernd weiterflog,
Gleich alles mit ihm von dannen zog
Und rief Genie! Genie!

So ſingt es in der Sommerzeit,
Doch als der Herbſt die Blätter ſtreut
Und Reif und Schnee,
Sind Rufer all' und Horcher fort,
Das Vögelein piept das Trauerwo[illegible]
O weh! o weh! o weh!

St. Petersburg,
Gedruckt in der Senats-Buchdruckerei.

Auſſer einigen unbedeutenderen Fehlern bittet man folgende zu verbeſſern, die wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckort entſtanden ſind.

Seite 49 Zeile 5 für Tragedie lies: Tragödie.
— 152 — 1 f. Urmachung l. Urbarmachung.
— 157 — 7 f. einzelen l. einzeln.
— — — 14 f. Land l. Band.
— 166 — 1 f. immer l. nimmer
— — — 21 f. auch l. noch
— 175 — 7 f. Wahr l. Wahn.
— 176 — 28 f. Erſte l. Ernſte.
— 177 — 10 f. Sumſen l. Sauſen.
— 189 — 12 f. achten l. lachten.
— 198 — 9 f. Hochzeitreim l. Hochzeitwein.
— 201 — 9 f. Wann l. Was.
— 209 — 6 f. Schläg'' l. Schlüg'.
— 210 — 7 f. wölkten l. wölbten.
— 220 — 13 u. 16 für Zoren und Boren l. Zorne und Borne.
— 223 — 6 f. werden l. wenden
— 225 — 6 f. anwehn l. umwehn.
— 232 — 9 f. dicht l. nicht
— 234 — 16 f. Knabe l. Kind.
— 235 — 20 f. bloßen l. blaßen.

Seite 241 Zeile 11 f. preiſen l. prieſen

— 246 — 19 f. im l. ein.

— 248 hinter dem Vers Von innen und von auſſen rein ſetze den Vers hinzu: Gar lieblich anzuſchauen.

— 249 — 18 f. Lieder l. Bilder.

— 251 — 4 f. hinter dem Vers Und friſch und licht und klar ſetze den Vers hinzu: Ziehts in die zarten Seelen ein.

— 253 — 7 Hinter dem Vers Was freundlich iſt in Gütigkeit ſetze hinzu: Und lieblich in Sanftmüthigkeit.

Zueignung Seite 2 Zeile 5 f. Jugend l. Tugend.

— — — 16 f. Parmeſſen l. Permeſſen

— — 3 — 4 f. Thränen l. Träume

— — — — 6 f. Herren l. Heroen

— — 5 — 1 f. fliege l. flieget.

Noch ein Wort
über die
Franzoſen und über uns

von

E. M. Arndt.

1814.

Noch ein Wort

über die

Franzoſen und über uns.

Da haben wir nun die ganze Beſcheerung! die Farze geendigt, wie ſie begonnen ward. Das ſind die unvergleichlichen, die unüberwindlichen Franzoſen, das iſt der einzige Napoleon. Und wir Teutſche wollen immer noch nicht inne werden, was wir ſind, oder vielmehr, was wir ſeyn ſollen? dachte ichs nicht, ſagte ichs nicht vorher? ſind die Elenden ſich nicht bis zum Schluße treu geblieben? ſind ſie ihres Namens nicht bis ans Ende würdig, ſind ſie ihnen ſelbſt nicht die gleichſten geblieben? Jetzt da die Verbündeten des Teufels Macht zerſchmettert haben, jetzt ſchneiden ſie wieder große Worte und hochtönende Sprüche auf von Freiheit, und Volk, und von galliſcher und franzöſiſcher Großherzigkeit und Hochſinnigkeit. Ja wann nur ein einziger der neuen Reichen, welche die Plünderung Frankreichs und Europas genährt hat, ſich früher gerührt, ſich und ſein lukulliſches Vermögen auf das Spiel des Glücks geſetzt hätte, auch nur Einer von den vielen Hunderten — ſie ſollten erlößt ſeyn. Aber woher käme dem geitzigen und ſpitzbübiſchen Judenvolke ſolche Tugend? Der arme Napoleon, den man faſt bedauern mögte, wann man dieſe betrachtet, wird als der große und feiſte Sündenbock für alle in die Wüſte gejagt, und dieſe befleckten, gierigen, räuberiſchen, ſich und alle Welt verkaufenden und verrathenden Verbrecher, dieſe Diebe und Räuber aller Länder — dieſe Senatoren und Marſchälle wollen jetzt unſchuldige und gerechte Männer heißen, und ſo viele ſchwarze Greuel und Schanden vergeßen machen, die ſie bei ihnen ſelbſt und bei uns begangen haben? Sie wollen ihre Titel und ihre Schätze, ihren Raub der Länder, ihre Schlößer und Häuſer aus dem Sturm retten, und alles mit Napoleons weiſem Mantel zudecken. Es wird ihnen nicht gelingen. Gott hat bis hieher Gericht gehalten, er wird es weiter halten, und die Böſewichter ſtrafen.

Doch wie ſchlecht und verbrecheriſch dieſe ſind und was ſie in Frankreich treiben, kann uns gleich ſeyn. Die Franzoſen haben verdient, von ſolchen regiert zu werden. Die große Gerechtigkeit Gottes und auch die geſchichtliche Gerechtigkeit iſt erfüllt, und ſie wird ſich ferner erfüllen. Die übermüthigen Heere der Franzoſen ſind auf dem franzöſiſchen Boden vernichtet oder entwaffnet, vor Paris ward ihr letztes Geſchütz genommen, und nach einer gewonnenen Schlacht zogen die verbündeten Herrſcher in das ſündenvolle Babel ein: der Uebermuth hat den ſtolzen Nacken beugen müſſen, er wird nicht mehr von Wien, Berlin, Madrid und Moskau prahlen können. Für uns Teutſche iſt noch der Wunſch übrig, daß die Franzoſen außer Stand geſetzt werden, in den nächſten zehen Jahren zu ſchaden, damit wir Zeit haben, unſer zerfallenes Vaterland wieder aufzubauen. In Folgendem begehren wir nichts Unbilliges, ſondern nur das Gebührliche:

1) Wir nehmen wieder die alten Thore unſeres Reichs und unſerer Sprache; weiter als die Gränzen unſerer Sprache wollen wir nicht geben. Dieſe Thore ſind Dünkerken, Lille, Luxemburg, Metz, und Strasburg. Unſeres Landes Gränze läuft von Dünkerken auf Lille, von Lille auf Tharlemont, von Charlemont auf Metz, von Metz auf Blamont, von Blamont auf Mümpelgard, von Mümpelgard auf die Rheinſpitze bei Baſel. Ohne dieſe Gränze haben wir gegen den ſtärkeren Nachbarſtaat keine Sicherheit; ſie iſt unſre alte Gränze, welche nur Hinterliſt und Treuloſigkeit uns entwandt hat.

2) Bis zur Abmachung der Angelegenheiten unſers Vaterlandes und des übrigen Europa beſetzen wir alle Feſtungen in Nordfrankreich, damit wir vor franzöſiſchem Truge ſicher ſeyn können. Für die vielen herrlichen teutſchen Feſtungen, die durch die franzöſiſchen Wüthriche am Rhein und in Schwaben jetzt in Trümmern liegen, werden zur billigen Ausgleichung den Franzoſen ein halbes Dutzend Gränzfeſtungen in die Luft geſprengt. Es thut ihnen wohl, daß ſie einmal wieder fühlen, was es heißt, beſiegt zu ſeyn, zumal da ſie mehr durch Lüge und Verrath

als durch ehrliche Waffen unſre Meiſter geworden.

Sagt man, dies erbittre ſie, ſo behaupte ich, ihre Eitelkeit iſt ſchon erbittert genug, und zu Freunden wollen und können wir das treuloſe Volk nicht haben. Daß ſie uns, ſobald ſie können, wieder beſchädigen, darauf müſſen wir gerüſtet ſeyn: ja es iſt gut, daß wir auf ihre Tücke und Bosheit immer gerüſtet ſind, damit uns nicht widerfahre, was wir dieſe letzten fünfundzwanzig Jahre durch ſie gelitten haben.

3) Die Franzoſen haben aus allen Ländern Europens über 1000 Millionen Reichsthaler klingender Münze geſtohlen, außer dem nicht klingenden Raube. Sie müſſen 250 Millionen Kriegsſchatzung bezahlen, welche die hohen Verbündeten unter ſich theilen. *) Wenn man jeden franzöſiſchen Marſchall zu 2 Millionen und jeden reichen Senator zu 1 Million Reichsthaler Bei-

---

*) Dazu werden die 30 oder 35 Millionen Reichsthaler nicht gerechnet, die Preuſſen für Leiſtungen und Lieferungen vom Jahr 1812 her noch zu fordern hat; dieſe muß Frankreich noch beſonders bezahlen.

trag anſetzt, ſo iſt das ſehr gnädig, und die glänzenden Verbrecher behalten von ihrem Raube noch immer genug. Es kann unmöglich der Wille der hohen Herrſcher ſeyn, daß durch Sicherheit der Schande das Verbrechen in Europa über alles Maaß wachſe. Gott hat ihnen durch den Sieg die Macht gegeben und die Pflicht aufgelegt, wenigſtens in einem kleinen Beiſpiel von Strenge zu zeigen, welche Menſchen mit Napoleon, ja ſchon vor Napoleon die gräulichen und verworfenen Zeichen der Zeit geweſen ſind.

4) Die Franzoſen müſſen die Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie aus allen Ländern entführt und geſtohlen haben, auf ihre Koſten jedes wieder an ſeinen Ort liefern.

Alles dies iſt eben ſo gerecht als nothwendig, und dies werden diejenigen thun, welche die Entſcheidung des Augenblicks und das Schickſal der Zukunft in den Händen haben; ſie werden ſich durch gleißende Worte und heuchleriſche Gelübde von denen nicht bethören laſſen, über welche Millionen unſchuldiger Menſchen in ganz Europa länger als zwanzig Jahre Wehe geſchrieen haben, und über welche unſere Kinder und Enkel noch Wehe ſchreien werden, wenn man ihnen die Macht läßt, zu ſchaden; ſie werden nicht glauben, daß in demſelben Augenblick, in welchem Napoleon Bonaparte von der Bühne heruntergetrieben iſt, kriechende und wedelnde Hunde aufrechte und ſtolze Löwen, ſchwarze Verbrecher weiße Tugendhelden, Ungeheuer plötzlich Menſchen geworden ſind; ſie werden die Ränke und Tücken fürchten, deren unſichtbare Netze noch über alle Länder ausgebreitet ſind; ſie werden im Uebermaaß von Güte und Großmuth nicht vergeſſen, daß dieſe bleiben, welche ſie ſind, daß Franzoſen Franzoſen bleiben. Wenn du die Natter fängſt, du brichſt ihr den Giftzahn aus, damit ſie künftig nicht beißen kann: das iſt das Einzigſichre.

Ich ſage es, der alte Haſſer, der heiße Menſch, an welchem viele ſchelten, daß er uns chriſtlichen Haß predige und ihn verewigen wolle. Ich hätte zweifelhaft werden können, ob ich nicht zu heiß brenne, wenn ich an der Oder und Weichſel und Elbe die Dinge mehr nur aus der Ferne geſehen und gehört hätte — o ich hatte auch dort von dem ſchändlichen Volke Schändliches und Scheußliches genug geſehen und gehört — am Rhein, hier der galliſchen Luft, ja der galliſchen Peſt näher, hier, wo alle Zungen jetzt wieder die Gräuel und Bübereien der filzigen und gemüthloſen Gauner, die wir Franzoſen nennen, ſprechen dürfen, hier höre, fühle, und begreife ich, daß man die Abſcheulichen nicht genug haſſen und verabſcheuen kann, daß ein redlicher Teutſcher ſie haſſen und verabſcheuen muß, wenn er nicht ganz vergeſſen will, was er werth iſt. Seit zwei Jahrhunderten, ja länger als zwei Jahrhunderte, was haben die hinterliſtigen Belauerer teutſcher Ehre und Macht nicht gegen uns verbrochen? und wir wollten es wieder auf die lange Geduldliſte ſchreiben nnd zu unſern andern breiten Akten legen. Nein nicht mehr! Den Kindern muß es gelehrt werden und den Kindeskindern gepredigt, damit ſie des Haſſes und der Feindſchaft gedenken und damit ihnen ihre Tugend und Freiheit, die in unſern Tagen faſt klein werden wollten, von den bübiſchen Nachbarn nicht weggegaukelt und weggeſtohlen werden. Hier muß man leben, hier die rheiniſchen Lande muß man durchwandeln, den uns ſterblich zum Haß und Abſcheu mahnenden Schauplatz galliſcher Tücke; hier den zertrümmerten Ehrenbreitſtein, die Feſten Philippsburg und Breiſach, und die Trümmer und den Schutt ſo vieler andern zerſtörten Feſten, Städte, und Herrlichkeiten muß man ſehen, damit das kalte teutſche Froſtblut in ſiedender Gluth aufſprudle; hier erinnert die mahnende Geſchichte an die Mordbrennereien und Räubereien Ludwigs des Vierzehnten und wie viele uralte Städte durch jenen ſchändlichen König von Frankreich kaum noch ein Denkmal ihres Alterthums haben; hier erinnert ſie an die raſenden Revolutionswüthriche, die von Freiheit läuten und nach Gold dürſteten; hier zeigt ſie, welche Denkmäler teutſcher Herrlichkeit auch durch ſie in Wuſt und Staub liegen, und nimmer wieder im alten Glanze aufſtehen werden; hier erinnert ſie an die Freiheitsklubs, an die Ausleerungskommiſſionen, endlich an die tauſend Titel, Kniffe, und Hinterliſten, wodurch das gierigſte und füchſiſcheſte aller Völker teutſche Art auszurotten und teutſches Gold und Silber franzöſiſch zu machen verſtand; Was gaukelten und gelobten die Freiheitsklubs nicht und wie viele heiße Köpfe und Herzen bezauberten und verhexten ſie anfangs! wie viele unglückliche Raſende machten ſie in manchen teutſchen Städten! Aber wie bald ſahen die

Betrogenen, daß das nichtswürdige Volk, welches ſich ſo heiß gebärdete, auch hier wußte, was es wollte, (teutſches Land und teutſches Gold), und daß es die Freiheit und das Glück, wovon es ſo hell poſaunte, weder bringen konnte noch bringen wollte.

Ausleerungskommiſſionen, (Comités d'évacuation) die man *Diebskommiſſionen* überſetzen ſollte, zogen allenthalben ein mit den republikaniſchen Heeren und den republikaniſchen Verwaltern der Lande, und ſchleppten alles, was irgendwo köſtlich und ehrwürdig war, nach Frankreich; ja die ſchändliche Goldgier, der wüthendſte und angebohrenſte Trieb dieſes Volkes, verdarb viele herrliche Geräthe und Denkmäler, die von ihrem Orte nicht wohl gelöſt und weggeführt werden konnten, oder die überhaupt an ihrem Orte nur einen Werth hatten. Beiläufig geſagt, eine Sammlung von Geſchichten und Anekdoten, welche die erfinderiſche und lausknickerige Habſucht der Franzoſen ſchilderten, wäre eins der wünſchenswertheſten und dem deutſchen Volke nützlichſten Bücher. Man muß die Nichtswürdigkeit und Verächtlichkeit an denen zeigen, von welchen man wünſcht, daß die unſrigen ſie verachten und anſehen ſollen als das, was ſie ſind.

Bei der Erinnerung an die großen Verbrechen der Franzoſen gegen unſer Volk will ich der ſcheußlichſten Einkerkerungen und Hinrichtungen teutſcher Menſchen gar nicht einmal gedenken; von den jüdiſchen Kniffen und Pfiffen, womit das Judenvolk uns zu verderben und unſer Heiligſtes zu untergraben ſuchte, führe ich blos einige der erſten beſten Belege an:

Damit ſie in den abgeriſſenen teutſchen Landſchaften die Einwohner bänden und Geißeln der Treue hätten, mußten die meiſten Beamten auf ihr Amt große Vorſchüſſe leiſten, die ihnen vom Kaiſerlichen Schatz verzinßt wurden. Dadurch haben ſie ſich eines ungeheuren Kapitals bemächtigt, das beim Friedensſchluſſe von ihnen wiedergefordert werden muß.

Vermögenden Eltern nahmen ſie ihre Söhne ohne Umſtände; und entführten ſie nach Frankreich in ihre Mammeluckenſchulen, wo jene die, welche zu zierlichen Sclaven erzogen werden ſollten, auf ihre Koſten unterhalten mußten. Dies geſchah häufig auch Eltern von mittelmäßigen Umſtänden, welche durch die Koſtgelder oft in die äußerſte Verlegenheit gebracht wurden.

Sie hatten auch einen Anſchlag auf die weibliche teutſche Jugend gemacht, der wirklich teufliſch genannt werden kann und deſſen Ausführung nur der zu geſchwinde Strom der jüngſten Weltbegebenheiten gehindert hat. In alle Kreiſe und Bezirke der teutſchen Zunge ergingen Befehle, Liſten einzuſchicken über die mannbaren teutſchen Jungfrauen, welche durch Vermögen, Schönheit, und Anmuth glänzten. Dieſe ſollten nach Frankreich abgeführt und an Franzoſen vergeben werden. Hätte dies ausgeführt werden können, wie bald wäre dieſſeits des Rheins die edle teutſche Art verbaſtardet worden! Nicht wahr, ihr liebenswürdigen und menſchlichen Herren Franzoſen, dies alles, und was dieſem gleicht, hat allein der abſcheuliche und verbrecheriſche Napoleon ausgeheckt? die Menſchen, die hier wohnen, muß man hören, ja ſie ſehen, damit die ganze ſchändliche Schande, der ganze volle Gräuel der Verwüſtung, die uns von ihnen droheten und noch drohen, recht empfunden werden. Dies hier hängt nicht an Napoleon noch an ſeinen raſenden Planen der Herrſchſucht; dies hängt an franzöſiſchem Geitz und an franzöſiſcher Treuloſigkeit; dies hat nicht Napoleon erfunden noch ausgebrütet, dies haben jene Senatoren, Marſchälle, Intendanten, und Präfecten entworfen und gezettelt, die ſich nun die unſchuldigen von dem Korſen verführten und gemisbrauchten Männer nennen; dies und Aehnliches haben Franzoſen vor Napoleon gegen Teutſche gefrevelt, dies werden ſie nach ihm freveln. So ſind die Franzoſen, ſo werden ſie immer ſeyn, ſo werden ſie dem Glück und der Ehre ihrer Nachbarn immer nachſtellen; ſo grauſam als leichtfertig, ſo tigeriſch als äffiſch *), ſo habſüchtig als knechtiſch, ſo liederlich als treulos, ſo gleißend als tückiſch — wo hat das nichtswürdige Volk nur Eine gewiſſe Tugend, die es von ſeinen Laſtern erlöſe? denn auch ſein Gutes ruht auf windiger Eitelkeit und auf Geſchrei von einer Ehre, die von teutſchen

---

*) Affentiger hat der Franzoſe Voltaire ſein Volk genannt, der es kannte, und von dem ſie ſelbſt rühmen, er ſei einer ihrer beſten Darſteller.

Menſchen nicht Ehre genannt werden darf — O hier am heiligen Rhein, an dem durch die Fußtritte und das Geſchnatter der prahleriſchen Gaukler und durch ihre Grauſamkeiten und Treuloſigkeiten ſo oft entweihten Rhein, hier, wenn man hier ſieht und hört, was man ſehen und hören muß, dann ſteigen die Sünden und Verbrechen der Vergangenheit und Gegenwart als ſchwere und fürchterliche Ankläger gegen ſie auf; dann ſchreien die zerriſſenen Wunden unſerer Feſten, die Schutthaufen und Aſchenhaufen unſrer Städte und Dörfer die Blutrache über ſie, wie weiland die Leichname der Erſchlagenen wieder bluteten, wann der Mörder in ihre Nahe kam; dann erwachen alle Morde und Gräuel und Entehrungen, die gegen Menſchen unſrer Sprache von ihnen verübt ſind; und mit dem heiligen und gerechten Zorn erheben ſich die Sorgen für die Zukunft des teutſchen Vaterlandes und Volkes, und mahnen zur Rache und Strafe, und predigen Haß.

Elende und flache Tadler, die immer aus dem Gefühl ihrer eignen Erbärmlichkeit und Perſönlichkeit ſprechen, deuten und drehen alles gern perſönlich, auch was jemand im Namen des Allgemeinen ſchreibt oder redet. Sie ſtellen z. B. mich Armſeligen, oder ſich Armſelige, oder irgend eine Klaſſe, die zu uns gehört, gern voran, und fällen darnach ein Urtheil des Lobes oder des Tadels. Niemand fühlt gewiß mehr als ich, wie wenig jeder einzelne Menſch, auch der beſte, bedeutet; aber in dem Gefühl, womit ich liebe und haſſe, kann nicht in Anſchlag kommen, ob ich ein Schuft oder Ehrenmann bin, oder was ich und eine gewiſſe Klaſſe Menſchen in Vergleich mit unſern verruchten wälſchen Nachbarn werth ſind, ſondern nur was Volk gegen Volk gehalten werth ſind. Ich haſſe im Namen meines Volkes und im Recht dieſes Volkes, und ich thue darin beide Gottes und meines Herzens Willen: denn es iſt Gottes Gebot und des Herzens Gebot, daß das Vortreffliche nicht von dem Elendigen und das Heilige nicht von dem Schändlichen befleckt und entehrt werden ſoll.

Der vortreffliche teutſche Kaiſer Maximilianus der Erſte weiland, deſſen Heldenſchatten ich wieder auf die Erde herabrufen möchte, damit das teutſche Vaterland einen Schirmer und Fürſprecher hätte, hat zu ſeiner Zeit geſagt: der Kaiſer von Teutſchland herrſche über Könige, der König von England über freye Männer, der König von Frankreich aber herrſche über gehorſame Knechte. O herrlicher alter Kaiſer, ritterlicher Max, was würdeſt du ſagen, wenn du von den geſtirnten Höhen zu unſrer blutigen Verwirrung herabſtiegeſt, und deine Teutſchen ſäheſt, und die Könige und Fürſten ſäheſt und das Volk? — Doch hat der Kaiſer ein großes und wahres Wort geſagt. Zwar ſind wir kein Volk von Königen mehr, aber wenn wir uns mit jenen vergleichen, welche er ihres Königs gehorſame und auf den leiſeſten Wink bereite Knechte nannte, ſo mögen wir uns wohl Könige dünken. Ich meine hier nicht die Klaſſe von Teutſchen, zu welcher ich gerechnet werde — da möchte es wohl ſchlecht um das teutſche Königthum und um ſeine Majeſtät ſtehen; da, bei den ſogenannten Gebildeten iſt die markige Kraft verwittert und die großen Züge ſind ausgelöſcht; da rühmen wir uns, daß wir kein Volk ſind und kein Volk darſtellen, daß wir keinem Lande anzugehören ſcheinen; wir nennen uns wohlgefällig Kosmopoliten, wir prahlen damit, daß wir gleichgültig ſind, daß wir, wie die Götter Epikurs, alle Dinge gleichgültig betrachten und behandeln können; wir rühmen uns, daß wir weder lieben noch haſſen können; wir rühmen uns, daß wir keine Menſchen mehr ſind. Nicht von mir und von meines Gleichen ſpreche ich, wann ich von meinem Volke rede, auch nicht von Reichsfreiherren, Reichsgrafen und Reichsfürſten, ſondern von dem teutſchen Bürger und Bauer ſpreche ich, von dem ächten und feſten Stamm der teutſchen Herrlichkeit. Da, bei dieſen, in dieſer Menge, welche der vornehme und gebildete Pöbel ſo gern Pöbel nennt, da wandelt bis dieſen Tag eine Kraft, ein Geiſt, und eine Geſinnung rund, vor welcher ich auch ſchon verdorbener und verbildeter Menſch in Demuth die Kniee beugen muß; da, wo durch Laſter des Leibes und durch Verſchmeichelung und Verweichlichung des Gemüthes die Ausartung langſamer ſchreitet, als bei uns andern, iſt auch jetzt noch die Stärke, die Mannheit, die Tapferkeit, die Redlichkeit, die Frömmigkeit, die Ehrbarkeit, und die Freundlichkeit nicht ganz ausgeſtorben, wovon die alten Geſchichten klangen, wann ſie von dem teutſchen Volke ſprachen, und wovon die neuen Geſchichten lange verſtummt ſind, weil ſie von dem Volke nichts mehr zu ſprechen wußten. Wann ich, was in dieſem Volke noch lebendig lebt, und was nur eines beſeelenden Hauches bedarf, damit es aus den Aſchen, die es bedecken, zu lichten Flammen aufgeblaſen werde, mit dem vergleiche, was ich ſammeln kann, wann ich aus dem franzöſiſchen Volke das Beſte zuſammenleſe und auf das möglichſte erhebe, ſo iſt das teutſche Volk heute noch ein Volk von Königen in Vergleichung mit jenem. Und weil es mich verdrießt, daß geborne Könige gebornen Knechten unterthan ſeyn ſollen, ſo empöre ich mich gegen alle Lobpreiſer und Helfer und Diebshehler der franzöſichen Herrſchaft und Herrlichkeit, und rufe laut und offen vor aller Welt meinen Haß aus über alles und über alle, welche teutſche Art, Kunſt und Tugend mit dem galliſchen Winde, der wälſchen Leichtfertigkeit und Flachheit, und der franzöſiſchen Jämmerlichkeit und Armſeligkeit vertauſchen wollen.

Beiſpiele erläutern beſſer, als Worte können. Geh in das Haus des erſten beſten Bürgers und Bauern in Franken und Weſtfalen, und ſieh dich um; was ſiehſt du? Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß und Zucht. Geh in das Haus des erſten beſten Bürgers und Bauern in Frankreich, und ſieh dich um; was ſiehſt du? Schmutz, Armuth, Faulheit, Leichtfertigkeit. Dies iſt ſogleich wie abgeſchnitten an den Gränzen: ſo wie man das erſte franzöſiſche Dorf in Lothringen, Champagne und Artois betritt, fangen Schmutz, Bettelei, und Liederlichkeit einem, wo man iſt. Geſchieht dies am grünen Holz, was ſoll am dürren werden? erſcheint dies am Aeußerlichen, wie wird es um das Innerliche ſtehen? Es ließen ſich die Vergleichungslinien bis in das Unendliche fortführen, und die Teutſchen würden immer dabei gewinnen; denn wenn man der franzöſiſchen Nichtigkeit den gleißenden Schein abſtreift, was bleibt übrig?

Die Franzoſen haben uns bloß deswegen etwas aufgebunden und binden uns noch alle Tage etwas auf, weil wir ſo unglücklich geweſen ſind, daß wir uns ſeit Jahrhunderten nicht mehr als Volk gefühlt haben. Das iſt eine ihrer guten und löblichen Eigenſchaften, daß ſie zuſammenhalten, ja daß ſie feſt wie Kletten in einander geklettet hangen. Das iſt unſer größtes und verderblichſtes Laſter, daß wir uns ſelbſt nicht lieben und achten. Als Volk, als Maſſe ſind ſie etwas Wirkliches, etwas Gewaltiges, und, in wiefern die Macht immer einen großen Eindruck machen muß, zuweilen ſogar etwas Achtbares. Da wir Teutſche kein Volk mehr ſind, da wir kein gemeinſames Vaterland mehr haben, ſondern erwarten, daß wir wieder ein Volk werden und ein Vaterland bekommen ſollen, ſo können wir als Volk ihnen gegenüber mit der Macht uns nicht meſſen. Wollen wir uns alſo mit unſern Eigenſchaften und Tugenden gegen ſie meſſen, ſo müſſen wir ſie einzeln gegen uns ſtellen; und wenn wir das thun, ſo ſind und bleiben wir die Gewinner. Denn in der Regel was iſt der einzelne Franzoſe gegen dem treuen, tüchtigen, einfältigen, und mannlichen Teutſchen? Ein leeres, hohles, puppiges, geſtaltloſes, und gehaltloſes Nichts, ohne Kraft, Bedeutung, und Karakter, ein zierlicher Lakei, ein gebückter Knecht, ein ausgeputzter Affe, ein kniffiger und pfiffiger Jude *) mit der kleinlichen halb lüſterner und

---

*) Einer meiner Freunde nennt die Franzoſen ſehr richtig verfeinerte ſchlechte Juden, eine

halb verſchämten Schelmenmiene, ein armſeliger und kümmerlicher Wicht, der nicht einmal ſo viel Gemüthsſtärke hat, daß er ſeine Sünden tragen kann, ſondern immer ſo auftreten muß, daß er ſcheint, er ſei der Schwere ſeines Gewiſſens nicht gewachſen. Weil er ein eitler Geck iſt und weil ſeine Sünden ihn immer drücken, deswegen iſt er einzeln nichts, deswegen iſt er nichts, deswegen iſt er als Menſch nichts, deswegen iſt er das ſich unaufhörlich herumtreibende Geſellſchaftsthier, deswegen entflieht er ihm ſelbſt und ſucht ſich in der ſtrudelnden und wogenden Menge zu verlieren, wo er andern ſeine Affenſprünge und Bockegramantzen vormacht und ſich verwirrt und betäubt, damit er ſich des eigenen ſchlechten Daſeynsgefühls nicht bewußt werde.

Ein ſolches nichtiges, leichtfertiges, treuloſes und unredliches Volk haße ich als teutſcher Menſch aus tiefſter Seele, wann es ſich herausnimmt beßer zu ſeyn als ich; wann es ſichs wohl gar anmaßt von Natur wegen mein Herr zu ſeyn; wann es mit planmäßiger Hinterliſt dahin

---

Vergleichung, worüber ſich die armen Juden noch beſchweren können.

arbeitet, meine Art, Sprache, Sitte und Tugend zu vertilgen und ſeine Elendigkeiten und Erbärmlichkeiten mir dafür aufzudringen und einzuimpfen. Ich haſſe alle Franzoſen ohne Unterſchied im Namen Gottes und im Namen meines Volks, denn ich habe noch keinen gekannt, der meines Volkes Vortrefflichkeit und Würdigkeit anerkannt und verehrt hätte. Ich lehre dieſen Haß meinen Sohn, ich lehre ihn den Söhnen meines Volks, denn mir kann nimmer gefallen, daß ſie Diener oder Affen von ſolchen ſeien, deren Antlitz und Gebärde nicht zur Hoheit geſtellt iſt. Dahin werde ich arbeiten mein Lebelang, daß die Verachtung und der Haß dieſes Volkes in den teutſchen Brüſten die tiefſten Wurzeln ſchlagen, daß die teutſchen Männer erkennen, wer ſie ſind gegen jenen, daß ſie ſich von denen nicht befehlen oder etwas aufbinden laßen, die am zierlichſten doch immer nur auftreten wie vornehme Kammerdiener, wie Haarkräusler mit dem Puderbeutel in der Hand und der Salbenbüchſe unter dem Arm, wie Köche, welche ein Huhn abwürgen wollen, oder wie windige Künſtler und künſtliche Windmacher, welche Rauch aus den Kaminen zu vertreiben kommen.

Wir haben noch kein ganzes Volk, wir haben auch kein ganzes Vaterland, wir ſuchen beide, und müßen ſie ſuchen; und wann wir da unſre Pflicht nicht thun, ſo werden unſre Kinder und Kindeskinder uns mit Recht verfluchen als die faulen und Unwürdigen. Das Volk und das Land, die wir ſuchen, werden nicht allein durch die Waffen erobert — ſo weit wir der Waffen bedurften, hat Gott uns Sieg verliehen — nicht mit eiſernen Waffen und kräftigen Fäuſten ſind ſie allein eroberlich, ſondern mit Waffen des Geiſtes, mit Liebe, mit Stolz, mit Haß, mit Brüderlichkeit, mit Eintracht. Ich weiſe hier nur auf Einiges hin, was noth iſt und wodurch die Seele und das Herz auch des Schwächſten und Wehrloſeſten jeden Tag für das Vaterland in heiligen Streit ausziehen kann.

Wir lehren unſern Kindern Liebe zu allen Teutſchen und Haß gegen alles Franzöſiſche, und flößen ihnen dieſes Unterpfand künftiger teutſcher Freiheit und Herrlichkeit von den zarteſten Jahren ein. Nur in dieſem Haße, den die Wälſchen tauſendfältig um uns verdient haben, kann das Teutſche recht geſehen werden als in ſeinem Gegenſchein: wir können uns nur darinn erblicken, wie wir ſind und ſeyn ſollten; nur an dieſem Haße als in einer unerſchütterlichen Mauer kann ſich der teutſche Stolz zu der Würde und Großheit erheben, welche das Jämmerliche und Kleinliche aus uns vertilgen, wodurch wir in dieſen Tagen faſt die Knechte der Fremden geworden wären, nur durch den Thatenreitz, den dieſer Haß der Franzoſen uns giebt, kann die vergeßne teutſche Tugend erweckt, kann das zu lange zerrißene Bruderband aller Teutſchen wieder feſt geknüpft werden: der Name Teutſcher, der ſeit zwanzig Jahren faſt der Spott der Völker war, kann wieder ein Ruhm und eine Ehre werden. Wir verachten unerbittlich alles Verächtliche und treten alles Gleichgültige und Unteutſche in den Staub; wir kräftigen uns und alle Beßere zu dem edlen Zorn und zu der hohen Geſinnung, daß alles Unteutſche und Unächte unter uns erſcheinen muß, was es iſt, nämlich ſchändlich und ehrlos. Dieſe Verachtung fällt gleich ſchwer auf den Fürſten und auf den Knecht, der kein Volk und Vaterland erkennen will. Vor allen aber ſchlägt dieſer edle Zorn jene nichtswürdigen und feilen Buben, die in den letzten zehen Jahren als Miniſter, Beamte, Lehrer, und Schriftſteller für die ſchändlichen Wälſchen gearbeitet, gelogen, getrogen, und das Teutſche verkauft und verrathen haben. So ſchneidend muß das Schwerdt der teutſchen Meinung werden und ſo gewaltige Streiche muß es führen, daß dieſe Buben nie erſcheinen dürfen, wo teutſche Männer zuſammenkommen, ſondern daß ſie durch das Urtheil des Volks und das Urtheil ihres Gewiſſens zur ſchimpflichen Einſamkeit der Käuze verdammt ſind. Verflucht ſei hinfort in unſern Marken jene gutmüthige Mittelmäßigkeit und Schlaffheit, welche Unflath und Sauberkeit, Tugend und Laſter, Ehre und Schande ungeſtraft neben einander in Geſellſchaft ſeyn läßt. Das ſei die Strafe der Dalberge, der Benzel Sternaue, der Malchus, der Wolfradte, der Normanne *), und anderer Verächter, Schänder, und Verräther ihres Vaterlandes, daß ſie ausgeziſcht, ja angeſpieen werden,

---

*) Dieſer Wirtembergiſche General übernahm für den vortrefflichen Herzog von Padua Arrighi die Ausführung der bekannten Schandthat bei Leipzig, nämlich den bübiſchen Ueberfall und die Niederſäbelung und Einfangung einer Abtheilung der Königlichpreuſſiſchen Freiſchaar des Majors Lützow während dem Waffenſtillſtande im Sommer 1813.

wann ſie unter teutſchen Männern zu erſcheinen ſich erfrechen; dies ſei der furchtbare Galgen der Meinung, von welchem keine Gnade und kein Befehl auch des mächtigſten Herrſchers das ſchwarze Verbrechen je herabnehmen kann: daran muß es hangen, bis es verfault; dies ſey das heilige und fürchterliche Volksgericht, das freie Männer ſich nicht nehmen laſſen dürfen, damit zwiſchen den Guten und den Böſen eine Scheide befeſtigt werde, denn das hündiſche und gebrandmalte Gezücht will ſich mit ſchlangiſcher Liſt und ſchweiniſcher Unverſchämtheit immer wieder einſchleichen und einſchmeicheln: wie viele haben wir ſeit der Leipziger Schlacht ſich wieder als Vaterlandsfreunde gebärden ſehen, die doch Erzſchufte und Erzſchelme ſind und bleiben!

Wir erziehen und bilden unſere Söhne und Töchter wieder teutſch, wir lehren ſie wieder die teutſche Sprache als ihr höchſtes und unverletzlichſtes Heiligthum achten und ehren. Das hat uns am meiſten ohnmächtig, elend, und karacterlos gemacht, daß wir unſere herrliche Mutterſprache verkannten, ja verachteten, daß wir mit fremden Sprachen, am meiſten mit der eitelſten, armſeligſten, und verführiſcheſten aller fremden Sprachen, mit der franzöſiſchen, eine ſchnöde Buhlerei trieben. Wir verbannen und verdammen von nun an das Plappern fremder Sprachen in unſern Geſellſchaften; am wenigſten aber dulden wir, daß franzöſiſch geſchnattert werde. Ehrenwerthen Frauen und züchtigen Jungfrauen wird es künftig für eine Makel, ja für eine Schande gerechnet, wenn ſie dieſe Sprache ſprechen. Aeltern, die ihren Töchtern das Franzöſiſche lehren, werden geachtet, als wollen ſie ſie verbuhlt und unzüchtig machen, wie die meiſten Franzöſinnen ſind; denn in den meiſten franzöſiſchen Büchern iſt das feinſte und teufliſcheſte Gift für die Sitten ausgeſäet, und in der ziſchelnden und flüſternden und gurgelnden Schlangenſprache ſelbſt liegt ſchon das Schlüpfrige, Gleiſende, Verführiſche und Sündliche, wodurch teutſche Herzen auch unwillkührlich zur Eitelkeit, Lügenhaftigkeit, und Gleißnerei hingezogen werden. Reich genug iſt unſere Sprache, holdſelig und lieblich genug ſind die Geiſter, die ſich in ihren unſterblichen Werken bewegen, unergründlich und lockend genug iſt der Tiefſinn und der Hochſinn des teutſchen Gemüthes, das darin wandelt, als daß unſern

Frauen, die doch für den Jahrmarkt und für Schiſſahrten und Poſtwagen nicht beſtimmt ſind, nicht ſatte Glückſeligkeit und Freude und Tugend daraus ſchöpfen könnten. Auch möchte es wohl gut ſeyn, daß die thörigte Einbildung und Jagd auf das bunte Ding, was ſie mit einem vornehmen Namen jetzt weibliche Bildung zu nennen pflegen, einmal aufhörte. Wollen aber unſere Frauen — da wir einmal ein viellernendes Volk ſind — durchaus etwas Fremdes lernen, ſo mögen ſie ſich die luſtigen Pforten zu den hiſpaniſchen, italiſchen, engliſchen Blumenfluren öffnen, wo ſelbſt was üppig und ſchlüpfrig iſt von dem höheren Genius, der in ihrer Poeſie lebt, in den himmliſchen Sonnenſchein des Ideals emporgehoben wird, da hingegen der nüchterne, arme, und unpoetiſche Franzoſe immer in dem Gemeinen hangen bleibt. — Iſt es nicht eine Schande vor Göttern und Menſchen, daß ſo wenige teutſche Menſchen ſich fleißigen ihre heilige Mutterſprache richtig zu ſprechen und zu ſchreiben? iſt es nicht eine Schande, daß man noch jetzt, wo zwanzig Jahre des gräulichſten Truges und der blutigſten Grauſamkeit uns den Abſcheu alles Wälſchen hätten lehren ſollen, daß man noch jeẞt in eine teutſche Stadt, ja in ein teutſches Städtchen kaum den Fuß ſetzen kann, ohne daß man geboren teutſche Menſchen franzöſiſch plappern höre? iſt es nicht eine Schande, daß, ſobald nur ein Franzoſe, vielleicht der dummſte und unbedeutendſte Laffe, in eine teutſche Geſellſchaft tritt, ſogleich alle anweſende Teutſche, als ſey ein höheres Weſen in ihren Kreis getreten, anfangen um die Wette franzöſiſch zu ſtammeln? Dieſer Unfug muß aufhören, und ſtrenger Ernſt und Zorn der Männer muß ſtrafen, die ſich ſolcher Thorheit noch unterfangen und ſich ſolches Frevels gegen teutſche Ehre erfrechen. O wir Glückliche und Starke, wenn wir dieſes unſer ſchlimmſtes Verderben erſt ausgetilgt haben! Dann werden wir wieder teutſch empfinden und handeln. O wie glücklich, wenn unſer Land den Franzoſen erſt ein unausſtehliches Land, wenn unſer Volk ihnen erſt ein ſtolzes Volk däucht, wenn drei Viertel der wälſchen Tanzmeiſter, Sprachmeiſter, und Kammerzofen, welche Spione gegen unſere Freiheit und die Peſt unſerer Tugend ſind, wieder über den Jura und die Ardennen in ihre Heimath geſchickt werden!

Wir teutſche Männer haben durch die furchtbare Feuerprobe der Zeit, wodurch wir gegangen ſind, genug gelernt, daß bei der empfindelnden Tugend und der weibelnden und ſüßelnden Glückſeligkeit der Kotzebue und Lafontaine mit Weibern und Kindern hinter dem Ofen nichts herauskömmt, daß wir im Leben wagen und wollen müſſen, daß wir den Preis der Mannlichkeit im Schweiße unſers Angeſichts auf der ſtaubigen und mühevollen Rennbahn erringen müſſen. Darum müſſen ſich die Kräftigen und Freien zu teutſchem Thun und Wirken feſt verbinden, und raſtlos auf das große Ziel hinſtreben, wieder ein glorreiches deutſches Vaterland und ein mächtiges teutſches Volk zu erſchaffen und den fremden Tand und die wälſche Leichtfertigkeit und Albernheit auszurotten. Wir ſind durch die Waffen von dem erſten, brennendſten Uebel befreit; aber viele Schäden ſind noch übrig, und die rechte feſte und bleibende Freiheit iſt erſt in den nächſten zehen und zwanzig Jahren zu erobern und durch Erziehung und Lehre, durch Beiſpiel und That in unſern Söhnen und Töchtern zu begründen und zu erſchaffen.

Wir haben bei uns ſo viele Verbindungen und Geſellſchaften geſehen, und ſehen ſie noch bei uns, öffentliche und geheime, die mit mancherlei Namen genannt werden und genannt wurden: Freimaurer, Illuminaten, Roſenkränzler, Klubbiſten, Aſſembleiſten, Reſſurciſten, Muſeiſten, Caſiniſten, die ſchon in ihren Namen faſt alle auf fremde Zeichen und Zwecke hinweiſen: ſie ſind für Gaukeleien und Spielereien der Eitelkeit und Schwärmerei, ſie ſind für Schmäuſe und Trinkgelage, für Kartenſpiel und Kegelſchub, für Bälle und Leſerey geſtiftet; wir wollen einmal eine Verbindung für das Vaterland ſtiften, eine teutſche Geſellſchaft, *) die keine andere Weihen, Gelübde, und Geheimniſſe hat, als die teutſche Liebe und Treue, und deren Art und Leben alle Augen ſehen und alle Ohren hören dürfen. Unſers Volkes fröhlicher Muth und ſein Trieb zu ſolchen Geſellungen und Einigun-

---

*) Dieſe Idee iſt von einem biedern Kurſachſen in mir erweckt und geſtärkt worden, einem der wackerſten und ächteſten Männer, die das Vaterland hat, deſſen Namen zu nennen mir die Beſcheidenheit verbietet. Lieſt er dieſe Worte, ſo wünſche ich nur, daß er ſeine Gedanken darin wiederfinden möge.

gen oder Innungen iſt uralt: der Teutſche will ſich in allem innen, er will ſein ganzes Weſen in alles hineinlegen. er iſt ein inniger und innungsluſtiger Menſch: ſo der teutſche Bürger, der Bauer, der Student, der Soldat. Bei'm herzigen Trunke, bei Muth und Wein hielten unſere Urväter und Väter Rath, ſie hatten tauſendfältige Geſellſchaften, Kalande, Innungen, Trinkſtuben, Zunftſtuben, Häuſer Limburg und Frauenſtein, wo mitten in der Freude über die wichtigſten Dinge berathen und beſchloſſen ward. Solche Einigungen, ächte Einigungen teutſcher Herzen und Grundſätze, wollen wir machen.

Dieſe teutſche Geſellſchaft oder vielmehr dieſe teutſche Geſellſchaften bilden ſich über ganz Teutſchland. Ihr Zweck iſt Erhaltung und Belebung teutſcher Art und teutſchen Sinnes, Erweckung teutſcher Kraft und Zucht, und Erneuung der alten und jungen Erinnerungen, die unſere Geſchichte verherrlichen. Denn die teutſche Geſchichte, die faſt niemand mehr kennt und fühlt, muß wieder lebendig in das Leben hineingeſprochen und hineingelebt werden.

Dieſe teutſche Geſellſchaften vereinigen ſich in allen größeren Städten des Vaterlandes, wo ſich eine hinreichende Zahl gebildeter Männer findet, damit die Menge belebt und befeuert werden kann.

In ihre heilige Gemeinſchaft wird von dem Bürger und Bauer an bis zum Fürſten und Grafen hinauf jeder teutſche Mann aufgenommen, der einen unbeſcholtenen Ruf hat.

Die einzige Sprache, die in ihnen geſprochen werden darf, iſt die teutſche Sprache: denn auch dahin zielen ſie vorzüglich, daß die unmittelbare Kraft des Lebens und die große Gewalt der Seele lebendig werde, daß die Menſchen aus Schreibern Redner und aus Träumern Thäter werden: ſie ſollen ein rechter Wetzſtein teutſcher Tugend ſeyn.

Weil ohne feſte Ordnung nichts beſteht, ſo wählt ſich jede Geſellſchaft ihre Sittenrichter, Vorſteher, und Schreiber, und kömmt über die Zucht überein, die in ihr gehalten werden ſoll.

Sie verſammelt ſich je alle Monate einmal, und verkündet acht Tage vor der Zuſammenkunft den Tag der Verſammlung in den öffentlichen Blättern der Landſchaft, damit die in den kleinen Städten und auf dem Lande wohnenden Mitglieder ſich gebührlich einſtellen können.

Männer, welche die Gabe der Wohlredenheit und Kunde teutſcher Art und Geſchichte haben, halten in gebundenen oder ungebundenen Worten vaterländiſche Reden oder Vorleſungen.

Fröhliche teutſche Gaſtmäler beſchließen die Verſammlung; bei großen Gelegenheiten auch Tanz und Saitenſpiel.

Heilige Feſte des ganzen teutſchen Namens werden in dieſen Geſellſchaften begangen, z. B. ein Feſt der Herrmannsſchlacht und ein Feſt der Leipziger Schlacht. Von der Schlacht im Teutoburger Walde ſucht man das Datum aus dem römiſchen Geſchichtſchreibern herauszufinden und ſtellt daſſelbe demnach für ganz Teutſchland feſt; das Feſt der Leipziger Schlacht ſteht für immer auf dem 18. October. Das Zeichen der feſtlichen Tage iſt ein Eichenblatt am Hut. Auch wäre löblich, ein Feſt der teutſchen Männer zu ſtiften, die glücklich oder unglücklich im Kampfe fürs Vaterland gefallen oder wegen des kühnen Wagniſſes von unſern abſcheulichen Tyrannen ermordet ſind. Dafür wäre der Tag der rechte Tag, an welchem der herrliche Andreas Hofer in Mantua erſchoſſen iſt. Er, Schill und ſeine Todesgefährten, die Männer, welche in den Jahren 1809 und 1813 in Marburg, Baireuth, Bremen, Tyrol ermordet ſind, weil ſie ihr Vaterland lieber hatten, als ſeine Räuber, der bei Groß-Görſchen gebliebne Scharnhorſt, und andere leuchtende Ehren unſers Namens würden genannt und gefeiert. Auf dieſe Weiſe allein tritt die Geſchichte in das Leben und wird das Leben zur Geſchichte.

Solches und Aehnliches können, dürfen, und müſſen teutſche Männer vieles ſtiften, damit das rechte deutſche Volk und das friſche lebendige Vaterland wieder in Glorie und Wonne erblühe. Dies iſt das Ziel, das uns allen vorgeſteckt iſt, dies iſt die Pflicht, die uns alle ermahnt, dies iſt die Noth, die uns alle aufruft. Wir ſind ſo lange an Gleichgültigkeit und Faulheit gewöhnt geweſen, daß die traurige Furcht einem redlichen Teutſchen wohl verziehen werden mag, wir können nach der vollbrachten größten Arbeit wieder einſchlafen und träumen, wie wir Jahrhunderte geſchlafen und geträumt haben.

Die Zeit des Träumens und Schlafens iſt noch nicht da; — eigentlich ſollte ſie nie da ſeyn — mit Napoleons Fall ſind alle dem Vaterlande drohende Gefahren noch nicht weggeſunken; viele Vulkane glimmen noch unter den Aſchen, viele Brandungen werden noch gegen die Ufer der Zeit brauſen, ehe es ſtill wird; die Franzoſen, unſere Feinde, ſind noch, die ſie waren, ſie werden gegen uns bleiben, was ſie immer geweſen ſind: darum müſſen wir wieder werden, was unſere Väter weiland waren, wir müſſen wacker und gerüſtet ſeyn; wir müſſen uns durch Geſinnungen und Grundſätze, durch feſten und geharniſchten Zuſammenſchluß aller biederen und treuen teutſchen Männer zu gemeinſamer Tugend und Standhaftigkeit ſtärken; wir müſſen zuerſt das unſichtbare Vaterland in unſern Brüſten bauen, damit das ſichtbare Vaterland auf Erden herrlich werden könne. Wir müſſen uns auf unſer Volk und auf die uralte germaniſche Freiheit den Stolz nehmen, der uns gebührt, über die Angelegenheiten unſers Vaterlandes und über ſein Wohl und Weh frei ſprechen zu dürfen, offen die teutſche Tugend und Treue hinzuſtellen, wo ſie iſt, offen die Knechte und Verräther zu zeigen und die Buben zu entlarven, die keine Teutſche zu ſeyn wagen und die deswegen alles Muthige und Hochgeſinnte unterdrücken mögten. Wir müſſen jenen judenartigen Kosmopolitismus, jene lakaienartige Gefügigkeit, jene pinſelige Gutmüthigkeit, jene äffiſche Ziererei und ſchranzige Franzoſerei, wodurch alle Freiheit aus den Seelen gelaugt wird, bis auf den Tod haſſen und bekämpfen. Hierin fordern wir für uns nur unſer Rechtes und Zuſtändliches; denn wir wollen die Schande auslöſchen und die Ehre erheben.

Auch über dieſe Worte werden Memmen kopfſchütteln und Buben höhneln und politiſche Kaffeſchweſtern Zeter ſchreien. Dahin war es mit uns gekommen, zu ſolcher Kriecherei und Schmeichelei und hündiſcher Verſchweigung und Verlarvung unſerer Schäden hatten Kabinetsminiſter und Hofräthe und Cenſoren kleiner teutſcher Tyrannen die Enkel des herrlichſten und freieſten Volkes der Erde erniedrigt. Dieſe Knechtſchaft muß aufhören im Lande der Freien, es muß Tag werden, wir müſſen im Lichte wandeln, damit die Käuze, welche die Finſterniß lieb haben, nicht über die ſonnenkühnen Adler herrſchen können; jene ſtummen Sünden der Sklaverei, jene ſtumme Verfinſterung und Verdumpfung unſers Volks muß aufhören, welche Napoleon und ſeine franzöſiſchen und teutſchen Schergen ausgebracht haben, und welche herrſchſüchtelnde Menſchenhetzer, denen die Weiſe des Tigers gefiel, ſo gern beibehalten mögten; das Männerwort muß in Ehren ſtehen, damit das Vaterland Männer finde, die es wieder aufrichten können aus den Trümmern, worin es zuſammengefallen iſt.

Meine Widerſacher ſchelten mich und werden mich wieder ſchelten bei dieſen Worten, was ich mir herausnehme? was ich ein ſo lautes und hohes Wort führe? wer mir kleinem und geringem Manne den Fug und das Recht dazu gegeben hat? Dieſen antworte ich alſo:

Ich führe meine eigene Sache, ich ſpreche für mein eigenes Recht, wann ich für mein Volk ſpreche; ich führe recht eigentlich meine Sache, wenn ich Haß gegen fremde Tyrannen und Abſcheu gegen eigene Buben und Verräther predige; ich vertheidige meine Gefühle, meine Gedanken, meine Liebe; ich vertheidige allen meinen Beſitz und alle meine heiligſten Güter, ich vertheidige meine angebornen und unverlierbaren Rechte. Ich bin ein freigeborner teutſcher Mann, und ich bin ſtolz auf meinen Namen und auf mein Volk. Was teutſch war und iſt, was Jahrtauſende geboren haben, was große und gute teutſche Menſchen in ſo vielen Jahrhunderten gearbeitet, gewirkt, erfunden, und gedacht haben, das iſt mein Erbe, das iſt mein Beſitz; die Helden, die Seher, die Propheten, die Weiſen, die Erfinder meines Volks, ſie ſind auch meine Ahnen, und ich darf die Ehren nicht ſchänden und die Güter nicht rauben laſſen, die ſie den Enkeln überliefert haben. Als meine

Mutter mich gebahr und mich mit dem erſten Liebeslächeln auf den Knieen wiegte und für das Leben einſegnete, als mein Vater meine Jugend züchtigte und unterwies und mir teutſche Redlichkeit, Treue, und Frömmigkeit als das einzig gewiſſe Gut dieſer Welt zeigte, da ward mir das teutſche Land, ſo weit es ſich ſtreckt, als mein Vaterland angewieſen, da ward ich in die Rechte eines teutſchen Bürgers eingeweiht. Dieſe Rechte ſind mir gleich mit dem erſten und mächtigſten der teutſchen Fürſten; er hat keine größere Ehre und Herrlichkeit zu verlieren als ich. Darum iſt ein Dieb und Entweiher teutſcher Ehren und Rechte auch ein Dieb und Entweiher meiner Ehren und Rechte; darum darf ich den Fürſten und Bettler verklagen, wenn er gegen das Vaterland verbricht.

Dieſes Vorrecht freier teutſcher Männer, das erſt ſeit den letzten hundertfunfzig Jahren in Vergeſſenheit gekommen und durch Kerker und Kabinettsbefehle übermüthiger und unteutſcher Despoten gekränkt iſt, hat Gott uns wiedergegeben, der nicht gewollt hat, daß fremde Tyrannen über uns herrſchen ſollten, der nicht will, daß eigene Tyrannen über uns herrſchen.

Teutſche Männer und Freunde! auf denn zu altem teutſchen Muth und Stolz! auf zu eurer großen Arbeit! auf zur Vollendung des großen Werkes, deſſen Bau die Vorſehung euren Herzen und Händen anvertraut hat! auf zur Erbauung des Volkes und Vaterlandes! Nicht darum hat Gott ſeit ſieben Jahren ſo wunderbarlich das Werk franzöſiſcher Hinterliſt, Lüge, und Tyrannei zerſtört; nicht darum hat er in Hiſpanien's Bergen, auf Rußlands Ebenen, und auf Germaniens Gefilden ſo gewaltige und ſieghafte Geiſter in die Brüſte der Krieger geblaſen und die Legionen des Teufels zerſtört; nicht darum hat er das Ungeheuer Napoleon Bonaparte in den Staub, woraus es emporgeſtiegen war, wieder hinunter geſchmettert; nicht darum hat er das hochherzige England, den milden Franz, den freundlichen Alexander, den gerechten Friedrich Wilhelm als Verwalter und Vollſtrecker ſeines Willens an die Spitze Europas geſtellt, damit wir jetzt wieder die Hände in den Schooß legen und politiſche Anmerkungen über die Zeit machen könnten. Nein, jetzt erſt beginnt unſre große Arbeit, jetzt wird uns die Führung des Beweiſes aufgedrungen, ob wir faule und nichtsnütze oder kräftige und tüchtige Männer ſind. Nicht angaffen ſollen wir die Zeit, ſondern führen ſollen wir ſie; nicht bewinſeln ſollen wir das Vaterland, ſondern machen ſollen wir es: durch feſtes Hinblicken nach einem gleichen Ziele, durch feſtes Zuſammenhalten in teutſcher Gottesfurcht und Treue, durch ſtählerne und feuerfeſte Grundſätze unzerbrechlicher Beſtändigkeit, durch ſchneidende Waffen allgemeiner Meinung ſollen wir den Betrug, die Schande, und die Ungerechtigkeit, ſollen wir die ganze von den Franzoſen hergebrachte und von ihren bereitwilligen Dienern eingeſchmeichelte Peſt, welche Geſetzloſigkeit und Willkühr der Fürſten genannt wird, aus unſern Gränzen vertilgen, und wieder ein freies und geſetzliches Vaterland erſchaffen.

Männer und Freunde! Europa, die Welt, das teutſche Volk ſieht auf uns; ſie fragen uns, ob wir als Freie das Antlitz zu den Sternen erheben oder als Sklaven in den Staub ſenken wollen; ſie fragen uns, ob wir herrſchen oder beherrſcht werden wollen.

Wer will uns die Sonnenbahn des Ruhms und der Tugend ſperren, wer will uns mit bonapartiſcher und tiberiſcher Tyrannenliſt und mit franzöſiſcher und jüdiſcher Gaukelei bärenleiten, wenn wir Löwen zu ſeyn wagen und die mürben Zügel kleinlicher Tyrannei zerreißen, welche die von Napoleon bekommene Erbſchaft ſo gern behalten mögte?

Auf denn in teutſchen Muth und Stolz! auf zu geſchloßener Gemeinſchaft jeder Würdigkeit und Kraft! auf mit den unſterblichen Lehren der Gerechtigkeit und Ordnung, mit den unſterblichen Rechten eures freien und edlen Stammes! auf gegen die Liſt und Gaunerei der kleinen Schergen, die nicht wagen über Männer zu herrſchen, weil ſie keine Männer ſind! auf! und alle bonapartiſche und franzöſiſche Tyrannei, alle Namen und Titel und Erinnerungen des ſchändlichen Rheinbundes verrufen und abgeſchaft, alles Galliſche und Wälſche vertilget und ausgelöſcht in euren Marken! auf mit der Gluth der Seele, mit den Klang der Zunge, mit der Gewalt der Tugend! auf mit teutſchem Gefühl, mit teutſcher Liebe, und mit teutſchen Ernſt, und lobet die Gerechten und ermuthiget die Guten, und ſtrafet die Ungerechten und ſchrecket die Böſen! auf! und Teutſchland und Vaterland voran-geſtellt und für Gott und das Vaterland alles gewagt und geduldet — und eure Kinder und Enkel werden wieder beſitzen, was ihr erringen und erkämpfen ſollet.

Geſchrieben am Rhein,
den 14. April 1814.

Vorſchlag eines Fremdengeſetzes

vom öſtreich. Hauptmann von M....r.

Luxusartikel und auch zuweilen einige Art Vieh pflegt man mit einem großen Einfuhrzoll zu belegen, theils der Ueppigkeit zu wehren, theils der eigenen Viehzucht aufzuhelfen. Ein ähnlicher Artikel, der mehr der Ueppigkeit dient, als der Viehzucht ſchadet, wird jährlich in Teutſchland eingeführt, nemlich Franzoſen und Juden. Doch der teutſchen Menſchenzucht iſt er äußerſt ſchädlich, ſowohl in Hinſicht der Vergiftung der ächten teutſchen Sitten, als der Verſchlechterung des edlen teutſchen Stammes. Damit nun dieſer Peſt, die jährlich von Nordoſt (die eingeſchwärzten Juden kommen alle aus Polen) und Südweſten kömmt, einigermaßen gewehrt werde, ſchlage ich Folgendes vor:

Man legt in allen teutſchen Landen auf jeden Juden und Franzoſen, der länger als drei Monate in Deutſchland bleiben will, einen ſtarken Zoll, nemlich 10000 Thaler auf den Kopf, die in die Staatskaſſe fließen. Wir werden zu unſerm Erſtaunen ſehen, wie die Einfuhr dieſer verderblichen Waare ſich ſogleich mindern wird. Wie vieler Betteljuden und wie vieler franzöſiſcher Abentheurer und Abentheurerinnen, die als Meiſter und Meiſterinnen aller ſchönen Künſte, als Tanzmeiſter, Sprachmeiſter, Fechtmeiſter, Paruckenmacher. Köche, Kammerdiener, Gouvernantinnen und Zofen ꝛc. zu uns kommen, werden wir durch einen Federſtrich dieſes weiſen Geſetzes los!

Ernſtlich, wäre ich teutſcher Geſetzgeber, ich gäbe dieſes Geſetz, das ich einſt vor Gottes Thron vertheidigen wollte. Ja ich bin überzeugt, ich würde deswegen viele Stufen höher im Himmelreich geſetzt, weil ich viele Millionen teutſcher Seelen dadurch für den Himmel retten würde, die jetzt wenigſtens lange werden im Fegfeuer ſtönen müſſen, bis der Schmutz, den die wälſche Art ihnen angeklext hat, dort ausgebrannt iſt. Aber da ſolche ernſte Strenge der Geſetze für unſer verweiblichtes und verhimmliſchtes Menſchengeſchlecht, das Wölfe und Schaafe in einem Stalle herbergt, nicht paßt, ſo höre man einen andern Vorſchlag, der bei den zu mitleidigen und gutmüthigen Enkeln der Germanen und bei ihrer thränenſüchtigen Erbärmlichkeit nicht zu vielen Anſtoß finden wird:

Die meiſten Länder Europens haben in Hinſicht der Fremden Geſetze, die ſie weit hinter die Eingebornen ſtellen; wir haben ſolche nur noch hie und da in einigen alten Reichsſtädten gehabt, bis die Franzoſen auch dieſe ausgelöſcht haben. Wir wiſſen, wie viel franzöſiſche Auflaurer und Spione, die manche Jahre teutſches Brodt gegeſſen hatten, uns geſchadet haben, wie ſie ſich im Dienſt ihrer hochgebornen Landsleute zur Mishandlung und Entehrung der dummen Deutſchen haben brauchen laſſen, ja wie ſie ſich dazu gedrängt haben; wir wiſſen, wie viel wälſche und halbwälſche Miniſter und Räthe uns betrogen und verrathen haben. Daher werde Folgendes verordnet:

Ein wälſcher Fremder kann bei uns nie vollkommenes Bürgerrecht erwerben; er genießt der Wohlthaten unſrer Geſetze, kann aber nimmer eine Stelle bei uns bekleiden: er kann nicht einmal Nachtwächter oder Zollbeſucher bei uns werden, und wenn er funfzig Jahre bei uns gelebt hätte. Bricht Krieg mit Frankreich aus, ſo erhält jeder bei uns wohnende Franzoſe ein Zeichen, das er nie ablegen darf, damit jedermänniglich ihn erkenne, auf ihn achte, und ſich vor ihm hüte; denn nach alter teutſcher Erfahrung werden in ſolchem Fall immer funfzehn Sechszehntel der bei uns gehegten Franzoſen Schelme gegen uns und Spione für ihre Landsleute ſeyn. Man muß, damit man nicht gebiſſen werde, der Schlange eine Klapper anhängen, welcher Gott keine angehängt hat.

Unſre ächten und mehr ähnlichen Brüder, die Schweden, Normänner und Engländer dagegen, welche ſich bei uns niederlaſſen, bedürfen nur zehen Jahre Aufenthalt, damit ſie aller Bürgerrechte fähig werden, weil ihr Gemüth ſie binnen wenigen Jahren in Treue und Liebe zu den Unſrigen macht.

Folgende intereſſante Schriften ſind in allen Buchhandlungen und bey Wilhelm Rein in Leipzig für die beygeſetzten Preiſe zu bekommen.

Der Rhein, Teutſchlands Strom, aber nicht Teutſchlands Gränze. Von E. M. Arndt. 12 Gr.

An die Teutſchen und an die teutſchen Fürſten, vom Hofrath Ritter von Genz. 4 Gr.

Die Glocke der Stunde, in drey Zügen. Von E. M. Arndt. 12 Gr.

Was war Teutſchland? — Was iſt es jetzt? — Was darf es von der Zukunft hoffen? — 4 Gr.

Katechismus für den teutſchen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn und mit Gott in den Streit gehen ſoll. Von E. M. Arndt 4 Gr.

Der Rückzug der Franzoſen, nebſt einer Liſte der gefangnen franzöſiſchen Generale, einem Aufrufe an die Teutſchen, einer Tabelle von der Stärke der franzöſiſchen Armee bey Eröffnung des Feldzugs und ihres Verluſtes und dem Lobgeſang des franzöſiſchen Bivouaks auf dem Rückzuge von Moskau, mit einem ſatyriſchen Kupfer. 8 Gr.

Was bedeutet Landſturm und Landwehr? Von E. M. Arndt. Nebſt einer Aufforderung für teutſche Jünglinge und Männer zum Kampfe für Teutſchlands Freyheit. Von Juſtus von Gruner, kaiſerl. ruſſ. Etatsrath. 4 Gr.

Bericht an Se. Majeſtät den König von Schweden, abgeſtattet zu Stockholm den 7. Januar 1813 von ſeinem Staatsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten und auf Befehl Sr. Majeſtät bekannt gemacht. Nebſt dem Briefe Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Schweden an Napoleon. 8 Gr.

Ein Wort über das Verhältniß des ſächſiſchen Kabinets zu den hohen verbündeten Mächten im Frühling und Sommer 1813.	2 Gr.
Napoleons edle Handlungen gegen den Rheinbund, den Pabſt und ſeine wohlwollenden Geſinnungen gegen die Teutſchen.	2 Gr.
Zwey Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der teutſchen Legion. Von E M. Arndt.	4 Gr.
Napoleons Großthaten und ſein Ruhm als Feldherr. Zweite ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage, mit einem illum. Kupfer.	12 Gr.
Apologie Napoleons des Großen	8 Gr.
Der Flußgott Niemen und noch Jemand.	3 Gr.
Feuerbachs Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens.	4 Gr.
Lobgeſänge auf Napoleon. Napoleons des Großen Feldzug nach Rußland im Jahr 1812, in ſaubere Reime gebracht von einem ſeiner eifrigſten Anhänger und Verehrer.	4 Gr.
Ein Abend im Gaſthofe zum weißen Roß zu Querfurt oder funkelnagelneues Geſpräch über die jüngſten Welthändel, gehalten im Gaſthofe zum weißen Roß zu Querfurt, den 27. October des Jahres 1813.	6 Gr.
Anecdoten zur Characteriſtik Napoleons, 1s Heft.	8 Gr.
Napoleons große Auction.	3 Gr.
Geburt, Thaten und Ende des Rheinbundes, kein Roman ſondern eine wahre Geſchichte.	8 Gr.
Wellington und Maßena oder die Befreiung Portugalls.	10 Gr.
Buchholz, merkwürdige Urkunden die Abdankung des Königs von Holland betreffend.	12 Gr.

Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht.

Von

E. M. Arndt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Frankfurt am Main,
bei P. W. Eichenberg.
1814.

Das teutſche Volk hat, auſſer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten, keine feſtlicheren Tage, als die glücklichen Tage, an welchen den verfloſſenen Herbſt die Leipziger Schlacht gefochten ward. Dieſer Tage ſind drei, nämlich vom 16ten bis 19ten Oktober. Wir unglückliche Teutſche waren ſeit ſieben acht Jahren mehr und mehr entzweiet, zerriſſen, zerſtückelt, und geſchändet; immer ſtrenger ward die Aufſicht der ſpitzbübiſchen Spionerei, immer ſchwerer ward der Druck der fremden Tyrannei, immer unverſchämter ward ihre Wuth, unſre Sitten und Geſetze, ja, wo möglich, unſer größtes Kleinod, ſelbſt unſre Sprache, auszurotten, und unſre letzte Tüchtigkeit und Kraft in wälſche Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zu verwandeln: wir hätten, wäre es ſo fortgegangen, endlich aufgehört ein Volk zu ſeyn. Da griff Gott der Herr, der wegen unſerer Sünden lange geſchwiegen hatte, mit ſeinem allmächtigen Arm darein, er erweckte den Geiſt der Völker und Herrſcher, beſeelte die Heere mit ſeiner Zuverſicht, und zerſchmetterte den wilden Tyrannen und ſeine gräulichen Räuberhorden. Die Schlacht bei Leipzig rettete unſer Land und Volk von dem abſcheulichen Joche der franzöſiſchen Tyrannei, und ſtellte in Europa die Weltordnung der Gerechtigkeit wieder her. Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unſer Name von den Rollen der Weltgeſchichte nicht mit Schande weggelöſcht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müſſen ſie auch nun und zu allen Zeiten große teutſche Feſttage bleiben.

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die ſeit dem 19ten Auguſt 1813 in Schleſien, den Marken, und an den Gränzen Böhmens zwiſchen den Franzoſen und den hohen verbündeten Kaiſern und Königen gehalten, und worin die Franzoſen immer geſchlagen waren, zogen ſich die beiderſeitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlaſſen, und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach, und ſchlugen von allen Seiten gleichſam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrſcher und unter der Führung des öſterreichiſchen Feldmarſchalls, Fürſten von Schwarzenberg, hatte ſich aus den Bergen Böhmens allmälig in Thüringen und Sachſen hinabgeſenkt; das ſchleſiſche Heer unter dem tapfern preuſſiſchen Feldmarſchall Blücher hatte an einem ſehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Uebergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengeſetzte franzöſiſche Heer bei Wartburg überwältigt und in die Flucht gejagt, und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25000 Schweden und 40000 Preuſſen war gleichfalls über die Elbe gegangen, und hatte ſich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues ruſſiſches Heer unter dem Befehl des Generals Bennigſen war im Anzuge. Den 15ten Oktober ſtieſſen die großen Heere zuerſt auf einander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man ſich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16te Oktober war der erſte mörderiſche Schlachttag. Im Süden von

Leipzig ward an dieſem Tage unentſchieden gefochten zwiſchen dem großen verbündeten Heere unter dem Fürſten von Schwarzenberg und zwiſchen Napoleon ſelbſt; im Norden ſchlug General Blücher drei franzöſiſche Heerabtheilungen, tödtete ihnen viele Menſchen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene, und trieb ſie zwei Meilen weit bis in die Vorſtädte von Leipzig zurück. Den 17ten Oktober war wie durch gemeinſchaftliches Uebereinkommniß Raſttag, wie es zwiſchen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pauſe giebt, wo die Winde zu neuem Blaſen gleichſam Athem holen. An dieſem Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigſen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18te Oktober war der blutigſte und entſcheidendſte Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Wittwen und Waiſen noch lange Jahre wehklagen und wovon die ſpäteſten Enkel noch die Mähr erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer ſtand auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber, und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngſte Tag kommen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen, und ſchon den Nachmittag des 18ten Oktobers floh ſein Heer in der verworrenſten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19ten Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worin der Feind zur Deckung ſeines Rückzugs eine ſtarke Mannſchaft geworfen hatte, mit Sturm ein, ſprengten viele Tauſende fliehender Franzoſen in die Pleiße und in andere Waſſer, machten 35000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen, und ſetzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieſer Schlacht faſt ſein ganzes Geſchütz und unzähliges Kriegsgeräth, und mehr als 100,000 Mann an Verwundeten, Todten, Gefangenen und Verſprengten; auſſerdem ließ er alle ſeine Lazarethe hinter ſich voll von 15000 und 20000 Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche faſt alle Opfer des Todes wurden. Auf ſeiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte, Ermattung und Hunger faſt noch die Hälfte ſeines übrigen Heeres ein, und brachte von 400,000 Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter, der ſeine Macht in Rußland und Polen zerſtört hatte, zuſammengetrieben, nicht mehr als 70000 Mann über den Rhein in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazarethen umgekommen iſt.

Und Teutſchland war wieder ein freies Land geworden ſeit dem 19ten Oktober 1813, und die Freude und das Jauchzen der Redlichen und Treuen war in allen Kreiſen und Gauen des Vaterlandes allgemein, und die Schelme und Vaterlandsverräther und Franzoſenfreunde erſchracken und fürchteten ſich; aber in dem Getümmel und Gewirr und Elend der Zeit konnten die glorreichen Tage noch nicht gefeiert werden, wie ſie hätten gefeiert werden ſollen. Jetzt aber können ſie gefeiert werden und müſſen ſie gefeiert werden durch ganz Teutſchland von einem Ende bis zum andern: nach langer Zeit das erſte große Gemeinſame, das uns allen angehört, und ein ſtarkes und mächtiges Bindungsmittel aller Teutſchen in ächter und alter teutſcher Brüderlichkeit und Redlichkeit.

Welche Tage ſoll man feiern?

Alle vier Schlachttage verdienten wohl die laute und allgemeine Feier, aber im Monat Oktober würden ſo viele Tage den gewöhnlichen Arbeiten und Geſchäften der Menſchen nicht ohne Nachtheil entzogen werden können, und das Zuviele würde die Feier eher klein und matt als groß und lebendig machen. Dem Einzelnen bleibt natürlich frei, jeden dieſer Tage zu einem Feſttag zu machen; das Ganze macht den 19ten Oktober zu einem großen und ſtehenden Feſttag, und fügt den Nachmittag des 18ten Oktobers, des eigentlich entſcheidenden Tages, als Vorabend des Feſtes hinzu.

Wie wird der erſte Tag (der 18te Oktober) gefeiert?

Mit dem Schlage zwölf Uhr werden alle gewöhnliche Sorgen und Arbeiten bei Seite gelegt, die feſtliche Welt beginnt, und das feſtliche Kleid und Gemüth zieht ſich an: alles Volk ſchickt ſich zur Freude. Dieſer Feſtnachmittag und Feſtabend und ſeine Freuden ſind faſt allein dem Volke anheim geſtellt, wie es ſie feiern und begehen will; die Regierungen und Obrigkeiten nehmen als ſolche kaum Theil daran, auf die Weiſe, daß ſie ſie einrichten und leiten hülfen. Ich würde Folgendes vorſchlagen:

Der Schall und das Licht ſind die geſchwindeſten Boten, die man ausſenden kann.

Beide ſind ſeit den älteſten Zeiten als Eilboten gebraucht, um Begebenheiten und Vorfälle, woran vielen gelegen iſt, auf das ſchnellſte weithin mitzutheilen und um Warnungen und Verkündigungen zu melden. Die älteſten Völker hatten ſolche Kriegs- und Friedensfernſchreiber, auch Freudenfernſchreiber (Telegraphen). Doch brauchten ſie Licht und Feuer mehr dazu als den Schall, weil die Wirkung derſelben viel ſicherer, geſchwinder und weiter geht. Auch wir können beide verbinden. Geſang und Klang, Kanonen und Raketen, und frohlockende Stimmen der Menſchen mögen, wie es jedem gemüthlich und paßlich iſt, den feſtlichen Vorabend verherrlichen, und der Ferne verkündigen; aber das Größte bleibe bei dem Feuer und Lichte. Wir mögen, wenn wir von den Flammen und Trümmern Saragoſſas und Moskwas bis auf die eingeäſcherten Städte und Dörfer Schleſiens und Sachſens zählen, wohl ſagen, daß wir durch Feuer und Schwerdt erlöſt ſind — ſo ſoll denn das Feuer auch unſer größtes Freudenzeichen ſeyn und bleiben.

Dieſemnach werden den 18ten Oktober, ſobald es dunkelt, in den Gränzen von ganz Germanien, von Stralſund bis Trieſt und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und wo dieſe fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Thürmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten. Dieſe laufen als Boten in die Ferne und als Liebeszeichen und Freudenzeichen, und verkünden allen Nachbarn ringsum, daß jetzt bei allen teutſchen Menſchen nur Ein Gefühl und Ein Gedanke iſt. Hier aber um den heiligen Rhein von den Bergen über Düſſeldorf bis zu den Bergen über Baſel und dann auf dem Hundsrück und Donnersberg ſollen ſie unſern uralten Neidern und Widerſachern entgegenflammen und ihnen melden, welches Feſt in Teutſchland begangen wird; ſie ſollen flammen leuchtende Siegesboten, ſie ſollen flammen Mahner und Verkündiger an unſere Brüder, die in den Vogeſen und Ardennen wohnen und nicht mehr von den Fittichen des germaniſchen Adlers beſchirmt werden — dieſe ſollen ſie ermahnen und bitten: Brüder, bei dieſem Zeichen gedenkt unſerer Gemeinſchaft und Brüderſchaft, welche nimmer ganz zerreiſſen darf, Brüder, vergeſſet der Brüder nicht; dieſen ſollen ſie anſagen und verbürgen: Brüder, wir wollen euer nicht vergeſſen, wir wollen der Treue und Brüderſchaft redlich gedenken, und wie ihr einſt unſer waret und künftig wieder unſer ſeyn ſollet — den Wälſchen aber ſollen ſie flammen, Erinnerer deſſen, was ihr Uebermuth verbrochen hat und was ihrem Uebermuth widerfahren iſt, und was ihm immer widerfahren wird, wenn ſie wieder gegen unſere Ehre und Freiheit zu freveln wagen.

Um dieſe Feuer verſammeln ſich die Menſchenkinder in feſtlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit grünem Eichenlaub und die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt; ſie erzählen einander, was an dieſen Tagen geſchehen iſt, ſie halten Reigen und Gaſtmäler, und danken in ihrer Freude dem Gott, der ihnen gnädig verliehen hat, wieder in teutſchen Tönen die Wonne und den Stolz der Freiheit auszujauchzen. In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Feſttag ein.

Wie wird der zweite Tag (der 19te Oktober) gefeiert?

Der 19te Oktober iſt der große feierliche Tag, welchen auch die Obrigkeiten aller Orten als einen Feſttag halten und begehen. Der Vormittag iſt prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden, Verſammlungen in den

Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt. Der Nachmittag iſt weltlichen Freuden und Feſten hingegeben und kann auf mancherlei Weiſe fröhlich und würdig begangen werden, ſo daß er beide Zwecke zugleich erfüllt, alle Herzen mit Freude zu durchdringen und ihnen das Gedächtniß des Geſchehenen tief einzudrücken. Dahin aber müſſen dieſe Feſte in allen Landſchaften Teutſchlands vorzüglich gerichtet werden, daß das Gemeinſame und Vaterländiſche, das eigentliche ächte Teutſche dabei vorangeſtellt und hervorgehoben werde, daß alle erinnert werden, wodurch der Leipziger Tag gewonnen ward, daß alle erinnert werden, daß ſie Brüder Eines Stammes und Einer Liebe ſind und daß ſie hinfort teutſche Liebe und Treue nächſt Gott als das Heiligſte und Höchſte zu achten und zu lieben haben.

Sehr gut wäre es dieſemnach auch, wenn man in Zukunft an dieſen Tagen noch anordnete, was alle Teutſche auch äuſſerlich als teutſche Menſchen von allen andern Völkern unterſchiede, wenn alle (Männer und Weiber) dabei in einer gemeinſamen teutſchen Volkstracht erſchienen, welche Schönheit und Würde mit Beſcheidenheit und Ehrbarkeit verbände: Tugenden, welche unſerm Volke ſo wohl ſtehen und in welchen kein anderes Volk uns übertreffen wird. Dieſe teutſche Tracht *) gehört zu den nothwendigſten und unerlaßlichſten Dingen, die wir uns beilegen müſſen, wenn wir mehr und mehr wieder ein Brüdervolk werden wollen, was wir aufgehört hatten zu ſeyn.

---

*) Mehrere haben mich ſchon für einen raſenden Narren und Thoren erklärt, daß ich immer denſelben Kukuksgeſang ſinge; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der teutſchen Trägheit und Langſamkeit, die nicht leicht ergreift, aber, wann ſie ergriffen hat, auch feſt hält, manche Gegenſtände nicht oft genug zu Gemüth führen. Der alte Kato der Cenſor fing in jeder Senatsſitzung immer mit den Worten an: Meine Meinung geht aber dahin, daß Karthago zerſtört werden muß — und Karthago ward zerſtört. So hat der redliche Teutſche auch ſein Karthago, wogegen er ſtreiten und ſprechen muß, ſo lange es ſteht. Dieſes Karthago heißt franzöſiſche Art, Mode, Tracht, und Sprache in Teutſchland. Gegen dieſe werde ich bei jeder Gelegenheit ſtreiten mein Lebenlang, weil ich ſie für das ärgſte Gift und ſchlimmſte Uebel teutſcher Kraft und Tugend halte — und ſollte ich deswegen auch von allen Weiſen und Narren ohne Unterſchied für einen Narren gehalten werden.

O wie unendlich viel wäre gewonnen, wenn wir nur erſt äuſſerlich hätten, was uns von allen wälſchen Menſchen unterſchiede! wenn die Meinung erſt ſo allmächtig bei uns wäre, daß jeder und jede unter uns, die ſich mit wälſcher Aefferei gebärdeten, kleideten und trügen, für einen ganzen Gecken und eine ganze Geckin oder für einen halben Verräther und eine halbe Verrätherin des Vaterlandes und der vaterländiſchen Art und Tugend angeſehen würden!

Was durch Reden und Lieder und Uebungen und Spiele an dieſen Tagen zur Belebung und Begeiſterung des Volkes und zur Erfriſchung und Freudigung teutſcher Tugend noch gethan und veranſtaltet werden könnte, wie kann ich es hier alles hinſtellen und beſchreiben? Aber ich ſage, wenn ein böſes Verhängniß und unſere Trägheit und unſer Unverſtand uns nicht ganz wieder in das Elendige und Zwieträchtige zurückwerfen, ſo werden dieſe hehren Tage nach zehen Jahren anders gefeiert werden können, als jetzt. Wann die Kriegsordnung und Waffenordnung für ganz Teutſchland beſtimmt iſt, wann in den großen Städten und bei allen größeren Schulen und Gymnaſien und hie und da ſelbſt auf dem Lande die Jugend in ſchönen und männlichen Uebungen und Fertigkeiten gerüſtet und gewandt ſeyn wird; wann endlich in allerlei Geſchicklichkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft der Seele und des Leibes öffentliche Spiele des teutſchen Volkes angeordnet ſeyn werden — dann erſt werden dieſe Tage ihren rechten vollen Glanz erhalten und würdig gefeiert werden können. Denn für welche Tage mögte man wohl lieber das Schönſte und Herrlichſte des Volks verſammeln, als grade für dieſe unſterblichen Siegestage?

Manches Kleine und Nebendingliche können und müſſen wir indeſſen auch jetzt ſchon thun, damit die Erinnerung und Freude dieſer Zeit auf vielerlei Arten dem Volke, ich mögte ſagen, unſterblich und unauslöſchlich ins Gemüth eingebrannt werde.

Dahin gehört wohl als das Erſte und Natürlichſte, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterſchied ſich wohl gerüſtet und geſchmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen verſammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen.

Eben ſo natürlich iſt zweitens, daß alle Männer und Jünglinge, welche den heiligen Krieg der Jahre 1813 und 1814 für das Vaterland mitgefochten haben, vor allen übrigen geehrt werden.

Drittens verſteht es ſich von ſelbſt, daß für die verwundeten und verkrüppelten Krieger dieſer Jahre beſondere Ehrengaſtmäler angeordnet, und daß für die Armen unter ihnen Sammlungen veranſtaltet werden.

Ueber ganz Teutſchland werden dieſe Tage zur Würde eines Kinderfeſtes erhoben. Man macht an ihnen den Kindern Freuden und Geſchenke, und erzählt ihnen in einfältiger Sprache die Geſchichten derſelben und die hohe Bedeutung des Feſtes; zugleich von Gott, von Gottes Hülfe und Stärke in Gefahren und Schlachten, von den Wundern, welche er in den letzten ſechs Jahren gethan, auch von Vaterland und Freiheit und von teutſcher Tugend und was im Tode für das Vaterland Erhabenes und Göttliches iſt — klingen ihnen die erſten Töne. Was die Kindheit und Jugend mit Seele und Liebe erfaßt, das laſſen die ſpäteren Jahre nimmer los.

Wann dieſes Feſt als ein groſes teutſches Volksfeſt über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingeſetzt wird, ſo können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbſt ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Teutſche die Tage vom 16ten bis 19ten Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß ſie an einem derſelben die ernſteſte Verbindung ſchlieſſen, die im Leben geſchloſſen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Teutſcher wohl das höchſte Glück ſeines Lebens beſſer rechnen, als eben von dieſer Zeit?

Damit auch die Kreaturen empfinden, wie fröhliche Tage den teutſchen Menſchen aufgegangen ſind, ſo wird nicht bloß der Menſch, ſondern auch alles Lebendige, was dem Menſchen hilft und dient, beſſer als gewöhnlich gehalten und gepflegt. Der Haushund und Jagdhund bekömmt beſſere Biſſen, die Kuh und der Ochs vom beſten Heu, das Pferd reinen Hafer u. ſ. w. So hielten es unſere Vorfahren weiland an feſtlichen Tagen, ſo halten es die Schweden und Schotten noch, und iſt dies wohl ein feiner und menſchlicher Brauch.

Hieran wollte ich mit dieſen wenigen leichten Worten erinnern. Die Sache ſpricht ſich für ſich ſelbſt aus. Glücklich, wenn alle Teutſche fühlen, was ſie ſind, und was ſie ſeyn könnten, und was ihr Volk als Volk werth iſt. Dann werden in Zukunft im Herzen von Teutſchland nimmer Schlachten geſchlagen werden, die gefeiert werden müſſen, wie die Leipziger Schlacht.

Ueber ein

Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, daß dem ſpäteſten Enkel noch ſage, was daſelbſt im Oktober des Jahres 1813 geſchehen, darüber iſt in ganz Teutſchland, ja wohl faſt in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieſes Denkmal errichtet werden ſoll, darüber werden die Stimmen gewiß eben ſo verſchieden lauten, als ſie über das Erſte einig ſind. Ein kleines unſcheinbares Denkmal, das ſich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig ſelbſt auf irgend einem Platz hingeſtellt, würde in ſeiner Armſeligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abſcheulichſten aller Tyrannen und dem tückiſcheſten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu ſehr beſchämt werden. Das Denkmal muß drauſſen ſtehen, wo ſo viel Blut floß; es muß ſo ſtehen, daß es ringsum von allen Straßen geſehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entſcheidung heranzogen. Soll es geſehen werden, ſo muß es groß und herrlich ſeyn, wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber ſolches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geſchick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich ſchlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunſt keine Aeffereien anbringen und wogegen unſer nordiſcher allen Denkmälern ſo feindſeliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tauſend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin, und laſſe ſie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufthürmen. Auf den Erdhügel werden Feldſteine gewälzt, und über dieſen wird ein koloſſales aus Eiſen gegoſſenes und mit mancherlei Anſpielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrſcher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt, und mit Eichen bepflanzt. — Dieſer Hügel, dieſes Kreuz, und dieſe Bäume wären zugleich ein ächt germaniſches und ein ächt chriſtliches Denkmal, wohin unſere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof groſſer teutſcher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden und anderer um das Vaterland hochverdienter Sehrmänner Leichen begraben würden; denn es iſt der Beſten würdig, in heiliger Erde zu ruhen.

Rede

des franzöſiſchen Senators

Grafen von Fontanes.

Gehalten

in der Senatsſitzung am 22. Dez. 1813,

Erläutert

und durch einige hiſtoriſche Belege beleuchtet

von

E. M. Arndt.

> Wenn er ſeine Stimme holdſelig macht, ſo glaube ihm nicht, denn es ſind ſieben Grauel in ſeinem Herzen.
>
> Spr. Salom. XXVI, 25.

1814.

Kgl Univ Bibl.
Berlin

Die jüngſte, vom Senator Grafen von Fontanes im Senat zu Paris gehaltene Rede iſt in mehreren Rückſichten merkwürdig: am meiſten 1) als ein großes Zeichen des veränderten Glücks, 2) wegen der Sanftmuth, Frömmigkeit, und Menſchlichkeit, die ſie predigt, 3) wegen der Tücke und argen Liſt, die unter freundlichen Scheinen Gift der Zwietracht und des Haſſes kocht. Man mögte ſagen: hier ſteht Reinecke Fuchs, mit dem Strick um den Hals, auf der Galgenleiter, beichtet, und gelobt, Buße zu thun und eine Pilgrimſchaft nach dem gelobten Lande anzutreten; aber wehe den armen Schöpſen, Gänſen, und Hühnern, die ihm glauben! läßt man ihn los, ſo wird er wieder Gurgeln ausreißen und Federn fliegen machen.

Man hat theils wegen des Gegenſatzes der Jahre 1813 und 1814, theils auch wegen des Gifts jener Rede es nützlich gehalten, ſie noch einmal beſonders abdrucken zu laſſen, und mit Anmerkungen zu begleiten. Als den beſten Kommentar aber darüber hat man Auszüge einiger

Reden angeſehen, welche nach der Rückkehr Napoleons aus dem Donaukriege im Herbſt 1809 in Paris gehalten ſind. Es iſt freilich luſtig, daß man jetzt ſagen kann: quantum mutatus ab illo! *) aber immer bleibt es auch nothwendig, gegen die Blendwerke der Lüge zu warnen, wodurch die Franzoſen uns ſo unſäglich geſchadet haben und noch alle Tage ſchaden.

---

*) Wie ſehr verändert von jenem!

I.

Rede

des Grafen von Fontanes,
Präſidenten des geſetzgebenden Körpers,
gehalten an Napoleon den 10 Dez. 1809.

Sire!

Der geſetzgebende Körper ſieht Sie größer jedesmal, daß er die Ehre hat ſich Euerer Majeſtät zu nähern. Jedes Jahr iſt für Sie ein Jahrhundert des Ruhms, jede Heimkehr in Ihre Hauptſtadt iſt ein neuer Triumph.

Als Sie fern von Frankreich waren, verließ Ihr Genius uns doch nicht; er wohnte noch mitten unter uns. Bei der erſten Erſcheinung des Feindes ſtürzten Ihre Völker, auf welche Sie an den Ufern der Donau blickten, ſich in Menge gegen die bedrohete Gränze. Der Feind eilte zu fliehen, als wären Sie gegenwärtig geweſen.

Ihre letzten Großthaten und der glückliche Friede, der darauf gefolgt iſt, werden das Gebiet der Fürſten, Ihrer Verbündeten, vergrößern. Wichtigere *) Vereinigungen werden das Syſtem

---

*) Wie zarte Worte die Zunge des Schmeichlers hat, die Gewalt zu umſchreiben! Vereinigungen für

dieſes weiten Reichs vervollſtändigen, deſſen Glieder ſie ſind und das Sie zum Haupt und Stifter hat. Aber Cäſar, indem er ſeine ganze Macht wieder nimmt, ehret die Rechte, welche nicht die ſeinigen ſind; er markt mit Weisheit die Gränzen des Prieſterthums und des Kaiſerthums ab. Die Religion wird ſich immer auf den Thron ſtützen, der ſie wiederhergeſtellt hat, und der Nachfolger Sankt Peters wird uns immer theurer und ehrwürdiger ſeyn, indem er im Namen des Gottes des Friedens, deſſen Wille die Reiche verwandelt, aber deſſen Dienſt unwandelbar iſt, den Nachfolger Karls des Groſſen ſegnet. *)

Raub, Syſtem für Tyrannei. Freilich hat Napoleon das Böſe bis zum Syſtem geführt, wenn es die Natur hätte, in ein Syſtem gebracht werden zu können.

*) Wahrlich Männer wie der Graf von Fontanes, die ſo zierlich umſchreiben und ſchmeicheln können, ſind geborne Redner einer ſolchen Regierung. Wer ſollte glauben, daß in dieſen Worten von der gewaltſamen Beraubung und Entweihung des päbſtlichen Stuhls die Rede ſey? Der Kaiſer raubt dem Pabſt ſein Gebiet heißt hier: der Kaiſer nimmt ſeine ganze Macht wieder. Napoleon iſt ja in grader Linie der Erbe von Karl dem Großen; wäre er nach Konſtantinopel gekommen, ſo hätte er Konſtan-

Alles, was ſich an Sie ſchließt, wird groß. *) alles, was einem fremden Einfluß folgt, iſt von einem nahen Sturz bedroht. Man muß Ihrer Herrſcherkraft gehorchen: das iſt zu gleicher Zeit der Rath des Heroismus und der Politik.

Sire! Sie ſagten vor einigen Tagen in eben dieſem Pallaſt, daß Ihre erſte Leidenſchaft die Liebe zu Frankreich ſey. **) Dieſes Wort iſt durch alle Herzen geklungen. Sie kündigen heute an, daß der Sieg kein neues Opfer koſten wird. ***) Der geſetzgebende Körper dan-

---

tinus weiland und Muhamed den Zweiten, in Perſien hätte er Cyrus und in Samarkand Dſchingiskan beerbt. Es iſt ein herrliches Ding, wenn man ſich hohe Verwandte zu verſchaffen weiß.

*) Herr von Fontanes hätte an die Republiken von Genua und Lucca, an die Könige von Hetrurien und Spanien, an die Schweitz, an die Vereinigten Niederlande erinnern ſollen. Wie groß hat Napoleon immer ſeine Freunde gemacht!

**) Das muß Herr von Fontanes wiſſen. Man hat keinen Franzoſen gehört, der von Napoleons Liebe als von einer Leidenſchaft geſprochen hätte. Wahrſcheinlich wird hier auf das Mährchen von dem Affen angeſpielt, der ſeine Kinder ſo feſt an ſich drückt, daß ſie den Geiſt aushauchen müſſen; da mögte es paſſen.

***) Die Kriege in Spanien von 1809 bis 1813 wurden ket Ihnen dafür; aber er fürchtet nicht, von einem braven und großherzigen Volke widerlegt zu werden, indem er Ihnen antwortet, daß Franzoſen nichts unmöglich iſt für einen Herrſcher, der ſie mit ſo vielem Ruhm bedeckt *) und der ſie ſo richtig beurtheilt hat, indem er ihre Opfer mit ſeiner ganzen Liebe bezahlt.

Antwort Napoleons.

Ich danke für die Geſinnungen, die Sie mir bezeugen.

Ich kenne die Anhänglichkeit Ihres Körpers an meine Perſon. Frankreich hat einer gemäßigten aber ſtarken Monarchie nöthig. Die jetzige Epoche muß ausgezeichnet ſeyn nicht allein durch den Ruhm der franzöſiſchen Waffen, ſondern auch durch *die Blüthe des Handels und den Glanz der Künſte und Wiſſenſchaften.* (Ohe! Ohe!)

Um Frankreich in die Lage zu bringen, wor-

---

wohl ohne franzöſiſches Blut und Geld geführt — und dann weiter.

*) Wie ſehr er die Franzoſen mit Ruhm bedeckt hat, darüber läßt man ſie ſelbſt billig das Urtheil fällen; richtiger wäre es geweſen, wenn der Redner geſagt hätte: *der ſo viele hunderttauſend Franzoſen mit Erde bedeckt hat.*

in es ſich befindet, habe ich viele Hinderniſſe überwunden. Ich und meine Familie werden unſere liebſten Neigungen immer den Vortheilen und dem Wohl dieſes großen Volkes aufzuopfern wiſſen.

Mit der Hülfe Gottes und der ſtandhaften Liebe meiner Völker werde ich alles überwinden, was ſich meinen großen Entwürfen widerſetzen könnte *).

Ich wünſche noch 30 Jahre zu leben, damit ich 30 Jahre meinen Unterthanen dienen, dieſes große Reich befeſtigen, und alles Glück und alle Blüthe **), worauf ich ſinne, dieſes theure Frankreich verſchönern ſehen kann.

---

*) Wahrlich deine großen Entwürfe verdienten die Hülfe Gottes. Gott hat gezeigt, wie ihm dieſe großen Entwürfe gefielen.

**) Dreißig Jahre ſolches Glücks und ſolcher Blüthe hätten das theure Frankreich zu weit geführt; in den 4 Jahre, die ſeit dem Herbſt 1809 verfloſſen ſind, hat es Rieſenſchritte gemacht.

II.

Einige Stücke der Darſtellung der Lage des franzöſiſchen Reichs den 1. Dez. 1809.

(Darſteller war der Miniſter des Jnnern Montalivet. Wir übergehen die Ueberſchriften: öffentliche Arbeiten, Arbeiten in Paris, Wohlthätigkeitsanſtalten, öffentlicher Unterricht, Wiſſenſchaften, Künſte, Ackerbau, Manufakturen, Minen, Handel, und nehmen das heraus, wo vom Gottesdienſt, dem Krieg, und der Politik gehandelt wird. Alle Ueberſchriften durchzugehen würde uns zu weit führen, zumal da jene erſten Ueberſchriften vom Herrn d'Jvernois in mehreren Schriften und von Herrn Faber in ſeinem Buche: Ueber das Jnnere Frankreichs, trefflich kommentirt ſind.)

Gottesdienſt.

Jn ihrer Achtung gegen die Gewiſſen iſt die Regierung nicht von der Linie gewichen, welche ſie ſich gezogen hatte. Jhre Grundſätze über der Religion haben dieſes Jahr ihre Anwendung gehabt wie die vorhergehenden Jahre.

Nicht allein duldet ſie alle Gottesdienſte, ſie ehrt ſie, ſie ermuntert ſie. Die chriſtlichen

Religionen, auf der Sittenlehre des Evangeliums gegründet, ſind alle der Geſellſchaft nützlich *).

Die Lutheraner aus der Vorſtadt St. Anton, deren Zahl ſich auf mehr als 6000 beläuft, hatten keinen Tempel, und ſeit undenklichen Zeiten hielten ſie ihren Gottesdienſt in der ſchwediſchen Kapelle. Ihre Kirche iſt anerkannt worden, ihre Geiſtlichen ſind vom Kaiſer ernannt und werden auf Koſten des Staats unterhalten.

Eine kalviniſche hohe Schule der Theologie iſt zu Montauban eingerichtet.

Was die Religion betrifft, welche die des Kaiſers, der Kaiſerlichen Familie, und der unendlichen Mehrzahl der Franzoſen iſt, ſo iſt ſie der Regierung der Gegenſtand der eifrigſten Sorgen **) geweſen.

Seine Majeſtät hat Zwiſtigkeiten mit dem Herrſcher von Rom als weltlichem Herrſcher gehabt. Feſt in ſeinen Beſchlüſſen hat der Kaiſer die Rechte ſeiner Krone und ſeiner Völker vertheidigt; er hat gethan, was das große politiſche Syſtem verlangte, welches den Occident wiedergebiert, aber ohne die geiſtlichen Grundſätze anzutaſten. (Ohe! Ohe!)

---

*) Das iſt ein gewaltiges Lob des Heiligſten und Höchſten. Freilich der Mann weiß alles für ſeinen Nutzen anzuwenden, der in ſeinen Volkskatechismus ſetzen ließ: Den Kaiſer verehren und Gott anbeten iſt Ein Dienſt.

**) Freilich auch ſie dem Despotismus dienſtbar zu machen und nur ſolche Erzprieſter und Prieſter zu ernennen, welche das Ewige dem Zeitlichen hingeben.

Alle Welt kennt die Schäden, welche die weltliche Herrſchaft der Päbſte der Religion verurſacht hat. Ohne ſie würde die Hälfte Europas ſich nicht von der katholiſchen Kirche getrennt haben.

Es gab nur Ein Mittel, ſie auf immer ſo großen Gefahren (?) zu entreißen und die Intereſſen des Staats und der Religion mit einander zu vertragen. Der Nachfolger St. Peters mußte Hirte werden wie Sankt Peter; er mußte, einzig beſchäftigt mit dem Heil der Seelen und den geiſtlichen Obliegenheiten, aufhören, durch weltliche Ideen, durch Anſprüche der Herrſchaft, durch Streitigkeiten über Gränzen, Gebiete, Landſchaften beſtürmt zu werden.

Es iſt alſo eine Wohlthat, die Religion von dem geſchieden zu haben, was ihr fremd war, und ſie wieder in ihren Stand evangeliſcher Reinheit *) eingeſetzt zu haben.

---

*) O ſeht doch die zarte Sorge für die chriſtliche Religion bei dem, der den Mammelucken verkündigt hat,

Das Konkordat, welches die Religion in Frankreich wiederhergeſtellt hat, iſt getreulich ausgeführt (?) worden, der Kaiſer hat ſogar über *) ſeine Verpflichtungen gethan; der Pabſt mußte ſeiner Seits die Bedingungen deſſelben halten.

Allemale, wann von dem Kaiſer ernannten Erzbiſchöffen und Biſchöffen kein Vorwurf zu machen war, mußte er ihnen ſogleich die kanoniſche Inſtitution geben. Erfüllte er dieſe Bedingung nicht, ſo ward das Konkordat nichtig, und wir würden uns unter derſelben Ordnung befinden, wie vor dem Konkordat Franz des

---

er verehre *den Gott, der nie einen Sohn hatte!* Der Ausdruck wäre richtiger geweſen, wenn hier für *evangeliſche Reinheit, evangeliſche Nacktheit* ſtände; denn das Geheimniß verſteht keiner wie Napoleon, alles auf die urſprünglichſte Armuth zurückzuführen: eine ecclesia pressa hat er allerdings gemacht. Dies war von dem Manne zu hoffen, der bei ſeiner Landung in Aegypten verkündigte: „Sagt dem Volke, daß wir Freunde der „ächten Muſelmänner ſind. Haben wir nicht den „Pabſt zerſtört, der ſagte, man müſſe mit den Mu„ſelmännern Krieg führen?"

*) *Ueber* ſeine Verpflichtungen. Wer gar keine Verpflichtungen anerkennt, dem muß es oft ſo vorkommen, als ſey er *über ſeine Verpflichtungen gnädig.*

Erſten und Leo des Zehnten. Dieſe Ordnung war die der Pragmatiſchen Sanktion des H. Ludwig, ſo ſehr betrauert von unſrer Kirche, von der hohen Schule von Paris, und von dem Parlamente.

Mordbrenneriſche Schriften und Bullen, von der Unwiſſenheit und der ſträflichſten Vergeſſenheit der Religionsgrundſätze eingegeben, ſind in den verſchiedenen Theilen des Reichs ausgeſtreut worden. Allenthalben (?) ſind dieſe Misgeburten mit Verachtung und Spott aufgenommen worden. Die Thatſachen redeten zu laut: 30 Millionen Franzoſen, 18 Millionen Italiäner, und ſo viele Völker von den Ufern der Weichſel bis zu den Geſtaden der Elbe und des Rheins bezeugen die Sorge, welche die franzöſiſche Regierung angewandt hat, die Religion unſerer Väter zu beſchützen. (Hört ihn!)

Die Vorſicht und die Weisheit unſerer Vorfahren haben uns gegen frevelhafte Verſuche der Gregore der Siebenten, und ſolcher, die ihren unſeligen Meinungen beifallen konnten, beſchirmt. Die Sorbonne, die hohe Schule von Paris, die Gallikaniſche Kirche haben nie einen dieſer ungemeſſenen Grundſätze anerkannt.

Die Könige ſind allein Gott verantwortlich, und der Pabſt ſoll nach den

Grundſätzen Jeſu Chriſti wie die andern *) dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt. Die weltliche Krone und das Szepter der Weltgeſchäfte ſind ihm von dem nicht in die Hände gethan, der gewollt hat, daß man ihn den Knecht der Knechte Gottes nannte, und der ihm unaufhörlich die chriſtliche Liebe und Demuth anbefiehlt.

Die Unwiſſenheit begünſtigt den Fanatiſmus. Auch hat Seine Majeſtät befohlen, daß die Grundſätze der hohen Schule von Paris und die Erklärung der Geiſtlichkeit vom Jahr 1682 in den Seminarien gelehrt werden ſollen; er hat den Einfluß einer geſunden Lehre der menſchlichen Schwachheit entgegenſetzen wollen, welche ihn dahin bringt die heiligſten Dinge für die gemeinſten Intereſſen zu misbrauchen.

Seine Majeſtät der Kaiſer hat viel für die

---

*) Wie die andern. Wir wiſſen, daß dieſe andern in Napoleons Sinn die ganze Welt bedeuten. Es erregt ein Lächeln, wenn man denkt, wie hier ein heuchelnder und ſchmeichelnder Phariſäer die Antwort anwendet, welche Chriſtus den lauernden und tückiſchen Phariſäern gab. — Chriſtliche Liebe und Demuth und Mäßigkeit und Menſchlichkeit nennt der Wolf, der die Lämmer zerreißen will, die hündiſche und kriechende Schande, die ihm die Füße lecken ſoll.

Religion gethan; ſeine Abſicht iſt, noch mehr zu thun: und in der Maaße, wie die 30 Millionen geiſtlicher Jahrgelder erlöſchen werden, denkt er die Anwendung dieſer Erlöſchungen zur Verbeſſerung der Kirche vorzuſchlagen. Eine einzige Verpflichtung in Hinſicht der weltlichen Dinge iſt von dem göttlichen Rechte aufgelegt, nemlich daß die Päbſte vom Altar leben und mit der ihrem heiligen Amte nothwendigen Achtung umgeben ſeyn ſollen *).

Krieg.

Während der Kaiſer ſo alle die Verbeſſerungen bereitete, welche jedes Jahr ſeiner Regierung Frankreich ſichert, während die jährliche Ausführung der Geſetze über die Konſkription

---

*) Wie viel Napoleon für die Religion und den Gottesdienſt gethan hat, lernt man am beſten aus Fabers oben angeführtem Werke: alle Unterrichtsanſtalten verfallen, alle Hülfsmittel des öffentlichen Gottesdienſtes von der Regierung an ſich geriſſen, kurz Geiſtlichkeit und Dienſt zu einer Art von Bettelhaftigkeit herabgebracht, auſſerdem die Prieſter für deſpotiſche Mittel gemisbraucht — das nennt Herr von Montalivet viel für die Religion thun und den Pabſt und die Geiſtlichkeit mit der ihrem heiligen Amte nothwendigen Achtung umgeben.

ohne Schwierigkeiten, ohne Reibungen *), die Reihen unſerer Legionen voll erhielten, vermaſſen ſich unſere Feinde, welche auch die ſeinigen ſind, des Verſuchs gigantiſcher Anſtrengungen. Aber wir haben euch deſſen ſchon wieder erinnert: wenige Tage nachdem er eure Sitzung von 1808 eröffnet hatte, hatte der Kaiſer die ſpaniſchen Heere geſchlagen, war in Madrid eingezogen, hatte ſeinen Bruder auf den Thron geſetzt, hatte durch einen geſchwinden und geſchickten Marſch das engliſche Heer eingeholt, verfolgte es, ohne ihm Zeit zum Athemholen zu laſſen, und war ſo an der Gränze Galliziens angekommen, nachdem er eine große Menge von Gefangenen gemacht und ihm ſeine Hoſpitäler, ſein Gepäck, und ſeine Kriegsvorräthe abgenommen hatte **). Da erhielt er Kunde von dem Vertrag, wodurch der Wiener Hof ſich verpflichtet hatte, den aufgeſtandenen Juntas 100,000 Gewehre zu liefern. Er erfuhr zu gleicher Zeit, daß Oeſterreich zu den Waffen eilte und daß ſeine Bewaffnungen ſchon das Schrecken in die Bundesſtaaten getragen hatten. Er hemmte ſogleich ſeinen triumphirenden Marſch *), ließ ſeine Heere in Spanien, und glaubte, daß ſeine Gegenwart hinreichen würde, um ſeine Feinde zu zerſtören.

---

*) Die Reibungen (frottemens) der Stricke und Ketten an Händen und Füßen, womit die armen Konſkribirten oft weggeführt werden, ſind hier als Kleinigkeiten billig vergeſſen.

**) Wie lächerlich! Der große John Moore ſchoß wohl mit Sand, als er Soults Heer bei Corunna ſchlug? Pulver und Kugeln hatte Napoleon ihm ja abgenommen.

Gewiß nie hat Seine Majeſtät Europa einen größeren Beweis von der Stärke ſeines Karakters und von der Macht ſeines Genies gegeben. 30 Regimenter jener alten Truppen, die bei Ulm, Auſterlitz, Jena, Friedland geſiegt hatten, blieben in Spanien, und er kam ſich an die Spitze ſeiner Verbündeten und ſeiner neuen Aushebungen zu ſetzen.

Sie erinnern ſich, meine Herrn, der Unruhen, die wir damals empfanden, und die ſich ſo ſehr fortpflanzten, daß jenes ſo oft beſiegte Volk und das ſein Daſeyn der Großmuth **)

---

*) Die Hemmung dieſes triumphirenden Marſches hatte, wie wohl unterrichtete Leute uns erzählt haben, ſeinen Grund in dem Preiſe von 2 Millionen Piaſter, welchen der ſpaniſche Herzog von Infantado (vom alten arragoniſchen Königsblut) auf den Kopf des Thronenräubers geſetzt hatte: er nahm die geſchwindeſte Flucht aus Spanien und hat ſich ſeitdem wohl gehütet den gefährlichen Boden wieder zu betreten.

**) Napoleon großmüthig? Ohe! Herr von Fontaunſers Herrſchers verdankte, unſre Verbündeten erobern und unſer Gebiet antaſten würde. Der Kaiſer von Oſterreich mit einem Heer von 500 000 Mann, erſtaunliche Anſtrengung und Wunder des Papiergeldes, glaubte zu einem gewiſſen Siege zu ziehen. Baiern und Italien wurden ohne Kriegserklärung angefallen; Menſchen wurden erſchlagen, ohne zu wiſſen, daß ſie Feinde hatten *): ein Betragen, worüber die Geſchichte mit Recht ein ſtrenges Gericht halten wird.

Der Kaiſer reiſte den 13. April von Paris ab, und kam den 18ten ohne Leibwachen, ohne Equipagen, ohne Pferde an. Jene aus den verſchiedenen Theilen Teutſchlands in der Eile zuſammengebrachte Truppen waren erſtaunt über einen unerwarteten Angriff und über dieſe Wolke von Feinden, die ſie von allen Seiten umgaben. Schon war Regensburg mit einem der ſchönen

---

nes hätte nicht vergeſſen ſollen, wie vieler Siege die tapferen Oeſtreicher ſich auch über die Franzoſen rühmen können. Er iſt nie in der Lage geweſen, mit Oeſtreich nach Willkühr zu ſchalten: dann würde kein Oeſtreich mehr ſeyn; aber Oeſtreich und andere Staaten haben große Verluſte durch Friedensſchlüſſe gemacht, weil ſie eine Zeitlang glaubten, Napoleon werde beſchworne Verträge halten: aber im Frieden hat er immer ſeine Eroberungen gemacht.

*) Unverſchämte Lüge: Oeſtreich erklärte den Krieg, und griff dann an.

Regimenter unſers Heers genommen; aber plötzlich vernimmt man ein Feldgeſchrei: die Nachricht von der Ankunft Seiner Majeſtät, von allen Münden wiederholt, fliegt durch alle Reihen. Der Kaiſer durch ſeine gewöhnlichen Manöver ſchneidet zwei Korps des feindlichen Heeres ab; ſchlägt ſie den 20ſten bei Abensberg; den 21ſten marſchirt er auf Landshut, bemeiſtert ſich der Stadt, der Iſerbrücke, des Hauptquartiers und Operationsmittelpunktes des Feindes, durchſchneidet dadurch die Verbindungen des feindlichen Heers, bemächtigt ſich ſeines Gepäcks, ſeiner Brückenequipagen, ſeiner Hoſpitäler; den 22ſten marſchirt er auf Eckmühl, umgeht die Linie des Heers des Prinzen Karls, welches durch die Abſchneidung der zwei andern Korps auf vier Korps gebracht war, bringt es in völlige Unordnung, nimmt 30 000 Mann und 100 Kanonen, und ſchläft noch den Abend auf der Ebene von Regensburg in dem Hauptquartier des Prinzen Karl; den 23ſten verfolgt er den Feind mit dem Degen in den Rippen, zerſtört die öſtreichiſche Reiterei, und bemächtigt ſich Regensburgs, und der 12 000 Mann, die der Feind dort gelaſſen hatte.

Binnen 48 Stunden, wie vom Donner getroffen, hat das öſtreichiſche Heer ſchon ſein Schickſal entſchieden geſehen. Von ſeinen ſechs

Korps, deren jedes über 40,000 Mann ſtark war, ſind fünf ſchon geſchlagen, auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen, und von einander getrennt. Die Trümmer von vier Korps ſind auf die Donau geworfen; die beiden andern ſind auf den Inn geworfen, ohne Brücken, ohne Magazine, ohne Hoſpitäler. Das Gerücht von dieſen Unfällen gelangt bald zu dem Herrſcher von Oeſtreich, und in weniger als zwei Tagen folgt die tiefſte Beſtürzung auf die thörigteſte Vermeſſenheit.

Unterdeſſen hatten das achte und neunte Korps, welche das öſtreichiſch-italiäniſche Heer ausmachten, unſre Truppen überfallen, die weit entfernt waren, ſich ſo großer Untreue zu verſehen, hatten Palma-Nova und Venedig geſperrt, und befanden ſich den 28. April an der Etſch.

Der Plan des Kaiſers war nicht zweifelhaft. Nachdem er das große Heer des Prinzen Karl niedergelegt und vier ſeiner Korps auf Böhmen geworfen hatte, verfolgte er die beiden Korps, die ſich auf den Inn zurückgezogen, er marſchirte auf Salzburg, auf Linz, auf Oberöſtreich, und Steiermark, um das öſtreichiſch-italiäniſche Heer zu umgehen, um ſeinem Heere und ſeinen Staaten Italiens, die ſeinem Herzen ſo theuer ſind (?), zu helfen.

Kaum war ein Monat verfloſſen ſeit dem ungerechten *) Angriff des öſtreichiſchen Heers, als das bombardirte Wien genöthigt wird, ſeine Thore zu öffnen und ſich vor unſerm triumphirenden Heere zu beugen.

Das öſtreichiſch-italiäniſche Herr bemerkte bald, daß ſeine Flanken entblößt waren, und fühlte die Nothwendigkeit des Rückzugs. Der Vicekönig, Sieger an der Piave, auf den Slaviſchen Alpen, in Kärnthen **), gelangte an die Gränzen Steiermarks und machte ſeine Vereinigung mit dem großen Heere. Wenige Zeit darauf ſchlug er den Feind in dem Innern ***)

---

*) Ungerecht, treulos, ſchändlich heißt in der diplomatiſchen Sprache Napoleons alles, was ſeine Plane ſtört und ihm ungelegen kömmt. Hier war kein Ueberfall und und keine Treuloſigkeit; man hatte unterhandelt, konnte nichts gewinnen, erklärte den Krieg, und griff an.

**) Es hätte erzählt werden ſollen, wie oft der Prinz Vizekönig vom Erzherzog Johann geſchlagen war, ehe jener auf Befehl zurückgehen mußte: an der Piave und in Kärnthen hatte es keine Schlachten, ſondern nur Scharmützel.

***) Der Herr Berichterſtatter iſt ein ſehr unwiſſender Geograph; die Rechnung wäre richtig, wenn Ungarn nur 8 Meilen im Durchmeſſer hätte.

Ungarns. Die Schlacht bei Raab feierte den denkwürdigen Jahrestag von Marengo und Friedland, was dem Kaiſer Veranlaſſung gab, ſeinem adoptirten Sohn zu ſchreiben: Ihr Sieg iſt ein Enkel von Marengo.

Die Trümmer der verſchiedenen feindlichen Korps würden ſich nicht haben vereinigen können und würden gefangen und entwaffnet ſeyn, wenn durch einen ungefären Zufall das Austreten der Donau das franzöſiſche Heer nicht aufgehalten hätte. Das Genie des Kriegs, die Anſtrengungen der Kunſt beſiegten dieſe unvorhergeſehenen Hinderniſſe. Man muß in dem Waffenhandwerk wechſelsweiſe den Muth und die Stärke des Löwen mit der Liſt und Klugheit des Fuchſes verbinden *).

---

*) Der Artikel der Niederlage Napoleons bei Eßlingen und Aſpern iſt mit der Zartheit der Lüge behandelt, wie der Artikel von der Beraubung und Schändung des Pabſtes in Rom. Wir erinnern uns noch recht wohl, daß Napoleon in ſeinen Verkündigungen nach den Schlachten bei Eckmühl und Regensburg ſagte: Der Bliz vom Himmel iſt auf das öſtreichiſche Heer gefallen und hat es in Staub verwandelt. Der Lobredner hier ſpricht eben von 30,000 und 12,000 Gefangenen, vom Verluſt des Geſchützes und Troſſes, und von fünf zertrümmerten

Endlich die Schlacht von Wagram, worauf der Waffenſtillſtand von Znaim folgte, ließ die Waffen aus den Händen unſerer Feinde fallen. Es blieb ihnen keine Hoffnung als in der Grosmuth des Siegers, welche ſie ſo oft verkannt hatten. (Ohe!)

Armeekorps; und nun wirkt hier das liebe Ungefär und ein bißgen Donauwaſſer ſo allmächtig, daß das Genie des Kriegs dieſe Trümmer nicht zerſtören kann, ja daß die Trümmer das unbeſiegliche Heer zertrümmern — Bei allen dieſen und den vorigen Gaukeleien iſt nur die Eine Wahrheit vergeſſen, daß die Franzoſen auf ihres Kaiſers Befehl ihre auf der Donaubrücke von Regensburg Verwundeten, um ſie wegzuſchaffen, ſogleich über die Bruſtwehr in den Strom warfen.

Sehr naiv iſt endlich das Bekenntniß, daß der Löwe zuweilen der Liſt des Fuchſes gebrauchen muß; er hätte hinzuſetzen können: ſogar der Eſelshaut, obgleich man den Eſel nur in der Löwenhaut kennt. Ich meine, der Fuchs guckt hier mit ſeinen ſpitzen Ohren und ſeinem ſchelmiſchen Schwänzeln allenthalben durch; mit Recht gelitten aber haben wir andere dafür, daß wir dieſen franzöſiſchen Fuchs ſo oft uns als einen Löwen haben einbilden laſſen. So z. B. will er uns hier die Niederlage bei Eßlingen zu bloßem Donauwaſſer machen, und ſie zapfte doch ſicher aus 45,000 franzöſiſchen Leibern Blut.

Durch den Frieden von Wien haben Frankreich und alle ſeine Verbündete beträchtliche Vortheile erworben und das feſte Land iſt von neuem befriedet worden. Wir wollen hoffen, daß der Friede länger ſeyn wird, als der Presburger, und daß den Menſchen, welche das öſtreicher Kabinett nach dem Frieden von Presburg irre führten, nicht gelingen wird, es nach dem Wiener Frieden zu verleiten. Sie würden den Untergang ihres Herrn herbeiführen; denn Frankreich, groß, mächtig, und ſtark, wird ſich immer auſſerhalb dem Bereich der Anzettelungen und Ränke ſeiner Feinde befinden.

(In dieſem Tone geht es über die Spanier und über die Engländer und ihre Unternehmungen in Spanien und an der Niederländiſchen Küſte fort.)

Politik.

Das Herzogthum Warſchau iſt durch einen Theil Galliziens vergrößert. Es wäre dem Kaiſer leicht geweſen, ganz Gallizien mit dieſem Staat zu vereinigen, aber er hat nichts thun wollen, was ſeinem Bundesgenoſſen dem Kaiſer von Rußland Unruhe machen könnte. Das Gallizien der früheren Theilung iſt faſt ganz in der Macht der Oeſtreicher geblieben. Seine Majeſtät hat die Wiederherſtellung

Polens nie zur Abſicht gehabt. Was der Kaiſer für das neue Gallizien gethan hat, iſt ihm nicht ſo ſehr durch die Politik als durch die Ehre befohlen worden: er konnte die Völker, die ſich mit ſo vielem Eifer für die Sache Frankreichs gezeigt hatten, nicht der Rache eines unverſöhnlichen *) Fürſten überlaſſen.

Ein junger öſtreichiſcher Prinz, derſelbe, der im Jahr 1805 zu Ulm befehligte, eben ſo anmaßend als unwiſſend in der Kriegskunſt, hat nur verſtanden mit 40,000 Mann von dem Prinzen Poniatowsky, der 13,000 Mann befehligte, ſich ſchlagen zu laſſen. Durch die ſchlechten Verfügungen ſeines Generals verlor das Haus Oeſtreich das weſtliche Gallizien, deſſen Einwohner *das bleierne Joch*, das auf ihnen laſtete, mit Enthuſiasmus abſchüttelten. Es war eine Pflicht für den Kaiſer, ſie demſelben nicht wieder zu unterwerfen. Seine Majeſtät wünſcht, daß die Bewohner des Großherzogthums Warſchau unter der weiſen Regierung des Königs von Sachſen ihre Ruhe ſichern und ihrer gegenwärtigen glücklichen Lage ge-

---

*) Der gütige und menſchenfreundliche Kaiſer Franz *unverſöhnlich?* wie man doch die Menſchen immer nach ſich beurtheilt!

nießen, ohne ihren Nachbarn Unruhe zu geben *).

Die Könige von Baiern, von Weſtphalen, von Wirtemberg, und die andern Bundesfürſten werden alle einen Zuwachs an Gebiet erhalten. Es wäre Frankreich ohne Zweifel leicht geweſen, ſeine Gränzen über den Rhein auszudehnen; aber dieſer Fluß iſt die unwandelbare Gränze der unmittelbaren Staaten ſeines Reichs **).

Die Hanſeſtädte werden ihre Unabhängigkeit ***) behalten; ſie werden gleichſam ein Mittel von Kriegsrepreſſalien in Hinſicht Englands ſeyn.

---

*) Lügt tüchtig! Hätte Erzherzog Ferdinand in Ulm befehligt, ſo wäre es den Franzoſen dort nicht ſo leicht geworden; er war es, welcher die Ehre der Schande vorzog und ſich durchſchlug. — Von einem bleiernen Joch der Menſchen, welche Oeſtreichs Unterthanen heißen, weiß kein Menſch; nur wo Napoleon und ſeine Franzoſen gebieten, liegt Blei auf den Nacken und Köpfen.

**) So ſprach Napoleon auch, als er im Herbſt 1805 über den Rhein ging; aber was geſchah die folgenden Jahre? Die Franzoſen dieſer Zeit haben, könnte man ſagen, auch die Unverſchämtheit und Lüge in ein Syſtem gebracht.

***) Siehe die vorige Anmerkung.

Der Friede mit Schweden wird ungeſäumt geſchloſſen werden.

In den politiſchen Verhältniſſen des Rheinbundes und des Helvetiſchen Bundes wird nichts geändert werden.

Zum erſten Mal ſeit den Römern wird ganz Italien demſelben Syſtem unterworfen ſeyn. Die Vereinigung der Römiſchen Staaten war für dieſes große Reſultat nothwendig. *) Sie durchſchneiden die Halbinſel vom mittelländiſchen Meer bis zum adriatiſchen Meer, und die Geſchichte hat bewieſen, von welcher Wichtigkeit eine unmittelbare Verbindung zwiſchen Oberitalien und dem Königreiche Neapel war **).

---

*) Wer will das bezweifeln? Erklärte nicht die franzöſiſche Regierung, als ſie Toſkana beſetzte, ganz naiv, die Vereinigung des Landes mit dem großen Reiche ſey auch wegen der Poſten und Kuriere nothwendig?

**) Hiewieder läßt ſich nichts ſagen. Wer Italien deſpotiſch beherrſchen will, dem wird eine Macht wie die päbſtliche immer im Wege ſeyn. Aber man mögte fragen, was hatten Karl der Achte, Ludwig der Zwölfte, Franz der Erſte, und jetzt Napoleon in Italien zu thun? mit welchem Rechte kamen ſie dahin? Da wird dies alles etwas anders klingen.

Es ſind drei Jahrhunderte, daß, während Karl der Achte die Eroberung dieſes Reichs machte, der Pabſt plötzlich ſeine Geſinnung änderte und ein furchtbares Bündniß gegen ihn bildete; der Rückzug des Königs fand ſich abgeſchnitten, und er kam nur nach Frankreich, indem er über die Leichen der Verbündeten wegſchritt, an deren Spitze der Pabſt bei Fuornovo war. Aber warum Beiſpiele ſuchen in der Geſchichte Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften, Franz des Erſten? Haben wir nicht in unſern Tagen den Pabſt die Engländer in ſeine Hauptſtadt und ſeine Häfen aufnehmen ſehen, welche aus dieſem Sicherheitsort das Königreich Neapel und das Königreich Italien erſchütterten und Geld und Dolche an die Mörder *) austheilten, die unſre Soldaten in den Thälern Kalabriens erwürgten. Der Kaiſer hat verlangt, daß der Pabſt den Engländern ſeine Häfen verſchlöſſe; ſollte man glauben, daß der Pabſt dies Verlangen verworfen hat? Er hat ihm vorgeſchlagen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Königreich Neapel und Italien zu ſchlieſſen; der

---

*) Mörder? So heißen, die für ihren alten Herrſcher ſtritten. Was ſich dem franzöſiſchen Joche nicht willig und demüthig beugt, heißt immer Mörder, Straſſenräuber, und Bandit.

Pabſt hat dieſen Vorſchlag zurückgewieſen *). Es giebt ſeit dem Presburger Frieden keine bedeutende Begebenheit, wobei der römiſche Hof nicht ſeinen Haß gegen Frankreich offenbart hätte. Jede Macht, die in Italien überwiegend wird, iſt ſogleich ſein Feind. So z. B. vor der Schlacht bei Auſterlitz, vor der bei Friedland erhielt der Kaiſer von Rom Breven voll Bitterkeit. Man ſah darauf den Pabſt über die durch den Kodex Napoleon geheiligten Duldungsgrundſätze ſich beklagen; man ſah ihn ſich gegen organiſche Geſetze erheben, welche das Innere des Reichs ordnen und worin ſich zu miſchen er unter keinem Titel das Recht hatte. Man ſah ihn Feuerbrände in unſere Landſchaften werfen; er ſuchte ſo das große Reich zu theilen, zu erſchüttern, und man kann nicht zweifelhaft ſeyn über das, was er gethan haben würde, wenn irgend eine wichtige Schlacht verloren worden wäre. Der römiſche Hof hat ſeine geheimen Geſinnungen

---

*) Dem Pabſt iſt Vermittelung und Verſöhnung der Streite, Friedſeligkeit gegen alle Staaten als ſeine Rolle angewieſen. Napoleons Politik war, ihn durch Verwickelung in unrechtliche, ja ſchändliche Verhältniſſe zu beſchmutzen; daß der heilige Vater Ehre und Recht zu ſeinen Grundſätzen machte, wird hier als Aufruhr und Haß gegen Frankreich geſtämpelt.

nur zu ſehr enthüllt; er hat die Dienſte, welche der Kaiſer der Religion gethan, nicht verkennen können: aber dieſer Grund zur Dankbarkeit, der für das Haupt der Kirche ſo mächtig ſeyn mußte, vermogte nichts über den Haß des weltlichen Herrſchers. (??)

Ueberzeugt von dieſen durch die Geſchichte aller Zeiten und durch unſre eigne Erfahrung geheiligten Wahrheiten, hatte der Kaiſer nur zwiſchen zwei Entſchlüſſen zu wählen, entweder einen Patriarchen zu ſchaffen und Frankreich von jedem Verhältniß mit einer feindſeligen Macht, die ihm zu ſchaden ſuchte, zu trennen, oder die weltliche Herrſchaft zu zerſtören, die einzige Quelle des Haſſes des römiſchen Hofes gegen Frankreich. Der erſte Entſchluß würde in gefährliche Erörterungen hineingeriſſen und das Schrecken in einige Gewiſſen geworfen haben: der Kaiſer hat ihn verſchmäht; der zweite war die Ausübung der ſeiner Kaiſerkrone anklebenden Rechte, weswegen der Kaiſer niemand verantwortlich (?) iſt: der Kaiſer hat ihn genommen — die Päbſte und keine Prieſter im Reiche müſſen nicht weltliche Herrſchaft haben. Nie wird der Kaiſer das Recht der dreifachen Krone erkennen; er erkennt nur die geiſtliche Sendung, welche Jeſus Chriſtus den Hirten der Kirche gegeben und welche

Sankt Peter und ſeine frommeſten Nachfolger zum großen Vortheil der Kirche ſo rein und ſo heilig erfüllt haben.

Das Königreich Neapel hat während dieſer Jahre eine neue Feſtigkeit erhalten. Der König hat auf die Organiſation ſeiner Staaten eine beſondere Sorge verwandt; er hat in allen Theilen der Verwaltung die Ordnung wieder hergeſtellt; er hat die Straßenräuberei unterdrückt; und ſeine Völker von der erſten bis zur letzten Klaſſe haben Geſinnungen gezeigt, die zugleich ihr Lob und das Lob ihres Herrſchers ſind. Die Geiſtlichkeit von Neapel, wie die franzöſiſche aus aufgeklärten Männern beſtehend, hat die Achtung des Kaiſers verdient. Ein einziger Geiſtlicher, der Erzbiſchoff von Neapel, hat den Eid verweigert, den er dem Herrſcher ſchuldig war. Vergebens haben die Theologen ſich bemüht, ihn zu überzeugen, er hat auf ſeinem Irrthum beharrt. Seine dicke Unwiſſenheit macht die Satire derer, die ihn zu einem ſo hohen Poſten befördert haben *)

Holland iſt wirklich nur ein Theil Frankreichs. Man kann dies Land nicht

---

*) Aufgeklärte Männner, ſolche, welche den Gang der Vorſehung und die hohen Beſtimmungen Napoleons erkennen, heißen die aus Geiz oder

beſſer beſchreiben, als wenn man ſagt, es ſey die Anſchwemmung des Rheins, der Maas, der Schelde, der großen Pulsadern des Staats. Die Richtigkeit ſeiner Zollverfaſſung, die Denkungsart ſeiner Agenten, und die immer nach einem Schleichhandel mit England ſtrebende Neigung ſeiner Bewohner — alles hat es zur Pflicht gemacht, ihm den Handel des Rheins und der Weſer zu unterſagen. So zwiſchen Frankreich und England eingeklemmt, iſt Holland der unſerm Syſtem feindſeligen Vortheile beraubt, welchen es entſagen muß, und auch derer, welche es genießen könnte; es iſt gut, daß alles dieſes wieder zu ſeiner natürlichen Ordnung zurückkehre.

Seine Majeſtät hat auch auf eine glänzende Weiſe die Vortheile der Helvetiſchen Bundesakte verſichern wollen, indem er den Titel Vermittler der Schweitz mit ſeinen übrigen Titeln verbindet. Dadurch wird den Schweizern genug geſagt, daß das Glück für ſie an dem Tage verloren ſeyn wird, wo ſie dieſes Palladium ihrer Unabhän-

---

Furcht blind gehorchenden Sklaven: blinde und dicke Unwiſſenheit iſt bei denen, die noch andere Pflichten ehren als den thieriſchen Gehorſam gegen tyranniſche Willkühr.

gigkeit *) antaſten werden. Die Brücke von Baſel hat den franzöſiſchen Truppen häufige Gelegenheiten gegeben **) das Helvetiſche Gebiet zu verletzen; ſie war ihnen für den Rheinübergang nothwendig. Seine Majeſtät hat eben befohlen, daß eine bleibende Brücke zu Hüningen erbaut werden ſoll.

Die Illyriſchen Landſchaften decken Italien, geben ihm eine grade Verbindung mit Dalmatien, und verſchaffen uns einen unmittelbaren Berührungspunkt mit dem Reiche von Konſtantinopel, welches Frankreich aus ſo vielen Gründen und alten Intereſſen muß erhalten und beſchützen wollen.

Spanien und Portugal ſind der Schauplatz einer wüthenden Revolution ***). Die zahlrei-

---

*) O die ſchöne Unabhängigkeit, wo man in Paris die Befehle holen und jährlich Tauſende der blühenden Schweitzerjugend in die weite Fremde treiben und abſchlachten laſſen mußte!

**) Wie zart iſt dies wieder ausgedrückt! Wie ein Bordel die vorübergehende Jugend verlockt, ſo lag die fatale Brücke bei Baſel da, und gab Napoleon und ſeinen Soldaten die verführeriſche Gelegenheit zur Sünde: zur Verletzung des neutralen Schweitzergebietes.

***) O den Wolf in Schaafskleidern, der Frieden und chen Agenten Englands fachen und unterhalten den Brand, den ſie angezündet haben. Die Kraft, die Macht, und die ruhige Mäſſigkeit des Kaiſers werden ihnen friedliche Tage wiedergeben. Wenn Spanien ſeine Kolonien verliert, ſo hat es ſo gewollt. Der Kaiſer wird ſich der Unabhängigkeit der Kontinentalländer Amerikas nie widerſetzen *). Dieſe Unabhängigkeit iſt in der nothwendigen Ordnung der Begebenheiten, ſie iſt in der Gerechtigkeit, ſie iſt in dem wohlverſtandenen Vortheil aller Mächte. Frankreich

---

Sänftmuth predigt! Alſo dieſe wüthende Revolution haben die Engländer angezündet, und fachen ſie immer wieder an. Wer betrog die Spanier mitten in den Verhältniſſen von Freundſchaft und Bundsgenoſſenſchaft? wer überſchwemmte Spaniens Landſchaften mit Heeren? wer bemächtigte ſich verrätheriſch der beiden Hauptgränzfeſtungen Pamplona und Barcellona? wer zettelte und unterhielt Zwietracht im königlichen Hauſe? wer ſetzte die Könige und Prinzen von Spanien ins Gefängniß? wer ließ das Blutbad in Madrid halten? wer ließ ſo viele edle und patriotiſche Spanier einkerkern und hinrichten? wer drang einem edlen und ſtolzen Volke einen Abentheurer als König auf? Nicht wahr, das alles thaten die blutdürſtigen und treuloſen Engländer? O nein! der friedliche und mäßige Napoleon, welcher ihnen Tage des Friedens wieder zu bringen verſpricht.

*) Weil er nicht kann.

hat die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas feſtgeſtellt; es hat beigetragen, es um verſchiedene Landſchaften zu vergrößern; es wird immer bereit ſeyn, ſein Werk zu vertheidigen *). Seine Macht hängt nicht vom Monopol ab **); *es hat kein der Gerechtigkeit feindſeliges Intereſſe*; (?) nichts, was zu Amerikas Glück beitragen kann, ſteht dem Glücke Frankreichs entgegen, welches immer reich genug ſeyn wird, wenn es ſich bei allen Völkern und auf allen Märkten Europas mit Gleichheit behandelt ſehen wird. Die Völker von Mexiko und Peru mögen nun entweder mit dem Mutterlande vereinigt ſeyn oder ſich zu der Höhe einer edlen Unabhängigkeit erheben wollen, Frankreich wird ſich dem nicht widerſetzen *), vorausgeſetzt, daß dieſe Völker keine Verbindung mit England eingehen. Für ſein Glück und ſeinen Handel hat Frankreich nie nöthig, ſeine Nachbarn zu placken noch ihnen tyranniſche Geſetze aufzulegen **).

---

*) Wie die Franzoſen und Napoleon die Werke, welche ſie, wie es klang, immer für die Ewigkeit gründeten und baueten, erhalten und vertheidigt haben — das haben uns die letzten 15 Jahre genug gelehrt. Wo ſind die Staaten und Republiken geblieben, die als ewig geprieſen wurden? Ich führe hier nur eine Stelle aus einem Briefe an, den der hohe Vermittler den 30. Dezember 1802 an die Helvetier ſchrieb: „Und es würde mir ein peinlicher Gedanke ſeyn, „daß in einer Epoche, wo verſchiedene neue Republiken ſich erhoben haben, das Schickſal das Ende „einer der älteſten verhängt hätte.“ — Und der ſo ſchrieb, wo hat er die neuen Republiken hingethan?

**) Wir haben den Napoleon, der uns durch franzöſiſche Manufakturedikte und ſeine Licenzen bemonopoliſiren wollte, wohl kennen gelernt.

Wir haben die Kolonieen von Martinique und Cayenne verloren; beide ſind ſchlecht vertheidigt worden. Ihr Verluſt iſt aber von keinem Gewicht in der Wage der allgemeinen Angelegenheiten. Sie werden uns im Frieden zurückgegeben werden blühender, als ſie waren, da ſie uns entriſſen wurden ***).

---

*) Wieder aus dem einfachen Grunde, weil es nicht kann.

**) Wie Frankreich uns für ſeinen ſogenannten Handel ſeit 10 und 7 Jahren geplackt hat, wiſſen wir wohl. Zu ſeinem Glück hat es eben nicht gedient; es war eine der größten Tollheiten Napoleons.

***) Alſo die Rückgabe iſt ſo ausgemacht? Und blühender werdet ihr ſie wiedererhalten? Das wollte der Redner nicht ſagen, denn es iſt das größte Lob der Engländer; aber bei aller Pfiffigkeit der Franzoſen ſpringt die Wahrheit doch immer irgendwo aus den Kindsköpfen heraus.

Endlich hat der Friede den Kaiſer unter uns zurückgeführt. Alle Körper des Staats haben ihre Huldigungen zum Fuße ſeines Throns getragen; ſeine Antworten ſind in eure Herzen gegraben. Der Monarch, welcher am meiſten die Bewunderung und Begeiſterung erregt, iſt auch derjenige, welcher am meiſten der Liebe würdig iſt *). Er hat es uns geſagt: er ſetzt in der, welche er einflößt, alle ſeine Hoffnungen des Glücks. Franzoſen, er hat ſich alſo einmal irren können, als er hinzugeſetzt hat, daß andere Fürſten glücklicher geweſen ſeyen, als er.

(Darauf antwortete der Präſident alſo:)

Sie haben den Ruhm des Monarchen gemahlt, indem Sie die Wohlthaten ſeiner Verwaltung ſchilderten. Es iſt ihm nicht genug, ſeine Feinde ſo oft auf dem Schlachtfelde beſiegt zu haben; er will ſogar ihre letzten Hoffnungen niederſchlagen. Er vollendet gewiſſermaßen ihre Niederlage, indem er ſeine innere Regierung mehr und mehr befeſtigt.

---

*) O der niederträchtige Schmeichler! Dieſen hätte je ein Sterblicher geliebt? Zitternd und bleich wie Kalk an der Wand habt ihr nur immer zu dem Fürchterlichen aufgeblickt; ſo ſtehen ſelbſt ſeine Marſchälle um ihn.

Alles mußte außerordentlich ſeyn, wie er ſelbſt, in den Begebenheiten ſeiner Regierung.

Vormals nach einigen Kriegsjahren zwang die Erſchöpfung des Schatzes den Sieger ſelbſt um Frieden zu bitten. Jetzt hat die Unterhaltung ſo vieler Heere die immer fortgehende Verbeſſerung der Finanzen nicht unterbrochen *).

Vormals hemmte das Signal des Kriegs alle nützlichen Einrichtungen und alle Volksdenk-

---

*) Wie er die Finanzen verbeſſert hat, lernt man aus Ivernois Schriften, wo man zugleich ſieht, wie Abgaben und Zölle jedes Jahr erhöht ſind, (der beſte Beweis von fortſchreitender Blüthe der Finanzen) wie alles öffentliche Eigenthum von der Regierung geplündert, wie die Staatsgläubiger beraubt, ja im eigentlichen Sinne beſtohlen ſind, z. B. in Holland. Die Art, wie er ſeine übermüthigen und räuberiſchen Banditenheere in den Ländern ſeiner Bundsgenoſſen wie in denen ſeiner Feinde unterhielt, wiſſen wir zu gut. Dieſes höchſtgeborne aller Räubergenies erfand zuerſt, und rühmte ſich ſeiner Erfindung, allen Ländern und Völkern durch die Entführung ihrer Kunſtwerke und Denkmäler die Geſchichte zu ſchänden; er, der, wie ſeine Schmeichler rühmen, in allem einzig iſt, erfand das Geheimniß, ſeine dienſtwilligſten Knechte, Miniſter, Marſchälle, Intendanten ꝛc. auf Koſten beides ſeiner Verbündeten und Feinde durch jene ſchändlichen Schenkungen zu beſolden, die auch etwas Neues waren.

male, wodurch die Herrlichkeit der Könige ſich verkündigt. Jetzt verſchönern die Städte ſich allenthalben *). Man möchte ſagen, daß dieſes Volk, draußen ſo furchtbar, ſich daheim nur beſchäftigt, das Jahrhundert des Friedens, der Künſte, und der Feſte zu bereiten **).

Endlich hat der Krieg zu allen Zeiten die Macht der Geſetze und der Polizei geſchwächt. Jetzt hält die weiſeſte und wachſamſte Polizei die öffentliche Sicherheit aufrecht *). Man ſieht mit der Geißel der Bettelei alle Plagen und alle Unordnungen verſchwinden, die ſie in ihrem Gefolge ſchleppt.

---

*) Wirklich? Vielleicht ſind in Paris einige neue Zierrathen des Stolzes und Deſpotismus gemacht; die übrigen Städte Frankreichs ſind in den letzten zehn Jahren immer öder und menſchenleerer geworden; da pflegt es denn auch mit der Verſchönerung nicht recht vorwärts zu gehen. Wie würde aber die Rechnung ausfallen, wenn Europa einmal Gegenrechnung hielte, wie viele Städte durch Napoleon verwüſtet und zerſtört ſind, wie würde da die Wage ſtehen?

**) Wenn Porträtmaler, die auf Befehl pinſeln, und Poeten und Redner, die auf Befehl klingeln, ein Jahrhundert der Kunſt erſchaffen, ſo iſt dies ein ſeltenes Kunſtjahrhundert. Das Jahrhundert der Feſte aber heißt es mit größtem Rechte: ſo viele gebotene und mit Stock und Schaarwachen gehaltene Freudenfeſte, Tänze, Bälle, und Erleuchtungen ſah Europa ſonſt in einem Jahrhundert nicht, als es die letzten zehen Jahre geſehen hat. Wahrlich Napoleon hat alles gethan, das ganze Leben in ein Feſtleben zu verwandeln.

Dieſer Einfluß einer guten Verwaltung hat

---

*) 60000 Gensd'armes und Polizeimeiſter und Polizeiknechte und eben ſo viele Beſoldete der geheimen Polizei können etwas leiſten. Napoleon hat Frankreich zu einem Muſter der Polizei erhoben. Auch die Bettelei erſcheint weniger, da er zur Beförderung einfacher Sitten und Tugenden alle auf eine glückliche Gleichheit der Armuth zurückgebracht hat. Ein neues Erfindungsmittel, die Zahl der Bettler und jener Unglücklichen und Verſtümmelten, welche das Aug verletzen, zu vermindern, gehört auch dieſem einzigen Genie: er hat es zuerſt in Syrien mit ſeinem verbrannten Lazareth bei Joppe geübt, und hält es noch ſo, daß von den Verwundeten und Verſtümmelten wenige ihr Vaterland wiederſehen. So richtet er die Lazarethe ein, und ſo ergehen ſeine Befehle. Das nenne ich mir doch Staatswirthſchaft. — Iſt dies Spott? O nein! Man möchte verzeihen, daß er auf Schlachtfeldern ſo viele Hunderttauſende vergeblich hat erwürgen laſſen; aber wie läßt er die Menſchen in Lazarethen umkommen, ja umbringen! Es wäre ſchlecht, ja unchriſtlich, wenn man den gräßlichen Zerſtörer nicht allen Zeiten zum Abſcheu und zur Verdammung hinſtellen wollte, wie er war und wie er iſt.

ſich den Augenblick ſelbſt, wo der Herrſcher abweſend war, fühlbar gemacht. Auf 150 Meilen von der Gränze belebte und hielt er alles. Sobald der Engländer erſchienen iſt, hat ganz Frankreich plötzlich die Waffen ergriffen; ſobald er geflohen iſt, hat es ſie mit gleicher Geſchwindigkeit abgelegt. Bewundernswürdig in ſeiner Bewegung, nicht weniger bewundernswürdig in ſeiner Ruhe, hat es Europa die Kraft und die Weisheit gezeigt, welche ein großes Volk karakteriſiren; es hat gezeigt, was es unter der allmächtigen Hand vermag, welche es nach ſeinem Gefallen fortſtößt oder zurückhält.

Ein ſolches, Herr Miniſter des Innern, iſt das große Gemählde, das Sie uns vor Augen geſtellt haben. Sie konnten den Herrſcher nicht beſſer loben als durch die Erzählung ſeines eigenen Lebens. Schon lange hat man dem Redner geſagt, daß es nichts Größeres gebe, als ſeine einfach erzählten Handlungen! Man muß hinzuſetzen, daß es nichts Beredteres giebt, als ſeine Worte *). Wenn man ſie treu wiederholt, kann man ihn in ſeiner ganzen Glorie zeigen. Wie tief waren wir gerührt, da wir ihn das letzte Mal hörten, als er wünſchte, dreißig Jahre zu

---

*) O wie der athemloſe Schmeichler ſich ſelbſt überbietet!

leben, um ſeinen Unterthanen dreißig Jahre zu dienen. Nie iſt ein königlicheres Wort aus dem Herzen *) eines großen Königs gegangen. Das Königsamt iſt in der That nur der heiligſte, nützlichſte, höchſte aller Dienſte **), es ward nur zum Glück des Menſchengeſchlechts verordnet. Glücklich der Fürſt, welcher ſeine Pflichten und ſeine Würde ſo wohl kennt und ſie mit ſo vielem Adel ausdrückt! Welcher Franzoſe thut nicht heute einerlei Wunſch mit ihm? Ja, er lebe dreißig Jahre! er lebe noch länger! ein ſo koſtbares Leben kann ſich nicht zu ſehr verlängern ***).

---

*) Der Teufel ein ehrlicher Mann, und dem Teufel ein Herz ſagt ein italiäniſches Sprichwort.

**) Nicht wahr, er hat dieſen heiligſten, nützlichſten, höchſten aller Dienſte nur zum Glück des Menſchengeſchlechts verwaltet?

***) Rechne nach, prophetiſcher Schmeichler, wie viel Glück er euch in den 4 Jahren gebracht hat, die ſeit dieſer Rede verfloſſen ſind. Wir können nun fragen: Franzoſen, wollt ihr ihn die 26 Jahre, die von den 30 noch übrig ſind, auch haben? Verdient habt ihr ihn wohl durch den Uebermuth, den Geitz, und die Grauſamkeit, womit ihr uns und ſo viele andere brave Völker gemißhandelt habt.

Und da alle Wunder ihm allein vorbehalten ſcheinen, ſo wollen wir hoffen, daß eine ſo denkwürdige Regierung alle andere an Dauer übertreffen wird, wie ſie alle durch die Macht und die Größe übertrifft.

III.

Bericht des Senators Grafen von Fontanes im Namen der in der Sitzung des Senats vom 22. Dezember 1813 ernannten Spezialkommiſſion, abgeſtattet in der Sitzung deſſelben Senats am 27. Dezember 1813, unter dem Vorſitz des Prinzen Erzkanzler.

Monſeigneur! Senatoren!

Die erſte Pflicht des Senats gegen den Monarchen und das Volk iſt Wahrheit. Die auſſerordentlichen Umſtände, in welchen ſich das Vaterland befindet, machen dieſe Pflicht noch ſtrenger.

Der Kaiſer ſelbſt fordert alle großen Staatsbehörden auf, ihre Meinung frei zu äuſſern. Ein wahrhaft königlicher Gedanke! eine heilſame Entwickelung jener monarchiſchen Inſtitute, welche die Macht, in den Händen eines Einzigen konzentrirt, durch das Vertrauen Aller befeſtigen, dem Throne die Bürgſchaft der öffentlichen Meinung, und den Völkern dagegen den durch ihre Aufopferungen wohlverdienten Lohn, das Gefühl ihrer Würde, verſichern *).

So großmüthige Abſichten dürfen nicht getäuſcht werden.

Dem zufolge hat die in ihrer Sitzung vom 22. Dezember ernannte Kommiſſion, in deren Namen ich zu ſprechen die Ehre habe, die, auf Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers von dem Herrn Herzog von Vicenza ihr vorgelegten offiziellen Aktenſtücke auf das reiflichſte unterſucht.

Unterhandlungen über den Frieden haben angefangen. Es iſt nöthig, daß Sie von dem Gange derſelben unterrichtet werden. Wir wollen Ihrem Urtheile nicht vorgreifen. Eine einfache Erzählung **) der Thatſachen ſoll

---

*) O Puppenſpiel der Puppen! Wahrheit aus eurem Munde, die ihr nur der elende Wiederklang des Gewaltigen ſeyd, und durch Lügen und Gaukeleien erniedrigt lange ſchon das Gefühl und die Würde der Wahrheit verloren habt?

**) Einfache Erzählung? Wir werden ſehen, wie einfach und wahr ſie iſt.

Ihre Meinung und durch dieſe die Meinung Frankreichs beſtimmen.

Als das öſtreichiſche Kabinett die Rolle des Vermittlers aufgab, als, nach Allem zu urtheilen, der Prager Kongreß ſeiner Auflöſung nahe war, wollte der Kaiſer eine letzte Anſtrengung zur Friedensſtiftung auf dem feſten Lande verſuchen *).

Der Herr Herzog von Baſſano ſchrieb an den Herrn Fürſten von Metternich.

Er that den Vorſchlag, einen Punkt auf der Gränze für neutral zu erklären und dort, ſelbſt während der Fortdauer des Krieges, die Prager Unterhandlung wieder anzuknüpfen.

Unglücklicher Weiſe ſind dieſe erſten Eröffnungen ohne Erfolg geblieben.

Der Zeitpunkt, in welchem dieſer friedfertige Schritt gethan wurde, iſt wichtig. Er geſchah am 18. Auguſt. Die Schlachten von Lützen und Bautzen waren noch in friſchem Gedächtniſſe. Dieſe Proteſtation gegen die Verlängerung des Krieges trug alſo gewiſſermaßen das Datum jener beiden Siege **).

---

*) Alle Welt weiß, wie übermüthig Napoleon ſeine Forderungen geſtellt und wie er die Friedenshandlung in Prag faſt wie ein unbedeutendes Nichts betrieben hat.

**) Dieſe Siege der Franzoſen kennt jedermänniglich.

Die dringenden Aufforderungen des franzöſiſchen Kabinetts waren vergebens; der Friede entfernte ſich; die Feindſeligkeiten fingen wieder an; die Ereigniſſe bekamen eine andere Geſtalt. Die Soldaten der teutſchen Fürſten, vor kurzem noch unſerer Bundesgenoſſen, zeigten mehr als einmal, während ſie noch unter unſern Fahnen kämpften, eine nur allzuzweideutige Treue; mit einemmale warfen ſie die Waffe ab und geſellten ſich zu unſern Feinden *).

Von dieſem Augenblicke an konnten die Berechnungen eines ſo glorreich eröffneten Feldzuges den erwarteten Erfolg nicht haben.

Lützen oder Großgörſchen wird in der neueren Geſchichte ewig denkwürdig bleiben durch die heroiſche Tapferkeit der Preußen und Ruſſen, deren Zahl faſt um die Häfte geringer war, als die der Franzoſen, und durch den ungeheuren Menſchenverluſt, den dieſe darin erlitten. Leipzig und mehrere andere Städte Teutſchlands haben die Dreißigtauſende franzöſiſcher Verwundeten geſehen.

*) Hier ſpringt der Berichterſtatter über die Begebenheiten hin faſt ſo geſchwind, als Napoleons letzte Flucht war. Von Kulm, der Katzbach, Dennewitz, Wartburg, und Leipzig ließ ſich nicht viel erzählen. Uebrigens fielen die meiſten Bundsgenoſſen erſt nach der Niederlage der franzöſiſchen Heere ab.

Der Kaiſer erkannte, daß es Zeit ſey, ſeinen Franzoſen zu befehlen, Teutſchland zu räumen *).

Er kehrte mit ihnen zurück, faſt Schritt vor Schritt kämpfend; und doch ſollten noch auf dem ſchmalen Wege, auf welchen ſo viele unerwartete Abfälle und geheime Verräthereien ſeinen Marſch und ſeine Bewegungen beſchränkt hatten, Tropäen ſeine Rückkehr bezeichnen **).

Wir folgten ihm mit einiger Unruhe durch alle Hinderniſſe, die nur Er allein beſiegen konnte. Mit Freude ſahen wir ihn an ſeine Gränze zurückkehren; nicht mit ſeinem gewohnten Glücke, aber nicht ohne Heldenmuth und ohne Ruhm ***)

---

*) Die Franzoſen befahlen ſich ſelbſt genug: es lief, wer laufen konnte. Das wäre ein gewaltiger Napoleon geweſen, der ihnen hätte befehlen können, ſtehen zu bleiben.

**) Ueber die Abfälle iſt ſchon geredet; von geheimen Verräthereien hat kein Menſch etwas erfahren: in ſolchen Dingen ſind die Franzoſen nur ſtark. Die Gaukelei mit den Tropäen in Paris haben wir geleſen: er mag ſeinen Franzoſen immer noch Sand in die Augen ſtreuen, unſere Augen ſind nun hoffentlich für lange Zeit abgeklärt, und wir lachen.

***) Freilich mit großem Heldenmuth iſt er zurückge-

Nach der Rückkehr in ſeine Hauptſtadt hat er ſeine Blicke von jenen Schlachtfeldern gewendet, auf denen ihn die Welt 15 Jahre hindurch bewunderte; er hat ſogar ſeine Gedanken von jenen großen Planen abgezogen, die er entworfen hatte.... Ich bediene mich ſeiner eigenen Worte: Er hat ſich zu ſeinem Volke hingewendet, ſein Herz hat ſich geöffnet *), und wir haben unſere eigenen Gefühle darin geleſen.

---

kehrt, wenn das Heldenmuth heißt, nicht zu rechter Zeit ſterben zu können und alle dichte und ſelbſtverſchuldete Schande vor ſich enthüllt zu ſehen die Geduld zu haben. Den Ruhm, welchen er ſeit ſieben Jahren durch ſeine Tollheiten erworben hat, wodurch es ihm gelungen iſt, die ungeheuerſte Macht und die größten Hülfsmittel, die je ein Sterblicher beſeſſen hat, zu zerſtören, beneiden wir ihm nicht; er war unſer Glück.

*) O wie fromm der Wolf wird, dem man die Zähne ausgebrochen hat! — Er hat ſeine Blicke von den Schlachtfeldern gewendet wäre richtiger ausgedrückt: er hat ſeinem Pferde die Sporen geben und vom Schlachtfelde fliehen müſſen. Sollen wir dieſem Heuchler glauben, der den 31. März 1797 dem Erzherzog Karl ſchrieb: „Wenn ich, Herr Oberfeldherr, durch die Eröffnung, „die ich die Ehre habe, Ihnen zu machen, nur das

Er hat den Frieden gewünſcht, und von dem Augenblicke an, wo eine Unterhandlung möglich ſchien, geeilt, ihr die Hand zu bieten.

„Leben eines einzigen Menſchen rettete, ſo würde ich „mehr Werth auf die Bürgerkrone ſetzen, die ich dadurch verdient hätte, als auf den jammervollen Ruhm, „den die Kriegsthaten geben?“ der auf dem Schlachtfelde von Regensburg ausrief: „hieher ſollten alle diejenigen kommen und Menſchenelend ſchauen, welche „aus Ehrſucht ungerechte Kriege anzetteln?“ der, als er auf den Gefilden Rußlands und Polens eine halbe Million Männer hingeopfert hatte, ganz wohlgemuth nach Paris reiſte, und, ſtatt an Frieden zu denken, neue Hunderttauſende unglücklicher Schlachtopfer zuſammentrieb? — Er hat ſeine Gedanken von jenen großen Planen abgezogen, die er entworfen hatte..... Wirklich? Seht doch, wie Menſchen ſich ändern können! Ich will dieſen Herrn von Fontanes an eine Rede erinnern, die er hielt, als der Raub aus Potsdam, der heilige Degen Friedrichs des Zweiten, im Hauſe der Invaliden zu Paris aufgehängt ward. Ich führe ihm daraus Einiges zu Gemüthe, damit er lerne, was für Unterſchiede ſieben Jahre bringen können. Er ſpricht von der Verborgenheit und Tiefe der bonapartiſchen Entwürfe alſo: „Es gebührt mir nicht, den Schleier zu lüften, „der den Zweck dieſer fernen Kriegszüge bedeckt. Es „iſt genug, zu wiſſen, daß der große Mann, durch den „ſie geleitet werden, nicht weniger bewundernswürdig

Die Zufälle des Krieges haben den Herrn Baron von St. Aignan in das Hauptquartier

---

„iſt in dem, was er verbirgt, als in dem, was er offenbart, und in dem, was er entwirft, als in dem, was er ausführt. Will er jene uralten Schranken wegnehmen, welche an den Gränzen der geſitteten Welt alle jene Horden von Barbaren zurückhielten, womit der Norden immer den Süden bedrohete? Seine Politik hat noch nicht geredet; laßt uns erwarten, daß er ſich erkläre, und laßt uns vor allen bemerken, daß dieſes Schweigen der ſicherſte Bürge ſeiner friedlichen Abſichten iſt. Er hat den Frieden gewollt, er will ihn noch; er verlangt ihn im Augenblick, wo er ſiegen will, er verlangt ihn wieder, nachdem er geſiegt hat. Obgleich alle Schlachtfelder, (?) die er in drei Welttheilen durchlaufen hat, beſtändige Theater ſeines Ruhms geweſen ſind, ſo hat er doch immer über die Leidſale des Kriegs geſeufzet. (?) Weil er alle Plagen deſſelben kennt, darum hat er Sorge, ſie fern von uns zu tragen. Dieſe große Anſicht ſeines kriegeriſchen Genies iſt eine große Wohlthat. Man muß den Krieg mit den fremden Hülfsgeldern bezahlen, um die Laſten des Volks nicht zu ſehr zu erſchweren; man muß bei dem Feinde leben, um das Volk, das man regiert, nicht auszuhungern." — Es iſt wirklich ſonderbar, wie die der verbündeten Mächte geführt. Dort hat er den öſtreichiſchen Miniſter Herrn Fürſten von Metternich, und den ruſſiſchen Miniſter Herrn Grafen von Neſſelrode geſehen. Beide haben vor ihm, im Namen ihrer Höfe, in einer vertrauten Unterredung die Präliminar-Grundlagen eines allgemeinen Friedens aufgeſtellt. Der eng-

---

Menſchen ihre Anſichten und Entwürfe ändern können! denn man kann vorausſetzen, daß Herr von Fontanes im Jahr 1806 und 1807 Napoleons Gemüth ſo gut kannte, als jetzt im Jahr 1813 und 1814. Napoleon hat jene uralten Schranken zwiſchen dem Norden und Süden wegnehmen wollen, hat ſich aber nachher bedacht, ja ſeine ganze Anſicht der Dinge ſo ſehr geändert, daß er es jetzt nicht mehr für gut hält, die Plagen des Kriegs in ferne Länder zu tragen, ja daß er 400,000 Feinde ins Innere ſeines Landes lockt, und ſie bei ſich leben und quartieren läßt. Gewiß glaubt der große Mann, daß es ſeinen Franzoſen heilſam und erſprießlich iſt, einmal im eigenen Lande den Krieg zu führen; denn ſonſt ſtünde er mit ſeinen Heeren ſicher noch am Guadalquivir oder an der Wolga. So daß es wirklich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß er ſeine alten Plane aufgegeben hat. Der Ausdruck: *er hat ſich zu ſeinem Volke hingewendet* ſcheint auch darauf zu deuten. *Er hat ſein Herz geöffnet*, und aus dieſem Herzen quillt eine ſo reiche Liebe zu ſeinem Volke, daß er bloß, um in Frankreich bleiben zu können, den Krieg in ſein Land hineinſpielt.

liſche Botſchafter Lord Aberdeen wohnte dieſer Unterredung bei. Bemerken Sie dieſen letzten Umſtand wohl, Senatoren, er iſt wichtig *).

Herr Baron von St. Aignan, beauftragt, ſeinem Hofe alles, was er gehört hatte, zu berichten, hat ſich dieſes Auftrags getreu entledigt.

Obwohl Frankreich mit Recht andere Vorſchläge erwarten durfte, ſo hat der Kaiſer doch dem aufrichtigen Wunſche nach Frieden alles aufgeopfert.

Er hat dem Herrn Fürſten von Metternich durch den Herrn Herzog von Baſſano ſchreiben laſſen, daß er den allgemeinen Grundſatz, der in dem vertrauten Berichte des Herrn von St. Aignan enthalten war, als Grundlage der Unterhandlung annehme.

Der Herr Fürſt von Metternich ſchien in ſeiner Antwort an den Herrn Herzog von Baſſano zu glauben, daß in der von Frankreich ertheilten Zuſtimmung noch einige Unbeſtimmtheit liege **)

---

*) Dieſe Geſchichten ſind etwas verworren und myſtiſch erzählt. Es iſt dabei auf Täuſcherei angeſehen, das ſieht man; auch ließ man den Herrn Baron von St. Aignan gewiß nicht ohne Abſicht in die Hände der Verbündeten fallen.

**) Die Verbündeten werden ſich durch die franzöſiſchen Gaukeleien und Unbeſtimmtheiten nicht mehr

Hierauf, um alle Anſtände zu beſeitigen, gab der Herr Herzog von Vicenza, nachdem er die Befehle Seiner Majeſtät eingeholt hatte, dem öſtreichiſchen Kabinette zu erkennen, daß der Kaiſer den durch den Herrn von St. Aignan mitgetheilten allgemeinen und ſummariſchen Grundlagen beitrete. Das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza iſt vom 2. Dezember: es war am 5ten deſſelben Monats angekommen. Der Herr Fürſt von Metternich hat erſt am 10ten geantwortet. Dieſe Daten ſind ſorgfältig zu bemerken. Sie werden bald einſehen, daß ſie nicht ohne einige Wichtigkeit ſind.

Man darf gerechte Hoffnungen für den Frieden hegen, wenn man die Antwort des Herrn Fürſten von Metternich auf die Depeſche des Herrn Herzogs von Vicenza lieſt; nur am Ende ſeines Schreibens kündigt er an, daß man vor Eröffnung der Unterhandlungen mit den Verbündeten ſich berathen müſſe. Dieſe Verbündeten können keine andern als die Engländer ſeyn. Nun wohnte aber ja ihr Botſchafter der Unterredung bei, deren Zeuge Herr von St. Aignan

---

fangen laſſen; ſie haben die wälſche Treue zu oft erfahren.

war. Wir wollen nicht Mißtrauen erregen, wir erzählen *).

Wir haben ſorgfältig die Daten des letzten Briefwechſels zwiſchen dem franzöſiſchen und öſtreichiſchen Kabinette bemerkt; wir haben geſagt, daß das Schreiben des Herrn Herzogs von Vicenza am 5. Dezember hätte eintreffen müſſen, und daß man den Empfang deſſelben erſt am 10ten anzeigte.

In der Zwiſchenzeit hat eine Zeitung, die gegenwärtig unter dem Einfluſſe der verbündeten Mächte ſteht, in ganz Europa eine Erklärung bekannt gemacht, welche mit der Sanktion dieſer Mächte bekleidet ſeyn ſoll. Es wäre traurig, dieſes glauben zu müſſen.

Dieſe Erklärung hat einen in den diplomatiſchen Verhandlungen der Regenten ungewöhnlichen Karakter. Nicht mehr an Monarchen, Ihres Gleichen, richten ſie ihre Beſchwerden und ſenden ſie ihre Manifeſte, an die Völker wenden ſie ſich; und aus welchem Grunde ſchlägt man dieſen neuen Weg ein? Aus keinem andern, als um die Sache der Völker von der ihrer Oberhäupter zu trennen, obwohl das Staatsintereſſe ſie allenthalben verſchmolzen hat. Kann

---

*) Wegen des Accents, der hierauf gelegt wird, ſollte man es faſt für eine dicke Lüge halten.

dieſes Beiſpiel nicht verderblich werden? Soll man es beſonders in dieſem Augenblicke geben, wo die Gemüther, durch alle Krankheiten des Stolzes aufgeregt, ſich ſo ungern unter die Macht beugen, welche ſie ſchützt, indem ſie ihrer Kühnheit Schranken ſetzt? und gegen wen iſt dieſer indirekte Angriff gerichtet? Gegen einen großen Mann, der den Dank aller Herrſcher verdiente; denn, indem er den franzöſiſchen Thron wieder herſtellte, hat er den Vulkan, der ſie alle bedrohte, verſchloſſen *).

---

*) O wie weiſe und fromm! So wagt dieſer zu ſprechen, der von jeher alle Völker gegen ihre Herrſcher zu empören geſucht hat, der in Italien, in Spanien, in Poſen, in Ungarn zu offenem Aufruhr und Abfall gegen alte Herrſcherhäuſer aufgefordert hat? Glaubt er, daß wir ſo ſchnell vergeſſen? er hat freilich gearbeitet, uns Rede, Gedanken, und Gedächtniß zu rauben; aber noch wiſſen wir, womit er 1796 und 1797 in Italien die Menſchen zu ködern ſuchte, was er 1806 und 1812 den Poſen vorgaukelte, und wie er 1809 die Ungarn aufforderte, ſich wie weiland ihre Väter in der Ebene von Rokoſch zu verſammeln und einen König zu wählen. Dies hat er gewagt, der durch kein anderes Recht auf dem Thron des Heiligen Ludwig ſitzt, als durch das Recht der Gewalt, des Betrugs, des Mordes, der Verrätherei, und durch unſägliches Elend, das er über

Man kann nicht läugnen, daß der Ton dieſes ſonderbaren Manifeſtes in gewiſſer Hinſicht gemäßigt iſt. Dies ſchiene zu beweiſen, daß die Koalitionen Fortſchritte in der Erfahrung gemacht haben.

Vielleicht hat man ſich erinnert, daß das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig den Stolz eines großen Volkes beleidigt hatte. Wirklich fanden auch ſelbſt diejenigen, welche

---

Frankreich und Europa gebracht hat? Und nun will er gar den Unſchuldigen und Verwunderten ſpielen?

Dieſer große Mann, der den Dank aller Herrſcher verdienet, hätte dadurch, daß er den Thron beſtieg, den Vulkan der franzöſiſchen Revolution geſchloſſen? O hört ihn und ſeinen Redner! Die Wuth der Revolution hatte ausgetobt, als er das ermattete Volk ergriff und zu neuen Gräueln und Gewaltthaten ſpornte. Dieſer verdiente den Dank der Herrſcher, dieſer Unerſättliche, der ſo viele Herrſcherhäuſer in Italien, in Teutſchland entweihete und zerſtörte, der die Könige und Prinzen von Spanien einkerkerte, der alle Herrſcher Teutſchlands erniedrigt und entthront haben würde, wenn ihm ſein frevelhafter Zug nach Rußland gelungen wäre? Vor ihm verſchüttete der Veſuv der Revolution einige Dörfer; er hat Städte und Länder verſchüttet, und wird nicht eher ablaſſen zu zerſtören, bis er durch die eigenen Flammen erſtickt wird.

die damals herrſchenden Meinungen nicht theilten, als ſie dieſes ſchimpfliche Manifeſt laſen, ſich an der Nationalehre gekränkt *).

Deßhalb hat man eine andere Sprache angenommen. Europa, nun ermüdet, bedarf mehr der Ruhe als der Leidenſchaften **).

Aber wenn ſo viel Mäßigung in den feindlichen Kabinetten herrſcht, warum bedrohen ſie, während ſie fortdauernd vom Frieden ſprechen, ohne Unterlaß eine Gränze, die ſie zu achten verſprochen hatten, ſobald ſie ſich nur nicht mehr über den Rhein erſtreckte *)?

---

*) Frankreich haben die Herrſcher nie zertheilen noch zerſtören wollen; nur den ungerechten Raub, den Frankreich von ſeinen Nachbarn genommen hat, haben ſie wiederfordern, nur den unbändigen Uebermuth haben ſie zügeln wollen. Napoleon iſt nicht Frankreich noch Frankreichs Glück und Ehre: das weiß die ganze Welt, und auch die Franzoſen haben es in 14 Jahren der härteſten und wildeſten Tyrannei wohl fühlen gelernt. Er iſt freilich ſo klug, daß er ſich und das Volk gern zu Einerlei machen möchte.

**) Warum hat Napoleon dies vor zehen und vor fünf Jahren, ja noch vor zwei Jahren nicht bedacht? Durch ihn iſt Europa matt, wüſt, und verheert geworden, er hat es athemlos durch Elend und Blut fortgetrieben; und nun gaukelt der Gefühlloſe mit uns, als wenn er auch menſchlich empfinden könnte. O dieſer Friedſelige, wenn man ihm die zerſchlagenen Tatzen nicht ganz abſchneidet, wird ſie bald wieder zu neuen Tigerſprüngen herauslangen.

Wenn die Feinde ſo gemäßigt ſind, warum haben ſie die Kapitulation von Dresden verletzt? warum haben ſie den edlen Klagen des Generals, der dieſen Platz kommandirte, nicht Gehör gegeben?

Wenn ſie gemäßigt ſind, warum haben ſie nicht, aller Kriegsſitte gemäß, das Auswechslungskartel ſtatt finden laſſen **)?

---

*) Warum hörteſt du nicht, Napoleon, als es noch Zeit war, auf die vortheilhaften Bedingungen? Die Verbündeten ſollen wohl den Zerſchlagenen und Entwaffneten noch behandeln gleich dem ganzen und friſchen Kämpfer?

**) Du ſprichſt von Verletzung der Verträge, von Auswechſelung der Gefangenen? Haſt du gegenauszuwechſeln? und wenn du hätteſt, würdeſt du redlich handeln? Nicht wahr, die Verbündeten ſollten 30,000 Gefangene auf ihr Ehrenwort über den Rhein gehen laſſen, damit ſie von dir ſogleich wieder gegen ſie in die Reihen geſtellt würden? Ich erinnere dich nur an Eine Geſchichte, wie du Wort hältſt. Im Herbſt 1807 ſchickte Schweden dir über 2000 Kriegsgefangene über das Meer gegen die Ausſtellung, du wolleſt die gefangenen Schweden ſogleich dagegen ausliefern. So empfingſt du deine gefangenen Franzoſen, die gefangenen Schwe-

Warum endlich, wenn ſie ſo gemäſſigt ſind, warum haben dieſe Beſchützer der Rechte der Völker die Rechte der Schweitzerkantone nicht geachtet? Warum ſieht dieſe weiſe und freie Regierung, welche ſich im Angeſichte von Europa für neutral erklärt hatte, in dieſem Augenblick ihre friedlichen Thäler und Berge durch alle Gräuel des Krieges verheert *)?

---

den aber behielteſt du noch drittehalb Jahre zurück bis zum im Jahr [illegible] geſchloſſenen Frieden, und behielteſt auch den Offizier als einen Gefangenen, der deine Franzoſen als Parlamentair begleitete.

*) Welch ein zartes Gewiſſen ſich hier ausſpricht! Dies iſt derſelbe Napoleon, der uns oben erzählt hat, wie oft die Brücke von Baſel ſeinen Soldaten die verführeriſche Gelegenheit gegeben habe, das neutrale Schweizergebiet zu verletzen; derſelbe, der im Jahr 1805 durch das neutrale preußiſche Gebiet in Franken mit dem Degen in der Hand den verbotenen Weg erzwang; derſelbe, der — Nicht wahr, das hätte ihm gefallen, daß die Verbündeten gewartet hätten, bis er in der Lage geweſen wäre, die Schweiz zu beſetzen, um ihre Linke von dort her zu überflügeln? — Wir wollen die andere Frage kaum berühren, ob die Schweiz, die nichts als eine franzöſiſche Landſchaft war, und deren Soldaten in Spanien, Rußland, und Teutſchland unter franzöſiſchen Fahnen fochten, als ein freundlicher Staat behandelt zu wer-

Mäßigung *) iſt zuweilen eine bloße diplo=
atiſche Liſt. Wenn wir uns deſſelben Kunſt=
riffs bedienen, wenn wir ebenfalls Gerechtig=
it und Treue zum Zeugen anrufen wollten,
ie leicht würde es uns ſeyn, unſere Ankläger
it ihren eigenen Waffen zu ſchlagen.

Jene aus Sizilien entflohene Königin, wel=
e von einer Verbannung in die andere mit ih=
m Misgeſchicke bis zu den Osmanen wan=
rte, beweiſt ſie wohl der Welt, daß unſere
inde ſo viel Achtung für die königliche Wür=
haben **)?

Der Herrſcher von Sachſen hat ſich den
rbündeten Mächten überliefert. Hat er ihre
ndlungen mit ihren Worten übereinſtimmend

---

den und die Rechte der Neutralität geachtet zu ſehen von den verbündeten Mächten fordern durfte? Doch iſt ſie als Freundin und nicht als Feindin behandelt, und hat in ihren friedlichen Thälern und Bergen bis jetzt keine Gräuel des Kriegs geſehen. Die ſind nur, wo franzöſiſche Heere lagern, die ſie zu ihren Bundsgenoſſen und ihren Feinden gleich ſchrecklich und verheerend bringen.

Mäßigung iſt bei euch Franzoſen immer eine bloße diplomatiſche Liſt.

Hat die Welt ſchon vergeſſen, welche ſchändliche Schmähungen eben dieſer Napoleon einſt gegen dieſe
Königin ausgegoſſen?

gefunden? Gerüchte von böſer Vorbedeutung verbreiten ſich in Europa; mögten ſie nicht in Erfüllung gehen! Sollte man an dieſem durch Alter und Kummer gebeugten, von ſo vielen Tugenden gekrönten königlichen Haupte die Achtung für beſchworne Verträge ſo ſchwer ſtrafen wollen *)?

Nicht, daß wir von dieſer Rednerbühne herab Regierungen verunglimpfen wollen, ſelbſt wenn ſie ſich erlaubten, uns zu verunglimpfen: aber was hindert uns, jene alten und bekannten Vorwürfe, womit man gegen

---

*) Der König von Sachſen hat ſich nicht überliefert, als es Zeit war und als er der Sache der Gerechtigkeit und des Vaterlandes dienen konnte; er ward in Leipzig kriegsgefangen, als er kein Heer, keine Feſtung, keine Stadt, kein Dorf, ja als er keine Hütte und kaum ein Herz in ganz Sachſen mehr ſein nennen konnte. Das verdankt er niemand, als den Künſten, womit Napoleons Hinterliſt ihn umſtrickt hielt, wodurch er über Sachſen und ganz Teutſchland unſägliches Unheil gebracht und die Liebe ſeiner Unterthanen und die Theilnahme und Achtung der Welt verwirkt hat. — Uebrigens ſollte auf die geſchwornen Verträge nicht ſo gepocht werden: der König von Sachſen hat beſchworne Verträge gegen Teutſchland und Preußen einſt geſchwinder gebrochen, als die Treue gegen ſeinen Verderber Napoleon.

alle Mächte, die von Karl dem Fünften bis auf Ludwig dem Vierzehnten, und von Ludwig dem Vierzehnten bis auf den Kaiſer eine große Rolle geſpielt haben, ſo freigebig war, auf ihren wahren Werth zurückzuführen? Dieſes Syſtem von Eroberung, von Uebergewicht, von Univerſalmonarchie war jederzeit das Feldgeſchrei für alle Koalitionen, und oft ſahen dieſe Koalitionen, erſtaunt über ihre Unklugheit, aus ihrem eigenen Schooße eine Macht hervorſteigen, die den Ehrgeiz jener, welche man angeklagt hatte, noch hinter dem ihrigen zurückließ *).

Der Misbrauch der Gewalt ſteht mit blutigen Zügen auf allen Blättern der Geſchichte geſchrieben; alle Nationen ſind auf Irrwege gerathen; alle Regierungen haben das Maaß überſchritten; alle müſſen einander verzeihen **).

---

*) Ueber Gemeinplätzen ſoll man das Wahre vergeſſen.

**) Es giebt ein Maaß und ein Uebermaaß innerhalb den Gränzen der Menſchlichkeit; aber Napoleon? und Napoleon einem Alexander, Franz, und Friedrich Wilhelm gegenüber, als wenn je ein gleicher Frevel, die ganze Welt zu ſchänden und zu unterjochen, ihnen in den Sinn gekommen wäre? Der Mann, der in dieſer Berichterſtattung ſich erbärmlich genug als den armen

Wenn, wie wir gerne glauben, die verbündeten Mächte den Frieden aufrichtig wünſchen, ſo ſteht nichts ſeiner Wiederherſtellung entgegen.

Wir haben durch Zergliederung der offiziellen Aktenſtücke bewieſen, daß der Kaiſer den Frieden will, und ihn ſelbſt durch Opfer erkaufen wird, wobei ſeine große Seele allen perſönlichen Ruhm bei Seite zu ſetzen ſcheint, um ſich bloß mit den Bedürfniſſen der Nation zu beſchäftigen *).

Wenn man einen Blick auf dieſe, *aus widerſtrebenden Elementen gebildete Koalition* wirſt; wenn man dieſe zufällige

---

Sünder hinſtellt, mögte mit gerechten und gütigen Fürſten gern auf Einer Linie ſtehen.

*) Verworrene und dunkle Worte voll Argliſt und Täuſcherei ſind keine offiziellen Aktenſtücke. Daß er früher übermüthig getrozt und in verblendeter Tollheit jeden billigen Frieden von ſich geſtoßen hat, und jezt wieder betrügen mögte — das ſehen wir.

Seine große Seele will allen perſönlichen Ruhm bei Seite ſetzen. Dieſe Seele wäre in ihrer blutigen Art groß geweſen, wenn ſie gewagt hätte zu endigen, wie ſie bisher gewüthet hat; ſolche Kriecherei und Sündenbüſſerei voll Lüge und Tücke, wie die in dieſem Aktenſtück erſcheinende, ſchlägt freilich den letzten perſönlichen Ruhm todt, wenn irgendwo einer wäre.

und ſeltſame Miſchung ſo vieler von der Natur zu Nebenbuhlern beſtimmten Völker betrachtet, wenn man bedenkt, daß mehrere durch unüberlegte Bündniſſe ſich Gefahren ausſetzen, die kein Hirngeſpinnſt ſind, ſo kann man unmöglich glauben, daß ein auf ſo ungleichartigem Intereſſe gegründeter Bund von langer Dauer ſeyn werde *).

Sehe ich nicht mitten in den feindlichen Reihen jenen Fürſten, mit allen franzöſiſchen Gefühlen in einem Lande geboren, wo ſie vielleicht am thätigſten wirken? Der Krieger, welcher ehemals Frankreich vertheidigte, kann nicht lange gegen Frankreich gewaffnet bleiben **)?

Können wir vergeſſen, daß noch unlängſt ein Monarch des Nordens, und zwar der mächtigſte von allen, auf die Freundſchaft des großen Mannes, den er heute bekämpft, einen Theil ſeines Ruhmes gründete *).

---

*) O Napoleon, du glaubſt an die Eintracht der Verbündeten, und zitterſt; du fühlſt wohl, daß du ſelbſt dem Ungleichartigſten Ein Intereſſe gegeben haſt, das Intereſſe, dich zu verderben: die Herrſcher und Gott werden Gericht halten über dich.

**) Ein Kronprinz von Schweden hat nur die Gefühle der Ehre und Freiheit des Landes, deſſen Herrlichkeit er trägt. Der jetzt ſo ſchmeichelt, bedenke doch, welche Schmähungen ſeine Wuth vor wenigen Monaten gegen eben dieſen Prinzen ausſtieß.

Unſere Blicke fallen mit Vertrauen auf jenen Kaiſer, den ſo viele Bande an den unſrigen knüpfen, der uns das ſchönſte Geſchenk mit einer geliebten Monarchin machte, der in ſeinem Enkel den Erben des franzöſiſchen Reichs ſieht **).

Bei ſo viel Bewegungsgründen zur Verſöhnung und zum Einverſtändniß ſollte denn der Friede ſo ſchwer ſeyn?

---

*) Uns iſt kein Zeugniß bekannt, daß Kaiſer Alexander ſich jemals der Freundſchaft dieſes großen Mannes gerühmt hätte. Napoleon hat es hundertmal gethan, damit er andere ſchreckte und täuſchte.

**) Dies iſt derſelbe Monarch, der nicht mehr herrſchen würde, wenn die Herzen und Schwerdter der tapfern Oeſtreicher weniger ſcharf geweſen wären. Napoleon hat vergeſſen, wie er im Sommer 1809 verkündete: „das Haus Lothringen hat aufgehört zu regieren.“ — Der Kaiſer Franz hat eine geliebte Tochter in Frankreich; aber der Kaiſer hat noch mehr Kinder, er hat über 20 Millionen Kinder, die ſeinem Herzen eben ſo theuer ſind und deren Glück und Ehre er beſchützen muß; er hat die uralten Ehren eines ſtrahlenden Geſchlechts, die Liebe und E[illegible]ſucht eines großen und ehrwürdigen Volkes, welche

Man beſtimme augenblicklich den Ort der Konferenzen; man laſſe die gegenſeitigen Bevollmächtigten ſich verſammeln, mit dem edlen Vorſatze, der Welt den Frieden zu ſchenken: gleiche Mäßigung herrſche in den Beſchlüſſen und in den Aeußerungen. Die fremden Mächte ſelbſt haben es in der Erklärung, die man ihnen zuſchreibt, ausgeſprochen: „Eine große Na„tion ſoll deshalb nicht herabſinken, weil ſie nun „auch Unfälle in einem hartnäckigen und bluti„gen Kampfe erfuhr, in welchem ſie mit gewohn„ter Kühnheit gefochten hat *).“

Senatoren! Wir würden die Pflichten nicht erfüllt haben, welche Sie von Ihrer Kommiſſion

---

auf das alte Herrſcherhaus Oeſtreich blicken, er hat die Hoffnungen einer Welt, die er vertheidigen muß: dieſe Ehren, dieſe Liebe, dieſe Hoffnungen ſind auch ſeine Kinder.

*) Nun predigſt du Mäßigung? warum nicht vor ſieben, ja noch vor zwei Jahren, als es bei dir ſtand, durch Gerechtigkeit eine Welt glücklich zu machen und einen unſterblichen und geſegneten Namen zur Nachwelt hinüber zu nehmen? — Deine große Nation, die uns alle niedergetreten und gemißhandelt hat, fühlt die Unfälle, ja das Weltgericht Gottes mit Recht; wir ſollen deine unſchuldigen Franzoſen auch noch wohl bejammern und aus Mitleid gegen die Gnädigen und Gütigen alles thun?

erwarten, wenn nach der ſo ſonnenhellen Darſtellung der friedfertigen Geſinnungen des Kaiſers unſere letzten Worte das Volk nicht an das erinnerten, was es ſich ſelbſt, was es dem Monarchen ſchuldig iſt.

Der Augenblick iſt entſcheidend. Die Fremden führten eine friedfertige Sprache; aber einige von unſern Gränzen ſind überſchritten, und der Krieg iſt vor unſern Thoren. 36 Millionen Menſchen können ihrem Ruhme und ihrer Beſtimmung nicht untreu werden. Angeſehene Völker haben in dieſem großen Kampfe zahlreiche Unfälle erlitten; mehr als einmal haben ſie den Kampf aufgeben müſſen; ihre Wunden triefen noch von Blut. Jetzt haben auch Frankreich einige Schläge des Schickſals getroffen; aber Frankreich fühlt ſich nicht niedergedrückt, es iſt ſtolz auf ſeine Wunden, wie auf ſeine früheren Siege. Die Muthloſigkeit im Unglück wäre noch unverzeihlicher als der Uebermuth im Glücke. Indem wir alſo nach Frieden rufen, müſſen allenthalben die Vorbereitungen zum Kriege, ſelbſt um den Unterhandlungen Kraft zu geben, beſchleunigt werden. Wir müſſen uns rund um dieſes Diadem vereinigen, welches der Glanz von 50 Siegen, ungetrübt durch ein vorübergehendes Gewölk, umſtrahlet; nicht lange verläßt das Glück Völker, die ſich ſelbſt nicht verlaſſen *).

Dieſer Aufruf an die Volksehre iſt ſelbſt von der Liebe zum Frieden eingegeben, zu jenem Frieden, welchen man nicht durch Schwäche, aber wohl durch Standhaftigkeit erhält, zu jenem Frieden endlich, welchen der Kaiſer durch eine neue Art von Muth mit großen Opfern zu erkaufen verſpricht. Wir haben das ſüße Vertrauen, daß ſeine und unſere Wünſche in Erfüllung gehen werden, und daß dieſes tapfere Volk nach ſo langen Mühſeligkeiten und ſo vielem vergoſſenen Blute unter dem Schutze eines Thrones ausruhen wird, der keines neuen Ruhmes mehr bedarf, und der forthin nur noch von den Bildern der allgemeinen Wohlfahrt umgeben ſeyn wird **).

---

*) Wer iſt die Schuld dieſes großen und langen Kampfes, dieſer Ströme vergoſſenen Blutes, dieſer aufgethürmten Leichengebirge? warum hat der wahrhafte Erzähler das nicht auch dargeſtellt?

Den Stolz auf die Wunden gönnen wir den Franzoſen von ganzem Herzen.

**) Vor ein paar Jahren wäre der Muth, Frieden zu geben und zu halten, ein großer Muth geweſen

Der Senat hat beſchloſſen, daß Seiner Majeſtät eine Addreſſe überreicht werden ſoll.

Er hat die Abfaſſung dieſer Addreſſe der nämlichen, in der Sitzung vom 22ten ernannten, Spezialkommiſſion übertragen.

Dieſe Addreſſe wurde, wie gemeldet, am 30. Dezember dem Kaiſer von dem Senate überreicht.

Der Moniteur vom 31. Dezember enthält hierüber Folgendes:

Geſtern Donnerſtags den 30. Dezember um 2 Uhr empfingen Seine Majeſtät der Kaiſer und König auf ihrem Throne, von den Prinzen Großwürdenträgern, den Miniſtern, den Großbeamten, den Großadlern der Ehrenlegion, und Ihrem Hofſtaate umgeben, den Senat.

Seine Exzellenz der Herr Graf von Lacepede, Präſident des Senats, überreichte Seiner Majeſtät nachſtehende Addreſſe:

Sire,

Der Senat überbringt Euer kaiſerlich-königlichen Majeſtät die Huldigung ſeiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit, und ſeines Dankes

---

jetzt wiſſen wir dieſe neue Art von Muth gehörig zu ſchätzen, was er iſt.

für die letzten Mittheilungen, welche er mittelſt ſeiner Kommiſſion erhalten hat; Euer Majeſtät treten ſogar den Vorſchlägen Ihrer Feinde, die ihnen einer von Ihren Miniſtern in Teutſchland überbrachte, bei. Welch ſtärkeres Unterpfand Ihres aufrichtigen Verlangens nach Frieden konnten Sie geben *)?

Sire! Sie haben ohne Zweifel geglaubt, daß ſich die Macht, indem ſie ſich Schranken ſetzt, befeſtigt, und daß die Kunſt, das Glück der Völker zu ſchonen, die erſte Politik eines Monarchen iſt. Der Senat dankt Ihnen dafür im Namen des franzöſiſchen Volkes **).

---

*) Ueber Napoleons aufrichtiges Verlangen nach Frieden iſt ſchon genug geſprochen.

**) Alſo nun erſt lernt der geſchlagene Sünder ſeine Pflicht und das Glück der Völker kennen? Ich will die Franzoſen doch an einige Verſprechungen erinnern, die er ihnen früher gemacht hat. Als er Erſter Konſul auf Lebenszeit geworden war, klangen aus einer Rede an den Senat die Worte: „Zufrieden, durch den Befehl deſſen, von welchem alles ausfließt, berufen zu ſeyn, die Gerechtigkeit, die Ordnung, und die Gleichheit auf die Erde zurückzuführen, werde ich ohne Reue und ohne Unruhe über die Meinung der künftigen Geſchlechter die letzte Stunde

Im Namen eben dieſes Volkes danken wir Ihnen für alle geſetzmäßige Vertheidigungsmittel, welche Ihre Weisheit ergreifen wird, um uns den Frieden zu ſichern.

Der Feind iſt in unſer Gebiet eingefallen. Er will bis in den Mittelpunkt unſerer Provinzen vordringen. Die Franzoſen, die unter einem ſolchen Oberhaupte, wie Sie, nur Ein Herz und Ein Intereſſe haben können, werden ihre Energie nicht beugen laſſen. Große Reiche, wie Menſchen, haben ihre Tage der Trauer und des Glückes; nur unter großen Umſtänden lernt man große Nationen kennen.

Nein, der Feind wird dieſes ſchöne und edle Frankreich nicht zerreißen, welches ſich ſeit 14 Jahrhunderten mitten unter ſo vielem Glückswechſel mit Ruhm behauptet, und welches ſelbſt zum Vortheile der benachbarten Völker jederzeit ein ſo bedeutendes Gewicht in die Wagſchale

---

„ſchlagen hören.“ In einer andern ſeiner Reden vom Jahr 1805 findet ſich Folgendes: „Meinen Ruhm, mein Glück, ich habe ſie in dem Glücke des gegenwärtigen Geſchlechts geſetzt. Ich will, ſo ſehr ich vermag, dahin wirken, daß die Herrſchaft der philanthropiſchen und edelmüthigen Ideen der Karakter des Jahrhunderts ſey.“

von Europa gelegt hat. Ihre heldenmüthige Standhaftigkeit, und das Ehrgefühl der Nation bürgen uns dafür *).

Wir fechten für ein theures Vaterland, zwiſchen den Gräbern unſerer Väter und den Wiegen unſerer Kinder!

Sire! Erreichen Sie den Frieden durch eine letzte Anſtrengung, die Ihrer und der Franzoſen würdig iſt! Und dann, wann die Ruhe der Welt geſichert iſt, möge Ihre ſo oft ſiegreiche Hand die Waffen niederlegen.

Dieſes, Sire, iſt der Wunſch des Senats, der Wunſch Frankreichs, der Wunſch und das Bedürfniß der Menſchheit **).

---

*) Barbaren, zittert vor der rächenden Gewalt, die über den Sternen blitzet! Iſt nur Frankreich ſchön und edel? Warum hattet ihr ſo fromme und menſchliche Gedanken nicht, als ihr das ſchöne und edle Italien, das ſchöne und edle Spanien, das ſchöne und edle Teutſchland, und ſo viele andere Länder verheeret und zerfleiſchtet?

Das Gewicht, welches Frankreich in die Wagſchale Europas legen kann, hat den Nachbarvölkern von jeher mehr Unheil als Segen gebracht. Die Geſchichte weiſt keinen einzigen Grund, weswegen Frankreich ein Uebergewicht über die Nachbarſtaaten haben muß; ſie weiſt vielmehr das Gegentheil.

**) Warum fühlt ihr jetzt erſt dieſes Bedürfniß

Seine Majeſtät ertheilten hierauf folgende Antwort:

„Senatoren! Ich laſſe den Geſinnungen, welche Sie mir ausdrücken, Gerechtigkeit wiederfahren.“

„Aus den Aktenſtücken, welche ich Ihnen mittheilen ließ, werden Sie geſehen haben, was ich für den Frieden thue. Ich werde mit Bereitwilligkeit die Opfer bringen, welche den von den Feinden vorgeſchlagenen und von mir angenommenen vorläufigen Friedensgrundlagen angemeſſen ſind; mein Leben hat keinen andern Zweck, als das Glück der franzöſiſchen Nation.“

„Indeſſen ſind Bearn, Elſaß, die Franche-komté, und Brabant vom Feinde betreten. Das Nothgeſchrei dieſes Theils meiner Familie zerreißt mir das Herz. Ich fordere die Franzoſen auf, den Franzoſen zu Hülfe zu eilen.“

„Die Franzoſen von Paris, Bretâgne, von Normandie, von Champagne, von Beurgogne, und den andern Departements rufe ich auf, ihre Brüder zu retten. Sollten wir ſie denn verlaſſen in ihrem Unglücke? Friede und Befreiung unſeres Gebiets muß heute unſer Feld-

---

und dieſen Wunſch Frankreichs und aller Völker ſo dringend! O wehe dem, der dieſer Buße trauet!

„geſchrei ſeyn. Beim Anblick dieſes von allen „Seiten bewaffneten Volkes werden die Frem„den entweder fliehen oder den Frieden auf „die Bedingungen, die ſie ſelbſt in Vorſchlag „gebracht haben, unterzeichnen.“

„Es iſt nicht mehr die Rede davon, die „Eroberungen *), welche wir gemacht hatten, „wieder zu erlangen.“

Schluß.

Dieſes eben kommentirte Aktenſtück iſt unſtreitig eines der merkwürdigſten, welches die letzten Jahre geliefert haben, ein Beleg der göttlichen Allmacht, die den Frevler und Sünder geſtraft hat, der ſein Haupt über die Menſchheit erhub und im Trotz und Uebermuth keinen Herrn über ſich erkennen wollte. Dahin iſt der Menſch gebracht, der mit der himmliſchen All-

---

*) Wirklich? Wahrlich nicht, weil ihr die Sündlichkeit eures Frevelmuthes erkennet, ſondern weil ihr die Ohnmacht fühlt. Darum, weil ihr ſo geſinnt ſeyd, muß man euch zwingen, ruhig zu ſeyn und Frieden zu halten.

macht ſo oft gegaukelt hat, der im Jahr 1798 den Männern von Kairo ſagte: „Sollte es einen Menſchen geben, blind genug, um nicht zu ſehen, daß das Schickſal ſelbſt alle meine Unternehmungen leitet? Wahrlich kommen wird der Tag, wo die ganze Welt ſonnenklar ſehen wird, daß ich durch höhere Verhängniſſe geleitet bin, und daß alle Beſtrebungen der Menſchen nichts gegen mich vermögen. Glücklich diejenigen, welche in redlicher Treue die erſten ſind, zu mir zu treten!“ — der den 2. März 1806 in der geſetzgebenden Verſammlung ſich rühmte: „Uebrigens hangen die hohen Beſtimmungen meiner Krone nicht von den Geſinnungen oder Neigungen der fremden Höfe ab?“ Dahin iſt der Menſch gebracht, der den Spaniern erklärte: „Gott gab mir die nöthige Kraft und den Willen, alle Hinderniſſe zu beſiegen,“ und von dem ein kriechender franzöſiſcher Maire einſt in hündiſcher Schmeichelei ſagte: „Gott ſchuf Napoleon, und ruhete aus von ſeiner Arbeit?“

Und wohin hat dieſer Mann, der beim Antritt ſeiner Regierung im Herbſt 1799 die ungeheuerſte Macht empfing und durch Gelegenheit, Glück, und Gewalt ſie bis zu einem unglaublichen Grade erhöhete, wohin hat dieſer Gewaltige, den der unſterbliche Palafox mit

Recht den Univerſalerben der franzöſiſchen Revolution nannte, ſein Volk gebracht? Wie viel Glück, Ruhm, Herrlichkeit hat er ihnen gelobt, und was hat er ihnen endlich gehalten? O er hat immer nur gegaukelt und gelogen; jetzt aber ſteht die Lüge, welche ſich bußfertig ſtellt, als wenn das Böſe je bußfertig werden könnte, in ihrer vollen und elendigen Nacktheit da.

Nun, ihr Franzoſen, zieht ihn zur Rechenſchaft, und erinnert ihn der vermeſſenen Worte, die er den 23. September 1805 ſprach, als er mit ſeinen Heeren gegen Oeſtreich ziehen wollte: „Alle die Verſprechen, die ich dem franzöſiſchen „Volke gethan, ich habe ſie gehalten.“

Nun, ihr Franzoſen, ſehet euch um, und betrachtet euch ſelbſt und eure Lage. Den Haß und Fluch der gepeinigten Welt, den Zorn und die Strafe des gerechten Himmels, das Elend und die Schande — das hat er euch gebracht; ſo hat er ſeine Verſprechen gehalten. In Spanien, Rußland, und Teutſchland liegen Millionen eurer Kinder erſchlagen, erſchlagen in den verfluchten Kriegen, welchen die Geſchichte nur Schandſäulen errichtet; eure Ehre befleckt, euer Glück vernichtet, eure Kraft zerbrochen, Gottes des Rächers Gericht ſchwer auf euch laſtend. Ihr, welche alle Länder und Völker ſchänden und unterjochen wolltet, ſehet die Jugend aller Völker auf eure Fluren ausgegoſſen und für ſo viele Unbille und Gräuel Recht von euch fordern.

Das habt ihr verſchuldet durch ihn und ohne ihn; das iſt die Strafe des Hohns und des Uebermuths, wann die Sterblichen dem gleich ſeyn wollen, der im Himmel waltet. Daß Hunderttauſende bei euch lagern, daß auf eurem Boden der Friede geboten wird, daß ihr den Raub der Länder, die wiſſenſchaftlichen Schätze, die Kunſtwerke werdet ausliefern und jedes wieder an den Ort führen müſſen, von wo ihr es entführtet — das wird die Gerechtigkeit ſeyn vor Gott und vor Menſchen.

Schließlich ſage ich noch einen ungefären Ueberſchlag bei von dem Menſchenblut, das dieſer einzige Menſch in zwölf Jahren vergoſſen hat. Man wird darin ſeine Heldengröße und die hohen Beſtimmungen, worauf er pocht, am beſten ſehen. Wenn er durch das Blutmaaß nicht der größte aller Helden iſt, die je gelebt haben, ſo lügt die Geſchichte ſelbſt. Er hat, da alle Kriege dieſer zwölf Jahre allein von ihm entſpringen, den Vortheil, daß alles ihm zu gut geſchrieben wird, beides was von Freunden und von Feinden umgekommen iſt.

1) Der Krieg auf St. Domingo vom Jahr 1801 bis 1805 und 1806 mit Touſſaint l'Ouverture und nach ſeiner Abführung mit ſeinen Nachfolgern tödtete:

	Menſchen.
a) Franzöſiſche Soldaten und Matroſen	80000
b) Weiße Bewohner der Inſel wenigſtens	50000
c) Neger gewiß eben ſo viele . .	50000
	180000

	Menſchen.
2) Der Seekrieg mit England von 1802 bis 1814 tödtete in Schlachten, durch Krankheiten, in Gefangenſchaft, ferner durch Verheerungen in Städten und auf Küſten, mäßig genommen, von Franzoſen, Engländern, und den beiderſeitigen Bundesgenoſſen gewiß	200000
3) Der kurze, aber ſehr blutige u. im Spatherbſt geführte Krieg des Jahres 1805 tödtete auf beiden Seiten gewiß .	150000
(Wir rechnen auch die zerſtörten Einwohner und die durch Lazarethſeuchen Getödteten mit.)	
4) Der Aufſtandskrieg in Kalabrien von 1805 bis 1807 verdarb wenigſtens .	100000
5) Der nordiſche Krieg von 1806 u. 1807 nahm in Teutſchland, Polen, Rußland, und Frankreich gewiß weg . . .	300000
6) Der ſpaniſche Krieg. Wenn wir nach Napoleons eigenen Berichten rechnen, ſo wird das Facit zu vortheilhaft für ihn. Er hat ſich da offenbar überrechnet, denn wären dieſe Berichte wahr geweſen; ſo hätte nach 2 Jahren in Spanien nicht mehr gefunden werden müſſen, was an die Wand piſſet. Nach einem ſehr mäßigen Ueberſchlag ſind 200000 Franzoſen und franzöſiſche Bundsgenoſſen, und eben ſo viele Engländer, Spanier, und Portugieſen jedes Alters und Geſchlechts, durch Schlachten, Verwüſtung, Hunger, Mord, und Seuchen alljährlich umgekommen, gewiß nicht zu hoch angeſetzt. Dies macht vom Herbſt 1807 bis zum Herbſt 1813, in 6 Jahren, die glorreiche Summe von	2400000
7) Der Krieg in Teutſchland und Polen im	

Menſchen

Jahr 1809 liefert auf beiden Seiten gewiß 300000

8) Der Feldzug von 1812 koſtete, wenn man die ungeheure Begleitung des Troſſes mitrechnet, das Leben 500000 Franzoſen und Verbündeten; 300000 Ruſſen in Schlachten, in Lazarethen, in verbrannten Städten und Dörfern; wenigſtens 200000 Einwohnern von Polen, Teutſchland, und Frankreich durch die peſtartigen Krankheiten, welche die verhungerten franzöſiſchen Pferdefleiſchfreſſer allenthalben hintrugen 1000000

9) Den Feldzug von 1813 ſchlage ich alles in allem gewiß nicht zu hoch an mit 450000

Dies ſind die Hauptſummen. Die kleinen Kriege dieſer Jahre, welche Napoleon auch angezettelt und unterhalten hat. — denn ſeine große Seele hat für alles Zeit gefunden — will ich ihm nicht einmal zu Gute rechnen. Wenn ich dieſe Summen zuſammenziehe, ſo giebt es ein Facit von 5 Millionen und 80000 Menſchen, die er ſeit dem Jahr 1802, alſo in ungefär 10 Jahren, vom Leben zum Tode gebracht hat. Vertheilt man die Summe, ſo bekömmt jedes Jahr richtig ſeine halbe Million Menſchen. Wie viel Menſchenleben und Menſchenglück er dadurch im Keim erſtickt hat, liegt jenſeits aller möglichen Berechnung. Nun zweifle mir noch einer, daß Napoleon, was Herr von Fontanes ſo oft wiederholt, nicht ein großer Mann, ja daß er nicht der größte aller Sterblichen iſt, die jemals gelebt haben. Die Zweifler wollen wir zur Strafe auf die Schlachtfelder von Eylau, Wagram, Saragoſſa, Borodino, und Leipzig, und in die Lazarethe von Wilna, Dresden, und Leipzig ſchicken.

Geſchichte der Veränderung
der
# bäuerlichen
und
# herrſchaftlichen Verhältniſſe
in dem
vormaligen
Schwediſchen Pommern und Rügen
vom Jahr 1806 bis zum Jahr 1816
durch
E. M. Arndt
als ein
Anhang
zu deſſen im Jahr 1803 erſchienenem Verſuch
einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in
Pommern und Rügen.

Berlin 1817
in der Realſchulbuchhandlung.

Des

Herrn Staatskanzlers

Fürſten von Hardenberg

Durchlaucht

in Unterthänigkeit zugeeignet.

Warum ich dieſen Aufſatz geſchrieben habe, darüber werden die Verſchiedenen Verſchiedenes ſagen und fragen. Aber es kommt ja nicht darauf an, wenigſtens vor dem menſchlichen Richterſtuhle nicht, warum man etwas thut; ſondern darauf kommt es an, daß das, womit man hervortritt, recht und wahr ſey.

Einige werden mich tadeln, daß ich Mängel meiner Heimath aufdecke. Ich hätte auch von vielen Vorzügen und Tugenden derſelben reden können; aber das gehörte nicht hieher.

Gewiß wünſchen viele meiner Heimathlichen, daß die vielen Fremden, welche zu uns kommen, nicht allein ein ſchönes Land ſondern auch ein wohleingerichtetes Land bewundern könnten.

Putbus, den 20ten November 1816.

Einleitung.

Ich ſchrieb im Herbſte des Jahres 1802 eine Abhandlung, welche unter dem Titel Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen im folgenden Jahre 1803 im Verlage der Realſchulbuchhandlung herauskam. Dieſes Büchlein, wenn ich es jetzt neu ſchriebe, würde ich freilich etwas anders abfaſſen und ſtellen, als damals — man lernt in 14 Jahren doch ein bischen zu, lernt auch die Schreibfeder etwas leichter und gefügiger gebrauchen — aber der Inhalt der beiden letzten Zweidrittel deſſelben würde der Hauptſache nach jetzt nicht anders ausfallen, als damals. In gewiſſer Hinſicht beziehen ſich dieſe Bogen, die hiemit in die Welt ausgehen, allerdings auf jenes frühere Werkchen, und werden klarer, wenn man daſſelbe hachlieſt; im Ganzen aber können ſie unabhängig für ſich betrachtet und verſtanden werden. Doch ſetze ich von der Summe meiner in jenem Buche enthaltenen hiſtoriſchen Fünde und Ergebniſſe Einiges hieher:

Die Slavenländer an der Oſtſee (das weſtliche Holſtein, Mecklenburg, Rügen, Pommern) waren im zehnten, elften, zwölften Jahrhundert in Anbau und Bevölkerung noch ſehr zurück; es gab unermeßliche Wälder, Haiden und Sümpfe, wo jetzt der Pflug ins Land geht; der fabelhafte Glanz der Städte Vineta, Julin und Stettin verſchwindet vor der Fackel der Geſchichte. Das Meiſte war wüſt und armſelig.

Dieſe Wüſtheit des Landes und Dünnheit der Einwohner wuchs auf eine ungeheure Weiſe durch die unbeſchreibliche Wuth, womit die Bekehrungs- und Eroberungskriege zwiſchen den Teutſchen und Wenden geführt wurden, welche letzte endlich unterlagen, und bei dem Vordringen der teutſchen Herrſchaft zum Theil immer weiter gegen Oſten zu ihren Stammverwandten entwichen.

Das von Natur noch öde und durch die Kriege verwüſtete Land bevölkerten beide die teutſchen und wendiſchen Fürſten mit teutſchen Koloniſten, wie einige hiſtoriſche Spuren zeigen, und am meiſten, wie die Sprache hindeutet, vom ſächſiſchen Stamm, aus Weſtphalen und den Gegenden des Niederrheins. Um das Jahr 1164 wird in den teutſchen Landen und Inſeln an der Nordſee von fürchterlichen Ueberſchwemmungen und Auswanderungen gemeldet; Urkunden melden um das Jahr 1187 in Pommern ſchon multum populum Teutonicorum. Von Schlözer habe ich mich verführen laſſen zu ſagen: *) „Man hat gar keine Zeichen, daß Rheinländer, Flandrer, Holländer ſich hier geſetzt hätten.“ Dies iſt unerweislich; von Rheinländern wenigſtens hat man Zeichen genug, die allergültigſten, in den gleichen Namen: darin nehmen die Auswanderer ſo gern das Andenken der verlaßenen Heimath mit. Wir haben in Vorpommern und Rügen Köln, Koblenz, Kamp, Altenkamp, Neuenkamp, Wrechen, Rodenkirchen: lauter rheiniſche Städte und Dörfer.

Bald nach dieſen Einwanderern waren die meiſten Einwohner des Landes gewiß Teutſche; es

---

*) S. Geſchichte der Leibeigenſchaft u. ſ. w. S. 202.

blieben nicht viele Wenden übrig, und nach nicht vielen Menſchenaltern verſchwand auch die wendiſche Sprache allmählig: nur in einem Theile Hinterpommerns hat ſie ſich behauptet.

Die Slaven, waren freilich zuletzt das unterdrückte Volk, d. h. ſie herrſchten nicht mehr, wurden aber nach teutſchem Recht behandelt, was natürlich war, da die Fürſten von Rügen und von Pommern und viele Edelleute ſlaviſchen Stammes waren. In dem Fürſtenthum Rügen, welches faſt das Land ausmachte, was jüngſt noch Schwediſch-Pommern und Rügen hieß und jetzt Neupommern genannt wird, haben ſich im 12ten, 13ten Jahrhundert, wo die Könige von Dänemark eine Art Oberherrlichkeit darüber behaupteten, auch Dänen niedergelaſſen. Es ſind bis dieſen Tag in der hieſigen plattteutſchen Volksſprache manche Worte, die man nur hier und in Dänemark findet.

Es läßt ſich hiſtoriſch nicht nachweiſen, was als ein ausgemachter Satz gewöhnlich ſo hergeſagt wird, daß die unterſten Volksklaſſen der Oſtſeeſlaven ganz unterdrückte Leibeigene oder beinahe Sklaven geweſen ſeien; vielmehr finden wir da, wo die meiſten Slaven ſitzen blieben, in Rügen und in der Herrſchaft Barth, im funfzehnten, ſechszehnten Jahrhundert den Bauerſtand viel freier und glücklicher als in Pommern, das weit mehr von Teutſchen beſetzt und bewohnt war.

Es läßt ſich auch weder durch Urkunden noch durch vernünftige Schlüſſe nachweiſen, daß die Lehre, die vor zwanzig Jahren allgemein galt, und leider noch in manchen Köpfen ſpukt; die richtige ſey, nemlich: die Herren (der Adel) haben die übrigen Wenden nur wie ein unterworfenes Inventariumsreich mit dem ohne alle Bedingung und Beſchränkung ihnen geſchenkten Boden in Beſitz genommen, oder ihre mitgebrachten oder ſpäter herringelockten Koloniſten als eben ſolches leibeigenes Inventarium drauf gepflanzt; ſondern beide, Geſchichte und Vernunft, ſagen, daß es ſich gewiß anders verhielt.

Freilich war hier keine Freiheit des Bauerſtandes — an wie wenigen Orten war die damals in Teutſchland? — aber die Abhängigkeit war nicht ſo groß und der Dienſt nicht ſo ungemeſſen, als in den folgenden Jahrhunderten, die man gegen die ſogenannte Barbarei des Mittelalters immer als Jahrhunderte der Menſchlichkeit und der Aufklärung aufgeſtellt hat.

Schon im ſechszehnten Jahrhundert fing es an ſchlimmer zu werden. Es war jenes Jahrhundert ein ungeheurer Wendepunkt der Geſchichte und des ganzen Zuſtandes und Verhältniſſes der Völker Europas, nicht bloß in Hinſicht der Reformation, ſondern faſt in allem. Ueber die Bauern ging es ſchlimmer her, weil die alte Einfalt und Schlichtheit der Sitten ſich verlor, weil die Fürſten des Vaterlandes anfingen nach Gewalt, Mündigkeit und Pracht zu ſtreben, und weil der Adel ihnen darin nachahmte und bei den vermehrten Bedürfniſſen ſeine Unterhabenden mehr plagte. Wir wiſſen das ausdrücklich durch die Zeugniſſe unſerer Kronikenſchreiber und durch das treffliche Buch, welches ein alter Landvogt von Rügen (von Normann von Tribberatz) über den Rügenſchen Landbrauch in jenem Jahrhundert geſchrieben hat. Von dieſer Zeit an ging es abwärts mit dem Glücke der Bauern. Schon damals wurden viele Bauerdörfer zerſtört und in Höfe verwandelt, der Bauerſtand ward nun ſyſtematiſcher mehr gedrückt und vergewaltigt; ſo daß über den Unfug nicht bloß Klagen gehört wurden, ſondern auch Verordnungen dagegen ergingen: die Fürſten ſahen hie und da drein, ohne ihre Erlaubniß durften die Dörfer wenigſtens nicht gelegt werden.

Mit dem ſiebzehnten Jahrhundert kam auch dieſem Lande, wie dem ganzen großen teutſchen Vaterlande, mit dem dreißigjährigen Kriege die allgemeine Verwirrung und das allgemeine Unglück. Auch das Pommerland ward arg mitgenommen und war nach dem Tode des letzten Herzogs zwölf Jahre lang faſt herrenlos, von dem fremden Volke beſetzt, ohne daß man wußte, wem es künftig zufallen würde. In dieſer ſchlimmen herrenloſen Zeit, wo über ganz Teutſchland Verwüſtung und Verwilderung kam, ſcheint es auch hier wild und unſelig hergegangen zu ſeyn. Geſetzloſigkeit, Zügelloſigkeit, Verarmung und Entvölkerung der Städte und des Landes, völlige Verödung vieler Dörfer und Höfe, — das ſind die Klagen der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Aus den vielen Fragen, Entwürfen und Vorſchlägen der Regierung, die durch das ganze Jahrhundert bis auf das Ende der Regierung des großen Schwedenkönigs, Karls des Elften, immer wiederkommen: wie die Wiederherſtellung und die Wiederbevölkerung des Landes zu ſchaffen ſey, ſieht man am klarſten, wie groß das Uebel ſeyn mogte.

Ein anderes großes Zeichen iſt des damaligen Vicepräſidenten beim Königlich Schwediſchen Tribunal für die deutſchen Lande zu Wismar von Mevius Abhandlung über die Verhältniſſe und Rechte des Bauerſtandes in Pommern und Rügen. Dieſer Mann ſchrieb etwa ein Jahrhundert nach dem Pommer Kanzow und dem Rügier Normann; aber man ſieht aus ſeinem Buche, daß nun ſchon alles Glück und alle Freiheit der Bauern dahin war, daß man ſie faſt behandeln durfte wie ein eiſernes Inventarium, daß es für ſie kaum noch ein anderes Recht gab, als das Recht der Gnade und Barmherzigkeit.

Anmerkung. Dieſe Abhandlung und ihres Gleichen haben das Uebel erſt recht befeſtigt, man kann ſagen, ſie haben den Pfahl der Knechtſchaft recht tief eingerammt. Die Einſchliche eines immer ſchlimmer und zügelloſer herrſchenden Brauchs und Herkommens wurden dadurch für die Zukunft gleichſam geſetzlich gemacht, zumal wenn eines ſo würdigen Mannes und großen Gelehrten Name, als Mevius war, ihnen das Siegel aufdrückte. Es ließe ſich wohl zeigen, wie in den Gegenden ſich die meiſte Bauernfreiheit behauptet hat, wo Einrichtungen und Grundſätze teutſchen Herkommens und Rechts am lebendigſten geblieben ſind, wie ſie aber in den Landen unrettbar untergegangen iſt, auch wenn ſie eine Zeitlang beſtand, wo dieſe Einrichtungen fehlten. Dort, je mehr die Richter der Gelehrſamkeit gewannen, deſto mehr verging die Freiheit. Nach römiſchem Recht, welches das teutſche Recht immer mehr verſchlang, beurtheilten und ſchieden die Männer endlich die teutſchen Bauernverhältniſſe. Doch ſind Mevius Grundſätze noch frei und golden, wenn man ſie gegen die Grundſätze hält, die einer ſeiner Nachfolger *) gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bekannte. Dieſer ſieht die pommerſchen Leibeignen ganz beſtialiſch faſt gleich römiſchen Sklaven an, er nennt den Leibeignen mit dürren Worten *ein Ding, ein niet- und nagelfeſtes Ding: rem immobilem.* So ſind auch Schriftſteller Spiegel der Zeiten, klare Zeichen, wie die Herren über die Knechte dachten und denken durften.

Anmerkung zur Anmerkung. Man weint mit dem Seher Nathan verſtändiger mehr um den, der ſterben will, als um den, der ſchon geſtorben iſt. Die Klage, wie ſehr die einſchleichende und endlich herrſchende Macht des römiſchen Rechts die teutſche Freiheit und Herrlichkeit untergraben und die teutſche Eigenthümlichkeit und Volkskraft zerſtört hat, iſt jetzt überflüſſig und vergeblich: das Unglück iſt geſchehen und läßt ſich nicht leicht mehr ändern. Das römiſche Recht hat ſich nun einmal bei uns eingefreſſen und durchgefreſſen, als Wiſſenſchaft iſt es ziemlich durchgearbeitet, als Uebel oder Glück, je nachdem jeder es anſieht, iſt es verarbeitet und in uns eingeleibt und eingelebt; wir können ſeine Verhältniſſe ſeine Folgen und Wirkungen, ſein Nothwendiges und ſein Zufälliges, ſein Bleibendes und ſein Nichtiges ſo ziemlich überſehen. Nun aber, beſonders in dieſen wunderbaren Zeiten, worin wir leben, wäre in Einer Hinſicht eine große Ueberſicht, Durchſicht und Muſterung die allernothwendigſte. Männer, die eben ſo warme Chriſten als gelehrte Kenner des Rechts wären, und die auch über Leben und Staatsverfaſſung und Chriſtenthum im höhern Sinn der menſchlichen Geſellſchaft viel gedacht und geſagt hätten, müßten dieſe aus Bedürfniſſen, Anſichten und Grundſätzen des Heidenthums größtentheils zuſammengeſchlemmte Geſetzſammlung, welche die Pandekten heißt, einmal recht ſtreng und ſcharf gegen den Geiſt und die Forderungen des Chriſtenthums halten. Es würde ihnen da manches Sonderbare und Räthſelhafte, auch wohl viel Wehmüthiges und Trauriges entgegen kommen oder auch nur entgegendämmern. Man kann dies, auch ohne Kenner und Wiſſer des Rechts zu ſeyn, von vorn her wiſſen, was die Leute ſagen ſo von ſelbſt. Dem Heidenthum war dieſes irdiſche Leben in mancher Hinſicht gleichſam als höchſter Zweck und letzte Gränze angewieſen; es hatte hier ſchon eine Anweiſung auf höchſte Kraftäußerung und höchſten Genuß, das Glück war des Heiden unbarmherziges Recht, er nannte Schickſal, was der Chriſt Vorſehung nennt, die Würdigſten der Heiden nannten ſolches Schickſal wehmüthig den verhängnißvollen Schatten der Götter *). Dem Chri-

---

*) Des Vicepräſidenten in Wismar von Balthaſar Abhandlung: de hominibus propriis etc.

---

*) umbram fatalem Deorum.

ſten iſt das irdiſche Leben nur ein Uebergang, eine Pilgerſchaft zu einem beſſeren höheren Leben; auch er iſt auf irdiſchen Genuß angewieſen, aber nicht als auf höchſten Zweck dieſes Lebens, ſondern nur ſo weit, als er deſſen bedarf zur rüſtigen Bereitung auf jene Pilgerſchaft und zur rüſtigen Fortſetzung derſelben; höchſte Kraftäußerung und höchſter Genuß hienieden heißt ihm mit verſchiedenen Namen Tyrannei, Sünde, Laſter; das Glück giebt ihm gar kein Recht, ſondern ſoll ihn zur Demuth und Milde ermahnen; ſeine Vorſehung iſt kein unvermeidliches Schickſal, über ihr hängt kein ſchwermüthiger Schatten der Götter: ſie iſt licht, ſie ſieht, ſie hat Augen, liebende Augen Gottes. — Und bei dieſer himmelweiten Kluft zwiſchen zwei ganz verſchiedenen Welten haben wir in unſer chriſtliches Leben und in unſre chriſtliche Geſetzgebung ein Recht mit ſeinen Grundſätzen und Anwendungen aufgenommen, das man, im beſten Sinn genommen, doch nur ein Recht des Stärkeren und Glücklicheren nennen kann. Ich bin überzeugt, ſtreng und folgerecht an die chriſtliche Lehre und an die innere Bedeutung derſelben gehalten, wird dieſes Recht die Probe nicht beſtehen; man würde bei ſolcher Prüfung bald begreifen, daß es umgegoſſen, oder vielmehr, daß ein neues gemacht werden müſſe. Nicht ohne Grund iſt geklagt, daß alles Stätige und Feſte der Staaten Europas in dem Maaße mehr und mehr aufgelöſt und verflüchtigt ſey, als ihr höchſtes Streben dahin gegangen ſey, Handel- und Fabrikſtaaten zu werden; dadurch ſey das Geld, das doch nur ein Mittel des Lebens ſey, Zweck des Lebens geworden. Dies iſt ganz wahr, aber ſchlimmer iſt es wahr, daß die zu hohe Würdigung des Geldes und des Vermögens überhaupt als der Mittel irdiſchen Genuſſes uns mit dem heidniſchen Recht eingeimpft und ſo in unſre ganze Geſetzgebung unheilbringend übergegangen iſt. Wenn das Chriſtenthum in dieſer Hinſicht mit der Erde und den irdiſchen und politiſchen Verhältniſſen nicht in Uebereinſtimmung gebracht, wenn dieſer

Krebsſchaden nicht aus ihm ausgeſchnitten wird, ſo werden die meiſten Staaten daran verfaulen. Wer darüber denkt und forſcht, der wird finden, was ich meine.

Heidniſch alſo (d. h. nach heidniſchen Anſichten und Grundſätzen, einige auch wohl mit heidniſchen Gefühlen), heidniſch und unchriſtlich erklärten und beſtätigten die Rechtslehrer die Verhältniſſe der Herren und Knechte zu einander; und heidniſch und unchriſtlich genug gebrauchten die Herren zum Theil das, was ſie ihr Recht nannten. Vorpommern und Rügen war durch den weſtphäliſchen Frieden eine ſchwediſche Landſchaft geworden. Schweden hatte ſo elende Bauern nicht, wie ſie nun hier geworden waren; es hatte überhaupt keine Leibeigene. Man hätte glauben ſollen, dies habe auf Pommern und auf die pommerſchen und rügenſchen Leibeigenen eine wohlthätige Rückwirkung äußern müſſen. Dies hat es aber nicht gethan. Die Schweden, welche hätten helfen können, kannten unſre Verfaſſungen und Rechte und die Verhältniſſe des Landes und Volkes und der verſchiedenen Stände und Klaſſen deſſelben immer viel zu wenig; die Obergerichte und die Regierung hieſelbſt, waren meiſtentheils mit Männern aus den vornehmen Klaſſen beſetzt, die oft auch Gutsherren waren; die Gewohnheit, daß man nichts Beſſeres und Edleres kannte, machte endlich keinem einzigen die Unterdrückung des Bauerſtandes mehr zu einem Gewiſſensvorwurf. So wirkten Vortheil und Gewohnheit zuſammen, und die Lehre, daß von Anbeginn ein Theil der Menſchen zum Herrſchen, der andere zum Dienen geboren ſey, die ſchaamloſe Lehre eines heidniſchen Schickſals, ward endlich allgemein und unverhohlen ausgeſprochen als etwas, das ſich von ſelbſt verſtände. Einige wackere Schweden haben die Ungleichheit zwiſchen ihrem Vaterlande und den ſchwediſchteutſchen

Landſchaften wirklich gefunden und empfunden. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ſind von Schweden aus und durch den Betrieb ſchwediſcher Männer doch mehrmals Fragen und Vorſchläge gethan, welche die Erleichterung und Befreiung des kleinen Volkes betrafen; aber es iſt nie etwas darnach gekommen, man hat ſie immer zu beſchwichtigen und abzuleiten verſtanden. Im achtzehnten Jahrhundert, wo es immer mehr vom Schlechten zum Schlimmeren ging, findet man nicht einmal ſolche Fragen und Vorſchläge mehr.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war für dieſe Lande die Epoche eines ſchrecklichen Unglücks. Nach dem Fall des großen nordiſchen Löwen in der Schlacht bei Pultawa kam der Krieg auch bald an unſere Gränzen, und ſpielte oder wüthete in ihnen beinahe ein volles Jahrzehend, bis die Ermordung des Königs Frieden und Ruhe gab. Heere, wofür das kleine Land keine Hülfsmittel hatte, überſchwemmten und verheerten es. Da kamen die eigenen Landsleute, die Brandenburger und die Sachſen, es kamen die Dänen, die wilden Pohlen, die die damals noch fürchterlichen Moskowiter. Plünderung, Verwüſtung, Verarmung, Entvölkerung, Brand, Hunger und Peſt, waren die Früchte dieſes Krieges und des eiſernen Willens und des eiſernen Unglücks Karls des Zwölften. Durch den Frieden von 1721 kam die Hälfte von Vorpommern mit der Hauptſtadt Stettin an den König von Preußen; das übrige erhielt Schweden zurück.

Bis zum ſiebenjährigen Kriege und länger hinauf wurden die traurigen Folgen dieſes nordiſchen Krieges gefühlt, der das Gewicht von Schweden nahm und Rußland es gab. In fortlaufenden Patenten und Verordnungen der Regierung wird über Verödung des Landes und über Menſchenmangel geklagt; ſogar gegen die Wölfe mußten in den erſten Jahrzehenden nach dieſem Kriege Edikte erlaſſen werden: ein Zeichen, wie es in manchen Gegenden des Landes ungefähr ausgeſehen haben mag. Der ſiebenjährige Krieg ſelbſt, der einzelne Heerhaufen des großen Friedrich zuweilen über die Peene brachte, ward nicht als Landplage gefühlt und zwiſchen den Schweden und Preußen faſt wie ein gutmüthiges Spiel geführt; große Ausſchreibungen und Forderungen wurden von dem Feinde, der gerne Freund werden wollte, nicht gemacht, zuweilen nahm er wohl einen freiwilligen oder gezwungenen Rekruten mit: das war der Hauptverluſt. Aber ſchon vor dieſem Kriege und bald nach dieſem Kriege nahm ein anderes Uebel überhand, deſſen Folgen wir noch in allen unſern Gliedern fühlen und noch lange ſchmerzlich fühlen werden: das Zerſtören oder Legen der Bauern, das von nun an recht methodiſch betrieben ward. Bei dem Worte Legen fällt einem unwillkührlich eine verwandte Bedeutung deſſelben ein. In der That hieß dieſes abſcheuliche Unweſen dem Lande den Kern und Nerv der Stärke und Sittlichkeit ausſchneiden. Und zwar nicht bloß Privatleute und einzelne Edelleute haben ſich ſo verſündigt, ſondern ſelbſt die königliche Kammer hat vom ſogenannten Domanium mehrere große Dörfer in große Pachthöfe verwandelt, und auch die Städte haben es hier hie und da mit ihren Dörfern nachgethan.

Doch ward das Uebel noch mäßig geübt bis auf die Jahre 1780; von da an bis auf unſre Tage iſt es aber mit reißender Wuth gewachſen. Der amerikaniſche Freiheitskrieg nemlich und die erſten acht Jahre des franzöſiſchen Umwälzungskrieges erhöheten die Kornpreiſe und den Landertrag in den Oſtſeegegenden um das Doppelte und Dreifache und verurſachten einen Schwindelgeiſt und eine Gier nach geſchwinden Reichthümern, die man hier nie ſo gekannt hatte. Der Reiz des leichten und ſchnellen Gewinnes untergrub alle Gefühle von Menſchlichkeit und Großmuth; auf großen Höfen — däuchte den Herren — war am meiſten zu gewinnen. So wurde denn ein ſchönes Dorf nach dem andern geſchleift, und ſtatt der Bauerwohnungen wurden Kathen für Einlieger und Knechte gebaut. Vor 35 Jahren hatte faſt jedes Gut in Rügen noch ein Bauerdorf neben ſich; jetzt kann man leider die wenigen adlichen Höfe leicht überzählen, welche noch Bauern haben. Der adlichen Würde und des Feſthaltens an den Familiengütern ward auch von vielen vergeſſen; in Mecklenburg und Pommern, und auch wohl anderswo, erniedrigten manche Herren ſich faſt zu Krämern und Mäklern, das Schachern mit den Gütern begann, ſie flogen im ewigen Wechſel von einer Hand in die andere. Ja ſogar adliche Spekulanten gab es, und auch bei uns, welche große Bauerdörfer von andern auf Spekulation kauften, die Bauern herauswarfen, ſtattliche Ritterſitze bauten, und ſie dann mit großem Ueberſchuß wieder verkauften.

Das war lange nicht mehr Gebrauch, zu dieſer Zerſtörung von der Regierung die Erlaubniß zu erbitten; die bodenloſeſte Willkühr war Herkommen geworden. Dies that man im Angeſicht des preußiſchen Pommerns und desjenigen Theils von Vorpommern, das erſt vor 60 bis 80 Jahren von dieſem Lande abgeriſſen war. Dort war die Regierung drein getreten, und hatte der Willkühr ein Ziel geſetzt; ſie ließ keine Bauern mehr zerſtören, eher ſorgte ſie, daß neue geſchaffen wurden.

Auf Rügen wüthete dies Unheil viel ſchlimmer, als in Pommern, weil dort der kleinſte und ärmſte Adel war; auch wurden im Ganzen die Leute auf Rügen viel ſtrenger behandelt und knapper gehalten, als in Pommern. Daß die Menſchen bei dieſer Behandlung oft aufſätzig und tückiſch wurden, und durch Soldaten zum Gehorſam gebracht werden mußten, daß man auch manche Bauern mit ſoldatiſcher Gewalt aus ihren Dörfern werfen und gleichſam wie Bienen aus ihren Stöcken abtreiben mußte, das alles habe ich mit geſehen und mit erlebt. Das Uebel hat ſich nur beſänftigt, als faſt nichts mehr zu zerſtören geweſen iſt.

Daß Rügen vorzüglich arg mitgenommen iſt, ergiebt Folgendes:

Im Jahr 1802 fand ſich, daß die Bevölkerung in ungefähr zwanzig Jahren, nemlich ſeit dem Jahre 1780, in Pommern und Rügen etwa 9000 Seelen gewachſen war. Davon kam aber Rügen nichts zu gut, ſondern es zog Pommern gleichſam noch was ab. In Rügen war nemlich die Bevölkerung während dieſer Zeit um 1000 Seelen verringert, in Pommern war ſie aber um 10000 Seelen gewachſen, von welchen 7000 auf das Land, 3000 auf die Städte kommen.

Ich habe oben erzählt, ſelbſt die königliche Kammer, auch die Städte auf ihren Gütern, haben ſich zum Theil der Zerſtörung der Bauern und der Verwandlung der Dörfer in Höfe ſchuldig gemacht. Auf dem Domanio hörte dies Unweſen auf, als der Fürſt Wilhelm von Heſſenſtein, natürlicher Sohn des Königs von Schweden Friedrich des Erſten (Prinzen von Heſſen), gegen den Ausgang der Jahre 1770 Generalſtatthalter dieſer ſchwediſchen Lande ward. Dieſer Mann war einer der thätigſten und gerechteſten Verwalter, welche ſie jemals gehabt haben, und noch jetzt, beinahe ein Menſchenalter nach ſeinem Abgange, iſt ſein Andenken hier vielen theuer. Guſtav der Dritte, der ihn perſönlich ſehr achtete, gab ihm eine größere Vollmacht, als ſeine gewöhnlichen Stellvertreter hier hatten; man konnte, weil ſein Wille gewöhnlich auch des Königs Wille war, ihn oft faſt wie einen Fürſten von Pommern und Rügen anſehen. Ihm entging nicht lange, in welcher traurigen und unwürdigen Lage hier die dienende Klaſſe darnieder lag und welche verderbliche Folgen die Zerſtörung der Bauerdörfer für das Ganze hatte, ſowohl in Hinſicht des Wohlſtandes als der Sittlichkeit. Er fing da an zu beſſern, wo er die freieſten Hände hatte, nemlich bei den öffentlichen Gütern. Das Bauernlegen auf dem Domanium hörte unter ihm ſogleich auf. Die ſogenannten königlichen Bauern waren auch größtentheils leibeigene Frohnbauern, die bei den königlichen Pachthöfen zu Hofe dienten. Der Fürſt Heſſenſtein ſtellte den Grundſatz auf, daß ſie alle in Pachtbauern verwandelt werden ſollten, und führte dieſen Grundſatz auch aus, ſo wie die alten Pachtkontrakte der Güter abliefen. Auch ſuchte er durch den Anbau von Koloniſten und das Zerſtückeln (Parceliren) einzelner großen Höfe den Anfang einer freieren und glücklicheren Bauerklaſſe hier im Lande einzuleiten. Dieſe Ordnung der Dinge begann ungefähr um das Jahr 1785, aber wenige Jahre ſpäter fiel der ſchwediſch-ruſſiſche Krieg ein, der den Fürſten vielfach in ſeinen Entwürfen für das Wohl dieſes Landes ſtörte und ihn endlich ſeiner Stelle überdrüßig machte. Bei der Geldnoth, die den König drängte, griff er dem Fürſten zu ſehr in die Verwaltung Pommerns mit ein, ihr gutes Verhältniß erkaltete, der Fürſt von Heſſenſtein zog ſich auf ſeine Güter in Holſtein zurück, wo er noch 17 Jahre nach dieſer Zeit als Privatmann lebte. Hätten wir ihn dieſe Jahre noch behalten, wahrſcheinlich wäre Manches ordentlicher eingeleitet und begründet, was unter Guſtav Adolf dem Vierten im Gedränge und Wechſel der Begebenheiten, und häufig auch im Gedränge und Wechſel der Entwürfe und Einfälle entworfen, zerworfen, verworfen ward, und von dem das Beſte bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen iſt.

Geſchichte der Veränderung der bäuerlichen und herrſchaftlichen Verhältniſſe vom Jahr 1806 bis zum Jahr 1816.

Aus den bruchſtückigen Thatſachen und Bemerkungen laſſen ſich mancherlei neue Bemerkungen und Betrachtungen herleiten. Manche politiſche Erſcheinungen auch ſelbſt in meiner kleinen Heimath, wo eben der Enge und Kleinheit wegen alles unſcheinbar ſeyn mußte, hätten ſich hin und wieder auch wohl aus tiefern Quellen herleiten laſſen, aber dann hätte man, um Einiges von unſern Verhältniſſen zu beleuchten, zugleich die ganze Zeitgeſchichte der Völker und Länder mit ihren wunderſamen Wechſeln erzählen müſſen. Ich habe die merkwürdige Zeit der ganzen ungeheuren Umwälzung der Dinge, die uns betroffen hat und noch betrifft, mit durchlebt: die Jahre von 1787 bis 1806 waren die Jahre meiner Jugend. Was in der erſten Hälfte dieſer Jahre noch bewußtlos von mir geſehen gehört und erlebt worden, hat die andere Hälfte zum Bewußtſeyn gebracht. Viele von meinen lieben Landsleuten oder vielmehr Heimathleute ſeufzen tief, wenn ſie an jene Jahre zurückdenken, als hätten wir damals ein Glück und eine Herrlichkeit gehabt, die wir nun nimmer Hoffnung haben wieder zu gewinnen. Ich kann dieſen Seufzer nicht mitſeufzen, weder aus dem Herzen noch aus dem Verſtande, obgleich ich offen bekenne, daß unſere äußere Lage viel bedrängter und hartſeliger iſt, als ſie damals war.

Pommern und Rügen waren damals wohlhabend und fingen ſogar an reich zu werden. Schiffahrt und Handel, die unter dem Schutze der ſchwediſchen Flagge meiſtens ungeſtört auf allen Meeren getrieben werden konnten, und die außerordentlich hohen Preiſe des Korns (faſt das Einzige, was wir ausführen) brachten Geld ins Land; Wohlſtand und Wohlleben war unter allen Klaſſen ziemlich allgemein geworden, nur nicht unter der geringen und dienenden Klaſſe. Das Volk — Pöbel wird niemand Menſchen zu nennen wagen, welche durch Arbeit ihr Brod verdienen — war arm und unterdrückt, und hing von fremder Willkühr ab. Es gab im Lande zwei Stände: den Adel, der auch die Ritterſchaft hieß, und die Städte. Dieſe beriethen mit der königlichen Regierung, die auch ihnen und der Erhaltung und Verfechtung ihrer Rechte geſchworen hatte, das Wohl des Landes, und ſorgten durch ordentliche und außerordentliche Mittel für die Herbeiſchaffung der Bedürfniſſe deſſelben und für die Unterhaltung des ſogenannten Staats. Die ſchwediſche Regierung über dieſe Lande war im Ganzen billig und milde, und die mancherlei Verbindungen, worin die Pommern durch den politiſchen Zuſammenhang ihres Vaterlandes mit den Schweden ſtanden, konnten auf ſie nicht nachtheilig wirken, da jenes größere Volk unſerm Volke (und beſonders dem ſaſſiſchen Volksſtamme) nah verwandt war und durch treffliche politiſche Einrichtungen und viele herrliche Tugenden ein Muſter für uns ſeyn konnte. Es iſt alſo das Natürlichſte, daß hier noch viele Menſchen mit inniger Sehnſucht und Liebe jenes vor kurzem noch beſtehenden Zuſammenhanges gedenken. Indeſſen, wenn wir auf das

Grö-

Größere ſehen, war das Beſte und Würdigſte in unſerm Lande, ja wohl das Einzigwürdige, was wir politiſch aufzeigen konnten, unſere Städte. Dieſe waren freilich ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten, ſchon ſeit vor dem dreißigjährigen Kriege, von jenem glorreichen Glanz und jener ſtolzen Freiheit herabgeſunken, in welchen ſie einſt in jener Zeit blüheten, als die Hanſa mit den Königen des Nordens um die Herrſchaft der Länder und Meere ſtritt; aber doch waren ihnen viele Rechte und Herrlichkeiten geblieben und in ihre innere Verwaltung und Ordnung und in die Beſtellung ihrer Obrigkeiten und Gerichte miſchte ſich die Regierung nur, wenn Streitigkeiten entſtanden, die indeſſen äußerſt ſelten waren. Der pommerſche Stadtbürger war aber auch faſt der einzige Menſch, auf welchen man als auf einen Stand mit Freuden ſehen konnte. So trug ſich hier alles in leidlicher Mittelmäßigkeit und Friedſeligkeit, große Verbrechen wurden nicht gehört, in einem von Natur braven, tapfern, gehorſamen und gutmüthigen Volke, das bei einer gewiſſen klimatiſchen Schwerfälligkeit, viele innere Lebenskraft und eine beinahe unverſiegliche Liebe und Treue hat. Doch waren zwei Gebrechen, und ſind größtentheils noch bei uns, welche alle Seufzer, die über den Untergang jener Zeit noch geſeufzet werden mögen, welche von den meiſten eine glückſelige von einigen ſogar eine freie Zeit genannt wird, als gar thörigte ja als ſchlechte Seufzer zeigen. Von dieſen beiden Gebrechen war das erſte **die Unterdrückung des Volkes**, das zweite **der völlige Mangel politiſcher Geſinnung.**

Zu derſelben Zeit, als die Adlichen auf dem Lande und die Freien in den Städten unter einer allerdings löblichen und milden Oberherrſchaft **das Glück und die Ruhe dieſer Landſchaft und** ihren Wohlſtand und ihre Freiheit rühmten, war das dienende Volk auf dem Lande größtentheils leibeigen, und hie und da, vorzüglich auf Rügen, ſehr gedrückt und geplagt, und wurden die letzten Wohnſitze, wo wenigſtens noch der Schein eines hausväterlichen Zuſtandes war, die Bauerndörfer jetzt faſt allenthalben zerſtört und in prangende Herrenſitze verwandelt, neben welchen einzelne traurige Kathen für die Einlieger und Tagelöhner aufgebaut wurden. Manchem würdigen Burgermeiſter, der ſein hohes Amt mit Ehre und Gerechtigkeit verwaltete, manchem würdigen Edelmann auch, der wirklich ein menſchlicher und chriſtlicher Freund und Vater ſeiner Untergebnen war, iſt es nie eingefallen, daß dieſer Gebrauch der Leute, dieſe Weiſe und dieſes Verfahren unrecht waren; und doch konnten ſie oft rings um ſich her zum Theil die ſcheußlichſten Greuel der Willkühr und Gewalt ſehen. So mächtig wirkt die Gewohnheit auf die meiſten Sterblichen. Was wir von Jugend auf nicht anders geſehen und gehört haben, wird den meiſten von uns endlich gleichſam Geſetz oder Schickſal: wir ſehen es zuerſt als etwas Unvermeidliches und Unabänderliches, endlich wohl gar als etwas Natürliches und Gerechtes an. So dachten und ſprachen die Meiſten in dieſem Lande über die Leibeigenſchaft und über das, was in ihrem Gefolge war, ſie nannten es gern ein väterliches ein patriarchaliſches Verhältniß, überdies das ſittlichſte Verhältniß von der Welt; viele nennen es noch ſo. Aber wenn man die Kinder dieſer Väter, Patriarchen und Sittenrichter hörte, ſo klang es ganz anders. Wir wollen das jener Zeit nicht zu ſtrenge anrechnen; der unſrigen können wir es ſtreng anrechnen: unſre jetzige Patriarchen ſind verkappte, die etwas Anderes meinen. Eine ähnliche Erſcheinung iſt oft in der Geſchichte da geweſen. Kato der Aeltere, jener wegen ſeiner ſtrengen Tugenden geprieſene Römer, war der grauſamſte Sklavenhändler und Sklavenmäkler ſeiner Zeit; Scipio Naſica, der das eine billige Vertheilung der eroberten Ländereien fordernde Volk und die Gracchen, ſeine Vettern, überfiel und niederhieb, ward als einer der trefflichſten und gerechteſten Römer geachtet.

Politiſche Geſinnung konnte in dieſem Lande wegen unſerer Verhältniſſe nicht wohl aufblühen. Mit Teutſchland, dem großen Vaterlande, deſſen Band ſeit dem jammervollen dreißigjährigen Kriege mehr und mehr aufgelößt war, hing es politiſch faſt wenig zuſammen; was es noch daran hielt, war gemeinſame Sprache, Sitte, Bildung und Wiſſenſchaft. Abgeriſſen von der größeren Landſchaft, woran gemeinſame Herrſchaft, Gewohnheit und gleicher Stamm es vormals geknüpft hatten, war es mit einer Volksmenge, die noch nicht an 120,000 Seelen hinanſtieg, ein kleines Zwergleibchen, worin keine große Seele wohnen konnte und das bei ſchlimmen ſtürmiſchem Wetter leicht fror. Dazu kam, daß unſre wenigen Geiſter nicht einmal alle nach Teutſchland ausfließen und von daher Stärke und Kraft zurückbringen konnten, ſondern daß viele derſelben über das Meer nach Schweden gezogen wurden, mit welchem doch eine innige Verbindung und gänzliche Verbrüderung aus manchen Gründen nicht möglich war. So war denn hier auch kaum eine Spur von politiſcher Theilnahme und politiſchem Leben; die meiſten waren unſeitig (neutral). Dies ward auch ſelbſt in der größten und gefährlichſten Zeit wenig anders; ob die Franzoſen ob die Teutſchen ſiegten, das war den meiſten gleichgültig, ſie fragten nur, ob die Kornpreiſe dadurch ſinken oder ſteigen würden: ja die Untheilnahme an den menſchlichen Dingen, an dem Glücke oder Unglücke der

Völker, däuchte ihnen faſt eine Tugend, dieſe Unſeitigkeit nannten viele vornehm Humanität (Menſchlichkeit). Weil ſie nichts liebten und haßten, glaubten ſie eines ewigen Friedens würdig zu ſeyn; aber eben darum kam es mit Donnern und Blitzen. Hier beſchreibe ich nicht bloß die Menſchen meiner Heimath, ſondern die jämmerlichen Zuſtände vieler Teutſchen jener Zeit, die nun gottlob auch ſchon überwunden, wenn auch nicht verwunden iſt. Aus dieſer Quelle entſprang hier auch der ziemlich allgemeine Zorn und Spott der Menſchen über ihren König: ſie ſchalten Guſtav Adolph nicht bloß, weil in ſeiner Handlungsweiſe vielleicht Unverſtand und Übereilung war — was ſeyn mochte — ſondern überhaupt weil er handeln, weil er an den allgemeinen Dingen Europas Theil nehmen wollte. Sie meinten, in ſolchem Sturm der Welt könne ein ganzes Volk ſtillſitzen und ruhig zuſehen und Rohr ſchneiden, während die andern arbeiteten und bluteten. Dieſe Meinung entſprang aus einem Irrthum und dieſer Irrthum aus einer Gleichgültigkeit, die wenigſtens im Jahr 1805 nicht mehr verzeihlich war.

Ich habe den Mangel politiſcher Geſinnung ein Gebrechen genannt; ich kann das leicht beweiſen. Die Würdigkeit des Einzelnen und des Volkes wird nach dem größeren oder geringeren Maaße von Geiſtigkeit gemeſſen, die in ihm lebt und webt. Wir nennen einen Menſchen und ein ganzes Volk gemein unedel, in wiefern die Erde, das Irdiſche, der Leib das Leibliche am meiſten in ihnen herrſchen; wir nennen beide ungemein edel, in wiefern der Geiſt, das Geiſtige, die geiſtigen Strebungen und Genüſſe in ihnen vorherrſchen. Das höchſte Bild der Glückſeligkeit nach Vernunft und Chriſtenthum iſt der Menſch, in welchem der Geiſt, der geiſtige Trieb und die geiſtige Liebe gebieten, und welcher die Erde und die irdiſchen Dinge bloß ſo weit begehrt und gebraucht, als ſie dem Geiſte zur Nahrung dienen; in dieſem Sinn ſagen wir wohl zuweilen von einem veredelten Menſchen: er iſt ganz Geiſt, er iſt ganz Seele. Wenn wir uns die Seligkeit denken, ſo haben wir kein anderes Bild, als einen ewig bewegten und ſanft fluthenden Strom geiſtiger Gefühle und Gedanken, worin ſich alle Gegenſtände der Erkenntniß heiter und klar ſpiegeln und deſſen lichte und erleuchtende Sonne nie untergeht. Ahndungen und Anſchauungen dieſer Seligkeit haben wir nur in ſeltenen Sekunden dieſes Lebens; ſie iſt hier auf Erden keinem Sterblichen erreichbar: deswegen glauben wir an ein Leben über den Sternen. Wenn man die Dinge würdig betrachtet und wägt, ſo iſt bloßes irdiſches Wohlſeyn und leiblicher Wohlſtand nur das niedrigſte Maaß des Glückes und der Herrlichkeit eines Volkes. Gut Eſſen und Trinken, Sattſeyn, ſein Haus wohl beſtellt haben, ſich mit Weib und Kindern freuen, ſind noch kein menſchliches Daſeyn, ſondern nur die nothwendigen Bedingungen eines menſchlichen Daſeyns. Des Menſchen und des Chriſten Leben beginnt, wo der Geiſt rege und wirkſam iſt. Faule und ſklaviſche Völker haben oft größeren Reichthum und ſattere Fülle irdiſcher Güter gehabt, als die lebendigſten freieſten, aber immer hat die Geſchichte die Würdigkeit der Völker nur nach dem Geiſt gemeſſen, in wie weit ſie frei, rege, tapfer, kunſtreich, wiſſenſchaftlich waren. Das Politiſche und die politiſche Theilnahme und Geſinnung iſt nun freilich nicht ein höchſtes Streben des Geiſtes, aber gehört doch dem geiſtigen Leben an und iſt ein tauſendfacher Sporn geiſtigen Lebens. Beide das Politiſche und das Aeſthetiſche gehören mit vielen andern Trieben und Anlagen des Menſchen zu den mittleren Kräften; ſie ſchweben gleichſam zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte, ſie ſind halb aus Erde halb aus Himmel, halb aus Geiſt und halb aus Leib gemiſcht. Das Politiſche und die politiſche Liebe und Geſinnung geben dem Menſchen einen feſten Fuß und ſicheren Tritt auf dem Erdboden, ſie geben ſeinem äußern Handeln und Wandeln eine beſtimmte Richtung, ſie geben ſeinem Thun und Schaffen Maaß und Geſtalt: kurz ſie ſind ein ſicherer irdiſcher Ruhepunkt. Sie ſind ihm ferner Troſt in vielem kleinen Leide, Stolz in Widerwärtigkeiten, Sporn zu vielen kühnen und mächtigen Thaten. Der himmliſche Wille wird wohl durch etwas Beßeres befeſtigt, aber der irdiſche Wille kann hiedurch allein feſt und muthig werden. Manches Schöne kann der unpolitiſche Menſch auch ſchaffen, manches Gute vollbringen, in größter Noth durch einen höhern Troſt unerſchütterlich ſtehen, als welchen das Politiſche geben kann; aber in den gewöhnlichen Verhältniſſen, in den kleineren Nöthen und Bedrängniſſen, in dem Kampfe des Lebens, wo Stirn gegen Stirn und Mann gegen Mann und Volk gegen Volk um Recht und Herrſchaft einander gegenüber ringen, da wird er ſchwach, unſicher und jämmerlich ſeyn. Das Politiſche iſt der Stahl des Staats und des Außenlebens, ein großer Troſt des Mannes gegen viele kleine Gebrechen und Nöthen der Geſellſchaft, und gegen Gebrechen und Nöthen der eigenen Natur.

Dieſes erhebenden und tröſtenden Gefühls entbehrten die Menſchen meiner Heimath in jener Zeit faſt ganz. Es gereicht ihnen nicht zum Vorwurf, daß ſie es nicht hatten. Ich habe den Grund dieſes Mangels eben gezeigt. Die letzten zehn Jahre ſind grade der Art nicht geweſen, daß ſie hohen politiſchen Geiſt hier hätten entwickeln können. Das hatten viele im allgemeinen Unglück endlich wohl begriffen, daß, wenn das ganze Teutſchland krank ſey, auch dieſe kleine äußerſte Ecke des Vaterlandes nicht geſund ſeyn könne, ſie hatten ihre Herzen wieder mit Liebe und Erbarmen auf das lange Zeit faſt vergeſſene gerichtet; aber von verſchiedenen einander feindſeligen Kräften gezogen, von Freunden und Feinden gemißhandelt, mit der Ausſicht die alten Herren zu verlieren, ohne zu wiſſen, ob fremde oder teutſche Fürſten über ſie herrſchen würden, alſo eine Zeitlang das Schmerzlichſte aller Gefühle, das Gefühl der Herrenloſigkeit, tragend — wie konnten ſie bei dieſer politiſchen Unbedeutſamkeit, ja Unwürdigkeit, worin ſie ohne ihr Verdienſt gehalten wurden, in ihren Herzen ſo flammen, wie andere glücklichere Lande unſers Vaterlandes? Sie hatten in den letzten Jahren nichts als Leid und Nichtachtung erfahren, ſie wurden wegen ihrer Kleinheit kleiner geachtet, als ſie waren. Das hat wehe gethan und thut vielen noch wehe. Auch hat es in den letzten zehen Jahren hier genug politiſche Gaukeleien gegeben, wie man alles nennen kann, was verheißen, verſucht und nicht ausgeführt wird. Daher haben die Menſchen zum Theil eine gewiſſe Scheu vor allem Neuen, auch vor dem, was ihnen von der neuen Regierung in redlicher Abſicht verſprochen und gelobt wird. Dieſe Scheu, und eine gewiſſe Anhänglichkeit an dem Alten und an der Verbindung mit Schweden, die doch auf dem heiligen Boden alter Treue und Dankbarkeit ruht, werden ihre neuen Mitbürger und Landsleute, die ja ihre älteſten und eigentlichen Landsleute und Brüder ſind, ihnen nicht verargen. Auch ſie werden ſich in das neue Leben hineinfühlen und hineinleben, das ja das natürlichſte iſt, ſie werden dann auch durch ihre Herzen einen mächtigeren Strom brauſen fühlen, den mächtigen und ſtolzen Strom der Gemeinſchaft mit einem großen Staate und mit dem ganzen geliebten teutſchen Vaterlande. Dann werden ſie politiſche Menſchen ſeyn, und Gefühle werden ſich in ihnen regen, die ſie bisher nicht haben konnten.

Der erſte franzöſiſche Umwälzungskrieg ging mit dem Jahr 1801 zu Ende. Schon dieſer erſte war ein europäiſcher Umwälzungskrieg geweſen, aber erſt die folgenden Kriege wurden ſo genannt. Frankreich war nach langen und blutigen Verwirrungen und Wechſeln endlich beruhigt. Auf den Thron ſeiner alten Könige hatte ſich ein kühner und liſtiger Korſikaner geſetzt, und ſchreckte und regierte das unruhige Volk mit gewaltiger Fauſt. Die Könige und Fürſten Europas fürchteten und haßten den Glanz und die Herrſchſucht dieſes Mannes, der ihnen doch immer nur ein glücklicher Abentheurer däuchte; es entſtand der Krieg von 1805. Dieſen beendigte Frankreichs Kaiſer, Napoleon, mit beiſpielloſem Glücke binnen zwei Monaten und ſchrieb die Friedensbedingungen vor. Teutſchlands alte Verfaſſung ward zerſprengt; der Kaiſer von Oeſtreich entſagte dem Reich und der Kaiſerwürde; der unſelige Rheinbund ward geſtiftet, der die meiſten Staaten Südteutſchlands umfaßte; die nordteutſchen Staaten ſchwammen gleich Inſeln, die nirgends Halt und Ruhe haben, auf dem wilden und jetzt uferloſen germaniſchen Ocean umher, und ſuchten vergebens einen Stützpunkt, woran ſie ſich lehnen könnten. Zu dieſer Zeit war der König von Schweden, Guſtav Adolf, in Teutſchland; er hatte gegen Frankreich ein zuſammengeſetztes ſchwediſch-ruſſiſches Heer befehligt, womit er gegen Weſten an die Weſer gezogen war, und welches 20000 gelandete Engländer vermehrt hatten. Die Schlacht von Auſterlitz und der Friede von Presburg hatten einen Krieg, welcher Napoleon erdrücken ſollte, zu geſchwind beendigt; gegen den Frühling kam der König mit ſeinem kleinen Heere, das Napoleon eine

Stockholmer Wachparade nannte, nach Pommern zurück, wo mit dieſem Frühlinge auch eine neue Ordnung der Dinge beginnen ſollte.

Guſtav Adolf wollte in Pommern und Rügen eine Landwehr von 5000 M. aufrichten, er wollte andere Neuerungen machen. Die Landſtände und die Regierung beriefen ſich auf die Landesprivilegien, ſie machten Gegenvorſtellungen. Da griff der König, welcher dergleichen wohl hatte veranlaſſen wollen, raſch durch, erklärte, er könne ſich an eine Verfaſſung und an Grundgeſetze nicht mehr gebunden halten, die nur noch in der Luft hingen, ein teutſches Reich ſey nicht mehr da, der Kaiſer habe abgedankt, fremde Gewalt habe eine neue Ordnung befohlen, alle alte Bande ſeyen zerriſſen und Fürſten und Lande aus einander geriſſen, Pommern allein könne ſich nicht anmaaßen, gleichſam als ein eignes kleines teutſches Reich für ſich beſtehen zu wollen. Dieſemnach erkläre er die alte Verfaſſung für aufgehoben. Doch ſey es keinesweges ſeine Abſicht, mit deſpotiſcher Willkühr zu herrſchen, ſondern er wolle ſeinen teutſchen Landen das Glück der ſchwediſchen Verfaſſung verſchaffen, welche gerechter und freier ſey, als die, deren ſie bisher genoſſen.

Bald nach dieſer Erklärung vom Sommer des Jahres 1806 hob der König durch ein Edikt *) die Leibeigenſchaft mit einigen Bedingungen auf, und ſchrieb nicht lange darauf einen allgemeinen Landtag für Pommern und Rügen nach Greifswald aus, wo die neue Ordnung eingeleitet und berathen, und über die Bedürfniſſe und Einrichtungen des Staats nach den gegenwärtigen Verhältniſſen gerathſchlagt werden ſollte. Auf dieſem Landtage erſchienen nach ſchwediſcher Art vier Stände, nem-

---

*) Siehe Beilagen Nr. A.

lich außer dem Adel und den Städten auch die Geiſtlichkeit und die Bauern. Zu gleicher Zeit ward in Schweden von einem aus Schweden und Teutſchen beſtehenden Ausſchuß die Durcharbeitung der ſchwediſchen Geſetze begonnen; denn auch das ſchwediſche Civilrecht ſollte dieſſeits des Meeres eingeführt werden. Seinen Landtag in Greifswald betrieb der König mit großem Ernſt und mit großer Feierlichkeit und machte nebſt den Seinigen mancherlei Entwürfe für die Aufnahme dieſes Landes. Da zog mit Napoleon vom Südweſten ſchon wieder der Krieg heran. Der König reiſte nach Schweden, und im Februar des Jahrs 1807 ward das ganze Land von einem franzöſiſchen Heere überſchwemmt, außer Rügen, welches der gelinde Winter ſchützte, und außer Stralſund, worin eine Beſatzung von 10,000 Mann lag.

Man erlaube mir zu dieſer leichten und im Fluge hingeworfenen Zeichnung einige Bemerkungen.

Dieſe Schritte des Königs wurden, wie es allen Schritten der Könige und der Menſchen überhaupt geht, nach den verſchiedenen Vortheilen und Anſichten der verſchiedenen Klaſſen des Volks auf das verſchiedenſte beurtheilt. Ich ſage nicht, daß die Art immer gerecht, daß die Anſicht und Ausführung der Dinge immer richtig und klug war, aber die redliche Geſinnung und treue Meinung wagt wohl kein Unbefangener dem unglücklichen Manne abzuſtreiten, der nun nicht mehr König iſt. Er liebte Teutſchland und die Teutſchen ſehr, er liebte dieſe teutſche Landſchaft ſehr, er glaubte ihr durch das Geſchenk der ſchwediſchen Verfaſſung und Geſetzgebung ein Glück zu ertheilen; er ſah ſie an Hülfsmitteln und Macht auch viel bedeutender an, als ſie an ſich war. Daher der Glaube, es laſſe ſich hier noch vieles machen und ſchaffen, daher Entwürfe neuer Kanäle, Häfen und Städte. Das alles, wie denn die Art dieſes Fürſten heftig und heiß war, ſollte faſt eben ſo geſchwind gemacht werden, als es gedacht war.

Gegen die Uebertragung der ſchwediſchen Grundverfaſſung auf teutſchen Boden ließ ſich an ſich nichts Gründliches ſagen; nur Vorurtheil oder Standesſtolz mogten dagegen anbellen. Daß neben den Adel und die Städte die Geiſtlichen und die Bauren als Mitſtände geſetzt wurden, das konnte nur ein unbilliger Mann unbillig finden, zumal wenn die letzteren durch Einrichtungen, die offenbar in des Königs Plänen lagen, allmählig zu unabhängigen und eigenen Männern erhoben wurden. Das Land mußte bei billiger Gegeneinanderſtellung und Ausgleichung der Rechte eher gewinnen als verlieren. Nach ſchwediſcher Ordnung ward ihnen daſſelbe ja faſt mehr verliehen, als was die beiden vorigen Stände, Adel und Städte, gehabt hatten. Sie behielten die Mitberathſchlagung über die Geſetzgebung und Verwaltung des Landes, ſie hatten das Recht der Bewilligung der Abgaben und Steuern, und vor ihnen mußte von der Verwendung der bewilligten Gelder Rechnung abgelegt werden.

Ganz anders verhielt es ſich in Hinſicht der Einführung des ſchwediſchen Geſetzbuches und des gemeinen ſchwediſchen Rechts. Das hatte hierlandes weder einen örtlichen noch volklichen Boden, und war trotz aller Veränderungen und Anpaſſungen und Umſtellungen hier nicht brauchbar, da ſein Leben auf ganz anderen hiſtoriſchen und politiſchen Entwickelungen ruhete, als hier dieſſeits der Oſtſee geweſen waren. Dieſer Misgriff, ja die Unmöglichkeit dieſer Ausführung würde ſich auf das klarſte gezeigt haben, wenn man es wirklich hätte ins Werk ſetzen wollen.

Gegen die Einſetzung des Bauernſtandes in die Würde eines Landſtandes und gegen die Berufung deſſelben zu dem Landtage, erhoben ſich viele unwillige Stimmen. Es mußte den Herren ſchwer werden, diejenigen neben ſich zu ſehen, welche ſie eben noch als leibeigene Knechte zu betrachten gewohnt geweſen waren; überdies hatten ſie nicht Unrecht zu behaupten, die Vertreter des Bauernſtandes ſeyen keine freie und unabhängige Männer, ſie ſeyen vielmehr von dem Könige abhängig, müſſen deſſen Pläne blindlings folgen, ſeyen alſo durchaus ungeſchickt, muthige Vertreter und Verfechter von Rechten zu ſeyn. — Weil es nämlich in dieſem Lande an freien Bauern durchaus fehlte, und die adlichen Bauern faſt ausgerottet waren, und weil der König doch ſogleich ein Bild der ſchwediſchen Art haben wollte, ſo wurden die königlichen Pächter und Pachtbauern gewählt, dieſen Zweck zu erfüllen, Dieſe wurden nach den Aemtern zuſammenberufen, und wählten aus ſich ihre Tagboten und ihren Sprecher, und der König ernannte ihnen nach ſchwediſcher Weiſe für den Landtag einen Rechtsgelehrten als Sekretär. Dies waren nun wirklich keine unabhängige Männer, aber des Königs Entwurf ging dahin ſolche zu machen und ſo allmählig einen freien Bauerſtand zu begründen.

Er und ſeine Schweden, die in Hinſicht des kleinen Volkes und des Bauernſtandes eines menſchlicheren und geſetzlicheren Zuſtandes gewohnt waren, als hier dermalen Statt fand, hatten bald gefunden, wo das Grundübel dieſes Landes ſteckte: in der Leibeigenſchaft und in der Unterdrückung und Zerſtörung der Bauern. Sie ſahen die großen Ritterſitze, ſie ſahen die großen königlichen Pachthöfe, und um die erſten faſt gar keine Bauerdörfer mehr, um die letzten nicht genug. Der König beſchloß da anzufangen, wo er freie Hand hatte. Es ſollten, ſo wie die großen Höfe der königlichen Kammer aus der Pacht fielen, dieſe nach dem Umfange ihrer Grundſtücke und der Güte und Gelegenheit ihres Bodens zu mehreren kleinern Gütchen zerſtückelt werden, auf deren jedem eine beſondere Familie wohnen ſollte. Die Idee war nach der königlichen Erklärung freilich nur die Idee einer Verpachtung auf längere Zeit; aber hätten die Umſtände dem Könige erlaubt nur einmal mit der Ausführung anzufangen, ſo würde ſich nach dem ſchwediſchen Vorbilde bald das Rechte entwickelt haben: nemlich allmählige Ablöſung der kleinen Grundſtücke zu Eigenthum, wie man in Schweden mit den ſogenannten Kronbauern gethan hat, welche auf die Weiſe zu völligen Eigenthümern ihrer Höfe und zu wirklich freien Bauern erhoben ſind. Was Guſtav Adolf gedacht hat, wird die jetzige Regierung hoffentlich einmal thun.

Außer der Aufhebung der Leibeigenſchaft, deren wirkliche Löſung aber erſt nach vier Jahren, (in dem Jahre 1810) erfolgen ſollte, hob der König die ſogenannten Patrimonialgerichte auf, die bei dem jetzigen Zuſtande der Geſellſchaft manchem Misbrauch und häufiger Willkühr ausgeſetzt waren. Das Land ward in Gerichtsbezirke getheilt und es wurden Kreisgerichte ernannt, welche ungefähr einen Sprengel von 15,000 bis 25,000 Seelen hatten. Dieſe Kreisgerichte haben in dem Ablaufe von zehen Jahren ſchon Gelegenheit gehabt ihre Zweckmäßigkeit und Wohlthätigkeit für das Ganze durch die That zu beweiſen; viele der andern Abſichten und Entwürfe Guſtav Adolfs ſtehen bis dieſen Tag immer nur noch auf dem Papiere.

Die Franzoſen waren nach der Ueberſchwemmung Norddeutſchlands im Herbſte des Jahrs 1806 im Winter des folgenden Jahres auch nach Pommern gekommen, waren im Frühlinge wieder herausgejagt, wurden darauf durch Waffenſtillſtände jenſeits ſeiner Gränzen gehalten. Als der Friede von Tilſit im Sommer des Jahrs 1807 den unglücklichen und blutigen Krieg geendigt hatte, und aus Feinden Freunde werden ſollten, konnte Guſtav Adolf es nicht über das Herz bringen, den Triumphen Napoleons zu huldigen und ſein Glück oder ſeine Geſchicklichkeit als ein Recht anzuerkennen; er wollte des übermüthigen Siegers Friedensbedingungen nicht annehmen. So rückte denn ein franzöſiſches Heer von 50,000 Mann über die Gränze und belagerte Stralſund; im Herbſte deſſelben Jahrs verließen die Schweden zuerſt Pommern und Stralſund, darauf Rügen. Das Land war in fremder Gewalt und erlitt bei der ungeheuren und unverhältnißmäßigen Ueberzahl der feindlichen Truppen in kurzer Zeit überſchwängliche Drangſale. Um ſeinen in dreißig Jahren geſammelten Wohlſtand war es in wenigen Monaten gethan; doch hörte die Plage in drei Jahren nicht auf, und kam dann nach einem kurzen Zwiſchenraum wieder.

Guſtav Adolf mit ſeinem Trotz, der ſich nicht beugen wollte, ſchien hinter den Klippenküſten, womit die Natur Schweden wie mit einem ſteinernen Harniſch umpanzert hat, und hinter den ſchwimmenden Bollwerken, den Flotten Englands, ſeines Bundsgenoſſen, in ſeiner Heimath ſicher zu ſeyn. Er war es nicht; die treibende und zettelnde franzöſiſche Politik ſchlummerte nicht. Bald hatte Schweden Krieg mit Rußland und Dänemark; Finnland, Schwedens erſte Landſchaft, ging verloren durch Verrätherei, welche den Schlüſſel des Landes, und eine große Kriegsflotte, wodurch die Eroberung des Landes vollendet ward, in die Hände des Feindes lieferte. Die Gemüther des ſchwediſchen Volks, welche Ergebung in das Schickſal ja wohl ein Bündniß mit Napoleon gewollt hatten, lange ſchon kalt gegen den König, wurden bitter, er wankte auf ſeinem Throne. Er, des Stolzes und der gewaltigen Thaten und Schickſale ſeiner Ahnen voll, wollte nicht fühlen, daß es unter ihm zitterte und bebte; er wollte keinen Frieden mit dem Manne, von welchem er meinte, er ſtehe unter dem Fluche Gottes, von welchem er damals in Briefen an den König von England weiſſagte, die ſpaniſche Flamme, die grade damals aufloderte, werde ihn verzehren. Guſtav Adolf wollte ſtärker ſeyn, als ſeine Zeit und ſein Volk war, er wollte größer ſeyn, als ſeine Kraft und ſein Wille war; er ging unter, beide durch das Schickſal und durch das Gemüth. Im Frühlinge 1809 verlor er die Freiheit und den Thron, im Herbſte deſſelben Jahres verlor er ſein Vaterland: er ging mit ſeiner Gemalin und ſeinen Kindern, welchen auch das Erbrecht auf die ſchwediſche Krone von den Ständen abgeſprochen war, nach Teutſchland ins Elend. Er iſt von vielen gelobt und von mehreren bedauert worden, weil er gegen das Böſe feſtgeſtanden zu haben ſchien.

Nach Guſtav Adolfs Fall riefen die ſchwediſchen Stände ſeinen Oheim, den betagten Herzog von Südmannland Karl, als König der Schweden und Gothen aus, und wählten, da der alte Herr kinderlos war, den Prinzen Karl Auguſt von Holſtein Auguſtenburg, aus einem verwandten Hauſe, zum Kronprinzen von Schweden. Was bisher einen Frieden gehindert hatte, war mit der Entfernung Guſtav Adolfs nun gehoben. Er ward mit Rußland und Dänemark abgeſchloſſen; im Winter des Jahrs 1810 auch mit Frankreich. Schweden ward kraft dieſes Friedens gleichſam ein Bundsgenoß Napoleons, und verpflichtete ſich zu dem ſogenannten Kontinentalſyſtem, wodurch, wie er den Völkern verkündigte, England geſtürzt und der ewige Friede verwirklicht werden ſollte. Auf dieſe Bedingung wurden die alten Verhältniſſe wieder angeknüpft und wurde das ausgeplünderte und verheerte Pommern und Rügen im Frühlinge des Jahrs 1810 von den Franzoſen geräumt und wieder an Schweden übergeben.

Der erwählte Kronprinz von Schweden ſtarb im Frühlinge des Jahrs 1810 nach kurzem Genuß ſeiner neuen Würde. Nach ihm wählten die Stände noch in demſelben Jahre den franzöſiſchen Marſchall Prinzen von Ponte Corvo. Bei der allgemeinen Abhängigkeit, in welcher das feſte Land damals von den Franzoſen ſtand, blieb auch Pommern, obgleich nicht mehr von ihren Truppen beſetzt, doch immer noch mit unter ihrer Aufſicht. Den größten Theil der Kammergüter oder Krongüter Pommerns und Rügens hatte Napoleon ſich in dem Frieden mit Schweden vorbehalten; ſie waren an die Stützen ſeiner Herrſchaft, an franzöſiſche Marſchälle, Generale und Miniſter, verſchenkt. Für die Verwaltung dieſer Güter und die Erhebung der Einkünfte derſelben war ein ziemlich zahlreiches Geſchlepp franzöſiſcher Beamten zurück geblieben. Außerdem war in Stralſund ein franzöſiſcher Konſul beſtellt, welcher in den andern pommerſchen Städten wieder ſeine Späher und Schnucker hatte. Dieſe ſollten auf die ſtrenge Beobachtung des Kontinentalſyſtems ſehen. So blieb hier, wie faſt in ganz Teutſchland, ein fremder Staat im Staate: franzöſiſche Agenten und Boten, die im gebieteriſchen Herrenton ſprachen, franzöſiſche Schergen und Spione allerlei Art, die unter mancherlei Geſtalten oft verkappt umher ſchlichen. Dazu kamen endlich noch Kaper und Korſaren, die ſie ausrüſteten, angeblich gegen die Engländer; aber an dieſe und auf das hohe Meer wagten ſie ſich nicht, ſondern plünderten und kaperten unter franzöſiſcher Firma die

Schif-

Schiffe der eigenen Landsleute und der Nachbarn. Rheder und Mannſchaft dieſer Freibeuter waren leider größtentheils Einwohner dieſes Landes. So blieb denn, man mögte ſagen, faſt das Schlimmſte der fremden Tyrannei mitten im Frieden: Handel, Schiffahrt, Gewerbe — alles war gebunden, und um jeden kleinen Vortheil mußte mit den Fremden verhandelt und geſeilſcht werden; Auflaurerei, Spionerei, Angeberei und ihre Geburten: der finſtre Argwohn und die knechtiſche Furcht waren an der Tagesordnung; Frohherzigkeit, Freiherzigkeit, Freimündigkeit mußten immer ſeltener werden. Dieſe ſchwule und ſtinkende Luft der Boaſchlange, die mit ihren hinterliſtigen Ringeln das teutſche Vaterland von einem Ende bis zum andern umſchlungen hielt, würde auch hier die Redlichkeit und Treuherzigkeit knapp gemacht haben, wenn ſie viel länger gedauert hätte.

In Schweden ſelbſt ſtand es viel beſſer, als in der ſchwediſchen Landſchaft. Die große Halbinſel gehörte dem zweiten und mächtigeren Herrn Europas, ſie gehörte der Republik England, ſie lag im Gebiete und im Bereiche der engliſchen Flotten. Sie konnte des Handels und der Verbindung mit andern Ländern nicht entbehren; das Kontinentalſyſtem und der Bruch Schwedens mit England waren nur ein politiſcher Schein. Der franzöſiſche Prinz, welcher jetzt in Schweden Mitherrſcher war, konnte und durfte jetzt keine anderen Vortheile und keine andere Verhältniſſe kennen, als die Vortheile und Verhältniſſe des Landes, das ſein zweites Vaterland geworden war. Man ſah daher bald wieder eine gewiſſe Kälte eintreten zwiſchen den Kabinetten von Stockholm und Paris; auch an Erörterungen, Zwiſtigkeiten, anmaßenden Fragen und ausweichenden oder entſchuldigenden Antworten fehlte es nicht. So kam das Jahr 1812 und mit ihm der Anfang der letzten großen Entſcheidung der europäiſchen Dinge.

In den letzten Tagen des Januars 1812 rückten die wilden Schaaren des franzöſiſchen Marſchalls Davouſt aus Mecklenburg, über die Trebel und Recknitz plötzlich in Pommern und Rügen ein, welche, obgleich mit Freundſchaft und Bundsgenoſſenſchaft verkündigenden Worten, zum zweiten Male auf das feindſeligſte behandelt und geplagt und zertreten wurden. Gegen den Frühling floſſen dieſe Haufen gegen Oſten ab, wo ſie in Rußland und Pohlen größtentheils ihren Tod gefunden haben. Ihre Stelle, nahmen teutſche Soldaten des Rheinbundes ein, welche die Küſten gegen die Engländer und Schweden bewachen ſollten; denn Schweden ſchien Rußland und England gegen Frankreich beigetreten zu ſeyn.

Als das Glück ſich gewendet hatte, und Napoleon mit einigen erbärmlichen Reſten des gewaltigſten Heeres in ſchimpflichſter Flucht aus Pohlen entronnen war, als die Ruſſen gegen Teutſchlands Gränzen anzogen, und der König von Preußen ſeine Heere und ſein Schickſal mit ihnen vereinigte und für die Befreiung des Vaterlandes die Herzen und die Männer in die Waffen rief, da entflohen die, welche für Napoleon unſer Land beſetzt hatten, und bald kamen Schweden über das Meer, welche das verlaſſene wieder in Beſitz nahmen. Nicht lange nachher, im Sommer des Jahres 1813, kam ein ſchwediſches Heer von 25,000 Mann, welches unter der Anführung des Kronprinzen beſtimmt war, auf teutſchem Boden mit gegen Napoleon zu ſtreiten. Mit ihm kam eine neue und ungeheure Laſt, die wohl ſchwer drückte aber willig getragen ward, weil die meiſten Menſchen durch das Unglück gelernt hatten, daß Teutſchland noch ein allgemeines Vaterland ſey.

Die wunderbaren Wechſel der letzten Jahre, die Art, wie auch die Schweden das Land zu behandeln anfingen, welche Art vielen faſt ſtiefmütterlich däuchte, die Verſchenkung des größten Theils der Krongüter, welche der Kronprinz an ſeine Generäle und Officiere machte, mancherlei Gerüchte und Wahrſcheinlichkeiten von Veränderungen, welche ſchon vor dieſem letzten großen Kriege hin und her flogen, hatten die Menſchen hier auf die Trennung von Schweden bereitet. Bald hieß es, Dänemark werde dieſe Landſchaft erhalten als eine etwanige Entſchädigung für Norwegen, welches Rußland und England Schweden für ſeine Kriegshülfe zugeſprochen hatten; von einer andern Seite klang es: nicht Dänemark ſondern Preußen werde der Herr werden. Dänemark war denen lieb, welche wiſſen, wie ſehr dies Land für Schiffahrt und Handel wohl gelegen iſt; ſie meinten, die Verbindung mit einem See- und Inſelſtaat werde ihnen große Hülfen und Vortheile verſchaffen. Preußen hingegen gefiel denen, welche der früheren Verbindung mit dem ganzen Pommern noch nicht vergeſſen hatten, und welche auch auf die gegenwärtigen Bedürfniſſe und Verhältniſſe des großen teutſchen Vaterlandes hinſahen und begriffen, daß Teutſchland in dem Maaße in ihm ſelbſt ſtärker und feſter wird, in welchem diejenigen Völker, welche mit ihren Herzen nicht bei ihm ſind, herausgetrieben oder herausunterhandelt werden. Preußens und Teutſchlands Freunde ſahen im Herbſte des Jahrs 1815 die Adler Friedrich Wilhelms des Dritten hier aufrichten.

Dieſen kurzen hiſtoriſchen Faden der Zeitgeſchichte, an welchem auch auf mancherlei Weiſe die Beſchreibung und Erklärung desjenigen hängt, was ich in dieſen leichten Blättern eigentlich beſchreiben und erklären will, hier im geſchwinden Zuge mit abzurollen ſchien mir innerhalb meines Zweckes zu liegen. Nach einem fürchterlichen und oft gräulichen Gedränge von zehen Jahren, wo alles drüber und drunter ging, von Feinden zertreten, von Freunden verſäumt, bei ſeiner Kleinheit ohne Gemeingeiſt und ohne politiſche Geſinnung, die im Unglück ſowohl durch Hoffnung als Zorn, zuweilen ſogar wohl durch Verzweiflung tröſten können, mit ſeinen Gefühlen und Neigungen hin und her geriſſen und nirgends ankernd, zuletzt an ſeiner beſten Liebe und Treue verwundet, Jahre lang faſt hoffnungslos und herrenlos — iſt dieſes unglückliche Land endlich mit dem preußiſchen Staate verbunden, und hofft nach langen Unglücksſtürmen Ruhe und Vernarbung und Heilung ſeiner tiefen Wunden.

Wir kommen nach dieſer Abſchweifung, die aber doch größtentheils innerhalb unſerer vorgeſchriebenen Bahn liegt, wieder auf unſern Hauptzweck zurück.

Als Schweden durch den Frieden von Paris im Winter 1810 dieſe Landſchaft wieder bekam, fehlte es nicht an ſolchen, die da hoften, Guſtav Adolfs Entwürfe in Hinſicht derſelben und der Befreiung der Landbewohner können wieder rückgängig gemacht und alles wieder auf den Fuß geſetzt werden, wie es vor dem Jahr 1806 geweſen war. Aber ſie irrten ſich; der König war zwar weg, aber ſeine Grundſätze blieben; die Männer, von welchen unter ſeiner Regierung ſeine Entwürfe mit ausgegangen waren, lebten und regierten noch mit. Im Frühlinge des Jahrs 1810 erging von Schweden aus ein Gebot hieher, eine Sendſchaft dahin zu veranſtalten, welche in Stockholm mit einem ernannten Ausſchuße ſchwediſcher Staatsmänner über die künftige Einrichtung und Ordnung dieſes Landes rathſchlagen ſollten. Dieſe Sendſchaft beſtand aus einigen hieſiger Gelegenheit und Verfaſſung ſehr kundigen Männern und aus Abgeordneten der vier von Guſtav Adolf anerkannten Stände. Die Summe der in Stockholm geflogenen Berathungen und Verhandlungen war, daß die vier Stände, Adel, Prieſter, Städte und Bauerſchaft, als die ordentlichen Vertreter und Darſteller des Landes in ihrer Kraft blieben, wie es das Königliche Wort vom Sommer 1806 ausgeſprochen hatte, jedoch mit einigen Abänderungen; in Hinſicht der Einführung des ſchwediſchen Geſetzbuches und Rechtes fand man natürlich ſo viel Schwieriges, Ungleiches, Unzweckmäßiges, ja Unmögliches für das teutſche Land, daß man den Gedanken daran völlig aufgab. So war denn die neue Ordnung der Dinge von dem Nachfolger des Königs, der ſie entworfen hatte, zum zweiten Male auf das feierlichſte beſtätigt und anerkannt, aber in dem Gewirre und Strudel der immer wechſelnden Drangſale und politiſchen Verhältniſſe iſt ſeit dem Sommer 1806 auch kein einziger Landtag gehalten.

Hier iſt die bequemſte Gelegenheit, über den Bauerſtand und ſeine Vertretung ein kurzes Wort zu ſagen. Die Umſtände und die verſchiedenen Urtheile, die man über dieſen Gegenſtand hört, fordern gleichſam von ſelbſt dazu auf, wenn nicht für die Kleinen im Volke auch das Herz ein wenig mitſpräche. Im Sommer 1806, als durch einen Beſchluß des Königs die Bande der Leibeigenſchaft gelöſt wurden, erklärten viele nicht nur das für ein ungeheures Unrecht und für eine beiſpielloſe Verletzung ſogenannter wohl erworbenen Rechte, ſondern das däuchte manchen der bisherigen Leibherren das Schmerzlichſte, ja faſt etwas Schimpfliches daß aus dieſer Klaſſe, die oft kaum für halbe Menſchen geachtet waren, nun gar erwählte Stellvertreter als Mitſtand neben ihnen ſitzen ſollten. Dieſe führten das mit Grund an, und konnten es anführen, daß, da überhaupt kein freier Bauerſtand hier im Lande war, dieſe Stellvertreter als keine unabhängige Männer erſchienen, daß ſie alſo für die wahren Vortheile des Vaterlandes nicht ein ganz volles und freies Herz, noch einen ganz vollen und freien Mund haben konnten. Die Gültigkeit dieſes Grundes ſahen der König und die ſchwediſchen Männer, welche dies angeordnet hatten, wohl ein. Es erhellt ja auch aus den damals erlaſſenen Erklärungen, daß es eben der Sinn und die Abſicht des Königs war, den völlig niedergetretenen und faſt zerſtörten Bauerſtand aus ſeiner Nichtigkeit und ſeinem Unglücke zu erheben und ihm die billigen Rechte zu gewähren, welche diejenigen verdienen, durch deren Schweiß der Staat am meiſten erhalten wird. Er gab ihnen eine Mitſtandſchaft, zu welcher ſie weder ihrer äußeren Lage noch ihrer inneren Bildung nach reif waren, in dem feſten Vertrauen, daß er ſie durch zweckmäßige Einrichtungen bald dahin bringen würde, daß ſie ohne viele gegründete Einwendungen neben den übrigen öffentlich dargeſtellten Klaſſen der Geſellſchaft würden ſitzen und für des Vaterlandes Wohl und für ihr eigenes Wohl mitwirken können. Von dieſen zweckmäßigen Einrichtungen iſt nun, außer der aufgehobenen Leibeigenſchaft, im Getümmel und Unglück des letzten Jahrzehends nichts geſchehen; es ſteht im Ganzen, wie es im Sommer des Jahrs 1806 ſtand. Wenn alſo hier im Lande gegen die Bauern als einen Landſtand Einwendungen gemacht werden, ſo kann man, wenn man die Sache politiſch betrachtet, die Gültigkeit derſelben nicht ganz ableugnen. Man ſagt nemlich, dieſe Bauern ſind faſt alle abhängig, nur vom vollkommenen Landbeſitz aber kann eine Stellvertretung ausgehen, die wirklich eine Stimme im Staate hat. Wenn man es aber menſchlich betrachtet und wägt, wenn man auch die Richtung und Geſinnung des großen Staates ins Auge faßt, welchem dieſes kleine Ländchen jetzt angehört, wenn man weiß, was ſeit der Verwaltung des Freiherrn von Stein und des Fürſten von Hardenberg im preußiſchen Staate geſchehen iſt, um dem Bauerſtande eine wohlverdiente Unabhängigkeit und Achtung unter ſeinen Mitbürgern zu ſichern, ſo darf man ſich keinesweges der troſtloſen Abſicht überlaſſen, alles werde wieder zu dem Alten zurückſinken, das grade, weil es in der Zeit keinen Halt mehr hatte, jetzt ein Vergangenes genannt werden kann, ſondern eben für dieſe hierlandes bisher zu ſehr verſäumte Klaſſe werde eine glücklichere Zeit beginnen.

Und ſelbſt, wie die Sachen jetzt bei uns ſtehen, fehlt es nicht ganz an ſolchen, welche nach der Anſicht Guſtav Adolfs den Bauerſtand ſchon als freie und unabhängige Männer vertreten könnten. Dies ſind die größeren und kleineren Eigenthümer bürgerlichen Standes von großen Gütern oder einzelnen Hufen. Solche werden von Jahr zu Jahr mehrere entſtehen, da der Adel in den letzten Jahren geeilt hat ſeine Lehngüter zu allodificiren und ſie auf dieſe Weiſe einem jeden, der das Geld hat ſie zu bezahlen, zugänglich und erwerblich zu machen.

Nach der Beſtimmung des königlichen Patents vom 4ten Julii 1806 war das Jahr 1810 als Ziel geſetzt, wo die bisherigen Leibeigenen den vollen Genuß ihrer Freiheit erhalten ſollten. Im Herbſte des Jahrs 1809, als das Land noch in franzöſiſcher Gewalt war, erließ die damalige in Stralſund ſitzende Regierungskommiſſion in Hinſicht der vormaligen Leibeigenen eine Verordnung wegen der Umzugszeit *). Dieſe Umzugszeit ward auf den Herbſt feſtgeſetzt; der Kündigungstermin und alſo der neue Vermiethungstermin ſollte Oſtern ſeyn; zum Sichvermiethen wurden nur acht Tage freigegeben. Man ſieht, wie ſehr man fürchtete, es wer-

---

*) Siehe die Beilage B.

den zu viele ihre Stelle ändern wollen. Doch erſchien ein halbes Jahr ſpäter eine andere Verordnung, welche beſagte, daß auch um Johannis gekündigt werden könne *).

Nicht lange nach dieſer letzten Verordnung wurden drei Patente **) erlaſſen, welche die Verhältniſſe der Herrſchaften und der dienenden Klaſſe und manche zum Theil nothwendige und der Lage und den Verhältniſſen des Landes angemeſſene Beſtimmungen und Einſchränkungen enthalten. Man braucht nicht beſonders ſcharfſichtig zu ſeyn, um bei der Durchſicht und Erwägung dieſer Verordnungen wahrzunehmen, daß ein ganz anderer Geiſt bei ihrer Entwerfung gewaltet hat, als in dem Sinn jenes Guſtaviſchen Patents vom Jahr 1806 lag, ein Geiſt, der den wahren Begriffen einer ſittlichen und bürgerlichen Freiheit oft geradezu entgegen iſt. Es ward nichts auf reine Verhältniſſe zurückgebracht, ſondern Freiheit und Leibeigenſchaft auf das verworrenſte durch einander geknätet. Davon wird ſich leicht überzeugen, wer den Inhalt dieſer Patente mit dem Inhalt früherer Anordnungen und mit dem, was man Brauch und Herkommen nennt, vergleicht. Sie enthalten allerdings einzelne gute Ordnungen der Dienſt- und Miethpolizei, aber der Dienſtzwang iſt in mancher Hinſicht unleidlich und allein aus einem Mangel an Menſchen erklärlich, den die Herren durch das allgemeine Zerſtören der Bauerdörfer verſchuldet hatten, und wofür die Kleinen nicht konnten, die nun auch in ihrer ſogenannten Freiheit noch für das büßen ſollten, was früher ihr Unglück aber nicht ihre Schuld geweſen war. Manche Punkte dieſer Beſtimmungen konnten nur in dieſe Verordnungen kommen, weil man in dieſem Lande einmal gewohnt war die geringere Volksklaſſe als völlig dienſtbar und unfrei zu betrachten; an das [illegible]rüchlein: „was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch“ hatte man dabei wohl wenig gedacht. Ich werde mich über einige dieſer Punkte äußern.

---

*) S. die Beilage C.

**) S. die Beilage D. a. b. c.

Durch das Patent D. a wird das völlige Aufhören der Leibeigenſchaft auf den 27ſten Oktober des Jahres 1810 beſtimmt; der geſetzliche Zeitpunkt der Aufkündigung bleibt nach der bisherigen Ueblichkeit Johannis und Weihnachten; die Umzugszeit wird für den Herbſt der 27ſte Oktober, für den Frühling der 27ſte April; es bleibt jedem frei geſtellt, ob er für ein ganzes oder halbes Jahr miethen oder ſich vermiethen will.

D b. enthält außer mehreren nützlichen und nöthigen Polizeiordnungen Manches, was ſelbſt die Noth nicht entſchuldigen darf, und wozu beide Gerechtigkeit und Freiheit recht ernſtlich den Kopf ſchütteln müſſen. Wir heben einige Hauptpunkte aus.

Sehr ſtreng wird verboten, daß ehemalige Leibeigene und deren Kinder, die über 15 Jahr alt ſind, in Städten und Flecken aufgenommen werden ſollen, nur diejenigen ausgenommen, welche ein Handwerk gelernt haben oder lernen wollen, oder welche Kränklichkeit und Schwächlichkeit zum ſtätigen Landbau unfähig machen. Dabei werden frühere Verordnungen angerufen.

Unverheiratheten Manns- und Weibsleuten iſt das Recht abgeſprochen, um einzelnen Tagelohn zu dienen und ſo ihr tägliches Brod zu gewinnen; ſie ſollen ſich nur zum Handdienſt vermiethen.

Kein vormaliger leibeigener Bauer, Koſſat oder Kathenmann darf mehr Geſinde halten, als ſein Gewerb nothwendig fordert. Dies wird der Beurtheilung des jedesmaligen Kreishauptmanns überlaſſen. Hier fragt jeder Unpartheiiſche billig, warum das Geſetz bloß bei den Kleinen ſtehen bleibt, warum nicht auch bei den ſogenannten Herren (bei adlichen und bürgerlichen Gutsbeſitzern, Predigern, Pächtern) und überhaupt bei allen, die auf dem Lande wohnen, mit gleicher Strenge unterſucht werden ſoll, ob ſie überflüſſiges Geſinde haben? Was dem einen recht iſt, iſt dem andern billig. Nur unnatürliche Verhältniſſe bringen unnatürliche und ungerechte Geſetze hervor. Man kann ſich im Ganzen auf die Nothwendigkeit verlaſſen, welche ſolche Dinge, wenn ſie ihren natürlichen Gang gehen dürfen, ſchon zurechtſchiebt, und auf den Verſtand der Menſchen und die Neigung zu Erwerb und Gewinn, welche das Ueberflüſſige ſchon abſchaffen werden.

Nun kommt Schwereres:

Es heißt §. 3. „Aeltern vom ehemaligen leibige-
„nen Stande dürfen nicht mehrere ihrer dienſtfähi-
„gen Kinder zu Hauſe behalten, als es ihre Be-
„dürfniſſe nothwendig erfordern. Die Amtshaupt-
„männer haben hierüber ſorgfältig zu wachen und
„die Aeltern bei 5 Thaler Strafe für jeden einzel-
„nen Fall, zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.“

Dies wird von neuem eingeſchärft in der Verordnung vom 19ten September 1811 *), wo es von den Dienſt- und Kathenleuten (§. 6.) heißt:
„bis zum zurückgelegten 15 ten Jahr dürfen ſie ihre
„Kinder nur bei ſich behalten, nach dieſer Zeit ſie
„aber außerhalb des väterlichen Hauſes dienen,
„oder einen andern Nahrungszweig ergreifen
„laſſen.“

Hier fragt man wohl verwundert: Was iſt dies für ein Gebot? In der Regel kann man ſich

---

*) S. die Beilage F.

darauf verlaſſen, daß die knappe Lage, worin dieſe Klaſſe Menſchen gewöhnlich iſt, ſie von ſelbſt nöthigen wird, ihre Kinder, ſobald ſie Hände und Füße nur zu irgend einem Geſchäfte rühren können, ſey es auch nur zum Viehhüten, irgendwo in Dienſt zu geben. Wenn ſie aber wohlhabend ſind, maaßt man ſich da über die Ältern und über ihren Willen und ihre Beſtimmung, in Hinſicht ihrer Kinder, nicht eine ganz unzuläſſige Willkühr an? Wie wenn der Kathenmann und Tagelöhner ſeinen Sohn, auch nach dem zurückgelegten 15ten Jahre, noch einige Jahre in die Schule gehen und ein bischen ſchreiben und rechnen lernen laſſen will? was um ſo eher häufig der Fall ſeyn kann, da bei dieſer Art das Lernen ſehr ſpät beginnt; wie wenn der Kathenmann und die Kathenfrau ihre erwachſenen Töchter und hätten ſie deren ein halbes Dutzend, zu Hauſe behalten oder ſie in ihrer Geſellſchaft um Tagelohn einzeln arbeiten laſſen, oder ſie mit Spinnen, Weben und andern Handarbeiten ihr Brod verdienen laſſen wollten, bis ſie als Eheweiber aus dem Hauſe ziehen? Wie die Verhältniſſe der Dienſtboten jetzt ſind, zumal in den großes Geſindehaufen auf den größeren Höfen, iſt der Gedanke ihre Töchter in ſolcher Genoſſenſchaft zu wiſſen, für Ältern, die einiges Gefühl von Ehre haben, (und daß Ehre auch in der Bruſt der Kathenleute wohnen könne, wird wohl niemand zu leugnen wagen) wahrlich nicht der beruhigendſte; und ich kann mir wohl ſolche Aeltern denken, die ihre Töchter bei der ärmlichſten Koſt zu Hauſe glücklicher und geborgener halten, als wenn ſie auf Herrenhöfen im Ueberfluß und Wohlleben an den volleſten Tiſchen ſitzen.

Man ſteckt ſich bei Verordnungen wie dieſe, immer hinter die Sittlichkeit. Wahrlich hätte man zu rechter Zeit an Sittlichkeit und Recht gedacht, ſo wären ſolche und die ganze jämmerliche Menſchenjagd, die ſie veranlaſſen, nicht nöthig geweſen. Man ſagt, durch das Beieinanderbleiben ganzer Haushaltungen, durch das Lediggehen, oder allenfalls gelegentliche Gehen auf Tagelohn der einzelnen Burſche und Dirnen, wird die Liederlichkeit genährt und allerlei anderer Unfug. Wenn Haushaltungen auf dem Lande zu ſolchen verderblichen Neſtern ausarten, ſo muß die Polizei ſie allerdings zerſtören; ſo lange ſie dies aber nicht ſind, iſt es wahrlich fürchterlich, wenn in das väterliche und älterliche Anſehen und in die hausväterliche Regierung ungebührlich eingegriffen wird. Biederleute haben mir Fälle erzählt, die hier kraft dieſer Beſtimmung eintreten können, ja die ſogar eingetreten ſind, und die man in jedem andern Lande grauſam nennen würde. Wenn der Menſch ihm ſelbſt an ſeinem Glücke oder an ſeiner Sittlichkeit Schaden thut, ſo bedauert man das als einen Misbrauch der von Gott verliehenen Freiheit; wenn fremde Gewalt ſeinem Glücke und ſeiner Sittlichkeit Schaden thun darf, ſo nennt man das Grauſamkeit. So iſt es denn wohl geſchehen, daß junge Burſche und Dirnen durch obrigkeitliche Gewalt aus ihrer Aeltern oder Verwandten Häuſern geholt und 4 — 5 Meilen von ihrer Heimath einem Herrn übergeben ſind, oft ein Jahr lang faſt ohne Kunde von den Ihrigen und ohne alle Ermahnung und Aufſicht derſelben, alſo allem Wilden und Wüſten preisgegeben; ſo iſt es mehrmals geſchehen, daß arme geſchwächte Dirnen weit von ihren kleinen Kindern entführt ſind, denen ſie bei ihren knappen Umſtänden in der Ferne, ſchwerlich die nöthige Hülfe und Unterſtützung ſchaffen können.

Sehr ſchlimm ſind der 16te und 17te §. dieſes Patents. Ich muß ſie wörtlich anführen und dann einige Anmerkungen dazu machen.

§. 16. „Da Fälle ſich ereignen können, daß

„die eigenthümlichen Beſitzer von Kathenwohnungen
„ihr Eigenthum durch Grundbriefe oder andere
„ſchriftliche Beweiſe darzuthun nicht vermögend
„ſind, ſo ſoll der mehrjährige und von dem Herrn
„des Guts bis dahin nicht in Anſpruch genommene
„Beſitz für den Beſitzer des Kathens ſo lange entſcheiden,
„als der Herr des Guts ſein beſſeres
„Recht nicht nachgewieſen hat. Und da es bei den
„jetzigen Verhältniſſen keiner Herrſchaft zugemuthet
„werden kann, eigenthümliche Kathenleute
„wider Willen in ihren Gütern zu behalten, ſo
„müſſen dieſe die Aufſage zwar annehmen, jedoch
„iſt der Grundherr ſchuldig, dem Eigenthümer
„ſeinen Kathen entweder nach einer unpartheiiſchen
„Taxe oder für den Preis abzunehmen, welcher
„bei einer Licitation ohne Simulation (Verſtellung)
„geboten wird, wobei überall auf diejenigen
„Emolumente Rückſicht zu nehmen iſt, die mit
„dem Beſitz des Kathens rechtlich verbunden waren.
„Will der Eigenthümer des Kathens ſich
„dieſe Auswege, deren Wahl bei ihm ſteht, nicht
„gefallen laſſen, ſo verbleibt ihm bloß das Recht
„ſeinen Kathen abzubrechen und ihn mit ſich zu
„nehmen. Uebrigens iſt der Herr des Guts berechtigt,
„den Grundzins der eigenthümlichen
„Kathen, jedoch nicht über die Hälfte, zu erhöhen.“

§. 17. „So wie ſchon durch die landesherrliche
„Bekanntmachung vom 4ten Juli 1806 verordnet
„worden, daß kein vormaliger Leibeigener ohne beſondere
„Erlaubniß Sr. Königl. Majeſtät Höchſtdero
„Teutſche Staaten verlaſſen darf, ſo wird
„dies noch dahin näher beſtimmt, daß ein jeder zu
„dieſer Klaſſe von Einwohnern gehöriger, der ſich
„heimlich aus dem Lande entfernen würde, nicht
„nur zurückgefordert und mit körperlicher Strafe
„belegt ſondern auch aller Anſprüche auf ſein zu-

„rückgelaßenes Eigenthum ſo wie aller Erbrechte „verluſtig werden ſoll.“

Zum §. 16. Die Einleitung zum Unrecht geht hier keck hin, als wenn es ſich ſo von ſelbſt verſtehen müßte. Wie würde es in der Welt ausſehen, wenn wohl erworbene Rechte auf dieſe eigenmächtigſte Weiſe dürften geknickt werden? Einige möchten ſagen: „der König hat unſere wohlerworbenen „Rechte eigenmächtig geknickt, warum ſollen wir „in Beobachtung der Rechte anderer ſo zart ſeyn? „warum ſollen wir gebunden ſeyn, da man andere „lößt?“ aber niemand wird in dem hier gegebenen Falle auf ſolche Worte hören. Eine Leibeigenſchaft, wie ſie hier im Lande vor wenigen Jahren noch beſtand, widerſpricht der Idee des Staats und der Zeit, worin wir leben, zu ſehr und iſt durch das allgemeine Urtheil zu ſehr verdammt, als daß ſie noch ein wohlerworbenes Recht genannt werden könnte; aber jene Verträge, wodurch kleine Grundeigenthümer auf dem Lande häufig im Beſitz von Häuſern, Gärten und Hutgerechtigkeit auf der Weide für ihr Vieh ſind, gründen ſich auf Rechten, welche auch die freieſten und beſten Staaten als die Grundpfeiler ihres Beſtandes anſehen.

Der Herr kann den Grundeigenthümer, den er nicht mag, kraft dieſes § ohne viele Umſtände aus ſeinem Dorfe und Gute werfen.

Er bezahlt ihm ſeinen Beſitz nach einer Taxe oder um den Preis, der bei einer Licitation dafür geboten wird. Will der Eigenthümer doch nicht weichen, ſo *mag er ſeinen Kathen abbrechen und mitnehmen.*

Von einem Preiſe, der bei einer Licitation geboten wird, kann wohl nicht die Rede ſeyn in den Gütern eines Herrn, der ſich ſolche Willkühr erlauben darf; denn wer will ein Eigenthum erwerben, das kein Eigenthum iſt? Alſo nach der Taxe wird der Beſitzer es bezahlt bekommen; aber hat er damit ein Haus und einen Beſitz? kann er dafür ein Haus bauen? Manches dieſer Häuſer mag nach der Taxe nur 50 oder 100 Rthaler werth ſeyn, doch mit von Zeit zu Zeit erfolgenden Beſſerungen fähig, ein paar Menſchenalter durch noch Bewohner zu hegen; aber kann man für 50 und 100 Rthaler ein neues Haus bauen? und wohin ſoll man es bauen, wenn Städte und Flecken geſperrt ſind und wenn es den Herren, oberherrlicher däucht, keine Grundeigenthümer neben ſich leiden zu wollen? Das ſchreckliche Wort: „*wenn er ſich dieſe Auswege nicht gefallen laſſen will, bleibt ihm das Recht, ſeinen Kathen abzubrechen und ihn mit ſich zu nehmen*“ iſt leicht geſagt, aber nimmer auszuführen.

Man ſieht gar keinen rechtlichen Grund in den neuen Verhältniſſen, warum ſolche eigenthümliche Kathen in den Dörfern und Gütern nicht bleiben dürfen. Einen Fall könnte es indeſſen geben, wo das Geſetz dem Grundbeſitzer (der nemlich von ſolchen Kathen den Grundzins hebt) das Recht zugeſtehen dürfte, die Stelle des Kathens zu rücken; aber den Beſitz willkührlich zu rücken, dürfte es ihm nimmer erlauben. Dieſer Fall war nemlich der, wo der Grundherr die Stelle ſeines Dorfes oder Hofes gänzlich verlegen wollte oder wo irgend ein ſolcher eigenthümlicher Kathen ihn erweislich an der Betreibung und Benutzung ſeiner Grundſtücke hinderte. Dann mußte er aber gehalten ſeyn, ſolchen Kathen (eben ſo gut, als er geweſen war) auf ſeine Koſten auf eine andere gelegene Stelle hinzubauen und ihm auch dort alle die Vortheile wieder beizulegen, die er an ſeiner vorigen Stelle gehabt hatte.

Auch die Worte des angeführten §. klingen hart, welche lauten: „Uebrigens iſt der Herr des

„Guts berechtigt, den Grundzins der eigenthümlichen „Kathen, jedoch nicht über die Hälfte, zu erhöhen," beſonders in der Allgemeinheit, womit ſie ausgeſprochen ſind.

Die Herren mögen vielleicht zur Entſchuldigung derſelben ſagen können: „Da bei der allgemeinen „Freilaſſung der Leute uns Dienſtlohn und „Tagelohn ſo ſehr werden geſteigert werden, da „auch die Katheneigenthümer dadurch Gelegenheit „bekommen werden, mehr zu verdienen, ſo „iſt es nur billig, daß ſie uns mehr bezahlen." Aber dieſer Grund hält nicht ganz Stich, und paßt in vielen Fällen gar nicht einmal. Denn

1) viele der Katheneigenthümer ſind von jeher freie Leute geweſen; ſie haben alſo durch die neue Ordnung der Dinge durchaus nichts gewonnen.

2) Manche derſelben waren nie Ackersleute oder Tagelöhner, ſondern kleine Handwerker, wie deren ſo viele auf dem Lande wohnen.

3) Kann es wohl häufig der Fall ſeyn, daß jemand für ſein eigenthümliches Haus und Garten und für andere Vortheile ſchon einen ſehr hohen Grundzins giebt; wie darf man denn der herrſchaftlichen Willkühr erlauben, ihn bis auf die Hälfte zu erhöhen? Sollte bei ſolcher Gefährdung des Eigenthums nicht vorher ein bischen ordentlicher unterſucht und ermeſſen werden, was ſich in jedem einzelnen Fall thun läßt und was nach Grundſätzen der Gerechtigkeit überall gethan werden darf?

Ueberhaupt, wenn man dieſen § ſeinem Sinn und ſeiner Richtung nach erwägt, ſo widerſpricht er dem völlig, was die Einleitungen beabſichtigten, welche im Sommer 1806 zur Erleichterung und Erlaſſung der unterſten Volksklaſſe gemacht wurden. Seine Quelle hat er am meiſten in dem Widerwilſen der Herren mit ihren ſogenannten Leuten zu Recht zu gehen, woran man ſich ſo ſchwer gewöhnt in einem Lande, wo das ſonſt nicht galt. Dieſen Widerwillen hört man hier noch recht oft, von ſonſt ſehr wackeren Männern unverholen ausſprechen; daher auch die Abneigung ſo vieler Herren, auf ihrem Grund und Boden ſich Hauseigenthümer anbauen zu laſſen. Wer es weiß, welch ein anmuthiges Gefühl es dem Menſchen iſt und ſeyn ſoll, nur auf irgend einem kleinem Eigenthum den Fuß ſetzen und ſagen zu können: dies iſt mein, der weiß auch, wie grauſam ein ſolches Geſetz iſt. Zum Glück iſt es nicht ganz gebraucht und ausgeführt, ſonſt wäre die neue Freiheit, die doch eine Wohlthat für die kleinen Leute ſein ſollte, ganz das Ding geworden, das man vormals die Bieſterfreiheit nannte. Denn laut dieſes Patents dürfen ſie ſich in Städten und Flecken nicht anſiedeln und die Herren dürfen ſie aus ihrem Grundeigenthum heraustreiben; ſie müſſen alſo alle unſtäte und von Ort zu Ort hin und her ziehende Einlieger und Tägelöhner werden. Dies wäre die natürlichſte und klarſte Wirkung ſolcher Verordnungen, wenn nicht Menſchlichkeit und Recht gottlob in vielen Herzen noch beſſere Wurzeln trieben, als ſchlechte oder unweiſe Geſetze es wollen.

Zum § 17. Wir wollen hier unerörtert laſſen, ob dies die rechten Mittel ſind, Menſchen ihre Heimath lieb zu machen, und ob der Staat ſie überhaupt mit Gewalt feſthalten darf. Wir fragen nur, wenn gegen die einen ſolche Gewalt erlaubt iſt, warum iſt ſie es nicht auch gegen die andere? warum darf des Bürgers und Edelmanns Sohn und Tochter, wie ſie von ihrer Habe oder von ihrem Erbe einen mäßigen oder gar keinen Schoß bezahlen, hinziehen in alle Welt, wenn des armen

Mannes Kind mit ſolchen Banden noch wie Stock und Stein feſtgebunden und feſtgehalten werden darf? warum ſolche unchriſtliche und unmenſchliche Ungleichheit in Hinſicht der Perſonen?

Auf dieſe und auf ähnliche Weiſe ward die junge Freiheit, indem ſie in Kraft treten ſollte, wieder gebunden und beſchnitten. Doch däuchte ſie vielen Herren noch immer zu ungebunden, und in der That kamen manche Gegenden wegen des Mangels an Leuten in nicht geringe Verlegenheit. Deswegen wurden manche Punkte des im Mai 1810 erlaſſenen Patents D. b. durch eine neue Verordnung vom 19ten September 1811 *) theils geſchärft theils näher beſtimmt. Sehr geſchärft iſt hierin das Verbot, daß Einlieger und Kathenleute ſich in Städten und Flecken niederlaſſen dürfen; auch die Warnung gegen das Zuhauſebehalten der Kinder nach dem 15ten Lebensjahre, außer wenn ſie von den Aeltern in ihrer Wirthſchaft als Geſinde gebraucht werden. Aus dieſem ganzen Patent vom Jahr 1811 geht gleichſam eine gewaltſame Herbeiziehung und Zuſammentreibung aller arbeitsfähigen Leute zum Landdienſt hervor, eine Art Menſchenjagd, wobei die Kreishauptleute die Jäger ſeyn ſollen.

In den Jahren 1810 und 1811 war auch ein Patent **) erlaſſen, welches über manche Rechtsverhältniſſe des Geſindes und der dienenden Kathenleute auf dem Lande ſehr zweckmäßige Anordnungen enthält, vorzüglich wie es mit Teſtamenten, Aufnahmen von Güterverzeichniſſen, Vormundſchaften u. ſ. w. gehalten werden ſoll.

Dieſe verſchiedenen hie und da angeführten und hinten in den bezeichneten Beilagen abgedruckken Patente, die zum Theil von einer großen Engherzigkeit der Anſicht und Geſinnung zeugen, ſind nicht eben aus einer Nothwendigkeit gefloſſen, die dem ganzen Lande gemein wäre. Nein, in den meiſten Gegenden deſſelben iſt ſolches Uebertriebene nicht nöthig; nur ein Drittel des Ganzen hat es veranlaßt, und zwar das Drittel, das faſt alle Bauerdörfer zerſtört hat, wodurch die tüchtigſten und brauchbarſten Menſchen entſtehen, und wodurch Stätigkeit, Zucht und Sittlichkeit am ſicherſten gepflegt und erhalten werden. Dieſes Drittel iſt die Inſel Rügen und der kleine Strich Pommerns, der ſich der Landſtraße von Stralſund nach Barth rechts bis zu Barhöft und Zingſt hin erſtreckt, in welchem Bezirk faſt eitel von adlichen oder bürgerlichen Eigenthümern beſeſſene Güter liegen, und die meiſten vormaligen Bauerdörfer auch zerſtört ſind.

---

*) S. die Beilage F.

**) S. die Beilage E.

Man hört nun, wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, von guten und von ſchlechten Männern gegründete und ungegründete Klagen genug über die Zuchtloſigkeit, Ausgelaſſenheit und den Uebermuth der dienenden Klaſſe, und auch die Gründe des Uebels werden von den Verſchiedenen verſchieden genug angegeben. Ja viele ſind, die ſich nicht entblöden, gradezu zu behaupten, das Grundübel ſtecke in der aufgehobenen Leibeigenſchaft; ſolchen Zwang bedürfen ſolche Menſchen für ihr Glück und ihre Sittlichkeit; für ſie ſey die Leibeigenſchaft die wohlthätigſte Anſtalt geweſen, eine rechte Schule aller Zucht und Sittlichkeit, der Freiheit aber werden ſie immer misbrauchen.

Ich läugne nun gar nicht, daß dieſe Klagen nicht richtig ſind — ſie werden mir durch zu viele gültige und unverwerfliche Zeugen beſtätigt — ich behaupte auch nicht, daß die dienende Klaſſe ſeit der Aufhebung der Leibeigenſchaft beſſer und ſittlicher geworden iſt, als ſie vorher war; ich meine aber, daß die Urſache jener gegründeten Klagen darin zu ſuchen iſt, daß die natürlichen Verhältniſſe grade in den Gegenden des Landes, wo ſie am meiſten gehört werden, zu ſchlecht ſind, ja daß ſie der Art ſind, daß, wenn ſie bleiben, dieſe Klaſſe auf keine Weiſe gebeſſert werden kann.

Was meine ich mit meinen natürlichen Verhältniſſen? Ich meine ſolche Verhältniſſe, ohne welche ein ordentliches und gedeihliches Menſchenweſen kaum möglich iſt. Ich will mich gleich erklären.

Der Vogel in der Luft und das Thier in der wilden Forſt hat einen beſtimmten Sitz, ein Neſt, ein Lager, eine Höhle, wohin es ſich nach dem unſtäten Schweifen zurückzieht, und wo es ſich mit ſeiner Familie wieder zuſammen findet. Der Menſch iſt vor allen andern Geſchöpfen beſtimmt, ſich ſtätig und bleibend zu machen, ſich feſte Sitze zu ſuchen und zu bereiten. Von dieſem Streben nach Thätigkeit, von dieſer Liebe feſter Sitze ſind offenbar die Worte hergeleitet, womit er eine hohe Tugend bezeichnet, die Worte: ſittlich und ſittſam. Wer das Flatterhafte und Unſtäte liebt, wen keine Orte und keine Menſchen an etwas Feſtes und Bleibendes binden, wird leicht zu wild und ausgelaſſen. Feſte Sitze ſind ein nothwendiges Erforderniß menſchlicher Zucht und Ordnung, ſie ſind der natürliche Boden, worauf viele ſchöne Tugenden allein wachſen können. Wo man dieſe alſo nicht hat, oder wo man ſie gar zerſtört, da wird es um das arme Menſchengeſchlecht übel ſtehen. Hierauf ſpielte ich an, wenn ich ſagte: die natürlichen Verhältniſſe ſind ſchlecht. Auf Rügen und in der nordöſtlichen Ecke Pommerns ſind zu wenig Bauerdörfer, es ſind zu wenig eigenthümliche Kathen, die Menſchen auf dem Lande haben keine bleibenden Sitze, woran ſie feſt gehalten werden, ſie ſind faſt alle herumziehende Tagelöhner, welche den Ort mit der größten Leichtigkeit und Leichtfertigkeit wechſeln. Was Wunder, daß ſie, als heimathloſe und unſtäte Menſchen, dabei zuchtlos und ſittenlos werden und endlich Liebe und Treue verlieren? In dem größten Theile Pommerns iſt es ſchon ganz anders. Wenn gleich auch dort, mehr als recht iſt, die Dörfer zerſtört ſind, ſo giebt es deren doch noch viele, und außer den Bauern wohnen allenthalben viele Arbeitsleute und Tagelöhner in eigenthümlichen Kathen auf Grundgeld. So iſt ein bedeutender Theil der unteren Volksklaſſe dort an den bleibenden Ort gebunden. Dies Beiſpiel wirkt auch auf diejenigen, welche keine Hufe bewohnen noch ein Eigenthum haben; auch Verwandtſchaft, Vetterſchaft und Schwägerſchaft thun ihr Theil und halten die Menſchen mehr mit denen zuſammen, deren Lage und Vortheil den Wechſel des Orts verbieten. Daher iſt dort kein ſolches Umtreiben und Umjagen der Menſchen, und wenn auch manche von einem Kreiſe in den andern hin und her ziehen, ſo bleiben doch die meiſten in ihrem Kirchſpiele oder in den benachbarten Kirchſpielen. In Pommern giebt es daher noch viele Güter und Dörfer, wo ungeachtet der Löſung der Leibeigenſchaft die alten Leute geblieben ſind; in Rügen aber wie viele ſolche würde man wohl aufzeigen können?

Ich mache eine Beſchreibung von den Verhältniſſen und dem Zuſtande des Geſindes und der Einlieger, wie ich ſie hier auf der Inſel ſehe und höre, wie glaubwürdige und ehrenwerthe Männer ſie mir beſtätigen, und wie ſie aus dem Obengeſagten faſt nothwendig erfolgen müſſen.

Als die Menſchen hier freigelaſſen wurden, hielt auch gar nichts die Luſt zurück, die den meiſten wohl natürlich ſeyn mag, Ort und Herrn einmal zu ändern, was ſie ſich was verſuchen nennen.

ſelbſt die Dankbarkeit, die viele ihren guten Herren wohl ſchuldig waren, die ſie zur Zeit der Willkühr milde und menſchlich behandelt hatten, hatte keine Gewalt über ſie. Auf dieſe Weiſe kamen die guten Herren oft eben ſo in Verlegenheit, als die ſchlechten. Es fehlten die natürlichen Bande faſt ganz, welche die Menſchen hätten zurückhalten und der Unruhe Stätigkeit geben können, es fehlten feſte Wohnſitze und eigene Herde. Einlieger in Kathen verändern die Heimath nie, ſie haben keine Heimath; auf der ganzen Erde und in dem Lande, das man ihr Vaterland zu nennen beliebt, gehört ihnen auch nicht ſo viel Land, als ſie mit ihrem Fuß bedecken können, nur bei den Todten wird ihnen eine bleibende Stätte vergönnt. Leicht, ja leichtfertig wird ihr Sinn, was ihre Hand heute gewinnt, wird morgen verzehrt; Treue, Dankbarkeit, Anhänglichkeit an Menſchen müſſen bei ihrer Unſtätigkeit faſt ausſterben, ſelbſt die Familienbande müſſen ſich auflöſen, da Aeltern und Geſchwiſter weit von einander ziehen, der eine hiehin und der andere dorthin, und oft in Jahren von einander nichts ſehen noch hören. Freilich enthalten die Patente der letztverfloſſenen Jahre und auch die alten Geſindeordnungen, die zum Theil in Kraft blieben, manche Einſchränkungen und Hemmungen, wodurch man der großen Feldflüchtigkeit der Leute einigermaßen zu wehren ſuchte, aber dieſe waren auf beiden Seiten mehr Neckereien als Beſſerungen der Leute, hie und da kleine Verkleiſterungen des Uebels, keine gründliche Heilmittel; dieſe liegen anderswo, wo viele ſie nicht ſehen wollen.

Auch das Maaß des Lohns des Geſindes und der Tagelöhner ſuchte man durch Erneuerung und Einſchärfung alter Satzungen einigermaßen bei dem Alten zu halten; aber das natürliche Verhältniß der Dinge offenbarte hier bei der gegebenen Freiheit bald eine Gewalt, die mächtiger war, als künſtliche und ſchlaue Geſetze, die nach den verſchiedenen Vortheilen und Bedürfniſſen ſowohl von Herren als Knechten umgangen oder umſchlichen wurden. Nur bei der Unfreiheit konnte man ein Maximum des Lohns ſetzen; ſonſt wird der niedrigere oder höhere Lohn immer von der größeren oder geringeren Menſchenzahl beſtimmt werden: wo viele Menſchen ſich um Dienſt und Arbeit drängen müſſen, wird der Lohn geringer ſeyn; wo die Herren die Arbeiter ſuchen müſſen, wird er ſich von ſelbſt ſteigern. So iſt es hier auch allgemein geſchehen: Geſindelohn, Tagelohn, Dröſcherlohn, Aerndtelohn, alles iſt geſteigert, zum Theil auf das Doppelte gegen das, was es ſonſt war, hin und wieder wohl auf das Dreifache.

So mögte es denn ſcheinen, daß in dieſer Hinſicht der Zuſtand der kleinen Leute ſich in den letzten ſechs Jahren ſehr gebeſſert habe. Das iſt allerdings wahr; aber was hier gewonnen wird, das wird auf der andern Seite wieder verloren, ſo daß den Menſchen der größere Gewinn durch das Unſtäte und Ausgelaſſene ſowohl in leiblicher als ſittlicher Hinſicht wieder verloren geht. Daran iſt der faſt völlige Mangel jener natürlichen und natürlich bindendenden Verhältniſſe ſchuld, von welchen ich oben ſprach. Und nun komme ich auf das Traurige.

Die Jahre, welche der Aufhebung der Leibeigenſchaft hier vorhergingen, waren Jahre des Kriegs und Unglücks, wo das Land von fremden Heeren überſchwemmt war. Dieſe ſchlimme Zeit verdarb das Geſinde ſehr, vorzüglich den weiblichen Theil deſſelben. Mit ſolcher Vorbereitung trat es in die Freiheit ein, Nun fliegt es faſt alle Jahre wechſelnd von Ort zu Ort hin und her, und ändert leichtſinnig Stätte, Herrn, Neigung und Liebe. Dies, und daß es ſeine Unentbehrlichkeit kennt, macht es häufig trotzig, ausgelaſſen und leichtfertig. Ja es iſt die Klage, daß an manchen Orten die Sittenloſigkeit auf einen hohen Grad geſtiegen iſt. Und iſt das Wunder? Man höre.

Bei dem unaufhörlichen Hinundherziehen, was häufig ein Herumtreiben iſt, da der Kreishauptmann diejenigen, welche zu der beſtimmten Zeit noch nicht vermiethet ſind, oder welche widerſetzlich bei ihren Aeltern und Verwandten bleiben wollen, hinbringt, wo es ihm gefällt, verlieren die Menſchen das Erſte, einen frommen und ruhigen Sinn.

Sie verlieren ferner häufig alle Familienanhänglichkeit, da keine ſächlichen Bande ſind, die ſie an den Ort feſthalten, wo ihre Aeltern und Verwandte leben.

Was ſoll alſo dieſe Menſchen in der rechten und chriſtlichen Lebensbahn halten, zumal wenn ſie in dem jungen und grünen Alter zwiſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre in die Welt hineingetrieben werden? was ſoll ſie vor Wildheit und Ausgelaſſenheit bewahren? wie ſoll beſonders das weibliche Geſinde ſich vor Verführung und Elend retten? Denn der Zucht, Warnung und Vermahnung, welche aus dem Munde und dem Beiſpiele der Aeltern bei Kindern ſo mächtig ſind, entbehren ſie oft ganz und gar, und einmal deren entwöhnt fahren ſie im Leichtſinn dahin, und keiner ruft ihnen zu: kehrt um!

Bei dem Wechſel des Orts geſchieht ihnen auf andere Weiſe das Allerſchlimmſte. Wie ſie keine Heimath haben, ſo haben ſie keinen bleibenden Beichtvater, keine bleibende Schulen. Allenthalben zugleich bekannt und unbekannt ſind ſie wie Fremdlinge, über deren Gemüther niemand Zeit hat Gewalt zu bekommen.

Auch an hausväterliche Zucht, worauf einige fromme Herren und Hausväter wohl halten mögten, iſt bei dieſem Verhältniſſe nicht zu denken. Auf den großen Höfen ſind die Geſindefamilien zu zahlreich, von 25 bis 40 Perſonen. Das überſteigt faſt das Maaß, binnen welchem ein Hausvater chriſtliche Zucht halten könnte. Und dahin iſt es — wie Biederleute klagen — an manchen Orten gekommen, daß derjenige ſicher iſt am leichteſten Geſinde zu bekommen, welcher ihnen die meiſte Ueppigkeit und Ausgelaſſenheit erlaubt.

So ſteht es hier. In anderer Hinſicht ſind die Unterrichts- und Verpflegungsanſtalten für dieſe Volksklaſſe auch nur ſehr mittelmäßig. Der Schulen ſind durchaus zu wenige, und die meiſten derſelben haben auch nur ſchlechte Meiſter. Nach den Patenten ſollen diejenigen Leibeigenen, welche zur Zeit der Freilaſſung durch Alter oder Gebrechlichkeit hülflos waren, bis an ihren Tod von ihren vormaligen Herren verpflegt werden, die jetzt entſtehenden Armen, Hülfloſen und Nothleidenden ſollen jede von ihren Kirchſpielen unterhalten werden; aber darüber ſind die Beſtimmungen und Ordnungen keinesweges genau und geſchwind genug. Es läßt ſich dergleichen auch allenthalben weit leichter auf dem Papier machen, als in der That. Hier ſoll man aber in ſeinem Urtheile billig ſeyn; denn die Zeit hat bis jetzt keine Ruhe gehabt, ſolche Dinge ordentlich einzurichten.

Wenn man nun diejenigen fragt, welche am meiſten und leichteſten Gelegenheit haben, von dem Zuſtande und der Lage der dienenden Klaſſe Kunde einzuziehen, wenn man die Prediger fragt, ſeit wann die Kirchen und Schulen am wenigſten beſucht ſeyen, ſeit wann das Landvolk ſichtbarlich ſchlechter geworden ſey, ſo nennen viele von ihnen den Zeitpunkt der Aufhebung der Leibeigenſchaft. Ich habe mich hierüber ſchon oben geäußert und diejenigen zurechtgewieſen, welche uns die Leibeigenſchaft als eine Schule der Sittlichkeit empfehlen wollen; ich habe die Quelle des Uebels genannt. Es iſt der Mangel an den richtigen natürlichen Verhältniſſen, es iſt der Mangel an bleibenden Sitzen, an Bauerdörfer. Darum muß dieſe Schilderung des Dienſtvolkes auch am meiſten für Rügen gedeutet werden.

Man hört von denen, welche die Verwandelung der Bauerdörfer in große Höfe entſchuldigen oder gar loben wollen, immer ſagen: „Wie ſollte „das Land ſich tragen, wenn die Hälfte der Höfe „wieder in Dörfer umgewandelt würden! Die großen „Güter bringen mehr hervor, ſie haben eine beſſere „Wirthſchaft; der Bauer iſt faſt immer ein ſchlech„ter Ackersmann.“ Wenn auch einiges hievon wahr wäre, ſo kann man es im Ganzen gar nicht gelten laſſen. Es entſpringt aus einer ganz falſchen Anſicht von dem Staate und von der Menſchheit. Die Erde iſt für den Menſchen da, und nicht der Menſch für die Erde, daß er gleichſam wie ein anderes Laſtthier und Zugvieh nur darauf ächze und ſtöhne, und daß wenige Einzelne, die ihm ähnlich ſehen, von ſeinen Arbeiten den Nutzen ziehen und der Gaben der Erde genießen, die er im Schweiß ſeines Angeſichts hervorbringt. In dieſem Lande iſt in der Vertheilung des Grundbeſitzes ein trauriges Unverhältniß, ja die Inſel Rügen hat in der Hinſicht in ganz Teutſchland nicht ihres Gleichen. Ich bin nicht für die Anſicht, welche einige hegen, daß der Menſchen nicht zu viele werden können, daß man alle möglichen Mittel anwenden müſſe, um ihrer die möglich größte Zahl zu erſchaffen; aber für die andere Anſicht bin ich, daß der Staat wohl ſteht, wo das Grundeigenthum und der Landbeſitz neben einigen ſehr reichen Herren viele mittelmäßige Inhaber hat. Auch die Anſicht habe ich, daß bei zweckmäßigen Einrichtungen, vorzüglich auf dem Lande, dieſe Landſchaft ſehr gut ein Viertel, wo nicht ein Drittel, Menſchen mehr, als ſie jetzt hat, alle noch im leidlichen Wohlſtand ernähren könnte.

Die Ausbeute aller unſerer Unterſuchungen und Betrachtungen wird alſo endlich dieſe: Pommern und Rügen haben zu wenig Bauerdörfer und kleine Grundeigenthümer. In Rügen, wie leicht ſind die wenigen Dörfer zu zählen! ja es giebt Kirchſpiele, in welchen kein einziger Bauer mehr iſt: nichts als Herren und Pachter und abhängige Kathenleute. Wenn man hier die ſtädtiſchen und königlichen Dörfer abrechnet, wo bleiben die Herren die noch Dörfer haben? Außer dem würdigen General von Dyke zu Loſentitz, der vor allen zuerſt zu nennen iſt, dem Fürſten zu Putbus, der noch viele und große Dörfer hat, und hie und da neue Dörfer zu ſtiften ſucht, wo die Leute als Grundbeſitzer in eigenen Häuſern und Gärten wohnen, den Herren von Kathen zu Götemitz, von Ueſedom zu Karzitz, und den Gebrüdern von Barnekow zu Ralswyk — wo nennt man die, welche Bauern erhalten oder geſchaffen und nicht vielmehr ſie zerſtört haben?

Das Erſte alſo, was die neue Regierung, worauf in dieſer Hinſicht ſo viele Hoffnungen gegründet werden, zu thun hat, iſt, ernſtlich darauf zu denken, wie die Bauern, die noch ſind, erhalten, und wie da, wo ſie fehlen, neue erſchaffen, und wie alſo das Landvolk, das hier ſo ſehr verwahrloſt iſt, wieder in einen menſchlicheren und ſittlicheren Zuſtand zurückgeführt werden kann. Der Wege, auf welchen dies zu erreichen wäre, ſind mehrere, und alſo ließen ſich eben ſo viele Anſchläge und Entwürfe hier auf das Papier werfen. Ich mag mich nicht wiederholen. Meine ungefähre Anſicht, die ich anderswo öffentlich dargelegt habe, mag man in den Beilagen nachleſen *). Natürlich wird die Regierung da anfangen, wo ſie die freieſte Hand hat, auf den königlichen Kammergütern. Da kann ſie dem Bauerſtande zuerſt eine Geſtalt geben und mehr Unabhängigkeit und Wohlſtand begründen. Aber ſie muß auch neue Bauern zu erſchaffen ſuchen, und da, däucht mir, muß ſie den Plan wieder aufnehmen, welchen Guſtav Adolf in dieſer Hinſicht gefaßt hatte: ſie muß mehrere große Kammergüter zerſtückeln und zu kleineren Höfen oder Bauergütchen eintheilen. Mit welchen Rechten ſie die Bewohner oder Erwerber dann begaben will, ob ſie dieſelben mit vollem Eigenthum oder auf Zinsrecht oder auf Erbpacht, oder auf halbem Beſitz des Hofes wohnen laſſen will, das kommt auf örtliche Gelegenheiten und auf die Anſichten und Einſichten derjenigen an, die ſolches einzurichten bekommen. In Rügen beſonders, wo nur wenige Pachthöfe der königlichen Kammer ſind, müßten ſie alle ſo eingetheilt und in Dörfer verwandelt werden, ſo wie ihre Pachtjahre abgelaufen wären. Zu gleicher Zeit, damit auch ſogenannte kleine Grundbeſitzer Gelegenheit bekämen ſich anzubauen, müßten von jedem ſolcher Pachthöfe, nach dem Maaße ſeines Umfangs, zehen bis zwanzig kleinere Plätze zu Häuſern und Gärten abgeſteckt werden, welche gegen eine billige Vergütung an beliebige Anbauluſtige überlaſſen würden. Durch dies Beiſpiel und durch eine Ermahnung an die größeren und reicheren Landherren, welche von Seiten der Regierung nie unwirkſam zu bleiben pflegt, könnten Misverhältniſſe gebeſſert werden, deren Schuld zum Theil die Längſtverſtorbenen tragen, die durch bloße Machtgebote jetzt nicht mehr zu heben ſind, die aber von einer gerechten und weiſen Regierung mit der Zeit durchaus gebeſſert werden müſſen.

---

*) S. die Beilage G.

Beilagen.

A.

Wir Guſtav Adolf ꝛc. thun kund: daß, da einer von den großen Endzwecken, welche wir durch Einführung der ſchwediſchen Staatsverfaſſung in Unſern Teutſchen Staaten beabſichtigt haben, inſonderheit der geweſen iſt, einem jeden Unſerer getreuen Pommerſchen Unterthanen einen freien und ungeſtörten Genuß ſeiner geſetzlichen Gerechtſame nebſt treuer Erfüllung ſeiner Pflichten zuzuſichern, ſo haben Wir es als eine natürliche Folge Unſerer gnädigen Verordnung vom 26. Junius dieſes Jahrs angeſehen, daß die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen von eben benanntem Tage an aufgehoben ſey. Dieſe Einrichtung, die eben ſo ſehr wider die Billigkeit und Gerechtigkeit ſtreitet, als ſie dem Anwachs der Volksmenge und der beſſeren Aufnahme des Landes hinderlich iſt, mußte zugleich mit der Staatsverfaſſung verſchwinden, welche nun aufgehoben worden iſt. Da ſolchemnach hiemittelſt alle Leibeigenſchaft in Unſern teutſchen Staaten auf ewige Zeiten abgeſchafft iſt, haben Wir, um der nachtheiligen Wirkung vorzubeugen, welche eine gar zu ſchnelle Veränderung möglicher Weiſe auf den Ackerbau haben könnte, nicht allein eine beſtimmte Zeit in Graden feſtſetzen wollen, binnen welcher ein jeglicher Dienſtherr Gelegenheit haben könne, ſich neues Geſinde und Ackersleute zu verſchaffen, im Fall einige von den gegenwärtigen mit der Zeit ſollten wegziehen wollen, ſondern auch gut gefunden, weiter Folgendes zu verordnen:

1) Kein vormaliger Leibeigener darf ohne Unſere beſondere Erlaubniß Unſere teutſche Staaten

verlaſſen. Wer hiegegen handelt, wird mit der Strafe belegt, die in den ſchwediſchen Verordnungen feſtgeſetzt iſt, ſobald deren Befolgung mit dem erſten September künftigen Jahrs *) ihren Anfang genommen hat; bis dahin aber mit derjenigen, welche hier im Lande geſetzlich geweſen iſt.

2) Kein vormaliger Leibeigener hat bis zur geſetzlichen Umzugszeit im Jahr 18 0 das Recht, ſeinen Dienſt aufzuſagen, und eben ſo wenig kann demſelben vor dieſem Zeitpunkte von ſeiner Grundherrſchaft aufgeſagt werden, es geſchehe denn das eine oder das andere mittelſt gemeinſchaftlicher Uebereinkunft; auch bleibt es mit der Dienſtpflicht auf der einen, ſo wie mit der Verbindlichkeit zum Unterhalte auf der andern Seite bis zum gedachten Zeitpunkte, wie bisher.

3) Die vormäligen Leibeigenen von beiden Geſchlechtern können frei und ohne Zuſtimmung ihrer Grundherrſchaft ein Ehebündniß eingehen, ſo ferne nicht andere geſetzliche Ehehinderniſſe dabei im Wege ſtehen. Eine vormälige leibeigene Dirne folgt ſodann dem Manne und tritt durch die Heirath ſogleich in den uneingeſchränkten Genuß ihrer perſönlichen Freiheit; aber die Grundherrſchaft des Mannes iſt in dem Fall, da die Heirath ohne ihre Einwilligung vollzogen worden, nicht verbunden für den Unterhalt der Frau und der Kinder zu ſorgen, und hat in ſolchem Fall ſich der Dienſte des Mannes zu begeben und ihm freien Wegzug zu geſtatten.

4) Derjenige vormalige Leibeigene, welcher vor der Umzugszeit 1810 unerlaubter Weiſe von ſeinem Dienſtherrn entweicht, wird zurückgeholt und mit mäßiger Hauszucht belegt. Wer einen

---

*) 1807, wo man rechnete, daß die Bearbeitung und Ummodelung und Anmodelung des ſchwediſchen Geſetzbuches und Rechts fertig ſeyn würde.

ſolchen ohne gehörigen Beweis ſeiner Dienſtfreiheit in ſeinen Dienſt nimmt, erlegt eine Geldbuße von von 50 Reichsthalern an irgend eine der im Lande befindlichen milden Stiftungen; wer ihn aber wiſſentlich bei ſich heget, ohne ſolches ſofort anzuzeigen, zahlt eine Strafe von 3 Reichsthalern 16 ßl. pommerſch Courant.

5) Wenn vormalige Leibeigene Ungehorſam und Widerſpänſtigkeit gegen ihre Dienſtherren beweiſen, wird der Schuldige mit geſetzlicher und mäßiger Hauszucht beſtraft. Fährt er in ſeinem ſtrafbaren Betragen fort, ſo hat der Dienſtherr ihn vor dem Amtsgericht zur Verantwortung zu ſtellen, welches dann die Sache annimmt und aburtheilt. Verfährt der Dienſtherr gegen ſeine Untergebenen geſetzwidrig, hat letzterer jenen gleichfalls vor dem Amtsgerichte zu belangen und daſelbſt Recht zu ſuchen.

6) Diejenigen Kinder der vormaligen Leibeigenen, welche zur Umzugszeit 1810, wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, noch nicht das ſechszehnte, und wenn ſie weiblichen Geſchlechts ſind, noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht haben, müſſen, bis ſie zu gedachtem Alter gelangt ſind, von ihrer Grundherrſchaft unterhalten und erzogen werden, im Fall ihre Aeltern hiezu unvermögend ſeyn oder die Kinder nicht etwa auf andere Weiſe etwas zu ihrem Unterhalte haben ſollten; und ſind in ſolchem Fall dieſe Kinder verpflichtet, bei ihrer Grundherrſchaft diejenigen Dienſte zu verrichten, die ihren Kräften angemeſſen ſind, bis ſie das eben erwähnte Alter erreicht haben.

7) Alle vormalige Leibeigene, welche vor oder zu der Umzugszeit im Jahr 1810 erweislich durch Alter, Krankheit oder körperliche Gebrechen unfähig zur Arbeit geworden ſind, müſſen für ihre übrige Lebenszeit, falls ſie ſich nicht ſelbſt verſorgen kön-

nen, von ihren Dienſtherren Wohnung, Nahrung und was ihnen in ihrem Zuſtande nöthig iſt, erhalten; doch ſteht es jedem Kirchſpiele frei, zu dieſem Endzwecke eine gemeinſchaftliche Einrichtung zu treffen, und ſind diejenigen, welche auf ſolche Weiſe vom Einzelnen oder vom Ganzen unterhalten werden, verpflichtet, dem Gutsherrn oder der Gemeinde diejenigen Dienſte zu leiſten, welche ihr Alter und ihre Kräfte verſtatten.

8) Als eine Folge von demjenigen, was oben im zweiten Paragraph feſtgeſetzt iſt, kann kein vormaliger Leibeigener vor der Umzugszeit 1810 auf andere Weiſe zum Kriegsdienſt genommen werden, als in Gemäßheit desjenigen, was in Anſehung der Landwehre bereits verordnet iſt.

9) Schließlich und da es für die Kultur und Aufnahme des Landes nützlich iſt, wenn die Gutsbeſitzer ihre Güter in einzelne Pachthöfe (Farms) theilen; weshalb nicht allein Wir ſelbſt auf Unſern eigenen Gütern und Beſitzungen ſolches, ſobald es thunlich, ins Werk zu richten beabſichtigen, ſondern auch mit gnädigem Wohlgefallen anſehen werden, was in dieſer Hinſicht von Privatgutsbeſitzern geſchehen wird — ſo ermahnen Wir einen jeglichen der vormaligen Leibeigenen ſich gegen ihre Dienſtherren willig und beſcheiden zu betragen, damit ſie Hoffnung haben mögen, daß bei Einrichtung ſolcher Pachthöfe auf ſie werde Rückſicht genommen werden. Sowohl in dieſen als in allen andern Fällen, wo Verträge zwiſchen dem Dienſtherrn und dem Untergebenen geſchloſſen werden, müſſen ſelbige ſchriftlich in Gegenwart von zwei Zeugen abgefaßt werden.

Wornach alle, die dies angeht, ſich unterthänigſt zu achten haben.

Greifswald, den 4ten Junius 1806.

Guſtav Adolf.

Guſtav von Wetterſtedt.

B.

Verordnung die geſetzliche Umzugszeit der vormaligen Leibeigenen betreffend.

Nachdem durch die landesherrliche Bekanntmachung vom 4ten Julii 1806 die Leibeigenſchaft in dieſer Provinz aufgehoben, durch den §. 2. dieſer Verordnung aber das wechſelſeitige Recht zur Dienſtaufkündigung bis zur geſetzlichen Umzugszeit des Jahres 1810 ausgeſetzt worden, ſo dürften zwar mehrere das Verhältniß zwiſchen Herrſchaften und vormaligen Unterthanen betreffende in der gedachten Verordnung entweder gar nicht oder nicht genugſam beſtimmte Punkte einer näheren Beſtimmung bedürfen, bei der gegenwärtigen und proviſoriſchen Verfaſſung dieſer Provinz hegt jedoch die Gouvernementscommiſſion nur den Wunſch, daß die in dieſer Hinſicht nöthigen Beſtimmungen bis zu derſelben Beendigung mögten ausgeſetzt werden können, daher ſie darüber zur Zeit die Verordnung noch ausgeſetzt ſeyn läßt.

Da jedoch das Jahr 1810 herannahet und daher die Beſtimmung, welche Umzugszeit des Jahrs 1810 durch die vorgedachte Verfügung verſtanden werde, einer ſofortigen näheren Erklärung bedarf, ſo findet die Gouvernementscommiſſion ſich dadurch zu nachfolgender Verordnung veranlaßt.

1) Da die Miethkontrakte auf dem Lande allgemein mit dem Wirthſchaftsbetriebe und der Ackerbeſtellung dem Deputat der Gartenbenutzung und ſonſtigen wirthſchaftlichen Verhältniſſen in Beziehung und Verbindung ſtehen, und daher die Herbſtzeit die gewöhnliche Zeit der Beendigung ſolcher Kontrakte iſt, ſolche auch der Regel nach allgemein von einem Herbſte zum andern geſchloſſen werden, ſo wird der Umzug im Herbſte des künftigen Jahres hiedurch in Abſicht der vormaligen Leibeigenen

für die im Patent vom 4ten Julii 1806 verſtandene geſetzliche Umzugszeit erklärt, daher denn alle im Patent 1806 beſtimmten Verhältniſſe bis zum Herbſte 1810 unverändert bleiben.

2) Wenn daher auch ſchon zu Oſtern 1810 Dienſtveränderungen von den Herrſchaften oder den vormaligen Unterthanen gewünſcht werden, ſo können ſolche nur mit gemeinſchaftlicher Zuſtimmung beider Theile erfolgen.

3) Damit jedoch bei der Möglichkeit vielfacher Veränderungen ſowohl Herrſchaften als Dienſtleute und Einlieger im Stande ſeyn mögen, ſich zu rechter Zeit nach anderer Gelegenheit umzuſehen, ſo wird hiedurch verordnet, daß, wenn Herrſchaften oder vormalige Leibeigene im Herbſte 1810 eine Veränderung treffen wollen, die Aufkündigung ſchon auf Oſtern 1810 oder binnen den darauf folgenden 8 Tagen geſchehen müſſe, ſo daß weder Herrſchaften noch Dienſtleute und Einlieger eine ſpätere Aufkündigung anzunehmen ſchuldig ſind. Es beſchränkt ſich dieſe Verordnung jedoch theils nur auf vormalige Leibeigene, theils aber nur auf die Aufkündigung zum künftigen Herbſte, indem es für die folgenden Jahre, ſo wie auch ſelbſt bei andern freien Leuten, die zum bevorſtehenden Herbſte aufſagen wollen, bei der gewöhnlichen Aufkündigungszeit verbleibt.

Es ſoll übrigens dies Patent gedruckt, mit den Zeitungen ausgegeben, von den Kanzeln verleſen und an den gewöhnlichen Orten angeſchlagen werden.

Stralſund den 26ſten Oktober 1809.

Gouvernementscommiſſion.

C.

Wenn zwar die in der Verordnung der proviſoriſchen Gouvernementscommiſſion vom 26ſten O tober vorigen Jahrs §. 1. getroffene Beſtimmun daß der Herbſt des gegenwärtigen Jahres in Rückſicht auf die vormaligen Leibeigenen für die im Patent vom 4ten Julii 1806 verſtandene geſetzliche Umzugszeit gelten und gehalten werden ſolle, meinen ganzen Beifall hat; ich auch ebenwenig die ebendaſelbſt §. 3. verordnete Anticipation des ſonſt gewöhnlichen Zeitpunkts der Aufkündigung und Miethung zwiſchen den Herrſchaften, Dienſtleuten und Einliegern an und für ſich unangemeſſen finde, ſo mag ich es verkommenden Umſtänden nach nur rathſam finden, den mit letzterer Feſtſetzung verknüpften Zwang, daß weder Herrſchaften noch Dienſtleute und Einlieger eine ſpätere Aufkündigung als auf Oſtern 1810 oder binnen den darauf folgenden 8 Tagen anzunehmen ſchuldig ſeyn, hiemit zu heben, und ſolchemnach zu verordnen, daß auch noch um Johannis 1810, als der ſonſt gebräuchlichen Zeit, die in Frage ſeyenden Dienſtaufkündigungen ohne Bedenken geſchehen können. Ausgeſetzt bleiben übrigens auch noch jetzt, bei der noch fortdauernden nur proviſoriſchen Verfaſſung dieſer Provinz, die mancherlei durchaus nothwendigen näheren Beſtimmungen des künftigen Verhältniſſes zwiſchen den Herrſchaften und ihren vormaligen Unterthanen.

Gegeben Stralſund im proviſoriſchen Regierungsconſeil den 11ten April 1810.

H. H. Graf von Eſſen.

D.

a. Die Erfahrung hat es genugſam gelehrt, daß mit der bisherigen Einrichtung, wonach in Folge des Landespatents vom 17ten Februar 1786, in Anſehung der Zeit des Umziehens der Dienſtleute, eine gar groſſe Ungleichheit, theils nach Verſchiedenheit der einzelnen Gegenden und Theile der Provinz, theils nach Verſchiedenheit der mancherlei Arten der Dienſtleute, geherrſcht hat, viele Unbequemlichkeiten und wirkliche Nachtheile verknüpft geweſen ſind. Daß alles dieſes noch fühlbarer werden wird, wenn mit der bevorſtehenden völligen Aufhebung der Gutsunterthänigkeit auch zugleich andere Verhältniſſe bei einer großen Anzahl von Dienſtleuten eintreten, fällt von ſelbſt in die Augen. Eine größere Verwirrung iſt aber zu beſorgen, weil jene völlige Aufhebung der Leibeigenſchaft, Inhalts No. 2. der landesherrlichen Verordnung vom 4ten Julii 1806, an die geſetzliche Umzugszeit im Jahr 1810 gebunden iſt, in Anſehung dieſer geſetzlichen Umzugszeit aber gedachtermaaßen eine große Verſchiedenheit im Lande herrſchet. Auf allen Fall bedarf es daher einer näheren Beſtimmung darüber, welche unter dieſen verſchiedenen Zeiten in dieſem Punkt die allgemein gültige ſeyn ſoll.

Unter dieſen Umſtänden habe ich für nöthig erachtet, Nachſtehendes als Regel für alle, die es angehen kann, zu verordnen.

§. 1. Die Zeit zum Ab- und Zuziehen für alle Dienſtleute und Geſinde aller Art, die für Lohn und Beköſtigung arbeiten, iſt künftig zwiſchen Städten und dem platten Lande in Pommern und Rügen völlig gleich.

§. 2. Dieſe völlig gleiche Zeit iſt im Frühjahr der 27ſte April und im Herbſt der 27ſte Oktober jeden Jahrs, und hangt es von dem Miethkontrakt und deſſen Beſtimmungen ab, ob die Dienſtzeit für ein halbes oder für ein volles Jahr anzunehmen iſt. Dagegen iſt für Häker, Schäfer, Hirten und Einlieger Martini oder der 10te November jeden Jahrs der gewöhnliche Umzugstermin.

§. 3. Zur Aufkündigung des Dienſtes bleibt wie bisher Johannis oder Weihnachten der geſetzliche Zeitpunkt.

§. 4. Wer in Folge dieſer ſo feſtgeſetzten Zeit zum Ab- oder Zuziehen eine kürzere Zeit im Dienſte bleibt, als er nach den bisherigen Terminen den Dienſt fortzuſetzen ſchuldig geweſen wäre, muß ſich nach Verhältniß dieſer kürzeren Dienſtzeit einen Abzug an ſeinem Lohn gefallen laſſen. Wer aber in Folge dieſer Beſtimmungen längere Zeit im Dienſt bleiben muß, als er ſonſt dazu pflichtig geweſen wäre, hat nach Verhältniß dieſer längeren Zeit eine Zulage zu ſeinem Lohn zu fordern; doch beſchränkt ſich dieſe verhältnißmäßige Vermehrung des Lohns nur auf den Geldlohn oder auf das, was an deſſen Stelle ausbedungen iſt.

§. 5. Dienſtleute, welche vor dieſer ſo beſtimmten Zeit eigenmächtig den Dienſt verlaſſen, ſind in 5 Reichsthaler Strafe oder achttägige Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brod, wenn ſie die Geldſtrafe nicht erlegen können, verfallen. Jeder Dienſtbote, der außer der Zeit den Dienſt verläßt, muß außerdem zum vorigen Herrn zurückkehren, ſelbſt wenn er auch geworben ſeyn ſollte. Eine eben ſolche Strafe von 5 Reichsthalern müſſen aber auch Herrſchaften erlegen, welche ohne ſonſtige rechtliche Veranlaſſung einen Dienſtboten oder ihre Dienſtleute über die obgedachtermaaßen beſtimmte Umzugszeit zurückhalten oder den Dienſt oder die Wohnung früher zu verlaſſen zwingen. Wobei die Verbindlichkeit vorbehalten bleibt, den Nachtheil zu vergüten, der daraus verweislich etwa entſteht, daß der Dienſt vor der Zeit verlaſſen oder der Dienſtbote über die geſetzliche Zeit zurückgehalten oder Dienſt oder Wohnung vor der Zeit zu verlaſſen gemüſſigt worden iſt.

§. 6. Die halbjährigen Termine zur Bezahlung des Dienſtlohns ſind der 26ſte April und der 26ſte Oktober jeden Jahrs. An ſolchen Orten des Landes jedoch, wo nach einer beſtehenden Obſervanz der Dienſtlohn alljährlich bezahlt wird, iſt dazu der obgedachtermaßen im Herbſte eintretende Zahlungstermin beſtimmt, es ſey denn, daß die Vermiethung von Oſtern zu Oſtern geſchehen, auf welchen Fall es der Frühjahrstermin iſt. Unbenommen bleibt es übrigens, dieſe Zahlungstermine durch beſondere Verabredungen auf eine andere Art zu beſtimmen.

§. 7. Alles Vorſtehende gilt allgemein, ohne Unterſchied, ob die Dienſtleute in Unterthänigkeitsverhältniſſen zu der Herrſchaft und dem Gute geſtanden haben oder nicht. In Anſehung der vormaligen Leibeigenen aber wird noch beſonders feſtgeſetzt:

a) Für das gänzliche Aufhören dieſes ehemaligen Verhältniſſes wird ganz allgemein der 27ſte Oktober dieſes Jahrs beſtimmt.

b) Diejenigen Dienſtleute, welche vermöge dieſes gänzlichen Aufhörens der Leibeigenſchaft nicht länger bei ihrer Herrſchaft bleiben wollen, und zur Aufſage berechtigt ſind, haben davon, wenn es nicht ſchon früher geſchehen ſein ſollte, der Herrſchaft Johannis d. Js. die Anzeige zu machen und gehörig zu kündigen. Unterbleibt dieſe Kündigung, ſo wird der Dienſt als auf ein Jahr, und alſo bis zum 27ſten Oktober 1811, nach ſonſt gewöhnlichen Dienſtverhältniſſen ſtillſchweigend verlängert angeſehen.

c) Auf gleiche Weiſe haben auch Herrſchaften, welche ihre ehemaligen Leibeigenen nicht im Dienſt behalten wollen, dieſem Johannis d. J. ſolches anzukündigen. Im Unterlaſſungsfall, und wenn von Seiten der Dienſtleute auch keine Aufkündigung erfolgt iſt, wird eine ſtillſchweigende Verlängerung, wie Litt. b. bemerkt worden, angenommen.

§. 8. Durch dieſe Beſtimmungen geſchieht denjenigen Verfügungen kein Abbruch, welche ſonſt unter der No. 2, 4, 6, 7, 8. der oben angezogenen landesherrlichen Bekanntmachung vom 4ten Julii 1806 feſtgeſetzt ſind, nur daß allenthalben für die dort ohne genauere Beſtimmung gelaſſene Umzugszeit der 27ſte Oktober d. J. anzunehmen iſt. So wie nicht minder die ſonſtigen Landesverordnungen über das Geſindeweſen und die Dienſtleute, ſo weit ſie durch Vorſtehendes nicht abgeändert ſind, in Kraft verbleiben; wornach denn auch Krüger, Schmiede, Holländer, Müller und ſonſtige auf beſonderen Kontrakten wohnende Perſonen an die hier vorgeſchriebenen Zeiten des Ab- und Zuziehens keinesweges gebunden ſind.

Gegeben Stralſund im proviſoriſchen Regierungsconſeil den 17ten Mai 1810.

H. H. Graf von Eſſen.

b, Obgleich nach Aufhebung der Leibeigenſchaft in Sr. Königl. Majeſtät Teutſchen Staaten jedem vormaligen Leibeigenen das Recht zuſteht, zur geſetzlichen Umzugszeit ſeinen bisherigen Dienſt aufzuſagen, ſo erfordert doch der beſorgliche Nachtheil, welchen eine ungebundene Freiheit in dieſem Stücke hervorbringen und dadurch dem dem Staate ſo nützlichen Ackerbau nachtheilig werden mögte, daß dieſerhalb gewiſſe Modificationen feſtgeſetzt werden. Und da auch in Abſicht der Alimentation ehemaliger zum Dienſt unfähig gewordener Leibeigenen und der Kathenwohnungen es einer näheren Beſtimmung bedarf, ſo ſehe ich mich veranlaßt, bis zur Einführung einer allgemeinen Dienſtordnung Nachfolgendes proviſoriſch zu verordnen;

§. 1. Die vormaligen Leibeigenen und deren Kinder, welche das 15te Jahr erreicht haben und zum Dienſt tauglich ſind, dürfen ſich dem Landdienſt nicht entziehen und ſollen in den Städten und

Flecken nicht aufgenommen werden, daſerne ſie nicht beſtimmt nachweiſen können, wovon ſie ihren Unterhalt zu erwarten, haben auch außerdem diejenigen Abgaben zu entrichten, welche das Patent vom 22. Januar 1802 Einliegern und Leuten, welche zum Dienſt ſtark genug ſind, auflegt, als worüber Stadtobrigkeiten und Polizeibehörden auf dem Lande ernſtlich zu wachen, bei Vermeidung fiskaliſcher Beahndung hiedurch angewieſen ſeyn ſollen. Von jener Verfügung ſind jedoch diejenigen ausgenommen, welche eine Profeſſion erlernt haben oder ſich deren Erlernung widmen wollen, ſobald ſie die nach den ſtädtiſchen Statuten vorgeſchriebenen Verpflichtungen erfüllen; ferner diejenigen, welche durch ärztliche Atteſtate genügend beſcheinigen, daß ſie durch Mangel an Körperkraft, durch Kränklichkeit oder Alter unvermögend ſind, allen Landdienſt, und zwar unausgeſetzt, wie es in Jahrsdienſten erfordert wird, zu verrichten. Einem jeden Hausbeſitzer wird bei 10 Reichsthaler, oder nach Befinden körperlicher hiemit in Verhältniß ſtehender Strafe, unterſagt, dienſtfähige Perſonen, wenn ſie nicht einen Erlaubnißſchein des Amtshauptmanns oder der Obrigkeit in den Städten vorzeigen können, bei ſich wohnen zu laſſen.

§. 2. Da es nur mit Nachtheilen verknüpft iſt, wenn die Neigung, ſein Brod mit Tagelohn zu verdienen, gar zu ſehr überhand nimmt, und dadurch ein Mangel an Dienſtboten entſteht, ſo ſollen unverheirathete Manns- und Frauensperſonen, Wittwer und Wittwen ausgenommen, ſich nur im Handdienſt verdingen, Aeltern aber, die ihre Kinder, welche zu dieſem Dienſt geſchickt ſind und lieber in Tagelohn arbeiten wollen, bei ſich aufnehmen, mit einer Geldſtrafe von 5 Reichsthalern belegt werden.

§. 3. Aeltern vom ehemaligen leibeignen

Stande dürfen nicht mehrere ihrer dienſtfähigen Kinder zu Hauſe behalten, als es ihre Bedürfniſſe nothwendig erfordern. Die Amtshauptmänner haben hierüber ſorgfältig zu wachen und die Aeltern bei 5 Reichsthaler Strafe für jeden einzelnen Fall zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.

§. 4. Kein vormaliger leibeigener Bauer, Koſſate oder Kathenmann darf mehreres Geſinde halten, als er nach Beſchaffenheit ſeiner Nahrung oder ſeines Gewerbes unumgänglich bedarf. Wie viel hiezu erforderlich iſt, hängt von der Beurtheilung des jedesmaligen Amtshauptmanns ab.

§. 5. Diejenigen Kinder, welche nach dem 6ten §. der landesherrlichen Bekanntmachung wegen Aufhebung der Leibeigenſchaft vom 4ten Julii 1806 bis zur Umzugszeit dieſes Jahres Unterhalt von ihrer Herrſchaft genoſſen, ſo auch dienſtfähige Kinder von Aeltern, die nach dem 7ten §. dieſer Bekanntmachung von den Herrſchaften für ihre übrige Lebenszeit unterhalten werden, müſſen der ernährenden Herrſchaft vorzugsweiſe drei Jahre für den anderen in der Gegend bei gleicher Fähigkeit in gegenwärtigen Zeiten beſtandenen Lohn, von Michaelis dieſes Jahr angerechnet, inſofern die Herrſchaft ſolches verlangt, dienen, und dürfen ſich vor Ablauf dieſer Zeit nicht an andere Herrſchaften vermiethen, wovon bereits geſchehene Vermiethungen nur in ſo ferne eine Ausnahme machen, daß nach geendigtem Dienſtjahre dieſe Perſonen zu ihrer vorigen und die Aeltern ernährenden Herrſchaft zurückkehren, und von der Zeit an drei Jahre, wenn es verlangt wird, bei derſelben dienen müſſen.

§. 6. Da der Ausübung einer guten Geſindepolizei nichts mehr im Wege ſteht, als das Auftreiben des Lohns von Seiten des Geſindes und das Abſpannen von Seiten der Herrſchaft, ſo wird in dieſem Betracht nicht nur die Vorſchrift des Patents wegen der Geſinde-, Tagelöhner- und Schäferordnung vom 1ten Februar 1723 Tit. III §. 1. hiedurch erneuert und die Befolgung derſelben allen, die es angehet, ernſtlich eingeſchärft, ſondern auch, um den beabſichtigten Zweck deſto leichter zu erreichen, feſtgeſetzt, daß, ſobald der Dienſtbote zur geſetzlichen Zeit den Dienſt oder die Herrſchaft ihm denſelben aufgeſagt hat, die Herrſchaft nach Vorſchrift der Patente vom 7ten Februar 1786 und 16ten November 1803 verbunden ſeyn ſoll, dem aufſagenden oder aufgeſagten Dienſtboten ſofort bei'm Aufſagen einen Erlaſſungsſchein zu ertheilen. Diejenige Herrſchaft, welche ſolchen ohne rechtmäßige Urſache verſagt oder mit deſſen Ertheilung zögert, ſoll eine Strafe von 10 Reichsthalern, und diejenige, welche einen Dienſtboten ohne Vorzeigung des Scheins und deſſen Ablieferung annimmt, wenn nicht etwa jene unrechtmäßige Vorenthaltung beſcheinigtermaßen eingetreten iſt, von 5 Reichsthalern erlegen. Jede Vermiethung ohne die Vorzeigung eines Erlaß- oder ſolchen Scheins, als das Patent vom 16ten November 1803 §. 2. zuläßt, ſoll in foro keine Wirkung haben. Der Dienſtbote, der einen falſchen Schein vorzeigt, wird mit achttägiger Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brod beſtraft und hat außerdem allen verurſachten Schaden zu erſetzen, die neue Vermiethung aber, welche auf ſolchen Schein abgeſchloſſen iſt, hat keine Gültigkeit.

§. 7. Damit auch die Gelegenheit zum übermäßigen Steigern des Lohns vermindert werde, und die höchſt mißfällig bemerkte Neigung, fremdes Geſinde an ſich zu ziehen, weniger Nahrung erhalte, ſo wird zugleich verordnet, daß jeder Dienſtbote, der ſeinen Dienſt aufgeſagt hat, ſchuldig ſeyn ſoll, in Zeit von drei Wochen ſich wiederum zu vermiethen, und, daferne ſolches nicht geſchieht, denjenigen Dienſt anzunehmen, den die Polizeibehörde ihm anweiſen wird.

§. 8. Obgleich die Beſtimmung des Lohns, Leinens und etwaniger Kleidungsſtücke von der wechſelſeitigen Verabredung abhängig bleibt, ſo ſoll doch alles Kornſäen für Dienſtboten, da ſolches der Totalproduction des Getraides hinderlich iſt, und die Aufbewahrung des Strohs in niedriger Einliegerwohnungen die Feuersgefahr vermehrt, gänzlich verboten ſeyn, und die Herrſchaft ſowohl als der Dienſtbote, welche dagegen handeln, eine Geldſtrafe von 5 Reichsthalern oder eine verhältnißmäßige körperliche Strafe erdulden. Wo es gebräuchlich iſt, daß dem Dienſtboten ſtatt des Lohns ein gewiſſes Deputat gereicht wird, behält es bei dieſem Gebrauch das Bewenden. Damit aber auch unbillige Herrſchaften durch Anbietung eines zu geringen Lohns kränkliche und ſchwache Dienſtboten nicht in die Nothwendigkeit verſetzen, den Dienſt meiden zu müſſen, ſo iſt bei darüber geführten Klagen die Polizeibehörde berechtigt, nach der individuellen Fähigkeit des Dienſtboten zum Dienſt die Größe des Lohns, ohne daß von dem Ausſpruch appellirt werden könnte, zu beſtimmen.

§ 9. So wie ſchon in dem Patent vom 17ten Februar 1786 §. 7. vorgeſchrieben iſt, daß, wenn ein Dienſtbote während der Dienſtzeit Gelegenheit findet ſich zu verheirathen, er gleichwohl die verglichene Dienſtzeit aushalten muß, ſo wird dies auch auf die vormaligen Leibeigenen ohne allen Unterſchied ausgedehnt, und darf kein Prediger die Trauung dieſer Dienſtboten vornehmen, bevor ihm nicht der Entlaſſungsſchein von der Herrſchaft vorgezeigt worden. Hiedurch ſoll jedoch eine beſondere Vereinbarung der Herrſchaft mit ihren Dienſtboten nicht ausgeſchloſſen ſeyn, und hat auch die Herrſchaft die Einwilligung zur Heirath nicht zu verſagen, wenn der Dienſtbote einen andern, gegen den nichts Gründliches einzuwenden iſt, in ſeine Stelle verſchafft. Sollte hierüber Streit zwiſchen der Herrſchaft und den Dienſtboten entſtehen, ſo hat die kompetente Polizeibehörde, ohne daß der Richter ſich drein miſchen darf, denſelben zu entſcheiden.

§. 10. Wenn der Dienſtbote im Dienſt der Herrſchaft erkrankt, ſo iſt die letztere ſchuldig, erſterem Lohn und Beköſtigung ferner zu reichen. Sollte die Krankheit aber über 6 Wochen dauern, und die Herrſchaft müßte ſtatt ſeiner einen andern Dienſtboten annehmen, ſo verliert der Kranke ſo viel von ſeinem Lohn, als dem inzwiſchen angenommenen gegeben werden muß, es ſey denn, daß jener ſelbſt einen andern Dienſtboten, der den Dienſt gehörig vorſtehen kann — als worüber im Fall eines entſtehenden Widerſpruchs die Entſcheidung von der Polizeibehörde, wie bei'm vorigen §. bemerkt worden, einzuholen iſt — in ſeine Stelle ſetzt, welchen auf den Fall die Herrſchaft nur zu beköſtigen hat. Der Dienſtbote, der ſich nach gewiſſenhafter Ausſage des curirenden Arztes durch ausſchweifende Lebensart die Krankheit zugezogen hat, kann von der Herrſchaft keine Unterſtützung fordern.

§. 11. Stirbt die Herrſchaft, und die Erben bedürfen des Dienſtboten nicht mehr, oder geräth die Herrſchaft dergeſtalt in Abnahme der Nahrung und des Vermögens, daß ſie Dienſtboten nicht weiter halten kann, oder muß ſie ihr Beſitzthum den Gläubigern oder andern Beſitzern abtreten, und dieſe wollen den Dienſtboten nicht behalten, ſo iſt zwar derſelbe berechtigt, Lohn und Koſt bis zur Endigung des laufenden halben Jahrs zu fordern, kann dies aber nicht, wenn er ſich Jahrweiſe vermiethet hat, auf das an ſeinem Dienſtjahr etwa noch fehlende halbe Jahr ausdehnen, ſondern muß, mit einem Schein der Herrſchaft, der Nachfolger oder Erben verſehen, ſich zum nächſten halben Jahre einen andern Dienſt ſuchen, und kann auf anderweitige Entſchädigung keinen Anſpruch machen.

§. 12. Gleichwie in dem 7ten §. der Königl. Bekanntmachung, die Aufhebung der Leibeigenſchaft betreffend, dem Dienſtherrn die Verbindlichkeit auferlegt worden, die zur Umzugszeit des laufenden Jahrs zur Arbeit unfähig gewordenen vormaligen Leibeigenen auf ihre übrige Lebenszeit mit Wohnung, Nahrung und was ihr Zuſtand erforderlich macht zu verſehen, falls ſie ſich nicht ſelbſt verſorgen können, ſo wird Letzteres doch auch noch näher dahin beſtimmt, daß, wenn in dieſem Fall der Mann noch arbeitsfähig, die Frau aber dazu unfähig iſt, die Herrſchaft einer ſolchen vermögenden Familie die Wohnung nicht aufſagen, ſondern nur eine billige Miethe fordern dürfe, da die Erfahrung genugſam lehret, wie ſchwer es für einen ſolchen Mann hält, Wohnung auf dem Lande zu erhalten, wenn die Frau keinen Hofdienſt leiſten kann. Nothleidende ehemalige Unterthanen, die von dem vormaligen Dienſtherrn keinen Unterhalt zu fordern berechtigt, auch nicht vermögend genug ſind ſich ſelbſt verſorgen zu können, dürfen nur dann, wenn ſie keine Blutsverwandte haben, die zu ihrem Unterhalt rechtlich verpflichtet ſind, inſofern dieſe dazu im Stande ſind, ihre Ernährung von dem Kirchſpiele verlangen, in welchem ſie bis dahin gewohnt haben.

§. 13. In allen Fällen, in welchen der Grundherr zur Alimentation verpflichtet iſt, haftet dieſe Verbindlichkeit auf dem Grund und Boden, und geht daher, was den künftigen und fällig werdenden Unterhalt anbelangt, auf den neuen Beſitzer des Grundſtücks über. In Abſicht rückſtändiger und bereits fällig gewordener Alimente bleibt es bei der Vorſchrift gemeiner Rechte.

§. 14. Vormalige Leibeigene, welche Alimente von ihrem vorigen Dienſtherrn zu fordern berechtigt ſind, haben zwar auf nothdürftigen Unterhalt gerechte Anſprüche, doch können ſie nicht verlangen, alles dasjenige zu erlangen, was ihnen zur Zeit der Dienſtfähigkeit beſtanden ward, und müſſen ſie daher auch mit einer ihrem Zuſtande angemeſſenen Wohnung zufrieden ſeyn, wenn auch dieſelbe in dem herrſchaftlichen Hauſe ihnen angewieſen werden ſollte.

§. 15. Wenn in früheren Zeiten ein Bauer ſeines Hofes entſetzt iſt, und die Herrſchaft das Bauerweſen mit der Bedingung zum Ackerwerk genommen hat, daß der Frau deſſelben die freie Wohnung auf Lebenszeit zugeſtanden ſeyn ſollte, ſo iſt dieſe Bedingung auch nach Aufhebung der Leibeigenſchaft mit allen zugeſtandenen Emolumenten vollſtändig und ſelbſt dann zu erfüllen, wenn deren arbeitsfähiger Ehemann den Dienſt für ſeine Perſon aufgeſagt oder die ihm widerfahrne Aufſage angenommen hat.

§. 16. Da Fälle ſich ereignen können, daß die eigenthümlichen Beſitzer von Kathenwohnungen ihr Eigenthum durch Grundbriefe oder andere ſchriftliche Beweiſe gehörig darzuthun nicht vermögend ſind, ſo ſoll der mehrjährige und bis dahin von dem Herrn des Guts nicht in Anſpruch genommene Beſitz für den Beſitzer des Kathens ſo lange entſcheiden, als der Herr des Guts ſein beſſeres Recht nicht nachgewieſen hat. Und da es bei den jetzigen Verhältniſſen keiner Gutsherrſchaft zugemuthet werden kann, eigenthümliche Kathenleute wider Willen in ihren Gütern zu behalten, ſo müſſen dieſe die Aufſage zwar annehmen, jedoch iſt der Grundherr ſchuldig, dem Eigenthümer ſeinen Kathen entweder nach einer unpartheiiſchen Taxe oder für den Preis abzunehmen, welcher bei einer Licitation ohne

Simulation (Verſtellung) geboten wird, wobei überall auf diejenigen Emolumente Rückſicht zu nehmen iſt, die mit dem Beſitz des Kathens rechtlich verbunden waren. Will der Eigenthümer des Kathens ſich dieſe Auswege, deren Wahl bei ihm ſteht, nicht gefallen laſſen, ſo verbleibt ihm bloß das Recht, ſeinen Kathen abzubrechen und ihn mit ſich zu nehmen. Uebrigens iſt der Herr des Guts berechtigt, den Grundzins der eigenthümlichen Kathen jedoch nicht über die Hälfte zu erhöhen.

§. 17. So wie ſchon durch die landesherrliche Bekanntmachung vom 4ten Julii 1806 verordnet worden, daß kein vormaliger Leibeigener ohne beſondere Erlaubniß Sr. Königl. Majeſtät Höchſtdero Teutſche Staaten verlaſſen darf, ſo wird dies noch dahin näher beſtimmt, daß ein jeder zu dieſer Klaſſe von Einwohnern gehöriger, der ſich heimlich aus dem Lande entfernen würde, nicht nur zurückgefordert und mit körperlicher Strafe belegt, ſondern auch aller Anſprüche auf ſein zurückgelaſſenes Eigenthum, ſo wie aller Erbrechte verluſtig werden ſoll. Ein Gleiches findet in Abſicht derjenigen Statt, welche ſich auf fremde Schiffe vermiethen.

§. 18. Alle dieſer Bekanntmachung gemäß erkannten Geldſtrafen ſollen den ſtädtiſchen oder Kirchſpielsarmenkaſſen zufallen, und nur dann, wenn Privatdenuncianten ſolches verlangen, ihnen die Hälfte derſelben zugetheilt werden.

Im Uebrigen werden alle diejenigen Verordnungen, welche wegen der Dienſtboten im hieſigen Lande emanirt und durch Vorſtehendes nicht abgeändert oder näher beſtimmt ſind, auch auf die vormaligen Leibeigenen ausgedehnt, und gebiete ich allen Herrſchaften, Obrigkeiten, Amtshauptleuten und Polizeibehörden auf die Erfüllung dieſer Vorſchriften ein genaues Augenmerk zu richten, ſo lieb es ihnen ſeyn kann, eigene Verantwortung zu vermeiden.

Gegeben Stralſund im proviſoriſchen Regierungsconſeil den 17ten Mai 1810.

H. H. Graf von Eſſen.

e. Damit der Ungewißheit vorgebeugt werde, welche der 2te §. des Patents vom 12ten November 1804 wegen näherer Beſtimmung der Bauerordnung vom Jahr 1616 entſtehen laſſen könnte, ob nemlich die ehemaligen leibeigenen Bauern, wenn ſie einzeln oder mehrere Bauerhöfe oder ganze Güter gepachtet haben, gleich den im erwähnten §. benannten freien Leuten von der Bauerordnung befreit ſeyn ſollen, ſo verordne ich hiemit, daß, da es nur mit nachtheiligen Folgen verknüpft ſeyn würde, wenn in dieſem Stück in der bisherigen Verfaſſung der vormaligen leibeigenen Bauern eine Aenderung getroffen werden ſollte, dieſelben auch noch fernerhin und bis weiter der Bauerordnung unterworfen bleiben ſollen. Es werden daher ſämmtliche Gerichte dieſes Landes hiedurch angewieſen, die Streitigkeiten der vormaligen leibeigenen Bauern in Anſehung der Erbfolge, der Gemeinſchaft der Güter und daraus entſpringenden Folgen, ſo wie bei ſonſtigen Vorkommenheiten, lediglich nach der Bauerordnung von 1616 und den ergangenen näheren Beſtimmungen und Modificationen derſelben zu entſcheiden.

Gegeben Stralſund im proviſoriſchen Regierungsconſeil den 17ten Mai 1810.

H. H. Graf von Eſſen.

E.

Von Sr. Königl. Majeſtät in Schweden ꝛc. ꝛc. ꝛc. verordnete General-Gouverneur, Kanzler und Regierungsräthe.

Thun kund hiemit: Wenn Sr. Königl. Majeſtät in Gnaden zu verordnen geruhet haben, daß der dritte Abſchnitt der allerhöchſten Verordnung vom 8ten Oktober vorigen Jahres wegen Einrichtung des Juſtizweſens in Ihren Teutſchen Staaten, welcher wörtlich ſo lautet:

III Titel.

Beſondere auf Rechtsangelegenheiten des Geſindes und der dienenden Kathenleute auf dem Lande vorzüglich ſich beziehende Vorſchriften.

§. 24. Um der Entſtehung von Proceſſen unter dem Geſinde und dienenden Kathenleuten auf dem platten Lande nach Möglichkeit vorzubeugen, ſoll hiedurch ausdrücklich erklärt ſeyn: „daß es jeder Herrſchaft auf dem platten Lande oder deren Stellvertretern durchaus unverwehret ſey, bei den ſich unter ihrem Geſinde oder unter den bei ihnen dienenden Kathenleuten irgend aufgebenden Rechtsſtreitigkeiten eine gütliche Beilegung derſelben, allenfalls nach Befinden der Erheblichkeit des Gegenſtandes mit Zuziehung eines oder zweier Zeugen zu vermitteln, das Geſinde und die dienenden Kathenleute aber ſchuldig ſeyn ſollen, ſich zum Zwecke des Verſuchs dieſer Vermittelung vor die Herrſchaft oder deren Stellvertreter auf Erfordern zu ſtellen und über die Umſtände und die Beſchaffenheit der in Frage ſtehenden Rechtsſtreitigkeit auf Befragen die erforderliche Auskunft zu geben."

§. 25. Ereignen ſich auf dem platten Lande unter dem Geſinde oder unter den zur Klaſſe der Dienſtleute gehörigen Perſonen Todesfälle, welche die Beſtellung einer Vormundſchaft für hinterbliebene Kinder geſetzlich nöthig machen, ſo haben die Herrſchaften dieſes Geſindes oder dieſer Dienſtleute, ſo wie die Stellvertreter der erſteren das Recht und die Verbindlichkeit, dem kompetenten Kreisgericht eine oder andere dazu geeignete Perſon zum Vormunde, innerhalb acht Tagen von Zeit des Todesfalles an gerechnet, in Vorſchlag zu bringen. Die vorgeſchlagene Perſon iſt vom Gericht, falls keine gegründete Bedenklichkeiten dagegen eintreten, zum Vormund zu beſtellen. Bei dem Vorſchlage und der Beſtellung ſind die ſonſtigen Vorſchriften in Betreff der Eigenſchaften, welche Vormünder dieſer Art bedürfen oder nicht bedürfen, zu beobachten. Die gerichtliche Urkunde über die geſchehene Beſtellung des Vormundes wird der Herrſchaft oder deren Stellvertreter übergeben, welche ſie dem Beſtellten einhändigt und ihn dabei zur Erfüllung ſeiner vormundſchaftlichen Pflichten auffordert und ermahnt. Unterbleibt der erwähnte Vorſchlag binnen der beſtimmten acht Tage, ſo geſchieht die Beſtellung des Vormundes ohne weiteres unmittelbar vom Kreisgericht; unterbleibt aber die Behändigung der Urkunde über die geſchehene Beſtellung durch Schuld der Herrſchaft oder deren Stellvertreter, ſo haften dieſe für allen daraus erwachſenden Nachtheil. Die Rechnungsablegung bleibt — unter Beziehung auf das §. 14. wegen Reviſion der Sporteltaxe Geſagte — lediglich bei dem Gerichte.

§. 26. Die Aufnahme eines Güterverzeichniſſes über den Nachlaß des Geſindes oder der dienenden Kathenleute geſchieht, wenn unmündige oder minderjährige Kinder vorhanden ſind, durch den beſtellten Vormund unter Leitung der Herrſchaft oder deren Stellvertreter in Gegenwart zweier Zeugen. Das ſo Unterzeichnete wird von dem Vormund und den beiden Zeugen unterſchrieben oder allenfalls nur unterzeichnet und von der Herrſchaft oder deren Stellvertreter beglaubiget, ſodann aber dem Gericht zugeſtellt. In ſolchen Fällen, wo die Erben abweſend oder unbekannt ſind, haben Herrſchaften oder deren Stellvertreter das Recht und die Verpflichtung, den ſich findenden Nachlaß in zweier Zeugen Gegenwart zu verzeichnen und inzwiſchen den Nachlaß ſelbſt bis zur weiteren Meldung von Seiten der Intereſſenten entweder aufzubewahren, oder doch zur Erhaltung deſſelben ſo viel möglich zweckmäßige Vorkehrungen zu treffen.

§. 27. Unter gleicher Leitung der Herrſchaft oder deren Stellvertreter geſchehen auch die bei der genannten Klaſſe von Perſonen, es ſey des Geſindes oder der dienenden Kathenleute, nöthig werdenden Erbſchichtungen und Auseinanderſetzungen inſoweit dieſe nicht ſonſt nach den Geſetzen von den dabei intereſſirenden Theilen ganz für ſich ohne alle öffentliche Dazwiſchenkunft vorgenommen werden können. Da es denn auch jener Leitung der Herrſchaft oder deren Stellvertreter nicht bedarf. Tritt erwähnte Leitung aber ein, ſo wird das unter Zuziehung zweier Zeugen dabei Ausgemittelte ſchriftlich verzeichnet, von den Intereſſenten und den Zeugen unterſchrieben oder mindeſtens unter Beglaubigung von Seiten der Herrſchaft oder deren Stellvertreter unterzeichnet und die Urkunde dem kompetenten Gericht zur Kenntniß gebracht. Auf ſolche Fälle, wo unter den Intereſſenten über die bei der Erbſchichtung oder Auseinanderſetzung zu beobachtenden Grundſätze irgend ein Streit iſt, erſtreckt ſich jedoch dieſe Verfügung nicht, wenn gleich das §. 24. Geſagte auch hiebei den Herrſchaften unbenommen iſt.

§. 28. Außer den mit den mehrerwähnten Anzeigen bei dem kompetenten Gericht verknüpften Koſten dürfen durch die von Seiten der Herrſchaften oder deren Stellvertreter in den angeführten

Fällen vorzunehmenden oder zu leitenden Handlungen den Intereſſenten keine Ausgaben erwachſen. Die ſchriftlichen Aufzeichnungen aber, welche in dem vorgeſchriebenen Maaße unter der Leitung der Herrſchaft oder deren Stellvertreter über dieſe Handlungen gemacht werden, haben, falls die Unterzeichnungen anerkannt werden, gleiche Beweiskraft mit Notariatsdokumenten. Auch bleibt es den Vormündern und ſonſtigen Intereſſenten unbenommen, ſich bey den zu errichtenden Güterverzeichniſſen eines immatrikulirten Notarii zu bedienen.

§. 28. Treten beſondere Umſtände ein, derentshalben die Herrſchaften oder deren Stellvertreter ſich mit Leitung der Inventuren, Erbſchichtungen oder Auseinanderſetzungen in den obgedachten Fällen nicht befaſſen wollen, ſo haben ſie ohne Verzug dem kompetenten Kreisgericht die Anzeige davon zu machen, im widrigen Fall aber für den aus dem Unterbleiben der Anzeige erwachſenden Nachtheil zu haften. Doch iſt es jeder Herrſchaft auch erlaubt, ein für allemal dem Gericht bekannt zu machen, daß ſie ſich um dieſe hier §. 25 — 27 erwähnten Verhältniſſe ihres Geſindes und ihrer dienenden Kathenleute nicht bekümmern werde, ſondern es lediglich dem Gericht, ſoweit rechtlich darin zu verfahren, überlaſſe.

§. 30. Den ſämmtlichen Pfarrern der Landgemeinden wird es hiedurch zur Obliegenheit gemacht, von allen den in ihrer Landgemeinde ſich ereignenden und zu ihrer Kenntniß kommenden Todesfällen, welche in Anſehung des Nachlaſſes oder der Nachgebliebenen eine öffentliche Vorkehrung, es ſey zum Zweck der Inventur oder der Bevormundung oder Erbſchichtung, erfordern, dem kompetenten Gericht eine Anzeige ungeſäumt zu machen; und wird die Landesregierung dahin ſehen, daß dieſer Punkt gedachten Pfarrern noch beſonders zur Kenntniß gebracht werde.

§. 31. Dem Geſinde und der zur Klaſſe der dienenden Kathenleute und Dienſtbauern, der Einlieger, Müller, Schäfer, Holländer, Krüger und Handwerker gehörigen Perſonen auf dem platten Lande ſoll es hiemit vergönnt ſeyn, ihren letzten Willen vor dem Pfarrer ihrer Gemeinde und zweien Zeugen männlichen Geſchlechts mit Rechtsbeſtand zu erklären, ſo daß die von den beiden Zeugen beſtätigte Angabe des Pfarrers über die geſchehene Erklärung oder das von demſelben darüber Aufgezeichnete und von den beiden Zeugen Unterſchriebene oder Anerkannte die völlige Kraft eines letzten Willens haben ſoll.

noch beſonders bekannt gemacht werden ſoll, damit der Inhalt deſſelben deſto mehr zur Kenntniß derer, die es vorzüglich angehet gelangen möge; ſo werden zur unterthänigſten Befolgung des allerhöchſten Königlichen Befehls die vorſtehenden auf die Rechtsangelegenheiten des Geſindes und der dienenden Kathenleute auf dem Lande vorzüglich ſich beziehenden Vorſchriften mittelſt dieſes Patents noch beſonders zur Kenntniß der Landeseinwohner gebracht, und ſoll daſſelbe zu dem Ende von allen Kanzeln verleſen und an den öffentlichen Orten angeheftet werden.

Stralſund, den 8ten April 1811.

H. H. Graf von Eſſen.
H. C. F. von Pachelbel.
W. J. L. Schubert.
G. von Tepl. off.

F.

Von Sr. Königl. Majeſtät in Schweden ꝛc. ꝛc. ꝛc. verordnete General-Gouverneur, Kanzler und Regierungsräthe.

So ſehr E. Excellenz und die Königliche Regierung auch gewünſcht haben durch eine allgemeine, die Städte und das platte Land verpflichtende Dienſtordnung den Klagen, welche über den Mangel an Dienſtboten und deren Anmaßungen nicht ohne Grund geführt worden, abzuhelfen, ſo haben doch die ſich hervorgegebenen Schwierigkeiten und der Wunſch der Königlichen Regierung, ſämmtliche Landeseingeſeſſene darüber zu hören, dieſelben beſtimmt, bis zur Zuſammenberufung eines allgemeinen Landtages damit Anſtand zu nehmen. Weil jedoch die gegenwärtige Lage des platten Landes ſchleunige Hülfe erforderlich macht, ſo ſind in den vier Kreiſen Pommerns und Rügens beſondere Kommiſſarien angeordnet worden, um ihr Gutachten beſonders darüber abzugeben, wie dem Mangel an Dienſtboten und Arbeitern am leichteſten abgeholfen werden könne. Nachdem dieſen Aufgaben Genüge geleiſtet worden, haben ſich zwar in Abſicht der Beſtimmung des Dienſtlohns bei den ſo ſehr verſchiedenen Obſervanzen, die ſelbſt in einzelnen Kreiſen von einander abweichen, zur Zeit nicht zu beſeitigende Hinderniſſe veroffenbaret, es ſind aber Maaßregeln empfohlen, die zum Theil für das Ganze von wohlthätigem Einfluß ſeyn werden; und haben daher S. Excellenz und die Königl. Regierung nach Erwägung derſelben und Berückſichtigung aller außerdem darauf Beziehung habenden Gegenſtände nachſtehende Verordnung zu jedermanns Nachlebung bekannt machen wollen.

§. 1. Es wird zuvörderſt demjenigen Reglement, welches über die Lage und das Verhältniß der ehemaligen Leibeigenen nach erlangter völliger Freiheit am 17ten Mai vorigen Jahrs erlaſſen worden, inſofern es nicht bloß Verhältniſſe angeht, die lediglich auf die ehemaligen Leibeigenen Bezug haben können, und im nachfolgenden nicht abgeändert iſt, auch für urſprünglich freie Leute geſetzliche Kraft beigelegt, und bleiben dem gemäß die Beſtimmungen des 5, 12, 13, 14, 15 und 17 §. nur davon ausgeſchloſſen.

§. 2. Wenn ebengedachtes Reglement §. 1. die Bedingungen feſtſetzt, unter welchen Arbeiter vom platten Lande in die Städte und Flecken ziehen dürfen, die Erfahrung aber dennoch lehret, daß das Einziehen in Städte und Flecken dadurch nicht vermindert worden, ſondern wohl gar zugenommen hat, welches der Fall nicht hätte werden können, wenn jegliche Stadtobrigkeit und Polizeibehörde die erforderliche Aufmerkſamkeit auf die Anwendung jener Vorſchriften verwandt hätte, ſo wird anderweitig hiemit verordnet, daß die genannten Behörden in allen Städten und Flecken ſofort eine genaue Unterſuchung anſtellen und alle diejenigen, die ſeit Emanirung jenes Reglements vom Lande in dieſelben gezogen ſind, ohne die ſolches rechtfertigenden Vorſchriften befolgt, oder das Bürgerrecht erlangt zu haben, aus denſelben auf das Land verweiſen und ihnen keinen längeren Aufenthalt daſelbſt geſtatten, in welcher Maaße ſolches aber geſchehen, binnen 4 Wochen der Königl. Regierung Bericht erſtatten ſollen. Im Uebrigen haben ſie mit der äußerſten Strenge darüber zu wachen, daß dem Geſetze Folge geleiſtet werde, wie den auch S. Excellenz und die Königl. Regierung nach Befinden Reviſionskommiſſionen anordnen werden, wo dann diejenigen Behörden, welche in dieſem Stücke nachläſſig befunden werden ſollten, nicht nur die Koſten ſolcher Reviſionen aus eignen Mitteln bezahlen, ſondern auch außerdem fiskaliſche Beahndung zu gewärtigen haben werden. Zur Erleichterung dieſer ſo nothwendigen Aufſicht iſt jeder Hausbeſitzer, der vom platten Lande Miethsleute bei ſich einnimmt, bei Vermeidung einer Geldſtrafe von 10 Reichsthalern ſchuldig, der Ortsobrigkeit davon ſofort nach dem Einzuge die Anzeige zu machen.

§. 3. Kein Bauer, der nur eine volle Landhufe kultivirten Ackers beſitzt — und dieſen ſollen Pächter, deren Pachtung keinen größeren Umfang hat, gleich geſetzt ſeyn — darf an Geſinde mehr als einen Knecht, einen Jungen und eine Dirne halten, es ſey denn, daß Kränklichkeit oder ſonſtige Körperſchwäche des Bauers oder ſeiner Ehefrau eine Ausnahme rechtfertigten. Hat er mehr kultivirten Acker in Beſitz, ſo ſoll die Polizeibehörde beſtimmen, um wie viel die Zahl ſeines Geſindes zu vermehren ſey. Der Bauer, der zu Hofe dient, iſt dagegen berechtigt, 2 Knechte, 2 Jungen und 2 Dirnen zu halten. In dieſer erlaubten Anzahl von Dienſtboten ſind die Kinder, welche das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben, mitbegriffen, dergeſtalt daß, wenn ſie die ihnen zugeſtandene Zahl mit ihren Kindern beſetzt haben, ſie keine fremde Dienſtboten weiter halten dürfen. Wollen ſie aber ihre Kinder nicht in eignen Dienſt nehmen, oder haben ſie mehrere über 15 Jahr, als ihnen Dienſtboten zu halten erlaubt iſt, ſo müſſen ſie ſie auswärts dienen laſſen, falls ſie nicht ein anderes Gewerb erlernen, und haben ſie, im Fall ſie dagegen handeln, für jedes auf ſolche Weiſe zurückbehaltene Kind 20 Reichsthaler Strafe zu erlegen, das Kind aber ſoll demungeachtet ihnen entnommen und an einen andern Ort, wo Mangel iſt, zum Dienen hingewieſen werden.

§. 4. Ebenfalls haben dieſelben nicht mehr als zwei Einliegerfamilien in ihren Kathenwohnungen aufzunehmen, wovon ſie den einen zu jeder Zeit, in der Aerndte aber beide in Arbeit nehmen dürfen. Der Kathenmann, der außer der Aerndte von ihnen nicht gebraucht werden darf, muß außerhalb des Dorfes oder Gutes ſich Arbeit zu verſchaffen ſuchen. Unterläßt er dies, ſo ſteht es jedem, der um Arbeit verlegen iſt, frei, bei dem kompetenten Kreishauptmann davon die Anzeige zu machen, der dann den Arbeitloſen zu müſſigen hat, ſich an den Ort in Arbeit zu begeben, wo man ſeiner bedürftig iſt. Sollte die beſondere Lage eines ſolchen Pächters oder Bauren mehrere Hülſe erfordern, ſo hat der Kreishauptmann die Umſtände zu erwägen und zu beſtimmen, ob der Suchende auch außer der Aerndte des Dienſtes zweier Kathenleute ſich bedienen dürfe.

§. 5. Allen und jeden Kathenleuten, ſie mögen eigenthümliche oder Miethkathen bewohnen, wird es ausdrücklich unterſagt, ohne beſondere Erlaubniß des Kreishauptmanns, Leute, die zur dienenden Klaſſe gehören, bei ſich wohnen zu laſſen, und ſind auch ihre Verwandte davon nicht ausgenommen. Wer dieſe Vorſchrift überſchreitet, hat eine Geldſtrafe von 10 Reichsthalern zu erlegen.

§. 6. In der Regel ſteht es keinem Kathenmann frei, ſich Dienſtboten über 15 Jahr alt zu halten oder kontraktsmäßig von ihm und ſeiner Frau zu leiſtenden Hofdienſte durch andere beſtellen zu laſſen: wobei es ſich jedoch von ſelbſt verſteht, daß Krankheiten oder Schwangerſchaften der Frau eine Ausnahme zulaſſen, wie denn überhaupt die Kathenleute verpflichtet ſind, ihre Herrſchaften für das übliche Tagelohn auch außer den Dienſttagen alle ihren Kräften angemeſſene Arbeiten zu leiſten, wenn jene ſolches verlangen. Bis zum zurückgelegten 15ten Jahr dürfen ſie ihre Kinder nur bei ſich behalten, nach dieſer Zeit ſie aber außerhalb des väterlichen Hauſes dienen oder einen andern Nahrungszweig ergreifen laſſen. Handwerker hingegen dürfen diejenigen Arbeiter halten, die ſie zur Betreibung ihrer Gewerbe nothwendig haben, welches aber keinesweges auf bloße Dienſtboten erweitert werden darf. Die im vorigen §. beſtimmte Geldſtrafe findet auch hier im Kontraventionsfall die Anwendung.

§. 7. Wenn auch in einigen Gegenden die üble Gewohnheit eingeriſſen iſt, daß Kathenleute zum Theil für Miethgeld in die Kathen ziehen und der Herrſchaft des Kathens keine Dienſte leiſten wollen, ſondern außerhalb des Guts oder Dorfes, wo ſie wohnen; für Tagelohn dienen, welches ſie dann nach Gefallen und Gelegenheit ſteigern, ein ſolcher Gebrauch aber nur nachtheilige Folgen hat, und Herrſchaften, die ſich dies nicht gefallen laſſen wollen, um Arbeiter verlegen macht, ſo wird dieſe eingeriſſene Unordnung hiemit völlig abgeſchafft, und haben der- oder diejenigen, welche künftig dergleichen Kontrakte abſchließen — beſondere Fälle, die der Kreishauptmann zu beurtheilen hat, ausgenommen — eine Strafe von 10 Reichsthalern zu erlegen.

§. 8. Damit aber auch ledige zur dienenden Klaſſe gehörige Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich dem Dienſt bei andern Leuten nicht entziehen mögen, ſo hat jede Herrſchaft und jeder Dorfſchulze bei 10 Reichsthaler Strafe 8 Tage nach der jedesmaligen Umzugszeit ein Verzeichniß der ſich im Gute oder Dorfe aufhaltenden Knechte und Mägde, die ſich noch nicht vermiethet haben, bei'm Kreishauptmann einzureichen, auch darauf zu merken, wenn dergleichen Perſonen im Laufe des Jahrs bei ihren Aeltern, Verwandten oder andern ſich aufhalten, ohne triftige Urſachen dafür anführen zu können, und davon ebenfalls bei gleicher Strafe binnen 14 Tagen, nachdem dieſelben ſich eingefunden haben, dem Kreishauptmann die Anzeige zu machen.

§. 9. Um den im vorigen §. erwähnten Zweck mit mehrerer Zuverläſſigkeit zu erreichen, werden alle Dienſtboten und Einlieger hierdurch bei 5 Reichsthaler Strafe angewieſen, drei Wochen, nachdem ſie in den gewöhnlichen Terminen den Dienſt oder die Wohnung aufgeſagt haben, ſich anderweitig zu vermiethen oder eine andere Wohnung anzunehmen und darüber einen Schein bei ihrer vorigen Herrſchaft einzuliefern. Dieſe hat ſodann 4 Wochen nach dem Aufſagetermin bei'm Kreishauptmann ein Verzeichniß der unter ihr wohnenden Dienſtboten und Kathenleute, mit der Bemerkung der Ab- und Zuziehenden, und wer ohne Dienſt und Wohnung geblieben, einzureichen. In den Bauerdörfern nimmt der Schulz ſolche Angaben entgegen und liefert ſie bei'm Kreishauptmann ein. Jede Herrſchaft die ſolches unterläßt, hat eine Strafe von 10 Reichsthalern zu erlegen. Binnen gleicher Friſt müſſen auch Herrſchaften, die Dienſt- oder Kathenleute ſuchen, ſich bei'm Kreishauptmann melden, welcher dann beſtimmt, wohin die ohne Dienſt oder Wohnung gebliebenen Leute ziehen ſollen. Der Kreishauptmann hat dieſelben mit aller Strenge zur Erfüllung dieſer Anweiſungen anzuhalten. Wer in Anſehung des abzuliefernden Scheins ſich irgend eine Verfälſchung zu Schulden kommen läßt, hat nicht nur allen dadurch verurſachten Schaden zu erſetzen, ſondern ſoll auch mit einer Geld- oder Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brod und bei ſich ergebender Wiederholung mit erhöhter Geld- oder Ruthenſtrafe belegt werden. Die angemeſſen befundene Geldſtrafe darf im erſten Grade nicht unter 50 Reichsthalern betragen.

§. 10. Wer einmal Miethgeld genommen hat, darf ſolches unter keinerlei Vorwand zurückgeben. Thut er es, ſo wird er nicht nur angehalten zuzuziehen, ſondern verliert auch zur Strafe eines Vierteljahrs Lohn. Dagegen darf aber auch keine Herrſchaft dem Dienſtboten, den ſie einmal gemiethet, bei 10 Reichsthaler Strafe den Dienſt wieder abſagen. Sie iſt ſtets gehalten, den Dienſtboten anzunehmen, es ſey denn, daß erhebliche von der Polizeibehörde zu prüfende Gründe die Weigerung, von welcher ſofort dem Kreishauptmann Nachricht zu geben iſt, rechtfertigten.

§. 11. Da auch in gegenwärtigen Zeiten die Schiffahrt nicht ſo viele Seeleute erfordert, als dem Seedienſt ſich gewidmet haben, und daher ein großer Theil dieſer Menſchenklaſſe müßig auf dem Lande lebt, ſo ſollen auch dieſe, inſofern ſie unverheirathet und nicht in der Fahrt oder zum Dienſt des Schiffes unentbehrlich ſind, verbunden ſeyn, in Jahreslohn zu dienen, und ſind in allen Stücken den obigen Vorſchriften unterworfen.

Damit jedoch durch dieſe Verfügung die Schiffahrt nicht leide, ſo iſt die Herrſchaft, welche ſolche Perſonen in Dienſt genommen hat, ſchuldig, dieſelben, wenn ſie gehörig nachweiſen, auf einem Schiffe, das ausgehen ſoll, ſich vermiethet zu haben, auch außer der gewöhnlichen Umzugszeit fahren zu laſſen, und hat ſodann nur für die Zeit, daß der Dienſt geleiſtet worden, den verabredeten Lohn zu bezahlen.

§. 12. Jeder Dienſtbote iſt ſchuldig, ohne Widerrede diejenigen Arbeiten zu verrichten, die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, wenn er auch namentlich dazu nicht gedungen ſeyn ſollte. Ebenfalls müſſen die Aerndtearbeiter, wenn die Witterung ungünſtig iſt, jede andere Art ländlicher Arbeiten, die ihren Kräften angemeſſen ſind, verrichten, wie denn niemand, der ſich zu Feldarbeiten verdungen hat, frei ſteht, die Art der Arbeit, welche er übernehmen will, auszuwählen, da die ländlichen Arbeiten zu vielfältig ſind, als daß eine beſondere Verabredung im Einzelnen darüber getroffen werden könnte.

§. 13. Wenn durch Tauſch, Kauf, Verpfändung, Verpachtung oder auf andere Weiſe die Perſon des Beſitzers eines Grundſtücks verändert wird, ſo müſſen die zur Ackerwirthſchaft auf demſelben angenommenen Dienſt- und Kathenleute bis zur

Umzugszeit, da ihre Dienſtzeit zu Ende geht, für den mit dem vorigen Beſitzer verabredeten Lohn, im Dienſt verbleiben. Dagegen ſind aber auch die neuen Herrſchaften verpflichtet, dieſe Leute zu behalten, und gilt dasjenige, was im §. 11. der Bekanntmachung vom 17ten Mai vor. J. angeordnet worden, nur von ſolchen Fällen, da die Erben des Dienſtboten nicht weiter bedürfen oder die Herrſchaften dergeſtalt in Abnahme der Nahrung und des Vermögens gerathen, daß ſie nicht weiter Dienſtboten halten können.

§. 14. Alle über vorſtehende Anordnungen erwachſende Streitigkeiten oder ex officio anzuſtellende Unterſuchungen gehören einzig und allein für den die Polizeibehörde verwaltenden Kreishauptmann, und können Beſchwerden über deſſen Entſcheidungen nur bei der Königl. Regierung angebracht werden.

Wer die verwirkten Geldſtrafen nicht bezahlen kann, ſoll verhältnißmäßig am Körper beſtraft werden.

Von den eingehenden Geldſtrafen bekömmt der Denunciant ein Drittel, das zweite Drittel gehört der Polizeibehörde, und das dritte fällt in die Armenkaſſe des Kirchſpiels. Iſt kein Denunciant vorhanden, ſo wird das für ihn beſtimmte Drittel unter der Polizeibehörde und der Armenkaſſe getheilt.

Dem Dienſtboten oder Tagelöhner, welcher ſich über ſeine Herrſchaft bei dem Kreishauptmann glaubt beſchweren zu müſſen, muß zwar die nöthige Zeit, um ſeine Klage anbringen zu können, von der Herrſchaft vergönnt werden; wer aber der vorgefallenen Streitigkeiten halber die Arbeit niederlegt und ſie nicht eher fortſetzen will, als bis die Sache abgemacht iſt, wird bloß dieſes Vergehens halber mit acht Tagen Gefängnißſtrafe bei Waſſer und Brod belegt.

Alle diejenigen, welche ohne hinreichenden Grund ſich über die Beſchlüſſe der Kreishauptmänner bei der Königl. Regierung beſchweren, haben unfehlbar eine ernſtliche Beſtrafung zu gewärtigen.

Stralſund, den 19ten Sept. 1811.

H. H. Graf von Eſſen.
H. C. F. von Pachelbel.
W. J. L. Schubert. J. A. J. Pommer Eſche.

G.

Bruchſtück aus der Abhandlung über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen, Geſetzgebung.

(Siehe die Zeitſchrift: Der Wächter, zweiter und dritter Band.)

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäiſchen Ritterſchaft, von welcher uns das Mittelalter ſo ſchöne Muſter zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft iſt und die ſich die Gegenwart, ſelbſt wenn ſie ſchlecht und armſelig iſt, gern mit einem verhüllenden ja mit einem verſchönenden Schleier bedecken, haben Recht, wenn ſie die edelſten und hehreſten Geſtalten der Vorzeit vor die Augen der Mitwelt und Nachwelt ſtellen, ja ſie würden eine Sünde begehen, wenn ſie anders thäten. Des Erbärmlichen, Schlechten und Gemeinen iſt ſchon zu viel, und dabei ſoll der Sänger und Geſchichtſchreiber nur mit kurzer Erwähnung und kürzerem Tadel verweilen; die ungewöhnlichen Thaten, die ſeltenen Tugenden, die großen und gottähnlichen Seelen — die gehören ihnen an, und von dieſen nur ſollen ihre Stimmen und Saiten klingen für die künftigen Zeiten. Was Wunder nun, wenn die Dichter uns einen rechten frommen, tapfern, milden und chriſtlichen Ritter mahlen, wenn ſie ihn uns auch in ſeinem Verhältniſſe mit ſeinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausſchreitenden mit chriſtlichem Ernſt und chriſtlicher Liebe alles umfaſſenden und haltenden Mann zeigen — was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reizenderes Ideal im Hintergrunde unſers Herzens bilden und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Geſellſchaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben, als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menſchen unter eine ſolche beſchützende und bewahrende Schirmherrſchaft und Obhut ſtellte? Daß wir uns ein ſo herrliches und reines Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, iſt ſchön; auch das iſt verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen ſich zu einer geſchichtlichen Herrlichkeit machen und feſt überzeugt ſind, es ſey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein ſo hoch menſchliches und ritterliches Verhältniß geweſen: aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es ſey wenigſtens dieſem Bilde ein ähnliches, es ſey beinah ein ſolches Verhältniß geweſen, müſſen wir, weil ſie ſich den Schein geben aus der Geſchichte zu ſprechen, mit der Geſchichte ſelbſt widerlegen. Es hat ſolche Ritter gegeben wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufſtellen, und ich bekenne, es giebt noch ſolche, aber ſie ſind immer ſelten geweſen und ſie ſind auch heute noch ſehr ungewöhnliche Vögel. Ich habe den Menſchen in den verſchiedenen Ländern und in den verſchiedenen Ordnungen und Klaſſen der Geſellſchaft genug geſehen, ich habe nirgends Vollkommenes geſehen; aber immer waren ſie glücklicher, wo ſie von einem auch ſtrengen Geſetze, als wo ſie von auch weicher Willkühr abhingen. Frevel der Abhängigkeit und Dienſtbarkeit habe ich mehr geſehen als Wohlthaten derſelben, obgleich mir auch einzelne ſolche Schirmherren und Lehnherren begegnet ſind, welchen ich ohne alles Geſetz die Leiber und Seelen von Hunderttauſenden ganz hörig übergeben würde, mit der feſten Zuverſicht, ſie würden unter ſolcher Pflege und Hut nur glücklicher und beſſer werden. Ich nenne dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke auf Rügen, Prieſter, Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob dieſe Worte je zu dir kommen werden; ich nenne dich (trefflichſten aller ſchwediſchen Bürger) Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menſchen. Aber weil die hohen, weiſen, frommen und chriſtlichen Ritter nie die Menge der Herren ausgemacht haben, ſo wollen wir lieber das allgemeine Geſetz haben, als den einzelnen Willen.

Die Art, wie die neue oder die franzöſiſche Bauerfreiheit ſich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beiſpiele vielleicht zu nah folgte, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff von Recht hat und der den geſchichtlichen Weg kennt, auf welchem die meiſten Rechte, Dienſtleiſtungen und Verbindlichkeiten entſtanden ſind. Mogten immerhin manche Verhältniſſe der Herrſchaft und des Dienſtes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgeſellſchaft, wie ſie nun iſt, entgegen oder nicht mehr angemeſſen ſeyn, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Abfindung und Ablöſung Statt finden; man durfte den Knoten nicht ſo zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordiſcher Knoten war und der ſich meiſtens ſanfter hätte löſen laſſen. Man hat bei der Heftigkeit und Jäheit, womit man zugegriffen

hat,

hat, dem einen Theile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern genommen hat; oft haben beide Theile dabei verloren. Und das iſt der größte und ſchlimmſte Verluſt, wenn man das Volk gewöhnt, das ohne Form Rechtens Recht geſtiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbeſitzers und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechſels, des Beſitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundſtücke, und die Erlaubniß mit ihnen zu ſchalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müſſen, iſt oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Uebertreibung; ſo daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehnſyſtems, ja ſelbſt einer drückenden Hörigkeit ſeyn müſſen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichſte iſt, wenn der Staat den Landbeſitz und ſeinen Wechſel ſo ganz dem Zufall und der Willkühr überläßt. Die Perſonen müſſen frei ſeyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her gehen wie Federn im Winde, wann ſelbſt das Feſteſte beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei den Menſchen auch in dem nichts mehr feſt, was die Geſetze unerſchütterlich machen ſollten wie die ewigen alten Berge Gottes: in der Geſinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, die dieſe Kernkraft eines Volkes am einfältigſten und innigſten bewahren, ſind auf dem Lande die Bauern und in den Städten die Handwerker. Dieſe aber verlieren alle feſthaltende Gediegenheit und alle ſittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräußerlich und wechſelich macht, und wenn man durch die Auflöſung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitſchwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug ſagen, daß nicht alles Freiheit iſt, was den Schein und den Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erſchaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenſchaft, welche der Willkühr und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Sparter, den andern in Heloten verwandelt haben, ſondern der Staat kann ungefähr den Weg gehen, der in den oben angeführten Kapiteln nicht klar genug gezeichnet war, er kann auf die Weiſe den Zufall und die Willkühr einſchränken, welche zuletzt Land und Natur und Menſchen verderben, wenn man ſie frei ſchalten läßt, er kann ſich zum Oberlehnherrn und ein feſtes Geſetz zum Lehnrichter machen; denn dem Geſetze ſollen alle hörig und leibeigen ſeyn. Ich ſage mit vielen Andern, die es redlich mit dem Vaterlande meinen: Gott gebe uns bald die Männer, welche dieſen höchſtwichtigen Gegenſtand einmal moſiſch und lykurgiſch ins Aug faſſen und dann feſt halten!

Wir haben oben ungefähr geſehen, was die Geſetzgeber des Alterthums wollten mit ihren Ackergeſetzen, ſie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbeſitzes hemmen, ſie wollten auch hindern, daß nicht zu große und nicht zu kleine Höfe und Güter entſtünden: ſie wollten die zu große Zerſtückelung oder Zuſammenſchlagung der Grundſtücke hindern, weil in beiden für die unteren Volksklaſſen das Verderben der Armuth und Sittenloſigkeit iſt, welche der beſitzloſen und heimathloſen Armuth immer auf dem Fuße folgt. Das bezweckten ſie damit, daß ſie durch ihre Geſetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen ſchufen, daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausſtürben. Solche Einrichtungen, als dieſe durch Geſetze befeſtigten, machen ſich in den Anfängen der Geſellſchaft bei freien Völkern von ſelbſt gleichſam durch einen Inſtinkt der Vernunft und Tugend, der ein Inſtinkt angeborner Billigkeit und Gerechtigkeit iſt. Auch unſere Altvordern hatten das Land ſo unter ſich getheilt, wie oben erwähnt iſt, und hatten dabei ſehr gedacht an die Wehrlichkeit der Menſchen und an die Vertheidigung des Vaterlandes. Denn die Menſchen denken oft mehr und tiefer in den Zeiten, wo noch keine Bücher geſchrieben werden und keine Schriftgelehrte von Kanzeln und Kathedern predigen. Die Hufe oder das Gütchen eines freien Mannes hatte deswegen Eine Benennung mit der Waffe: ſie hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen ſollte. Dieſes Wort iſt in den nördlichen und nordweſtlichen Landſchaften Teutſchlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr (die Hufe) bekommen? man fragt: Iſt das Gut wohl in der Wehr? d. h. iſt Vieh, Saat, Feldgeräth, Feldbeſtellung, wie ſie ſeyn ſollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an ſeine eigne Bruſt klopft, daß in Nöthen und Gefahren das Vaterland am ſicherſten auf diejenigen rechnet, welche Beſitz haben, ſeyen ſie Edelleute oder Bürger und Bauern? Wen aber Häuſer und Aecker nicht feſthalten, der mag ſeine leichte Habe und ſein leichtes Herz wohl anderswohin tragen und ſich bald einbilden, es ſey auch da ein Vaterland. Vor allen aber ſind viele freie Bauern die rechte Stütze, ja der rechte Eckpfeiler eines Staates, nicht nur weil ſie auf das innigſte an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft ſind, ſondern weil ihre Arbeiten und Geſchäfte Leibesſtärke und friſchen Naturmuth nähren, wodurch man der rechte tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde ſie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundſtücke unter mittelmäßige Beſitzer vertheilt ſind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarſen, Oſtfrießland, die Grafſchaft Mark, das Havelland und das Herzogthum Magdeburg geſehen hat, weiß und fühlt, warum ich ſie lobe. Der Menſch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates iſt, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die ſchimmernden adlichen Herrenſitze hin, wo die Bauerdörfer zerſtört *) und wo Haufen von Tagelöhnern und Lohnknechten die einzigen Beſteller der Felder ſind; auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen und flüchtigen Glanz und Reichthum, den Fabriken geben, welche auf gewiſſe Weiſe immer einen Theil des Menſchengeſchlechts leiblich und geiſtig verderben — ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Dieſe ſieht er nirgend ſo befeſtigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen ſeinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menſchen im Beſitz ungeheurer Reichthümer endlich faſt alle Grundſtücke ihr Eigenthum und alle Landbewohner ihre Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerſtückelung der Hufen herrſcht, zerſtören den gediegenen Kern eines Volkes und werden auf die Länge nicht beſtehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieſes große Land ſchimmert durch ſeine Macht ſeine Freiheit und ſeine Reichthümer über ganz Europa ja über die ganze Erde hin als eine bewunderte Erſcheinung: aber wahrlich es ſteht drinnen nicht ſo glücklich, als ſein Glanz nach außen fällt. Faſt alle

---

*) Ich kann aus dieſem Gefühle ſprechen. O Land meiner Heimath, wer wird die zerſtörten Bauern dir wieder erſchaffen?

kleine und mittelmäßige Landbeſitzer (die Yeomanry) ſind verſchwunden, und die Großen und Reichen beſitzen das Land und ihre Pachter bebauen es. Auch offenbart ſich hier, welche Folge die zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders in ſo fern ſie die kleinen Beſitzer verſchlingt, und ein die Welt umfaſſendes Fabrikweſen hat. Wie viele Strecken Land in England worauf glückliche Bauern wohnen und wovon Weizenärndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Geſetz eingeſchränkte Laune der Reichen in Wildbahnen und Parks verwandele! welch eine Ueberſchwemmung von Bettlern aus dieſer Verdrängung der geringen Leute vom Grundbeſitz, aus dieſem mächtigen Fabrikweſen! Jetzt trägt ſich dies Alles, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen, — und ſie ſind vielleicht nicht ſo fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf ſich ſelbſt zurückgeworfen und zurückgewieſen werden — dann werden ſie in ihrer ganzen Häßlichkeit die Verwirrung und Regelloſigkeit der Verhältniſſe und die Furchtbarkeit des Uebels ſehen, das ſie jetzt verkleiſtern und verſalben aber nicht heilen können.

In unſerm Vaterlande, in Teutſchland, ſind wir ſo weit noch nicht, am wenigſten iſt uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch ſind Landſchaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenſchaft, über dem und über deſſen Mißbräuchen die Regierungen nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu ſehr zerſtört hat? in andern Landſchaften mögten ſie durch die ſogenannte franzöſiſche Freiheit untergehen, kraft welcher ſie verkaufen, vertauſchen, verpfänden, verſetzen, ja zerſetzen und zerſtückeln dürfen wie ihnen gefällt, was vorher durch mancherlei Bande gebunden war, aller Grundſtücke unter mittelmäßige Beſitzer vertheilt ſind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarſen, Oſtfrießland, die Grafſchaft Mark, das Havelland und das Herzogthum Magdeburg geſehen hat, weiß und fühlt, warum ich ſie lobe. Der Menſch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates iſt, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die ſchimmernden adlichen Herrenſitze hin, wo die Bauerdörfer zerſtört *) und wo Hauſen von Tagelöhnern und Lohnknechten die einzigen Beſteller der Felder ſind; auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen und flüchtigen Glanz und Reichthum, den Fabriken geben, welche auf gewiſſe Weiſe immer einen Theil des Menſchengeſchlechts leiblich und geiſtig verderben — ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Dieſe ſieht er nirgend ſo befeſtigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen ſeinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menſchen im Beſitz ungeheurer Reichthümer endlich faſt alle Grundſtücke ihr Eigenthum und alle Landbewohner ihre Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerſtückelung der Hufen herrſcht, zerſtören den gediegenen Kern eines Volkes und werden auf die Länge nicht beſtehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieſes große Land ſchimmert durch ſeine Macht ſeine Freiheit und ſeine Reichthümer über ganz Europa ja über die ganze Erde hin als eine bewunderte Erſcheinung: aber wahrlich es ſteht drinnen nicht ſo glücklich, als ſein Glanz nach außen fällt. Faſt alle

---

*) Ich kann aus dieſem Gefühle ſprechen. O Land meiner Heimath, wer wird die zerſtörten Bauern zu dir wieder erſchaffen?

kleine und mittelmäßige Landbeſitzer (die Yeomanry) ſind verſchwunden, und die Großen und Reichen beſitzen das Land und ihre Pachter bebauen es. Auch offenbart ſich hier, welche Folge die zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders in ſo fern ſie die kleinen Beſitzer verſchlingt, und ein die Welt umfaſſendes Fabrikweſen hat. Wie viele Strecken Land in England worauf glückliche Bauern wohnen und wovon Weizenärndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Geſetz eingeſchränkte Laune der Reichen in Wildbahnen und Parks verwandele! welch eine Ueberſchwemmung von Bettlern aus dieſer Verdrängung der geringen Leute vom Grundbeſitz, aus dieſem mächtigen Fabrikweſen! Jetzt trägt ſich dies Alles, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen, — und ſie ſind vielleicht nicht ſo fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr auf ſich ſelbſt zurückgeworfen und zurückgewieſen werden — dann werden ſie in ihrer gänzen Häßlichkeit die Verwirrung und Regelloſigkeit der Verhältniſſe und die Furchtbarkeit des Uebels ſehen, das ſie jetzt verkleiſtern und verſalben aber nicht heilen können.

In unſerm Vaterlande, in Teutſchland, ſind wir ſo weit noch nicht, am wenigſten iſt uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch ſind Landſchaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenſchaft, über dem und über deſſen Mißbräuchen die Regierungen nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu ſehr zerſtört hat? in andern Landſchaften mögten ſie durch die ſogenannte franzöſiſche Freiheit untergehen, kraft welcher ſie verkaufen, vertauſchen, verpfänden, verſetzen, ja zerſetzen und zerſtückeln dürfen wie ihnen gefällt, was vorher durch mancherlei Bande gebunden war, ſo daß jetzt Krämer und Juden und Judengenoſſen zum Beſitz von Hufen und Höfen gelangen oder dieſe Hufen auch unter drei, vier Theilhaber oder Erben vertheilt und zerſtückelt werden können. So daß bei einer übel verſtandenen Freiheit das Verhältniß des Grundbeſitzes, das ein feſtes und ehrbares Verhältniß ſeyn ſollte, ein krämerliches und jüdiſches und faſt vagabundiſches Verhältniß wird.

Solche Uebel alſo, welche die Staatsgeſellſchaft in ihren edelſten Theilen angreifen und verletzen, müſſen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weiſe Geſetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem Ungefähr und dem Zufall, die auch oft den Koller haben, zu Tode reiten läßt; ſondern welche, ohne Rückſichten auf die Bedürfniſſe und Vortheile des Augenblicks, allein das Bleibende und Nothwendige ſucht. Das Land und der Landbeſitz dürfen nicht frei gelaſſen werden, wie die Perſonen; das haben alle Geſetzgeber gefühlt, die ſich auf ihr großes Werk verſtanden. Der Menſch, der in ſehr entwickelten und verwickelten Zuſtänden der politiſchen Geſellſchaft die Ordnung der Natur und alſo auch die Ordnung der Geſellſchaft verkehrt, muß der zu großen Willkühr, die endlich einem baaren Zufall gleich wird, ein Maaß und ein Ziel ſetzen: *Er muß Ackergeſetze geben, der Bauer und kleine Grundbeſitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.*

Das haben wir genug bewieſen und angedeutet, da es auf die Länge nur in ſolchen Ländern wohl ſtehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel der Grundſtücke von Bauern oder kleinen bauerähnlichen Beſitzern beſeſſen und bewohnt werden. Wo dieſes Verhältniß ſo iſt, da hat der Staat nichts weiter zu thun, als es durch verſtändige Geſetze zu befeſtigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorgloſigkeit der Regierungen oder durch Misbräuche einer zügelloſen Freiheit verrückt oder gar zerſtört iſt, da muß man es wiederherſtellen. Zu dieſer Wiederherſtellung könnten in den Ländern, wo das Verhältniß aufgehoben iſt, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man gewöhnlich Krongüter oder Domänen nennt. Ich will ſagen wie: ich kann die Sache durch ein wirkliches Beiſpiel erklären.

In dem ehemaligen ſchwediſchen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußiſchen Staate verbunden iſt, waren durch einen Mißbrauch der adlichen oder ſtädtiſchen Herrenrechte die meiſten Bauerdörfer zerſtört und in große Güter von 600 bis 1500 Scheffel jährlicher Ausſaat (berliner Scheffelmaaß) verwandelt. Guſtav Adolf der Vierte, König von Schweden, damals Oberherr jener Länder, ein Herr, deſſen wechſelnden und verhängnißvollen Schickſalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in ſeinem Vaterlande zu viel Bauerglück und Bauernwohlſtand geſehen, als daß er den Unterſchied nicht hätte fühlen ſollen, den er in ſeiner teutſchen Landſchaft gewahrte. Dieſe Landſchaft hatte viele und große Krongüter, zum Theil von dem eben angegebenen Maaße Ausſaat. Dieſe beſchloß der König, der ſah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, in mehrere kleinere Theile zu zerſchneiden und auf Pacht längerer Jahre oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszuthun. Dieſer Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine Landbeſitzer ſondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entſprang, daß neben den großen auch mittelmäßige und kleine Landbeſitzer wohnen ſollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte ein Macher zu ſeyn, es mit den Domännen machen, wo ſie noch ſind. Ich würde ſie nemlich nach den Oertlichkeiten und nach ihrer verſchiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von ein, zwei bis drei Hufen Land eintheilen; aber ich würde ſie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, ſondern ſie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

Dieſe Güter wären gleichſam Lehen des Staats; ſie gehörten freilich dem Käufer und ſeinen Erben eigenthümlich, aber folgende Eigenſchaften und Verpflichtungen hafteten darauf:

1) Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauerrecht. Bauer und Bauergenoſſen könnten ſie nur beſitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Handwerker, kein Fabrikant; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen noch gehalten werden, ſondern der Eigener müßte ſelbſt darauf ſitzen, oder ſonſt, wenn er ein anderes Geſchäft ergreifen wollte, ſie an ſeine Verwandte oder an Bauergenoſſen überlaſſen.

2) In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut im Wehr bliebe und der Beſitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthſchaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut ſchuldenfrei wäre, ſeine Geſchwiſter und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundſtücke abzufinden; die bewegliche Habe aber außer dem durch das Geſetz beſtimmten nothwendigen Geräth und Vieh würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe, unter mehreren Söhnen beſtimmte das Loos über die Nachfolge. Hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looſeten dieſe ebenfalls. Unmündige Geſchwiſter hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpfle-

gen bis an ihren Tod: die Art und das Maaß würde das Geſetz beſtimmen.

3) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zuſammenbrächten, würde, wann Kinder geboren würden, gemeinſchaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da und der Lehnbauer ſtürbe vor der Frau, ſo nähme ſie ihr Eingebrachtes wieder und räumte den Erben das Gut. Hätten ſie Kinder gehabt, die vor ihnen geſtorben wären, ſo erbte der Ueberlebende die ganze bewegliche Habe des Verſtorbenen.

Solche Güter mögten auch auf welche Art immer veräußert werden, aber nur mit Einſtimmung derer, die es angienge, und mit der Bedingung, daß ſie wieder an Bauergenoſſen kämen. — Ein Beſitzer ohne Kinder und Lehnverwandte, die Anſprüche auf ein ſolches Gut hätten, mögte es veräußern bei ſeinem Leben und darüber verfügen nach ſeinem Tode, verſteht ſich inner der Genoſſenſchaft.

6) Wie ein Bauer nicht mehrere ſolcher Güter beſitzen dürfte, ſo dürften auch die Felder mehrerer ſolcher Güter nicht zu Einem Gute zuſammengezogen werden. Eben ſo wenig wäre ein ſolches Bauergut in mehrere kleine theilbar.

Unter eben dieſes Geſetz, das ich über meine gemachten Bauerlehen walten ließe, ſtelle ich die Bauergüter, die ſich in meinen Staaten noch finden, damit ſie dem Bauerſtande in ordentlicher Wehr bewahrt werden und damit der ſo wichtige Bauerſtand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut ſeyn müſſe, damit eine Familie in beſcheidener Mittelmäßigkeit des Daſeyns davon leben könne, läßt ſich nicht von vorn her beſtimmen. Das hängt von dem Himmelſtriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirthſchaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerſtückelung der Grundſtücke den Bauerſtand in ein allerlei treibendes luſtiges und vagabundiſches Geſindel verwandelt, ſo muß ein Kleinſtes geſetzt werden, bis zu welchem man hinabſteigen darf. Dies hat man auch in Ländern gethan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu ſehr verkleinernde Zertheilung der Höfe (die übrigens dort in vielen Landſchaften weit größeren Umfang haben, als bei uns die Bauerhöfe) durch das Geſetz verboten iſt.

Dieſe meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen gelten; wo Waldbau, Weinbau, Obſtbau, Bergbau das Hauptgewerb der Menſchen ſind, da ſind die Verhältniſſe anders und die Geſchäfte beſchränken ſie ſelbſt auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabründen ſo bequem iſt, werden, wenn der Staat gar keine Beſchränkung ſetzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verſchlungen, (welche ſie in große Höfe und Herrenſitze verwandeln, wie wir dies in genug Gegenden des Vaterlandes ſehen) oder der Bauerſtand verarmt und verdirbt auch durch zu große Zerſtückelung der Ländereien.

Wenn der Staat auf dieſe Weiſe den Bauerſtand an ſeine Erdſcholle befeſtigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen iſt, noch die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel aller Ländereien für jeden andern beliebigen Beſitz frei. Ich ſage beliebig, obgleich ich wünſchte, daß der Adel, eben ſo wie der Bauer, allein auf Landbeſitz gegründet und an ſein Land feſtgebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erſtgeburtsrecht. Ich weiß, beides gegen die Art Nachfolge in meine Bauerlehen und gegen dieſe adlichen Majorate werden ſich viele entrüſten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die anderen, weil es ihnen eine Grauſamkeit däucht. Dieſe letzten ſprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle ſprechen. Er hat Millionen Kinder, er hat ſie nicht bloß heut und morgen oder dreißig Jahre und vierzig Jahre, ſondern auf dreißig und vierzig Jahrhunderte muß er ſeine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Gränze und Ziel; wenigſtens müſſen ſeine Geſetze die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in ſich tragen, daß ſie durch ihre Geſinnung und Weisheit würdig wären ewig zu dauern. Das einzelne Familiengefühl ſpricht: „Es iſt doch unrecht, daß des Bauers- und Edelmanns-Kinder bei ſeinem Tode ſich in die hinterlaſſene feſte und liegende Habe nicht gleich theile, warum ſoll einer ſo viel haben und alle die andern ſo wenig?" Der Staat antwortet ihnen: „Ich handle aus einem höheren Rechte und einer höheren Pflicht, ich muß das beſſern, was eure unzeitige Thorheit ja eure thörichte Liebe zu eurer eigenen Zerſtörung immer thun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann Bettler und Vagabunden machen; ich muß ſorgen, daß die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und Ehre erhalten werden; ich muß auch durch meine Geſetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundſatz zu dem lebendigſten machen, daß Silber und Geld und was ihr Vermögen nennt, von mir nicht als das Erſte hingeſtellt und geſucht wird, ſondern feſtes Glück und bleibende Tugend."

Ja es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände beſtehen ſoll, er auf feſtem bleibenden Landbeſitz und auf Majoraten mit dem Erſtgeburtsrecht gegründet ſeyn muß: der Edelmann muß *ein Landherr* ſeyn, wie der Bauer der Landmann. Es müßte auch überhaupt kein neuer Edelmann gemacht werden, der nicht die Würdigkeit hätte, daß der Herrſcher oder das Volk ihn ſo mit liegenden Gründen begabte, daß die Unabhängigkeit ſeiner Familie nach ihm geſichert wäre. Wenn ich geſagt habe, daß arme und vagabundiſche Bauern ein Unglück und Verderben des Staats ſind, ſo meine ich dies noch weit mehr von einem armen Adel. Ein Land kann viel zu viel Adel haben; und es ließe ſich nach der Volksmenge und den Verhältniſſen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl beſtimmen, die es tragen könnte: es ließe ſich für jedes Land ein goldenes Buch machen, und es ſollte gemacht werden. Wir kennen Pohlens Geſchichte und kennen ſeinen wimmelnden Adel; auch Schweden iſt mit zu vielem und zu armem Adel überſchwemmt; auch in einigen teutſchen Landſchaften iſt dies der Fall. Es iſt lange ein trauriger Haß geweſen zwiſchen dem Mittelſtande und dem Adel, und er iſt leider noch nicht ausgeſtorben und hat ſeine böſen Folgen auf das Ganze, da durch dieſen unſeligen Neid ſo manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieſer Haß und Neid ſtammt zum Theil aus dem alten Soldatenweſen, wie es vor zwanzig, ja an manchen Orten vor zehen Jahren noch beſtand; er ſtammt wohl mehr noch aus der Herabwürdigung und wirklich unanſtändigen und faſt ſchimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel ſein Verdienſtgepräge verlor. Krämer, Roßtauſcher, Lieſeranten, Ochſenmäſter und Brantweinbrenner, ohne ein anderes Verdienſt als das Verdienſt einer gefüllten Taſche, kauften des heiligen römiſchen Reichs Adel für 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei in Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiſerſtuhls wie wohlfeil und wie ſchmutzig verſchacherten die

Angeſtellten in den Kanzleien der Reichsverweſer oft die Würden von Edelleuten Freiherren und Grafen!

Soll alſo Adel ſeyn — und daß er ſeyn ſoll, ſagt alle Geſchichte, was auch metaphyſiſche Staatstheorien dagegen ſagen — ſo muß er reich und unabhängig ſeyn; denn er ſoll im Staate die bleibende Ehre und Würdigkeit vertreten, er ſoll als ein Reizmittel dieſer Ehre wohlthätig auf das ganze Volk rückwirken. Ein armer Adel löſcht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch ſeine Geburt Anſprüche, die er ohne Vermögen ſchwerlich erfüllen kann; er muß alſo dienſtbar, glückſuchend, ja oft glückjagend ſeyn, wie Menſchen aus den unterſten Klaſſen, er muß Künſte für ſein Fortkommen gebrauchen, die wenigſtens ſolchen nicht ziemen. Darum iſt die engliſche Art weiſe, wo der Aelteſte des Hauſes das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder deſſelben und der Beſitzer der Güter iſt, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meiſtens zum Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung oder Beſchimpfung ihres edlen Blutes alle Gewerbe und Geſchäfte treiben mögen; und darum iſt der Adel auch nirgends ſo geachtet, als in England. Auch in Schweden iſt in den letzten Jahrzehenden eingeſehen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate ſchadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer des Jahres 1809 iſt ein Geſetz gegeben, daß bei neu geadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Aelteſte dem Vater oder Erblaſſer immer in Beſitz und Rang folgen ſoll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Vaters ſtehenden Klaſſe gerechnet werden ſollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Anſichten und Meinungen, und auch der Redlichſte wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er ſich nicht wohl entziehen mag, oft wider

Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meeres gründen die Anker nicht, und am Strande brauſt die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken ſich vor Anker legen könnten. Soviel indeſſen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Geſetzlichkeit dieſer Zeit ſehr natürlich war und natürlich iſt, daß aber von vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer ſeyn kann noch ſeyn darf. Das haben Wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, ſondern nothwendig ein Zuſtand der Auflöſung und Ausſchweifung entſtehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet. Das iſt das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Menſch durch viele ſächliche Bande, durch Einrichtungen, die ſich zunächſt auf Dinge außer ihm und erſt in der dritten, vierten Inſtanz auf ihn beziehen, gehalten und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stätigen und Bleibenden, ohne welches keine gute Bürger ſeyn können, angehalten werde, In dieſer Hinſicht wünſche ich meine vorgeſchlagene Bauerordnung, (oder wenigſtens eine ähnliche) ich wünſche den Adel auf Majoraten gegründet, und bei den Handwerken die Erhaltung der Zünfte und Innungen, von welchen man ja die Mißbräuche wegthun kann. Unſer Zeitalter iſt ein Saturnus, der ſeine eigenen Kinder auffrißt, und ſich dann im Taumel ſeines blutigen Rauſches an den dicken Bauch ſchlägt, und den Leuten zuruft: *ſeht hier die Folgen der Freiheit! ſeht hier das von Wahn und Knechtſchaft erlöſte Menſchengeſchlecht!* Die Franzoſen haben damit angefangen, ſie haben das Kapital von Jahrhunderten in fünfundzwanzig Jahren aufgefreſſen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Noth nachmachen müſſen, hie und da haben ſie es ihnen in verblendeter Thorheit nachgemacht. Alle Verhältniſſe wurden aufgehoben, alle Bande zerſprengt, gute und böſe, nützliche und ſchädliche, die Sachen wurden ſo frei gegeben wie die Perſonen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten beide wie Federn und Aſchen umher. Und das iſt noch das Schlimmſte, was freilich vor funfzig und ſechszig Jahren ſchon in einigen Ländern galt, was jetzt aber in ſo vielen faſt allgemeine Anſicht und Grundſatz geworden iſt, daß dieſe ungebührliche Freilaſſung die verwünſchte Fabrikſüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menſchen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat ſelbſt von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern faſt nur wie eine Fabrikanſtalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Menſch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht ſehen, was die künftige Zeit bedürfen wird und was die künftigen Dinge und Menſchen ſeyn und tragen werden. Es giebt gewiſſe natürliche Verhältniſſe in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verſchiedenen Klaſſen der Staatsgeſellſchaft, welche nimmer hätten geſtört und gebrochen werden ſollen, und für deren Erhaltung der Staat ſorgen muß, wenn er ſelbſt erhalten werden will. Wir wollen die Fertigkeit und Geſchicklichkeit der Menſchen immer loben, welche durch künſtliche Geräthe und Maſchinen Einem Menſchenarm die Kraft von hundert Armen und Einer Hand die Verrichtung von dreißig Händen geben können; aber wir ſagen es gradezu: Lieber wollen wir keine einzige Maſchine als die Gefahr, daß dies Maſchinenweſen uns die ganze geſunde Anſicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Rechtlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klaſſen und Geſchäfte der Geſellſchaft zerrüttet. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau ſelbſt endlich wie eine Fabrik angeſehen und betrieben wird — kurz wenn das Einfältige, Stätige und Feſte aus den menſchlichen Einrichtungen weicht, dann ſteht es ſchlecht um das Glück und die Herrlichkeit unſers Geſchlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt und Säge und Senkblei von ſelbſt Häuſer zuſchnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Senſe von ſelbſt den Acker pflügten und abärndteten, wenn wir endlich auf Dampfmaſchinen über Berg und Thal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir nur neben unſern künſtlichen Maſchinen, die alle Arbeit für uns thäten, ſo hinzuſchlendern brauchten, dann würden wir ein ſo entartetes, nichtiges und elendiges Geſchlecht werden, daß die Geſchichte auf ewig ihre Bücher von uns ſchlöſſe.

Mährchen

und

Jugenderinnerungen

von

E. M. Arndt.

Erſter Theil.

Zweite Ausgabe.

Mit 6 Kupfern.

Berlin, 1842.
Druck und Verlag von G. Reimer.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

An Gottsgab.

Du ſchreibſt mir, mein ſüßes Kind! „Ach! „wenn das ſchöne Rügenland und der ſchöne „Rhein doch ſo leicht zuſammenkommen könn„ten, als die Gedanken!“

Ja wohl iſt es traurig, daß was ſich lieb hat, oft ſo fern von einander wohnen muß und ſich bloß durch geiſtige meiſtens unſichtbare Boten noch erreichen kann. Ich gebe dir hier ein Bündelchen Gedankenſpiele, die auch als ſolche leicht geflügelte Boten kommen und gehen mögen. Du kenneſt viele davon, du haſt viel mit darin geſpielt. Andere, die auch mit dabei geweſen, blinzeln nun nicht mehr durch den oft verdunkelten gläſernen Berg der Erde, nein ſie ſchauen ſchon mit himmliſchen Augen aus dem reinen hellen Firmament auf das blinde Maulwurfsgewimmel dieſer Erde herab. Dieſe ſind auch jetzt ein wenig mit dabei geweſen und ſie ſollen dich mit den ſchönſten Gütern ſegnen, welche die irdiſche Welt geben kann.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Es iſt ein Vierteljahrhundert verſchienen, ſeit dieſe Mährchen aufgeſchrieben wurden. Ich brachte ſie im Herbſt des Jahrs 1817 zu Papier, um trübe Gedanken, welche mich oft recht ſchwarz umflatterten, zu verſcheuchen. Dieſe flogen nämlich um die verweſenden Leichen des größten Theils meiner Bücher und mancher werthvollen Schriſten, welche auf der Meer- und Strom-Fahrt zwiſchen Stralſund und Köln in Waſſer getaucht und verſault waren. Dieſe Mährchen ſind größtentheils in früheſter Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menſchen von mir gewonnen und erlebt, und dann durch ein gutes volles Menſchenalter wieder weiter erzält worden. Sie ſind Mährchen geweſen und Mährchen geworden, manche wohl auf die Weiſe, wie man in gewöhnlicher Rede wohl zu ſagen pflegt: „Er hat die Geſchichte (und Lüge) ſo lange „erzält, daß er ſie nun ſelbſt glaubt“; einigen hat das fortwandelnde Leben des Erzälers vielleicht nicht mehr das ächte Mährchenkleid anziehen können.

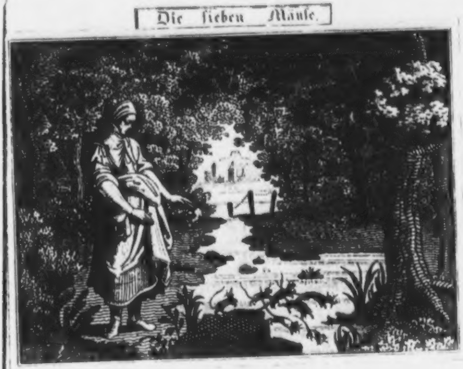
Nun meint mein geliebter Freund und Verleger Georg Reimer, es möge manchen derſelben für kindliche und einfältige Herzen noch wohl einige Ergötzlichkeit und Erquicklichkeit innewohnen, und er will ſie deswegen wieder abdrucken laſſen. Ich aber meinerſeits will beide jenen Kinderherzen und meinem lieben Georg Glück und Segen damit wünſchen.

Bonn im Auguſt 1842.

Mährchen

und

Jugenderinnerungen.



Die ſieben Mäuſe.

1.

Geſchichte von den ſieben bunten Mäuſen.

Vor langer langer Zeit wohnte in Pudmin *) ein Bauer, der hatte eine ſchöne und fromme Frau, die fleißig betete, und alle Sonntage und Feſttage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Thüre kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchſpiele von allen

---

*) Ein Dorf auf Rügen im Swantewer Kirchſpiele.

Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch iſt ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Dieſe Frau hatte ſieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteſte zwölf und die jüngſte zwei Jahr alt war: hübſche luſtige Dingelchen. Dieſe gingen alle übereins gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und rothen Mützchen, Schuhe aber und Strümpfe hatten ſie nicht an, denn das hätte zu viel gekoſtet, ſondern gingen baarfuß. Die Mutter hielt ſie nett und reinlich, wuſch und kämmte ſie Morgens früh und Abends ſpät, wann ſie aufſtanden und zu Bett gingen, lehrte ſie leſen und ſingen, und erzog ſie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann ſie auf dem Felde was zu thun hatte oder weit ausgehen mußte, ſtellte ſie die älteſte, welche Barbara hieß, über die andern; dieſe mußte auf ſie ſehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorleſen. Nun begab es ſich einmal, daß ein hoher Feſttag war — ich glaube, es war der Karfreitag — da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche, und ſagte den Kindern, ſie ſollten hübſch artig ſeyn, der Barbara aber und den nächſt älteren gab ſie ein paar Lieder auf aus dem Geſangbuche, die ſie auswendig lernen ſollten. So ging ſie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig, die älteren nahmen die Bücher und laſen, und die kleinſten ſaßen ſtill auf dem Boden und ſpielten. Als ſie ſo ſaßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen, und rief: O ſeht! ſeht! was iſt das für ein ſchöner und weiſſer Beutel! Es war aber ein Beutel mit

Nüſſen und Aepfeln, den die Mutter des Morgens da hingehängt hatte und den ſie des Nachmittags einem ihrer kleinen Paten bringen wollte. Die meiſten Kinder ſprangen nun alsbald auf und kuckten darnach, und auch Barbara die älteſte ſtand auf und kuckte mit. Und die Kinder flüſterten und ſprachen dies und das über den ſchönen Beutel und was wohl darin ſeyn mögte. Und es gelüſtete ſie ſo ſehr, es zu wiſſen; und da riß eines den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Aepfel und Nüſſe heraus. Und als die Kinder die Aepfel und Nüſſe auf dem Boden hinrollen ſahen, vergaßen ſie alles und daß es Feſttag war und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte: ſie ſetzten ſich hin und ſchmauſten Aepfel und knackten Nüſſe und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu Hauſe kamen, ſah die Mutter die Nußſchalen auf dem Boden liegen, und ſie ſchaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte ſie ſich und ward böſe zum erſten Male in ihrem Leben, und ſchalt die Kinder ſehr und rief: Der Blitz! ich wollte, daß ihr Mauſemärten *) alle zu Mäuſen würdet! Der Schwur war aber eine große Sünde, beſonders weil es ein ſo heiliger und hoher Feſttag war; ſonſt hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil ſie doch ſo fromm und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das ſchlimme Wort aus ihrem Munde gehen laſſen, ſo waren

---

*) Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauſer.

alle die ſieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte ſie ein Wind weggeblaſen, und ſieben bunte Mäuſe liefen in der Stube herum mit rothen Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder geweſen waren. Und Vater und Mutter erſchraken ſo ſehr, daß ſie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Thüre, und die ſieben bunten Mäuſe liefen alle zugleich hinaus, und über die Flur auf den Hof hin; ſie liefen aber ſehr geſchwind. Und als die Frau das ſah, konnte ſie ſich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuſe ihre Kinder geweſen; und ſie ſtürzte ſich aus der Thüre hinaus, und mußte den Mäuſen nachlaufen

Die ſieben bunten Mäuſe aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer ſporenſtreichs; und ſo liefen ſie über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das Schoritzer Feld und durch die Krewe *) und die Dumſewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen auſſer Athem nach, und konnte weder ſchreien noch weinen, und wußte nicht mehr, was ſie that. So liefen die Mäuſe über das Dumſewitzer Feld hin, und in einen kleinen Buſch hinein, wo einige hohe Eichen ſtanden und in der Mitte ein ſpiegelheller Teich war. Und der Buſch ſteht noch da mit ſeinen Eichen, und heißt der Mäuſewinkel. Und als ſie in den Buſch kamen und an den Teich im Buſche, da ſtanden ſie alle ſieben ſtill und kuckten ſich um, und die Bauerfrau ſtand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn ſie ihr Adje ſagen wollten.

---

*) Ein kleiner Wald.

Denn als ſie die Frau ſo ein Weilchen angekuckt hatten, plump! und alle ſieben ſprangen zugleich ins Waſſer, und ſchwammen nicht, ſondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geſchah. Und die Mutter blieb ſtehen, wo ſie ſtand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, ſie war auch kein Menſch mehr. Sie ward ſtrar zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo ſie ſtand und die Mäuslein verſchwinden ſah; und das iſt dieſer große runde Stein, an welchem wir ſitzen. Und nun höre mal, was nach dieſem geſchehen iſt und noch alle Nacht geſchieht. Glocke zwölf, wann alles ſchläft und ſtill iſt und die Geiſter rundwandeln, da kommen die ſieben bunten Mäuſe aus dem Waſſer heraus, und tanzen eine ganze ausgeſchlagene Stunde, bis es Eins ſchlägt, um den Stein herum. Und ſie ſagen, dann klingt der Stein, als wenn er ſprechen könnte. Und das iſt die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter ſich verſtehen können und von einander wiſſen; die übrige Zeit ſind ſie wie todt. Dann ſingen die Mäuſe einen Geſang, den ich dir ſagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, oder daß ſie wieder in Menſchen verwandelt werden können. Und dies iſt der Geſang: *)

Herut! herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam ſchall kamen;

---

*) Die Erzählung war im ehrlichen Plattdeutſch.

Se hebben di
Dech gar te früh
Din junges Leben namen.

Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Fleſch un Been,
Un wi gan mit dem Kranze:
Säven Junggeſell'n
Uns führen ſchäl'n
Juchhe! te'm Hochtidsdanze.

Und nun will ich dir ſagen von dem Geſange, was er bedeutet. Die Mäuſe tanzen nun wohl ſchon tauſend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht iſt, und der Stein liegt eben ſo lange. Es geht aber die Sage, daß ſie einmal wieder verwandelt werden ſollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weiſe geſchehen:

Es muß eine Frau ſeyn gerade ſo alt, als die Bäuerin war, da ſie aus der Kirche kam, und dieſe muß ſieben Söhne haben grade ſo alt, als die ſieben kleinen Mädchen waren. Sind ſie eine Minute älter oder jünger, ſo geht es nicht mehr. Dieſe Frau muß an einem Karfreitage grade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren ſieben Söhnen in den Buſch kommen und ſich auf den Stein ſetzen. Und wenn ſie ſich auf den Stein ſetzt, ſo wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menſchen verwandelt, und dann ſteht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in eben den Kleidern, die ſie getragen, als ſie den Mäuſen nachgelaufen zu dieſem Mauſewinkel. Und die ſieben bunten Mäuſe werden wieder zu ſieben kleinen Mädchen in bunten Röken und mit rothen Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der ſein Alter hat, und ſie werden Braut und Bräutigam. Und wann ſie groß werden, ſo halten ſie Hochzeit an Einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es ſollen die ſchönſten Jungfrauen werden auf der ganzen Inſel, ſagen die Leute, und auch die glücklichſten und reichſten, denn alle dieſe Güter und Höfe hier umher ſollen ihnen gehören. Aber ach du lieber Gott! wann werden ſie verwandelt werden?

2.

Prinzeſſin Svanvithe.

Du haſt wohl von der Sage gehört, daß hier bei Gartz *), wo jetzt der Wall über dem See iſt, vor vielen tauſend Jahren ein großes und ſchönes Heidenſchloß geweſen iſt mit herrlichen Häuſern und Kirchen, worin ſie ihre Götzen gehabt und angebetet haben. Dieſes Schloß haben vor langer langer Zeit die Chriſten eingenommen, alle Heiden todtgeſchlagen und ihre Kirchen umgeworfen, und die Götzen, die darin ſtanden, mit Feuer verbrannt; und nun iſt nichts mehr übrig von all der großen Herrlichkeit als der alte Wall und einige Leuſchen **), welche die Leute ſich erzählen, beſonders von dem Mann mit Helm und Panzer angethan, der auf dem weiſſen Schimmel oft über die Stadt und den See hinreitet. Einige, die ihn nächtlich geſehen haben, erzählen, es ſey der alte König des Schloſſes und er habe eine güldene Krone auf. Das iſt aber alles nichts. Daß es aber um Weihnachten und Johannis in der Nacht aus dem See klingt, als wenn Glocken in den Kirchen geläutet werden, das iſt wahr, und viele Leute haben es gehört, und auch mein Vater. Das iſt eine Kirche, die in den See verſunken iſt, andere ſagen, es iſt der alte Götzentempel. Das glaub' ich aber nicht; denn was ſollten die Heiden an chriſtlichen Feſttagen läuten? Aber das Klingen und Läuten im See iſt dir gar nichts gegen das, was im Wall vorgeht, und davon will ich dir eine Geſchichte erzählen. Da ſitzt eine wunderſchöne Prinzeſſin mit zu Felde geſchlagenen Haaren und weinenden Augen, und wartet auf den, der ſie erlöſen ſoll; und dies iſt eine ſehr traurige Geſchichte.

---

*) Kleines Städtchen in Rügen.

**) Hübſches Wort für Mährchen.

In jener alten Zeit, als das Gartzer Heidenſchloß von den Chriſten belagert ward und die drinnen in großen Nöthen waren, weil ſie ſehr gedrängt wurden, als ſchon manche Thürme niedergeworfen waren und ſie auch nicht recht mehr zu leben hatten und die armen Leute in der Stadt hin und wieder ſchon vor Hunger ſtarben, da war drinnen ein alter eisgrauer Mann, der Vater des Königs, der auf Rügen regierte. Dieſer alte Mann war ſo alt, daß er nicht recht mehr hören und ſehen konnte, aber es war doch ſeine Luſt, unter dem Golde und unter den Edelſteinen und Diamanten zu kramen, welche er und ſeine Vorfahren im Reiche geſammelt hatten, und welche tief unter der Erde in einem ſchönen aus eitel Marmelſteinen und Kryſtallen gebauten Saale verwahrt wurden. Davon waren dort ganz große Haufen aufgeſchüttet, viel größere, als die Roggen- und Gerſtenhaufen, die auf beines Vaters Kornboden aufgeſchüttet ſind. Als nun das Schloß zu Gartz von den Chriſten in der Belagerung ſo geängſtet ward und viele der tapferſten Männer und auch der König, des alten Mannes Sohn, in dem Streite auf den Wällen und vor den Thoren der Stadt erſchlagen waren, da wich der Alte nicht mehr aus der marmornen Kammer, ſondern lag Tag und Nacht darin, und hatte die Thüren und Treppen, die dahin führten, dicht vermauern laſſen; er aber wußte noch einen kleinen heimlichen Gang, der unter der Erde weglief, viele hundert Stufen tiefer, als das Schloß, und jenſeits des Sees einen Ausgang hatte, den kein Menſch wußte als er und wo er hinausſchlüpfen und ſich drauſſen bei den Menſchen Speiſe und Trank kaufen konnte. Als nun das Schloß von den Chriſten erobert und zerſtört ward und die Männer und Frauen im Schloſſe getödtet und alle Häuſer und Kirchen verbrannt wurden, daß kein Stein auf dem andern blieb, da fielen die Thürme und die Mauern über einander, und die Thüre zu der Goldkammer ward gar verſchüttet, auch blieb kein Menſch lebendig, der wußte, wo der todte König ſeine Schätze gehabt hatte. Der alte König aber ſaß drunten bei ſeinen Haufen Goldes und hatte ſeinen heimlichen verborgenen Gang offen, und hat noch viele hundert Jahre gelebt, nachdem das Schloß zerſtört war; denn ſie ſagen, die Menſchen, welche ſich zu ſehr an Silber und Gold hängen, können vom Leben nicht erlöſt werden und ſterben nicht, wenn ſie Gott auch noch ſo ſehr um den Tod bitten. So lebte der alte eisgraue Mann noch viele viele Jahre und mußte ſein Gold bewachen, bis er ganz dürr und trocken ward wie ein Todtengerippe. Da iſt er denn endlich geſtorben und auch zur Strafe verwandelt worden, und muß nun als ein ſchwarzer magerer Hund unter den Goldhaufen liegen und ſie bewachen, wenn einer kommt und den Schatz holen will. Des Nachts aber zwiſchen zwölf und ein Uhr, wann die Geſpenſterſtunde iſt, muß er noch immer rund gehen, als ein altes graues Männlein, mit einer ſchwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand. So haben die Leute ihn oft geſehen im Gartzer Holze am Wege nach Poſeritz; auch geht er zuweilen um den Kirchhof herum. Denn da ſollen vor Alters Heidengräber geweſen ſeyn, und die Heiden haben immer viel Silber und Gold mit ſich in die Erde genommen. Das will er holen, darum ſchleicht er dort, kann es aber nicht kriegen, denn er darf die geweihte Erde nicht berühren. Das iſt aber ſeine Strafe, daß er ſo rundlaufen muß, wann andere Leute in den Betten und Gräbern ſchlafen, weil er ſo geizig geweſen iſt.

Nun begab es ſich lange nach dieſen Tagen, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der hatte eine wunderſchöne Tochter, die hieß Svanvithe; und ſie war die ſchönſte Prinzeſſin weit und breit, und es kamen Könige und Fürſten und Prinzen aus allen Landen, die um die ſchöne Prinzeſſin warben. Und der König, ihr Herr Vater, wußte ſich kaum zu laſſen vor allen den Freiern, und hatte zuletzt nicht Häuſer genug, daß er die Fremden herbergte, noch Ställe, wohin ſie und ihre Knappen und Staller ihre Pferde zögen, auch gebrach es faſt an

Hafer im Lande und an Raum für alle die Kutſcher und Diener, die mit ihnen kamen, und war Rügen ſo voll Menſchen, als es nie geweſen ſeit jenen Tagen. Und der König wäre froh geweſen, wenn die Prinzeſſin ſich einen Mann genommen hätte und die übrigen Freier weggereiſt wären. Das läßt ſich aber bei den Königen nicht ſo leicht machen, als bei andern Leuten; und muß da alles mit vieler Zierlichkeit und Langſamkeit hergehen. Die Prinzeſſin, nachdem ſie wohl ein ganzes halbes Jahr in ihrer einſamen Kammer geblieben war und keinen Menſchen geſehen, auch kein Sterbenswort geſagt hatte, fand endlich einen Prinzen, der ihr wohlgefiel und den ſie gern zum Mann haben wollte, und der Prinz gefiel auch dem alten Könige, daß er ihn gern als Eidam wollte. Und ſie hatten einander Ringe geſchenkt und war große Freude im ganzen Lande, daß die ſchöne Svanvithe Hochzeit halten ſollte, und hatten alle Schneider und Schuſter die Fülle zu thun, die ſchönen Kleider und Schuhe zu machen, die zur Hochzeit getragen werden ſollten. Der verlobte Prinz aber und Svanvithens Bräutigam hieß Herr Peter von Dänemarken, und war ein über die Maaßen feiner und ſtattlicher Mann, daß ſeines Gleichen wenige geſehen wurden.

Da, als alles in lieblicher Hoffnung und Liebe grünete und blühete und die ganze Inſel in Freuden ſtand und nur noch ein paar Tage bis zur Hochzeit waren, kam der Teufel und ſäete ſein Unkraut aus, und die Luſt ward in Traurigkeit verwandelt. Es war nämlich allda an des Königs Hofe auch ein Prinz aus Polen, ein hinterliſtiger und ſchlechter Herr, ſonſt ſchön und ritterlich an Geſtalt und Gebärde. Dieſer hatte manches Jahr um die Prinzeſſin gefreit und ſie geplagt Tag und Nacht; ſie hatte aber immer nein geſagt, denn ſie mogte ihn nicht leiden. Als dieſer polniſche Prinz nun ſah, daß es wirklich eine Hochzeit werden ſollte, und daß Herr Peter von Dänemarken zum Treuliebſten der ſchönen Svanvithe erkohren war, ſann er in ſeinem böſen Herzen auf arge Tücke und wußte es durch ſeine Künſte ſo zu ſtellen, daß der König und alle Menſchen glaubten, Svanvithe ſey keine züchtige Prinzeſſin und habe manche Nächte bei dem polniſchen Prinzen geſchlafen. Das glaubte auch Herr Peter, und reiſte plötzlich weg; und der polniſche Prinz war zuerſt weggereiſt, und alle Könige und Prinzen reiſten weg. Und das Schloß des Königs in Bergen ſtand wüſt und leer da, und alle Freude war mit weggezogen und alle Geiger und Pfeifer und alles Saitenſpiel, die ſich auf Turniere und Feſte gerüſtet hatten. Und die Schande der armen Prinzeſſin klang über das ganze Land, ja in Schweden und Dänemark und Polen hörten ſie es, wie die Hochzeit ſich zerſchlagen hatte. Sie aber war gewiß unſchuldig und rein wie ein Kind, das aus Mutterleibe kommt, und war es nichts als die gräuliche Bosheit des verruchten polniſchen Prinzen, den ſie als Freier verſchmäht hatte.

So ging es der armen Svanvithe, und der König, ihr Vater, war einige Tage nach dieſen Geſchichten wie von Sinnen und wußte nicht von ſich, und ihm war ſo zu Muthe, daß er ſich hätte ein Leid anthun können von wegen ſeiner Tochter und von wegen des Schimpfes, den ſie auf das ganze königliche Haus gebracht hatte. Und als er ſich beſann und wieder zu ſich kam und die ganze Schande bedachte, worein er gerathen war durch ſeine Tochter, da ergrimmte er in ſeinem Herzen, und ließ die ſchöne Svanvithe holen und ſchlug ſie hart und zerraufte ihr Haar, und ſtieß ſie dann von ſich, und befahl ſeinen Dienern, daß ſie ſie hinausführten in ein verborgenes Gemach, daß ſeine Augen ſie nimmer wieder ſähen. Darauf ließ er in einem mit dichten Mauern eingeſchloſſenen und mit dunkeln Bäumen beſchatteten Garten hinter ſeinem Schloſſe einen düſtern Thurm bauen, wo weder Sonne noch Mond hinein ſchien, da ſperrte er die Prinzeſſin ein. Der Thurm, den er hatte bauen laſſen, war aber ſehr feſt und dicht und hatte nur ein einziges kleines Loch in der Thüre, wodurch ein wenig Licht hineinfiel und wodurch der Prinzeſſin die Speiſe gereicht ward. Es war auch weder Bett noch Tiſch oder Bank in dem traurigen Gefängniß, ſondern auf harter Erde mußte die liegen, die ſonſt auf Sammet und Seiden geſchlafen hatte, und baarfuß mußte die gehen, die ſonſt in goldenen Schuhen geprangt hatte. Und Svanvithe hätte ſterben müſſen vor Jammer, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß ſie unſchuldig war, und wenn ſie nicht zu Gott hätte beten können. Sie war aber ein ſehr junges Kind, als ſie eingeſperrt ward, erſt ſechszehn Jahre alt, ſchön wie eine Roſe und ſchlank und weiß wie eine Lilie, und die Menſchen, die ſie lieb hatten, nannten ſie nicht anders als des Königs Lilienſtängelein. Und dieſes ſüße Lilienſtängelein ſollte ſo jämmerlich verwelken in der kalten und einſamen Finſterniß.

Und ſie hatte wohl drei Jahre ſo geſeſſen zwiſchen den kalten Steinen, und auch der alte König war nicht mehr froh geweſen ſeit jenem Tage, als der polniſche Prinz ſie in die große Schande gebracht hatte, ſondern ſein Kopf war ſchneeweiß geworden vor Gram, wie der Kopf einer Taube; aber vor den Leuten gebärdete er ſich ſtolz und aufgerichtet und that, als wenn ſeine Tochter todt und lange begraben wäre. Sie aber ſaß von der Welt ungewußt in ihrem Elende und tröſtete ſich allein Gottes und dachte, daß er ihre Unſchuld wohl einmal an den Tag bringen würde. Weil ſie aber in ihren einſamen Trauerſtunden Zeit genug hatte, hin und her zu denken, ſo fiel ihr die Sage ein von dem Königsſchatze unter dem Garzer Walle, die ſie in ihrer Kindheit oft gehört hatte, und ſie gedachte damit ihre Unſchuld und daß der polniſche Prinz ſie unter einem falſchen Schein ſchändlich belogen hatte, ſonnenklar zu beweiſen. Und als darauf ihr Wächter kam und ihr die Speiſe durch das Loch reichte, ſprach ſie zu ihm: Lieber Wächter, gehe zu dem Könige, meinem und deinem Herrn, und ſage ihm, daß ſeine arme einzige Tochter ihn nur noch ein einziges Mal zu ſehen und zu ſprechen wünſcht in ihrem Leben, und daß er ihr dieſe letzte Gunſt nicht verſagen mag.

Und der Wächter ſagte ja und lief, und dachte bei ſich: wenn der alte König ihre Bitte nur erhört! Denn es jammerte ihn die arme Prinzeſſin unausſprechlich, und ſie jammerte alle Menſchen; denn ſie war immer ſehr freundlich geweſen gegen Jedermann, auch hatten die meiſten von Anfang an geglaubt, daß ſie fälſchlich verklagt war, und daß der polniſche Prinz einen argen Lügenſchein auf ſie gebracht hatte: denn ſie hatte ſich immer aller Zucht und Jungfräulichkeit befliſſen vor Jedermann.

Und als der Wächter vor den König trat und ihm die Bitte der Prinzeſſin anbrachte, da ward der alte Herr ſehr zornig und ſchalt ihn und drohete ihm, ihn ſelbſt in Thurm zu werfen, wenn er den Namen der Prinzeſſin vor ihm je wieder über ſeine Lippen laufen laſſe. Und der erſchrockene Wächter ging weg. Der König aber legte ſich hin und ſchlief ein. Da ſoll er einen wunderbaren Traum gehabt haben, den kein Menſch zu deuten verſtanden hat, und er iſt früh erwacht und ſehr unruhig geweſen und hat viel an ſeine Tochter denken müſſen, bis er zuletzt befohlen hat, daß man ſie aus dem Thurm herausbrächte und vor ihn führte.

Als Svanvithe nun vor den König trat, war ſie bleich und mager, auch waren ihre Kleider und Schuhe ſchon abgeriſſen, und ſie ſtand faſt nackt und baarfuß da und ſah einer Bettlertochter ähnlicher, als einer Königstochter. Und der alte König iſt bei ihrem Anblick blaß geworden vor Jammer wie der Kalk an der Wand, aber ſonſt hat er ſich nichts merken laſſen. Und Svanvithe hat ſich vor ihm verneigt und alſo zu ihm geſprochen:

Mein König und Herr. Ich erſcheine nur als eine arme Sünderin vor dir, als eine, die an der göttlichen Gnade und an dem Lichte des Himmels kein Recht mehr haben ſoll. Alſo haſt du mich von deinem Angeſicht verſtoßen und von allem Lebendigen weggeſperrt. Ich betheure aber vor dir und vor Gott, daß ich unſchuldig leide, und daß der polniſche Prinz aus eitel Tücke und Argliſt all den ſchlimmen Schein auf mich gebracht hat. Und nun hat Gott, der ſich mein erbarmen will, mir einen Gedanken ins Herz gegeben, wodurch ich meine unbefleckte Jungfrauſchaft beweiſen und dich und mich und dein ganzes Reich zu Reichthum und Ehren bringen kann. Du weißt, es geht die Sage, unter dem alten Schloßwalle zu Gartz, wo unſere heidniſchen Ahnen weiland gewohnt haben, liege ein reicher Schatz vergraben. Dieſe Sage, die mir in meiner Kindheit oft erzählt iſt, meldet ferner, dieſer Schatz könne nur von einer Prinzeſſin gehoben werden, die von jenen alten Königen herſtamme und noch eine reine Jungfrau ſey: wenn nemlich dieſe den Muth habe, in der Johannisnacht zwiſchen zwölf und ein Uhr nackt und einſam dieſen Wall zu erſteigen und darauf rückwärts ſo lange hin und her zu treten, bis es ihr gelinge, die Stelle zu treffen, wo die Thore und Treppen verſchüttet ſind, die zu der Schatzkammer hinab führen. Sobald ſie dieſe mit ihren Füßen berühre, werde es ſich unter ihr öffnen und ſie werde ſanft herunterſinken mitten in das Gold und könne ſich von den Herrlichkeiten dann ausleſen, was ſie wolle, und bei Sonnenaufgang wieder herausgehen. Was ſie aber nicht tragen könne, werde der alte Geiſt, der den Schatz bewacht, nebſt ſeinen Gehülfen nachtragen. Hierauf habe ich nun meine Hoffnung eines neuen Glückes geſtellt, ob es mir etwa aufblühen wolle; laß mich denn, Herr König, mit Gott dieſe Probe machen. Ich bin ja doch einer Todten gleich, und ob ich hier begraben bin oder dort begraben werde, kann dir einerlei ſeyn.

Sie hatte die Gebärde, als wolle ſie noch mehr ſagen, aber bei dieſen Worten ſtockte ſie und konnte nicht mehr, ſondern ſchluchzete und weinte bitterlich. Der König aber winkte dem Wächter leiſe zu, der ſie herein geführt hatte, und alsbald kamen Frauen und Dienerinnen herbei und trugen ſie hinaus von dem Könige weg in ein Seitengemach. Und nicht lange, ſo ward der Wächter wieder zu dem Könige gerufen, und er brachte ihr Speiſe und Trank, daß ſie ſich ſtärkte und erquickte, und zugleich die Botſchaft, daß der König ihr die gebetene mitternächtliche Fahrt erlaube. Bald trugen Dienerinnen ihr ein Bad herein nebſt zierlichen Kleidern, daß ſie ſich bedecken konnte, denn ſie war faſt nackend. Und ſie lebte nun wieder wie in Freuden, obgleich ſie ganz einſam ſaß und gegen niemand den Mund aufthat — auch den Dienern und Dienerinnen war das Sprechen zu ihr verboten, ſie wußten auch nicht, wer ſie war noch wie ſie in das Schloß gekommen: denn von denen, die ſie kannten, ward niemand zu ihr gelaſſen, denn allein der Wächter, der ihr immer die Speiſe gebracht hatte im Thurme. Und ihre Schöne fing wieder an aufzublühen, wie blaß und elend ſie auch aus dem Thurm gekommen war; und alle, die ſie ſahen, entſetzten ſich über ihre Huld und Lieblichkeit, und ſie däuchte ihnen faſt einem Engel gleich, der vom Himmel in das Schloß gekommen ſey.

Und als vierzig Tage vergangen waren und der Tag vor Johannis da war, da ging ſie zu dem Könige ihrem Vater ins Gemach und ſagte ihm Lebewohl. Und der alte Herr neigte noch einmal wieder ſeinen weiſſen Kopf über ſie und weinte ſehr; und ſie ſank vor ihm hin und umfaßte ſeine Kniee und weinte noch mehr. Und darauf ging ſie hinaus und verkleidete ſich ſo, daß niemand ſie für eine Prinzeſſin gehalten hätte, und trat ihre Reiſe an. Die Reiſe war aber nicht weit von Bergen nach Gartz; und ſie ging in der Tracht eines Reiterbuben einher. Und in der Nacht, als es vom Gartzer Kirchthurm zwölf geſchlagen hatte, betrat ſie einſam den Wall, that ihre Kleider von ſich, alſo daß ſie da ſtand, wie Gott ſie erſchaffen hatte, und nahm eine Johannisruthe in die Hand, womit ſie hinter ſich ſchlug. Und ſo tappte ſie ſtumm und rücklings fort, wie es geſchehen mußte. Und nicht lange war ſie geſchritten, ſo that ſich die Erde unter ihren Füßen auf, und ſie fiel ſanft hinunter, und es war ihr, als würde ſie in einem Traum hinabgewiegt; und ſie fiel hinab in ein gar großes und ſchönes und von tauſend Lichtern und Lampen erleuchtetes Gemach, deſſen Wände von Marmor und diamantenen Spiegeln blitzten und deſſen Boden ganz mit Gold und Silber und Edelſteinen beſchüttet war, daß man kaum darauf gehen konnte. Sie aber ſank ſo weich auf einen Goldhaufen herab, daß es ihr gar nicht weh that. Und ſie beſah ſich alle die blitzende Herrlichkeit in dem weiten Saale, wo die Schätze und Koſtbarkeiten ihrer Ahnherren von vielen Jahrhunderten geſammelt und aufgehängt waren, und da ſah ſie in der hinterſten Ecke in einem goldenen Lehnſtuhl das kleine graue Männchen ſitzen, das ihr freundlich zunickte, als wolle es mit der Urenkelin ſprechen. Sie aber ſprach kein Wort zu ihm, ſondern winkte ihm nur leiſe mit der Hand. Und auf ihren Wink hob der Geiſt ſich hinweg und verſchwand, und ſtatt ſeiner kam eine lange Schaar prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen, welche ſich in ſtummer Ehrfurcht hinter ſie ſtellten, als erwarteten ſie, was die Herrin befehlen würde. Svanvithe aber ſäumte nicht lange, bedenkend, wie kurz die Mittſommersnacht iſt, und ſie nahm die Fülle der Edelſteine und Diamanten und winkte den Dienern und Dienerinnen hinter ihr, daß ſie eben ſo thäten; und auch dieſe füllten Hände und Taſchen und Zipfel und Geren der Kleider mit Gold und edlen Steinen und koſtbaren Geſchirren. Und noch ein Wink, und die lange Reihe wandelte, und die Prinzeſſin ſchritt voran der Treppe zu, als wenn ſie herausgehen wollte; jene aber folgten ihr. Und ſchon hatte ſie viele Stufen vollendet und ſah ſchon das dämmernde Morgenlicht und hörte ſchon den Lerchengeſang und den Hahnenkrei, die den Tag verkündeten — da ward es ihr bange, ob die Diener und Dienerinnen ihr auch nachträten mit den Schätzen. Und ſie ſah ſich um, und was erblickte ſie? Sie ſah den kleinen grauen Mann ſich plötzlich in einen großen ſchwarzen Hund verwandeln, der mit feurigem Rachen und funkelnden Augen gegen ſie hinaufſprang. Und ſie entſetzte ſich ſehr und rief: O Herr Je! Und als ſie das Wort ausgeſchrieen hatte, da ſchlug die Thüre über ihr mit lautem

Knalle zu und die Treppe verſank und die Diener und Dienerinnen verſchwanden und alle Lichter des Saales erloſchen, und ſie war wieder unten am Boden und konnte nicht heraus. Der alte König aber, da ſie nicht wieder kam, grämte ſich ſehr; denn er dachte, ſie ſey entweder umgekommen bei dem Hinabſteigen zu dem Schatze durch die Tücke der böſen Geiſter, die unter der Erde ihre Gewalt haben, oder ſie habe ſich der Sache überhaupt nicht unterſtanden und laufe nun wie eine arme verlaſſene Streunerin durch die Welt. Und er lebte nur noch wenige Wochen nach ihrem Verſchwinden, dann ſtarb er und ward begraben.

Der Prinzeſſin Svanvithe war dieſes Unglück aber geſchehen, weil ſie ſich umgeſehen hatte, als ſie weggehen wollte, und weil ſie geſprochen hatte. Denn über die Unterirdiſchen hat man keine Gewalt, wenn man ſich umſieht oder ſpricht, ſondern es geräth dann faſt immer unglücklich; wovon man viele Beiſpiele und Geſchichten weiß.

Und es waren viele Jahre vergangen, vielleicht hundert Jahre und mehr, und alle die Menſchen waren geſtorben und begraben, welche zu der Zeit des alten Königs und der ſchönen Svanvithe gelebt hatten, und ſchon ward hie und da von ihnen erzählt wie von einem alten alten längſt verſchollenen Mährchen; da hörte man hin und wieder, die Prinzeſſin lebe noch und ſitze unter dem Gartzer Wall in der Schatzkammer und müſſe nun mit dem alten grauen Urgroßvater die Schätze hüten helfen. Und kein Menſch weiß zu ſagen, wie dies hier oben bekannt geworden iſt. Vielleicht hat der kleine graue Mann, der zu Zeiten rund geht, es einem verrathen, oder es hat es auch einer der hellſichtigen Menſchen geſehen, die an hohen Feſttagen in beſondern Stunden gebohren ſind und die das Gras und das Gold in der Erde wachſen ſehen und mit ihren Augen durch die dickſten Berge und Mauern dringen können. Und es war viel erſchollen von dieſer Geſchichte und von dem wunderſamen Verſinken der Prinzeſſin unter die Erde, und daß ſie in der dunkeln Kammer ſitze und noch lebe und einmal erlöſt werden ſolle. Sie kann aber, ſagen ſie, erlöſt werden, wenn einer es wagt, auf dieſelbe Weiſe, wie ſie einſt in der Johannisnacht gethan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieſer muß ſich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, ſie an die Hand faſſen und und ſie ſtill herausführen; denn kein Wort darf er bei Leibe nicht ſprechen. Wer ſie herausbringt, der wird mit ihr in Herrlichkeit und Freuden leben und ſo viele Schätze haben, daß er ſich ein Königreich kaufen kann. Darin wird er dann fünfzig Jahre als König auf dem Throne ſitzen und ſie als ſeine Königin neben ihm, und werden gar liebliche Kinder zeugen; der kleine graue Spuk wird dann aber auf immer verſchwinden, wann ſie ihm die Schätze weggehoben haben. Nun hat es wohl ſo kühne und verwegene Prinzen und ſchöne Knaben gegeben, die mit der Johannisruthe in der Hand zu ihr hinabgekommen ſind; aber ſie haben es immer in etwas verſehen, und die Prinzeſſin iſt noch nicht erlöſt. Ja wenn das ein ſo leichtes Ding wäre, wie viele würden Luſt haben, eine ſo ſchöne Prinzeſſin zu freien und Könige zu werden! Die Leute erzählen aber, der gräuliche ſchwarze Hund iſt an allem ſchuld; keiner hat es mit ihm aushalten können, ſondern wenn ſie ihn ſehen, ſo müſſen ſie aufſchreien, und dann ſchlägt die Thüre zu und die Treppe verſinkt, und alles iſt wieder vorbei.

So ſitzt denn die arme Svanvithe da in aller ihrer Unſchuld, und muß da unten frieren und das kalte Gold hüten, und Gott weiß, wann ſie erlöſt werden wird. Sie ſitzt da über Goldhaufen gebeugt, ihr langes Haar hangt ihr über die Schultern herab, und ſie weint unaufhörlich. Schon ſitzen ſechs junge Geſellen um ſie herum, die auch mithüten müſſen. Das ſind die, denen die Erlöſung nicht gelungen iſt. Wem es aber gelingt, der heirathet die Prinzeſſin und bekommt den ganzen Schatz und befreit zugleich die andern armen Gefangenen. Sie ſagen, der letzte iſt vor zwanzig Jahren darin verſunken, ein Schuhmachergeſell, der Jochim Fritz hieß. Das war ein junges ſchönes Blut und ging immer viel auf dem Wall ſpazieren. Der iſt mit einem Male verſchwunden, und keiner hat gewußt, wo er geſtoben und geflogen war, und ſeine Aeltern und Freunde haben ihn in der ganzen Welt ſuchen laſſen, aber nicht gefunden! Er mag nun auch wohl da ſitzen bei den andern.

3.

Der Wolf und die Nachtigall,

oder

wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Noth doch wieder zu Menſchen geſchaffen wurden.

In alten Zeiten, da es alles noch ganz anders war in der Welt als jetzt, lebte ein König in Schottland, der hatte die ſchönſte Königin in allen Landen, von einer ſo ſeltenen Schönheit und Lieblichkeit, daß ſie weit und breit als die Allerſchönſte beſungen und von Dichtern und Erzählern der ſchottiſche Vogel Phö[illegible] zugenannt ward. Dieſe ſchöne Königin gebahr dem Könige zwei Kindlein, einen Sohn und eine Tochter, und ſtarb dann in ihrer Jugend hin. Der König trauerte viele Jahre um ſie und konnte ſie nie vergeſſen, ſagte auch, er wolle nimmer wieder heirathen. Aber der Menſchen Sinn iſt wankelmüthig und kann ſich auf ſich ſelbſt nicht verlaſſen; denn als viele Tage vergangen und die Kinder ſchon groß waren, nahm er ſich doch wieder eine Frau. Dieſe Frau war ſehr bös und eine ſchlimme Stiefmutter gegen die

Kinder des Königs. Es waren aber der Prinz und die Prinzeſſin rechte Spiegel der Huld und Lieblichkeit, und der Haß der Stiefmutter gegen die Kinder kam auch daher, daß die Leute, bei welchen die verſtorbene Königin in gutem Andenken ſtand, immer noch von dieſer ſprachen, ſie aber verſchwiegen, und daß ſie, wenn ſie mit der jungen Prinzeſſin erſchien, gegen dieſe aufjauchzeten und riefen: ſie iſt gut und ſchön, wie ihre Mutter war. Das verdroß ſie, und ſie ergrimmte in ſich und ſann auf arge Tücke, barg aber ihr böſes Herz unter Freundlichkeit. Denn ſie durfte ſichs vor dem Könige nicht merken laſſen, daß ſie den Kindern gram war, und das Volk würde ſie geſteinigt und zerriſſen haben, wie ſie ihnen ein Leides gethan hätte.

Die Prinzeſſin, des Königs Tochter, welche Aurora hieß, war nun fünfzehen Jahre alt geworden und blühete wie eine Roſe und war die ſchönſte Prinzeſſin weit und breit. Und es zogen viele Königsſöhne und Fürſten und Grafen her und buhlten um ſie und begehrten ſie zum Gemal; ſie aber ſprach zu ihnen: mir gefällt die fröhliche und ledige Jungfrauſchaft beſſer, als alle Freier, und damit mußten ſie wieder hinreiſen wo ſie hergekommen waren. Endlich aber kam der Rechte: es war ein Prinz aus Oſtenland, ein gar ſchöner und ſtattlicher Herr. Dieſem verlobte ſie ſich mit Einwilligung des Königs und ihrer Stiefmutter. Und ſchon war der Hochzeitkranz gewunden und die Spieler zum Tanze beſtellt, und alles Land war in Freude ob der Vermälung der ſchönen Prinzeſſin Aurora. Aber die Stiefmutter dachte ganz anders in ihrem Sinn, als ſie ſich gebärdete, und ſprach: Ich will Spielleute beſtellen, die ſollen zu einem andern Tanze aufſpielen, und die Füße ſollen anderswohin tanzen als ins Brautbett. Denn ſie ſprach bei ſich: Dieſe verdunkelt mich ganz und wird mich noch mehr verdunkeln, und vor dieſer Aurora muß meine Sonne untergehen, zumal wenn ſie einen ſo ſtattlichen Mann zum Gemal bekommt und dem Könige ihrem Vater Enkel bringt; denn ich bin unfruchtbar und kinderlos. Auch hangt das Volk ihr an und ſchreit ihr nach, mich aber kennen ſie nicht und wollen ſie nicht kennen; und doch bin ich die Königin: ja ich bin die Königin! und bald ſollen ſie es alle wiſſen, daß ich es bin und nicht Aurora. Und ſie ſann nun auf viele arge Liſten Tag und Nacht hin und her, wie ſie die Prinzeſſin und ihren Bruder verderben wollte; aber es wollte ihr keine einzige gelingen: denn ſie waren zu gut bewacht und behütet von den Dienern und Dienerinnen, die ſie hatten. Dieſe ſahen auf ſie wie auf ihren Augapfel und wichen Tag und Nacht nicht von ihnen wegen der Liebe, die ſie zu ihrer Mutter, der ſeligen Königin, trugen. Als nun keine Zeit mehr übrig und der Hochzeittag ſchon da war und ſie ſich nicht mehr zu helfen wußte, gedachte ſie der allerböſeſten Kunſt, die ſie wußte, und kam zu den Kindern mit der leidigſten Freundlichkeit und bat ſie, einen Augenblick mit ihr in ihren Roſengarten zu kommen, ſie wolle ihnen eine wunderſchöne Blume zeigen, die eben aufgebrochen ſey. Und ſie gingen gern mit ihr, denn der Garten war hart hinter dem Schloſſe; auch konnte niemand an etwas Arges denken, denn es war der helle Mittag, und der König und die Prinzen und Prinzeſſinnen des Landes waren alle in dem großen Schloßſaale verſammelt, da gleich die Vermälung geſchehen ſollte. Und ſie führte die Kinder in die hinterſte Ecke des Gartens, wo ihre Blumen ſtanden, unter einen dunkeln Taxusbaum, als wollte ſie ihnen da etwas Beſonderes zeigen. Sie aber murmelte einige leiſe Worte für ſich hin, brach dann einen Zweig von dem Baum, und gab dem Prinzen und der Prinzeſſin einige Streiche damit auf den Rücken. Und alsbald wurden ſie in Thiere verwandelt: der Prinz ſprang als ein reiſſender Wolf über die Mauer und lief in den Wald, und die Prinzeſſin flog als ein kleiner grauer Vogel, der Nachtigall heißt, auf den Baum, und ſang ein trauriges Lied.

Die Königin ſpielte ihr Spiel ſo gut, daß auch kein Menſch etwas merkte. Sie lief laut ſchreiend dem Schloſſe zu und ſank mit zerriſſenen Kleidern und zerrauften Haaren an den Stufen des Saales hin, als ſey ihr ein großes Leid geſchehen, und der König hieß ſie von den Kammerfrauen wegtragen. Es verging wohl eine gute Viertelſtunde, ehe ſie wieder zu ſich kam. Da gebärdete ſie ſich ſehr traurig und weinte und ſchrie: Ach! du arme Aurora, welchen Brauttag haſt du erlebt! ach du unglücklicher Prinz! So ſchrie ſie einmal über das andere, und erzählte dann, ein Schwarm Räuber ſey plötzlich hinten in den Garten gedrungen und habe die beiden Königskinder mit Gewalt von ihrer Seite geriſſen und entführt; ſie aber haben ſie zu Boden geſchlagen und halb todt liegen laſſen; und ſie zeigte eine Beule an der Stirn, die ſie ſich abſichtlich an einem Baum geſtoßen hatte. Und alle glaubten ihren Worten, und der König hieß alle ſeine Herren und Grafen und Ritter und Knappen aufſitzen und den Räubern nachjagen. Dieſe durchritten nach allen Seiten den Wald und alle Schlüchte und Klippen und Berge rings um das Schloß wohl zwei drei Meilen weit, aber von den Räubern und von dem Prinzen und von der Prinzeſſin fanden ſie auch nicht die geringſte Spur. Und der König ruhete nicht und ließ weiter ſuchen und forſchen viele Wochen und Monate, und ſandte Boten und Kundſchafter aus in alle Länder; aber ſie kamen immer vergebens zurück, und mit dem Prinzen und der Prinzeſſin war es, als ob ſie nie gelebt hätten: ſo ganz waren ſie verſchollen. Der alte König aber glaubte, die Räuber hätten ſie wegen der koſtbaren Juwelen und Edelgeſteine entführt, die ſie am Hochzeittage trugen, und hätten ſie beraubt und dann todt geſchlagen und irgendwo eingeſcharrt, damit man ihnen nie auf die Spur kommen könnte; und er grämte ſich ſo ſehr, daß er bald ſtarb. Bei ſeinem Sterben übergab er, weil er keine Kinder hatte, der Königin das Reich, und bat ſeine Unterthanen, daß ſie ihr treu und gehorſam ſeyn möchten, wie ſie ihm geweſen waren. Sie thaten es auch und erkannten ſie als ihre Königin, mehr aus Liebe zu ihm als aus Liebe zu ihr.

So waren vier Jahre verſchienen und der König ſchon das andere Jahr todt, und die Königin fing an mit großer Gewalt über die Länder zu herrſchen, und kaufte ſich für die Schätze, die der alte König ihr hinterlaſſen hatte, viele fremde Soldaten, die ſie über das Meer kommen ließ und die ihre Krone und ihr Schloß bewachten. Denn ſie wußte, daß ſie von den Unterthanen nicht geliebt war, und ſprach: Nun mögen ſie aus Furcht thun, was ſie aus Liebe nicht thun würden. So geſchah es, daß ſie von Tage zu Tage bei jedermänniglich mehr verhaßt ward, aber keiner durfte es ſich merken laſſen, denn auf das leiſeſte Geflüſter gegen die Königin war der Tod geſetzt. Aber die Leute laſſen das Wiſpern und Flüſtern darum doch nicht, und weil das Sprichwort wahr iſt: Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen, ſo hatte es von Anfang an gemunkelt *), als die Königskinder verſchwunden waren: kein Menſch könne wiſſen, was der Spaziergang der Königin bedeutet habe. Denn es waren Leute genug, die ihr wegen ihrer ſcharfen Augen und ihrer unnatürlichen Freundlichkeit böſe Künſte zutraueten. Dieſe Munkelung unter dem Volke dauerte nun immer fort und nahm noch zu; ſie aber kümmerte ſich darum nicht, und dachte: die werden ſchon Thiere bleiben was ſie ſind, und mir wird keiner die Königskrone nehmen. Aber es begab ſich alles ganz anders, als ſie gedacht hatte.

Den armen Königskindern ging es indeſſen doch recht ſchlecht.

---

*) Munken ſagt man von Pferden, die im Sommer wegen der Bremſen mit dem Kopf ſchütteln; Munkeln heißt alſo: die Köpfe gegen einander bewegen, leiſe flüſtern.

Der Prinz war als ein brauner Wolf in den Wald gelaufen, und er mußte ſich gebärden wie ein Wolf und heulen wie ein Wolf und durch die öden und wüſten Orte laufen bei Tage und bei Nacht, und wie ein Dieb einhergehen; denn auch die wölfiſche Furcht war in ihn gefahren. Und er mußte ſich nähren wie die andern Wölfe von allerlei Raub von Wild und Vögeln, auch mußte er in der traurigen Winterzeit zuweilen wohl mit einem Mäuschen vorlieb nehmen und den Bauch einziehen und zähneklappen und zwiſchen den harten und kalten Steinen ſein Lager nehmen. Und dies war gewiß keine prinzliche Lebensart, wie er ſie vorher geführt hatte, ehe er aus der königlichen Pracht und Herrlichkeit in dieſes wilde Elend verſtoßen war. Das war aber das Beſondere an ihm, daß er allein Thiere angriff und zerriß und nie nach Menſchenblut gelüſtete. Doch nach einer hätte ihn wohl gelüſtet, nach der böſen Frau, die ihn verwandelt hatte; aber dieſe hütete ſich wohl, dahin zu kommen, wo ſie den Zähnen dieſes Wolfes begegnen konnte. Man ſoll aber nicht glauben, daß der Prinz, der nun ein Wolf war, noch menſchliche Vernunft hatte; nein es war ſehr finſter in ihm geworden, und mit dem Bilde des Thieres, in welchem er durch die Wälder laufen mußte, hatte er auch nicht viel mehr als thieriſchen Verſtand. Das iſt wahr, ein dunkler Trieb trieb ihn oft gegen das Schloß und den Schloßgarten hin, als hätte er dort einen Fang zu holen; doch hatte er keine deutliche Erinnerung der Vergangenheit: wie hätte er es dann auch in der Wolfshaut aushalten ſollen? In den Augenblicken, wo er dieſen Trieb fühlte, war er mit einem beſondern Grimm behaftet; aber immer, wie er ihnen auf tauſend Schritt nahe kam, fuhr ein kalter Schauder in ihn und jagte ihn zurück. Und die Königin hatte dies mit ihrer Hexerei verſchuldet, daß ſie ihn bis ſo weit gebannt hatte; denn weiter hatte ſie nicht gedurft. Sie aber ſtellte dem Wolfsprinzen nach dem Leben und ließ viel jagen in dem Forſt, der ſich um das Schloß herumzog, weil ſie dachte, daß er wohl darin ſeyn mogte. Deswegen ward faſt alle Woche zweimal eine große Schalljagd und Klapperjagd auf Wölfe und Füchſe angeſtellt; und damit ſie einen fleißigeren Vorwand dazu hätte, hatte die Königin viele niedliche Dammhirſche in dieſen Forſt ausgeſetzt, von welchen unſer königlicher Wolf allerdings manchen verzehrte. Aber er rettete ſich immer aus aller Gefahr, wie oft die Hunde ihm mit ihren Rachen auch das Haar auf dem Rücken ſchon zerbließen und wie oft die Jäger auf ihn ſchoſſen. Er wich dann für den Augenblick abſeits, und wann der Schall ſich geſänftet hatte und die Jagdhörner verſtummt waren, kam er in das Dickicht zurück, welches dem Schloſſe nahe war, und ſonnte ſich häufig auf Plätzen, wo er als Knabe und Jüngling zuweilen geſpielt hatte. Er wußte aber nichts mehr von der Vergangenheit, ſondern es war eine verborgene Liebe, die ihn dahin lockte.

Die Prinzeſſin Aurora hatte als ein kleines Vögelein auf den Baum fliegen müſſen und war in eine Nachtigall verwandelt worden. Ihr aber war in ihrem leichten und dünnen Federkleide die Seele nicht ſo verdunkelt, als dem Prinzen in der Wolfshaut, ſondern ſie wußte viel mehr von ſich und von den Menſchen und Dingen; nur ſprechen konnte ſie nicht. Dafür aber ſang ſie deſto ſchöner in ihrer Einſamkeit, und oft ſo wunderſchön, daß die Thiere vor Freuden hüpften und ſprangen und die Vögel ſich alle um ſie verſammelten und die Bäume dazu rauſchten und die Blumen nickten. Ich glaube, auch die Steine hätten vor Luſt getanzt, wenn ſie ſo viel Liebe in ſich hätten; aber deren Herz iſt zu kalt. Auch die Menſchen hätten wohl bald auf den kleinen Vogel gemerkt als auf einen beſonderen Vogel und wäre wohl ein Gerede und Gemunkel davon unter den Leuten entſtanden, wenn nicht etwas ſie abgehalten hätte von dem Walde, daß ſie die Nachtigall nie ſingen hörten. Es verhielt ſich damit folgendergeſtalt:

Wie die Königin dem armen verwandelten Prinzen mit den vielen Schall- und Klapperjagden gern das letzte wölfiſche Lebenslicht ausgeblaſen hätte und wie er dadurch über die ganze Wolfsfamilie großes Unglück brachte, habe ich ſchon erzählt. Aber auch über die kleinen Vögel ging es ſchlimm her, und in dieſen Tagen der Tyrannei war es ein Unglück, in der Gegend des Schloſſes als Amſel Grasmücke und Nachtigall gebohren zu ſeyn. Die Königin nemlich, nachdem der alte Herr geſtorben war und ſie die Gewalt allein hatte, gebärdete ſich plötzlich, als habe die Krankheit ſie befallen, daß ſie nicht allein das Geſchrei und Gekrächze und Geſchnatter unleidlicher Vögel nicht ertragen könne, ſondern daß ſelbſt das lieblichſte Geklingel und Gezwitſcher der luſtigen kleinen Singvögelein ſie unangenehm bewege. Und damit ſie das allen Menſchen glaublich machte, war ſie bei ſolchen Geſängen, deren ſich ſonſt alle Welt zu freuen pflegt, ein paarmal in Ohnmacht gefallen. Das war aber nur ein Schein, ſie wollte eine böſe That, ſie wollte den Tod der kleinen Nachtigall, wenn ſie etwa in dieſen Hainen und Gärten herumflatterte. Das wußte ſie aber wohl, daß das Vögelchen dem Schloſſe auf tauſend Schritt nicht nahen durfte, denn ſie hatte es unter denſelben Hexenbann gelegt, als ſeinen Bruder. Unter dem Titel dieſer Unleidlichkeit und Empfindlichkeit gegen zarte und feine Klänge und Schalle ward denn freilich nicht bloß der kleinen liebenswürdigen Nachtigallprinzeſſin, ſondern allen andern Vögeln nach der Kehle gegriffen; ſie waren alle in die Acht und Aberacht gethan, ſie waren alle für vogelfrei erklärt, und die Förſter und Jäger der Königin erhielten den ſtrengſten und gemeſſenſten Befehl, auf alles, was Federn trägt, Jagd zu machen, und auch das Rothkehlchen, ja nicht einmal den Zaunkönig zu verſchonen, auf welchen ein guter Jäger ſonſt nie einen Schuß verliert. Dieſer ſchreckliche Zorn der Königin ward ein Unglück für das ganze befiederte Volk, nicht bloß für die, welche im Freien flogen oder in Forſten und Hainen lebten, ſondern auch für die, welche auf Höfen und in Zimmern gehalten werden. In der Hauptſtadt und in der Umgegend des königlichen Schloſſes blieb auch nichts Gefiedertes leben; denn die Leute meinten ſich bei der Königin ſehr einzuſchmeicheln und ihre Gunſt zu gewinnen, wenn ſie es ihr nachmachten. Es war ein Schlachten und Morden der Unſchuldigen wie der bethlehemitiſche Kindermord des Königs Herodes weiland. Wie vielen tauſend Kanarienvögeln und Zeiſigen und Nachtigallen und Diſtelfinken, ja ſelbſt wie manchen oſtindiſchen und weſtindiſchen Papagaien und Kakadus wurden da die Hälſe umgedreht! Schreihälſen und Liederkehlen, Schwätzern und Verſchwiegenen drohete Ein Schickſal, und das ſogar war ein Verbrechen, als Gans oder Puter oder Hahn gebohren zu ſeyn, und die gemeinen Haushühner fingen an ſo ſelten zu werden als chineſiſche Goldfaſane. Und hätte die Königin noch einige Jahrzehende ſo gewüthet gegen das Federvölkchen, ſo wäre es allmälig ausgeſtorben in dem Königreiche. Das war die Urſache, warum die Vögel nicht allein gemordet worden, ſondern auch faſt kein Menſch mehr in den Wald ſpazieren ging, weil es ſo hätte gedeutet werden können, als wollten ſie da Vogelgeſang hören. So kam es denn, daß niemand die Wundertöne der kleinen Nachtigall belauſchen konnte, als etwa hie und da ein einſamer Jäger. Der ließ ſich aber nichts merken, damit er von der Königin nicht geſtraft würde, daß er den Vogel nicht geſchoſſen. Denn das muß man zur Ehre der Weidmänner ſagen, daß ſie doch meiſtens ihrer wackern Natur folgten und ſelten einen der kleinen Vögel ſchoſſen; aber platzen durch den Wald mußten ſie, daß es knallte. Und dadurch ſchon ward es ſtill von Geſängen und auch viele Vöglein zogen weg aus dem unaufhörlichen Getümmel und kamen nimmer wieder. Die kleine Nachtigall aber, welche Gott behütete, daß ſie ſich von allen dieſen Nachſtellungen rettete, konnte den grünen Wald hinter dem Schloſſe nicht laſſen, wo ſie in ihrer Kindheit ſo viel geſpielt und geſprungen hatte, ſondern wenn ſie auch wegflog, ſo bald die Jagdhörner anblieſen und es mit Hurra und Wol! Wol! durch die Büſche toſete, kam ſie doch immer bald wieder. Und obgleich ihre Liedlein, als aus einem traurigen Herzen klingend, meiſtens traurig und kläglich waren, däuchte es ihr doch recht anmuthig, ſo unter den grünen Bäumen und bunten Blumen zu leben und dem Mond und den Sternen etwas Süßes vorzuklingen; und nur wenige Monate war ſie unglücklich. Dies war die Zeit, wo der Herbſt kam und wo ſie mit den andern Nachtigallen in fremde Länder ziehen mußte, bis es wieder Frühling ward.

Das kleine Prinzeſſinvögelein hielt ſich nun meiſt zu den Bäumen Angern und Auen, wo ſie als Kind geſpielt oder als Jungfrau mit Geſpielen ihres Alters Kränze gewunden und Reigen aufgeführt hatte, oder wo ſie gar in den glücklichſten Tagen ihres Lebens mit dem Geliebten die Einſamkeit geſucht hatte. Am liebſten und am meiſten wohnte ſie in einer dichten grünen Eiche, die ſich über einen rieſelnden Bach beugte und oft das ſüße Geflüſter der Liebe in ihren Schatten geborgen hatte. An dieſer Stelle ſah ſie denn auch oft den Wolf, den ein dunkles Gefühl der Vergangenheit dahin führte; aber ſie wußte nicht, daß es ihr armer Bruder war. Doch gewann ſie ihn lieb, weil er ſich ſo oft unter ihren Geſängen hinſtreckte und lauſchte, als verſtände er etwas davon; und ſie beklagte ihn wohl zuweilen, daß er ein zorniger und harter Wolf ſeyn mußte und nicht flattern konnte und fliegen von Zweigen zu Zweigen, wie ſie und andere Vögelein. Und nun muß ich auch noch von einem Manne erzählen, der in dem einſamen Walde zuweilen der Zuhörer der kleinen Nachtigall war. Dieſer Mann war der Prinz aus Oſtenland, ihr Bräutigam, als ſie noch Prinzeſſin war.

Der König, dieweil er noch lebte, hatte dieſen Prinzen wegen ſeiner Tugend und Tapferkeit vor allen Männern geliebt und ihn auf ſeinem Todbette der Königin empfohlen als einen Rath und Helfer in allen ſchlimmen und gefährlichen Dingen, beſonders als einen frommen und trefflichen Kriegsmann. Auch war er nach des Königs Tode bei der Königin geblieben bloß aus Liebe zu dem ſeligen Herrn. Doch ward er bald inne, daß die Königin ihn haßte, ja daß ſie ihm nach dem Leben trachtete, und entwich daher plötzlich von ihrem Hofe und aus ihrem Lande. Sie aber ließ ihm nachſetzen als einem Verräther und Flüchtling und ließ einen Bann ausgehen, wodurch ſie ihn für vogelfrei erklärte, daß jeder, wem es beliebte, ihn erſchlagen und ihr ſeinen Kopf bringen mogte, worauf ſie einen hohen Preis geſetzt hatte. Er entwich wieder in das Land ſeines Vaters, das viele hundert Meilen gegen Oſten von dem Schloſſe der Königin lag, und wohnte bei ihm. Aber im Herzen hatte er keine Ruhe noch Raſt und die Trauer um die verſchwundene Prinzeſſin wollte ihn nie verlaſſen. Ja das Wunder begab ſich mit ihm, daß er alle Jahre einmal heimlich verſchwand, ohne daß ein Menſch wußte, wohin. Er ſattelte aber dann ſein Roß und rüſtete ſich in unſcheinbarer

Rüſtung, und ritt plötzlich davon, ſo daß niemand ſeinen Pfad kannte. Er mußte aber in das Land der Königin reiten, die ihn vogelfrei gemacht hatte, und jenen Wald beſuchen, worin die Prinzeſſin verſchwunden war. Dieſer gewaltige Trieb kam ihm jedes Jahr kurz vor der Zeit, in welcher die Prinzeſſin verſchwunden war, wo er durch wilde wüſte und verborgene Orte traben mußte, bis er zu wohlbekannten Stätten gelangte, wo er einſt mit ſeiner Braut gewandelt hatte. Und da war auch ihm die grüne dunkle Eiche am Bache die Lieblingsſtelle. Da brachte er dann vierzehn Nächte in Thränen und Gebeten und Klagen um die Geliebte zu; die Tage aber verbarg er ſich in dem entlegeneren Dickicht. Da hat er die kleine Nachtigall oft geſehen und gehört und ſich ihres wunderſamen und wunderlieblichen und faſt übervögeliſchen Geſanges erquickt. Sie haben aber nichts weiter von einander gewußt. Doch hatte das Vögelchen immer eine große Sehnſucht im Herzen, wann der Ritter wieder weggeritten war, ſie wußte aber nicht, warum; und auch ihm klang ihr tiefes und ſchmachtendes Tiu! Tiut! lange nach, wann er wieder in das Land ſeines Vaters ritt. Es ging ihm aber wie den meiſten Menſchen, die etwas Geheimes thun oder haben, worüber andere Leute ſich viel die Köpfe zerbrechen, daß er um ſein eignes Geheimniß nicht wußte. Denn daß er jedes Jahr einmal heimlich wegritt, das wußte er wohl; warum er aber reiten mußte, das wußte er nicht.

Und es waren manche Tage vergangen ſeit dem Tode des alten Königs und es ging in das ſechſte Jahr ſeit dem Verſchwinden der Kinder, und die Königin lebte herrlich und in Freuden, und ließ die Thiere jagen und auf alle Vögel ſchieſſen, und war auch gegen ihre Unterthanen nicht weniger hart, als gegen das Wild und Gefieder des Waldes. Sie däuchte ſich faſt allmächtig und meinte, ihr Glück und ihre Herrſchaft könne kein Ende nehmen. Doch hatte ſie ſeit jenem Tage den Wald nicht betreten um das Schloß und den Schloßgarten, ſondern eine heimliche Furcht hatte ſie davon zurückgehalten. Sie ließ ſich aber nicht merken, was es war, und daß eine Hexenangſt dahinter ſteckte. Nun begab es ſich, daß ſie einmal ein großes Feſt und Gaſtmal angeſtellt hatte, wozu alle Fürſten und Fürſtinnen des Reichs und alle Großen des Landes und alle vornehmſten Diener und Dienerinnen geladen waren, und es war den Nachmittag eine große Wolfsjagd beſchloſſen in dem Forſt, und die Fürſten baten ſie, daß ſie mitgehen mögte. Sie weigerte ſich lange unter allerlei Vorwänden, endlich aber ließ ſie ſich bereden. Sie ſetzte ſich aber auf einen hohen Wagen und hieß drei ihrer tapferſten Kriegsmänner ſich wohlbewaffnet neben ſich ſetzen; zugleich hieß ſie viele hundert gewaffnete und gerüſtete Reiſige vor neben und hinter dem Wagen reiten, und eine lange Reihe Wagen voll Herren und Frauen folgten ihr nach. Und ihr war der Wolf immer im Herzen, doch dachte ſie bei ſich: laß den Wolf nur kommen, ja laß hundert Wölfe zugleich kommen, dieſe tapfere Schaar wird ihnen wohl das Garaus machen. So verblendet Gott auch die Klügſten und Feinſten, wann ſie zur Strafe reif ſind; denn ihr war geweiſſagt worden von andern Meiſtern ihrer loſen Kunſt, ſie ſolle ſich vor dem ſechsten Jahre in Acht nehmen. Daran hatte ſie heute nicht gedacht.

Und es war ein ſchöner heiterer Frühlingstag, und ſie fuhren mit Trompeten und Poſaunen in den Forſt, und die Roſſe wieherten und die Rüſtungen klirrten und die gezückten Speere und Degen funkelten in der Sonne; die Königin aber funkelte am hellſten, mit ihren prächtigſten Kleidern und all ihrem Juwelenſchmuck hoch im Wagen thronend. Und ſchon ſchallte ihnen die Jagd entgegen mit Huſſa und Hurra und den ſchmetternden Hörnern der Jäger und den gellenden Stimmen der Hunde. Und es lief ein Löwe vorüber und ein Eber fuhr durch die Reihen; und ſie erſchracken nicht, ſondern hielten und ſtanden ein jeglicher feſt auf ſeinem Stand, und machten die Ungeheuer nieder. Aber nicht lange, und es ergab ſich ein Schrecken, das ihnen zu mächtig war. Ein fürchterlicher Wolf fuhr aus dem Dickicht hervor auf einen grünen Anger, und heulte ſo gräßlich, daß Jäger Hunde Reiter vor ihm ausriſſen Der Wolf lief, wie man einen Pfeil vom Bogen ſchießt, nein er lief nicht ſondern flog durch die Männer und Roſſe dahin, und keiner dachte daran, daß er Bogen, Spieß und Eiſen trug, ſo ſchrecklich war des Unthiers Anſehen und ſo wüthig bleckte er den funkelnden Rachen auf Die Königin, die ihn auf ihren Wagen zuſpringen ſah, ſchrie Hülfe! Hülfe! die Weiber ſchrieen und fielen in Ohnmacht, viele Männer ſchrieen auch wie die Memmen: Keiner wehrte dem Wolf, er ſprang mit Einem langen weiten Sprung auf den hohen Wagen, riß das ſtolze Weib herunter, und wuſch ſich Zähne und Rachen in ihrem Blute. Die andern waren alle geflohen oder ſtanden und hielten von ferne.

Und, o Wunder! als ſie ſich ermannen wollten und das Thier anfallen, ſahen ſie es nicht mehr, ſondern, wo es eben noch geſtanden hatte, erhob ſich die Geſtalt eines ſchönen und reiſigen Jünglings. Die Männer ſtaunten ob dem Zauber, doch zuckten einige die Waffen, als wenn ſie ihn als ein zweites Ungethüm jagen und fällen wollten. Da ſprang plötzlich ein Greis vor, der mit im Zuge war, der Kanzler des Reichs, und verbot es ihnen, und rief überlaut: bei meinem grauen Haar, Männer, haltet ein! ihr wiſſet nicht, auf wen ihr ſtoßen wollet — und ehe ſie ſich beſinnen konnten, lag er ſchon vor dem Jünglinge auf der Erde, und küßte ihm Kniee und Hände und rief: Sey uns gegrüßt, du edle Blume eines edlen Vaters, die du wieder aufgegangen biſt in deiner Schöne! und freue dich, o Volk, dein rechter Königsſohn iſt wieder gekommen, und dies iſt jetzt dein König. Und auf dieſe Worte liefen viele herzu und erkannten den Prinzen wieder und huldeten ihm als ihrem Herrn, und die übrigen thaten desgleichen. Un alle waren zugleich voll Schrecken und Staunen und Freude, und dachten nicht mehr an die zerriſſene Königin noch an den Wolf; denn daß er der Wolf geweſen, das wußten ſie nicht.

Der junge König aber gebot allen, daß ſie ihm nachfolgeten und mit ihm in das Schloß ſeines Vaters zögen; er hieß auch ſogleich die Jagd ſtillen und die Hörner und Trompeten, welche eben noch den Wald und das Wild aufgeſchreckt hatten, ſeinem fröhlichen Einzuge voranblaſen. Und als er daheim war und von den Zinnen ſeiner Väter ſchauete, da traten ihm Thränen in die Augen und er weinte beide ſchmerzlich und fröhlich; denn er gedachte nun alles Jammers wieder und der zu ſchweren Vergangenheit, wo es wie ein dumpfer und thieriſcher Traum auf ihm gelegen hatte. Und nun ward es ihm plötzlich hell, und er konnte es dem Kanzler und den Vornehmſten melden, wie es mit ihm geſchehen war und daß er nur durch das Herzblut der alten gräulichen Hexe, die ſeine Stiefmutter und ihre Königin geheiſſen, wieder hatte verwandelt werden können. Und das Gerücht von dieſem erſtaunlichen Wunder ging alsbald in die ganze Stadt und unter alles Volk aus; und ſie freueten ſich, daß der geliebte Königsſohn wiedergekommen und daß die Königin, welche alle haſſeten, von Wolfszähnen, die ſie ſelbſt geſchaffen, zerriſſen war.

Aber als der Prinz ſich nun allmälig wiedergefunden und über ſich beſonnen hatte, da fiel es ihm ſchwer auf das Herz, wo die königliche Prinzeſſin Aurora ſeine geliebte Schweſter wohl ſeyn mögte und ob ſie auch noch wohl unter irgend einer Thierhaut oder Federdecke ſteckte; denn nun fiel ihm ihr trauriger Hochzeittag ein. Und er fragte und ließ fragen; aber alle ſchwiegen und keiner konnte von ihr etwas melden. Da ward der Prinz wieder ſehr traurig und ſorglich, aber Gott wandelte dieſe Traurigkeit auch bald in Freude.

Denn als dieſer Jagd- und Wolfslärm im Walde toſete, ſteckte auch der arme traurende Prinz aus Oſtenland grade in ſeinem Dickicht, und das kleine liebliche Nachtigallvögelchen hielt ſich ſchweigend unter den grünen Blättern ſeiner Eiche verborgen. Es fuhr aber ein wunderbares Gefühl durch ſein Herzchen, ſobald der durſtige Wolfszahn ſeines Bruders das Herzblut der alten Königin geſchlürft hatte. Als nun die Jagd verſchollen und der Wald ſtill geworden und die Sonne niedergegangen war, da kam der Prinz aus ſeiner dunkeln Waldſchlucht unter ſeine grüne Eiche und lehnte ſich gar traurig an den Stamm und netzte das Gras mit ſeinen ſtummen Thränen, wie er alle Nächte pflag; und ihm däuchte viel wehmüthiger um ſein Herz zu ſeyn als gewöhnlich. Das Vögelein in den Zweigen über ihm fing eben an zu ſingen nach ſeiner Gewohnheit; und es däuchte ihm auch, daß es gar anders ſang als ſonſt, und viel bedeutſamer und räthſelhafter und faſt wie mit menſchlicher Stimme. Und dem Manne kam ein Grauſen an, und faſt voll Angſt rief er in die Zweige hinauf: Vögelein, Vögelein, ſage mir, kannſt du ſprechen? Und das Nachtigallvögelein antwortete ihm mit Ja, wie Menſchen zu antworten pflegen, und es verwunderte ſich ſelbſt, daß es ſprechen konnte, und fing an vor Freuden darüber zu weinen, und ſchwieg lange. Darauf that es ſein Schnäbelchen wieder auf und erzählte dem Manne mit vernehmlicher menſchlicher Stimme die ganze Geſchichte von ſeiner Verwandelung und von ſeines Bruders Verwandelung, und durch welches Wunder er wieder ein Menſch geworden. Denn es war ihr nun alles in Einem Augenblicke klar geworden, als hätte ein Geiſt es ihr zugeflüſtert. Der

Mann aber jauchzete in ſeiner Seele, als er ihre Rede hörte, und er ſann viel in ſich hin und her; und das Vögelchen ſpielte und flog zutraulich um ihn herum; doch wiewohl ſie ſich und alle Dinge ſo hell wieder erkannte und wußte, von ihm wußte ſie nicht, wer er war. Und er lockte das Vögelchen und ſchmeichelte und koſete ihm ſchön, und bat, es ſolle mit ihm kommen, er wolle es in einen Garten ſetzen, wo ein ewiger Frühling blühe und nie ein Falke rauſche noch ein Jäger toſe: das ſey doch viel luſtiger, als ſo in wilden Hainen umzufliegen und vor dem Winter und vor Jägern und Raubvögeln und Schlingen zu zittern. Das Vögelein aber wollte davon nichts hören und lobte ſeine grüne Freiheit und ſeine grüne Eiche hier und ſchwätzte und flötete und ſpielte und flatterte um den Mann herum und hatte ſein wenig Acht, denn er gebärdete ſich, als ſey er in andern Gedanken.

Aber ſiehe, welche Gedanken er gehabt hat! Denn ehe das Vögelchen ſich deſſen verſah, hatte der Mann es bei den Füßchen erfaßt und liefs eilends davon, ſchwang ſich auf ſein Roß und flog im ſauſenden Galopp, als ſey ein Sturmwind hinter ihm, einer Herberge zu, die er in der Stadt unweit des Schloſſes kannte, und beſtellte ſich ein einſames Zimmer, worin er ſich mit dem Vögelein einſperrte. Das Vögelein, als es ſah, wie er die Schlüſſel herauszog und andere Zeichen eines Gefängniſſes machte, fing an jämmerlich zu weinen und zu flehen, daß er es fliegen ließe; denn es däuchte ihm gar beklommen und angſtvoll in dem verſchloſſenen Zimmer und es mußte an ſeine grünen Bäume und an die liebliche Freiheit denken. Aber der Mann machte ſich aus dem Weinen und Flehen des Vögelchens nichts und wollte es nicht laſſen. Da ward das Vögelein böſe und fing an ſich zu verwandeln, damit es den Mann erſchreckte, daß er Thüren und Fenſter öffnete und froh wäre, wenn das Vögelein davon flöge. So machte es ſich zu Tigern und Löwen, zu Ottern und Schlangen, zu Skorpionen und Taranteln, zuletzt zu einem ſcheußlichen Lindwurm, der ſich um den Mann flocht und mit giftiger Zunge auf ihn fuhr. Aber das alles ſchreckte ihn nicht ſondern er blieb feſt auf ſeinem Sinn, und das Vögelein mußte alle ſeine Arbeit verlieren und wieder ein Vögelein werden. Und der Mann ſtand in tiefen Gedanken, denn es fiel ihm etwas ein aus alten Mährchen. Und er zog ein Meſſer aus der Taſche und ſchnitt ſich ein Loch in den kleinen Finger der linken Hand, der immer das lebendigſte Herzblut hat. Und es tröpfelte Blut heraus, und er nahm des Blutes und beſtrich des Vögeleins Köpfchen und Leib damit. Und kaum hatte er das gethan, ſo ſtand auch das Wunder fertig da. Das Vögelein ward in der Minute zu der allerſchönſten Jungfrau, und der Prinz lag alsbald zu ihren Füßen und küßte ihr züchtig und ehrerbietig die Hände. Die Nachtigall war nun wieder Prinzeſſin Aurora geworden und erkannte in dem Manne ihren Bräutigam wieder, den Prinzen aus Oſtenland. Sie war noch eben ſo jung und ſchön, als ſie vor ſechs Jahren zur Zeit der Verwandelung geweſen. Denn das iſt den Verwandlungen eigen, daß die Jahre, die einer darin bleibt, ihn nicht älter machen, ſondern tauſend Jahre gelten da nicht mehr als eine Sekunde.

Man kann denken, wie dieſe beiden ſich gefreut haben; denn wenn zwei verliebte Herzen, die einander treu geblieben, nach langer Zeit wieder zuſammenkommen, das iſt wohl die größte Freude auf Erden. Doch ſäumten ſie nicht lange ſondern lieſſen dem Könige anſagen, es ſeyen zwei fremde Prinzen aus fernen Landen an ſeinen Hof gekommen und begehren fürſtliche Herberge. Und der König trat heraus, daß er ſie bewillkommete, und erkannte ſeine liebe Schweſter Aurora und ſeinen theuren Freund den Prinzen aus Oſtenland, und freuete ſich über die Maaßen; und alles Volk freuete ſich mit ihm, daß ſo alles wiedergekommen und das Reich nicht bei Fremden bleibe.

Und nach wenigen Tagen ſetzte er ſich die königliche Krone auf und fing an zu regieren an ſeines Vaters Statt, ſeiner Schweſter aber gab er eine überaus prächtige Hochzeit mit Tänzen und Feſten und Ritterſpielen; auch erhielt ſie nebſt ihrem Prinzen an Land und Leuten eine gar ſtattliche Abfindung, wovon ſie faſt wie Könige leben mogten. Die Prinzeſſin Aurora aber hatte ihren Bruder um den Wald gebeten, in welchem ſie als Vögelein ſo manchen fröhlichen und auch ſo manchen traurigen Tag umhergeflogen war, und er hatte ihn ihr gern geſchenkt. Sie baute ſich daſelbſt ein ſtolzes königliches Schloß an dem Bache, wo ſie ſo oft geſeſſen und geſungen hatte, und die grüne und dichte Eiche kam mitten in ihrem Schloßgarten zu ſtehen und hat noch manches Jahr nach ihr gegrünt, ſo daß ihre Urenkel noch darunter geſpielt und ſich beſchattet haben. Sie aber ließ das Gebot ausgehen, es ſolle der Wald für ewige Zeiten ſtehen bleiben in ſeiner natürlichen Herrlichkeit; auch gab ſie den kleinen Singvögelein den Frieden und verbot auf das allerſtrengſte, in dieſem heiligen Bezirke Schlingen und Fallen zu ſtellen und die Kleinen mit irgend einem Gewehr anzugreifen. Und ihr Bruder hat als ein großer und frommer König regiert, ſie aber hat mit ihrem tapfern Gemal bis in ein ſchneeweißes Alter in glücklicher Liebe gelebt und viele Kinder und Kindeskinder geſehen, bis ſie endlich im Segen Gottes und der Menſchen ſanft entſchlafen iſt. Das hat auch gegolten ſeit ihrer Zeit unter ihren Kindern und Nachkommen, daß der älteſte Prinz ihres Hauſes immer Roſſignol und die älteſte Prinzeſſin immer Philomela getauft wurde. Sie wollte nemlich eine fromme Erinnerung ſtiften für alle Zeiten von dem wunderſamen Unglück, das ihr widerfahren war, da ſie in eine Nachtigall verwandelt worden. Denn dieſe Worte bedeuten in der Sprache ihres Landes, was zu deutſch Nachtigall genannt wird, und Roſſignol heiſt eigentlich Roſenvogel — denn die Nachtigallen ſingen meiſt zur Zeit der Roſen — und Philomela Liederfreundin; der deutſche Name Nachtigall heißt aber ſo viel als Nachtſängerin, und iſt wohl der allerfeinſte

4.

Der Wolf und die Nachtigall.

(Schwediſches Volksmährchen.)

Ich weiß es wohl, wo ſteht ein Schloß,
Das iſt geſchmückt ſo feine
Mit Silber und mit rothem Gold
Gebaut von Marmelſteine.

Und in dem Schloß eine Linde ſtand,
Mit Blättern luſtig und ſchöne,
Drinn wohnte eine Nachtigall fein,
Die ſchlug gar liebliche Töne.

Es kam ein Ritter geritten daher,
Süß klang es vom Nachtigallmunde,
Worüber er höchlich wunderte ſich —
Es war um die Mitternachtſtunde.

Ach höre du kleine Nachtigall,
Wollſt mir ein Liedlein ſingen,
Deine Federn laß ich beſchlagen mit Gold,
Deinen Hals mit Perlen beringen.

Deine Federn von Gold die kleiden mich nicht,
Die ich für dich ſollte tragen,
In der Welt ein wildfremdes Vögelein,
Wovon kein Menſch weiß zu ſagen.

Biſt in der Welt ein wildfremdes Vögelein
Und unbekannt allen Leuten,
Dich zwingt wohl Hunger, Froſt und Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten.

Mich zwingt nicht Hunger, mich zwingt nicht Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten,
Mich zwingt weit mehr geheime Pein,
Die macht mir Angſt und Leiden.

Wohl zwiſchen Bergen und tiefem Thal
Da rinnen die brauſenden Waſſer,
Und welcher einen Treuliebſten hat,
Kann ihn aus dem Herzen nicht laſſen.

Ich hatt' einen Liebſten kühn und fromm,
Einen Ritter von herriſchen Gaben,
Meine Stiefmutter warf es geſchwinde um,
Sie wollte die Liebe nicht haben.

Sie ſchuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß mich in der Welt umfliegen,
Meinen Bruder zu einem Wolf ſo grimm,
Mußte ſich zu den Wölfen fügen.

Gleich lief er in den Wald, ſie ſprach:
In Wolfsgeſtalt ſoll er gehen,
Bis daß er getrunken mein Herzensblut.
Sieben Jahre drauf iſt es geſchehen.

Einen Tag ſie ging ſo wonniglich
Im Roſenhain ſpazieren,
Mein Bruder ſah es ,und zorniglich
Ihr leiſe nach thät ſpüren.

Er griff ſie an ihrem linken Fuß
Mit reiſſigem Wolfesmunde,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut
Und ward geſund zur Stunde.

Noch bin ich ein kleines Vögelein
Das fliegt in wilden Haiden,
So jammervoll muß ich leben meine Zeit,
Doch meiſt in Winterzeiten.

Doch Preis dem, der mir geholfen hat,
Daß ich die Zunge kann rühren,
Da ich nicht geſprochen in fünfzehn Jahr,
Wie mit Euch ich Rede kann führen.

Aber geſungen hab' ich immerdar
Mit lieblichen Nachtigallkehlen,
Und in dem allergrünſten Hain
Thät ich meinen Zweig mir wählen.

Und horche du kleine Nachtigall,
Was dich wohl kann vergnügen,
Kannſt ſitzen im Winter im Hauſe mein,
Im Sommer wieder ausfliegen.

Hab Dank, ſchöner Ritter, der Frommheit dein,
Ich darf es doch nicht wagen;
Denn das verbot die Stiefmutter mein,
So lang' ich Federn muß tragen.

Die Nachtigall in Gedanken ſtand:
Ich thu nicht des Ritters Willen;
Da griff er ſie bei den Füßen klein,
Das Schickſal ſollt' er erfüllen.

Er ging mit ihr wohl in ſein Haus,
Verſchloß die Fenſter und Thüren,
Sie ward zu manchem Wunderthier,
Wie man ſoll hören und ſpüren.

Erſt wandelt ſie ſich in Bären und Leu'n,
Iſt dann zur Schlange worden,
Zuletzt zu einem Lindwurm groß,
Der wollte den Ritter morden.

Er ſchnitt ſie mit einem Meſſerlein,
Daß Blut heraus thät ſlieſſen,
Strax ſtand wie eine Blume klar
Eine Jungfrau ihm zu'n Füßen.

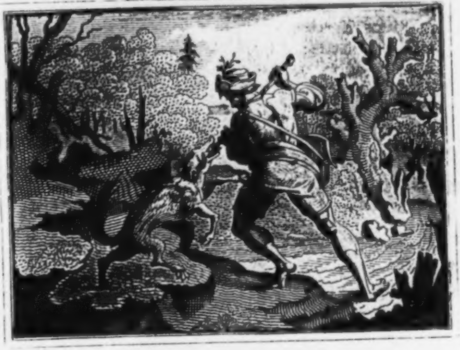
Nun hab' ich erlöſt dich von deiner Noth
Und von deinen heimlichen Leiden,
So ſage mir denn deine Abkunſt gut
Von Vaters und Mutter Seiten.

Aegyptenlands König mein Vater war,
Sein Gemal meine Mutter mit Ehren,
Meinen Bruder verſchuf man zu einem Wolf
Durch die wilden Wälder zu ſtören.

Iſt Aegyptenlands König lieber Vater dein,
Sein Gemal deine Mutter mit Ehren,
Fürwahr biſt Schweſtertochter mir,
Die ſonſt ſich als Nachtigall ließ hören.

Da ward große Freud in dem ganzen Hof,
Ja rings in dem ganzen Lande,
Daß der Ritter gefangen die Nachtigall,
Die gewohnt in der Linde ſo lange.

Klas Avenſtaken.



5.

Klas Avenſtaken.

In dem Lande Weſtfalen unweit der Stadt Minden, wo es viele tüchtige Bauern hat, lebte vor langen Jahren ein Schulze in Dümmelshuſen, der Peter Avenſtaken hieß, ein Mann von Sitten und Art geduldig und ſanftmüthig und deswegen bei Freunden und Nachbarn wohl berüchtigt und beliebt, ſonſt aber von großem und reiſigem Leibe und von ſo gewaltiger Stärke, daß er weit und breit nur der ſtarke Peter hieß, und daß die Leute ihm hundert Schritt aus dem Wege gingen, wann er böſe ward; denn ward er böſe, ſo ward er es ſehr, und konnte überhaupt nichts Mittelmäßiges thun. Dieſer Schulze in Dümmelshuſen hatte ein Lieblingswort, das er oft gebrauchte und das in ſeiner Freundſchaft und Verwandtſchaft ſehr alt war; denn ehrſame Bauerſchaften pflegen auf gewiſſe Worte, Sinnſprüche und Sprichwörter eben ſo zu halten, als Edelleute, die Fahnen und Schild führen, und ſetzen auch einen Stolz in dem Alten. Dieſes Wort hieß Grade durch, oder, wie ſie in Weſtfalen ſagen, Grad dör; und nach dem Worte, weil er es ſo oft im Munde führte, nannten manche Leute ihn auch Peter Grad dör, was er wohl aufzunehmen pflegte. Es war aber bei dem Worte noch ein Aberglaube, der ſich Jahrhunderte lang in der Familie Avenſtaken fortgepflanzt hatte; ſie meinten nemlich, dasjenige von den Kindern, welches ſich dieſes Wort vor den andern herausnehme, werde das Tüchtigſte und Glücklichſte werden; und alſo horchten und merkten die Aeltern frühe darauf. Seinen Urſprung aber hatte das Sprichwort von einer alten Geſchichte, die ſich mit dem Stifter des Hauſes begeben hat, der bei Minden ſeßhaft ward. Dieſer war ein Schuhmachergeſell Namens Klas, gebürtig aus dem Oertchen Corbach im Waldeckiſchen. Eines Tages, als er mit einem ſeiner Geſellen auf der Wanderſchaft war und durch den Hochwald längs der Weſer des Weges auf Minden ging, kam ein wüthender Wolf auf ihn los. Sein Geſell hielt den Anlauf nicht aus, ſondern entlief und kletterte auf einen Baum, Klas aber blieb feſten

Fußes und Auges ſtehen, nahm ſeinen Stock und wartete des Wolfes; und als dieſer auf ihn zufuhr, ſtieß er ihm den Stock in den offenen Rachen und ſtieß ſo gewaltig, daß der Stock hinten wieder herausfuhr und der Wolf alle Viere von ſich ſtreckte. Sein Geſell fand ſich nun wieder zu ihm, dieſen aber prügelte er von ſich weg als einen feigen und erbärmlichen Schächer, und ging mit ein paar Köhlern, welche das Abentheuer mit angeſehen hatten, ſeines Weges weiter durch den Wald und übernachtete im nächſten Dorfe. Dem Wolf hatte er die Haut abgezogen und trug dies herrliche Siegeszeichen auf ſeinem Stock, daß er ſie einem Kürſchner in der nächſten Stadt verkaufte. Als Klas in der Dorfherberge angekommen war, erzählten die Köhler den Kampf mit dem Wolfe, und alle Bauren und Knechte und Dirnen liefen zuſammen, daß ſie den jungen Schuhmacher ſähen, der den Wolf mit dem Stecken erſchlagen hatte, wie König David den Goliath mit dem Steinchen. Und ſie verwunderten ſich ſehr, denn der Jüngling ſah ſo gewaltig nicht aus, wiewohl er ſtark war; und ſie wollten alle den Stecken ſehen und betaſten, die Dirnen aber ſahen ihn nur mit Grauſen an. Es war ſonſt ein ganz gewöhnlicher Dornſtock, den ein Becker in Corbach dem jungen Klas geſchenkt hatte zu ſeiner Wanderſchaft, und er war an der Spitze angebrannt, weil der Becker die Kohlen im Ofen zuweilen damit umgerührt hatte. Deſto mehr lobten die Leute Klas und freuten ſich über ihn wegen der herzhaften Antwort, die er dem Schulzen des Dorfes gab auf die Frage, wie er es denn mit dem Wolfe angefangen habe ihn umzubringen; da habe es der Stecken wohl nicht allein gethan, ſondern der Schuſterpfriemen habe wohl mit beiſpringen müſſen. Denn Klas ſagte ihm ganz kurz: Herr Schulze, mit einem biſchen Muth fängt man alles geſcheidt an, und ſo iſt auch dieſer Ofenſtecken grade durch den Wolf gegangen und hat nicht erſt gefragt, ob ſeine Hinterthüre auch verſchloſſen war. Der Schulze wollte das übel nehmen, und brummte, aber die andern hieſſen ihn ſchweigen. Denn Klas hatte alle für ſich gewonnen durch ſein freies tüchtiges Weſen, und beſonders nahmen die hübſchen jungen Dirnen ſich ſeiner an und trugen ihm Aepfel und Birnen und Nüſſe und Kuchen um die Wette zu und forderten ihn von ſelbſt auf zum Tanze, der ſpäter den Abend in der Schenke begann; und hätten ſie ſich nicht entſehen vor den Leuten, einige hätten ihn wohl mit Vergnügen geherzt und geküßt. Aber das geſchah nicht, und Klas ſelbſt war noch ſehr blöd; denn dies war ſeine erſte Wanderſchaft und überhaupt das erſte Mal, daß er in die Fremde ging.

Den andern Morgen, als die Sonne anbrach, nahm Klas ſeinen Stecken und ſeine Wolfshaut und kam nach Minden und fand Arbeit bei einem Meiſter und blieb dort. Doch war es ſein Glück, daß er mit den Köhlern hier in der Dorfſchenke angeſprochen hatte, denn eine junge und hübſche Bauerdirne hatte ſich ſo in ihn verliebt, daß ſie Tag und Nacht nichts anders ſah und träumte als den jungen Schuhmachergeſellen Klas und daß ſie vor Sehnſucht und Liebe faſt abzehrte und ohne ihn gar nicht leben wollte. Die Aeltern ſuchten ihr das wohl auszureden, aber Liebe, die es redlich meint, iſt, wie man ſagt, die unheilbarſte aller Krankheiten. Sie mußten ſich alſo, wenn ſie ihre Tochter behalten wollten, endlich darein geben, und gingen ſelbſt nach Minden und ſuchten Klas von Corbach auf, den jeder ſchon kannte von wegen ſeiner Wolfsgeſchichte; und ſie brachten den wackern Geſellen ihrer ſchönen Tochter zu, die ihr einziges Kind war, daß er ſie zum Weibe nähme und vom Tode erlöſete. Und Klas ließ ſich nicht lange bitten, denn die hübſche junge Dirne gefiel ihm, und er zog zu ihr in das Dorf, und legte Pfriemen und Ahl weg und nahm Pflug und Spaten dafür in die Hand und lebte als ein rechtſchaffener Bauersmann und ward nach einigen Jahren Schulze an deſſen Stelle, der über ſeine Rede gebrummt hatte. Und von ſeinem Stecken nannte ihn alle Welt Klas Avenſtaken; er aber gewöhnte ſich das Wort an, das andere von ihm gebrauchten, Grad dör; denn ſie pflegten im Scherze von ihm zu ſagen: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken. Und das behielten ſeine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Glück und Muth bedeutete.

Dem Peter in Dümmelshuſen waren von ſeiner Frau Greth Tibbeke ſchon viele Söhne und Töchter gebohren, und die Greth hatte ihrem Manne ſchon oft angelegen, er ſolle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Freundſchaft Klas taufen laſſen; er hatte es aber immer verneint, und den Buben andere Namen gegeben. Nun geſchah es, daß wieder ein Knabe gebohren wurde und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieſer Klas heiſſen ſollte, wogegen ſich Greth ſehr ſteifte, denn ſie und die Freundſchaft wollten den Namen Johannes, weil er am Johannisabend zur Welt gekommen war. Auch ſagte ſie, indem ſie das Kindlein in der Wiege betrachtete: Sieh, Mann, wie ſanft und ſtill der Junge ausſieht! das wird dir in der Welt kein Klas, der es mit einem Wolf aufnimmt; aber Peter antwortete: Kikelkakel! eben deswegen ſoll er Klas heiſſen, die Frommen ſind immer die beſten Helden geweſen, und die wie Eiſenfreſſer ausſehen, beiſſen oft keinen Strohhalm inzwei. Kurz es half der Greth kein Bitten und Flehen kein Heulen und Schelten, Peter war diesmal unerbittlich und ſagte: Eben weil er am Johannisabend, an einem ſo großen Abend, gebohren iſt, ſoll er Klas heiſſen, und ich wette, ein tüchtiger Klas wird er werden. Und mit dieſen Worten nahm er ſeine Mütze vom Nagel und ſetzte ſie etwas queer auf, wie er zu thun pflegte, wann er zürnte, und ging hinaus und achtete nicht des Geſchreis ſeiner Greth und der Muhmen und Gevatterinnen hinter ihm her. Und der Prieſter mußte den Knaben Klas taufen. So daß die Greth, die ihren Johannes noch nicht vergeſſen konnte, halb weinend und halb lachend ſagte: Nein dem Peter iſt was durch den närriſchen Kopf gefahren, wie es Hunden und Katzen zu geſchehen pflegt, die, wenn man ihnen die Jungen nimmt, daß man eines oder zwei liegen laſſe und die übrigen erſäufe, immer wieder dieſelben Jungen aus allen zuerſt ergreifen und wieder in ihr Lager tragen, wo ſie die Leute dann auch liegen laſſen und aufziehen, meinend, die Alten müſſen am beſten wiſſen, welche von ihren Jungen die beſten ſeyen. Ich will doch ſehen, was aus dieſem ausgegriffenen Klas meines lieben Peters wird.

Und dem kleinen Klas gedieh ſein Name wohl, er nahm unverzagt der Mutter Bruſt und ließ es ſich gut ſchmecken, ſchoß in dem zweiten Monat ſchon ſeinen erſten Zahn aus, hatte den vierten Monat ſchon ſechs Zähne und genoß nebenbei ſchon allerlei Speiſe und Trank, vor dem neunten Monat aber ſtand er ſchon auf eigenen Füßen und richtete ſein Antlitz zum Himmel auf. Dann nahm Peter ſein Vater ihn auf den Arm lächelte ſeelenvergnügt und hielt ihn der Greth hin und ſprach: Sieh, Greth, welch ein Klas! Greth aber halb böſe halb gutmüthig antwortete: Dein Klas iſt noch nicht über alle Berge, ich wollte doch, er hieſſe Johannes. Und Peter ſetzte den Buben wieder auf den Boden ſah zornig und ging ſtumm und verdrießlich aus der Thüre. Solche kleine Neckereien über das Bübchen gab es oft unter den beiden Eheleuten, die ſich übrigens von ganzem Herzen liebten. Sie ſchadeten dem kleinen Klas auch nicht, ſondern er gedieh wohl, ward breit an Schultern und Bruſt, warf alle Knaben ſeines Alters und auch die ein Jahr älter waren zur Erde.

So war er im Eſſen Trinken Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun ſtellte ihn der Vater den Frühling und Sommer ſchon hinter die Gänſe, und den Winter mußte er in die Schule gehen und beten und das A B Ab lernen. Mit dem ſiebenten Jahre rückte er zum Schweinhirten vor und im neunten mußte er ſchon Ochſen und Pferde hüten. Alles dies that er ordentlich und geſchickt, ſo daß der Vater Freude daran hatte. Das Einzige, worüber Klagen einliefen, waren Beulen, die er den Nachbarskindern ſchlug; Frau Greth jammerte auch oft über die vielen zerriſſenen Hoſen und Jacken, die er mit zu Hauſe brachte, nein nicht immer mit zu Hauſe brachte, ſondern zuweilen auf den Bäumen und an den Dornen hangen ließ; auch beſchwerte ſie den oberſten Richterſtuhl des Vaters zuweilen mit Schiedsrichteramt, wann er ſeine älteren Brüder gebläuet hatte; denn im Zorn konnte er alle Knaben zwingen, auch die vier fünf Jahre älter waren als er. Der alte Peter freute ſich gewöhnlich, wenn er in ſolchen hochnothpeinlichen Halsgerichtsfällen ſeinen Stuhl beſteigen mußte. Der Schluß vom Liede war faſt immer, daß die Kläger und Greth ihr Anwald wegen Unſtatthaftigkeit der Gründe und Zeugen abgewieſen wurden. Wohlgefällig ſagte Peter dann: Ich weiß, ich habe es in meinen Knabenjahren auch ſo gemacht; hat denn der Klas je den Zank angefangen? ſind die andern nicht immer die Necker? ihnen geſchieht ihr Recht, wenn er ſie tüchtig abſtraft. Es iſt gut, daß er ſie zwingen kann, ſo wird ihnen die Luſt dazu vergehen. Und er nahm dann ſeinen Klas gewöhnlich und ſtreichelte ihn und küßte ihn und ermahnte ihn zu aller Friedſeligkeit. Deſſen bedurfte es aber in der That nicht: Klas war einer der ſtilleſten und freundlichſten Jungen, der keiner Kreatur etwas zu Leide thun, am wenigſten ſchwächere und kleinere Knaben necken konnte; aber wenn er gereizt ward, gebrauchte er die Kraft ſeiner Fäuſte nicht mittelmäßig.

Nicht ſo gut, als hinter den Gänſen Säuen und Ochſen ging es Klas hinter den Bänken des Schulmeiſters. Er hatte zum Lernen wenig Luſt und Geſchick und konnte es in vier Jahren kaum zum Leſen bringen; denn was er im Winter gekonnt, hatte er im Sommer im Felde und Walde immer richtig wieder ausgeſchwitzt, ſo daß ſeine Brüder und die Nachbarkinder in der Schule immer weit mehr gelobt wurden als er. Doch hatte der alte Schulmeiſter ihn ſehr lieb und gab ihm das Lob der Sittigkeit des Gehorſams und der Frömmigkeit. Im Hauſe gab das unter den Alten manchen kleinen Verdruß. Peter, der ihn von allen ſeinen Kindern am liebſten hatte, was er ſich aber nie merken laſſen wollte, ſetzte ſich oft allein mit ihm hin und half ihm ſeine Lex zurecht. Aber ſie kamen damit doch nicht durch, Greth nannte ihn oft ihren breiten Dickkopf, und Peter konnte es nicht wenden, er mußte es anhören und ſtill dazu ſchweigen, ja er mußte es wohl leiden, daß der Jürgen und Joachim und Chriſtoph ſeine Brüder und die Thrine und Thereſe ſeine Schweſtern als geſchicktere und klügere Kinder gelobt wurden. Dann ſagte ſie zuweilen auch wohl ſpöttiſch: — ſie war ſonſt eine herzensgute Frau — Peter, wir wollen doch ſehen, was aus deinem Klas wird; ich wollte, er hieſſe Johannes, er wäre anders geworden. Das ſchlug dann dem Faſſe den Boden aus, Peter nahm die Mütze und ging auf den Hof und in den Pferdeſtall, daß er ſich auslüftete und wieder beſänne. Und wann er ſich beſonnen hatte und wieder zurück kam, brummte er wohl für ſich: Klas wird doch der beſte werden.

Klas gab nemlich ein anderes großes Zeichen von ſich, worauf der Vater Häuſer baute: ſeit ſeinem vierten Jahre rief der Knabe immer Grad dör, ſobald er heftig ward oder was Heftiges und Ungeſtümes beginnen wollte, beſonders wenn er die Fäuſte zu Schlachten ballte. Das that kein anderes von Peter Avenſtakens Kindern, obgleich ſie das Wort aus dem Munde des Vaters oft genug hören konnten. Und Peter erlebte die große Freude, daß Klas vor ſeinem neunten Jahre im ganzen Dorfe von Alt und Jung Klas Grad dör genannt ward und daß die Leute zu Dümmelshuſen wieder ſagten: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken.

Klas war zwölf Jahre alt geworden, war für ſein Alter ungewöhnlich groß und ſtark, ſtand ſehr grad und feſt auf den Beinen, hatte einen großen Kopf und breite Stirn mit langen hangenden Flachshaaren, unter welchen er aus ein paar trotzigen blauen Augen guckte. Viele Leute ſagten, er wäre ein ſchöner Junge, Peter ſein Vater ſagte, er iſt der ſchönſte Junge im Dorfe, aber Greth meinte, er ſey zu plump und dick und ſeine Brüder ſeyen viel ſchöner. Da kam der dreizehnte Herbſt ſeines Lebens, und mit dem November jenes Herbſtes verſchwand Klas durch eine der wunderbarſten Begebenheiten, die ich jetzt erzählen will, plötzlich aus dem älterlichen Hauſe.

Peter hatte einen neuen Knecht gemiethet, der mit dem erſten November zuzog. Dieſer hieß Hans Valentin und war ſchon ein ältlicher Mann von fünfzig Jahren.

Der Knecht war nicht lange im Hauſe, ſo ſchloß er mit den Knaben eine ſonderliche Freundſchaft, am meiſten aber mit Klas. Valentin wußte nemlich viele Fabeln, Geſchichten und Mährchen und allerlei alte längſt verſchollene Leuſchen, und erzählte ſie abendlich nach der Arbeit den Kindern; und er ward durch ſeine ſchönen Geſchichten bald ſo berühmt, daß auch die Kinder der Nachbarſchaft häufig in Peters Haus kamen, damit ſie ihn hörten. Dies geſchah meiſtens des Samſtags und Sonntags Abends, wo Valentin Zeit hatte zum Erzählen. Die Buben brachten dem Valentin Aepfel und Nüſſe mit und andere ſchöne Sachen, und ſo ſetzte die Genoſſenſchaft ſich in einer Ecke hin und ſchmauſte und erzählte. Das war aber das Beſondere, daß von allen Kindern keiner die Geſchichten beſſer behielt und lebendiger wieder erzählte als Klas; ſo daß Peter ihm oft mit Wohlgefallen zuhorchte und ſchmunzelnd der Greth zurief: Hörſt du's Greth? hörſt du's, wie der Klas der Blitzjunge erzählen kann? Sie aber ließ es kalt abgleiten und ſagte wohl: Ja ein Klas iſt er und ein Klas bleibt er, ein rechter Mährchenklas, aber Schulze wird er nie werden, denn er kann ja nicht ſchreiben. So ſprachen die Aeltern über Klas jeder auf ſeine Weiſe; ſie merkten aber nicht, daß mit Klas eine große Veränderung vorging und daß Valentin ihn viel lebendiger und im Herzen viel luſtiger machte. Denn die Geſchichten ergriffen den Jungen ſo, daß er nichts anderes ſah und hörte dichtete und träumte als Hexen und Hexenmeiſter, Drachen und Rieſen, bezauberte Prinzeſſinnen und verwünſchte Schlöſſer. Ja es ging ſo weit, daß der Knabe manche liebe Nacht davor gar nicht ſchlafen konnte, ſondern oft die Augen noch offen hatte, wann der Hahn durch ſeinen fünften Krei ſchon verkündigte, der Himmel wolle ſeine geſchloſſenen Augen wieder aufthun.

So war Valentin mit ſeinen Buben bis gegen das heilige Chriſtfeſt hingekommen, wo die langen Abende und die vielen Feſttage zu Spielen und Mährchen Gelegenheit gaben und wo alle Welt wegen der Geburt des ſüßen Jeſuskindleins ſich mancherlei Feſten und Freuden überließ und wo Freunde mit Freunden, und Nachbarn mit Nachbarn luſtig lebten. Valentin hatte bis auf dieſe fröhliche Zeit ſeine beſten Geſchichten aufgeſpart, er hatte den Kindern, welche nebſt den Alten ihn reichlich mit Gaben bedacht hatten, wie man zu ſagen pflegt, ſeine Mäuſekiſte aufgethan. Von allen Geſchichten aber, die er ihnen auftiſchte, wurden ſie am meiſten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem gläſernen Berge, zu welchen er mit heller Stimme folgende feinklingende Reime zu ſingen pflegte:

Wer ſagt mir an, wo der Pfannkuchenberg liegt,
Geſpickt mit Ochſenbraten,
Mit Zucker und Marzipan gefüllt
Und Scheffeln voll Dukaten?

Gläſerner Berg, gläſerner Berg,
Wann ſpringſt du auf?
Spielender Zwerg, künſtlicher Zwerg,
Wann wachſt du auf?

Wann die Glock Zwölfe ſchlägt,
Wann der Dieb Säcke trägt,
Dann ſpring' ich auf;

Wann der Hahn zum zweiten kräht
Und der Mond am höchſten ſteht,
Dann wach' ich auf.

Dieſe Geſchichten gefielen ſo ſehr, daß ſie wenigſtens vier Tage hinter einander immer mit neuen Ausſchmükkungen erzählt werden mußten, zumal da, wie Valentin wußte, die beiden Berge in der Nachbarſchaft lagen in dem hohen Forſt, in welchem er den Knaben, die dort oft das Vieh gehütet hatten, die Eiche und Buche ganz deutlich beſchrieb und bezeichnete, die auf ihrem Gipfel ſtänden. Bei Tage, ſetzte er hinzu, kann man dieſen Bergen freilich nicht anſehen, was ſie eigentlich ſind, dann ſehen ſie aus wie alle andere Berge; aber um die Mitternacht ſind ſie, was ſie ſind, der eine von dem allerklarſten und allerdurchſichtigſten Glaſe, wo Mond und alle Sterne durchſcheinen bis auf den Grund, und der andere der prächtigſte Pfannkuchen, ſo prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken iſt. Die Sage geht, winkte er dann freundlich und mit leiſerer Stimme, daß, wer in den Pfannkuchenberg ſteigt, ein großer König wird, und wer in den gläſernen Berg ſpringt, ganze Säcke mit Dukaten und goldenen Bechern und ſilbernen Schalen mit zu Hauſe trägt; aber wer hat dazu den Muth? Solche Leute werden nicht alle Tage gebohren.

Das Wörtlein: Aber wer hat dazu den Muth? gab nun, wie es unter Knaben zu geſchehen pflegt, Gelegenheit zu vielem Necken, und ſie wetzten drillten und foppten einander damit, und einige Wochen hörte man am Schluß jeder Geſchichte immer durchklingen: Aber wer hat dazu den Muth? und einige Schälke ſagten auch wohl Klas Grad dör hat den Muth. Und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte ſie gewiß gebraucht, wenn der Vater nicht dabei geweſen wäre; denn Peter ſtrafte es hart, wenn die Buben ſich in ſeiner Gegenwart rauften. Indeſſen ging das Wort und die Neckerei immer fort und auch das Wort Klas Grad dör hat den Muth; ſo daß es dem Knaben endlich zu toll ward und er bei ſich ſelbſt dachte: es iſt doch auch ſchlecht, daß ich den Muth nicht haben ſoll. Und eines Abends, als ſie wieder ſo ſtichelten und ſtachelten, entfiel ihm im Zorn das Wort: Ja Klas Grad dör hat den Muth, wenn ihr den Muth habt mit dabei zu ſeyn; und ihr könnt nun wählen, was ihr wollt, ich nehme mir den Pfannkuchenberg, worin der König ſitzt, wo die große Buche ſteht, und will voranſteigen als der erſte, wenn ihr mitſteigt. Und ſie ſchämten ſich und ſchrieen alle: Ja! Ja! wir wollen mit; denn es war eben der helle Mittag und ſie däuchten ſich alle des Muthes überflüſſig zu haben, und hatten ihn damals auch. Und ſo neckten ſie ſich den ganzen Tag und Abend fort und fort, und Valentin und Peter und Greth und die Knechte und Mägde, die es hörten, zogen ſie auf; denn ſie glaubten nicht, daß es ihr Ernſt ſey. Die Knaden aber wurden dadurch nur noch vergritzter auf ihren Vorſatz und der ſteife Klas hielt die andern feſt, indem er ihnen alles auf das herrlichſte vormalte, wie luſtig ſie dort leben und mit welchen Schätzen und Herrlichkeiten ſie zu Hauſe kommen würden.

So war es ſpat Abend geworden, und es ſchlug zehn Uhr vom Kirchthurm, da rief Klas: Friſch, Geſellen! heraus! es iſt Zeit, wir haben über eine halbe Meile bis zum Walde. Und die Geſellen gingen hinaus mit ihm, ſeine drei Brüder und noch fünf andere Knaben, alle in Sonntagskleidern und mit weiſſen Stöcken in der Hand; denn mit weiſſen Haſelſtöcken ſoll man Geiſtern und Abentheuern entgegen gehen. Und die Alten riefen und lachten hinter ihnen her, und der Valentin lachte am lauteſten, und ſie dachten: die werden keine Berge ſprengen ſondern bald wieder hier ſeyn.

Und die Knaben ſtrichen geſchwind über das Feld hin, und Klas lief allen voran, ſo brannte die Luſt ihn, und ſie krächzeten und kakelten und jauchzeten, wie Krähen krächzen, wenn man ſie von den Bäumen aufjagt, und Hühner kakeln, wenn man ihnen den Flug aufthut. Und alle blieben bei dem Vorſatz und waren voll Muthes, bis ſie die Bäume des Waldes ſehen konnten; da wurden ſie faſt alle ſtill. Als ſie aber an den Wald kamen und die hohen Bäume rauſchen und die Waſſer der Gießbäche aus der Ferne brauſen hörten, da ſtanden ſie ſtill, der einzige Klas lief hinein. Und da er die andern nicht folgen ſah, ſchalt er ſie; ſie aber achteten des nicht, ſondern ſagten der eine dies der andere das, und keiner wollte mit. Da nannte er ſie feige Memmen und rief ihnen ſpöttiſch zu: Klas Grad dör hat den Muth, und dann rauſchte er ſporenſtreichs durch die Sträuche fort immer bergan. Sie aber rauſchten über das Feld zurück nach Hauſe und machten ſo geſchwinde Schritte, als hätte ein jeder ein Geſpenſt an den Ferſen gehabt.

Und Klas lief eilends ſeines Weges auf manchen krummen Pfaden, die er kannte, bergauf bergab, bis er auf der höchſten Höhe des Forſts die Buche nicken ſah. Da mußte er auch ſtill ſtehen und ihm wollte der Muth auch faſt klein werden, zumal da er wohl vier Kirchenglocken aus der Ferne eben zwölf ſchlagen hörte. Aber wie er ein wackerer Bub war, ſo ſprach er ſich das Wort zu, das ſein Vater ihm ſo oft geſagt hatte: ein Kerl müſſe nie vor einem Entſchluſſe umkehren, den er in luſtiger Stunde gefaßt habe, und, wenn es zur That komme, ſich nicht wie ein Haſe auf die Hinterfüße ſetzen; und Klas rief Grad dör! daß der Wald wiederhallte, und ſo ſauſte er den Berg hinan. Und er kam hin, wo er eben die Buche noch geſehen hatte, aber ſie ſtand nicht mehr da, wohl aber duftete und ſchimmerte der ſchönſte Pfannkuchenberg im Mondſchein. Und Klas bedachte ſich nicht lange, that beherzt ſeine beiden Augen zu, richtete ſich mit beiden Füßen auf die Zehenſpitzen, wagte den Sprung und rief: Grad dör ſagt Klas Avenſtaken.

Und der Sprung misrieth ihm nicht, und er glitt ſanft in den Berg hinein und ſank leiſe und langſam hinab, als wäre er gefahren, wie man Eier im Hopfenſack zu fahren pflegt. Und es däuchte ihm, er ward lieblich hinabgeſchaukelt und hinabgewiegt und daß er entſchlief und wunderſame Träume hatte, worin ihm ſein alter Hans Valentin erſchien und ihm gar wohlgefällig und freundlich zulächelte.

Und als er erwachte, da war es dämmerig um ihn her, er fühlte aber, daß er in einem weichen Bette lag, auf ſo weichen und feinen Kiſſen, als Greth ſeine Mutter ihm nie untergelegt hatte. Und das gefiel ihm ſehr. Aber ihn hungerte, und das gefiel ihm nicht. Da fing es an hell zu werden und er bedachte und beſann ſich über geſtern und über die vorigen Tage und ſprach: Hier ſoll ich ja im Pfannkuchenberg ſeyn, will ſehen, ob Valentin mir auch was vorgelogen hat. Und er rieb ſich die Augen auf und es ward lichter um ihn; es fiel aber nur ein dämmerndes Licht von oben herab. Und ſeine Augen freuten ſich, und ſein Herz freuete ſich noch mehr; denn was ward er gewahr? Daß er nun wirklich mitten in dem Pfannkuchenberg war und daß der alte Valentin nicht gelogen hatte. Denn er war nun in einem Zimmer, worin ein Bett und ein Tiſch und eine Bank war, faſt wie in ſeines Vaters Hauſe; nur alles netter und zierlicher. Und das Zimmer war ringsumher gar herrlich geſchmückt und verhangen. Da waren die Wände mit gebratenen Gänſen und Enten und Hühnern und Schnepfen und Rebhühnern und Wachteln und Krametsvögeln wie mit den ſchönſten Tapeten in der bunteſten Mannigfaltigkeit verziert und mit Haſen and Hirſchen und Rehen in Menge, und die ſchönſten Schüſſeln und Teller und Meſſer und Gabeln hingen dabei. Das war die eine Seite. Und die andere Seite war mit Kuchen ausgeſchmückt und mit Zuckerwerk und Marzipan und mit köſtlichen Früchten, Pfirſichen Aprikoſen Apfelſinen Weintrauben Aepfeln Birnen Pflaumen Nüſſen, und was Zunge und Zahn ſich in ihrer Lüſternheit nur wünſchen mögen zu ſchlürfen und zu beiſſen. Und an den beiden ſchmaleren Enden des Zimmers ſtanden blühende Bäume und Bäume voll Früchte, und unter den Bäumen liefen je zwei Quellen heraus: an dem einen Ende war eine Waſſerquelle und eine Milchquelle, und an dem andern Ende war eine Bierquelle und eine Weinquelle. Klas kümmerte ſich um zwei Quellen gar wenig, nemlich um die Waſſerquelle und die Bierquelle, ſondern gebrauchte allein die Milchquelle und die Weinquelle. Dieſes ganze Zimmer war ein Wunder, aber das größte Wunder daran war, daß jeder verzehrte Braten und jede verſchlungene Birne oder Traube gleich wieder an derſelben Stelle wuchs, wo er ſie weggegeſſen hatte, und daß die Milchquelle und Weinquelle nie verſiegten. Ja ich glaube, ein ganzes Heer Reiter und Fußvolk hätte in dem Pfannkuchenberge ein Jahrtauſend eſſen und trinken können, und es wäre nicht all geworden.

Und unſer Klas aß und trank wie ein Kerl, ja er aß und trank übermäßig, und es bekam ihm doch nicht übel. Das geſchah ihm aber immer, daß er ſogleich nach dem Eſſen und Trinken einſchlief, ſo daß man faſt ſagen mag, er that nichts anderes als eſſen trinken und ſchlafen. Er wachte aber etwa fünfmal des Tages auf, und dann aß und trank er jedesmal tüchtig; die Nächte durch aber ſchlief er immer in Einem fort vom Abend bis zum Morgen, ohne daß er je erwachte. Weil dies nun ſein Leben war und ſein dämmerndes Zimmer ihn an nichts erinnerte, was er dort oben auf der Erde erlebt und geſehen hatte, ſo verſchwand ihm das Vergangene faſt ganz aus dem Gedächtniſſe. Nur ſeines Vaters Peter gedachte er zuweilen und des treuen Valentins und des freundlichen alten Schulmeiſters; aber das war ihm auch nur wie ein Traum. Das aber hielt er von göttlichen und heilgen Dingen und Gewohnheiten feſt, daß er jedesmal, ehe er aß, ſich kreuzete und die Hände faltete und betete. Er konnte aber nur Ein Gebet, das nicht ſehr lang war, und hieß:

Fürchte Gott,
Liebes Kind,
Gott der Herr
Sieht und weiß
Alle Dinge.

Dies Gebet betete er immer ſehr andächtig. Seine Schlafſtunden bei Tage und auch die Nacht, wo er im Bette lag, waren ein ewiger Traum, und zwar ein ſehr bunter und luſtiger Traum, wo alle Valentiniſche Geſchichten und Mährchen wunderbar aufblüheten und wieder tauſend andere Geſchichten und Mährchen gebahren, wo er immer mitten drinnen war und ungeheure Thaten vollbrachte, Drachen und Rieſen erſchlug, eiſerne und diamantene Thore zerſprengte, Prinzeſſinnen befreiete und endlich König ward.

Klas verlebte auf dieſe Weiſe, ohne daß er wußte, wie ihm geſchah, in ſeinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes und luſtiges Leben. Es war aber in dem Traume jemand da, der ihm die Geſchichten erzählte oder vormachte. Dies war nicht Valentin ſondern ſeine verſtorbene Großmutter, die er in ſeinen früheſten Kinderjahren noch in ſeines Vaters Hauſe geſehen hatte. Dieſe ſchien dann zu ſeinen Häupten zu ſtehen oder auf den Knieen vor ihm zu liegen und über ihm zu beten, und erzählte ihm zuletzt immer Geſchichten. So hat er es in ſpäteren Jahren oft mit tiefer Bewegung erzählt und gemeint, wenn etwas Gutes aus ihm geworden, ſo verdanke er es den ſtillen Gebeten dieſes frommen und von Gott erlöſeten Geiſtes, der ſeinen Irrthum, womit er in den Berg hinabgeſprungen, zum Guten gewendet habe.

So waren ihm fünf Jahre vergangen wie Ein Tag, und eſſend und trinkend war er immer tiefer hinabgeſunken, und das Zimmer hatte ſich mit ihm geſenkt. Und er hatte ſich glücklich durch den zauberiſchen Berg gefreſſen; denn durchfreſſen mußte ſich, wer hineinſprang, hatte Valentin geſagt, anders konnte er nimmer aus dem Berge erlöſt werden. Wie viel er aber in dieſer langen Zeit gegeſſen und getrunken hat, wer will das wohl ausrechnen? Gewiß iſt es aber nicht weniger geweſen, als zehen der unverdroſſenſten Eſſer und Trinker nur hätten bezwingen können. Auch war es nicht verloren an ihm, ſondern er war ein gar ſtarker und reiſiger Jüngling geworden. Davon wußte er aber nichts, denn er hatte niemand, an dem er's hätte verſuchen können, auch war kein

Spiegel in ſeinem Zimmer, der es ihm hätte verrathen können.

Als nun die fünf Jahre um waren und Klas ſich unten bis an den Rand durchgefreſſen hatte, und nun wieder herausfallen ſollte auf die Erde, damit ſein Schickſal erfüllet würde, fiel er in einen tiefen Schlaf, und ihm träumte ein ſonderbarerer Traum, als er je gehabt hatte. Die alte weiſe Frau nemlich, die immer bei ihm ſaß und ihm Geſchichten erzählte und ausſah wie ſeine ſelige Großmutter, ſchien ihm ſehr traurig und gebärdete ſich, als wenn ſie Abſchied von ihm nehmen wollte, ja ſie ſagte es ihm. Und es däuchte ihm, als wenn ſie ſehr brünſtig und mit vielen Thränen über ihm betete und ihn dann aus dem Bette nahm und ihn wuſch, wie man ein kleines Kind wäſcht, bis er weiß ward wie ein Schwan, und als wenn ſie ihm dann ein weiſſes Hemd anzog und einen ſehr zierlichen neuen Rock und neue Schuhe und Strümpfe, und dann verſchwand. Und auch ihm ſchien ſehr traurig zu ſeyn in ſeinem Herzen. Und dies war wirklich kein Traum geweſen, ſondern er war drinnen rein gewaſchen worden und neu gekleidet vom Haupt bis zu den Füßen, und ſo war er im Traum aus dem Berge herausgefallen. Er hatte es aber nicht gemerkt, ſondern dieſe Wundergeſchichte verſchlafen.

Weil Klas Avenſtaken nun wieder auf der Erde erſcheinen ſoll, ſo muß ich erzählen, wie es die fünf Jahre, wo er im Pfannkuchenberge lebte, in ſeines Vaters Hauſe gegangen war. Es hatte ſich dort ſeit ſeinem Verſchwinden nichts Ungewöhnliches begeben, ſie lebten gottlob noch alle, die Aeltern und die Geſchwiſter, und ſeine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Auſſerordentliche geweſen, was das Haus in ſo langer Zeit erlitten hatte. Es war lange Trauer um ihn geweſen, beſonders in dem Herzen ſeines Vaters, der es ſich aber nicht merken ließ, auch in dem alten ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen ſeiner Geſchichten noch viel ausgeſcholten hatte. Es war aber ſeit jener Zeit alle Freude von ihm gewichen und kein Mährchen mehr über ſeine Lippen geklungen, und der alte Mann, der ſonſt ſo munter und ſcherzhaft war, war faſt ſtumm und grämlich geworden. Auch hatte er aus dem Hauſe und dem Dienſt weggewollt, Peter aber in ſeiner Gutmüthigkeit hatte es nicht zugelaſſen, und geſprochen; hat der Valentin ſo großes Leid mit uns erfahren, ſo ſoll er auch das bischen Brod mit uns eſſen bis an ſein Lebensende. Von Klas ward übrigens faſt nicht mehr geſprochen oder doch nur leiſe geflüſtert: die meiſten Leute und auch ſeine arme Mutter meinten, die böſen Geiſter ſeyen mit ihm abgefahren und das Knäblein werde in dieſem Leben nicht wiederkommen. Nur Valentin und Peter ſprachen zuweilen unter ſich noch von dem Knaben, den ſie beide ſo lieb gehabt hatten, und hegten verſchwiegen die Hoffnung, er könne doch noch wohl mal wiederkommen Die beiden glaubten auch an die Geſchichten, die ſie ſo gern erzählten oder erzählen hörten. Und ſiehe! ihre Hoffnung betrog ſie nicht; denn Klas kam wirklich wieder. Nun muß ich erzählen, wie dies geſchehen iſt.

Weil Wunder immer auf das wunderbarſte geſchehen, ſo begab es ſich, daß Klas grade auf derſelben Stelle, wo er einſt verſunken, aus dem Pfannkuchenberge wieder in dieſe Welt hineingefallen war. Das konnte nun doch nicht anders geſchehen, als daß der Pfannkuchenberg ſich umgekehrt hat, und daß die ganze Welt ſich mit ihm umgekehrt hat. Eines von beiden mußte geſchehen ſeyn, und weil es ſo war, deswegen heißt es ein Wunder; denn ein Wunder iſt, was jeder Menſch wohl wiſſen aber doch kein Menſch begreifen kann. Kurz und gut, als Klas erwachte, lag er nicht in ſeinen weichen Betten, ſondern im grünen Graſe und ſah ſeine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, worauf er ſo oft die Rinder getrieben hatte, und den ganzen Wald und das Feld drunten, und die Dörfer und ihre Kirchthürme kamen ihm wieder wie alte Bekannte vor, jene fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre aber waren ihm wie ein Traum, und es war ihm nicht anders, als ſey nur eine Nacht vergangen zwiſchen dem Abend, wo ſeine Brüder und Geſellen von ihm liefen, und dieſem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach ſangen. Es war aber ein ſehr ſchöner Frühlingstag, als er ſich durchgefreſſen hatte und wieder aus dem Berge fiel.

Klas lag nicht lange im Graſe und gaffte, ſondern er machte ſich bald auf und lief geſchwinde durch den Wald und über das Feld grad auf ſeines Vaters Haus zu. Und er fand, als er in die Stube trat, ſeine Aeltern und Geſchwiſter und den Valentin alle um den Tiſch ſtehend, die eben die Hände zum Gebet gefaltet hatten;

denn ſie wollten frühſtücken. So trat er unter ſie. Er war aber ſehr groß und ſchön, beinahe eines halben Kopfes höher als Peter, der auch kein kleiner Mann war, und er hatte ſchöne neue Kleider an. Und deswegen ſahen ſie alle auf und verneigten ſich vor ihm, denn ſie meinten, er ſey ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter und Schweſtern und Brüdern um den Hals und herzte und küßte ſie, und ſagte: ich bin Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen; und auch den alten Valentin, ſeinen ſehr lieben Freund, küßte er recht herzlich. Und ſie erkannten ihn nun wieder an manchen Zeichen, und erſtaunten ſehr und freueten ſich, daß er ſo groß und hübſch geworden.

Als nun aber das erſte Erſtaunen vorbei war, da wollten alle wiſſen, wie es ihm gegangen war in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weg geweſen; und das ganze Dorf war herbeigelaufen, daß ſie Klas Avenſtaken ſähen, und das erſte Wort war immer: Nun lieber Klas erzähle uns, wie iſt es ergangen? und wie ſteht es in dem Pfannkuchenberge aus? Er wußte ihnen aber nicht viel zu ſagen, ſondern es kam alles dunkel heraus wie Träume und Geſpenſtergeſchichten; ſo daß einige ihn mit erſchrockenen Augen anguckten, als ſey es nicht geheuer mit ihm und als treiben ſchlimme Geiſter in ihm ihr Spiel, andere wohl hie und da flüſterten: der Klas lügt, er iſt nicht in dem Pfannkuchenberge geweſen, er iſt von ſeinen Aeltern gelaufen und iſt nun wiedergekommen, und der ſchlaue Schulze hat die ganze Geſchichte erfunden, daß er ſeine Schlappe bemäntele. Die meiſten indeſſen hatten Glauben zu dem Abentheuer und fanden recht großen Gefallen an der Erzählung, wie ſein Zimmer mit Braten Kuchen und Früchten tapeziert geweſen, und wie der Milchborn und Weinborn immer im Fluſſe geweſen: und das glaubten ſie wohl, denn ſie ſahen ſeinen ſtarken und ſchönen Gliedern und ſeinen roſenrothen Wangen, und funkelnden Augen wohl an, daß er die Zeit nicht gehungert hatte. Seine Mutter aber war die erſte, die ihn voll Ungeduld nach den Säcken mit goldenen Dukaten fragte und ob er keine mitgebracht habe? Als er nun antwortete, da müſſe der Valentin ſich in der Geſchichte verſprochen haben, denn von Gold und Silber habe er in dem Pfannkuchenberge auch kein Pröbchen geſehen, da kopfſchüttelte ſie und meinte, er habe die fünf Jahre eben ſo gut zu Hauſe bleiben und die Wirthſchaft mehren und an ihrem Tiſche eſſen können: denn was helfe es ihm nun, daß er Faſanen und Waldſchnepfen gegeſſen und den köſtlichſten Wein geſchlürft habe? ohne Geld, möge er ſich nur nicht einbilden, daß ein Menſch König werden könne, was der einfältige Valentin ihm vorgefabelt habe. Denn Valentin bekam bei Gelegenheit immer ſein Seitenhiebchen mit ab. Und ſoll ich nun die Wahrheit ſagen, ſo lautet ſie ſo: Die erſten Tage waren die Leute im Dorfe auſſer ſich über Klas und ſtürmten Peters Haus faſt, die erſten Wochen verwunderten ſie ſich ſehr, die erſten Monate ſprachen ſie viel davon, und nach einem Jahre war die Geſchichte von den meiſten ſchon wieder vergeſſen. Die aber immer noch viel von der Geſchichte ſprachen, das waren die jungen Dirnen, denn ihnen gefiel Klas über alle Maaßen, und wo ſie es ſagen durften, riefen ſie faſt einſtimmig: Klas Avenſtaken iſt doch der ſchönſte Junge im Dorfe.

Klas war in ſeinem achtzehnten Jahre und fand ſich wieder auf der Welt, wie er wohl mußte. Er machte ſich rüſtig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen, und ging mit ſeinem Vater pflügen und ſäen, Steine brechen und Holz hauen, Gras und Korn mähen, und that all ſein Werk ſtill und beſcheiden und ſchaffte ſo viel als drei andere. Und der Vater hatte ihn immer ſehr lieb und auch der alte Valentin freute ſich an ihm. Auch die Mutter freute ſich ſeiner ſchönen Jugend und Geſtalt, was Mütter und Weiber nicht laſſen können, und ſchmunzelte oft, wenn die Nachbarinnen ihn wegen ſeiner Schöne lobten; aber im Ganzen war er ihr doch nicht zu Sinn und däuchte ihr zu ſtill und zu einfältig und nicht ſo geſchickt und anſtellig, als ihre andern Kinder. Und wirklich viele Worte konnte Klas nicht machen, ja er war viel ſtiller geworden, denn er als Knabe geweſen; auch hatte er in den fünf Jahren, die er in dem Berge geſeſſen, gar nichts zugelernt, ſondern ſchier alles vergeſſen, was er aus der Schule mitgebracht hatte; ſo daß er nichts weiter wußte als ſein einziges kurzes Gebetchen. Doch wußte die Greth im Grunde nichts auf ihn zu ſagen: er war gehorſam und demüthig in aller Arbeit, ging fleißig mit andern Chriſten zur Kirche und hielt alle heiligen Tage und Feſte ſittiglich und andächtiglich mit, und hatte bei jedermänniglich Liebe und ein gutes Gerücht. Das Einzige, was ſie an ihm tadelte und mit Recht tadeln konnte, war, daß er abendlich und nächtlich viel auſſer dem Hauſe war. Denn das konnte er nicht laſſen, beſonders an Sonntagen und Feſttagen. So wie die Sonne unterging, mußte er in Feld und Wald ſpazieren, und oft beſuchte er dann auch den Berg, wo er ſein Abentheuer gehabt hatte, und ſaß unter der grünen Buche und träumte die luſtigen Träume des Pfannkuchenberges noch einmal und kam gewöhnlich ſtummer und in ſich gekehrter zu Hauſe, als er ausgegangen. Wenn Greth ihn nun darüber auch nicht ſchalt, ſo mußte es der Peter entgelten, wenn er den Klas lobte. Sie brummte dann wohl für ſich hin: Ja was iſt denn dein Klas? was hat ihm die ganze Bergfahrt gefrommt, wovon man ſo viel Geſchrei macht? Reicher iſt er nicht geworden, klüger wahrhaftig auch nicht, unſer Speck und Brod hätte ihn eben ſo ſtark machen können, und er hätte uns noch Geld dazu verdient. Er iſt als der blöde und ſtumme Dickkopf wiedergekommen, als welcher er weglief. Dein Klas iſt der Klas geblieben. Solche Reden mußte Peter oft hören und verſchlucken, und grämte ſich und durfte kein Wort dazu ſagen. Doch in ſeinem Herzen däuchte es ihm alles anders, und er und Valentin lieſſen den Gedanken nicht fahren, der Klas müſſe noch ein rechter Biedermann werden.

So waren wieder drittehalb Jahre vergangen und Klas war an Schenkeln und Schultern noch ſtärker und wo möglich noch ſchöner geworden, und füllte ſein zwanzigſtes Jahr. Da begab ſich, was ſich begeben ſollte, damit er aus dem Bauerkittel herauskäme und zu den hohen Ehren gelangte, wozu Gott ihn hatte gebohren werden laſſen.

Er war mit ſeinem Vater in den Wald gegangen Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verſchiedenen Seiten einige hundert Schritt von einander, ſo daß ſie nur den Schall ihrer Aexte hören konnten und nichts weiter. So mogten ſie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit Einem Male von der Stelle her, wo Peter hieb, ein klägliches Aechzen hörte. Er ließ ſeine Arbeit und lief ſporenſtreichs hin und ſah, wie vier Männer in grünen Röcken ſeinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hatten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, ſprang hinzu, riß die Bande los, ſtieß die Männer weg und fragte ſie, aus welcher Macht ſie das thäten. Sie antworteten ihm, er komme in guter Stunde, und ihm werde bald daſſelbe geſchehen; denn ſie beide ſeyen Holzdiebe und hauen nicht auf ihrem Grunde, ſondern es ſey des gnädigen Herrn Wald. Es waren aber dieſe Viere Jäger des Grafen, dem das Land gehörte, doch war der Wald, wo Peter und Klas Holz fällten, nicht des Grafen eigner Wald, ſondern eine Almend des Dorfes Dümmelshuſen. Und ſie wortwechſelten noch viel mit einander; als die Jäger ſich aber unterſtanden, den Alten wieder zu binden und auch den Klas binden wollten, da kam der Zorn über ihn und er rief mit gewaltiger Stimme Grad dör! und hieb mit der Axt um ſich, und hieb ſie alle vier nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater aber tröſtete er des Schimpfes, und ging mit ihm zu Hauſe, wo er jedermann offen erzählte, was ſich zwiſchen ihm und den Jägern des Grafen im Walde begeben hatte.

Es ward ihm und ſeinem Vater aber nicht ſo geglaubt, ſondern es hieß, er habe die Jäger gewaltſam angegriffen und gefällt. Und der Graf ſandte viele hundert Mann mit Spießen und Stangen nach Dümmelshuſen, daß ſie den Klas einfingen und ins Gefängniß führten. Und Klas entwich nicht, wiewohl er es gekonnt hätte, und weigerte und wehrte ſich nicht, ſondern ließ ſich ruhig wegführen. Denn er ſprach bei ſich: Der Obrigkeit ſoll man gehorchen und unterthan ſeyn, und Gott wird Recht und Unſchuld wohl ans Licht bringen.

Und als er in die Stadt kam, wo der Graf wohnte, nahmen ſie ihn und legten ihm Hände und Füße in Eiſen wie einem Miſſethäter und warfen ihn in ein dunkles Gefängniß, wo weder Sonne noch Mond hineinſchien, und hielten ein ſtrenges Gericht über ihn und verdammten ihn zum Tode, als der des Landes Frieden gebrochen und ſchweren Mord begangen hätte. Und alsbald ließ der Graf, der über den Tod ſeiner Jäger ſehr erzürnt war, einen neuen Galgen bauen vor den Thoren der Stadt fünfzig Ellen hoch, woran Klas Avenſtaken gehängt werden ſollte. Und es waren viele tauſend Menſchen aus allen Enden herbeigelaufen den Tag, als er gehängt werden ſollte; denn ſein Gerücht war weit erſchollen wegen ſeiner Stärke und Schönheit, auch hatten die Leute ſich das Mährchen von dem Pfannkuchenberge wieder erzählt und es mit vielen neuen Wundern vermehrt.

Und als die Sonne des Morgens aufging, wo Klas als ein armer Sünder ſterben ſollte, ward er aus dem Stadtthore hinausgeführt, und trug ſeine ſchweren Ketten ſo leicht, als wären es Strohhalme geweſen, und ſchritt wohlgemuth und feſten Angeſichts daher; denn er hatte recht andächtig gebetet und tröſtete ſich Gottes, da er ſich keiner ſchweren und freiwilligen Schuld bewußt war. Und der Jüngling däuchte den Leuten ſchöner als je und aller Augen floſſen in Thränen über, daß ein ſo ſchönes junges Blut ſterben ſollte; beſonders aber jammerten die Weiber und Jungfrauen, deren Herz von Natur mitleidiger iſt, und manche dachte wohl: könnteſt du ihn vom Galgen löſen, du nähmeſt ihn gleich zum Mann und ſchämteſt dich nicht. Als aber Klas unter den Galgen geführt ward und die Prieſter mit dem Kreuze in der Hand um ihn her ſtanden und zu ihm ſprachen und geiſtliche Lieder ſangen und die Henker die Leiter und Stricke zurecht machten, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen und Heulen und Schreien rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine ſchöne junge Frau da, welche ſich durch den Haufen gedrängt hatte und dem Klas grade gegenüber ſtand, ſo daß ſie ihm ins Geſicht ſchauen konnte. Dieſe rief ſo laut, daß alle Leute es hörten und er es auch hören konnte: O thäte dieſer doch nun den Schergen und Henkern, wie Simſon den Philiſtern und zerbräche ſeine Bande! Und Klas fiel die Geſchichte von Simſon aus der Schule wieder ein, und er dachte: verſuchen kannſt du es wohl, ob es Gottes Wille wäre. Und er raffte ſeine Glieder zuſammen und ſpannte ſeine

Sehnen und rief voll Zorns Grad dör! und die eiſernen Ketten ſprangen, als wären es Rohrſeile geweſen, und er ſtürmte durch die Henker und Schergen und durch alles Volk hin und warf links und rechts alles mit den mächtigen Fäuſten nieder. Das Volk aber jauchzete und ſchrie: Grad dör, Klas! und Klas lief wie ein Hirſch, der mit ſeinen Beinen ſpielt, über das Feld hin in den Wald, und die ihm zu Fuß und zu Pferde nachjagten, konnten ihn nicht einholen. Die Henker aber, ergrimmt, daß ſie ſo ihre Beute verloren hatten, griffen die ſchöne junge Frau, die den ſimſoniſchen Wunſch ausgeſprochen hatte, und meinten, ſie könnten ſie nun hängen. Aber das Volk ſchrie laut dagegen und die Prieſter ſchalten ſie, da die Frau es ja nur aus menſchlicher Barmherzigkeit mit einem armen Sünder geſprochen habe, und der Graf, der auf das Getoſe und Getümmel wegen Klaſens Flucht herbeigekommen war, befahl, daß ſie die Frau wieder frei lieſſen; und ſo geſchah es. Es war aber ein gewaltiges Jauchzen und Frohlocken unter allem Volke, daß Klas ſo entronnen war; denn daß ſie ihn wieder fangen würden, glaubten ſie nicht. Auch fingen ihn nicht wieder, die ihm nachgejagt waren; ich glaube auch nicht, daß ſie beſonders große Luſt gehabt hatten, ſich an ihn zu machen. Denn ſie hatten gehört, wie er jenen vier Jägern gethan hatte, und ſie hatten eben geſehen, was ſeine Knochen und Sehnen vermogten und wie Schergen und Henker und alles Volk, das ihm im Wege ſtand, unter ſeinen Fäuſten hingeſtürzt waren. Auch in Dümmelshuſen hörten ſie bald, was unter dem Galgen geſchehen war, und freueten ſich; und die Aeltern und Geſchwiſter richteten ſich wieder auf aus dem Elende und der Schmach, und Peter faltete die Hände und betete: Gott du biſt gerecht, Klas iſt kein Mörder, er hat ſich für mich und ſich nur ungerechter Gewalt erwehrt.

Als Klas in den Wald gekommen war, wo keine offene Straßen waren, lief er nicht mehr, ſondern ging ſachte und hörte ſeine Jäger und Verfolger ruhig um ſich her toſen. Er hatte ſich ſchon einen tüchtigen knotigen Aſt von einer ſchmeidigen Eiche gebrochen und zurecht gemacht, und dachte: Laß ſie nur kommen, zehen und zwanzig von ihnen thun mir's nicht, wenn Gott nicht wider mich iſt. Sie lärmten und toſeten und getümmelten aber gewaltig mit Hunden und Pferden durch den Wald, aber auf ihn ſtieß keiner; und er ging ſeines Weges fort, bis es Nacht ward. Da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort, da gelangte er auf das Blachfeld, das zwiſchen der Weſer und Elbe hinſtreicht bis ans Meer, und er dachte: hier mußt du dich mehr in Acht nehmen, weil ſie in hellen Haufen hinter dich her ſetzen können. Daher ſchlug er abgelegene Wege ein durch Wälder und Sümpfe und kehrte meiſtens ein bei einſamen Leuten, bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde. Und als der fünfte Tag anbrach, da ſah er zum erſten Mal in ſeinem Leben das Meer und erſtaunte ob der Gewalt und Pracht und fiel auf ſein Angeſicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin geholfen hatte. Das wußte er aber noch nicht, was das Meer aus ihm machen ſollte.

Klas war an der Elbe angelangt in der Gegend, wo ſie bald ins Meer fällt und ſehr breit iſt, und ging längs ihrem Strande hin auf Schiffe zu, die er in der Ferne liegen ſah. Es war eben die Zeit der Ebbe und der Strand gar flach. Er wußte aber nichts von Ebbe und Fluth; denn was wiſſen die Leute, die in Berg und Wald wohnen, vom Meer? Und er war einige Stunden am Strome ſo in Gedanken fortgeſchlendert und hatte nicht gemerkt, daß das Waſſer zunahm. Es fing aber die Fluth wieder an und wuchs bald mit ſo jählicher Gewalt, daß er in einem Augenblick rings mit Waſſer umfloſſen war, das ihm bis über den Gürtel ſtieg. Da lief er was er konnte den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und ſtützte ſich an einer langen Stange, die an ihm hinſchwamm und die er ergriff. Aber das nächſte Schiff, wozu er gelangte, lag auf der Tiefe, wohl zwanzig Schritt vom Lande. Und Klas nahm ſeine Stange und ſchwang ſich daran empor und rief Grad dör! und ſchnellte ſich fort, und ſprang plötzlich mitten auf das Schiff hinab. Die Leute aber, die unten im Raum waren, erſchraken über den Knall, den ſeine Füße gaben, und kamen auf das Verdeck herauf; denn es hatte geknallt, als hätte das Gewitter eingeſchlagen. Und ſie erſtaunten, als ſie den großen und ſtattlichen Mann mit der Stange darauf ſtehen ſahen, und fragten ihn, ob er komme, als Freund oder Feind, als Heide oder Chriſt. Als er ihnen bejahet hatte, daß er beide als Freund und als Chriſt komme, ſo ſchüttelten ſie ihm alle nach einander die Hand, und bald brachte ihm einer eine große

Schale voll Meth und hieß ihn trinken; und er trank, und jeder von ihnen trank der Reihe nach auch. Und das ſollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderſchaft ſeyn.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe ſtarke großgliedrige Geſellen, von wildem und rauhem Anſehen. Klas hatte in ſeinem Lande dergleichen nie geſehen und hätte ſie wohl für Räuber und Unchriſten gehalten, wenn an dem Maſte nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen und die Flagge nicht wie ein Kreuz ausgeſchnitten geweſen wäre. Und ſie waren allerdings Chriſten, aber Räuber waren ſie auch. Das ſagten ſie ihm bald unverholen, nachdem er ihnen einen Theil ſeiner Geſchichte erzählt hatte und durch welche ſimſoniſche Kühnheit er dem Galgen entlaufen war. Sie hatten ihn anfangs barſch angeſehen, als ob ſie ihm nicht traueten; aber die wilden Geſichter wurden immer freundlicher, je weiter er in ſeiner Erzählung vorſchritt. Und als er geendigt hatte, trat derjenige unter ihnen zu ihm, der als der vornehmſte ausſah und in der That ihr Hauptmann war, ſchüttelte ihm die Hand, umhalſte ihn und ſprach: Willkommen Klas! ſolche Leute können wir brauchen, du ſollſt hinfort unſer Stallbruder ſeyn auf Leben und Tod und Ehre und Beute mit uns theilen. Und der Hauptmann erzählte ihm, ſie ſeyen frieſiſche Männer von den Inſeln und Küſten und leben meiſt vom Raube, den die See gebe und das Heidenland, aber Chriſten laſſen ſie unangetaſtet. Als Klas das Letzte hörte, ſchlug er getroſt ein und ließ es ſich gefallen mit ihnen zu ziehen, wiewohl ſie ihm etwas gräuliche Leute zu ſeyn däuchten.

Sie lagen noch wohl zehen Tage da vor Anker am Ufer des Stroms, weil der Wind aus Weſten wehete, und Klas lernte ſehr bald, wie man das Schiffgeräth und Ruder und Segel handhaben muß, denn er war ſehr gewandt. Er ward nun auch gewaffnet nach Seeräuberart; ſie nannten ſich aber nicht Seeräuber, ſondern Meerfahrer oder Wikinger. Bald ſtand Klas in voller Waffenrüſtung wie ein Wikinger da. Er trug aber, wann er in voller Rüſtung war, einen Kettenpanzer, einen eiſernen Helm und einen runden Schild mit Buckeln, und führte in der Rechten eine ſcharfe Streitaxt und an der linken Seite ein kurzes breites Schwerdt; Speere aber zum Werfen und Stangen zum Schlagen und Stoßen lagen im Schiffe genug, die jeder auf ſeine Weiſe gebrauchen mogte, wann der Feind angriff. Auch hatte es mächtige Stahlbogen und Pfeile in Menge, und damit wußte Klas wohl umzugehen, weil er die letzten Jahre mit ſeinem Vater oft auf die Jagd ausgegangen war. Er ſpannte aber den ſtärkſten Bogen ſo leicht, daß ſeine Geſellen erſtaunten; denn ſelbſt der Hauptmann, der unter ihnen für den ſtärkſten galt, konnte ihn nur zuweilen aufziehen. Als er ihnen vollends den Sprung noch einmal machte, den er mit der Stange von dem Ufer auf das Schiff gethan hatte, da jauchzeten und frohlockten ſie und meinten, dieſer Kämpfer ſolle manchem Helden noch wohl den Dampf *) thun.

---

*) Dampf: Fall, Sturz von dem Worte Dämpfen Niederſchlagen. Schwed. dämpa: niederſchlagen, dimpa: niederfallen.

Den zehnten Tag hatte der Sturm aus Weſten abgewehet, und es blies ein friſcher Südoſt auf, und ſie hiſſeten die Segel und lieſſen das Schiff auf die blaue Tiefe laufen gegen Weſten und ſteuerten gegen die Inſeln der Heiden hin. Und es gab manchen heiſſen Kampf zur See und an den Küſten und manches Heidenſchiff ward erſtiegen und die Heiden wurden wie tolle Hunde erſchlagen oder gefangen, und ſie kamen mit reichem Gold und Silber heim und verkauften den Raub und die Gefangenen. Und Klas hatte ſich ſchon einen Namen gemacht auf der See; denn wenn der Streit begann, rief er Grad dör! mit ſo gewaltiger Stimme, daß den Feinden ſogleich der Muth entfiel und den Freunden wuchs und ſie faſt immer leichten Sieg gewannen. Und der Hauptmann, obgleich er dem Klas ſeine Stärke und ſeinen Kriegruhm faſt beneidete, hatte ſich doch die Bitte der meiſten ſeiner Leute gefallen laſſen, daß ſie auf dem Spiegel des Schiffes einen hohen Mann mit einer langen Stange machten, aus deſſen Munde die goldenen Buchſtaben Grad dör weheten. Und Graddör ward das berühmteſte Schiff in der Nordſee und Oſtſee und weithin in dem Nordweſten bei den Inſeln der Heiden. Und es kamen die beſten Kämpfer, verlieſſen ihre Schiffe und traten zu dem Hauptmann des Graddör über; und ſechs Monate nach dem Tage wo Klas darauf geſprungen war, hatte er ſtatt der fünfzig Kämpfer wohl über zweihundert, und wuchs an Ehre und Furcht und Reichthum, daß es nicht zu beſchreiben iſt.

Man kann nicht ſagen, daß dieſes wilde und unſtäte Leben dem Klas ſonderlich gefiel, aber er ließ es ſich gefallen. Das friſche Element des Meers und die kühnen Geiſter, die aus ihm brauſen und wehen, behagten ſeiner Jugend wohl, und friſche muthige Thaten erquickten ihm Seele und Leib, und Heiden bekämpfen und dämpfen däuchte ihm eben keine Sünde, zumal da ſie als arge und blutdurſtige Räuber die Inſeln und Küſten der Chriſten überfielen und ausplünderten und die Menſchen als Sklaven wegführten und in das fernſte Elend verkauften, und da ſie auch alle chriſtliche Schiffe anfielen und verdarben, deren ſie mächtig werden konnten. Er ſchien gegen ſolche in einem guten Streite zu ſtreiten. Auch hat es nicht gar lange gewährt, ſo iſt Klas Hauptmann des Schiffes Graddör geworden.

Sie waren im zweiten Jahr ſeiner Seefahrt aus Weſten hinaufgeſegelt hoch gegen Norden und landeten den vierzigſten Tag ihrer Fahrt nach manchem harten Strauß, den ſie mit Feinden und Stürmen beſtanden hatten, auf einer kleinen Heideninſel, die von einigen Hundert Menſchen bewohnt war, welche in ärmlichen Hütten wohnten und, wie es ſchien, von den Seevögeln und Fiſchen lebten. Als ſie ans Land ſtiegen, kamen dieſe ihnen friedlich und freundlich entgegen, trugen gebratene Fiſche in Schalen und hielten die Methkanne hin; Waffen aber trug kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann aufblaſen zum Angriffe, und ermahnte die Kämpfer mit ſchallendem Gelächter, daß ſie die Männer niederhauen und mit den Weibern thun mögten, wie ſie gelüſtete. Und ſie rüſteten ſich, jene Armen aber entflohen mit jammervollem Geheul zu ihren Hütten. Als nun die Männer dem Hauptmann gehorſam anlaufen wollten, da ſprang Klas plötzlich vor, zückte ſeine Axt und rief Halt! Zugleich entblößte er ſein Haupt vor dem Hauptmann und bat ja flehete ihm, daß er ſo ſchwere Schuld nicht auf ſich laden wolle und ſo heilloſes und unchriſtliches Werk nicht üben laſſe gegen wehrloſe Männer und Weiber; denn wenn ſie auch Heiden ſeyen und von dem lebendigen Gott und von dem Heilande und der Erlöſung nichts wiſſen, ſo ſeyen die doch viel ärgere Heiden, die ſolches thun könnten. Der Hauptmann aber hörte ihn nicht an, ſondern ergrimmte und befahl den andern, daß ſie Klas als einen Aufrührer fingen und bänden. Klas aber ſtämmte ſich auf ſeine Streitaxt, ſah zornig um ſich und ſprach: wer wagt's? — und ſie ſtanden und keiner wagte es. Da befahl der Hauptmann zum zweiten Male, und es entſtand Gemurmel unter dem Volke, und einige ſchritten vor, als wollte ſie an Klas Hände legen. Klas aber ward nun von ſeinem Zorn und von ſeiner Macht gefaßt und ſchrie Grad dör! und ſprang mit ſeiner gezückten Axt auf den Hauptmann, der vergebens ſeine Wehr aufhob, und ſpaltete ihm den Kopf mitten durch, und rief: Der iſt bezahlt und hat ſeinen verdienten Lohn; wer ein Chriſt iſt, her zu mir! Und über die Hälfte der Männer traten zu ihm über, die andern aber ergrimmten um den erſchlagenen Hauptmann und griffen zu den Waffen, als wollten ſie ſeinen Tod rächen. Klas aber ſchrie abermal Grad dör! und ſie ſtanden wie vom Blitz in dem Boden feſtgeſchlagen. Dann vermahnte er ſie und die andern zum Frieden und belehrte ſie, wie der

Hauptmann Unmenſchliches und Unchriſtliches befohlen habe, wie Chriſten geduldig, ſanftmüthig und barmherzig ſeyn müſſen und ihre Hände nicht mit unſchuldigem Blut beflecken dürfen, und wenn es auch Heidenblut ſey; denn Gott ſey auch der Heiden Vater und Schöpfer. Und es liefen den eiſernen Männern, als ſie die Worte hörten, Thränen über die rauhen Wangen und ſie ſprachen: Der Hauptmann iſt durch Gott gefallen und durch dich, und riefen alle einſtimmig: Klas du ſollſt unſer Hauptmann ſeyn! Und er ließ es ſich gefallen und ward nun Hauptmann über zweihundert Männer.

Und es erſchien bald, wie ſie recht gethan hatten. Klas hatte das wilde und rohe Weſen, das bisher unter ihnen gegolten hatte, wohl nie geliebt noch ſelbſt mitgemacht, aber er hatte es doch an den andern dulden müſſen, wiewohl ſolche Gräuel von ihnen nie begangen waren, als der Hauptmann jetzt gegen die armen waffenloſen Menſchen auf der Heideninſel befehlen wollte. Als er nun ſelbſt Hauptmann geworden, führte er eine recht ſtrenge chriſtliche Zucht ein und ſtieß ohne Erbarmen alles von ſeinem Schiffe aus, was ſich ihr nicht fügen wollte. Das war aber ſein erſtes Geſetz, daß ohne Gnade an dem Maſtbaum baumeln mußte, wer einen unbewehrten Mann mit dem Eiſen verletzte oder ein Weib vergewaltigte. Er fuhr aber noch immer gegen die Heiden, ſäuberte das Meer von ihren Raubſchiffen und erlöſete viele Chriſten aus der Gefangenſchaft; auch hat er an vielen Orten, die ſonſt heidniſch waren, das heilige Kreuz als das Heil der Welt gepflanzt und durch ſeine Gerechtigkeit und Milde viele Heiden zum Chriſtenthum geführt. Und ſein Name iſt ſo gewachſen, daß die tapferſten Männer ſich zu ihm geſellten und unter ihm auszogen und daß er im zweiten Jahre ſeiner Hauptmannſchaft auf zwanzig Schiffen ſchon fünftauſend Kämpfer hatte. Denn ſeine Redlichkeit und Gottesfurcht war groß und ſeine Tapferkeit gefürchtet und ſeine Stärke unüberwindlich; denn gegen den Hieb ſeiner Axt oder den Stoß ſeiner Stange hatte kein Schmied Schild und Panzer ſchmieden können.

Als nun das vierte Jahr ſeiner Seefahrt und das zweite Jahr ſeiner Hauptmannſchaft war, hatte er eine Fahrt nach Island gemacht, war aber durch einen gewaltigen Nordwind zurückgetrieben und ward gegen die Oſtküſte einer groſſen Halbinſel verſchlagen, welche Jütland heiſſet. Dieſe Halbinſel war zu jener Zeit halb heidniſch und halb chriſtlich, und es hatte ſich vor wenigen Monaten begeben, daß der Heidenkönig den Chriſtenkönig geſchlagen und erſchlagen und alles Land überfahren hatte. Auch hatte er bald das Schloß des chriſtlichen Königs und deſſen Frau und Tochter, die darin waren, gewonnen. Die gefangene Königstochter war aber die ſchönſte Prinzeſſin in allen Landen weit und breit. Dieſe wollte der Heidenkönig zwingen, daß ſie ſein Gemal werden und ihm das Königreich zubringen ſollte, als habe er es mit gerechter Hand erworben. Und er dachte in ſeinem ſtolzen Sinn: ſie wird thun und ſeyn wie andere Weiber und ſich freuen, daß der Vornehmſte bei ihr ſchlafen will und der König im Lande ihr Mann heißt. Aber ſie that und war ganz anders, und weigerte ſich ſtandhaft, und da er nicht abließ und zuletzt hochmüthig dräuete, da ſchalt ſie ihn einen wilden Wütherich und einen heidniſchen Bluthund. Und er ergrimmte darüber ſo ſehr, daß alle ſeine heiſſen Flammen plötzlich erkalteten, und er ſchwur, ſie ſolle für die Schmach eines gräulichen und quaalvollen Todes ſterben. Und er ließ einen großen Scheiterhaufen aufthürmen auf offenem Felde unweit dem Schloſſe, worin er die Prinzeſſin gefangen hatte; darauf ſollte ſie gleich einer gemeinen Miſſethäterin verbrannt werden.

Nun begab es ſich durch Gottes Schickung, der dem Böſen nicht ſeinen Willen laſſen wollte, daß Klas mit ſeinen meiſten Schiffen aus Noth hier jenen Morgen grade landete, als die Hinrichtung der unglücklichen Prinzeſſin geſchehen ſollte. Die Menge Menſchen, die um das Schloß und an dem Strande und auf dem Felde rings herum toſeten und wimmelten, der Schimmer und das Geklirr von Waffen und der Schall von Trommeln und Pauken machten ihn aufmerkſam, und er erkundigte ſich bei einem der Umſtehenden, der ein Chriſt war, nach der Urſache des Gewimmels und Getümmels der Menſchen und der vielen Kriegsleute. Jener aber erzählte es ihm alles und wie die Prinzeſſin in einer halben Stunde werde herausgeführt und jämmerlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, und wie ſie nicht zu erretten ſey vor der heidniſchen Wuth, denn der Heidenkönig habe mehr als zehentauſend Kriegsleute bei ſich, die ſie zum Feuertode geleiten ſollen. Und der Mann fing an bitterlich zu weinen, als er den Jammer auserzählt hatte.

Klas aber, als er alles ſo von ihm gehört hatte, ward blutroth vor Mitleid und Zorn, und ſprach zu dem Manne: Das verhüte Gott und mein gutes Elſen, daß die Prinzeſſin ſterbe! Und er ſchrie Grad dör! daß das Ufer rings wiederhallete und antwortete. Und ſeine Krieger verſtanden den Schrei, und in einigen Augenblicken ſtanden ſie verſammelt um ihn wohl dreitauſend an der Zahl. Und er rief ihnen zu: Auf Geſellen! friſch mit dem Gotte der Chriſten! wir wollen die Prinzeſſin und die Chriſten von den ſchnöden Heiden erlöſen. Sind ihrer zehentauſend, ſo iſt es euer Brauch, jeder wohl fünf auf ſich zu nehmen. Friſchauf denn! Gott ſieht das Herz an und nicht die Menge. So ſprach er und ſchallte noch einmal Grad dör! drein, und riß ſie wie ein Blitz mit ſich fort grade auf den Scheiterhaufen hin in dem Augenblicke, als die Prinzeſſin, mit Schwerdtern und Spieſſen umgeben, aus dem Thore herausgeführt ward. Und er ließ das Bluthorn blaſen, und die Heiden trompeteten gegen, und der König hielt an ihrer Spitze und rief den Seinen zu: Friſch! Friſch! wie die See immer vom trocknen Lande zurückflieſſen muß, ſo werdet ihr dieſe elenden Seeräuber in ihr Element zurückſpülen. Und ſie trafen hart auf einander, aber Klas und Grad[illegible] waren den Heiden zu mächtig, und ſie fielen vor ihm und ſeinen Wikingern, wie Haberſtroh vor der Sichel [illegible] wann es zu reif iſt. Und als die andern Chriſten der Stadt und des Landes ſahen, daß Klas die Oberhand bekam über die Heiden, da ſtürmten ſie auch von allen Seiten auf ſie; und in wenigen Stunden ward der Heidenkönig nebſt allem ſeinem Volke erſchlagen bis auf einige wenige, die durch die Geſchwindigkeit ihrer Pferde mit der Prinzeſſin in das Schloß zurückgeflohen waren. Dieſe gaben wenige Stunden nach der Schlacht das Schloß und die Prinzeſſin auf um das Leben und den freien Abzug. Und Klas geſtand es ihnen zu, weil ihrer ſo wenige waren, und ließ ſie in Frieden abziehen.“

Als Klas in das Schloß einzog, da war große Freude unter allem Chriſtenvolke, daß Gott die Heiden ſo unter ſeiner Fauſt gedemüthigt und die Prinzeſſin vom Feuertode errettet hatte, und die alte Königin und die erlöſte Prinzeſſin traten ihm an den Stufen des Schloſſes entgegen und prieſen ſich glücklich, daß ſie durch einen ſolchen Mann befreit worden. Denn durch den Schlachtruf Grab dör hatten ſie ſogleich vernommen, welch ein Mann für ſie geſtritten. Und ſie nahmen ihn an die Hand und führten ihn die Stufen des Schloſſes hinauf; er aber weigerte ſich deſſen und verneigte ſich vor den königlichen Frauen tief bis zur Erde, wie es einem tapfern und ritterlichen Mann geziemt, und wollte hinter ihnen her treten. Sie aber wehrten ihm das, und die alte Königin ſprach: wo iſt eine Prinzeſſin in der Welt, die nicht die geehrteſte wird, wenn ein ſolcher Mann und Held an ihrer Hand einher geht? Und er mußte ihnen wohl gehorchen und nebſt ſeinen Helden ſich am Mahle mit ihnen erquicken und in dem Schloſſe und der Burg Herberge nehmen.

Die Königin hatte aber gleich bei ſich bedacht, als ſie Klas geſehen, und auch ihre Räthe hatten es ihr zugeflüſtert: wo wäre ein Mann wie dieſer, der das Chriſtenthum hier emporbringen und das Heidenthum bändigen könnte? hat Gott uns dieſen nicht wie ein Wunder durch den Sturm hergewehet und als den König und Retter des Volkes gezeigt? Und ſie hatte ſich viele ſüße Gedanken gemacht über ihre Tochter. Aber das verbarg ſie noch in ihrem Herzen, und dachte: Gott wird es ſchon machen, wenn es gut iſt. Und Gott machte es, damit erfüllet würde, was Valentin geſagt hatte: wer ſich muthig durch den Pfannkuchenberg freſſe, der werde einmal König werden.

Denn Klas war kaum einige Stunden in den Gemächern des Schloſſes, ſo fühlte er ſich in ſeinem ganzen Herzen wie umgekehrt, er fühlte, daß er ein Weib geſehen hatte, von welcher ſeine Augen nicht wanken konnten. Die Prinzeſſin war auch gewiß die Allerſchönſte, die zu ihrer Zeit auf der Welt lebte. Er fühlte das mit Wohlgefallen, daß ihm das Herz zitterte; aber er bedachte zugleich, daß er der Sohn eines Dorfſchulzen und ſie eine Königstochter war, und ſchlug ſich bei dieſem Gedanken vor die Stirn und rief: Klas, Klas, wo willſt du hin in deiner Thorheit? hier hilft dir dein Grad dör zu nichts. Denn Klas war bei allen ſeinen großen Thaten immer ſeiner Jugend eingedenk geblieben und war immer herzlich demüthig und klein vor Gott, dem er allein alles beimaaß: von ſeiner eigenen Ritterlichkeit und Schönheit, die wohl die Herzen aller Weiber der Welt anlocken konnte, wußte er gar nichts. So brachte er, von den Reitzen der ſchönen Prinzeſſin geblendet und verwundet, eine ſchlafloſe kranke Nacht zu, und weil ſein Wunſch ihm eine Unmöglichkeit däuchte, ſo beſchloß er mit dem frühen Morgen nebſt ſeinen Geſellen wieder in die Schiffe zu gehen und ſeinen Kummer dem wilden Element des Waſſers zur Heilung zu übergeben, wenn Liebesflammen nur durch Waſſer gekühlt und gelöſcht werden könnten.

Und als es kaum dämmerte und das Licht noch furchtſam durch die Vorhänge in die Zimmer guckte, rief er ſeine Männer auf, und es ward ein Laufen und Wimmeln im Schloßhofe, daß die Königin und die Prinzeſſin darob erwachten und mit Staunen und Schrecken vernahmen, daß Klas wieder auf ſeine Schiffe wolle. Und die alte Königin bedachte ſich nicht lange, ſie that, was ſie thun mußte, kleidete ſich eilends an, warf ihren königlichen Mantel um, und trat zu Klas ins Zimmer, zu welchem ſie folgende Worte ſprach:

Lieber Herr Klas, was iſt das für eine Botſchaft, die wir mit Schrecken hören? So willſt du fort, und gönnſt uns nicht einmal das bischen traurige Zeit, daß wir dir wenigſtens mit Worten danken können? So willſt du uns verlaſſen? du willſt das heilige Kreuz, du willſt das Chriſtenthum, du willſt die Chriſten hier wieder verlaſſen, und ſie wieder auf des Schwertes Spitze ſtellen? das Fürſtenkind willſt du wieder verlaſſen, das du eben aus dem Feuer und Eiſen der Heiden geriſſen haſt? Zwar liegt der Heidenkönig erſchlagen und ſein Heer ſpeiſet die Raben; aber viele Heiden wohnen noch um uns und über uns, und er hat der reiſigen Söhne und Neffen genug, welche kommen werden und ſeinen Tod rächen, wann du weg biſt. Unſer König aber iſt auch todt, unſre beſten Männer liegen auch erſchlagen, und wir haben keinen Sohn keinen Bruder keinen Bräutigam, die das Scepter und das Schwerdt führen können in der Gefahr. Hat der Wind Gottes dich denn nur hieher gewehet, um uns deſto herrlicher und größer zu verderben? hat er dich nicht hergewehet, daß du dieſen Chriſten ein Kriegsfürſt und König gegen die Heiden, mir ein geliebter Sohn und der Prinzeſſin meiner Tochter ein würdiger Gemal ſeyn ſollſt? Ja das hat er gewollt, und das will ich, darum bin ich ſo früh aufgeſtanden, darum komme ich, darum bitte ich.

Die Königin ſprach dieſe Worte ſo gewaltig, daß ſie alle Worte todt machten, die Klas hätte antworten können. Er konnte nicht gehen, er konnte nicht ſprechen, er konnte ſich nur verneigen und erröthen und ſchweigen. Und dies that er auf eine Art, welche der Königin ſehr gefiel; denn ſie verſtand, er werde mit den Schiffen nicht entfliehen, und alſo fuhr ſie fort in ihrer Rede:

Du haſt es beantwortet, wie ein Ritter und Mann antworten ſoll, wann eine Frau ſolches zu ihm ſpricht. Und nun will ich künftig auch nichts mehr hören von dir, daß du in einer Bauerhütte und wir in Königsſchlöſſern gebohren ſind. Siehe Gott hat an dir große Zeichen gewieſen, daß er auch die Kleinſten groß machen kann, ſo wie er, wenn er will, Leben und Kronen gebohrner Könige in den Staub legt; er hat dir ſolche Demuth und Tugend und Gewalt des Muthes und Glückes gegeben, daß du ein Mann heiſſeſt unter den beſten Männern: dich hat die Ritterlichkeit Königen gleich gemacht und dein Grad dör! iſt ſtärker als ein Heer. Und nun komm!

Und ſie nahm ihn an der Hand, und er war ihr ſtill und gehorſam wie ein kleines Kind und ließ ſich von ihr führen, wohin ſie wollte.

Und die Königin führte ihn in das Gemach ihrer Tochter der Prinzeſſin und legte die Hände der beiden zuſammen und ſegnete ſie ein. Und ſie lieſſen es ſich wohl gefallen, aber ſprechen konnten ſie kein Wort. Denn der Prinzeſſin war es nicht anders gegangen als Klas; ſobald ſie ihn erblickt hatte, war es in ihr geweſen, als wolle es heraus klingen aus ihrer Bruſt: der iſt der Mann, und kein anderer! Und wenn die Prinzeſſin die Allerſchönſte heiſſen konnte, ſo mogte Klas wohl mit eben dem Rechte der Allerſchönſte genannt werden.

Und Klas blieb nun und die Schiffe lagen vor Anker in der Bucht und kein Auge gab auf die Winde Acht. Sie waren alle auf das Land gerichtet, niemand dachte an Segel und Taue und Ruder, ſondern die Männer ſchmückten Sporen und Waffenröcke für die Hochzeit. Dieſe ward in wenigen Wochen mit großer Herrlichkeit gefeiert, und die ſchöne Prinzeſſin nahm Klas Avenſtaken zum Mann, der hinfort König Klas von Jütland hieß.

Und er wohnte manchen fröhlichen Tag und manche ſchöne Nacht mit der Prinzeſſin in dem Schloſſe. Es lag das Schloß aber in Südjütland, wo jetzt die Stadt Schleßwig ſteht. Aber er vergaß ſich in der Freude nicht in Läſſigkeit, ſondern rüſtete ſich eifrig zum Kriege gegen die Heiden, und ſie rüſteten ſich auch. Und es begann ein langer ſchwerer Kampf um die Herrſchaft, bis ſie endlich unterlagen und Klas König war über die ganze große Halbinſel und über die Inſeln umher.

Und es war das Ende des zweiten Jahrs, nachdem er den Heidenkönig erſchlagen und die Prinzeſſin ſich vermählt hatte, als er alles Land der Heiden unter ſich bezwungen hatte bis an die Elbe, und das Kreuz des Heils als Panier ſeiner Herrſchaft allenthalben aufgerichtet hatte für die bunten Götzen aus Stein und Holz — da ſtand Klas einmal dieſſeits am Ufer der Elbe, und es däuchte ihm, als ſehe er jenſeits in der Ferne die Stelle, wo er mit der Stange einſt auf das Schiff geſprungen war; und es war wirklich die Stelle, und er erkannte ſie an drei Bäumen wieder, die auf einer Anhöhe hoch über das Geſtade ragten. Und ſein wunderbarer Lebenslauf wandelte ihm hier in Gedanken vorüber, und in Demuth fiel er auf die Erde nieder und betete und dankte Gott, daß er ihn aus ſo vielen Gefahren errettet und auf eine ſo außerordentliche Weiſe zum König und Herrn über Länder und Völker gemacht hatte. Und er nannte die Stelle, wo er ſtand, Glückſtadt und bauete dort ein Schloß; und das Schloß und die Stadt ſteht von ſeiner Zeit bis auf dieſen Tag. Klas war jetzt ſechsundzwanzig Jahre alt, und es war das ſechste Jahr ſeit jenem Morgen, wo er dem Galgen entlaufen war, woran er ſo unſchuldig hatte hangen ſollen.

Und als er die Heiden bezwungen und das Land mit Schlöſſern und Burgen befriedet hatte, da dachte er in

Sehnſucht und Liebe ſeiner alten Aeltern und ſeiner Geſchwiſter und Freunde, und ſäumte nicht lange, ſondern trat die Reiſe an zu ihnen. Er nahm aber ſein Gemal die Königin mit nebſt tauſend ſeiner Reiſigen, damit er ein königliches Geleit hätte. So zog er über die Elbe gegen Süden. Und als ſie vier Tage gezogen waren und der fünfte Tag anbrach und ſie nicht mehr fern waren von ſeiner Heimath, da hieß er die Reiſigen zurückbleiben und ritt mit ſeiner Königin voran und hatte nur einen Knappen bei ſich. Und es war grade der Mittag des fünften Tages und die Glocke ſchlug zwölf, da ritten ſie in Dümmelshuſen ein und gradezu auf ſeines Vaters Haus. Sie lieſſen die Pferde aber im Dorfe laufen, was ſie laufen konnten, damit die Leute, die ſie ſahen, ſich nicht über ſie beſinnen noch es ſeinen Aeltern verrathen konnten. Und als ſie vor Peter Avenſtakens Hauſe anlangten, ſprang der König Klas raſch vom Pferde und rief luſtig Grad dör! daß es durch das ganze Dorf erklang. Und Peter, der mit Frau und Kindern grade bei Tiſche ſaß, ſprang heraus bei dem Worte und ſah den Mann und die Frau mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe. Er merkte aber ſogleich daß es ſein Sohn war, und rief: Nun Gott ſey Dank, daß du wieder da biſt und ein König geworden! Wir haben ſchon davon gehört, ſie haben es uns aber nicht glauben wollen, auch deine eigene Mutter hat es nicht glauben wollen; nur ich und Valentin haben es gleich geglaubt, denn wir beide wußten wohl, daß etwas Beſonderes aus dir werden mußte. Und er rief in der Freude überlaut: Valentin! Valentin! komm doch heraus, daß du ſieheſt, was aus unſerm Klas geworden iſt! Und Valentin kam und die Mutter und alle Geſchwiſter kamen, und es war ein Herzen und Küſſen, daß es kein Ende nehmen wollte. Und als der König und die Königin hineingegangen waren und ſich an der Aeltern Tiſch geſetzt und mit ihnen gegeſſen und getrunken hatten in Demuth zu Gott und in Liebe zu ihnen, da übernahm den alten Peter die Freude und er wußte nicht, was er ſprechen ſollte, er ſprach aber vor Freuden faſt zu viel. Und da hat er der Greth in die Ohren geflüſtert, und es iſt wohl nicht recht geweſen in ſolchem Augenblicke: Nun Greth, iſt mein Klas der Klas geblieben? hätte aus deinem Johannes wohl mehr werden können?

Und Klas iſt manchen Tag und manche Woche bei ſeinen Aeltern geblieben und hat fröhlich mit ihnen gelebt, und hat ſie und ſeine Geſchwiſter und die Nachbarskinder reichlich beſchenkt, den alten Valentin aber hat er mitgenommen und zu ihm geſprochen: Lieber Valentin, du ſollſt meinen Söhnen auch luſtige und waidliche Geſchichten erzählen, wie ein jeder tüchtiger Menſch mit Gottes Hülfe etwas werden kann, damit brave Männer und Helden aus ihnen werden. Und Valentin iſt gern mit ihm gezogen, denn er bildete ſich auf König Klas viel ein und dachte bei ſich, er habe ihn eigentlich zum Könige gemacht. Auch ſeinen jüngſten Bruder hat der König mitgenommen und ſeine jüngſte Schweſter; und iſt der Bruder ein Graf und die Schweſter eine Gräfin geworden und leben noch viele vornehme Leute in der Welt, die von ihnen herſtammen. Das hat er ſich aber ausbedungen vor der Abreiſe, daß, wenn der Vater ſtürbe, ihm das Bauergut zufallen ſollte, und hat es ſeinen Brüdern gleich um den zehnfachen Werth abgekauft. Und der Vater und die Brüder haben es ihm zugeſagt und auch gehalten. Denn er ſagte: Ich will einen meiner Söhne hinſchicken, der ſoll ein Bauer werden und ſeine Kinder und Kindeskinder ſollen Bauern bleiben; denn Bauern ſind älter und halten länger aus als die Könige.

Und König Klas iſt wieder heimgezogen in ſein Reich und hat noch manches liebe Jahr glücklich mit ſeiner Königin gelebt und regiert und viele Söhne und Töchter mit ihr gezeugt, und haben viele große Könige und Königinnen aus ſeinem Blute nach ihm geherrſcht. Aber doch iſt das glorreiche Geſchlecht von Klas Avenſtaken nun ſchon lange ausgeſtorben und ein anderer Stamm herrſcht in den Landen, die ihn einſt als König verehrten. Aber ſeines Sohnes Konrad Geſchlecht dauert noch bis dieſen Tag. Dieſer Konrad war ſein jüngſter Sohn. Den that er alsbald nach ſeiner Geburt auf das Land zu einem Bauer und ließ ihn bäuerlich leben und arbeiten und ſandte ihn dann in das Land ſeiner Heimath in Weſtfalen nach Dümmelshuſen, wo er ihn auf das Gut ſeines Vaters ſetzte. Und Konrad iſt groß und ſtark geworden wie König Klas, aber nicht ſo mächtig und herrlich vor der Welt, ſondern iſt als Dorfſchulze geſtorben, was ſein Großvater Peter auch geweſen. Und von dieſem Konrad dem Königsſohn ſtammen bis dieſen Tag noch alle Avenſtaken her, die als Bauern in Dümmelshuſen und in der Gegend leben.

6.

Paiwai und Paiwuzzo.

In den älteſten Zeiten vor vielen tauſend Jahren lebte in dem Lande Indien am Strom Ganges ein frommes Ehepaar, das ſich vom Spinnen und Weben ernährte. Daneben hatten ſie bei ihrem Häuschen eine grüne Wieſe, worauf eine ſchneeweiße Kuh weidete, und ein Gärtchen, worin ſie mancherlei Obſt und Gemüſe zogen. Dicht hinter dem Häuschen bis an den Strom hin grünte auch ein Hain heiliger Bäume, welche viele Jahrhunderte alt waren. Dahin gingen ſie fleißig zu Gott zu beten, des Sommers auch vor der brennenden Sonne Schutz zu ſuchen. Am fleißigſten aber gingen ſie an den Strom, den alle Indier heilig halten, als eine Wohlthat Gottes des Unſichtbaren und Allmächtigen. Jeden Morgen und Abend bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ſah man beide an ſeinem Ufer auf den Knieen liegen und unter dem Bilde der Sonne und der Geſtirne das unendliche und überſchwängliche Weſen anbeten, zu deſſen überirdiſchem Glanze der Verſtand keinen Weg noch Steg findet, ſondern zu dem allein das ſtille und fromme Herz einen Pfad weiß. Zu dieſer ſtillen Andacht nahmen ſie immer ihr kleines Söhnlein mit, damit Gott ſich durch das Beiſpiel und durch die Liebe in ſein zartes Herz ſenkte; denn nie ſprachen ſie zu ihm ein Wort über das, was ſie ſelbſt nicht verſtanden, außer daß ſie den Namen Gottes nannten und mit den Händen und Augen zum Himmel und zu den Sternen zeigten. Sie beteten aber immer mit für das Kindlein und daß Gott ihm gnädig und mild ſeyn und es fromm machen und ihm die Bruſt mit Gnade und Freude füllen möge zu ſeiner Zeit. Sie hatten aber nur dies einzige Kind, es war ein Knabe und hieß Paiwai. Und mit Gott und mit dieſem Kinde lebten ſie in ihrem einſamen Häuschen und Wäldchen und Gärtchen das ſtilleſte und glücklichſte Leben, das ſeit Adams Zeit je ein Menſchenpaar auf dieſer Erde gelebt haben mag.

Der kleine Paiwai war in dieſem Leben fünf Jahre alt geworden und war ein ſchönes ſtarkes Kind, ſo wunderſchön und lieblich von Wuchs und Gebärde, daß alle Leute, die es ſahen, vor ihm ſtillſtanden und ſich freueten. Und er hatte dieſe fünf Jahre unter Bäumen und Blumen und unter bunten Vögeln und Schmetterlingen in glücklicher Unſchuld hingeſpielt und von dem Böſen und Uebel dieſer Welt noch nie etwas geſehen noch gefühlt. Als ſein fünfter Winter vergangen war und er in das ſechste Jahr ging, da kam ihm ein kleiner lieblicher Geſell, mit welchem er den ganzen Frühling und Sommer auf das anmuthigſte verſpielen ſollte. Als es nämlich nach dieſem fünften Winter Frühling geworden war, fand ſich in dem Garten neben Paiwais Häuschen ein kleines Vögelein ein, ein ſo buntes und ſtrahlendes und funkelndes

Vögelein, desgleichen nie auf Erden geſehen worden; ſo daß man wohl ſagen kann, wenn der weiſeſte Künſtler käme und ihm der Glanz und die Pracht aller Blumen und Sterne und Edelgeſteine und Diamanten gegeben würde, damit er daraus ein Kunſtſtück machte, und wenn ihm auch die Macht gegeben würde, dieſem ſeinem Werke Leben und Athem einzublaſen, daß er doch nimmer eine ſolche Herrlichkeit zu Stande brächte. Alle Leute, die das Vögelein ſahen, wunderten ſich ſeiner ſeltenen Schönheit und in welchen funkelnden Sonnenfarben es ſpielte. Das Vögelein war aber ſehr zahm und ließ ſich von einem jeden ganz nah betrachten, ohne daß es wegflog, aber mit den Händen greifen ließ es ſich von keinem ſterblichen Menſchen, als allein von dem kleinen Paiwai, dem es auch von ſelbſt auf die Hände und Schultern flatterte und ſich in ſeinen ſchwarzen Locken und über ſeiner freundlichen Stirn wiegte, wie ein Schmetterling auf Blumen. Und alle Leute fanden etwas Beſonderes in dem Vögelein und weiſe Männer ſagten, es müſſe geradesweges vom Himmel herunter gekommen ſeyn und dem Paiwai etwas bedeuten, denn ſolchen Farbenglanz könne die Erde gar nicht hervorbringen.

Und der kleine Paiwai liebte das Vögelein über alle Maaßen und das Vögelein liebte Paiwai nicht minder, und die beiden Freunde waren die unzertrennlichen und ſchieden nicht von einander, bis die Nacht hereinbrach. Dann ſetzte ſich das Vögelein in dem Fenſter vor Paiwais Kämmerlein und ſang dem Knaben einen ſüßen Schlafgeſang. Es ſang aber eben ſo ſchöne Lieder, als ſeine Federn bunt waren. War das Knäblein eingeſchlafen, ſo bettete ſich das Vögelchen in ſeinen ſchwarzen Locken und fächelte ihm die Stirn mit den Flügeln, oder es ſetzte ſich auch in einer Rebenranke, die über ſein Bettchen herabhing, und ſteckte dann ſein Schnäbelchen unter das Flügelein. Paiwai aber nannte das Vögelein nach ſeinem Namen und rief ihm Paiwuzzo, und den Namen gaben ihm alle Leute.

Als nun einige Wochen vergangen waren, da kam ein anderes Vögelein angeflogen, nicht ſo bunt, ſondern mehr grau, und das war Paiwuzzos Weibchen. Und die beiden küßten und ſchnäbelten ſich viel und bauten ſich ein Neſt in den Weinranken vor dem Fenſter, und das Weibchen legte Eier und ſaß darauf und brütete. Paiwuzzo aber trug ihm fleißig Körner damit es nicht hungerte; und als Junge aus den Eiern kamen, da trug er noch viel fleißiger und auch die Mutter flog aus und ſuchte mit, und Paiwai ſammelte auch zuweilen und trug es ihnen zu und legte es in ſeinem Fenſterchen hin, wo ſie es aufbickten. Und als die kleinen Jungen im Neſte flügge wurden, flogen ſie mit ihren Aeltern in den Wald, und Paiwai hatte immer die bunteſte Schaar Vögelein um ſich, die um ihn ſpielten und ſangen, Paiwuzzo blieb aber immer der ſchönſte und liebſte. Nun geſchah es oft, daß Paiwai mit dieſen ſeinen kleinen bunten gefiederten Geſellen zuweilen vom Morgen bis Abend in Wäldern und Büſchen herumſtreifte. Seine Aeltern hatten kein Arges daraus, denn er kam des Abends immer wieder; und es däuchte ihnen, daß er alle Tage freundlicher und ſanfter ward durch den Umgang mit den ſchönen und luſtigen

Vögelein, ſo daß die Mutter wohl zuweilen zu dem Vater zu ſagen pflegte: trüge Paiwuzzo nicht Federn, ſo mögte man glauben, er ſey uns als ein Engel Gottes gekommen den Knaben zu erziehen und zu unterweiſen. Der Vater pflegte ihr dann mit ernſter Freundlichkeit das Schweigen zuzuwinken, denn von ſo hohen Dingen ſoll man nicht viel ſprechen.

So war den Sommer Freude, aber der Herbſt brachte Leid, denn die Vögelein entflogen und Paiwai mit ihnen. Ich will erzählen wie dies geſchehen iſt.

Paiwai ging eines Morgens aus mit ſeinen Vögeln, wie er gewöhnlich pflegte, in den Garten, in den Hain in die fernen Büſche. Paiwuzzo aber hielt ſich diesmal nicht ſo ſtill wie ſonſt, wo er ganze Stunden auf Paiwais Händen und Schultern zu ſitzen und zu ſingen pflegte, ſondern er flatterte immer weiter und ſeine Frau und ſeine Kinder flatterten ihm nach und Paiwai lief mit. So waren ſie wohl zwei Meilen weit von dem Hauſe weggekommen und befanden ſich in einem dichten Walde von Palmen, als die Sonne ſchon ſchief gegen der Erde ſtand und bald untergehen wollte. Und ſiehe da kam eine große Heerde Affen auf ſie zu, wohl zweihundert an der Zahl, und die Vögelein erſchracken und flatterten und kreiſchten und Paiwai ſchrie und lief Aber die Affen waren ihm zu geſchwind, ſie holten ihn bald ein, und ein großer Affe nahm ihn in ſeine Arme, und die Affen entführten ihn und liefen mit ihm in das Dickicht des Waldes. Und Paiwai kam nicht wieder zu Hauſe und die ſchönen bunten Vögelein kamen auch nicht wieder ſondern ſind weggeflogen und von niemand auf Erden geſehen worden ſeit dieſem Tag. Paiwais Aeltern aber haben geglaubt, Paiwai und die Vögelchen ſeyen durch wilde Thiere umgekommen, und ſie haben ihm ein kleines Grabmal errichtet in ihrem Gärtchen, wo er am meiſten zu ſpielen pflegte, und haben ihn lange beweint.

Und die Affen trugen den kleinen Paiwai noch weit mit ſich fort in die Tiefe des Waldes, wo ſie ihre Lagerſtelle hatten, und er weinte ſehr, ſchlief aber endlich doch aus Müdigkeit ein. Und es waren viele Tage und Wochen, daß er noch ſehr traurig war um ſeine Aeltern und um ſeine ſchönen bunten Vögel, aber es half ihm nichts. Denn fortkommen konnte er nicht, die Affen bewachten ihn zu genau, auch hätte er den Weg nach Hauſe wohl nicht finden können, wenn er auch entkommen wäre. Denn dieſe Affen wanderten immer von Ort zu Ort und von Wald zu Wald und waren nach einem Monat wohl ſchon über hundert Meilen von dem Häuschen, wo Paiwai gebohren war. Er mußte nun mit den jungen Affen und Aeffinnen leben und ſpielen, und that es, weil er nicht anders konnte. Er aß mit ihnen und trank mit ihnen, er naſchte und mauſte mit ihnen, und konnte endlich ſpringen und klettern und ſich um Zweige und Aeſte ranken und ſchaukeln trotz dem beſten Affen. Die Kleider hatte er aber bald verloren, denn die hatten ſie ihm abgeriſſen, und war braun geworden und von der Sonne verbrannt, und um den Leib wuchſen ihm rauhe Haare, und ſeine ſchönen Locken hingen ihm ſtruppig um die Augen, und der Schmutz, worin er lebte, machte ihn auch häßlicher und äffiſcher-

Kurz als ein Jahr verfloſſen war, ſah er faſt aus wie ein anderer Affe, ſprach auch kein menſchliches Wort mehr, weil er nie eine Menſchenſtimme hörte, und lief zuletzt mehr auf Vieren als auf Zweien, weil er alle Affen ſo thun ſah; und ſeine ſchönen vergangenen Kinderjahre wurden ihm ordentlich, wie ſie ſchon den Kindern auch unter den Menſchen werden, zu einem ſchönen Traum aus einer frühern Welt.

So war Paiwai drei Jahre mit den Affen in der Wildniß herumgelaufen und wußte von Mutter und Vater und ſelbſt von Paiwuzzo nichts mehr; und er ging in ſein neuntes Jahr, und wäre wohl ein ganzer Affe geworden, wenn dies Leben ſo fortgewährt hätte. Aber er ſollte nicht unter den Affen leben und ſterben; und dies hat ſich auf folgende Weiſe begeben:

Eine Nacht waren alle Affen aus einem großen Walde, wohl vierhundert an der Zahl, und Paiwai mit ihnen in einen Garten geſtiegen und plünderten dort die Bäume auf das allerunbarmherzigſte. Sie hatten freilich nach ihrer Gewohnheit Wachen ausgeſtellt, aber dieſe lieſſen ſich von den Menſchen beſchleichen, und die Affen wurden plötzlich von allen Seiten überfallen, die meiſten erſchlagen und viele gefangen. Von den Gefangenen ſchlugen die Jäger die alten auch todt und lieſſen nur die jungen leben. Dieſe verkauften ſie gewöhnlich in großen Städten an Gaukler und Bänkelſänger, die ſie zu allerlei Künſten abrichteten und mit ihnen durchs Land zogen, oder an fremde Schiffer, die ſie nach Europa und Amerika und in fremde Länder mitnehmen, wo ſie den Leuten für Geld gezeigt werden. Der kleine Paiwai war auch unter den Gefangenen und ward mit mehreren ſeiner Geſpielen auf dem Markte zu Guzurate einer indiſchen Stadt einem herumziehenden Gaukler um einige Silberſtücke verkauft. So wohlfeil war er geworden, für den ſeine lieben Eltern, wenn ſie ihn hätten kaufen können, gern zweitauſend Thaler gegeben hätten.

Der Gaukler, in deſſen Hände ſie kamen, war in ſeiner Kunſt ſehr geſchickt und bearbeitete ſeine Zöglinge mit Stock und Peitſche unaufhörlich, damit ſie gehorſam wurden. Denn den Affen Gehorſam lehren iſt das ſchwerſte: ſie ſind gewandt und klug und lernen ſehr leicht, aber Tücke und Ungehorſam ſind ihnen angebohren und den Menſchen als Herrn der Schöpfung und alſo auch als den Gebieter der Affen anzuerkennen weigern ſie ſich hartnäckig. Daher haben einige Weiſe geſagt, die Affen ſeyen eine Geburt der böſen Geiſter, die den Menſchen von ſeiner Unſchuld im Paradieſe verführt haben, und ſeyen von ihnen hervorgebracht, daß ſie die Menſchen noch weiter verführeten. Das iſt gewiß, daß die Affen viele Schläge haben müſſen, ehe ſie ſich bequemen Künſte nachzumachen. Dies geſchah nun auch dieſen Affen, weil ſie nicht anders wollten. Der einzige Paiwai bekam keine Schläge, weil er alles gutwillig that. So daß der Gaukler ſich verwunderte und ſprach: Dieſes Aeffchen hat faſt Menſchennatur. Und er gewann ihn darum lieb und that ihm nichts zu Leide, fütterte ihn auch beſſer, als die andern; denn Paiwai lernte auch viel geſchwinder und war der ſchönſte aller ſeiner Affen.

Als der Gaukler ſeine Affen einige Wochen gemartert und abgerichtet hatte, verkaufte er einige und mit den übrigen zog er durch alle große Städte Indiens und der Halbinſel umher und zeigte ſeine Künſte. Und der kleine Affe, der ſonſt Paiwai hieß, verſchaffte durch ſeine ſeltenen Fertigkeiten dem Gaukler vielen Zulauf und alle Menſchen fanden ihn auſſerordentlich ſchön und anmuthig, und viele wollten behaupten, ſie haben nie einen ſo ſchönen Affen geſehen. Es fanden ſich auch Leute, die ihn gern kaufen wollten, aber ſein Beſitzer forderte eine ſo große Summe für ihn, daß ihnen die Luſt dazu vergehen mußte. Auf ſeinen Zügen kam der Gaukler denn auch nach Dehli und führte dort mit ſeinen Affen und Hunden und Papageien und was er ſonſt noch für Thiere hatte ſeine Künſte auf. Dehli war die Hauptſtadt von ganz Indien, wo der Großkaiſer Indiens wohnte. Hier ward der ſchöne Affe denn auch bald berühmt und ſein Gerücht kam ſogar an den Hof. Und die alte Kaiſerin, des Kaiſers Mutter, befahl, daß der Gaukler kommen und ihr ſeine Thiere und Künſte zeigen ſolle. Sie fand aber ein ſolches Wohlgefallen an dem kleinen Affen, daß ſie ihn ſogleich wegführen ließ und dem Manne bezahlte, was er haben wollte: und er bekam eine erſtaunliche Summe für Paiwai, und iſt kein Affe ſeit Menſchengedenken ſo theuer bezahlt worden. Denn kaum hatte Paiwai einige Stücke vor der Kaiſerin gemacht, ſo rief ſie entzückt aus: Nein, einen ſolchen Affen habe ich noch nie geſehen, man ſollte beinahe ſchwören, er ſey ein Menſch, wenn er nicht ſo äffiſche Sprünge und Gebärden machte. Den muß ich haben, und ſollte es mit alle meine Schätze koſten.

Und ſie ließ den kleinen Paiwai in einer Kammer neben ſich einſperren, und oft ward er hervorgeholt und mußte vor ihr und vor den Hofleuten und ſelbſt vor ihrem Sohn dem Kaiſer ſpielen und Künſte machen. Da machte Paiwai denn zur allgemeinen Beluſtigung tauſend Sprünge und Schwenkungen und Zierlichkeiten und Poſſen aller Art, und weil er merkte, daß ihm niemand was zu Leide thun durfte, denn das litt die alte Kaiſerin nicht, that er den Hofherren und Hofdamen, den Kammerjunkern und Hoffräulein viele Schalkſtreiche an, denn darin ſind alle Affen Meiſter und deren hatte er genug gelernt. So hatte er einige Wochen wieder unter Menſchen geſpielt und gelebt, ſiehe da begab ſich etwas, das den Affen mit Einem Male wieder zum Menſchen machte, und das war die Sprache.

So lange Paiwai unter den Affen lebte, hörte er nichts Menſchliches: die Gaukler und Abrichter ſprachen auch nur einige Worte und bedeuteten und befahlen mehr mit Peitſche, Stock und Trommel, als mit menſchlicher Rede. Aus dem wilden Getoſe und Geſauſe der großen Menſchenmenge, vor welcher er ſpielen mußte, konnte er auch nicht viel Menſchliches holen, zumal da er immer auf ſein Spiel achten mußte und zum Hören und Merken keine Zeit hatte. Nun aber lebte er wieder mit Menſchen und unter ſehr vornehmen Menſchen, wo gemeſſene und zarte und zierliche Worte erklangen, wo ſich kein Stock mehr rührte, keine Peitſche knallte, und er richtete ſich wieder zu Freude und Muth auf. Mit dem Muthe aber kommt alles Glück. Genug es läßt ſich zwar nicht beſchreiben, was in ihm vorgegangen iſt und wie der Affe ihn verlaſſen hat, aber das Menſchliche mußte auf eine wunderſame Weiſe wieder in ihm erwacht ſeyn. Denn eines Morgens, als der ganze Hof ſich in voller Pracht vor der alten Kaiſerin verbeugte — es war ihr ſechszigſter Geburtstag — trat mit Einem Male unſer Aeffchen Paiwai auf zwei Beinen ganz feierlich vor ſie hin, verneigte ſich zierlich und ſagte mit deutlicher Stimme: Auch ich wünſche Glück zu dieſem Tage, allergroßmächtigſte und allerdurchlauchtigſte Kaiſerin. Dies ſah aber bei dem feierlichen Ernſt, den er annahm, ſo poſſierlich aus, zumal da er äffiſche Poſſenkleider an hatte, daß Männer und Frauen laut lachen mußten, ſo ernſthaft auch die Freude des Tages war. Die alte Kaiſerin aber hieß den Affen abführen, weil das Lachen vor ihr ſich nicht ſchicken wollte.

Als aber dieſe Feierlichkeit vorbei war und ſie wieder ſeyn durfte, wie andere Menſchen, da ſchickte ſie eine ihrer Kammerfrauen und ließ den Affen holen und wollte es mit ihm verſuchen; denn ihr war allerlei eingefallen. Und ſie fing an mit ihm zu ſprechen, als ob er ein Menſch wäre, und er antwortete ihr Mehreres, und antwortete eben nicht viel ungeſchickter, als Knaben des Alters zu thun pflegen, von welchem er die Größe hatte. Da ſchlug ſie die Hände über den Kopf zuſammen und rief: entweder ſind wir dumm und verzaubert oder dieſer hier iſt kein Affe oder wenigſtens doch ein in einen Affen verzauberter Menſch. Und ſie hieß einige ihrer Diener kommen und befahl ihnen, ſie ſollten den Affen nehmen und ihm den Kopf beſcheeren und ihn mit den feinſten Salben reiben und waſchen vom Haupte bis zu den Füßen, und ihm dann zierliche Kleider anthun, als wäre er ein Menſch. Und ſie thaten ſo und brachten ihn nach einigen Stunden wieder. Und alle ſahen nun wohl, daß es ein Menſch war und ein recht hübſcher Knabe, wie braun und grau er auch noch ausſah und wie wunderlich äffiſch er ſich auch trug und hielt. Und die Kaiſerin, hocherfreut über dieſe Verwandlung, nahm den kleinen Paiwai freundlich auf den Schooß und ſtreichelte ihm die Wangen und küßte ihn und weinte über ihn und rief: Du armes Kind! wie biſt du unter die Unholde gerathen? wie mögen deine Aeltern getrauert haben um dich? Nun biſt du mein und ich will für dich ſorgen. Hab ich dich als Affen geliebt, ſo will ich dich als Menſchen mehr lieben; hab ich zwanzigtauſend Thaler für das Thier ausgegeben, ſo kann ich mir den Menſchen wohl mehr koſten laſſen. — Und Paiwai verſtand das jetzt alles und gebehrdete ſich immer menſchlicher und ſprach immer mehr Worte. Und weil er oft das Wort Paiwuzzo ausſprach, was er in ſeinem Leben wohl am meiſten und mit der größten Liebe gerufen hatte, wenn er ſein niedliches buntes Vögelein lockte, ſo nannte die Kaiſerin ihn nun immer Paiwuzzo, und wir wollen ihn auch ſo nennen.

Als nun der Paiwuzzo ſo verwandelt war und ſchöne Kleider trug und neben der Kaiſerin zu Tiſche ſaß und auf ihre Kniee ſeinen Kopf legen und einſchlafen durfte, da fand der ganze Hof ihn äuſſerſt anmuthig und liebenswürdig, und ſelbſt die Hofjunker und Edelknaben und Hoffräulein fanden ihn ſo, die er oft geneckt hatte. Denn das iſt ſo der Brauch bei Hofe, daß alle dahin blaſen, wohin der Wind wehet. Er war aber wirklich anmuthig und allerliebſt, und nachdem er einige Wochen ausgebleicht war, erſchien er als einer der lieblichſten Knaben; er mogte damals etwa zehen Jahre alt ſeyn. Aber nicht bloß ſeine leibliche Schönheit mußten ſie bewundern, nein auch ſein Geiſt war luſtig und anmuthig; denn von Tage zu Tage blitzte und funkelte ſeine unter den Affen und im thieriſchen und wilden Leben verdunkelte Vernunft heller und heller auf, und in wenigen Monaten hatte er das Laufen auf Vieren ganz verlernt und ſchritt immer aufgerichtet und faſt ſo feſt als ein Menſch einher, auch lernte er wunderbar geſchwind und anmuthig ſprechen und konnte ſchon Einiges erzählen aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit und aus ſeinen Affenzügen. Doch dies war ſo undeutlich und ſo wenig, daß niemand daraus wiſſen konnte, woher das Kind gekommen war, obgleich die Kaiſerin es um ihr Leben gern gewußt hätte. Denn wegen ſeiner Schönheit meinte ſie, er müſſe von ſehr großer Geburt ſeyn; denn das können vornehme Leute nie glauben, daß auch arme Menſchen ſchöne Kinder haben können.

Das war nun natürlich, daß in Delhi und auf viele Meilen ringsum kein Geſpräch war als von Baiwuzzo, dem Liebling der alten Kaiſerin, der aus einem Affen ein Menſch geworden war: und auch an Mährchen und Deutungen fehlte es nicht. Einige flüſterten, es müſſe wohl etwas Beſonderes auf ſich haben mit dem Kinde, und am Ende habe man nur ſo eine Affenkomödie mit ihm geſpielt, um ihn unverdächtig an die Stelle zu bringen, wohin man ihn nicht ſogleich aus der Wiege habe ſetzen können; vielleicht ein heimlicher Sprößling, der dem Kaiſerhauſe angehöre, von dem man aber weder den Garten, worin er gewachſen, noch den Gärtner, der ihn gepflanzt, nennen dürfe. Andere, die ſeine Wunderſchönheit geſehen oder davon gehört hatten, ſagten wieder, es möge wohl ein ausgeſetztes oder entführtes Kind vornehmer Abkunft ſeyn, das der Himmel auf eine wunderbare Weiſe erhalten und hieher gebracht habe und das vielleicht noch zu hohem Glücke beſtimmt ſey. Manche auch — und zwar das große Heer, das von einigen das Heer der Philiſter genannt wird — riefen bei der Wundergeſchichte: O je! O je! Kaiſer und Kaiſerinnen und Könige und Königinnen haben ja in der Welt nichts zu thun und da kommen ſie aus Langerweile auf allerlei Grillen und Einfälle mit Mohren, Affen, Kalmücken, Lappländern und Papageien; was wird es ſeyn? irgend ein Betteljunge wird es ſeyn, den ſie zu einem Affen verkleidet und zugeſtutzt haben, und der Gaukler oder ein ſolcher iſt wohl ſein Vater und denkt durch ihn einmal eine Hofſtelle zu bekommen, Oberceremonienmeiſter oder Oberkammerherr zu werden oder etwas Aehnliches, wozu das Abrichten von Affen und Affenſprünge, die man bei Gelegenheit mitlernt, an manchem Hofe die erſten Stufen ſind.

Die alte Kaiſerin nahm ſich indeſſen des Knaben Paiwuzzo, zu dem ſie allerdings wunderbar genug gekommen war, rechtſchaffen an; denn ſie war eine fromme und gottesfürchtige Frau. Sie begriff recht gut, daß hier am Hofe, wo er zuerſt als Affe aufgetreten war, nur Affenkünſte mit ihm getrieben werden würden, und war überhaupt eine zu kluge Dame, als daß ſie das Affenſpiel der Schmeichelei, Lüge und Ziererei innerlich nicht erkannt hätte, das hier auch ſolche ſpielen, die nie mit vierbeinigten Affen gelebt haben, und das hier ein unvertilgbares Uebel zu ſeyn ſcheint. Sie that alſo das Große, daß ſie den Knaben, den ſie ſehr lieb gewonnen hatte, ja von dem die Leute ſagten, ſie könne ohne ihn gar nicht leben, vom Hofe und von ſeinen loſen Künſten entfernte. Sie ſchickte ihn zu einem weiſen Meiſter, damit er einen Mann aus ihm machte.

Dieſer Meiſter nebſt mehreren wackeren Geſellen, die ihm beiſtanden, wohnte fern von der Hauptſtadt und von dem Getümmel und der Eitelkeit der Menſchen in einem einſamen Thale am Indus, und war wegen ſeiner Weisheit und Gottſeligkeit und Freundlichkeit in ganz Aſien geprieſen, und die Könige und die Weiſen ſchickten aus fernen Landen ihre Söhne zu ihm, damit er ſie zu aller Tugend und Stärke erzöge. Zu dieſem wurde Palwuzzo geſchickt, als er im zehnten Jahre war.

Und der Knabe artete ſehr wohl. Es blieb von der böſen äffiſchen Liſt und Schalkheit, worunter er ſo lange gelebt hatte, auch keine Spur in ihm; ſelbſt die unſchuldigen und gutartigen Schelmereien, denen er ſich ſonſt noch überlaſſen hatte, waren von ihm gewichen, und eine liebliche Freundlichkeit und ein milder Ernſt leuchteten auf der

Stirn des Knaben, der nun allmälig zum Jüngling reifte. Er ward der Liebling des weiſen Meiſters, weil ſein Blick und Gemüth zur Schönheit Gottes und des Himmels gerichtet waren, und er machte ſo geſchwinde und erſtaunliche Fortſchritte in den geheimen und verborgenen Wiſſenſchaften der Natur und der Geſtirne, daß der weiſe Meiſter es oft beklagte, daß die alte Kaiſerin ihn wieder begehrte für den Hof und das getümmelvolle Leben. Denn dieſer, pflegte er ſeinen Vertrauten wohl zuzuraunen, wäre ein rechtes Geräth in Gottes Hand, wann ich vor Alter hinfällig und gebrechlich werde, dies Werk nach mir aufzunehmen und zu tragen; doch auch die Welt braucht ſtille und tiefſinnige Männer und ſelbſt das Schwerdt glänzt lieblicher in der Hand eines Frommen. Wie begierig und ſinnig Paiwuzzo die innere Lehre auffaßte und behielt, eben ſo raſch und geſchwind war er in allen Leibesübungen, ſo daß er im Ringen, Springen, Laufen, Schwingen, im Kampf mit dem Degen und der Lanze und in allen edlen Turnübungen auch geſchwinder war als die geſchwindeſten. Da frommte ihm die Gelenkigkeit und Biegſamkeit ſehr, die er unter den Affen im Walde und durch die Affenkünſte der Gaukler gelernt hatte. Auch hatte er durch das Leben in der Wildniß den feſteſten und unermüdlichſten Leib gewonnen, welcher des Froſtes und der Hitze und jeder Mühe und Arbeit der geduldigſte war.

Paiwuzzo war nun ſiebenzehen Jahre alt, ſchlank und ſtattlich von Wuchs, ſo daß er über die Länge der gewöhnlichen Männer ragte, und die ihn ſahen, nannten ihn den ſchönſten und beſcheidenſten der Jünglinge. Er mußte nun ſeinen weiſen Meiſter und ſeine Geſpielen verlaſſen und wieder zu dem prächtigen und getümmelvollen Dehli und zu dem Hofe der alten Kaiſerin zurück.

Die alte Kaiſerin empfing ihn auf das freundlichſte an ihrem Hofe und hatte ihn ſo lieb, als wäre er ihr Enkel geweſen. Und wahrlich, er ſah dem Sohne eines Kaiſers ähnlicher, als dem Sohn eines Webers: ſo ſehr ragte er durch Anmuth und Tugend über die meiſten Menſchen. Weil die hohe Frau ihn aber wirklich lieb hatte, ſo trieb ſie ihn bald wieder von ſich und von dem Hofe weg. Denn ſie ſprach bei ſich: in dieſer lauen Luft, wo es weder kalt noch warm iſt, kann kein Jüngling gedeihen; mancher Mann wird darin zermürbt, und ich habe geſehen, daß das gefährlich leichte Spiel eiſerne Herzen zerbrochen hat. Darum ſoll er hier nicht bleiben. Und ſie ſchickte ihn in den Krieg gegen Weſten, wo mit den Perſern ſeit drei Jahren ein fürchterlicher Kampf war um die Lande, die ſich nördlich gegen die Berge hinaufſtrecken. Dieſer Krieg ſtand noch drei Jahre und die Perſer wurden endlich zum Frieden gezwungen, Paiwuzzo aber kam als ein berühmter Held zurück und war durch die Gunſt der Kaiſerin und durch ſein gutes Schwerdt ſo hoch geſtiegen, daß er ſchon einen großen Kriegsbefehl überkam und Statthalter der Lande ward, die man den Perſern wieder abgewonnen hatte. Dahin ſtellte der Kaiſer aber nur Männer, zu welchen er das höchſte Vertrauen hatte.

Aber auch hier blieb Paiwuzzo nicht lange, denn das Schickſal trieb es ſo wunderbar, daß er immer höher hinauf mußte, bis er endlich ſo hoch ſtieg, daß er auf Erden nicht höher ſteigen konnte. Dies begab ſich folgendergeſtalt:

Der Kaiſer, der alten Kaiſerin Sohn, der von Dehli aus über ganz Indien herrſchte, hatte nur eine einzige Tochter. Er war zwar noch nicht alt, aber die Hoffnung war aus, daß ſein Gemal, das nicht mehr jung war, ihm noch andere Kinder gebähren werde. Es geſchah alſo, was in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, wo keine Söhne ſind, die dem Vater im Reiche folgen können: das Volk ward unruhig in Furcht und Hoffnung und viele ehrſüchtige und herrſchluſtige Männer regten ſich auch hie und da und zettelten insgeheim allerlei Anſchläge. Dies thaten beſonders des Kaiſers Verwandte, die ein näheres Recht auf den Thron zu haben meinten. Das verbitterte dem Kaiſer ſeine Tage und er lebte nicht ohne Sorgen; am meiſten aber fürchtete er die gewaltigen Kriegsleute, welche den Perſern in die ſechs Jahre widerſtanden und endlich den Sieg gewonnen hatten, und unter dieſen den Ferdat, einen trotzigen Mann und der ſich von ſeinem Urgroßvater her einen Vetter des Kaiſers nannte. In dieſer rathloſen Noth, damit nicht noch bei ſeinem Leben Aufruhr im Volke entſtände, mußte er ſich einen Nachfolger verſchaffen. Das wäre nicht ſchwer geweſen, aber er wünſchte auch einen Eidam und einen Gemal für ſeine Tochter, der zugleich auf dem Thron ſäße nach ihm. Den durfte er aber nicht wählen, ſondern die Wahl ſtand unter einem ſchrecklichen Geſetze, das die Kaiſer Indiens in der uralten Zeit hatten ausgehen laſſen, damit keine Weichlinge auf den Thron kämen. Die Söhne folgten dem Vater im Reiche in Reihe zu Reihe nach; hatte der Kaiſer aber nur Töchter und wollte er die älteſte auf dem Throne erhalten, ſo ward ſie dem zu Theil, der im Kampfe als der Tapferſte oder Glücklichſte beſtand, und dieſer beſtieg mit ihr nach des Vaters Tode den Thron. Es mußte mit einem Tiger oder Löwen in offenen Schranken um die höchſte Ehre der Welt auf Leben und Tod gekämpft werden, und ob der Streiter jung ins Grab ſinken oder das Brautbett der Prinzeſſin beſteigen ſollte, war oft nur das Zwiſchenſpiel weniger Sekunden.

Der Kaiſer ſtellte denn das Brautbett ſeiner ſchönen Tochter zwiſchen einen bengaliſchen Tiger und das Glück. Herolde ritten in alle Lande aus und blieſen auf Trompeten und verkündigten: Des großen Kaiſers von Indien Tochter, die ſchön ſey wie die Sonne und lieblich wie der Mond, werde des Mannes Gemal, der mit Dolch und mit Schwerdt in offenen Schranken einen bengaliſchen Tiger fälle; und dieſer ſiegreiche Gemal werde des Kaiſers Nachfolger im Reiche. Und es zogen herbei Könige und Fürſten und Grafen und Ritter von Fernen und Nähen, aber die Fürſten und Großen des Reichs rüſteten ſich auch zu dem Tage. Denn die Prinzeſſin war eine rechte Roſenblume der Schönheit, und wäre ſie häßlich geweſen wie die Nacht, ein großes Reich däucht den meiſten Männern noch eine anmuthigere Roſenblume als die ſchönſte Prinzeſſin.

Als nun der Morgen angebrochen war, an welchem der Kampf geſchehen ſollte, war der Tiger aus ſeinem eiſernen Käſicht früh in die Schranken gelaſſen, damit alle ihn beſchauen könnten. Die dann noch Luſt hatten zu kämpfen, meldeten ſich bei dem oberſten Kampfrichter, und er ſchrieb ſie auf und ordnete ſie nach ihrer Geburt und ihrem Range, ſo daß der Vornehmſte immer zuerſt mit dem Thiere zuſammengelaſſen ward. Der Tiger war aber ein ſo fürchterliches Unthier, von ſolcher Höhe und ſolchen Knochen, daß die meiſten, die auch kampfluſtig gekommen waren, zurückwichen und nicht viele ſich aufſchreiben lieſſen. Unter dieſen war der Prinz aus Perſien der vornehmſte.

Und als es gegen den Mittag ging und alles Volk und die Fürſten und Ritter und Männer ſich verſammelt hatten, da erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin und die alte Kaiſerin, und nach ihnen erſchien auch die Prinzeſſin auf dem Erker des Schloſſes über den Schranken, wo Thronen für ſie alle gebaut waren. Und die Prinzeſſin funkelte von Gold und Edelſteinen und Diamanten, aber ihre Schönheit und Jugend überſtrahlte alle dieſe Pracht; ſonſt war ſie blaß wie der Schnee und ſaß voll Traurens da und ſchlug die Augen nieder: denn ſie zitterte eben ſo ſehr vor einem böſen Gemal, den ihr der Zufall geben konnte, als vor den Klauen des Tigers und dem gräßlichen Spiele, das ſie mit anſehen ſollte. Viele aber, die ſie in ihrer lieblichen Jugend ſahen, dachten bei ſich: Wäre der Tiger nicht gar zu gewaltig, um ſolchen Preis ſchritten wir auch wohl in die Bahn und verſuchten das Glück.

Und als alles geordnet war, ſiehe da winkte der Kaiſer vom Erker und der Kampfrichter befahl und die

Poſaunen und Trompeten erklangen — und die Schranken öffneten ſich und der Prinz von Perſien trat ein feſt und kühnlich, ein ſchöner Mann und ein ritterlicher Held: das hatten die von Indien in mancher heiſſen Schlacht empfunden. Und er ſchritt muthig auf das Thier zu, als wollte er es von vorn angreifen; aber der Tiger überſprang ihn plötzlich mit Schlangenliſt und riß ihn von hinten nieder, und ſein Herzblut rauchte zum Himmel empor. Und der Prinzeſſin geſchwand es bei dieſem jammervollen Anblick und ſie ſank von ihrem Stuhl; alles Volk aber erbebte, und es war eine Todtenſtille.

Und manche von den Kämpfern, die ſtreitluſtig geweſen waren, als ſie dieſes tapfern Helden geſchwinden und ſchrecklichen Fall ſahen, erſchracken ſo, daß ſie ſich nicht ſchämten, ſondern ihre Namen auslöſchen lieſſen und ihre Pferde ſattelten und ſtill davon ritten, als wären ſie nicht da geweſen. Und da die Könige und Prinzen auf dem Kampfplatze fehlten, kam es nun an die Männer geringerer Ordnung, und es trat ein Mann auf, den ſie den indiſchen Rieſen nannten und deſſen Name im Kriege gewaltig war. Er hieß Mirdach und war eines Köhlers Sohn aus dem Lande Lahor und hatte ſich durch ſeine Kriegstugend bis zum höchſten Befehl erhoben. Und der Kaiſer lobte ſeine Siege, aber ihn ſelbſt fürchtete er, denn er war wild und roh und auch im Frieden zuckte durch ſeine Seele immer das blutige Schwerdt; auch war er von Leibe garſtig und ungeſchlacht. Die Prinzeſſin ſank nieder vor Abkraft, als ſie dieſen in die Schranken treten ſah, denn ſo gern hätte ſie ſelbſt mit dem Tiger gekämpft, als ſie eines ſolchen Gemal geworden wäre. Aber Gott erlöſte ihre Furcht, denn ſo ſtark der Mann war, kam er doch um. Er glitſchte aus im Sande, als er nach dem vorſpringenden Thiere einen Stoß that und der Stelle fehlte, und der Tiger ſtürzte ſchnell auf ihn und riß ihm den Kopf aus den Schultern. Da jauchzte alles Volk, denn ſie haßten ihn alle und fürchteten für ihre geliebte Prinzeſſin.

Und die Leichen lagen da im Blute, und die Schranken wurden geſchloſſen und es ward poſaunt und trompetet, aber es erſchien kein Kämpfer. Und dem Kaiſer bangte es im Herzen. Denn ward der Tiger nicht niedergekämpft, ſo gebührte das Reich nach ihm von Rechtswegen dem nächſten Vetter. Und ſchon ſahen alle auf den ſtolzen Ferdat, den Nächſten nach dem Kaiſer, wie er hohnlächelte, da die Schranken leer blieben. Er war ein tapferer Mann, aber trotzig und ungerecht und des Kaiſers Feind. Es wünſchten aber alle, daß das Reich bei des Kaiſers Tochter bliebe, denn der Kaiſer und die junge Prinzeſſin hatten Gnade bei Gott und den Menſchen, ſo freundlich und gütig waren ſie gegen alles Volk. Aber diesmal ward dem Kaiſer die Angſt noch geheilt, denn die Schranken öffneten ſich endlich wieder und ein ſchöner ſchlanker Mann ſchritt ein; und als ſie ſahen, daß es Paiwuzzo war, da jauchzeten ſie alle und klatſchten mit den Händen. Er aber rief laut: Ich trete nicht in Vermeſſenheit her; ich habe lange gewartet, daß ein Beſſerer kommen ſollte, als ich bin; und nun helfe mir Gott und bringe dem Kaiſer und der Prinzeſſin Heil! Und er ſprang gegen das Thier und das Thier ſprang gegen ihn. Hier aber ſah man, was Gott mit Paiwuzzos Waldleben gewollt hatte: er konnte jedem Sprunge des wüthenden Tigers durch einen andern Sprung ausweichen, jeder Liſt durch eine andere Liſt begegnen, jeden Schritt und Blick des Thieres meſſen, ſo daß der Tiger faſt ſtutzig ward und oft ſtill ſtand, ehe er wieder begann. Für die Zuſchauer war dies aber ein angſtvoll merkwürdiger Kampf. So hatten die beiden wohl ſchon zwanzig Sprünge und Gegenſprünge gemacht, und noch hatte Paiwuzzo keinen einzigen Stoß gethan. Endlich erſah er ſeine Gelegenheit, ſchwang ſich dem Wütherich mit Einem kühnſten Sprunge auf den Nacken, hielt die Mähne, und ſtieß den breiten Dolch bis an den Schaft durch die Schultern. Das Thier brüllte, ſprang mit ſeinem Reiter in der Todesangſt wohl zwanzig Schritt weit, ſtreckte dann alle Viere von ſich und ſtarb. Paiwuzzo war aber bis ans Ende in ſeinem Sitz geblieben und hatte die Mähne feſtgehalten, damit das Thier ihn in den letzten Zuckungen mit den Klauen nicht verletzte. Alle Menſchen aber jauchzeten und ihre Freude und ihr Jubel toſete wie ein Sturmwind um die Schranken.

Der Kaiſer ſtieg nun von dem Erker und von ſeinem hohen Thron herab, trat in die Schranken und ſprach laut vor allem Volke: Gelobet ſey Gott, der mir dieſen Mann zum Eidam und Nachfolger erkoren hat, den weiſeſten und tapferſten aller meiner Diener! Und er umhalſete und küßte ihn vor allem Volke und das Volk jubelte dazu. Paiwuzzo aber verneigte ſich vor dem Kaiſer bis zur Erde, alſo daß er mit ſeiner Stirn den Staub faſt berührte. Der Kaiſer aber hob ihn auf und führte ihn auf den Erker zu ſeiner Tochter der Prinzeſſin. Die drückte ihm einen grünen Kranz aufs Haupt, das Zeichen des Sieges, und ſteckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, das Zeichen der Verlobung. Sie hatte ihn aber vorher nie geſehen, und freuete ſich, daß er ſo jung und ſchön war. Denn im Morgenlande bekommen die Prinzeſſinnen faſt nie einen Mann zu ſehen, bis ſie vermählt ſind; das iſt die Sitte des Landes. Die ſich aber am meiſten freuete über dieſe Geſchichte, das war die alte Kaiſerin. Sie hatte dieſen Sieger als einen Affen von einem Gaukler gekauft, ſie hatte ihn bei dem weiſen Meiſter am Indus erziehen laſſen, und hatte ihn immer faſt wie ihr eigenes Kind geliebt; und nun ſollte er der Gemal ihrer Enkelin werden. Und ſie küßte ihn in Freuden und ſah gen Himmel und rief: Gnädiger Gott, ſo wollteſt du es und haſt es alles ſo geſchehen laſſen, damit nicht Fremde herrſchten über unſer Volk und über unſer hülfloſes Alter.

Und als Paiwuzzos Vermälung mit der Prinzeſſin mit großem Glanz begangen und er von dem Kaiſer feierlich als Nachfolger eingeſetzt und von den Fürſten des Landes und von allem Volke anerkannt war, ward er gen Süden geſchickt gegen den Niederganges, daß er Bengalen und die großen jenſeitigen Landſchaften regierte, welche ſich gegen die Gränzen Sinas erſtrecken. Und er wohnte mit ſeinem Gemal in einer groſſen Stadt am Ganges, welche Kalkutta heißt.

Da begab es ſich, daß er einmal auf der Jagd war und in der Luſt des Jagens von ſeinen Begleitern abkam und ſich in dem tiefen Wald verirrte. Die Nacht überfiel ihn und er mußte unter freiem Himmel bleiben, d. h. er kletterte auf einen Baum und ſchlief da, damit er vor den wilden Thieren ſicher wäre. Denn dieſe Art Nachtlager wußte er ſich ſehr gut zu bereiten. Als der Morgen anbrach, ſah er ein Waſſer ſchimmern und erkannte, daß er wieder an dem Ganges war. Es war ihm aber wunderſam um das Herz und däuchte ihm faſt, als habe er dieſe Bäume und dieſe Wieſen ſchon einmal geſehen; als er aber fürbaß ging und weiterhin ein kleines mit Rohr gedecktes Häuschen und ein grünes Gärtchen daneben erblickte, traten ihm unwillkührlich Thränen in die Augen. Er wußte aber nicht, was ihm geſchah, noch warum ihm ſo geſchah; denn die zarten Erinnerungen ſeiner Kindheit kamen wieder, ſie ſtanden aber nicht deutlich vor ſeiner Seele, ſondern ihm war, wie Menſchen im Traum zu ſeyn pflegt. Als er aber an das Häuschen kam, da ſchloß der Schlüſſel ſeiner Seele ihm die Verborgenheit auf, er rief mehr als einmal: o Paiwuzzo! Paiwuzzo! und heiſſe Thränen rollten ihm über die Wangen; denn er ſah das Kammerfenſterchen wieder und die Rebenranken grünten noch, worin das Vögelein ſein Neſt gehabt hatte, und der alte Palmbaum ſtand noch da vor der Gartenthüre, worunter das Kind ſo oft geſpielt hatte, wann die Sonne zu heiß brannte. Unterdeſſen war eine Frau mit ſchneeweiſſem Kopfe zu ihm getreten und ſtaunte ihn an; er aber erkannte ſie ſogleich, daß ſie ſeine Mutter war, und fiel ihr um den Hals und küßte ſie und weinte ſehr, und dann ſagte er: Ich bin Paiwai dein verlorner Sohn, der nun Paiwuzzo heißt. Und ſie wollte es nicht glauben. Als er ihr aber alle ſeine wunderſamen Geſchichten erzählte, da glaubte ſie es gern und freuete ſich, daß ſie ihren Sohn wieder gefunden hatte. Die alte Frau wohnte jetzt einſam in dem Hauſe, denn ihr Mann war vor zwei Jahren geſtorben. Und nach langer trauriger Zeit fielen wieder Freudenſtrahlen in ihre Seele, daß der geliebte Sohn wiedergekommen war, und als ein großer und vornehmer Herr.

Paiwuzzo ſchied jetzt von ſeiner Mutter und kam wieder zu ſeinen Jagdgenoſſen und fuhr mit ihnen nach Kalkutta. Da nahm er ſein Gemal mit ſich und führte ſie zu ſeiner Mutter, daß ſie die alte Frau erfreuete. Und er ließ ſich ein prächtiges Schloß bauen neben dem Häuschen und dem Hain, worin er als Kind geſpielt hatte, und wohnte darin den ganzen Sommer, und kam jeden Sommer wieder und pflegte ſeine alte Mutter, die in ihrem ſtillen Rohrhäuschen blieb bis an ihr Ende. Und als der Kaiſer ſein Schwäher geſtorben war, ward Paiwuzzo Kaiſer über ganz Indien und führte ein gerechtes und gewaltiges Regiment, alſo daß in langer Zeit kein ſo großer und glücklicher Kaiſer geherrſcht hatte. Und er zeugte Söhne und Töchter mit ſeinem theuren Gemal, und es ſind viele große Kaiſer und Könige von ihm entſprungen und ſeine Urenkel herrſchen noch in vielen Landen Aſiens bis auf dieſen Tag. Gott aber hat dieſen Sohn des Webers zum Kaiſer gemacht, damit er den Menſchen zuweilen durch große Zeichen zeige, daß Tugend beſſer iſt als Geburt, und daß er die Kleinen groß und die Großen klein machen kann, wenn es ihm gefällt.

7.

Die Neun Berge bei Rambin.

In der weſtlichen Spitze der Inſel Rügen in der Oſtſee an der Feldſcheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Rambin, liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel oder Hünengräber, welche gewöhnlich die Neun Berge oder die Neun Berge bei Rambin genannt werden und von welchen das Volk allerlei Mährchen erzählt. Dieſe entſtanden weiland durch die Kühnheit eines Rieſen, und ſeitdem die Rieſen todt ſind, treiben die Zwerge darin ihr Weſen.

Vor langer Zeit lebte auf Rügen ein gewaltiger Rieſe — ich glaube, er hieß Balderich — den verdroß es, daß das Land eine Inſel war und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feſte Land wollte. Er ließ ſich alſo eine ungeheure Schürze machen, band ſie um ſeine Hüften und füllte ſie mit Erde; denn er wollte ſich einen Erddamm aufführen von der Inſel bis zur Feſte. Als er mit ſeiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, riß ein

Loch in die Schürze, und aus der Erde, die herausfiel, wurden die Neun Berge. Er ſtopfte das Loch zu und ging weiter; aber als er bis Guſtow gekommen war, riß wieder ein Loch in die Schürze, und es fielen dreizehn kleine Berge heraus. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und goß ſie hinein. Da ward der Prosnitzer Haken und die niedliche Halbinſel Drigge. Aber es blieb noch ein ſchmaler Zwiſchenraum zwiſchen Rügen und Pommern, und der Rieſe ärgerte ſich darüber ſo ſehr, daß er plötzlich von einem Schlagfluß hinſtürzte und ſtarb. Und ſo iſt denn ſein Damm leider nie fertig geworden. Von demſelben Rieſen Balderich erzählt man ein Kraftſtück, das er bei Putbus bewieſen hat. Er hatte ſchon mehrmals mit Aerger geſehen, daß dem Chriſtengotte zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine Kirche erbaut ward, und da hat er bei ſich geſprochen: laß die Würmer ihren Ameiſenhaufen nur aufbauen; den werfe ich nieder, wann er fertig iſt. Als nun die Kirche fertig und der Thurm aufgeführt war, nahm der Rieſe einen gewaltigen Stein, ſtellte ſich auf dem Putbuſſer Tannenberge hin, und ſchleuderte ihn mit ſo ungeheurer Gewalt, daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche weg flog und bei Nadelitz niederfiel, wo er noch dieſen Tag liegt am Wege, wo man nach Poſewald fährt, und der Rieſenſtein genannt wird

In den Neun Bergen bei Rambin wohnen nun die Zwerge und die kleinen Unterirdiſchen und tanzen des Nachts in den Büſchen und Feldern herum und führen ihre Reigen und ihre Muſiken auf im mitternächtlichen

Mondſchein, beſonders in der ſchönen und luſtigen Sommerzeit und im Lenze, wo alles in Blüthe ſteht; denn nichts lieben die kleinen Menſchen mehr, als die Blumen und die Blumenzeit. Sie haben auch viele ſchöne Knaben und Mädchen bei ſich, dieſe aber laſſen ſie nicht heraus, ſondern behalten ſie unter der Erde in den Bergen; denn ſie haben die meiſten geſtohlen oder durch einen glücklichen Zufall erwiſcht, und fürchten, daß ſie ihnen wieder weglaufen mögten. Denn vormals haben ſich viele Kinder des Abends und Morgens locken laſſen von der ſüßen Muſik und dem Geſange, der durch die Büſche klingt, und ſind hingelaufen und haben zugehorcht; denn ſie meinten, es ſeyen kleine ſingende Waldvögelein, die mit ſolcher Luſtigkeit muſicirten und Gott lobeten — und dabei ſind ſie gefangen worden von den Zwergen, die ſie mit in den Berg hinab genommen, daß ſie ihnen dort als Diener und Dienerinnen aufwarteten. Seitdem die Menſchen nun wiſſen, daß es da ſo her geht und nicht recht geheuer iſt, hüten ſie ſich mehr und geht keiner dahin. Doch verſchwindet von Zeit zu Zeit noch manches unſchuldige Kind, und die Leute ſagen dann wohl, es hab's einer der Zwerge mitgenommen; und oft iſt es auch wohl durch die Künſte der kleinen braunen Männer eingefangen und muß da unten ſitzen und dienen und kann nicht wieder kommen. Das iſt aber ein uraltes Geſetz, das bei den Unterirdiſchen gilt, daß ſie je alle fünfzig Jahre wieder an das Licht laſſen müſſen, was ſie eingefangen haben. Und das iſt gut für die, welche ſo gefangen ſitzen und da unten den kleinen Leuten dienen müſſen, daß ihnen dieſe Jahre nicht gerechnet werden und daß keiner da älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er volle fünfzig Jahre in den Bergen geſeſſen hätte. Und es kommen auf die Weiſe alle, die wieder herauskommen, jung und ſchön heraus. Auch haben die meiſten Menſchen, die bei ihnen geweſen ſind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder daß ſie da unten ſo klug und witzig und anſchlägiſch werden, oder daß die kleinen Leute, wie einige erzählen, ihnen unſichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen.

Die Unterirdiſchen, welche in den Neun Bergen wohnen, gehören zu den braunen, und die ſind nicht ſchlimm; aber in zwei Bergen wohnen von den weiſſen, und das ſind die freundlichſten und ſchönſten von den kleinen Leuten, die nichts Arges im Herzen haben, ſondern den Menſchen alles Gute gönnen und thun. Es giebt aber auch ſchwarze, das ſind Tauſendkünſtler und Kunſtſchmiede, geſchickt und fertig in allerlei Werk, aber auch arge Zauberer und Hexenmeiſter, voll Schalkheit und Trug, und iſt ihnen nicht zu trauen. Solche wohnen hier aber gar nicht.

Nun will ich ein paar Geſchichten erzählen von dieſen Neun Bergen, die ſich vor Alters begeben haben, und die unſer alter Statthalter zu Grabitz Hinrich Vierk mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat und die ich von vielen andern ſeiner Geſchichten noch behalten habe. Hinrich Vierk war eines Bauers Sohn aus Gieſendorf und wußte ſehr viele Mährchen und Geſpenſtergeſchichten von den Unterirdiſchen und von goldenen Bechern und ſilbernen Schalen und gläſernen Schuhen, die durch ſie auf die Welt gekommen ſeyen, und von ſchwarzen und braunen Mützen, die ſie verloren hätten und womit die Menſchen das Glück herbeizaubern könnten. Was ich alſo nun erzähle, das erzählt eigentlich Hinrich Vierk.

In Rambin lebte einſt ein Arbeitsmann, der hieß Jakob Dietrich, ein Mann ſchlecht und recht und gottesfürchtig und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute beſaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen und nährten ſich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künſte kannten ſie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder, von welchen das jüngſte, Johann Dietrich genannt, ihnen faſt das liebſte war. Denn es war ein ſchöner und munterer Junge, aufgeweckt und quick, fleiſſig in der Schule und gehorſam zu Hauſe, und behielt alle Lehren und Geſchichten ſehr gut, welche die Aeltern ihm vorſagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er und hielt jeden feſt, der Geſchichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er ſie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden und lebte den Sommer bei ſeines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte nebſt andern Knaben Kühe hüten, die ſie ins Feld gegen die Neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen Klas Starkwolt genannt, der geſellte ſich oft zu den Knaben, und ſie trieben die Heerden zuſammen und ſetzten ſich hin und erzählten Geſchichten. Der alte Klas wußte viele und erzählte ſie ſehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebſter Freund. Beſonders aber wußte er viele Mährchen von den Neun Bergen und von den Unterirdiſchen aus der allerfrüheſten

Zeit, als die Rieſen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte ſie immer mit dem innigſten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geſchichten, obgleich ihm dieſer das Herz zuweilen ſo in Flammen ſetzte, daß er des Abends ſpät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit ſauſendem Haar über das Feld hinſtrich, als hätte er alle Unterirdiſchen als Jäger hinter ſich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte ſich ſo vertieft und verliebt in dieſe Mährchen von den Unterirdiſchen, daß er nichts anders ſah und hörte, von nichts anderm ſprach und fabelte als von goldenen Bechern und Kronen, gläſernen Schuhen, Taſchen voll Dukaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, ſchneeweiſſen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ſo ganz darin war und in kindiſcher Freude aufjauchzte und umherſprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu ſchütteln und ihm zuzurufen: Johann! Johann! wo willſt du hin? Spaten und Senſe, das ſind dein Scepter und deine Krone und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen. Johann ließ ſich das aber nicht anfechten und träumte immer luſtig fort. Und obwohl er herzlich graulich war und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er ſich das Leben da in dem Berge und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch ſo ausgemahlt, daß ihn faſt gelüſtete einmal hinabzuſteigen; denn der alte Klas hatte geſagt, wie man es anfangen müſſe, damit man da unten Herr werde und nicht Diener und damit ſie einen nicht fünfzig Jahre feſthalten und die Becher ſpülen und das Eſtrich kehren laſſen könnten. Wer nemlich ſo klug oder ſo glücklich ſey die Mütze eines Unterirdiſchen zu finden oder zu erhaſchen, der könne ſicher hinabſteigen, dem dürfen ſie nichts thun noch befehlen, ſondern müſſen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdiſche, dem die Mütze gehöre, müſſe ſein Diener ſeyn und ihm ſchaffen, was er wolle. Das hatte Johann ſich hinters Ohr geſchrieben und ſeinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugeſetzt, ſo etwas unterſtehe er ſich auch wohl zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, ſondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und ſie haben genug geweint, als er nicht wieder gekommen iſt.

Es war nun die Zeit des Johannisfeſtes, wo die Tage am längſten ſind und die Nächte am kürzeſten und wo die Jahrszeit am ſchönſten iſt. Die Alten und die Kinder hatten die Feſttage fröhlich gelebt und geſpielt und allerlei Geſchichten erzählt; da konnte Johann ſich nicht länger halten, ſondern den Tag nach Johannis ſchlich er ſich heimlich weg und als es dunkel ward, legte er ſich auf dem Gipfel des höchſten der Neun Berge hin, wo die Unterirdiſchen, wie Klas ihm erzählt, ihren vornehmſten Tanzplatz hatten. Und wahrlich er legte ſich nicht ohne Angſt hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer was daraus geworden; denn ſein Herz ſchlug ihm wie ein Hammer und ſein Athem ging wie ein friſcher Wind. So lauſchte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es zwölf ſchlug, ſiehe da fing es an zu klingen und zu ſingen in den Bergen und bald wiſpelte und liſpelte und pfiff und ſäuſelte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten ſich jetzt in Tänzen rund und andere ſpielten und tummelten ſich im Mondſchein und machten tauſend luſtige Schwänke und Poſſen. Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützchen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht ins Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchliefe er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umher zu blinzeln, damit er etwa ſeinen Vortheil erſähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er gar große Luſt; aber wie heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das Geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe, es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen dahergeſprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützchen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der eine dem andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu, und richtete ſich ſogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf ſeyn. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze, daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſahe er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleinen Leute und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei und wollten mit Behendigkeit die Mütze wieder gewinnen, er aber hielt ſeine Beute feſt und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke und ſie reichten ihm kaum bis ans Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor dem Finder hin und bat flehentlich, als hange ſein Leben dran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm: Nein, du kleiner ſchlauer Schelm, die Mütze bekommſt du nicht wieder; das iſt nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt; ich wäre ſchlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, ſondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und ſehen, wie ihr es da unten treibt, du aber ſollſt mein Diener ſeyn, denn du mußt wohl. Das weiß ich ſo gut als ihr, daß es nicht anders ſeyn kann, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt. Der kleine Menſch aber gebärdete ſich, als ob er dieß alles nicht gehört noch verſtanden hätte, er fing ſeine Quälerei und Winſelei und Plinſelei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um ſein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg ſagte; Es bleibt dabei, du biſt der Diener und ich will eine Fahrt mit euch machen, da fand er ſich endlich drein, zumal da auch die andern ihm zuredeten, daß es ſo ſeyn müſſe. Johann aber warf ſeinen ſchlechten Hut nun weg und ſetzte ſich die Mütze an ſeiner Stelle auf und befeſtigte ſie wohl auf ſeinem Kopfe, damit ſie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrſchaft.

Und er verſuchte es ſogleich und befahl ſeinem neuen Diener ihm Speiſe und Trank zu bringen, denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon und in einem Hui war er wieder da und trug Wein in Flaſchen herbei und Brod und köſtliche Früchte. Und Johann aß und trank und ſah dem Spiele und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm ſehr wohl. Und er führte ſich in allen Dingen mit ihnen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr geweſen.

Und als der Hahn ſeinen dritten Krei gethan hatte und die kleinen Lerchen in der Luft die erſten Wirbel anſchlugen und das junge Licht in einzelnen weiſſen Streifen im Oſten aufdämmerte, da ging es huſch huſch huſch durch die Büſche und Blumen und Halme fort, und die Berge klangen wieder und thaten ſich auf und die kleinen Menſchen fuhren hinab; und Johann gab wohl Acht auf alles und fand es wirklich ſo, wie ſie ihm erzählt hatten. Siehe auf dem Wipfel der Berge, wo ſie eben noch getanzt hatten und wo alles eben voll Gras und Blumen ſtand, wie die Menſchen es bei Tage ſehen, hob ſich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende gläſerne Spitze hervor; auf dieſe trat wer hinein wollte, ſie öffnete ſich und er glitt ſanft hinab, und ſie that ſich wieder hinter ihm zu; als ſie aber alle hinein waren, verſchwand ſie und war auch keine Spur mehr von ihr zu ſehen. Die aber durch die gläſerne Spitze fielen, ſanken gar ſanfte in eine weite ſilberne Tonne, die ſie alle aufnahm und wohl tauſend ſolcher Leutlein beherbergen konnte. In eine ſolche fiel auch Johann mit ſeinem Diener und mit mehreren hinab, und ſie alle ſchrieen und baten ihn, daß er ſie nicht treten möge, denn ſie wären des Todes geweſen von ſeiner Laſt. Er aber hütete ſich und war ſehr freundlich gegen ſie. Es gingen aber mehrere ſolcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen ſilbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erſtaunte beim Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwiſchen welchen das Tönnchen fortglitt Es war alles wie mit Perlen und Diamanten beſetzt: ſo blitzte und funkelte es; unter ſich aber hörte er die lieblichſte Muſik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmuthigſte hinabgewiegt, daß er nicht wußte, wie ihm geſchah und vor lauter Luſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mögte wohl lange geſchlafen haben. Als er erwachte fand er ſich in dem allerweichſten und allernetteſten Bette, wie er es in ſeines Vaters Hauſe nimmer geſehen hatte, und dieſes Bett ſtand in dem allerniedlichſten Zimmer; vor ihm aber ſtand ſein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß ſie ſeines Herrn Schlummer nicht ſtören konnten. Johann that kaum die Augen auf, ſo brachte der kleine Diener ihm ſchon das Handtuch und das Waſchwaſſer und hielt ihm zugleich die netteſten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide ſehr niedlich gemacht, und ein paar neue ſchwarze Schuh' mit rothen Bandſchleifchen, wie Johann ſie in Rambin und Rodenkirchen nie geſehen hatte; auch ſtanden dort einige Paare der niedlichſten und glänzendſten gläſernen Schuhe, die nur bei großen Feſtlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben ſehr, daß er ſo leichte und ſaubere Kleider tragen ſollte, und er ließ ſie ſich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geſchwind wie der Blitz wieder da. Er trug aber auf einer goldenen Schüſſel eine Flaſche ſüßen Wein und ein Töpfchen Milch und ſchönes Weißbrod und Früchte und andere köſtliche Speiſen, wie kleine Knaben ſie gern eſſen. Und Johann ſah immer mehr, daß Klas Starkwolt der alte Kuhhirt es wohl gewußt habe, denn ſo herrlich und prächtig als er hier alles fand, hatte er es ſich doch nicht geträumt. Auch war ſein Diener der allergehorſamſte und that alles von ſelbſt, was er ihm nur an den Augen abſehen konnte. Der Worte bedurfte es nie, ſondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug wie ein Bienchen, wie alle dieſe kleinen Leute von Natur ſind.

Und nun muß ich Johanns Zimmer beſchreiben. Sein Bettchen war ſchneeweiß mit den weichſten Polſtern und mit den weiſſeſten Laken überzogen, mit Kiſſen aus Atlas und einer ſolchen geſteppten Decke. Ein Königsſohn hätte darin ſchlafen können. Neben und vor dieſem Bette ſtanden die niedlichſten Stühle, auf das nettſte gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Thieren verziert, welche kunſtreiche Hände eingeſchnitten hatten, einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden ſtanden weiſſe Marmortiſche und ein paar kleinere aus grünen Smaragden und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden

Edelgeſteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen ſolchen Glanz nie ein Menſch auf Erden geſehen und wird ihn auch keiner dort ſehen, auch nicht in des größten Kaiſers Hauſe. Und in ſolchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn. Daß man wohl ſagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beſcheert iſt. Hier unter der Erde ſah man nun freilich nie Sonne Mond und Sterne leuchten, und das ſchien allerdings ein großer Fehler zu ſeyn. Aber ſie brauchten hier ſolche Lichter nicht, auch bedurften ſie weder der Wachslichter noch der Talglichter noch der Kerzen und Oellampen und Laternen; ſie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdiſchen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelgeſteinen und ſind die Meiſter des reinſten Silbers und Goldes, das in der Erde wächſt, und ſie haben die Kunſt wohl gelernt, wie ſie es hell bei ſich haben können bei Tage und bei Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterſcheiden ſie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf und unter geht, welche die Scheidung macht, ſondern ſie rechnen hier nur nach Wochen. Sie ſetzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche ſie unter der Erde durchwandeln, und die Orte, wo ſie ihre großen Säle haben und ihre Reigen und Feſte halten mit den allerkoſtbarſten Edelgeſteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen ſolchen Stein hatte der kleine Johann auch in ſeinem Zimmer. Das war ein auserleſener Diamant, ganz rund und wohl ſo groß als eine

Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieſer war oben in der Decke des Zimmers befeſtigt und leuchtete ſo hell, daß er keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühſtück gegeſſen hatte, öffnete der Diener ein Thürchen in der Wand, und Johanns Augen fielen hinein und er ſah die zierlichſten goldenen und ſilbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Dukaten und Käſtchen voll Kleinodien und koſtbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allerſauberſten Mährchenbücher mit Bildern, die er in ſeinem Leben geſehen hatte. Und er wollte dieſen Vormittag gar nicht ausgehen, ſondern betaſtete und beſah ſich alles und blätterte und las in den ſchönen Bilderbüchern und Mährchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: Herr, willſt du allein eſſen oder in der großen Geſellſchaft? und Johann antwortete: in der großen Geſellſchaft. Und der Diener führte ihn hinaus. Johann ſah aber nichts als einzelne von Edelſteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuſchlüpfen ſchienen, und er verwunderte ſich, woher die Glocke klänge, und ſprach zu dem Diener: aber wo iſt denn die Geſellſchaft? Und als er noch fragte, ſo öffnete ſich die Halle worin ſie gingen, zu einer großen Weite und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite gewölbte und mit Edelſteinen und Diamanten geſchmückte Decke gezogen war. Und in demſelben Augenblick ſah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Thüren hineinſtrömen, und that ſich der Boden an vielen Stellen auf und die niedlichſten mit den köſtlichſten Gefäßen und ſchmackhafteſten Speiſen und Früchten und Weinen beſetzten Tiſche ſtellten ſich an einander hin, und die Stühle und Polſter reiheten ſich von ſelbſt um die Tiſche und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmſten des kleinen Völkchens kamen und verneigten ſich vor Johann und führten ihn mit ſich an ihren Tiſch und ſetzten ihn zwiſchen ihre ſchönſten Jungfrauen, daß er ſeine Luſt hatte mit den lieblichen Kindern zu ſeyn und es ihm da über die Maaßen wohl gefiel. Es war auch eine ſehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdiſchen ſind ein ſehr lebendiges und luſtiges Völkchen und können nicht lange ſtill ſeyn. Dazu klang die allerlieblichſte Muſik aus den Lüften und die bunteſten Vögel flogen umher und ſangen in gar anmuthigen Tönen, die einem die Seele aus der Bruſt holen konnten. Es waren aber keine lebendige Vögel, die da ſangen, ſondern künſtliche Vögel und künſtliche Töne und von den kleinen Männern ſo ſinnreich gemacht, daß ſie fliegen und ſingen konnten. Und Johann erſtaunte und entſetzte ſich ſehr über alle die Wunder, die er ſah, und freute ſich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tiſche aufwarteten und Blumen ſtreuten und die Flur mit Roſenöl und andern Düften beſprengten und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen und die ſilbernen und kryſtallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menſchen da droben, welche aus Neugier oder von Ungefähr unter die Kleinen gerathen und hier hinabgeſtiegen waren, ohne ſich vorher eines Pfandes zu bemeiſtern, und die alſo in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die ſich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenſpiele auf dem gläſernen Berge verirrt hatten. Dieſe waren anders gekleidet als ſie. Die Knaben und die Mädchen waren in ſchneeweiſſe Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläſerne Schuh, daß man ihren Tritt immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten ſie mit ſilbernen Gürteln umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten ſie anfangs wohl, als er ſie ſah, wie ſie ſpringen und den Unterirdiſchen aufwarten mußten, aber weil ſie munter ausſahen und fein gekleidet waren und roſenrothe Wangen hatten, ſo dachte er: Nun es geht ihnen doch ſo ſchlimm nicht, und ich habe es noch lange ſo gut nicht gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochſen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und ſie müſſen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders ſeyn: warum haben ſie ſich auch ſo dumm fangen laſſen und ſich vorher kein Zeichen genommen? Es muß doch die Zeit kommen, wo ſie einmal erlöſt werden, und länger als fünfzig Jahre werden ſie hier gewiß nicht bleiben. Damit tröſtete er ſich und ſpielte und ſcherzte mit ſeinen kleinen Geſellinnen und aß und trank in Freuden und ließ ſich von ſeinem Diener und von den andern allerlei unterirdiſche Geſchichten erzählen; denn er wollte alles genau wiſſen.

So ſaßen ſie ungefähr zwei Stunden luſtig beiſammen und aßen und tranken und horchten auf die liebliche

Muſik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmſte mit einem Glöckchen und in einem Hui verſanken die Tiſche und die Stühle wieder und alle Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen ſtanden da wieder auf den Füßen. Und wieder ein zweiter Klang mit einem zweiten Glöckchen, und wo eben die Tafeln geſtanden, erhoben ſich grüne Orangen- und Palmen und Lorbeerbäume mit Blüthen und Früchten und andere luſtigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, ſaßen in ihren Zweigen und ſangen. Und ſie ſangen alle wie in Einer Weiſe und in Einem Maaße, und Johann ſah bald, woher dies kam; denn am Ende des Saales hoch oben an der Decke ſaß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem ſie ſingen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeiſter. Er war aber ſo ernſt, als er weiſe war, und verſchwiegen wie die graue Zeit und ſprach nie ein Sterbenswort, da die andern alle wohl oft zu viel plapperten und ſchwätzelten.

Der alte Eisgraue droben ſtrich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen den Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerſt geſchwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, ſiehe da bewegten ſich die leichten und fröhlichen Schaaren und ſprangen und hüpften und drehten ſich, als wenn die Welt im Wirbel aus einander fliegen ſollte. Und die kleinen hübſchen und feinen unterirdiſchen Dirnen, die ſie neben Johann geſetzt hatten, faßten ihn auch und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geſchehen und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und dieſen luſtigen Tanz hat er jeden Nachmittag mitgehalten, ſolange er da unten geblieben iſt, und in ſeinem ſpäteſten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu ſagen: die himmliſche Freude und der Geſang und das Saitenſpiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einſt zu hoffen hätten, mögen wohl überſchwänglich ſchön ſeyn, er aber könne ſich nichts Schöneres und Lieblicheres denken als die Muſik dieſes unterirdiſchen Reigens: die ſchönen und beſeelten kleinen Menſchen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberiſcheſten Tönen und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Menſch, der das nicht geſehen und gehört, könne ſich gar keine Vorſtellung davon machen.

Als die Muſik ſchwieg und der Tanz geendigt war — das mogte wohl die Zeit ſeyn, die wir vier Uhr Nachmittag nennen — verſchwand das kleine luſtige Völkchen, die einen hiehin die andern dahin, und jeder ging wieder an ſein Werk und ſeine Luſt. Des Abends ward nach dem Eſſen gewöhnlich eben ſo gejubelt und getanzt. Des Nachts aber ſchlüpften alle heraus aus den Bergen, beſonders in ſchönen ſternhellen Nächten und wenn ſie auf Erden etwas Beſonderes zu thun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig ſchlafen, und hielt, wie es einem frommen chriſtlichen Knaben geziemte, andächtig ſein Abendgebet; und auch des Morgens vergaß er nie zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdiſchen, ehe ich weiter melde, wie es unſerm kleinen

Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen iſt.

Daß ſolche kleine Unterirdiſche, die man mit vielen Namen auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, ſeit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren kryſtallenen und gläſernen Häuſer haben, iſt gewiß. Aber wie ſie dahin gekommen ſind und was es denn eigentlich für Geiſter ſind, und wozu der liebe Gott ſie eigentlich geſchaffen hat, das hat uns bisher noch keiner ſagen können. Sie ſind wohl gleich den Seelen und Herzen der Menſchen von ſehr verſchiedener Art, einige bös andere gut, einige freundlich andere neckiſch, das wird aber von allen ohne Unterſchied geſagt, daß ſie ſehr ſinnreich und geſchickt ſind und die künſtlichſten Werke und Geſchmeide machen können, die ihnen kein Menſch nachmachen kann und die von den Menſchen deswegen oft für Zauberwerk und Hexenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es ſeinen Freunden erzählt und ſeinen Kindern ſo hinterlaſſen. Von dieſen haben es wieder andere gehört, und ſo hat ſichs weiter erzählt bis dieſen Tag.

Die Unterirdiſchen, zu welchen Johann hinabgeſtiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmſtreiche im Herzen, waren aber im Ganzen doch gutmüthiger und fröhlicher Art. Die Braunen hieſſen ſie, weil ſie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopf mit ſilbernen Glöckchen; einige trugen ſchwarze Schuh mit rothen Bändern, die meiſten aber ſeine gläſerne: und beim Tanze trugen ſie alle keine anderen. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren ſie ſehr geheim und Johann Dietrich, ſolange er bei ihnen geweſen, hat keine einzige ihrer Kammern geſehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speiſe- und Tanzſaal immer kam und verſchwand; er hat auch an vielen andern Stellen ſchöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen geſehen, aber nirgends Wohnungen; ſondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder ſchaarweiſe da, entweder daß ſie tanzten, luſtwandelten oder auch geſchwind vorübergingen. Und wie ſie aus den Steinen, worin ſie wohnen, herauskamen und wieder hinſchwanden, das hat er mit ſeinen Augen nie ſehen können, wie ſehr er auch oft darauf gelauſcht hat; ſondern ſie kamen vor ſeinen Augen und verſchwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüſtert: jeder habe ſein eignes Häuschen tief im Geſtein, ein liebliches helles gläſernes Häuschen; auch ſey der ganze Berg durchſichtig von Anfang bis zu Ende und eigentlich rings mit Glas umwachſen, das ſey aber ſeinen Augen zu ſehen nicht möglich.

Von dieſen kleinen Unterirdiſchen waren die größten kaum einer Elle lang und die Knaben und Mädchen alſo gar klein, aber ſie waren von Geſtalt und Gebärde freundlich und ſchön, mit hellen lichten Augen und mit gar feinen und anmuthigen Händchen und Füßchen. Und eben durch dieſe Lieblichkeit und Freundlichkeit haben ſie manches Menſchenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen iſt ohne irgend ein Pfand und Zeichen und lange Jahre da hat bleiben und dienen müſſen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, ſchadet es nichts, daß man mit in dem ſilbernen Tönnchen hinabſteigt, und ſie müſſen einen immer wieder herauslaſſen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das Klügſte und Richtigſte iſt, daß man mit Liſten ein Pfand von ihnen nimmt; denn da müſſen ſie einem dienen, da ſie ſonſt gern herrſchen wollen. Denn ſie ſind ſehr herrſchſüchtig und das iſt eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrſchen ſie gern über die Menſchen, und bilden ſich etwas darauf ein, weil die ſo viel ſtärker und größer ſind, daß ſie ſie mit Liſten zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beſte Pfand, das man von ihnen gewinnen kann, und wodurch man am meiſten Macht über ſie bekömmt, iſt eine braune Mütze mit dem Glöckchen; ſehr gut iſt auch ein gläſerner Schuh oder eine ſilberne Spange, womit ſie ihren Leibgürtel zu ſchlieſſen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen und iſt ein großer Gebieter.

Ob ſie auch ſterben, das weiß man nicht, oder ob ſie, wie einige erzählen, wann ſie alt werden wollen ſich in Steine und Bäume verkriechen und ſo ſich verwachſen und zu wunderſamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die ſich zuweilen hören laſſen, ohne daß man weiß, woher ſie kommen, oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen ſchlüpfen ſollen, wann ſie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat keiner geſehen, und wenn man ſie darnach gefragt hat, haben ſie immer ſo geantwortet, als verſtänden ſie das Wort gar nicht. Das iſt gewiß, daß manche von ihnen über zweitauſend Jahre alt ſind. Da iſt es denn kein Wunder, daß man ſo weiſe Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vortheil voraus vor uns Menſchenkindern, daß ſie nicht nöthig haben für das tägliche Brod zu ſorgen und zu arbeiten; denn Speiſe und Trank kommt ihnen von ſelber oder Gott weiß durch welche wunderſame Kunſt, und es fehlt nie Brod und Wein und Braten auf ihrem Tiſche. Auch ſieht man dort unten, wo ſie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder ſind, nirgends Korn wachſen oder Vieh weiden oder Wild laufen, ſondern bloß das Allerluſtigſte iſt zum Genuß da, nemlich die ſchönſten Bäume und Reben, die mit den auserleſenſten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichſten Blumen in Menge, worauf ſo bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer ſieht; und die allerſchönſten und ſchimmerndſten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix ausſehen, wiegen ſich in den Zweigen und ſingen ſüße Lieder. Anderes Lebendiges ſieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hie und da aus den Kryſtallwänden Quellen von Wein und Milch ſich ergieſſen.

So ſcheint dies Völkchen denn ſehr glücklich zu ſeyn und bloß für die Freude und Luſt gebohren, und ſie verſtehen ſich ſehr wohl auf die Kunſt, vergnügt zu ſeyn und ihr Leben luſtig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß ſie nichts weiter thun als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammern ſchlüpfen und ſchlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verſpielen — nein ſie ſind wohl die allerregſamſten und allerfleißigſten Weſen, die man je geſehen hat. Niemand verſteht ſo gut als ſie das Innere der Erde und die geheimen Kräfte der Natur und was in Bergen und Steinen und Metallen wächſt und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauſchen. Denn ihre Sinne ſind die allerklarſten und allerfeinſten, viel feiner als des heiterſten und helleſten Kindes, von Menſchen gebohren; denn auch unſere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachſenen nur nicht immer verſtehen, weil dieſe meiſtens ſchon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert ſind. Die Unterirdiſchen haben viel Freude an Silber und Gold und edlen Steinen und machen die allerkünſtlichſten Arbeiten daraus; ſo daß die beſten Meiſter hier oben erſtaunen, wenn ein ſolches unterirdiſches Werk hier mal geſehen wird. Deswegen nennen viele ſie auch wohl Hüter des Goldes und Silbers und meinen, daß ſie von ſchlimmer Gier beſeſſen und böſe metalliſche Geiſter ſind. Die meiſten, die das ſagen, thun ihnen aber Unrecht, denn die weiſſen und braunen Unterirdiſchen ſind wohl nicht ſo gierig. Sie verſchenken ja ſo viel Schönes an die Menſchenkinder; das würden ſie aber nicht thun, wenn ſie das Gold und die Edelſteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes, denn Glanz und Licht lieben ſie über alles in der Welt. Die mit den ſchwarzen

Jacken und Mützen ſind aber wohl geizig und überhaupt von ſchlimmerer Natur als dieſe.

Wie die Unterirdiſchen des Nachts aus ihren gläſernen Bergen ſchlüpfen und im Mondſchein und Sternenſchein tanzen und ſich erluſtigen, habe ich ſchon erzählt. Sie können ſich aber auch unſichtbar in die Häuſer der Menſchen ſchleichen; denn wenn ſie ihre Mützen aufhaben, kann ſie kein Menſch ſehen, er habe denn ſelbſt eine ſolche Mütze. Da ſagen die Leute denn, daß ſie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauſchen, ja gar wegſtehlen und mitnehmen. Das iſt aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Auch hat ihnen Gott über die Häuſer und Wohnungen der Menſchen keine Gewalt gegeben, ſolcherlei ſchlimme Schalkerei zu treiben. Sie kommen wohl in die Häuſer der Menſchen, ſie können ſich auch verwandeln, ſo daß kein Schlüſſelloch ſo klein iſt, daß ſie nicht hindurchſchlüpfen, aber ſie thun den Menſchen nichts Böſes, ſondern wollen nur zuweilen ſehen, was ſie machen. Meiſtens bringen ſie ihnen was Schönes mit, beſonders den Kindern, die ſie ſehr lieb haben. Und wann die Kinder beim Spielen Dukaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geſchieht, und mit zu Hauſe bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grüne Kränzlein, wann ſie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hangen, ſo haben, das wohl nicht immer die himmliſchen Englein gethan ſondern oft auch die kleinen Unterirdiſchen. Das ſagen aber viele Leute, die es wiſſen, daß ſie oft unſichtbar um die Kinder ſind und ſie behüten, beſonders damit ſie nicht im Feuer und Waſſer umkommen. Wenn ſie ja jemand necken und ſchrecken, ſo ſind es faule Knechte und ſchmutzige Mägde, die ſie mit böſen Träumen ängſtigen als Alp drücken, als Flöhe ſtechen, als Hunde und Katzen ungeſehen beiſſen und kratzen, oder es ſind Diebe und Buhler, welchen ſie, wenn ſie des Nachts auf verbotenen Wegen ſchleichen, als Eulen in den Nacken ſtoßen, oder die ſie als Irrlichter in Sümpfe und Moräſte locken oder gar ihren Verfolgern entgegen bringen. Aber das, denke ich, iſt keine Sünde Die Schwarzjacken aber ſind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häuſern der Menſchen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde ſeyn, es ſey denn in Wüſten und Einöden, wohin ſelten Menſchen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menſchen, auſſer wenn dieſe ihnen ſelbſt die Gewalt über ſich gegeben oder ſich ihnen verpfändet und verſchrieben haben. Denn darauf ſinnen dieſe ſchwermüthigen und grübleriſchen Geiſter Tag und Nacht, wie ſie arme Narren und liſtige Schelme verſtricken und ſich endlich an ihrer Noth ergötzen mögen. Und dieſe Schwarzen ſind auch nicht ſchön wie die andern Unterirdiſchen, ſondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen wie die Köhler und Grobſchmiede, ſind ſtumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einſam und höchſtens zu Zweien und Dreien und kennen keinen Tanz und Muſik, ſondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen ſchreit wie eine Menge ſchreiender Kinder oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreiſchen und wehklagen würde — das ſind ihre nächtlichen Verſammlungen, das iſt ihre Muſik, das ſind ſie.

Doch haben die Menſchen vor allen Unterirdiſchen ein Grauen, und das iſt wohl natürlich. Denn dem Menſchen iſt das Licht angebohren und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es ſchaudert ihm vor dem Dunklen und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unſichtbar umherſchleichen und walten. Auch wiſſen ſie ja, daß die Unterirdiſchen allenthalben ſeyn und ſich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr iſt; das meiſte machen ſie durch ihre Unſichtbarkeit und Künſtlichkeit, wodurch ſie ſo feine Arbeit als Spinnen und Weſpen weben und wirken und den Menſchen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn ſie ja viel zaubern, thun ſie es mehr zur Freude und zum Spiel, als zum Böſen. Die Schwarzen aber können auch hexen und ſind ſchlimme Hexenmeiſter, und wenn die ſich verwandeln, ſind ſie die ſcheußlichſten Thiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Skorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menſchen, die ſich mit ihnen eingelaſſen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen und auch der Klügſte wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß dieſe Hexenkappen und Nebelkappen weben, womit man ſich unſichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das iſt wahr. Dem Doktor Fauſt haben ſie ſeinen Mantel gemacht, womit er in einer Sekunde von Strasburg nach Rom und von Mainz nach

Paris gefahren iſt. Aber wie iſt es dieſem armen Doktor Fauſt auch ergangen! er iſt mit dieſen ſchwarzen Künſtlern, weil er zu weiſe werden wollte, ein Schwarzkünſtler geworden und endlich zu dem Allerſchwärzeſten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harniſche, die gegen Stahl und Hieb feſt ſind, Degen, die nie Scharten bekommen, und vor welchen kein Helm und Panzer aushält, dünne Kettenhemde leicht wie Spinnweben, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derſelben iſt aber ſehr abgekommen, ſeit die meiſten Menſchen Chriſten ſind, und war mehr in der heidniſchen Zeit. Das iſt einmal wahr, künſtliche Schmiede und Waffenſchmiede ſind ſie und wiſſen eine Härtung und zugleich eine Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdiſcher Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen ſind zugleich biegſam wie Rohrhalme und ſcharf wie Diamanten. Auch wirken ſie noch viel anderes Zaubergeſchmeide aus Stahl und Eiſen, das zu mancherlei verborgenen Künſten gebraucht wird und zum Theil die ſeltſamſten und unbegreiflichſten Eigenſchaften hat. Die Braunen ſind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelſteinen arbeiten. Die feinſten und künſtlichſten aller Unterirdiſchen ſind die Weiſſen; die wirken ihre Arbeit ſo fein und dünn wie die zarteſten Blumen aus, ſo fein und zart, daß viele Augen ſie gar nicht ſehen können; und ſie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man ſchwören ſollte, ſie ſeyen aus Sonnenſtrahlen oder Mondſchein gewebt: denn ſie ſind leichter als die leichteſten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die erſten Wochen, die er in dem gläſernen Berge verlebte, nicht weiter als in ſein Kämmerchen und von dem Kämmerchen in den Speiſe- und Tanzſaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die ſchönen und köſtlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in ſeinem Zimmer und in dem Schränkchen aufgeſtellt waren. Am meiſten aber ergötzte er ſich an den ſchönen Bildern und an ſeinem Bücherſchranke, wo viele hundert der ſauberſt gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander ſtanden und in welchen er die allerfeinſten und luſtigſten Mährchen fand, an welchen er ſich nicht ſatt leſen konnte. Als aber die erſten Wochen vergangen waren, da ſpazierte er oft aus und ließ ſich von ſeinem Diener alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichſten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und ſie nahmen kein Ende; und man ſieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdiſchen wohnten, und doch erſchien die Spitze oben nur wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche ſtehen. Und daraus kann man auch wiſſen, wie viele Meilen ſeine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das war aber das Beſondere, daß zwiſchen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inſeln und Seen durchſäet in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichſam eine ſchmale Gaſſe war, durch welche man wie durch eine kryſtallene Felſenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich ſchon erzählt, wie ſie voll köſtlicher

Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felſen rieſelte. Da konnten die Wanderer ſich nie ſo weit vergehen, ſie fanden immer, womit ſie ſich erquicken konnten. Aber das Allerluſtigſte waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tauſend himmliſche Nachtigallen ſangen, und die Blumen ſo wunderſchön von Farben und Düften, daß Johann ihres Gleichen nimmer auf Erden geſehen hatte. Kurz es war hier alles zauberiſch luſtig und anmuthig und bei aller der Luſt und dem Jubel ein ſo ſtilles Leben. Es wehete, und man fühlte keinen Wind; es ſchien hell, und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauſeten und man fand keine Gefahr, ſondern die niedlichſten Nachen und Gondeln, als ſchneeweiße Schwäne geſtaltet, kamen, wann man über einen Strom wollte, von ſelbſt ans Land geſchwommen und führten an das jenſeitige Ufer, und eben ſo führten ſie über die Seen zu den Inſeln. Woher das alles kam, wußte niemand, und der Diener durfte es nicht ſagen; das aber ſah Johann wohl und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke ſtatt des Himmels gewölbt war und womit alle Wände des Berges geſchmückt ſtanden, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Dieſe lieblichen Fluren und Auen waren meiſt einſam. Man ſah wenige Unterirdiſche auf ihnen und die man ſah ſchienen immer nur ſo vorüberzuſchlüpfen, als hätten ſie die größte Eile davon zu kommen. Selten geſchah es, daß einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchſtens zu einem halben Dutzend: mehr hat Johann hier nie beiſammen geſehen. Nur dann ging es luſtig her, wenn die Schaar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert ſeyn mogten, ausgelaſſen und ſpazieren geführt wurden. Das geſchah aber alle Woche nur zweimal; meiſtens waren ſie da drinnen in dem großen Saale oder in den anſtoßenden Zimmern beſchäftigt oder mußten auch in der Schule ſitzen.

Das war hier auch noch beſonders, daß, wie die Diamanten und Edelſteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorſtellen mußten, es hier eigentlich keine Jahrszeiten gab; ſondern die Luft war immer gleich, d. h. es war Jahraus Jahrein eine milde linde Frühlingsluft, von Blüthenathem durchwehet und von Vogelgeſang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und dieſe theilten ſich wieder in vier Theile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer als die anderen Tageszeiten. Das aber hatte es hier beſonders, daß die Nacht nie ſo dunkel und der Tag nie ſo hell ward, als ſie oben auf der Erde ſind.

Johann hatte viele Monate hier verlebt — ich glaube es waren zehen — und ſie waren ihm hingeſchwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einſt nach ſeiner Gewohnheit mit ſeinem Diener herum. Da ſah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine kryſtallene Felswand hineinſchlüpfen und dann plötzlich verſchwinden. Und es hatte ihm gedäucht, daß es von den kleinen Leuten war und daß ihm auch ſchneeweiſſe Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn ſeinen Begleiter: was war das? giebt es auch unter euch, die in weiſſen Kleidern gehen wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt? Der Diener antwortete: Ja, es giebt deren, aber wenige, und ſie erſcheinen nie bei dem Tanze noch an den großen Tafeln, auſſer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viel tauſend Meilen unter uns in der innerſten Tiefe wohnt, Geburtstag iſt. Darum haſt du ſie noch nie geſehen. Das ſind die älteſten Männer unter uns und einige von ihnen wohl manches Jahrtauſend alt und wiſſen vom Anfange der Welt und vom Urſprung der Dinge zu erzählen und werden die Weiſen genannt. Sie leben ſehr einſam für ſich und kommen nur aus ihren Kammern, daß ſie unſere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweiſen, für welche hier auch eine große Schule iſt; ſonſt ſind ſie meiſt mit der Betrachtung der innerlichen und himmliſchen Dinge und mit der Sternkunde und Alchimie beſchäftig. Was? giebt es hier auch Schulen? rief Johann, das iſt nicht recht, Diener, das du mir das verſchwiegen haſt; ich habe immer große Luſt gehabt in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen. Das kannſt du haben, wie du willſt, antwortete der Diener; du biſt hier der Herr, und was du haben willſt, müſſen wir dir ſchon zu Gefallen thun. Du kannſt dir einen der ſchneeweiſſen Weiſen in die Kammer kommen laſſen, wenn dir das gefällt, oder kannſt auch in eine der Schulen gehen. Das will ich gleich morgenden Tages thun, ſprach Johann, und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwieſen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde gebohren ſind; ihr mögtet mir zu fein ſeyn und ich käme nicht mit, und der hinterſte zu ſeyn wäre unluſtig.

Und gleich den andern Morgen ließ Johann ſich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da ſo gut, daß er nachher nie einen Tag verſäumt hat. Das iſt nemlich ſehr löblich von den Unterirdiſchen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer ſehr gut unterwieſen werden, ſo daß ſehr kluge und geſchickte Leute aus den Bergen gekommen ſind, Männer und Frauen, die ihre Wiſſenſchaft bei den Unterirdiſchen gelernt haben. Hier waren Meiſter in allerlei Künſten. Die Kinder lernten ſchreiben, leſen, rechnen, zeichnen, mahlen, Geſchichten und Mährchen aufſchreiben und erzählen und wurden zugleich in mancherlei feiner und künſtlicher Arbeit unterwieſen. Die Größeren und Fähigeren erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Geſtirnen und wurden auch in der Dichtkunſt und Räthſelkunſt geübt, welche beiden Künſte die Unterirdiſchen über alles lieben und womit ſie ſich bei der Tafel und bei Feſten unter einander viel reitzen und ergötzen. Der kleine Johann war ſehr fleißig und ward bald einer der geſchickteſten Zeichner und Mahler, auch arbeitete er ſehr fein in Silber und Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt ſo feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben ſollte, der liebe Gott, der doch alles auf das ſchönſte und künſtlichſte geſchaffen hat, könne es kaum beſſer machen; er machte auch hübſche Reimlein und im Räthſelkampf war er ſo gewandt, daß er faſt allen antworten konnte und ihm mancher die Antwort ſchuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an ſeine ſchöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelaſſen hatte; ſo angenehm verfloß ihm die Zeit, und es währte nicht lange, daß er die Schule viel lieber hatte, als den Tanzſaal und alle ſeine anderen Freuden. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Geſpielen und Geſpielin gefunden. Nur war das betrübt, daß dieſe gewiſſe Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm ſeyn durften, obgleich ſie keineswegs hart gehalten wurden und einen ſehr leichten und meiſtens nur ſpielenden Dienſt hatten, denn ſchwere und ſchmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht

Unter allen ſeinen Geſellen und Geſellinnen hatte Johann niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Dieſe war mit ihm aus demſelben Dorfe, es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte ſich wohl, wie ſie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht geſtohlen von den Unterirdiſchen ſondern einen Sommertag mit den andern Kindern ins Feld gelaufen. Sie waren zu den Neun Bergen gegangen, da war die kleine Lisbeth eingeſchlafen und von den andern vergeſſen, und des Nachts, als ſie erwachte, unter die Unterdiſchen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann aber hatte ſie nicht bloß deswegen ſo lieb, weil ſie mit ihm aus Einem Dorfe war, ſondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Aeuglein und blonden Löckchen und dem allerengliſcheſten Lächeln, und als ſie groß ward, war ſie ausbündig ſchön.

Mit dieſem niedlichen Kinde hatte Johann hier ſeine Kinderjahre recht luſtig verſpielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war er achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth ſechszehn. Und was bis jetzt ein unſchuldiges Kinderſpiel geweſen war, ward nun eine ſüße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander laſſen und nannten ſich Braut und Bräutigam und waren lieber allein, als unter den andern Geſpielen. Die Unterirdiſchen ſahen das aber ſehr gern, denn ſie hatten den Johann alle ſehr lieb und hätten ihn gern auch als ihren Diener gehabt — denn Herrſchſucht iſt ihr Laſter bei manchen Tugenden. Und ſie dachten: durch dieſe hübſche Dienerin werden wir ihn fangen und er wird ſich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen laſſen bei Tiſche aufzuwarten und Aepfel und Trauben von den Bäumen zu leſen und Blumen zu ſtreuen und das Eſtrich zu kehren. Sie irrten ſich aber ſehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe und daß ſie alles thun müßten, was er wolle; denn wer Meiſter von Einem Unterirdiſchen geworden, ſey dadurch auch ſo weit Meiſter aller übrigen, daß ſie ihm alles zu Gefallen thun müſſen, was in ihrer Macht ſtehe.

Johann ging nun viel ſpazieren mit ſeiner ſüßen kleinen Braut und ließ den Diener oft zu Hauſe, denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und ſie ſpazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die ſinkende Nacht hinein, ohne daß ſie es merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe iſt eine Zeitdiebin, die ihres gleichen nicht hat. Der Johann war bei dieſen Spaziergängen immer fröhlich und munter, aber die Lisbeth war oft ſtumm und traurig und erinnerte ihn oft des Landes da droben, wo die Menſchen wohnen und Sonne Mond und Sterne ſcheinen. Weil er das aber immer wegſchob durch andere Geſpräche, ſo verſtummte ſie wieder und ſeufzete ſtill in ſich, vergaß es endlich auch wohl wieder durch das Glück, daß ſie an ſeinem Arme wandeln durfte. Nun begab es ſich einmal, daß ſie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem luſtigen Gekoſe und Geflüſter derſelben ganz der Zeit vergeſſen hatten und Gott weiß wie weit geſchlendert waren. Es war ſchon nach Mitternacht und ſie waren zufällig unter die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläſernen Berges ſich aufzuthun und wo die Unterirdiſchen heraus und herein zu ſchlüpfen pflegten. Als ſie nun da wandelten, hörten ſie mit Einem Male mehrere irdiſche Hähne laut krähen. Bei dieſem ſüßen Klange, den ſie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wunderſam um das Herz, ſie konnte ſich nicht länger halten, ſie umfaßte ihren Johann, als wollte ſie ihn todtdrücken, und netzte ihm mit heiſſen Thränen die Wangen. So hing ſie lange ſprachlos an ſeiner Bruſt, dann küßte ſie ihn wieder und bat ihn, daß er ihnen den unterirdiſchen Kerker doch aufſchlieſſen ſollte. Sie ſprach ungefähr alſo zu ihm:

Lieber Johann, es iſt hier unten wohl ſchön und die kleinen Leute ſind auch freundlich und thun einem nichts zu Leide, aber geheimelt hat es mir hier nie, ſondern iſt doch immer ſchauerlich zu Muthe geweſen, und eigentlich froh bin ich hier erſt geworden, ſeit ich dich ſo lieb habe, und doch nicht recht froh, denn es iſt hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menſchen ſeyn ſoll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will es dir nun ſagen, was ich immer verſchwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unſerm Kirchhofe, wo die Leute ſo andächtig an den Kirchthüren ſtehen und auf den Vater warten; und mir iſt es dann ſo ſehnſüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen mögte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preiſen kann, wie Menſchen ſollen. Denn ein chriſtliches Leben iſt hier unten einmal nicht, ſondern nur ſo ein buntes künſtliches in der Mitte, wobei einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidniſch iſt. Und, lieber Johann, auch das mußt du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es iſt hier ja kein Prieſter, der uns vertrauen kann; und ſo müſſen wir immerfort Brautleute bleiben und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anſtalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeſchreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Chriſten zu ſeyn.

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekrähet und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nemlich eine tiefe Sehnſucht nach dem ſchönen Sonnenlande, und er antwortete ſeiner Braut:

Liebe ſüße Lisbeth, du ermahneſt mich ganz recht. Ich empfinde nun auch, daß es Sünde iſt für Chriſten, hier zu bleiben, und mir iſt im Herzen faſt, als hätte der Herr Chriſtus uns mit dieſem Hahnenkrei als mit ſeiner Liebesſtimme gerufen. Kommt herauf, ihr Chriſtenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendnng! kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts. Ja, Lisbeth, mir iſt zum erſten Mal recht weh um das Herz geworden und ich ſehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine ſchreckliche Sünde war, daß ich ſo mit den Unterirdiſchen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich that. Und nun will ich auch keinen Tag länger warten, ſondern geſchwinde Anſtalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen ſie hier nicht halten.

Und er war ſehr bewegt in ſeiner Seele und führte ſein liebes Kind eilends dannen. So trieb ihn der Vorſatz fort, der ſchon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei ſeinen letzten Worten todtenblaß geworden war und wie ſchwer ſie ihr aufs Herz gefallen waren; denn ſie hatte vorher nicht bedacht, daß ſie Dienerin war und ihre fünfzig Jahre aushalten mußte und daß ſie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz ward ſo gewaltig in ihr, daß ſie endlich laut weinen und ſchluchzen mußte, und er ſie nun fragte, was ihr ſey, er wolle ja gern mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin ſie wolle. Da antwortete ſie ihm: Ach! du biſt hier der Herr und kannſt es; aber ich bin die Dienerin und muß nach dem ſtrengen Geſetze, das hier gilt, aushalten, bis die fünfzig Jahre um ſind. Und was ſoll ich dann auf der Erde thun, wann Vater und Mutter lange todt und die Geſpielen alt und grau ſind? und du biſt dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann als zwanzig Jahre? Ach! ich arme Lisbeth!

Sie ſprach dieſe Worte ſo kläglich aus, daß ſie einen Stein hätte rühren können. Und in Johanns Ohren tönten ſie wie Donnerſchläge, und er ward auch ſehr traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne ſie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in ſeiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie ſchieden alſo, als ſie heimgekommen waren, ſehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeths Hand an ſein Herz und küßte ſie viel tauſendmal und ſagte ihr: Nein, liebe Lisbeth, ohne dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir. Und Lisbeth war ſehr getröſtet durch dieſe Worte.

Johann wälzte ſich die ganze Nacht auf ſeinen Kiſſen hin und her und konnte kein Auge zuthun, denn die Gedanken lieſſen ihm keine Ruh, ſondern flogen wie aufgeſcheuchte Vögel, hinter welchen der Falke iſt, immer rundum in ſeiner Seele. Endlich als der Morgen ſchon graute, fuhr er geſchwind aus dem Bette und ſprang hoch auf vor Freuden und jauchzte in ſeiner Stube hin und her und ſchrie überlaut: Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! du haſt mir zu viel erzählt. Und er klingelte, und der Diener kam und er befahl: Diener, geſchwind! geſchwind! bringe mir Lisbeth! und in einigen Augenblicken war der Diener da und führte die ſchöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte ſeine Lisbeth und ſprach zu ihr: Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir. Ich hab es gefunden! ich hab es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Chriſten kommen, und ſie können uns hier nicht feſthalten. Verlaß dich nur drauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und ſey froh. Und er küßte ſein liebes Kind, rief darauf dem Diener und hieß ihn die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die ſechs Vornehmſten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte ſich über dieſe Sendung, und die Sechs wunderten ſich noch mehr, als er ihnen die Muthung Johanns brachte, und munkelten und flüſterten unter einander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechſe in Johanns Zimmer traten, empfing er ſie ſehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tiſche zu ſitzen pflegte: und ſprach alſo zu ihnen:

Liebe Herren und Freunde, euch iſt wohl bewußt, auf welche Weiſe ich hieher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Ueberliſteter oder Diener, ſondern als ein Herr und Meiſter über Einen von euch und dadurch über alle; nur daß dieſer Eine immer mein leiblicher und ſtündlicher ja ſekundlicher Diener ſeyn muß. Ihr habt mich die zehen Jahre, welche ich bei euch lebe, wie einen

Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich euch Dank ſchuldig. Ihr ſeyd mir aber noch größern Dank ſchuldig, denn ich hätte euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage anthun, ja ich hätte ein recht tückiſcher und unfreundlicher Tyrann gegen euch ſeyn können, und ihr hättet es alles in Gehorſam leiden und thun müſſen und nicht muckſen dürfen. Ich habe das aber nicht gethan, ſondern mich wie eures Gleichen aufgeführt und mehr mit euch gejubelt und geſpielt, als daß ich unter euch geherrſcht hätte. Nun bitte ich euch, ſeyd wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen euch geweſen bin, und gewähret mir eine Bitte. Es iſt hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo auch ich gebohren bin. Dieſe gebt mir und laſſet ſie mit mir ziehen. Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne ſcheint und der Pflug ins Feld geht. Weiter begehre ich nichts als dieſes ſchöne Kind und den Geſchmuck und das Geräth meines Zimmers mitzunehmen.

So ſprach er mit ſehr lebendigem und kräftigem Ton, daß ſie den Ernſt wohl fühlten. Sie aber ſchlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und ſchwiegen alle; darauf nahm der älteſte unter ihnen das leiſe Wort und liſpelte: Herr, du begehreſt, was wir nicht geben können; es thut uns leid, daß du Unmögliches verlangſt. Es iſt ein unverbrüchliches Geſetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlaſſen werden kann von hier vor der beſtimmten Zeit. Brächen wir das Geſetz, ſo würde unſer ganzes unterirdiſches Reich einen

Fall thun. Sonſt alles, denn du biſt uns ſehr lieb und ehrenwerth, aber die Lisbeth können wir dir nicht herausgeben.

Ihr könnt die Lisbeth herausgeben und ihr ſollt ſie herausgeben, rief Johann im Zorn. Nun geht und bedenkt euch bis morgen. Ihr wißt meinen Befehl, es iſt keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieſer Stunde wieder. Ich will euch zeigen, ob ich über eure ſchmeichliſchen und füchſiſchen Liſten herrſchen kann.

Die Sechs verneigten ſich und gingen, den begleitenden Diener aber ſchalten ſie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entſchuldigte ſich und verneinte es und ſagte: Ihr wißt ja, wie klug er mich überliſtet hat mit der Mütze und wie er von den Geheimniſſen unſerer Herrſchaft alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dies auch erzählt. — Und ſie glaubten ihm und ſchalten ihn nicht mehr.

Als die Sechſe den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann ſie doch freundlich und ſprach: Ich habe euch geſtern hart angeredet, aber ich habe es ſo ſchlimm nicht gemeint, als ich ausgeſehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben: dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß ihr auch mich nicht gern miſſet, weil ihr die Menſchenkinder gern habet, beſonders wenn ſie freundlich und luſtig ſind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Chriſten und wie ein Chriſt leben und ſterben, und iſt eine große Sünde, wenn ich hier länger ſäume. Und deswegen verlaſſe ich euch, und nicht aus

Widerwillen oder Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun gebärdet euch nicht länger widerwärtig und widerſpänſtig, und thut wie Freunde dem Freunde, was ihr ſonſt aus Noth thun müſſet, und gebet mir die ſchöne Dirne heraus, und laſſet uns freundlich von einander ſcheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren.

Und die Sechs thaten ſehr freundlich und redeten nun einer nach dem andern und machten ſehr ſchöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit ſie ihn zu beſtricken hofften, denn darin ſind ſie ſehr geſchickt. Auch hatten ſie ſich heute vorbereitet, daß ſie wußten, was ſie ſprechen wollten. Aber es half ihnen nichts und ihre Worte verflogen ſich in den Winden und berührten Johann nicht ſtärker, als hätten ſie Spreu aus dem Munde geblaſen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die ſchönen und künſtlichen Worte angehört hatte: Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth. Denn Johann war zu ſterblich verliebt, als daß er die ſchöne Dirne hier gelaſſen hätte. Die Sechs aber verweigerten es ſtandhaft und gebärdeten ſich, als hätten ſie Recht und würden es nimmer thun. Johann aber ſagte ihnen lächelnd: Geht nun! Fahr wohl bis morgen! Morgen ſeyd ihr wieder zu dieſer Stunde hier. Ich gebe euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt ihr meinen Befehl dann nicht in Güte erfüllen, ſollt ihr ſehen, ob ich verſtehe, Herr zu ſeyn. — Er hatte aber, da er ſie ſo hartnäckig ſah, in ſich beſchloſſen, ſie durch Plagen zum Gehorſam zu zwingen, falls ſie nicht unterdeſſen auf beſſere Gedanken kämen.

Und ſie kamen den dritten Morgen, und Johann ſah ſie mit ernſtem und ſtrengem Blick an und erwiederte ihre Verbeugungen nicht, ſondern fragte kurz: Ja oder Nein? Und ſie antworteten einſtimmig Nein. Darauf befahl er dem Diener, er ſolle noch vier und vierzig der Vornehmſten rufen und ſolle ihre Frauen und Töchter mitkommen heiſſen und auch die Frauen und Töchter von dieſen Sechſen, die vor ihm ſtanden. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenigen Minuten ſtanden die vier und vierzig da mit ihren Frauen und Töchtern und auch die Frauen und Töchter der Sechſe, und waren in allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann hieß ſie hingehen und Hauen, Karſten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und ſie thaten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte ſie nun zu plagen, damit ſie aus Noth thäten, was ſie aus Liebe nicht thun wollten.

Er führte ſie auf einen Felſenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten dieſe feinen und zarten Weſen, die für ſchwere Arbeit nicht geſchaffen waren, Steine hauen, ſprengen und ſchleppen. Sie thaten das ganz geduldig und lieſſen ſich nichts merken, ſondern gebärdeten ſich, als ſey es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ ſie ſich plagen vom Morgen bis an den Abend, und ſie mußten ſchwitzen und arbeiten, daß ihnen der Athem faſt ausging; denn er ſtand immer dabei und trieb ſie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren und der Jammer werde ihn überwinden, daß er ſie und ihre Frauen und Kinder ſo bleich und welk werden ſah, die ſonſt ſo ſchön und luſtig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar gebohren, denn, nachdem er es einige Wochen ſo getrieben hatte, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die ſchönen kleinen Menſchen ſo mishandeln mußte, that auch ſein Theil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es iſt ein gar eigenſinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die Liſt, daß die ſchönſten unter ihnen immer zunächſt bei Johann arbeiten mußten, beſonders ſtellten ſie die niedlichen kleinen Dirnen dahin, die ſonſt ſeine Tiſchgeſellinnen waren, und die mußten auf ſeine Mienen und Gebärden Acht geben, und hatten bald bemerkt, daß er ſich oft verſtohlen wegwendete und eine Thräne aus den Augen wiſchte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geſchwinder zum Ziele führte.

Und er machte ſich hart und gebärdete ſich noch viel härter und rief ſie einen Abend zuſammen und ſprach: Ich ſehe, ihr ſeyd ein hartnäckiges Geſchlecht; ſo will ich denn viel hartnäckiger ſeyn, denn ihr ſeyd. Morgen, wann ihr zur Arbeit kommt, bringe ſich jeder eine neue Geiſſel mit. Und ſie gehorchten ihm und brachten die Geiſſeln mit. Und er hieß ſie ſich alle entkleiden und einander mit den Geiſſeln zerhauen, bis das Blut darnach floß; und er ſah grimmig und grauſam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin geſäugt oder ein ſchwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben ſich und bluteten und hohnlachten dabei, und thaten ihm doch nicht den Willen. So thaten ſie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten, es jammerte und ekelte ihn und er hieß ſie ablaſſen und ſchickte ſie zu Hauſe. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen anthun könnte. Da er aber von Natur weich und mitleidig war und dieſe Wochen wirklich mehr ausgeſtanden hatte, daß er ſie plagen mußte, als ſie, die geplagt wurden, ſo gab er den Gedanken daran ganz auf, für ſich und für ſeine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rath und ward ſo traurig, daß ſie ihn oft tröſten und aufrichten mußte, der ſonſt immer ſo fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute ſonſt gehabt hatte, ſo unlieb wurden ſie ihm jetzt. Er ſchied ſich ganz aus ihrer Geſellſchaft und von ihren Feſten und Tänzen und lebte einſam mit ſeiner Dirne und aß und trank einſam in ſeinem Zimmer; ſo daß er faſt ein Einſiedler ward und ganz in Trübſinn und Schwermuth verſank.

Als er einmal in dieſer Stimmung in der Dämmerung ſpazierte, warf er im Unmuth, wie man zu thun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß ſie zerſprängen. Vielleicht erquickte es ſeinen [illegible]tren Muth auch, daß er die Steine ſich ſo an einande[illegible]lagen ſah, denn wenn ein Menſch in ſich uneins und zerriſſen iſt, mögte er im Unmuth oft die ganze Welt zerſchlagen. Genug Johann, der nichts Beſſeres thun mogte, zerwarf die armen Steine, und da geſchah es, daß aus einem ziemlich großen Stein, der aus einander ſprang, ein Vogel ſchlüpfte, der ihn erlöſen ſollte. Es war dies eine Kröte, deren Haus in dem Stein mit ihr gewachſen war und die vielleicht ſeit der Schöpfung der Welt darin geſeſſen hatte. Kaum ſah Johann die Kröte ſpringen, ſo ward er ganz freudenfroh und ſprang hinter ſie drein und haſchte ſie und rief einmal über das andere: Nun hab' ich ſie! nun hab ich meine Lisbeth! nun will ich euch ſchon kirr machen, nun ſollt ihr's kriegen, ihr tückiſchen kleinen Geſellen! Habt ihr euch mit Ruthen nicht wollen zum Gehorſam geiſſeln laſſen, ſo will ich euch mit Kröten und Skorpionen geiſſeln. Und er barg die Kröte wie einen koſtbaren Schatz in ſeiner Taſche und lief eilends zu Hauſe und nahm ein feſtes ſilbernes Gefäß und ſetzte ſie darein, damit ſie ihm nicht entrinnen könnte. Und in ſeiner Freude ſprach er überlaut für ſich viele Worte und gebärdete ſich ſo wunderlich, als ſey er närriſch geworden, und ſprang dann ins Freie hinaus. Komm mit, mein Vögelein, rief er, nun will ich dich verſuchen, ob du ächt biſt. Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdiſche in der Einſamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, ſtürzten ſie wie todt auf den Boden hin und winſelten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich dich! nun biſt du mein! und ſo ſtürmte er zu Hauſe, ſchellte den Diener herein und hieß ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war ſie ganz erſtaunt daß ſie ihn ſo munter fand, denn ſeit einem halben Jahre hatte ſie ihn nicht mehr froh geſehen. Und er lief auf ſie zu und umhalſete ſie und ſprach: Lisbeth! ſüßt Lisbeth! nun biſt du mein, nun nehme ich dich mit; übermorgen ſoll der Auszug ſeyn, und Juchhe! wie bald die luſtige Hochzeit! Sie aber erſtaunte noch mehr und ſagte: Lieber Johann, biſt du geck geworden? wie ſollte das möglich ſeyn? Er aber lächelte und ſprach: Ich bin nicht geck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich geck machen, wenn ſie ſich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh hier! hier iſt dein und mein Erlöſer. Und er nahm das ſilberne Geſchirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garſtigkeit es ihr faſt geſchwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem ſeltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm an den Unterirdiſchen angeſtellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: Sey froh, meine liebe Lisbeth! du ſollſt es ſehen, wie ich ſie mit dieſer zu Paaren treiben will.

Nun muß ich auch das Geheimniß erzählen, das in der Kröte ſteckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Johann oft erzählt, daß die Unterirdiſchen keinen Geſtank vertragen könnten und daß ſie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten ſogleich in Ohnmacht fielen und die entſetzlichſten Schmerzen litten; mit Geſtank und mit dieſen garſtigen und ſcheußlichen Thieren könne man ſie zu allem zwingen. Daher findet man auch nie etwas Stinkendes in dem ganzen gläſernen Reiche und die Kröten ſind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher dieſe Kröte, die ſo wunderbar in einem Stein eingehäuſt und faſt eben ſo wunderbar aus dieſem ihren ſteinernen Hauſe herausgekommen war, faſt anſehen als von Gott von Ewigkeit her zu ſolcher geheimen Wohnung verdammt, damit

Johann und Lisbeth zuſammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein ſolches Wunder, beſonders Lisbeth, die Gottes liebes frommes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner thun und wie er die Kleinen endlich zu ſeinem Willen zwingen wollte, da fiel ſie ganz entzückt und gerührt auf ihr Geſichtchen zur Erde und betete und dankete Gott, daß er ſie endlich von den kleinen Heiden erlöſen und wieder zu Chriſtenmenſchen bringen wolle. Und ſie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allerſüßeſten Träume. Johann legte ſich auch nicht traurig nieder und er überdachte und überlegte ſich alles, wie er die Kleinen erſchrecken und endlich mit ſeiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er ſeinem Diener und hieß ihn die fünfzig Vornehmſten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und ſie erſchienen alsbald vor Johann, und er ſprach zu ihnen:

Ihr wiſſet alle und iſt euch nicht verborgen, wie ich hieher gekommen bin und wie ich dieſe manchen Jahre mit euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, ſondern als ein Freund und Genoſſe. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr ſeyn, und meiner Herrſchaft gegen euch gebrauchen können; und das habe ich nicht gethan, ſondern nur einen einzigen von euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, ſondern mehr als Freund. Und ihr ſchienet mit mir zufrieden zu ſeyn und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen iſt, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von euch begehren mußte, habt ihr euch gebärdet, als forderte ich Leben und Reich von euch, und mir ſie trotzig abgeſchlagen. Ihr wiſſet auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe euch mit Arbeit und Streichen zu plagen, damit ihr einſähet, daß ihr Unrecht hättet, und mir die Liebe thätet. Aber ihr ſeyd trotziger und hartnäckiger geweſen, als ich ſtrenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablaſſen müſſen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, ſondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rath wiſſe euch zum Gehorſam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rath, und will es euch bald zeigen, wenn ihr in eurer Verſtocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollt. Darum zum letzten Male, beſinnet euch noch eine Minute, und ſagt ihr dann Nein, ſo ſollt ihr die Pein fühlen, die euch und euren Kindern von allen Peinen die fürchterlichſte iſt.

Und ſie ſäumten nicht lange und ſagten mit Einer Stimme Nein und dachten bei ſich: Welche neue Liſt hat der Jüngling erdacht, womit er ſo weiſe Männer einzuſchrecken meint? Und ſie lächelten als ſie Nein ſagten. Dies Lächeln ärgerte Johann mehr als alles Andere und voll Zorns rief er: Nun denn! da ihr nicht hören wollt, ſollt ihr fühlen, und lief geſchwind wie ein Blitz einige hundert Schritt weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch verſteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er ſich ihnen auf hundert Schritt genahet hatte, ſtürzten ſie alle hin, als wären ſie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winſeln und ſich zu krümmen, als ob ſie von den entſetzlichſten Schmerzen gefoltert würden. Und ſie ſtreckten die Hände aus und ſchrieen einer um den andern: Laß ab, Herr! laß ab! und ſey barmherzig! wir fühlen, daß du eine Kröte haſt und daß kein Entrinnen iſt. Nimm die gräulichen Plagen weg, wir wollen ja alles thun, was du befiehlſt. Und er ließ ſie noch einige Sekunden zappeln, dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und ſie richteten ſich wieder auf und ihre Züge erheiterten ſich wieder, denn die Pein war weg, wie das Thier weggenommen war.

Johann behielt nur die ſechs Vornehmſten bei ſich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechſen aber ſprach er ſeinen Willen alſo aus:

Dieſe Nacht zwiſchen zwölf und Ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich alles nehmen könnte, was ihr in dem Berge habt, da ihr ſo widerſpänſtig und ungehorſam gegen mich geweſen ſeyd, will ich euch doch ſo hart nicht ſtrafen, ſondern barmherziger gegen euch ſeyn, als ihr gegen mich und die Lisbeth geweſen ſeyd. Auch alle meine Herrlichkeiten und Koſtbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräthe, die in meinem Zimmer ſind, werden auf zwei Wagen geladen: alſo daß in allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir ſelbſt aber rüſtet ihr den ſchönſten Reiſewagen, den ihr in euren Bergen habt, mit ſechs ſchwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut ſitzen und zu den Unſrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelaſſen werden, welche ſo lange hier geweſen ſind, daß ſie droben zwanzig Jahre und drüber alt ſeyn würden; und ihr ſollt ihnen ſo viel Silber und Gold mitgeben, daß ſie auf der Erde reiche Leute heiſſen können. Und das ſoll künftig ein ewiges Geſetz ſeyn und ihr ſollt mir es hier dieſen Augenblick beſchwören, daß nimmer ein Menſchenkind hier länger feſtgehalten werden ſoll als bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre.

Und die Sechſe leiſteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub ſie tief in die Erde. Und ſie und die übrigen Unterirdiſchen rüſteten alles zu und auch Johann und Lisbeth bereiteten ſich zur Reiſe und ſchmückten ſich feſtlich gegen die Nacht, damit ſie als Braut und Bräutigam erſcheinen könnten. Es war aber jetzt beinahe dieſelbe Zeit, in welcher er einſt in den Berg hinabgeſtiegen war, die Zeit der längſten Tage, alſo Mittſommerszeit, die ſie die Sonnengicht nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in dem Berge geweſen und Lisbeth etwas über dreizehn und er ging in ſein ein und zwanzigſtes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute thaten mit großem Gehorſam aber ſehr ſtill alles, wie er ihnen befohlen hatte; deſto lauter aber war die Schaar der Diener und Dienerinnen, welche ſein neues Geſetz über das zwanzigſte Jahr mit erlöſet hatte. Dieſe jubelten um ihn und um ſeine Lisbeth her und freuten ſich ſehr, daß ſie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Koſtbarkeiten herausgeſchafft und die erlöſeten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, ſetzte Johann und ſeine Lisbeth ſich zuletzt in die ſilberne Tonne und lieſſen ſich hinaufziehen. Es mogte wohl eine Stunde nach Mitternacht ſeyn. Und es däuchte ihnen eben ſo als vormals, wie ſie hinabgefahren waren. Sie waren von Jubel umrauſcht und von Muſik umtönt und endlich klang es über ihren Köpfen und ſie ſahen den gläſernen Berg ſich öffnen und die erſten Himmelſtrahlen blinkten zu ihnen hinab nach ſo manchen Jahren, und bald waren ſie drauſſen und ſahen das Morgenroth ſchon im Oſten dämmern. Johann ſah eine Menge Unterirdiſcher, die um ihn und Lisbeth und die Wagen geſchäftig waren, dort hin und her wallen, und er ſagte ihnen das letzte Lebewohl, dann nahm er ſeine braune Mütze, ſchwang ſie dreimal in der Luft um und warf ſie unter ſie. Und in demſelben Augenblicke ſah er nichts mehr von ihnen, ſondern erblickte nun nichts weiter als einen grünen Hügel und bekannte Büſche und Felder, und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchthurme eben zwei ſchlagen. Und als es ſtill geworden war und er von dem unterirdiſchen und überirdiſchen Getümmel nichts weiter hörte als einige Lerchen, die ihre erſten Morgenlieder anſtimmten, da fiel er mit ſeiner Lisbeth im Graſe auf die Kniee, und ſie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht chriſtliches Leben, weil er ſie ſo wunderbar von den Unterirdiſchen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche durch ſie miterlöſet waren, thaten desgleichen.

Darauf erhuben ſie ſich alle und die Sonne ging eben auf und Johann ordnete nun den Zug ſeiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rothfüchſen beſpannt, die waren mit eitel Gold und Dukaten beladen, ſo ſchwer, daß die Pferde von der Laſt ſtöneten; dieſen folgte ein anderer Wagen mit ſechs ſchneeweiſſen Pferden, welche alles Silber und Kryſtall zogen; hinter dieſem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauſchimmeln beſpannt und dieſe waren mit den herrlichſten Geräthen und Gefäßen und Edelgeſteinen und mit der Bibliothek Johanns beladen. Er mit ſeiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen aus lauter grünem Smaragd, deſſen Decke und Vorderſeite mit vielen groſſen Diamanten beſetzt waren, und ſechs muthige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber nebſt ſeiner Braut auf das koſtbarſte geſchmückt, damit ſie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als todt betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß ſie jemals wiederkommen würden? Die erlöſten Diener und Dienerinnen in gläſernen Schuhen und weiſſen Kleidern und Jäckchen mit ſilbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten ſie; einige führten auch die Pferde. Denn ſie wollten ſie alle bis Rambin begleiten und von da jeder ſeines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in allem zwiſchen fünfzig und ſechzig. Und ſie jauchzeten vor Freuden und einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, ſpielten luſtig auf. So zogen ſie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin nach Gartz führt. Es war aber dem Johann und der

Lisbeth gar wunderſam zu Muthe als ſie den Thurm von Rambin wiederſahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Gieſendorf aus der Ferne, wo ſie als Kinder ſo viel geſpielt hatten. Als ſie vor Rodenkirchen hinzogen, kam eben die Kuhheerde über den Weg und Klas Starkwolt mit ſeinem treuen Hurtig zog ihr langſamen Schrittes nach. Johann ſah ihn und erkannte ihn ſtrax und dachte bei ſich: den treuen Alten wirſt du nicht vergeſſen. Und ſo zog er mit ſeiner Begleitung weiter, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder ſtanden ſtill und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Landſtraße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber ſehr langſam wegen der ſchwer beladenen Wagen.

So zogen ſie etwa um vier Uhr Morgens in Rambin ein und hielten ſtill mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritt von dem Hauſe, wo Johann gebohren war. Und es war alles Volk zuſammengelaufen und aus den Häuſern gegangen, damit ſie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen ſähen. Johann entdeckte bald ſeinen alten Vater und ſeine Mutter und erkannte unter den Vielen auch ſeinen Bruder Andres und ſeine Schweſter Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe ſtand da in ſchwarzen Pantoffeln und einer weiſſen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit den andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn ſie war zu klein geweſen, als ſie in den Berg entführt worden. So hielten ſie etwa zehn Minuten ſtill, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Und man kann wohl ſagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine ſolche Herrlichkeit erſchienen war und auch nicht erſcheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und ſeine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen, die Wagen, die Pferde, die Geſchirre waren auf das prächtigſte geziert, die Begleiter und Begleiterinnen alle in der Blüthe der Jahre, mit den ſchönen weiſſen Kleidern angethan und den ſonderbaren Mützen und gläſernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt: ſo daß der Küſter, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, der in ſeiner Jugendwanderſchaft bis nach Moskau und Konſtantinopel gekommen war, ſagte: Sind es keine tatariſche und perſiſche und aſiatiſche Prinzen, ſo müſſen ſie vom Mond heruntergekommen ſeyn, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie geſehen und bin doch auch in vielen Städten geweſen, wo Kaiſer und Könige wohnen. Der gute Küſter irrte ſich aber, ſie kamen weder aus Perſien noch aus der Tatarei, ſondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer ſehr wenig entdeckten Welt

Als Johann nun glaubte es ſey genug und ſie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, ſprang er raſch vom Wagen und hob ſein ſchönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne ſich lange zu beſinnen, eilte er zu dem niedrigen ſtrohenen Häuschen, wo Jakob Dietrich mit ſeiner Frau ſtand und umhalſete ſie beide und küſſete ſie, die ſich vor ihm zur Erde werfen und ſeine Kniee küſſen wollten. Er aber wehrte ihnen und ſprach: Mit nichten! das darf nicht ſeyn. Kennt ihr mich denn nicht? Ich bin euer verlorner Sohn Johann Dietrich und dieſe hier iſt meine Braut. Und die beiden Alten erſtaunten und wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten; alles Volk aber, das dies ſah und hörte, verwunderte ſich und rief: Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich iſt von den Unterirdiſchen wiedergekommen und ſeht, was er mitgebracht hat!

Johann Dietrich aber ſtand dort nicht lange müſſig bei ſeinen Aeltern, ſondern, als er den alten Pfarrer Krabbe in der weiſſen Schlafmütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn faſt mit Gewalt herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungeſtüme Jüngling im Sinn hatte. Und er führte den alten ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: kennſt du dieſe? Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und ſprach: dies iſt deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich dir wieder. Und nun ſollſt du uns ſegnen und chriſtlich zuſammenſprechen, da wir auf eine ſo wunderſame Weiſe wieder zu den Unſern gekommen ſind. Und der alte Mann war lange ſprachlos und hing an der Bruſt ſeiner Lisbeth und weinte vor Freuden; denn ſie war ſein einziges Kind und er hatte ſie lange als eine Todte beweint. Und als er ſich beſonnen hatte von dem erſten Erſtaunen, nahm er die Hände ſeines Kindes und legte ſie in die Hände Johanns und hieß Jakob Dietrich und ſeine Frau auch hinzutreten und ſprach: So ſegne euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der euch ſo wunderbar zuſammengebracht hat, und laſſe euch Kinder und Kindeskinder ſehen und in ſeiner Furcht wandeln bis ans Ende eures Lebens. Siehe, ich preiſe ihn, daß er mir dieſen Tag hat ſehen laſſen.

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war und als die Nachbarn und die Geſpielen und Geſpielinnen ſich den Johann und die Lisbeth wieder beſehen und jeder auf ſeine Weiſe an ſeinen Zeichen wieder erkannt hatten, da gingen die beide zu den Aeltern in die Häuſer. Johann aber ſäumte nicht mit der Hauptluſt, mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen ſeyn ſollte. Und er ſchickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloſter ſteht, einige hundert Schritt vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubſaal bauen und von beiden Seiten Tiſche aufſchlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war ſo groß, daß er wohl fünftauſend Menſchen faſſen konnte. Zu gleicher Zeit ſchickte er nach Stralſund und Greifswald und ließ ganze Böte voll Wein, Zucker und Kaffee laden; auch wurden ganze Heerden Ochſen, Schweine und Schaafe zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirſche, Rehe und Haaſen dazu geſchoſſen ſind, das iſt nicht zu ſagen, ſo wenig als die Fiſche zu zählen ſind, die dazu beſtellt wurden. In ganz Rügen und Pommern iſt auch kein einziger Muſikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war ſehr reich und wollte ſeine Pracht ſehen laſſen. Auch hatte er das ganze Kirchſpiel zur Hochzeit geladen und auch alle die ſchönen weiſſen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöſt hatte und die nun ſeinen Ehrentag mitfeiern wollten.

Dies war die Ordnung der Hochzeit: Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäſte in die Kirche und der alte Krabbe dankete Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf ſegnete er ſie ein und gab ſie feierlich zuſammen. Nun gingen ſie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubſaal, ſo daß Jakob Dietrich und ſeine Frau die Lisbeth zwiſchen ſich führten, Johann aber zwiſchen Vater Krabbe und ſeinem alten Klas Starkwolt ging. Denn dieſen hatte er ſogleich kommen laſſen und ihn reichlich beſchenkt, ſo daß er für ſeine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die ſchönſten Hochzeitkleider anmeſſen laſſen. Und Klas hatte ihm verſprechen müſſen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, ſo oft und viel er wolle; und das hat er redlich gehalten. Nach dieſen Ehrenpaaren folgten die feinen Weiſſen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundſchaft, Nachbarſchaft und Kirchſpielſchaft, nach Stand und Würden und Alter, wie es ſich gebührte. Und ſie hielten eine Hochzeit, wie ſie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wiſſen. Vierzehn ausgeſchlagene Tage und Nächte iſt geſchmauſt und getanzt worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläſernen Schuhen tanzen ſehen, was ſeitdem etwas Unerhörtes geweſen. Und die Leute haben ſich über die Tänzerinnen gewundert, ſo anmuthigen Tanz haben ſie gehalten; denn die Unterirdiſchen ſind die erſten Tanzmeiſter in der Welt und da hatten ſie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da iſt Johann herumgereiſt im Lande mit ſeiner ſchönen Lisbeth und ſie haben ſich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft und er iſt Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein ſehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jakob, ſein Vater, iſt ein Edelmann geworden und Johanns Brüder und Schweſtern haben Junker und Fräulein geheiſſen. Denn was kann man ſich nicht alles für Silber und Gold ſchaffen? Schier alles, nur nicht die Seligkeit; ſonſt hätte der arme Menſch auf Erden auch gar keinen Troſt. Johann aber hat in all ſeinem Reichthum nie vergeſſen, auf welche wunderbare Weiſe Gott ſeine Jugend geführt hat, und iſt ein ſehr frommer chriſtlicher Mann geweſen. Und ſeine Frau Lisbeth iſt noch faſt frommer geweſen als er. Und beide haben Kirchen und Armen viel Gutes gethan, auch ſelbſt viele Kirchen gebauet, und ſind endlich, von allen, die ſie kannten, geſegnet, ſeliglich im Herrn verſchieden. Und dieſe Kirche, die jetzt in Rambin ſteht, hat der Graf Johann Dietrich auch bauen laſſen und hat ſie ſehr reich beſchenkt von ſeinem vielen Gelde. Und ſie iſt zum ewigen Andenken an ſeine Geburt da gebaut, wo Jakob Dietrichs Häuschen geſtanden hat. Und er hat viele koſtbare Geräthe dahin geſchenkt, goldene Becher und ſilberne Schalen von der allerkünſtlichſten Arbeit, wie die Unterirdiſchen ſie in ihren Bergen machen, nebſt ſeinen und der Lisbeth gläſernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geſchehen war.

Dieſe ſind aber weggekommen unter dem groſsen König Karolus dem Zwölften von Schweden, als die Ruſſen hier auf die Inſel kamen und ſchlimm hauſeten. Da haben die Koſacken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

So war der kleine Johann Dietrich aus einem armen Hirtenknaben ein reicher und vornehmer Herr geworden, weil er das Herz gehabt hatte hinabzuſteigen und ſich die Schätze zu holen. Aber viele ſind ſchon dadurch reich geworden, daſs ſie nur irgend ein Pfand von den Unterirdiſchen gewonnen haben. Dadurch haben ſie ſie ſoweit in ihre Macht bekommen, daſs ſie ihnen etwas haben ſchenken oder zu Liebe thun müſſen. Manchen ſchenken ſie auch freiwillig etwas und lehren ihnen ſchöne Künſte und allerlei Geheimniſſe; aber dieſen, die ein Pfand oder etwas Verlornes von ihnen haben, müſſen ſie aus Noth dienſtbar und gefällig werden. Davon will ich nun noch einige Geſchichten erzählen.

Ein Schäferjunge zu Patzig, eine halbe Meile von Bergen, wo es in den Hügeln auch viele Unterirdiſche hat, fand eines Morgens ein ſilbernes Glöckchen auf der grünen Haide zwiſchen den Hünengräbern und ſteckte es zu ſich. Es war aber das Glöckchen von der Mütze eines kleinen Braunen, der es da im Tanze verloren und nicht ſogleich bemerkt hatte, daſs es an dem Mützchen nicht mehr klingelte. Er war nun ohne das Glöckchen heruntergekommen und war ſehr traurig über dieſen Verluſt. Denn das Schlimmſte, was den Unterirdiſchen begegnen kann, iſt, wenn ſie die Mütze verlieren, dann die Schuhe. Aber auch das Glöckchen an der Mütze und das Spänglein am Gürtel iſt nichts Geringes. Wer das Glöckchen verloren hat, der kann nicht ſchlafen, bis er es wiedergewinnt, und das iſt doch etwas recht Betrübtes. Der kleine Unterirdiſche in dieſer großen Noth ſpähete und ſpürte umher; aber wie ſollte er erfahren, wer das Glöcklein hatte? Denn nur wenige Tage im Jahre durften ſie an das Tageslicht hinaus, und dann durften ſie auch nicht in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen. Er hatte ſich ſchon oft verwandelt in allerlei Geſtalten, in Vögel und Thiere, auch in Menſchen, und hatte von ſeinem Glöckchen geſungen und geklungen und geſtönt und gebrüllt und geklagt und geſprochen, aber keine kleinſte Kunde oder nur Spur von einer Kunde war ihm bis jetzt zugekommen. Denn das war das Schlimmſte, daß der Schäferjunge grade den Tag, nachdem er das Glöckchen gefunden, von Patzig weggezogen war und jetzt zu Unruh bei Gingſt die Schaafe hütete. Da begab es ſich erſt nach manchem Tag durch ein Ungefähr, daß der arme kleine Unterirdiſche wieder zu ſeinem Glöckchen und zu ſeiner Ruhe kommen ſollte.

Er war nemlich auf den Einfall gekommen, ob auch ein Rabe oder Dohle oder Krähe oder Aglaſter das Glöckchen gefunden und etwa bei ſeiner diebiſchen Natur, die ſich in das Blanke vergafft, in ſein Neſt getragen habe. Und er hatte ſich in einen angenehmen kleinen bunten Vogel verwandelt und alle Neſter auf der ganzen Inſel durchflogen und den Vögeln allerlei vorgeſungen, ob ſie ihm verrathen möchten, daß ſie den Fund gethan hätten, und er ſo wieder zu ſeinem Schlafe käme. Aber die Vögel hatten ſich nichts merken laſſen. Als er nun des Abends flog über das Waſſer von Ralow her über das Unruher Feld hin, weidete der Schäferjunge, welcher Fritz Schlagenteufel hieß, dort eben ſeine Schaafe. Mehrere der Schaafe trugen Glocken um den Hals und klingelten, wenn der Junge ſie durch ſeinen Hund in den Trab brachte. Das Vögelein, das über ſie hinflog, dachte an ſein Glöckelein und ſang in ſeinem traurigen Muth:

Glöckelein, Glöckelein,
Böckelein, Böckelein,
Schäflein auch du,
Trägſt du mein Klingeli,
Biſt du das reichſte Vieh,
Trägſt meine Ruh.

Der Junge horchte nach oben auf dieſen ſeltſamen Geſang, der aus den Lüften klang, und ſah den bunten Vogel, der ihm noch viel ſeltſamer vorkam. Er ſprach bei ſich: Potz tauſend, wer den Vogel hätte! der ſingt ja, wie unſer einer kaum ſprechen kann. Was mag er mit dem wunderlichen Geſange meinen? am Ende iſt es ein bunter Hexenmeiſter. Meine Böcke haben nur tombackene Glocken, und er nennt ſie reiches Vieh, aber ich habe ein ſilbernes Glöckchen, und von mir ſingt er nichts. Und mit den Worten fing er an in der Taſche zu fummeln, holte ſein Glöckchen heraus und ließ es klingen. Der Vogel in der Luft ſah ſogleich, was es war, und freute ſich über die Maaßen; er verſchwand aber in der Sekunde, flog hinter den nächſten Buſch, ſetzte ſich, zog ſein buntes Federkleid aus, und verwandelte ſich in ein altes Weib, das mit kümmerlichen Kleidern angethan war. Die alte Frau, mit einem ganzen Sack voll Seufzer und Aechzer verſehen, ſtümperte ſich queer über das Feld zu dem Schäferbuben hin, der noch mit ſeinem Glöcklein klingelte und ſich wunderte, wo der ſchöne Vogel geblieben war, räuſperte ſich und that einige Huſter aus hohler Bruſt, und bot ihm dann einen freundlichen guten Abend und fragte nach der Straße zu der Stadt Bergen. Dann that ſie, als ob ſie das Glöcklein jetzt erſt erblickte, und rief: Herre Je! welch ein niedliches kleines Glöckchen! hab' ich doch in meinem Leben nichts Feineres geſehen! höre, mein Söhnchen, willſt du die Glocke verkaufen? und was ſoll ſie koſten? Ich habe ein kleines Enkelchen, für den wäre ſie mir eben ein bequemes Spielgeräth. Nein die Glocke wird nicht verkauft! antwortete der Schäferknabe kurz abgebiſſen; das iſt eine Glocke, ſo eine Glocke giebt's in der Welt nicht mehr: wenn ich nur damit anklingele, ſo laufen meine Schaafe von ſelbſt hin, wohin ich ſie haben will; und welchen lieblichen Ton hat ſie! hört mal, Mutter! (und er klingelte) iſt eine Langeweile in der Welt, die vor dieſer Glocke aushalten kann? damit kann ich mir die längſte Zeit wegklingeln, daß ſie in einem Hui fort iſt. Das alte Weib dachte: wollen ſehen, ob er Blankes aushalten kann? und hielt ihm Silber hin, wohl drei Thaler; er ſprach: ich verkaufe aber die Glocke nicht. Sie hielt ihm fünf Dukaten hin, er ſprach: Das Glöckchen bleibt mein. Sie hielt ihm die Hand voll Dukaten hin, er ſprach zum dritten Mal: Gold iſt Quark und giebt keinen Klang. Da wandte die Alte ſich und lenkte das Geſpräch anderswohin und lockte ihn mit geheimen Künſten und Seegenſprechungen, wodurch ſein Vieh Gedeihen bekommen könne, und erzählte ihm allerlei Wunder davon. Da ward er lüſtern und horchte auf. Das Ende vom Liede war, daß ſie ihm ſagte: Höre, mein Kind, gieb mir die Glocke, ſiehe hier iſt ein weißer Stock; (und ſie holte ein weiſſes Stäbchen hervor, worauf Adam und Eva ſehr künſtlich geſchnitten waren, wie ſie die paradieſiſchen Heerden weideten und wie die feiſteſten Böcke und Lämmer vor ihnen hintanzten; auch der Schäferknabe David, wie er ausholt mit der Schleuder gegen den Rieſen Goliath) dieſen Stock will ich Dir geben für das Glöckchen, und ſo lange du das Vieh mit dieſem Stäbchen treibſt, wird es Gedeihen haben und du wirſt ein reicher Schäfer werden, deine Hämmel werden immer vier Wochen früher fett werden, als die Hämmel aller andern Schäfer, und jedes deiner Schaafe wird zwei Pfund Wolle mehr tragen, ohne daß man ihnen den Segen anſehen kann. Die alte Frau reichte ihm den Stock mit einer ſo geheimnißvollen Gebärde und lächelte ſo leidig und zauberiſch dazu, daß der Junge gleich in ihrer Gewalt war. Er griff gierig nach dem Stock und gab ihr die Hand und ſagte: Topp! ſchlag' ein! die Glocke iſt dein für den Stock. Und ſie ſchlug ein und nahm die Glocke und fuhr wie ein leichter Wind über das Feld und die Haide hin. Und er ſah ſie verſchwinden und ſie däuchte ihm wie ein Nebel hinzuflieſſen und ſanft fortzuſauſen, und alle ſeine Haare richteten ſich zu Berge.

Der Unterirdiſche, der ihm die Glocke in der Verkleidung einer alten Frau abgeſchwatzt, hatte ihn nicht betrogen. Denn die Unterirdiſchen dürfen nicht lügen, ſondern das Wort, das ſie von ſich geben oder geloben, müſſen ſie halten; denn wenn ſie lügen, werden ſie ſtrax in die garſtigſten Thiere verwandelt, in Kröten, Schlangen, Miſtkäfer, Wölfe und Lüchſe und Affen, und müſſen wohl Jahrtauſende in Abſcheu und Schmach herumkriechen und herumſtreichen, ehe ſie erlöſt werden. Darum haben ſie ein Grauen davor. Fritz Schlagenteufel gab genau Acht und verſuchte ſeinen neuen Schäferſtab, und er fand bald, daß das alte Weib ihm die Wahrheit geſagt hatte, denn ſeine Heerde und all ſein Werk und ſeiner Hände Arbeit gerieth ihm wohl und hatte ein wunderbares Glück, ſo daß alle Schaafherren und Oberſchäfermeiſter dieſen Jungen begehrten. Er blieb aber nicht lange Junge, ſondern ſchaffte ſich, ehe er noch achtzehen Jahre alt war, ſeine eigene Schäferei, und ward in wenigen Jahren der reichſte Schäfer auf ganz Rügen, ſo daß er ſich endlich ein Rittergut hat kaufen können: und daß iſt Grabitz geweſen hier bei Rambin, was jetzt den Herren vom Sunde gehört. Da hat mein Vater ihn noch gekannt, wie aus dem Schäferjungen ein Edelmann geworden war, und hat er ſich auch da als ein rechter kluger und frommer Mann aufgeführt, der bei allen Leuten ein gutes Lob hatte; und er hat ſeine Söhne wie Junker erziehen laſſen und ſeine Töchter wie Fräulein, und es leben noch davon, und dünken ſich jetzt vornehme Leute. Und wenn man ſolche Geſchichten hört, mögte man wünſchen, daß man auch mal ſo etwas erlebte und ein ſilbernes Glöcklein fände, das die Unterirdiſchen verloren haben.

Ein Bauer aus Rodenkirchen, Johann Wilde genannt, fand einmal einen gläſernen Schuh auf einem der Berge, wo die kleinen Leute zu tanzen pflegen. Er ſteckte ihn flugs ein und lief weg damit und hielt die Hand feſt auf der Taſche, als habe er eine Taube darin. Denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdiſchen theuer wiederkaufen müßten. Andere ſagen, Johann Wilde habe die Unterirdiſchen mitternächtlich belauert und einem von ihnen den Schuh ausgezogen, indem er ſich mit einer Branntweinflaſche dort hingeſtreckt und gleich einem Beſoffenen gebehrdet habe. Denn er war ein ſehr liſtiger und ſchlimmer Menſch und hatte durch ſeine Verſchlagenheit manchen betrogen und war deswegen bei ſeinen Nachbarn gar nicht gut angeſchrieben und keiner hatte gern mit ihm zu thun. Viele ſagen auch, er habe verbotene Künſte gekonnt und mit den Unholden und alten Wettermacherinnen geheimen Umgang gepflogen. Als er den Schuh nun hatte, that er es denen, die unter der Erde wohnen, gleich zu wiſſen, indem er um die Mitternacht zu den Neun Bergen ging und lauten Halſes ſchrie: Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen ſchönen gläſernen Schuh, wer kauft ihn? wer kauft ihn? Denn er wußte, daß der Kleine, der einen Schuh verliert, den Fuß ſo lange bloß tragen muß, bis er ihn wiederbekommt. Und das iſt keine Kleinigkeit, da die kleinen Leute meiſt auf harten und ſteinigten Boden treten müſſen. Der Kleine ſäumte auch nicht ihn wieder einzulöſen. Denn ſobald er einen freien Tag hatte, wo er an das Tageslicht hinaus durfte, klopfte er als ein zierlicher Kaufmann an Johann Wildens Thüre und fragte, ob er nicht gläſerne Schuhe zu verkaufen habe? denn die ſeyen jetzt eine angreifiſche Waare und werden auf allen Märkten geſucht. Der Bauer antwortete, er habe einen ſehr kleinen kleinen netten gläſernen Schuh, ſo daß auch eines Zwerges Fuß davon geklemmt werden müſſe und daß Gott erſt eigene Leute dazu ſchaffen müſſe; aber das ſey ein ſeltener Schuh und ein koſtbarer Schuh und ein theurer Schuh, und nicht jeder Kaufmann könne ihn bezahlen. Der Kaufmann ließ ihn ſich zeigen und ſprach: Es iſt eben nichts ſo Seltenes mit den gläſernen Schuhen, lieber Freund, als ihr hier in Rodenkirchen glaubt, weil ihr nicht in die Welt hinauskommet; dann ſagte er nach einigen Hms! aber ich will ihn doch gut bezahlen, weil ich grade einen Geſpan dazu habe. Und er bot dem Bauer tauſend Thaler. Tauſend Thaler iſt Geld, pflegte mein Vater zu ſagen, wenn er fette Ochſen zu Markt trieb, ſprach der Bauer ſpöttiſch; aber für den lumpigen Preis kommt er nicht aus meiner Hand und mag er meinethalben auf dem Fuße von der Docke meiner Tochter prangen. Hör er, Freund, ich habe von dem gläſernen Schuh ſo ein Liedchen ſingen hören, und um einen Quark kommt er nicht aus meiner Hand. Kann er nicht die Kunſt, mein lieber Mann, daß ich in jeder Furche, die ich aufpflüge, einen Dukaten finde, ſo bleibt der Schuh mein und er fragt auf andern Märkten nach gläſernen Schuhen. Der Kaufmann machte noch viele Verſuche und Wendungen hin und her, da er aber ſah, daß der Bauer nicht nachließ, that er ihm den Willen und ſchwur's ihm zu. Der Bauer glaubte ihm's und gab ihm den gläſernen

Schuh; denn er wußte, mit wem er's zu thun hatte. Und der Kaufmann ging mit ſeinem Schuh weg.

Und nun hat der Bauer ſich flugs in ſeinen Stall gemacht und Pferde und Pflug bereitet und iſt ins Feld gezogen und hat ſich ein Stück mit der allerkürzeſten Wendung ausgeſucht, und wie der Pflug die erſte Scholle gebrochen, iſt der Dukaten aus der Erde geſprungen, und ſo hat er's bei jeder neuen Furche wieder gemacht. Da iſt des Pflügens denn kein Ende geweſen, und der Bauer hat ſich bald noch acht neue Pferde gekauft und auf den Stall geſtellt zu den achten, die er ſchon hatte, und ihre Krippen ſind nie leer geworden von Haber, damit er je alle zwei Stunden zwei friſche Pferde anſchirren und deſto raſcher treiben könnte. Und der Bauer iſt unerſättlich geweſen im Pflügen und iſt immer vor Sonnenaufgang ausgezogen und hat oft noch nach der Mitternacht gepflügt, und immerfort immerfort, ſolange die Erde nicht zu Stein gefroren war, Sommer und Winter. Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen oder zu ihm gekommen iſt; denn er wollte nicht ſehen laſſen, warum er ſo pflügte. Und er iſt weit geplagter geweſen, als ſeine Pferde, welche den ſchönen Hafer fraßen und ordentlich Schicht und Wechſel hielten; und er iſt bleich und mager geworden von dem vielen Wachen und Arbeiten. Seine Frau und Kinder haben keine Freude mehr an ihm gehabt, auf die Schenken und Gelage iſt er nicht mehr gegangen, und hat ſich allen Leuten entzogen und kaum ein Wort mehr geſprochen, ſondern iſt ſtumm und in ſich gekehrt ſo für ſich hingegangen, und hat des

Tages auf ſeine Dukaten gearbeitet, und des Nachts hat er ſie zählen und darauf grübeln müſſen, wie er noch einen geſchwinderen Pflug erſände. Und ſeine Frau und die Nachbarn haben ihn bejammert wegen ſeines wunderlichen Thuns und wegen ſeiner Stummheit und Schwermuth, und haben geglaubt, er ſey närriſch geworden; auch haben alle Leute ſeine Frau und Kinder bedauert, denn ſie meinten, durch die vielen Pferde, die er auf dem Stalle hielt, und durch die verkehrte Ackerwirthſchaft mit dem überflüſſigen Pflügen müſſe er ſich um Haus und Hof bringen. So iſt es aber nicht ausgefallen. Aber das iſt wahr, der arme Bauer hat keine vergnügte Stunde mehr gehabt, ſeit er ſo die Dukaten aus der Erde pflügte, und es hat wohl mit Recht von ihm geheiſſen: Wer ſich dem Golde ergiebt, iſt ſchon halb in des Böſen Klauen. Auch hat er es nicht lange ausgehalten, mit dieſem Laufen in den Furchen bei Tage und Nacht. Denn als der zweite Frühling kam, iſt er eines Tages hinter'm Pfluge hingefallen wie eine matte Novemberfliege und vor lauter Golddurſt vertrocknet und verwelkt, da er doch ein ſehr ſtarker und luſtiger Menſch war, ehe er den unterirdiſchen Schatz in ſeine Gewalt bekam. Seine Frau aber fand nach ihm einen Schatz, zwei große vernagelte Kiſten voll heller blanker Dukaten. Und ſeine Söhne haben ſich große Güter gekauft und ſind Herren und Edelleute geworden. So macht der Teufel zuweilen auch große Herren. Aber was hat das dem armen Johann Wilde gefrommt?

Ein anderer Bauer hatte es klüger gemacht als dieſer. Der ward einmal Herr eines der kleinen Schwarzen, welche die Grobſchmiede und Waffenſchmiede ſind. Es hatte ſich dies auf eine ſehr ſonderbare Weiſe begeben. Vor dem Felde des Bauers ſtand am Wege ein ſteinernes Kreuz. Vor dieſem Kreuze pflegte er, wenn er des Morgens an ſeine Arbeit ging, immer nieder zu knieen und einige Minuten zu beten. Einmal ſah er auf dem Kreuze einen ſchönen blanken Wurm von ſolchem Glanze, als er ſich nicht entſann, je einen Wurm geſehen zu haben. Er wunderte ſich darüber, doch ließ er ihn ruhig ſitzen; aber der Wurm blieb nicht lange ſtill, ſondern lief immer hin und her auf dem Kreuze, als ob er fort wolle und Angſt habe. Der Bauer ſah denſelben Wurm auch den folgenden Morgen und wieder in derſelben Unruhe hin und her laufend, und es fing an ihm dabei unheimlich zu werden, und er dachte bei ſich: ſollte dies auch einer von den kleinen Hexenmeiſtern ſeyn? richtig iſt es nun einmal nicht mit dem Wurm; er läuft, wie einer, der ein böſes Gewiſſen hat, wie einer, der weg will, und nicht weg kann. Und er kam auf allerlei Gedanken, denn er hatte oft von ſeinem Vater gehört und von andern alten Leuten, daß, wenn die Unterirdiſchen zufällig an etwas Geweihtes gerathen, ſie feſtgehalten werden und nicht von der Stelle können, und daß ſie ſich deswegen ſehr davor in Acht nehmen. Er dachte aber auch, es mag wohl auch was Anderes ſeyn und du thuſt vielleicht Sünde, wenn du das Würmchen ſtörſt oder wegnimmſt. So ließ er es denn ſitzen. Als er es aber noch zwei Mal eben ſo wieder gefunden hatte und in derſelben Angſt herumlaufend, ſprach er: Nein es iſt nicht richtig! und nun darauf in Gottes

Namen! Und er griff nach dem Wurm, der ſich wehrte und feſtklebte. Er aber hielt ihn ſicher und riß ihn mit Gewalt los, und hatte mit Einem Male einen kleinen häßlichen ſchwarzen Kerl ſechs Daumen hoch beim Schopfe, der erbärmlich ſchrie und zappelte. Dem Bauer ſchauderte ob der plötzlichen Verwandlung, doch hielt er ſeine Beute feſt und rief ihm zu, indem er ihm einige Klapſe vor den Hintern gab: Geduld, Geduld, mein Bürſchchen! wäre es mit dem Schreien gethan, ſo müßte man die Helden in der Wiege ſuchen. Wir wollen dich einſtweilen ein wenig mitnehmen und ſehen, wozu du gut biſt. Der kleine Kerl zitterte und bebte an allen Gliedern und fing dann an erbärmlich zu wimmern und dem Bauern zu flehen, daß er ihn loslieſſe. Der Bauer ſagte aber: Nein, Geſell, ich laſſe dich nicht los, bis du mir ſagſt, wer du biſt und wie du hieher gekommen und was du für Künſte kannſt, womit du in der Welt dein Brod verdienſt. Da grinſete und kopfſchüttelte das Männchen und ſagte kein Wort, er bat und flehete auch nicht mehr, und der Bauer mußte nun anfangen zu bitten, wenn er etwas aus ihm herauslocken wollte. Aber das half ihm nichts. Da ergriff er das Andere und prügelte und geiſſelte ihn, bis das Blut darnach floß; aber das half auch nicht, der kleine Schwarze blieb ſtumm wie das Grab, denn dieſe Art iſt die allertückiſcheſte und allereigenſinnigſte von den Unterirdiſchen. Da ergrimmte der Bauer und ſprach: Nur Geduld, mein Kind! ich wäre ein Thor, wenn ich mich an einem ſolchen Knirps ärgern wollte; du ſollſt mir ſchon kirr werden. Und der Bauer lief flux mit ihm zu Hauſe und ſteckte ihn in einen ſchwarzen und ruſſigen Eiſengrapen und ſtieß den eiſernen Deckel drauf und legte auf den Deckel einen großen ſchweren Stein und ſetzte ihn in eine dunkle kalte Kammer und ſprach: Steh du hier und friere bis du ſchwarz wirſt! du ſollſt mir zuletzt ſchon gute Worte geben. Und der Bauer ging jede Woche zweimal in die Kammer und fragte ſeinen ſchwarzen Gefangenen, ob er nun Ton geben wolle; der Kleine aber war und blieb ſtumm. Das hatte der Bauer wohl ſechs Wochen vergeblich gethan, da kroch ſein Gefangener endlich zu Kreuz. Er rief, als der Bauer die Kammerthüre öffnete, ihn nun von ſelbſt an, er möge kommen und ihn aus ſeinem garſtigen und ſtinkenden Kerker nehmen, er wolle nun gerne alles thun, was er von ihm haben wolle.

Der Bauer gebot ihm zuerſt ihm die Geſchichte zu erzählen. Der Schwarze antwortete: Lieber, die weißt du ſo gut als ich; ſonſt hätteſt du mich nicht hier. Siehe ich bin dem Kreuze von ungefär zu nahe gekommen, und das dürfen wir kleinen Leute nicht, und da bin ich feſt geworden, und mußte dem Leibe nach ſogleich ſichtbar werden; da habe ich mich, damit ſie mich nicht erkenneken, in einen Wurm verwandelt. Du aber haſt es errathen. Denn wenn wir an heiligen und geweiheten Dingen feſt werden, kommen wir nimmer dannen, es nehme uns denn ein Menſch weg. Das geht aber nie ohne Plage und Noth ab, doch auch das Feſtſitzen iſt nicht luſtig. Und ſo habe ich mich denn auch gegen dich gewehrt, denn wir haben ein natürliches Grauen, uns von Menſchenhänden faſſen zu laſſen. Ei! Ei! klingſt du mir da hinaus? rief der Bauer, alſo ein natürliches Grauen? o glaube mir, ich hab' es vor dir auch, mein ſchwarzer Freund. Und deswegen ſollſt du geſchwind weg und wir wollen unſern Handel mit einander kurz abmachen; aber erſt mußt du mir was ſchenken. Was du willſt, begehre nur, ſprach der Kleine, Silber und Gold und Edelſteine und koſtbares Geräth — alles ſoll im Augenblick dein ſeyn. — Silber und Gold und Edelſteine und andere ſolche blanke Herrlichkeiten will ich nicht, ſprach der Bauer; die haben ſchon manchem das Herz verſchoben und den Hals gebrochen, und wenige werden darüber des Lebens froh. Ich weiß ihr ſeyd künſtliche Schmiede und habt ſo manches Beſondere für euch, was andere Schmiede nicht wiſſen. So ſchwöre mir denn, du willſt mir einen eiſernen Pflug ſchmieden, den das kleinſte Füllen ziehen kann, ohne müde zu werden — und dann laufe, ſo weit deine Beine dich tragen! Und der Schwarze ſchwur und der Bauer rief: Nun mit Gott! du biſt frei und der Kleine verſchwand in einem Hui.

Und den andern Morgen, ehe noch die Sonne aufging, ſtand ein neuer eiſerner Pflug auf dem Hofe des Bauers, und er ſpannte ſeinen Hund Waſſer davor, und der Hund zog den Pflug, der wie ein gewöhnlicher Pflug von Größe war, durch das ſchwerſte Klailand, und der Pflug riß mächtige Furchen. Dieſen Pflug hat der Bauer viele Jahre gebraucht und das kleinſte Füllen und magerſte Pferdchen konnte ihn zur Verwunderung aller Leute durch den Acker ziehen und legte kein Haar dabei. Und der Pflug hat den Bauer zu einem wohlhabenden Mann gemacht, denn er koſtete kein Pferdefleiſch; und der Bauer hatte ein luſtiges und vergnügtes Leben dabei geführt Hieraus ſieht man, daß mäßig am längſten aushält und daß es nicht gut iſt zu viel zu begehren.

Dieſe ſchwarzen Unterirdiſchen ſind meiſtens an ihre Berge gebunden, viel mehr als die Braunen und Weiſſen, und dürfen bei Tage ſelten aus ihren Behauſungen heraus, und nicht weit weg davon Das ſagt man von ihnen, daß ſie des Sommers viel unter Hollunderbäumen ſitzen, deren Duft ſie ſehr lieben, und daß, wer etwas von ihnen will, ſie da ſuchen und anrufen muß. Das thun aber wenige Menſchen; man giebt ſich nicht gern mit ihnen ab, weil ſie hinterliſtig und von Natur mehr böſe als gut ſind. In Rügen, ſagt man, wohnen ſie meiſt in den Uferbergen, die zwiſchen der Ahlbeck und Mönchgut ſich am Strande hinziehen, und halten da ihre Verſammlungen und nächtlichen Spiele.

Nicht weit von der Ahlbeck liegt ein kleiner Hof Namens Granitz unter der großen waldigen Uferforſt, welche auch die Granitz genannt wird. Auf dieſem Höfchen lebte vor nicht langen Jahren ein Herr von Scheele. Dieſer war in ſeinen ſpäteren Tagen in Trübſinn verſunken und ſah faſt keinen Menſchen mehr, da er früher ein ſehr munterer und geſelliger Mann und ein gewaltiger Jäger geweſen war. Dieſe Einſamkeit des alten Mannes, ſagen die Leute, kam daher, daß ihm drei ſchöne Töchter, die man die drei ſchönen Blonden hieß und die hier in des Waldes Einſamkeit unter Heerden und Vögeln aufgewachſen waren, mit Einem Male alle drei in Einer Nacht davon gegangen waren und nie wieder gekommen ſind. Das hatte der alte Mann ſich zu Gemüth gezogen und ſich von der Welt und ihren luſtigen Freuden abgewendet. Er hatte vielen Umgang mit den kleinen Schwarzen und war auch manche Nacht auſſer dem Hauſe, und kein Menſch wußte, wo er geweſen war: wenn er aber um die Morgendämmerung heimkam, flüſterte er ſeiner Haushälterin zu: Pſt! Pſt! ich habe heint an hoher Tafel geſchmauſt. Dieſer alte Herr von Scheele pflegte ſeinen Freunden zu erzählen und bekräftigte es wohl mit einem tüchtigen huſariſchen und weidmanniſchen Fluche, in den Granitzer Tannen um die Ahlbeck und an dem ganzen Ufer wimmle es von Unterirdiſchen. Auch hat er Leuten, die er dort herum ſpazieren führte, oft eine Menge kleiner Spuren gezeigt, wie von den allerkleinſten Kindern, die da im Sande von ihren Füßchen einen Abdruck hinterlaſſen hätten, und ihnen plötzlich zugerufen: horch! wie es da wieder wiſpert und flüſtert! Ein ander Mal, als er mit guten Freunden längs dem Meeresſtrand gegangen, iſt er wie in Verwunderung plötzlich ſtill geſtanden, hat auf das Meer gezeigt und gerufen: Da ſind ſie meiner Seele wieder in voller Arbeit und viele Tauſende ſind um ein paar verſunkene Stückfäſſer Wein beſchäftigt, die ſie ans Ufer wälzen. Was wird das die Nacht ein luſtiges Gelag werden! Dann hat er ihnen erzählt, er könne ſie ſehen bei Tage und bei Nacht, und ihm thun ſie nichts, ja ſie ſeyen ſeine beſonderen Freunde, und einer habe ſein Haus einmal von Feuersgefahr errettet, da er ihn nach Mitternacht aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm einen Feuerbrand zeigte, der vom Heerde gefallen und ſchon anderes Holz und Stroh, das auf der Flur lag, anzünden wollte. Man ſehe beinahe alle Tage einige von ihnen am Ufer, bei hohen Stürmen aber, wo das Meer ſehr tobe, ſeyen ſie faſt alle da und lauren auf Bernſtein und Schiffbrüche, und gewiß vergehe kein Schiff, von welchem ſie nicht den beſten Theil der Ladung bergen und unter der Erde in Sicherheit bringen. Und wie herrlich da unter den Sandbergen bei ihnen zu wohnen ſey und welche kryſtallene Palläſte ſie haben, davon habe auch kein Menſch eine Vorſtellung, der nicht da geweſen ſey.

Dieſer alte Mann galt ſonſt für einen guten und freundlichen Mann und kein Menſch hat ihm nachgeſagt, daß er etwas thue, was einen Bund mit böſen Geiſtern verrathe. Aber der Umgang mit den kleinen Schwarzen iſt nicht immer ſo unſchuldig. Davon giebt es auch eine Geſchichte.

Bei dem Kirchdorfe Lanken unweit der Granitz wohnte ein Bauer Namens Matthes Pagels, ein ſinniger fleißiger Mann, der ſehr einſam und ſtill lebte und den die Leute für ſehr reich hielten. Einige munkelten auch, er ſey ein Hexenmeiſter. Aber mancher wird für einen Hexenmeiſter gehalten, der ſein Geld durch die natürlichſte Hexerei erwirbt, daß er fleißig iſt und gut aufpaßt. Dieſer Pagels war aber kein guter Menſch. Er bekam Streit mit einem ſeiner Nachbarn, weil dieſer ihn beſchuldigte, er pflüge ihm an einer Seite den Acker ab. Und der Bauer Pagels that das wirklich, er fluchte und ſchwur aber, das ganze Ackerſtück gehöre ihm in ſeiner ganzen Breite, ſo weit er gepflügt hatte, und noch zehen Schritte weiter bis zu der hohen Buche, die oben an dem Rain ſtand; und das wolle er durch Eid und Schriften beweiſen." Und er hat es bewieſen durch Eid und Urkunden und ein Papier vorgebracht, wodurch der Acker ſein geworden iſt. Die Leute ſagen aber, zwei von den kleinen Schwarzen, die ihm auch das Geld in das Haus getragen, haben das falſche Papier geſchmiedet und in der großen hölliſchen Staatskanzlei des Teufels geſchrieben und beſiegelt. Matthes Pagels aber hat ſchon bei ſeinem Leben die Strafe dafür gehabt daß er weder Raſt noch Ruhe hatte vor ſeinen kleinen Geiſtern: jede Nacht um zwölf Uhr mußte er mit aller Gewalt aus dem Bette und auf dem Ackerſtücke rundwandeln und auf die hohe Buche klettern und dort zwei volle Glockenſtunden aushalten und frieren. Noch ſieht man ihn zuweilen da als einen kleinen Mann im grauen Rocke mit einer weiſſen Schlafmütze auf dem Kopfe; gewöhnlich ſitzt er aber wie eine ſchneeweiſſe Eule auf dem Baume, ſobald die Mitternacht vorbei iſt, und ſchreit ganz jämmerlich. Und kein Menſch kommt dem Baume gern zu nah und kein Pferd iſt da auf dem Wege vorbeizubringen, ſondern ſie ſchnauben und blaſen und bäumen ſich und gehen auch mit dem beſten Reiter durch und querfeldein. Als meine ſelige Mutter, die in Lanken gebohren war, noch ein Kind war, ſangen die Leute noch vom Matthes Pagels und ſeiner Buche:

Pagels mit de witte Mütz
Wo koolt un hoch is din Sitz!
Up de hoge Bök

Un up de kruſe Eek
Un achter'm hellen Tuun;
Worüm kannſt du nich ruhn?

Darüm kann ik nich raſten,
Dat Papier liggt im Kaſten
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Hell.

Die kleinen Schwarzen ſind auch Wilddiebe, denn ſie eſſen gern Braten. Sie dürfen aber das Wild mit keinem Gewehr fällen, ſondern ſie ſtricken eigene Netze, die kein Menſch ſehen kann: darin fangen ſie es. Darum ſind ſie auch Feinde der Jäger und haben ſchon manchem Jäger ſein Gewehr behext, daß er nichts treffen kann. So war es auch einem Jäger gegangen namens Jochen Schulz, der zuletzt als Kirchenvogt in der Stadt Barth geſtorben iſt. Dieſer war bißher ein ſehr glücklicher Waidmann geweſen, fand ſich aber mit Einem Male wie behext, ſo daß er nichts treffen konnte und alle ſeine guten Dienſte verlor, die er als Jäger gehabt hatte. In dieſer großen Noth hatte er viele Leute um Rath gefragt, ſie hatten ihm auch genug Rath gegeben — denn den geben alle Menſchen gern umſonſt und ungebeten — aber es hatte alles nichts geholfen, ſondern die Behexung blieb nach wie vor. Da ſagte ihm einmal eine alte Bettelfrau, die er im Walde traf, ſie wiſſe gewiß, es ſey ein Schwarzer, der ihm den Schuß beſprochen habe, und es könne ihm kein Rath und kein Mittel in der ganzen Welt helfen, als daß er etwas von ihnen in ſeine Gewalt bekomme. Sie hatte ihm zugleich einen Platz gezeigt, einen kleinen Hügel im Walde, wo ſie des Nachts immer herauskamen aus den Bergen und ihre Tänze hielten. Da ſolle er ſich nur hinſchleichen, ſeinen Hagelbeutel nemen und ein chriſtliches Gebet darüber halten, dann die Hand voll Hagel nehmen und ihn geſchwind ausſtreuen, wie man Erbſen zu ſäen pflegt, und dazu rufen: In Gottes Namen! Satan weiche von mir! Falle dann nur Ein Körnlein auf etwas, das einem der Unterirdiſchen gehöre, ſo müſſen ſie es da laſſen. Er ſolle nur den Morgen abwarten, bis die Sonne aufgegangen. Dann ſeyen ſie alle fort und das Getroffene müſſe dann auch ſichtbar werden. Er ſolle es aufleſen und mitnehmen. Der Eigner werde dann in der Herzensangſt ſchon kommen und ſich mit ihm abfinden müſſen. Der Schulz hat es ganz ſo gemacht, wie die alte Bettlerin ihm geſagt hatte, und nach Mitternacht einen tüchtigen Hagelwurf gewagt; und ſiehe den andern Morgen hat er auf dem Hügel einen ſchönen ſilbernen Gürtel mit einem ſilbernen Spänglein gefunden, und an dem Silber noch die zwei Beulen geſehen, die ſeine Schrotkörner geſchlagen. Auch iſt bald ein kleiner Schwarzer da geweſen und hat wegen ſeines Gürtels Unterhandlungen angeknüpft, und der liſtige Jäger hat ſich von ihm einen Freiſchuß ausbedungen, daß zu gewiſſen Zeiten, wohin er nur ſchieſſe, Wild fallen müſſe, welcherlei er haben wolle, auch wenn nichts da ſey. Dieſer Schulz iſt darauf der erſte aller Jäger geworden und ein ſo glücklicher Schütze geweſen, daß viele ihn für einen Hexenmeiſter gehalten haben. — Das glauben aber bis dieſen Tag viele Leute, daß nichts eine größere Gewalt über dieſe Schwarzen hat als Eiſen, worüber gebetet worden oder was in Chriſtenhänden geweſen iſt. Darum gilt in Schweden noch ſehr der Gebrauch, daß ſie den kleinen Kindern in der Wiege, ehe ſie getauft ſind, eine Scheere oder ein Meſſerchen auf die Bruſt legen, damit die kleinen und großen Unholden ihnen nichts anthun, noch ſie vertauſchen und Wechſelbälge an ihrer Stelle legen können. Auch gehen viele dort nicht in tiefen Waſſern baden, ehe ſie etwas Metall vorn am Ufer ins Waſſer gelegt; dann dürfen die Nixen und der Seegott Neck ſie nicht holen und in die Tiefe hinabziehen. Die Jäger haben dort auch häufig die Weiſe, wenn ſie ungewöhnlich und unbegreiflich oft gepudelt haben, daß ſie etwa ein Feuerſtahl oder Meſſer durch die Luft werfen. Denn wäre der behexende Kobold oder die ſchöne zaubernde Waldjungfrau etwa da und es gelänge ihnen, ſolches Metall ihnen über den Kopf zu werfen, ſo wäre auch der Zauber ſogleich gehoben, und dieſen Jägern dürften ſie künftig nie wieder etwas anthun.

Die zarteſten und ſchönſten aller Unterirdiſchen ſind die Weiſſen, fein und anmuthig von Gliedern und Gebehrden und eben ſo fein und liebenswürdig drinnen im Gemüthe. Dieſe weiſſen ſind ganz unſchuldig und rein und necken niemand, auch nicht einmal im Scherze, ſondern ihr Leben iſt licht und zart, wie das Leben der Blumen und Sterne, mit welchen ſie auch am meiſten Umgang halten. Dieſe niedlichen Kleinen ſitzen den Winter, wann es auf der Erde rauh und wüſt und kalt iſt, ganz ſtill in ihren Bergen und thun da nichts anders, als daß ſie die feinſte Arbeit wirken aus Silber und Gold, daß die Augen der meiſten Sterblichen zu grob ſind, ſie zu ſehen: die ſie aber ſehen können, ſind beſonders feine und zarte Geiſter. So leben ſie den trüben Winter durch, wann es da drauſſen unhold iſt, in ihren verborgenen Klauſen. Sobald es aber Frühling geworden und den ganzen Sommer hindurch leben ſie hier oben im Sonnenſchein und Sternenſchein ſehr fröhlich und thun dann nichts als ſich freuen und andern Freude machen. Sobald es auch im erſten Lenze zu ſproſſen und zu keimen beginnt an Bäumen und Blumen, ſind ſie huſch aus ihren Bergen heraus und ſchlüpfen in die Reiſer und Stängel und von dieſen in die Blüthen und Blumenknoſpen, worin ſie gar anmuthig ſitzen und lauſchen. Des Nachts aber, wann die Menſchen ſchlafen, ſpazieren ſie heraus und ſchlingen ihre fröhlichen Reihentänze im Grünen um Hügel und Bäche und Quellen und machen die allerlieblichſte und zarteſte Muſik, welche reiſende Leute ſo oft hören und ſich verwundern, weil ſie die Spieler nicht ſehen können. Dieſe kleinen Weiſſen dürfen auch bei Tage immer heraus, wann ſie wollen, aber nicht in Geſellſchaft, ſondern einzeln, und ſie müſſen ſich dann verwandeln. So fliegen viele von ihnen umher als bunte Vögelein oder Schmetterlinge oder als ſchneeweiſſe Täubchen und bringen den kleinen Kindern oft Schönes und den Erwachſenen zarte Gedanken und himmliſche Träume, von welchen ſie nicht wiſſen, wie ſie ihnen kommen. Das iſt bekannt, daß ſie ſich häufig in Träume verwandeln, wenn ſie in geheimer Botſchaft reiſen. So haben ſie manchen Betrübten getröſtet und manchen Treuliebenden erquickt. Wer ihre Liebe gewonnen hat, der iſt im Leben beſonders glücklich, und wenn ſie nicht ſo reich machen an

Schätzen und Gütern als die andern Unterirdiſchen, ſo machen ſie reich an Liedern und Träumen und fröhlichen Geſichten und Fantaſien. Und das ſind wohl die beſten Schätze, die ein Menſch gewinnen kann. Das kann man für gewiß ſagen, daß, wer unter ihrem Schutze ſteht, vor vielem Leide geborgen iſt. Ich will davon eine kleine Geſchichte erzählen, ſie heißt die Geſchichte von dem Lilienmädchen.

Mitten zwiſchen hohen Alpen, auf welchen das Eis und der Schnee nie ganz geſchmolzen wären, wenn die Sonne um Johannis, wo die Tage am längſten ſind, auch die vollen vier und zwanzig Stunden am Himmel ſtände, lag unten in tiefer Verborgenheit ein grünes Thal, wo es nie ſchneiete noch fror und wo gleichſam ein ewiger Lenz war und die Nachtigallen nie aufhörten von Liebe zu ſingen und zu klagen. In dieſem Thale war ein wunderſchöner Garten mit einem hellen kryſtallenen Schloſſe und mit ſo ſchönen Blumen, als man ſie nirgends auf Erden geſehen hat. Die Roſenbüſche ſtanden hier ſo hoch und wölbig als die Eichen und die Lilien als die höchſten Tannen, und es war alles über die Maaßen ſein und wunderbar. Das wunderbarſte in dem wunderſamen Garten war aber ein wunderſchönes Mägdlein, welches das Lilienmädchen hieß, weil es am meiſten unter den Lilien ſpazieren ging, und weil es ein Liedchen viel zu ſingen pflegte von den ſchneeweiſſen Lilien und von den ſchneeweiſſen Engelein. Das Liedchen war dem Kindlein von ſeiner Mutter ſchon in der Wiege oft vorgeſungen und es war das Einzige, was es aus ſeiner Kindheit behalten hatte. Das Kind war hier aber nicht gebohren ſondern auf eine ſeltſame

Weiſe in den Garten gekommen. Das Liedlein lautete alſo, und ſie ſang es immer mit trauriger Stimme:

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß:
Schlaf' in ſtiller ſüßer Ruh,
Thu' die kleinen Aeuglein zu.

Draußen ſtehn die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis,
Droben in der lichten Höh
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt ihr Englein, weiß und fein,
Wiegt mir ſchön mein Kindelein,
Wiegt ſein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun!
Sollſt in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter ſeyn.

Mit dem kleinen Lilienmädchen verhielt es ſich folgendergeſtalt: Sie war die Tochter eines ſehr reichen Königs und einer ſehr ſchönen Königin. Nun war da eine Hexe, die wußte vorher, daß die Königin kein anderes Kind mehr gebähren würde und daß dieſe junge Prinzeſſin einmal das Reich erben und Königin darin ſeyn würde. Dieſe alte Hexe hatte einen einzigen Sohn, der war lahm und ſehr häßlich. Ihr kam er aber ſehr ſchön vor, weil er ihr Sohn war, und ſie dachte, daß es doch was Feines ſey, wenn ſie ihm einmal die ſchöne Prinzeſſin zur

Frau verſchaffen könnte und das Königreich obenein als Mitgift. Darauf hatte ſie oft viel hin und her geſonnen und endlich ihren ganzen Anſchlag fertig gemacht. Eines Tages, als der König und die Königin mit der kleinen dreijährigen Prinzeſſin im Roſengarten ſpazieren gingen, ſiehe da hatte die alte Hexe ſich in eine Wölfin verwandelt, ſprang in den Roſengarten hinein, nahm die kleine Prinzeſſin in den Rachen und lief mit ihr davon. Der König und die Königin ſchrieen Hülfe! Hülfe! und liefen nach;- aber die Wölfin war mit dem Kinde über alle Berge und kein Menſch konnte ſie einholen und ihr das Kind wieder abjagen. Alle Menſchen glaubten, es ſey von ihr aufgefreſſen, und der König und die Königin betrauerten es wie ein todtes. Es lebte aber gottlob noch und es lebte auf die allerluſtigſte Weiſe. Die alte Hexe hatte in einem wilden Thale, das wohl zweihundert Meilen von der Stadt lag, wo der König und die Königin, des Kindes Aeltern, wohnten, einen paradieſiſchen Garten hingezaubert, wozu kein Weg und Steg führte und wohin man nur durch die Luſt auf dem Rücken des Adlers oder als ein Vögelein Briefe tragen konnte. Sie ſelbſt hatte ſich in einen Vogelgreif verwandelt, als ſie das Kind über die hohen verſchneieten Alpen dahin trug. Der Garten hatte nicht allein die ſchönſten Blumen und Roſen und Lilien, wovon ich eben erzählt habe, ſondern es ſtanden auch die herrlichſten Bäume darin, woran die lieblichſten Früchte im Ueberfluß hingen, und Reben und Sträuche voll Trauben und mancherlei ſüßer Beeren, und Bäche voll Milch und Honig rieſelten und Quellen ſprudelten den köſtlichſten Wein in die Höhe. Von allem dieſem konnte das Kind immer eſſen und trinken, wann und wieviel es wollte. Und die luſtigſten Vögel ſaßen in allen Zweigen und machten Muſik zu der Herrlichkeit. Es ſtand auch in dem kryſtallenen Häuschen ein ſehr niedliches Bettchen in einem ſtillen kühlen Kämmerlein, wo das Kind ſich ſchlafen legte, wann es Abend ward, und in einem kleinen Nebengemache ſetzten unſichtbare Diener und Dienerinnen die niedlichſten Speiſen und Getränke auf den Tiſch und nahmen ſie zu ihrer Zeit wieder weg. Kurz es fehlte dem Kinde an gar nichts, nur Menſchen waren nicht da, und es mußte mit ſeinen Blumen und Vögeln ſprechen, was es denn auch genug that; ſo daß es den kleinen Blümchen zuweilen Geſchichten erzählte und ins Ohr ſäuſelte und mit den Vögelchen, die ſich ganz zahm ihm auf Schultern und Händchen ſetzten, manche liebe Stunde verzwitſcherte und verſchwätzelte, auch wohl zuweilen verſang: denn das Lilienmädchen konnte bald alle Vogelſtimmen nachzwitſchern und nachſingen. Die alte Hexe aber hatte das Kind darum hieher in den Garten geſetzt, weil ſie glaubte, hier ſey es ihr ſicher und hieher werde keiner kommen und es ihr wieder ſtehlen und entführen können; denn wer wollte hieher kommen? Sie dachte, es hier groß werden zu laſſen, und freute ſich jedesmal, wann ſie in den Garten kam und das Kind größer und ſchöner werden ſah. Dann wollte ſie, wann die Prinzeſſin erwachſen war, ihren Sohn hieher bringen und ihr beilegen, daß ſie Söhne und Töchter mit einander zeugten. Denn, ſprach ſie bei ſich, haben ſie nur erſt

Kinder mit einander, ſo kann ich ſie beide dann mit den Kindern zu dem Könige und der Königin bringen und ſagen: Sehet, dies iſt eure ſchöne Tochter, welche die Wölfin entführte und welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhalten hat; und das iſt euer ſchöner und würdiger Eidam, und das ſind eure niedlichen kleinen Enkelein; und ſie werden ſich ſchon darin finden müſſen und ich werde eine Großmutter von Königen und von Königinnen werden. Juchhe! — So hat die alte Hexe gehofft, doch iſt es ihr nicht alles nach Wunſch gerathen.

Die kleine Prinzeſſin hieß Gunhilde und war des Königs von Schweden Töchterlein. Sie ſpielte, da ſie ihre Aeltern und die dunkeln Erinnerungen ihrer Kindheit bald vergaß, recht fröhlich unter den Blumen und Bäumen herum und wußte in dem ewigen Frühlinge, worin ſie ſich erging, nichts von den Plagen und Bosheiten dieſer argen Welt. Nur wenn ſie das kleine Wiegenlied ſang von Lilien und den Englein, ward ſie wohl auf einen Augenblick traurig; aber dieſer Eindruck verwehte ſo leicht, als Tropfen, die im Sommer auf Blumen fallen, von dem Sonnenwinde weggeblaſen werden. So vergingen ihr in eitel Freuden und in den luſtigſten Kinderſpielen unter Blumen und Vögeln Monate wie Sekunden und Jahre wie Minuten. Und ſie war zwölf Jahre alt geworden, und war eine rechte Blume der Schönheit, ſchlank wie eine Lilie und friſch wie eine Roſe. Und ſie wäre in all ihrer Unſchuld wohl die Frau des lahmen und garſtigen Hexenunholds geworden, wenn Gott es nicht anders gewendet hätte. Dieſer ließ nemlich ein buntes Vögelein in dieſen Garten hinunterwehen, und das bunte Vögelein kehrte das, was das bitterſte Leid hätte werden können, zur ſüßeſten Freude. Ich muß nun erzählen, wie es ſich mit dem Vöglein begeben hat und was mehr daraus geworden iſt.

Jenſeits jener hohen beſchneiten Alpen, welche das tiefe Thal umringten, worin Gunhildens Garten blühete, wohnte ein Köhlerpaar, fromme und einfältige Leute, welche Gott lieb waren. Dieſe hatten auch gar liebe und fromme Kinder. Das hatten die kleinen Weiſſen gemerkt und kamen in mancherlei Geſtalt und Verkleidung oben in das Köhlerhaus und brachten Segen hinein. Auch den Kindern brachten ſie zuweilen Geſchenke, von welchen die Aeltern nicht begreifen konnten, wie ſie dazu gekommen ſeyen. Die Kinder ſagten aber immer, ſie hätten ſie gefunden, und ſie hatten ſie auch faſt immer gefunden. Nun kam einmal einer der Weiſſen als ein Schneevögelchen geflogen und wollte zur Köhlerhütte. Weil es nemlich da oben gewöhnlich ſehr kalt war, ſo nahmen ſie, wenn ſie dahin wollten, meiſtens die Geſtalt ſolcher Thiere an, welche die Kälte ertragen können. Als nun das Schneevögelchen auf ſeiner Alpenreiſe im beſten Fluge war, entſtand plötzlich ein gräulicher Sturm mit Wirbeln und Schneegeſtöber, und es ward in der Dunkelheit mit fortgewehet, es wußte nicht wohin, bis es ſich endlich zwiſchen den Alpen in der helleſten und heiterſten Luft wiegte und tief unten im Thale einen wunderſchönen Garten liegen ſah. Da flog es hinab und wollte ſehen, was der Garten bedeute hier mitten in der Einöde. Schneevögelein ließ ſich darum unter den andern Vögeln nieder und zwitſcherte und ſang mit ihnen aus ſeinen beſten Künſten, ſah das kryſtallene Haus, ſah das hübſche und weiſſe Lilienmädchen in ſeinem reitzenden Liliengange wandeln, wo die Lilien ſo hoch ſtanden, als anderswo die Linden und Birken ſtehen, und begriff auf der Stelle, daß hier etwas von Zauberei walten müſſe. Zufällig war auch die alte Hexe eben da, welche einmal nachgeſehen und ſich gefreut hatte, daß Gunhilde ſo geſchwinde wuchs. Sie kroch aber als eine garſtige Kröte in einem Winkel des Gartens. Das bunte Vögelchen wußte noch nicht recht, wohin die Zauberei wolle; als es aber die Kröte mit dem wunderlich lauſchenden Kopfe und den hellen liſtigen Augen geſehen hatte, deutete es ſich alles. Die Hexe merkte von dem Vögelchen auch nicht das Allergeringſte, denn wenn die Hexen alles wüßten, würde nie eine Seele erlöſt, die ihre Künſte verſtrickt haben.

Als das Schneevögelein ſich alles beſehen, erlauſcht und erkundet hatte, ſchwang es ſich auf ſeinen leichten Schwingen wieder hoch über die Alpen hinaus, flog über das wohlbekannte Köhlerhäuschen hin und war bald weit davon unten auf einer blühenden Wieſe, wo es ſeine Geſellen fand. Dieſe tanzten ſchon den fröhlichen Sternenreigen um die Quelle, denn es war Abend geworden und der Mond aufgegangen. Und der kleine Weiſſe zog ſein Vogelkleidchen aus und erzählte ſeinen Geſpielen ſein Abentheuer und die Urſache ſeines langen Ausbleibens. Und ſie rathſchlagten ſogleich, was zu thun ſey, und daß es eine Sünde ſey, wenn das ſchöne Kind, das gewiß vornehmen Aeltern geſtohlen worden, ſo der ſchnöde Raub einer liſtigen Hexe werde. Und ſie ſpäheten und forſchten die nächſten Tage umher und ſandten auf Windesfittigen und auf Vogelflügeln manche geſchwinde Boten aus, und hatten es bald heraus, das Lilienmädchen ſey gewiß die kleine Gunhilde, des Königs von Schweden Töchterlein, womit eine grimmige Wölfin einſt in den Wald gelaufen. Und in wenigen Tagen waren ſie auch hinter dem ganzen Anſchlage der alten Hexe und daß ſie nichts Geringeres meine, als daß ihr garſtiger Sohn ſolle der Gemal der Prinzeſſin und gar einmal Prinz und König werden. Und ſie beſchloſſen einmüthig, das ſolle nimmer geſchehen, und hielten von dieſem Tage an redlich Wache bei der Prinzeſſin, ſo daß immer einer den andern ablöſete; und das machten ſie auf folgende Weiſe:

Immer waren zwei von ihnen in dem Zaubergarten des kleinen Lilienmädchens. Sie flogen als Schneevögel oder als Raben, Krähen, Adler und andere Vögel, welche die Kälte ertragen können, über die Alpen, ſenkten ſich dann ins Thal hinab, und, wie ſie die niedere und mildere Luft berührten, wurden ſie bunte Vögel und Schmetterlinge, und miſchten ſich unter die andern Vögel und Schmetterlinge, welche im Garten ſangen und herumflogen und welche die alte Hexe in ſo zahlloſer Menge und in ſolcher wunderlichen und ſeltſamen Mannigfaltigkeit der Farben erſchaffen hatte, daß ſie unmöglich merken konnte, ob einige mehr oder weniger da waren. Auf dieſe Weiſe waren Tag und Nacht immer einige Weiſſe um Gunhilden und lieſſen ſie nicht aus den Augen, damit ihr kein Leid widerfahren könne.

Zuerſt jammerte das Kind ſie, daß es ſo dumm aufwachſen ſollte in aller ſeiner Unſchuld und Schönheit, und ſie fingen an ihm viele feine Gedanken in das Herz zu geben und ihm allerlei Kunſt und Wiſſenſchaft einzuflößen, ohne daß Gunhilde es merken könne. Denn es geſchah meiſtens im Schlafe, ſo daß das Kind meinte, was es gelernt hatte, ſey ein Traum; denn ſichtbar wurden ſie der Prinzeſſin nie, durften es auch nicht werden. Wenn ſie aber als Vöglein und Schmetterlinge zu ihr flogen und ihr allerlei vorzwitſcherten, unterſchied ſie ſie nicht von den andern bunten Vögeln und Schmetterlingen, wenn ſie ihr gleich ganz andre Sachen vorklangen und zuflüſterten, als jene konnten. Das iſt aber gewißlich wahr, daß die Prinzeſſin, ſeitdem die Weiſſen da waren, viel geiſtreicher und ſinnvoller geworden war; ſo daß ſelbſt die alte Hexe, wenn ſie in den Garten hinabkam, zuweilen erſtaunt vor ihr ſtillſtand und ſich darüber verwunderte, welch ein ſeltſames Kind das ſey, das ohne alle Unterweiſung ſo klug werde. Sie hatte da einmal das Wort fliegen laſſen: Ich muß ihr meinen Hahn bald bringen, ehe mir dies Hühnlein zu klug wird und ihm wegfliegt. Die Vöglein, welche als Sendboten der Weiſſen da waren, hatten ſich das gemerkt und flugs war einer derſelben zu den Ihrigen geflogen und hatte es berichtet. Und die waren erſchrocken zu Rath gegangen und hatten gegen den verruchten Anſchlag, den die Hexe mit ihrem Lahmen hatte, eine ſonderliche Liſt erfunden.

Sie ſchmiedeten aus ihrer klügſten Kunſt und mit unverdroſſenſtem Fleiße Tag und Nacht an einem Goldringelein. Und als das Ringelein fertig war, flugs ward einer eine Krähe, nahm es in den Schnabel, und flog damit über die Schneeberge und in den Garten hinein. Und als es Nacht geworden war und die ſüße Prinzeſſin Gunhilde im Bette lag und ſchlief, flatterte das Vögelein auf das Bett und belehrte das Kind in der Geſtalt eines Traumes über ſein Schickſal, indem es ihr im Traum in ſeiner wahren Geſtalt erſchien als ein feiner Unterirdiſcher im ſchneeweiſſen Gewande und mit dem weiſſen Mützchen mit der ſilbernen Glocke auf dem Kopfe. Es flüſterte ihr aber Folgendes vor:

Liebes freundliches Lilienkind, ich bin einer der weiſſen Unterirdiſchen, von welchen du nichts weißt, die aber ſehr deine Freunde ſind, und ich komme dich über dein Schickſal zu belehren und dich vor den böſen Tücken und Künſten einer alten Hexe zu warnen, die dich auf eine uns unbegreifliche Weiſe in ihre Gewalt bekommen hat. Dein Vater iſt ein großer König, der im fernen Norden herrſcht, und deine Mutter iſt eine Königin. Von dieſen hat ſie dich weggeſtohlen und entführt und dich in dieſen Garten und in dieſes kryſtallene Haus geſetzt. Sie iſt ein ſehr häßliches altes Weib, mager und runzelicht und triefäugig und hat einen häßlichen lahmen Sohn; mit dem und mit dir hat ſie einen Anſchlag. Sie will ihn nämlich mit dir vermälen, d. h. er wird kommen, als wenn er mit dir ſpielen und dir die Zeit vertreiben wollte; und er wird ſehr freundlich mit dir thun, ſo freundlich, als ein ſolcher Menſch ſeyn kann. Aber der Bube hat den Schelm im Nacken, wie ſeine Mutter, er will dich nur berücken, daß du ihn als deinen Herzliebſten annehmen ſollſt und Hochzeit mit ihm machen. Hat er das vollbracht, dann, meinen ſie, haben ſie dich ganz in ihrer Macht, daß ſie mit dir thun können, was ihnen nur gefällt. Und die Alte hofft nichts Geringeres, als daß dein Vater und deine Mutter ihr hinkendes Söhnlein als Eidam annehmen ſollen, damit er nach ihrem Tode als König das Reich beherrſche. Das wäre aber ewig ſchade um deine Schönheit und Jugend, wenn ſie einem ſolchen Ungeheuer von Häßlichkeit und Bosheit zu Theil werden ſollte. Darum haben wir dich warnen wollen, damit du dich hüteſt vor ihren ſchmeichliſchen und bübiſchen Liſten. Denn du biſt eine erwachſene Jungfrau und fülleſt bald dein dreizehntes Jahr, und die Alte wird nun bald kommen mit ihrem Sohn. Nimm dich nun in Acht vor ihnen, ſo gut du kannſt. Eines aber ſollſt du wiſſen. Hier haſt du ein Goldringlein, was ich dir an den Finger ſtecke. Das verwahre wohl und birg es als dein köſtlichſtes Kleinod. Und wann du in der größten Noth biſt und nicht mehr weißt, wo aus noch ein, dann nimm das Ringlein vom Finger und reibe dir die Stirn damit, ſo wirſt du plötzlich in zwei Weſen verwandelt werden, in ein Sandkorn und in ein Spinnweb, und ſie werden dir nichts zu Leide thun können. Denn vor einem Sandkörnchen, das dieſer Ring berührt hat, haben alle Hexen und Hexenmeiſter einen Schauder und Spinnweben dürfen ſie nicht anrühren, oder ſie kriegen den Schlag. Die zweierlei Verwandlungen haben wir aber angeſtellt, damit, wenn dem Sandkörnchen etwas zu Leide geſchähe, das Spinnwebchen noch da ſey, oder wenn dem Spinnweb was widerführe, das Sandkörnchen wieder Gunhilde werden könne. Du brauchſt aber nie länger Sandkörnchen oder Spinnweb zu bleiben als einmal vierundzwanzig Stunden, denn vierundzwanzig Stunden iſt die längſte Zeit, welche die Alte in dem Garten bleiben darf; dann muß ſie fort und kommt in zehen Tagen nicht wieder: denn je alle zehen Tage darf ſie nur hinkommen. Die Hexen haben auch ihre ſtrengen Geſetze, unter welchen ſie ſtehen; und wäre das nicht, wer wollte mit ihnen auskommen? Und nun ſey muthig! und behalte dieſe Worte wohl! Wir werden immer da ſeyn und dir beiſtehen.

Dieſer Traum ward dem Lilienmädchen mehrmals erzählt, ſo daß dem Kinde alles klar ward und es alles faſt eben ſo gut verſtand, als hätte es auf der Welt immer unter Menſchen gelebt, wo Gutes und Böſes immer unter einander im Schwange geht. Auch wurden ihm viele Geſtalten, die es nachher wirklich ſehen ſollte, in ihrer ganzen vollen Natürlichkeit gezeigt. Und als das Lilienmädchen erwachte, fand es ſein Goldringklein am Finger und beſchauete es mit Wohlgefallen und ſang das Verslein dazu, das ihm auch im Traume zugeflüſtert war und das alſo klang:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach mich klein, mach mich fein!
Sandkorn iſt das Kleinſte,
Spinnweb iſt das Feinſte.

Huhu! welch ein Wicht!
Körnlein verwehe nicht!
Spinnweb zerreiße nicht!

Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn biſt du!

Die kleinen Weiſſen hatten alles richtig vorher gewußt oder geahnet. Es vergingen nicht vierzehn Tage, ſo begab ſich's, wie ſie dem Lilienmädchen im Traum geſagt hatten. Die alte Hexe war bisher noch nie in menſchlicher Geſtalt erſchienen, ſondern war als Maus in den Garten oder in das Haus gekrochen oder auch als Kröte und Eidechſe hineingeſchlüpft oder als Miſtkäfer über die Mauer geflogen. Unter dieſen Verkappungen hatte ſie die Prinzeſſin immer belauſcht und ſich ihr nie in ihrer wahren Geſtalt gezeigt. Sie hatte aber ihre tückiſche Abſicht dabei gehabt, denn ſie hoffte ſie mit ihrem Sohne deſto beſſer überraſchen zu können, wenn ſie vorher nie ein menſchliches Bild geſehen. Dafür aber hatten die kleinen Weiſſen ſchon geſorgt, denn ſie hatten ihr den ſchönſten Prinzen und Ritter im Traume gezeigt, ſo daß ſie unter ihren Blumen ſchon ſeit mehreren Wochen in träumender Sehnſucht ging. Dies alles hatten ſie ſo vorbereitet, damit die Häßlichkeit der Alten und ihres lahmen Krüppels dem Lilienmädchen deſto ſcheußlicher erſchiene. Die Alte hatte nun beſchloſſen, ihre Geſchichte zu vollenden, und kam deswegen zum erſten Mal in ihrer wahren Geſtalt, wie ſie leibte und lebte.

Die Prinzeſſin Gunhilde hatte eben ihren dreizehnten Geburtstag angetreten, und es ſchien, als wolle der Himmel ihn mitfeiern, ſo lieblich und anmuthig war der Morgen aufgegangen. Das Kind hatte einen wunderlieblichen Traum gehabt und von einem ſchönen blonden Jüngling geträumt, der vor ihr Bett getreten, ſich dehmüthig und freundlich vor ihr verneigt und ſie mit einem großen grünen Kranze ganz zugedeckt hatte. Durch dieſe ſüße Erſcheinung war ſie aufgeweckt und hatte den blonden Kranzträger vergebens in dem Zimmer und in dem Hauſe und Garten geſucht; denn ihr däuchte, er ſey leibhaftig da geweſen. Jetzt ging ſie voll der ſüßen und wehmüthigen Gefühle, welche das holde Bild in ihrem Buſen erregt hatte, in ihrem Liliengange auf und ab und hörte die Nachtigallen ſchlagen und den Morgen begrüßen. Beſonders ergötzte ſie ſich an einer Nachtigall, die ſie, in der Luft hin und her fliegend, immer begleitete und faſt, wie die Lerchen und Grasmücken thun, im Fluge ſang. Das war aber keine von den Nachtigallen der alten Hexe, die zum Garten gehörten, ſondern es war einer der kleinen Weiſſen, unter den Vögeln verſteckt. Als ſie nun ſo unſchuldig und in ſüßer träumender Sehnſucht und Wehmuth verſunken unter ihren Blumen ſpazieren ging, da kam mit Einem Male von dem andern Ende des Gartens eine alte Frau daher in einem braunen Rocke und mit ſchneeweiſſem Kopfe, den eine ſchwarze Mütze bedeckte und der mit dem gekrümmten Rücken faſt bis zur Erde niederhing; ſie kroch aber mehr, als ſie ging, und huſtete bei jedem Schritt, den ſie that. Als ſie nun näher herbeikam, da ſah Gunhilde, wie ſcheußlich ſie war. Ihre Stirn und ihre Wangen waren zuſammengerunzelt, wie Handſchuhe, die naß geworden und auf dem Ofen getrocknet ſind; ihre ſchielenden Augen glühten wie feurige Kohlen und leckten Tropfen, wie der Schornſtein leckt, wann regnigtes Wetter iſt; in ihrem häßlichen Munde war auch kein Zahn mehr; und wo weiland ein rundes Kinn geweſen, war jetzt ein ſpitzer magerer Knochen mit einigen langen weiſſen Barthaaren beſäet, die wie einzelne Stoppeln ſtanden gleich dem Barte, womit die Katzen geziert ſind. Die ſchöne Gunhilde ſchauderte freilich zuſammen bei dem erſten Anblick, aber doch war ihr das alte Weib anziehend. Denn das haben faſt alle Hexen ſo an ſich, daß auch die ſie verabſcheuen nicht leicht von ihnen kommen können. Die Alte grüßte das ſchöne Kind und bot ihm einen ſchönen guten Morgen, lächelte dazu gar leidig und gebärdete ſich freundlich und that ſo ſüß wie ein Thimiansbeutelchen; dann begann ſie nach manchen Räuſperungen und Flüſterungen alſo:

Ich ſehe es dir an, liebes Kind, daß du dich nicht wenig wunderſt über dieſe Erſcheinung, die jetzt vor dir ſteht. Ich aber verwundere mich nicht über deine Verwunderung; denn was iſt natürlicher, da du nie einen Menſchen geſehen haſt, als dich ſelbſt? Aber fürchte dich nicht vor mir. Ich liebe dich mehr als mein Leben und bin allein gekommen dich glücklich zu machen. Du weißt das Wunder nicht und darfſt es noch nicht wiſſen, wodurch du in dieſen Garten gekommen biſt und hier zehen einſame Jahre unter Bäumen und Blumen verlebt haſt; das aber ſollſt du wiſſen, daß ich es bin, die dich hieher gebracht hat, damit du vor vielem Unglück und vor Verführung, wovon es in der böſen Welt wimmelt, frei wäreſt. Ich bin deine Erretterin und Pflegerin und Helferin geweſen bis dieſen Tag, und daß du ſo fröhlich und ſchön biſt, iſt das Werk meiner Fürſorge. Aber ich bedenke, daß es nicht gut iſt, daß du hier länger ſo in der Einſamkeit bleibſt, und morgen ſollſt du einen Geſpielen erhalten, den liebenswürdigſten und anmuthigſten Jüngling, den je die Sonne beſchienen hat, und der ſoll bei dir ſeyn Tag und Nacht und dir die Tage und Nächte verſüßen und verſpielen helfen; und er ſoll dir der Liebſte ſeyn, was die andern Menſchen einen Bräutigam nennen, und du ſollſt ſeine Braut ſeyn. Aber du verſtehſt das noch nicht, du wirſt es aber wohl lernen, wie ſüß und freundlich der holde Knabe iſt.

Dies und viele ſolche Sachen plapperte die leidige und redſelige Alte der Prinzeſſin den ganzen Tag vor und ſagte ſie mit den allerſchmeichlichſten und ſüßlichſten Tönen und Gebärden, worin nur Hexen ſprechen und ſich gebärden können, und meinte, ſie habe ſie ganz gefangen und werde das junge unerfahrene Vögelein leicht in die Schlinge gehen, ja es ſitze ſchon halb darin. Denn Gunhilde, die merkte, wie leidig und liſtig die Alte war, brauchte auch Liſt, und ſtellte ſich, als freue ſie ſich über die Maaßen über die Ankunft des Geſpielen, den ſie ihr zubringen wolle, und that überhaupt ſo kindiſch und ſorglos und dumm, daß die Alte ganz entzückt war.

Und als der andere Morgen gekommen war und Gunhilde aus ihrem Kämmerchen in den Garten hinaustrat, über welchem eben die Sonne aufging, da war die Alte wieder da und ſagte: Fahrwohl mit dir, feines Kindchen! in ein paar Minuten iſt dein Bräutigam da. Nun ſpielt nur ſchön, bis ich wiederkomme, und laßt euch die Zeit nicht lang werden. Um zehen Tage bin ich wieder bei euch. Sie dachte aber bei ſich: Es wird ein feines Spiel werden, daß dem alten Könige in Mitternacht einmal die Augen davon übergehen werden, wann er meinen Sohn Eidam grüßen muß. Indeſſen er iſt mein Sohn, und aus jedem Tropfen Adamsblut kann bei Gelegenheit ein Kaiſer und König werden. Und iſt er nicht ein feiner Junge? Pah! ich meine, er braucht vor Königsblut nicht umzukehren. — Mit dieſem fröhlichen Selbſtgeſpräch ſchied ſie aus dem Garten und verſchwand durch die Pforte; und nach einigen Augenblicken trat ſtatt ihrer ihr Söhnlein daher, oder vielmehr es humpelte — und wie ſah es aus?

Es war ein Jüngling von neunzehn Jahren, nicht viel über drei Fuß hoch und faſt eben ſo breit und dick, als er lang war. Er zeigte vorn — denn der Kopf ging dem Leibe eine halbe Elle voran — einen breiten Kopf, der ſich nach oben gradauf wie ein Zuckerhut zuſpitzte, mit einem platten Geſicht, eingedrückter Schnauze und kleinen blinzelnden grauen Augen, und was noch glatt hätte ſeyn können von Blatternarben jämmerlich zerriſſen. Seine Scheitel bedeckten dünne weiſſe Haare und wo der Männerbart ſtehen ſollte, ſtanden hie und da einzelne Struppen wie Diſteln auf einem unfruchtbaren Sandfelde. Dieſe ſaubere Geſtalt war auf das allerabenteuerlichſte und lächerlichſte verziert, etwa wie vor hundert Jahren die Edelknaben an den Fürſtenhöfen gekleidet gingen. Er trug einen rothen Scharlachrock mit Gold beſetzt, eine ſeidene golddurchſtickte Weſte und weiſſe atlaſſene Beinkleider und weiſſe ſeidene Strümpfe bei ſchwarzen Schuhen mit rothen Bandſchleifen von der Größe einer rothflammenden Bauerroſe, die vornehm Päonie genannt wird. Den Hut trug er unter dem Arm, ein ſpaniſches Rohr mit einem goldenen Knopf glänzte in ſeiner Rechten, und ein breiter Haarbeutel, aus welchem der Puder bei jeder Bewegung in weiſſen Strömen wehete, wackelte auf einem ſpitzen Hügel hin und her, der aus ſeinem Rücken gewachſen war und den man allenfalls als Nagel hätte brauchen können, Hüte, Mäntel und dergleichen daran zu hängen. Dieſer anmuthige und anmuthig verzierte Geſell hinkte denn langſam und von Liebesſeufzern und Luftſchnappern ächzend den Liliengang hinauf, in deſſen Mitte die Prinzeſſin ſtand; und ſie ließ das neue Abenteuer auf ſich zukommen, ohne ſonderlich zu erſchrecken, denn in ſeiner Kleinheit kam er ihr mehr lächerlich als gefährlich vor.

Und er trat vor das Lilienmädchen hin und verneigte ſich dreimal ſehr tief, und ſeine Blicke fielen bald auf ſie, bald auf ſich ſelbſt zurück, und er betrachtete ſich dann mit innigem Wohlgefallen von Kopf bis zu den Füßen, beſonders ſeine breiten Waden in den glänzenden ſeidenen Strümpfen, ſeine Bräutigamsſchuhe mit den rothen Bändern von der Farbe, die man Liebesflammen nennt, und ſeinen Scharlakenrock von Golde ſtrotzend — und ſelbſtbehaglich lächelte er aus ſich heraus, als wollte er ſagen: Schöne Prinzeſſin, komm! hier haſt du den anmuthigſten aller Prinzen; mache ihn zu deinem Liebſten und Bräutigam. Das ſagte er aber nicht, ſondern, nachdem er einige Minuten Athem geſchöpft hatte — denn der Kaſten, den er auf dem Rücken trug, drückte verzweifelt ſchwer auf ſeine Bruſt, beſonders wenn er nach ſeiner Weiſe geſchwinde gegangen war — ſprach er etwa ſolche Worte:

Vielgeliebte Prinzeſſin oder ſchneeweiſſes Lilienmädchen oder Prinzeſſin Tulipan Schneeblümchen und Schneeflöckchen, und welche Namen dir ſonſt lieb ſind — ich komme durch ein wunderſames Schickſal weither über Alpen und durch hohe Lüfte und auf einem befiederten Fuhrwerk, dir meine Schönheit und Jugend zu weihen. Denn meine Frau Mutter, deren Weisheit ſchon an meiner Wiege aus den Sternen geleſen hatte, daß wir von Ewigkeit her für einander beſtimmt waren und daß große Kaiſer und Könige aus uns entſpringen ſollten, hat mich eben ſo in der Einſamkeit erzogen als dich, damit nicht andere Jungfrauen, durch meine Reize gelockt, mich verführten und damit ich in der vollen Unſchuld und Liebenswürdigkeit meines Herzens dein Bräutigam würde. Und nun komm, mein ſchneeweiſſes Blümchen, komm meine Lilie, meine Narciſſe, ~~meine Konvalle~~, mein Schneeflöckchen, mein zartes Federchen aus dem Krönchen des Paradiesvogels und dem Schwänzchen des Vogels Venus, der ſich jedes Jahrtauſend aus ſeiner eigenen Aſche verjüngt, komm und ſtreichle mich und herze mich und küſſe mich und ſpiele mit mir und ſey meine ſüße Braut, und ich will dein ſüßeſter Bräutigam ſeyn.

Und er machte ſich vorwärts und ſtreckte ſeine Arme aus, als wollte er ſie umfangen; ſie aber ſchauderte zuſammen und wich drei Schritt zurück. Der arme Prinz aber kam aus dem Gleichgewichte mit ſeinem einzigen breiten Stämmer, worauf er ſich nur verlaſſen konnte — denn der lahme ſchleppte nur ſo nach — und fiel auf ſeine Naſe, daß ſie blutete. Sie aber lachte lauten Halſes bei dem Anblicke des kleinen Purzels, wie er ſich in ſeiner Breite im Sande hingelegt hatte; doch jammerte er ſie und ſie gab ihm die Hand und half ihm ſich aufrichten, und als er wieder ſtand, zog ſie ſanft die Hand zurück und ſagte ihm: Lieber Prinz Taliquo oder Qualiquo oder Quiproquo (denn mir hat einmal von einem Prinzen geträumt, der ausſah wie du und mit einem ſolchen Namen ungefär gerufen ward) aus deiner Bräutigamsſchaft, wenn die in einem Streicheln und Herzen und Küſſen beſtehen ſoll, wird nun und nimmer nichts; der muß ein bischen anders ausſehen, der mich umhalſen ſoll. Ich bitte dich alſo, bleib mir mit deinen Küſſen zehen Schritt vom Leibe und bilde dir nicht ein, daß ich je deine Braut werden könne; denn lieber will ich Schlangen und Kröten küſſen, als deine Ungeſtalt. Siehe, es iſt Platz genug in dem ſchönen großen Garten, da können wir immer neben einander her ſpazieren und ich will dir gern alles Schöne gönnen, was er hat, aber vergönne mir, daß ich lieber mit meinen Lilien und Nachtigallen ſpreche und ſpiele als mit dir.

Prinz Qualiquo — ſo können wir ihn mit der Prinzeſſin nennen — ward gar nicht beſtürzt durch dieſe Worte, er lächelte und ſprach bei ſich ſelbſt: Hahaha! iſt es nicht grade, wie mir's die Mutter geſagt hat, ehe ſie mich zu ihr in den Garten ließ. Sagte ſie nicht: Sie wird thun wie alle Jungfrauen thun, wenn man ihnen von Küſſen und von Hochzeitbetten ſpricht, ſie wird ſich gebärden, als ſey dabei eine fürchterliche Gefahr, ſie wird thun als wenn du häßlich wäreſt, ſie wird vor dir fliehen, ſie wird ſprechen, du könneſt nie ihr Bräutigam werden, und ſie wolle eher den Tod umhalſen als dich. Laß dich das alles nicht anfechten, das iſt ſo die blöde oder gezierte Jungfrauenart; ſey muthig! ſey muthig, Sohn! ſchreite ſtolz einher, als trügeſt du eine Kaiſerkrone! lächle, wie ein gnädiger Gott von ſeinem Throne lächelt! gebärde dich groß und majeſtätiſch! und die Majeſtät muß ſich dir zu Füßen legen. Durch Muth und Stolz werden Felſen durchbohrt und Löwen und Tiger gebändigt; wie viel mehr das Herz einer zarten Jungfrau. Alle Jungfrauen machen es im Anfange ſo, ſie fliehen vor dem, was ſie am liebſten haben, ſie ſcheinen zu verabſcheuen, was ſie wünſchen. Halte du nur an, halte du nur feſt und laß ſie nicht los, bis ſie dein Weib wird! Es müßte wunderſeltſam zugehen, wenn ſie, die in ſo lauterer Einfalt gelebt hat, nicht fände, daß ein Geſpiele ein köſtliches Ding iſt, und noch dazu ein Bräutigam, und welch ein Bräutigam!

So tröſtete ſich Prinz Qualiquo, und kam immer wieder, wenn die Prinzeſſin ihm auch mal entlief. Das iſt aber wahr, ſie ergötzte ſich herzlich an ſeinen wunderlichen Gebärden und Männchen und an den ſeltſamen Reden, die er ihr von Zeit zu Zeit hielt. Dann war es ihr Scherz, daß ſie ihm auf das geſchwindeſte entlief bis zur entgegengeſetzten Seite des Gartens, wo er wenigſtens eine halbe Stunde brauchte, bis er wieder zu ihr hin hinkte. Dies trieb ſie ſo lange, bis er ſchachmatt war und auf das jämmerlichſte ächzete und hinfiel und endlich einſchlief. Als er nun ſo elendiglich da lag und von der heiſſen Mittagsſonne gebrannt wurde, da jammerte er ſie und ſie kitzelte ihn mit einem Lilienſtängel ſolange unter Kinn und Naſe, bis er wach ward, hieß ihn darauf aufſtehen und führte ihn an einen ſüßen Weinquell, damit er ſich erquickte. Dies that er denn auch in ſolchem Ueberfluß, daß er an dem Quell liegen blieb und zum zweiten Male einſchlief, und ſo feſt, daß ſie den ganzen Nachmittag und Abend Ruhe vor ihm hatte, bis die Nacht kam und ſie ſich in ihrer Kammer verſchloß und zu Bett ging.

Auf die Weiſe wie die erſten Tage ging es die folgenden auch, und ſchon fing der Prinz Qualiquo an dem Lilienmädchen herzlich langweilig zu werden. Denn wenn ſie ihm auch leicht entrinnen konnte, ſie ſah ihn doch immer wieder heranhumpeln, und das ewige Geſchwätz und Gewinſel von Liebe ward ihr zuletzt ganz unerträglich. Und das um ſo mehr, weil es ihr vorkam, als ſey dieſer bucklichte Prinz mit ſeiner quäkigen und quäligen Stimme nicht allein ein Prinzeſſinnenſcheuch' ſondern auch ein' Vogelſcheuch'; denn die Vögel, die ſonſt immer ſo luſtig aus allen Zweigen ſangen, ſchwiegen jetzt, ſobald er da war. Es war alſo zuletzt ihr einziger Troſt, daß er gegen den Nachmittag immer ſo weit war, daß er Sonne und Mond nicht mehr unterſcheiden konnte. Sie gebrauchte da auch eine unſchuldige Liſt; denn wenn er ſie mit ſeinem Nachhinken zu ſehr ängſtigte, blieb ſie etwa an einer neuen Weinquelle ſtehen, die er noch nicht verſucht hatte, und zeigte ſie ihm; und gewöhnlich ward ſeine Lüſternheit dabei feſt.

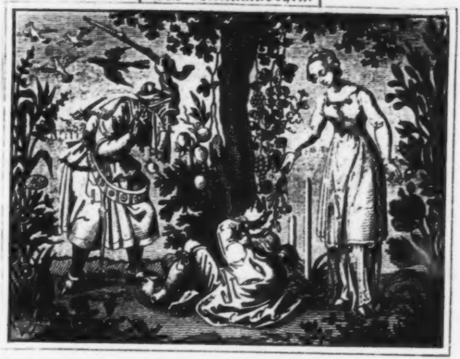
Das ward ihr aber ſehr unangenehm, daß er endlich die Stelle ausgeſpürt hatte, wo ſie ſchlief. Da kam er, wann die Nachtkälte und der Morgenwind ihn von ſeinem Rauſchlager aufſtörten, gewöhnlich in die Laube, die in ihr Schlafzimmer führte, klopfte an ihre Thüre, wiſpelte und liſpelte, ächzete und ſeufzete, girrte und ſchwirrte, hielt feurige Reden und ſang noch feurigere Lieder, bis er auch da meiſtens wieder einſchlief und oft ſchnarchte bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Dies Letzte war ihr das Unleidlichſte, denn ihr Liebſtes war, in der Frühe unter ihren Lilien zu wandeln und die Sonne über die Alpen aufſteigen zu ſehen. Nun mußte ſie aber drinnen warten, bis es ihm beliebte aufzuſtehen.

Da jammerte der arme Qualiquo ſie, denn er kam ihr eben ſo dumm vor, als er garſtig war. Und wirklich der arme Schelm war ſehr dumm, und was er von zierlichen Redensarten und Ausrufen und in Worte gefaßten Seufzern ſo anbrachte, hatte ſeine Mutter, die alte Hexe, ihm auswendig gelehrt. Doch kam es dahin, daß das Lilienmädchen ihm im vollen Ernſte böſe ward und ihn endlich wie einen Miſſethäter in Ketten und Bande legte. Und das ging ſo zu:

Sie fand ihn eines Tages ſehr jämmerlich liegen. Er war in einem bacchiſchen Wirbelwinde, der in ſeinem bezechten Gehirne gar luſtige Wellen ſchlug, an einem Bache ſo unglücklich ausgeglitſcht, daß ſein lahmer Fuß im Waſſer hing. In dieſer Stellung war er ſanft eingeſchlafen und lag allerdings ſo, daß eine einzige falſche Wendung, wozu ihn allenfalls ein Mückenſtich bringen konnte, ihn in den Bach rollen und bei ſeinem Zuſtande in den ewigen Waſſerſchlaf verſenken konnte. Gunhilde ging alſo hin und zog ihn ſanft vom Ufer weg wieder ganz auf das Trockene. Bei dieſer weichen Berührung, die ihm vielleicht wie ein holder Traum kam, ward er wach, faßte eine ihrer Hände und zog ſie ſo plötzlich auf ſich herab, daß ſein häßlicher Mund ihre ſchönen Wangen mit einem Kuſſe berühren konnte. Das Kind ſchrie auf, als wär' es von einer Natter geſtochen, und ſtieß ihn zornig von ſich und machte ſeine Hand wieder frei. Er ward auch ſogleich wieder von ſeinem alten Rauſch gefaßt und ſchnarchte mit offenem Munde. Sie aber rief im Zorn: Warte, mein Prinzchen! und lief geſchwind und löſte die Bande, welche einige junge Bäume an ihren Pfählen feſthielten, ſchlug ihm dieſe um die Hände und band ihn an dem Baum feſt, an welchem er hingeſunken war. So ließ ſie ihn liegen und ſprach: Ave mein ſüßer Bräutigam! hier magſt du gebunden liegen bis an den jüngſten Tag, meine Hände löſen dich nicht.

Der Prinz hatte die Nacht glücklich durchſchlafen und göttliche Träume gehabt. Die Arme der Prinzeſſin, die ihn von dem Bache wegzogen, der Kuß auf ihre Wangen, die nachherige Wälzung, die ſie mit ihm vorgenommen, als ſie ihn an den Baum band — alles das hatte ſich in ſeiner von dem Traubenſafte durchglüheten und ergeiſterten Fantaſie zu einem bunten Traum zuſammengeflochten, in welchem die Prinzeſſin immer mitten drinn war. Kurz er wachte in den ſüßeſten Gedanken auf und ſeine Arme taſteten noch vor Entzücken um ſich, als ob ſie etwas haſchen wollten; aber o weh! der Arme lag da auf der kalten Erde und war feſtgebunden und fror, und endlich ächzſte und winſelte er. Denn es kam keine barmherzige Hand, die ihn löſete, und die Sonne brannte ihn und ihn hungerte und durſtete ſehr. Die Prinzeſſin hörte er am andern Ende des Gartens mit den kleinen Vögeln ein Morgenlied ſingen, ſeine kleine Stimme aber konnte bis zu ihr nicht dringen.

Es war Mittag geweſen und die Sonne wandelte ſchon wieder von ihrer hohen Bahn herab, da kam die Prinzeſſin, um zu ſehen, was ihr Gefangener mache. Er aber ward luſtig in ſeinem Herzen, denn er dachte, ſie käme ihn zu löſen. Aber ſie hielt ihm alles vor von geſtern, wovon er nichts wußte, und ſagte: Ich habe geſprochen: hier magſt du gebunden liegen bis an den jüngſten Tag, meine Hände löſen dich nicht, und ich will mein Wort halten. Er hoffte, ſein Flehen werde ihr das Herz brechen, und er bat, flehete, ächzete, ſeufzete, ſtönte, weinte, heulte und brüllte ſo, daß einem Steine ſein ſteinernes Herz hätte ſpringen mögen — ſie blieb ungerührt und hüpfte weg mit einem Trallalara und rief: verbrenne, verdurſte, verhungere, garſtiges Ungeheuer, das mich zu lieben wagt! Das haſt du mit Einem frechen Kuß verdient. — Doch erbarmte ſie ſich ſo weit über ihn, daß ſie ihm einzelne abgefallene Aepfel und Birnen zuwarf oder hintrug und einen hölzernen Trinknapf aus dem Bache füllte und ihm hinhielt. Sie pries ſich aber glückſelig, daß ſie ihn feſt hatte.



Das Lilienmädchen.

Drei Tage hatte er ſo gefeſſelt gelegen, da war der zehnte Tag da, und die alte Hexe erſchien und ſah ganz erſtaunt aus, da ſie Gunhilden allein fand, und fragte nach dem Prinzen. O der iſt wohl aufgehoben, rief das Kind, komm! komm! ich will ihn dir zeigen. Und ſie nahm die alte Frau unter den Arm und führte ſie zu dem Gefeſſelten und ſprach: Siehe dieſer Prinz Tallquo oder Qualiquo hat ſich unterſtanden mich lieb zu haben und mich ſeine Braut zu nennen, ja ſeine Frechheit iſt ſo weit gegangen, daß er mich hat küſſen wollen. Darum iſt ihm dies wiederfahren. Und nun ſage, Mütterchen, liegt er nicht gar niedlich da? nimmt er ſich nicht allerliebſt aus? Prr! Hündchen! beiſſeſt du auch? — Und ſie neckte ihn mit einem Blumenſtängel, womit ſie ihm unter die Naſe fuhr, und lachte dabei vor Freuden ſo hellkehlig, als hätten tauſend luſtige Vögel ein Feldgeſchrei angeſtimmt.

Die Alte aber verdunkelte ihre Runzeln und ſtieß den Prinzen Qualiquo mit ihrem Stocke und ſchlug derb auf ihn los, und ſprach! du Tölpel, du Pinſel, du Holzkopf, du Dickkopf, du Ausbund von Dummkopf! ſo läſſeſt du dich binden und liegſt hier wie ein armer Sünder auf der Erde und krümmſt dich wie ein Wurm im Staube? Und ich dachte dich als einen fröhlichen Bräutigam zu begrüßen. Nein an dir ſind alle meine Künſte verloren.

Darauf wandte ſie ſich zu dem Lilienmädchen und ihre Blicke wurden ſo fürchterlich, als ſeyen tauſend Kröten zugleich aus ihren glühenden Augen geſprungen und als ziſchten wer weiß wie viele Schlangen aus ihrem garſtigen Munde. Das Kind erſchrak bei dieſem ſcheußlichen Anblick ſo ſehr, daß ihre ganze ſüße kleine Seele in ihr bis in das Innerſte erbebte, und ſie hatte grade noch Zeit, ehe ihr das Aergſte wiederfuhr, ſich mit dem Ringelein die Stirn zu reiben und das Reimlein herzuſagen:

Geldringelein! Geldringelein!
Mach mich klein, mach mich fein!
Sandkorn iſt das Kleinſte,
Spinnweb iſt das Feinſte.

Und als ſie dieſe Worte leiſe gemurmelt hatte, fiel ſie flugs als ein Sandkörnchen und Spinnwebchen auf die Erde, und die Hexe fuhr vor Schauder wohl drei Schritt von ihr zurück. Und als ſie ſich ſo klein geworden ſah, flüſterte ſie leiſe die Worte darüber:

Huhu! welch ein Wicht!
Körnlein verwehe nicht!
Spinnweb zerreiße nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn biſt du!

Das war aber das Beſonderſte bei dieſer Verwandelung, daß Sandkörnlein und Spinnwebchen das Goldringelein unter ſich in die Erde ſcharrten und ſich darauf legten.

Die alte Hexe war eine zu gute Künſtlerin, als daß ſie nicht ſogleich gewußt hätte, was es war, und daß eine andere Kunſt gegen ſie im Spiele ſey. Sie band ihren Dummkopf los und begann dann zu ſuchen. Sie flog als Vogel, ſie kroch als Kröte, ſie lauſchte als Katze, ſie guckte als Eule, ſie ſchlich als Schlange, ſie ſchlüpfte als Maus und Wieſel in jedem Winkel herum, ſie ließ kein kleinſtes Gräschen und Kräutchen unberührt, ob ſie ihm nicht etwas abfühlen könnte, ſie durchſuchte jedes Löchlein und jede Ritze — und fand nichts. Denn das ſteckte in ihrem Hexenblute, hätte ſie das Verwandelte berührt, ſie hätte es ſtrax merken müſſen. Sie konnte es aber nicht berühren; denn vor dem Sandkörnlein und Spinnweb fühlte ſie einen innerlichen Schauder und durfte ihnen nicht nahe kommen. Und ſie hatte ſo den Tag geſucht und die ganze ausgeſchlagene Nacht, und nichts gefunden. Und das Morgenroth dämmerte in Oſten, und ſie mußte fort; und ſie rief, als ſie die Gartenpforte zumachte: Nur Geduld, mein ſauberes Kräutchen! du ſollſt mir nicht entrinnen; was ich heute nicht geſchafft, ſchaff' ich ein anderes Mal.

Und Sandkörnchen und Spinnwebchen hatten gehorcht, und als ſie die Gartenthür klingeln hörten, richteten ſie ſich auf und guckten mit ihren Aeuglein umher und ſahen, daß die alte Hexe nicht mehr da war. Und flugs gruben ſie Goldringelein aus der Erde und rieben ſich damit, und ſiehe! ſie beide vergingen in demſelben Augenblick und wurden nicht mehr geſehen, und die ſchöne Gunhilde ſtand wieder da in ihrer ganzen lieblichen Leibhaftigkeit, und Goldringelein war nicht faul, hüpfte zu ihr hinauf in Freuden, und ſteckte ſich von ſelbſt wieder an ſeinen Finger.

Und Gunhilde ſpielte wie vorher unter ihren Vögeln und Blumen und ward von den Unterirdiſchen durch ſüße Träume erquickt, und Prinz Qualiquo quälte ſie nicht mehr, ſondern wich ihr immer aus und ſchien Angſt vor ihr zu haben. Er hielt ſich in einer Ecke des Gartens auf, die er nicht verließ, ſondern wo er immer von einer Weinquelle zur andern ſpazierte. Die meiſte Zeit aber verſchlief er im Rauſche und ſchien Krone und Königsthron und Braut und Hochzeit und die königlichen Enkel und Urenkel gar vergeſſen zu haben. Die kleinen Weiſſen aber waren um ihr liebes Lilienmädchen voll Sorgen und Trauren, denn ſie fürchteten, wenn die alte Hexe zum zweiten Male käme, würde ſie das arme Kind mit Künſten und Liſten angreifen: und wie leicht könnte es da vergeſſen, ſein Goldringelein zu rechter Zeit zu gebrauchen, und von der alten Bosheit in irgend ein ſcheußliches Thier verwandelt oder in irgend eine ſcheußliche Ungeſtalt verſchaffen werden! Sie hatten alſo einen neuen Rath beſchloſſen, und ſchickten ihr deswegen in der nächſten Nacht einen ſchrecklichen Traum zu, von welchem ſie einige Stunden geängſtigt ward.

Die arme Gunhilde ſah ſich nemlich eines Morgens unter ihren Blumen wandelnd voll junger Morgenfreude über den Sonnenſchein und alle die Frühlingsſchönheit. Siehe da däuchte ihr, wie ihre Blumen ſich plötzlich verwandelten und traurige Dornen und Diſteln wurden, und alle blühenden Bäume und Fruchtbäume wurden kahles Geſtrüpp, und alle Gräſer und Kräuter verwelkten, und für die niedlichen bunten Singvögelein ſaßen Eulen und Krähen auf den kahlen Aeſten und krächzten und wimmerten; und Tiger und Löwen brüllten und Schlangen und Drachen ziſchten durch die Büſche. Und das arme Kind lief und ſuchte die Pforte, denn ſie wollte in der Angſt entfliehen. Aber ſie konnte nicht heraus; denn die Gartenmauer ward rings zu einer hohen Feuerflamme, die ihr den Ausgang wehrte und deren Gluth ſo gewaltig war, daß ſie zurücklaufen mußte, damit ſie nicht verſengt und verbrannt würde. Als ſie nun im beſten Laufen war und in der Angſt nicht wußte, wohin, da traf ſie, wo ſonſt ihr Liliengang geweſen und wo jetzt kahle Diſteln ſtanden, auf die alte Hexe, welche huſtend und hinkend auf ſie zukam und mit jedem Augenblick an Größe und Scheußlichkeit wuchs bis zu der Länge einer Rieſin, bis ſie ſich, als ſie dicht vor ihr ſtand, plötzlich in eine ungeheure Kröte verwandelte, die mit offenem Rachen nach ihr ſchnappte, daß ſie ſie verſchlänge. Darüber wachte die Prinzeſſin auf, und war blaß wie der Tod und ganz verſtört, als ſie aufſtand.

Sie ging in ihren Garten hinaus und fand ihn noch unverwandelt und eben ſo ſchön, als ſonſt; ſie ſah da auch nichts Ungeheures, als den Prinzen Quallquo, der ſchon wieder an einer Weinquelle lag und ſchlürfte. Aber ſie hatte doch keine Ruhe und ward von ſchweren Gedanken geplagt; und es war ihr, als können die Lilien in jedem Augenblick Diſteln und die Orangenbäume Dornſträuche werden und als können alle ihre lieblichen Nachtigallen bald als Krähen und Raben Unglück von den Zweigen herabkrähen, und ſie ging deswegen in unbeſchreiblicher Angſt umher. Und es trieb ſie mit Gewalt, daß ſie nicht anders konnte, ſie mußte ſich wirklich die Stirn mit dem Goldringelein reiben und das Verslein dazu herſagen und wieder als Sandkörnlein und Spinnweb zu Boden fallen.

Das hatten die kleinen Weiſſen, ihre Freunde, eben gewollt mit dem Traum und mit ihrer Angſt. Sogleich flogen drei weiſſe Tauben herbei: die erſte verſchluckte das Sandkörnlein, die zweite nahm das Spinnweb unter den Flügel, und die dritte hängte ſich das Goldringelein um den Hals. Und die drei flogen geſchwind davon und ſangen in den Lüften im Dreiklange:

Wir tragen das Kleinſte,
Wir tragen das Feinſte,
Wir tragen das Reinſte

Zu Liebe davon.
Geſchwinde! geſchwinde!
O helft uns, ihr Winde!
O weht uns geſchwinde
Davon! davon!

Und die Winde ſpielten auf und ſchlugen ihre geſchwindeſten und ſauſendſten Flügel zuſammen und trugen die drei weiſſen Tauben im ſchnellſten Fluge davon. Aber die alte Hexe, die oben in den beſchneiten Alpen lauerte, hatte etwas gemerkt und hatte ſich ihren ſchwarzen Federrock angezogen, und ſchoß mit klingenden Flügeln als ein ſchwarzer Rabe hinter den weiſſen Tauben her. Dieſe hatten eben die Spitzen der Alpen erreicht, als ſie dicht hinter ihnen war. Noch Eine Minute, und die weiſſen Tauben wären verloren geweſen nebſt dem koſtbaren Schatze, den ſie trugen. Aber hier war ihr Gebiet zu Ende, weiter als dieſe Alpenſpitzen durfte ſie nicht verfolgen und nachjagen. Sie flog nun ergrimmt zurück, und fuhr bald in den ſchönen Garten hinab und verwandelte ihn wieder in eine Einöde, was er geweſen war; ihren Sohn aber verwandelte ſie in eine Krähe. Und ſo flogen beide davon, daß ſie anderswo neue Schalkſtreiche übten, denn hier waren ſie zu Ende.

Und die Tauben flogen Tag und Nacht wohl hundert Meilen, bis ſie endlich über einer groſſen Wieſe ſchwebten, wo die Ihrigen verſammelt waren. Es war aber auf Erden die ſchöne Frühlingszeit, wo alles in Freuden lebet und ſchwebet. Hier ſenkten ſie ſich ſanft hinab, und ſangen wieder:

Wir tragen, wir tragen,
Wir dürfen's nicht ſagen,
Ihr dürft es nicht fragen,
Ein liebliches Kind.

Goldringelein klinge!
Sandkörnlein und ſpringe!
Und Spinnweb dich ſchwinge!
Nun ſchafft euch geſchwind!

Und die drei weiſſen Tauben ſetzten ſich zuſammen auf die grüne Erde, und die erſte ſpie das Sandkörnlein aus, und die zweite holte das Spinnweb unter dem Flügel hervor, und die dritte ſtreifte ſich das Goldringelein vom Halſe, und ſie ſchütteten alle drei auf einander. Und die drei waren nicht faul und ſchufen ſich unter einander zurecht, wie es ſeyn mußte — und in Einem Augenblick ſtand das ſchöne Lilienmädchen da auf der grünen Wieſe, die drei Tauben waren aber weg. Aber ſie waren mit dem ganzen weiſſen Völkchen unſichtbar um das Kind herum und flogen als Schmetterlinge und Gottspferdchen auf den Gräſern und Blumen um ſie, damit ſie ſie recht beſchauten und ſich an ihrer Schönheit ergötzten, oder ſie ſangen auch als bunte Vögel in den Zweigen, und ſangen das ſüße Kind bald in einen ſanften Schlaf, und tanzten dann ihren luſtigen Sternenreigen um ſie die ganze Nacht und machten die allerlieblichſte Muſik um ſie.

Und Gunhilde lebte hier noch anmuthiger, als ſie in dem Zaubergarten gelebt hatte. Die grüne Wieſe lag in Mitten eines luſtigen Haines an einem großen See. Es war da eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bäumen und Blumen und eine liebliche Abwechſlung von Bergen Hügeln und Thälern, die das Kind durchwandeln durfte. Nachtigallen Amſeln Lerchen und andere kleine Singvögelein hatte es da in zahlloſer Menge, und im See ſchlüpften ſilberne und goldene Fiſchchen umher und Schwäne ſchwammen majeſtätiſch auf ſeinem Spiegel. An ſeinem Ufer hielt immer ein Nachen bereit, der das Kind, wann es wollte, aufnahm und über den See mit ihm hinſchwamm, und es dann wieder ans Land trug, wann es ihm gefiel. Dies verkürzte ihr die Zeit auf das angenehmſte, und in ihren leeren Stunden vertrieb ſie ſich die Weile mit allerlei künſtlicher Nadelarbeit, worin ſie bald eine Meiſterin ward und welche ſie ſchon in jenem Garten unter den Alpen geübt hatte. Die kleinen Weiſſen gaben ihr dies alles nebſt manchen andern fröhlichen Gedanken und Erfindungen immer noch im Traume ein, ſo daß ſie eine der klügſten und kunſtreichſten Prinzeſſinnen geworden iſt, die je auf der Welt gelebt haben. Dieſe Weiſe, die Träume ſo als Lehrmeiſter und Unterweiſer zu gebrauchen, war eben ſo fein als unſchuldig, und dadurch wurden die Nächte des Lilienmädchens jetzt der ſchönſte Theil ihres Lebens. Denn dann trugen und flüſterten die Kleinen ihr alles zu und ſpiegelten ihr das Menſchenleben mit ſeinen bunten Erſcheinungen und ſeinen mannigfaltigen Wechſeln und verworrenen Verhältniſſen auf das deutlichſte vor; ſo daß ſie es alles verſtand und ſich leicht darin bewegte, als ſie wirklich in die Menſchenwelt eintrat aus der Zauberwelt und Wunderwelt, worin ihre Kindheit und Jugend gehalten und erzogen war. Auch eine goldene Laute hatten die Kleinen ihr gemacht, und ſie ſchlug ſie wunderſchön und ſang mit ſehr lieblicher Stimme dazu. Denn daß ſie die Liebe des Saitenſpiels und des Geſanges bekommen hatte, war wohl das natürlichſte, da die wundervollſten Vögel immer um ſie ſangen und da die zarte und faſt überirdiſche Nachtmuſik der kleinen Weiſſen ſie immer umtönte. Dieſe ſorgten auch, daß ihr hier in ihrer grünen Einſamkeit Speiſe und Trank nie fehlten. Wann ſie hungrig und durſtig war, ſtand immer gleich ein gedecktes Tiſchchen vor ihr. Sie aß und trank aber äußerſt wenig, und immer von dem Zarteſten: ein paar Tröpflein Milch und ſüßen Wein, ein Stückchen Weißbrod, Honig, Früchte und dergleichen; daß man von ihr faſt ſagen konnte: ſie hatte eine lichte und leichte Blumen- und Vogelſeele und berührte, wie Blumen und Vögel thun, auch nur die zarteſte und leichteſte Nahrung der Erde.

Gunhilde hatte auf dieſer grünen Wieſe und in dem Hain und auf dem See, die ſie umgränzten, wieder vier fröhliche Monate verlebt und war ſehr fleißig geweſen und hatte viel Schönes gelernt. Ihr waren die vier Monate nicht länger geworden, als andern vier Minuten. Aber die kleinen Weiſſen ſorgten für ſie und ſagten: Es iſt unrecht, daß wir das liebe Kind länger bei uns behalten, ſie muß zu ihrem Vater und Mutter gebracht werden, denn der Sommer wird bald zu Ende gehen und wir müſſen dann in unſere Berge, und wo ſoll ſie dann bleiben? Und ſie machten wieder durch Träume, was ſie haben wollten, und zeigten ihr die Stadt Stockholm in

Schweden, wo ihre Aeltern wohnten, und die Schlöſſer und die Gärten, wie ſie leibhaftig waren, und den See Mälare mit ſeinem brauſenden Strom, woran die ſchöne Stadt gebaut iſt, und machten ihr nach allen den Dingen und nach andern ſchönen Sachen, die ſie ihr auch nicht umſonſt zeigten und vorſpielten, eine gewaltige Sehnſucht im Herzen; ſo daß ſie ſeit einigen Tagen nichts anders dachte, als wie ſie doch einmal aus dieſem Hain heraus und zu Menſchen käme und wie ſie nach dem ſchönen Stockholm gelangte, und daß ſie die Nächte immer wieder daſſelbe träumen mußte. Als ſie ſie ſo vorbereitet hatten, zeigten ſie ihr drei Nächte hinter einander ein buntes Vögelchen, welches ſehr hübſch iſt und Stieglitz oder Diſtelfink heißt, und bei Tage lieſſen ſie daſſelbe Vögelein immer vor ihr herflattern, damit ſie ſich daran gewöhnte. Und es geſchah, was jene wünſchten: ſie gewann das Vögelchen ſehr lieb und jagte ſich manchen Tag mit ihm auf der grünen Wieſe herum und dichtete ein Liedchen auf das Vögelein und ſang es zu ihrer Laute. Und als ſie beide ſo vertraut mit einander geworden waren, da ſchickten ſie dem Kinde wieder einen Traum, worin es ihr däuchte, daß der kleine Stieglitz vor ihr herflog und mit lauter Stimme einmal über das andere rief: Gunhilde! Gunhilde! nach Stockholm! nach Stockholm mit mir! Ich bin der Wegweiſer! ich bin der Wegweiſer! Und ſie zog im Traume mit ihm und kam glücklich nach Stockholm und ſah Vater und Mutter wieder und freute ſich ſo ſehr, daß ſie ſich vor Freude gar nicht laſſen konnte, und darüber erwachte.

Und als ſie des Morgens herauskam auf die grüne Wieſe aus der niedlichen Muſchelgrotte am See, wo die Kleinen ihr ein Schlafkämmerlein bereitet hatten, flog der Stieglitz vor ihr her. Und ſie gedachte nun des Traumes und des Rufes des Vögelchens, und lief eilig in ihr Kämmerlein zurück, nahm von ihren Sachen, was ſie am liebſten hatte, und machte ſich ein Bündelchen daraus, und hängte ihre goldene Laute über die Schultern, und ſo begann ſie zu wandern und wollte das Vöglein verſuchen und ob der Traum ihr vielleicht nur eine leere Gaukelei vorgemacht hätte. Und als die kleinen Weiſſen merkten, daß ſie im Zuge war, wie ſie es wollten, ſteckte ſich flugs einer in das Vögelein, und das Vögelein flog von Zweig zu Zweig immer luſtig weiter und rief nach Stockholm! nach Stockholm! und das Lilienmädchen wandelte ihm mit leichtem Tritte nach. Es waren auſſer dem Vögelein Stieglitz auch noch andere Unterirdiſche dabei, die ſie geleiteten; denn nie hatten ſie ein irdiſches Kind ſo lieb gehabt als dieſes engliſche Blumenmädchen. Und ſo flog das Vöglein und das Mägdlein ging vom Morgen bis zum Abend, und wann es hungrig ward, fand es Speiſe, und wann es durſtig ward, fand es Trank, und wann es müd' ward, fand es ein Bettchen. Des Abends machten die Kleinen ihm unter dichten Bäumen aus Gras und Blumen immer gar ſäuberlich ein Lager und ſaßen um das Bettchen her und flüſterten und ſpielten ſüße Träume oder tanzten und ſangen ihre liebliche Nachtmuſik. Und dieſe ganze Reiſe ging ſelbſt wie ein zauberiſcher Traum, und ſie war auch wunderbar genug, und war wohl nie erhört worden, ſolange Menſchen gelebt haben, und wird wohl nie erhört werden, ſolange Menſchen leben, daß ein kleiner Vogel Wegweiſer geweſen iſt und nach Stockholm! nach Stockholm! gerufen hat, und daß eine zarte Jungfrau das Herz gehabt hat, einem ſolchen kleinen Vogel, der doch jeden Augenblick wegfliegen und ſie zum Beſten haben und im Walde und in der Wildniß ſtecken laſſen konnte, zu glauben und mit ihm über Berg und Thal und Feld und Haide zu wandern einen ſo weiten Weg. Sie hatten aber bis nach Stockholm wohl eine Reiſe von ſechshundert Stunden und gingen immer von Mittag gegen Mitternacht; denn der König von Schweden iſt ein Herr, der gegen Mitternacht herrſcht. Und ſo ging Gunhilde täglich wohl zehen bis zwölf Stunden Weges und ward nicht müde. Denn das Vögelchen führte ſie meiſtens lauter anmuthige Fußpfade und Richtſteige durch luſtige Wälder und über grüne Wieſen hin. Wann ſie ſich aber ausruhete, ſo nahm ſie ihre Laute von der Schulter und ſang ein fröhliches Lied, aber zuweilen auch ein Lied der unbekannten Sehnſucht und Liebe, welche die Träume in ihrem Buſen aufgeweckt hatten. Das Vögelchen ſaß dann auf der Laute und horchte zu und regte in Freuden ſeine bunten Flügel über der Wölbung, zuweilen zwitſcherte es auch ſein Liedchen mit drein; wann die Jungfrau aber eingeſchlafen war, was auch wohl geſchah, dann weckte das Vöglein ſie mit ſeinem Flügelſchlage auf, wann die Zeit der Ruhe vorbei war und ſie die Reiſe fortſetzen mußte. Sie ſang ihrem kleinen Vogel auch faſt alle Tage das Liedchen vor, das ſie auf ihn gedichtet hatte, und es däuchte ihr, als neigte er ſein Köpfchen dann traulicher als ſonſt ihren Tönen und als verſtände er den Inhalt der Worte. Das Liedchen aber klang lieblich und fein aus ihrem Munde. Und wann ſie ſo geſungen hatte in Wehmuth und Sehnſucht um etwas und nach etwas, daß ſie nicht wußte, dann ſchwirrte das Vöglein auf und klatſchte mit ſeinen Flügeln und klang nach Stockholm! nach Stockholm! und ſie hängte ihre Laute wieder auf die Schulter und nahm ihr Bündelchen unter den Arm und ſchlenderte ihm mit ihren feinen Füßchen getroſt nach.

So waren ſie beinahe zwei Monate gewandert, da kamen ſie in den Wald, der nicht weit von dem Schloſſe des ſchwediſchen Königs lag, und bald waren ſie in dem Garten, wo der König und die Königin vormals ſo oft mit ihrer kleinen Tochter ſpaziert waren. Es war ein ſchöner Oktobermittag, hell und licht, wie ſie in Schweden zu ſeyn pflegen, und nicht kalt. Und als Gunhilde in den Garten trat, war es ihr ganz wunderſam um das Herz und kam ihr alles zugleich bekannt und doch unbekannt vor. Es war aber keine Erinnerung aus ihrer Kindheit — die war noch zu zart geweſen, als die Wölfin ſie von dort entführt hatte — ſondern es waren Bilder aus den Träumen, in welchen die kleinen Weiſſen ihr das Schloß und den Garten nebſt vielem anderm oft vorgeſpiegelt hatten. Das ſchwebte dunkel vor ihr und ſie meinte wirklich, ſie habe dieſe Orte ſchon einmal geſehen. Sie war müde von der Wanderung, ſetzte ſich auf eine Bank, die unter einer hohen Eiche ſtand, nahm ihre Laute und ſang; und das Vöglein flatterte auf ihre Hand und bewegte die Flügel, wie ſie die Finger auf die Saiten legte. Sie ſang aber ihr älteſtes Lied von den Lilien, ihren Wiegengeſang, das Einzige, was ſie aus ihrer früheſten Kindheit behalten hatte. Als ſie nun mit heller Stimme den Vers ſang:

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun,
Sollſt in Gottes Frieden ruhn,
Denn die lieben Engelein
Wollen deine Wächter ſeyn.

da wollte es Gott, daß der König und die Königin eben aus einem Seitengange an der Bank, wo das Lilienmädchen ſaß, hervorgehen ſollten. Und die Königin war ganz erſtaunt und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und ſie ſprach zu ihrem Gemal: Theurer Herr, was iſt das für ein Lied, das hier klingt? das Wiegenlied meiner kleinen Gunhilde? Ach! mein einziges ſüßes Töchterlein! hier war die Stelle, wo die Wölfin ſie nahm. So ſprach die arme Königin und ward blaß wie ein Schneefeld und ſchwere und trübe Gedanken beklemmten ihr das Herz ſo [illegible]ß der König ſie halten mußte, damit ſie nicht in Ab[illegible] hinfiele. Und ſie rief in tiefſten Schmerzen einmal über das andere: Meine Tochter! meine Gunhilde! meine einzige Tochter! du kommſt nimmer, nimmer wieder! [illegible] Gunhilde, die in Gedanken geſeſſen und ihr Liedchen wehmüthig vor ſich hin geſungen hatte, ſchauete nun auf und erſtaunte, als ſie den König und die Königin ſah: dieſelben Geſtalten, dieſelben Kleider, dieſelbe Stelle mit der Eiche und der Bank, die ihr der Traum ſo oft gezeigt hatte. Und nun war ihr alles klar, und ſie ſprang auf und lief auf den König und die Königin zu und rief überlaut: Ich bin eure Tochter! nehmt eure einzige Tochter wieder. Ich bin verzaubert geweſen, habe in einem wunderbaren Zaubergarten manches liebe Jahr geſeſſen und geſpielt, und nun weiß ich kaum, wie ich hieher gekommen bin nach Stockholm, ich bin ſeltſamlich genug von einem kleinen bunten Vogel hieher geführt. Und der König und die Königin ſahen ſie mit Erſtaunen an ob ihrer Jugend und Schönheit, und es fiel der Königin ſogleich ein Traum ein, den die kleinen Weiſſen ihr wohl zugeſchickt hatten, worin ſie ihre Tochter wiedergefunden hatte ganz in derſelben Geſtalt. Sie hatte das aber für eine Gaukelei der Nacht gehalten, wie ſo viele Träume auch nichts anderes ſind. Nun aber glaubte ſie und umhalſete das ſüße Kind und drückte es entzückt an ihr Herz und rief: Ja du biſt meine Tochter! Und ſie riß dem Lilienmädchen das Buſentuch auf und beſchaute es unter der linken Bruſtwarze, wo ein röthliches Maal war gleich einem aufgebrochenen Röslein, das es mit zur Welt gebracht hatte. Und ſie zeigte das Röslein dem Könige und ſprach voll Freude: Sieh hier deine Roshilde! denn du wollteſt es Roshilde taufen laſſen wegen des kleinen rothen Röſeleins, ich aber Gunhilde, und ich habe es erſiegt. Und der König nahm das ſchöne Kind nun auch an ſein Herz unter tauſend heiſſen Küſſen, und ſie führten es darauf in ihr königliches Schloß und brachten ſie in die Zimmer, in welchen ſie als Kind geſpielt hatte. Sie wußte aber nichts mehr davon, ſondern hatte nur ein Bild davon aus ihren Träumen.

Und das Kind mußte nun erzählen, und als die Aeltern ſich ſatt gehört und gefreut hatten, da lieſſen ſie die Botſchaft erſchallen, die Prinzeſſin Gunhilde ſey wiedergekommen und ſey ſchön und lieblich wie der Tag. Und in der ganzen Stadt ward große Freude und bald auch im ganzen Lande; denn ſie hatten ſehr getrauert um des Königs Kinderloſigkeit und um den Jammer und die Kriege, die es nach ſeinem Tode geben konnte wegen der Nachfolge. Es kamen nun auch alle herbei, die zum Hofe gehörten und Gunhilden in ihrer Kindheit geſehen oder gewartet und gepflegt hatten, und auch ihre Amme kam und die Kammerfrauen kamen, und erkannten ſie alle wieder. Sie taſteten aber alle nach dem Röſelein, die Amme aber meinte, ſie hätte ſie auch wohl ohne dies Zeichen erkannt: denn ſo, habe ſie gedacht, müſſe ſie grade ausſehen, ſo ſchlank, ſo weiß, ſo hell, als ſie jetzt vor ihr ſtehe, eine Braut für den mächtigſten Kaiſer der Erde. Und die Amme weinte vor Freuden und Gunhilde weinte auch, daß ſie von allen ſo lieb gehabt ward. Und noch denſelben Abend, ehe ſie von einander ſchieden, und ein jeder in ſein eigenes Kämmerlein ging, nahmen der König und die Königin ſie allein, und der König ſprach zu ihr:

Theure Prinzeſſin Gunhilde und mein einziges geliebtes Kind. Gott hat größere Gnade und Barmherzigkeit an mir gethan, als meine Sünden verdienen, und läſſet noch einen ſchönen hellen Stern der Freude aufgehen über meine ſpäteren Jahre, deren Abend ſehr dunkel geworden war im Grame über meine Kinderloſigkeit und über deinen Tod. Du lebſt, und kommſt wieder als eine Blume der Schönheit, und dieſe Blume wird über dieſes Schloß und dieſe Stadt und über das ganze Land der Gothen und Schweden Glanz und Ruhm verbreiten. Siehe, mein geliebtes Kind, das Volk hat mich faſt wie einen dürren Aſt angeſehen und als den letzten meines Geſchlechts faſt verachtet; nun habe ich dich, und der Stamm, der dürr ſchien, wird wieder Keime und Sproſſen treiben und ich und deine Mutter werden durch dich mit Freude und Ehre gekrönt werden. Du biſt nun bald vierzehen Jahre alt und wir ſehnen uns beide nach Enkeln. Ich habe einen herrlichen und würdigen Bräutigam für dich, einen Mann edlen Blutes und unvergleichlichen Ruhmes, die Ehre meines Heers und die Stütze meines Throns. Dieſem will ich dich morgen als Gemal zuführen und er ſoll mein Eidam ſeyn.

Die Prinzeſſin verneigte ſich bei dieſen Worten, erröthete und ſprach: Mein König und mein Herr. Dein Wille iſt auch der meinige, und Gott wende es dir und mir alles zur Freude, wie er das Andere gewendet hat! Dies antwortete ſie, und ging dann in ihr Kämmerlein, und als ſie von den Kammerfrauen entkleidet und allein war, warf ſie ſich vor ihrem Bette auf die Kniee, faltete ihre ſchneeweiſſen Hände und weinte und betete mit vielen tauſend Seufzern. Die Seufzer aber gingen zugleich zu dem lieben Gott und zu einem ſchönen blonden Jüngling, den ſie die letzten beiden Jahre oft im Traum geſehen hatte, und ſie ſprach leiſe bei ſich: Ach! mein ſüßer blonder Jüngling! ſähe er doch wie mein Blonder aus!

Den andern Tag, als der Morgen angebrochen war, ſandte der König ſeine Oberhofmeiſterin zu Gunhilden und ließ ihr anſagen, ſie ſolle ihren ſchönſten Schmuck und ihr prächtigſtes Geſchmeide anthun und gegen den Mittag vor ihm in ſeinem Gemache erſcheinen. Und als es gegen den Mittag ging, da kam die Königin ſelbſt mit allen erſten Damen des Hofes und holten die Prinzeſſin ab und führten ſie in des Königs Gemach, wo der König auf ſeinem Throne ſaß und alle die erſten und Vornehmſten um ihn her ſtanden. Er erhob ſich aber von ſeinem hohen Sitze und führte ſeine Tochter die Stufen hinauf und ſetzte ſie neben ſich und ſprach: Dies iſt die Erbin unſers Throns, dies iſt unſre einzige Tochter, welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhalten und uns wiedergegeben hat. Und nun traten alle Männer und Frauen herzu, einer nach dem andern, ſo wie ſie an Geburt und Ordnung die vornehmſten waren, und ſie verneigten ſich dreimal an den Stufen des Thrones und huldeten der Prinzeſſin. Und als dies geſchehen war, da winkte der König einem Ehrenhold und dieſer öffnete eine Seitenthüre, und in glänzender Waffenrüſtung trat ein ſtattlicher Mann herein von hohem Wuchs und edler Geſtalt, welchem die blonden Locken über dem Waffenrocke die Schultern herabfielen. Und der König winkte ihm, daß er käme an die Stufen des Throns. Und er trat heran und verneigte ſich ehrerbietig. Da ſprach der König zur Prinzeſſin: Dieſer ſoll dein Gemal ſeyn und mein Eidam! und zu den Edlen und Großen des Reichs: Dieſer ſoll euer König und Herr ſeyn nach mir! Und die Prinzeſſin konnte ſich nicht länger halten und rief überlaut: Er iſt es! er iſt es! Sie meinte aber den ſchönen blonden Jüngling, den ſie ſo oft im Traume geſehen hatte, denn er war es wirklich. Der König und die Königin und alle Umſtehenden verwunderten ſich dieſer Worte, doch fragte keiner die Prinzeſſin, was ſie bedeuteten.

So iſt denn Freude geweſen in dem Schloſſe und in der Hauptſtadt und in dem ganzen Königreiche, und bald iſt eine herrliche und glänzende Hochzeit geworden, wo ſich das Wunder begeben hat, daß der Bräutigam und die Braut in gläſernen Schuhen getanzt haben, welche ſie den Morgen des Hochzeittages vor ihrem Bette fanden; auch ſind unter den Tänzern und Tänzerinnen viele niedliche weiſſe Masken mit gläſernen Schuhen geſehen worden. Das haben viele gedeutet auf die kleinen Weiſſen, die Schutzgeiſterchen Gunhildens. Als die Prinzeſſin nun nach dem Tanze in ihre Brautkammer gekommen iſt, da hat ſie viele koſtbare Kleinodien und Geſchmuck und Geräth gefunden und Arbeiten der allerfeinſten und allerniedlichſten Art, daß kein Menſch gewußt hat, wer ſie dahin gebracht hatte. Und ſie haben gerathen, der eine auf dieſen, der andere auf jenen, der ihr die herrlichen Geſchenke gebracht oder geſchickt hätte; Gunhilde allein hat es wohl gewußt, hat ſich aber nichts merken laſſen.

Und Gunhilde hat mit ihrem blonden Prinzen ein ſehr fröhliches Leben geführt, und iſt in lauter Freuden ſehr alt geworden und hat Enkel und Urenkel geſehen. Glück hat ſie gehabt in allen Dingen und Kunſt und Weisheit vor allen Frauen. Das war die Gabe der Unterirdiſchen, welche ſie unterwieſen hatten, und welche auch immer um ſie und um ihre Kinder waren, ſo daß es ein glückhaftes und ſieghaftes Geſchlecht geworden iſt. Die alte Hexe hat auch über ſie und über ihr Haus nimmer wieder Gewalt gewinnen können, und Glück iſt bei dieſem Geſchlechte geblieben viele lange Jahrhunderte, ſolange das Goldringelein bewahrt worden iſt.

8.

Schneeflöckchen.

Schneeflöckchen war eine arme verwandelte Prinzeſſin, die in der Welt umherflog und Liebe ſuchte. Sie war ein wunderſchönes Kind, ſchneeweiß und lieblich von Farbe mit himmelblauen Aeuglein und blonden Löckchen, und ihr Vater war ein ſehr mächtiger König in Indien. Als ſie ſechs Jahre alt war, da ſtarb ihre Mutter und ſie bekam eine böſe Stiefmutter. Dieſe gebahr dem Könige auch zwei Töchter, aber die waren häßlich wie Krähen und Schneeflöckchen blühete nur noch anmuthiger, wenn ſie neben dieſen beiden ſtand. Dies ärgerte die Königin, die eine böſe Hexe war, und ſie ſann auf allerlei Tücken, wie ſie das ſchöne Kind verderben könnte, das nun ſchon zwölf Jahre alt war. Sie mußte ſich aber vor dem Könige in Acht nehmen, denn er liebte Schneeflöckchen mehr als ſein Leben. Gern hätte ſie das Kind durch Gift oder Eiſen weggeſchafft, aber das däuchte ihr zu gefährlich und konnte verrathen werden, ſie meinte es alſo ſicherer durch Hexerei zu verderben. Und eines Tages, als ſie es wuſch und ihm ein reines Hemdchen anzog, da ſchmierte ſie es mit einer Salbe ein, ſprang dann ſehr lebendig um das Kindchen herum und ſtreichelte und herzte es, ward darauf plötzlich zu einer ſchwarzen Füchſin und beleckte das Kind, das erſchrocken da ſtand, mit ihrer geſchwinden Zunge, gund murmelte die Worte:

Schneeflöckchen flieg hin!
Fliege durch die Welt hin!
Heute kalt und morgen warm!
Schlaf in keines Mannes Arm,
Der nicht in das fünfte Jahr
Treu dir ohne Wandel war.

Und in demſelben Augenblicke, als ſie von der Füchſin geleckt worden und die Worte über ſie hingemurmelt waren, ward die hübſche kleine Prinzeſſin zum Schneeflöckchen. Und die alte Hexe öffnete das Fenſter und ließ ſie hinausfliegen. Es war aber ein kalter Wintertag, als dies geſchah, und die böſe Stiefmutter rief ihr höhnend nach: Fliege nun und friere bis in Ewigkeit! eher mag ich wieder jung werden wie du, als du einen Mann findeſt, der einem Schneeflöckchen fünf Jahre bis in die innerſten Gedanken treu bleibt.

Und die ſüße kleine Prinzeſſin Schneeflöckchen flog mit den andern Schneeflocken im kalten Winde umher und fror und zitterte und wimmerte wie die andern. Es fühlte aber, warum es trauerte, denn es hatte die allerſüßeſte und allerwärmſte Seele behalten, obgleich es ſo jämmerlich verwandelt war, und mußte auch als Schneeflöckchen durch die weite wüſte Welt nach Liebe umherfliegen. Da war ihr denn das Traurigſte, wenn ſie je einmal auf ein hübſches Geſichtchen flog oder an eine ſchöne Bruſt ſich ſchmiegte oder auf ein warmes Händchen ſich hinabſenkte, daß ſie unfreundlich weggeblaſen und abgeſchüttelt ward, als habe ſie nur unangenehmen Froſt gebracht, wie alle anderen Schneeflocken. So mußte ſie immer wieder in die Welt hinein, wann ſie gehofft hatte, ſich einmal in Liebe auszuruhen, und flog den langen traurigen Winter umher und lag den gefrornen Bergen und den Steinen und den eiſigen Seeen an der kalten Bruſt und weinte und ächzete um Liebe, die ſie nirgends fand. Und als es warm ward und die erſten Blümchen ihre Köpfchen aufrichteten und die erſten Vögelein wieder ſangen, da durfte ſie nicht bleiben an der ſchönen Sonne, ſondern mußte in die Dunkelheit; denn der Winter fing ſie ein mit den andern Schneeflocken und ſperrte ſie alle in den Tiefen und Höhlen der alten Berge ein, daß ſie da lägen, bis er wieder auf die Erde emporkäme.

Da lag nun Schneeflöckchen den ſchönen Frühling und den warmen Sommer und Herbſt und verlebte ihre Stunden in Sehnſucht und Traurigkeit: in Sehnſucht, denn alle Erinnerungen waren in ihrem dünnen Schneeleibchen geblieben: in Traurigkeit, denn ſie zweifelte, ob ſie jemals Liebe finden würde. Da hat ſie manche wehmüthige Töne geflüſtert und manches traurige Liedlein geächzt, die allein die ſtummen Felswände gehört haben. Alſo klang eines der Liedlein, das ſie oft ſchmerzenvoll ſang und das ein tiefer Durchklang ihres Schickſals zu ſeyn ſchien:

Geiſter in den dunklen Höhlen,
Geiſter in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen Acht,
Die ich ſeufze, die ich weine
In der ſtummen Einſamkeit,
Ferne von dem Sonnenſcheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der ſüßen Welt verſtoßen,
Welche warme Herzen hat,
Mit den Stürmen, mit den Schloßen
Flieg' ich ſchaurig meinen Pfad;
Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Lüfte Wankelmuth,
Kann ich nirgends Ruhe finden.
Ach! ich armes junges Blut:

Und mein Seelchen voll von Liebe
Sauſ' ich durch die öde Welt,
Welche meine ſchönſten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Buſen frieren
Und dem ſtarren harten Eis,
Das ſich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und ſo kann ich einſam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie ſich ſchmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit;
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen ſprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Weſen,
Wenn ihr's wißt, ſo ſagt mir's an,
Welches dieſen Zauber löſen,
Dieſe Liebe kühlen kann?
O wo lebt die ſeltne Treue,
Welche Stahl und Eiſen ſchmelzt
Und für mich ein kühner Leue
Sich durch Feu'r und Strudel wälzt?

Ach! ihr Elfen! ach! ihr Zwerge!
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr ſeyd hart wie eure Berge,
Ihr ſeyd kalt wie euer Stein.
Denn was nie an Menſchenherzen
In der ſüßen Liebe lag,
Ahnet nichts von dieſen Schmerzen,
Dieſer Sehnſucht, dieſer Schmach.

So hatte Schneeflöckchen eine lange lange traurige Zeit in den düſtern Berghallen gelegen und den ſtummen Steinen und gefühlloſen Waſſern und Lüften, die vorbeirauſchten, ihr Leid geklagt, da kam der Winter wieder und öffnete die Thore und trieb ſeine leichtgeflügelten Schaaren in die Welt hinaus. Und Schneeflöckchen flog mit den andern aus und mußte wieder nach Liebe durch die Welt umherfliegen; und die leichten Winde kamen und nahmen ſie mit und trugen ſie über Länder und Meere hin. Einmal lag ſie bei dieſen Reiſen auf dem Gipfel des kalten Kaukaſus und ſeufzete und ächzete jämmerlich in dem bitteren Gefühle ihrer Verlaſſenheit unter den kalten liebloſen Geſellen, mit welchen ſie leben mußte. Und als Schneeflöckchen hier zum Sterben krank war vor Liebe, da hörte ſie unter ſich in einer Bergſchlucht jemand ſo jammervoll ſtönen und klagen, daß einem Stein davon das Herz hätte ſpringen können. Und Schneeflöckchen flog auf und flog flugs hin, woher die Stimme tönte. Und ſie ſah unter einem kahlen Baum, durch deſſen wenige falbe Blätter der wintrige Wind heulend pfiff, einen Jüngling ſtehen ſtattlich und reiſig von Wuchs und ſchön von Geſtalt. Er ſtand aber faſt nackend da, ſein Waffenkleid, ſein Panzer und Helm und Schild lagen im Schnee umhergeſtreut, ſein edles Roß ſtand ſeitwärts und kratzte Gras unter der Schneekruſte hervor und fraß, ſeine Sporen lagen zerbrochen, ſein Wams lag zerriſſen neben ihm, in der Rechten hielt er ein blankes Schwerdt und ſeine Haare flogen wild im Winde und ſeine Blicke ſahen verſtört, wie wenn einer in eine Wüſte hineinſtarrt, und von ſeinen Lippen ächzeten jammervolle Klagen. Schneeflöckchen legte ſich angſtvoll und ſchweigend zu ſeinen Füßen und dachte bei ſich: Ach wenn der Mann wehvoll iſt wie ich und unglücklich durch Liebesſehnſucht, ſo mag er mich hier zertreten in ſeiner Verzweiflung, daß ich den letzten Athem von Leben und Bewußtſeyn verliere! Das ſollte mir der ſüßeſte Tod ſeyn. Er klagte aber alſo:

Seyd mir willkommen, Orte der Trauer! ihr wüſten Felſen, kahlen Bäume, du rauhe und finſtere Kluft und ihr Winde, die ihr mit dem Schneegeſtöber dahinpfeift — ihr ſeyd mein Leichengefolge, meine Leichenmuſik, wie ich ſie liebe. Du biſt hin, edle Stärke, worauf ich getrotzt habe, du biſt verwelkt, Schönheit, welche Frauen und Jungfrauen geprieſen haben, du haſt dich verſchmachtet und verblutet, arme kranke Seele, und ſollſt hier die Ruhe und den Frieden finden, den die kalte Erde dir nicht geben konnte. O kalte Erde: bald nicht mehr zu kalt, bald ein ſtilles kühles Bett dem Starren und Gefühlloſen. — Komm treues Schwerdt, zu treuer Freund und Schirmer in ſo manchen Schlachten und Abenteuern! thu mir den letzten Dienſt! ſchneide dies Herz inzwei, das ſchon genug zerſchnitten iſt, dies arme Herz, dem alle Güter und Schätze gegeben waren, nur der einzige höchſte Schatz der Liebe nicht. O wenn dieſer kalte häßliche Dornſtrauch lieben könnte, ich wollte ihn umarmen, ich wollte ihn an meine Bruſt ja in meine Bruſt hineindrücken, daß ſie von ſeinen hundert Spitzen bluten ſollte, und ich wollte jauchzen vor Seligkeit; ja dich dünnen Schnee wollt' ich nehmen, wenn deine Kälte zu Liebe erwärmen könnte, wollte mir die Hände von dir vollballen und dich tragen als meine köſtlichſte Habe, und Himmel und Erde ſollten meinen Schrei hören: ich bin geliebt! ich bin glückſelig! Ja eine Otter, eine Kröte wollt' ich umarmen und ſie Braut nennen und Zärtling und Liebling. — Nein! nein! nimmer! nimmermehr! Komm denn Schwerdt! und komm denn Tod! du Retter aus allen Nöthen! und mache der elenden Poſſe ein Ende! Und er rüſtete ſich zuzuſtoßen.

Und es war dem kleinen Schneeflöckchen wie ein Blitz durch das zärtliche Seelchen gefahren, und ſie hob die Flügelchen auf und ſenkte ſich ſanft in ſeine Hand, als ſie eben den letzten Stoß thun wollte. Und er fühlte es wie warm, und als brennte ihn etwas. Und er ſchaute in die Hand und ſah Schneeflöckchen da liegen in ſeiner zarten gefiederten Geſtalt. Und Schneeflöckchen, die eben eine Seele ſuchte, ward immer wärmer und brannte ihn wirklich. Und erſtaunt ließ der Mann das Schwerdt fallen und ſah Schneeflöckchen an, als verſtände er das holde Kind, das nicht viel gewichtiger als ein wehendes Lüftchen auf ſeiner Hand lag, und voll Entzücken rief er: Was? was? iſt ſie's? iſt ſie's? o gnädiger Gott! ſo will ich leben! und würd' es eine Ewigkeit, ſie ſoll mir nicht zu lang ſeyn! Und Schneeflöckchen, das dieſe Worte hörte, zerrann vor Entzücken und ward ein glänzender Tropfen, der hell in ſeiner Hand lag und um Liebe zu flehen ſchien und wie das blaue Himmelsaug eines Engels ausſah. Und der Mann ſah das funkelnde Tröpfchen, das immer noch warm in ſeiner Hand glühete, und lief eilends zu einem Baum, der noch einige friſche Blätter hatte, und nahm das grünſte Blatt und goß das Tröpfchen da hinein und barg es ſorgſam an ſeinem Leibe. Dann kleidete und waffnete er ſich, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt im Fluge der nächſten Stadt zu.

Nun muß ich erzählen, wer dieſer Mann war und woher er kam und was ihm begegnet war.

Er war ein edler Prinz, eines Königs Sohn im Lande Arabien, wo das Gold wächſt und die Myrrhen und andere köſtliche Kräuter. Er war unter den wunderbarſten Umſtänden zur Welt gebohren und mit ſo unvergleichlicher Schönheit geſchmückt, daß ſein Vater, der König, und die Weiſen des Landes von ſeiner früheſten Kindheit an ſehr aufmerkſam auf ihn waren; denn ſie meinten, ſein Leben werde gewiß auch von ungewöhnlichen Schickſalen geführt werden. Sie fragten das Loos, ſie fragten die Sterne viel über ihn, ſie ſpielten mit Räthſeln und Wahrſagern um ihn; aber das Loos wollte nicht fallen und die Sterne wollten nicht ſprechen und die Räthſel und Wahrſager wollten kein rechtes Geiſterſpiel ſpielen — ſie blieben im Dunkeln über ſeine Zukunft. Aber über ſein Herz blieben ſie nicht lange dunkel. Der Prinz zeigte von Kindauf eine ungewöhnliche Zartheit und Weichheit des Gemüthes und in ſeinen großen und ſchwarzen Augen lag eine Wehmuth und Schwärmerei, welche dem alten Könige bange machten, ſo daß er zu ſeinen Weiſen und Räthen wohl zuweilen zu ſagen pflegte: Der Knabe muß ſtrenge erzogen werden und immer unter Menſchen und im vollen Getümmel ſeyn; er könnte ſonſt ein Träumer oder Sternſeher werden, welche die ſchlechteſten Könige ſind, oder die Liebe, die verderblichſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften, könnte ihn ganz aus der Bahn der Tugend treiben. Alle Gebärden, alle Bewegungen des Prinzen waren eben ſo ſanft und zart als ſeine Seele und ſein Stimmchen klang leiſe und lieblich wie ein Sommerlüftchen, wenn es durch Maiblumen hinſpielt. Deswegen ward er Prinz Bisbiglio genannt, welches zu deutſch ſo viel heißt als Geliſpel.

Als Prinz Bisbiglio vier Jahre alt geworden war, that der König ſein Vater ihn nicht in die Einſamkeit zu einem Weiſen, wie die Könige im Morgenlande zu thun pflegen, die da glauben, im Getümmel der Hauptſtadt und im Glanze und der Ueppigkeit des Hoflagers könne ſchwerlich jemand zur ſtrengen Tugend gezogen und geübt werden, ſondern er ſchickte ihn zu einem alten grauen Kriegsmann, der mit einer reiſigen Kriegsſchaar immer auf der Warte lag und der Gränzen hütete. Da ſollte er wie ein Krieger erzogen werden, nichts ſehen als Roſſe und Waffen, nichts hören als Waffenklang und Trompeten und Pfeiſen, kein anderes Lager kennen als ein hartes Soldatenbett und keine andre Flur und Au als die Tummelplätze und Uebungsplätze, worauf Menſchen und Pferde auch kein Gräschen grünen lieſſen. Künſte ſollte er nicht lernen, denn der König fürchtete, die Künſte würden ihn zu weich machen, und ihm die ſtrenge Arbeit verleiden, welche die beſte Kunſt für den iſt, der als Mann Männern befehlen ſoll. Der Prinz lebte in dieſem Lager zehen Jahre und ward ein vollkommner Kriegsmann, in allen Waffen geübt, ein Meiſter die Roſſe zu tummeln und die Lanze zu werfen; auſſerdem war er ſchlank und reiſig von Leibe und für ſein Alter ſehr ſtark.

In ſeinem fünfzehnten Jahre ließ der Vater ihn zurückkommen an ſeinen Hof und freute ſich des ſchönen Jünglings und ſeiner weiſen Erziehung. Aber was half ſie ihm? Was die Natur in den Menſchen geſäet hat, das muß früher oder ſpäter einmal Wurzel treiben, es iſt unvertilgbar wie das Leben und läßt ſich mit dem Leben ſelbſt nur ausrotten. Prinz Bisbiglio hatte nun in zehen Jahren nichts geſehen als rauhe und eiſerne Männer des Kriegs und Lanzen, Bogen und Säbel, er hatte in keine Sterne geguckt, auf keine Nachtigallen gelauſcht, in keinem Tanze ſich mit umgeſchwungen; doch waren ſo viele Sterne und Nachtigallen und Tänze in ſeiner Seele, daß ſie von allem eiſernen Lärm und eiſernen Uebungen nicht unterdrückt werden konnten. Ja ſie wurden in ihm nur lebendiger, je mehr ſie in das tiefſte Innere ſeines Gemüthes zurückgedrängt wurden. Visbiglio war ein Kind der Sehnſucht und Liebe und mitten in dem Feldlager unter den harten und rauhen Kiegern hatte ſein unbewußtes Herz immer nach Liebe gelechzet, ſie hatte er aus allen Winken und Blicken aus allen Liedern und Mährchen geſogen, die auch von ganz etwas anderem klangen, ja aus jedem leiſeſten Worte, das nur ſo loſe vor ihm geſprochen war; ſein eignes Herz hatte ihm früh genug dieſen bunten Himmel mit allen ſeinen Sternen und Nachtigallen geöffnet. So allmächtig iſt der angebohrne Trieb.

Visbiglio ſtand jetzt in der Blüthe der Jahre, wo die Fantaſie am lebendigſten iſt; er ſehnte ſich hinaus in die weite ſchöne Welt, damit er ihre Schönheit und Herrlichkeit erkundete, und ging zu ſeinem Vater dem Könige und bat ihn, daß er ihn ziehen laſſe, wie andere Prinzen ausziehen und ſich durch fürſtliche und ritterliche Abenteuer einen Namen machen. Der Vater erlaubte es ihm gerne, denn er dachte: dieſer iſt ein feſter Jüngling, unter Eiſen und Waffen erzogen, den werden die girrenden Tauben der Liebe und die ſchmeichelnden Sirenen der Zärtlichkeit nicht von der Heldenbahn ablocken. Aber Visbiglio meinte es anders als ſeine Worte vor dem Vater klangen: er wollte keine anderen Abenteuer als Abenteuer der Liebe, er wollte auf die Liebe ausreiten, er wollte ſolange ſuchen in der weiten Welt, bis er die Liebe fände, die er ſich von jeher als das höchſte und ſeltenſte Gut gedacht hatte. Er hatte nämlich in dem Feldlager am Euphrat oft das Mährchen erzählen gehört von dem perſiſchen Prinzen Soſpirio, der zwanzig Jahre nach der Liebe durch die ganze Welt umhertrabte, und ſie endlich in einem ſchneeweiſſen Dornröschen fand, das mitten in der Wüſte Afrikas verborgen und einſam blühete. Dies waren die hohen und geheimnißvollen Sterne, nach welchen Bisbiglio frühe guckte, dies waren die ſüßen Nachtigallen, die ihm ſelbſt da ſangen, wo Streitroſſe um ihn wieherten und Speere auf Schilden zerſprangen; von wundervollen Abenteuern, von Kämpfen mit Rieſen und Drachen, von Verwandlungen und Bezauberungen hatte er Tag und Nacht geträumt, aber nicht bloß um ritterliche und königliche Scherze und Spiele, nein alles um Liebe und immer um Liebe.

So war er in die Welt ausgezogen und zog nun ſchon in das vierte Jahr ſo um und hatte mit ſehnlichen Schmerzen die Liebe geſucht, aber immer noch nicht gefunden. Abenteuer hatte er genug gefunden, Kämpfe genug beſtanden, ſchöne Frauen und Jungfrauen, Prinzeſſinnen und Königinnen, Amazonen und Sirenen, wunderbare Blumen und Vögel genug geſehen, einige auch geliebt, aber ach! die Liebe hatte er nicht gefunden, die himmliſche, immer in Einem blühende, glühende, fühlende, ſpielende, lebende, ſchwebende, ſingende, klingende, jauchzende Liebe. Er war ſchön, jung und tapfer, er hatte alles Schönſte und Lieblichſte angezogen wie der Magnet das Eiſen anzieht, er war auch zärtlich geliebt worden, aber ach! nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Sekunden hatte er immer den Mangel gefühlt und wieder ausreiten müſſen, damit er die rechte Liebe fände, welche er ſuchte. So war es ihm vor einem Monat eben wieder ergangen. In Damaskus hatte er des Königs Tochter geſehen, ſchön wie eine Roſe, ſchlank wie eine Lilie und lieblich wie ein Veilchen im ſtillen Thale, und ſie hatte ihn über ihr Leben lieb gewonnen, und er ſie wieder. Aber bald hatte der unglückliche Prinz wieder reiten müſſen, fühlend, ſie ſey nicht die Liebe, die er ſuchte, und nun hatte er verzweifelt ſie je zu finden und war hinaufgeritten bis in das wilde verſchneite Gebirg, bis in den höchſten Kaukaſus hinein, und da hatte ihn das ſüße Schneeflöckchen am Leben erhalten.

Als der Prinz zu der Stadt gekommen war, ritt er vor das Haus eines Juweliers und kaufte ſich ein Fläſchchen aus lauterem Diamant und goß ſein funkelndes Tröpfchen, ſein Schneeflöckchen da hinein und verſiegelte das Fläſchchen und ſteckte es zu ſich und ſprach: du wirſt noch wohl einmal eine Prinzeſſin werden, wie Dornröschen in der Wüſte geworden iſt, und wenn du es nimmer wirſt, ich bin der glücklichſte aller Menſchen, ſolange ich nur dieſe Flammen fühle. Er hatte ſich nemlich ein Säckchen über dem Herzen gemacht, darein ſteckte er das Fläſchchen, und er fühlte es bis in ſein Herz, und es war ihm wie ein ſanftes Prickeln, das er um die ganze Welt nicht hätte miſſen wollen. Er ritt aber immer luſtig fort durch die weite Welt. Denn daß das Tröpfchen verwandelt werden mußte, und daß es ſo nicht bleiben konnte, das ahndete ihn; das wußte er auch, daß er vor der Erfüllung ſeines Schickſals nicht zu Hauſe reiten durfte. Und Schneeflöckchen ſaß als ein kleines Tröpfchen in dem diamantenen Fläſchchen und war die allerglückſeligſte, denn ſie fühlte, daß ſie geliebt war; aber doch zitterte ſie oft bei ſich und dachte: Fünf Jahre wie lange! wie lange! und wird er die Proben beſtehen? Es iſt wohl ſüß, ſo auf ſeinem Herzen zu ruhen, aber wie viel ſüßer wäre es, ihn mit menſchlichen Armen umfangen und an dies Herz drücken! Und ſie bebte vor Wonne bei dem Gedanken und zugleich vor Furcht, daß ſie ihn verlieren könnte.

Und drei Jahre war der Prinz Visbiglio mit ihr durch die Welt geritten und ſie waren ihm verſchwunden wie drei Tage. Da kam die Zeit harter Proben, die er noch beſtehen mußte, ehe ihr Schickſal erfüllt werden konnte.

Die erſte Probe war dieſe:

Er ritt einem Hauſe vorbei das in Flammen ſtand. Da zweifelte er in ſich: wenn ſie, die meine Liebſte iſt, für dies Tröpfchen nun ein Menſch wäre und du lägeſt in den Flammen, ſollte ſie wohl hineinſpringen und dich herausholen? Und wie er den böſen Gedanken kaum gedacht hatte, da fühlte er ſein Gläschen mit unwiderſtehlicher Gewalt herausſpringen, daß es ihm Hemd und Wams zerriß und den eiſernen Panzer ſpaltete. Und wie ein Blitz flog es in die Flammen, und er ſah das Fläſchchen drinnen ſpringen und das helle Tröpfchen weinte und ächzete in der feurigen Noth, und bald erblickte er es nur noch als eine trübere Flamme. Da erfaßte ihn unnennbare Serlenangſt und er warf ſich von dem Pferde in das Feuer und griff ſich das Flämmchen heraus und barg es in ſeiner Hand. Und das Flämmchen brannte ihm ein tiefes Loch in die Hand, dann ward es wieder zum Tröpfchen. Er ritt aber eilends in die nächſte Stadt und kaufte ſich wieder ein diamantenes Fläſchchen, worin er es einfing und wieder an ſeine alte Stelle legte. In den Flammen hatte er ſich das Haar verſengt und die Wangen verbrannt und das Loch in ſeiner Hand war ſehr tief. Und er mußte große Schmerzen leiden, und wohl drei Wochen krank liegen, ehe er genaß. Da trauerte er viel über ſeinen Unglauben, aber Schneeflöckchen war voll Freuden, daß er ihr ſo treu nachgeſprungen war in das Feuer, aber über ſeine Schmerzen weinte ſie innerlich. Und er merkte es wohl, denn es däuchte ihm oft, wie es in der Flaſche ächzete, wiewohl er eigentlich nichts hörte.

Dies war die zweite Probe:

Er ritt über eine hohe Brücke, welche über ein reiſſendes Waſſer führte, das der Tigris heißt. Da ſah er das Neſt eines Eisvogels auf dem Strome ſchwimmen und die Mutter ſaß auf dem Neſte und fütterte die Jungen. Und er ſprach bei dem Anblicke innig bewegt: o welche Liebe! haben Menſchen wohl ſolche Treue? Wahrlich wenn der Strudel dieſe kleine Brut untertauchte, die Mutter tauchte ihnen nach und ſtürbe oder holte ſie herauf. Und Schneeflöckchen auf ſeinem Herzen fühlte, was er drinnen bewegte, und mußte ihm in der innern Seelenangſt wieder Rock und Panzer ſprengen, und klingend flog das Fläſchchen gegen einen Stein und das Tröpfchen goß ſich in den Strom und ziſchte leiſe, wie wenn man heißes Waſſer in kaltes gießt, und floß mit den reiſſenden Wellen dahin. Und der Prinz ſtürzte ſich wie ein Blitz ihm nach in den Strom und kämpfte mit dem Strudel und tauchte ſich auf und ab und rang mit Tod und Leben, und füllte ſeine Hände mit allen Waſſern, bis er das ziſchende Tröpflein wiedergefunden hatte, das er wie eine brennende Kohle in der Hand fühlte Dann ſchwamm er ans Land und ſank erſchöpft hin; das Tröpfchen aber hatte ihm wieder ein Loch gebrannt. Und als er wieder zu ſich kam, war er zerſchellt an allen Gliedern von den Felſen, woran er ſich zerſtoßen hatte, und die Wunde in der Hand ſchmerzte, aber ſeine Seele jauchzete in Wonne. Und Schneeflöckchen war auch in Entzücken über ſeine tapfere Treue. In der nächſten Stadt aber fing er ſein Tröpfchen wieder ein, legte ſein Fläſchchen aufs Herz und ritt weiter.

Dies war die dritte und letzte Probe:

Der Prinz trabte mit ſeinem Schneeflöckchen eines Morgens durch einen hohen Bergwald, da ward er eines gewaltigen Reiters gewahr, der auf einem weiſſen Hengſt ritt und ſo hoch war, daß ſein Haupt über die Spitzen der Eichen und Buchen ragte. Er hielt eine Lanze, die einem Maſtbaum gleich in den Lüften ſchwankte, und fällte dieſe fürchterliche Wehr, als er des Prinzen anſichtig ward. Dieſer Rieſe, denn das war er — hatte ein häßliches und verrunzeltes altes Weib hinter ſich auf, das ihn mit ihren dürren Armen umklammert hielt. Er führte ſie wider Willen mit ſich kraft eines Gelübdes, das er gethan hatte, und dachte ſie auf den Erſten Beſten, den er treffen würde, abzuladen. Als er alſo den Prinzen Visbiglio erblickte, rief er mit lauter Stimme, daß alle Berge und Klüfte wiederhallten, als hätten hundert Donnerwetter zugleich die himmliſchen Kartaunen gelöſt: Halt, mein Knäblein! ich habe hier etwas für dich. Du biſt jung und kannſt einen Schatz gebrauchen, der meinen Jahren ſchon beſchwerlich wird. Nimm dieſe Dame hintenauf und ſchwöre mir, daß du ſie ritterlich halten und einen Jeden, der dir begegnet, zum Kampf auf Leben und Tod fordern willſt, wenn er nicht bekennen will, daß ſie die allerſchönſte Prinzeſſin ſey, die je die Sonne beſchienen hat. Auf dieſe Bedingung laß ich dich hier frei vorüberreiten, ſonſt wird deine Mutter bald einen Todten begraben. Das geſchieht nimmer, du Trotziger, ſolange noch ein Tropfen Blut in mir warm iſt, rief Visbiglio, von Zorn entbrannt; wehre dich, du Prahler! ich ſchlage auf dich. Und mit dieſen Worten ſprang er aus dem Sattel und ließ ſein Roß laufen. Denn er begriff wohl, daß er gegen den Rieſen und deſſen Koloß von Pferd nicht rennen konnte, und daß die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit gegen die Uebermacht helfen mußte. Und der Rieſe, der ſich ſchämte, ſchlechter zu ſeyn als der Jüngling, ſprang auch vom Pferde, und ſie warfen beide die Lanzen weg und griffen zu den Schwerdtern.

Und es entſtand nun einer der ſchönſten und ſeltenſten Kämpfe, die je in einer Rennbahn geſehen worden. Die Erde erzitterte, wann der Rieſe ſeinen Fuß bewegte, und Felſen ſchienen unter jedem ſeiner Hiebe berſten zu müſſen. Leicht wie der geflügelte Wind ſprang der Prinz einher, wich und bog ſich jedem Streiche und Stoße aus und ſchlüpfte geſchickt unter der Langſamkeit und Schwere des Rieſen hin. So hatten ſie lange gekämpft, und ſchon rieſelte des Rieſen Blut aus mancher Oeffnung, aber es waren ſeichte Wunden. Der Prinz war aber noch ganz und ſpielte in leichter Beweglichkeit mit ſeinen leichten Waffen um das Ungeheuer herum. Als der Rieſe ſich nun von ſeinem eigenen Blute erröthen ſah, da ergrimmte er in ſeiner Seele und rief: Genug! o ſchon zu viel! nicht länger ſoll dieſe Mücke mit dem Löwen ſpielen. Und er holte einen gewaltigen Hieb aus, wodurch er den Prinzen wie eine Rübe in zwei Stücken zu ſpalten meinte. Doch der Hieb glitt vom Helm ab, nahm aber den ganzen Schild mit und die Hälfte des Panzers, und der Prinz fühlte die Spitze des Eiſens bis an ſein Herz dringen. In dieſer äuſſerſten Noth nahm auch er ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſtieß ſein Schwerdt, ſo lang es war, in des Rieſen Bruſt, daß das lange Scheuſal fluchend und röchelnd hinſtürzte.

Man kann ſich Schneeflöckchens Angſt denken bei dieſem fürchterlichen Streit und wie ſie in ihrem Fläſchchen zitterte und bebte, wenn der Rieſe in ſeinen Waffen daher raſſelte und ſie die Stöße klingen und die Hiebe durch die Luft ſauſen hörte. Als ſie aber die rothe Fluth den Panzer des Prinzen hinabrieſeln ſah, da konnte ſie es nicht länger aushalten in ihrem Kerker, ſprengte das Fläſchchen und miſchte ſich mit dem Blute, das wie ein purpurner Strom am Boden floß. Und o Wunder über alle Wunder! in demſelben Augenblicke, wie ſie von dem Blute ganz umfloſſen war, ſtand die allerſchönſte Jungfrau da: Schneeflöckchen war wieder ein Menſch geworden.

Der Prinz hatte ſich ſo erſchöpft und verblutet, daß er in Ohnmacht hingeſunken war. Schneeflöckchen warf ſich mit tauſend Thränen auf ihn, riß ihm den Panzer auf und trocknete das Blut ſeiner Wunde mit ihren ſchönen langen blonden Locken ab; ſie beweinte ihn faſt ſchon wie einen Todten. Als ſie ſo über ihm lag und klagte und ſchluchzete, ſiehe da ſchlug der Prinz die Augen auf und athmete wieder und ſah ſein allerliebſtes ſüßeſtes Kind, um welche er nun ſo manches Jahr in der Welt herumgeritten war. Und es war ihm bei dem Anblicke, als ob neue Kräfte ſich durch alle ſeine Adern göſſen und er neu gebohren wäre, und er fühlte ſeine Wunde nicht mehr, noch wie das Blut herabrieſelte, ſondern ſah nur das liebliche Schneeflöckchen und küßte und herzte ſie. Sie aber ſchnitt ihr Hemdchen inzwei, wo es ihr um das Herz lag, und legte das auf die Wunde, und das Blut ward gleich geſtillt. Die Wunde war wohl tief, aber nicht tödtlich, was ſie leicht hätte werden können, wenn ſie einen Zoll tiefer gedrungen wäre; denn der Rieſe hatte grade auf ſein Herz getroffen.

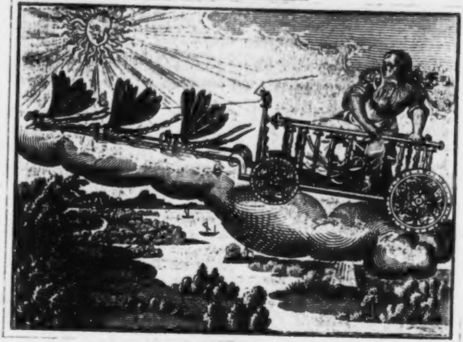
Dieſer aber lag wirklich todt da und ſollte nimmer wieder aufſtehen. Sie betrachteten nun ſeine ungeheure Lanze und ſeine gewaltigen Waffen, die ein gewöhnlicher Mann gar nicht von der Erde aufheben konnte, und lieſſen ihn da liegen; das alte garſtige Weib aber, um welches der blutige Span entſtanden war, lieſſen ſie in Frieden gehen, wohin ſie wollte. Der Prinz aber nahm zum

Andenken dieſes Streits mit dem Rieſen nichts weiter mit als den großen weiſſen Hengſt, worauf der Unhold geritten war, und ſein Schwerdt. Als ſie das Schwerdt von der Erde aufnahmen und näher betrachteten, ſahen ſie ein neues Wunder: die Spitze war zuſammengefloſſen, wie Eiſen geſchieht, das in die Kohlengluth gelegt wird, damit es dem Schmiede wieder weich werde. Und als Schneeflöckchen dies ſah, funkelten ihr die Aeuglein vor Entzücken und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und ſie drückte den Prinzen mit einer Gewalt an ihre Bruſt, als wolle ſie in Eins mit ihm zuſammenrinnen, und rief: o du allertreueſte und an Liebe unüberwindlichſte Seele! ſo iſt dein Herzblut ſo heiß von Liebe, daß das Eiſen des Rieſen daran geſchmolzen iſt und nicht hat eindringen können? So habe ich nun dieſes warme Herz, wovon mir ſo oft geträumt hat in bitterer Trauer während meiner traurigen Verwandlung? Nun ſehe ich, daß alles erfüllt iſt, was meine Stiefmutter, die böſe Hexe, einſt gemurmelt hat, als ſie mich aus dem Fenſter fliegen ließ. — Und ſie erzählte dem Prinzen nun die Geſchichte ihrer Verwandlung und wie jämmerlich ſie zwei Winter als Schneeflöckchen habe umher fliegen müſſen, bis ſie in ſeiner Hand zum Tropfen geworden ſey.

Der Tag, an welchem dieſer Kampf mit dem Rieſen ſtand, war genau der letzte Tag des fünften Jahres ſeit dem Tage, wo Schneeflöckchen den verzweifelten Prinzen Biſbiglio in der öden Waldſchlucht des Kaukaſus gefunden hatte. Und da beide ſahen, daß das Schickſal alles mit ihnen erfüllt hatte, und da ſie ſich herzlich ſehnten, die treueſte und unvergleichlichſte Liebe durch eine Hochzeit zu krönen, ſo ritten ſie nun nicht weiter durch die Welt auf Abenteuer — denn ſie hatten ja das allerſchönſte Abenteuer erlebt — ſondern ſie nahmen den gradeſten Weg nach dem Schloſſe, in welchem der alte König von Arabien, des Prinzen Visbiglio Vater, wohnte. Und ſie ſind dort glücklich angekommen und der Prinz hat dem Könige alles getreulich erzählt, wie es ſich mit ihm begeben hatte. Und der alte Herr hat nun wohl geſehen, wie viel es mit der Weisheit der Erziehung ſeines Sohns auf ſich gehabt hat, aber er hat ſich alle ſeine wunderlichen Abenteuer gern gefallen laſſen, da er ihm eine ſolche Schnur ins Haus gebracht hat; denn Schneeflöckchen war ſo freundlich und ſchön, daß ſie nicht allein ihm und allen Menſchen, ſondern allen Engeln im Himmel gefiel.

Und als der alte König ſich genug gefreut hatte und die Hochzeit geweſen war, da machten Visbiglio und Schneeflöckchen ſich auf und zogen zu dem alten Könige in Indien. Und Schneeflöckchen erzählte ihm ihre ganze Geſchichte, wie die Stiefmutter zur Füchſin geworden war und geſungen hatte: Schneeflöckchen flieg hin! fliege durch die Welt hin! und wie ſie dann ein Schneeflöckchen geworden und aus dem Fenſter gelaſſen wäre und ſo mehr als ſechs traurige Jahre in der Verwandlung habe leben müſſen. Und der König ihr Vater iſt ſo zornig geworden, daß er die alte Hexe hat an einen Pferdeſchweif binden und zu Tode ſchleifen laſſen. Auch hat er nun von ihren häßlichen Töchtern, die ſie ihm gebohren, nichts mehr wiſſen wollen, ſondern hat ſie hoch gen Norden hinauf in die Berglande Indiens geſchickt und geringen Männern zu Frauen gegeben. Schneeflöckchen aber iſt Königin von Indien geworden nach ſeinem Tode und Indien und Arabien ſind ſo Ein Königreich geworden. Ein zärtlicheres und treueres Ehepaar iſt aber auf der Welt nie geſehen worden als der treue Prinz Bisbiglio und ſeine ſüße Prinzeſſin Schneeflöckchen, ſo daß ſie wegen ihrer Zärtlichkeit und Treue noch bis dieſen Tag im ganzen Morgenlande in Fabeln und Liedern erzählt und geſungen werden. Sie haben auch die allerſchönſten und lieblichſten Kinder gehabt, die auch Herzen gehabt haben, ſich aller Anmuth und Schönheit des Himmels und der Erde zu freuen, und die ihren Aeltern an Freundlichkeit und Milde gleich geweſen ſind.

Erdwurmchen.



9.

Erdwurm.

Zu Diſtelfeld im Fichtelberge lebte ein ehrlicher Bauersmann, Kunz Bartold genannt, der hatte eine Frau, die hieß Kathrine Hüllmanns, und war eine recht chriſtliche und fromme Frau. Dieſe guten Leute hatten viele liebe Kinder, aber das liebſte von allen war ihnen ein kleines Mädchen, das in der Taufe den Namen Eva Maria empfangen hatte. Denn die kleine Eva war ein gar frommes ſtilles und ſinniges Kind, das fleißigſte in der Schule und das andächtigſte in der Kirche und gut und freundlich und gehorſam gegen alle Menſchen; beſonders gab es den Armen gern und bat die Mutter immer, wenn ſie etwas auszutheilen hatte, daß ſie ihr die Spende überlieſſe. Sonſt war das Kind bei aller ſeiner Freundlichkeit ſehr in ſich gekehrt und von ſtiller verſchwiegener Natur, ſprach nicht viel, war gern allein und liebte ſehr die Einſamkeit im Garten, im Felde und in den grünen Wäldern. Der liebe Gott, der jedem Menſchen ſo ſeine eigenen Anlagen und Triebe mitgiebt auf die Welt, hatte dieſem Kinde eine große Liebe für die Natur und ein leichtes und helles Verſtändniß der Dinge mitgegeben, ſo daß ſie, was kluge Leute kaum halb ausſprachen und nur ſo leicht hinwinkten, ſchon begriff und vieles verſtand und im Spielen lernte, was ihr kein Menſch erklärt noch gelehrt hatte. Die Leute pflegen ſich über ſolche helle Kinder zu wundern; einige nennen ſie Sonntagskinder, weil ſie alles ſehen und verſtehen können; andere ſchlimmer meinen wohl gar, es gehe nicht mit rechten Dingen zu bei ihnen. Und iſt doch alles natürlich und kommt von Gott her, daß die einen viel wiſſen und leicht lernen und die andern dumm ſind und nichts lernen. Die kleine Eva kannte, als ſie zehen Jahre alt war, ſchon die meiſten Thiere, Vögel, Blumen und Bäume und ging mit ihnen ſo unſchuldig und vertraut und ſicher um, als hätte ſie ſchon ein paar hundert Jahre mit ihnen gelebt. Aber faſt ein noch größeres Wohlgefallen als an dieſen hatte ſie an bunten Steinen und Gewürmen, und konnte ſich gewaltig freuen, wenn ſie ein buntes Steinchen fand, und mit Marienwürmchen, Goldkäfern, Gottspferdchen, Schmetterlingen und Laubfröſchen konnte ſie oft Tagelang ſpielen, ohne daß ihr die Zeit dabei lang ward. Sie ging nun ins elfte Jahr und mußte ihrer Mutter Kühe im Walde hüten. Da ſammelte ſie ſich immer eine Menge buntes Geflügel und Geſtein, und wann ſie des Abends heimkam, hatte ſie die Taſchen gewöhnlich voll Steine und Schächtelchen und Binſenkörbchen, die ſie ſich ſelbſt flocht, voll Käfer, Schmetterlinge und Laubfröſche, mit welchen ſie und die andern Kinder dann ſpielten. Wegen dieſer Liebe zu den bunten Steinchen und Käferchen wühlte ſie viel in der Erde, wälzte Steine und Holzblöcke um, riß die Rinde von den Bäumen, und die Leute, die das ſahen, und die eigenen Aeltern nannten die kleine Eva deswegen im Scherz Erdwurm. Aus dieſem Scherz ward aber ein ſolcher Ernſt, daß ſie künftig nicht mehr Eva, ſondern Erdwurm bei allen Leuten hieß.

Nun begab es ſich einmal, als Erdwürmchen im Frühlinge ihres zwölften Jahres ihre Kühe und Kälber in den Wald trieb und mit ihrem Hündchen hinterdrein trabend ein Liedlein ſang, daß ihr eine alte Frau begegnete, die faſt nackt war und gar bleich und elend ausſah. Dieſe jammerte über Kälte, und es war der Monat April und da iſt es in den Waldbergen oft noch recht kalt. Das konnte Erdwürmchen nicht lange anhören, ſie mußte ihr Röckchen ausziehen und es der alten Frau umhängen, welche wegging und ihr zurief: Schönen Dank, mein Kind! das ſoll dir nicht unvergolten bleiben. Erdwürmchen ging nun den ganzen Tag im bloßen Hemde und fror ſelbſt ſehr und ward obendrein des Abends von der Mutter tüchtig ausgeſcholten, daß ſie mehr weggegeben hatte, als ſie durfte; denn die Mutter war auch nicht ſo reich, daß ſie ihren Kindern immer neue Kleider zumeſſen laſſen konnte. Als nun die Sonnengicht gekommen und die Tage am längſten waren, da hatte ſich Erdwürmchen einmal im Walde gebadet. Als ſie nun aus dem Bache ſtieg und hinter einem Dornbuſch, wo ſie ſich entkleidet hatte, ihre Kleider ſuchte, fand ſie ſtatt deren, welche ſie ſuchte, die allernetteſten neuen Kleider, als wären ſie eben vom Schneider gekommen, und ein blankes Mützchen und ein Paar neue Schuh. Dies Letzte verwunderte ſie am meiſten, denn im Sommer trugen ſie und ihre Geſchwiſter keine Schuh, ſondern mußten baarfuß laufen. Sie zog aber alles an und probierte auch die Schuhe an und freuete ſich recht kindiſch, und in der Freude rief ſie aus: O wer mag mir das wohl geſchenkt haben?

Das hab' ich gethan, ſchallte es hinter den Büſchen, und bald ſah ſie eine alte Frau kommen, dieſelbe, der ſie im Frühlinge ihr Röckchen gegeben hatte, und die alte Frau trat freundlich vor ſie und fragte ſie: Erdwürmchen, kennſt du mich nicht mehr? Und Erdwürmchen ſprach: Ja wohl, du biſt ja die arme alte Frau, die hier im Frühlinge ſo fror und in zerriſſenen Kleidern ging, und nun haſt du ſo ſchöne Kleider an. Ja ſo geht's, mein Kind, ſagte die alte Frau, heute reich und morgen arm. Ich habe dir dafür, daß du ein ſo barmherziges Kind warſt, die neuen Kleider gebracht, und wenn du noch etwas wünſcheſt, ſo ſage es, ich will dir's gewähren. Und Erdwürmchen bedachte ſich nicht lange und ſprach: O laß den ſchönen großen blanken Käfer alle Tage zu mir kommen und mit mir ſpielen, den ich hier nur einmal im Walde geſehen habe, haſchen habe ich ihn aber nicht können. Das glaub' ich wohl, denn er iſt ein verzweifelt kluger Gaſt, ſagte die alte Frau; er ſoll kommen. Und nun Adjes, mein Kind! Und die alte Frau küßte ſie, nahm ihren Stock und ging weg.

Und als ſie kaum weg war, ſäuſelte es Summ! Summ! Summ! durch die Bäume und ein großer glänzender Käfer kam geflogen und ſetzte ſich neben Erdwürmchen hin, und ſeine Flügeldecken ſahen aus wie lauteres Gold und ſeine zwei hellen Augen funkelten wie Diamanten. Erdwürmchen hatte ſeine herzinnige Freude an dem Käfer und ſpielte den ganzen Tag mit ihm; und als ſie ihre Heerde zu Hauſe trieb, da nahm er auch ſeine Flügel und flog weg. Und auf dieſelbe Weiſe, wie er heute gethan, kam er jeden Tag, ſo oft ſie im Walde war, und flog immer auch weg, wann ſie weg ging. Und Erdwürmchen ſpielte und flüſterte mit ihm, als wäre es ein Menſch geweſen, ſie erzählte auch den andern Hirten, die ſie zuweilen mit dem Käfer trafen: er ſey ihr kleiner Waldbräutigam und verſtehe alles, was ſie ihm ſage, er bringe ihr auch ſchöne und blanke Sachen zum Spielen und Aepfel und Nüſſe, wann ſie hungere. Die andern Kinder hörten das ſo an und lachten und glaubten es nicht, aber den goldenen Käfer mogten ſie gern leiden. Ich weiß auch nicht, ob das wahr war oder ob Erdwürmchen den Kinden zum Scherze ſolche Fabeln erzählte; aber das iſt gewiß, daß die beide ſehr viel von einander hielten und daß der Käfer den andern Frühling wiederkam, ſobald Erdwürmchen ihre Kühe in den Wald trieb, und daß ſie in der alten Freundſchaft mit einander lebten und umgingen. Da lernte Erdwürmchen nun auch, daß es ein ganz ſeltener Käfer war und mehr konnte, als andere gemeine Käfer können.

Einſt ſaß ſie nach ihrer Gewohnheit mit ihm unter einer grünen Eiche und ſpielte mit ihm und mit andern bunten Würmchen und Käferchen im Graſe. Da flog ihr eines der ſchönſten und bunteſten Marienwürmchen auf und ſchwang ſeine kleinen Flügel, und in einem Hui war es über die Eiche hinaus. Und Erdwürmchen ſah ihm ſehnſüchtig nach und rief: O wer doch auch ſo fliegen könnte und ſich in der leichten Luft über die Bäume hinwiegen! Und Goldkäferchen, der dieſe Worte hörte, flüſterte ihr leiſe zu: Erdwürmchen, mögteſt du das? und ſie ſagte: Ja für mein Leben gern!

Und es währte nicht eine Sekunde, ſo kam der allerniedlichſte Wagen aus der Luft herunter und ſenkte ſich vor Erdwürmchen zur Erde herab, als ſpräche er: Erdwürmchen willſt du, ſo ſteige ein! Das Wägelchen war von dem allerweiſſeſten Elfenbein leicht und ſauber gearbeitet und es waren viele tauſend niedliche und bunte Vögelein und Blümlein drein geſchnitzelt und darauf gemalt. Er war groß genug, daß ein kleines Mädchen bequem darin ſitzen konnte, und ward von ſechs himmelblauen Gottspferdchen gezogen.

Erdwürmchen ſtand vor dem zierlichen Wägelchen und verwunderte ſich und ſchlug in die Hände, daß er ſo ſchön war. Goldkäferchen machte ſich hinzu und ſagte: Nun ſteige ein, Erdwürmchen, und kutſchiere dich durch die Luft, wenn du Luſt haſt. Erdwürmchen ſtand da zitternd und bebend vor Freude, Furcht und Verlangen, doch mußte ſie laut lachen, als Goldkäferchen dieſe letzten Worte ſprach, und ſagte: Was ſoll ich einſteigen? die kleinen magern Rappen werden mich wohl weit ziehen? — Steig du nur ein, ſprach Goldkäferchen wieder, ich will der Kutſcher ſeyn. Und mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf den Bock. Da lachte Erdwürmchen wieder und ſetzte ſich ein: zum Spaße, meinte ſie, denn dies Geſpann würde ſie doch nicht von der Erde aufziehen.

Aber ſiehe! Goldkäferchen faßte die Zügel, nahm das goldene Peitſchchen, aus feinſten Sonnenſtrahlen geflochten, und klatſchte, daß es durch den Wald klang; und die ſechs geflügelten Rappen zogen an, und hui! ging es in die Höhe und über die höchſten Buchen und Eichen fort, daß es ſauſete. Erdwürmchen hatte gar nicht geglaubt, daß es Ernſt ſey, auch hatte ſie ihren Wunſch, einmal ſo durch die Lüfte zu fliegen, nur ſo leicht hingeſagt, wie Menſchen, wenn ſie Vögel oder Schmetterlinge ſich in den Lüften wiegen ſehen, wohl ſprechen: o wer doch auch einmal ſo fliegen und durch die leichten Lüfte ſegeln dürfte! Nun hätte ſie gern Halt! Halt! geſchrieen, aber ſie hatte keine Zeit dazu; denn es ging gar zu geſchwind und ſie hatte genug zu thun, ſich an der Lehne des Wagens feſtzuhalten, damit ſie in der Angſt nicht herausflöge. Als ſie aber zuletzt ſah, daß keine Gefahr dabei war, da ließ ſie ſich die Fahrt gefallen, die immer über den Wald hin ging, wohl zwei Meilen weit und dann wieder zurück. Und als das Wägelchen hingekommen iſt, wo ihre Kühe und Kälber weideten, hat Goldkäferchen ihn ſanft abwärts gelenkt, und ſo ſind ſie auf derſelben Stelle wieder niedergekommen, wo ſie aufgefahren waren.

Dieſe Fahrten hat Erdwürmchen oft gemacht und ſich inniglich ergötzt, daß ſie in dem elfenbeinernen Wagen mit dem leichten Geſpann der Gottspferde geſchwinder als die geſchwindeſten Vögel fliegen konnte, ſo daß ſie da oben oft Tauben und Falken und andere Schnellflieger gegriffen hat. Sie iſt auch zuweilen des Nachts ausgefahren, wann Goldkäferchen ihr Kutſcher ſie zu ſolcher Spazierfahrt einlud, ſie hat ſich dann leiſe und heimlich aus dem Bette geſchlichen, wann die andern im Hauſe alle ſchliefen, und dieſe Fahrten bei Mond- und Sternenſchein däuchten ihr die allerluſtigſten. Aber nie hat ſie der Mutter etwas davon merken laſſen, ſie hat dies überhaupt heimlich gehalten; nur das hat ſie erzählt, daß die alte Frau ihr die ſchönen neuen Kleider geſchenkt hat für das Röckchen, das ſie ihr im Frühlinge gegeben.

Erdwürmchen war nun fünfzehn Jahre alt und begann ein großes Mädchen zu werden; ſie hütete aber noch immer das Vieh im Walde. Nun ſammelte ſie, wann Goldkäferchen grade nicht bei ihr war — er kam ſchon viel ſeltener — die andern Knaben und Mädchen, welche auch Hirten waren, häufig um ſich herum und erzählte ihnen Geſchichten, denn deren wußte ſie eine Menge von ihrer Mutter, welche die Winterabende in der Spinnſtube immer mit Erzählungen zu kürzen pflegte. Eines Tages hatte ſie eine ſehr traurige Geſchichte erzählt, wie ein ſchöner junger Prinz im Kampfe mit dem Drachen auf den Tod verwundet war und bei'm Sterben ſeiner Herzallerliebſten vorſang:

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Reich mir ein Gläslein kühlen Wein,
Reich mir ein weiſſes Semmelein.
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein.
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
Ade! du heller Sonnenſchein!
Und Mondenſchein und Sternenſchein!
Ade!
Du Sonnenſchein und Sternenſchein!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh!

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
O weine nicht Feinsliebelein!
Es muß von dir geſchieden ſeyn!
Ade!
Es muß, es muß geſchieden ſein!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Dieſe Geſchichte war ihr ſo auf das Herz gefallen, daß ſie ſie gar nicht aus dem Sinn ſchlagen konnte und immer für ſich ſingen mußte:

Ade! es muß geſchieden ſeyn!
O weine nicht! Feinsliebelein!

und dabei liefen ihr die hellen Thränen wie brennende Ströme aus den Augen. Als ſie ſo in traurigen Gedanken unter der grünen Eiche ſaß, wo ſie gewöhnlich zu ſitzen und zu ſpielen pflegte, kam mit Einem Male Goldkäferchen hergeſchwirrt, der einige Tage nicht dageweſen war, und flüſterte ihr zu: Erdwürmchen willſt du luſtfahren? Es iſt heute der ſchönſte Regenbogen am Himmel und den wollen wir recht nah beſehen; aber komm und mache dich gleich fertig! Sie ſagte ja und der Wagen kam und ſie ſtieg ein und Goldkäferchen nahm ſeine goldene Peitſche und klatſchte auf die Pferde.

Und die Pferde brauſeten im ſauſenden Galopp davon, ſo geſchwind, geſchwind, daß Erdwürmchen Himmel, Erde und Meer kaum von einander unterſcheiden konnte und von dem ſchönen verſprochenen Regenbogen gar nichts ſah. Der muthwillige Kutſcher knallte und klatſchte in Einem fort und die Gottespferde wieherten und brenſchten, und die Luft ging ſo gewaltig, als wenn Sturmwinde blieſen, Goldkäferchen aber klatſchte und ſang immer mit heller Stimme drein: O weine nicht, Feinsliebelein! es muß, es muß geſchieden ſeyn! Das arme Erdwürmchen aber hatte nichts anders zu thun, als ſich nur feſtzuhalten; denn jetzt kam ihr die Fahrt wirklich ſo vor, als ſollte alles aus einander fliegen und ſie durch die weite leere Luft ſo fortgewirbelt werden. So ſauſte der Wagen fort, und ihr fehlte ſelbſt der Athem zu fragen, bis der Wagen mit Einem Male anfing ſich zu ſenken und in einer unbekannten Gegend zur Erde kam. Als Erdwürmchen fühlte, daß es nicht mehr flog mit ihr, wollte ſie Goldkäferchen fragen: wo ſind wir? aber in demſelben Hui waren Wagen, Kutſcher und Pferde weg und ſie hat ſie ſeit der Stunde in ihrem Leben nicht wieder geſehen.

Es war ſchon dunkel, die Sonne war lange unter und der Mond und die Sterne ſtanden hell am Himmel. Da hätte Erdwürmchen Ade! Ade! Ade! ſingen mögen, aber ihr war der Geſang jetzt knapp geworden, und ſie ſaß im ſtillen Leide, rang ihre Hände und weinte bitterlich. Dann ſeufzete ſie tief und rief einmal über das andere aus: O ich gottloſes Mädchen! die Mutter hat mich oft geſcholten, daß ich ſo viel mit den Würmern ſpielte; nun ſehe ich wohl, was das für bunte Schelme ſind. Warte nur, Goldkäferchen! wenn du mal wieder kommſt, ſollſt du's kriegen! O wenn ich nur einen Menſchen fände, der mir den Weg nach Hauſe wieſe! — Sie fing nun an durch die Büſche fortzugehen, aber ſie war von dem geſchwinden Fluge ſo müd geworden, daß ſie kaum hundert Schritt gegangen war, ſo ſetzte ſie ſich unter einem Baum nieder und ſchlief ein, und ſchlief da bis an den hellen Morgen. Das arme Kind meinte, ſie ſey nahe bei ihres Vaters Hauſe, aber ſie war in der dreiſtündigen Fahrt über fünfzig Meilen weit durch die Luft gereiſt. Schlafe wohl und träume wohl, liebes Erdwürmchen!

Als Erdwürmchen erwachte, ſtand die Sonne ſchon hell am Himmel. Sie ſah ſich mit großen Augen um, denn das von geſtern war ihr alles wie ein Traum. Sie hatte auch die ganze Nacht nichts anders geträumt als von der ſauſenden Reiſe, wo ſie, wie ihr däuchte, dreimal aus dem Wagen ſtürzte und immer wieder hereingebracht ward, von brennenden Häuſern, von Krieg und Geſchrei und von allerlei Noth und Angſt. Mit dieſen Gedanken wachte ſie auf und ſah nun wohl, daß ſie in einer unbekannten Gegend war und fern von ihres Vaters Hauſe. Denn ſie erblickte rings umher himmelhohe Berge, deren oberſte Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Und als ſie das ſah, weinte ſie bitterlich und brach in die Worte aus: O du erzböſewichtiſches Goldkäſerchen! hier komme ich nimmer wieder heraus, ich ſehe Vater und Mutter nimmer wieder, denn wie ſoll ich über den hohen Schnee kommen? Mehr konnte ſie vor Traurigkeit nicht ſagen; doch ging ſie gedankenlos fort. Sie kam bald an einen kleinen Baumgarten, wo Aepfel, Birnen und Pflaumen die Fülle an Bäumen hingen. Sie ging hin und brach ſich davon und aß, denn ſie war ſehr hungerig. Als ſie ſich geſättigt hatte, ging ſie weiter fort durch die Bäume und hörte einen Hahn krähen und einen Hund bellen. Und da ward ſie ganz froh und fiel mit dem Angeſicht auf die Erde, faltete ihre Hände und betete ein frommes Morgengebet und ſprach: Gott ſey gelobt, daß ich wieder zu Menſchen komme! Und als ſie um einen kleinen Buſch herumgekommen war, da ſah ſie hinter dem Buſche ein kleines ſtrohenes Häuschen ſtehen und ging grade auf das Häuschen zu.

Und ehe ſie noch an das Häuschen kam, ſprang ein buntes Hündchen auf ſie zu und wedelte luſtig mit dem Schwanze und bellte und brummte nicht, und dann kam ein ſchneeweiſſes Mieskätzchen und ſtrich ſich den Pelz an ihrem Knie glatt und gnurrte behaglich, wie die Katzen im Wohlgefallen thun. Und dieſe Beiden begleiteten ſie. Vor der Thüre des Hauſes ſaß ein altes Mütterchen im weiſſen Kopfe an einem Spinnrade und ſpann und ſang mit heller Stimme: Wach auf, mein Herz, und ſinge! und ließ ſich nicht ſtören, daß Erdwürmchen kam, und Erdwürmchen ſtimmte ein und ſang mit, bis das Lied zu Ende war, und freute ſich, daß ſie zu frommen Leuten gekommen war. Darauf ſtand die alte Frau von ihrem Spinnrade auf und reichte dem Erdwürmchen die Hand und hieß ſie freundlich willkommen. Als ſie aber dem Kinde ins Geſicht ſah, rief ſie: Herr Je! Erdwürmchen biſt du es? wie in aller Welt kommſt du hieher? Erdwürmchen wunderte ſich nicht wenig, als ſie ſich mit ihrem Namen anreden hörte, ſah die alte Frau genau an, und erkannte nun bald, daß es dieſelbe alte Frau war, die ihr, als ſie badete, einſt die ſchönen neuen Kleider hinter den Dornbuſch hingelegt hatte. Und ſie antwortete ihr vergnügt: Ja Mutter, ich bin Erdwürmchen, aber wie ich herkomme, das weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, daß dein Goldkäferchen ein Erzlügner iſt: er hat mir etwas vorgegaukelt von einem wunderſchönen Regenbogen und ſo iſt er im ſauſenden Galopp durch die Luft mit mir davon gefahren, daß mir Hören und Sehen dabei vergangen iſt; und ſo bin ich endlich hier wieder auf die Erde herabgekommen, und da hat er mich ſitzen laſſen. Nun iſt es nur gut, daß ich dich hier treffe. Du kannſt mir wohl den Weg durch die Berge zu Vater und Mutter zeigen; denn die werden ſehr traurig ſeyn, daß ich geſtern Abend nicht zu Hauſe gekommen bin, und werden glauben, daß mich Räuber geſtohlen oder Wölfe und Unthiere gefreſſen haben.

Die alte Frau antwortete ihr: Sey mir hier willkommen, Erdwürmchen! Deine Aeltern wohnen ſehr weit von hier und ich kann dich nun nicht hinbringen. Denn alle Straßen ſind unſicher und es iſt Krieg und geſtern ſind fremde Soldaten bei euch in Diſtelfeld eingerückt. Und ſchelte nicht ſo ſehr auf Goldkäferchen, er hat dich deswegen weggebracht. Deinen armen Aeltern hätteſt du doch nicht helfen können, dir und deiner Ehre aber hätte leicht ein Leides geſchehen können. Darum gieb dich nur drein und bleib hier bei mir. Wir wohnen hier abweges im Walde, hier biſt du ſicher, und über dieſe Schneeberge kommt kein Feind. Wann es dort wieder ruhig iſt, will ich dich ſchon zu Hauſe bringen. Und Erdwürmchen gab ſich drein und blieb, im Stillen aber weinte ſie manches Thränchen in ihrem Kämmerlein und im einſamen Walde, daß ſie ſo weit weg war von Hauſe. Doch ging es ihr ſonſt recht gut.

Es war dies ein kleines Bauergütchen, das ganz einſam im Walde lag und etwas Feld, einen Garten, eine Wieſe und des Holzes genug hatte; auch waren in Bächen und Teichen Forellen und Karpfen. Hier wohnte die Alte mit ihrem alten Manne, der wohl noch älter war als ſie, und mit einem Knechte der auch nicht mehr jung war, und die drei beſtellten und beſtritten die ganze Wirthſchaft. Nun kam Erdwürmchen noch dazu und half ihnen. Sie hatten zwei Ochſen, zwei Pferde, acht Kühe, zwanzig Schaafe und Ziegen, viele Hühner und Enten auf dem Hofe und Obſt im Garten und Korn im Felde und lebten recht gut und vergnügt. Auch waren es chriſtliche fromme Leute und in ihrem Leben hat Erdwürmchen nicht ſo viel in der Bibel und im Geſangbuche geleſen als hier. Den Sommer waren alle fleißig, daß ſie das Haus und die Scheunen voll ſchafften für den Winter; den Herbſt und Winter droſchen die Männer Korn und fällten und fuhren Holz aus dem Walde, Mütterchen aber und Erdwürmchen, wann ſie das Vieh und die Küche beſorgt hatten, ſaßen am Spinnrocken und ſpannen und erzählten einander Geſchichten oder ſangen geiſtliche Lieder. Erdwürmchen hat nachher oft erzählt, die Jahre, die ſie hier verlebt habe, ſeyen die vergnügteſte Zeit ihres Lebens geweſen.

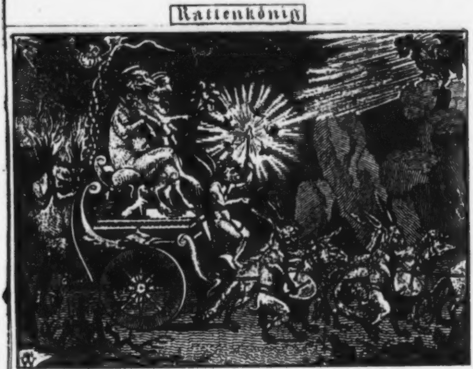
So waren hier fünf Sommer vergangen und die Zeit war Erdwürmchen gewiß nicht lange geworden; da kam die alte Frau eines Morgens zu Erdwürmchen in ihr Kämmerchen und ſprach: Liebes Erdwürmchen, nun iſt es Zeit, daß du von hier reiſeſt und wieder zu deinen lieben Aeltern kommeſt. Es iſt arg hergegangen in Diſtelfeld und im ganzen Frankenlande; jetzt aber iſt der Krieg vorbei, es iſt wieder Friede und nun iſt es billig, daß du wieder zu den Deinigen zieheſt und den Aeltern die Sorge vergelteſt, die ſie in deiner Kindheit um dich gehabt haben. Siehe ich habe dich hieher holen laſſen, nicht, daß ich dich blos bei mir hätte — denn ich habe dich ſehr lieb, das weißt du wohl — ſondern daß du ſicher wäreſt vor der Wildheit und Wüſtheit des Krieges; und wenn ich dich gleich gern behielte, ſo muß ich dich doch deinen Aeltern wiedergeben: denn das Andere wäre Sünde. Du haſt wohl gemerkt, daß ich allerlei Künſte kann, und das iſt wahr; aber ich bin eine von den Frauen, welche die ſie kennen die Holden heiſſen und ich gebrauche meine Künſte nie zum Böſen. Darum erſchrick nur nicht vor mir und habe mich in einem guten Andenken: ich bin eine von denen, die ſie die guten weiſen Frauen nennen, und habe mein Leben darauf gewendet, tolle Geſchichten in kluge und Verkehrtes in Rechtes zu verwandeln. Und nun, liebes Kind, mache dich fertig, ſuche deine Sachen zuſammen und packe deine Kleider und dein Leinzeug ein; denn morgen fahren wir ab.

Und Erdwürmchen that mit allem Fleiß, wie ihr befohlen war, und ſetzte ſich dann einſam hin und weinte, daß ſie die alte Frau verlaſſen ſollte, die ihr ſo viel Liebes gethan hatte, in ſo manchem lieben Jahr. Und den andern Morgen hielt der Wagen mit den zwei Pferden vor der Thüre, und ſie ſetzte ſich nebſt der alten Frau darauf, und der alte Knecht war ihr Kutſcher. Und ſie waren ſechs Tage gefahren und den ſiebenten Tag kamen ſie in das Kirchdorf, wo die Leute aus Diſtelfeld in die Kirche gehen. Da ließ die alte Frau an der Schenke halten und ſprach zu Erdwürmchen: Nun will ich Lebewohl zu dir ſagen, mein Kind, weiter fahre ich nicht, und nun will ich wieder zu Hauſe. Gott ſegne dich und behüte dich, und behalte dich treu und ſicher auf ſeinem Wege, ſo wird es dir wohl gehen hier und dort. Und ſie hieß den Knecht die Laden und Kiſten abpacken, worin Erdwürmchens Kleider und Leinzeug waren, und gab ihr dann noch einen

Beutel in die Hand und ſagte: da, mein Kind! das ſoll dein Brautſchatz ſeyn, dafür kannſt du dir ein Bauergütchen kaufen. Und dann fuhr ſie weg, und Erdwürmchen ließ ſich von dem Schenkwirth nach Diſtelfeld fahren, wo ihre Aeltern wohnten.

Als ſie auf die Diſtelfelder Mark kamen, da verwunderte ſie ſich, daß ſie ſo wenige Häuſer ſah und von dieſen einige ganz neu ſchienen, und ſie ſprach zu dem Fuhrmann: aber iſt denn dies Diſtelfeld? Ja freilich iſt es Diſtelfeld, antwortete er, aber es iſt nicht mehr das alte Diſtelfeld; das iſt im Kriege meiſt abgebrannt, und ſie fangen nun an und bauen wieder einige neue Häuſer. Erdwürmchen erſchrack ſehr und ſie dachte an ihre Aeltern und Geſchwiſter und ihr war ſehr bange im Herzen, aber ſie mogte den Mann nicht fragen. Und ſie fuhren in das Dorf hinein, und ſie ſah Brandſtellen, ungeheure Bäume und Balken hin und her liegend, zerbrochene Zäune und niedergeriſſene Mauern, bis ſie an ihres Vaters Haus gelangte. Das war auch nicht mehr das alte, ſondern ein neues, das ſie ſchon wieder aufgebaut hatten. Da fand ſie ihre beiden Aeltern gottlob noch am Leben, die waren ſehr arm geworden aber doch noch nicht muthlos, denn es waren fromme Leute die Gott fürchteten. Ihre Geſchwiſter lebten auch noch bis auf einen Bruder, der im Kriege geblieben war. Ihre beiden Schweſtern, welche älter waren als ſie, hatten ſchon Männer, die in andern Dörfern wohnten. Und ſie erzählte ihren Aeltern wie es ihr wunderbar ergangen und wo ſie ſo lange geweſen war und ſagte ihnen viel Freundliches und Liebes und tröſtete ſie aus Gottes Wort und ſprach: Gott kann helfen und ich will auch helfen und kann auch helfen. Und mit dieſen Worten öffnete ſie den Beutel, welchen ihre alte Pflegemutter ihr bei'm Abſchiede in die Hand gethan hatte; und es waren fünfhundert blanke Dukaten darin; in den Kiſten aber war das ſchönſte Leinzeug, das ſie zum Theil mit geſponnen und gebleicht und das die gute alte weiſe Frau ihr zum Brautſchatz mitgegeben hatte.

Und Erdwürmchen hat ſich bald einen wackern jungen Bauer zum Mann genommen und in Diſtelfeld gewohnt und als eine fromme und chriſtliche Frau gelebt. Und Gott hat ihren Fleiß und ihre Frömmigkeit geſegnet, daß ſie ihren Aeltern und vielen Menſchen hat Gutes thun können. Ihre Kinder hat ſie fleißig in Gottes Wort unterwieſen und frühe zur Kirche und Schule gehalten, aber ſie hat nicht gelitten, daß ſie viel in Waldeseinſamkeit lebten oder nächtlich und mitternächtlich herumwandelten. Denn ſie pflegte zu ſagen: Es iſt nicht gut, daß der Menſch ſich zu ſehr an die Kreaturen hängt und mit Steinen und Würmern und allerlei Thieren zu viele Gemeinſchaft hat. Mancher iſt dadurch verwirrt und närriſch geworden und in böſe Hände gerathen. Ich danke Gott jede Stunde, daß er mich in meiner Jugend bewahrt hat. Denn das iſt das Sicherſte, daß der Menſch ſich an Gottes Wort hält und nicht zu viel fragt, was in Bäumen und Bergen ſteckt und wovon die Würmer und Vögel, ja die Blumen und Blätter zu flüſtern und zu ſprechen wiſſen. Das hat manchen auf ſchlimme Abwege gebracht, und wohin hätte es mich Aermſte nicht bringen können, wäre Gott nicht ſo gnädig geweſen?



10.

Rattenkönig Birlibi.

Ich will die Geſchichte erzählen von dem Rattenkönig Birlibi, eine Geſchichte, die mir Balzer Tievs aus Preſeke oft erzählt hat nebſt vielen andern Geſchichten. Balzer war ein Knecht, der auf meines Vaters Hofe diente, als ich acht, neun Jahre alt war, ein Menſch von ſchalkiſchen Einfällen, der viele Geſchichten und Mährchen wußte. Die Geſchichte von dem Rattenkönig Birlibi lautet alſo:

In dem ſtralſundiſchen Dorfe Alten Camp, welches zwiſchen Gartz und Putbus ſeitwärts am Strande liegt, hat vormals ein reicher Bauer gelebt, der hieß Hans Burwitz. Das war ein ordentlicher kluger Mann, dem alles, was er angriff, gerieth, und der im ganzen Dorfe die beſte Wehr hatte. Er hatte ſechszehn Kühe, vierzig Schaafe, acht Pferde und zwei Füllen auf dem Stalle und in den Koppeln, glatt wie die Aale und von ſo guter Zucht, daß ſeine Füllen auf dem Berger Pferdemarkt immer zu acht bis zehn Piſtolen das Stück bezahlt wurden. Dazu hatte er ſechs hübſche Kinder, Söhne und Töchter, und es ging ihm ſo wohl, daß die Leute ihn wohl den reichen Bauer zu Alten Camp zu nennen pflegten. Dieſer Mann iſt durch nächtliche Gänge im Walde um all ſein Vermögen gekommen.

Hans Burwitz war auch ein ſtarker Jäger, beſonders hatte er eine treffliche Witterung auf Füchſe und Marder, und war deswegen oft des Nachts im Walde, wo er ſeine Eiſen gelegt hatte und auf den Fang lauerte. Da hat er im Dunkeln und im Zwielichte der Dämmerung und des Mondenſcheins manche Dinge geſehen und gehört, die er nicht wiedererzählen mogte, wie denn im Walde des Nachts viel Wunderliches und Abſonderliches vorgeht; aber die Geſchichte von dem Rattenkönig Birlibi hat man von ihm erfahren. Hans Burwitz hatte in ſeiner Kindheit oft von einem Rattenkönig erzählen hören, der eine goldene Krone auf dem Kopfe trage und über alle Wieſel, Hamſter, Ratten, Mäuſe und anderes dergleichen ſpringinsfeldiſches und leichtes Geſindel herrſche und ein gewaltiger Waldkönig ſey: aber er hatte nie daran glauben wollen. Manches liebe Jahr war er auch im Walde auf Fuchs- und Marderfang und Vogelſtellerei rundgegangen und hatte vom Rattenkönig auch nicht das Mindeſte weder geſehen noch gehört. Da mogte der Rattenkönig aber wohl in einer andern Gegend ſein Weſen getrieben haben. Denn er hat viele Schlöſſer in allen Ländern unter den Bergen und zieht beinahe jedes Jahr auf ein anderes Schloß, wo er ſich mit ſeinen Hofherren und Hofdamen erluſtigt. Denn er lebt wie ein ſehr vornehmer Herr und der Großmogul und König von Frankreich kann keine beſſere Tage haben und die Königin von Antiochien hat ſie nicht gehabt, die ihr Vermögen in Herzen von Paradiesvögeln und Gehirn von Nachtigallen aufgefreſſen hat; und das glaube nur nicht, daß dieſer Rattenkönig und ſeine Freunde Nüſſe und Weizenkörner und Milch je an ihren Schnabel bringen, nein, Zucker und Marzipan iſt ihr tägliches Eſſen und ſüßer Wein iſt ihr Getränk und leben beſſer als König Salomo und Feldhauptmann Holofernes.

Nun ging Hans Burwitz wieder einmal nach Mitternacht in den Wald und war auf der Fuchslauer. Da hörte er aus der Ferne ein vielſtimmiges und kreiſchendes Getöſe, und immer klang mit heller Stimme heraus Birlibi! Birlibi! Birlibi! Da erinnerte er ſich des Mährchens vom Rattenkönig Birlibi, das er oft gehört hatte, und er dachte: willſt mal hingehen und zuſehen, was es iſt? denn er war ein beherzter Mann, der auch in der ſtockfinſterſten Nacht keine Furcht kannte. Und er war ſchon auf dem Sprunge zu gehen, da bedachte er das Sprichwort: Bleib weg, wo du nichts zu thun haſt, ſo behältſt du deine Naſe; aber das Birlibi tönte ihm nach, ſo lange er im Walde war. Und die andere Nacht und die dritte Nacht war es wieder eben ſo. Er aber ließ ſich nichts anfechten und ſprach: Laß den Teufel und ſein Geſindel ihr tolles Weſen treiben, wie ſie wollen! ſie können dem nichts thun, der ſich nicht mit ihnen abgiebt. Wollte Gott, Hans hätte es immer ſo gehalten! Aber die vierte Nacht hat es ihn übermächtigt und er iſt wirklich in die böſen Stricke gerathen.

Es iſt der Walpurgisabend geweſen und ſeine Frau hat ihn gebeten, er möge dieſe Nacht nur nicht in den Wald gehen, denn es ſey nicht geheuer und alle Hexenmeiſter und Wettermacherinnen ſeyen auf den Beinen, die können ihm was anthun; denn in dieſer Nacht, die das ganze hölliſche Heer loslaſſe, ſey ſchon mancher Chriſtenmenſch zu Schaden gekommen. Aber er hat ſie ausgelacht und hat es eine weibiſche Furcht genannt und iſt ſeines gewöhnlichen Weges in den Wald gegangen, als die andern zu Bett waren. Da iſt ihm aber der König Birlibi zu mächtig geworden. Anfangs war es dieſe Nacht im Walde eben wie die vorigen Nächte, es toſete und lärmte von fern und das Birlibi klang hell darunter; und was über ſeinem Kopfe durch die Wipfel der Bäume ſchwirrte und pfiff und rauſchte, das kümmerte Burwitz nicht viel, denn an Hexerei glaubte er gar nicht und ſagte: es ſeyen nur Nachtgeiſter, wovor dem Menſchen graue, weil er ſie nicht kenne, und allerlei Blendwerke und Gaukeleien der Finſterniß, die dem nichts thun können, der keinen Glauben daran habe. Aber als es nun Mitternacht ward und die Glocke zwölf geſchlagen hatte, da kam ein ganz anderes Birlibi aus dem Walde hervor, daß Hanſen die Haare auf dem Kopfe kribbelten und ſauſeten und er davon laufen wollte. Aber ſie waren ihm zu geſchwind und er war bald mitten unter dem Haufen und konnte nicht mehr heraus.

Denn als es zwölf geſchlagen hatte, tönte der ganze Wald mit einem Male wie von Trommeln und Pauken und Pfeifen und Trompeten und es war ſo hell darin, als ob er plötzlich von vielen tauſend Lampen und Kerzen erleuchtet worden wäre. Es war aber dieſe Nacht das große Hauptfeſt des Rattenkönigs und alle ſeine Unterthanen und Leute und Mannen und Vaſallen waren zur Feier deſſelben aufgeboten. Und es ſchienen alle Bäume zu ſauſen und alle Büſche zu pfeifen und alle Felſen und Steine zu ſpringen und zu tanzen, ſo daß Hanſen entſetzlich bange ward; aber als er weglaufen wollte, verrannten ihm ſo viele Thiere den Weg, daß er nicht durchkommen konnte und ſich ergeben mußte, ſtehen zu bleiben, wo er war. Es waren da die Füchſe und die Marder und die Iltiſſe und Wieſel und Siebenſchläfer und Murmelthiere und Hamſter und Ratten und Mäuſe in ſo zahlloſer Menge, daß es ſchien, ſie waren aus der ganzen Welt zu dieſem Feſte zuſammengetrommelt. Sie liefen und ſprangen und hüpften und tanzten durch einander, als ob ſie toll waren; ſie ſtanden aber alle auf den Hinterfüßen und mit den Vorderfüßen trugen ſie grüne Zweige aus Maien und jubelten und toſeten und heulten und kreiſchten und pfiffen jeder auf ſeine Weiſe. Kurz es war das ganze leichte Diebsgeſindel der Nacht beiſammen und machten gar ein ſcheußliches Geläute und Gebimmel und Getümmel durch einander. In den Lüften ging es eben ſo wild als auf der Erde, da flogen die Eulen und Krähen und Käuze und Uhus und Fledermäuſe und Miſtkäfer bunt durch einander und verkündigten mit ihren gellenden und kreiſchenden Kehlen und mit ihren ſummenden und ſchwirrenden Flügeln die Freude des hohen Tages.

Als Hans erſchrocken und erſtaunt ſich mitten in dem Gewimmel und Geſchwirr und Getöſe befand und nicht wußte, wo aus noch ein, ſiehe da leuchtete es mit einem Male heller auf und nun ſangen viele tauſend Stimmen zugleich, daß es in fürchterlich grauslicher Feierlichkeit durch den Wald ſchallte und Hanſen das Herz im Leibe bebte:

Macht auf! macht auf! macht auf die Pforten!
Und wallet her von allen Orten.
Geladen ſeyd ihr all zugleich.
Der König ziehet durch ſein Reich.

Ich bin der große Rattenkönig.
Komm her zu mir, haſt du zu wenig!
Von Gold und Silber iſt mein Haus,
Das Geld meſſ' ich mit Scheffeln aus.

So klang es im feierlichen und langſamen Geſange fort und dann ſchallten immer wieder einzelne kreiſchende und gellende Stimmen mit widerlichem Laute darunter

Birlibi! Birlibi! und die ganze Menge rief Birlibi! nach, daß es durch den Wald ſchallte. Und es war der Rattenkönig, welcher einhergezogen kam. Er war ungeheuer groß wie ein Maſtochs und ſaß auf einem goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupte und hielt ein goldenes Scepter in der Hand, und neben ihm ſaß ſeine Königin und hatte auch eine goldene Krone auf und war ſo fett, daß ſie glänzte; und ſie hatten ihre langen kahlen Schwänze hinter ſich zuſammenverſchlungen und ſpielten damit, denn ihnen war ſehr wohlig zu Muthe. Und dieſe Schwänze waren das Allerſcheußlichſte, was man da ſah; aber der König und die Königin waren auch ſcheußlich genug. Und der Wagen, worin ſie ſaßen, ward von ſechs magern Wölfen gezogen, die mit den Zähnen fletſchten, und zwei lange Kater ſtanden als Heiducken hinten auf und hielten brennende Fackeln und miaueten entſetzlich. Dem Rattenkönig und der Rattenkönigin war aber vor ihnen nicht bange: ſie ſchienen hier zu gewaltige Herren und Könige über alle zu ſeyn. Es gingen auch zwölf geſchwinde Trommelſchläger dem Wagen voran und trommelten. Das waren Haſen: die müſſen die Trommel ſchlagen und andern Muth machen, weil ſie ſelbſt keinen haben.

Hanſen war ſchon bange genug geweſen, jetzt aber, als er den Rattenkönig und die Rattenkönigin und die Wölfe und Kater und Haſen ſo mit einander ſah, da ſchauderte ihm die Haut auf dem ganzen Leibe, und ſein ſonſt ſo tapferes Herz wollte faſt verzagen und er ſprach bei ſich: Hier mag der Henker länger bleiben, wo alles ſo wider die Natur geht! Ich habe auch wohl von Wundern geleſen und gehört, aber ſie gingen doch immer etwas natürlich zu. Daß dies aber buntes Teufelsſpiel iſt und teufliſches Pack, ſieht man wohl. Wer nur heraus wäre!

Und Hans machte noch einen Verſuch ſich heraus zu drängen, aber der Zug brauſte immer friſch fort durch den Wald und Hans mußte mit. So ging es, bis ſie an eine äuſſerſte Ecke des Waldes kamen. Da war ein offenes Feld und hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleiſch und Korn und Nüſſen und andern Eßwaaren beladen waren. Einen jeden Wagen fuhr ein Bauer mit ſeinen Pferden, und die Bauern trugen die Säcke Korn und das Speck und die Schinken und Mettwürſte und was ſie ſonſt geladen hinab in den Wald, und als ſie Hans Burwitz ſtehen ſahen, riefen ſie ihm zu: komm! hilf auch tragen! und Hans ging hin und lud mit ab und trug mit ihnen, er war aber ſo verwirrt, daß er nicht wußte, was er that. Es däuchte ihm aber in dem Zwielichte, als ſehe er unter den Bauern bekannte Geſichter, und unter andern den Schulzen aus Krakevitz und den Schmidt aus Kasnevitz; er ließ ſich aber nichts merken und jene thaten auch wie unbekannte Leute. Mit den Bauern aber hatte es die Bewandniß: Sie hatten ſich dem Rattenkönige und ſeinem Anhange zum Dienſt ergeben und mußten ihnen in der Walpurgisnacht, wo des Rattenkönigs großes Feſt ſteht, immer den Raub zu dem Walde fahren, den Rattenkönigs Unterthanen einzeln aus allen Orten der Welt zuſammengemauſt und zuſammengeſtohlen hatten. Und Hans kam nun auch ganz unſchuldig dazu und wußten nicht wie. So wie die Säcke und das Andere in den Wald getragen wurden, war das wilde Diebsgeſindel darüber her, und es ging Grips! Graps! und Rips! Raps! haſt du mir nicht geſehen, und jeder griff zu und ſchleppte ſein Theil fort, ſo daß ihrer immer weniger wurden. Der König aber hielt noch da in ſeinem hohen und prächtigen Wagen und es tanzeten und toſeten und lärmten noch einige um ihn. Als aber alle Wagen abgeladen waren, da kamen wohl hundert große Ratten und goſſen Gold aus Scheffeln auf das Feld und auf den Weg, und ſangen dazu:

Hände her! Mützen her!
Wer will mehr? wer will mehr?
Luſtig! luſtig! heut geht's toll,
Luſtig! Händ' und Mützen voll!

Und die Bauern fielen wie die hungrigen Raben über das ausgeſchüttete Gold her und griffelten und graffelten und drängten und ſtießen ſich, und jeder raffte ſo viel auf von dem rothen Raube, als er habhaft werden konnte, und Hans war auch nicht faul und griff rüſtig mit zu. Und als ſie in beſter Arbeit waren wie Tauben, worunter man Erbſen geworfen, ſiehe da krähete der Morgenhahn, wo das heidniſche und hölliſche Reich auf der Erde keine Macht mehr hat — und in einem Hui war alles verſchwunden, als wäre es nur ein Traum geweſen, und Hans ſtand ganz allein da am Walde. Und der Morgen brach an und er ging mit ſchwerem Herzen zu Hauſe. Er hatte aber auch ſchwere Taſchen und ſchönes rothes Gold darin, das ſchüttete er nicht aus. Seine Frau war ganz ängſtlich geworden, daß er ſo ſpät zu Hauſe kam, und ſie erſchrack, als ſie ihn ſo bleich und verſtört ſah, und fragte ihn allerlei. Er aber fertigte ſie nach ſeiner Gewohnheit mit Scherz ab und ſagte ihr nicht ein Sterbenswörtchen von dem was er geſehen und gehört hatte.

Hans zählte ſein Gold — es war ein hübſches Häuflein Dukaten — legte es in den Kaſten und ging die erſten Monate nach dieſem Abenteuer nicht in den Wald. Er hatte ein heimliches Grauen davor. Dann vergaß er, wie es dem Menſchen geht, die Walpurgisnacht und ihr ſchauerliches und grauliches Getümmel allmälig und ging nach wie vor im Mond- und Sternenſchein auf ſeinen Fuchs- und Marderfang. Von dem Rattenkönig und ſeinem Birlibi ſah und hörte er nichts mehr und dachte zuletzt ſelten daran. Aber als es gegen den Frühling ging, veränderte ſich alles, er hörte zuweilen um die Mitternacht wieder das Birlibi klingen, daß ſeine matteſten Haare auf dem Kopfe ihm lebendig wurden, und lief dann zwar immer geſchwinde aus dem Walde, hatte aber dabei doch ſeine heimlichen Gedanken auf die Walpurgisnacht; und weil das, was die Menſchen bei Tage denken, ihnen bei Nacht im Traume wiederkommt und allerlei ſpielt und ſpiegelt und gaukelt, ſo blieb auch der Rattenkönig mit ſeiner Nachtgaukelei nicht aus, und Hans träumte oft, als ſtehe der Rattenkönig vor ſeiner Thüre und klopfe an; und er machte ihm dann auf, und ſah ihn leibhaftig, wie er damals in dem Wagen geſeſſen, und er war nun ganz von lauterem Golde und auch nicht ſo häßlich, als er ihm damals vorgekommen, und Rattenkönig ſang ihm mit der allerſüßeſten Stimme, von der man nicht glauben ſollte, daß eine Rattenkehle ſie haben könne, den Vers vor:

Ich bin der große Rattenkönig,
Komm her zu mir, haſt du zu wenig!
Von Geld und Silber iſt mein Haus,
Das Geld meſſ' ich mit Scheffeln aus.

und dann kam er dicht zu ihm heran und flüſterte ihm ins Ohr: Du kommſt doch wieder zur Walpurgisnacht, Hans Vurwitz, und hilfſt Säcke tragen und holſt dir deine Taſchen voll Dukaten? — Zwar hatte Hans, wann er aus ſolchen Träumen erwachte, neben der Freude über das Gold immer ein Grauen und er ſprach dann wohl: Warte nur, Prinz Virlibi, ich komme dir nicht zu deinem Feſte! Aber es ging ihm, wie es andern Leuten auch gegangen iſt, und das alte Sprüchwort ſollte an ihm auch wahr werden: Wen der Teufel erſt an einem Faden hat, den führt er auch wohl bald am Strick. Genug, je näher die Walpurgisnacht kam, deſto mehr wuchs in Hans die Gier auch dabei zu ſeyn. Doch nahm er ſich feſt vor, dem Böſen diesmal nicht den Willen zu thun, und ging den Walpurgisabend auch glücklich mit ſeiner Frau zu Bett. Aber er konnte nicht einſchlafen, die Wagen mit den Säcken und die Bauern und die großen Ratten, die das Gold aus Scheffeln auf den Boden ſchütteten, fielen ihm immer wieder ein, und er konnte es nicht länger aushalten im Bette, er mußte aufſtehen und ſich von der Frau fortſchleichen und in den finſtern Wald laufen. Und da hat er dieſe zweite Nacht eben ſo wieder erlebt, als das erſte Mal. Er hatte ſich ein Säckchen mitgenommen für das Gold und hatte auch viel reichlicher eingeſammelt als das vorige Jahr.

Nun, däuchte ihm, habe er des Goldes genug, und er that einen hohen Schwur, er wolle ſich nimmer wieder in die Verſuchung geben, und auch nie wieder in den Wald gehen. Und er hat den Schwur gehalten und ſich ſelbſt überwunden, daß er nicht in den Wald gegangen iſt und keine Walpurgisnacht wieder mitgehalten hat, ſo oft ihm auch noch von dem Virlibi und dem goldnen Rattenkönige geträumt hat. Er hat das aber nicht in ſeinem Herzen ſitzen laſſen, ſondern hat es mit eifrigem Gebet wieder ausgetrieben und den Böſen endlich müd gemacht, daß er von ihm gewichen iſt. So war manches Jahr vergangen und Hans hieß ein ſehr reicher Mann. Er hatte ſich für ſeine Dukaten Dörfer und Güter gekauft und war ein Herr geworden. Es munkelte auch unter den Leuten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu mit ſeinem Reichthum; aber keiner konnte ihm das beweiſen. Aber endlich iſt der Beweis gekommen.

Der Böſe lauerte auf den armen Mann, an dem er ſchon einige Macht gewonnen hatte. Er war ergrimmt auf ihn, weil er von ſeinen hohen Feſten in der Walpurgisnacht ganz ausblieb, und als Hans einmal wieder mit ſündlicher Lüſternheit an das Goldſammeln gedacht und darüber das Abendgebet vergeſſen, auch einige unchriſtliche Flüche über eine Kleinigkeit gethan hatte, hat er mit ſeinem Geſindel hervorbrechen können, und Hans hat nun gelernt, was das goldene Spielwerk des Königs

Birlibi eigentlich auf ſich habe. Seit dieſer Zeit hat Hans weder Stern noch Glück mehr in ſeiner Wirthſchaft gehabt Wie viel er ſich auch abmattete, er konnte nichts mehr vor ſich bringen, ſondern es ging von Tage zu Tage mehr rückwärts. Seine ärgſten Feinde aber waren die Mäuſe, die ihm im Felde und in den Scheunen das Korn auffraßen, die Wieſel, Ratten und Marder, die ihm die Hühner, Enten und Tauben abſchlachteten, die Füchſe und Wölfe, die ſeine Lämmer, Schaafe, Füllen und Kälber holten. Kurz, das Geſindel hat es ſo arg gemacht, daß Hans in wenigen Jahren um Güter und Höfe um Pferde und Rinder, um Schaafe und Kälber gekommen iſt und zuletzt nicht ein einziges Huhn mehr hat ſein nennen können. Er hat als ein armer Mann mit dem Stock in der Hand nebſt Weib und Kindern von Haus und Hof gehen und ſich auf ſeinen alten Tagen als Tagelöhner ernähren müſſen.

Da hat er oft die Geſchichte erzählt, wie er zu dem Reichthum gekommen und aus dem Bauer ein Edelmann geworden iſt, und hat Gott gedankt, daß er Ratten und Mäuſe als ſeine Bekehrer geſchickt und ihn ſo arm gemacht hat: denn ſonſt, hat der arme Mann geſagt, wäre ich wohl nicht in den Himmel gekommen und der Teufel hätte ſeine Macht an mir behalten und ich hätte dort jenſeits endlich auch nach des Rattenkönigs Pfeife tanzen müſſen. Das hat er auch dabei erzählt, daß ſolches Gold, daß man auf eine ſo wunderſame und heimliche Weiſe gewinne, doch keinen Segen in ſich habe; denn ihm ſey bei allen ſeinen Schätzen doch nie ſo wohl ums Herz geweſen, als nachher in der bitterſten Armuth, ja er ſey ein elenderer Mann geweſen, da er als Junker mit Sechſen gefahren, als nachher, da er oft froh geweſen, wenn er des Abends nur Salz und Kartoffeln gehabt habe.

11.

Der Schlangenkönig.

Schlangenkönig wohnte auf einer fernen Inſel in der Oſtſee, die gen Dänemark liegt, und hatte dort ſein Schloß. Dieſes Schloß lag aber wieder in einer kleinen Inſel, die in der großen Inſel ſteckte, wie der Krämer die kleinen Schachteln in die großen ſteckt. Dieſes Inſelchen lag in einem großen Landſee. Da hatte Schlangenkönig ſein Schloß unter einem Hügel in der Erde gebaut, und es war ſehr ſchön darinnen und ſchimmerte und funkelte von Silber und Gold und Edelſteinen und hatte die allerprächtigſten Gemächer. Darinnen ſaß Schlangenkönig ein armer verwandelter Prinz und wartete auf ſeine Erlöſung. Er war aber verwandelt wegen ſeiner Eitelkeit. Denn er war ein wunderſchöner Prinz geweſen und hatte viele ſchöne Prinzeſſinnen und Königinnen und Kaiſerinnen mit ſeiner Schönheit gelockt, aber keine geliebt, ſondern alle mit wankelmüthigem Herzen verlaſſen. Deswegen war er zur Strafe verwandelt worden, damit er auch verſuchte, was es heißt keine Liebe finden, und er mag nun wohl als der Schlangenkönig kriechen müſſen bis an den jüngſten Tag. Weil er nemlich ſo viele arme Prinzeſſinnen betrogen hat, die er ſitzen ließ und weiter ging, ſo hat ihn die Strafe getroffen, und das Wort iſt zu ihm geſprochen: Sey der Schlangenkönig und krieche als der Schlangenkönig und iß Erde und ſauge Gift aus Wurzeln und Kräutern und ſey den Menſchen ein Abſcheu und den Thieren ein Grauen, bis ein unſchuldiges junges Blut ſich über dich erbarmt und mit dir zu Bett geht und dich ohne Grauſen küßt. Das merke dir aber: wirſt du dieſer wieder ungetreu, dann wirſt du auf ewig in das tiefſte hölliſche Feuer hinabgeſtoßen. Schlangenkönig hatte bei ſeiner Verwandlung ganz die Farbe des Kleides behalten, das er trug, weil er noch Prinz war. Er trug nemlich einen grün und gelb geſtreiften ſeidenen Rock, und jetzt ſchleicht er als eine ſchöne grün und gelb geſtreifte Schlange umher mit einer goldenen Krone auf dem Kopf, und pfeift und ziſchelt wie eine Schlange, aber ſprechen kann er nicht. Nur ſind gewiſſe Tage im Jahre, wo er ſingen darf, und da ſingt er mit ſo wunderſchöner und ſüßer Stimme, daß er ſchon manches arme Kind verlockt hat, mit ihm zu gehen in ſein Schloß, aber noch hat er keine einzige gefunden, die ihn hat küſſen wollen. Die aber mit ihm gegangen ſind, müſſen in ſeinem Schloſſe ſitzen, bis er eine findet, die es über das Herz bringen kann, ihn in Liebe zu küſſen. Die das thut, das wird die Königin und alle die andern, die er hineingelockt hat, werden ihre Dienerinnen. Und auf dieſe Weiſe allein können ſie aus dem Schloſſe erlöſet werden.

Nicht weit von dem See, wo Schlangenkönigs Schloß auf der Inſel war, lag ein Dorf, das hieß Thorstorp. Die Wieſen und Weiden dieſes Dorfes lieſen bis an den See hinab, und da trieben die Kinder des Dorfs ihre Kühe hin und hüteten ſie daſelbſt. Unter dieſen Hirtenkindern waren zwei, die hatten einander ſehr lieb und trieben ihre Heerden faſt immer zuſammen. Es war eine kleine Dirne, die hieß Margarethe, und ein Knabe, der hieß Jakob. Margarethe war vierzehen Jahre alt und Jakob ſechszehn. Sie waren beide beinahe erwachſen, aber unſchuldig wie die kleinen Kinder, und wußten nicht, warum ſie einander ſo lieb hatten. Aber daß ſie ſich über alles liebten, das iſt wahr. Dieſe und die andern Knaben und Mädchen, welche dort das Vieh hüteten, hatten Schlangenkönig oft laufen ſehen und mogten ihn gern leiden, denn er war ſehr bunt und ſchön und ſeine Krone funkelte auf das allerſchönſte. Der Schelm kam oft durch den See geſchwommen und ringelte ſich im Graſe herum und wand ſeinen ſchönen ſchlanken Leib um die Bäume und Büſche, daß die Kinder ſeinen Spielen zuſahen und ihre Freude daran hatten. Aber ganz nah kamen ſie ihm nicht, denn ſie hatten doch ein Grauen vor ihm, weil er Schlangengeſtalt trug, obgleich ſie wußten, daß er nicht biß und keinem was zu Leide that. Die Kinder hatten noch nie einen Geſang von ihm gehört, obgleich die Rede ging, der Schlangenkönig könne ſingen und habe ſchon manche ſchöne Dirne verlockt, die nun in ſeinem Schloſſe ſitzen und weinen müſſe, ſondern vor ihnen hatte er immer nur geziſchelt, wie andere Schlangen thun. Er durfte ja auch nicht alle Tage ſingen und auſſerdem war er viel zu klug, als daß er ſichs in Geſellſchaft hätte merken laſſen, daß er ſingen konnte; denn da konnte es ihm ja zu nichts helfen. Nein, wann ſeine Singetage waren und wenn er dann ein hübſches Kind allein belauſchen konnte, dann ließ er ſeine Stimme ertönen und brachte es gewöhnlich mit weg.

Eines Tages ſaß Jakob mit ſeiner Margarethe hinter einem grünen Buſche und die beiden Kinder erzählten ſich Geſchichten und ihre Kühe graſeten vor ihnen, die andern Hirten aber hatten weiter abwärts getrieben Da kam Botſchaft, daß Jakob geſchwinde zu Hauſe mußte. Er küßte ſeine liebe Margarethe und ſagte: Margarethe, gieb derweile auch auf meine Kühe Acht, bis ich wiederkomme, und kommt der Schlangenkönig etwa, ſo bleibe bei Leibe nicht allein, ſondern treibe nur geſchwinde zu den andern Hirten hin. Er könnte dich wegſingen, denn der Schelm ſoll es in der Stimme haben. Sie verſprach es, aber rief dem weglaufenden Burſchen lachend nach: O das iſt nur eine Fabel mit dem Singen des Schlangenkönigs, er kann ja nicht einmal ſprechen: der ſoll mich nicht wegſingen.

Jakob war kaum hundert Schritt fort, ſo kam der Schlangenkönig über den See geſchwommen und ringelte ſich dann in den allerluſtigſten Kreiſen über die Wieſen hin und machte ſo viele niedliche Schlingungen und Wendungen und richtete ſein Köpfchen mit der goldenen Krone ſo lieblich lächelnd und ſo hell guckend auf, daß die kleine Margarethe recht ihre Freude daran hatte und ihr Verſprechen, das ſie Jakob gethan, auch ganz und gar vergaß. Und Schlangenkönig ringelte ſich immer näher heran und kroch auf einen grünen Baum, der vor Margarethen ſtand, und ſchaukelte ſich einige Minuten in ſeinen Zweigen herum, dann ſang er mit der allerſüßeſten und beweglichſten Stimme, als hätten hunderttauſend Frühlingsnachtigallen zugleich geſchlagen, und Margarethe konnte nun nicht mehr von der Stelle und mußte ihm zuhören: ſie ſaß, als wenn ſie feſtgezaubert war, wiewohl ſie an ihres Jakobs Worte dachte. Er ſang ihr aber dieſen Geſang, den ſie des Schlangenkönigs Brautlied nennen, und womit er ſchon manche zarte Jungfrau in ſein Schloß gelockt hat:

Komm, ſchönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Ich hab' ein Goldringelein,
Das ſchenk' ich dir,
Ich hab' ein Goldkämmerlein,
Das iſt für dich,
Ich hab' ein Goldwiegelein,
Drin wieg' ich dich.

Komm, ſchönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Süßen und kühlen Wein
Trinkſt du bei mir,
Zucker heißt hier das Brod,
Fleiſch Marcipan,
Aepfelchen roſenroth
Beiſſet dein Zahn.

Komm, ſchönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Dienerinnen hübſch und fein
Warten der Thür,

Kammerfrau'n ohne Zahl
Stehen am Bett,
Das in dem goldnen Saal
Hochzeitlich ſteht.

Komm, ſchönes Jungfräulein,
Schlafe bei mir!
Zieh in mein Schloß mit ein,
Treu bin ich dir.
Heiſſa! wie fliegt zum Tanz
Luſtig der Strich!
Du trägſt den Hochzeitskranz,
Bräut'gam bin ich.

Schlangenkönig hatte ausgeſungen, blinzelte freundlich auf das Mägdlein herab, kam dann herunter, ſchlug im Graſe einige Ringelein um das Kind und ſang gar leiſe und und leidig: Komm mit! Komm mit! Und Margarethe kam mit. Aber kaum war ſie zehen Schritt mit Schlangenkönig gegangen, ſo bedachte ſie ſich und wollte zurückfliehen. Aber es war zu ſpät, ſie war nun in Schlangenkönigs Gewalt: er umringelte ſie und trug ſie über die Wieſe hin mit weg, und umſonſt ſchrie ſie: Jakob! Jakob! hilf! hilf! und rief den andern Hirten zu, aber weder Jakob noch die Hirten waren da, und Schlangenkönig kehrte ſich an ihr Geſchrei nicht und rollte geſchwinder als der Blitz mit ihr davon und ſchwamm durch den See.

Als Schlangenkönig ſie über das Waſſer nach der Inſel hinübergetragen hatte, war er plötzlich verſchwunden, die kleine Margarethe aber war vor Angſt ohnmächtig geworden und wußte gar nicht, wie ſie über den See gekommen war. Das war aber das Sonderbarſte, daß auch kein Tröpflein Waſſer ſich an ihre Locken und Kleider gehängt hatte noch durchgedrungen war: ſie war ganz trokken auf die kleine Inſel gekommen. Und als ſie ſich wieder beſinnen konnte, da befand ſie ſich in einem wunderſchönen Garten voll der allerluſtigſten Bäume und bunteſten Blumen; und es war alles, wie das Lied geſungen hatte, an allen Zweigen hing Zucker und Marcipan und roſenrothe Aepfel und durch den Garten floß ein tiefer Bach von Milch und Quellen ſüßen Weins ſprudelten aus dem Hügel. Das Schloß aber unter dem Hügel war noch viel ſchöner, als Schlangenkönigs Brautgeſang es beſchrieben hatte, und waren ſo prächtige Säle und funkelnde Kammern und Gemächer darin, daß kein Menſch die Herrlichkeit ſchildern könnte; und wenn man ihm auch eine Ewigkeit Zeit gäbe, die ſchönſten Worte zu ſuchen, womit er es beſchreiben und ausmalen wollte, er kriegte es doch nicht fertig.

Und als Margarethe vor dem Schloſſe erſchien, ſiehe da waren flugs wohl hundert Dienerinnen zur Stelle, welche Kerzen und Lampen trugen. Dieſe führten ſie in einen hohen Marmorſaal, der mit Gold und Silber und Edelſteinen verziert war, und zogen ihr goldene und ſilberne Kleider an und ſetzten ihr eine goldene Krone auf den Kopf und nannten ſie Königin und Herrin und ſprangen dienend um ſie herum und brachten ihr alles, was ſie nur verlangte. Dieſe Dienerinnen waren alle jung und trugen ſchneeweiſſe Kleider und grüne Kränzlein im Haar und ſahen die meiſten mehr traurig als fröhlich aus.

Und als es dunkelte und gegen die Nacht ging, da kamen wieder andere Jungfrauen und führten Margarethen in ein Kämmerlein, das blitzte und funkelte wie eitel Gold, und darin ſtand ein goldenes Bett, auf welchem roſenrothe und himmelblaue ſeidene Kiſſen und Decken lagen. Und ſie naheten ſich ihr ſehr ehrerbietig und zogen ihr die Kleider aus und die Schuhe von den Füßen und nahmen ihr die Krone vom Kopfe und legten ſie dann weich ins Bett. Als ſie das gethan, löſchten ſie die Lampen aus bis auf eine, und verneigten ſich ſtumm und ſchweigend und gingen weg.

Und es währte nicht lange, ſo flüſterte es und kniſperte und wiſperte an der Thüre, und die Thüre that ſich auf, und der Schlangenkönig kam herein und kroch an Margarethens Bett und liſpelte und ziſchelte ihr leiſe zu: Willkommen, meine auserkorne Königin! willkommen, meine ſüße Braut. Nun komme ich als dein Bräutigam zu dir, mein ſüßes Margrethchen! wie ich dir unter dem grünen Baume vorgeſungen habe; nun wird es alles wahr werden. O komm und nimm mich in deine Arme! und drücke mich an dein warmes Herz! und küſſe mich und habe mich recht lieb! Dann bin ich erlöſt und du biſt eine reiche und große Königin. Denn ach! das iſt mein trauriges Schickſal, ſolange muß ich als Schlangenkönig auf der Erde herumkriechen, bis ein unſchuldiges Kind mich in Liebe umhalſet und wieder in den ſchönſten Prinzen verwandelt, der ich geweſen bin. Und er ziſchelte gar loſe und leiſe und ſah ſie mit funkelnden Augen an und hob ſeinen Kopf zu ihr hinauf, als wolle er zu ihr ins Bett ſteigen —

Margarethe aber ſchrie gewaltig und rief: Fort du buntes Scheuſal! Nein nimmer — nimmer — nimmermehr! und wenn du ſo ſchön wäreſt, als du häßlich biſt. Ich will deine Königin nicht werden, ich will in meinem Leben keinen andern Bräutigam haben, als meinen lieben Jakob. — Und Schlangenkönig mußte ſich duken und fliehen.

Und als es Tag geworden war, kamen dieſelben weiſſen Jungfrauen, die Margarethen ausgekleidet hatten, und zogen ihr die prächtigen Königskleider wieder an und ſetzten ihr die güldene Krone wieder auf das Haupt und die andern im Saale und vor der Thüre verneigten ſich nun vor ihr und bedienten ſie. Und ſie ging im Schloſſe und im Garten umher und beſah ſich allen den Glanz und die Pracht. Aber weiter als den Garten konnte ſie nicht kommen; denn es lief eine himmelhohe kryſtallene Mauer rings um ihn herum und ſeine Thore waren dicht verſchloſſen. Sie ſah aber den ganzen Tag nicht das Geringſte von Schlangenkönig, und das war ihr ſehr lieb. Aber an ihren Jakob hat ſie viel denken und oft bitterlich weinen müſſen und ſie hat gerufen mitten in der ſchimmernden Herrlichkeit: O mein lieber Jakob! ſäße ich nur mit dir jetzt in einem ſchlechten Kleide unter einem grünen Baum, wie viel glücklicher wäre ich! Pfui der abſcheuliche Schlangenkönig! wie hat er mich verlockt und verführt durch ſeinen Geſang!

Und als es Nacht ward, führte man ſie eben ſo wie geſtern in ihre Goldkammer und brachte ſie ins Bett und löſchte die Lampen. Und auch der Schlangenkönig kam eben ſo wieder wie geſtern und ſchlich an ihr Bett und flehete, daß ſie ihn ins Bett nehmen und lieb haben und Königin werden ſollte. Sie aber ward noch viel böſer als geſtern und jagte ihn mit ſchlimmen Worten fort. Und Schlangenkönig mußte traurig wieder aus der Kammer kriechen und die Nacht wieder auf der kalten feuchten Erde ſchlafen.

So ging es noch drei Tage und Schlangenkönig verſuchte noch dreimal, ob das Kind ihn lieb gewinnen und bei ihm ſchlafen wolle. Sie aber rief immer: Fort fort, du blanker gleiſſender Gaukler! Jakob wird mein Mann und kein anderer in Ewigkeit!

Mit dem fünften Male waren auch die Proben vorbei, welche Margrethchen auszuſtehen hatte, und der traurige Schlangenkönig rief nun den Frauen und Dienerinnen zu, daß ſie ſie des Schmuckes entkleiden und aus der goldnen Kammer führen mögten, und ſagte zu Margarethen: Nun biſt du nicht mehr Königsbraut und kannſt es nimmermehr werden, wenn du auch wollteſt. So iſt die Ordnung des Schickſals hier. Du biſt hinfort eine ſchlechte Dienerin, gehe darum zu den andern Dienerinnen und warte der hohen Frau, die da kommen und mich erlöſen ſoll. Er meinte aber diejenige, welche ſich über ihn erbarmen und ihn von Herzen küſſen und liebhaben und Königin und Herrin aller dieſer Dienerinnen werden würde, welche ſeine Liebe verſchmäht hatten.

Und Margarethe hatte jetzt ein weiſſes Kleid an und trug ein grünes Kränzlein und mußte mit den andern jungen Dirnen vor der Thüre des Schloſſes und in dem großen Saale ſtehen und warten. Es waren lauter junge

Kinder die Dienerinnen und Kammerfrauen, keine unter dreizehn Jahren und keine über ſiebenzehn, wohl mehr als hundert und fünfzig an der Zahl, alle hübſch und fein. Mit einer jeden hatte Schlangenkönig es eben ſo verſucht, wie mit Margrethchen, aber keine einzige von ſo vielen hatte ſein Flehen erhören und ihn lieb haben wollen. Dieſe niedlichen Kinder waren nun freilich recht fein gekleidet und hatten der Speiſe und des Trankes und was ſie zum Leben bedurften vollauf, auch wurden ſie mit keiner Mühe und Arbeit geplagt und konnten den Tag ſingen und tanzen und oft auch in dem ſchönen Garten ſpazieren gehen und ſich Blumen pflücken und die Vögelein in den Zweigen auf das allerluſtigſte ſingen hören; aber die Zeit ward ihnen doch herzlich lang in aller dieſer Pracht und die meiſten waren voll Traurigkeit und Sehnſucht. Die eine ſehnte ſich nach Vater und Mutter, die andere nach Bruder und Schweſter, die dritte nach einem Herzallerliebſten; Margarethe ſehnte ſich nach nichts als nach ihrem lieben Jakob, von welchem ſie ſich ſo jämmerlich hatte weglocken laſſen.

Jakob war bald gekommen, nachdem Margarethe vom Schlangenkönig entführt war, und ſuchte ſeine Margarethe im Walde und auf der Weide bei den andern Hirten. Er fand ſie nirgends, aber die Hirten ſagten ihm, Schlangenkönig werde ſie wohl weggefangen haben. Jakob hörte auch bald von einem Manne, der da unten am See pflügte, er habe in der Ferne ein Gewimmer gehört und das möge die entführte Margarethe wohl geweſen ſeyn. Der kleine Jakob war ſehr traurig und mußte jeden Tag, ja jede

Stunde an ſein Margrethchen denken und immer nach der Inſel hinüber ſchauen, zu welcher ſich kein Menſch wagte; denn es ging die Sage, derjenige müſſe gleich des blaſſen Todes ſeyn, der ſich ohne ein ſicheres Pfand in dieſes Gebiet des Schlangenkönigs wage. Da ſchaute Jakob traurig und ſehnlich hinüber und ſeufzete: Ach Margrethchen! Margrethchen! warum haſt du dir die Ohren nicht zugeſtopft, als der lügneriſche und gleißneriſche Schelm ſang? und rief auch wohl zuweilen für ſich: Halt dich wacker, Margrethchen! werde keine Königin, Margrethchen! Das hatte er aber gewiß nicht nöthig; denn Margarethe war ihm treu wie Gold. Das war ihm aber das Allertraurigſte bei dieſer Geſchichte, wenn er Schlangenkönig über die Wieſen hinſchlüpfen ſah in ſeinem bunten Rock, daß er ihm nichts thun durfte.

So waren Jakob zwei Jahre verfloſſen in Gram und Traurigkeit über ſeine liebe verlorne Margarethe, da hörte er von einem alten Schäfer einen Rath, wie man verzauberter Prinzen und Prinzeſſinnen und ſelbſt der Hexen und Hexenmeiſter Herr werden könnte, und wenn ſie noch ſo ſchlimm wären. Und Jakob ging flugs in den Wald und hieb ſich einen großen knotigen Dornſtock aus einem Dornſtrauch, welcher der Kreuzdorn heißt, und darauf ſchnitt er noch ein Kreuz aus. Als nun Schlangenkönig das nächſte Mal wieder über die Wieſe hinſchlängelte, faßte Jakob ſich ein Herz und fuhr auf ihn zu, ſo daß der Schlangenkönig ſich verwunderte, was der Bauerburſche wolle; denn er war es nicht gewohnt, daß die Leute auf ihn losgingen, ſondern, daß die meiſten vor ihm flohen.

Und Schlangenkönig dachte bei ſich: Den Bauerjungen will ich ſchon jagen, daß ihm die Haare auf dem Kopfe ſauſen ſollen; und er richtete ſich auf und ſprühete Funken aus den glänzenden Augen und ſtreckte die ziſchende Zunge aus und machte ſeine Krone auf dem Kopfe feuerroth vor Zorn und zuckte mit dem Rücken, als wolle er auf Jakob ſpringen Aber Jakob ging ihm feſt entgegen und rief: Komm nur her, Herr Heidenkönig! komm nur her! Ich bin nicht bange vor dir, du ſollſt ſchon Gemach lernen. Und als Schlangenkönig gegen ihn ſprang, berührte er ihn nur leiſe mit ſeinem Dornſtock, und o Wunder! Schlangenkönig krümmte ſich und wand ſich um den Dornſtock, wie die Rebe ſich um ihren Stab windet. Und Jakob freute ſich und rief voller Freude: Halt feſt, mein Prinzchen! ich muß mein Kunſtſtück verſuchen. Und er nahm den Stock und ſchwang ihn ſich dreimal um den Kopf, daß er durch die Lüfte ſauſete, und Schlangenkönig hielt feſt, als wenn er daran gewachſen wäre. Der Stock iſt gut und der Schäfer iſt nicht dumm, ſprach Jakob, und fragte Schlangenkönig: Schlangenkönig willſt du mir Margrethchen wiedergeben, ſo mache ich dich ſtrax los und du magſt hingehen, wohin du willſt. Schlangenkönig aber ſchüttelte den Kopf. Und Jakob ſprach wieder: So fahrwohl für heute, mein Prinz! friere die Nacht hier und bedenke dich bis morgen. Und er nahm den Dornſtock und ſtieß ihn feſt in die Erde, und Schlangenkönig hing darum, und es ſah gar luſtig aus.

Den andern Morgen kam Jakob wieder und ſprach zu Schlangenkönig: Schlangenkönig willſt du mir Margrethchen wiedergeben? Schlangenkönig aber ſchüttelte mit dem Kopf noch ſtärker als geſtern. Da ward Jakob ſehr böſe und ging hin und ſchnitt ſich einen friſchen Haſelſtock und ſprach: Ich muß wohl einmal dein buntes Jäckchen fragen, was das zu dem Scherze ſagt; vielleicht giebt mir das eine geſcheidtere Antwort. Und er ſchlug Schlangenkönig auf ſeinen bunten Rock, daß er ſich krümmte wie ein Ohrwurm und die Zunge laut ziſchelnd ausſtreckte, aber er nickte nicht mit dem Kopfe: Jakob, ich will dir Margrethchen wiedergeben. Als Jakob meinte, daß er ihn für diesmal genug geſchlagen habe, ging er weg und ſprach: Für heut iſt's genug, bedenke dich bis morgen.

Den dritten Morgen kam Jakob wieder und ſprach zu Schlangenkönig: Schlangenkönig geſtern und vorgeſtern fragte ich dich: Schlangenkönig, willſt du mir Margrethen wiedergeben? Heute kommſt du ſo wohlfeilen Kaufs nicht ab; heute heißt es: Schlangenkönig willſt du mir Margrethen wiedergeben und alle die armen Jungfrauen, die in deinem Schloſſe und Garten eingeſperrt ſind? Und Schlangenkönig ſchüttelte zweimal mit dem Kopfe. Da nahm Jakob ſeinen Haſelſtock, und ſchlug ihn umbarmherzig, ſo viel als er ſchlagen konnte, ſo daß der Schlangenkönig ihn faſt jammerte; aber doch nickte und kopfſchüttelte Schlangenkönig ihm kein Ja zu Da ſagte Jakob: Heut iſt das letzte Mal, daß ich Geduld habe. Du magſt hier an dem Dornſtock verfaulen, denn du kommſt in Ewigkeit nicht los, wenn ich dich nicht löſe. Alſo noch einmal und das letzte Mal, bedenke dich bis morgen.

Und als Jakob den vierten Morgen wiederkam, fragte er Schlangenkönig wieder: Schlangenkönig willſt du mir

Margrethchen wiedergeben und die andern Jungfrauen, daß ſie frei aus deinem Gebiete weggehen und eine jede ſo viel mittragen dürfen, als ſie mit den Händen tragen können? Und Schlangenkönig war mürb geworden, denn es hatte dieſe Nacht ſehr gefroren, und ihn hungerte und durſtete gewaltig, auch ſah er, daß Jakob einen friſchen Haſelſtock in der Hand führte, doppelt ſo dick als der vorige. Und Schlangenkönig ließ es diesmal auf den Stock nicht ankommen und nickte dreimal mit dem Kopfe Ja. Und Jakob ſagte zu ihm: Schlangenkönig ſchwöre mir's bei deiner Seligkeit und bei der Hoffnung, die du hegſt, dieſer häßlichen bunten Haut einmal ledig zu werden — und Schlangenkönig nickte ihm den Schwur auch dreimal zu.

Als dies geſchehen war, nahm Jakob ſein Meſſer und ſchnitt das Kreuz glattweg von dem Kreuzſtock, worum Schlangenkönig geſchlungen hing, und in demſelben Augenblick glitt Schlangenkönig herunter und ringelte ſich im Graſe und machte ſich die erfrornen und zerſchlagenen Glieder erſt wieder ein wenig geſchmeidig. Darauf kroch er vor Jakobs Füße und richtete ſich auf und ſenkte ſich dann wieder vor ihm, wie ein kluges und gehorſames Pferd ſich erſt vor dem Reiter zu richten und wieder zu ſenken pflegt, daß er aufſteige. Und Jakob verſtand den Wink, denn er wußte wohl, daß zu der Inſel weder Brücke führte noch Nachen ging; und er zeichnete ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und betete ein Gebet und rief: Nun in Gottes Namen! und ſo ſchwang er ſich auf ſein buntes Pferd. Und ſauſend fuhr Schlangenkönig mit ihm über die Wieſe dahin und in einem Hui hatte er ihn über das Waſſer getragen.

Schlangenkönig ſprang nun gegen das eiſerne Gartenthor, welches kein Anderer öffnen konnte als er, und das Thor that ſich ſogleich auf, und ſie gingen beide hinein. Da fand Jakob ſeine Margarethe wieder, und wie ſich die beide gefreut haben, wer will das beſchreiben? Aber unendlich ward der Jubel im Schloſſe und Garten und klang und brauſete aus allen Stimmen zum Himmel, als Jakob verkündigte, alle eingefangene Jungfrauen ſollen nun wieder frei ſeyn und mit ihm und Margrethen aus dem verzauberten Schloſſe und Garten ziehen. Und er hieß die hübſchen Kinder ſich tummeln und einpacken, was jedes mitnehmen wolle, denn in zwei Stunden ſolle die Reiſe von der Inſel vor ſich gehen. Und ſie liefen die eine hiehin die andere dahin und waren ſehr geſchäftig, aber Schlangenkönig war ſehr traurig und ſah es mit weinenden Augen an. Und als Jakob ihn ſo traurig ſah, jammerte ihn ſeines Schickſals und daß er in dem ſcheußlichen Schlangenrock gehen mußte wegen ſeiner früheren Sünden und Schulden, bis ein unſchuldiges junges Blut ſich über ihn erbarmte und ihn lieb hätte. Und er tröſtete ihn und ſprach: Schlangenkönig ſey du nur nicht ſo traurig, daß dieſe alle von dir gehen und wieder zu den Ihrigen reiſen wollen; denn von dieſen allen kann dich ja doch keine einzige mehr erlöſen. Und daß ſie dir das Schloß ein bischen leer machen, das ſchadet dir ja auch nichts: du behältſt immer noch Schätze und Herrlichkeiten genug. Du jammerſt mich und ich will dir darum noch einen guten

Rath geben, und den verſchmähe nicht. Laß dein trotziges und herriſches Weſen fahren und ſey nicht ſo klug und liſtig. Denn mit Klugheit und Liſt richteſt du es nicht aus, das haſt du wohl lange merken können, und obgleich du der Schlangenkönig heiſſeſt, biſt du gewiß nicht verwandelt worden, daß du ein Herr ſeyn ſollſt, ſondern ein Diener ſollſt du ſeyn und dienen ſollſt du lernen in Reue und Buße über deine begangenen Sünden, damit derjenige ſich über dich erbarme, welcher der Herr aller Könige iſt. So iſt es gemeint mit dem bunten Schlangenrock, den du tragen mußt: du ſollſt demüthig und gehorſam werden, ſo magſt du noch wohl Liebe und Erlöſung finden. Aber ein trotziges und liſtiges Herz, das keine Dehmuth hat, kann auch keine Liebe in der Bruſt haben; und wie kannſt du glauben, daß ein junges unſchuldiges Herz den Schlangenkönig umarmen ſoll, wenn es ihm nicht anmerkt, daß Liebesſehnſucht und Frömmigkeit in ihm wohnt?

So ſprach Jakob ganz beweglich zum Schlangenkönig, und als die Jungfrauen und Margarethe fertig waren, da rief er: Thu uns auf, Schlangenkönig! Und Schlangenkönig ſtieß mit dem Kopf gegen das Eiſenthor des Gartens und es ſprang weit auf; und ſie gingen alle heraus und Schlangenkönig ging mit ihnen. Als ſie nun an das Waſſer kamen, war da weder Brücke noch Nachen, und Jakob ſprach: Hurtig, Schlangenkönig! mach Anſtalt! mach uns die Brücke fertig! Schlangenkönig aber konnte es nicht laſſen, er brauchte wieder eine Liſt und ſpannte ein dünnes glänzendes Spinnwebchen wie einen Bogen über das Waſſer von einem Ufer zum andern und ſprach lächelnd:

Ich kann euch nicht helfen, dies iſt die einzige Brücke, auf welcher man von dieſer Inſel über den See kommen kann. Er hofte aber in ſeinem Herzen, es werde niemand darauf treten, aus Furcht zu erſaufen, und ſo werde er durch dieſe Feinheit alle die Jungfrauen glücklich da behalten als Dienerinnen und den Jakob obenein als Diener. Aber Jakob hatte von ſolchen Kniffen der Geiſter oft gehört, nahm ſein Margrethchen an die Hand und rief: In Gottes Namen! alle mir nach! Und ſo ſprang er auf die dünne Spinnwebbrücke und Margrethchen mit ihm, und in demſelben Augenblicke legte ſich die Spinnwebenbrücke als die ſchönſte und breiteſte Marmorbrücke über das Waſſer, und er und Margrethchen und die andern Jungfrauen gelangten glücklich hinüber. Und als ſie alle am Lande waren, war die Brücke in der Sekunde wie verſunken und man ſah keine Spur mehr von ihr, auch nicht einmal das Spinnwebenfädchen. Und ſie waren alle froh, aber erſtaunt und ſahen und hörten nichts als ein leiſes Wimmern hinter ſich; das war wohl der Schlangenkönig, der über ſeine ſchönen Jungfrauen weinte.

Jakob lief nun über die Wieſe hin mit ſeinem Margrethchen und mit der ſchneeweiſſen Jungfrauenſchaar, die er erlöſt hatte, und ſie zogen jubelnd und jauchzend in Thorstorp ein. Und alle Leute ſind entſetzt geweſen über dieſen Geſchichten und haben lange erzählt von Jakobs Abenteuer in allen Landen und haben die Ausführung der ſchönen Jungfrauen aus dem Zauberſchloſſe Jakobs Auszug genannt. Und die ſeinen jungen Dirnen haben zu Jakob und Margrethchen freundlich Ade geſagt und ſind weggegangen und glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen; und weil ſie ſich Gold und Silber und koſtbare Kleider aus Schlangenkönigs Schloſſe mitgebracht hatten, ſo haben ſie alle gar bald junge und hübſche Bräutigame gehabt. Und Jakob iſt der Bräutigam ſeiner Margrethe geworden und ſie haben bald eine luſtige Hochzeit gehalten. Sie ſind aber hier in Thorstorp nicht geblieben, denn die Nachbarſchaft der Inſel, wo Schlangenkönig hauſte, däuchte ihnen zu gefährlich, ſondern ſie ſind weiter zurück ins Land hinauf gezogen und haben ſich da für die mitgenommenen Schätze ein ſchönes Gut gekauft und in Freuden gelebt. Von dem Schlangenkönige und ob er ſeitdem erlöſt worden, haben ſie nie wieder was gehört.

12.

Das brennende Geld.

Drei Bauern kamen eine Herbſtnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit aus dem Kirchdorf Lanken geritten. Sie waren Nachbarn, die in Einem Dorfe wohnten, und ritten des Weges mit einander zu Hauſe. Als ſie nun aus einem Walde kamen, ſahen ſie an einem kleinen Buſche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten ſtill und verwunderten ſich, was das ſeyn möge, und meinten endlich, es ſeyen wohl Hirten und Schäfer, die es gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Da fiel ihnen aber wieder ein, daß es am Schluſſe Novembers war und daß in dieſer Jahrszeit keine Hirten und Schäfer im Felde zu ſeyn pflegen. Da ſprach der jüngſte von den Dreien, ein frecher Geſell: Nachbarn, hört! da brennt unſer Glück! Und ſeyd ſtill und läſſet uns hinreiten und jeden ſeine Taſchen mit Kohlen füllen, dann haben wir für all unſer Leben genug und können den Grafen fragen, was er für ſein Schloß haben will. Der älteſte aber ſprach: Behüte Gott, daß ich in dieſer ſpäten Zeit aus dem Wege reiten ſollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Der zweite hatte auch keine Luſt. Der jüngſte aber ritt hin, und was ſein Pferd auch ſchnob und ſich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, ſprang ab und füllte ſich die Taſchen mit Kohlen. Die andern beiden hatte die Angſt ergriffen und ſie waren im ſauſenden Galopp davon gejagt, und er ließ es auch reiſſen und holte ſie dicht vor Wielmnitz wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen mit einander und kamen ſchweigend in ihrem Dorfe an, und keiner konnte ein Wort ſprechen. Die Pferde waren aber ſchneeweiß von Schaum, ſo hatten ſie ſich abgelaufen und abgeängſtigt. Dem Bauer war auch ungefär ſo zu Muthe geweſen, als habe der Feind ihn ſchon bei'm Schopf erfaßt gehabt. Es brach der helle lichte Morgen an, als ſie zu Hauſe kamen. Sie wollten nun ſehen, was jener gefangen habe, denn ſeine Taſchen hingen ihm ſchwer genug hinab, ſo ſchwer, als ſeyen ſie voll der gewichtigſten Dukaten. Er langte hinein, aber au weh! er brachte nichts als todte Mäuſe an den Tag. Die andern beiden Bauern lachten und ſprachen: da haſt du deine ganze Teufelsbeſcherung! die war der Angſt wahrhaftig nicht werth. Vor den Mäuſen aber ſchauderten ſie zuſammen, verſprachen ihrem Geſellen jedoch, keinem Menſchen ein Sterbenswort von dem Abenteuer zu ſagen.

Man hätte denken ſollen, dieſer Bauer mit den todten Mäuſen habe nun für immer genug gehabt; aber er hat noch weiter gegrübelt über den Haufen brennender Kohlen und bei ſich geſprochen: hätteſt du nur ein paar Körnlein Salz in der Taſche gehabt und geſchwind auf die Kohlen ſtreuen können, ſo hätte der Schatz wohl oben bleiben müſſen und nicht weggleiten können. Und er hat die nächſte Nacht wieder ausreiten müſſen mit großem Schauder und Grauen, aber er hat es doch nicht laſſen können; denn die Begier nach Geld war mächtiger als die Furcht. Und er hat es wieder brennen ſehen genau an der geſtrigen Stelle; bei Tage aber war da nichts zu ſehen, ſondern ſie war grasgrün. Und er iſt hingeritten und hat das Salz hineingeſtreuet und ſeine Taſchen voll Kohlen gerafft, und ſo iſt er im ſauſenden Galopp nach Hauſe gejagt, und hat ſich gehütet, daß er einen Laut von ſich gegeben noch jemand begegnet iſt; denn dann iſt es nicht richtig. Aber er hat doch nichts als Kohlen in der Taſche gehabt und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geſchwärzt waren. Da hat er ſich königlich gefreut, als ſey dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geiſter ihm gegeben haben. Er mogte aber die paar loſen Schillinge wohl von ungefär in der Taſche gehabt haben, als er ausritt. Und die Schillinge haben dem armen Mann, der ſonſt ein fleißiger ordentlicher Bauer war, keine Raſt noch Ruhe mehr gelaſſen: jede Nacht, die Gott werden ließ, hat er ausreiten müſſen und ſeine beſten Pferde dabei todt geritten. Man hat es aber nicht gemerkt, daß er Schätze gefunden hat, ſondern ſeine Wirthſchaft hat von Jahr zu Jahr abgenommen und endlich iſt er auf einer

Nachtfahrt gar einmal verſchwunden. Und man hat von ihm und von ſeinem Pferde nie etwas wieder geſehen, ſeinen Hut aber haben die Leute in dem Schmachter See gefunden. Da muß der böſe Feind ihn als Irrlicht hineingelockt haben; denn er braucht ſolche Künſte gegen die, welche ſich mit ihm einlaſſen und ihn ſuchen.

13.

Halt den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld ſtreunt und ruft Hallo! Hoho! halt den Mittelweg! halt den Mittelweg! Dieſer war vormals vor langen langen Zeiten ein großer Fürſt im Sachſenlande, der viele Burgen und Schlöſſer und Dörſer und Forſten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meiſten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern, als auf ſeinen Schlöſſern und war überhaupt eines jähen und wüthigen Gemüthes und ein rechter Zwingherr. Dieſer Fürſt hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerälteſten und allergrauſendſten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in ſeinem Walde einen jungen Baum abgeſchält und ſich aus der abgeſchälten Rinde eine Schalmei gemacht. Dieſem armen unſchuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeſchnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden und nun hat er den

Knaben ſolange um den Baum treiben laſſen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe todt hingefallen war, und dazu hat er gerufen: Das iſt die Schalmei, worauf du blaſen ſollſt; das haſt du für dein Pfeifen. Einen Bauer, der auf einen Hirſch ſchoß, der ihm ſein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirſch feſtſchmieden und das wilde Thier ſo mit ihm in den Wald laufen laſſen. Da iſt das geängſtete Thier mit dem armen Mann ſo lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchen ſo lange jämmerlich zerquetſcht und zerriſſen, bis zuerſt der Bauer todt war, dann auch der Hirſch hinſtürzte. Für ſolche gräuliche Thaten hat der ungeheure Mann endlich auch ſeinen verdienten Lohn bekommen. Er hat ſich auf der Jagd mit ſeinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und ſo gewaltig gegen eine Buche gerannt iſt, daß es den Augenblick todt hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tauſend Stücke zerſtob. Und das iſt nun ſeine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, ſondern die ganze Nacht umherſchweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geſchieht jede Nacht Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo! ſchreien; ſein gewöhnlicher Ruf iſt aber Wod! Wod! und davon wird er ſelbſt an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode ſieht fürchterlich aus und fürchterlich iſt auch ſein Aufzug und ſein Gefolg. Sein Pferd iſt ein ſchneeweiſſer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus deſſen brauſenden Nüſtern Funken ſprühen. Darauf ſitzt er, ein langer hagerer Mann in eiſerner Rüſtung, Zorn und Grimm funkeln ſeine Augen und Feuer fliegt aus ſeinem Angeſicht; ſein Leib iſt vorübergebeugt, weil es immer im hallenden ſauſenden Galopp geht; ſeine Rechte ſchwingt eine lange Peitſche, mit welcher er knallt und ſein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wüthende Hunde ohne Zahl umſchwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getoſe und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! Seine Fahrt geht meiſtens durch wilde Wälder und öde Haiden und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, ſo ſtürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft ſich weit jenſeits erſt wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen dieſem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildpret jagt er? Unter den Thieren alles diebiſche und räuberiſche Geſindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute ſchleicht, Wölfe, Füchſe, Lüchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe, Ratten, Mäuſe und von Menſchen: Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeiſter und alles, was von dunklen und nächtlichen Künſten lebt. So muß dieſer Böſewicht, der im Leben ſo viel Unglück anrichtete, es gewiſſermaaßen im Tode wieder gutmachen. Er hält, was die Leute ſagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewiſſen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er ſein Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor ſeine Peitſche kriegt, ſo lange, bis es die Zunge aus dem Halſe ſtreckt und todt hinfällt. Am ſtrengſten iſt der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeiſter; dieſen iſt der Tod das Gewiſſeſte, wenn er ſie einmal in ſeiner Jagd hat, wenn ſie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenſchlinge finden, wo ſie durchſchlüpfen mögen, denn dann ſind ſie für das Mal frei. Alfranke iſt ein kleiner Strauch, der im Walde ſteht und im erſten Frühlinge grünt und ſich gern um andere Bäume ſchlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Oeffnung macht, wodurch etwas ſchlüpfen kann. Eben ſo wachſen einzelne Zweige von Bäumen oft ſo wunderſam zuſammen, daß ſie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden, oft weit genug, daß ein Ochs durchſchlüpfen könnte! wie viel leichter ein Menſch! Das nennt man eine Hexenſchlinge oder einen Hexenſchlupf; denn wann ſie in der Noth ein ſolches treffen und dadurch wiſchen, darf niemand ſie anrühren.

11.

Mieskater Martinchen.

Auf der Halbinſel Wittow auf Rügen iſt ein Dorf, das heißt Putgarden, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge Arkona, wo der alte heidniſche Götze Svantevit weiland ſeinen Tempel gehabt und ſein wüſtes Weſen getrieben hat. In dieſem Dorfe Putgarden lebte eine reiche Bäuerin, die hieß Trine Pipers. Sie war jung Wittwe geworden und hatte keine Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier um ſie warben denn ſie war ein ſehr ſchönes und friſches Weib. Das konnten die Leute nicht recht begreifen, zumal da ſie ſonſt immer luſtig und munter war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man ſagen, einen aufgeräumteren Menſchen gab es nicht als dieſe Bäuerin und kein Haus hatte ſo viel Luſtigkeit als das ihrige. Alle hohen Feſte hatte es Tanz und Spiel bei ihr, die Faſten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäuſen, Spielen und Tänzen gefeiert, Pfingſten und am Johannistage ward unter grünen Lauben getanzt, und am Martinstage ſetzte keine Bäuerin ſo viele gebratene Gänſe auf, und wann ſie ihr Korn eingebracht, wann ſie

Ochſen oder Schweine geſchlachtet oder Wurſt gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarſchaft ſich mit freuen und mit ihr ſchmauſen. Kurz dieſe Bäuerin lebte ſo prächtig, daß kaum eine Edelmannsfrau beſſer leben konnte. In ihrem Hauſe war alles nett und tüchtig und faſt über das Vermögen einer Bäuerin zierlich. Eben ſo luſtig und tüchtig ſah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale und man hätte ſie Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kühe waren die ſchönſten und gedeihlichſten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Hühner legten zweimal des Tages und von ihren Gänſeeiern war nie eines ſchier ſondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus luſtig und ſie freigebig war, ſo hatte ſie auch immer die ſchönſten und flinkſten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr und kein Menſch konnte begreifen, wie ſie als Bäuerinn das Leben ſo halten und durchſetzen konnte. Und viele hatten ſchon geſagt: Nun die wird auch bald vor den Thüren herumſchleichen und ſchnurren gehen. Aber ſie focht und ſchnurrte nicht herum, ſondern blieb die reiche und luſtige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies luſtige Leben ſo mit anſahen, meinten, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, ſie habe Umgang und Gemeinſchaft mit böſen Geiſtern und die bringen es ihr alles ins Haus und geben ihrem Vieh und ihren Früchten ſo wunderbaren Segen und Gedeihen — als wenn Gott nicht der beſte und einzige Segenbringer und Segenſprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher

Weile einen Drachen geſehen haben, der wie ein langer feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeſchoſſen ſey; das ſey ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Wiem voll Schinken und Mettwürſte, fülle ihr die Kiſten und Kaſten mit Silber und Gold und ſtehe mit am Butterfaſſe und helfe buttern und gehe mit in den Stall und helfe melken. Andere noch boshafter ſagten, ſie ſelbſt ſey eine Hexe und könne ſich unſichtbar machen: ſo ſchleiche ſie den Nachbarn in die Häuſer, ſtehle aus Keller und Speiſekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Neſtern, melke die Kühe und rupfe den Schaafen die Wolle und den Gänſen die Dunen aus. Darum ſey ſie ſo glatt und glau und könne ſo viele Wohlleben ausrichten und ein Leben führen, als wenn es alle Tage Sonntag wäre. Das bemerkten einige Nachbarsleute noch und ſchüttelten die Köpfe dabei, daß Trine eine leidige Freundlichkeit habe, womit ſie wohl hexen könne, und daß ſie Kindern nie in die Augen ſehe, wie viel ſie auch ſonſt mit ihnen ſchmeichle und koſe; denn ſie habe als Hexe kein Kind in ihren Augen und es thue ihr ſehr weh, wenn ſie den unſchuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen haben, in ihre reinen Augen ſchauen müſſe.

So lief allerlei Geſchwätz unter den Leuten rund und ſie flüſterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber ſie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweiſen. Sie that all ihr Werk tüchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Prieſter und Küſter willig und freundlich das Ihrige und hatte immer eine offene Taſche und einen offnen Brodkorb für die Armen, wann ſie an ihre Thüre kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre ſo hinter ihrem Rücken zerwuſchen, recht gern zu ihren Feſten und Tänzen und ſchmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf dieſe Weiſe wohl zwanzig Jahre ihre Wirthſchaft geführt und alles war ihr immer nach Wunſch gerathen. Da bekam ſie einen bunten Kater ins Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarſchaft das Gerede: der ſey es, das ſey der Gewaltige, nun ſey es endlich zum Vorſchein gekommen, und auch ein Kind könne es ſehen, der trage ihr all das Glück zu. Denn leider ſind die meiſten Menſchen ſo, daß ſie meinen, es müſſe mit einem Menſchen was Heimliches oder Ungeheures ſeyn, wenn er die Narrenkappe des Lebens nicht grade ſo trägt wie ſie und wenn er die Schellen daran nicht eben ſo klingen läßt.

Ein bunter Kater ward in Trinens Hauſe geſehen, und kein Menſch wußte, wo der Kater hergekommen war. Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man ſie fragte, und ſagte es nicht. Einigen hatte ſie wohl geſagt, ſie habe einen Bruder, der ſey Schiffer in Stockholm, der habe ihr den ſchönen Kater einmal aus Liſſabon mitgebracht; aber das glaubten ſie nicht. Der Kater war groß, bunt und ſchön, grau mit gelben Streifen über dem Rücken, und hatte einen weiſſen Fleck am linken Vorderfuß. Da ſchrieen die alten Weiber: Da ſehen wir's ja, da haben wir's! einen dreifarbigen Kater? wer hat in ſeinem Leben geſehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben giebt? Trine liebte den Kater ſehr und ſaß manche Stunde mit ihm allein und ſpielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen ſeinen Kopf an ihr ſtreichelte und gegen alles, was ihr zu nah kam, aufpruſtete und aufpfuchſete: die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, ſie mußte was zu ſpielen haben. So ſaß ſie nun manche Stunde, wo ſie ſich ſonſt drauſſen in ihrer Wirthſchaft tummelte, ſtill in der Stube und ſpielte mit ihrem Martinichen; denn ſo rief ſie den Kater Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt that ſie, Martinichen war immer dabei und von dem Vorrathsboden und aus der Speiſekammer brachte er immer ſeine Beſcherung mit im Munde. Kurz der bunte Kater Martinichen aus Liſſabon war ihre Puppe und ihr Spielzeug, er ſtand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja ſie ging nicht in die Nachbarſchaft, daß ſie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was thun: Hunde wurden herausgejagt, die ihn beiſſen wollten, ein Knecht ward verabſchiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater, Speckfreſſer und Mauſedieb genannt hatte.

Dies gab Geſchichten und Lügen und Mährchen im ganzen Dorfe, bald im ganzen Kirchſpiele, dann im ganzen Ländchen: Trine hieß eine Hexe, die einen wunderſamen Kater habe, mit dem es nicht richtig ſey und vor dem man ſich hüten müſſe. Das ſey ein Kater, einen ſolchen zweiten werde man in der ganzen Welt umſonſt ſuchen, den ganzen Tag thue er nichts als freſſen und ſich hinſtrecken und ſonnen oder auf Trinens Knieen herumwälzen, des Nachts liege er auf ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur erſten Fütterung in den Pferdeſtall gehe, immer zwei große Haufen todter Ratten und Mäuſe vor der Hausthüre aufgethürmt. Was möge das wohl für ein Kater ſeyn, der für dieſen feiſten und glatten Faullenzer die Arbeit thue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte ſich freilich erſt drauſſen herumgetrieben, dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an bei ihr ungeheuer zu werden. Wenn ſie mit ſchmeichelnder Stimme Mieskaterchen! Mies-Mieskaterchen! Martinichen! Mieſichen Martinichen! rief und den knurrenden und ſpinnenden Kater auf den Schooß nahm und ihm den Rücken ſtreichelte, und er ſich dann vor Vergnügen krümmte und an ihr ſtrich und brummte und ihm die grünen umnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte ſonſt immer die tüchtigſten und ſchönſten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hauſe nicht aushalten; ſie zogen weg und ſie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienſt bekommen, und auch die blieben nicht lange, und faſt jeden Monat hatte ſie friſche Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine ſey eine Hexe, und keiner wollte mit ihr zu thun haben. Auch war es mit der alten Gaſtlichkeit und

Fröhlichkeit des Hauſes vorbei und mit den Schmäuſen und Tänzen, denn keiner wollte kommen; und Trine mußte mit ihrem Mieskater Martinichen einſam ſitzen und ihre Bratgänſe und Würſte allein verzehren.

Aber ach! du arme Trine Pipers, die du ſonſt ſo froh und fröhlich geweſen warſt und alle gern erfreut hatteſt, wie ging es dir auf deinen alten Tagen? Nicht allein keine Geſellen und Geſellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr ſich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und ſich mit dir zu erluſtigen, ſondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hätteſt erluſtigen können. Die Leute kopfſchüttelten und flüſterten zwar, der Kater ſey es, der ſey bisher der unſichtbare Bringer und Zuträger geweſen und habe Scheunen, Kornböden, Keller, Speiſekammern, Milcheimer und Butterfäſſer und Geldkatzen und Sparbüchſen gefüllt; aber nun war ja dieſer Wunderthäter und Hexenmeiſter da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher? warum ging vielmehr Trinens Wirthſchaft von Tage zu Tage mehr zurück? Die arme Trine hatte Knechte und Mägde, wie ſie kaum ein Bettlerkrug willig beherbergt hätte, recht, was man Krücken und Ofenſtecken nennt; ihre ſonſt ſo glatten Pferde magerten ab und verreckten am Rotz und Wurm; ihre Kühe und Schweine hatten Läuſe und gaben keine Milch mehr; ihre Schaafe und Gänſe wurden Drehköpfe, als hätten ſie geheime Wiſſenſchaft ſtudiert; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und brüteten nicht mehr; ihr Feld trug Diſteln und Dornen für Korn und Weizen. Kurz Trine gerieth in zwei Jahren in die bitterſte Armuth: Pferde waren weg, Kühe waren weg, Schweine ausgeſtorben, Schaafe geſchlachtet, Tauben und Hühner vom Marder aufgefreſſen, der Hund an der Kette verhungert — kein Hahn krähete mehr auf ihrer Hausthüre, kein Bettler ſeufzete mehr ſein Gebet davor. Und Trine ſaß allein und verlaſſen mit gelben gefurchten und gerunzelten Wangen und von Thränen und Jammer triefenden Augen und ſchneeweiſſen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers und hielt ihren magern und in der Aſche verbrannten Kater auf dem Schooße und weinte jämmerlich über den kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf, denn keiner mogte ihr gern nah kommen.

So hat man ſie eines Morgens gefunden todt auf dem Boden ihres Stübchens hingeſtreckt und ihren treuen Mieskater Martinichen todt auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die ſonſt ſo reiche Trine, die der Kirche und Geiſtlichkeit immer ſo gern gab, als ſie noch was zu geben hatte, iſt begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang, ohne Glocken und Gefolge, kein Nachbar hat ſie zum Kirchhof begleiten wollen, kein Verwandter iſt ihrer Leiche gefolgt, ſie hatte ihnen ja nichts nachgelaſſen. O kalte Welt, wie kalt wirſt du denen im Alter, die dann nichts haben, womit ſie ſich die Füße zudecken können, und ach! auch die irdiſchen Mängel, die man mit ſchärferen Augen an den Alten betrachtet!

Als Trine nun todt war, erzählen die Leute, iſt ſie immer als Hexe umgegangen und geht bis dieſen Tag als Hexe um in der Geſtalt einer alten grauen Katze, die man daran kennt, daß ſie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten, und daß ſie ganz entſetzlich laut ſprühet und pruſtet, wenn man ſie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle geſehen, wo ehedem Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wüthigen Katzenhochzeiten ſind, iſt ſie immer voran auf der hölliſchen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winſelt auf das allerſcheußlichſte. Dieſe Stimme verſtehen die Leute in Putgarden ſo wohl, daß Alt und Jung gleich rufet: Hört! da iſt wieder die alte Trine!

So iſt es Trine Pipers gegangen und ſo geht es vielen Menſchen bis dieſen Tag. Sie iſt eine arme elendige Bettlerfrau geworden und hat ihren chriſtlichen guten Namen verloren, weil ſie den bunten Kater Martinichen lieber gehabt hat als Menſchen. Denn wenn ſie auch keine Hexe geweſen iſt, ſo haben die Nachbarn und Nachbarinnen es doch geglaubt, weil ſie ſich in ihrer unnatürlichen und häßlichen Liebe zu der unverſtändigen Kreatur ſo in des Katers Gemüth und Gebehrden hineingeſtohlen und hineinvertieft hatte, daß ſie Menſchen nicht mehr ſo ſuchte und liebte wie ſonſt. Sie mag zuletzt auch mit Katzenfreundlichkeit geblinzelt und mit Katzenaugen geſchielt und mit allerlei Katzenmännchen ſich gekrümmt und gewunden haben, ſo daß kein Menſch und kein Vieh und alſo auch kein Glück es länger bei ihr hat aushalten können und ſie zuletzt mit ihrem Mieskater Martinichen ganz allein geblieben und ſo im größten Elende umgekommen iſt.

15.

Der große Jochen.

Der Bauer Hans Diebenkorn, ich weiß nicht mehr, in welchem Dorfe er wohnte, hatte einen Sohn, der hieß Jochen, das war ein ſchlimmer ungeſchlachter Junge voll Wildheit und Schalkſtreiche, den keiner bändigen konnte. Sein Vater war ein ſtiller ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel, Prieſter und Schulmeiſter hobelten und meiſſelten an ihm mit dem Ernſt der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe: der Knabe ward mit der Aſche und Lauge der Reue und Buße und mit der ungebrannten Aſche der Erinnerung, die auf grünen Bäumen als ein recht dunkel blühendes Vergißmeinnichtchen wächſt, genug eingerieben und gewaſchen — es konnte ihn das alles nicht weich und geſchmeidig machen, Jochen blieb Jochen, er blieb der freche und ungehorſame Geſell, der er geweſen war, und wo er einen Schalkſtreich konnte laufen laſſen, war es ſeine Freude. Das war dabei noch das Schlimmſte und machte ſeinem Vater die meiſte Sorge, daß Jochen auch an Kräften unbändig war und in ſeinem fünfzehnten Jahre ſich ſchon mit jedem luſtigſten Knechte im Dorfe im Ringen und Balgen meſſen konnte. Der üppige und übermüthige Leib war der Zucht zu früh entwachſen. Dazu kam, daß Jochen ein ſehr ſchöner und ſchlanker Junge war, der das Maul ſo gut gebrauchen und ſo angenehm thun konnte, daß kein Menſch unter dieſer Kappe den Schelm vermuthete. Deſto beſſer konnte er ſeine Späße und Schalkſtreiche mit andern ausführen; denn er konnte ſo leidig ſein, daß auch die geſcheidteſten und klügſten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der ſeinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich ſehr zur Arbeit an; aber ſo wie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und ſogleich auf allen Gaſſen Geſchrei über ihn. Indeſſen ſagt ein altes Sprichwort: Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und das geſchah auch bei Jochen.

Er hatte ſein beſonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und Arme, die ihr Brod vor den Thüren mitleidiger Menſchen ſuchten, zu necken, und that es immer wieder, wie oft ſein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es ſey keine größere Sünde, als diejenigen verſpotten, welche elend ſind, denn ihr Elend komme von Gott und Gott habe ſie deswegen unter ſeinem beſonderen Schutz.

Nun begab es ſich, daß einmal eine arme alte Bettelfrau gegangen kam mit einem Korbe auf dem Kopfe und einem Sack auf dem Rücken. Sie ging gar ſtümperlich und jämmerlich, ſtand alle drei Schritt ſtill und ächzete und huſtete ſehr. Jochen ſah ſie kommen und machte ſich an ſie und bot ihr einen freundlichen guten Tag. Sie ward zutraulich und fragte ihn, wie ſie über einen tiefen Bach, der vor ihr floß, ins Dorf kommen ſollte. O hier, Mutter! komm nur mit! ſprach Jochen, hier iſt ein Steg, den will ich dir zeigen. Und er ging und ſie folgte ihm, und er führte ſie auf ein ziemlich ſchmales und ſchwankes Brett, das über den Bach gelegt war. Als die alte Frau aber mitten auf dem Brette war, da fing Jochen an mit dem einen Ende deſſelben aus allen Kräften zu wippen — er gebehrdete ſich aber, als taumele er — und wippte ſo arg, daß das Brett umſchlug und die alte Frau mit Korb und Sack in den Bach fiel, ſo lang ſie war. Er ſprang nun zu und half ihr wieder aus dem Waſſer und ſtellte ſich, als ſey er unſchuldig an der Sache, greinte und grieſlachte *) aber in ſich. Die alte Frau dankte ihm noch und ließ ſich nichts merken, zog ihre naſſen Kleider aus

---

*) Wird ausgeſprochen an einigen Orten grifflachen, an anderen grieflachen, das letzte offenbar richtiger. Wir haben kein Wort in unſerer Sprache, dieſem gleich, ein boshaftes Lachen, was ſich unter Bart und Lippen verſtecken mögte und doch die geheime Freude über fremden Unfall nicht bergen kann, auszudrücken, als dieſes ſaſſiſche Wort. Es drückt die Gebehrde aus, die zwiſchen Weinen und Hohnlachen in der Mitte um den Mund ſchwebt. Die erſte Sylbe iſt in der engliſchen Sprache übrig, wo es Kummer, Traurigkeit bedeutet. Wie Traurigkeit und Bosheit in der Bedeutung der Worte zuſammenfallen, davon zeugt jede Sprache, z. B. das italiäniſche tristizia tristezza und das engliſche mischief, das gothiſche hemsk (verſchloſſen, hinterliſtig, traurig, erſchrecken) und das ſaſſiſche inheimsch.

und hängte ſie an Sträuchen auf, daß ſie an der Sonne trockneten, und fing dann an, damit ſie ſich die Langeweile vertriebe, mit beweglicher und kläglicher Stimme einige Lieder zu ſingen. Jochen, der weggelaufen war, kam bald wieder und lauſchte; die Lieder gefielen ihm und er ſetzte ſich zu ihr und ſagte lachend: Höre, Mutter, ſinge mir auch einen Vers! Das will ich thun, mein Sohn, ſprach die Alte, aber du mußt auch Acht geben und deinen Vers behalten. Und ſie ſang:

Dukatenkrut hinner'm Tunne,
Leew in dem Pagellune
Un in dem Sparling Treu,
Verſtand im lütten Finger —
Dat ſünt ſo ſell'ne Dinger,
As Roſen unner't Heu.

Hür nipp nu te, min Jüngken,
Du makſt ſo mennig Sprüngken,
Dat Gott vergewen mag!
Veel Müſe freten den Kater —
Du denkſt ens an dit Water,
Un din Juchhe watt Ach.

Jochen lachte unbändig auf als ſie geſungen hatte, und rief: das iſt ja ein dummes, närriſches Lied, Alte, ohne Sinn und Verſtand. Höre! ich ſinge dir auch eines vor. Und er ſang mit heller, geſchwinder und ſcherzender Stimme:

De Kukuk up dem Tunne ſatt,
Dat watt regnen, un he watt natt.

De Kukuk un de wull natt.
Deen ſchreed he: Ach! min buntes Gatt!
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt wat büſt du natt!
Kukuk! Kukuk!
De Kukuk fleg na Hus —

und darauf lief er davon, that aber vorher ihrem Korbe und ihren Schuhen noch einen Schabernack an.

So machte Jochen es oft und konnte ſeinen unbändigen Muthwillen gar nicht halten. Eines Tages kam er aus dem Walde und ſprang mit Trallalla und Juchheida über das Feld daher; denn luſtig war er faſt immer. Es war ein kalter Wintertag und ſchneiete und fror ſehr. Als er ſo tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinablief, ſtand ein kleiner ſchneeweiſſer Mann da, der ſehr alt und jämmerlich ausſah, und ſtönte und ächzete bei einem groſſen Korbe, den er ſich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen ſah, ward er froh und bat den Burſchen freundlich: Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und ſchwach werden kannſt, und hilf mir dieſen Korb hier auf den Rücken. Von Herzen gern, ſprach Jochen, ſprang hinzu, hob den Korb auf und hängte dem alten Mann die Hänkel deſſelben um die Schultern, darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: Piep! Vagel! Piep! Der alte Mann wühlte ſich wieder aus dem Schnee auf und ſammelte was herausgefallen wieder in den Korb, und ſchrie mit zorniger Stimme hinter dem auslachenden Jochen her: Ja Piep! Vagel! piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloſer Bube!

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den andern Morgen wieder mit der Axt auf dem Nacken in den Wald gehen ſollte, daß er Holz fällete, mußte er wieder durch dieſen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderlich zu Muthe, ſo wunderlich, als ihm in ſeinem Leben nicht ums Herz geweſen war. Und obgleich es heller lichter Tag war und die Winterſonne eben feuerroth aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht geweſen, aber das war ſein böſes Gewiſſen, und es däuchte ihm immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und ſchrie ihn mit Piep! Vagel! Piep! an; und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen. Indeſſen wagte er es doch und ging in den ſchauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hat Jochen ſeinen Fuß auf die Stelle geſetzt, wo er geſtern Abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee geſtürzt hatte, ſo hat es ihn gefaßt und geſchüttelt, und in einem Augenblicke iſt er weg geweſen und iſt auch nie wieder gekommen, und kein Menſch hat gehört, wo er geſtoben und geflogen iſt. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böſe Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottloſen Streiche, die der übermüthige Junge immer verübte.

Das iſt es aber nicht geweſen, ſondern des alten Mannes mit dem Korbe Piep! Vagel! piep! den er in dem Hohlwege ſo ſchändlich umgeſtoßen und dann noch ſchadenfroh ausgelacht hatte. Jochen hat pfeifen lernen müſſen, er iſt in einen Piepvogel verwandelt und der allerkleinſte Vogel geworden, der auf Erden lebt. Das iſt nun ſeine Straſe, daß er im ſtrengſten Winter durch die Sträuche und Hecken fliegen und um die Häuſer und Fenſter der Menſchen flattern, meiſt aber bei armen Leuten rundfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Röckchen an gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis dieſen Tag aus ſchelmiſchen und ſpitzbübiſch freundlichen kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zu Muth iſt. Er heißt der Zaunkönig, die Leute aber nennen ihn aus Spott den großen Jochen oder den kurzen Jan; auch wird er Neſſelkönig genannt, weil der arme Schelm durch Neſſeln und Diſteln und kleine ſtachlichte Sträuche ſchlüpfen und fliegen muß und meiſtens in Neſſelbüſchen ſein Neſtchen baut. Da hat er nun Zeit ſeine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee ſtöbert und er in kahlen Hecken und Zäunen ſitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit ſeiner feinen Stimme ſingen und denken an die alte Geſchichte von Jochen Diebenkorn. Er ſingt aber alſo ſein Piep! Wagel! piep!

Piep! piep!
De Aeppel ſünt riep,
De Beren ſünt gel,
Dat Speck in de Tweel,
De Stuw is warm,
Hans ſlöpt Grethen im Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat well dacht?

16.

Der Wiedehopf.

So hat Hinrich Vierk einmal vom Schneidermeiſter Wiedehopf erzählt:

Es begeben ſich die wunderbarſten Dinge in der Welt: Könige ſind Bettler und Bettler ſind Könige geworden und kann man keinem anſehen, was er einſt geweſen iſt, und was er noch werden kann. So iſt der Wiedehopf einſt ein Damenſchneider geweſen, und wer ſteht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Geſellſchaft gelebt hat? Er hat in einer großen reichen Stadt gewohnt und ſich wie ein hübſcher und feiner Geſell gehalten und einen bunten ſeidenen Rock getragen, und iſt von einem vornehmen Hauſe in das andere und von einem Pallaſt in den andern gegangen und hat die koſtbaren Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen ſollte, zu Hauſe getragen. Und weil er hübſch und manierlich geweſen iſt, haben alle hübſche Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt und auch der Königin, als ſie gekrönt werden ſollte, hat er den Rock zugemeſſen. So iſt Meiſter Wiedehopf bald ein ſehr reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, ſondern iſt immer herumgelaufen und hat zu Hauſe geſchleppt und oft ſo viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter ſeiner Laſt ſtönen und, wann er die Treppen hinaufſtieg, Huup! Hupupp! ſchreien mußte. Dieſe Arbeitſeligkeit und Habſeligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben, aber es iſt eine arge Habſucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld anſehen können. Der Schneider hat zuletzt geſtohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, ſeinen Theil abgekniffen und abſtipitzt. Da iſt es ihm denn geſchehen, daß er eines Abends, als er mit einem ſchweren Bündel und noch ſchwereren Hupupp! Hupupp! die Treppe hinaufächzete, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden iſt, welcher Wiedehopf heißt und um die Häuſer und Ställe der Menſchen umfliegen und dort mit unerſättlicher Gier das Allergarſtigſte aufleſen und in ſein Neſt tragen muß. Er trägt bis dieſen Tag einen bunten Rock, aber einen ſolchen, der an einen ſchlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Theil des Rockes iſt rabenſchwarz, der andere feuerroth, und ſind beide Theile Farben der Hölle, denn das Schwarze des Rockes ſoll die hölliſche Finſterniß und das Feuerrothe das hölliſche Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock als Meiſter Wiedehopf trägt auch der Todtengräber, ein blanker garſtiger Wurm, der auf den Landſtraßen herumläuft und todte Maulwürfe, Käfer und anderes Aas begräbt; auch die bunte Blattwanze hat faſt ganz daſſelbe Kleid an: beide ſind Erzſtinker und wahrſcheinlich beide einſt auch Diebe geweſen. Das hat der Wiedehopf noch ſo beibehalten aus ſeiner alten Schneiderzeit, daß er immer Hupupp! Hupupp! ſcheien muß, als trüge er noch Diebeslaſt, die ihm zu ſchwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Kukusküſter, weil ſein Laut aus der Ferne wirklich oft ſo klingt, als wolle einer dem Kukuk ſeinen Geſang nachſingen, wie der Küſter dem Paſtor. Aber der Kukuk iſt ein luſtiger Schelm und kann ſein Lied in Freuden ſingen, der Wiedehopf aber iſt ein trauriger Schelm, und darum muß er ſeufzen und klagen und ſein Hupupp! Hupupp! geht ihm gar ſchwer aus der Kehle.

17.

Rothkehlchen und Kohlmeischen.

Rothkehlchen und Kohlmeischen waren einſt ein paar hübſche Dirnen, Töchter einer alten frommen Wittwe, die ſich vom Spinnen, Nähen und Waſchen und von anderer Arbeit knapp, aber doch ehrlich ernährte. Sie hatte nur dieſe beiden Kinder, von welchen die älteſte Grethchen und die jüngſte Kathrinchen hieß. Sie hielt, wie ſauer es ihr auch ward, die Kinder immer nett und reinlich in Kleidung und ſchickte ſie fleißig zu Kirche und Schule, und als ſie größer wuden unterwies ſie ſie in allerlei künſtlicher Arbeit mit der Scheere und Nadel und hielt ſie ſtill in ihrem Kämmerlein in aller Ehrbarkeit und Tugend. Und Grethchen und Kathrinchen gediehen, daß es eine Freude war, und wurden eben ſo hübſch und fein, als ſie fleißig und ehrbar waren; ſo daß alle Menſchen ihre Luſt an ihnen hatten und die Nachbarn ſie ihren Töchtern als rechte Muſter zeigten und lobten. Die Wittwe ſtarb und die beiden Schweſtern blieben in ihrem Häuschen und lebten, wie ſie mit der Mutter bisher gethan, von ihrer Hände Arbeit.

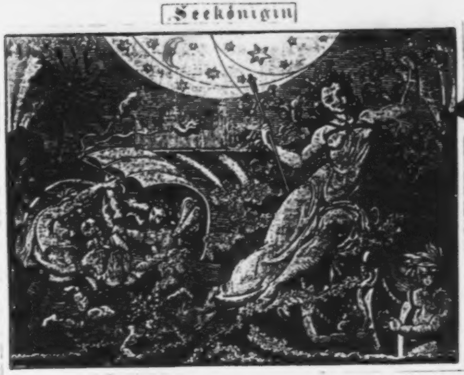
Aber es blieb nicht lange mehr ſo ſtill in dem Häuschen, als es ſonſt geweſen war. Die Falken und Habichte, welche auf ſchönes junges Blut lauren, merkten, daß die Hüterin weg war, welche die Täubchen ſonſt bewacht hatte, und es fanden ſich häufig loſe junge Geſellen ein, welche die Mädchen zu Tänzen und Gelagen und zu Spaziergängen auf die Dörfer verlocken wollten. Die beiden Schweſtern wehrten ſich einige Wochen tapfer, aber endlich lieſſen ſie ſich bewegen und gingen mit und dachten, es kann doch wohl keine Sünde ſeyn, was ſo viele Frauen und Mädchen thun, die niemand unehrlich nennt. Zuerſt kam es ihnen bei dieſen Tänzen doch zu wild vor und ſie ſahen nicht einmal lange zu ſondern gingen früh weg und waren vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe und ließen ſich nicht bis in die Nacht hinein halten, wieviel die, welche ſie mitgenommen hatten, auch locken mogten. Das zweite und dritte Mal tanzten ſie ſchon mit, gingen aber bei Tage heim, und mit etwas ſchwerem Herzen, und nahmen ſich deswegen vor, den nächſten Sonntag zu Hauſe zu bleiben. Aber das Worthalten war ſchwer, denn die jungen Geſellen kamen immer wieder und baten zu ſchön. Das vierte und fünfte Mal blieben ſie ſchon bis nach Sonnenuntergang, und das ſechste und ſiebente Mal hatte die Glocke zwölf geſchlagen, als ſie heim kamen, und ſie mußten ihre Wirthin herauspochen, daß ſie ihnen die Thüre aufſchlöſſe, und als die alte Frau ſie ermahnte und ſie ihrer ſeligen Mutter erinnerte, lachten ſie ſchon und ſprachen: Ach! die Mutter und ihr! wann die Mäuſe keine Zähne mehr haben, ſchelten ſie auf die Nußknacker; ihr werdet auch getanzt haben als ihr jung waret.

Die Mädchen waren zu Hauſe noch immer ſehr fleißig, auch hatten ſie noch nichts Unehrbares gethan noch gelitten, aber die Thüre zum Böſen war geöffnet, und Leichtſinn und Leichtfertigkeit nahmen von Tage zu Tage zu und nun ward auch ſchon mancher koſtbare Wochentag mit Nichtsthun und Herumprangen vertändelt und verquändelt, den ſie ſonſt auf nützliche Arbeit verwendet hatten. Auch in ihrem Kämmerchen mußte alles anders werden; die Vögel waren luſtig und bunt geworden, es mußte alles blankere und zierlichere Federn anziehen: neue Tiſche, neue Stühle, neue Vorhänge, feinere Kleider und Schuhe. Aber mit dem alten Hausrath ſchien auch der mütterliche Segen, der bisher ſichtbar auf den Kindern geruht hatte, aus dem Hauſe gezogen zu ſeyn. So ſchlich ſich das Unglück mit dem Leichtſinn ein; erſt hielt ſie der Böſe nur an einem dünnen ſeidenen Fädchen, zuletzt hat er ſie mit einem dicken Kabeltau der Sünde umflochten und ſie haben die Schwere und den Schmutz deſſelben gar nicht mehr gefühlt.

Grethchen und Kathrinchen hatten immer viele ſchöne Arbeit und koſtbare Zeuge unter Händen, woraus ſie Schmuck und Kleider ſtickten und näheten. Sie gebrauchten jetzt mehr Geld als ſonſt, ſie fingen allmälig an zu mauſen, ach! ſie ſtahlen zuletzt. Einmal hatten ſie einen bunten ſeidenen Rock geſtohlen, der in einem Nachbarhauſe am Fenſter hing, und an einen herumziehenden Juden verkauft. Ein armer Schneidergeſell, bei welchem man viele bunte Lappen und Streifen Zeug gefunden, die er auch wohl gemauſt haben mogte, war darüber angeklagt, gerichtet und gehängt worden. Er hing und baumelte an dem lichten Galgen. Eines Abends ſpät kamen die beiden Dirnen mit andern Geſellen und Geſellinnen von einem Dorftanze zurück und der Weg ging an dem Galgen vorbei. Da rief einer aus der Schaar, ein leichtfertiger Geſell; Fritz Schneiderlein! Fritz Schneiderlein! wie theuer wird dir dein bunter Rock! Kaum aber hatte er das Wort geſprochen, ſo ſchlug die Sünde wie ein Blitz in die beiden Dirnen, die ſchuld waren an des armen Schneiders Tod. Sie ſtürzten beide wie todt zur Erde hin, und die andern, die es ſahen, liefen voll Schrecken weg, als hätten ihnen alle Galgenvögel ſchon in dem Nacken geſeſſen. Sie haben die Geſchichte in der Stadt erzählt, und die Leute ſind hingegangen, aber die beiden Dirnen haben ſie nimmer gefunden.

Und wie hätten ſie ſie finden ſollen? Sie waren in Vögel verwandelt und müſſen nun in der weiten Welt herumfliegen. Grethchen iſt ein Rothkehlchen geworden und Kathrinchen ein Kohlmeischen: denn Grethchen trug immer ein rothes ſeidenes Tuch um den Hals und Kathrinchen ein gelbes. So müſſen ſie nun als kleine Vögel in den Wäldern rundfliegen und Hunger und Durſt leiden, Hitze und Kälte aushalten und vor Sperbern und Falken, vor Schlangen und Ottern, vor Jägern und wilden Buben zittern. Das hatte ihre Mutter wohl nicht gedacht, als ſie ſo ſittig und fein mit ihr in dem Kämmerlein ſaßen und ſtickten und webten und näheten und Abends und Morgens bei dem Zubettgehen und Aufſtehen mit heller Stimme geiſtliche Lieder ſangen. Aber die armen Kinder ſind zuerſt verlockt, dann verführt und ſo endlich in ſchwere Sünden gefallen, und haben kaum gewußt, wie ſie dazu gekommen ſind: ſo leiſe und ſanft hat der Leichtſinn ſie ſeinen Schlangenblumenweg geführt. Daß dieſe kleinen Vögel einſt Menſchen geweſen, iſt ganz natürlich, und man kann es auch daraus ſehen, daß ſie immer um die Häuſer der Menſchen fliegen, auch oft durch die offenen Fenſter in die Zimmer kommen und ſich da fangen laſſen, auch daß ſie im Walde, ſo wie ſich nur Menſchen da ſehen laſſen, ſogleich um ſie herumflattern und herumzwitſchern. Sie haben auch die alte Unart im Vogelkleide noch nicht abgelegt und können das Mauſen nicht laſſen, ſondern ſind noch immer Erzdiebe, und wo nur etwas Buntes und Neues und Schimmerndes ausgehängt wird, da fliegen und ſchnappen ſie darnach, und werden daher keine Vögel leichter in Fallen und Schlingen gefangen, als dieſe beiden, und müſſen Grethchens und Kathrinchens gefiederte Urenkel es noch entgelten, daß ſie einſt zuviel auf Kirmiſſe und Tänze gegangen und den bunten Rock geſtohlen haben, worum der Schneider hangen mußte. Die Menſchen jammert es ſehr, wann ſie Rothkehlchen und Kohlmeischen in den Schlingen hangen ſehen, und ſie rufen wohl: ach! die armen niedlichen Vögelein! Denn ſie ſind wirklich ſehr niedlich und hübſch, und waren einſt auch niedliche und hübſche Dirnen, ehe ſie von böſen Buben verführt wurden, und lebten als fromme, einfältige Kinder und meinten und wußten nichts Arges

Aus dieſer Geſchichte lernt man, daß es wohl wahr iſt, was weiſe Leute ſagen, daß mancher einen bunten Rock trägt, worin ihm nicht wohl iſt, und daß manche bunte Röcke tragen, wozu ſie nicht gut gekommen ſind.



18.

Die Seekönigin.

Ihr habt wohl oft die Sage gehört von Glocken, die aus tiefen Seeen läuten, beſonders um die Zeit der Mitternacht und zur Zeit der großen heiligen Feſte der Chriſten. Da ſagen die Leute, es ſind verſunkene Schlöſſer und Kirchen, deren Glocken läuten müſſen zur ernſteſten Stunde der Zeit und an jenen hehren Tagen, wo alle Herzen und Glocken die helleſten und innigſten Klänge erklingen laſſen. Aber das iſt nur ſo ein Gerede, weil ſie das, was ihnen zu Zeiten ſo wunderbar und ſchauerlich aus tiefen Seeen heraufſtönt, gern natürlich erklären mögten. Nein, es ſind keine Glocken von verſunkenen Schlöſſern und Kirchen, es ſind keine aus Erz und Silber gegoſſene Glocken, ſondern ſehnſüchtige und klingende Trauerglocken der Herzen ſind es, die durch ſchlimmen Zauber gefangen da unten in der kalten Tiefe ſich ewig nach dem ſchönen Sonnenlichte droben ſehnen müſſen, aber nie hinauf können. Und nun will ich die Geſchichte der Seekönigin erzählen.

Es hauſt in den Wäldern und Bergen und Seeen und Strömen vieles, wovor den Menſchen mit Recht grauſt und weswegen viele ſich nicht gern allein hineinwagen. Andere aber ſind dreiſt und kühn; aber mancher hat es ſchon bejammert und muß ſein ſchönes Leben, das er ſo luſtig hätte verbringen können, in der kalten Finſterniß oder in dem ſchauerlichen Waſſer vertrauern. Die Unterirdiſchen, die Elfen, die Bergſchmiede, die Nixen und Seejungfrauen ſind gar gefährliche Feinde, welche der blühenden Jugend nachſtellen und ſie in allerlei Schlingen verſtricken und zu ſich locken. Aber die gefährlichſte und zaubervolleſte von allen iſt die große Seejungfrau oder Seekönigin, welche über alle Geiſter und Geiſterchen herrſcht, die in Quellen, Bächen, Strömen und Seeen wohnen.

Dieſe Seejungfrau wohnt gewöhnlich in großen und tiefen Seeen, die von grünen Bäumen und Büſchen umgeben ſind; denn Bäume im grünen Walde muß ſie haben, unter welchen ſie die ſchöne Sommerzeit und Frühlingszeit ſpielen und ſich ergötzen kann. Dieſe liebliche Frau erſcheint unter mancherlei Geſtalten und kann ſich vielfach verwandeln, damit ſie die Jünglinge, die ſie liebt und in ihre Gewalt haben will, deſto leichter und ſicherer ankirren und verlocken könne. Denn ſie iſt ein rechtes Wunder von einer Frau. Gewöhnlich aber erſcheint ſie in folgender Geſtalt.

Sie iſt eine wunderſchöne und anmuthige Jungfrau, ſchlank und hoch von Wuchs, mit dem allerlieblichſten Geſichte, deſſen Mund wie eine aufblühende Roſe ſchimmert und deſſen himmelblaue Augen leuchten wie ein paar helle Frühlingsquellen, die der Mond beſcheint. Ihr Hals iſt weiß wie Elfenbein, worum lange blonde Locken fließen, und den ſchönen Leib bedeckt ein leichtes grünes Gewand, das weich um Buſen und Hüften wallet, wie das zarte Frühlingsgras, vom Winde bewegt, um einen Blumenhügel. So ſieht man ſie in den Seeen und Strömen ſchwimmen und in den Wellen ſpielen und plätſchern, wie ein Waſſervögelein hin und her ſpielet, und gleich einem leichten Blitz dahin ſchieſſen. So haben viele ſie geſehen im Mondſchein und auch bei Tage, unter einer dunkeln Eiche oder Buche, oder auch unter Birken und Erlen am See gelagert, wo ſie Kränze aus Blumen windet, Ringelein von ihren ſchönen Locken ſchlingt und wieder auflöſet oder auch ein ſüßes Lied ſingt, wozu ſie auf einer Muſchel oder Schalmei bläſt. Aber ihr ſüßeſtes Lied ſingt ſie in der Mitternacht und da mag ſich in Acht nehmen, wer zu viel Feuer im Buſen hat. Wenn ſie ſich dann am Ufer der Seeen und Ströme unter den grünen Bäumen hinſetzt und ſingt und der Stromgeiger aus der Tiefe auftauchet und voll Luſt zu ihrem Geſange die Harfe ſchlägt, dann hört jeder, der ihr zuhorcht, eine Sirene, und muß ihr in die Arme ſinken, er mag wollen oder nicht.

Dies iſt ſo ihre gewöhnliche Art und Leben, aber oft erſcheint ſie auch in all ihrer Pracht und Herrlichkeit als Königin der Waſſer, was ſie eigentlich iſt. Dann funkelt und blitzt ihr Gewand von den ſchönſten Perlen und Diamanten, eine goldene Krone ſtrahlt auf ihrem Haupte und ein Scepter nickt in ihrer Hand, und ſchön geſchmückte Diener und Dienerinnen, in Farben und Stoffen des Waſſerreichs gekleidet, treten vor und hinter ihr her.

Die Seekönigin iſt ſehr ſtolzer, aber auch ſehr verliebter Natur. Das hat mancher ſchöne Jüngling wohl empfunden und iſt darüber nie wieder geſehen worden. Sie liebt nichts als die erſte blühende Jugend, die zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren alt iſt; und ſchön von Geſtalt muß das ſeyn, was ihr gefallen ſoll. So iſt mancher ſchöne Jägerburſche und mancher luſtige Hirtenknabe verſchwunden und muß nun in Sehnſucht nach der Sonne, die er nicht mehr ſieht, aus den Seeen und Teichen heraufklingen, daß die Menſchen, die es hören, ſtehen und lauſchen, und nicht wiſſen, was der Klang iſt und woher er kommt. Denn wehe dem armen Jüngling, der in den einſam dunkeln Wald und in das tiefe Thal kommt, wo die Seeen und Teiche ſind, und ſie erblickt! Wenn ſie ihre ſchönen Goldlocken fliegen läßt, wenn ſie ihre weiſſen Arme nach ihm ausſtreckt, wenn ſie ihn einmal anlächelt, wenn ſie ſingt, ja wenn nur ein Laut über ihre zauberiſch ſüßen Lippen klingt, ſo iſt er verloren. Das Allergefährlichſte ſoll aber ſeyn, wenn ſie ihre grünlichen Goldlocken wehen läßt und mit ihrem lieblichen Köpfchen mit halb lächelnder halb trauriger Gebärde da heraus guckt, als ſpräche ſie: Komm! komm! und tröſte mich! Sie iſt in ihrer Liebe ſehr heftig und feurig und thut dem, was ſie lieb hat, alle mögliche Süßigkeit und Anmuth an, die ſie nur erſinnen und erdenken kann, ſchenkt ihm auch alle köſtlichſten Gaben, die ſie nur hat; aber ſie iſt leicht und wankeliſch und trügeriſch wie das leichte und falſche Element, worin ſie wohnt, und kalt und ſtolz wie ihr Waſſer. Keiner hat ſich ihrer Liebe je länger als zwei Jahre erfreuet. Dann zieht ſie ihn in die naſſe Tiefe mit ſich hinab, damit er nicht ſagen könne: Ich habe bei der ſchönen Seekönigin geſchlafen. Da ſitzen nun viele Tauſende in dem dunkeln ſchauerlichen Abgrund, und ihre Klagen in der Tiefe, das ſind die fabelhaften Glocken der Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten ſo wehmüthig und zauberiſch aus dem Grunde der Seeen herausklingen.

Das iſt einmal gewiß, wer die Seejungfrau nur einmal angeſehen hat, wenn ſie ihn lieb haben will, der iſt ihr ſicherer Raub und kann nicht mehr von ihr laſſen. Aber das iſt ein Glück, daß dieſe ſtolze und zauberiſche Königin niemand in die Tiefe hinabziehen darf, der nicht einmal in ihren Armen ſchlief. Aber für wie viele Jünglinge iſt es ein Unglück geworden, daß ſie ſie nur einmal geſehen haben auf dem Spiegel der Wellen hinſchlüpfen oder unter einem grünen Baum ihre Locken ausringen oder auf einer blühenden Au Blumen leſen und Kränze winden! Ihr bloßer Anblick bringt eine unausſprechliche und angſtvolle Sehnſucht. Wer ſie einmal ſah, will ſie immer wieder ſehen, er muß hinaus in die Wildniß, er muß die öden Wälder durchrauſchen und an den tiefen Seeen und Strömen wandeln, er muß jedes Thier und jeden Vogel, jeden Buſch, jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume und jeden Grashalm fragen, ja er muß Mond und Sterne und Winde und Lüfte fragen, ob ſie die ſchöne Seejungfrau nicht irgendwo ſahen. Und ſo hat er keine Ruhe bei Tage und bei Nacht, er muß immer dem blanken Schatten nachjagen und findet ihn nimmer und wird blaß und bleich wie ein Geſpenſt; denn weſſen die Jungfrau ſich das erſte Mal nicht erbarmt, den liebt ſie nimmer. So hat man viele Jünglinge geſehen, die des Nachts hinaus mußten, wann die andern Menſchen ſchlafen, und die dann in Wald und Büſchen hauſen. Ueber ſolche machen ſich dann die Leute ihre Gedanken und viele ſagen ihnen oft auch Arges nach; die armen Jünglinge haben aber nichts Böſes gethan noch thun wollen, ſondern nur ein ſchweres Leid erlitten, von welchem kein Menſch ſie heilen kann. So ſind manche hingebleicht und hingewelkt in der Blüthe ihrer ſchönſten Jugend, oder ſind gar verſchwunden und haben ſich in Seeen und Teichen erſäuft, oder ſind von Irrlichtern in Sümpfe verlockt, ja einige haben ſich in der verzweifelnden Sehnſucht wohl an Bäumen erhängen müſſen. Aus ſolchen Unglücklichen werden nach ihrem Tode die wunderſamen Ache und Wehe und Wimmerer und Aechzer und Seufzer, die man ſo oft gar bei hellem Tage, geſchweige um die Mitternacht, aus Quellen und Bäumen und Büſchen und Gras und Blumen wimmern, wiſpern und flüſtern hört, daß einem die Haare auf dem Kopfe ſauſen. Sie müſſen dann als dünne Töne und leiſe Seufzer umherfliegen und umherſpielen und die Lebendigen erſchrecken, weil ſie das Leere und Nichtige zu ſehr geſucht haben. Von ihnen iſt das Sprichwort gekommen, daß, wenn man ſagen will, ein Menſch ſey ſehr barmherzig, man ſpricht: Der hat ein Herz, er mögte, wenn er könnte, jeden fliegenden Seufzer erlöſen. Ich glaube aber, die ſind nicht leicht zu erlöſen. Davon muß ich nun auch eine kleine Geſchichte erzählen.

Es war einmal eine ſchöne Prinzeſſin, die Tochter eines ſehr reichen und mächtigen Königs, das war ein ſehr liebes und frommes Kind. Aber das ward ihr Unglück, daß ſie zu viel in alten Mährchenbüchern und Ritterbüchern geleſen und ſich dadurch allerlei wunderliche und ſeltſame Einbildungen gemacht hatte. Sie hatte auch einmal die Geſchichte von der ſchönen Seekönigin geleſen und von den armen Jünglingen, die vor lauter Sehnſucht vergangen ſind, und nun aus Quellen, Bäumen, Blättern und Blüthen, ja aus harten Baumknorren und Steinen ächzen und ſeufzen und ihre Klagen winſeln müſſen. Das jammerte die ſchöne Prinzeſſin gar ſehr und ſie hat über ihren unzeitigen und jämmerlichen Tod manches Thränlein weinen müſſen. Nun las ſie eines Tages ein Mährchen, das überſchrieben war: Alles durch Liebe, worin es hieß, wenn einer die rechte Liebe hätte und er fände in Eiſen und Stein verzauberte und erſtarrete Seelen, die darin harreten bis auf den großen Tag des Gerichts, und er legte ſein liebendes Herz nur an die Steine und das Eiſen, ſo müßten ſie gleich zerſchmelzen und die armen gebundenen Seelen wieder zum Leben erlöſt werden. Nun hatte ſie auch manches Mährchen von den Seufzern und Aechzern im Walde geleſen und es fiel ihr jetzt ein: Könnte ich denn nicht die Liebe haben und die armen Seelchen, die als Aechzer und Seufzer wimmern und flüſtern müſſen, erlöſen und in mein Herz ſenken, daß ſie zur Ruhe kämen und nicht mehr ſo traurig wären und ſeufzen müßten? denn die armen Kinder haben ja nichts Härteres verbrochen, als daß ſie zu viel geliebt haben. Ja ich will die Seufzerchen erlöſen! Das ſprach die Prinzeſſin, und hat von dem Gedanken nicht laſſen können und Tag und Nacht keine Ruhe davor gehabt, ſondern er iſt ihr immer lieber und gewiſſer geworden, und zuletzt hat ſie alle Tage in den Wald gehen müſſen und iſt die Nächte oft heimlich von ihrem Lager aufgeſtanden und heimlich aus dem Schloſſe gegangen und im Mond- und Sternenſchein in der wilden Forſt umhergeſchlichen, und wo ſie es tönen und ächzen und girren und ſchwirren gehört hat, da hat ſie gelauſcht, da iſt ſie hingeeilt und hat in ihrer freundlichen ſüßen Liebe die Bäume und Sträuche, die Blumen und Kräuter, ja zuweilen die kalten Steine umarmt, daß ſie an ihr warm würden und daß ihre traurigen Klagen zur Ruhe kämen.

Der König ihr Herr Vater merkte die heimlichen Waldgänge der Prinzeſſin und verbot ſie und ſperrte ſein Kind ein. Sie ward aber ſo bleich und krank und elend vor lauter Sehnſucht nach dem Walde, daß er ſie wieder herauslaſſen und die alten Waldgänge erlauben mußte. So iſt das arme ſchöne Kind zwei Sommer und zwei Winter gegangen und hat Seufzer erlöſen wollen; dann iſt ſie ſelbſt ein Seufzer geworden. Man hat ſie eines Morgens im grünen Walde gefunden, wie ſie erblaßt um einen Baum hing, den ſie in Liebe umſchlungen hatte und an dem ſie erſtarrt war. Der König hat ihr ein Grab graben laſſen und einen Stein darauf geſetzt, auf welchem die Worte geſchrieben ſtanden: *Hier liegt die ſchöne Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie die Seufzer erlöſen wollte.* Und er hat lange um ſie getrauert und alle Menſchen mit ihm; denn ſie war wohl das allerfreundlichſte Seelchen, das je in einem irdiſchen Leibe gewohnt hat. Es geht aber nun die Sage, daß es die Nächte um ihr Grab unaufhörlich flüſtert und wiſpert und ächzet und ſeufzet. Da ſind dann die kleinen ſchwirrenden und girrenden Waldſeelchen da, die um ſie trauren, und ſie ſingen das Lied von dem Liebesſeufzerlein:

Ein ſüßes Liebesſeufzerlein
Liegt unter dieſem Grabeſtein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder ſind.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenſtein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt,
Nun decket es ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein' in'n Arm,
Nun ſchläft es ledig von Müh und Harm.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Herbei nun alle groß und klein!
Und ſtimmet den nächtlichen Klageſang
Zu liebender Herzen Glockenklang.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Thräne ein Edelſtein,
Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinſte Sandkörnlein,
Wir fliegen bald in den Himmel hinein.

19.

Der Baurendom.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein Kind guter und frommer Aeltern, die hieß Mariechen. Sie war ein ſehr hübſches und freundliches Kind und hatte ein ſehr liebendes und zärtliches Herzchen und überhaupt ein ſehr lebendiges Gemüth, was ſich in tauſend kleinen Zeichen und Spuren offenbarte. Ihre Aeltern entdeckten das ſehr bald und hatten insgeheim manche Sorge darüber und ſprachen wohl oft bei ſich: Wie wird es unſerm Mariechen einmal gehen? das Kind iſt zu zart und dünn für dieſe grobe Erde geſtaltet und ſein leicht bewegliches und zärtliches Seelchen wird hier von rauhen Winden viel umher gewehet werden und doch ſchwerlich finden, was es ſucht. Denn ſie ſahen, wie das Kind alles mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ergriff und wie es über den Tod eines Würmchens auſſer ſich ſeyn und über ein abgebrochenes Blümchen weinen konnte. Sie ſuchten dieſe zu zarte Empfindſamkeit des kleinen Mädchens nun freilich zu zügeln und hielten Mariechen mehr als ihre andern Kinder zu ſtrenger Ordnung und gemeſſener Arbeit an, damit ſie nicht Zeit hätte zum Träumen; aber das half nicht viel. Das Kind verrichtete ſeine Arbeit mit Gehorſam und Fleiß, war aber dabei immer mit den wunderſamſten Geſichten und Träumen und mit einer Mährchenwelt beſchäftigt, die ſie ſich ſelbſt ſchuf und worin ihre luſtige und blühende Fantaſie herumflatterte wie ein Frühlingsvögelein in den erſten grünen Zweigen. Mariechen hatte ein ganz beſonderes Wohlgefallen an Geſchichten und Mährchen und wer ihr Geſchichten erzählen oder ein Mährchenbuch bringen konnte, der war ihr liebſter Freund. Sie wußte eine Menge Geſchichten und ſie behielt alle, die man ihr erzählte oder die ſie las, und vergaß ſie nie wieder. Aber von allen ihren Mährchen und Geſchichten war ihr keine ſo lieb als die Geſchichte von den drei Domen. Dieſe Dome waren gleichſam Drillinge und hieſſen der Prinzendom, der Edelmannsdom und der Baurendom. Dieſe drei Dome erſcheinen wie der Vogel Phönix je alle tauſend Jahre mal wieder und kommen nach vielen Verwandlungen und Proben treuer Liebe endlich in die Arme ihrer Herzallerliebſten. Mariechens Vorliebe für das Mährchen von den drei Domen kam wohl daher, weil es ihr am allererſten und ofteſten erzählt worden. Genug ſie hatte ſich ſo darin vertieft und ihr ganzes kleines Seelchen hineingelegt, daß ſie ſich einbildete, einer der Dome müſſe wiederkommen und ihr Bräutigam werden. Das ſaß ſo feſt in ihrem Herzchen, daß ſie wohl häufig bitterlich weinte und ſchluchzete, wenn jemand ihr das ausreden oder beſtreiten wollte. Sie hatte ſich aber von den drei Domen den kleinen Junkerdom auserkoren, der ihr als ein zierlicher, fröhlicher und flinker Geſell beſchrieben war. Der Prinzendom däuchte ihr zu vornehm und zu ſchön und ſie hatte ihn ihrer jüngern Schweſter zugedacht, welche Heidichen hieß und ein ſehr ſchönes Kind war, und von welcher Mariechen ſelbſt glaubte, ſie ſey viel ſchöner als ſie. Der Baurendom aber däuchte ihr wieder zu ſchlecht und gering zu ſeyn.

Es kam nun oft ein Freund ihres Vaters in ihr Haus, ein unverdroſſener Mährchenerzähler, um den die kleinen Kinder ſich daher bald verſammelten. Dieſer hatte das Fliegende und Sehnſüchtige in Mariechen bald entdeckt und er ſuchte Waſſer in das gefährliche Feuer zu gießen, nicht eben aus Abſicht oder daß er meinte, es hülfe etwas, ſondern weil die Menſchen überhaupt ſo thun, daß ſie gern das anrühren, was in andern Menſchen am lebendigſten klingt, um ſich ein gewiſſes Leben in ihnen ſelbſt klar zu machen. Darum kam er immer wieder auf die Geſchichte von den drei Domen, die er zuerſt ins Haus getragen hatte, und wies Mariechen immer auf den Baurendom hin als den tüchtigſten von allen Dreien und ſchilderte ihn als einen ſtarken, tapfern, ſchlichten und frommen Mann, der ſein Werk redlich thue, Gott und alle Menſchen liebe, Häuſer, Gärten und Wälder, Obſt und Wein, Pferde und Rinder, Schweine und Schaafe, Gänſe und Puter, Hühner und Enten und Tauben und anderes Geflügel in Ueberfluß habe und mit Weib und Kindern und Freunden ein ſehr vergnügliches und fröhliches Leben führe. Alle dieſe Herrlichkeiten ſchilderte und malte er auf das luſtigſte und prächtigſte aus und gab dem kleinen Junkerdom dabei immer Seitenhiebe, als welcher bei aller ſeiner Leichtigkeit und Zierlichkeit doch nicht aushalte gegen den Baurendom, in Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit verderbe, ſeiner Liebſten nicht einmal treu ſey und endlich von dem tapfern Baurendom niedergemacht werde. Dies alles hörten Mariechen und die andern Kinder mit immer neuer Begierde an, obgleich die letzten Aufzüge der Geſchichte immer ein vollſtändiges Trauerſpiel wurden, wo es bei dem armen Mariechen an Seufzern und Thränen und zuletzt an Seufzern und Verwünſchungen, ja ſogar an Verwünſchungen des Erzählers einen Ueberfluß hatte.

Mariechen aber hielt ihren kleinen Junkerdom mit redlichem Gemüthe feſt und wollte nicht von ihm laſſen, und pflegte in ihrer Verzweiflung mit lautem Schluchzen auszurufen: Es iſt nicht wahr! es iſt aber doch nicht wahr! ihr Abſcheulichen belügt ihn; er iſt nicht ſo eitel, er iſt nicht untreu, der Baurendom kann ihn nicht bezwingen, der Junkerdom iſt doch der beſte. Das Niedliche bei dieſer Geſchichte aber war, daß Mariechen ihren kleinen Junkerdom ſchon gefunden hatte, ohne daß ihre Aeltern und der Mährchenerzähler davon etwas wußten. In ihr Haus kam oft ein kleiner Junker Fritz, ein hübſcher, ſchmeichliſcher und gewandter Knabe, und ſpielte mit ihr und ihren Geſchwiſtern. Dieſen kleinen Junker gewann ſie ſehr lieb und bildete ſich feſt ein — ließ es ſich aber gegen keine Seele merken — mit ihm werden die Domſchen Verwandlungen vorgehen und ſie werden beide die Liebesproben beſtehen, die den kleinen Junkerdom Fritz einſt zu ihrem

Gemal machen werden. In dieſem ſüßen Wahne lebte das ſüße Kind einige Jahre, weil es den Fritz ſo lieb hatte, ließ ſich auch manche Neckerei gefallen, die ſie von ihren Geſchwiſtern und von andern wegen des kleinen Junkers ausſtehen mußte, und ſagte dann wohl mit vielen Thränen bei ſich ſelbſt: er iſt es doch! er iſt doch mein Junkerdom! Aber ach! die Sachen änderten ſich ſehr. Der kleine Fritz, der von Natur wild und leicht war, ward immer wilder und leichtſinniger, wie er an Jahren wuchs, und machte manche tolle und übermüthige Streiche, riß und zerrte und mishandelte auch ſein Mariechen zuweilen, worauf aber immer eine Verſöhnung folgte. Endlich aber blieb er ganz weg aus dem Hauſe und kam gar nicht wieder, und Mariechen ſah ihn nun mit andern Kindern zuweilen nur auf den Gaſſen und auf Spaziergängen; und der wilde Knabe ſah ſie nicht mehr an, ſie aber weinte bitterlich und ſagte: Es iſt doch wahr, was ſie mir geſagt haben, der Junkerdom taugt nichts und iſt leichtfertig und untreu, und der Fritz iſt auch untreu.

Mit dem Verſchwinden und der Untreue des kleinen Junkers Fritz verſchwand aber der Domſche Traum noch nicht aus Mariechens Herzen. Aus dem kleinen treuen lieben Herzen verſchwand ſo leicht nicht, was einmal darin gewurzelt hatte. Sie trug den ſchönen Traum immer warm mit ſich herum und hegte ihn als ihr Schooßkind, und das Sonderbarſte war, daß ſie ſich nun, da die erſte Probe mit Junker Fritzchen ſo ſchlecht abgelaufen, den Baurendom auserwählt hatte, denn der Prinzendom war ſchon lange an ihre Schweſter Heirichen vergeben. Mariechen war elf Jahre alt, als ihre Liebe zu Junker Fritzchen zerbrochen ward, und die drei folgenden Jahre hat ſie nichts anderes geträumt, als die Geſchichte von den drei Domen. Nun begab ſich, als ſie vierzehn Jahre alt geworden, etwas, das aus dem Mährchen ein Mährchen machte, und das muß ich nun erzählen.

Mariechens Vater war in ſeinen Geſchäften nach der großen Stadt Leipzig auf die Meſſe gereiſet und hatte Mariechen und noch zwei ſeiner Kinder mitgenommen. Auf der Rückreiſe fuhren ſie einmal durch eine ſehr anmuthige Gegend an der Elbe hin. Die Sonne ging eben auf, ſie ſahen ein freundliches Dörfchen mit bunten Häuſern und luſtigen Gärten vor ſich liegen, und auf einer grünen Wieſe, die von hohen Eichen umwachſen war, trieben muntere kleine Knaben in ſchneeweiſſen Hemdärmeln und geſtreiften Jäckchen ſingend und trallelend ihre Heerden hin. Kaum hatte Mariechen dies alles einige Augenblicke mit ihren lebendigen blauen Aeuglein beſchaut, ſo ſprach ſie bei ſich: Hier iſt es! hier iſt es! hier muß er ſeyn und verwandelt werden! Grade ſo ſahen das Dörfchen und die Wieſe mit dem grünen Walde und die Heerden aus, wo der kleine Bauerndom in dem Mährchen lebte, als er für ſeine Liebe ſo oft verwandelt worden iſt. — Sie fuhren weiter, aber Mariechen mußte die ganze Reiſe daran denken, und auch, als ſie zu Hauſe gekommen waren, ließ ihr der Gedanke daran bei Tag und Nacht keine Ruhe. Was that ſie alſo? Als ſie es länger nicht mehr aushalten konnte, packte ſie, als es Nacht war und alles im tiefſten Schlafe lag, ihr kleines Bündelchen zuſammen und nahm es unter den Arm und ging aus der Thüre, das Abentheuer mit dem Baurendom zu erleben. Sie war ſehr fröhlich im Herzen, aber mußte doch weinen, wenn ſie an den Kummer dachte, den ſie ihren lieben Aeltern durch ihre Flucht machte. Sie ließ für ſie in dem Kämmerchen, worin ſie ſchlief, ein bewegliches Brieflein zurück, worin ſie ſchrieb: Lebt wohl, liebe Aeltern, bis auf das Wiederſehen mit meinem Bräutigam dem Baurendom. Ich muß in die weite Welt gehen und ihn aufſuchen, eher find ich keine Ruh, und ihr müßt mir's wohl erlauben, wenn ihr nicht wollt, daß ich ſterben ſoll. Ich weiß wohl, wohin ich gehe, aber ihr wiſſet wohl, daß darum kein Menſch wiſſen darf, denn ſonſt könnte das Mährchen ja nicht fertig werden. Eure liebe Tochter Mariechen.

So war Mariechen um Mitternacht fortgegangen. Den andern Morgen iſt großer Jammer und große Klage um das Kind geworden, wie es dem armen Mariechen mit ſeinen bunten Träumen in der böſen fremden Welt gehen würde, und ihre Aeltern haben Boten ausgeſchickt zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen und ſie ſelbſt ſind auch umhergefahren, ſie zu ſuchen und zu erfragen, aber keiner hat ſie finden können und traurig ſind ſie alle heimgekommen. Mariechen aber iſt richtig hingekommen, wohin ſie wollte, wiewohl das Dorf, wo der Baurendom verwandelt werden ſollte, an fünzehn Meilen von ihres Vaters Hauſe war. Und als ſie in das Dörfchen ankam, das Weiſeritz hieß, klopfte ſie an die Thüre eines Hauſes, wo ſie eine freundliche Frau durch das Fenſter gucken ſah, und ihr ward aufgethan. Und ſie hat ſich bei der

Frau, die eine Bäuerin war, als kleine Magd verdungen; aber das iſt ſo leicht nicht gegangen. Die Bäuerin ſah das hübſche Kind, als es in ſeinen netten Kleidern hereintrat und fragte, ob ſie nicht eine kleine Magd im Dienſt brauchen könne, ganz verwundert an und ſprach: Mein Kind, eine kleine Magd gebrauchte ich wohl, aber eine kleine Magd, wie du mir ausſiehſt, kann ich nicht gebrauchen. Sage mir nur, wie kommſt du hieher? haben deine Aeltern dich verloren? haſt du dich etwa von der Straße verirrt? oder biſt du heimlich aus deiner Aeltern Hauſe gegangen? Sage es mir und fürchte dich nicht: wir wollen dich gern wieder hinbringen. Das Kind antwortete ganz beherzt: Das kann ich euch alles nicht ſagen, Mutter. Genug ich bin ein chriſtliches ehrliches Kind und will als kleine Magd bei einer Bäuerin dienen; warum ich das aber will, darf ich keiner Seele ſagen. Ich kann ſpinnen und nähen und den Garten beſtellen und Gänſe, Hühner, Enten und Tauben füttern, das kann ich ſo gut als eine andere, auch wohl eine Heerde Kühe hüten — und behaltet ihr mich nicht, ſo geh ich zu jemand anders. Die Bäuerin redete Mariechen auf dieſe Worte noch weiter zu, da ſie aber weder etwas aus ihr herauslocken noch ſie von ihrem Vorſatze abbringen konnte, und da ihr das niedliche Kind über alle Maaßen gefiel, ſo ſprach ſie: Nun wenn du es durchaus willſt, ſo behalte ich dich, bei mir biſt du gut aufgehoben und ſollſt auch keine zu ſchwere Arbeit thun. Sie behielt Mariechen und gab ihr ſogleich kleine Sachen zu nähen in die Hände, woraus ſie ſah, daß das Kind geſchickt war. Weil es aber Sommer war, hatte das Kind am meiſten im Garten zu thun, mußte aber auch oft das Vieh im Walde und auf der grünen Wieſe hüten, wo ſie jenen ſchönen Morgen, als ſie mit ihrem Vater von Leipzig kam, bei Sonnenaufgange die Heerden hatte treiben ſehen.

Warum aber wollte Mariechen durchaus als Magd bei einer Bäuerin dienen? Darum, weil diejenige, welche den Baurendom aus ſeinen ſchlimmen Verwandlungen erlöſen ſoll, ſich durchaus zur Magd erniedrigen muß. Das hat in den älteſten Zeiten für den Baurendom ſchon einmal eine königliche Prinzeſſin gethan und iſt eine glückliche Frau geworden. Denn Mariechen hatte die Domſchen Geſchichten ſo oft erzählen gehört und hatte ſich aus ihnen alles genau gemerkt, was diejenige thun muß, welche den Baurendom erlöſen und ſeine Frau werden will.

Als Mariechen zum erſten Male die Heerde über den Hof und durch das Dorf auf die Wieſe hinaustrieb, da jauchzete und jubelte es in ihrer Seele, wie es in dem Seelchen der Lerche jubelt und jauchzet, wann die Morgenröthe im Oſt aufblühet; ſie dachte: Nun wird die ſüße Geſchichte mit dem Baurendom bald angehen. Sie kam auf der grünen Wieſe zu den andern Knaben und Mädchen, welche dort Heerden hüteten, ſie ſah im Hintreiben durch das Dorf manchen hübſchen jungen Geſellen und Knaben, aber ſie ſah keinen, bei welchem es ihr däuchte, daß er ihr Baurendom ſeyn könnte, und ſie ſeufzete tief: O ſollte er hier in Weiſeritz nicht ſeyn? o ſollte er hier nicht kommen? Das Dorf und dieſe Wieſe und dieſer grüne Eichwald iſt doch grade ſo wie in der Geſchichte ſelbſt.

Aber der Dom kam nicht. Das liebe Kind ſah im Dorfe und auf der Wieſe genau umher, ſie gab an den Kirchthüren Acht, ſie guckte in alle Fenſter, ob nicht ein Baurendom hinter ihren Scheiben lauſche, ſie fragte die Sonne und den Tag, ſie fragte den Mond und die Sterne, ſie ſchüttelte alle Büſche und Blumen auf, ob nicht ein feiner und hübſcher Jüngling darunter ſchlafe — ach! aber nicht im ganzen Dorfe, nicht in der Kirche und hinter den Fenſtern, nicht auf der grünen Wieſe und in dem Eichenwalde und nicht bei Sonnenſchein und nicht bei Sternenſchein konnte ſie ihren geliebten Baurendom finden. Sonſt ging es Mariechen ſehr wohl. Die Bäuerin, bei welcher ſie als kleine Magd diente, war eine fromme und freundliche Frau, welche Mariechen bald überaus lieb gewann, ſie wie ein Kind im Hauſe hielt und ihr nichts anderes als reinliche und leichte Arbeit auflegte.

So hatte Mariechen ſich in Weiſeritz wohl einen Monat geſehnt und oft im Stillen geſeufzet und geweint, daß der Dom immer nicht erſcheinen wollte — ſiehe! da iſt der Dom wirklich gekommen. Die Bäuerin, bei welcher Mariechen als kleine Magd diente, hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hans. Dieſen hatte ſie nach Wittenberg in eine Schule geſchickt, daß er ein wenig mehr lernen mögte als gewöhnliche Bauerkinder und dann ſeines Vaters Gütchen vorſtände, welches das anſehnlichſte im ganzen Dorfe war. Die Frau war aber eine Wittwe und hieß Elſe Gödeke. Hans hatte nun ſeine Schule durchgemacht und kam zu Hauſe. Er war ſiebenzehen Jahre alt, ein ſchöner ſchlanker Jüngling, mit blauen Augen und blondem Haar und einem ſchwärmeriſchen Blick, worin viele Mährchen zu lauſchen ſchienen. Er gefiel Mariechen in dem erſten Augenblick, aber weil ſie ihn ſogleich zu lieb hatte, konnte ſie gar nicht an den Dom denken, ſie dachte nur an den Hans und träumte Tag und Nacht von ihm und ſang Reime und Lieder von ihm, wann ſie hinter ihren Kühen auf der Wieſe und im Walde juchheiete. Der Dom war ihr ganz aus dem Köpfchen und ſie faßte alle ihre Träume, Gedanken und Gefühle in das Haus und den Garten der Bäuerin Elſe Gödeke ein, und es däuchte ihr von Anfang an ganz natürlich, daß ſie mit ihrem Hans Gödeke als Bäuerin lebte und ſtürbe. Die reine und unſchuldige Liebe gleichet ja alles aus und vergiſſet in ihrer erſten Wonne, wie viele ſcharfe Ecken die unbarmherzige Welt hat, woran auch der beſte zerſtoßen werden muß. Auch Hans hatte Mariechen bald über ſein Leben lieb, er barg es aber blöd und ſtill im Herzen und durfte es dem Mädchen nicht ſagen. Aber die Liebe findet ihre Gelegenheit, wenn ſie ſie auch nicht ſucht.

Mutter Elſe war nach der Stadt gefahren geweſen und hatte ſich ein paar ſchneeweiſſe Hühner und einen ſchönen weiſſen Hahn zur Zucht mitgebracht. Dieſe wurden den Abend auf der Flur von ihren Fußfeſſeln befreit und ſollten in den Hühnerſtall geſetzt werden. Hans trug die Hühner und Mariechen den Hahn. Aber o weh; der Hahn gebärdete ſich wild, ſchlug Mariechen mit ſeinen Flügeln ins Geſicht, und Mariechen ließ ihn fahren und er flog in den Garten. Die beiden jagten ihm nach und er flog auf die Wieſe; ſie jagten weiter und er flog in den grünen Wald. Dort griffen ſie ihn endlich nach der Jagd einer guten Viertelſtunde und ſetzten ſich ermüdet unter einer grünen Eiche, wodurch das freundliche Abendgeſicht des Mondes ſanft blickte. Die unſchuldigen Kinder blieſen ihren Athem einander an und blieſen einen andern Athem auf, der lange verborgen in ihnen geglommen hatte. Hier unter dieſer grünen Eiche faßte Hans zuerſt Mariechens Hände und rief: O Mariechen! und wollte das holde Kind an ſich ziehen und es umhalſen und küſſen. Aber o Wunder! ſie fuhren in demſelben Augenblick erſchrocken aus einander und ſtanden wie zwei arme Sünder da; denn ein eisgrauer Mann mit einem weiſſen Stabe ſtand im Mondſchein ſchauerlich da, und murmelte leiſe Worte. Er murmelte aber:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm.
Das runde Glück muß rollen,
Die dumme Welt muß ſchmollen.
Nun rolle Glück und ſchmolle Welt!
Will ſehn, wie euch der Wandel gefällt.

Und in derſelben Minute, als der Alte ſein letztes Wort ausgemurmelt hatte, war Hans nicht mehr da und der alte graue Mann nicht mehr da, und Mariechen ſtand ganz allein an der grünen Wieſe unter der Eiche und das arme Kind zitterte und bebte vor Furcht und Schrecken an allen Gliedern. Als ſie ſich beſann, ſah ſie ein kleines grünes Dornſträuchlein auf der Stelle ſtehen, wo eben Hans geſtanden hatte. Es war ein Schlehenſtrauch und ſtand da mit ſchneeweiſſen Blüthen und rührte ſeine grünen Blättchen fröhlich im Abendwinde. Und Mariechen, als ſie ſich beſonnen hatte und ihn erblickte rief, auſſer ſich vor Freuden: Mein Dorn! mein Dorn! mein ſüßer Baurendorn! mein Hans! mein Bräutigam! ſo biſt du denn endlich da?

Und das Kind warf ſich auf die Erde und umſchloß das Dornſträuchlein mit ſeinen Armen und herzte es und küßte es und weinte viele Thränen darauf, und es iſt wohl jede Blüthe und jedes Blättchen des Sträuchleins mit einem Thränchen aus ihren Augen benetzt worden. Und Mariechen lag wohl drei Stunden ſo und hielt das Dornbüſchchen zärtlich in ihren Armen; dann hörte ſie es zwölf ſchlagen, ſagte ihm mit tauſend Küſſen Lebewohl, nahm den weiſſen Hahn, dem Hans mit ſeinem Schnupftuche die Füße zuſammengebunden hatte, und ging zu Hauſe.

Die Mutter Elſe war in Angſt und wachte noch, als Mariechen mit dem weißen Hahn ankam. Sie fragte: Aber Mariechen, wo iſt Hans? O der böſe Hans, ſagte Mariechen, der iſt weggegangen, ich weiß nicht wohin. Wir hatten lange nach dem Hahn gejagt, da hat er mich verlaſſen und iſt durch den Wald fortgegangen. Ich denke, er iſt nach Wittenberg, denn er hat heut geſagt, er habe da noch allerlei vergeſſen, daß er ſich einmal holen gehen müſſe. Und die alte Frau ſagte: Hm! Hm! es iſt doch möglich und ſie gingen zu Bett.

Und Hans kam den andern Tag nicht zu Hauſe und auch den zweiten und dritten Tag nicht. Und Elſe ward ſehr unruhig und ließ ihren Knecht ſatteln und gen Wittenberg reiten, daß er ſich nach Hans erkundigte. Aber der Knecht kam wieder und ſagte: in Wittenberg hat kein Menſch den Hans geſehen. Und es vergingen Wochen und Monate und er kam nicht wieder. Und ſeine Mutter trauerte ſehr um ihn und ſagte: Den weiſſen Hahn habe ich wieder gegriffen, aber der gelbe iſt mir entflogen. Die Bäuerin ſpielte aber mit dieſen Worten auf ihres Sohnes ſchöne lange gelbe Locken an. Und ſie meinte, es ſey ihm etwas eingefallen und er ſey in die weite Welt gegangen, wie junge Leute oft thun. Sie ſah nun Mariechen immer mehr wie ihr eigenes Kind an und gewann ſie noch lieber. Und Mariechen war auch gegen Elſen ſehr lieb, aber doch hatte ſie das kleine Schlehdornſträuchlein am liebſten in der ganzen Welt.

Es iſt wohl nie ein Strauch ſo geliebt worden als dieſer kleine Strauch. Jeden Tag hat Mariechen ihn wohl zehnmal beſucht und ihn geherzt und geküßt, und wann ſie das Vieh hütete, iſt ſie nicht von ihm gekommen, im Mond- und Sternenſchein iſt ſie immer manche liebe Stunde bei ihm geſeſſen und hat mit ihm geſprochen und ihm vorgeſungen und geküßt und mit mancher Thräne begoſſen und mit den bunteſten Blumenkränzen umwunden. Auch keinen ſchlimmſten Wintertag und keine ſchauerlichſte Winternacht iſt Mariechen von dem Sträuchlein geblieben und iſt ſelbſt faſt erſtarrt an ihm, da ſie ihn an ihrem Herzen erwärmen wollte. Und das liebe Kind hat ſo ganze Stunden mit ihm vertändelt und verflüſtert und verſpielt, als ſeyen es Sekunden, und hat wohl zu ihm geſprochen: Mein allerliebſtes kleines Sträuchlein! mein kleines weißköpfiges niedliches und luſtiges Schlehenſträuchlein! mein kleiner ſüßer und krauſer Bräutigam! und hat ſich eingebildet, daß er es verſtände und dazu nickte. Und man weiß nicht, ob er es nicht verſtanden hat. Aber oft hat ſie auch über ihn geweint und gejammert und geſprochen: Ach mein armes ſüßes Dornbüſchlein! wie mußt du hier verachtet ſtehen, und trauren und warten! und ich arme muß zittern, daß einmal ein Beil kommt und haut dich ab und daß einmal ein Thier mit ſcharfen Zähnen und rauher Zunge dich halb auffrißt und zerreiſſet. Vor den Beilen und Aexten hatte Mariechen eine unbeſchreibliche Angſt, und wenn ſie ſie irgendwo im Walde ſchallen hörte, konnte ſie das Aechzen und Weinen gar nicht laſſen. Da hat ſie denn das Dornſträuchlein oft ſo feſt umklammert, als wenn ſie an ihm ſterben wollte, und ſich manchen ſcharfen Dorn in ihre ſchneeweiße Bruſt gedrückt, daß es geblutet hat. Und wenn ſie ſolches Blut geſehen, hat ſie ſich gefreut und es genommen und auf das Sträuchlein geſtrichen. Sie meinte, er werde es fühlen, daß es ſeines Mariechens Blut ſey, und ſich auch freuen, oder ſie hat vielleicht dabei auch an eine Verwandlung gedacht. Er iſt aber durch ihr Blut nicht verwandelt worden. So hat das liebe Mariechen zwiſchen Freude und Trauer den Sommer und Winter hingebracht und immer an ſein geliebtes Schlehdornſträuchlein denken müſſen. Denn hätte ſie nur Einen Augenblick an etwas anderes in Liebe gedacht, ſo wäre es nimmer erlöſt worden.

Es war wieder Frühling und das Wetter ſehr ſchön geworden, und ein ganzes Jahr war vergangen ſeit jenem

Abend, wo die beiden dem weiſſen Hahn in den Wald nachgelaufen waren. Die Sonne war lange unter, Elſe war zu Bett, da ſchlich ſich Mariechen ihrer Gewohnheit nach durch den Garten über die Wieſe in den Wald zu ihrer Eiche und ihrem Schlehendörnlein, das wieder mit grünen Blättern und weiſſen Blüthen prangte. Sie ſaß bei ihm, hielt es umſchlungen und ihr Herz war ihr ſo ſehnſüchtig und thränenweich und ſie mußte ſprechen: Ach! du liebſtes liebſtes Dornſträuchlein, könnteſt du doch ſprechen, daß du es auch weißt, was mein junges Herz um dich leidet! Und Mariechen weinte und ſang mit trauriger Stimme:

Grüne Bäume in den Hainen
Und ihr Blümlein bunt und ſchön,
Sternlein, die ſo freundlich ſcheinen
Und der Menſchen Leid verſtehn,
Und du ſüße Nachtlaterne,
Mildes frommes Mondenlicht,
Dem mein krankes Herz ſo gerne
Traulich ſein Geheimniß ſpricht.

Höret meine ſtillen Klagen,
Ach! mir brennt das junge Herz!
Keinem Menſchen darf ich ſagen
Meine Sehnſucht, meinen Schmerz.
Die gefühllos kalten Lüfte
Wiſſen meine Noth allein
Und ihr zarten Blumendüfte
Und du frommer Mondenſchein.

Oder weiß mein holder Knabe,
Weiß mein kleiner Grüner auch,

Was ich Liebes Leides habe?
Weiß es dieſer Dornenſtrauch?
Ach! er hört nicht, ach! er fühlet
Drinnen weder Leid noch Luſt
Und ein ſchlimmer Zauber kühlet
Ihm mit kalter Nacht die Bruſt.

Und als Mariechen noch ſang, da rauſchte es geſchwind durch die Büſche herbei und ſiehe! der alte Greis mit dem weiſſen Stabe ſtand plötzlich wieder da, daß ſie vor Schrecken von ihrem Schlehbuſche auffuhr. Er berührte den Strauch mit ſeinem Stabe und winkte und murmelte wieder:

Herum! Herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm u. ſ. w.

und in einem Hui war der Strauch und er ſelbſt verſchwunden und wo der Strauch geſtanden, lag ein ſchwarzes Hündlein und bellte und ſprang bald an das erſchrokkene Mädchen hinan.

Und Mariechen beſann ſich wieder und nahm das Hündchen in ihren Arm und küßte es viel tauſendmal und weinte und rief: O mein ſüßes ſüßes Hündchen! wie lieb will ich dich haben! wie will ich dich ſpeiſen und tränken! wie will ich dich hegen und pflegen! Auf meinem Schooße ſollſt du ſitzen, in meinem Bette ſollſt du ſchlafen, wo ich gehe und ſtehe, da ſollſt du mit mir ſeyn. Und das Kind ſprang und hüpfte mit dem kleinen ſchwarzen Hunde fort und ſah nicht, wie häßlich er war, und trug ihn mit ſich in ihr Kämmerlein und legte ihn neben ſich in ihr Bettlein und ſchlief ſeelenvergnügt ein.

Den andern Morgen kam ſie mit dem ſchwarzen Hündchen in die Stube der Mutter Elſe, und die fragte ſie, woher ſie das Hündchen habe. Das durfte die kleine Marie wieder nicht ſagen, und ſie ſprach, das Hündchen ſey ihr geſtern Abend ſo zugelaufen und ſie habe es mitgenommen, weil es ja ein gar hübſches und ſchmeichliſches Hündchen ſey, und ſie wolle es behalten und lieb haben. Da lachte die Elſe und ſchalt ſie zugleich und ſagte: Das Hündchen hübſch und ſchmeichliſch? Es iſt ja ein rechter garſtiger kleiner Balg; den behielte ich nicht, wenn er mein Hund wäre, und wenn man mir einen blanken Thaler zugäbe. Schaffe das kleine häßliche Thier wieder hinaus, mein Kind! ich will dir Geld geben und du ſollſt dir ein viel ſchöneres Hündchen kaufen. Ach! Mutter! rief das Kind, laßt mich nur dieſes ſchwarze Hündchen behalten, es iſt das liebſte und ſchönſte, und thut mir nicht den Schmerz und verachtet mir es ſo. Und ſie drückte der Mutter die Hand und bei dieſen Worten liefen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Und Elſe ſchwieg ſtill und ging weg und dachte ihr Theil; denn ſie wußte, daß Mariechen ein beſonderes Kind war und auf ihrem Sinn beſtand. Alſo ließ ſie es geſchehen mit dem Hündlein, weil ſie wohl mußte.

Der kleine ſchwarze Hund war wirklich ſo garſtig, als man nur einen Hund ſehen konnte. Wieviel Mariechen ihn auch waſchte und ſtriegelte und kämmte, er war gleich wieder rauh und ſchmutzig; auch ſah er aus wie ein Hundegreis, keinen Zahn hatte er mehr im Munde, ſeine Augen waren triefend, ſein Gebell war jämmerlich, von Gemüth war er traurig und beiſſig und kein Menſch konnte ihn ausſehen und alle Leute erſtaunten, daß Mariechen dieſes häßliche und widerliche Thier ſo viel herzte und küßte und ſo zärtlich mit ihm umging, und einige ſagten wohl hinter ihrem Rücken: das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu, das hübſche Mädchen muß mit dem häßlichen Hunde behext ſeyn. Und es ſah beinahe ſo aus. Mariechen ſtand unbeſchreiblich viel mit dem Thiere aus und doch hatte ſie es unbeſchreiblich lieb. Denn das ſchwarze Hündchen war nicht allein ſo häßlich und mürriſch und grämlich, ſondern es hatte noch die Unart, daß es oft die halben Nächte durch beinahe in Einem fort bellte. Sie konnte dann nicht ſchlafen und ward ganz blaß und elend darüber, aber doch behielt ſie ihn am liebſten und ließ ihn auch nicht einen Augenblick von ſich.

Mariechen war ein ſehr ſchönes Mädchen geworden und gefiel allen Leuten, die ſie ſahen. Die alte Elſe hatte ſich verlauten laſſen, ſie ſehe das niedliche Jüngferchen wie ihr eigenes Kind an und werde ihr eine hübſche Ausſtattung geben an Geld und Leinenzeug, wenn ſich ein wackerer Freier finde; vielleicht werde ſie gar einmal ihre Erbin, wenn ihr Hans nicht wiederkommen ſollte. Es fand ſich alſo bald mancher recht hübſche Junggeſell, der auch Elſen gefiel, als Freier ein; aber Mariechen wollte von keinem Freier hören und ſagte etwas ſtolz: wenn der nicht kommt, den ich meine, bleib ich in Ewigkeit eine Jungfrau; ſo daß Elſe oft ihren Verdruß darüber hatte und den Kopf ſchüttelte und ſprach: es iſt ſonſt ein ſo freundliches und frommes und gehorſames und chriſtliches Kind und ich kann dieſen Trotz gar nicht begreifen.

Mariechen hatte mit ihrem häßlichen ſchwarzen Hündchen ihr Jahr getreulich ausgehalten. Und als das Jahr um war und Mariechen eben mit ihm im Bette lag und ihm die Zotten kämmete und den Kopf kraute, ſiehe! da klopfte es an die Thüre ihres Kämmerleins und der wohlbekannte Alte trat wieder herein, berührte das Hündchen mit dem weiſſen Stabe und murmelte:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm u. ſ. w.

und in derſelben Sekunde war das Hündchen weg und der Alte war auch weg und an der Stelle, wo das Hündchen eben noch im Bette gelegen hatte, kroch eine recht garſtige Kröte. Und Mariechen war zuſammengeſchaudert vor der Erſcheinung und vor der Kröte. Doch beſann ſie ſich ſogleich wieder, nahm die Kröte in ihre Hand, und wiewohl die Hand ſchauderte vor der eiſigen Kälte des kriechenden Unthiers, hielt ſie ſie feſt, ja ſie küßte ſie mit ihren ſüßen Lippen und benetzte ſie mit ihren Thränen und rief: Liebe Kröte, haſt du nur Liebe in deiner Bruſt, ſo will ich es wohl behaupten mit dir. Und ſie küßte die Kröte wieder und ſtreichelte das rauhe garſtige kalte Thier mit ihren Händchen und legte es an ihr Herzchen und weinte die hellen Thränen auf ſeinen Rücken hinab und rief: Ja gewiß haſt du Liebe, du haſt ein warmes, warmes warmes Herz, wohl wärmer als mein Herz, und darfſt es dir nur nicht merken laſſen.

Und Mariechen fiel etwas ein und ſie ſtand auf und ſchlug ſich ein Licht an und holte Zucker und Honig und das feinſte Weißbrod und fütterte die Kröte; und die Kröte war ſehr hungrig und fraß lüſtern. Und Mariechen ſetzte ſich nun voll Freuden hin und nähete ſich aus rothen Seiden ein feines und weiches Beutelchen und that die Kröte da hinein. Und ſie band das rothe ſeidene Beutelchen mit Bändchen um ihren Hals feſt und ließ es auf die Bruſt herabhangen; da mußte die Kröte in dem Beutel auf ihrem Herzen liegen und lauſchen, und es iſt Mariechen oft geweſen, als habe ſie das Thier vor Luſt über ſein anmuthiges Lager leiſe ziſchen hören. Das war aber wohl Einbildung, denn ſie ſagen, die Kröten haben keinen Laut. So hat die Kröte in dem rothen ſeidenen Beutelchen denn immer an Mariechens Herzen gelegen bei Tage und bei Nacht, und nur wann ſie ſie mit Zucker und Honig und andern Süßigkeiten ſpeiſete und tränkete, nahm ſie ſie heraus. Sonſt that ſie es nie, ſo gern ſie auch ihre Augen an ihr geweidet hätte; denn ſie fürchtete, die Kröte könne ihr weglaufen oder jemand könne auch kommen und ihr was zu Leide thun. Sie war auch ſehr heimlich und ließ ſich vor keiner Menſchenſeele merken, daß ſie eine Kröte hatte; denn was würden Mutter Elſe und die andern Leute dazu geſagt haben?

Man konnte jetzt gewiß von Mariechen ſagen, ſie trug ein ſchweres Geheimniß auf dem Herzen. Denn es iſt ihr wohl ein ſchweres ſchweres Jahr geworden, daß ſie die Kröte ſo getragen hat, und ſie wäre oft beinahe davon vergangen. Sie liebte das garſtige Thier über alles in der Welt und doch hatte ſie auch wieder einen unüberwindlichen Ekel davor, den Menſchen vor Schlangen und Kröten nun einmal von Natur ſo haben. Das Schlimmſte und Schwerſte aber war die eiſige Kälte der Kröte, die ſie durch ihre Bruſt bis tief in ihr Herz hinein fühlte und die oft ſo fürchterlich war, daß das arme Herzchen faſt hätte brechen mögen. Das war aber noch viel ſchrecklicher, wenn die Kröte ſich im Beutel bewegte und wohl zuweilen aufhüpfte. Dann bekam das Kind ein ſo entſetzliches und zuckendes Herzklopfen, als ob ſie den Augenblick des Todes ſeyn müßte. Und Mariechen mußte immer ein heiteres Geſichtchen dazu machen und es alles in ſich verbeiſſen, und durfte ſich nicht merken laſſen, welche unſägliche Schmerzen ſie litt. Sonſt hätten die Leute wohl mal zuſehen wollen, ob ſie an ihrer Bruſt auch einen heimlichen Schaden hätte. Den Schaden aber, den ſie da hatte, wollte ſie keinen ſehen laſſen. Dabei hatte das arme Kind noch eine Sehnſucht in der Bruſt, die von Tage zu Tage gewaltiger ward und die ſie oft viele Nächte nicht ſchlafen ließ, ſo daß ſie ganz krank und blaß ward und daß Mutter Elſe bedenklich kopfſchüttelte und alle Leute flüſterten, was es doch mit Mariechen ſeyn möge, die ſonſt ein ſo munteres und roſenrothes Kind geweſen und nun ausſehe [illegible] der Schnee im März. Sie durfte aber davon nicht ſprechen, ſondern duldete alles in ſtiller Treue und hielt es redlich aus mit der Kröte, bis das Jahr um war.

Und als das Jahr um war, da war ein ſchöner Sommerabend und Mariechen ſaß unter der Eiche, die ihr der liebſte Baum geworden war von allen Bäumen auf Erden und ihr Herz war ihr ſo krank und ſo ſehnlich und ſie hatte ihr Köpfchen in dem grünen Graſe auf die Stelle hingelegt, wo einſt der geliebte Schlehenſtrauch geſtanden hatte, und die Kröte lag weich und warm in ihrem Beutel und ſtreckte den Kopf heraus und ſchnappte nach den Erdbeeren, die das liebliche Kind ihr hinhielt. Und ſiehe! als ſie ſo da ſaß, ſtand der alte graue Mann mit dem weiſſen Stabe plötzlich vor ihr, legte den Stab auf ihren Kopf und ſang:

Dreimal haſt du's wohl vollbracht
Und nun tritt es aus der Nacht
Und die ſeltne Liebestreu
Macht den ſchlimmen Zauber frei.
Haſt es ritterlich gewonnen:
Baurendirn, komm an die Sonnen!

Und er nahm den weiſſen Stab von Mariechens Haupte und berührte die Kröte damit. Und die Kröte ſprang ſtrax mit Gewalt aus dem Beutel auf die Erde und ſchwoll auf und ward jede Sekunde größer und größer und ſtand zuletzt wohl wie ein Ochs da, ſo daß Mariechen vor Angſt zitterte und bebte und fliehen wollte, aber ſie konnte nicht. Und auf dem Rücken dieſer ungeheuren Kröte ſtrahlte etwas gleich dem hellſten Karfunkel und Diamant und glänzte, als hätten ſie ihm eine kleine Sonne hineingeſetzt. Und der Alte nahm den Stab wieder und berührte den Glanz und murmelte wieder:

Herum! herum! und wieder herum!
Das Glück iſt rund, die Welt iſt dumm u. ſ. w.

und in demſelben Augenblicke krachte es wie ein Donnerſchlag und Mariechen ſah den allerköſtlichſten Edelſtein aus dem Rücken der Kröte ſpringen und zu ihren Füßen hinrollen — und o liebliches Wunder! die Kröte war weg und der allerſchönſte Jüngling ſtand da. Und Mariechen ſchrie laut auf vor Freuden und fiel ihm in die Arme und rief: O lieber lieber Hans! o mein Dom! o mein ſüßeſter Baurendom! Und die beiden hielten ſich umſchlungen und der aufgehende Mond und die lieben Sternlein lächelten freundlich dazu und auch der Alte mit dem Stabe ſchaute freundlich darein und ſprach: Ja dies iſt dein Baurendom, liebes Mariechen, den du durch die unvergleichlichſte Treue und Liebe, welche die härteſten Proben beſtehen mußte, gewonnen und erlöſet haſt. Du ſüßes Kind haſt wieder zu Ehren gebracht, was die Welt nur noch als ein verſchollenes Mährchen gehört hat, daß es Liebe giebt, die über den Tod aushält. Nimm nun den Lohn deiner Schmerzen, und freuet euch und ſeyd glücklich. Du Hans ſey immer lieb und treu, denn ſolch ein Weib findeſt du auf Erden nicht mehr als Mariechen, und du, liebes Mariechen, bleibe lauter und rein wie dieſer Diamant, der zu deinen Füßen liegt, das Zeichen und der Lohn.

Und der Alte verſchwand mit dieſen Worten und ſie haben ihn nie wieder geſehen. Wie lange Hans und Mariechen da noch im Mondſchein geſtanden und wie viel ſie ſich geküßt und was ſie ſich alles erzählt haben, das wäre zu lang zu beſchreiben. Genug, als es ſchon nach Mitternacht war und alle Leute im Dorfe im tiefſten Schlafe lagen, da hat die Glocke, die ihr Eins vom Thurme brummte, Mariechen erinnert, daß ſie zu Hauſe gehen müßten. Und ſie haben gleich Licht angemacht und Mutter Elſen aufgeweckt und ihr alles bekannt und erzählt, wie wunderſam es Ihnen ergangen, und die Mutter hat gern den Segen über ſie geſprochen und zu Hans geſagt: Lieber Sohn, du bekommſt das treueſte und ſchönſte Weib auf Erden und wenn du der Baurendom heiſſeſt, ſo ſey auch freundlich und lieb und treu gegen dein Mariechen, wie die früheren Baurendome immer gegen ihre Herzallerliebſten geweſen ſind. Und Hans hat es verſprochen und geſagt: Liebe Mutter, ich muß es ja wohl ſeyn, nicht bloß deswegen, weil ich der Baurendom bin und heiſſe, ſondern Mariechen iſt ja hold und freundlich wie die Engel im Himmel; wer könnte einem ſo lieben Kinde was zu Leide thun?

Und Hans und Mariechen haben bald eine luſtige Hochzeit gehalten und Mutter Elſe hat ihnen das ganze Gut übergeben. Sie waren aber ſehr reich geworden, denn der Stein, der aus dem Rücken der Kröte geſprungen, war ein reiner, heller Diamant und den haben ſie um fünf Tonnen Goldes verkauft. Und Hans hat ganz Weiſeritz dafür erworben und mehrere andere Güter und Forſten.

Und Mariechen hat zu ihrem Hans geſagt: Nun, mein lieber Hans, ſey recht friſch und flink und zeige, daß du der ächte Baurendom biſt. Baue nun hier am Walde, wo die Eiche ſteht und wo wir nach dem Hahn gejagt haben und wo du als Schlehdorn geblüht haſt und als Hündchen gebellt und als Kröte wieder in den alten Hans verwandelt biſt, drei nette Häuſer hin, zwei große und ein kleines, und bei jedem Hauſe lege mir einen hübſchen Garten an mit allerlei Bäumen und Blumen. Das eine Haus ſoll für uns beide ſeyn, das zweite für die Aeltern und Geſchwiſter und das dritte kleine für den Mährchenerzähler, wenn die mal kommen und uns beſuchen. Denn der Mährchenerzähler hat mir geſagt, ſo ſei es bei dem Baurendom, er habe die netteſten und ſchönſten Häuſer und Gärten und Wälder und Wieſen, und es wird mir eine Luſt ſeyn, wenn ich ihn hier bei uns in ſeinem eigenen Häuschen einquartieren kann und wenn er in meinen Wäldern ſpazieren und ſich dort von unſern Bäumen und Vögeln Mährchen zuflüſtern laſſen kann; denn er hat immer geſagt, die erzählen ihm alles, was er weiß. Und wir müſſen nun ſeine Prophezeihung wahr machen und ihm zeigen, daß es bei uns wirklich ſo iſt, als es bei dem Baurendom ſeyn ſoll, und daß du der ächte Baurendom biſt.

Und der Baurendom hat Mariechens Worte mit Luſt angehört und alles gethan und gemacht, wie ſie es wünſchte, und im zweiten Jahre ſind die drei Häuſer und die Gärten fertig geweſen. Und da haben ſie ſich beide aufgemacht und ſind zu Mariechens Aeltern gereiſt und haben auch ihnen alles erzählt, wie es ſich mit ihnen beiden wunderbar begeben hatte. Und auch da iſt große Freude geworden über das wiedergefundene Töchterlein und daß ſie einen ſo ſchönen und reichen und treuen Baurendom gefunden hatte. Mariechen hat aber ihre Schweſter Heidichen auch nicht mehr zu Hauſe getroffen. Die hatte richtig ihren Prinzendom gefunden und ihn auch durch manche harte Probe aus der Verwandlung erlöſt und war nun eine große Königin geworden. Sie hat Mariechen nachher auch in all ihrem königlichen Glanze beſucht, und Mariechen hat ſich ſo glücklich gedünkt, daß ſie ihren lieben Baurendom nicht gegen den König vertauſcht hätte. Aber von dem

Junkerdom haben ſie nichts erfahren können; das haben aber alle Leute gewußt, daß der kleine Junker Fritz kein Edelmannsdom geworden war, ſondern er trieb es etwas windbeuteliſch in der Welt und es ging ihm auch windbeuteliſch, bald ſchlecht bald gut, bald oben bald unten, wie es ſolchen Leuten gewöhnlich geht, von welchen man ſagen kann: Wie der Wind wehet.

Und Mariechens Aeltern ſind mit ihr gereiſt und auch der Mährchenerzähler und haben ſich manchen ſchönen Sommermonat bei ihren Kindern gefreuet, und ſie ſind immer alle Sommer wiedergekommen. Und wann der alte Mährchenerzähler dann in ſeinem niedlichen bunten Häuschen wohnte und in ſeinem hübſchen Gärtchen auf und ab ging und durch den Wald und über die Wieſen ſtrich und mit den Blumen und Vögeln tauſend Spiele und Vertraulichkeiten hatte, da hat er Mariechen auf die Wangen geklopft und wohlgefällig geſprochen: Siehſt du wohl, Mariechen, daß es alles genau ſo geworden iſt, wie ich dir erzählt habe? daß es alles ganz ſo iſt? der Wald und die Wieſen, die Häuſer und Gärten und Felder und Heerden und Aepfel und Birnen und Pflaumen und Puter und Gänſe und Hühner und Tauben — alles ganz ſo? Da hat Mariechen denn gelächelt und geantwortet: Ja wohl, ja wohl, lieber Ohm, es iſt alles ſo. Ich ſehe wohl, daß ich den rechten Baurendom gekriegt habe; aber ein wenig haben wir es auch eingerichtet nach unſerm Mährchen, denn von ſelbſt wollen die Mährchen auch nicht ſo werden, wie du ſie erzählſt.

20.

Wo piepen de Müſe!

Wo de Müs piepen! weet Ji woll, wo dat herkümmt, datt man ſeggt, wenn man ſick äwer jemand luſtig maken will, datt em't man klamm geit: Wo piepen de Müſe? In Nedebaß was eenmal een Bur, de het Marten Drews, de was wild un ſehr kettlich und karmänſch un ging gewaltig in't Tüg. De Lüde in dem Dörp heten em man den dullen Drews. Bi de Arbeit was he düchtig un kunn för Twe un Dre döſchen un meihen, äwerſt van Gott un Gottswurt wull he nicks weten, un jeden Sünndag un Feſtdag un männige Warkeldagsnacht ſatt he im Krog bi'm Spill un Brannwin un bedrew een wöſt un dull Weſen. Denn ſupen kunn he as keen Minſch un uthollen as een Perd. Denn wenn he de Nacht dörchwakt hedd, was he des Dags doch noch flink un friſch to'r Arbeit, un wer ſick mit em to'm Drunk ſett'd, was vörlärn, und bi'm Spill ging't noch veel gefährlicher to. He makte all ſine Mitſpelers dumm edder ſpelde ſe möd un ſtack't Geld in de Taſch. Kortüm, he was een Kerl, vör dem man jeden warſchuwen müßt', und ſinen Füſten dörſt nüms to nah kamen. So hedd diſſe Marten et männigen goden Dag drewen as een rechter Heid und Unchriſt un't was em bettan jümmer tämlich glücklich gahn. Nu geſchach et, he was eenen Wihnachtsawend im Kroge to Karnin un ſatt bi'm Kårtenſpill un trumſde luſtig van ſick. As't nu gegen Klock Twelw ging, ſtund de Karniner Jäger, de mit im Spill was, up un ſede: Smiet't de Karten tohoop, Drews, und lat't uns een Vaderunſer toſam beden, damit de Düwel ditt Jähr keene Gewalt äwer uns krigt. Un Drews lacht em ut un ſed': Düwel hen Düwel her! nicks as Papenſnack und Spökels vör Kinner un olle Wiwer; den Düwel hebben ſe lang doot ſla'n un vör den will ick bi Dag un bi Nacht ſeker dör de Welt gahn. Watt, du büſt en Kerl, de Pulwer un Blei führt, un kannſt diſſen Lappen noch rüken? Ja woll dör de Welt, ſede de Jäger, mit Gott un Gottswurt. Un de Jäger ſtund up un foldede de Hände toſam un bed'de, un all de Annern deden dat mit, un ok de Kårtenſpelers, un leden de Kårten weg. Aewerſt Marten ſlog een Knipſchen un ſpelde mit de Kårten tüſchen de Finger un lachte. Dat Spill was nu ut, denn nüms wull mit em ſpelen, un ging jeder in ſin Hus. Un Drews ging toletzt ook weg.

Un as Drews woll halwwegs was tüſchen Karnin un Redebaß bi dem Karniner Buſch up de grote Hamborger Landſtrat an dem Wege, de nach Satel afgeit, ſach he mit eenem Mal een rodes Für dör den Buſch lopen, un ſo verwogen he was, em ſchudderde de Hut up dem Liwe un all ſine Håar up dem Kopp kribbelden em unner de

Mütz. Würklich wurd et em äwer't Metzer, he kunn ſick nich hollen, he müßt Rietut nehmen. As he nu eene Wiel dat Haſenpanier dragen hedd un uter Athem was un ſtillſtahn müßt, då dacht he bi ſick: Pfui Düwel, Marten! lettſt du di ſo van dem Düwel jagen? un doch is't nicks as Kinnerleuſchen — wer hett den Düwel ſehn? Friſch! wes en Kerl, un gah em up't Liw, wenn he to finnen is. So ſprack he ſick Mod in de Boſt un wend'd üm un ging langſam torügg wedder to de Stell, wo em vör eene halwe Stund de Benen to flinck worden waren. Doch ſlog em dat Hart gegen de Ribben, datt man't eenen Büſſenſchott wiet hören kunnt hedd. Doch makte he ſick ſtark, beet de Tehnen toſam un wull een Kerl ſin. Un as he an den Satelſchen Weg kam, wo he den wunnerlichen Schin dörch de Böm äwer den witten Snee hedd lopen ſehn, ſtund he ſtill und reep mit luder Stimm, datt de Böme im Buſch bewerden: Herut Düwel! herut! wenn du Hart heſt. —

Un watt geſchach? Up ſin Wurt leep de Schin wedder as een Blitz äwer den Snee, un grad up em to. Un he ſach, dat kam as eene glönige Mus, de ſprung as in hellen Froiden, un piepte ganz fin un was nich gröter as eene anner Husmus, äwerſt ſe flunkerde un flackerde as dat hölliſche Für un hedd eenen ſchönen vergüld'ten Kamm up dem Kopp un gnapperde mit den fürigen Tehnen, as ob ſe em biten wull. Un Marten mügt willen edder nich, he kunn dat Wippern un Schnippern van dem Müschen nich uthollen, un, haſt du mir nicht geſehn, müßt he wedder to'm Haſenpanier grlepen. He hedd ſick äwerſt in dem deepen Snee ſo äwerlopen un de Angſt hedd em dat Hart ſo upblaſen, datt he woll acht Dage un länger elendig krank lagg. Aewerſt ſine Wihnachtsluſt un Sneefahrt verſweeg he un ſede keener Minſchenſeele, wo he van Karnin nach Rebebaß kamen was.

Un dat bleew då nich bi, böſ Ding will ook Wiel hebben. He hedd den ollen ſwarten Fiend eenmal utſöddert, un de wull nu nich mehr wiken. Marten hedd ſo'n Gruwel vör de Stell am Satelſchen Weg, datt em bi hellem Dage nüms mit lebendigem Liwe dåhen bröcht hedd. Wenn he unnertiden in Karnin edder Flemendörp een Warf edder nah'm Sunde eene Reis vör hedd, nam he jümmer eenen wieden Uemweg. Aewerſt de olle Grieſe is negenklok, he weet woll hentokamen, wo he hen will. Van Anfang an was dat beſünnerlich in diſſer Musgeſchicht, datt Marten bi aller Angſt, de em ankam, wenn he an de dulle Nacht un an de glönige Mus up'n Snee dachte, doch jümmer as eenen Brand un een Ketteln in de Boſt földe, de fürige Mus eenmaal wedder to ſehn. Denn ſo kettelt den armen Minſchen de düwelſche Angſt un Froid. Diſſe Brand wurd von Dag to Dage ſtarker in em un plagde em toletzt ſo grauſam, datt he nich Rauh noch Raſt dåvör hedd. Am heeteſten äwerſt brennd' et em, wenn't gegen de Tid ging, wo Gott den Böſen de Strat apen deit, wo de Düwel un all, wat Hexen- un Geſpenſter-Kappen dreggt, ehr Spill bedriwen dörren. Un wenn alle frame Chriſtenminſchen im beſten Slap liggen, wenn de Klock Twelw ſlog, denn kunn de arme Marten ſick oft nich hollen, un wo grot ſin Gruwel ook was, et drew em oft ut de warmen Feddern herut, un ut dem Huſe in de düſtre biſtrige un ſpökiſche Nacht herin up de Landſtrat, wo de Weg ut dem Dörp bargan nah Karnin heraf geit un bloot eene noch grötere Angſt jog em denn wedder torügg.

So hedd de düwelſche brennende Luſt un Angſt em een heeles Vierteljåhr plagt von Wihnachten bett Oſtern, un ut dem luſtigen un åwerdrewenen Schelm, de he ſüs was, wurd he heel nahdenklich un deepſinnig, ſo datt de Fründe un Nabers ſick wunnerden, watt et doch woll mit dem Marten för eene Bewandniß hebben mügt. So hedd Marten ſick lang tapper wehrt, doch toletzt wurd de Düwel em åwer, un wo ſehr he ſick ook frücht'de, he müßt an den Satelſchen Weg. Un as he an den Weg quam, då was't richtig, un he hedde dat Spill up'm Wagen. Den Ogenblick was de glönige Mus ook då un ſprung üm em herüm und hedd ſick ſo lidig un ſach em ut ſo blanken grellen Oogen an, as wenn ſe ſick anfrünnigen wull; un doon leep ſe vör em her as up den Buſch to, un ſtund denn wedder ſtill un keek ſick üm, as wull ſe ſeggen kumm mit! kumm mit! un wo ſehr em ook dat Hart ſlog un pupperde, he kunn't nich laten, he müßt mit.

Un as de Mus in den Buſch kam, då krop ſe unner eenen runden Steen, un ſo vörſwund ſe, un oogenblicklich brennde de Steen lichterloh. As Marten dat ſach, weg was ſine Angſt: he dachte an olle Leuſchen, de ſin Vader em vördags oft vörtelld hedd van brennendem Geld un wo man den Düwel bannen ſchall, datt he dat Geld nich unner de Erd henaf tehn kann. Un Marten was nich ful, he ſpredede ſine Hånd äwerkrüz äwer den Steen und ſwunk ſinen Hot daräwer und reep: Wiek, Düwel, wiek! du heſt keen Recht an mi. Un ſo ſtund he keck un vörwegen, bett de Hahn kreide un de Lewark upflog un de helle Dag anbrack. Doon greep he to un wölterde den Steen weg, un då lag eene dode Mus un een groter Hupen roder Dukaten. Un he ſammelde ſick den Hotvoll vull un füllde all ſine Taſchen un ſine Schoh, un ſo ſleek he ſick går liſige to Hus, un lede dat Geld in ſinen Kaſten. Un as he nu vam Satan dat erſte Handgeld nahmen hedd, was he faſt; un wo männige Nacht, wenn alle Chriſten im ſöten Slap liggen, de alle Sorgen todeckt, müßt de arme Marten herut un to dem Unglücksſteen wanken und zitternd un bäwernd äwer em ſtahn un frieren.

Up diſſe Wis was't een påar Jåhr gahn, un he hedd Kiſten und Kaſten gehüpt vull Gold un ging nu reeds as een Junker im prächtigen Rock ſtaatſch un karmänſch un drog ſülwerne Spåren un eenen Treſſenhot. Dat ſach äwerſt jeder Chriſtenminſch, datt dat nich mit rechten Dingen toging. Un toletzt funk et ook an van den glönigen Müſen to munkeln, un een Knecht, de bi em deende un't vör Gruwel nich länger bi em uthollen kunn, vörtellde, datt he de brennenden Müſe oft äwer den Hoff lopen ſach un datt in den Schünen un in dem Stall keen Minſch ſick vör erem Piepen un Gnappern redden un bargen künn. Un ſo hett't ſick begewen, as de Bös em beſtrickt hedd, datt he ſin Nett nich mehr terrieten kunn, då ſünt eene Wihnachtsnacht tüſchen Twelw un Eens ſo veele glönige piepende Müſe up den Hoff lopen kamen, datt et eene

Lüchting gaff, as ob't een Für was; un de ſpringenden Düwelskamraten hebben em Hus un Hoff un Schünen un Ställ anſtickt, un ſo is Marten Drews mit Wiw un Kinnern un Oſſen un Perden to Aſch vörbrennt un all dat Düwelsgold mit, wenn de Müſe et nich heemlich wegdragen hebben. Man twe dre lumpige Dukaten hebben ſe ut de Aſch herutkraßt. Un ſiet de Tied ſeggen de Lüde: Hür, wo piepen Martens Müſe. Un wo vortiden Martens Hus ſtahn heit, dat is hinner des Krögers Boomgården, un då piept un ſchreſekt et de ganze Nacht un up jedem Boom ſitt eene Ul, un ick wull't nüms raden, bi doder und nachtſlapender Tid åwer de Stell to gahn.

Inhalt.

1. Geſchichte von den ſieben bunten Mäuſen . Seite 3
2. Prinzeſſin Svanvithe 10
3. Der Wolf und die Nachtigall, oder wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Noth doch wieder zu Menſchen geſchaffen wurden 26
4. Der Wolf und die Nachtigall. (Schwediſches Volksmährchen.) 49
5. Klas Avenſtaken 53
6. Paiwai und Paiwuzze. 105
7. Die Neun Berge bei Rambin. 132
8. Schneeflöckchen 259
9. Erdwurm 281
10. Rattenkönig Birlibi 299
11. Der Schlangenkönig 313
12. Das brennende Geld 332
13. Halt den Mittelweg! 336
14. Mieskater Martinchen 340
15. Der große Jochen 349
16. Der Wiedehopf 357
17. Rothkehlchen und Kohlmeischen 360
18. Die Seekönigin 366
19. Der Baurendom 376
20. Wo pleyen de Müſe! 403

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſten Mal geſammelt
und
durch Neues vermehrt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Theil.

Ges. Wke 162 : 1.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

Wa, R. 383

Inhalt.

Seite.
1. Aus Friedrich Arndt's Papieren. 1795—1815. (Ungedruckt.) 1
2. Brief über Gripsholm. 1810. 173
3. Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann. 1812. 229
4. Was bedeutet Landſturm und Landwehr. 1813. 289
5. Das preußiſche Volk und Heer im Jahre 1813. 311
6. Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813. 353
7. Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa. 1813. 435

Vorrede.

Die hiernächſt folgenden kleinen Schriften und Abhandlungen ſollen für den lieben Leſer eine kurze Wenigkeit wie von einer Weiſung und Wegweiſung mitnehmen.

Welcher alte Menſch, geſchweige welcher alte Profeſſor und Schriftſteller, muß nicht vor dem Richter beben, der geſagt hat: Menſch, du ſollſt einmal Rechenſchaft geben von jedem unnützen Wort, das du geredet haſt? Denn wer fühlt ſich ſo rein und feſt, daß er nicht auch unnütze Worte geredet hätte? Für meine unnützen Worte nun, falls ich derſelben viele geredet habe, hat jener große Richter mich ſchon hier auf Erden in erſter großer Abrechnung durch ein recht heißes und hölliſch langweiliges Fegefeuer laufen laſſen, welches er mir, wie ich hoffe und glaube, in jener beſſern Welt zu Gute ſchreiben wird. Aber der Menſch macht redet und ſchreibet auch manches vergebliche Wort, und dieſe Sünde wird ſich bei mir wie bei den meiſten Wortmachern und Buchmachern leicht in die Legionen- und Myriaden-Zahl belaufen, und für dieſe langweilige Beläſtigung bitte ich hier ſogleich um freundliche Verzeihung.

Bei näherer Betrachtung und Durchmuſterung der hier gegebenen vielen Kleinigkeiten werden gewiß Manche ſagen und fragen: Aber warum alte vermoderte und vergeſſene Papiere, über welche die ſo friſch und geſchwind ſchreitende Zeit lange weit hinausgeſchritten iſt, wieder gleichſam aus dem Grabe herausholen? Doch dagegen werden manche Andere wieder Anderes ſagen, welche von meinen Mitlebenden zwiſchen den Jahren **1810** und **1820** noch unter den Lebendigen ſind; und leider auch das eigene hier beſtochene Herz ſagt ein anderes, welchem viele dieſer Kleinigkeiten grade darum noch lieb und werth dünken, weil ſie in jenen hohen und gewaltigen Jahren wirklich das Glück hatten, vielen wackern und guten Menſchen keine vergeblichen Worte zu dünken, wozu vor andern die Ueberſchriften 3. 4. 8. 11. gehören. Manches andere hier mit eingeſtellte Wort, welches für ſich allein mitgetheilt wirklich nur eine kleinſte Kleinigkeit ſcheinen würde, hat in dieſer Sammlung darum nicht vergeblich gedäucht, weil es für eine durch das Ganze fortlaufende Welt- und Geſchichts-Anſicht als ein ergänzendes und erklärendes Wort hier auch ſeine beſcheidene Stelle zu haben ſchien.

Jedoch mit dieſen Wendungen Gegenwendungen und

Verwendungen für mich ſelbſt will ich nicht leugnen, daß Manches allein hier ſteht, weil es meinem Herzen lieb war und lieb iſt, daß es gleichſam nur aus dem Herzen und aus dem Hauſe zu aller Welt geredet iſt und nach der Meinung Vieler wohl beſſer und verſtändiger in den engen Wänden des verſchwiegenen Herzens und Hauſes geblieben wäre. Kann ſeyn, kann auch nicht ſeyn. Viele beſonders der Hochgeiſtigen und Feingebildeten unſerer Tage werden mir hier zum zehnten und hundertſten Mal vorwerfen, womit ſie mich oft ſchon begrüßt haben, daß ich die hohe feine diplomatiſche Welt und die erhabenen und meinen trüben Augen verborgenen Künſte, womit die Welt regiert wird, aus einem viel zu engen und niedrigen Geſichtskreiſe anſchaue oder vielmehr gar nicht erſchaue: kurz, daß ich zu tief unten ſtehe und die Dinge zu tief von unten anſehe, als daß die oberen Regionen des Lebens Waltens und Regierens mir jemals in ihrem wahren Lichte erſcheinen könnten. Das iſt nun freilich ein unheilbares Uebel, ich kann mir da nicht helfen; ich muß dieſe untere Welt, wo Menſchen ſich im Lieben und Haſſen Jagen und Fliehen Herrſchen und Dienen Lügen und Trügen im alltäglichen Gewimmel vor mir bewegen, allerdings mit einem kleinen gewöhnlichen Maaßſtab meſſen, ich kann die erhabenen und edlen und mir meinen verblendeten Augen verborgenen Künſte, womit jene Feinen die Welt geleitet ſchauen, leider nirgends erblicken, wenn ich die da droben, wo Gott und die Geiſter allein als Herrſcher gedacht werden, Wandelnden und Wirkenden vielleicht glänzender und erhabener glaube als alle meine ſeinen und feinſten Auslacher und Verdammer.

Mit dieſer Wendung und Ablenkung und Einlenkung für unſer einleitendes Geſpräch ſpreche ich nun auch ſogleich die Entſchuldigung aus für das, was ich aus den Papieren Friedrich Arndt's gebe. Es ſpiegelt ſich darin ein Bild aus einer längſt vergangenen Zeit, ein treues Bild, wie der Mann treu war, der es gezeichnet hat, ein Bild aus einem engen Weltraum aber aus einem weiten Herzensraum geboren. Es war mir dieſes Wenige von den Papieren und Andenken eines geliebten Bruders erhalten, weil mit mir in einem Koffer zu Lande reiſend, während mir auf der Seereiſe zwiſchen Stralſund und Köln im Sommer 1817 eine beträchtliche Bücherei mit manchen werthvollen eigenen und brüderlichen Papieren durch Unglück in Moder verwandelt worden; ſonſt hätte ich aus dem zerſtreuten nach ſeinem Tode mir mitgetheilten Nachlaß des Bruders wohl Friſcheres und Muthigeres geben können. Man wird in dieſen Papieren meines Bruders hin und wieder wohl Aehnlichkeiten mit meinem Eigenen entdecken — ſehr begreiflich und natürlich, weil es meiſtens aus demſelben Liebes- und Herzens- und Studien-Kreiſe entſtanden war. Wir beide waren in mancher Beziehung ſehr ungleiche Brüder, und auch in unſern Lebensbahnen ſehr ungleich wandelnde Brüder, aber eine große Aehnlichkeit muß doch unter uns beſtanden ſeyn, nach der mathematiſchen Regel Wenn zwei Größen einer dritten gleich ſind, ſind ſie einander ſelbſt gleich; denn wir hatten dieſelben lieben Menſchen von den Schul- und Hochſchul-Jahren an zu liebſten Freunden: Iſrael Grümbke Pommer-Eſche Weigel u. ſ. w.

Für Anderes, was, wie zum Beiſpiel die Geſchichten und Geſichte Nummer 28, faſt zu viel aus dem Hauſe und Herzen heraus geſprochen dünken mögte, will ich hier nicht um Entſchuldigung bitten ſondern nur die Erklärung davon geben. Alſo:

Mein Leben und meine Lebensanſichten und Lebens- und Himmels-Hoffnungen ſind von mir ſelbſt und von Andern in mancher Beziehung faſt nackt und bloß vor den Leuten entkleidet und ausgeſtellt worden. Ich ſelbſt, an den verſchiedenſten Orten und mit den verſchiedenſten Menſchen und Ständen lebend, habe nicht allein unter Freunden ſondern auch unter Fremden ſchreibend ſprechend erzählend viel davon unter die Leute kommen laſſen. Auch andere Unberufene und Ungerufene haben, wie jedermänniglich bekannt iſt, in der Zeit ihrer Herrſchaft mein Innerſtes durchfragt ausgefragt und durchgeſchürſt, ob ſie etwa recht ärgerliche und böſe Dinge daraus zu Tage fördern und mich den Politiſch-Frommen und- Rechtgläubigen zur Erbauung und Ergötzung als einen Narren oder Böſewicht hinſtellen könnten. Damit mir nun künftig, wann ich die irdiſchen Augen werde zugethan haben, nicht ein Zwiel geſchehe und ich für einen größeren Fantaſten oder Narren gehalten werde, als ich vielleicht bin, ſo habe ich allerdings einige Seltſamkeiten und Wunderlichkeiten, welche hie und da doch ſchon einzeln umliefen, aus dem Traum- und Nacht-

Reich des Herzens hier heraus erzählt. Es ſoll wenigſtens aus ihnen erhellen und wird ja hoffentlich erhellen, daß das wunderſame und räthſelhafte Weſen Menſch genannt auf der einen Seite wie im dämmernden Traum wandeln und auf der andern im Tageslichte ſich in dieſer ſchlimmen verworrenen Welt doch ziemlich zurecht finden lernen kann. Mögen Einige mich einen ſeltſamen Nachtwandler ſchelten, ich weiß, wann ich mich ſelbſt entdecke, durch Gottes Gnade im Sonnenlicht um Wege und Stege leidlich gut Beſcheid, und wenn ich mitunter auch gern in die Nacht und ihre zauberiſchen und ſchauerlichen Traumdämmerungen hinabſteige, halte ich es doch mit dem lieben fröhlichen Tageslichte und mit der Lehre des hellen und fröhlichen Tageslichts des durch unſern Martin Luther wieder enthüllten und vom Prieſterbann und Maguszauber befreiten Evangeliums, wohl wiſſend, wie gefährlich für Sittlichkeit und Männlichkeit im irdiſchen Handeln und Wandeln das unklare Herumtappen in Halblichtern iſt.

Von den ſelbſtgefälligen Gemäßigten und Weiſen, die immer mit einem ne quid nimis bei der Hand ſind, bin ich auch wohl oft geſcholten worden, als der aus einem zu herben und vollen Ton klinge und ſinge. Dieſen antworte ich: Fürs Erſte hat jeder Menſch von Gott in ſeiner Bruſt ſein eignes Element, aus welchem er nur tönen kann. Mein Element und Inſtrument mag allerdings von dem Schöpfer aller Dinge wohl auf einen zu ſtarken und ungeſtümen Ton geſtellt ſeyn; aber doch habe ich nur aus dem Elemente des Wetters wie es ſtand, getönt und geblaſen. Zweitens das Wetterglas meiner kräftigen Tage wies aber auf eitel Hagel Sturm und Orkan — wie durfte ich denn mit dem Gelispel von Zephyrn ſäuſeln, wo es ringsum in Donnerwettern brauſte und krachte? Auch heute iſt es noch nicht an der Zeit ſich mit der Schäferflöte an dem Blumenhügel hinzulagern und im linden Hauche der Weſtwinde Liedchen der Jahre 1770 zu pfeifen.

Aber nicht allein auf meine Sturmtrompete ſchelten die guten ſanften Leute, ſondern daß ich ihnen immer die langweilige wälſche Pfeife wieder anſtimme, daß ich gegen ihre allerliebenswürdigſten allergebildetſten allermenſchlichſten Franzoſen noch immer aus dem alten Tone blaſe. Dieſe Pfeife darf ich meiner beſten innigſten Ueberzeugung nach noch nicht ſchweigen laſſen. Jeden einzelnen verſtändigen und edlen Franzoſen in Ehren — das franzöſiſche Volk verkündigt mir alle Tage, was es iſt und was es will, beſonders was es von und über mein Volk und Vaterland will. Ich weiß, was ich weiß, und meine Tadler und Schelter ſollten es auch wiſſen. Hier bedarf es keines Geiſtes der Weiſſagung, hier ſteht alles hell zu Tage; die Zukunft wird es alles enthüllen und erklären, und ſie ſelbſt und ihre Kinder werden es erfahren und fühlen, was die wälſchen Spieler und Schmeichler, grade wann ſie um den gutmüthigen deutſchen Bart am leidigſten ſpielen und ſchmeicheln, mit ihren Liſten und Künſten zielen und wollen.

Doch ſchon zu viel. Bei dieſer Gelegenheit wollte ich Stacheln weder einſtoßen noch herausziehen ſondern nur um Freundlichkeit und Liebe bitten und für die Freunde und das Vaterland alles Dornigte und Gefährliche in den Höllenabgrund hinunter wünſchen. So geſchehe es!

Bonn in der Mitte des Sturmmonds des Jahrs des Heils 1844.

Aus

Friedrich Arndts Papieren.

Jahre 1795 — 1815.

Sommer 1795. Jena.

Sapperlot! was giebts Wunderliches von Geſichten und Geſchichten! Was weiß ich, wie und warum der Menſch ſo hineinkommt? Zum Geleitshauſe war ich von B. geleitet; guter Punſch dampfte unſern bacchiſchen Naſen; edle, treffliche Jungen, o Degen für Bratenwender, Bardolf und Piſtol mit. Doch war der W. dort und der S. und der L., mein Baron mein edler Prinz Harry, aus welchem ein König werden könnte, wenn die Zeit nicht ſo unkönigiſch wäre. Zum Geleitshaus geleitet verleitet, ich fromme Unſchuld, welche die einzige Schwachheit hat für gewiſſe Gerüche ſchwach zu ſeyn. Doch was ſollen hier die Sündenbekenntniſſe? Wie ich ausgeleitet worden bin, das fließt wie eine morgendufſtige Dämmerung um mein dunkles Gedächtniß. Die Sterne werden wohl wiſſen und die Morgenſonne hat wahrſcheinlich das Geheimniß beſchienen. Ach! wie lag es offen hinter einem Heuhaufen, und doch ſelig, und zuletzt arkadiſch romantiſch ja paniſch von einem paar Ziegenjungen aufgeſchrieen. NB. nicht von jungen Ziegen, ſondern von Hirten der Ziegen.

Träume Geſichte Erinnerungen paniſche Ziegenſchallmeien — wunderliche Vögel! Kurz, es iſt mir entflogen, welche Wellen meine Kleinigkeit an dem Heuhaufen angeſpült und aufgeſpült haben; genug, ich dämmerte dümmerte, ja ich träumte. Hart, daß ein ſo heller harter und ſcharfer Kopf, wie die Leute mich ſchelten, neben vielen göttlichſten bacchiſchen und veneriſchen Fantaſieen auch ſolche Traumdünſte aushauchen muß. Ich träumte und es wogte und ſchwang und ſchwänkte ſich durch die Luft, als ob der Springer Bacchus alle ſeine Seiltänzerkünſte aufſpielen wollte. Und ich konnte nicht rufen: Quo me rapis, Bacche, tui plenum? O was hätte ich nicht darum gegeben, mit ſeinem feierlich langſamen Zuge ſo dahin zu ſchwanken! Satyrn Faunen Silenen und der rothnaſige Hoftrompeter des Götterpallaſtes der Erzvater Silenus auf dem epheubekränzten Eſelein als Hochzeitbitter, und die volle fliegende ſiegende jauchzende Jagd des Reigens, Nymphen Najaden Oreaden Plejaden und Hyaden — was ſage ich? — Bacchantinnen mit. Da hätte man doch ein bischen für ſeinen Mund gehabt. Nein lauter männliche Affen — ſie ſagen, die Engel ſeyen meiſt Weiber — rauhhaarige greinende grinſende fratzenhafte Schlingel, geiſtloſe witzloſe liebloſe, am Ende gar geſchlechtsloſe, Racker, die haben mich durchgerackert. Ich muß hier abbrechen, Zorn und Angſt mögten zugleich fluchen und heulen.

Zum Teufel, was iſt denn ein Traum? was iſt dieſer verrückte verkleidete Maskenläufer? Genug, die verfluchten Geſchlechtsloſen oder Eunuchen Kaſtraten Hämmlinge Wallachen Dronen — wie nennt man ſolches Satansgeſindel? — hinter mir her.

NB. Die Scene des Luſtſpiels war vortrefflich geordnet und geſchmückt: Eine hübſche Straße mit zierlichen Häuſern und grünen Bäumen hie und da beſetzt, Vogelgeſang blühende Büſche Blumenwieſen — nichts Fröhliches fehlte; Kutſchen rollten Poſtillione blieſen Handwerksburſche ſtampften ſchwerſchrittig unter ihren Ränzeln dahin; ich burſchikos und frei, Punſch und Muth in der Bruſt, ohne Geld ohne Ränzel alſo leicht und ſtolz einherſchreitend, ſelbſt die vorbeirollenden Kutſchen und ihre Inſaſſen verachtend. Siehe! da holen mich die Geſchlechtsloſen ein, ich höre ihre Sturmfluth heranbrauſen. Ich fühle mich ſtrax leicht und dünn wie ein Bündel Stroh weggeſpült, o nein! nicht weggeſpült ſondern gepackt und gepreſſt. Und die ſchöne Straße war plötzlich zur Sandwüſte geworden, und ich fühlte, wie meine Lippen krachten, indem die heilloſen Racker mich mit grinſendem Lachen einander zuwarfen, will ſagen, von einer höckrigten Schulter auf die andere.

Alſo ein Akt Trauerſpiel nach dem erſten Luſtſpielsakt, ſo recht ächt a la Shakespeare. Kommt nun ein Stücklein ſentimentales Drama.

Bacche, quo me rapis tui plenum? Bin ich in der Mancha oder am Guadalquivir oder in den Pomeranzenlauben des Eldorado? Am Ende ſind die Geſchlechtsloſen aus der Wallachei, dieſe edlen Wallachen, noch wohlthätige Genien, Hebammen und Geburtshelfer des Glücks, welche wie andre ihres Handwerks durch Wehen und Schmerzen zum Leben und zur Freude durchdringen helfen. Sie haben mich, dem bei dem Durchgange der neuen Geburt der Kopf und das mitgeborne ingenium divinum ein bischen hart gedrückt zu werden ſchien, in einem Pallaſt abgeladen: gleichſam das Geleitshaus hinter dem Heuhauſen. Ich meine, es iſt ganz gegen die ariſtoteliſche Regel von den drei Einheiten und gegen die liebe Wahrſcheinlichkeit geſchehen. Träume ſind übermüthige regelloſe Genie's wie Shakeſpeare; ſie ſpringen flugs über 200 und 2000 Jahre und Meilen hin, laſſen in Prag den Vorhang fallen und ziehen ihn in Pecking wieder auf. Kurz, ich befinde mich vor einem prächtigen Schloſſe, offene

Pforten lichteſte Säulenhallen am Eingange, duftende Roſenſchlingen und Südbäume mit Goldäpfeln ſie einfaſſend. So kommt der Hungrige Durſtige an ſeinen Kleidern Zerriſſene und Gefleckte an ſeinen Gliedern Zerquetſchte und Zerſchellte in einen hellen erleuchteten Vorſaal, Gemälde Bilder Spiegelglanz an allen Wänden, mit Topaſen und Rubinen das Sonnenlicht der Fenſter überleuchtet — ein voller mohriſcher ſpaniſcher Roman. Diener ſtehen da in bunten goldenen Kleidern faſſen mich morgenländiſch mohriſch an, der mürbe Leib in ein Marmorbad getaucht, weichſte geſchwindeſte Hände vollbringen die Reibung und mit Blitzesſchnelle ſteckt der Gebadete in den ſchönſten Kleidern. Dann öffnen ſich die Thüren und thun ein zweites Gemach auf und in ihm einen prächtigen Tiſch mit leckerſten Speiſen und edelſten Weinen beſetzt. Man kann denken, wie der Hungrige und Durſtige zugreift. Bald ertönt Geſang — o welche himmliſche Sphärenmuſik! Ich muß durch offene Thüren weiter eindringen; die Sänger flattern um mich her wie eben ſo viele Nachtigallen und Galandern, aber ſie ſchweigen. Was ſollen nun meine entzückten Augen ſehen? Auf einem offenen Bette ruht eine Venus eine Cythere eine Cypris Anadyomene lieblich duftig ſchwellend wie Frühlingsmeereswogen, aus welchen ſie eben emporgeſtiegen ſcheint. Ich fühle meinen Terentius den alten Heiden, der es wieder von einem alten griechiſchen Helden gelernt haben mag: Sine Baccho et Cerere friget Venus, und wollte mich auch auf dieſen gedeckten Tiſch ſtürzen — er ſchlummerte aber und o! ich mußte zurück, als hätte ein macbethiſches morde nicht den unſchuldigen Schlaf! mir in die beiden Ohrlöcher gedröhnt. Ja du warſt Venus und Cypris und eine dreidoppelte Anadyomenenhexe, in deren ſelig umhalſende Fluthen man ſich hätte hineinſtürzen mögen — aber ſie ſchlug die Augen einen Augenblick auf und rieb ſich die Stirn wie im Traum mit ihren Lilienfingern, und ich ſah, ich ſah meine eigenſte Venus, die blauen Augen meines Kathrinchen, und ich Narr mußte entfliehen. Sollteſt du dieſe Unſchuld? ſo dachte ich — was weiß ich, was ich Gimpel dachte und fühlte?

Und es führte mich dieſer mein dummer platoniſcher Rauſch, welcher dem böſen Rauſch entfliehen wollte, durch die vielen Thüren treppab, ich däuchte mich im Mondſchein unter den Goldapfelbäumen ergehen zu wollen. Aber o weh! die prächtigen Lampen erloſchen, die Säulenhallen mit ihren Roſengewinden waren verſunken, tief und zuletzt dunkle Treppen hinuntertappend, befand ich mich in einem ſchmutzigen dampfigen unſaubern Zimmer wie in einer unterirdiſchen Bierkneipe oder in der Vorhalle eines Pferdeſtalles, die Wände mit Sätteln Sielenzeug und allerlei Geſchirr behangen, ein paar mächtige Theertonnen in der Mitte ſtehend, und bald auch ein kleiner garſtiger Junge da, wie es ſchien, ein Vetter der grinſenden Gattung, mit einem gewaltigen Theerquaſt, den er in einer der Tonnen tränkte und gegen mich ſchwenkte, als wolle er mich einſchmieren. Da ſuchte ich geſchwindeſt die Thür, und fand mich nach noch geſchwinderer Verſetzung wieder nicht in ſondern an einem prächtigen Pallaſt. Ein großer Hof vor demſelben gedrängt voll Kutſchen Roſſe Reiter Trabanten, welche hin und her fuhren galoppirten trabten liefen. Ich, ganz aus dem hohen Muth von oben tief heruntergefallen, erlauſchte mir kaum einen engen Pfad, wo ich durchzuſchlüpfen meinte, aber ſtrax verwandelten ſich alle Pferdegeſichter ringsum in weitaufgeſperrte Furienrachen und ſchnappten von beiden Seiten nach mir; und ſie ſchnappten nicht bloß ſondern zergnappten mich ſo rechtſchaffen mit ihren Zähnen, daß ich vor eitel Jammer laut hätte aufſchreien mögen.

Dieſes böſe ächt tragiſche Zwiſchenſpiel wurde indeſſen, ehe mein Schmerzensſchrei ſich Luft machen konnte, plötzlich abgebrochen, und der tückiſche Traum fiel aus ſeiner ſcharfgezahnten Hölle in einen muſikaliſchen Himmel, oder vielmehr er purzelte aus einem kürzeſten muſikaliſcheſten Himmelsklang plötzlich in das kalte Morgenerwachen der Erde hinab. Und es war wirklich Muſik, aber wie verwandelt von jener Sphärenmuſik, die der Traum mir eben noch vorgedudelt hatte!

Es waren in der That keine Engel, in Sankt Cäciliens Kapelle gebildet, ſondern ein paar irdiſche Dudler, die vielleicht auf einem Kunitzer Nachtball aufgepfiffen hatten und nun auf dem Fußpfade der Wieſen neben einem Heuhaufen einige Töne aus dem Horn ſtießen, vielleicht von einer rettenden Fee geſandt, welche mich von den Pferdezähnen erlöſen wollte. Wahrſcheinlich aber hatten die Schlingel es auf ein Schrecken meiner Ohren angelegt.

Genug ich rieb die Augen und fand mich auf bekannter Erde, fand mich etwas erfroren, noch dünn und froſtig von dem erſten Morgenſtral beſchienen, ſuchte meine Pfeife meinen Pudel und ſiehe! ſie waren beide da; und ſiehe! ſtrax war ein zweites Siehe! da.

Von einem buſchigen Hügel herunter bewegte ſich eine flatternde Schaar geſchwindeſten Schritts auf meinen Heuhaufen zu — meinen? weiß ich wie der mächtige Sieger, der mit dem Leuengeſpann fährt, mich auf dieſes Nachtlager gelegt? niedergelegt? Ich muß ihm ja antworten wie die Pytho weiland dem Alexander: Herr, du biſt unwiderſtehlich. Ich hatte eben meine Pfeife geſtopft, ſchlug Feuer an, Polluce mit ſeinen klugen weiſſagenden Augen blinzelte in die ſprühenden Funken, da rauſchten die Bachanten an mir vorbei, vier ſchneeweiße Weiber mit fliegenden Haaren, roſenbekränzt, grüne Kränze in den Händen, die feinen Füße, ſo viel meine traumgeblendeten Augen zu ſehen taugten, und die noch feineren Schuhe und Strümpfe im unfeinen thüringer Thau gebadet; zwei wilde fantaſtiſch gekleidete Geſellen dabei, der Preller aus Straßburg und der Kempf aus Gießen, mein Klingenvertrauter. Sie lieſen mir trotzigen Blicks vorüber. Ich dachte: lauſt, Schelme, lauſt! Aber die Bacchantinnen, was dachte ich dabei? Hole der Teufel die prima donna! das hätt' ich ihnen bald nachgeſchrieen. Es war die P. S. Und wen ſah ich zu meinem Schrecken noch? Als ich mein rundeſtes freundlichſtes lieblichſtes Geſichtchen von dieſem gefährlichſten Roſenkranz umflattert erblickte, o da rief mein erſchrockenes Herz: auch du, meine Tochter M. Bruta? Eigentlich ſollte es mich gar nichts angehen: denn wer hat mich hergeſchickt, die hieſigen Profeſſorenweiber zu beſſern? Sie ſollen ja unſre ungehobelten pommerſchen und weſtfäliſchen Knollen und Knoten abſchleifen und fein ſchleifen. Aber kann ich dafür, daß Gott einen ſo ſchönen Menſchen geſchaffen hat? Ich armer Narr! Einmal mit der M. gewalzt, ein einziges Mal, zwei drei Worte mit ihr geſprochen, zwei drei Blicke — nein! du lügſt, wohl tauſende haſt du aus der Ferne nach ihr geſchoſſen — mit ihr gewechſelt. Laß fahren dahin; laß fahren! die Unſchuld hat auf Erden kein bleibend Quartier.

Kalt grämlich — mir begegnete auf der Brücke mein Schneider, dem ich noch 25 Thlr. zahlen ſoll — endlich in mein gewöhnliches proſaiſches Hundeloch gekrochen, und auf den poetiſchen Traum noch ein proſaiſches Schläfchen geſetzt, dann ſpaziert fantaſirt zu dem verwandelten Genie Pollucc ſeltſame Worte geſprochen. Gott ſoll mich vor mehreren ſolchen gerührten und rührlichen Nachmittagen bewahren! O die guten weinerlichen Vorſätze! Das Licht deines göttlichen Verſtandes ſoll hell ſeyn, armer Pandektenreiter, und du kannſt die ſentimentaliſchen Dämpfe nicht abwehren.

Facit: Hole der Teufel die M. und alle ſchöne Augen, die ihre Stirn von der S. mit Roſen bekränzen laſſen!

Auguſt und September 1795. Lichtenhain.

9. Auguſt. Heute eine ſchlechte Abhandlung de temperamentis geleſen. Dummes Zeug, wobei alles bischen Menſchenverſtand und auch der Kantiſche kategoriſche Imperativ auf den Strand geſetzt wird. Was doch dieſe Geelſchnäbel mit ihren Milchbärten alles wiſſen, wovon einem vernünftigen Menſchen noch nicht einmal geträumt hat! Lächerlich, daß ich aus ſchlechten Büchern ſo leicht Aerger und Verdruß ſauge und mir ſchlechte gewöhnliche Kerle, ſagen die Leute, ſo gern gefallen laſſe. Aber ſchlechte Kerle? ganz gewöhnliche Käuze? Ich halte mich doch auch für einen Kritikus, Herr Müller weiland im Grabitzer Schulſtübchen ſchalt mich ſchon einen Philoſophen und Paul Beck meint, ich ſehe oft kritiſch aus. Und ſollte ich, der ſein Leben und ſeine Studien ſo kurſoriſch treibt, mich nicht etwas beſſer auf Menſchen als auf Bücher verſtehen? Schlecht? Das dumme Wort wird einem von der Schule an in die Ohren geläutet. Ich kann bis jetzt nichts damit anfangen, vielleicht weil es mit mir ſo viel anfängt; Schlecht Gut Ordentlich Liederlich — ich verſtehe mich ſo wenig darauf als ein Mönch auf das Ehebett; dieſe Unterſchiede ſind mir zu fein. Die Welt muß einmal verkehrt ſeyn oder ich ein Durchverkehrter, der zuerſt mit den Beinen, worin er keine Augen hat, in dieſen Nebelſumpf hineingezerrt worden. Denn mit den beſchrieenen und verſchrieenen ſogenannten ordentlichen Leuten

kann ich noch viel weniger anfangen, als ſie mit mir. Similis simili gaudet das ſchreien ſie mir zu; aber wartet nur! Ich denke, mein Benjamin mein Baron mein S. mein W. ſind doch auch von Gottes Gnaden geboren, prächtige Jungen, wann die Bole dampſt, welchen Witz und Dummheit — denn was wäre Witz ohne ihre Folie? — aus jeder Pore duftet haucht bläſt und ſtürmt; und wie wenn es blitzt und ihr Blitz ſich aus den geladenen Flaſchen entbindet! Wohlfeilſte ſchönſte aller Experimente. Was fängſt du aber mit den ordentlichen langweiligen Narren an, die immer der graden Linie des gebahnten Ochſenſteiges nachlaufen? Aber mein Vater warnt: Umgeſchaut! dieſe Gradläufer werden einmal deine Herren ſeyn, du verkehrter Querſpringer. — Sey's! Kurz iſt die Herrlichkeit dieſer Welt, ſingt die Weisheit Salomonis und mein Katechismus. Gottlob! was ſoll ich mich kümmern was künftig ſeyn wird? Jetzt zähle ich 23 Jahre, jetzt will ich König ſeyn.

Kathrinchen! He! Kathrinchen! eine Laſe Bier her! Da kommt mein Bergmännchen. Das wird einen hübſchen Abend geben. Er ſitzt in der einen Ecke, ich in der andern — mein Harpokrates. Wunderliches Ding der Menſch! Dieſer ſchweigt, und ich muß ſchweigen, wie ich das närriſch verhüllte Geſicht ſehe. Auch der Hund liegt ſtill und wedelt auch mit keinem Härchen ſeiner Dienſtbarkeit. Was ſind das für Geiſter, die alſo in der Stille philoſophiren? Ja wer's wüßte!

10. Auguſt. Es iſt Morgen. Ich höre meinen Georg mit der Peitſche ins Feld knallen; aber die verfluchten Hähne hatten mir ſchon den ſchönſten Traum wach gekräht. Was das für eine Seele ſeyn muß meines Harpokrates Benjamin! Gewiß es iſt die weibliche Atmoſphäre meines närriſchen Ich oder die geheime Umdunſtung, mit dem göttlichen Plato aus der Wolke zu reden, eines höheren Vordaſeyns, und wir ſind

endlich beide arme zu ſchlechten Leibern verdammte Seelen. Oder wäre es die Hundeſeele? Nein, mein Harpokrates, du göttlicher Brummer und Schweiger. Freilich der Bacchus iſt mit dabei, er in uns, wir in ihm. Das ſind ja ſeine Myſterien, daß er die armen Seelen löſt und auslöſt aus dem Kerker des einſamen Schweigens oder ſie im allerfeinſten und allerinnigſten Schweigen ſich mit ſtaunenden Augen anglotzen läßt. Denn was hätte man von ſo einem ſtummen Geſicht, wenn nicht myſtiſcher Athem daraus zu uns herüberwehte? Ein Menſch mehr oder weniger, der nur da ſitzt, macht oft die ganze dumme langweilige Geſellſchaft friſch und wird der vermaskirte Dionyſus ſelbſt. Hab' ich's?

Unſinn du ſiegſt. O du mein Gott, welch dummes Zeug! Aber der Menſch iſt der Bacchiſcheſte, d. h. in meiner Sprache der Seligſte, wenn er bacchiſche Blaſen aus ſeinem durchnäßten Gehirn heraufbläſt. Das ſind die Blaſen auf den Teichen vor dem Gewitter, die Geſäuſel der Blätter ohne Wind, eine Sehnſucht nach dem nahenden Donnergott, die kleinen feinen Witzbläschen des Genius, ehe er in vollen Wellen brauſt.

Ja vivat Bacchus! Mein Benjamin iſt nach Mitternacht weggetoffelt, Gott weiß, wie er ſeine jenenſiſche Krippe gefunden hat, mein Traum iſt weggekräht, ſchon ſind zwei Gläſer simplicissimae aquae hinunter, und ich fühle die heilige Gluth warm in mir ſtrudeln und brudeln. Das iſt deine heilige Nachfeier, majeſtätiſcher Löwenbändiger — ſelige nüchterne Tage, wenn man recht voll geweſen iſt. Luſtig, mein Hähnchen der Uhr! heut ſollſt du auf's lieblichſte ſchwirren. Auf, Philoſoph, ans Philoſophiren! Das Nichtich iſt belebt; heut könnteſt du einige Fünkchen daraus ſchlagen — was ſchwatze ich? — einige Federn des wachen Ich erwiſchen. Aber wohin? Bei den Temperamenten ſind wir ſtehen geblieben, bei den ſchweren und tiefen Fragen, ob ſie im Blute in den Säften in dem Sitze der untern Seele oder der obern Seele, der feinen Bruſtſeele, ſchalten oder gar im Kapitolio neben dem Geiſt einquartiert ſind. Was Geiſt? der Dummkopf, der für ſich allein nichts kann? Heut, mein Brüderchen, laßt uns ganz Seele ſeyn, heut im Waſſerbacchus glühen und blühen, als wären wir eben, ein junges Frühlingspflänzchen, in die Erde geſetzt.

Spaß apart! Ich habe Erlaubniß, da ich geſtern Abend, vom holdſeligen Gegenüber bezaubert, ſechs volle Stunden kaum einen Ton habe trillern laſſen, heute laute Selbſtgeſpräche mit mir zu halten. In der Schule hörte ich einmal, Pindar habe das Waſſer zum Zeus alles Lebens gemacht und geſungen das Herrlichſte iſt das Waſſer; wir aber, die immer noch ein kleines Schattenbild von den großen Vorbildern unſrer Alten in Taciti Germania von uns werfen, ſingen wo kein Wein iſt da iſt keine Freud. Mein guter Papa muß ſo etwas Altteutoniſches über mich gehört haben. Er giebt in ſeinen Briefen ſo allerlei Winke, und gar keine verblümte Winke darüber. Aber wüßte der liebe Mann, wie ich heute in der Waſſerwonne ſchwimme und vielleicht morgen und übermorgen, wenn der Henker nicht einen böſen verführiſchen Geſellen, einen Piſtol oder Bardolf, herausführt — wüßte er, wie traurig und tugendhaft fleißig ich mich zuweilen auf meine Pandekten hinabneige, wie luſtig fleißig ich meinen Horatius Katullus Salluſtius durch meine Finger und zuweilen durch Kopf und Herz fliegen laſſe, er würde bei ſeinem wilden Sohn noch nicht alle Hoffnung ins Waſſer werfen. Denn eben, indem ich mein Gewächs mal bewäſſere, entdecke ich, wie nützlich ja wie nothwendig es iſt es zuweilen zu beweinen.

Ich habe, wie ich aus meinen notatis in diurno gewahre, über meinen Waſſer- und Wein-Geiſt oder über den spiritus intermedius herrlich philoſophirt. Da ſchießt es mir mit kaſtaliſcher und blanduſiſcher — o du freundlichſtes Schmeichelwaſſerchen! — Waſſerklarheit urplötzlich durch die Temperamente, und ich rufe Habet! es ſitzt, ich habe den rechten Fleck getroffen. Ich bin hier ja recht eigentlich in den humoribus ja von den humoribus umfluthet und überfluthet begeiſtert beſeelt enthuſiasmirt entzückt; und dieſe beiden Wetterkerle des naſſen Elements nimmer zugleich neben einander ſondern hübſch nach einander. Neben einander? Pfui! pfui! edles deutſches Gemüth, ſollteſt du wie ein magrer ſchmachthalſiger Franzos den Wein in das Waſſer oder das Waſſer in den Wein gießen? Nein nimmermehr! Sie halten jeder ſeinen beſondern Weg, ſo will es die edle Deutſchheit, welche ſchon Tacitus als eine reine ungemiſchte durch unnatürliche Vermälungen unverdorbene beſchrieben hat. Nun laufen mir aber die Narren in den Pfad, die da ſagen: der Wein iſt der leichtfertige ſtürmiſche Sanguinicus, das Waſſer der geborne kalte fromme Phlegmaticus. Ich ſage: Umgekehrt, liebe Herren! ſo wird ein Schuh daraus. Nein: Melancholico-phlegmaticus iſt der Wein und ein Cholerico-sanguinicus das Waſſer, dieſes Satanchen voll des dünnſten ſchlankſten feinſten Geiſtes. Was lerne ich daraus? Das lerne ich, daß nicht die Elemente mit dem spiritus ſondern daß der spiritus mit den Elementen ſein Spiel treibt. Spiritus, Animus, ei! da laufen mir die beiden Geſellen gegen einander — und der Hund bellt, mein Ritter Jürgen kommt. Ade mit dir, du heller geflügelter apolliniſcher Waſſergeiſt! Wir werden die Welle der braunen phlegmatiſchen Hippokrene ſchöpfen.

12. Auguſt. Wo blieb ich vorgeſtern ſtehen? Ja vor der braunen Hippokrene und bei dem vornehmen Gaſt dem Ritter Jürgen, dem bekannten Unbekannten. Denn mein Har-

pokrates und mein Baron und viele U. S. W. ſollen ihn nicht kennen. Und wenn ſie ihn hundertmal und tauſendmal ſähen — ſie haben ihn ja geſehen — ſie würden ihn nicht kennen. Sie haben kein Aug für dieſen Vogel, das muß ich am beſten wiſſen. Denn mir hat Gott gegeben, zu Zeiten mit dem verſchiedenſten Geſieder zu verkehren, und zuweilen mögte ich glauben, daß eine alte Hexe mich gewiegt und in der Wiege umgetauſcht hat, weil ich verſchiedenſte und ſpaßhafteſte Vogelſtimmen vernehmen kann.

Nun Ritter Jürgen war da, und die braune Hippokrene ward nicht geöffnet. Er hatte unter jedem Arm eine Weinflaſche und einen Buben mit einem halben Dutzend hinter ſich. Das gab einen melancholiſchen Tag und eine melancholiſche Wonne; nur Kathrinchen, die wir mit einigen Gläſern zu erheitern ſuchten, ſchlürfte, wie es ſchien, luſtige Geiſterchen aus ihnen, doch konnten wir das Dirnchen nicht zu einem freundlichen freiwilligen Kuß bringen. Ich muß hier nun zum zweiten und dritten Mal rufen: Wein, o du edler tragoedus; du tiefſinniger melancholicus! Jürgen war dunkelſt und ritterlichſt geſtimmt, überſchwemmte mich mit großen Entwürfen und Hoffnungen, mit ſprühenden funkelnden blitzenden Samen künftiger Werke und Thaten: Heldenträume gemiſcht mit Liebesgeſchichten ſentimentalen Geſpenſtern und Teufel und ſeiner Großmutter von Ueberſchwänglichkeit, die ich nicht gern an mich kommen laſſe und wozu dieſer Ausbund meine unſchuldige fromme Seele immer fortreißt. Wir ſchwatzten wir tranken wir ſchwärmten, auch Harpokrates ſetzte ſich mitunter zwiſchen uns — dann neuer Tumult und friſche Brandung — in den Garten zu Mond und Sternen hinaus; ich mußte mit und hätte heute mit meinem Polluce den Mond nicht anbellen und kein Hundeheulchor im Dorfe entflammen können. Es ſchlug endlich die Geſpenſterglocke, die Flaſchen waren zu leer die

Herzen zu voll, und Jürgen ſprang mir an den Hals und rief: o du himmliſche Unſchuld! Und ich ward naß von ſeinen Thränen, wie ſie bei mir zu Lande ſagen, und ich Narr war gerührt und hätte beinah mitweinen müſſen, und mußte ihm traurig nachſchauen, wie ich ihn mit ſeinen gewaltigen Beinen durch die Hecken hinunter bergab brauſen hörte.

Und die melancholiſche Nacht wurde verſchlafen und das beſte Stück des Morgens dazu, und ich rief: Kathrinchen, den Kaffee und eine Flaſche Waſſer! aber diesmal wollte das Waſſer den hellen fröhlichen Geiſt nicht löſen. Mein ſeltſamer Ritter, der mir beim Wein immer bekannt und faſt wie Unſereiner wird, dann aber auch mir oft wieder wie ein Unbekannter vorüberſtreicht, hatte mir mit ſeinen fürchterlichen Schwadronirkünſten Hiebe durch Mark und Bein geführt. Nach ſolchen Wunden giebt es dunkle Tage. So platzen die Geiſter auf einander. Ich platze auch wohl zuweilen aber nicht mit ſolchen Achilleshieben. Es iſt aber ein vertracktes Ding, ein rechter Schmerzensſtein in den Nieren des innerſten Herzens, das graunvollſte Uebel, woran ein zärtliches Herz wie das meinige leiden kann, wenn man nicht genau empfindet, ob ein entzückter wahnſinniger Menſch ſich an unſrer Liebe wärmt oder ſeine Liebe, die eben in gefährlicher Blüthe zittert und bebt, nur auf uns abladen will. Dieſer Feuerkerl hat vielleicht einen ſolchen Doppeltreiber in ſich.

14. Auguſt. Der verwünſchte Doppeltreiber iſt noch nicht aus mir heraus, und es iſt übermorgen geworden. Welch ein kindiſcher Menſch ich bin! oder bin ich wirklich des Ritters Jürgen mit dem Lindwurm liebe Unſchuld? Was ein ſolcher Fantaſt wohl mit ſolchen großen Worten meint? Ich war den Morgen verrückt und entzückt, den Mittag traurig, iniquissimae mentis asellulus, den Abend tragiſch. Gottlob die Nacht und der Schlaf ſind gekommen, und es hat keine Dolchſtiche geſetzt.

Aber was hat ſich heut begeben? Sind es Jürgens höchſte Gedanken und Vorſätze? ſind es die anzüglichen und einzüglichen Anziehungen der Glockenſtränge? Es iſt Sonntag. Ich hörte läuten — von jenen Anzüglichkeiten habe ich ſchon gemeldet — dann ſingen; ich meine, ich habe auch den dicken Herrn Paſtor wackeln geſehen, aber dergleichen Anzüglichkeiten waren meiner unſchuldigen Jugend nichts Neues. Endlich ſtrömte es auf allen Straßen zur Kirche hinauf, mein Görge im weißen Müllerrock mit dicken ſilbernen Knöpfen von der Bruſt bis unter die Kniee zugeknöpft, ſeine Kathrina Kathinka leicht und zierlich neben ihm her hüpfend. Und ich? Ich war ein ſentimentaler Wiedehopf, der dem alten feineren reineren Kukuk ſeine Klänge von weiland nachklingen will. Ich gedachte der ſchönen Zeiten von Grabitz und der Glockenanzüge von Rambin, welche den widerwilligen Schüler zu dem Paſtor von Harder in die Nachmittagskinderlehre einluden. Nun das ſind elende kindiſche eines tapfern Burſchen unwürdige Eindrücke. Mir ward's naß in den Augen und ich fühlte zu meinem Erſchrecken, das war weder Jürgen noch Nachjürgen — ich meine feinen Wein -- ſondern es war altes Waſſer, vielleicht lange aufgeſtauetes und verſumpftes, das abfließen wollte.

Ich war in den Garten gegangen hatte die Sperlinge aus den Kirſchbäumen gejagt und mußte Selbſtbetrachtungen anſtellen. Das iſt ſo mein tragiſches Schickſal, obgleich die Leute es meiner tüchtigen und ziemlich ſcharf geſchnittenen Naſe nicht anſehen wollen. Mir war ſo zu Muthe: ich hätte einmal wieder laut beten können. Meine liebe Mutter hat mich bei dem Abſchiede genug dazu ermahnt und ſpielt's faſt in jedem Briefe an; aber ich ſpreche mir bei dem ſündlichen

Hinſchlendern immer den Muth und Spruch ein: Gott ſieht das Herz an und das Uebrige iſt vom Uebel.

Es war Nachmittag. X. war da geweſen und Y. und Z. und einige andre ſchreckliche Mecklenburger und Pommern, auch Rugianer, meiſt von den Ordentlichen, mit welchen ich nichts anzufangen weiß. Ich muß dieſe Entwickelung meines ſogenannten Lebenslaufs noch erwarten. Sie wollten mich zu Spaziergängen verleiten, nüchternen philoſophiſchen fichtiſchen, wovon die Eſel meiſtens 'nichts verſtehen. Ich bin ein Fichtianer, ich habe wenigſtens tüchtige Waden und breite Lenden und einen fichtiſch ſpaniſch hebräiſchen Schnabel an der Stirn, der ſich gewaſchen hat. Darauf ſollt' es zur Drúsnitz. Da drehen ſie endlich, ohne jemals verdreht zu ſeyn. Ich mag auch wohl mal drehen, aber da muß der rechte Bacchus in mir ſeyn; was iſt Tanz ohne ihn? Dieſe Knaben ſahen meine Weigerung wunderlich an, wie ſie immer thun — o ſie meine auserleſene Heerſchaar nicht — ſie befahlen Bier, nnd ich trank Waſſer, und ſie ſtaunten. Kann ich dafür? Ich bin gewiß ein zu gutmüthiger deutſcher Kuſchdich! aber mit manchen Geſellen kaum ein Glas Bier; und zu Lügen kuſche ich mich nicht, und ſo ſoll's bleiben.

Hatte mich geärgert über die Kerle und über mich: über mich, daß der Kuſchdich neutral geblieben und weder mitgetrunken noch ihnen in unverblümter deutſcher Treuherzigkeit, alias Grobherzigkeit, die Wahrheit geſagt hatte, über ſie, daß ſie mir ein paar gute Stunden geſtohlen und mich noch wol gar als einen Stapps ausgelacht hatten. Ich wollte in den Garten, ob irgend ein Zeischen oder Meischen mich meiner frohen unſchuldigen Jahre erinnern könnte. Es wollte nichts kommen. Ich ſetzte mich zum alten Görge auf die Bank. Der alte ehrliche Weißkopf mogte wohl meinen, daß in ſeinem wilden Studenten etwas Sonntägliches vorgehe; genug er nahm faſt in Ehrerbietigkeit vor dem Herrn Studenten die Mütze ab und wollte die Pfeife in den Ruheſtand ſetzen. Ich aber rief: Kathrinchen, eine Pfeife! und Kathrinchen holte, und wir rauchten. Bald ſtand ein Tiſchchen, und wir tranken. Zeit ſchwand, Wachtelgeſang, Sonnenuntergang, Görge und ich ſchlenderten ins Feld. Er wies mir Korn Kartoffeln Rüben Lucerner was weiß ich? Kathrinchen hinter uns und Wächter der Hund und Polluce. Dieſer ſprang etwas unmanierlich und mephiſtopheliſch und jagte Lerchen und Krähen; Görge ſah etwas ſchief dazu, wenn er durch die Halmen rauſchte.

Das war ein Idyllium, wie mein alter Konrektor zu ſagen pflegte. Bin gar wunderlich dazu gekommen. Wie ſchwer der Menſch doch von den Sappermentsjugendeindrücken läßt! Luſtig und weinerlich, wer will ſo ein Herzensidyllium auslegen? Aber luſtig und weinerlich muß es ſeyn, ihr Jungen, wärd' ich als Schulmeiſter ſagen, und nun leſt und macht euch eure Beſchreibung und Beſtimmung ſelbſt. Heute rief ich: Nichts über ein Dorf, nichts über einen zufriedenen Bauern, wenn er keine feindliche oder advokatiſche Exekution im Hauſe hat. Wenn die Kerle ſo ihre ſechs Tage ehrlich gearbeitet haben — ich meine, nicht mit zu heißen Schweißtropfen, nicht bei Roboten — und nun den Sonntag in der Kirche mit Geſang und Gebet abgemacht, Nachmittags auf den Bänken vor der Thür, mit der bunten Schlafmütze auf dem Kopf, Schinken und Käſe und Kannen auf dem Tiſch, ſatte Kühe und glatte Roſſe im Stall, nette Dirnen und hübſche Töchter zur Bedienung um ſie her ſpringend Pfeifen anzündend Bier tragend u. ſ. w. O ich könnte ein Bauer werden!

Blitz und Hagel. 1795.[*]

Daß dich alle tauſend Wetter!
Großer Fritz, was meinet das?
Dies Geklingel, dies Geſchmetter
Auf und ab, Diskant und Baß?
Dieſes Säuſeln Schwirren Schallen,
Dieſe Unluſt dieſe Luſt,
Finken Lerchen Nachtigallen?
Wie das lärmt durch deine Bruſt!

Korydon, ſo mußt du pfeifen,
Ach! verrückter Korydon!
Wald und Berg und Thal durchſchweifen,
Du verlorner Bacchusſohn?
Veilchen ſteckſt du an den Buſen
Aeugelſt ſüß ins Abendroth?
Bacchus hilf! Apoll und Muſen
Helft! es lärmt und klingt mich todt.

Hin ſind Spiel und Scherz und Poſſen,
Ach! verrückter Korydon!
Amor hat dich angeſchoſſen,
Und dem läufſt du nicht davon.
Kniee hin vor Schürz und Mieder!
Knie', Kupidos blaſſer Sklav!
Kuſch dich, Löwe! kuſch dich nieder!
Sey ein Affe, ſey ein Schaaf!

---

[*] Fanden ſich auf einzelnen Blättern beigelegt. Gehören offenbar zu der Zeit und dem Ort.

Verflucht das!

Wie die verdammte Henne kakelt
Und wie der Hahn die Federn kräuſt,
Der Sperling auf dem Dach ſpektakelt
Und ſeine Spatzin froh umkreiſt!
Das iſt ein Mannen und ein Weiben,
Die wiſſen, daß es Frühling iſt,
Die dürfen das in Unſchuld treiben,
Wobei Mama den Text mir lieſt.

O ihr Charlotten und Margrethen,
Kathrinchen, ſüße Huldgöttin!
Ihr Holden geht mir alle flöten,
Weil ich als Menſch geboren bin.
O Edens Luſt und Edens Wehen!
O Apfelbiß vermaledeit!
Aus allen Fenſtern muß ich ſehen,
Wie luſtig hier die Unſchuld freit.

O ſchlaget alle Donnerwetter
In dieſe Frühlingsunſchuld ein!
Wo ſeid ihr, meine alten Götter?
Wohin mit eurem ſtolzen Reih'n?
Wo du, mein Bacchus, mein Befreier,
Der die Philiſterketten bricht?
Wo du, mein Mars, mein Degentreuer,
Der mir um's Eiſen Lorbeern flicht?

Wo ſeid ihr, heil'ge Mitternächte?
Wo biſt du, altes Sternenglück?
Wer eure Schlachten wiederbrächte,
Der brächte Wonne mir zurück.
Ihr Morgenlerchen, frohe Lieder,
Du Zungenblitz und Klingenblitz,
Ihr habt geblitzt, und blitzt nicht wieder,
Hin ſind die Drei, Witz Blitz und Fritz.

Ja bei dem hohen Muſengotte,
Bei dir, lichtfunkelnder Apoll!
Daß ſo dein Freier hier zum Spotte
Von Dirnen wird, es iſt zu toll,
Daß er von Spatzen gar und Hähnen
Und was im Lenze ſprießt und ſchwillt
Mit Seufzern girren muß und Thränen,
Ein knechtiſch weibiſch Jammerbild.

Nicht länger Affe unter Affen,
Auf! lege an den alten Stal,
Die Rüſtung, die dir Gott geſchaffen.
Reiß' aus dem faulen Fleiſch den Pfal!
Und ſind erbleicht die Sternennächte
Iſt ausgeblitzet Witz und Blitz,
Nimm wieder dir die Mannesrechte,
Sey arm, doch ſey der alte Fritz!

So macht ſich hier der Held von Zechern
Mit Flüchen und Entſchlüſſen friſch;
Doch ach! die Hochzeit auf den Dächern
Sie lockt, die Hochzeit im Gebüſch.
Kathrinchen läuft mit blanken Spangen
Mit hellen Augen ihm vorbei —
Die hohen Worte ſind vergangen,
Er muß ihr nach zur Narrethei.

Luſt und Unluſt.

Zwei blaue Augen und ein rother Mund,
Zwei flinke Füßchen und zwei Brüſtlein rund,
Ein wonnig's Lächeln Engeln zu vergleichen
Die haben mir's gewaltig angethan,
Ich wollte fliehen, konnte nicht entweichen —
Gebunden lag der Sklav von Luſt und Wahn.

Von Luſt und Wahn und ſüßem Lug und Trug.
Ja Lug und Trug, doch ſüß und übergnug,
Ich weiß ja Lieder gnug von Amors Tücken,
Wie was der Schelm mit ſeinem Pfeil durchſpießt
Zugleich gewinnt Verrücken und Entzücken,
Wie keiner Roſen ohne Dornen lieſt.

Was frommt die Weisheit nun, in Schwank und Lied
Herabgeleyr't von Salomon bis Ovid?
Zwei Augen und zwei Lippen und zwei Wangen!
Zwei Füßchen und zwei Brüſtlein, zwei, o zwei!
Sie haben mich im Zaubernetz gefangen,
Und rings umfängt mich Wahn und Narrethei.

Ja Wahn und Narrethei und Zauberſchein
Bei'm Waſſer glühend, frierend bei dem Wein
In Seufzern gar muß ich ergehn mich lernen,
Liebäugeln auf zum blaſſen keuſchen Mond,
Muß Unſinn koſen mit den kalten Sternen.
So will's der Satan, welcher in mir thront.

So will's der kleine blinde Satanas,
Die ſtärkſten Helden ſtreckt er in das Gras.
Geh, frage Karln Cäſarn und Alexandern.
Was ſperrſt du dich, als wär' ſein Schuß kein Schuß?
Wohlan! ſey närriſch gleich den vielen andern
Und lerne, wie verliebt verrückt ſeyn muß.

20. Auguſt. Wieder 14 Tage in der nüchternen Stadt unter dem lärmenden und doch nüchternen Volk, in den nüchternen Kollegien. Ein paar Mal bei Fichten hoſpitirt. Das geht über meinen Verſtand, ich habe zu viel Nichtich, und doch verſteh ich ihn beſſer als die in geſchloſſener Verabredung neben einander ſitzend jedes Wort des

Meiſters mit der Feder auffangen. Ich halt es mit Kant; da hab' ich eine Gränze, wenn ich ſie auch ſelbſt nicht ziehen lerne. O wenn er die Kerle kennte, die mit ihm das Ich anbeten lernen wollen, er käme durch das tüchtigſte Nichtich wohin und ihm würden die Augen übergehen. Die hohlen ledernen Eſel, die mir täglich die Ohren voll leyern!

Mir iſt heut Kurioſes begegnet. Das Kathrinchen Katerl die Karin Kathinka —

„Namen nennen dich nicht, dich ſtellen Griffel und Pinſel
„Sterblichen Augen nicht dar.“ —

kurz das Kathrinchen war heut beſonders hübſch und lebendig. Bin nun anderthalb Jahre ein Gaſt in Lichtenhain und habe ſolch Jüngferchen nicht geſehen. Immer flink freundlich nett, Mieder Schürze Strümpfe, o die ganze ſüße Unſchuld weiß glänzend fleckenlos. Ich mußte dem hübſchen Kinde in die klaren blauen Augen ſehen, hätte bald wie ein Narr geſchrieen: welch ein offener Himmel! Ich weiß nicht, durch welche Bewegung meiner Augen oder Hände oder gar meiner ſtarken mächtigen Arndtsarme es geſchehen iſt, genug durch eine außerordentliche Bewegung muß es geſchehen ſeyn — das hübſche Dirnchen ſaß mir plötzlich auf den Knieen, und ich ſchaute in ein paar Augen welche Augen! und die Lippen wollten — aber ſie ward roth wie die ſchönſte Roſe, und ich ward dumm wie der dümmſte Junge, und zur Thür hinaus war ſie.

30. August. Der dumme Junge iſt noch dummer geworden, und wenn eine ſchlaue Jungfer käme, die den Jung Stilling geleſen, ſo könnte ſie mir es anſehen und mich mit den Worten angapeln: Herr Fritz Däſeſapp, ich merke, es geht was in Ihnen vor. Wahr und wahrhaftig, die Kathinka, ſeit ſie auf meinen Knieen ein ſo roſiges Röslein geworden, könnte mich wie ein Kind an einem

Faden herumdrehen. Und dreht ſie mich nicht dran und und drum? rief ich ſonſt nicht wie ein Held durchs Haus: Licht, Kathrinchen! Bier her! und jetzt? Liebes Kathrinchen, ſey ſo gut, Kathrinchen, wenn du Zeit haſt, ſo u. ſ. w. Kurz, ich ſchäme mich der zierlichen und knechtiſchen Redensarten, die ich an das Kind ſtellen muß. Und wahrhaftig ein Kind, ein Siebenzehnchen, die nichts als Lichtenhain geſehen hat und Jena und Kala nur an Jahrmärkten. Der weiſe Görge ſagt: Die laß ich nicht nach Jena, dahin muß die Magd die Kirſchen und Aepfel tragen; da ſind zu viele luſtige Burſche; ja ſie ſind nicht alle wie Sie Herr A. Und ich ſchwieg und dachte mein Theil, aber ich ward nicht roth.

Schwimm' ich in einem Meer von Wonne? iſt dies Liebe? iſt dies meine erſte Liebe? Ich meine, ich ſey ſchon oft ein bischen verliebt geweſen, und hat es mir doch keine angethan, wie dies Bauerdirnchen. Und ſie ſcheint es zu wiſſen und guckt mich oft ſo wunderſam geſchwind an aber nicht mehr ſo luſtig wie ſonſt, und ich habe alle Sprache verloren, ſeit jener glücklichen Knieſetzung kein Wort mit ihr gewechſelt, als den leiſeren Ruf Kathrinchen! Und kann ich zum Sprechen gelangen? Sie wippt leiſe leiſeſt und geſchwindeſt wie ein Vögelchen herein, ſetzt meine Siebenſachen hin, und eh ich meine dummen langſamen Augen aufſchlagen und meine blöden Lippen aufthun kann, wipps wie ein Vögelchen, und fort iſt ſie.

Schwimm' ich in Wonne? Schöne Frage, die ich an mein verlornes albernes Herz ſtellen muß. Ach! auch das Rüthlein Weh geißelt mich in all der närriſchen Luſt, und wo ſind meine feinen Vorſätze hingefahren? meine Leſungen Wiederholungen Vorbereitungen, welche der alte Sünder für die verſpielten Frühlingsmonate ſich als Herbſtbuße vorgeſetzt hatte? Jetzt gilts, das fühl' ich, Sieg oder Sturz, Ich oder Nichtich, Fichte oder Nicolai oder wer ſonſt die Glückſeligkeitslehre oben hält: denn alles in mir ſpielt ſcherzt fantaſirt ſchwärmt träumt albert faullenzt. Kurz, du erſchlaffſt, edler Narr tugendhafter Vorſätze. Und doch hab' ich tauſendmal geleſen, die Liebe ſey die Mania alles Guten nnd Edlen und ſetze dem Menſchen die rechten Sporen an zum Siebenmeilenſtiefellauf auf der Bahn des edlen Schweißes und Staubes der Helden. Aber wo ſoll ſie die Sporen feſtmachen dem, der auf Pantoffeln einherſchlarpt?

Fritz! Fritz! ſchäme dich der albernen Worte; laß ſolche Floskeln ritterlichen Junkerſeelen und empfindſamen Hoffräulein. Hübſch an der Erde geblieben! Bei der irdiſchen ſchlechten plebejiſchen Tugend der Wahrheit! Du biſt auf dem Holzwege, die dunkelſten Büſche ſchlagen über deinem Irrthum zuſammen und Irrlichter flattern mit dem Träumer in den Sumpf.

Wonne wäre es genug, wenn es nicht auch ſo weh thäte, wenn man für die brennende Wunde gleich das Pflaſter bei der Hand hätte. Ich muß meines wilden Tobers des Ritters Jürgen gedenken, wann wir zuſammen ſchöpfen, nicht aus dem Brunnen des Gedächtniſſes, ſondern aus dem des Vergeſſens. Er wird mir dann oft zu bacchantiſch wild, ſchreit flucht zerrt reißt und beißt an ſich, als ſollte kein Stück zuſammenbleiben; ſo niederträchtig macht er ſich ja wirft ſich gar in den Dreck. So ſagte er jüngſt ganz ſachte zu mir, als er ausgetobt und eine Stunde geſchwiegen hatte: Bruder, Geduld! ich bin ein armer verliebter Kerl, du glaubſt nicht, was die Liebe für eine verfluchte Lügnerin iſt. Was hat er gemeint? Dem denke nach. Aber wo willſt du es finden bei den Blitzleuchtungen und Gewitterwolken, die über den zerriſſenen Himmel dieſes Geſichts mit tauſend verſchiedenſten Farben hin und her wogen?

3. September. O ich kapitaler Narr, der ich anfange fremde Propheten zu fragen! und welche! Ja Jürgen dies muß mir tiefer ſitzen, als ich meine. Was hab ich dieſen Morgen nicht fantaſirt! dummes erlogenes Zeug ja ſtinkende Lügen, und doch ſchoß es ganz andere Stralen durch die Brille meiner Naſe. Bilde ich Narr mir ein, ich ſey von dem alten Matthes ausgezogen, weil es da zu wilde Wirthſchaft führe: luſtige Töchter liederliche Magd Lärm und Geſchrei. Und wenn ich mich recht beſinne, Matthes war einmal grob, das verdroß und erkältete mich; die Hauptabkältung gab aber der verfluchte Fix in der Hütte unter meinem Fenſter, der zwiſchen 12 und 2 regelmäßig ſein heuliſches Nachtkonzert mit den Sternen hielt. O du armer Narr! armer vergimpelter verliebter lügneriſcher ſelbſtſchmeichliſcher Narr! Dahin iſt es mit dir gekommen? das ſoll nun eine edle Quelle haben, Flucht vor dem Unreinen, ſittliche tugendhafte Gründe? So gräbt die Lüge zurück in deine eigne Bruſt, wo die Reue durch deinen verwilderten Acker die tiefſten Furchen pflügen ſollte? Armſeliger Korydon, daß du von Tugend und Unſchuld träumſt! Ja wenn du nur träumteſt — aber daß du ſolches zu denken wagſt — dein jüngſter Tag muß angebrochen ſeyn.

12. September. Wie die ſchönen Sommertage vergehen! Alle Pflaumen bläuen ſich, die Sperlinge rupfen an den Trauben meines Fenſters, die Blätter werden gelb, nur meine Krankheit wird immer grüner. Ja die Dirne hat mirs angethan — und könnte ſie nicht eine Königsbraut ſeyn? ſo ſchlank ſo fein, Füße, die in Aſchenbrödels Schuhe hätten treten können, und Augen, welche Augen! wo hab' ich ein Gleichniß? Thusneldaiſche Claudiusſiſche Klopſtocki-

ſche deutſche Augen. O die Poeten und ich blinder Poet! Mir jetzt poetiſche idealiſche verzehrende verderbliche Augen, in deren chineſiſches blaues Feuer ich kaum hinein zu ſchauen wage. — Und ich zittre bei dem Gedanken, daß ich um drei Wochen in die Stadt muß, daß ich arbeiten ſtudiren ſoll, daß alle meine hieſigen tugendhaften Vorſätze zu Waſſer werden ſollen. Und ſie ſind zu Waſſer geworden: die lieben langen Tage ohne irgend eine horaziſche Zeile, einige dumme Verſe abgerechnet, Herumſtreifen durch Feld und Wald, Liebäugeln mit den Sternen, kurz Schlendern und Faullenzen — Wenn das Liebe iſt, wenn das Tugend iſt, großer Fritz, ſo biſt du der tugendhafteſte der Menſchen. . . .

15. September. O welch ein Narr bin ich geworden! und das durch ein kleines feines unſchuldiges Kind. Wirklich ein voller Narr, daß ichs protokolliren laſſen könnte. Mein Bruder Karl lief von Natur den Pferden nach und ſchaukelte ſich als Junge ſchon auf den Kornwägen; der Moritz pflanzte Bäume und fütterte Schweine und Gänſe und half dem Vater auf den Kornböden auf- und abmeſſen; und ich? weiter als zu Tauben- und Vogelſtellen hab' ich's nicht gebracht und mit Kälbern Färkeln und Gänſen meiſtens nur in der Küche Bekanntſchaft gemacht. Und heute? Die ganze kleine Bauerwirthſchaft hab' ich mir genau betrachtet und wie? Von einem Idyllium, von einem Bauergütchen hab' ich geträumt und das Kathrinchen mitten hinein geſetzt — NB. die nie eine dicke Bäuerin werden kann, ſondern ewig ein flinkes ſchlankes Hebchen bleibt. O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!

Den 18. Septbr. Ja tugendhaft genug iſt mein Wandel. Ich darf die Dirne kaum anſehen, und doch kann ich auf nichts Anderes ſehen, habe ja ſonſt auch mehr die braunen Backen der Kannen als die roſigen Wangen der Mädel angeſehen. Geſtern war der ſchiefbeinige R. hier. Sie brachte Kaffee. Was tauſend haſt du da ein ſchönes Mädel! rief er. Ich ward roth und ſtumm und ergriffen in mir, daß ein ſo breitmauliger Schnüffel ſich unterſtehen durfte, ſo etwas auch anzuſehen. Er brachte eine ganze Ladung Schnurren mit von der Fabrik, mit welcher ich ſonſt auch wohl vorlieb genommen, aber ich log ihm ein Zahnweh vor, ließ den Kopf hangen und nichts als Hm! und Ha! tönen, und bald fort war er.

Ja tugendhaft genug iſt mein Wandel; aber wie ſteht es mit der Tugend des ora et labora? Alle meine heroiſchen Vorſätze hat die kleine Hexe in den Grund gefahren und ich kann den Karren nicht wieder herausziehen. Die ſchönen Pandektenhefte, die köſtliche zierlichſte Abſchrift, die mein lieber Edelmann Gagern mir geborgt, da liegt die Weisheit des alten Eckardus voll Staub — und ſie ſollten dieſe Wochen ſo fleißig durchwühlt werden. Selbſt meine luſtigen Lateiner ich mag ſie nicht anſehen. Nur in dem alten Porta hab' ich herumgeſtöbert, der von den ſonderlichen Phyſelmienen der Menſchenkinder ſo viel zu berichten weiß, in den Geheimniſſen und Weiſſagungen, welche er aus Naſen Augen und Händen zu leſen verſteht! Wüßt' ich nur, was Kathrinchens feines Näschen, was mein großer Schnabel weiſſagen!

Ja eine Lügnerin biſt du, o Liebe, eine Lügnerin Meuchlerin Heuchlerin Schmeichlerin Streichlerin; aber du ſtreichelſt nicht bloß mit Lilienſtängeln. Habe in der That heute nicht lachen können über den alten Faſeler Porta. Wie oft habe ich ſeine Weisheit für Andere und unter Andern ausgeſpielt und die Jungen verblüfft gemacht, die ſich einbildeten, es ſeyen meine eigenen phyſiognomiſchen Fünde, und nun muß ich meiner Six über mich ſelbſt ſpekuliren, und könnte ein altes Zigeunerweib fragen, welche Sterne meiner Zukunft ſie in meinen Augenſternen lieſt.

Den 20. September. Ja es iſt ein Engel, es iſt ein gewaltiger Engel, der mir allen Spaß austreibt und mich ſtumm macht wie einen Fiſch. Geſtern melkte ſie die rothe Kuh im Baumgarten. Ich ſaß unterm Apfelbaum auf der Bank. Das Thier war ungeduldig, ich hatt' es flugs am Horn, und es mußte ſtehen. Und ſie nickte ſo freundlichen Dank und die blauen Augen wurden ihr ſo groß, und ich Narr ſtand wie am Horn feſtgebunden, und es war mir mehrmals, als müßte ich ihr um den Hals und in die abgrundlichen Augen fallen und Kuh und Milch ins Gras laufen laſſen; aber ich ſtand fort und ſie melkte fort, die Kuh ging zahm weg und wir beide gingen langſam zahm neben einander her. So verſchwand ſie durch die Weinlaube, welche ſchon die Abenddämmerung dunkelte. Ich Narr aber habe meinen Ovidius und Katullus umſonſt geleſen. Was iſt dieſe verfluchte Verzagtheit, wenn es nicht eine verrückte und verzückte Liebe iſt? Bin meine Lebtage kein ſo blöder Hundsvott geweſen.

23. September. Ja verrückt bin ich in all meiner ſonnigen Wonne, der fröhliche helle Kerl iſt gar aus mir ausgetrieben und ich falle in alle tollſten Träume und Abgründe. Der alte Tröſter Porta hat mich auf den alten Tröſter Plato hingewieſen und auf das Kapitel von den Phyſiognomieen der verſchiedenen Zeitalter und von den Zeugungen, worüber ich auch wohl weiland meine Grübeleien gemacht habe bei einer Bole Punſch oder vielmehr nach einer Bole Punſch, wenn ich salva venia meine Hoſen oder Modeſten auszog. Ich bin aber darüber nie zu andern Reſultaten gekommen, wenigſtens zu keinen ſtichhaltigeren, als der Baſtard Falconbridge in Shakeſpeares König Richard, daß ein tüchtiger Kerl hier alle Sterne und ihre Vorherbe-

ſtimmungen zu Schanden macht. Es hat mich oft gepickt und gezwickt in dieſen Tagen, wo die Philoſophie im Brauſen iſt — wer die Heerden des göttlichen Sauhirten von Ithaka hat hüten geholfen, verſteht den myſtiſchen Sinn dieſer Worte — und wo meine fichtiſchen Landsleute ihre philoſophiſchen Flöhe mir auf den Pelz ſpringen laſſen. Hatte mir mal vorgenommen mir einen Spaß zu machen und ein Luſtſpiel zu ſchreiben unter dem Titel die Philoſophie im Mondſchein oder der Plato des achtzehnten Jahrhunderts; aber es hat mir nicht gerathen wollen, wollte ſich nicht über 20 Seiten hinausſtrecken laſſen und iſt billiger Weiſe als Fidibus verbraucht. Nun hab' ich wirklich mal wieder bei ihm eingeſprochen. Ha! es ſingt und klingt mir ja jetzt harmoniſcher Sphärenklang jung in der Bruſt und in meiner göttlichen Federſchwunghaftigkeit wäre mir wohl erlaubt eben ſo viele bunte Kreiſe durch und um einander laufen zu laſſen und eben ſo wunderliche Himmel über einander zu wölben als er und Dante und andere unſterbliche Buntmacher. Wahrlich jetzt bin ich auf ſeinem Gipfel, jetzt ſchmecke und verdaue ich erhabenen Unſinn. Aber was ſolche Philosophi poetici und Poetae philosophi aus kalten leeren ſtrohenen ledernen Narren machen können und wie das dünn- und hochbeinigte Stelzengeſchmeiß ihnen nachſtolpert — dieſer ſündlichen philoſophiſchen Seiltänzer hab' ich längſt überſatt.

Alſo die Zeugungen — Eija! wär'n wir da! — was das für ein prächtiger Unſinn iſt! von den Zahlen und Kreiſen und Vorbeſtimmungen und von den Wurzelauszügen der rechten Stunde, wo der Hahn das Gewehr abdrücken ſoll, der glücklichen Stunde, wo die Wächter des Staats den Jünglingen Bräute zugeſellen ſollen. Habe diesmal doch mit Andacht geleſen, was er mit dem heiligen

Wahnſinn der Muſen zu meinen ſcheint, woraus ihm alle Offenbarung der verborgenen und überſchwänglichen Dinge entſpringt, und die Umläufe meines wirren Kopfes haben ſich mit den Umläufen der platoniſchen Aeonen gar luſtig karambolirt. Aber als ich ſo im allerſchönſten Menſchen- und Zeiten-Machen war, lockte Kathrinchen die Hühner unter meinem Fenſter zuſammen, und meine erhabenen Träume fielen zur Erde. Doch ich dämmerte und träumte hier unten nur deſto luſtiger fort. Große Entſcheidungen geſchwinde Entſchlüſſe ſchoſſen und blitzten mir durch die Seele. Schau einmal: Schreibe deinem Vater, du biſt nun einmal ſo ein Stück von einem verlornen Sohn, haſt zu Wiſſenſchaften weder Luſt noch Geſchick, haſt ein Kathrinchen gefunden und willſt im Lande Thüringen ein Bauer werden; er ſoll dir 2000 Thaler auswerfen, das Gütchen wird gekauft, Kathrinchen melkt Kühe und füttert Hühner und Tauben, du ziehſt mit Ochſen und Pferden zu Felde, im Garten blühen Reben und Apfelbäume, ſumſen Bienen und ſingen Nachtigallen, Kathrinchen bleibt immer ſchlank und freundlich, hat immer ein weißes Schürzchen vor, trägt nimmer blaue oder rothe wollene Strümpfe, auch keine ſchwarze bei Leibe nicht. Oder es wendet der Wind ſich nach der andern Seite und eine gewiſſe Bedenklichkeit, die mir ſich vor den 2000 Thalern aufthürmt, ſpricht mir alſo zu: Friſchen Muth, friſcher Burſche! examen rigorosum in Wismar vor dem Tribunal mit Ehren beſtanden, Herr Tribunalsadvokat Sekretär Bürgermeiſter-Amtshauptmann in spe oder vielmehr in spebus et speculationibus; aber Kathrinchen wird gleich geholt, der Görge giebt ſie bei ſo glänzenden Ausſichten heraus, ihre Schönheit und Lieblichkeit gefällt Vater und Mutter und die glücklichen Konſtellationen des kommenden Geſchlechts ſtellen Gott und die Geſtirne ohne unſern Rath zurecht. Fiat!

Den 27. Septbr. Morgen kam wieder, es ward Mittag, Nachmittag. Ich mußte hinaus in die Einſamkeit und Verſchwiegenheit der Natur, das Herz war mir ſo voll wie einſt der Ophelia, als ſie mit der vollen Narrheit ſchwanger ging; ja ich opheliſcher Narr trug ſogar ein Röslein wie ein Rosmarinſtängelchen der Liebe, ein Sonntagsblümchen des Glücks im Knopfloch, ich ſummte halbe Gedanken Reime Erinnerungen vor mir hin, luſtige ſchlüpfrige o auch einige zarte, wie der alte unbewußte Adam in uns ſpielt. Es war das Pathos und Bathos der Engel und das Thier, worüber mein platoniſcher Apulejus ſo fein zu disputiren weiß, in mir in volleſter Raufbolderei begriffen; ich war ſo ein Abbruch von dem Kerl, der in Gottſchedens oder eines Andern Ueberſetzung des Longin über das Erhabene das gewaltige weltſchöpferiſche Gefühl in den mächtigen Worten ausſpricht:

Ich küſſe in Gedanken
Und ſchwängere den hohlen Bauch der Luft.

So war ich durch Wald und Feld geſchweift hatte Vergißmeinnicht und Quendel gepflückt und mich an mehr als einer Stelle wie ein ungeduldiges Hengſtchen im Graſe gewälzt und die dantiſchen und platoniſchen Himmel ihre Kreiſe über meinem Haupte hinwälzen laſſen. Schon ſenkte ſich die Abenddämmerung mit ihrem blaſſen Schimmer über Lichtenhain; ich ſprang über den Zaun, träumte von meiner Kuh und meiner Dirne — ich war der ſeligen Stelle des Kuhhorns ſo nah. O Horn und Kukuk, was ſollte mir geſchehen! Ich kann Ovidii Liedlein ſingen

Eheu! cur noxia lumina feci?

Genug für heut, morgen zieh' ich aus.

Jena den 3. Oktober. Ich bin ausgezogen, ich mußte ausziehen. Auch ich war in **Arkadien.** Nein, Lichtenhain, dich ſeh ich nimmer wieder. Das war ein bißchen zu viel,' wie Grethe zu ſagen pflegt, wann Hans ihr den vollen Eimer Waſſer ins Buſenloch ſchüttet.

Dummes Zeug! Jetzt, Fritz, ſey ein Biermann und Weinmann! die erhabenen Träume, die dir aus den tugendhaften Waſſerkrügen aufgeblübbelt ſind, dürfen dir nicht mehr aus den Augen tröpfeln — erſäufe ſie in edlerem Naß.

Wie die Hexe da auf meiner lieben alten Bank ſaß im Abendſchein und meinen ſchiefbeinigten breitmäuligen R. umſchlungen hielt, ja in der verfluchteſten Freiwilligkeit — o Schönheit wie paarſt du dich mit der Häßlichkeit! Was ſage ich? garſtig iſt der Kerl. — Meine volle voll aufgeblühte glühende Roſe — nicht mehr mein zart erröthendes Röſelein — als ſie mir das Licht herein brachte, mein breitſchnabliger Freund gar wohlgemuth und mir bald eine fröhliche gute Nacht bietend. Hol der Teufel eure *guten Nächte*!

Und immer noch macht dieſe ovidiſche Abenderſcheinung mich toll. Und hätte ich nicht auch ſo glücklich ſeyn können? „*Melke die Kuh, die du haſt, was läufſt du der fliehenden nach?*“ ſo ſingen ſchon die doch ganz unſchuldigen ſiciliſchen Schäfer des Theokrit. Aber das war's ja eben, meine ſentimentale Kuh lief noch mit den unſchuldigen Kälbchen auf der Blumenweide und hatte den Stier kaum aus der Ferne brüllen gehört, geſchweige —

O welch ein Narr! muß ich das hundertſte und tauſendſte Mal über meinen verworrenen Scheitel ausrufen, und doch tobt der zornige Amer wild genug in mir, und auch boshaft iſt der Spitzbube. Iſt es nicht ſchändlich, daß ich — wie nenn' ich ſie? — die Kathrine, vor ein paar Tagen noch mein Kathrinchen, mir vorſtellen ja vormalen und recht ausmalen kann, dick und braun und plump geworden wie ihre Mama, wie ſie mit dicken wollenen rothen Strümpfen am Heerd ſteht und den Keſſel abhebt, die Haare verwirrt und beräuchert und mit einem alten wulſtigen Wams, der die breiten Hüſten beſonders hervorhebt, angethan u. ſ. w. u. ſ. w.! Und dann wieder, damit ich meiner Bosheit ingrimmig inne werde, ſpringt die nette, hüpfende Elſter in ihrer ſchlanken Schönheit mit ſchelmiſch freundlichem Lächeln an mir vorüber.

Doch was rufe ich dem betrübten Pudelhunde meines Herzens Such' Verloren! zu? Wir können nun wieder gemach und gelaſſen auf trocknem Sande ſpazieren gehn und fallen uns wenigſtens keine Beulen, auch das Examen rigorosum braucht nicht ſo übereilt zu werden. All, what ever is, is right. Ich kann nun doch wieder hübſche pomadige Tage leben, früh um 2 3 Uhr zu Bett gehn und ſpät um 9 10 Uhr aufſtehen, ohne daß Sperlingsgezirpe und Sperlingsträume mich aufwecken.

Ja boshaft iſt Amor der Racker. Mein B., der übrigens nicht mein Herzenskundiger iſt, hatte mich Unluſtigen ins Schlepptau genommen. Wir ſaßen auf der Brücke vor dem Geleitshauſe — da hat er ihm mitgeſpielt — Hunde große kleine ſchlanke dicke garſtige hübſche ſpielten in amoriniſchen Gelüſten um B's niedliches Windſpielchen herum. O wie es zipp und ſpröd war und Alles von ſich wegbrummte! und ſiehe! ein Kärrner hält ſtill, ein garſtiger Köter aus ſeinem Korbe heraus, ſah mein Windſpielchen und mit Cäſars Veni Vidi Vici drauf. Caetera quis nescit? Wir lachten über das allerdings ärgerliche Schauſpiel, B. aber war wüthend über den Schimpf ſeines Hauſes. So ſind nun einmal die Geſchmäcke. Ich dachte an den R., der ſich nur einmal die Woche barbiert und wohl kaum zweimal wäſcht, aber er hat ſo ehrliche weite glotzige Augen ſo eine zutrauliche Silenusnaſe und ſo ſtattliche Säbelbeine. Die Weiber lieben das Ungeheure und Außerordentliche.

Bruchſtück eines Briefes; geſchrieben aus Löbnitz im Oktober 1796 an X.

Was macht Hund? was du, lieber Baron? was die fröhliche Weſgeiſche Muſe? was all ihr übrigen Noppen? Dies iſt gewiß der zwanzigſte Brief, welchen ich in dieſem halben Jahr an dich angefangen habe, aber immer bin ich noch nicht zu Ende gekommen. Nun aber will ich zu Ende kommen, und ſollt' es auch erſt in acht Tagen geſchehen. Denn daß ich nicht das erſte Mal einen Brief an dich beſchließen kann, das, denk' ich, ſiehſt du wohl ſelbſt ein, beſonders in dieſer Herbſtzeit, wo man auf Aerndtekollationen und dergleichen ſokratiſchen antiphlogiſtiſchen Geſchichten und Unterhaltungen ein ſchier überſchwänglich ſündliches luſtiges Leben führt, ein Leben unter dieſen eiſenbrüſtigen Pommerenken, über deſſen bacchiſche Durchdringlichkeit man ſelbſt in Jena roth werden könnte, zumal wenn dieſe Durchdringlichkeit einer undurchdringlichen Herzensverhärtung wie der meinigen begegnet. Aber trink du auch mal dazu, ehe du weiter lieſeſt. Wie ich dir nun alle Begebenheiten und Nichtbegebenheiten, welche mein armes Ich betroffen haben und treffen wollten, beibringen ſoll, das weiß ich wahrlich nicht. Indeſſen Luſt und Liebe zum Dinge macht alle Arbeit geringe. Und nun in Gottes Namen angefangen oder mit der alten ſchwediſchen Loſung Verjan ut i Jeſu namn! (den Degen aus in Jeſu Namen!)

Zuerſt unſre Reiſe die war ſehr exemplariſch, wie man denn von drei Leuten, wie wir Reiſegeſchwader waren, und einem närriſchen Fuhrmann nicht anders erwarten kann. Das Ding ging in einer deutſchen Rathsherrnproceſſion ſehr zierlich und ſänftiglich vorwärts, außer daß wir an ſolchen Stellen, wo der Weg recht weich und allumfaſſend war, auch etwas Zärtlichanſchmiegendes hatte, grade ausſteigen mußten, um den Wagen zu ſtützen und zu halten, welchen die zwei auf einander gebundenen Koffer — denn Schüler erklärte, er wolle ſich lieber den Hals abſchneiden als ſeinen Koffer auspacken laſſen — mehrentheils in ſo muſikaliſche Schwingungen und Bebungen verſetzten, daß er mit der Baſis ſeiner Räder einen Winkel von 30—40 Grad bildete. Alſo in manchen ſchmerzlich knarrenden und vielſeufzigen Bebungen und Schwebungen, wobei es keine andre Hebung und Erhebung gab als die, welche auf unſre Schultern fielen, kamen wir durch das Kurſächſiſche und Anhaltiſche hindurch. Wir erfanden uns denn auch allerhand kleine Vergnügungen, beſonders zwölferlei Arten zu lachen und hunderterlei Manieren ſchiefe Mäuler zu machen. Sprewitz hätte auch gern in dieſem geſegneten Sachſen, wo die hübſchen Mädel auf den Bäumen wachſen, die tauſenderlei ja die myriadiſchen metalliſchen Arten — etwas kennſt du auch wohl von dem Geſchmack — der Schmätze und Küſſe geſucht und verſucht; aber wir hatten mächtige Reitſtiefeln an, die in einigen Herbergen ſogar geſchmiert wurden, und Mützen und Mäntel, zottig wie die isländiſchen Eisbären und Bärte wie die Kaſtanien im September. Die ſächſiſchen Mädel ſind aber gar fein und mein breiter Mecklenburger gar häßlich; und wie ſollten ſie ſeine edle Löwennatur aus all der überflüſſigen Haarigkeit und Garſtigkeit herausfühlen? Ja wären ſie dieſem vulkaniſchen Glühwurm zu nah gekommen — aber dafür hüteten ſie ſich weislich — dann hätte es Verwüſtung und Verbrennung der Lippen und Herzen geben können.

Was nun das Lachen betrifft, das gewöhnten wir uns allmälig wieder ab; denn wir mußten mehrere Male in Wirthshäuſern, wo die Leute kein Latein verſtanden und hinfolglich ihnen das cantabit vacuus coram latrone (ſonſt hospite) viator unbekannt war, dafür bezahlen. Dagegen aber gewöhnten wir uns die ſchiefen Mäuler ſo teufelhaftig an, daß wir ſie hernach beinah wider Willen zu Stande brachten. Sie erregten uns aber gar vielen Spaß, indem wir immer andre Menſchenkinder verleiteten uns wiederum mit dergleichen zu begegnen, ſintemal ſie ſich höchlich darüber erfreueten und durch mienenverzerrendes Lächeln ihre Verwunderung darüber zu erkennen gaben. So daß du hier in Bewunderung der vielen göttlichen Einpflanzungen wohl mit mir ausrufen magſt: o du himmliſches Myſterium der Sympathie, welches die Augen zu den Augen die Naſen zu den Naſen und die Herzen zu den Herzen führt! Einmal indeſſen hätten wir uns bei einem Haar die delikateſten Hiebe damit verdienen können. Doch das weiter unten.

Den erſten Aufzug oder Auszug — doch wo finde ich in der armen Sprache ein Wort für dieſe vortrefflichſte Kunſt mit den ſchiefen Mäulern — machten wir in Zörbigk auch Zippel-Zörbigk genannt, durch deſſen fette Fluren wir uns auf den fetteſten Wegen langſam hinkrüppelten, wo wir in dem anſehnlichſten Gaſthof ſo lange auf Schnaps warten mußten, (NB. wir ſtärkten unſre zerbrochenen Rippen und zerdrückten Hintern oft durch ein Glas Krambambuli) bis er aus dem einzigen Kaufmanns-Apotheker-Tuch-Materialien-Händler-Laden geholt war; denn den gemeinen Cornus wollten wir nicht. In gedachtem Zörbigk trafen wir am Himmelfahrtstage nach dem Nachmittagsgottesdienſt ein, und vor dem Thore begegnete uns eine Proceſſion aller erwachſenen und unerwachſenen jungen Dirnen des Orts. Was das zu bedeuten hatte, weiß ich nicht. Kaum wurden wir ihrer anſichtig, ſo ſteckten wir alle Drei unſre verdrehten Fratzen mit dem allerlieblichſten Grinſen zugleich aus dem Wagenloch heraus. Da hätteſt du die köſtlichſte plötzlichſte Wirkung ſehen ſollen. Augenblicks entſtand ein Rumor und Gemurmel im Volk, einige lachten, andre ſchimpften, noch andre, und bei weitem der größte Theil, riſſen die Guſchen tauſendmal ärger aus einander als wir, aber mit einer Miene, als könnten ſie es ohne Offenbarung nicht begreifen, wie ein Chriſtenmenſch an einem heiligen Tage zu ſolchen Affenfratzen gelangen könne. Dies hinderte ſie aber alle nicht, uns ſämmtlich bis an jenen oberwähnten Gaſthof zu folgen, wo ſie noch mehr erſtaunten zu finden, daß wir beim Ausſteigen aus dem Wagen ganz gewöhnliche Menſchengeſichter hatten. Darauf thaten ſie ihre Mäuler auf ſchwiegen ſtill und ſagten nichts, und als Spr. anfing ſeine weiſſagenden Lippen zu öffnen und ſich gebärdete, als wenn er Ku Ku Ku und Pi Pi Pi, womit ſogar thüringiſche Fräulein meine Unſchuld einmal überraſcht haben, voll ausbuchſtabieren wolle, liefen die armen Dinger ſporenſtreichs davon, als wenn ſie's verſtanden hätten. Es war aber wohl nur der unverſchämte und zuweilen unflätige Eulenſpiegel, der mit ſeltenſter Leibhaftigkeit zuweilen aus dieſer breiten Menſchenlarve herausgucken kann, der ſie verjagt hat. Ich will das zu Ehren der guten Sitten von Stadt Zippel-Zörbigk glauben. Nichts aber haben wir hier und anderswo oft mehr bedauert, als daß wir uns nicht irgendwo jeder eine alte Atzel von Paruke gekauft haben als wir auf dieſe abentheuernde und ſchauſpielernde Reiſe gingen.

Kaum waren wir nun im vornehmſten Zörbigkſchen Gaſthof abgeſtiegen, als der Wirth uns ankündigte, daß wir es ſehr gut getroffen hätten, indem ſich an ſolchen hohen

Feſttagen gewöhnlich eine auserleſene Geſellſchaft bei ihm verſammelte. Wir gingen aber einſtweilen aus, um die Art des Landes zu beſehen, und fanden die Stadt mit Teichen Gräben Pfützen wohl verſehen, verſteht ſich aber innerhalb der Ringmauern; auch war auf dem Markte ein ſchöner Ziehbrunn und das Rathhaus über alle Beſchreibung — einem Heukoſen gleich; Färkelchen Entchen und Täubchen belebten hin und wieder die Gaſſen, Menſchen ſchienen aber noch dünner geſäet als Häuſer. Darauf kehrten wir in unſere ſtattliche Höhle zurück, und nach dieſem verſammelte ſich auch die auserleſene Geſellſchaft, beſtehend aus einem dicken Bürgermeiſter einem knuſprigbehaarbeutelparukten Geleitseinnehmer und einem Weſen, welches ſich zu allem, nur nicht zum vernünftigen Menſchen zu eignen ſchien. Es war zu ſeiner Zeit in Jena geweſen, hinfolglich ſah es uns ſogleich an, daß wir Jenenſer ſeyen, fragte viel nach den berühmten Männern im Saalgrunde und nach dem Maaß der Fichtiſchen Waden und Schultern, und wir gaben ihm mit vieler geduldigen Artigkeit Beſcheid bei einer halben Stunde. Nun aber, da das Eſſen aufgetragen und einige Flaſchen röthlichen Troſtes auf den Tiſch geſetzt waren, ſchwellen uns die Puterkämme und wir begannen alle drei ein ſo unmäßiges Gekuller und Gelächter, daß das ſonderliche übrigens ziemlich ſauber gekleidete Weſen, welches ich bei allem dem, wenn nicht für den Stadtſchreiber, wenigſtens für einen Barbier halten muß, eiligſt und ſchleunigſt ſein Glas Bier ausſchlürfte — und ſo hatten, ehe wir noch daran denken konnten, ſchon alle drei obengenannten die auserleſene Zörbigkſche Geſellſchaft ausmachenden Perſonen ſich aus dem Staube gemacht. Hier mußten wir zuerſt für das Lachen bezahlen; doch fiel es uns nicht auf.

Am andern Tage hatten wir außer einem höflichen Scherz zwiſchen uns und einem Thorſchreiber, wiewohl in dem Neſte kaum ein Thor war, wobei er von Defraudation und wir von ſpitzbübiſchen hungrigen Zöllnern und Sündern redeten, hieſiger Orte weiter keine Abentheuer und langten zu Mittage glücklich in Deſſau an, füllten für ſehr billige Zahlung und bei ſehr guter Bedienung, freundlichſte Mienen und gehorſamſte Bücklinge mit in den Kauf, unſer Nichtlich bis in die oberſte Firſte, quo facto Sprewitz und ich in den goldnen Ring gingen, um die verfaullenzten Arme auf dem Billard wieder ein bischen zu beleben. Sehr zierlich war aber in dem Billardzimmer die table d'hôte angerichtet; und da der Wirth nach unſerm beiderſeitigen Ausſehen — du weißt, wie wir ausſtaffirt waren — wohl ziemlich richtig vermuthen mußte, daß wir nicht gar ſäuberlich mit den Bällen umgehen und ihm leicht ein paar auf die koſtbar gedeckte Tafel werfen mögten, ſo erſuchte er uns mit aller unſerm Stande gebührenden Hochachtung — das ſey ihm zum Ruhme nachgeſagt — auf das höflichſte um die Gefälligkeit, ſo lange zu warten, bis die Herren Geheimen Hof- Kriegs- und Kammer-Räthe Z., die Herren Officiere von A—Z und ein ganzer Troß von Fremden mit gnädigen Frauen und Gänslein Töchtern (worunter eine zum Todtſchießen ſchöne) abgeſpeiſt hätten. Es waren einige und dreißig Perſonen, feinſte Leute an feinſter koſtbarer Tafel. Nun der Abſtand:

Sprewitz und ich an einer Tafel beſonders ließen uns einige Kannen Zerbſter Bitterbier auf den Tiſch ſetzen und tranken ganz waidlich, rauchten auch etwas Taback dazu. Sie aber wandten kein Aug von uns, als ob wir polniſche Bären oder indiſche Vögel geweſen wären. Als ſie ſich ſatt gegeſſen hatten, war unſer Bier aus. Nun ſpielten wir. Sie ſtellten ſich um uns herum und guckten uns an wie die Kuh das neue Thor. Wir ſahen ſie noch ärger an und ſetzten ihren Werderzug, der nicht bloß Miene zum Anrücken machte ſondern ſchon angerückt war, durch ein platteſtes Plattdeutſch, wozu wir noch einige allerplattdeutſchſte Schnitzer im Hochdeutſchen fügten, in eine ſo ſtaunende Verwirrung, daß es lange nicht zur erſten leichten Zungenkanonade kommen wollte. Endlich faßte ſich einer ein Herz und begann ziemlich froſtig und leiſe zu fragen; wir antworteten froſtiger und lauter. Bald wurden ſie höflicher, wir geſprächiger, und zuletzt ließen wir Billard Billard ſeyn ſetzten uns mit einigen auch Burſch geweſenen Herrn zu einigen burſchikoſen Flaſchen Wein und unterhielten uns von Groß-Jena und ſeinen ſtrahlenden Lichtern, und endlich wußten die Leutchen noch Geſchichten von Ziegenhain Lichtenhain und Rudolſtadt zu erzählen und Legenden vom Horn und Sporn in Erfurt trotz einem von uns. Endlich erſchien die Stunde des bittern Scheidens, wo uns unſer Wippſtart Merkurius erwartete. Dieſer unſer Merkurius Schüler, der alles, nur nicht ſeinen zaubriſchen Silberſtab des Glückes und Goldglanzes über uns ausbreitete, hatte ſich unterdeſſen ins Wilde verlaufen, in ein Judenhaus, mit welchem er Geſchäfte hatte, erzählte viel von den reizenden jungen Jüdinnen, in Berlin erzogenen, und von einem zauberhaften Wein, welchen ſie ihm eingeſchenkt, und von allerlei andern Zaubereien und Berlinereien. Kurz der arme Teufel war ſo in Affekt und Konſekt, tam confectus, daß der heiße jüdiſche Amor alle ſeine Brandpfeile auf ihn abgeſchoſſen zu haben ſchien. Oder war es vielmehr nur ein gewöhnlicher Bacchushieb? Denn ſo ein ſchwächliches animal bibax iſt er, daß er nach ein paar Gläſern alle ſeine Sünden vergißt, um auf neue loszugehen, und ſich einbildet, er habe einen gnädigen Gott.

Wir kamen den Tag nicht weit hinter Deſſau und mußten in einer ſchlechten Dorfkneipe übernachten; denn ſo ein verwünſchter Kärrner ſucht die vornehmen Quartiere nach der Wohlfeilheit für die Roßmäuler aus. Das Beſte an dieſem

Quartier war, daß wir es früh verlaſſen mußten; denn der Fuhrmann verkündigte uns für heute eine Fahrt durch dürres Sandland, worin wir bei'm Umwerfen weich liegen würden; und in der That wir haben eine ehrliche Strecke Sand durchgepflügt und ſind aus lieber Langerweile die meiſte Zeit neben dem Wagen hergelaufen. Die Tannenwälder waren noch ein Troſt in dieſer Wüſte, in welchen hin und wieder doch ein Vogelſtimmchen ertönte, und dito dito einige Sümpfe mit Rohrdommelmuſik, webei man an Doktor Luthers Konzert der Waldteufel Rohrdommel Eulen und Konſorten denken könnte. Zuletzt faßte uns eine Stunde vor Belzig noch ein tüchtiger durchdringlicher Regen, ſo daß wir naß und triefend dort eintrafen und, verſteht ſich, wieder im beſten Gaſthofe abſtiegen und für die Nacht uns ſogleich das beſte Zimmer beſtellten. Dieſe Näſſe hatte ihren großen Nutzen, wir wurden eindringlich an einen Hemdwechſel gemahnt und ein rechtſchaffenes allgemeines Waſchen und Barbieren folgte nach, wozu ſich ſelbſt Sprewitz herabließ. Als wir nun kaum in allerhinterſter und allerſicherſter Tiſchecke von dem Abendeſſen Beſitz genommen und bei einem guten Schinken nebſt Eierrühr und doppeltem Weizenbier — NB. ſehr gutem — in voller Arbeit waren, ſiehe! da raſſelte eine ſtattliche Kutſche vor und alsbald traten herein ein dicker ältlicher Herr, welchen der Wirth mit vielen Bücklingen und Kratzfüßen Herr Major anredete, und zwei ſchlanke Mädchen, die eine ſo ſchlank und roſenroth, daß mein Mecklenburger ganz aus dem Gleichgewicht kam und mir zurief Sapperment! watt de ſchön is! Bald vernahmen wir aus einzelnen fallenden Reden, daß es der Fall war, daß ſie wegen des fallenden Regens in dieſer Kneipe zum Nachtfall zu kommen ſich wollten gefallen laſſen; denn der alte Herr beſtellte das beſte Zimmer, worauf der Wirth tiefer kratzfüßend erwiederte: „das Beſte haben die

„Herren da — auf uns in der Ecke zeigend — mit ihren „Sachen ſchon eingenommen, aber wir wollen ſehen, wie wir „die gnädige Herrſchaft akkommodiren.“

Wir aßen, die ſchönen Fräulein ſaßen, der Alte ging ſummend und brummend umher und ſchien etwas grimmig auf uns hinüber zu ſchauen, als wir Anſtalt machten unſre Pfeifen mit Knaſter zu füllen. Wir enthielten uns übrigens in aller Beſcheidenheit und Sittigkeit in unſerer Ecke und blieſen ſelbſt den Rauch gelinder. So allmächtig iſt die Gewalt der Schönheit. Wenigſtens mußte ich mir dergleichen einbilden, wenn ich die ungeriefelte Stille meines Bären betrachtete, der auch keine Linie zog, die nur auf das entfernteſte auf die Kunſt des Schiefe-Mäuler-Machens hingeſpielt hätte. Unſer dritter Mann aber machte unterweilen, d. h. in einzelnen Abſchnitten, die Geſchäfte der Höflichkeit für uns alle drei, indem er den Alten, der immerfort auf und ab ſpazierte, mehrmals anlief oder vielmehr ſich ihm ankrümmte, in hin und her zuckender Gebärde eines Schneiderleins, der vor einem vornehmen Herrn ſteht und das zugeſchnittene Papiermaaß aus der Taſche ziehen will. Der Herr Major ſtieß ihn meiſtens kurz ab, aber Schneiderlein wippte immer wieder mit friſchem Geſpräch ein.

Endlich wurde auch für dieſe hohen Herrſchaften aufgetafelt, wenigſtens etwas einem Hammelbrätlein Aehnliches und grüne Blätter mit Eſſig und eine große Flaſche Wein. Und als ſie ein Biſſel geſſen und trunken hatten, thäten ſich die roſigen Mündlein auf, und zwar gleich dem Hündlein Wackerlos bellten ſie ein Biſſel auf franzöſiſch und der alte Herr gurgelte einige fremdartige Töne dazwiſchen. Unſre Ohren erlauſchten da aus einzelnen Redensarten, daß auch beſonders von uns die Rede war und auch von der Nacht und den Betten, und wie ſie uns pauvres rustres — denn ces rustres là hörte ich durch — mit Manier aus der beſten Stube herausbringen könnten.

Wir ließen ſie kakeln und makeln — denn ſie wurden immer lebendiger — und ihre Anzüglichkeiten durch die leere Luft hinfahren, uns gebärdend, als zögen ſie uns nicht an, weil wir ſie nicht verſtänden. Ja wir ſtimmten ein halbes Stündchen die Saiten unſrer Kehlen auf platteſtes Plattdeutſch, was ſogar Gekicher zu erregen ſchien. Nur der Alte hielt ſich edelmänniſch und ſoldatiſch ernſthaft oder regneriſch verdrießlich, wie der Abend war.

Als dieſe Unterhaltung auf das abgeſondertſte und verſchiedenartigſte eine Weile fortgeſetzt war, fing der Haſer oder Verdruß an mich zu ſtechen, daß die ſchönen Dirnen uns ſo für bloße Tölpel und unſer wippendes Schneiderlein vielleicht gar für den beſten Mann von den Dreien hielten; und ich ſprach bei mir ſelber: Nun iſt das Maaß voll, die Handſchuhe ausgezogen, damit ihnen das Kichern vergebe! Ich ſtieß meinem Breitmäuligen in die Rippen und flüſterte ihm zu: der kleine Henry! und flugs ſtellte er ſein ingenium ins Gewehr, und die luſtige Nachtkomödie wurde eröffnet.

Von Mr. Henry mußt du gehört ja du mußt ihn in Jena geſehen haben, ein Abbé Chevalier Emigré und was er ſonſt noch für Titel führte, kurz ein Franzos aber doch ein ehrlicher Kerl. Ich war an ihn gerathen oder er an mich: ich weiß nicht, wer den erſten ſympathetiſchen Aushauch und Anhauch der Naſe gehabt hat, welche die Menſchenkinder gelegentlich zuſammenführen: genug, er folgte gern den Kneipen, die mich als ihren Beſucher kannten, und hielt ſich dort gern zu meinem Tiſch und zuweilen zu meinem Beutel. Ein Kerlchen von Geiſt und Witz und einem gar beſondern Witz, der aus ganz ungewöhnlichen Schubläden des Gehirns losgeklopft werden mußte, kurz ein Kerlchen meines Gelichters. Meine erſte Bekanntſchaft mit ihm war aber eigentlich eine ſprewitziſch engliſche geweſen, durch den närriſchen Spr. veranlaßt, der in Roſtock bei einem alten Amerikafahrer gewohnt hat und, wann das Feuer bei ihm aus dem zweiten Stockwerk zu rauchen beginnt, gern ſein Schifferengliſch ſpricht. Solch ein Schifferengliſch, aber ein noch viel ſchlechteres, wie es nur aus wäliſch zugeſchnittenen Mäulern tönen kann, hatte mein Französchen, das zwei Jahre der Verbannung in Altengland verlebt hatte, auch am Leibe und bildete ſich nicht wenig darauf ein. Nun war es bald meine Luſt geworden, dieſe beiden Spieler auf gut Engliſch zuſammenzuſpielen, auch, wann ſie kampfluſtig waren, zuſammenzuhetzen und mich daran zu ergötzen; und um dieſer Luſt die Fülle zu haben, war einen Winter der Shakeſpeare von uns geleſen worden, wobei denn Franzöſiſch Engliſch Lateiniſch Deutſch auf das prächtigſte durch einander geknetet ward. Es war weiter nichts als die Perſonen des Schauſpiels, welche dieſes Spiel ſo ergötzlich machten. Bei dieſen Uebungen war durch unſre poſſirliche Dreiheit gleichſam eine Fortſetzung des Shakeſpeariſchen Heinrich IV. entſtanden, ein ſechſter Aufzug: nämlich Falſtaf, der mit ſeinem Prinzen Harry ein Examen anſtellt, wie weit er es im Lateiniſchen Deutſchen Franzöſiſchen gebracht habe. Da ſpielte denn gewöhnlich Mr. Henry, zuweilen auch ich, den Falſtaf, Sprewitz aber regelmäßig den Prinzen. Dieſer ſechſte Aufzug, der in den mannigfaltigſten und kühnſten Wechſelungen und Verwandlungen zur eignen und fremden Ergötzung viele hundert Male ex tempore von uns durchgeſpielt worden, hatte bei aller erlaubten Mannigfaltigkeit der jedesmaligen Aufführung ſich doch ſchon in einem beſtimmten Rahmen abgeſchloſſen und war mit dem Namen der große Henry getauft; der kleine Henry aber ward genannt, wann bloß in drei vier Sprachen laut durch einander gekauderwälſcht wurde. Dies geſchah heute, wo der Verhörer und Verhörte wenig erſchienen und nur mit einzelnen Waldſprüchen aus dem Shakeſpeare Moliere und Schiller wie mit dem Schnabel unſers Franzoſen hin und her geſchwatzt und Einzelnes auch ganz in ſeiner Manier hin und her deklamirt ward.

Wir begannen denn, als wenn wir bloß einer etwas ſchnurrigen und komiſchen Unterhaltung unter uns pflegten, zuerſt leiſe leiſe und ließen einzelne Brocken und fürnehme Sentenzen fallen, damit die Jungfern auflauſchig würden, dann ging es allmählig lauter und friſcher und wurden ganz à la Henry die erbaulichſten kritiſchen Gloſſen und Bemerkungen über jene obgenannten großen Namen ausgegoſſen. Wie dies nun die Köpfchen reckte und die Ohren ſpitzte und auf einmal ganz kleinlaut und mit etwas roſenrother Schämigkeit übergoſſen ward, wie zu geſchehen pflegt, wenn man ſich in falſcher Vorſtellung und Irrthum über Leute, welche eben vor einem ſtehen, übernommen hat! Sie mogten ſich jetzt wohl ganz ſtill fragen: mais qui sont donc ces rustres là? zumal da ich mein Franzöſiſch mit den allerfeinſten Naſenlauten austönen ließ, und dem Engliſchen die gehörig zugeſchnittene Breitmäuligkeit gab und Sprewitz halb wie Eulenſpiegel und halb wie der dumme Junge ſeine Noten zu meinem Texte mit unnachahmlicher Natürlichkeit machte. Es half nicht, die ſchönen Dirnen mußten endlich nach überſtandener Erröthung ein luſtiges Lachen hinter ihren Schnupftüchern verſtecken, welches Verſteckſpiel der Häschen die Jagdhunde nur noch munterer machte.

Kurz, unſer ex tempore hatte den glänzendſten Erfolg, und als wir ſchwiegen und uns mal wieder einſchenkten, erfolgte eine allgemeine Stille wohl an die fünf Minuten, eine ſolche Mäuschenſtille, daß man wohl eine auf den Boden fallende Feder hätte ſchallen hören können; oder um erhabener zu reden, wie das Erſtaunen und Schrecken und das ſchauervolle Schweigen ſeyn wird; wann der Engel des jüngſten Gerichts den letzten ſtärkſten Blaſt aus ſeiner Poſaune über die Unendlichkeit der Welten ausgeblaſen haben wird: denn des ſchönen Kontrapunkts und Kontraſtes wegen hatten wir unſer Spiel mit dem allered elſten Plattdeutſch geſchloſſen worin als in der altengliſchen Urſprache ich meinen Sprewitz, meinen Prinz Heinrich, gleichſam zuletzt noch gleichſam verhört hatte.

Wie geſagt, ein 5 Minuten Mäuschenſtille. Dann räuſperte der Herr Major, deſſen Geſicht ſich durch unſern Scherz aufgehellt zu haben ſchien, ſich langſam auf und rückte mit ſeinem Stuhle etwas näher an unſere Ecke heran und dann an uns ſelbſt mit der Frage: Die Herren ſind wohl aus Halle? Daß er uns damit keine Schmeichelei zu ſagen meinte, verſtehſt du wohl; es war aber um das Geſpräch einzuleiten. Nein, mein Herr, wir ſind Jenenſer, war unſere kurze Antwort. Darauf wieder eine Pauſe, und dann nahm die hohe Schlanke das zarte Wort, fragte viel um Jena und Weimar, Göthe und Schiller, Wieland und Herder, Theater und Bälle, und erwies ſich auf dem äſthetiſchen Felde der jüngſten Literatur ſo bewandert, daß wir im allerfeinſten hochſächſiſchen adelungmeisniſchen Hochdeutſch in die lebhafteſte Unterhaltung hineingeriethen, welche den alten Herrn ſo ergötzte, daß er ſich uns gegenüber ſetzte einige Flaſchen ex crischibus ſchöpfen und als Vermittelung zwiſchen uns aufpflanzen ließ, und geruhte in unſerer Mitte ein ſoldatiſches Pfeiſchen anzuzünden. Bald ward auch nach meinem zierlichen henryſchen Franzöſiſch gefragt, und ob ich etwa in Frankreich gelebt habe — wahrhaftig ich ſah wohl ſehr franzöſiſch aus? — und ob ich vielleicht Theologus ſey: er habe einen Sohn und der habe Söhne, und dem würde möglicher Weiſe mit einem ſo ſprachkundigen Manne gedient ſeyn. So klang es leiſe und mälig heran; ich aber mußte eben ſo leiſe ablehnen, indem ich erwiederte: wir ſind arme Juriſten, welche Vater und Mutter an der fernen Oſtſee wohnen haben und eben auf der Heimreiſe begriffen ſind. Das lenkte das Geſpräch mit Fragen und Antworten nun ganz natürlich gegen Norden und wir gelangten auf dieſem Wege bis zur Inſel Rügen und zu Schweden und Stockholm, wo der Herr Major in ſeiner Jugend mit einem ſächſiſchen Geſandten Grafen Boſe einmal geweſen war; bei welcher Gelegenheit, um ſeine Rede zu bewahrheiten, er einige ſchwediſche Flüche mit mir auswechſelte. So war die Geſpenſterſtunde nahe herbei kommen und wir erhoben uns männiglich ein jeglicher von ſeinem Sitze und mit gerührteſten Gebärden und freundlichſten Verbeugungen und Knirungen ward eine vieltönige Gute Nacht! gerufen.

Wir waren geſchieden mit der Hoffnung die allerliebſten hübſchen Kinder den Morgen vielleicht noch wieder zu ſehen, aber o weh! der Alte hatte um 4 Uhr wecken laſſen und war um 5 Uhr weggerollt und wahrſcheinlich hatte ſein Wein verſchuldet, daß wir Siebenſchläfer allen Tumult, den Solches in dem kleinen Hauſe erregen mußte, und alles Wagengeraſſel verſchlafen hatten.

Bei dieſem Wörtlein Schlaf muß zu unſrer Ehrenrettung berichtet werden, daß das freundliche und geſellige Wort- und Mienenſpiel der Schönen und der zutrauliche Wein des Alten unſre barbariſchen baltiſchen Herzen ſo gerührt hatte, daß wir dem Wirth ganz von freien Stücken befahlen, die beſagte ſogenannte beſte Stube von unſern Sachen zu räumen und für die Huldinnen einzurichten; für welche Artigkeit uns ein enges dunkles Kämmerlein mit nur

Einem Bette, worin wir Beide uns etwas preßhaft zuſammendrängen mußten, zu Theil geworden iſt. Einer der vielen alltäglichen Beweiſe, daß die Tugend hier auf Erden ſelten belohnt wird.

Nach dieſem lieblichen Abentheuer, welches etwas der Sehnſucht Aehnliches hinterließ, wie es ſich zu begeben pflegt, wenn Schönes und Anmuthiges, beſonders wenn kurz erblicktes und wenig erkanntes Anmuthiges von einander ſcheiden muß und das Eine gegen Süden das Andre gegen Norden die Segel ſpannt — was hier strictissime der Fall war, und zwar mit der wahrſcheinlichen und entfernten Hoffnung, nach Jahrhunderten oder Jahrtauſenden ſich mit dunkel dämmernden Erinnerungen auf einem andern Planeten wieder zu ſehen — lernten wir zuvörderſt von dem Wirth den Namen des Herrn Majors, den ich heilloſer Menſch aber wieder vergeſſen habe — ich meine aber, es war ein Gersdorf dabei und die Mädchen waren Nichtchen oder Muhmchen — und dann machten Schüler und Fuhrmann uns auch mobil. Von den dürren Haiden, wüſten Sandfeldern den bekannten Tannenbäumen Rohrdommelkonzerten und Kibitzgeſchrei und wie und warum wir durch dieſes Elend nach Brandenburg an der Havel gelangt ſind, davon läßt ſich nach ſolcher Lieblichkeit, als die Beltziger geweſen, in einem nur einigermaßen erträglichen Ton auch nicht das Allergeringſte erzählen.

In Brandenburg kamen wir den andern Tag um die Mitternachtszeit an, und da der verzweifelte Schüler auch hier wieder Geſchäfte machte und der Fuhrmann die Pferde neu beſchlagen und ein Rad, welches ſich im märkiſchen Sande etwas verrenkt hatte, verbinden laſſen wollte, ſo mußte der lange Tag, natürlich meiſtens auf Koſten unſers Geldbeutels, hier wieder dran gegeben werden. Hier aber hatten wir von Glück zu ſagen, daß wir mit geſunden Gliedern, d. h. ungeſchmiert, aus der Stadt gekommen ſind.

Wir waren Nachmittags auf die Kegelbahn gegangen, auf die erſte in der Stadt, verſteht ſich — wir ſuchen und beſtellen immer und allenthalben das Erſte und Beſte — wo wir eine zahlreiche Schaar ſogenannter Honoratioren und dito einige Offiziere verſammelt fanden. Bier ward beſtellt im Garten herumſpaziert und zugeſchaut. Bald ganz artige Anredung und Einladung zum Mitſpiel. Angenommen. Nun begiebt ſich Folgendes:

Sprewitz wirſt nach ſeiner forſchen Manier gewaltig, die Kugel fliegt heraus und ſchlägt einen Blumentopf entzwei. Darüber Gelächter Gerede Frage um Bezahlung, jedoch alles in der Manier der Manierlichkeit. Sprewitz macht mit ſeinem gutmüthigen breiten Geſicht eine Ablehnung in gutem mecklenburgiſchen Plattdeutſch, wobei er in Hinſicht des zerſprengten und zu bezahlenden Topfes einen juriſtiſchen Waidſpruch brauchte und den ſchlechten Witz zum Schluß drauf ſetzte: ich hätte bei dem Wurfe bedenken ſollen, daß der brandenburgiſche Sandwind hier alle Kugeln mit heben und ſpringen hilft. Bei dieſer dummen Rede ſahe ich einige Geſichter ſich etwas bedenklich verdunkeln; doch blieb alles einſtweilen noch in gehöriger ruhiger Anſtändigkeit. Schon waren hinter Sprewitz wenigſtens ein halbes Dutzend Kugeln wieder geworfen, da begann das Ding erſt ſich zu einer querelle allemande anzulaſſen. Ein ſtattlicher langer Mann, den ſie Herr Auditör ſchalten, nahm da etwas feierlich und vornehm das Wort; vielleicht war ihm der brandenburgiſche Wind in die Naſe gefahren, aber davon ließ er ſich einſtweilen nichts merken, ſondern hängte ſich an die juriſtiſche Frage und wollte meinen Studenten da zurechtweiſen. Sprewitz ward wider ſeine Gewohnheit unbändig, d. h. er ließ ſich mit ächter mecklenburger Grobheit gegen die brandenburgiſche Gelehrſamkeit aus. Ich bemerkte, wie die Mienen auf den Geſichtern zuckten — denn mein Geſell war jetzt in doppeltem Unrecht — und wie möglicher Weiſe leicht die Hände und Stöcke gezückt werden und wir beide nordiſche Bärſerker ſchmähliche Hiebe davon tragen könnten. Ich nahm mich alſo in dieſer Noth mit all meinem bischen Geräth zuſammen und gebrauchte all meine Beredtſamkeit und pomadige Beſonnenheit das Krakeel zwiſchen den Beiden wenigſtens bis zu einem Degenzank hin zu leiten, denkend kommt Zeit kommt Rath. Denn wenn philiſterig fortkrakeelt ward, mußte es einen philiſterigen Ausgang nehmen, da ihrer wohl zwanzig gegen zwei waren. Ich leitete es demnach ſo, daß wir mit Anzeigung unſers vornehmen Abſteigequartiers und mit einigen Winken auf mögliches Wiederſehen heute Abend oder morgen früh uns kühl empfahlen und etwas ſtumm und tiefſinnig unſerer Kneipe zuſchlenderten. Siehe! da erſchien denn auch nach ein paar Stunden, als wir eben ein Stück von einem zähen abendlichen Hammelbraten abſchnitten, einer der Herren, der ſich nur ſeitweges und zwar als ein Beſänftiger auf dem grammatiſchen Wege in die juriſtiſche Fehde von wegen des zerſchlagenen Topfes gemiſcht hatte. Der Wirth redete ihn mit Herr Profeſſor an und ich ſetzte ihm höflichſt einen Stuhl hin und bat ihn ſich zu uns zu ſetzen.

So weit bin ich in der Erzählung meiner geſchichtsklittrigen und bierwittrigen gargantuaſchen Abentheuer, da kommt ein ganzer Haufe Jäger — Hunde ſollte ich ſagen — mit Geheul und Geſchrei, Karl voran, in meine ſtille Klauſe, und meine Kamöne, welche die gemeſſenen harmoniſchen Töne liebt, reißt mir voll Unwillen die Feder aus den Händen und wirft ſie aus dem Fenſter. Sie wird ſie ja hoffentlich wieder bringen. (Sie ſoll ſie noch bringen.)

Brief an mich aus Jena*) nach Wien aus dem Sommer 1798.

Lieber Bruder. Du haſt meinen Sumpf in Jena einmal aufgerührt; aber was hilft's? Wirft er auch mal Blaſen auf, ſo ſind doch keine Roſendüfte darin. Für Scheiß- und Schmeiß-Fliegen ein Thron, lieber Bruder. Gelindeſt geſagt, wenn auch kein Dreckthron, wie jener König Klotz im äſopiſchen Froſchpfuhl, doch ein Gefäß, worauf ſich allerlei Ungezieſer niederläßt und dort ſeine nefanda ausräumt. Willſt du es im ſchlechten unverbrämten und unverblümten Deutſch hören: ich bin bei aller meiner Stillheit Ernſthaftigkeit und kerligen Klingenhaftigkeit, weswegen ich öfter geſcholten als gelobt werde, doch ein ächtes gutmüthiges und weichherziges deutſches Vieh, das ſich von einem Kinde um die Hörner ſpielen und leiten läßt und mit welchem leicht allerlei Volk durchgeht. Das iſt meine Sünde und mein unheilbarer Schaden, welchen mein Papa auch genug als Beutelſchaden erfahren hat. Was ihr andern Leute in mir ſehen und vermuthen wollt, das müſſen Schatten längſt verbleichter Schimmer und Erinnerungen ſeyn; ich ſehe davon nichts, vermuthen kann ich davon gar nichts: denn mein Muth müßte doch zu ſolchem Vermuthen hinſpielen oder, ut rem accuratius dicam, das Vermuthen müßte aus ihm herausſpielen. Ich bin zu alt, um ein dummer Junge zu ſeyn und von mir nichts zu wiſſen; ich ſehe klar und grade genug, ganz wie mir der Schnabel am Kopf gewachſen iſt. Kurz, es iſt zu ſpät, und dabei bleibt es. Der Menſch kann ſich im 25ſten Jahre nicht vornehmen zu werden, wie er im fünfzehnten ſechszehnten war, auch in den Bauch der Zeit, wie weit ihr Sack auch ſeyn mag, kann er nicht zurückkehren. Ihr ſagt, es ſey Spiel und Witz genug in mir, auch Leichtigkeit — ſollte Leichtſinn heißen —

---

*) Wohin er wieder auf ein Jahr gegangen war.

genug. Das ſind gute Reden. Ja, wenn ich ſpielen müßte und es nicht laſſen könnte, da wäre es noch eines Spielverſuches werth. Kurz, es iſt vorbei. Wäre mein Vater ein Maler geweſen oder nur ein Lichtputzer oder Zublaſer bei einem Theater, dann mögte ich vielleicht jetzt ſprechen dürfen: anch'io son pittore ed istrione; aber es ſind mir nicht bloß Strohhalme ſondern Balken in den Weg geworfen, und ihr mögt peitſchen und rufen, ſo viel ihr wollt, Springe! Springe! der Gaul fühlt ſeine ſteifen Knochen und will ſie an dem Holz nicht zerſtoßen. Meine leichten Sprünge liegen lange hinter mir, ich ſchreite ſchon ein bischen Philiſter einher, damit ich meine Pantoffeln nicht beſchädige; die Kunſtjünger müſſen aber Schwerenothswaghälſe und Nachtwandler und Träumer ſeyn, am hellen Tage können ſie ihre Lampen nicht anzünden. Wer hat Schuld? fragſt du. Ich will's dir ſagen: Zuerſt mein zu kurzes Geräth; zweitens der Zufall oder mein alter Pate Friedrich Schumacher. Das war mein Balken, Gott hab' ihn ſelig! er ſchaute in mich wie in einen vergoldeten Topf. Dem alten guten Menſchen ſchwebte, indem er mit Liebe auf mein kleines ingenium blickte, der höchſte Sundiſche Glanz vor: ein berühmter Advokat, ein Syndikus, wie wär's? ein Bürgermeiſter und Landrath, ein hoher ſtralſundiſcher Hochwohlgeborner Herr und Oberherr von Gerichten und Gütern. Ich erinnere mich, als der Vater die große Pacht der Löbnitzer Güter antrat — ich war damals ein Schüler zwiſchen 14 und 15 — da brauchten mich die Advokaten und Notare, welche Kontrakte und Inventarien fertigten, zum Abſchreiben ja zum Protokollanten, alldieweil ich beſſeres Hochdeutſch verſtand als der alte Notar Ramelow. Herr Onkel kam aus Stralſund und war oft dabei, pries meine ſchöne Hand, lobte meinen Jungenwitz. Das giebt einmal einen Advokaten! rief er, und das hat er mir die drei Jahre zugerufen, welche ich in der ſtralſundiſchen Schule verſaß. So bin ich in die Pandektenſündfluth hineingeſchwatzt, und es iſt gut daß ich mich nun von dieſer Flut forttreiben laſſe, wenn auch kein ſtralſundiſcher Landrath aus mir wird. Der große Leyerſpieler, der die Weltenleyer ſtimmt und ſchlägt, weiß wohl, warum er mich nicht hat zum Leyerſpieler der hohen Kunſt gedeihen laſſen. Zur Beruhigung und Niederſchlagung aller thörigten und vergeblichen Hoffnungen und Strebungen und damit uns die Thränentonne der Reue nicht überlaufe, iſt dieſes Leben kurz und wir können es anderswo weiſer einmal von vorn anfangen. Ich hoffe, meine Advokatenfeder wird wenigſtens kein unehrliches Spielewerk machen. Doch apage cum his nugis! Meine Mutter hat einſt vieles von mir gedacht und geweiſſagt, aber der Menſch denkts und Gott lenkts. Das war eine Poetin, aber der alte Ohm Fritz Schumacher hatte nur den Schuh, wie Hans Sachs ſingt:

> Hans Sachs war ein Poet und Schu-
> Macher dazu.

Nun von ernſthaften Dingen. Ich lebe hier jetzt ſchlecht und für mein ernſthaftes Gemüth faſt zu einſam. Nur der Sand ſtäubt mir noch in die Augen von meinen lieben Landsleuten; die Granitblöcke ſind fort, woran man ſich mal ſtoßen, worauf man mal flattern und fliegen und davon auf die Scheißkerle herabſchauen konnte. Ritter Jürgen iſt Soldat geworden, der Baron, Weigel, B... ſind fort; nur Schildener iſt noch ein Menſch, er philoſophirt mir aber zu viel und zu langſam. Weigel wird jetzt bei dir ſeyn — du ſchreibſt es ja, ſo dünn iſt mein bischen einſt geprieſenes Gedächtniß — grüße und küſſe den prächtigen Jungen. — Alſo über die Alpen hinaus? Nun, laufe wohl, und laufe glücklich! Ich denke, der horaziſche Spruch coelum, non animum mutant, qui trans Alpes currunt, ſoll ſich an dir bewähren. Es könnte mir bei ſolchen Läufen vielerlei einfallen, wovon wir weiland auch geträumt haben, aber meiner Sehnſucht Magnet weiſt nun wirklich ohne irgend eine Abweichung, wie ſie fremde Elektricitäten verurſachen können, richtig gegen Norden und in das liebe Vaterhaus. Um Jahr und Tag wirſt du mich dort wohl als einen Immatriculatum finden. Noch einmal, Fahrwohl und mit vollen Segeln in die Welt!

Wahre Geſchichte, die einem Hahn begegnet iſt. 1795.

Das Hühnchen ſpringt zur Klapp hinaus,
Der Hahn kommt ſtolz gegangen,
Ihm ſtehen Kamm und Federn kraus,
Sein Herz trägt zart Verlangen.

Herkriecht ein Wurm, er ruft Tick! Tick!
Das Hühnchen kommt geflogen
Und bückt zum Fangen das Genick —
Da ſind ſie beid betrogen.

Es fliegt ein Lauſcher aus dem Zaun,
Drückt flugs des Hühnchens Rücken,
Ein Flug, Ein Sprung, Ein dummes Schau'n —
Das heiß' ich Kirſchen pflücken.

O Wahn! o Wahn! o dummer Wahn!
Was guckſt du blind zu Sternen?
Hier gafft ein Hahn, hier tritt ein Hahn
Was ſollſt du daraus lernen?

Plattdütſcher Sniderſpott*).

De Katt de ſatt in'n Nettelbuſch
In'n Nettelbuſch vörborgen,
Dä kemen drei Lumpenſnider gahn
Un böd'n ehr goden Morgen.
Wiſt du nich to Huſe gahn?
De Klock de hett all Tein ſlan.
Du Zickelbuck, du Rottenkopp, du Snider!

De Supp is kakt van Müggenmelk,
Van Müggenmelk in'n Manſchin.
Een Flicken van des Schulten Broock
Dat was däto ehr Deckeldoock.
Du Zickelbuck u. ſ. w.

De Fru de hett den Diſch gedeckt,
Den Diſch gedeckt tom Spiſen,
De Gerichter ſünt all alle klår,
Drei Lüſ' un eene Schullerſwår.
Du Zickelbuck u. ſ. w.

Se drog to Diſch eene Flöhpaſtet,
Eene Flöhpaſtet in de Schachtel
För unſen olden Zickelbuck,
De Maltid is ball all to ſmuck.
Du Zickelbuck u. ſ. w.

Toletzt kam noch een Eierback,
Een Eierback mit Luſbeern —
Hei luſtig! ſünt de Spellüd' hier?
De Snider danzt na ſin'm Plaiſir.
Du Zickelbuck u. ſ. w.

---

*) War auf demſelben Blättchen dem Hahnenſcherz beigeſchrieben; iſt aber wahrſcheinlich nicht vom Fritz.

Dat Bier is ſur, de Branwin ut,
De Branwin ut — lat bruen!
In de Rätſchell maiſcht ſick't got,
Sla äwer in den Fingerhot.
Du Zickelbuck u. ſ. w.

Dat Heiken fördert di up tom Danz,
Di up tom Danz — lat ſpringen!
In de Krüz un in de Queer,
De Zeeg de danzt all bi di her.
Du Zickelbuck, du Rottenkopp, du Sulver!

Aus einzelnen Papieren, Tagebüchern u. ſ. w.

Wismar 19. Dec. 1798. Mich peinigt die tödtlichſte Langeweile, ſo viel ich auch thun ſollte und thun müßte, beſonders mein bischen Andacht zuſammennehmen, um das examen rigorosissimum eines Hohen Königlichen Tribunals, vor welchem ich mit vielen Andern ſchon einmal zurückgebebt bin, mit Muth und Demuth zu beſtehen. Es iſt ja die Zeit nahe, wo Gott gewiß mit den platoniſchen Urbildern der höchſten Gedanken geſpielt, ja wo er den allerhöchſten Gedanken gehabt hat in ſeinem Sohn ſelbſt auch für mich armen im Embryo vorhergeſehenen Sünder ins ſterbliche Fleiſch hinabzuſteigen. Nun ſollte ich arme ſündliche Kreatur recht doppelt und dreidoppelt die Hände falten und beten, daß er mir auch ein Fünkchen des Lichts von Muth und Gnade ſpende, womit er vor 1798 Jahren die Welt ſegnen wollte. Dieſer Gedanke, wenn ich es ſagen darf — denn ich weiß wohl, Gott lebt in keiner Zeit und der Begriff von ihm iſt der Begriff der vollen Allheit — war noch ein größerer und erhabenerer Gedanke als der, welchen er am erſten Schöpfungstage gehabt hat. In meinem armen Gehirne liegt das nur ſo eingekeilt und wie in einem Felsblock verwachſen, aber die Herren Theologen wiſſen das in ſeiner ganzen Feinigkeit Spitzigkeit und Witzigkeit auszulegen und ſtellen uns mit allen Vor- Nach- Zwiſchen- Anfangs- und End-Gedanken den allerwitzigſten Gott hin, wobei mir armem dummen Tölpel in meiner ungebildeten, ja ganz unausgebildeten Sündhaftigkeit gar bange wird, wie ich ſolchen allerwitzigſten Schöpfer und Herrn in deutſcher und gar in der unwitzigen und groben plattdeutſchen Sprache im Gebet anreden ſoll. Denn ein ſo armer und ungebildeter Tölpel bin ich leider geblieben, daß ich meine Ach und O Seufzer Aechzer Krächzer Lechzer, wenn ich auch nur nach dem Kuß einer ſchönen Dirne lechze, und Flüche und Gebete im ſchlechten unharmoniſchen Plattdeutſch ausſtoßen muß; mit Gott und mit Vater und Mutter verſteh ich bloß Plattdeutſch zu ſprechen. Was wird und muß der Schöpfer des Sphärentanzes und Erfinder aller Euphonieen Melodieen und Harmonieen davon wohl denken? Ich bitte alſo ſich nicht daran zu ſtoßen, wenn ich, von ſo großen theologiſchen Vorbildern verführt, Gott witzige Gedanken beilege. Denn wirklich gehört ein etwas unbegreiflicher Witz dazu — wir müſſen aber Gottes verhüllte Weisheit anbeten — in die prima semina et elementa hominis zu ſo einfältig geſtalteten und zu geſtaltenden Krüppeln an Leib und Seele (zu den letztern zähle ich mich auch) den Keim zu legen, ohne ihnen ein anderes Aequivalent dafür zu geben, als daß ſie dem müßigen Theil der menſchlichen Vegetation zu Zeiten zu einer Erſchütterung des Zwerchfells dienen und alſo doch nicht ganz umſonſt aus dem Feuermörſer des mütterlichen Leibes in dieſe beſte Welt hineingeſchleudert worden ſind.

Und nun vergieb mir, gnädiger Gott, dieſes langweilige Gerede, und du, liebe Mutter, wenn du dies lieſeſt, vergieb mir dieſes gottloſe Gerede. Gott läßt ſchon ein wenig mit ſich ſcherzen, aber die Theologi, die von Gott nichts wiſſen, machen ihren allerwitzigſten Gott noch zu einem zornigen Gott. Ich aber bete bloß: Lieber Gott, ein Fünkchen deiner Weihnachtsurgedanken mir armem Bedrängten! und dieſe Langeweile wird zum Teufel fahren, und das alberne Geſchwätz über Dinge, von welchen weder ich noch die Theologi etwas verſtehen, hat ein Ende.

Indem ich dieſen vortrefflichen Introitum noch einmal durchleſe, werde ich zu meiner großen Freude und einer ſonderlichen Befriedigung meiner Eitelkeit gewahr, daß ich noch nicht ganz zu allem Guten verdorben bin; denn wenigſtens kann ich mit der äußerſten Geſchwindigkeit (die ganze Quartſeite koſtet noch keine Viertelſtunde niederzuſchreiben, ans Denken iſt gar nicht zu denken) eine Quartſeite witziger und unwitziger Gedanken hinwerfen, die kein Menſch verſteht, de noch alle ſeine Sinne, den sensus communis, der an ſeh empfindlichen Theilen ſitzt, nicht ausgenommen, im graden Zuſtande hat. Daher es von mir gar nicht zu verlangen ſeyn wird, eine Erklärung meiner Buchſtaben zu geben, indem es mir ohne Zweifel gehen müßte, wie dem großen Oden- und Meſſias-Dichter Klopſtock, der auch nicht anders als wenn ſein Genius ihn mit Fäuſten ſchlägt, im Stande iſt, ſeine Oden auszulegen. Und zwar liegt das nicht an ihrer Erhabenheit; denn oben iſt Licht.

Damit ich mich aber nicht immer ſelbſt unterbreche, will ich einmal den Kellner rufen, damit er mir den Geiſt der Verwirrung und der Erleuchtung heraufbringe (NB. es iſt noch früh am Tage) und damit mein Pegaſus Satyr Faun Bacchant oder Grasteufel — ſo heißen dieſe Waldkavaliere wohl in deutſcher Ueberſetzung, ich denke, weil ſie die Leute und, ſie erzählen, auch die Jungfern gelegentlich ins

Gras werfen — durch ein Gläschen Rheiniſchen oder Hiſpaniſchen mir, wenn nicht beſſern, doch wenigſtens andern Gang Schritt Paß Trott Trab Galopp Reißaus, oder wie es werden wird, machen möge. So viel iſt denn nun doch mit leichter Mühe zu erſehen, daß ich ein Genius luxurians bin, ein Ausdruck, welchen die Allgemeine Literatur-Zeitung ſehr liebt, wenn ſie beurtheilend von Leuten redet, bei deren Schriften ſie ſich nicht will merken laſſen, daß ihr die unter anſcheinend ſpielenden oder ſpitzigen (ich hätte wohl zugeſpitzten ſagen ſollen) Ausdrücken hervorſchimmernden erhellenden Stralen aus der Kerze einer fein fühlenden Seele (vergl. Jean Paul) verborgen geblieben oder daß in den scriptis gar kein Genius herrſcht; wie denn aus Freundſchaft und um der Clique willen nicht ſelten der Fall ſeyn ſoll. Indeſſen ſchadet dieſe luxuriositas nur meinem Geldbeutel durch die Menge Papier Federn Tinte u. ſ. w., welche mir die Menge von Worten koſtet, die ich täglich ja ſtündlich zuſammenſtilliſire. Ich erſpare es aber an Porto, denn ich ſchicke ſie nicht weg.

Uebrigens hab' ich jetzt den Pfal im Fleiſch, worüber Paulus klagt, wiewohl ich nicht zu beſtimmen wage, ob er mit dem ſeinigen noch in andern Stücken Aehnlichkeit habe, als bloß darin, daß es ein Pfal iſt. Der meinige heißt Ungeduld, und entſpringet, wie das gewöhnlich der Fall iſt, daraus, daß ich zu viel Geduld gehabt habe; womit worin wodurch aber, läßt ſich ſo kurz weg nicht ſagen. Dazu würde mehr Papier und Zeit gehören, als ich jetzt im Stande bin anzuwenden. Es müßte eine Durchlaufung und Durchmuſterung meines ganzen Lebenslaufs vorgenommen werden, eine gehörige Sonderung des Eignen und des Fremden, nämlich der zu vielen und zu langen Geduld, die ich mit mir ſelbſt gehabt habe — ohne dieſe Geduld ſäße ich jetzt nicht hier — und jener andern, die ich gumüthiger Narr beſonders mit gutmüthigen Gimpeln, wie ich ſelbſt einer bin, habe und wohl immer haben werde.

Dieſe verwünſchte und auch erwünſchte Ungeduld fing nun an einen ritterlichen Kampf mit meiner Langenweile zu kämpfen. Die beiden Kämpfer ſträubten und ſtämmten ſich wohl eine gute Stunde gegen einander mit ſo unentſchiedenem Gewicht oder vielmehr mit ſolchem Gleichgewicht der Kräfte, daß keiner den andern aus der Stelle rücken konnte. Langeweile ſaß breitmäulig und kopfhängiſch auf ihrem Lehnſtul und Ungeduld geprickelt und geſtachelt auf ihrem Dornbuſch und meine Wenigkeit - wie Buridans Eſelein zwiſchen ihnen beiden. Ich ſehe, das tertium comparationis hinkt, aber du verſtehſt mich. Endlich iſt ein Drittes dazwiſchen gekommen: Hörner haben geblaſen Roſſe gewiehert Räder geraſſelt ein Wagen hat gehalten ein paar ſchönſte Dirnen — ich hörte ſie Bülow oder Lützow nennen, es ſind aber keine geele ſondern recht weiße Bülows — ſind mit Zephyrsfüßen herausgeſprungen, ein ſtattlich dicker Papa iſt ihnen gefolgt. Neben meinem Zimmer haben ſie luſtig und lieblich gekakelt und ſpektakelt, mir gegenüber am Tiſch haben ſie das Mittagsmal eingenommen. Ich bin darüber ins Sinnen und Schweigen gerathen und habe in Gedanken eine Flaſche Wein mehr getrunken, als gut war. Die Langeweile iſt gottlob nun überwunden, die Ungeduld auch fühlt die Stacheln, die ihr Geſäß durchſtochen, etwas ſanfter. Es iſt auf jene kalte verfluchte Neutralität ein verliebtes Schauderchen eingetreten, daß ich jetzt — es iſt 4 Uhr Nachmittag — meine Pfeife zum dritten Mal anzünden muß, ſo kurz geht mir der Athem und ſo geſiedert der Gedanke. Die ſchönen Pfingſtvögel, die geelen Bülows oder wie ſie heißen, ſind freilich ausgeflogen, aber Gott hat mir die Augen aufgethan, und ich habe die Fenſter aufgethan und ergötze mich und ſonne meine zärtlichen Gefühle an den Stralen allgemeiner Menſchenliebe. Wahrhaftig, Bruder, Wismar hat mir viele hübſche Geſichtchen und einige haben auch zu dem Träumer heraufgeblickt. Es ſcheint ſo viele hübſche Dirnen zu haben als Barth und Wolgaſt. Beiläufig, in Roſtock ſah ich ſo viele Bucklichte und Hinkende als in Weimar und Kölleda und da herum vorlängſt Garſtige und Kropfige. Siehſt du, daß die Leute mit mir auf dem rechten Wege waren, die da ſagten, ich ſollte Naturkunde und Statiſtik ſtudieren? Doch wo gerathe ich hin? kommt die Ungeduld wieder? Nein, nicht doch! Nenne doch den Satan nicht. Dies was mich jetzt bohrt, iſt wenigſtens ein Satanchen mit einem ſüßen Stachel, meinethalben ein Halbbrüderchen von Frau Ungeduld. Was iſt dies doch für ein hebender ſchwebender bebender Zuſtand, dem auf der einen Seite alles Gewicht fehlt. Wenn doch mein Fichte hier wäre, mir zu ſagen, wo ich hier das Ich aus dem Nichtich herausfinden ſoll! Wie ich angegriffen bin von dieſer Satansallerweltliebe, die mein Ich ſchier zu verſchlingen droht, bin ich doch wohl im vollen Fichtiſchen Recht, welches mir gebietet, alles, was meine Sittlichkeit, meine ſogenannte ſittliche Freiheit und Majeſtät befehden antaſten überrumpeln beſtürmen beſiegen übermannen überwältigen tyranniſiren will, kurz alle Teufel und Tyrannen — nicht bloß mit Acht und Aberacht und mit allen ſchrecklichſten kirchlichen Bannen zu belegen ſondern mit Galgen und Rad zu ſtrafen und mit Feuer und Schwerdt auszurotten. Ich wäre bei meinem hochgeſpannten und hochgeſtimmten Zuſtande, wenn die höchſte Gebieterin und Ueberſchauerin der Erde, die Philoſophie, es geböte, im Stande, alle Mädchen Weiber und was ſonſt noch zu dem Kram gehört mit Einem heroiſchen Hiebe zu vertilgen. Aber Fichte iſt in Jena und ich ſitze in Wismar und habe zu viel in ſchöne Augen und volle Gläſer geguckt; und das Ende vom Liebe iſt: ich weiß mir nicht zu rathen, laß es alſo gehen, wie es will. Irgendwo muß es doch hinaus ſagen die Bauern, wenn ſie ſich im Holze verirrt haben und auf gut Glück gradaus gehen.

Den 20. Decbr. Ja hübſch iſt hier alles, ſelbſt meine Frau Wirthin trägt Spuren vormaliger Hübſchheit, und ihre Tochter iſt ſchlank und wie ernſthaft ſchön! auch die beiden Mägde, die mir vor Augen gekommen ſind. Dies Haus ſcheint in ſokratiſcher Philoſophie unterrichtet zu ſeyn, die da lehrt, daß man ſich mit ſchönen Menſchen umgeben ſoll, mit reinen edlen klaren Geſtalten, damit die Sinne nicht verlockt und verführt werden. Das ſind Betrachtungen, die mich niederſchlagen können. Bin ich denn etwa ſchon ein ganz verführter und verlorner Schlingel, der verlorne Sohn in der Parabel? Geſtern Nachmittag zum Beiſpiel hätt' ich die ganze Welt umhalſen können, Jung und Alt Schön und Häßlich; ich hätte wohl zu keiner geſagt: geh, du biſt mir zu ſchön und erhaben. Es mag wohl hohe Zeit ſeyn, daß ich Anſtalt mache mich aus dieſem Sündenpfuhl allgemeiner Liebe zu retten, wobei man ſich zu gefährlich in die Idealphiloſophie verfliegt. Hoch geflogen tief gefallen iſt ein altes wahres Wort. Denn alle freien kann ich ſie ja doch nicht. Meine Mama hat ſchon mehrmals dahin gewinkt, daß es gut wäre für ihren Herrn Sohn, daß er ſich mal bis über die Ohren verliebte, NB. daß er Eine fände und nicht Viele, und zwar Eine, die auch hübſch wäre und ſittſam und häuslich, und NB. drittens Eine, die auch Geld hätte, zumal da ſie weiß, daß er letzteres gut zu brauchen verſteht, zu verbrauchen wollte ich ſagen.

Nun ich ſtehe ja an der Pforte dieſes Paradieſes. Wenn ich mein Pergament mitbringe Advocatus Summi

Tribunalis Sueco-pomeranici rite examinatus probatus immatriculatus, habe ich ja mehr als die juriſtiſche Doktorwürde — denn die kauft man allenfalls um zehn Louisd'or — und die Dirnen werden ſchon mit [illegible] Augen zu dem blöden Freier aufblicken. Denn im Grunde bin ich doch ein armer blöder unerfahrner Kerl, der keine zärtliche ſentimentale Arien ſingt keine zierliche Reden macht ſelten tanzt öfter trinkt.

Was das für Betrachtungen ſind! Heute vor 26 richtiger vor 27 Jahren ward in einer fröhlichen Nacht von Vater und Mutter der Aufzug zu meinem Lebensgewebe begonnen. 26 Jahre? Soll ich mich nun nicht vor die Bruſt ſchlagen, ja ſoll ich nicht ein Rohr nehmen und mich ſelbſt eigenhändig durchprügeln, daß ich heute noch von den Herren Koch Wolfradt und Konſorten examinirt werden ſoll? Bin ich darum als Knabe in allen Schulen gelobt worden, daß ich es nach einem Vierteljahrhundert nicht weiter gebracht habe, als vor einem Examen zu beben? ich, vor dem Andre beben ſollten?

Eitle Reden — wann der Faullenzer pralt, verdient er doppelte Prügel.

Auch ſind dies eitel eitle Reden und Widerreden, als wenn der lügenhafte rechtverdrehende rabula ſchon in mir ſteckte. Denn ich bebe und zittre nicht, auch prale ich nicht ſondern erkenne in Demuth die Sünde meiner herumſpazierenden und vagabundirenden Faulheit an, und habe der lieben alten Tante verſprochen hinfort ein recht frühzubettgehendes — da liegt der Hund begraben — und frühaufſtehendes Leben zu führen. Wozu Gott ſeinen Segen geben wolle! Nun ich zittre nicht, mein bischen Latein ſoll mir ſchon durchhelfen, beſonders bei dem Wolfradt, der als der Mann des Schreckens verkündigt wird. Er ſchaute mich wenigſtens bei meiner aufwartenden Anmeldung mit ſeltſam freundlichen Augen an, als ich auf einige lateiniſche Fragen ihm in meinen Antworten einige luſtige brocardia juris entgegenwarf und etliche plautiniſche und katulliſche Scherzlein ſo ganz leiſe und unvermerkt mit einſchlüpfen ließ. Lieſt er die liederlichen Heiden? Ich weiß nicht. Aber die Leute erſtaunen und loben, am meiſten, wo ihnen was Fremdes mit Keckheit begegnet.

Morgen alſo werd' ich erlöſt und auch aus dieſem Circegarten der wismarſchen Zaubereien errettet. — Was klopft? Zum Glück für mein Ich war's nur der Kellner mit dem Frühſtück.

Löbnitz 1799.

Den 20. Mai. Maimond Wonnemond, das heißt: treibt das Vieh auf die Weide! aber was hilft mir ſolches luſtige Kommandowort? O die liebe Kreatur hat ſich ſchon losgelaſſen in ihrer unſchuldigen Luſtigkeit; die Entriche die Gänſeriche ſehe ich auf dem Teiche und Bache unter meinem Fenſter ihr Weſen treiben, daß es eine Art hat, und die Sperlinge die Spitzbuben! wenn mein Schlaf was werth wäre und einer ehrwürdigen Perſon angehörte, ſie müßten alle gehängt und die alten barbariſchtürkiſchen Kopflieferungsgeſetze gegen ſie wieder in Kraft geſetzt werden. Seit dem März habe ich keine Ruhe vor ihnen, mit dem erſten Morgenroth beginnen ſie ihre ſchreienden conciliabula da drüben in der Holzrichtung und hier auf dem Dach unter meinen Augen. Das Vieh ſchämt ſich nicht, es iſt eine paradieſiſch unverſchämte Unſchuld, wobei einem die Augen übergehen könnten wie den unſchuldigen Knaben den theokritiſchen Hirten bei gewiſſen Bocksſpielen, die ſie mit anſehen mußten, vor zweitauſend Jahren ſchon geſchehen iſt. Sitzen nicht eben dreißig vierzig vor mir, und die Weiber gehorſamen hingeſenkt und die Kerle flattern — ſie nennen es hier fleddern mit einer beſondern Meinung — um ſie herum hin und her drauf und drab und das Spiel nimmt kein Ende. Das muß man ſo mit anſehen, die volle Wunn und Weid des grünen Frühlings, welche Gott dieſer lieben Unſchuld umſonſt beſchert hat. Was hat er mir beſchert? O, ſagen ſie, daß du ein höheres moraliſches Weſen biſt. Ich muß es ſchon der guten Tante Sofie zu Gefallen thun, und darf kaum über Hähne und Spatze einen ſcherzhaften Einfall laufen laſſen. O Imperative Kantii quid non mortalia pectora cogis! Denn die Tante ſagt, und hat ſeit meinem fünften Jahr ſo von mir geſagt: Der Fritz iſt der beſte von allen (NB. meine Brüder meint ſie mit den allen) und der ernſthafteſte, und dem könnte man ein ganzes Neſt voll hübſcher Mädchen zu hüten geben; ſie wären bei ihm ſo ſicher als bei mir. Alſo, Fritz, darnach haſt du dich zu richten und über die hübſchen Dirnen hinzuſehen, als wären's eben ausgeſtopfte Vogelſcheuche im Waitzen, worauf die unverſchämten Diebe die Sperlinge ſich nicht ſetzen dürfen. Mußt es machen wie Meiſter Mirk der Grobſchmidt, der hat nicht umſonſt in Amſterdam geſchmiedet, hat den Holländern die feine und ſchlaue phlegmatiſche Kunſt abgelauſcht. Immer hat der Schelm hübſche Hausmädchen, iſt aber ſonſt ein gar frommer Mann, der des Sonntags oft zweimal in die Kirche geht und vor dem Herrn Paſtor ſchon auf dreißig Schritt Entfernung die Mütze abzieht. Jüngſt ſagte mein Vater zu ihm: Meiſter, ſie erzählen, Ihr habt wieder eine ſehr ſchöne Dirne bei Euch — und ſeine Antwort: Herr, was ſagen die Leute nicht? ſie dient ſchon zwei Jahr bei mir, und ich weiß noch nicht, ob ſie blaue oder braune Augen hat.

So muß der Menſch ſich üben die lüſternen Augen zu beherrſchen, und ich mag wohl meine Hände falten und beten: Liebe Tante — Eſel! Lieber Gott führe mich nicht in Verſuchung! Denn ſelbſt die Sperlinge und Tauben können's einem bei Gelegenheit anthun. Nein, meiner Sir! es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, und vor der Geſellſchaft des lieben Viehs muß er ſich allerdings auch hüten. Zuweilen iſt nichts verführeriſcher als ſo eine verfluchte offenbare natürliche unverſtellteſte einfältigſte naivſte Unſchuld. Uns Sterblichen, wie wir nun einmal ſeit dem Sündenfall grundverderben und verkehrt ſind, thun die paradieſiſchen Gefühle und Gedanken ſelten gut. Man gewöhnt ſich dabei, alles auf den erſten alten Adam zu ſchieben und die gefährlichſten Nebenbetrachtungen fliegen einem wie die Fledermäuſe in die Parucke. Das hat Doktor Luther wohl gewußt, und das war doch ein heiliger frommer Mann und tauſendmal muthiger und tapferer, es mit dem Teufel aufzunehmen, als ich. Nun ich will hinunter gehen zu Menſchengeſichtern und einigen Kaffee und einige Beruhigung ſchlürfen. Ein ſehr ernſter ſtiller Mann und vier unſchuldige Weibſen: eine fromme Mutter eine freundliche Tante eine hübſche gute Schweſter von 20 eine ſehr feine kluge dito von 12 Jahren, nichts als Gutes und doch nichts als Langeweile und doch —

So laufe mit dem lieben Vieh
Ins weite wilde grüne Gras,
So ſey ein Ochs, ſey ein Genie!
Dann melde, wie bekam dir das?

Den 27. Mai. Verwünſchte Geſchichten, die einem mürben zerknirſchten Herzen im Mondſchein begegnen können! Hätt' ich die Töpferstochter geſtern beinahe zu Scherben gedrückt oder vielmehr ſie mich, ein ſehr blankes rundes morgenſterniges mondſcheinzitterndes und mondſcheinglitterndes vasum sundense. Ich begegnete dem Glanz, der eben einer Nachtigall nachtrillerte, wie ganz von Ungefähr im Garten; er ſtand ſtill vor mir, ich tappte zu, und er wehrte ſich kaum. Da fiel mir zum Glück aus meinem Plautus ein, daß mir das vasum sundense ein vasum samium werden könnte, und ich ließ fahren, damit das hübſche Gefäß nicht zerbräche. O dies iſt nicht das erſte Mal, daß mich ein heidniſcher Vers Spruch Gleichniß Parabel Fabel vor einem dummen und ſtummen Streich, wie ſie die ſtumme Nacht ſo viel bringt, bewahrt und eine ſehnſüchtige Unſchuld gerettet hat. Unſchuld? Was gehts mich an, wenn ich nur unſchuldig geblieben bin? Daß ein Heide das gekonnt hat durch das plautiniſche Gleichniß mit dem vasum samium giebt mir Herr Paſtor Scheer nicht zu; er ſagt, es iſt Gottes Gnade geweſen. Das will ich auch ſagen, nämlich, daß Gott mich an den luſtigen Heiden mit den Gedanken geſtoßen hat.

Den 10. Junii. Doch mal wieder in Redebaß bei Brüderchen Döhn geweſen, habe wieder gelobt, wenigſtens in ſechs Wochen der gefährlichen Stelle kein Wiederſehen zu gönnen; aber, armer Tropf, wo fahren deine guten Vorſätze und Gelübde hin? Diesmal hat's mich wieder verlockt: ich wollte Nachmittag wieder zu Hauſe ſeyn, und ich bin bis in den Abend und bis in die Nacht und bis in den zweiten Abend und bis in die zweite Nacht geblieben. Aber erſchrick nicht, lieber Leſer, oder liebe Mutter, wenn du in meinen Papieren einmal mit verzeihlicher Neugier den Spuren meiner Sünden nachgehſt, das hübſche zerbrechliche ſundiſche Gefäß, die ſchöne Töpferin, iſt vor mir ganz geblieben, ich aber bin der Zerriſſene und Zerſchlagene. Ja, gar ausgeklopft ausgewaſchen ausgebeutelt — ſo oft habe ich nach Beutelsdorf reiſen müſſen, daß auch nicht ein Pfennig in meiner Taſche geblieben iſt. O liebſte Mutter! ich hatte ja nur 11 Thaler und 8 Schillinge und 3 Witten bei mir; und das iſt weg und auf Kredit noch 6 Louisd'or dazu.

Wie ging's? wie iſt's gegangen? Wein? Punſch? Mädchen? Das Dritte nicht, ich hielt mein ſchwaches Herz dicht geſchloſſen, und Brüderchen Döhn und ſein Bruder Herr von Döhn und Paſtor G. und Paſtor Sp., die ſich auch einfanden — war's Zufall oder waren ſie eingeladen? — gaben nur auf die Karten und auf mein Vergnügen Acht. Den will ich ſehen, der von einem pommerſchen Paſtor im Spiel nicht niedergemacht wird. Genug ich bin wieder ausgebeutelt, die Ehrenſchuld iſt mit Schmerzen getilgt. Bruder Karl hat drei L. geſchafft die Mutter vom Vater das Uebrige und ich etwas dazu; ich hatte noch 29 Schillinge in der Taſche. Sie verſteht das unter einigen Titeln anzubringen; er aber merkt es ſchon, wo der Hund begraben liegt, ich ſelbſt habe ihm unter zu vielen Titeln dieſe letzten zehn Jahre an den Beutel geſtoßen. Der liebe Mann iſt nach dergleichen kleinen Familiengeſchäften, welche die Mutter mit ihm macht, die erſten Tage nach Abſchließung derſelben meiſtens etwas ernſter als gewöhnlich mit mir; daran merk' ich, daß ers gemerkt hat, aber noch hat er mich dieſes letztverfloſſene Halbjahr nicht ein einzig Mal geſcholten, kaum leiſe gewinkt und gewarnt. Das kann und muß ich ſo hinſchreiben, ich verlorner ungerathener Sohn. O ich will mich beſſern, ja ich ſchwitze und gähre darüber eben in voller Reue; und doch, wie die Bosheit der menſchlichen Natur ſpielt, nun mach' ich mir ein Verdienſt daraus, daß ich das ſchöne zerbrechliche Thongefäß diesmal nicht angerührt habe, und das verlorne Geld dünkt mich jetzt mit dem Apoſtel Paulus eitel Dreck.

Anfang Junii. Verwünſchtes Jahr! Regen Schneegeſtöber Nachtfröſte noch im Johannismond. Alles prophezeit Elend und Hunger, und in dieſem Hungerjahre ſoll ich anfangen aus meinen Schreibfedern Dekrete und Protokolle zu ſchütteln. Schlimmſte omina. Doch gehen die liebe Natur und der liebe Gott, der unter ihr ſein verborgenes Spiel mit uns ſpielt, ihren Gang immer friſch und luſtig fort, und die lieben unſchuldigen Thiere ſcheinen für die Zukunft ohne Sorge zu ſeyn, und das ſollte auch dich beruhigen, großer Fritz, zumal da deine Mutter ſagt, jeder Menſch müſſe an eine beſonderſte Vorſehung für ſich glauben. Ich ſehe nun meine Sperlinge Tauben und Hähne ihre fröhlichen Frühlingsarbeiten luſtig fortſetzen, und das ſollte mein verzagtes und um die Zukunft beunruhigtes Herz im Vertrauen auf eine providentia specialis aut specialissima billig aufrichten und beruhigen, zumal da dieſe gefiederten menſchlichen Ebenbilder — doch nur, wann ſie gerupft ſind — den Geiſt der Weiſſagung des Wetters und der Zukunft im Leibe haben. Wie aber all ſolches Geſchirr und Geräth, was Gott gewiß nicht umſonſt neben uns auf die Erde hingeworfen hat, mich neckt lockt reitzt plagt beunruhigt verwirrt und verführt — das iſt nicht zu ſagen, beſonders wann ich zu tiefen und halsbrechenden Spekulationen aufgelegt bin. Wie viele Plagen in dieſer Sündenwelt! und auch wieder wie viele Lehren könnte ein weiſer und ſelbſt ein unweiſer Mann, wenn er wollte, ſich aus dem Umgange mit der Kreatur nehmen! Habe ich doch das Menſchenſchickſal dieſer Tage recht weh- und demüthig wieder an den Tauben erſehen, mit einer Eindringung in den inneren Sinn, wie er meinen leichtfertigen oberflächlichen Blicken bisher nicht aufgethan war. Daß dieſe Venusvögel eiferſüchtig ſind wie alle Vögel, die in der Ehe leben, das wußte ich lange; daß auch nicht allein die Männer ſondern auch die Weiber oft die untreueſten ſind und nicht bloß mit Ehebruch ſondern mit förmlichen Eheſcheidungen und Entführungen Verkehr treiben, auch das hatte ich durch meine lange Taubenpraxis weg — aber das Erſtaunen das Schrecken des armen verletzten betrogenen Ehemannes das hatte ich früher nimmer ſo in Betrachtung gezogen als jetzt. Wie ſteht der arme Narr da und gafft, wenn ſein von ihm umbuhltes und umkoſtes Liebchen niederkniect und ein andrer flinker Schelm auf dem Anſtand ſteht und ſie beflattert! O die lieben unſchuldigen Thiere! Dem Menſchen iſt alle Kreatur zur Lehre und Warnung geſtellt, ſagt Brüderchen Scherr. Aber was ſoll ich daraus lernen? Mir ein Harem anlegen wie die Hähne, damit mich die Eiferſucht nicht plage, oder die Weiber fliehen wie ein Jeſuit mit Kampher in den Hoſentaſchen? Wer hält das in der Länge aus? Uebrigens ſind in dem Taubengeſchlechte die Weiber ſchlechter und liebloſer als die Männer, das hab' ich lange weg. Die Wittwe, die Entlaufene verläßt ihre Kinder für den neuen Buhler und ſie kommen um; der Wittwer, auch wenn er ſich bald wieder ein Weib anbuhlt, füttert ſeine Kinder doch auf, während er des neuen Ehebettes pflegt; das Weib aber fliegt leichtſinnig und allvergeſſend in die neue Welt hinein. Es iſt überhaupt auch in dieſem gefiederten Volk mehr Verſtand, als die Menſchen ihm laſſen, und welche wilde Leidenſchaften, Zorn Haß Kriegsluſt! und ich ſtreiche den Vers in unſerm Geſangbuche aus Ein Täublein klein hat keine Gall.

Die Viehgeſchichte bedarf noch ihres Univerſalhiſtorikers, der die Thiere im Großen zu greifen und zu malen verſtünde. Noch mehr bedarf ſie vielleicht ihres tüchtigen Satirikers, um die falſche Sentimentalität in ihr auszufegen. Es ſitzen in dieſen Familien alle Pane Faunen und Satyrn noch eben ſo lebendig und leibhaftig wie in der älteſten Zeit, wie ſie auch in dem Menſchen ſitzen, der für eine elendige und bleichſüchtige Kaſtratenſeinheit, die er nicht haben ſoll, ſich belügt und betrügt. Magiſter Olde, der ſchwediſche Schelm, als er mit dem Poeten K. und ſeinen ſternſehnſüchtigen Fräulein jüngſt unter der Stadtherde von Wolgaſt auf dem Ziskaberge ſpazieren ging, hat ein ſchönes Wort geſprochen. Die unſchuldigen Kinder, ſich an dem unſchuldigen Springen und Dalen der Rinder und Böcklein ergötzend, rieſen begeiſtert aus: o die lieben Unſchuldchen von Thieren! Und der Schwede: ich mögte als Stier darunter ſpringen.

Nicht hübſch zum Erzählen, aber gedankenreich.

Den 19. Julii. Heute Nachmittag mit Paul Beck herumgekabbelt und herumgedobbelt, d. h. wir — Karl mit — ſpielten endlich ein Lhomberchen 12 auf den Schilling. Denn gegen die Nacht muß man mit dem alten Kerl ein Spiel machen, wenn man von ſeiner Geiſterſeherei Ergötzung haben will, welche mitternächtlich ihre glänzendſten Federn entfaltet. Wir waren beide in der Kirche geweſen. Die Mutter treibt mich zuweilen hinein, ich aber verſtecke meinen Schalk und gehe im Grunde nur hin, wo und wann ich gern hingehe, und da bleibt das liebe Kenz die Lieblingskirche; nach Starkow und Langenhanshagen, wo die geſcheidten und gelehrten Theologi Domini Pastores Scheer et Gräff predigen, da kriegen ſie mich nach den erſten Proben nicht mehr hin. Weiß der liebe Gott, ich ſollte doch nun wohl ein Jahrzehend über die Schlingeljahre hinaus ſeyn, aber die Zeit meiner Erbaulichkeit — ich meine, wo ich durch eine Predigt erbaut werden kann — ſoll noch kommen. Doch bin ich als Student im Lande Thuringia mehr in Predigten gelaufen, oft drei vier Stunden weit, als irgend ein andrer jenenſer Burſch. Warum? ach! nicht, um Gottes Wort, ſondern, um wunderliches Wort zu hören. Ich lief hin, wo Männer ſeltſamer Art und Beredtſamkeit ſich hören ließen. Hier in Kentz hab' ich auch meinen vortrefflichen H. Das iſt eben ein Männchen meines Maaßes, ſo geiſtlich arm, daß er in nicht ganz gottverlaſſenen Leibern die Geiſter aufweckt. Die Gedanken ſtürzen da mit einer Fluth aus einem heraus, wie die Waſſer aus einem Bach, den man in einen leeren Graben ableitet. Spaß bei Seite, dieſer arme alte Sünder ſteht im Volke, und wie kümmerlich ſein Waffengeräth oft auch iſt, er weiß die Menſchen damit zu treffen, denn er verſteht ihre Sprache zu ſprechen. Den beredteſten Leuten gebricht's heut an Beredtſamkeit, weil ſie alles aus Büchern gelernt haben. Wie herrlich der alte Menſch es heut gemacht hat! Er predigte von den Liebesbändern, womit das Menſchengeſchlecht nach Jeſu Lehre gebunden ſeyn ſoll, ſprach von Wolle Flachs Hanf Baumwolle Seide, von Schaafen Raupen Würmern Sträuchen Bäumen, kurz von allem, woraus Bänder und Stricke gemacht und gezeugt werden können; von ſeinen dünnen dicken ſanften und harten Fäden Bändern Stricken ja ſogar von Galgenſtricken, welche dem armen Sünder den letzten Liebesdienſt thun und ſeine Schuld mit Gott und der Welt verſöhnen; von gelben grünen rothen ſchwarzen weißen bunten Farben; endlich von der glänzenden leuchtenden funkelnden engliſchen himmliſchen Lichtfarbe, von der himmliſchen unauslöſchlichen Roſenfarbe ächter chriſtlicher Liebe, welche keine Sonne und kein Wetter bleichen und verwüſten können. Kurz, er weiß das Band zu flechten und zu färben, womit er mich binden kann. Es muß ſo ſeyn, alle Genies ſind bei Gelegenheit ſehr dumm Nachtigallen ſind dumm große Muſiker und Poeten ſind dumm; daß Dummköpfe von Natur und Gottes Zulaſſung dumm ſind, das verſteht ſich von ſelbſt. Unſer Dummkopf war heut köſtlich poetiſch witzig und beredt, die Bänder und Farben gingen ſo mit ſeiner begeiſterten Laune durch, daß ich ihn hätte umhalſen und abküſſen und ihm als dem pommerſchen Abraham a ſankta Klara das Patent auf Goldpapier hätte ausfertigen mögen. Hierüber war denn lange Kabbelei mit Paul Beck, welcher wiederholt ſein *das dummſte Zeug* und *Sie haben mich nur zum Beſten, Herr A.*, rief. Ich ſpielte freilich etwas in halber Ironie mit ihm, wie der göttliche ironiſche Geiſt heute von der Kanzel herab das Saitenſpiel des Herrn Paſtors hat tönen laſſen; aber, Paul Beck, du biſt wohl ein pfiffiger und beſonderlicher Kauz und zuweilen auch mit witzigen Einfällen geſegnet, aber den heiligen poetiſchen Wahnſinn der Sperlinge Fröſche Nachtigallen und Paſtöre, wie er durch das Wehen des göttlichen Geiſtes und den Anhauch der ewigen Liebe herausſprudeln und herausklingen muß, davon verſtehſt du wenig.

Ueberhaupt kamen wir aus dieſen bunten Bändern und dem Geſchwätz darüber ſo in Geſchwätz und Gedanken über das hinein, was die Menſchen gewöhnlich ihr bischen Chriſtenthum nennen. Ich hoffe es wird ja auch in mir noch mal wiederkommen, denn jetzt verſteh ich nur noch darüber zu ſchwatzen. Gott hat nach ſeiner ewigen Vorherbeſtimmung, vielleicht um mich durch faullenzende Langeweile und langweilige Faulheit zu beſſern und wieder auf den rechten Weg des Lebens zu führen, mich hier in dieſe luſtige ländliche und idylliſche Faulheit verſenkt, und da habe ich Gelegenheit gehabt mit den Leuten hinter dem Pfluge und auf der Dreſchtenne Kameradſchaft zu machen. Da habe ich die allerſchönſten Fünde gemacht, bäuriſche Genien kennen gelernt, über deren durch ein räthſelvolles Schickſal im harten ſtarren Felsgeſtein ſtecken gebliebenen Geiſtesdiamantenklumpen ein deutſcher Gray künftig Kirchhofselegieen dichten wird. Ja meine lieben allerliebſten Kameraden Jochen Eigen Johann Geeſe Paulmann Lange und Veelhaber haben ſo viel Grütze im Kopfe, daß ein ausgehungerter ſtudierter Finke und Zeiſig wie ich ſich wieder fett daran freſſen kann.

Was wollte ich eigentlich ſagen? Ja ich bin aus dem Text gekommen. Kenne ich doch meine Leute, mit welchen ich auf den Schulbänken zuſammen geſeſſen habe und ihre Weisheit. Hin und wieder mögen ſie ein bischen mehr Griechiſch und Hebräiſch wiſſen, aber die alten Paſtöre verſtanden die deutſche Sprache die Volksſprache und die Bibel. Ich ſehe eben an dieſen meinen jetzigen Kameraden, wie der alte H. die göttliche Liebesfarbe ihnen eingeſtrichen ja als ein rechter kunſtreicher Schönfärber ihnen eingebeizt hat, daß ſie feſt ſitzt. Das Evangelium iſt den Armen und Elendigen verkündigt, und man mögte faſt glauben, es müſſe auch armſelig verkündigt werden. Aber am Ende iſt das das ganze Geheimniß, daß die armſeligen Verkündiger ſelbſt tüchtig daran glauben. Sonſt wird das harte Bohnenſtroh der Herzen durch die Flegelfälle der Worte nur zu Staub gedroſchen, den der Wind einem in die Augen weht. Paul Beck hat davon zuweilen auch eine kleine Erleuchtung aber heute war ihm der Geiſt verfinſtert und er ſchnob nichts als kalte und kluge Reden. Aber warte, Schelm! laß es nur erſt Elf und Zwölf ſchlagen, und ich will dir die Geiſter ſchon citiren.

Den 3. Auguſt. Bin ich ein Narr oder ſind es die Andern? Das iſt die Frage. Oder ſoll ich beginnen wie der alte Jud, der das Drama von Hieb und Konſorten verfaßt hat? Die armen unglücklichen Kerle! ſie ſtanden auf Hiobs Miſthaufen, auf der Aſche und Brandſtätte ſeines Glücks! Da philoſophirt ſichs ſchlecht über Gott und Vorſehung. Hätten ſie alten Burgunder getrunken, wie ich heute, ſie hätten vielleicht noch tragiſcher geredet und zugeſchlagen, aber gewiß tüchtiger, und hätten dabei doch einen fröhlicheren Gott gehabt, einen Jehova-Bacchus. Was rede ich? Das Ende vom Liede und von dem ganzen irdiſchen Bettel, der mir heute wieder mal beſonders bettelhaft erſcheint, bleibt doch: es iſt alles nur ein Plus oder Minus. Das wird mir wohl auf meine große Naſe gedrückt, je älter ich werde; und ſäße ich ſo an dem großen Brütofen aller Dinge, wenn auch nur als Verſchnittener Gottes, und lieſe gleich einem ägyptiſchen Hämmling luchſend und glurend um die Eier herum, in welchen die Keime zur Geburt zu picken beginnen, dann würde könnte und dürfte ich Manches erzählen, was ich armer Schelm jetzt leider Anſtands halber nicht darf ja mich endlich ſcheue und ſchäme mir ſelbſt zu erzählen, wie es einem zuletzt mit Dingen geht, worüber man ewig das Maul halten muß. Nein! ich bin kein Narr! und wenn ich tauſend Polizeidiener im Magen und zehntauſend im Kopfe ſitzen hätte, ich muß der Wahrheit die Ehre geben und — was die hohe und höchſte Polizei auch davon denke, es laut ausrufen, ich bin kein Narr! Denn ich fühle es, ich ſuche ohne Reu und Scheu und ohne Schaam und Gram die Wahrheit. Und daß ich die Wahrheit ſuche, das muß ich aus den Worten meines Heilands glauben, von welchen ſie mich abgefallen ſchelten, weil alles immer auf mich losfährt und losprügelt: denn er hat geſagt, daß die Wahrheit auf Erden Prügel bekommt. Dieſes arme verkümmerte und verkommene Menſchengeſchlecht kann vor lauter Anſtändigkeit und Chriſtlichkeit und Chriſtſeligkeit gar nicht mehr zum Licht der Wahrheit kommen, und ein tüchtiges ehrliches mannhaftes Wort iſt ihnen nicht wie Doktor Luther ſagt, ein beſcheidener Schlag aufs Maul, ſondern gleichſam ein Wind, ich darf nicht ſagen, aus welchem Loche, der in den Wind fährt.

Den 11. Auguſt. Brüderchen S. das Paſtörchen war da. Wir hatten geſtern in Zatel gelhombert. Heute hatte er es wohl auf hier ausgerechnet aber der Vater mogte nicht, von den Brüdern war keiner da: es fehlte der dritte Mann. Alſo ſuchten wir uns dieſen Dritten, und er hieß Langeweile. Was das für ein Jammer iſt, um ſo einen Kerl, der oft dreimal und viermal des Tages gemachte geſalbte geſchmierte Reden halten muß, predigen taufen begraben. Wir Rechtverdreher ſind gottlob und leider meiſtens auf den Gänſekiel angewieſen. Es iſt unbeſchreibliches Unglück, ſo viel reden zu müſſen, zumal für einen, welchem der Kakelriemen gut geſchnitten iſt*). Es iſt ſchrecklich, wie das Volk ſein bischen Verſtand wegſchwatzt und ſich gewöhnt leere Worte in das unendliche Weite und Leere hineinzuſchießen. Dieſe Herren Paſtöre ſind ſie doch größtentheils ganz über Einen Leiſten geſchlagen und ſchieben ſich, wenn ſie nicht weiter können, immer die Bibel unter ihren dicken Hirnſchädel, ſtatt daß ſie die Köpfe gehörig in die Bibel ſtecken und die rechte Weisheit daraus lernen ſollten, die freilich da auch nicht ohne einen herzhaften Anbiß und Einbiß herausſpringt. Ja wohl, liebe Herren, Nüſſe Nüſſe allenthalben — die Weisheit iſt eine harte Nuß, eine nux castanea in einer Igelſchale. Wir kamen heute wieder auf den Todesvogel von Karnin zu reden, der hier unter den Bauersleuten ſo viel Rumor macht, nur in den Köpfen der Paſtöre keinen

---

*) Gleichniß von kakelnden Hühnern == das ligamen linguae, welches ja zuweilen künſtlich mit dem Meſſer etwas gelöſt werden muß.

Rumor machen ſollte, und ich trieb meinen Paſtor mit ſeinen dem ſündlichen Menſchen gelegentlich und außerordentlich gegebenen göttlichen Zeichen mit den ſtachlichſten und igeligſten Reden und Gründen nach der Möglichkeit in die Enge; er aber gab mir's mit dem dicken derben Stoß wer nichts glaubt, mit dem kann man über göttliche Dinge nicht ſprechen zurück. Was hilſt es Unſereinem, ſo einem armen nackten Naturmenſchen, der nicht in der Gnade der Erleuchtung ſteht, wenn er einem ſolchen Uebergläubigen zurückgiebt, daß Gott die kleinen Zeichen natürlich gegeben hat und täglich giebt, daß ſo ein Todesvogel mit all ſeiner Weiſſagung zu den erbärmlich kleinſten Zeichen gehört, daß aber, wie geſagt, Gott dieſe kleinen täglichen und alltäglichen Zeichen natürlich giebt, damit der Menſch ſeine großen Zeichen und Gottes größtes Zeichen in ſeiner Bruſt und auf ſeiner Stirn ahnden und erkennen lerne. Hier hat nun ein altes Weib aus Redebaß erzählt, als der gottloſe Müller in Karnin krank gelegen, habe täglich und nächtlich immer eine Elſter auf ſeinem Dache hin und her gehüpft und gekrächzt, ein Hexenvogel und Satansverwandter; und alles das, um ſeine Verruchtheit und Verdammniß allen ehrlichen Chriſten zu verkündigen als eines Fluchers Säufers und ſchlechten Kirchengängers. Und ſolches Alte-Weiber-Evangelium, ſolchen Unſinn muthet mir ein proteſtantiſcher Paſtor zu, als ein außerordentliches Zeichen von Gott, einen Augenſpiegel für die Einfältigen, etwas von Gott plötzlich in die Kreatur Geblaſenes, damit allem Volk ein Zeichen gewieſen werde? So ſprach er. Ein von Gott urſprünglich in die Kreatur Gelegtes, was wie Sonne Mond und Sterne an Guten und Böſen gleiche Zeichen offenbare und gleiche Wirkungen thue, wollte er nicht gelten laſſen und ſchalt es Naſeweisheit der Ueberklugen. Ich aber nahm ihn mit meiner bischen Schulgelehrſamkeit und mit den Hühnern Elſtern und Krähen griechiſcher und römiſcher Pfaffen und mit neueren deutſchen Jägerkünſten und Hirtengeſchichten durch, wie und wo ich ſie nur aufgeſchnappt habe, und wir gingen zuletzt ſehr röthlich von Angeſicht und und faſt zornglühig aus einander, das heißt der Paſtor ſetzte ſich auf ſein Pferd und ich rauchte mein Pfeifchen unter den Linden.

Den 13. Auguſt. Das waren vergebliche Worte des Aergers über den abergläubiſchen Schwarzrock über Todesvögel und Todesriecher und Krähen Raben Meiſen und Rothkehlchen, welche wirklich mehr urſprüngliche Weisheit und prophetiſche Sehergabe in ihren Schnäbeln tragen, als der Paſtor unter ſeinem Prieſterkropf zuſammengepackt hat. Heute habe ich's mal mit der lieben Unſchuld verſucht.

Es kamen heut Nachmittag nicht weniger als ſieben Unſchuldchen aus einem barthſchen Wagen geſtiegen, NB. aus der Stadt Barth, welcher Stadt die tüchtigen Schiffer vom Dars, die ſie rekrutiren, ein hübſches ſtattliches Menſchengeſchlecht liefern. Meine Mutter kriegte mich diesmal daran; ich hatte aber den Vormittag bei Bruder Karl, dem ein paar Dutzend gute Flaſchen als Ehrengeſchenk von Stralſund ins Haus geworfen waren, burgundert und champagnert, und das war wohl mein kühner Muth: denn ich bin ſonſt immer noch ein unſchuldiger ſtiller Knab und verzweifelt linkiſch und blöd vor Unſchuldchen. Es ging in den grünen Wald, Mama mit; die alten Frauen haben eine ſonderliche Luſt, junge Leute zuſammen zu treiben. Ich war im hohen spiritus, in my buoyant spirits, voll engliſchen bachantiſchen Muthes, der feinſte spiritus ſtieß ſprudelnd bis an das Giebeldach meines Jupitertempels, und ſo ließ ich denn auch meine luſtigen Vögel pfeifen. Vögel? nein, nur die Vogelpfeife, womit die Vögelchen gelockt oder geſcheucht werden;

ich hatte von pfiffigen und verſchlagenen Vogelſtellern, von loſen Pfeifern und Fängern doch Einiges bei Gelegenheit aufgeſchnappt, auch einige Töne der ſprewitziſchen Vogelflöte. Genug, es war ein biſchen probierliche Bosheit in mir, ich pfiff; doch waren es kaum Anklänge, leiſe zarte Verklänge. Und ſiehe! von den Vögeln wurden vier Roſen und nur drei blieben Lilien. Meine Mutter ärgerte ſich des loſen und heilloſen Pfiffs und der ſchlauen Hinterliſt, wie ſie es nannte; ich ſchaute auf die drei Lilien, und ärgerte mich nicht. Aber ich bin den Abend geſcholten worden, und wie! Da war wieder Wahrheit, aber es mogte wohl die rechte nicht ſeyn; meine Mutter vertheidigte die vier Roſen mit triftigſten Gründen der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit. Da mußte ich Unerfahrner einſchenken — ſollte ich mich auf Kathrinchen berufen? Ei! ei!

Und doch war ich nach dieſem kurzen Verſuche ſehr ernſthaft und faſt ſtill und blöd, wie meine Natur iſt, und die Dirnen haben mir es auch wohl nicht ins Buch gezeichnet. Später hatte ich mit der guten Mutter noch einen mitternächtlichen Strauß, als ich mir beigehen ließ zu ſagen, daß es ſchade ſey um zwei der Lilien, daß ſie wegen nicht ſonderlicher Schönheit wohl als Lilien des Feldes verblühen würden. Sie ward im Ernſt böſe, nach Weiberart, ausbrechend, nur loſe Buben können auf ſo loſen Vogelpfeifen flöten; aber ich holte ſie herum, ſprechend, ich würde mich ſogleich und auf ewig in eine der Lilien verlieben, wenn ſie ſo ausſähe, wie ſie vor 25 Jahren ausgeſehen hätte. O Wahrheit! o Weiber! o vanitas! omnia vanitas!

Den 12. Auguſt. Nachgedanken ſind Nachtgedanken ſagt Onkel Schu., vorzüglich die Nachgedanken und Nachgefühle vergeblichen und unnützen Zanks, wo man empfindet, daß man ſich entweder gar nicht oder beſſer hätte zanken ſollen. Wie oft habe ich den tugendhaften Vorſatz gebrochen, mich mit geiſtlichen Herren niemals, mit Weibern, vollends mit der Mama, mich nimmer in Streit und Zank einzulaſſen. Denn vor dieſen beiden Tribunalen wird ein ehrlicher Kerl nie zu ſeinem Recht gelangen. Muß ich doch heute wirklich mit ſchweren düſtern Nachtgedanken beladen gehen; und iſt doch nichts als das Nachweh, die ſchwere Laſt von Nichtigkeit und Langerweile, wovon einem Herz und Schultern wehthun, wenn man dumme Geſpräche gethan oder noch dummere angehört hat. So liegt mir die Elſtergeſchichte wie Blei auf den Schultern und auch der Zank von wegen der Roſen und Lilien u. ſ. w. u. ſ. w.

Ja ſeltſam jenes Vogelkapitel, welches ich ſpäter noch mit andern Narren durchgeträſcht habe. Ich ſelbſt der Hauptnarr, denn warum bin ich nicht bei den Fröſchen und Vögeln geblieben, mit deren Bekanntſchaft ich ſchon als kleiner Junge ſo viel Ruhm einlegte? Da hätte noch ein Kerl aus mir werden können. Welche Entdeckungen und Erlauſchungen hätte ich nicht allein über das zauberhafte Geruchsorgan der Gefiederten machen können! Hiebei muß ich an den Leichenriecher in Lobeda denken, welchen die Leute in meinen thüringſchen Tagen aus der Stadt jagen wollten, weil ſeine Vogelnaſe ihn unwillkürlich hinführte, wo ein Todkranker lag. Da ſchrie man Wehe dem Hauſe, wo er ſich herumwitternd blicken ließ. Nun ja es giebt ſolche Menſchenthiere, die nur bis zu den zwei niedrigſten Sinnen, zu Naſe und Maul, gekommen ſind. Da fehlt gewöhnlich das Beſte. Auch der lobedaſche Riecher war durch ſeine hochbegabte Naſe um alle übrige Sinne gekommen, d. h. er hatte ſie nimmer gehabt. Aber ich ſchlage hier wieder die Hände zuſammen und rufe gegen meinen frommen Herrn Paſtor: O du tiefe verborgene Weisheit Gottes, die du mir das feine Schmeckmaul gegeben! Ja ich will Gott, ubi venter bene satur, auf den Knieen danken, — meine liebe Mutter ſagt immer, ich bete nicht genug — daß er mir die unbezahlbare Freudenritze zwiſchen dem Bart in die Fratze geſpaltet und den Kehlenſinn ſo ausgezeichnet in mir entwickelt hat. Wenigſtens will ich mich des Ruhmes nicht übermüthig loben, daß ich proprio ingenio et labore viel zu ſeiner Entwickelung und Ausbildung beigetragen; auch mögte mein Papa gegen dieſes Selbſtlob beiläufig einige Einwendungen beibringen. Aber denkt euch, welch ein Jammer, wenn dieſer niedrigſte Führer durch das Labyrinth dieſer mondumdämmerten Niederwelt uns fehlte! Bliebe da zwiſchen dem zu Tode Hungern und ſich zu Tode Ueberfüllen eine Mitte? Alſo bete und danke, daß du dieſes kleinſte Große haſt, und laß dich von den Wundergeſprächen und Wunderpredigten der Schwarzröcke nicht auf den Holzweg locken. Dies erinnert mich an eine Narrenpredigt meines Intimi des Paſtors zu Dorndorf, wo ich aus Langerweile einmal mit in die Kirche ging. Er predigte von dem Reichthum des Frühlings von Blüthenpracht und Fülle der Früchte, und doch wie viele Blüthen umſonſt blühen und fruchtlos abfallen müßten, damit der Baum nicht breche. Nun plagte ihn der Teufel, und er kam auch zu den Thiergeſchlechtern, wo es ſich mit den Blüthen und ihrer Lieblichkeit in der Vergänglichkeit etwas anders geſtaltet, und ward faſt zu ſpät inne, daß er ſich ein wenig über einem Abgrund verſtiegen hatte, wo es der Betrachtung ſchwindelt, wann ſie nicht unter vier oder, genauer zu reden, über zwei Augen angeſtellt wird — und ich ſah die Weiber ſchon ſchmunzeln und die rothbackigen Burſchen lachen. O erbarme dich über ſie! ſie wiſſen nicht was ſie thun.

Den 17. Auguſt. Es hat Tanz und Muſik im Hauſe gegeben wie in alten Tagen, Bruder Karl und Lorenz Vertänzer; ich habe ſo mitgaloppirt. Hübſche Dirnen wohl an ein Dutzend aus Stralſund, aus Barth, die Bartherinnen von feinſten Füßen und dem durchſichtigſten Roſenblute, ächte Merinos. Ich war ein Stock, hab' es faſt gemacht wie Meiſter Mirk, die Dirnen kaum ordentlich angeſehen. Langweilig aber iſt's, wie die alten Weiber einen angucken, und worauf? Ja, wenn ich das wüßte! Selbſt die Mutter und Tante Sofie, die doch ſo kreuzbrave und auch ſo fromme tugendſame und ſittſame Weiber ſind, ſchießen auf mich armen Junggeſellen oft mit ſo ſcharfen ſpionirlichen Augen, als wenn ſie in mein Herz hineinbohren oder irgend ein Geheimniß da herausbohren wollten. Hol' der Teufel alle alten Weiber mit ihrem Gimpel, Junggeſellen verkuppeln zu wollen!

Ja, es iſt eine philiſtröſe, nein, die allerphiliſterigſte Zeit, die ich in meinem Leben durchgelebt habe. Ich verzweiſle daß ich mich noch jemals wieder verlieben kann, es ſey denn wie die Sperlinge auf ein paar Tage im Maimonat. Pfui dich des loſen Scherzes, ehrſamer examinirter, bald hätte ich geſagt graduirter Sachwalt am höchſten Landesgericht, der du bald vielleicht als Protokollſekretär Gerichtsſekretär vielleicht gar als Bürgermeiſter mit ehrbaren Gebärden und ehrbarem Herzen den Leuten voranſchreiten ſollſt! Aber kann ich's ändern? Nichts verfluchter als ſo ein ſchwebender unbeſtimmter Zuſtand. Nun wird ſchon viele Monate berathen, was ich thun und werden ſoll, in welcher Stadt welchem Städtchen meinethalben Flecken ich meinen Advokatenſchreibtiſch aufſchlagen ſoll. Da giebts Geſchwätze hin und her ſtreitende Meinungen verdrießliche Geſichter unangenehme Erinnerungen, ſo daß mir oft zu Muthe iſt, als könnte ich mir nichts dir nichts mit meinem Jochen Eigen tauſchen und meine zwei Ochſen vor den Pflug ſchirren.

Den 28. Auguſt. Das Leben iſt ein verdrüßliches und oft ein überdrüßliches Ding. Das ſpür' ich jeden Tag an mir, und heut iſt wieder der Teufel los. Wenn die guten Leute, ja die guten Menſchen — denn ſie ſind wirklich mehr als bloße Leute — die mich ſo verwundert anſehen, wenn die guten Leute salva venia, die mich ſo vertrackt anſehen, nur wüßten, welch ein armes Thier auf dürrer Haide ein ſpekulirendes Vieh iſt. Denn ſpekulirend bin ich einmal, obgleich ſie mir das nicht abſehen können, da ich mich ſtummer und oft gleichgültiger Gebärden befleißige oder vielmehr nicht befleißige, denn Gott hat ſie mir ſo zugeſchnitten. Gebärden machen Männchen machen großes Maul machen, wie unſre geſalbten überfließenden Pfaffen und Theologiae Candidati, das kann ich nicht, das will ich nicht, ſagt Jungfer Engel, wenn man ihr räth, Sonntags den weißen Rock ſtatt des ſchwarzen anzuziehen. Es mag — Gott ſey bei uns! — zuletzt wirklich nur auf die Farbe ankommen, und ich, den ſie weiland, als ich vierzehn Jahr alt war, ſo fix ſchalten, bin endlich ein fixer Narr, daß ich den bunten Lakaienrock dieſer Welt nicht tragen mag. Das ſchilt auch mein Vater zuweilen an mir, der ſonſt, unter uns geſagt, der geduldigſte und hoffnungsreichſte iſt und kein Mäkler in kleinen Geſchäften: Wart nur, Fritz, ſie werden dich ſchon einkleiden und einſchirren. Sapperment! alſo ein Pferd werden oder gar ein Eſel? Das muß ich ſchon glauben, wenn es ein ſolcher Ehrenmann ſagt. Zuweilen dünkt's mich, als wiehere ich ſelbſt ſchon nach dem Stall und der Anſchirrung; oder gilt es nur Miſthaufen und Diſtelfeldern und dem Müllerſack? Auch gut: da giebt es doch nur ſtille Prügel. Hier wehen aber leider die Winde durch und gegen einander, und gar nicht bloß über meinen Kopf hin, und die Mutter deutet wohl an, wenn ich die ſchönen Tage ſo fortſchlingele und hinträume, daß ich verliebt ſeyn müſſe.

Die Weiber wiſſen doch alles aus Erfahrung oder a priori wie Eſther und Rebecca; ſie wiſſen wohl, daß die glänzendſte Liebe die iſt, wo man in nichts verliebt iſt und mit Veilchen und Mondſtralen ſpielen und liebäugeln muß. Könnte ich das nur!

O welch ein Narr! rief König Nebukadnezar, NB. nachdem er wirklich ein Narr geworden und Heu fraß und Kühe beſprang — und ſchlug eine Fliege todt, und meinte einem Löwen den Reſt zu geben.

Den 3. September. Onkel Schu., o der prächtige Herr Onkel! der bringt mal Wind in die Windſtille unſers Hauſes — unvernünftigen Streit, ſagt der Vater; aber was fang' ich mit dem vernünftigen Streit an? denn ich ſchreie wie ein Hirſch, den nach friſchem Waſſer dürſtet: Feuerſteine her! ſonſt verroſtet mein bischen Stal ganz. Wirklich das iſt ein prächtiger Herr Onkel, und wenn er mich auch für einen pöbeliſchen und plebeiſchen Kerl hält — für einen Bauerjungen meint er wohl, aber ſagt es nicht — ſo zapft er doch gern aus meinem Faſſe. Wir ſtritten heute über Herrn Dürval Msr. de Durval Marquis de Durval Seligen und beiläufig oder vielmehr einläufig — denn die verſchiedenſten Waſſer laufen in unſerm Zank immer zu einem dicken Strom zuſammen — über Reiten ſilberne Sporen und Tanzen. Solche hohe ritterliche Dinge fliegen bei ihm immer durch einander. Es gab hier in der Nachbarſchaft geſtern Abend ſchmucke Dirnen guten Wein und nur Eine ſchlechte Geige; doch luſtigen Tanz. Ich weiß nicht, wie mich der Teufel geplagt hat und wie ich in den Ringeltanz hineingewirbelt bin, aber Herr Onkel und die Mama haben meine hübſche grade Aufſtellung und die leichten und anmuthigen Bewegungen meiner feinen Füße und ſtattlichen Lenden gelobt und daß ich mich ſchon würdig bewegen und tragen könnte, wenn ich nur wollte und dann ſind ſie mit dem alten Dürval auf den Plan getreten und wie er mich, ſeinen fünfzehnjährigen Schüler, in alten Tagen vor allen Andern als einen beſten Tänzer herausgeſtrichen habe.

O Herr Dürval und Jahr 1788! welche Zeiten! welche Hoffnungen! welche leichte Füße! Großer Fritz, und als du im Herbſt 1788 zum Sunde in die Schule geſchickt wurdeſt und Billard ſpielen und Taback rauchen und Dragonerſtiefeln und Sporen tragen und gelbe kaſimirne Hoſen ſtramm aufziehen lernteſt und die Weiber und Mädchen deine Stattlichkeit und deine tapfre Naſe mit gnädigem Lächeln muſterten — o das waren Zeiten! und ſchämen magſt du dich, daß du dein Glück damals eben ſo wenig gepackt haſt, als du deine gegenwärtige Fortuna, die freilich auf viel geſchwinderer Kugel vorbeibrauſt, zu packen verſtehſt. Genug Herr Dürval war und gab heute das Thema der Unterhaltung. Ich erinnere mich noch, wie der alte Menſch von Stralſund auf einem ſchlechten Leiterwagen, doch einem geſchwinden Viergeſpann, auf den Hof gefahren kam und dann ins Haus geführt wurde und wie ihm im pommerſchen Aprilmonate ſchauderte. Ein leichtes Röckchen dünnes abgeſchliſſenes Ueberröckchen Schuh und Strümpfe, weiße dünne baumwollene Strümpfe — anders ging der Herr Tanzmeiſter nie — hohes Toupet wohl gepudert, vom Winde wenig entpudert, ſo trat er mit leichtem vornehmen Anſtand in die Pachter-Familie, die dicken Jungen und Dirnen hüpfen und ſpringen zu lehren. Wer war er denn? oder vielmehr: wer iſt der Herr Dürval? flüſterte alles und auch wir und Herr Kandidat Hahn: „wer iſt er, der ſo hochbrüſtig und ſo vornehm „auftritt und ſeine ſilberne Tabaksdoſe mit ſo freundlicher „und zarter Wohlanſtändigkeit herumreicht? Wir flüſterten, er ließ ſich nicht lange fragen, und den folgenden Tag hatten wir's ſchon weg, daß er wegen einer affaire d'honneur aus ſeinem Vaterlande habe flüchten müſſen, daß ein Duc aus einer der erſten franzöſiſchen Familien ihm einen böſen Handel gemacht, daß er un état de dix mille francs de rente habe hinter ſich laſſen müſſen. Das war er und ſo mußte er ſich zu haben, daß man den armen ausgehungerten Gauch für einen Herrn im Hauſe nehmen und Hut in der Hand mit ihm ſprechen mußte. Den Spiegel jener Tage hielt mir nun Herr Onkel vor die Naſe und wie weit ich von dem Tanzboden aus andere Höhen hätte erſpringen und zu welcher Manierlichkeit und Feinheit ich es hätte bringen können, wenn ich in den Fußſtapfen, worein Herr Dürval mich geſtellt, auch nur leiſe fortgegangen wäre; wie Solches zum Fortkommen in dieſer ſchlechten Welt gewaltig ſey, und dergleichen hübſche Moralien mehr, und daß ich all ſolche Feinheit verſäumt und unter die Füße getreten habe und täglich mehr unter die Füße trete. In dieſer Weiſe kamen wir in der Hitze des Streits ſo weit, daß er endlich aus dem völlig entgegengeſetzten Winde blies, als woraus er begonnen, und er mir die Franzoſen, die der alte wackre Kerl ſonſt gut deutſch haßt, als feine Sittenſpiegel vorhielt, wo ich ihn denn mit altſtudentiſcher Pomadigkeit tapfer hin und her fuchteln ließ und ſelbſt ſeine Hauptſtreiche ſo ſchwach abſchlug, daß er grimmig ward, weil er mich nicht in Zorn ſetzen konnte; denn tüchtigen zornigen Streit muß er haben. Ich machte mir den köſtlichen Spaß, da er auf die Franzoſenſeite übergelaufen war, ihm ſeine hohlköpfigſten Bekannten, den Junker K. von P. und L. von N. mit ihrem ritterlichen Tanzen Jagen Pferdetummeln u. ſ. w. entgegenzuhalten und den kühnen und gegen mich ſelbſt etwas frechen Satz vorzuſchieben, daß man ſolche feine und vornehme Dinge nicht lernen könne, daß man durch mehrere Zeugungen zierlich fein nichtig und junkeriſch durchgelaufen ſeyn müſſe, um das von Natur zu haben, wie der Hühnerhund zuletzt den kurzen Schwanz; ſelbſt er mit ſeiner feinen ſchlanken Geſtalt und all ſeiner reiterlichen und roßlichen Tummelhaftigkeit werde da kaum an den dummſten Junker reichen. Das ſey eine angeborne Gabe, welche wir aus dem kleinen Volke Gezeugten ſelten erreichen. So machte ich den Alten recht bös, und das war wohl nicht recht. Denn er bildet ſich auf ſeine wirklich ſchöne Männergeſtalt und auf die leichte Schwunghaftigkeit ſeiner Glieder nicht ein kleines Stück ein. Indeſſen ich bedurfte mich mal auszuſchütten, und es dient, wie er ſelbſt von ſich ſagt, zu ſeiner Geſundheit, daß die Windflügel ſeines Zornes zuweilen aufgeregt werden. Und ſo iſt es uns beiden denn auch wohl bekommen. Der gute Onkel Schu., wie iſt er doch ſo ganz anders als ſeine viel ernſthafteren und zäheren Schweſtern, und wie freundlich nach einem ſolchen Kampf auf Leben und Tod gegen ſeinen Feind! Er ſcheint in ihm ſeinen Wohlthäter zu erkennen.

Den 10. September. Nüſſe pflücken im Buſch an der alten Burg, wieder einige hübſche Kinder aus Barth. Die Schweſter und der milde Sonnenſchein und weil ich gern Nüſſe pflücke und knacke haben mich mitgelockt. Weiter nichts. Es waren auch andere Burſchen und Bürſchlein mit, habe auch einiges andere Pflücken gemerkt. Iſt mir kaum etwas dabei eingefallen. O alter großer Fritz, biſt du todt oder machen die guten Tage dir ſolche verworfene Langeweile?

Die ſchönen Kinder ſind weg und Paſtor Dankwardt iſt gekommen. Wollen ſehen.

Den 12. September. Ein paar frohe und luſtige Tage mit meinem kleinen Herrn Paſtor. Das iſt nun freilich kein Abraham a ſankta Klara, aber man ſteht doch ſtill vor einem ſolchen ordentlichen Mann, der Gottes Wort nicht allein im Maule ſondern auch im Leibe hat. Meine liebe Mutter meint leider von mir, daß ich es weder auf den Lippen noch in dem Herzen habe; aber wenn nicht im Herzen, irgendwo im Leibe muß mir doch noch ein tantillum davon ſitzen. Denn habe ich vor meinem kleinen Herrn Dankwardt nicht noch ein bischen von dem, was die Leute Reſpekt nennen? und wahrhaftig nicht aus unſerm Grabitzer Backhauſe her. Dieſe Leute aus der alten Zeit — ſie ſind im Grunde nur funfzehn Jahre älter als wir — haben etwas Gewiſſes, was den Jüngeren fehlt; ſie gehen friſch und mit natürlicher Sprache und mit natürlichen Mitteln ins Zeug, ſie haben das, was die Menſchen jetzt mit einem vornehmen Wort Unmittelbarkeit des Daſeyns nennen. Ich kenne ja meine Kameraden X. Y. Z. die jungen Theologophilosophi und Philosophotheologi, die mit mir in Jena hauſirten und philoſophirten, die auch länger und geduldiger als ich bei der Philoſophie ausgehalten haben. Die armen Kerle ſind winddünn, wie Johann Geeſe von gewiſſen Bäumen zu ſagen pflegt, ſie wiſſen alles und können nichts. Ich mögte, wenn ich ſie betrachte, mit dem Phariſäer im Evangelium ausrufen: Gottlob, daß ich ſo ſchlenderhaft und kollegienfaul geweſen bin!

Ich habe nun mit meinem kleinen Präceptor die alte Zeit durchphiloſophirt, als wir noch in die Lau*) Vogelſtellen am Strande baden auf den Wieſen Burrhähne**) bei Frau Klickow in Drammendorf dicke mit Käſe belegte Butterbröde fangen gingen, als auf dem Tannenberg unſrer Vogelſtange und an den hohen Sandbergen vor Rambin das Licht von Grabitz noch oſſianiſch aufleuchtete. Der alte gute Menſch war gar lieb und hat mir meine Jungenſchelmſtücke lange vergeben, ja wir haben über unſre Verſemacherei und Verſehändel recht aus vollem Herzen gelacht und die alten vergeſſenen Reime wieder ans Tageslicht gebracht. Er war, wie es den jungen Leuten auch jetzt noch geht, in jenen fröhlichen 1780er Jahren bis an die Ohren verliebt, und zwar in unſre damals ſehr hübſche Muhme Johanne zu Poſewald, wohin er mit mir und Moritz oft die Sonnabendnachmittage trabte. Da fielen Reime und Verslein, verliebte und patriotiſche von der gewaltigen Deutſchheit Klopſtocks und Stollbergs. Er hatte ein Liedchen auf die Johanne gemacht und Herr Kandidat Schumann in Götemitz hatte ein Bildchen dazu auf Seide gemalt: Eine hübſche runde Dirne mit Poſchen und dreiſtockigem Kopfzeug unter einem blühenden Baum hingelagert, auf welchem einige Vöglein ſich zu erluſtigen ſchienen, und ein Jüngling mit einem ſpaniſchen Rohr und abgezogenen Hut in Begleitung eines Hündleins, dem Symbol der Treue, beide ſich vor ihr verneigend und wedelnd — nämlich der Jüngling verneigte ſich und der Hund wedelte. Ueber dem Ganzen mit ſchwarzer Tuſche im goldenen Rade die Anfangszeilen des Liedes:

---

*) Wäldchen bei Grabitz.

**) Streithähne, eine Art Schnepfen.

Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir mein Mädchen nicht wach.

Ich Schelm hatte mir dieſe Verſe gemerkt und ſie parodirt. Ich meine, ſo war ungefähr ihr Anfang:

Wache, Mädchen, erwach!
Nachtigall rufet Ach! Ach!
Ach! Ach! ſeufzet der Hain —
Wache! und wirſt du nicht mein,
Werd ich zum Quell und zum Bach,
Wie dem Narciſſus geſchach.

Er hatte meine Verslein geſehen und verſtanden; er nannte es dummes Zeug, da er ſonſt meine Witze zu loben pflegte.

Schlimmer aber war's mir mit einem ſeiner gewaltigen Schubartſchen Freiheitslieder gegangen. Er las eines derſelben der Mutter vor. Es begann mit den donnergepolterten Worten: Kettengeraſſel, Kettengeraſſel, mir ein hölliſcher Ton; welches ich flugs ſo umgeſetzt hatte: Welch ein Gepraſſel! welch ein Geraſſel! Grazien und Muſen entflohn. Ich und klein Fritz hatten dieſen Spaß noch weiter ausgebrütet und ausgeſponnen, indem wir alle Reime in deutſcher Sprache von Naſſel bis Kaſſel durchjagten. · Und dies hatte er ſo übel genommen, daß er ſelbſt unſre Wechſelgeſänge über Hähne und Tauben, welche ihm ſonſt baß zu behagen pflegten, jener Zeit nicht mehr anhören wollte.

Dies waren Jungenſchalkſtreiche, welche ich in Stralſund in luſtiger Laune einige Jahre ſo fortgetrieben habe. Nun ſage ich transeant cum caeteris! Ich erinnere mich noch eines Scherzes, welcher, wenn nicht blutige, doch hölzerne und prügelige Folgen hatte. Es war ein neuer franzöſiſcher Sprachmeiſter aus Hamburg bei'm Gymnaſium angeſtellt, Namens Herr Haas. Dieſer zeigte ſich bald als ein gewaltiger und allzeit fertiger Gelegenheitsdichter, der die ſundiſchen Weltbegebenheiten und die ſchwediſchen Schlachten und Siege in Finnland beſang und an einem andern Winkellitteraten und Poeten Namens Paſtor einen Nebenbuhler hatte. Dieſe apolliſchen Kämpfer trabten auf ihren Bucephalen und Roſinanten oft auf das grimmigſte gegen einander und brachen poetiſche Lanzen, und das liebe Publikum nahm dann nach Belieben auf verſchiedenen Seiten Parthei. Ich hatte den Beiden bald ihre Manier abgelauſcht und fiel dann zuweilen wie ein dritter Unbekannter dazwiſchen, und dichtete meiſtens in dem hochfliegenden und bombaſtiſchen Sinn des Hamburgers.

Nun hatte ſich das wichtige Neue begeben, daß ein ſehr reicher und ſehr hübſcher und ſehr fetter Schneideraltermann, Herr Kühn, bei dem Schützenfeſte ſich die Königskrone erſchoſſen hatte. Der Hamburger, ſein Tiſch- und Haus-Freund, hatte ihn auf das glorreichſte beſungen. Da kitzelte es mich, parodirend ein Gegenlied im Paſtorſchen Stil zu ſingen und durch einige Kunden, als habe Paſtor es ausgekläckt, es unter die Leute laufen zu laſſen. Der erſte Vers ſtehe hier aus dem Gedächtniß:

O Kühn, du kühner Kühn, der Nadelſpitz und Degen
Muſket und Feuerrohr geſchickt weiß zu bewegen,
Du Sundias Heldenkind voll Kraft und Muth und Witz,
Gewiß du ſtahleſt einſt dem Jupiter den Blitz.

Hierüber hatte der Hamburger ſich in einen wüthenden Zorn verlaufen und den Paſtor als den vermeinten Verfaſſer von der Kegelbahn weggeprügelt. Das hatte Geſchichten vor Richter und Rath gegeben. Ich aber erſchrak ein bischen ob den gewaltigen Schlägen und Streichen meiner Muſe und hielt hinfort meine Pfeife mehr im Sack. Denn ich hatte früher auch ſchon Kriegs- und Sieges-Lieder in Paſtorſcher Manier umherfliegen laſſen.

Doch dies beiläufig. Wir lachten jetzt über alte Kinder- und Knaben-Geſchichten und für mich hat's einmal ein paar fröhliche Tage gegeben, da auch Vater und Mutter bei dieſer Gelegenheit manche Grabitziana wieder aufgeweckt haben. Indeſſen, indeſſen — man lacht wohl, und doch ſitzt einem bei ſolchen Erinnerungen das Weinen oft näher als das Lachen. Es iſt ſo ein eignes beſonderes Ding um die Kindheit. Wenn ich nur wieder wüßte, was ich gewußt habe! Es iſt nicht die Unſchuld oder ſo ein Ding.

was die weiſen Narren oder die närriſchen Weiſen ſo nennen. Es iſt ganz etwas Anderes, aber, wie geſagt, wenn ich es nur wieder wüßte! So deckt das Leben das Leben zu, die Statuen und Bilder der ſchönen Vergangenheit liegen unter dem Schutt der Jahre begraben. Wenn nur unſre dummen Streiche und Thorenſtreiche auch verſchüttet würden! Aber da hat ſich's. Die Spitzbuben ſpielen einem die alten Geſchichten ſelbſt in Träumen vor.

Doch Adjes, mein lieber Herr Dankwardt! Auf Rügen ſehen wir uns mal wieder. Es iſt nun beſchloſſen, der junge Advocatus bubulcus will ſeinen Stall in Bergen aufſchlagen.

Polluce und Ich,

oder

verſchiedenes Glück.[*]

Der Hahn hat getreten,
Das Huhn hat gekakelt,
Der Sperling ſpektakelt
Mit krauſem Geſchrei,
Und ich ſchau die Unſchuld
Der muthigen Triebe
Die Unſchuld der Liebe —
Was thu' ich dabei?

Ich nehme den Knüppel
Und rufe Polluce!
Und prima sub luce
Hinaus in das Feld,
Mit wilden Gedanken
Durch Büſche und Haine,
Als wäre mir eine
Beſcherung beſtellt.

---

*) Aus dem Jahre 1798 oder 99.

Unglücklicher Jäger!
Polluce hat funden
Das punctum der Stunden,
Ich lief als ein Tropf
Die Beine mir müde.
Froh ſchnarcht mein Polluce,
Ich zieh die Kapuze
Des Schlafs über'n Kopf.

Den 20. Septbr. Ja wer nur erſt angeſchirrt wäre! meinethalben geſattelt und mit einem Packſattel. Es iſt doch wahr, der Menſch muß etwas Beſtimmtes wollen und thün, wenn ihm die erſten 25 über den Kopf hingeflogen ſind. Wenn es ein buntes Blumenfeld der Luſt giebt für die liebe Jugend, ſo giebt es auch ein viel bunteres Blumenfeld der Unluſt, ohne Steg und Weg ohne Mauer und Gehäge, ſo weit und breit, daß man ſich bei jedem Schritt verläuft und über dem vielen Umherlaufen zuletzt den ſchönſten Blumen vorbeiläuft. Mein geſtriger Vormittag: Lange geſchlafen, Glock Neun den Sand aus den Augen gerieben, als die Ochſen und Menſchen von der erſten Schicht lange vom Felde waren, dann Kaffee und ein Pfeifchen, ferner eine halbe Stunde Naturgeſchichte getrieben, d. h. Tauben und Sperlinge beobachtet und wie das luſtige Vieh ſeine Liebſchaften macht — hat mich diesmal mit keinen ſündlichen Gedanken angeblaſen — endlich im Ovidius geleſen, und zwar erleſene Stücke ſeiner berühmten Verwandlungen, Pyramus und Thiöbe Orpheus und Eurydice, lauter Ernſthaftes Tragiſches, keine Verführung. Endlich zwiſchen Zwölf und Ein ſchlug ein tüchtiges Mittagseſſen, u. A. ein paar Stoppelgänſe, durch ſeine Standfeſtigkeit alles völlig nieder, was ſich ſperlingiſch oder ovidiſch hätte einniſten wollen.

So war die Hälfte des Tages ganz moraliſch ja moraliſch gut verlebt. Aber der Nachmittag? Da kommen ein paar Döhns und ein Paſtor und — es mußte Karte geſpielt werden, ich mußte natürlich verlieren. Gott beſſer's und ſtärke meine guten ſchwachen Vorſätze! Ich muß fort von hier und von allen witzloſen liſtigen Geſellen, ſonſt wird mein Kopf leer wie mein Beutel. Amen! Was ein Narr doch bei ſolchem Schluß denkt?

Den 7. Oktober. Bin ein acht Tage bei meinem guten alten Dankwardt geweſen, der mir den Titum Livium und ſeine Decades weiland zu ſhakeſpeariſchen Dramen hat verarbeiten geholfen. Bin einmal wirklich wieder recht vergnügt geweſen, nicht auf eine gemeine Weiſe ſondern auf eine gewöhnliche Weiſe. O ſelige Mittelſtraße des Lebens! beißen denn die Erſten und die Letzten immer die Hunde? Und doch lüge ich, mein alter Poet iſt noch lebendig, der mir auf den Höhen von Rambin (ich meine die berühmten Sandgruben vor Rambin, aus welchen ich die Kirche oft recht wehmüthig angeſchaut hebe, wann ich Sonntagsnachmittags ins Examen wandern ſollte, und recht frohmüthig, wenn es von da nach Götemitz oder nach Drammendorf zur Frau Klickow und zu ihren Aepfeln und Butterbröden ging) genug, der mir, um wieder auf meine Rede zu kommen, auf den Höhen von Rambin und auf dem Bakenberg ſein *Gott zündet alle Sonnen* und ſein oſſianiſches *Stern der dämmernden Nacht, ſchon funkelſt du im Weſten* aus dem Werther im verliebten Entzücken oft vordeklamirt, und Klopſtocks *Selma und Selmar* vorgeſummt hat; denn ſingen konnte er noch weniger als ich. Der alte Poet iſt noch lebendig und unverbauert und unverhimmelt und gleich vielen ſeiner ſchwarzen Amtsbrüder kein frömmelnder augenblinzelnder Kater, der mit leiſen Füßen um den heißen Brei des Lebens herumſchleicht. Es iſt ein ganzes Kerlchen, weil er ganz iſt, weil er ehrlich iſt, weil er vor den Leuten nimmer mehr weiß, als was er weiß. Wir ſpielten wir ſcherzten wir ſpaßten ja wir haſelirten, wie man hier zu Lande pflegt. Selbſt in Reimen haben wir gehaſelt und geeſelt, ich habe Buridans Eſel vorgeritten. Gute Bolen Punſch guter Taback luſtige Schiffskapitäne, welche dem Herrn Paſtor die Zuthaten zum Punſch ins Haus tragen und natürlich auch mit austrinken helfen. Wir haben gewöhnlich gelebt, es iſt wahr, und doch iſt's mir bis ins Herz hineingeſchwollen, weil ich die nackte Weisheit auf der Straße liebe und eben nur mit ihren Bekennern verkehren ſollte. Ja es iſt des Teufels, was ſich hier alles in mir geregt und gerührt hat. Ich könnte darüber ſelbſt wieder anfangen ein Poet zu werden; aber das iſt vorbei, und dies Gefühl hat mir die Augen mit naſſen Erinnerungen gefüllt, indem ich die Kehle mit anderm Naß füllte. O si quis mihi priscos referat annos!

Das ſey! davon genug. Auch naturkundiſche Wanderungen haben wir gemacht im Walde und am Strande: Pflanzen Käfer Muſcheln, alte Jugendliebſchaft. Bewundernd aber bin ich vor einem philoſoſophiſchen Stoiker ſtehen geblieben und habe ihn oft mit Erſtaunen betrachtet, vor dem Herrn Schuhu, Gott ſey bei uns! der 14 Tage hungern und durſten und dann wieder für drei Wochen freſſen kann. Ich merke und bemerke doch oft, daß es viele begabtere und vorzüglichere Geſchöpfe giebt als der Menſch. So lange von den gemeinſten Bedürfniſſen und Trieben erlöſt ſeyn und in geſchloſſener Ruhe des Geiſtes ſtill für ſich ſpekuliren können, wie dieſer Waldkönig der Vögel Minervens. Ich habe das früher auch wohl abwechſelnd verſucht in meinen philoſophiſchen Tagen von Jena, aber es doch nicht über 48 Stunden gebracht, NB: auch nur, wenn ich den Katzenjammer hatte. Kleine Zahl, und das Facit: der Menſch iſt ein Niſcht, wie Sprewitz zu ſagen pflegte, wenn er das Nichtlich hinabgurgelte.

Ernſthaft geredet, ich ſehne mich nach Tugend, wenn ich ſo einen ordentlichen und auch glücklichen kleinen Mann ſehe, der ſein Pfündchen ſo wohl anzulegen verſteht. Was ſoll ich rabula mir aus ſolchem Anblick nehmen, ich causarum patronus et rabula, der das Handwerk bisher nur im passivo getrieben hat, d. h. meines Vaters Beutel leer zu rapſen? Denn von dem Wort rapſen kommt der Name rabula offenbar her; was auch rabo rabis rabimus dagegen ſagen, ich muß es von rapere ableiten. Und iſt die Ableitung richtig, o wie wird meine Advokatentugend ſtranden! Es wird wohl im passivo bleiben. Auch gut, ſagt Jungfer Derthe, wann Hans das Schneiderzeichen ſucht. Bleib' ich nur ganz, wie Gott mich geprädeſtinirt hat.

NB. Der Schulz hatte prächtigen Aal gefangen und brachte dem Herrn Paſtor einen Korb voll. Bei der Gelegenheit habe ich viel über Aalwanderungen gelernt und wie dieſe ſchlüpfrigen und lüſternen Amphibien Nachts in die Erbſenfelder durchs Gras hingleiten und ſich mit Schlangen paaren, und andere Incredibilia naturae. Wär' ich doch ein ſo natürlicher Phyſikus als der wackere Dorfſchulz, mit ſolchen Aalfängen und Weiberfängen! denn er hat die hübſcheſte gradbeinigte hohe roſenwangige Frau.

Träume der Vergangenheit, Narrheiten des Augenblicks, all unſer bischen kurzes Menſchending.

Buridans Eſel.

Und Buridan nahm ſein Eſelein
Und zwei gleiche Bündel Heu
Und ſtellte das Vieh in die Mitte hinein
Und flüſterte ſchelmiſch dabei
Seine innerlichſten Gedanken:
Nein, Grauchen, du wirſt mir nicht wanken,
Das ſagt mir die Philoſophei.

Und dem Eſelein ſpielte der duftige Hauch
Um die Naſe gar lieblich und fein,
Bald flog links bald flog rechts ihm das lüſterne Aug.
Doch mußt' er ſtehen in hungernder Pein,
Mußte ſtehen und durfte nicht wanken,
Verklärend des Meiſters Gedanken;
Die Wahrheit beſiegend den Schein.

Und er ſtand und er ſtand, bis er nicht mehr ſtand,
Im Ueberfluß litt er die Noth,
Zwiſchen des gleichen Zuges Zauber gebannt,
Das Eſelein hungerte todt,
Und der Meiſter rief: Ewige Gedanken,
Könntet jemals ihr wechſeln und wanken,
Wo bliebe Geſetz und Gebot?

Dies Geſchichtchen iſt alt und wird immer jung.
Kathrinchen, Margrethchen, ihr Zwei,
Wohl kennt ihr der Bündel Bezauberung
Und ich ſteh der Eſel dabei,
Stehe mitten im zaubriſchen Ringe,
Verklärend das Urrecht der Dinge
Und Buridans Philoſophei.

Den 13. Oktober. Warum hat mich Gott doch hier in dies ſchlechte harte kalte Jahr fallen laſſen? Alles heult klagt flucht, nur mein Vater meint, man muß doch immer danken und beten. Ich denke auch ſo, aber er hängt mir ſeinen Geldbeutel zu hoch, oder vielmehr, er klopft ihn vor mir aus und ruft: ſchau, Sohn, und nimm dir! Und wahrlich mager iſt das Jahr, und Viele hat er, die auf ſeines Beutels Troſt blicken; und was ſoll ich antworten, wenn er mir ſagt: 60 Kühe verbrannt, und das letzte Korn auf dem Schwat im Felde verfault, und ich ſetze dieſes Jahr 3000 Thaler zu? Der gute Mann hat mir wirklich mein leichtes Gewiſſen zerſtoßen, als ich ſeinen Beutel wieder anzuſtoßen meinte, und auch die Mutter zuckt bei dem ewigen Regen die Achſeln.

Doch Glück! ſeit einigen Wochen iſt ja alles fertig und richtig, und ich laſſe mir eine Wohnung in Bergen beſtellen im Lande meiner Väter, wo die ſtillen alten Bauren ungewußt begraben liegen. Ich bin faſt ſchwermüthig und melancholiſch, ach! wohl nicht in rechter chriſtlicher Reue über die Sünden der Welt, über den Regen als Sündenſtrafe, über die dunkeln Stirnen der Aeltern, welche ich bis jetzt auch durch keine ſonderlichen Sonnenſtralen der Jugend erhellt habe. Mich überfällt gar Vieles, und ich brauche heut keine Zwiebeln und Mährrettig zu eſſen, damit mir die Augen übergehen. Ich habe mich nun beinahe ein Jahr hier wieder eingelebt und eingewärmt an dem häuslichen Herd und den häuslichen Herzen, mehr als die Leichten mir Leichtem zutrauen. Und nun doch für immer hinaus, ein expulsus und emancipatus, ein Menſch meiner eignen Hand und Gewalt. Hätte nimmer geglaubt, daß der Strick, den ich fahren laſſen ſoll, mir ſo durch die Seele ſchnurren würde. O ich bin ein rechter Schlingel, deſſen einziger Fehler iſt, daß er ein zu weiches und wächſernes Herz hat. Die alte Tante hat mir's wohl abgeſehen, denn ſie ſpricht weiſſagend: Fritz, du thuſt wohl ſo trotzig, aber du kommſt doch einmal unter den Pantoffel. — Glück, Freiheit, Pantoffel welch Galimathias!

„Seele des Menſchen wohl gleichſt du dem Waſſer.“

Dem kleinen Fritz zu ſeinem zwölften Geburtstage à la Magno Cavallo.

(Dieſes Gedichtchen, welches ich auf einem vergelbten zerriſſenen Blatte fand, muß von 1788 oder 1789 ſeyn, wo Magno Cavallo, ein wunderlicher mit vielen Orden und andern Seltſamkeiten behangener Abentheurer, der in Barth und Kentz lebte und unſer Löbnitz oft beſuchte und ſich dann mit Fritz im Verſemachen übte, als Dichter in italiäniſcher und deutſcher Sprache damals bei uns in Blüthe ſtand. Wahrſcheinlich ein Mönch aus den Gränzen Deutſchlands und Oberitaliens, der bei Kaiſer Joſephs Kloſteraufhebungen ſich mit Koſtbarkeiten und vielleicht von Reliquien zuſammengerafften Edelſteinen aus dem Staube gemacht hatte. Denn Geld und Pretioſa führte er, gab ſich aber für einen tartariſchen Edelmann oder Murſa aus.)

O könnt' ich heute, lieber kleiner Fritz,
Gleich werden Finke Hänſling und Stieglitz,
Spatz Zeiſig Kukuk Lerch und Nachtigall,
Wie ſollte klingen hell dein Tag mit Schall!

O könnt' ich werden Amazonenfluß
Und Hippokrenens Papa Pegaſus,
Dann brauſt' und wieh'rt ich durch die weite Welt:
Klein Fritz iſt heut ins Erdenrund geſchnellt.

Magno Cavallo, wär ich Du — o! o!
Dann kläng' es Huſſa! Holla! und Hallo!
Von Grabitz Auen bis zum Schwarzen Meer,
Kläng' alle Murſen Muſen Götter her.

Ja! Ja! friſch toſet! joſet! frohe Schaar,
Der kleine Fritz fei'rt heut ſein zwölftes Jahr —
Drum friſch, was ſingen klingen ſchreien kann,
Heut ſing' und kling' und ſchrei' es wie Ein Mann!

Und du, mein Lied, ſprüh wie ein Donnerblitz
Und funkle hell! Vivat der kleine Fritz!
Von Zwölf zu Zehnmalzwölfen wandr' er froh!
Apoli Kavallo Muſen — o! o! o![*])

Briefe.

Bergen, Winter 1804. Ich ſollte dir einen Trauerbrief ſchreiben, lieber Bruder, und ich komme mit einem Geſchäftsbriefe. Eine Tante des Majors Theden iſt geſtorben. Ich vermuthe, er lebt in Stockholm, oder doch treibſt du ſeinen Aufenthalt wohl irgendwie auf und bringſt inneliegenden Brief an ihn. Ich muß eine Unterſchrift von ihm haben, damit die Erbſchaft aus einander gelöſt und entſitzt werden könne.

Unſere gute Mutter iſt nicht mehr auf Erden. Der Vater wird es dir gewiß geſchrieben haben. Du weißt, ſie konnte die Erde kaum verſpeiſen, und mir war es immer ein Wunder, daß ſie doch beinahe 60 Jahre alt werden und über ein halbes Dutzend ſo derber Klötze, als wir ſind, hat von ſich geben gekonnt. Sie iſt nicht lange krank geweſen und hat ſich gottlob ziemlich leiſe und ſanft davon gemacht. Ich war neulich in Löbnitz. Dem guten Vater iſt das Haar viel weißer und Schritt und Sprache ſtiller geworden. Es iſt ja alles, auch das Beſte, ein kurzes flüchtiges Ding. Da iſt denn auch ein gutes Haus zerſtört, ein Haus, wie es an Fröhlichkeit und Freundlichkeit wenige gab. Die oſſianiſche Freude der Hallen wird hier künftig ſchweigen. Sey's! wenn der Vater ſich nur noch aufrecht hält.

---

[*]) Dies Gedicht iſt offenbar in Magno Kavallo's Weiſe gedichtet. Ich erinnere mich noch ähnlicher Töne, womit er den letzten Khan der kleinen Tatarei, den unglücklichen Khan Guerai beſang.

Von uns weiß ich nichts zu ſagen, als daß meine Frau grüßt, Grümbke ſich einſpinnt, ich mit den rügenſchen Junkern Krieg führe. Der Alte in Poſewald hält ſich noch auf den Beinen. Von unſerm andern Geſipp weiß ich nichts Neues. Stadt Bergen und der Rugard ſtehen noch und auf dem Rathhauſe wird friſch politiſirt. Hier munkeln ſie von Krieg, aber gottlob der kleine Bonaparte wohnt weit von uns. Doch das alles mußt du in der großen Hauptſtadt beſſer wiſſen.

Bergen, 1804. Oktbr. Dank für den lieben Brief und für das Mitgeſandte. Euren Dank lehnen wir billig ab, ihr hattet uns viel mehr in's Haus und Herz gebracht, als ihr zurückgenommen. Es freut mich, daß dir däucht, der Vater fange an ſich wieder etwas aufzuhellen. Vielleicht haſt du ihm ein wenig ins Herz geſchienen. Ich habe ihn freilich ſeit einem Vierteljahre nicht geſehen, aber er ſchien mir ſeit der Mutter Tode ſehr geknickt. Es iſt doch ein Mann, vor welchem man die Mütze abnehmen muß, wenn man die meiſten Kerle Seinesgleichen und Uebergleichen kennt. Wir haben wohl beſonders Urſache dazu, wenn wir an Bruſt und Lenden ſchlagen und zu dem wackern Manne aufblickend den Huttenſchen Freudenſchrei thun Ecce illum, qui nos fecit. Mich rührt ſein Anblick immer unausſprechlich wegen des Bildes von Freundlichkeit und Stille, das aus dieſer Stärke leuchtet. Ein bischen davon mag wohl in dieſer Rührung ſeyn, daß ich dann mancher Kreuz- und Quer-Züge des

Lebens erinnert werde, wodurch ich ihm manche ſchlechte Stunde gemacht. Und kaum hat er mich je geſcholten.

Wir ſpeiſen hier noch an dem letzten Ball-Donnerstag und an dir und dem Weigel und den anderen Geſellen alter fröhlicher Tage. Wäret ihr beide doch alle acht Tage zu einer Mitternachtſitzung hier und hülfet die dicke Luft etwas aus einander blaſen, die ſich ſelbſt um den erhabenen Rugard und um des Herrn Bürgermeiſters Kopf legt. Auch unſer alter Peſewalder iſt noch prächtig luſtig nach jener fröhlichen Nacht. Du weißt, er hatte mit ſeinen 78 Jahren kaum drei Stunden geſchlafen, als er mit der gepuderten Paruke ſchon wieder am Frühſtückstiſche ſaß. Er ſchwört, er will ſogleich vorſpannen laſſen und herfliegen, ſo wie er Botſchaft bekommt, daß ihr da ſeyd.

Unſre Publica! Daß Gott erbarm! Grümbke iſt ſeit jener Nacht, wo er ſeine Stimme in mancherlei luſtigen Weiſen ſo lieblich ertönen ließ, wieder in ſeine einſame Nacht geflüchtet; Fräulein G. ſoll ein Kind haben, flüſtern die alten Weiber; bei Pulitz ſind ſchon die Winterſchwäne angekommen: das bedeutet einen harten Winter und Krieg; unſre Edelleute ſchimpfen gräßlich auf den König, den ſie verrückt nennen, ſagend, die Franzoſen können uns alle Tage einen Beſuch machen. Was meinſt du dazu? Ich glaub' es noch nicht.

Und über dich laufen prächtige Erzählungen rund. Der König habe freundlich mit dir geredet, in Stockholm ſeyſt du mit Excellenzen und Grafen und Baronen zu Tiſch geſeſſen und und .... alſo: num in liquida nat tibi linter aqua? Nun will das kleine Volk, welchem ſolche Herrlichkeiten groß dünken, allerlei aus dir machen. Auch daran glaub' ich nicht, je mehr mir klar wird, aus welchem Holz die Herren dieſer Welt geſchnitten werden. Unſre Geſichter ſind wahrhaftig nicht zur Erhöhung zugeſchnitten, ich meine aber auch nicht zur hamanſchen Erhöhung fünfzig Ellen über dieſer irdiſchen Niedrigkeit. Ich wenigſtens ſoll ein loſes Maul an meinem Kopf haben; ſelbſt meine allerliebſte und allertreueſte Frau ſchilt mich oft, wann mir die Galle und und die Lippen überlaufen: „Ach! Fritz, du machſt dir nur Feinde, und es hilft doch nichts.“ So predigt ſie die Lehre aller Weiber, die, was der blinde Milton ſchon wußte, gern mit einem Kutſcher auf dem Bock fahren; aber ſie hat im Grunde Recht: einige Junker möchten mich hamaniſiren, wenn ſie dürften; mich nach ihrem Sinn zu humaniſiren haben ſie wohl lange aufgegeben.

Eben iſt der alte Poſewalder Papa vorgefahren und läßt dir ſagen, dein Verſprechen, auf der Winterſchlittenbahn einmal in dat ſöte Länniken herüberzurutſchen, nicht in den Wind fliegen zu laſſen.

Bergen, den 10. November. Pommereſche iſt hier und ich bin mit ihm in allerlei juriſtiſchen Geſchäften auf Jasmund geweſen. Einige recht vergnügliche Tage. Das iſt eine gute Pommerſche Eiche, wenn ſie nur die gehörige Dauerhaftigkeit hätte. Der vortreffliche Menſch iſt mir auf zu feinen Knochen geſtellt und zugleich ſo beweglich, daß ich ich ihm kaum lange Jahre weiſſagen mögte. Er hat mir von euren ſundiſchen ſtockholmiſchen pariſiſchen und anderen Welt-Sachen Geſchichten genug zum Beſten gegeben. Man ergötzt ſich für den Augenblick wohl an ſolchen Einzelheiten, aber wird doch nicht viel klüger dadurch. Die Weltgeſchichte ſteht jetzt mit den größten leſerlichſten Buchſtaben an breiteſter Tafel geſchrieben und ausgehängt, wenn diejenigen, die ſie leſen ſollten, ſie nur leſen könnten.

Die kleinen greifswalder Ausläufe und Rundläufe, die dein letzter Brief mir gebracht hat, ſind auch ergötzlich genug, wenn ſie auch nicht gemacht ſind dich zu ergötzen. Ich meine die von all den kleinen großen Leuten, die nach irgend einem Titel, einem Waſa- oder Nordſtern-Stern ſchnappen.

Glaube mir, dieſe kleinen Quart- oder Quark-Kerle liegen einem allenthalben vor den Füßen. Klein will kein Menſch heißen noch ſeyn, ſelbſt wo die Wohlanſtändigkeit es erforderte. So ſteht es bis in die Baurenhütten hinein und gilt nicht bloß von den profeſſoriſchen Kanzleiräthen Archiatern u. ſ. w., welchen deine Kleinigkeit ſchon anfängt im Wege zu ſeyn. Jüngſt hatte ich auf einem Gerichtstage auf Jasmund einen ſolchen Zank zu ſchlichten, auf deſſen Ende man ſchreiben könnte τί ὁ μῦθος δηλοῖ;

Ein Kerl mit einem Namen pessimi odoris et ominis, kurz mit dem fürchterlichen Namen Mars*) trat als Kläger gegen ſeinen Nachbarn auf, weil er ihm ſeinen ehrlichen Namen ſchimpfire, indem er ihn vor allen Leuten mehrmals **Niers** ſtatt **Mars** gerufen.

Ex hoc disce caetera mundi. Selbſt das Stinkende will man lieber groß als klein. Man muß den Leuten in dieſer Welt ſchon ihr Vergnügen laſſen.

Dies zuletzt pour la bonne bouche und ſomit Fahrwohl. Pommerſche und die Frau grüßen ſehr.

Bergen, Frühling 1805. Lieber Bruder. Herzlichen Dank für die geſchickten Bücher. Gottlob, daß ich meinen alten Hans Sachs einmal wieder in den Händen habe; das iſt doch mal ein Regentröpflein auf meine arrekatiſch-tatariſche Sandwüſte. Auch die Schlegeliana und Tieckiana habe mit Vergnügen verſpeiſt, meine Hauslehre jedoch mit faſt noch leckererm Zahn. Ich meine nicht des Fr. Schlegels Lucinde, welche wirklich hier und in Stralſund einige

---

*) **Mars** plattd. anus, **Niers** das Diminutiv: anulus.

Narren vor Entzücken verrückt gemacht hat, u. A. die armen weinerlichen Kerle C. und W., die ſich aber bei ihren Weibern vor Hörnern nicht mehr in Acht zu nehmen brauchen. Uebrigens iſt es ein ſo eigen Ding um dieſe neueſte Poeſie und Literatur, ein wunderliches Zeitalter nach Klopſtock und Göthe, wenn man unſere eben fließende und zerfließende Zeit ſchon ein Zeitalter nennen darf. Man ſollte glauben, wenn einmal geſungen werden muß, die Kanonen des Augenblicks müßten andere Töne aus den Saiten locken als die der Minneſänger und als Hymnen auf Madonnen. Doch Schuſter bleib bei deinem Leiſten!

Hier iſt Lärm auf allen Gaſſen, daß der König dem Lande die Aushebung und Rüſtung von 3500 Mann anbefohlen hat. Unſer Rathhaus tönt wie ein polniſcher Reichstag, daß der König die Verfaſſung gebrochen, daß er die Landesprivilegien und Freiheiten zerſtört habe. Was wird's erſt für ein Geſchrei geben, wenn es nachfolgt, wie es ſchon munkelt, daß es um unſre ſchöne patriarchaliſche Leibeigenſchaft um unſre wohlfeilſten gerechteſten väterlichſten Patrimonialgerichte geſchehen iſt? Du weißt, in unſern Rathhausſälen des untern Stockes verſammeln ſich die Leute der vornehmen Zeche des Inſelchens. Ich ſitze zuweilen ſtill darunter und höre ſie ſchwatzen. Dieſe armſelige Junkerei nennt das Volk ſeine Freiheit. Ja wenn noch Kerle unter ihnen wären, die man den Leuten zeigen könnte, wenn es auch nur leidlich papaliche und großpapaliche Leibväter wären. Denn wie viele von Dyke oder von Scheelen haben wir? Wegen dieſer mögte man noch für dieſes Sodom und Gomorrha beten. Ich weiß nicht, wie du es anfängſt — denn deine Bücher kannſt du wahrhaftig nicht mit Nostra Mansuetudo unterſchreiben — gar zärtliche und liebenswürdige Freundinnen unter rügenſchen Adelfrauen zu haben?

Mich ſieht einmal alles ſcheel an, wenigſtens die Weiber. Nein, ich will nicht lügen, ein paar Männerſeelen habe ich doch gefangen, und ein paar tüchtige ebenein. Die erſte, eine reine ächte rügenſche Seele, aus welcher die vollen rügenſchen Fantaſiewogen der Winde und des Meeres zu Zelten hervorbrauſen, iſt der alte wackre von Scheelen zum Stedar. Er iſt ſo zärtlich gegen mich, und ich habe dieſe Zärtlichkeit eben durch meine Bauernproceſſe gegen einige Junker gewonnen, daß alle Augenblicke Haſen Krametsvögel Schnepfen von ihm in mein Haus fliegen. Die zweite Seele iſt der halbe Schwede Barnekow auf Ralswyk, auf dem prächtigen Ralswyk, und ich kann mir etwas darauf einbilden, daß ich dieſe tapfre und milde Kinderſeele gewonnen habe. Aber er hat dieſe milde Seele in allen ſeinen Poren Blut- Schwitz- und Hitz-Löchern ſitzen und könnte keinem Lebendigen weh thun. Hätten wir viele Solcher, viele, ſo mögte ich mir ſelbſt die Makel der Leibeigenſchaft noch einige Zeit gefallen laſſen. Nun mag die Rügenſche und Schwediſchpommerſche Freiheit, wie dieſe unſere Privilegirten ſie meinen, mit allen ihren Privilegien in des Teufels Namen zuſammenſtürzen! denn den heilloſen Troſt haben wir wenigſtens, daß es nicht viel ſchlechter werden kann, als es iſt.

Ich finde überhaupt, mein Brüderchen, daß wir in einem verwünſchten Ländchen geboren ſind, obgleich meine Mönchguter, die treuen Inſelfiſche, es dat ſöte Länniken tituliren. Man merkt das nur erſt, wann man älter wird und dem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit nicht alle Dorn- und Blüthen-Spitzen an den Nägeln abgenagt hat; was leider ſelbſt vielen meiner Herren Kollegen begegnet, die Rechtsflegel und nicht Rechtspfleger heißen ſollten. „Das „ſchöne Rügen das romantiſche Rügen ſein Rugard ſein „Putbus ſein Mönchgut ſein Jasmund mit Königsſtülen

„Herthaſeen Opferſteinen u. ſ. w.“ ſo klingt es, und das ſingt unſer ſentimentales Poeten- und Fräulein-Völkchen ſo nach, hab' ich vormals auch ſo mitgeſungen, und den an ſo vielen Stellen ſchutzloſen rechtloſen beſtialiſchen Zuſtand der Menſchen, die zugleich ärmliche und blanke Junkerwirthſchaft die wollen und die können ſie nicht ſehen. Und doch haben ſie Moſen und die Propheten und dich. Verzeihe, daß ich dich mit den alten Juden zuſammenpaare, aber die alten Juden waren tüchtige Kerle und das Alterthum adelt ja alles. Kurz es geht mir in dem ſüßen Ländchen oft recht hundsföttiſch ſchlecht, weil ich meinen Aerger leider nicht immer ausſpeien kann. Sollteſt du es dir vorſtellen, ſelbſt mit einem der jüngeren Pfäfflein, mit einem Jenenſer, einem Fichtianer ſogar, mußte ich jüngſt mich ereifern, weil er ſin ſötes Länniken gar nicht ſo übel finden wollte. Daß die gemeinen gewöhnlichen Junker, die gemeinen Pächter unſre Schmach gar nicht begreifen können, das muß wohl einmal ſo ſeyn und bleiben; aber unſere fetten Paſtöre die Schlingel vergeſſen in der ſchlechten Uebung des Zuſammenlebens mit den Enakskindern der Hochmuth und der Dummheit das Evangelium der Gerechtigkeit und Freiheit ſie empfinden endlich auch nur ihre libertas polonica et livonica pastoralis, daß ſie fünf und zehn Laſt Korn Zehnten einnehmen, Gerichtstage über ihre Unterſaſſen ausſchreiben, den Advokaten Arndt aus Bergen als Juſtitiarius verſchreiben und mit vier ſchwarzen Rappen fahren können. Da möchte man mit den Bauren ſingen:

Der Teufel mit vier gläuigen Rappen
Der ſoll ſie holen und klappen!

Bergen, den 10. Julii 1805.

Lieber Bruder. Nun iſt hier gar der Teufel los, ſeitdem der König die Leibeigenſchaft aufgehoben hat. Du machſt dir keinen Begriff von dem Getümmel und Gewimmel unſrer Tyrannen. Machen ſie doch einen Lärm, als wenn nun erſt das deutſche Reich unterginge. Mir iſt die Sache weder ergrimmlich noch lächerlich noch ehrwürdig. Ja wenn der König uns auch ſogleich ein Zehntauſend deiner ſchwediſchen Bauren mitbrächte mit ihren freien Hufen und Herzen! Die Hallunken haben in dem letzten halben Jahrhundert das Beſte zerſtört, was in dem ſüßen Ländchen war; wo haben wir noch Bauerdörfer? und daß die Knechte und Tagelöhner von der Schelle gelöſt ſind und doch freie Bettler bleiben, das will eben nicht viel bedeuten.

Uebrigens giebt es hier jetzt mitunter ganz hübſche Geſpräche und Gerüchte. Nun thun ſich alle Herren Leutnante und Hauptleute Von hervor, die einſt den preußiſchen Adler an der Mütze getragen haben, und werfen unſern armen König mit ſeinem Häuflein Schweden ins Meer. Wohl zehnmal und zwanzigmal haben ſie die Preußen über die Peene rücken und in Wolgaſt und Greifswald einmarſchieren laſſen. Unſre Berger Briefträger und Neuigkeitskrämer ſehen nach den Zeitungen aus, und die verwünſchten Zeitungen wiſſen nichts von ſolchen fröhlichen Einzügen.

Du kennſt ſo ungefähr meinen Umgang und meine Umläufe und wie das hieſige Rathhaus ſo unſer Kaſſino Klub Redoutenſaal Landhaus und alles in allem iſt. Da fliegt ein köſtlicher Vogel täglich wohl zwanzig- und hundertzwanzig- mal aus und ein, der alte Platen von Lipſitz, meine ganz beſondere Freundſchaft, dem ich oft etwas in den Schnabel hänge, was ich zum Spaß herumgetragen wiſſen will, immer noch einer der geſcheidteſten unſrer zurückgezogenen Berger Kavaliere, der wenigſtens den meiſten andern die Schnäbel vollzuhängen verſteht. Dieſer Platen iſt das lebendige Zeitungsblatt der Inſel und ſteht wie der politiſche Wetterzeiger am Markt, der die Stimmung ſeines Geſchlechts weiſt. In dieſem Augenblick nichts als Zorn und preußiſcher Krieg und Untergang der Schweden. Auch Napoleon — das hat er mir unter der Hand verrathen, weiß aber nicht, wer die geheime Korreſpondenz mit ihm führt — hat dem König von Preußen befohlen, den Schweden mit ſeiner Wachtparade ins Meer zu jagen. Da er nichts zu thun und doch einen feurigen Geiſt hat, ſchreibt er ſich Curiosa aus Büchern und Zeitungen ab. Hier haſt du zum Spaß ein Zettelchen, deſſen ſchweren vieldeutigen Inhalt er mir geſtern in die Hand drückte:

„Man ſchreibt aus Berlin, ein Schleſier namens Leszinsky, ein vorzüglicher Kopf und großer Naturphyſikus „hat der preußiſchen Regierung angezeigt, daß er die willkürliche Lenkung luftdurchſegelnder Maſchinen erfunden „habe und ſich verpflichte mit einer Laſt von 3000 Centnern aufzuſteigen und ſeiner Maſchine die beliebige Lenkung zu geben, ſelbſt im heftigſten Sturm und daß er auf „eigene Koſten nach Berlin kommen wolle ſeine Verſuche zu „machen, daß er ſich darin dem Urtheil des Herrn von „Humboldt unterwerfe u. ſ. w." Dann heißt es weiter. „Dieſe Anzeige hat hier viele und allgemeine Aufmerkſamkeit „erregt, doch iſt Leszinskys Ankündigung wegen ihrer unberechenbaren Wichtigkeit noch vielen Zweifeln ausgeſetzt. „Das Beſte iſt, daß dieſe Zweifel bald werden gelöſt werden, denn die Regierung wird gewiß keinen Augenblick „verlieren, um über eine ſo große Sache ins Klare zu kommen. Denn iſt Leszinskys Erfindung zuverläßig, ſo wird „das in Europas politiſche Verhältniſſe die gewaltigſte Veränderung bringen. Es giebt dann außer der franzöſiſchen „Landmacht und engliſchen Seemacht noch eine preußiſche

„Luſtmacht; und wer wollte zweifeln, daß dieſe den „Ausſchlag geben werde.“

„Aus Berlin wird die Sage gemeldet, Guſtav Adolf „hätte von Zeit zu Zeit Unterredungen mit dem Geiſt Karls „des Zwölften.“

„Aus Straßburg wird unter dem 13. Mai gemeldet: „Vor einigen Tagen ſtarb hier der Candidatus theologiae „Vierlin. Im Jahr 1794 that er im Jakobinerklub in allem Ernſt den Vorſchlag, das Straßburger Münſter niederzureißen, weil es den Grundſätzen der Gleichheit widerſpreche, daß ein Gebäude ſo hoch über alle andern rage.“

An ſolchen ſaubern Sachen muß ich denn meine kritiſche Divinationskunſt üben und mich gelegentlich mit ihm darüber beſprechen, auch wohl ſtreiten.

Wenn ich nun mit meiner kritiſchen Schnauze richtig wittre, ſo hat mein hochwohlgeborner Freund und Nachbar bei dem preußiſchen Luftmaſchinenbau gewiß nicht die rechte Witterung gehabt und die unter der Luftſegelung Preußens verſteckte Bosheit gewiß nicht verſtanden, wie ſehr ſonſt das Wort preußiſcher Wind bei uns phlegmatiſchen Halbſchweden ſonſt auch ſprichwörtlich durch die Mäuler der Leute läuft; ſonſt hätte er mir den loſen Spaß nimmer eingehändigt: denn er iſt jetzt ein ſo eingefleiſchter Preuße, daß er Engländer Franzoſen und Schweden zuſammenſchlägt wie die Diſtelköpfe, ſobald ſeine Potsdammer nur zum Gewehr greifen.

Was er mit dem verrückten Straßburger will, kann ich kaum errathen; denn der Vierlin iſt dreimal unterſtrichen und drei Fragezeichen ſind als Merkt's Euch! oder Galgen dabei geſetzt. Vielleicht iſt das Weltſchickſal, welches nun auch ſein ſüßes Ländchen Rügen und ſeine verpfändeten Rittergüter ergreift, ihm als ein dunkles anſpielendes Geheimniß durch die Seele geflogen, daß auch hier durch eine ſcheußliche Freiheit und Gleichheit, die im Anmarſch iſt, die niedrigen den hohen Häuptern ſollen geglichen werden, und ihm haben ſeine Platen Lanken Gagern Bagewitze Normänner vorgeſchwebt. Am Ende will er mir Plebejer ſeitwärts einen rovescio verſetzen. Aber warte, Junkerchen! ich habe auch noch Pfeile für dich im Sack.

Ja, mein Bruder, in ſo gewaltiger Zeit und in ſo verſteckten Anſpielungen leben wir hier, aber dir wird's am andern Ufer der See nicht viel beſſer und geſcheidter gehen. Ich kann Gott danken, daß ich zur Beluſtigung noch einige abgetriebene Edelleute habe; denn von den Kloſterfräulein, von welchen einige noch recht hübſch und jung ſind, kann ich keine Ergötzung ziehen: wie käme ich Unheiliger in den geweihten Kreis? Das Gebiet iſt unſern Herren Paſtören vorbehalten. Dieſer alte Platen iſt einer derſelben; dann der lange Normann, der ſogenannte Rieſe von Tribberatz, den du kennſt und mit deſſen Kopf man wenigſtens alle rügenſchen Lehmwände einrennen kann; und kommt mal der Normann von Hell in die Stadt, dann kann ich mit ihm und Grümbke über den Kant diskurriren: gewiß der erſte Philoſoph aus dem uralten Stamm der Normänner. Dann geht es über Kants Naturrecht und Kategorieen her, bis die Ideenurbilder durch die aus den Flaſchen aufſteigenden Dünſte ſich mit poetiſchem Glanz umnebeln und zuletzt in platoniſchen Träumen verſchwimmen.

Doch genug des Spaßes und des ſchon zu langen Briefes. Glaube mir, lieber Bruder, mir iſt bei all dem nichtigen und oft nichtswürdigen Geträtſche und Altweibergeklatſche oft nur zu ernſt zu Muthe. Wir ſchwatzen und ſchimpfen hier wie die armen Narren über Frieden und Krieg und die ſchwediſchen und preußiſchen Böcke Schaafe und Haaſen ſpringen hier eben ſo albern unter einander und gegen einander, als ſie nun an die zwanzig Jahre andrer Orte auch gethan haben; der große Tiger allein hält ſeinen graden Sprung, und er wird leider wohl dazwiſchen fahren. Wo Herzen und Ohren ſo weit von einander ſtehen, und die erſten gegen Süden ſchlagen, wenn in die andern aus dem Weſten geläutet wird, ſoll ein vernünftiger Menſch mit meinem alten Platen da von Windmaſchinen Rettung hoffen, welche erſt erfunden werden ſollen? Alſo Gott bewahre uns vor Krieg! Hier nimm zum Schluß einen Vers aus einem meiner Lateiner. Dem denke nach, und gedenke unſer in Liebe:

Nos alio mentes, alio visimus aures,
Jure igitur vincemur: amat victoria curam.

Bergen, Oktbr. 1805.

Wir haben ſie oder ſie haben uns: die Ruſſen. Es ſcholl über's Land eine große Flotte iſt angeſegelt, und ich machte mich durch Reifen und Schnee — es war ein verflucht kalter Morgen — nach Mönchgut zu Bleſſings. Linienſchiffe Fregatten eine Menge Transportſchiffe, eine ganze Flotte, ſie ſagen 25,000 Mann. Auf dem Edelhofe alles drange voll: Admirale Generale Korporale. Ich war froh, daß ich noch einen Biſſen erſchnappen und gegen Abend Poſewald erreichen konnte. Das war dir eine wilde Wirthſchaft! auch ruſſiſche Damen Zofen H.... die Fülle; woher? Auch rügenſche gnädige Frauen und gnädigſte Fräulein ſchon da, ſich die mächtigen Seerieſen anzuſchauen, einige auch ſie zu beklettern; ich habe ſchier ein ſehr hübſches Fräulein von der Lanken auf den Schultern durch's Waſſer in die Chalupe gefördert. Den folgenden Tag lärmte die wilde Jagd hier ſchon in Bergen, um Dukaten gewürfelt, Champagner bei Laſt in Strömen vergoſſen, Schneider Laſt der Petersburger der Dolmetſch der Behörden: ich meine Amtshauptmann und Bürgermeiſter. Ich verknuſte mit einigen Officieren auf dem Rathhauſe eine Partie Billard, und was begab ſich? Siehe! wie ich im beſten Spiel bin, ſchreit mich eine feine kurländiſche Stimme an: Ei! Friedrich! Es war das Körſchen, der Schmiſing, den du wohl kennſt, lang mager blaß und leicht wie ſonſt, jetzt ruſſiſcher Major.

Ja ich ſage mit Fräulein Fieken, wann ihr bei'm Füttern Färkel Hühner Gänſe und Enten durch einander laufen und fliegen, das iſt eine Wirthſchaft! Ich ſage dir, wäre ich Bürgermeiſter, ich hätte um ſieben Uhr alle ehrliche Weiber und Mädchen zu Bett gehen heißen. Denn wenn das Volk aus den Schiffen kommt, iſt es ſchlimmer als der leibhaftigſte John Bull. Nein ſolches verfluchtes blankes dünnes leichtes und liederliches Officiergeſindel habe ich in Haufen noch nicht beiſammen geſehen. Aber die Gemeinen das ſieht nach etwas Anderm aus. Die Leute ſind prächtig gerüſtet und gekleidet; ein paar Jägerregimenter einige Marineregimenter der kaiſerlichen Leibgarde habe ich landen und marſchieren geſehen: es iſt eine Luſt.

Aber was ſoll's werden? was mit unſrer ſchwediſchen Verwirrung und Flauheit? und mit der preußiſchen Zwickelung und Zuckelung? Wann werden unſre neuen Guſtavianer Karoliner*) Fridericianer ihre Stiefeln zum Marſch gerüſtet haben? Und der Hamburger Correſpondent meldet: S. Majeſtät Kaiſer Napoleon wird nächſtens zum Rhein abreiſen.

Dich, lieber Bruder, bedaure ich, doch mich auch ein bischen, obgleich mein Patriotismus etwas ſachteren Pulſes ſchlägt. Wer zu viel hofft, kriegt zu wenig. Wenn ich unſere Generale Oberſten Landräthe Landtagsdeputirte, all die große und kleine Junkerei in unſrer ſchönen Rathhauskneipe ſchwatzen höre — im Grunde iſt's doch nur Stockholmer Stralſunder Berliner Wiederhall — wenn ich ihre albernen Gründe höre, warum der liebe Gott cum salva venia dieſen Herbſt die Welt erlöſen müſſe, ſo wird mir übel; und ſeh' ich nun meine neuen ſchwediſchen Guſtavianer und dieſe ausgeliederlichten ruſſiſchen Leichtfüßer — ſoll ich bei ſo ſchlechtem Geräth an Gottes Wunder glauben? Der Korſe aber verſteht ſeine Wunder, er verſteht auch alle Wunderprophezeien zu gebrauchen, er bläſt die Trompete der Zeit vortrefflich.

---

*) Alle Karoliner in Schweden gleich Soldaten Karls des Zwölften.

Und endlich unſer König, die dürre ſteiſe Hopfenſtange, mit welchem Roß wird der im Galopp durch Riemen und Weichſel ſetzen? — Ich bitte verrathe mich nicht bei meinem Alten in Poſewald — ſieht der arme Schelm nicht aus wie ein ausgeſtopfter Karl der Zwölfte? Und der ſoll's herausholen? Cosi fan tutti, nichts als Larven größerer Bären. Ich habe mir ihn in Stralſund mal auf den Karl Carolus angeſehen, und ich dachte —

NB. Spaß. Ich habe dir ſchon von dem ſchönen Abentheuer erzählt, das mir in Mönchgut auf den Schultern ſaß und meinen Hals mit bangſter liebenswürdigſter Innigkeit umſchlang. Ja wer die Weiberſchönheiten in Wahrheit und Klarheit ſehen will, der muß mit ihnen zu Schiff ſteigen; da gilt das Sprichwort Noth kennt kein Gebot, da giebt es ſüßeſte und frevelhafteſte Umklammerungen und Umhalſungen u. ſ. w. ja wohl! ja wohl! und ſo weiter. Meine niedliche Lanſin hätte mir bis ins Herz hinunter eine gefährlichſte Erhebung machen können, wenn ich nicht ſchon mit einem Weibe verſehen wäre. Hier in Bergen waren alle unſre gnädigen Fräulein im Revolutionszuſtande; ich weiß nicht, ob dieſes Erdbeben bis ins Kloſter hineingezittert hat. Fräulein Sophie von G. fragte mich ganz naiv: Lieber Herr Arndt, wiſſen Sie nicht, ob das Kaiſerlich ruſſiſche Verbot aufgehoben iſt, daß die Ruſſen nicht nach Deutſchland reiſen und dort heirathen ſollen? und ich antwortete ihr mit gleicher unbefangener Unſchuld: Sie ſehen ja, Gnädige, daß es nicht mehr gilt, wie könnten ſonſt alle dieſe Schnurrbärte hier herumſpazieren? Dies ſchien ſie zu beruhigen. Gottlob, daß die rügenſchen Fräulein mit den weiteſten Gedanken doch die kürzeſten verbinden. Glücklicher Menſch, der ihnen dieſe Kunſt nachmachen könnte.

Bergen, Winter 1806.

Geiſt der Zeit. Von ſolchen Sachen verſtehe ich wenig; alſo kann ich dir für den deinigen bloß danken und den Empfang beſcheinigen. Meine Frau aber hat mit Andacht darin geleſen und ſagt, daß ſie ihn verſteht; was du dir meinethalben als Kompliment auslegen magſt. *Geiſt und Geiſter* — du weißt, ich habe mit ſolchen verfänglichen Geſellen nie viel Verkehr gehabt, und das iſt in meiner Lage ein Glück; denn wohin ſollte ich hier nach ſolchem Hochwild auf die Jagd gehen? Ad vocem *Geiſt* nimm dir gleich eine Anekdote mit, die du dir hinter's Ohr deines Gedächtniſſes ſchreiben kannſt, für den Fall NB., daß dein Geiſt eine zweite Auflage erlebt. Mein alter Platen ſagte: Ihr Bruder hätte als Titel ſetzen ſollen *Dummheit der Zeit.* Wie gefällt dir dieſe vorgeſchlagene Verbeſſerung?

Du weiſeſt mich in deinem Letzten auf unſern Grümbke an. O du verſtehſt weder mich noch ihn. Wann du da biſt, dann bringſt du uns wohl zuſammen; ich bin ihm aber zu ſcharf und zu trocken, und er iſt mir am Ende nicht ſüß und weich genug: wir paſſen nicht gut auf einander, und müſſen alſo unſere Wege beſonders gehen. Vortrefflich redlich gelehrt — das alles iſt der Mann, für Bergen viel zu gelehrt; er könnte jeden Tag Profeſſor der Botanik oder Phyſik werden. Ganz wahr, aber was hilft es ihm hier, wo all ſeine Vortrefflichkeit und Gelehrſamkeit in der vergeſſenen Einſamkeit verſchimmeln muß? Bedenke nur, was alles haſt du nicht aus mir ungefügem ungehobelten Holz machen wollen? aus meinem ſogenannten Witz meiner ironiſchen Laune meiner geſchwinden Schreibfeder. Nun die Schreibfeder wird freilich bis dieſen Tag tüchtig gebraucht und ſoll wenigſtens nimmer ein grades Recht krumm machen helfen. Das iſt endlich genug; denn was ſind alle Längen, worum die armen Sterblichen ſich ſo viel recken und ſtrecken, in der Kürze dieſes jämmerlichen Lebens? Wir werden ja jenſeits einmal wieder aufſpielen und wollen dann, weil wir ein bischen klüger geworden ſind, unſere Pfeife beſſer gebrauchen.

Doch ich muß zum Schluß noch meine Schreibfehler beſſern. Ja dein Grümbke iſt in jeder Beziehung ein wackerer Kerl, auch kein Philiſter: denn ihm gehen Herz Augen und Zunge bei jedem Unrecht noch rechtſchaffen über; aber das letzte Wort bleibt wahr: Gott hat uns nicht für einander geſchaffen.

Meine durch deinen Geiſt geiſtreich gewordene Hälfte grüßt auf das allerſchönſte.

Bergen, Juli 1806.

Ich habe Wochenlang in Verwirrung und Arbeit geſteckt, auch in Verdrüſſen genug, obgleich ich dieſe zuweilen noch leidlich abſchütteln kann, wie der Hund den Schnee und die Gans das Waſſer. Um ein Haar hätte ich mich in dieſen jüngſten Tagen noch mit meinem alten Peſewalder erzürnt, oder vielmehr, er hat ſich tüchtig mit mir erzürnt. Ich habe in dieſen letzten Monaten genug geſehen von unſern Herren Officieren von den Schweden, und noch mehr von all den loſen und liederlichen Reden gelitten; wie denn dergleichen meine ſchweigſame Seele bis aufs Blut verwundet. Es iſt nun einmal meine Art, aus ſolchem Sehen und Hören ein facit zu machen und mit den alten ehrlichen Heiden zu ſprechen: Aus nichts wird nichts. Nun hat mich der Teufel geplagt, und ich habe mir ſolche heidniſche Anſicht auch vor dem Alten merken laſſen; aber da hätteſt du ihn ſehen ſollen, wie der in Brand gerathene Schornſtein ſeines Zorns Feuer- und Dampf-Wolken ausſtrömen ließ. Er jagt dir mit ſeinen tapfern Schweden den König von Preußen aus Berlin und den Napoleon aus Paris. Was hatte ich Narr mich auch in Politik zu miſchen? Hat mir doch ſchon vor manchen Jahren Onkel Schu... der Roſſetummler da den Kopf zurecht geſetzt, als ich mich mit ihm über einen franzöſiſchen General ſtritt und er mich mit den Worten aus dem Felde ſchlug: was? du willſt über Krieg ſprechen und über Generale urtheilen, und du kannſt nicht einmal reiten; was ſchon ein Kornett verſtehen muß?

Uebrigens ſehe ich hier bei der Landwehrausheбung und Rüſtung wieder, wie der Geiſt dieſer Welt heißt. Meine Augen thu' ich nicht gern zu über dem Unrecht; aber was hilft das Rufen in die Wüſte?

Dies iſt überhaupt ein ſchlechter rügenſcher Sommer: kein Korn, kein Geld, alles theuer; dabei Kriegsgeſchrei, blanke Monturen auf allen Straßen, Ausſchreibungen, Einquartierungen u. ſ. w.

Die Hauptſache hätte ich ſchier bald vergeſſen, die Freude daß ich aus deinem Briefe erſehe, daß du mit der Kugel im Leibe doch ungeſtört noch ſchreiben und arbeiten kannſt.

Uebermorgen, will's Gott, will ich ſelbſt einmal zuſehen, wo ſie ſitzt.

Greifswald, den 10. Auguſt.

Gottlob, daß es dir beſſer geht. Sie haben dich ſchon einmal an deinem Blei im Leibe ſterben laſſen. Wohl haſt du gethan, dem Vater alle Woche ein paarmal zu ſchreiben; ſonſt hätte ſolch Geſchwätz auch zu ihm hinüber klingen können. Ich war geſtern mit meiner Frau in Trantow bei ihm. Ich weiß nicht, ob die alten Menſchen eine Witterung böſen Wetters und böſer Zeit haben, aber ich fand den guten Vater ungewöhnlich mißmuthig und unruhig. Er wohnt freilich an der Gränze und hat Lärm im Hauſe, einen ſchwediſchen Rittmeiſter und 30 Huſaren auf dem Hofe und im Dorfe als Einquartierung; ſchwediſche Vorpoſten im Vierower Walde viſiren über die Peene hinüber. Dieſer Sturm ſcheint nun wohl beſchwichtigt; hätten die Preußen kommen dürfen, ſie hätten das kleine Schwedenhäuflein lange in Stralſund hineingejagt.

Von unſerm großen pommerſchen Reichstage ſoll ich dir erzählen? O alle Wetter! Könnt' ich doch ſo große Augen machen und das Maul ſo weit aufſperren als die meiſten, um dir als die Fama Grypeswaldensis die großen Thaten und Begebenheiten der letzten Woche zu erzählen! Aber du weißt, zum Spaß kann ich wohl ſchiefe und breite Mäuler machen; aber zum Ernſt? Ich glaube, es müßte ein gewaltiger Ernſt kommen, um meinen Leichtſinn bei ſolchem Pomp zu bewegen. Selbſt für ein ſchiefes Maul kommen mir dieſe Geſchichten viel zu klein vor — und ich ſollte ein breites und offenes machen, wo nichts zu fangen iſt?

Spaß bei Seite, es war wirklich prächtig und die greifswalder Weiber und Dirnen haben umſonſt eine Schau gehabt, wovon ſie noch ein Vierteljahr ſprechen können. Ferner Bälle Schmäuſe hübſche Fähnriche und Leutnante, preußiſche Parlamentäre mit wehenden Federbüſchen, Lügen und Gerüchte in Menge. Was doch die geborne Herrſchaft des Menſchengeſchlechts auf unſre Koſten für glückſelige Tage lebt! Du haſt ja die ſchwediſchen Reichstagsacta und Formalia in Stralſund zu unſerm Frommen überſetzen müſſen; kannſt dir informatione idearum poetica alles wohl vorſtellen, aber dein leibliches Aug hat es doch nicht geſehen. Die Verkündigung des Reichstags und der Auftritt war wirklich prächtig und ward vom Geſchrei und Hurra aller Straßenjungen und dem Schnupftuchſchwenken aller hübſchen Dirnen aus den Fenſtern begleitet; denn der ſchöne Kanzler Wetterſtedt dein Gönner ſaß ſtattlich als Reichsherold zu Pferde und zwei hérauts d'armes — ich weiß nicht, wie ſie auf ſchwediſch heißen — ritten neben ihm. Und zuletzt die Eröffnung des Reichstags. Das nahm mich wirklich weg; man vergißt ſich in dem Augenblick. Das wäre für ein Volk von Millionen Seelen prächtig geweſen; wie ſollte es nicht für ein Völkchen von 130,000 ausgereicht haben? Der König die Magnaten Reichsherren Landmarſchall Reichsherold Generale Seraphinen- und Schwerdt-Ritter, die ſchönen langbeinigten Schweden unſre bunte Junkerei Bürgermeiſterei u. ſ. w. dazu, Trompeten Poſaunen Kanonenknall. So begräbt man hier das alte deutſche Reich in neuer ſchwediſcher Freiheit.

Wir haben alſo jetzt die vier ſchwediſchen Stände: Adel Prieſter Bürger Bauern. Pontus de la Gardie Reichsmarſchall; du kennſt gewiß den hohen ſtattlichen Mann, er ſieht wirklich deſſen nicht unwürdig aus, der einſt die Moſkeviter in Novogrod und ſelbſt in Moskau zittern machte. Unſer alter Superintendent Schlegel für die Prieſter, gebückt und demüthig und auch konfus genug in Schritt und Gebärde, um unſre deutſchevangeliſche Theologie mit all ihrer Konfuſion darzuſtellen. Die Meiſter der andern beiden Stände wohl ausgegriffen: der Bürgermeiſter Kühl aus Stralſund und der Königliche Pächter Karl Samuel Aſcher aus Neuendorf bei Loitz für die Bürger und Bauren. Du kennſt ja Kühl: lebensmuthig witzig und beredt, und wenn er ſich in die Bruſt wirft, könnte er wohl einen Reichskanzler vorſtellen. Und unſer Samuel? der ehrliche Kerl mit ſeinem friſchen runden Kopf und tapfern Schenkeln braucht ſich nicht in die Bruſt zu werfen; er hat draußen und drinnen Bruſt genug und die helle Stimme geht ihm auch nicht ab. Der wäre ſchon gut als Baurenſprecher, wenn wir nur ſelbſtſtändige Bauren hätten.

Was mich, den Vertreter der rügenſchen Hauptſtadt betrifft, ſo bin ich bis jetzt wenig zum Sprechen gekommen, und ich weiß eigentlich kaum, was und wofür wir ſprechen ſollen. Ich hätte für mein Städtchen Bergen und für mein Ländchen Rügen genug zu ſprechen; aber kann ich proponenda machen und bin ich leider nicht gewöhnt ſtumme und unheimliche Dinge, die aber heimlich bleiben, genug zu Protokoll zu geben, worauf die tauben Steine horchen und welche die ſtummen Steine laut über alle Welt hinaus ſchreien würden, wenn ſie Ohren und Zungen hätten?

Bald hätt' ich vergeſſen, daß unſer Pommereſche zum Baurenrath oder ſogenannten Schreiber des Bauerſtandes ernannt iſt, als welcher nach der ſchwediſchen Ueblichkeit auch hier ſo vorausgeſetzt wird, als ob er der ſchreiblichen und buchlichen Künſte nicht ganz mächtig ſey. Das muß ſich unſer Herr Domänenpächter Samuel ſchon gefallen laſſen, obgleich er in ſeinen Tagen Candidatus theolog. geweſen und vor den Bauren oft die Kanzel geklopft hat. Dieſer Pommereſche iſt nun doch ein Freund für Unſereinen, da hab' ich hier doch einen geſcheidten und liebſten Menſchen, mit dem ſich bei einem Glaſe Wein einmal ein Wörtchen philoſophiren läßt. Auch mein Weigelchen iſt ſchon mal hier geweſen, und wir haben gehörig philoſophirt.

Doch von dem kleinen Großen zu unſerm Größten zu unſerm Jupiter unſerm Viſir Weiſel, zu unſerm allergnädigſten König. Der Weiſel aber hat es gar leicht mit uns, wir ſumſen kaum, und ſtechen können wir nicht. Ich verſtehe, daß ich bei deiner guten Schwedengeſinnung — aber bin ich nicht auch aus ſchwediſchem Blut? — mit allem Glimpf mit dir reden muß, ſonſt könnte ich mit dir zuſammenfahren wie bei meinem alten poſewalder Papa; aber gottlob du liegſt noch auf dem chirurgiſchen Streckbette und biſt 4 Meilen von mir. Alſo wieder auf unſern Weiſel, der uns ſeine Bienen hier zum Schwärmen zuſammengelockt hat, zu kommen, ſo habe ich hier erſt Gelegenheit gehabt, mir ihn ordentlich und ruhig zu betrachten. Ich weiß nicht, ob er, wie die Berliner ziſcheln, viel mit Karls des Zwölften Geiſt ſpricht — mögen ſie mir wieder ſagen, ob und was ihr König eben mit den alten gewaltigen Hohenzollern für Geſpräche und Unterhaltungen pflegt — alſo von ſeinen geheimſten Unterredungen mit Karls des Zwölften Geiſt weiß ich nichts; aber es kommt mir doch ſo vor, als ob Karls des Zwölften Geiſt ſich mit dieſem unſern Heutigen ſchwerlich in lange Geſpräche einlaſſen wird. Auch habe ich von jenes Karls, deſſen alte Karoliner wir jetzt gebrauchen könnten, bei lebendigem Leibesleben gehaltenen Geſprächen nie etwas gehört, wohl aber, daß er einen geſchwinden und kurzen Schwerdthieb führte. Dieſe Heutigen aber zuckeln an ihren Degen, als wenn ſie in der Scheide feſtgewachſen ſäßen. Du weißt, ich halte nicht einmal auf Straßenjungen etwas, die lange gegen einander ſpringen und ſchimpfen, ohne daß es zum Haargemenge kommt. Basta! Auch iſt der Brief ſchon zu lang.

N. S. Ich will und muß dich verſöhnen. So ein König, ſo ein irdiſcher Jupiter hat doch eine verzweifelte Macht im Leibe. Denk dir deinen närriſchen Bruder, es ſind mir wirklich Thränen in die Augen gekommen, als dieſer unſer Jupiter tonans nicht mit Geiſtern ſondern mit den recht dicken Leibern unſrer Bauerjungen Geſpräche geführt hat. Ich ſtand dabei, als er unſrer Landwehr geſtern die Fahnen übergab, und folgende Worte (ſo ſprach er ungefähr) haben mich angebohrt und den edlen Wein meines Herzens zum Aufbrauſen gebracht. „Ich habe dieſer Landwehr Fahnen verehrt „— ſie erſcheinen hier zuſammen mit den Kriegszeichen meiner vornehmſten Truppen. — Dieſe Fahnen ſind von Pommerns und Rügens Wappen in Vereinigung mit des heiligen „römiſchen Reichs Adlern umgeben. Und wenn auch alle „Paniere Deutſchlands von denſelben weichen könnten, ſo „ſollen doch dieſe Siegeszeichen ſtets zur Ehre deſſelben erhoben werden, unzertrennlich von der Ehre des gemeinſamen „deutſchen Vaterlandes.“

Hier fragt man: wo iſt es und was iſt es? oder vielmehr: wo iſt es und was iſt es nicht?

Ich bin freilich von dem deutſchen Patriotismus leider nur mittelmäßig angefochten, habe auch nicht viele deutſche Flüche ausgeſtoßen und die in Thüringen gelernten beinahe ſchon vergeſſen, aber es giebt doch Klänge, Klänge wie Gewiſſensklänge von dem, was wir haben ſollten, was wir verloren haben und nicht verloren haben ſollten. Daß dieſer Schwedenkönig hier ſo von Deutſchland und von dem deutſchen Reichsadler klingen muß!

Und er hat mich gefaßt und noch viele mehr, denn es ging ihm von Herzen, wie ſie denn ſagen, er nenne ſelbſt ſein Herz ein ehrliches Herz. Wenn das nur für einen Weiſel genug wäre. Kurz, es bewährte ſich hier der alte Spruch pectus facit disertum. Er ſprach die Worte mit ſeinem vollen ehrlichen ehrlichſten Ernſt, aber die meiſten ſeiner Schweden greinten, wenigſtens die fern und hinten ſtehenden, und natürlich unſre meiſten Junker auch. Wo ſitzt denn das deutſche Vaterland und wo ſind denn die Flügel des deutſchen Reichsadlers gebrochen? Ein alter ſchwediſcher Hauptmann von Kronebergs Regiment, mit welchem ich jenen Abend eine Partie Whiſt ſpielte, fragte mich: Men sägnig, hvar flyger den tyska örnen?*) Was ſollte ich ich ihm antworten? etwa mit Piſtolen? Er hatte Recht.

Ade für heut! Ein ander Mal mehr.

Greifswald, den 15. Auguſt.

O das Leben ein Traum. Aber dieſer Traum hier iſt doch gar zu lächerlich und närriſch. Man ſoll ja anſtändigen Schritt führen ernſthafte Gedanken pflegen ernſthafte Geſichter zuſchneiden, wenn man Landtagsbote heißt, und du kannſt mir glauben, ich gebe mir Mühe mich recht ſtattlich zu ſtellen und feine anſtändige Gebärden zu machen, welche auch meinem von Natur ernſthaften Schnabel gar nicht übel ſtehen; ich rathſchlage fleißig rede oft heiße ſogar ein beredter Mann, ſo daß die Bürgermeiſter der großen Städte ſich wundern, daß aus dem kleinen Nazareth Bergen auch was Gutes gekommen iſt; aber doch lieber Bruder, dieſer Spaßreichstag, dieſes, engliſch zu reden Mockpatriaſpiel iſt mir zum Spaße zu tragiſch, und du haſt auch wohl einmal in deinem Leben empfunden, daß der Zuſtand der allerunleidlichſte gräulichſte abſcheulichſte ſchändlichſte aller möglichen Zuſtände iſt, wo man weder weinen noch lachen kann. Glaube mir, dies Ding und Treiben hier iſt mir oft unbeſchreiblich traurig, eben weil das an ſich Ehrwürdige eine ſtarke Beimiſchung des Lächerlichen hat. Wenn man über Dinge lachen könnte, worüber Gott das Lachen verboten hat, ſo holte einen der Teufel. Nun holt mich hier wenigſtens oft die hölliſcheſte Langeweile. Ja ich bilde mir bei dieſen vertrackten Zuſtänden ein, daß man ſelbſt im Höllenfeuer Erlaubniß haben wird Langeweile zu empfinden.

---

*) Aber ſagen Sie mir: wo fliegt der deutſche Adler?

Wir haben nun vier Stände ad modum regni suiogothici, wir wollen Städte gründen Häfen bauen Ströme, die kein Waſſer haben, ſchiffbar machen, einen freien Bauerſtand ſtiften. O! und wir beginnen ſchon uns über die Rechte und Vorrechte der Stände zu ſtreiten, meiſtens jedoch noch im Geheimen, und der Adel, unſre hoch- und hochwohl-geborne Ritterſchaft, ſucht ihr armes bischen Verlornes wieder beizubringen und fängt an mit beſonderen Einlagen und Eingaben ſich vorzudrängen und mit den gewöhnlichen kleinen Hofkünſten die ſchrägen und ſchiefen Hühnerhundswege zu laufen. Daß es Gott erbarm! es iſt wie der Mann, der auf dem Todbette neue Baupläne macht. Denn Stepken ſteht vor der Thür, daß er den armen Sünder abführe.

Ich ſchrieb dir, unſer guter Vater ſey oft niedergeſchlagen und unruhig. Ich war geſtern Nachmittag mit Bruder Karl in Trantow. Der Vater iſt doch ein gar lieber Mann und in ſeiner Stille auch ein ſehr geſcheidter. Ich wollte, die Könige, die leider ſelten mit den rechten Geiſtern zu ſprechen verſtehen, hörten auch einmal ſolche Leute des untern Stockwerks hinter dem Vorhang ſprechen. Da er ſich auf Wind und Wetter ſo gut verſteht und aus dünnen ziehenden Luftſtreifchen aus Spinnen Schwalben und Schnepfen und ihren Zügen und Flügen als ein erfahrner Jäger prophezeihen kann, ſo wird mir faſt bange, wann er aus dem politiſchen Wolkenzuge die nächſte Zukunft deutet. Er ſpricht und fühlt die Zeit ſo, daß ich nur mit ihm ſprechen und fühlen kann. Er könnte ſich aufblähen, daß er von ſeinem Volke drei zu dem Reichstage geliefert hat: ſein hochbrüſtiger Schwiegerſohn Samuel Aſcher Baurenſprecher, ſein Aelteſter der Karl für die Bauren, und ſein Dritter, mein nicht ſchmalbrüſtiges Selbſt, für den ehrbaren Bürgerſtand gewählt; aber er ſchüttelt zu all dem Quark den Kopf und ſpricht: nach Süden geſchaut! daher wird's brauſen.

Wollte ich dies endlich auch als die augenblickliche Stimmung und Empfindung des Greiſes anſehen, der durch die Unruhe und Einquartierungen in Höfen und Dörfern, durch ein Jahr des Mangels und durch Kriegslärm zuweilen aufgeſchreckt iſt, woher ſoll ich mir beſſern Troſt holen? Etwa von dieſen Schweden, welche unſere Weiber prächtige tapfere Kerle nennen, unter welchen ich auch rechte nordiſche Recken erblicke, Mörner Armfelte Cederſtröme, die wohl alte Karoliner vorſtellen könnten? von dieſen Schweden, welche mit unſern Edelleuten wie die Rohrſperlinge über ihren König ſchreien und ſchimpfen? etwa von den Preußen, welche unſre Schweden Praler nennen. Du meinſt, beide können ſich wohl mal aufraffen, nachdem ſie ihren Froſch- und Mäuſe-Krieg einſtellen wollen? Aufraffen? Verſtehen dieſe etwas zu raffen? Ich habe das Raffen ja ſatt an unſrer Landwehr geſehen. Und wahrlich das ganze Volk müßte gerafft, ein Volksheer müßte zuſammengerafft werden und der rechte Zuſammenraffer und Zuſammentreiber der Geiſt müßte darüber kommen — ſonſt fliegen ſie doch gleich zuſammengerafften-Blättern wieder bei'm erſten Winde aus einander. Ach! woher ſollte den Preußen auf einmal dieſer kühne Raffer und Raffler kommen, nachdem ſie Gelegenheit und Glück zehn Jahre in ſchönſter Faulheit verſeſſen haben? Können wir uns einbilden, daß ſolche Friedſeligkeit plötzlich eine Kriegsſeligkeit werden könne? Der Geiſt läßt ſich auf ſolche verſchlafene und verlegene Käuze nicht herab, und die große Würflerin und Rafflerin Fortuna liebt leider die ausgelaſſenen Tyrannen, die das Spiel verſtehen.

Meinſt du, daß es mich nicht jammert, daß ich mich ſelbſt nicht jammere und meine ſchöne Frau und mein ehrlicher Jupiter mit Karls des Zwölften Handſchuhen und blauem Rock und einem Stück ſeiner Naſe? Aber ich wette, jener Karl iſt anders einhergeſchritten und anders zu Stul geſeſſen, wann er zu Stul gehen mußte. Ja dieſer jammert mich auch, wenn ich mir ihn als König denke. Er meint es redlich, er will das Gute und Gerechte. Aber iſt er der gerechte König des Plato? Ich denke, der hat doch einen andern gemeint. Ich kann freilich ſeinen myſtiſchpolitiſchen Zahlenreihen nicht folgen und alſo des Tyrannen Napoleons Jammer nicht begreifen; aber wenn mein ſchwediſcher Jupiter auch nur ein Halbgerechter iſt, wie elend muß mein Bonapartchen ſeyn? Weißt du's? Grade 364½ mal unglücklicher als mein Guſtavchen, für deſſen Glücksgebärde ich doch die meinige nicht vertauſche. Denn der alte tiefſinnige Philoſophus hat es ausgerechnet: der Tyrann iſt grade 729 mal unglücklicher als der gerechte König.

Doch allen ernſthaften Scherz bei Seite, ich habe mir hier in Stunden etwaniger Langenweile einige Scherzer zuſammengerafft, meine liederlichen alten Lateiner Katullus Tibullus Propertius und den liederlichſten von allen den Petronius. Saubere Lektüre! wirſt du ſagen; an einem geſetzten Advokaten, mit dem es im Leben ſchon ſo mancherlei geſetzt hat, können ſie nichts mehr verderben. Sie erheitern mir die Nachtſtunden und erleuchten den Morgen und ſtäuben nach den langweiligen Arbeiten der Sitzungen und Ausſchüſſe den Staub ab, womit fremde Dummheit und Langweiligkeit mich beſprenkelt hat. Dem Reinen iſt alles rein, weißt du, und Lehre und Heil kann man ja aus Schierling und Kröten bereiten. Hier haſt du gleich einen Spruch aus meinem leichtblütigſten flatterhafteſten Katullus, den ſich ein preußiſcher Miniſter nun bei'm Morgen- und Abend-Segen vorſingen laſſen ſollte. König Philipp von Macedonien weiland hielt ſich einen ſolchen Aufſager oder Vorſänger, einen Hofnarren oder Hofweiſen. Schade, daß ſolche hohe Hofämter wohl der lieben Finanzen wegen nicht mehr beſetzt werden. Ich habe den Titel vergeſſen. Hier das Sprüchlein, dem denke nach und raffe deine Gedanken zuſammen:

Otium et reges prius et beatas
Perdidit urbes.

Ich habe dir ſchon gemeldet, wie viel unſre Junkerlein wieder hin und her wedeln und ſchwänzeln, denn wie ſehr ſie auch auf ihren König ſchimpfen, die Lehre darf doch nicht abkommen, daß ſie die Stützen des Throns ſind. Sie haben uns ſelbſt unſern Herrn angeſteckt, unſern kleinen verdrießlichen Doktor von Gagern, der nun auf Schweden und Preußen und auf alle Welt ſchimpft, und wir hätten uns geſtern Nacht bei einer Bole Punſch über dieſes Kapitel beinahe erhitzt, wobei ſein Hund Ulrich für den alten Adel durch ſein Bellen Parthei zu nehmen ſchien. Uebrigens finde ich die Pommerenken viel viel beſſer viel breiter bäuriſcher, alſo fideler und menſchlicher — ſo hätte ich ſagen ſollen — unſer rügenſches Edelmännchen iſt ſo fein und blank, als es in der Regel klein und arm iſt, kleine blanke Polacken, merk's wohl, kleine Polacken. Die Pommern ſchlottern eben mehr deutſch und treuherzig durch. NB. Pommereſche war auch bei der Gagernſchen Punſchbole, und grüßt dich ſehr.

Greifswald, den 10. Auguſt.

Der Reichstag iſt abgeblaſen und alles geht zu Hauſe. Mir iſt's lieb, daß dieſe Tragikomödie ein Ende hat. Was in den Gedärmen dieſer Leute hauſt, kann nur Wind gebären, und wo man Träume für Thaten ſieht, kann ein vernünftiger Menſch da Hoffnungen bauen?

Was Er wieder für prächtige Worte geſprochen hat! Ich meine unſer König. So klang es ungefähr zum Schluß: — lies die Zeitungen nach — „Mögte ich einſt den Tag „noch erleben, wo ich Deutſchland als mein zweites Vater„land zu der Macht und dem Glanz wiederhergeſtellt erblicke, „wozu ſeine achtungswürdige Nation und der Ruhm von „Jahrhunderten ihm ein Recht geben!“

Das ſprach der ehrliche Mann mit ſichtbarer Rührung, aber mehrere ſeiner Schweden, die im Hintergrunde ſtanden, greinten mit ſichtbarem Spott. Der Mann iſt offenbar in die Deutſchen verliebt und mögte irgend einem deutſchen Ländchen ein guter Fürſt ſeyn; ſeine Schweden zu zügeln, hat er keine Fauſt, das nordiſche Roß muß anders in die Zügel genommen werden.

Mit Preußen ſoll nun alles vertragen ſeyn und beide wollen mit gemeinſamem Zorn auf den kleinen Bonaparte losgehen.

Dies werfe ich ſo in Eile hin. Ich habe mit Bruder Karl und einigen andern freyen Geſellen dem Landtage noch ein Valet getrunken, und es wird eben von dem 18. wohl tief in den 19. Auguſt hineingelaufen ſeyn.

Beiläufig vernimm das Wunder, quod sit boni omnis! daß ich zu einem der Aufſeher bei'm Landkaſten ernannt bin. Similis simili gaudeat! Der Kaſten wird wohl eben nicht voller ſeyn als der meinige.

Bergen, November 1806.

Der Vater und Schweſter Lotte ſind hier aus Stralſund angekommen, und wir ſuchen ihnen das Leben ſo ſtill und freundlich zu machen, als es in dieſer verworrenen Zeit ſeyn kann. Ich finde es ganz natürlich, daß er ſich von der Peene weggemacht und ſeine großen Jungen wirthſchaften und ſich von den Franzoſen bewirthſchaften läßt. Ich glaube aber doch, daß das bischen Stadtleben, in welchem freilich Kühe und Schweine gelegentlich mit den anſtändigſten Leuten in den Straßen zuſammenſtoßen, ihm hier bald zu eng und langweilig werden und daß er ſich zu den Verwandten nach Silvitz oder Poſewald machen wird.

Unſre Lotte iſt, was ich immer geſagt habe, ein ſeltener Vogel mit hübſchen Federn, der ſie aber noch nicht recht zuſammenzulegen weiß. Mir däucht, ſie hatte beide von Vater und Mutter das Beſte erhalten. Aber ſo ein Mädchen iſt nun einmal ein Mädchen. Ich habe meine Philoſophie über die Jungfern. Gott geb' ihr einen tüchtigen Mann! Amen!

Wenn ich dem guten Vater noch eine gute Stunde in böſer Zeit machen könnte, wär' es mir eine Freude. Auf jeden Fall, ſelbſt wenn die Franzoſen ins Pommerland kommen, iſt er hier fürs Erſte ſicher; ſie können doch nicht ſogleich übers Waſſer laufen.

Du gehſt alſo nach Stockholm? Glücklich, wer jetzt nicht von Weib und Kind umhangen iſt und ſeinen Stab weiter ſetzen kann! Was iſt hier auch zu machen? ja ich frage, was iſt hier zu hoffen? Da die Stralſunder jetzt ſchon ſchreien, daß ein ſolcher politiſcher Teufelsbraten, welchen der Bonaparte ihnen einmal anrechnen könnte, in ihren Mauern hauſt, ſo finde ich das noch natürlicher. Du reiſeſt, viele wackre Leute reiſen, auch mein Weigel denkt weg; ich muß ſchon bleiben und über mich hageln laſſen, was unſre deutſchen und ſchwediſchen Siebenſchläfer über uns herabgelockt haben. Mögen wir uns in glücklicherer Zeit einmal wieder ſehen! Ich rufe dir und den Freunden nach:

Vivite felices, memores et vivite nostri,
Sive erimus seu nos fata fuisse volent!

Bergen, 31. Oktober 1807.

Lange, mein lieber Bruder, hatte ich nichts von dir gehört. Die Briefe, welche du uns geſchrieben, müſſen verloren oder verſchmiſſen worden ſeyn, wie es ſich zu begeben pflegt, wenn man reiſenden Officieren Kurieren Schiffern Papiere zu beſtellen mitgiebt. Wir freuen uns aus deinem kürzeſten Brieſchen, deſſen Sinn wir uns wahrſcheinlich endlich herausgedeutet haben, zu erfahren, daß du geſund biſt. Das iſt doch etwas, wenn auch alles um uns her ungeſund iſt. Gottlob unſre alten Hauptſäulen ſtehen auch noch, und wir jüngeren Bäume müſſen uns eben vom Winde ſchütteln laſſen und die Zweige wieder aufzurichten ſuchen, wenn ſie auch oft zerzauſt und niedergeſchlagen ſind.

Ich komme nun noch einmal mit einer Bitte, und zwar in fremder Angelegenheit. Es wird dir bekannt ſeyn, daß der wackre brave Kerl der Lanken von Woldenitz mein beſonderer Freund iſt. Die Beweiſe von Liebe und Freundſchaft ſolcher Leute, wie die beiliegenden Papiere dir zeigen werden, haben ihn in einige Verlegenheit geſetzt, und die Summen, worauf ſie lauten, würden in dieſer preßhaften Zeit für ihn eine große Hülfe ſeyn. Ich erſuche dich alſo in ſeinem Namen, irgend einen tüchtigen redlichen Anwalt aufzukriegen, der jene Schlingel wacker zwicke, damit ſie das Eingeſchluckte wieder von ſich geben, und ſollte er ihnen ein drasticum beibringen müſſen wie das, wodurch der Bel zu Babel weiland geplatzt iſt. Du wirſt dann ſchon Mittel finden, es entweder durch

Major von Dannfeld oder durch irgend einen andern guten Zahler, etwa via Hamburg, an uns zu befördern.

Es iſt alſo geſchehen, wie es geſchehen mußte. Gottes Rathſchlüſſe will ich dabei nicht unterſuchen; ich kann mit meinen Gedanken ſo tief nicht tauchen. Ich weiß nur, daß die, welche für uns rathen und thaten ſollten, weder Rathſchlüſſe noch Rathſchüſſe in Vorrath hatten. So erbärmlich ſo ganz feig hülflos und jämmerlich, als es ſich erwieſen, hätte es doch kein Menſch erwarten können. Nun baue das deutſche Vaterland wieder auf, armer König von Schweden und K. K. K. von .... doch ich darf dies K. nicht durchbuchſtabieren, es niſtet ein Wiedehopf darin — „Namen nennen ſie nicht, ſie ſtelle Griffel und Pinſel beſſeren Enkeln nicht dar.“

Ueber unſre kleine Lauſigkeit und Lauſerei mag ich kaum noch klagen. Was bedeutet unſer Pünktchen auf der großen Landkarte des europäiſchen Jammers? Ein redlicher Kerl könnte beinahe verführt werden, in der allgemeinen Feigheit und Schlechtigkeit mitzulaufen. Ich ſage das rechte Wort nicht. Das gemeine Pack läßt die Eſelsohren im Unglück nicht allein hangen ſondern hat noch Luſt und Muth zu Spitzbubenſtreichen. Ich könnte dir die X. Y..Z. mit und ohne Von nennen, die, wo alle Halme zu Krummſtroh zuſammengedroſchen werden, doch noch Rohr zu ſchneiden wiſſen. Ich muß das ſo alle Tage mit anſehen und durchleben, wie in böſer Zeit Nichtswürdigkeit und Habſucht mit freundlichen und knechtiſchen Liſten ſich nach oben ſchwingen, immer noch mit dem Maulvorbehalt, daß ſie dem lieben Vaterlande ihre Thätigkeit als Opfer zu weihen für ihre Pflicht halten. Deine zärtlichen Freunde die V... und P. von W.. haben ſich an die Spitze der Verwaltung hinaufgeſpielt. Der Freeſer Uſedom, der wohl Leichtſinn genug aber doch mehr Gehirn hat als die andern, hat ſich zurückgezogen und ſammelt

Tagebücher, worin er die ſaubern Streiche ſeiner Vettern zuſammenſtellt, und welche er, wie er mir jüngſt sub rosa ins Ohr raunte, einmal als Jahrbücher unſers Jammers verarbeiten will. Kurz, lieber Bruder, es iſt ein Elend, wenn die Zeit ſo ſchlecht iſt, daß die Schlechteſten die Leithämmel zum Hineinſprung in den Schandeſumpf ſeyn und ſich noch für wohlweiſe Herren und Wohlthäter des Landes ausgeben können.

Aber ich will mich nicht mehr ärgern. Ich bin ſchon ganz krank, und du kannſt dir denken, wie arg es ſeyn muß, wenn ein Menſch meines Temperaments ordentlich in eine Wuth gerathen kann, wann er an dieſe Lügenſchmierſtreiche denkt.

Es kommt mir vor, als hätte ich dir noch viel zu ſchreiben, aber der Athem geht mir aus. Lebe denn wohl! Der Himmel laſſe uns einmal ſo auf dem Boden unſers Vaterlandes ſtehen, daß wir unſer Weh und unſre Schmach vor aller Welt und über alle Welt ausrufen können. Ausſchreien wäre das Wort; aber das ſchickt ſich nicht für anſtändige Leute.

Tauſend Grüße von meiner Hausfrau und von Poſewald.

Bergen, Sommer 1808.

Es war ein Reiſender hier aus fernen Landen, ich meine, er kam aus Frankreich, Karl Borries genannt, welcher hier in Bergen Vettern beſuchte. Er ſprach von dir als von einem lieben Freunde, und, wenn's mich recht erinnert, ſo habe ich ihn als Knaben mit unſern jüngern Brüdern auf dem Löbnitzer Hühner- und Hunde-Hofe unter Jagdhunden Hühnerhunden Dachshunden Schäferhunden Putern Hühnern Entrichen Gänſerichen und wie die große Jungengeſellſchaft weiter heißt früher oft mitſpringen ſehen. Genug, dieſer jetzt anſehnliche Mann und Kaufherr ſagt, er gehe auf Hamburg und vielleicht auf Stockholm und hoffe durch alle Sperren durchzukommen und auf jeden Fall dieſen verſtohlen wandernden Brief an dich gelangen zu laſſen.

Lieber Bruder, ſchelte nicht, daß ich ſo knabenartig angefangen habe. Ich habe dir einen großen Ernſt zu melden: unſer lieber Vater iſt nicht mehr auf Erden. Es iſt aber eher eine Freude, ich ſage, Freude in der Traurigkeit; denn wir haben ja unſern Vater verloren, und welchen Vater! Er war dieſer Satanszeit, dieſer Fülle von Feigheit und Unredlichkeit nicht gewachſen und man ſah ihn allmälig vor Kummer und Sorgen hinſterben. Er iſt wahrhaftig von der ſchlimmen Erde erlöſt und ich habe ſeinen Tod als eine Erlöſung empfangen. Sollen wir nun um ihn fürchten und ſorgen? Nein dieſer fromme und in ſeinen friſchen Tagen tapfre und gerechte Menſch iſt gewiß auf keinen ſchlechten Stern verſetzt.

Alſo das ſollteſt und mußteſt du wiſſen. Haus und Hof und Bauern und Dörfer bewirthſchaften die Brüder Ludwig und Wilhelm einſtweilen. Es läßt ſich augenblicklich nichts ordnen und zurechtfädeln; wir müſſen hoffen, daß ſie es leidlich machen werden. Die alte liebe Tante Sofie iſt gottlob immer noch da für die innere Wirthſchaft und für Sittlichkeit und Wohlanſtändigkeit der Jugend zu ſorgen.

Der alte Heinrich, mein Schwiegervater und Halter, ſteht mit Herz und Kopf noch aufrecht, obgleich ſeine Achtzige ihn ſchon beugen. Die Wirthſchaft hat er an ſeinen Eidam Diekmann abgegeben. Du weißt, wie die wackern Kerle, unſer Vater und er, ſich lieb hatten und wie ſie doch noch viel verſchiedener von einander waren, als wir beide heutiges Tages in unſerm Geſchlecht. Sie weiſen beide nach dem Norden hin. Unſer Vater war aus der alten Ureſche Ygdraſil gewachſen, aus dem mächtigen Baum des Frühlings der Welt. Da iſt Mimers Brunn und Urdars Brunn und es quillt tröpfelt rieſelt und rauſcht dort von Waſſern; Vögel ſitzen in den Zweigen, nicht nur Adler Falken und Raben; auf des Vaters Baum hatten ſich Nachtigallen eingefunden, und Lerchen geruhten auf den Wieſen zu ſingen, welche von Mimers Brunnen gewäſſert wurden; Blätter Blüthen Früchte — o welch ein Gewimmel auch davon! aber dieſe mußten von Stürmen zerdroſchen vom Hagel durchwettert vom Winter gebleicht und zerfreſſen werden. Da ward ein ſtarker freundlicher ſanfter Menſch. — Aber der alte Heinrich, mein Herr Schwäher, der hat ſich aus den Felsblöcken herausgewälzt, worunter die Rieſen und Zwerge ihr Weſen treiben und Waffen und köſtliches Geſchmeide hämmern und die Töchter der Menſchen mit ihren ſchimmernden Kleinodien in ihre Höhlen locken zu anderm Schmiedewerk. Doch gehört mein guter Alter nicht zu den ſchwarzen Elfen. Ueber dieſen Steinernen und Felſenkerl wettert es hin, es blitzt donnert und hagelt; er bebt und bröckelt nicht. Gieb ihm nur ein bischen Sonnenſchein, und du ſiehſt Moos Blumen und Gras auf ſeinem Felſen blühen. Doch hat's den alten Unerſchütterlichen nicht klein angetaſtet, daß ſeine Schweden hier ſo ſchlecht gekriegt haben.

Vergieb mir dieſe Fantaſterei und daß ich dir meine jüngſte Gelehrſamkeit in Gleichniſſen auskrame. Denn in der That iſt ſie ſehr ſehr jung und noch ungefiedert und ſperrt darum ihren Geelſchnabel ſo weit auf. Ich habe von einem Paſtor den alten Schimmelmann und Gräters buntes Unzeug einige Wochen im Hauſe gehabt und dieſe letztgefangenen Vögel fliegen nun zu dir.

Beiläufig ſiehſt du aus ſolchen fantaſtiſchen Spielen, daß mir noch ein bischen von dem alten Leichtſinn übrig geblieben iſt. Was ſoll ich immer Schwerenoth rufen, da die ſchwere Noth in Perſon da iſt? Ich verknuſe mit unſerm alten Ohm Jochen Arndt manche arabiſche Nacht und höre dann ſeinen Waidſpruch *Jungens, laßt uns luſtig ſeyn! ſterben müſſen wir ja doch*; was ich etwas vornehmer in Sokrates Redeweiſe überſetzen könnte: *da wir wiſſen, daß wir nach dem Sterben leben, ſo können wir in dieſem Leben ſchon etwas wagen.* Aber das haben wir ſchon im Kinderkatechismus, und Jochen Arndt iſt ein guter Chriſt, obgleich er die kürzeſten Worte liebt. Du kennſt dieſen fröhlichen Vogel ja; ſelbſt unſern alten Poſewalder findet er etwas langweilig ſeinen Mitthomas Chriſtian einen Dummkopf, bloß vor unſerm Vater hatte er einen kleinen Reſpekt. Ich halte es nun mit dem kurzen Jochen und mit der löblichen Betrachtung und Erwägung dieſes kurzen Lebens und will es wenigſtens wagen mitten unter dem vielen feigen und ſpitzbübiſchen Volke, womit ich täglich verkehren muß, ein ehrlicher Kerl zu bleiben.

Dies iſt nun nicht die Katechismuslehre des Tages. Ueber den ganzen Werth und Inhalt dieſer Welt, die ich doch nicht eine Lumpenwelt ſchelten will, obgleich ſo viele Lumpen darin leben und ſchweben, ſind mir die Augen lange ſchon aufgethan, und ich habe mir feſt vorgenommen, mir an all dem Schimpf unſrer Zeit weder die gelbe noch an meiner Frau die ſchwarze Sucht zu ärgern. Ich denke da, wie die Bauren: *laß den Kukuk fliegen und ſing' ihm nach.* Ich will dir von dieſem Schimpf, von all unſrer erbärmlichen Schweinerei und von der Dienſtbarkeit unſers vornehmen und vornehmſten Volks gegen die Fremden nichts erzählen. Nur zuweilen geht mir doch noch ſo ein Lichtlein von einem Dinge auf, das Menſch heißen darf. Einen Stern haben wir freilich noch, aber leider nur noch Stern der dämmernden Nacht des Alters, den General Dyke, den einzigen Hohen unter den Edlen des Landes, Fürſten und Grafen nicht ausgenommen;

aber der ſtammt auch von Bauren. Ich weiß, du verläufſt dich auch zuweilen in der antiquariſchen Liebhaberei der Geſchlechtsregiſter, aber ich mag keine Genealogieen und Stammbäume als die von Gott friſch gepflanzten: ich meine die von Gott und ſeiner Gnade; da iſt junge und grüne Hoffnung darin. Gott hat ſich vorbehalten — gucke dich nur ein wenig um! — aus jedem Kleinſten, meinethalben aus einem Bettler, den alten Adam in alter geheimnißvoller Weiſe die Menſchenpflanzung noch immer fortſetzen zu laſſen. Ich weiß ſelbſt hier in dem Ländchen der Knechtſchaft einen Schneider einen Fuhrmann und einen Schulzen, welche, wenn ich ſie nur umkleide und mit etwas höfiſchen Zierrathen behänge, durch Schritt und Gebär unſre Kraſſows und Schultze von Aſcheraden und wieviel unſrer Barone ſind, in tiefen Schatten ſtellen ſollten. Facit: Gott hat in der größten irdiſchen Luſt ſich auch noch ein ganz eignes räthſelhaftes Geheimniß ſeiner Luſt bewahrt; ja ich muß nach allem, was ich in dieſer Hinſicht ſehe, meinem lieben Gott ein ſehr ſchalkiſches und ironiſches Weſen beilegen.

Doch auf mein Lichtlein zu kommen, ſo erleben wir Freude und Ehre an unſerm alten Lehrer, dem kleinen knochenſchelligen höflichen verlegenen aller Welt freundlichen und blöden Oberappellationsrath Hagemeiſter. Er iſt Präſident der ſogenannten Landesexekutivkommiſſion — ein Name wie die Sache — das heißt derjenigen Kommiſſion, welche das Land zu plagen und auszumärgeln und die Franzoſen und die Raben, die mit ihnen zur Aaſung kommen, zu füttern hat. Das brave Männchen hat Muth und Tapferkeit bewieſen, wie niemand ſie ihm zugetraut hat, und Redlichkeit, wie wir ſie ihm immer zugetraut haben. Ihm verdankt das Land viel in jenem Zuſtande, wo Feigheit und Habſucht mit einander um die Wette laufen.

Bei Erwähnung jener Kommiſſion fällt mir ein, daß ein Mitglied derſelben von den Franzoſen bei'm Kopf genommen und nach Frankreich abgeführt iſt. Du erinnerſt dich wohl des Oberſten Thun von Pantlitz, den man gewiſſer Abentheuerlichkeiten wegen wohl den tollen Thun nennt? jenes wunderlichen unruhigen Mannes, der ohne Händel und Proceſſe nicht leben kann, ſich aber dabei doch immer den Sinn einer gewiſſen Gradheit und Rechtlichkeit bewahrt hat. Dieſem, der Maul und Degen gut zu brauchen verſteht, fehlte es in dieſer Stellung vielen Schleichern und Schurken und dem liſtigſten Volke als Feind gegenüber nimmer an dem Beſten, d. h. an Muth, und er war unſtreitig eines der thätigſten und tüchtigſten Mitglieder der Kommiſſion. Die Pommern haben überhaupt tüchtigere Leute für Geſchäfte als unſre kleine rügenſche Junkerei. Dieſer Oberſt Thun hatte einem Landrath durch einen gemeinen Boten geſchrieben, er möge ſich mit Stellung von Vorſpannwägen für friſch einmarſchierende Franzoſen nicht übereilen, die franzöſiſchen Soldaten müßten die pommerſchen Dreckſtraßen zu Fuße durchwandern lernen; wenn dadurch einige Tauſende des böſen Ungeziefers mehr krepirten, wäre es nur eine erwünſchte Erleichterung für das unglückliche Land. Dieſer Brief war dem Boten unterwegs von einem franzöſiſchen Kommiſſär abgenommen und geleſen und mein Thun war einige Tage darauf aufgepackt und auf Schloß Jeuy auf dem Jura geſetzt worden. Da mag er noch ſitzen.

Nun Ade! Behüte dich Gott, daß die Ruſſen dich nicht gar aus Stockholm jagen! Viele Grüße von meiner Frau und von dem guten Grümbke, der eben wegging. Wäre der hier doch Amtshauptmann geworden, worauf er es einmal anlegte, da hätte man es doch mit einem rechtſchaffenen Mann zu thun.

Bergen, Junius 1809.

Lieber Bruder. Schill iſt todt, die Oeſtreicher haben ſich ſchlagen laſſen. Alles hat ſich nun verſchoben und verkehrt, denn wir hofften wirklich dich bald hier zu ſehen und etwas Junges und Friſches zu erleben. Nun aber läßt alles die langen Eſelsohren wieder hangen und von Preußen iſt kaum noch Hoffnung, daß es Krieg und Rache rufen werde.

Ich habe mir dieſen Schill in Stralſund auch einmal genau betrachtet. Er war gewiß ein tapfrer wackrer Haudegen, aber mehr iſt er auch nicht geweſen. Er iſt wenigſtens wie ein wackrer Soldat mit dem Säbel in der Fauſt geſtorben. Aus dem Hauſe, in welchem wir ſo manchen luſtigen Tag gehalten, wo dein Pate Ziemſſen einſt wohnte, in der Fährſtraße nahe bei der Pumpe hat ein Holländer ihn vom Pferde heruntergebirſcht

Dieſer Schillszug und auch der Dörnbergszug haben ein geſchwindes und trauriges Ende genommen, und die Könige und Fürſten ſitzen und ſchauen zu. So kann's nichts werden und wird's nichts werden.

Dein Held Schill iſt hier übrigens ſchlecht berüchtigt. Den Stralſundern hat er Unglück Schlacht Einquartierung von Holländern und Dänen gebracht, hat ein Stadtthor wollen in Brand ſtecken laſſen; einzelne ehrliche Leute ſind bei dem Gefecht in den Straßen mit umgekommen; ein Herr von Schevén zu Schönhoff, der Mann der ſchönen Frau, die du wohl leiden mogteſt, iſt bei'm Zank über Pferdeſtellung von einem ſchilliſchen Huſaren erſchoſſen u. ſ. w. Kein Wunder, daß ſie ihm mit den Franzoſen Narr und brigand nachſchreien. Held heißt bei den Menſchen nur der Glückliche und Siegreiche. Ja in einer Zeit, wo man ein allgemeines blutiges deutſches Barrecht halten und das Wafſen- und Wuff-Geſchrei mit Millionen Stimmen in allen Landen und Gauen erheben ſollte, da ſchlafen die Fürſten und läſtern die Philiſter.

Du ſchreibſt, dir brennt die Stelle in Schweden, wo du ſtehſt. Lieber Bruder, bleibe noch da. Wo willſt du hier hin? Ich hoffe nicht, daß die faulen Waſſer ſo bald abfließen, und auf jeden Fall muß man erſt ſehen, wohin ſie abfließen wollen, ehe man einen neuen Weg wählt. Hier fragte mich jüngſt ſchon mein alter Advisator Platen: Iſt es wahr, daß Ihr Herr Bruder ſeit dem Fall des Königs ſich aus Stockholm nach Amerika geflüchtet hat? Dahin werden deine Gedanken wohl nimmer ſtehen; du haſt es zu oft geſagt, daß du eher aus der Welt heraus abentheuerſt als dahin.

Die Unſern leben noch, auch mein alter Poſewalder noch, dein Söhnlein iſt friſch und wird groß und ſchön, meine Frau wird rund, nur nicht auf der rechten Stelle, und ich werde grau.

Dein F. A.

Bergen, 3. December 1809.

Darin haſt du Recht, lieber Bruder, daß wir wie Menſchen, die ſich alle Tage ſehen, nicht wie Brüder, die ſich in drei Jahren und dreißig Tagen — ich gebe nach altem deutſchen Volksbrauch etwas zu — nicht geſehen, mit einander verkehrt und geredet haben. Ich glaube aber, daß wir uns doch ſo geliebt haben; und ich für meine Perſon finde den Grund dieſer Gewöhnlichkeit des Aeußerlichen allein in meiner inneren feſten Ueberzeugung, die ohne Wort lebt, daß ſich im Innern nichts geändert habe und nichts ändern könne, daß alſo unſre Liebe auf einer Grundlage liegt, auf der einer wie der andere zu jeder Zeit bauen kann, wenn er es nützlich und nöthig findet. Höflichkeiten und Artigkeiten erweiſt man gleichgültigen Menſchen, andern Gehäſſiges oder Freundliches. Dieſe beiden Arten ſind bei mir ohne alles Studium und dem Eindruck überlaſſen. Wenn ich einen Freund habe, ſo rede ich nicht von der Freundſchaft; es verſteht ſich alles von ſelbſt. Worte machen mit Bewußtſeyn der Worte und um ſterblichen Menſchen zu gefallen vor ſolcher Kunſt behüte mich Gott! So ſtolz oder faul — nenne es, wie du willſt — bin ich immer geweſen.

Von unſern Begebenheiten und Schickſalen hätten wir reden können; aber theils gehört dazu längere Zeit als zwei Tage, theils iſt von allem dem, was man ſelbſt mit Anſtrengung unter den Menſchen treibt, ſo Weniges wichtig und faſt alles beziehlich und, wann es erlebt und durchgemacht iſt, ſo klein — wenigſtens däucht es mir ſo — daß es ſich hernach kaum die Mühe lohnt davon zu ſprechen. Wenigſtens kann man es nur gelegentlich unter dem Kern der rechten Geſellen und inter pocula. Und ſo gut iſt es uns diesmal nicht geworden. Es war die Tage zu viel Gewirr und Geſchwirr um uns, auch von gleichgültigen Leuten, die von deiner Gegenwart Honig ſaugen wollten; ſo iſt meine Blödigkeit nicht dazu gekommen. Das Einzige, was bleibt, iſt Erfahrung, und die Erfahrung, welche wir beide in unſern verſchiedenen Lebensläufen gemacht haben, können wir wechſelsweiſe ſchwerlich nutzen. Nach meiner Anſicht muß man aber wohl Geſchichten nur keine Erfahrung mittheilen als in dem Fall, wo ſie vor einem andern grade zur Anwendung ſteht.

Ich kann vor deiner Abreiſe in die weite hundsvöttiſche Welt, worin ehrliche Leute jetzt verbotene Waare ſind, nicht wieder nach Trantow kommen. Ich muß alſo Abſchied von dir nehmen und thue es ohne Beklemmung und Herzſpannung weil ich weiß, daß es dir anders nicht gehen wird noch kann wie einem braven Kerl. Denn die etwanigen Unglücksfälle pachtet man nicht in einem Vertrage mit Gott, und wer ſich im Voraus mit Beſorgniſſen plagen will, der wird in ſeinem Leben nicht geſund. Jetzt, wo die Throne wie Bauerhütten umgeworfen werden und die Könige auf der Flucht und in der Irre umherlaufen, muß Unſereiner tapfer ſeyn! denn wozu hätten wir ſonſt ſtudiert? Gut iſt es auf jeden Fall mit dem Sprichwort, was unſer alter ſeliger Paul Beck im Munde zu führen pflegte, *Wann der Himmel einfällt, ſterben alle Lerchen*, ſich auf den Abgrund eines tüchtigen Veſuvius zu ſtellen und ſo über die breite Fläche der Welt hinzuſchauen. Ich freue mich, daß ich dich friſch gefunden habe, und glaube auch, daß wenn du für irgend eines der Geſchwiſter bei'm Abſchiede etwas Beſchwerendes im Gemüthe haſt, es nur für unſre Schweſter Lotte ſeyn kann, die freilich ſehr ſeltſam in der Welt ſteht, da ſie mit allen, auch den kümmerlichſten, Weiblichkeiten ihres Geſchlechts ſich auf das wunderlichſte anzieht und abſtößt und den Männern wieder mit einer ganz eigenen Gleichgültigkeit vorbeigeht. Ich verſtehe wohl, was du mit dem Bilde der ſeligen Mutter meinſt, und verkenne auch ihren Geiſt und ihre eigentliche Tugend nicht, aber der erſte erſchreckt die Leute und die zweite verſteckt ſie nicht allein in Beſcheidenheit ſondern maskirt ſie gewöhnlich mit allerlei wunderlichen Verkleidungen. Doch ſie iſt ein Weib und ein Märchen, noch ein Abdruck des Bildes avant la lettre, und ich bin hier auf ein Kapitel gerathen, das ich am wenigſten auszulegen verſtehe. Wer dieſe ſüße Blume pflückt, wird auch ſeine Dornen finden. Aber mögen wir Roſen ohne Dornen? Ich muß ſonſt ſagen, daß ich an ihr nicht einen einzigen Fehler weiß, der eine Ehe nicht glücklich machen könnte.

Ich für meinen Theil bin jetzt ganz einziger Bürgermeiſter von Bergen, da mein alter Freund B. grade an meinem Einführungstage vom Schlage getroffen ward und den Morgen darauf ſtarb. Frau M..... eine alte Hexe von Endor hier, welche feierlichſt glückwünſchen kam, wahrſagte mir aus freien Stücken, daß ich noch viel höher ſteigen würde; vielleicht im Aufſteigen, wie vom Schweinhirten zum Fähnrich. Nun wie Gott will!

Geſtern hielt ich mit einigen guten Geſellen eine fröhliche Nachtſitzung, wo deine Geſundheit und eine glückliche Reiſe nach England getrunken iſt. Denn wir erzählen aller Welt, du habeſt uns aus Gothenburg zuletzt geſchrieben und fahreſt nach Edinburg.

Und ſomit fahre wohl, mein Bruder, und laß mich zuweilen wiſſen, wie und wo? Du lebſt, wenn auch nicht wie der Heiland *verborgen in Gott* doch unter Gottes bergendem und verbergendem Schutz. Der große ſiegreiche Tyrann der Zeit zwingt die ehrlichen Leute Verſtecken zu ſpielen; wollen hoffen, daß vor unſerm Tode ehrliches Leben wieder ehrlich und offen in der Welt umhergehen darf.

Meine Frau grüßt dich auf das allerherzlichſte.

Bergen, Juli 1810.

Daß es mir luſtig geweſen, dich, lieber Bruder, nachdem du ſo lange in deinem Berliner Verſteck gelegen, einmal wieder zu ſehen, weißt du ohne Worte. Wir ſind alſo nun wieder auf unſerm väterlichen Boden beiſammen und haben unſre *lieben alten Schweden* wieder, wie die Leute ſie immer noch ſchelten. Du warſt nicht hier und haſt es alſo nicht mit anſehen können, als das alte neue Weſen wieder beginnen ſollte. Ich habe dabei Nichts Neues erlebt: Knechte bleiben Knechte und Schurken bleiben Schurken. Die ſich vor den Franzoſen am tiefſten gebückt und für ihre Vortheilchen geſpeichelleckt haben, ſind nun wieder die allergetreueſten und allergefliſſenſten Unterthanen und Diener Sr. Schwediſchen Majeſtät. Das iſt einmal ſo, und muß ſo bleiben: Weltlauf muß ſeinen Lauf behalten, und laufe er auch durch den allerſtinkendſten Geſtank. Das rührt ſich nun noch ſo fort, und du bekommſt wahrſcheinlich von dieſem Treiben wenig zu ſehen, weil du in ganz andern Kreiſen lebſt als Unſereiner, der Unrecht grad machen helfen ſoll. Nein, es giebt nichts Neues, wenigſtens nichts Helles, wovon man mit Freuden reden könnte; Schweden oder Deutſchland Franzoſen oder Preußen — ſo blaßgrau iſt die Farbe der Zeit, daß alles in einander fließt, und leider auch in den Herzen der Menſchen. Unſre Junkerlein ſtecken nun bei dem Wiedereintritt der alten neuen Dinge mit der lebendigſten Gerührigkeit wieder ihre Köpfe zuſammen. Sie hätten wohl Appetit ſich die entlaſſenen Leibeigenen wieder ins alte Strick zu fangen. Dahin wird und kann es wohl nicht kommen; aber daß ſie einen Theil des wenigen Guten, was der verjagte Verrückte uns doch gebracht hat, zu vereiteln oder zu vernichten ſtreben werden, wer wollte bei ihrem bekannten Patriotismus und bei dem vortrefflichen Geiſt, womit der Adel für die Erhaltung guter Ruhe und Ordnung immer begeiſtert iſt, das zu bezweifeln wagen? Schon hört man hin und wieder unverſchämte Stimmen, daß man doch die koſtbaren Kreisgerichte aufheben, und dafür die väterlichen Patrimonialgerichte wiederherſtellen ſollte.

Du ermahnſt mich zur Poeterei und daß ich dir meine Liebe im Mondſchein ſchicken ſoll, wovon dir wahrſcheinlich die Gottsgab erzählt hat. Wo willſt du da hin? Ich muß mit meiner Schreibfeder nach andern Schnepfen ſchießen als nach bunten poetiſchen Vögeln. Ich fühle es lange ſchon, wie wahr das Wort des Heilands iſt Niemand kann zweien Herren dienen und der ſonnenſtralige Apollo Hyperion und der Gott des mit ſchweinsledernen Urkunden bepackten Ulpians — was geb' ich dem doch für einen Beinamen? ſoll er der Schweinslederne heißen? — können nichts mit einander gemein haben. Aus der Adlersfeder, aus dem Flügel unſers Vetters des Gosarndts*), woraus nun ſchon ein Jahr meine Proceßakten fließen, können keine geflügelte Verſe herausſpringen. Von der Liebe im Mondſchein weiß ich nichts mehr, die iſt wohl mit andern Liebſchaften auf meiner Tabakspfeife in Rauch aufgegangen. So geht es ſolchen kleinen Allotriis gelegentlich bei mir. Und überfällt mich zuweilen noch die Erinnerung alter Spiele, ſo wird doch nichts fertig, und das Unfertige muß billig zerſtört werden, wie es Gott an den Kreaturen in der ganzen Natur zerſtört.

In den Griesianis Schlegelianis und Tieckianis, die du und Schildener mir als Futter geſchickt, naſche ich in den advokatiſchen Feierſtunden, heißt zwiſchen 8 und 11 auch wohl 12 Uhr Abends, je nachdem die Frau mich früher oder ſpäter zu Bett kommandirt. Denn unter Weiberkommando ſtehe ich. Dies iſt zum Theil hübſches und feines Futter, für ein Vieh meines Schnabels vielleicht zu fein, und es kann ſeyn, daß dieſes Ambroſia mein bischen Gehirn mit kaſtaliſchen Dünſten umnebelt und alſo mein judicium ſchwächt, welches einſt acutissimum geſcholten ward —

---

*) Gosarndt, Gänſeadler, heißt dort der Seeadler.

o lange verſchollener Zeiten Gedächtniß! — aber ich kann in das gewaltige ſpaniſche Lob doch nicht mit vollen Backen mit einblaſen, wenigſtens nicht in dem Grade und aus den Gründen mit blaſen, auf welchen dieſe feinnaſigen Critici und feinfingrigen Ueberſetzer und Nachahmer die ſpaniſche Herrlichkeit bauen. Es liegt da gewiß etwas Anderes hinterm Berge, wo ſicherlich auch kaſtaliſche delphiſche Quellendünſte aufſteigen, welche ſie die bunten ſpaniſchen Schlöſſer und Herrlichkeiten nur eben in einer gewiſſen dämmrigen Nebligkeit erblicken laſſen. Da liegt für die Erklärung einer gewiſſen ſpaniſchen Bezauberung ſicherlich vieles in der Sprache, die ich leider nicht verſtehe, und in ihrem ſüdlichen Wohllaut und dem Glanze ihres Kolorits, die wir Deutſche den Spaniern nicht nachmachen können. Du weißt, ich habe meinen Donquixote auch geleſen, und wie oft! franzöſiſche und deutſche Ueberſetzungen, und nun auch die Tieckſche. Das muß doch ſo etwas von einem ſpaniſchen Homer ſeyn, wenigſtens kommt es mir ſo vor, und aus dem, däucht mir, hab' ich Einiges erlauſcht und begriffen. Dieſe Herren — nimm mir's nicht übel — ſind mir mit all ihrer ſpaniſchen Romantik deutſch zu dünn und ſpaniſch zu dick. Von göttlicher Ironie läßt ſich wohl viel Hübſches ſchwatzen aber ſie wie Bienengeſumm und um Roſen und Dornen zugleich flatterndes Bienenſtachelchen gebrauchen, ſie gebrauchen wie Sokrates Cervantes und Konſorten, da liegt der Hund begraben. Es fehlt uns da, däucht mir, beide Sprache und Sinn. Ich ſage nur ſo — denn die Sprache würde dem Geiſt ihrem Meiſter ſchon dienen — aber ſelbſt aus den Ueberſetzungen kommt mir entgegen, daß wir ſo leichte Springer und Flieger als Cervantes Calderon und Lopes nimmer werden können. Jener Hauch von wehenden ſchwebenden Blüthen, die mit Sonnenſchein beſtrahlt vor lauter Leichtigkeit in der Luft hangen bleiben und gar nicht zur Erde herabfallen können, jener Ausklang und Ausglanz von Tönen aus Tönen und von Bildern aus Bildern dieſes bunten gaukelnden immer hin und her ſchimmernden und in jeder Minute ſeine Geſtalten wechſelnden und verwandelnden Schattenſpiels an der Wand ſollen wir ſchwere Leute den Spaniern wohl unnachgemacht laſſen. Es gehört dazu offenbar die leichte Luſt und das ſpielende Licht des ſüdlichen Himmels und der ſüdlichen Seelen, und ich ſehe es unſern Romantikern an, wie blank immer ſie ſich die Ritterſporen des Mittelalters anſchnallen, daß ſie den andaluſiſchen und kaſtiliſchen Hengſt Belphegor nicht reiten können. Soll ich nicht rufen: o Alarcos! o Schlegel! Und was ſagſt du zu dem unvernünftigen Miſchmaſch in den Vergleichungen, die ſie zwiſchen Calderon und Shakeſpeare führen? iſt darin irgend nur Sinn und Verſtand? der Engländer iſt unter den nordiſchen germaniſchen und ſächſiſchen Recken in ſtrenger ſchwerer nordiſcher Luſt erwachſen, er trägt den ganzen vollen ſchweren tiefen Sinn des Nordens, und wenn er auch wie kein anderer ſterblicher Menſch nach ſeiner Weiſe mit Sternen und Blumen zu ſpielen und dem Jüngferchen Klein Scherzelein zuweilen das Kränzel zu entwenden weiß, ſo läßt er doch ſelten etwas draußen in der Luſt wie bloß zum Spiel wie bloß zur Beſchimmerung und Beluſtigung der Leute hangen ſondern weiß mitten im leichteſten Scherze mit einigen Fündchen und Dönchen tief in das tiefſte Herz hineinzubohren. Ich ſpreche, wie ich den Speer dieſes Speereſchüttlers in meinen Rippen gefühlt habe; ſo feine Dinge kann eigentlich nur das Herz ausſprechen und auslegen. Die Spanier aber ſind ächte Karnevalsſpieler mit Larven und Masken, ihre Könige Kaiſer Ritter Hanswurſte u. ſ. w. u. ſ. w ſind ſtehende Bilder wie die Tyrannen des Sophokles und Euripides und wie die ſtrengen Väter liederlichen Jünglinge hungrigen Paraſiten ſchmeichleriſchen Huren ſpitzbübiſchen Bedienten bei Plautus und Terentius. Die Scene wechſelt freilich mit den bunteſten mannigfaltigſten Beleuchtungen und Verlarvungen von den Königspalläſten bis zu den Dorfſchenken hinunter, wo der Handwerksburſche und Bauerjunge dem Luſtſpiel zugafft, aber die Karaktere bleiben größtentheils ſtehende Grundbilder: die äußeren Bekleidungen und Umkleidungen abgemachter Zuſtände und Leidenſchaften und Freudenſchaften beſtimmter Stände und Zuſtände, wenig von dem, was der nordiſche und deutſche Menſch ſich bei dem Wörtlein Karakter denkt. Wie ganz anders alles mit uns nordlichen Menſchen, welchen das Siebengeſtirn beinahe grade über dem Kopf ſteht, und vollends mit dem nordlichen Großkünſtler Shakeſpeare! Wie geſagt, er kann auch herrlich ſpielen aber den Menſchen darf er nicht gleich den Griechen Spaniern und Italiänern wie Puppen behandeln. Wir unter dem Nordſtern Gebornen wollen einmal in jedem Menſchen eine volle Perſon, wir verlangen von unſerm Dichter, daß er uns dieſelbe Perſon nie dreimal und dreißigmal nur in einem andern Rocke oder unter einer andern Maske zeige, ſondern er ſoll immer ein Menſch für ſich ſeyn, ein eigner beſonderer nur ihm ſelbſt gleicher perſönlicher Menſch; wir verlangen den Menſchen mit der Wahrheit und dem Ernſt in Leidenſchaft Sinn und Karakter, wie Gott jedem Einzelnen als einem beſonderen verſchiedenen Weſen ein beſonderes Bildchen ſeines unendlichen Geiſtes in die Nüſtern geblaſen hat. Vergieb! ich hoffe, er hat durch die edelſte Oeffnung, die er dem Leimengebilde angebildet, immer die Blaſung gemacht. Mir däucht auch nach den Proben, welche dieſe feinen Herren geliefert, ſie machen ſolche bunte und dünne ſpaniſche Mondſcheinbilder nur etwas mittelmäßig nach; der Deutſche kann ſie überhaupt nicht leicht machen. Der Eine

Shakeſpeare ſteckt ſie freilich alle in den Sack, aber wer will's dem nachmachen? Göthe iſt freilich auch da, und Schiller noch ein ganz anderer, als dieſe, wie viel ſie auch auf ihn ſticheln und ſtacheln, jemals werden können.

Doch ſchon zu viel; ſie haben mich angeſteckt mit ihren verwegenen Kunſtgeſchwätzen. Ich hätte mich hübſch ausdrücken ſollen wie meine Zeugen, wann ich ſie vor Gericht preſſe und ſie mit der Antwort druckſen; du kannſt dir nicht vorſtellen, wie ſie mit einem *ich ſage nur ſo, Herr, mir däucht, es war ſo aber gewiß kann ich's nicht ſagen* um den heißen Brei der Wahrheit herumgehen.

Bei Tiecks und Friedrich Schlegels allerſeltſamſten Gleichniſſen und Verwirrungen der Bilder unſrer fünf geſunden Sinne, fällt mir eine Geſchichte ein, die ich, wenn meiner Erinnerung recht iſt, von dir habe. Eine anmuthige junge Frau mit einem kleinen dreijährigen Schlingel auf dem Arm ging mit dir im Sternenſchein ſpazieren, und plötzlich rief der Junge mit weit aufgeſperrten Augen: *Mutter, horch, wie die Sterne ſchreien!* Wie wär's, wenn ſolche Gewaltigkeit der Bezeichnung und Verwirrung der Bilder aus höherer Influenza der Zeit entſpränge? Dann muß ich freilich jenen Herren abbitten.

Meiner Sir, es iſt ein mißlich Ding, ſich auf den äſthetiſchen Richtſtuhl ſetzen; der meinige ſteht doch feſter, *aber ich meine nur ſo*. Das iſt und bleibt wahr, die Herren, die über Aeſthetik leſen, wiſſen das alles fein und glatt zu machen, aber über Kunſt und Poeterei zu urtheilen, dazu ſind den meiſten die Naſen doch zu grob gebohrt. Mir wird's immer bis zum Erbrechen übel, wann die feinen Herrlein und Fräulein die Schwammdoſe ihres Kunſtgeſchwätzes aufthun, und ich mögte dann oft, wie der ſchelmiſche Hans Sachs, zur Erquickung und Erfriſchung nach einem Roßapfel ſchreien. Ich ſchreie aber bei ſolchen Zufällen gar nicht ſondern ziehe mich ſtill in meinen Winkel und laſſe ſie ſchwatzen. Deswegen heiße ich denn auch ein Ungebildeter und Grober. Ich für meinen Theil halte, daß man über ſo feine Dinge nur durch Gott gut ſprechen kann, und auch nur in guten und glücklichen Stunden. Kurz, Gott giebt es, und gelernt kann es nicht werden; wer 's hat, der hat's und damit Holla! Geſchmack kann verfeinert und geübt werden; aber er iſt eine angeborne Gottesgabe — das laß ich mir nicht nehmen. Der Menſch, der dieſe göttliche feine Gabe, der glückliche Menſch, der Geſchmack hat, iſt wie ein guter Schütz. Geſchwinder Blick kurzes Wort, und es trifft oder trifft gar nicht; ein langſamer Zieler wird nimmer ein Treffer.

Schildener hat verſprochen mich dieſen Sommer zu beſuchen und acht Tage mit mir auf dem Rugard und um Pulitz und Ralswyk herumzuſpazieren. Sey ſo gut ihn daran zu erinnern, wann du ihm ſeine Bücher zurückgiebſt. Er weiß ja, wie ſehr ſeine Hübſchheit meiner Frau gefallen hat; wir würden alſo auch im Hauſe eitel frohe Gebärden und anmuthige Tage haben. Dieſen hab' ich mir als den liebſten und tüchtigſten von meinen jungen jenenſer Philoſophis erkieſt; ich ſollte ſagen, der wackere Mann hat mich erkieſt und immer aufgeſucht. Er iſt doch Kerls genug, im Geſpräche Rede ſtehen und klares Wort von ſich geben zu können; caeteri semper ad caligines suas refugiunt. Wann er ſchreibt, gefällt er mir viel weniger; da kann er das Haſchen nach Zierrathen und Gegenſcheinen der Rede nicht laſſen. Neulich hat er mir Verſe geſchickt, offenbar nach dem Zuſchnitt einiger göthiſchen Klänge aus erſter Liebesjugend. Manches recht artig, aber das Metrum, das Metrum! Göthe hatte das Geheimniß von Gott gehabt, auch wo er im

Versbau mal liederlich und nachläſſig erſcheint. Ja, dem können ſie wohl ſeine Fehler nachmachen lernen.

Noch ein Wort von unſern Nächſten. Den Bruder Karl habe ich vor einigen Tagen in Stralſund geſprochen. Das iſt doch ein heller braver Junge durch und durch, aber ein vornehmer ſchlechter Advokat und ein paar gemeine liſtige Junkerfreunde, die der treue Menſch mit ſich hat ſpielen laſſen, haben ihn mit vielen Tauſenden in widerliche Geſchichten hineingefädelt, ſo daß ich kaum weiß, wie er ſich herauswickeln ſoll. Auch an Trantow werden wir bald denken müſſen, mit und für Bruder Ludwig die väterlichen Sachen zu ordnen.

Nun Schluß und Ade! Sapperment es iſt ſpät geworden und die Glocke ſchlägt bald klein. Meine Frau muß mich vergeſſen haben oder eingeſchlafen ſeyn. Ade! fahre bald mal über die Stalbroder Fähre.

Bergen, 10. Auguſt 1810.

Deine Berliner, die du mir zugeſchickt haſt, ſind alſo zufrieden geweſen? Es waren ganz nette Leute, und ich will nur wünſchen, daß ſie aus dem Herzen geredet haben. Ich bin in meiner Jugend, wie die Leute erzählen, ja eine ſehr ſchweigſame und ſtille Kreatur geweſen, ſpäter haben ſie auch meine Spaßhaftigkeit und Scherzhaftigkeit, wie die alte Tante Schumacher in Stralſund, wann ſie mich gelind unterſtreichen wollte, gelind zu ſagen pflegte, zuweilen gelobt, aber wie lange iſt die begraben! Im Ernſt, die lieben Leute werden mich trocken und einſylbig genug gefunden haben. Ich kann dem nicht helfen, kann's nicht ändern. Es kommt mir vor, ich werde zu früh alt, oder iſt dieſe Zeit zu früh geboren? Mit jungen und neuen Leuten kann ich nicht mehr recht fertig werden; ein Anderes iſt es, wann ſo ein alter lieber Geſell kommt und an das alte Herz klopft, du oder der Weigel — ach! wo iſt der? — oder der Pommereſche.

Da lebt ſich's aus dem Alten heraus friſch ins Friſche und Neue hinein, und dann mag ich noch zuweilen ein wenig ſpaßig werden. Indeſſen habe ich mein Beſtes gethan, jenen Fremdlingen unſre Herrlichkeiten von der beſſern Seite zu zeigen; auch meine Frau hat ſich angegriffen; Grümbke iſt mit ihnen auf den Rugard gewandert und hat ihnen Vorleſungen über Rügens Alterthümer gehalten; Dammas und Doktor Krüger haben den Abend bei einer Bole Punſch Grümbkes ſchöne Stimme unterſtützt u. ſ. w. Wie geſagt und geklagt, lieber Bruder, neue Schwingungen kann ich nicht mehr machen; mit den Schwingungen Ringungen und Klingungen und all den Ausläufen in ung, die auf Deutſch zur That hinweiſen, iſt es ſehr vorbei, und der Lebenskreis zieht ſich mit jedem Jahre enger um mich zuſammen. Nach einer fröhlichen Jugend hat ſich Unſereinem doch ſo viele Schwerenötherei auf den Hals geworfen, daß man ſchweigſam und ernſthaft werden muß, mehr als gut iſt. Ich marſchiere ja ſtark auf die Vierzige los, wo die Rinde um den Menſchenbaum ſich zu härten beginnt. Du als ein alter Baumpflanzer und Waldmeiſter weißt ja wohl, daß, wann der Wipfel des Stamms an der Spitze einmal von den Stürmen zerdroſchen iſt, der Baum nimmermehr in die Höhe ſondern nur in die krauſe Breite der Nebenzweige wächſt. Dieſe letzten Jahre haben auf meinen Gipfel losgedroſchen und ich muß nun wohl in krauſer und breiter Knorplichkeit ſo fortwachſen, wie ich einmal geſtellt bin, in Hoffnung, in jener Welt als ein hübſches ſchlankes Pflänzchen wieder aufzugehen. Wo ſoll der Menſch hier Leben ſaugen, wenn er auch noch einen Saughalm hätte? Die Alten ſind todt oder matt, und die wenigen der Jüngern, welche ſonſt noch rüſtig waren, hat die Zeit wie mich an Stamm und Wipfel zerſchlagen und zerdroſchen; unſer bischen Muth haben die Franzoſen uns mit dem Gelde entführt und eine verfluchte bleichſüchtige Gleichgültigkeit hat alles überzogen. Kann denn ein Vogel ſingen, wenn der ganze Wald ringsum nur krächzt oder heult? Und meine liebe berger und rügenſche Geſellſchaft? Verkehr und Geſchäfte mit Edelleuten Paſtören und Pachtern, die tägliche wohledle oder hochwohlgeborne corona curiae bergensis, welche ſich um meinen Witz verſammelt und ihn ſchier erſticken muß, wenn ja noch mal ein Fünkchen aufflammen wollte. Zuweilen kommt noch wohl ein alter verworrener Herr Paſtor in oder auf eine Pfeife Taback zu mir, aber der zieht meinen verſunkenen Karren auch nicht aus dem Dreck. Die jungen Herren Paſtöre, mit welchen ich auf Schulen und Univerſitäten war — o die! was ſoll ich mit den Feinen und Eleganten anfangen? Die ſchnappen zu hoch und können in meiner Atmoſphäre nicht Luft holen. Nur der einzige Vater aus Altenkirchen, wiewohl er oft wunderſam myſtiſche Reden führt, iſt noch ein Menſch fur mich, eine durchaus fromme redliche Seele, welcher thut, was er predigt; aber er wohnt weit zwiſchen den Waſſern und hinter zwei Fähren, und ich ſehe ihn ſelten. Kurz, es ſteht feſt, es geht mir wie den meiſten Menſchen: in gewiſſen Jahren hat der Karakter ſeine Falten und Krünkel geworfen und die glättet keiner mehr aus. Ich muß nun ſo verſchleißen, wie ich bin, ein advocatus bubulcus, der mit ſeiner Adlerfeder, wie eine bairiſche Einquartierung, die es ſich wohl ſchmecken ließ, einmal ſcherzte, auf Haſen und Schnepfen ſchießt, auch wohl einige fette Gänſe oder einen Superintendentenvogel, Truthahn oder Kalkun genannt, heranzieht; und damit iſt der Kreis geſchloſſen.

Du weiſeſt in deinem Briefe auf England und Spanien und prophezeiheſt. Bei uns iſt das Prophezeihen ſtill, ſeit der arme Schwedenkönig alle Weiſſagungen unſers Aelteſten zu Schanden machte. Gern ſänge ich mal aus vollem Halſe ſelbſt ein Kotzebuiſches Es kann ja nicht immer ſo bleiben. Dieſen Kotzebue reißen mir die Schlegel doch zu ſehr herunter. Was geht es mich hier an, wie der Kerl nicht viel taugt; aber dramatiſch iſt er vor den meiſten und verſteht ſich auf's Spiel, und ſie können doch nichts ſo Lebendiges ſchaffen. Der aber wäre groß, wenn er edel ſein könnte. Edel? wie komm ich zu dem verwünſchten Worte, das mich im Maule unſrer Feinen ſo oft ärgert? Ich wollte ſagen, wenn er die lügenhafte Sentimentalität, die doch bei uns noch die Weltregierung behauptet, nicht immer auskramte. Da laufe ich wieder auf ein fremdes Feld, aber ſo laufen wir, ſo läufſt du mit deinen Spaniern. Ich ſehe nicht, wie die zu uns und unſerm Elend herüberlaufen ſollen. Doch das Leben währt länger als wir, und ſo ſpeiſe und füttere dich Gott mit beſſeren Hoffnungen als die deines armen Bruders.

Bergen, den 10. März 1811.

Ich weiß nicht, lieber Bruder, welches Roſenroth du ſchauſt oder vielmehr in welchem Roſenroth ſich dir die Dinge immer noch abſpiegeln oder ob du gar das Unglück haſt verliebt zu ſeyn, aber ich bleibe dabei und ſage, dieſe Zeit malt uns alles nur mit Dreckfarben. Ich für meinen Theil ſtehe auf einem Miſthaufen und ſchäme mich mit meinen Hähnen das Morgenroth anzukrähen, als tanzte es mit den jungen Sternen noch den erſten Jubelreigen der werdenden Welt. Dieſe Welt aber, dieſe unſre Welt, iſt ein altes verrunzeltes verhurtes verlumptes ausgepeitſchtes Bettelweib ohne Scham und Gram. Der Teufel werfe ſich der mit Liebe an den Buſen! nicht ich.

Dein Brief vom 5. dieſes M. ſieht faſt wie eine Strafpredigt aus. Ich weiß nicht, was dich in dieſe Stimmung verſetzt hat und ob ich Gott und Gottes Barmherzigkeit und die Führung ſeiner ſaubern Welt denn wirklich geläſtert, ob ich dir den Strick gezeigt habe, woran ich mich erhängen will. Die Welt und ihre Regierung, wobei der Teufel als Vicepräſident gewöhnlich zu Protokoll diktirt, mit einem derben Ferſentritt von mir zu ſtoßen und ihr einige F.... nachzuſchicken, dazu geben mir Bibel und Evangelium und alle Weiſen und Propheten, die je gelebt haben, das unbeſtrittene Recht. Ja, man kann mit Gott und ſeinem Gewiſſen Frieden haben und doch an dieſer Welt verzagen; ja ich gehe weiter und ſage: es muß von der Kanzel gepredigt werden: *Verzaget an der Welt, damit ihr in den Himmel kommet.* Mir ſpielen die Geigen der jungen Fantaſie nicht mehr auf und ich darf den ſüßen kindiſchen Irrthum nicht mehr mit Bräutigamsluſt umhalſen. Dieſe Welt iſt eine ſchlechte böſe Welt, gute Dreiviertel der Menſchen macht ſie zu Feiglingen, kaum fünf Procent tüchtige geſcheidte Leute, das Uebrige ſpielt zwiſchen Füchſen und Wölfen und andern göttlichen Geſchlechtern — Gott in ſeiner verborgenen Weisheit hat ſie ja alle gemacht — ſo hin. *Ehrlich währt am längſten* rief unſer Guſtav Adolf — wohin hat ihn der Wolffuchs, ſein moſkovitiſcher Schwager Alexander, geliefert? Nein, Bruder, ich laß mir von Traumwandlern und ſentimentalen Jeanpaulsſeelen in zarten ſeraphiſchen und zephyriſchen Fräuleinleibern nichts einbilden, dieſe Welt iſt eine gräuliche weiche Patſche, wodurch man waten muß, und du willſt einem noch ſtolzen und friſchen Schritt zumuthen? Ich bin kein lumen mundus, wie ſie ſagen, daß ein König ſich tituliret, verlange auch keines zu ſeyn, aber entſetzlich iſt es doch ſich im großen Menſchengewühle oft ganz allein und einſam zu fühlen und keine Seele zu haben, woran man ſich aufrichten und erquicken könnte;

denn mit kläglichem Volk klagen iſt noch erbärmlicher als das Klagen ſelbſt.

Du ſcheinſt mich an unſern alten Heinrich hinzuweiſen, den wir dieſen Winter in die Erde gelegt haben; aber, lieber Bruder, Beiſpiel und Gleichniß paßt nicht, wo alles ungleich war. Wohl war das ein Mann aus Einem Stück, ein gewaltiger Menſch von Rath und That und in ſeinen Achtzigen noch ungebrochenes Muthes, aber ſein Stamm war unter andern Winden gewachſen und was unſre Kindheit als Gelispel und Geſäuſel umſpielt hat und ſpäter als Sturm uns zuſammengeſchüttelt hat, konnte ſeinen Wipfel kaum berühren und iſt faſt ungehört über ihn hingebrauſt. Er war unſchuldig an dieſer Zeit; wir müſſen fühlen, was wir mit verſchuldet haben. Du verſtehſt mich, verſtehſt auch wohl, daß ich noch andre Todte aus dem Grabe aufwecken könnte; aber es giebt Fälle, wo die Todten die Lebendigen nicht tröſten können. Mir fehlt, was Menſchen nicht geben können, nach dem Sprichwort Gott giebt's Gott nimmt's. Jetzt ſcheint die Stunde des Nehmens da zu ſeyn; ich weiß nicht, ob das Geben jemals wiederkommt. Es giebt viel ſchlimmere Stricke als die, womit man ſich erhängen kann, und mit ſolchen bin ich beſtrickt und verſtrickt durch allerlei Schurken, die ehrliche Leute, welchen ich gern helfen mögte, betrogen haben. Das iſt der Galgen, an welchem ein rechtſchaffener Advokat oft hangen muß. Die andre ärgere Pein kennſt du auch wohl ſchon, daß man der Anſtändigkeit wegen, damit der liebe Staat und König und Korporal und Leutnant durch ein ehrliches freies Wort nicht in Aufruhr gerathen, als ein Mäuschen pfeifen muß, wo man als Löwe brüllen mögte und brüllen ſollte.

Alſo ſinge dir nur das alte Volksliedchen Wie das

Mäuslein pfeift! vor, und lobe deinen armen Bruder, und ſchelte nicht mehr, weil er das Lied aus der alten Mauſekiſte dieſer Welt anſchlägt.

Ich mag nicht mehr, ich kann nicht mehr. Ade!

Bergen, Auguſt. 1811.

Sie erzählten mir ſchon vor Monaten — denn die Leute erzählen immer viel mehr als du — du geheſt damit um dir ein Haus zu kaufen ein ſchönes Weib zu nehmen und ein feſtgewurzelter Philiſter zu werden wie Unſereiner und allen Wolken, die möglicherweiſe Donnerwetter ausbrüten könnten, den plattdeutſchen Vers zuzuſingen

Lat't warden, watt't watt!
Sed' de Erpel un tratt.

Dieſem Gerede konnte ich nun nach deinen Aeußerungen über die Zeit und über deine Lage nicht recht Glauben geben, aber auch das zweite Gerücht wollte mir noch immer nicht feſtſitzen, obwohl du mehrmals dahin angeſpielt hatteſt, und zwar vor meinen leibhaftigen Ohren: daß du hier im Lande alles hinter dich werfen und dich reiſefertig machen wolleſt. Nun habe ich denn die traurige Botſchaft aus deinem eigenen Munde, wollte ſagen Briefe, daß du deine Stelle in Greifswald aufgeben deine Siebenſachen zuſammenpacken und dich für alle Fälle leichtfüßig machen willſt, wie du leichtſinnig biſt. Wenigſtens rühmſt du dich zuweilen deines leichten Sinnes' in dieſer Schwerenothszeit; woran ich wegen einiger entgegengeſetzten Indicien doch nicht recht glauben kann.

Was ſoll ich armer Teufel aber mir aus dieſer Nachricht nehmen? Das, was der Bauer lernt, wann die Schwalben ſich ſchaaren und die Enten anfangen aus dumpferen Kehlen zu ſchreien: daß der Herbſt da iſt und daß der böſe Winter nah iſt. Ich weiß nun freilich nicht, was dir aus den Kabinetten von Petersburg Wien und Berlin für geheime Eröffnungen zugekommen ſeyn mögen, aber ich fürchte, ich fürchte, daß du Wandervogel in den dünnen windgefüllten Knochen deiner Fittige irgend einen Sturm fühlſt und uns Dickknochrigeren weiſſageſt. Für dich und um dich fürchte ich mich nun nicht. Gott giebt jedem ehrlichen Kerl doch zuletzt ein Loch zu einem ehrlichen Grabe, auch unter dem Galgengericht napoleoniſcher Hochverrathsproceſſe noch. Aber für mich und für die Unſrigen fürchte ich. Wie viele Wackre, die noch ein Herz in der Bruſt haben, hätten wir noch bei uns, wenn der Wind des Augenblicks aus einem glücklicheren Loche blieſe! Wo iſt mein Weigel? wo wirſt du bald wieder ſeyn! O die weite Wüſte des Lebens wird einem endlich doch ſo eng!

Uebrigens wird es wieder Geſchwätze über dich geben, hin und wieder auch unter den lieben Verwandten, daß du keine Ruhe in der Welt haſt, daß du in einer guten Stellung ſchöne Hoffnungen aufgiebſt, daß ... daß... Ich empfinde wohl, was du empfindeſt, wiewohl der Geruch meines politiſchen Schnabels wenig entwickelt iſt. Mir aber mußt du nun vor allen Dingen zuerſt verſprechen, wann du in Greifswald fertig ſeyn wirſt, unſerm ſüßen Ländchen und uns dieſen Herbſt noch ein paar gute Wochen zu ſchenken; man weiß ja nicht an und ob man ſich an andrer Fähre als an der Stygiſchen einmal wieder treffen wird. Auch meine Frau bittet ſehr darum. Sie ſagt in ihrer Weisheit: das hat uns der Komet wohl wieder bedeutet. O zuweilen mögte man wünſchen unter ſo vielen weibiſchen Kerlen ein Weib zu ſeyn.

Bergen, Februar 1812.

Dieſen Brief bringt dir ein Flüchtling, der ſich nach Berlin und weiterhin fortmachen will. Ich weiß nicht, durch welchen Flüchtling ich den deinigen aus Berlin erhalten habe. Es iſt eine Zeit, man mag nicht einmal fragen, damit man bei Gelegenheit ſchwören könne, daß man keine Antwort zu geben wiſſe. Gottlob, daß du einſtweilen in salvo biſt. Gott fördere dich weiter, wohin es ihm beliebt! Wenn man kaum mehr einen verſtändigen Wunſch anfertigen kann, muß man ſchon wieder beten lernen. Ich armer Sünder komme freilich ſelten in die Kirche. Cur? Weil unſre Herren Paſtöre entweder gar nichts oder viel mehr wiſſen, als die Evangeliſten und Apoſtel. Bei den Erſten habe ich Langeweile, bei den Zweiten ärgere ich mich. Ergo. Auch die liebe Bibel habe ich kürzlich zu Poſewald aus Langerweile aufgeſchlagen und nicht bloß von der Königin Eſther und der ſchönen Suſanna geleſen. Nun ſchaue ich wieder mitunter in das Evangelium Johannis und wundere mich, daß ich die Katechismusſprüche noch wohl auswendig weiß aber nicht mehr verſtehe. Aber doch da iſt was. Die Herren Paſtöre nennen das Ewiges Leben; ich aber bin beſcheidener. Zwar hat der Heilige Geiſt mit mir Unheiligem ſich wenig Geſchäfte gemacht, doch dieſer Johannes ſchüttelt mir doch das faule Herz auf, und dann kommt es mir vor, ich könnte auch wohl eine Predigt daraus halten welche die feurigen Zungen des Geiſtes herauszückte und den Leuten die Ohren aufreckte und die Haare auf dem Kopfe aufrichtete. Gott ſey mir armem Sünder gnädig! was ſchwatze und loddere ich daher? Ich hoffe, es wird für mich doch auch ein Armenſünderſchemelchen im Himmel ſeyn.

Nun von weltlichen Dingen zu ſprechen, unſre Leute ſind noch auf den Beinen. Vorgeſtern ſprach ich den Ludwig in Stralſund. Dein Karl Moritz verſchmauſt eben Wurſt und Bratäpfel und ſchimpft in den ſichern vier Wänden auf die Franzoſen. Das iſt eine Zeit für die Kinder, die werden einmal was zu erzählen wiſſen; für uns Alte iſt es, mit den Epistolis obscurorum virorum zu reden una maxima et pessima et perpetua tribulatio. Ich wüßte dir von dieſer tribulatio gar nichts zu erzählen, was du nicht in dem Hamburger Korreſpondenten leſen könnteſt; es fließt die Fluth ſo wüſt und ſchmierig durch und über einander, daß man ſich um das Einzelne, was darin fortgetrieben wird, kaum noch kümmert. Doch Ein Einzelnes: Unſer alter Sir John Iſrael iſt nach Hamburg abgeführt, wie es lautet, als ein engliſcher Schmuggler und Briefſteller. Ich hoffe, ſie ſchießen uns ihn nicht todt; es wäre ſchade. Der brave Mann hat nicht nur ein engländiſches ſondern faſt ein engliſches Herz, ja ein ſchwediſches und deutſches noch dazu, von einem pommerſchen Herzen das Beſte, und endlich ſogar ein ſpaniſches: ich meine nur, er baut ſpaniſche Schlöſſer wie du und noch einige großmüthige Fantaſten, wie man ſolches Geſchlecht hier ſchilt. Wir ſind bleierne und hölzerne Kerle. Darum knallt es auch ſo prächtig, als wenn den Bauren mit der bretternen Glocke zur Tafel geläutet wird, wann man uns auf die Hinteren paukt.

„ Große Politica. Sie flüſtern hier, der König von Preußen werde Bonaparten den Krieg erklären, Schweden und Engländer werden ein Heer und Flotte nach Kolberg ſchicken u. ſ. w. Ich glaube dergleichen kühne und prächtige Dinge nicht mehr. Die preußiſchen Friedriche ſind lange begraben und Karls des Zwölften Schimmel ſteht ausgeſtopft im Arſenal zu Stockholm und Fritzens Degen und den preußiſchen Muth haben ſie nach Paris entführt. Weher ſollten ſolche tapfre Entſchlüſſe auf Leben und Tod kommen? Ich glaube nur noch an die Fabel des Juden Gans von den Königen, die du mir mal erzählt haſt.

Wie dem ſey, behüte dich Gott und behüte du dich! Wenn irgend ein neuer Wind dich nicht wieder aus Berlin weggeweht hat, ſo grüße mir das freundliche Reimerchen und Rudolphi. Ich hoffe, er hat unſre jenenſer Späße und Reibungen vergeſſen. Es iſt doch zwiſchen uns immer intra facetias et jocos geblieben.

Bergen, Febr. 1813.

Ein gewiſſes Läppchen Papier habe richtig erhalten und mich an ſeinen, wenn gleich etwas unleſerlichen und unverſtändlichen Zeichen erlabt.

Alſo du biſt in Königsberg und meinſt bald bei uns zu ſeyn. Nun marſchiert nur ſchnell! denn der kleine Napp wird auch nicht ſchlafen. Wir haben wohl ſein 29. Bulletin geleſen, aber ihr müßt noch viele Bulletins liefern, ehe ihr den kleinen Satanas und ſeine Schriftſtellerei ſtill macht. Bald hätt' ich vergeſſen dir zu melden, daß ich nicht nur das Königsberger nefandum erhalten habe ſondern daß Rektor Koch mir auch allerlei Moscovitica mitgetheilt hat, die du ihm von Petersburg geſchickt hatteſt. Gottlob, daß du wieder in einem Lande deutſcher Zunge athmeſt! Mir war, da man uns mit tauſend Lügengerüchten fütterte, was ſie dort an der Newa aus dir gemacht hätten, ſchon bange, du würdeſt dich begigeln und begeuſchen laſſen und dort ſtecken bleiben. Futter für Sibirien! hätt' ich da ſeufzen müſſen, ein ſolches Gewächs in Rußland!

Dieſer Brief läuft auf gut Glück aus. Ein ſtralſunder Fiſcher ſoll ihn mitnehmen, der unterwegs hoffentlich auf keine Polizeiſchnüffler und Poſtbriefbrecher ſtoßen wird. Alſo ferner friſchweg von der Leber!

Erſchrick nicht. Es ſind eitel Worte, wir ſind hier unſchuldige Schaafe, die ſich ſtill ſcheeren laſſen und, wenn das Meſſer auch mal ins blutende Leben ſchneidet, nicht zu blöcken wagen. Es iſt unbeſchreiblich, wie der Menſch herunterkommen kann und wie ich mich auch heruntergekommen fühle. Wirthshaus- und Zeitungs-Geklatſch ein Spiel Boſton und Whiſt eine gebratene Gans und eine Flaſche Wein iſt endlich der höchſte Gedanke der Freude. Lieber Bruder, man wird endlich blöd mit den Blöden und Dummen; daß ich nicht feig werden kann, dafür hat mein Vater geſorgt. Gottlob! noch geht doch nicht alles bloß nach unten — „kannſt du nicht ſagen in die Beinkleider“, beſſerte Frau von Schmiterlöw ihrem Mann, „für in die Hoſen; man „muß ſich gewöhnen ſo zarte Dinge fein und verblümt auszudrücken.“ Ich ſchäme mich, daß ich deine ſtolzen Worte nur wie andre Aviſen geleſen habe; aber es iſt ſo. Wir ſind ſo zertreten zerdroſchen zerquetſcht zermartert vernichtet durch die fremden Peiniger und Plager und durch die eigenen Schurken und Spitzbuben, daß wir wie die gepeitſchten Eſel daſtehen und mit den Gedanken hinten ausſchlagen, und was ſonſt ſich von hinten vernehmen laſſen kann; vorn haben wir nur noch Ohren und keine Gedanken mehr. Kurz ein Sumpf, der nur, wenn man ihn nicht umrührt, nicht ſtinkt. Das heißt zu deutſch: todt! todt! todt!

Doch am Ende habe ich mich doch zu ſehr verleumdet. Ein Philoſoph ſoll geſagt haben: J'aime, doncques je suis. Ich lebe alſo noch: ich liebe dich.

Was wir ſonſt noch lieben ſollen, lebt auch noch ſo hin. Dein Junge mit ſeinen Geſellen gar munter. Die haben auch was gehört und ſind gar luſtig. Die Alten aber o bei denen iſt die Hoffnung theuer; von den Preußen hoffen ſie gar nichts, wo ſoll's alſo herkommen? Unſre Schwedchen haben wir auch ſattſam kennen gelernt; ihr Feldherr iſt ein Franzos und ein Gascogner obenein. Gerüchten glaub' ich nicht, diplomatiſche Spiele ſind Lügen: man haut in den Weſten und meint den Oſten — alſo —

Was du von deinem gewaltigen Stein ſchreibſt, hat jedermänniglich ergötzt und erfreut. Möge er alle kalte Steine und todte Klötze, die ihm im Wege liegen, fortſtoßen können!

Grümbke, den einige Erzphiliſter oft einen Philiſter zu ſchimpfen wagen, ſpringt vor Freuden bergehoch. Das giebt mir faſt Hoffnung. Er ſchickt tauſend Grüße an dich.

Gebe Gott, daß dieſer Brief an dich gelange und dich bei guter Geſundheit finde! An dich muß man faſt die Aufſchrift machen, wie jener kleine Junge, dem man geſagt hatte, er ſolle wegen der Weihnachtsgaben einen Brief an den Chriſtengel ſchreiben, auf ſeinen zur Poſt gelieferten Brief ſetzte An den heiligen Chriſt in der ganzen Welt.

Ade! Frau und Kinder grüßen.

Bergen, den 11. Mai 1813.

Lieber Bruder. Damit du nicht glaubeſt, daß wir dein ganz vergeſſen haben, thu ich dir vorläufig kund und zu wiſſen, daß ich nach Petersburg und Königsberg mehrmals Schreiben an dich erlaſſen habe, mit Kaufleuten Schiffern Officieren und Abentheuerern, wie ſie ſich mir eben darboten; aber das Wann Wie Wo weiß ich leider nicht anzugeben: verbotene Briefe verbotene Verhandlungen verbotene Leute trägt ein weiſer Advocatus nicht in ſein Notizenbuch ein. Dies alſo vorläufig und deine Großheit möge meine Kleinheit gelegentlich unterrichten, ob und was ſie von ſolchen Briefen erhalten hat. Nun aber höre:

Seit einem Monat habe ich mehrere Briefe von deiner Hand geſehen und geleſen, auch in meinem Hauſe ſelbſt erhalten, die mir oft den Wunſch eingegeben dir zu ſchreiben;

allein die Addreſſen und unſre eigne Lage waren früher zu unbeſtimmt und in doppelter Hinſicht unſicher. Jetzt, da ich am 8. dieſes Monats deinen Brief vom 13. des vorigen Monats erhalten, muß ich ſchreiben und kann es, da mir wieder einige Sicherheit in die Knochen kommt. Nun geleſen von Unbehörigen mag er auch wohl wieder werden, denn die Herren von den Poſten werden ſich das Briefbrechen ſo bald nicht abgewöhnen und überdem iſt es Krieg, aber mal ein freies unbedachtes Wort ſchreiben geht doch nun hoffentlich nicht gleich an Kopf und Kragen.

Meine Perſon iſt mir, wie du weißt, immer ſehr unwichtig geweſen; daher wird es dich nicht wundern, wenn ich dir von mir weiter nichts ſage, als daß ich immer noch bürgermeiſtere, mehrentheils mit Nutzen für die Stadt arbeite, doch nicht allemal Dank dafür ärndte — welches mir aber wiederum ziemlich gleichgültig iſt — leidlich geſund bin, mit meiner Frau mich leidlich vertrage, die übrigens eine ſehr brave Frau iſt, leidlich zu leben habe, mit meinen Brüdern und andern guten Leuten während der letztverfloſſenen Jahre mich leidlich in Geldſachen verwickelt habe und dadurch leidlich zuweilen in Verlegenheit bin, mich an Schurken und Schelmen weniger vergreiſe und ärgere, weil ich es frevelhaft halte in Gottes Ordnung einzugreifen — bedenkt das, ihr Weltverbeſſerer! — und mit Pope ſingen gelernt habe all, what ever is, is right. Denn was will ich Wurm in Gottes Weisheit hineinbohren und in die Fragen, wozu Wanzen Flöhe Schlangen und ähnliches Menſchenungeziefer da ſind? Alles das aber ſoll mir keine grauen Haare mehr machen, die ohnehin grau genug ſind.

Meine Jungen, zu welchen ich deinen Karl Treu ebenfalls rechne, haben durch das elende Jahr 1812 gelitten, und ich habe es mit Schmerzen angeſehen, daß ich wenig für ſie thun konnte. Indeſſen hat dein Burſche doch Fortſchritte gemacht, womit ein andrer vielleicht zufrieden wäre. Jetzt, da mit Gottes Hülfe und Beiſtand Eigenthum wieder ſicher wird, bin ich eben daran einen tüchtigen Mann als Hofmeiſter für ſie aufzuſuchen und ins Haus zu nehmen. Der Unterricht im Hauſe bis zum **13. 14.** Jahre ſcheint mir doch der angemeſſenſte zu ſeyn, und ich ſchmeichle mir dir in Jahr und Tag deinen **Karl** als einen halben Tertianer vorweiſen zu können.

Die mitangelangten Scripta nebſt den Beilagen haben mir viel Vergnügen gemacht. Es iſt erquicklich, das Herz einmal mit dergleichen zu lüften. Gebe Gott, daß uns ſolche Luſt nicht wieder knapp werde! Reden kann man ſelten ohne ſich zu ärgern. Du wirſt mich unglaublich ſchweigſam finden, und doch weißt du, daß ich's nicht aus Feigheit bin. Köpfe und Herzen ſind hier durch die letzten Jahre ſehr zuſammengepreßt und eingedrückt; oder war hier nicht viel einzudrücken? Es herrſcht hier im Lande im Allgemeinen ein Geiſt der Kritik ja ein Geiſt der Verneinung und des Unglaubens, der das Gemüth nicht aufkommen läßt, weil er nichts hofft und wenig liebt. Die meiſten hätten gern, daß Rußland Preußen und Gott weiß wer ſonſt Luſt hätte die Franzoſen ſchlüge die Berichte von den Schlachten und Siegen drucken ließe und ſie zur beliebigen allgemeinen Ergötzung gratis hieher ſchickte. Doch will ich nicht alles zuſammen in Einen Topf werfen, mehrere, als ich geglaubt hätte, fangen an ſich hier zu rühren. Unſer Freund Iſrael iſt einer der Erſten.

Jetzt erwarten wir täglich unſern Kronprinzen, den tapfern Gascogner, der verſprochen hat ſeine Franzoſen wie Rüben zuſammenzuhacken; aber die Leute wollen hier noch nicht recht daran glauben und ſagen: wenn er's man thut! Alles bereitet ſich mit Anreden Aufzügen und Blumenkränzen, und immer will er noch nicht kommen. Die Schuljugend hat ſich ſoldatiſch aufgeſtutzt und gerüſtet und dein Karl iſt Adjutant des Heerhauſens: eine große Herrlichkeit.

Ade! Mein Weib grüßt dich tauſendmal. Schicke uns bald etwas Neues und etwas Fröhliches.

Bergen, den 10. November 1813.

Victoria! Victoria! das haben wir hier aus unſeren äußerſten deutſchen Weinkelchen aus voller Kehle und auch aus voller Seele gerufen. So eine Leipziger Schlacht thaut auch die froſtigſten Kerle auf. Gottlob ſo iſt doch Hoffnung da, daß ehrliche Leute einmal wieder chriſtlich freundlich zuſammen leben und chriſtlich zornig auf die verfluchten Franzoſen ſchimpfen dürfen.

Glaube mir, ich habe unſern kalten Froſchherzen doch oft zu nah gethan; und es thut mir nun leid, wenn ich ſehe, wie ſelbſt bei unſern kleinen conciliabulis potatoriis, wo ich und mein begeiſterter Grümbke, ich mit Schweigen er mit Singen präſidiren, Rauch und Feuer aus vielen Herzen heraus ſchlägt. Und laß uns billig ſeyn, woher ſoll uns hier der deutſche Klang kommen? wie lange ſind wir an die Fremden wie weggeworfen geweſen! und wer ſichert uns, wenn man uns dem großen Hunde auch abjagt, daß wir nicht wieder einem fremden Hunde oder gar Hündchen als ein Entſchädigungsbiſſen hingeworfen werden?

Dein Blücherlied Was blaſen die Trompeten haben die Kenner mit leidlicher Zufriedenheit, die Jungen mit Jubel empfangen. Sie ſchwatzen davon, Herr Dammas ſoll es ihnen in Muſik ſetzen. Was doch aus einem Menſchen werden kann? rufen hier alle Philiſter; dieſer alte Blücher wer hätt's gedacht? Ich für meinen Theil erinnere mich ſeiner nur dunkel, obgleich ich ihn mehrmals geſehen habe, freilich nicht mit dieſen Augen, womit ich jetzt auch mit einem Wer hätt's gedacht? zu ihm aufſchauen würde. Er war hier mit 10,000 Preußen im unglücklichen Sommer 1807, aber wer hatte in jener Verwirrung Herz und Augen, wo alles toll durch einander lief und die Schweden und Preußen ſich wie Hunde und Katzen anſchielten und angnurrten? Unſre Schweden hatten damals ihr Fell noch ziemlich ganz und ſahen mit vornehmer Miene auf die Preußen als auf Pralhänſe herab. Du weißt wohl ohne mich, der Blücher hat im ſiebenjährigen Kriege als Kornet bei einem ſchwediſchen Huſarenregiment angefangen, bei dem jetzigen Mörnerſchen, und unſer alter General Dyke iſt ſein Leutnant geweſen, und ſie erzählen, der ſoll jetzt auch rufen: Was doch aus einem Menſchen werden kann! dieſer tolle Junge wie oft mußte er wegen wilder Streiche in die Wache geſetzt werden! In jenem beſagten Jahr 7 aber haben ſie ſich oft und viel als alte liebe Freunde geſehen und beſucht.

Von unſern Schweden verlautet übrigens weder in den Zeitungen noch hier viel ſonderliches Leipzigiſches. Durch einzelne Landsleute, die beim preußiſchen Heer ſtehen, wird geſchrieben, ſie ſollen da wenig an Guſtav Adolf und Torſtenſon gedacht und ihre Haut, eben wie auch bei Dennewitz, nach der Möglichkeit geſchont haben. Nun das werden ſie wohl nicht geweſen ſeyn ſondern die liebe Politik ihres franzöſiſchen Führers, der auch das unglückliche Hamburg, das er retten konnte, von Davouſt verſchlingen ließ. Doch iſt ein braver Kerl geblieben, ein Sohn unſers alten Nachbars Mühlenfels, den du gekannt haben wirſt, Hauptmann oder Major bei der ſchwediſchen Artillerie. Unſer Paſtor Baier von Altenkirchen iſt mit Geld abgereiſt und wird dich in Leipzig aufſuchen. Er will die Verwundeten und Kranken von unſrer Rügenſchen Landwehr mit Gold und Silber tröſten und für dieſen ſchönen Zweck ſind rundumher Liebesſcherflein geſammelt.

Sonſt liegt unſer Vaterland noch in den alten Gränzen, obgleich ein abgemärgeltes Gerippe. Wir ſind wirklich fett geweſen; denn man rechnet, daß die Franzoſen und ihre Helfer und Etceteras uns circa 7 bis 8 Millionen Thaler haben abſaugen können. Es liegt alſo noch und wird ſo bald nicht wieder aufſtehen, und die meiſten liegen auch noch, die jetzt erectissimis animis ſtehen ſollten. Unſer Arndtsblut aber iſt patriotiſch und im Ganzen luſtig, die Jungen allen voran. Mag bei dieſen auch wohl ein bischen Patertismus der kriegeriſchen Faullenzerei mit drunter ſtecken; denn dieſes Soldatenjahr dieſe Soldatenzüge Aufzüge Siegesfeſte geben den Schuljungen die prächtigſten außerordentlichen Ferien zum Beſten.

Meine Frau grüßt ſehr und dankt des lieben Andenkens und ich unterſchreibe mich in alter Liebe Dein F. Arndt.

Bergen, Februar 1815.

Deinen Brief aus Berlin habe wohl erhalten, und deine politiſchen Betrachtungen haben mich leider wenig erbauen können. Denn wie dickhäutig gleichgültig wir hierlandes auch ſind, zuweilen habe ich doch auch die Laune politiſche Betrachtungen anzuſtellen, und dem Teufel kann es gleichgültig ſeyn, wohin wir endlich fahren ſollen, oder vielmehr, wohin endlich mit uns abgefahren wird. Denn ich fürchte, ſie werden, wie du ſorglich winkſt, in Wien manche verkehrte Arbeit und Länderſchneiderei machen. Du willſt uns mit allen Leibeskräften zu Preußen machen. Das wird auch wohl das Beſte und Natürlichſte ſeyn. Die braven pommerſchen und brandenburgiſchen Edelleute und Bauerjungen haben ſich bei Dennewitz und Leipzig doch gar herrlich für uns geſchlagen. Nun läuft ſeit einigen Tagen das Gerücht, welches ich aber nur für vorläufiges politiſches kannengießeriſches Geſchwätz halte, die Dänen ſollen uns haben; andre ſagen wieder, die Preußen. Mich verdrießt dabei nur, daß die Menſchen nimmer klug werden. Sie ſehen immer nur noch den alten dünnhalſigen langbeinigten preußiſchen Unterofficier und Korporal als Accisſchreiber und Gränzhüter der Schlagbäume an der Peene, und der war freilich nichts Appetitliches. Aber ich denke mit dir, ſie haben ein neues Leben angezogen, und wie es auch falle, Tros Rutulusve fuat, das ſoll mir in ſo fern gleich ſeyn, wenn wir nur einen deutſchen Herrn bekommen, und kein Duodezfürſtchen, wo ein kleinliches Junker- oder Schürzen-Regiment etwas Unvermeidliches iſt. Aber wenn wir wieder die Fremden und vollends die magern und hitzigen Dänchen kriegen, das halt' ich nicht aus ſondern wandre aus, und du kannſt mir durch deine hohen Gönner nur einen Bürgermeiſter in Treuenbriezen oder Paſewalk auswirken. Nein, tauſendmal lieber bei den gutmüthigen treuherzigen und pomadigen Schweden geblieben, die Fünf grad ſeyn laſſen, als unter dieſe Dänen hingeworfen werden, dieſes verdrehteſte verwehteſte krittlichſte grittlichſte aller Menſchengeſchlechter, die wir von Großvaters und Urgroßvaters Gedächtniß her nur als Plünderer und Verwüſter unſrer Küſten gehört haben.

Aber, lieber Bruder, ſo empfinde ich es, ſo empfinden es noch einige; die meiſten ſehen längs gar kurzen Naſen, riechen nur wie die Raben das Aas, ich meine das nächſte Futter. Solches Volk willſt du mit dem idealiſchen Biſſen Ruhm Ehre Freiheit Deutſchland locken; ach! es iſt — ſchändlich zu ſagen und zu hören — eher däniſch als preußiſch. Was wiſſen die von deutſchen Siegen und deutſchem und preußiſchem Ruhm? Sie wollen eine Flagge, die ihre Schiffe deckt, ſie wollen ihr Korn theuer verkaufen, ſie wollen zollfrei durch den Sund ſegeln, mag das deutſche Schiff ſegeln oder ſtranden, wo es will, ſie wollen… Und die Eſel haben vergeſſen, daß wir das auch ſo ziemlich unter den Schweden hatten und jetzt Bettler ſind. Ich ſehe an meinen Worten, daß ich mich ordentlich ereifern kann; auch iſt dies ein Bergiſches und Stralſundiſches Kapitel zum Blau- und Schwarz-Werden.

Du könnteſt nun wohl mal von Berlin herüberkommen und ſehen, was dein Junge macht. Aber ich kann mir vorſtellen, daß du gern bleibſt, wo alles Politiſche friſch aus dem Backofen auf die Tiſche der Leute geſchoben wird. Man will es doch riechen, wenn die Diplomaten das Brod auch aus faulem Mehl gebacken haben, die ſtinkenden Mehlwürmer als Roſinen darin. Hier würdeſt du auch deinen blauen Aerger an dem vielen flauen Volk haben, aber doch an uns nicht.

Darum komm nur bald mal und auf jeden Fall ſchreibe fleißig. Dein Junge grüßt und mein Weib und Grümbke und Bruder Wilhelm, der eben von Putbus hier iſt.

Bergen, 20. Mai 1815.

Du haſt uns den Jungen entführt und die andern Knaben ſind nun auch fort. Wie der Menſch ſich doch gewöhnt! Uns fehlt nun etwas im Hauſe, und die eignen Kinder werden wohl immer fehlen. Möget ihr hinfort wohl fahren, und auch mit eurem neuen Wagen! und möge alles Umwerfen im Leben euch nicht ſchlimmer gerathen als jenes nächtliche bei Elbingerode, das du ſo luſtig beſchrieben haſt! Beiläufig, ermuntre deinen Karl, daß er zu ihrem Troſt an ſeine Geſellen ſchreibt.

Du fragſt nach uns und fragſt auch nach mir. Du haſt mich ja geſehen, und kannſt mein Bild deiner leichten Fantaſie leicht vormalen. Gott tröſt es! Du haſt Recht, ich bin ſtiller und auch ſtümperiger geworden; ſelbſt eine meiner Berger Bürgerſäulen, ein braver Becker, bemerkte neulich, daß ich nicht mehr ſo geſchwind und grad zu Rathhaus und Schenktiſch gehe wie vormals. Ich bin doch auch ein Kerl aus weichem Holz geſchnitten, obgleich ich mir die Rührung und ihre ganze mürbe und weinerliche Verwandtſchaft Thränen Sehnen Seufzen Aechzen Schmachten Trachten und wie das Geſchlecht zärtlicher Lippen und ſehnſüchtiger Augen weiter heißt, immer leidlich vom Halſe gehalten habe. Ich war für mein Handwerk ein zu ehrlicher Kerl — deswegen bin ich eben arm geblieben — ein zu muthiger — deswegen habe ich die meiſten Junker hier zu Feinden — ein zu gutmüthiger — deswegen habe ich Leuten, die nicht wiederbezahlen wollen, auf meinen Namen Geld verſchafft. Du kennſt ja einen kleinen Theil meiner Univerſalgeſchichte. All dieſe Hundsvöttereien und die böſe Zeit: Eiſenzeit Lügenzeit Schurkenzeit Nothzeit — o ich könnte ein begeiſtertes Eddaliedchen ſingen — haben mich etwas in Fis geſetzt.

Doch was erzähle ich dir ſo lange von meinem Quark? Du ſtehſt auf der Scheide großer Dinge und hörſt die Trompete blutiger Entſcheidung vielleicht in der Nähe blaſen. Wir haben hier frohen Muth und in meiner Bruſt klopft wie eine Gewißheit, daß das deutſche Glück nicht umſchlagen wird. O hätten wir Deutſchen jetzt an der Spitze eines der größten Staaten einen Friedrich, der Glück und Sieg bei dem glatten Haarſchopf zu faſſen und etwas draus zu machen verſtünde! Denn was haben ſie doch in Wien für ſchlechte deutſche Arbeit gemacht!

Alſo, Bruder, ein tüchtiger Niederſchlager und ein kühner Feſthalter!

Doch ich ſchlage mir auf mein loſes Maul und denke mein Theil, dein aber denke ich immer in Liebe.

(Dies war des braven Mannes letzter Brief an mich. Im folgenden Monat Junius ſtarb er in Stralſund, und ſeine Gebeine ruhen neben Schills.)

Brief über Gripsholm.

Stockholm, den 16. des Brachmonats 1810.*)

Endlich, mein lieber Freund, fängt der Winter an hier aufzuthauen. Er iſt mir in meinem Leben nicht ſo lang geworden, aber ich habe auch keinen ſo hoch im Norden zugebracht, und die Schweden ſelbſt behaupten, dieſer ſey ungewöhnlich lang und unfreundlich geweſen; ſonſt zähle man hier vom Schluſſe Aprils an ſchon recht hübſche und warme Tage. Diesmal aber war der Mai ein wahrer Wintermonat; indeſſen muß er das wohl öfter ſeyn. Auch klagen Viele, das Klima ſey in den letzten fünfundzwanzig Jahren überhaupt unfreundlicher geworden, der Winter nehme jetzt faſt immer weg, was man ſonſt ſchwediſchen Frühling genannt habe, und das Wort eines ſpaniſchen Geſandten, der vor zwanzig Jahren hier lebte, werde immer wahrer: Hier hat man acht Monate weißen und vier Monate grauen Winter. So hört man auch hier die Klage, die bei uns von Hamburg bis Amſterdam erklingt, daß die Welt von Tage zu Tage älter und kälter werde. Ich habe nun, nachdem ich den Winter mich etwas in der Sprache feſtgeſetzt, meine kleinen Ausläufe angefangen. Vor acht Tagen ſah ich Drottningholm und Swartſjö mit manchen ſchönen Gegenden, und vor ein paar Tagen kam ich von Gripsholm zurück. Ich war von meinem lieben Engländer James Dickſon, den ich ſchon in Hamburg gekannt hatte, und von dem Königlichen Sekretär W. begleitet, der uns als Wörterbuch und Dolmetſcher dient, ein ſehr unterrichteter Mann, beſonders in den alten Geſchichten und Sagen des Volkes, woran er wie die meiſten Schweden faſt mit einer poetiſchen Schwärmerei hangt. Es iſt doch ſchön, wenn man eine Geſchichte hat, die mit der Fabel zuſammenfällt; wir Deutſche haben ſie leider nicht, auch ſind wir kein Volk; und wann werden wir ein Volk werden? Du haſt ſchon von mir gehört, daß er auch das Deutſche viel lieſt und recht gut ſpricht. Daß er es gut verſteht, kann ich doch nicht ſagen, wenigſtens da nicht, wo es recht ächt innerſt und bitterſt Deutſch iſt. Denn es giebt für die Schweden eine Gränze, worüber ſie nicht hinaus können, eben weil ſie alles begreifen wollen: Verſtand und Fertigkeit iſt ihnen das Erſte. Wir Deutſche wundern uns anfangs, wenn wir zu ihnen kommen, daß ſie, unſre nächſten Verwandten, ſo viel Vorliebe für die Franzoſen und die franzöſiſche Literatur haben; aber wenn man länger mit ihnen gelebt hat, kann man es ihnen nicht ganz verdenken, zumal wenn man ihr Land und Klima, am meiſten, wenn man ihre Erziehung bedenkt.

---

*) Dieſer Brief aus der Zeit der Schande und der Schelme, wo ein redlicher Mann Rede Ort und Namen auch in den unſchuldigſten und unverfänglichſten Dingen und Verhältniſſen nicht allein verheblen ſondern auch verhüllen mußte, trug eben der vielen umherlauſchender und umherſpähenden Schelme wegen eine fremde Kappe. Er war abgedruckt im Vaterländiſchen Muſeum. Hamburg bei Perthes 1810., welches durch die Beſetzung Hamburgs von Napoleon nur ein kurzes Leben hatte.

Das Schloß Gripsholm liegt ſieben ſchwediſche oder ungefähr zehn deutſche Meilen von der Hauptſtadt Stockholm. Die erſten vier Meilen führen meiſt durch Wald und die Gegend iſt im Ganzen einförmig und reizlos. Nur bei Båtkyrka breitet ſich von einem See hinunter eine ganz anmuthige Gegend aus. Hier hielt der unglückliche Erich der Vierzehnte, Guſtav Waſas Sohn und Nachfolger, ein Treffen, als ſeine beiden böſen Brüder Johann und Karl gegen ihn aufgeſtanden waren. Bei Södertelje, einem kleinen Städtchen, ſahen wir einen neu gegrabenen Kanal, der, wie man ſagt, bald fertig iſt, und wodurch der große See Mälare und das an ihm liegende Stockholm auf einem leichteren und kürzeren Wege mit dem Meere verbunden werden wird, als der gewöhnliche Weg durch die Scheeren bei Dalarö iſt. An dieſem Kanal, der durch Actien vollendet wird, haben während dem Kriege franzöſiſche und ruſſiſche Gefangene gearbeitet. Wir hörten in dem Städtchen von beiden die kurze Karakteriſtik: die erſten ſind luſtiger, die andern arbeiten beſſer. — Die drei letzten Meilen von Södertelje bis Gripsholm war die Fahrt weit anmuthiger. Die Gegend wird offener und weniger waldig und felſig: weite Felder Wieſen waldbedeckte Hügel und Seeen zwiſchen den Hügeln mit Dörfern Landſitzen und Kirchen erfreuen das Auge; für das traurige Nadelholz auf der erſten Hälfte des Weges bekommt man immer mehr Laubholz, alles jetzt im üppigſten Grün und Glanz, hie und da herrliche hundertjährige Eichen, beſonders die nächſte halbe Meile vor Gripsholm. Dieſe fuhren wir um Mitternacht, welche jetzt faſt hell iſt wie der Tag und deren glühendes Roth, wo Morgen- und Abend-Dämmerung um die alte Nacht zu ſtreiten ſcheinen, die romantiſche Gegend mit einem unbeſchreiblichen Zauber übergoß. Es iſt wirklich in dieſem Johannismond ſo hell, daß man um Mitternacht Briefe und Zeitungen leſen kann. Wir nahmen unſer Quartier in dem kleinen Städtchen Mariäfred, welches auf einer Erdzunge des Mälare liegt, faſt rings von ſeinen Wellen umſpült. Man hat von da etwa dreihundert Schritt zum Schloſſe.

Wir hatten für Gripsholm nur Einen Tag beſtimmt, aber es wurden drei daraus, ſo lieblich iſt die Gegend und ſo viel Merkwürdiges und Lehrreiches enthält das Schloß in ſeinen Mauern und erzählt es dem Wanderer durch alte und neue Erinnerungen. Hier haben drei Könige als Staatsgefangene geſeſſen; manche Magnaten und Partheiführer haben hier auf Erlöſung durch wiedergegebene Freiheit oder durch den blutigen Tod geharret; andere haben in dieſen Mauern den Reſt des Lebens abgeſeſſen; aber auch in glücklicheren Zeiten haben Königliche Männer und Frauen hier geſpielt und ſich erluſtigt und durch Freudenmale Spiele Tänze und Feſte die düſtern Erinnerungen verſcheucht, deren Geſpenſter um dieſe alten Thürme und Mauern flattern. Hier lebte Adolf Friedrich viel mit ſeiner großen Königin, der größten Schweſter Friedrichs des Zweiten; ſie hat in den Wäldern hier in der Nähe ſogar Elenne geſchoſſen, welche jetzt in dieſen Süden Schwedens nicht mehr herabſteigen. Dies war der Lieblingsort des fröhlichen Guſtav des Dritten, der oft hieher flog die Sorgen der Regierung abzuſchütteln. Hieher zog ſeinen unglücklichen Sohn ein anderer Sinn, welcher gern weiſſagend über alten und längſtvergangenen Dingen brütete und in ihrer Erinnerung für ſein Gemüth ſchwermüthig wollüſtige Nahrung fand. Auch mir wird dieſe Stelle unvergeßlich ſeyn, bei allem Reiz des herrlichen Sees der luſtigen Eichenwälder und der grünen Felder und Wieſen, die ſie umgeben, doch gleichſam ein trauriges Königsmauſoleum, wie einſt jenes Perſepolis, von welchem Einige meinen, es ſey zugleich der Sitz der todten und der lebendigen Großherrn des alten Perſiens geweſen. Ich will dir erzählen, was ich geſehen und empfunden habe, leicht und flüchtig, wie die Stunde es giebt. Mein Freund W. erzählt und erklärt mit mir, oder vielmehr ich bin nur ſein nachſingender Kukuk; doch von dem Ton iſt das Meiſte mein eigen.

Hier wohnte noch vor wenigen Monaten mit ſeiner Familie der unglückliche Guſtav Adolf, deſſen menſchliche Tugend ihm eine Theilnahme verdient, welche der Mangel an königlicher Tugend in der Geſchichte nie vertilgen wird. Immer mag er — was die meiſten ſeiner Landsleute bitter klagen — das Unglück ja das Unheil ſeines Landes geweſen ſeyn, in ſeinem Gemüthe und Karakter und in dem Schickſal ſeiner Zeit und ſeines Herzens liegt etwas ſo Tragiſches, daß er nach Jahrhunderten von mehr als Einem Dichter auf die Bühne des Heldenſpiels gebracht werden kann. Dann wird die Freude und das Leid auch dieſer Zeit vergeſſen ſeyn und menſchlich wird über ein Verhängniß gerichtet werden, das ihm zu mächtig war in Tagen, wo ſtärkere und gewaltigere Männer untergehen mußten. Sein Karakter iſt ächt tragiſch: Widerſpruch und Mißklang zwiſchen Gemüth und Leben, mehr Wille als Beweglichkeit, ein Zuſtand, wodurch ſolche, die recht eigentlich im Strudel des bewegteſten Lebens zugleich die Feſten und Loſen ſeyn ſollen, wodurch Könige und Kriegsfürſten unvermeidlich untergehen. Noch tragiſcher wird die Geſchichte Guſtav Adolfs, wenn man hört, wie dunkle Triebe und Ahnungen von Kindheit auf in ſeiner Bruſt ſpielten und wie er gleichſam durch Gaukelungen und Schaukelungen unſichtbarer Mächte in ſüße Träume von Rettung und Sieg eingewiegt ward, als die nahende Stunde ſeines Falles ſchon im leiſen Glockenſpiel voranklingelte, was bald als Donnerklang des Schickſals in ſein Ohr ſchmettern ſollte. Höre einige Geſchichten, wie ſie ganz Stockholm erzählt, die Freunde des gefallenenen Königs mit Thränen ſeine Feinde mit Spott.

Guſtav Adolf als Kind und Knabe war kalt verſtändig freundlich wahr gerecht, offenbarte keine glänzenden Anlagen und Eigenſchaften, doch ſolche, die einen treuen redlichen feſten und arbeitſamen König verſprachen. Das Volk, welches das überfliegende Genie Guſtavs des Dritten nicht hatte ertragen können, hoffte ſich in ſeinem Sohn einſt eines beſonnenen und redlichen Königs zu freuen. Als der Prinz dem Jünglingsalter näher kam, ward ſein Schickſal und der Schein ſeines Gemüthes anders. Sein großer Vater fiel durch den Schuß eines Mörders; Argwohne Verdachte Kabalen aller Art umſchwirrten und umzettelten ihn hinfort; Gerüchte Zuflüſterungen Winke umſpielten und umliſteten ihn; jeder nach ſeinem Vortheile oder nach ſeiner Anſicht der Verhältniſſe ſchob ihm von dem Seinigen in das Herz, um über dieſes Herz etwas zu gewinnen: ein unvermeidliches Uebel, das um ſolche ſchwebt, von welchen man weiß, daß ſie einmal die Herren ſeyn werden. Und wenn dies auch nicht war, wie konnte der Jüngling das Hören und Sehen laſſen? Sein Vormund und Vaterbruder, der jetzige König Karl der Dreizehnte,, war gewiß der Mann nicht, bei welchem man an arge Entwürfe gegen den Königlichen Neffen denken konnte — auch hat die Zeit ihn lange gerechtfertigt — aber politiſche Partheien, die in Schweden nie gefehlt haben, hatten vielleicht ein Intereſſe den Prinzen mistrauiſch zu machen. Solchen böſen Zuflüſterern ſtanden hier die theoſophiſchen und maureriſchen Liebhabereien des Herzogs von Südermannland bei, eine wunderliche Geheimnißkrämerei mit maureriſchen und illuminatiſchen Blaukünſtlern, in deren Dunſtkreis zu nebeln dem Herrn gefiel, obgleich man dem tüchtigen Seemann die Liebe reiner und heller Luft hätte zutrauen ſollen. Gewiß iſt, daß in Guſtav Adolfs ganzem Weſen und in der Farbe ſeines Karakters eine ſichtbare Veränderung vorging, als die Jahre näher kamen, wo er zum Manne reiſte und wo er die blutige Krone ſeines Vaters auf ſein Haupt ſetzen ſollte. Dies war ſo auffallend, daß einige ſeiner Freunde noch dieſe Stunde glauben, es ſey etwas Ungebührliches mit ihm vorgenommen; ſie erzählen ſich Geſchichten von einem X., einem Geſchöpf des bei dem Oheim Reichsverweſer viel geltenden Grafen Reuterholm, der ihm eine Art Trank gereicht haben ſolle, der nach verſchiedener Deutung von Einigen ein Liebeszaubertrank von andern ein Giftgemiſch genannt wird. Auch ward hier auf eine Gräfin Piper, geborne Gräfin Ferſen hingewinkt, eine berühmte Circe und Medea der guſtaviſchen Zeit durch Schönheitszauber Liebeszauber Liebestränke, welcher jetzt bei verwelkter Schönheit auch ſchlimmere Tränkchen aus längſt verblühter Jugend nachgemunkelt werden. Kurz Hofgeſpinſte Hofgerüchte Hoflügen, wie ſie von Peking bis Paris die Schlöſſer und Thronen der Hohen umſchweben. Solche leichte Vögel haben Stockholms Königsſchloß ſeit Guſtav dem Dritten viel umflattert. Genug, ſeit dieſer Zeit ſoll Guſtav Adolf ſpröd unhold und ungleich und zuweilen bis zur Ungebühr aufbrauſend und verdüſtert geworden ſeyn. Auch ſeine Lehrer werden beſchuldigt, daß ſie es mit ihm verſehen haben und daß er ein ganz anderer Mann geworden ſeyn würde, wenn man nicht alles verkehrt mit ihm gemacht hätte. Du weißt wohl, dergleichen Geſchichten und Beſchuldigungen haben bis auf einen gewiſſen Grad immer nicht bloß ihren Schein ſondern auch ihre Wahrheit; doch häufig nur ein Stück Wahrheit: denn alles dies läßt ſich auch ohne Liebestränke und ſchlimmere Kräuterbecher und ohne Verkehrtheiten der Erzieher ziemlich natürlich erklären. Für die meiſten Menſchen iſt die Zeit von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre eine entſcheidende Epoche; ſie werden dann ganz andere Menſchen, als ſie bisher geweſen. Es ſind dies die Jahre des geiſtigen und leiblichen Durchbruchs, Natur und Gemüth treten heraus, und plötzlich wird oft hell, was vorher dunkel, friſch, was vorher faul, ſtark, was vorher ſchwach geweſen; und umgekehrt. Dies ſieht man alle Tage nicht bloß an Königskindern. Zeitalter Jugendſchickſal und Erziehung thun freilich das Ihrige, und deren hatte der Königliche Jüngling ſich freilich nicht zu loben. Sein Erzieher war ein Herr von Roſenſtein, der jetzt Miniſter der geiſtlichen und wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten iſt, ein Mann von Kenntniſſen aber im Sinn des achtzehnten ſchwediſchen Jahrhunderts völlig franzöſiſch gebildet, gleichſam in Paris erzogen, wo er der ſchwediſchen Geſandtſchaft beigegeben geweſen war, und eben dieſer franzöſiſchen Vollendung wegen hatte ihn Guſtav als Lehrer ſeines Sohns vielen Andern vorgezogen. Man beſchuldigt ihn, daß er ein Mann iſt ohne Ernſt und Würde, ohne nordiſchen Sinn und nordiſche Kraft, nicht geeignet für einen Knaben, welcher Ernſt Strenge und Gottesfurcht als angebornen Keim in ſich trug. Aber wo war in den Jahren 1770 und 1780 der alte ſchwediſche Kern noch bei den Schweden der gebildeten und höheren Stände? Roſenſtein konnte alſo, wenn er auch das Beſte wollte, mit ſeiner Art nie in das Gemüth des Prinzen eingreifen, und der Kontraſt und der Haß dieſes Kontraſtes konnte den Jüngling nach der entgegengeſetzten Seite hin leicht weiter treiben, als er ſonſt gelaufen ſeyn würde. Dieſe entgegengeſetzte Seite faßte ſein Lehrer in der Religion, Flodin. — Doch man darf nicht alles glauben, was die Menſchen ſich von einander erzählen, am wenigſten darf man dies in einem Lande, wo durch die unglücklichen politiſchen Spaltungen alles Parthei iſt. Auch erzählt und glaubt die Welt gern das Schlimmſte von denen, die viel um Prinzen und Könige ſind. Das Gemüth des Jünglings war wohl von Natur ſo, daß es ſich doch zu dem Düſtern und Nächtlichen geneigt haben würde.

Guſtav Adolf, als er die Regierung antrat, war ernſt kalt verſtändig fromm feſt oder eigenſinnig; in allem, was er ſprach und that, gemeſſen und feierlich; Weibern und ihren Freuden fremd: man ſagt aus Grundſätzen, denn von Natur war er ihrer ſehr bedürftig. Manche meinen, man könne ihn in dieſer Hinſicht mit Philipp dem Fünften von Anjou, König von Spanien vergleichen; ſie erzählen, er ſey nie ſpröder und ſchroffer geweſen, als wenn er der Gemeinſchaft ſeiner Gemalin lange habe entbehren müſſen. Doch freute ganz Schweden ſich, als er König ward; denn daß er Wahrheit Redlichkeit und Gerechtigkeit liebe, daran zweifelten ſelbſt die nicht, welche ſonſt wenig von ihm hofften. Zwar kannte man ſein ſtrenges und ſprödes Weſen nur zu ſehr, doch hoffte man, die Freiheit der Herrſchaft und eine geliebte Gemalin werden ihm viel davon nehmen und ihn ſanfter freundlicher und glücklicher machen. Die erſten Jahre ſeiner Regierung waren ſtill und glücklich; zwar hatte er ſich wenig geändert, aber das Volk war immer noch leidlich zufrieden, vielleicht zufriedener mit ihm, als er mit ſeiner Lage: denn ſeine Freunde behaupten, er habe ſchon damals zuweilen geäußert, er ſey unglücklich, weil er König von Schweden ſey. Der Reichstag zu Norrköping vom Jahr 1800 entzweite ihn zuerſt mit einem großen Theil ſeiner Unterthanen, beſonders mit einem Theil des Adels, der ſich durch Königliche Eingriffe verletzt glaubte. Seit dieſer Zeit riſſen ihn die allgemeinen Verhältniſſe Europens und ſein Gemüth unaufhaltſam in Verwickelungen hinein, aus welchen er ſich mit ſeiner Kraft nicht wieder herauswinden konnte. Immer mogte was ihm vorſchwebte Wahrheit und Gerechtigkeit ſeyn, er fühlte ſie nur als Menſch, nicht als König; denn hätte er ſie zugleich als Menſch und König gefühlt, ſo hätte er ſich rüſtiger bewegen und kühner handeln müſſen. Jenes höchſte Spiel des Lebens, was Politik heißt, jene Kunſt der Kunſt des kämpfevollen Lebens des griechiſchen Dichters, verſtand Guſtav Adolf nicht, jene Feſtigkeit Eines Zieles und Einer Idee, wo der große Mann in der bewegten Welt als der beweglichſte ſpielt, ſo daß, was den kleinen Menſchen Wahrheit und Gerechtigkeit heißt, darin bei den Beſten und Tapferſten freilich als innerſter Kern ruht, von den fern und tief unten Stehenden aber oft kaum als Andeutung geſehen wird. So wie die europäiſchen Dinge nach ſeinem Gefühle vom Schlimmen zum Schlimmeren gingen, ward er nur düſterer und ſchroffer; alles verhärtete und verſteinerte ſich mehr in ihm, ſelbſt Gott und die Religion, und von Zeichen und Wundern, die unmittelbar drein ſchlagen ſollten, erwartete er, was der Mann nur von ſeiner Klugheit ſeiner Tüchtigkeit und ſeinem Muthe erwarten ſoll. Schon 1803 und 1804 erzählte man ſich Geſchichten von ihm, die, wahr oder nicht wahr, doch in ſo fern immer wirkliche Geſchichten waren, als ſie mit dem Schein ſeines Karakters zuſammenhingen. Je näher das große politiſche Weltſpiel dem Norden und den Gränzen Schwedens rückte, je dringender die Noth ward alle Kräfte aufzubieten, um Stürmen zu trotzen, die alles niederzuwerfen droheten, deſto mehr verſank der König in ſich ſelbſt, entfremdete ſich der Welt und ſeinen Freunden und ward der Starre und Eiſerne, der ohne Bewegung durch den trotzigen Willen die Dinge zügeln wollte. Nun zeigte ſich auch immer klarer, wie ſehr er das Schwärmeriſche und Finſtere liebte. Er unterhielt ſich am liebſten von traurigen Gegenſtänden und tragiſchen Schickſalen der Könige und Männer, und auch wohl wegen ihres tragiſchen Schluſſes waren es unter den ſchwediſchen Königen vorzüglich Erich der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, von welchen er zuweilen ſprach; denn er ſprach nicht viel. Deswegen war ihm auch Gripsholm ſo lieb, und dort hielt er oft einen traurigen und freudenloſen Hof; denn was allen andern ein einſamer Kerker ſchien, däuchte ihm ein freundlicher Aufenthalt. Hier ſaß er noch den Winter **1808**, bis die Nachricht, daß die Ruſſen in Finnland eingebrochen, ihn endlich nach Stockholm und dem näheren Haga nöthigte. Es war, als ob ein geheimer Zug ſeines Herzens ihm ſagte, wie merkwürdig Gripsholm auch als ſein Gefängniß werden würde.

Höre einige Anekdoten über den König, die zu dem Tragiſchen ſeines Schickſals wunderbar genug paſſen.

Im Winter **1807**, kurz vor dem Kriege oder vielleicht im Anfange deſſelben, als nur erſt in Pommern geplänkelt ward, ergriff Guſtav Adolf die fixe Idee, das ſchöne Opernhaus in Stockholm niederreißen zu laſſen und es auf eine andere Stelle wieder hinzubauen. Vergebens ſtellten ihm ſeine Freunde die Noth des Krieges die vermehrten Staatsbedürfniſſe und die ganze Wunderlichkeit des Einfalls vor, da durch die Niederreißung dieſes Baues einer der ſchönſten Plätze Stockholms ſeine Hauptzier verlieren würde. Er blieb feſt bei ſeinem Beſchluß und gab den Befehl anzufangen. Auch riß man wirklich ſchon einiges Gemäuer hinter dem Opernhauſe nieder und ward nur durch den in Schweden und Finnland ſelbſt ausbrechenden Krieg des folgenden Jahrs gehindert. Nie hatte der König dies Haus geduldet und immer war er ungern hineingetreten; denn der blutige Schatten ſeines Vaters, der dort auf einem Maskenball erſchoſſen war, ſchien ihm warnend entgegen zu ſchweben. Aber nie hatte er früher dieſen Gedanken gehabt es ganz zu vertilgen. Auch mit ſeiner Trauergeſchichte hangt das Opernhaus zuſammen.

Im Frühling 1808 errichtete man aus der blühendſten Jugend des Reichs eine Landwehr von 30,000 Mann, eine Maaßregel, welche die Noth des Augenblicks und das Beiſpiel der meiſten jetzigen Staaten zu rechtfertigen ſchien. Aber unverantwortlich ſchlecht war die Einrichtung und Behandlung dieſer Landwehr, die theils in der Unordnung der Regierung theils in dem Widerwillen des größten Theils der Nation gegen den Krieg theils auch in dem perſönlichen Haß Vieler gegen den König lag; welches alles zuſammengenommen Stockung in alle Angelegenheiten brachte. Dieſe Jünglinge wurden faſt ohne Nutzen aufgeopfert und brachten dem Könige nichts als Erbitterung und Verwünſchung bei dem ganzen Volke. Denn dieſe Landwehr ging meiſtens aus den Hütten der Armen aus, welche gewöhnlich die treueſten Freunde der Könige ſind. Die Landwehren der verſchiedenen Landſchaften hätte man von Officieren und Unterofficieren ihrer Regimenter üben ſie dann dieſen Regimentern ſelbſt einverleiben und in den Gliedern derſelben fechten laſſen müſſen. So hätten ſie Vertrauen Ehre und Brauchbarkeit gewonnen. Aber was that man? Man bildete eigene Schaaren aus ihnen und gab ihnen alte abgedankte zum Theil liederliche und verſoffene Officiere zu Befehlshabern oder auch Jünglinge, deren Ehre und Karakter freilich unbefleckt war, die aber vom Kriegshandwerk nicht mehr verſtanden als die, welche abgerichtet werden ſollten. Kurz, Organiſation Befehl Behandlung alles war ſo, daß die unglücklichen Jünglinge weder Ehre noch Zuverſicht hatten; Ausrüſtung Waffen Kleidung alles war ſo ſchlecht, daß ſie andern lächerlich ihnen ſelbſt erbärmlich vorkommen mußten. Dazu kam noch das Uebel, daß die wohlhabenden Burſchen ſich meiſt frei kauften und nur die ärmſten bei den Fahnen blieben, da man doch diejenigen hätte vor allen Dingen behalten ſollen, die ſich beſſer hätten kleiden nähren und den Waffen Ehre verſchaffen können. Ja man behielt, da man unter Stärkeren und Beſſeren doch die Auswahl hatte, ſolche, die an Wuchs und Stärke vierzehnjährigen Knaben gleich und den Beſchwerden und Gefahren des Kriegs nicht gewachſen waren. Dieſe Jugend ward größtentheils auf die Küſtenflotte vertheilt; ſie hatte grade den allerſchwerſten und gefährlichſten Dienſt. Sie war von Anfang an ſchlecht gekleidet, nach wenigen Monaten faſt nackt; die Nahrung war ſchlecht und oft karg; Ordnung und Reinlichkeit waren nicht, wie ſie hätten ſeyn ſollen; ſchwere Arbeiten häufige Nachtwachen und endlich die kalten langen Herbſtnächte auf offenem Meer in unbedeckten Schiffen, unter der ganzen Strenge des nordiſchen Himmels ſo oft im Regen und Sturm zugebracht, mußten unausbleiblich Krankheiten zeugen. Auch begannen dieſe im September und Oktober ſo wüthend zu raſen, daß der Name Landwehrſeuche wie der Name einer unheilbaren Todespeſt dem Uebel. nach Stockholm vorauslief, ehe es noch ſelbſt dahin kam. Im Anfange Novembers lief die Scheerenflotte bei Stockholm ein und ſetzte das Unglück und Schrecken ans Land, die man bisher nur aus der Ferne vernommen hatte. Es landeten an 5000 Jünglinge außer mehreren Tauſend andern, die von dem Landheer einmarſchiert waren. Es iſt ſchrecklich, aber es iſt wahr, keine Anſtalten waren gemacht weder zu Lazarethen für die Kranken noch zu Quartieren für die Geſunden. Zwei Tage lagen Krankenſchiffe auf dem Strom, zum Theil offene Jachten, ohne daß man die Unglücklichen, welche ſie führten, in warme Zimmer gebracht, ja ohne daß man auf den Schiffen ihnen nur die nothwendige Nahrung, geſchweige die nothwendige Arzenei gereicht hätte. Dies war im November, wo es ſchon ſchneite und fror. Zwei Nächte durch kampirten mehrere Tauſende der Flottenlandwehr unter freiem Himmel auf den kleinen Inſeln des Mälare in der größten Stadt Schwedens, wo ein feindliches Heer von 50,000 Mann ſich leichtes und bequemes Quartier verſchafft haben würde. Die Schuld davon, wie es zu geſchehen pflegt, wann alles ungrad geht, ward hin und her auf den König auf das Kriegskollegium und Gott weiß auf wen mehr geſchoben. Das Volk beſchuldigte Einzelne und ſprach von Verräthern Buben und Dieben. Aber ſo traurig iſt in böſen verworrenen Zeiten der Zirkel des Unheils, daß Schuld und Unſchuld Dummheit und Bosheit oft unauflöslich in einander verſchlungen liegen. Die gefühlloſe Grauſamkeit der Bürger Stockholms darf man nicht hart anklagen, denn jeder, der ſolche aufnahm, glaubte, er nehme die Peſt ins Haus. Endlich wurden ſie doch untergebracht, um erſt die Lazarethe dann die Kirchhöfe zu bevölkern. Ihr Hauptlazareth ward das Opernhaus, das aus einem Freudenhauſe in ein Leidhaus verwandelt ward. Stündlich fuhr der ſchwarze Leichenwagen hin und her, von den Flüchen und Verwünſchungen des Volks begleitet, welche alle auf den König zurückfuhren. Der Tod hörte hier nur auf, als nichts mehr zu würgen war, ſo wie das wüthendſte Feuer zuletzt in der eigenen Aſche erlöſchen muß. Drei Monate wanderten die ſchwarzen und ſtillen Leichenzüge durch die Stadt und erneueten jeden Tag das Gefühl von vergangenem und die Ahnung von künftigem Unglück. Eben ſo waltete das Unheil in mehreren Landſchaften und klang die allgemeine Trauer vielfach zurück. Es war kein Dorf keine Hütte, wo nicht ein geliebter Todter beweint ward. Edle Herzen bluteten vor Gram, das Unvermeidliche vorherſehend, andere rüſteten ſich zu neuen Dingen. Vielfach und vielgeſtaltig war die Noth die Furcht und die Hoffnung, je nachdem jeder empfand, was gethan und gelitten ward.

Dieſes Unglück der Landwehr ward von einer Gränze Schwedens bis zur andern gefühlt. Manches Wirkliche und Scheinbare konnte dem Könige aufgebürdet werden, wenigſtens immer das Wirkliche, daß er bei einem Schickſal, das über ſeiner Kraft war, allein den Unbeugſamen und Eiſernen ſpielen wollte. Viele des Volks wurden von ihm entfremdet, weil er ſich ihnen entfremdete. Nebſt dieſer fürchterlichen Landwehrplage aber verdarb den König eine widerliche Geſchichte, die er mit ſeinen Leibwachen auf der Inſel Aland gehabt hatte. Dieſe mit andern Truppen hatten im Herbſt 1808 einen Landungsverſuch in Finnland gemacht, wobei ſie von den Ruſſen zurückgetrieben und zur Wiedereinſchiffung genöthigt worden. Ich glaube, ein General Mellin befehligte ſie. Bei dem Rückzuge begab ſich der unangenehme Vorfall, daß 300—400 Mann von andern Regimentern zu Gefangenen gemacht wurden, weil die Schiffe zur Einſchiffung fehlten. Die Leibwachen wurden beſchuldigt, ſie ſeyen zu eilig geweſen ſich zu retten haben die Schiffe alle für ſich genommen und die andern im Stich gelaſſen. Der König ward böſe und ſetzte ſie zu gleichem Rang mit den übrigen Regimentern herab. Dies gab böſes Blut und wirkte gegen Guſtav Adolf ſehr nachtheilig; denn die Söhne der erſten und mächtigſten Familien des Adels und Bürgerſtandes dienten in den Leibwachen und hatten auf die Stimmung des ganzen Landes, vorzüglich auf die Stimmung der Hauptſtadt, einen großen Einfluß. Man behauptet, ſchon auf Aland ſey gegen den König etwas angeſponnen worden und nur mit Mühe haben ein paar der alten Officiere den zornigen Ungeſtüm der gereitzten Jugend von gewaltſamen Thaten zurückgehalten.

In ſolchem düſtern Zuſtande der Dinge, wo alles in Verwirrung Gleichgültigkeit Trauer oder Haß erſtarrte, ſcheint doch auch auf den König ein leichter Schein von der Farbe aller Gemüther zurückgefallen zu ſeyn. Der ſchlechte Gang der Dinge, zuweilen auch wohl ein dunkles Gefühl ihrer ſchlechten Leitung, ferner der Unmuth oder die Gleichgültigkeit, die ſich auf manchen Geſichtern vor ihm ſpiegelten, die Vorſtellungen und Warnungen, die einige treue und gewiſſenhafte Männer und Diener machten — alles dies wirkte denn doch auf ſein Gemüth und machte ſeine Hartnäckigkeit und Heftigkeit immer ungeduldiger. Aber tief in ſich ſelbſt vergrub er den Unmuth ſeines Herzens und die Düſterniß ſeines Schickſals; er that die Augen zu, um das Gewitter nicht zu ſehen, das ſeine ſchwarzen Donnerwolken über ſeinem Haupte thürmte. Aber zuweilen wieder, mitten in dieſer unſeligen Zeit, war er außerordentlich heiter, ſo daß die Leute oft meinten, er müſſe ſehr erfreuliche politiſche Nachrichten erhalten haben. Aber dann hatte er nichts empfangen noch gethan, als in fernen Ländern und aus fernen Sternen die Löſung eines Schickſals geleſen, das hier nicht mit Freuden auflöslich ſchien. Als Finnland verloren war und die Ruſſen gegen Aland und Norrland droheten, als die Beſatzungen der Flotte wie die Fliegen wegſtarben und nach Hülfsquellen zu einem neuen Feldzuge vergebens geſucht ward, da wies er bedeutend auf Spanien hin und nannte mit geheimnißvoller Freude zuweilen das Jahr 1809, als welches große Entwickelungen bringen werde. Aber wie die armen Sterblichen in ihrer Sternen- und Himmels-Schau ſich verrechnen! Er las in Doktor Jungs Erklärung der Apokalypſe im Jahr 1809 den Untergang ſeiner Widerſacher, aber ſiehe! er ging im Jahr 1809 von dem Thron ins Gefängniß. Für einen König iſt die Zukunft nirgends, wenn ſie nicht in ſeiner Fauſt und in ſeinem Kopf iſt. So ſpielt das Menſchenherz mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Schickſal. Schon lange hatte Guſtav Adolf in der Bibel geleſen was nicht darin ſteht, ſchon oft hatte er in den letzten Jahren phyſikaliſche aſtrologiſche und theoſophiſche Fragen gethan, die ſeine Leute erſtaunten; vor allen aber bauete er auf Jungs Offenbarungen und Weiſſagungen für den Untergang Napoleons, den er für den eingefleiſchten Apollyon oder Sohn des Satanas hielt.

Das ſchwediſche Volk ſelbſt war in einem ähnlichen Zuſtande kalter Gleichgültigkeit und trüben Hinſtarrens in die Zukunft. Die Anſichten und Urtheile der Leiter und Führer und die Schilderungen und Deutungen, welche ſie über den König und ſein Betragen ausgehen ließen und welche bis zu den unterſten Klaſſen des Volks durchdrangen; das eigne Unglück, die Noth, welche jeder bei ſich fühlte und ſah oder welche mit verdoppelten Schreckensklängen durch die Poſaune des Gerüchts aus der Ferne her widerhallte; endlich das Vorgefühl und Mitgefühl des Verhängniſſes, welches über dem Zeitalter ſchwebt und als ein dunkler und prophetiſcher Keim der Dinge ſich vielleicht in der Bruſt jedes Mitlebenden rührt — alles dies mußte wohl Geſichte und Geſpenſter zeugen, zumal da das Schickſal ſelbſt als ein erbarmungsloſer und blutiger Würgengel mit dem gefeiten Mordſchwerdt umzugehen ſcheint. So geſchah es denn, daß ſich das Volk mit Ahnungen Mährchen und Prophezeihungen herum trug, die um ſo eher geglaubt wurden, je mehr von Tage zu Tage der Himmel um ſie ſich verdüſterte. Beſonders ging ein altes Geſpenſtermährchen um von einem Geſicht, welches Karln dem Elften erſchienen und in welchem blutige und gräuliche Thaten, die man jetzt erleben würde, vorhergeſagt ſeyn ſollten. Lange vorher, ehe man an dieſe Zeit und ihre Männer und Begebenheiten gedacht, lief dies Geſicht als politiſche Seltenheit durch einige Hände, ohne daß man ſeinen Urſprung wußte, wiewohl einige erzählten, es ſey aus einer im Reichsarchiv befindlichen Urkunde abgeſchrieben. In dieſen letztvergangenen Jahren hatten ſich mit dem Glauben an das Ungeheure und Schreckliche auch die Abſchriften vervielfältigt. Hier haſt du es. Es paßt recht gut zur ganzen Tragödie der Zeit.*)

Karls des Elften Geſicht.

Ich Karl der Elfte heute König von Schweden war die Nacht zwiſchen dem 16. und 17. December 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholiſchen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen auf das Fenſter warf und gewahr ward, daß ein ſtarker Schein im Reichsſaal leuchtete. Ich ſagte da zu dem Reichsdroſt Bjelke, der bei mir im Zimmer war: was iſt das für ein Schein im Reichsſaal? Ich glaube, da iſt Feuer los. Er antwortete mir: o nein, E. Majeſtät, es iſt der Schein des Mondes, der gegen das Fenſter glittert. Ich war da vergnügt mit dieſen Antworten und wandte mich gegen die Wand, um einige Ruhe zu genießen, aber ich war unbeſchreiblich ängſtlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin und ward des Scheins wieder gewahr. Ich ſagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zuſtehen. Ja, ſagte der große und geliebte Reichsdroſt Bjelke, es iſt nichts anders als der Mond. In demſelben Augenblicke trat der Reichsrath Bjelke ein, um ſich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da dieſen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichsſaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillſchweigen einer kleinen Weile: nein, Gott ſey Lob! das iſt nichts; es iſt allein der Mondſchein, der verurſacht, daß es ausſieht, als wäre im Reichsſaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es ausſah, als ſeyen Menſchen da geweſen. Ich ſtand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenſter und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da ſagte ich: gute Herren, hier ſteht es nicht richtig zu. Ihr verlaſſet euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, ſich vor nichts in der Welt fürchten muß: ſo will ich nun dahin gehen, um zu erforſchen, was es ſeyn kann. Ich beſtellte da bei den Anweſenden, herunter zu gehen zum Wachtmeiſter, um ihn zu bitten, mit den Schlüſſeln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geſchloſſenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Guſtav Erichſons*) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeiſter die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade ihn damit zu verſchonen. Ich bat darauf den Reichsdroſt, aber auch er weigerte ſich deſſen. Ich bat darauf den Reichsrath Orenſtierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuſchließen, aber er antwortete mir: Ich habe einmal geſchworen Leib und Blut für E. Majeſtät zu wagen, aber nie, dieſe Thür aufzuſchließen. Nun begann ich ſelbſt beſtürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm ſelbſt die Schlüſſel und ſchloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und ſelbſt den Fußboden ſchwarz bekleidet fanden. Ich nebſt meiner Geſellſchaft waren ſehr zitterig. Wir gingen da zur Reichsſaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeiſter wieder die Thür zu öffnen, aber er bat mich um Gnade ihn damit zu verſchonen. Ich bat da die andern von der Geſellſchaft, aber ſie baten ſich alle die Gnade aus es nicht zu thun. Ich nahm da ſelbſt die Schlüſſel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinſetzte, zog ich ihn vor Beſtürzung haſtig zurück. Ich ſtutzte ſo ein wenig, aber dann ſagte ich: gute Herren, wollt ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es es ſich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein. Allzuſammen wurden wir eines großen Tiſches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; alle hatten große Bücher vor ſich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Kopf und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite ſaß ein langer ſchöner Herr von ungefähr 40 Jahren, ſein Angeſicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu ſeiner linken Seiten ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war beſonders, daß der junge Mann mehrmals den Kopf ſchüttelte, da alle dieſe würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward ſtrax neben dem Tiſche Richtblock bei Richtblock und Hänker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo daß das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen anfing. Gott ſoll mein Zeuge ſeyn, daß mir mehr als bange war; ich ſah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf ſie gekommen wäre, aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meiſtentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tiſche in der Ecke eines Throns gewahr, der faſt umgeſtürzt war und daneben eines Mannes, der ausſah, als ſollte er Reichsvorſteher ſeyn; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog und laut rief: welche iſt des Herren Stimme, die ich hören ſoll? Gott, wann ſoll dies geſchehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: O Gott, wann ſoll dies geſchehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König ſchüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher ſchlugen. Ich rief wieder, ſtärker denn zuvor: O Gott, wann ſoll dies geſchehen? ſo ſey denn, großer Gott, ſo gnädig und ſage, wie man ſich dann verhalten ſoll. Da antwortete mir der junge König: Nicht ſoll dies geſchehen in deiner Zeit ſondern in der Zeit des ſechſten Herrſchers nach dir, und er wird ſeyn von eben dem Alter und Geſtalt, wie du mich ſieheſt; und der, welcher hier ſteht, offenbart, daß ſein Vormund ausſehen wird wie dieſer; und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an ſeinem Fall ſeyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der während ſeiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird ſich dann ſeiner Sache annehmen, und ſie werden den Thron ſtärker befeſtigen: daß nie zuvor ein ſo großer König von Schweden geweſen und nie nachher kommen wird, als dieſer werden wird, und daß das ſchwediſche Volk in ſeiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein ſeltenes Alter erreichen; er wird ſein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlaſſen. Aber ehe er ſich auf dem Thron befeſtigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im ſchwediſchen Lande geweſen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm als König im Schwedenlande deine guten Vermahnungen. — Und als er dies geſagt, verſchwand alles, und allein wir mit unſern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erſtaunen, wie jedermann ſich vorſtellen kann, und als wir in das ſchwarze Zimmer kamen, war alles weg und alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich ſetzte ich mich, dieſe folgenden Vermahnungen zu ſchreiben in Briefen, ſo gut ich konnte. (Dieſe Vermahnungen liegen verſiegelt, werden von König zu König erbrochen, geleſen und verſiegelt.) Und alles dieſes iſt wahr. Dies bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, ſo wahr mir Gott helfen ſoll.

---

*) Dieſes Geſicht ſteht auch abgedruckt in meinen Schwediſchen Geſchichten u. ſ. w. (Leipzig 1839). Es ſteht hier aber an ſeiner rechten Stelle, ſo wie dieſer Brief hier Manches, was in jenen Geſchichten genauer und ausführlicher erzählt iſt, mir noch jetzt lebendiger und karakteriſtiſcher zu malen ſcheint.

---

*) Wahrſcheinlich Guſtav Waſas des Erſten, der Erich Waſas Sohn war.

Karl der Elfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles geſehen, wie S. Königl. Majeſtät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unſerm leiblichen Eide, ſo wahr uns Gott helfen ſoll.

Karl Bjelke, Reichsdroſt.
U. W. Bjelke, Reichsrath.
A. Oxenſtierna, Reichsrath.
Peter Gransle'n, Vice-Wachtmeiſter.

Ob auch aus dieſem Geſichte etwas wird? wer will immer prophezeihen? Die größten und die kleinſten Zeiten haben das mit einander gemein, daß ſie Wunder glauben und erleben. Die wunderbare Neigung, die Guſtav Adolf für Gripsholm hatte, ward erklärt. Nachdem er verhaftet worden, führte man ihn die erſte Nacht nach Drottningholm, wo er einige Tage blieb; dann brachte man ihn ferner von der Hauptſtadt nach Gripsholm, wo er nun volle Muße hatte über König Erich und ſein Schickſal nachzugrübeln. Im Junius vereinigte man ſeine Gemalin und Kinder mit ihm, und den folgenden Winter gingen ſie alle über das Meer nach Deutſchland.

Während dieſer langen Gefangenſchaft rechtfertigte der König gewiſſermaaßen ſein früheres Betragen, ſo weit ein König es rechtfertigen kann. Nachdem die erſten Stunden nach ſeiner Verhaftung vorüber waren, wo Zorn Wuth Verzweiflung ihn in einen außerordentlichen Zuſtand ſetzten, war er wieder der Alte, kalt beſonnen feierlich ruhig, als ſey nichts geſchehen. Er ließ ſich alles erzählen, was es draußen in der Welt gab, las alle Berichte und Protokolle der Regierung und des Reichstags über ſich ſelbſt, und blieb auch bei den bitterſten Deutungen und Ausbrüchen des Haſſes gegen ihn in der gewöhnlichen Faſſung. Aber ſein Hauptleſebuch blieb auch jetzt noch die Bibel. Er gab ſelbſt manchem ſeiner Verleumder und Haſſer die Ueberzeugung, daß er wirklich nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen regiert zu haben glaubte. Dies erklärte er auch vor der ganzen Welt; denn als die verſammelten Reichsſtände ihm die Urkunde zuſandten, worin ſie ihm und ſeiner Familie auf ewig abſagten, ſchrieb er, er habe ſie mit ruhigem Gewiſſen aber mit dem ſchmerzlichſten Gefühl geleſen. Auch die Haustugenden, wodurch er ſeinen Unterthanen immer Muſter ſeyn konnte, warfen auf ſein Unglück einen milden Glanz. Seine Königin war die tadelloſeſte zarteſte ſchönſte und liebenswürdigſte Frau und hatte durch eine ſeltene Feſtigkeit bewieſen, was großherziger Stolz iſt. Sein Sohn war ein anmuthiges Bild blühender Jugend. Von der Königin fiel Glanz Ehre Mitleid auf die Uebrigen zurück. So zogen ſie als Verbannte aus dem Vaterlande ins Elend, nicht ohne begleitende Thränen, die auch eine ſchuldige Größe entlockt, wenn ſie von ſolcher Höhe herabſtürzt.

Auch ohne ſein Schickſal würde dieſer König an den unglücklichen Erich den Vierzehnten erinnern, der in einem roheren Zeitalter nicht wie ein geſtürzter König ſondern wie ein gemeiner Verbrecher in Gripsholms Mauern gehalten ward und ſeine hohe Rolle in Schweden trauriger ſchloß. Ihr Gemüth hat manche Aehnlichkeiten, nur mit dem Unterſchied, daß Erich ein Genie war und daß ſeine Tugenden und Fehler einen höheren Schein trugen. Noch zeigt man das abſcheuliche Loch, worin er hier zwei Jahre ſaß. Es iſt ein runder Käfich im dritten Stock des ſüdweſtlichen Rundelthurms, etwa acht Fuß im Durchmeſſer, ſo gemauert, daß die Wache rund herum gehen konnte, die Fenſter und Oeffnungen mit ſtarken Eiſengittern verwahrt. In der hölzernen auch mit Eiſen beſchlagenen Thüre iſt ein dreieckiges Loch, wodurch man ihm wahrſcheinlich das Eſſen reichte. Von einem Ofen iſt gar keine Spur, wohl aber iſt noch die Spur von den Füßen des unglücklichen Königs. Die Gitteröffnung, welche durch eine andere Oeffnung des großen Thurms, worin dies Gefängniß ſteht, gegen die Südweſtſonne ins weite Freie ſieht, hat ihn gewiß oft wieder in die Begier und Luſt der Welt hinein gelockt; ſo viel iſt er davor geſtanden, daß ſeine beiden Füße in den Brettern des Fußbodens abgedruckt ſind. Noch jetzt geht der zürnende und unruhige Schatten Erichs hier um. Dieſe Sage dieſer Glaube iſt allgemein im Schloſſe, und nicht gern wagt ſich jemand unbegleitet in die Nähe ſeines Gefängniſſes. Außer dieſem großen Geiſt gehen hier viele kleinere Geiſter rund, und traurige Verhängniſſe ſcheinen auf Gripsholm zu ruhen. Hier war es, wo der Erbprinz von Baden vor wenigen Jahren von Schweden und von ſeiner Königlichen Tochter Abſchied nahm, um nach Deutſchland zurückzureiſen. Den Tag vor ſeiner Abreiſe war ſein Schatten bei hellem Tage zwei glaubwürdigen Männern erſchienen, die es ſogleich mehreren des königlichen Hofes erzählt hatten; den folgenden Tag warf er mit ſeinem Wagen um und ſtarb.

Erich der Vierzehnte war Guſtav Waſas älteſter Sohn und Nachfolger, ein Mann von großen Eigenſchaften, die aber in verkehrter Stellung unter einander lagen. Er war ein Genie, hatte aber mit den meiſten nordiſchen Genies das Unglück gemein, daß er mit ſeinem Gemüthe leidenſchaftlich und maaßlos hinfuhr. Ein gefährliches Unglück, wenn man die Königsrolle ſpielen ſoll. Erich war von Geſtalt ſchön und ſtattlich, und beide ſeine geiſtigen und körperlichen Vorzüge waren durch eine ſorgfältige Erziehung ausgebildet: man glaubte damals noch, ein Fürſt müſſe auch etwas lernen. Er war deutſcher und lateiniſcher Sprache kundig, und ſchrieb und ſprach die letzte ſehr fertig; er liebte die Dichtkunſt, und man hat mehrere geiſtliche Lieder von ihm, die er in den Tagen ſeiner Erniedrigung dichtete; mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften war er ſehr ergeben, vor allen der Aſtrologie; beredt war er von Natur und durch Uebung, und trug ſich als Prinz mit Stolz Ernſt und Anſtand; Pracht und Glanz liebte er und alles, was zum hohen Schein der Dinge gehört. In ſeinem Gemüthe wogte eine dunkle Welt voll Fantaſie und Ueberſprünge; er war wechſelsweiſe mild fröhlich zutraulich, dann wieder heftig jäh argwöhniſch, kurz, er war zuweilen ein genialiſcher Phantaſt, etwas, das dem kleinen Menſchen oft dem hohen immer gefährlich wird; von Freude zur Schwermuth, von Furcht zur Hoffnung ging er leicht und geſchwind über, zweifelte oft an dem Wirklichen und glaubte an das Unmögliche. So laſſen ſich auch ſeine Vermälungsgeſchichten erklären und die Aefferei, welche Eliſabeth von England mehrere Jahre mit ihm treiben durfte.

Erichs Jugend war nicht glücklich. Sein Vater liebte ihn nicht, und zog die jüngeren Brüder vor, vorzüglich ſeinen zweiten Sohn Johann, das rechte Widerſpiel Erichs. Bei Guſtav dem Erſten war wie bei den meiſten, welche neue Königthümer ſtiften, viel Klugheit Kunſt und Liſt und eine Strenge und Sprödigkeit, die zuweilen Härte und Grauſamkeit heißen kann: große Herrſchereigenſchaften, wodurch er unter Aufruhren und Getümmeln den ſelbſtgebauten Thron nur behaupten konnte. Guſtav der ganz Feſte und Klare hatte in ſich kein Maaß Erichs gute und große Eigenſchaften zu faſſen. Durch Milde und Freundlichkeit hätte er ſie zum Segen ſeines Volks hervorheben und entwickeln können; durch Strenge und Bitterkeit trieb er ſie aus dem Sonnenſchein des Lebens in das dunkle Herz zurück, woraus ſie ſpäterhin in furchtbaren Widerſtreiten mit der Welt hervorbrachen.

Erich hatte es nicht leicht zu regieren. Er war kein Enkel und Urenkel von Königen. Auch ſeinem Vater hatten die Großen nur gehorcht, weil ſie mußten. Bei der größten Beſtändigkeit und Feſtigkeit des Karakters und Betragens, bei dem ſchärfſten Hinblick auf Ein Ziel der Herrſchaft war Guſtav mehr als einmal in Gefahr geweſen von der Höhe, wohin Glück und Kraft ihn aufgeſchwungen, wieder herabgeſtürzt zu werden; in vierzig Jahren hatte er, die von Geburt Seinesgleichen geweſen, kaum an Gehorſam gewöhnen können. Immer nur ſchien ihnen der König nur der erſte unter ſeinen

Gleichen, ſeine Majeſtät däuchte ihnen nur noch perſönlich, Beleidigung und Unrecht von ihm empfangen ſchien perſönlich gerächt werden zu dürfen. Magnaten wollen nie fühlen, daß ein König iſt wie ein heiliger Patriarch an Gottes Statt über allen, welcher Einzelne ſo wenig beleidigen kann, als ein Vater ſeine Kinder; daß zwiſchen ihm und dem Erſten von ihnen ja zwiſchen ihm und ſeinem älteſten Sohne eine weitere Kluft iſt, als zwiſchen dieſem und dem niedrigſten Tagelöhner — ſie wollen nie fühlen, was Hamlet ſagt:

— — — — Die Majeſtät
Stirbt nicht allein, gleich einem Strudel zieht
Sie mit, was nah, iſt ein gewaltiges Rad
Auf höchſtem Bergesgipfel ſtehend; es ſind
An ſeinen ungeheuren Speichen tauſend
Und tauſend kleinere Dinge angehängt;
Es fällt — und jeden kleinen Anhang und Gefolg
Reißt mit der raſſelnde Sturz; denn nie allein
Seufzt je ein König, alles Volk ächzt mit.

Hier war es ſchwer für Erich, ſchwerer für ihn ward es durch ſeine Brüder, welche der Vater in mehreren der ſchönſten Landſchaften gleichſam als eben ſo viele Mitregenten ihm zur Seite geſetzt hatte. Sollte das Reich und Regiment beſtehen, ſo mußten ſie dem Einen Herrn und Könige als Unterthanen gehorchen lernen. Das thaten ſie ungern. So kam zu altem Haß und Argwohn neuer; denn ſeines älteſten Bruders Johann, welcher des Vaters Liebling geweſen, hatte Erich ſich nie zu loben gehabt. Es war eine alte Zwietracht, wozu neue Unruhe kam, welche Herzog Johann von Finnland durch mancherlei Verdachte Bewegungen und Anlegungen dem Könige machte. Dies ward ſchlimmer, als er wider Erichs Willen und Schwedens Vortheil eine polniſche Prinzeſſin heirathete und dem König von Polen, der in Lievland mit den Schweden Krieg hatte, Geld lieh. Erich forderte ihn zur Rechenſchaft und zum Gehorſam auf, Johann rüſtete ſich in Finnland gegen ſeinen König, ward in Abo belagert gefangen und auf Gripsholm in Haft geſetzt. Dies betrübte und verwirrte die erſten Regierungsjahre Erichs und gab Anlaß zu manchen Ränken Spaltungen Argwohnen und Gewaltthaten. Wo Partheien ſich regen, iſt es auch dem herrlichſten Manne unmöglich immer gerecht zu ſeyn.

Nach dieſen Geſchichten hatte Schweden Krieg in Lievland mit Polen und in der Oſtſee und am Sunde mit Dänemark, einen ſchweren Krieg, der oft mit Glück nie mit Unehre geführt ward aber wie alle Kriege das Volk drückte. Erich war unſchuldig daran, doch murreten Viele, Einige trauerten, Feinde des Königs freueten ſich. Es gab verdächtige Anſpielungen tückiſche Widerſpänſtigkeiten noch tückiſchere Aeußerungen über Erich. Er mußte ſtrafen, aber durch unzeitige Milde und launiſche Sprünge verrieth er, daß er nicht verſtand, was es heißt königlich ſtrafen und königlich verzeihen. Erichs Lage ward alſo immer ſchwieriger, ſein Gemüth von Tage zu Tage düſterer. Sein böſer Bruder Johann, wiewohl gefangen, ſchreckte ihn; Gerüchte und Zuflüſterungen kamen zu wirklichen Ränken und Hinterliſten. Im Jahr 1567 wurden mehrere Magnaten verhaftet und auf das Schloß zu Upſala geſetzt, wohl alle nicht ſo ganz unſchuldig. Unter ihnen waren einige des verehrten Namens Sture, welcher Name auch Guſtav Erichſon oft geſchreckt hatte als ein Name früherer Herrſchaft. Der unglückliche Erich, von allen Furien eines düſtern Gemüthes und von wirklichen und eingebildeten Gefahren geſtachelt und gejagt, ward endlich ein König Saul zwiſchen Samuel und David. Da verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, Johann ſey von Gripsholm entronnen; Erich ward vom verzweifelnden Wahnſinn ergriffen und eilte nach Upſala, wo er im Gefängniß einen der Sturen ermordete. Nach dieſer blutigen That rannte er ſinnlos durch Feld und Wald, ließ dort ſeinen alten Lehrer Beurreus, der ihn zu tröſten und zu beſänftigen ſuchte, niederſtoßen, und gab den Befehl mehrere der andern Gefangenen zu tödten; welches auch geſchah. Nach einigen Tagen folgte auf die Spannung und Wuth Ermattung und Reue; voll Furcht und Niedergeſchlagenheit ergab er ſich plötzlich der Milde mehr, als recht und ſicher war. Er erklärte für Unglück, was er im böſen beſitzenden Wahn gethan, erkannte die Todten unſchuldig, gab die übrigen Gefangenen frei, und löſete auch ſeines Bruders Johann Bande, welcher vier Jahre auf Gripsholm geſeſſen hatte.

Doch allmälig kam ihm Beſinnung und Kraft wieder; er fühlte, daß er unköniglich gethan hatte, ward ſich auch bewußt, daß die Todten nicht alle unſchuldig geſtorben waren, und wiederrief die Geſtändniſſe, die er in einem Zuſtande gethan, wo er weder den Mann noch den König fühlen konnte. Die Brüder und die Großen mußten ihm wieder gehorchen und ſeine geliebte Beiſchläferin Katharina, die er ſich ordentlich angetraut hatte, als Königin und ſeinen Sohn Magnus als künftigen Thronfolger anerkennen. Aber Erichs Schickſal war voll. Johann war frei und bewies nun, daß diejenigen Freunde nicht ganz unrecht gerathen hatten, welche als er ihn 1563 in Abo fieng, wollten, er ſolle den hinterliſtigen Aufrührer ſterben laſſen. Die Furcht vor ihm und die Anzettelungen Argwohne und Schrecken, die ſich an ſeine Perſon hängten, hatten Erich ſo heftig und ungleich und endlich auf einige Tage wahnwitzig gemacht. Er war nun wieder Herr ſeines Verſtandes und Muthes, aber die Unzufriedenen hatten jetzt ein Haupt, um welches ſich Erichs Feinde ſchaarten die Unterthanen von ihm abwendeten und ihn im Herbſt 1568 in Stockholm ins Gefängniß brachten.

Doch hatte er in dieſer letzten Zeit mit dem Schwerdt in der Hand gegen den Aufruhr geſtanden.

Nun offenbarte ſich alle lange geſammelte Tücke ſeines Bruders, welchen er früher in Gripsholm wenigſtens in anſtändiger fürſtlicher Haft gehalten hatte, wie die Zimmer beweiſen, welche er mit ſeiner Gemalin Katharina Jagellonica in Gripsholm bewohnt hatte und welche noch jetzt ſo ziemlich in dem Zuſtande jenes ſechszehnten Jahrhundert gezeigt werden. Man erkannte Erich und ſeine Kinder des Thrones, welchen Herzog Johann nun beſtieg, für unwürdig und unfähig; man warf ihn gleich einem gemeinen Verbrecher in ein Gefängniß, wo er alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens entbehrte und dem Spott und Hohn und den Mishandlungen ſeiner Feinde preisgegeben war. Unter andern vergriff ein ſchwediſcher Edelmann namens Olof Stenbock ſich auf das gräulichſte an ihm. Ein Bruder dieſes Olof war einer der erſchlagenen Gefangenen geweſen. Dies fühlte Olof nur; er fühlte nicht mehr, daß Erich ihm einmal das Leben geſchenkt hatte, das ihm wegen eines Verbrechens gegen die Sicherheit und Heiligkeit der Königlichen Perſon mit Recht abgeſprochen war. Er hatte die Wache bei dem gefangenen König, mishandelte ihn mit dem bitterſten Hohn und Schimpf, ſchlug und ſtieß ihn, und zerſchmetterte ihm endlich einen Arm, ſo daß man ihn im Blute ſchwimmend auf dem Boden liegend fand. Dies ward vom König Johann nicht geſtraft, aber viele Jahre ſpäter büßte Olof dafür; denn König Karl der Neunte, der eben nicht viel milder und gerechter war als König Johann, benutzte ſpäter dieſe Unthat, um dem gehaßten Stenbock an das Leben zu kommen. So mußte Erich lange ſitzen ohne alle die kleinen unſchuldigen Hülfen, womit der Unglückliche oft noch die Zeit täuſchen kann, bis man ihm endlich einige lange verſagte Bücher und Papier zukommen ließ und ihm auch die ſüße Gemeinſchaft ſeiner geliebten Katharina vergönnte. Hier machte er nun Noten über ſein Schickſal und ſeine Feinde und ſchrieb Lieder und Reime, die beweiſen, daß er nicht ſo verrückt war, als man den Schweden noch immer einbildete: denn unter den Gründen ſeiner Abſetzung war auch ſein immer noch fortwüthender Wahnſinn als einer der triftigſten angeführt.

Von dieſen Noten hat Erich Celſius in ſeiner Geſchichte Erichs uns eine kleine Probe gegeben. Die Originalpapiere liegen im Reichsarchiv. Dieſes Stück bezieht ſich beſonders auf ſein Verhältniß zu ſeinem Bruder Johann und zu Nils Sture, den er im Upſalaſchloß erſtochen hatte. Erich argumentirte ſo bündig und genau, als wenn er eben einem Profeſſor der Logik zu Füßen geſeſſen hätte, und es iſt auch keine Spur von Geiſtesverwirrung oder nur von erbitterter Heftigkeit darin. Hier iſt es:

Herzog Johann iſt mein Unterthan ſowohl nach allem ordentlichen Geſetz als nach ſeiner eignen Verpflichtung.

So mag er mich, ſeinen König, nicht richten nach Schwedens Geſetz.

Urtheil mag nicht gegen Urtheil gehen von einerlei Perſonen.

Einmal haben die Reichsſtände mir das Recht gegen Herzog Johann zuerkannt; ſo mögen die Reichsſtände es nun nicht entkräften.

Wer geſetzmäßig geladen iſt und ohne gültige Verhinderung nicht erſcheint, der verſäumt ſein Recht.

Herzog Johann war geſetzmäßig geladen und wollte nicht kommen, und hatte keine Verhinderungen.

Alſo hat er ſein Recht verſäumt.

Der, welcher meine Feinde verſtärkt, beweiſt Feindſchaft.

Herzog Johann hat die Feinde mit Geld verſtärkt.

Alſo hat er mir Feindſchaft bewieſen.

Niemand kann zugleich zweien Herren dienen, er haſſe denn den einen und liebe den andern.

Herzog Johann hat geſagt, er könne es nicht laſſen, mit dem König von Polen zu halten.

Alſo muß er mich haſſen.

Was des Reichs Schaden iſt, muß der König nicht leiden.

Herzog Johann verlangte, daß die Finnen ihm ſchwören ſollten, um ſie damit von dem Reiche zu ſondern, dem Reiche zur Verminderung.

Ich war damals in Schweden am Regiment.

Alſo durfte ich es nicht leiden.

Judices debent secundum bona testimonia judicare. Dux Magnus, ipsius Secretarius, Petrus Sastorp, Doctor Lemnius, Alexander Citharoedus, Famuli Domini Abrahami sunt boni testes.

Igitur judices juste judicarunt.

Der, welcher des Reichs Unfrieden befördert, er iſt des Reichs Feind.

Herr Nils Svantesſohn[*]) beförderte des Reichs Feinde.

Alſo war er des Reichs Feind.

Der, welcher mit des Königs Hauptpanier entweicht, hat des Königs Frieden gebrochen.

Herr Nils war mit des Königs Hauptpanier entwichen.

So hatte Herr Nils Svantesſohn den Tod verdient.

Einen Bußpſalm muß ich dir doch herſchreiben, den Erich im Gefängniß gedichtet hat und den die ſchwediſche Gemeinde noch jetzt an allgemeinen Bußfeſten ſingt: ein rührendes Gemälde eines bedrängten Gefangnen, der ſich ſein Unglück und ſeine Sünde mit Gott tröſtet. Ich habe verſucht, ihn in alte einfältige Sprache zu überſetzen. Hier iſt er:

---

*) Nils, Svante Stures Sohn, der von Erich im Upſalaſchloſſe Entleibte.

O Gott, wem ſoll ich klagen
Meinen Kummer Leid und Verzagen
Ueber manche Miſſethaten mein,
Begangen in meinem jungen Leben?
Ich hoffe, ſie ſind mir vergeben
Für Chriſti Tod und Pein.

Ich bin ein armer Gefangen
In dieſer Welt hier ſo lange,
Wie ein Schaaf auf einem Elland allein;
Ich kann von hinnen nicht kommen,
Gott ſende ſeinen Geiſt denn den frommen,
Wann aus der Welt meine Heimfahrt ſoll ſeyn.

Wie mannigfalt bin ich angangen,
Mit Sünden und Sorgen befangen,
Wie in einem Netze ein Fiſch!
Gottes Wort bringt wohl Hülfe und Leben,
Will ich mich nur recht ihm ergeben,
Und macht Muth und Gewiſſen friſch.

Schlafe ich oder erwache,
So bekenn' ich meine ſchlechte Sache
Chriſto dem Herren mein.
O Gott, du wollſt mich bewahren
Vor Satans Liſt und Gefahren,
Aus dem Finſtern hilf dem Diener dein!

So bitte ich dich, Herre Chriſte,
Daß du wolleſt bringen mein Beſtes
In dem letzten Athemzug mein.
Hilf mir ſo muthiglich ſtreiten
Den Feind von mir treiben in die Weiten,
Entſchlafen erwachen in der Freude dein.

O Gott, in deine Hände befehle
Ich meinen Geiſt Leib' und Seele
Und alles, was mein iſt, gar.
Ich habe nicht können bedenken,
Wie die Welt ſich läſſet verſenken,
Als ich in meiner Wohlmacht war.

Ich konnte es nicht laſſen über die drei letzten Zeilen wie ein Kind zu weinen. Für wie viele Große und Kleine ſind ſie der Text des mühevollen Lebens!

Jag hafver ej kunnat betänka,
Huru verlden läter sig sänka,
När jag i min välmagt var.

Es iſt wahr, das Trauergeſchick der Könige und ſelbſt der Tyrannen verſöhnt bei den Nachkommen ſo leicht, was von ihnen ungrad und unrecht gethan war; aber ſo wie man die Geſchichten lieſt, ſetzt ſich aus dem Ganzen unwillkürlich gleichſam ein dünner Schatten des Lebens ab, ein allgemeines poetiſches Bild deſſen, was ſich vor uns auf Erden begab und bewegte. Erichs Menſchlichkeit Freundlichkeit und Milde ſpielen ſo wunderſam durch ſeine Aufwallungen von Zorn und Strenge und durch die Liſten und Bübereien böſer Feinde, daß man ſich hüten muß, ihn nicht viel herrlicher zu glauben, als er war. Denn auch das Idealiſche und Genialiſche ſeines großen aber ungleichen Gemüths überdeckt ſeine Gebrechen; am meiſten bedeckt ſie die Grauſamkeit ſeines tückiſchen Bruders. Nachdem er von einem Gefängniß in das andere an mehreren Stellen hin und her geſtoßen war, kam er im Herbſt 1571 nach Gripsholm, wo er beinahe zwei Jahre ſaß. Von da brachte man ihn nach Weſteräs und die letzten drei Jahre ſeines Lebens ward er auf dem Schloſſe Oerbyhus in Upland verwahrt. So lange Erich lebte, ſaß Johann unfeſt und unruhig auf dem Thron. Dieſe Unruhe ward immer mehr Angſt, je mehr das Volk begriff, durch welche ſchändliche Zettelungen und durch wie viele ungerechte Beſchuldigungen Erich um Thron und Freiheit gebracht war. Johann wollte ſich endlich vor dem Gefährlichen ſichern. Durch ſeine Räthe und ſogar durch mehrere Biſchöfe hatte er ſich beſtätigen laſſen, daß es keine Sünde ſey, Erich mit Gewalt von der Welt zu ſchaffen. Im Februar des Jahres 1577 ſchickte er ſeinem Vogt den Befehl ihn zu tödten, wie es am füglichſten gehen wolle, entweder durch Gift oder durch Oeffnung aller Adern oder durch Erſtickung mit Betten. Der Vogt zeigte dem Gefangenen des Königs Willen. Ruhig vernahm ihn Erich, ließ einige Geiſtliche holen und bereitete ſich wie ein Chriſt zur letzten fernen Reiſe, nahm den 22. Februar das heilige Abendmal, und aß den 26. Februar eine vergiftete Erbſenſuppe, wornach er bald ſtarb. Seine Leiche ward unköniglich abgeführt und in Weſteräs noch unköniglicher beigeſetzt. Johann, uneingedenk des Gottes, der alle irdiſchen Dinge ausgleichet und richtet, ſetzte über ſeinen Staub die höhnende Inſchrift, welche wenige Jahre ſpäter ſeinem Bruder Karl gegenüber von ſeinen Söhnen geſungen werden konnte: Translatum est regnum et factum est fratris mei. Reg. III. 2, 15.

Dieſe Inſchrift las man, bis Guſtav der Dritte ihm ein Monument errichten ließ, ſeines Namens und ſeines Schickſals würdig, mit dieſen Worten:

Erico XIV.
Regi Svec. Goth. Vandal. Augusto.
Nato MDXXXIII.
Bellis terra marique gestis Claro.
Dissidiis domesticis succumbenti.
Sceptro libertate tandem vita spoliato
A. MDLXXVII.
Hic indulgente demum fratre Pax concessa est.

Gustavus III. Monumentum posuit.

Unter den Anklagen dieſes Königs war auch ſeine ungleiche Heirath mit ſeiner Geliebten, Katharina Magnus Tochter. Ihr Vater war kein adlicher Mann, ſondern Trabant oder ein kleiner Officier. Erich hatte unter Königinnen und Prinzeſſinnen eine Gemalin geſucht; es war ihm nicht gelungen eine ſolche zu gewinnen. War es eine Schande und ein Verbrechen, daß er ſein Herz dahin wandte, wo er Liebe Unſchuld und Schönheit fand? Katharina war keine gemeine Dirne; ſie war mit Erichs Schweſtern zugleich in demſelben Frauenzimmer erzogen. Unter den Bildern des Schloſſes ſieht man auch ein ſchönes Bild von ihr. Iſt es ihr ähnlich, ſo war ſie gewiß eine der edelſten Frauen und vor Tauſenden für den Purpur geboren. Einfalt Lieblichkeit Freundlichkeit ſpricht aus allen ihren Zügen; es iſt unmöglich, mehr Huld und Unſchuld in ein Geſicht zu legen. Neben den vielen ſchwediſchen Frauen, Königinnen Fürſtinnen und Edlen, die hier zu ſehen ſind, behält Katharina den Preis. Sie behält ihn auch wohl durch ihr Leben und durch die Großheit, mit welcher ſie ihr Unglück ertragen hat: der ſicherſte Prüfſtein, ob Hoheit oder Nichtigkeit im Gemüthe iſt. Ihr Lob, von ihren Zeitgenoſſen ausgeſprochen, iſt deſto zuverläßiger, je unbarmherziger der Haß gegen Erich und ſein Geſchlecht wüthete. Alle erzählen mit Einſtimmigkeit, daß ſie durch Liebenswürdigkeit Zärtlichkeit Sittſamkeit und Standhaftigkeit ein Muſter der Weiber war. Sie überlebte ihren unglücklichen Gemal noch lange, und gewann die allgemeine Achtung und Verehrung. Guſtav des Vierten Adolfs Gemalin ſteht ihr im Unglück mit edlem Stolz und hoher Tugend gleich.

Von Erichs Töchtern wurden einige an ſchwediſche Große vermält, deren Geſchlechter vielleicht noch blühen. Sein Sohn Magnus, welchen Erichs Brüder und die Stände des Reichs bald nach dem wahnſinnigen Unglück von Upſala als Kronprinzen anerkannt hatten, ſollte getödtet werden, als man im Jahr 1569 ſeinen Vater nach Abo in Finnland ins Gefängniß führte. Man that das Knäblein in einen Sack und gab ihn einem Hofdiener, daß er ihn aus der Stadt trüge und abthäte. Dieſen aber ſcheint des Kindes gejammert zu haben; genug, er gab ihn in die Hände eines ſchwediſchen Edelmannes aus dem Geſchlechte der Sparren, der eben zur Stadt gefahren kam. So ward Magnus gerettet wie Oedipus Cyrus und die Gründer Roms weiland, die Säuglinge der Wölfin; aber ihm war nicht beſtimmt wie ſie einmal wieder im Glanz des Lebens aufzutreten. Sparre nahm den Knaben mit ſich und ſchickte ihn aus dem Reiche. Er iſt in Polen von Jeſuiten in katholiſcher Lehre erzogen und zu einem ſchönen talentvollen gelehrten Jüngling gediehen, der in Polen und Rußland von mancherlei wechſelvollen Schickſalen umhergetrieben und endlich im Anfange des folgenden Jahrhunderts bei den Ruſſen geſtorben ſeyn ſoll.

Auch König Johann ſaß vier Jahre auf Gripsholm. Er hatte als Anzettler und Aufrührer gegen ſeinen König und Herrn das Leben verwirkt und war als ſolcher zum Tode verurtheilt. Erich vollſtreckte das Urtheil nicht und ließ ihn in ſeinem Gefängniß fürſtliche Behandlung und die Gemeinſchaft ſeiner Gemalin genießen, der Katharina Jagellonica. Wir haben gehört, wie undankbar tückiſch er es ihm vergolten hat. Die Geſchichte erzählt, daß Erich, als ihm auf dem Reichstage zu Stockholm im Jahr 1568 unter andern Anklagen und Mängeln, weswegen er des Throns entſetzt und gefangen gehalten werden müſſe, auch vorgerückt ward, daß ein unheilbarer Wahnſinn ihn beſitze, im bittern Schmerz ſeinem Bruder zugerufen habe: Ich bin nicht wahnſinnig; damals war ich es, als ich einem Freunde nicht gehorchte, der mir rieth, dir, ſchlimmer Verräther, den Kopf vor die Füße zu legen. Während dieſer Gefangenſchaft Johanns gebar ſeine Gemalin ihm mehrere Kinder, unter andern auch Siegmund, der ſpäter König von Schweden und Polen und ſchlecht und elendig war wie ſein Vater. Noch zeigt man, wie oben geſagt, das Zimmer, worin die Fürſten lebten, faſt ganz in dem Zuſtande wie es vor drittehalb Jahrhunderten war. Man ſieht noch die Bettſtelle, worin ſie ſchliefen, die Stüle und Schemel, worauf ſie ſaßen, und mancherlei Zierrathen geſchnittene Bilder und Getäfel im Stil jener Zeit. Das Zimmer iſt lang und ſchmal, niedrig aber nicht unfreundlich. Zuweilen, wann der Raum im Schloſſe knapp geweſen, iſt in ſpätern Zeiten wohl jemand vom Hofe dort einquartiert worden. Aber auch von dieſem Zimmerchen erzählte der Kaſtellan uns Spukgeſchichten und wie einmal ein Hoffräulein mitternächtlich im bloßen Hemd herausgejagt gejagt worden. Es iſt billig, daß es nicht geheuer iſt, wo ein Königsmörder gewohnt hat.

Doch ich habe dich in das Schloß und ſeine Geſchichten und Geſpenſtermährchen hineingeführt, ohne dir zu ſagen, wie es ausſieht. Davon ſollſt du nun etwas vernehmen.

Die Ueberlieferung ſagt, Daſeyn und Namen habe Gripsholm zuerſt erhalten von einem alten ſchwediſchen Edelmann Bo Jonsſon Grip. Dieſer war ein reicher und vielbedeutender Mann in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und unter König Albrecht von Mecklenburg Reichsdroſt. Wie das Schloß jetzt ſteht, iſt es gebaut von Guſtav Waſa, deſſen Söhne es für ein trauriges Verhängniß einweiheten. Zu ſeiner Zeit ward es für eine Feſtung gehalten und war faſt rings von Waſſern umfloſſen. Es beſtand aus vier Rundelen mit ungeheuren Thürmen, deren

Mauern unten 12 bis 15 und im höchſten Geſchoß 8 bis 10 Fuß dick ſind. Im vorigen Jahrhundert iſt Manches umgebaut, auch hat man an der Südoſtſeite noch einen Flügel zugeſetzt; doch iſt die alte äußere Geſtalt meiſtens geblieben. Im Innern hat Guſtav der Dritte das Meiſte verändert und nur einige wenige Säle und Zimmer mit ihren Geräthen und Verzierungen als Bilder der alten Zeit ungeſtört ſtehen laſſen. Er legte ein hübſches Theater an, richtete eine ſchöne Kapelle ein, und hatte doch noch Raum zu mehr als zweihundert großen und kleinen Zimmern. Dies war einer ſeiner Lieblingsplätze und würde, wenn ich König von Schweden wäre, auch mein Lieblingsplatz ſeyn. In den glücklicheren Tagen ſeiner Regierung, von 1772 bis 1780, flog Guſtav oft hieher und feierte Spiele und Feſte. Von außen iſt an dem Schloſſe alles noch alt und weckt nichts als alte Erinnerungen. Gleich der Vorhof erinnert an glorreiche Schwedenzeiten. Da liegen zwei ungeheure Metallkanonen, die unter dem Czar Iwan Waſſiljewitſch gegoſſen ſind und als Siegeszeichen des großen Feldherrn Pontus de la Gardie unter Johanns Regierung aus Rußland nach Schweden entführt wurden. Aber was ſoll ich dir, der in Deutſchland ſo viele alte Burgen und Schlöſſer geſehen hat, noch eines mehr beſchreiben, das doch im Ganzen mit ſeinen deutſchen Brüdern viele Aehnlichkeit hat?

Viel merkwürdiger iſt das Innere des Schloſſes, beſonders die herrlichen Bilder und Denkmäler, die ein rechter hiſtoriſcher Spiegel ſind. Ich ſchwamm hier in meinem Element, und ich muß dir deshalb von meiner Freude ein wenig verſchwatzen und erzählen. Ich wollte, ich könnte dir es geben, wie ich es empfunden habe. In Schweden iſt mit Gripsholm nichts zu vergleichen, es ſeyen denn die Antiken im Königlichen Muſeum, deren Guſtav und ſeine

Freunde in Italien wirklich manche ſchöne zuſammengebracht haben. Sehr lehrreich war es mir hier auch wegen der vielen Konterfeie ſchwediſcher Männer und Frauen; mir ward dabei oft zu Muthe, als verſtünde ich beſſer, was mir die ſieben Monate, die ich nun in Schweden gelebt habe, oft noch dunkel geweſen iſt. Die vielen Bilder, die lebendig und doch die todte Vergangenheit darſtellend einen allgemeinen Schatten des Geiſtes der Geſchichte und des Landes hinwerfen, ſchienen mir hier von den Wänden über Manches ein Verſtändniß zuzuwinken, worüber es mir in der ſchwediſchen Geſchichte und dem ſchwediſchen Karakter bisher noch nicht hatte hell werden wollen. Die meiſten Bilder hier ſind Konterfeie merkwürdiger Perſonen, nicht allein aus der ſchwediſchen Geſchichte ſondern aus allen Nationen, vorzüglich viele Deutſche, welche durch die Verwandtſchaften der ſchwediſchen Könige mit den meiſten deutſchen Fürſtenhäuſern hieher gekommen ſind. Einige ſind meiſterhaft gemalt, beſonders die aus dem ſechszehnten Jahrhundert, zum Theil vielleicht ächte Originale von der Hand der berühmten Künſtler, die damals in Deutſchland lebten. Daß man gute Meiſter geſucht habe, iſt auch daraus begreiflich, weil die meiſten dieſer Bilder als Geſchenke der Könige und Fürſten an die Könige Schwedens hieher gekommen ſind. Unter den ſchwediſchen Bildern ſind viele von dem berühmten deutſchen Maler Klöckner*), der unter den großen Karlen in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Stockholm lebte. Er ward unter dem Namen Ehrenſträle (Ehrenſtral) geadelt. Ich meine, er war von Hamburg. In dem Schloſſe und in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden Stockholms habe ich viele andre hiſtoriſche allegoriſche und chriſtlich mythologiſche Bilder von ihm geſehen. Er hat viel Kühnheit und Leichtigkeit des Entwurfs viel Geiſt und Leben aber meiſtens ein ſchlechtes Kolorit, oft zu grell, häufiger grau und verbleicht, faſt wie Guido Renis.

---

*) David Klöckner, geboren zu Hamburg 1629, war ſchwediſcher Legationsſekretär bei dem Friedenskongreß zu Münſter. Nach dem Schluſſe deſſelben legte er ſich ſeiner Neigung folgend auf die Malerei, die er bei Georg Jacobs in Amſterdam erlernte. Darauf ging er wieder nach Schweden zurück und ward Hofmaler bei der Königin Eleonora. Karl Guſtav hatte ihn eine Reiſe nach Italien machen laſſen, wo er die

Ich fange mit den Schweden an.

Es ſind mehrere Bilder alter Könige, unter dieſen auch das Bild des großen italiſchoſtgothiſchen Königs Totila, den der Patriotismus der Schweden ſich auch noch gern zueignet. Es iſt mit ſolchen Bildern wie mit den Degen und Helmen der Attila und Skanderbeg, die man in mehreren Zeughäuſern zeigt; ſie ſind aus der Fantaſie gegriffen oder nach Münzen gemalt. Aber wo ſind Münzen von Totilas?

Nun folgen die Sturen. Sten Sture der Jüngere iſt ein edles ſtolzes männliches Geſicht, voll Freundlichkeit und Milde, nicht ſehr hineinſpielend in die gewöhnlichen Volksphyſiognomien Schwedens.

Ganz Schwedin iſt ſeine Gemalin Chriſtina Gyllenſtierna, ein ſchönes geiſtreiches Bild. Muth Entſchloſſenheit Verſtand Klugheit und Feinheit blitzen aus der glatten Heiterkeit der Züge lebendig hervor; beſonders ſpringt Ver-

---

Manier des Pietro Berettino wählte und 1661 nach Schweden zurückkehrte. Er malte dort meiſtens Bildniſſe und Thiere. Sein Meiſterſtück, worin er ſich ſelbſt gleichſam übertraf, iſt das Gemälde der Krönung Karls des Eilften, welches man in dem Königlichen Schloſſe zu Drottningholm ſieht. Er ſtarb zu Stockholm ſiebenzig Jahre alt 1698.

Füßli's Künſtlerlexikon S. 344.

ſchmitzheit vor, was wohl bei Weibern ſich immer herauszeichnen wird, welchen als Königinnen und Kaiſerinnen Männerrollen zugefallen ſind.

Auch ihr verrufener Zeitgenoſſe iſt hier zu ſehen, Chriſtian der Zweite, blutigen und verhaßten Andenkens in Schweden. Dies Bild iſt dem ähnlich, welches ich an mehreren Stellen in Kopenhagen und in dem Rathhauſe zu Lübeck geſehen habe: das Geiſtvolle Unruhige Gewaltige leuchtet aus Augen und Stirn; aber deutlich ſieht man es der Wildheit und dem Trotz der Züge an, daß der Maler bei ſeiner Arbeit daran dachte, daß Chriſtian der Tyrann geheißen hatte.

Der Saal Guſtavs des Erſten wird noch gezeigt, wie er zu ſeiner Zeit war. Er iſt rings mit Holz umtäfelt, und die Balken, welche die Decke tragen, ragen unverhüllt hervor, wie man es hie und da kaum noch in Bauerhäuſern ſieht. Noch ſteht das Bett, worin er ſchlief, der Stul, worauf er ſaß, und mehreres anderes Geräth, alles einfach und ungekünſtelt. Sein Bild und Erichs des Vierzehnten hangen da nebſt manchen andern, und wenn ich nicht irre, ſieht man hier und in dem nächſtfolgenden kleinen Zimmer auch die Bilder ſeiner Frauen und ſeiner andern Söhne. Er iſt in mehreren Stellungen und Maaßen gemalt, und in verſchiedenen Altern. Ein kleines hübſches Konterfei von ihm nennt man die Arbeit Erichs des Vierzehnten, der neben manchen andern Fertigkeiten und Talenten auch die hatte, gut zu zeichnen und zu malen. Guſtavs Bild iſt ſehr ſchwediſch und hat mich an mehr als einen der jetztlebenden Schweden, die ich an verſchiedenen Stellen geſehen, erinnert. Verſtand Liſt Feſtigkeit Strenge, kurz, die höchſte Kunſt des Lebens, die des Herrſchens, ſprechen alle ſeine Bilder in einem vorzüglichen Grade aus. Von ſeinen Kindern iſt

Karl der Neunte ihm der ähnlichſte, obgleich der Knochenbau ſeines Geſichts und die Form deſſelben weniger edel iſt. — Erich hat eine herrliche breite Stirn und trotzige ſeelenvolle Augen, er iſt ſchöner als der Vater, weitblickender. Erſt, wenn man ihn lange angeſehen, entdeckt man etwas Wildes, eine Ahnung von Gefahr, welche all das ſchöne reiche Gemüth und die Feſtigkeit, die man anfangs zu gewahren meint, niederzureißen droht. Oder ſehen wir vielleicht, was wir hiſtoriſch wiſſen? — Johann, Guſtavs zweiter Sohn, ſcheint bei dem erſten Anblick der ſchönſte; aber jemehr man ihn betrachtet, deſto glatter ſchlüpfriger und widerlicher wird er, faſt bis zur Weichlichkeit und Liſt weiblicher Künſte; auch das Geſicht zieht ſich unten in weiblicher Verlängerung und Weichheit hinab. Man ſieht, er war das Mutterſöhnchen. Wie ähnlich auch er dem Vater ſcheine, ſo erblickt man doch ganz etwas Anderes, ſobald man ſeine ſchöne Mutter Margaretha Leienhufvud erblickt. Das iſt ein ſchönes aber ſehr beſonnenes und liſtiges Geſicht, klar und glatt wie Chriſtina Gyllenſtierna aber lüſterner und üppiger. — Einen edleren Ausdruck hat Guſtavs letzte Gemalin, Katharina Stenbock, und wie ein unſchuldiges und liebliches Kind hangt Erichs Katharina unter ihnen.

Guſtav Adolf haſt du oft geſehen. Von ſeiner Tochter Chriſtina giebt es mehrere Bilder, und Ein außerordentlich ſchönes, das wohl aus Rom der Pflegerin der neuen Künſte, geſchickt worden. Sie hat ihr Geſicht für ſich*); unter alden ſchwediſchen Männern und Frauen erinnert keine Aehnlichkeit an ſie; von ihrer Mutter, die eine ſchöne Frau aber eben ſo weich und ſchwermüthig als Chriſtina feſt und heiter war, hat ſie doch einen großen Schatten. Genien, für alle Welt häufiger über aller Welt geboren, haben oft ſo allgemeine Züge, daß man ſie an kein Volk heften kann, eine Dämmerung vieler Aehnlichkeiten, die aber völlig verfliegen, ſobald man ſie heller und ſchärfer betrachten will. Das Leichte und Leidenſchaftloſe, kurz das bewegliche Künſtleriſche, begegnet uns hier, ein Geſicht faſt wie das eines ſchönen Vogels. Die allerſchönſten Augen die geiſtvollſte Stirn die feinſte Naſe der wollüſtigſte Mund, und doch das Ganze ohne feſtſtehende Begier und Trieb!

---

*) Lügt das Konterfei Georg Sands nicht, welches ich einem ſeiner Bücher beigegeben geſehen habe, ſo habe ich darin eine auffallende Aehnlichkeit mit Chriſtinas Kopf erblickt. Ein ſo prächtiger Kopf ſteht ſchön auf einer ſolchen Königin des Geiſtes.

Die drei Karle, die Wittelsbacher, ſind Deutſche, auch den Geſichtern nach, höchſtens ſolche Aehnlichkeiten des Schwediſchen, als zwiſchen ſo verwandten und ungemiſchten Völkern, als die Schweden und Deutſchen ſind, ſich finden müſſen. Karl Guſtav der Zehnte iſt von jenen Geſichtern, die man lieb hat, ſobald man ſie ſieht, weil ſie das Beſte und Menſchlichſte des ganzen Geſchlechts ausdrücken. Es iſt nichts Gewaltiges nichts Geiſtvolles nichts Schönes hervorſpringend, das zuerſt reitze, aber es iſt das Große und Gute an ſich, welches angeſchaut werden muß, um ganz empfunden zu werden. Als ich das Bild zuerſt anſah, war mir, als hätte ich viele ſolche Geſichter geſehen, und ich ward allmälig inne, daß es in der That ſo ſey. Aehnlichkeiten dieſes ſchönen Männerkopfs habe ich viele geſehen, und zwar meiſtens unter Bauersleuten und ſolchen, welche Bauern ähnlich leben. Es ſind die ſtarken völligen Geſichter im großen Stil, aus welchen man drei vier Geſichter, oder vielmehr hübſche Geſichtchen der feinen und pfiffigen Menſchen ſcheint ſchnitzeln zu können. Anfangs ſcheinen in dieſen großen Geſichtern alle Züge zu verſchwimmen, ſie ſcheinen nur Maſſe zu haben, und ihre Inhaber ſcheinen auf den erſten Blick faſt unbedeutend; aber je länger man ſie anſieht, deſto mehr gewinnen ſie, und endlich findet man eine Schönheit und Herrlichkeit darin, die alles übertrifft, was man ſo gewöhnlich Schönheit nennt: eine Feſtigkeit, die von ſich nichts weiß, eine Klugheit, die keiner Klugheit bedarf, eine Güte und Redlichkeit, die ganz auf eigner Genüge ruht. Ich habe in Pommern einmal einen Bauern gekannt, einen rechten Karl den Zehnten, ihm ähnlich, als wär' es ſein Großenkel geweſen, einen ruhigen freundlichen frommen und klugen Mann, welcher verdient hätte Herr über Millionen zu ſeyn. Karl der Zehnte ſieht wirklich nur wie ein tüchtiger Bauer aus; doch iſt er mir hier das erſte Geſicht von allen. Und welch ein Mann, welch ein König und Kriegsfürſt war er! Mein Begleiter erzählte mir von ihm eine Anekdote, die ihn ganz karakteriſirt. Als er nach Chriſtinens Abdankung gekrönt ward, traf es ſich, daß der Erzbiſchof von Upſala, deſſen Amt es mit ſich bringt dem ſchwediſchen Könige die Krone auf das Haupt zu ſetzen, derſelbe Mann war, in deſſen Hauſe der Jüngling Prinz Karl als Student gewohnt hatte, da der Erzbiſchof nichts weiter war als Profeſſor der Geſchichte und Politik. Als der Greis ihm nun die Krone aufſetzte, flüſterte Karl ihm zu: Mein Alter, wann ſpalten wir wieder Holz mit einander? Karls Beſchäftigung war es nämlich damals in den kurzen und unholden Wintertagen oft geweſen, damit der Leib der nöthigen Arbeit und Bewegung nicht entbehrte, auf des Profeſſors Hofe Holz zu ſägen und zu ſpalten. Man ließ die Fürſten damals noch als Menſchen aufwachſen in den einfachen und natürlichen Uebungen und Arbeiten, und es wurden Männer. Ich habe vielfältig gefunden, daß große Männer, die bei ſeltenen Eigenſchaften des Kopfes noch Milde und Treue als die größte Zugabe beſaßen, Karls Geſicht oder tüchtigen Bauergeſichtern ähnlich ſahen. So iſt der Kopf des unvergleichlichen Trajan, ſo unter denen, die ich hier ſah, Chriſtian der Vierte von Dänmark, der mir deswegen vor allen ausgehängten Holſteinern ſo lieb war. Guſtav Adolph hat auch etwas davon, aber viel weniger.

Ganz anders iſt das Bild Karls des Elften. Er iſt mehr ein Aehnling ſeiner Mutter; er ſieht, wenn man will, nicht aus wie ein freundlicher fröhlicher gutmüthiger Bauer, ſondern wie ein ſtrenger ernſter mühſeliger und trüber Bauer, der ſein Tagewerk tüchtig thut aber wenig Freude daran hat. Sein kleineres Gemüth als des Vaters drückt auch immer die bewußte Klugheit aus, die in manchen Bildern faſt wie ſich ſelbſt belächelnde Schlauheit ausſieht. Auch dieſer war ein ganzer Mann und ein großer König, aber kein ſo liebenswürdiger Menſch als ſein Vater. Den Haß, womit die Schweden ihn verflucht haben, verdienten ſeine Arbeiten für das Vaterland nicht.

Was ſoll ich von Karl dem Zwölften ſagen? Es ſind viele Bilder von ihm. In einem Bilde, wo Ehrenſträle den noch zarten Knaben gemalt hat, iſt er unbeſchreiblich ſchön. Er erinnert mich an ein anderes ſchönes Bild, das ſich hier findet. Es iſt das Konterfei Friedrichs des Zweiten von Preußen, wie der Knabe etwa im zwölften vierzehnten Jahre ausſah. Ich habe kaum etwas Schöneres und Leuchtenderes geſehen. Dabei fiel mir wehmüthig ein, was er und was Deutſchland mit und durch ihn hätte werden können, wenn dieſer Knabe, wie er in dieſem Bilde erſcheint, zum deutſchen Jüngling und Mann gebildet werden wäre. Ich habe in Schweden auch irgendwo ein Bild Guſtavs des Dritten geſehen, welches ihn in dieſem Alter darſtellte mit einer blitzenden Geiſtigkeit und Beweglichkeit, doch an nichts ſo Großes erinnernd, als die Knaben Karl und Friedrich. Auch Guſtavs Aeltern und Geſchwiſter ſind hier in mehreren Bildern. Ich hatte ſie ſchon auf dem Schloſſe zu Stockholm und zu Drottningholm geſehen. Auch ſeine Mutter Luiſe ſeine Schweſter Soſie und ſein Bruder Karl, der jetzige König Karl der Dreizehnte tragen viel Geiſt in ihren Geſichtern. Weniger erſcheint davon in ſeinem Vater Adolf Friedrich und in ſeinem jüngſten Bruder, dem verſtorbenen Herzog Friedrich von Oſtgothland, die ſich damit tröſten können, daß die meiſten Zuſchauer vor ihren Bildern ausrufen: o welche ſchöne Geſichter! —

Ein paar recht widerliche Geſichter ſind Friedrich von Heſſen und ſeine Königin Ulrika Eleonora, nicht bloß durch die Erinnerung, daß ſie ein paar ſchlechte Menſchen waren Friedrich iſt ganz das Bild eines übermüthigen hoffärtigen und ſatten deutſchen Barons, wie man vor funfzehn zwanzig Jahren deren ſehr viele ſah, mit dem Ausdruck jenes Gefühls, worin die Worte leſerlich geſchrieben ſtehen: Ich bin reich und wohlgeboren, habe Schlöſſer und Forſten, Wein im Keller und Mädchen in den Kammern und Hirſche und Rehe in den Wäldern; mein iſt die Welt und das Pöbelvolk ſind meine gebornen Knechte, und das von Gottes und Rechts wegen. — Seine Königin Ulrika Eleonora ſieht ihrem Bruder Karln dem Zwölften etwas ähnlich, aber das Geſicht iſt breiter und ſtarrer; aus den Augen, die beim erſten Blick geiſtreich ſcheinen, blinzelt einem eine dumme Tücke entgegen; der Mund verräth Weichlichkeit und Gierigkeit, und über dem Ganzen des Geſichts ſchwebt der Schatten einer halb freundlichen halb beſchämten Gleißnerei.

Außer dieſen königlichen Bildern ſind hier noch eine

Menge anderer ſchwediſcher Bilder. Daß ich vor vielen auf den großen Axel Oxenſtierna ſah, iſt ſehr begreiflich. Es iſt ein ſehr ſchöner Kopf, faſt in der Form wie anmuthige vierzehnjährige Buben oder achtzehnjährige Jungfrauen ihn zu haben pflegen. Große und genialiſche Menſchen fallen oft in die Aehnlichkeit mit dem Jugendlichen und Kindlichen, oder vielmehr, ſie bleiben darin. Es iſt damit wie mit Karls des Zehnten Bauerngeſicht, aber nach einer andern Seite hin und von einer andern Seite her: die geiſtige Feinheit muß ja eine andre Schönheit haben als die grade Mannlichkeit Dieſes Bild iſt eines der anmuthigſten und ſeelenvollſten im Schloſſe, die ſchöne Großmutter Friedrichs des Zweiten, Sofie Charlotte von Braunſchweig, etwa ausgenommen, deren Geſicht wirklich ein menſchlicher Himmel iſt. In Axels Kopf liegt bei einem tiefen Ernſt ſehr viel Milde, ein Schimmer geiſtiger Beweglichkeit, worin die höchſte Centralkraft des mannigfaltig ſpielenden Gemüthes iſt. Fünf Meilen von hier in Jäders Kirche liegen ſeine Gebeine. Nahe dabei iſt auch das Schloß Fiholm, wo er zu wohnen pflegte. Ich habe es leider nicht geſehen; unſre Zeit war uns diesmal zu kurz zugemeſſen. Noch ſollen die Häuſer da ſtehen, die er ſelbſt gebaut hat. Unſer W. erzählte uns darüber eine Familienanekdote. Axel hatte einen Sohn namens Johann. Als der Vater mitten in ſeinem Bau war, hatte dieſer eben eine Reiſe durch die Wälſchlande vollendet. Axel fragte den Jüngling, der Rom Florenz Venedig geſehen, wie ihm ſeine Anlagen zu Fiholm gefielen. „Vater,“ antwortete er kurz, „ſie ſehen aus wie Viehſtälle.“ „Ganz „recht,“ erwiederte der Alte erzürnt, „nach mir wird auch Vieh „darin wohnen.“ Wirklich war Johann Oxenſtierna ein Tropf; und doch war Axel ſo ſchwach, ihn an die Spitze der Friedensverhandlungen zu Osnabrück zu ſtellen, wo er für die Schweden und für die Proteſtanten eben nicht am ritterlichſten kämpfte.

In einem der Vorſäle findet man viele andere Bilder ſolcher ſchwediſchen Männer und Frauen, die weder auf Thronen noch Miniſterbänken geſeſſen aber durch ihre Art und Kunſt oder ihr Schickſal mehr anziehen als die Bepurpurten. Man ſieht manche berühmte Reichstagsmänner aus dem Bauerſtande in ihrer Landestracht, Gelehrte Maler Dichter Aſtronomen, und auch ein paar Hofnarren, Geſichter und Hofämter, wovon man in unſrer traurig ehrbaren und langweiligen Zeit leider nichts mehr ſieht noch hört. Unter den Dichtern nenne ich dir Bellmann, welchen Guſtav der Dritte hat malen und hier unter den Hohen aufhängen laſſen. Er war oft der Genoſſe ſeiner edleren Freuden und ſoll ein fröhlicher geiſtreicher Mann geweſen ſeyn. Seine Lieder, die er, wie man erzählt, durch fröhliche und geiſtreiche Gelage ſelbſt begeiſtert, als Improviſator aus den Nägeln klopfte, klingen noch täglich von Mund zu Mund und werden in allen luſtigen Geſellſchaften geſungen. Er war in einer Zeit, wo in Schweden in den zierlichen Schranken, womit das ſogenannte goldne Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten Sitten und Kunſt eingeſperrt hielt, alles herzlich hölzern und langweilig einherging, ein großartiger genialiſcher Ausbruch der vollen nordiſchen Volksnatur, und wird wohl der größte und eigenthümlichſte ſchwediſche Volksdichter bleiben. Er ſprang wie ein junges unbändiges Roß über alle Schranken und Schlagbäume des damaligen franzöſiſchſchwediſchen Parnaſſes und machte ſich ſeine eigne Bahn und ſeine eignen Weiſen und Schritte, ſo daß er auch in rythmiſcher Hinſicht der vielſeitigſte und vielgeſtaltigſte Dichter heißen kann zu einer Zeit, wo wenige Schweden ſich unterſtanden aus dem feierlichen franzöſiſchen Alexandriner herauszuſchreiten. Kurz, Bellmann iſt ein in vielfältigen Scheinen und Gegenſcheinen gebrochener Spiegel des nordiſchen Lebens und der nordiſchen Natur, und man muß beide die Sitten und die Sprache Schwedens ſchon ſehr kennen, um ihn recht genießen und beurtheilen zu können. Denn wegen ſeiner witzigen und geſchwinden Ueberſprünge von dem einen zu dem andern und wegen der vielen Anſpielungen auf Sitten Stellen und Verhältniſſe, die nur in Schweden liegen, iſt er wohl der ſchwerſte ſchwediſche Dichter, und es mögte wohl nicht übel ſeyn, wenn jemand der die Jahre 1780 und 1790 in Stockholm friſch mit durchgelebt hat, ſich hinſetzte und einen hiſtoriſchen Kommentar*) über ihn machte, ehe dunkel und vieldeutig wird, was jetzt noch Viele kennen und verſtehen. Viele Schweden behaupten, er allein wiege mehr als die ganze Schwediſche Akademie, zu deren zierlicher Innung er nie gehörte. Sein Kopf iſt ſchön voll Jugendlichkeit und bacchiſcher Fröhlichkeit und einer recht kindlichen Gutmüthigkeit. Leider iſt das Koſtüm, worin er gemalt iſt, gar zu altfränkiſch.

Hier hängt auch ein deutſcher Maler Namens Behm. Er war Hofmaler unter Karl dem Elften und brachte deſſen Sohn, den Knaben Karl den Zwölften, einmal in Haft. Der Prinz hatte nämlich geſagt, Behm ſehe aus wie ein rechter Pavian. Er ſollte widerrufen, aber er erklärte trotzig, er wolle um den kleinen Bucklichten kein Lügner werden: denn er ſey doch ein Affe und er werde ihm, wenn er ihm ferner im Zeichnen Unterricht geben komme, in die Haare fahren.

---

*) Leider iſt, ſo viel ich weiß, kein ſolcher Kommentar erſchienen, und es iſt ſeit der Zeit jenes Wunſches doch über ein Menſchenalter verfloſſen. Wie viele Anſpielungen aber in Bellmann auf damalige merkwürdige und geltende Hof- und Stadt-Figuren und auf Sitten und Gebräuche, die nun alle lange todt und vergeſſen ſind!

Der Vater hieß alſo den Sohn einige Stunden ins Gefängniß gehen, aber der Behmſchen Unterweiſung war er ledig. Der Prinz mogte wohl nicht Unrecht haben; denn es iſt ein vollkommenes Affengeſicht mit äffiſcher Liſt und Tücke, ein ipse fecit des Herrn Behm, der ſich abſichtlich doch wohl nicht ſelbſt verhäßlicht hat.

Merkwürdig ſind zwei andere Bilderſäle als Kontraſte. Der eine enthält die bedeutendſten Zeitgenoſſen Guſtavs des Erſten von Herrſchern und Fürſten, der andere die Zeitgenoſſen Guſtavs des Dritten. Hier in dem Zwiſchenraum von beinahe drei Jahrhunderten ſieht man Zeiten und Weltalter einander gleichſam gegenüber geſtellt. Dort alles noch friſch kräftig eigen gewaltig rauh, hier alles ſchon ſchwach geiſtig zerſtückelt kleinlich geſchliffen; dort in den Geſichtern zu viel Maſſe, hier oft kaum die nöthige Zuthat. Wenn man immer ſolche Säle zu beſchauen hätte, ſo gebrauchte es nicht vieler Worte, um die Klüfte und Geiſter zu zeigen, die zwiſchen den Zeiten liegen. Durch den neuen Saal lief ich nur ein paar Mal durch — ſein Inhalt war mir leider verſtändlich genug — und hielt mich zu dem alten. Er iſt wirklich alt. Er war Guſtavs des Erſten Speiſeſaal, und ſeine Verzierungen und Geräthe ſind bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben. Hier ſtehen die ſich im Leben ſo feind waren ruhig neben einander, Luther und Leo der Zehnte, Ferdinand der Erſte und Solyman der Zweite, Franz der Erſte und Karl der Fünfte, Philipp der Zweite und Eliſabeth, Philipp der Großmüthige und Heinrich der Jüngere, Schärtlin und Alba, Georg von Frunsberg und Klemens der Siebente — kurz, hier ſteht man beinahe alle merkwürdigſten Namen, die von 1500 bis 1550 als Kaiſer Könige Päbſte Fürſten Feldherren Gelehrte in Europa eine Rolle geſpielt haben. Dieſe Bilder gehören auch als Kunſtwerke zu den beſten des Schloſſes. Die beiden Bauerköpfe ſind hier wieder Martin Luther und Georg Frunsberg. Georgs Kopf iſt vielleicht der ſchönſte von allen; ſeine gutmüthige Bravheit und Klugheit führt uns unwillkürlich wieder zu Karln dem Zehnten zurück. Als Karakterköpfe mögten neben Luther die Konterfeie von Alba Heinrich dem Achten Wolſey Klemens dem Siebenten und Friedrich dem Weiſen leicht die merkwürdigſten ſeyn. Das verdeckte verſchloſſene und ſcharfe Bild Karls des Fünften verliert nicht neben dem Kopf Franzens des Erſten. Sein Konterfei war mir hier widerlich wie allenthalben, wo ich es in franzöſiſchen Schlöſſern geſehen. Es liegt darin eine Härte und ein Uebermuth mit einem üppigen und ſich lüſtern bewußten Faun gepaart, der uns nicht an das Beſte der franzöſiſchen Art erinnert. Ich weiß überall nicht, wie Franz zu dem Gerüchte des Hochherzigen und Redlichen gekommen iſt, das in manchen Geſchichten von ihm umläuft. Dies verdankte er wohl dem Unglück, daß er gegen den feſteren Karl, der eben auch kein Spiegel ritterlicher Gradherzigkeit iſt, gewöhnlich untergelegen hat. Mancher, der uns ſonſt ſehr unadlich erſcheinen würde, iſt durch Unglück geadelt. Franzens Leben war doch wüſt unruhig und planlos und von Weibern und weibiſchen Launen abhängig, welchen ein tüchtiger Mann nicht lange dienſtbar bleiben kann, und ſein liebenswürdiger und freundlicher Vorgänger Ludwig der Zwölfte hatte nicht ganz Unrecht, wenn er bei dem Gedanken ſeiner guten für das Volk entworfenen und gemachten Einrichtungen ſagte: Aber was hilft es? dieſer große Junge wird alles wieder verderben. — Den deutſchen Fürſten ſieht man faſt allen an, daß ſie tüchtig waren und jeder ein Mann für ſich. Ich frage: wo ſind die ſtarken Männerköpfe bei ihren Enkeln? Die mächtigſten Köpfe ſind die von Heinrich dem Jüngeren von Braunſchweig und von Friedrich dem Weiſen. In dem erſten liegt eine ſo furchtbare Gewalt, daß man zurückzittert; der zweite ſieht ſehr klug aus, faſt hinterliſtig, gar nicht gütig. Man mag ſich dieſen Herrn und Beſchirmer Doktor Martin Luthers nicht gern ſo denken. Doch muß man nicht vergeſſen, daß bei Fürſten Strenge ohne Güte beſſer iſt als Güte ohne Strenge.

Dies war mein liebſter Saal, wo ich am längſten verweilte und immer wieder einkehren mußte. Doch, mein lieber Bruder, ich weile dich hier zu lange. Das Sprechen von Bildern giebt doch kein rechtes Bild. Den vierten Tag fuhren wir von hier zu Schiffe nach Stockholm, von dem freundlichen Städtchen Mariäfred aus. Der Wind war gut, und der ſchöne Mälare mit ſeinen vielen Inſeln und Vorgebirgen und den Geſchichten, welche man von den meiſten zu erzählen wußte, gab viele Luſt. Ich fühlte hier, wie luſtig es iſt eine Fabelgeſchichte zu haben wie die Schweden, wo an tauſend und aber tauſend Stellen Götter Könige Prinzeſſinen Helden Rieſen und Zwerge genannt werden. Das erhält muthigen und friſchen Sinn im Volke, und ſelbſt das kleine Politiſche und Volkliche idealiſirt ſich unbewußt. Den 12ten Junii landeten wir in Stockholm nicht weit von der ſchönen alten Kirche, wo die Könige begraben werden.

H. von Pl.

Katechismus

für den

Deutſchen Kriegs- und Wehrmann,

worin

gelehret wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſeyn und
mit Gott in den Streit gehen ſoll.

Fürchte dich nicht, liebes Land, ſondern ſey
fröhlich und getroſt, denn der Herr kann
große Dinge thun.
Joel, Kap. 2.

(Zuerſt gedruckt in Petersburg im Sommer 1812, dann in Königsberg im Winter 1813, und ſo weiter an mehreren Orten in vielen tauſend Exemplaren wieder abgedruckt, zuletzt in Köln 1815.)

Vorrede.

Das deutſche Volk iſt in der Geſchichte uralt, und vor beinahe zweitauſend Jahren ſchon geprieſen worden wegen ſeiner Redlichkeit Gerechtigkeit Tapferkeit und Freiheit; und iſt auch in den ſpäteren Zeiten immer ein herrliches mächtiges und freies Volk geblieben, bis auf die letzten zwanzig Jahre, wo die hinterliſtigen Fremden haben ſeine Herren werden wollen.

Vor etwa zweitauſend Jahren waren die Römer, die in Italien wohnten, das mächtigſte Volk der Welt, und hatten viele Länder und Völker bezwungen, und verſuchten auch an unſern Voraltern, ob ſie ſie zu ihren Knechten machen mögten; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Und es ſind jetzt etwa achtzehnhundert Jahre, zu der Zeit, als unſer Herr Chriſtus als ein kleiner Knabe unter den Menſchenkindern wandelte, da ſetzten ſie mit unzähligen Heeren über den Rheinſtrom, und ließen Flotten mit gewaltigem Zeug und Kriegsgeräth ins Meer, und gedachten die Völker um den Rhein und die Weſer und die Elbe bis an die Küſten der Oſtſee zu bezwingen und zu ihren Sklaven zu machen. Das gefiel aber Gott nicht, ſondern er erweckte den Deutſchen einen gewaltigen Kriegsfürſten, einen Fürſten von dem Volke der Cherusker, die um die Weſer und den Harz wohneten. Dieſer Fürſt war ein ſechsundzwanzigjähriger Jüngling und hieß Arminius oder Hermann. Und er verſammelte die Völker um ſich und vermahnete ſie, daß ſie die Freiheit, die ſie von ihren Vätern empfangen hätten, lieber haben ſollten, als das Leben. Und er rief, als er den großen Krieg begann, zu Gott und zur Gerechtigkeit, und ſchlug die Römer in vier Jahren in gewaltigen und blutigen Schlachten, und zermalmte ihre Macht, und machte ihnen auf immer eine Furcht vor den Deutſchen, und erhielt ſeinem Vaterlande die Freiheit.

Und etwa vierhundert und fünfzig Jahre nach dieſen Geſchichten zerſtörten die Deutſchen Roms und der Römer Herrſchaft über die Völker und Länder, und gründeten auf römiſchem Gebiete viele mächtige Reiche. Und wurden nun die Deutſchen aus Heiden Chriſten, und auch diejenigen Deutſchen wurden es, welche in dem Lande ihrer Väter blieben, das Deutſchland heißt bis auf den heutigen Tag.

Und etwa ſeit dem achthundert und vierzigſten Jahre nach Chriſti unſers Herrn Geburt ward das jetzige Deutſchland ein großes Reich unter einem Könige, der nachher Kaiſer genannt und viele Jahrhunderte als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche und als der höchſte Herrſcher des Abendlandes verehrt ward. Und es ſtand das deutſche Reich in Herrlichkeit, und waren die Deutſchen ein großes Volk, wegen ihrer Macht und Streitbarkeit gefürchtet, wegen ihrer Ehrbarkeit Treue und Gerechtigkeit geprieſen, und wegen vieler löblichen Künſte und Erfindungen des Friedens geehrt.

Und dieſes Glück und dieſe Ehre erhielt ſich unangefochten bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, wo Haß und Zwietracht von innen und Neid und Hinterliſt von außen die Deutſchen zu verwandeln anfingen. Es wurden aber ſeit dieſer Zeit die Franzoſen mächtig, ein immer eben ſo knechtiſches als unruhiges Volk, und ſäeten den Samen des Haſſes und Haders in Deutſchland aus, und ſuchten das Land zu verwirren und zu entzweien, und brachten häufig die Fürſten gegen einander und gegen das Oberhaupt des Reichs, den Kaiſer, in den Harniſch; und ſie zwackten durch Trug und Hinterliſt von unſerm Vaterlande viele herrliche Städte und ſchöne Landſchaften ab, doch mogten ſie es nicht unterjochen. Und ſo haben wir dieſes treuloſe Volk, das vor unſern Vätern weiland zitterte, zu ſchlimmen Nachbarn und Feinden, die auf uns lauren, und uns durch ihre Liſten immer mehr geſchadet haben, als durch die Waffen, worin wir es wohl mit ihnen aufnehmen mögen.

Nachdem nun vor etwa fünfundzwanzig Jahren die gräuliche franzöſiſche Umkehrung und Verwirrung begann, die mit einem franzöſiſchen Namen Revolution genannt wird, und ihr verderbliches Gift über die ganze Welt ausgoß, iſt es auch unſerm deutſchen Vaterlande in mancherlei Drangſalen und Kriegen und Nöthen hart ergangen, weil wir Deutſche nicht zu rechter Zeit alle für Einen Mann ſtehen und aufſtehen wollten, und nicht einträchtiglich und brüderlich zuſammenhielten, wie wir geſollt hätten. Am ſchlimmſten ward es aber für uns und für die Welt, als Napoleon Bonaparte im Jahr 1799 die Herrſchaft über Frankreich an ſich riß. Dieſem fürchterlichen und grauſamen Manne hat alles recht gedäucht, wodurch die Macht wächſt, und durch Verrath und Gewalt und Lüge und Hinterliſt hat er alle Länder und Völker betrogen und entzweiet, und viele ihm unterworfen, alle Thronen und Herrlichkeiten entehrt und geſchändet, und alles Glück und alle Freiheit und Freude, ſo viel er konnte, von der Erde vertilgt. Auch unſerm lieben und theuren Vaterlande, dem heiligen deutſchen Reiche, hat er eben ſo gethan.

Dieſer Napoleon Bonaparte war geboren in der Inſel Korſika, welche im mittelländiſchen Meere liegt und von einem wilden unruhigen und ſchlimmen Volke bewohnt wird. Er trug alle ihre Hinterliſt und Grauſamkeit vereinigt in ſich. Im Anfange der Revolution war er Leutnant bei dem ſchweren Geſchütze, und ſtieg binnen vier Jahren durch Tapferkeit und durch verbotene Künſte bis zum Feldherrn des franzöſiſchen Heers in Italien, mit welchem er große Thaten that. Im Herbſte des Jahrs 1799 bemächtigte er ſich der Herrſchaft Frankreichs und nahm den Titel Erſter Konſul der franzöſiſchen Republik an. Er verſammelte jetzt einen Rath aus den ſchlechteſten und verworfenſten Menſchen Frankreichs, welche die fürchterliche Revolution in die Höhe gebracht hatte, und richtete mit ihnen die Ordnung des franzöſiſchen Landes und ſeiner Regierung zu einer rechten Tyrannei ein. Alle Männer, die es mit ihrem Volke redlich meinten, wurden verhaftet eingekerkert verwieſen und hingerichtet; acht neue Baſtillen wurden gebaut und mit unglücklichen Gefangenen gefüllt; viele hundert ja tauſend Menſchen verſchwanden durch ſeine geheime Polizei, ohne daß ihre Freunde und Verwandte wußten, wohin ſie gekommen waren; neue Gewaltgerichte wurden eingeſetzt, welche entſchieden, wie der Herrſcher befahl, und welche die unſchuldigſten Menſchen, die ihm verdächtig waren, plötzlich zum Tode brachten; Verſchwörungen und Anſcheine von Aufruhr und Verrath wurden von ihm und ſeinen Helfern eingefädelt und angezettelt, damit er diejenigen Männer wegräumen konnte, deren Tugend und Würde ſeiner Tyrannei im Wege ſtand; alle Freiheit der Rede der Schrift und des Gedankens ward unterdrückt, damit die Einwohner Frankreichs wie das dumme und ſtumme Vieh der grauſamen Gewalt gehorchen lernten; alles Vermögen der Menſchen und alle Kräfte des Landes wurden einzig auf Soldaten gewandt, weil Napoleon wohl wußte, daß er die an ſich geriſſene Herrſchaft nur durch Furcht und Schrecken behaupten könnte. Im fünften Jahr ſeiner Herrſchaft, im Jahr 1804, legte er ſich den ſtolzen Namen Kaiſer von Frankreich und König von Italien bei, damit die übrigen Völker und Herrſcher erinnert würden, wer er ſich anmaaßte in Europa zu ſeyn.

Während er auf dieſe Weiſe in Frankreich regierte und wüthete, hatte er auch draußen in andern Ländern nichts verſäumt und durch Beſtechungen Ränke und Anzettelungen mit Verräthern und Schelmen vieles vorbereitet, damit er die Völker und Länder ihm unterwerfen und die Thronen und Herrlichkeiten ſchänden könnte. Italien die Schweiz und die Vereinigten Niederlande, die nach den Verträgen und Friedensſchlüſſen Frankreichs mit Oeſtreich und dem deutſchen Reiche zu Lüneville und mit Großbritannien zu Amiens freie Länder ſeyn ſollten, behandelte er mit der grauſamſten Willkür ganz wie unterworfene Landſchaften, und Spanien und viele deutſche Fürſten nicht viel anders.

Unruhig argliſtig und herrſchſüchtig hatte Napoleon in Italien Deutſchland und allen Ländern ſo viel um ſich gegriffen und angezettelt, daß die Herrſcher ſeinen hinterliſtigen Entwürfen nicht ruhig zuſehen konnten. Im Herbſte des Jahrs 1805 erklärten daher Rußland und Oeſtreich an Napoleon den Krieg; aber ſie führten ihn nicht glücklich. Napoleon machte ſich durch Hinterliſt und Verrätherei zum Herrn von ganz Süddeutſchland und ſtiftete den Rheinbund. Dieſen jammervollen und ſchändlichen Rheinbund kündigte er nebſt ſeinen Anhängern und Schmeichlern an, als ſolle mit ihm die Freiheit und Herrlichkeit des deutſchen Vaterlandes beginnen.

Er meinte es aber nicht ſo, ſondern er meinte die Unterdrückung und Schändung der Fürſten und des Volks: der Rheinbund war der Anfang einer unerträglichen Knechtſchaft. Das glorreiche Haus Oeſtreich hatte in dieſem Jahre 1805 die deutſche Kaiſerwürde und viele ſchöne Landſchaften verloren. Den folgenden Herbſt griff ſeine Herrſchſucht Preußen und Norddeutſchland an; und auch Preußen verlor ſeine Herrlichkeit und die Hälfte ſeiner Länder, und franzöſiſche Grauſamkeit Habſucht und Gewalt ergoß ſich nun über das ganze deutſche Reich von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere und plagte die Völker auf die abſcheulichſte und unerhörteſte Weiſe.

Napoleon, welchen das Glück übermüthig machte und welcher Gott nie gefürchtet hatte, der oben im Himmel wohnet und früher oder ſpäter alle Frevler zerſchmettert, behandelte unſer deutſches Vaterland, das vormals das Land der Freiheit Gerechtigkeit und Tapferkeit hieß, mit der gräuelvolleſten und abſcheulichſten Tyrannei, und ward immer wüthender je glücklicher er war, zumal da im Jahre 1809 Oeſtreich, das ſeine Herrſchaft widergewinnen wollte, ihn nicht hatte überwinden können. Jetzt ſcheuete er ſich nicht mehr vor Gott noch vor Menſchen, ſondern offenbarte mit der frechſten Unverſchämtheit, daß er als ein hölliſcher und blutdürſtiger Tyrann herrſchen wollte. Er und ſeine Marſchälle und Intendanten und Lieferanten und Zöllner und Polizeimeiſter haben unſer Vaterland ſo geplagt und geſchändet, daß es mit keinen Worten auszuſprechen iſt. Wir wiſſen alle noch und erinnern es uns mit Schaudern, wie die letzten acht Jahre geweſen ſind, die wir verlebt haben. Es iſt dies eine ſcheußliche Zeit geweſen und hat Deutſchland in acht Jahren ärgere Greuelthaten geſehen, als vorher nicht in Jahrhunderten; und hat Gewalt für Recht, Lüge für Wahrheit, Schande für Ehre gegolten; und iſt viel unſchuldiges deutſches Blut in der Fremde vergoſſen, wohin er viele Zehntauſende deutſcher Jünglinge mit ſeinen Heeren hinausgetrieben hat; und hat er viele edle und wackere deutſche Männer, weil ihnen ihr Volk und Land lieb war und ſie ſeinen Gräueln nicht dienen wollten, in Kerker geworfen und auf Richtplätzen erſchießen laſſen; und hat mit Lüge und Hinterliſt und Mord fürchterlich gewüthet und wird ſo wüthen, bis Gott der gerechte Richter ſieht, daß ſein Maaß voll iſt: dann wird er ihn zerbrechen. Und war es in der Welt dahin gekommen, daß viele Kleingläubige anfingen zu zweifeln, ob ein gerechter und allwiſſender Gott im Himmel ſey, weil es dem frechen und übermüthigen Böſewicht alles nach Wunſch gerieth.

So iſt es in Deutſchland ergangen ſeit dem unglücklichen Jahre 1805; und ſchon war die Furcht und Verzweiflung der meiſten Menſchen dahin gekommen, daß ſie meineten, dieſem Manne könne nichts widerſtehen. Aber Gott, der die Gerechtigkeit und Freiheit nicht gar untergehen laſſen wollte, verblendete ihn in der Bosheit ſeines Herzens und er mußte ſich ſelbſt bereiten, was ihn verderben ſollte.

Weil er meinte, Deutſchland liege ihm ganz unter den Füßen, ſo wollte er nun auch Spanien niedertreten. Dieſes Land hatte ihm alles aufgeopfert, es hatte ihm Heere Flotten und Schätze ja Ehre und Freiheit hingegeben, damit es Frieden vor ihm hätte; es war faſt wie eine zinsbare franzöſiſche Landſchaft geweſen. Aber das alles war ihm noch nicht genug; Spanien ſollte ganz unterwürfig werden. Im Herbſt 1807 hat er unter dem Scheine der Freundſchaft die Schlüſſel des ſpaniſchen Landes, die Hauptfeſtungen an der franzöſiſchen Gränze, eingenommen. Im folgenden Frühlinge des Jahrs 1808 hat er den König und die Prinzen von Spanien mit treuloſer Freundlichkeit zu ſich nach Frankreich in die Stadt Bayonne gelockt, ſie ins Gefängniß geworfen und von dem Throne geſtürzt, worauf er ſeinen Bruder Joſeph geſetzt hat. Er hoffte, die Heerde würde ſich deſto leichter treiben laſſen, wenn man ihr die Hirten genommen hätte. Aber er hat ſich ſehr betrogen: denn die Spanier, ergrimmt über dieſe und viele andere Gräuel und Schändlichkeiten, ſind in allen Landſchaften aufgeſtanden und haben die freien und tapfern Engländer über das Meer gegen ihn zu Hülfe gerufen. Und ſo iſt ein ſchwerer und gewaltiger Krieg in Spanien gegen ihn entſtanden, und alle Blicke der unglücklichen Völker, die Erlöſung von ſeiner Gewalt hofften, haben ſich dahin gewendet.

Es war aber in Spanien nicht bloß ein gewöhnlicher Soldatenkrieg, ſondern das ganze Volk ſtand feindlich gegen ſeine Unterdrücker auf und wollte ſeine Ehre Gerechtigkeit und Religion von den franzöſiſchen Banditen und Räubern nicht entweihen laſſen. Und ſie verſammelten ſich und gelobten ſich Eintracht und Treue, und thaten den hohen Schwur, mit der Ehre ihres Vaterlandes zu ſtehen oder zu fallen, und bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuze, damit ſie zeigten, unter welcher Zuverſicht ſie auszögen; und ſo zogen ſie in fliegenden Haufen durch alle Landſchaften und belauerten die Franzoſen gleich giftigen Schlangen und reißenden Tigern bei Tage und bei Nacht in den Päſſen und Gebirgen und bei den Uebergängen der Ströme; und auf dieſe Weiſe haben ſie ihrer viele Tauſende vertilgt und ſich von dem Tyrannen nicht unterjochen laſſen. Denn wiewohl er dem ganzen Europa vorgaukelte, ganz Spanien von einem Ende bis zum andern werde bald bezwungen ſeyn, ſo hatte er doch nur einige Feſtungen und ein paar Landſtraßen in ſeiner Gewalt; alles Uebrige aber war im brennenden Aufruhr des edlen und tapfern Volks gegen ſeine Plager und Räuber. Und Napoleons Macht ermattete faſt; denn der ſchwere Krieg koſtete ihm viele hunderttauſend Soldaten und viele hundert Millionen Reichsthaler; aber das Land hat er doch nicht gewinnen können.

Aber ſein Stolz war zu groß und er brannte vor Wuth und Wahnſinn und wollte gegen das Schickſal und die Allmacht kämpfen. Und weil er in Spanien unglücklich ſtritt und ſein Ruhm dort zu erlöſchen ſchien, ſo wandte er ſeine Augen gegen Oſten und gedachte in ſeinem Herzen: Siehe, ich muß den Völkern zeigen, daß ich noch da bin, und an dem Dneper große Thaten thun, damit ſie nicht hohnlachen und ſpotten, mein Glück ſey untergegangen.

Und er verſammelte ein gewaltiges Heer faſt aus allen Völkern der Erde, daß, die es ſahen, glaubten, es könne die Welt überwinden. Und im Sommer des Jahrs 1812 zog er aus mit einem zahlloſen Zeuge von Reiſigen und Fußknechten, an eine halbe Million Männer, gegen den Kaiſer von Rußland, daß er ihn und ſein Land überjochte. Aber es gerieth ihm nicht, wie er gehofft hatte. So groß war die Standhaftigkeit des Kaiſers Alexander von Rußland, die Streitbarkeit ſeiner Heere und die Tapferkeit und Frömmigkeit des Volkes, daß ihm alle ſeine blutdürſtigen und herrſchſüchtigen Anſchläge mislangen. Der Kaiſer Alexander rief ſein ganzes Volk in die Waffen und hieß es auf den mörderiſchen und banditiſchen Feind ſchlagen; und das Volk gehorchte gern der Stimme ſeines hochherzigen Herrſchers und verſammelte ſich in allen Gränzen des weiten Reiches. Die Ruſſen begannen aber dieſen Krieg, wie ein chriſtliches Volk jeden gerechten Krieg beginnen ſoll, mit Gottesdienſt und Gebet, und zeichneten ſich, wie die

Spanier, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, damit ſie jedermänniglich offenbarten, auf wen ſie ihre Zuverſicht ſetzten und wie getroſt ſie der Gefahr und dem Tode für das liebe Vaterland entgegen gingen. So haben ſie gethan, wie ein braves und ſtolzes Volk thun muß, und haben Hab' und Gut und Leib und Leben drein geſetzt, ja viele ihrer Städte und Dörfer der Verheerung und den Flammen preisgegeben, damit ſie nicht die Sklaven fremder Tyrannei würden; und Gott der Herr im Himmel, der immer der Hort und Schirm der Redlichen und Gerechten iſt, hat ihre Arbeiten geſegnet und den böſen und tückiſchen Feind zu Schanden gemacht.

Im Monat Auguſt war Napoleon in die Gränzen des alten Rußlands eingedrungen, im Monat Oktober mußte er nach vielen ſchweren Schlachten und Niederlagen fliehen, und ward zugleich von Gott und von den Menſchen verfolgt, ſo daß Eiſen Hunger Schnee und Froſt ſein gewaltiges Heer verdarb. Er verlor auf dieſer ſchimpflichſten Flucht allen ſeinen Zeug ſeine Kanonen ſeine Waffen ſeine Pferde und ſeine ganze Macht, bis auf 40,000 Mann, die krank und elendig durch Polen und Deutſchland entflohen.

Gott hatte durch die fürchterliche Strafe, wodurch er die banditiſchen Räuberſchaaren vertilgte, gewieſen, daß er noch der gewaltige Richter ſey; und alle Menſchen, die dieſes große Gericht Gottes geſehen oder gehört hatten, riefen: Siehe, dies iſt Gottes Finger, er will den blutigen Tyrannen verderben. Und die ſiegreichen Ruſſen zogen heran gegen die deutſchen Gränzen, und der König von Preußen zog ihnen zu mit ſeiner Heeresmacht, und die Völker und Städte ſtanden auf und griffen zu den Waffen und riefen: Gott und Vaterland, Rache und Freiheit, alſo daß es über ganz Deutſchland klang und die

Schurken erſchracken und die Redlichen jauchzeten; denn ſie dachten, wie der ſchreckliche Tyrann nun in die ſieben und acht Jahre gewüthet und welch eine ſchändliche Sklaverei ſie hatten erdulden müſſen.

Und es waren die Unterthanen des Königs von Preußen und die Herzoge von Mecklenburg und die Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck die erſten, welche ſich für die Freiheit waffneten. Und die tapfern Ruſſen und Preußen zogen gegen die Elbe und über die Elbe, wo große und gewaltige Schlachten mit Napoleon gehalten wurden, welcher wieder zahlloſe Menſchenhaufen zuſammengetrieben hatte. Darauf ward im Sommer 1813 ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, weil man hoffte, Napoleon könnte endlich durch ſeine Verluſte Gott fürchten gelernt haben und geneigt ſeyn einen billigen und gerechten Frieden anzunehmen. Denn die hohen verbündeten Herrſcher fürchteten ſich, vergeblich Menſchenblut zu vergießen, welches die größte Sünde iſt. Aber Napoleon betrog auch dieſe ihre Hoffnungen, und war ſo ſtolz und übermüthig, als wenn die vielen Hunderttauſende ſeiner Soldaten noch gelebt hätten, die in Spanien und Rußland und Polen begraben liegen. So ward denn nach einem Waffenſtillſtande von zwei Monaten wieder das Schwerdt gezogen, und der Kaiſer von Oeſtreich, der vergebens hatte Frieden ſtiften wollen, und der König von Schweden zogen den Verbündeten jetzt auch mit ihren Heeren zu, damit ſie für die heilige Sache der Freiheit und Gerechtigkeit ſtritten. Aber Napoleon, welcher an der Weichſel und Oder und Elbe noch die meiſten Feſtungen in ſeiner Gewalt hatte und wieder an der Spitze von 400,000 Mann ſtand, gedachte in ſeinem Sinn ſie zu zertheilen und zu bezwingen und dann hohnlachend auszurufen: Seht, wie groß ich bin! wie ſichtbarlich ich der Liebling Gottes bin! denn auch der fünfte große Bund der Kaiſer und Könige iſt vor mir zerronnen. Gott aber gedachte es anders.

Die erſte große Schlacht ward gehalten in Schleſien an den Ufern der Katzbach, wo die Franzoſen an Todten und Gefangenen 25,000 Mann und 200 Kanonen verloren. Es waren Ruſſen und Preußen, die ſie ſchlugen, und der tapfere alte General Blücher befahl. Die zweite große Schlacht ward gehalten bei Dresden, wo die Verbündeten mit großem Verluſte von der Stadt zurückgeſchlagen und gegen die Berge Böhmens gedrängt wurden. Die dritte große Schlacht ward gehalten an den Gränzen der Mark und Sachſens, bei Dennewitz, wo die Preußen die Franzoſen zerſchmetterten. Sie verloren 20,000 Mann Todte und Gefangene mehr als 100 Kanonen und viele Fahnen. Der Kronprinz von Schweden und die preußiſchen Generale Bülow und Tauenzien befehligten. Die vierte große Schlacht geſchah an den Gränzen Böhmens bei Kulm, wo die beiden Kaiſer von Rußland und Oeſtreich und der König von Preußen befehligten. Die Franzoſen verloren daſelbſt faſt die ganze Heerſchaar des Generals Vandamme von 35,000 Mann, welche erſchlagen oder gefangen ward. Der General Vandamme ſelbſt ward gefangen und nach Sibirien abgeführt, damit er dort Zobel fangen lerne; denn ſolche Soldaten, welche, wie er und der Marſchall Davouſt, das Handwerk von Henkern und Bütteln getrieben haben, dürfen nicht verlangen gleich Ehrenmännern behandelt zu werden.*)

---

*) Dieſe beiden Unmenſchen ſind nach dem Pariſer Frieden im Frühlinge des verfloſſenen Jahrs glücklich wieder nach Frankreich zurückgekommen und ſtehen jetzt wieder als ein paar rechte Eckſäulen des Böſen neben Bonaparte.

Nach ſo vielen und ſchweren Schlachten hielt Napoleon doch noch an der Elbe feſt, wo er die Feſtungen Dresden Torgau Wittenberg Magdeburg und Hamburg, und den König von Sachſen nebſt ſeinem Heere als einen zu treuen Freund hatte. Aber gegen den Anfang des Oktobers zogen ſich alle ſiegreiche Heere der verbündeten Mächte rings um ihn zuſammen, wie die ſchwarzen Wolken am Himmel ſich zuſammen ziehen, wann es wettern will. Das große Heer unter dem Befehle der drei Herrſcher ſenkte ſich aus Böhmen in Thüringen und Sachſen hinab; das ſchleſiſche Heer unter Blücher erzwang an einem blutigen Tage den Uebergang über die Elbe, überwältigte das ihm entgegengeſetzte Heer bei Wartburg, jagte es in die Flucht und drang nun weiter auf der Ebene vor; der ſchwediſche Kronprinz mit ſeinen Schweden und mit den tapfern Preußen unter ſeinem Befehl ging ebenfalls über die Elbe, und ſchloß ſich an das ſchleſiſche Heer. Napoleon hatte ſich unterdeſſen mit allen ſeinen Streitkräften in die Gegend von Leipzig gezogen, und dort geſchah von dem 15ten bis 18ten Oktober eine mörderiſche Schlacht. Eine halbe Million Männer ſtritten gegen einander und mehr als 1500 Kanonen ſpieen Tod und Schrecken aus; es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der Verbündeten ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen und mußte die geſchwindeſte und ſchimpflichſte Flucht nehmen. Hinter ſich aber ließ er faſt ſein ganzes Geſchütz und mehr als 100,000 Todte Verwundete Gefangene und Verſprengte; dazu alle Lazarethe voll vieler Zehentauſende von Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten. Auf ſeiner Flucht von Leipzig bis Mainz verlor er durch Gefechte Ermattung und Hunger faſt noch die Hälfte des übrigen Heers und brachte von 400,000

Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter wieder in Deutſchland zuſammengetrieben hatte, nicht mehr als 80,000 Mann über den Rhein, in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte davon gewiß durch Krankheiten umkommen wird.

So hatte Gott auch in Deutſchland Gericht gehalten über die Böſen.

Und über alle Gränzen des deutſchen Landes von der Oſtſee bis zu den höchſten Alpen flog der hohe Freudenklang: Mit Napoleon und den Franzoſen iſt es aus, und die Völker freueten ſich und jauchzeten, und die unterdrückten Fürſten fielen der Sache der Gerechtigkeit bei, und der ſchändliche Rheinbund ward aufgelöſt und verrufen, und das Elend und die Schmach der letzten acht Jahre, und was Schelme und Verräther mit den Franzoſen gegen das Vaterland gefrevelt und ausgezettelt haben, ward laut vor aller Welt ausgeſprochen; denn es hatten beide Fürſten und Volk durch das lange Unglück genug gelernt, welche Früchte ihnen die Zwietracht getragen hatte und wie ohne brüderliche Eintracht und feſtes Zuſammenhalten aller Deutſchen kein Glück und keine Freiheit im Reiche beſtehen könne. Und ſie haben ſich nun alle zuſammen verſchworen und gelobt, in gemeinſamer Liebe und Treue miteinander zu ſtehen, das große Werk, das Gott ſo herrlich angefangen hat, zu vollenden, den Uebermuth der Franzoſen zu züchtigen und das liebe deutſche Vaterland zu befreien.

Und es iſt im Rath der hohen verbündeten Herrſcher einmüthiglich beſchloſſen, die Jünglinge und Männer des deutſchen Volkes wehrhaft und waffengeübt zu machen, damit die rechte Zuverſicht und der rechte muthige Sinn des Krieges entbrenne, und damit es Napoleon, auch wenn er wieder neue Menſchenhaufen zuſammentreiben ſollte, doch unmöglich werde wieder in die deutſchen Gränzen vorzudringen.

Und ſo iſt denn über ganz Deutſchland ein Landſturm und eine Landwehr verordnet, eine löbliche und uralt deutſche und im Reiche heimiſche Einrichtung, die nur in den letzten Jahrhunderten verſäumt und vergeſſen worden war. Denn die Spanier und Ruſſen in den letzten Jahren und die braven Oeſtreicher und Tyroler einige Jahre früher haben wohl bewieſen, wie fürchterlich dem Feinde eine allgemeine Landwehr iſt, die im Glauben auf Gott und Vaterland ins Feld zieht. Auch die Preußen haben es dieſen Sommer und Herbſt gezeigt; denn durch den heiligen und frommen Eifer, womit ſie die Landwehr errichtet und bewaffnet haben, iſt binnen wenigen Monaten ihre Heeresmacht über 250,000 Mann gewachſen: und es ſtänden ohne dieſe allgemeine vaterländiſche Bewaffnung der tapfern Preußen die Franzoſen noch wohl an der Oder und Elbe.

Dies iſt die Geſchichte der letzten großen Begebenheiten, wodurch der barmherzige Gott uns von der unerträglichen Tyrannei und Wuth der argen Feinde hat erlöſen wollen, welche unſer Vaterland ſeit zwanzig Jahren auf ſo mancherlei Weiſe zerriſſen verheert und geſchändet und unſern Namen mit vielfacher Schmach bedeckt haben, alſo daß ſie uns und unſere Kinder nicht viel beſſer anſahen und behandelten, als das dumme Vieh, das nur zum Treiben geboren iſt. Und ſind wir unſchuldig an dieſem gewaltigen Kriege und an ſeinen Verwüſtungen und an dem vielen Blute, das vergoſſen worden; ſondern allein Napoleons Stolz und Herrſchſucht und der Geitz und der Uebermuth der Franzoſen iſt Schuld daran. Es iſt nun Gottes Wille, daß dieſer Stolz und Uebermuth gebändigt werden, daß die Franzoſen beſtraft werden für ſo viele himmelſchreiende Gräuel, die ſie in allen Ländern und Völkern verübt haben; es iſt Gottes Wille, daß die deutſchen Männer aufſtehen, des gerechten Zorns gedenken und auf die Franzoſen und ihren Tyrannen ſchlagen und Ehre und Freiheit wieder gewinnen, welche ſie von ihren Vätern geerbt und welche die hinterliſtigen Wälſchen ihnen ſo treulos geſtohlen haben; es iſt Gottes Wille, daß ſie ihre jenſeits des Rheins wohnenden Brüder befreien und die Menſchen deutſcher Art und Sprache wieder zum Reiche fügen, welche Hinterliſt und Verrätherei davon abgeriſſen haben. So daß man bei dieſer Betrachtung den gegenwärtigen deutſchen Krieg wohl einen chriſtlichen und heiligen Krieg nennen mag; denn hätte Napoleon länger geherrſcht, ſo wäre alle Freiheit Tugend und Gerechtigkeit von der Erde verſchwunden.

Damit nun den deutſchen Menſchen das rechte Herz des Krieges wachſe und ſie wiſſen, was Gott will und was ſie thun ſollen — darum iſt dieſes Büchlein verfaſſet. Denn ſie ſind Kinder eines edlen Volkes, und wäre es eine ewige Schande, wenn ſie als Sklaven leben mögten; und ihr Land iſt ein herrliches Land, und wäre es eine Schmach, wenn ſie darin nicht gebieten ſollten. Und mag man von Deutſchland wohl ſagen, wie es ſteht im 5ten Buche Moſes Kap. 33. „Dein Land liegt im Segen des Herrn, da ſind edle Früchte vom Himmel vom Thau und von der Tiefe, die unten liegt; da ſind edle Früchte von der Sonne und edle Früchte der Monden und von den hohen Bergen und von den Hügeln für und für, und edle Früchte von der Erden und was darinnen iſt.“

Gott, der die Herzen regiert und mit dem Geiſte des Muthes anbläſt, gebe, daß dieſes Büchlein viele Früchte trage und daß in den deutſchen Männern der Stolz und die Zuverſicht auf den Gewaltigſten erwachſe, wodurch der Tyrann zerſchmettert und die Peiniger und Unterdrücker aus den letzten deutſchen Gränzen vertrieben werden. Wahrlich, deutſche Männer, ich mögte zu euch reden, wie Moſes einſt zu den Kindern Iſrael redete, 5. B. Moſ. Kap. 6. „Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollt du zu Herzen nehmen, und ſollt ſie deinen Kindern ſchärfen und davon reden, wann du in deinem Hauſe ſitzeſt oder auf dem Wege geheſt, wann du dich niederlegeſt oder aufſteheſt. Und ſollt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand, und ſollen dir ein Denkmal vor deinen Augen ſeyn. Und ſollt ſie auf des Hauſes Pfoſten ſchreiben und auf die Thore, daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geſchworen hat, ihnen zu erhalten, ſo lange die Tage vom Himmel auf Erden währen.“

So vernehmet denn alle dieſe Worte mit freudigem Muthe, und thut alſo, und lebet und ſterbet als ehrenwerthe freie Männer; und Gott wird Deutſchland erhalten und euren Kindern und Kindeskindern bis in das tauſendſte Glied Segen und Freiheit geben.

Zweite Vorrede.

Und es ward der große Krieg glücklich vollendet, wozu die deutſche Jugend mit dem frommſten und redlichſten Muthe ausgezogen war, und Deutſchland ward befreit, und Napoleon und ſeine Heere wurden in blutigen Schlachten, auch in Frankreich ſelbſt, geſchlagen und gedemüthigt. Und endlich drangen die verbündeten Heere nach großen Kämpfen und gewaltigen Siegen gegen Paris, die Hauptſtadt von Frankreich, vor und erſtürmten ſie und nahmen ſie ein; den Franzoſen aber vergalten ſie nicht die Gräuel, die ſie in Deutſchland verübt hatten, ſondern meinten ſie durch Gnade und Güte zu beſſern. Aber der Böſe wird durch Gnade und Güte nimmer gebeſſert, ſondern allein die Furcht vor der Strafe bändigt ihn. Napoleon Bonaparte, nachdem ſeine Macht zerbrochen war, ward von dem Thron geſtoßen, den er durch alle unmenſchlichſten Schanden und Gräuel befleckt hatte, und eine kleine Inſel an den Küſten Italiens, welche Elba heißt, ward ihm zum Wohnorte angewieſen; der vertriebene König von Frankreich aber, Ludwig der Achtzehnte, welcher über zwanzig Jahre im Elende gelebt hatte, beſtieg den Thron ſeiner Väter wieder und regierte mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aber das franzöſiſche Volk war lange ſchon verwildert; das Heer, das unter Bonaparte gefochten hatte, war an alle Schanden an Gewalt Raub und Mord gewöhnt; eine große Bande von Gaunern und Schelmen aller Art, die unter der vorigen Herrſchaft der Tyrannei Helfer geweſen war, ſehnte ſich nach ihrem Haupte zurück, mit welchem ſie die Welt geplündert und geſchändet hatte. Und ſo ſaß der gute König Ludwig ſchwach auf dem Thron von Frankreich, und ſo geſchah es, daß die Böſewichter den Abgrund aller Laſter, Napoleon Bonaparte, wieder aus der Inſel Elba herbeigerufen, ihren König verjagt, und das Ungeheuer unter lautem Jubel wieder auf dem Thron geſetzt haben. Dies iſt geſchehen im verfloſſenen Monat März.

Und weil man den Wütherich und ſeine wilden Entwürfe und die Entwürfe ſeiner Helfer und Anhänger kennt, ſo haben alle Herrſcher Europa's ihn in die Acht erklärt und ſeinem Heere auf Tod und Leben den Krieg angeſagt; denn das Unheilige muß vertilgt und das Ungerechte mit der Wurzel ausgerottet werden.

Und weil alle wackere deutſche Menſchen aufſtehen und zum Schwerdte greifen und für des Vaterlandes Freiheit und Glück ſtreiten ſollen, ſo iſt dieſer Katechismus für den chriſtlichen Wehrmann wieder gedruckt und vertheilt werden, damit jeder begreife, in wie heiligem und gerechtem Kriege er die Waffen trägt und wie er ſich als ein deutſcher und menſchlicher und chriſtlicher Kriegsmann aufführen ſoll.

Gott wird dieſen Krieg ſegnen, weil die Redlichen gegen die Treuloſen und die Guten gegen die Schlechten ins Feld ziehen. Dieſer Gott, der ſich in den letzten Jahren ſo herrlich und wunderbarlich gezeigt hat, wird Deutſchland und das deutſche Volk nicht untergehen noch von ſchlechteren Völkern unterdrücken laſſen. Dies iſt unſere Hoffnung. Das aber iſt unſer tägliches Gebet, daß der deutſche Krieger durch Demuth Freundlichkeit und Frömmigkeit nicht weniger geprieſen ſey, als durch ihre Feſtigkeit und Tapferkeit.

Köln am Rhein, den 18. Mai des Jahrs 1815.

Erſtes Kapitel.

Von dem Böſen und vom Uebel.

Und es ſind viele Menſchen geweſen auf Erden von dem Anfang der Dinge her, und haben gefragt: Hat Gott nicht Alles gemacht, was im Himmel und auf Erden iſt? und iſt ohne ihn nichts, was da iſt? woher iſt denn das Böſe und das Uebel?

Iſt nicht Gott der Gütigſte, deſſen Güte reichet weiter, als die Himmel reichen und die Sonne ſcheinet und die Wurzeln in die Tiefen der Erde hinabſteigen?

Iſt nicht Gott der Heiligſte, in deſſen Weſen keine Lüge noch Sünde iſt?

Iſt Gott nicht, der da heißet hoch und tief und unermeßlich und unergründlich, der Weiſeſte und der Allſehende?

Warum hat denn Gott das Böſe und das Uebel gemacht?

Und ſo haben ſie viel gefragt und geklügelt, und haben keinen Ausweg funden und ſind Viele darüber zu Thoren und zu Narren geworden.

Ich aber ſage euch alſo:

Gott hat das Böſe und das Uebel nicht gemacht, ſondern es iſt, weil die geſchaffenen Dinge nicht ſo vollkommen ſeyn konnten, als der Schöpfer, und weil die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, dies Bild nicht bewahrten, ſondern abfielen und ſündigten.

Darum iſt das Böſe und das Uebel in die Welt gekommen, und nicht durch Gott.

Gott hat es nicht gemacht, die Menſchen haben es gemacht.

Weil ſie den himmliſchen Urſprung verleugnet haben, müſſen ſie mit dem Böſen kämpfen ihr Lebenlang, und das Uebel begegnet ihnen auf den Landſtraßen, auch wo ſie es nicht ſuchen; und iſt ſeit Adams Fall keine vollkommene Freude mehr in der Welt geweſen.

Darum ſehen wir dieſes Leben nur als eine Wanderſchaft an, und der Himmel heißt unſer Vaterland und die Liebe Gottes das Ziel, wornach wir ſtreben ſollen.

Zweites Kapitel.

Von Zwietracht und Krieg.

Und Hader begann auf Erden, ſobald mehr Menſchen als zwei lebten, und ein Bruder erſchlug den andern, und mußte Kain unſtät und flüchtig werden, weil Abels Blut von ſeiner Keule troff.

Und es ward Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg ſeit jenem Tage auf Erden, und iſt nicht geſtillt worden bis heute.

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts redet nur von zerſtörten Völkern und Städten, von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verſchwinden, und die einen ſteigen und die andern ſinken — und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnſucht nach Frieden in unſere Bruſt gepflanzt, als ein Zeichen ſeines himmliſchen Ebenbildes; und das Chriſtenthum ermahnt uns, daß wir ſollen barmherzig und freundlich ſeyn gegen alle Menſchen und unſern Nächſten lieben wie uns ſelbſt.

Wie darf denn der Krieg ſeyn in der Welt?

Du Thörichter, geh hin und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung, und ſie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und ſie werden dir die Worte deuten.

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haſſet die Ruhe. Darum iſt Krieg.

Durch Unglück und Noth ſollen wir lernen zum Himmel aufſchauen und bedenken, daß hienieden nicht unſers Bleibens iſt, ſondern daß wir das Unvergängliche ſuchen ſollen.

Durch Unglück und Noth werden unſere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergeſſen und nicht in eitler Faulheit und Wolluſt vergehen.

Denn unſere Unvollkommenheit könnte den ewigen Frieden nicht ertragen; ſondern alle Laſter der Weichlichkeit und Schande und Feigheit würden in demſelben die letzte Tugend der Menſchen austotten.

Weil wir ſo böſe ſind, darum iſt Krieg, und weil wir ſo nichtig ſind, darum iſt das Uebel. Wehe aber dem Manne, der nach unſchuldigem Blute dürſtet, der unſchuldige Völker zu unterdrücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück und Gott im Himmel wird den Wütherich ſtrafen.

Drittes Kapitel.

Von des Menſchen Herrlichkeit.

Und du, der kleines Herzens iſt, ſieheſt alles ſo klein, und du, der leicht verzaget, magſt Gott nicht erkennen.

Darum klügelſt du viel mit den nichtigen Worten und ſpielſt wie ein Kind mit Fragen und Räthſeln.

Und weißt du nicht, als Gott die Dinge ſchuf von Anfang, als er die Erde hob aus den Waſſern, und die Himmel befeſtigte in den Höhen, und der Sonne und dem Monde ihre Bahn gab, und den Sternen wies, wo ſie wandeln ſollten.

Da machte er die Erde, daß ſie fruchtbar wäre, und Bäume und Pflanzen, daß ſie lieblich darauf grüneten und trügen Früchte, jegliches zu ſeiner Zeit.

Und Gott erſchuf Thiere auf dem Felde und Vögel in der Luft und Fiſche im Meer; und war alles weiſe und gut, was Gott geſchaffen hatte.

Und zuletzt ſchuf er den Menſchen, ſein Gleichniß, und blies ihm ſeinen Athem ein, daß er Göttliches begehrete.

Und es ward der Menſch wohl verführt von der böſen Schlange, und fiel ab und ſündigte. Doch Gott verſtieß ihn nicht ganz, ſondern erlöſete ihn durch Jeſum Chriſtum, ſeinen einigen Sohn, und brachte die Lehre der Heiligung und die Botſchaft der Freude auf Erden.

Und iſt der Menſch der Erden Herr und ſoll herrſchen über die Thiere im Walde und über die Vögel des Himmels und über alles, was auf Erden iſt: daß ſie erkennen in ihm den Schatten des Himmels und das Bildniß deſſen, der ewig bleibt.

Denn ihm ward das Antlitz zu den Sternen gerichtet und die Sinne, daß ſie nach himmliſchen Dingen ſich ſehneten.

Und darum ſollen ſeine Gedanken ſtolz ſeyn, und ſein Herz freudig, daß er das Niedrige verſchmähe.

Und gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht oder aus geitziger Furcht redet, was ſein Herz nicht denket.

Sondern ein edler Zorn iſt dem Herrn lieb, und ein muthiger Stolz, der ſich nicht beugen läßt.

Denn der Herr will, daß den er zum Herrn machte, herrlich ſey, und die dienen ſollen das iſt ein anderes Geſchlecht.

Viertes Kapitel.

Von des Menſchen Verworfenheit.

Denn Gott hat Thiere geſchaffen dem Menſchen zum Nutzen, und Wild in den Wüſten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen vom Anfang an eingegeben, daß ſie dem Menſchen dienen ſollen und zittern vor der Majeſtät, die trägt das Bild vom Angeſicht des Herrn.

Und ſehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menſchen Haupt iſt ſtolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufſchaue, wo ſeine Heimath iſt.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt und ſolche, die ein dienſtbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menſchen und drückte ihm das Siegel der Majeſtät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen thut und was Gott ihm ins Herz geſchrieben vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das iſt ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüſte den Menſchen zum Thier und in Geitz und Dienſtbarkeit iſt die Thierheit verſchloſſen.

Der Menſch aber ſoll gehorchen mit Freiheit und das Rechte thun, weil es ſeinem Herzen gefällt.

Und es ſind viele Laſter ſchändlich zu nennen, doch das ſchändlichſte von allen iſt ein knechtiſcher Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden ſich an.

Wer mit hündiſchem Sinn das Recht verſchweiget, der umſchleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und ſo erwächſt der Geitz und die Lüge und der Neid und die Verleumdung und aller Laſter, die im Finſtern ſchleichen, eine zahlloſe Menge, und iſt zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wann ſolches geſchieht, ſo häufen die Menſchen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag und eſſen im Jammer ihr Brod und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich ſeyn? und wer auf Tugend nicht getroſt iſt, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den ſtolzen Herzen, und für den niedrigen Sinn iſt der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth iſt ſtolz auf den Herrn, aber Sklavendienſt kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott ſpricht: Ich habe die Verworfenen geſehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich ſie verkehrt, und weil ſie mit Fremden buhlten, hab ich ſie verworfen.

Und mag man heute wohl ſagen, wie der Prediger ſpricht: *Es iſt ein groß Unglück, das ich ſah unter der Sonne, nämlich Unverſtand, der unter den Gewaltigen gemein iſt, daß ein Narr ſitzt in gro-*

ßer Würde und die Klugen unten ſitzen: ich ſah Knechte auf Roſſen und Fürſten zu Fuße gehen wie Knechte.

Fünftes Kapitel.

Vom gerechten und ungerechten Kriege.

Wann nun die Herzen klein werden zum Dienſt, und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht ſtolz ſeyn wollen — dann kömmt das Elend über die Völker und Tyrannen wachſen wie die Drachen empor.

Und ſie ziſchen mit Mord und mit Blut und verwüſten die Welt, und ſchreien in ihrem trotzigen Glücke: Der Herr der Thronen hat uns zu Herrſchern geſetzt.

Und ſind doch die Treiber nicht her von Gott und die Plager gefallen dem Allmächtigen nicht, ſondern ſind die Brut der Bosheit der Menſchen und wachſen wie Unkraut aus der Schande empor; und gleichwie der Schlamm das Gewürm ausbrütet, ſo brütet die Sünde tyranniſche Frevler.

Wann nun die Blutigen Götter heißen wollen und die Ungerechten ſprechen: Betet uns an, denn wir ſind von Gott; — dann erhebe, o Mann, deinen Speer und ziehe das rächende Schwerdt aus der Scheide; dann verzage nicht zu ſterben im Streit und zu liegen als Leiche im Angeſicht des Himmels.

Denn wer Tyrannen bekämpft, iſt ein heiliger Mann, und wer Uebermuth ſteuert, thut Gottes Dienſt.

Das iſt der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das iſt das Blut, deſſen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer ſo mit den Vorderſten fällt in der Schlacht und mit den Tapferſten decket die Wege des Siegs, des Mannes ſpäteſtes Geſchlecht iſt geſegnet, und ſeine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und ſein Gedächtniß iſt heilig bei ſeinem Volke, und ſeine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unſterbliche Tugend aus Tugend und ein freies Geſchlecht erblühet aus redlichem Muth.

Darum ziehet getroſt in ſolchen Krieg und ſtreitet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber für den Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordiſche Schwerdt zieht, deß Name iſt verflucht bei ſeinem Volke und ſein Gedächtniß blüht nimmer unter den Menſchen.

Sondern wo Raben krächzen da wird er verflucht, und auf dem Rabenſtein da glänzt ſeine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht und damit unſchuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwerdt gegen Gott deñ Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder ſpäter findet Gott den Uebermuth und miſſet jeglichem ſeinen gebührenden Lohn.

Und es gilt der alte Fluch gegen die Böſen, wie der Prophet ſpricht:

Wehe dir, du Verſtörer! meinſt du, du werdeſt nicht verſtört werden? und du Verächter, meinſt du, ich werde dich nicht verachten? wann du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtört werden; wann du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten.

Aber die Redlichen rufen mit dem Könige David:

Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer ſänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen. Die Völker müſſen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muß vergehen, wann er ſich hören läßt, der den Krieg ſteuret in aller Welt, der Bogen zerbricht Spieße zerſchlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seyd ſtille und erkennet, daß er Gott iſt.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen Tyrannen.

Und der Abgrund hat ſich aufgethan, ſpricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgeſpieen und die Schlangen ausgelaſſen, die da giftig ſind.

Und es iſt ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgeſtanden.

Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, ſo heißt Bonaparte Satans älteſter Sohn.

Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöſe.

Und doch kenne ich ihn nicht, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn kenne nach Gott.

Sondern durch Lügen iſt er gewaltig geworden, und durch Mord und Verrath hat er ſeinen Stul gebaut. Und iſt ein Zeichen der Zeit, wie ſündlich die Menſchen ſind und wie die Menſchenkinder ferne wandeln vom richtigen Pfade, daß ſie die Knechtſchaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit geprieſen als Tugend des Königs.

Und iſt ſolchen Recht geſchehen in ihrem bübiſchen Sinn und wird ihre Miſſethat fallen ſtrax auf ihr Haupt.

Denn wer den Wolf Lamm nennt, den zerreiße der Wolf, und wem die Schlange gütig dünkt, den beiße die Schlange.

Aber ich werde die Miſſethat zerſchmettern und die Falſchheit zeigen und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue.

Wann die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war.

Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind; ich rufe es aus zu den Völkern über dem Meer und zu denen, die in fernen Landen wohnen:

Auf, ihr Völker! dieſen erſchlaget, denn er iſt verfluchet von mir, dieſen vertilget, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.

Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen, und wird ſeyn viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme.

Doch ſie ſollen nicht faul ſeyn mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.

Siebentes Kapitel.

Von dem fremden Volke.

Höre du, der am Strande der Oſtſee wohnt, und auf den höchſten Alpen ſeine Heerden weidet, der von der Elbe die Schiffe zu den Inſeln ſchickt, und auf der Donau zu fernern Völkern fährt: höre du Volk, deſſen Väter ich geliebt habe, deſſen Land ich geheiligt habe zum Sitze der Freiheit.

Was willſt du länger trägen Sinnes ſeyn und nicht gedenken, wer deine Väter geweſen?

Die hatten die Gerechtigkeit lieber als Gold, und Freiheit däuchte ihnen werther als köſtliche Steine.

Darum waren ihre Häuſer voll Glückſeligkeit, und Freude fehlte nimmer bei ihren Feſten.

Denn der kühne Mann erfreut ſich des Lebens, und wer frei iſt, der hat der Güter genug.

Du aber haſt mit den Fremden gebuhlt, und haſt die Affen zu Götzen gemacht; du haſt nicht bedacht, wie verderblich der wälſche Tand dir iſt, und haſt der Ehre deiner Väter lange vergeſſen.

Deswegen iſt die Staupe über dich gekommen, und die Knechtſchaft hat ſich dir auf den Nacken geſenkt.

Denn durch die Knechte verlernteſt du die Freiheit deiner Väter und durch die äffiſchen Menſchen was deinen Altvordern Zucht hieß; und lachteſt über das Heilige in deinem Volke, und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachteſt auch über mich, der im Himmel wohnet.

Und tändelteſt in fremder Sprache fremden Lug nach, und verſpielteſt die deutſche Treue in ſchlüpfrigen Worten.

Denn die, mit welchen du buhlteſt, kennen die Treue nicht, und Zucht und Sitte heiſt ihnen ein lächerliches Ding.

Und du haſt Wind geſäet mit ihnen, und Ungewitter geärndtet, und wirſt es ärndten, wenn du nicht abläſſeſt und dich wieder wendeſt auf den Weg deiner Väter.

Siehe, dieſe ſäeten Gerechtigkeit, und ärndteten Liebe; du aber thuſt anders, du pflügeſt Böſes, und ärndteſt Unheil, und iſſeſt Lügenfrüchte.

Darum nicht länger ſollſt du das Kleinliche lieben und nicht nachäffen, worin die Eitelkeit wohnt.

Denn du haſt wohl erfahren, was ein Franzoſe iſt, und wie gütig die ſind, welche in Frankreich wohnen.

Ihre Worte ſind glatter als ein ſchlüpfriger Aal, und ihre Gebärden freundlich auf Betrug geſtellt.

Doch die Falſchheit laurt in dem trügeriſchen Schein, und in den freundlichen Blicken brütet das Unglück.

Und ihre Rede ſchmeichelt ſüßer als Honigſeim, und wann ſie mit Liebe umhalſen, meinen ſie Arges.

Du aber ſollſt tragen ein männliches Herz einen ernſten Blick und ein redliches Wort.

Denn ein Mann ein Wort, das hieß ſonſt der Deutſche, und er war ein geprieſenes Volk, ehe er das Fremde gelernt.

Denn zum Tand hat Gott den Deutſchen nicht geſchaffen, noch daß er durch Liſten die Herrſchaft gewinne; ſondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz und Kraft in die Zunge und einen ſtarken Arm.

Wehe ihm aber, wenn er länger tändelt mit Tand und wenn ihm die Lüge der Fremden gefällt!

Dann verdamme ich ihn zum ewigen Knecht, und ſeine Väter verfluchen ihn, die im Himmel ſind.

Und wird ſein Name nicht mehr ertönen im Lobe der Freien und ſein Ruhm ſchweigen, wo man von Tapfern ſpricht.

Achtes Kapitel.

Von der Sünde und dem Unglück.

Und es ſind Viele, die da ſagen: unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weiſe ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten beſtimmt, und kein Sterblicher mag ſeine Wege wiſſen und meiſtern.

Und wäre es doch alles geſchehen, wenn wir auch klüger geweſen, und wäre es geworden, wie es heute iſt, wenn wir auch in der Treue unſerer Väter gewandelt wären.

Denn Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt, wie der Herr will.

Ich aber ſage euch: ihr ſehet die Furchen noch friſch, worein ihr geſäet, und die Stricke ſind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Ausſaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wolluſt und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Deutſchland und von dem Vaterlande und von der alten deutſchen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein jeglicher ſeinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie ſie des Tages am beſten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, ſprachen ſie, und was hinter dieſem Leben liegt, das iſt dunkel.

Darum weil ſie Gott vergaßen, hat Gott ſie vergeſſen, und weil ſie auf Nichtigkeit gebaut, ſind ſie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat ſie gegeißelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen ſind ſie untergegangen.

Weil ſie nicht glaubten, darum verzagten ſie ſogleich, und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Alſo gebar die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürſten geſchah, wie trauernden Wittwen geſchieht.

Wie der Prophet ſpricht: Ich will den Erdboden heimſuchen um ſeiner Bosheit willen, und die Gottloſen heimſuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen: daß ein Mann theurer ſoll ſeyn denn fein Gold und ein Menſch werther denn Goldſtücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehreſt und wieder zu Gott wendeſt, wird er ſich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen: Ich habe dich wider dies fremde Volk zur feſten ehernen Mauer gemacht; ob ſie wider dich ſtreiten, ſollen ſie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Böſen und erlöſen aus der Hand der Tyrannen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht.

Und weil du nun ſieheſt, woher dein Unglück gekommen und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, ſo mußt du zuvörderſt wieder ſchauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge ſind.

Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder, und die Zuverſicht auf den Himmel überwindet die Hölle.

Und dem Menſchen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf ſterblichen Künſten gebaut wird.

Denn ſo ſpricht der Herr, der Gewaltige:

Einem Krieger hilft nicht ſeine große Macht, ein Rieſe wird nicht errettet durch ſeine große Kraft, Roſſe helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe des Herrn Auge ſieht auf die, ſo ihn fürchten und auf ſeine große Güte hoffen.

Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des Friedens und der Liebe, daß du alle deine deutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt, und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihren Herzen.

Denn durch der Herzen Zwietracht iſt das Unheil gekommen, und durch die Thorheit der Feigen plagen fremde Henker dich.

Und ihr ſollet euch wieder brüderlich geſellen zu einander, alle, die ihr Deutſche heißet und in deutſcher Zunge redet, und den Trug bejammern, der euch ſo lange entzweit hat.

Und ſollet in Einmüthigkeit und Friedſeligkeit erkennen, daß ihr Einen Gott habet, den alten treuen Gott, und daß ihr Ein Vaterland habet, das alte treue Deutſchland.

Und ſollet gedenken, wie ihr ein freies Land von euren Vätern empfangen habet und wie ihr euren Kindern und Kindeskindern die Freiheit hinterlaſſen müſſet.

Und ſo ſollet ihr die zerriſſene Treue und Liebe wieder zuſammenbinden und die einträchtige Freundſchaft brüderlich beſchwören.

Denn einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerſtehen, denn eine dreifaltige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Und wann ihr den hohen und heiligen Schwur gethan Gott und dem Vaterlande, dann müſſet ihr jedermänniglich das Schwerdt ziehen gegen den tückiſchen Feind und auf ihn halten und ſchlagen in allen deutſchen Landen und ihn ertilgen mit der Schärfe des Schwerdts, ſo weit eure Gränzen ſtehen.

Und muß der Haß gegen die Franzoſen künftig euer Gränzhüter ſeyn und ſeine Furcht vor eurer Stärke eure ſicherſte Feſte.

Wer aber hinfort noch mit den Feinden ſteht, den treffe Schande und Fluch und Acht, und verbannet ihn, er ſei Hoch oder Niedrig.

Denn die Redlichkeit ſoll in euren Häuſern wohnen und die Tapferkeit die Thore eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet, das iſt ſchlecht gebunden, und was die Treue nicht ſchirmt, das beſchirmt kein Eid.

Zehntes Kapitel.

Von der Liebe und Verträglichkeit.

Es iſt kein köſtlicheres Ding als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heißen.

Denn ſie ſchließt der Menſchen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen an einander, und iſt keine Tugend auf Erden, die mit Gott ſo verwandt iſt und nach den himmliſchen Gütern ſo ſehnſüchtig macht, als die Liebe.

Denn ſie war Gottes Geſellin von Anfang, als er alle

Dinge ſchuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erſtürbe alles auf Erden und kröchen unſere Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finſterniß Gottes Name und die Unſterblichkeit nichts als ein geſpenſtiſcher Traum.

Darum, ſo ihr wieder ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Deutſche Brüder ſind, müſſet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmuth die deutſchen Herzen gewinnen möget.

Und ſollet ihr nicht mehr thun, wie ihr gethan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menſchen der einen deutſchen Landſchaft die Menſchen der andern Landſchaft haſſen und daß ein deutſcher Mann den andern verſpottet.

Denn dadurch ſeyd ihr die Knechte der Knechte geworden, und mußtet euch vor dem ſklaviſcheſten Volke auf Erden beugen.

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern ſollet einander lieb und werth haben wie Brüder, alle, die in deutſcher Zunge reden, von der Oſtſee bis zu den Alpen und von der Nordſee bis zum Niemenfluß:

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Oeſtreich und Preußen, Baiern und Tyrol, Sachſen und Weſtfalen, ſondern Deutſchland deutſche Ehre deutſche Freiheit deutſche Tugend der allgemeine Klang ſey und die Loſung, die gegen die Franzoſen gerufen wird.

Damit ihr aber dies könnet, darum rufet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz ſenke und die Einmüthigkeit in eurer Bruſt pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und iſt keine allmächtiger, gewaltige ge zu thun.

Darum, ſo eure Brüder in manchen Landſchaften andere Sitten und Bräuche haben, als ihr, ſo ſollet ihr des nicht ſpotten, ſondern alle Verſchiedenheit freundlich ertragen und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet und daß nur Einmüthigkeit euch ſiegreich machen kann.

Und ſollet es alles zum Beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich ſeyn. Denn ein freundliches Herz gewinnt ſelbſt die Feinde, aber ein ſtörriſcher Sinn ſäet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht ſchlummern, und die Hinterliſt, die in euren Feinden lauret, nicht raſten.

Und ſie werden rufen: Hie Papſt! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege verſammeln.

Und ſie mögten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben.

Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und ſie ſehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder ſtammeln ſie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum ſollen ſie auch freundlich und verträglich ſeyn mit einander und der verſchiedenen Arten und Gottesdienſte nicht ſpotten.

Wer anders thut, werde wie ein Frevler geſtraft und wie ein Verräther aus ſeinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldenthum erneuen und durch die Liebe ſoll der Ruhm deiner Väter erſtehen.

Eilftes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe haben ihnen Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Unterthanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen ſondern als Sklaven gebrauchten.

Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben.

Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nicht anders geweſen denn reißende Thiere und Wölfe und Tiger, die da um Wolluſt oder Gold das Schändliche thaten.

Und iſt das aller Tyrannen Art geweſen bis auf dieſen Tag, und iſt auch die Art deſſen, der jetzt euer Plager iſt.

Dieſe Soldaten haben ſolches wohl ihre Ehre genannt, und gemeint, es gebe für ſie eine andere Ehre als für andere Menſchen.

Und iſt doch nur Eine Ehre und Eine Tugend für alle Menſchen auf Erden.

Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre iſt:

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann ſoll für ſeinen löblichen und gerechten König und Herrn und für deſſen Reich und Ruhm ſtreiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat ſoll ſein Vaterland und ſein Volk über alles lieben, und gern ſeinen letzten Blutstropfen verſpritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr ſteht.

Ein wackerer Soldat ſoll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geſchrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat ſoll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für dieſe freudig das Schwerdt ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einſt von jedem Tropfen unſchuldig vergoſſenen Blutes Rechenſchaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat ſoll nicht prunken mit der äußeren Ehre noch ſich auf Eitelkeit blähen; ſondern die Treue gegen das Vaterland ſoll ſeine Ehre ſeyn und ſein ſtiller Muth ſeine höchſte Zierde.

Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen ſein Vaterland ſtreitet und für den hinterliſtigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht.

Wehe ihm, der ſich ſolches unterfängt! Gott im Himmel wird ihn ſtrafen, ſey er Fürſt oder Knecht.

Denn ſein Finger hat gewieſen, daß er uns erretten will, und ſein ſtarker Arm, daß ihm Uebermuth nicht lieb iſt.

Darum, deutſche Krieger, das ſoll eure Ehre ſeyn, daß ihr das Vaterland lieber habt als Geld, und die deutſche Freiheit werther als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als alle irdiſchen Güter.

Das ſoll eure Ehre ſeyn, daß keiner zweifle, Gott werde die Tapfern und Redlichen befreien; daß keiner verzage, in ſo heiligem Kampfe zu ſterben.

So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den ſie ſich geſtohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen, und Ehre wird wieder Ehre heiſſen in euren Gränzen.

Zwölftes Kapitel.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menſchen wohl geht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit.

Dieſe ſind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und auf ſeine Gelüſte gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmliſchen Geiſtes.

Sie graſen wie das Vieh nur die Speiſe des Tages, und was ihnen Wolluſt bringt, däucht ihnen das Einziggewiſſe.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geſchwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; ſolche Menſchen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Menſch aber ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergiſſet, und kein thieriſcher Menſch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Menſch, haſt du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wornach deine Sehnſucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt ſeine Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſeten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Chriſtenthums ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeyen es kahle Felſen und öde Inſeln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch, und ſollſt nicht vergeſſen ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremde Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Darum auch ſind ſie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben ſie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutſcher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuverſicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger ſey als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir ſüßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinneſt, worum dich Verräther betrogen, und mit Blut erwerbeſt, was Thoren verſäumten.

Denn der Sklav iſt ein liſtiges und geiziges Thier, und der Menſch ohne Vaterland der unſeligſte von allen.

Dreizehntes Kapitel.

Von Beſcheidenheit und Demuth.

Zu der Zeit, als unſere Vorfahren am freieſten und und glücklichſten lebten, gelobten die Männer und Ritter des Volks, die ſich den Waffen weiheten, vor dem heiligen Altare Armuth und Keuſchheit und Demuth, und die durch die Macht die Herren waren, betrachteten ſich als die demüthigen Diener und Beſchützer der Kranken und Schwachen; der Hülfloſen und Unterdrückten, der Wittwen und Waiſen und der Frauen und Jungfrauen.

Und war damals ein ritterlicher Mann und ein frommer Mann Eins.

Auch iſt von allen menſchlichen und chriſtlichen Tugenden keine lieblicher und werther, noch hat im Himmel irgend eine einen größeren Preis, als die Beſcheidenheit und Demuth.

Und ſoll der rechte chriſtliche Soldat mild ſeyn wie ein Lamm und muthig wie ein Löwe.

Aber dieſes herrliche Ritterthum verfiel, und es kamen ganz gemeine Soldaten auf, die oft nichts weiter waren als blinde und willenloſe Werkzeuge der Willkür und Gewalt.

Und dieſe Soldaten wußten wenig von Gott und von der alten Ritterlichkeit und Demuth; Freiheit und Gerechtigkeit hieß ihnen oft nur, was der Herr befahl, und die großen Heiligthümer eines edlen Menſchen, Volk und Vaterland, ſtellten ſie tief unter das prunkende Ding, das ſie Soldatenehre nannten.

Und ſie wurden oft gewaltthätig und einbildiſch, und meinten, ſie ſeyen beſſer, als alle andere Mitbürger ihres Landes, und die Bauren und Bürger ſeyen niedrigere Geſchöpfe und nur zum Laſttragen und Verhöhnen geboren.

Daraus erwuchſen Trotz Hoffart und Uebermuth; da hörte man hohe und laute Worte und ſahe ſchlechte und gewaltſame Thaten, und ward der Name Soldat faſt ein kleiner Name.

Denn die Leute glaubten oft, Soldat ſeyn und übermüthig ſeyn dürfen ſey Eins, und wer das Kriegskleid trage, der ſey von Rechtswegen der Uebrigen Herr.

Solches aber darf nimmer ſeyn bei einem braven Soldaten, der für ſein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer ſtark und gewaffnet iſt, dem ziemet die Freundlichkeit.

Darum iſt nichts lieblicher, als ein Soldat, der gegen alle Menſchen der freundlichſte und gütigſte iſt, und ein ſtilles und langmüthiges Weſen ſteht einem tapfern Manne wohl.

Die aber in Worten ſo groß ſind, ſind in Thaten oft klein.

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauer, nicht gegen Greiſe und Weiber und Kinder ſoll der Soldat feurig trotzig und wild ſeyn; wann der Feind nahet, dann zeige er, wie feurig ungeſtüm und gewaltig er ſeyn kann.

Das übermüthige und prahleriſche Weſen aber kleidet den Tapfern übel und entehrt das Eiſen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Beſcheidenheit iſt der Schmuck des Tapfern und Demuth die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen iſt des Soldaten Ehrenkleid und die Milde ſein undurchdringlichſter Harniſch.

Wer das Schwerdt trägt, der ſoll freundlich und fromm ſeyn wie ein unſchuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demüthigung der Uebermüthigen.

Darum iſt in der Natur keine größere Schande als ein Krieger, der die Wehrloſen mißhandelt, die Schwachen nöthet und die Niedergeſchlagenen in den Staub tritt.

Das iſt der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein ſchwellendes Waſſer, der aber in friedlichen Häuſern friedlich iſt wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendſonne des Sommers.

Denn der Krieg iſt ein Uebel und die Gewalt iſt das größte Uebel.

Darum ſollen die, welche für den Krieg gerüſtet ſind, die gütigſten und mildeſten ſeyn, und ſollen wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerſchmettern und die Trotzigen zermalmen kann.

Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit und die Barmherzigkeit erlöſet von vielen Sünden.

Und wer ſein Herz aufthut in der Noth, dem wird von Gott auch der Himmel aufgethan.

Bedenke darum, o Menſch, welch ein fürchterliches

Ding das Schwerdt iſt, und bändige den Trotz unter dem allmächtigen Gott, der auch die Trotzigen demüthigen kann.

Vergiß es nie, Soldat, daß du auch ein Menſch biſt und daß alles Menſchliche auch über dich verhängt werden kann.

Denn zu wem mag der Wütherich rufen in der Noth? und wie mag Gnade von Gott hoffen, wer nicht gnädig iſt?

So ſchone denn des Wehrloſen und hilf dem Schwachen und ſey gütig gegen den Bedrängten, und nur gegen das Schwerdt gebrauche das Schwerdt.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Habſucht und Grauſamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen, daß er ſein Vaterland und deſſen Ehre und Freiheit vertheidige, ſeine Aeltern Brüder Weiber und Kinder beſchirme, und den übermüthigen und treuloſen Feind, der ſein Land bedroht und angreift, zurücktreibe und ſchlage.

Dies iſt ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz Hochſinn und Gerechtigkeit müſſen daher in der Bruſt eines chriſtlichen Soldaten thronen und Ehrſucht Geiz Habſucht und alle Niedrigkeit austreiben.

Mühen und Beſchwerden, Hunger und Durſt, heiße und arbeitvolle Tage, kalte und ſchlummerloſe Nächte, Gefangenſchaft und Kerker, Wunden und Tod — dieſes alles erwartet den Mann, der für ſeinen Herrſcher ſeine Freiheit und ſein Land ins Feld zieht.

Das alles ſoll er nicht achten, ſondern wie es Gott gefällt empfangen und mit Gott in den Streit gehen; denn er geht auf dem Wege ſeiner Pflicht.

Das iſt aber ein ſchändlicher Mann und ein ſchändlicher Soldat, der da auszieht, wie Raubthiere ausziehen, der wie ein hinterliſtiger Tiger und eine unerſättliche Hyäne auf Raub lauert, den nach dem Hab und Gut und den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüſtet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht hat und das Schwerdt führt.

In einem raubſüchtigen geitzigen und wollüſtigen Menſchen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück werden von ihm weichen.

Gott ſucht zuletzt jede Miſſethat heim und beſtraft auch den verborgenſten Gräuel.

Denn der Geitz iſt eine Wurzel alles Uebels und aller Schande, und die andere plündern und ſchänden, werden zuletzt ſelbſt die Geplünderten und Geſchändeten.

Ein ſolcher Soldat, der räuberiſch hartherzig und grauſam iſt, heißt mit Recht viel ſchlechter als ein Straßenräuber, und ſollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad beſtraft werden.

Denn er entehrt den heiligſten Stand des Bürgers und macht Stärke und Muth, welche die Menſchen beſchirmen ſollten, zu ihrem Fluch.

Ihr habt geſehen in dieſen Tagen, wer die Räuber ſind, über welche Gott Gericht gehalten hat.

Sie ſind gefallen die Wütheriche, welche ſich Herren der Welt nannten, ſie ſind gefallen, wie wenn ein wehrlicher Mann von Knaben erſchlagen wird.

So iſt ihre große Macht dahin geſtürzt und ihr frevler Trotz gedemüthigt durch Gott.

Auf Spaniens Fluren dörrt die Sonne ihre Gebeine, und in Rußlands und Polens Wäldern trugen ſie die Wölfe umher.

In Deutſchland auch lagen ſie zu Zehentauſenden erſchlagen und zu Zwanzigtauſenden ſtießen Lazarethe ſie als Leichen hinaus.

So hat Gott gerichtet, der gewaltig iſt, ſo hat der geſtraft, welcher den Gerechten das Panier erhöht.

Darum, deutſche Krieger, hütet euch, daß euch nicht Gleiches geſchehe, und beweiſet durch Gütigkeit und Freundlichkeit, daß ihr die Freiheit verdienet.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Mannszucht.

Laß den Sturm los, und er entwurzelt den Stamm; reiße die Ufer nieder, und der Strom verwüſtet das Land.

Alſo läſſet auch der Krieg alle wildeſten Kräfte los, und entbindet was im Innerſten der Herzen Fürchterlichſtes brütet.

Darum iſt auch jeder Krieg, der nicht für Recht und Freiheit geführt wird, der größte Gräuel.

Aus der Ruhe werden die Stillen geriſſen, aus dem Frieden ihrer Häuſer werden die Sanftmüthigſten weggenommen. Sie ſollen alles wagen und dulden, was die Elemente Härteſtes haben und was menſchliche Liſt Kunſt und Gewalt Grauſamſtes erfinden mögen

In ſolchen Arbeiten und Gefahren wird der Sanftmüthige oft ungeduldig und der Stille wilder als recht iſt.

Wenn dies ſolchen begegnet, wie ſoll man diejenigen bändigen, welche von Natur unruhig wild und gewaltſam ſind, daß ſie nicht thun was ihre wüſten Herzen gelüſtet.

Damit dieſe nicht alle Schranken durchbrechen, deswegen iſt eine feſte Ordnung und eine ſtrenge Zucht und ein unverbrüchlicher Gehörſam erfunden — und das nennen ſie die **Mannszucht**.

Und ohne dieſe Mannszucht mögte wohl niemand Zwanzigtauſenden und Hunderttauſenden befehlen, ſondern im Kriege würde alles durch Wildheit und Gewalt untergehen.

Dieſe Mannszucht muß bei deutſchen Soldaten jetzt die ſtrengſte ſeyn; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, deſſen Väter wegen Ehrbarkeit Frömmigkeit und Treue in der Geſchichte geprieſen werden, ſich durch wüſte und unmenſchliche Thaten befleckte.

Das iſt aber die Zucht eines chriſtlichen Soldaten, daß der Soldat ſelbſt in der bitterſten Noth nie und nirgends etwas Anderes begehren und nehmen ſoll, als Obdach und Speiſe, womit er ſich gegen das Wetter und gegen Hunger und Durſt ſchirme.

Und dieſes begehre und nehme er mit aller Freundlichkeit.

Wer etwas Anderes begehrt und raubt, wer lieber ein Dieb als ein Ehrenmann ſeyn will, den jage man ohne alles Erbarmen weg, oder erſchieße ihn allen zum Beiſpiel und Abſcheu, wie man tolle Hunde erſchießet.

Denn kein deutſcher Soldat ſoll im Kriege reich werden an Silber und Gold noch an Wolluſt und Schwelgerei, ſondern die Gerechtigkeit ſoll ſein Ziel und die Ehre und Tugend ſein höchſter Lohn ſeyn.

Der Krieg iſt eine heilige Arbeit, damit die Freiheit gerettet werde; er ſoll kein Gewinn ſeyn, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gottesfurcht.

Der Soldat ſoll ein Chriſt ſeyn; er ſoll es tief in ſeinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und ſeinem Schickſal ein heiliges Weſen waltet, das zu ſeiner Zeit einem jeglichen geben wird was ſeine Thaten verdient haben.

Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angethan:

das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt.

Wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles. Wer dieſelbige feſt hält, wem kann man den vergleichen?

Gleichwie ein Haus, das feſt in einander verbunden ſteht, nicht zerfällt von dem Sturmwinde, alſo auch ein Herz, das ſeiner Sachen gewiß iſt, das fürchtet ſich vor keinem Schrecken.

Der Krieg iſt ein wildes getümmelvolles Weſen und reizt alle Gelüſte und Triebe zur Wildheit und Bosheit; wer will den Soldaten zügeln, wenn es Gott nicht thut?

Der Krieg hat die größten Uebel und Plagen nur ein frommer Sinn und die Zuverſicht auf Gott mögen den Muth und die Kraft immer aufrecht erhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern.

Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden Verſtümmelungen den Tod: Schmerzen und Qualen, vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet; der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht.

Sein Bewußtſeyn, daß er auf dem Wege der Pflicht wandelt, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm und Schild; ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein feſter Hort.

Der Chriſt weiß: dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten des Glückes; er kennt keine Angſt, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuverſicht eines beſſeren Daſeyns.

Der Chriſt allein weiß was iſt und was ſeyn wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht; denn die Furcht des Herren machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich; wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl in der letzten Noth und er wird endlich den Segen behalten.

Der Chriſt iſt fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde und muthig gegen die Feinde; der Chriſt hat allein den rechten Stal der Seelen, die rechte eiſerne Feſtigkeit, welche Sieg und Glück bringt und ſelbſt das Unglück überwindet.

Denn im Unglück erſcheinet die Probe, was ein Mann iſt und wie er glaubt.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Hingebung.

Und ich ſprach: die Liebe iſt die Meiſterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteſte Geſellin, und hat Gott alles mit der Liebe geſchaffen, und iſt nichts ohne die Liebe, was gut iſt, und wird ohne die Liebe nichts ſeyn.

Denn die Liebe giebt zu allen Dingen den einfältigen Sinn und den freudigen Muth und die hohen Gedanken, daß die Menſchen es vernehmen und ergreifen und fröhlich hinausführen.

Wer aber der Liebe mangelt, der iſt gleich einem kalten Winde und ſein Herz iſt leer wie eine tönende Schelle.

Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Chriſten heißen, und unſere Religion heißt die Religion der Liebe, und Jeſus Chriſtus Gottes einiger Sohn unſer Heiland gab ſich aus Liebe für uns in den bitterſten und ſchmählichſten Tod am Kreuze.

Alſo ſollen wir auch lieben, wie er geliebt, hat und thun, wie er gethan, und uns hingeben und jede Stunde bereit ſeyn das Letzte zu thun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen.

Und wann die hohe Pflicht gebietet, ſollen wir nicht zittern noch zagen ſondern freudig unſern Weg gehen und Gott vertrauen und ihm, welcher die Himmel regiert, die Ausführung überlaſſen. Er wird es alles wohl machen.

Wohlauf denn, du treuer chriſtlicher Soldat! wohlauf du redlicher Deutſcher! dir erklingt der Zuruf: Steh für dein Vaterland auf und jage die blutdürſtigen Räuber aus dem Lande.

Wohlauf, redlicher Deutſcher! mit fröhlichem Muth in den Krieg! und zittre nicht unter Kugeln und Schwertern.

Denn die Böſen wollten die Gerechtigkeit vertilgen und die Gottesverächter wollten die Freiheit tödten.

Darum frage nicht, ob du wieder zu Hauſe kömmſt, ſondern höre allein das Gebot deines Gottes: als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu ſtehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege.

Darum frage nicht mehr nach Silber und Gold, nach Häuſern und Gütern, nach Spielen und Freuden, ſondern frage allein, was recht iſt, und thue das Rechte und hoffe auf den, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge ſteht.

Und blaſe dir die rechte deutſche Liebe in dem Herzen auf und fühle, wie herrlich die Arbeit und Gefahr für das Gute iſt.

Und Gott wird mit dir ſeyn und dir das Herz ſtärken und den Arm ſtälen und dir den rechten Feuermuth in die Bruſt hauchen, daß du deine Sache tapfer gewinneſt.

Denn Gott und die Liebe überwinden alles und iſt auch der Tod ein Nichts vor ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein deutſcher Soldat jetzt ſeyn muß.

Siehe ich habe ſchöne Tugenden jetzt gewieſen, welche einen Chriſten und Soldaten zieren. Ich könnte noch mehrere weiſen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig iſt, das ſtehet einem Soldaten wohl.

Wer aber ſein Vaterland über alles liebt, weſſen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Beſcheidenheit und Gottesfurcht geſchmückt iſt, der trägt wohl einen Kranz ſchöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfeſter Mann genannt werden.

Dieſen Spiegel eines chriſtlichen Soldaten habe ich hingeſtellt, auf daß alle deutſchen Soldaten ſich durch den hohen Reiz der Ehre und Tugend locken laſſen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks ſondern den unſterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren.

Ich habe ihn hingeſtellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit ſeinem Weltgericht ſichtbar über die Erde hinwandelt, und wo ein jeglicher berufen iſt durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzuthun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört.

Dieſer hohe Ruf Gottes iſt auch an jeden deutſchen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geſchändet, und grimmigen blutigen Kampfes und brennenden Zorns bedarf es, daß es wieder aufgerichtet werde.

Deutſchland hofft auf ſeine Kinder, es hoffet ja es flehet, daß ſie ſo uralten Ruhm, ſo heiligen Namen, ſo ehrwürdige

Erinnerungen, als auf dieſem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen laſſen.

Aber deutſche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belaſtet, wenn ihr aufſtehen wollet und ſtreiten für euer Land, bis ihr es wieder gewinnet oder in dem großen Kampf erlieget, ſo bedenket auch, welche Männer ihr ſeyn müſſet.

Nur durch redliche freie ehrenfeſte Männer wird das Vaterland gerettet werden.

Darum wenn ihr ſo Hohes wollet als die Auslöſchung der Schmach und die Abſchüttelung der Sklaverei, ſo müſſet ihr auch die Gedanken hoch ſtellen und mit ihnen zum Himmel hinaufſtreben, wo der höchſte Hort und Helfer iſt.

Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrſucht, Geiz und Wolluſt muß fern ſeyn von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit ſtreitet.

Denn warum verabſcheuet und haſſet ihr die Franzoſen ſo ſehr?

Nicht allein, weil ſie eures Landes und eurer Leiber und Geiſter Herren ſeyn wollen, ſondern weil ſie geizig wollüſtig räuberiſch und grauſam ſind, weil ſie nicht für Recht und Freiheit ſondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen.

Euch geziemt es alſo, alles Rohe Wilde Räuberiſche und Schändliche von euch zu thun und vor eurem Volke und vor allen Völkern im höchſten Glanze der Ehre da zu ſtehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr ſeyd würdig freie und glückliche Männer zu ſeyn, jene Sklaven aber verdienen den böſen Deſpoten, der ſie mit eiſernem Scepter beherrſcht.

Denn wahrlich, waget ihr nicht beſſer zu ſeyn, als ſie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Troſt und Verkündigung.

Und wenn du ſo, wie ich es dir gezeigt habe, empfindeſt denkeſt und handelſt, dann fürchte nicht, wackerer deutſcher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Ueberziehern zu ſchwer ſeyn wird.

Wahrlich, wenn alle deutſche Männer, die das Schwerdt ausziehen, nichts wollen, als ihr Recht ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn ſie feſt entſchloſſen ſind für die große Sache zu ſiegen oder zu ſterben, nimmer werden ſie erliegen.

In einem redlichen und wackern Manne, der das Gute nur thut, weil es gut iſt, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt in ihm eine unermeßliche und überſchwängliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle beſiegen wird.

Das iſt der Preis der Tugend und der Ehrenſchein eines guten Gewiſſens, daß der Menſch an Antlitz und Gebärde an Sinn und Gedanken Gott ähnlich wird und göttliche und wunderbare Thaten vollbringt, die er ſelbſt nicht begreifen mag.

Drei Jahrhunderte hat der deutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnißvolle Jahrhunderte. Er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, das nur Ein Ziel Einen Athem und Ein Leben hat.

Denn Zwietracht hatte ihn zerriſſen, und Verrätherei hatte ihn geſchwächt, und Trug und Hinterliſt von eigenen und von fremden Buben hatte ein Netz des Unheils um ihn geſponnen.

Aber die Zeit iſt da, wo er wieder auferſtehen ſoll in ſeiner Herrlichkeit und allen zeigen, wer er iſt.

Er wird erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen, und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinten.

Ja, deutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen wer du biſt und wer du ſeyn ſollſt.

Gott wird dir Flammen in die Bruſt blaſen und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird.

Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſeyn und dir als Streiter voran ſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt und daß im Himmel lebt, der die Tyrannen zermalmet.

Dann wird die Welt erſtaunen und ausrufen: Wie? iſt dies daſſelbe Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Napoleons, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging?

Die Welt wird erſtaunen, denn ſie kannten dich nicht, und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängniß dieſer Tage über dich gekommen.

Dann, wann ſolches geſchiehet und erſcheinet, wirſt du wieder ſeyn was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit der Freiheit und der Begeiſterung.

Dann iſt der Hohn der Völker die Schmach der Knechtſchaft die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen.

Du blüheſt dann in Herrlichkeit und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen.

Auf denn, deutſcher Mann! auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtſchaft und Lüge! auf mit dem alten deutſchen Stolz mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte dieſe Franzoſen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen ſondern bübiſch durch Hinterliſten und Lügen deine Herren geworden ſind.

Wahrlich die Franzoſen haben nur Schimmer, du aber haſt Flammen; ſie haben nur Geſchmeidigkeit, du haſt Kraft; ſie haben nur Lüge, du haſt Treue; ſie haben nur Prahlerei, du haſt Ehre; ſie haben nur Schein, du haſt That.

Darum fürchte ſie nicht, ſondern ſchaue kühnlich über ſie hin, als die da viel ſchlechter ſind als du.

Du wirſt ſie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wann dein Geiſt in dir mächtig wird: ſie haben kaum die Geiſtloſen beſiegt.

Noch ein neues Kapitel.

Und der deutſche Geiſt war leuchtend geworden, wie ein trüber Himmel ſich hellt durch Donner und Blitze; und er hat gedonnert und geblitzt, daß die Böſen erſchrocken ſind.

Er iſt erwacht der deutſche Löwe, er hat ſich aufgerafft in ſeiner freudigen Kraft und hat die Bande zerriſſen, womit der wälſche Fuchs den ſchlafenden umſponnen.

Und Gott der Herr ſelbſt hat für die Redlichen geſtritten und den Kindern der Freiheit mit Eiſen die Seele gefüllt, daß ſie nicht zagten in der grimmen Gefahr und den Tod umarmten, wie der Bräutigam die Braut umarmet.

Und er blies ihnen Demuth und Liebe in das Herz, und den Glauben, die unerſchütterliche Mauer des Siegs.

Und wie ſie auszogen in den heiligen Krieg, geſchmückt mit dem Zeichen der Erlöſung, mit dem Kreuze, ſo war ihnen auch himmliſche Gewalt in dem Herzen und in dem Schwerdt.

Und ſie zerſtäubten die Tyrannei, wie man Spreu zerſtäubt, und verwehten die Lüge, wie der Sturmwind die Stoppeln verweht.

Nun iſt der giftige Drache wieder aus ſeiner Höle geſprungen und die Kinder der Verworfenheit haben ſich verſammelt um ihn.

Und er gaukelt wie die Hölle mit gleißendem Schein, und das untreue Lügenvolk klingelt und gaukelt mit ihm.

Und ſie wollen die Treuen bethören durch lockenden Klang und die Guten verblenden durch täuſchenden Schimmer.

Doch der Teufel hat lange ſchon ſein Geſicht entlarvt und die Finſterniß preiſt uns vergebens das Licht.

Gott hat ſie zerſchmettert und wird ſie zerſchmettern und die Gerichte der Völker werden kommen im furchtbaren Zuge.

Darum, deutſcher Krieger, fröhlich wieder hinein in den Kampf! und fromm und chriſtlich ausgezogen wie ein Streiter des Herrn!

Wer das Kreuz anbetet, erzittre nicht vor den Frevlern! wer für das Vaterland ſtreitet, trete freudig mit den Räubern in die Bahn!

Denn nach unſern Gütern gelüſtet die Böſen, unſre Siege verdrießen das prahlende Volk.

Darum gaukeln ſie wieder mit liſtigem Geitze, darum brauſen ſie wieder ins Verderben hinein.

Aber der Wächter auf den Sternen hält unſre Wache; der Beſchirmer der Gerechtigkeit iſt unſer Schild.

Sein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel! Sein ewiger Wille heißt Wahrheit und Recht.

Was bedeutet

Landſturm und Landwehr?

Nebſt
einer Mahnung an deutſche Männer und Jünglinge in
Preußens rheiniſchen Landen.

(Zuerſt gedruckt zu Königsberg im Winter 1812, dann öfter wieder an verſchiedenen Orten, mit kleinen geſchichtlichen Zuſätzen, wie die Geſchichte ſelbſt lief; zuletzt gedruckt 1815 zu Köln am Rhein.)

Was bedeutet Landſturm und Landwehr?

Der Landſturm und die Landwehr ſind bei dem ſonſt großen und mächtigen deutſchen Volke eine uralte und löbliche Sitte geweſen, und haben manche Jahrhunderte beſtanden, bis die großen ſtehenden Heere mehr und mehr eingeführt wurden und die meiſten Regierungen glaubten, es bedürfe ihrer nicht mehr und die Völker ſeyen durch dieſe Heere ſicher genug vor Ueberziehung und Unterjochung von Fremden. Daraus entſprang, daß der Bauer und Bürger zuletzt glaubte, er müſſe nun einmal ein wehrloſer und wehrſcheuer Mann ſeyn und habe mit dem Kriege nichts weiter zu thun, als im unglücklichſten Falle ſich von den Feinden plagen zu laſſen: und ſo geſchah es durch dieſe Einrichtung der Staaten und durch die Meinung der Menſchen, daß die Uebungen und Künſte der Waffen vergeſſen wurden, wodurch unſere Vorfahren weiland ſo geprieſene und gefürchtete Männer waren. Erſt in den letzten Jahren ward der alte Glaube wieder aufgeweckt, daß ein ganzes Volk waffengerüſtet und waffengeübt ſeyn müſſe, wenn es nicht Freiheit Ehre Glück Gut und Muth verlieren wolle. Vor zwanzig Jahren trieben die Franzoſen, von Wuth und Verruchtheit entbrannt, ihre ganze Jugend gegen die Nachbarn, und wurden durch Liſt und Betrug, durch die Zaghaftigkeit und Zwietracht ihrer Gegner, am meiſten aber durch die überlegene Menge ihre Sieger und Meiſter. Denn jene hatten blos ſtehende Heere, die nicht ſo geſchwind zu ſchaffen waren, das Volk aber wußten ſie nicht zu gebrauchen oder wollten es nicht gebrauchen; ja auch in der größten Noth des deutſchen Vaterlandes hinderten die Fürſten den Aufſtand, welchen die Bauern in Schwaben und Franken und Weſtfalen ſo gern gegen die räuberiſchen und hinterliſtigen Franzoſen unternehmen wollten. Nachdem ſie zehen Jahre gewüthet und ſich ſelbſt und alle Nachbarländer unglücklich gemacht hatten, ward Napoleon Bonaparte ihr Herr, welcher alle Völker unterjochen und die Welt bezwingen wollte. Dieſer drohete zuerſt gegen England; aber die Engländer boten die Volkswehr auf, und binnen einem halben Jahre ſtanden, außer der großen Flotte und dem ſtehenden Heere, 400,000 Engländer unter Waffen, und der ſtolze Tyrann fürchtete ſich und dachte nicht weiter daran über's Meer zu gehen. Darauf rannte er mit ſeiner Uebermacht gegen die beiden größten deutſchen Staaten, gegen Oeſtreich und Preußen an, und gewann ſchimpfliche Frieden über ſie, denn er hatte alle wehrhafte franzöſiſche Männer zu ſeinem Gebot und konnte ſie treiben, wohin er wollte, ſie aber hatten nur ſtehende Heere und dieſe waren nicht hinreichend. Erſt als er Spanien angriff, deſſen König und Prinzen er durch bübiſche Hinterliſt ins Gefängniß brachte, und das Volk ſchänden und unterjochen wollte — da erſt lernte er, daß jeder Menſch ein fürchterlicher Soldat iſt, der im Vertrauen auf Gott und ſein Recht für ſein Vaterland in den Krieg zieht; denn die ſpaniſchen Bayern und Bürger wurden von den Franzoſen bald mehr gefürchtet, als die ordentlichen Soldaten. Zugleich als dieſer Krieg in Spanien brannte, rüſtete ſich auch das Haus Oeſtreich die verlorne Ehre und Herrſchaft wieder zu gewinnen und das unterdrückte Deutſchland zu befreien. Und Oeſtreich bot jetzt auch eine große Landwehr auf in Oeſterreich und Böhmen und Mähren, und dieſe Landwehr war dem Vaterlande von großer Hülfe und wäre ohne ſie das Vaterland verloren geweſen, und ſie fochten ſo tapfer und ſtandhaft als die gewöhnlichen Soldaten. Daß aber in dieſem herrlichen Kriege vom Jahr 1809 die Franzoſen nicht vernichtet und die deutſchen Lande nicht befreiet wurden — das lag nicht in der Gleichgültigkeit noch Feigheit der öſtreichiſchen Unterthanen, ſondern in vielen unglücklichen Ereigniſſen und Begebenheiten, die hier nicht erzählt werden dürfen. Das aber iſt wahr und wird ewig unſterblich bleiben, daß in dieſer Zeit die tapfern Tyroler Landleute und Bauern unter ihrem heldenmüthigen Anführer, dem Sandwirth Andreas Hofer von Paſſeir, und die ſpaniſchen Landleute von Navarra Arragonien Katalonien und Kaſtilien durch ihren frommen und treuen Muth berühmter geworden ſind, als alle ſtehende Heere. Auch dieſen vergangenen Sommer und Herbſt iſt erſchienen und durch Gottes gnädige Hülfe recht hell erſchienen, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und Freiheit und Ehre liebt. Der franzöſiſche Tyrann drang mit zahlloſen Heeren in Rußland ein und meinte das Land zu plündern und zu unterjochen; aber es gerieth ihm anders. Das ganze Volk ergrimmte, rüſtete und bewaffnete ſich; ſie beteten zu Gott, knieeten vor den Altären, zeichneten ſich in den Kirchen mit dem heiligen Kreuze für den heiligen Krieg, ließen ſich und ihre Fahnen durch prieſterliche Gebete und Segen weihen, und ſo zogen ſie gegen den Feind. Leben und Gut, Städte und Dörfer — alles gaben ſie im Blut und Feuer dahin, damit ihr Land gerettet der Feind vertilgt und ihr Schwur erfüllt würde. Was dieſe tapfern Bauern und Bürger in Rußland und Polen Löbliches und Gewaltiges gethan und wie ſie das Reich aufgerichtet und erhalten, wie auch mit ihnen der Adel die Prieſter die Beamten einmüthiglich und gemeinſchaftlich geſtritten gearbeitet und gewirkt haben — das wird die Geſchichte einſt mit goldenen Buchſtaben ſchreiben. So ging das franzöſiſche Heer unter, gegen ſolche Frömmigkeit und ſolchen Muth konnte Bonaparte's Bosheit nicht beſtehen: mehr als 400,000 Mann verdarben durch das Schwert den Hunger die Kälte und die Gefangenſchaft; etwa 40,000 elende Flüchtlinge ohne Waffen, ohne Kleider, viele verkrüppelt, die meiſten mit dem Keim des Todes im Leibe, entkamen und zogen eben ſo lächerlich als traurig durch die Städte und Orte zurück, durch welche ſie vor einem halben Jahre trotzig und übermüthig gegangen waren. An ihnen erſchien ſichtbar der Wechſel der menſchlichen Dinge die Strafe Gottes und wie nahe dem Uebermuthe der Fall iſt.

Jetzt iſt Bonaparte durch Gott geſchlagen, es iſt kein franzöſiſches Heer mehr, er bedarf Monate um wieder ein neues aufzurichten; ſeinen Ruhm aber und den Wahn, woraus ſeine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewieſen hat, müſſen alle Völker ſich erheben; vor allem aber muß in allen Landſchaften Kreiſen und Gauen das deutſche Volk ſich erheben, denn kein Volk iſt von ihm mehr geplagt und gemishandelt worden, als gerade das deutſche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit giebt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menſchen an ſich ziehen wird, ſo iſt die größte Geſchwindigkeit noth, daß man die Länder und Feſten vor ihm gewinne und ihm die Hülfen abſchneide; auch iſt es nicht genug, daß auf das ſchnellſte die ſtehenden Heere gebildet ergänzt und vermehrt werden, ſondern, weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt und wie er will gebraucht, ſo muß das deutſche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geſchieht, ſo iſt es nicht zweifelhaft, daß für Gott Freiheit und die gerechte Sache geſiegt werden wird gegen die Tyrannei Knechtſchaft und Ungerechtigkeit.

Dieſe Volksbewaffnung, die alle wehrhafte Männer des ganzen deutſchen Landes, ſo wie es von Franzoſen gereinigt wird, ſogleich verſammeln muß, begreift vom zwanzigſten bis ſechzigſten Jahre alles, was nicht durch Aemter oder körperliche Gebrechen am Dienſt gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Theile, in die Landwehr und in den Landſturm.

Die Landwehr beſteht aus den jungen Männern vom zwanzigſten bis dreißigſten oder fünf und dreißigſten Jahre, doch mag von den älteren ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich ſoldatiſch geübt und bewaffnet, und iſt beſtimmt nicht allein die Landſchaft, wo ſie errichtet wird, zu vertheidigen ſondern auch weiter auszuziehen und das wirkliche Kriegsheer zu verſtärken. Sie iſt die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, beſonders wann ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen ſich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht.

Der Landſturm beſteht neben und außer der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterſchied des Alters und des Standes. Er iſt bloß beſtimmt die Landſchaft und den nächſten eigenen Herd zu beſchützen, und wird nicht aus der Landſchaft in entfernte Gränzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da ſammeln ſich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, ſchneiden ihn ab, überfallen ſeine Zufuhren und Rekruten, erſchlagen ſeine Kuriere Boten Kundſchafter und Späher, kurz, thun ihm allen Schaden und Abbruch, den ſie ihm möglicherweiſe thun können; welches ihnen durch die Kenntniß von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich iſt. Sie ſind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil ſie allenthalben und nirgend ſind, weil ſie immer verſchwinden und immer wieder kommen. Dieſer Landſturm ſteht nun auf, wann der Feind da oder doch nahe iſt; wann die Gefahr vorüber, ſo geht jeder wie ihm gefällt wieder in ſein Haus an ſeine Arbeit an ſein Geſchäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt und wodurch man Ueberzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchſen Flinten Speere Keulen Senſen u. ſ. w.; auch ſind ihm alle Kriegskünſte Liſten und Hinterliſten erlaubt, wodurch er mit der mindeſten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Ueberzieher hat in ſeinem Lande nichts zu thun.

Ein ſolcher Volkskrieg iſt jetzt da für alle Deutſche: nur durch allgemeinen Aufſtand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller deutſchen Kräfte kann Europa und das Vaterland gerettet und die ſcheußliche Gewalt niedergeriſſen werden, welche die Freiheit und das Glück der Welt bedrohete. Bonaparte iſt geſchlagen und beſchimpft, Bonaparte wird fallen; aber in ſeinem Tode iſt für Deutſchland noch keine Rettung und Sicherheit. Wollen deutſche Männer künftig in Ehren leben, ſo müſſen die uralten deutſchen Gränzen, ſo weit Gott in deutſcher Zunge angebetet wird, wieder erobert werden, der Rhein und die ſchönen deutſchen Landſchaften jenſeits des Rheins müſſen wieder gewonnen werden. Bleibt der Rhein franzöſiſch, ſo ſteht das treuloſe und räuberiſche Volk immer noch nicht.

nur auf Deutſchland's ſondern auch auf Europa's Nacken. In dem Beſitze des Rheins liegen zwei Drittel von Deutſchland ihm offen, bis an die Elbe, bis an den Lech, bis an den Böhmerwald darf er ungeſtraft laufen; an dem Rhein hangt auch die Herrſchaft über die Schweiz und Oberitalien. Frankreich bleibt der gebietende Staat in Europa, wenn es den Rhein behält, und jeder Tropfen deutſches Blut wird vergeblich vergoſſen werden, wenn ſeine Wiedereroberung nicht das große allgemeine Ziel des Krieges wird. Nicht an der Donau, nicht an der Elbe, ja nicht an der Oder und Weichſel und Pregel werden deutſche Männer ſicher und ehrlich wohnen können, wenn die Franzoſen ferner den heiligen germaniſchen Strom beſitzen, der durch ſo viele Siege über ſie und ihre Vorfahren geweihet iſt.

Alſo Volkskrieg muß ſeyn, Landwehr und Landſturm muß aufgeboten und gerüſtet werden. Dies iſt allen deutſchen Männern Ehre und Pflicht. Denn Gott will Stolz und Ehre und Gerechtigkeit auf Erden; für ſie ſoll jedermann freudig jeden Augenblick Gut und Blut einſetzen: denn in der Sklaverei vergeht alle Tugend, ein ſklaviſches Volk wird nicht allein von den fremden Unterjochern geplagt und geſchändet, es muß ſich zum Uebermaaße des Jammers noch von allen eigenen Schelmen Böſewichtern und Weichlingen, welchen unter Fremden vorzüglich die Herrſchaft zufällt, plagen und ſchinden laſſen.

Alſo Volkskrieg muß ſeyn, Landwehr und Landſturm muß aufgeboten werden; die Franzoſen, welche immer vor unſern Vorvätern zitterten, müſſen vor uns auch zittern lernen. So muß die Schande gelöſt werden, die ſie über uns brachten, ſo muß die deutſche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alte Geſchichten klingen und welche in

Elendigkeit und Weichlichkeit faſt verloſchen waren, wiedergeboren werden.

Wenn alſo Haß gegen die Franzoſen, Krieg gegen die Franzoſen, Wiederherſtellung deutſcher Freiheit und Herrlichkeit die große Loſung aller redlichen und biedern Deutſchen iſt, ſo muß jeder Mann des Volkes an ſeinem Theil arbeiten und wirken, was er kann, damit die Kleinen von den Großen das Beiſpiel nehmen, dem ſie nachfolgen.

Der Adel muß voranſtehen und vorangehen mit Ehre und Stolz und Seelenhoheit, für das Vaterland zu opfern und für das Vaterland zu ſterben.

Die Beamten groß und klein müſſen bedenken, daß ſie nur darum da ſtehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt ſey, und daß ſie lieber tauſendmal umkommen ſollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen.

Die Gelehrten die Prieſter die Lehrer des Volks und der Jugend ſollen nie vergeſſen, daß ſie neben den Herrſchaften das höchſte Amt verwalten, daß es ihnen gegeben iſt, das gegenwärtige Geſchlecht zu jeder Tugend und Hoheit zu entflammen, daß aber die Welt in Laſtern und Unehren vergeht, ſobald ſie kleines und geitziges Herzens werden.

Der Beamte, welcher in ſolchem Volkskriege dem Volke abſteht und dem Feinde beiſpringt, welcher aus Geitz und Feigheit oder gar aus Schelmerei oder Verrätherei ihm dient und die Seinigen verläßt; der Prieſter und Gelehrte, der für ihn redet und ſchreibt und verkündigt; jeder endlich, der ihm etwas zum Nutzen und nicht alles zum Schaden thut; jeder, der mit ſeinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, iſt nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm ausgeſtoßen oder vertilgt werden.

Alle endlich, denen Gott irdiſche oder himmliſche Güter, Wiſſenſchaft oder Verſtand, Muth oder Klugheit gegeben hat, ſollen in dieſer großen Zeit nur das Eine fühlen, daß das liebe Vaterland gerettet werden muß; alle Eiferſuchten alle Zwiſte alle Unterſchiede der verſchiedenen Stände ſollen ſich in dem Einen Gefühl aufheben und darin untergehen, daß nur einmüthige Liebe und Begeiſterung den Kampf ſiegreich machen kann und daß derjenige vor Gott und Menſchen der würdigſte und glücklichſte ſeyn wird, der zum hohen Dienſte des Vaterlandes der demüthigſte und freundlichſte iſt; denn in ſolchem Kriege iſt der kleinſte Mann ſo wohlgefällig und ehrwürdig als der größte.

Der Krieg, der nicht für Raub und Eroberung geführt wird, ſondern für das Vaterland und für die Freiheit, iſt ein heiliger Krieg, und die Menſchen müſſen alſo ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben; denn durch Frömmigkeit und Treue allein werden ſie die Verruchtheit und Treuloſigkeit beſiegen.

Wenn alſo der Landſturm die Glocken läutet gegen den Feind und auszieht, ſo ſoll das große Werk mit Gottesdienſt und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen deſto muthiger in den Streit.

Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

So wie die junge Mannſchaft eines Kreiſes verſammelt iſt, wird feierlich Gottesdienſt gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzoſen bedeutet und wie ſie ein viel beſſeres und edleres Volk ſind als die Franzoſen, und alſo nicht leiden dürfen, daß dieſe ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land ſonſt glücklich und ruhmvoll geweſen und wie es durch ihre

Tugend und Redlichkeit das wieder werden ſoll; es wird ihnen eingeſchärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob iſt; es wird durch Reden und Predigten und durch geiſtliche und kriegeriſche Lieder ihr Gemüth zu Treue Ruhm und Tugend entzündet.

Das auch iſt eine fromme und chriſtliche Sitte, daß jeden Tag nach geſchehenen Kriegsübungen die Mannſchaft ſich feierlich in Reihen ſtellt und, ehe ſie auseinander geht, ein geiſtliches Lied ſingt; das geſchehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches giebt Muth und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Böſen. Noch gebrauchen es die Schweden ſo, die ein frommes und tapferes Volk ſind, und bei unſern Vätern ward Gott bei keinem Dinge vergeſſen, und darum lebten ſie auch in Freiheit.

Beim Eintritt in die Landwehr wird ein theurer und feſter Eid geleiſtet, immer aber in großer Gemeinſchaft, ſo daß einige Hunderte oder Tauſende zugleich ſchwören und vorher feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung iſt.

Auch werden die Fahnen mit chriſtlichem Gebet und ernſter Andacht eingeweiht.

Zieht eine Landwehr aus der Heimath gegen den Feind, ſo iſt feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung; die ganze Mannſchaft empfängt das heilige Abendmahl zum chriſtlichen Gedächtniß und zu chriſtlicher Freudigkeit, und geht ſo mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod.

Aeußere Zierlichkeit iſt nicht noth, wo nur das Herz und der Arm gefordert wird. In Zeiten der Ruhe und des Wohlſtandes iſt es wohl luſtig, wenn ein Heer auch mit Waffen und Pferden und Kleidern ſchön geſchmückt auszieht; aber wir ſind in dem Zuſtande, daß Glanz und Reichthum wieder gewonnen werden müſſen, wir haben ſie nicht. Für einen Vaterlandskrieger bedarf es nur warmer Kleidung und Wehr und Geſchütz, und nichts weiter: der rechte Muth und die rechte Treue erſetzen alles und wollen keinen Prunk. Doch muß ein gemeinſames Zeichen ſeyn, woran alle Deutſche, welche für das Vaterland ausziehen, ſich erkennen mögen. Da ſind neben dem Zeichen jeder Landſchaft zwei Zeichen die Beſten: erſtlich ein Kreuz, woran ein Schwerdt hangt; das Kreuz weiſt auf die Heiligkeit der Sache, das Schwerdt auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker, — zweitens ein bloßes Schwert mit Eichenblättern: Eichenlaub war weiland der Lorberkranz der freien Deutſchen, die Eiche iſt Deutſchlands rechter Baum, das Schwerdt bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.

Dies ungefähr iſt die Bedeutung und der Zweck der Landwehr und des Landſturms: die Bewaffnung des ganzen Volkes zu einem großen und heiligen Kriege, damit Friede und Ruhe ehrenvoll wieder gewonnen werden. Es iſt nicht gemeint, daß in deutſchen Landen das eingerichtet werden ſoll, was die Franzoſen Konſcription oder Ausſchreibung nennen und was ſo willkürlich verwaltet und gebraucht wird, daß alle Freiheit und alle Wiſſenſchaft dadurch untergeht; es iſt blos eine Einrichtung für den Krieg. Wenn das deutſche Volk aber dieſen Krieg tüchtig und tapfer beſteht, ſo wird in ihm wohl ein ſolcher Geiſt erwachen, der Einrichtungen herbeiführt, die nicht geradezu ſoldatiſch ſind, die aber das Volk ſo wehrhaft und kriegeriſch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der ſtehenden Heere abſchneiden und dadurch eine unendliche Laſt von ſeinem Nacken wälzen kann.

In dieſem Sinn, in dieſem treuen gemeinſamen und brüderlichen Sinn allein darf eine Volkswehr aufgerufen und eingerichtet werden. Geſchieht es ſo, dann wird auch der kühne und freie Geiſt nicht fehlen, der Sieg und Ehre allein wieder bringen und von den Franzoſen für ſo viele Gräuel und Hinterliſten Rache nehmen kann. Geſchieht es nicht ſo, ſo iſt der Kampf vergeblich und die Uebermüthigen werden für's Erſte noch die Herren bleiben. Sie haben vielen Geiſt, zwar einen Geiſt der Lüge und des Stolzes, aber immer einen Geiſt. Dieſen werden wir nur überwinden, wenn wir den höheren Geiſt der Frömmigkeit der Treue und der Tugend in den Kampf ſetzen. Mit den gewöhnlichen Mitteln und Arten wird nichts ausgerichtet werden: Gott hilft nur dem, der wagt ihm ſelbſt zu helfen.

Deutſche Landsleute! Ihr habt das Beiſpiel. Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, ſie brauchten alle Kräfte gegen die tückiſchen Feinde; ſie ſind nicht beſiegt, ſie rühmen ſich unſterblicher Thaten. Deutſche Landsleute! die Tyroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, deutſche Brüder, ſie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, troſtreich für euch, unglücklich für ſie: ſie bewieſen was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und ſein Vaterland liebt. Auf denn alle! auf in Einmüthigkeit Sanftmuth Verleugnung und Demuth! Auf ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf, jeder deutſche Mann, dem ein deutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, dem in dem Verſtande oder in der Fauſt in der Wiſſenſchaft oder in der That eine lebendige Kraft lebt. — Auf alle! helfet rathet redet handelt! wollet das Rechte und das Freie! wollet lieber ehrlich ſterben als ſchändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch ſeyn! —

Die oben ſtehenden Worte über die Bedeutung des Landſturms und der Landwehr ſind in dem Monate

Januar des großen Jahrs **1813** in Königsberg in Preußen geſchrieben worden, als die ſiegreichen Heere des Kaiſers von Rußland die letzten Reſte der gewaltigen franzöſiſchen Kriegsmacht auf ihrer ſchimpflichen Flucht verfolgten und über die Weichſel und Oder weiter gegen Weſten jagten. Dieſe Worte hat Gott im Himmel geſegnet, weil ſie aus dem Herzen des ganzen deutſchen Volkes geſchrieben waren, welches in Zorn und Rache brannte die unbeſchreiblichen Drangſale zu ſtrafen, welche es von dem wälſchen Volke der Franzoſen litt, und das ſchändliche Joch dieſer ihrer argliſtigen Unterdrücker und Peiniger zu zerbrechen. Darum wurden dieſe kurzen und leichten Worte allenthalben, wo man wieder deutſch empfinden und denken durfte, mit unbeſchreiblicher Freude empfangen und viele tauſend Male durch den Druck vervielfältigt und von vielen tauſend deutſchen Menſchen mit Erbauung geleſen und wieder geleſen.

Es begab ſich aber bald nach der Niederlage der franzöſiſchen Heeresmacht in Rußland und Polen und nach der jämmerlichen Flucht der geringen Häuflein, die dem Verderben entrannen, daß ein großer und mächtiger deutſcher König, der König von Preußen, den wundervollen Wink Gottes und den treuen Willen ſeines Volkes verſtand und ſein ganzes Land in die Waffen rief. Das Erſte aber, was der König that, war die Anordnung eines Landſturms und einer Landwehr, welche ſich über ſein ganzes Reich erſtrecken ſollten. Das edle und tapfere preußiſche Volk vernahm dieſen Befehl ſeines Herrſchers mit unausſprechlicher Freude und eilte mit einem beiſpielloſen Eifer ſich zu dem Kriege gegen die Franzoſen, den ſie als einen heiligen Krieg anſahen, zu rüſten und zu bewaffnen: ſo daß in wenigen Wochen das ganze Volk ein Kriegsheer und das ganze Land eine Waffenſchmiede und ein Uebungsplatz zu ſeyn ſchien.

Durch dieſen brennenden Eifer und heiligen Haß des Volkes gegen den franzöſiſchen Uebermuth war das preußiſche Heer in der kurzen Zeit von drei bis vier Monaten auf die große Zahl von beinahe 300,000 Streitern gebracht, und die feurige Jugend war von dem großen Gefühle von Gott König Freiheit und Deutſchland ſo entflammt, daß ſie in den erſten Schlachten, wo ſie auf den Feind traf, gleich den älteſten und geübteſten Kriegern focht. Die preußiſche Landwehr hat in Schleſien der Mark Brandenburg Böhmen und Sachſen die ewig unvergeßlichen Siege von Großbeeren an der Katzbach bei Dennewitz bei Kulm bei Leipzig, und in Frankreich bei Brienne Laon la Fere champenoiſe und Paris mit erfochten und den Trotz der Feinde zerſchmettert und die franzöſiſche Uebermacht im deutſchen Reiche zerbrechen helfen.

Durch das edelſte deutſche Blut und durch die größten Opfer, welche Millionen deutſcher Menſchen mit redlichem Sinn an Leib und Gut dem Vaterlande dargebracht hatten, war Deutſchland befreit und den Franzoſen in ihrer eigenen Hauptſtadt der Friede geboten worden; Napoleon Bonaparte, deſſen gräuliche Herrſchſucht alle Länder Europa's mit Verrath und Brand und Mord erfüllt hatte, war geſtürzt und der alte vertriebene König von Frankreich, Ludwig der Achtzehnte, welcher über zwanzig Jahre im Elende gelebt hatte, war wieder auf den Thron ſeiner Väter geſetzt. Die hohen Herrſcher, bei welchen in Paris die Macht und Gewalt über die Franzoſen und über Europa's und Deutſchlands künftiges Schickſal ſtand, glaubten, die Franzoſen ſeyen durch die ungeheuren Niederlagen, die ſie erlitten hatten, und durch die ſichtbaren Wunder, wodurch Gottes Hand ihren tyranniſchen Uebermuth geſtürzt und geſtraft hatte, erſchreckt und werden künftig Reue empfinden und ſtill ſitzen und ihre Nachbarn ſtill ſitzen laſſen. Sie ließen daher Gnade für Recht ergehen und ſchenkten ihnen einen ſehr milden Frieden, wodurch ſie ihr Land behielten, wie es vor der großen Umkehrung der Dinge im Jahre 1792 geweſen war. Auch Napoleon Bonaparte ſchenkten ſie das Leben und wieſen ihm die kleine Inſel Elba, welche an der italiſchen Küſte liegt, zu ſeiner Wohnung an, wo er in Muße bedenken könnte, wie unſägliches Elend er über die Welt gebracht und wie viele Millionen Menſchen er ſeiner unerſättlichen Herrſchſucht geopfert hat.

Der alte König von Frankreich, obgleich durch langes Unglück und durch hohe Jahre geſchwächt und ermattet, trat unter den Franzoſen auf wie ein gütiger und milder Vater, der ſeine verirrten Kinder gern durch Liebe gewinnen und alle Vergehen vergeben und vergeſſen will: er regierte mit der Freundlichkeit und Gerechtigkeit, daß ſie ihn hätten lieb haben und lieb behalten müſſen, wenn ſie weniger verdorben geweſen wären, als ſie ſind. Aber dieſe unruhigen und leichtſinnigen Menſchen, die eben noch unter dem Drucke der gräulichſten Sklaverei als die kriechenden Knechte gezittert hatten, konnten die gebührliche Freiheit und Ordnung, welche jetzt im franzöſiſchen Reiche geſtiftet werden ſollte, nicht ertragen; viele von ihnen ſehnten ſich wieder nach dem wilden und blutigen Eroberer, der ſie zu Raub und Mord durch alle Länder getrieben und in blutdürſtige und golddürſtige Tiger verwandelt hatte Die meiſten franzöſiſchen Marſchälle und Feldherren, faſt alle Offiziere und Soldaten, die unter Bonaparte gefochten hatten, viele Tauſende von Intendanten Präfekten Zöllnern und Spionen, welche unter der vorigen räuberiſchen Regierung das Mark aller Länder ausgeſogen hatten, endlich eine große Bande von nichtswürdigen und verruchten Helfern der geſtürzten Tyrannei, welche ſo große Gräuel begangen hatten, daß ſie einmal die gerechte Strafe fürchten mußten, alle dieſe konnte man von Anfang an als Verſchworne gegen den König anſehen. Der König Ludwig der Achtzehnte war von Auflaurern und Verräthern umgeben, welche den ſcheußlichen Tyrannen, der nach der Inſel Elba abgeführt war, wieder zurückwünſchten. Dieſe Verruchten unterhielten mit ihm eine beſtändige Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechſel. Endlich, als ihnen die Umſtände günſtig däuchten und ſie zu ſeinem Empfange alles bereitet hatten, luden ſie ihn ein wieder nach Frankreich zu kommen. Wirklich landete er mit etwa tauſend Mann und einigen Kanonen in den erſten Tagen des Märzmonats an den franzöſiſchen Küſten und zog durch ganz Frankreich wie in einem Triumphzuge nach Paris hinauf. Die Marſchälle und Feldherren und das ganze Heer und ein großer Theil des treuloſen und wankelmüthigen Volkes hatten ihren rechtmäßigen König verrathen und fielen von ihm ab und fielen dem Tyrannen zu. So iſt es geſchehen, daß Ludwig der Achtzehnte mit einigen Wenigen, die ihm treu geblieben ſind, hat aus Frankreich entfliehen müſſen und daß der fürchterliche Korſe Napoleon Bonaparte ſich mit dem Namen Kaiſer von Frankreich wieder auf den franzöſiſchen Thron geſetzt hat.

Dieſer Kaiſer von Frankreich, wie er ſich nennt, gebärdet ſich nun, als wenn der Wolf ein Lamm geworden wäre, er gebärdet ſich, als wenn Krieg und Raub ihm verhaßt ſeyen und als wenn er auf nichts ſinne, als auf das Glück und den Frieden der Welt. Und ſo klingt es denn in ſeinen Erklärungen Verkündigungen und Ausrufungen von eitel Friede und Gerechtigkeit und Freiheit und Menſchlichkeit, die jetzt die Völker ſegnen ſollen. Aber er und ſeine Franzoſen haben zu viel und zu lange gegaukelt und gelogen und mit ſchönen Klängen und Scheinen betrogen. Es glaubt ihnen keiner mehr.

Alle Herrſcher und Völker haben nun erkannt, daß ſie gegen die Franzoſen zu gnädig geweſen ſind, daß ſie ſie für beſſer und menſchlicher gehalten haben, als ſie ſind; ſie haben erkannt, welche Gefahr Bonaparte und ſeine ſchändliche Banditenbande der Welt bringen könnte, wenn man nicht eilte dem Uebel gleich in ſeinem Anfange mit voller Kraft zu begegnen. Sie wiſſen, daß kein friedlicher Zuſtand in Europa ſeyn kann, bis er und die Räuberbande, welche ihn wieder auf den Thron geſetzt und alle Gefühle der Ehre und Menſchlichkeit ausgezogen hat, vertilgt ſind. Darum haben ſie ihn geächtet als einen, der in Europa friedlos und vogelfrei ſeyn ſoll, und darum haben ſie den Franzoſen die Fehde und den Krieg angeſagt.

Dieſer Krieg, der jetzt beginnt, iſt ein heiliger und gerechter Krieg für die Religion für die Freiheit und Ordnung der Welt gegen die Verruchtheit Tyrannei und Gewalt; es iſt ein Krieg der ehrenvollen und edlen Völker gegen eine Schaar von treuloſen und verbrecheriſchen Böſewichtern, welche gern wieder die Welt umkehren und alle Länder mit Brandſtätten und Leichen füllen mögten, wie ſie beinahe in die zwanzig Jahre gethan haben. Denn wenn Bonaparten und den Hunderttauſenden, welche ihn wieder gerufen haben und welchen nichts als Lug und Trug und Raub und Gewalt gefällt, der Sieg gelänge, ſo würde das geſchehen, was viele gute und fromme Menſchen vor drei Jahren noch fürchteten: alle Treue und Gerechtigkeit und Gottesfurcht würde von der Erde verſchwinden und ein ſchändliches Geſindel von Tyrannen und Sklaven würde in der Welt übrig bleiben.

Dies iſt Gottes Wille nicht, und er hat in den letzten Jahren auch den Kleingläubigſten und Ungläubigſten ſichtbarlich gewieſen, daß es ſein Wille nicht iſt. Die Fürſten und Herrſcher alſo, welche dieſen Krieg erklärt haben, und die Völker und Krieger, welche den Kampf mit dem meineidigen und treuloſen Feinde beſtehen ſollen, ſtehen unter Gottes unmittelbarem Schutze, und können ſich im Leben und Tode zuverſichtlich getröſten, daß ſie in Gottes Hand ſind und daß Gott mit ihnen ſeyn wird. Denn die, gegen welche ſie ausziehen, ſind die Böſeſten und Verworfenſten und wollen das Böſeſte und Verworfenſte.

Nun ein Wort zu euch, Männer und Jünglinge dieſer rheiniſchen Lande, die ihr jetzt unter den Fahnen des Königs von Preußen, eures Königs und Herrn, mit in das Feld ziehen wollet, ein Wort des Troſtes und der Ermahnung vor eurem Abſchiede aus der Heimath und vor eurem Hingange auf das blutige Feld der Schlachten, wo ihr offenbaren ſollt, daß ihr es würdig ſeyd wieder die geliebten Kinder eines deutſchen Herrſchers zu heißen und dem alten heiligen Volke und Reiche der Deutſchen wieder anzugehören.

Ihr habt beinahe zwanzig Jahre lang unter der traurigen Herrſchaft eines fremden Volkes geſtanden, unter der Herrſchaft der Franzoſen, welche in ihrer verblendeten Eitelkeit glauben, daß ſie das erſte Volk der Welt ſind, und welche unter andern auch das deutſche Volk als ein viel ſchlechteres und dummeres Volk als ſich ſelbſt anſehen und verachten, da Gott den Deutſchen doch viel mehr Treue Redlichkeit Gottesfurcht und Vernunft gegeben hat, als den wälſchen und franzöſiſchen Völkern. Dieſe Franzoſen, die ſich eure Herren nannten und die meinten, daß ihnen die Herrſchaft über alle andere Länder von Rechtswegen zukomme, haben recht hinterliſtig dahin getrachtet und gearbeitet, wie ſie die deutſche Tugend Sitte Gottesfurcht Sprache und Verfaſſung ausrotten und euch zu einem ſchlechten und verworfenen Volke machen mögten, zu einem Volke ohne Ehre Religion und Wiſſenſchaft, das einem wilden Tyrannen, dem Dummheit und Leichtfertigkeit gefällt, das brauchbarſte wäre.

Gott dort oben, der früher oder ſpäter alle Geſpinſte der Lüge zerreißt und den Frevel und die Bosheit durch ihre eigenen Thaten und Werke ſtraft, hat nicht gewollt, daß das gute und treue deutſche Volk untergehen ſollte, er iſt mit ſeinem gewaltigen Arm dazwiſchen getreten, und ihr werdet wieder Deutſche genannt und Genoſſen des deutſchen Reichs, und die Franzoſen dürfen euch mit fremder Hinterliſt in fremder Sprache keine Befehle mehr ausfertigen noch Geſetze geben.

Ihr ſeyd nun in dem Anfange dieſes eures neuen Zuſtandes, der nach den Nöthen und Gefahren der Zeit gewiß ein glücklicher deutſcher Zuſtand werden wird, ſogleich zu tapfern Thaten berufen, wodurch ihr beweiſen könnet und gewiß beweiſen werdet, daß deutſches Blut in euren Adern fließet und daß deutſche Gottesfurcht und Treue euch zu feſteren Kriegern macht, als eure Gegner durch Leichtfertigkeit und Verruchtheit ſind. Es gilt der große Kampf mit den Böſen, der jetzt beginnen ſoll, nicht allein eurem Vaterlande eurer Religion eurer Freiheit eurer Sitte und Sprache, nein es gilt der Ehre dem Glück und der Freiheit der Welt: es iſt das Böſe gegen das Gute zu Felde gezogen, es iſt, als ob Satan ſich zum zweiten Mal gegen Gott empören und im ſchnöden Frevelmuth die Werke ſeiner Herrlichkeit zerſtören wollte.

Darum ſollet ihr friſch und fröhlich ſeyn und muthig in den Streit ziehen, denn ihr ziehet mit Gott und werdet es mit Gott glücklich vollenden.

Deutſche Männer und Jünglinge, ihr ziehet aus mit einem edlen und ſtolzen Heere, deſſen Name durch ſeine Tugend und Tapferkeit in dem Vaterlande der größte geworden iſt; ihr ziehet aus mit dem preußiſchen Heere, welches durch ſeine gewaltigen Thaten das Vaterland am meiſten befreit und eure Lande wieder zu deutſchen Landen und euch ſelbſt wieder zu deutſchen Menſchen gemacht hat. Ihr werdet hinter den Preußen nicht zurückbleiben, hinter den Preußen, die jetzt eure nächſten Brüder heißen, ihr werdet freudig und unerſchütterlich wie ſie in den Streit und, wenn Gott ſo will, in den Tod gehen; aber ihr werdet auch die andern Tugenden nicht verleugnen, die einem Krieger ſo wohl ſtehen, die Tugenden der Freundlichkeit Barmherzigkeit und Zucht, ohne welche der Soldat einem wilden und reißenden Thiere ähnlich wird. Dadurch werdet ihr den deutſchen Namen ehren in der Heimath und in der Fremde, und dadurch werdet ihr beweiſen, daß ihr beſſer ſeyd als die, welche ihr beſiegen wollt.

So gehet denn hin mit Gott, mit dem Gott, der alles ſegnet, was der Menſch aus reinem und treuem Herzen thut, gehet hin mit Zuverſicht und Freude; denn die deutſche Sache iſt die gute Sache und der deutſche Krieg iſt der gerechte Krieg.

Köln am Rhein, den 18. Mai des Jahrs 1815.

Das
preußiſche Volk und Heer
im
Jahre 1813.

(Gedruckt zu Leipzig einige Wochen nach der herrlichen Schlacht.)

Auf die Schlacht bei Groß-Görſchen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel ſchwingt?
Wie der Schande Centnerſchwere
Sich von Deutſchlands Nacken löſt,
Und die alte deutſche Ehre
Hell in Kriegsposaunen ſtößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen, Preußen klingt der Klang;
Tauſend Stimmen rufen Amen,
Tauſend Herzen glühen Dank,
Millionen Kniee ſinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesſtern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer —
Dieſer Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr erſten Renner
Auf der deutſchen Ehrenbahn,
Die der ſüße Reiz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Roſenjugend
Lockt der Wonnefackel Roth.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner ſeyd gegrüßt!
Beſte Deutſche ſollt ihr heißen,
Wann der neue Bund ſich ſchließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder feſt zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grauſe Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg verſöhnt,
Deutſchlands Retter ſollt ihr heißen,
Wo nur deutſche Sprache tönt;
In der Enkel fernſten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus,
Soll noch jeder Deutſche ſagen:
Dieſe fechten's muthig aus.

Jetzt die edlen Heldenſchatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz beſtatten
In des Schlachtfeld's blut'gem Ring:
Auf! und thürmt ein Mal von Steinen!
Thürmt ein deutſches Heldenmal!
Sonne, komm mit hellſten Scheinen,
Leuchte drauf den ſchönſten Strahl.

Auf! und pflanzet grüner Eichen
Ernſte Haine rings umher;
Betet, daß in deutſchen Reichen
Buben freveln nimmermehr;
Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Todten nah'n,
Plötzlich alle Himmelsſtrafen
Auf das ſchuld'ge Haupt empfah'n.

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geiſter wandeln gehen,
Alles ſchauet, alles kennt,

Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längſt geſchieden ſeyd,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch deutſcher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf dieſen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt,
Und mit Schrecken Tod und Grauen
Reihen gegen Reih'n bewegt,
Guſtav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenſtein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor dieſem Ehrenſchein.

Denn das Lied muß ſchwarz ſich kleiden,
Welches euch beſingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten ſtill,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den ſchweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr ſo groß geworden ſeyd.

Aber ſelig, wer in dieſen
Hehren Gottesſchlachten fällt,
Der wird ewig hoch geprieſen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesſtätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knie'n.

Es iſt keine tragiſchere und menſchlichere Trauer, als wenn ein Menſch von großem Gemüthe und ſeltenen Anlagen durch ein unwürdiges Schickſal oder durch eine Ungleichheit und Schwäche des Karakters in den Schlamm der Gemeinheit und Schande zu verſinken ſcheint. Dann trauren die Götter und die Geiſter, und das Erhabene und Hohe, was wir in der menſchlichen Natur gewahren, ſcheint uns bei der Betrachtung ſolches Verſinkens wohl einen Augenblick unter den Zufall geſtellt zu werden, ja die größten Tugenden und Herrlichkeiten unſers Geſchlechts ſcheinen uns ſelbſt Zufall zu werden. Aber wie tief dieſe Trauer iſt, ſo groß iſt auch die Freude, wann jener Verſunkene ſich wieder erhebt, den Schlamm und die Schlacken der Schande abſchüttelt, und vor aller Welt in dem angebornen Lichte des Ruhms und der Wonne ſtrahlt. Dieſes tragiſche Gefühl empfanden die Zeitgenoſſen, als der preußiſche Staat vor ſechs Jahren durch ein unſeliges Verhängniß von ſeiner glorreichen Höhe herabſank, daß viele verzweifelten, er werde je wieder aufſtehen. Auch die früher an ſeinem Leben und an ſeiner Ehre wenig Theil genommen hatten, wurden durch ſein plötzliches und beiſpielloſes Unglück gerührt. Es war nicht allein Deutſchland, nicht Deutſchlands Freiheit und Glück, welche mit Preußen zuſammenſtürzten, was alle Herzen ſo ſehr bewegte, es war die große Tragödie ſelbſt, die aufgeführt ward. So wie, wenn ein edler Menſch durch Unglück oder Schwäche untergeht, alles Frühere, wodurch er erfreut hat, die Hoffnungen ſeiner Kindheit die Ausblitzungen ſeiner Jugend die Trefflichkeiten ſeiner männlichen Jahre mit doppeltem Glanz und dreifacher Wehmuth wieder vor das Gedächtniß treten, ſo ſtanden vor den erſtaunten und erſchütterten Zeitgenoſſen alle große Erinnerungen Preußens wieder auf; was ſo viele große Könige und Helden gethan und geſchaffen hatten, die unſterblichen Werke die unvergeßlichen Siege, was ſo viele Geſchlechter der Menſchen in Künſten und Wiſſenſchaften und Erfindungen Gewaltiges und Ewiges gewirkt hatten, ſelbſt was nur gehofft und gewollt war — ward betrauert, als wäre es wirklich geweſen. So war das allgemeine Gefühl in den Jahren 1806 und 1807, ſo war es bis zum Frühlinge 1813. Wie iſt es heute, da ich dieſes ſchreibe? wie iſt es am Schluß des Oktobers des Jahres 1813? Wer mag Germaniens Freude beſchreiben über das gerettete Preußen, das zugleich ein rettendes iſt? Dieſes Jahr iſt der Gipfel der preußiſchen Tugend; es giebt ihm eine Ehre und Geſchichte, deren es vorher noch mangelte; es führt es unter die erhabenen Völker ein, welche die Freiheit der Welt gerettet haben, es führt es unter die Wohlthäter der Menſchheit ein. Auch Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt, auch die Könige Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm der Erſte haben am Rhein an den Alpen und am Po für die Freiheit Europens und des deutſchen Vaterlandes gefochten, aber für eine Freiheit, die nicht in ſo brennender Gefahr ſtand, als die Freiheit des gegenwärtigen Geſchlechts. Der Ruhm mißt ſein Maaß an der Gefahr

Doch wir ſpringen von dieſen Betrachtungen ab, und werfen einen kurzen Blick rückwärts auf das, was war, damit wir deſſen, was iſt, uns in ganzer Fülle freuen können.

Die franzöſiſche Revolution kehrte die Welt um. Viele ſagen, ſie habe auch die Herzen umgekehrt. Ich ſage, das that ſie nicht, ſondern weil die Herzen Europens umgekehrt oder vielmehr verkehrt waren, darum ward die Revolution und darum ging ſie über die Länder. Es vergingen fünf Jahre und zehn Jahre ja funfzehn Jahre ſeit dem erſten Ausbruch der neuen Ungeheuer an der Seine, und die Völker und Menſchen ſtaunten und gafften, aber ſie begriffen immer noch nicht, was ihnen geſchah; und darum konnten ſie auch nicht abwenden, was ihnen geſchehen ſollte. Erſtaunt und beſtürzt waren alle, beſonnen und feſt war faſt keiner. So durften die Franzoſen durchfahren und alles niederreißen; ſo durfte Napoleon Bonaparte, der ſich durch ſeltene Liſt und Geſchicklichkeit zu ihrem Herrſcher aufgeſchwungen hatte, alle Länder und Völker überfahren und unterdrücken. Die wenigen, die in dieſem Zuſtande allgemeiner Betäubung und Beſtürzung Stimmen der Warnung und Poſaunen des Muthes werden wollten, wurden nicht vernommen. Das iſt überhaupt das Schickſal der Menſchen und Völker, daß Lehren, die nur gehört werden, auf die wenigſten wirken; nur Lehren, die ſie auch fühlen, werden für die meiſten wirkliche Lehren, nur ein großes Verhängniß oder irgend ein außerordentlicher und ungeheurer Wechſel beſſert die Einzelnen und die Völker. So mußten denn die Franzoſen und Napoleon von allen gefühlt werden, damit ſie begriffen, wer ſie waren und was ſie wollten.

Wenn etwas Ungeheures geſchehen iſt, kommen gewöhnlich die Erklärer und Ausleger mit Deutungen und Nutzanwendungen nach: nichts iſt bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweiſen. Auch dem preußiſchen Staat iſt ſolches widerfahren; er iſt nach ſeinem Fall nicht bloß betrauert ſondern auch recht methodiſch bis zu ſeiner Gruft hingedeutet und hingerichtet worden: ſelbſt Schimpf und Hohn hat in manchen Urtheilen und Nachrichten nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewiſſe Erſtarrung und Verſtockung da, nicht allein veranlaßt durch das Erſtaunen und die Beſtürzung über die großen Begebenheiten und Wechſel, die rings umher erſchienen, ſondern tiefer liegend, theils in den alten inneren Verhältniſſen des Staates ſelbſt, theils in dem, was die Menſchen das Zeitalter zu nennen pflegen. Denn ſo iſt es von jeher geweſen: ſoll etwas Ungeheures geſchehen und etwas Neues werden, ſo erſtarren die lebendigen Kräfte in ihnen ſelbſt, es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geiſtvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menſchen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo ſie in eine ſchwere Krankheit fallen ſollen. Der große Uebergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer ſo gemacht. Darum ſoll man in gewiſſen Epochen die einzelnen Menſchen nicht zu ſchwer anklagen, ſondern den geheim webenden und waltenden Geiſt der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geſchlechter und Säkeln regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will das Alte augenblicklich lähmt und verſteinert, damit es durch geſchwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Geſtaltungen den Stoff wieder zurückgebe. Wenige Sterbliche aber ſind ſo groß geſchaffen, daß ſie dieſe innerlich zermalmende Gewalt des Zeitgeiſtes nicht fühlen ſollten. Wenn wir ſolche geheim wirkende Kraft nicht annehmen, wenn wir nicht glauben, daß in Europa eine ſolche werdende Geburt der neuen Zeit iſt, ſo können wir kaum begreifen, was wir in den letzten beiden Jahrzehenden erlebt und erlitten haben, wo wir nicht einen tückiſchen Dämon glauben, der die Völker ordentlich behert habe, damit den Verruchteſten ihre Frevel gelängen. Nur aus einem ſolchen allgemeinen Verhängniß der Weltgeſchichte, aus einem ſolchen tiefer und höher waltenden Geiſt des Zeitalters laſſen ſich auch die preußiſchen Unfälle erklären, die Hülfloſigkeit der Räthe, die Unentſchloſſenheit der Feldherren, die Flucht und Gefangenſchaft der Heere ohne Niederlagen, die Uebergabe der Feſtungen ohne Kanonenſchüſſe — kurz der Sturz eines Staates, welcher durch kriegeriſchen Sinn gegründet war und von welchem alle gehofft hatten, er werde ſich durch kriegeriſchen Sinn auch zu behaupten wiſſen.

Unvermeidliche Verhängniſſe und unſelige Verhältniſſe brachten im Sommer des Jahres 1807 die Noth des Friedens von Tilſit. Preußen verlor die Hälfte ſeiner Beſitzungen und bekam die andere Hälfte nur auf dem Papier zum Scheine zurück, in der That aber nicht. Die Elbe die Oder und Weichſel, die eigentlichen Lebensadern des Staats, blieben in den Händen der Fremden durch die beſetzten Feſtungen Magdeburg Stettin Küſtrin Glogau und Danzig. So blieb auch das Land in ihrer Gewalt. Der tückiſche Feind, für welchen Preußen ſo viel geopfert, mit welchem es jetzt einen ſo unglücklichen Frieden geſchloſſen hatte, ließ trotz aller Verträge zahlloſe Haufen ſeiner Krieger in den preußiſchen Landſchaften ſtehen und ſog ihnen mit ſchlau berechneter Bosheit das letzte Mark aus, was der ſchwere Krieg und die Durchzüge und Forderungen und Verheerungen von Hunderttauſenden noch übrig gelaſſen hatten. Damit dem unglücklichen Lande auch die Erholung und Wiederbelebung unmöglich gemacht würde, wurden alle Häfen geſperrt und Schiffahrt und Handel, die ſonſt ſo bedeutenden, gehemmt. Außerdem verſchaffte der Sieger ſich eine Schuldforderung an Preußen von 25 Millionen Reichsthaler, deren Unerſchwinglichkeit in dem jetzigen Zuſtande ihm gelegentlich zu jeden Unbillen und Beleidigungen ſcheinbare Rechte gab. Der Sieg legt keine Rechenſchaft ab; ein frevelhafter Sieger, der aller göttlichen und menſchlichen Rechte ſpottet, glaubt weder der Mitwelt noch Nachwelt Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, er ſchlägt an ſein Schwerdt und ſpricht: dieſes iſt der rechte Ausleger der Verträge, die ich mit den Schwächeren geſchloſſen habe, die Eide ſind für die Dummen und für die, welche die Götter fürchten. Damit auch durch Heersmacht Preußen die künftige Erhebung unmöglich würde, war vorgeſchrieben, wie viele bewaffnete Männer es hinfort unterhalten dürfe; die Anlage von Feſtungen ja nur von Schanzen, wodurch der letzte Reſt des Reichs hätte geſtärkt werden können, war unter den ſpioniſchen Augen der Franzoſen und ihrer Helfer unausführbar.

Es war das Jahr 1809 gekommen. Napoleon ſtand mit den treulos angetaſteten und überfallenen Spaniern in einem ſchweren Kampfe. Auch Oeſtreich hatte gewagt ſich zu ermannen und die verlornen Ehren und Länder wieder zu gewinnen. Preußen und Deutſchland hofften Errettung. Sie hofften vergebens. Oeſtreich ſchloß einen unglücklichen Frieden und Deutſchland blieb in Frankreichs Gewalt. Das Unglück dieſes Jahres und der traurige Zuſtand des Vaterlandes in den folgenden Trauerjahren iſt nicht zu beſchreiben und bedarf auch nicht beſchrieben zu werden: die Erinnerung deſſen, was wir gefühlt und gelitten haben, iſt zu friſch, unſere Wunden ſind noch unbenarbt. Alle Deutſche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Geſetze die Vertilgung der Sprache die Verderbniß der Sitten die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und ſeine Herrlichkeit hatten viele deutſche Herzen ſchon lange nicht wie ſie ſollten gefühlt; was ſollten ſie betrauern, was ſie kaum gekannt hatten? Die meiſten hatten ſich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältniſſe Geſchäfte und Anſichten hatten ſie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigern zu folgen und durch die Beſchlüſſe der großen deutſchen Staaten beſtimmt zu werden, empfanden viele die neue Herrſchaft der Fremden kaum als Unglück; ſie fühlten ſie nur als ein Unglück, nicht weil ſie undeutſch war, ſondern weil ſie Tyrannei ward und Tyrannei bleiben zu wollen verſprach. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen einen unſterblichen Ruhm verloren; ſie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich ſeyn. Auch die vor einigen Jahren noch ſo mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der ſchweren Starrſucht erwacht; alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten ſie die Schande: ſie trauerten, aber ſie zürnten noch mehr.

Napoleon hatte gemeint, der preußiſche Staat ſey durch die grauſamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er ſich wieder alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerriſſen nun ſo liegen laſſen, bis die Zeit da ſey ihn ganz zu vernichten; Napoleon hatte Recht, ſo weit ein gemüthloſer Menſch, der die Menſchheit nur nach ihren Schwächen und Laſtern beurtheilen kann, die Welt verſteht; er hatte zermalmt und zermalmte, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos geweſen iſt, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles meſſen, nur nicht, wie weit die Geiſter ſich beherrſchen laſſen. Darum war er an Spaniens Stolz geſcheitert und ſollte einmal an Preußens Zorn einen ſcharfen Eckſtein finden. In demſelben Maaße, wie in Deutſchland die Matten und Feigen verzagten, je härter und grauſamer die fremde Herrſchaft wüthete und je ſicherer ſie ſich ihres Beſitzes dünkte, deſto kühner richteten ſich alle tapfere und freie Männer auf; und viele erwachten zuerſt zum Zorn, dann zum Gedanken, darauf zur Hoffnung, endlich zu Gott, der die größten Gedanken und Hoffnungen giebt. Es waren aber, die 1809 und 1810 zu hoffen anfingen, was ſie in den Jahren 1793 und 1794, als das Vaterland noch ganz ſchien, kaum gewagt hatten zu denken, geſchweige denn zu hoffen, ja die binnen wenigen Jahren den Fall des unerſättlichen Unterdrückers weiſſagten. Was die Beſten und Tapferſten ſo weiſſagen, das wird immer erfüllt, ſelbſt durch ihren Tod erfüllt. So gerecht iſt Gott und ſeine Geſchichte.

Hier muß angedeutet werden, was von dem Jahre 1808 bis zu dem Schickſalsjahre 1812 gethan worden iſt, damit Preußen wieder aufgerichtet würde. Es iſt nothwendig, daß das Erhaltende gezeigt werde, damit die Kleinſten Muth faſſen größer werden zu können, und damit die Größten ſich nicht verſäumen, noch das verſchlafen, was allein durch ſtete Lebendigkeit und Wachſamkeit bewahrt werden kann.

Der König von Preußen konnte ſeine großen Ahnherren nicht vergeſſen, das preußiſche Volk konnte ſeinen Namen nicht vergeſſen. Darum verzweifelten ſie nicht an dem Vaterlande und an ſeiner Wiederherſtellung. Die Hälfte des Landes war verloren, der Staat verſchuldet und verheert, Handel und Schiffahrt geſperrt, das Heer vernichtet, die Schlüſſel des Landes, die Feſtungen, von Fremden beſetzt, und auf alles vergangene und gegenwärtige Unglück hatte die ſchadenfrohe Tücke des übermüthigen Siegers eine drückende Schuld gewälzt, die unter den jetzigen Umſtänden unabbürdlich ſchien.

Da galt es Muth und Entſchloſſenheit, nicht alles für verloren zu halten. Man griff das Werk raſch an. Die ganze Verfaſſung im Innern ſollte neu geſtaltet und der Zeit und ihren Forderungen ſo angemeſſen werden, daß die Geiſter geweckt und ermuthigt würden; die noch übrigen Feſtungen ſollten wieder ausgebeſſert und mit dem nothwendigen Geſchütz verſehen werden; ein neues beweglicheres und ſtreitfertigeres Heer ſollte unter der fremden Aufſicht gebildet; endlich die Staatsſchuld ſollte nach und nach abgetragen, und ſo ſollten die Feſtungen, welche die Franzoſen unter dem Titel eines Pfandes dafür behalten hatten, allmälig wieder gewonnen werden. Dieſes alles, dieſes ſo Verſchiedene Vielfache und in den Verhältniſſen, worin man war, ſo Schwere, ſollte in wenigen Jahren vollendet werden; denn das fühlten die Männer wohl, daß die Zeit und Napoleon ihnen zu langſamen Entwürfen und Arbeiten nicht den Athem laſſen würden. Vieles hievon ward freilich vergeblich verſucht und wegen innerer und äußerer Schwierigkeiten nur halb ausgeführt, Anderes ward durch den Eifer der Menſchen und die Treue und Hingebung der Unterthanen weiter gebracht, als die, welche nicht in der Nähe waren, glauben konnten. Zwei Dinge vor allen ließen diejenigen nicht aus den Augen, welche in dieſen Jahren auf die großen Geſchäfte Preußens einen entſcheidenden Einfluß hatten: die beiden Dinge, wodurch der Staat aus einem kleinen und ſchwachen ein großer und mächtiger geworden war, den Geiſt frei zu laſſen und das Volk kriegsgeübt zu machen. Der König ließ die Entwürfe und Einſichten ſeiner beſſeren Männer walten, und fürchtete ſich nicht vor dem, worin Schwächlinge, die das deutſche Volk nicht kannten, Gefahren zeigten; deswegen ſoll er vor ganz Europa geprieſen werden. Viele Völker können als Maſſe etwas bedeuten; auch Menſchen giebt es, die durch die Maſſe der Darſtellung ſich etwas zu ſeyn dünken: wem die Dicke des Leibes fehlt, der muß ſich durch den Geiſt vergrößern; der Kleine iſt nichts, wenn er nicht wagt viel zu ſeyn. Der preußiſche Staat iſt durch die Idee geworden, was er war: er mußte durch die Idee wieder werden wollen, was er nicht mehr war.

So geſchah es denn, daß zu derſelben Zeit, als man in vielen deutſchen Staaten, damit neue Regimenter errichtet neue Hofwürden geſchaffen und prächtigere Hofhaltungen geſtiftet werden könnten, die Anſtalten der Bildung und Wiſſenſchaft verringerte und ſchmälerte und dem Geiſt ſein Gebiet einſchränkte, die preußiſche Regierung ſich betrug, als ſey ſie nie reicher geweſen als jetzt an Hülfsmitteln für Künſte und Wiſſenſchaften. Ich erinnere an die Univerſitäten zu Berlin und Breslau und an ſo viele andere neue Einrichtungen, die in einer Zeit gemacht ſind, wo der Staat bankrott hieß und es gewiſſermaßen war; aber er war an Liebe und Treue noch nicht bankrott geworden. Auch das muß gerühmt werden, daß, als in allen Marken Deutſchlands die ängſtlichſte und gehäſſigſte Jagd war auf alle großherzigen Gefühle und kühnen Gedanken, in Preußen noch eine Freiheit herrſchte, wie ſie unter der laurenden Eiferſucht der Fremden irgend ſeyn durfte.

Dem Staate, der vor wenigen Jahren noch ein ſtehendes Heer von 250,000 Kriegern zählte, war durch den Tilſter Frieden vorgeſchrieben, wie viele Bewaffnete er unterhalten durfte. Napoleon war gegen Preußen grauſamer, als Rom weiland gegen Karthago; aber Preußen war gegen Frankreich kein Karthago geweſen. Die vorgeſchriebene Zahl blieb zwiſchen 40,000 und 50,000 Mann ſtehen. Dieſe durfte man nicht wohl überſchreiten, ohne dem aufmerkſamen Argwohn Veranlaſſung zu Klagen und dann, da die Gewalt bei ihm war, zu neuen Bedrängungen zu geben: aber helfen durfte der Unterdrückte ſich, wie er konnte. Man hatte und fand den einzigen Ausweg, die geübten Jünglinge ſchnell in die Heimath zu entlaſſen und für ſie neue und rohe unter die Waffen zu ziehen. Durch dieſe baldige Entlaſſung der Fertigen erreichte man, daß, wenn eine günſtige Zeit der Rettung erſchien, man in den vielen Geübten ein ſchlagfertiges Heer bereit hatte. Außer dieſer ſtillen Sorge für die Freiheit ward in der Einrichtung und Bildung des preußiſchen Heeres vieles anders gemacht, als es früher geweſen war. Die ſchreckliche Zeit hatte über manche Irrthümer belehrt und manche Veraltungen offenbart, die man in den Jahren **1805** und **1806** noch nicht Veraltungen nennen durfte. Unter den wackeren Männern, die an der Wiedergeburt des preußiſchen Heers, das auch den Staat nur wiedergebären konnte, einen großen Antheil hatten, gebührte dem General von Scharnhorſt die erſte Stelle, auch deswegen, weil er unter den ſchwierigſten und mißlichſten Verhältniſſen durch eine unſtörbare Ruhe und unſcheinbare Thätigkeit ſtill und verborgen zu bereiten und ſchaffen wußte, was laut und offen nicht bereitet und geſchafft werden durfte, weil er alle Perſönlichkeit dem großen Zwecke hingab; denn nur der Menſch iſt würdig, der ſich und ſeine Eigenliebe für die Sache opfert. Auch das Lob gebührt ihm und ſeine dankbaren Freunde und Schüler rufen es ſeinem glänzenden Gedächtniß nach, daß er einer von den wenigen Feldherren war, die den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit und Anſpruchloſigkeit unter den Offizieren beförderten. Was dieſer ſtille fromme und redliche deutſche Mann, der nur Ein Ziel des Lebens hatte, das Vaterland von der Schmach zu retten, durch Rath und That durch Lehre und Beiſpiel gewirkt hat, das hat auch die Siege miterfochten, wodurch wir jetzt freie Männer ſind und über unſer Glück frei reden dürfen. Er iſt gefallen, eines der erſten Opfer für die größte Sache, die ſeit 1800 Jahren auf Deutſchlands Feldern ausgefochten iſt. Friede ſeinem Gedächtniß Ehre ſeinem Namen und Glück und Freiheit allen, die ſolche Tugend verſtehen können und die groß genug ſind ſie nicht zu beneiden!

So arbeiteten und wirkten im preußiſchen Staate redliche geiſtreiche und tapfere Männer für Freiheit und Wiederherſtellung unter den ungünſtigſten Umſtänden, worunter jemals ein Volk erlegen war. Napoleon achtete darauf nicht; Preußen ſchien ihm zu klein und ſeines baldigen gänzlichen Unterganges zu gewiß, als daß Furcht ſeine Blicke dahin gelenkt hätte. Auch die übrigen Zeitgenoſſen achteten wenig darauf; ſie waren der ewigen papiernen Veränderungen der Verfaſſungen zu gewohnt geworden, ſie waren gewohnt in allen Enden Deutſchlands und Europens alles Alte vernichten und zerſtören, und neue Knechtſchaft und neues Elend unter der Aufſchrift neuer Geſetze Bildungen und Verfaſſungen als die Glorie der Zeit und als den Abglanz des franzöſiſchen Weſens und bonapartiſchen Willens ausposaunen zu hören: es war ihnen zu verzeihen, wenn ſie meinten, auch im preußiſchen Staate werde unter dem Klange herrlicher Verkündigungen bloß Aehnliches gemacht. Die Männer aber, welche dort thätig waren, und wußten, wofür ſie thätig waren, hofften jedes Jahr vergebens eine ſolche Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, daß Preußen wieder in ſeine Stelle treten und für ſo viele Entehrungen und Mißhandlungen, die es von den fremden Ueberziehern erlitten hatte, gerechte Rache nehmen könnte. Eine ſolche Entwickelung kam nicht.

Preußen hatte gegen Frankreich alle ſeine Verbindlichkeiten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, ſelbſt dasjenige erfüllt, was wider alle Verträge die offenſte Gewalt auch nach dem Tilſiter Frieden aufgedrungen hatte: es hatte den größten Theil ſeiner fürchterlich aufgelegten Staatsſchuld abgetragen; Frankreich ſollte dafür beſetzte Feſtungen zurückgeben: es gab keine zurück, wohl aber beleidigte es die Majeſtät des Throns und die Ehre des Volks durch immer neue Verletzungen und Bedrückungen. Was Wunder, daß in den meiſten Brüſten der verhohlene Zorn gegen die Franzoſen und alles Franzöſiſche deſto tiefer glimmte und manche in Ungeduld und Erbitterung weiter trieb, als ſie nach den Umſtänden durften. Alle ſehnten ſich, bald gegen die Franzoſen ihre Schwerdter zu ziehen, und ein herbes Schickſal wollte zum Uebermaß des Schmerzes, daß ſie ſie für die Franzoſen gebrauchen mußten.

Das Jahr **1811** war gekommen, der politiſche Horizont verfinſterte ſich im Oſten: es war nicht mehr zweifelhaft, daß Frankreich und Rußland bald brechen würden. Aeußere Zeichen erſchienen viele; den Preußen erſchien auch das, ja es ward ſchrecklich von ihnen gefühlt, daß die Beſatzungen in den Oderfeſtungen und in Danzig ſehr verſtärkt wurden und daß ungeheure Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath gegen Oſten gingen, welche ihre unglücklichen Bauern fahren mußten. Endlich mit dem Jahr **1812** brach das lange verhaltene Ungewitter los, die franzöſiſchen Heere überſchwemmten Deutſchland, die Truppen der Rheiniſchen Bundesfürſten wurden zuſammengezogen und in Marſch geſetzt; Preußen, von allen Seiten umſtellt, mußte mit Napoleon ein trauriges Bündniß ſchließen. Bald waren alle ſeine Lande von Hunderttauſenden überſchwemmt, und dieſe neue Bundsgenoſſen behandelten ſie härter und übermüthiger, als wenn ſie als Feinde gekommen wären. Verrätheriſch, wie er mit den Spaniern gethan hatte, bemächtigte der Bundesgenoß Napoleon ſich zweier preußiſcher Feſtungen. Dies war das Handgeld der neuen Freundſchaft, mit welcher, wie er verkündigte, die Epoche von Preußens neuer Größe und Glückſeligkeit beginnen ſollte; willkürlich trieb er wider die Uebereinkunft zwei preußiſche Reiterregimenter und mehrere Batterien Artillerie mit ſeinen Schaaren nach Rußland; willkürlich und gewaltſam plünderten und verheerten ſeine Heere das preußiſche Land. Nach langen Vorſpielen und mancherlei Verſpiegelungen und Gaukeleien brach endlich im Sommer 1812 zwiſchen Napoleon und Kaiſer Alexander der Krieg aus: 20,000 tapfere Preußen, die andere Feinde begehrt hatten, mußten als Hülfsvolk mit den Franzoſen ziehen, außer denen, welche Gewalt eigenmächtig mit weggeriſſen hatte.

Wie dieſer Krieg geendigt hat, wodurch Napoleon die Befreiung Europens von ruſſiſcher und aſiatiſcher Barbarei die endliche Demüthigung Englands die Glorie der Welt und das Glück eines unſtörbaren europäiſchen Friedens verſprach; wie die Ruſſen durch Gott und ihr Schwerdt und die Gerechtigkeit ihrer Sache ein Heer von 500,000 Mann vertilgt haben — wer hat die wunderbaren Geſchichten des verfloſſenen Jahres nicht vernommen, die wie Mährchen und Fabeln klingen und doch die wahrſte Wahrheit ſind? alſo daß ich nicht zu erzählen bedarf, wovon die Erinnerung in allen Herzen noch ſo jung iſt. Im Junius des Jahrs 1812 drang Napoleon in die ruſſiſchen Gränzen ein mit einer Heeresmacht und einem Zeuge, wie Europa ſeit Jahrtauſenden nicht geſehn hatte; im December deſſelben Jahres entfloh er durch Polen und Deutſchland einſam nach Frankreich: von einer halben Million Männer, die er bewaffnet mit ſich getrieben und ſpäter ſich nachgeriſſen hatte, entkamen etwa

40,000 armſelige Flüchtlinge dem Eiſen dem Hunger und dem Froſt. So hatte Gott Gericht gehalten: das Maaß des Uebermuths war voll gemeſſen.

Durch Preußens Gränzen war bei dem Zuge gegen Rußland der Glanz der bonapartiſchen Macht hingezogen; ihre Schmach ſollte auch durch ſie zurückfliehen: das wunderbarſte Karneval des Glücksſpiels, das je geſehen worden, in den mannigfaltigſten und poſſenhafteſten Verlarvungen und Verkleidungen ging durch alle preußiſchen Städte von Gumbinnen bis Königsberg, und von Danzig bis Berlin, und ſo weiter gegen Weſten, und offenbarte den Menſchen mitten durch alle franzöſiſchen Gaukeleien und Bemäntelungen, was geſchehen war und was jetzt geſchehen durfte. Nie hat das bitterſte Elend der närriſchſten Poſſe ähnlicher geſehen, als hier das franzöſiſche, und doch ſtieg ſein Jammer über Thränen hinaus.

Die Preußen waren der Erniedrigung des Vaterlandes und der Bundesgenoſſenſchaft mit ihrem Unterdrücker die ungeduldigſten geweſen. Sie waren die erſten, die ſich zur Rache aufrichteten und den übrigen Deutſchen ein Beiſpiel gaben, dem ſie nachfolgen ſollten. Zuerſt vor allen andern nahm ein preußiſcher Feldherr die Geſinnung ſeines Königs und das Gefühl ſeines Volks voraus und offenbarte, daß er den deutſchen Namen und die preußiſche Ehre fühlte. Kaum naheten die ſiegreichen Ruſſen den Gränzen Preußens, ſo wendete der preußiſche General von York, welcher die preußiſchen Bundestruppen dieſen Sommer mit großer Ehre befehligt hatte, ſich mit ſeiner Schaar von dem Panier der Franzoſen ab und fiel denen zu, welche kamen Deutſchland zur Freiheit aufzurufen. Das preußiſche Volk jauchzte der Kühnheit des Feldherrn zu, die hoffende Welt lauſchte.

Nicht lange, und der König von Preußen reiſte von Berlin nach Breslau und erließ einen Aufruf an die preußiſche Jugend ſich freiwillig zu rüſten und unter die vaterländiſchen Fahnen zu ſtellen. Noch waren einige ſchwache Seelen, die weiſſagten, dieſer königliche Ruf werde nur gehört aber nicht verſtanden werden; ſie weiſſagten, was ſie immer orakelt hatten, der Deutſche ſey keiner Aufloderung und Begeiſterung fähig, (ſo ſehr waren die deutſchen Geſchichten vergeſſen) und verkündeten wie der Prophet Habacuc: wehe, wer zum Holz ſpricht: wache auf! und zum ſtummen Stein: ſtehe auf! Die Jünglinge widerlegten dieſe Zweifler, ſie verſtanden den Ruf, und Schaaren von Tauſenden und Zehentauſenden ſtrömten von allen Seiten dem Heere zu und ſtellten ſich als Freiwillige in die Regimenter ein. Damit man auch bei einem Kriege, den man bei der willkürlichen Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit des franzöſiſchen Gebieters und bei ſeinen immer noch großen Hülfsmitteln keineswegs als ein leichtes und ſchnell zu beendigendes Spiel anſehen durfte, der Zahl nicht zu ſehr mangelte, erließ die preußiſche Regierung Verordnungen über die allgemeine Errichtung einer Landwehr und eines Landſturms, beide zur Ergänzung des ordentlichen Heeres zur Erweckung des kriegeriſchen Geiſtes und zur Wiederbelebung jenes zu lange vergeſſenen Gefühls, daß in großen Gefahren des Vaterlandes jeder freie Mann auf der Schwelle ſeines Hauſes oder in den Thoren ſeiner Stadt als Leiche liegen müſſe, ehe ein Feind eingehen dürfe. Am wenigſten durften Preußen das verſäumen, wodurch ihr Name vor funfzig ja noch vor fünfundzwanzig Jahren der größte in Europa geweſen war. Auch war der Befehl des Königs und der Wille des Volks Eins: das ganze preußiſche Land ward Ein Uebungsplatz, alle Preußen wurden Soldaten, nicht bloß durch das königliche Wort, ſondern durch das ſtolze Herz, das ſich lange vergebens geſehnt hatte gegen Franzoſen zu ſtreiten.

Mitten unter dieſen Vorrüſtungen und Verbereitungen zu dem heiligen Kriege ging die noch nicht ſtarke preußiſche Kriegsmacht, die unter den Waffen ſtand, und was von ruſſiſchen Bundesgenoſſen in Deutſchland eingerückt war, gegen das Ende des Monats März über die Elbe und drang in Sachſen und Thüringen vor. Weiter durften ſie nicht gehen, weil ſie durch die vielen Feſtungen, die in ihrem Rücken immer noch in feindlicher Gewalt waren und die ſie hatten umrennen müſſen, zu ſehr geſchwächt waren, und weil auch alle Elbfeſtungen Napoleon noch gehorchten.

Bei der Vorrückung ihres Heers hatten die verbündeten Herrſcher beſonders darauf gerechnet, daß die verbündeten Fürſten des Rheinbundes, des fremden Druckes müde, ſich für ſie erklären und durch Anſchließung ihrer Heersmacht ſie ſtärken würden. Am meiſten aber rechneten ſie auf den Beitritt des Herrſchers von Sachſen, von deſſen Landen ſie vier Fünftel beſetzt hatten, und hofften, er würde ſich für die Sache Gottes und des Vaterlandes erklären und ihnen durch ſeinen Beitritt genug Stärke und Sicherheit geben, daß ſie weiter vorwärts nach Franken Heſſen und den Hannöverſchen Landen wirken die Völker in die Waffen rufen und ſo Napoleon endlich auch durch die Menge die Spitze bieten könnten. Friedrich Auguſt zögerte und ſchien mehr an Napoleons Glück als an Deutſchlands Rettung zu glauben. Er hatte mit einigen Regimentern Reiterei und mit ſeinen Schätzen das Land verlaſſen, und war zuerſt nach Baiern, dann nach Böhmen geflohen. Sein Heer ſtand etwa 12,000 Mann ſtark unter dem Befehl des Generals Thielmann in und um die Feſtung Torgau; eine kleinere Abtheilung lag noch in polniſchen Feſtungen an der Weichſel begraben. Das ganze ſächſiſche Volk der größte Theil des Heeres die Befehlshaber in Torgau — alle wünſchten und fleheten, daß ihr Herrſcher zurückkommen und den Verbündeten beitreten mögte. Er kam nicht.

Während die Macht der Ruſſen und Preußen und das Glück der großen Sache durch dieſe unſeligen Verhältniſſe gehemmt und gelähmt war, hatte Napoleon wieder zahlreiche Menſchenhaufen zuſammengetrieben, die er in verſchiedenen Abtheilungen durch Franken und Heſſen gegen die Thüringiſche Saale hin richtete. Gegen das Ende Aprils ſtand er den Verbündeten mit einem Heere gegenüber, das ihnen an Streitbarkeit und Geiſt nicht vergleichlich, an Menge aber faſt doppelt überlegen war. Den 2. Mai ward auf den Feldern zwiſchen Leipzig und Weißenfels, wo in früheren Tagen ſchon ſo viele blutige Kämpfe ausgefochten waren, eine gewaltige Schlacht gehalten, worin die Ruſſen mit gewohnter Tapferkeit ſtritten, die Preußen gegen die ſchreckliche Uebermacht wie eine eiſerne Todesmauer ſtanden: die franzöſiſche Prahlerei lernte fürchten, von denen ſie eben noch geweiſſagt hatte, ſie würden bei dem erſten Kanonenſchuß wie gezüchtigte Schulbuben davon laufen. Napoleon ward auf allen Punkten mit ungeheurem Verluſt zurückgeſchlagen, die Verbündeten behaupteten das Schlachtfeld; aber wegen der Unſicherheit im Rücken und wegen der unverhältnißmäßigen Ueberzahl der Feinde zogen ſie ſich hinter die Elbe nach der Lauſitz zurück. Friedrich Auguſt kam auf die Nachricht von dieſer Schlacht ſogleich von Prag nach Dresden und übergab ſich ſeine Feſtungen ſein Geſchütz und ſein Heer an Napoleon. Die unglücklichen Sachſen, die von Begierde brannten für Deutſchland zu ſtreiten, ſollten durch unſägliche Plagen Plünderungen und Verheerungen, durch die Zertretung ihrer Felder die Verwüſtung ihrer Dörfer und die Einäſcherung ihrer Städte lernen, was die Bundesgenoſſenſchaft mit dem großen und unüberwindlichen Napoleon bedeutete. Kaum hatten ſie die Leichen der Ihrigen betrauert, die auf Polens und Rußlands Geſilden unbegraben verwitterten, ſo begann das neue Unheil. Dieſer unſelige Entſchluß ihres Herrſchers koſtet gewiß einer halben Million deutſcher Menſchen das Leben; wie viele Unglückliche er gemacht hat und machen wird — wer kann das Ungeheure berechnen? Wie ganz anders, wenn er im April der gerechten Sache beifiel! Seine Feſtungen und ſein Heer gaben den Verbündeten Halt; durch den vortrefflichen Geiſt und brennenden Haß der tapfern Sachſen gegen die Franzoſen konnte ſeine Heeresmacht binnen wenigen Wochen um 20,000 und 30,000 Mann vermehrt werden. Dieſer Zuſchuß an Streitern machte den Verbündeten kühnere Plane möglich; Sachſen ward von der Laſt und dem Elend des Kriegs und Deutſchland ward fünf Monate früher von dem Druck ſeiner Tyrannen befreit. Doch — — —

Nach dem Uebergang über die Elbe ward den 20. Mai bei Bautzen eine zweite große Schlacht gehalten. Den 5ten Junii ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, damit über den Frieden unterhandelt werden könnte. Doch wie konnte man an einen ſichern Frieden glauben, ſo lange Napoleon das Schwerdt in der Hand hielt?

Die Aufgebote des Königs von Preußen wegen der Landwehr und des Landſturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann ſagen, das ganze preußiſche Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein deutſches Herz in der Bruſt ſchlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahrs 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde ſterben, wir haben auch in Deutſchland das geſehen, weswegen es allein werth iſt zu leben, daß Menſchen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigſten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als ſeyen ſie nichts. Kaum war der königliche Wille erſchollen, ſo erkannte das Volk ihn durch die Art, wie es gehorchte ja wie es dem königlichen Befehl vorauslief, als ſeinen Willen. Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war nur Eine Stimme Ein Gefühl Ein Zorn und Eine Liebe, das Vaterland zu retten Deutſchrand zu befreien und den franzöſiſchen Uebermuth einzuſchränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Officiere, die wegen Wunden und Verſtümmelungen lange ehrenvoll entlaſſen waren, reiche Gutsbeſitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläuftiger Geſchäfte, in Hinſicht jedes Kriegsdienſtes entſchuldigt, wollten ſich ſelbſt nicht entſchuldigen; ja ſelbſt Jungfrauen unter mancherlei Vorſtellungen und Verlarvungen drängten ſich zu den Waffen: alle wollten ſich üben rüſten und für das Vaterland ſtreiten und ſterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches ſeine Dichter es einſt beſangen; jede Stadt jeder Flecken jedes Dorf ſchallte von Kriegsluſt und Kriegsmuſik und war in einen Uebungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feuereſſe ward eine Waffenſchmiede. Das war das Schönſte bei dieſem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterſchiede von Ständen und Klaſſen von Altern und Stufen vergeſſen und aufgehoben waren, daß jeder ſich demüthigte und hingab zu dem Geſchäft und Dienſt, wo er der brauchbarſte war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und ſeiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verſchlang, alle anderen ſonſt erlaubten Rückſichten und löblichen Verhältniſſe aufhob. Die Menſchen fühlten es, ſie waren gleich geworden durch das lange Unglück, ſie wollten auch gleich ſeyn im Dienſt und im Gehorſam. Und ſo ſehr erhob die große Pflicht und das gemeinſame Streben, wovon ſie beſeelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine ſo weite Bahn geöffnet iſt, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeiſterung dieſer unvergeßlichen Tage iſt durch keine Ausſchweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinſte, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit Beſcheidenheit und Rechtlichkeit ſeyn müſſe, wenn er den Uebermuth die Unzucht und Prahlerei beſiegen wollte, die er an den Franzoſen ſo ſehr verabſcheut hatte. Was die Männer ſo unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geſchlecht der Frauen durch ſtille Gebete brünſtige Ermahnungen fromme Arbeiten menſchliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieſes großen Sommers zählen, die zum Theil unter den rührendſten Umſtänden dargebracht ſind? wer kann die dem Vaterlande ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäuſern die Nackenden gekleidet die Hungrigen geſpeiſt die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geſchah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang: ſie hat bewieſen, daß ſie verdient der Sitz ihrer Herrſcher zu ſeyn. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! die alten Sünden ſind verſöhnt die alten Unbille vergeſſen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnſitz bei dir aufſchlagen. Ich ſage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erſtanden.

Es iſt nicht genug, daß man erzähle, aus welchen Gefühlen die Menſchen gehandelt und gewirkt haben: man muß auch die Umſtände bedenken, unter welchen ſie es gethan haben. Das preußiſche Land, im Ganzen keines der reichſten und fruchtbarſten Länder des deutſchen Vaterlandes, war in dem Kriege der Jahre 1806 und 1807 und auch das ganze Jahr 1808 und den Anfang des Jahrs 1809 noch auf das ſchändlichſte geplündert verwüſtet und ausgeſogen, am ſchändlichſten und hinterliſtigſten verwüſtet und ausgeſogen nach dem Tilſiter Frieden, wo die übermüthigen franzöſiſchen Schaaren ſich in ſeinen Landſchaften recht nach Gefallen ausbreiten und jeden erdenklichen Uebermuth und Hohn üben konnten. Auch die folgenden Jahre noch blieben ihnen die franzöſiſchen Beſatzungen in den beſetzten Feſtungen, die ſie verſorgen und verpflegen mußten; es blieben jährlich die drückendſten Kriegsſchulden abzubezahlen; es blieben die unaufhörlichen Hin- und Herzüge von Franzoſen nach den Oderfeſtungen und nach Danzig und dem Großherzogthum Warſchau; und ſeit dem Jahr 1811 kamen dazu noch die ewigen Züge von Geſchütz und Kriegsvorrath, dann auch viele Krieger, welche alle der unglückliche preußiſche Bauer und Bürger weiter führen und verpflegen mußte. Endlich mit dem Jahr 1812 bei dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland goß ſich ein Heer von beinahe einer halben Million Männer mit einem zahlloſen Geſchlepp von Zeug Troß und Angeſtellten über das gequälte Land hin und ſpülte wie eine verheerende Fluth ſeinen letzten Wohlſtand weg. So groß waren die Lieferungen für dieſe Räuber, die ſich jetzt Bundsgenoſſen Preußens nannten, daß Preußen am Ende des Jahrs 1812 an Frankreich dafür eine Forderung von mehr als 30 Millionen Reichsthaler hatte, die unbezahlt geblieben ſind. Als der traurige Reſt des großen bonapartiſchen Heeres im Anfange des Jahrs 1813 durch die preußiſchen Lande zurückfloß, brachte er zum Uebermaß des Unheils noch Seuchen und Peſten in alle Orte, wodurch er hinfuhr. Unter ſolchen Umſtänden begann der Krieg. Nach den Schlachten bei Großgörſchen und Bautzen waren die verbündeten Heere wieder auf das preußiſche Gebiet zurückgekommen; auch zahlloſe Heere des Feindes lagerten auf einem Theil deſſelben; keine einzige Feſtung an der Oder und Elbe war erobert; jede Stadt jedes Dorf, wann der Feind ſiegte, lag ihm offen; der Staat ohne Hülfsmittel, das Land ausgequält, die Einwohner verarmt. Doch ſollte ein großes Heer aufgerichtet bewaffnet und unterhalten werden, es ſollte mit dem gewaltigſten Feind bis aufs Verderben der Kampf von neuem begonnen werden. Unter ſo vielen Drangſalen und Gefahren was wollten die Preußen?

Krieg wollten ſie, Gefahr und Tod wollten ſie, den Frieden fürchteten ſie, weil ſie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußiſchen Frieden hoffen konnten; Krieg! Krieg! ſchallte es von den Karpathen bis zur Oſtſee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der ſein letztes Pferd unter Vorſpannen und Fuhren todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erſchöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld ſchickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Ich kann erzählen was ich geſehen habe. Als den zweiten Pfingſttag Nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Geſichter blaß alle Herzen wie vom Donnerſtral getroffen, bange Todesſtille war in der eben noch ſo fröhlichen Menge der wandelnden Menſchen, die Sonne des ſchönen Frühlingstages ſchien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie verſteint und verdonnert. Alles was Preuße hieß und ſeinen Namen fühlte, wollte lieber den geſchwindeſten Untergang, als einen unrühmlichen Frieden. Und doch, wenn man die Dinge kühl erwog und die Kräfte gegen einander ſtellte, wenn man die Hülfsmittel des Feindes ſeine Bundsgenoſſen ſeine Waffenplätze und Feſtungen rechnete, wenn man die Einheit ſeiner Entwürfe und die Geſchwindigkeit ihrer Ausführung bedachte, und wie viel Fürchterliches und Zerſchmetterndes in einem über alle Bedenklichkeiten und Rückſichten grauſam wegſchreitendenManne und Feldherrn liegt, ſo mogte man eine Zeitlang wanken. Wenn man aber den Muth ſah, der ſiegen oder untergehen wollte, ſo erkannte man eine höhere Gewalt in den Menſchen, als die von Tyrannen beſiegt werden kann, man erkannte, der Muth und Zorn für das Vaterland werde ſeine Gelübde erfüllen. Auch hat er ſie glorreich erfüllt.

Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet; es war kein Friede geworden, weil Napoleon verweigerte, wodurch Friede beſtehen kann. Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet, auf beiden Seiten hatte man viele Tauſende von Männern und Roſſen gerüſtet, die Stärke der Verbündeten war durch Oeſtreich um 150,000 Mann vermehrt; der 17. Auguſt war der Tag, wo die Preußen wieder gegen die Franzoſen ziehen durften. Zwei Monate ſind ſeitdem verfloſſen, und welche Thaten ſind in dieſen zwei Monaten gethan! Die Ufer der Katzbach und des Bobers, die Elbe die Warthe und die Pleiße, die Fluren von Groß-Beeren Dennewitz Kulm Wartburg und Leipzig — kann man für ſo viele Siege, als Wochen verfloſſen ſind, an allen Stellen Denkmäler erbauen? Tapfre Preußen, die

Deutſchen werden euch in ihrem Herzen ein Denkmal erbauen, das keine Zeit zerſtören wird. Oft ſind Leipzigs Felder in früheren Tagen von dem Blute tapferer Männer geröthet, nie in einem heiligeren Kriege: dieſe Schlacht bei Leipzig iſt die merkwürdigſte Schlacht für Deutſchland ſeit den Tagen, worin Hermann an der Weſer und dem Rhein mit den Römern ſchlug. Die Preußen ſind dem ganzen deutſchen Volke nicht allein die Anführer zur Freiheit geweſen, ſie ſind ihnen auch ein Muſter der Tapferkeit Zucht Beſcheidenheit und Menſchlichkeit; ſie ſind rechte Krieger Gottes, wie der jetzige Krieg, wovon das deutſche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeiſterung, womit ſie ſich dem Tode fürs Vaterland weihen, macht ſie auch ſtark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menſchlichen Milde: ſie ſind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenſchein, wann die Schwerdter ruhen.

Und was hatte der ſchöne Eifer der Menſchen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während dem Waffenſtillſtande! Sechs Millionen Menſchen, die durch den eiſernen Druck und die unbeſchreiblichen Plagen von ſieben Jahren ermattet und erſchöpft heißen konnten, ſtellten 250,000 Mann ins Feld, gerüſtete gekleidete bewaffnete Krieger, und ſie gaben ihnen jenen hohen Geiſt mit, daß die Jüngſten unerſchütterlich ſtanden, wie die feſten Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrnen unterſchieden wurden: der ſchlechteſte Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen ſie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wolle, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden zu Hauſe. Viele ſind gefallen in dem heiligen

Streite, die Edelſten und Beſten als Opfer der Freiheit, viele werden noch fallen, ehe die große Sache ausgeſtritten wird; aber ihre Namen werden unſterblich fortleben in dem Gedächtniß der ſpäteſten deutſchen Enkel und ihre Tugend wird die künftigen Geſchlechter erbauen: aus ſolchen Aſchen ſpringen Helden empor, wie aus Kadmus Knochenſaat Männer. Das aber kann man ſagen und muß man ſagen, damit die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen alle Brüſte entzünde, daß die neue Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat, daß ein Volk in ſolcher Lage mit ſolcher Geſchwindigkeit ſo Großes und Herrliches gewagt und vollendet hätte, als dieſes Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen ſtanden, das ganze Volk arbeitet wirkt und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung der Bewaffnung und Verpflegung des Heers, beſuche die Rüſthäuſer und Waffenplätze, beſuche die Krankenhäuſer und die Lazarethe — das Volk, das ganze hochherzige Volk handelt wirkt ſorgt und erhält: es iſt ein wirklicher Staat geworden, der König und die Unterthanen ſind Eins geworden; wo ſolche Liebe herrſcht, da hören die Befehle auf.

Braves und tapferes Volk, nimm dir denn den Preis, der dir gebührt; nimm die demüthige Anerkennung und das beſcheidene Bewußtſeyn, daß Gott gefallen hat was du wagteſt; nimm dir die ſchöne Hoffnung, daß du deine Kühnheit auch hindurchführen wirſt. Mögen viele zierlichere und blankere Völker dich arm nennen; mögen ſie dich rauh und ungebildet nennen — wer die Freiheit vertheidigen kann, der hat der Güter genug; wer ſterben kann für Ehre und Pflicht, der bedarf keiner äußeren Zierlichkeit, wer Frevler züchtigen und Tyrannen zermalmen kann, der lächle über den Vorwurf, wann Weichlinge ihn rauh nennen. Ernſter und ehrenfeſter Märker, treuer und kriegsluſtiger Pommer, tapfrer und redlicher Preuße, freundlicher und kunſtreicher Schleſier, duldet es, daß die andern mit allen Gütern der Welt prahlen, haltet ihr das feſt, wodurch eure Väter gelobt wurden, und ihr habt was Männer glückſelig macht. Ihr habt alles geopfert, ihr habt alles hingegeben, ihr ſeyd alle arm geworden. Wahrlich ich ſage euch, dieſe eure Armuth iſt reicher, als der größte Reichthum, den ihr jemals beſeſſen habt. Der Freie mag alles mit Freuden wieder erwerben, er mag vieles entbehren, was der faule Sklav gebraucht; aber Ehre, die aus Geiz und Feigheit verloren ward, erwirbt ſich nimmer wieder

Aber Worte preiſen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben iſt; die Zunge kann nicht ausſprechen, was wie ein Wunder erſchienen iſt und was unbegreiflich iſt wie alle Wunder. Als ihr auftratet und dem Winke eures Herrſchers gehorchtet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt, die Preußen würden ſich tapfer ſchlagen, ſie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker die Franzoſen redlich abbüßen; aber daß ihr ſolche Männer ſeyn würdet, als ihr erſchienen ſeyd, das dachtet ihr nicht, und das dachten wir nicht und konnten es nicht denken. Das iſt die Gewalt des überſchwänglichen Geiſtes, die Gewalt Gottes, die über die Menſchen kömmt, daß ſie aus ihnen ſelbſt heraus und über ſich ſelbſt empor gehoben werden und dann nicht mehr fühlen wer ſie geweſen ſind, ja kaum fühlen wer ſie ſind, wenn das Höchſte ſie beherrſcht. Ihr tapfere und fromme Kämpfer, wie oft habt ihr im Erſtaunen ſelbſt ausrufen müſſen: das haben wir nicht gethan, das waren wir nicht, das hat Gott gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müſſen.

Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Gott war in euch und iſt in euch und wird in euch und mit euch ſeyn. Gott hat ſich gegen den Lug und Trug erhoben, Gott will die Schande und den Frevel verderben und die Freiheit der Welt wiederherſtellen. Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, ſind die zahlloſen Schaaren des gewaltigen Unterdrückers der Fürſten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub geſunken und haben die Wölfe und Raben gefüttert; vor dieſem göttlichen Zeichen ſanken die trotzigen Legionen, die ſich die Weltbezwinger nannten, auch auf Deutſchlands entweihten Gefilden in das Nichts. Gott gab euch das Glück und den Sieg; von Gott kömmt es her, und von niemand anders, daß ihr ſo fromm ſo geduldig ſo züchtig und ſo menſchlich ſeyd. Vertrauet dieſem euren gewaltigſten Hort, vertrauet dieſem euren mächtigſten Bundsgenoſſen, betet zu ihm, daß er euch im Glück beſcheiden und mild erhalte, wie ihr im Unglück tapfer und unerſchütterlich geweſen ſeyd — und ihr werdet glücklich hindurchführen, was ihr euch als den Preis ſo herrlicher Mühen und Arbeiten vorgeſetzt habt. Denn tauſend Zeichen ſind da und ſind ſchon ſeit Jahren da geweſen, daß Gott Großes will mit der Menſchheit und mit dem deutſchen Volke. Selig, die darauf merken und in dieſem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf ſie durch Gott geſetzt ſind!

So hat das preußiſche Volk und Heer ſich offenbart; ſo ſind die Wunder, die uns Deutſchen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dneper und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; ſo iſt Gott und Gottes Kraft und eine Begeiſterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erſchienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochſtädt, Turin und Malplaquet, ſie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — ſie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görſchen und von der Katzbach von Dennewitz und von Leipzig; denn ſie haben nie vorher mit einem ſo großen Geiſt noch für eine ſo große Sache das Schwerdt gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unſere Kinder wieder mit Freuden anſehen können, als die da künftig freie Männer ſeyn werden — das danken wir nächſt Gott dieſen Beginnern der deutſchen Herrlichkeit; ſie ſind uns übrigen Deutſchen, wie verſchiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erſte Beiſpiel der Freiheit und Ehre geworden. Unſere Pflicht wird nun, dieſen erſten Kämpfern auf der deutſchen Ehrenbahn mit gleichem Sinn und Muth nachzufolgen. Wenn wir dies recht wollen, wenn wir recht fühlen, wie groß der Kampf und ſein Preis iſt, worum wir ringen ſollen, wenn wir recht innig glauben, daß er nur mit Gott vollendet werden kann, wenn wir unſre Herzen zu den Erinnerungen und Thaten unſrer glorreichen Ahnen erheben und ſchwören nicht ſchlechter ſeyn zu wollen, als unſre freien Väter, die Germanen, ſo wird Gott mit uns ſeyn und auch durch uns vollbringen, was ſo tapfer begonnen iſt. Das iſt aber das Erſte und Größte, worum alle Deutſche, die von dem unerträglichen und ſchmählichen Joche der fremden Plager frei ſeyn wollen, Gott bitten müſſen, daß er ihnen nicht allein den Geiſt der Tapferkeit und Männlichkeit gebe, ſondern vor allen andern Dingen den Geiſt der Sanftmuth und Eintracht, wodurch ſie mit Freuden erkennen, daß alle Deutſche von Natur Brüder ſind und Kinder Eines Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Tyrannei einmüthiglich und trotziglich alle für Einen Mann ſtehen ſollen. Dies muß die allgemeine deutſche Geſinnung und Treue werden, dies muß die Lehre werden, die uns gegen alle Feinde zu einer eiſernen und undurchdringlichen Mauer macht; dahin müſſen alle redliche Deutſche ſtreben, daß die unſelige Zwietracht aus unſern Gränzen vertilgt, daß aller Groll und Hader vergeſſen und mit Liebe zugedeckt werde, daß künftig wie ein Abſcheu und ein Gräuel angeſehen werde, wer die einen Deutſchen gegen die andern entzweien und jene Zwieſpalte wieder herbeiführen will, wodurch wir in dieſen jüngſten Tagen ſo elend geworden ſind. Denn wir waren auf dem geradeſten Wege unterzugehen und aus dem Buche der Weltgeſchichte in Schande ausgelöſcht zu werden, wenn Gott nicht dazwiſchen getreten wäre und den Trug zerſchmettert hätte, der uns verwirrt und umſponnen hielt. Auch darin müſſen wir den wackern Preußen nachahmen, daß wir aller Welt die deutſchen Tugenden der Beſcheidenheit Zucht und Menſchlichkeit zeigen und dadurch die große Sache ehren, für welche wir ins Feld ziehen. Kommen wir nicht als Chriſten und Menſchen, kommen wir als Räuber und Diebe als Plünderer und Verheerer, kommen wir mit der Geſinnung, wodurch diejenigen uns ein Gräuel waren, gegen welche wir ausziehen, ſo wird alle unſere Arbeit vergeblich ſeyn und Gott und ſeine Geſchichte werden ewig ihr Angeſicht von uns wenden. Schwer und blutig wird der Streit ſeyn um die Freiheit und Selbſtſtändigkeit unſers Namens — Gott giebt die höchſten Güter nicht umſonſt — viele treffliche Männer werden noch als Leichen liegen, ehe alle deutſche Brüder befreit und unſers Volkes uralte Gränzen bis zu der Schelde und den Ardennen von Dünkirchen bis Baſel hinauf wieder gewonnen werden. Darum je ſchwerer die Arbeit und je größer die Gefahr, deſto höher muß auch der deutſche Stolz und die deutſche Tugend ſtreben. Jahre lang haben andere Völker gezweifelt, ob wir unſer Unglück und unſre Schande fühlten; wir müſſen jetzt nicht bloß als tapfere Männer für unſer Vaterland ſtreiten, nein, wir müſſen noch mehr durch unſer Betragen beweiſen, daß wir der Freiheit würdig ſind; dahin müſſen wir trachten, daß wir uns von den Franzoſen und dem franzöſiſchen Tand nicht bloß durch die Sprache ſondern auch durch die Treue und die Sitten unterſcheiden.

Gott iſt mit den Preußen, Gott iſt mit den Deutſchen, Gott iſt unter uns getreten, Gott hat die großen Thaten gethan, wodurch die Bahn der Freiheit geöffnet iſt, und nicht wir — ſo hat jeder Soldat des preußiſchen Heers geſprochen, das haben ſelbſt gleichgültige Zweifler und Hohnlächler bekennen müſſen. Aber wodurch iſt Gott über das preußiſche Heer gekommen? wodurch iſt die unüberwindliche Kraft und der überſchwängliche Glaube geboren, welche die Schaaren des Feindes zerſchmettert und die preußiſchen Adler mit Sieg gekrönt haben?

Das Erſte und Größte wiſſen wir nicht und dürfen es nicht erklären, weil wir an das Geheime und Unendliche glauben, das ſich zu ſeiner Zeit in Zeichen und Wundern dem Menſchengeſchlechte bezeugt, damit ſie lernen Gerechtigkeit üben und vor Freveln zittern, die früher oder ſpäter unerbittlich heimgeſucht werden. .Das Zweite und Kleinere wiſſen wir und dürfen es erklären.

Auf dieſes Zweite und Kleinere haben wir oben hingeſpielt, es heißt der Geiſt, es heißt die Freiheit des Geiſtes. Wir ſagten, die preußiſche Regierung habe nicht vergeſſen, daß es allein die Idee war, welche Preußen ſo groß gemacht hat, der König von Preußen habe im ſtolzen Gefühl ſeiner Hoheit und im edlen Vertrauen auf ſein Volk die Geiſter frei gelaſſen, als man allenthalben eine kindiſche und tyranniſche Jagd auf ſie machte. Wie der Uebermuth des Geiſtes ſeit zwei Jahrhunderten gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allen heiligen Wahn und allen unendlichen Glauben weggeſpöttelt und ſo viel Treffliches und Verehrliches entweiht und geſtürzt hat — das wiſſen wir alle und haben es bitter abgebüßt. Das Feuer, welches wärmt, verbrennt auch: wir ſind faſt noch in der Epoche, wo die meiſten nur die verzehrende Gluth fühlen, wenige ſchon von milderen Flammen erquickt werden. Aber wir müſſen hindurch; was uns zerſtört hat, muß uns wieder heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder zu der unmündigen und ſeligen Unſchuld ſeines dritten und fünften Lebensjahrs zurückkehren mag, ſo wenig können wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille des Glaubens zu der alten kindlichen Seligkeit des unmittelbaren Gefühls zurückgeführt werden. Was vergangen iſt, das iſt vergangen, die quicken und feurigen Geiſter müſſen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt eines neuen Lebens einer neuen Religion und eines neuen Glücks liegt. Recht hat Friedrich Wilhelm gethan, würdig und königlich hat er dem Zeitalter und ſeinem Volke vertrauet, als er das Licht nicht bedecken wollte, welches grade dadurch ſpäterhin ein verderbliches Feuer geworden ſeyn würde. Die Geiſter, die er hat frei fliegen laſſen, haben Gott zu ſeinem Bundesgenoſſen gemacht und ſeine Heere mit dem Athem der Begeiſterung angeweht, wodurch die Feſſeln zerſprungen ſind, die uns ſchmerzten. Was wäre es geworden, wenn zu dem unſäglichen Unglück des Landes zu dem eiſernen Druck des Volkes zu der brennenden Demüthigung und Zerknirſchung der preußiſchen Herzen noch das gekommen wäre, daß dieſe Menſchen nicht hätten denken, daß ſie nicht hätten ſprechen noch ſich die Zeit und ihr Leid und ihre Hoffnungen hätten auslegen dürfen? Dann wäre es nur eine dicke faule Maſſe geworden, eine ſtarre Leiche voll Schmutz und Sünde; der preußiſche Staat wäre dann wirklich todt geweſen; wie Blei wäre der traurige Reſt zuſammengeſunken, hätte nur ſeine Schwere gefühlt, und nichts weiter; und vergebens hätte das königliche Scepter im Frühling 1813 auf die bleiernen Sklaven geſchlagen, ſie zum Kampf aufzuwecken, ſie wären wie dumme und ſtumme Klötze in ihrer Faulheit liegen geblieben. Gott, der unſichtbar und geheim wirkende, das ungeheure Unglück des Staats, das die Herzen erſchütterte, der Zorn und Haß gegen die Fremden, der den preußiſchen Muth und Stolz reitzte das Größte und Gewaltigſte zu wollen — das hat Preußen gerettet. Aber alles dies wäre nicht ſo lebendig geweſen, wenn eine kleinliche Furcht oder eine bängliche Anſicht des Zeitalters den freien Flug des Geiſtes gefeſſelt und den Gedanken die Flügel beſchnitten hätte. Daß Preußen wieder da ſteht, daß Deutſchland erſtehen wird, daß das glorreiche Geſchlecht des Hauſes Hohenzollern auch künftig im Glanz herrſchen wird — das alles verdanken wir nächſt Gott der geiſtigen Freiheit, die der König ſeinen Unterthanen unverkümmert ließ.

Wenn man bei der ruhigen Betrachtung der Zeit und ihrer wunderbaren Erſcheinungen dies ſo vor ſich überwallen läßt und jenes Unſichtbare anbetet, welches die verborgenen Fäden der Dinge und Begebenheiten lenkt, ſo wird man oft recht unangenehm geſtört durch einen dummen Lärm und eine ängſtliche Jagd auf das unruhige und wilde Ding, was man Geiſt nennt. Ja, wäre dies in menſchlicher Gewalt, ſo mögte man den Menſchen ſolche Thorheit noch verzeihen; aber es iſt nichts Anderes, als die göttliche Gewalt der Zeiten ſelbſt, und vergebens will der Sterbliche ihren brauſenden Strom und wehendem Flug hemmen. Ich könnte ſchmerzlich hinweiſen auf manche Seiten unſerer Tage, die dunkel ſind, ich könnte auf manche Staaten hinweiſen, die aus kleinlicher Furcht vor dieſem Geiſt dasjenige gelähmt und getödtet haben, wodurch ſie in die erſte Stelle hätten treten und den Preis des Zeitalters erfaſſen können, welchen ſie Geringeren erlaubt haben. Warum Napoleon und ſeine Helfer dies Geſchrei angeſtimmt und dieſe Jagd angeſtellt haben, das begreife ich; wer herrſchen will, wie er, der muß die Menſchen haſſen, welche zu denken wagen. Aber daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch ſo viele andere bange Zeichendeuter und Zeterſchreier ſind, die vor Aufruhren des deutſchen Volks vor Predigern der Freiheit und Gleichheit vor deutſchen Jakobinern und Revolutionen warnen — das erſtaunt mich. Viele von dieſen ſind wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln, und wiſſen wofür. Die Geſchichte iſt das Weltgericht der Völker. Schlagt die deutſche Geſchichte auf und leſet, thörichte Ankläger und Warner ja Verbrecher gegen euer Volk, die ihr den Königen und Herrſchern vor ihm bange macht; ſchlagt die deutſche Geſchichte auf und leſ't ſie von Julius Cäſar bis auf die Pflanzung der franzöſiſchen Freiheitsbäume — und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten, die den franzöſiſchen und italiäniſchen Umkehrungen und dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, was in unſern Tagen geklungen hat, ähnlich ſehen. Das deutſche Volk liebt Freiheit und Geſetzlichkeit Ordnung und Sittlichkeit aber keine Wildheit und kein Blut. Es giebt in Deutſchland wie allenthalben einige verrückte Thoren, welche die Welt und die Geſchichte nicht kennen, einige überſpannte Jünglinge, die mit Träumen ſpielen und mit Worten klingeln; ſolche ſind immer geweſen, aber ſolche haben nie Revolutionen gemacht noch Verfaſſungen vernichtet und Thronen umgeſtürzt. Das deutſche Volk iſt an ſich ruhig treu redlich dankbar ſeinen Herrſchern bis in den Tod anhangend. Und ein ſolches Volk und diejenigen ſeiner Männer, die eines ſolchen Volks lebendige Geiſter gegen eine ſcheußliche fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken? Ich ſage, Deutſchland hat keine anderen Jakobiner und Umkehrer, als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern, als die bübiſchen Verräther, die für Napoleon und ſeine Franzoſen arbeiten und den matten Wiegenſchlaf der Sklaverei immer wieder einleyern mögten. Als Napoleon und Davouſt und andere ſeiner Trabanten in Deutſchland auf jede Art eine feſt gegliederte und verbrüderte Propaganda für die Knechtſchaft zu ſtiften ſuchten, da ſtellte man ein Geſpenſt auf, mit welchem man alle Regierungen zu ſchrecken ſuchte, und welches nicht weniger im Schilde führen ſollte, als Mord Blut Verrath Auflöſung der Ordnung Vernichtung der Verfaſſung und Umſturz der Thronen. Dieſes blutige Geſpenſt taufte man mit dem Namen Tugendbund, weil in Preußen bald nach dem Tilſiter Frieden die Idee eines vaterländiſchen Bundes der Gemeinſchaft der beſſeren und geſcheidteren Männer, die für die Wiederauferſtehung des Vaterlandes wirken könnten, entſtanden war. Wer in Deutſchland als ein Proteſtant gegen Napoleons Weltherrſchaft und gegen die Tyrannei von fremden Sprachen Sitten und Geſetzen auftrat; wer irgend eine That irgend ein Gefühl offenbarte, was einem deutſchen einem freien und kühnen Mann anſtand; wer noch die Hoffnung bekannte, die Schmach könne nicht ewig ſeyn, ſo ſeyen nicht der Gott und die Beſtimmung des Zeitalters, daß den leichten Flatterern an der Seine die Herrſchaft von Rechtswegen gebühre, ſo ſey nicht der Genius Napoleons, daß er ein

Zeitalter anführen und eine neue Menſchheit machen könne — der war ein Tugendbündner ein Aufrührer ein Jakobiner. Daß Schelme und Verräther ſolches ſagten, war in ihrer Rolle richtig und natürlich; daß aber manche ehrliche Männer dies nachbeteten und ſich mit leeren Schrecken, die nirgends waren, abängſteten, war von allen lächerlichen Dingen das lächerlichſte. So ſpuken Geſpenſter immer noch fort, wann ihr Wahn auch tauſendmal entlarvt iſt: der Glaube kömmt immer wieder, er läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Die man aber mit jenen Namen zu ſchänden meint, mögen ſich tröſten; ſie ſind gewiß nicht die ſchlechteſten Deutſchen. Denn wenn alle Jakobiner heißen, welche gegen die fremde Sprache und die undeutſchen Sitten ſich auflehnen; welche auf das Vaterländiſche und Deutſche und auf die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländiſchen und Deutſchen hinweiſen als auf das Einzige, was unſere Freiheit auch für die Zukunft ſichern kann; welche gegen Napoleon und die Franzoſen zu den Waffen und zur Rache rufen — ſo hoffe ich, daß die meiſten Deutſchen mit Recht Jakobiner genannt werden, ſo iſt der König von Preußen, welcher zuerſt den Stolz und Muth der Rettung ergriff, Deutſchlands erſter Jakobiner, und faſt alle deutſche Fürſten ſind es nach ihm geworden.

Alſo nur immer friſch und getroſt, braver König von Preußen! Zittre nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und ſeine Ehre, und kann nichts anderes wollen. Immer getroſt und friſch, ihr anderen Herrſcher! und laſſet und rufet alle muthigſten und ſtolzeſten Geiſter eures Volks mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, ſchließt den großen Tugendbund des tapfern und treuen deutſchen Volkes gegen die wälſche Tyrannei immer enger zuſammen. Denn nur ſo werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit beſtehen.

Allen Feigen und Matten aber ſage ich, daß Donnerſtrahlen anfaſſen, die den fließenden und fliegenden Geiſt der Zeit hemmen wollen. Er wird ſeinen ſtolzen Lauf fortbrauſen und alles verſchlingen und zermalmen, was ihn aufhalten will. Denn freilich ſind gewaltige Revolutionen im Werden, umſonſt ſind ſo ungeheure Thaten nicht geſchehen ſo ungeheure Verhängniſſe nicht erlebt, umſonſt iſt Gott mit ſeinem Weltgericht nicht ſichtbar unter die Völker gewandelt. Aber dieſe Revolutionen ſind anderer Art als diejenigen, vor welchen ihr warnt: ſie zerrütten keine Völker, ſie ſtürzen keine Thronen um; ihr Gebiet iſt über der Erde, ihre Donnerwolken laden ſich in den Lüften des Aethers aus, wenn thörichte Furcht ſie nicht mit Gewalt nach unten hinabzieht. Wir leben in einer neuen Zeit, wir warten einer neuen deutſchen Herrlichkeit, wie ſeit Jahrhunderten nicht geweſen iſt; aber wir wollen und können ſie nicht durch die wilden Revolutionen der Mirabeau Danton Robespierre und Sieyes gewinnen. Solche Tollheit iſt nicht deutſche Art, für ſolches Unglück iſt unſere Schuld zu klein.

Ueber Volkshaß

und über

den Gebrauch einer fremden Sprache.

Εἷς οἰωνος ἄριστος, ἀμυνεσθαι περι πατρης.

(Gedruckt zu Leipzig im Herbſt 1813.)

Ueber Volkshaß.

Man will hier einen Gegenſtand, der unſtreitig einer der wichtigſten Gegenſtände der Geſchichte und auch der politiſchen Geſetzgebung iſt, keineswegs erſchöpfen — dann müßte man ein Buch ſchreiben — ſondern bloß einige Worte zur Verſtändigung ſprechen, einige leichte Gedanken hinwerfen, die über das Ganze wieder Gedanken erregen. Dies iſt das Leben fliegender Blätter.

In Zeiten von Krieg und Hader, beſonders in ſo unglücklichen Zeiten, wo einige Völker oder Ein Volk nach allgemeiner Herrſchaft ſtreben, andere vor der Schande der Knechtſchaft oder unter dieſer Knechtſchaft zittern oder kämpfen, damit dieſe Schande nicht über ſie komme oder damit die gekommene abgeſchüttelt werde — da wird natürlich oft geredet von dem, was man Volkshaß oder Nationalhaß nennt.

Die Einen ſagen dann: Volkshaß iſt ſo natürlich und nothwendig als das Leben, ja er iſt das Leben ſelbſt, denn ohne reinen Haß gegen Etwas iſt gar kein Leben, wenn anders nicht Faulheit Geiſtloſigkeit Schlaffheit oder gar die wirkliche ſchändliche Knechtſchaft, deren Einleiterinnen jene drei erſten ſind, Leben genannt werden ſoll. Erdreiſtet ſich vollends ein Volk mich und mein Volk unterjochen und zu einem Knecht machen zu wollen, ſo fordern alle Gefühle erlaubter Rache, die Gott zur Vertheidigung meines Daſeyns in meine Bruſt gepflanzt hat, ja alle Gefühle der Tugend mich auf, ſolches nicht zu leiden, ſondern gegen die Unterdrücker aufzuſtehen und durch alle mögliche Mittel zu ſchänden und zu verderben, die mich und mein Volk ſchänden und verderben wollen. Da iſt der Haß gegen das fremde Volk nicht allein erlaubt ſondern geboten; denn die Knechtſchaft iſt die Amme aller Laſter und die Großmutter aller Lüge und Teufelei: ein Sklav kann ſein Angeſicht und ſeine Gedanken nicht zum Himmel erheben, er kann Gott nicht anbeten, er kann keine ſeiner Pflichten ſicher und würdig erfüllen, ein Sklav eines fremden Volkes kann überhaupt kein Menſch ſeyn.

Die Andern warnen dann: Haß Rache Rachekrieg Krieg auf Leben und Tod, Aufforderung alle Fremden, die des eigenen Landes Herren ſeyn wollen, ohne Gnade zu vertilgen, wo ſie ſich in deinen Gränzen finden — welche gräuelvolle und abſcheuliche Worte für einen Chriſten! wie klingen ſie gleichſam aus der alten lange verſchollenen heidniſchen Wildheit und Rohheit hervor und wollen milde und geſittete Völker, ja gar chriſtliche Völker, wieder zu reißenden Thieren machen! Wir ſind Chriſten, wir haben die Lehre der Gnade und Freundlichkeit Gottes, wir haben das Evangelium von der Liebe, und wir ſollten eine ſolche verruchte Lehre von Haß und Rache unter uns predigen laſſen? Sagt nicht Chriſtus unſer Herr: Segnet, die euch fluchen, und thut wohl denen, die euch haſſen, und wir wollten bloß die wilden und unmenſchlichen Triebe walten laſſen und noch hoffen, daß Gott uns bei ſolchen Empfindungen und Geſinnungen Glück und Sieg geben ſoll? Nimmermehr. Ihm müſſen wir die große Sache und ihre Entſcheidung anheimſtellen; ihm, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge iſt, und alles in Menſchlichkeit Geduld und Verträglichkeit ausführen und ausführen laſſen; denn der Sanftmüthigſte kann wohl der tapferſte ſeyn und der Mildeſte der unerſchrockenſte in der Schlacht, und wilde und racheluſtige Herzen haben nicht immer den größten Muth.

So ſtehen in Zeiten der Zwietracht und des Unglücks, wie die Zeit iſt worin wir leben, zwei Partheien gegen einander, die in einem gewiſſen Sinn beide Recht haben, meiſtens aber leere Lufthiebe gegen einander thun, weil ſie von zu verſchiedenen Welten ſprechen. Jene Erſten haben unſtreitig Recht — das ſagt einem jeden tugendlich und frei geſinnten Mann ſein Gefühl — jene Zweiten haben es auch, wenn man die Sache bloß überirdiſch oder vielmehr außerweltlich anſieht. Wenn man aber das, was auf Erden wirklich iſt und geſchieht, wenn man die Menſchen, wie ſie ſind und ſeyn müſſen, betrachtet, ſo haben ſie völlig Unrecht. Sie vermiſchen zwei Welten, die geſchieden ſtehen und ewig geſchieden ſtehen werden, die kleine und die große die irdiſche und die himmliſche Welt, und wollen für die erſte Grundſätze gelten laſſen, die nur für die zweite gelten ſollen. Ihr Chriſtenthum iſt nur ein ſchlecht verſtandenes Chriſtenthum; denn wenn wir glaubten und thäten, was ſie meinen, ſo hätte Chriſtus das Evangelium der Faulheit gepredigt. Ich ſage, wie es iſt.

Der ſanftmüthigſte mildeſte frommſte Menſch, mit Einem Worte der Chriſt, iſt allerdings das Schönſte was man denken oder ſehen kann, und ein ſolcher Menſch wird gewiß alle Pflichten des Lebens zugleich auf das ſtillſte und tapferſie erfüllen; er wird im Unglück am feſteſten ſtehen, weil er Gott in ſeinem Herzen hat; er wird in der Schlacht wie ein unerſchütterlicher Fels ausharren, weil allein die Schande Schrecken für ihn hat und der Tod gar keine. Aber wie? ihr, die ihr ſo viel ſprechet von Chriſtenthum und von chriſtlicher Liebe, ſollte ein ſolcher ſanftmüthiger und frommer Chriſt gar nicht zürnen und ergrimmen können? O ihr irret; ihr kennet das Menſchliche nicht, weil ihr keine Menſchen mehr ſeyd, ſondern in Faulheit und Abgeſtorbenheit der edlen und kühnen Triebe der menſchlichen Natur untergingет. Ein Menſch, der die rechte Liebe hat, muß das Böſe haſſen und haſſen bis in den Tod. Das hat Chriſtus gethan, welcher doch der Sanftmüthigſte war und wie ein himmliſches Kind in Freundlichkeit auf Erden wandelte. Wißt ihr nicht, wie er die heuchleriſchen und klügleriſchen Phariſäer ſchalt und verſpottete? wie er ergrimmte, als er den heiligen Tempel zu Jeruſalem entweiht ſah, und den Krämern und Wechslern die Tiſche umſtieß und ſie hinaustrieb? Könnt ihr fühlen, welch ein tiefer und hoher Zorn es war, der ihn am Kreuz über das Böſe und über die Sünde triumphiren ließ? Hat er euch nicht geſagt: *Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern den Krieg?* Hat er euch nicht gelehrt, haben ſeine Jünger und Boten nach ihm nicht gelehrt, daß das ganze Leben des Menſchen und Chriſten ein ewiger Kampf und Krieg ſeyn ſoll gegen das Böſe? — Und iſt es dem Menſchen auf Erden gegeben, in unſchuldigem Frieden zu wohnen, er habe denn das Schwerdt in der Hand und im Herzen? Wann er durchaus allen Haß von ſich halten und ſich gegen Tyrannei und Verruchtheit nicht waffnen will, wird dieſe Tyrannei und Verruchtheit ihn nicht faſſen und mit Gewalt zur Unterdrückung und Schändung der Unſchuld und Gerechtigkeit treiben? —

Alſo Krieg, blutiger Krieg gegen alle Schande und Ungerechtigkeit und gegen alles, woraus Schande und Ungerechtigkeit brütet! Abſcheu vor der Sklaverei, weil der Sklav kein Menſch ſondern ein kriechendes Thier iſt! Haß und Rache gegen die Tyrannei und gegen alle Tyrannen, weil ſie die Freiheit und Freude und jedes edle Gefühl und jeden göttlichen Gedanken von der Erde vertilgen wollen! Dieſen Haß den Enkeln und Urenkeln eingehaucht und überliefert, als ein Unterpfand der Tugend und der chriſtlichen und menſchlichen Liebe. Das iſt das rechte Chriſtenthum und die rechte Menſchlichkeit, das iſt die rechte alte deutſche Treue und Tugend. Wenn in ſo edlem Haß und in ſo edlem Rachekrieg gegen das Unrecht und die Schande auch jede Art der Verwüſtung über ein Land kömmt, auch alle ſeine Bewohner in ſo heiligem Kampfe umkommen — ſtolze Streiter für Freiheit und Gerechtigkeit, das rechnet nicht, weil ihr das nicht rechnen könnet; das müſſet ihr Gott rechnen laſſen, ihr aber müſſet eure Pflicht thun. Glaubet jenen nicht, die euch eine Sanftmuth und Geduld predigen, welche wahrlich nicht chriſtlich ſind; glaubet euren eignen Gefühlen, glaubet den Gefühlen, welche alle beſſere und edlere Menſchen von jeher gehabt haben und ewig haben werden. Auch dieſe Gefühle ſind von Gott in die Menſchenbruſt gepflanzt, ſie gebieten die größten Thaten und Tugenden, wie könnten ſie denn Sünde ſeyn? Sie und ihre Werke ſind das Einzige, warum wir die oft ſo ſchwermüthige und traurige Geſchichte ſtudieren, warum wir glauben, daß es werth iſt Menſch zu ſeyn. — Und wir wollten leiden, daß man ſie uns als etwas Abſcheuliches und Unchriſtliches zeigte? Nein nimmermehr. Es iſt ein angebornes Gefühl, daß ſchon jedes Kind ſich des Unterdrückten gegen den Unterdrücker annimmt, daß es Thränen heiligen Zorns und heiligeren Mitleids vergießt wenn die Tugend dem Laſter und die Kraft der Hinterliſt erliegt. Warum ſollte der Mann ſich dieſer Empfindungen ſchämen, wenn er ein Mann iſt? Wir weinen in der Bibel über König Sauls Fall, welchen die Tücke Samuels und der Ehrgeiz Davids verdirbt; Tyrus Karthago Numantia Hannibal Mithridates Kato dünken uns herrlichere Namen als Alexander Rom Scipio Pompejus Cäſar, weil ſie für die Tugend und Gerechtigkeit untergingen. Wir würden nicht weinen und bis in das tiefſte Herz brennen, wenn ſie ſich in Geduld hätten abſchlachten laſſen. Weil ſie ſich und ihr Leben, weil ſie Hab' und Gut Weiber und Kinder Feſtungen und Mauern lieber durch Feuer und Schwerdt fallen ſehen, als in die Knechtſchaft und Schande willigen wollten, darum weinen und glühen wir. Soll ich zur Gegenwart kommen? ſoll ich das Jüngſte nennen? ſoll ich mich auf die Gefühle berufen, welche alle edle Europäer die letzten Jahre gehabt haben und noch jeden Augenblick haben? Wer hätte es gewagt die von Saragoſſa zu ſchelten, welche ſich unter Schutt und Flammen begruben? wer hat des hochherzigen Palafox Tugend und Geronas Stolz und Hoſtalrichs Standhaftigkeit vergeſſen? wer hat die Flammen von Smolensk und Moskwa nicht bewundert? Wir wiſſen, wie die Spanier Krieg führen, wie die Ruſſen ihn geführt haben; wir haben gehört, was ſie begeiſterte. Wagen wir, dieſe Völker Wilde und Unchriſten zu nennen? Ich weiß wohl, was alle Beſſeren ſchlecht und unchriſtlich genannt haben; aber ich will alte und neue Schanden hier nicht wieder aufrufen.

Nein, das iſt menſchlich und chriſtlich das Gute und Gerechte, oder das, was man für gut und gerecht hält, zu thun und dafür alles hinzugeben und auch das Leben, welches ohne das Gefühl der Tugend und des Stolzes gar keinen Werth hat. Schändlich aber iſt es, wo die Pflicht gebietet, über den Ausgang und die Folgen zu klügeln und immer zu fragen, wie viel man kann und was man ausrichten wird; man ſoll allein fragen, was man thun muß, und Gott die Ausführung überlaſſen. Das iſt die wahre Tugend und das wahre Chriſtenthum. Jene Prediger aber von ſogenannter chriſtlicher Geduld und Freundlichkeit und Verſöhnlichkeit wiſſen von dem chriſtlichen Gott und dem chriſtlichen Leben nichts, ſondern weil ihr Gemüth klein und feig und elendig iſt, darum haben ſie ſich auch einen weinerlichen und weichlichen Gott erfunden, welcher nicht zürnen noch ſtrafen kann. Der rechte Gott aber iſt auch ein zorniger und gewaltiger Gott, der das Böſe ewig ſtrafen muß und dem die faule Tugend und die mürbe Feigheit nicht gefällt, wodurch alle Redlichkeit und Freiheit von der Erde verſchwinden würde. Weil er der Gott der Liebe iſt, darum gefällt ihm Haß; weil er ein Gott der Freude iſt, darum gefällt ihm Muth: jenes Geſindel aber, welches weder liebt noch haßt ſondern mit bunten Worten tändelt und mit eitlen Gedanken hin und her würfelt, hat ihm nimmer gefallen; denn Gott heißt nicht der Hin und Her und der Geſtern und Heute, ſondern der Eine und Derſelbe. Warum aber edle Völker oft den ſchlechten, warum redliche Männer oft den treuloſen unterliegen oder vielmehr zu unterliegen ſcheinen, warum Hinterliſt und Verbrechen oft ſtärker ſcheint, als Treue und Tugend — das ſollen wir Gott nicht fragen, denn ſeine Wege ſind unerforſchlich.

Wo um die höchſten menſchlichen Dinge, wo um das Recht und die Freiheit der Kampf ſteht, da ſind Haß und Rache alſo erlaubt, weil der irdiſche Menſch ohne lebendige Gefühle nichts Lebendiges und Kühnes thun und wagen kann. Gott will dieſen Haß, ja er gebietet ihn. Er hat ſelbſt einen Haß geſetzt und in die ganze Natur gelegt. Schon die älteſten Weltweiſen ſagten: aus Liebe und Haß ſeyen alle Dinge geboren, und ihr Ausſpruch bleibt wahr bis auf dieſen Tag. Die ganze Natur, welche ein Ausfluß und ein Bild des verborgenen und unſichtbaren Gottes iſt, lebt allein und erſchaffet allein durch einen ewigen Krieg und Kampf der Kräfte und würde ohne dieſen Krieg todt und geiſtlos und gefühllos ſeyn, ſie würde keine göttliche Natur mehr ſeyn. Gott hat daſſelbe mit dem Menſchen gewollt. Der Menſch iſt die zweite Natur, die zweite und höhere Natur, welche Gott hier auf unſerm Planeten gemacht hat, ein ſo reiches herrliches und mannigfaltiges Gebilde, daß er in ſeinen unendlichen Stufen und Verſchiedenheiten die ganze übrige Natur und ihre Bilder in ſich abgedruckt trägt. Damit dieß ſeyn könnte, ſchuf Gott verſchiedene Klimate und ſenkte verſchiedene Anlagen Triebe Neigungen und Fertigkeiten in des Menſchen Bruſt; damit dies beſtehen könnte, ſchuf er verſchiedene Sprachen und ſtiftete Abneigungen ja Feindſchaften zwiſchen den Völkern: doch ſo, daß es allgemeine Gefühle und Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit giebt, welche allen Völkern der Erde gemein ſind und wodurch in einer höheren Eintracht und Uebereinſtimmung das verbunden wird, was man die Menſchheit nennt. Jene Menſchheit, jene heilige und göttliche Gemeinſchaft aller Völker und Länder verehren und wollen auch wir; darin mag ſich der Geiſt des Chriſtenthums, der Geiſt der Menſchlichkeit und der Sanftmuth zeigen; da beginnt das heitere und fröhliche Reich der Liebe — nicht aber da, wo die matten und nervenloſen Seelen meinen, die von einer Tugend ohne Arbeit und Gefahr träumen.

In der ganzen Natur, welche eine Natur Gottes und ein wunderbares Weſen göttlicher Tiefe und Weisheit iſt, ſtößt und zieht Haß und Liebe von Ewigkeit her. Vieles haben die Forſcher uns davon erklären können, Manches werden unſere Enkel und Urenkel noch lernen, das tiefſte Leben der Geiſter oder das Leben ſelbſt wird immer ein unergründliches Geheimniß bleiben. Wir wiſſen, wie Thiere beſondere Abneigungen und Feindſchaften gegen einander haben in ihren Geſchlechtern und wie ſie ſich und ihr Daſeyn dadurch vertheidigen und beſchützen, daß ſie durch andere nicht untergehen; wir haben ſolche ſonderbare Feindſchaften und auch Freundſchaften unter den unvollkommener gebildeten Geſchöpfen, den Bäumen und Pflanzen und Gewürmen bemerkt. Gott hat die Verſchiedenheit gefallen, denn Gott gefällt das lebendige Leben und ein freier und luſtiger Wettkampf der Kräfte. Gott hat dieſe Verſchiedenheit auch unter den Menſchen gewollt, und deßwegen hat er ſie geſtiftet: darum die verſchiedenen Völker Länder und Sprachen und was ſich daraus wieder für eine Unendlichkeit von Verſchiedenheiten erzeugt.

Wer alſo von Einer Religion von Einem Staate von Einer Sprache von Einem gebietenden Volke ſpricht, der ſpricht gegen Gott und ſeinen ewigen Willen. Wer alle Völker vereinigen wer allen Völkern gebieten wer die Verſchiedenheiten, die Gott geſchaffen hat, vertilgen will, der thut wider Gottes Willen: ein Eroberer ein Völkervereiniger ein Tyrann iſt nicht von Gott, ſondern, wann ein ſolcher erſcheint, ſo iſt das ein Zeichen, daß die Zeit ſchlecht matt und gleichgültig iſt, oder daß ſie einen großen Uebergang zu einem neuen Weltalter macht. Dieſe kleine Einheit der ſklaviſchen Verbrüderung und Geduld der Knechtſchaft, welche feige Seelen wohl auch als eine menſchliche und chriſtliche Geduld predigen, erſchafft nichts als Dummheit Faulheit und Geiſtloſigkeit, ſie erſchafft jenes traurige Einerlei, welches im allen Deſpotenſtaaten Tod und Verweſung heißen kann und woraus alle Laſter und Schanden brüten. Damit nun ſolches nicht geſchehe, wenigſtens nicht leicht geſchehe, damit unheilige und frevelhafte Tyrannen nicht jedes Jahrzehend wie Pilze aus der Erde wachſen, hat Gott bei dem menſchlichen Geſchlecht in den unteren Trieben verſchiedene Liebe und verſchiedenen Haß geſetzt, welche ſtreiten und wirken, daß nicht alles in einander gemiſcht werde. Wir wollen einmal an einzelnen Beiſpielen ſehen.

Die großen Gegenſätze des Klimas geben die ungeheuerſte Verſchiedenheit, z. B. ob du in Petersburg oder Sevilla, in Smyrna oder Stockholm, am Nordkap oder am Senegal geboren biſt. Dieſe Menſchen tragen die verſchiedenſten Weltbilder und gewöhnlich auch die verſchiedenſten Neigungen in ſich — doch dies wollen wir hier gar nicht ausführen noch auch die Gegenſätze, welche lange gebrauchte und tief gewurzelte Geſetze Religionen und Sitten hervorbringen.

Das Größte und Bedeutendſte aber liegt in der Verſchiedenheit der Sprachen, weil jede Sprache das äußere Abbild des innerſten Gemüthes eines Volkes iſt, weil ſie die Form iſt, welche ſich von Kind auf des ganzen Menſchen, der ſie ſpricht, am gewaltigſten bemeiſtert und ſeinem Geiſte und ſeiner Seele das Gepräge giebt, womit er empfinden denken lieben und leben ſoll: ſie iſt der erſtarrte Geiſt der vergangenen Geſchlechter, den die Lippe aufthaut, wie ſie die Worte erfaßt. Darum iſt nichts trauriger und gefährlicher, als wenn ein Volk ſeine Sprache für eine fremde vergißt; dann begehrt es Sklav der Fremden zu werden. Aus dieſer Verſchiedenheit der Sprachen und aus der eigenthümlichen Bildung, die mit einer jeden Sprache verknüpft iſt, und aus manchen theils ſichtbaren theils unſichtbaren früheren oder ſpäteren Urſachen erwächſt der Widerwille und die Abneigung, welche die Völker in einzelnen Punkten gegen einander haben und welche ihre Unabhängigkeit und Freiheit beſſer ſichern, als noch ſo viele befeſtigte Städte und gezückte Schwerdter.

Der Engländer und der Franzoſe wohnen nahe beiſammen, ſie wohnten vor vier und fünf Jahrhunderten politiſch noch viel näher, wo die Engländer in vielen franzöſiſchen Landſchaften herrſchten. Wären die Engländer eben ſo leicht eben ſo luſtig eben ſo tändeliſch und gaukeliſch eben ſo wankelmüthig in Sitten und im Leben geweſen, als die Franzoſen, hätten ſie durch Derbheit Schwerfälligkeit Ungefälligkeit ja ſelbſt durch das, was einem Engländer mit Recht Tugend heißt, durch Ernſt der Sitten und republikaniſche Strenge das franzöſiſche Gemüth nicht täglich verletzt, wer würde die Franzoſen damals von dem Joche Englands gerettet haben? Das Verſchiedenartige rettete ſie, denn es gab ihnen Volkshaß.

Hätten Roms Wollüſte und Schauſpiele und Thierhetzen, die Weichlichkeiten und Zierlichkeiten der Kaufleute und Krämer, die Salben und Balſame und Oele, die unter den Ruthen hervorblitzenden Beile und die Rednerkünſte der Richter und Sachwalter den alten Germanen, unſern Vorvätern, gefallen, nie wäre der Held Arminius in Geſchichten gehört werden und die Teutoburger Schlacht und das Lechfeld und Hunnenfeld wären keine Namen. Sie liebten aber ihre Geſetze und Sitten und Sprache mehr, als was die Fremden ihnen bringen wollten oder als Preis der Knechtſchaft aus der Ferne zeigten — und die Römer wurden geſchlagen und über den Rhein und die Donau getrieben und Rom ging endlich durch germaniſche Tapferkeit zu Trümmern. Das war Volksliebe und Volkshaß.

Ich nenne noch Einiges, was unſern Vätern an ihren

Nachbarn nicht gefiel und wodurch ſie in Freiheit beſtanden ſind, weil es als entſchiedene Abneigung oder Haß ihnen gegen das Eindringen des Fremden oder Ungleichen eine Schutzwehr war. — Die Italiäner waren ihnen zu ernſt zu tief zu gewaltig zu verſteckt zu wenig äußerlich fröhlich; ſie ehrten viele italiäniſche Tugenden, aber fürchteten das dunkle ſüdliche Gemüth, das ihnen zu mächtig und zu verbergen war. Daher Abneigung gegen ſie. — Die Franzoſen waren ihnen zu leichtſinnig zu flatterhaft zu eitel zu unſtät — auch ihre Hinterliſt hatten ſie zu oft erfahren — zu geſchwind im Gefälligen und zu träg im Ernſten; ſie däuchten ihnen kein freies und zuverläſſiges kein feſtes und züchtiges Volk. Darum war ihr Gemüth von ihnen gewendet. — Die Wälſchen aber ihrerſeits ſchalten den Deutſchen als zu ſchwer zu unbehülflich zu plump zu feierlich zu kalt und zu unempfindlich; ſie nannten ſeine Sitten ſteif und ungefällig ſeinen Witz ſtumpf ſein ganzes Leben matt und langweilig; ſie hielten ihn für dumm und kaum einem halben Menſchen vergleichlich und die meiſten ihrer Nachkommen thun ſo bis dieſen Tag. Dies, worauf ich hier hinweiſe, könnte man an vielen andern Völkern der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten noch weiter zeigen, wenn es deſſen bedürfte. Genug, es iſt eine unumſtößliche Wahrheit, daß alles, was Leben und Beſtand haben ſoll, eine beſtimmte Abneigung einen Gegenſatz einen Haß haben muß; daß, wie jedes Volk ſein eigenes innigſtes Lebenselement hat, es eben ſo eine feſte Liebe und einen feſten Haß haben muß, wenn es nicht in gleichgültiger Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vergehen und zuletzt mit Unterjochung endigen will. Ich könnte traurig hinweiſen, wodurch die letzten Jahre über Deutſchland gekommen ſind. Wir liebten und erkannten das Eigene nicht mehr, ſondern buhlten mit dem Fremden.

Jenen Haß, den ich eben berührt habe, der aus eingebornen Verſchiedenheiten der Völker entſpringt, mögte ich einen äußerlichen Haß nennen: innerlich wird er, wenn ein Volk ſich einmal des Frevels unterſtanden hat ſeine Nachbarn unterjochen zu wollen: dann brennt er bei edlen Völkern unauslöſchlich.

So muß bei den Deutſchen jetzt der Haß brennen gegen die Franzeſen, denn ſie haben ſich der Kühnheit erfrecht ein Volk unterjochen zu wollen, das ſtärker und mächtiger wäre als ſie, wenn ihre Hinterliſt nicht lange ſchon verſtanden hätte es zu entzweien und zu zerreißen. Wir ſollen die Franzoſen nicht allein wegen deſſen haſſen, was ſie uns in den letzten zwanzig Jahren Uebels gethan haben, nicht wegen der Gräuel und Schanden allein, wodurch ſie die letzten acht Jahre unſere heilige Erde entheiligt haben und noch jede Stunde entheiligen; nein, wir ſollen ſie haſſen, weil ſie ſchon über drei Jahrhunderte unſere Freiheit hinterliſtig belauert haben, weil ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht raſtlos und planmäßig gearbeitet haben dieſe Freiheit zu untergraben, bis ſie unter ihren letzten Banditenſtreichen hingefallen iſt. Die Franzoſen ſind unſere mächtigſten und gefährlichſten Nachbarn, und ſie werden es bleiben, auch wenn die Hand des Verhängniſſes den Giganten Napoleon und alle ſeine ſtolzen Entwürfe hingeſtreckt hat: ſie können nie aufhören unruhig eitel herrſchſüchtig und treulos zu ſeyn. Gottlob, die Zeit iſt erſchienen, wo der Widerwille, den das brave deutſche Volk immer noch gegen die Wälſchen und ihre Sitten empfunden hat, zu einem brennenden Haß werden kann, wo er in die Seelen der Kinder ſo eingepflanzt werden kann, daß er aus deutſchen Brüſten künftig nicht mehr auszurotten iſt; die Zeit iſt erſchienen, wo die allmächtige Meinung der Menſchen der franzöſiſchen Aefferei und Ziererei und aller der eitlen Nichtigkeit, wodurch die ſogenannten gebildeten Deutſchen entdeutſcht waren, das Todesurtheil ſpricht, wo das herrliche Deutſche oben ſchwimmen wird und nicht das lügneriſche Wälſche.

Bis in den innerſten Kern vergiftet war das Deutſche von dem Fremden, die ernſte Männlichkeit zu Ziererei die hohe Wahrheit zu Schmeichelei der grade Verſtand zu ſchiefer Albernheit verdreht. Das iſt das unvermeidliche Schickſal eines Volkes, das dem Fremden bis zur Vergeſſenheit des Eigenen nachgebuhlt hat. Dahin waren wir Deutſche gekommen, daß wir nicht wußten, wieviel unſere Väter werth waren und wieviel wir werth ſeyn konnten. Das Unglück, worunter wir faſt erliegen, hat uns zur Beſinnung gebracht; wir fangen wenigſtens an nach den Wurzeln unſers Uebels zu fragen. Wann der Haß gegen die böſen Nachbarn befeſtigt iſt für lange Zeiten, dann erſt wird uns recht klar werden, wie tief wir von den alten deutſchen Ehren und Tugenden herabgeſunken waren. Dieſer Haß wird uns wie ein heller Spiegel ſeyn, worin wir unſere Herrlichkeit wie unſer Verderben werden ſehen können; dieſer Haß wird uns und unſern Enkeln und Urenkeln nach uns immer ein Aufſchüttler ſeyn, daß wir im Glück und in der Sicherheit des Friedens nicht einſchlafen können; dieſer Haß wird uns grade durch die Verſchiedenheit zeigen, was uns und unſerm Gemüthe gleich und gerecht iſt; am hellſten wird er uns immer die Gefahr zeigen, wie ſehr das Franzöſiſche uns verderben und wie gar nichts es uns geben kann, weil wir die allerunfähigſten ſind, was in demſelben etwa Gutes iſt, in uns aufzunehmen und uns anzueignen.

Alſo doch möglich, daß die Franzoſen etwas Gutes hätten; ſonſt klingt es bei dir, als wären ſie ein durchaus verwerfliches und verächtliches

Volk. — Nein, ich bin wohl zornig, aber verrückt bin ich nicht. Ich weiß recht gut, daß die meiſten menſchlichen Vorzüge und Mängel zeitlich und örtlich, kurz beziehlich ſind; ich habe was ich ſage auch nicht anders als in einer beſtimmten und nothwendigen Beziehung ausgeſprochen. Jedes Volk hat ſeine Tugenden und ſeine Gebrechen, ja, wie der Zuſtand der menſchlichen Dinge iſt, liegen gewiſſe Tugenden deſſelben ſogar nothwendig gewiſſen Mängeln ganz nahe. Aber es giebt Stufen und Grade, und ich ſchäme mich nicht den Glauben zu bekennen, daß das deutſche Volk in der Weltgeſchichte mehr bedeutet hat und mehr bedeuten wird als das franzöſiſche. Doch dieſes Urtheil iſt thöricht ausgeſprochen: was beſteht, hat ein Recht zu beſtehen, und damit eine lebendige reiche und mannigfaltige Welt würde, hat Gott die Verſchiedenheit der Länder und Völker geſetzt. Wir dürfen nicht fragen: warum iſt der Türke und der Pole und der Spanier und Engländer da, ein ſo ganz verſchiedener anders empfindender anders denkender und anders ſtrebender Menſch? ſondern wir müſſen meinen, daß ſie da ſeyn dürfen, weil ſie da ſind. Im Allgemeinen iſt die Frage thöricht, welches Volk beſſer ſey, der Engländer oder der Spanier der Deutſche oder der Franzoſe, weil die Vergleichungen gewöhnlich einen lächerlichen Streit der Eitelkeit geben, ſo wie es thöricht iſt, wenn ich frage: iſt die Eiche beſſer als der Dornſtrauch, das Veilchen als der Schierling, die Diſtel als der Roſenſtrauch? Aber wie? wenn es den Diſteln einfiele ſich mit den edlen Kindern des Roſenbuſches vermälen zu wollen? ſollte der Roſenbuſch da ſeine Dornen nicht gebrauchen? Wie, wenn wir der Roſenbuſch wären und die Franzoſen die Diſteln? Auf jeden Fall ſchadet uns das Vorurtheil nicht, wir ſeyen es; wir wehren uns deſto baß der ungebührlichen Vermiſchung mit dem Ungleichen.

Grade die Vermiſchung mit dem Ungleichen — das iſt der Tod der großen Tugend und die Geburt der Eitelkeit Auch diejenigen Menſchen werden nichtig ſchwächlich und eitel, welche ſich nicht aus ihren eigenen Anlagen herausarbeiten wollen, ſondern welchen es leichter däucht andern nachzuahmen und ſich in fremde Naturen gleichſam hineinzuleben. Eben ſo iſt es mit den Völkern. Jedes Volk behalte das Seine und bilde es tüchtig aus, hüte ſich aber vor aller Buhlerei mit dem Fremden, weil es die Tugenden der Fremden dadurch nicht gewinnen kann die eigenen Tugenden aber ſchwächt und verdunkelt: nur das Oberflächliche Alberne und Eitle gewinnt man von den Fremden. Wende ich das auf den Deutſchen an, ſo paßt es beſonders auf ihn, weil er, von Gott mit beſonderem Reichthum von Eigenheiten begabt, von Natur ungeſchickt iſt ſich in fremden Geſtalten leicht gefällig und liebenswürdig zu bewegen. Nur Völker, welche wenig eigene Tiefe haben, können das mit größerer Leichtigkeit als er.

Ich will denn Haß, feſten und bleibenden Haß der Deutſchen gegen die Wälſchen und ihr Weſen, weil mir die jämmerliche Aefferei und Zwitterei mißfällt, wodurch unſre Herrlichkeit entartet und verſtümpert und unſre Macht und Ehre den Fremden als Raub hingeworfen ward; ich will denn Haß, brennenden und blutigen Haß, weil die Fremden laut ausrufen, ſie ſeyen unſere Sieger und Herren von Rechtswegen, und weil wir das nicht leiden dürfen. Laß die Franzoſen in Frankreich Franzoſen ſeyn, in Deutſchland ſollen ſie es nicht ſeyn; da müſſen ſie und ihre Anhänger und Evangeliſten geächtet ſeyn und als Hochverräther an dem Lande und Volke beſtraft werden, da iſt die einzige Menſchlichkeit, diejenigen zu vertilgen, welche das göttliche und menſchliche Recht durchbrechen und ſich frevelhafter Tyrannei anmaßen; da iſt die einzige menſchliche und chriſtliche Pflicht, die Schande auszurotten und den Frevel zu demüthigen und das Eiſen den Evangeliſten der Freiheit ſeyn zu laſſen.

Ich will denn Haß gegen die Franzoſen, nicht bloß für dieſen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Deutſchlands Gränzen auch ohne künſtliche Wehren ſicher ſeyn, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, ſobald die unruhigen und räuberiſchen Nachbarn darüber laufen wollen. Dieſer Haß glühe als die Religion des deutſchen Volkes als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unſrer Treue Redlichkeit und Tapferkeit; er mache Deutſchland den Franzoſen künftig zu einem unangenehmen Lande, wie England ihnen ein unangenehmes Land iſt. Die beiden Völker haben bei einander nichts zu thun, die Franzoſen haben bei ihnen ſelbſt Landes genug, wir haben es auch bei uns, und es wird kein großer Verluſt für uns ſeyn, wenn die franzöſiſchen Sprachmeiſter Tanzmeiſter Abbe's Kammerdiener Köche Salbenkrämer Kammerzofen und Gouvernantinnen unſrer Töchter und unſrer Bordelle das grobe Allemannien als ein unausſtehliches und abſcheuliches Land künftig fliehen. Wahrlich wir wären wieder Menſchen und Männer, hätten wir dieſe Peſt unſers Lebens und unſrer Sitten nie gekannt.

Aber die Menſchheit die Gottheit das Chriſtenthum, wie beſtehen die mit deiner wilden Lehre? Auch alle zarten Bande der Menſchheit, auch jene zarteſten, welche Künſte und Wiſſenſchaften zwiſchen den Ländern weben, zerreißeſt du. Barbaren oder Wilde mögten deine Lehre billigen, nicht ein gebildeter Europäer des neunzehnten Jahrhunderts. — Ich habe mich hierüber ſchon erklärt und will es noch mit zwei Worten thun.

Die Gottheit die Menſchheit und die Religion der Liebe und Barmherzigkeit werden durch meine Lehre nicht gefährdet, noch werden Wiſſenſchaften und Künſte dadurch verdorben. Umgekehrt. Wo die Völker geſchieden ſtehen, jedes in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit, wo ein ſtolzer und edler Haß das Verſchiedene und Ungleiche trennt oder getrennt hält, da wird jedes ſich auf das vollſte würdigſte und eigenthümlichſte ausbilden, und alſo wird die große Aufgabe der Menſchheit und der klare Wille der Gottheit am beſten erfüllt werden. Auch das Chriſtenthum verdammt dieſe Lehre nicht, ſondern je ſtolzer feſter und auf ihm ſelbſt gegründeter ein Volk und ein Mann ſteht, deſto einfältiger frommer und chriſtlicher werden ſie ſeyn. Auch die Künſte und Wiſſenſchaften gewinnen dabei, weil aus dem Gemiſchten und Widerſtrebenden nichts Hohes und Reines hervorgehen kann, ſondern nur aus dem Einfachen und Uebereinſtimmenden, und weil bei der Nachäffung des Fremden mit eitlen Verſuchen und Beſtrebungen unglaublich viele Zeit und Kraft verloren wird. Was thut es dem Franzoſen, wenn der Deutſche ihn Windbeutel Narr Luftſpringer nennt, wenn er ihn für eitel geckiſch und untreu hält? Was thut es dem Deutſchen, wenn der Franzoſe ihn deutſches Rindvieh Trunkenbold Pedant nennt, wenn er ihn für plump grob ſteif gefühllos und geſchmacklos hält? Laß das ſtehen als eine wohlthätige Scheidewand, ja führe dieſe Scheidewand noch höher auf, welche die beiden Völker als Völker von einander trennt: ſie werden ſich beide wohl dabei befinden. Als ganzes Volk mit ganzem Volke werden ſie mit einander nie etwas zu thun haben, als mit den Waffen, wenn das eine Volk das andere bedrängen oder gar unterjochen will. Und da iſt es gut für ſie und die Welt, wenn ſie mit recht heißem Kampf einander begegnen, und wehren, daß ſolches nicht geſchehe.

So bleibe denn der Haß als ein heiliger und ſchützender Wahn im Volke. Was durch Tugend Wiſſenſchaft und Kunſt bei dem einen Volke in ſeiner Art vortrefflich iſt, das Große und Menſchliche, was die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird darum auch dem andern Volke angehören und als Gemeingut der Menſchheit von ihm angenommen und geehrt werden. Oder die ächten Franzoſenhaſſer, die Engländer, kennen ſie etwa nicht die Namen St. Bernhard Ludwig der Heilige Duguesclin Bayard Turenne du Thou de l'Hopital Paſcal Montesquieu und beten ſie ſie nicht an? Auf dieſer Höhe hört der Volkshaß auf; da beginnt die große Gemeinſchaft der Völker, die allgemeine Menſchheit, und da wird die Menſchlichkeit und Liebe nimmer fehlen, die uns alle zu Kindern Eines Gottes und Einer Erde macht. Jede Tugend und Größe durchbricht von ſelbſt die Schranken, welche zwiſchen Menſchen und Völkern ſtehen; wer da noch haſſen kann, der iſt ein Barbar oder ein Thier. Ein ſolcher bin ich nicht, wenn ſie auch ſagen, daß ich es bin.

Dies ſind nur Einzelnheiten und Winke, welche Vorurtheilen begegnen ſollen, die mehr Vorurtheile der Faulheit und Feigheit als des Verſtandes ſind, aber doch mit Künſten ſpielen, die redliche Herzen zuweilen verwirren und bethören können. Wenn dieſe Kleinigkeit nicht mißfällt, ſo werden wir nächſtens zeigen, wie ein Volk, welchem die Freiheit lieb iſt, ſich vor dem Gebrauch der Sprachen der Nachbarvölker zu hüten hat.

Geſchrieben zu Berlin den 14. Junii 1813.

Ueber den Gebrauch einer fremden Sprache.

---

1. Moſ. Kap. II.

1. Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.

2. Da ſie nun zogen gegen Morgen, fanden ſie ein ebenes Land, im Lande Sinear, und wohneten daſelbſt,

3. Und ſprachen unter einander: Wohlauf, laſſet uns Ziegel ſtreichen und brennen. Und nahmen Ziegel zu Stein und Thon zu Kalk,

4. Und ſprachen: Wohlauf, laſſet uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; denn wir werden vielleicht zerſtreuet in alle Länder.

5. Da fuhr der Herr hernieder, daß er ſähe die Stadt und den Thurm, die die Menſchenkinder baueten.

6. Und der Herr ſprach: Siehe, es iſt einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu thun; ſie werden nicht ablaſſen von allem, das ſie vorgenommen haben zu thun.

7. Wohlauf, laſſet uns hernieder fahren, und ihre Sprache daſelbſt verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme.

---

8. Alſo zerſtreuete ſie der Herr von dannen in alle Länder, daß ſie mußten aufhören die Stadt zu bauen.

9. Daher heißet ihr Name Babel, daß der Herr daſelbſt verwirret hatte aller Länder Sprache, und ſie zerſtreuet von dannen in alle Länder.

Will man einen künftigen Vagabunden machen, d. h. einen Menſchen, der kein Vaterland keine Liebe und keine Geſinnung hat, ſo reiſe man mit ſeinem Sohn von dem dritten bis zum vierzehnten Lebensjahre deſſelben von einem Lande in das andere durch fremde Völker Sitten und Sprachen hin: man gebe ihm eine reiſende Erziehung. Der unglückliche Menſch, deſſen zarter und weicher Seele zu viele bewegliche und immer erſcheinende und wieder untergehende Weltbilder vorgeführt und vorübergeführt werden, wird nie etwas Feſtes lieben noch halten, nie ein Ding oder einen Menſchen in die Tiefe ſeines Gemüthes hinabziehen und ſie dort wie einen Schatz hinlegen. Das Unſtäte und Ungleiche, das alles ergreifen und nichts halten, kurz das keinen Karakter haben wird ſein künftiger Karakter ſeyn; ihm iſt zu viel aufgedrückt und zu wenig eingedrückt: er iſt durch eine unſelige Flachheit und Abgeſchliffenheit für das ganze Leben neutraliſirt.

Etwas Aehnliches, jedoch in geringerem Maaße, widerfährt dem, welcher ſchon als Kind neben der Mutterſprache oder vielmehr über der Mutterſprache noch in fremden lebenden Sprachen lallen lernt; er ſieht und empfängt von Anfang zu viel und zu wenig und hat doch endlich nichts geſehen und empfangen. Denn was Gott ihm gegeben hatte, ward durch dieſes thörichte Treiben ſogleich verwirrt und verdunkelt und verkehrt entwickelt; ſeine Kindheit und Jugend bekamen die Nahrung nicht, die ſeiner Natur angemeſſen war, ſie wurden verkümmert und verkrüppelt, oder vielmehr zu früh gereitzt und aus der unſchuldigen Knoſpe gelockt; und er mußte oft ein langes Leben durch Schwäche des Karakters und durch Wankelmuth, durch Ungleichheiten im Begehren und Denken und durch die Unfähigkeit die ſeligen und gemüthlichen Triebe des Menſchenherzens zu entwickeln oder aufzunehmen für die thörichte und gleißende Eitelkeit büßen, wodurch man ſeiner Kindheit ſchon Fertigkeiten geben wollte, die der Jüngling kaum erwerben darf: auch er ward neutraliſirt.

Was ich hier an Einzelnen angedeutet habe und was das Leben uns auf jedem Schritte zeigt, gilt im geringeren Grade oft von ganzen Völkern, wenn ſie aus Eitelkeit oder aus Verkennung des Eigenen und Vergötterung des Ausländiſchen oder endlich durch die Gewalt der Zeit und durch das Beiſpiel ihrer Führer bethört und mißleitet, mit den Fremden tändeln und buhlen. Sie werden neutraliſirt; ſie verlieren das beſondere und eigenthümliche Gepräge, das ſie als Volk vor allen andern Völkern auszeichnen ſollte; ſie verlieren alle Vorliebe für ſich und allen Stolz auf ſich als ein ſolches beſtimmtes Volk; ſie werden ein Allerweltvolk, Allerweltmenſchen, was man mit einem prunkenden Namen Kosmopoliten genannt hat; ſie ſind aber bei einer ſolchen Verwirrung und Schwächung ihrer Eigenthümlichkeit auf dem geradeſten Wege ſolche Allerweltmenſchen zu werden, die man Sklaven und Juden nennt.

Man hat uns Deutſchen vorzugsweiſe dieſe Ehre zugedacht und uns Wunder wie ſehr zu loben gemeint, wenn man uns Kosmopoliten nannte. Der große Kaiſer Markus Aurelius Antoninus ſagt in ſeinen Selbſtbetrachtungen: Die Welt iſt mein Vaterland und ich bin ein Bürger der Welt: aber er meinte es nicht, wie dieſe neuen Kosmopoliten ihren Ehrennamen Kosmopolit oder Weltbürger meinen, ſondern wie er ſich ſelbſt erklärt, der Menſch ſoll ſo handeln, daß er mit der Welt und ihren großen ewigen Geſetzen ſo in Uebereinſtimmung lebe, wie der Bürger einer wohl eingerichteten Stadt mit den Geſetzen ſeiner Stadt: er ſoll gütig gerecht und wahrhaftig ſeyn; von der neuen philoſophiſchpolitiſchen Gleichgültigkeit von der neuen Gleichſchätzung und Zuſammenmiſchung aller Völker, worin dieſe Neuen ihr herrliches Weltbürgerthum ſetzen, davon wußte er nichts und davon konnte ein ſo geſcheidter und weiſer Mann nichts wiſſen wollen, weil nichts die große Ordnung und Geſetzmäßigkeit der Welt, wie Gott ſie eingerichtet hat, mehr ſtört als grade dies. Mannigfaltigkeit im Kleinen und Einzelnen, damit im Großen und Allgemeinen Einheit ſeyn könne, das iſt das Weltgeſetz der göttlichen Güte und Weisheit. Die Eiche heißt ein Baum, die Erle die Fichte die Linde heißen ſo, auch der Hagedorn und die Rebe werden zur Familie gerechnet; thöricht aber würde der Waldhäger oder Gärtner ſeyn, welcher verſuchte und arbeitete aus allen dieſen verſchiedenen Arten Eine einzige Art zu machen, ja er würde verrucht ſeyn, weil er die anmuthige und ſchöne Mannigfaltigkeit Gottes aufheben und zerſtören wollte. Eben ſo thöricht und verrucht wäre der Gedanke und die That des Mannes, welcher alle verſchiedene Völker zuſammenzwingen und ihnen Ein Gepräge aufdrücken wollte. Tyrannen und Eroberer haben dergleichen zuweilen verſucht, aber es iſt ihnen nie gelungen, weil Gott und ſeine Ordnung mächtiger ſind, als Menſchen. Die Bäume im Walde und die Thiere auf dem Felde ſind in ihren Anlagen und Trieben von einander nicht verſchiedener, als die Menſchen in ihren verſchiedenen Geſchlechtern und die Völker in ihren Arten. Denn der Menſch war von Gott geſchaffen, daß er ein großes allgemeines allumfaſſendes Abbild der ganzen irdiſchen Natur wäre, ein reicher Spiegel des Ganzen, eine kleine Welt. Wie nichts langweiliger und ertödtender iſt, als eine Geſellſchaft, deren verſchiedene Theilnehmer alle einerlei Gefühl einerlei Anſicht und einerlei Ton haben oder zu haben heucheln, ſo würde dieſe Welt die dümmſte und langweiligſte werden, wenn von einem Pol bis zum andern einerlei Volk und Sprache lebte. Die Verſchiedenheit reizt die Geiſter und wecket die Seelen; darum hat die Verſchiedenheit Gott gefallen, deſſen Weſen eitel Geiſt und Seele iſt.

Alſo wir Deutſche ſind Kosmopoliten oder ſollen es werden. Ich laſſe mir es gern gefallen, wenn wir das Lob verdienen, daß wir es in dem Sinn des großen Kaiſers Markus Aurelius ſind. Gott hat uns offenbar dazu beſtimmt, dem edlen Karakter eines allgemeinen Weltbürgers näher zu kommen, als viele andere Völker. Unſere Väter waren wegen ihrer Gerechtigkeit Freundlichkeit Treue und Wahrhaftigkeit geprieſen; auch in uns mehr ermatteten Enkeln ſind noch ſo viele ſchöne Spuren allgemeiner Menſchlichkeit und jenes aureliſchen Weltbürgerthums, daß wir nicht verzweifeln wollen in einem neuen Geiſte einmal wieder zu werden, was unſere Väter weiland waren. Das Land, welches wir bewohnen, iſt zum Theil das Vaterland vieler Völker, welche in Europa mit Ehren genannt werden und welche mit fremdartigen Bildungskeimen zuſammengemiſcht einen von uns verſchiedenen Stämpel erhalten haben. Es iſt bei uns Deutſchen, die noch das alte Mutterland bewohnen, eine ich mögte ſagen väterliche und mütterliche Neigung geblieben, jene unſere Stammgenoſſen und auch die andern Völker Europens und der Erde mit einer allgemeineren Liebe zu betrachten und aufzunehmen, als uns dies von ihnen vergolten wird; wir haben ein Gefühl für alle, eine gewiſſe Leichtigkeit und Fähigkeit das Fremde zu verſtehen und uns anzueignen, ja wir haben ſogar die Neigung das Fremde nachzuahmen. Dies alles iſt lobenswürdig, weil es aus Menſchlichkeit Beſcheidenheit und Demuth entſpringt; es iſt eine Quelle der Glückſeligkeit, weil das vielfachere Verſtändniß und Empfängniß der Dinge die lauterſte Seelenſpeiſe iſt; es iſt eine Erhebung über das Eigene und Volksthümliche hinaus, welche beide eines Menſchen und eines Chriſten würdig heißen kann. Aber wenn die Achtung und Verehrung des Fremden Verachtung und Schändung des Eigenen, wenn die Nachahmung Nachäfferei wird, dann iſt es das Unſeligſte und Tadelnswürdigſte ſowohl für uns als für andere.

Wir ſind von Gott in den Mittelpunkt Europens geſetzt, wir ſind das Herz unſers Welttheils, wir ſind auch der Mittelpunkt der neuen Geſchichte und der Kirche und des Chriſtenthums. Jene eben berührte angeborne Neigung und Liebe zu allem, jene Leichtigkeit und Hingebung zu verſtehen anzunehmen und nachzuahmen, jene Gerechtigkeit und Mäßigkeit in Urtheil und Anſicht gegen fremde Völker gehört uns recht eigentlich an, damit wir den Zweck unſers Daſeyns erfüllen. Aber wir ſollen Eines wohl beherzigen, daß wir auf unſerer Hut ſeyn müſſen, damit wir durch dieſe Hinneigung und Hingebung zu Fremden uns nicht ſelbſt zu der erhabenen Beſtimmung ungeſchickt machen, die Vermittler zwiſchen den Völkern und die Ausſpender und Ausſender des Geiſtes und des Chriſtenthums zu ſeyn. Grade weil wir in der Mitte liegen, ſtürmen und ſtrömen alle verſchiedenſten Völker Europens immer auf uns ein und ſuchen uns wegzuſpülen und wegzudrängen: alle Bewegungen der Welt wollen in unſerer Mitte ihre Ruhe finden; weil wir andere ſtillen ſollen, dürfen wir ſelbſt nie ſtill ſeyn. Wir haben alſo mehr als alle andern Völker Urſache zu wachen, daß das

Eigenthümliche und Beſondere, was uns als Deutſche, als ein beſtimmtes Volk mit einem beſtimmten Namen, auszeichnet, durch die Völkerfluth und Geiſtesfluth, die immer von uns und zu uns geht, nicht weggeſpült und weggewaſchen werde; wir müſſen dreifache und vierfache Bollwerke und Schanzen um uns aufführen, damit wir nicht zuletzt matte Bilder werden, welche Allem und Nichts ähnlich ſehen und welche, weil ſie Geſtalt und Gepräge verloren haben, auch nichts Anderes geſtalten und bilden können; daß ich es mit Einem Worte ſage, damit der Deutſche der große geiſtige Spiegel der Welt bleiben könne, muß er ſeine Eigenthümlichkeit nicht verſchleifen noch vertändeln: er muß ein Deutſcher bleiben.

Ich nehme mir nicht heraus, durch dieſes Urtheil über die Weltbeſtimmung des deutſchen Volkes demſelben einen höheren Rang beizulegen, als andern Völkern: denn ich weiſe nur hin auf Verhältniſſe, die jetzt über tauſend Jahre beſtanden ſind und die ſich alſo hiſtoriſch darthun laſſen, wenn man das Einzelne weitläuftiger erörtern will, als hier geſchehen kann. Solche Verhältniſſe aber ſind oft nur als eine höhere Nothwendigkeit zu betrachten, oder, wenn man will, als ein Zufall; denn Nothwendigkeit und Zufall ſtehn auf gewiſſen Punkten in nächſter Berührung. Wenn die Deutſchen Ungarn oder Spanien bewohnten, hätten ſie andere Anlagen und Neigungen, und dieſe Beſtimmung wäre ihnen dann ſicher nicht aufgetragen. Wer die Beſtimmung gab, gab auch die Fähigkeit. Und überhaupt, wenn man die Geſchichte und die Völker im Großen betrachtet, d. h. wenn man ſich in Geſinnung und Anſicht zur Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit erhebt, ſo iſt ein Volk ſo gut als das andere und hat gleiches Recht mit allen andern, wohin Gott es ſetzte, zu wohnen und nach ſeiner Art zu leben und ſich einzurichten. Vor Gott und vor dem Menſchen, welcher die

Dinge im Sinne Gottes betrachtet und wägt, iſt der Dornſtrauch ſo gut als die Eiche, das Schneeblümchen ſo gut als die Roſe; vor ihm iſt der Hurone ſo viel werth als der Franzoſe, der Peſcherä als der Spanier, der Samojede als der Deutſche. Sie ſind alle ſeine Kinder, und weil ſie leben und ſind, dürfen ſie leben und ſeyn.

Damit nun die Welt Gottes hier auch in dem menſchlichen Geſchlechte eine reiche mannigfaltige lebendige fröhliche und ſelige Welt wäre, ſchuf Gott nicht allein verſchiedene Länder und Himmelsſtriche und in den verſchiedenen Ländern und Himmelsſtrichen die größten Verſchiedenheiten der Gaben des Himmels und der Erde, ſondern er ſchuf das menſchliche Geſchlecht ſelbſt mit den verſchiedenſten Neigungen Anlagen Trieben Fähigkeiten und Sitten, und verordnete von dem Anfang der Dinge, daß grade dieſe Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Strebungen und Kräfte eine höhere Gemeinſchaft der Vereinigung fände und bildete, welche man die ganze Menſchheit nennen könnte. Zu dieſer vielartigen und vielſeitigen Entwickelung der Menſchen, zu dieſem ewigen wechſelwirkenden Anziehen und Abſtoßen der Völker gegen einander, zu der in mancher Hinſicht wohlthätigen und nothwendigen Trennung der unteren Kräfte, damit die oberen in einem höheren Verein aller zuſammenfließen könnten, wurden dem menſchlichen Geſchlechte auch die verſchiedenen Sprachen verliehen. Was in der Bibel als ein Babel, als eine Verwirrung geſchildert wird, was den einfältigen Menſchen der Urwelt ſo erſcheinen mußte, das war eine Erhellung der kindiſchen Dumpfheit eine Erlöſung des Menſchengeſchlechts von unbewußter Träumerei. Es geſchah dieſen Menſchen, die Völker werden ſollten, was Familien noch alle Tage widerfährt. Die Söhne eines Vaters wohnen bis in das ſechszehnte zwanzigſte Jahr fromm und ruhig in Einem Hauſe beiſammen. Dann ſtößt ſie der Vater aus dem glücklichen Neſte in die Welt hinaus, damit ſie lernen Männer werden. Sie müſſen zerſtreut und von einander geſchieden werden, oft lange Jahre geſchieden, damit jeder ſein Leben und ſeine Welt draußen finde; wann ſie ſich im lieben Vaterhauſe oder ſonſt wo in Gottes größerem Vaterhauſe einmal wieder treffen, werden ſie ſich nur deſto lieber haben: ſie ſind Brüder geblieben aber verſchiedene Männer geworden, was ſie in dem engen Raum des väterlichen Hauſes nicht werden konnten. Wir entwickeln hier nicht, wie vieles eingefloſſen hat oder einfließet, verſchiedene Völker auf Erden zu machen; wir bleiben heute bloß bei der Sprache ſtehen und werfen über die Bedeutung der Sprache überhaupt einige leichte Winke hin, worüber Andere wieder Neues winken mögen.

Mit Recht haben die Weiſen ſeit der älteſten Zeit unſerer Geſchichte geſagt, Sprache und Vernunft ſey Eins; dadurch unterſcheide ſich der Menſch von dem Thiere, daß der Menſch ſpreche, das Thier nur töne, wenigſtens nur in der Zuſammenknüpfung und Wechſelung weniger Töne das umſchließe, was man allenfalls auch Thierſprache nennen könnte. Die Gabe der Sprache und ihr Urſprung hat vielen vortrefflichen Männern etwas ſo Unergründliches und Unbegreifliches gedäucht, daß ſie ſich dieſelbe nicht anders als eine unmittelbare Eingebung und Mittheilung Gottes an die Menſchen denken konnten und als weit erhaben über alles, was Menſchen aus eigenen Kräften hätten erfinden können. Und in der That, wenn man in den tiefen Geiſt der Sprachen hinabſteigen will, verwickelt man ſich in ſolche labyrinthiſche Dorngewinde, daß man endlich geſtehen muß: ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen. So viel ſteht feſt: faſt alle Sprachen haben Spuren einer gemeinſchaftlichen Urſprache und eines gemeinſchaftlichen Gefühls und einer gemeinſchaftlichen Anſicht der Menſchen, wornach ſie, was in ihnen vorging und was ſie wahrnahmen, ausdrückten; zu geſchweigen, daß in ſo vielen Sprachen der ſonſt verſchiedenſten Völker für ſo viele Gegenſtände ganz dieſelben Worte ſind. So wie der Leib die durchſcheinende Hülle der Seele iſt, ſo iſt die Sprache gleichſam der Leib aller innerlich im Menſchen bewegten Seelenkräfte, in wie fern ſie ſich äußerlich geſtalten wollen; ſie iſt der Durchbruch der Geiſter. Wenn wir nun finden, daß rohe Völker bei einfachen und wenig gebildeten Zuſtänden ſchon eine Sprache beſitzen, die auf tiefe Geiſter und im Innern vielfach bewegte und entwickelte Gemüthskräfte hindeutet; wenn wir zu unſerm Erſtaunen finden, daß ein Kind in dem Raum von zwei bis drei Jahren eine unendliche Mannigfaltigkeit von Geiſt und geiſtigem Verſtändniß richtig ausdrücken kann, ſo verſinken wir in tiefes Nachdenken: ob es Fabel ſeyn könne menſchlichen Gefühls, (wie denn die Späteren die Früheren und ihre Zeit ſich immer herrlicher vorſtellten, als ſich und ihre Zeit) daß die Menſchen uranfänglich reinere edlere geiſtigere und göttlichere Weſen geweſen ſeyen, als ſpäter und als jetzt? ob Gott dem Menſchen die Sprache nicht durch ein Wunder als eine geiſtige Muſik der Seele gleichſam ſchon auf Noten geſetzt mitgegeben habe? ob das unglaublich geſchwinde und tiefe Verſtehen und Lernen der kleinen Kindlein in den erſten Lebensjahren, beſonders das leichte Verſtehen und Sprechenlernen einer Sprache nicht darauf hindeuten, daß die Kleinen in einem früheren Zuſtande ſchon entwickelte und gebildete Begriffe in dem neuen Leben nur wieder erwecken und ſo die alte nur verhüllte Geiſterwelt wieder hervorſteigen laſſen? Kurz, wir verſinken in Erſtaunen über das Erſtaunliche und geſtehen uns, wir können es nicht begreifen.

Wie nun die Sprache der äußerlich werdende Klang und Ausbruch der Geiſter die redende Vernunft iſt, ſo iſt die einzelne Sprache der Klang und Ausbruch der Geiſter des einzelnen Volkes, z. B. die franzöſiſche und ſchwediſche Sprache des franzöſiſchen und ſchwediſchen Volkes: in ihr muß nothwendig ein Gepräge abgedruckt ſeyn, das mich über viele Eigenſchaften des Volkes belehrt, welches ſie ſpricht; mit der Sprache des Volkes muß ich alſo über das Volk vieles lernen, wenn ich auch nie einen einzelnen Mann, der zu demſelben gehört, mit meinen Augen geſehen habe. Verſtehe ich z. B. das Lateiniſche und Griechiſche gründlich, ſo habe ich viele Aufſchlüſſe über das Gefühl die Anſicht den Geiſt das Gemüth und den Karakter der Lateiner und Griechen; verſtehe ich das Engliſche und Schwediſche recht, ſo weiß ich ſchon vieles von den Engländern und Schweden, ohne daß ich das Land und Volk jemals ſah. D. h. die Sprache iſt ein Spiegel des Volkes, das ſie ſpricht; aus der Sprache eines Volks erſcheint mir hell, was es will wohin es ſtrebt wohin es ſich neigt was es am meiſten liebt und übt, kurz wohin ſein eigentliches Leben und Streben geht. Dies erſcheint im Allgemeinen aus jeder Sprache; im Beſonderen ſieht man, wenn man überhaupt ſehen kann, in den verſchiedenen Zeiten einer Sprache die Fortſchritte oder Rückſchritte die Stärke oder Erſchlaffung die Einfalt oder Verkünſtelung die Lebendigkeit oder Erſtarrung eines Volkes.

So iſt jede Sprache der Ausdruck jedes Volkes, eine gleichſam in beweglichen Typen ausgedrückte leſerliche Geſchichte ſeines Lebens und Weſens. Auf dieſe Weiſe ſieht ſie der Erforſcher und Erkunder eines Volkes an. Das Volk ſelbſt aber muß ſeine Sprache als ſeine älteſte Ueberlieferung und als ſein heiligſtes Heiligthum ehren und bewahren: ſeine Sprache iſt auch ſeine früheſte Geſchichte und ſein früheſtes Leben, und ſein jüngſtes Leben kann nur ein würdiges und glückliches Leben werden, in wie fern es mit dem früheſten Geiſt dieſer ſeiner Sprache in Uebereinſtimmung iſt, ſo wie man nur denjenigen einen glückſeligen Mann nennen kann, deſſen Jugend und Mannsalter mit ſeiner Kindheit in Gleichmaaß und Uebereinſtimmung fortgebildet ward. Weil denn die Sprache eines Volkes das innigſte Gemüth die verborgene Geſchichte die älteſte Entwickelung, kurz die ganze Art ſeines Empfindens Denkens Darſtellens und Lebens verſchließt, ſo verändert, was die Sprache verändert, nothwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt und auf irgend eine Weiſe den klaren und lauteren Fluß derſelben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung Verrückung Hemmung und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geiſtigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht. Will alſo ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk iſt, will es ſeine Art mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten bewahren, ſo hat es auf nichts ſo ſehr zu wachen, als daß ihm ſeine Sprache nicht verdorben und zerſtört werde.

Dieſe Verderbung und Zerſtörung einer Sprache geſchieht auf mehrere Weiſen. Sie geſchieht durch die Ueberſchwemmung des Landes von fremden Völkern, die als Sieger und Eroberer lange darin hauſen; ſie geſchieht durch die eigene Erſchlaffung Verweichlichung und Entartung des Volkes: denn wenn das Volk ſchlecht wird, muß nothwendig auch der Spiegel ſeines Innern die Sprache ſchlechter werden; ſie geſchieht am ſchlimmſten und für das Volk am ſchimpflichſten, wenn es, das Eigene verachtend und vergeſſend, mit dem Fremden und Ausländiſchen buhlt und dadurch in eine Zwitterei und Nichtigkeit verfällt, welche auch die Sprache bitter fühlen muß. Wenn ein Volk ſo thöricht und unglücklich iſt, daß es eine fremde Sprache gar zu ſeiner vornehmen und gleichſam adlichen Sprache macht und alles, was es künftig leiten und regieren ſoll, von Kind auf in dieſer fremden Sprache unterweiſen und bilden läßt, ſo weiß es nicht mehr, wo der Geiſt ſeines Lebens niedergelegt iſt wo ſeine großen Heiligthümer ſind worauf ſeine Stärke und ſeine Herrſchaft und die Gewalt der That und des Befehls ruht: es hat Luſt zu vergehen und unterjocht zu werden.

Ich ſagte eben, die Sprache ſey der Spiegel und das Bild eines Volkes der äußere Abdruck ſeines innerſten Lebens, ſeine Geſchichte ſeine Neigungen ſeine Anlagen ſeine Weltanſicht und ſeine Liebe und ſein Haß — kurz, alles in allem ſey darin abgedrückt. Wenn dies wahr iſt, ſo iſt es auch unvermeidlich, daß jede Sprache ſich und die Geſtalt, welche ſie ausdrückt und abbildet, in dem Gemüthe deſſen abdrucke und auspräge, der ſie in ſeinen früheſten Jahren gebraucht. Wenn alſo z. B. ein deutſches Kind von ſeinem dritten und vierten Jahre an engliſch und franzöſiſch ſpricht lieſt und ſchreibt, ſo muß das Gepräge eines engliſchen und franzöſiſchen Gemüthes ſich mehr und mehr in ihm abdrukken, es muß zu dem Engliſchen und Franzöſiſchen eine Neigung ja eine Vorliebe für daſſelbe erhalten, weil es ja das erſte geiſtige Leben war, womit man ſeine Kindheit ſpeiſete. Es iſt faſt unmöglich, daß es in ſeine eigene Sprache ſich je wieder ſo hineinleben und hineindenken könne, daß ihm von dem Gemüthe der Geſchichte und den innigſten Trieben und Künſten ſeines Volkes nicht für alle Zeit vieles dunkel bleibe; es iſt faſt unmöglich, daß es für das deutſche Leben und die deutſche Art je die lebendige Neigung und

Liebe faſſe, welche allein aus dem lebendigen Mitgefühl und Mitverſtändniß des ganzen Volkes entſpringen können: ihm wurden gleich vom Anfang an die Schlüſſel verdreht, welche ihm das innigſte und heiligſte Verſtändniß ſeines Volkes öffnen konnten. Das Unglück widerfährt einem ſo erzogenen und gebildeten Menſchen, daß er nirgends recht klar wandelt und feſt auftritt, es ſey denn, daß Gott ihm einen unermeßlichen und unverwüſtlichen Geiſt zur Mitgift gegeben habe, der vieles vertragen und verarbeiten kann, worin mittelmäßige Geiſter untergehen müſſen; und doch auch der kräftigſte und reichſte Geiſt wird künftig durch Ungleichheiten und Sprünge in Neigungen Trieben und Arbeiten die Thorheit ſeiner Kinderjahre büßen müſſen. Wenn nun alſo ein deutſches Kind ganz engliſch oder franzöſiſch, oder ein franzöſiſches Kind ganz deutſch oder ſchwediſch erzogen und gebildet wird, ſo muß es freilich die Geſtalt der fremden Sprache und alſo vieles von fremdem Leben und fremder Liebe annehmen; aber ſelten iſt dieſes Kind von Natur mit ſolcher geiſtigen Vielſeitigkeit geboren, daß es das Fremde ganz in ſich hinein verſchlingen kann: man wird an dem ſchwediſch redenden Franzoſen meiſtens ſehen, daß er an der Seine oder Garonne, an dem franzöſiſch redenden Deutſchen meiſtens ſehen, daß er an der Donau oder Elbe geboren war. Doch dies iſt noch nicht das Schlimmſte; ſchlimmer und gefährlicher und das Gemüth verdunkelnder und verwirrender und den Karakter zerſtörender iſt es, wenn von dem fünften bis ſechszehnten Jahre des Alters zwei drei Sprachen zugleich geübt und geplappert werden: dann kömmt ein rechter unglücklicher Allerweltmenſch ein vielfarbiges und vielſeitiges Chamäleon heraus, das nach allen Farben und Karaktern hinſpielt und keine einzige beſtändige Farbe noch ſtehenden Karakter hat.

Will man einen rechten echten Mann haben, der ſein Volk verſtehe erkenne ehre und liebe, ſo nähre man ſeine Jugend und Kindheit mit Einer Speiſe: mit der eigenen Sprache und der eigenen Geſchichte, vorzüglich mit der älteren Sprache und Geſchichte ſeines Volks; dann wird er auch das Jüngere und Jüngſte deſſelben würdig aufnehmen und verwalten. Neben dieſer eigenen Sprache mag er alte nicht mehr ſprechende Sprachen lernen, weil ſie als Geſtalten eines vergangenen und lange abgefloſſenen und abgeklärten Lebens gleichſam wie reine feſte Bilder der ewigen Menſchheit da ſtehen und für ihn nichts Verführeriſches und Verwirrendes haben, zumal da er auf dem Eigenen und Heimiſchen ſo feſt gegründet wird. Später beginne man die Uebung der neuen Sprachen, wenn er dieſe ja lernen ſoll; man mag ſie bis zum richtigen Verſtändniß üben, ſie zu ſprechen bedürfen wenige. Dies iſt in frühen Jahren auch gefährlich, weil gerade durch das Sprechen die fremde Geſtalt und der fremde Geiſt und die fremde Art am lebendigſten in das Gemüth eingeht. Man darf im zehnten und vierzehnten Jahre nicht, was man im zwanzigſten darf. Dies ſollten gewiſſenhafte Erzieher wohl bedenken.

Wer das Fremde thöricht treibt und übt, der lernt das Eigene nicht oder er vergißt es. Sein Gemüth wird durch das Ungleiche und Verſchiedene zu früh verwirrt und verdunkelt und nach fremden Seiten hingelockt, er nimmt eine fremde Art eine fremde Liebe und einen fremden Haß an, und kann die Art und die Liebe des Eigenen und Volksthümlichen künftig nicht mehr mit voller Seele erfaſſen; er hat die Geſtalt ſeines inneren Lebens gewonnen, unglücklicherweiſe eine fremde Geſtalt, und hat die hohe Kraft und Herrlichkeit des Lebens verloren, womit er unter ſeinem Volke hätte kräftiglich ſtehen und wirken können. Aus einfachen Keimen entſtehet und gedeihet alles Große und Gewaltige; wer Eine Liebe Einen Haß Eine Anſicht Eine Geſinnung hat, wer durch Ein großes helles Weltbild die Welt und die Völker anſchaut, der iſt ein rechter Mann und ein rechter Menſch. Wäre unſere Aefferei und Ziererei unſer buntes Vielerlei von Bildung in allerlei Fertigkeiten Sprachen und Künſten etwas Menſchliches und Wirkliches, ſo müßten wir die Männer ſehen die es ſchafft. Wir ſahen ſie nicht. Wir hatten andere Männer feſtere und geſcheidtere Männer in den Zeiten, wo wir nichts als unſere Mutterſprache verſtanden und in den Schulen etwa acht bis zehn Jahre mit dem Latein geplagt wurden. Ich will nicht, daß man dahin zurückkehre; aber wir ſollen nach langem Irrthum lernen, wo das Maaß der Dinge iſt, die Gränze, wo das Zuviel und Zuwenig ſich ſcheiden. Alle ungebührliche Miſchung zeugt Eitelkeit Gleichgültigkeit Schwäche Karakterloſigkeit, kurz jene elenden Mitteldinger, die weder lieben noch haſſen können und deren Zahl in unſern Zeiten bei den ſogenannten gebildeten Klaſſen Legion heißt.

Wenn, wie ich eben gezeigt habe, das ungebührliche Trachten nach dem Fremden, beſonders der zu frühe Gebrauch einer fremden Sprache auf den Einzelnen ſo neutraliſirend und ſchwächend wirkt, wie viel größer und verderblicher muß dieſe Wirkung auf ein ganzes Volk ſeyn! Wenn ein Volk ſo unglücklich iſt ſich in eine fremde Sprache zu verlieben, ſo will es ſich ſelbſt und ſeine Eigenthümlichkeit und Art verlieren und in eine andere fremde übergehen. Begegnet ihm dieſes Unglück vollends mit der Sprache eines benachbarten Volkes, ſo läuft es Gefahr von dieſem Volke, welchem es ſchon durch die Sprache und das Gemüth unterjocht iſt, gelegentlich auch durch die Waffen unterjocht zu werden. Ein ſo thörichtes Volk hat die Geſchichte vom Bau des Thurms zu Babel umſonſt geleſen, und nicht bedacht, daß Gott die Verſchiedenheit der Sprachen ſtiftete, damit verſchiedene Völker ſeyen, daß alſo jeder, der Sprachmiſchungen macht, die Ordnung Gottes zu ſtören und ſeine mannigfaltige Welt zu verarmen trachtet. Daher ſollte jedes Volk, welchem ſeine Eigenthümlichkeit und Freiheit lieb iſt, das Geſetz machen, daß die lebende Sprache eines Nachbarvolkes bei ihm nimmer geſprochen werden dürfte, ſo daß man z. B. in Deutſchland wohl ruſſiſch und ſpaniſch und engliſch ſprechen dürfte, aber nicht polniſch italiäniſch noch franzöſiſch, weil man durch den Gebrauch der benachbarten Sprachen die Schlagbäume niederwirft, welche die Völker für das Glück und die Bildung der Welt wohlthätig und weiſe von einander trennen.

Man ſieht jetzt wohin ich will. Ich will die Uebung und den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in Deutſchland abgeſchafft wiſſen. Man mag die franzöſiſche Sprache leſen und verſtehen wie andere Sprachen, damit man der Bildung Wiſſenſchaft Kunſt und Art auch des franzöſiſchen Lebens genießen könne; aber ſprechen ſoll man ſie nicht. Gleiches würde ich rathen und, wenn ich befehlen könnte, befehlen in Hinſicht der polniſchen und italiäniſchen Sprache; ſie dürften in Deutſchland nicht als ſprechende Sprachen prangen, weil die Deutſchen ſo wenig Polen und Italiäner als Franzoſen werden ſollen.

Was uns der zu allgemeine Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in politiſcher Hinſicht geſchadet und was er den Franzoſen, unſern Feinden, gefrommt hat, das liegt in der Geſchichte der beiden letzten Jahrhunderte, vorzüglich in der Geſchichte der letzten zwanzig und zehen Jahre hell am Tage, alſo daß es meiner Erklärung nicht bedarf. Wir waren für das Unſrige gleichgültig und abgeſtorben, wir hatten unſre

Liebe und Treue unſre Ehre und unſern Stolz verloren, wir fühlten uns den Franzoſen gegenüber nicht als Volk, wir fühlten uns ihnen gegenüber nicht als beleidigte und gemishandelte Deutſche, ſondern nur als beleidigte und gemishandelte Menſchen. Wenn es ein Vorzug unſers Gemüthes iſt, daß wir den Menſchen immer mehr fühlen als das Volk, ſo ſollen wir wohl bedenken und auch unſern Kindern und Kindeskindern einſchärfen, wie uns die letzten Jahre belehrt haben, daß es um die Menſchheit des Menſchen endlich ſchlecht ſteht, welcher das Volk nicht fühlen lernen will. Die Franzoſen fanden, wohin ſie kamen, bei den Deutſchen faſt ihr Land wieder; ihre Art und Eigenthümlichkeit bekannt; die Fertigkeit und Leichtigkeit ſie zu begreifen groß; die Biegſamkeit und Gefügigkeit in ihre Plane und Anſichten einzugehen nicht viel kleiner; ſie fanden an vielen Orten Vorliebe und Anhang, allenthalben aber fanden ſie durch die Allgemeinheit ihrer Sprache Helfer Späher Verſtändiger Einrichter und, was das Wichtigſte war, ſie konnten ſelbſt dem Unleidlichſten und Unerträglichſten, was ſie thaten und befahlen, eine ſanftere und leichtere Art geben, als ihnen in einem Lande möglich geweſen wäre, wo ſehr wenige ihre Sprache verſtanden hätten.

Doch nicht länger auf dieſem Abwege. Lieber zwei Worte von franzöſiſcher und deutſcher Sprache und vom franzöſiſchen und deutſchen Volke, und ob es nicht eine Weltnothwendigkeit iſt, daß die franzöſiſche Sprache die allgemeine ſey, ob im franzöſiſchen und deutſchen Karakter nicht eine gewiſſe Verträglichkeit iſt, welche den gleichzeitigen und gleichwürdigen Gebrauch beider Sprachen ungefährlich macht.

Es iſt ein Gemeinſatz und durch die vielen unbefugten Münde, die es gebraucht haben, ein Gemeinplatz geworden, zu ſagen: Was herrſcht, das hat ein Recht zu herrſchen; in jedem Zeitalter führt das Gebildetſte und Geiſtvollſte an; nur weil die Franzoſen den übrigen Völkern an Geiſt und Bildung voraus ſind, nur darum ſind ſie das erſte und anführende Volk geworden und ſind es auch durch ihre Sprache Sitten und Weiſen. Im Ganzen läßt ſich auch gegen dieſe Worte nicht viel einwenden; wir geben ſie im Allgemeinen ſogar zu, nur daß wir uns über den Grund der Herrſchaft und des Uebergewichts ein wenig mit einander verſtändigen.

Die Franzoſen haben faſt ſeit zweihundert Jahren geherrſcht und herrſchen noch, weil ſie die Gebildetſten und Geiſtvollſten waren, nicht überhaupt, ſondern für dieſes Zeitalter. Die Reformation ſpielte ihnen die Herrſchaft in die Hände. Die theologiſchen und philoſophiſchen Vorarbeiten, welche ſeit dieſem denkwürdigen Uebergang zu einer neuen Epoche geiſtiger und chriſtlicher Bildung länger als drei Jahrhunderte gemacht werden mußten, damit die Nichtigkeit des Verſtandes gewieſen würde, der ſich anmaßt Vernunft zu ſeyn, konnten keinen andern als einen logiſchen und dialektiſchen Karakter haben: ſie fielen alſo vorzugsweiſe den Franzoſen zu, die ein logiſches und dialektiſches Volk ſind. Dieſe letzten Jahrhunderte gehörten den Franzoſen an; daß ſie ſich aber eingebildet haben, ſie ſeyen durch Geburtsrecht und von Gottes Gnaden die erſten Europäer und werden hinfort für alle Zeiten die Anführer bleiben, das iſt für die andern Völker ein unglücklicher Irrthum geworden, für ſie ſelbſt der unſeligſte. In dieſer Zeit waren ſie die Erſten und in dem beſchränkten Sinn dieſer Zeit konnte man ſie allerdings die gebildetſten und geiſtvollſten Europäer nennen; denn wenn gleich andere Völker neben ihnen auch nicht faul geweſen ſind, ſo haben ſie doch die letzten Jahrhunderte mehr oder weniger faſt alle in franzöſiſcher Geſtalt und im franzöſiſchen Sinn gearbeitet, ſelbſt diejenigen, welche ſich feierlichſt dagegen verwahrt haben: und darauf kömmt es eigentlich doch an. Ob dieſe Bildung dieſe Art dieſer Geiſt, worauf die Franzoſen ſich noch jetzt ſo viel einbilden, und worauf wir andern uns thöricht auch etwas eingebildet haben, überhaupt ſolcherlei ſind, daß ſie Bildung Art und Geiſt heißen können, das iſt eine ganz andere Frage. In der Weltgeſchichte waren ſie nothwendig, weil ſie waren, und ſo haben ſie alſo ihre Beſtimmung erfüllt; aber etwas Stehendes ſind ſie nicht geweſen und werden ſie nicht bleiben. In Epochen des Ueberganges von einem Zeitalter zum andern, was dieſe drei verfloſſenen Jahrhunderte offenbar ſind und auch die nächſten funfzig Jahre noch ſeyn werden, muß man die Arbeiten und Werke der Menſchen faſt anſehen wie ſchlechte Nothbrücken, die man zur Ueberfahrt über einen Strom ſchlägt und die ſo lange befahren werden, bis die wirklich feſte und ſtattliche Brücke mit ihren ſtarken Gewölben und Bögen fertig iſt. Die nördlichen Völker Europens nebſt den Franzoſen ſind von dem Strom des Zeitalters mehr fortgetragen worden und haben tapfer und unverdroſſen mitgearbeitet; die ſüdlichen haben geſchlafen, weil es ihre Art iſt immer aus dem Vollen und an dem Vollen zu arbeiten: Zeitalter, die am Einzelnen klauben, können ihr Zeitalter nicht ſeyn. Lange haben die Italiäner und Spanier in ſtolzer Faulheit auf ihrer Löwenhaut gelegen; die Zeit rüttelt ſie ſchon auf, ſie werden Herrliches und Gewaltiges zeigen, wann ſie einmal ganz im neuen Leben erwacht ſind. Es ſchlafen noch mehr Löwen mit ihnen.

Weil die Franzoſen die Anführung des Zeitalters hatten, darum ward auch ihre Sprache die herrſchende Sprache in Europa. Dergleichen macht ſich ſo ganz unwillkürlich von ſelbſt durch eine Gewalt, die den Zeitgenoſſen verborgen iſt; die Menſchen und Völker kommen in die Gewohnheit und Uebung hinein, ohne daß ſie wiſſen wie. Man hat freilich nebenher manche andere Gründe angegeben für die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache, die allerdings auch einiges Gewicht haben; aber das Hauptgewicht liegt in der verborgenen Ziehkraft des anführenden Geiſtes, mit deſſen Fluth die Völker fortfließen müſſen, ſie mögen wollen oder nicht. Man hat geſagt, weil die franzöſiſche Sprache ſich vor allen andern zu einer Weltſprache eigne, deswegen ſey ſie die Weltſprache geworden und werde es bleiben und die Deutſchen und alle andere Völker werden an dem Joche dieſer franzöſiſchen Weltherrſchaft vergebens rütteln; denn die franzöſiſche Sprache habe eine Leichtigkeit Klarheit Beſtimmtheit und Ordnung, die ſie vor allen andern zu einer Weltſprache geſchickt machen. Dieſe angegebenen Eigenſchaften der franzöſiſchen Sprache ſind als anerkannte von jedermänniglich ſo herausgehoben, daß etwas Thörichtes zu thun ſcheint, wer dagegen einzuwenden wagt; doch muß ich dieſe Anſprüche der Sprache und Ausſprüche ihrer Beurtheiler mit einigen leichten Bemerkungen ein wenig beſtreifen.

Was man die Leichtigkeit der franzöſiſchen Sprache nennt, läßt ſich in mehr als Einem Sinn nehmen und wird auch häufig ſo genommen. Meint man die Leichtigkeit dieſer Sprache für die Zunge, ſo iſt der Ruhm falſch; eine unmuſikaliſche Sprache, die ſo viel durch die Naſe und Kehle ſchnaubt und gurgelt, kann in Hinſicht der Ausſprache nicht leicht ſeyn und in der That iſt ſie es nicht. Auch ſie hat ihre Nücken und Tücken, die den Fremden ſehr ſchwer zu überwinden ſind; ihr völliger Mangel an Ton und Accent, der wenigſtens faſt jedem fremden Ohre kaum als ein Anhauch erſcheint, mehret dieſe Schwierigkeiten noch, weil das Ohr durchaus durch die Geſellſchaft lernen muß und durch keine Regel lernen kann, wo und wann ein kleiner Anklang von Ton und Anflug von Accent ſeyn darf. — Verſteht man unter der Leichtigkeit ſo viel als die Geſchwindigkeit und das Fortrollen der Worte über die Zunge das Wegziſcheln und Wegſäuſeln derſelben im Geſpräche, ſo iſt dieſe Leichtigkeit da, die allerdings für das geſellſchaftliche Geſchnatter ein Vorzug zu ſeyn ſcheint, ſonſt aber unſtreitig der größte Nachtheil der Sprache iſt. — Verſteht man unter der Leichtigkeit endlich die Leichtigkeit der Wortfügung und des Verſtändniſſes, ſo ſchwebt man in einem großen Irrthum über die Sprache, welchen die wahren Kenner derſelben ſogleich widerlegen werden. Dieſe muß man fragen, nicht aber die, welche nur den Schein der Sprache kennen, nicht aber ihr Weſen und ihre eigenthümliche Art durchdrungen haben. Wenn jemand acht bis zehn Jahre dieſe Sprache von Jugend auf mit raſtloſem Fleiß geübt hat und ſie nachher im geſelligen Umgange täglich gebraucht und wenn dieſer ſo geübte Kenner derſelben ſelbſt geſteht, wie den Fremden auch in der Wortfügung zarte Feinheiten entgehen und viele unmerkliche Fehler ſich einſchleichen, wie man aber die geſellſchaftliche Bedeutung dieſer Sprache und die Rangordnung und den Wechſelwerth ihrer Worte gegen einander viel ſchwerer lerne als daſſelbe in einer andern Sprache, eben weil die Worte durch den ewigen Zungengebrauch ſo unendliche viele Nebenbedeutungen Schattirungen und Anſpielungen haben, welche ſich in den meiſten andern Sprachen nicht finden, ſo wird man über dieſe ſcheinbare Leichtigkeit und ihre Täuſchungen etwas anders urtheilen: was die Einfachheit der Wortſetzung zu geben ſcheint, das nimmt die geſellſchaftliche Vieldeutigkeit wieder. Wenn man das Ruſſiſche und Deutſche oder welche Sprache ſonſt ſechs bis acht Jahre mit demſelben Fleiß für den Gebrauch übt und ſtudiert, wie man gewöhnlich mit dem Franzöſiſchen thut, wird man auch darin zu einer Fertigkeit gelangen, die der Sprache nicht als unmittelbare Eigenſchaft beilegen wird, was zunächſt der Uebung angehört.

Die Klarheit der franzöſiſchen Sprache wollen wir nicht leugnen. Dieſe aber liegt keineswegs ausſchließlich in ihr ſelbſt, ſondern iſt die nothwendige Folge ihres allgemeinen Gebrauchs geworden, wie ein Schlüſſel nicht roſten kann, den man immer in der Taſche umrollt, und wie die Münze blank bleibt, die nicht in Kaſten beigelegt wird. Sie war vor zweihundert Jahren ſo klar nicht als ſie jetzt iſt. Doch dieſen Vorzug beide der Leichtigkeit und Klarheit ſtreiten ihr ſogleich ihre beiden ſüdeuropäiſchen Schweſtern ab, die italiäniſche und ſpaniſche Sprache, welche mit demſelben noch einen muſikaliſchen Wohllaut und eine großartige Majeſtät des Klanges verbinden, wovon die ärmere und kleinlichere franzöſiſche Sprache nichts weiß. Unſre deutſche Sprache ſteht der franzöſiſchen an Klarheit allerdings nach, nicht an ihr ſelbſt, ſondern durch den Misbrauch auf der einen und durch den Nichtgebrauch auf der andern Seite. Wir ſind ſeit hundert und funfzig Jahren durch das Vergeſſen und Abſterben des Eigenthümlichen durch die Geſtalt, welche das deutſche Reich und die deutſche Art bekommen hatte, und durch die angeborne und uralte deutſche Neigung, die aus der großen und kalten Geſellſchaft immer in eine kleinere und luſtigere will, aus einem lebenden und redenden Volke immer mehr ein grübelndes und ſchreibendes Volk geworden. Unſre Sprache hat das empfindlich fühlen müſſen: das unmittelbar Lebendige Heitere und Helle iſt aus ihr geſchieden und kann nur durch ein kräftiges Thatenleben, deſſen wir ſehnſüchtig warten, wieder in ihr erweckt werden. Weil unſre Gelehrten meiſtens wie abgeſchiedene Geſpenſter außerhalb dem lebendigen Leben ſtanden und weil unſre höheren Klaſſen die deutſche Sprache ſeit lange unverantwortlich vernachläſſigt und für ſie ſehr häufig die franzöſiſche Sprache gebraucht haben, ſo ſind viele Seiten und Verhältniſſe des Lebens und Gemüthes, unter andern alle die leichten und liebenswürdigen Geiſterchen, welche als bunte Seifenblaſen in der Geſellſchaft entſtehen und vergehen, lange unbeleuchtet und unerweckt geblieben; woher ſollte alſo da die Klarheit kommen?

Die Beſtimmtheit der franzöſiſchen Sprache? Die Franzoſen ſelbſt rufen uns das immer zu, aber da rufen wir ihnen laut entgegen: Ohe! Ohe! Da iſt die deutſche Sprache tauſendfältig ihre Meiſterin, wenn man ſie anders zu gebrauchen verſteht; und die meiſten übrigen Sprachen ſind es mit ihr. Ich habe an deutſchen Worten, weil die deutſche Sprache ſo reich iſt, über doppelt ſo viel zu lernen als an franzöſiſchen; aber mit den Worten verſtehe ich auch den inneren Sinn und die Bedeutung derſelben, in wie fern ich überhaupt in den deutſchen Sinn eindringen kann. Ganz anders verhält es ſich mit der franzöſiſchen Sprache. Freilich hat auch in ihr ein jedes Wort eine urſprüngliche einzige Bedeutung, weil aber das Volk ein durchaus geſellſchaftliches und ſprechendes Volk iſt, ſo ſind an jedem Worte durch den unaufhörlichen Gebrauch tauſend Seiten abgeſchliffen, die demſelben in Zuſammenſetzung mit andern Worten eine Unendlichkeit von Nebenbedeutungen geben, an deren feiner Anwendung die Eigenen lange zu lernen haben und welche die Fremden nie auslernen. Durch dieſes einzige geſellſchaftliche Spiel mit der Sprache und durch die unaufhörliche Umrollung und Auswechſelung der Worte ſind den meiſten nicht nur Nebenbedeutungen angehängt, ſondern viele ſind durch die Vieldeutigkeit auch ſo erniedrigt, daß ſie im edlen Sinn gar nicht mehr gebraucht werden können. Nach den Graden der Geſellſchaft und nach den Graden der Dichtkunſt und Beredtſamkeit haben die Worte wie ausgeprägtes Geld ihren verſchiedenen Gehalt und Währung, wornach ſie gebraucht und ausgegeben werden können. Dies iſt Gottlob nur mit wenigen deutſchen Wörtern der Fall; durch täglichen gemeinen Gebrauch und durch Anſpielungen der Schlüpfrigkeit und des Schmutzes ſind wenige Worte bei uns ſo entadelt, daß ſie in der Geſellſchaft hohen Gefühls und edler Geſinnung nicht erſcheinen dürfen.

Die Ordnung der franzöſiſchen Sprache? Da meinen ſie die Leichtigkeit der Wortfügung, die faſt ihren abgemeſſenen Schritt und ihr gleiches Geleis hat, in welchen ſie gehen muß. Damit aber dieſe feſte und faſt knechtiſche Ordnung erhalten werden könne, muß der Franzoſe, welcher auch der Hülfe des Accents entbehrt, eine Menge Krücken und Flickwörter gebrauchen, die ihre ganz eignen Feinheiten und für den Fremden Schwierigkeiten haben, die er nur mit Mühe überwinden lernt. Freilich das Gute hat die enge franzöſiſche Ordnung in der Wortfügung, daß ſie den Ungeſtüm und den unmittelbaren Ausbruch kühner Sprünge des Gedankens und der Rede hemmt und zügelt; man kann ſich mit den Worten nicht ſo leicht abſchneiden und durchſchneiden als im Deutſchen oder in andern Sprachen, welchen ein freierer und kühnerer Gang geſtattet iſt.

Wenn man dies alles zuſammenlegt und noch Manches hinzurechnet, was ich hier weder habe aufrechnen können noch wollen, ſo wird die einzige und allgemeine Vorzüglichkeit der franzöſiſchen Weltſprache in mancher Hinſicht erſchüttert. Weil ſie aber einmal im Beſitz iſt, ſo mag ſie auch darin bleiben bei abgelegenen Völkern, die einer ſolchen vermittelnden Weltſprache bedürfen; wir als das Mittelpunktsvolk bedürfen ihrer nicht; die zu den Schätzen wollen, welche wir beſitzen, müſſen unſere Sprache lernen. Daß wir aber franzöſiſch ſprechen und damit ſo viel Zeit und Geiſt vertändeln, iſt zu gleicher Zeit ungeſchickt und dumm; ungeſchickt, weil wir, was die Franzoſen uns geben können, durch das bloße Verſtehen ihrer Sprache empfangen; dumm, weil wir uns dadurch ihnen unterſtellen und unſern mächtigſten und gefährlichſten Nachbarn ein Uebergewicht über uns geben, das ſie nun über zweihundert Jahre gegen uns gemisbraucht haben und immer misbrauchen werden, wenn wir nicht ablaſſen von der eitlen Thorheit.

Sagt man, für die Diplomatik und die diplomatiſchen Geſchäfte müſſe man eine beſtimmte lebende Sprache haben, ſo leugne ich die Nothwendigkeit geradezu. Die Völker wurden nicht ſchlechter regiert und die Verträge nicht ſchlechter gehalten, als die lateiniſche Sprache die allgemeine diplomatiſche Sprache Europens war. Durch den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache haben alle Völker ſich in eine Abhängigkeit von den Franzoſen geſetzt, theils in die Abhängigkeit der Meinung, welche unendlich viel bedeutet, theils in die Abhängigkeit des Geiſtes. Man ſchlage Europens Jahrbücher auf von den Weſtfäliſchen Friedensunterhandlungen, wo die allgemeine Oberherrſchaft der franzöſiſchen Sprache begann, bis auf dieſe letzten Zeiten, und mache einmal einen Ueberſchlag im Großen, wie viel die franzöſiſche Gewandtheit und Liſt dadurch gewonnen hat, daß ſie die wirkſamſte geiſtige Gewalt, die Gewalt der Sprache vor allen andern gebrauchen konnte. Denn die Herren Diplomaten aller Völker ſammt und ſonders mögen mir es nicht übel nehmen, wenn ich es ihnen ſage, daß es wenigen Schweden

Engländern und Deutſchen gelungen iſt ſich des fremden Organs und des in demſelben lebenden Geiſtes vollkommen zu bemeiſtern, ſondern daß ſelbſt die Erzminiſter und Großbotſchafter gegen einen gewöhnlichen franzöſiſchen Notar und Schreiber in der Fertigkeit und Gewandtheit meiſtens haben zurückbleiben müſſen. So iſt denn geſchehen, was ſich ſogar geſchichtlich nachweiſen läßt, daß Unbehülflichkeit Ungewandtheit und Schaam oft nachgegeben und zugeſtanden haben, was nimmer bewilligt wäre, wenn die Unterhändler z. B. auf Lateiniſch mit gleichen Waffen gekämpft hätten oder wenn ſie die uralte und einzig würdige Art gebraucht hätten bei feierlichen und öffentlichen Gelegenheiten durch Dolmetſcher zu reden, ſo daß jeder in der eigenen Sprache die Anreden hielt und die Antworten gab und ſein Dolmetſcher ſie dem andern Theil überlieferte. In den Urkunden der Verträge könnten ja immer die beiden Sprachen der abſchließenden Theile einander gegenüber ſtehen, damit keiner ſich etwas zu vergeben ſchiene, und die lateiniſche Sprache ſtände endlich als die vermittelnde und entſcheidende diplomatiſche Grundſprache neben beiden.

Alles, was bisher geſprochen iſt, ſcheint gegen die franzöſiſche Sprache geſprochen zu ſeyn. So iſt es aber an ſich nicht gemeint; es ſoll nur eingewurzelten Vorurtheilen begegnen und die Anſprüche der franzöſiſchen Sprache bekämpfen, in wie fern ſie ſich allgemeiner Herrſchaft anmaßet, nicht, in wie fern ſie überhaupt eine Sprache iſt. Ich habe meinen Grundſatz oben ausgeſprochen und ich wiederhole ihn hier jedes Misverſtandes wegen, daß bei der Betrachtung der Dinge aus einem höheren Geſichtspunkte jedes Ding und alſo jedes Volk und jede Sprache, weil ſie ſind, ein unſtreitiges Recht haben zu ſeyn; daß alle Abwägungen und Vergleichungen thöricht ſind, wo ich im Allgemeinen zu beweiſen ſuche, daß z. B. das deutſche und engliſche Volk oder die deutſche und engliſche Sprache beſſer ſeyen als das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Sprache. Denn wahrlich jedes iſt in ſeiner Art gut wie es iſt. Wenn man aber von einem beſondern Falle ſpricht, ſo müſſen wir die Gegenſtände gegen einander ſtellen und vergleichen, wir müſſen das Einzelne beleuchten und die Vortheile und Nachtheile des Einzelnen herausheben, kurz wir müſſen faſt in dem Glauben handeln, als wollten wir nur das beweiſen, daß das Eine beſſer ſey als das Andere.

Wir gehen jetzt über auf das Franzöſiſche und Deutſche insbeſondere und ſtellen die beiden Völker und Sprachen in ihren Hauptverſchiedenheiten einander gegenüber, damit wir wiſſen, ob diejenigen Unrecht haben, welche behaupten, der Franzoſe und ſeine Art und Sprache können den Deutſchen nur verderben und nicht bilden.

Die beiden größten Verſchiedenheiten der beiden Völker ſprechen ſich alſo aus:

Der Franzoſe hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Deutſche hat eine überwiegende Neigung zum Menſchen.

Der Franzoſe iſt ein ſprechendes, der Deutſche ein denkendes Volk.

Was heißt das: der Franzoſe hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Deutſche hat eine überwiegende Neigung zum Menſchen? Ich will verſuchen es zu erklären, wie weit die innerſten Gemüthsanlagen der Völker in ihren Verſchiedenheiten ſich erklären laſſen. Der Franzoſe iſt von Gott ſo erſchaffen, daß er ſein Leben für ſich allein nicht lange ertragen kann; er will es unter Menſchen wiedergeſpiegelt ſehen, er will es in die Menge hineinſpielen, er will in andern leben von andern bemerkt ſeyn durch andere getragen ſeyn, für ſich allein fühlt er ſich unbehaglich und nichtig; in der Menge will er ſchwimmen und verſchwimmen, dahin ſind alle ſeine Triebe geſtellt; ohne beſtändige Geſellſchaft, wenigſtens ohne den Gedanken dieſer Geſellſchaft, ohne Volk iſt er nichts athmet er nicht empfindet er nicht, kurz lebt er nicht. Mit dem Deutſchen verhält es ſich faſt umgekehrt. Freilich iſt auch er geſellig, in wie fern der Menſch überhaupt ein geſelliges Weſen iſt, aber er hat in ſeiner Natur mehr angeborne Neigung zum Menſchen als zum Volk. So wie der Franzoſe keine Ruhe hat, er verliere ſich denn in andern, ſo hat der Deutſche keine Ruhe, er rette ſich denn von Zeit zu Zeit aus dem Volke und aus dem Gewühl und kehre zu ſich ſelbſt, d. h. zum Menſchen zurück. Der Franzoſe will das Gefühl des einzelnen Daſeyns, wo es ihn überfällt, auf das geſchwindeſte los ſeyn, weil es ihm ein läſtiges und quälendes Gefühl iſt; der Deutſche lechzt und ſchmachtet nach dem Gefühl dieſes einzelnen Daſeyns als nach der ſtillen und verborgenen Quelle aller reinen Glückſeligkeit, und achtet die Augenblicke für verlorne Augenblicke, welche ihm das Getümmel der Welt oder das Volk geraubt hat. Der Franzoſe bildet in ſich alles aus in Beziehung auf andere, er ſchließt ſeine Gefühle Gedanken Thaten, kurz ſein ganzes Leben andern an, die neben ihm ſind; der Deutſche bildet in ſich alles aus in Beziehung auf ſich, er mögte ſich gern von allen Banden des äußern Lebens und der äußeren Verhältniſſe löſen und allein in ſeinem Innern leben und genießen und gleich dem Seidenwurm ſein buntes Fantaſienhaus und Fantaſiengrab um ſich zuſammenſpinnen. Daher iſt ihnen beiden geſchehen, was natürlich geſchehen mußte: daß der Franzoſe, mit dem zu großen Triebe der Geſelligkeit fortfließend, ſein ganzes Daſeyn in andern verſpielt und verliert, daß er gewöhnlich für ſich kein eigenes Gemüth noch eigenen Karakter hat; und daß der Deutſche, der zu großen Neigung zum einſamen Daſeyn und zu den verſchloſſenen Freuden des Herzens und Hauſes nachgebend, dasjenige zu ſehr verloren hat, was zu dem ganzen Volke übergehen und ſich in dem Volke verlieren ſoll, kurz was ihn mit der Menge in Verbindung ſetzt und erhält. Man könnte ſagen: der Franzoſe iſt ein Volk von Ameiſen und Bienen geworden und der Deutſche ein Volk von Adlern und Raben. Dieſe Vergleichung iſt wirklich treffend und paßt nach allen Seiten hingewandt; ſie paßt auch auf die Verfaſſung der beiden Völker. Durch ſeinen überwiegenden Trieb ſich im Ganzen zu verlieren iſt es dem Franzoſen ergangen, wie es Würmern und Inſekten ergeht; er hat alle einzelne Kraft und Gewalt allen ſtill wirkenden und gegenwirkenden Widerſtand verloren, der im Gemüthe liegt; deswegen hat das franzöſiſche Volk gleich Bienen und Ameiſen ſchon lange deſpotiſche Herrſcher gehabt und dienet jetzt wieder der blindeſten und grauſamſten Willkür. Sollte derjenige, der jetzt den Thron des Heiligen Ludwigs und des Vierten Heinrichs ſchändet, nicht mit einer innerlichen Schadenfreude, die auf das Volk anſpielt, die Bienen zu ſeinem Familienwappen gewählt haben? Durch ſeinen überwiegenden Trieb ſich zu vereinzeln und von dem Ganzen abzuſondern hat der Deutſche ſein Treffliches und ſein Elendiges geſchaffen, er hat dadurch auch die Auflöſung des Großen in viele kleine Staaten und Gemeinden, er hat die Zertheilung und Zerſplitterung ſeines Volkes und Reiches gewonnen, welche ihn in der letzten Zeit ſo unausſprechlich unglücklich gemacht hat.

In der Mitte liegt das Maaß der Dinge und das Glück und die Kraft. Der Franzoſe, welcher ſich in dem geſelligen Strom und Wirbel ewig umrollen und umſauſen läßt, kömmt nie zur frommen Beſchauung und ruhigen Beſinnung ſeiner ſelbſt: das Einfache das Stätige das Große, was man Stärke des Gemüthes und Karakters nennt, kann ſich in ihm nicht befeſtigen; er iſt immer nur ein Theil und bleibt immer nur ein Theil, weil er ſich allem andern anſchließen will, ſchließt er ſich keinem feſt und ganz an: er kann daher nichts Ganzes zuſammenfügen und bilden, er iſt daher in fremde Herrſchaft und Willkür gegeben und keiner ruhigen Beſtändigkeit und Freiheit fähig. Der Deutſche, welcher dem Getümmel und Strudel des Volks entflieht, welcher ſein Gemüth und ſein Glück gern mit den engſten Schranken umſchließt, wird wieder zu vereinzelt, er wird oft ein faſt einödiſches Weſen, das ſich bloß mit der Welt der Geiſter und Träume weidet, das in Idealen lebt und mit Idealen ſpielt und Volk und Herrſchaft und alles Leben um ſich her ſorglos untergehen läßt, bis ihn das Unglück, das auch an ſeine Thüre klopft, warnt und ermahnt, daß der Menſch auf dieſe Weiſe auf Erden nicht einſam glücklich ſeyn darf, daß er ſein Leben auch dem Ganzen hingeben, daß er ſich an das Ganze anſchließen, daß er ſich oft in dem Volke verlieren ſoll. Ein Volk, bei welchem der geſellige Trieb und der einſame Trieb im Gleichgewicht iſt, mag allein ein glückliches und gerechtes Volk genannt werden und wird die Freiheit zu ſchaffen und zu bewahren wiſſen. Wer immer bloß Volk ſeyn will, wird zuletzt ſo nichtig, als wer immer bloß Menſch ſeyn will. Wer den Menſchen und das Volk würdig zu vereinigen weiß, der wird ein Bürger, er wird was die Alten im hohen Sinn einen politiſchen Mann nannten, ein Menſch, deſſen hohe Würdigkeit und Glückſeligkeit von den Unſrigen wenige begreifen können. An manchen Engländern und Schweden kann man ſchöne Schatten dieſes idealiſchen Bildes ſehen.

Der Franzoſe iſt ein ſprechendes, der Deutſche ein denkendes Volk. Ich ſcheine mir mit dieſen Worten ſelbſt zu widerſprechen: Oben ſagte ich, Sprechen und Vernunft ſey in gewiſſem Sinn Eins; alſo muß das Sprechen und das Denken gewiſſermaßen auch Eins ſeyn. Was will ich alſo ſagen, wenn ich das ſprechende Volk und das denkende Volk einander gegenüber ſtelle? Ich will nicht ſagen, daß der Franzoſe von dem Deutſchen ſo verſchieden iſt, wie z. B. die Nachtigall von der Krähe oder der Bär von dem Pferde, ſondern ich will damit nur eine Verſchiedenheit bezeichnen, welche das eine Volk als Volk dem andern doch ſehr entgegenſetzt. Das Sprechen iſt auch Denken, die Worte ſelbſt ſind verhärtete und verſteinerte Gedanken, von der Vorwelt überliefert, welche durch die Lippen der Sprechenden wieder in einen lebendigen Fluß gebracht werden; aber das iſt der Unterſchied: das Sprechen iſt ein leichtes und fliegendes Denken, das Denken ſelbſt oder das Denken im engern Verſtande iſt ein ruhendes und verſinkendes Denken; das Eine geht in die Weite, das Andere dringt in die Tiefe. Weite und Tiefe in ihren beiden größten Gegenſätzen ſind auch die Gegenſätze der beiden Völker, von welchen wir handeln. Weil die Franzoſen, in der ewigen Ungenüge immer unruhig und unbefriedigt, nur in der Menge die Ruhe finden, ſo muß ſich ihr ganzes Weſen in geſelliger Mittheilung, es muß ſich im Sprechen auflöſen. Daher iſt alles, was aus dieſem Leben und ſeiner Art entſpringen mußte, bei ihnen entſtanden und ausgebildet: Gewandtheit Leichtigkeit Glätte geſellige Vielſeitigkeit, das was die große Welt Liebenswürdigkeit nennt, auch das was dem Franzoſen esprit heißt und was ſeinen eigenthümlichen Geiſt und Witz bezeichnet; aber als Mangel auch eine gewiſſe nüchterne Breite und geregelte Abgemeſſenheit und methodiſche Oberflächlichkeit, welche eben ſo aus dieſem Triebe hervorgehen mußten; ſittlich die Dinge angeſehen, Flatterhaftigkeit Unbeſtändigkeit Unruhe und Leidenſchaftlichkeit, die aber die Geſelligkeit ſo bändigt, daß ſie bei aller ſcheinbaren Heftigkeit ſich immer bewußt iſt und eine gewiſſe äußerliche Empfindſamkeit zeugt, die auch nur in Frankreich zu Hauſe iſt und die von uns Deutſchen bloß auf einige Zeit aus nachbarlicher Gutmüthigkeit und verzeihlichem Irrthum als Anſiedlerin aufgenommen iſt, aber hoffentlich bald wieder in ihr Mutterland wird zurückgewieſen werden: endlich dadurch die große Gabe des Franzoſen, daß er in allen kleinen Dingen Gefühlen und Verhältniſſen äußerlich trefflich darſtellen kann, daß er da ein gemachter Schauſpieler iſt, weil die geſellſchaftliche Abſchleifung und Glättung die außerordentliche Fertigkeit giebt. — Der Franzoſe alſo iſt der leichte und fliegende Denker, der Deutſche der ruhende und verſinkende Denker. Der erſte entwickelt zu viel, er verflüchtigt und verwäſſert den Kern und die Kraft; der Deutſche entwickelt zu wenig, er verdunkelt er vergräbt er verſenkt den Kern und die Kraft, und kann ſie, wenn es Noth thut, nicht mit der gehörigen Leichtigkeit und Geſchwindigkeit zu Licht und Leben hinauffördern. In ſeinem klausneriſchen einödiſchen und ſelbſtgenügiſchen Leben in ſeinen Träumen und Idealen verliert er das, wodurch das Volk und die Welt gefaßt verſtanden und beherrſcht werden; während er alles in der Idee erfaſſen will, entfliegt ihm alles in der Wirklichkeit. Der Franzoſe legt ſeinen Schatz aus und prahlt damit vor aller Welt: er wird von allen Händen betaſtet beſchmutzt und abgegriffen, auch wohl, wie es zu geſchehen pflegt, zuweilen von Dieben geſtohlen; der Deutſche dagegen mögte den ſeinigen allen Augen und Gedanken der Menſchen entziehen und vergräbt ihn deswegen oft ſo tief, daß er ihn ſelbſt nicht wiederfinden kann, oder daß, wie das Volksmährchen fabelt, die Unterirdiſchen ihn ſo ganz zur Tiefe hinabziehen, daß nur ein Teufelsbanner ihn wieder ans Licht hinauflocken mag. Weil der Deutſche ſich und ſein Gemüth nicht gleich dem Franzoſen durch die Geſellſchaft entwickelt und bildet und ſich überhaupt der geſelligen Mittheilung und der Verſchwimmung im Ganzen zu ſehr entzieht, ſo leidet er an Unbehülflichkeit Schwere Rauhheit Ungefügigkeit Dunkelheit und Geſtaltloſigkeit; es geſchieht ihm, daß er, was man ſo ſagt, ſeine Gedanken nicht von ſich geben kann. Dieſe Unbehülflichkeit Ungeſchliffenheit Ungefügigkeit und Geſtaltloſigkeit erſcheint nothwendig oft auch in ſeinen Sitten und macht große Tugenden, die er von ſeinen Vätern empfangen hat, weniger anmuthig als ſie ſonſt ſeyn würden. So wenig als der Menſch durch den bloßen Umgang mit Menſchen das Vollkommene erreichen und entwickeln kann, ſo wenig kann er es allein durch den Umgang mit Göttern und Geiſtern; ja wenn er täglich und ſtündlich mit allen Himmliſchen lebte, er würde, von Menſchen abgeſchieden, doch zuletzt aller der wohlthätigen Organe entbehren, wodurch die gegenſeitige Mittheilung und Ergänzung des einen Menſchen an den andern und durch den andern allein möglich wird. Der Franzoſe iſt zu beweglich und leicht, der Deutſche zu ſtarr und ſchwer. Wenn aus beiden einer gemacht werden könnte, ſo mögte wohl etwas Vollkommenes herauskommen.

Wie die Völker gegen einander ſtehen, ſo ſteht auch die ſprechende Sprache der denkenden Sprache gegenüber.

In der franzöſiſchen Sprache iſt alles, was der Witz und Verſtand im Fluge haſcht und ſchießt, was als augenblicklicher Blitz und Schaum des Gemüthes in der Sekunde entſteht und vergeht, auf das vollkommenſte ausgebildet; vielſeitig entwickelt iſt ſie, alle mannigfaltigſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe auszudrücken und von den verſchiedenſten Seiten und mit den mannigfaltigſten Färbungen und Beleuchtungen alles dasjenige zu zeigen, was als ein dünner Athem und Klang des Gefühls und der Geſinnung im gewöhnlichen Leben geſelligen Treibens über die Lippen rollen darf. Dadurch iſt aber auch geſchehen, weil man zu viel zuſammenlebt und alſo in Frankreich meiſtens ſprechend denkt, daß vieles von Gefühlen und Geſinnungen auf den Lippen umgerollt wird, was es eigentlich nicht dürfte: daher eine Entheiligung des Gemüthes, die ſich mit der falſchen und verbuhlten Schaam prüdet*); daher eine gewiſſe Schlüpfrigkeit und bewußte und verzierte Unverſchämtheit der franzöſiſchen Sprache, die in keiner andern Sprache ſeyn darf. Die ganze Sprache iſt faſt bloß Geſellſchaftsſprache geworden und manches Wort hat ſich dem Gemeinen bequemen müſſen, was bei einem mäßigen Gebrauch ungemein geblieben wäre; viele der heiligſten Worte ſind entadelt und befleckt, ſo wie es den Münzen geht, die durch alle Hände des Pöbels laufen: das Gepräge wird bekritzelt und endlich abgeſchliffen, aber blank bleibt die Münze, wenn ſie auch nicht vollwichtig bleibt. Das Zugeſellige ſteht dem Gemeinen, ſo wie das Zueinſame dem Uebermenſchlichen zu nah; eine Sprache, die ihren ganzen Vorrath immer über die Zungen laufen läßt, verliert die Würde und den Klang für Dichtkunſt und Saitenſpiel; wer ſeine Körner hundertmal über das Sieb ſpringen läßt, wird freilich der Spreu und des Staubes los, aber die Körner laufen ſich ab und werden ſelbſt Spreu. Wirklich entbehrt die franzöſiſche Sprache der Majeſtät des Sinnes und Klanges; ſie entbehrt ferner durch die zu große Geſelligkeit der Menſchen aller feſten Betonung, weil auch dieſe in dem geſellſchaftlichen Geflüſter und Geſchnatter untergehen mußte; ſie iſt endlich in demſelben Maaße, wie ſie ſich für den Bedarf des Aeußerlichen und Geſelligen bereichert und erweitert hat, für die Bezeichnung der idealiſchen und ſeligen Welt ärmer und enger geworden: oder vielmehr, weil das Volk von Anfang an den überwiegenden Trieb zur Geſelligkeit hatte, iſt ſie nie ſehr reich geweſen an Zeichen für die innerliche und göttliche Welt.

---

*) ſich prüden ein gutes altes deutſches Wort für ſich zieren, ſich äffen; im Saſſiſchen prüden, im Schwediſchen pryda.

In der deutſchen Sprache iſt das am wenigſten angebauet, was die Geſellſchaft und das Zuſammenleben der Menſchen entwickelt und bildet, theils weil der Deutſche kein franzöſiſch geſelliges und ſprechendes Volk iſt, theils auch, weil die ſogenannte höhere und feinere Geſellſchaft, welche durch ein gewiſſes idealiſches Nichtsthun am meiſten Trieb und Zeit hat die Sprache durch Sprechen auszubilden, ſich der Mutterſprache ſehr entfremdet hatte und oft lieber in einer fremden Sprache ſchlecht lallte und buchſtabirte, als die die eigene zu einer Biegſamkeit Glätte und Gewandtheit entwickelte, wodurch ſie auch ihr leichteres und idealiſcheres Leben, als die Menge haben kann, und die zarteren Verhältniſſe und feineren Farben und Schimmer deſſelben hätte ausdrücken können. Auf dieſer Seite liegt ein großer Sprachſchatz des Vaterlandes noch faſt unberührt und ungebraucht, wie gediegenes Erz zwiſchen ſeinen Felſen, das der Hand der Bergleute wartet, die es ans Licht hinauffördern ſollen. Reich iſt der andere Theil der deutſchen Sprache, welcher vom geſelligen und toſenden und ſprechenden Leben abgewendet in der Einſamkeit des Umgangs mit Göttern pflegt und in ſtiller und frommer Betrachtung das entwickelt, was die Natur dem Menſchen als Wunder offenbart oder als hieroglyphiſches Räthſel zuflüſtert, oder was in jenen heiligen Augenblicken entſteht, wo die Seele ſich gleichſam ſelbſt belauſcht und wo das innere Leben wie blühende Inſeln voll lebendiger und lieblicher Schöpfungen aus den dunkeln und verborgenen Tiefen ihres Oceans aufſteigt und ſich von dem ſeligen Geiſte beleuchten und beſonnen läßt. Alle Bezeichnungen, welche ein unmittelbares Aug und Ohr für die innerſte Natur und ihre heiligen Geheimniſſe andeuten, alle Beſchreibungen des Gemüthslebens und was die Götter und Geiſter in dem Licht und dem Klange und in der Wonne des Himmels und der Geſtirne von Seligkeit ſchlürfen — alles das iſt in der deutſchen Sprache mit einer Mannigfaltigkeit und einem Reichthum abgeſpiegelt und ausgedrückt, welchen ſich wenige Sprachen gleichſtellen können; ſo wie auch alles, was unmittelbar empfindet und denkt und was die Gründe und Verhältniſſe des Empfindungsvermögens und der Denkkraft beſchreibt, auf das reichſte und blühendſte entwickelt iſt. Weil nun die Franzoſen mehr das Geſellſchaftliche und Fremde, wir mehr das Einſame und Eigene ausgebildet haben, ſo iſt ihnen geſchehen, daß der zu äußerliche Gebrauch viele ihrer Worte zu gemein und dick gemacht hat, uns hingegen iſt geſchehn, daß durch den zu innerlichen Gebrauch viele unſerer Worte zu zart und dünn geworden ſind: ſie haben ſie entadelt, wir haben ſie geſchwächt. Weil mir mehr das Denkorgan als das Lebensorgan geübt haben, ſo ſind viele kräftige und lebendige deutſche Wörter, immer in abgezogenen Bedeutungen gemißbraucht, zuletzt dünnen und ſchwächlichen Geſpenſtern gleich geworden und haben für das Leben und für die Dichtkunſt ganz den vollen und tapfern Gehalt verloren. Bei uns hat häufig eine magere und dürftige Wortphiloſophie, die mit Wörtern und Formen die Geiſter zu beſchwören und feſtzubannen meinte, geſündigt, wie bei ihnen das enge geſellige Geflatter und Geſchnatter ſündigte.

Dieſe Gegenſätze des Deutſchen und Franzöſiſchen in Sprache und Karakter, worüber ich ein kleines Lichtlein gehalten habe, ſind die, welche zunächſt am Tage liegen. Es ſind ihrer viel mehr, und ſie würden ſich auch in kleinen Beziehungen und Verhältniſſen gegen einander ſtellen und mit einander vergleichen laſſen, und gewiß oft mit ſo treffender Aehnlichkeit und Verſchiedenheit und mit ſo ächt komiſchem Spaß, daß die in allem auch in den größten Kleinigkeiten erſcheinenden Gegenſätze die innigſte Ergötzung des Betrachters hervorbringen müßten. — Doch haben Viele behauptet, die Franzoſen und Deutſchen ſtehen einander näher, als hier von mir angedeutet iſt; es ſey doch eine gewiſſe Verträglichkeit eine gewiſſe Uebereinſtimmung, wenigſtens doch ein leichter Uebergang in Gefühlen und Anſichten zwiſchen ihnen, die ſich z. B. zwiſchen dem Franzoſen und Italiäner und dem Franzoſen und Spanier nicht finden, obgleich auch ſie als Nachbarn neben einander wohnen. Ich leugne den Schein nicht, woraus dieſe ziemlich gewöhnliche Behauptung fließt, aber ich leugne die Verträglichkeit und Uebereinſtimmung; doch ich gebe zu, daß der Deutſche ſich von den Franzoſen eine gewiſſe ihm fremde Farbe hat anſtreichen laſſen, die zuweilen täuſchen könnte, als ſey auch eine große innere Aehnlichkeit der Völker da. Ich ſage, wie es iſt.

Wie ſich mit den Gränzen der Sprachen Gemüth Neigung Art Sitte von zwei faſt in gleichem Klima und in ſo vielen ähnlichen Verhältniſſen lebenden Völkern plötzlich abſtoßen, das iſt freilich etwas Wunderbares, aber es iſt wahr. Der Bewohner des franzöſiſchen Navarra und Languedoc hat mit dem jenſeits der pyrenäiſchen Berge wohnenden Spanier Manches gemein, weil ſeine gewöhnliche Volksſprache der ſpaniſchen ſehr ähnlich iſt; aus gleichen Urſachen hat der Provenzale Einiges von dem Italiäner und Spanier: aber ſonſt wie fern ſteht der Franzoſe dem Italiäner und Spanier! Dieſe beiden letztgenannten Völker laſſen nicht leicht etwas Fremdes an ſich kommen und in ſich eindringen; ſtolz wollen ſie immer nur ihnen ſelbſt ähnlich ſeyn, und verſchmähen und verwerfen alles, was den harmoniſchen Einklang ihres Lebens ſtören könnte; mit hartnäckiger Beſtändigkeit behaupten ſie, was ihnen gefällt, und keine eitle Neigung lockt ſie zu dem Fremden und Ausländiſchen. Dieſe Völker ſind von dem letzten dialektiſchen und klügliſchen Zeitalter, weil es ihr Zeitalter nicht war noch ſeyn konnte, nur leiſe berührt; die Franzoſen, welche in demſelben anführten, konnten alſo keinen herriſchen Einfluß auf ſie gewinnen. Aber an ſich ſchon iſt das ganze franzöſiſche Weſen ihnen eine Narrheit oder ein Gräuel. Auch ſie ſpielen gern mit dem Leben und mit der Fülle des Glanzes und Genuſſes des Lebens, ganz anders, als der Norden ſpielen kann; aber ſie ſind Schauſpieler mit dem ganzen Gemüthe und der vollen Seele; ſie ſind immer ganz, worin ſie ſind; ſie ſetzen immer das ganze Daſeyn drein und machen das Spiel oft zu einem recht tragiſchen Ernſt: ſonſt ſpielen ſie lieber gar nicht. Der Franzoſe aber, auch Schauſpieler des Aeußeren, ſetzt von dem Inneren immer nur ſo viel drein, daß er morgen und übermorgen und nachübermorgen noch etwas übrig hat, er iſt immer der Bewußte, wie heiß und leidenſchaftlich er ſich auch gebärde, und berechnet auch ſein Spiel. Dieſe Armuth des Lebens däucht aber dem reichen und muthigen Italiäner und Spanier mit Recht eine Sünde und Erbärmlichkeit, und daher hat er gegen das Franzöſiſche eine viel innerlichere Abneigung ja einen viel innerlicheren Haß und eine ſtolzere Verachtung, als der Deutſche je haben kann, und iſt durch dieſe vor der franzöſiſchen Anſteckung und Verkünſtelung geſichert. Der Deutſche hat ſich von dem Franzoſen etwas aufbinden laſſen, er hat wohl für tiefen Ernſt der Empfindung genommen, was immer nur flacher Spaß und ſündliche Bewußtheit war. Ich will ſuchen dieſe Erſcheinung zu erklären.

Deutſchland iſt das Mittelland von Europa; es iſt das Land, wohin die andern Völker Europas viele Aehnlichkeiten und Beziehungen lenken müſſen; es iſt der Mittelpunkt der neuen Geſchichte und des neuen Chriſtenthums: deswegen unſtreitig das bedeutendſte Land der Chriſtenheit. Weil der Deutſche zur Rolle eines Vermittlers und Verſtändigers beſtimmt iſt, ſo muß in dem Karakter ſeines Volks das Empfangende Verſtehende und Vermittelnde liegen, vermöge deſſen er ſein Leben und Weſen in andern verlieren und wenigſtens ſo lange verſenken kann, als der Fremde bedarf, daß er in dieſelben eingehe. Dies macht den Deutſchen fähiger zur Annahme fremder Farben und Geſtalten als andere Völker, welche keine ſolche vermittelnde Beſtimmung der Weltgeſchichte haben. Neben dieſer allgemeinen Empfänglichkeit iſt dem Deutſchen das Meiſte mit dem nordiſchen Karakter gemein. Obgleich in der Mitte Europens wohnend, gehört er doch dem Norden mehr an als dem Süden, und er muß alſo an ſich tragen, was das Gepräge nordiſcher Völker iſt. Der Süden hat Feſtigkeit Klarheit Beſtimmtheit und ein Aug und Gemüth für Geſtalt und Maaß; der ſüdliche Menſch iſt klar heiter ihm ſelbſt gleich und ihm ſelbſt genügend in ſeiner Natur. Der Norden hat Unbeſtand Trübe Unbeſtimmtheit Maaßloſigkeit und Geſtaltloſigkeit; der nordiſche Menſch iſt daher häufig wankend unklar dämmernd grübleriſch geſtaltlos und maaßlos. Schon das Chriſtenthum hat die feſte Geſtalt der inneren und äußeren Welt in eine mehr bewegliche verwandelt, die Welt iſt aus einer plaſtiſchen Welt eine muſikaliſche geworden. Weil aus Deutſchland und aus dem Deutſchen die tiefere und innerliche Entwickelung des Chriſtenthums für die abendliche Welt offenbar hervorgegangen iſt und hervorgehen wird, ſo fließt dieſe muſikaliſche Fluth innerer Anſchauungen und Geſtalten nothwendig in tieferen und mächtigeren Strömungen durch die deutſchen Brüſte, als durch die Herzen anderer Völker. Dazu kömmt auch das, was der Deutſche mit dem allgemeinen nordiſchen Karakter, den ich eben leicht gezeichnet habe, gemein hat. Kraft dieſer ſeiner innerlichen ja innerlichſten Anlage hat er eine faſt zu große Empfänglichkeit alles, was als eine gewiſſe Fluth von Empfindung und innerem Leben ihn anſpült, in ſich aufzunehmen. Daher hat eine Art franzöſiſcher Empfindungsfluth, die ich eine Sündfluth nennen will, ihn überſchwemmt, und noch liegt ihr zurückgebliebener Schlamm und Schmutz auf ihm und er wartet des wohlthätigen Regens vom Himmel, der ihn abſpülen ſoll.

Frankreich ſcheint zum Süden Europens zu gehören; es bildet ſich ein, daß es dazu gehört, ja es bildet ſich ein, daß es die Krone des Südens iſt und daß ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft und ſeine Art und ſein Leben das Spaniſche und Italiäniſche weit hinter ſich zurücklaſſen. Es iſt nur Ein Land in der Welt, nämlich Frankreich, und es iſt nur Ein großes und gebildetes Volk, nämlich die Franzoſen, ſo denkt und ſpricht nicht allein der franzöſiſche Edelmann Künſtler und Gelehrte, ſondern jeder franzöſiſche Sackträger und Mauleſeltreiber. Frankreich hat viel vom Süden, aber es erreicht die Ruhe und Genüge des Griechen Italiäners und Spaniers nicht; der Franzoſe muß hüpfen, wo jener ſpringt, ſchimmern, wo jener blitzt, Spaß treiben, wo jener im Ernſt ſpielt: er iſt der Strauß, jener iſt der Adler; er iſt der Bergſtrom, jener iſt der Ocean. Jener iſt, er muß ſcheinen. Frankreich gehört auch zum Norden: der Franzoſe über der Loire und den Bergen von

Clermont und Auvergne hat mit den meiſten Deutſchen Engländern und Polen einerlei Klima; er hat alſo auch einen Uebergang zu dem Geſtaltloſen und Vorherrſchenden des innern Empfindungslebens des Nordländers. Aber auch hier ſteigt er nimmer bis zum gefährlichen nordiſchen Abgrund hinab, ſondern flattert und ſpielt auf der Oberfläche hin, ſo daß er auf der einen Seite mit dem Schweden Deutſchen und Engländer die immer fluthende Welt des Gemüthes in muſikaliſchen Strömungen darſtellen mögte, auf der andern Seite aber mit einer Art ſüdländiſcher Sprödigkeit, die immer das Klare und Feſte will, ſich wehrt und abängſtigt, daß dieſes Leben nicht zu tief in ihn einreiße, und es auf ſeine Weiſe mit einer gewiſſen Aeußerlichkeit einer Geſtalt verziert. Das Ueberſchwängliche und Unendliche, was als der nordiſche Helden- und Götterkarakter mit Wegwerfung alles äußeren Lebens und aller äußeren Geſtalt wie ein Meer durch das Gemüth hinbrauſt; das Ueberſchwängliche und Unendliche des muſikaliſchen Chriſtenthums, was auch in der ſpaniſchen Poeſie ſo herrlich abgebildet lebt — das iſt ſeinem engen Maaße zu groß und er kann es nicht hinfließen und hinbrauſen laſſen, weil er darin untergehen würde. Und mit ſeinem Gemüthe unterzugehen, dazu hat der Franzoſe nie das Herz; wenn es ja ſeyn muß, will er mit Verſtand untergehen: er will wiſſen, warum und wohin. — Und es hat ſo viele Warum und Wohin, in deren Glauben der Menſch das Menſchliche und Göttliche wagen muß.

In dieſem Gedränge, wo der Franzoſe zum Südländer nicht feſt genug, zum Nordländer nicht weich genug war, hat er eine eigene Art erſchaffen, wo die Empfindungen theils in nordiſcher Ungebundenheit hinzuflattern theils in ſüdlicher Geſtalt gebunden zu ſeyn ſcheinen. Ich nenne dieſe Art mit einem kurzen Worte franzöſiſche Empfindelei. Es iſt ein bewußtes und ſündliches Spiel mit Empfindungen und ein Ausſpielen der Empfindungen, was der franzöſiſche Schauſpieler oft ſo gut zu machen verſteht, daß es faſt wie natürlich und unſchuldig ausſieht.

Dieſe taſchenſpieleriſche Gaukelei mit Gedanken und Empfindungen, die oft für einerlei Münze ausgegeben werden, dieſe künſtelnde Empfindſamkeit und ſchauſpieleriſche Empfindelei hat der Franzoſe uns empfänglichen Deutſchen, die ſchon vorbereitet waren durch den allgemeinen Geiſt der Zeiten, wodurch die Franzoſen die geiſtige Oberherrſchaft für einige Jahrhunderte bekommen hatten, wie eine Peſt eingeimpft. Auch wir, ſonſt ein natürliches und unſchuldiges Volk und im innerſten Grunde unſers Weſens einfältig und wahr, auch wir haben mit Empfindungen ſpielen und klingeln gelernt und nicht gewußt in welche Kleinlichkeit Schwächlichkeit und Sündlichkeit wir hineingetrieben waren. So allmächtig iſt die Zeit und ihre Herrſchaft. Durch dieſe Art, die wir von den Franzoſen annahmen und die in unſer Leben unſere Kunſt und unſere Literatur überging, ward uns allerdings eine äußere franzöſiſche Aehnlichkeit ein franzöſiſcher Schein angeſtrichen, der flüchtige Augen täuſchen und ihnen einbilden konnte, es ſey eine größere Verwandtſchaft und Verträglichkeit der Karaktere der beiden Völker, als wirklich da iſt. Oberflächlich wurden die beiden Völker wirklich mehr und mehr zuſammengeführt, aber in den Tiefen des Weſens und auch in den Tiefen der Sprachen, welche der Hauptausdruck und das bezeichnendſte Abbild des innerſten Weſens ſind, blieben die ungeheuren Abſtände und die nimmer zu vertragenden Unterſchiede. Wie ſehr wir durch dieſe franzöſiſche Art durch dieſes zierliche und bunte Lügenſpiel mit Empfindungen und Gedanken von unſerer Wahrheit Einfalt Treue und Züchtigkeit entfremdet worden ſind, das kann ich hier nur andeuten; aber verſtändlich iſt es jedem, der deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt ſtudiert und mit bitterer Trauer oft empfunden hat, wie dieſes gaukliſche Unheil unſre treuen und fröhlichen Sitten verquändelt und vertändelt und unſere kräftige wahre und ſtarke Sprache geſchwächt und entnervt hat.

Wir verwahren uns alſo feierlich und feierlichſt gegen alle diejenigen, welche das Zufällige zu etwas Nothwendigem und das Zeitliche zu etwas Bleibendem machen wollen. Auch andere Völker ſind von den Franzoſen auf ähnliche Weiſe gefaßt worden und haben über die Einflüſſe ihres Weſens und ihrer Art Klagen zu führen; zu uns hatte die Peſt den leichteſten Uebergang, theils weil wir beſtimmt ſind das Fremde und Verſchiedene mit Demuth und Liebe aufzunehmen und uns darüber zur Vermittelung zu verſtändigen, theils auch wegen der Nachbarſchaft des franzöſiſchen Volkes und der häufigen Gemeinſchaft in Krieg und Frieden, die wir nicht vermeiden konnten. Wenn alſo dadurch ein Schein von Verträglichkeit zwiſchen uns und ihnen entſtanden iſt, wenn wir dadurch eine Farbe und Geſtalt gewonnen haben, als gäbe es zwiſchen uns und ihnen eine angeborne Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, ſo haben wir nichts Geſchwinderes und Nothwendigeres zu thun, als dieſen Schein zu vernichten und dieſe Farbe und Geſtaltenähnlichkeit, die uns auf der Oberfläche angeſtrichen iſt, auszulöſchen; vor allen aber haben wir dahin zu trachten und Alt und Jung Vornehm und Gering zu ermahnen, die Herſchaft der franzöſiſchen Sprache bei uns für alle Zeiten zu vertilgen, damit wir künftig politiſch frei und innerlich und äußerlich ächt deutſch leben können, was nicht allein uns ſelbſt heilſam und erſprießlich, ſondern auch den Franzoſen das wohlthätigſte ſeyn wird. Wenn wir gegen ſie aufſtehen und uns in menſchlicher Widerſetzung gegen ſie harniſchen, werden auch ſie mehr auf ihren rechten Stand gerückt werden, ſie werden vieler leeren Einbildung und Eitelkeit los werden und was wirklich gut und menſchlich in ihnen iſt mit deſto glücklicherem Erfolg ausbilden. Wir werden uns dann in freierer Wechſelwirkung einander das mittheilen können, wodurch der große Menſchenbund und Völkerbund geknüpft wird: was jedes Volk aus ſeinem Beſonderſten und Eigenthümlichſten Tüchtiges und Treffliches erſchaffen und entwickelt hat. Buhlerei aber und Aefferei, welche Völker mit einander treiben, und alle Gaukelei und Spiegelfechterei der Eitelkeit können immer nur Unglück gebären.

Dahin alſo führt dein geprieſenes Deutſches? ſo biſt du und dein Volk empfänglich vermittelnd alles Menſchliche und Göttliche der Welttheile Länder und Völker aufnehmend und weiterhin ausſpendend und ausſendend? wie man ein neugebornes Kindlein und Pflänzlein vor jedem rauhen Lüftchen vor jedem kalten Regen und Schneegeſtöber bewahren muß, ſo muß man euch auch hüten und verwahren, damit das Fremde eure angeborne Vortrefflichkeit und Zartheit nicht verderbe? — Ja, ſo bin ich, ſo iſt mein Volk, eine ſo weiche und kindliche Zartheit und Verletzlichkeit haben wir und ſo müſſen wir behütet werden. Aber ich ſage dir auch, der mir dies ſpottend entgegenwirkſt, allen andern Völkern widerfährt unter gleichen Umſtänden daſſelbe; wer ſich nicht hütet die äußeren Geſtalten fremder Völker anzunehmen, der will als ein beſonderes Volk bald nicht mehr gehört werden. Was die fremde Sprache die fremde Art die fremden Moden und Sitten uns gebracht haben, was ſie in zweihundert Jahren aus uns gemacht haben, wie undeutſche ungeſtalte ſchwächliche und nichtige Männer wir dadurch geworden ſind, das können wir fühlen und verſtehen, wenn wir uns die Zeit nehmen einmal in unſere früheren Jahrhunderte zurückzublicken und lebendig zu fühlen und zu verſtehen, welcherlei Männer die Deutſchen waren, die lange vor uns lebten. Wir haben nur noch die Aehnlichkeiten von ihnen, die Schatten; wenn wir wagen das Fremde auszutreiben und das Eigene zu lieben, werden die Wirklichkeiten wieder erſcheinen. Ja, unſere wackern Väter verſtanden wohl, wo die deutſche Ehre war, wo das Geheimniß der deutſchen Größe oder Schwäche ſaß. Als im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, da Karl der Fünfte von Oeſtreich und Spanien deutſcher Kaiſer war, das Italiäniſche und Spaniſche in Europa vorherrſchte und in Deutſchland eindringen wollte, wie beſchwerten die Männer ſich über das Verderben wälſcher Moden und über die Buhlerei und Nachäfferei, welche die deutſche Jugend mit dem Wälſchen trieb! wie ſchalten und klagten ſie! Häufiger wurden ihre Beſchwerden bitterer ihre Klagen und Strafen dunkler ihre Weiſſagungen einer unglücklichen deutſchen Zukunft, als nach Karls des Fünften Zeiten in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die franzöſiſche Wuth einriß und Deutſchland zu überſchwemmen drohte, als die Söhne der deutſchen Fürſten Grafen und Freiherren anfingen für ihre letzte Bildung und Abglättung einen Ausflug nach Paris zu machen, als nur ſchön liebenswürdig gebildet höfiſch kunſtreich und geiſtreich hieß was Frankreich geſehen hatte, was in franzöſiſcher Sprache lallte, was ſich franzöſiſch gebärdete kleidete und trug und was mit franzöſiſchem Leichtſinn und mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit der ehrbaren und einfältigen deutſchen Sitten und Weiſen ſpottete. Da erſchallten viele Stimmen lauter Klagen Warnungen und Verwünſchungen, aber die Gewalt der Thorheit war mächtiger als die Kraft der Weisheit. Es waren nicht blos Gelehrte, nicht dunkle und kleine Männer wie ich, welche etwa aus Eitelkeit für die Erhaltung der deutſchen Sprache und Wiſſenſchaft redeten und ſchrieben, nein es waren viele mächtige und treffliche deutſche Fürſten und Herren, welche gegen das buhleriſche Unweſen ihre Stimme erhoben, welche nicht bloß in ihren Palläſten und Sälen gegen den wälſchen Tand eiferten, ſondern an großen und öffentlichen Tagen dagegen ſprachen, ſondern in ihren letzten Willen für ihre Kinder und Kindeskinder Sorge und Achtung für deutſche Art Treue und Sprache niederlegten. Darum ſoll ihr Andenken uns noch heute geſegnet ſeyn.

Wendet man ein, daß der Deutſche durch die Beſchränkung, welche ich hier begehre, aufhöre ein allgemeines alles Menſchliche empfindendes alles Fremde verſtehendes und alles Verſchiedenartigſte vermittelndes Volk zu ſeyn, ſo antworte ich: dies iſt nur ſcheinbar. Den Sinn eines Volkes aufnehmen und den Sinn eines Volkes verſtehen und andern auslegen iſt etwas anderes, als dieſes Volk und ſein Weſen in ſich hineinleben und hineinlieben. Das iſt die ehrwürdige Vielartigkeit und Vielſeitigkeit des Deutſchen, ſeine demüthige Allempfänglichkeit und Menſchlichkeit, daß er dieſen Sinn aufnehmen und verſtehen will, daß er das Verſchiedene der Völker erkennen und vermitteln will. Weil er durch einen böſen Mißverſtand und eine thörichte Eitelkeit, die aus Verkennung ſeines Volks und ſeiner Würdigkeit entſprang, auch alles Aeußere aufnehmen wollte, iſt es ihm ergangen wie einem, der, damit er recht ſtark werde, über das Maaß iſſet: ſiehe er magert ab, weil er es nicht verdauen kann, oder er ſteht auch da wie ein Froſch, der ſich aufbläſt und ein Ochs ſeyn will. Selbſt wenn es recht wäre das Aeußere von fremden Völkern nachahmen und ſich zueignen zu wollen, ſo iſt der Deutſche dazu doch viel zu ungeſchickt und unbehülflich, weil Gott ihm zu viele Eigenthümlichkeit und zu viel eigenen Grund gab, als daß er ſich ganz aufgeben und vergeſſen könnte. Es wird eine lächerliche und unſelige Halbheit und Mittelmäßigkeit, worüber man weinen könnte und weinen müßte, wenn Gott uns nicht eine wohlthätige Hülle über die Augen würfe, daß wir unſere Thorheit und Narrheit in ihrer ganzen kläglichen Erbärmlichkeit nicht ſehen können.

Aus allem, was bisher geſagt beſtritten gezeigt und erklärt iſt, geht alſo hervor, daß jedes nur aus ſeinen eigenen Keimen nach ſeinen natürlichen Anlagen und Trieben entwickelt werden kann und nicht aus fremden, wenn dieſe fremden auch viel vortrefflicher wären, wie Pindar ſingt:

> Angeborener Adel bricht mächtig hindurch,
> Wer Gelerntes nur hat, iſt ein ſchwächlicher Mann.

Das fremde Innerliche bis zum Mitgefühl und Mitverſtändniß darf ſich jeder zueignen, wenn er kann; denn darin beſteht das allgemeine Menſchliche; wer das fremde Aeußerliche, die Geſtalt des fremden Seyns, in ſich aufnehmen will, treibt eine elende Aefferei, die ihm nie recht gelingen kann und, wenn ſie ihm gelingt, ſein eigenes Leben ſchwächt und zerbricht, ſo daß dasjenige verloren geht, was man Tugend und Karakter eines Mannes nennen kann, um welche beiden höchſten Dinge es doch allein werth iſt nach Kenntniß und Bildung zu ſtreben. Wir können daher jetzt auch den leeren Streit dahingeſtellt ſeyn laſſen: welche von beiden Sprachen die beſte ſey, die franzöſiſche oder die deutſche? Die Antwort giebt ſich von ſelbſt: ſie ſind beide die beſten, die franzöſiſche Sprache für die Franzoſen und die deutſche Sprache für die Deutſchen. Europa ſteht gegenwärtig in einem Fegefeuer, wir Deutſche ſtehen darin; durch viele Verwandlungen wird die Welt gehen müſſen, ehe ſie ihre neue Geſtalt gewonnen hat. Unſere nächſte Arbeit iſt, daß wir uns durch die Waffen von der gräulichen franzöſiſchen Tyrannei befreien. Dazu mag Gott uns vielleicht Glück geben. Aber wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache aus unſern Gränzen treiben, wenn wir nicht durch lauten Ausſpruch und ſtille Uebereinkunft das Geſetz geben, die franzöſiſche Sprache ſoll in Deutſchland keine ſprechende Sprache mehr ſeyn. Sobald wir dieſen Sieg über verjährten Tand und buhleriſche Eitelkeit errungen haben, bricht der Tag unſerer Glorie wieder an und nach wenigen Geſchlechtern werden wir wieder ein deutſches Volk eine deutſche Art und ein deutſches Leben ſehen. Gottlob, viele wackere deutſche Männer und Frauen empfinden ſchon, wo unſer tiefſtes Uebel und unſre gefährlichſte Knechtſchaft ſitzt; ſie fühlen, was wir durch die eigene Thorheit gelitten haben und jetzt durch den Uebermuth der Fremden leiden ſollten. Arbeiten die Franzoſen, wo ſie die Herren ſind, nicht planmäßig unſre Sprache allmählig zu vertilgen und aufzufreſſen? haben nicht ſogar die Dänen, ein kleines ſchwaches Völkchen, das in der Weltgeſchichte kaum gehört worden iſt, ſich Aehnliches unterſtanden? Das durften ſie aber nur, weil wir uns ſelbſt nicht genug ehrten.

Oben ſchon iſt über unſre Sprache geſprochen. Hier noch einige Worte. Die deutſche Sprache iſt nach allgemeinem Eingeſtändniß eine der reichſten Sprachen der Welt, tief und ſchwer an Sinn und Geiſt, in ihren Geſtalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielſeitig und mannigfaltig. Sie hat Ton Accent Muſik:

der Deutſche iſt ein muſikaliſches Volk. Vieles hangt der Sprache von nordiſcher Rauhigkeit und Sprödigkeit an; aber Klang Wohllaut und Biegſamkeit gebricht ihr keineswegs. Sie iſt in dieſem Theile nur zu wenig entwickelt — ich habe oben auf die Urſachen hingedeutet — und mangelt der geſellſchaftlichen Ausbildung und Abglättung, die ſie allein durch die Abrollung der Worte auf den Zungen der höheren Stände erhalten kann. Dieſe Sprache hat einen Reichthum, den man wirklich unerſchöpflich nennen kann und den ein Deutſcher mit dem angeſtrengteſten Studium eines langen Lebens nimmer umfaſſen mag. In zwei Hauptmundarten getheilt, welche wieder eine Menge Nebenmundarten haben, ſelbſt das Däniſche Schwediſche Norwegiſche Altengliſche zu Hülfe nehmen könnend, kann es ihr für keine neuen Dinge und Begriffe je an Zeichen fehlen. Jene beiden deutſchen Hauptmundarten, die wir die Saſſiſche und die Allemanniſche Mundart nennen wollen, haben in ihrem innerlichen Weſen wieder zwei ſehr entgegengeſetzte Richtungen, welche auf entgegengeſetzte Triebe und Richtungen der Stämme deuten, die ſie gebrauchten und ausbildeten. Die ſaſſiſche Mundart, welche unſern nordiſchen Stammverwandten näher ſteht und in den deutſchen Landen von Weſtfalen Holſtein Mecklenburg Pommern der Mark dem Braunſchweigiſchen und in einem Theil Schwabens und der Schweitz vorzüglich ihren Sitz hat, hat das äußerliche Geſellſchaftliche und alles was ſich äußerlich im kleinen Leben in kleineren Lebensverhältniſſen und in kleinen und mehr äußerlichen Gemüthsbewegungen und Erſcheinungen darſtellt und offenbart, kurz ſie hat die kleinen und äußerlichen Scheine der Dinge mit einer unnachahmlichen Wahrheit und Natürlichkeit aufgegriffen und in Namen Worten und Sprichwörtern niedergelegt: ihr Karakter iſt naiv und komiſch. Die oberdeutſche Mundart hat mehr eine innerliche Richtung, das Innere der Dinge die inneren Verhältniſſe die Bewegungen und Erſcheinungen des tiefſten Gemüthes das was in der Einſamkeit mit Gott und den Seelen und dem geſtirnten Himmel ſich entwickelt, kurz das Geheime Ernſte und Große hat ſie mehr ausgebildet: ihr Karakter iſt erhaben und tragiſch.

So reich und vielſeitig iſt die deutſche Sprache in ihren Gründen und Quellen, ſo viele und große Anlagen zur Vortrefflichkeit hat ſie; aber keine Sprache iſt von den Eigenen ſo wenig ausgebildet und ſo ſehr vernachläſſigt als die deutſche Sprache, ſo daß man Thränen weinen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Deutſche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geſchweige denn daß ſie die innere Tiefe und den ſchweren Reichthum ahnen, der für ſie ein verſunkener Schatz iſt. Wer ſieht — ich frage euch, Deutſche, und erinnere euch daran, damit ihr euch ſchämet — wer ſieht anderswo die Erſcheinung, die wir jeden Tag ſehen können, daß von tauſend Deutſchen kaum einer richtig deutſch leſen und ausſprechen kann? So ſorglos ſind wir der eigenen Vortrefflichkeit bei der Jagd nach dem Fremden und bei der Ueberſchätzung des Fremden. Wenn ein gebildeter Schwede in Stockholm ein gebildeter Franzoſe in Paris und ein gebildeter Italiäner in Florenz ſo ſchwediſch franzöſiſch und italiäniſch ſprächen, als Männer unſrer gebildetſten Klaſſen in Zürich Stuttgart München, ja in Dresden Berlin und Hannover, wo ſie ſich auf ihre Ausſprache und Kunſt ſchon etwas einbilden, deutſch ſprechen, wohin ſollte er fliehen vor dem Spott und Gelächter der Zuhörer? Der deutſche Gelehrte Künſtler Graf und Freiherr ſchämt ſich nicht ſeine Mutterſprache zu ſprechen, wie ſein Bedienter und Kutſcher ſie ſprechen; er würde untröſtlich ſeyn und bis an die Ohren erröthen, wenn man ihm ſagte, er ſpreche franzöſiſch wie die Bauern von Auvergne und der Franche Comté. Alles muß der Menſch lernen, der auf Bildung Anſpruch machen will; nur ſeine Sprache will der Deutſche nicht lernen, die ſoll ihm von ſelbſt kommen. Sechs bis acht Jahre quält ſich der junge Edelmann und Fürſtenſohn, daß er richtig franzöſiſch leſen und ſprechen lerne; zehn bis zwölf Jahre zerarbeitet der bürgerliche Schüler ſich dem Griechiſchen und Lateiniſchen den rechten Ton und Hauch abzulauſchen, was bei einer todten Sprache doch nie zur Klarheit gebracht werden kann — das Deutſche iſt und bleibt ihnen eine Nebenſache. So iſt es natürlich gekommen, daß man der deutſchen Sprache Schuld gegeben hat, was die Schuld der Nachläſſigkeit Verachtung und Unwiſſenheit ihrer Ueber oder vielmehr ihrer Nichtüber iſt. Die Sprache heißt rauh und ſpröd, weil keiner ſich die Mühe giebt ſie wohllautend und biegſam zu machen noch ihr Wohllautendes und Biegſames aufzuſuchen; ſie heißt verworren und verwickelt, weil niemand ſtrebt ihren tiefen Gedankenreichthum und ihre unendliche Beweglichkeit in Geſtalten und Biegungen bis zur Klarheit und Leichtigkeit durchzuarbeiten; ſie heißt unvollkommen und arm für den Gebrauch der feineren und höheren Geſellſchaft und für die Bezeichnung der Beziehungen und Verhältniſſe dieſer Geſellſchaft, weil dieſe Geſellſchaft das Unmögliche verlangt, daß die Sprache ſich ohne ihre Hülfe von ſelbſt für ſie machen und bilden ſoll, da ſie ſich doch mit einer unverantwortlichen Vernachläſſigung und Zurückſetzung ſo lange ſchon von ihr zu einer Fremden gewandt haben, welche ſie als etwas Vornehmeres über ſie ſtellen; die Sprache heißt unbehülflich für die Bezeichnung neuer Erfindungen und Gegenſtände, weil niemand ſie gründlich verſteht und weil die ſchimpfliche Faulheit es bequem findet von den Franzoſen Benennungen zu borgen, welche ſie von den Todten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weiſe aufgeſtutzt haben und welche die Geläufigkeit ihrer Zungen in die eigene und in fremde Sprachen einführt.

Man ſage nicht, dies ſey bitter und ſcharf geſagt; es iſt wahrlich lange nicht ſcharf und wahr genug geſagt. Ich kann wohl fragen: wer verſteht noch deutſch? denn eine Sprache muß verarmen und ſich verdunkeln und erlöſchen, von welcher ganze Seiten gradezu brach liegen und nicht bearbeitet werden. Wenn unſre höhere Welt deutſch ſpricht, greift ſie nicht jeden Augenblick nach einem franzöſiſchen Worte und einer franzöſiſchen Wendung? wenn wir über Staatskunſt Kriegsweſen ja nur von einem Gefecht ſprechen oder es beſchreiben, gebärden wir uns, als hätten wir gar keine Sprache, als ſeyen wir ganz ohne Geiſt ohne Begriffe und ohne Zeichen für Geiſt und Begriffe? als ſeyen wir in den Anfängen unſrer Bildung und müſſen alles von Fremden holen? wir Reichen, die vergeſſen haben, wie reich wir ſind? Wenn ein ſogenannter Gelehrter von ſeiner Wiſſenſchaft, ja wenn er nur von Kohl und Rüben und von ſchönem oder ſchlechtem Wetter ſpricht, klingt es nicht oft als ſey ein Mann vom Mond heruntergefallen, der die Sprache der Menſchen nicht verſteht? ſo dunkel unweltlich und unmenſchlich ſo kloſterartig und innungsartig ſtellt der arme Menſch ſein verödetes und verdumpftes Leben unter die Leute hin; von den neueſten und himmelſtürmenden Philoſophen will ich nicht einmal etwas ſagen. Sollen wir nicht endlich wenigſtens lächerlich nennen, was jedes andere Volk ſchlecht nennen würde!

So iſt es. Nur ein ganzes Volk, nur ein ganzes großes Volk, immer im Gefühl, daß es ein glorreiches und mächtiges

Volk iſt, nur ein ganzes Volk in dem wirklichen Beſitz und in der wirklichen Uebung eines lebendigen und freien politiſchen Lebens kann eine ganze Sprache haben. Der einzelne Menſch, wie viel Geiſt und Gemüth er immer für ſein Volk habe, kann die Sprache weder erfinden und machen noch ſich in den Beſitz der erfundenen und gemachten Sprache ſetzen; nur der gemeinſchaftliche Gebrauch aller erhält ſie in Lebenswärme und Fluß; nur das Leben macht und erhält ſie lebendig. Oben iſt ſchon geklagt, wie der größte Theil der vornehmen Welt ſich von der Mutterſprache faſt abgeſondert hat, als wenn ſie für die Gefühle und Anſichten derſelben zu platt und gemein wäre, und welche bedeutende Seite des Lebens und der Sprache durch dieſen unſeligen Irrthum alſo dunkel geblieben iſt. Auf eine andere Weiſe haben die deutſchen Gelehrten und Philoſophen ihrerſeits die deutſche Sprache verdorben. Dieſe Klaſſe macht in allen Ländern die Sprachen matt und todt, wenn die feine und die grobe Welt, welche die Sprache eigentlich übt und ſpricht, nicht immer ergänzend dazwiſchen tritt und die Worte aus der uneigentlichen und geiſtigen Bedeutung, wohin die Gelehrten ſie nothwendig ziehen müſſen, immer wieder in die eigentliche Bedeutung und ihre lebendige Währung zurückzieht, kurz wenn dieſe das von den Gelehrten abgenutzte und zu leicht gewordene Geld nicht von Zeit zu Zeit wieder in die Münze bringt, damit es eingeſchmolzen und im vollen Gehalt wieder neu ausgeprägt und ausgegeben werde. Auf die deutſche Sprache hat dieſe Klaſſe noch verderblicher wirken müſſen, weil es im Volke gegen ſie gar kein Gewicht gab. Die höhere Klaſſe des Volks, welche darſtellen regieren ſprechen und leben ſoll, hatte für ſich das Fremde beliebt; die untere Klaſſe und das Volk überhaupt, ohne ſtändiſche Verfaſſung ohne öffentliche Darſtellung ohne alle Gelegenheit das Sprechen in ein Reden zu verwandeln und alſo die Sprache mit Kraft und Verſtand für einen höheren Zweck, als das gemeine Sprechen ſeyn kann, zu gebrauchen, konnte auch ſie nicht weiter führen; ja auch ſie führte bergab, weil die Zeit mit allem Deutſchen bergab ging. Zu dieſem allen kam noch die ſchon berührte Neigung des Deutſchen zum einſamen und einzelnen Leben, ſeine Vorliebe ſich in Ideen und Träumen zu begraben, ſelbſt ſeine göttliche Anlage in die Tiefen und Höhen der Geiſterwelt hinab und hinauf zu ſteigen. Der Gelehrte und der einſame Denker führte alſo ſeine Sprache aus dem Leben heraus, wie er ſich aus dem Leben entführte. Auf dieſe Weiſe iſt es ganz natürlich geſchehen, daß faſt zwei Drittel des reichen deutſchen Sprachvorraths in eigentlichſter Bedeutung des Worts verſunken ſind und von den Zeitgenoſſen faſt nicht gewußt werden. Grade das gediegenſte und gehaltreichſte Metall unſrer Sprache iſt aus dem Leben verſchwunden und verſunken und kann nur durch ein kräftiges politiſches Leben wieder heraufgefördert werden. Nur etwas, das alle Kräfte reizt und treibt und alle Männer in die friſche und lebendige Gewalt des ſtrömenden Lebens hineintreibt, kann die deutſche Sprache wieder zu dem machen, was ſie urſprünglich iſt und was ſie durch Bildung werden ſoll. Unſre vornehme Welt verſteht nur das für die gewöhnlichen Bedürfniſſe und Verhältniſſe Nothwendige, ſie hat für die feineren Bedürfniſſe und Verhältniſſe nur noch Weniges ausgebildet; der Bürger und Bauer rollt das Gemeine und Alltägliche um, und, da ihm Fröhlichkeit und Waidlichkeit des Sinnes und Lebens durch die ungebührliche Anſpannung der veralteten Staaten wenigſtens faſt ſchon ſeit hundert Jahren mehr und mehr verkümmert ſind, ſo hat er auch dasjenige, was in ſeinen Empfindungen und Anſchauungen ſich unmittelbar lebendig freudig und poetiſch in der Sprache bewegte, von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr verloren; der Gelehrte hat die Wörter, welche er faßte, durch den zu engen und geiſtigen Gebrauch oder vielmehr Misbrauch, den er in einem nicht menſchlichen Leben mit ihnen trieb, zu leicht dünn und geſpenſtiſch gemacht: kommen ſie aus ſeinen Händen ja einmal wieder unter das Volk, ſo ſind ſie ſo zerbraucht, daß das Volk ſie faſt wie falſche Münze verwirft. Auch dieſe Gelehrten, die ſich wohl weitſehender und vielwiſſender dünken, als die Männer ihrer Klaſſe, welche vor einigen Jahrhunderten lebten, würden es grob finden, wenn ich ihnen ſagte, ſie drehen ſich in Vergleichung mit Martin Luther Hans Sachs Sebaſtian Brand Moſcheroſch und andern Ehrenmännern jener Zeiten in einem ſehr engen Kreiſe deutſcher Sprache und deutſcher Begriffe herum. Und doch iſt es wahr. Wer nicht in dem Volke lebt, wer nicht täglich von dem Volke empfängt und annimmt, wird immer dümmer und enger, wie klug und weit er ſich auch dünken mag.

Dies iſt die Wahrheit und dies iſt das Schickſal unſrer trefflichen und immer noch zu ſehr verſäumten und verkannten Sprache. Wir waren nichtig geworden, weil wir unſre Sprache verachtet hatten; die Sprache war nichtig geworden, weil wir aufgehört hatten ein Volk zu ſeyn. Dies iſt ein Zirkel, der ſich nirgends öffnet, ſo ſehr iſt Sprache und Volk innerlich Eins. Wir hoffen zu Gott und können hoffen, daß wir aus den Getümmeln und Verwirrungen, worin wir noch befangen ſind, werden errettet werden, daß die fürchterliche und denkwürdige Zeit, worin wir leben, einmal eine deutſche genannt werden wird. Ich glaube, daß ſie der Anfang einer deutſchen Zeit iſt. Wir hoffen und können hoffen, daß alle deutſche Männer erkennen werden, wie ſehr ſie in ſich das deutſche Vaterland verloren hatten und wie ſie alſo auch kein tapferes und glückliches deutſches Vaterland haben durften. Durch den großen und heiligen Kampf, worin wir ſtehen, werden die Geiſter zu dem Vergeſſenen und Verlornen geweckt und gewendet werden; die Menſchen werden ſich mit neuer Liebe und Treue und mit neuen Hoffnungen und Arbeiten zu dem deutſchen Vaterlande wenden und die alten Irrthümer betrauren, die ſie in die letzte Unſeligkeit brachten; der Adel und die Fürſten werden in deutſcher Sitte Art und Sprache ihre Ehre und Freude und ihren Glanz und Ruhm finden und das zu lange geliebte Fremde verwerfen; die Gelehrten werden begreifen, daß ohne Leben die Wiſſenſchaft und Kenntniß nichtig iſt: die Träumer werden Thäter die Schreiber werden Redner die Stummen werden Sprecher werden, wir werden ein neues Volk werden. Dann wird auch für unſre Sprache eine neue Zeit beginnen. Doch für dieſes unſer größtes Heiligthum hoffe ich am meiſten von euch, deutſche Frauen und Jungfrauen, ihr Leiterinnen und Bildnerinnen der künftigen Geſchlechter. In eure Hand iſt Deutſchlands künftiges Glück oder Weh gegeben; ihr ſollt unſern Söhnen und Enkeln die Liebe und Treue in die Bruſt hauchen, welche nichts als das Vaterländiſche und Deutſche will, weche das Fremde und Ungleiche für das Eigene und Gleiche verwirft; ihr ſollt durch euren Beifall oder Tadel durch eure Anerkennung oder Verwerfung dem ganzen Leben die Richtung und das Streben geben, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Die höchſte Gewalt die ſtille Gewalt der Sitte und Meinung die allmächtige Gewalt des Herzens iſt unter eure Obhut gethan; ihr werdet ſie für das Vaterland gebrauchen, denn ihr wollet ja die Mütter und Gattinnen freier und ſtolzer deutſcher Männer ſeyn. Darum bitte ich euch im Namen meines Volkes und der höchſten Ehre des

Volkes, der Sprache. Am meiſten aber bitte ich euch, fürſtliche und adliche Frauen und Jungfrauen, die ihr den glänzenden Reigen des höheren und idealiſcheren Lebens führet. Euch vor allen geziemt es euch zu deutſchem Stolz und zu deutſcher Glorie zu erheben und dem Großen und Kleinen des Volks voran zu leuchten. Euer iſt die Aufgabe, zu beweiſen, daß die deutſche Sprache auch ihre Grazien und Muſen hat, die in Königsſälen und Fürſtenpalläſten erſcheinen dürfen. Nur durch euch können ſie die Anerkennung gewinnen, die keine Klagen und Beſchwerden der Beſſeren im Volke ihnen gewinnen werden. O ſtellet euch auf die Höhe, die euch gebührt: wollet deutſche Frauen ſeyn, wollet als deutſche Fürſtinnen und Herrſcherinnen glänzen, wollet das Deutſche als das Herrlichſte und Höchſte in eurer Nähe leuchten laſſen — und die Männer werden glauben, es ſey das Höchſte und Herrlichſte. Dann erſt wird die deutſche Sprache werden, was ſie ſeyn kann, und man wird ſie nicht mehr beſchuldigen, wie heute geſchieht, ſie könne nicht lieblich anmuthig und fürſtlich ſprechen, ſie könne nur mit dem Pöbel ſchelten und poltern und mit den Gelehrten verworrene Knoten dunkler und träumeriſcher Geſpinſte ſchlingen.

Es werden kommen, die da ſchreien, dieſe Grundſätze ſeyen barbariſch, wie es denn viele dümmliche und weibliche Menſchen giebt, die das Größte und Heilige nicht erkennen können; es werden kommen, die da ſchreien, Barbarei Kannibalismus Jakobinismus, wie es denn im deutſchen Vaterlande immer noch zu viele verſteckte und offenbare Franzoſenfreunde giebt, welche alle diejenigen für Ruheſtörer und Jakobiner erklären, die vor dem fremden Verderben warnen. So nennt auch Napoleon alles, was vor ſeinen Künſten und Hinterliſten warnt, Aufrührer Straßenräuber Brandſtifter Demokraten Jakobiner. Dahin iſt es gekommen, daß in Deutſchland diejenigen Jakobiner genannt werden, welche die Umkehrung Unterjochung und Schändung des geliebten Vaterlandes abwenden mögten. Ich kann dieſer Schreier und Ankläger lachen, weil keine andere Leidenſchaft als die Liebe zum deutſchen Volke und Lande dieſe Worte hervorlockte. Ich weiß eben ſo gut als dieſe Prediger eines ſchlaffen und ſklaviſchen Kosmopolitismus als dieſe Poſaunenbläſer für Napoleon und die Franzoſen dieſe Verkündiger des neuen Heils, das uns von der Seine kommen ſoll, daß der Boden von Grund aus erſchüttert iſt, worauf die alte Familieneintracht Europens ruhete; aber ich wünſche nicht wie ſie, daß ein wilder Eroberer durch die Waffen alle europäiſchen Völker zuſammentreibe und endlich auf ſeine Weiſe eine einzige europäiſche Familie ſtifte; denn bei Sklaven ſind keine Familienverhältniſſe denkbar. Jene große europäiſche Familie hat ſich in Zwietracht aufgelöſt, weil alle heiligen Bande gemeinſchaftlicher Religion Sitte und Gerechtigkeit, welche ſonſt jedes Glied derſelben in ſeinen gebührlichen Gränzen hielten, nach und nach erſchlafft waren. Neue Bande müſſen geknüpft werden und Gott und die Zeit werden ſie knüpfen helfen, damit das Unheil, welches uns jetzt verwüſtet, von uns genommen werde. Damit aber die Verhältniſſe dieſer großen europäiſchen Chriſtenfamilie würdig beſtehen können, müſſen wir auch die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit walten laſſen, welche Gott gefallen hat; wir müſſen jedem Theil derſelben die gebührliche Eigenthümlichkeit und die gebührliche Freiheit laſſen, damit das Ganze kräftig lebendig und fröhlich ſeyn könne. Nur die Einheit des Verſchiedenen giebt eine luſtige und göttliche Welt der Geiſter, nicht die Einheit des Einerlei, was gar nicht verbindbar iſt, man wolle denn eine blutige Deſpotengeißel ein würdiges und menſchliches Band nennen. Nimm zwei Kugeln und rolle ſie gegen einander, ſie ſtoßen ſich entweder ab und laufen nimmer wieder zuſammen oder ſie treffen mit gleicher Kraft auf einander und bleiben dann faul neben einander liegen; aber vergebens erwarteſt du, daß ſie ſich zuſammenfügen oder die Lücken füllen ſollen, welche zwiſchen ihren gleichen Oberflächen bleiben: ſiehe, ſie können das Unmögliche nicht, aber Körper mit verſchiedenen Flächen und Seiten mögen ſich zuſammenbinden und ihre gegenſeitigen Lücken füllen.

Dies ſey geſagt zur letzten Verſtändigung. Ich ſchließe mit dem herzlichen Wunſch ja mit dem inbrünſtigen Gebet, daß Gott die Verſchiedenheit der Völker und die Abneigung der einen vor den andern erhalte, wodurch die Freiheit und Glückſeligkeit der Welt allein beſtehen kann. Niemand ſehnt ſich aber mehr als ich nach der Erneuung der zerriſſenen Familieneintracht, wo das Chriſtenthum als die milde Lenkerin und Verſöhnerin dazwiſchen tritt und die kleinen Zwiſte ſchlichtet und verträgt; niemand auch verehrt mehr als ich die heiligen Bande, wodurch in einem höheren Geiſte die Völker und Länder zuſammengeknüpft werden und wodurch alles Gute Wahre und Schöne, wo es immer erwachſen und gebildet iſt, der ganzen Menſchheit Erbe wird, wodurch jene erhabene Liebe und Menſchlichkeit wird, von welcher weichliche und knechtiſche Seelen, die vor jeder ſtolzen Tugend zittern, nimmer eine Ahnung hatten.

Ueber das Verhältniß

Englands und Frankreichs

zu

Europa.

(Gedruckt zu Leipzig im Herbſt 1813.)

Wir ſind frei, wir athmen wieder. Wenn wir unſer Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche ſo tief in ſich hineinſenken könnte, als das Traurige, ſo müßte die Wonne des neuen Daſeyns den Faden unſers Lebens zerreißen, wir müßten in dem Augenblicke unſerer Rettung ſterben und den Seligen droben verkündigen, was unten auf Erden geſchehen iſt. Wir ſind freie Männer freie Menſchen; wir können die deutſche Eiche wieder anſehen als den Baum, wovon unſere Kinder und Enkel ſich Kränze brechen dürfen; wir können die Sonne wieder anſehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder beſcheinen wird. O in welche Zeiten waren wir gefallen! welche zwanzig Jahre haben wir durchlebt! erſt zehn Jahre der Wildheit der Verruchtheit der Verblendung und Bethörung, dann zehen Jahre der Knechtſchaft und Tyrannei, wie Europa in Jahrtauſenden nicht geſehen hat. Wo iſt der Mann, welcher dreißig oder vierzig Jahre gelebt hat, ja wo iſt der Knabe und Säugling, der die fürchterliche Zeit nicht gefühlt hätte? Wie viel zerſtörtes Glück wie viele entweihte Gerechtigkeit wie viele geſchändete Tugend! wie viele Sterbliche haben in dieſen Tagen des Unheils auf blutigen Schlachtfeldern durch das Eiſen oder auf den Schwellen ihrer Häuſer oder an den Flammen ihrer Herde durch Gewalt oder auf jammervollen Siechbetten durch Seuchen durch Gram durch Verzweiflung ihre Augen geſchloſſen! wie vielen derer, die noch übrig ſind, haben die Gräuel, die ſie ſahen und erlitten, die Herzen ſo erkältet und verſteint, daß ſie ſich für die heitere Freude und für den lichten Sonnenſchein des Glücks nimmer wieder aufſchließen und erweichen werden! Dieſe Zeit, die alle Ordnung der Welt und der Geſellſchaft umzukehren drohete, riß mehrere Stufen der menſchlichen Alter ganz hinweg: die Menſchen, welche nicht kräftig genug waren durch Hoffnung und Zorn mit einzugreifen zu wagen, welche aber noch kräftig genug waren den allgemeinen Jammer und die ſchändliche Schmach zu empfinden und zu verſtehen, die meiſten Menſchen zwiſchen dem fünfundfunfzigſten und ſiebenzigſten Lebensjahre ſind geſchwind weggeräumt und um den letzten milden Abendſonnenſchein des Lebens betrogen worden. Viele von uns beweinen geliebte Aeltern mit dem bittern Gefühl, daß wir ihnen die ſüßeſte Schuld von allen, die Schuld der kindlichen Dankbarkeit, nicht haben bezahlen können. Nur die noch nichts verſtanden oder die nicht mehr fühlten, die Säuglinge in der Wiege die Greiſe die ſich überreif zum Grabe neigten, ſind in dieſen Tagen die Glücklichen geweſen, wenn ſie nicht haben hungern müſſen. Wir anderen alle ſind um den ſchönſten Theil unſerer Jugend betrogen, freudenlos thatenlos zuletzt faſt ehrlos viele leblos und geiſtlos, — denn der Menſch ſucht in der Betäubung ſeinen Troſt — dieſe letzten nicht die unglücklichſten. Wir ſind frühe alt geworden, wir ſind Greiſe geworden und nicht Jünglinge geweſen. O wenn uns bloß die Locken zehen oder funfzehen Jahre zu früh grau geworden wären! wie vielen ſind auch die Herzen ergrauet! Jenes Zeitalter wollte der Fürchterliche, der ſich unſrer Herrſchaft anmaßte, uns bereiten, in welchem die Römer unter Nero und Domitianus in Furcht und Angſt zittern mußten und wovon Tacitus, als er unter Nerva und Trajanus wieder denken und ſprechen durfte, in ſeinem Leben des Agricola in folgenden Worten ſpricht:

„Wir leſen, daß es dem Arulenus Ruſticus und Herennius Senecio ein Todesverbrechen ward, daß dieſer den „Priscus Helvidius jener den Pätus Thraſea gelobt „hatte, und daß nicht bloß gegen die Verfaſſer ſondern „auch gegen ihre Bücher gewüthet ward, indem an die „Triumvirn der Befehl erging, daß die Denkmäler der „trefflichſten Genien auf den öffentlichen Plätzen verbrannt „werden ſollten. Denn die Tyrannen glaubten, daß durch „jene Flammen die Stimme des Römiſchen Volks der „Freimuth des Senats und das Mitwiſſen des menſchlichen Geſchlechts vernichtet würden; auch wurden alle Lehrer „der Weisheit verjagt und jede Tugend und Kunſt ins „Elend verwieſen, damit ihnen das Edle nirgends in den „Weg träte. Wir haben gewiß ein großes Beiſpiel der Geduld gegeben, und wenn die frühere Zeit in der Freiheit den höchſten Gipfel „ſah, ſo haben wir den höchſten Gipfel der „Knechtſchaft geſehen, ſo daß die Spionereien „uns die Mittheilung durch die Rede und das „Gehör nahmen. Ja Gedächtniß und Sprache „hätten wir verloren, wenn es ſo in unſerer „Gewalt ſtünde zu vergeſſen, als zu ſchweigen. „Jetzt endlich kehrt uns die Beſinnung zurück, und wiewohl der Cäſar Nerva ſogleich bei dem erſten Aufgange „des glückſeligſten Jahrhunderts früher unverträgliche Dinge „vereinigt hat, die Herrſchaft und die Freiheit, und

„Nerva Trajanus die Milde ſeiner Regierung täglich vermehrt
„und die öffentliche Sicherheit ſich nicht nur die
„Hoffnung und den Wunſch ſondern auch die Zuverſicht
„und Macht des Wunſches genommen hat, ſo ſind doch
„durch die Natur der menſchlichen Schwachheit
„die Heilmittel langſamer als die Uebel; und
„wie die Leiber langſam wachſen ſchnell vergehen,
„ſo mag man auch die Geiſter und Wiſſenſchaften
„leichter unterdrücken als wiedererwecken;
„denn es ſchleicht ſich auch die Süßigkeit
„ſogar der Faulheit ein und das anfangs
„verhaßte Nichtsthun wird zuletzt geliebt. Sind
„nicht in dem Ablauf von funfzehen Jahren —
„ein großer Raum des ſterblichen Lebens —
„viele durch ungefähre Zufälle, jeder Kräftigſte
„durch die Grauſamkeit des Herrſchers
„untergegangen? Wenige haben wir gewiſſermaßen
„nicht nur die andern ſondern auch uns
„ſelbſt überlebt, denn aus unſerm Leben ſind
„ſo viele Jahre herausgeriſſen, in welchen wir
„als Jünglinge zum Greiſesalter, als Greiſe
„faſt zu den Gränzmarken des Lebens im ſtummen
„Schweigen gekommen ſind."

Was Tacitus hier klagt, iſt unſere Klage; jener ſchreckliche Zuſtand der Römer unter Domitianus war unſer Zuſtand unter Napoleon. Wir haben uns ſelbſt überlebt, wir ſind Greiſe geworden ohne Jugend. Auch die Folgen des langen Unglücks werden nicht ſobald mit ihren Spuren ausgelöſcht werden. Freilich ſcheinen wir herrlicher aufzuſtehen denn je und die Waffen und die Geiſter zugleich zu ſchütteln; aber von der Peſt, die ſich eingeſchlichen hat, werden in vielen Orten des deutſchen Vaterlandes noch lange die ſchleichenden

Gifte bleiben. Viele Geiſter haben ihre Schnellkraft verloren und mögen ſich nimmer wieder zu der alten Kraft und Freude ſpannen; viele ſind ermattet und verfault; viele andere entwürdigt und beſleckt; ja es ſind auch, welchen die Faulheit der Knechtſchaft das ſtumme Schweigen der Geduld der thieriſche Befehl und der thieriſche Gehorſam und der leichte und ſchwelgeriſche Genuß, den ſie als die dienſtbaren Schergen übermüthiger Satrapen durch Lug und Trug ohne Arbeit an ſich reißen konnten, endlich leicht erworbene Titel und Würden, Preiſe der Schande und des Verbrechens mehr gefallen haben, als ſie deutſchen Seelen hätten gefallen ſollen. Der Freiheit iſt eigen in Armuth glückſelig zu ſeyn, die Sklaverei muß nach Reichthum und Schimmer trachten; wer einmal der Wolluſt und des Goldes Knecht geworden, wird nicht leichtlich wieder erlöſt. Wir wollen uns nicht täuſchen: die bereitwilligen Diener der Fremden, die ſich zur Ausführung jeder Schande und Bosheit gebrauchen ließen, die feilen Seelen, welchen alles gut däuchte, wodurch ſie unter ihnen herrſchen und ihr Volk plagen und verderben konnten, das zahlloſe Geſindel von Dieben und Diebshehlern von Auflaurern und Spähern der Wälſchen, all der ſchmutzige Auswurf unſers Volks, welchen die zierliche Liederlichkeit und die unrechtliche und prahleriſche Großmuth der Franzoſen bequemer und angenehmer ſchien, als deutſcher Ernſt und feſte Gerechtigkeit — weſſen Bruſt faſſet eine ſo weite Hoffnung, daß dieſe bei der neuen Umrollung der europäiſchen Dinge plötzlich treue biedere und redliche deutſche Männer werden ſollten? Eher glaube ich dem Mährchen, daß die garſtigſte Kröte durch eine plötzliche Verwandlung die reitzendſte Prinzeſſin, als daß ein Bube oder Schuft ein Biedermann wird. Funfzehen Jahre und zehen Jahre ſind eine lange Zeit des menſchlichen Lebens: was die Menge erdulden gelernt hat, was viele zuerſt gleichgültig anzuſehen dann lieben gelernt haben, das ſchwindet nicht in einem Augenblick aus den Gemüthern. Alle gemeinſten Leidenſchaften und Begierden alle Laſter und Verbrechen hat der fürchterliche Mann, durch welchen die Tugend und Freiheit mager wurden, mit dem Blute und Vermögen der Menſchen genährt. Dieſe werden die Tage ihres Glücks und ihrer Herrlichkeit wieder zurückwünſchen, ſie werden die Veränderung des europäiſchen Zuſtandes und den Fall des großen Weltbeglückers als ein Unglück der Welt anklagen; und auch bei uns werden wir nach Jahrzehenden noch mit Tacitus ſagen können: man mag die Geiſter leichter unterdrücken als wieder erwecken; die Heilmittel ſind langſamer als die Uebel.

Doch es ſcheint unheilig und iſt vielleicht unheilig die Freude dieſer neuen Zeit ja dieſes neu aufgehenden Jahrhunderts der Freiheit durch traurige Betrachtungen zu ſtören. Wir wenden uns lieber im kindlichen Vertrauen zu jener höchſten Gewalt der Dinge, die ſo viel für uns gethan hat und die auch ferner die Begebenheiten herbeiführen wird, wodurch wir Deutſche als ein würdiges tapferes von allen Flecken rein gewaſchenes und neu geadeltes Volk wieder werden in den Reihen der Geſchichte eintreten können. Gott hat alles gethan, er wird alles thun. O wie viel glücklicher ſind wir, als der große Mann, deſſen Worte ich eben angeführt habe! Der Glanz der römiſchen Tugend war zu ſeiner Zeit vergangen, nur wenige Edle, die ihm glichen, trugen ſie in ihrer tapfern Bruſt. Weil aber draußen im Leben und im Staate alles veraltet abgeſtorben verwelkt und geſchändet war und ſelbſt Männer wie Trajanus das Todte nicht wieder beleben konnten, weil der Jupiter Kapitolinus nicht mehr donnerte die Viktoria nicht mehr leuchtete und das Veſtafeuer nicht mehr in reinen Flammen loderte, weil die ſibylliniſchen Bücher geſchloſſen waren und die Augurien und Auſpicien nicht mehr weiſſagten, ſo legte gerade der einzelne Götterſchatten dieſer Tugend ſich wie ein erhabenes und trauerndes Schickſal, wie ein durch ſtummes Schweigen orakelndes Fatum auf die Außenwelt und ſpiegelte ſein Dunkel wieder in die große Seele zurück, wovon er ausgefloſſen war. Auch uns, den wenigen, die ſich und ihr Zeitalter überlebt haben, dämmerte vor nicht lange noch ein ſolcher furchtbarer Schickſalsſchatten ein ſolcher tragiſcher Widerſchein der beſſeren Seele von den Dingen zurück; es ſchien nur noch die einſame Tugend auf der Erde zu ſeyn, Gott und ſeine Freude ſchien das Menſchengeſchlecht verlaſſen zu haben. Aber jetzt iſt Gott wiedergekommen. In Spanien zuerſt zeigte er ſich nach langer Verdunkelung wieder in freundlicher Geſtalt; er begeiſterte die Palafoxe und Albuquerque, leuchtete um die Fahnen des heiligen Kreuzes und zerſchmetterte die ſtolzen Legionen des Unterdrückers. Darauf erſchien er in Rußland, blies ein ganzes Volk mit Heldenmuth an, ſchürte aus den Aſchen von Smolensk und Moskau die Rachegeiſter auf und vernichtete eine halbe Million Männer, die nicht unter ſeinen Panieren ausgezogen waren. Von da ging er nach Deutſchland, auch wir ſollten ihn wieder als den einzigen Gewaltigen fürchten und anbeten lernen und der früheren Schrecken lachen, womit die teufliſchen Künſte der Lüge unſre ungläubigen Herzen bethört gehalten hatten. Er erfüllte den preußiſchen Herrſcher und das preußiſche Volk mit Vertrauen und Muth und verwandelte in wenigen Monaten die Menſchen ſo, daß die Welt erſtaunt iſt und daß auch die Kleingläubigſten ausgerufen haben: es war Gott und Gottes Kraft, die uns die Siege gegeben haben, wodurch wir freie Menſchen ſind.

Es mögte einigen unzeitig ſcheinen, daß ich dieſes Große und Heilige ſo vorangeſchickt habe, da der Gegenſtand, den ich berühren will, ſolchem nicht gleich iſt; aber ich glaube, man muß jetzt bei jeder Gelegenheit dasjenige zu zeigen ſuchen, was der Geiſt der neuen Weltgeſchichte und der Geiſt der Stunde iſt, worin wir leben. Freilich iſt es durch eine weiſe Ordnung der menſchlichen Natur den Sterblichen nicht gegeben ſich ſelbſt und ihr Zeitalter in völliger Klarheit anzuſchauen — ſie würden nicht handeln, wenn ſie ſich ganz erkenneten, wer ſie ſind und worin ſie ſind — aber daß Viele ungefähr verſtehen lernen, was alle empfinden, dazu ward einigen die Gabe und Luſt die Zeit zu betrachten und ihren verborgenen Gang anzudeuten. Nicht genug aber können die Beſten und Biederſten der Deutſchen, die wünſchen, daß der deutſche Name auch nach Jahrhunderten noch mit Ehren gehört werde, daran erinnert werden, daß es in ihre Hände gegeben iſt, was die künftigen Geſchlechter thun und leiden werden, daß es bei ihnen ſteht, welche Männer ihre Kinder und Enkel nach ihnen ſeyn ſollen. Zwei große Dinge machen die Geſchichte der Völker und ihr Glück und Unglück. Das Erſte und Größte iſt Gott oder die Vorſehung; das Zweite ſind feſte Grundſätze und Lehren der Menſchen. Wir bewundern den Geſetzgeber auf dem Sinai und ſein allen Wechſeln und Zeiten trotzendes Werk; wir bewundern die römiſche Großheit und Gewalt, obgleich wir ſie nicht lieben können: was Schwerdter gewinnen, zerrinnt wie das Blut trocknet, das ſie vergoſſen; nur was der Geiſt will und bauet, iſt das Ewige. Glaube wolle denke immer daſſelbe, denke es dir bis zur gräßlichſten Furchtbarkeit, bis zum tiefſten Abgrund des Verderbens, treibe es in alle Säfte und Adern deines Lebens, treibe es in alle Regungen deines Gefühls hinein — und du ſteheſt über der Welt und ihren Schrecken, du beherrſcheſt die Welt. Ein feſter Sinn macht Hunderttauſende feſt, ein wankender Muth verdirbt Zehntauſende. Durch Fabius Marcellus und Scipio ward Hannibal nicht beſiegt; der Senat in Rom beſiegte ihn ohne Waffen durch das Wort und die Meinung. Attila, den jedes gezückte Eiſen nur verderblicher machte, kehrte vor dem Kreuz und vor den Reliquien des Pabſtes von Rom um. Kaiſer Heinrich der Vierte ſtand unter Kanoſſas Mauern baarfuß vor Gregor dem Siebenten, der keine Heere hatte. Das iſt die Macht der Meinung und der Grundſätze. Dahin müſſen auch wir ſchauen, dies müſſen auch wir uns jetzt aus der Zeit nehmen. Ich will nicht wehmüthig daran erinnern, wie deutſche Genien, die allen Geiſt hatten nur nicht den Geiſt der Tugend, durch ihren Unglauben und ihre Verzweiflung an dem Volke und durch das unverſchämte Bekenntniß dieſes Unglaubens das Volk vielfältiglich geirrt und verführt haben. Sie ruhen ſchon im Staube oder ſie kriechen jetzt in den Staub mit ihrer knechtiſchen Geſinnung. Wie wackere Väter ihren Kinder lehren, ſo laſſet uns dem deutſchen Volke lehren, was deutſche Liebe Treue und Tapferkeit iſt, und ein herrliches und freies deutſches Geſchlecht wird wieder erſtehen. Du biſt gut, du biſt fromm, du biſt ſanftmüthig, du biſt gehorſam, denn du biſt ein Menſch — das lehre ich meinem Sohn, ſo behandle ich ihn, ich erziehe ihn zur Tugend durch den Glauben an die Tugend. Du biſt frei tapfer fromm menſchlich redlich und keuſch, deutſches Volk — das glaubt und bekennet und ſaget es allem Volke und behandelt es als ſolches, und ihr werdet freie fromme tapfere menſchliche keuſche und redliche deutſche Männer ſehen. Was die Beſten glauben und bekennen — das thut die Menge immer — nur müſſen die Beſten immer daſſelbe glauben und bekennen, immer daſſelbe wollen; denn nur das Feſte bauet das Feſte. Die Liebe iſt wie der Frühling, ſie ſchafft und zeugt eine friſche und lebendige Welt; ihre Gewalt iſt unendlich, denn ſie iſt Eins mit Gott. Die Strafe kann nichts ſchaffen, ja ſie vernichtet durch ſich ſelbſt die Gewalt, die ſie hat; das ſollten Deſpoten bedenken, wenn diejenigen denken könnten, die alle Gedanken zerſtören wollen.

Der Gegenſtand, deſſen Behandlung ich mir heute vorgeſetzt habe, iſt in den letzten Jahren genug berührt worden; er betrifft diejenigen beiden Völker, welche in den letzten fünfundzwanzig Jahren die meiſten Zungen und Herzen in Bewegung geſetzt haben: die Engländer und die Franzoſen. Ich will dieſe beiden gewaltigen Kämpfer, welche die Welt wie Erdbeben erſchüttert haben, in ihrer nächſten Beziehung auf uns andere Europäer und dann auch in Beziehung auf mein deutſches Vaterland betrachten. Dieſe Betrachtung wird bloß die Hauptſeiten des großen Gegenſtandes zu berühren ſuchen, theils weil die Zeit zu langen und breiten Unterſuchungen keinen Athem läßt, theils weil man den Menſchen erlauben muß, wenn man die Hauptgedanken hingeworfen hat, ſich das Uebrige hinzuzudenken und die leeren Lücken beliebig auszufüllen. Die Orakel der Sibylla von Kumä weheten in Blättern im Winde umher und doch trugen ſie den ſchweren Inhalt des Schickſals der Welt und jenes gewaltigen Volkes, das in künftigen Jahrhunderten die Welt beherrſchen ſollte. Es ſind viele Dinge, wovon der Philoſophie nichts träumt, am wenigſten der deutſchen Philoſophie. Manches zuckt geſchwind wie Blitze dahin und flattert leicht wie Vögel durch die Luft und kann wie Blitze und Vögel bloß an dem Leuchten und an den Fittichen gewieſen werden. Dies iſt vorzüglich der Fall mit dem, was man politiſche Wahrheiten und Politik überhaupt nennt: zu grob für die Feinſten und zu fein für die Groben ſchwebt und blitzt es in einer Mittelwelt, von welcher man andern nimmer genau die Achſe zeigen kann, worum ſie rollt, noch den Atlas oder Herkules, der ſie auf ſeinen Schultern trägt. Was den tiefſten Grund hat, läßt ſich nicht ergründen. Um die ſo viel geprieſene deutſche Gründlichkeit iſt es oft ein wunderliches Ding; ſie ſinkt leider häufig wie Blei unter, damit ſie nimmer wieder empor komme, und wir haben überhaupt ſo viele bleierne Gelehrte und bleierne Gelehrſamkeit, daß unſre Gold- und Silberminen durch ſie faſt verſchüttet ſind: Jenes Weite und Breite, worauf wir uns häufig ſo viel einbilden, fließt wie Waſſer nach allen Seiten über und iſt gewöhnlich unbeſcheidenen Strömen gleich, die aus ihren Ufern treten und die fruchtbaren Felder mit Sand und Gries bedecken. Alſo wollen wir über die Urtheile dieſer unſerer breiten und gründlichen Laſtträger der Gelehrſamkeit einmal friſch wegſetzen und in der lichten Mittelwelt, worauf wir angeſpielt haben, uns gleich Vogelſchwingen wiegen und den großen Gegenſtand, worauf es ankömmt, mehr beſtreifen als durchdringen. Dies ſollen fliegende Worte ſeyn, die hie und da in ein Ohr klingen und ein Herz rühren und dann mit ſo vielen andern geflügelten Worten in die ewige Vergeſſenheit hinüberflattern. Wenn unter dieſen fliegenden Blättern nur einige ſo ſchwer ſind, daß ſie wie die ſibylliniſchen verdienen von ſinnigen Gemüthern geſammelt und befragt zu werden, ſo ſind wir für das Spiel einiger ledigen Stunden belohnt genug.

Ich deute an, daß die politiſchen Dinge einer Mittelwelt angehören, die zwiſchen der ſchweren irdiſchen und der leichten idealiſchen Welt, bald von der einen bald von der andern gezogen, ſich in kometiſchen Bahnen bewegt und weder ſo gefaßt noch gezeigt werden kann, als die, worauf wir mit den Füßen zu ſtehen meinen und wovon wir doch nach dem Ablauf ſo vieler Jahrtauſende unſers Geſchlechts ſo wenig wiſſen. Von dieſer Mittelwelt iſt nicht leicht zu reden, weil ſo wenige ſind, die für das Leben und die Bedeutung derſelben ein ſicheres Urtheil haben, und weil ſelbſt die Sprache für vieles, was man in Hinſicht derſelben bezeichnen mögte, der Worte mangelt. Es muß nothwendig oft geſchehen, daß hier die einen die Worte zu dick die andern zu dünn nehmen und dem Sprechenden einen ganz andern Sinn unterſchieben, als was er hat ſagen wollen. Die politiſche Welt iſt das ewiglich Wechſelnde und Bewegte des Lebens in der Mitte zwiſchen den geiſtigen und leiblichen Ziehpunkten, unbeſtimmt und unbeſtimmbar wie alles Lebendige und Umrollende, auch in Hinſicht ihres Feſten und Bleibenden nicht ſo dick zu erfaſſen wie Steine, die man hinſetzen, und Klötze, die man behauen kann: ſie iſt ein Gleichniß des Lebens ſelbſt, und wie dieſes bloß durch ſeine Wechſel und Geſtalten erklärlich iſt ſeinen Grund aber ſein eigentliches Selbſt von keinem Sterblichen je erhaſchen läßt, ſo iſt es auch mit dem Politiſchen. Wer nicht durch Ein großes Gefühl, welches der Mittelpunkt ſeines Daſeyns geworden, die Dinge erfaßt, wer nicht durch Einen großen Blick die weiteſten Fernen zu überſchauen und die tiefſten Tiefen zu durchdringen wagt, kurz wer nicht ſo kühn iſt alle einzelnen kleinen Fäden und Stricke zu zerreißen und zu zerhauen und ſich von dem großen Seil, woran Jupiter Himmel und Erde hält, in die Lüfte aufziehen zu laſſen, der mag über das Kleinpolitiſche der Kaffeehäuſer und Kabinette viel klügeln und orakeln lernen, nimmer aber wird ihn ahnen was das iſt, wodurch die Götter zu herrſchen geglaubt werden und wodurch großartige Menſchen herrſchen. Man hat mich wohl und nicht immer mit Unrecht beſchuldigt, ich ſey oft zu heiß — ein Fehler, deſſen man Deutſche ſelten beſchuldigen kann — ich will bei dem Gegenſtande den ich hier behandle, ſuchen nicht zu vergeſſen, daß auch ich mich in der halb idealiſchen Mittelwelt befinde, wo man nicht zu feſt lieben und haſſen ſoll, ich will ſtreben mich von Liebe und Haß nicht wegtreiben zu laſſen und kühl ſeyn, wie man kühl ſeyn kann. Dies wird mir vielleicht gelingen, weil hier mehr von Sachen und Eigenſchaften als von Perſonen und Thaten die Rede ſeyn wird; denn wenn auch von Perſonen geredet wird, ſo werden ſie doch mehr in der Allgemeinheit faſt den Sachen gleich betrachtet, ſie werden mehr als für das Ganze darſtellende und beſtimmende, denn als im Einzelnen wirkende und handelnde betrachtet: Menſchen aber, ſelbſt noch lebende, als Darſteller und Bilder von Völkern und Zeiten genommen, werden angeſchaut, als die da geſtorben ſind, ſie ſind in die Schattenwelt der Geſchichte hinabgezogen oder vielmehr in die hohe Schattenwelt des Ideals hinaufgezogen und Liebe und Zorn haben an ihnen in demſelben Augenblick das Recht verloren.

Wir wollen demnach reden über das Verhältniß Frankreichs und Englands zu Europa und unſerm Vaterlande, wie weit ſo feine Dinge, die unmittelbar in das ganze Leben der Welt überfließen, und die leicht beweglichen und verflatternden Geiſter der verſchiedenen Völker und Zeiten ſich zeigen laſſen; denn das Feinſte werden wir nicht zeigen können, ſondern nur das Aeußerliche und einige Lichtſtreifen des Innerlichen, wodurch von dem tiefer liegenden Verborgenen Einiges errathen werden mag. Damit dieſes Verhältniß einigermaßen erſcheinen könne, müſſen wir die beiden Völker in ihren Verſchiedenheiten einander gegenüber ſtellen, im Allgemeinen auf ihre Geſchichte und ihr Leben hinweiſen und dadurch zu dem Beſondern den Uebergang machen. Dies Beſondere wird die Wirkung betreffen, welche die beiden Völker auf die Geſchichte und Bildung Europens gehabt haben, und endlich werden wir den Einfluß und die

Gewalt berühren müſſen, welche ſie in den letzten zwanzig Jahren auf uns behauptet haben, und den Standpunkt zeigen, auf welchem ſie in der gegenwärtigen Stunde zu uns ſtehen. Wir laſſen bei dieſen Betrachtungen die Schale ſich neigen wohin ſie will; falls ſie ſich auf die Seite der Inſulaner neigen ſollte, der gewöhnlichen Beſchuldigung aus den Tuilerien unbekümmert, daß, wer die Franzoſen nicht über alles erhebt, nothwendig durch engliſches Gold erkauft ſeyn müſſe; uns hat man nie goldene Sporen zu geben bedurft, wir haben immer gemeint, die goldene Wahrheit wiege ſchwerer als Guineen und Napoleonsd'or.

Die gewöhnlichen Eigenſchaften des Franzoſen (wir ſprechen hier und nachher bei den Engländern, wie die meiſten erſcheinen) ſind von einem andern Volke, das als Zuſchauer und Beobachter hinzutritt, leicht aufzufaſſen. Er erſcheint leicht und beweglich an Leib und Seele, iſt luſtig flatterhaft leichtſinnig witzig offen und heftig, leicht in Flammen auflodernd und geſchwind zu Aſchen niederbrennend, nach allem greifend und nichts feſthaltend, ſelbſt alle möglichen Scheine darſtellend und doch ewig von allen möglichen Scheinen betrogen, immer mit der Seele auf der Zunge aber faſt nie mit der Zunge in der Seele; kurz, er iſt ein Bild der raſtloſen Bewegung und des ewigen Wechſels, Wind und Unruhe ſind ſein Element. Weil er ſich und alle ſeine Triebe und Kräfte in einer unaufhörlichen Geſchäftigkeit und Thätigkeit umtreibt und ſo viel er kann mit allen Menſchen und Dingen in Berührung ſetzt, ſo iſt in ihm alles, was ſich auf das Aeußere und die Außenwelt bezieht, ſehr geübt abgeglättet und ausgebildet; eine große Gewandtheit und ſchmiegſame Biegſamkeit in fremde Geſtalten und Weiſen — nicht aber in fremde Geiſter und Gemüther — einzuſpringen; eine ſchmeichelnde Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, wie er ſie nennt, für die kleinen Nichts der Geſellſchaft, worin viele Menſchen das kleinliche und enge Ding ſetzen, was ſie ihr Leben nennen; ein leicht auffaſſender Verſtand für den Mechanismus der Außenwelt und für Menſchen, ſo weit ſie als Inſtrumente zu behandeln und aufzuſtellen ſind; ein ſeltener Takt die Gränzen nicht zu überſchreiten, welchen dieſes unaufhörliche Herumtappen und Herumtaſten an allen Menſchen und Sachen giebt: ein Takt, der oft tiefer Menſchenkenntniß und Karakterkenntniß ähnlich ſieht, da er im Ganzen doch nur was immer äußerlich erſcheint, die Oberfläche und ihre Schatten, und beſonders was aus Lüſten und Mängeln der menſchlichen Natur hervorſpringt, erlauſcht und ergriffen hat. Dieſer Menſch, dieſes leichte luſtige und in tauſend wechſelnden Farben des umrollenden Lebens ſpielende Chamäleon; dieſes wunderbare Ding, das allenthalben und nirgends, das Alles und nichts iſt; dieſer ſo auf alles übergehende und überfließende aber in Weniges eingehende und eindringende Menſch — iſt nicht allein ein geſelliges Weſen, ſondern ein Geſellſchaftsweſen: Geſellſchaftlichkeit das iſt ſein Karakter, allein iſt er nichts, kann er nichts ſeyn, allein verliert er ſogleich faſt das Gefühl des Daſeyns, nur in andern lebt er, nur in der Menge iſt er; ein einſames Ganzes zu ſeyn findet er langweilig und lächerlich, ein geſelliges Theilchen, das bunt und ſchimmernd immer unter andere Theile ſpringt und mit ihnen augenblickliche Zuſammenſetzungen macht, die wie ein Ganzes ausſehen, das liebt er, das will er, das iſt er, das iſt der Franzoſe.

Der Engländer dagegen gemeſſen ernſt ſchwer ſtumm, oft düſter trotzig ſtolz, treu, weder rechts noch links blickend ſondern ſeinen Weg ſtrar vor ſich hingehend, als gäbe es nur Einen Weg in der Welt und Einen Wanderer darauf, ihn ſelbſt; keine Bewegung umſonſt noch ohne ein Ziel; keine Unruhe von andern bemerkt zu werden oder ſich in andern zu ſpiegeln oder gar in andern nur zu leben — doch zuweilen wandelt es ihn an auch den Engländer zeigen zu wollen; er blitzt ſelten, er fährt ſelten auf etwas los, aber wenn er blitzt, ſo donnert es auch, und wann er losbricht, ſo fällt etwas; er brauſt langſam auf und ſinkt langſam nieder; er gelobt wenig und giebt ſchwer die Treue, aber was er gelobt iſt ein Wort, und die Treue hält er weil ſie ſein Glück iſt; nicht alles ergreift er, aber was er ergriffen hat das hält er feſt bis zur Narrheit ja bis zur Raſerei: ſo groß däucht ihm die Tugend der Beſtändigkeit, daß ſelbſt den Irrthum mit wahnſinniger Liebe behaupten das Gemüth noch adele; wie der Franzoſe in Allem iſt und lebt, ſo iſt und lebt der Engländer in Einem oft ſo hartnäckig, daß er Jahre lang nichts anderes ſieht hört ſinnt und denkt als Eines: daher iſt er häufig der Stumme und Verſchloſſene, dem man in Monaten oft nicht ſo viele Worte ablocken kann als dem Franzoſen in Minuten, daher wird Eines, nämlich er ſelbſt, ihm oft das einzige wirkliche Ding in der Welt und daher verſinkt er ſo häufig in den Abgrund ſeines eigenen tiefen Gemüthes und kömmt nimmer wieder in das leicht bewegliche Leben der Außenwelt zurück; Schwärmer Narren und Verrückte hat England von jeher viele gehabt. Der Engländer hat oft zu großen Stolz ihm ſelbſt zu genügen, der Franzoſe haſſet das Selbſt, das auf ihm allein ruhen will; der Engländer kann der Einſeitige, der Franzoſe der Vielſeitige genannt werden: hier iſt die Beſchränkung durch das Zuviel, dort iſt ſie durch das Zuwenig. Durch ſein geſellſchaftliches Talent taſtet der Franzoſe Vieles heraus und gewinnt oft einen Schein idealiſcher Ergründung und gemüthlicher Ergreifung der Dinge;

er ſcheint unendlichen Verſtand zu haben, aber dieſer ſteht immer vor ſeinen beſtimmten Schlagbäumen ſtill und jenſeits derſelben iſt Finſterniß: es ſind keine Uebergänge von Licht und Schatten, es ſind auf ewig geſchiedene Welten; die unruhige und unbeſtändige Flatterhaftigkeit mangelt der begeiſterten Liebe und Treue, welche zu dem Todesſprung in den dunkeln Abgrund der unendlichen Welt der Vernunft allein die Kühnheit geben können. Durch ſeine eiſerne Hartnäckigkeit im Denken und Wollen bricht der Engländer irgendwo durch und mit ihm bricht eine Lichtmaſſe über die Gegenſtände, zu welchen er hinabſteigt; er iſt der verſinkende Phaeton, welchem eine Sonne nachſtürzt; der Franzoſe iſt der gaukelnde Spieler, der ſich Johanniswürmchen als eine Laterne auf den Kopf geſetzt hat. Darum ſcheint der Engländer in Einigem ſicherer, der Franzoſe in Allem gewandter. Der erſte iſt in vielen Dingen wirklich dumm und weiß nichts davon, der zweite weiß von allem etwas; der erſte iſt an den meiſten fremden Stellen anfangs wie verkauft, der Franzoſe iſt ſogleich allenthalben zu Hauſe; der erſte weiß etwas tüchtig, der zweite weiß vieles halb; der erſte kann aber alles lernen, weil er ſich ſelbſt lernen will, der zweite lernt nichts ganz, weil er ihm ſelbſt entflieht; der erſte will immer ein Ganzes ſeyn und wird darüber oft zu einem ſcharfeckigen und ſchroffen Theil, der ſich nirgends einfügt, der zweite will immer Theil ſeyn und ſpringt im ewigen Wechſel ſo viel von einer Fuge in die andere, bis er ſich ſo abreibt, daß er zuletzt wie ein Sonnenſtäubchen weggeblaſen werden kann; der erſte ſchätzt das Wirkliche, was er geſucht und gefunden hat, oft ſo ſehr, daß er die Majeſtät des Scheins nicht genug ehrt, der zweite ſucht von Anfang an ſo ſehr den bloßen Schein, daß der Schein ihm die Sache wird: er ſtellt zuletzt den Schein auf den Schein und den

Schatten auf das Bild und ſpielt ſo lange mit dieſer täuſchenden Gaukelei, bis ſie endlich mit ihm ſpielt; er wird eitel auf Eitelkeit, der Engländer wird eitel auf Stolz.

Doch genug des Spiels, ſonſt ſpielen auch wir zuletzt Scheine aus Scheinen und Schatten aus Bildern heraus. So ungefähr erſcheinen die beiden Völker als Menſchen in ihren größten Gegenſätzen. Wie erſcheinen ſie im Staate als Bürger? was haben ſie geſchaffen und gewirkt bei ſich und bei andern? wohin ging ihr Streben? wohin geht es?

Zuerſt die Franzoſen. Ihr geſellſchaftlicher Karakter iſt auch in ihren politiſchen Einrichtungen und in ihrem ganzen Staatsweſen unverkennbar. Das Spiel mit Scheinen und zu Scheinen hin reicht in vielen kleinen und mittelmäßigen Dingen und Verhältniſſen des gewöhnlichen Menſchenlebens und Weltweſens oft aus, wenigſtens betrügt man ſich oft leichtfertig und leidlich genug um ſein bischen Daſeyn, dem man ein fantaſtiſches Mährchen nachſingen oder einen letzten leichten Sprung nachhüpfen kann; aber der Staat und ſein Weſen iſt ein ſehr tiefes und ernſtes Ding, wo die mittelbaren und unmittelbaren Kräfte der Welt und die himmliſchen und irdiſchen Strebungen und Mächte vielfach gegen einander gewogen und geprüft ſeyn wollen. Damit ein guter und lebendiger Staat werde, ſind zwei Dinge erforderlich: erſtlich ein gewaltiges Streben der Kräfte nach außen hin, ein großer äußerer Reiz zu Thaten, der die Menſchen aus dem Gefühl des Einzelnen und überhaupt aus dem einzelnen Daſeyn herausreiße, zweitens daß die Menſchen, die den Staat ausmachen ſollen, in dem Einzelnen feſt gegründet und in ihnen ſelbſt und ihrer eigenen Natur mit gediegener Schwere ruhend ſeyen — einzelne Bildung jedes Einzelnen aus ſich ſelbſt heraus und dann gemeinſames Streben aller nach Einer Richtung für ein Ganzes, das ſind die unerlaßlichen Erforderniſſe zu einem vollkommenen Staate, zu einem Gemeinweſen, das ein würdiges und menſchliches heißen kann. Eine dieſer nothwendigen Bedingungen geht den Franzoſen völlig ab, die Bildung aus ihnen ſelbſt heraus das Ruhen auf der eigenen Kraft: ſie ſind nur in andern. Wenn man dieſe ihre Eigenheit nun an die Idee des Staats hält, ſo werden ſie wie Würmer und Inſekten erfunden, die immer unter einander kriechen und wurmen müſſen, wie Ameiſen und Bienen; und ihr Staat muß ein Bienenſtaat werden, d. h. ein Staat des wurmartigen Gehorſams in Deſpotien: ſie müſſen einen Weiſer haben und, wie er aufſliegt, ihm nachſchwärmen — das iſt eine Nothwendigkeit ihrer Natur. Ihre Geſchichte weiſt dies auch und hat es in unſern Tagen wieder gewieſen; ja ihr jüngſter Herr hat anſpielend die Bienen ſogar ins franzöſiſche Wappen gebracht. Auch bei ihnen — wie ſie denn geſchwind feuerfangend und auflodernd ſind — hat es von Zeit zu Zeit nicht an Verſuchen gefehlt ſich einen ordentlichen Staat einzurichten; aber dieſe Verſuche ſind immer durch Uebertreibung und Unmäßigkeit geſcheitert, es hat ihnen immer die hemmende Schwerkraft gefehlt: ſie haben eine Zeitlang mit Scheinen und Klängen geſpielt und dann iſt die Sache geblieben, wie ſie war, oder gar in das Schlimmere verſunken. Man muß bei der Betrachtung der franzöſiſchen Geſchichte dieſe Gaukelei mit dem Schein und dieſe Verblendung durch den Schein überhaupt nie vergeſſen, weil alles ihr Größtes und Kleinſtes nur dadurch erklärlich iſt. Für Augenblicke leuchtet es oft hell auf in ihrer Geſchichte, aber es ſind immer Sternſchnuppen, die zerfliegen, oder Meteore, die mit einem leeren Knall zerplatzen aber ſelten als Blitze zünden oder als Sonnen wärmen. Dieſes Volk, das ſich durch die unaufhörliche Uebung und Umrollung des

Aeußerlichen und in dem Aeußerlichen auf der Oberfläche der Dinge das verſtändigſte Volk Europens nennt und es in dem Kleinen unſtreitig iſt, hat doch häufig die wunderlichſten und tollſten Fantaſieſprünge gemacht, eben weil ihr Verſtand ihrer Fantaſie nicht gewachſen war oder vielmehr weil der Verſtand der Fantaſie nie gewachſen iſt, die mit ihm immer durchgehen muß und nur durch die Vernunft geleitet und gezügelt werden kann. Die Franzoſen können Vieles verſtehen aber Weniges vernehmen; ſie haben mit der Fantaſie oft das Größte und Edelſte erfaßt, aber haben es immer bald zu dem Kleinſten und Gemeinſten verſinken laſſen, weil ſie des Maaßes mangelten, das es tragen konnte; ja die größten Gräuel haben ſie durch dieſe Fantaſie begangen und ungeſtraft vor ihren Augen begehen laſſen, ohne daß ſie dabei ſo große Schuld hatten, als andere ernſtere und beſtändigere Volker in ähnlichen Fällen gehabt haben würden. Die Kreuzzüge der Mord der Tempelherren die Bartholomäusnacht die Fronde die Dragonaden Ludwigs des Vierzehnten die jüngſte Revolution — was ſoll ich noch mehr nennen? Oft große Gründe und große Anfänge der Dinge und ein kleines und unſeliges Ende.

Weil ſie alſo immer unſtät wankelliſch und unruhig ſind, ſo müſſen ſie gleich Würmern durch einen inſtinktartigen Gehorſam zuſammengehalten und gezügelt werden, ſie müſſen Einen haben, dem ſie blind gehorchen: wer nicht ruhig ſeyn kann, kann nicht frei ſeyn. Es wird alſo, wenn nicht außerordentliche Weltbegebenheiten das Ungewöhnlichſte und Außerordentlichſte herbeiführen, alle ihre Bewegung nach außen hin nicht aus ihnen ſelbſt entſpringen, ſondern von dem Weiſer abhangen. Man nannte vormals die Franzoſen mit Recht ein königiſches Volk und den König von Frankreich den rechten König; daher das deutſche Sprichwort. leben wie der König von Frankreich. Iſt in dieſem allmächtigen Bienenweiſer ein Geiſt der Unruhe und Herrſchſucht, ſo mögen die Nachbarn „ſich vor dem wilden Gewürm und Geſchwürm hüten; denn es iſt nichts was ſie hemme und zurückhalte. Die Franzoſen haben unter muthigen und kriegeriſchen Fürſten mehr als irgend ein Volk den Karakter von Eroberern und werden ihn immer haben. Ihre Beweglichkeit macht ihnen den Krieg luſtig und ihr Leichtſinn die Plagen und Gefahren gleichgültig; die Wahnehre und die geſellſchaftliche Meinung, die ihre höchſte Tugend iſt, macht ſie tapfer und heldenmüthig, oft faſt denen gleich, die für die höchſten Güter der Menſchheit ſtreiten. Auch haben ſie, ſo alt ihre Geſchichte iſt, ihre Nachbarn immer beunruhigt und ſie plündern und unterdrücken wollen; Freiheit aber und Bürgerlichkeit und die ewigen Grundſätze des Rechts haben ihre Nachbarn nie von ihnen erhalten, noch durch die traurige Gemeinſchaft, worin Kriege und Eroberungsverſuche ſie mit ihnen ſetzten, von ihnen lernen können: wo Einer willkürlich gebietet, da können Lehren und Muſter der Verfaſſungen ſelten geholt werden.

Alſo der Karakter der Franzoſen als Bürger iſt der Karakter von Inſekten, dieſes in dem natürlichſten Sinn genommen. Sie erfüllen die Beſtimmung ihrer Natur, wenn ſie ſind, wie Gott ſie gemacht hat, und haben bloß darin Unrecht gehabt, daß ſie ihnen ſelbſt und uns andern oft etwas vorfantaſirt haben. Die Idee des Gehorſams iſt auch in ihren ordentlichen Zeiten, wo ſie nicht durch ungeheure Revolutionen aus ihrer Bahn geriſſen werden, die höchſte Idee: vormals der Idee jeder Ehre und Tugend gleich. Der Franzoſe war ſonſt ganz in ſeinem Könige, dieſer war ſein irdiſcher Gott; doch hat Napoleon darum nicht Recht gehabt in ſeinen Deſpotenkatechismus die gottesläſterlichen Worte zu ſetzen: den Kaiſer verehren und Gott anbeten iſt Ein Dienſt. Der Franzoſen geſellſchaftlicher Karakter und ihr Bienengehorſam gegen den Weiſer — das ſind die beiden Hauptſchlüſſel zur Erklärung aller Erſcheinungen ihrer Geſchichte ihres Lebens und ihrer Literatur. Das Schimmernde und Abgeſchliffene der Geſellſchaftlichkeit haben ſie mit der Idee ihres Königs und des Glanzes und der Majeſtät ſeines Königthums zuſammengemiſcht und daraus jenes gebildet, was in den drei Worten Höfling Höflichkeit und Höfiſchheit ſich ausſpricht. Der Franzoſe als Bürger und Menſch iſt Höfling oder will wenigſtens Höfling ſeyn. Ich nehme hier das Wort in dem rechten und edlen Sinn, wo Höfling mit Königsdiener und Königsfreund eins iſt und keine verächtliche Nebenbedeutung enthält. Das Ideal eines gebildeten Franzoſen iſt der Karakter eines Höflings; in dem Streben nach dieſem Ideal bringen es manche durch Unvollkommenheit ihrer Natur und Ungunſt ihrer Verhältniſſe natürlich nur bis zum Hoflakaien oder Kammerdiener. Jeder Franzoſe ſoll daher kraft dieſer Anſprüche höflich ſeyn und Höflichkeit üben. Dies trieben ſie vor der Revolution noch bis zum höchſten Grade und werden es künftig wieder thun. Die Fremden, ihrer Art und beſonders der Quelle dieſer Höflichkeit unwiſſend, haben ſie hier oft der Falſchheit und Lüge beſchuldigt, wo keine iſt; ſie wollten und konnten nicht begreifen, daß des Franzoſen Weſen der Schein iſt, daß er ſein Lebenlang nach der Darſtellung des höchſten äußeren Scheins, des idealiſchen Hofſcheins trachtet, daß er ſich Göttern und Königen gleich ſtellt, die alle Gebete und Wünſche der Sterblichen freilich nicht erhören können, doch aber immer gedacht werden, als entlaſſen ſie die Bittenden freundlich und winken ihnen mit

Hoffnungen und Scheinen aus der Ferne. Die Fremden nehmen für Wirklichkeit, was bei dem Franzoſen bloße Darſtellung und zwar bewußte und geſellſchaftlich angenommene Darſtellung iſt; daher verlangen ſie für den Schein Thaten und für die Worte Treue. Sie haben Unrecht und werden mit dem Franzoſen immer Unrecht haben. Er bezahlt ſich ſelbſt damit wie mit einer Wirklichkeit und iſt zufrieden; wie kann denn der Fremde mehr verlangen? wie kann er leichte Wechſel, die bloß durch eine geſellſchaftliche Uebereinkunft als eine angenehme Täuſchung für den Augenblick ausgeſtellt werden und nachher nichts mehr bedeuten ſollen als leeres Papier, in baares Geld verwandeln wollen? Ein veredelter franzöſiſcher Karakter, der den höchſten Gipfel jener Tugend erlangt hatte, worin dem Franzoſen alles beſchloſſen liegt, war ein höfiſcher, er hatte Höfiſchheit: ein altes vergeſſenes deutſches Wort, das ich wieder aufnehmen muß. Dieſe Höfiſchheit nannte er mit verſchiedenen Schattirungen courtoisie galanterie esprit de chevalerie und alles Edle und Hohe war in dieſen Namen eingefaßt.

Einen Beweis der Richtigkeit dieſer Grundlinien des franzöſiſchen Menſchenlebens und Bürgerweſens giebt ihre Geſchichte. Es iſt in ihr wenig Einzelnhervortretendes wenig Unmittelbares und Allgemeines, ſo daß es aus dem Volke oder Menſchheit, die als ſolche gedacht werden, hervorgehe; ſondern auch die größten franzöſiſchen Menſchen und Begebenheiten hangen an den Fäden geſellſchaftlicher und höfiſcher Verhältniſſe. Im Ganzen iſt die franzöſiſche Geſchichte daher eine Geſchichte des Hofes und der Hauptſtadt. Selbſt die jüngſte gräuelvolle Revolution verläugnet dieſen Karakter nicht.

Daſſelbe gilt von der franzöſiſchen Kunſt und Literatur. Es iſt eine Kunſt und Literatur nicht des idealiſchen und olympiſchen Scheins, wo die Götter und Geiſter im Glanze wohnen, ſondern des kleinen Scheins, wozu der Franzoſe ſein Leben verſpielt hat. Dieſem Schein hat der Franzoſe durch die Spiegelglätte der Geſelligkeit und durch eine gewiſſe Beweglichkeit des Witzes einen Glanz zu geben gewußt, welcher Glasperlen oft für oſtindiſche Perlen verkauft. Aber die Kunſt kann nicht lange in der unſeligen Mitte ſchweben, worin das gewöhnliche Leben wandelt, ſey dieſe Mitte auch durch die täuſchendſten Scheine idealiſirt: ſie will entweder die olympiſchen Götter oder die reinen Menſchen, die auch Götter ſind, ſie will die Urgeſtalten des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Fantaſie, und dieſe kann ein Volk nicht mehr empfangen, das nicht Zeit hat die Götter zu erkennen, die nur den Einſamen beſuchen, und nicht Kraft noch Einfalt hat den Urmenſchen zu erblicken, der nur den Starken und Einfältigen nicht beſchämt. Hier iſt ihnen vorzüglich begegnet was ich oben ſagte: ſie haben Scheine auf Scheine geſtellt. Ich weiß es nicht klarer auszudrücken.

Aber möge einer mir ſagen, wenn dem ſo iſt, wenn hier ein kümmerliches Taſchenſpiel der Fantaſie geſpielt wird, wenn dieſer Schimmer und Schein in ihrer Kunſt und Literatur eine künſtlich angeblaſene Begeiſterung iſt, die weder die höchſte Kunſt erfliegt noch zur einfältigſten Natur hinabſteigt, welche beide ſich an ihren Enden nothwendig begegnen müſſen, wie hat es denn geſchehen können, daß dieſer Schein in ſeinen Wirkungen ſo allmächtig geweſen iſt und daß wir Europäer zwei Jahrhunderte geglaubt haben, nur das Franzöſiſche ſey das Kunſtreiche Gebildete Menſchliche und Schöne? Was ſo geherrſcht hat wie das Franzöſiſche, nicht durch die Gewalt der Waffen ſondern durch die ſtille Gewalt der Sprache Sitten Künſte und Wiſſenſchaften, mußte etwas Treffliches und Herrliches in ſich haben, es mußte eine Vorzüglichkeit haben, die den andern mangelte. Denn daß die Fremden Jahre lang geblendet und getäuſcht ſeyn konnten, geſtehe ich zu; aber eine Täuſchung und Verblendung von Jahrhunderten weiſt auf eine große Wirklichkeit hin.

Ganz recht. Die Franzoſen hatten allerdings das große Herrliche und Wirkliche; aber dieſes war darum nicht nothwendig auch das Vollendete und Vortreffliche. Wir, die der Erfüllung der drei letzten Jahrhunderte ſeit Luthers Reformation nahe ſind, können jetzt ziemlich begreifen, was unſern Großvätern und Vätern widerfahren iſt und widerfahren mußte: die jüngſte Geſchichte hat alle Rollen dieſer Jahrhunderte wie einen Teppich vor uns ausgebreitet; wer Augen hat zu leſen, kann ſie verſtehen. Mit der Reformation trat das logiſche und dialektiſche Zeitalter ein, welches die letzten Streite zwiſchen dem Verſtande und der Vernunft vermitteln, die Verſuche und Anſprüche des Verſtandes, der Vernunft ſeyn will, zeigen und jedem ſein gebührliches Gebiet abmarken ſollte. Ein ſolches Zeitalter konnte kein Zeitalter hoher Idealität heroiſchen Lebens und olympiſcher Kunſt ſeyn, weil der arme und nüchterne Verſtand, welcher darin herrſchen ſollte, das Höchſte und Ueberſchwängliche, was nur im Reiche der Vernunft angeſchaut und vernommen werden kann, zu ſeiner Erde hinabzog und es dort mit ſeinem kleinen Maaße zu meſſen meinte. Daher verſtummten ſeit dieſer Zeit auch einige Völker in der europäiſchen Weltgeſchichte, welche nicht in dem Einzelnen und Abgeriſſenen leben ſondern nur in der Fülle des ganzen Gemüthes blühen können: die Italiäner und Spanier. Ihre Epoche war geſchloſſen, wie dieſe Epoche begann; bald wird die Zeit kommen, wo ſie wieder zum Leben erwachen werden. Dem Norden Europens fiel die

Verarbeitung dieſer drei Jahrhunderte zu, deren letzte trübe und blutige Hefen wir getrunken haben und noch trinken müſſen. Vor allen aber bemächtigte ſich dieſer Zeit, weil ſie ſeine Zeit war, der Franzoſe, der in der Region des Verſtandes heimiſch iſt und deſſen Stärke in dem Dialektiſchen und Logiſchen liegt. Er gewann über die andern das Uebergewicht, worüber ſo viel geſcholten und geklagt iſt, und ſie erkannten ſeinen Vorrang an, theils weil der Geiſt, der gerade in der Zeit lebt, eine nothwendige unſichtbare Herrſchaft über alles üben muß, theils auch weil das Künſtleriſche Gemüthliche und Idealiſche, was früher in ihnen geblüht hatte, von ſelbſt abgeſtanden war, als das grübleriſche klaubende und haarſpaltende Zeitalter des Verſtandes begann. Da ſie nichts Herrliches und Lebendiges hatten, ſo mußte ihnen das Leben, das in den Franzoſen war, natürlich das Höchſte ſcheinen, um ſo mehr, da der Franzoſe, für welchen dieſes Zeitalter ein lebendiges war, allen ſeinen Spielen und Scheinen etwas gegeben hatte, das faſt idealiſch ausſah. Denn die Götter und Geiſter freilich konnte der leichte Gaukler, der im Kleinen und Luſtigen oft recht anmuthig war, nie in ſeine enge Welt hinabziehen: die laſſen ſich nur von denen laden, welche die gewaltigen Schlüſſel der Tiefen und Höhen haben. Hiedurch, am meiſten durch das Allmächtige, welches unſichtbar und von wenigen vernommen durch die Zeiten hinwandelt, herrſchten die Franzoſen und bildeten ihnen ſelbſt und andern ein, es ſey nur Eine Kunſt Ein Leben Eine Bildung Eine Art, die franzöſiſche; ja ſo übermüthig wurden ſie, daß ſie zweifelten, ob die Griechen und Römer mit dem Zeitalter ihres Ludwigs des Vierzehnten zu vergleichen ſeyen und ob etwas bedeute, was die Italiäner Spanier und Engländer vor zwei drei Jahrhunderten in den bildenden und redenden Künſten gewagt hatten. Die Menge der

Europäer lallete ihnen ihre Urtheile nach und äffte ihnen in ſteifer verzierter und kümmerlicher Knechtſchaft nach; denn die Leichtigkeit und Beweglichkeit, womit die Franzoſen zugleich alles und nichts ſind, konnten ſie doch nicht erreichen.

Dieſe Franzoſenwuth, die in ganz Europa herrſchte und in manchen Ländern noch ungebührlich herrſcht, dieſe traurige Aeſſerei, wodurch die trefflichſten und kräftigſten Völker ihre eigenen Gaben und Tugenden vertändelten und was in den Franzoſen Leichtes und Gefälliges iſt doch nicht gewannen, wodurch Sprache Sitte Kunſt ja ſelbſt die Verfaſſung und Freiheit in vielen Ländern verdorben und zerrüttet ward, kann man an ſich weder loben noch tadeln; am wenigſten kann man die Franzoſen dafür in Anſpruch nehmen: höchſtens kann man ihre Eitelkeit und Prahlerei ſchelten, daß ſie meinten und laut bekannten, ſie ſeyen die Erſten und Unübertrefflichen. Uebrigens haben ſie den andern nichts aufgedrungen. Aber wenn wir Rechnung halten über die Wirkungen der Franzoſen auf uns und über ihre Verdienſte um uns, ſo können wir uns freilich deſſen, was ſie uns gebracht haben, weder tröſten noch loben. Schon das franzöſiſche Leben, weil des Volks Karakter ganz ein geſellſchaftlicher iſt, heißt Manier und Uebereinkunſt, wie die Geſellſchaft ſie gebiert. Dieſes wunderſame franzöſiſche Weſen ward durch die ihnen angeborne Leichtigkeit und Lebendigkeit äußerlich doch oft anmuthig abgeglättet und verziert, und erhielt durch die tauſend Scheine, womit ſie ſpielen können, einen Anſtrich von Geiſtesfreiheit und Genialität, der anfangs täuſchen konnte. Bei den Fremden aber, die den Franzoſen äffiſch nachſtümperten, blieb es eine todte und kalte Manier und Uebereinkunſt und erſchuf in den Sitten und Weiſen eine lächerliche Aeſſerei und in der Kunſt eine froſtige und ſteife Nüchternheit und Abgemeſſenheit, vor welchen alle Muſen und Apolle ſich auf ihrem Pegaſus ſo geſchwind und ſo weit als möglich entſchwangen. Was die Engländer Deutſchen Schweden und andere Völker Racine und Boileau Voltaire und Crebillon nachfranzöſirt haben, mögen ſie ohne Gewiſſensbiſſe zuſammen auf Einen großen Scheiterhaufen werfen und verbrennen; es iſt Stoff für die ewige Vergeſſenheit.

So ward Leben und Kunſt in Europa eine ſteife und lächerliche Maniererei, die lebendigen Geiſter der Völker wurden in Zwangſtiefeln geſchnürt oder mußten auf Stelzen treten lernen, worauf ſie ſich nicht ſchwingen konnten. Dieſer Schaden mogte der kleinſte ſeyn, ſchlimmer und verderblicher war das fremde Uebel für die Sitten. Zuerſt wann die Geiſter eines Volks erſtarren und nicht im eigenen kräftigen Leben blühen, ſo verlernen alle kühne und muthige Triebe den olympiſchen Götterflug. Aber ſie können ihrer Natur nach nicht faul ſeyn; ſie müſſen ſich doch regen und bewegen; wenn das Große und Hohe ihnen verſagt iſt, werfen ſie ſich auf das Kleine und Gemeine. Auch daher iſt Unſitte und Unzucht gekommen, daß die Menſchen nichts Herrliches und Gewaltiges hatten, womit ſie das Fliegende und Aetheriſche des Gemüthes beſchäftigen konnten. Zweitens zerbricht jede Aefferei mit dem Fremden und Ausländiſchen die Kraft der eigenen Art und Tugend; denn jedem Volke iſt nur gegeben in eigener Art und Kunſt groß zu ſeyn; wer das Eigene verachtet oder nicht achtet, der verliert auch das Maaß für alles Schöne und Gute und iſt der Wildheit und Leidenſchaftlichkeit der Triebe hingegeben. Drittens war in dem Leichten und Beweglichen des Franzoſen eine große Gefahr für die Sitten und ihre ſtrenge Zucht. Dieſes Leichte und Bewegliche iſt bei ihm nicht immer das Leichtfertige und Liederliche — es giebt auch bei ihm feſte ſittliche und keuſche Menſchen — es wird dies aber leicht bei nervlichen Menſchen. Der mehr nach dem Süden hin wohnende Menſch hat größere Schnellkraft, er kann viele Schwingungen hin und her machen und ſchwingt ſich von Zeit immer wieder in ſeine ruhige Lage zurück. Der Nordländer ruht mehr auf einer gewiſſen angebornen Schwere, welche man immer einen Mangel nennen mag, worin aber ſeine ſchönſten Tugenden verſchloſſen ſind und welche er alſo nicht ſo ſehr bewegen darf. Setzt er dieſe Schwere in Schwingung, ſo treibt ihre Gewalt ihn oft kometiſch auf immer aus ſeiner Bahn heraus und er mag ſie nicht leicht wieder zur Ruhe bringen; er darf nicht flattern und fliegen wie ſüdliche Menſchen, weil er auf dieſe Weiſe ſein Trefflichſtes und Schönſtes leicht verflattert und verſpielt. O die ernſten und feſten Schweden Deutſchen und Engländer wie lächerliche Dinger, wenn ſie den Franzoſen gleich beweglich ſeyn wollen! und wie ſchwächliche und ſchlechte Dinger endlich!

Dies haben die Franzoſen den Europäern gebracht, dies uns Deutſchen faſt am meiſten, weil wir ihre nächſten und zugänglichſten Nachbarn ſind. Die Italiäner und Spanier rettete eine mächtige Natur und eine gediegene Beſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Karakters und ein uralter Widerwille gegen das Franzöſiſche mehr vor der Aefferei, obgleich auch ſie ihren Zins haben bezahlen müſſen. Wir, wie ungleich wir den Franzoſen äußerlich auch ſind und wie wenig Anlage wir auch haben ihr Leichtes und Spielendes nachzuahmen, haben mit ihnen doch eine gewiſſe Neigung zur Empfindſamkeit und zur Verzierung der Sünde und Eitelkeit kurz eine gewiſſe Halbheit des Karakters gemein, die ſich andern leichter als recht hingeben will; daher vertheidigten wir uns auch gegen ſie nicht genug. So kam uns denn Steifheit und Erſtarrung und Verkünſtelung in Sitte und Kunſt von der Seine her, eine weiche Weinerlichkeit eine ſündliche Erbärmlichkeit eine Tändelei und Ziererei mit Gefühlen, die nicht germaniſche Gefühle waren und die auf die Verderbniß unſers Weſens und Karakters viel ſchlimmer wirkten, als die offenſte und unverſchämteſte Sünde hätte thun können; in den Sitten Schlaffheit Wankelmuth Unzucht. Man nannte Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit, was unſern Vorfahren Laſter geheißen hatte; über die Weiſen und Tugenden unſerer Väter, ſelbſt über Gott lernten wir lachen. Dies Uebel von der Seine kam uns nicht durch die Schuld der Franzoſen, ſondern durch die Schuld des Zeitalters und durch unſre Thorheit. Was die Sitten verdirbt, zerrüttet zuerſt die Häuſer, dann den Staat. Durch die Buhlerei und Aefferei mit dem Fremden ward das Vaterländiſche und Deutſche, was unſern wunderſamen Staat, welcher Kaiſer und Reich hieß, durch Gewohnheit und Wahn noch erhalten und verbunden hatte, immer mehr geſchwächt und vertilgt; die deutſche Treue und Liebe verſchwand aus den Herzen, ſo wie das Eigenthümliche und Volksthümliche verſpielt und vertändelt ward. Wir ſchwatzten und klügelten, wo unſere Väter handelten und ergrimmten; wir ſpotteten deſſen, wovor unſere Väter angebetet hatten; wir waren keine Deutſche, wir waren kein Volk mehr; wir waren durch die Verachtung und Aufgebung des Eigenen Allem und Nichts ähnlich: uns mußte zuletzt nothwendig geſchehen, was wir in den jüngſten Jahrzehenden gelitten haben. Alſo dies auch haben wir von unſern Nachbarn, die ſich rühmen, ſie haben uns gebildet und aus Barbaren Menſchen gemacht — alle dieſe Plagen und dazu noch die Plage, daß die unruhigen Geſellen uns immer haben erobern und unterjochen wollen. Daß ſie als Staat durch weiſere Geſetze und Verfaſſungen uns nichts haben geben können, iſt oben angedeutet.

Jetzt zwei Worte über den Engländer, über ſeine Art und Weiſe und über ſeine Beſtimmung für die Weltgeſchichte und ſein Verhältniß zum feſten Lande.

Ich habe oben, ſo weit die feinſten Unterſchiede und Aehnlichkeiten ſich zeigen laſſen, zu zeigen verſucht, wie die Franzoſen und Engländer als Menſchen einander gegenüber ſtehen. Gerade ſo, man mögte ſagen noch mehr, ſtehen ſie einander als Bürger gegenüber. Der Engländer als Menſch ſtrebt ſich auch ſchroff und trotzig auf mächtiger Perſönlichkeit zu begründen; der Franzoſe trachtet nach Vielſeitigkeit ja Allſeitigkeit, ſo weit ein zufälliges All um ihn her rollt, denn nach dem allgemeinen All greift er nicht: er trachtet nach einer vielſeitigen Perſönlichkeit, ſo daß er nicht ſowohl Eine Perſon als alle Perſonen ſeyn mögte; er zerſtückelt und zerreißt ſich für andere. Jeder Engländer iſt ein ſchwerer und derber Theil, den man faſt ein Ganzes nennen mögte, dieſer ein leichtes und ſchimmerndes Theilchen eines Ganzen. Ich ſagte oben was die Bedingungen ſind, wodurch ein vollkommener und rechter Staat werden könne: gediegene Begründung und Ausbildung der Menſchen in ihnen ſelbſt und aus ihnen ſelbſt und eine lebendige Anziehung und Neigung zur Thätigkeit nach außen hin. Die Engländer hatten das Erſte durch ihr Gemüth, das Zweite gab ihnen das muthige Element des Meers, deſſen freies und friſches Leben Verweichlichung und Verfaulung unmöglich macht. Daher findet man bei den Engländern von den Anfängen ihrer Geſchichte her das Streben, daß jeder einzeln für ſich nicht nur Menſch ſondern auch Bürger ſeyn will: das Entgegengeſetzte des Inſektenvolks und Inſektenſtaats, das Freie und Republikaniſche. Dieſe Menſchen haben weiſe Geſetze und Verfaſſungen zu ſchaffen und die geſchaffenen zu behaupten gewußt; wie ſie in ihnen feſt begründet ſind, ſo haben ſie ihr Gemeinweſen felſenfeſt gebaut und dann als den höchſten Glanz einen König über alles geſetzt, der auch gewaltig gebietet: aber zwiſchen ihm und dem Volke ſteht ein Heiligthum, das Geſetz heißt und das zu überſchreiten beide mit gleicher Ehrfurcht ſcheuen. Weil der Franzoſe immer perſönlich aber doch nimmer ganz Perſon ſeyn will, ſo iſt er am Ende nichts. Es iſt herrlich auf dem großen Eigenen ruhen und ſich darin ſpiegeln, weil man zugleich in den Spiegel Gottes und der Welt ſieht; aber es giebt etwas größeres Allgemeines, welchem man ſich auch hingeben muß, wenn man das Schönſte und Herrlichſte des Eigenen und Einzelnen begreifen will. Wer ſich aber immer in dem kleinen Eigenen oder Fremden ſpiegelt und allem Allgemeinen und der Betrachtung deſſelben entflieht, der muß zuletzt eitel, dumm und knechtiſch werden. Weil die Engländer reiche und volle Perſönlichkeit hatten, ſo haben ſie die Kraft gehabt ſich einer Sache hinzugeben und ſich in ihr zu verlieren: der Staat und das Geſetz iſt ihr Höchſtes geworden. Wie ſehr jeder tüchtige und geſcheidte Engländer als ein eigenes Weſen als eine einzelne auf ſich ruhende Perſon ausſieht, ſo ſehr hat er doch ein allgemeines Gepräge, welches man das Gepräge des Republikaners oder vielmehr des Bürgers nennen mögte. Will man die grellſten Unterſchiede von drei großen Völkern auf drei Worte zuſammenziehen, ſo kann man ſagen: der Franzoſe will Höfling der Engländer Bürger der Deutſche Menſch ſeyn. Der mittelſte von den Dreien geht am ſicherſten; denn wie ſchlecht man ſich ſtehen kann, wenn man über dem Trachten nach dem Höfling und Menſchen dem Bürger vorbeiläuft, das hat die franzöſiſche und deutſche Geſchichte ſattſam bewieſen. Dieſes Gepräge des Engländers als Bürger iſt ſo allgemein, daß es vom erſten

Lord bis zum unterſten Kohlenträger erſcheint: Beſcheidenheit liegt neben den Stolz, Gehorſam neben dem Befehl; man kann es nicht näher beſchreiben, aber man ſieht es. Der Engländer iſt der Menſch des Geſetzes, der Franzoſe will der Menſch der freien Triebe ſeyn; er nennt das jetzt Freiheit.

Wie dieſer Geiſt der Bürgerlichkeit geworden und das engliſche Gemeinweſen entſtanden iſt, das iſt eines der würdigſten und belohnendſten Studien der Weltgeſchichte. Wenn man die Wechſel und Begebenheiten und die Folgen und Ausſprünge der engliſchen Geſchichte durch die Jahrhunderte verfolgt, wenn man die große Weltwirkſamkeit und Weltthätigkeit des freien und tapfern Volkes ſeinem Geiſt vorüberwandeln läßt, wenn man dann erwägt, was es die letzten zwanzig Jahre für ſich und für alle mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Beharrlichkeit gethan hat, ſo mögte einem faſt dünken, kaum habe, wie alt die Geſchichte iſt, ein glücklicheres Volk gelebt oder eine beſſere Verfaſſung beſtanden. Athen und Sparta nach langen und blutigen Vorbereitungen der Freiheit beſaßen das Glück und die Würde einer freien Verfaſſung einige Jahrhunderte und wurden dann bei verfallenden Geſetzen und Sitten durch innere Aufruhre und Zerrüttungen zerſtört; das weltbeherrſchende Rom beſtand auch nur durch Sklaven und Unterworfene, hatte nie ein allgemeines Glück der Freiheit, ſchwankte auch in ſeiner glücklichſten Zeit, die nur kurz war, zwiſchen ewigen Partheiungen hin und her, badete ſich ein letztes Jahrhundert der ſogenannten Freiheit gräßlich in Bürgerblut und rottete in inneren Erſchütterungen mit aller Wuth des Haſſes und der Verruchtheit ſeine herrlichſten Geſchlechter aus, und endlich diente es ſeine letzten fünf Jahrhunderte den ſcheußlichſten und verworfenſten aller Tyrannen, welche je die

Jahrbücher der Welt befleckten. Venedig Genua Mailand Florenz hatten glorreiche Epochen und einzelne große Männer, aber nie hatten ſie eine in gleicher Linie fortlaufende Reihe von Glück und Freiheit: Verrathe Aufruhre blutige Gräuel und Verbrechen ſchänden zu häufig die Annalen ihrer Kraft und Stärke. Auch England hat Erſchütterungen gehabt, aber vorübergehende, aber wenige die aus bloßer Wüſtheit der Herzen und Wildheit der Leidenſchaften entſprangen; ſeine mächtigſte Leidenſchaft iſt immer die Freiheit geweſen und alle Erſchütterungen haben nur gedient dieſe Freiheit größer und feſter zu machen. Aus Germaniens Wäldern und Sümpfen ſchifften die Angeln Sachſen und Jüten übers Meer und brachten nach Britannien Sitten Bräuche und Geſetze mit, die freier Männer würdig waren. Sie nahmen ein Land ein, das durch ſeinen Himmel und ſein Element Ernſt Trotz Kühnheit und Tapferkeit erzeugen mußte. Die vorigen Bewohner dieſes Landes, von welchen in dem Kampfe mit den neuen Ankömmlingen wenige übrig blieben, werden uns von den Römern als Männer mit dieſen Eigenſchaften geſchildert. In dieſem Lande entwickelte ſich das germaniſche Volk unter mancherlei Wechſeln und Stürmen von innen und von außen während ſechs Jahrhunderten theils nach den Verhältniſſen, welche Boden und Himmel gaben, theils nach den Keimen von Freiheit und Verfaſſung, die es aus dem alten Mutterlande mitgebracht hatte. Nach oft wiederholten Stürmen vom Nordoſten, von den kriegeriſchen Normännern und Dänen, den Halbbrüdern der Angeln und Sachſen, kam endlich ein kurzer Sturm vom Süden her, die normänniſchen Herrſcher aus Frankreich, welche ſich der Herrſchaft bemächtigten, auch ein germaniſcher Heldenſtamm, durch den die Freiheit nicht untergehen konnte. Doch war die Herrſchaft der erſten dreißig

Jahre drückend und ein knechtiſches Lehnweſen ward eingeführt, was die Angeln und Sachſen vorher nicht gekannt hatten. Doch der angeborne Karakter des Volkes ſiegte allmählig wieder, nach zwei Jahrhunderten waren die ſchwerſten Ketten gebrochen und das Normänniſche ward mit dem Eigenen ſo zuſammengearbeitet, daß es endlich ein friſches und freudiges Gemeinweſen bildete. Von dem dreizehnten bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert entwickelte ſich die engliſche Verfaſſung immer mehr zu Ordnung und Bürgerlichkeit und einzelne kleine Rückgänge wurden bald wieder nachgeholt. Um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, nachdem es es in dem übrigen Europa ausgegährt hatte, kamen England und Schottland nach. Es entſtand ein fürchterlicher Kampf feindſeliger Kräfte; zugleich ward um wirkliche Güter der Freiheit geſtritten. Karl der Erſte, ein redlicher König, verlor durch eine fanatiſche Rotte auf der Todesbühne das Leben; einige Böſewichter hatten einige Jahre die Oberhand. Doch zuletzt gebot allen Oliver Cromwell, ein gewaltiger Mann, durch welchen England mächtig und allen Nachbarn furchtbar ward. Indeſſen iſt dieſer engliſche Freiheitskampf nicht durch die Schanden und Gräuel entehrt worden, welche unſere Tage ſo ſcheußlich gemacht haben; auch die Schlechteſten durften nicht das Böſeſte, weil das Volk zu ſehr an Sitte und Geſetz gewöhnt war. Des gemordeten Königs Sohn herrſchte zehn Jahre nach ſeinem Tode wieder über das engliſche Volk; er und ſein Bruder regierten es dreißig Jahre, nicht als engliſche Könige, noch als Männer, die durch das Unglück ihrer Jugend weiſe geworden waren. Doch wuchs auch unter ihnen die Freiheit, ſo gewaltig war im Volke ihr Trieb. Als endlich der letzte von ihnen, Jakob der Zweite, ein ſonſt redlicher Fürſt, aus Vorliebe für die katholiſche Religion über die Grundpfeiler der engliſchen Verfaſſung hinaushüpfen wollte, da duldete es das Volk nicht, ſondern entſetzte ihn des Throns, machte ſeine älteſte Tochter Maria und ihren Gemahl Wilhelm den Dritten, Prinzen von Oranien und Erbſtatthalter der Vereinigten Niederlande, zu Königen und befeſtigte ſein Kleinod die Freiheit durch neue Geſetze. Dieſe iſt auch in den 125 Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, unerſchütterlich beſtanden und hat ſich unter allen Wechſeln der Menſchen und Jahre in ihr ſelbſt mehr befeſtigt und ausgebildet und dem ganzen engliſchen Volke einen Trotz und einen Stolz gegeben, die ſie eben gehalten haben, als alle andere Völker durch die Stürme des Zeitalters umgewehet ſind.

Von der Eigenthümlichkeit des engliſchen Karakters iſt oben geſprochen; auch iſt weiter unten geſagt, wie der engliſche Menſch in dem Bürger untergeht und ſeine Perſönlichkeit in der Sache verliert, d. h. in der Freiheit. Dieſer Menſch und Bürger ſind in England ſo dicht in einander verwachſen und ſo ganz einander einverleibt, daß ſie ſich gar nicht mehr ſcheiden laſſen, ſelbſt in der Betrachtung und Beſchreibung nicht, weil es ſchwer iſt zu ſagen, was denn eigentlich dem Menſchen und was dem Bürger beſonders angehört. Still feſt ernſt trotzig und ſtolz iſt der Engländer als Menſch; ſtill feſt ernſt trotzig und ſtolz macht die kühne und männliche Freiheit; der Menſch hat die Geſetze geboren. Die Richtung des Gemüthes auf das Große und Allgemeine, das Gefühl für das Ewige und Unſterbliche aller Zeiten, weil der freie Mann ſich mit Beiſpielen der Geſchichte nähren muß, die lebendige Theilnahme an allem, was Geſetz und Verfaſſung des Vaterlandes heißt, und das ernſte Studium der Geſchichte laſſen den engliſchen Mann nicht viel tändeln und flattern. Er hat, nachdem er das Kleine für das Haus gethan und gedacht hat, das

Größe für den Staat zu thun und zu denken. Daher eine gewiſſe Beſtimmtheit Regelmäßigkeit und Strenge in den Sitten, eine gewiſſe gleiche Einfachheit, welche den Menſchen vom feſten Lande oft langweilige Einförmigkeit heißt. Wie das Leben der Männer durch Gemüth und Staat beſtimmt ſteht, ſo ſteht auch das Verhältniß der Weiber zu ihren Männern und zur Geſellſchaft. Die engliſche Frau ſoll nie vergeſſen, daß ſie eine freie Bürgerin iſt und daß ſie freie Bürger gebären und erziehen ſoll. Der Engländer verlangt Stille und Ordnung von ſeiner Frau; dieſe achtet er größer als alle leichten und liebenswürdigen Talente, die den Franzoſen und auch den Deutſchen an ſeinen Weibern ergötzen. Das weibliche Geſchlecht in England iſt von ſtrengerer Zucht und Sitte umſchloſſen, als in andern Ländern; es entbehrt vielleicht einiger Zierrathen und Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, aber die wirkliche Ehre und die wahre Achtung der Männer hat es in einem reicheren Maaße, als die Weiber irgendwo anders in der Welt. Wer Stolz in der Seele tragen darf und freie und ſtattliche Männer zu Gemahlen und Söhnen haben kann, ſollte wohl vieler Flitter des Lebens entbehren können.

Weil der Engländer ſich und das Leben und Geſellſchaft und Staat feſt und ernſt betrachten und halten muß, weil er nicht mit leeren Scheinen bezahlen kann ſondern, die gediegene Wirklichkeit geben muß, ſo iſt in ſeinen Arbeiten und Werken Gediegenheit und Gründlichkeit recht eigentlich ſein Karakter. Weil ſeine Freiheit der Geſchichte und des Alterthums nicht entbehren kann — denn nur Sklaven können mit den Lehren des Augenblicks ausreichen — ſo iſt ſeine ganze Erziehung auf den Griechen und Römern gegründet; er lernt als Knabe ſchon, wodurch für das Vaterland würdig gelebt und geſtorben werden kann, und lernt durch die hohe und männliche Anſicht der Welt und ihrer Begebenheiten ſo viel Anderes obenein. Ich bedarf nicht aufzurechnen, wie viel und wie groß dies Volk für die Wiſſenſchaften gearbeitet hat. Auch in den Künſten, vorzüglich in der Beredſamkeit und Dichtkunſt hat es viel geleiſtet und ſtellt auch darin eine republikaniſche und inſulariſche Eigenthümlichkeit der Kraft und Würde dar, außer jenen dunkeln und romantiſchen Dämmergeiſtern, die ſeiner Geſchichte und ſeinem Himmel angehören. Oft mögte einem indeſſen dünken, daß die Engländer für die leichten Spiele der Kunſt faſt zu ſchwer ſind; ja in den letzten funfzig Jahren ſind ſie beinahe ſchwerfällig geworden, was aber wohl mehr aus der ſchweren Zeit als aus ihrem Karakter herzuleiten iſt. Die gewaltigen Arbeiten und Anſtrengungen, worin dieſes Volk ſeit 45 Jahren befangen geweſen iſt, haben die zarten Blüthen nicht aufkeimen laſſen, woraus die leichten und bunten Geiſter der Kunſt allein ihren Honig ſaugen können.

Nun einige Worte von Englands Einfluß auf Europa und auf unſer Vaterland.

Englands Sitten und Künſte haben nie einen ſo nahen Einfluß auf Europa behauptet, als welchen die Franzoſen ſich nun ſchon ſeit zweihundert ja faſt ſeit dreihundert Jahren genommen haben. Es iſt möglich, daß ſie ihn einmal haben werden, aber noch iſt die Zeit nicht erſchienen. Ich habe oben zu zeigen geſucht, wodurch vorzüglich das Franzöſiſche allherrſchend geworden iſt. Es trieb mit dem breiten Strom des allgemeinen Zeitalters, es mußte herrſchen durch die Nothwendigkeit der Weltbildung. Aber der Franzoſe hat außerdem in der äußeren Darſtellung und Erſcheinung ſeines Weſens und Wirkens mehr Allgemeines als der Engländer, wenn es gleich ein flaches Allgemeines iſt; er hat in den tauſend Scheinen und Arten, womit er tändelt und ſpielt, welche freilich immer nur Eine Art und Ein Schein ſind, nämlich die franzöſiſchen, doch die Aehnlichkeiten allgemeiner Arten und Scheine, er hat einen Schein der Scheine, wodurch er täuſcht und beſticht und den Menſchen einbildet, er beſitze was alle gebrauchen können. Der Engländer dagegen, in ſeiner Art und Eigenthümlichkeit feſt abgeſchloſſen, durch ſein Leben und ſeinen Staat auf das Wahre und Wirkliche hingewieſen, den Reitz und die Luſtigkeit des ſchönen Scheins vielleicht oft zuwenig achtend, durch ſeinen Himmel ſein Meer ſeine Verfaſſung und ſein Gemüth abgeſondert und geſchieden von den meiſten, hatte äußerlich nichts, was zu allen überfließen und ſich allen leicht mittheilen konnte. Die Wirkung ſeiner Art und Sitte und Kunſt auf Europa und Deutſchland iſt immer mehr fern geweſen, immer leiſer und langſamer aber gewiß wohlthätiger als die Wirkung des Franzöſiſchen. Hier konnte wer wollte wenigſtens lernen, was Beſtändigkeit Feſtigkeit und Kraft in der Weltgeſchichte und im Leben bedeuten; hier konnte das erſchlaffte und entartete Europa wenigſtens der ewigen Grundſätze der Menſchheit wieder erinnert werden, welche die Franzoſen wegklügelten und wegſpöttelten.

Aber ganz anders fällt unſer Urtheil und viel weiter müſſen wir unſre ſtaunenden Blicke werfen, wenn wir erfaſſen wollen, was England als Staat durch ſeine Verfaſſung ſeine politiſchen Verhältniſſe und durch ſeine Schiffahrt und ſeinen Handel auf die Welt gewirkt hat.

Englands Verfaſſung iſt freilich etwas Eigenthümliches und Einzelnes, wie jede gute Verfaſſung ſeyn muß, aus Lage Boden Himmel Volk und Verhältniſſen zu den umliegenden Völkern entſtanden und entwickelt. Die vollkommenſten Verfaſſungen auf dem Papiere, die über alle äußerlichen Verhältniſſe und Bedürfniſſe weghüpfen und aus dem bloßen Begriff ſchaffen, was durch alle Zeiten dauren ſoll, hat der ruhige und ſichere Verſtand des Engländers immer verſchmäht; es war den Franzoſen vorbehalten damit einige Jahre zu ſcherzen und dann den ganzen blutigen Scherz als eine Albernheit zu beſchließen. Englands Verfaſſung iſt für England die beſte Verfaſſung und nicht für andere Staaten. Dies kann nicht genug geſagt werden; weil es auch unter uns Menſchen gegeben hat, die meinen, wenn ſie alles engliſiren, das Vollkommenſte zu machen. Aber in dieſer Verfaſſung, vorzüglich aber in der Freiheit, die ſie heiligt, und in der Ungebundenheit der Geiſter, die, wenn ſie ſich im genialiſchen Muthwillen zu weit überfliegen, ſich ſelbſt immer wieder zur Ordnung weiſen, iſt eine leiſe für Europa wohlthätige Wirkung geweſen; die übrigen Völker ſind durch dieſe abgeſchloſſenen Inſulaner von Zeit zu Zeit ihrer Mängel oft auch ihrer Schmach und ihres Elends erinnert worden. England hat durch die hohe Oeffentlichkeit ſeiner Rede und Schrift durch die Majeſtät ſeiner großen Verhandlungen die unſterblichen Ideen und Grundſätze immer lebendig erhalten, ohne welche Europa wohl früher ſchon ſklaviſch geworden wäre; England hat die Bücher immer aufgeſchlagen gehalten, welche Auguſtus und Nero Ludwig der Vierzehnte und Napoleon gern hätten vertilgen mögen, wenn ſolches in der Macht auch der Gewaltigſten ſtände. Was Plato Thucydides Xenophon Salluſtius Tacitus Macchiavelli und Grotius über Verfaſſungen gedacht und unterſucht, was Moſes Solon Lykurg Numa Alfred Sidney entworfen haben — die großen Erfahrungen der Geſchichte die großen Lehren und Geſetze der Welt, darüber iſt in den Parlamenten zu London nie geſchwiegen und immer ſind einzelne kräftige Laute, die ihre Ohren und Herzen fanden, von der Inſel zu dem feſten Lande hinübergeklungen. So hat England durch Beiſpiel und Lehre als eine Lichtſonne der Freiheit wohlthätig auf die Welt gewirkt. Wer kann die zarten Ausſtrömungen der Strahlen zählen und weiſen, welche dieſe Sonne leicht und unſichtbar auf uns ausgegoſſen hat? Auf uns Deutſche hätte dieſes Land doppelt wirken ſollen, weil ſeine Freiheit urſprünglich germaniſch aus germaniſchen Bräuchen und Weiſen erwachſen, auch nachher aus germaniſchen Beſtandtheilen der Völker und Geſetze größtentheils entwickelt iſt. Dies war ſeit Jahrhunderten Englands Wirkung auf Europa; die Zeit iſt wahrſcheinlich nicht fern, wo es durch ſeine Verfaſſung noch viel lebendiger auf daſſelbe wirken wird. England ſcheint als eine Inſel an den äußerſten Enden Europens recht eigentlich hingeſäet zu ſeyn, damit etwas ſey, was in feſt abgeſchloſſener und abgeſchiedener Eigenthümlichkeit als ein Beſonderes für ſich allein da ſtehe und durch angeborne Kraft Verſtand und Würde die großen und einfachen Lehren der Geſchichte und Geſetzgebung bewahre. Die Staaten und Völker des feſten Landes werden unaufhörlich auf einander getrieben, reiben ſich und ihre verſchiedene Eigenthümlichkeit an einander ab, ja verwiſchen ihr Gepräge oft ſo, daß ſie zuletzt als ein unkenntlicher und geiſtloſer Klumpen zuſammenfallen; ſie überſchwemmen einander ſo mit ihrem Guten und Böſen, daß alles lange in Einer großen Knechtſchaft gleich gemacht wäre, wenn nicht wären, die, durch das ſchützende Bollwerk des Meers gegen ähnliche Ueberſchwemmungen und Wegſchwemmungen geſichert, ihnen die ewige Regel und das feſte Maaß des Erhaltenden und Schirmenden vorhielten.

Aber nicht allein die Lehren und Regeln haben die Engländer den andern vorgehalten; ſie haben ſie auch mit dem Scepter und Degen gehalten. Ihnen verdankt Europa ſeit zweihundertfunfzig Jahren, daß noch nicht Einer oder

Zwei über alle herrſchen und daß bis jetzt die Zeiten ſelten geweſen ſind, wo geſchehen konnte, was vor 1800 und 1700 Jahren in Rom geſchah, daß ein Tyrann wie Nero und Domitianus alle Geiſter unterdrücken und alle Tugend und Freiheit von der Erde vertilgen konnte. Die Franzoſen haben ſeit drei Jahrhunderten Eroberer und Gleichgewichtszerſtörer ſeyn wollen, ſie haben vorzüglich ſeit Heinrich dem Vierten darauf gedacht, wie Deutſchland am leichteſten zerriſſen und unterjocht werden könnte; die Engländer ſind gegen ſie die Gleichgewichtshalter geweſen, durch ſie vorzüglich ſind wir Deutſche bis auf die letzten unſeligen Tage, die Gottlob nun auch vergangen ſind, als ein eignes Volk beſtanden. Wer hielt Deutſchland und Spanien vor hundertfunfzig und hundertzwanzig Jahren gegen die wilden Verſuche des ehrſüchtigen und herrſchſüchtigen Ludwig des Vierzehnten? wer rettete das Haus Oeſtreich, dieſes für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit ſo nothwendige Haus, vor ſiebenzig Jahren gegen die Anzettelungen derſelben Franzoſen? war es nicht England? England liegt gleichſam als ein Nebengewicht neben den Wagſchaalen Europas, neigt die eine Schaale ſich zu ſehr, ſo legt es ſich ſogleich in die andere Schaale und ſtellt das aufgehobene Gleichgewicht wieder her. Dies hier Behauptete bedarf keines breiten Beweiſes; die Geſchichte redet für England: wer ſie kennt, verſteht was ich ſage. England als ein Handelsſtaat hat immer die Aufforderung dieſe Rolle zu ſpielen; es hat als ein Seeſtaat, beſonders als ein Inſelſtaat, die größte Leichtigkeit dies zu thun: Vortheil Ehre und Leichtigkeit treffen hier auf eine ganz beſondere Weiſe zuſammen. England iſt eine abgeſchloſſene Welt für ſich, eine Inſel, mächtig genug jeden Verſuch der Feinde auf ſeine Küſten zu vereiteln, nicht mächtig genug auf dem feſten Lande bleibende Eroberungen machen zu können. Nie hat Europa die Gefahr zu fürchten von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden. Ein Volk wie das franzöſiſche mit willkürlicher Herrſchaft und unruhigem Geiſt hat immer die Neigung anzugreifen und zu erobern; ein Deſpotenſtaat wird durch keine Zügel der Ehre und Gerechtigkeit gehalten, er hat keine andere Rückſichten als ſeine wilden Triebe, er läßt alles zerreißen und untergehen, wenn nur ſein Wille durchgeſetzt wird. Ein freier Handelsſtaat aber wie der engliſche muß Freundſchaft und Vertrauen mit allen Völkern wollen; er muß erhalten und erbauen wollen, wo der Deſpotenſtaat zerſtören und niederreißen will: er hat allenthalben Häuſer Güter und Beſitz; der eigene Vortheil alſo fordert ihn auf zur Schonung und Erhaltung, weil in ihm nie der freche Begriff und die unverſchämte Lehre der Gewalt aufkommen kann, daß die Länder mit allen ihren Gütern bloß eines einzigen Deſpoten und ſeiner Soldaten ſeyn können. Auch andere Völker, welche eine vernünftige Politik begreifen können, haben zwar dieſelbe Anforderung das Gleichgewicht der andern Staaten durch das Uebergewicht eines einzigen nicht aufheben zu laſſen; aber Lage und Entfernung, und Schwierigkeit die Hülfsmittel herbeizuſchaffen und die Bewegung zu beſchleunigen, machen es ihnen oft unmöglich zu rechter Zeit das Rechte zu thun. Ein Seeſtaat dagegen, deſſen Straßen die Wellen ſind, macht mit ſeinen Heeren und Hülfen eine Strecke von hundert Meilen ſo geſchwind, als ein Landſtaat die Strecke von zehn Meilen; er kann allenthalben ſeyn allenthalben drein ſehen allenthalben helfen. Auch England kann zuweilen einer verkehrten und kleinlichen Politik folgen, es kann uns verletzen und beeinträchtigen wollen; nimmer kann es uns unterjochen wollen. Durch die Weisheit und Geſetzlichkeit ſeiner Verfaſſung, durch die Grundſätze von Ordnung und Recht, die von freien und edlen Männern täglich gelehrt und bekannt werden, durch die Verbindung mit allen Völkern, ja durch die Abhängigkeit, worin es von allen iſt und worin alle von ihm ſind, alſo durch den eigenen Vortheil, der in politiſchen Dingen immer der beſte Mahner iſt, wird es immer wieder zur Mäßigung und Billigkeit verwieſen werden.

Dieſe Anſichten und Betrachtungen, welche die allgemeinen Verhältniſſe der beiden großen Völker zum feſten Lande und zu uns Deutſchen betreffen, könnten, wenn es deſſen bedürfte, noch viel weiter durchgeführt und weit mehr im Einzelnen gezeigt werden. Doch wir wollen unſre Leſer nicht durch Breite ermüden. Vielmehr eilen wir jetzt zu dem großen Punkt, worauf es eigentlich ankömmt, auf die letzte denkwürdige Zeit, und weiſen, was beide Völker Europa haben ſeyn wollen und was ſie ihm geweſen ſind.

Wir wiſſen, welch ein Getümmel die Franzoſen vor zwanzig und mehreren Jahren an der Seine begannen und welche Klänge von Freiheit Gleichheit Glückſeligkeit und Wiedergeburt der Welt ſie in alle Länder ſchickten. Wir wiſſen auch, mit wie großen Erwartungen und Hoffnungen dieſe Zauberklänge von den Zeitgenoſſen aufgenommen wurden. Die meiſten Franzoſen waren damals berauſcht und verrückt und die Zeitgenoſſen waren es mit ihnen. Dieſer Rauſch dieſe Aehnlichkeit einer Begeiſterung, die doch menſchlich war und die man deßwegen nicht geradezu als Schande und Verbrechen verdammen kann, dauerte etwa vier Jahre. Da waren die Franzoſen entgeiſtert und die meiſten Thoren draußen, die von ihnen getäuſcht waren, beweinten betrogene Hoffnungen. Die verworfenſten Böſewichter hatten ſich aus den Trümmern und den Gräueln Frankreichs erhoben beherrſchten das Volk und beunruhigten und verwüſteten die Nachbarländer. Die großen Worte des Tages Freiheit Gleichheit Verbrüderung der Völker ewiger Friede und unſtörbares Glück klangen noch immer in die Ferne über die Länder; ſie gaukelten mit den heiligſten Dingen, aber ſchon ſeit den Jahren 1794 und 1795 meinten ſie Plünderung Schändung und Unterjochung ihrer Nachbarn und verfolgten ihre Entwürfe mit der größten Beſtändigkeit und Kühnheit, durch alle möglichen Mittel der Lüge und Gaukelei zum Ziel zu ſtreben. Ihre Heere fochten noch mit fanatiſchem Geiſt für Hirngeſpinſte; ſie ſelbſt aber wußten ſchon die Bedeutung dieſer Hirngeſpinſte. Was dieſe verruchte Rotte von Böſewichtern dieſe befleckte Ausgeburt der franzöſiſchen Revolution dem eignen Lande Europa und uns für Leid gethan hat, was ſoll ich den alten Schmerz wieder in der Erinnerung erneuen? Nach langen Wechſeln und Stürmen drinnen und draußen, welche auch die meiſten Häupter und Helden der Revolution ſelbſt vernichtet hatten, ſchien endlich mit dem Herbſt 1799 für Frankreich Ruhe zu kommen. Ein kühner und feſter Mann, der ſeit dem Frühlinge 1796 in Italien wie ein alter Römerfeldherr aufgetreten war und den Krieg dort in einem großen und ungewöhnlichen Stil geführt hatte, der Korſe Napoleon Bonaparte, bemächtigte ſich im November 1799 der Herrſchaft und verſprach der ermatteten und verbluteten Welt den Frieden. Er ſchloß auch Frieden mit den Mächten, die noch mit Frankreich im Kriege waren, benutzte aber die wenigen Jahre dieſes Friedens nur zu Vorrüſtungen und Vorbereitungen, um die franzöſiſche Revolution zu einer europäiſchen zu machen. Was er von dem Jahre 1803 bis zum Jahre 1812 gethan hat, iſt friſch vor unſern Augen und in unſern Herzen. Gott und die Zeit haben ſein Glück wieder bergab gerollt und er wird es nimmer wieder auf den vorigen Gipfel bringen. Weil aber Viele gemeint und geweiſſagt haben und Manche noch immer weiſſagen, die Franzoſen und Napoleon könnten ein zweites Rom gründen, ſo müſſen wir zu dieſen Meinungen und Weiſſagungen einige Anmerkungen machen. Man kann nicht genug rütteln an der Leerheit und Nichtigkeit der politiſchen Ausleger und Wäſcher, welche ohne alle Kenntniß der Geſchichte und der Verhältniſſe der Völker und Zeiten ins Blaue hineinſchießen und die Herzen der Menge durch Täuſchung und Furcht verwirren.

Schon in den erſten Jahren der Revolution legten die Franzoſen ſich ſelbſt den Namen der neuen Römer bei und nannten England das grauſame Karthago, welches ſeinem Golddurſt das Glück der Länder und Völker opfere; aber dieſes Karthago ſey ſeinem Untergange nahe, es werde dem Schwerdt ihrer Scipionen nicht entrinnen. Die Franzoſen konnten durch Tapferkeit dieſen Namen einige Jahre verdienen, aber kriegeriſcher Muth allein macht noch keine Römer. Man muß leichtſinnig ſeyn wie die Franzoſen und dumm wie ihre Nachbeter, um mit großen Namen und Erinnerungen ſo zu ſpielen. Als nachher Napoleon kam und zur Sicherung ſeines Throns und Begründung der neuen Knechtſchaft den erhaltenden Senat und den Staatsrath und andere Rüſtzeuge ſeiner Herrſchaft ſtiftete, die man ewige und unerſchütterliche Pfeiler des franzöſiſchen Glücks und der franzöſiſchen Freiheit nannte, da bildeten viele Schriftſteller und Zeichendeuter der Zeit den übrigen Europäern ein: nun ſey es um die andern Staaten Europens geſchehen, hier werde durch die beſten Köpfe Frankreichs eine Staatshierarchie gebildet werden, welcher die Weltherrſchaft nicht fehlen könne; Feſthaltung des Geſichtspunkts Verfolgung Eines Ziels und Ueberlieferung der immer mehr entwickelten Grundſätze machen Europa dieſen zu einem unentfliehbaren Raube. Wirklich wenn man die Dinge nur ſo äußerlich nach der oberflächlichen Erſcheinung anſah, konnte man ſelbſt einen Augenblick geängſtet werden. Es erſchien Kühnheit und Feſtigkeit und eine Planmäßigkeit und Reihenfolge der Entwürfe und ihrer Ausführung, wie bei den Römern zur Zeit eines Paul Aemil und Scipio. Eben ſo liſtig trügeriſch und grauſam, wie die Römer erſt durch Bündniſſe und Verträge dann durch Schmeichelei und Täuſchung zuletzt durch Trug und Gewalt die Länder und Herrſcher um ihre Freiheit und Majeſtät betrogen, thaten dies dieſe neuen Römer: ſie hatten die feſteſten und beſtändigſten Grundſätze des Böſen, ſie waren durch die finſterſten Gräuel und Verbrechen zu der Würdigkeit geadelt, daß ſie Räthe und Miniſter des Volks und des Herrſchers ſeyn konnten. Ein vollendeter Böſewicht bringt es geſchwind zu einer Einheit im Handeln, die der tapferſte und tugendhafteſte Mann nur durch lange und ſchwere Uebung erwerben kann; wer einmal das erhabene Ziel hat immer das Treuloſeſte und Böſeſte zu thun, der kann nicht aus ſeiner Bahn weichen. Wenn dies Römer machte, ſo konnten die Franzoſen allerdings Römer genannt werden. Aber die Römer, welche zweihundert und hundert Jahre vor unſers Herrn Geburt die Könige in Triumphen aufführten und die Länder unterjochten, dieſe trügeriſcheſten hinterliſtigſten und treuloſeſten aller Sterblichen gegen fremde Völker und Menſchen, waren doch andere Männer, als die Sieyes und Barrere Fouché und Talleyrand. Von dieſen neuen Römern wie weit zu den Tugenden jenes Fabricius, der das Gift gegen den König Pyrrhus verboten hatte, jenes Regulus, der nach Karthago zu Marter und Tod zurückging, jenes Kato des Cenſors, der beim Anfang jeder Senatsſitzung ſeinen Spruch wiederholte ich meine aber, Karthago muß zerſtört werden, jenes Popilius, der im Sande um Könige einen Kreis zog, den Schooß ſeines Gewandes zuſammen legte und die gewaltigen Worte ſagte: wähle! aus dieſem Schooß ſchütte ich Frieden oder Krieg! Die Römer, als ſie die Welt eroberten, hatten zu Hauſe große Tugenden, Großheit der Geſinnungen Strenge der Sitten Liebe der Freiheit und Gerechtigkeit, ſtalgehärtete Seelen gegen die Gefahren, welche in Gold und Wolluſt reizen. Das alles hatten dieſe Franzoſen nicht; in den Jahrhunderten der Nerone und Elagabale da hätten ſie ihr Rom gefunden, als die Enkel der Furier und Cornelier in den Vorſälen der Narciſſe Tigelline und Pallas gebückt ſtanden; unter ſolchen Günſtlingen der ſcheußlichſten Tyrannen da hätten ſie auch für große Männer gelten können; unter den Prokuratoren Landpflegern und Schatzmeiſtern des Zeitalters der Gordiane und Valentiniane da hätten ſie ihre Muſter gefunden — ſie waren die Römer des dritten und vierten Jahrhunderts. Solche neue Römer konnten keine Weltherrſchaft gründen. Böſewichter können nur den Schein von Grundſätzen haben, ſie haben nur einen Inſtinkt, der durch die immer gleiche Einheit im Handeln einem Grundſatz ähnlich ſieht: den Inſtinkt das Böſeſte zu thun. Solche konnten zehen oder zwanzig Jahre erſchrecken, aber nicht funfzig oder hundert Jahre herrſchen.

Andere, die in den anführenden und mitherrſchenden Franzoſen, welche die Revolution aus dem Staube erhoben hatte, nicht grade römiſche Gleichheit und Beſtändigkeit der Grundſätze und alſo keine römiſche Gefahren erblickten, ſprachen doch ungefähr ſo von dem franzöſiſchen Volke:

Das franzöſiſche Volk, welches in ſo ungeheurer Lebendigkeit und Thatenkraft aufgeſtanden iſt und in wenigen Jahren ganz Europa umgekehrt hat, wird gewiß auch in

Zukunft in unſerm Welttheil eine große und herrſchende Rolle ſpielen. Es hat einmal den Geiſt der neuen Zeit gefaßt, es wird durch dieſen immer weiter getrieben werden und endlich alle anderen Völker, die nicht ſo begeiſtert ſind, wie ein Sturmwind zuſammenblaſen und verwehen, wohin es ihm gefällt.

Dies meinten und weiſſagten Viele und entdeckten und zeigten in den Franzoſen und in ihrem Karakter tauſend Seiten, welche dieſe Meinungen und Weiſſagungen beſtätigen ſollten. Dieſen Menſchen das Wahre der Dinge anzudeuten wird ſchwer ſeyn, weil ſie das Zeitalter und ſeine Entwickelung bis hieher und ſeinen künftigen Gang nicht begreifen können. Daß die Franzoſen in den letzten Jahrhunderten geführt und geherrſcht haben, leiten dieſe auch von dieſer und jener großen Anlage und Trefflichkeit des Volkes her, lieber als daß ſie das tiefere Wie und Warum dieſer Herrſchaft ſuchen. Ich habe oben darauf hingeſpielt, was es war, das die Franzoſen ſeit Luther voranſtellte. Weil ſie berufen waren zur geiſtigen Entwickelung der drei letzten Jahrhunderte Hauptmitarbeiter zu ſeyn, ſo fiel ihnen auch der Schluß dieſer Jahrhunderte zu. Dieſen haben ſie mit ihrer Revolution gemacht auf eine Weiſe, die offenbarte, was für Früchte tragen mußte, daß man damit prahlte, daß man keine Götter glaube und den Himmel mit der Erde in gleiche Fläche gebracht habe. In dieſer Revolution, die den Schluß der alten Zeit und den Uebergang zu der neuen macht, hat ſich das gezeigt, was in Krankheiten erſcheint vor dem, was man die Entſcheidung nennt, nämlich ein gewaltiger Kampf der Kräfte. Jetzt iſt der Kampf größtentheils ausgekämpft und die Ermattung und Erſchöpfung tritt ein. Es wird ſich nun offenbaren, ob die Franzoſen aus dieſer Erſchöpfung wieder zu einem friſchen und freudigen Zuſtande ſich erholen werden. Ich zweifle ſehr. Ich will ſagen, warum ich zweifle.

Bis zum Jahr 1800 waren die Franzoſen noch in ihrer Zeit, weil der Wahn und die Täuſchung der alten Zeit, die ſich auch die neue nennen wollte, noch alle Herzen und Köpfe befangen hielt. Seitdem aber auch viele Kurzſichtige gewahrt haben, daß eine neue Zeit werden ſolle und zwar eine ganz andere neue Zeit, als die Franzoſen meinten, ſeitdem die Meiſten begriffen haben, daß alles, was die Franzoſen als den Gipfel ihrer politiſchen Weisheit auspoſaunten, nichts als Schwindelei und Gaukelei nichts als die Geburt des gewiſſenloſeſten Leichtſinns und der dummſten Unwiſſenheit war, fingen ſchon Viele an zu zweifeln, daß die Franzoſen die Rolle würden halten können, die ſie ſich genommen haben. Denn das ahnen Viele, daß die hohen Fragen von Verfaſſungen und Religionen, die faſt ſeit vierzig Jahren von allen beſten und edelſten Menſchen mit ſo gewaltiger Theilnahme erregt ſind, nicht umſonſt gefragt wurden, daß vielmehr ein tieferer Geiſt in der Menſchheit ſpielen und wirken müſſe, der alle Herzen darauf richte; denn von ungefähr bewegt ſich die Welt nicht in ſolchen Erdbeben aller Gefühle und Gedanken: das Große kömmt von Gott, die Art, wie es von den Menſchen empfangen und behandelt wird, gehört den Menſchen, und da werden Herrlichkeiten oder Gräuel Tugenden oder Verbrechen genannt. Die Menſchen erkannten auch immer mehr, daß die Franzoſen von dem tiefen Sinn des Zeitalters, das ſie anzuführen meinen, kaum eine dunkle Ahnung, geſchweige denn einen klaren Begriff haben, ja daß ſie gar keine Achtung und Ehrfurcht vor dem haben, was ſich in den Herzen und Gedanken aller edleren Europäer als das Heilige und Große dieſer Zeit bewegt. Ach! die armen Gaukler! man mögte

Thränen über ſie weinen, wenn man ihr Schickſal bedenkt. Ihre Zeit iſt geſchloſſen. Durch eine letzte große geiſtige Bewegung, welche ſie blutig erſchütterte und alle ihre Kräfte aufregte, ward ihnen eingebildet, ſie werden ein neues Zeitalter machen, das franzöſiſche Zeitalter — und ſiehe ſie werden zuletzt da ſtehen unglücklich und entgeiſtert, beladen mit dem Haß und dem Fluch aller Völker, zugleich ein Zeichen des Gräuels und des Jammers. Ihre letzten Geiſter von einem wilden Eroberer ausgeſchöpft, auch ihre leiblichen Kräfte und ihr Glück in den blutigen Kriegen vergeudet, in welchen er ſie durch alle Länder getrieben hat; endlich noch das traurige Bewußtſeyn, daß nicht ſie es waren, welche die Zeit wollte, daß andere berufen ſind die höheren Geiſter auf die Erde herabzuführen, welche die Zukunft leiten und bilden ſollen. Solches wird ihr endliches Schickſal ſeyn, ſolche werden diejenigen ſeyn, welche Weltherrſcher und Römer zu ſeyn gelobten. Wahrlich es können Zeiten kommen, wo uns diejenigen jammern werden, welche wir eben noch als unſre Plager und Henker verfluchten. Denn die franzöſiſche Zeit iſt vergangen, ſo wie die Vernunft ausgeſprochen hat, daß der Verſtand nur der Meiſter der kleinen und irdiſchen Dinge iſt; in den Abgrund der Ideen hinabzuſtürzen zu den Höhen der Vernunft und des heiligen Wahns emporzufliegen, dazu fehlt den Franzoſen der Muth: durch Fäuſte aber und Peitſchen kann das Zeitalter nicht beherrſcht werden, dazu waren zu viele flatternde Geiſter in die Welt ausgeflogen.

Auch Napoleon Bonaparte iſt gezeigt worden als der Gründer des glänzenden Elends eines neuen Weltreichs, ſelbſt von großen und berühmten Namen, welche ſagten, ſie verſtehen die Geſchichte, aber welche ihr Zeitalter nicht verſtanden. Wäre Napoleon ein Alexander oder Cäſar oder

— wenn ein größerer Sterblicher als dieſe lebte — dieſer größere Menſch geweſen, ſo konnte, wer die Entwickelung der Zeiten begleitet und die gerührigen und lebendigen Geiſter, die in unſern Tagen in dem Innerſten der Gemüther wach ſind, gefühlt und vernommen hat, nimmer glauben, daß jetzt einem Manne das verbrecheriſche Werk gelingen werde eine allgemeine Welttyrannei der Dummheit und Faulheit zu gründen. Wann alle große Geiſter die Flügel ſenken, wann Feigheit Wolluſt Weichlichkeit und Unredlichkeit alle Nerven der Völker zerfreſſen haben, dann glaube, daß einem Mann das ungeheure Werk gelingen kann Einer über alle zu herrſchen. Zwar waren auch in Europa ſolche Zeichen nicht ſelten, aber ſie waren noch nicht bis zum Volke hinab das Allgemeine geworden; vielmehr war das Zeitalter ſeit dem Jahr 1780 abwärts immer noch viel lebendiger geworden, als es von 1700 bis dahin geweſen war, und die Flügelſchläge einzelner hoher Genien, die ein neues Zeitalter weiſſagten, tönten als olympiſche Götterorakel hell durch das wüſte Mord- und Blutgetümmel und ermahnten die Sterblichen für Neues und Größeres wach zu ſeyn. Denn die Matten und Faulen und Wollüſtigen, die bloß in dem Tage das Leben ſuchen und deren auch jetzt ſehr viele waren, gehörten am wenigſten den letzten drei Jahrzehenden an, ſie waren früher geboren: die von 1770 und 1780 und 1790 her fühlten meiſtens die höhere Beſtimmung der Zeit und daß ſie zu Arbeit und Tugend berufen waren. Beſonders blitzte aus der jüngſten deutſchen Narrheit und Verrücktheit, die aus Mangel an politiſchem Leben ſich in den Abgrund der überſinnlichen Welt ſtürzte, doch etwas Muthiges und Gewaltiges, was nicht zu bloßer Gaukelei und Tändelei verdeutet werden konnte. Viele klagten zwar „wir haben die Zeiten wieder, welche beweint

„wurden, als Tiberius und Nero und Domitianus Tyrannen waren: Gleichgültigkeit gegen das Alte und Heilige „Scheu vor Arbeit und Gefahr Liebe zu Genuß und Wolluſt, Spielerei und Gaukelei mit unſichtbaren und unbegreiflichen Dingen mit Geheimniſſen, welche die Natur „den frechen Augen der unruhigen Sterblichen wohlthätig „verhüllt hat; daher ſo viele Myſterien Weihen und Orden „und ein vielfach verdecktes Spiel mit geheimen Wiſſenſchaften und Geſellſchaften: die Chaldäer die Iſisprieſter der „Wunderglaube und die Wunderthäter jenes unſeligen Jahrhunderts ſind wieder da; auch ihre Knechtſchaft und Schande „wird nicht fern ſeyn. Wann der Menſch die Kraft und „Würde des Lebens verloren hat, dann ſucht er nach unſichtbaren Gütern, die auf Erden nicht gefunden werden; „die Schwäche will immer den Himmel zur Erde hinabziehen, weil ſie die Erde nicht zum Himmel emportragen „kann: wem die Erde nie genügt, der kann ſie auch nicht „beherrſchen.“ — Dieſen konnte man freilich eine gewiſſe Aehnlichkeit des Scheins nicht ableugnen. Nur das war der große Unterſchied zwiſchen dieſer Zeit und jener römiſchen, deren Wiederkehr ſie fürchteten, daß ſelbſt in dieſen Narrheiten ein heiliger Ernſt und eine Geduld der Arbeit erſchien, welche jenes römiſche Jahrhundert nicht gekannt hatte. Das aber tröſtete vorzüglich die Männer, welchen vor der franzöſiſchen Sklaverei graute, daß die Deutſchen die Spanier und andere Völker, welche doch unterjocht werden mußten, wenn die Anſchläge der Weltherrſchaft gelingen ſollten, in allen Kriegen mit einer Tapferkeit fochten, die kein Zeichen untergehender Freiheit zu ſeyn pflegt.

Aber hätte Napoleon auch das für ſeine Plane bereiteſte und leichteſte Zeitalter gefunden, ſo war er doch nicht der Mann eine Weltherrſchaft zu ſtiften. Wir haben dieſes ungeheure Zeichen der Zeit oft und von verſchiedenen Seiten betrachtet und beleuchtet; wir wollen ihn einmal in Beziehung auf dieſen Entwurf anſehen. Wenn dann ſein Karakter überhaupt und auch ſeine Handlungen darthun, daß er dieſer Rolle, welche ihm ſo viele beilegten, nicht gewachſen iſt, mögten einige beruhigt werden, die ihn nach einigen Jahren immer noch an der Neva und am Helleſpont und an den Ufern der Themſe zu erblicken fürchten; und wir hätten alſo nichts Ueberflüſſiges gethan.

Erſtlich wird nie Herr von allen werden, welchen alle haſſen. Furcht und Schrecken ſind mürbe Bande der Herrſchaft; ein großer Umſchlag des Glücks und die bangen Seelen ſind aus ihrem Zauberbann erlöſt. Sie freuen ſich, daß ſie haſſen und daß ſie zeigen dürfen, wie ſie haſſen. Der Haß giebt Muth und Zorn, das Bewußtſeyn der Unverſöhnlichkeit des Feindes ſtält diejenigen mit Verzweiflung, welchen keine Rückkehr möglich iſt: ſie müſſen hindurch zum Sieg oder zum Untergang. Alle Männer, die als Weltherrſcher aufgetreten ſind, waren größere Kriegsfürſten als Napoleon; aber ſie waren auch großpolitiſche und liebenswürdige Menſchen: das aber iſt Napoleon nie geweſen. Cyrus Alexander Cäſar Karl der Große welche Namen! Lies die Leben und Thaten dieſer Männer, Anſtauner und Bewunderer Napoleons, und ſchäme dich, daß du uns in dieſem Manne eine Furcht zeigteſt, die uns hätte zu Knechten machen können, wenn nicht noch Völker und Männer in Europa geweſen wären, welche um ſich ſahen die Jahrbücher der früheren Geſchichte befragten und die Geheimniſſe des bonapartiſchen Herzens und die Tiefen ſeiner Abſichten aufblätterten. Napoleon wußte wohl, daß durch die Ohren der Menſchen auch die Herzen beſiegt werden, daß die meiſten Menſchen von Natur ſo beſchaffen ſind, daß was ſie oft gehört und gedacht haben, ihnen zuletzt etwas Feſtes und Ausgemachtes wird. Er iſt nicht allein von Thoren und Memmen als der geborne Weltherr und Zeitführer gewieſen werden, nein er hat ſich recht abſichtlich und planmäßig zeigen und ausrufen laſſen als den, welchen Gott zum Leiter und Schöpfer des neuen Jahrhunderts und zum Schiedsrichter und Herrſcher der Völker beſtimmt habe. Aber wenn er nach der Erfüllung dieſer Rolle ſtrebte, wenn er der weiſe und weitſchauende Mann war, der die Zeiten und Begebenheiten verſtand, wie konnte er denn nie begreifen, daß Waffen nur den Augenblick beſiegen, daß aber ein Zeitalter nur durch Liebe beſiegt wird? Dieſer ungeduldige und grauſame Mann mangelte der Ruhe ſeinen Stand zu begreifen; er hat immer gemeint, er habe uns betrogen, und ſiehe er hat nur ſich ſelbſt betrogen: wir haben ihn erkannt, er hat uns nicht erkannt und deswegen iſt er an der Zeit geſcheitert, die er matter und elendiger glaubte, als ſie war. Er hat immer nur die Böſewichter und die Memmen gekannt, nie die Menſchen und die Männer. Napoleon konnte nach meiner Ueberzeugung auf die Länge die lebendigen Geiſter der Zeit nicht unterjochen, aber er hätte vielleicht auf fünfundzwanzig und dreißig Jahre für ſein Leben eine leichte Herrſchaft über Europa gewonnen, wenn er irgend ein Gefühl für Liebe gehabt hätte. Ich meine hier keine edle Liebe, ich meine nur überhaupt was Zuneigung der Menſchen erwirbt. Es war offenbar ein gewiſſer eigennütziger und genußliebender Krämergeiſt in der großen und bedeutenden Mittelklaſſe der Völker, welche die Gefühle und Geſinnungen der Menge am meiſten ſtimmt. Hätte er dieſem Krämergeiſt nur irgend geſchmeichelt, hätte er dieſen entarteten und verweichlichten Menſchen nur irgend Sicherheit der Reichthümer und Wollüſte auch in der Knechtſchaft gezeigt, ſo hätten wir das Joch ſo leicht nicht zerbrochen, das er für unſere Nacken zurichtete. Er iſt ſo trotzig geweſen, daß er auch die Weichlichſten und Feigſten hat zu Feinden haben wollen; er hat ſelbſt die Faulheit zum Zorn und die Weichlichkeit zur Rache empört. Ein ſolcher Mann konnte jetzt die Welt nicht beherrſchen, ein ſolcher Mann wird ſie nimmer beherrſchen.

Zweitens iſt dieſer gewaltige Mann keineswegs der Tiefdringende und Weitſchauende, wie Schmeichler und Tröpfe ihn genannt haben. Die meiſten der Zeitgenoſſen, weil die feſten Grundſätze unſterblicher Tugend und Kraft eine Zeitlang vergeſſen waren und man dahin getrieben war immer nur die Noth des Augenblicks zu kehren und für die Stunde zu denken und zu ſorgen, waren durch Angſt und Betäubung zu geblendet, als daß ſie die Erſcheinung hätten deuten können. Es war in Napoleon offenbar etwas dem Idealiſchen Aehnliches, aber dies war nur die Idealität des Böſen. Das Böſe, wenn man es bis zu ſeinem Gipfel treibt, hat den Schein des Idealen, beſonders in ſchwächlichen Zeiten, wo ſeine Nacht nicht von dem Glanz großer Tugenden beſchienen wird; aber es iſt ſeiner Natur nach keiner Idee fähig. Das höchſte Bild des Böſen, der Teufel, hat keine Idee; er hat Wuth Grimm Tücke Schadenfreude, er iſt der Darſteller der Verwirrung und Leidenſchaftlichkeit. Leidenſchaftlichkeit aber und Idee ſind unverträgliche Dinge; die Beſonnenheit ſteht neben der Idee. Der Teufel iſt nie beſonnen, denn die Ruhe, die zu Liſten und Hinterliſten vorausgeſetzt wird, bedarf keiner großen Gedanken: das Reich des Zufalls die Verwirrung und Finſterniß — das iſt das hölliſche Reich und da iſt der Teufel Gebieter. Auch Napoleon, der durch das Böſe herrſchen wollte, hat nie eine große Idee gehabt. Ich beweiſe meine Behauptung.

Als der ſiebenundzwanzigjährige Jüngling als Feldherr des franzöſiſchen Heers in Italien ſeine Laufbahn begann, da that er freilich Thaten, welche die Welt erſtaunten, aber keine Thaten aus ungewöhnlichen Ideen ſondern aus ſeltener und kühner Naturkraft geboren. Die Korſen ſind ein kräftiges und ſtreitluſtiges an Kampf Wildheit und Getümmel gewöhntes Volk, ewig in Feindſchaft und unerſättlich in Rache; ſie tragen heute noch den Karakter, den die Menſchen, die vor zweitauſend Jahre lebten, in ihnen ſchilderten. Aus ihnen trat ein Jüngling mit ſeltener Jugendfülle und Kraft hervor, war durch die ungeheure Zeit, worein er fiel, begeiſtert und getragen und hatte Greiſe von ſechzig und ſiebenzig Jahren, welche für dieſe Zeit veraltet waren, zu Gegnern, die er allein durch Jugend ſchon überwinden konnte. Er hatte aber viele andere große Hülfen, welche ſeinen Gegnern fehlten: ein Heer, in welchem ein neuer Geiſt lebte, die Bequemlichkeit, welche die republikaniſchen Franzoſen ſich nahmen über alle Rückſichten und Formen wegzuſpringen und alle Menſchen und Sachen wie ihnen gefiel zu Mitteln ihres Zwecks zu machen, kurz alles, wodurch Niederlagen vergütet und Siege beſchleunigt werden, ſtand ihm ohne Einſchränkung zu Gebote. Durch die gediegene Kraft und ſtolze Kühnheit, die ihn hier begleitet hatte, ward er im Herbſt des Jahrs 1799 Herr von Frankreich und hat ſeitdem das ſchlecht verbundene und entgeiſterte Europa durch den Wahn des Zeitalters durch die Uebermacht der Heere und Hülfsmittel und durch Einheit des Ziels umgerannt. Er hat alle Zeitgenoſſen an Schnellkraft und Gediegenheit übertroffen, er hat an feſter Abgeſchloſſenheit ſeines Gleichen nicht gehabt; an Gedanken und Ideen ſind viele reicher geweſen als er. Durch die ſtälerne Kraft ſeiner Natur durch das Eiſerne und Feſte hat er geſiegt, als die Geiſter der übrigen Völker noch im dumpfen Traum ſchliefen und vom böſen Wahn franzöſiſcher Vortrefflichkeit und Unbeſieglichkeit bezaubert waren. Banditiſch iſt ſeine Kraft,, ein banditiſcher Soldat iſt er, der alles wagt um alles zu gewinnen, der alles auf Ein großes Würfelſpiel des Glücks ſetzt, und ſo lange gewinnt, als die Gegenſpieler voll Schrecken und ohne Vertrauen zum Glück ſind. So kam er heraus 1797 aus Oeſtreich, 1805 aus Mähren, 1807 nach den Schlachten von Pultuſk und Eylau aus Polen. Sobald die Geiſter erwacht ſind, iſt er in Spanien und Rußland beſiegt worden mehr durch die Menſchen, als durch die Feldherren: der beſte Beweis, daß er durch die Idee nicht groß iſt. Sein Karakter iſt wie geſagt der Karakter eines banditiſchen Soldaten eines kräftigen und kühnen Räuberhauptmanns: ein ſolcher Karakter aber iſt dem Glück nur gewachſen, ſolange die Jugend im Leibe iſt; es giebt Halbgeiſter, die ich leibliche Geiſter nennen mögte und die mit dem Leibe alten, was aber geiſtiger Geiſt iſt, das dient den Jahren wenig. Die alte Geſchichte hat einen Mann, der ihm in vielem gleich war aber mehr Leichtigkeit hatte, Agathokles des Töpfers Sohn, zuerſt gemeiner Soldat, dann Tyrann von Syrakus, eine Zeitlang das Schrecken Italiens und Karthagos, dann durch viele Wechſel und Abentheuer hin und her geworfen, zuletzt kleinlich endigend. Auch Napoleons Geſchichte iſt ſeit dem Jahr 1808 immer mehr abentheuerlich geworden, ſeit dem Jahr 1812 und 1813 dünkt er uns ſelbſt ein Abentheurer. Kein ungewöhnliches Genie keine gewaltige Ideen haben uns jetzt den Mann gezeigt, den ſeine Schmeichler über die Cäſare und Hannibale hinausſetzten. Die Einheit, welche einige in ſeinen Entwürſen und Thaten gefunden haben, beruht einzig auf jenem Schein, deſſen ich oben erwähnte und den derjenige nothwendig von ſich wirft, welcher auf das kühnſte das Böſe thut. Nur was auf Schwächen und Gebrechen der Menſchheit, was auf Laſtern und Verbrechen gebaut werden kann, das hat er, wie Leidenſchaft Glück und Zufall im Wechſel der Menſchen und Dinge trieben, immer mit einer Beſtändigkeit gethan, die faſt einer Beſtändigkeit von Grundſätzen ähnlich ſieht. Dabei hat er aber überſehen, daß er ſich ſelbſt und alle ſeine Entwürfe untergraben und gefährliche Tugenden geweckt hat, die er liſtiger und ſchmeichleriſcher durch eine leiſere und mildere Täuſcherei der Knechtſchaft hätte erſchlaffen ſollen. In Schlachten iſt er oft groß und gewaltig erſchienen gerade durch das gediegene Eiſen und die feſte Abgeſchloſſenheit ſeiner Natur; in ſeinen politiſchen Verhandlungen und Einrichtungen, die man nicht nach der Gaukelei ſeiner Verkündigungen und Manifeſte meſſen muß, erſcheint nichts Feſtes und Gleiches; da wanket und ſpringt er immer hin und her thut das Meiſte halb und läßt es dann liegen und fährt auf etwas Neues, ehe noch das Alte abgemacht iſt. Nie hat er etwas Ganzes ins Auge faſſen, nie etwas Ganzes überſehen können; er hat immer nur Entwürfe gehabt, nie einen vollen Plan; er hat immer nur Entwürfe gehabt für ſich für ſeine Perſon für die Noth des Augenblicks, nie aber eine Idee gefaßt, worin ſein Volk ſeine Zeit und die künftigen Geſchlechter berechnet waren: für den Tag hat er gerechnet, nicht für die Jahrhunderte und die Jahrtauſende. Und ein ſolcher, der nie aus ſich heraustreten, der wie Archimedes ſich nie außerhalb ſeiner Welt ſtellen konnte um ſie mit den allmächtigen Hebeln des Genius zu bewegen, ein ſolcher ſollte uns zu einem Weltreiche zuſammenzwingen? Setze Cäſarn, ſetze Friedrich den Zweiten in ſeine Stelle, gieb ihnen alle die ungeheuren Hülfsmittel und Gelegenheiten der Zeit und auch den bonapartiſchen Willen die Länder und Völker zu unterjochen, ſie würden unſere Schwächen anders angegriffen haben. Zum Aufräumer und Zerſtörer der Dinge war er geboren, nicht, daß er etwas ſtiftete und bauete. Das iſt ſein Karakter, daß er nie ſich ſelbſt in einer Idee hat verlieren und die Sache über die Perſon ſtellen können. Ein ſolcher Mann kann die Welt nicht faſſen, er kann ſie alſo auch nicht beherrſchen.

Drittens hat Napoleon durch Leidenſchaftlichkeit alles das Glück, was Zufall und Waffen ihm verſchafften, vernichtet und verſchüttet, er hat immer gegen ſich ſelbſt gearbeitet. Man führe mir nicht die äußere Ruhe und Kälte an, die er oft im Gewimmel der Menſchen und auf Schlachtfeldern zeigt. Das beweiſt nicht viel. Er hat die Naturſtärke des ſüdlichen Menſchen äußerlich Stille zu zeigen, wann der Vulkan innerlich gährt; aber er iſt der ewig Unruhige und Wilde, bei welchem aller Geiſt in den Leib und in die leiblichen Triebe getreten iſt, als da ſind Geiz Ehrgeiz Stolz Rachſucht und Grauſamkeit; und wegen dieſer Unruhe iſt er keiner leichten und allgemeinen Gedanken fähig. Und doch wiſſen wir, wie dieſer Mann, der äußerlich oft ſo ſtill und beſonnen erſcheint, ſich in Worten und Handlungen alle Augenblicke vergißt, wo auf die Behauptungen der Ruhe ein Preis ſteht: Napoleon der Kaiſer von Frankreich und der Weltherrſcher wird öfter als recht wieder Bonaparte der korſiſche Leutnant. War das ein ruhiger Mann, vergaß derjenige ſeinen hohen Zweck nie, der alle Herrſcher und Fürſten durch perſönliche Schimpfe reitzte, der die ſpaniſchen Könige und Prinzen zu früh einkerkerte, der in Deutſchland verhaftete ächtete und hinrichtete, als er das Meiſte noch hätte müſſen durchſchlüpfen laſſen? war der zum Weltherrſcher beſtimmt, der nicht bloß die Regierungen ſondern auch die Völker verunglimpfte und reizte, der die Engländer Ruſſen und Spanier, ja der ſelbſt die zu geduldigen Deutſchen bei jeder Gelegenheit verhöhnte und ihnen die Franzoſen nicht nur als ihre Sieger ſondern überhaupt als ihre gebornen Meiſter und Herren wies? Aber auch wahre Tollheiten müſſen erzählt werden: er iſt nicht bloß in wilden Leidenſchaften hingefahren, er hat auch überlegte Tollheiten begangen. Unterſuche die Geſetze und Ordnungen, nach welchen er Frankreich regiert, vorzüglich diejenigen, nach welchen er die Verhältniſſe des Handels und Ackerbaues eingerichtet hat; unterſuche, wie er die ungeheuren Hülfsmittel ſeines Landes und der andern Länder benutzt hat, und du wirſt den allumfaſſenden und tiefen Genius nirgends finden, in welchem, wie ſeine Schmeichler verkündigen, *der bloße Gedanke eine unſterbliche That, ja der Traum ſeiner Seele der Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts gleich iſt*. Aber durch Eines hat er ſich den Tollheiten der Kaligula und Elagabale gleich geſtellt, durch ſeine berühmten Handelsbeſchlüſſe. Sein Zorn fuhr auf England, welches als Schildhalter der Freiheit ihm das verhaßteſte Land war, er wollte England vernichten und er vernichtete ſich ſelbſt. Für dieſe Beſchlüſſe muß ganz Europa ihm danken, ſie waren der Anfang der Freiheit, denn ſie belebten den Zorn und Haß der Welt.

Bei Vielen war leider jener Zuſtand, worauf ich oben hinſpielte, jene Erſtarrung und Ermattung des Mittelſtandes der Völker, den ich nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich ihn Krämergeiſt nenne. Dieſer herrſchte über die meiſten der ſogenannten Gelehrten Edelleute und des beſſeren Bürgerſtandes. Jeder wollte nur erhalten und genießen, nicht mit großem Geiſt etwas wagen und dulden, nicht mit großer Gefahr auf etwas Neues und Kühnes ſinnen; die kleinlichen Geiſter, die kleinlichen Genüſſe, die berechnet werden — das dachten und wollten dieſe Menſchen: ſie wollten in einem matten Traum des Daſeyns ſo hindämmern und das matte und ſchlaffe Leben ſeinen ebenen Gang ſo fortſchlendern laſſen. Dies nannten ſie ihre Bildung ihre Aufklärung, dies das Glück und die Höhe des Zeitalters; dies hieß ihnen Toleranz Eleganz Urbanität Liberalität, und damit das Geſchlepp ausländiſcher Aeſſereien und Untugenden und halber Begriffe, die ſich mit fremden Namen am beſten ausdrücken laſſen, voll würde, mit einem vornehmen Worte Humanität. Es war eben jenes erbärmliche halb zierliche und halb knechtiſche Weſen, wovon Tacitus ſagt: „Die Unwiſſenden nannten das Humanität, „da es doch ein Theil der Knechtſchaft war.“ *) Dieſe knechtiſche Humanität, die ſeinen Entwürfen ſo willkommen ſeyn mußte, ſuchte Napoleon nicht durch neue Freuden Wollüſte und Bequemlichkeiten noch zu mehren und zu befördern, ſondern er griff ſie in ihren Quellen an und leitete ihr die Waſſer ab, die ihr Nahrung gaben; er rührte ein Weſpenneſt um, aus welchem viele Stacheln geflogen ſind, die er gefühlt hat und fühlen wird; er zwang die Kleinkrämer des Lebens Helden zu werden, und viele ſind Helden geworden gegen ihn. Er hatte einmal die Worte eines Deſpoten geſprochen: ich brauche keine andere Menſchen als Bauren und Soldaten, und alle Faule und Weichlinge, die keine andere Götter kannten als Gold und Wolluſt, hatten ihr Todesurtheil gehört. Dieſes Urtheil ward auch vollzogen durch die Armuth, die er nun recht planmäßig über

---

*) Id apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset.

das feſte Land zu bringen ſuchte. Er vernichtete, ſoviel an ihm war, den Handel, trocknete die Quellen des Reichthums aus und ſchnitt ſich und allen Menſchen die Hülfsmittel ab. Und dieſer Mann hatte im glücklichſten Fall, ſelbſt wenn ihm das Unglaubliche gelang, wenigſtens noch zehnjährige Kriege zu führen, wenn er ganz Europa ſein Land und alle Völker ſeine Sklaven nennen wollte. Wie ganz anders wäre es um uns geſtanden, wenn er den Krämern geſchmeichelt und, wie Cyrus in Lydien und die Römer in Hiſpanien und Gallien und Britannien weiland, auch die wenigen muthigen und trotzigen Seelen durch neue Künſte der Wolluſt und Weichlichkeit und durch Schmeichelung der ſinnlichen Triebe angegriffen und gebrochen hätte?

Dies iſt Napoleon der Einzige der Unvergleichliche der größte aller Helden und Geſetzgeber, die jemals geweſen ſind; ſo hat er geſtanden in ſeinem Verhältniß zu ſeinen Entwürfen und zu Europa. Jetzt werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf dasjenige, was in ihm in ſeinen Helfern ſeinen Senatoren und Geheimen Räthen Einheit und Beſtändigkeit der Grundſätze, wodurch Europa unterjocht werden ſollte, genannt worden iſt: es heißt das Böſe. Ja das Böſeſte und Treuloſeſte zu zu wollen und es auf das geſchwindeſte und kühnſte zu thun, das war das große Geheimniß, wodurch diejenigen drinnen und draußen gewaltig wurden, welche von 1793 bis 1799 Frankreich regierten. Mit den kühnſten und geſchickteſten von dieſen ſetzte Napoleon ſich im Herbſt 1799 zuſammen und begann ſein großes Werk. Auch die letzt verfloſſenen dreizehen Jahre ſind ſie in den Spuren getreten, worin ſie ihren Lauf begannen, immer kühner und verwegener, denn die böſen Leidenſchaften wachſen durch ſich ſelbſt, wie die Giftkräuter durch die eigenen Säfte immer breiter und dicker ſchwellen. Durch keine Tugenden des Heldenthums der Großherzigkeit Milde und Gerechtigkeit, ſondern durch die hinterliſtigſte Belauſchung aller Schwächen und Schanden der menſchlichen Natur, durch den Gebrauch der abſcheulichſten Mittel und der befleckteſten Menſchen zu Hauſe und in der Fremde iſt ihnen gelungen einen großen Theil Europens zu ſchänden und zu verwüſten. Da ſuche die Großthaten der Franzoſen und Napoleons, da ſuche die Geheimniſſe jener Weisheit und Geſchicklichkeit, welche den Gang der gegenwärtigen Zeit belauſchen und die noch verſchloſſenen Thore der künftigen Jahrhunderte ſprengen. Aber dieſes Böſe, wodurch ſie andere unterjochen und beherrſchen wollten, hat ſie ſelbſt unterjocht ja vernichtet: alle edlen Geiſter alle höhere Kühnheit des Willens alle Herrlichkeit, die aus irgend einer Eigenthümlichkeit des Karakters entſpringt, ſind in Laſtern und Schanden verwelkt. Dies iſt an den franzöſiſchen Feldherren erſchienen, dies an dem Heere und an dem ganzen Volke. Das Volk iſt von Böſewichtern verſtockt und verſteinert, es iſt von Laſtern aufgelöſt und verfault und trägt dazu das Unglück von Gott und den Haß von den Menſchen. Verfinſterung des Gemüthes, Lähmung des Verſtandes, Verfolgung aller edlen Tugenden Künſte und Wiſſenſchaften, Abſchneidung aller rechtlichen Wege zu Glück und Ehre, Verhöhnung und Unterdrückung aller Freiheit und Gerechtigkeit, Vergötterung der gedankenloſen Faulheit und der wüſten und blinden Tyrannei — wo das herrſcht, da müſſen die Menſchen dummen oder reißenden Beſtien gleich werden. So iſt Frankreichs Zuſtand. Uns aber, die draußen ſind, iſt dieſer Zuſtand am hellſten erſchienen in der Art und in dem Schickſal der franzöſiſchen Heere in dieſen letzten großen Jahren 1812 und 1813.

Napoleon empfing ein durch die Revolution verwildertes Volk, er empfing ein auf Siege und große Kriegsthaten ſtolzes Heer, bei welchem ſich doch noch viel Sinn für Menſchlichkeit und Ehre erhalten hatte. Ihm iſt es in vierzehen Jahren geglückt dieſes Heer in die zügelloſeſten Banditen zu verwandeln. Dieſe Banditen zerſtörten durch die grauſamſte Verleugnung aller göttlichen und menſchlichen Gefühle und Triebe anfangs nur diejenigen, über deren Länder und Güter ſie hingetrieben wurden: ſie haben in den letzten Jahren ſich ſelbſt zerſtört. Das iſt die große Gerechtigkeit Gottes, daß jede Schande in ihr ſelbſt endlich ihre Strafe findet. Als die franzöſiſchen Schaaren im Frühling und Sommer **1812** gegen Rußland auszogen, da bemerkten alle geſcheidte Männer, wie groß der Unterſchied geworden war ſeit den Jahren **1807** und **1809**. Es waren keine Heere mehr wie die republikaniſchen, welche Moreau und Pichegrü in den Jahren **1794** und **1796** ins Feld geführt hatten. es war ein wüſter roher grauſamer von Verbrechen und Gräueln befleckter Menſchenſchwarm, der ſich ſchon in einem Zuſtande der Unordnung und Auflöſung befand, wie man ſich die weiland Heere des Xerxes und Darius denkt. Durch dieſe in ihnen ſelbſt liegende Fäulniß des Laſters und durch die völlig entmenſchten Ungeheuer, welchen die Verwaltung und Verpflegung aufgetragen war, iſt die ungeheure Macht eben ſo ſehr untergegangen als durch das Schwerdt der Ruſſen und die Rache Gottes. Dieſen Sommer ja die nächſt verfloſſenen Wochen haben wir daſſelbe Schauſpiel geſehen. In Schleſien in Sachſen in den fruchtbarſten Ländern ſind viele tauſend Franzoſen vor Hunger umgekommen, weil Befehlshaber Verpfleger Lazarethaufſeher von der ſchändlichſten Unrechtlichkeit und der ſchnödeſten Habſucht angefreſſen ſind und ohne Gefühl für Pflicht und Menſchlichkeit alles und auch das Leben des Soldaten verkaufen. Er verhungert auf den Märſchen, er ſchmachtet in den Lazarethen, er erfriert, weil er nicht gekleidet iſt. Nur die Leibwächter, welche unmittelbar für die Perſon ihres Gebieters beſtimmt ſind, hatten noch ein ſtattliches und männliches Anſehen; von den andern ſahen die meiſten abgeriſſen und abgemagert mehr als Bettler aus, denn als ſolche, welche die Völker wieder vor Napoleon zittern machen ſollten. Auf dieſe Weiſe iſt es geſchehen, daß die Lazarethe ohne die vielen Verwundeten mit Zwanzigtauſenden und Dreißigtauſenden von Kranken überfüllt geweſen ſind, die ſchnell die Kirchhöfe füllten; ſo iſt es geſchehen, daß die Straßen, auf welchen die Franzoſen von Leipzig bis Mainz geflohen ſind, mit Tauſenden von Ermatteten und Sterbenden bedeckt geweſen ſind: es iſt faſt ein zweiter Marſch von Smolensk bis Wilna geweſen. So ſorgt Napoleon für diejenigen, die er die Unüberwindlichen, die er die erſten Soldaten der Welt nennt und mit welchen er ſtehen oder fallen muß. Ein gräßlicher Spiegel der Zeit und der Menſchen, die ſo groß genannt worden ſind; ſie haben ſich durch die ſcheußlichſte Beſtechlichkeit Verkäuflichkeit Habſucht und Grauſamkeit an den Eigenen verſündigt, wie an uns Fremden. Alles dies Unheil hängt an einer langen Kette.

Dies haben die Franzoſen in den letzten zwanzig Jahren gethan und gewollt; dies werden ſie immer thun und wollen müſſen, weil ihre Natur ſie nicht ruhig läßt. Jetzt betrachten wir die Engländer ihnen und uns gegenüber. Andere mögen dann die Vergleichung weiter führen und die Folgen und Ausſprünge herausziehen, die hier nur angedeutet werden.

Auch in England waren im Anfange der franzöſiſchen Revolution viele Köpfe von dem allgemeinen Schwindel und Taumel ergriffen, der von Frankreich ausging; ja ſogar hier, wo durch die große und öffentliche Verhandlung der Geſchäfte die richtige Anſicht und Einſicht in politiſchen Dingen die größte war, ließen ſich auch Viele von neuen und eitlen Hoffnungen täuſchen und erwarteten große Herrlichkeiten von dem Freiheitsgetümmel an der Seine. So allmächtig iſt die Zeit und ſo gewaltig fließt der Strom, womit ſie die Menſchen faſt wider ihren Willen fortreibt. England ward in den allgemeinen Krieg gegen die neue franzöſiſche Republik bald mit hineingeriſſen, und durch dieſen Krieg durch die Aufklärung, welche die Franzoſen der ganzen Welt bald gaben von dem was ſie wollten und konnten, und durch die allmählige Abkühlung der allgemeinen Entzündung der Herzen wurden die engliſchen Geiſter bald wieder in ihre ruhige Lage geſezt, daß ſie ſchätzen konnten, welche Güter der Freiheit ſie beſaßen, die die leichtſinnigen Thoren jenſeits des Kanals vergebens zu erwerben ſuchten. England war in dieſen Jahren regiert von Wilhelm Pitt, dem jüngſten Sohn jenes unſterblichen Chatam, den es vor vierzig Jahren als einen ſeiner vortrefflichſten und größten Bürger geliebt und bewundert hatte. Seines Vaters Geiſt ruhete dreifach auf ihm. Schon als Jüngling war er in die höchſten Stellen des Vaterlandes getreten und hatte in einem Alter, wo die meiſten Menſchen kaum zu denken anfangen, in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre, bei unbeſtechlicher und unverrücklicher Tugend ſolche Einſicht und Weisheit gezeigt, daß alle ihn der Ehren, womit er bekleidet war, würdig hielten. Seit dem Schluſſe jenes für Großbritannien traurigen Krieges, wodurch die meiſten engliſchen Landſchaften von Nordamerika als ein eigener Freiſtaat in die Reihe der Staaten eingeführt wurden, regierte er England mit Glück und Ruhm. Er trat ſogleich auf als ein erklärter und unverſöhnlicher Feind der neuen franzöſiſchen Freiheit und ward von den Europäern, welche die Erſcheinungen und Auftritte an der Seine mit dem größten Beifall empfingen, häufig ein Tyrannendiener und Freiheitsfeind genannt. Das kümmerte den ruhigen und feſten Mann nicht, der ſich bewußt war, welche Freiheit er liebte und ehrte, und der unverholen im Angeſicht von ganz Europa bekannte, daß er von den franzöſiſchen Wundern nach dem leichtſinnigen Karakter des Volks und nach den Erſcheinungen, die er ſahe, nichts als Unglück Verwirrung und Tyrannei für die Welt erwarte. England trat durch ſeine Seemacht, wodurch es die Meere beherrſchte und die Welttheile verband, und durch ſeine Reichthümer bei dem großen Kriege gegen Frankreich gewiſſermaßen in die erſte Stelle: durch Bezahlung von Hülfsgeldern und Anleihen erleichterte es den Mächten des feſten Landes die Rüſtungen und die Führung des Kriegs. Dies war ein Krieg neuer Art ein ganz anderer Krieg, als diejenigen Kriege geweſen, die man ſeit vielen Jahrhunderten in Europa geführt hatte; denn die Franzoſen trieben nicht einzelne Heere ins Feld ſondern ein ganzes bewaffnetes Volk, und dieſes Volk wie von einem Wahnſinn des Muths und des Todes berauſcht. Gegen dieſe reichten die gewöhnlichen Arten und Mittel nicht aus, auch durften ſich die Mächte bei den gewöhnlichen Rückſichten nicht aufhalten noch in den gewöhnlichen Verhältniſſen ſtehen bleiben, wenn ſie vor den jugendlichen Freiheitsmännern, die alles, was zum Zwecke führte, erlaubt erklärten, nicht unterliegen wollten. Durch das Ungewöhnliche und Ungeheure dieſes Krieges, der alles überſpannte und zerriß und die alten Maaße der Dinge aufhob, müſſen auch manche Thaten der Engländer entſchuldigt werden, die in andern Zeiten Gewaltthaten geheißen hätten. Wir dürfen nie loben was ungerecht iſt: es giebt nur Eine Gerechtigkeit; aber daran müſſen die

Deutſchen beſonders bei ihren Urtheilen über politiſche Verhältniſſe und Handlungen erinnert werden, daß für die große Politik und die kleine Bürgerlichkeit nicht Ein Maaßſtab des Rechts iſt. Wie es ein Reich der Schönheit giebt, das unmittelbar unter das Gefühl und Urtheil der Götter geſtellt wird und deſſen Marken nie genau zu beſtimmen ſind, ſo liegt auch in unbeſtimmbaren Gränzen ein Reich der Politik, in welchem an keinen andern Gerichtshof als an den der Götter appellirt werden darf. Das iſt das Traurige in der Politik, daß man oft faſt ſeyn muß und thun muß, was der Gegner iſt und thut: wer gegen einen Straßenräuber auszieht, darf nicht treu und offen ſeyn, wie wem gegen einen ritterlichen Gegner der Kampf ſteht; gegen den, der mit Steinen wirft, kömmt zu kurz, wer ihn mit Erdklößen zu vertreiben meint. So entſprang aus Ueberſpannung Wildheit, aus Wildheit Gewalt, aus Gewalt Anklagen auf beiden Seiten, welche die Zeitgenoſſen nach der Liebe und dem Haß, die ſie gegen einen von beiden Streitern trugen, wiederholten. Auch die Engländer können nicht in allem entſchuldigt werden; doch hieß bei ihnen Gewalt noch nicht Recht, die Lüge durfte in Weſtminſter nicht pariſiſch gaukeln und von Grundſätzen war zur Mäßigkeit und Gerechtigkeit einmal Rückkehr zu hoffen: die Schaam beſchönigte hier das Schlechte wenigſtens noch mit der Noth und verſprach Beſſerung, ſobald die neue Wuth, welche die Welt überfahren wollte, eingeſchränkt ſey. Pitt und ſeine Engländer ſtritten gegen die Franzoſen wie immer, d. h. auf Leben und Tod: bald waren keine franzöſiſche Flotten und in wenigen Jahren faſt keine franzöſiſche Kolonien mehr, und zu den wenigen übrigen war der Zugang verſperrt. Daß die engliſche Politik alle Unternehmungen immer richtig geleitet, daß ſie bei der Führung und Verwaltung der Angelegenheiten des feſten Landes nicht große Misgriffe gethan habe, leugnen wir nicht. Das lag aber eben ſo ſehr in unſeligen Verhältniſſen als in Schlaffheit oder Unkunde. Das war gewiß kein Misgriff, daß Pitt Burke und ſo viele andere weiſe und patriotiſche Männer Englands Krieg! Krieg! und wieder Krieg! riefen. Pitt iſt von kurzſichtigen Beurtheilern der Zeit und ihrer Begebenheiten angeklagt worden, er trage die Hauptſchuld von dem Elende Frankreichs und dem Unglück Europens und ſeines eigenen Vaterlandes; er durch ſeine Erbitterung und Hartnäckigkeit und durch die Aufwiegelung und Erkaufung aller Welt gegen Frankreich habe den Funken zu einer Flamme aufgeblaſen, er habe dieſe verderbliche Flamme, die ohne ihn in ſich ſelbſt niedergebrannt ſeyn würde, über alle Länder zerſtreut und den Franzoſen durch die Noth, worein er ſie gebracht, zuerſt das Geheimniß ihrer Stärke gelehrt: ohne Pitt und ſeinen wahnſinnigen Haß hätten wir Frieden behalten oder ſicherer und glücklicher Frieden wiedergewinnen können. Der große Miniſter kümmerte ſich nicht um dies Geſchrei, das nicht allein über die Nordſee und den Kanal nach England hinübertönte, ſondern hie und da auch in den Klubs und Kaffeehäuſern von London erklang. Er wußte, die franzöſiſche Flamme war von der Natur, die in ihr ſelbſt nicht erlöſcht, ſondern die alles Brennbare ergreifen will, die über die Welt fahren will. Er that alſo recht, daß er das wilde Verderben mit der volleſten Kraft erſticken wollte; er that recht, wann er ganz Europa zurief: das ſchleichende und ſchmeichelnde Ungeheuer, das an der Seine aus tauſend Köpfen ziſcht und brüllt, iſt nur unſchädlich, wann es todt iſt — alſo Kampf auf Leben und Tod! Kampf bis zum Verderben! Aber das Ungeheuer war ſiegreich durch die Kühnheit ſeiner Entwürfe, durch die Leichtigkeit und Gewiſſenloſigkeit alle Hülfsmittel an ſich zu reißen und alle Länder als ſeine Kriegsmagazine zu betrachten, durch den Geiſt des franzöſiſchen Volks, welcher friſch und muthig war, da die meiſten ſeiner Gegner durch veraltete Formen verſteckt oder durch enge Rückſichten gelähmt waren und da Viele, welche Eines wollen ſollen, nie ſo einträchtig und mächtig wirken können als Einer, der Eines will. England hatte ungeheure Kräfte angewandt, hatte außerordentliche Hülfen gegeben und ſah ſich endlich von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, welche unglückliche Frieden ſchloſſen. Nach der langen Gaukelei von Vielen, welche in Frankreich eine Freiheit ſtiften wollten, die Franzoſen nicht ertragen konnten, erſchien im Herbſt des Jahrs 1799, im achten Jahre des Kriegs, Einer, welcher eine Herrſchaft ſtiften wollte, die ſie ertragen mußten. Dieſer verkündigte ſogleich, ſein einziges Ziel ſey die Beruhigung und Wiederherſtellung Frankreichs und die Beglückung und Befreiung Europens. Vergebens warnte Pitt gegen die Treue der Franzoſen und Napoleons und erklärte ein ſicherer Krieg ſey beſſer als ein treuloſer Friede; es waren in England zu Viele, die Ruhe wünſchten und von Napoleon Ruhe hofften: der Miniſter trat von ſeinem hohen Poſten ab und ein anderer ſchloß Frieden mit Frankreich. Noch waren in Europa Viele für Frankreich, doch erkannten Manche ſchon, daß England freilich zunächſt für den eigenen Vortheil und die eigene Noth, am meiſten aber für die Freiheit des Welttheils geſtritten habe.

Pitts Weiſſagung erfüllte ſich zu bald. Der Friede erſchien nur als ein Waffenſtillſtand und ſeine Unſicherheit ward wieder in die ſichere Offenheit des Kriegs verwandelt, welchen alle Engländer wieder mit lautem Zorn verlangt hatten. Sie verlangten auch den alten Steuermann wieder, der ihnen den fürchterlichen Stürmen der Zeit allein gewachſen däuchte. Pitt beſchützte und erhielt ſein Vaterland, aber erlebte noch kein Glück oder ſolche Zeichen, die ein baldiges Ende des Unheils verkündigten. In dem unglücklichen Kriege vom Herbſt 1805 verlor Oeſtreich ſeine Macht und Herrlichkeit und Napoleon ward in Italien in Deutſchland ja in allen Ländern allmächtig. Pitt ſtarb vor Gram und nahm die Trauer und Sehnſucht ſeines Volks und die Achtung Europens mit ins Grab. Ein Mann altrömiſcher Tugend und Trefflichkeit und jener Geſinnung, die ein ganzes Leben einem großem Zweck opfern kann. Die Nachwelt wird ihm ſeine Stelle anweiſen; wer wie er der Wolluſt der Faulheit und dem Geitze überlegen iſt, der iſt einer Stelle in dem Pantheon der Weltgeſchichte gewiß. Das iſt ſein größtes Lob, daß den Todten öffentlich bewunderten und beweinten, welche den Lebenden gefürchtet und bekämpft hatten.

Pitt hatte nicht erkannt, wie viel ſein Vaterland vermogte und wie allmächtig die Freiheit iſt, welche ſich nicht unterjochen laſſen will. Die Noth der folgenden Jahre offenbarte dies und kleinere Männer fürchteten das von den Franzoſen nicht mehr, was den größten britiſchen Mann ſo früh ins Grab gelegt hatte. Die Jahre 1806 und 1807 ſtürzten Preußens Macht und brachten alle Länder und Küſten in Napoleons Gewalt. Er wollte England jetzt durch Einen großen Todesſtreich verderben, er gab ſeine Handelsbeſchlüſſe. England iſt beſtanden und er iſt untergegangen. Dieſe Jahre der Noth haben Britannien ſeine Kräfte gelehrt: ein fleißiges geſchicktes tapferes und mächtiges Volk, das allerdings das allgemeine Elend auch fühlte, hat für alles Mittel und Auswege gefunden und iſt nun ſeit Pitts Tode faſt in acht Jahren mitten in dem Ruin der Verwüſtung und Schande als ein Pfeiler der Freiheit geſtanden. Was Napoleon geweiſſagt hatte, was die meiſten Europäer glaubten, England müſſe in Ermattung und im völligen Bankerott in Trümmern zuſammenſtürzen, iſt nicht geſchehen. Die Erfahrung dieſer letzten ſieben Jahre hat dem großen Volke eine Zuverſicht und einen Muth gegeben, daß ſie, wenn auch eine Welt auf ſie ſtürmt, nicht untergehen können, wenn ſie einträchtig und feſt in ſich zuſammengeſchloſſen bleiben. So groß iſt das Glück der wahren Freiheit und ſo gewaltig iſt der Stolz und die Standhaftigkeit, die ſie giebt. Ja das iſt die herrlichſte Erſcheinung dieſer letzten ſieben Jahre, daß England auch ohne ſeinen Pitt, ja oft ohne irgend ein Haupt, das Haupt heißen konnte, nicht nur beſtanden iſt, ſondern geſiegt hat, weil alle Briten vaterländiſche Herzen haben und weil jeder Engländer ſich einbildet, er müſſe für das Vaterland auch ein Haupt ſeyn und denken und rathen helfen. Wo die Seele des Staats in allen lebt, da bedarf es oft kaum einer Regierung, das Volk treibt ſich durch ſich ſelbſt zu Glück und Ruhm. Manches auch, z. B. die ſchwächlichen Unternehmungen auf Aegypten und Konſtantinopel im Jahre 1807; der Schlummer des Winters von 1807, deſſen Gunſt England verſaß, da doch in Napoleons Rücken in Deutſchland ſo Großes und Verderbliches hätte geſchehen können; die halbausgeführte Unternehmung auf Seeland und Kopenhagen im Herbſt deſſelben Jahres; die Landung eines bedeutenden Heers im Sommer des Jahrs 1808 und die Ueberführung des franzöſiſchen Generals Junot mit ſeinem Heer von 20,000 Mann auf dem geſchwinden Wege des Meeres zu dem franzöſiſchen großen Pyrenäenheer, das gegen Spanien zog; der beiſpielloſe Misbrauch der mächtigen Ausrüſtung, welche Lord Chatam im Sommer 1809 gegen die Küſten der Niederlande führte — alles dies iſt von der Regierung und ihren Helfern nicht auf das kräftigſte geleitet und ausgeführt, aber der Geiſt und Muth des ganzen Volkes hat es immer wieder gebeſſert und hergeſtellt.

England hat ſeit 1793 für die europäiſche Freiheit und Ehre geſtritten; aber Tröpfe und Gaukler konnten gegen die Würde ſeiner erhabenen Rolle bei manchen Schwachen noch Zweifel erregen, ſie konnten Vielen ſogar einbilden, England ſtreite gegen Recht und Ehre, indem es gegen die Franzoſen ſtritt. Ja es waren, welche behaupteten und Anhänger fanden, welche ihre Behauptung nachbeteten, England ſey es vorzüglich, welchem Europa ſein Unglück ſeine Umkehrung und Verwüſtung von einem Ende zum andern und ſeine traurige Knechtſchaft verdanke; England habe die ſinkenden Flammen der franzöſiſchen Revolution immer wieder angeſchürt, England habe den ſchlafenden Löwen Napoleon aufgeweckt, welcher ohne ſeine Reizungen mild und ſtill geweſen ſeyn würde. Thörichte Beſchuldigung! als ob das franzöſiſche Revolutionsfeuer von der Art geweſen wäre, das in ihm ſelbſt ſich verzehren kann; als ob die Unruhe und Herrſchſucht, die in Napoleons Bruſt gähren, jemals einſchlafen könnten. Weil Napoleon wach und auf Raub gerüſtet war, ſo mußte England wach und rüſtig ſeyn, und es war unſtreitig klüger gethan ſelbſt den Löwen zu jagen, als ſich von ihm jagen zu laſſen. Seit dem Jahre 1808 aber trat England mit einer Würde auf, die ſelbſt die unverſchämteſten Tadler verlegen machte. Napoleon hatte das ſpaniſche Königshaus und das ſpaniſche Volk, die ihm und Frankreich ſeit dreizehen Jahren ſo viel Glück und Ruhm geopfert hatten, auf das treuloſeſte und verrätheriſcheſte angetaſtet: das Königshaus ſollte entthront und vertilgt, das Volk entehrt und unterjocht, die pyrenäiſche Halbinſel ſollte eine franzöſiſche Landſchaft werden. Das verrathene Spanien ſchloß ſich ſogleich an England, und es geht jetzt in das ſechſte Jahr, daß engliſche Flotten und Heere für die Enkel der alten Iberier Sueven und Weſtgothen ſtreiten. Ich brauche hier nicht zu erzählen, mit welchem Geiſt dieſer große und heilige Krieg geführt worden, wie große und herrliche Männer aufgetreten und wie außerordentliche Thaten des Heldenmuthes und der Begeiſterung auf dieſem klaſſiſchen Boden der Freiheit gethan ſind; ich brauche die Namen Palafox Albuquerque Romana Mina Empecinado Moore Wellington Hill Graham nicht wieder vor den Zeitgenoſſen aufzurufen: ſie leben friſch in dem Gedächtniß der Menſchen und werden in den goldenen Rollen der Weltgeſchichte unſterblich glänzen. Dieſer große Kampf für Spaniens Freiheit war auch der Kampf für ganz Europa, nicht allein dadurch, daß Spanien und Portugal befreit wurden, ſondern daß die Geiſter der Freiheit bei den andern Völkern wach blieben. Das war das Größte; denn wann die Gedanken der Menſchen unterjocht werden, dann erſt iſt die Herrſchaft eines Tyrannen vollendet. Die Engländer haben Spanien gerettet, ſie haben die Geiſter lebendig erhalten, ſie haben in dieſem Kriege Napoleons alte Heere, die Stützen ſeiner Macht und des franzöſiſchen Ruhms, vertilgt und ſeine Schätze erſchöpft; ſie ſtehen unter ihrem großen Feldherrn Wellington jetzt ſchon auf den Pyrenäen ja ſchon auf dem Boden jenes Frankreichs, das ſich jüngſt noch den König und Herrſcher der Länder und das allmächtige und unüberwindliche nannte. Es ſchien in Europa dahin zu kommen, daß die Freiheit aus den Augen der Menſchen entrückt würde — da ging in Spanien das neue Licht auf, woran Millionen Herzen ſich erwärmten und der Zorn und die Hoffnung der beſſeren und kühneren Europäer ſich immer erfriſchten. Jener Geiſt, welcher die Spanier aus jeder Niederlage muthiger erhob und ein Häuflein von 40,000 Engländern unter einem großen

Feldherrn zu einer undurchdringlichen und unerſchütterlichen Phalanx des Siegs machte, hat in ſechs Jahren in ganz Europa Heere gegen Napoleon geſchaffen; welche, ſobald ſie Waffen ergriffen, Helden geworden ſind; er iſt nach Rußland übergegangen und hat dort ſeine Legionen vernichtet; er hat die Brüſte der tapfern Preußen mit Zorn und mit Gott entzündet; er flammt jetzt in allen Deutſchen, damit ſo viele Schmach gerächt und ſo viel Hohn bezahlt werde.

Dies hat Britannien gethan und thut es. Der ſpaniſche Krieg iſt einer der ſchwerſten und größten Kriege, die je geführt worden, wegen der Menge der Hülfsmittel des Feindes wegen der Verwirrung Auflöſung und Zwietracht der Spanier und wegen der ungeheuren Ausgaben, die er dem engliſchen Schatz verurſacht. Große Flotten und Heere haben die Engländer ausgerüſtet, ungeheure Vorräthe von Kriegszeug und Mundbedürfniſſen haben ſie ſich immer auf vielen hundert Schiffen nachführen laſſen, 150,000 Engländer Portugieſen und Spanier haben ſie beſoldet; unter den mißlichſten und gefährlichſten Verhältniſſen, oft faſt unter Umſtänden von Hoffnungsloſigkeit haben ſie nie abgelaſſen noch an der großen Sache verzweifelt. England iſt mit Schulden überhäuft, die engliſchen Bürger ſind täglich ſchwerer belaſtet, ihr Vermögen ihr Kredit iſt in dem fremden Lande verſchwendet worden — und nicht bloß ein Miniſter hat erklärt, die Liebe und Begeiſterung eines edlen und tapfern Volks für ihren König und ihre Regierung bringe alle dieſe Opfer mit Freuden; nein, das ganze Volk ſelbſt, mit hunderttauſend Stimmen und mit den gewichtigen Stimmen, die in der ehrwürdigſten und erhabenſten Verſammlung der Welt, in dem engliſchen Parlament erklingen, hat immer Krieg und Spanien gerufen, und nicht allein gebilligt was geſchah, ſondern auch befohlen, daß es weiter und kräftiger durchgeführt und daß das Aeußerſte dran geſetzt werden ſollte, damit Spanien und Europa nicht in Knechtſchaft fielen. Kaum erſcholl aus Rußland die Botſchaft des unvermeidlichen Krieges, ſo wandte ſich England auch dahin als Freund und reichte dem Kaiſer Alexander die Hand zum gemeinſchaftlichen Kampf gegen den verderblichen Feind Europens. Kaum rührte ſich Preußen und ſchüttelte an dem Joche, ſo war England da mit Zeug mit Rüſtungen und Waffen. Man kann ſagen, England iſt die Seele der europäiſchen Freiheit und England hat ſeine Seele für die Freiheit gegeben. Ja dies bleibt wahr ſelbſt bei denen, die da ſagen, Englands Seele ſey das Geld.

So ſtehſt du da, ſtolzes und freies Britannien, in dieſer erhabenen Rolle, nach dem längſten und ſchwerſten Kampfe, den je ein hochherziges und tapferes Volk ausgehalten hat, gerettet und rettend, leuchtend von Ruhm, leuchtend von Ehre und Gerechtigkeit, leuchtend von vielen herrlichen Namen, wenn wir und die andern Europäer in zwanzig Jahren kaum Einen Unſterblichen im Felde oder Rathe dem Gedächtniß der künftigen Jahrhunderte übergeben haben. Die freien Niederländer ſind vergangen, weil die Enkel die Geiſter verſäumt hatten, welche die Naſſaue Trompe Ruyter de Witte und Grotius beſeelten; die Schweiz unter ihren ewigen Bergen iſt einer franzöſiſchen Landſchaft gleich geworden, weil Reichthümer und Weichlichkeit größere Güter ſchienen, als worum bei Sempach und Murten geſtritten ward; Venedig iſt ausgelöſcht, nachdem ihr Ruhm ſeit einem Jahrhundert ſeicht geworden war wie ihre Lagunen. Es iſt nichts beſtanden was frei hieß; du allein ſtehſt da, Britannien, und haſt durch die großen Thaten und Erinnerungen dieſer Jahre die Beſiegelung größeren künftigen Glückes, denn je vorher; du ſtehſt da als die Schirmerin und Retterin unſers Welttheils. Du haſt unſre Freiheit durch die Waffen gerettet, größer und herrlicher iſt ſie durch die ewigen Lehren und Grundſätze der Weisheit und Gerechtigkeit von dir vertheidigt worden, durch das lebendige Wort und die beſeelende Meinung. Du haſt nicht bloß unſere Hoffnungen, du haſt auch unſere Gedanken gerettet: daß wir in knechtiſcher Geduld und Verſtummung nicht dem dummen Vieh gleich geworden ſind, daß wir noch lieben und haſſen, daß wir noch empfinden und denken können, ja daß wir wieder Gott glauben und anbeten können — das danken wir deiner Standhaftigkeit und deinem Stolz. Die Fremden verklagen dich, auch du ſeyeſt entartet und habeſt der Tugenden deiner Väter vergeſſen. Antworte ihnen nicht, nenne ihnen die Namen der Männer, die jüngſt noch in dir lebten und noch leben: Burke Pitt Fox Sheridan Bedford Jarvis Nelſon Abercromby Moore Wellington Hill Graham — fordere ſie auf, daß ſie ihre Unſterblichen gegen dieſe ſtellen, daß ſie dir nennen, die zu leben und zu ſterben verſtehen wie dieſe; ſie ſchweigen, ſie haben keine, und dieſe und ihre Thaten vertheidigen dich. Dein großer Feind hat für die Leiber gearbeitet, er hat alle Laſter und Gelüſte zum Raub und Genuß der Welt herausgefordert, er hat alles gethan und verſucht, wodurch die Gemüther den gemeinſten Trieben dienſtbar werden. Du haſt dir das Reich der Geiſter genommen. O wie du liegſt als ein wohlthätiges Gewicht neben den Wagſchaalen Europens, damit du dich geſchwind in die Schaale legen kannſt, welche zu hoch aufgeſchnellt wird, ſo halte auch immer die erhabene Beſtimmung feſt, daß, wann alle Welt ſklaviſch werden will, du bei dir pflegeſt und bewahreſt, wodurch die großen Seelen, ohne welche keine Geſchichte ſeyn würde, von jeher über Glück und Unglück erhaben geweſen ſind.

Viele werden dieſes Lobes ſpotten: ſie werden ſagen

England hat bloß für ſich und für ſeinen Eigennutz geſtritten, nicht, daß es uns und die Welt rettete und befreiete es hat aus dem gemeinſten Triebe gehandelt und beſtochene Stimmen wollen edel nennen, was durchaus gemein iſt. Ja ſie werden wohl die gewöhnliche franzöſiſche Beſchuldigung nachbeten, daß, wer nicht für Frankreich ſpricht, im engliſchen Solde ſtehe. Dies kann derjenige verachten, deſſen Stimme für Gold nie heller klingen wird. Wir können dieſen Anklägern Englands Recht geben, ohne daß England dabei verliere. Freilich hat England aus Eigennutz geſtritten, es hat geglaubt, daß, was irgendwo in Europa geſchieht, ſeinen Vortheilen nicht fremd ſey, daß alles, was verheert geplündert und unterjocht wird, ſein zerſtörtes Gut ſey. England hat für ſeine Vortheile geſtritten aber zugleich für die Vortheile der Welt; denn ſo ſind die menſchlichen Dinge eingerichtet, daß, wer für die Gerechtigkeit und die Ehre kämpft, auch ſeinen Eigennutz fördert. Wollte Gott, auch wir hätten aus dieſem Geiz und Eigennutz früher das Rechte gethan und unſre Ehre und Güter den Fremden nicht ſo leichtſinnig und gewiſſenlos hingegeben! Die Franzoſen haben die Engländer nichtswürdige habſüchtige räuberiſche und grauſame Kaufleute genannt, welche die Welt verwüſten, wenn ſie nur reich werden, dieſe Franzoſen, deren Großmuth Uneigennützigkeit und Menſchlichkeit wir bewundern gelernt haben; ſie haben darauf hingeſpielt, daß ein Volk, das alle hohen und tapfern Gefühle durch kleinlichen Geiz erſtickt habe, franzöſiſchem Muth und Hochſinn nicht gewachſen ſeyn werde; ſie haben England Karthago und die Engländer Karthager genannt, als wenn in dieſem Namen ein Schimpf läge. Karthago iſt durch Roms Glück und Feſtigkeit zermalmt worden, aber Karthago bleibt ein großer und ehrwürdiger Name in der Weltgeſchichte — bis dadurch zu ſchimpfen meinen, wiſſen nicht, welche Männer die von Sidon und Tyrus in der Weltgeſchichte waren, ſie wiſſen nicht, was die Römer von karthagiſchen Feldherren erzählen mußten und welche Schrecken ihnen von den Hamilkaren und Hannibalen kamen, ſie wiſſen nicht, daß Städte, die wie Tyrus und Karthago endigen, nicht zerſtört ſind, auch wenn man nicht einen einzigen Stein ihrer Trümmer mehr finden kann. Sie haben die Engländer ein Krämervolk genannt und geprahlt, wie dieſe vor ihren unüberwindlichen Legionen zerſtieben ſollten. Die Krämer ſtehen noch hoch, ſie aber ſinken. Dieſe Krämer haben die Franzoſen auf dem Lande und auf dem Meer immer und allenthalben geſchlagen, Syrien und Aegypten erzählen von ihrem Glück über die Franzoſen, die Waſſerſtraße zwiſchen Spanien und Afrika und die zwiſchen England und Frankreich meldet davon, die Klüfte der Sierra Morena und der Pyrenäen hallen nur von engliſchen Siegen wieder und jetzt lagern des großen Wellingtons Schaaren auf Südfrankreichs Boden. Das haben die Krämer gethan, nicht durch die Menge ſondern durch den Geiſt.

Es iſt Mode geworden die Wörter Handelsvolk und Handelsſtaat als einen Schimpf auszuſprechen, als wenn unvermeidlich wäre, daß, wer für Gold und Silber vieles umtauſcht, auch eine goldene und ſilberne Seele erhalte, die mit metalliſcher Schwere in dem Gemeinen unterſinken müſſe. Dieſe Schimpfer haben vergeſſen, daß die Völker, von welchen die Geſchichte die nützlichſten und ſchönſten Erfindungen und Künſte des Menſchengeſchlechts melden kann, gewöhnlich Handelsſtaaten waren. Ich nenne nur Babel und Tyrus und das ägyptiſche Theben aus der früheſten Zeit; Miletus Athen Korinth Syrakus, Pflegerinnen der Künſte und Wiſſenſchaften; Venedig Genua Florenz in Blüthe jeder Ehre Freude und Kunſt, als Italien durch

Handel und Schiffahrt mächtig war; die deutſchen Städtebünde im Mittelalter dann die vereinigten Niederlande endlich England, ſo viel Schönes und Großes erſchaffend, weil ſie handelten. Auch Männer, groß in jeder Kraft und Tugend haben ſolchen Staaten nimmer gefehlt; ja die Helden und Lehrmänner der rohen und kunſtloſen Völker würden ohne ſie nicht gehabt haben, welche ihre Namen der Nachwelt überlieferten. In den Worten Handel und Schiffahrt liegt die Weltweite und die Weltverbindung, ſie ſind die Wiege der Menſchlichkeit und Kunſt und jeder Anmuth und Huld des Lebens, und wenn ſie manche kleine Seelen durch Geiz und Goldgier verengen, ſo dehnen ſie dagegen die großen Seelen mit dreifacher Spannkraft aus. England hat den Welthandel, es beherrſcht alle Meere. Ueber diejenigen, welche ſo hoch ſtehen, kann es an Klagen nicht fehlen, Klagen des Neides und der Eiferſucht, auch gerechte Klagen, denn wer ſo mächtig iſt, wird oft ungerecht ſeyn. Auch wollen wir nicht leugnen, England habe oft das Maaß überſchritten, es habe vielleicht ſein Maaß überſchritten; noch wollen wir die Sorge ganz eitel nennen, womit einige ſchrecken, wie denn die Rückkehr ſich machen ſoll aus dieſer Ueberſpannung aller Dinge, wie man England zurückführen ſoll auf den Standpunkt, wo es 1780 und 1790 ſtand. Die Nothwendigkeit der Begebenheiten reißt die Menſchen und Völker oft aus ihrer Bahn und das iſt dabei noch das Traurigſte, daß ſie nicht ſo zurückgehen können, wie ſie vorwärts getrieben ſind: wie wenig eine geworfene Kugel durch ſich ſelbſt in ihre alte Lage zurückſpringt, ſo wenig thut dies ein Volk ja kann dies ein Volk thun. Wir müſſen von künftigen Begebenheiten hoffen, daß ſie wieder ausgleichen werden, was die jüngſten Begebenheiten ungleich gemacht haben; die Franzoſen aber und ihren Herrn wollen wir uns als die Ausgleicher verbitten: wir haben genug erfahren, was ſie mit der Ausgleichung und Wiederherſtellung der Welt meinten. Mag Englands Verhältniß als Seeſtaat zur übrigen Welt immer ein ungleiches und überſpanntes ſeyn, wir haben wenigſtens den Troſt, daß der eigene Vortheil England die Mäßigung lehren wird, welche wir nicht erzwingen können, und daß England nimmer die Rolle kann ſpielen wollen, die Frankreich ſpielen wollte und immer wird ſpielen wollen. Das Geſchrei übrigens, daß England den Handel aller andern Völker zerſtöre ihre Manufakturen und Fabriken untergrabe und ſie alle zu Bettlern mache, iſt ein lächerliches und leeres. Wir waren reich, als wir mit England den freien Verkehr hatten; wir ſind ſeitdem arm geworden durch diejenigen, welche verſprachen Englands verderblichen Einfluß auf unſre Gewerbe abzuſchneiden und die Epoche der Blüthe unſerer Betriebſamkeit zu beginnen. Es iſt oft viel Feines und Unfindbares in Dingen, worüber jeder meint urtheilen und aburtheilen zu können: Handel Geld Papiergeld Kredit ſind eben ſo verſteckte Dinge als das Leben; ihre feinen Verhältniſſe ihre Vortheile und Nachtheile die Geheimniſſe ihres Zuſammenhanges und ihrer Wechſelwirkung auf einander werden nimmer ergründet werden troß aller Berechnungen und Abhandlungen, die man über ſie anſtellt und ausgeben läßt; ſie ſind lebendig allſeitig und allwirkend wie das Leben und in immer neuen Erſcheinungen und Beziehungen auftretend, ſo daß niemand ihre ewigen Wechſel erfaſſen noch ſagen mag, was ſie ſind. Und würden wir wirklich verleßt und beeinträchtigt durch England, ſo ſage ich doch geradezu, daß es der Menſchheit nicht am meiſten ankömmt auf die Preiſe von Zucker und Kaffee und auf Seiden- und Baumwollenmanufakturen, noch auf einige Tauſende abgemagerter Fabrikanten, daß darin nicht die Würde der Menſchengeſchichte noch die Ehre der Völker beſteht, ſondern in der Tapferkeit und in der Freiheit. Nicht daß die meiſten und reichſten Menſchen in einem Staate leben, iſt die Aufgabe, ſondern die gerechteſten und tapferſten. Wir waren vorher reich, aber wir waren die ächten Kleinkrämer, nicht die Engländer. Weil wir unſern Beſitz mit kleinlichem Geiz erhalten und vertheidigen wollten, deßwegen haben wir alles verloren. Wir müſſen von vorn wieder anfangen; aber wir ſind glückliche Männer, wenn wir durch unſer Unglück und durch die Armuth, die uns ſonſt das größte aller Uebel ſchien, gelernt haben, daß die Schande und die Knechtſchaft die einzigen fürchterlichen und zuletzt unheilbaren Uebel ſind.

Doch wären wir die Schlechteſten, wenn wir es duldeten, daß man die Engländer mit den Worten: *o es iſt ein kleinliches und engherziges Volk, nichts als Kaufleute, nichts als Kaufmannsgeiſt und Eigennutz* bei uns länger verhöhnet; wir wären die Undankbarſten, denn dieſe Kaufleute haben uns die Freiheit gerettet, dieſe großen Kaufleute, welche die Welt von einem Pol bis zum andern umfaſſen und ihr Glück zu vertheidigen und als Helden zu ſterben wiſſen. Dieſe Kaufleute und Schiffer ſind das wirklich große freie und gewaltige Volk, nicht die Franzoſen, die ſich ſelbſt in eitler Aufgeblaſenheit nur *die große Nation* nennen. Wie klein werden die Franzoſen, wie klein werden ſelbſt wir Deutſche in der Weltgeſchichte, wenn wir nur einen Blick auf die Landkarte werfen und die Weite der Länder und Meere vor unſern Augen ausbreiten und über die werdenden Geburten der Zeiten ſinnen! Da ſind die Engländer das größte Volk in der neuen Geſchichte und werden es in den künftigen Jahrhunderten ſeyn. Sieh die Welttheile und reiße deine Gedanken von dem kleinen Getümmel des Augenblicks los: die Hälfte von Amerika engliſch; Auſtralien, die kleinen und großen Inſeln des Südmeers, zweimal ſo groß als Europa, engliſch: was in Afrika in Aſia einſt anführen wird, vielleicht engliſch: engliſche Sprache engliſche Sitten engliſche Geſetze engliſche Freiheit an beiden Polen — welche Ausſicht! Gott ſcheint zwei der edelſten Völker Europas für die beiden neuen Welttheile zu der erhabenen Rolle beſtimmt zu haben, daß ſie ihre Bevölkerer Einrichter und Bildner ſeyn ſollen: die Engländer und die Spanier. Ihnen ward auch in Europa jetzt die Rolle zugetheilt, daß unſers Welttheils Glück und Freiheit zunächſt bei ihnen ſtehen ſollte. Den Britten vor allen gebührt die Ehre, daß ſie, die Beharrlichſten und Feſteſten in dem großen Kampfe gegen den franzöſiſchen Uebermuth, auch als die Glänzendſten und Siegreichſten erſcheinen, als diejenigen, welche dem Unheil den letzten Todesſtoß gegeben. Wir blicken auf die Pyrenäen und auf Wellington hin; wir werden auch hier, wann der große Kampf ausgeſtritten ſeyn wird, ausrufen müſſen: Gerecht iſt Gott!

Du aber, uraltes Germanien, mein Vaterland und meine ſüßeſte Liebe und Hoffnung, weiland der Sitz einer weltberühmten Jugend und Freiheit, weiland die Mutter tapferer und freier Wilden, welche nichts fürchteten als Gott im Himmel, dann die ſanftere und mildere Mutter von Geſetzen Künſten und Erfindungen, wodurch das Leben Glanz und Schönheit erhält, endlich in den letzten Zeiten durch Weichlichkeit der Sitten Gleichgültigkeit gegen die Ehre des Vaterlandes und Vergeſſen der glorreichen Erinnerungen der Verfahren faſt bis zum Nichts hinabgeſunken — auch du vernahmeſt den Klang deſſen, der vom Himmel geblitzt und gedonnert und die Völker zu Arbeiten und Gefahren für die Freiheit aufgerufen hat, auch du erhebſt dich aus der Schmach und willſt die ſchmählichen Bande zerreißen, worin wälſche Hinterliſt dich geſchlagen hatte. Du haſt Geiſt, du haſt Geiſter, du ahndeſt das Geheime und Gewaltige, was unter den Strudeln dieſer Tage in den tiefſten Tiefen leiſer hinfließet. O ich mögte dir weiſſagen! aber ich fürchte mich faſt vor dem gewaltigen Gott der Zeit; denn Weiſſagungen werden nur erfüllt von dem, der ſie ſich nimmt. Die fliegenden und ſtürmenden Geiſter flattern und brauſen noch über einer Sündfluth, wie Noahs Tauben finden ſie nirgends einen Zweig, worauf ſie ſich ſetzen mögen: ſie flattern ins Wilde hinein. Bei dir ſteht es, ob ſie ſich in nichtigen Spielen und Verſuchen verflattern ſollen. Es iſt der Geiſt, der die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts macht: es ſind die Geiſter, die wir mitten in den Gräueln und Verwüſtungen ſuchen, wodurch die Jahrbücher der Welt geſchändet ſind. Wenn das auch nichts wird, was ſich jetzt regt und bewegt ja was ſich ſeit zwanzig Jahren geregt hat und was die Franzoſen in ihre Schanden mit hineingeriſſen und entweiht haben, dann mögte der Glaube an die Menſchen vergehen. Strebet denn, alle deutſche Menſchen, die noch ſtreben können, damit wir glauben dürfen. Die große Zeit, worin wir leben, der große Kampf für deutſche Ehre und Herrlichkeit können uns die Gediegenheit und Leiblichkeit ja den Verſtand der irdiſchen und politiſchen Dinge wiedergeben, die wir faſt verloren hatten, ſie können uns die politiſche Feſtigkeit und Haltung des Karakters geben, woran die leichten Geiſter ſich binden können: Germanien kann glänzender als je aus den Aſchen und Trümmern dieſer Verwüſtung aufblühen, wenn ihr es wollet, deutſche Menſchen, wenn ihr die Gaben erfaſſet, die Gott euch darreichet. Damit ihr dies könnet, iſt das Erſte, daß ihr wiedernehmet, was der fremde Tand und die fremden Sprachen und Sitten, womit ihr buhltet, euch entwendet haben, den Stolz auf deutſche Ehre und Treue auf deutſchen Ernſt und deutſche Strenge, die ſtarke und ſtälerne Tugend eurer Väter. Wollet nicht leicht und gaukelnd ſeyn, wollet nicht ſchimmernd und zierlich ſeyn! — das könnt ihr nicht — laßt die ſüdlichen Menſchen ſpielen und flattern. Ihr müßet ſchwer ſeyn wollen an Ernſt Redlichkeit Tapferkeit und Freiheit. Mögen die jenſeitigen Menſchen euch immer plump und unhold ſchelten — laßt ſie das thun: wer das Wirkliche hat, kann das Eitle entbehren. Das Zweite iſt, daß ihr einträchtig ſeyd, daß ihr brüderlich zuſammenhaltet und daß ihr ſchwöret auch künftig brüderlich zuſammenzuhalten gegen den Feind, der euch von außen drohet. Gott und die Zeit werden euch dazu helfen und jener Drang der Umſtände, den veränderte Weltverhältniſſe unvermeidlich herbeiführen werden. Ihr waret durch eure Liebloſigkeit und Zwietracht dahin gekommen, daß ihr die Verachtung und den Hohn der Völker tragen mußtet, daß man euch, das größte Volk Europens, behandeln durfte, wie man die Hülfloſen und Unmündigen behandelt. Die Noth hat euch zerriſſene und entzweiete wieder zuſammengebracht, die Noth wird euch zuſammenhalten. Dies iſt mein Troſt und meine Hoffnung. Das Größte ſteht bei Gott, welcher die Zeiten und Völker führt; aber viel können die Menſchen, welche Gottes Willen erfaſſen und die Worte ſprechen: Was Gott will, wollen auch wir.

Druck von Hirſchfeld in Leipzig.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſten Mal geſammelt
und
durch Neues vermehrt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

Inhalt.

Seite.

8. Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. (1813.) 1

9. Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland. (1814.) 67

10. Ueber Sitte Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit. (1814.) 135

11. Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht. (1814.) 197

12. Wird der Herrſcher der Inſel Elba Europa noch einmal beherrſchen? (1815.) 211

13. Ueber den heſtigen Widerſtand oder den böſen Geiſt, den die verbündeten Heere allenthalben im Elſaß finden. Ein Wort des Troſtes für das deutſche Volk. (1815.) 223

14. Ueber den deutſchen Studentenſtaat. (1815.) 245

15. Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. Paris 1815. 8. 239 S. (1815.) 293

16. Fünf oder ſechs Wunder Gottes. (1815.) 309

17. Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutſche Verfaſſungen. (1815.) 319

18. Vite e Ritratti d'Illustri Italiani. Vol. I. Padova 1812, Vol. II. Milano 1820. (1825.) (Ungedruckt.) 463

Der Rhein,
Deutſchlands Strom,
aber nicht
Deutſchlands Gränze.

(Gedruckt zu Leipzig im Herbſt 1813.)

Der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze bewies Sully im Jahr 1600 und 1610; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münſter in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwig des Vierzehnten und ſangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze ſchrieen die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen verſucht hatte, gelang diesmal durch unſer Unglück und unſere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Lüneville behielt Frankreich alles deutſche Land jenſeits des Rheins mit allen Feſtungen und Wehren, was aber von feſten Städten dieſſeits des Rheins lag, ward niedergeriſſen und geſchleift, damit Germanien, weiland das Schrecken der Jenſeitswohnenden, unbeſchirmt vor ihnen läge. So ändern ſich die Zeiten. Den Franzoſen, welche unſer Glück und unſere Ehre und Freiheit immer belauert haben, könnten wir dieſen Beweis mit der Feder und dem Degen vergeben; aber daß viele Deutſche dieſe Naturgränze auch ganz natürlich fanden und ſie mit den Franzoſen und für die Franzoſen zu beweiſen ſuchten, war eben ſo ſchlecht als dumm. Man hätte denken ſollen, zehen Jahre ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück haben die dunklen Köpfe ein wenig aufgehellt und die verſchobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzoſen ſelbſt ihren Beweis lange umgeſtoßen haben. Aber mit nichten. Es ſind immer noch viele, die ſich gebärden ja die ſich in Herleitungen und Beweiſen erſchöpfen, als ſey der Rhein als Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland etwas Unſtreitiges und Abgemachtes. So ſehr wirkt ein ewig wiederholter Wortklang und ſo wenig ſind die meiſten Deutſchen, die ſich ſo gern als die Gründlichen denken und ſprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, beſonders das Nachbeten franzöſiſcher Gaukeleien und Sophiſtereien iſt leider dieſſeits des Rheins, in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen ſoll, mehr als Recht Mode geworden. Bei dieſer Bewandtniß der Dinge, beſonders bei dieſer traurigen Bewandtniß der deutſchen Köpfe und Herzen ſcheint es mir nichts Ueberflüſſiges, unſern alten herrlichen und heiligen Rheinſtrom, was er war iſt und ſeyn wird, dem braven deutſchen Volke, welches zu viele politiſche Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen und den ganzen Streit in ſeinen wahren Verhältniſſen und richtigen Beziehungen einmal hinzuſtellen, ſo daß jeder treue und unbefangene deutſche Mann ſelbſt urtheilen könne, was die Frage und der Kampf um den Rheinſtrom bedeuten.

Was Heinrich der Vierte mit ſeinem Sully im Kopf hatte und unter dem ſchönen Schein einer allgemeinen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig der Vierzehnte vierzig Jahre kriegte und wovon er ſo wenig erreichte — das iſt in unſern Tagen den Franzoſen in fünf Jahren gelungen, nicht weil ſie uns zu tapfer waren, ſondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein ſey das äußerſte Ziel ihrer Herrſchaft, nimmer verlangen ſie mehr Land. Das ſprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben ſie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die dieſſeits des Rheins liegende Feſtung Weſel mit ihrem Weichbilde, weil ſie eine nothwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs ſey, in Beſitz genommen und für franzöſiſches Gebiet erklärt. Wenige Jahre ſo geſchah daſſelbe der ganzen Nordweſtküſte Deutſchlands von Emden bis zum Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Oſtſee waren eine nothwendige Gränze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entſchuldigte ſich, als wenn die Gewalt ihrem Ausüber wehe thäte, mit einer Nothwendigkeit, die auch über die mäßigſten und gerechteſten Herrſcher oft gebiete und ſie nöthige um ſich zu greifen, wo ſie nicht wollen. O der ſchleichenden Deſpotenkünſte! aber o der dreimal ſchändlicher ſchleichenden Sklavenkünſte! denn auch dieſe Nothwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon geweſen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter deutſchen Schriftſtellern Ausleger und Beſchöniger. Daß die Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Holland vernichtet, Holland hieß eine Anſpülung (warum nicht Anſpielung?) der franzöſiſchen Ströme und ward in eine franzöſiſche Landſchaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgränzen Frankreichs ſich bei den Franzoſen und Napoleon jedes Jahr ſo ſehr erweiterten, ſo konnte man vorausſehen, daß die Elbe die Oder die Weichſel, ja, wenn die franzöſiſchen

Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dnepr bald Frankreichs Naturgränze heißen würden. Deutſche Schreibſeligkeit und Vaterlandsvergeſſenheit halfen den Franzoſen immer mit redlicher Gefliſſenheit den Beweis führen und bethörten die Menge, welche bloß hört und lieſt. Doch nichts mehr von dieſer traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: was ſind die Naturgränzen eines Volks?

Ich ſage: die einzige gültigſte Naturgränze macht die Sprache. Die Verſchiedenheit der Sprachen hat Gott geſetzt, damit nicht Ein großer fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verſchiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, ſie machen die großen innerlichen Verſchiedenheiten der Völker, damit der Reitz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entſtehe, wodurch die Geiſter in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Uebung der Geiſter iſt das menſchliche Geſchlecht hier erſchaffen. Nach den Sprachen haben ſich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Beſtandtheile abgeſetzt und geſchieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis ſeit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat Gottes Naturgang zu ſtören und alles Fremdeſte und Ungleichſte zuſammenzuſchütten und zu miſchen.

Sehen wir auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, wie glücklich ſtand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians des Erſten und Luthers unſere Gränze! Deutſchland hieß nur das Land der deutſchen Zunge, aber das war auch ganz deutſch. In Italien und Frankreich und auch in den öſtlichen Gränzländern beherrſchte Deutſchland unmittelbar damals nichts, deutſche Fürſten beſaßen keine italiäniſche und franzöſiſche Landſchaften; die ſogenannte Reichsherrſchaft über einzelne Lande dort war mehr Name als That. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgränze, ſo weit deutſch und flamländiſch geſprochen ward, hieß dort Deutſchland; die einzige Grafſchaft Kleinburgund (Franche Comté) und einen Theil von Artois und Flandern hätte man undeutſch nennen können und die von Wallonen bewohnten mittleren Maaslande. Im Norden ſchnitten die ſkandinaviſchen Halbbrüder ſich in ihren natürlichen Sprachgränzen von uns ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Unterthanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slaven zu Deutſchland. Dieſe mußten dazu gehören, als ringsum von deutſchen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Beſtandtheile übrig geblieben. Solcher waren auch einige in Südöſtreich in der Lauſitz in Schleſien in Hinterpommern, zu wenige, als daß ſie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes langes Küſtenland, längs der Oſtſee von der Weichſel bis zur Neva hinlaufend, zu Deutſchland gerechnet, weil tapfere deutſche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Chriſtenthum erobert, es mit deutſchen Einwohnern bevölkert, mit Städten und Dörfern verſchönert und deutſche Verfaſſung Art und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche deutſche Kolonie lag hinter der Theiße und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungarn, wie Böhmen Deutſchland diente, weil es als ein kleinerer eingeklammerter Theil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutſchland damals ſtand, ſo ſtanden faſt alle übrige Länder Europens und wurden auch nach den Sprachen genannt, ſo daß z. B. Navarra und andere Landſchaften dieſſeits der Pyrenäen, weil ſpaniſche oder vaſkiſche Sprache dort herrſchte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meiſten auch die Namen der

Länder beſtimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen ſchon beherrſcht, aber immer noch ward das Land dieſſeits des Apennins an beiden Ufern des Padus bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache alſo macht die rechte Gränze der Völker. Nur einzelne Theile eines Volkes, die von andern Völkern umſchloſſen als ein kleineres Theil in einem größeren Ganzen wohnen, müſſen ſich natürlich bequemen dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande; das Uebrige, was beiſammen wohnt und einerlei Sprache ſpricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zuſammen, und dieſe weiſen Verwalter des menſchlichen Glückes haben es meiſtens ſo eingerichtet, daß eine Sprache ſelten das Maaß der Gränzen überſchreitet, innerhalb welchen ein Volk von einer Regierung überſehen und verwaltet werden kann.

Nächſt der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Löſung unſerer Frage am beſten und ſicherſten fußet, Gebirge und Meere Naturgränzen, nicht an ihnen ſelbſt, ſondern weil ſie Sprachgränzen ſind und alſo die Völker durch Verſchiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entſpringende Abneigung und Haß abſondern. Das Gebirg über Theſſalien und den Akarnanen und Aetoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen ſind Sprachgränzen der Italiäner und Deutſchen und der Italiäner und Franzoſen. Der Ardennerwald der Vogeſus und Jura trennen die deutſche und franzöſiſche Sprache; doch nur ſo, daß Miſchungen an den Gränzen hin hie und da auch wohl über die Gränzen hinaus laufen. Durch das Meer iſt die ſchwediſche däniſche norwegiſche und isländiſche Sprache von der jetzigen deutſchen Sprache viel verſchiedener geworden, als ſie ſeyn würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Seeland und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwickelungen ſeiner Geſchichte von dem elften bis funfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde wahrſcheinlich faſt franzöſiſch ſeyn, wenn Gott den ſchmalen Kanal nicht zwiſchen England und Frankreich geriſſen hätte. Doch iſt das Meer ein Verbindungsmittel der Menſchen und Völker und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Maſſen, ſondern beſchleunigt nur die Reiſen der Menſchen zu einander und den Umtrieb der Waaren und Bedürfniſſe und die Mittheilung von Sitten Künſten Wiſſenſchaften und Erfindungen. Was aber die Maſſen der Völker von einander hält, das hält auch die Sprachen von einander, das wird Naturgränze. Wie alſo Berge und ~~Gränzen~~ Meere Naturgränzen werden, ſo werden es auch große Wüſten und Sümpfe, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgränzen geweſen und können es auch nie werden.

Wo Ströme fließen, ſchon mit der Würde, daß ſie Ströme genannt werden können, da ſenkt ſich das Land in der Regel und flacht ſich ab, es wird Ebene und meiſtens auch fruchtbare Ebene, wo die meiſten Menſchen wohnen die reichſten Felder prangen und die fetteſten Heerden weiden, wo ſich alſo die wenigſten Schwierigkeiten finden, daß große Schaaren von Menſchen ſich unterhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Wo ein Meer und Meerbuſen oft von zwei und drei Schiffen, wo ein Gebirg von 5000 und 10,000 Tapfern oft Monate lang gegen 50,000 und 100,000 vertheidigt werden kann, da können 100,000 andern 100,000 Mann ſelten den Uebergang über einen Strom verwehren. Alſo iſt ein Strom keine Gränze weder für den Frieden noch für den Krieg.

Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und theilen einander Sprache Sitten Art mit, ſie werden und bleiben Ein Volk. Im Krieg giebt ein Strom keine Vertheidigungsgränze, wie ein Gebirg oder ein Meer oder eine Wüſte; er giebt ſie nur künſtlich, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt: eine ſolche Kunſtgränze aber kann man auch anderswo machen. Die Franzoſen und Deutſchen hatten eine ſolche vormals längs ihrer ganzen Gränze. Die Geſchichte, in dieſen Dingen die gültigſte Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgränzen der Welttheile und Länder. Nicht die Wolga oder der Oby machen im Norden die Gränze zwiſchen Europa und Aſia, ſondern der Ural; nicht die Neva trennt die Schweden und Finnen, ſondern der Bothniſche Meerbuſen; nicht der Ganges macht die Gränze zwiſchen Indien und den jenſeitigen Landen, ſondern zwanzig bis funfzig Meilen öſtlicher große Wälder Moräſte und Berge; nicht der Indus macht die Naturgränze zwiſchen Indien und Perſien, ſondern weiter weſtlich im Süden eine Wüſte im Norden Gebirge; der Strom an beiden Ufern iſt indiſch; nicht die Donau macht die Gränze zwiſchen Deutſchland und Italien oder zwiſchen Polen und Ungarn, ſondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Aehnlichkeit einer Naturgränze gewieſen; aber das iſt nicht der Strom, ſondern die Wüſte, die an ihm hinläuft — der Atlas der Taurus der Kaukaſus der Imaus die Alpen die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfſtriche und die meiſten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das ſind Naturgränzen und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgränze, die Sprache.

Jetzt nach dieſen vorläufigen und nicht unzeitigen Bemerkungen habe ich zu erklären, was meine Ueberſchrift bedeutet: der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. Ich meine mit dieſer Ueberſchrift, die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müſſen deutſch ſeyn wie ſie ſonſt waren, die entwendeten Lande und Menſchen müſſen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die deutſche Freiheit nicht beſtehen. Dieſe Meinung gründet ſich zunächſt auf mein Herz auf meine Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Volke: dieſe Liebe iſt den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber ſie iſt ſchlecht Beweiſe auf dem Papiere zu führen. Sie gründet ſich zweitens auf Recht auf Politik auf Ehre und auf Treue des deutſchen Namens. Dieſe vier Zeugen können ihre Ausſagen durch Briefe und Siegel beſtätigen laſſen, ſie können ihr Zeugniß jedermänniglich verſtändlich und gültig machen. Ich höre ſie denn einzeln ab und laſſe jeden unpartheiiſchen Richter den Ausſpruch thun.

Zuerſt alſo tritt mein erſter Zeuge auf, welcher Recht heißt, und läßt ſich vernehmen. Es ſpricht gradezu: So weit im Südweſten Deutſchlands flamländiſch (ein Dialekt der großen deutſchen Sprache) geſprochen wird, war von jeher deutſch und muß wieder deutſch werden. Meine deutſche Gränze gegen Frankreich geht in grader Linie von Dünkerken ſüdlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt ſie längs der Saar und dem Vogeſus der deutſchen Zunge bis Mümpelgard und zieht ſich von da auf die Rheinbucht bei Baſel. Das Recht macht ſeine Herleitungen hiſtoriſch, es muß ſich auf den Beſitz ſtützen; es erzählt alſo in kurzer Ueberſicht die Geſchichten des Landes, das zwiſchen dem Rhein und dieſer eben gezogenen Linie liegt.

Cäſar, der Eroberer Galliens, hat uns von dieſem Lande und ſeinen Bewohnern die erſten Nachrichten gegeben, die ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung fallen. Seine Beſchreibung ſagt ausdrücklich, Gallien ſey von drei an Sprache Sitten und Verfaſſungen ſehr verſchiedenen Völkern bewohnt geweſen. Den Südweſten um beide Ufer der Garonne und die Sevennen bis in die pyrenäiſchen Berge hinein bewohnten die Aquitaner, ein den Nordſpaniern verwandtes Volk; in der Mitte zwiſchen der Seine und Marne und dem atlantiſchen Meere und den Alpen ſaßen die Celten oder Gallier; und im Norden über der Seine bis zum Rhein hin weideten die Belgen, welche nicht nur in den in ſpäteren Jahrhunderten ſogenannten Niederlanden, ſondern auch in einem großen Theil der Landſchaften ſaßen, die ſpäterhin Champagne Isle de France Artois Picardie und Normandie genannt wurden, alſo viel ſüdlicher als der Ardennerwald die Schelde und der Vogeſus. Dieſe Belgen waren die kriegeriſcheſten und tapferſten aller Bewohner Galliens und koſteten Cäſar die härteſten und blutigſten Kämpfe. Doch wir hören ihn am beſten ſelbſt über ſie*).

„Als er dieſe befragte, welche Völkerſchaften und wie „viele unter Waffen wären und was ſie im Kriege vermög„ten, fand er Folgendes:

„Die meiſten Belgen ſeyen von den Germanen ent„ſprungen, in früheren Zeiten wegen der Fruchtbarkeit des „Landes über den Rhein gegangen, haben ſich dort nieder„gelaſſen und die Gallier, die jene Orte bewohnten, vertrie„ben; auch ſeyen ſie die einzigen, die, als zur Zeit unſrer „Väter ganz Gallien überzogen ward, den Teutonen und „Cimbern das Eindringen in ihre Gränzen verwehrt haben

---

*) Caesar de Bello Gallico II, 4.

„Daher komme es, daß ſie wegen der Erinnerung dieſer Thaten
„ſich ein großes Anſehen und einen hohen Stolz in Kriegsſachen
„herausnehmen. In Hinſicht ihrer Zahl — ſagten
„die Remer — ſeyen ſie auf das genaueſte unterrichtet,
„weil ſie, durch Verwandtſchaften und Verſchwägerungen mit
„ihnen verbunden, erfahren hätten, wie viele Mannſchaft
„jeder in der gemeinſamen Verſammlung der Belgen zum
„Kriege verſprochen habe. Die mächtigſten unter ihnen durch
„Tapferkeit Anſehen und Menſchenzahl ſeyen die Bellovaker;
„dieſe können 100,000 bewaffnete Männer ſtellen, ſie haben
„von dieſer Zahl 60,000 Erleſene verſprochen und verlangen
„für ſich den Oberbefehl des ganzen Kriegs. Ihre
„nächſten Nachbarn ſeyen die Sueſſonen und beſitzen die weiteſten
„und fruchtbarſten Gefilde; ſie haben 12 Städte und
„verſprechen 50,000 Bewaffnete. Eben ſo viele verſprechen
„die Nervier, die für die wildeſten von ihnen gehalten werden
„und ſehr weit gegen den Norden hinauf wohnen, die
„Atrebaten 15,000, die Ambianer 10,000, die Moriner
„25,000, die Menapier 9000, die Caleter 10,000, die Velocaſſer
„und Veromanduer eben ſo viel, die Condruſer Eburonen
„Cäräſer Pämaner, die mit Einem Namen Germanen
„genannt werden, ungefähr 40,000 Mann."

Wir machen zu dieſem Kapitel einige Anmerkungen und geben die Lage Sitze und Beſchaffenheit dieſer Völkerſchaften in einer ungefähren Ueberſicht an. Wir gehen von Oſten gegen Weſten über Belgien hin und zeichnen das Merkwürdigſte aus, wobei wir den Beſchreibungen und Andeutungen Cäſars und des anderthalb Jahrhunderte ſpäteren Tacitus folgen.

Wenn man von Oſten nach Weſten ging, ſo waren die erſten Belgen, die man traf, die Trevirer, an den Ufern der Moſel und Saar längs dem Hundsrück und Vogeſus bis zur Maas hin wohnend. Sie waren ſtark an Fußvolk aber vorzüglich berühmt durch ihre treffliche Reiterei von furchtbarer faſt germaniſcher Tapferkeit und Trotz. Tacitus ſagt ausdrücklich von ihnen, ſie und die gleich tapferen und freiheitliebenden Nervier ſeyen ſtolz auf die Anſprüche germaniſcher Abkunft, als wenn dieſer Ruhm des Blutes ſie von der Aehnlichkeit mit den feigen Galliern unterſchiede. Sie waren das Haupt mancher kleinen Völkerſchaften, von welchen Cäſar unter andern die Eburonen und Condruſer nennt.

Ihnen zunächſt weſtlich und nordweſtlich bis die Roer hinauf und längs der Maas an beiden Ufern ſaßen mehrere kleine Völkerſchaften: die Segner Condruſer Eburonen Cäräſer Pämaner, welche Cäſar ausdrücklich Germanen nennt. Sie bildeten in ſpäteren Zeiten ein einziges mächtiges Volk, welches die Tongrer oder Tungrer hieß. In der Stadt Tongern jenſeits der Maas lebt noch der Klang ihres Namens.

Weſtlich an dieſen im ebenen Lande, wo der Wanderer jetzt des Weges gegen Löven und Brüſſel geht, wohnten die muthigen und ſtreitluſtigen Aduatiker. Dieſe waren Enkel der weltſtürmenden Cimbern und Teutonen. Als dieſe nämlich ihren Zug gegen Südgallien und Italien antraten, ließen ſie einen großen Theil ihres Gepäcks, was ſie nicht mitſchleppen konnten, am Rhein zurück und mehrere Tauſende ihrer Krieger blieben als Bedeckung dabei. Nach ihrem Untergange führten dieſe Zurückgelaſſenen unter mancherlei Wechſeln mit den benachbarten Völkern viele Jahre Krieg, bis endlich durch gemeinſame Uebereinkunft aller Friede geſchloſſen ward und ſie dieſe Gegend zum Wohnſitz wählten.

Dieſen und den Eburonen nördlich und nordweſtlich von der Schelde bis zur unteren Maas ſaßen im ſumpfigen und waldreichen Lande die Nervier, eines der zahlreichſten und trotzigſten Völker, deren fürchterliche Streitbarkeit Cäſar in manchen gefährlichen Schlachten erfuhr. Wie die Trevirer von allen Belgen die berühmteſte und ſtärkſte Reiterei hatten, ſo waren dieſe vorzüglich als Fußvolk furchtbar und mächtig. Als Cäſar zuerſt Kunde von ihnen einzog, meldeten ihre bezwungenen Nachbarn von ihnen: ſie verbieten allen Kaufleuten den Zugang zu ſich, ſo wie die Einfuhr des Weins und anderer Ueppigkeitswaaren, weil ſie glauben, die Gemüther und die männliche Jugend erſchlaffen dadurch; es ſeyen trotzige und ſehr tapfere Männer; ſie tadeln und ſchelten die übrigen Belgen, welche ſich dem römiſchen Volke ergeben und die von den Vätern überlieferte Tugend hingeworfen hätten; ſie betheuren, ſie werden weder Geſandte ſchicken noch irgend eine Friedensbedingung annehmen.

Dieſen wieder nordweſtlich nahe dem Ausfluß der Maas und dem Inſelgebiet des jetzigen Seelands, das damals gewiß eine andere Geſtalt hatte als jetzt, wohnten in Sümpfen und Marſchen die Menapier, lange auf ihre unzugängliche Lage trotzend, als die meiſten übrigen Völkerſchaften der Belgen von den Römern ſchon bezwungen waren.

Unter dieſen und den Nerviern ſüdweſtlich ſaßen die Bellovaker in weiten Marken bis über die Somme hinaus, die zahlreichſte aller belgiſchen Völkerſchaften. Ihre Hauptfeſtung hieß Bratuſpantium. Sie herrſchten über viele kleine Völkerſchaften und hielten lange mit unerſchütterlicher Liebe für die Freiheit aus.

Dies waren die kriegeriſcheſten und bedeutendſten belgiſchen Völker. Sie wurden nach tapferem Kampf für ihre Freiheit von der römiſchen Ueberlegenheit an Macht und Mannszucht und von Cäſars Geiſt beſiegt, weil ſie nicht in feſtgeſchloſſener Eintracht zuſammenhielten und weil leider Gallier und Germanen den Römern die eigenen Landsleute und Stammgenoſſen unterdrücken halfen. Auch römiſche Treuloſigkeit und Hinterliſt half zur Unterjochung: ein Eroberer, und ſey er mild und freundlich wie Julius Cäſar, kann ohne Gräuelthaten die Länder nicht unterjochen. Nimmer ſollte in Geſchichten vergeſſen werden, wie herrlich die Nervier Trevirer Bellovaker Aduatiker Eburonen für die Freiheit geſtritten haben und mit welchem Heldenmuth der Trevirer Induciomarus und vor allen der große Eburone Ambiorix gegen den größten römiſchen Mann ihres Zeitalters aushielten. Daß Cäſar Männer, die für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes fochten, als Verbrecher hinrichtete, daß er den belgiſchen Feldherrn Commius durch Meuchelmörder anfallen ließ, daß er die über den Rhein vorgedrungenen Uſipier und Tenchterer unter dem Schein von Friedenshandlungen durch den ſchändlichſten Verrath ſchlug, erzählt er ſelbſt mit großer Unbefangenheit; aber dieſe Unbefangenheit macht die Schande nicht zur Ehre. Dieſe unglücklichen Belgen wurden von Cäſar zuerſt durch Liſt und Gewalt bezwungen; allmählig bezwangen römiſche Lüſte ſie durch die Gewohnheit für die Knechtſchaft: die meiſten von ihnen lernten endlich gleich den übrigen Galliern in geduldiger Schmach dienen; ja der faulen Weichlichkeit, die von dem Früheren nichts mehr wußte, gefiel zuletzt, was den Vätern noch ein Abſcheu geweſen war.

Man muß ſich dieſe Belgen, welche die römiſchen Schriftſteller ausdrücklich Germanen nennen, ſo denken, daß die nördlichen am meiſten germaniſch, die ſüdlichen mehr mit galliſcher Art und Sprache vermiſcht waren. Die nördlichen zeichneten ſich vor den übrigen auch aus durch größere Streitbarkeit und brennenderen Freiheitstrotz, als die von ihren Brüdern, den Germanen, wegen der Nachbarſchaft die unaufhörliche Kriegsübung und das lebendige Beiſpiel der Freiheit hatten.

Neben dieſen Belgen wohnten an dem Saum des Rheins hin mehrere germaniſche Völkerſchaften, deren Gränzen und Art ich kurz angebe.

Von da, wo der Jura ſich gegen den Vogeſus abſenkt, von Mümpelgard und Bruntrut bis gegen Mainz hinauf, wohnten zwiſchen den Vogeſiſchen Bergen und dem Rhein die Tribocker Nemeter Vangionen, von welchen die Römer bloß die Namen aber keine Kriegsthaten melden.

Dieſen nördlich jenſeits des Rheins ſaßen die Katten, das tapferſte freieſte und kriegeriſcheſte Volk aller Germanen, auch das gebildetſte in der Kriegskunſt, das ſogar ſchon einen kriegeriſchen Ritterorden hatte. Sie ſind die Väter der Heſſen und ihre geprieſene Tugend iſt in den Enkeln nicht ausgeartet.

Weiterhin um die Sieg die Ubier, zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, damit ſie die Gränzen decken hülfen, über den Strom verpflanzt. Ihnen ward eine Stadt und Kolonie gegründet, welche Colonia Agrippina oder Colonia Ubiorum hieß und ſpäterhin Cöln berühmten Namens genannt ward. Die Ubier wurden bald zu treue Knechte der Römer und ſie und ihre Stadt waren lange ein Abſcheu der umwohnenden Freiheit.

Nächſt dieſen weiter gegen Weſten ſaßen die Uſipier und Tenchterer, berühmt durch ihre treffliche Reiterei; dann die Sigambern, wild und kriegeriſch, durch Tiberius Künſte, damit auch ſie die römiſche Knechtſchaft lieben und vertheidigen lernten, dreißig Jahre nach Cäſar, 40,000 Mann ſtark über den Rhein verpflanzt; etwas entfernter vom Rhein an ihnen hin die Brukterer Chamaver Angrivarier, dann die Frieſen an den Küſten der Nordſee.

Endlich ſchloſſen den Rhein die Bataver und Mattiaken, welche zwiſchen ſeinen Armen bis zum Meer hin wohnten. Die Römer nannten ihr Land nur die Rheininſel oder die Inſel der Bataver. Die Bataver waren ein kattiſches Volk und bei einem inneren Aufruhr weiter gegen Weſten ausgewandert, und waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt wie jene. Sie wurden bald eine Art Bundsgenoſſen der Römer; eigene Könige regierten ſie, Zins gaben ſie nicht, ſondern bekamen unter dem Titel Hülfsgelder oft gleichſam Zins: ſie waren die Schweitzer der Römer. Dieſen lieferten ſie Männer und Reiter. Durch ihre Tapferkeit gerieth oft die germaniſche Freiheit in Gefahr und durch ihre Arme vorzüglich ward endlich Britannien von den Römern bezwungen.

Die Kaninefaten, ein kleines Völkchen, waren mit ihnen gleiches Urſprungs.

An den äußerſten Enden der Maas und des Rheins wohnten neben ihnen die Mattiaken, ihnen gleich, nur daß Land und Himmel ſie noch trotziger machte.

Alle dieſe am jenſeitigen rechten Ufer des Rheins wohnenden Völker ſtreiften oft über den Strom und ſaßen oft wohl Jahre lang in einzelnen Bezirken feſt, bis die Römer den Rhein durch Schlöſſer Feſtungen Brückenköpfe und Schanzen geſtärkt hatten, wodurch der Uebergang ſchwieriger und gefährlicher ward und doch nicht unterblieb. Cäſar hatte die Belgen nur beſiegt und bezwungen, weil unter den Völkerſchaften Eintracht und Uebereinſtimmung fehlte und weil ſie weder einander ſelbſt noch ihnen ihre Nachbarn und Brüder, die Germanen, zu rechter Zeit zu Hülfe kamen. Cäſars Nachfolger im Befehl am Rheinſtrom befolgten die alte römiſche Politik, durch Aufhetzung und Entzweiung gegen einander, durch Verweichlichung und Beſtechung, durch Gold Hülfsgelder Kriegsdienſt im römiſchen Lager, durch römiſche Titel und Ehren die Völker ſklaviſch zu machen. Schon fingen auch am andern Ufer des Rheins Germanen an unterwürfig zu werden und germaniſche Fürſten prangten mit römiſchen Halsketten und Spangen und mit römiſchen Namen und Titeln, als wenn die Knechtſchaft durch Schmuck und Pracht eine Tugend würde. Da erhob ſich Hermann, ein Fürſt des Volkes der Cherusker, vereinigte die Heersmacht mehrerer germaniſchen Stämme und dämpfte den römiſchen Uebermuth dermaaßen, daß er ſeit ihm jenſeits nicht wieder herrſchend werden konnte. Gern hätte Hermann auch den Krieg über den Strom getragen in Belgien hinein und die in jenen Landſchaften wohnenden den Römern unterworfenen Germanen und ganz Gallien zum Aufſtand und zur Freiheit erregt; aber die Germanen wollten nichts weiter als ihre angetaſtete Freiheit vertheidigen und behaupten und gingen nach den abgetriebenen Gefahren jeglicher wieder in ſeine Heimath: auch waren Fürſten unter ihnen, von den Römern erkaufte Verräther des Vaterlandes, welche eine allgemeine Verſchwörung und einen gemeinſchaftlichen Aufſtand der Völker gegen ſie hinderten.

Doch waren die Belgen unter der römiſchen Herrſchaft von ihrer alten Tugend und Tapferkeit noch nicht ganz entartet. Oft hatten die freiheitliebenden und kriegeriſchen Trevirer und Nervier in fruchtloſen Verſuchen an dem ſchweren Joche der Fremden geſchüttelt. Endlich ſeit dem Jahre 68 nach unſers Herrn Geburt, als nach dem Tode des abſcheulichen Nero mehrere römiſche Feldherren um die Herrſchaft der Welt ſtritten, ging eine große Hoffnung der Freiheit auf. Die Bataver waren aufgeſtanden unter der Anführung des Claudius Civilis von königlichem Stamm und hatten die umwohnenden Germanen und Belgen zur Freiheit und Rache gegen römiſche Tyrannei aufgerufen. Römiſche Feſtungen wurden genommen römiſche Läger erſtürmt und Legionen lagen erſchlagen; die Bundsgenoſſen fielen ab; viele Germanen, den Ufern des Rheins zunächſt ſitzend, und von den Belgen die Treviter Nervier Tungrer bewegten ſich. Aber alles ward mit mehr Ungeſtüm und Wildheit als Stätigkeit und Einheit geführt. Weil das Ganze eines feſten Bandes mangelte, weil Einer nicht allen befahl, ſo war die Kühnheit nicht glücklich. Als Veſpaſianus der Herrſchaft in Rom ſicher war, zogen von allen Seiten römiſche Legionen gegen den Rhein heran; die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Velleda, ihre Prophetin, von römiſchem Golde beſtochen war; die Belgen, die nichts mit einem gemeinſchaftlichen Plan thaten, wurden getrennt und einzeln bezwungen; endlich ſchloß auch Claudius Civilis ſeinen Frieden mit dem römiſchen Feldherrn Cerealis und alles kam wieder in ſeine alten Verhältniſſe.

Seit den großen und gewaltigen Kriegen, welche Druſus Tiberius und Germanikus an dem Rhein und an der Weſer gegen die Germanen geführt hatten, ließen die Römer ab von der Hoffnung und von den Verſuchen Germanien zu unterjochen. Sie deckten ihre Gränzen am Rhein durch eine Kette von Feſtungen und Schlöſſern; von den umwohnenden germaniſchen Völkerſchaften wurden ſie nur zuweilen durch Streifereien geneckt, die ſelten Kriege wurden denn ſie hüteten ſich wohl durch größere Kriegszüge in ihren Gränzen ſie zur Vereinigung zu zwingen. Oft waren die Verhältniſſe ſo freundlich, daß viele Tauſende der germaniſchen Jugend die römiſchen Legionen als Hülfsvölker um Sold ſtärkten und bis in das Morgenland und zu den äußerſten Küſten Kaledoniens zogen. Anders aber ward der Zuſtand gegen den Ausgang des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts. Da erhoben ſich am Rhein zwei gewaltige germaniſche Völkerbünde, nämlich am Oberrhein die Allemannen und am Niederrhein zwiſchen der Kolonie der Ubier und den Batavern die Franken. Mehrere deutſche Völkerſchaften wuchſen zuſammen und die neuen Namen entſtanden, ohne daß man ihre Bedeutung und den Anfang ihrer Entſtehung beſtimmt anzugeben weiß. Sehr wahrſcheinlich iſt, daß die Sigambrer Uſipier Tenchterer Brukterer Marſen, die dem Rhein nächſt wohnten, zu den Franken die Hauptbeſtandtheile hergegeben haben; von den Allemannen erzählt man uns, daß auch viele vom galliſchen Stamm unter ihnen waren. Mit dieſen beiden Völkern wurden über zwei Jahrhunderte die ſchwerſten und blutigſten Kriege geführt; in Italien ſahen die Römer die Allemannen oft jenſeits der Alpen ja einige Male jenſeits des Padus, und die Franken drangen mit ſchrecklichen Verheerungen mehrmals tief in Gallien ein, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts gingen ſie ſogar über die Pyrenäen und plünderten in Spanien bis an den Iberus. Endlich als im Anfange des fünften Jahrhunderts das unabwendbare römiſche Verhängniß ſeiner Erfüllung nahete und wegen der Noth Italiens und Galliens die Legionen von dem Rheinſtrom weggezogen wurden, ergoß ſich das Germaniſche ungehindert über die Lande, die ſeit den früheſten Zeiten germaniſch geweſen waren. Am Oberrhein ſetzten ſich die Burgunder feſt, am Mittelrhein die Allemannen bis an den Vogeſus und die Moſel, und über den Niederrhein ergoſſen ſich die Franken immer weiter über die fruchtbaren Marſchländer des weſtlichen Belgiens, wo die kriegeriſchen Tungrer Nervier Menapier und die nördlichſten der Bellovaker ſaßen: ſie breiteten ſich um die Roer die Maas und an beiden Ufern der Schelde bis an das Meer aus. Was in dieſen Landen von Römern und Römlingen geſeſſen hatte, flüchtete ſich vor dem Schwerdt der Barbaren tiefer nach Gallien hinein, wo, als alles ringsum von den Germanen ſchon beſetzt und unterjocht war, um die Feſten Sigdunum und Paris ein halbes Jahrhundert noch ein Schatten römiſcher Herrſchaft beſtand. Auf dieſe Weiſe fegten die Germanen aus der Rheingegend und dem mittleren und nördlichen Belgien das Fremdartige aus. Dazu kam um das Jahr 450 noch der gewaltige Hunnenkönig Attila mit ſeinen verheerenden Zügen und zerbrach am Rhein und an anderen Orten viele römiſche Städte und Feſten und vertilgte mit ihnen zugleich römiſche Bildung und römiſche Laſter. Gott hatte es ſo beſtimmt, daß dieſes uralt germaniſche Land ächt germaniſch werden und künftig deutſch ſeyn und heißen ſollte.

Endlich gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, nachdem ſo viele deutſche Völkerſchaften auf dem Schutt des römiſchen Reichs ſchon Staaten gegründet hatten, kam es faſt zuletzt an die Franken, welche das mächtigſte von allen germaniſchen Reichen gründen ſollten. Chlodwig oder Ludwig, einer ihrer Könige, hatte die verſchiedenen Stämme der Franken unter Einer Herrſchaft vereinigt und eroberte binnen dreißig Jahren faſt ganz Gallien bis an die Rhone und die Sevennen und machte die Allemannen dieſſeits und jenſeits des Rheins zinsbar. Seine Nachfolger ſetzten in zwei Jahrhunderten ſein Werk fort und die Lande der Burgunder um die Saone und zwiſchen den Alpen und der Rhone, und jenſeits des Jura Helvetien, von welchem der größte Theil jetzt auch burgundiſch war, und in dem ehemaligen Germanien die Baiern und die Hermunduren (oder Thüringer) in Franken und Thüringen und die Katten wurden zinsbar. Auch bezahlten einige Slavenſtämme in Nordoſtgermanien zuweilen Zins. Nur die Sachſen Engern und Frieſen längs der Nordſee und auf den der Freiheit heiligen Gefilden um die Weſer Lippe und Ems und um den Harz bis an die Elbe wohnten immer noch in unbezwungenem Heidenthum und in ungebrochener Freiheit.

Ludwigs des Franken, des Eroberers, Geſchlecht war durch Laſter und Verbrechen erſchlafft und entartet. Im achten Jahrhundert ward es von dem germaniſchen Geſchlecht Pipins von Herſtall vom Thron geſtoßen. Der vierte und gewaltigſte Mann dieſes Hauſes, welcher das Reich der Franken beherrſchte, hieß Karl, der in der Geſchichte den Beinamen Karl der Große führt. Er war ein großer und kriegeriſcher König und hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe und von der Leitha bis zur Ems ein Reich gegründet, wie es ſeit den Zeiten der Römer in Europa nicht geweſen war. Auch ließ er ſich im Gefühl ſeiner Macht und Majeſtät im Jahr 800 von dem Papſt in Rom krönen und nahm den Titel Römiſcher Kaiſer an. Karl der Große hatte Frankreich Italien und den größten Theil des Landes, was hinfort Deutſchland genannt ward, durch Gewalt der Waffen verbunden und hinterließ dieſes weite Reich bei ſeinem Tode im Jahr 814 ſeinem Sohne Ludwig, welcher in der Geſchichte Ludwig der Fromme heißt und nicht mit dem Anſehen ſeines Vaters die Völker regierte. Ludwig theilte die Lande unter ſeine drei Söhne und bald löſte ſich wieder von einander, was nur die Gewalt unnatürlich zuſammengezwungen hatte; denn nur das Gleichartige hält auf die Dauer zuſammen. Ludwigs älteſter Sohn Lothar bekam den Namen und die Würde des Kaiſers von Rom und erhielt an Ländern Italien den größten Theil des vormaligen Burgundiſchen Reichs und alles, was der Rhein die Ardennen die Somme und das Meer umgränzen; Ludwig, ſein zweiter Sohn, der gewöhnlich Ludwig der Deutſche genannt wird, bekam alle Lande jenſeits des Rheins; Karl, ſein dritter Sohn, erhielt den ſüdweſtlichen Theil Frankreichs, was man damals Neuſtrien zu nennen pflegte. Aber gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, als die von Lothar geſtiftete Linie ausgeſtorben war, fügten ſich alle Lande, in welchen zwiſchen dem Rhein und dem Meer die deutſche Sprache und Sitte die herrſchende war, zu dem nordöſtlichen Frankenreiche, welches hinfort als ein Reich für ſich beſtand und das deutſche Reich genannt ward. Dieſes große und ſchöne ſüdweſtliche Gebiet ward lange Zeit Lothringen auch wohl das Herzogthum Francien genannt; was nachher Lothringen hieß, war nur ein Theilchen davon. Die Fürſten und Herren, die ſeit der Erlöſchung der großen Herrſcherhäuſer der Salier und Hohenſtaufen hier im äußerſten Südweſten Deutſchlands faſt unabhängig geboten, hielten ſich immer noch zum deutſchen Reiche und wurden als Reichsfürſten angeſehen, da hingegen viele der vormaligen Burgundiſchen Lande, die ſeit dem elften Jahrhunderte dem Reiche der Deutſchen zugefügt wurden, ſich wegen der Verſchiedenheit der Sprache und Sitten, welche romaniſch und franzöſiſch waren, dem deutſchen Reiche mehr und mehr entfremdet und endlich faſt von ihm abgelöſt hatten.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte König Johann, der zweite König des Hauſes Valois, einen ſeiner Söhne mit dem franzöſiſchen Herzogthum Burgund beliehen. Dieſer und ſeine Nachkommen erwarben durch Glück, durch Tugenden der Gerechtigkeit und Tapferkeit, durch Heirathen und Verträge im Nordweſten ihrer Herrſchaft ſo weite und reiche Länder, daß ſie mit den mächtigſten Königen verglichen werden konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, war um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nicht allein Herr des Herzogthums Burgund und der Grafſchaft Kleinburgund, ſondern nannte auch faſt alles Land ſein, was ſich über der Somme und den Ardennen um die Schelde und

Maas bis hinauf zur Süderſee ſtreckte. Es bildete ſich zwiſchen Frankreich und Deutſchland ein mächtiger Mittelſtaat, ein neues Königreich Burgund, mächtiger als eines der früheren Burgundiſchen Reiche geweſen. Aber nicht lange nach ſeinem Tode zerfiel dieſer Staat. Die treuloſe und ſchleichende Hinterliſt des Königs von Frankreich Ludwigs des Elften umſpann Philipps Sohn und Nachfolger Karl den Kühnen von Burgund mit ſo dichten und feinen Spinnenweben, daß er ſeinem Verderben nicht entrinnen konnte. Als Karl im Jahr **1477** in der Schlacht bei Nancy geblieben war, riß Ludwig der Elfte, der für alles bereit ſtand, das Herzogthum Burgund und manche Städte und Orte franzöſiſcher Zunge in den Landſchaften von dem Burgundiſchen Reiche ab und fügte ſie wieder zu Frankreich. Der Ueberreſt, der nördliche Theil der Herrſchaft, welcher größtentheils aus den Landen der deutſchen Zunge beſtand, und die Graſſchaft Kleinburgund ward für Karls Tochter Maria von Burgund gerettet, welche ſich mit dem Erzherzog Maximilian von Oeſtreich vermählte. Auf dieſe Weiſe ward dieſes Burgund habsburgiſch und **40** Jahre ſpäter ſpaniſch, da Maximilians Enkel Karl Erzherzog von Oeſtreich und Herzog von Burgund im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts auch König von Spanien ward. Dieſer Karl, welcher als deutſcher Kaiſer Karl der Fünfte genannt wird, verband gegen das Ende ſeines Lebens ſein burgundiſches Erbtheil wieder auf das Engſte mit Deutſchland, welchem er es unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes einverleibte, theils — ſagen einige — damit er ſeinem Sohn Philipp Einfluß auf Deutſchlands Angelegenheiten, vielleicht die Ehre der deutſchen Krone verſchaffte, theils damit dieſe Lande gegen Frankreichs Macht und Herrſchſucht in dem deutſchen Reichskörper einen ſtarken Halt und Schutz hätten. Unter dieſem

Philipp dem Zweiten, weil er freie Männer tyranniſch regieren wollte und ſeinen Willen Geſetz nannte, riß ſich ſeit den Jahren 1570 der nördliche Theil des Burgundiſchen Kreiſes von der ſpaniſchen Herrſchaft los und ſtiftete nach langem Kampfe einen eigenen Freiſtaat, welcher der Freiſtaat der Sieben vereinigten Provinzen oder der Vereinigten Niederlande hieß; das Land, was die Frieſen die Bataver die Mattiaken die Kaninefaten die Menapier die nördlichſten Nervier die Eburonen und Sigambern weiland bewohnt hatten, uralte Sitze der Freiheit; das Uebrige blieb bei Spanien und Deutſchland.

Durch den traurigen dreißigjährigen Krieg gelang den Franzoſen endlich, wornach ſie ſo lange getrachtet hatten: ſie kamen mit einem Theil ihrer Gränze an den Oberrhein. Ihnen ward das Elſaß abgetreten und mehrere deutſche Feſtungen am jenſeitigen Ufer des Stroms blieben von ihnen beſetzt, damit das unbewaffnete Deutſchland immer offen vor ihnen läge. Was hier angefangen war, ſuchte Ludwig der Vierzehnte 40 Jahre lang mit Gewalt weiter zu führen, aber es gelang ihm nicht. Nur einen Theil der ſpaniſch-burgundiſchen Lande, meiſt Städte und Orte der franzöſiſchen Zunge, riß er ab; das übrige Land der flamländiſchen und deutſchen Zunge zwiſchen dem Rhein und dem Ocean blieb noch bei Deutſchland. In den Jahren 1730 ward das Herzogthum Lothringen, welches von franzöſiſchen Landſchaften und vom Elſaß faſt umklammert lag, mit Frankreich vereinigt. Erſt der franzöſiſche Revolutionskrieg hat die herrlichen Lande um den Rhein die Moſel die Maas und die Schelde, urſprünglich und uralt Lande deutſcher Zunge, der deutſchen Freiheit und dem vaterländiſchen Stamm entriſſen. Wir haben ſie zu leicht verloren und zu leichtſinnig aufgegeben, weil wir ihren Werth und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Beſitzes nicht kannten.

Man mögte mir ſagen: dieſe Länder ſind ja eigentlich fränkiſche Länder, den Theil ausgenommen, der zwiſchen dem Rhein dem Vogeſus und der Moſel liegt, wo vor der Herrſchaft der großen fränkiſchen Monarchie zuletzt Allemannen herrſchten. Als die Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts den Rhein aufgaben, beherrſchten die Franken ja was zwiſchen den Ardennen dem Rhein der Moſel und dem Meer liegt. Sie gingen von hier weiter ſüdlich, drangen in Gallien ein und eroberten es. Sie haben alſo nichts Anderes gethan, als ihr Land wiedernehmen und ihre rechten Stammgenoſſen wieder zu ſich fügen; denn gewiß wohnen in Brabant und um Lüttich Maſtricht und Jülich viele Enkel der alten Franken.

Dies ſcheint nicht ungereimt geredet. Ich antworte darauf alſo:

Jene Franken, von welchen hier geredet wird, ſind nicht mehr in der Weltgeſchichte. Ein Theil von ihnen hat ſich mit den Galliern und Römern vermiſcht und iſt ein neues Volk von Miſchlingen geworden, das Franzoſen genannt wird und jenen alten Franken ſo wenig ähnlich iſt, als der jetzige Lombarde am Ticino dem Märker um die Havel, wo vor 2000 Jahren vielleicht Lombarden ſaßen. Die in den alten Sitzen blieben, ſind, einige wenige Striche des Franzöſiſchen ausgenommen, ächte Germanen und deutſche Menſchen bis dieſen Tag und haben mit dem aus Galliern Römlingen und Franken entſtandenen Volke an Art und Gemüth wenig gemein. Sie haben ſich daher auch ſelbſt in den Jahrhunderten, als das deutſche Reich durchaus keine zwingende und zuſammenhaltende Gewalt hatte, von dem zwölften bis funfzehnten Jahrhundert, durch Neigung und

Art des Volkes unwillkührlich gezogen immer zum deutſchen Reiche gehalten und gezählt und nicht zum franzöſiſchen, und ſind Theile Deutſchlands geblieben bis auf die letzten funfzehn Jahre, die ſo viel Altes und Verehrliches umgekehrt und zerſtört haben. Mit demſelben Rechte, womit die Franzoſen auf dieſe Lande Anſpruch machen, könnten die Kaſtilier und Engländer, die keine Deutſche mehr ſind, auf die Landſchaften um Cherſon und Kiew oder um Münſter und Hamburg Anſpruch machen und ſprechen: hier iſt das Land der alten Weſtgothen, hier ſaßen einſt die Angeln und Sachſen, wir nehmen das Land unſerer Väter wieder; und die von Rouen und Salerno könnten in die Häfen von Chriſtiania und Drontheim einlaufen und rufen: hie Normänner! und Normannenreich! wir nehmen das Unſrige wieder. Enkel der alten Franken wohnen am Rhein an der Roer an der Maas in Brabant und in Flandern, auch einige Franzoſen ſind Enkel der Franken; aber das Frankenland iſt kein Franzoſenland. Weil es deutſch blieb und nicht romaniſch ward, hat es ſich mit Recht immer in dem Beſitz behauptet, den Deutſchen angehören zu wollen. Deswegen ſollen Deutſche ihre Brüder, die ihnen ſo gern angehören, nicht leichtſinnig aufgeben ſondern auf Tod und Leben für ihre Befreiung ſtreiten, aber die Franzoſen gern behalten laſſen was franzöſiſch iſt.

Das Recht hat geredet und ausgeſagt, daß Beſitz Stamm Sprache Art und Neigung dieſer Lande und Völker für das deutſche Reich iſt. Nun tritt die Politik auf und beweiſt, daß Deutſchlands Selbſtſtändigkeit und Europens Sicherheit nicht beſtehen kann, wenn die Franzoſen den Rhein und die jenſeits des Rheins liegenden deutſchen Lande behalten. Der allgemeine Vortheil der Herrſcher und Völker ſtimmt mit dem Recht überein, daß Frankreich nicht nur den Raub der letzten Jahre ſondern auch das Elſaß wieder herausgeben und auf ſeine alten Gränzen, welche zugleich Gränzen ſeiner Sprache ſind, wieder zurückgebracht werden muß.

So ſpricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umſchweifigen Wortgeflechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzoſen geſchrieen: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Ründung und Grundfeſte der Macht, mit dem Rhein aber iſt ſeine Gränze auf immer beſtimmt und geſchloſſen und weiter will und darf es nicht ſtreben. Viele haben ſich durch dies Geſchwätz ſogar bethören laſſen und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung ſey nicht ſo ganz unbillig. Sie merkten aber nicht oder waren überhaupt zu dumm es zu merken, daß die Franzoſen den Rhein und die Naturgränze des Rheins nur als einen Vorwand hinſchoben, daß ſie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Deutſchland die Herrſchaft ſicherte: denn dieſe Herrſchaft wollten ſie eigentlich, nannten ſie aber nicht. Kaum hatten ſie feſten Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten ſie Landau Breiſach Philippsburg und andere feſte Plätze an dem Strom, ſo begann ihr verderblicher Einfluß auf Deutſchland, ſo hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der deutſchen Eintracht auflöſten, ſo ſtanden ihnen auch ſchon deutſche Fürſten gegen das eigene Vaterland und ſeine Freiheit bei. Ich erinnere nur an den Krieg, der durch Ludwigs des Vierzehnten Uebermuth im Jahr 1672 gegen die vereinigten Niederlande begann, und an den ſpaniſchen Erbfolgekrieg. Die letzten Jahre mit ihren jammervollen Erinnerungen liegen ſo jung vor uns, daß ich auf ſie nur hinzuwinken brauche.

Ich ſage gradezu Wenn Frankreich den Rheinſtrom mit ſeinen Landen behält, ſo behält es nicht nur ſein alles Gleichgewicht aufhebendes Uebergewicht über Deutſchland ſondern auch über das übrige Europa. Und ich beweiſe meine Behauptung.

Der Rheinſtrom von Baſel bis Rotterdam in ſeinem nordweſtlichen Lauf beugt ſich wie ein Knie aus. Hätte es ihm beliebt ſeine erſte Richtung von Konſtanz bis Baſel grade gegen Weſten beizubehalten, ſo wäre er ungefähr bei Boulogne oder Kalais ins Meer gefallen und dann hätte er allenfalls ein franzöſiſcher Gränzſtrom werden können. Jetzt aber, da er mit ſeinen verſchiedenen Wendungen an hundert deutſche Meilen nordweſtlich brauſt, flankirt er das ganze ſüdliche und nordweſtliche Deutſchland und in fremder Gewalt beherrſcht er die jenſeitigen Landſchaften Deutſchlands auf 40 bis 50 Meilen Weite. Er iſt ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wann es ihm gefällt, auf Deutſchlands Nacken ſetzen und womit es daſſelbe erwürgen kann. Wir haben den fürchterlichen Druck dieſes Kniees wohl gefühlt und holen kaum erſt Athem. Hat Frankreich den Rhein, ſo liegt ihm alles weſtliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Oſten kann es ſeine Heere ungeſtraft vorſtoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale: d. h. die gute Hälfte Deutſchlands liegt abhängig vor ihm und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Theile dann bald nachfolgen. Denn ſo iſt Frankreichs geographiſche Lage und Stärke bei ſeinen übrigen Gränzen, daß mit dem Beſitz des Rheins die ganze Schweitz und Oberitalien von ihm abhängig werden, daß es alſo — den Zuwachs von Hülfsmitteln und Menſchenzahl gar nicht gerechnet — eine Uebermacht gewinnt, die es, ſobald es will (und wollen wird es immer) ſeinen Nachbarn verderblich machen kann.

Damit dies hier Geſagte allen recht ſonnenklar werde, ſetze ich das Aeußerſte einander gegenüber.

Ich ſetze Deutſchland voraus in ſeinen alten Gränzen. Dieſe ſcheiden es ſüdlich durch die Alpen von Italien, durch die Ardennen von Frankreich; im Oſten laufen ſie an den Dalmaten Kroaten Ungarn und Polen hin; im Norden trennet die Oſtſee und Eider die Deutſchen von ihren ſkandinaviſchen Brüdern; im Weſten ſchließt die Nordſee ſie ein. Eben ſo nehme ich Frankreich in ſeinen alten Gränzen zwiſchen dem Ardennerwald dem Jura den Alpen dem Mittelmeer den Pyrenäen und dem atlantiſchen Ocean. Ich nehme an, Deutſchland mit allen ſeinen Landen ſey eine einzige Monarchie unter Einem gebietenden Herrſcher, wie Frankreich iſt, und behaupte, daß bei dieſer Vorausſetzung beide Staaten ungefähr gleich mächtig ſind.

Deutſchland in jenen Gränzen unter Einem Gebieter mögte vielleicht nahe an 40 Millionen Einwohner haben, Frankreich vielleicht 5 bis 6 Millionen weniger; Deutſchland hätte demnach ein Fünftel oder Sechſtel Uebergewicht an Menſchenzahl.

Dafür aber hat Frankreich ein doppeltes ja dreifaches Uebergewicht in Hinſicht ſeiner Lage, ſo daß jene kleine Ueberzahl der Volksmenge dadurch reichlich aufgewogen wird. Frankreich hat von der Natur eine Vertheidigung erhalten, welche Deutſchland fehlt. Durch den atlantiſchen Ocean die Pyrenäen das Mittelmeer und die Alpen iſt es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Theil ſeiner Nordgränze gegen Deutſchland, etwa ein Achtel ſeines Umfangs, iſt leichter zugänglich und muß mehr durch künſtliche Bollwerke geſchützt werden. Hingegen Deutſchlands ganze

Oſtgränze gegen Ungarn und Polen ein Theil ſeiner Nordgränze gegen Dänemark und der größte Theil ſeiner Südweſtgränze gegen Frankreich liegt von Natur offen und muß durch Kunſt vertheidigt werden: d. h. die Hälfte der Gränzen Deutſchlands iſt leicht zugänglich.

Wie ſehr ſteht Deutſchland hier gegen Frankreich im Nachtheil, der das nicht bedeutende Uebergewicht der Volksmenge reichlich vergütet! Auch den andern Nachtheil kennt jeder, der die Geſchichte kennt, daß Europa vom Oſten her immer eine Gefahr droht, die vom Weſten her nie kommen kann. Von Oſten her dehnt ſich die weite Feſte der Länder mit den Millionen Völkern und mit allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren aus, welche zunächſt auf Deutſchland ſtürzen und Deutſchland zertrümmern müſſen, ehe ſie Italien und Frankreich erreichen können. Von Weſten her kann nur auf Schiffen Gefahr kommen; auf Flotten aber ſind Hunderttauſende, geſchweige denn Schwärme von Millionen, nie in ein Land gekommen. Alſo —

Aber, mögte Jemand einwenden, eben ſprichſt du gegen Frankreich ſo beredt über die Gefahren, welche den andern durch ſeinen Beſitz des Rheinſtroms drohen, und über die Herrſchaft, welche von dieſem Strom über die Schweitz und Oberitalien ausgehen muß; ſage mir, wird der Rhein denn mit einem Male ein anderes Ding, wird die Wirkung, die von ihm ausgeht, eine andere, wenn er in der Gewalt der Deutſchen iſt, als in der Gewalt der Franzoſen? — Freilich ganz ganz anders.

Wenn die Deutſchen den Rhein beſitzen, ſo ſchwebt jener Einfluß auf eben benannte Länder zwiſchen ihnen und den Franzoſen im Gleichgewicht; wenn die Franzoſen den Rhein beſitzen, ſo haben ſie jenen Einfluß allein.

Dies beweiſt ſich leicht. Für den, welcher die Geſchichte und Erdkunde verſteht, dürſte bloß darauf hingewinkt werden: ſo klar iſt die Wahrheit.

Frankreich, in ſeinen alten Gränzen gedacht, die wir Naturgränzen nennen wollen, hat auf die Schweitz und Italien ſchon einen mächtigen Einfluß durch die lange Gebirgkette, die den Jura hinab am Genfer See hin bis auf den Var bei Nizza zum Mittelmeer ſtreicht. Als eine große und gewaltige Monarchie drückt es auf jene beiden ſchwächeren Länder. Bekömmt es den Rhein noch zu dieſen Gränzen, ſo müſſen ſie ihm dienen. Gewinnt aber Deutſchland den Rhein wieder, ſo hat es auch ſeinen Druck, welcher den franzöſiſchen Druck keineswegs aufhebt aber doch hemmt, und welcher wieder von dem franzöſiſchen gehemmt wird.

Dies ſind die größten Gründe, daß der Rhein mit ſeinen Landen wieder deutſch werden muß. Ein ſehr großer Grund liegt auch in der Verfaſſung und in dem Karakter der beiden Völker, von welchen hier gehandelt wird. Die Verfaſſung des deutſchen Volkes iſt eidgenoſſiſch und bündiſch; ſie wird auch künftig immer mehr oder weniger bündiſch oder republikaniſch bleiben; alſo wird das Volk nie mit der wildeſten und willkürlichſten Gewalt gebraucht und gemisbraucht werden können, wenigſtens nicht lange Zeit, wenn einem außerordentlichen und ungeheuren Menſchen ſolches auch einige Zeit gelänge oder wenn eine ungeheure und alles erſchütternde Begebenheit das Volk auch vielleicht einmal aus ſeinen ordentlichen Verhältniſſen herausriſſe. Der Karakter des deutſchen Volkes iſt ſtill mäßig gerecht, eher zu ruhig als zu wild. Seine Geſchichte beweiſt, daß es immer lieber das Seine behalten als das Fremde erobern will. Dies Lob gab ihm vor 1700 Jahren ſchon Tacitus, als römiſche Heere am Rheinſtrom von den Germanen erſchlagen lagen. Die Deutſchen ſind nie ein Eroberervolk geweſen, außer in jener wilden alles umkehrenden Zeit des fünften und ſechſten Jahrhunderts, wo, weil die Welt eine neue und andere Welt werden und eine ganz neue Geſtalt gewinnen ſollte, alle Welttheile und Völker auf einander ſtürzten und ſich über ein Jahrhundert in wilden Revolutionen und blutigen Kämpfen zerarbeiteten, bis Rom in Trümmern lag und die Gründe eines neuen Lebens geworfen waren. Die Verfaſſung des Franzoſen iſt monarchiſch, war es von jeher, und wird unter tüchtigen und eingreifenden Herrſchern immer deſpotiſch, ſo daß die Franzoſen zu eigenem und fremdem Verderben oft ein halbes Jahrhundert auf das willkürlichſte und grauſamſte gemisbraucht werden können. Der franzöſiſche Karakter iſt leichtſinnig unſtät unruhig ungerecht, immer zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig wankend, alſo keiner ſtätigen Freiheit fähig: weil ſie ſich durch den eigenen Willen nicht beherrſchen können, müſſen ſie einem fremden blind gehorchen. Sie haben Anlage zu einem Eroberervolke, aber wenig Anlage das Eroberte zu gebrauchen. Nie werden ihre Nachbarn vor ihnen Ruhe haben. Wir Deutſche können von ihrer Unruhe Treuloſigkeit und Unrechlichkeit Geſchichten erzählen; auch die Italiäner und Spanier können es. Sie ſind nicht bloß heute ſo, ſie ſind nicht bloß durch die Revolution ſo geworden, nicht bloß durch Napoleon über alles Maaß hinausgetrieben; ſie ſind ſo geweſen ſeit den Anfängen ihrer Geſchichte, ſie werden ſo ſeyn bis an das Ende derſelben. Uebermacht iſt gefährlich in den Händen jedes Volks, in ihren Händen iſt ſie die gefährlichſte.

Viele der kleineren politiſchen Gründe könnten noch angeführt und herausgehoben werden, warum der Rhein deutſch ſeyn muß und nicht franzöſiſch ſeyn darf. Man könnte auch dieſe eben dargelegten großen Gründe noch von manchen Seiten beleuchten und ſie ſo darſtellen, daß aus jedem wieder drei vier neue Gründe hervorgingen: eine Art und Kunſt, worin die Franzoſen bei ihren Darſtellungen Meiſter ſind und womit ſie manchen Schwachköpfen Scheine vorgaukeln, welche endlich faſt Wahrheiten gleich ſehen. Wir aber verſchmähen die undeutſchen und gaukliſchen Künſte, deren die Gerechtigkeit und Wahrheit unſerer Sache auch gar nicht bedarf; wir werden überhaupt auch nur von ſolchen verſtanden und begriffen werden, welche die Gründe zu wägen und nicht zu zählen gewohnt ſind.

Nach dieſen Hauptgründen iſt es klarer als Sonnenlicht, daß der große und heilige Kampf, worin wir mit den Franzoſen ſtehen, kein anderes erſtes und letztes Ziel haben kann, als die Wiedergewinnung unſeres abgeriſſenen Landes und die Wiederbefreiung der Menſchen unſerer Sprache und Art, welche mit Gewalt haben Franzoſen werden ſollen. Gott, der ſo viel für uns gethan hat, wird uns dazu helfen und den Herrſchern und Völkern, bei welchen die Entſcheidung der Gegenwart ſteht, die Nothwendigkeit der Erreichung dieſes Ziels ſo ins Herz geben, daß ſie nicht ablaſſen, ſie haben es denn erlangt. So viel Glück von Gott wäre umſonſt geweſen, ſo viele edle und brave Spanier Engländer Ruſſen und Deutſche wären mit dem treueſten und tapferſten Muthe umſonſt geſtorben, wenn man vor dem halb erreichten Ziele ſtehen bliebe. Nicht dieſer Napoleon, nicht dieſe Franzoſen, welche jetzt leben, ſind allein die Furchtbaren; ſie werden gewiß durch Gott geſtraft werden und alle, welche mit ihnen aus den böſeſten Abſichten ſo viel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzoſen der Rhein mit den ſchönen jenſeitigen Landſchaften, ſo werden die künftigen Herrſcher gegen uns ſtehen wie er, die künftigen Franzoſen werden uns plündern überziehen und plagen, wie die gegenwärtigen. Ja ich ſage es gradezu, ein mäßigerer milderer und geſchickterer Mann an Frankreichs Spitze und mit denſelben Hülfsmitteln und Heeren, die ihm zu Gebote ſtanden, wäre uns tauſendmal gefährlicher geworden als er, und ein ſolcher würde der Freiheit Deutſchlands und in ihr der Freiheit Europens auch künftig der gefährlichſte werden; denn wer über Frankreichs Italiens und Deutſchlands Kräfte ſchalten kann und wer damit nicht ein zu wildes Würfelſpiel des Glücks ſpielt, dem müſſen die übrigen Mächte des europäiſchen Kontinents ſich endlich neigen. Alſo wann Napoleon auch nicht mehr iſt, wann dieſe verwegene und blutige Brut der jüngſten Revolutionen auch vergeſſen und vergangen iſt, ſo werden wir und unſre Kinder bald dieſelben Uebel, von welchen wir eben erlöſt zu werden hoffen, wieder bejammern, wenn Frankreichs Gränzen gegen uns bleiben, wie ſie jetzt ſind. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch ſo viele und bündige Klauſeln Gelöbniſſe und Eide ſichern, die papierne Gewalt der Federn iſt immer leichter als die metalliſche der Schwerdter; die Fürſten und Länder öſtlich ja nördlich vom Rheinſtrom, auf dreißig ja auf fünfzig Meilen Weite, werden den franzöſiſchen Druck und die franzöſiſche politiſche Ziehkraft fühlen müſſen, ſie werden als Planeten um dieſe Sonne tanzen müſſen, von welcher ihnen keine Wärme ſondern nur Brand kömmt: ſie werden zittern und dienen müſſen; die Schweitz und Italien werden auch wie franzöſiſche Landſchaften ſeyn und aus Paris ihre Befehle empfangen müſſen; ja — und das ſoll vor allem bedacht werden — weil jetzt das Rechte nicht gethan ward, wird künftig das Rechte kaum noch gethan werden können: denn zuletzt wird die Gewohnheit allmächtig, fremde Sprache fremde Sitten und Geſetze ſchleichen ſich immer mehr ein oder dringen ſich auf, die Seelen verlieren ihren Trotz, die Herzen ihre Erinnerungen, was den Vätern zuerſt ein Abſcheu und Gräuel war, wird den Kindern durch Uebung leidlicher dann gleichgültig endlich ſogar lieb — die hündiſcheſte Geduld wedelt zuletzt eine Tyrannei an, wo der zürnende Stolz ſonſt noch auf Rache gebrütet hatte.

Wollen alſo die Herrſcher ihrer Herrſchaft und die Völker ihrer Freiheit ſicher ſeyn, ſoll Germanien wieder in Ehre und Selbſtſtändigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, ſo muß die Aufgabe mit dem Eiſen gelöſt werden, Deutſchland gegen Frankreich in ſeinen alten Gränzen wiederherzuſtellen und die Franzoſen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo ſie ſich ſeit Richelieu und Ludwig dem Vierzehnten mehr durch Trug und Hinterliſt als durch Recht und Tapferkeit angedrängt haben.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, ſagt aus und vermahnet alſo:

Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutſche mir noch mit freiem offenen Auge ins Angeſicht blicken wollt, ſo müſſet ihr das Schwerdt nicht in die Scheide ſtecken, ihr habet denn eure alten Gränzen und eure abgeriſſenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet ja da ihr fühlet, ihr ſeyd in dem gerechteſten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grauſamſte Treuloſigkeit und Unterdrückung aufgeſtanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt zwiſchen Sieg und Wiederherſtellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu laſſen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundsgenoſſen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben ſtehen bleiben? jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen laſſen, ob es mit dem Rhein als Gränze der Arbei und des Blutes nicht genug ſey? Nein, nimmermehr! euren ganzen Stolz müſſet ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müſſet ihr ausſprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingung wieder verlanget. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzoſen und von dem, was nur in franzöſiſcher Zunge ſpricht, auch kein Dorf begehret, es ſey denn, daß Dörfer und Ortſchaften von euren Gränzen eingeklammert liegen, wo ihr ſie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Muth bekennet das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr ſie künftig haben werdet? wann meinet ihr, daß die Zeit kommen ſoll, wo allen Deutſchen noch ein größeres gemeinſames Ziel aufgeſteckt iſt? Jetzt oder nie, ſo muß die Ehre immer ſprechen; ihre Stunde ja ihre Minute iſt immer da; ſie kann nichts verſchieben, ſie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Geſetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue, was du mußt, ſiege oder ſtirb, und überlaß Gott die Entſcheidung.

So ſpreche ich zu euch, deutſche Brüder und Landsleute, nicht ohne Abſicht auch nicht ohne Anſpielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und großherzigen Männer, kannten mich und mich allein und meine Schweſter, die Gerechtigkeit, und lebten nach unſern Lehren und Geſetzen; ſie wußten viel von Ehre und Treue, ſo viel, daß ſie zürnten, wenn man ſie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen faſt einem Schimpf gleich däuchte. Ihr, ja wir alle insgeſammt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue die Liebe aller zu allen die deutſche Gemeinſchaft und Brüderlichkeit der Herzen war faſt ausgeſtorben; jeder wollte beſtehen für ſich, jeder wollte herrſchen für ſich, und ſo geſchah uns, was ein alter Römer von den griechiſchen Völkerſchaften ſagte: *da alle nach der Herrſchaft Griechenlands ſtrebten, haben alle die Herrſchaft über ihr Vaterland verloren.* Jetzt hat Gott, der unſern Namen nicht vergehen laſſen will, uns durch Schrecken und Freuden auf eine wunderſame Weiſe geweckt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinſamer Rächung unerträglichen Uebermuths und unbeſchreiblicher Gräuel der Fremden wieder beleben, was faſt erſtorben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft Gerechtigkeit und Eintracht knüpfen, wir alle, ſo viele unſer in deutſcher Zunge ſprechen, welchen die galliſche Hinterliſt künftig vergebens zu zertrennen ſtreben mag. O Deutſche, nehmet euch den großen römiſchen Grundſatz, daß ihr nie einen unglücklichen und ſchimpflichen Frieden machen wollet, daß ihr nie eures Landes und eurer Menſchen den Feinden hingeben wollet, daß ihr aus jedem Kriege größer und gefürchteter hervorgehen wollet. Aber darin ſeyd den Römern ungleich, daß ihr dieſe Größe nicht als eine äußerliche Größe meinet: ſie wollten nie einen Frieden ſchließen, ohne Land zu gewinnen. Ihr, ſetzt ihr eure Größe in Gerechtigkeit und Mäßigkeit. Denn auch die Römer, ſo groß ſie waren, ſind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil ſie dieſe nicht ehren wollten. Sprechet den großen Grundſatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligſte Gebot eurer Größe und Sicherheit: *daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden wollet, daß man euch nur Ein Dorf von euren Gränzen abreiße.* Wer zu viel Fremdes begehrt, der ſtirbt an Uebermuth; wer ſich das Eigene ungeſtraft rauben läßt, der ſtirbt an Entehrung. Beide Tode ſind ſicher und ſchmerzlich, doch ſcheint die erſte Art des Verderbens ehrenvoller zu ſeyn.

Ich habe in Anſpielungen geſprochen. Deutſches Volk, zahlreichſtes und ſtreitbarſtes und, wenn du einträchtig ſeyn willſt, auch gewaltigſtes und mächtigſtes Volk in Weſteuropa, ſchlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwickelung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der großen Revolutionen, forſche nach den Kriegen und Friedensſchlüſſen — und erröthe und, wenn du kannſt, zürne, daß in ſo langer Zeit faſt kein Friede geſchloſſen iſt, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hätteſt. Wer immer den Demüthigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgiebt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; dem, wie ſtark er auch ſey, achtet ſich endlich der Schwächſte gleich, und ſpricht ihm Hohn und darf ihm wohl Hohn ſprechen. Dahin — o unſers Unglücks! — dahin wollte es kommen, daß die Deutſchen, dieſes große und kriegeriſche Volk, faſt von der Welt getrennt wurden, daß man ihnen alle nächſte und leichteſte Gemeinſchaft mit den Völkern ſperrte. Haben wir es nicht zwei Jahrhunderte gelitten, daß die Holländer, einſt eine Landſchaft von uns und die mit Deutſchland immer hätten verbunden bleiben ſollen, unſern Rhein bezollten und wie ihnen gefiel belaſteten? Haben die Dänen, ein kleines ſchwaches Volk, die ohne die Landſchaften, die ſie von unſerm Reiche zu Lehen tragen, faſt wenig ſeyn würden, ſie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, ſich nicht mehr als einmal angemaaßt unſre Elbe zu beherrſchen, unſre Reichsſtädte willkürlich zu beſetzen und zu berauben, ja jüngſt ſie auf die auf die bübiſcheſte Weiſe den Fremden zur Schändung und Plünderung zu überliefern? Dahin hätten wir kommen können durch unſre Gleichgültigkeit gegen das gemeinſame Vaterland, durch unſre immer aufſchreiende aber nie handelnde und ſtrafende Geduld, daß keine unſrer Küſten uns gehört hätte, daß wir aus unſern Strömen kein Schiff hätten ins Meer laſſen dürfen, ohne die Erlaubniß erſt von den Fremden zu erkaufen. Und von welchen Fremden? von ſolchen, die einſt unſre Unterthanen und Vaſallen waren und es wieder werden müſſen, wenn ſie gegen die mächtigeren nicht wenigſtens gerecht ſeyn wollen. Das haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir verdienen es, weil wir es leiden. Wer ſich zum Klotz macht, der wird von jedem Beil behauen, wer ſich aber als Amboß hinwirft, von dem ſcheuet man die Scharten. Bevormündet von den Völkern, als Unmündige behandelt worden ſind wir lange und werden es bis dieſen Tag; ſo daß es bis jetzt ſchwer war zu ſagen, ob unſre Dummheit größer war als unſre Unwiſſenheit: denn ſo weit waren wir ausgeartet, daß wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kannten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herrſchaft beruhet, daß wir ſie bei unſerm eigenen Vaterlande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das Große leicht hin und zankten uns um das Kleine, als wäre es groß geweſen; bis der große Schiedsrichter und Schlichter aller Streite dazwiſchen trat und mit dem plumpen Degen alles ausglich. Wenn dieſer uns nicht weiſer gemacht hat, wenn wir das Vaterland und ſeine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles ſtellen wollen, ſo werden Siege nur den Augenblick befreien und das alte Unglück wird bald wieder an unſre Thore klopfen.

Ich ſchweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte: Thoren werden durch Worte nicht weiſer und ſchlaffe Seelen werden durch Vermahnungen nicht ſtärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen kämpfet arbeitet und denket, damit des Vaterlandes lange Uebel und Schäden einmal gebeſſert werden.

Die deutſche Treue kömmt und hat ihre Schweſter die Liebe an der Hand. Sie iſt grau geworden vor Gram und ſtumm vor Schweigen; denn ſie hat lange Jahre in einſamer Trauer verlebt, weil das Volk ſie ausgeſtoßen hatte und ſie, wenn ſie ja einmal in ſeinen Verſammlungen erſcheinen wollte, nicht anders anſah und behandelte als eine Landläuferin. Ihre Augen ſind trübe vom Weinen, ihre Geſtalt iſt abgezehrt, ihr Schritt iſt ſchwach und wankend; ſie iſt nicht mehr die alte fröhliche und ſtolze Kriegerin, die in die Poſaune blies und rief: Hie Deutſchland! und Sieg! ſie iſt nicht mehr die waidliche und muthige Geſellin, die bei den Feſten des Friedens den Reigen führte und ſich rühmte, die Sonne ſehe kein glücklicheres freieres und redlicheres Volk als ihre Deutſchen. Es ging ihr, wie es einem Greiſe geht, der das Ziel des gewöhnlichen Menſchenlebens überlebt hat; ſie war wie eine Greiſin geworden, deren Jugendgeſchlecht hingeſtorben iſt und die von den Jetztlebenden nicht erkannt wird. Sie war eine Einſame und kaum war noch auf der Erde ihr Bleiben. In den Sälen der Großen und Reichen fand ſie fremden Tand und Prunk und hörte wälſche Thorheit und Leichtfertigkeit in wälſchen Tönen nachlallen, die ihr von jeher abſcheulich gedäucht hatten; ſie war dort ſo fremd geworden, daß ſie auch niemand erkannte, ſondern daß man ſie als eine plumpe und unverſchämte Streunerin die Stiegen hinabſtieß. Aus den Schulen und von den Kathedern ward ſie von Geſchwätz und Unſinn und Ausgeblaſenheit und Dummheit verjagt, und rief bei der Flucht: o meine Germanen, die keine Schrift leſen konnten als die des geſtirnten Himmels und was Gott mit brennenden Buchſtaben allleſerlich in die Herzen geſchrieben, die keine Eide kannten als den Handſchlag, ſähet ihr dieſe! In den Gerichtsſtuben gaukelte Aberwitz und Uebergelehrſamkeit und das Recht ward dunkel, weil man es mit zu vielen Lichtern umſtellte. Allenthalben, auf den Jahrmärkten und in den Häuſern, wurden Lug und Trug Wolluſt und Geitz Faulheit und Weichlichkeit, ihre älteſten Feinde, neben ſie ja über ſie geſetzt. So mußte ſie von den Menſchen mit ihrem Jammer wieder in ihre Einſamkeit fliehen und wäre lange vor Gram geſtorben und zu ihrem Himmel zurückgegangen, wäre ihr nicht zuweilen im ſtillen Walde eine fröhliche Unſchuld begegnet und hätte ſie ins Leben zurückgelächelt, hätte ihr nicht aus der Morgen- und Abenddämmerung aus den Hütten der Armen manches fromme Lied entgegengeklungen, wozwiſchen der Haushahn die Glocke der Zeit krähete. Sie wohnte noch mit den Unſchuldigen und Armen und darum konnte ſie die Erde nicht verlaſſen. Aber vor langem Gram und tiefem Herzeleid kann ſie nicht ſprechen: ſie winkt nur, und ich deute ihre Winke

Sie würde ſagen und klagen, ja ſie würde ſchelten zwiſchen Thränen und Zorn: Wie, ihr deutſchen Fürſten und Völker? das könnet ihr? das wollet ihr? eure Brüder wollt ihr ſo leichtſinnig und herzlos verlaſſen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprache Sitten und Geſetze, die ihnen ſonſt die verhaßteſten waren? ihr wollt dieſe kräftigen tapfern freiheitliebenden Männer zu Franzoſen werden laſſen? ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligſte vergißt und verlöſcht ſich endlich — ſollen von euch, vom deutſchen Namen von deutſcher Freiheit und Ehre nicht mehr wiſſen? ihre ſtarken Arme ſollen für diejenigen kämpfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? ihre ſtarken Arme, endlich franzöſiſche Arme, ihre ſtarken Herzen, endlich franzöſiſche Herzen, ſollen für die Franzoſen gegen euch ſtreiten und euch unterdrücken und unterjochen helfen? — denn wenn den Franzoſen die Macht bleibt, werden ſie die Verſuche eurer Unterjochung nie aufgeben und ſie wird ihnen durch die That zuletzt gelingen — die unter römiſcher Tyrannei germaniſch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabſcheueten, die ſollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäſar doch eine Art Römlinge, ſie ſollen Franzoſen werden? die Enkel der Trevirer Nervier Aduatiker Eburonen Sigambern und Franken ſollen Knechte der Fremden werden, ſollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit den Herzen? — denn wo Franzoſen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Das wollet ihr dulden, daß dieſen widerfahre? dieſem Lande? dieſem Volke? und welchen Männern? und wie nahe verwandten Männern? oder kennet ihr dieſe nicht? wiſſet ihr nicht, wie ſehr ſie eure Brüder ſind? o fragt euch, die um Roſtock und Stettin, die um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt euch, Pommern Preußen Märker Holſteiner Braunſchweiger ja ihr fernen Siebenbürger, fragt euch, ob eure Vorfahren nicht weiland von hier und von Weſtfalen auszogen und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten und Städte und Dörfer baueten und die Freiheit baueten? fragt euch, ob was ihr von deutſchen Tugenden habt und daß ihr die Freiheit liebt und für ſie ſterben könnet, ob das euch nicht alles von hier kam? und dieſes Land und dieſes Volk, dieſe eure Blutsfreunde wollet ihr ſo leichtſinnig ins Verderben fallen laſſen? — Und die Enkel der Bataver und Frieſen, dieſes edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Naſſaue ein Jahrhundert für die Selbſtſtändigkeit Europas geſtritten hat, das Helden und Geſetzgeber und Erfinder und Künſtler gehabt hat, deren Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben, als ſie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtſchaft laſſen, auch dieſe ſollen endlich franzöſiſchen Tand lieben und den ſtolzen Ernſt ihrer Väter vergeſſen lernen? das ſoll der Dank ſeyn, daß ſie euren Rhein und eure Schelde ja eure Donau ſo oft mit ihrem Blute für euch gefärbt haben, daß die Wellen der atlantiſchen See ja die Wellen des Siciliſchen Meeres für euch von ihnen geröthet ſind? — Und wenn dieſe euch fremd dünken, ſo blicket auf die Nächſten — aber ich ſage euch, auch die Nächſten mögen nicht frei ſeyn, wenn dieſe nicht befreiet werden — blicket auf die, welche zwiſchen dem Rhein und der Moſel und Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und erröthet, wenn ihr nicht hoffet, daß ſie wieder Deutſchlands Kinder werden ſollen, ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr ſie wiedergewinnen wollet. Werfet eure Augen auf dieſe Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! was ſehet ihr? was fühlet ihr? ihr ſehet das Land, das euch an die herrlichſten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr ſehet die Urſprünge und Anfänge eures Volkes, die älteſten und heiligſten Erinnerungen des Reichs der Deutſchen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiſer gewählt gekrönt und geſalbt wurden, die Grüfte, wo eure Kaiſer eure Erzkanzler eure Erzbiſchöfe ſchlafen, die Denkmähler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blicket wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieſes Aelteſte dieſes Ehrwürdigſte dieſes Deutſcheſte franzöſiſch werden ſollte? wahrlich mit dem Gedanken ertragt ihr auch die franzöſiſche Sklaverei. Aachen Straßburg Mainz Cöln Trier Lüttich Speyer Worms, den deutſchen Königsſtuhl bei Renſe, die Schlachtfelder, wo ihr ſo oft gegen die Franzoſen für die Freiheit ſiegreich waret, das tapfere lebendige und geiſtreiche deutſche Geſchlecht, das dieſe geſegneten Lande bewohnt, dieſes ächteſte älteſte Kleinod eures Namens — alles dieſes könntet ihr den Fremden laſſen? Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Cöln und Antwerpen in Straßburg und Amſterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtniß eurer grauen Heldenzeit und ſo viele andere Heiligthümer eurer Art und Kunſt wolltet ihr denen laſſen, deren Blicke nie nach oben gehen und welchen dieſe Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! das wollet ihr nicht, das könnet ihr nicht wollen. Wahrlich die Gebeine eurer Väter würden ſich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und über das Vaterland, das ihr verlaſſet; die Gebeine aller der Erſchlagenen würden ſich umkehren, die in früheren Schlachten an dieſen Geſtaden auf dieſen Gefilden gefallen ſind, damit der Rhein und ſeine ſchönen Lande deutſch blieben und deutſch ſprächen; alle die Millionen Deutſche, die lange zu ihren Vätern gegangen ſind, würden Geſpenſter werden für euch; alle, die durch franzöſiſches Eiſen hier fielen oder durch franzöſiſche Gräuel und Mishandlungen umkamen, als Ludwig der Vierzehnte und Louvois ihre Mordbrenner ausſchickten und die rheiniſchen Lande verwüſteten, Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelten, in Speyer die Gräber eurer herrlichſten Kaiſer aufwühlten und in Heidelberg die Aſchen der alten Pfalzgrafen in die Winde ſtreueten, als die franzöſiſchen Wilden der Jahre 1790 und 1800 hier ſtürmten und unter den ſüßen und ſchmeichleriſchen Klängen von Freiheit Gleichheit und Glückſeligkeit der Welt Trug und Verrath Raub und Mord in die deutſchen Lande brachten — alle dieſe, alle die Geiſter der beſten Deutſchen würden Geſpenſter werden und euch ängſtigen und verfluchen und alles Glück plötzlich wieder von euch nehmen, was Gott euch ſo wunderbar gegeben hat.

So würde die deutſche Treue ſprechen, ſo ungefähr würde ſie ſprechen, aber in weit kräftigeren herzigeren und einfältigeren Weiſen und Worten; ſie würde euch die deutſche Liebe und Ehre und gegenwärtiges und künftiges Glück oder Unglück ſo ans Herz legen, daß ihr eure Brüder, die Kinder eures Vaterlandes, nimmermehr in der Gewalt der Fremden laſſen ſondern auf Tod und Leben um ſie ſtreiten müßtet, bis ihr ſie euch und der Freiheit wiedergewönnet. Sie würde euch viel mehr und viel beſſer lehren und vermahnen und euch Gott und die Pflicht und die Ehre eures Namens und das Beiſpiel euerer Geſchichte ſo hinſtellen, daß ihr das Rechte und Nothwendige thun müßtet. Weil ich das aber mit ihrer Einfalt und Innigkeit nicht zu ſagen und darzuſtellen vermag, ſo will ich in ihrem Namen noch ein Wort zu eurem Verſtande ſprechen und verſuchen, ob der Kopf begreifen will, was nicht jeder zum Herzen reden darf.

Die Politik hat eben ſattſam bewieſen, daß, wenn die Franzoſen den Rheinſtrom und die jenſeitigen Lande behalten, Deutſchland der Gefahr ja der Gewißheit der Unterjochung nicht entgehen kann. Napoleon kann ſterben, alle ſeine Marſchälle und Räthe können begraben ſeyn, ein ganz anderes Geſchlecht kann aus dem Pallaſt der Tuilerien Befehle ausgehen laſſen — bleibt der Rhein franzöſiſch, ſo liegt Deutſchland Frankreich immer offen, ſo iſt Deutſchland von Frankreich abhängig, ſo wird der größte Theil Deutſchlands den Franzoſen bald wieder unterworfen ſeyn; das, worüber wir jetzt geklagt und geflucht haben, wird ſich unter andern Geſtalten bald wiederholen; was uns in dieſen funfzehen Jahren*) noch ein Abſcheu und Gräuel däuchte, würde unſern Kindern und Enkeln durch Uebung und Gewohnheit leidlicher werden; die Peſt, die jetzt noch vertilgt werden könnte, würde unvertilglich ins Blut gedrungen ſeyn: wir würden wirklich unterjocht ſeyn, wann Herz und Meinung erſt unterjocht wären. Ich habe bisher am meiſten von den Gefahren geſprochen, die in der äußeren Lage, der Macht und Uebergewalt der Franzoſen gegen uns drohen. Dieſe Gefahren ſind nicht die fürchterlichſten: ſie können durch Glück durch Tapferkeit durch ein einzelnes großes Heldengemüth, das in Zeit der Noth erweckt wird, abgewendet werden. Ich will jetzt von den ſtillen Gefahren ſprechen, die da leiſe kommen, wie Waſſer, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Feſten aushölen, bis endlich die ſtolzen Gipfel in die naſſe Tiefe nachſtürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erſchlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germaniſche Helden, Retter der Zukunft geboren werden können.

Dieſe leiſen Gefahren ſind keine anderen, als die allmälige Auslöſchung und Ausrottung deutſcher Art und Eigenthümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erſchlafft verweichlicht entartet; die Geſchichte unſerer großen und ehrwürdigen Altvordern war keine lebendige und begeiſternde Erinnerung mehr für uns; deutſches Land deutſches Volk deutſche Freiheit deutſche Ehre waren kaum noch Klänge; die ſonſt ſo heiligen Wahne von Kaiſer und Reich und von ihrer Macht

---

*) 1797 und 1798 kam mit Mainz und Ehrenbreitſtein der Rhein ganz in Frankreichs Gewalt.

Herrlichkeit und Majeſtät waren zerflogen — alles war vergangen vergeſſen ja faſt todt. Wir waren nicht mehr den früheren Menſchen vergleichlich, wir waren ſchlechter geworden als unſere Väter; aber wir waren noch deutſche Menſchen, wir hatten noch Vieles übrig, woraus wieder ſtattliche und feſte deutſche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutſches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geiſtes über die Welt wehete und die ſtarre und faule Maſſe anblies. Bleiben aber die Franzoſen Herren am Rhein, bleiben Strasburg Mainz Cöln Amſterdam Aachen franzöſiſche Städte, mit franzöſiſchen Beſatzungen Akademien Theatern, ſo brauche ich kein Prophet zu ſeyn um zu weiſſagen, welche Menſchen die Deutſchen an dem dieſſeitigen Ufer nach hundert ja nach funfzig Jahren ſchon ſeyn werden, auch wenn das Undenkbare geſchähe, daß die Franzoſen bei ihrer Uebermacht ſie in ſo langer Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen ſuchten. Ich erkläre mich kurz über dieſe leiſen Gefahren, die mitten im Frieden, ja eben in den friedlichſten und freundlichſten Verhältniſſen am verderblichſten wirken werden.

Wenn die Franzoſen am Rhein herrſchen, ſo herrſchen ſie in dem Kern unſers Volkes, ſie greifen uns in unſerm innigſten und eigenſten Leben an, ſie zerſtören uns in den Keimen unſers Weſens. Deutſchland könnte durch eine Gunſt der Umſtände, die ſich freilich nicht erwarten aber doch denken läßt, in ſeinem Oſten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig ſeyn, ſelbſt wenn die Franzoſen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein deutſches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig ſeyn, es wird überhaupt nicht lange ein deutſches Volk bleiben, wenn den Franzoſen am Rhein die Herrſchaft bleibt. Der Rhein und ſeine umliegenden Lande und die nächſt liegenden Lande von Schwaben Franken Heſſen Weſtfalen und Braunſchweig ſind der Kern und das Herz des deutſchen Volkes, woraus ſein rechtes Lebensblut und ſeine lebendigſten Lebensgeiſter in alle Adern ja in die äußerſten Glieder ſeines Leibes ausgegoſſen worden; dort, wenn ſie nicht überhaupt ein Traum iſt, lebt die rechte Deutſchheit; von da fließt ſie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unſichtbaren und kaum vernehmlichen Geiſtern bis zur Leitha und Eider ja bis zur Memel und Theiße zu den verwandten Brüdern aus. Auch anderswo iſt Deutſchland, es iſt in Flensburg und Königsberg in Breslau und Stralſund; aber es iſt dort nicht ſo deutſch als hier im Süden. Dies läßt ſich hiſtoriſch herleiten, dies läßt ſich aus unſern Sitten und Weiſen und aus unſerer Kunſt und Literatur deuten, wie weit das innigſte Leben eines Volkes und ſeine eigenthümlichſte Art gezeigt und gedeutet werden kann. Hier an beiden Ufern des Rheins in den eben bezeichneten Landen hat ſich das Germaniſche mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte in allen Umkehrungen und Wechſeln der Völker immer zuſammengedrängt erhalten, ja es iſt grade durch die Stürme und Wechſel derſelben feſter zuſammengedrängt worden: ich mögte ſagen, es iſt dichter und gediegener geworden durch ſie. Nach der großen Völkerfluth, die in dem fünften und ſechſten Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung gegen Weſten und Süden brauſete und gewöhnlich die Völkerwandrung genannt wird, ward der Oſten und Norden Germaniens von ſeinen ſüdlich ziehenden Bewohnern faſt ausgeleert und fremde ſlaviſche Stämme rückten bis an den Inn den Fichtelberg die Elbe und die Saale in die ſehr entvölkerten und unvertheidigten Lande ein und ſaßen mehrere Jahrhunderte daſelbſt. Endlich nach langen und ſchweren Kriegen wurden ſie von den Deutſchen theils weiter gegen Oſten gedrängt theils bezwungen oder vertilgt. In dieſe nun wieder leeren Lande der Wenden und Slaven, einſt die Sitze der Angeln Semnonen Variner Longobarden Rugier Heruler Gothen Quaden und Markomannen, rückten vom Süden deutſche Kolonien ein, oder über ſie ſetzten ſich doch deutſche Herren, baueten Schlöſſer Feſten und Städte und ſuchten das Volk nach und nach zu germaniſiren. In den meiſten dieſer Länder hat das Deutſche durch die Zeit und die Herrſchaft auch durch die Ueberlegenheit an Bildung obgeſiegt und das meiſte Slaviſche in ſich hinein verſchlungen; doch ſind immer noch viele Spuren des Nichtgermaniſchen dort übrig, die man an manchen Zeichen und Erſcheinungen nachweiſen kann. Dieſe Behauptung wird um ſo unverdächtiger erſcheinen, da der Behaupter in einem Lande geboren iſt, das vielleicht vom fünften und ſechſten Jahrhundert bis zum Ausgange des zwölften faſt ganz ſlaviſch war. Im Süden von Deutſchland hingegen in den angegebenen Gränzen iſt das Germaniſche reiner und ungemiſchter geblieben und dahin muß man wallfahrten, wenn man das ächte Deutſche ſehen will, da muß man die reinen und germaniſchen Geiſter ſuchen: jene fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimüthige Geradheit und Derbheit, jenes unbeſchreibliche Eigenthümliche in Leben Sprache und Sitten, endlich ſelbſt jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüſte, jenen Wurf des Haars, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weiſe, jenes Anſchauliche aber nicht Beſchreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. In Schleſien Preußen Kurland Mecklenburg findeſt du viele Menſchen, welche deutſch ſprechen, bei welchen du aber denken könnteſt, daß ſie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germaniens kommen dir die deutſchſprechenden Menſchen auch durchaus als Deutſche vor. Nur wer dies hier Geſagte einigermaßen mit dem Herzen anerkannt und gefühlt hat, verſteht mich. Schwaben und Weſtfalen und die rheiniſchen Lande muß derjenige beſuchen, der die Schlüſſel zu der Geſchichte des deutſchen Volks und die Auflöſung ſeiner Bildung und Entwickelung finden will; da iſt auch bis dieſen Tag, bis auf die letzten unſeligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten Gebräuchen Leben und Verfaſſungen das Meiſte übrig geweſen, wodurch ſich in die längſt verfloſſenen Jahrhunderte zurückſteigen und an deſſen ariadniſchen Faden ſich durch das dunkle und verworrene Labyrinth der deutſchen Geſchichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da ſind unzeigbar und unſcheinbar die zarten und geheimen Geiſter des deutſchen Weſens in alle Lande ausgefloſſen; aus dieſem verborgenen Feuermeere ſind die Funken ausgeſprühet, die bis zur Oſtſee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was deutſch genannt werden durfte.

Ich will hier den lächerlichen und durch die Abſichten, womit er von einigen geführt worden iſt, zum Theil ſchändlichen Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Norddeutſchen oder Süddeutſchen nicht wieder erneuen. Was Ariſtoteles und Platon ſchon geſagt haben, daß der Süden mehr Feuer und Geiſt der Norden mehr Feſtigkeit und Leib habe, mag wahr ſeyn oder nicht wahr — lebendiger feuriger und beweglicher muß der Süden immer erſcheinen als der Norden. Ich will hier auch nicht aufrechnen, welche herrliche Genien in Kunſt und Wiſſenſchaft unſer Süden dem deutſchen Stamm gegeben hat — ich würde etwas Ueberflüſſiges thun — ich bekenne nur im Allgemeinen, daß der Geiſt nicht ſo ſehr an beſtimmte Erde als an beſtimmte Völker gebunden iſt. Die germaniſchen Geiſter erſtarren in den kälteſten Regionen nicht. Denen, welche von der Wuth des ſüddeutſchen Patriotismus befallen ſind, ſage ich nur, daß Snorro Sturleſon ein Isländer war; daß der große Bildhauer Thorwaldſen ein Isländer iſt; daß Tycho Brahe Linné Sergel Bellmann Guſtav Adolf Torſtenſohn Karl der Zwölfte in Schweden, daß Baco Shakeſpeare Newton in England geboren waren; daß Preußen ſich ſeines Kopernikus Kants und Herders rühmt; daß Leibnitz ein Leipziger, Händel ein Hallenſer, Herſchel ein Hannoveraner, Friedrich der Zweite und Ziethen Märker, daß Schwerin Winterfeld Scheele Pommern waren. Aber das iſt wahr, daß eine gewiſſe Lebendigkeit ein gewiſſes erfriſchendes Leben ein gewiſſer geiſtiger Athem, den ich reingermaniſche Luft nennen mögte, dem deutſchen Norden aus ſeinem Südweſten kommen muß und immer gekommen iſt. Wie der Norden dies leiſe und unſichtbar empfangen hat, ſo iſt von dem Norden ein anderer geiſtiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinauf gefloſſen, und ſo hat das Ganze, was man ſonſt deutſches Reich und deutſches Volk nannte, ſich wechſelſeitig angezogen gereizt durchſtrömt und durchdrungen, ohne daß man dieſe große Wechſelwirkung grade in dem Einzelnen immer zeigen könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und Wirken iſt, kann den Augen freilich nicht gezeigt werden. Ich ſetze den Norddeutſchen nicht herab in Vergleichung mit dem Süddeutſchen, jeder hat ſeine Eigenthümlichkeit, jeder hat ſeine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Austauſch des Deutſchen von dem Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum adriatiſchen Meere konnte das Ganze ſo beſtehen, daß den übrigen Völkern erſchiene, was ſie als eigenthümliche deutſche Art und Schöpfung achten mußten. Was der Preuße und Pommer Herziges Treues Tapferes und Gaſtliches hat, was des Schleſiers Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernſt und Treue, des Holſteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit iſt ſchaffet und bildet — das ging in unſichtbaren Strömungen des Geiſtes auch bis zum Neckar und zur Moſel, das half dort auch das deutſche Vaterland erbauen und erhalten: alſo daß bei dieſem Gedanken jeder Deutſche glauben muß, daß, was jeder Einzelne Treffliches und Tüchtiges hatte, zu allen Deutſchen überging und allen gehörte.

Doch komme ich wieder auf meine vorige Behauptung zurück, welche durch die ganze lange Geſchichte des Vaterlandes beſtätigt wird, daß die rheiniſchen Lande und Schwaben und Weſtfalen der Kern und das Mark des deutſchen Volkes ſind, daß von daher alles beſte und ächteſte Deutſche ausgegangen iſt, und daß dahin ewig zurückfließen und von da wieder ausſtrömen muß, was in Sitte Verfaſſung Wiſſenſchaft und Kunſt den rechten deutſchen Stempel tragen ſoll. Auch am Niemen an der Oder und der Drau iſt Deutſchland, aber hier iſt das urſprüngliche Deutſchland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt deutſchen Lebens und deutſcher Sitte; hier iſt von deutſcher Art Sprache und Geſchichte ein unerſchöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernſten deutſchen Brüder zu holen kommen und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzoſen den Rheinſtrom behalten, ſo wird das Deutſche in ſeinen Keimen vergiftet und erſtickt: Deutſchland kann ſeinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Deutſchland iſt dann bald nicht mehr. Im Beſitz des Rheins und der jenſeitigen Rheinlande haben die Franzoſen das Uebergewicht der Macht und der Waffen, welches auch die dieſſeitigen Lande mit unwiderſtehlicher Ziehkraft unter ſich zwingt. Ein politiſches Uebergewicht und eine politiſche Ziehkraft ſind nie einzeln, ſie wirken auf Leben Sitte Verfaſſung Kunſt, ſie wirken nothwendig auf alles. Wir wiſſen, mit welcher planmäßigen Grauſamkeit und Gewalt Napoleon und die Franzoſen die letzten zehen Jahre gearbeitet haben deutſche Sitte und Sprache ja jede Liebe und Erinnerung des Alten jenſeits des Rheins auszurotten. Wenn ihnen der Rhein bleibt, ſo wird ihnen in wenigen Jahrzehenden davon das Meiſte gelingen und franzöſiſche Sitte und Sprache werden nicht nur zunächſt am Rhein, ſondern zwanzig und dreißig ja funfzig Meilen vom dieſſeitigen Ufer immer allgemeiner und herrſchender werden; das Deutſche wird ſich erſt verleben dann auflöſen zuletzt verfliegen; alles Volk bis an den Lech den Fichtelberg und die Elbe, ohne Haltung und lebendige Erfriſchung und Begeiſterung aus ihm ſelbſt heraus, wird endlich ein Volk jämmerlicher und äffiſcher Halbfranzoſen werden. Dann wird das Deutſche wirklich geſtorben ſeyn, unrettbar und unwiederbringlich für alle Zeiten vergangen, und auch der äußerſte Oſten und Norden Germaniens, an Wurzeln und Stamm verletzt und angefreſſen, wird das Verderben fühlen und endlich in karakterloſer und ſeelenloſer Nichtigkeit vergehen und in dem Fremden verfließen.

Dies war mein Deutſchland, dies wollte ich zeigen, wenigſtens andeuten, damit geholfen und erhalten würde, weil noch geholfen und erhalten werden kann. Dies habe ich geliebt und für dieſes habe ich gelebt, dies war mir das Größte und Heiligſte, dies war mein deutſches Volk und meine deutſche Freiheit und Ehre; hiefür ſprach ich, nicht für Waffenruhm und Herrſcherglanz und allen den klingenden Pomp und ſchimmernden Prunk von Namen, die ohne Freude und Leben ein Nichts ſind. Rom war groß, es war das unſterbliche und göttliche Rom, als es ſeine Furier Decier und Fabricier hatte, als innerhalb den Alpen und dem Mittelmeer ſeine Gränzen und ſeine Tugenden noch beſchloſſen waren; Rom war klein, es war das nichtige das ſchändliche Rom, als es die Welt erobert hatte, als an der Themſe und am Nil am Euphrat und am Tajo die Adler ſeiner Imperatoren glänzten. — Dieſes Deutſchland wollen wir erhalten, für dieſes Deutſchland ſtreiten wir und bitten Gott und die Menſchen, daß ſie es nicht untergehen laſſen — für dieſes durch Sitten Geſetze und Tugenden ehrwürdige, durch Künſte Wiſſenſchaften und Erfindungen berühmte, durch ſtillen Fleiß und frommen Sinn die Welt beſeelende und erhaltende Deutſchland, nicht für leere Namen hohle Klänge und eitlen Ruhm ſprechen bitten und ſtreiten wir. Hier iſt Deutſchland, hier iſt es, dies iſt es und dies muß es dem redlichen Deutſchen bleiben. Tauft das Land und Volk um, nennt es meinetwegen Sachſen oder Preußen oder Baiern oder Holland, nennt es Huronien und Tſchuwaſchien, ja nennt es wie ihr wollt — Namen und Schein iſt uns gleich, wenn That und Wirklichkeit nur bleibt. Aber laſſet ihr dieſes unſer eigentliches Deutſchland vergehen — es vergeht aber, wenn ihr den Wälſchen erlaubet, was ich ihnen nicht erlauben will — ſo mag alles Land bis an den Dnepr und Helleſpont ja bis an den Ural und die Herkuliſche Meerenge Deutſchland heißen, meinetwegen auch deutſch ſprechen, wir können uns des Eitlen, der ſchimmernden Vergänglichkeit des Todten nicht mehr freuen, wir legen in die Weite und Dicke keinen Ruhm. Was wir Jahrhunderte ja Jahrtauſende beſeſſen haben, Gottesfurcht Gerechtigkeit Redlichkeit Tapferkeit Freiheit, was wir geſchaffen haben, Geſetz Sitte Wiſſenſchaft und Kunſt, das iſt unſer Vaterland unſer Deutſchland, das nennen wir unſer Vaterland unſer deutſches Vaterland und das wollen wir erhalten; dafür ziehen unſre Jünglinge jetzt ſo freudig in das Feld und ſtreiten, wie ihre Väter die Cherusker und Marſen und Katten weiland ſtritten, und ſterben wie ſie.

Tief aber verachten wir jene dummen und ſchlechten Schwätzer, welche ohne Kenntniß der Geſchichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der ſich in der Geſchichte offenbart, uns Deutſchen beweiſen mögten, wir müſſen durchaus Schutt und Aſchen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein ſchöneres Leben erblühe, ihren Samen ſtreuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, iſt uns nicht verborgen, iſt uns keine Minute ein Geheimniß: wir ſollen unſere Liebe und unſer Leben, das wodurch wir Menſchen ſind, das wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volks verdienen, bis in den Tod vertheidigen und jene leeren und eitlen Thoren nicht hören, die uns zu Schutt predigen mögten, weil ihre Seelen nichts als morſcher und fauler Schutt ſind. Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreiſt, iſt nicht von Gott, ſondern von Tyrannen und Deſpoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen ja Miſthaufen der Knechtſchaft machen mögten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweiſt, daß es für das Ganze wohlthätig ſeyn mögte, wenn dieſes oder jenes Volk ſich gutmüthig in Schutt verwandeln laſſen wollte. Das iſt das Zeichen eines elendigen und liebloſen Menſchen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts thut, wer ſein Weib ſeine Kinder und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen ſchlechten Menſchen; wer ſein Nahes nicht liebt vertheidigt und feſthält, der hat nichts Nächſtes, der hat keinen Nächſten, ſein Mund iſt voll ſchöner Klänge und ſeine Lippen tönen Prunk, aber er iſt ein entnervter Wollüſtling oder ein abgelebter Dummkopf. Unſer Haus unſre Kinder unſre Nachbarn unſer Land unſer Volk — die ſollen wir über alles lieben und vertheidigen, ſo lieben und vertheidigen wir auch die Länder und Völker am beſten. Verflucht aber ſey die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlet! jener allweltliche Judenſinn, den ihr uns preiſt als den höchſten Gipfel menſchlicher Bildung! O verzeihet meinem Ungeſtüm, ihr Kinder Abrahams! ihr, obgleich über die Welt zerſtreuet, ſeyd durch hartnäckige Liebe und Vertheidigung des Eurigen ein ehrwürdiges Volk. Mögten wir Deutſche euch darin gleichen! ſo werden unſre Kosmopoliten uns nicht zerſtreuen.

Wenn nun der Rhein und unſere abgeriſſenen Lande durch Gottes Hülfe wiedergewonnen und zum Deutſchen Reiche gefügt werden, ſo iſt es wünſchenswerth, daß am Rhein die mächtigſten deutſchen Fürſten gebieten, Oeſtreich und Preußen, zumal da das Elſaß die Niederlande und ſo viel Anderes habsburgiſches und burgundiſches Erbe iſt. Auch das dürfen wir hoffen, daß der Freiſtaat der Vereinigten Niederlande, dieſes tapfere gerechte und edle Volk, welchem Europa und Deutſchland ſo viel verdankt, mit dem Germaniſchen Staatskörper und mit Großbritannien in eine nähere feſtere Verbindung geſetzt werden wird, damit die Fremden künftig an der Leichtigkeit des Raubes verzweifeln. Was allen wohlthätig und heilſam iſt, was alle einſtimmiger und ſicherer macht, was die noch reingermaniſchen Stämme und Völkerſchaften in feſterer Liebe und Treue verbindet, das hat die Zeit, welche wir bisher mit Zittern unſer Zeitalter haben nennen müſſen, uns als Glück und als Weisheit der Zukunft gelehrt. Stellen wir aber ſchwache Fürſten und Gebiete an Frankreichs Gränzen hin, ſo werden Ränke und Furcht und Gewalt das eben beſammerte und verfluchte Elend nur zu bald wieder erneuen. Auch die Schweizer, faſt alle deutſche Menſchen, möchten ſeit zwanzig Jahren wohl gelernt haben, daß es wohl räthlicher ſey ſich an germaniſche Gerechtigkeit zu lehnen. Sie haben erfahren, wie es ihnen vergolten iſt, daß ſie ſeit drei Jahrhunderten ſich und ihre Nachbarn immer Frankreich hingaben.

Noch lege ich hier einen Vorſchlag hin, den man immer einen politiſchen Traum nennen mag, deſſen Wirklichkeit aber Beſſeres ſchaffen würde, als Träume zu ſchaffen pflegen*).

Wir hatten einſt einen Orden deutſcher Herren, der durch große Thaten und Schöpfungen in zwei Jahrhunderten eine Weltwirkſamkeit bekam, die bis jetzt noch keinen würdigen Geſchichtſchreiber gefunden hat. Von dieſem Orden war bis auf die letzte alles zerſtörende Zeit immer noch ein ehrwürdiger Reſt im deutſchen Vaterlande übrig. Freilich jenes Zeitalter des Chriſtenthums und der Ritterlichkeit, worin die Herren vom Tempel von St. Johannes von Jeruſalem und die Deutſchherren der Jungfrau Maria entſtanden, kömmt nimmer ſo wieder als ſie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war, weil die Zeit und die Ströme nicht zurückfließen. Aber Ideen bleiben ewig, wenn die Art und die Zeit ſich auch verwandelt. Wir könnten wieder einen deutſchen Orden ſtiften mit jenen Ideen deutſcher Frömmigkeit Herrlichkeit und Ritterlichkeit, woraus jener frühere Orden im gelobten Lande erwuchs, aber ſeiner Art nach der Zeit und ihren Bedürfniſſen angemeſſener. Wie wäre es, wenn von den hohen Herrſchern dazu ein Theil der Lande um den Rhein die Moſel und die Saar angeſchlagen würde? Der Zweck dieſes Ordens wäre Belebung und Erhaltung der unſterblichen Ideen deutſcher Herrlichkeit Ehre und Wehrlichkeit. Damit dieſe großen Gedanken nie erſtarren und verfaulen könnten, würde damit eine erhabene und weite Erziehungsanſtalt verbunden, wohin die fürſtlichen und ritterlichen Geſchlechter ihre Söhne ſchicken könnten, damit ſie lernten, was gerecht tapfer frei edel und deutſch iſt, und damit ſie das in ſolcher Schule Empfangene in ihrem künftigen Wirkungskreiſe über alle Lande deutſchen Volkes ausbreiteten.

---

*) Solcher Traum mußte Traum bleiben, da ſeine Vorausſetzungen unerfüllt blieben!

Dieſer deutſche Orden beſtünde aus Söhnen fürſtlicher und adelicher deutſcher Geſchlechter.

Sein Zweck wäre die Erhaltung und Pflanzung der Tugenden, wodurch deutſche Ritter und Männer einſt ſo geprieſen waren, der Frömmigkeit der Tapferkeit der Gerechtigkeit der Freiheit der Redlichkeit.

Weil wir Chriſten ſind und durch die Lehre des heiligen Kreuzes begnadigte und beſeligte Menſchen, ſo wäre der Orden eingeſchloſſen in ſchönen chriſtlichen Weihen und Gelübden, wie ſie für unſer Volk und für unſere Zeit paſſen.

Der Orden und ſein Land ſtänden unmittelbar unter dem jedesmaligen Kaiſer und Herrn des deutſchen Volkes.

Der mittelbare Gebieter des Ordens wäre ſein Großmeiſter.

Dieſen erwählten ſämmtliche Ritter durch freie Wahl aus ihrer eigenen Mitte.

Es wäre wechſelsweiſe ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Großmeiſter.

Jeder Ritter des Ordens, der zum Genuß einer Pfründe oder eines Lehens gelangt wäre, müßte an dem Ort deſſelben wohnen.

Die übrigen Ritter könnten im ganzen Reiche zerſtreut wohnen oder in andern Staaten des Vaterlandes jederlei Aemter und Würden bekleiden.

Da die Zahl der Pfründen und Lehen beſtimmt wäre, ſo machte man über das ganze deutſche Reich nach dem Maaße der Volksmenge einen Anſchlag, wie viele Ritter jeder deutſche Staat bei einer Ledigkeit vorſchlagen könnte, ſo daß die Ritter in allen deutſchen Landen wechſelnd an die Reihe des Genuſſes jener Stellen kämen, damit, was Eintracht und Liebe ſtiften ſoll, nicht Zwietracht und Neid ſtifte. Denn eben das wollen wir durch unſern neuen deutſchen Orden erlangen, daß die Söhne unſerer Fürſten und Herren Ein gemeinſames deutſches Vaterland und eine gemeinſame deutſche Ehre erkennen ehren und lieben lernen.

Weil aber kein Orden ohne eine große Erziehung beſtanden iſt und weil dieſe große Erziehung, und zwar eine recht ritterliche Erziehung der Beſſeren für das Vaterland, jetzt nothwendiger iſt denn je vorher, da die zu zart und ätheriſch gewordene Religion nicht mehr mit ſo irdiſchen Banden faſſen und halten kann, wie ſie unſere Vorfahren faßte und hielt, ſo gründe ich die Feſtigkeit und Herrlichkeit dieſes Ordens ganz eigentlich auf eine ſtrenge und männliche Erziehung.

In einer der ſchöneren Städte des Ordensgebietes wird eine große ritterliche Erziehungsanſtalt geſtiftet, worin fürſtliche und adliche Kinder von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre ihres Alters zu deutſchen Männern gebildet werden.

Gymnaſiarchen oder Wächter dieſer hohen und ehrwürdigen Anſtalt ſind zehen oder zwölf der würdigſten und durch ein edles und thatenreiches Leben geprüfteſten Ritter.

Die Lehrer werden aus den gelehrteſten biederſten und deutſcheſten Menſchen des Vaterlandes gewählt.

Gelehrt wird in der Anſtalt:

1) Die Geſchichte mit den lebendigen Thaten und Beiſpielen in ihrer Großheit und Würde, ſo daß den jungen Gemüthern unauslöſchlich eingebrannt wird, was unter den Namen Freiheit Ehre Vaterland Gerechtigkeit Keuſchheit Tapferkeit und Hingebung als das Ewige und Unvergängliche geſtempelt iſt.

2) Die Geſchichte des deutſchen Vaterlandes, das ächte und rechte Deutſche in Geſinnung und That, was allen Deutſchen gemein ſeyn ſoll; auch was das deutſche Volk geweſen iſt und was es ſeyn ſoll: die Meiſter Seher Erfinder und Helden des Vaterlandes werden als Beiſpiel und Reiz der Tugend gewieſen, was ſie waren und wodurch ſie ſo groß waren; vor allen wird Liebe und Treue einem jeden als das Unverletzliche gezeigt und durch die Vergangenheit wird immer auf die Gegenwart und Zukunft hingedeutet, damit Ehre von Schande und Glück von Unglück frühe unterſchieden werde.

3) Die deutſche Sprache, weil der Menſch in ſeiner Sprache ſeine tiefſte Liebe und gediegenſte Kraft beſitzt. Die deutſche Sprache verdiente wohl endlich das ernſte Studium einiger Jahre von denen, die oft fünf ja zehen Jahre ſich ſonſt gequält haben das Franzöſiſche leidlich buchſtabiren und herplappern zu lernen.

4) Die einem Manne und Krieger nothwendigen mathematiſchen Wiſſenſchaften.

5) Freie Leibes- und Waffenübungen aller Art.

6) Schöne Künſte für diejenigen, welche Talent und Neigung dafür haben.

7) Zucht der Leiber und Religion der Herzen durch ſtrengen Gehorſam chriſtlichen Gottesdienſt und Freundlichkeit und Liebe der Vorſteher.

Ich könnte hier noch vieles Andere nennen, was deutſch und löblich und einer ſolchen Einrichtung angemeſſen wäre. Aber ich will hier nichts ausführen, ich wollte bloß hinweiſen auf ein ſchönes Ziel deutſcher Bildung und Geſinnung.

Die Lehre dieſer Anſtalt werden von den Gütern des Ordens reichlich beſoldet; die Jünglinge werden auf Koſten der Ihrigen hier erzogen.

Dem Orden werden ein paar Reichsfeſtungen übergeben, gleichſam ihr Malta oder Deutſchlands Malta gegen Frankreich, damit Deutſchlands Gefahr und Ehre allen immer vor Augen ſey und damit alle täglich der Tugend erinnert werden, wodurch das Vaterland als ein freies und ganzes nur beſtehen kann.

In dieſen Feſtungen führen Ritter den Befehl.

Die aus dem ritterlichen Gymnaſium entlaſſenen Jünglinge thun hier den Dienſt als Knappen zwei oder drei Jahre. Dies ſind gleichſam ihre zweiten höheren Lehrjahre der männlichen Tugenden, und in dieſen Lehrjahren werden alle kriegeriſchen und leiblichen Uebungen und die Zucht des Gehorſams auf das ſtrengſte und gewiſſenhafteſte fortgeſetzt. Dann mögen ſie nach zwei drei Jahren als Angehörige des Ordens jeder in ſein Land entlaſſen werden, damit ſie nach

Thaten ſtreben, wodurch die volle Ritterſchaft gewonnen werden kann.

Ich habe meine Worte über unſern Rhein geſprochen. Mögen dieſe leichten und fliegenden Worte nicht ganz mit dem Winde verfliegen! Der Gegenſtand betrifft gewiß unſer nächſtes Wohl oder Weh, und ich wünſchte, ich hätte ihn ſo behandelt, daß ſeine Wichtigkeit jedem in die Augen ſpränge und zu dem Herzen dränge. Ich könnte ſagen *ich habe meine Seele gerettet*; aber Ruhe giebt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzoſen den Rhein, ſo habe ich *mein* deutſches Vaterland verloren; dann muß ich thun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auf ihre Mauern ſtürmte, ich muß meine Flügel ſchwingen und in ein anderes germaniſches Land fliegen, weil mein Deutſchland und meine Liebe dann dahin iſt: denn Halbfranzoſen ſollen meine Kinder nicht werden.

Die Rollen der Geſchichte liegen vor uns aufgeſchlagen: was in Jahrtauſenden geſchah, was in Jahrtauſenden wieder ſo geſchehen könnte, haben zwanzig Jahre hell vor uns ausgebreitet; was Lykurgus und Moſes und Solon und Numa wollten und ſtifteten, was die Sibyllen und Augurien weiſſagten, was Thucydides Salluſtius Tacitus Macchiavelli mit den Flammenzügen ihrer großen Seelen in die ehernen Tafeln der Zeiten gruben, das iſt unſer geworden, und wenn nichts Weiſes und Gerechtes geſchieht, wenn wir rettungslos zur Vernichtung fortgetrieben werden, dürfen wir nicht klagen, daß wir unwiſſend und ungewarnt überraſcht worden ſind. Was uns als die blutigen Fabeln der Buſiris Phalaris und Thyeſte geklungen hat, die Frevel und Gräuel, die uns von den Tiberen Neronen und Ezzelinen gemeldet wurden, ja was jünger von menſchenfreſſenden Karaiben und Kannibalen erzählt ward, von den wilden Häuptern und Kazikẽn des Amazonenfluſſes und des Nutkaſundes, um deren Throne Schnüre von Menſchenſchädeln als Verzierung hingen und unter deren Kopfkiſſen, damit ſie auch nicht zu milde träumten, Menſchenſchädel zur Erhöhung aufgeſchichtet wurden — dies, woran unſre Herzen immer noch zweifelten und wofür uns alles Maaß des Begriffes und der Erklärung fehlte, dies Unglaubliche und Ungeheure haben unſre Herzen glauben gelernt, unſre Augen haben es anſchauen und ertragen gelernt. Hunderttauſende von Männern ſind vor uns gewürgt, wie man Fliegen tödtet, Menſchenblut iſt vor uns ausgegoſſen wie Waſſer, Menſchenleichen und Menſchengebeine ſind zu Gebirgen vor uns aufgethürmt, Menſchenglück iſt mit der grauſamſten Tücke und Gewalt auf das unverſchämteſte vernichtet — die Gräuel der Vorzeit, die wir ſchon für Mährchen hielten, und die Rohheit der Wilden, die uns unmöglich däuchte, haben Europäer des neunzehnten Jahrhunderts beſtätigt, die ſich Weltverjünger und Weltbeglücker nennen ließen. Dahin wollte es faſt kommen, daß es endlich nur zwei Menſchenarten gab, Menſchenfreſſer und Gefreſſene. Unſre Zeit und unſre Ehre bleiben ewig gebrandmarkt in der Geſchichte, wenn wir aus dem Unglück nicht Weisheit und aus der Grauſamkeit nicht Gerechtigkeit nehmen, wenn wir die ſchönen Tugenden der Treue der Milde der Frömmigkeit und der Tapferkeit nicht zu ſo hohem Glanz erheben, daß ihr Götterſchein die Trümmer und Schanden der letzten funfzehen Jahre verhüllet. Das iſt unſer Beruf, das iſt die erſte Aufgabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menſchlichkeit üben lernen und Tapferkeit der Seelen und Ernſt der Sitten, wodurch unſre Väter gelobt wurden, als uraltes deutſches Erbe veranſtellen. Dann werden wir nicht untergehen und Gott wird über unſern Fahnen ſchweben und ſie mit Sieg umleuchten, und Gott, den wir zu lange vergeſſen hatten, wird in unſern Hütten und Palläſten wohnen und was recht löblich weiſe und edel iſt in die Herzen derer geben, welche die Looſe der Völker und das Verhängniß der Zukunft in den Händen halten.

Ueber
künftige ſtändiſche Verfaſſungen
in
Deutſchland.

> Die erſte Majeſtät im Leben,
> Die höchſte heißt Geſetz und Recht.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Wir leben in einer neuen Geburt der Zeiten. Zwanzig ſchreckliche Jahre des Jammers und der Wehen haben wir verlebt, die letzten zehen Jahre faſt Jahre der Hoffnungsloſigkeit, wo das Menſchengeſchlecht in Schande und Tyrannei zu vergehen ſchien. Jetzt iſt ein helles und ſchönes Licht der Rettung aufgegangen und hat alle Herzen erfriſcht und erquickt; ja Millionen Stimmen rufen: Wir ſind ſchon gerettet und ein ſchöneres und glückſeligeres Leben wird nun beginnen. Auch ich freue mich dieſer Zeit und ſtimme mit ganzem Gemüthe in den brauſenden Jubel der Fröhlichen ein; aber doch ſage ich, die meiſten dieſer Rufer ſind in einem großen Irrthum. Sie ſehen das Glück der verbündeten Waffen, ſie ſehen den hohen frommen und tapfern Geiſt des deutſchen Volkes auf dem Kriegsfelde, ſie ſehen faſt die Gewißheit des endlichen Sieges über die übermüthigen und räuberiſchen Plager, unter deren bübiſchem Druck wir funfzehn Jahre geſtöhnt haben; und gutmüthig meinen ſie, das große Leid und die große Arbeit ſey jetzt vorbei. Ich würde das mit ihnen meinen, wenn ich in denen, welche die Leiter der Zeit ſeyn können und ſollen, den Ernſt die Kraft die Liebe des Vaterlandes die Kunde der Zeit und des Volkes ſähe, wodurch ſicheres Glück allein gemacht und erhalten werden kann. Aber ich muß ein ſchweres Bekenntniß ausſprechen, weswegen meine Seele oft Thränen weint und weswegen ich die Gegenwart nicht ſo fröhlich und muthig empfangen kann, als die meiſten andern: ich ſehe jenen Ernſt jene Kraft jene Liebe des Vaterlandes jene Sorge und Kunde des Zeitalters bei ſehr wenigen. Die meiſten auch von denen, welchen die Leitung und Beglückung des Volkes und die Bereitung einer feſteren und kräftigeren Zukunft obliegt, ſchwimmen mit der Zeit gedankenlos hin und treiben und ſorgen ganz etwas Anderes, als daß ſie in dem Einen Triebe und der Einen Sorge ganz verloren ſeyn ſollten; ſie verſchließen die Augen vor den Arbeiten und Gefahren, die ihnen doch zuweilen erſcheinen müſſen, und rufen mit der gläubigen und gutmüthigen Menge aus: Nun Gott hat ſo viel für uns gethan, er wird auch das Uebrige thun; ſie bedenken aber nicht, daß Gott nur durch die Menſchen etwas thut und daß, wenn es auf Erden gut werden ſoll, die Menſchen auch durch Gott etwas thun müſſen. Daß ein Volk von einem edlen und hohen Geiſt ergriffen und entflammt wird, daß es ſich durch die Waffen aus großer Noth reißt, iſt freilich etwas Großes und Herrliches und muß wegen der Bewegung aller Kräfte wegen der Majeſtät der verſammelten Gewalt und wegen des Glanzes der Thaten als das Größte und Herrlichſte erſcheinen; aber das Größte und Herrlichſte iſt es nicht, weil es zuweilen faſt das Werk des Augenblicks, oft wenigſtens das Werk einiger Jahre ſeyn kann. Die größten und herrlichſten Thaten des Menſchen ſind die Thaten des Geiſtes, die in Einer Arbeit nach Einem Ziele über alle Hinderniſſe fortſtrebende Tugend; die lange und ſchwere Geduld, welche Geſetz Zucht und Ordnung ſchafft; die große Selbſtüberwindung, welche, mit dem Geiz der Faulheit der Dummheit dem Aberglauben und mit allen offenen und verlarvten Vorurtheilen im ungleichen Kampfe, nicht ermattet; das unerkannte und unſcheinbare Wirken die leiſen und ſtillen Geiſter der Zeit und des Volkes zu faſſen zu wecken und endlich mit neuen Geſtalten umhüllt in das lebendige Leben einzuführen: ich meine hier die politiſche Tugend, ohne welche alles Glück der Waffen eben ſo leicht verloren als gewonnen wird. Dieſe politiſche Tugend erſcheint noch nicht bei uns und deswegen iſt mir oft bange, ob wir das von Gott gegebene Glück werden feſthalten und recht gebrauchen können.

Wir waren ein abgeſtandenes und abgelebtes Volk geworden, matte und entfärbte Bilder, in Rahmen eingefaßt, die aus einander fallen wollten; wir waren kein Staat kein Reich und kein Volk mehr und hatten allen Sinn des Allgemeinen und Politiſchen verloren. Ein leichter Wind kam, die wurmſtichigen und brüchigen Rahmen gingen aus den Fugen und die Bilder wurden in den Koth getreten und werden noch getreten.

Man könnte glauben, die letzten zwanzig Jahre haben uns weiſer gemacht und uns auf das Nothwendige und Unvermeidliche hingewieſen. Man hat geſagt, alle Welt ſey ſeit der franzöſiſchen Revolution politiſch geworden; aber man hat nichts Großes gemeint, weil man den großen Inhalt des Worts politiſch nicht verſteht: man meinte nur, die Leute haben die Zeitungen begieriger als früher geleſen und in Geſellſchaften und Kaffeehäuſern mehr von politiſchen Dingen geſprochen als ſonſt. Das macht aber noch keine politiſchen Menſchen.

Nein, ich muß leider geſtehen, wir ſind nicht ſo viel weiter geſchritten, als manche ſich einbilden; noch iſt die große Zeit, die werden ſoll, ja die ſchon iſt, bei wenigen in das innerſte Mark ihres Lebens gedrungen, ſo daß ſie ihr einziges Gefühl und ihr einziger Gedanke und der Gegenſtand aller ihrer Sorgen und Arbeiten ſey. Man treibt die

Zeit nur als Beiwerk, und weil man das thut, ſo wird man wieder als Beiwerk von ihr weggetrieben werden: ſie wird uns behandeln, wie wir ſie behandeln.

Welche ſind diejenigen, denen ich die Leitung und Beglückung des Volkes und die Leitung und Bereitung des Zeitalters auflege? Es ſind der Adel die Gelehrten die Beamten und die ganze übrige ſogenannte gebildete Klaſſe des Volks. Wie dieſe ſind, ſo wird das deutſche Zeitalter, wie dieſe die Zeit aufnehmen und behandeln, ſo wird ihre Geburt ſeyn. Unter dieſen Klaſſen habe ich gelebt und lebe ich, und in der Zeit der ungeheuerſten Weltbegebenheiten finde ich ſie, wie folget:

Die meiſten gut rechtlich und treu, wohl geſinnt für das Vaterland, ſelbſt fähig die größten Aufopferungen zu machen; auch der Glaube an die Vorſehung und an die unmittelbare Zwiſchenkunft des Himmels iſt wieder erwacht aber ſie wollen zu viel von Gott und zu wenig von ſich ſelbſt hoffen.

Muthig und tapfer in Gefahren und im Kriege ſind alle Deutſche. Dies kann aber kein Lob des gegenwärtigen Augenblicks ſeyn; denn eben dieſe Menſchen haben ſich in Preußen Polen Oeſtreich Spanien und Rußland für ihre Unterdrücker und Henker auf das tapferſte geſchlagen. Doch iſt es ein glücklicher Beweis, daß wir der Freiheit noch nicht unfähig ſind: feige Völker kann kein Gott zu Freien machen.

Politiſcher Unverſtand offenbart ſich in Reden Schriften und Anordnungen, in leerer Gedankenloſigkeit, die noch mit Seifenblaſen ſpielen kann, welche gleich Gedanken ausſehen aber keine Gedanken ſind; wir ſehen immer das Entfernte und Schimmernde, weil wir das Nahe und Wahre zu ſehen nicht den Muth haben. So ſehr ſind wir von der Würde und Freiheit unſrer Altvordern ausgeartet.

Bei den Gelehrten offenbart ſich dieſer Unverſtand theils als Uebermuth theils als Faulheit. Der Uebermuth gefällt ſich in künſtlichen und verworrenen Geſpinſten von Verfaſſungen, welche die Erde entweder nie tragen kann oder erſt nach dem Ablauf von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden wird tragen können: vornehm ſieht er über das Gegenwärtige hin, als welches ihm zu gering iſt. Die Faulheit, welche alles Irdiſche unter die Füße tritt, ſpielt mit metaphyſiſchen theoſopbiſchen und myſtiſchen Gaukeleien und gebärdet ſich, als thue ſie etwas Ueberſchwängliches, da doch die Gegenwart die Arbeiten und Sorgen jedes Biedermannes fordert. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe Faulen immer nur Ideale und Idealität des Lebens im Munde führen; und wiſſen doch nicht, welche hohe Idealität ein edler Menſch auch in ſein äußeres Wirken legen kann und ſoll.

Bei allen dieſen Gebildeten ſammt und ſonders zeigt ſich die heilloſeſte Vergeſſenheit männlicher Künſte und Tugenden. Durch eine flache und nichtige Geſelligkeit faſt bloß mit Weibern, die ſie eine idealiſche zu nennen belieben, die aber keine ſolche iſt, ſind die Männer verweibt und die Weiber nicht beglückt, welche allein durch männliche und kräftige Männer glücklich werden können; der große Sinn und die ſtolze Kraft der Wahrheit im Leben und Denken aber iſt dadurch untergegangen. So ſind die meiſten von uns, daß ſie lieber von Weibern gelobt, als von Männern geachtet ſeyn wollen. Das Erſte iſt ſehr ſüß, aber das Zweite ſollte ſüßer ſeyn.

Noch immer mangeln wir des heiligen Ernſtes und edlen Zorns für unſre Ehre und Freiheit, der Liebe für unſer Vaterland unſre Sitte und unſre Sprache. Buhlerei und Aefferei mit dem Wälſchen und Ausländiſchen, dieſen Tod unſrer Tugend, ſehen wir, ohne daß wir zürnen; entſchuldigen hören wir die abſcheulichſten Gräuel, entſchuldigen hören wir die fremden Tyrannen und die eigenen Buben und Verräther, ohne daß wir die Entſchuldiger ſtrafen und beſchämen: ja dieſe eigenen Buben und Verräther bleiben ſorgenlos unter uns und winken und flüſtern insgeheim für ihren großen Napoleon und für ihre liebenswürdigen und geiſtreichen Franzoſen, ohne daß ſie eine gerechte Strafe fürchten. Ja ſo geduldig ſind noch viele von uns, daß wir, damit die früheren Schandeverhältniſſe und die wunden Stellen ihrer Gewiſſen (wir meinen, ſolche haben Gewiſſen) nicht berührt werden, ſogar fürchten in ihrer Gegenwart von dem Neueſten zu ſprechen. Nur bei uns dürfen die Beamten und Schriftſteller, die uns durch Thaten und Schriften den Fremden verrathen verkauft und betrogen haben, ruhig ſitzen bleiben und ſich gebärden, als können Schelme je ehrliche Männer werden. Ich will dieſe Blätter durch ihre ſchändlichen Namen nicht beſchmutzen. Bei welchem Volke hätten ſie Aehnliches gedurft? Wahrlich jedes andere Volk hätte ſie zugleich mit den Franzoſen über den Rhein gejagt. Das thun wir gutmüthige und langmüthige Deutſche nicht, wir laſſen das feile und feige Schlangengeſchmeiß, das bei jedem erſten Unfall unſrer Waffen dem Vaterlande und ſeinen Freunden wieder in die Ferſen beißen würde, unter uns wohnen und die friſchen Geiſter lähmen und die guten vergiften. Wir haben keinen Stolz auf uns und auf unſer Volk und unſre Ehre, wir haben keine öffentliche Meinung, welche in andern Ländern die Buben härter ſtraft als alle Hochgerichte. Auch des Stolzes der Kraft der Lebendigkeit des freudigen Thatentriebes nach außen hin mangeln wir noch, wodurch allein politiſche Männer werden können, ſolche Männer, welche die Welt ordnen und geſtalten und das Vaterland in würdiger Geſetzlichkeit und hoher Freiheit wieder aufrichten können.

Kurz, ſo abgelebt ſind wir als Volk, ſo alles Stolzen und Politiſchen vergeſſen, daß wir kaum noch eine Ahnung haben von der Tüchtigkeit Feſtigkeit und Männlichkeit unſrer Väter. Weichlichkeit und Faulheit iſt der Karakter der Zeit und iſt auch unſer Karakter. Hoffen wie die Thoren, träumen und idealiſiren, das können wir; leben herrſchen die Welt regieren, das haben wir verlernt, und nur die Noth, die beſte Meiſterin aller Dinge, kann uns wieder zu Männern machen.

Doch wenn wir gleich ſo ſind, wenn ich gleich ſelbſt an der Seele, die in meinem Blute fließt und oft gern auch über meine beſſere Seele herrſchen mögte, fühle, daß wir ſo ſind — ſo müſſen wir uns doch an das erinnern, was wir ſeyn ſollen, an das ermahnen, was wir werden ſollen. Und deswegen werfe ich einige Gedanken aufs Papier, die unſre nächſte Noth und unſre nächſte Zukunft betreffen: ich gebe einige leichte Winke über die Art und über die Nothwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſungen in deutſchen Landen.

Das Recht zu ſtändiſchen Verfaſſungen können wir darthun aus unſerer Geſchichte; und wäre das auch nicht, wir können es darthun aus unſerm Gemüthe und aus dem Gemüthe des Menſchen überhaupt. Der Gott, der uns den Geiſt gab, der uns zu Chriſten einweihete, der uns den himmliſchen Reiz des Gedankens einpflanzte, gab uns auch das Recht als edle und freie Männer regiert zu werden, d. h. uns ſelbſt regieren zu helfen, zumal da es unmöglich iſt, daß einer, der willkürliche Gewalt über allen hat, würdig herrſchen und gerecht befehlen könne.

Wie frei und gerecht unſre Altvordern, die Germanen, waren, das haben uns ihre Feinde erzählt, die mit den Waſſen in der Hand gegen ihnen ſtanden. Als wir ein eigenes germaniſches oder deutſches Reich wurden, ſeit dem neunten chriſtlichen Jahrhundert und in den folgenden Jahrhunderten, da bildeten ſich neben einander und aus einander die verſchiedenen Ordnungen des Volks, welche Stände des Reichs genannt wurden: geiſtliche und weltliche Fürſten Adel freie Männer Städte. In den erſten Jahrhunderten dieſes Reiches waren die Fürſten nur ein Theil des Volkes und gleich allen Uebrigen des Kaiſers Unterthanen. Diejenigen von ihnen, welche Herzoge Landgrafen Pfalzgrafen Markgrafen Erzbiſchöfe Biſchöfe u. ſ. w. hießen, waren Beamte des Kaiſers und Reichs, und neben ſolchen Großbeamten aus den älteſten Geſchlechtern ſtanden oft die jüngſten Männer (homines novissimi), die Anfänger ihres Geſchlechts, in den höchſten Würden. Späterhin, als bei der Zwietracht im Reiche und dem Verfall der kaiſerlichen Macht dieſe Reichsbeamten verſtanden ſich in ihren Stellen erblich zu machen und die Menſchen, die ſie bisher im Namen des Kaiſers und Reichs regiert hatten, von Tage zu Tage mehr als ihre eigenen Unterthanen anzuſehen und zu regieren, blieb doch in allen kleinen und großen Landen des Vaterlandes neben den Fürſten eine geheiligte Macht ſtehen, nämlich Stände, ohne deren Bewilligung und Einſtimmung dieſelben keine Geſchäfte und Unternehmungen von Wichtigkeit wagen noch neue Einrichtungen und Geſetze machen durften. Dieſe ſtändiſche Verfaſſung war in den verſchiedenen Landſchaften und Fürſtenthümern des Vaterlandes ſehr ungleich, doch leuchtete die große Idee vom deutſchen Reiche über allen als ein Bild des Maaßes und Geſetzes, und daher waren in allen noch ſo verſchiedenen Verfaſſungen doch immer einige Linien der Aehnlichkeit mit dem großen Ganzen.

In den letzten beiden Jahrhunderten aber, vorzüglich ſeit dem unſeligen dreißigjährigen deutſchen Kriege, ſind die alten Ordnungen und Verfaſſungen des Vaterlandes immer mehr durchbrochen und vernichtet; ſo wie die kaiſerliche Gewalt abgenommen, hat die Gewalt der Fürſten zugenommen; die Religion hat immer mehr ihre irdiſche und politiſche Gewalt verloren; die ſtehenden Heere haben die Freudigkeit und den Muth der Menſchen untergraben; der Adel hat den hohen Stolz und Trotz, die er auf das ganze Volk und Reich hatte, geſenkt und iſt in den meiſten Landen ein kleinlicher und unterwürfiger Hofdiener geworden; den Städten ſind ihre republikaniſchen und zünftigen Geſetze vielfältig genommen und von den Fürſten oft willkürliche Beamte und Befehlshaber geſetzt; wann es den Erſten ſo erging, läßt ſich das Loos derer, die in unſern Staaten die Letzten heißen — ich meine die Bauern — leicht denken. Kurz, durch Abſterbung oder Untergrabung des Alten und durch die immer wachſenden ſtehenden Heere und durch die mit ihnen wachſenden Steuern und Auflagen ſind alle zur Weichlichkeit und Knechtſchaft vorbereitet worden.

So ſtand es im Anfange dieſes neunzehnten Jahrhunderts: auch in den beſten Staaten war das Meiſte wurmſtichig brüchig und veraltet; die Gerüſte und Skelette ſtanden noch, aber das Leben und der Geiſt war entwichen. Da blies kein Sturmwind, nein ein Hauch blies von jenſeits des Rheins her und alles ſtürzte zuſammen.

Ich ſpreche hier von unſern jüngſten Jahrzehenden. Die noch übrigen wenigen Trümmer des alten heiligen Reichs der Deutſchen ſind in ihnen völlig zerbrochen und abgebrochen und in dem Lande, welches weiland das tapferſte und freieſte Volk auf der Erde bewohnte, hat die geſetzloſeſte und wildeſte Gewalt und Tyrannei gewüthet, bis Gott, welchem die Knechtſchaft nicht gefällt, die Kette zerbrochen und uns die Hoffnung gezeigt hat, daß wir unſere ſchwere Schmach werden abſchütteln und wieder mit Ehren in die Reihe der Völker treten können. Napoleon Bonaparte, von welchem als der großen Seele des Böſen alle Verruchtheiten und Gräuel der letzten zehen Jahre ausgehen, erklärte durch ein wohl berechnetes Machtwort die deutſchen Fürſten ſeines Rheinbundes für alleingewaltige und ſchrankenlos gebietende Herren ihrer Lande, in ſeiner verſtockten Argliſt wohl überlegend, daß er ſie und das deutſche Volk auf ſolche Weiſe am willkürlichſten und ungehindertſten für ſich und ſeine Zwecke gebrauchen und vorzüglich ſie und ihr Verhängniß durch den Haß und Zorn, den dies im deutſchen Volke gegen ſie erregen mußte, am feſteſten an ſich binden könnte: denn den Lohn des Böſen berechnet der Argliſtige immer voraus. Die meiſten der Fürſten, welche er die Glieder des Rheinbundes nannte, gewahrten nicht den Trug und die Tücke, die unter ſchönen Scheinen im Hintergrunde lauerten, ſondern griffen mit gieriger Lüſternheit nach dem prunkenden Titel Souverän, als ſeyen dieſe ſouveränen Herrſcher, wie ſie ſich jetzt nannten, ganz andere und herrlichere Herren geworden, als die weiland in den Schranken der Geſetze regierenden und durch Geſetze geſchirmten Fürſten des Reichs. Sie wollten nicht ſehen, daß man ihnen die Willkür nur gegeben hatte über ihre ſogenannten lieben und getreuen Unterthanen, damit ſie ſelbſt und die Ihrigen durch die ſchnödeſte Willkür gemißhandelt und geſchändet würden. Welche Feder mag die Schmach und das Elend der letzten acht deutſchen Jahre mit genug ſtarken Zügen beſchreiben? jedes Bild bleibt als ein matter Schatten hinter der Wahrheit dieſer ſchrecklichen Zeit. Die letzten freien Reichsſtädte die Ritterſchaften wurden zerſtört und zu ſklaviſchen Unterwürfigen gemacht; viele große Geſchlechter von Fürſten Grafen und Herren des Reichs wurden von Napoleon mit der ſchreiendſten Willkür oft mit recht tückiſcher und ſchadenfroher Ausrechnung der Erniedrigung ſeinen Rheinbündnern unterworfen, deren viele ſonſt nur ihres Gleichen waren; deutſche Ehre deutſches Geſetz und deutſche Sitte wurden recht planmäßig unterdrückt und geſchändet; ja ſelbſt das erſte Heiligthum des Volkes, die Sprache, ſollte ausgerottet werden; während von den Lippen vieler hundert deutſchen Schelmen und Buben die Namen Wiedergeburt Wiederherſtellung Befreiung Glück und Glorie des Vaterlandes tönten, wurden alle Länder von den Franzoſen und ihren Helfern auf das unverſchämteſte und räuberiſcheſte geplündert: viele Einkünfte behielt ſich der Tyrann vor, der ſich Beſchützer Germaniens nannte; mit Schlöſſern Gütern und Forſten deutſcher Lande wurden ſeine Marſchälle Miniſter und Intendanten beliehen, was ſie die Schenkungen nannten; Jahrgelder wurden auf deutſche Länder angewieſen und franzöſiſche Taugenichtſe oder Großſpione wurden in neu geſtifteten Fürſtenthümern zur Abfütterung und Beſoldung aufgedrungen. Buben Abentheurer und Windbeutel wurden häufig die Erſten Miniſter und Räthe der ſouveränen Herrſcher und machten unter franzöſiſchem Einfluß und nach franzöſiſchem Zuſchnitt faſt jedes Jahr neue Proben von Geſetzen und Verfaſſungen, die zum Theil auch auf Plünderung und Zertretung des Volks berechnet waren und wobei die letzten an ihm noch ganzen Glieder zeriſſen und zerbrochen wurden; mit dem Glanze der neuen Gewaltherrſchaft der Fürſten mußten auch die ſtehenden Heere vermehrt, mußte der Prunk der Hofhaltungen erhöhet werden: Hunderttauſende ſeiner blühendſten Jugend hat das Vaterland gegen ſeine Ehre und Freiheit kämpfen und verflucht von fremden Völkern auf allen Schlachtfeldern und in allen Lazarethen der Welt als Leichen aufthürmen ſehen; kleine Höfe z. B. die von Kaſſel und Frankfurt und andere hat es mit einer alles Mark und alle Freude der Menſchen verſchlingenden Pracht und Verſchwendung halten und Miniſter und Hofmarſchälle und Oberkammerjunker belohnen ſehen, als hätten ihnen die Schätze des Sultans von Stambul zu Gebote geſtanden; neben dieſem unerhörten leiblichen Elende iſt auf jeden freien und treuen deutſchen Mann auf jedes kühne Wort und jeden hohen Gedanken ja auf jedes menſchliche Gefühl die ſcheußlichſte Jagd geſtellt worden und neue Polizeiminiſter und Pelizeimeiſter, ſonſt bei uns faſt unerhörte Namen, haben in allen deutſchen Staaten für Napoleon und ſeine weltumfaſſenden und weltbeglückenden Plane ſchändliche Heere von Spionen organiſiren und unterhalten müſſen.

Dies war das neue Glück und die neue Herrlichkeit Deutſchlands, ſo ſtand die unumſchränkte und alleinherrſchende Gewalt der neuen Könige Großherzoge und Fürſten: ſie waren zu Napoleons Präfekten erniedrigt, und würden auch das nicht einmal geblieben ſeyn, wenn ihm ſeine verbrecheriſchen Anſchläge gegen die Freiheit Europas gelungen wären. Viele von ihnen ſcheinen ihren ſchmählichen Zuſtand gefühlt und ſich auch deswegen in die bodenloſe Sündfluth gedankenloſer Ueppigkeit und Pracht geſtürzt zu haben, damit ſie der Vergangenheit nicht gedächten die Gegenwart nicht ſähen und vor der Zukunft nicht zitterten. Gott hat Gericht gehalten, alle Schande ſteht entlarvt da, die Feſſeln der Tyrannei, die uns umſchlungen hielten, ſind zerſprengt und Gerechtigkeit und Ehre dürfen wieder ihre Stimme erheben.

Was ſagen dieſe beiden höchſten Richterinnen und Verwalterinnen der Dinge? Sagen ſie, daß unſer Zuſtand ſo bleiben kann und darf, wie er heute noch iſt? Sagen ſie, daß beſtehen darf, was Napoleon und ſeine Helfer bei uns für die Knechtſchaft eingerichtet haben und einrichten wollten? Nein, mit Donnerſtimmen ſagen ſie das Gegentheil. Sie zeigen den Untergang des Vaterlandes neben der Schande, das Verderben neben der Knechtſchaft; ſie berufen ſich auf das Recht der Freiheit, das wir durch Gott und durch unſere frühern Verfaſſungen haben; ſie berufen ſich auf die Nothwendigkeit der Freiheit und geſetzlicher Ordnungen im Vaterlande, ohne welche wir auf dem Punkt ſtehen aus der Reihe der Völker ausgeſtrichen zu werden.

Ich will über das, was bei dem neuen Heil, das uns erſchienen iſt, ungefähr werden kann und ſoll, einige leichte Gedanken hinwerfen, die wieder auf neue Gedanken führen. Wir ſind noch nicht ſo weit, daß wir von dem Beſonderen, was zur Wiederherſtellung und Beglückung des lieben Vaterlandes gemacht und begründet werden kann, beſtimmt ſprechen können; wir bleiben alſo bei dem Allgemeinen ſtehen und ſtreuen einige Lichtfunken aus, wodurch über die Pfade, welche wir zu gehen haben, einige Helle verbreitet werden mag. Vor allem aber bezwecken wir hierbei, den Menſchen in Hinſicht der Behandlung und Einrichtung der politiſchen Dinge die großen Unterſchiede der Zeiten anzudeuten, was vormals zweckmäßig und möglich war und was jetzt zweckmäßig und möglich iſt, damit nicht vergebliche Liebe und Sehnſucht des Vergangenen uns irre und damit nicht wilde und ſtürmiſche Wuth des Neuen uns zu weit treibe. So iſt das Zeitalter geſtellt, daß auch mit den beſten Abſichten und redlichſten Herzen viele Proben gemacht werden müſſen, bis wir uns in die neue Zeit und in die unabänderlichen Verhältniſſe, welche ſie bringt, finden lernen.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre, die wir haben verüberfließen oder vielmehr vorüberbrauſen ſehen, haben uns über die Dinge, von welchen wir uns hier unterhalten wollen, die wichtigſten Lehren gegeben, die wir, wenn wir weiſe ſind, zu unſerm Glücke und zum Glücke unſerer Nachkommen werden anwenden können. Was die größten und trefflichſten Geſetzgeber und Stifter früherer Jahrhunderte und Jahrtauſende gewollt haben, und auch die Schickſale und Entwickelungen der Menſchheit, die in den Rollen der Geſchichte zum Theil dunkel verhüllt lagen, haben dieſe verhängnißvollen Jahre vor uns aufgedeckt. Auch das hat die fürchterliche franzöſiſche Revolution, die wir jetzt unſere, die europäiſche Revolution nennen müſſen, uns heller als das Sonnenlicht gezeigt, daß der alte Zuſtand Europens vergangen war und vergangen iſt, daß wir in den Vorhallen einer neuen Zeit ſtehen. Bald achtzehenhundert Jahre hat die chriſtliche Religion, welche dem unmündigen Menſchengeſchlechte zu Liebe einen irdiſchen Leib um ihren feurigen Geiſt gekleidet hatte, die Völker als milde Amme Schützerin Warnerin und Erzieherin gehegt und gepflegt. Die Europäer hatten in jener langen Zeit in einer Art von väterlichem und mütterlichem Hausſtande gelebt, der zuweilen wohl durch Stürme geſtört aber durch Liebe und Treue immer wieder zuſammenverbunden war. Endlich aber haben die Kinder gefühlt, daß ſie erwachſen waren, ſie haben ſich den mütterlichen Banden der Liebe entwunden und durch eigenen Verſtand und eigene Kraft das Leben prüfen und halten und die Rechte ihrer Mündigkeit behaupten wollen: ſeit drei Jahrhunderten haben die meiſten Völker ſich der leitenden und haltenden Gewalt der chriſtlichen Kirche mehr und mehr entzogen und verſucht ſich auf eine neue Art einzurichten; oder auch, ſie ſind von dieſen Banden gelöſt, wie der aus der Obhut des väterlichen Hauſes entlaſſene Jüngling vom ſiebenzehnten bis fünfundzwanzigſten Jahre oft zu thun pflegt, wild in das Leben hinein- und durch das Leben hindurchgefahren, ohne daß ſie bis jetzt Stätigkeit Ordnung Zucht und Geſetz, alſo ohne daß ſie Glück und Freiheit gefunden hätten. Dies iſt das Schickſal der meiſten Europäer geweſen ſeit dem Zeitalter Luthers; die meiſten ſind in den veralteten todten Formen ſelbſt gleichſam getödtet und erſtarret, einige andre haben in neuen Formen vergebens Macht und Gleichgewicht der Kräfte geſucht, wenige haben nur noch wie in wirklichen und lebendigen Staaten gelebt. Endlich mit den Jahren 1788 und 1789 iſt die vulkaniſche Bewegung in Frankreich ausgebrochen, deren feurige und blutige Zuckungen noch nicht geſtillt ſind.

Die das kennen, was ich früher bekannt habe, und die mich und das kennen, was ich jetzt bekenne und bin, werden mich ſchwerlich beſchuldigen, daß ich jemals ein Anhänger der Franzoſen und ihrer Revolution geweſen, noch daß ich die Grundſätze je gebilligt und anerkannt habe, aus welchen die Anführer und Anfänger dieſer Revolution Verfaſſungen und Staaten haben bauen wollen; aber ich würde ſehr undankbar und zugleich ein Heuchler ſeyn, wenn ich nicht offen geſtände, daß wir dieſer wilden und tollen Revolution unendlich viel verdanken, daß ſie ein reiches Feuermeer des Geiſtes ausgegoſſen hat, woraus jeder nicht lichtſcheue Mann ſein Theil hat ſchöpfen können, daß ſie Ideen in die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zur Begründung der Zukunft die nothwendigſten ſind und die zu faſſen vor zwanzig und dreißig Jahren die meiſten Menſchen noch zitterten: ſie hat jenen geiſtigen Gährungsprozeß beſchleunigt, durch welchen wir als durch unſer Fegefeuer gehen mußten, wenn wir zu den Himmelspforten des neuen Zuſtandes gelangen wollten; ſie hat gewieſen, wie weit der menſchliche

Geiſt ſich in irdiſchen Dingen vermeſſen darf alles zu wollen und zu wagen, was er in ihm ſelbſt als ewige Aufgabe der Vernunft gegründet findet. Es wird künftig unſere eigene Schuld ſeyn, wenn wir den glücklichen Mittelweg nicht zu halten verſtehen, der uns zwiſchen der unendlichen Theorie und der beſchränkten Praxis allein durch die politiſchen Gefahren hindurchführen kann; wir haben durch ſie gelernt, wo wir der Erde und den irdiſchen Gewalten und Trieben in uns und außer uns dienen und gehorchen müſſen: nicht allein durch das unſägliche Unglück, das wir erlitten haben, nein noch mehr durch die Unklugheit, womit der geiſtige Uebermuth die Erde einrichten und verwalten zu können gemeint hat, haben wir wieder Demuth und Glauben Gehorſam gegen Gott und Anerkennung unſerer Unvollkommenheit und Beſchränktheit gelernt.

In dem Uebermuth unſers Geiſtes in der Unklugheit, womit wir uns und unſere Kräfte überſchätzten — darin liegt die Erklärung des jüngſtverfloſſenen Jahrhunderts und der Aufſchluß der Tollheiten und Gräuel, die wir gewagt und erlitten haben. Wir waren die Dummeſten geworden, da wir uns die Weiſeſten dünkten; der Vermeſſenheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn Gott duldet die Uebermüthigen nicht. Geiſt und wieder Geiſt und immer Geiſt, alles geiſtig verſtanden geiſtig eingerichtet für den Geiſt bereitet durch den Geiſt gehalten — ſo klang es, und das meinten wir und verſchloſſen die Augen vor allen Mängeln und Gebrechlichkeiten unſerer irdiſchen Natur, als wären wir mit Einem Male höhere Weſen geworden, auf welche der Stoff und die Leidenſchaften und Gelüſte, die mit dem groben Stoff verſchwiſtert ſind, keinen Einfluß mehr hätten. Wir geiſterten mit uns und mit allen Dingen; aber die irdiſche Schwere behauptete ihr Recht, ging mit dem leichten Geiſte durch, wie ein Mühlſtein mit einer ihm angehängten Feder vom Berge herunterläuft, und zerſchmettert lagen wir da. Alles ſollte in ſeine Urbeſtandtheile zerſetzt und von den groben Hefen geſchieden werden; aus reiner Vernunft aus reiner Idee aus von Ewigkeit her eingepflanzten Anlagen des Gemüthes ſollten auch die Staaten künftig geordnet werden: was der Idee irgend widerſprach, ward für unſinnig und für abſcheulich erklärt. Aber dieſe reinſten Theoriſten, die alles nach Urbegriffen ordnen und ſchaffen wollten, erſchienen bald nicht nur als die Unwiſſendſten und Ohnmächtigſten in der Ordnung und Leitung der großen Geſchäfte, ſondern auch als die Unreinſten und Gräuelvolleſten. Sie brachten es dahin, daß viele Redliche zweifelten, ob es nicht überhaupt beſſer ſey, daß der Menſch mit dem blinden Ungefähr und dem blindeſten Glauben, der auch dem Ungefähr ähnlich wird, ſich ſo forttreiben laſſe und allen Geiſt und alle Gedanken, als die gefährlichſten Vögel, die aus der geöffneten Pandorenbüchſe geflogen, unter der dumpfen Anſtarrung der Dinge gefangen nehme.

Man fragt ſich billig: Woher kam jener Uebermuth des Geiſtes und jene Vermeſſenheit des Gedankens? Die Antwort iſt: Sie kam daher, daß alle leibliche Gerüſte und Formen, worin die Geiſter als in irdiſchen Banden ſonſt eingefaßt geweſen, abgelebt und veraltet waren. Daher gewöhnte ſich der Geiſt zuerſt, alles Leibliche als etwas Ueberflüſſiges ja als etwas Hemmendes und Knechtiſches anzuſehen, und zuletzt erfrechte er ſich es zu verachten. Man hat den Spruch nicht heute erſt ausgeſprochen, ſondern er iſt ſo alt als die Philoſophie: was der Menſch in der Idee denken kann, das kann er in der That machen. Ein Weſen, das an den Götterurſprung des Geiſtes und der Seele glaubt, darf dieſen Spruch nicht ableugnen. Aber der Menſch iſt, wie ſein Gemüth und ſeine Religion ihn lehrt, ein doppeltes Weſen, das zwei Reichen angehört, dem irdiſchen und vergänglichen Reiche und dem himmliſchen und unvergänglichen Reiche. Viele Ideen und Urbilder und Uranſchauungen bringt er aus dem Götterlande mit hieher und nimmt er von hier einſt wieder in die reine Heimath der Geiſter; und ſie wurden ihm nur gegeben, damit er dieſes ſchwermüthige Nebelland der trüben Vergänglichkeit nnd Hinfälligkeit ſich mit einigen himmliſchen Sternen beleuchtete. Wehe dem Armen aber, wenn er meint, ſeine hohen Götterwahne und ätheriſchen Gebilde der überſchwänglichen Tugend und Schönheit können auf Erden jemals verwirklicht werden! früher oder ſpäter wird er die irdiſche Ungenüge und Nichtigkeit erkennen und über ſeine Irrthümer und Thorheiten bittere Thränen der Reue weinen. Freilich in den Brüſten jedes Guten und Redlichen wohnen unvergängliche Bilder von Tugend Schönheit und Gerechtigkeit, die, weil ſie mit Flammenzügen in der Seele geſchrieben ſtehen, gewiß irgendwo ſind. Ja in den Stunden ruhiger Betrachtung und Beſchauung, wann wir von der Verwirrung der Leidenſchaften losgeſtrickt und vom Kampf des Lebens erlöſt ſind, bilden ſich dieſe hohen Geſtalten der unendlichen Welt mit allen ihren Umriſſen ſo in uns ab, daß ſie wirklich in uns ſind: es erblühen aus den Abgründen unſers Gemüthes die gerechteſten und vollkommenſten Republiken der Menſchenwelt und der Sittenwelt. Aber wie anders, wenn wir dieſe Urbilder der ewigen und göttlichen Wahrheit auf der Erde anwenden wollen? Da müſſen wir an die erbarmungsloſe Unbarmherzigkeit aller irdiſchen und leiblichen Elemente denken, an die zwingenden Geſetze der Körperwelt, an unſre Mängel und Gebrechen, an unſre Begierden und Gelüſte, an alle die bittere und böſe Herrſchaft, welche der irdiſche Stoff über den eingekerkerten Geiſt ausübt. Wir dürfen die Gewalt der leiblichen Kräfte und Leidenſchaften nicht überſehen, ſonſt geſchieht, was in unſern Tagen geſchehen iſt: der ungebundene Geiſt verfliegt ſich in der Luft und der entgeiſterte Leib bleibt als ein faules und todtes Aas am Boden liegen, woraus Schlangen und Kröten und Ungeheuer brüten.

Dies erklärt ſich am beſten durch ein Gleichniß. Es wohnt in der Seele des geiſtigen Menſchen gewiß irgend ein Bild des ſchönſten und anmuthigſten Hauſes, deſſen Geſtalt die vollkommenſte ſeyn muß. Wie aber, wenn der Menſch dieſe Geſtalt nun allenthalben aus ſich erſchüfe und hinſtellte? wenn er am Senegal und Ob in Meſſina und Drontheim in London und Kairo immer dieſelbe Art Häuſer bauete? Wehe ihren armen Bewohnern! die einen würden vor Hitze, die andern vor Kälte umkommen, die dritten von Schnee und Regen leiden, die vierten vielleicht würden ſich vor Gewürm und Ungeziefer nicht zu laſſen wiſſen. Im Lande der Tſchuktſchen und Samojeden kriecht der Menſch im Winter unter Schnee und Erde, der Kalmücke und Kirgiſe wohnt unter Filzhütten, der Menſch von Borneo und Carraccas in leicht zuſammengefügten Hölzen, der Smyrnäer und Italiäner hat flache der Schwede und und Schotte ſpitze Dächer. Hitze Kälte Regen Schnee Näſſe Dürre Stürme — das alles muß der Menſch mit berechnen, wenn er ſich Häuſer baut. Mit Recht hielten wir den Schweden verrückt, wenn er ſich ein leichtes und dünnes japaniſches Glockenhäuschen zur Wohnung bauete, den Vermier für toll, wenn er in einer leichten italiäniſchen Villa ſeine neun Monate Winter auszudauern meinte. Der Noth und dem Bedürfniſſe muß gehorcht werden, das Schöne muß dem Zweckmäßigen dienen. Nicht anders iſt es mit Geſetzen und Verfaſſungen: nicht das Vollkommenſte und Geiſtigſte, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innerſten Gemüthe ſteht muß der Geſetzgeber immer machen wollen, ſondern das Beſte und Vollkommenſte, was nach der Lage den Verhältniſſen und Bedürfniſſen des gegebenen Landes, nach der Bildung den Trieben und Neigungen des gegebenen Volkes werden und beſtehen kann: d. h. er muß aus den Elementen ſchaffen, welche ſind, er muß die Art die Beſchaffenheit und die Brauchbarkeit des Stoffes berechnen, aus welchem er einen Staat bauen ſoll. Thut er das nicht, ſo bläſt der erſte Wind ſein zu dünnes und zu geiſtiges Geſpinſt um. Er muß den Menſchen überhaupt betrachten, was er iſt und will und was er wollen kann; dann muß er ſein Land und ſein Volk betrachten und ſo das Geiſtige und Leichte an das Irdiſche und Schwere hängen. So haben Solon Lykurgus Moſes und alle große Völkerſtifter gethan, und ſo muß ein Jeder thun, der ein ſo zuſammengeſetztes Ding, als der Staat iſt, machen will.

Jetzt nach dieſen allgemeinen Betrachtungen werfen wir einen Blick auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, welches im gegenwärtigen Augenblicke entweder ohne Verfaſſungen hinſchwankt oder auch nach Gutdünken willkürlich regiert wird, und welches mit Sehnſucht einer freieren und menſchlicheren Ordnung entgegenblickt.

Zunächſt ſetzen wir Folgendes voraus:

Die Stellung aller deutſchen Fürſten und Lande unter Ein gemeinſames Oberhaupt, welches Kaiſer oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegeriſchen Erziehung und feſten Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geſchwind und den Gehorſam bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen von einem Ende des Landes bis zum andern über unſere Gränzen zu laufen, wie in dieſen Tagen geſchehen iſt.

Die Entwerfung und Begründung deutſcher Geſetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man ſo ſehr als möglich die alten deutſchen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfniſſe des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majeſtät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß beide die Heiligkeit der höchſten Angelegenheiten des Volkes erſcheine und die geſchwindeſte Schlichtung der Zwiſte und Händel möglich ſey.

Die Verordnung eines deutſchen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landſchaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Dieſe halten wenigſtens die Hälfte des Jahres ihre Sitzungen und werden je alle fünf oder ſechs Jahre neu gewählt. Ihr Amt iſt über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu rathſchlagen. Ihren Verſitzer oder Sprecher ernennt der Kaiſer oder König. Beſondere Anliegen der Fürſten werden durch beſonders ernannte Geſandte beſorgt, deren Anweſenheit aber nur für den einzelnen Auftrag und nicht für immer iſt. Die Verhandlungen des Reichstags ſind die öffentlichſten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit ſeyn ſoll: der Mund herrſcht ſtatt der Schreibfeder und die Rede ſtatt des Papiers. Durch die zu viele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politiſchen Dinge verloren, und verworrene und ſchwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und rathen dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei ſtolzer Oeffentlichkeit der Verhandlungen und bei Erörterung der Geſchäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen ſelbſt endlich kund geworden wäre. Der Sitz dieſer Reichsverſammlungen wird, ſo ſehr es möglich iſt, in die Mitte des Vaterlandes verlegt.

Die unbeſchränkteſte Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht beſtehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menſchlichen Geiſtes immer neben einander.

Einerlei Münze Maaß und Gewicht; Abſchaffung der Abzugs- Durchzugs- und Geleitsgelder der inneren Land- und Stromzölle und anderer Plackereien, welche die Deutſchen der einen Landſchaft von den Deutſchen der anderen Landſchaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volkes aufgelöſt und zerriſſen haben.

Wann dieſe und andere nothwendige Erforderniſſe, ohne welche das Ganze gar nicht beſtehen kann, abgemacht und feſtgeſtellt ſind, reihen ſich die einzelnen Herrſchaften und Lande darunter. Dieſe ſtellen im Kleinen eine Aehnlichkeit des großen Bildes dar, in ihnen wird in engeren Kreiſen mit deutſchem Ernſt und deutſcher Gerechtigkeit das bereitet, wodurch das Große in Freiheit und Ehre beſtehen kann: d. h. auch in ihnen wird eine freie und menſchliche Verfaſſung begründet, auf den Elementen gebaut, die bisher noch bei uns waren und zum Theil noch ſind. Dieſe Verfaſſung wird alſo eine dargeſtellte oder ſtändiſche Verfaſſung ſeyn; und wir betrachten billig die einzelnen Stoffe derſelben oder die verſchiedenen Stände.

Dieſe waren bisher **die Geiſtlichkeit der Adel die Bürger die Bauern.**

Seit einem Jahrhundert iſt es der große Ton geworden, daß keiner ein großer Geiſt genannt werden konnte, welcher nicht der Geiſtlichkeit und der Einrichtungen und Thaten der Geiſtlichen ſpottete: kein verruchter Aberglaube kein finſterer Gedanke und keine finſtere That iſt geweſen, deren man die Geiſtlichkeit und die Kirche nicht beſchuldigt hätte. Erſt ſeit den beiden letzten Jahrzehenden, jemehr die europäiſchen Dinge die letzte Haltung verloren und jemehr in der allgemeinen Hülfloſigkeit und dem allgemeinen Jammer die Menſchen des Troſtes bedürftig wurden, hat man angefangen umzulenken und die Geiſtlichen und die Kirche aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten. Eben ſo viel aber als die Begebenheiten und Entwickelungen des Zeitalters haben zu dieſer ganz veränderten Anſicht einige große Schriftſteller mitgewirkt, unter welchen der unſterbliche Beſchreiber der Schweitzergeſchichte Johannes Müller*) obenan ſteht. Dieſe wieſen, wie im Mittelalter die Kirche die nothwendige und wohlthätige Erzieherin Leiterin und Vormünderin der Völker geweſen ſey. Vor allen aber that das Johannes Müller, welcher ſich im wahren Gegenſatze gegen ſeine Zeit befand, deren Richtung und Bedeutung ihm nie klar werden wollte und woran er im eigentlichen Sinn geſtorben iſt, weil dem edlen Menſchen das Wohl und Weh ſeines Geſchlechts eine der heiligſten Angelegenheiten war. Dieſen großen Mann in Deutſchland und Burke in England kann man als die geiſtreichſten und genialiſcheſten Vertheidiger der alten Zeit und des alten Syſtems anſehen, und aus ihren Geiſtesſtrömen haben viele hundert andere Schriftſteller Goldkörner gewaſchen. Man darf aber, ohne dieſen trefflichen Männern, welche die ewigen Lehren der Erfahrung und Politik den Zeitgenoſſen wieder lebendig gemacht haben, zu nahe zu treten, behaupten, daß ſie nicht gewagt haben in die ganze Furchtbarkeit der nächſten Zukunft zu blicken und die Arbeiten und Gefahren, die uns zur Begründung einer neuen Zeit obliegen, ſich in voller Klarheit vorzuſtellen. Sie meinten, was Jahrhunderte lang ſo wohlthätig auf die menſchliche Geſellſchaft und auf den Zuſammenhalt der Staaten gewirkt habe, werde auch künftig gleiche Wirkungen äußern müſſen; ſie meinten, die Kirche könne wieder zu ihrer alten politiſchen Macht und Würde zurückgeführt werden, die chriſtliche Religion, feſter zuſammengebunden und gehalten, könne wieder die erſte Helferin und Dienerin der Politik werden; ſie klagten über die zu große Vergeiſtigung und Verquickung aller Dinge und wollten auch der Kirche wieder mehr Leiblichkeit und Körperlich-

---

*) Dieſer in ſo vielen Hinſichten außerordentliche Mann ward von der guten alten Zeit und von allen großen und lieblichen Geiſtern, die in ihr geblüht hatten, mit deſto tieferer Gewalt gefaßt und gezogen, je weniger er ſein klügelndes und klaubendes Jahrhundert begreifen konnte. Mehr und mehr irre aber ward er an demſelben, als die Vorſpiele der Geburt einer neuen Zeit begannen. In der Vergangenheit wandelte keiner klarer und fröhlicher als Müller; die Erſcheinungen der Gegenwart aber blieben ihm verſchloſſene Räthſel, die er immer falſch deutete. In ſolcher Zeit und in ſolchem Lande, als worin er lebte, mußte er ewig ein erwachſenes Kind bleiben, das immer nach Idealen taſtete und dem ſeine Ideale immer entflogen. Daraus entſprangen auch ſeine Irrthümer und ſeine Fehler, und das war ſein Grab: man darf ſagen, er iſt an ſeiner Zeit geſtorben, er iſt vor Gram geſtorben; denn er ſuchte allenthalben Gott und Licht, und fand ſie endlich nicht mehr. Friede ſeinem Gedächtniß und allen, die ſo tapfer und redlich, wie er, nach einem hohen Ziele ringen! Wehe aber den Gauklern, die bei dem Bewußtſeyn, was ſie thaten und warum ſie es thaten, Täuſcherei und

---

Schlechtigkeit mit großen Namen und Beiſpielen bedecken wollen!

keit gegeben wiſſen. Viele andere haben ihnen ſo nachgemeint und nachgeurtheilt, und manche, welchen der Muth fehlte durch die Trümmer und Flammen der Gegenwart unverwandten Blickes der Zukunft entgegenzuſchreiten, ſind in kleinlicher Verzagtheit ſtill geſtanden; andere voll Bangigkeit haben ſich in die Vergangenheit geflüchtet und unter heiligen Ruinen der Vorzeit ſtehend und mit Zeichen und Bildern und Träumen des Geweſenen ſpielend mögten ſie uns einbilden, ihnen ſey dort wohl und ſicher und der ganzen Geſellſchaft könne dort wohl und ſicher ſeyn. Doch bedenken ſie die furchtbare Lehre der Erfahrung nicht, daß die Zeit nimmer ihren Strom zurückfließt und daß der Greis nimmer wieder ein Kind werden kann. Wie wir mit Recht den Verluſt der kindlichen Unſchuld beweinen, ſo müſſen wir auch die vergangene Zeit als eine ewig vergangene betrauern, auch wenn ſie die freieſte und menſchlichſte und frommſte geweſen iſt.

Ich ſage es gradezu: die alte chriſtliche Zeit der Kirche iſt vergangen und auf ewig vergangen, und kein Gott wird ſie wieder ins Leben zurückrufen. Feuer und Licht haben Chriſtus und ſeine Jünger als das Symbol ihrer Lehre genannt: deswegen heißt die chriſtliche Religion die Religion des Lichts; ſiebenzehen Jahrhunderte und funfzehen Jahrhunderte iſt die Welt in dem Ablaufe vieler Geſchlechter ſo mit Feuer und Geiſt geſättigt und durchdrungen, daß ein ganz anderes Geſchlecht da ſteht, als das war, vor welchem St. Paulus St. Bonifazius St. Bernhard und Luther und Kalvin predigten. Das unmündige Menſchengeſchlecht zu führen umkleidete ſich die geiſtige Lichtreligion Chriſti für Jahrhunderte mit einem dicken äußerlichen Leibe und nahm eine irdiſche Geſtalt an, damit die Menſchen ihr Glanz ertragen konnten. Jetzt iſt dieſer Leib der Kirche größtentheils veraltet und verweſet, und die Religion ſchwebt faſt ganz geiſtig in den Lüſten, ſo daß viele kaum ihren Flug vernehmen können, andere wieder von dem zu nahen Glanze zu ſehr geblendet werden. Ich ſage nicht, daß der gegenwärtige Zuſtand ein Glück iſt; ich weiß, daß die Religion nicht beſtehen kann ohne irgend eine Geſtalt einer äußerlichen Kirche, ohne irgend einen Leib oder doch Aehnlichkeit eines Leibes. Aber dieſer Leib muß zarter und durchſichtiger ſeyn, je feiner und ätheriſcher das Feuer und Licht geworden iſt, deſſen Führer Jeſus Chriſtus war. Mit dem Irdiſchen und mit dem Politiſchen, welches auch aus derben irdiſchen Beſtandtheilen beſteht, wird die chriſtliche Religion nicht mehr unmittelbar leiblich verbunden werden können, ſondern von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr ein Reich werden über und außer aller Reichen. Sehen wir uns um: was iſt die katholiſche Kirche? und wo iſt ſie? wo iſt ihr lebendiges Leben und ihre innerlich lebendige Kraft? Wahrlich wäre dieſe noch ſo in ihr, wie man vorausſetzt, nimmer hätte man wagen dürfen, was man gewagt hat, noch freveln dürfen, was man gefrevelt hat gegen den Pabſt und gegen die Kirche. Man würde eine Welt von Zorn und Waffen gegen ſich empört haben und unter Trümmern begraben ſeyn. Aber wenige haben ſich bewegt und dieſe nicht glücklich*). — Wo ſtehen die proteſtantiſchen

---

*) Iſt nicht die ganze katholiſche Chriſtenheit in Italien und Deutſchland und Frankreich (doch darf man Frankreich nennen, wo von Religion geſprochen wird?) ruhig geblieben? und hat geklagt und geſeufzet und gebetet aber nichts gethan? Auf Spanien und Tyrol mögte man ſich berufen; aber das erſte Gefühl dieſer tapfern Männer in ihrem heiligen Kampfe, ſelbſt das Gefühl der Prieſter war Freiheit Stolz und Rache; erſt das zweite Gefühl war die Religion.

Kirchen? Ich ſehe ſie nicht. Aber beſtehen kann die Welt nicht lange mehr ſo, wie ſie ſeit beinahe hundert Jahren fortgewankt hat; eine neue chriſtliche Kirche wird ſich bilden, das unvergängliche Chriſtenthum wird ſich eine dünner- und ätheriſchere Geſtalt umkleiden und ſo die künftigen Geſchlechter leiten und beglücken.

Brauchbar dem Staate als ein leiblicher Körper deſſelben ja als ein politiſcher Theil und Stand wird künftig die Kirche nicht mehr ſeyn. Die Zeit iſt da, wo man in den meiſten Ländern ſagen kann von den Geiſtlichen: ihr *Reich iſt nicht von dieſer Welt*; zu fein zu heilig und zu überirdiſch ſind die religiöſen Geiſter geworden, als daß man ſie unmittelbar an die grobe Erde binden, daß man ſie zu politiſchen Geiſtern machen könnte, die doch zur Hälfte immer irdiſche Geiſter ſeyn müſſen. Man berufe ſich, um dies zu widerlegen, nicht auf England und Schweden, noch auf einige andere Länder, wo die Geiſtlichkeit noch als Reichsſtand auftritt oder vor nicht lange noch aufgetreten iſt. Dies waren Ueberbleibſel der alten Zeit, ein Anſehen und eine Würde, die man der Kirche für frühere Arbeiten und Dienſte, die ſie dem Staate gethan, noch erhielt; aber die politiſche Einwirkung der Kirche in die Weltgeſchichte ihr unmittelbares politiſches Leben in den Ländern iſt in dem letzten Jahrhundert faſt nicht mehr erſchienen, ſelbſt bei den Völkern nicht erſchienen, wo die größte und freieſte Bewegung war. Erfahrung und Geſchichte führen hier den beſten Beweis.

Die Welt wird fortſchreiten auf dem Wege, worauf ſie

Daß dieſe zu Hülfe gerufen ward, war natürlich; denn wo entwürfe und vollbrächte der Menſch etwas Edles oder Herrliches ohne dieſe erhabene Mitſtreiterin!

geht; die Kirche wird mit ihrem unmittelbar irdiſchen Einfluß auf die äußeren und politiſchen Dinge von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr ausſcheiden, damit ſie die überirdiſchen und himmliſchen Güter in voller Reinheit und Unſchuld verwalten und den mühebeladenen Sterblichen austheilen könne. Aber weil die chriſtliche Religion als das Licht dieſer Welt den Menſchen von der Wiege bis ans Grab durch das Leben geleitet, ſo wird die Kirche, wenn ſie auch nicht grade an dem ſchweren Kabeltaue des Staates mitzieht, doch noch immer die Mitregentin ja die Oberherrſcherin der Welt bleiben, weil in chriſtlichen Staaten auf ſie und auf ihren Geiſt und Sinn zuerſt und zuletzt alles bezogen werden muß, und weil nichts Hohes und Ueberſchwängliches empfunden nichts Großes und Gewaltiges gedacht und nichts Unvergängliches und Unſterbliches gethan werden kann, ohne daß ihre Geiſter gefragt werden. Denn alle jetzt waltende Geiſter der Welt ſind chriſtliche Geiſter. Unter leiſere und zartere Obhut, als bisher geſchah, wird der Staat die immer ätheriſcher und himmliſcher werdende Fremdlingin, die Religion und Kirche, nehmen und ihr irdiſches Polizeiregiment verwalten, während ihre höchſte Herrſchaft ſeinem Gebiete entflogen iſt. Sie dagegen wird mit ſtillerer Sprache ernſterer Vermahnung feurigerer Geſinnung und unſichtbarerer Wirkung mehr und mehr alle ſeine leiblichen und groben Stoffe durchdringen und ſeine irdiſche Schwere beflügeln.

Ich habe in Hinſicht der Kirche geſagt, was ich meine, und angedeutet, wie mir die Entwickelung und Erfüllung der Zeiten erſcheint. Ich preiſe mich ſelig, daß ich ein Chriſt bin, daß ich von der ewigen Angſt vor der Sünde erlöſet bin; aber wann ich das arme Volk anſehe, die gute und gläubige Menge, ſo mögte ich in tiefſter Seele weinen, wann ich gewahre, wie ſo viele verlaſſen und troſtlos faſt wie in der Irre wandeln, ohne eine ſichere äußerlich gezeigte Gewißheit und ohne eine feſte Kirche. Doch hoffe ich, daß unſere Kinder und Enkel eine Kirche haben werden, die für die neuen Zeiten eine wahrhaft chriſtliche Kirche genannt werden kann.

Ich brauchte oben das Gleichniß von der Kirche, daß ſie gleichſam die Mutter und der Vater des menſchlichen Geſchlechts geweſen, daß ſie die unmündige Menſchheit in Liebe und Vertrauen ohne feſte Geſetze bloß durch die Verhältniſſe, welche das Haus und die Familie entwickeln, viele Jahrhunderte geführt habe. Jene Verhältniſſe haben aufgehört, der Sohn hat nicht länger unter der ſtillen Hut des Hauſes bleiben wollen, die Kirche hat ihre weltliche Macht verloren. So alt die Geſchichte iſt, geſchah dies oder Aehnliches bei edlen Völkern immer; nur matte und mittelmäßige Völker konnten die warmen aber doch immer knechtiſchen Windeln von dieſer Art Hauszuſtand nicht zerreißen: ſie wurden ägyptiſche Mumien, todte Figuren wie die Diener des Foe oder wie die zitternden Knechte des Lama in Tibet, ſie wurden erſtarrte Chineſen, knechtiſch wie ihre Schnörkel und Zierrathen und leblos und geregelt wie ihre Pagoden. Die Perſer die Griechen die Römer, alle edlere Völker haben auf der erſten Stufe höherer geſellſchaftlicher Entwickelung mit einer Art Theokratie begonnen; aber mit der Kraft der Jugend hörte dieſer Zuſtand auf: zur zweiten Stufe der Geſellſchaft gelangt zerſprengten ſie dieſe Schranken, und die unmittelbare Gewalt der Götter und Geiſter trat hinter den Staat oder vielmehr erhob ſich über den Staat und lenkte mit mehr unſichtbarem Zügel das Irdiſche; denn die höchſte Gewalt der Dinge konnte ihre Herrſchaft nie ganz verlieren.

Ich bleibe in dem Gleichniſſe des Familienverhältniſſes ſtehen, weil es nach allen Seiten hin trefflich paßt. Seit zwei Jahrhunderten, in welchen die Kirche aus den politiſchen und irdiſchen Dingen mehr und mehr ausgeſchieden iſt, mußte den Völkern geſchehen, was den Söhnen geſchieht, welche die ſtillen Schranken des väterlichen Hauſes verlaſſen und ſich in die wilde Weite der Welt werfen. Bei der Sehnſucht nach größerer Freiheit und Selbſtthätigkeit von den unmittelbar haltenden und tragenden Banden der Frömmigkeit Liebe und Treue, worin ein Haus beſteht, gelöſt, haben ſie nach vielen Anſtößen und ſchweren Erfahrungen lernen müſſen ſich ein ſtrenges und ernſtes Geſetz auflegen, das ſie zugleich zügele und ſichere. Viele Völker haben in den letzten Jahrhunderten noch ſo hingeſchwankt in unbeſtimmten Gränzen zwiſchen häuslicher und eigener Gewalt, zwiſchen Wahn und zwiſchen Geſetz; viele, in dieſer unglücklichen Mitte ſchwankend, ſind faſt knechtiſch geworden. Nur die Kräftigſten, die nicht in vergeblicher Sehnſucht nach dem Verlaſſenen und Verlorenen zurückſchaueten, ſondern das Gegenwärtige erfaßten, haben den Muth und das Geſchick gehabt das Ungleiche und Verworrene alsbald von einander zu ſondern, und haben das Glück der Freiheit gewonnen; das häusliche Verhältniß, welches nicht mehr war, haben ſie in ein rechtliches verwandelt: ſie ſind faſt demokratiſch geworden.

Zum Erweis dieſer Behauptung zeige ich den Denkenden und Verſtehenden von unſern Staaten England Schweden die Vereinigten Niederlande einen Theil der Schweitz die Republik Genf. In mehreren dieſer Länder ſtand die Kirche freilich noch als ein darſtellender und ſtändiſcher Körper da, aber wahrlich mehr als eine Ruine denn als eine Wirklichkeit; die Nothwendigkeit beſtimmter Rechte ſtatt de ungeſchriebenen Sitte und des Brauchs der Familie, ſtrenger Geſetze ſtatt der liebenden Willkür des Vaters und der Mutter, die ſonſt geboten, hatte ſich den Menſchen unwillkürlich aufgedrungen: ſie konnten die wilde Freiheit nicht ertragen, die ohne den Zaum der Geſetze immer Sklaverei wird. Daher war der Geiſt dieſer Völker und ihrer Regierungen demokratiſch geworden, jemehr die Kirche die Gewalt verlor auch das Unbeſtimmte und Ungleiche allein durch Liebe und Glauben zu beſtimmen und auszugleichen.

Wir ſtellen hier die thörichte Unterſuchung nicht an, welche Regierung von beiden die beſte war, jene unbeſtimmte und mütterliche Regierung der Kirche oder dieſe ſtrenge ernſte Regierung des Menſchen, der Bürger ſeyn, der frei und würdig ſeyn und draußen lieber alles Leidſal und alle Gefahr beſtehen und alle möglichen Aufopferungen darbringen, als in die unſchuldige Sicherheit und Beſchränktheit jenes häuslichen Zuſtandes zurückkehren will. Die Geſchichte wandelt ihren Weg nicht wieder zurück und der Menſch wird nicht wieder, was er geweſen iſt. Alſo weg mit den vergeblichen Wünſchen, und das Leben ergriffen und die Welt gebaut, wie ſie ergriffen und gebaut werden können und müſſen! Die Ausſcheidung der Kirche als politiſcher Beſtandtheil des Staats macht ſtrengere Ordnungen feſtere Geſetze freieren Kampf der Kräfte nothwendig: alſo werden die verſchiedenen Gewalten des Staats, die verſchiedenen Klaſſen und Stände, die ſich einander reiben und bearbeiten, feſter in ihnen ſelbſt gegründet beſtimmter einander gegenüber geſetzt und kühner und beweglicher gegen einander gewogen werden müſſen; alle Staaten, auch die noch keine Demokratien ſind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr demokratiſch werden.

Daß man mir vor dem unſchuldigen Worte nicht erſchrecke! Demokrat demokratiſch Demokratie ſind durch die Klänge der letzten zwanzig Jahre und durch den Misbrauch, den man mit dieſen Klängen getrieben hat, für die Herzen und Ohren aller Guten eine Art Rattenpulver geworden; in ihnen ſelbſt liegt nichts Abſcheuliches, ſie beziehen ſich allein auf das Große und Allgemeine, was man Volk nennt, und die beſten Kaiſer und Könige und alle edle Menſchen haben ja auch immer nur bekannt, daß ſie für das Volk da ſind und für das Volk und mit dem Volke regieren. Das Volk iſt eben ſo heilig, als der Pöbel unheilig iſt: jemand, der wünſcht, daß für das Volk und durch das Volk geherrſcht werde, heißt Demokrat; jemand, der wünſcht, daß durch den Pöbel und mit dem Pöbel geherrſcht werde, heißt Ochlokrat. Ein ſolcher iſt redlichen Herzen nicht nur Rattenpulver, ſondern ſie mögten auch, daß ihm Rattenpulver gegeben würde, damit die Geſellſchaft des Ungeziefers los werde, das nur blutige und gräuelvolle Thaten erzeugen kann. Jedes Volk, das darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen hat, die aus allen Klaſſen der Einwohner zuſammengeſetzt ſind, hat dadurch ſchon demokratiſche Verfaſſungen; denn wo der Bauer und Bürger, dieſer größte und ehrwürdigſte Theil jedes Volkes, öffentlich vertreten wird, da kann man die Verfaſſung ſchon demokratiſch nennen, weil der Geiſt und die Gewalt der Menge, welche in dieſen beiden ausgedrückt werden, auch unwillkürlich die übrigen Stände ergreift und ihnen zuerſt eine volkähnliche Färbung dann auch eine volkliche Geſinnung giebt. Die engliſche Verfaſſung iſt in dieſem Sinn ſchon länger als ein Jahrhundert eine demokratiſche geweſen, weil auch der erſte Prinz und Herr des Reichs wie ein Mann vom Volke ausſieht darſtellt und empfindet; und doch wo iſt das Recht und die Herrlichkeit der Königlichen Majeſtät mit allen von ihr ausgehenden Gewalten größer als eben in England? wo iſt mehr Ariſtokratie in Sitten und Gebräuchen als eben da?

Dieſes Demokratiſche in der Art und der Darſtellung, welche wieder eine Art und Darſtellung der innerſten Geſinnung der Zeit und der Menſchen iſt, meinte ich mit dem Worte demokratiſch. Die Kirche mit ihrem ätheriſchen Götterſchein erhebt ſich mehr und mehr in die Lüfte über die Bedürfniſſe und Sorgen des Irdiſchen und Politiſchen hinaus; der Adel ſelbſt wird immer mehr ſeinen einzelnen Standesglanz ablegen und auf das Ganze übergehen, von welchem er ſonſt mehr geſchieden war: die beſſeren Edelleute ſind in der Idee ſchon Volk, auch unſre beſten Reichsfürſten und Reichsgrafen werden äußerlich einſt ausſehen wie die Eſſexe Bedforde und Shelburne. Der Glanz und Schein der Dinge ſind für die Kindheit und Jugend; das Mannesalter will Beſonnenheit Kraft und Licht. Wir treten jetzt in die Epoche der Mannheit ein, nach einigen Jahrhunderten wird der europäiſche Mann fertig ſeyn. Wann Wahn und Schein verſchwinden, dann kommen Maaß und Geſetz; Maaß und Geſetz aber iſt etwas Allgemeines, es iſt demokratiſch. Demokratie, aber keine Demokratie, wie die letzte franzöſiſche war, die wir verflucht haben, wird trotz allen thörichten Gegenverſuchen und Gegenwirkungen endlich in allen chriſtlichen Staaten werden; aber in dem Sinn, wie ich es angedeutet habe.

Der Adel ward durch das Chriſtenthum in eine Art Hierarchie verwandelt, er ward durch die Stiftung und Einrichtung des Ritterthums eine vollkommene in ihm ſelbſt geordnete und gegliederte Hierarchie, von welcher die letzten Trümmer erſt in unſerer Zeit zerſtört worden ſind. Soll Adel beſtehen, ſo muß er durch feſt ausgeſprochene und gehaltene Grundſätze wieder mehr als eine beſondere Kaſte umſchloſſen und alles Fremdartige Kleinliche und Aermliche muß aus ihm ausgeſondert werden.

Man hat viel gefragt und geklagt, ob es ſich mit der Würde und Hoheit der menſchlichen Natur und mit der Idee des Staats überhaupt vertrage, daß Adel ſey. Bei dieſer Frage und Klage hatte man gewöhnlich den ſchlechteſten und unrechtlichſten Adel im Auge, wie er in manchen Ländern einſt war und in einigen noch gern ſeyn mögte, jenen Adel, der ſich alle bürgerlichen und politiſchen Rechte vorweggenommen hatte und alle andere Menſchen ſeines Landes nur als für ihn gemachte und geborne Laſtträger und Sklaven anſah. Dieſe Art Tyrannenadel hat auch den Haß und die Erbitterung der unterdrückten Klaſſen gegen den Adel überhaupt und ſelbſt gegen die Idee alles Adels erregt. Daß nichts verderblicher und die Geſellſchaft mehr auflöſend ſeyn kann, als eine ſolche über alle Geſetze hinausſteigende Kaſte, die immer nur von Vorrechten nie aber von Obliegenheiten ſpricht, darüber iſt jeder rechtliche Mann mit mir wohl Einer Meinung; aber es hat Adel gegeben und giebt Adel, der in beſtimmten Pflichten und Rechten in beſtimmten Verhältniſſen geſchloſſen ſtand und ſteht, und von dieſem Adel ſprechen wir. Bis jetzt hat die Geſchichte noch keinen Staat ohne Adel geſehen, wenn man einige völlig geſetzloſe Deſpotien Aſias und Afrikas ausnimmt, in welchen nur Ein Deſpot in dem blutrothen Zernrock und mit dem blutrothen Zornherzen gebietet und die Millionen gebückter Sklaven den Staub zu ſeinen Füßen auflecken und halb erſticken, weil ſie nicht zu athmen wagen, wo ein ſolcher thront.

Auch über unſern deutſchen Adel iſt in den letzten funfzig Jahren viel geklagt und nicht immer mit Unrecht. Das Ritterthum mit ſeinen Ritterſchaften war abgelebt, die Grundſätze waren aufgelöſt oder vergeſſen, die alten geſchloſſenen

Schranken der ritterlichen Ehrenbahn waren durchbrochen und das Gemeinſte und Schlechteſte miſchte ſich ungehindert und ungeſcheut unter das Edelſte und Unbeflecktſte. Auch in den Landen und Fürſtenthümern, wo ſonſt noch eine Art Freiheit und Selbſtſtändigkeit und politiſche Verfaſſung beſtanden war, ward das immer ſeltener; der Adel mußte faſt allenthalben dienſtbar werden: aus dem, der das ganze Reich und die Glorie von Kaiſer und Reich ſonſt in ſeiner Bruſt getragen hatte, ward in Geſinnung und Gebärde ein rechter kleiner Hofdiener. Bei der Anſpannung und dem Druck der meiſten Regierungen ſuchte der Adel, der dem Hofe und Fürſten am nächſten ſtand, oft ſelbſt durch kleine Künſte für ſich zu retten, was zu retten war, und erſchlich ſich oft Gnaden und Gunſte, die ihm der Bürger und Bauer unter ihm beneideten. Am bitterſten aber fühlten dieſe beide den Anſpruch des Edelmanns allein ihr geborner Offizier ſeyn und ſie zu ächten Kriegern einprügeln zu wollen. Zur größeren Entwürdigung und Entartung des Adels in Deutſchland diente erſtlich die zu große Theilbarkeit der Güter, wodurch er verarmte; zweitens die Gefälligkeit der Fürſten, welche häufig verdiente aber arme Männer nebſt ihrer Familie zu Edelleuten ſtempelten, ohne ſie auf liegendem Vermögen zu begründen; drittens die Leichtigkeit, womit oft jeder Unwürdigſte und Elendeſte, welcher hundert Dukaten daran zu wenden hatte, ſich adliche Rechte und Wappen kaufen konnte. Auch ſchadete dem deutſchen Adel und dem Begriff von Adel überhaupt die Willkür, womit in mehreren vormals von den Slaven eroberten Landen, z. B. in Mecklenburg Pommern Schleſien der Lauſitz, die Edelleute noch vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren ihre Leibeignen häufig behandeln durften: wer Menſchen knechtiſch gebrauchen darf, wird ſelbſt ein Knechtsgemüth und verliert den Aufſlug der höheren Geiſter. Doch am meiſten ſank der Adel durch Aefferei mit dem Wälſchen, durch franzöſiſche Sprache Sitte und Leichtfertigkeit, welche ihm das Heiligenbild des deutſchen Volkes und die Ehre und Treue des deutſchen Namens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verdunkelten und den Stolz auf Redlichkeit und Biederkeit zerbrachen. Aus dieſen und aus mehreren anderen Urſachen iſt der Adel ſowohl in ſeinem Weſen als in der Meinung der Menſchen immer mehr gefallen und die franzöſiſche Revolution ſchien ihn völlig auskehren zu wollen.

Doch nach ein paar ſtürmiſchen und blutigen Jahrzehenden fangen die Herzen und Köpfe an ſich abzukühlen, und vieles ſieht man in einem anderen Lichte und muß es in einem anderen Lichte ſehen, als man noch vor fünf Jahren that. Die Auflöſung und Ausartung und der Verfall des Adels iſt ſo wenig ein Geheimniß, als die ähnliche Erſcheinung bei den übrigen Klaſſen des Volks. Es fragt ſich nun: Wie iſt Wiederherſtellung und Reinigung des Adels möglich, ſo daß er wieder als etwas Würdiges erſcheinen könne? Um dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir zuerſt andeuten, was Adel iſt und bedeutet.

Der Adel ſtellt vor altes Geſchlecht alten Beſitz altes Recht alte Sitte und alte Ehre.

Der Begriff des alten Geſchlechts liegt ſchon in den Worten Adel und adelich*), er iſt mit dem Weſen und Leben des Adels nothwendig Eins. Stammbäume Ahnen Bilder Wappen finden wir bei allen Völkern, welche Adel hatten. Daher eine gewiſſe Sorge für die Reinheit des

---

*) Von Ad, Aett: Stamm Geſchlecht Nachkommenſchaft.

Bluts und ein gewiſſer Stolz auf eine lange in die ferne Vergangenheit zurücklaufende Geſchlechtsreihe.

Ohne alten Beſitz iſt gar kein Adel. Feſte Begründung auf Schlöſſern und Gütern, die unmittelbar bei der Familie bleiben, wie die Familie ſelbſt bleibt, das macht den rechten Edelmann. Er muß ein Landherr ſeyn, er muß eine feſte Stätte haben, die er ſein nennt, wo er ſich frei und unabhängig fühlt wie ſein Kaiſer oder König, wo er an den Bildern ſeiner Ahnherren den Stolz nährt und an den Denkmälern der Vergangenheit die Kraft ſtält, welche das Idealiſche und Hohe des Lebens erſchaffen und vertheidigen ſollen. Aus dieſem alten Beſitz und aus dem Gefühl von Würde und Freiheit, welches er giebt, entſpringt der Eifer und die Achtung für das Recht.

Der Begriff des Rechts iſt ein geſellſchaftlicher Begriff und wird nicht auf einmal in der Welt gefunden. Er wurzelt in der Menſchenbruſt, ſo wie die Geſellſchaft tiefer wurzelt; er befeſtigt ſich mit dem Beſitz. Der alte Edelmann, der auf alten von Urahnen her geerbten und geheiligten Grundſtücken wohnt, iſt der natürlichſte und feſteſte Vertreter und hartnäckigſte Vertheidiger des alten Rechts; er ſträubt ſich gegen das Neue und gegen die Neuſucht, welche das Alte zerſtören will; er iſt beides als Edelmann und als Bauer der natürliche Gegner jener der Ruhe des Beſitzes entgegenſtrebenden Beweglichkeit der Kräfte, welche in Städten und durch die ſtädtiſchen Gewerbe und Triebe geboren wird und welche die Dinge und die Maaße und Geſtalten der Dinge ewig zu verwandeln ſucht.

Der Adel ſtellt dar alte Sitte und alte Ehre. Nur was in ſeiner Art und in ſeinem Beſitz feſt iſt, kann das Feſte behaupten; wo alles täglich wechſelt und wandelt, da wird die Sitte zur Mode. Der Menſch, welcher allein auf der alten Zeit ruhet und mit Stolz auf den längſt vergangenen Geſchlechtern weilt, iſt vor allen andern berufen die vaterländiſche Sitte Sprache und Art zu lieben und zu bewahren, ohne welche der Stolz auf ſeine Ahnherren eine leere und aufgeblaſene Eitelkeit wird. (Was mußte aus unſerm Adel werden, ſeitdem er mit fremder Sprache und Art gebuhlt hat?) Eben ſo und noch mehr iſt der Edelmann angewieſen was in Grundſätzen von Vaterland Freiheit und Ehre ewig und unvergänglich iſt zu verkündigen und zu beſchirmen. Er kann ohne die Ehre ſeines Volkes und ſeines Vaterlandes nicht leben wollen; die Ehre muß ſein einziger lichteſter Stern ſeyn, der ihn nie rechts noch links vom graden Wege ablenken läßt, ſondern ihn durch alle Täuſchungen und Irrwiſche der Wolluſt Habſucht Ehrſucht und Eitelkeit unverſehrt hindurchführt.

Damit nun der Adel wieder zu ſeiner Würde zurückgeführt und ein wirklicher Adel werde, iſt Folgendes durchaus nothwendig:

Ein Edelmann muß ein freier unabhängiger Mann ſeyn; er muß des Herrendienſtes und anderer Abhängigkeit nicht bedürfen zu ſeinem Unterhalt; von kleinlichen Sorgen und Verdrüſſen der Nahrung unangefochten muß er Zeit haben für das Große und Allgemeine und für die großen und allgemeinen Ideen zu leben, d. h. er muß wenigſtens ein Vermögen haben, das ihm ein jährliches Einkommen von 15,000 Reichsthalern ſichert; denn, wie die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſtehen, hat er immer auch den äußern Glanz der weltlichen Dinge darzuſtellen.

Dieſes ſein Vermögen muß auf Landgütern gegründet und gegen den Wechſel und Wandel der Dinge ſo geſichert ſeyn, daß es immer untheilbar und unveräußerlich bei der

Familie bleibt: der Beſitz des Edelmanns muß Majorat ſeyn.

Nur ſolche Familien, die von 15,000 Reichsthalern jährlicher Einkünfte hinaufſteigend Majorate beſitzen, werden als wirkliche adliche Familien angeſehen und ſtellen durch die Familienhäupter als einen eignen Landſtand den Adel dar.

Auch die jüngeren Söhne dieſer Familien werden nicht als Adel betrachtet, ſondern nur zum Volke gerechnet.

Aller andere Adel, außer dieſem auf Grundbeſitz ruhenden Majoratadel, reich oder arm alten Geſchlechts oder in den letzten Jahrhunderten geſtempelt, fällt dem Volke zu und wird nach ſeinem Beſitz oder Gewerbe entweder zum Bauer- oder Bürgerſtande gezählt.

Die Beſtimmung des Adels als Landſtand iſt gewiſſermaßen eine vermittelnde. In zwei Eigenſchaften verbindet er die beiden äußerſten Spitzen der Geſellſchaft mit einander. Als Landbeſitzer iſt er ein reicher Bauer und ſtellt die einfachen und ruhigen Kräfte und Geſchäfte der Welt dar; als Edelmann iſt er der Träger des Glanzes und der Ehren des Volks und ſtellt das Idealiſche und Schimmernde dar und was auf Leben und Tod bewaffnet dem Feinde des Vaterlandes die Spitze bieten ſoll. Er füllt den Abſtand zwiſchen dem Volke und dem Fürſten aus, und da er für das ganze Reich geſtempelt iſt, ſo ſoll er immer der erhabene Sonnenweiſer der Ehre und der Herrlichkeit des Reichs ſeyn; er ſoll über ſeinen Fürſten hinaus immer auf das allgemeine große deutſche Vaterland blicken, er ſoll nicht allein die Seelen der Bürger und Bauern ſondern auch die Seelen der Fürſten ſelbſt aus dem engen Kreiſe des Einzelnen zu dem Allgemeinen empor treiben: er ſoll den Gedanken immer lebendig erhalten, daß, wenn nicht alle etwas

Größeres und Mächtigeres haben und anerkennen, als ihr einzelnes Land und Fürſtenthum, im gemeinſamen Vaterlande keine Ehre und Sicherheit beſtehen kann. Alſo indem der Edelmann in dem eigenen Lande und unter und mit dem eigenen Fürſten Darſteller und Vertreter ſeines Standes und der Rechte und Pflichten deſſelben iſt, ſoll er zu gleicher Zeit der Darſteller der allgemeinen Ehren des Reiches ſeyn, gleichſam ein Wächter der Verfaſſung und ein Erinnerer und Vermahner der Pflichten, die jeder Deutſche außer den Pflichten gegen das Einzelne und Kleine noch gegen das Allgemeine und Große hat.

Wer dieſe ſtolze und hohe Beſtimmung erfüllen ſoll, der muß reich und unabhängig ſeyn. Deswegen iſt ein armer oder zwiſchen Reichthum und Armuth hin und her ſchwankender Adel ein Nichts und widerſpricht durchaus der Idee des Adels.

Auf den Adel folgt in natürlicher Linie der Bauerſtand. Bauer heißt mir im weiteſten Sinne des Wortes jeder Mann, der eigenen Grundbeſitz hat. Zum Bauerſtande gehören alſo außer dem Majoratadel, der einen Stand für ſich darſtellt, alle adliche und bürgerliche Landbeſitzer und der Bauer im eigentlichen Sinn, der ſelbſt die Pflugſterze in den Furchen lenkt und ſein Korn auf der Tenne mit driſchet. Dieſer Bauerſtand iſt der Natur der menſchlichen Dinge nach beide die zahlreichſte und ehrenwertheſte Klaſſe des Volks. In ihr wohnt mehr als in andern Klaſſen des Volks die urſprüngliche und gediegene Naturkraft die Reinheit der Sitten die Treue und Redlichkeit der Geſinnung; in ihr wohnt der Muth und die Ausdauer, welche die tapferſten und rüſtigſten Vertheidiger des Vaterlandes geben. Der Staat hat alſo vor allen Dingen darauf zu ſehen, daß dieſer ſo ehrwürdige und große Theil des Volkes nicht ausarte oder untergehe. Dieſe Ausartung und dieſer Untergang geſchieht auf zweierlei Weiſe, erſtlich durch die Anhäufung zu großen Reichthums in einzelnen Familien, welche die kleinen Landbeſitzer durch mancherlei Erwerbarten in ſich verſchlingen und ſo den Bauer im eigentlichſten Sinn zerſtören, zweitens durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbeſitzer, die ſich in Zeiten der Noth und Unordnung gegen die Uebermüthigen und Mächtigen nicht vertheidigen können. Auf beiden Wegen iſt, wie uns die Geſchichte lehrt, der eigentliche ächte Bauerſtand oft zerſtört und das nothwendige innere Gleichgewicht der Staaten aufgehoben worden.

Die Geſetzgeber der beſten Staaten des Alterthums wußten recht wohl, wie viel darauf beruhet, daß der Beſitz der Grundſtücke einigermaaßen gleich vertheilt ſey und daß es viele mittelmäßige und kleine Landeigenthümer gebe, die in dem einfachſten Verhältniſſe zu Gott und zur Natur ſtehen und urſprüngliche Sitte Stärke Tapferkeit und Ehre in ihrem Schooße hegen und pflegen. Dieſe weiſen und weitſehenden Männer hatten überhaupt den Geſichtspunkt, daß es dem Staate mehr fromme, daß er gute und tapfere, denn daß er viele und reiche Einwohner habe. Moſes Lykurgus Solon und Numa gründeten ihre Staaten recht eigentlich auf Ackergeſetzen. Unſere Vorfahren, die freien und tapfern Germanen, erhielten, als ſie das Chriſtenthum und einen Anfang größerer politiſcher Entwickelung und Bildung bekamen, keine ſo feſte und geregelte Geſetzgebung, als manche Staaten des Alterthums gehabt hatten. Unter der Obhut und Aufſicht der Kirche, welche die große Vormünderin und Leiterin des Menſchengeſchlechts war, entwickelten ſie ſich Jahrhunderte lang aus den natürlichen Keimen, welche der Bildungsgrad der Geſellſchaft der Geiſt des Chriſtenthums die Lage und Anlage ihres Landes und eigenthümliche Neigungen und

Leibe enthielten. Es trat ein Zuſtand ein, welchen alle Völker auf den erſten Stufen zur höheren geſellſchaftlichen Entwickelung einmal haben durchlaufen müſſen, ein Zuſtand faſt allgemeiner Verſklavung und Unterdrückung der kleinen Freien und der kleinen Gutsbeſitzer. Allmählig indeſſen, beſonders ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, ward das unvermeidliche Joch mehr und mehr gelichtet und gelüftet; doch blieben bis auf das letzte Jahrzehend Landſchaften in Deutſchland, wo der kleine Landbewohner faſt durchaus leibeigen und unterwürfig war und wo die Edelleute faſt die einzigen Freien auf dem Lande genannt werden konnten: ja ſo ungleich war das Verhältniß, daß in einigen Landen der kleine deutſche Bauer Landſtand war, während man ihn in anderen mehr und mehr ausrottete.

Ich mag nicht gern das Anſehen ſolcher haben, welche Schlöſſer in der Luft bauen und Geſpinſte ſpinnen, worin man nicht einmal eine Fliege, geſchweige denn Menſchen fangen kann. Man darf den einmal beſtehenden Beſitz nicht umkehren. Doch wünſchte ich, daß Folgendes nicht überſehen würde:

Es iſt meine innigſte Ueberzeugung, die ich aus dem Studium der alten Geſchichte und aus der Betrachtung der Verhältniſſe und Begebenheiten meines eignen Vaterlandes hole, daß zum rechten Beſtand und Wohlſeyn auch der neuen Staaten Ackergeſetze nothwendig ſind: nicht eben jene ſtrengen der alten Welt, die nur in ſehr beſchränkten Staaten und in den erſten Graden der politiſchen und geſellſchaftlichen Entwickelung der Völker möglich waren, aber doch ſolche, die wenigſtens die Hälfte aller Grundſtücke für feſte und unveränderliche Verhältniſſe binden. Ich erkläre mich näher.

Den erſten und vornehmſten Bauer, den rechten Edelmann, habe ich ſchon auf Majoraten befeſtigt; auch den kleinen Bauer will ich auf einer Art Majorat, das man meinethalben auch Bauerlehen nennen kann, gegründet wiſſen.

Zuvörderſt wünſche ich, damit ein rechter Kern des Volkes ſey und werde, daß in allen deutſchen Landen die Hälfte aller Ländereien von freien Bauern bewohnt und beſeſſen ſey.

In den Landſchaften, wo der Bauern mit eigenthümlichem Beſitz unverhältnißmäßig wenig ſind, ließen ſie ſich erſchaffen durch Zerſtückelung der Staatsgüter oder ſogenannten Herrengüter (Domänen), welche die Regierungen in Theile von einer bis drei Hufen Landes zerſchneiden und als Bauerlehen des Staats den Meiſtbietenden verkaufen könnten; ſo daß der Staat bei der Gründung dieſer nützlichen Anſtalt im Grunde wenig aufopferte.

Dieſe alſo geſchaffenen Bauerhöfe und die übrigen freien Bauergüter im Lande würden zu einer Art Bauermajorate erklärt.

Sie würden immer nur von Einem aus der Familie beſeſſen, welcher ſeinen übrigen Geſchwiſtern nur eine leidliche beſtimmte Abfindung und Ausſtattung gäbe, er ſelbſt aber das Haupterbe behielte und beſäße.

Sie wären untheilbar. Nichts iſt dem Staate in der Regel verderblicher als die übertriebene Zertheilung der Grundſtücke; ſie macht Bettler und Vagabunden und ſchafft Geſindel, wo nur treue und redliche Menſchen wohnen ſollen.

Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als Einen dieſer Höfe beſitzen. Wer durch Erbſchaft oder Heirath zu dem ſeinigen noch einen oder mehrere derſelben erwirbt, der hat die überzähligen zu veräußern. Denn es war die Abſicht des Staates bei dieſer Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbeſitzer und Bauern als rechte Nährer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes da ſeyn ſollten. Wenn aber mehrere dieſer Höfe vereinigt oder nur zugleich von Einem Beſitzer beſeſſen werden könnten, ſo ginge die Abſicht verloren und aus dem Bauer würde ein Herr.

Dieſe oder eine ähnliche Einrichtung ſcheint mir nothwendig zur Befeſtigung jedes Staates und zur Erhaltung des achtbarſten und kräftigſten Theils eines Volkes. Denn wenn der Staat nicht ſolche Vorkehrungen macht, ſo werden früher oder ſpäter Umſtände und Verhältniſſe eintreten, welche die kleinen Beſitzer der Erde vertilgen und alle Landbewohner in Eine große Maſſe von Herren Pachtern und Tagelöhnern verwandeln; wobei die Gediegenheit und Würdigkeit des Volkes, die ſich grade aus dem Bauerſtande immer ergänzen ſoll, ſehr leiden würde. Dies iſt zum Theil in England geſchehen, wo in vielen Landſchaften die kleinen Landbeſitzer (Yeomen) durch den überſchwemmenden Reichthum einzelner Familien faſt ganz weggeſpült ſind; und auch England würde ein ſolches Misverhältniß ſchmerzlicher fühlen, wenn nicht das Element des Meeres, die Thätigkeit Kraft und Freiheit, die es hervorruft, das hohe Recht, das auch über dem kleinſten engliſchen Mann waltet, und ſo viele andere Verhältniſſe, die nicht die unſrigen ſind und nie die unſrigen ſeyn werden, dort weniger verderblich machten, was an allen andern Orten das verderblichſte iſt.

Ich meine hier, wie es einigen ſcheinen mögte, nicht bloß das Aeußerliche das Wohlſeyn und Glück dieſer großen Menſchenklaſſe, ſondern mein Vorſchlag entſpringt aus dem innerlichſten Gefühl und der innerlichſten Anſicht des Staates. Ich wünſche den natürlichen und ſicheren Grund zu befeſtigen, worauf der Staat in der Länge allein ruhen und dauern kann.

Die Erde und die Geſchäfte, welche ſich zunächſt und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, ſind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Feſten und Ewigen; ſie ſind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengeſetzt, was das Leben der Städte und der ſtädtiſchen Gewerbe iſt. An dem feſten und ſichern Beſitz des Bodens durch lange Geſchlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befeſtigt ſich die Sitte das Geſetz die Ehre die Treue die Liebe: der Bauer iſt des Vaterlandes erſter Sohn; wann er ein Knecht wird, wann ſein Herz kalt und ſein Arm ſchlaff wird für das Vaterland, dann iſt es wahrhaftig untergegangen. Wer alſo ein feſtes und glorreiches Vaterland will, der macht feſten Beſitz und feſte Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialwaare aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenſchlag ſeyn, woraus mit leichtſertigem Herzen aus und ein geflogen wird. Wo das iſt, da ſtirbt Sitte Ehre und Treue, da ſtirbt zuletzt das Vaterland. Wenn auch des Landmanns Triebe vagabundiſch werden, dann kann kein Gott die Menſchen von Sklaverei retten. Und haben wir in den letzten drei Jahrzehenden den Adel in vielen deutſchen Landen nicht in der Rolle von Gütermäklern und Kaufleuten geſehen? haben nicht viele ſogar die Sitze ihrer Ahnherren die Wiege ihrer Kindheit an Fremde zu verkaufen das Herz gehabt?

Wann ich auf dieſe Weiſe meinen Adel auf Majoraten und meine Bauern auf einer Art Majorate gegründet und ungefähr drei Viertel meines Landes mit feſtem Beſitz gebunden und dem Wandel und Wechſel entriſſen habe, und wann meine Verfaſſung von den Weiſeſten und Tüchtigſten bewacht wird und wann der Vortheil in ihr ſich ſelbſt bewacht, dann habe ich ein ſchweres und auf ihm ſelbſt ruhendes Gewicht im Staate hingelegt, worum die leichteren

Triebe der Geſellſchaft flattern und in welchem ſie ihren Mittelpunkt finden können. Das übrige Viertel meines Landes mag dann ohne Schaden des Ganzen mehr der Willkür und dem Wechſel des Beſitzers preisgegeben werden.

Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern in Beſitz Leben Trieben und Geſchäften iſt das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengeſetzt. Unter dem Wort Bürger im Gegenſatz gegen Bauer verſtehe ich im weiteſten Sinn des Wortes, was man ſonſt auch Stadtbewohner und ſtädtiſche Gewerbtreiber nennt. Zwar mögte man mir einwenden, eine Stadt mit ihren alten Gebäuden Kirchen Thürmen und Mauern, dieſer gleichſam als eine Mumie und Erſtarrung des Lebens in die Ewigkeit hinaus blickende Steinhaufen, ſey mehr ein Bild der Ruhe, als das in ſo vielen und mannigfaltigen Wechſeln der Elemente und Jahreszeiten ſpielende Land, und müſſe alſo die Menſchen mehr an das Gleiche und Stille gewöhnen; aber die Steine allein thun es nicht ſondern die lebendigen Geiſter, die in ihnen hauſen. Der Bürger tritt aus dem unmittelbaren Verhältniß mit der Natur heraus; in ſeinem Geſchäft und Gewerbe ſteht er ihr oft nur im dritten ja öfter kaum im dreißigſten Grade nahe, und wird, von ihrem ſtillen Wirken und Leben entfernt, leicht maaßlos in die wilde Weite der Gelüſte und Strebungen hineingeriſſen. Der Bauer lebt mit dem Einfachen und Natürlichen, er ſchafft das Einfache und Natürliche; der Bürger lebt mit dem Zuſammengeſetzten und Künſtlichen, er ſchafft das Zuſammengeſetzte und Künſtliche. Je weiter er es bringt in der Kunſt, je weiter er ſich von dem Einfachen und Groben der Natur entfernt und das Vielfache und Feine zuſammenſetzen bilden und geſtalten lernt, deſto weiter thut ſich ihm das unendliche und maaßloſe Reich der Geiſter auf: ſeine Gelüſte werden heftiger, ſeine Anſichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künſtlichen Kräften und mit verkünſtelten Menſchen wird immer heißer, ſein ganzes Gemüth wird leichter und beweglicher. Da ſein nächſtes Geſchäft das Zerlegen und Zerſtören der einfachen Erzeugniſſe der Natur iſt, damit er aus dem Zerlegten und Zerſtörten wieder neues ſchaffe, ſo widerfährt ihm unvermeidlich, was allen beſchränkten Weſen widerfahren muß: der Geiſt ſeines Geſchäftes geht auf ihn ſelbſt über; er wird vielbegehrend vielgereizt vielſeitig abgeſchliffen, gleich dem künſtlichen Geräthe oder Werke, das er als Schöpfer ins Leben ruft, er wird mehr und mehr ein künſtlicher Menſch. Wann der Menſch erſt ſo weit aus den natürlichſten Schranken des Lebens herausgeſchritten iſt, ſo liegt ihm das Nächſte nicht fern, nämlich das Lüſterne Unſtäte Flatterhafte in Neigung und Geſinnung. Dies wächſt in furchtbarer Fortſchreitung, je mehr der Menſch Maſchine wird, d. h. je mehr er durch Maſchinen arbeitet, je weniger er da als Menſch wirklich thut und kann, deſto mehr glaubt er zu thun und zu können und deſto dünkeliſcher und übermüthiger wird er. Vor allem aber wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verquickung des ſchweren und feſten Sinnes der halb irdiſche halb geiſtige Dämon, Geld genannt, welcher als ein wunderbares Geheimniß der Geſellſchaft, zugleich ein ſichtbares und unſichtbares Zeichen, nun ſchon Jahrtauſende ſein Weſen getrieben hat, ohne daß man bis jetzt beſtimmt ſagen konnte, was er eigentlich iſt und wie er in den verſchiedenen Zeiten und Völkern wirkte. Manches von dem Guten und Böſen, das er geſchaffen hat, kann man freilich in einzelnen Erſcheinungen zeigen, aber ſein inneres Leben iſt verhüllt wie das Leben ſelbſt; man glaubt den Proteus zuweilen zu haſchen, aber in tauſend Geſtalten ſich verlarvend entflieht er immer, und wann er es am argliſtigen meint, wandelt er ſich wie jener Alte wieder in Waſſer und plätſchert mit höhniſchem Wellengelächter dahin.

Wir faſſen dieſe Andeutungen Gedankenſpiele und Bilder in einem kurzen Ernſt zuſammen und ſagen: Die bürgerlichen Gewerbe und Thätigkeiten die Fabriken der Handel das Geld, als ein alles verflüchtigender Dämon dazwiſchenſpielend, ferner das gedrängte Zuſammenleben die vermehrten natürlichen und künſtlichen Bedürfniſſe die Reibung der Leiber und Geiſter an einander — alles dieſes ſchaffet das Hin- und Herſpielende im Gemüthe, das Flatterhafte Wandelbare Neuſüchtige: endlich ſchafft es bei dem Menſchen das Schlimmſte, die Einbildung, er könne durch Kunſt und Geiſt alles machen halten und regieren. Wenn dieſe Menſchen, welche die Städte die ſtädtiſchen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künſte ſchaffen, das einzige Gewicht in der Waagſchaale eines Staates wären, ſo müßte er durch Ueberfluß an Geiſt und geiſtigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechſel und durch die zu viele Reibung der Kräfte zerſtört werden: die Welt würde wie ein Waarenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menſchen würden wie Waaren, der Staat wie eine Renterei und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden. (Ich frage: ſind viele die letzten funfzig ſechzig Jahre nicht ſo behandelt?) Kurz, von nichts als Bildern und Scheinen der Dinge umgaukelt, von nichts als Scheinen lebend und von Scheinen und Schatten geſpeiſet, würde der Staat bald der bethörte Hund auf dem Stege des Baches werden, der ſein Fleiſch aus dem Maul fallen läßt und nach dem Schatten deſſelben ſchnappt.

Alſo das immer Bewegliche und Wandelbare das Geiſtige und Künſtliche den Wechſel der Dinge und den

Wechſel in den Dingen ſtellt das ſtädtiſche Leben vor. Daher nennt man das ſtädtiſche Leben auch häufig Verkehr, weil vieles darin hin und her geht. Bei dieſen Geſchäften verflüchtigen und verflattern ſich die menſchlichen Triebe leicht und werden ungleich und unſtät, die Sitte weicht der Mode, die Beſtändigkeit dem Leichtſinn, die Treue ſelbſt wird zuletzt wie Geld gewechſelt. Daher entſteht nie auf dem Lande, häufig aber in den Städten ein leichtfertiges ſittenloſes zuchtloſes und üppiges Geſindel, ohne Karakter und Geſinnung: was man Pöbel zu nennen pflegt; ja der verdorbene Kunſtmenſch auch der oberſten Stufen der Geſellſchaft, wann er allen einfachen Gefühlen und Gedanken entfremdet iſt, gehört zu derſelben Klaſſe und verdient denſelben Namen. Wer nichts Ruhiges und Feſtes mehr in ſich hat, ſondern immer von dem einen auf das andere fährt und von einem zum andern flattert, der iſt vom Pöbel, ja der iſt Pöbel.

Damit nun bei der zu großen Flüchtigkeit und dem zu geſchwinden Wechſel der Dinge im ſtädtiſchen Leben und bei der Wirkung, welche dieſe Art nothwendig auf das Gemüth der Menſchen haben muß, aller Grund von Sitte und Geſetz nicht erſchüttert und endlich verſchüttet und der Menſch nicht in Wildheit und Unglück der Triebe hineingeriſſen würde, ſuchten alle wohl geordnete Staaten ein Gegengewicht gegen dieſe zu große Leichtigkeit und Flüchtigkeit, und auch unſre Verfahren haben das gethan: ſie ſchufen etwas, das die wilden Triebe zügeln und die flatterhaften Geiſter feſſeln könnte, nämlich Innungen Zünfte und Gilden. Ich weiß wohl, daß die Theorie der Freiheit unſrer Tage dieſe Ordnungen als Gängelbänder der Unmündigkeit verlacht und als Nothbehelfe der Barbarei des Mittelalters verſpottet hat, deren unſelige Reſte auf das geſchwindeſte weggeſchafft werden müßten, damit die mündige Menſchheit in ungefeſſelter und würdiger Freiheit wandeln könne; aber ich habe den Begriff von der mündigen Menſchheit nicht, den gewiſſe Herren von ihr hegen. Ich weiß wohl, daß wir den Menſchen, die vor tauſend und vor zweitauſend Jahren lebten, an Geiſt unendlich überlegen ſind; aber daß unſer Staat ſo ganz ohne Ballaſt auf gut Glück durch die Lüfte ſegeln und den Stürmen überlaſſen werden dürfe, das weiß ich nicht. Wie der Menſch nun einmal geſchaffen iſt, mit ſeinen Trieben und Leidenſchaften und ſeinen Kräften und Anlagen zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und halb dem Himmel halb der Erde angehörend, ſchießt er durchaus in das Bodenloſe und Maaßloſe hinein, wenn man ihm nicht irgendwo einen Mittelpunkt giebt, wohin ihn eine unbewußte Schwere nach langem Flattern immer zurückträgt, wenn man ihn nicht irgendwo durch Sitte und Gebrauch befeſtigt, welche immer beſſer halten, als alle geiſtigen Künſte und Lehren.

Wollen wir alſo ein feſtes frommes ehrbares und gehaltenes Bürgerweſen haben, ſo müſſen wir unſere Bürgerſchaften nach alter Weiſe unſerer Väter wieder in ſichere Schranken von Innungen und Zünften ſchließen.

Aus dieſen wiederhergeſtellten und erfriſchten Einrichtungen, welche ächt germaniſchen Stammes ſind, räumen wir alles Nichtige und Todte weg, das für unſere Zeit nicht paßt, alle unnützen Misbräuche und Hemmungen menſchlicher Kräfte und Entwickelungen.

Man befeſtige aber dreifach, was die Menſchen als Gemeinheiten zuſammenbindet und was den gemeinſamen Geiſt des Volks reizt und erweckt.

Man knüpfe daran, wie weiland geſchah, die Erziehung der Jugend und die Sorge für die Sitten.

Man knüpfe wieder daran die Heiligkeit des Lebens und der Ehe und wähle in jeder Innung Aelteſte, welche über alles Läſterliche Ausgelaſſene und Unchriſtliche zu wachen haben.

Man verbinde mit dieſer Einſchließung der Menſchen in feſter Ordnung und Sitte die alten mannlichen und kriegeriſchen Uebungen und Einrichtungen, wodurch deutſche Bürger vor vierhundert ja noch vor zweihundert Jahren ganz andere Männer waren als die jetzigen.

Man ordne anderes Löbliches und Mannliches an, wodurch das Tüchtige als das Beſte, das Ehrliche als das Bleibende, das Deutſche und Vaterländiſche als das Liebſte und Preiswürdigſte gezeigt wird.

Kurz durch Sittlichkeit Mannhaftigkeit und Wehrlichkeit mache man den Bürger wieder zu dem achtbaren und ehrenwerthen Manne, welcher er ſeyn ſoll, und bändige die Sündfluth der Flatterhaftigkeit und Nichtigkeit unſerer Tage, die alles Verehrliche und Heilige in Sitten und Weiſen unſers Volks weggeſpült hat.

Thut man dies oder Aehnliches nicht, ſo treiben wir als ſchwächliche und geſtaltloſe Sklaven aller Begierden dem Unglück und der Knechtſchaft immer ſteuerloſer entgegen. Denn wir Deutſche beſonders haben durch unſere Lage und durch unſer Verhältniß zu den übrigen Völkern mehr als jedes andere Volk die Aufforderung uns in uns ſelbſt durch feſte und geſchloſſene Einrichtungen und Ordnungen auf das ſtärkſte in einander zu binden. Da wir das Mittelpunktsvolk Europens ſind, ſo reiben alle Bewegungen der Welt ſich an uns, alle Stürme und Ströme der anderen Völker brauſen auf uns ein, und wir müſſen unvermeidlich fliegender Staub und Schaum werden, wenn wir gegen dieſe Reibungen und Bewegungen nicht Bollwerke und Wehren ſchaffen, die uns ſichern.

So haben wir denn drei Stände in deutſchen Landen, den Adel den Bauer und den Bürger. Wo noch Prälaten mit Standesrechten ſind, mag man ſie beibehalten; doch ſage ich vorher, daß ihre Wirkung auf das Ganze gering ſeyn wird. In dem Bürger und Bauer liegt ein natürlicher Gegenſatz, welcher Kämpfe hervorbringen wird: ohne lebendigen Kampf iſt keine Freiheit. Die ruhenden und die beweglichen die ſittlichen und die wilden die leiblichen und die geiſtigen Kräfte der Welt ſind in dieſen beiden Urſtänden der Geſellſchaft einander ſo gegenüber geſtellt, daß es an lelebendigem Wettſtreit, d. h. an rechtem politiſchen Leben nicht fehlen wird. Neben dieſen beiden Ständen ſteht der Adel, näher dem Bauer, doch auch dem Bürger nicht ganz fremd. In wie weit er durch feſten Grundbeſitz Bauer iſt, haben wir oben angedeutet; durch eine größere Beweglichkeit des Geiſtes, als der Bauer hat und in der Regel haben darf, ſpielt er auch zum Bürger hin: aber er ſpielt nur hin. Seine geiſtige Beweglichkeit und Kühnheit ſoll bloß die Ehre und Gefahr ins Auge faſſen; die geiſtige Kühnheit und Beweglichkeit faßt öfter den Gewinn und den Wechſel als bloßen Wechſel. Der Adel behält auf der Stufe der geſellſchaftlichen Entwickelung, auf welcher wir jetzt ſtehen, die Rolle eines Vermittlers zwiſchen dem Volke und den Fürſten und zwiſchen den Fürſten und dem Oberhaupte des Reichs. Er ſoll gewiſſermaaßen ein kriegeriſcher Gährungsſtoff der Ehre ſeyn, der die Kräfte aufbrauſen und zuweilen über die Höhe des Gemeinen und Gewöhnlichen emporſteigen läßt; er ſoll die Ideen des Großen und Hohen ja ſelbſt des Kühnen und Gefährlichen in dem Volke lebendig erhalten; durch ſeine ehrenvolle und unabhängige Stellung im Staate ſoll er die Fürſten zu Edelmuth und Hochherzigkeit emportreiben und, wenn ſie ja nicht Fürſten ſeyn wollen, mit Ernſt und

Würde ſie ihrer Pflichtigkeit gegen das Allgemeine, gegen das Reich, erinnern, ohne welche ſie nichts ſeyn würden.

Dieſe drei Stände haben in allen Geſchäften und Bedürfniſſen des Landes die rathſchlagende und mitregierende Macht; die ausführende Gewalt ſteht bei den Fürſten in den Gränzen, welche durch die allgemeinen Geſetze Deutſchlands beſtimmt ſind.

Der Fürſt wird angeſehen als eine heilige unverletzliche und unſchuldige Perſon, die nicht ſündigen kann. Seine Räthe und Miniſter ſind aber verantwortlich. Geſchieht Ungeſetzliches und Frevelhaftes in Verordnungen und Ausführungen, ſo werden ſie von den Ständen zur Rechenſchaft gezogen und, wenn ſie ſchuldig ſind, beſtraft.

Bei einer ſolchen Verfaſſung, die menſchlich und edel iſt, kann man einen Fürſten faſt einen glückſeligen Mann nennen. Gott giebt ſeinen Geiſt nicht nach dem Maaße noch nach Erbſchaft und Stammbäumen: nicht alle Fürſten werden als große und geiſtreiche Männer geboren, auch nicht alle als gute und menſchenfreundliche Männer. Wie glücklich, wenn die ſchwachen und mittelmäßigen Hülfe haben in der Ordnung der Geſellſchaft, welche durch die innige Theilnahme aller Mitbürger an ihrem lebendigen Staate und durch die Oeffentlichkeit und Würde der Verhandlungen immer die fähigſten und geiſtreichſten Männer an die Spitze der Geſchäfte bringt und eine Menge geſetzkundiger geübter und geſchickter Männer bildet, die in Zeiten der Noth dem Fürſten und dem Vaterlande helfen können! Wie glücklich, wenn die böſen und tyranniſchen durch Geſetze gezügelt werden, daß ſie nicht in Gewalt und in Uebermuth hinfahren noch die Gräuel der Willkür üben können! Wie glücklich aber die Fürſten von Geiſt und Kraft! ſie finden ein gehorſames gebildetes ſtolzes und freies Volk, worüber ſie die

Sonnenſtröme ihres Kopfes und Herzens ausgießen können; ſie finden in der Verfaſſung kein einziges Hinderniß gegen das Gute und Große, ſie finden nur Hinderniſſe gegen das Schlechte und Unwürdige. Solche Herrſcher werden ſich auch in ſolchen Staaten auf das freieſte bewegen können, denn ſie wollen nur frei ſeyn, wie Gott frei iſt, das Menſchliche und das Vortreffliche zu fördern und hervorzubringen. Der Adel in ſeiner höchſten Idee ſtellt gleichſam den himmliſchen Glanz des Staates dar, der Fürſt iſt dieſer Himmel ſelbſt, der höchſte Schein der menſchlichen Dinge, das höchſte Bild der Majeſtät und Gerechtigkeit auf Erden. Oft ſteht dieſer Glanz und dieſer höchſte Schein der Dinge der Erde ferne, ja es ſcheint faſt, als bedürften die Menſchen ihrer nicht; aber ich ſage, alles würde in Dumpfheit Verwirrung und Zwietracht vergehen, wenn dieſer beinahe körperloſe Glanz, der ohne ſichtbare Bande ſo feſt bindet, ſich nicht über dem Ganzen wölbete und das Ganze umwölbend umſchlöſſe. So wie Gott immer unſichtbar, in gewiſſen Zeiten in ſeinen Wirkungen kaum ſichtbar geglaubt, doch das All erhält und beſchirmt, in ſolcher Nähe und Ferne zugleich ſoll die Majeſtät des Fürſten über dem Ganzen ſchweben und das Ganze zuſammenhaltend und beſchirmend gedacht werden.

Der Adel als Glanzgeber und Ehrenträger des Volks und als Emportreiber der fürſtlichen Seelen zu hohen Ideen, endlich als Ermahner und Hinweiſer auf das Allgemeine iſt in kleinen Staaten, wie wir mehrere deutſche Staaten vorausſetzen, noch ein weit nothwendigerer Theil des Volkes als in großen. Denn da in kleinen und ſchmalen Staaten der Hof und die Verhältniſſe und Einflüſſe des Hofes allen Bewohnern derſelben die nächſten ſind und da geſellſchaftliche und höfiſche Rückſichten das Bürgerliche und

Politiſche allenthalben überſchatten und befangen, ſo würde unter dieſen Umſtänden alle Freiheit des Muthes und des Mundes untergehen, wenn nicht freie und unabhängige Männer für eine höhere Ehre des ganzen Reiches geſtempelt wären, welche das ganze Volk zu edlem Stolz und Freimuth emporhüben und es von der kleinlichen Furcht und dem kleinlichen Geiz erlöſeten, die für knechtiſche Dienſtbarkeit die Gemüther binden.

Dieſe ſind meine gegebenen und natürlichen Beſtandtheile zu einer freien und deutſchen ſtändiſchen Verfaſſung: dieſe und keine andere. Doch ſind geſcheidte Männer, die da meinen, auch von andern beſonderen Theilen des Volks z. B. vom Kriegsſtande von der Geiſtlichkeit von den Gelehrten und von anderen einzelnen Ordnungen des Staates müſſen Landboten und Vertreter an öffentlichen Tagen mit erſcheinen. Ich meine anders und ich gebe ganz kurz meine Gründe an.

Man muß, wenn man das eigentliche Leben eines jeden lebendigen Dinges recht erkunden und in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen begreifen und betrachten will, dies hiſtoriſch oder vielmehr naturhiſtoriſch thun. Man muß das Ding oder die Einrichtung, die man unterſuchen will, durch alle mannigfaltigen Uebergänge und Durchgänge der Entwickelung verfolgen von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, wenn das Grab ſchon da iſt. Man wird dann, nachdem man tauſendfältig geſchieden und verbunden zerlegt und zuſammengeſetzt hat, nachdem man oft geglaubt hat dies und jenes ſchon feſt und ſicher zu halten, nachdem man tauſend glänzende und täuſchende Irrthümer und Vorausſetzungen angenommen und wieder weggeworfen hat, faſt immer die endliche Wahrheit finden, daß das, was im Anfange eines jeden Dinges das Leben und den Beſtand deſſelben machte, auch bis ans

Ende das Leben und den Beſtand deſſelben machen muß: daß hingegen alles, was Aberwitz und Ueberklugheit als Hülfe oder als Bindungsmittel und Ergänzungsmittel mit hinein ſchoben, früher oder ſpäter als etwas Fremdartiges ausgeſtoßen wird oder auch als ein fremder Körper in den geſunden Theilen Zuckungen Krankheit Fäulniß und endlich den Tod verurſacht. Dieſes Beiſpiel ſoll mir recht eigentlich auf das Politiſche paſſen.

Die Noth verband die Menſchen zu Geſellſchaften und Staaten, ſie gaben die wilde und unſichere Freiheit auf, damit ſie die zahme und ſichere Freiheit beſitzen könnten. Was wollten die Menſchen zunächſt, als ſie zu einem Staate zuſammentraten? Sicherheit des Lebens und Sicherheit des Beſitzes oder Sicherheit der Güter und Sachen, wodurch das Leben erhalten wird. Urſprünglich ſind alle gute Staaten auf dieſen beiden großen Punkten gegründet und alle darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen beziehen ſich zunächſt immer auf ſie. Dies, was in dem Wiegenzuſtande aller menſchlichen Geſellſchaft ſchon die Grundlage der Staaten und ihrer Vertretungen war, muß auch in dem viel gebildeten und entwickelten Zuſtande derſelben das Maaß und die Regel bleiben, wornach man die Verfaſſungen beſtimmen meſſen und wägen kann. Wann aber der traurige Zeitpunkt eintritt, daß die Verfaſſungen überſtürzen und ihre ungleichen Theile ſich überwippen wollen; wann das gegenwiegende und erhaltende Gleichgewicht aufzuhören anfängt; wann die Menſchen von der Kunſt zur Künſtlichkeit und von der Bildung zur Verfeinerung übergehen — dann beginnen leider die natürlichen Dinge und ihre Verhältniſſe und die Begriffe über dieſe Dinge und Verhältniſſe ſich zu verwirren. Wenn man gewöhnlich ſagt: der Menſch ſoll den Leib geſund erhalten durch friſches Leben und durch lebendige Uebung, damit auch der Seele wohl ſeyn könne, ſo kann man viel eigentlicher und richtiger ſagen: der Staat ſoll vorzüglich auf ſeinen Leib und auf das Wohlſeyn und auf die richtige Zuſammenſetzung und Zuſammenhaltung ſeiner leiblichen Beſtandtheile achten, damit ſein Geiſt geſund ſey; er ſoll im hoch entwickelten Zuſtande der Geſellſchaft nicht zu vornehm und zu fein ſeyn und die irdiſchen Dinge und die leiblichen Beſtandtheile, woraus ſein Leben eigentlich beſteht, nicht zu vornehm und zu fein behandeln wollen, damit er nicht zu gleicher Zeit beide das Grobe und das Feine verliere. Je mehr die Menſchen in ſolchem gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft alles mit dem Geiſt erfaſſen und aufnehmen mit dem Geiſt behandeln und im Geiſt ſchätzen und würdigen, deſto mehr müſſen ſie den einfachen Boden des Lebens mit tauſend Wurzeln an die alte ſichere Erde befeſtigen, damit der Geiſt nicht mit ihnen und ihrem Staate in die Luft fliege und endlich dort oben in zu großer Sonnennähe alles Leibliche und Irdiſche in Rauch Dunſt und Flammen aufgebe.

Ich brauche dieſes Bild nicht umſonſt: die meiſten Staaten ſind vergangen und zerſtoben, weil ſie es verſäumten ſich immer in den einfachen Elementen der Verfaſſungen zu begründen und zu halten; ſie brachten zu den erſten und einfachen Kräften und Gewalten des politiſchen Lebens endlich ſo viele Gewalten des zweiten und dritten Ranges, die ſchon mehr geiſtig ſpielten und kämpften, daß zuerſt die Begriffe ſich überſprangen und verwirrten, darauf die geiſtigen Gewalten die einfachen Beſtandtheile durchlöcherten und aushölten und endlich das ganze ausgehölte und durchfreſſene Machwerk, das immer noch Staat hieß, leicht wie eine Feder in die Luft flog und ohne Schwerkraft ſo lange umher getrieben ward, bis es ganz zu Scheitern ging. Uebermuth des Geiſtes, der die rechten und natürlichen Gleichgewichte aufhob, hat alle Staaten zerfreſſen und zerſtört. Darum will ich, daß man bei der Verfaſſung und Vertretung des Staates ſich immer an den erſten und urſprünglichen Elementen deſſelben halte. Der Staat iſt urſprünglich ein ſehr leibliches Ding, aus ſehr leiblichen Bedürfniſſen Leidenſchaften und Verhältniſſen entſtanden; er muß es zum Glück der Menſchheit immer bleiben. Er muß wenigſtens drei Viertel Erde als Ballaſt enthalten und ſelbſt dem vierten Viertel Geiſt, das in ihm lebt, muß er ſo ſehr möglich die Natur irdiſcher Dämonen geben, damit ihm nirgends wohler und heimiſcher ſey, als in der irdiſchen Behauſung. Wer die zu leichten ätheriſchen und himmliſchen Geiſter mit in den Leib des Staates hineinbannen will, weiß nicht, welche Thorheit und welchen Frevel er wagt: er macht die Erde zu leicht und unſtät und nimmt dem Himmel den Glanz, weil er nichts Feſtes behält, worin er ſich ſpiegeln oder vielmehr worauf er ſein Bild werfen und durch deſſen Schatten er ſeine Schönheit färben kann.

So iſt es. Im gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft iſt der Menſch die Erde und ſind alle irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe auf das vielfachſte ja auf das tauſendfältigſte ſchon mit Geiſt erfüllt und durchdrungen; man bedarf alſo, damit ſie hier unten richtig beſtehen, nicht ſowohl Geiſt zuzuſchütten als vielmehr Geiſt wegzunehmen. Wann die leiblichen Dinge faſt ſchon zu viel Geiſt enthalten, ſo iſt man unklug, wenn man die Geiſter noch als Geiſter in die Reihe dieſer leiblichen Dinge mit hinein ſtellt. Will man den Staat auf das ſicherſte aufreiben und zerrütten, ſo hat man in ſolchen Zeiten der Bildung, als in welchen wir leben, nur alle geiſtigen Elemente des Lebens mit zu unmittelbaren Elementen der Staatsverfaſſung zu machen. Nein, keine Prieſter keine Gelehrte kein Kriegsſtand als ſolche müſſen unmittelbare Stellvertreter unter den Ständen haben, welche den Staat darſtellen, oder man verliert die erſten und letzten einfachen Begriffe und Verhältniſſe der politiſchen Geſellſchaft und ſchafft aus lauter Streben nach reiner Vernunft die reine Unvernunft. Haben ſie ja einmal in ihren beſondern Angelegenheiten den Staaten etwas Hochwichtiges vorzutragen, ſo bleibt ihnen das durch Einlagen und Bitten immer unverwehrt.

Wirft man mir ein, mein leiblicher und auf leiblichen Bedingniſſen und Gründen gebauter und geſtifteter Staat ſey ein rohes und gemeines Ding, ſo kümmert mich das nicht; ich will nicht edler ſeyn und nichts Edleres und Feineres machen, als die ſchwere und grobe Erde und was wir von ihren ſchweren und groben Stoffen in uns tragen es erlaubt. Ich weiß eben ſo gut, als dieſe feinen Gegenredner und Tadler, daß des Menſchen Leben und alles Leben überhaupt nur im Geiſt und in der Bewegung des Geiſtes beſteht, daß alles Edle und Hohe nur nach dem Geiſt gemeſſen wird; aber ich weiß auch, daß der Geiſt, wenn man der Erde die wohlthätige Schwere nimmt, wie ein leichter Flatterer die Erde verläßt und zuletzt von Stürmen in Wolken und Lüfte fortgetragen wird und nimmer wiederkömmt. Die naturhiſtoriſch gefundene Uridee des Staats leibliche Sicherheit und leiblicher Beſitz muß bis in dem letzten und feinſten Zuſtande der Geſellſchaft feſtgehalten werden. Sichere nur den Leib, ſichere nur die leiblichen Kräfte, gieb nur leibliche Wonne und Weide und leibliches Wohlſeyn und in dieſem fetten und üppigen Boden werden die Geiſter ſchon von ſelbſt wachſen und wuchern und je tiefer ſie ihre Wurzeln in die Erde hinabtreiben, deſto höher mit ihren Zweigen zum Himmel emporſtreben!

Diejenigen, welche wollen, daß man auch alle geiſtigen Kräfte und Körperſchaften der Geſellſchaft im Staate vertreten laſſen ſoll, haben ſich das Verhältniß des Geiſtes und Leibes weder bei der Erde noch bei dem Menſchen klar gedacht; ſonſt würden ſie den Geiſt nicht doppelt und dreifach dargeſtellt wiſſen wollen. Der Geiſt wird im Staate ſchon dargeſtellt und vertreten theils durch die Kräfte, die in Bewegung ſind, theils durch die Menſchen, welche ihn tragen und darſtellen. Bei einer freien und würdigen Verfaſſung, wie wir ſie künftig in unſerm wieder geretteten Vaterlande vorausſetzen, werden nicht die dummſten und unfähigſten ſondern häufig die geiſtreichſten und geſchickteſten Männer aus allen Klaſſen zu Landboten und Volksvertretern gewählt werden. Dieſe werden bei ihren Sorgen zunächſt für die Erde und für die irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe den Geiſt und die Angelegenheiten des Geiſtes, die Erziehung die Sitte und Sprache die Kunſt und Wiſſenſchaft des Volkes nicht vergeſſen, weil ſie wohl fühlen, daß ohne die Blüthe dieſer hohen und heiligen Dinge auch die unterſte und irdiſcheſte Freiheit nicht beſtehen und der Genuß auch der gemeinen Güter des Lebens nicht geſichert werden könnte. Aber dem Geiſte und denjenigen Ständen, welche unmittelbar berufen ſind die geiſtigen Kräfte des Volkes lebendig zu erhalten und an alle zu vertheilen und auszuſpenden, iſt die größte und heilſamſte Wirkſamkeit auf den Staat und auf alle Verhältniſſe deſſelben verliehen durch die Preßfreiheit, welche wir als das Palladium aller menſchlichen Bildung und Freiheit gleich anfangs am unbeſchränkteſten vorausgeſetzt haben. Wo Rede und Schrift frei walten dürfen, dieſe großen Zeichen der göttlichen Majeſtät, da darf man nicht fürchten, daß die Geiſter die Flügel ſenken und einſchlafen. — Den Geiſtlichen und

Prieſtern vollends muß in unſern chriſtlichen Staaten immer der gewaltigſte und allmächtigſte Einfluß bleiben, wann ſie wirklich werden, was ſie ſeyn ſollen, ein hoch über der Erde und über den gewöhnlichen irdiſchen Verhältniſſen und Sorgen ſtehender idealiſcher Prieſterorden, welcher den Himmel und die himmliſchen Güter verwaltet und den mit Mühen und Sünden beladenen Sterblichen die höhere Freude und den überſchwänglichen Troſt ſpendet, die von oben kommen. Nicht als ein irdiſcher Reichsſtand werden die Prieſter künftig noch lange beſtehen — dazu iſt die Religion zu ätheriſch geworden — aber vielfach werden ſie mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden das Leben ziehen und halten, vielfach werden ſie auch durch löbliche Einrichtungen, die theils noch beſtehen theils bei erneuerter Freiheit wieder geſtiftet werden müſſen, in die Verhältniſſe des Staates eingreifen: als Erzieher und Bildner als Tröſter und Vermahner als Warner und Sittenrichter des Menſchengeſchlechts, ja, wenn ſie wirklich edle und fromme Männer ſind, faſt als überirdiſche Boten Gottes werden auch ſie in dem Staate ihre Stelle einnehmen und am mächtigſten regieren, wann ſie am wenigſten zu regieren ſcheinen.

Was ſind dieſe Worte? was wollen ſie? Sie ſind Winke, ſie wollen nur winken; weiter vermeſſen ſie ſich nichts. Ich habe ungefähr zeigen wollen, wie die Verhältniſſe der Dinge und Menſchen, kurz wie die Verhältniſſe unſerer Bildung und Geſellſchaft jetzt ſind und was demnach aus den vorhandenen Stoffen ungefähr eingerichtet und gemacht werden könnte. Ich weiß, daß die Erde nichts Vollkommenſtes duldet, daß die Welt und der Staat der Idee, welche ein edler Menſch in ſeinem Herzen trägt, hier unten nie zu verwirklichen iſt, aber ich glaube, daß die Aufgabe der Vernunft darin beſteht ſich ihnen zu nähern. Tauſend Dinge und Verhältniſſe ſind, welche auf einen Staat einfließen und welche ihn ſo oder anders geſtalten müſſen, je nachdem ſie gerade in der Zeit beſtehen. Die Anlagen und Neigungen eines Volkes und eines Landes, die Beſchaffenheiten und Eigenſchaften der Nebenländer, die Reinheit oder Verworfenheit der Sitten, der höhere oder niedrigere Stand der Bildung und Wiſſenſchaft, endlich die Neigungen und Strebungen, welche grade in dem Zeitalter ſind, in welchem etwas geordnet werden ſoll — dies und tauſend andere Umſtände Verhältniſſe und Beziehungen müſſen betrachtet und erwogen werden, wann ein Volk ſeine politiſchen Einrichtungen ordnen will: es kann auf Erden nichts rein vollkommen werden, wie es in dem Himmel des Gemüthes ſteht, ſondern nur ſo gut, als die Mängel und Gebrechen der Erde und des Menſchen es erlauben. So iſt es mit den höchſten und heiligſten Dingen, von welchen hier auf Erden nur die Scheine und Schatten geſehen werden können, mit der Sittlichkeit der Religion und dem Staate. Nie, ſo lange die Erde ſteht und die Menſchen bleiben, wie ſie ſind, wird etwas von dieſen Angelegenheiten der Menſchheit, ihm ſelbſt gleich und einſtimmig gemacht, immer auf derſelben Linie ſtehen und in derſelben Linie fortlaufen, ſondern vielfach hin und her wankend und wechſelnd werden bald die leiblichen bald die geiſtigen bald die irdiſchen bald die himmliſchen Kräfte das Uebergewicht haben. Das Bild der Erde iſt Wechſel und Kampf der Kräfte, daher Arbeit und Unruhe; der himmliſche Friede glänzt nur als ein weit zurückgetretenes Bild in dem innerſten Heiligthume der reinſten Gemüther, äußerlich kann er ſelten erſcheinen. Wäre Gerechtigkeit die herrſchende Gottheit auf Erden, wäre Recht, dieſes nur in der Geſellſchaft geborne Kind, etwas von allen gleich Angenommenes und gleich Verehrtes, ſo wären in alle Regierungen überflüſſig, ſo wären Stände und Stellvertreter des Volks und Worte und Winke über ſtändiſche Verfaſſungen das Ueberflüſſigſte: die erhabene Idee, die hienieden wirklich geworden wäre, würde auch wirklich regieren. Kampf um Recht und Beſitz heißt der Begriff meines Staates; auch in den am vollkommenſten eingerichteten Staaten wird nur nach der Gerechtigkeit geſtrebt und um das Recht geſtritten. Nie auch in den beſten Staaten läuft das Recht grade durch, wie die Idee vom Recht bedeutet, ſondern nach vielen Irrungen und Abſchweifungen rechts und links vom graden Wege wird zuweilen wieder eingelenkt. Wenn aber keine darſtellende Gewalten wären, die das Gleichgewicht der Kräfte erhielten, und keine Macht, die zum Gehorſam gegen das Recht zwingen könnte, ſo würde ſich endlich alles in Verwirrung und Elend verlaufen.

Bei dieſem Zuſtande der Unvollkommenheit aller irdiſchen und menſchlichen Dinge bleibt die platoniſche Republik, der vollkommene Staat, ein idealiſcher Traum. Hier wird nichts auf die Unvergänglichkeit gebaut, ja das lebloſe Kunſtwerk des Menſchen überdauert immer das lebendige: noch ſtehen die Pyramiden Aegyptens, aber wo iſt das Volk geblieben, das ſie bauete? Der Laokoon und Apoll von Marmor haben die Römer und Griechen überlebt; auch unſre Dome von Köln und Straßburg mögen vielleicht einſt länger gezeigt werden als unſer Volk. So iſt die ſchwermüthige Tragödie des Schickſals und der Geſchichte. Staaten werden zerſtört durch Leidenſchaften der Menſchen, durch Geiz Wolluſt Herrſchſucht Eroberungsluſt, durch Gewalt der Natur und Gewalt anderer Völker, am ſicherſten durch Weichlichkeit und Wolluſt, welche die ſchändliche Knechtſchaft, bis den unvermeidlichen Tod gebären; aber auch die beſten Staaten können ſich ableben und vor Alter ſterben, wenn das Zeitalter oder der Muth fehlen das Verſteinerte oder Verknöcherte, worin der Tod ſitzt, wegzuräumen, oder wann dem Volke die Kraft fehlt das Harte wieder weich und das Dürre und Welke wieder grün und ſaftig zu machen; endlich können ſelbſt dieſe beſten Staaten, wenn ſie auch am glücklichſten ſind, von Zeit zu Zeit ſolchen Erſchütterungen nicht entgehen, welche man Umwälzungen oder Revolutionen zu nennen pflegt. Dieſe Umwälzungen kommen entweder von außen als Gewalt der Natur oder fremder Völker, oder von innen, theils durch den Geiſt des grade gebietenden oder leitenden Zeitalters, theils durch die Anhäufung zu großer Maſſen von Geſetzen Formen und Gerüſten, welche faſt nie anders als durch große Erſchütterungen wegzuräumen ſind, wodurch man mittelſt einer wohlthätigen Nothwendigkeit dahin geführt wird, das Meiſte, was die Staatsverfaſſung betrifft, wieder von vorn anzufangen. Alſo nirgends ein feſter Beſtand und ſichere Ruhe in irdiſchen Dingen, ſondern Wandel und Wechſel hin und her und oft die wildeſten und blutigſten Veränderungen und Umkehrungen, welche Glück Freude und Leben der Menſchen auf das unbarmherzigſte verwüſten und zerſtören.

Viele haben aus Furcht vor den von Zeit zu Zeit erfolgenden Erſchütterungen und Umwälzungen der Staaten, deren Aehnlichkeit wenigſtens da erſcheinen muß, wo lebendige Bewegung der Kräfte, d. h. wo Freiheit und freie ſtändiſche Verfaſſung iſt, dem dicken und dumpfen politiſchen Tode, dem Deſpotismus, das Wort geredet; ſie haben die Zuchthausordnung eines deſpotiſchen Staates als das größte Glück und die einzige Freude des menſchlichen Geſchlechts geprieſen. Aber ein ſolcher Zuſtand der Erſtarrung oder Verfaulung iſt immer doch unſeliger, als die wildeſte Bewegung auch der übermüthigſten Geiſtigkeit, weil alles Menſchliche und alles Göttliche, kurz weil alles Leben und alle Kraft in ihm untergeht. Nichtswürdige Faulheit hündiſcher Knechtsſinn ſchmutzige Wolluſt ſchnöder Geiz tigerartige Grauſamkeit thieriſche Stumpfheit düſtre Unwiſſenheit Ertödtung alles Geiſtes und aller Freude — das heißt die Ueberſchrift dieſes Zuchthauſes, das Frieden und Ordnung verſpricht. Nicht bloß die Geiſter verſchwinden, auch die Leiber ſterben ab, und ohne Stolz Ehre und Hochſinn ſtürzen ſolche Staaten bei dem erſten heftigen Anlauf und Sturm von außen nach kurzer Dauer gewöhnlich auf immer zuſammen. Werden einige dieſer Deſpotien durch die Gunſt beſonderer Umſtände durch ihre geographiſche Lage und durch eigenthümliche Weltverhältniſſe gerettet, ſo werden ſie todte Verpuppungen und Mumien von Staaten gleich China, vom welchem der Pater dü Halde ſagte, die einzige Springfeder ſeiner Regierung ſey der Stock, deſſen gleichförmige und geprieſene Ruhe gewiß kein Europäer beneiden wird.

Unter dummen und faulen Menſchen und unter ſolchen, welchen das Kurze und Müheloſe gefällt, das allerdings da iſt, wo gar kein Wettkampf lebendiger Kräfte Statt findet, wird der Deſpotismus immer Vertheidiger finden; ihnen däucht es ſo bequem den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ja ein Maſchinenwerk von Puppen daraus zu machen, wo ſie nur einen Faden anzuziehen bedürfen, damit alle Puppen tanzen; ſie und manche kleine und große Deſpotenköpfe mögten gern gleich Napoleon durch Befehle herrſchen, welche knechtiſche Schergen unter dem Namen Präfekten Intendanten Maires und Gensd'armes mit dem blindeſten Gehorſam ausführen; ſie mögten gern den Säbel eines Gensd'armes, wie der Pater dü Halde den chineſiſchen Stock, zur erſten und letzten Springfeder einer Regierung machen. Aber deutſche Vernunft und deutſche

Ehre werden es hoffentlich dahin nicht kommen laſſen, daß wir ferner von ſolchen Schergen der Willkür getrieben werden, ſondern alle insgeſammt, Fürſten und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur das deutſche Ordnung heißt, Geſetzen gehorchen und nach Geſetzen regieren, und daß wir den Schimpf ſolcher Einrichtungen nicht dulden müſſen, welche nicht Freien geziemen ſondern Knechten.

Ueber

Sitte Mode und Kleidertracht.

Ein Wort aus der Zeit.

Fein ſittiglich, fein ſittiglich
Hält Seel und Leib zuſammen,
Doch wälſch und leicht und liederlich
Das löſcht der Tugend Flammen:
Bedenk dies wohl und halt daran,
Du, welcher deutſch geboren,
Durch Wälſches ging gar mancher Mann,
Gar manches Weib verloren.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Vorwort.

Dieſe flüchtigen Worte wollen nichts bedeuten, ſie winken nur: Worte ſind überhaupt nur Winke, Gott aber iſt der Redner und der Thäter. Gott ſpricht und hat geſprochen, der Donner ſeiner Gerichte hallt über die Welt und wird die Menſchen durch Furcht zur Noth durch Noth zu Gedanken durch Gedanken zur Erkenntniß und durch Erkenntniß zur That bringen; wir werden wohl begreifen müſſen, daß es nicht genug iſt ſich in eitler Selbſtgefälligkeit auf den weichen Lotterbetten ſchöner Geiſterei zu ſonnen, daß der Menſch beide als Menſch und Bürger wieder in irdiſcher Tüchtigkeit leben und mit Leib und Seele zugleich bezahlen muß, wenn ihm nicht alle Kraft und alles Glück auf immer zerrinnen ſoll.

Ich habe einige Worte angehängt von Biederleuten, die vor zweihundert und vor einhundertundfunfzig Jahren lebten, zur Zeit, als das deutſche Unweſen und die jammervolle Aefferei und Buhlerei mit dem fremden Götzen begann, deren letzte blutige Hefen wir hoffentlich jetzt trinken. Dieſe Worte ſind Weiſſagungen geworden; denn alles wird einmal Geſchichte, was aus einem muthigen und redlichen Sinn entſprang. Ich habe jene Alten ſprechen laſſen, weil die Längſtgeſtorbenen den Zorn nicht reitzen wie die Lebendigen. Doch ſage ich, was ſie um die Jahre 1620 und 1650 ſagten: *Wir Deutſche bleiben elende Knechte, wenn wir die fremde Art*

Sitte und Sprache nicht aus unſern Gränzen vertilgen und auf unſer Volk unſere Art und Sitte uns den Stolz erſaſſen, den ſie verdienen.

Viele haben in unſerer Zeit angefangen in die Tiefen der Welt der Gottheit und der Menſchheit tiefer und gefährlicher hinabzuſteigen, als ſeit langen Jahrhunderten geſchehen; ſie haben gewagt ſich in den innerſten Kern hineinzubohren und aus dieſem Kern heraus wieder an das Licht und an die Oberfläche des Lebens zu bringen. Dieſes große Wagniß haben ſie beſtanden, damit ſie zuerſt fühlen lernten, wie es einem drinnen und draußen zu Muthe iſt, und damit ſie dann erkenneten; denn durch das Gefühl geht alle Erkenntniß. Bei dieſen muthigen und gefährlichen Verſuchen hat man die alte faſt verlorne Wahrheit auch wieder finden müſſen, daß der Menſch nicht ſo ohne Wurzel auf der Erde ſteht noch ſtehen kann, als viele in geiſtigem Uebermuth und in teufliſcher Dünkelei geglaubt haben, ſondern daß der Beweglichere und Leichtere mit ſeinen Füßen und mit den zarteſten Faſern ſeines Herzens allenthalben eben ſo an dem irdiſchen Boden feſtſitzt, als der Eichbaum und der Roſenſtrauch; daß das Würmchen, das in der Sonne fliegt, und der Seher, der über alle Sonne hinausfliegen mögte, Einem Geſetz gehorchen; kurz, daß die mannigfaltige und ſchöne Welt Gottes für alle Weſen nur Eine Welt iſt. Die Erde und den Himmel, den Gott und den Menſchen, das Freie und das Dienſtbare und endlich die ganze unendliche Zuſammenverſchlingung und Zuſammenwachſung, das ewige Ineinanderſeyn und Durcheinanderſeyn der Dinge — alles dieſes hat man anfangs mit Neugierde geſucht und betrachtet, nachher mit Anbetung erkannt und bewundert. Der Europäer, welcher faſt ein übermüthiger gottloſer und liebloſer Gaukler geworden war und im vermeſſenen Wahn ſich über jeden Gott und jede Welt hinausgeſetzt hatte, hat angefangen ſeine Sünde und ſein Elend zu erkennen und wendet ſich in Glauben und Treue wieder zu der Natur, die ihm allein Erkenntniß Troſt und Liebe geben kann. Weil er dieſe Natur wieder als die ewige heilige und lebendige Mitgeſpielin Gottes verehren gelernt hat, ſind ihm in den letzten Jahrzehenden die Augen über vieles aufgethan, was der höhnelnde ſonſt entweder als ein unauflösliches Räthſel wegwarf oder als ein kindiſches Mährchen verſpottete. Durch dieſe neue lebendige Anſicht der Welt und Findung und Anbetung Gottes in der Natur hat der Menſch auch wieder angefangen die Geſchichte zu verſtehen und was in den verſchiedenen Zeiten Ländern und Völkern das Feſte und Ewige und was das Wandelbare und Zufällige iſt zu unterſcheiden. Merkwürdige Fünde in dieſer Hinſicht liegen ſchon am Tageslichte, merkwürdigere werden die nächſten Decennien hinauffördern.

So ſind wir als einzelne Menſchen mit der Zeit und der Erde, worin und wo wir grade ſind, wieder in Gemeinſchaft, ich mögte faſt ſagen, in liebende Ehe geſetzt, ſo ſind wir als Völker in unſern verſchiedenen Verhältniſſen von Geiſtigkeit und Leiblichkeit von Freiheit und Dienſtbarkeit beleuchtet worden, und die beiden gleich unwürdigen und unheiligen Wahne ſind verſchwunden, als ob wir nichts oder als ob wir alles wären: denn der Menſch, der alles zu ſeyn meint, iſt auch nichts. Man hat wieder geſehen, wie die Zeit und die Geſchichte von Oſten gegen Weſten gewandelt ſind, wie der Oſten von jeher mehr geruhet und gedacht der Weſten mehr gearbeitet und gelebt hat.

Jetzt ſteht der Oſten in den Ländern, auf welchen die Geſchichte der früheren Menſchenalter mit der größten Liebe verweilte, faſt ſtill, und gebärdet ſich, als ſey die Erfüllung ſeiner Zeit für immer da geweſen und als werden hinfort keine Götter und Geiſter mehr aus ſeinem Schooße hervorſteigen; der Weſten hingegen iſt in der unruhigſten geiſtigen Beweglichkeit und iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen. Ich glaube, man braucht kein Prophet zu ſeyn, um zu weiſſagen, daß es bei uns auch künftig ſo ſeyn werde. Von Miltiades und Themiſtokles bis Kolumbus, in jener Zeit, wo Kadix und Island noch die Weltgränzen waren und hießen, war in Europa das große Leben; mit dem Chriſtenthum endlich waren alle Geiſter dahin gezogen: Europa war das Herz der Weltgeſchichte geworden, ehe es wirklich das Herz war; durch Kolumbus und Cook iſt es in den Mittelpunkt der Welt geſetzt, es iſt auch leiblich das Herz geworden. Man kann faſt mit Gewißheit ſagen, es werde für alle Zeiten das geiſtige und leibliche Herz dieſer Welt bleiben. Von dem Herzen ſtrömen alle Bewegungen des Lebens aus und fließen dahin zurück: das Herz muß alſo das Bewegteſte ſeyn. Schlage die erſte beſte Landkarte auf, du, der dir dieſe Worte deutlich machen will, und ſchaue und betrachte Europa. Es iſt die Mitte der Erde gegen Oſten, gegen Weſten bewegt es ſich mit der größten Geſchwindigkeit zu den äußerſten Enden unſers Planeten; es iſt mit Meeren Buſen und Strömen wie mit eben ſo vielen Puls- und Blutadern allenthalben durchriſſen; zu allen ſeinen Theilen können die Säfte und Geiſter der übrigen Welttheile mit der größten Leichtigkeit dringen: es iſt das Herz der Welt.

Still ſteht der Oſt in Art Sitte Geſetz Weltanſicht Gottesdienſt, er ſteht lange ſchon ſtill in ſeiner Beſtändigkeit, die man faſt eine Erſtarrung nennen mögte: er iſt das Bild der Gleichheit, der Einförmigkeit. Beweglich iſt der Weſten, beweglich iſt Europa, ja es iſt das bewegteſte: es wechſelt in Art Sitte Geſetz Weltanſicht Gottesdienſt, es ſtrudelt lange ſchon in Bewegungen fort, die man faſt eine Auflöſung nennen könnte, es iſt das Bild der Unbeſtändigkeit und Ungleichheit. Dieſe Gegenſätze der Länder und Welttheile ſind theils klimatiſch theils zeitlich. Auf der einen Seite ſtellt der europäiſche Menſch nach einer inneren und äußeren Nothwendigkeit das Bild ſeines Himmels und ſeines Landes dar: eine Natur, die mehr Wechſel und Beweglichkeit und Vielſeitigkeit hat, als die aſiatiſche und afrikaniſche, ja eine ſolche, die man faſt eine Inſelnatur nennen mögte, macht auch ihren erſten Abdruck, den Menſchen, wechſelnder beweglicher vielſeitiger; auf der andern Seite iſt der große Geiſt der Weltgeſchichte, das eigentliche Leben der Zeit, in dieſen Welttheil eingezogen: das Chriſtenthum wirkt und lebt in ihm und giebt ihm eine geiſtige Beweglichkeit, welche die früheren Weltalter nicht kannten. Hier iſt nicht der Ort weit auszuführen, was das Weſen des Chriſtenthums iſt und wie es beſonders auf die Welt und auf die Menſchheit gewirkt hat, noch iſt hier Raum ſeine Entwickelung und Durchbildung und endliche Richtung zu zeigen; aber das Gefühl und der Glaube aller ſtimmt mir leichtlich bei, daß die höchſte und tiefſte Geiſtigkeit, ein Schwung und eine Flügelkraft des Gemüthes, wie ſie früher nie war, dem Chriſtenthume recht eigentlich angehöre. Jetzt ſtehen wir grade auf dem Punkt des Zeitalters, wo dieſe angeborne Schnellkraft und Beweglichkeit des Chriſtenthums und ſeiner Weltbildung die größte iſt, ja wo die Welt, faſt in bloßes Licht und Luft aufgelöſt, vielen zu zerfließen und unterzugehen ſcheint. Wir ſind bis zu dem Grade der Geiſtigkeit gekommen, über welchen nicht hinausgegangen werden kann:

wir werden zurückgehen müſſen. So waren in dem Ablauf von einigen Jahrhunderten die Dinge und die Menſchen mit Geiſt angefüllt, daß man glaubte, alles beſtehe aus Geiſt und könne durch Geiſt geſchaffen und erhalten werden, und daß die meiſten Menſchen in geiſtiger Einbildung und in luſtigem Uebermuth ſelbſt ihre Meiſter und Götter zu ſeyn meinten und alle anderen gemüthlichen oder irdiſchen Kräfte verachteten und als die veralteten und überflüſſigen wegwarfen. Durch dieſen Wahn ſind wir unbeſchreiblich unglücklich geworden und haben, weil unſer Luftſchiff keinen irdiſchen Ballaſt eingenommen hatte, die Erde unter den Füßen verloren und den Himmel nicht erfliegen können. Sitte Geſetz Staat Religion, kurz ohne Ausnahme alles, was der Halt und die Kraft des Lebens iſt, war bei den meiſten Europäern in geiſtiger Spielerei und Gaukelei aufgelöſt; und da ſie ſich kindiſch freueten, daß alles Alte in Trümmern und Flammen hinſtob und aufloderte, meinten ſie durch eben dieſe Geiſtigkeit, die alles zerſtört und verflüchtigt hatte, die neue Herrlichkeit, die ſie weiſſagten, wieder aufzubauen und zu erhalten. Wir haben die Proben geſehen, wir werden ähnliche ſehen; doch ſchon beginnen die meiſten inne zu werden, daß es auf dieſe Weiſe nicht fortgehen kann, ſondern daß der Menſch der Erde und den irdiſchen Bedürfniſſen und der irdiſchen Abhängigkeit ihr Recht geben muß, daß er erkennen und daß er anerkennen muß, wie weit er Herr und wie weit er Knecht iſt. Aber wenn der Menſch auch wieder lernt die irdiſchen und die geiſtigen Dinge Verhältniſſe und Kräfte mit einander in Verſöhnung und Gleichgewicht zu bringen; wenn die ungebührliche Verflüchtigung und Vergeiſtigung der Triebe und des Gemüthes und der Uebermuth und die Eitelkeit, welche ſie erzeugten, auch erkannt werden als das, was ſie waren — immer wird Europa der vielfach bewegte Welttheil, immer wird der Europäer der vielfach bewegte vielſeitig gebildete und allbegehrende Menſch bleiben, immer wird das Herz der Erde am geſchwindeſten pulſen und das hochgeiſtige Leben des Chriſtenthums durch die Himmel der Himmel fliegen wollen; und in den unteren Trieben, wo das Geiſtige und Leibliche mit einander noch im Zweikampf ſteht, werden ſeine Geiſter ſtürmen und brauſen. Die Menſchen werden erkennen durch die Noth, welche immer die beſte Erkenntniß bringt, und durch Gott, der ſie durch die Noth unterweiſt, daß ſie in demſelben Maaße, wie die Geiſter ſie von dem ſichern und freundlichen Boden der Erde weg in die Luft heben wollen, ja wie ſie die Erde ſelbſt in die Luft ſprengen wollen, ſich an dieſe Erde und an ihre bleierne und ſteinerne Schwere recht feſt ketten müſſen, wenn ſie anders glücklich ſeyn wollen. Die gewaltige Zeit, worin wir leben, wird vielen, die eitel und elend waren, weil ſie eine Zeitlang meinen konnten, in ihnen ſelbſt ſey alle Genüge und alles Glück, wieder Demuth Glauben Liebe und Vertrauen auf Gott lehren. Es giebt eine Unzucht der Geiſter wie der Leiber, und dieſe geiſtige Unzucht iſt, weil ſie einbildiſch iſt, viel ſchwerer heilbar, als die leibliche: die Menſchen werden wieder lernen, was Zucht und Sitte bedeuten, und wie ſteuerlos und zügellos das Leben hinfährt, wenn es nicht in irdiſchen Schranken geht. Auch dies ſollten uns die fünfundzwanzig Jahre lehren, nicht daß ſie den Muth und die Kühnheit auf das Große und Göttliche niederſchlügen, ſondern daß ſie dieſelben von dem Eitlen und Gaukeliſchen auf das Wahre und Einfache richteten.

Europa iſt alſo der Mittelpunkt der Erde, ihr lebendigſter wärmſter beweglichſter Theil; das Chriſtenthum bleibt die große Lichtſonne aller Bildung und alles Lebens; von welcher alle zündende Strahlen ausfließen; Geiſtigkeit und geiſtiges Streben iſt und bleibt der Karakter der Gegenwart und der Zukunft. In Europa, dieſem Herzen der Erde, iſt Deutſchland das Herz, es iſt der Mittelpunkt Europas und des Chriſtenthums. Deutſchland iſt die hohe Schule der Philoſophie der Wiſſenſchaft der Kirche; von Deutſchland gingen die Propheten und Weiſſager der neuen Welt aus, ſie gehen noch davon aus, ſie werden künftig davon ausgehen. Jede große geiſtige Bewegung der Welt, welche, da das Chriſtenthum der Grundſtoff der neuen Geſchichte iſt, auch eine chriſtliche Bewegung heißen kann, zog der Deutſche, auch wenn ſie nicht grade bei ihm entſtand, in die Tiefen ſeines Gemüthes hinab und ſtieg erſt nach langer Umrollung mit ihr wieder an das Licht empor: in der Welt der Geiſter und Ideen iſt ihm nie etwas fremd geblieben und wird ihm nie etwas fremd bleiben. Der Deutſche wohnt in der Mitte des Planeten und iſt zum Vermittler beſtimmt, zum Lehrer und Propheten der Völker zum Verſtändiger des Streitigen zum Ausgleicher des Verſchiedenen zum Erklärer des Verborgenen und zum Deuter des Unſichtlichen. Damit er dieſe hohe Beſtimmung würdig erfüllen könne, hat Gott ihm von Anbeginn Beſcheidenheit Demuth Ernſt und Tiefſinn gegeben. Wer die Zeiten die Länder die Völker und ihre Verſchiedenheiten anſchauen und erkennen und andern auslegen und vermitteln ſoll, der muß in dem Eigenen und Eigenthümlichen und in der Eitelkeit des Eigenen und Eigenthümlichen nicht zu feſt verwachſen noch in ſeiner eignen Geſtalt verhärtet ſeyn. Daher hat der Deutſche bei allem ſeinem Ernſt und bei einer gewiſſen leiblichen Unbehülflichkeit und Sprödigkeit eine ſeltene geiſtige Beweglichkeit Leichtigkeit und Biegſamkeit, wodurch er das Fernſte verſtehen das Fremdeſte empfangen und das Ungleichſte verbinden kann. Dieſe Gabe Gottes, fremdes Leben zu verſtehen und ſich in anderen Leben zu verlieren, iſt allerdings eine der köſtlichſten Gaben und das Volk, das ſie beſitzt, mögte das glückſeligſte genannt werden, weil nach dieſem Maaße der Erkenntniß am ſicherſten auch das Glück eines geiſtigen Weſens gemeſſen wird; aber der Deutſche hat dieſe Gabe ſehr theuer bezahlen müſſen. Freilich war er ein Spiegel der Welt geworden, worin alle andere Völker leſen und, wenn ſie wollten, ſich erkennen konnten; aber dieſer Spiegel, deſſen Glanz die andern erfreuete, hat für ihn wenig Licht behalten; er hat endlich kaum noch gehabt, worin er ſehen konnte, wer er war und wer er ſeyn konnte und ſeyn ſollte: man kann im eigenſten Sinn von ihm ſagen, die andern Völker fraßen ſein Licht auf und verdunkelten ihn. Gefährlich war das Amt der Propheten von jeher, die Gaben der Tireſias und Kaſſandren haben auch viele alte Menſchen für einen Unſegen und einen Fluch angeſehen; wer in die hohe Gewalt der Geiſter tritt, muß den Leibern abſagen, er iſt gleichſam ein Verlobter des Herrn geworden und muß vielen irdiſchen Genüſſen ſeine Sinne verſperren. Gefährlicher iſt dieſes Amt, wenn ein ganzes Volk Prophet ſeyn ſoll. Der Deutſche iſt in der That fremden Mächten hingegeben worden auch wegen dieſes Prophetenamtes, aber nicht allein geiſtigen Mächten ſondern zum Theil recht gemeinen ja teufliſchen. Weil er alles Fremde und Verſchiedene erkennen verſtehen und würdigen ſollte, ſo war er zuerſt unſeitig überhaupt, nachher ward er durch den beſchleichenden Irrthum der Gewohnheit unſeitig gegen ſich ſelbſt. Eine ſolche Unſeitigkeit iſt aber ſehr traurig; wer ſich ihrer bewußt iſt, ja wer gar eitel darauf iſt, der prahlt mit ſeiner Dummheit: denn ſo aus ſich ſelbſt herausgehen und ſich ſelbſt aufgeben kann der Menſch nicht, ohne daß er ohnmächtig und dumm werde. Auf dieſer Höhe der Unſeitigkeit, welche der Deutſche Allſeitigkeit nannte, erkannte er ſich zuerſt nicht mehr, zuletzt verkannte er ſich, ohne Trotz und Stolz auf ſeine Eigenthümlichkeit, ohne Gefühl ſeiner Güte und Trefflichkeit, ohne Glauben an ſeine Treue und Redlichkeit, endlich ohne Kraft und Zorn ohne Liebe und Haß iſt er beinahe in Allem und im Nichts verſchwommen und beginnt kaum in unſern Tagen zu ahnen, in welcher Sündfluth er begraben lag. Ohne hohes Selbſtgefühl und feſten Karakter erſchien er den Fremdlingen ja ſelbſt den erbärmlichſten Fremdlingen als ein elendiges und zertretenes Bruchſtück von einem Volke, das man nach Belieben entweder zu Staub und Moder zerſchlagen oder neu behauen und in einen friſchen Bau einfügen könnte: er dauchte ihnen einer ſchlechten Scheidemünze ohne Gepräge, er dauchte ihnen faſt einem Nichts gleich. So fiel das Urtheil der Europäer über die Enkel der gewaltigen Germanen; von dem Schloſſe bis zur Bettlerhütte von dem Fürſten bis zum Tagelöhner erſchien kaum noch, was an etwas Altes Feſtes Herkömmliches, was an etwas Großes Volksthümliches und Unvergängliches erinnerte; alle Arten Sitten Sprachen Trachten und Moden, endlich alle Befehle Geſetze und Verfaſſungen der Fremden nannte der unglückliche Deutſche ſein und tändelte damit; er zerſetzte und zerſetzte ſich in dieſer Buhlerei mit fremder Art und Eitelkeit zu einem wahren Lappen, der leicht und durchſichtig wie Luft nirgends zu einem Segel aufgeſpannt werden konnte, ſondern gleich einer Feder mit jedem Winde dahinflog; er äffte mit kindiſcher Gedankenloſigkeit alles Fremde und Ausländiſche nach und kannte die herrlichen Tugenden und Künſte ſeiner Väter nicht oder verlachte und verhöhnte ſie wie verlebte und unmodiſche Alterthümer, die das mündige und vorgeſchrittene Geſchlecht allenfalls wiſſen könne, aber nicht nachahmen müſſe. Endlich kam ein blutiger und wilder Tyrann und nahm den armen Affen und zergeißelte ihn ſo, daß er anfängt zu fühlen, ſein Thun und Treiben, worauf er ſich jüngſt noch ſo viel einbildete, ſey nicht recht geheuer geweſen; durch unſägliches Unglück belehrt, hat er rückwärts und vorwärts blicken müſſen, und fängt ſeit einigen Jahren wieder an von Deutſchheit von Deutſchland von Vaterland von Freiheit und von den Ehren und Thaten ſeiner Vorfahren zu ſprechen; er fühlt, daß er, wie voll ſeine Großſprecher und Meiſter die Backen auch nehmen, ſeit anderthalb Jahrhunderten keine Geſchichte mehr hatte. Gott gebe, daß dieſe Rückkehr zu ihm ſelbſt und Einkehr in ſich ſelbſt die alte Gediegenheit und Stattlichkeit der deutſchen Gemüther wieder hervortreibe, daß alle durch die große Zeit inne werden, daß nur aus eigenen Keimen das Gewaltige und Tugendliche erblühen kann und daß von allen Sünden die Aefferei mit dem Fremden die größte Sünde iſt.

Bewegt geängſtigt und zerrüttet ſeit drei Jahrhunderten ſind alle Völker zur Ungebühr; das Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Dinge, der Geiſter und der Leiber und der geiſtigen und leiblichen Verhältniſſe ward mehr und mehr aufgehoben und in unſern jüngſtverfloſſenen Tagen ſind alle Gewichte übergeſchlagen und die Dinge ſelbſt über und unter einander gerollt. So iſt es von jeher geſchehen, wann große Perioden der Durchbildung der Menſchheit da ſind. Wir ſtehen jetzt auf einem ſolchen Entſcheidungspunkte: ein neues Zeitalter beginnt, welches ſeit drei Jahrhunderten vorbereitet worden, und wir müſſen zu ſeiner Geburt die ſchweren Koſten hergeben. Mögten wir es doch mit Liebe und Freundlichkeit thun! ſo wird es uns leichter werden. Bei dieſem außerordentlichen Stande der Dinge ſind alle Kräfte aufgeregt alle Verhältniſſe zerrüttet alle Gemüther unnatürlich geſpannt oder zerriſſen. Es kann nicht anders ſeyn und man verzeihe deswegen vielen Sterblichen die Klage. Aber auch wann die Zeit ſich wieder zur Ruhe ſetzt und im ſtilleren Leben zartere Keime und Blüthen treibt, als die unter Umwälzungen oder auf Schlachtfeldern ſprießen, wird der rege Geiſt nicht ſchlafen, deſſen Flug höher und höher ſtrebt. Aber die Völker werden lernen, daß der Menſch etwas Ewiges anerkennen und vor etwas Ueberſchwänglichem zittern muß; daß er ihm allein nicht vertrauen darf; daß er über die Erde ſo hoch nicht hinausfliegen darf, bis ſie ſeinen Blicken verſchwindet; ſie werden mit Demuth erkennen, daß der Menſch ſich hier unten mit ſeiner Heimath recht inniglich und traulich zuſammenleben und zuſammenleiben muß, daß er ſich mit tauſend Fäden der Vertraulichkeit und Liebe an ſie knüpfen muß, damit er im thörichten Wahn der Eitelkeit und Vermeſſenheit nicht über ſich und ſein Glück hinaus wolle. Wenn dies allen europäiſchen Völkern obliegt, ſo liegt es vorzüglich dem Deutſchen ob, der ſich ſo leicht mit den Geiſtern in Höhen verfliegt oder in Abgründe verſchließt, aus welchen die Rückkehr zur Erde nicht leicht iſt. Mir aber ſteht es bei dieſer großen Aufgabe der Zeit, das verlorne Gleichgewicht zwiſchen Himmel und Erde wieder zu zu ſuchen, wohl frei einige leichte Worte fliegen zu laſſen, die auf dieſen Gegenſtand hinſpielen.

Alſo einige leichte Winke über Sitte und Mode, einige kleine Andeutungen, wie dieſe mit dem, wovon wir ſprechen, zuſammenhangen. Wir wollen den Grund nicht ergründen, wir wollen nur darauf hindeuten, ſo daß aus dieſem leichten und kurzen Spiele in ernſten Gemüthern der Ernſt der Gedanken erwachſen könne.

„*Sitte* und *Geſetz* ſind nahe Blutsfreunde, aus einem Stamm entſproſſen. Sie ſtehen oft brüderlich neben einander, zuweilen auch gleichſam fremder einander gegenüber. Man mögte ſagen, ſie verhalten ſich wie ihre Verwandte, die beiden Wörter ſitzen und ſetzen. Sitzen bedeutet ſtill ſeyn, ſetzen ſtill machen; die Sitte iſt das Sanftere, das Geſetz das Härtere; die Gewalt der Sitte iſt mild, die Gewalt des Geſetzes iſt ſtreng; die Sitte herrſcht mehr durch die Gewohnheit und die Meinung, das Geſetz herrſcht durch den Befehl und den Zwang. So ſtehen die beiden Verwandten gegen einander und über einander in oft geſchiedenen und kalten aber doch ſo nahen und natürlichen Verhältniſſen, daß ſie einander nicht entbehren können, wenn es anders wohl um ſie ſtehen ſoll. Die Sitte als dasjenige, was auf faſt unbewußter Uebung und Gewohnheit beruhet, was in ihm ſelbſt ſtill iſt und ſtill fortlebt, was an ſich unſcheinbar und gewöhnlich doch das Trefflichſte und Ungewöhnlichſte erzeugt und erhält, bedarf doch einer höheren und ernſteren Majeſtät, die dem vielen Kleinen und Einzelnen, worin ſie nur zu beſtehen ſcheint, in der Ferne eine Würde und Bedeutung zeige, wodurch es nicht nur aus der trägen Faulheit des Gewöhnlichen hinausgereizt, ſondern auch als ein recht würdiger und unentbehrlicher Theil des Großen und Ganzen gewieſen wird. Das Geſetz befiehlt freilich, wo die Sitte nur bittet, drohet, wo die Sitte kaum winkt, ſtößt fort, wo die Sitte leitet, aber doch iſt ſeine Macht weit geringer als die Macht der Sitte. Auf tauſend ſchmalen Steigen und Fußpfaden, auf tauſend kleinen und kaum gewußten Seitenwegen, die oft durch Luſthaine und Blumenfelder laufen, führt ſie den Menſchen der großen und breiten Straße des Geſetzes entgegen, worauf in Schweiß und Mühe ja oft in Furcht und Angſt nicht ſo luſtig gewandelt wird. Wie der Strom ein trockenes und flaches Nichts ſeyn würde ohne die hundert und tauſend Quellen und Bäche, die ihm ihre Waſſer zuführen, ſo würde das Geſetz ohne die Vorbereitungen Vorarbeiten und Hülfen der Sitte ein erſtarrtes und todtes Nichts ſeyn, das in den Herzen der Menſchen nicht lebendig würde. Es kann dräuen und ſtrafen hängen und köpfen ſpießen und vierteln, es kann ſchrecklich und furchtbar ſeyn auch ohne die Sitte; aber allein kann es den Menſchen gut weder machen noch erhalten. Die Strenge, welche keine mildere Geſellin hat, zerbricht ſich in ihr ſelbſt, wie der Vater, der lieber mit der Fauſt und dem Zorn als mit dem Munde und dem Beiſpiele ſtraft, über den wiederſpänſtiſch und ſtörriſch gemachten Sohn bald die Gewalt verliert: das Geſetz iſt nichts ohne die Liebe, die Sitte iſt die Liebe des Geſetzes, welche durch tauſend Stufen die Menſchen ſanfter dahin führt, daß ſie die erhabene Furchtbarkeit und Majeſtät des Geſetzes anerkennen und zuletzt lieben können. Man kann geradezu behaupten: wo keine Gewalt der Sitte iſt, da iſt auch keine Gewalt des Geſetzes; wer in dem Kleinen des Lebens und Gemüthes im ungebundnen Taumel und Wechſel hin und her flattert, der kann das Große nicht faſſen noch halten, er iſt in ſeinen Trieben und in ſeinen Verfaſſungen ein Knecht und muß als ein Knecht durch Furcht und Schrecken regiert werden: das Geſetz, das durch keine Liebe getragen wird, muß ein grauſamer Deſpot ſeyn und ſein Verwalter muß die Sklaven mit willkürlicher Macht beherrſchen.

Der Menſch gewöhnt ſich, es iſt etwas Heiliges in ihm, daß er ſich gewöhnen kann. Auch das Thier gewöhnt ſich, der Ochs lernt ſeine Krippe kennen, das Pferd lernt den Gehorſam des Sattels und des Zügels, der treue Hund verläßt ſeinen Herrn nimmer und ſteht ihm bis in den Tod bei; aber eng ſind die Schranken der thieriſchen Welt und wenig freuet man ſich bei näherer Betrachtung dieſer Gewohnheit, die in der Ferne oft faſt als eine innige Gemüthlichkeit erſcheint, weil man in den Thieren den Stolz und die Freiheit nicht gewahrt, welche die Schranken durchbrechen oder darüber hinausſpringen könnten, welche dies aber unterlaſſen, als die das Glück und die Pflicht des Gehorſams anerkannt haben. Gewohnheit bei den Menſchen verhält ſich zur Sitte, wie die Sitte ſich zum Geſetze verhält: ſie iſt die Vorbereiterin und Pflegerin der Sitte. Auch ihr Urſprung iſt ſelbſt in der Bedeutung des Worts dem Urſprunge der Sitte auf das nächſte verwandt. Das Wort gewohnen oder gewöhnen ſteht dem Worte wohnen offenbar ſehr nahe und dieſes letztere wieder den Wörtern Sitte und ſitzen. Der Menſch gewohnt ſich heißt urſprünglich: der Menſch befeſtigt ſeine Gedanken und ſeine Liebe um ſeine Wohnung, er gewinnt etwas Feſtes Sicheres lieb, er giebt das Unſtäte und Unheimiſche auf. Die Gewohnheit bezieht ſich alſo zunächſt auf ſeine Wohnung und ſein Haus, und da mögte man in einer gemeinen Anſicht ſagen, wie der Ochs ſeine Krippe kennt und das Pferd ſeinen Stall, ſo kennt der Menſch die Stätte, wo er ſchläft iſſet und trinkt; und wirklich iſt es in dem Kleinſten ſo. Der Menſch liebt ein Haus mehr als andere Häuſer, weil es ſein Haus und ſeines Vaters Haus iſt, worin er geboren ward und worin er ſo viel Fröhliches und Trauriges erlebte; er liebt das Bett, worin er manche Jahre geſchlafen, den Stuhl, worauf er geſeſſen, den Baum, worunter er als Knabe geſpielt hat, den Bach, worin er gebadet oder gefiſcht hat; er kann bei dem Anblicke eines elenden und zerbrechlichen Geräthes Thränen vergießen, weil es ihn an lebende und liebende Geiſter erinnert, die einſt darum ſpielten und flatterten. So enge an das Irdiſche gebunden iſt auch der Menſch, und er muß ſich ſo gebunden fühlen, wenn er glücklich ſeyn will. Wir wollen beſcheiden ſeyn: nicht ſo thieriſch ſind die Thiere, als ſie uns dünken; viele von ihnen zieht nicht bloß der Bauch und die Begierden des Bauches, nein ſie zieht eine Art Liebe und Dankbarkeit, die wir gern Inſtinkt nennen, weil wir das Innige darin nicht anerkennen wollen. Auch der Menſch, der in liebender Wehmuth der Träume und Erinnerungen an Stein und Holz und Erde gebunden ſcheint, hangt nicht an dieſem Vergänglichen, ſondern an dem Unvergänglichen, das darin lebt und athmet. Lache, du flacher und auf deine Geiſtigkeit eingebildeter Thor, über das was ich ſagen will — mich lacheſt du nicht aus ſondern dich ſelbſt, der du ſo elend biſt, nicht an alles Blüthenranken der Liebe hängen zu können. Nie ſehe ich einen mit Flachs umwundenen Spinnrocken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten, denn dann kömmt mir meine freundliche Mutter wieder, die mit den Händen und mit dem Herzen ſo viel geſponnen hat, die an dem ſchnurrenden Spinnrocken ſitzend mir Fabel und Mährchen und Lehre geweſen iſt für alle Zeit; nie thürmt ſich ein Gewitter auf, nie ſchaue ich in die ſinkende Abendſonne, ohne daß mein frommer und fröhlicher Vater mit ſeiner ganzen Geſtalt voll Kraft und Güte vor mir ſtehe: denn wann die Sommerwolken ſich düſterten, mußte er hinaus in Regen und Blitzen und ſich Gottes und der Natur freuen, und in den Schein der ſinkenden Sonne wie vielmal hat er ſeine Buben in ſchweigender Anbetung Gottes geführt; nie erblicke ich einen Taubenſchlag, ohne daß ein ganzer Schwarm von Erinnerungen und Freuden der früheſten Jahre mit dem wimmelnden Schwarm der Vögel aufſliege, ohne daß meine ganze Kindheit mit ihren Träumen und Ahnungen wieder erwache. So iſt der Menſch und ſo ſoll der Menſch ſeyn; auch das Ferne und Vergangene ſoll ihm lebendig ſeyn, der Stein das Holz ſoll zu ihm ſprechen, wie vielmehr das Lebendige. Gewohnheit gewöhnt an das Kleine ja an das Kleinſte, ſie befeſtigt daran, aber aus ihr erwachſen tauſend Ranken des innigſten Gemüthes, die ſich auch um das Große und das Größte ſchlingen und es mit dem Kleinen und dem Kleinſten in die nothwendigſte und wohlthätigſte Verbindung ſetzen. Aus der Gewohnheit geht die Sitte hervor, jenes wunderbare geiſtige Etwas im Gemüthe, was beide das Gemeine und das Ungemeine umfaßt und mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden der Liebe ſo innig umflicht, daß der Menſch ſich von ihnen nicht löſen kann, er zerreiße und zerſprenge denn ſein ganzes Leben. Sitte iſt, was ſich in dem Menſchen feſtſetzt und was ihn feſtſetzt; ihre Herrſchaft beginnt von dem Seſſel, worauf er ſitzt, von dem Topf, worin er kocht, von dem Wams, das er trägt, von der Verbeugung, womit er grüßt, und endet in jenen erhabenen Weiſen, wodurch er mit den Himmliſchen über den Sternen umgeht. Es ſind in dem göttlichen Menſchen wilde und ungeſtüme Triebe dunkle und irdiſche Leidenſchaften unbändige und zügelloſe Gelüſte und Begierden: tauſend lauernde Ungeheuer des Laſters mit Tiger- und Wolfs- und Affennaturen, welche raſtlos kämpfen, das Göttliche und Himmliſche was in ihm lebt zu verwüſten und zu verſchlingen. Dieſe Ungeheuer können nie ganz vertilgt werden, ſie müſſen an Ketten gelegt, ſie müſſen durch ſtillende und beſänftigende Mittel in Schlaf eingelullt werden, wie jener dreiköpfige Hund, der an den Höllenthoren liegt, durch Zauberei und Mohnſaft eingelullt ward, damit die bangen Seelen durch den Eingang wandeln konnten. Dieſes Fürchterliche und Wilde in dem Menſchen wird allein beruhigt und eingeſchläfert durch das Kleine und Gewöhnliche, was in dem Hauſe und um das Haus lebt, durch tauſend und aber tauſend unſcheinbare und unſichtbare Arten und Gewalten, die man faſt nirgends zeigen kann, die darum aber nicht weniger da ſind. Mehr noch wird es beruhigt und eingelullt durch die mittleren Kräfte des Menſchen durch die mittleren Anlagen des menſchlichen Gemüthes, welche zwiſchen der Thierwelt und der Geiſterwelt zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen in der Mitte ſchweben und welche durch eine ſchöne Täuſchung die Triebe beſänftigen, ungefähr auf die Weiſe wie es mit den wilden Beſtien geſchieht. Sie ſcheinen ihrer Gier bloß irdiſches Futter hinzuwerfen, aber indem jene mit der Stillung des gemeinen Bedürfniſſes beſchäftigt ſind, werfen ſie ihnen geiſtige Feſſeln um und ziehen dieſe Feſſeln durch die Gewohnheit immer enger an. Ich ſpreche in Gleichniſſen und ſcheine in Räthſeln zu ſprechen, aber wer den Menſchen je in ihm ſelbſt gefühlt hat, wird mich verſtehen. Gewohnheit ſcheint bei dem Menſchen oft auch etwas Thieriſches, auch die unteren Grade der Sitte ſcheinen es zu ſeyn, aber ſie ſcheinen es nur; mit ihnen beginnt ſchon das lichte und ſelige Reich des Gemüthes, der Vertrag und die Eintracht, welche zwiſchen den irdiſchen und himmliſchen Kräften und Strebungen geſtiftet werden. Bei den unteren Stufen der Geſellſchaft können auch nur die unteren Grade der Sitte ſeyn; ſo wie aber die Bruſt des Menſchen ſich mehr und mehr lichtet und lüftet, wie die Urbilder des alten Himmels und der verlornen himmliſchen Schönheit und Glückſeligkeit mehr und mehr wieder in ihm aufdämmern und aus der ſchweren und dunkeln Maſſe der Körperwelt ſich emporwinden, wird die Gewalt reiner und geiſtiger, welche ſich als die ſchützende und haltende Wehr um das Leben legt: Schönheit und Anmuth verſchwiſtern ſich mit dem Irdiſchen und Gemeinen und geben auch den kleinlichen und thieriſchen Bedürfniſſen und Leidenſchaften des Menſchen einen Götterſchimmer. Endlich kömmt der dritte und letzte Grad: auch was über dem Gemeinen und Gewöhnlichen über der Erde und dem Irdiſchen zu ſchweben und zu walten ſcheint, wird von der Sitte gebunden, als ſtehe es mit ſeinen Wurzeln in der Erde feſt: damit dem Menſchen wohl ſeyn könne, wird der Geiſt ſelbſt, die innigſte Seele und Jugend des Menſchen, durch die Sitte an das Aeußere und Leibliche gebunden ja dem Leibe der Welt recht eigentlich einverleibt.

Dies hier iſt das Größte und hierauf wollte ich dieſe Betrachtungen recht eigentlich hinführen. Dem Menſchen, einem Weſen, deſſen Urſprung der Himmel iſt, ward die Erde hier unten zur Heimath angewieſen und zwiſchen Himmel und Erde ſollte ſeine Sehnſucht im ewigen Streben hin und her wandeln. Sollte er alſo glücklich ſeyn und ſein irdiſches Daſeyn erfüllen, ſo mußte dieſes ewige Streben ſo ſehr als möglich ins Gleichgewicht gebracht werden, es mußten viele himmliſche Kräfte an die Erde gebunden werden, damit dieſe ſeine Heimath ihm lieb und anmuthig würde. Dieſe große Aufgabe hat die Sitte gelöſt. Es ſind Zeiten geweſen und es iſt jetzt eine Zeit noch nicht abgelaufen, wo der Menſch das Irdiſche und das Himmliſche, den Leib und den Geiſt der Erde und ſeines Selbſt geſchieden und getrennt hat; wo er es für kindiſch gehalten hat, daß er das Gemeine und Leibliche mit Geiſt gleichſam umwickelte und feſſelte; wo er es für unwürdig gehalten hat zu geſtehen, daß er ſein Gemüth und die Heiligthümer ſeines Gemüthes, wenn ſie ihm hier unten zur Freude werden ſollten, an den irdiſchen Stoff wie an einen ſteinernen Block feſſeln mußte. Die Lehre des Uebermuthes iſt tauſendſtimmig ausgeſprochen worden, das Kleine und Gemeine ſey nichts als Erde und Thierheit und vergänglicher Stoff und müſſe als ſolches zertreten und verachtet werden; die freien Geiſter, von allem Irdiſchen und Vergänglichen gelöſt, können und dürfen gleich dem ſchaffenden Gotte über dem Stoff und der faulen Maſſe ſchweben und, wann ſie wollen, ſie beleben oder todt liegen laſſen; das ſey des Menſchen höchſtes Ziel, ſich ſchon auf der Erde von der Erde zu befreien. In ſolchem thörichten Uebermuth hat der Menſch und das Leben des Menſchen alles Gleichgewicht verloren und iſt das traurige Spiel des Wechſels und des Zufalls geworden; die Erde iſt ohne Wonne und Herrlichkeit geblieben; und die Geiſter in ihren Lüften ohne Trieb und Liebe ſind in dem Oeden und Geſtaltloſen vergangen. Es giebt hienieden kein Glück ohne gleiche Miſchung und gleiches Gewicht beider Kräfte; es giebt keine Tugend, die nicht auch an den warmen Brüſten der Erde groß geſäugt ſey; es giebt keine Tugend ohne Sitte. Je höher die Geiſter fliegen wollen, deſto feſter muß man die Fäden machen, die ſie an der Erde halten; dieſe Fäden webt und ſchlingt die Sitte um ſie. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Die Sitte hat wieder mannigfaltige Grade und Stufen, welche man mit eigenen Namen benennt und welche zwar unter ihren allgemeinen Begriff gehören, doch aber zuweilen auch, faſt als für ſich beſtehend, neben ſie geſtellt werden. So ſpricht man z. B. von Arten Gebräuchen Weiſen und Moden. Wir wollen dieſe Unterordnungen oder Nebenordnungen der Sitte hier nicht erörtern, ſondern uns bloß an dem Wörtlein Mode halten. Was man Weiſen und Moden nennt, iſt das Leichteſte und Dünneſte in der Sitte, das am wenigſten Feſte und Beſtändige, kurz das auch in der Sitte immer Schwebende Bewegliche und Wechſelnde. Dies iſt an ſich nichts Schuldiges, ſondern etwas Natürliches, denn in allem Wirklichlebendigen und Nichtverſtarren muß der Wechſel und die Veränderung wenigſtens als ein leichtes Spiel erſcheinen. Wo ein Volk noch nicht abgeſtanden und verſteint iſt, wie die Chineſen, wird und muß Mode immer neben Sitte ſeyn: aber die Mode ſoll von der Sitte beherrſcht werden, ſchlimm, ſehr ſchlimm iſt es, wann die Mode über die Sitte geſtellt wird. Man hat das menſchliche Leben ſehr häufig mit dem Reihentanze der Jahrszeiten verglichen. Ewig ſchreitet das Jahr mit gleichem Gange unter leichten immer wieder in die Geſtalt des Ganzen einſpringenden Wechſeln dahin: ſo wird auch das menſchliche Leben glückſelig gedacht, das in ſeinem ſtillen und feſten Geleiſe fortwandelt, wo die Sitte als milde Nothwendigkeit, die Tugend ſelbſt als ſüße Uebung erſcheint, wo nur den leichten und munteren Trieben erlaubt wird ſeitweges die luſtigen Flatterer und Wechsler zu ſeyn, die aber immer wieder in die grade Bahn zurückkommen müſſen. Unglücklich und unfruchtbar iſt das Jahr, das von Orkanen Erdbeben Wolkenbrüchen Gewittern Dürre Kälte Näſſe zu viel heimgeſucht wird; unglücklich und unfruchtbar iſt der Menſch, freudenlos und thatenlos iſt ſein Leben, welchem ewige Wechſel von außen und Stürme von innen den heitern Blick über die Welt verwirren und die Stärke des Karakters zerbrechen. Dieſes Unglücks eine große Urſächerin iſt die Mode, der gefährlichſte Vogel, den die geöffnete Pandorenbüchſe hat fliegen laſſen. Sie iſt eine luſtige und liebenswürdige Spielerin und Gauklerin, ſo lange die Sitte im Leben und in der Geſellſchaft die Vorherrſchaft führt: dann ſieht der Menſch ſie an für das, was ſie iſt, für eine bunte leichtfertige und ewig bewegliche Geſellin, die mit tauſend Scheinen und Geſtalten immer neue Luſtſpiele und Poſſenſpiele darſtellen und an der Landſtraße des Lebens mit ihren Thorenſpielen hin und her flattern und den ernſten

Wanderer auf der ſtaubigen Bahn des mühſeligen und kämpfevollen Lebens ergötzen ſoll. Sie wird eine gefährliche Verführerin eine verweichlichende Buhlerin eine verwirrende und verwüſtende Zerſtörerin aller Männlichkeit und alles Ernſtes, wann ſie ſich anmaßt mehr zu ſeyn, als ſie iſt, nämlich die leichtfertige und gaukelnde Spielerin; wenn ſie die Leiterin und Herrſcherin des Lebens ſeyn will. Dieſe Zeit haben wir erlebt, Thorheiten haben den meiſten wichtige Angelegenheiten, Poſſen haben Tugenden, Kindereien und Lügen haben idealiſches und göttergleiches Leben geheißen. Aber wenn man die dünnen Geſtalten dieſer Zeit und das matte und dünne Leben etwas näher beleuchtete, ſo hat ſich das blanke Elend dieſer unſeligen Nichtigkeit und Täuſcherei nicht lange verſtecken können. Gelungen iſt es der Mode in den meiſten Ländern, die Sitte zuerſt lächerlich zu machen und als eine alte runzlichte und grämliche Großbaſe hinzuſtellen, welche für dieſe Welt nicht mehr paſſe; endlich hat ſie alle Sitte zerſtört und den Leuten eingebildet, ſie können ohne die unbequemen und langweiligen Feſſeln derſelben bloß durch Bildung und Geiſtigkeit das Leben halten und die Triebe ſo zügeln, daß ſie für die Freude luſtig und für den Genuß immer fertig ſeyen; die Bande, womit ſie umſchlinge, ſeyen die einzig glückſeligen Bande, Ketten aus Blumen geflochten, die man jeden Tag wieder auflöſe und an ihrer Statt aus friſchen Blumen neue flechte; Wechſel ſey die große Idee der ganzen Schöpfung, Wechſel das Geheimniß aller Kraft und alles Lebens; durch Wechſel ſtärken ſich die Geiſter erfriſchen ſich die Leiber; der Gedanke eines ruhenden und ſtillen Gottes und einer ruhenden und ſtillen Glückſeligkeit ſey ein Ungedanke, von faulen und dickbäuchigen Pfaffen oder von verlebten und murrköpfiſchen Sittenrichtern erfunden. So ſprach ſie, aber ihre Früchte waren nicht wie ihre Worte; ſie hat den armen Sterblichen drinnen und draußen alles Maaß alle Ruhe und alle Freude verſchüttet und zerrüttet, ſie mit bunten und leeren Gaukeleien geäfft und ihnen gleichſehr die Kraft des Lebens die Freude des Genuſſes und die Würde der Tugend genommen. Wir müſſen alſo zurück aus dieſem jammervollen Zuſtande der Verwüſtung, wir müſſen das Stille und Feſte wieder ſuchen, was die unſtäten und leichtfertigen Triebe unſerer Bruſt binden und dem Leben wieder Haltung und Stätigkeit geben kann. Damit dies möglich ſey, müſſen wir die Sitte wieder in ihre Majeſtätsrechte einſetzen. Iſt dies geſchehen, dann mag auch die Mode ihre leichten Scherze und Gaukeleien um uns treiben, ein Bild deſſen, was in der Welt wechſelnd und beweglich und gleich Schatten und Seifenblaſen hinſchimmernd zerflatternd und zerfließend iſt. Mannigfaltig mag das Kleine, mögen die kleinen Geſtalten und Aeußerlichkeiten des Lebens immerhin wechſeln, aber das Große ſtehe unerſchütterlich feſt wie der Fels im Meer, um welchen die Wellen mit lieblichem Geräuſche ſpielen und plätſchern. Nicht vertilgt ſoll die Mode werden, ſondern dienen ſoll ſie der Sitte.

Wir ſehen einmal einige Folgen der Mode, welche die Oberherrſcherin ja die Alleinherrſcherin des Lebens geworden iſt. Die Zeichnung iſt leicht, weil dem Zeichner allenthalben lebendige Muſter ſitzen und ſtehen. Wir beſchreiben das Elend, das wir geſehen und erlebt haben und das wir noch alle Tage ſehen und erleben.

Zuerſt die Sitte iſt eine tüchtige und ehrſame Frau, welche ſtattliche Söhne und liebliche Töchter geboren hat, die Verwalterin des Hauſes, die Mutter der Kinder, durch ihre anerkannte Thätigkeit und Würdigkeit ſchweigend oder redend in der Geſellſchaft geehrt. Weil ſie viel gethan und gelitten viel erkannt und gelebt viel gehofft und geliebt hat, ſo ſteht das Leben in ſeiner Klarheit und Wahrheit treu und gediegen vor ihr; mit dem, was ſie feſt und heiter umfaßt und hält, treibt ſie keine Tändelei und Spielerei; ſie buhlt mit keinen Halbheiten und Scheinen und will keine Blüthen und Früchte von dem Leben pflücken, als die wirklichen. Daher kennt ſie keine Gaukelei und Ziererei, keine Aefferei mit Tugenden, welche keine Tugenden ſind; ſie kennt und will nur das Wahre und Rechte, ſie iſt das Bild der Wahrheit und Rechtlichkeit ſelbſt und in Empfindung und Gedanken in Rede und That tritt ſie klar und offen vor aller Welt hin: keine zimperliche und prüdliche alte Jungfer ſondern die beherzte und muthige Frau, mit ſolcher Majeſtät der Zucht, daß alles Freche und Ausgelaſſene vor ihrer Hoheit in den Staub fallen muß. — Wie ganz anders die Mode! Ihrer Natur nach iſt ſie keine Sünderin. Gott hat viel Leichtes Flatterndes und Bewegliches erſchaffen, was beide in der Außenwelt und in der Bruſt des Menſchen ſeinen erlaubten Wohnſitz hat und erlaubt iſt, weil es geſchaffen iſt. Die Mode ſoll eine Spielerin und Tändlerin ſeyn, ſie darf zuweilen ſogar eine Gauklerin und Täuſcherin ſeyn, damit die zu ſchroffe Strenge und der zu ſpröde Ernſt des Lebens aufgelöſt und erheitert werde; aber ſie wird eine Sünderin, wenn ſie ſich Ungebührliches und Ungehöriges anmaaßt. Dieſe ungebührliche Anmaaßung iſt da, wann ſie ſich der Sitte gleich ſtellt oder wann ſie ſich gar über die Sitte hinaus ſtellt. Dann wird die Spielerin eine Betrügerin, die leichtfertige Thörin eine bewußte Sünderin. Die Mode will dann mehr, als ſie kann; ſie will zugleich das Feſte und das Bewegliche den Ernſt und das Spiel die Ehrbarkeit und den Leichtſinn den Verſtand und die Thorheit darſtellen: ſie will das Unmögliche. In dem

Gefühl, daß ſie das nicht kann, ſperrt und ziert und prüdet und zermartert ſie ſich in tauſend Affenſprüngen und Affenkünſten; ſie zieht eine fremde Art und ein fremdes Gewand an, ſie wird eine bewußte Sünderin, ſie will täuſchen: ſie täuſcht nicht aus Muthwillen ihrer Natur ſondern aus Vorſatz ihres Willens; ſie muß eine Wichtigkeit einen Anſtand einen Ernſt heucheln, die ihr unnatürlich ſind. Jetzt iſt die Lüge fertig, die immer ein Kind der Schwäche und Ohnmacht iſt, und mit ihr öffnet ſich eine weite Bahn des Laſters und Unheils. In der heiligen Schrift heißt die Lüge ein Kind des Teufels; man ſpricht auch von einer Großmutter des Teufels: ich mögte glauben, die Lüge ſey die Großmutter des Teufels, denn Aergeres und Boshafteres als ſie giebt es in der ganzen Natur nicht. Die Lüge iſt die Oberhofmeiſterin der Mode, welche auch Sitte ſeyn will; Ziererei Aefferei und Buhlerei heißen ihre Hoffräulein; und die zippe Jungfer, falſche Schaam genannt, iſt ihre erſte Kammerjungfer.

Die Lüge und die falſche Schaam, dieſe beiden Großdamen der Mode ſehen gottlob ſo aus, als wenn ſie auf germaniſchem Boden nicht geboren ſind. Daß ſie weiland bei unſern Urgroßvätern und Urgroßmüttern nicht heimiſch waren, bezeugt uns deren Geſchichte. Eine Lüge hielten ſie für eine ſolche Sünde und den Namen Lügner für einen ſolchen Schandfleck, daß die Beſchuldigung davon nur mit Blut abgewaſchen werden konnte, und daß ehrlos war, wer ſolche Makel auf ſich ſitzen ließ. Die falſche Schaam war ihnen eine völlige Unbekannte und Fremdlingin, deren Namen ſie erſt in den letzten Jahrhunderten gelernt haben: jene Menſchen hüteten ſich zu begehen, deſſen ſie ſich ſchämen mußten; des Natürlichen oder Zufälligen ſchämt ſich der Menſch nicht oder ſchämt ſich friſch und kurzweg und verziert die erröthende Empfindung oder Verlegenheit, worein er geräth, nicht mit leerer Prüderei von Worten. Lüge iſt verderblich, weil ſie ſchlecht macht; falſche Schaam iſt verderblich, weil ſie ſchwach macht. Wer immer zittert, daß ihn jemand Lügen ſtrafe, wer ſich mit kleinlichen Nöthen ängſtigt, deſſen ganzes Leben muß mit Vorrüſtungen und Zurüſtungen des Kleinen hingehen, ſein Muth wird zerknickt und ſeine Kraft zerſtückelt, er wird und bleibt ein ſchwirrender Wetterhahn und eine erbärmliche Memme. In dem Kleinen und Einzelnen ſitzt er feſt und kann ſich davon nicht erlöſen, in dem Kleinen und Einzelnen ſchämt er ſich und zittert er, wie ein Sklave zittert. Ein ſolcher thut das Böſe nicht aus Freude an dem Böſen — gottlob das thun wenige Menſchen — ſondern er thut es häufig ſeiner modiſchen und geſellſchaftlichen Schicklichkeit wegen; er zertritt und entweihet die Tugend nicht aus Wohlgefallen am Laſter, ſondern wann er ſich ihrer ſchämen muß. Dahin, zu der Elendigkeit kömmt der verzierte und verweichlichte Menſch, daß tüchtig wollen und thun für eine Albernheit und Narrheit gehalten wird. Ueberhaupt wer nicht dulden kann von vielen ein Narr genannt zu werden, der mag ſchwerlich lange ein tugendhafter Mann bleiben.

Die Mode mit ihren eben genannten Geſellinnen macht zu eitel, d. h. ſie macht eitel auf das Eitle. Ich bin kein griesgrämiſcher Richter und Verdammer der Freude, ich weiß, wie viel Gott uns erlaubt hat und wie viel das fröhliche Evangelium des Heils uns erlaubt. Die Eitelkeit und die Luſt an dem Eitlen und Vergänglichen ſind eine wohlthätige Mitgift der Natur, damit wir über das viele Traurige und Bittere des Lebens deſto leichter hinhüpfen; aber unſelig iſt unſer Loos, wenn die Eitelkeit, die höchſtens draußen um uns ſpielen ſoll, drinnen in uns ihre Wohnung aufſchlägt. Sobald wir beginnen mit dem Leichten Schimmernden und Vergänglichen Ernſt zu treiben; wenn wir es zur großen und wichtigen Angelegenheit unſers Lebens machen; wenn es mehr mit uns bedeuten ſoll als ſpielen — fahrwohl! Waidlichkeit und Muth des Lebens! und willkommen Kleinlichkeit Zierlichkeit und Bangigkeit! Die unſchuldige Eitelkeit kann man höchſtens ein kindiſches Kind nennen, die bewußte Eitelkeit, die auf ſich ſelbſt und auf ihre Herrlichkeiten eitle Eitelkeit iſt ein verzogenes Kind voll Launen, und Tücken. Leichtſinn und Flatterhaftigkeit ſind in der Natur gegründet, ſie haben ein Recht zu ſeyn, weil ſie ſind, und wenn man nicht wünſcht von ihnen wild fortgetragen zu werden, ſo hat es doch Augenblicke, wo man ſich freuen kann, wenn ſie gleich Schmetterlingen und Vögeln durch die weiten Lüfte ſegeln und ſich von allen Winden luſtig in das Reich des Ungefährs tragen laſſen. Was thut die Eitelkeit? Sie bindet den leichten Fliegern Fäden an die Füße, damit ſie nicht höher und weiter fliegen können als ihr gefällt; ſie hat es ausgerechnet, wie weit man üppig und übermüthig ſeyn darf: wer Ueppigkeit und Uebermuth berechnen kann, darf gar nicht üppig und übermüthig ſeyn. So wird hier methodiſch und mit jüdiſchem Geiz und jüdiſcher Berechnung des Maaßes und Uebermaaßes geſündigt: die methodiſche Sünde das iſt die rechte Sünde.

In der Sitte, wie wir gehört haben, iſt beide das Aeußere und das Innere das Weſen und die Geſtalt die Seele und der Leib des Menſchen; die Mode gebärdet ſich nur innerlich zu ſeyn, ſie ſpielt alles Innerliche in das Aeußerliche hinaus, die Art das Gemüth die Tugend des Menſchen behandelt ſie wie ein Kleid, das der Schneider nach Laune ſo oder anders zuſchneiden und zuſtutzen kann. Wo ſie gebietet, da kann der Menſch nicht bei ihm ſelbſt bleiben, kann er ſich nie in der ruhigen Betrachtung der Welt noch in der Anſchauung ſeines Gemüthes verlieren, ſondern wird durch den verwirrenden Wechſel der Geſtalten und Gelüſte unaufhörlich hin und her geriſſen, und nimmer wird ihm ſo viel Zeit, daß ſich ein ſtilles heiteres Bild der Welt und des Lebens vor ihm ſetzen kann. Die Folge dieſes Zuſtandes, worin ihn die Mode erhält, iſt Flatterhaftigkeit und Flachheit und eine Schwächlichkeit und Dünnheit des Innern, welche gar nichts Starkes und Ernſtes aufnehmen noch feſthalten kann. Ein Menſch, den dieſe launiſche und unbeſtändige Tyrannin beherrſcht, erlangt nie jenes göttliche Bewußtſeyn von Kraft, jenes Gefühl von innerlichem Stal der Seele, welches man Karakter nennt und welches wohl das größte Gut eines Menſchen heißen mag. Von dieſer großen Tugend und von der Einkehr der Himmliſchen in die Heimath ſeiner Bruſt weiß der armſelige Flatterer nichts; ſein Blick und ſeine Begierden werden mehr und mehr auf die Erde und auf das Vergängliche und Nichtige gekehrt; das Erhabene das Stille das Fromme — alles, was man als die unvergänglichen und überirdiſchen Güter preiſet und anbetet, mag und kann mit dem Kleinlichen und Gaukeliſchen nicht wohnen. So flattert und tändelt der Menſch die Blüthenzeit ſeiner Jugend durch, die leiblichen Kräfte und Freuden nehmen endlich ab, die tantaliſchen Gelüſte aber wachſen: ewige Ungenüge, ewiges Misbehagen und launiſches Schmollen über die Menſchen und über die Welt, ewige Klage über Nichterfüllung, ewig ſich ſelbſt ſchärfende Stacheln des kleinen Geizes und Ehrgeizes martern den Unglücklichen, und in dem wüſten und ſteuerloſen Treiben auf der wechſelnden Woge des Lebens hat er das nie gefühlt, wodurch von den Guten die Götter geglaubt und angeſchaut werden.

Eine nichtsthuende Geſchäftigkeit ein Alleswollen und Nichtsvollbringen ein Allesbegehren und Nichtserlangen — das iſt die Ueberſchrift auf dem Leben desjenigen, der ſich der Eitelkeit der Mode ergeben hat. Ein Menſch, der in ſich alles Feſte gelöſt und gebrochen und alles Starke verweichlicht und verweibt hat, weiß nimmer, was die Selbſtherrlichkeit und Hoheit eines freien und männlichen Gemüthes iſt; er iſt der Knecht aller Erbärmlichkeiten Sorgen und Aengſten geworden und wird in dieſer Knechtſchaft athemlos fortgetrieben bis ans Ende ſeiner Bahn. Drinnen und draußen in ihm und um ihn herrſcht die ewige Unruhe und der unſtäte Wechſel der Dinge. Wer ſich dieſer Unruhe und dieſem Wechſel hingiebt, der wird einem fliegenden Blatt im Sturmwinde und einem bangen Häslein gleich, das nirgends eine ſichere Stätte hat: ſein ganzes Leben wird eine kleinliche Jagd; denn nur aus Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten beſteht demjenigen endlich das Leben, der in ihm ſelbſt nicht einen großen Mittelpunkt zu ſetzen weiß, um welchen die kleinen und im ewigen Wechſel und Strudel bewegten Dinge rollen müſſen. Der Menſch, welcher in ihm ſelbſt nichts Feſtes und Sicheres hat, welcher in ſeinem Herzen kein Orakel gebaut hat, das er in Zweifeln und Gefahren um Auflöſung und Troſt befragen kann, muß in unaufhörlicher Furcht und Angſt leben beide vor den Dingen und vor den Menſchen. Die Dinge ſind ſeine Tyrannen, da ſie doch ſeine Sklaven ſeyn ſollten; die Geſichter oder die Winke der Menſchen ſind ſeine Richter, weil er in ſich keinen Richter ehrt. In dem Einzelnen lebt der Arme, von dem Einzelnen wird er geängſtet und gejagt, vor dem Einzelnen zittert er: wer ſich ſelbſt nicht erfaſſen kann, der kann auch die Welt und ihr künftiges und glückliches Seyn nicht erfaſſen und flattert und zerflattert in windigen Lüften und Wünſchen. Sieh die eitlen und modeſüchtigen Europäer an, welcherlei ſie ſind und welches Leben ſie führen oder vielmehr von welchem Leben ſie geführt werden, und antworte mir, was du geſehen haſt. Nicht für irgend eine ſtille Gottheit nicht für irgend einen hohen Wahn nicht für irgend eine ſtarke Tugend leben ſie ein gleiches waidliches und fröhliches Leben, ſondern für vergängliche Scheine der Dinge und für den leeren Beifall oder Tadel der Menge treiben ſie ſich im matten Thun und Nichtsthun ihre fünfzig oder ſiebenzig Jahre ſo durch. So wenig kennen ſie die wahre Freude und die wahre Tugend, ſo wenig kennen ſie den hohen Werth der flüchtigen Zeit des kurzen Lebens, daß funfzehen Sechszehntel der Menſchen nicht für ſich ſondern für andere zu leben ſcheinen. Sie leben aber nicht ſo für andere, daß ſie andern dienen oder helfen, ſondern damit ihre prunkende Leerheit und Armſeligkeit von ihnen nicht getadelt werde.

In dem ſteten Wechſel der Mode gehn die Treue und Liebe unter, die nur mit den Feſten und Frommen wohnen mögen. Wer alles ergreifen will und nichts feſthält, wer immer das Neue über dem Neueſten vergißt, der kann dieſe heiligſten und erſten Göttinnen des Lebens nicht bewahren. Blanke Kleider leere Herzen iſt faſt zum Sprichwort geworden. Die Menſchenbruſt wird zu eng und zu flach, als daß ſie für diejenigen Raum behielte, welche Stille und und Gemüthlichkeit verlangen. Was iſt das Leben aber ohne Treue und Liebe? Ein hohles Nichts, das derjenige, welcher es erkannt hat, den Augenblick wegwerfen würde. Wer ſich ſelbſt nicht bewahren kann, der kann auch ſeine Liebe nicht bewahren, der kann nicht glücklich ſeyn; im ſteten Taumel von Begierden und Wünſchen umhergetrieben, immer ſuchend und nie findend, immer begehrend und nie geſättigt, jagt er leeren Seifenblaſen nach und verkennt die reinen und unverſiegenden Güter der Seligkeit, die aus einem lichten und liebenden Herzen geſchöpft werden. Schon die gewöhnliche irdiſche Liebe geht in dieſer Unbeſtändigkeit und Wildheit der Wünſche und Anſichten des Lebens unter, wie vielmehr die chriſtliche Liebe, die ſtille und freundliche Caritas, welche ich die Huld nennen mögte, die ſanfte Weckerin die liebliche Verjüngerin und die treue Tröſterin des Menſchen, von welcher der Apoſtel ſagt 1. Cor. XIII, 4 ff.:

4. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht.

5. Sie ſtellet ſich nicht ungebärdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden,

6. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit,

7. Sie verträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles.

8. Die Liebe höret nimmer auf, ſo doch die Weiſſagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniß aufhören wird.

So viel Nichtigkeit und Jammer liegt in dem Wankelmuth und in der Unbeſtändigkeit, welche die Mode erzeugt. Sie entführt den Menſchen ſeiner Liebe und ſeinem Glücke, ſie äfft ihn mit vergänglichen Gütern, wann ſie ihm die unvergänglichen raubt; ſie giebt ihm die Lüge für die Wahrheit, den Schein für den Glanz, die Hitze für die Wärme, die Unruhe für die Ruhe, die Furcht für den Muth, die Knechtſchaft für die Freiheit; ſie macht ihn dumm flatterhaft trügeriſch feig weibiſch und weichlich: kurz ſie iſt die größte Jägerin Plagerin und Henkerin des Lebens, die je hätte erfunden werden können. Endlich — was ihr größtes Elend iſt — ſie bindet den Menſchen ganz an die Erde und an die irdiſchen Güter; ſie macht ihn zu einem Sklaven deſſen, was der Götterſohn beherrſchen ſollte; ſie lehrt ihn dieſes Leben und die Eitelkeiten und Nichtigkeiten deſſelben als das Erſte ja als das Einzige betrachten, weil ſie bloß darin ihre Spielerei mit dem Thoren treibt: der Eitle fürchtet ſich vor dem Tode; wer ſich aber vor dem Tode fürchtet, der muß ſein ganzes Leben ein Knecht ſeyn. Den Tod aber fürchtet nur als ein Schrecken, wer in ſeiner tiefen Bruſt nie empfunden hat, welche unvergängliche und unſterbliche Freude über dieſem kleinen Außenleben und jenſeits dieſes Lebens wohnt.

Doch genug dieſes Spiels. In einer Unendlichkeit von Beziehungen ſowohl auf das äußere als auf das innere Leben könnte die Mode noch betrachtet werden, und man würde die Vielſeitigkeit nicht erſchöpfen. Wenn wir aber wieder kräftige Männer und holdſelige Weiber haben wollen, ſo müſſen wir jeder an ſeinem Theile ſtreben, daß die ungebührliche Herrſchaft des unaufhörlich wechſelnden Nichts mehr und mehr eingeſchränkt werde. Die für die Jugend des deutſchen Geſchlechts zunächſt wichtigſten Dinge wären für das Innerliche und Aeußerliche eine deutſche Sprache und eine deutſche Kleidertracht. Ich ſage eine deutſche Sprache, denn die leere Aefferei mit fremden Sprachen, beſonders mit der franzöſiſchen Sprache, und die Verſäumung und Hintanſetzung der trefflichen Mutterſprache iſt bei uns die unwürdigſte und größte. Ich ſage eine deutſche Kleidertracht; wir hatten einmal eine eigene Tracht, ſeit zwei Jahrhunderten ſind wir die Affen fremder Völker geweſen. Eine ſtehende Kleidertracht, deren Hauptgeſtalt feſt wäre, würde für die Sitte das Erſprießlichſte ſeyn. Es iſt eine wunderſame Erſcheinung, die dem beweglichen und wechſelvollen Europäer wenig Ehre macht, daß er in ſeinen Kleidern kaum ſcheint erfinden zu können, was für die Bedürfniſſe ſeines Himmels das Zweckmäßigſte und für die Geſtalt ſeines Lebens das Schönſte iſt, da doch dem Orientalen noch heute die Trachten gefallen, die ſchon vor viertauſend Jahren am Euphrat und Indus getragen wurden. Von allen Europäern ſind wir Deutſche faſt diejenigen, welche auch hier am meiſten vom Wechſel und von den Launen und Thorheiten fremder Völker abhangen. Abgeſchmackter lächerlicher und zweckwidriger kann nichts ſeyn, als wie ein europäiſcher Mann, vorzüglich wenn er ſtattlich und feierlich ſeyn ſoll, ſeit zwei Jahrhunderten auftritt. Wenn man ſeine verſchnittene und verſtümmelte Kleidung ſieht, ſollte man glauben, ſie ſey Hunden und Affen ausgezogen, die ein Gaukler mit der Peitſche in der Hand dem Pöbel zum Tanze aufführt, und aus Verſehen auf ſeinen Leib gethan: da iſt alles für das Lächerliche und Häßliche, für die Geſundheit die Schönheit den Wohlſtand auch faſt nichts. Wir würden vieler kleinen und eitlen Sorgen los, unſre Jugend würde von vieler Geckerei und Gaukelei errettet, wenn wir von der Tracht unſerer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wieder nähmen, das ſie vor zweihundert und dreihundert Jahren noch hatte. Ich mache hier einen Vorſchlag einer ſolchen allgemeinen Volkstracht für Männer, wie ich glaube, daß ſie für unſer Land unſer Gemüth und die Geſtalt des menſchlichen Leibes überhaupt ſchicklich wäre *).

---

*) Dieſer Vorſchlag, indem er der Thorheit und Eitelkeit wehren wollte, hat hin und wieder, wie es allem Menſchlichen begegnet, Thorheit und Eitelkeit geweckt! — Jetzt fällt der neue preußiſche Kriegsrock ſehr mit ihm zuſammen.

Der deutſche Mann trägt gewöhnlich Stiefeln, die höchſtens bis an die Kniebeuge hinaufgehen; bei feierlichen Gelegenheiten nur trägt er Schuhe.

Seine Beinkleider halten die Mitte zwiſchen zu eng und zu weit.

Um den Leib und halb über die Arme bis an den Ellenbogen trägt er in der kälteren Jahrszeit einen kurzen, den ganzen Leib umſchließenden und bis auf die Hüften hinabgehenden Wams. Damit er ſich auf das leichteſte und bequemſte bewegen könne, mag er ſich bei Arbeiten und Leibesübungen bis auf dieſen entkleiden.

Sein gewöhnliches Kleid iſt der alte deutſche Leibrock, welcher, nirgends ausgeſchnitten, ſchlicht herabfällt, ſo daß er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt.

Wann er bewaffnet einhergeht, iſt um denſelben das Wehrgehäng, ſonſt ein leichter Gürtel geſchnallt.

Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er immer ein Schwerdt, und hängt über dieſen Leibrock einen leichten Mantel, der etwas über die Knie hinabreicht.

Den Hals befreit er von dem knechtiſchen Tuche und läſſet den Hemdkragen über den kurzen Rockkragen auf die Schultern fallen.

Bei Feierlichkeiten und Feſten wird ein Federhut mit den Volksfarben getragen; ſonſt mag er ſeinen Kopf bedecken und ſchmücken, wie es ihm gefällt.

In ſolcher beſtimmten Tracht, welche alle Männer tragen müßten, die ihre eigne Herren ſind, würden die deutſchen Männer wieder ſtattlich ernſt und würdig erſcheinen.

Auch für die deutſchen Frauen in ihrem Geſchlecht müßte eine Volkstracht erfunden werden, welche die angemeſſenſte ſchönſte und züchtigſte wäre. Ich wage keine vorzuſchlagen. Ihr Schönheitsſinn mag ſie ſelbſt erfinden und in den Wechſeln und Aenderungen des kleinen Schmucks und der beweglichen Zierrathen mag man ihnen die Freiheit laſſen, welche man dem ſpielenden und zarten Geſchlechte nicht nehmen darf.

Viele werden über den Ernſt lächeln, den ich in eine Sache lege, die den meiſten ſo unbedeutend ſcheint. Mir ſcheint ſie die bedeutendſte für die Sitte und für das Leben und ein großer Schritt vorwärts, damit uns nach und nach eine Eigenthümlichkeit und Gediegenheit wiederkehre, die wir als Volk leider verloren haben. Man ſagt im gemeinen Sprichwort Kleider machen Leute, ich ſage Kleider machen Menſchen. Wo der Menſch in dem Gewöhnlichen und Alltäglichen jede Woche und jeden Monat wechſelt, da bemächtigt ſich das Unſtäte Wilde und Launiſche des Gemüthes und raubt ihm die Beſtändigkeit und die Freiheit.

Mit dieſem Vorſchlage wende ich mich an keine Regierungen, ſondern an die beſſern Männer des Volks und vor allen an die Frauen und Jungfrauen. Dieſe haben durch die Modetändelei am meiſten verloren; ihre heilige Herrſchaft über das Leben und ihre ſtille Gewalt über die Männer iſt durch den Wechſel am unſeligſten gefährdet. Liebe iſt ihr Weſen, Liebe ſoll der Anfang und Liebe das Ende ihres Lebens ſeyn; Liebe wurzelt nur, wo die Sitte feſt ſteht. Die Weiber müſſen ſeyn, wie die Männer ſind, und die Männer ſind, wie die Weiber ſie wollen. Wenn ſie an Männern und Jünglingen die Geckerei und Stutzerei und alle armſelige Nichtigkeit und Ziererei unerbittlich verdammen, wenn ſie das Ernſte das Einfache das Gleiche gebieten, dann wird wieder menſchlich gelebt und geliebt werden. Bei der Flatterei und Flitterei, welche die Mode zur Mode gemacht hat, waren ſie es, die am meiſten verloren, weil Treue und Liebe und Beſtändigkeit der Herzen bis in den Tod von Tage zu Tage ſeltener wurden. Was half es ihnen, daß ſie ſich ungebührlich auf die wilden Wogen des Zufalls und in den Sturm des äußeren Lebens hinaus wagten? daß ſie, deren ſtille Gewalt in den Häuſern und den umſchloſſenen Blumengärten ſeyn ſoll, auch draußen ſuchten, was dieſe jüngſten Zeiten Freude genannt haben? Auf dieſer Rennbahn mußten ſie gegen dem Mann zu kurz kommen. Erſt zehen oder zwanzig Jahre der Unruhe und des Taumels; dann ein langweiliges mattes launiſches und überdrüßiges Leben ohne Liebe und Göttlichkeit — das iſt das Loos vieler Frauen geweſen; die Männer aber, welche federleichte und dünne Schattengeſtalten ſie auch waren, fanden ſich draußen in dem wilden und wechſelnden Getümmel mehr in ihrem Elemente. Die Frauen müſſen ſich durch Beſtändigkeit Frömmigkeit und Gleichheit des Gemüthes wieder zur Stille zur Demuth und Liebe zurückführen; ſie müſſen wieder ein himmliſches Bild der unſterblichen Liebe und des holdſeligen Lebens darſtellen — und die Männer werden draußen feſter und männlicher, im Hauſe freundlicher und zärtlicher werden. Frauen, ihr ſeyd die Halterinnen der Geſellſchaft, die Mütter der Kinder, die Weiſerinnen und Erzieherinnen derer, die für das Vaterland künftig rathen und ſtreiten ſollen; euer eigenes Glück iſt in eure Hände gethan, aber auch das Glück der Zukunft; ihr beherrſchet die Welt durch die Meinung und ſollt ſie durch die Meinung beherrſchen, aber meinet und lobet hinfort das Würdige und Menſchliche, nicht das Leichtfertige und Aeffiſche.

Zwei Kapitel.*)

1.

Von dem Alten.

Und ich ſehe, die da naſerümpfen und hohnlächeln und ſprechen: Was iſt dies für eine wunderliche Lehre? Alles Alte und wieder das Alte und immer das Alte? Da ſollten wir auch wieder in unſerer Großmütter Kleider kriechen und unſers Urältervaters Rock anziehen und uns gebärden wie die, welche längſt geſtorben ſind.

So ſpöttelt dieſes Geſchlecht, das ſo grün und jung ausſieht, daß es nicht feſt noch alt werden kann.

Ja, ihr Elendigen! wenn ihr mit eurer Großmutter Kleidern wieder der Großmutter Zucht und mit des Urältervaters Rock auch ſeine Tüchtigkeit anziehen könntet, ſo werfet ſie nur flugs von euch. Aber leider ſo leichten Preiſes möget ihr nicht werden, wie die waren, welche längſt geſtorben ſind.

Ich ſpreche es, welcher der Aelteſte iſt, welcher war von Anfang, und war ohne mich nichts. Auch nennen ſie mich den alten Gott und malen mich wie einen Greis. Aber erſt in dieſen Tagen haben ſie mich zu einem alten Mann gemacht, der nicht mehr blaſen noch auf den Füßen ſtehen, geſchweige denn ſtrafen und das Regiment verwalten kann, elendig, wie ſie ſelbſt elendig ſind.

Ich ſpreche es, der Aelteſte: es iſt in dem Alter eine Jugend und ſoll auch in der Jugend ein Alter ſeyn. Wo das nicht iſt, da iſt kein Leben. Aber das verſtehen ſie nicht und ſind doch ſo klug.

---

*) Aus den Fantaſien für ein künftiges Deutſchland von G. von E.

Denn das Leben ſoll ſeyn wie alter Wein, und ſoll auch der Staat ein ſolcher ſeyn, worin Ruhe zugleich und Feuer iſt. Denn der junge Moſt gähret über, aber der alte ſtehet ſtill und leuchtet im Becher gleich der Sonne.

Denn ich frage dich: biſt du von geſtern her? und iſt das Geſchlecht, das jetzt auf Erden lebt, von ehegeſtern?

Aber ſie gebärden ſich ſo, weil ſie kindiſch ſind, und bäumen ſich über, weil ſie die Zucht nicht kennen.

Denn was ſie Gutes haben, das haben ſie von ihren Vätern empfangen, und was ſie Weiſes wiſſen, das iſt ihnen von Gott geweiſſagt worden. Und gehet ſo die Geſchichte und Offenbarung fort bis auf dieſen Tag; und wenn ſie die Geſchichte nicht wiſſen, verſtehen ſie auch mich nicht, ſpricht der Herr.

Darum, ſo ſie etwas Neues machen wollen, muß es an das Alte gehängt werden, und ſo ſie etwas Bleibendes ſtiften wollen, müſſen ſie kennen, was vor ihnen war.

Denn es ſcheint vieles alt, was nicht alt werden kann, und ſieht vieles aus wie Thorheit, und iſt doch Weisheit darin.

Und die alles neu machen wollen ſind die ſchlechteſten Männer, und bei denen alles jung ſeyn ſoll die Unweiſeſten im Volke.

Und es verdreußt mich dieſes Geſchlechts, daß es nicht unterſcheiden kann und daß es alles unter einander miſchet. Denn mit dem Veralteten ſpielen ſie genug und tändeln damit, wie die Kindlein mit der Puppe; aber das Alte kennen ſie nicht. Und wenn ſie es erkenneten, würden ſie erſchrecken, wie ein Zwerglein erſchrickt, wann es eines Rieſen Schwerdt erblickt.

Und ſie verwechſeln die Zeit, die wandeln ſoll, und die Ewigkeit, die da ſtehen ſoll. Denn die Geſinnung ſey alt wie ein rüſtiger Greis und die Empfindung friſch wie ein Jüngling, der in der Blüthe ſteht.

Darum hat auch ihre Jugend keine Blüthenzeit und ihr Alter fährt ohne Kraft und Freude dahin.

Ich aber ſage euch und ermahne euch: ſpielet nicht länger mit den hohlen Larven und Verpuppungen der Dinge, denn die frommen euch zu nichts und ſind wirklich veraltet und vermodert, und wird dadurch kein Leben gebracht in das Lahme und Starre.

Aber jenes Alte ſuchet wieder, was aus eurem Volke innigſt geboren ward und ſich für euer Land ſchicket. Denn das iſt das Alte, von dem ich ſagte, es könne nicht alten.

Jenes Alte ſuchet wieder, was durch die Jahre von außen immer grauer und von innen immer feſter wird, wie die Kirchen und Schlöſſer, die eure Väter baueten: die Geſinnung und die Tugend, die gleich altem Wein immer ſtiller und immer feuriger werden.

Denn wie eure Werke hinbröckeln vor den Werken eurer Väter, ſo beſtehen auch eure Thaten nicht vor ihren Thaten.

Doch das todte Alte gefällt mir nicht und Geſpenſter und Spuke ſind mir ein Gräuel.

Ihr aber rufet Geſpenſter und Spuke aus den Gräbern der alten Zeit herauf und ſie ſollen euch die Tugend und Kraft eurer Väter auch heraufſchwören helfen. Denn ihr ſeyd ein faules Geſchlecht und wollet alles ohne Schweiß und Arbeit gewinnen.

Aber das lebendige Alte ſoll auch ewig das Alte bleiben, denn es iſt nicht älter, als ich bin; und doch bin ich der Aelteſte und der Jüngſte und iſt keiner mir gleich an Geſchwindigkeit und Stärke.

Darum ſollt ihr alle fromme Zucht und einfältige Sitte eurer Väter wieder hervorſuchen, welche viel beſſer iſt als euer Getändel und Geflitter, und ſollet das Alte nicht verachten. Denn es haben viele Jahrtauſende gearbeitet und gewirkt und gedacht und erfunden, damit ihr würdet, was ihr jetzt ſeyd.

Und wenn ihr das Neue nicht machet, daß es dem Alten ähnlich ſey, ſo ſeyd ihr eitle Narren; und es wird hinfahren in Nichts, wie alle Werke der Eitlen.

Denn nur das Kleid der Dinge verwandelt ſich und durch die Geſtalten wandelt die Zeit dahin, aber das Weſen der Dinge bleibet in Ewigkeit.

Und es bedenken die Neumacher und Umkehrer nicht, wie freventlich ſie thun, denn ſie rotten die Liebe aus und den Glauben; und ſind dieſe doch das Höchſte und Feſteſte, worauf ein Volk ſtehen mag, und mag es ohne ſie gar nicht beſtehen.

Und ſie thun gleich denen, die im Walde die hohen Bäume fällen, auf welchen die Vögel des Himmels niſten; und die Vögel ziehen weg und wenden ihre Gedanken anderswohin und kehren nimmer wieder zu dem alten Ort.

So wenden die Menſchen auch ihre Gedanken weg, wenn du ihnen die Stätten nimmſt, worauf ſie geruht haben, und wenden ſie oft auf das Schlimmſte. Und magſt du ſie nicht wieder zurückholen, wann ſie einmal unruhig und ſchwärmiſch geworden ſind.

Darum mußt du alles erhalten, worauf die Liebe der Menſchen ruhet, wie der Vögel Liebe auf ihren Bäumen und Neſtern, und mußt wieder pflanzen, woran ſie ranken und ſich befeſtigen kann. Denn ohne dieſe kindliche Liebe zu ihrem Lande und Volke wird nichts Herrliches und Gewaltiges erblühen unter den Menſchen.

Und ſcheue dich nicht auch das zu ſchonen und zu ſchirmen, was viele Kluge Thorheit und Vorurtheil und Aberglauben ſchelten. Denn dieſe Klugen wiſſen von dem Heiligen nichts und haben keinen Gott im Herzen als ſich ſelbſt.

Denn heilig ſoll dem Menſchen die Stätte ſeyn, wo er geboren iſt, und ehrwürdig bleiben das, woran ſeine Kindheit erwuchs. Und du ſollſt ihm das Gleichgültige und Unſchädliche nicht verweigern, und ihm nicht verkümmern, was ihm wohlgefällig und unſchuldig iſt.

Denn das Land iſt wohl beſtellt und ſteht feſt auf ſeinen Bürgern, wo jedem zuerſt ſein Haus und der Garten und die Bäume um ſein Haus, dann ſeine Nachbarn und die Felder ſeiner Nachbarn, dann die nächſte Stadt und ihr Kreis das Liebſte ſind und das Beſte dünken in der Welt.

Siehe ein ſolcher hat eine reiche Liebe, wovon er viel abgeben kann, und wird auch das größere Vaterland von ganzem Herzen lieb haben und beſchützen helfen.

Nimmſt du ihm aber alles weg und verlacheſt ihm ſeine Liebe zu Wahn, dann ſtehet er wie ein Baum in der Luft, dem unten die Wurzeln abgehauen ſind, und der erſte Wind wird ihn fällen.

Und es iſt weggenommen und die Wurzel der Liebe iſt gelöſt worden und du haſt geſehen, wie ſie gefallen ſind und noch fallen; und doch glaubeſt du meinen Worten kaum.

Willſt du alſo glücklich ſeyn und gerecht, ſo laß jeder Landſchaft und jedem Völkchen in dir das, was ihnen als ihre Sitte und Liebe theuer iſt, und ſchilt es ihnen nicht Narrheit und Vorurtheil. Und ſo es dir auch thöricht däucht; ſchweige doch lieber davon und laß die Menſchen mit kleinen Thorheiten ſpielen: denn dann werden ſie weniger große begehen.

Denn ich bin ein Gott, dem ſolches gefällt und habe in meiner ſchönen Welt zu vielen Spielen Raum gegeben, und verweigere es den Menſchen nicht, daß ſie auch zuweilen kindiſch ſind. Und ſollſt du nicht unfreundlicher ſeyn über ſolches, als ich bin, ſpricht der Herr.

2.

Von Kleidern und Moden.

Und wenn ich betrachte, wie du dich trägeſt in dieſer Zeit und kleideſt, ſo muß ich wieder das Alte rühmen und das Neue ſchelten.

Denn du biſt ſo wunderlich aufgeſtutzt und ſo abentheuerlich ausſtaffiert und änderſt alle Tage deine Art und und Weiſe ſo, daß es oft ſchwer iſt zu ſagen, ob in ſolcher Tracht ein Menſch oder ein ſeltenes Thier ſtecke, das man den Leuten zum Scherz jeden Tag anders ſtaffieret.

Denn der Menſch ſollte das Gleiche und Rechte lieben, und nicht thun als wenn jeder Glockenſchlag eine andere Zeit brächte. Du aber verziereſt und verkleideſt und verlarveſt dich jede Stunde anders und iſt gar ein flatterhaftiges Weſen in dir.

Und du nenneſt das Niedlichkeit und Geſchmack und Schönheitsſinn und was für wunderliche Namen mehr du deinem wunderlichen Thun umhängſt. Und heißt die Art deiner Großväter und Großmütter dir ſteif und ſchwer und ungeſchickt; und waren ſie doch viel geſchwindere und waidlichere und geſchicktere Menſchen, als du biſt mit aller deiner Zierlichkeit.

Und biſt du ſo ein abgeglätteter Affe und Narr, daß kaum ein Bild von dir gemacht werden kann, und ſiehſt immer albern und verſchnitten aus, wie dein Zeitalter iſt.

Und auch dieſe Aefferei haſt du den leichtfertigen Franzoſen zu danken, von welchen von jeher dein größtes Unglück gekommen iſt, und auch den Engländern. Denn du biſt ein Affe alles Fremden geworden und haſt das Eigene lange verachtet.

Und glaube nicht, daß dies etwas Gleichgültiges iſt und was jenſeits des Geſetzes liegt und daß die Mode nur ein unſchuldiges Spiel iſt, welches die Sitte nicht berührt.

Bei deinen Vorfahren galt eine Tracht ein Menſchenalter ja wohl drei vier Menſchenalter hinter einander, und eben ſo gleich und beſtändig ſtand bei dieſen tüchtigen Menſchen die Sitte und Treue; bei dir aber wechſelt die Mode jeden Monat und jedes Jahr und eben ſo gaukeliſch und vagabundiſch iſt dein Sinn geworden.

Darum ſage mir nicht, die Mode ſey ein gleichgültiges Ding, und was du an der Oberfläche thueſt, gehe das Innere nichts an.

Das iſt nicht wahr. Denn grade das Kleine, worin der Menſch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrſchen will — das erzieht und verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte ſtellen.

Denn die Mode iſt ein unruhiges gaukeliſches und launiſches und üppiges Ding, gleich einer Buhlerin, die noch unſchuldig ſcheint und grade durch dieſen Schein am meiſten verführt.

Darum ſollſt du dir eine Volkstracht ſetzen, die für dein Gemüth und dein Land und deinen Himmel paſſe und die an Feſttagen und in Verſammlungen als ein Feierkleid getragen werde; und zwar beide für Männer und Weiber nach ihrem Geſchlecht.

Und ſollen alle Bürger in deinen Städten und alle angeſehene Männer und freie Bauern, die auf dem Lande leben, in dieſer Tracht einhergehen, und alle ehrliche Frauen, die nicht für ſchlecht gehalten werden wollen.

Und ſollſt du darauf halten, daß an feſtlichen Tagen und in Verſammlungen alle alſo gekleidet erſcheinen; und ſoll ein Schimpf ſeyn ſich franzöſiſch oder engliſch oder überhaupt ausländiſch zu kleiden, und ſollſt du den, der dawider verbricht, um Geld ſtrafen.

Und ſoll dieſe Tracht für alle deutſche Männer und Frauen gelten, von dem Könige und der Königin an, die auf dem Thron ſitzen, bis zu dem Bauren und der Bäuerin unter dem Strohdache.

Ich meine aber nur den Schnitt und die Art der Kleider; denn die kleinen Verzierungen mögen wohl verſchieden ſeyn, daß man die Ordnungen und Stufen des Volks daran erkenne: und mag ſich die Mode an dieſen Verzierungen immer noch üben.

Und ſollſt auch hierin beweiſen, daß du ein eigenes Volk biſt.

Denn bedenke, wie lächerlich es iſt, daß die Europäer in Jahrtauſenden kein Kleid haben finden können, das für ihren Himmel und ihr Land paßt; und der Perſer und Araber kleidet ſich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrahams Zeiten that.

Du bedarfſt aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römiſchen Bildſäulen abzuzeichnen, damit du findeſt, was ſchön und wohlgefällig iſt; ſondern wenn du zwei drei Jahrhunderte zurückgehſt zu den Trachten deiner Vorfahren, magſt du wohl finden, was zugleich leicht und ſtattlich deutſchem Ernſt und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl ſtehet. Daraus wähle dann, was Frauen züchtig und lieblich und Männern tüchtig und würdig iſt, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt.

Denn daß du grade das Alte nachmachen ſollſt, das will ich nicht, ſondern nur, daß die loſe Unbeſtändigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß noch eine Tracht ſeyn, die dir und dem deutſchen Himmel zu allen Zeiten am beſten paſſet und ſtehet und die zugleich bequem anſtändig und ſchön iſt: dieſe ſollſt du auswählen und behalten.

Allmodiſcher Kleiderteufel,

von Johann Ellinger, Kaplan zu Arheilgen.
Frankfurt am Main 1629.

S. 17. Ich glaube ganz und gar, ſo lange die allmodiſche Kleiderpracht, daran man vor zwanzig ja zehen Jahren nichts geſehen und die alten Deutſchen nichts gewußt haben, ſich nicht leget und durch die Obrigkeit abgeſchaffet wird, ſo lange iſt auch kein Friede in Deutſchland nicht.

Wollen wir Deutſchen Affen ja ſo thöricht ſeyn und allerlei fremder Nationen und Völker Trachten und Kleider uns belieben laſſen, wohlan ſo ſchicket uns Gott ſolche Völker auf unſern deutſchen Boden, von denen man vor dieſem nicht gern hören ſagen, will geſchweigen mitten in unſerm geliebten Vaterlande geſehen und gehöret hätte, die wiſſen uns dann das allmodiſche Muſter dermaaßen anzumeſſen, daß mit Haufen das Blut über den Kopf abfleußet und das Geld aus dem Beutel geſchneuzet wird und wir tolle närriſche Deutſche das Nachſehen und den Schaden behalten.

Seite 18. Man lieſet in Hiſtorien, daß ein türkiſcher Kaiſer einmal von einem kunſtreichen Maler, den er am Hofe gehabt, begehret, er ſollte ihm allerlei Manier und Kleiderpracht der Völker unter der Sonnen abmalen, wie eine jegliche Nation ſich kleidete und einherginge. Da hat er einen nach dem andern in ſeinem Habit entworfen, den Türken auf Türkiſch, den Tataren Tatariſch, den Perſer Perſiſch, den Griechen Griechiſch, den Italiäner Italiäniſch, den Spanier Spaniſch, den Franzoſen Franzöſiſch, den Engländer Engelländiſch, den Ungarn Ungariſch, ſumma einen jeden mit ſeiner Tracht. Letztlich hat er einen nackenden Mann gemalt mit einem Ballen Tuch unter dem Arm. Dann der Kaiſer einen nach dem andern beſichtigt, läßt er es ihm gefallen; allein da er an den nackenden Mann gelanget, bei welchem nicht geſchrieben, hat er gefraget, wer dieſer ſey. Darum der Maler geantwortet: es iſt ein Deutſcher, und vermeldet, er wiſſe ihm keine eigene Tracht abzumalen, da er nicht bei der alten Kleidung bleibe ſondern gleichſam aller andern Nationen Affe ſey, bald ſo bald anders ſich kleide. Darum er ihm einen Ballen Tuchs gemalet, daraus ſeines Gefallens er ihm ein Kleid, wie er wollte, machen laſſen mögte; er wüßte ihm kein gewiß Muſter zu geben.

Wenn dieſer Maler heutiges Tages noch lebete, er würde ſolchem nackten Deutſchen auch den Ballen Tuchs nicht laſſen, ſondern ganz bloß unter einem Badhemdlein oder Niederkleid unter die Allmodiſche wunderbarlicher Weiſe zerſetzte zerſchnitzelte verneſtelte breithütige ſpitzbärtige lappegichte großkrägiche Junkerlein dahin ſtellen, wie jener feine Kupferſtecher in ſeinem Gemälde mit dem Beſcheid: Es gefällt mir der keins.

S. 23. Das Laſter der Mode iſt deswegen zu fliehen und zu meiden, weil gemeiniglich der ſtolze allmodiſche

Kleiderteufel, wo er einzeucht, nicht allein zu kommen pflegt, ſondern noch ſieben andere Teufel, die ärger ſind als er ſelbſt, zu Geſellſchaft mitbringt und nimmt.

Philander von der Sittewalt

Wunderliche wahrhaftige Geſichte.

Zweiter Theil. Straßburg 1666.

S. 78. Sollteſt du ein Deutſcher ſeyn? Was für ein Wams iſt das? was für Hoſen und Strümpfe? Ich glaube, daß du allererſt mit von Paris kommeſt. Ein wohl thörichter Tauſch, den ihr da thut gegen ſolche neue Dinge! das alte deutſche Geld wird häßlich umgetauſcht; aber recht, die Wälſchen können es ihnen fein zu Nutz machen. Meint ihr, wann der Deutſchen ſauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für ſolche närriſche neue Trachten übermacht würde, es könnte ſonſt nicht verthan werden? Habt ihr Deutſche (wenn du je einer von unſern ungeſchlachten Nachkömmlingen biſt) nicht in der Erfahrung, daß, *welchen Völkern ihr euch in Kleidung alſo gleich ſtellet und ſie nachäffet, daß dieſelbige dermalen euch und eure Herzen bezwingen euch unterdrücken und zur Dienſtbarkeit ziehen werden*? Dann ſie ja ſchon eure Herzen, das beſte Bollwerk, die Schanzen der Augen und Außenwerke der Sinne untergraben eingenommen und gewonnen haben. Iſt euch denn nimmermehr etwas gut genug, das aus eurem Vaterlande kömmt? Man ſpüret wohl, daß ihr Verächter eures Vaterlandes ſeyd und deſſen Verräther. Wo iſt ein Volk unter der Sonnen, als die ungerathene Deutſche jetzt ſind, in ihren Kleidertrachten ſo unbeſtändig ſo ekel ſo närriſch? wo ſiehet man desgleichen bei euren Nachbauren geſchehen?

Ich lob die Poln in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden ſich nach Landesbrauch,
Der Türk und Moſkowiter auch.

Aber ihr in dem deutſchen Land
In Kleidung haltet keinen Beſtand,
Daran man euch mit wahrem Grund
Wie andre Völker kennen kunnt.

Sondern ihr ſeyd recht wie Affen,
Nach Wälſchen und Franzoſen gaffen,
Sowohl nach Behmen und dergleichen,
Die eurer Lande Gränz' erreichen.

Was die an Rüſtung Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müſſen Jungfrauen Männer Knaben
Auch allenthalben um ſich haben.

O ſollte Kaiſer Karl der Große Kaiſer Ludwig und Otto, die ſolche fremde Trachten einzubringen mit Ernſt und Eifer hochſträflichen verboten, deine à la mode Hoſen und Wammes ſehen, ſie würden dich als einen wälſchen Laſterbalg aus dem Lande jagen

Die Deutſchen und Franken, nachdem ſie gemeiniglich unter den Walen und Galliern zu kriegen pflegten, nahmen ſie zurhand derſelbigen kurze Mäntel und Röcklein an. Da ſolches ſahe Kaiſer Karl, ward er zornig und ſchriee: O ihr Deutſchen und freie Franken, wie ſeyd ihr alſo unbeſonnen und unbeſtändig, daß ihr deren Kleidung, die ihr überwunden und beſtritten habt, derer ihr Herren ſeyd, annehmet? Iſt nicht ein gut Zeichen, bedeutet nichts Gutes. *Ihr nehmet ihnen ihre Kleidung, ſo werden ſie euch eure*

Herzen nehmen. Was ſollen dieſe wälſchen Flecken und Hadern? decken den ganzen Leib nicht, laſſen ihn wohl halb bloß, ſind weder für Hitz noch für Kälte gut, für Regen noch für Wind; und wo einer im Felde ſeines Gemachs, mit Züchten zu melden, muß thun, bedecken's einen nicht, erfrören die Beine: kaum halb deckt der franzöſiſche Rock den Hintern. Ließ demnach ein Landgebot ausgehen, daß man ſolche franzöſiſche Kleider weder kaufen noch verkaufen ſollte.

S. 92. Ihr Deutſchlinge! ihr ungerathnen Nachkömmlinge! was hilft euch ſolche neue Unart? Altes Weſen her! alte Gebärden her! In Hitz und Froſt übet euch, nicht in Schminken und Schmücken. Alte Herzen her! alt Geld her!

Wo iſt euer alt Geld hinkommen, als daß ihr ſolche neue Trachten und Poſſen darum erkaufet und den Ausländiſchen alle eure Mittel zuführet, ohne welche ſonſt ſie euch nimmermehr würden bekriegen unterdrücken und bezwingen können?

All ſolch Bücken und Ritſchen ſolch Händ- und Füßküſſen iſt erzwungen Werk. Wer ſich ſo gar zimperlich ſtellet, der iſt ein Heuchler: entweder fürchtet er ſich oder will etwas betteln oder hat ein bös Stück im Sinn; unter dieſen dreien iſt allezeit eins gewiß. Wer aufrecht und von Herzen durchgehet, was darf er allererſt ſich alſo verſtellen? Die Reverenzen ſind eine Farb des Herzens, ein Anſtrich; alles, was angeſtrichen iſt, das iſt falſch und nichts werth: was offen iſt, das gehet ſchlecht zu, darf Betrugs gar nicht.

Solches Gaukeln mit Händ und Füßen iſt keinem Deutſchen angeboren. Es iſt undeutſch untreulich. Dieſe Gebärden und Gramanzen nehmen alle Vertraulichkeit hinweg, indem einer nicht trauen darf mit dem andern keck herzlich und vertraulich zu reden, weil man allezeit fürchten muß, er ſpotte nur, er verſuche einen nur, er verlache einen nur, man rede nicht recht, man titulire, man verkehre ſich nicht recht.

Denn einmal läßt ſich alte deutſche Redlichkeit und Aufrichtigkeit nicht bergen noch vertuſchen. Einmal weiß man, daß dieſe gramanziſche Sucht den Deutſchen nicht angeboren. Einmal weiß man, daß allen ritterlichen Deutſchen, Alten und Neuen, allezeit ſolche ſcheinende Falſchheit zuwider geweſen. Einmal weiß man, daß die deutſche Tapferkeit je und allezeit ſo redlich geweſen, die das Gute gut und das Böſe bös vor jedermänniglich hat nennen dürfen. Einmal weiß man, daß die Gleisnerei das Heucheln das Schmeicheln dem deutſchen Blut und Sitten nicht anders als das Feuer dem Waſſer geweſen. Einmal ſiehet und ſpüret man's noch alle Tage an allen redlichen deutſchen Herzen, an welchen dieſes Gift noch kein Theil hat gewinnen mögen, daß ihnen nichts mehr zuwider als eben dieſe Aufſchneidereien in Worten und in Gebärden. Einmal weiß man, daß die deutſche Redlichkeit jederzeit hat Mund und Herz bei einander gehabt; welches doch das große Gebrall und Gramanzen nicht zuläſſet. Einmal weiß man, daß das hochedele deutſche Blut keiner Nation ſpinnenfeinder, als eben denjenigen jederzeit geweſen und noch iſt, die der ſcheinbaren Heuchelei in Worten und Sitten ergeben. Einmal erfährt man, daß ſolche Herzen untüchtig ſind und in der Heuchelei alſo erweichet, daß ſie zu was Tapfern ſchwerlich mehr mögen angezogen werden. Weich in Worten, weich in Sitten und Gebärden, weich am Herzen; was iſt weicher dann jener Leib, der keine andere denn eitel weiche Gebärden hat.

Was iſt das neue Weltabentheuer, das gar ungeſtalte und gar zu gemeine jetzige Neigen und Bücken Hände- und Füßeküſſen anders denn eine überaus große weibiſche und kindiſche Weichheit und gaukleriſche Gelenke des Leibes? Was iſt weicher in den Männern denn allein das verſtellte weibiſche Lächeln und heuchelnde Geſicht und Augen? was iſt weicher als allein jenes Gemüth, das ſich nach jedes Willen und Gefallen biegen und wenden thut? Was ſind unſre von den Franzoſen kommende und zu den Franzoſen ziehende und die Franzoſen liebende Deutſchlinge anders als effeminatissima virorum pectora *) — Gott verzeihe mir, daß ich dieſe uns feindſelige Sprach mit untermiſche — welche kein eignes Herz keinen eignen Willen keine eigne Sprache haben; ſondern der Wälſchen Willen ihr Willen, der Wälſchen Meinung ihre Meinung, der Wälſchen Rede Eſſen Trinken Sitten und Gebärden ihr Reden ihr Eſſen und Trinken ihre Sitten und Gebärden, ſie ſeyen nun gut oder bös.

O der teigigen feigen Weichheit, daraus eitel furchtſam verzagte Weichlinge und nichtsgültige Weiberherzen werden, die nicht gut noch tauglich ihre weibiſche Weiber, geſchweige denn Stadt oder Land zu regieren. Denn wenn ein ſolcher Weichling gegen niemand ſeine Meinung und die Wahrheit mit Ernſt und männlich reden darf, wie wird er dürfen die Wehr zucken, wann die offenbaren Feinde das Vaterland angreifen; wie denn ein jeder Ehrenmann von Gott und ſeinem Blute ſchuldig iſt.

Woher kommt es jetzt in unſerm betrübten Lande, daß man Städte und Feſtungen ſo freventlich und ohne Verſchulden angreift, auch dieſelben den Erb- und anderen Feinden ſo willig aufgiebt? Allein aus dieſer Weichheit.

---

*) Die weibiſcheſten Mützen.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt nirgends keinen redlichen aufrichtigen Diener bekommen kann, welchem er nicht mit großer Sorge vertrauen müſſe? Kommt alles aus dieſer abſcheulichen Sucht und aus dieſer Weichheit her.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt keinen redlichen gewiſſenhaften Diener mehr kann leiden und behalten oder denſelben ſeiner treuen Dienſte wegen will erkennen? Kommt eben aus dieſer verdammten und landverderblichen Sucht und Weichheit her, daß die Herrſchaften von Weichlingen von Fuchsſchwänzern Aufſchneidern Sitten- und Gebärdennarren ſich einnehmen und wider diejenigen, ſo Redlichkeit Aufrichtigkeit und Wahrheit lieb haben, verleiten laſſen.

Wehe dem Diener, der an ſeinem Herrn und Vaterlande untreu und ein Verräther wird! wie können ſeine Kinder einige Hoffnung haben der Wohlfahrt?

Wehe der Herrſchaft, die einen gewiſſenhaften Diener wegen der ungemeiſterten und unüberwindlichen Wahrheit von ſich läſſet! Wie kann es anders ſeyn, als daß ihr armes Land endlich durch die lügenhaften Fuchsſchwänzer muß zu Grund und in das Verderben kommen.

Die Hunde fuchsſchwänzen ihren Herren, aber zu rechter Maaß und Gebühr; denn auch, wann ihr Herr ihnen zu ſcharf oder etwas wider billige Gewohnheit thun will, ſo zeigen ſie ihm die Zähne ſtatt des Wadels. Solche Geſellen aber ſind mehr denn hündiſch; ſie weben ihren Wadel zu allen Dingen, ohne einigen Unterſchied oder Gewiſſen der Wahrheit oder Lüge, Gutes oder Böſes ꝛc.

O alte Mannheit, o alte deutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?

Von der Wälſchen Weichheit kommt es her, daß man ſich in allem alſo verhalten will, daß man Dank habe vor der Welt, Gott gebe, was die Seele davon trage.

Ob ein Ding dem Gemeinnutz heilſam oder ſchädlich ſey, da fraget ein alamodiſcher Weichling nichts nach, wann nur ſeiner Gelegenheit ſeinem Anſehen nichts geſchieht oder abgeht. Wann ſie nur ihren Namen bei gemeinen und mehreren heilloſen Leuten nicht verlieren, da laſſen ſie alles gehen und warten; da will und mag ſich keiner mit der Mannheit und mannlichen deutſchen Tapferkeit bei den Halsſtarrigen oder auch bei den Anſehnlichen feindſelig machen; da will keiner das Unrecht zu ſtrafen angreifen; da will keiner das Gute mit ſeinem Beiſpiel zu fördern der erſte werden. Wann es aber zum Dankverdienen zum Geſchenknehmen zum Lehenbetteln kommt, da will ein jeder der Beſte und Nächſte daran ſeyn, da ſtreitet man mit einander, welcher ſich mit Schmeicheln hinzu machen oder das gemeine Lob der im Gewiſſen ſich übel bewußten gewinnen möge. Und merken dieſe Weichlinge durch Strafe Gottes nicht, daß eben dadurch ſie ihr Anſehen und rechten Reſpekt bei ehrliebenden Leuten verlieren.

O Pfui dich, Teufel! Pfui dich! Was würden ſolche alamodiſche Weichlinge erſt thun, wann ſie von den Feinden des Vaterlandes mit hohen Aemtern mit centneriſchen Geſchenken gelocket und gereitzet werden ſollten? O wehe! da würde man groß Wunder ſehen und ihrer viele von den öffentlichen Feinden und Verräthern an Redlichkeit übertroffen werden, deren die meiſten in ihrer Tyrannei weit tapferer und männlicher als viele alamodiſche Weichlinge in ihrem Leben und Thun ſich verhalten.

Und o, noch einmal, du alte Mannheit, du alte deutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?

S. **113.** Wie kommt es, daß alle Neuerungen von den Wälſchen müſſen hergenommen werden? ſogar, daß ihr euch befleißiget ihnen auch in den Laſtern gleich zu ſeyn? In Freſſen und Saufen in Fluchen und Spielen in Gott ſchänden und gar verleugnen in Huren und Buben? alles muß auf wälſche Weiſe auf wälſche Façon auf Alamode hergehen: in Reden und Schwätzen in Zählen und Schreien in Ränken und Schwänken in guten Worten in böſem Herzen.

Ja ihr Deutſche ſelbſt, auf daß ihr euch deſto eher unter einander aufreibet, müßt euch mit Gold und Geld erkaufen laſſen, damit ihr euer eigen Vaterland euere eigene Freunde quälen unterdrücken ausſäckeln verderben und in Dienſtbarkeit bringen möget.

S. **114.** Die Alten habens für die größte Verrätherei gehalten, wo einer wider ſeinen Herrn, wider ſeine Heimath und ſein Vaterland einem fremden Herrn zuzog, wie unſere Deutſche dem Könige von Frankreich. Iſt es eine Verrätherei, wenn einer einen einigen Menſchen verräth, ſo iſts vielmehr, wo einer eine ganze Nation, ſein Vaterland, ſo viel an ihm iſt, verläßt und ſich zu deſſen offenbarem Feind hält; für welches doch ein jeglicher eher ſein Leib und Leben ſetzen ſoll. Darum ein jeglicher, er ſey wer er wolle; Geiſtlich oder Weltlich, ein Fürſt oder ein Biſchof, der ſich ſeiner Nation oder ſeines Königes Feinde verbindet oder zuziehet, ſoll Leib und Leben verwirkt haben.

S. **120.** So du nun ein geborner Deutſcher biſt oder ja ſeyn willſt, was haſt du denn für eine Weiſe und Manier zu ſchreiben? — Iſt euch das wälſche Gewäſch mehr angelegen als die männliche Heldenſprache eurer Vorfahren? was haſt du mit wälſchen lateiniſchen griechiſchen italiäniſchen ſpaniſchen Worten und Sprüchen alſo um dich zu werfen? meinſt du, daß man darum glaube, daß du alle ſolche Sprachen gelernt? warum legſt du dich nicht dieſelbige Zeit auch auf deine Mutterſprache, ſolche in einen Ruf und rechten Gebrauch zu bringen, vielmehr als einer ausländiſchen Zunge alſo zu Dienſten zu ſeyn?

Solche Sprachverkätzerung iſt Anzeigung genug der Untreu, die du deinem Vaterlande erweiſeſt. Deine ehrliche Vorfahren ſind keine ſolche Miſchmäſcher geweſen, wie ihr faſt mit einander jetzt ſeyd. Wer wollte nicht Urſach genug haben zu ſchelten, daß ihr eure Werke alſo mit allerhand fremden Sprachen (und dazu derjenigen Völker, die euch ſo liſtig und grauſamlich nach eurer alten deutſchen durch eure Vorfahren erhaltenen und angebornen Freiheit ſtellen und trachten) verderbet? da doch eure werthe Mutterſprache den andern nicht würde nachgeben, indem die wälſchen Sprachen ihren Urſprung meiſtentheils von der lateiniſchen haben, die unſrige aber von Anfang her von unſerm Urahnherrn Thuiſko als eine wahre Haupt- und Heldenſprache von ſich ſelbſt beſtehet.

Ich will euch meinen Deutſchen hiemit geweiſſagt haben:

Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wann das deutſche Reich ſoll zu Grunde gehen; dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten und der Wälſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache ſie ſich ſo gekützelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprache wieder ihre Maaß ſetze, ſie durch gelehrte Leute aufbringe und die wälſchelnden Stümpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir hiezu erwählet? treibe ihn, auf daß dies Werk einen ſeligen Fortgang habe!

Der wär' ein Narr, der ſchiffen wollt,
Obſchon das Schiff wär voller Gold,
Sollt aber gehn zu Stücken:
Alſo deutſch Herz und wälſches Maul
Ein ſtarker Mann und lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken.

S. **124**. Iſt es nicht eine Schande zu hören, einem fremden Volke zu Belieben ſein eigen Heil und Wohlfahrt verachten?

Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier iſt doch, das dem andern zu Gefallen ſeine Sprache oder Stimme nur änderte? Haſt du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miaulen hören? Nun ſind wahrhaftig in ſeiner Natur ein deutſches feſtes Gemüth und ein ſchlüpfriger wälſcher Sinn anders nicht als Hunde und Katzen gegen einander geartet. Und gleichwohl wollet ihr unverſtändiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel blären eine Kuh pfeifen gehört? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, ſo gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande!

S. **131.** **Hie in Deutſchland ſind Schulen und gute Künſte. In Deutſchland kannſt du Tugend lernen; darfſt nicht allererſt in die wälſchen Lande laufen,** da die Tugend vor langen Jahren ſchon ihre Endſchaft genommen oder, ſo noch was von Tugend daſelbſt übrig zu finden, doch mit Laſtern dermaaßen beflecket und beſudelt iſt, daß man das Gute vor dem Böſen, die Freundlichkeit vor der Hurerei, den Ernſt vor der Tyrannei, die Häuslichkeit vor der Dieberei, gute Worte vor der Betrügerei, den Glauben vor der Heuchelei, den Gottesdienſt vor der Abgötterei, das Chriſtenthum vor dem Heidenthum ſchwerlich wird erkennen.

Und das noch mehr iſt, ſo ſind die edlen Künſte in Deutſchland dermaaßen im Aufnehmen, daß du thöricht thuſt dieſelbigen anderswo zu ſuchen; ja die Künſte ſteigen allererſt von Tage zu Tage alſo hoch, daß es das Anſehen hat, ſie ſeyen noch im vollen Aufgehen, und künftiger Zeit ſo weit kommen mögte, daß auch die Kinder werden von großer Wiſſenſchaft reden und beide die Wälſchen und die Griechen in ihren Aufſchneidereien überweiſen können. Laß dich alſo genügen an dem, was dir dein Vaterland durch der Vorältern Fleiß ſelbſt mit beiden Händen und mit höchſter Treu darbietet.

S. **142**. Der erſte rechte wahre Urſprung der Kleidung kommt von unſerer Untugend Sünde und Laſtern her. Adam und Eva, unſere Großältern, werden mir deſſen Zeugniß geben, ohne welcher grauſamen Fall wir der Kleider niemals bedurft hätten. So iſt es auch nachmals faſt mit allen Stücken, die wir am Leibe tragen, ergangen, da aus Noth und wegen eines ſündlichen Schandfleckens jemand zur Bemäntelung und Beſchönung deſſelben was von Tracht aufgebracht, ein anderer aber, der ſolchen Mangel nicht hatte, gleichwohl darauf gefallen und es nachgeäffet. Daher dann der Alamode urſprünglich entſtanden.

Die Kröſe oder Krauſen ſind anfangs von denjenigen erdacht worden, welche nach eingeriſſener franzöſiſchen Seuche in Deutſchland die überbliebenen Schandflecken am Halſe bedecken wollten; und gleichwohl ſind andere, die ſolche wüſte Flecken nicht am Leibe hatten, zugefahren und je eines einen größeren koſtbareren Kragen haben wollen.

Alſo heutiges Tags ein wüſtes ungeſtaltes verhöhntes beflecktes Jungfrauengeſicht hat zur Beſchönung und Bemäntelung ſolcher Unſtalt die Masken und den Flor erdacht, damit ſie ihr Geſicht dahinter verbergen mögte. Ein ſchönes wohlgeſtaltes himmliſches engliſches Bild und Geſicht hat ſolche Thorheit geſehen und gleich alſobald nachgeäffet und nicht betrachtet, warum der andere Unluſt ſolche Thorheit erfunden hatte, da ſie vielmehr alle Masken und Tücher vom Geſicht ſollte wegkauft haben, nur daß man das ſchöne Geſicht hätte ſehen und loben und lieben mögen.

Alſo eine Ungeſtalte Höckerigte Buckligte hat anfangs die großen weiten Aermel aufgebracht, mit dem ſchmalen Rücken, damit ſie den Hoffer alſo darunter verbergen mögen. Andere, die von geradem wohlgeſtaltem Leibe waren und ſolche Tracht nachmachen laſſen, ſind deſto thörichter geweſen, weil ſie den Männern Urſache des Verdachts geben, als ſollten ſie mit gleicher ungeſtalten Krümme am Leibe verſtellet ſeyn.

Alſo eine loſe Metze, die mit einem unehlichen Kinde ſchwanger gegangen und ſolche ihre unehrliche Ründung vor der Welt verdecken wollen, hat die großen Gepolſter und Reifſchürzen anfangs erdacht und aufgebracht. Und eine ehrliche Jungfrau, die von keinem Manne wußte, ein ehrliches Eheweib, das ihren ſchwangern Leib von Gottes Gnaden und mit Ehren trug, hat ſolche ehrloſe Tracht nachgemacht und nicht betrachtet die Urſache, warum es die erſte erfunden hatte. Iſt das nicht zum Erbarmen? Dannenhero die Franzoſen ſelbſt ſolche gepolſterte Weiberkleidungen Cachebatards oder Blinde Baſtarde haben zu nennen pflegen.

Alſo gewiß die meiſten Alamode-Trachten und Neuerungen in Kleidung von unehrlichen Stücken und Urſachen ihren Urſprung genommen haben. Und haben auch die Männer gleiche und wohl größere Thorheiten wegen des Alamode begangen, als die Weiber.

S. 152. Die Franzoſen wollen das Wort Compliment zu Complementum deuten als Completamentum, ex completa mente; eine vollkommene Gemüthserklärung. Aber ich wollt' es beweislicher herbringen von completum mendacium, vollkommene Lüge. Denn es ſind ja freilich anders nichts, als große Worte ohne Nachdruck Aufſchneidereien Lügen.

Ja es iſt recht nachdenkliche Kraft in dieſem Wort verborgen. Complimenteur: un accompli menteur, ein prächtiger höflicher Redner Großſprecher ein Aufſchneider und Lügner. Dann wie kann es immer möglich ſeyn, daß ein Deutſcher, der von Art nicht viele Worte macht, nicht viel Schwätzens und Großſprechens achtet, ſeiner Natur zuwider es mit ſo läppiſchen Babbeleien recht meinen ſollte? Wahrlich dieſes Wort Complement, deſſen Wirkung jetzt im höchſten Grad ſtehet, giebt zu erkennen, was wir für Zeiten haben. Denn auch in den Worten eine ſolche heimliche Kraft und Nachdruck zu Zeiten ſtecket, daß große Dinge daraus können erſehen und erkundigt werden!

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die Worte, und wiederum wie die Worte ſind, ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut nummi, die Worte wie das Geld. Es iſt unſere Sprache diesmal in ein recht Kipperjahr gerathen; jeder beſchneidet beſtümmelt dieſelbe wie er will. Und wie ſolche leichte Münzen, wie weich ſie auch geſotten ſind, dennoch anders nichts in ſich haben als Kupfer im Halt, alſo alle ſolche heutige Aufſchneidereien, wie ſchön ſie äußerlichem Ton nach lauten, ſind im Herzen doch nicht eines Drecks werth; und wann ſie am beſten ſind und du meinſt, du habeſt nun alles, was du begehreſt, ſo weißeſt du im Auskehren weder das, was du begehret, noch das, was man dir gegeben, von einander zu erkennen: denn der Wind führet die Worte davon und ſo wenig als du den Weg eines Vogels wirſt finden können in der Luft, ſo wenig wirſt du den Nachdruck ſolcher Aufſchneidereien ſpüren mögen.

Ein Wort
über
# die Feier der Leipziger Schlacht.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Das deutſche Volk hat außer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten keine feſtlicheren Tage, als die glücklichen Tage, an welchen den verfloſſenen Herbſt die Leipziger Schlacht gefochten ward. Dieſer Tage ſind drei, nämlich vom 16ten bis 19ten Oktober. Wir unglückliche Deutſche waren ſeit ſieben acht Jahren mehr und mehr entzweiet zerriſſen zerſtückelt und geſchändet; immer ſtrenger ward die Aufſicht der ſpitzbübiſchen Spionerei, immer ſchwerer ward der Druck der fremden Tyrannei, immer unverſchämter ward ihre Wuth unſere Sitten und Geſetze ja wo möglich unſer größtes Kleinod, ſelbſt unſre Sprache, auszurotten und unſre letzte Tüchtigkeit und Kraft in wälſche Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zu verwandeln: wir hätten, wäre es ſo fortgegangen, endlich aufgehört ein Volk zu ſeyn. Da griff Gott der Herr, der wegen unſerer Sünden lange geſchwiegen hatte, mit ſeinem allmächtigen Arm darein, er erweckte den Geiſt der Völker und Herrſcher, beſeelte die Heere mit ſeiner Zuverſicht und zerſchmetterte den wilden Tyrannen und ſeine gräulichen Räuberhorden. Die Schlacht bei Leipzig rettete unſer Land und Volk von dem abſcheulichen Joche der franzöſiſchen Tyrannei und ſtellte in Europa die Weltordnung der Gerechtigkeit wieder her. Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unſer Name von den Rollen der Weltgeſchichte nicht mit Schande weggelöſcht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müſſen ſie auch nun und zu allen Zeiten große deutſche Feſttage bleiben.

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die ſeit dem 19ten Auguſt **1813** in Schleſien den Marken und an den Gränzen Böhmens zwiſchen den Franzoſen und den hohen verbündeten Kaiſern und Königen gehalten und worin die Franzoſen faſt immer geſchlagen waren, zogen ſich die beiderſeitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlaſſen und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach und ſchlugen von allen Seiten gleichſam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrſcher und unter der Führung des öſterreichiſchen Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, hatte ſich aus den Bergen Böhmens allmählig in Thüringen und Sachſen hinabgeſenkt; das ſchleſiſche Heer unter dem tapfern preußiſchen Feldmarſchall Blücher hatte an einem ſehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Uebergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengeſetzte Heer bei Wartburg überwältigt und in die Flucht gejagt und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25,000 Schweden und 40,000 Preußen war gleichfalls über die Elbe gegangen und hatte ſich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues ruſſiſches Heer unter dem Befehl des Generals Bennigſen war im Anzuge. Den 15ten Oktober ſtießen die großen Heere zuerſt auf einander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man ſich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16te Oktober war der erſte mörderliche Schlachttag. Im Süden von Leipzig ward an dieſem Tage unentſchieden gefochten zwiſchen dem großen und verbündeten Heere unter dem Fürſten von Schwarzenberg und zwiſchen Napoleon ſelbſt; im Norden ſchlug General Blücher drei franzöſiſche Heerabtheilungen, tödtete ihnen viele Menſchen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene und trieb ſie zwei Meilen weit bis in die Vorſtädte von Leipzig zurück. Den 17ten Oktober war wie durch gemeinſchaftliches Uebereinkommniß Raſttag, wie es zwiſchen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pauſe giebt, wo die Winde zu neuem Blaſen gleichſam Athem holen. An dieſem Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigſen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18te Oktober war der blutigſte und entſcheidendſte Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Wittwen und Waiſen noch lange Jahre wehklagen und wovon die ſpäteſten Enkel noch die fröhliche Mähr erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer ſtanden auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngſte Tag kommen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen, und ſchon den Nachmittag des 18ten Oktobers floh ſein Heer in der verworrenſten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19ten Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worin der Feind zur Deckung ſeines Rückzugs eine ſtarke Mannſchaft geworfen hatte, mit Sturm ein, ſprengten viele Tauſende fliehender Franzoſen in die Pleiße und in andere Waſſer, machten 35,000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen und ſetzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieſer Schlacht faſt ſein ganzes Geſchütz und unzähliges Kriegsgeräth und mehr als 100,000 Mann an Verwundeten Todten Gefangenen und Verſprengten; außerdem ließ er alle ſeine Lazarethe hinter ſich voll von 15,000 und 20,000 Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche faſt alle Opfer des Todes wurden. Auf ſeiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte Ermattung und Hunger faſt noch die Hälfte ſeines Heeres ein und brachte von 400,000 Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter, der ſeine Macht in Rußland und Polen zerſtört hatte, zuſammengetrieben, nicht mehr als 70,000 Mann über den Rhein in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazarethen umgekommen iſt.

Und Deutſchland war wieder ein freies Land geworden ſeit dem 19ten Oktober 1813 und die Freude und das Jauchzen der Redlichen und Treuen war in allen Kreiſen und Gauen des Vaterlandes allgemein und die Schelme und Vaterlandsverräther und Franzoſenfreunde erſchracken und fürchteten ſich; aber in dem Getümmel und Gewirr und Elend der Zeit konnten die glorreichen Tage noch nicht gefeiert werden, wie ſie hätten gefeiert werden ſollen. Jetzt aber können ſie gefeiert werden und müſſen ſie gefeiert werden durch ganz Deutſchland von einem Ende bis zum andern: nach langer Zeit das erſte große Gemeinſame, das uns allen angehört, und ein ſtarkes und mächtiges Bindungsmittel aller Deutſchen in ächter und alter deutſcher Brüderlichkeit und Redlichkeit.

Welche Tage ſoll man feiern?

Alle vier Schlachttage verdienten wohl die laute und allgemeine Feier, aber im Monat Oktober würden ſo viele Tage den gewöhnlichen Arbeiten und Geſchäften der Menſchen nicht ohne Nachtheil entzogen werden können und das Zuviele würde die Feier eher klein und matt als groß und lebendig machen. Dem Einzelnen bleibt natürlich frei, jeden dieſer Tage zu einem Feſttage zu machen; das Ganze macht den 19ten Oktober zu einem großen und ſtehenden Feſttag und fügt den Nachmittag des 18ten Oktobers, des eigentlich entſcheidenden Tages, als Vorabend des Feſtes hinzu.

Wie wird der erſte Tag (der 18te Oktober) gefeiert?

Mit dem Schlage zwölf Uhr werden alle gewöhnliche Sorgen und Arbeiten bei Seite gelegt, die feſtliche Welt beginnt und das feſtliche Kleid und Gemüth zieht ſich an: alles Volk ſchickt ſich zur Freude. Dieſer Feſtnachmittag und Feſtabend und ſeine Freuden ſind faſt allein dem Volke anheim geſtellt, wie es ſie feiern und begehen will; die Regierungen und Obrigkeiten nehmen als ſolche kaum Theil daran, auf die Weiſe, daß ſie ſie einrichten und leiten hülfen. Ich würde Folgendes vorſchlagen:

Der Schall und das Licht ſind die geſchwindeſten Boten, die man ausſenden kann. Beide ſind ſeit den älteſten Zeiten als Eilboten gebraucht, um Begebenheiten und Vorfälle, woran vielen gelegen iſt, auf das ſchnellſte weithin mitzutheilen und um Warnungen und Verkündigungen zu melden. Die älteſten Völker hatten ſolche Kriegs- und Friedensfernſchreiber auch Freudenferrſchreiber (Telegraphen). Doch brauchten ſie Licht und Feuer mehr dazu als den Schall, weil die Wirkung derſelben viel ſicherer geſchwinder und weiter geht. Auch wir können beide verbinden. Geſang und Klang Kanonen und Raketen und frohlockende Stimmen der Menſchen mögen, wie es jedem gemüthlich und paßlich iſt, den feſtlichen Vorabend verherrlichen und der Ferne verkündigen; aber das Größte bleibe bei dem Feuer und Lichte. Wir mögen, wenn wir von den Flammen und Trümmern Saragoſſas und Moskwas bis auf die eingeäſcherten Städte und Dörfer Schleſiens und Sachſens zählen, wohl ſagen, daß wir durch Feuer und Schwerdt erlöſt ſind — ſo ſoll denn das Feuer auch unſer größtes Freudenzeichen ſeyn und bleiben.

Dieſemnach werden den 18ten Oktober, ſobald es dunkelt, in den Gränzen von ganz Germanien, von Stralſund bis Trieſt und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und, wo dieſe fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Thürmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten. Dieſe laufen als Boten in die Ferne und als Liebeszeichen und Freudenzeichen und verkünden allen Nachbarn ringsum, daß jetzt bei allen deutſchen Menſchen nur Ein Gefühl und Ein Gedanke iſt. Hier aber um den heiligen Rhein von den Bergen über Düſſeldorf bis zu den Bergen über Baſel und dann auf dem Hundsrück und Donnersberg ſollen ſie unſern uralten Neidern und Widerſachern entgegenflammen und ihnen melden, welches Feſt in Deutſchland begangen wird; ſie ſollen flammen leuchtende Siegesboten, ſie ſollen flammen Mahner und Verkündiger an unſre Brüder, die in den Vogeſen und Ardennen wohnen und nicht mehr von den Fittichen des germaniſchen Adlers beſchirmt werden — dieſe ſollen ſie ermahnen und bitten: Brüder, bei dieſem Zeichen gedenkt unſrer Gemeinſchaft und Brüderſchaft, welche nimmer ganz zerreißen darf, Brüder, vergeſſet der Brüder nicht; dieſen ſollen ſie anſagen und verbürgen: Brüder, wir wollen euer nicht vergeſſen, wir wollen der Treue und Brüderſchaft redlich gedenken und wie ihr einſt unſer waret und künftig wieder unſer ſeyn ſollet — den Wälſchen aber ſollen ſie flammen Erinnerer deſſen, was ihr Uebermuth verbrochen hat und was ihrem Uebermuth widerfahren iſt, und was ihm immer widerfahren wird, wenn ſie wieder gegen unſre Ehre und Freiheit zu freveln wagen.

Um dieſe Feuer verſammeln ſich die Menſchenkinder in feſtlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit grünem Eichenlaub und die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt; ſie erzählen einander, was an dieſen Tagen geſchehen iſt, ſie halten Reigen und Gaſtmäler und danken in ihrer Freude dem Gott, der ihnen gnädig verliehen hat wieder in deutſchen Tönen die Wonne und den Stolz der Freiheit auszujauchzen. In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Feſttag ein.

Wie wird der zweite Tag (der 19te Oktober) gefeiert?

Der 19te Oktober iſt der große feierliche Tag, welchen auch die Obrigkeiten aller Orten als einen Feſttag halten und begehen. Der Vormittag iſt prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden Verſammlungen in den Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt. Der Nachmittag iſt weltlichen Freuden und Feſten hingegeben und kann auf mancherlei Weiſe fröhlich und würdig begangen werden, ſo daß er beide Zwecke zugleich erfülle, alle Herzen mit Freude zu durchdringen und ihnen das Gedächtniß des Geſchehenen tief einzudrücken. Dahin aber müſſen dieſe Feſte in allen Landſchaften Deutſchlands vorzüglich gerichtet werden, daß das Gemeinſame und Vaterländiſche, das eigentliche ächte Deutſche dabei vorangeſtellt und hervorgehoben werde, daß alle erinnert werden, wodurch der Leipziger Tag gewonnen ward, daß alle erinnert werden, daß ſie Brüder Eines Stammes und Einer Liebe ſind und daß ſie hinfort deutſche Liebe und Treue nächſt Gott als das Heiligſte und Höchſte zu achten und zu lieben haben.

Sehr gut wäre es dieſemnach auch, wenn man in Zukunft an dieſen Tagen noch anordnete, was alle Deutſche auch äußerlich als deutſche Menſchen von allen andern Völkern unterſchiede, wenn alle (Männer und Weiber) dabei in einer gemeinſamen deutſchen Volkstracht erſchienen, welche Schönheit und Würde mit Beſcheidenheit und Ehrbarkeit verbände: Tugenden, welche unſerm Volke ſo wohl ſtehen und in welchen kein anderes Volk uns übertreffen wird. Dieſe deutſche Tracht *) gehört zu den nothwendigſten und unerlaßlichſten Dingen, die wir uns beilegen müſſen, wenn wir mehr und mehr wieder ein Brüdervolk werden wollen, was wir aufgehört hatten zu ſeyn. O wie unendlich viel wäre gewonnen, wenn wir nur erſt äußerlich hätten, was uns von allen wälſchen Menſchen unterſchiede! wenn die Meinung erſt ſo allmächtig bei uns wäre, daß jeder und jede unter uns, die ſich mit wälſcher Aefferei gebärdeten kleideten und trügen, für einen ganzen Gecken und eine ganze Geckin oder für einen halben Verräther und eine halbe Verrätherin des Vaterlandes und der vaterländiſchen Art und Tugend angeſehen würden!

---

*) Mehrere haben mich ſchon für einen raſenden Narren und Thoren erklärt, daß ich immer denſelben Kukuksgeſang ſinge; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der deutſchen Trägheit und Langſamkeit, die nicht leicht ergreift, aber wann ſie ergriffen hat, auch feſt hält, manche Gegenſtände nicht oft genug zu Gemüth führen. Der alte Kato der Cenſor ſing in jeder Senatsſitzung immer mit den Worten an: *Meine Meinung geht aber dahin, daß Karthago zerſtört werden muß* — und Karthago ward zerſtört. So hat der redliche Deutſche auch ſein Karthago, wogegen er ſtreiten und ſprechen muß, ſo lange es ſteht. *Dieſes Karthago heißt franzöſiſche Art Mode Tracht und Sprache in Deutſchland.* Gegen dieſe werde ich bei jeder Gelegenheit ſtreiten mein Lebenlang, weil ich ſie für das ſtärkſte Gift und ſchlimmſte Uebel deutſcher Kraft und Tugend halte — und ſollte ich deswegen auch von allen Weiſen und Narren ohne Unterſchied für einen Narren gehalten werden.

Was durch Reden und Lieder und Uebungen und Spiele an dieſen Tagen zur Belebung und Begeiſterung des Volkes und zur Erfriſchung und Freudigung deutſcher Tugend noch gethan und veranſtaltet werden könnte, wer kann ich es hier alles hinſtellen und beſchreiben? Aber ich ſage, wenn ein böſes Verhängniß und unſre Trägheit und unſer Unverſtand uns nicht ganz wieder in das Elendige und Zwieträchtige zurückwerfen, ſo werden dieſe hehren Tage nach zehen Jahren anders gefeiert werden können als jetzt. Wann die Kriegsordnung und Waffenordnung für ganz Deutſchland beſtimmt iſt, wann in den großen Städten und bei allen größeren Schulen und Gymnaſien und hie und da ſelbſt auf dem Lande die Jugend in ſchönen und männlichen Uebungen und Fertigkeiten gerüſtet und gewandt ſeyn wird; wann endlich in allerlei Geſchicklichkeit Kunſt und Wiſſenſchaft der Seele und des Leibes öffentliche Spiele des deutſchen Volkes angeordnet ſeyn werden — dann erſt werden dieſe Tage ihren rechten vollen Glanz erhalten und würdig gefeiert werden können. Denn für welche Tage mögte man wohl lieber das Schönſte und Herrlichſte des Volks verſammeln, als grade für dieſe unſterblichen Siegestage?

Manches Kleine und Nebendingliche können und müſſen wir indeſſen auch jetzt ſchon thun, damit die Erinnerung und Freude dieſer Zeit auf vielerlei Arten dem Volke, ich mögte ſagen, unſterblich und unauslöſchlich ins Gemüth eingebrannt werde.

Dahin gehört wohl als das Erſte und Natürlichſte, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterſchied ſich wohl gerüſtet und geſchmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen verſammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen.

Eben ſo natürlich iſt zweitens, daß alle Männer und

Jünglinge, welche den heiligen Krieg der Jahre **1813** und **1814** für das Vaterland mitgefochten haben, vor allen übrigen geehrt werden.

Drittens verſteht es ſich von ſelbſt, daß für die verwundeten und verkrüppelten Krieger dieſer Jahre beſondere Ehrengaſtmäler angeordnet und daß für die Armen unter ihnen Sammlungen veranſtaltet werden.

Ueber ganz Deutſchland werden dieſe Tage zur Würde eines Kinderfeſtes erhoben. Man macht an ihnen den Kindern Freuden und Geſchenke und erzählt ihnen in einfältiger Sprache die Geſchichten derſelben und die hohe Bedeutung des Feſtes; zugleich von Gott, von Gottes Hülfe und Stärke in Gefahren und Schlachten, von den Wundern, welche er in den letzten ſechs Jahren gethan, auch von Vaterland und Freiheit und von deutſcher Tugend und was im Tode für das Vaterland Erhabenes und Göttliches iſt — klingen ihnen die erſten Töne. Was die Kindheit und Jugend mit Seele und Liebe erfaßt, das laſſen die ſpäteren Jahre nimmer los.

Wann dieſes Feſt als ein großes deutſches Volksfeſt über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingeſetzt wird, ſo können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbſt ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Deutſche die Tage vom **16ten** bis **19ten** Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß ſie an einem derſelben die ernſteſte Verbindung ſchließen, die im Leben geſchloſſen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Deutſcher wohl das höchſte Glück ſeines Lebens beſſer rechnen als eben von dieſer Zeit?

Damit auch die Kreaturen empfinden, wie fröhliche Tage den deutſchen Menſchen aufgegangen ſind, ſo wird nicht bloß der Menſch ſondern auch alles Lebendige, was dem Menſchen hilft und dient, beſſer als gewöhnlich gehalten und gepflegt. Der Haushund und Jagdhund bekömmt beſſere Biſſen, die Kuh und der Ochs vom beſten Heu, das Pferd reinen Hafer u. ſ. w. So hielten es unſre Vorfahren weiland an feſtlichen Tagen, ſo halten es die Schweden und Schotten noch und iſt dies wohl ein feiner und menſchlicher Brauch.

Hieran wollte ich mit dieſen wenigen leichten Worten erinnern. Die Sache ſpricht ſich für ſich ſelbſt aus. Glücklich, wenn alle Deutſche fühlen, was ſie ſind und was ſie ſeyn könnten und was ihr Volk als Volk werth iſt. Dann werden in Zukunft im Herzen von Deutſchland nimmer Schlachten geſchlagen werden, die gefeiert werden müſſen, wie die Leipziger Schlacht.

Ueber ein Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem ſpäteſten Enkel noch ſage, was daſelbſt im Oktober des Jahres **1813** geſchehen, darüber iſt in ganz Deutſchland, ja wohl faſt in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieſes Denkmal errichtet werden ſoll, darüber werden die Stimmen gewiß eben ſo verſchieden lauten, als ſie über das Erſte einig ſind. Ein kleines unſcheinbares Denkmal, das ſich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig ſelbſt auf irgend einem Platz hingeſtellt, würde in ſeiner Armſeligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abſcheulichſten aller Tyrannen und dem tückiſcheſten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu ſehr beſchämt werden. Das Denkmal muß draußen ſtehen, wo ſo viel Blut floß; es muß ſo ſtehen, daß es ringsum von allen Straßen geſehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entſcheidung herangezogen. Soll es geſehen werden, ſo muß es groß und herrlich ſeyn, wie ein Koloß eine Pyramide ein Dom in Köln. Aber ſolches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geſchick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich ſchlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunſt keine Aeffereien anbringen und wogegen unſer nordiſcher allen Denkmälern ſo feindſeliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tauſend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und laſſe ſie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufthürmen. Auf den Erdhügel werden Felsſteine gewälzt und über dieſen wird ein koloſſales aus Eiſen gegoſſenes und mit mancherlei Anſpielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrſcher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt mit Wall und Graben eingefaßt und mit Eichen bepflanzt. — Dieſer Hügel dieſes Kreuz und dieſe Bäume wären zugleich ein ächt germaniſches und ein ächt chriſtliches Denkmal, wohin unſere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer deutſcher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden und anderer um das Vaterland hochverdienter Lehrmänner Leichen begraben würden; denn es iſt der Beſten würdig in heiliger Erde zu ruhen. — Wächter des heiligen Eichenhains wären ehrwürdige greiſe Krieger.

Wird
der Herrſcher der Inſel Elba noch einmal Europa beherrſchen?

(Geſchrieben zu Berlin im Januar 1815, gedruckt zu Köln
in der Zeitſchrift der Wächter 1815.)

Die Beantwortung dieſer Frage mögte nichts Müſſiges und
Ueberflüſſiges ſeyn, da die Weiſſager und Verkündiger
nicht fehlen, welche ſich und vielen andern zuraunen: „Er
„wird wieder kommen und das Reich der Freiheit und Glückſeligkeit
„wieder aufrichten. Nichts iſt klarer, wenn man
„die Winke der Vorſehung beachtet, die im Frühlinge des
„verfloſſenen Jahres ſichtbar ihre Hand über ihren Liebling
„gehalten, daß er mitten durch alle Gefahren zu Lande und
„zu Waſſer an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt iſt, wo
„er als köſtlicher Schatz der Zeit für die Gelegenheit aufbewahrt
„wird; nichts iſt nothwendiger, denn er allein kann
„die Welt aus den Trümmern wieder aufrichten, zu welchen
„ſie zuſammengeſunken liegt: die andern Herrſchergeſchlechter
„ſind in der alten Art erſtarrt oder abgelebt und können
„ſich zu dem Ungewöhnlichen und Neuen nicht erheben.
„Dieſer iſt der einzige Stern des Heils, welcher der neuen
„Zeit als das Zeichen der Beſſerung und Erlöſung aufgegangen,
„er allein kann vollenden, was unter ſeinem großen
„Verhängniſſe ſo herrlich angefangen ward, den großen
„europäiſchen Bundesſtaat, den Staat des wahren Gleichgewichts,
„das ſeinen Schwebepunkt in ihm ſelbſt trägt, den
„Staat des wahrhaftig verbürgten ewigen Friedens. Freilich
„hat man ihm vorgeworfen, er habe durch Unmäßigkeit
„und durch eine unkluge Ueberſpannung ſeiner Kräfte und
„Entwürfe ſein eigenes Werk zerſtört und keinesweges den

„klaren Weltblick und die Weite der Ideen gezeigt, die man
„von einem Gründer und Schöpfer des Zeitalters fordern
„durfte; und dieſer Vorwurf mögte nicht ganz zurückzuweiſen
„ſeyn. Aber Napoleon Bonaparte iſt nicht der Erſte,
„deſſen jugendliche und flammende Heldenſeele ſich in ihrer
„Glorie und Daſeynsfülle überſchwelgt und übermeſſen hat.
„Er hat in den letzten Jahren große Irrthümer begangen
„und hat ſchrecklich dafür büßen müſſen; aber er wird ſie
„nicht zum zweiten Mal begehen. Zwei Aufzüge des Lebens
„und ſeiner Heldenlaufbahn hat er durchgeſpielt; bald
„wird der dritte Aufzug kommen und dann wird dem geprüften
„Helden die Mäßigkeit und die Weisheit immer zur
„Seite ſtehen."

Auf dieſe und auf ähnliche Weiſe klingt es nicht bloß leiſe, und der Lauſcher und Zuhörer ſind viele, welche mit lüſternen Ohren die Weiſſagungen der Propheten verſchlingen. Wie ſollte es anders ſeyn? Wie der alte Dichter ſagt: *Bei den Lebendigen iſt die Hoffnung*, und, *Wer lebt, kann einmal wieder kommen*, ſo müſſen Hunderttauſende ihre Blicke und Herzen auf den ungeheuren Menſchen wenden, den unzeitige Gnade nicht dahin gefördert hat, wohin er gehörte. Ich ſpreche nicht bloß von dem Auswurf des franzöſiſchen Volks in ſeinem Heere und unter ſeinen Beamten; ich meine die Nichtswürdigen und Schändlichen aller Völker, die auf dieſen als auf ihren Heiland hinſchauen und hinwinken. Auch in unſerm Vaterlande giebt es deren ſo viele, welche Schwämme für das verruchte Volk geweſen ſind, das ſich unterſtanden hatte uns unterjochen zu wollen, Schwämme, welche das Blut und Mark ihrer eigenen Landsleute einſogen und ſich von den Fremden gelegentlich ausdrücken ließen; es giebt bei uns genug Buben und Verräther mit und ohne Stern, welche ihren letzten Heller zu einem Freudenfeuer anwenden würden, wenn es hieße, Napoleon ſey wieder mit Heeresmacht über den Rhein geſetzt. Dieſen, die in einem ſchändlichen und unrechtlichen Zuſtande ihr einziges Glück ſehen und alſo auch das Weltglück darin zeigen, wird es ſehr ſchwer die Hoffnung aufzugeben, er werde wieder kommen und ein feſteres Reich bauen, als er in den Jahren **1810** und **1811** beherrſchte.

Dieſen zum Troſt ſtelle ich hier zuerſt mein Urtheil von dem Manne hin, wie ich es im Herbſt **1813** gegeben habe*) und will ihnen dann zum Schluſſe aus einer großen hiſtoriſchen Erfahrung ihre Frage ganz kurz beantworten.

Dies mein Urtheil heißt: Napoleon iſt nicht ſo einzig geweſen, als Viele ihn geträumt haben; der Napoleon von **1813** und **1815** iſt nicht mehr der Napoleon von **1796** und **97**; ſeine eigne Verruchtheit hat ihn immer wilder und dummer gemacht; er iſt auch mehr ein Menſch elementariſcher als idealer Kräfte: ſolche ſtehen am meiſten unter dem Maaße der Jahre.

Dies iſt der Napoleon, wie er mir erſchienen iſt, auch werden wir ſchwerlich einen anderen zu ſehen bekommen. Geſetzt, er käme wieder — was wenigſtens nicht unmöglich wäre — ſo könnte er noch einmal Bewegungen und Erſchütterungen genug veranlaſſen, er könnte viel Unglück über Frankreich, einiges auch über unſer Vaterland bringen; die alte Herrſchaft wird er nicht wieder erlangen, den alten Umfang des gottlob nun zerſtörten großen franzöſiſchen

---

*) Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa von E. M. Arndt, Leipzig **1813**. S. 66–85. (ſ. Th. 1, S. 487. ff.)

Reichs, wie die eitle Nation es mit ſo wohlgefälliger Prahlerei ausſprach, nicht wieder erfaſſen. Es giebt einen Wendepunkt der politiſchen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wann man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblicke nicht zu überſchreiten gewagt hat: die Fortuna iſt die eigenſinnigſte aller heidniſchen und weltlichen Gottheiten; denn eine chriſtliche Gottheit hat ſie nie genannt werden dürfen; wer ihr einmal den Rücken zugewandt und vor ihren furchtbaren Sturmwinden einmal die Segel eingerefft hat, dem wendet ſie ewig den Rücken und ſendet ſie nimmer wieder einen Wind, der einen Sterblichen zu der halsbrechenden und ſchwindlichten Höhe der Herrſchaft und Gewalt emportragen kann. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tauſend ſchändliche Streiche gemacht — dieſe konnte die heidniſche Göttin ihm noch vergeben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau geſpielt — und das kann ſie ihm nie vergeben.

Ich nenne die Fortuna eine heidniſche und weltliche Göttin und glaube nach der Erfahrung und Geſchichte Recht dazu zu haben. Ich will damit nicht leugnen, daß die höchſte und tiefſte Macht der Dinge, die der Gläubige und Gute Gott und Vorſehung nennt, nicht durch die Spiele des Glückes und über die Spiele deſſelben hinaus ſpiele, ſondern ich will nur andeuten, was die tägliche Erſcheinung und Erlebung des Lebens beweiſt und was die Geſchichte, ſo alt ſie iſt, erzählt. Dieſe ſagen uns, daß Fortuna mit dem Halben und Mittelmäßigen in der Regel gar nichts zu thun haben mag, daß ſie die wildeſte und übermüthigſte Würfelſpielerin iſt, welche eine Bank hält, wo nur die etwas gewinnen können, welche mit vollſtem Muthe um höchſte Preiſe ſpielen. Kurz geſagt, ſie liebt nur die Virtuoſen im Guten und im Böſen: man muß ganz Gottes oder ganz des Teufels ſeyn wollen, wenn man ihre Gunſt erhalten und behalten will. Wie dies mit der ganzen Welt und mit den ſittlichen weltlichen und elementariſchen Kräften der Geiſter und der Leiber zuſammenhangt, das zu erklären iſt hier weder Zeit noch Ort; aber daß es iſt, wird keiner leugnen, der ſich die Welt und das Leben ein wenig betrachtet und die Geſchichte nicht ganz obenhin ſtudiert hat. Vollkommen gut oder vollkommen böſe ſeyn und kühn und ſtark ſeyn im Guten oder im Böſen bis ans Ende, das hat gewöhnlich den Sieg auch der äußeren Macht und Herrlichkeit hier unter dem Monde errungen und oft lange behauptet und hat den Jahrbüchern glänzende Ungeheuer der Tugend oder des Laſters überliefert. Napoleon Bonaparte war auf dem rechten Wege dazu, aber er hat ſich mit dem Glücke auf immer überworfen und er wird nicht mehr als ſein Lieblingsſohn genannt werden. Ich habe von dem armen Sünder in Fontainebleau geſprochen und ich will mich darüber erklären; und in dieſer Erklärung wird zugleich die kurze Beantwortung unſerer Frage liegen.

Die Guten glaubten in den Jahren **1813** und **1814** und glauben es auch noch, daß es Gottes Wille war und daß er dieſen Willen zu ſichtbar gewieſen hatte, daß das blutige und verbrecheriſche Ungeheuer, das uns Korſika geboren hat, vernichtet werden ſollte; ſie meinen, was Bonaparte im Winter und Frühlinge **1814** auch verſucht und gewagt haben möchte, er würde immer untergegangen ſeyn. Wir bekennen hier, daß wir das auch glauben; aber wir können dieſen Glauben ruhig bei Seite ſchieben und müſſen das ſogar thun: wir können und müſſen alles aus Napoleons Gemüth und Karakter beurtheilen und aus dem Standpunkte, worauf er ſtand, und aus dem Geſichtspunkte, woraus er handelte — und dann erhält es mit Einem Male eine andere Farbe und Geſtalt. Wir ſehen einmal:

Wenn Bonaparte, wie viele ſeiner Anhänger uns lange einbilden wollten, wie durch einen unbewußten Trieb, wie durch ein höheres Verhängniß handelte, wenn dadurch ſelbſt ſeine Grauſamkeiten und Gräuel entſchuldigt werden ſollten, ſo durften wir verlangen, daß dieſer fürchterliche Diener und Nachrichter einer dunklen Macht ihm ſelbſt gleich und treu bliebe, daß er, was man ſo nennt, nicht aus ſeiner Rolle fiele: er mußte wie ein düſterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüthen, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlaſſen ſchien, er dingte wie ein gemeiner Knecht um ſeine Schätze und um ſein Leben und ließ ſich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Inſel Elba abführen, nicht einmal mit der Gewißheit, daß er ſein Leben durch die Gefahren, von welchen jedes entwaffneten Tyrannen Leben umſtellt iſt, glücklich hindurchbringen würde. Seine Sache ſtand im März und im April des Jahrs **1814** allerdings verzweifelt, aber nicht ſo verzweifelt, daß ein Mann, den man ſonſt den Verwegenen und Unerſchrockenen genannt hatte, ſie durchaus für verloren halten konnte. Nur ſeine Marſchälle und Oberbefehlshaber wollten für ihre Sicherheit und ihren zuſammengeſtohlnen Raub ſorgen, als es gefährlich ward; faſt auf alle ſeine Offiziere und Soldaten und Beamten und Feſtungen konnte er noch feſt bauen; ein kühner Mann, der ſeinem Glücke vertraute und lieber mit allen Segeln in den Abgrund als mit ſtillem Winde in die Schande hineinfuhr, hatte noch die Kräfte etwas zu wagen und mußte ſich alſo auch den Muth dieſes Wagens nehmen. Er wählte die Schande, die nicht einmal ſicher war, und verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte: er ließ ſich betriumphiren.

Er kann wiederkommen, ſagen ſeine Freunde, ein weiſer und kluger Mann muß den Umſtänden nachzugeben wiſſen. Er kann wiederkommen allerdings, ſage ich euch, aber ſein Glück kann nicht wiederkommen. Wäre er in der Schlacht als ein Verwundeter gefangen und weggeſchleppt worden und entränne einſt aus ſeiner Haft, er könnte wieder gewaltig werden. Da er ſich freiwillig der Schändung ausgeliefert hat, da er mit Sklavenſinn ſein Leben hat erhalten wollen, er, der ſonſt nichts als Stolz und Trotz ſchnob, ſo iſt das unmöglich. Es giebt keine Wiederherſtellung der Ehre im Bürgerleben, wenn du eine öffentliche Ehrloſigkeit begangen haſt; es giebt keine Wiederherſtellung des Glückes, wenn du wie ein Feiger von dem Schauplatze abgetreten biſt. Das Glück iſt dem tapfern Biedermann und dem kühnen Böſewicht hold und keinem andern; über das Mittelmäßige fliegt es hin und das Feige tritt es völlig nieder. Aus dem Unglück mag ein Mann zu Ehren und Herrſchaft wieder aufſtehen und wohl in gröſſerer Glorie aufſtehen, als er vor ſeinem Falle gehabt hat, nimmer aus der Schande. Alfred hat zwanzig Jahre in den Sümpfen Englands geſteckt und dann mit dem Schwerte und mit der Feder ſein Vaterland befreiet geordnet und gebildet; Marius ſaß wie ein Flüchtling auf den Trümmern Karthago's und konnte dort die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe und Herrlichkeit bedenken: er erſchien noch einmal nachher ſeinen Feinden fürchterlich und ſiegprangend; der Herrſcher und Feldherr aber, der mit ſeinem Willen gebückt und verhöhnt wie ein gefangener Verbrecher abgeführt wird, hat auf das Glück ſein Recht verloren: Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erſter Größe glänzen. Dies ſage ich nicht bloß denen, die den Satan gern wieder haben mögten zur Niederſchlagung, ſondern auch jenen erbärmlichen Menſchen zur Ermuthigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken ſehen.

Dieſe oben ſtehenden Worte wurden im vergangenen Winter geſchrieben, etwa zwei Monate vor der Entſpringung des Wolfes aus ſeinem Käſich und waren für ein öffentliches Blatt beſtimmt; der Cenſor aber wollte die unſchuldigen nicht durchlaſſen, entweder aus jenem Grunde, welcher verbietet vom Wolf zu ſprechen, weil er ſonſt kommen könnte, oder der ängſtlichen Seelen wegen, die überhaupt gern die nächſten Gefahren vergeſſen und auf das geſchwindeſte und bequemſte zur Ruhe kommen mögten: dieſe will ein guter Cenſor, der vom Staate doch als eine Art Seelenhirt angeſtellt und beſoldet wird, nicht gern aus ihrem Schlafe aufſchrecken laſſen.

Der Wolf iſt bald darauf ausgeſprungen und Europa iſt zuſammengelaufen, um eine allgemeine Klapperjagd auf ihn zu machen und ihn zum gebührlichen Tode zu bringen. Dieſer Tod, wenigſtens ſein politiſcher, ſcheint nah zu ſeyn. Die Hälfte des preußiſchen Heers und etwa **70,000** Mann unter Wellington haben den Anfang ſeiner Einfangung und Abwürgung gemacht. Er hat ſie angerannt mit **140** bis **150,000** Mann, der Blüthe ſeines alten Heeres: mit jener wilden und verbrecheriſchen Schaar, denen in der Verzweiflung allein Wiederaufrichtung ihres Glückes erſchien. Sie haben wie Verzweifelte mit der ausdaurendſten und hartnäckigſten Tapferkeit bis zur Vernichtung gefochten; und ſie ſind vernichtet worden: Bonaparte iſt vor Wellingtons und Blüchers Sternen untergegangen. Man kann nach dieſer Schlacht ſagen: Er hat kein Glück mehr.

Und wie erſcheint der Menſch wieder? Er ſcheint ſich faſt auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten: Tacitus ſagt im zweiten Buche ſeiner Jahrbücher im 63. Kap. vom Marbod: Sein Ruhm ſey vergeſſen, weil er zu lange habe leben wollen. Auch dieſer Napoleon Bonaparte wäre trotz aller ſeiner ſchwarzen und gräulichen Thaten noch mit einer Art Ehre auf die Nachwelt gekommen, viele ſeiner Schanden wären noch in einem halbungewiſſen Dunkel geblieben, und die Geſchichte, die gegen glänzende Verbrecher und Eroberer immer zu nachſichtig iſt, würde doch hie und da für ihn in die Poſaune geſtoßen haben, wenn er zu rechter Zeit hätte ſterben können. Der Punkt von Fontainebleau war der ernſte Entſcheidungspunkt. Hätte er da das letzte Kühnſte gewagt, und wäre endlich auch dabei umgekommen, viele würden doch etwas einer Heldenſeele Aehnliches in künftigen Zeiten in ihm vorausgeſetzt haben. — Noch hat er dieſen Punkt wieder gehabt. Wäre er in der Schlacht bei'm ſchönen Bunde nur geblieben, es wäre doch noch ein letzter Glanz auf ſeine Perſon gefallen. Viele haben gedacht, er würde nach dieſer verlornen Schlacht geſchwind nach einem andern Punkt fliegen und dort ſein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherſtellung ſuchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigſtens glänzende Schimmer auf ſeine Leiche fielen. Er hat das alles nicht gethan noch gewagt, ſondern ſcheint mit einer Art großmüthiger Gaukelei abtreten und mit Liſten und Pfiffen ſein Spiel ausſpielen zu wollen.

Glaubt er die Völker und Herrſcher noch einmal zu täuſchen? glaubt er ſich mit feiger und ſchlangenartiger Bosheit noch einmal in den Hinterhalt legen zu können, damit er, wann die Gelegenheit ſich bietet, zu recht giftigen Biſſen hervorſpringe? glaubt er, indem er Hunderttauſende ſeiner verbrecheriſchen Wuth opfert und Städte und Dörfer hinter ihm in Rauch aufgehen läßt, ſein elendes Leben immer ſo mit durchzuſchleppen? Es iſt möglich, daß er das glaubt, es iſt möglich, daß er noch einige giftige Schlangenbiſſe thut, aber auf eine gemeine Weiſe wird er aus der Geſchichte und aus dem Leben ſcheiden. Es ſind, die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Raſendes und Wüthendes verſuchen. Ich glaube das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde, denn die pariſer Juden rechnen zu gut; ich glaube auch, daß er einſieht, daß er es jetzt nicht mehr könnte, wenn er es auch wollte. Wenn er alſo ehrlich und als ein Fürſt — was er doch geweſen iſt, wenn gleich ein Tyrann — den Tod ſuchte, ſo könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter, die ſich noch immer mit ihm und für ihn opfern würden. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürſtliches Leben lieber wollen, als einen kühnen Tod, und ſo wird die blutige Poſſe, die man lange ein Heldenſpiel genannt hat, würdig ausgeſpielt werden.

Ueber den

heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt,

den die

verbündeten Heere

allenthalben im Elſaß finden.

Ein Wort des Troſtes für das deutſche Volk.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Wir leſen jetzt in allen Tageblättern von der Wuth und Raſerei der Elſaſſer Bauern gegen die Verbündeten und von eingeäſcherten Dörfern und Flecken, was eine Folge der blutigen und hartnäckigen Widerſetzlichkeit derſelben iſt; wir leſen auch von einzelnen Gräueln, die dieſe Elſaſſer gegen gefangene Soldaten verübt haben ſollen, von hinterrückiſchen Ermordungen ja von ſcheußlichen Kreuzigungen derſelben, von welchen wir wünſchen, daß ſie nicht wahr oder doch weit übertrieben ſind. Denn wir ſehen die Elſaſſer als unſre Landsleute an und wünſchten ſie uns und dem Reiche und mit ihnen unſern ganzen Rhein uns wieder zu gewinnen. Dieſe Hartnäckigkeit und dieſer widerſpänſtige Geiſt, den wir im Elſaß finden, däucht vielen redlichen Deutſchen ſonderbar ja faſt unerklärlich, zumal da die eigentlichen Franzoſen ſich allenthalben ſo zahm und beinahe kriechend erweiſen. Viele ſind deswegen auf die Elſaſſer äußerſt entrüſtet und nennen ſie im Zorn wohl ein ſchändliches und franzöſirtes Baſtardvolk, in welchem auch keine deutſche Ader mehr ſey. Ich leugne die Erſcheinung nicht, denn ſie iſt da, aber ich will ſuchen ſie etwas anders zu deuten, als die meiſten thun, ſo daß die Elſaſſer endlich dabei beſſer wegkommen mögten, als es bei dem erſten Blick ſcheint.

Ich habe ſchon irgendwo in einem Büchlein*) geſagt, daß die Elſaſſer, nachdem ſie 175 und 125 Jahre unter der Herrſchaft des wälſchen Volks der Franzoſen geſtanden haben, nicht mehr ächte Deutſche von Geſinnung ſeyn können, zumal da ihnen ſeit der Zeit ihrer Abreißung vom deutſchen Reiche nichts Großes und Gewaltiges in Thaten und nichts Weiſes und Vortreffliches in Einrichtungen und Geſetzen von den Landsleuten und Nachbarn gezeigt worden iſt: ſie haben bis auf die letzten Jahre nichts geſehen, weswegen ſie ſich ſehnen konnten auch politiſch dem deutſchen Vaterlande wieder anzugehören. Aber in eben jener Schrift habe ich nach meiner Anſicht und Erfahrung das Tröſtliche ſagen müſſen, daß die Elſaſſer einer ſo tüchtigen Art und eines ſo zähen Gemüthes ſind, daß ſie von den Fremden bis jetzt nicht haben bezwungen noch ausgelöſcht werden können, und daß mit derſelben Hartnäckigkeit, womit ſie jetzt gegen uns auftreten, ihre Art und ihr Sinn bis dieſen Tag ſich gegen das Fremde gewehrt und behauptet hat. Ich habe geſagt: ſie haben nicht mehr deutſche Geſinnung und können ſie nicht mehr haben, aber ihr Sinn und ihre Art ſind immer noch deutſch und nicht wälſch, wenn man etwa 10,000 oder 15,000 aus jenen Klaſſen ausnimmt, die der bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe wegen mit dem Götzen der fremden Art Sprache und Wiſſenſchaft nothwendig haben buhlen und das Deutſche zurückſchieben müſſen. Wenn alſo das Elſaß — was wir hoffen und begehren müſſen — jetzt wieder mit dem deutſchen Reiche vereinigt wird, ſo würde es nur zehn oder fünfzehn Jahre einer kräftigen und gerechten deutſchen Regierung bedürfen, um die Geiſter und Herzen des Volkes dem deutſchen Vaterlande wieder zuzuwenden. Das aber müßte durchaus der ſtrenge Grundſatz der neuen Regierung ſeyn, die Elſaſſer Beamten, die unter franzöſiſcher Herrſchaft Stellen verwaltet haben, in andere Landſchaften zu verſetzen und an ihrer Statt aus dieſen Männer mit andern Geſinnungen und Anſichten über den Rhein hinüberzupflanzen. Denn dieſe würden das franzöſiſche Evangelium als Miſſionarien einer heimlichen Propaganda immerfort predigen und die undeutſche und wälſche Geſinnung von Geſchlecht zu Geſchlecht erhalten.

---

*) Blick aus der Zeit auf die Zeit.

Doch nach dieſer kleinen Abſchweifung, die aber hart an unſerm Wege lag, ein Wort zur Erklärung der oben erwähnten Erſcheinung und zur Vertheidigung der Elſaſſer und der Deutſchen überhaupt im Gegenſatz gegen die Franzoſen.

Ich habe mich nicht heute und geſtern erſt über dieſen Punkt ſtreiten müſſen wegen der Elſaſſer, ſondern die Klage iſt älter. In vielen Gegenden Deutſchlands habe ich, wenn mein gerechter Zorn ſich gegen die Wälſchen und ihre ſpitzbübiſchen Gräuel ergießen wollte, oft die zurückweiſenden Worte hören müſſen: „Aber ſprich und ſchilt doch nicht „ſo viel und allein gegen die Franzoſen und ihre Gräuel. „Wir haſſen ſie auch gebührlich und natürlich und ſie haben den ewigen Haß um uns wohl verdient; aber wir „müſſen leider geſtehen, daß unſre Landsleute, die als ihre „Bundsgenoſſen, alſo als unſre Feinde, zu uns gekommen „ſind, es viel ſchlimmer gemacht haben als ſie. Wir wollen „tauſendmal lieber Franzoſen als Feinde bei uns haben, „denn Naſſauer und Wirzburger und Baiern und Wirtemberger. Dieſe haben es ſo arg und ſo plump gemacht, daß „die Franzoſen uns dagegen faſt als liebenswürdige Feinde „erſchienen ſind.“

Ich ſuchte dieſe Anklagen auf meine Weiſe, wie ich beſt mogte und verſtand, zu widerlegen und auch den Grund derſelben zu weiſen und zu erklären, aber die Eindrücke des Augenblicks, beſonders die Eindrücke der Noth und Gewalt, welche oft ſogar mit der Fauſt eingedrückt waren, ſind bei den meiſten Sterblichen immer mächtiger als alle Gründe und Erklärungen; und ſo habe ich denn von ſolchen Anklägern wenige bekehren können, von den Zuhörern aber gewöhnlich die meiſten auf meiner Seite gehabt. Weil ich ſolche Streite oft und an vielen Orten Norddeutſchlands gehabt habe, ſo erinnere ich mich meiner Erklärungs- und Vertheidigungsgründe recht gut, und ich will ohne alle breite Auslegung ihren Hauptinhalt hieher zu legen ſuchen; was auch deswegen nützlich ſeyn mögte, weil immer noch ſolche umherſchleichen, die auf das franzöſiſche Volk als auf das menſchlichſte und gebildetſte aller europäiſchen Völker hinweiſen und als auf dasjenige, von welchem allein alle Größe und Bildung und alle politiſche Entwickelung des Zeitalters ausgehen müſſe und könne.

Ich habe ihnen meiſtens nicht zornig ſondern lächelnd geſagt: „Liebe Freunde, ihr habt Recht, ſo wie ihr die Dinge nehmet und beurtheilt. Ihr fühlt ja nicht euer Volk, noch das franzöſiſche Volk, noch was in beiden immer das Bleibende und Nothwendige iſt und ſeyn wird, ſondern ihr fühlt nur die Zeit und den Augenblick und die Perſon, und zwar eure eigne verletzte Perſon, und alſo fühlt ihr lauter Erbärmliches und Vergängliches und aus ſo erbärmlichen Empfindungen meint ihr urtheilen und verurtheilen zu dürfen. Ich habe eben nicht ohne Abſicht von *ſpitzbübiſchen Gräueln* der Wälſchen geſprochen, ich will auch die Gräuel und Gewalthaten unſrer Landsleute gar nicht wegleugnen, weil zu viele Stimmen darüber einig ſind, daß ſie ſich grauſamer und wilder betragen haben, als die Franzoſen; aber das bitte ich mir aus, daß man die deutſchen Gräuel, wenn ſolche begangen ſind, *menſchliche Gräuel* nenne. Es iſt in der Menſchennatur ein fürchter-

„licher Satan, der wüthet, wenn er losgelaſſen wird; aber „ich behaupte doch nach der Kenntniß und Erfahrung, die „ich von meinem eignen Teufel und von den Teufeln „meines Volks habe, daß die deutſchen Teufel grade und „tüchtige, die franzöſiſchen Teufel hingegen krumme und „ſchleichende Teufel ſind. Die unſrigen kommen mit dem ganzen „furchtbaren Geräth der Hölle und mit dem vollen hölliſchen „Ernſt; die wälſchen kommen in bunten und gleiſenden „Verlarvungen wie ein geſchmückter Reigen der Freude mit „Lächeln und Freundlichkeit, und die giftigen und beißenden „Schlangen ſpringen erſt hervor, wann die Ungeheuer ihren „Raub unter der Maske der Freundſchaft und Liebe mit „heuchleriſcher Sicherheit erfaßt haben. Das iſt es, was „ich als den großen Unterſchied der beiden Völker ſetze, „welchen Gott auf immer erhalten wolle, daß die Deutſchen wie „Raſende und die Franzoſen wie Verſtändige das Böſe und „Heilloſe thun. Wir fahren wie grauſame Wilde darein „und thun das Arge und Scheußliche bewußtlos; ſie „ſchmeicheln ſich wie rechnende Juden heran und thun es mit „bewußter Planmäßigkeit: bei uns iſt der Teufel mit dem „Menſchen bedeckt, bei ihnen ſtehen ſieben Teufel auf „einander und ſchwingen ſich ſpielend zu einer Herkulesſäule der „Hölle hinauf. In dem Deutſchen und in jedem natürlichen „und noch nicht ganz verſchliſſenen und vergriffenen Volke „ſind die Leidenſchaften blind und brauſen im vollen „Ungeſtüm losgelaſſener Naturkräfte fort und wüthen und „zerſtören, bis ſie ermüdet oder geſättigt ſind! wehe aber dem „unſeligen Volke, bei welchem die Leidenſchaften mit tauſend „Argusaugen ſehen und doch das Unmenſchliche und „Scheußliche vollbringen! Die Franzoſen ſtecken deswegen in allem, „was ſie thun und treiben, in ihren Künſten und ihren „Sitten wie in ihrem Leben und Thun, in der tiefſten

„Sünde, weil ſie faſt immer den Zweck und die Abſicht im „Auge haben und die Folge und Wirkung ihres Thuns und „Schaffens berechnen. Der Deutſche iſt gottlob in vielen „Beziehungen noch ein roher Menſch, er iſt noch ein unbehauener Stein und harter Klotz, woraus die Zukunft noch „ein Götter- und Heroenbild ſchaffen kann; er iſt in vielen „Beziehungen noch ein großes Kind, auf welchem unendliche „Hoffnungen ruhen. Der Franzoſe ſcheint in den meiſten „Hinſichten geworden zu ſeyn, was er werden kann, für ihn „ſcheint die Zukunft wenig erfreuliche und tröſtliche Entwickelungen übrig zu haben. Es iſt alſo ſehr begreiflich, „daß der Deutſche und jedes andere Volk, aus welchem die „natürlichen und elementariſchen Kräfte noch nicht alle herausgeſchöpft und durch zu große Vergeiſtigung verflüchtigt „ſind, alles Natürliche, wo das Geſetz höheren Bewußtſeyns „ihn verläßt, mehr mit natürlicher Gewalt thut, als ein „Volk, deſſen elementariſcher und irdiſcher Stoff größtentheils „verbraucht ſcheint. Der Deutſche, wenn er als Feind in „ein Land rückt und wenn er nicht durch die ſtrengſte Zucht „gebändigt wird, wird immer als ein weit furchtbarerer Feind „kommen, und auftreten, als der Franzoſe, bei dem der Verſtand, aber leider nicht das Gemüth, jede Leidenſchaft gebührlich am Zügel führt und ſie das Gebiet, was er ihr „anweiſt, mit Maaß und Manier begraſen und abweiden „läßt. Der Deutſche kommt als ein Wüthender oder als „ein Trunkenbold, ſchlägt Thüren und Fenſter ein, zerwirft „Spiegel und Geräthe, prügelt den Wirth und die Wirthin „des Hauſes zum Willkommen durch, begeht auch anderes „Wüſtes, was man gradezu Gräuel nennen muß; er iſt, „wenn er ſchlecht iſt, ein wildes und wüthendes Vieh. Einzelne Franzoſen thun auch ſo, viele aber von ihnen kommen wohl mit einer gewiſſen Artigkeit und Höflichkeit ja

„mit Komplimenten, als wenn ſie eingeladene Gäſte wären.
„Ich frage aber alle Unpartheiiſche und diejenigen, welche
„auf längere Zeit die beiden verſchiedenen Arten haben ken-
„nen und unterſcheiden lernen, ob dieſe zierlichen und arti-
„tigen Franzoſen nicht unſer Mark und Blut uns ausgepreßt
„und mit der überlegteſten Schlauheit und dem feinſten Geiz
„uns recht methodiſch geplündert und ausgemärgelt haben?
„ob ſie nicht mit bewußter Manier und bübiſcher Feinheit
„Gräuel begangen haben, deren wenige Deutſche fähig ſind?

„Seiner wahreren oder — wenn ich ſagen darf —
„natürlichen Natur nach kommt und erſcheint der Deutſche
„alſo, wann er einmal Feind heißt und wann das ſchreck-
„liche Wort Krieg einmal ausgeſprochen iſt, als ein grader
„Feind ohne Umſtände und ohne Rückſichten; aber ich würde
„mein Volk ewig verfluchen müſſen, wenn dieſer deutſche
„Menſch nach der Stillung der erſten Wuth und Sättigung
„der losgelaſſenen Leidenſchaften noch mit Diebesliſt die
„Rolle eines wirklichen Böſewichts vollenden könnte, wenn
„er das Böſe mit wälſchem Bewußtſeyn und wälſcher Be-
„rechnung und Abwägung der Rückſichten thun könnte.
„Könnt ihr mir das beweiſen, ihr zürnende Ankläger, ſo
„ſollen die Deutſchen den Prozeß gegen die Franzoſen ver-
„lieren.

„Aber ich will auch glauben, daß die Deutſchen in
„Deutſchland Polen Rußland, vielleicht gar in Spanien, und
„allenthalben, wo ſie als Bundsgenoſſen oder vielmehr als
„Vaſallen der Franzoſen aufgetreten ſind, ſich noch wilder
„und wüſter gezeigt haben, als ſonſt in ihrer Natur liegt.
„Dies erklärt ſich aus der Sache ſelbſt und aus dem Ver-
„hältniſſe, in welchem ſie zu den Franzoſen ſtanden und
„durch die Franzoſen zu denjenigen ihrer Landsleute geſetzt
„wurden, gegen welche ſie zum Theil wider ihren Willen

„als Feinde ziehen mußten. Die Deutſchen waren bei dieſen „Raub- und Banditenzügen in dem ſogenannten „Löwenbunde: ihnen fiel immer der ſchlechtere Theil zu. „Die beſten Quartiere die fetteſte und leichteſte Beute oft „auch die ſicherſten Stellen in der Schlacht nahmen die „Franzoſen in der Regel für ſich und wieſen ihnen dazu „noch die Verachtung und Entwürdigung alles Deutſchen; „welches doch Manche der mit ihnen ziehenden Bundestruppen empörte. Daß ich ein gemeines Gleichniß gebrauche, „es begab ſich unter den Deutſchen und Franzoſen und unter den Deutſchen mit einander die Geſchichte, die man alle „Tage an Hunden erlebt. Dieſe Geſchichte iſt folgende: „Wenn ein Hund von einem ſtärkeren Hunde oder von mehreren Hunden zugleich gebiſſen und zerzauſt wird und ſich „losreißt und gewöhnlich heulend weiter läuft und einem „anderen ſchwächeren Hunde begegnet, der bei der Rauferei „nicht zugegen war oder ſich in gehöriger Entfernung neutral verhielt, ſo fährt der Zerzauſte meiſtens mit ganzer „hündiſcher Wuth auf den Schwächeren und büßt ſeinen „Grimm an dem Unſchuldigen ab. Solche arme gebiſſene „und zerzauſete Hunde waren die meiſten der ſogenannten „deutſchen Bundestruppen; ſie waren ſelbſt unglückliche und „geſchändete Männer und ihre unglücklichen Landsleute mußten häufig den verbiſſenen Ingrimm fühlen, den nicht ſie „verſchuldet hatten. Die Sünden der Brüder und Vettern „fallen ja häufig auf die nächſten Verwandten, wenn dieſe „gleich alles thaten, um ihre Ausbrüche vnd die Folgen „derſelben abzuwehren.

„Dann muß man hier auch an die uralte viel geſagte „und geklagte Erfahrung denken, daß kein Haß heißer brennt, „als der zwiſchen Brüdern und Verwandten angezündete: „am ſchwerſten iſt es zu vertragen, wenn diejenigen ſich

„überworfen haben, welche von Natur immer in Freundſchaft leben ſollten. Warum ſind die Renegaten immer die wüthendſten Verfolger des Chriſtenthums geweſen?“

Dieſe Worte ſeyen auch für unſere Landsleute die Elſaſſer geſagt. Wir wollen ſie deswegen nicht ein ſchlechtes Volk ſchelten, weil ſie Leben und Gut tüchtiger drein ſetzen, als die Franzoſen, ſondern ihnen das lieber für eine Ehre anrechnen; noch wollen wir mit einigen Unklugen, welche die Noth unſerer Lage und den immer noch gefeſſelten Rhein gar nicht fühlen, dieſe Elſaſſer von uns weiſen als eine entartete und entdeutſchte Baſtardbrut. Wir können ihrer gar nicht entbehren zur Sicherheit unſerer Gränzen, und wenn wir ſie gerecht und ſtark regieren und liebreich und brüderlich behandeln, ſo werden die meiſten von ihnen in einigen Jahrzehenden ſchon wieder mit uns zuſammengewachſen ſeyn.

Ueber den deutſchen Studentenſtaat.

> Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
> Im Handeln ſchränkt genug die Welt uns ein
>
> Goethe.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Zu den folgenden leichten Worten hat der Brief eines jungen in H. ſtudierenden Freundes, der aus dem regen Leben dieſer großen Zeit geboren iſt, die Veranlaſſung gegeben. Da er alſo gleichſam der Vorklang derſelben iſt, ſo laſſe ich mit Ausſchließung des Außerweſentlichen und Nichthiehergehörigen ihn hier abdrucken und die Betrachtungen, die ſich aus ihm und über ihn ergeben haben, in ihrer natürlichen Reihe nachfolgen.

H. den 24. Mai 1815.

Es drängt mich zu Ihnen zu ſprechen, im Vertrauen, daß Sie mit Liebe aufnehmen werden, was aus der Liebe eines gemeinſamen Vaterlandes entſprungen iſt. Es wird an Kraft und Einſicht gebrechen, aber es iſt doch etwas werth Großes zu wollen und hinaufzuſtreben. Darum erſcheine ich denn heute als Organ derer vor Ihnen, die auch Beſſeres wollen und Sie um Ihren Beiſtand zur Erreichung des Zweckes durch mich bitten.

Alle, die es treu und redlich mit Ihrem deutſchen Volke meinen, hoffen endlich auf eine glückliche Einung ja auf eine Vereinigung deſſelben zu einem großen Ganzen. Dieſe Hoffnung belebt auch den beſſeren Theil der Studierenden in Deutſchland, auch ſie möchten ihr Scherflein, daß alles zum Beſten ſich wende, beitragen. Sie halten ſich von der

Nothwendigkeit überzeugt (ob irrig oder mit Recht, mögen Sie entſcheiden), es müſſen auch auf der Univerſität alle Spaltungen in Landsmannſchaften (ſogenannte Korps), die allem freien eigenen Geiſt Hohn ſprechen, ganz verſchwinden. Sie fühlen das Bedürfniß einer dem gewaltigen Geiſte, der im Volke ſich regt, gemäßen Norm oder Form (Comment), welche Freiheits- und Vaterlandsliebe und Streben zur höheren geiſtigen Ausbildung als erſte und wichtigſte Pflichten des Studierenden vorſchreibt, die ſo beſchaffen, daß ſie alle Univerſitäten als ächt volksthümliche und mächtig in den Volksgeiſt eingreifende Bildungsanſtalten karakteriſirt und geſtattet. Sie fühlen aber auch lebhaft, daß ſie einen ſolchen Entwurf einer Verfaſſung, die für alle deutſche Univerſitäten gelten muß und nur nach örtlichen Verhältniſſen Abänderungen leiden darf, nur von reifen Männern erwarten können, in denen ſich der Volksgeiſt, wie er ſeyn ſoll, gleichſam abſpiegelt und die das Bild der Zeiten in einer längeren Reihe erblicken, als unerfahrne Jünglinge es können; und ſie erkennen endlich mit Demuth und Beſcheidenheit, daß keiner aus ihrer Mitte fähig ſeyn wird eine ſo großartige folgenreiche aber auch ſchwierige Aufgabe zu löſen, weil dazu tiefes Studium des Volksgeiſtes große Umſicht und Duldſamkeit gehören mag, um von einem hohen philoſophiſchen Standpunkte aus das Ganze als etwas Höchſtwichtiges für volksthümliche Bildung zu entwerfen. Wir wenden uns alſo ꝛc. — — wir hoffen, daß Sie uns befreien werden von der Laſt erbärmlicher Kleinigkeitskrämerei von dem Wuſt von Spielereien und Thorheiten und von gränzenloſer Rohheit. Sie werden ſo den verblendeten Schwächlingen und Jungfernknechten nothwendige Kenntniß geben von dem Ziele unſers Hoffens und Strebens. Denn ſo lange keine beſſere Form den engen ſchwachen Geiſt zur Freiheit Selbſtſtändigkeit und

Anſtändigkeit zu erheben ſucht, iſt auch noch leider für uns die alte Zeit da, es iſt ein Leben ohne Leben.

Wie Sie mit dem Ausdruck dieſer, ich darf es ſagen, alle Beſſeren belebenden Wünſche und Hoffnungen auch ſonſt zufrieden ſeyn mögen, das Streben nach Tüchtigkeit werden Sie nicht verkennen darin; auch werden Sie davon auf unſern Ernſt in der Ausführung und Befolgung deſſen, was Sie uns vielleicht ſchaffen, ſchließen können u. ſ. w.

Wenige Wochen, nachdem ich dieſen Brief erhalten hatte, traf ich zufällig den wackeren und biederen Jüngling, der ihn geſchrieben hat, und redete das Kapitel, wovon der Brief handelt, weitläuſtig mit ihm ab, ohne daß wir eben zu einem beſtimmten Schluſſe kommen konnten. Doch zu dem Schluſſe, erinnert es mich, kamen wir, daß es unmöglich ſey den deutſchen Studenten eine geſchriebene feſte und verfaßte Verfaſſung zu geben, die für alle gültig und an den meiſten Orten anwendbar wäre. Ja auch das weiß ich, daß er mir, weil ich mich auf bekannte Erfahrungen ſtützte, endlich zugeben mußte, es ſey beſſer das deutſche Studentenleben in ſeiner ganz eigenthümlichen Art, wie es nun ſchon ſo manche Jahrhunderte im ewigen Schwanken vom Schlechten zum Beſſeren und umgekehrt beſtanden hat, walten und gewähren zu laſſen, als durch unausführbare Verſuche, etwas Vollkommenes machen zu wollen, den Bienenſchwarm aufzurühren, der, jemehr man ihn zähmen will, deſto wilder brauſt und ſticht. Ich machte meinen jungen Freund beſonders aufmerkſam darauf, daß alle Verſuche, die Misbräuche und Auswüchſe des deutſchen Studentenweſens durch beſtimmte Geſetze und Verfaſſungen wegzunehmen, bisher nie geglückt ſind und daß man hier wie bei vielen deutſchen Dingen immer mehr von der Sitte als von dem Geſetze hat hoffen dürfen. Wir kamen dabei auf allerlei nach unſerer Art tiefſinnige Betrachtungen und Unterſuchungen über die Weiſe und das Gemüth des deutſchen Volks und über das, was der deutſche Menſch ſeine Freiheit nenne und als ſeine Freiheit liebe; und ich meinte, daß man die Wildheiten und Rohheiten der ſogenannten Studentenfreiheit allerdings wohl vertilgen könnte, aber nur ſo, wie jener ein ſicheres Mittel gegen das Zahnweh angab, der da rieth, den ganzen Kopf durch Einen Schlag mit der Art zu zerſchmettern, ſo werden auch die Zähne ſchweigen. Alſo nur durch den Todtſchlag der Freiheit überhaupt könne das, worüber oft mit Recht, öfter mit Unrecht, geklagt wird, nur weggeräumt werden. Da dünchte uns denn doch die Heilart ärger als das Uebel. Auch fanden wir noch etwas Anderes in dieſer Erſcheinung des deutſchen Studentenlebens, das uns gewiſſermaaßen ein Gegenbild oder vielmehr Abbild des politiſchen Lebens des Volkes gab und das uns nicht allein aus zufälliger Rohheit und Unbildung, ſondern recht tiefſt aus dem ganzen Weſen unſeres Volkes, wie es nun iſt, geboren ſchien.

Wie dem auch ſey und wie wir es, durch ſchöne Erinnerungen der fröhlichſten Zeit beſtochen, vielleicht mit etwas zu nachſichtigen Augen anſehen, das deutſche Studentenweſen, ich mögte ſagen der deutſche Studentenſtaat, ſteht als etwas, das ſeines Gleichen nicht hat, als etwas Einziges und durchaus Eigenthümliches da und iſt in ſeiner kleinen Anarchie mit allen ſeinen Vorzügen und Gebrechen ein ächtes Bild der großen deutſchen Anarchie, die ſeit dem Ausgange der Hohenſtaufen nun in die 560 Jahre beſtanden hat. Etwas Aehnliches als dieſe deutſche Studentenart und Studentenfreiheit haben andere Länder früher auch wohl gehabt, aber ſie hatten nie dieſe ganze germaniſche Fülle und Mannigfaltigkeit noch haben ſie dieſelben durch allen Wechſel der Jahrhunderte und durch allen Fortſchritt oder Rückſchritt der Bildung erhalten können, wie ſie ſich in Deutſchland behauptet haben. — Im Mittelalter war der Spanier nicht frei weder in Herrſchaft noch Entwickelung; er ſchlug ſich mit den muhamedaniſchen Moren um das Daſeyn und lernte von dem Kunſtreicheren und Gebildeteren Wiſſenſchaften und Künſte. Als die Zeit kam, wo er in eigener Freiheit und Herrſchaft ſich ſelbſt wieder mehr nach ſeiner germaniſchen Natur hätte zeigen und entwickeln können, da kamen auch Inquiſition und Jeſuiten und ein ſtolzer aus dem eigenen Volkskern freudig und unabhängig aufſprießender und aufſtrebender ſpaniſcher Student konnte nicht mehr werden. — In Italien war auf den Univerſitäten von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert ein lebendiges und freies Leben; nach den Schilderungen, die man uns davon hinterlaſſen hat, kommt es einem oft faſt deutſch vor. Dies war aber auch deswegen ſehr begreiflich, weil die deutſche Zunge auf denſelben, beſonders auf den norditaliſchen von Padua und Bologna, wohl gewöhnlich die zahlreichſte war. — Der Franzoſe, ein Mittelding von einem Chineſen und Juden mit vorherrſchender Anlage zu mechaniſcher Einförmigkeit und formaler Geſetzlichkeit, hat auch hier nie etwas von der deutſchen Art noch weniger von der freien deutſchen Wildheit gehabt. Er beginnt als ein zierlicher Schüler und endigt als ein ſolcher, von Anfang ſchon mit einem kleinen Stich der Meiſterſchaft; denn er weiß ſogleich, was er wiſſen will und wie er leben ſoll. Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Böſen mit der germaniſchen Weidlichkeit nie viel gemein gehabt. — Der Engländer hatte ſchon im Mittelalter beide im Weltlichen und Geiſtlichen eine mächtige politiſche Einheit, die ihm und ſeinen Einrichtungen einen eigenthümlichen und ſtrengen Karakter ausdrückte und alles in gemeſſener Zucht und Ordnung hielt. Die Art, wie unter den Regierungen Heinrichs des Achten und ſeiner Tochter Eliſabeth die Reformation der Kirche dort gemacht ward, ließ von den zufälligen Aeußerlichkeiten der alten Kirche weit mehr beſtehen, als in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands geſchehen war. Dies geſchah auch bei den Anſtalten des Unterrichts. Die engliſchen Gymnaſien und Univerſitäten haben in ſo vielen Hinſichten eine faſt mönchiſche Einrichtung und Geſtalt und die Freiheit des Studenten iſt dort weit mehr durch Geſetze gebunden, zum Theil faſt ſchülermäßig gebunden, als bei uns. Er würde aber auch bei größerer Freiheit wohl nicht ſo wild brauſen, als bei uns, weil das Volk ſchon ſeiner Eigenthümlichkeit nach und auch klimatiſch viel geſchloſſener und ernſter und gemeſſener ſeyn muß, als wir. — Was von den Engländern gilt, gilt in letzterer Beziehung eben ſo und faſt noch mehr von den Holländern. Sie ſind freilich ein ganz germaniſcher Stamm, aber ſie haben in einem engen und mit vielen klimatiſchen Eigenthümlichkeiten abgeſonderten Lande, kurz auf einer Erde und unter einem Himmel, die man, um ſie von allen andern zu unterſcheiden, holländiſch nennen mögte, ſich von jeher auf eine eigene und von dem übrigen Deutſchlande ſehr verſchiedene Weiſe beide äußerlich und innerlich geſtalten müſſen, und haben ſich in den letzten Jahrhunderten, wo ſie vom Reiche getrennt geweſen, noch mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen und verholländert. Wie ihr Leben ernſt feſt und bedächtig und doch dabei froh und genußreich iſt, ſo iſt es auch ihr Studententhum, wie Einzelne mir erzählt haben: aber das weite germaniſche Leben muß fehlen, weil der weite germaniſche Kreis fehlt: die holländiſchen Univerſitäten müſſen ſeyn, wie z. B. die ſächſiſchen oder heſſiſchen ſeyn würden, wenn ſeit Jahrhunderten keine andere Lehrer und Studenten da geweſen wären als ſächſiſche oder heſſiſche. — Die Schweden und Dänen haben noch das Meiſte von einem deutſchen Studenten, wenigſtens kann ihre Jugend leichter in die deutſche Art eingehen, als die engliſche oder gar die ſüdeuropäiſche. Doch iſt ihre Freiheit viel gebundener und ihre Art viel ruhiger, als die deutſche. Die ſchwediſchen Studenten waren ſeit der Throngelangung der Waſafamilie und der Reformation ganz den deutſchen gleich, und ſie hatten bei den häufigen Reiſen und Studien, welche die ſchwediſche Jugend in Deutſchland machte, alles auf deutſchen Fuß bei ſich eingerichtet; dazu kam endlich noch der deutſche Herrſcherſtamm der Pfalzgrafen bei'm Rhein. Aber gegen den Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts haben ſtrenge Geſetze die ſogenannte ſtudentiſche Wildheit beſchränkt, und Zweikämpfe und manches Andere, was ein deutſcher Student unter ſeine Herrlichkeiten rechnet, iſt dort faſt was Unerhörtes. Das iſt überhaupt eine eigene Erſcheinung, daß in Deutſchland vieles unbeweglich ſtehen geblieben iſt, während das geiſtige Leben nie geſtockt hat; in andern Ländern aber bewegte ſich das Politiſche in friſchem Leben fort, und die Einrichtungen geiſtiger Bildung blieben oft ganz unbeweglich ſtehen, wie ſie vor zwei Jahrhunderten geweſen waren. Deutſchland iſt überhaupt in unendlichen Beziehungen ein ſolches Urland reichſter Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, daß viele Erſcheinungen, die in andern Ländern Europa's einzeln aufgehen, in dieſer großen Mitte deſſelben, die zugleich ſo vieler Völker Wiege war, ihre Aehnlichkeit oder gar ihre Erklärung finden; ſo wie hier auch häufig Verſchiedenheiten neben einander ſtehen und beſtehen, die man nirgendwo ſonſt ſo ſieht. — Die Polen und Ungarn ſind, wegen der Nachbarſchaft und weil ſie früher wenigſtens zu uns zum Lernen zogen und von uns die Lehrer bekamen, in Hinſicht ihrer Univerſitäten und des Studentenlebens uns etwas ähnlich; eine eigene Art aus ihnen ſelbſt haben ſie nicht erſchaffen.

Ich will, damit wir endlich über die gewiß lobenswürdige Abſicht der Jünglinge, die mich um Rath gefragt haben, und über die Mittel, wie den Uebeln der Studentenfreiheit zu begegnen ſey, ein wenig auf das Klare kommen, einen Blick auf das wirkliche Leben werfen, welches ich zu meiner Zeit als Student gehabt habe und andere habe leben ſehen und noch jetzt leben ſehe. So, hoffe ich, werden wir auch dem mehr Innerlichen und Verborgenen, was dieſem Leben zum Grunde liegt, ein wenig auf die Spur kommen und das Ganze wenigſtens als Erſcheinung, wohinein ein jeder ſein Leben ſtellt, beſſer überſehen können.

Das Wort akademiſche Freiheit iſt nicht erſt aus den Zeiten der ſtudentiſchen Ausgelaſſenheit und Verwilderung, wie einige im unzeitigen Eifer etwa die letzten hundertfünfzig Jahre zu nennen belieben; es iſt uralt, wenigſtens gewiß nicht jünger, als die älteſte deutſche Univerſität. Auch iſt die Sache nicht jünger. Darüber haben wir Belege genug in manchen Kroniken des Mittelalters, und wenn wir in jüngere Zeit hinaufſteigen wollen, in Ulrichs von Hutten und ſeiner Zeitgenoſſen lebendigen Schilderungen des Gelehrtenweſens und Studentenlebens ihrer Tage. Es hat vor ſechszig und fünfzig Jahren in Halle Jena und Marburg gewiß nicht üppiger und wilder hergehen können, als dieſe uns das Bild der deutſchen und italiſchen Univerſitäten der damaligen Zeit vor Augen ſtellen. Im Mittelalter, wo alles ſich zu abgeſchloſſenen Geſellſchaften und Genoſſenſchaften bildete, wo alles ſich einigte und zünftete, bildeten die Gelehrten auf den Univerſitäten eine große und hochverehrte Genoſſenſchaft, eine majeſtätiſche Innung, zu welcher zu gehören Fürſten und Herrſcher für eine hohe Ehre achteten. Wer, von den engeren und ſtrengeren Banden der Schule erlöſt, als freier Geſell in dieſe Innung trat und lernbegierig den Verein der erhabenen Meiſter begrüßte, dem waren ſogleich die Vorzüge eines freien und ritterlichen Mannes beigelegt: er ſtand nur unter dem Freigericht ſeiner Innung und hatte mit allen freien und achtbaren Männern den Gebrauch der Waffen zu Schutz und Trutz gemein. Wiſſenſchaften und Künſte wurden damals bei unſern Vätern an ihnen ſelbſt ſo adelich gehalten, daß der Jüngling der niedrigſten Geburt durch ſie flugs neben den Sohn des Edelſten und Freieſten geſtellt ward. Dieſe herrliche Adlichkeit und dieſes hohe Ritterthum währte, ſo lange jenes Zeitalter, worin ſie entſtanden waren, in Begeiſterung blühete, bis auf die Zeit der Reformation. Nachher hat ſich alles mehr zerſpaltet und vereinzelt und in ſeiner Einzelheit abgelebt: es ſind drei Jahrhunderte nur Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht zu dem Zeitalter, an deſſen Eingange wir jetzt ſtehen. Die Weidlichkeit und Muthigkeit, die eigentliche Ritterſchaft des Lebens, iſt in allen Ländern ſeitdem mehr und mehr zerfallen und untergegangen; doch hat wohl der Deutſche am meiſten davon gerettet. Dies klingt ſonderbar und iſt doch wahr. Im bürgerlichen und politiſchen Leben war er nebſt dem einſt ſo freien und kunſtreichen Italiäner am tiefſten geſunken; im poetiſchen und menſchlichen Leben iſt er vielleicht von allen am höchſten ſtehen geblieben: er hat darum auch den edlen Studentenſtaat, das freie akademiſche Ritterthum, am längſten behauptet und übertrifft, wie wir eben ſahen, alle andere Europäer an dieſer Herrlichkeit.

Ich nenne es Herrlichkeit mit dem klarſten Bewußtſeyn und mit dem vollſten Gefühle deſſen, was ich ſage.

Selbſt der kleine Reſt deſſen, was vormals war, als eine kühnere und ſchönere Zeit, als die jüngſtvergangene war, in Blüthe ſtand, iſt ſo herrlich, daß wir dadurch ſchon die Hoffnung einer Zukunft haben, die vielen unſerer Nachbarn fehlt. Der akademiſche Staat des Mittelalters war und der deutſche akademiſche Staat iſt noch in den letzten Jahrhunderten immer einer ganz eigenen Natur geweſen, die ich eine poetiſche Natur nennen mögte. Die Univerſitas als eine Idee war, ſo wie die abendländiſche Kirche als eine Idee und wie der Zweikampf und die Vehme als eine höhere Idee, offenbar die Geburt nicht des Chriſtenthums überhaupt, ſondern die Geburt germaniſcher Chriſten. Wir müſſen, je tiefer die große Zeit, an deren Schwelle wir leben, uns in die Quellen und Gründe der Geſchichte unſeres Volkes und ſeiner hehren Vorzeit zurückblicken heißt, täglich mehr erſtaunen und anbeten vor dem Angebornen und Urſprünglichen, das von Anbeginn noch in den Deutſchen war, vor jener Unſchuld und Einfalt, die ohne Klügelei die Dinge faſt wie durch Gott in ihrem abgründlichen Seyn und Verhältniſſe erkannte, und die ſo vieles auf das weiſeſte geſchaffen und eingerichtet hat, wovon ſie ſelbſt nie etwas wußte. Auch die Univerſitas ſtand da als eine ſolche Schöpfung, auf der einen Seite feſt an die Kirche und an den Staat gebunden (wie ſie denn in ihren Anfängen wirklich ein kleiner Abdruck beide des Staates und der Kirche heißen konnte), auf der andern frei und ungemeſſen wie ein Reich, worin die kühnſten Geiſter die Flügel ſchwingen ſollten. Dieſe eine Seite dieſes geiſtigen Reiches iſt gottlob trotz alles Geſchreis und aller Warnungen dagegen in Deutſchland immer noch ungeſchloſſen geblieben. Wir fragen einen Augenblick nach dem weiſen Inſtinkte, der die Väter wohl leiten mogte, bei welchen zuerſt die große Idee einer Univerſität aufſtieg.

Beſchränkt und umſchloſſen war der Staat auch im Mittelalter, ernſt und ſtreng war das Geſetz, das ihn zuſammenhielt, deſto ernſter und ſtrenger, je wilder und gewaltiger die noch nicht abgelebten und gebrochenen Triebe und Leidenſchaften der damaligen Menſchen waren. Die verſchiedenen Genoſſenſchaften Geſellſchaften Gaffeln Zünfte und Innungen, deren damals ſo mancherlei und in ſo mancherlei Abſtufungen gefunden wurden, hatten freilich vielerlei Vorrechte Scherze und Freiheiten, aber ſie waren in unendlich vielen Beziehungen wieder auf das ſtrengſte ja oft auf das knechtiſcheſte gebunden und mußten gebunden ſeyn, weil ſie auf ſo vielfache Weiſe recht eigentlich in das leibliche Leben des Staates mit eingriffen ja mit demſelben meiſt auf das innigſte verflochten waren. Die Hierarchie oder das Prieſterthum im weiteren Sinne ſtand und ſteht freilich hoch über dem gemeinen Leben und über den Bedürfniſſen und Leidenſchaften deſſelben, aber als Geſellſchaft von Prieſtern, welche der armen und mühſeligen irdiſchen Menge die himmliſchen Güter austheilen und vermitteln ſollte, berührte ſie das Irdiſche und Leibliche der Erde und den irdiſchen und leiblichen Theil des Staates ſehr nah. Sie mußte alſo in dieſer Hinſicht ſchon ſehr gebunden ſeyn. Viel gebundener und in ſich ſelbſt abgeſchloſſener und faſt gar keine Schwingungen aus ihrem Kreiſe in die ungemeſſene Weite hinaus erlaubend mußte ſie ſeyn, als eine Geſellſchaft der Heiligen und Reinen, die der Idee nach aus Erprobten und Bewährten beſtehen ſoll und keine Scherze und Spiele der Luſt und der Kühnheit mehr erlaubt. Die Einzelnen in ihr werden gedacht als unaufhörlich fortſtrebend zu höherer Klarheit und Geiſtigkeit; ſie ſelbſt aber muß äußerlich als eine ſolche dem Volke erſcheinen, die da nicht mehr ſucht, ſondern die da ſchon gefunden hat, die die Gränzen der

Erde und die Gränzen des Himmels, welche ſie eben vermitteln ſoll, genau abgemarkt vor ihren heiteren Blicken liegen ſieht und die alſo keinem Schwanken mehr ausgeſetzt ſeyn kann. Bei ihr alſo, die ſich ſelbſt als Ganzes immer fertig denken und ſich dem Volke als fertig und ſelbſtbewußt darſtellen muß, kann von Freiheit kaum geredet werden in dem Sinne, wie wir eben geſprochen haben; ihr Weſen und ihre Erſcheinung müſſen Stätigkeit und Nothwendigkeit ſeyn. Weil ſie Kämpfe ſchlichten ſoll, kann in ihr kein Kampf ſeyn; ſie ſoll tröſten und beruhigen, nicht aber erregen und reitzen; ſie ſoll von dem Irdiſchen befreien, damit wir ſanft und freundlich in den Himmel kommen, ſie kann alſo kaum hie und da einen Schatten jener Ungebundenheit und Ungemeſſenheit, die man wenigſtens dunkel unter dem Worte Freiheit immer mitverſteht, in ſich ſchließen. — Aber in ganz anderen und ihr allein eigenen Verhältniſſen ſtand die akademiſche Geſellſchaft da beide zu ſich ſelbſt und zu dem Staate. Sie hatte wie faſt alle übrigen Genoſſenſchaften und Innungen wenig mit dem Leiblichen zu thun; ſie hatte auch nicht wie die höchſte Geſellſchaft auf Erden, die Hierarchie, eine beſtimmte Beziehung auf den Staat, nämlich die Mittlerſchaft zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen; ihr Gebiet war das Gebiet des Geiſtes in ſeinem weiteſten Umfange: ſo weit das Leben reicht in allen ſeinen Tiefen und Höhen, mit allen ſeinen Kräften und Trieben, kurz in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Geiſtes und Muthes hinein reichte ihr Gebiet. Und das war recht eigentlich der Karakter dieſer Geſellſchaft, daß ſie, für alle höchſte Beſtimmungen ſich rüſtend und bereitend, noch gar keine Beſtimmung hatte, ſondern auf den übermüthigſten Flügeln des Geiſtes ſich nach Gefallen durch das unermeßliche Gebiet des Lebens und Wiſſens hintummelte. Dieſe akademiſche Geſellſchaft oder Univerſität war ein rechtes Allerweltskind, das in ſehr loſen und leiſen Beziehungen zum Staate ſtand und ſeiner Natur nach in dem Leiblichen und Irdiſchen nicht feſt wurzeln ſollte; Luft und Licht ſollte ihr Gebiet, Luft und Licht ſollte ihre Nahrung ſeyn, die Geiſter ſollten ihre Geſpielen ſeyn; ſie ſollte einem Baume gleich ſeyn, deſſen Zweige viel höher nach oben gehen, als ſeine Wurzeln zur Tiefe hinab dringen, der mehr von dem Aether als von der Erde lebt; ihr einziger Zweck ſollte ſeyn, keinen Zweck zu haben ſondern alles Leben und allen Geiſt ſelbſt, ohne einen Rückblick auf den Nutzen und auf das Bedürfniß, für den höchſten Zweck zu halten. Sie ſollte alſo, wenn wir dieſe verſchiedenen Strahlen ihres Weſens zu Einem Bunde zuſammenfaſſen, eine Geſellſchaft über und außer allen Nöthen und Bedürfniſſen der übrigen Geſellſchaften ſeyn, eine edle und königliche und ritterliche Genoſſenſchaft, die erſt mit allen Adlern durch die Lüfte flöge und alle Himmel und Sterne erkundete und ſich droben mit Muth und Geiſt und Feuer füllete, damit ihre Genoſſen einſt ſpäter, aus ihrer ſtolzen Gemeinſchaft entlaſſen, mit den Lerchen über die Furchen ſtreichen und das kleinere und bedürftigere Leben der Erde deſto kräftiger und würdiger verwalten könnten. Die Univerſität alſo war gleichſam eine Vorſpielerin und Vorbereiterin zu allem, eine geiſtige Fechtſchule der edelſten Uebungen, die aber im Leben noch keinen Krieg und Kampf hatte und die bei dieſen Uebungen allein die Luſt und die Freude als Sporn und Zweck kannte und noch auf keinen künftigen Gebrauch und Nutzen hinſah. Als dieſe freieſte Geſellſchaft ja als eine faſt reingeiſtige und idealiſche Geſellſchaft bedurfte ſie ſo ſtrenger Verfaſſung und ſo bindender Geſetze nicht, als die Geſellſchaften, welche entweder recht eigentlich in dem Irdiſchen ſtanden und durch das Irdiſche beſtande, oder deren Zweck und Wirkſamkeit, wie groß und hehr ſie immer ſeyn mogten, doch durch irdiſche Verhältniſſe und menſchliche Bedürftigkeit begränzt und beſtimmt werden mußten, wie dies z. B. mit der Hierarchie der Fall war. Auch zwei Rückſichten, die man bei dieſer Betrachtung nicht vergeſſen darf, haben die Geſetzgeber der Univerſität gewiß, wenn auch durch ein dunkles Gefühl, geleitet: Rückſichten beide auf die Meiſter und auf die Lehrlinge und Geſellen. Die Meiſter der Geſellſchaft, vermöge ihres Geſchäftes und ihrer Wiſſenſchaft kaum mit Einem Fuße in dem Leben ſtehend und durch ſtrenge und ernſte Studien in ihnen ſelbſt verſchloſſen und abgeſchloſſen, hatten mit dem Streite und dem Getümmel deſſelben wenig zu thun; ihre Geſetzgebung hatte alſo auf die gemeinen Händel und Bedürfniſſe unſers Menſchthums kaum hinzublicken. Die Geſellen und Lehrlinge bildeten unter ihnen und neben ihnen eine Genoſſenſchaft, die ſie auf der einen Seite innigſt berührte, die aber auf der andern Seite auf das ungemeſſenſte und übermüthigſte in alles Leben hinausbrauſete. Da dieſe Geſellen und Lehrlinge aber durchaus in der erſten Jugendblüthe waren, welcher man Manches zu Gute halten muß in dem Vorgefühle, wie feſt das Bürgerleben ſie ſpäterhin oft binden wird und wie ſehr ſie alſo bedarf die Flügelkraft der Freiheit und des Muthes zu ſtärken, damit ſie nicht nachher, wo ſie luſtig und muthig fliegen ſoll, matt und knechtiſch krieche; und da dieſe Jugendblüthe viel mehr als die ſpäteren Jahre der Art iſt, daß ihre Ungeſetzlichkeit und Unregelmäßigkeit ja ſogar das, was einige ſchon ihre Laſter nennen, viel größere Unſchuld in ſich trägt, als das männliche Alter; da ſie auch vermöge der akademiſchen Grundidee mit der Leiblichkeit und Bedürftigkeit des Lebens, worüber auf den Jahrmärkten und Landſtraßen des Lebens die meiſten Händel entſtehen, wenig zu thun hatte, ſondern auf alles das gerichtet war, was darüber hinaus liegt, ſo war damit ſchon der Stoff zu vielen Uebertretungen abgeſchnitten, welchen alle andere bürgerliche Geſellſchaften ausgeſetzt ſind — es bedurfte alſo bei weitem nicht ſo vieler hemmenden und verbietenden Strafgeſetze, als bei den meiſten andern Klaſſen des Staates. Wenn gleich auch in dieſe Gemeinſchaft, die ihrem Weſen nach eine geiſtige und faſt überirdiſche Gemeinſchaft ſeyn ſollte, manches Rohe und Ungeiſtige und ſolches, was nur an der Schwere des Erdkloßes klebte und nichts weiter als einmal die gemeinen Früchte deſſelben zu koſten ſtrebte und begehrte, mit hineinkam, ſo waren doch die meiſten Jünglinge über das unterſte Elend und den niedrigſten Schmutz des Menſchthums hinausgehoben und hinausgebildet — und auch in der Hinſicht konnte man ſie freier laſſen als die meiſten übrigen Klaſſen. Nicht die gröbſten und roheſten Verbrechen der plumpen und dicken Sinnlichkeit waren bei dieſen ſo ſehr zu fürchten, als Vergehen geiſtigen Uebermuthes ſinnlicher Ueppigkeit und jugendlicher Freudigkeit. Wie weit alſo der Jugend, beſonders einer in die geiſtige Unermeßlichkeit des Lebens und der Idee hineinſtrebenden Jugend zu verzeihen und ihnen die Bahn von Schranken frei zu laſſen war, iſt in Zeiten ſchöner Freiheit gefühlt worden und ſo iſt der Name akademiſche Freiheit von Geſchlecht zu Geſchlecht den Enkeln überliefert.

Ich könnte eine Lobrede ſchreiben auf dieſe akademiſche Freiheit, ja meine Worte könnten ein Hymnus werden und ſich mit der brauſenden Gewalt eines begeiſterten Hymnus fortrollen, wenn ich an ſie denke. Wie tief dieſe akademiſche Freiheit herabgeſetzt iſt von einigen, wie ſehr ſie in ihr den Sumpf und Pfuhl aller Laſter und alles Verderbens geſehen und gefunden haben, ſo hoch haben ſie andere geſtellt und geſchätzt; und ich muß nach meiner Erfahrung und nach meiner innigſten Ueberzeugung bekennen, daß ich zu dieſen letzten gehöre. Das Heidenthum hatte gewiß einſt einen lieblichen und idealiſchen Jugendtraum. Wie dieſer früheſtens am Indus und Ganges und an den Ufern des Orus und Arares geträumt worden iſt, das wiſſen wir nicht, ſondern können wir nur ahnen nach den dunkeln Spuren, welche die Geſchichte uns von jener früheſten Zeit gewieſen hat. Selbſt wie die Hellenen ihn geträumt haben in dem Alter ihrer Herrlichkeit, können wir wohl merken aus ihren Thaten und Werken, aber nicht nachleben und nachempfinden und nachträumen, ſo daß dieſer Traum ein volles lebendiges Leben würde. Denn ſie waren Heiden und wir ſind Chriſten und ungeheure Klüfte der Zeiten und noch ungeheurere Klüfte der Empfindungen und Gedanken liegen zwiſchen ihnen und zwiſchen uns. Das aber wiſſen wir, daß die Blüthe ihrer Freiheit und ihres mächtigen und idealiſchen Jugendlebens kurz war und höchſtens von zwei Jahrhunderten umſchloſſen; und doch auch in ihrer beſten und ſchönſten Zeit haben ſehr wenige von ihnen die beinahe göttergleiche Herrlichkeit und Freiheit genoſſen, welche denen, die ſie kennen, d. h. die ſie an ihnen ſelbſt und in ihnen ſelbſt erkannt haben, akademiſche Freiheit heißt: die lieblichſte und köſtlichſte Blume des germaniſchen Geiſtes und des germaniſchen Chriſtenthums. Dieſe Herrlichkeit, die wir nie genug preiſen können, iſt jetzt an die ſechshundert Jahre alt und wir wünſchen, daß die Deutſchen nimmer ihres Alters Gränzen erblicken. Nichts beurkundet mehr den friſchen und hohen Sinn des Volkes, das Geiſtige und Dichteriſche ſeiner Uranlagen, die tiefe Ehrfurcht vor der Freiheit und Ungebundenheit der himmliſchen und überirdiſchen Kräfte und des himmliſchen und überirdiſchen Lebens, als daß dieſer freieſte Staat in einem Staate, aus welchem ſeit Jahrhunderten faſt alles ſtolze und politiſche Leben verſchwunden war, mitten im Getümmel und Wechſel der Zeiten hat beſtehen können. Es iſt dieſe große Erſcheinung auch ein großes Zeichen für unſre künftige politiſche Erneuung; denn ein Volk, bei welchem ſolche Freiheit ſich behaupten kann, als die akademiſche Freiheit der Deutſchen iſt, hat bei aller ſeiner ſcheinbaren Zerfallenheit und Auflöſung noch ſo viele Urkeime und Urkräfte des Lebens in ſich, daß es immer wieder Neues und Lebendiges aus ſich heraus ſchaffen und bilden kann. Ja wer dieſes höchſte und freieſte Leben von vier bis fünf der freudigſten Jahre je gefühlt hat, wer nicht durch eine jämmerliche Erziehung verkrüppelt und verknechtet, wie ein anderer bürgerlicher Ochs oder ein anderes bürgerliches Maulthier, bei ſeinen Studien ſogleich nach der Haberkiſte und dem Mehlſacke des künftigen bedürftigen und engen Lebens ſah, wer wirklich ein Student geweſen iſt, wie ſollte er ein Land nicht ſegnen und ein Volk nicht preiſen, das ihm ſo lange ein Leben erlaubt hat, wie es bei den Griechen einſt auf dem Ida und Olympus von den Göttern geträumt iſt, ein Leben poetiſcher Freiheit und Gleichheit, ein ſelbſtgenügendes und ſelbſtherrſchendes Leben ohne Zwang und ohne Sünde, wo die unermeßliche Weite der Geiſterwelt geöffnet iſt und wo die Leiberwelt, die Welt der Menſchen und der Bürger, nicht vor jede übermüthige Luſt und jede jugendliche Kühnheit einen Schlagbaum mit Wächtern ſtellt, die mit Stöcken und mit Spießen zur gemeinen Ordnung und gemeinen Tugend treiben? wie ſollte er nicht ſagen, ja wie ſollte er nicht ſingen, daß Heſperien und Iberien und das alte nun ſeiner Götter und Künſte beraubte Hellas wohl die Bäume der goldenen Aepfel zeugen und von den milden

Lüften umweht werden, welche die Nymphen und Muſen zu Liedern und Reigen laden, wohl die Quellen und Hügel noch zeigen, um welche in ſchöneren Tagen die himmliſchen Götter ſich ſchaarend geglaubt wurden, daß aber durch Germaniens grüne Eichen jetzt die einzige höchſte Freiheitsluſt wehet und daß von ihren Zweigen allein Kränze gebrochen werden dürfen, welche die Freieſten und Glücklichſten tragen mögen? Wer dieſe höchſte Zeit des Daſeyns, dieſe deutſche Studentenzeit durchlebt und durchgeſpielt und durchgefühlt hat, wer in ihr gleichſam alle Schatten eines dämmernden Vorlebens und alle Masken einer beſchränkteren und mühevolleren Zukunft in verkleideten Scherzen und muthwilligen Parodien durchgemacht hat, der nimmt in das ärmere Bürgerleben, dem er nachher heimfällt und dem er ſeinen gebührlichen Zins abtragen muß, einen ſolchen Reichthum von Anſchauungen und Fantaſien hinüber, die ihn nie ganz zu einer chineſiſchen Puppe und zu einem hohlen und zierlichen Lückenbüßer und Rückenbücker der Vorzimmer werden laſſen. Ich meine nicht bloß die Vorzimmer, in welchen auf Fürſten und Miniſter gewartet wird; es giebt viel ſchlimmere Vorzimmer, wo die menſchliche Geduld weit ärger zerarbeitet wird; auch der Krämer hat ſeine, ja der Nachtwächter iſt nicht ohne ſie, ſo wie das bürgerliche Leben in ſeinen Verhältniſſen ſteht und ſtehen muß. Iſt es nicht dieſe göttliche Freiheit, dieſe höchſte Freiheit, deren Nektar allein der Student einige Jahre in ganzer Fülle koſtet, dieſe akademiſche Herrlichkeit, deren Duft und Hauch nachher nimmer ganz verfliegt? die in dem Gemeinen und Bedürftigen des Lebens tröſtet und über das Gemeine und Bedürftige, deſſen es hier unten ſo viel hat, erhebt? iſt es nicht dieſe akademiſche Freiheit, die uns mitten unter Mühen und Sorgen in dem vierzigſten und fünfzigſten Jahre noch ſo oft den ſeligen

Traum vorgaukelt: das Leben ſey ja nur ein Ding. das ſich geſtalten müſſe, wie wir es anſchauen, das dienen müſſe, wie wir herrſchen wollen? von uns hange es ja ab, von uns und von nichts Anderem, die unſterbliche Jugend zu bewahren und in unverwelklicher Unſchuld die Freude immer wie eine blühende Braut zu bewahren und den fröhlichen Muth wie den rechten Bahnmacher und Herold des Lebens voranfliegen zu laſſen? iſt dieſe akademiſche Freiheit, dieſes ach! zu vergängliche und flüchtige Götterſpiel weniger Jahre es nicht, welche den deutſchen Mann bei aller Elendigkeit und Jämmerlichkeit der politiſchen Geſtalt ſeines Vaterlandes in ſo vielen Hinſichten doch zu einem freieren und ſelbſtſtändigeren Mann macht, als die Männer der meiſten übrigen Länder Europa's ſind? Alſo ich preiſe dich, bräutlichſtes und blühendſtes Bild meiner Jugend und Tauſende meiner Brüder preiſen dich mit mir, die deine Schöne geſchaut und erkannt haben, ich preiſe dich und will dich und dein göttliches Leben nicht beſchränkt haben, wenn auch ein paar Ruchloſigkeiten weniger gehört und einige Lebensknäuel um ein paar Jahrzehende weiter hinaus gereckt würden. Das Daſeyn hienieden iſt keine mönchiſche Bußanſtalt und ſoll es nicht ſeyn; es iſt eine Pilgerſchaft der Kraft und der Tugend, wodurch zu dem Höchſten hinaufgeſtrebt wird durch Arbeit und Muth; nicht die Länge und Breite des Lebens ſondern die Tiefe und Höhe rechnen wir als Geiſter: und wo dieſe Rechnung gilt, da muß auch der Freiheit der höchſte Preis ſeyn und jener Tugend, die allein aus der Freiheit die ſtrahlendſten Kränze flicht.

Doch ich trete hier durchaus als ein Beſtochener auf, als ein ſolcher, der kein Recht hat in der Sache zu reden, deren unbedingter Lobredner er iſt; ich ſtelle die Sache nach meinem Gefühle und Gemüthe dar, nach dem inneren Geiſt und Weſen, die vielleicht in ihr ſind. Darum muß ich ſie nun ein wenig umkehren und mich ſelbſt und meine Perſönlichkeit wegſchieben oder doch zur Seite ſchieben; ich muß ſie einmal darſtellen, wie ſie äußerlich erſcheint, ich muß, damit die Tadler und Gegner der akademiſchen Freiheit auch ihr Recht erhalten, wenigſtens ein kleines Bild der deutſchen Univerſitäten und des deutſchen Studentenlebens, wie ſie vor den Augen der Menſchen erſcheinen, entwerfen; ich muß darum auch die Mißbräuche und Mängel derſelben ohne Verſchleierung und Milderung zeigen. Und ich will das ehrlich thun. Da ich mich der Erinnerung meiner Jugend auch in dieſen ſpäteren und arbeitvollen Jahren noch recht herzlich freue, ſo ſteht das Bild jenes nun vergangenen Lebens und das Bild der deutſchen Univerſität überhaupt noch recht lebendig vor mir, und ich hoffe, daß ich es in einem kurzen und leichten Umriſſe werde hinwerfen können. Einer breiten Schilderung und Ausmalung bedarf es ja auch nicht, da die meiſten, die dieſe Worte leſen werden, das, wovon die Rede ſeyn wird, kennen, und alſo leicht werden beurtheilen können, wie viel an dem Umriſſe wahr iſt.

Die deutſchen Univerſitäten könnte man in mancherlei Beziehungen auf verſchiedene Weiſen eintheilen. Ob ſie reicher oder ärmer begabt ſind, ob ſie in der Mitte Deutſchlands oder an ſeinen Enden liegen, ob ſie einem großen oder kleinen Ländergebiete angehören — das ſchon giebt ſehr bedeutende Unterſchiede, die ihre Rückwirkung beide auf die Lehrer und auf die Hörer nicht verfehlen. Man kann ſie in dieſer Hinſicht in reiche und arme in große mittlere und kleine eintheilen. Einige ſind ſo klein, haben ſo geringe Hülfsmittel, ſo enges Gebiet oder eine ſolche Abgelegenheit, daß ſie bei unſrer Ueberſicht in gar keine Betrachtung kommen können: ſie können, weil ſie meiſtens nur von den Umwohnenden beſucht und bevölkert werden, kaum Univerſitäten heißen, weil bei dem Mangel an Zuſammenfluß der Jünglinge aus den verſchiedenſten Landen der deutſchen Zunge ſich das gemeinſame Deutſche unmöglich entwickeln kann. Was die Noth bei den kleinſten macht, das macht bei den mittleren oft die finanzende Überheit der Regierungen, die den Geiſt ihres Volks im Bann halten: ſo daß es Bannprofeſſoren giebt, wie es an manchen Orten Bannſchlächter und Bannmüller hat, und daß die armen Studenten ausſchließlich an die heimiſche Univerſität gewieſen ſind, wo Familiennähe und Familienrückſichten und oft eine faſt fiskaliſche Aufſicht dem freien und ſelbſtſtändigen Leben keinen Schwung und Ausflug erlauben.

Aus den eben angegebenen Verhältniſſen und aus andern zufälligen und oft unerklärlichen Einwirkungen, oft ſogar aus der Eigenthümlichkeit der erſten Lehrer, die eine Univerſität gründeten oder ihr einen Namen machten, am meiſten aber wohl aus der Eigenthümlichkeit der deutſchen Volksſtämme, die auf jeder gewöhnlich die zahlreichſten ſind, wird wieder die beſondere Art und der eigne Ton, die oft in den grellſten Unterſchieden von den nächſten Nachbaruniverſitäten beſtehen, beſtimmt. Jeder fühlt, was ich meine, wenn er an demſelben Tage in Leipzig oder Halle in Göttingen oder Marburg war. Freilich iſt allen Univerſitäten Deutſchlands von einem Ende bis zum andern etwas Eigenthümliches und Gemeinſames, was man auf die Weiſe bei ähnlichen Anſtalten anderer Völker Europas nicht wiederfindet, und deswegen können wir von einem deutſchen Studentenleben oder gar von einem deutſchen Studentenſtaate ſprechen; aber jede Univerſität hat doch wieder ihr beſonderes Gepräge und ihre karakteriſtiſche Eigenthümlichkeit in Streben und Studium, die ſie von allen ihren Schweſtern unterſcheidet. Auch in dieſer Anſicht könnte man die Univerſitäten des Vaterlandes nach ihren Verſchiedenheiten bezeichnen, indem man das als den beſtimmten Karakter einer jeden ſetzt, was ſie am meiſten treibt und feſthält; denn zuweilen ſpringt die eine allerdings auf eine Zeitlang in die Art der andern über. So könnte man nach der vorherrſchenden Art und Wirkung einer jeden von gelehrten zierlichen männlichen wilden renommiſtiſchen duelliſtiſchen philoſophiſchen u. ſ. w. ſprechen. Ich könnte einige namentlich anführen; aber wozu ſollte das dienen als zur Erregung des Neides und Haſſes, welchen ein Menſch, der Bücher ſchreibt, doch genug ausgeſetzt iſt? Ich ſage nur, daß diejenigen Univerſitäten, die ſich am meiſten der Zierlichkeit befleißigen in Sitten und Wiſſenſchaften, mir den Zweck des deutſchen Studentenlebens am meiſten zu verfehlen und von dem Beſſeren, was mir in der Studentenfreiheit zu ſeyn däucht, am wenigſten zu erreichen ſcheinen.

Wir gehen nun nach dieſem Vorſpiele in das Studentenleben ſelbſt hinein und verſetzen uns auf eine beliebige größere deutſche Univerſität und ſtellen die Arten und Erſcheinungen, die allen gemein ſind, die ſich im Wechſel weniger Jahre auf den einzelnen auch oft beiſammen finden, neben einander hin; wodurch für uns und für andere allerlei erbauliche Betrachtungen entſpringen werden.

Zuvörderſt muß man wiſſen, was ich oben ſchon weiter ausgeführt habe, daß die Univerſität eine freieſte Geſellſchaft oder Innung iſt, ſchon ihrer Idee nach eine hohe königliche und ritterliche Geſellſchaft. Jenes Gefühl ziemte den Chriſten und ziemte vor allen andern Chriſten den Deutſchen, daß es keinen älteren und edleren Adel geben kann als den Adel des Geiſtes, den Adel der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Aus dieſer Idee ward die geiſtige Ritterſchaft, Univerſität genannt, geboren, welche den Sohn des Schuhmachers und Bauers, den Kunſt und Wiſſenſchaft ſchmückt, zu der Würde der Freiherren und Grafen erhebt. Dieſes Ritterthum, dieſe hehre und königliche Gleichheit aller Klaſſen und Stände, iſt mitten im Verfalle der politiſchen Freiheit Deutſchlands nicht bloß als eine Trümmer ſtehen geblieben; nein es ſteht in ſeiner vollen Ganzheit bis auf den heutigen Tag. Als Bürger der Univerſität tritt der Sohn der ärmſten und dunkelſten Aeltern, wenn er an Leib und Seele reiſig und bewehrt iſt, mit den Edelſten und Vornehmſten in die Bahn, und wer an Geiſt Luſt und Muth der reichſte und kühnſte iſt, wird, wenn er will, durch den angebornen Adel herrſchen. Dieſe ſtolze Gleichheit, die das beſchränktere Leben ſpäter ſelten mehr zeigt, rechne ich unter die erſten Herrlichkeiten des deutſchen Studententhums, die nur als eine köſtliche Reliquie deſſen, was das ganze große germaniſche Volk einſt war, noch übrig iſt.

In dieſer wunderbaren Gleichheit, die nirgends in der Welt ſo beſteht als in Deutſchland, und in einer Freiheit, die, in den letzten Jahrzehenden freilich mannigfaltig beſchnitten und beſchränkt, ſich doch immer wieder aus dem Druck emporlüftet und ſelbſt durch das Augenzudrücken der Meiſter der Geſellſchaft gerettet wird, wo ſie einmal in Gefahr zu ſeyn ſcheinen könnte, wandelt nun das mannigfaltigſte und bunteſte Leben neben einander und jeder ſucht und findet im großen Vereine wieder eine engere Genoſſenſchaft, der er ſich nach ſeinem Gemüthe anſchließet. Dieſe Verſchiedenheit ſteht in den grellſten Gegenſcheinen oft dicht neben einander und iſt nur ein etwas jugendlicheres lauteres und kühneres Vorſpiel des gewöhnlichen Bürgerlebens, ſo wie das Studieren ſelbſt ſeinem beſſeren Sinne nach eine freie und allgemeine Vorbereitung auf jedes mögliche Leben iſt.

Zuerſt giebt es auch unter den Studenten, obgleich ſie alle andere Menſchen unter dem Namen Philiſter ihnen grade gegenüber ſtellen, in ganzer Bedeutung des Wortes ächte Philiſter, die man zum Unterſchiede von den andern Philiſtern Studentenphiliſter nennen könnte. Dies iſt jene zahlreiche Klaſſe Menſchen, die Gott als Ballaſt und Ueberfracht des Lebens geſetzt und denen er zum Troſt ihres Daſeyns eine reiche Gabe von Selbſtgenüge und Selbſtgefälligkeit gegeben hat: jene Art, welche ſich eben ſo mit fortſchiebt und ohne welche, wie es mir vorkommt, die Welt und das Leben zu geſchwind rundlaufen würden: jene, welchen alles Lebendige ſich zur todten Form verſteinert und welche die Nußſchalen ganz entzwei knacken, deren Kerne die Kühneren ſchon herausgeholt haben. Dieſe Studentenphiliſter erſcheinen nach dem Ton, der eben auf einer Univerſität herrſcht, in ſehr verſchiedener Geſtalt; doch haben ſie alle den wunderbaren Götzen gemein, der lange ſchon bei Studenten das Comment genannt wird, ein ſeltſames und unbeſchreibliches Ding, deſſen Bedeutung aber die meiſten, welche dieſes leſen werden, ſo ſehr kennen, daß ich es nur anzudeuten brauche. Keiner einzigen deutſchen Univerſität fehlt es ganz an dieſem Comment, einer Ueberlieferung von Seltſamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tauſendfältigen Verkleidungen und Wechſelungen doch immer ungefähr zu demſelben Ziele ſtreben. Wo das Studentenleben und die Freiheit am matteſten ſind, auf den zierlichen Univerſitäten, iſt am wenigſten von dieſer in mancher Hinſicht doch recht anmuthigen Abentheuerlichkeit zu finden. Auch wo etwa einmal eine Zeitlang akademiſche Windſtille iſt, da zieht ſich dieſes Comment unter die mittelmäßigſten Köpfe zurück; wo aber friſcher Wind oder gar Sturm des Lebens weht, da ſind auch die Beſten und Kühnſten eifrige Pfleger deſſelben.

Doch Götze und Spielwerk bleibt es der Philiſter unter den Studenten, das einzige Höchſte, was ſie in der Zeit der glücklichſten Freiheit erleben können.

Die erſten dieſer Studentenphiliſter nenne ich die ordentlichen Philiſter. Dieſe geben von Kindauf nach Brod, ſie ſind rechtliche Leute, die künftig keinem was abdringen und ſtehlen, die ſich aber auch nicht auf halsbrechenden Bahnen durchs Leben tummeln wollen, ſie ſtudieren daher auch recht fleißig für das Brod und um das Brod. Wann ſie nun fleißig geweſen ſind, wollen ſie an Abenden oder Feiertagen ſich auch gebührlich ergötzen. Das ganze Geräth zu dieſer Ergötzung, den ganzen fertigen genialiſchen Spaß des Studententhums, haben ſie in dem Comment überliefert erhalten und nehmen ſich zu ihrem Bedarf aus demſelben heraus, was ihre behagliche Bequemlichkeit in einen gelinden Trott ſetzt.

Die zweite Klaſſe Philiſter nenne ich die faulen Philiſter. Dieſe ſind gewöhnlich von der Art, die einen gewiſſen Anflug von Idee hat und durch das unregelmäßige fröhliche und wilde Leben einzelner Genien, die wie Adler durch die Freiheit hinbrauſen, leicht verführt wird, eben in dem göttlichen Nichtsthun und in einem gewiſſen vornehmen Ueberdaskniebrechen des Lebens ſtehe die wahre Studentengröße, die ächte Burſchikoſität. Unter dieſen Faulen, die auch mit dem Comment und mit dem, was ſie aus der Fülle ihrer Faulheit hinzuſchaffen, eine jämmerliche Philiſterei treiben, giebt es gewöhnlich einige ſtattlicher Geſtalt und ſinnlicher Fülle, auch fliegt ihnen, da ſie ſich von dem dicken Leben ſo weich und gemüthlich forttragen laſſen, zuweilen etwas zu, was dem Geiſtigen und Genialiſchen ähnlich ſieht. Dieſe verachten keine Art mehr als ihre nächſten Nachbarn, die ordentlichen Philiſter.

Die Dritten, die Hauptſtudentenphiliſter, die eigentlichen Säulen des Comments, welche ihn bis zum Abentheuerlichen und Rieſenhaften hinauftreiben, ſind die Renommiſten: einige zahme und leere Geſellen, die gewöhnlich mit Schimpf und Schande aus der Rolle fallen müſſen, andere beherzt muthig und tüchtig, die in allen Stücken löblich geweſen ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht höher geſtellt hätten, als ſie ſtehen konnten. Dieſe müſſen die Anſprüche auf einen gewiſſen freieren und ſtolzeren Geiſt und auf eine gewiſſe Herrſchaft immer mit gezücktem Degen verfechten. Unter dieſe Renommiſten ſchleichen ſich auf einige Zeit häufig herrliche Geſellen ein, welche von Kämpfen und Gefahren gelockt werden, und bringen den ſogenannten höheren Comment oft eine Zeitlang zu Ehren. Doch halten ſie bei dieſer etwas kühneren Philiſterei ſelten bis ans Ende aus, ſondern machen ſie im Uebermuth der Jugend nur durch als eine der vielen Geſtalten, in welche ſich die akademiſche Freiheit zuweilen verpuppet. Dieſe Dritten ſind in Hinſicht der Studien gewöhnlich unfleißig, theils weil ſie zur Erhaltung des ächten Comments ſich viele andere Geſchäfte machen, theils weil ein ſklaviſcher Fleiß, wie ſie ihn nennen, ſich für einen ordentlichen Burſchen nicht ſchickt, ſondern das Zeichen eines Pinſels, eines Thekeſſels, eines feigen und teeken*) (weichlichen) Kerls iſt. Es gehört zur Rolle dieſer Gattung, daß ſie ſich in der Regel viel ungebärdiger wilder und liederlicher ſtellen müſſen, als ſie ſind. Doch trifft es ſich gottlob oft, daß ſolche an der Spitze ſtehen, die alle Gebote des Comments auf das ſtrengſte und gewiſſenhafteſte erfüllen und bei aller Wildheit die Keuſchheit als eine alte geprieſene

---

*) Teek: (ſchwediſch täck; zart lieblich) weich mürb — ein ächter Burſchenausdruck.

Jugend der deutſchen Jugend vor allen Dingen obenan ſtellen. Wirklich war das Gebot des alten deutſchen Renommiſten ſo; Jungfernknecht Weiberkerl ſoll gottlob bei vielen dieſer Wilden den größten Schimpf bedeuten. Dies iſt eine wohlthätige Seite des Studententhums, daß ſie die Friſcheſten aus der gefährlichen Genoſſenſchaft der Weiber faſt bloß in die Gemeinſchaft der Männer und Jünglinge lockt.

Dieſe faulen Philiſter und dieſe Renommiſten des Comments ſind diejenigen Studenten, welche die Herrſchaft haben und oft eine recht ſchwere Tyrannei üben. Von der Tyrannei weiter unten.

Die zierlichen Studentenphiliſter finden ſich auf den zierlichen Univerſitäten, deren in Deutſchland gottlob immer wenige geweſen ſind: ſie finden ſich auch wohl einzeln auf den andern, ziehen dort aber immer die Fühlhörner ein, weil die glatte Zierlichkeit und weichliche Weiberei daſelbſt zu vielen Anſtoß und Gegenſtoß findet. Dieſe Gattung, die aus Eitelkeit und Weichlichkeit ſelbſt in den muthigſten Jahren mit der Freiheit nichts anzufangen weiß und die größte Herrlichkeit in nichtiger Tändelei verſpielt, iſt wohl die allerphiliſteriſcheſte Bei den Studenten heißt ſie gewöhnlich Jungfernknecht Damenpudel Weiberwedel Weiberknecht. Viele ſind der Meinung geweſen und ſind noch der Meinung, nichts ſey einem Jünglinge zwiſchen dem achtzehnten und vierundzwanzigſten Jahre bildender und erhaltender als der Umgang mit anſtändigen Frauen und Mädchen, und deswegen haben die Profeſſoren auf einigen Univerſitäten ordentliche Weiberbildungsanſtalten für die Studenten geſtiftet mit dem ganzen Geräthe philiſteriger Albernheit und Ziererei, die nie fehlen, wo die mittlere (ſogenannte bürgerliche) Welt ſich zu der hohen Welt hinaufſchrauben will.

Grade dieſe herrlichen Jahre ſind die Jahre, wo der Jüngling in der höchſten Freiheit, die ihm nachher nie wieder ſo wird, ſeinem Gemüthe den Stal des Karakters vorſetzen ſoll. Dies kann nur geſchehen durch Umgang mit tüchtigen Männern und weidlichen Jünglingen. Am meiſten wird dies gehindert durch Umgang mit Weibern, auch mit den beſten Weibern. Die Heilige Schrift ſpricht von vielen Hurereien, die nicht bloß leiblich ſind; es giebt manche geiſtige Hurereien, ärger als alle leibliche. Der viele Umgang mit Weibern treibt die Jünglinge durchaus aus der Friſche und dem Ernſt ihres Lebens heraus, deren ſie in dieſer großen Entwickelungsperiode ſo ſehr bedürfen: er macht ſie flatterhaft eitel einbildiſch ſelbſtſüchtig und weichlich. Selbſt Männer von dreißig und vierzig Jahren haben davor immer noch auf ihrer Hut zu ſeyn.

Es folgen die Fleißigen. So heißen nicht alle fleißige Studenten ohne Unterſchied, ſondern eine beſtimmte Klaſſe, für welche das Wilde und Uebermüthige des Studententhums gar nicht da zu ſeyn ſcheint. Dieſe zahlreiche Klaſſe beſteht theils aus ſolchen, die aus angeborner Blödigkeit eine Scheu vor allem Freien und Muthigen haben, theils aus denen, die, im Druck und in der Armuth erzogen, auf der Univerſität auch mit ſpärlichen Mitteln gerüſtet ſind und ſich oft erſt nach den Studentenjahren zu einigem Selbſtgefühl erheben. Dieſe Art erkennt ſich leicht; ſie wird im Anfange verſucht geneckt und gelockt, endlich aber, wenn ſie ſich ſelbſt gleich bleibt, ſteht ſie ruhig in allen Stürmen da und wird auch von den Wildeſten und Roheſten anerkannt als etwas, das ein Recht hat in der Brüderſchaft zu ſeyn, was es iſt. Dieſe ſtehen ſicher durch ihre Unſcheinbarkeit und Anſpruchloſigkeit.

Die Ritterlichen müſſen vor allen andern genannt werden, die Herrlichen und Muthigen, welche die königliche und erhabene Ritterſchaft des deutſchen Studententhums lebendig erhalten. Dieſe allein verſtehen die Freiheit recht zu gebrauchen und ſtreuen ihren heiligen Samen nicht bloß durch die Studenten ſondern ſpäter durch das ganze Bürgerleben umher. Dieſe gehen mit der Freudigkeit des Muthes und mit der Ueppigkeit des Genius während vier fünf Jahren alle verſchiedenſte Geſtalten und Verpuppungen des Studentenlebens durch, machen ſich aus allem ein fröhliches Spiel und bewahren doch das Köſtlichſte bis ans Ende. Damit dieſe, vielleicht in ganz Deutſchland jährlich nur ein paar Hundert, zu dem höchſten Gefühle des Lebens und dem innigſten Bewußtſeyn des Muthes und der Kraft kommen könnten, verlohnte es ſich allein ſchon, daß die akademiſche Freiheit in höchſter Fülle erhalten würde. Doch auch was ſie auf die Mittelmäßigeren und Schlechteren wirkt, läßt ſich freilich im Einzelnen nicht zeigen, aber offenbart ſich ſpäterhin in dem ganzen deutſchen Leben. Dieſe Ritterlichen, die ſchöpferiſchen und erhaltenden Geiſter des akademiſchen Lebens, ſtehen oft ganz frei, wo alles Uebrige häufig in heilloſer Commentpedanterei und wüthender Ordensſpielerei knechtiſch gebunden iſt, gehen mit angeborner Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durch alles ohne Anſtoß hindurch und ſind, wie es höheren Genien gebührt, aller Freunde.

Auch bei der ärgſten Tyrannei, die zuweilen auf deutſchen Univerſitäten herrſcht, behaupten ſich außer dieſen Ritterlichen Einzelne für ſich oder mit einigen Freunden zuſammengeſchloſſen mit der gebührlichen Freiheit und Freude. Iſt man tüchtig und ruhig und hat eben den menſchlichen Schein, nichts ſcheinen zu wollen, ſo hat man ſelbſt in den wildeſten Haufen in der Regel ſeinen Frieden und ſeine Achtung. Auf dieſe Weiſe beſtehen Einzelne oder kleine Schaaren von

Sechſen und Zwölfen in tüchtiger Stille und Weidlichkeit oft mitten unter den wildeſten Ordensgeſellſchaften und Landsmannſchaften.

So und mit hundert und tauſend anderen Abſtufungen und Schattierungen ſteht das Leben und Treiben des deutſchen Studenten. Ueber die zu große Wildheit Willkür Ungebühr und Rohheit deſſelben iſt oft genug geklagt und viele Verſuche ſind gemacht zu ihrer Hemmung und Einſchränkung; ja auch an ſolchen hat es nicht gefehlt, welche gerathen haben die ganze akademiſche Freiheit mit Einem kräftigen Hiebe zu fällen und die Univerſität wie jede andere bürgerliche Geſellſchaft unter ſtrenge Halsgeſetze und Polizeigeſetze zu ſtellen oder ſie gleich den engliſchen Lehranſtalten einer mehr kloſterartigen und mönchiſchen Zucht zu unterwerfen. Doch hat ſich das Studentenleben bis jetzt leidlich behauptet, und hat man es hie und da ja einmal mit dem Joche belegt oder an der Krone behauen, immer hat es ſich mit jugendlicher Kraft wieder aus dem Druck emporgelüftet und aus dem verhauenen Stumpfe neue Sproſſen getrieben.

Das, worüber bei der deutſchen Studentenfreiheit am meiſten und heftigſten und zum Theil mit dem volleſten Rechte geklagt wird, würde ſich ungefähr auf folgende Hauptpunkte zuſammen ziehen laſſen:

1. Es läßt ſich oft nichts Elendigeres Dummeres und Platteres denken als das Treiben und Leben und Weben des ſogenannten Comments und der flotten Burſchikoſität. Es iſt unglaublich, wenn grade zufällig der Ueberfluß der geiſtigen und erregenden Kräfte auf einer Univerſität nicht groß iſt, mit welcher jämmerlichen matten und geiſtloſen Leerheit und Nichtigkeit die faulen Philiſter und die wilden Renommiſten die köſtlichſte Zeit der Jugend vertändeln und

verſpielen, und wie ſie trotz den ausgemachteſten Philiſtern des gewöhnlichen Bürgerlebens das Nichts mit einem Ernſt treiben, der bei ſolcher Jugend doppelt und dreifach poſſierlich iſt. Dieſe drücken durch ihr breites und plattes Leben, das ſie mit voller Philiſtermethode führen, den Geiſt todt, das Einzige, weswegen die akademiſche Freiheit in einem guten Staate noch geduldet werden kann. Sie zwingen eine Menge unerfahrner oder ſchwacher Jünglinge, die ſich in eigner Selbſtſtändigkeit nicht behaupten können, in ihre jämmerliche Tollheit hinein und machen ſie wüſt dumm faul und unwiſſend, wie ſie ſelbſt ſind. Und auf dieſe Weiſe geht dem Staate eine Menge Jünglinge verloren, die ſonſt geſchickte und brauchbare Männer hätten werden können.

2. Ein zweites Uebel, ganz in dieſem oder doch neben demſelben beſtehend, ſind die Orden, zuſammengeſchloſſene und bewaffnete Verbrüderungen, die ihre eignen Geheimniſſe und Vorſteher haben und von einem Studentengeſchlechte dem andern überliefert werden, mit allen ihren Albernheiten Anſprüchen Händeln und Feindſchaften. Wie hoch dieſe auch im Geſetze verboten und wie ſchwer ſie geächtet ſeyen, immer noch ſind ſie nicht auszurotten geweſen, weil der unvertilgbaren Hyder immer wieder die Köpfe anwachſen, die man ja einmal abgehauen hat. Wie viel Zeit Geld Sittlichkeit Geſundheit hiebei verſpielet wird, wie gefährliche Schlägereien Kämpfe und Aufruhre hierdurch häufig veranlaßt werden, was ſollen wir klagen und ſagen, was die meiſten aus ihrer Erfahrung wiſſen?

3. Dieſem Unweſen der mancherlei Studentenorden hat man wohl am beſten zu begegnen gemeint durch Landsmannſchaften und hat nur noch ein zweites Uebel geſchaffen. Sie wurden faſt allenthalben unter anderen Namen daſſelbe, was die waren, denen ſie entgegengeſtellt wurden, und ha-

ben keinen höheren und edleren Geiſt geſchaffen, als jene hatten, ſondern eben ſo, wo nicht noch mehr, mit Tand und altüberlieferter ſtudentiſcher Renommiſterei oder Pedanterei des Comments geſpielt. Ja durch Eines ſind ſie viel verderblicher geworden, daß ſie das verſchiedene Deutſche aller Länder, das durch das freie Studentenleben ſo wohlthätig für das ganze Vaterland unter einander gemiſcht wird, in ihren Stämmen in erbärmlicher Einzelnheit rein abgeſchloſſen halten. Dadurch vernichten ſie den höchſten Zweck des deutſchen Studierens, daß durch die Miſchung und Reibung des Vielfachen und Verſchiedenen, was in dem ganzen Volke iſt, das allen Gemeinſame hervorſpringen und gefunden werden ſoll. Denn durch den engen Geiſt dieſer Landsmannſchaften hat es wohl geſchehen können, daß auf einer Univerſität der Schleſier nie mit andern als mit Schleſiern und der Weſtfale nie mit andern als Weſtfalen zuſammengekommen und daß die hohe Erfriſchung Erquickung und Belebung des allgemeinen deutſchen Geiſtes dadurch gradezu gehindert iſt: ſo daß bei einer ſo mangelhaften und engherzigen Einrichtung die Herren eben ſo vernünftig daheim geblieben wären und dort ihre Studien getrieben hätten.

Anmerk. Die Beſchwerden, die hier über die Orden und Landsmannſchaften geführt werden, ſind in der Regel zu wahr. Sie gelten nicht ganz, wann genialiſche Häupter und Aelteſte an der Spitze derſelben ſtehen. Dies iſt aber nicht häufig der Fall. Gewöhnlich ſind es liederliche Wildfänge oder plumpe und in allen Vorurtheilen und in aller Pedanterei des Comments ergraute Renommiſten, welche ſich der Herrſchaft bemeiſtern, die oft, wie in einem andern Regimente, durch eben ſo viele Ränke und Durchſtechereien und Hetzereien errungen als feſtgehalten wird. Weil nämlich die Angelegenheiten der Orden und Landsmannſchaften wegen des Ueberflüſſiger und Commentsmäßigen, was darin nicht fehlen darf, unendlich viele Zeit rauben, ſo entziehen ſich die beſſeren Köpfe und Herzen, die ſonſt wohl gern eine ordentliche und fröhliche Studentenfreiheit befördern möchten, gewöhnlich der Verwaltung derſelben.

4. Unerträglich ja zuweilen gräulich iſt die Tyrannei, welche durch die Orden und Landsmannſchaften und durch die pedantiſchen Philiſter des Comments über die ganze Studentengeſellſchaft geführt wird und deren Laſt alle Freiheit und alles Selbſtgefühl unterdrücken muß. Die meiſten müſſen ſich ſchon in das eiſerne Joch fügen, wenn ſie anders Frieden haben wollen; denn es kommt hiebei in der Regel nicht bloß auf gewöhnlichen unleidlichen Zwang oder auf unangenehme Misverhältniſſe an ſondern, meiſtens gar auf Leben und Tod. Man ſieht, wie arg bei aller geprieſenen Freiheit die ſchändliche Knechtſchaft iſt, wenn mancher recht ſtattliche und ritterliche Jüngling ſich darum in zehen oder fünfzehen Duellen raufen und endlich einen Ort wohl gar verlaſſen muß, wo er wegen ſeiner Studien und wegen anderer Rückſichten gern geblieben wäre.

5. Endlich ſind die Zweikämpfe auf den deutſchen Univerſitäten ein uraltes und unvertilgbares Uebel; trotz aller Hinderniſſe und aller Strafen dauern ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert fort und ſcheinen dieſer Jugend, die ſich doch für die Uebung der Wiſſenſchaften und Künſte beſtimmt und vereinigt bekennt, wie eine rechte Peſt des Unheils eingeimpft zu ſeyn. Und dieſe Zweikämpfe als Kinderſpiele oft um den größten Tand und die läppiſcheſten Kleinigkeiten! So daß es dahin gekommen iſt, daß Aeltern, die ihre Kinder auf die Univerſitäten ſchicken, ſie faſt in den Krieg zu

ſchicken ſcheinen. Denn wie viele von ihnen kommen gar nicht, wie viele kommen mit verſtümmelten Gliedern und verletzter Geſundheit zurück!

6. So viele Gefahren locken und drohen der Sittlichkeit Geſundheit und dem Leben und bei vielen Hunderten wird der Zweck des Studierens gänzlich verfehlt; denn auch der Reitzungen zum Herumtreiben und zum Vertändeln und Vertrödeln der Zeit mit den elendeſten Albernheiten und Jämmerlichkeiten ſind gar zu viele, und manche, die als geſchickte und fleißige Jünglinge von der Schule und von dem Gymnaſium gingen, kommen als unwiſſende und faule Geſellen, die in ihrem Leben zu nichts zu gebrauchen ſeyn werden, von der Univerſität zu Hauſe; denn wehe dem Jünglinge, der fleißig ſeyn will, wenn es bei den Herrſchenden auf einer Univerſität grade zum guten Ton gehört faul zu ſeyn, wenn derjenige für einen Kalmäuſer und Pinſel gehalten wird, welcher die Kollegien fleißig beſucht und daheim die meiſten Stunden mit Leſen und Studieren zubringt.

So iſt das Studentenweſen und ſo ſind und erſcheinen die Mängel und Gebrechen deſſelben, wenn man bloß auf den äußeren Schein ſieht. Ich habe es zum Theil in grellen Gegenſätzen hingeſtellt, weil man es bei allgemeinen Beſchreibungen kaum anders kann, und habe in den Klagen und Beſchwerden über den Unfug und die böſen Folgen der akademiſchen Freiheit nicht meine Anſicht und mein Urtheil gegeben, ſondern wie ein gewöhnlicher Philiſter die Dinge anſehen und beurtheilen muß. Es giebt Leute, deren Triebe ſo weich und zahm ſind, daß ihnen alles fürchterlich ja teufliſch däucht, was ein wenig aus dem gemeinen Geleiſe weicht, worin die arme gebändigte Welt mit ihrer kümmerlichen Tugend ſich ſo matt zieht und ſchleppt, daß man oft kaum weiß, ob man Menſchen oder Geſpenſter von Menſchen ſieht. Dieſe jämmerlichen Knechte, die darum noch nicht tugendhaft ſind, weil es ihnen an Muth fehlt kühn und gefährlich zu ſündigen, haben gar kein Recht über das Freie und Ungebundene zu urtheilen. Nur derjenige mag darüber urtheilen, der da weiß, welche Herrlichkeiten neben den Erbärmlichkeiten und Gefahren liegen, über die man die Hände zuſammenſchlägt. Was hier von dem Studentenleben geſagt iſt, findet ſich ſelten alles ſo an Einem Orte und zu Einer Zeit beiſammen, es iſt in mancherlei Abſtufungen und Graden verſchieden, und oft viel verhüllter und verſteckter, als ich es geſchildert habe. Erſtlich unter den Misbräuchen und Gebräuchen des ſogenannten Comments und des gebundenen und ungebundenen Studentenlebens, unter allen den wilden Scheinen und Geſtalten des Lebens, unter allen Pedantereien Renommiſtereien und Raufereien geht oft unſichtbar, gemeinen Philiſteraugen wenigſtens faſt immer unſichtbar, eine hohe und edle Geſtalt des Daſeyns hin, es glänzt oft über dem ganzen eine ſo ſtolze Majeſtät der Freiheit, daß durch ihren Götterſchein die meiſten Flecken verſchwinden, die man als Unſauberkeiten des Studentenweſens zeigen kann. Zweitens muß man das Studententhum und die Studentenfreiheit, wenn man ſie betrachtet und tadelt, nicht bloß als eine beſondere Gattung Leben, gleichſam als ein Leben an ſich, betrachten, ſondern man muß ſie mit allen anderen Arten Leben und mit dem Leben des deutſchen Volks und mit dem Leben der Jugend überhaupt zuſammenſtellen und vergleichen, damit man ihnen nicht Gebrechen, die es mit allen oder doch mit vielen gemein hat, als eigenthümliche Gebrechen aufbürde. Wir wollen alſo dieſes Studentenleben, wie es nicht bloß in ſeiner Erſcheinung ſondern auch in ſeinem Seyn iſt, einmal aus ſeiner Beſonderheit und Einzelheit herausheben und es mit dem allgemeinen Leben des Volks und der Jugend zuſammenhalten; ſo werden ſich gewiß andere Anſichten und Betrachtungen ergeben, als wenn man es gleichſam in ſeiner völligen Abgeſchloſſenheit von allen andern für ſich betrachtet.

Wir kommen zu dieſer Zuſammenſtellung ſogleich mit dem natürlichen Vorurtheile, es müſſe ſich in dem, was man als das Eigenthümliche und Beſondere des deutſchen Studententhums anzugeben pflegt, gewiß ein Wiederſchein des Volkes abſpiegeln, welchem dieſe Studenten angehören; und in der That finden wir es ſo. Schon in dem Anfange dieſer unſerer Unterhaltung habe ich darauf angeſpielt, wie die Erſcheinung der deutſchen Univerſität und des deutſchen Studenten mit der Erſcheinung des deutſchen Volkes zuſammenfalle. Das deutſche Volk iſt ein noch durchaus jugendliches und poetiſches Volk. Dieſe Jugend hat es, wie einige meinen, deswegen, weil es ſpäter als die meiſten anderen Völker zur Bildung und Verfeinerung gekommen iſt, wie ich meine, deswegen, weil es in ſeiner Art reiner und ungemiſchter geblieben iſt. Auf dieſe Reinheit und Ungemiſchtheit des Stammes muß ich nach meiner hiſtoriſchen Anſicht einen ſehr großen Werth legen, ohne daß ich die Gründe und Beweiſe dieſer Anſicht hier weiter durchführen kann. Tacitus hat vielleicht nicht gewußt, wie ſehr er die alten Germanen gelobt hat, als er ſagte, ſie ſeyen ein reines mit keinen andern Völkern gemiſchtes und ihnen ſelbſt nur gleiches Volk. Ohne fremde Reitze und Triebe, ohne viele Stacheln früher entwickelter Sinnlichkeit oder früher verdorbener Künſtlichkeit, welche die Reſte untergegangener oder verdorbener Völker oft in die kräftigen und rohen hineinwerfen, haben die ſpäteren Enkel jener Germanen wachſen und blühen können, wie die Bäume des Waldes und die Blumen des Feldes wachſen und blühen, welche keines Gärtners Hand zu frühzeitiger Zierlichkeit erzog und verbog, noch zu bunter Poſſenhaftigkeit der Zweige oder Ueppigkeit der Farben in huriſcher Baſtarderei unnatürlich zuſammenmiſchte und paarte. Denn gehen wir unſere Geſchichte durch von Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen und verfolgen ſie bis auf dieſen Tag, ſo haben wir faſt immer nur noch Kinderſpiele gemacht und getrieben; ohne Bewußtſeyn und oft ohne Zweck, meiſtens ſicherer geleitet durch den ſogenannten Inſtinkt, der aber bei reinen Völkern eine gewaltige Vernunft iſt, als andere durch ihre geprieſene Liſt und Klugheit ſich zu leiten meinen, haben wir ſo fortgelebt und fortgeſpielt, und es iſt uns dabei eben nicht unglücklicher gegangen, als andern Völkern. Auf dieſe Weiſe tritt die Geſchichte des Mittelalters vor uns mit allen ihren Geſetzen Gebräuchen Sitten und Ordnungen, mit ihren Thaten und mit ihren Werken auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt in allem dieſem eine unbeſchreibliche Natürlichkeit und Unbewußtheit, eine gewiſſe Kindlichkeit, die man zuweilen faſt verſucht würde Kinderei zu nennen. Wer die Geſetze der Freiſtaaten Griechenlands und Italiens ſtudiert hat, wer die ſtreng geregelte und ernſt abgemeſſene Theokratie Roms in ihrer ganzen Reihenfolge und in ihrem gehaltenen Zuſammenhange der Theile von Numa und Servius bis Auguſtus jemals nur in einiger Deutlichkeit ſich vor die Augen des Geiſtes gebracht hat, wer des Geſetzgebers am Sinai allen Jahrhunderten trotzendes und überlegenes Werk je als ein Meiſterſtück des ſchärfſten und tiefſten Verſtandes angeſchaut und bewundert hat, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daß im Mittelalter ſolche Feſtigkeit und Beſtändigkeit der Grundſätze und ſolcher Zuſammenhang und Zuſammengriff der einzelnen Theile des Staatsgebäudes nirgends geweſen iſt, wie bei den Völkern des Alterthums, die wir eben genannt haben. Nur die Kirche, oder richtiger geſagt, die Hierarchie der Kirche hat etwas dem Altſpartiſchen Althebräiſchen und Altrömiſchen Aehnliches aufgeſtellt und in der Vollkommenheit und Beſtändigkeit ihres Baues und in dem feſten Zuſammenhalte deſſelben das Unvollkommene und Ungefähre, was in dem Baue und der Geſtalt der weltlichen Staaten allenthalben erſcheint, gewiſſermaaßen ergänzt und berichtigt. Man kann es der Hierarchie nicht abſprechen, daß ſie zu der Geſtalt der neuen Staaten weit mehr Muſter hergegeben, als ſie von ihnen erhalten hat; ſo wie ſie auch die unmündigen Völker an ihrem oft ſanften, oft auch rauhen Gängelbande manche Jahrhunderte geführt hat. Dies geſchah freilich faſt allen abendländiſchen Völkern ohne Unterſchied, welche die allgemeine Mutter, die katholiſche Kirche, mit ihren weiten und gewaltigen Armen umſchloß; aber die Entwickelung Ausbildung und politiſche Geſtaltung derſelben unter dem Schirm und der Vormundſchaft der Kirche waren doch die verſchiedenſten. Einige ſchloſſen ſich unter dieſer Vormundſchaft und nach dieſem gezeigten Muſter, wenn auch nicht zu einer vollkommenen und großen, doch zu einer beſtimmten und feſten Geſtalt ab; andere blieben immer noch in einem unbeſtimmten hin und her ſchwankenden und ungeſtalteten Zuſtande: ſie ſchienen nur Proben mit Geſetzen und Verfaſſungen zu machen, ſie blieben bei einer ungeheuren Mannigfaltigkeit und gingen durch unaufhörliche Wechſel, gleichſam als ob ſie immer noch Kinderſpiele mit dem trieben, was andern Völkern ſchon lange als die ernſteſte und ſtrengſte Aufgabe des Lebens erſchienen war. Ich ſpreche hier von meinem Volke, von den Deutſchen. Was angeborne Tugend Vernunft Gerechtigkeit und Redlichkeit bei allen dieſen politiſchen Kinderſpielen, wie ich ſie nennen mögte, Treffliches und Herrliches geſchaffen und gemacht haben, das bezieht ſich mehr auf das innere Leben, als auf die äußere Geſtalt. Dieſe letzte iſt nie fertig geworden, wir ſind bis dieſen Tag noch kein politiſches Volk geworden. Wir haben den Staat wie ein Spiel und das Leben wie eine Poeſie getrieben; wir ſind deswegen von plumpen Fäuſten anderer gar oft recht unſanft erinnert worden, daß ſolches Spiel und ſolche Poeſie häufig des feſten Bodens mangelt, worauf man im irdiſchen Kampfe allein ſicher ſtehen kann. Mit einer unvergleichlichen Luſtigkeit und Ergötzlichkeit haben die Deutſchen bisher mit allen Dingen und auch mit dem Staate wie die großen Kinder geſpielt und ſich der Verſuche erfreut, die ſie in den vielfachſten Wechſeln bis auf den heutigen Tag gemacht haben. Sie haben in das Ding eine Art Poeſie gebracht, was ſeiner Natur nach die wenigſte Poeſie haben kann: ich meine in den Staat, der ſeiner Idee nach ein herbes und ſtrenges Ding iſt und von dem Geſetze gehalten werden ſoll, das wahrlich auch nichts Süßes und Liebenswürdiges ſeyn darf. Was ich hier geſagt habe, bedarf keines Beweiſes; wir brauchen nur die Augen aufzuthun und um uns herzuſchauen, ſo liegt der Beweis allenthalben ausgebreitet vor uns. In unſerm Politiſchen iſt alles noch unvollkommen roh ja zum Theil kindiſch; und davon iſt ſelbſt in der unendlichen Mannigfaltigkeit der politiſchen Geſtalten, die man bisher in unſerm Vaterlande geſehen hat, das gewiſſeſte Zeugniß. Alles iſt bei uns noch Jugend, ich möchte ſagen, faſt Kindheit, was bei den andern Völkern lange ſchon durchgelebt oder abgelebt iſt, und deswegen werden wir noch durch viele Bahnen der Bildung gehen müſſen, welche die andern vor langen Jahrhunderten ſchon durchgemacht haben. Und hier in dieſem bedeutenden Punkte, den ich eben berühre, meiben wir uns als Volk und als Beſchreiber des Volkes in einem rechten Zirkel herum, nämlich: *Weil wir ſo jung und ſo poetiſch ſind, ſo iſt die Geſtalt unſeres äußeren Lebens und alſo auch die Geſtalt unſeres Staates* (wenn ich mir die ganze Menge der deutſchen Völkerſchaften als eine Staatseinheit denke, was ich doch muß) *noch ſo in kindiſcher Mannigfaltigkeit umherſchwankend und umhertappend, wie alle Staaten in ihrer Kindheit und Jugend geweſen ſind, d. h. ſie iſt roh und unvollkommen; auf der andern Seite aber iſt eben in dieſer Poeſie die Kraft und in dieſer Jugend das Heldenthum, welche alle Mängel und Schäden, die aus dieſer Rohheit und Unvollkommenheit entſpringen, bis jetzt immer noch ziemlich leidlich geheilt und gebeſſert haben.* Ich brauche nur auf die letzten Jahre hinzuweiſen, welche dies beſſer belegen als hundert frühere Beiſpiele.

Was hier in Hinſicht auf den Staat in einer allgemeinen und höheren Anſicht der Dinge geſagt iſt, kann man mit derſelben Wahrheit und treffenden Richtigkeit von der gewöhnlichen deutſchen Geſellſchaft ſagen. Nur Eine Geſellſchaft haben wir leider hie und da noch, welche man eine todte und erſtarrte und in ihrer Geſtalt verſteinerte nennen könnte, welche eine immer gleiche Weiſe, oder, damit ich das rechte Wort gebrauche, einen ewig gleichen Ton hat. Dies iſt die Geſellſchaft, welche ſich die gute Geſellſchaft oder die Geſellſchaft vom guten Ton nennt, eine Geſellſchaft, die ganz auf fremde Art und fremdes Weſen, nämlich auf das franzöſiſche gepfropft war. Dieſes todte und elendige Ding fand man faſt in den meiſten deutſchen Hauptſtädten, ja faſt in jeder größeren Stadt, die nur über 6000 Einwohner hatte, fand man wenigſtens etwas davon; jetzt aber wird es gottlob alle Tage ſeltener. Die Leute, welche dazu gehörten, nannten ſich — wie denn das Schlechte immer die Namen von dem annimmt, was es nicht hat — wohl auch Leute von Welt: ein ganz wunderlicher Name; denn ein Menſch von Welt kann derjenige wohl am wenigſten heißen, der in armſeliger Einſeitigkeit mit einigen todten und leeren Bildern der Welt gleißet und tändelt. Wo lebendige Mannigfaltigkeit iſt, da iſt Welt, und nur bei Geſellſchaften, wo dieſe herrſcht, ſollte von Welt geſprochen werden dürfen. Solche Geſellſchaften haben wir denn genug, und man kann von Deutſchland faſt mit Recht ſagen, was ſich von wenigen Ländern ſagen läßt: *wie viele verſchiedene Orte, ſo viele verſchiedene Töne.* Freilich hat auch der deutſche Menſch etwas, das aus jenen deutſchen Eigenſchaften und Neigungen entſpringt, die ihm mit den meiſten andern Deutſchen gemein ſind: er hat etwas, das man ſein Volksthümliches ſein Deutſches nennen mögte und das ihn von fremden Völkern unterſcheidet; aber in jeder Landſchaft und in jeder Landſchaft faſt wieder in jedem bedeutenden Orte findet man dies wieder auf eine beſondere Weiſe verändert und abgeſtufet, weil die Kunſt noch nirgends die Natur verſchlungen und der Bürger noch nirgends den Menſchen aufgefreſſen hat. Wie ganz anders, wenn man nach England und Frankreich kommt! Der Deutſche hat nichts Angelegentlicheres, als ſeine Eigenthümlichkeit zu retten, die ihm mehr däucht, als ſeine Volksthümlichkeit; und dieſe Eigenthümlichkeit bringt er natürlich auch mit in ſeine Geſellſchaft und macht dieſe dadurch mannigfaltiger luſtiger und freier. So daß der deutſche Menſch noch im vierzigſten und ſechszigſten Jahre jene Mannigfaltigkeit noch auf das reichſte beſitzt, welche bei vielen andern Völkern entweder ſchon mit der

Jugendblüthe vergeht oder ſich doch wenige Jahre ſpäter in der Einförmigkeit der Kunſt oder der Staatsgeſtalt verliert, wozu jene Völker ſich ausgebildet oder abgelebt haben.

Wenn dem ſo iſt, wenn das ganze deutſche Volk in mancher Beziehung noch ein Kind oder kaum ein Jüngling iſt, wenn alle Deutſche noch mehr von Trieben und Neigungen des Herzens und Lebens als von Weiſen und Geſtalten des Geſetzes und Staates bewegt und regiert zu werden ſcheinen, wie ſollte denn der deutſche Jüngling nicht jung ſeyn, ja wie ſollte er, um mit dem Volke zu reden, nicht noch jünger als jung ſeyn? Wenn der Erwachſene und der Alte ſich in Deutſchland noch ſo viele Freiheit und Ungebundenheit erlaubt, ſo wird es derjenige wohl dreifach thun und thun dürfen, den noch nichts Schweres drücken und nichts Feſtes binden ſondern der ſich in Vorübungen und Vorſpielen auf künftige Kämpfe rüſten und bereiten ſoll? Und in der That, der deutſche Student iſt ein ganz ächtes und klimatiſches Gewächs des deutſchen Landes und des deutſchen Volkes, in welchem bei der ſchönen allgemeinen Freiheit, worin er im jugendlichen Uebermuthe mit dem Leben ſpielen und ſcherzen darf, ſich ſo manches abdruckt und vorſpiegelt, welches man unter mancherlei Umſchattungen und Umgeſtaltungen in anderen Orten und Zeiten und Menſchen wiedererblickt. Der Deutſche würde alſo recht etwas Dummes und Schlechtes thun, wenn er dieſem ſeinem fröhlichen und jugendlichen Vorſpieler und Vorbildner des Lebens die Rennbahn beengen oder gar verſperren wollte, wenn er wegen einiger Misbräuche, die aber nicht allein der ſtudentiſchen Jugend eigenthümlich ſind, die akademiſche Freiheit als eine Hegerin der Laſter und Verruchtheiten unterdrücken und vernichten wollte.

Wir kommen nun auf dieſe zum Theil eingeſtandenen

Misbräuche und Ausſchweifungen des Studentenlebens und auf die Klagen, welche manche ehrliche Leute darüber geführt haben, und werden bei näherer Betrachtung finden, daß das Meiſte ſich, nur unter etwas anderen Geſtalten, auch bei anderer Jugend ſo zeiget und daß die Studenten die ganze volle Laſt der Vorwürfe und Beſchuldigungen nicht allein auf dem Nacken behalten. Nur weil ſie die glänzendſte Freiheit und das glänzendſte Leben haben, muß an ihnen alles, was bei anderer Jugend mehr von der Regel des Lebens bedeckt oder auch unſichtbar geſündigt wird, heller erſcheinen, als bei jenen, und daher müſſen ſie ihren Gegnern und Tadlern ſo viele Blößen geben. Denn überhaupt muß man das deutſche Studentenleben mitgemacht haben, um darüber zu urtheilen; ſeine Mängel erſcheinen weit mehr als ſeine Herrlichkeiten, weil dieſe Herrlichkeiten noch keine wirkliche Herrlichkeiten und Tugenden, ſondern nur erſt Vorſpiele und Vorzeichen derſelben ſind und nur zuweilen hie und da als einzelne Blitze durch das Gewöhnliche und Gemeine durchſchießen und durchleuchten, welchem ſie äußerlich meiſtentheils ähnlich ſind und ähnlich ſeyn müſſen.

Wenn ſich die Jugend von dem ſiebenzehnten bis vierundzwanzigſten Lebensjahre hier mit meinem Studenten vergleichen will, ſo meine ich nicht den Sohn des Bauers oder Handwerkers, deſſen Handlungen mehr gebunden ſind und dem, wenn er nicht Soldat iſt, zwiſchen Arbeit und Herumſchweifen keine Wahl bleibt, ich meine den Sohn der wohlhabenderen und reicheren Klaſſen der Geſellſchaft, deſſen Aeltern die Mittel und den Trieb hatten ihm eine ſorgfältigere und freiere Erziehung zu geben: ich meine den Jüngling, deſſen Bildung ihn dem Studenten etwa gleich oder ähnlich macht, den Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Landmanns

Beamten Offiziers u. ſ. w. Wenn dieſer nicht ſtudiert ſondern mit dem Jünglingsalter in die bürgerliche Laufbahn tritt und das Geſchäft oder Gewerb ſeines Vaters oder ein anderes ergreift, ſo ſteht er allerdings mehr unter Aufſicht, als der Student; aber wer ſich ſelbſt nicht treiben will, wird auch hier zu nichts Großem und Trefflichem getrieben. Wenn es auch hier keine Faule keine Liederliche keine Schuldenmacher keine Raufer keine Landſtreicher und andere übelberüchtigte Namen gäbe, wenn auch hier nicht alle Tage Jünglinge mit den herrlichſten Anlagen und den edelſten Herzen durch Wein Weiber und Würfel untergingen — ſo würden wir mit unſern Studenten verloren haben. Ach! die Gebrechen der menſchlichen Natur, die Gebrechen und Ausſchweifungen und Gefahren der Jugend erſcheinen hier wie dort; nur daß das Uebel gewöhnlich dunkler und langſamer ſchleicht und dadurch noch gemeiner und verderblicher iſt, als dort. Der Student, wann er faul und liederlich und ſchlecht iſt, hat mehr den vollen Schein, weil er ſich aus dem Schein nichts macht, ja weil es wohl häufig zum Comment gehört ärger zu ſcheinen, als man iſt; der Jüngling der andern Klaſſen muß ſchon mehr Philiſter ſeyn, weil er unmittelbar im Staate der Philiſter lebt, worüber jener hinausgehoben iſt. Das aber will ich hier noch ſagen zum Troſt und zur Beruhigung vieler, welche die Dinge meiſtens zu ſcharf und zu eckigt ſehen und faſſen, daß es erſtlich eine Klaſſe gemeiner und gewöhnlicher Menſchen giebt, welche von Natur das Gemeine und Gewöhnliche ſuchen und im bürgerlichem Gewerbe wie in der akademiſchen Freiheit mit ihren mittelmäßigen Trieben und Wünſchen ſo ziemlich unverſehrt oder (wie einige es nennen) tugendhaft durchkommen; daß eine andere Klaſſe wild und ſtürmiſch iſt und früher oder ſpäter die Schuld heftiger Leidenſchaften und toller Streiche bezahlen muß:

dieſe findet dafür allerdings mehr Platz in der Studentenfreiheit; daß endlich eine dritte Art iſt, die edelſte und köſtlichſte von allen, deren Freiheit nie zu frei ſeyn kann. Daß dieſe ſich bilden und alle Flügel des Genius entfalten und brauchen könne, dafür iſt kein Opfer zu groß, das die Geſellſchaft vielleicht alle Jahre von einigen Dutzenden Jünglingen bringt, die ohne dieſe Freiheit vielleicht erhalten wären. Und auch ſelbſt viele jener Gemeinen und Mittelmäßigen und Wilden bringen von der Univerſität etwas in ihr künftiges Leben und in die allgemeine Geſellſchaft zurück, was ſie nirgends anderswo gewinnen konnten als in der Studentengemeinſchaft, Keime des Lebendigen und Freien, die ſich nachher nicht mehr berechnen laſſen, die aber über das ganze Vaterland weit und breit ausgeſäet werden. Und das ſoll man vor allem mit in die Wagſchale legen, das Größte und Herrlichſte des deutſchen Studententhums und eines freien wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt, daß durch den hohen Schein des Lebens und durch den oft übermüthigen Schwung der Freiheit und des freien Strebens ſehr viele, die ſonſt früher der irdiſchen Wolluſt heimgefallen ſeyn würden, rein und keuſch durch dieſe wilden Jahre gehen. Wie viele habe ich gekannt, die, was man ſagt, alles mitmachten aber der gefährlichen Venus noch keine Opfer brachten.

Tadelt man nun den ſtudentiſchen Comment und die alberne Spielerei, die man damit ſo häufig treibt, tadelt man andere Thorheiten und Lappereien, womit die Jünglinge ihre edle Zeit und das ſauer erworbene Geld ihrer Aeltern vertändeln, ſo iſt auch hier der Schein wieder größer als die That: der Schein, der bei dem Studenten mehr ſcheint als bei den Jünglingen der übrigen Klaſſen, weil er meint der Welt nichts zu verbergen zu haben. Die Jugend muß ja ihre Tändeleien und Thorheiten haben und läßt ſie ſich nicht nehmen. Wer ſich in der Welt ein wenig umgeſehen und das Thun und Treiben der Menſchen betrachtet hat, findet bald, daß jede Klaſſe und jedes Alter der Menſchen ihren Bocksbeutel, ihre Ceremonien und Pedantereien und Nichtigkeiten, kurz ihren Comment trotz einem Studenten haben, die ſie ſich nicht nehmen laſſen, und daß der Student nicht der einzige Jüngling iſt, der ſeine Zeit oft auf eine alberne und abgeſchmackte Weiſe tödtet.

Viel ſchwerer und gewichtiger als dieſe Anklagen ſind die Beſchwerden, welche über die Orden und Landsmannſchaften und ihre Tyrannei und über die Zweikämpfe geführt werden. Das ſind wirkliche und den Studenten mehr als anderen Volksklaſſen eigene Uebel, deren ſchädlichen und manchem Jünglinge allerdings verderblichen Misbrauch kein Verſtändiger ableugnen wird. Wenn es nur ſo leicht wäre dieſe zu zerſtören, als es leicht iſt zu begreifen, daß ſie zerſtört werden ſollten!

Bei den Orden und Landsmannſchaften rechne ich den Verluſt der Zeit, die ja auf ſo vielerlei Weiſe verloren und wieder gewonnen wird, unter die Kleinigkeiten; ihre ſchlimmſte Wirkung iſt, daß ſie Feindſchaften und Spaltungen und Abſonderungen veranlaſſen, ordentliche Stockungen des Geiſtes, den ſie nicht, wie er ſollte, durch alle Glieder des akademiſchen Leibes fließen laſſen. Oft giebt es zehen oder zwanzig Jünglinge, deren freudiger und ritterlicher Geiſt tauſend andere beleben und erfriſchen könnte; dieſer würde ohne ſolche geſchloſſene Geſellſchaften, die einander gewöhnlich feindſelig gegenüber ſtehen, über alle andere hinwehen und ſtrömen; nun bleibt er innerhalb der Gränzen der Geſellſchaft, der ſie angehören. Da ſind, wie ich oben angedeutet habe, die Landsmannſchaften noch ſchlimmer, als die

Orden, weil die Jünglinge jedes einzelnen kleinen deutſchen Landes allein mit einander umgehen und für ſich bleiben, und ſo ſich unter einander verleben oder, was man nennt, verbauern; ſo daß dieſe Thoren ganz des Hauptzwecks verfehlen, weswegen ſie die Heimath verließen, nämlich andere Sitten und Arten ihres Volkes zu ſehen und aufzunehmen. Man hat gegen dieſe Orden und gegen die dumme Wuth der Landsmannſchaften genug verſucht, Geſetze ſind genug gegeben, Strafen ſind genug geſetzt auch zum Theil mit Strenge ausgeführt, und das Uebel iſt unter anderen Namen und Geſtalten geblieben, ja es iſt wohl gewachſen, je mehr Wichtigkeit man ihm beizulegen ſchien. Wilde Hetzereien Verletzungen der Treue falſche Eidſchwüre Aufruhre Einkerkerungen Verbannungen vermehrte Zweikämpfe — das ſind die gewöhnlichen Folgen geweſen, wenn man ja einmal angefangen hat das Uebel an der Wurzel ausrotten zu wollen, und gleich darauf hat es ſich in verjüngter Lebendigkeit gezeigt. So daß man, durch die Erfahrung geleitet, endlich als das Klügſte gefunden hat ſich zu ſtellen, als ob man von dem Daſeyn ſolcher geheimen Geſellſchaften und von den landsmänniſchen Verbrüderungen gar nichts wiſſe.

Dies hier Geſagte gilt beinahe auch von den Zweikämpfen. Man hat ſie nun Jahrhunderte verſchrieen und geächtet als einen Auswuchs barbariſcher Rohheit, als einen hölliſchen Weg mit Verbeigehung des Geſetzes ſich ſein ſogenanntes Recht mit der eigenen Fauſt zu ſuchen; man hat aus den Grundſätzen der Sittenlehre und des Chriſtenthums zu beweiſen geſucht, ein Zweikampf ſey etwas Gräuliches und Abſcheuliches und allen Verboten und Lehren und Strafen zum Trotz findet ſich dieſe Barbarei noch in der Mitte von chriſtlichen Staaten. Ich könnte hier in die allgemeine Verbannung und Aechtung der Zweikämpfe einſtimmen; aber wozu Lügen? wozu etwas für eine Abſcheulichkeit erklären, was es an ſich nicht iſt? wozu etwas als Barbarei ſchelten, das mir mit dem Chriſtenthume innig verwachſen zu ſeyn ſcheint? Es giebt Fälle, Ehrenfälle und Herzensfälle, die man vor keinen Richter bringen darf, ſondern die allein durch ein Urtheil Gottes, durch das Schwerdt geſchlichtet werden können. Dies iſt meine Anſicht von der Sache; aber ich will die Studenten dadurch nicht zu blutigen Kämpfen ermuntern noch damit alle die jämmerlichen Beſtimmungen ihres Comments billigen, nach welchen man ſich oft um wahre Kindereien raufen muß. — Auch wegen dieſer Zweikämpfe hat man genug geboten und verboten und geſetzt und geſtraft, und ſie ſind immer geblieben. Ein Mittel gäbe es allerdings, wenn man jeden Zweikämpfenden allenthalben in Deutſchland unerbittlich mit dem Tode beſtrafte; dieſes würde ſeine Wirkung nicht verfehlen. Allein wegen des Misbrauchs der freieſten und adlichſten deutſchen Jugend die Ehre und den Gebrauch ritterlicher Waffen nehmen und ſie zu Knechten erniedrigen — das wäre denn doch immer ein ſchlechter Rath und eine ſchlechte That.

So viel ſteht feſt nach unſern Betrachtungen, daß gebietende und verbietende Geſetze Profeſſorenaſſembleen und Studentenklubs und Ehrengerichte und andere Herrlichkeiten der Art die Uebel nicht heilen und den Misbräuchen nicht abhelfen können, welche die akademiſche Freiheit und das deutſche Studentenleben mit ſich führt; nur eine ganz neue Verfaſſung könnte hier gewaltig helfen, wenn man nämlich den freien deutſchen Studenten zu einem mönchiſchen Neuling oder zu einem franzöſiſchen und engliſchen Studentenſchüler erniedrigte. Aber wie die Engländer gefürchtet haben eine geheime und alldurchdringende und allumfaſſende Polizei bei ſich einzuführen, wenn gleich alle Tage einzelnen

Leuten mit Piſtolen auf der Bruſt auf den Landſtraßen Uhren und Geldbeutel abgefordert werden, ſo wollen wir einzelner Ausſchweifungen und Misbräuche wegen die fröhlichſte und herrlichſte germaniſche Freiheit nicht todtſchlagen laſſen. Traurig genug iſt es allerdings, daß ſelbſt in dieſer großen und außerordentlichen Zeit, wo unterſt im Volke ein höherer Geiſt wirkt und waltet, laut der Klage meines jungen Freundes und laut meiner eigenn Erfahrung noch deutſche Univerſitäten ſind, die damit prahlen, daß ihnen und ihrer Jugend die ſogenannte Germanenwuth und alle politiſche Narrheit fern ſey, daß allein die Wiſſenſchaften alle ihre Triebe und Neigungen haben, daß noch Studenten ſind, die mit den matteſten und erbärmlichſten Albernheiten wie mit den ernſthafteſten Dingen ſpielen können, die in künſtlich getriebener und gemachter Rohheit, worin ſie den Gipfel der Freiheit ſetzen, und in fauler und ſchroffer Abgeſchloſſenheit ſich den gewaltigen Geiſtern zu verſperren ſcheinen, welche bis in die Hütten des ärmſten Tagelöhners durchgedrungen ſind. Aber dies kann nicht gebeſſert werden durch poſitive Geſetze noch durch ein von Grund aus umgegoſſenes Studentenweſen, durch eine noch ſo klug und weiſe beide für die Freiheit und die Jugend berechnete und entworfene neue Studentenverfaſſung oder einen neuen Comment. Wenn man ſich nicht freiwillig täuſchen will, ſo weiß man ja, daß alles dieſes, wie vortrefflich es auch ſey, nicht durch die Annahme (wir ſetzen voraus, daß es angenommen würde) lebendig wird, ſondern nur durch die Art derer, die es annehmen. Die Art muß man zuerſt verbeſſern; dann macht ſich der beſſere Comment von ſelbſt. Ueberhaupt bin ich nach meiner Anſicht der Dinge und nach der Erfahrung, die ich im Leben gemacht habe, der Meinung, daß für die Freiheit, welche akademiſche

Freiheit heißt, faſt gar keine Geſetze gegeben werden müſſen, ſondern daß die Jugend, welche beſtimmt iſt einmal die Geiſter zu führen, durch das freieſte Geſetz der Meinung und durch den freieſten Meiſter, durch den Geiſt, beherrſcht werden muß.

Der Apoſtel Paulus ſagt: Durch das Geſetz iſt die Sünde in die Welt gekommen. Dieſer große Spruch, den man bei der Erziehung der Jugend und in der Geſetzgebung bei der Erziehung des Volkes nie aus den Augen verlieren ſollte, gilt nirgends mehr als bei den Studenten. Poſitive Geſetze verhüten zuweilen Verbrechen und Laſter durch die Furcht vor der Strafe; die Gewalt haben ſie nicht, daß ſie Sitte und Tugend erſchaffen können. Da wir aber wollen, daß die Meinung, worin die höchſte Macht der Sitte iſt, und daß der edlere Geiſt des Zeitalters die Studenten beherrſche ſtatt des beſtimmten Geſetzes, ſo müſſen wir uns doch umſehen, wodurch dieſe mächtige Meinung und dieſes edlere Streben hervorgebracht werden könnte, wodurch die Misbräuche und Wildheiten der akademiſchen Freiheit eingeſchränkt würden.

Ein großes Mittel die Studenten vor vielen Uebeln des Studentenlebens zu bewahren, ein Mittel, das ſich faſt immer als bewährt erprobt hat, haben die Aeltern ganz in ihrer Gewalt. Sie ſollen die Jünglinge reifer werden laſſen, als ſie gewöhnlich ſind, wann ſie zur Univerſität geſchickt werden. Ein Jüngling von ſechszehn ſiebenzehn Jahren iſt den Verführungen und Kämpfen der Freiheit noch nicht gewachſen. Vor dem neunzehnten zwanzigſten Jahre ſoll keiner eine Univerſität beſuchen. Dies würde viel Unglück abſchneiden, und die Studentenfreiheit würde dadurch im Ganzen einen feſteren und würdigeren Ton bekommen, und viele weniger würden die Opfer jugendlicher Leidenſchaften und Thorheiten werden.

Die herrlichſte Wirkung für eine edlere öffentliche Meinung, die beſonders in dem geiſtreichſten Theile des Volkes herrſchen wird, in denjenigen, die ihr Leben den Studien weihen, wird die immer allgemeiner werdende Anſicht haben, daß jeder deutſche Jüngling zum Streiter für das Vaterland beſtimmt iſt, daß er auf das früheſte wehrhaft und waffengeübt ſeyn ſoll. Wann dieſe Anſicht Einſicht wird, wann zweckmäßige Kriegsübungen allmählig über ganz Deutſchland eingerichtet werden und wann einzelne Regierungen in kümmerlicher Engherzigkeit nicht hindern, daß die Jugend dabei mit den wahren und unſterblichen Grundſätzen von deutſcher Ehre Freiheit und Vaterland getränkt werde, ſo wird ein höherer Ernſt und eine ſtillere Würde in das ganze Leben treten, ein deutſcher Ernſt und eine deutſche Würde, und dieſe wird in denen am mächtigſten wirken, welche am empfänglichſten für alles Große und Heilige ſind, in den Jünglingen. Sie werden durch mannliche Uebungen ihren Leib bewehren gegen Feinde und ihre Seele bewehren gegen Laſter. Fürchterlich oft iſt der Trieb der Wolluſt in den grünen Jahren; nicht das Evangelium nicht Gott und nicht Gebete, nicht die Thränen und Vermahnungen treuer und frommer Aeltern, nicht das geiſtigſte und ſittlichſte Streben eines reinen Gemüthes ſchirmen immer gegen ſeinen irdiſchen Ungeſtüm. Das iſt das glücklichſte Mittel dagegen, was das Leibliche und Geiſtige gehörig gemiſcht in ſich enthält. Dieſes Mittel ſind turniſche und kriegeriſche Uebungen, woran immer der Gedanke und die Liebe des Vaterlandes gehalten wird. Dadurch habe ich eine gewaltige Macht über den Knaben und Jüngling, wenn ich ihm das große zugleich leibliche und geiſtige Vaterland zeige: das Leibliche, was immer gerüſtet und gethan werden muß, damit das Volk in Kraft und Blüthe bleibe, und das Geiſtige, die großen Thaten Künſte Trefflichkeiten und Erinnerungen der Vergangenheit und der Gegenwart. „Knabe und Jüngling, du „ſollſt züchtig leben, du ſollſt kein Weichling ſeyn, du ſollſt „Leib und Seele ſtälen, damit du einſt allen Gefahren gewachſen ſeyeſt, damit du einſt ein Mann unter deutſchen „Männern genannt werdeſt, damit du dem Vaterlande treu „und redlich die unerläßliche Schuld bezahlen und ſeine Ehre „und ſein Glück erhalten und fortpflanzen helfen könneſt; „Knabe und Jüngling, du ſollſt deinem deutſchen Namen „Ehre machen, du ſollſt einſt als ein ſtarker tapferer und „biederer deutſcher Mann da ſtehen.“ — Solche Worte, weil ſie das Irdiſche und Leibliche immer vor Augen halten, ſind gewaltiger für die Zucht der Leiber und den Ernſt der Gemüther, als alle allgemeine Lehren und Ermahnungen, welche von Sünden und Gefahren ſprechen, die dieſes Alter gewöhnlich noch nicht kennt, und welche auf Rückſichten und Pflichten hinweiſen, die zu geiſtig und unſichtbar ſind, als daß ſie der Seele der Jünglinge immer in voller Stärke gegenwärtig ſeyn können, ja welche wohl überhaupt in dieſem Alter noch keine Stärke haben können. Dieſe Kriegsübungen und was ſich an ſie von politiſcher und ſittlicher Erziehung knüpfen läßt, und die Turnübungen, die unſer wackerer Jahn wieder ins Leben erweckt hat und die hoffentlich in wenigen Jahren bei keiner Schule und bei keinem Gymnaſium in Deutſchland mehr fehlen werden, müſſen uns eine viel feſtere und ernſtere Jugend ſchaffen, die durch eine höhere Anſicht des Lebens und durch die innig gefühlten Pflichten, die jeder Deutſche gegen ſein Volk und ſein Vaterland hat, von vielem Leichtſinn befreit und vor vielen Thorheiten und Ausſchweifungen behütet iſt, worüber jetzt nicht mit Unrecht oft auf Univerſitäten geklagt wird. Dies wird auch ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Zweikämpfe zeigen und die Misbräuche mit denſelben um vieles verringern. Man wird ſich nicht mehr um Kindereien raufen; ein ſtrengerer Ernſt der Meinung, der ſich frühe bei den Jünglingen befeſtigt hat, wird den Unfug als Unfug und die Albernheit als Albernheit verdammen und vor allen wird den Renommiſten und Händelmachern, wann ſo viele mit dem Eiſen des Schwerdtes und des Gemüthes gerüſtet da ſtehen, ihr ſchändliches Handwerk gelegt werden; die Meinung wird denjenigen für ehrlos und jedes ehrlichen Kampfes unwürdig erklären, von dem man beweiſen kann, daß er abſichtlich und ungereitzt jemand beleidigt habe.

Davon erwarten wir aber auch ſehr viel, ja wir ſehen an manchen Orten unſere Hoffnung ſchon erfüllt, daß das Zeitalter nicht allein die Jungen ſondern auch die Alten, nicht allein die Lehrlinge ſondern auch die Lehrer bilden wird. Todt war alles geworden, Gott und das Leben und die Wiſſenſchaft und die Kunſt; der friſche Wind, der über die Welt hingewehet iſt, der feurige Geiſt, der durch das deutſche Volk gebrannt hat, haben das Todte und Starre wieder erquickt und erfriſcht. Jetzt können die Alten, die Griechen und die Römer, und unſre alte Geſchichte und unſre ganze herrliche Vergangenheit der Jugend wieder lebendig gewieſen und gelehrt werden, und ſo kann Stolz auf Kraft und Männertugend, Stolz auf Wahrheit und Gerechtigkeit, Stolz auf Freiheit und Vaterland, Stolz auf deutſche Biederkeit und Redlichkeit ſchon den Seelen der Knaben unauslöſchlich eingebrannt werden, ſo daß der ſchöne Stempel der früheſten Jahre ſpäter gar nicht mehr zu verwiſchen iſt; jetzt können ſie fühlen lernen, was in der Unſchuld und Keuſchheit ſtark, in der Ehre und Treue unüberwindlich, in dem

Ernſt und der Selbſtüberwindung heldenmüthig iſt. Und dies muß ſich durch ſo viele zu einer großen Tugend, zu einer neuen deutſchen Tugend, zuſammenladen und das hervorbringen, was man eine deutſche Meinung nennen kann. Dieſe Meinung wird allenthalben ſeyn, ſie wird mächtig und feurig auch unter den Studenten herrſchen und walten und als höchſtes Geſetz ihres Lebens die akademiſche Freiheit zügeln und bändigen helfen.

Dies hoffen wir von Schulen und Gymnaſien; Größeres fordern wir von den Lehrern der Univerſitäten. Wann der lebendige Wind, von dem wir ſprechen, der gottlob ſo vielen todten Schutt aufgewehet hat, auch über die Todtenfelder und Gräber der Gelehrſamkeit, worin ſo viele Geſpenſter und Uhus und Känze hauſen, hingeblaſen und den Staub weggeblaſen und die ſtarren Knochen wieder mit Leben durchhaucht hat, ſo müſſen die Gelehrten jetzt auch wieder friſch in das Leben hineintreten und der Jugend das Leben verhalten und die gewaltige Wahrheit und Majeſtät des Lebens. Wann dieſe Lehrer fühlen, was die wahre Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit iſt, was die Tugend und Würde der Männer bedeutet, wann ſie ſelbſt gerüſtete und feſte und ehrenwerthe Männer ſind, ſo muß ihr Wort und ihre That das akademiſche Geſetz ſeyn, ſie müſſen nicht durch geſchriebene und gedruckte Geſetze ſondern durch das lebendige Geſetz ihres Mundes und durch das lebendigere Geſetz ihres Beiſpiels die Meinung führen und die Tändeleien Thorheiten und Wildheiten der Jugend bändigen helfen. Schwächliche und erbärmliche Bücherwürmer, die alles Andere kennen, nur nicht das Leben, können und dürfen das freilich nicht; aber Männer können und dürfen es und Männer ſollten auch nur Lehrer ſeyn.

Alſo weg mit allen kleinlichen Verſuchen der gewöhnlichen Zierlichkeit und Ehre, womit man die gewaltigen Leidenſchaften und Triebe der Jugend zahm und kirr machen will! weg mit allen noch ſo ſchönen und menſchlichen Geſetzen, wodurch man Sitte und Tugend vergeblich zu ſchaffen meint! und das Leben ergriffen und die Kraft des Lebens geſtält und als das Höchſte des Lebens vorangeſtellt! Und auf dieſe Weiſe, und auf dieſe Weiſe nur und auf keine andere, wird auch unter den Jünglingen auf der Univerſität eine öffentliche Meinung entſtehen, eine große Volksmeinung, weil ſie aus den höchſten Ideen, welche die Lehrer vor allen anderen Ideen nähren müſſen, erwächſt: aus den Ideen vom deutſchen Vaterlande und Volke und von deutſcher Tugend und Ehre. Dieſe Meinung wird die geiſtigeren und feurigeren Jünglinge unwiderſtehlich ergreifen und eine neue deutſche akademiſche Ritterlichkeit in That und in Geſinnung ſchaffen: der alte Comment wird durch dieſe ſchönſte Gewalt des ungeſetzten Geſetzes theils umgearbeitet theils völlig weggearbeitet werden. Denn bewahre Gott, daß das deutſche Studententhum nicht auch künftig noch als ein ganz eigenthümliches Leben, als der freieſte Staat im Staate, erſcheine. Wann dieſe Stärke der Meinung erwachſen iſt, was, wie wir hoffen, in wenigen Jahren allenthalben geſchehen wird, wo die Regierungen das Deutſche und Freie nicht abſichtlich hindern, dann wird über viele Mängel und Uebel der deutſchen Univerſitäten nicht mehr geklagt werden, und die freieſten Jünglinge werden, ſo ſehr es die irdiſche Unvollkommenheit erlaubt, zugleich die rüſtigſten und ernſteſten und die freudigſten und fröhlichſten ſeyn.

So bleibe denn in deiner ganzen Fülle, goldene akademiſche Freiheit! uralte und herrlichſte Ritterſchaft des Volkes der Germanen! Bleibe und blühe und gedeihe ohne ein anderes Geſetz als das Geſetz des Geiſtes und ohne eine andere Schranke als die Schranke deutſcher Sitte! blühe und ſchwebe in deiner Kraft und erhalte uns bis in die ſpäteſten Jahrtauſende die Urenkel tapfer und rüſtig und frei, wie du ſelbſt in dieſer letzten matten Vergangenheit der einzige Athem Gottes geweſen biſt, der das Todte wieder belebt und das Verzweifelte wieder beſeelt und ermuthigt hat. Der Tyrann, der jetzt nach der Inſel Helena ſchwimmt und die Schergen und Trabanten ſeiner Herrſchaft kannten dich wohl und zitterten vor deiner Herrlichkeit; ſie wußten, daß ein Volk nicht unterjocht iſt, bei welchem es noch einen Winkel giebt, wo freie Männer denken dürfen. Hätten ſie zuletzt geſiegt, ſie würden alle deutſche Univerſitäten vernichtet und die franzöſiſchen Mammeluckenſchulen eingerichtet haben, in welchen die Leiber zu Soldaten und die Geiſter zu Knechten abgerichtet werden. — Ja wir müſſen es aller Welt ſagen, daß unſre Univerſitäten, daß die akademiſche Freiheit und der akademiſche Geiſt, der wie ein friſcher Samen der Tugend und Ehre über das ganze Volk ausgeſäet wurde, unſer Vaterland von Sklaverei errettet haben. Dies müſſen wir laut ſagen und immer wieder ſagen, damit das Volk das wahre Palladium ſeiner Freiheit erkenne und ehre und damit die kleinlichen Richter und Einrichter gezügelt werden, welche die große Freiheit oft vertilgen mögten, damit die kleine Freiheit gar keine Sprünge machen könne, die freilich wohl zuweilen links und rechts aus dem Wege heraus und über die Köpfe der Leute weggehen können, wodurch aber mehr die Bequemlichkeit als das Glück der Welt geſtört wird. Das bekennen wir aber frei, daß uns von allen Sterblichen diejenigen die verächtlichſten und abſcheulichſten ſind, welche die ſtolze Freiheit aus Faulheit haſſen.

Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. Paris 1815. 8. 239 S.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Wir haben von dieſem Buche die vierte Ausgabe vor uns; ſo viel hat in zwei Monaten der Heißhunger der Leſer verſchlungen. Sehr begreiflich, der Gegenſtand iſt zu anziehend: die Menſchen wollen wiſſen, wovor ſie fünfzehen Jahre gezittert haben; auch iſt das Buch mit vielem Geiſte und mit der lebendigſten oft faſt ganz dramatiſchen Darſtellung geſchrieben und mit einer Menge Lichtſtreifen des Witzes und mit vielen Anekdoten gewürzt: auch das zieht billig eine Menge Leſer.

Was nun den geſchichtlichen Werth dieſer Schrift betrifft, ſo giebt ſie uns über den Zuſammenhang und die Entwickelung der Begebenheiten des großen Jahrs 1812 gar keine neue Aufſchlüſſe; aber über den Karakter Napoleons verſpricht ſie viel und leiſtet ſie auch viel. Sie malt das ins Breite und Helle, was geſcheidte Menſchen von dieſem ſeltſamſten geſchichtlichen Ungeheuer aus ſeiner Handlungsweiſe lange verſtanden und erklärt hatten, was aber die ſtaunende und gaffende Menge, obgleich es jeden Augenblick wieder kam, immer noch nicht begreifen wollte. Die innere Wahrheit trägt die Erzählung in ihr ſelbſt an der Stirne, obgleich wir gern glauben wollen, daß der Herr Erzbiſchof hie und da ein wenig verſchönert hat, denn als ein ſehr eitler und ſelbſtgefälliger Menſch ſpiegelt er ſich in ſeinem ganzen Buche ab.

Wie der Herr De Pradt übrigens mit ſeinem Karakter und überhaupt mit ſeiner Perſönlichkeit durch dieſes Buch zu Platz kommt, das hat er vor der Ausgabe deſſelben wohl nicht genug bedacht. Ein bekannter deutſcher Lobredner Napoleons, der ihn früher nicht hoch genug zu den Sternen hatte erheben können, hat im Frühlinge des Jahrs 1813 in einer öffentlichen Rede geſagt, er wolle ſich an dem gefallenen Löwen mit Schlägen ſeiner Eſelsfüße nicht verſündigen, und mir däucht, er hat Recht gehabt. Herr De Pradt hat ſich nicht zu gut gehalten und dieſen Napoleon nicht zu ſchlecht gehalten, daß er ihm zehn Jahre diente, er hat Ehren und Würden von ihm angenommen, ja er hat ihm mit tauſend andern elenden Menſchen, die dem ungeheuren Manne ſchwindeln machten, die glänzendſten Schmeicheleien geſagt, und nun gefällt ſich dieſer lange und geduldige Diener darin dieſes große bewunderte Meteor faſt kleiner und verrückter hinzuſtellen, als es war. Wenn er ihn von Anfang an als einen ſo unruhigen wilden gewaltſamen und halb verrückten Menſchen erkannt hat, wie will er ſich in ſeiner Rolle gegen ihn und gegen ſein Vaterland entſchuldigen, daß er, da er wiſſend war was er that und litt, nicht als ein viel ſchlechterer Menſch erſcheine, denn ſein Napoleon, welchen angeborne Unruhe nie zur Beſinnung kommen ließ? Alle dieſe elenden Menſchen, von welchen die Zeit wimmelt und deren weiche Dienſtbarkeit für jeden bereit iſt, der eben die Gewalt und Herrſchaft hat, entſchuldigen ſich immer mit einer Nothwendigkeit, die niemand anerkennen darf, mit den guten Abſichten, die ſie etwa gehabt haben, welche durch ſchlechte Mittel dazu in der Geburt getödtet werden mußten; wir müſſen ſie aber immer als den Abſcheu der Geſchichte hinſtellen, damit die wenigen Guten und Tapfern, die ſich in edlem Stolze und herrlicher

Gleichheit des Karakters als Herren der Umſtände behauptet und den horaziſchen Spruch *non me rebus sed res mihi subjicere conor**) feſtgehalten haben, mit ſolchen nimmer vermiſcht werden können. Denn die Schlechten, die ſich im Schlechten und in den Grundſätzen des Schlechten immer gleich bleiben, thun nicht ſo viel Böſes im Leben und in der Geſchichte, als das ohne Sinn und Kraft von den Umſtänden wie ein Rohr im Winde hin und her bewegte und zwiſchen dem Guten und Böſen lächerlich jämmerlich wankende und wackelnde Geſchlecht.

Herr De Pradt iſt von ſehr edler Herkunft, ein Neffe des Kardinals de la Rochefoucault, und dieſer Mann ließ ſich zum Erzbiſchof machen und zum Almoſenier des Kaiſers und zum Offizier der Ehrenlegion. Dagegen konnte man nichts haben, wenn er den Erzbiſchof einmal gegen den Kaiſer und gegen die Ungerechtigkeiten und Wildheiten des Kaiſers einſetzen wollte. Aber er klagt, es ſey nichts zu ändern geweſen, er habe ſchon dienen müſſen mit vielen Anderen, er habe ſich ſchon Unwürdigkeiten und unwürdige Rollen gefallen laſſen müſſen, wie z. B. ſein Auftrag in Warſchau war, worüber er ſo bitterlich jammert. Da er nun hierdurch offenbar beweiſt, daß er nie ſeine Würde gefühlt hat ſondern nur den Diener, da Napoleon wirklich ſein Herr geweſen iſt von Gemüths wegen, ſo muß man es unwürdig erklären, daß der Diener über ſeinen gefallenen Herren ſpottet und ſeine Schwächen der Welt zum Beſten giebt. Herr De Pradt durfte den Napoleon, den er als ſeinen Jupiter erkannt hatte, nicht einen Hanswurſtjupiter (Jupiter Scapin) nennen. Wir wollen ihm einmal vorhalten, wie er in einer in der

---

*) Nicht mich den Umſtänden, ſondern mir die Umſtände zu unterwerfen erkühn ich mich.

Hauptkirche zu Paris im December **1811** gehaltenen Rede am Krönungstage ſeines Jupiter Scapin über ihn geſprochen hat. (V. Dictionnaire des Girouettes. Sec. édition. p. **398—99.**)

„Der Sieg hat für ihn nur an den Orten ſtill geſtanden, wo für uns das Weltall endigt. Er wird ihn allenthalben begleiten, wohin er ſeine Schritte tragen wird, mit „euch, ſtolze Legionen Frankreichs, hochherzige Krieger, deren „gefürchtete Arme um ſeinen Thron und um unſer Vaterland einen undurchdringlichen Wall bilden; ihr, die aus „der Blüthe der Kinder dieſes Reichs gebildet, die Tugenden „der Krieger und der Bürger vereinigend, weit hinter euch „laſſet, was Rom und Griechenland Glorreichſtes hatten. „Seit zwanzig Jahren und auf immer habt ihr unter uns „den Sieg gefeſſelt (??), der, ein Ueberläufer von unſern „Fahnen, ſich ſeit einem halben Jahrhundert an die Fahnen „unſerer Feinde hängte; ihr habt der erſtaunten und zitternden Welt gezeigt, was eure unbeſieglichen Phalangen vermögen unter Feldobriſten, die ſie zu führen würdig ſind. „Wenn ihr auf der Bahn der Schlachten ohne Nebenbuhler „ſeyd, ſeyd ihr nicht weniger ausgezeichnet durch eine Art „Ruhm, der unter allen Kriegern nur euch allein zugehört „hat. Als die Zwietracht verblendete Bürger zuſammenwarf „und unſere Städte und unſere Felder in mit Bruderblut „gefärbte Rennbahnen verwandelte, da ſchien die Ehre der „Nation ganz und gar unter eure Fahnen geflüchtet, wie in „ihre natürliche Freiſtatt, da wandtet ihr als gehorſame „Kinder eure Blicke von den Verirrungen eures Vaterlandes, „ihr ſahet nur ſeine Gefahren, ihr hörtet nur eure Pflichten, ihr bedecktet zu gleicher Zeit ſeine Wälle mit euren Leibern und ſeine Irrthümer (?) mit euren Tropäen! Erhabene Hingabe, wunderbarer Zoll von Treue und Zärtlichkeit, ihr mußtet Helden erzeugen! Ihr habt den Völkern

„gelehrt, daß ihre in den Palläſten eingeſchlafenen Tugenden „unter den Zelten wieder erwachen.“

Wir hören einmal, wie er über ſeinen Jupiter urtheilt:

„Der Kaiſer iſt in einem hohen Grade unwiſſend. Die „Natur ſelbſt ſeines beweglichen und beſtändig auf Speku„lationen aller Art gewandten Geiſtes wird ihm nie erlau„ben ſich wahrhaft zu unterrichten. Er träumt oder redet, „unterzeichnet Papiere und lieſt nichts; ſeine Geſchwätzigkeit „erſtreckt ſich auf alles aber ergründet auch nichts. Es iſt „genug, den Kaiſer ein Buch oder irgend eine Schrift durch„leſen geſehen zu haben, um ſich von dem, was er ſich da„von zueignen kann, eine Vorſtellung zu machen. Die „Blätter fliegen unter ſeinen Fingern, ſeine Augen laufen „auf jeder Seite und nach Verlauf von ſehr wenig Zeit wird „die arme Schrift faſt immer mit einem Zeichen von Ver„achtung, mit allgemeinen Formen der Verſchmähung ver„worfen: „Es ſind nur Dummheiten in dieſem Buche, es „iſt ein Ideolog ein Conſtituant *) ein Janſeniſt.“ Dieſes „letzte Beiwort iſt das Maximum des Schimpfes. Den „Kopf immer in den Wolken, den Flug immer gegen das „Empyreum gerichtet, meint er aus dieſem erhabenen Punkte „die Erde mit Adlerblick und, wann er ſie zu zertreten ge„ruhet, mit Rieſenſchritten zu durchlaufen.

„Nicht auf dieſe Weiſe begeben ſich die Dinge, nicht ſo „erwerben ſich Kenntniſſe unter den ſchwachen Sterblichen. „Es iſt höchſtens das Mittel die Gegenſtände nur in Maſſe „zu kennen, nämlich das Mittel ſie gar nicht zu kennen. „Auch kennt der Kaiſer weder die Menſchen noch die Dinge

---

*) Einer der erſten ſogenannten conſtituirenden Volksverſammlung Frankreichs. Conſtituant ſoll alſo hier wie Republikaner einen Schimpf bedeuten.

„ſeines Landes. Er ſtößt ſie fort, er reißt ſie nach, aber er
„kennt ſie nicht. Einige leicht aufgegriffene Anſichten, einige
„Züge des Scharfſinns, einige Blitze des Gedächtniſſes machen
„ungefähr ſeine ganze Kenntniß, ſo wie einige Pamphlets
„ſeine ganze Bibliothek aus. Man muß ihm nah geweſen
„ſeyn, vorzüglich mit ihm gereiſt haben, um ſich eine
„Vorſtellung zu machen von einer Unwiſſenheit, die zuweilen
„zu den ſpaßhafteſten Misverſtändniſſen über die Menſchen wie
„zu den plumpeſten Schnitzern über die Sachen Anlaß giebt.
„Ich bin mehr als einmal Zeuge davon geweſen und ich
„werde davon in Zeit und Ort auffallende Beiſpiele geben.

„Der Kaiſer verfolgt immer ſeine eigene Idee. Es iſt eine
„Art Jagd, wovon nichts ihn abbringt, während er mit einem
„Gegenſtande beſchäftigt iſt. Alles übrige iſt für ihn nicht
„da. Auch iſt das eine wunderbare obgleich dem Anſcheine
„nach dem Genie und dem Rufe der franzöſiſchen Regierung
„ſehr entgegengeſetzte Erſcheinung, daß jeder Agent dieſer Regierung,
„der ſich nicht grade auf ihrem Wege befindet, in der Mitte
„eines gewaltigen Deſpotismus beinahe unabhängig iſt und ungeſtraft
„ſo viele dumme Streiche begehen kann, als ihm gefällt,
„ſo wie er auch das Gute thun könnte, ohne bemerkt zu werden.

„Alles dieſes iſt ſehr ſeltſam, alles dieſes wird vielen
„Leuten neu ſcheinen, man kann über Krittelei, über die
„Wuth der Schöngeiſterei ſchreien, ich laſſe das gut ſeyn;
„aber man wolle bedenken, daß alles dieſes unter der Herrſchaft
„Napoleons*) geſchieht, und dann wird alles klar ſeyn.

„Die Unendlichkeit der Gegenſtände, welche die Eitelkeit
„des Kaiſers zu umfaſſen meint, da ſeine Stellung ihm

---

*) Der Verfaſſer behauptet, er habe dieſe ſeine Geſchichte ſchon ſogleich nach ſeiner Heimkehr aus Polen geſchrieben, aber jetzt erſt ausgegeben, da Napoleon als geſchichtlich todt zu betrachten ſey.

„daraus ein herrſchendes Bedürfniß macht und immer ma-
„chen wird, hat ein unbeſiegliches Hinderniß gebracht und
„wird es immer bringen, daß er nichts ergründen, nichts mit
„Reiſe, d. h. in ſeinen einzelnen Theilen, beurtheilen kann. Aber
„mit Napoleon und in dem franzöſiſchen Reiche ſieht man
„nur die Maſſen; die Einzelnheit iſt zu geringfügig, als daß
„ſie von dieſen höheren Naturen, von dieſen mächtigen Ge-
„nien bemerkt oder beſorgt werden könnte; alles wird im Gro-
„ben behauen; auch iſt alles obenhin gemacht. Alle Bilder
„bleiben Skizzen; die Urtheile über die Menſchen entſpringen
„aus mehr oder weniger unbeſtimmten einzelnen Aufſchnap-
„pungen; ein Zug macht einen Karakter aus; mehr Zeit als
„dies hat man nicht einem jeden zu geben. Eine ähnliche
„Regierung ſollte bloß aus Gnaden beſtehen, weil ſie allein
„keine Zeit erfordern. Bewilligen empfangen ſind ſo kurz;
„aber wehe dem, der Zeit nöthig hat, dieſer allgemeinen Be-
„treiberin der Dinge hienieden, vorzüglich wenn er ſich zu
„rechtfertigen, auf die Stufe, von wo er herabgeſtürzt wer-
„den, wieder aufzuſteigen hat! Faſt immer wie von einem
„Orkan gefaßt umgeworfen zermalmt weggeſchoben ohne ir-
„gend eine der Vorgängigkeiten, die ſonſt allenthalben der
„Schirm der unglücklichen Sterblichen ſind, bleibt man be-
„täubt gequetſcht an der hinterſten Spitze einer Menge, die
„euch ohne Erſtaunen wie ohne Mitleid anſieht, während
„derjenige, der euch zerſchlagen hat, mit Sprüngen und
„Sätzen ſeinen Lauf durch diejenigen hin verfolgt, welche er
„zufällig erhebt und verſtümmelt. So ſeyd ihr verdammt
„die Reſte eines geſchändeten Daſeyns in den Aengſten der
„Erwartung oder in der Nachſuchung um eine Wiederherſtel-
„lung zu verleben, welche der Zufall weit eher als Gewiſſens-
„biſſe für euch herbeiführen kann. Unglückliche, bei welchen
„die Gleichgültigkeit aufmerkt und der Zufall entſcheidet!

„Dieſe Art Zerſtreutheit, ohne Zweifel ſchrecklich genug, „welche mit der Unendlichkeit der Geſchäfte Frankreichs und „vorzüglich mit ſeinem zu großen Umfange zuſammenhangt, „iſt eine der größten Plagen, welche auf ſeinen unglücklichen „Bewohnern laſtet.

„Ich habe außerdem geſagt, daß dem Kaiſer die Mittel „ſich zu unterrichten von Seiten derer fehlten, deren Pflicht „iſt ihm die Kanäle dazu ſtets offen zu erhalten.

„Auch hierin ſogar muß man anerkennen, daß er dafür „büßte, daß er das Hinderniß dazu geſchaffen hatte.

„Zwei Dinge allein kommen dem Kaiſer nah und wachen „an ſeiner Seite, das Schrecken und die Schmeichelei; dies „iſt ſeine Wache und ſein Rath. Aber mit dieſem iſt man „weder wohl bewacht noch wohl unterrichtet. Alles Talent, „alle Arbeit der Perſonen, die ihm nahen, gehen auf dieſen „einzigen Punkt: ſeinen Gedanken errathen ſeinen Gedanken „überſetzen iſt für ſie das Erhabene.

„Der Kaiſer hat jeden Unterricht, der nicht mit dieſen „Gedanken zuſammenpaßt, auf eine ſolche Weiſe zurückgeſtoßen, „ſeine Hartnäckigkeit ſeine Abſtimmung brechen immer mit „einer ſolchen Ueberſchwemmung von Gewaltthätigkeiten und „Beſchimpfungen los, daß alle Welt ſich gewarnt hält ihm „nur immer das zu zeigen, was in ſeine Ideen paßt. Zwiſchen dieſen beiden treuloſen Schildwachen, dem Schrecken „und der Schmeichelei, verſchloſſen, kann keine Warnung ſich „bis zu ihm Luft machen; und es ſteht mit ihm über ſeine „Angelegenheiten, wie mit jenem Sultan über ſeine Geſundheit, welcher gegen jeden, der ihm von der ſeinigen ſprechen „würde, die Todesſtrafe ausgeſprochen hatte, und alſo ſtarb, „ohne daß die erſchrockenen Aerzte wagten ihm von ſeiner „Krankheit zu reden."

Wir machen zu dieſen Worten des jetzt auch weiland

Herrn Erzbiſchofs über den weiland Kaiſer ein paar Randgloſſen.

Es beſtätigt ſich mehr und mehr aus allen einzelnen Zügen, die nun allmählig als Geſchichten über ihn und als Anekdoten an den Tag kommen, daß unſer früherer Ausſpruch, daß ſein Geiſt und ſeine Seele faſt ganz im Blute ſaßen und alſo mit den wachſenden Jahren immer abnehmen mußten, nur zu wahr geweſen. Unendliche Fülle ſinnlicher Lebenskraft und elementariſchen den Stoff gewaltig durchdringenden Geiſtes zeichneten ihn aus bei dem erſten geſchichtlichen Anlauf, den er nahm. Sein Gemüth hat dieſe Kraft nachher ganz zu einer Banditenkraft geſtempelt. Er hatte wohl das, was einen großen Feldherrn machte, beſonders die ungeheure Zuſammenziehung aller ſeiner Kräfte auf einen einzigen Punkt, womit er auch mehr als Ein geiſtiges Centrum durchbrochen hat. Auch dies hat er mit den Jahren verloren. Man kann wohl mit dem größeſten Rechte von ihm ſagen: Der Herrſcher hat den Feldherrn getödtet. Schnellkraft hatte dieſer Mann in einem unendlichen Grade und Ergreifen und Fortſtoßen einer Idee oder That, die er eben faßte. Weil er nun auch Herrſcher ward und die Eitelkeit hatte vielſeitig und umſichtig ſeyn zu wollen, was er nicht war, ſo hat er dadurch die ſteinerne und eiſerne Kraft, die in ſeiner geſchloſſenen und gediegenen Natur war, nach und nach zerſplittert. Napoleon hätte der große Feldherr eines andern Kaiſers und Königs ſeyn und vielleicht fünfzehn zwanzig Jahre länger bleiben können, als er es nun geblieben iſt. Herrſcher durfte er nicht werden, am wenigſten in ſolcher Zeit. Hätte dieſer einen Herrn über ſich gehabt, er wäre vielleicht noch Jahrhunderte mit Ehren genannt worden. Nun iſt er durch die nach allen Seiten hin gezogene und gereizte Unruhe ſeiner Natur aus einander geriſſen und aufgelöſt worden. Er hatte endlich weder einen ſittlichen und leiblichen Halt und ſchwebte ohne allen Schwerpunkt mit dem Strome der Begebenheiten ſo hin, und dieſer hat ihn zuletzt auch unter ſeiner Fluth begraben.

Uebrigens in dem Großen ſeiner Natur iſt dieſer Mann von den leichten Franzoſen nie begriffen worden; das, wodurch er ſie wie mit den Schrecken einer unſichtbaren Macht zur Zeit ſeiner Ganzheit beherrſcht hat, haben ſie nie verſtanden. Er hatte Eines, was in das Genie hineinlief, das Dichte Feſte Unergründliche der ſüdlichen Menſchen. So können wenige Nordländer, auch die Höchſtbegabten, ganz Eins ſeyn, ganz in Einer Idee auf- und untergehend, ganz auf Ein Ziel hinſchießend, Monate ja Jahre lang alle ihre ſonſtigen Gewohnheiten Bedürfniſſe Leidenſchaften und Wollüſte verleugnend und opfernd, wie dies der Italiäner Spanier und Grieche, der etwas Ernſtes will, noch immer kann. Wenn Herr De Pradt ſagt: „Der Kaiſer verfolgt „immer ſeine eigne Idee; es iſt eine Art Jagd, wovon „nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenſtande „beſchäftigt iſt; alles Uebrige iſt für ihn nicht da,“ ſo weiß er nicht, welche große Eigenſchaft er damit lobt. Daß dieſe Eigenſchaft endlich Starrſinn ja Verſtocktheit ward, das machte das Herrſcherunglück und die Eitelkeit und die Schaar von Schmeichlern und Knechten, die nicht das Rechte und Edle zu thun und zu reden wagten.

Dieſe Schrift iſt beſonders auch geſchrieben, um der Welt zu beweiſen, daß Herr De Pradt an dem Brande von Moskau und an dem Untergange des franzöſiſchen Heers unſchuldig war, was ihm jeder auf ſein Wort glaubt. In der Beſchreibung der Verwaltung der Geſchäfte des Großherzogthums Warſchau, wobei er ſein eignes Lob nicht verſchweigt, ſeiner Verhältniſſe zu dem berüchtigten Herzog von

Baſſano und endlich der abentheuerlichen Flucht Napoleons und ſeiner Unterhaltung mit Herrn De Pradt und einigen polniſchen Magnaten werden die meiſten Leſer viel Anziehendes finden; es ſcheint recht für die Anziehung geſchrieben zu ſeyn.

Bei der Schilderung des Aufenthalts der franzöſiſchen Bande in Dresden (S. 51) kommen jedem redlichen Deutſchen wohl von ſelbſt viele jammervolle Erinnerungen aus der Jammerzeit wieder und die ſtillen Wünſche für das Vaterland kommen wohl auch mit, daß die deutſchen Fürſten nimmer wieder die Lage dulden mögen, wo freundliche Gehöre eines Berthier Baſſano und De Pradt als der erfreuliche Sonnenſtrahl eines großen Glücks angeſehen wurden. Wir leſen da (S. 69) auch etwas über den berühmten Herrn von Senſt, dem der Verfaſſer einen Dienſt gethan hätte vor ſeinen deutſchen Landsleuten, wenn er ihn etwas anders gelobt hätte, als er gethan hat. Es offenbart ſich wohl jeden Tag mehr, daß allein der Pfad feſter Ehre und Tugend der rechte Pfad iſt. Die den düſtern Pfad der Verworrenheit gewandelt haben, dürfen auf ihre Genoſſen nicht rechnen; es heißt hier, wie im gemeinen Sprichwort: *Wann die Diebe ſich entzweien, bekommt der ehrliche Mann ſeine Kuh wieder.* So lautet es:

„Ich fand mit großer Freude den Grafen von Senſt „und ſeine intereſſante Familie zu Dresden wieder. Unſere „Bekanntſchaft datirte ſich von Bayonne.*) Wir theilten „uns unſere Bekümmerniſſe mit über die Scenen, wovon „wir Zeugen waren. Da ſagte er mir, daß der Stand eines

---

*) Das fatale Bayonne iſt ein ſchlimmer Ehrenpunkt für mehr als Einen Miniſter geworden.

„Botſchafters bei Napoleon ſehr leicht geworden ſey, weil „er nichts mehr ſey als das Geſchäft eines Hofſchranzen.

„Herr von Senft hatte ſich in Paris durch die Vortrefflichkeit ſeiner Geſinnungen und ſeines „Tons und durch die Würde ſeines Hauſes ausgezeichnet. Man hatte ihn zu Paris ſehr vermißt. Die „Polen liebten und ehrten ihn. In einer jener Unterredungen, die ich oft mit ihm und ſeiner Frau hatte, ſagte er „mir: „Zu Dresden und in Sachſen giebt es nur „drei Perſonen, welche die Franzoſen lieben:*) „der König meine Frau und ich. In Preußen und „in ganz Deutſchland iſt es eben ſo. — Ich glaube „das wohl.“

Uebrigens iſt dieſer Herr Erzbiſchof darin allen andern Franzoſen gleich, daß er ſeine lieben Landsleute von allen Schanden weißzubrennen ſucht. Die barbariſchen Allemannen die Sachſen die Weſtfalen — das ſind die Verwüſter geweſen in Polen und Litthauen, die Franzoſen hingegen rechte Muſter der Ordnung und Mannszucht (S. 74.)

Ueber ſein Anprangern Anderer, z. B. des weiland Königs von Weſtfalen verlaufenen Gedächtniſſes und Baſſano's, den er zu einer verächtlichen halb lakaiiſchen Knechtsmaske ausmalt, wollen wir mit ihm nicht hadern; wir wollen ihn nur daran erinnern, daß er früher hätte bedenken ſollen, wie entehrend es einem Edelgebornen war ſolchen zu dienen. Auch über Vandamme und Davouſt wird hart hergefahren, weil dieſe jetzt in der Meinung und Macht zu liegen ſcheinen: dagegen werden Talleyrand und Fouché gelobt als die Einzigen, welche Frankreich hätten halten können, wie billig: denn ſie ſitzen ja für den Augenblick wieder zu Pferde. So heißt es von ihnen: (S. 8.)

---

*) Schlimm genug für ſie.

„Dieſe allgemeine Behauptung (daß nämlich alle, die Na-
„poleon umgeben, nur die Rolle von Schmeichlern zu ſpie-
„len hatten) leidet eine Ausnahme in Beziehung auf zwei
„Miniſter, welche Napoleon, als er allmächtig geworden,
„wegen Eigenſchaften, die ſie ihm werther hätten machen
„müſſen, glaubte entfernen zu müſſen. Er fühlte ſich beengt
„durch ihren Ruf, durch die Unabhängigkeit, die ſie mitten
„in der allgemeinen Knechtſchaft erhalten hatten. Er fürch-
„tete, ſie möchten in ſeinem Ruhm mit zur Theilung kom-
„men und er die Miene haben ihren Rathſchlägen etwas zu
„verdanken. Dies iſt die wahre Urſache ihrer Entfernung.
„Er hat die Nachbarſchaft des Talents nicht ertragen können.
„Napoleon hatte ein, ſolange Geſellſchaften ſind, den Men-
„ſchen unbekanntes Unternehmen gewagt, das, ohne Rath zu
„regieren, was ſage ich? jeden Rath zu ächten. Ich habe ihn
„mit Wuth ſchreien hören: „Rathſchläge mir! Rath-
„ſchläge!“ — Ja freilich, der Mangel eines Raths hat
„ihn verdorben, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn er
„die beiden überlegenen Männer, die ſein guter Stern ihm
„zugeführt hatte, behalten hätte, er noch mit dem Glanze
„funkeln würde, den er bei der Epoche ihrer Entfernung
„angefangen hat zu verlieren. Das Vergnügen über mittel-
„mäßige Menſchen zu herrſchen, ſie nach Belieben zu meiſtern,
„ihnen die Laſt ſeiner Ueberlegenheit recht fühlbar zu ma-
„chen, dieſer kindiſche Genuß iſt ihm theuer zu ſtehen gekom-
„men: er hat ihn mit ſeiner Krone, mit dem Glücke ſeiner
„Familie bezahlt; was kein großes Unglück ſeyn würde, wenn
„Frankreich es nicht mit allem bezahlt hätte, was es Koſt-
„bares hat: mit ſeinem Blute ſeiner Ehre ſeinem Reich-
„thum ſeiner Bedeutſamkeit unter den Nationen.“

Wir können uns ſchließlich einer Bemerkung nicht erwehren. Dieſe ganze Schrift ſcheint geſchrieben, damit der Verfaſſer ſich bei der Welt und bei ſeinem Volke weißbrenne und die gute Meinung wieder gewinne. Wir wollen ihm glauben, was wir nicht wiſſen, daß er keines der verächtlichſten und dienſtbarſten Geräthe des Kaiſers weiland geweſen iſt; aber ein Erzbiſchof mag ſich entſchuldigen, wie er will — das iſt unleugbar, daß er eine ſchwerere Würde zu tragen und alſo im Leben und Betragen auch darzuſtellen und zu behaupten hat, als viele tauſend andere Beamten geringerer und weltlicher Ordnungen. Das iſt überhaupt ein untröſtliches Zeichen unſers Zeitalters, daß man über die Aufführung öffentlicher Menſchen zu gleichgültig oder zu nachſichtig iſt, daß man mit einer gewiſſen Weichlichkeit, die von vielen Menſchen Duldſamkeit genannt wird, die Wölfe und die Schaafe immer noch zuſammen in Einen Stall treibt. Wenn die Ehre alter Zeiten gehört würde, wenn die Meinung und die Stimme des Volks (ich meine nicht den Pöbel, der immer und allenthalben kläfft und ſchreit) den Regierungen eine Stimme Gottes wäre, wie mancher Miniſter und General hätte ſeit der Leipziger Schlacht auch in Deutſchland auf ewig in den Ruheſtand verſetzt werden müſſen, wie viele Hunderte von Beamten und Schriftſtellern hätte man an dem Rhein die Urfehde ſchwören laſſen und dann den fliehenden Franzoſen nachtreiben müſſen, für welche ſie zur Unterjochung und Entehrung ihres Vaterlandes mit Leib und Seele gearbeitet haben!

Fünf oder Sechs Wunder Gottes.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Die Frommen ſind über die Zahl uneins. Wir wollen daher die großen Wunder, worüber alle einſtimmig ſind, mit deutſchen die kleinen Wunder mit lateiniſchen Ziffern ſchreiben und einen Stern dabei machen:

1. Daß der Winter von 1812—13 ſo früh und zu rechter Zeit kam und daß er zwiſchen der Flucht von Malojaroslawetz und Smolensk und wieder zwiſchen der Bereſina und Wilna beſonders ſtreng eintrat, wer erkennt darin nicht den Finger Gottes, der den Tyrannen verderben und die Freiheit wieder aufrichter wollte.

2. Kutuſows, des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Tod vor dem Anfange der großen Entſcheidung in Deutſchland war gewiß ein großes Zeichen. Der Mann hat ſeine Verdienſte um die heilige Sache und wir wollen gewiß ſeinem Namen nichts abdingen bei der Nachwelt. Aber wir wiſſen, daß er die Sachen bloß als Ruſſe ſah und als Deutſcher, d. h. aus dem deutſchen Geſichtspunkte, weder ſehen wollte noch konnte; wir wiſſen auch, daß er ungern über die Oder gegangen war und überhaupt den angreifenden Krieg gegen Frankreich

im Herzen Deutſchlands nicht billigte; wir wiſſen überdem, daß ſein Anſehen bei dem Heere und ſein Gewicht über den Kaiſer die größten waren; das wiſſen wir endlich, daß er keineswegs ein mittheilendes verbindendes noch zuſammenhaltendes Gemüth war. Der Krieg hätte alſo unter ſeiner Führung eine ganz andere Art gewonnen, die Eintracht unter den Ruſſen und Preußen wäre ſchwerlich ſo herzlich geworden, als ſie nachher wirklich ward, Blücher hätte vielleicht gar keinen Oberbefehl bekommen und viele Kräfte wären nimmer erwacht, andere ſchon erwachte geſchwind wieder erſtickt, viele Namen wären vielleicht nicht genannt, die jetzt große Namen ſind. Ich glaube, das Ganze hätte ſich nicht ſo deutſch geſtalten und entwickeln und die Geiſter fortreißen können — und wie wäre dann Germaniens Freiheit geworden? Alſo —

3. Das ſichtbarſte Zeichen aller Welt, was auch in allen Gränzen des Vaterlandes als ſolches verſtanden worden iſt, war Moreaus faſt wunderbarer Tod. Er fiel durch eine der erſten Kanonenkugeln. Man nennt den Mann einen edlen Mann; das mag ſeyn. Er war ein Franzoſe und die Franzoſen würden mit ihm geprahlt haben, wenn er gelebt und den Feldzug der verbündeten Heere mitgemacht hätte. Sie würden geſagt haben: „Wir leugnen nicht, daß wir „beſiegt ſind, aber wir ſind von dem größten und edelſten „unſerer Feldherrn beſiegt. Nur ein Franzoſe konnte die „Franzoſen ſchlagen, nur durch Moreau konnten die dummen „Deutſchen etwas gegen uns ausrichten.“ Sie haben dies wirklich von ihm und dem Kronprinzen von Schweden geſagt; ſie haben behauptet und viele leichtgläubige und des eigenen Ruhms immer ſorgloſe Deutſche haben es ihnen nachgebetet, von dieſen beiden ſey der ganze Plan des Feld-

zuges nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes am 10. Auguſt 1813 entworfen, (was doch nicht wahr iſt) und ihnen allein verdanken die verbündeten Heere ihr Glück. Gott aber meinte es beſſer mit uns und gönnte uns zu der Freiheit den Ruhm und daß nicht andere die Ehre unſerer Arbeiten ärndten ſollten. Darum ſtellte er auch die in mancher Hinſicht unerklärliche Politik des Kronprinzen von Schweden ſo, daß er mit ſeinem Heere faſt nichts that, da er doch einen ſo großen Ruhm dieſes Krieges erwerben konnte, und daß er mit viel geringerer Meinung aus Deutſchland weggegangen iſt, als womit er gekommen war *).

Von allen Wundern war es gewiß das größte, was er mit Moreau's Tod meinte, daß er uns dieſen läſtigen und gegen alle unſere Vortheile auflauernden und aufſätzigen Franzoſen durch eine Kugel wegnahm. Hätte dieſer gelebt, jeden Tag würde er die falſche wälſche Lehre gepredigt haben: „Um Gottes Willen nicht weiter als an den Rhein! „die Franzoſen fühlen zu gut, daß das ihre für alle Ewig„keit unverrücklich beſtimmte Gränzen ſind; der erſte Schritt „darüber würde das ſtolze und hochherzige Volk zu unend„lichem Zorn waffnen und die Folgen davon ließen ſich gar „nicht berechnen. Es wäre eine Tollheit zu glauben, daß „man jenſeits des Rheins von Frankreich nur ein einziges

---

*) Im Heere Bernadottes war auch Adlercreutz, der tapfere und berühmte Vertheidiger Finnlands gegen die Ruſſen. Dieſer hatte auf Sachſens Gefilden ſeinem Kronprinzen ins Geſicht geſagt: Hier auf dieſen Feldern, wo Guſtav Adolfs und Torſtenſons unſterbliches Gedächtniß noch nicht verklungen iſt, müſſen unſere Schweden tapfer mit ins Feuer. Das Wort hatte Bernadotte ihm nie vergeben noch vergeſſen.

„Dorf erobern könnte.“ Dieſe leidige Lehre, die auch der Kronprinz von Schweden in mehreren Manifeſten verkündigte und die damals noch weichere Ohren fand, würde nur zu vielen Eingang gefunden haben und wir hätten noch viel ſchlechtere Gränzen erhalten, als welche uns der pariſer Frieden gab, mit deſſen Unglück wir uns jetzt immer noch tröſten ſollen. Hätten Moreau und Bernadotte in jenem Kriege etwas Großes gethan, die Franzoſen und die anderen Fremden und genug Deutſche würden feſt geglaubt und behauptet haben, deutſche Feldherren ſeyen durchaus unfähig Schlachten zu entwerfen und zu gewinnen; ſind ja jetzt wieder genug Deutſche, die dem großen britiſchen Feldherrn für dieſen Sommer alles beilegen, deſſen Talent wir wahrlich nicht verkleinern wollen, den wir aber wahrlich nicht Urſache haben zu lobpreiſen, weil er wohl offenbart hat, daß er es freilich gern hat, daß ſeine Lorbeeren aus deutſchem Blute grünen, daß er aber für Deutſchlands Ehre und Macht nicht den Degen gezogen hat. Denn wie er nachher gehandelt hat, ſcheint er mehr für die Franzoſen als für die Deutſchen gefochten zu haben. So daß wir auch bei dieſer Betrachtung über des alten Germaniens Verhängniſſe wieder trauern müſſen. Uns die Arbeit und andern den Lohn der Arbeit — ſo iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen und ſo wird es bleiben, ſo lange wir ein zwieträchtiges Volk ſind.

IV. Die Frömmigkeit ſchreibt Bonapartens unbeſchreibliche Verblendung und ſtarre Unbeweglichkeit in ſeinen tollen Entwürfen, wodurch er die ungeheuerſte Macht in ein paar Jahren zerſtörte, am liebſten Gott zu. Und wahrlich Pharao war nicht toller, als er mit Roſſen und Wagen ins rothe Meer fuhr, als dieſer von ſo vielen Schmeichlern und Knechten einſt vergötterte und über die höchſten geſchichtlichen Namen erhobene Mann.

5. Die Flucht von der Inſel Elba war doch auch wohl ein Zeichen. Der pariſer Friede hatte keine Gerechtigkeit gepflogen noch die Weltverhältniſſe befeſtigt und das Vaterland geſichert; der Wiener Kongreß konnte das noch weniger: durch ihn wurden die ungeheuren und klaffenden Wunden Europas aller Welt nur noch ſichtbarer als vorher. Darum ward dieſe Flucht, welche die Welt doch mit neuem Kriege und Elend bedrohete, von den meiſten Menſchen mit Freuden vernommen. Sie hofften, jetzt könne geſchwind gebeſſert werden, was durch eine unbegreifliche Verblendung über die Lage Frankreichs und Europa's im Jahr 1814 verſäumt war. Und Gott hat redlich das Seinige gethan, er hat das Recht glänzend erhöhet und die Schuld zerſchmettert; und wenn er, wie er Schlachten gewinnen helfen kann, auch die Friedenspergamente mit eigener Hand unterſiegeln könnte, gewiß hätte Deutſchland, unſer liebes Vaterland, jetzt ſeine Gebühr erhalten.

Mehr Wunder könnte ich zeigen, worüber die Frommen anbeten und die Spötter lächeln: unter dieſen das größte Wunder, die deutſche Begeiſterung, welche die Lüge und Tyrannei durch ihre Gewalt wie Spreu zerſtäubt und das Vaterland wieder zu Ehren aufgerichtet hat. Dieſe wird von jedem frommen und redlichen deutſchen Mann immer im ſtillen und gläubigen Sinne gewogen werden.

Es iſt leider wahrſcheinlich genug, daß jetzt nur wieder ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, daß das verderbliche Uebel, das uns nun ein Vierteljahrhundert gequält hat, nicht an der Wurzel abgehauen und ausgerottet werden wird. Doch ziemt es uns, die mit ruhigem und heiterem Blick über die Weltgeſchichte und über die Entwickelungen und Schickſale der Völker hinblicken ſollen, uns ziemt es nicht, deswegen an dem Vaterlande und an der Wiederherſtellung des menſchlichen Geſchlechts aus Elend und Verwirrung zu verzweifeln. Wir wiſſen es ja, in Jahrhunderten ſind wir aufgelöſt und zerfallen; wir können daher nicht verlangen in fünf Jahren wieder aufgebaut zu werden. Wir müſſen der Zeit die Zeit geben und unſern Muth und Glauben auf Gott ſtellen, der ſich uns ſo wunderbarlich offenbart und erwieſen hat. Aber auch das Unſrige müſſen wir redlich thun. Durch deutſche Redlichkeit durch deutſche Kraft und Vaterlandsliebe muß der Geiſt immer mächtiger werden, der uns trotz aller Hinterliſten der Fremden endlich zu Herren unſeres Landes machen und den letzten Fremdling, der noch auf einem Fußbreit germaniſchen Bodens ſteht, mit Zittern über unſere Gränzen jagen wird. Wenn wir immer Beſieger ſeyn wollen jenes eitelſten und gehaßteſten Volkes, das uns ſeit Jahrhunderten aufgelauert und an Ehre Tugend und Glück beſchädigt hat, und wenn wir jene Briten abſchütteln wollen, die uns in Tagelöhner und Koloniſten für ihre Fabriken und Manufakturen verwandeln möchten, ſo wollen wir vor allen Dingen zuerſt Deutſche ſeyn in Art und Leben, wir wollen mit edlem Stolz die Ziererei und Buhlerei mit fremden Sprachen Sitten und Moden verachten und alles Weichliche und Eitle als undeutſch aus unſern Marken verbannen. Wir können vorherſehen und alſo auch vorherſagen, daß die Weltgeſchichte ihren feſten Weg geht mit und wider unſern Willen. Ihr jetziges Streben iſt offenbar, die Völker und Länder in ihre urſprünglichen und nothwendigen Beſtandtheile abzuſetzen und alles Fremdartige und Unnatürliche von einander abzuſcheiden. Auch uns iſt dieſer Weg gezeigt; wir geben unter, wenn wir uns nicht unter uns einigen und feſter zuſammenſetzen. Die Fremden arbeiten mit freundlichen und feindlichen Liſten, aber immer gleich vergeblich, uns mehr und mehr zu trennen und uns zur endlichen Zerſtückelung und Unterjochung ganz fertig zu machen; unſere jammervolle nun ſchon Jahrhunderte alte Vielherrſchaft, die ſonſt doch noch einiges Band hatte, das ſie hielt, haben ſie jetzt in ganz unabhängige Souveränetäten (für das Verderbliche ſind fremde Worte bequem) zerlegt. Das nennen ſie die deutſche Verfaſſung begründen und die deutſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit befeſtigen, und wollen der gutmüthigen Dummheit damit einbilden, als hätten ſie uns etwas Großes gebracht. Und wenn wir das Aeußere und den Schein der Dinge anſehen, ſo gewahren wir kaum, woher ein Halt kommen ſoll für das Loſe und eine Eintracht für das Getheilte. Denn an ſolchen, die unſre Kraft zerreißen und auseinander hetzen wollen, wird es nie fehlen und Gog und Magog und alle Völker der Welt werden zu ihrer Zeit ſuchen deutſche Fürſten als Hülfsgenoſſen gegen Deutſche zu misbrauchen; immer aber werden wir des fürchterlichen Ausſpruchs jenes Geſchichtſchreibers gedenken müſſen, der da ſagte: Da alle Staaten Griechenlands herrſchen wollten, haben alle die Herrſchaft verloren. Denn warum ſollen wir Deutſche uns immer gebärden, als wie die dummen und ſtummen Hunde, die nur wedeln und kriechen können, wie viel man uns auch die Peitſche giebt? warum ſollen wir uns bei aller Nichtigkeit ja bei aller Nichtswürdigkeit, die unſre Feinde und Neider ſich täglich gegen uns erlauben, uns immer gebärden, als wenn wir nicht ſehen hören riechen und fühlen können? Auf Gott ſoll ein braves und frommes Volk immer hoffen, aber mit über den Schooß gekreuzten Händen fängt man Ruhm und Glück nicht; Herz und Kopf und Fauſt müſſen auch rüſtig und friſch ſeyn, und müſſen es immer ſeyn, wenn die großen Gaben und Gunſte der Geſchichte nicht in eine unerreichliche Ferne von uns entlaufen ſollen. Wann das Wild aus dem Schuſſe iſt, trifft es ein anderer Jäger als Beute.

Fantaſien

zur

Berichtigung der Urtheile

über

künftige deutſche Verfaſſungen.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Es ſind bei uns ſehr viele, welche das Franzöſiſche und die franzöſiſchen Einrichtungen Geſetze und Regierungsordnungen faſt unbedingt loben; andere ſind, welchen wenigſtens Manches von dem Weſen und Regieren der Franzoſen gefällt und welche dies, wo es iſt, entweder beibehalten, oder, wo es nicht iſt, nachgeahmt wünſchen; ja dritte ſind, welche trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzoſen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieſes Volk werde ſich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfaſſung durcharbeiten. Dies Letzte laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, erklären aber, daß wir, wie ſehr wir auch Urſache haben, dieſes Nachbarvolk zu haſſen, es von ganzem Herzen wünſchen. Denn dieſer Wunſch iſt erſtlich ein Wunſch allgemeiner Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit, zweitens ein Wunſch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nämlich, was ich oft geſagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann, als wann die Nachbarvölker durch weiſe und freie Verfaſſungen regiert werden; denn wie eine Geſellſchaft von edlen und weiſen Männern den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, ſo muß die Nachbarſchaft edler und wohl geordneter Staaten auch ein Volk zu politiſcher und ſittlicher Höhe emportreiben, oder es muß auch überhaupt aufhören zu ſeyn. Alſo können wir Deutſche auch für unſere eignen Vortheile keinen herzlicheren Wunſch haben, als daß die Franzoſen Italiäner Ungern Polen Schweden und Dänen bald durch die glücklichſten Verfaſſungen und weiſeſten Geſetze geſegnet ſeyn mögen. Denn wir Deutſche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche iſt, die in einem Fichtenwalde ausgeſäet worden: Wir müſſen mit unſerem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wann wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarn überſchattet und erſtickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die franzöſiſchen Einrichtungen und Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unſer Urtheil über ſie nicht gradezu ausſprechen; aber ſo viel können wir ſagen, daß einige von ihnen vielleicht undeutſch ſind, andere, von dem Zeitalter beſtochen, zu geſchwinde ſchreiten, alle aber zu wenig darauf Rückſicht nehmen, wie ſo ganz verſchieden der germaniſche Staatsleib von dem franzöſiſchen und das germaniſche oder richtiger deutſche Volk von dem franzöſiſchen Volke iſt. Wir werfen hierüber vorſpielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von dieſen ſind undeutſch, entweder ſolche, welche den Franzoſen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrſchaft Geld und Ehren gewonnen haben, oder ſolche, die, ganz in der Wildheit und Begriffsloſigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geſchichte und die Geſchichte ihres eignen Volkes nicht kennen und alſo nichts als groß herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Mäuler an der Seine und Bonaparte und ſeine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geſchichte und als die ſibylliniſchen Ausſprüche der Politik und Geſetzgebung immer vorgeklungen haben. Außer dieſen giebt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des deutſchen Lebens und die Art, wie eine deutſche Geſetzgebung ſeyn und ſich machen kann, nimmer begreifen und deren Anſichten der politiſchen Dinge und Verhältniſſe alſo mit den franzöſiſchen Anſichten zuſammenfallen: welche Menſchen überhaupt nur das Scharfe und Beſtimmte ſehen können, nicht aber das noch Schwimmende und ſich eben Geſtaltende. Noch ſind endlich ſolche, die ſchlechteſten und undeutſcheſten von allen, deren undeutſche Geſinnung allein aus dem Eigennutze entſpringt, die keine andere Weltgeſchichte kennen, als die des Genuſſes und Gewinnſtes. Dieſe Art würde ſich jedes Volk gefallen laſſen und demſelben knechtiſch dienen, das ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile bringt, ſie würde kalmückiſche und ſamojediſche Einrichtungen loben gleich den franzöſiſchen, wenn ſie dadurch herriſcher und üppiger leben könnte. Mit dieſer Art läßt ſich, weil ſie keinen Gott kein Volk und kein Vaterland hat, als ihre Habſucht und ihre Bequemlichkeit, vernünftiger Weiſe nicht ſprechen noch ſtreiten: ſie ſind nichts, weil ſie die natürlichſten Gefühle der Liebe und Treue ausgezogen haben, die der Menſch zu dem Volke haben ſoll, das ſeine Sprache ſpricht. Nicht auf dieſelbe Weiſe können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Anſichten undeutſch ſind; denn für dieſe Anſichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländiſchen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf angehaucht wurden, können ſie nicht immer, und ihre Geſinnungen mögen oft viel beſſer ſeyn als die Geſinnungen derer, welche ſich wohl deutſcher Anſichten rühmen, die eben nicht deutſche Einſichten geworden ſind. Denn eben die Einſichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unſere Anſichten mögen übrigens fremd oder deutſch ſeyn. Dieſe

Einſichten von wahrer Staatskunſt und wahrer Staatsverfaſſung ſuchen wir, und werden wir endlich finden, ſobald das Leben unſerer Staaten nur die erſten Anfänge von Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt ſich das nicht finden, was, die Völker beherrſchend und die Jahrhunderte lenkend, als ein höherer Mittelſchatten des Lebens, als eine halb irdiſche und halb himmliſche Geſtalt zwiſchen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte ſchwebt.

Diejenigen, welche Verfaſſungen und das Glück der Verfaſſungen gleichſam im Sturmſchritt erobern wollen, welche im Geſchwindſchritt über alles Alte wegſchreiten und dem Neuen athemlos zueilen, ſind in ihrem Wollen und Treiben meiſtens ſchuldlos, ja ein edler und ſchöner Eifer ſpornt wohl manche von ihnen, daß ſie ſobald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen ſeinen gräulichen Ungeſtalten und mit allen ſeinen häßlichen Erinnerungen hinter ſich ſehen wollen, aber in vielen Dingen ſind ſie doch im Irrthum. Auch ſie büßen die Schuld der Zeit, in welcher ſie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der erſten franzöſiſchen Volksverſammlung, die ſich im Sommer des Jahrs 1789 verſammelte, ſeyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe geweſen; aber Verſtand der politiſchen Dinge ſey faſt bei keinem geweſen, jener Verſtand, der ſelbſt manches Unvollkommene einſtweilen ſtehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einſt nach ihm aufräumen, was er aufzuräumen noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenſtand noch feſter in einen beſtimmten Geſichtspunkt ſtellen; *dieſen Männern, däucht mir, hat der politiſche Verſtand gefehlt, der das Unvollkommene ſtehen läßt, damit das Vollkommene, das ſie machen wollen, eine Lehne* habe. Sie bedachten nicht den weiſen Spruch des Solon, daß einem Geſetzgeber gezieme nicht den vollkommenſten Staat zu machen ſondern einen ſo vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältniſſe ihn erlauben. Das Unvollkommene ſcheint freilich dem Vollkommenen eine ſchlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die ſchlechten und halbvertrockneten Bäume noch Jahre lang ſtehen, obgleich ſie keine Früchte mehr tragen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter ihnen pflanzt, durch ſie vor der Wuth der Nordwinde geſchützt werden? Wann dieſe jungen ſich auf den Stämmen befeſtigt und ſich an Wipfel und Rinde geſtärkt haben, ſo daß ſie aus eigener Kraft den Stürmen widerſtehen können, erſt dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erſt völlig unnütz geworden ſind, und ſetzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, ſo daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er ſich einſtweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet iſt? Und die Franzoſen haben es viel ärger und unverſtändiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben ſie den Grund aufgebrochen, ſondern die Erde ſelbſt haben ſie weggetragen, ſo daß ſie endlich gar nichts Feſtes hatten, worauf ſie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat ſagen können, ſie haben Schlöſſer in der Luft gebaut: ja ſo prangende und ſchimmernde Feenſchlöſſer, daß noch mehr als Ein abentheuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzeſſinnen, die er mit ihren Reitzen und Schätzen in ihnen gefeſſelt wähnt, daraus zu erlöſen. Und gäbe es einen irdiſchen Pfad, auf welchem er in ſolchen luſtigen Bau ſteigen mögte, wahrlich auch nichts würde er darin finden, als eitel Zauberei und

Dunſt. Doch haben ſich viele in dieſe franzöſiſchen Herrlichkeiten vergafft und ſtehen und ſtaunen ſie an und meinen immer noch, einmal müſſe die verzauberte Prinzeſſin doch vor aller Augen verwandelt herausfliegen und als eine glänzende Lichtgeſtalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdiſch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, beſonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da ſtehen Tauſende in Erſtaunen und gaffen nicken winken und verkünden: Nun wirds bald ſeyn! Und es wird nicht und der gleißende Froſch platzt wieder, der ſich zu einem Ochſen aufblaſen wollte. — Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das iſt es wirklich: Aufgeblaſenheit. Das waren vormals andere Menſchen, welche Geſetze gegeben und den Völkern die Bürgerordnung und die Freiheit befeſtigt haben, als die Leute von heute und von geſtern ſind. In ruhiger Stille Mäßigkeit und Demuth und in ſicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens ſchritten ſie ihren ſchweren Weg feſt und langſam zum Ziele, ſprangen nicht leichtſinnig nur über den kleinſten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte, ſondern räumten gebührlich auf und ebneten und ſicherten die Bahn, ehe ſie weiter gingen. Wir Jetztlebende — ich meine die Franzoſen und die meiſten von uns — haben Ideen genug gehabt von Geſetzgebung und Staatsverfaſſung und Anſichten genug ja zu viele, aber der Mäßigung haben wir gemangelt und jener ſtattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdiſchen Dinge wägt und mißt, beſonders der Dinge, die von dem Menſchen gemacht werden, welche daher nicht mehr will, als ſie wollen kann und darf. Daher die Sprünge in den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreißig uns gezeigt hat: das Prahleriſche Unſtäte Uebermüthige ja Verbrecheriſche; denn die meiſten Geſetzgeber unſerer Tage mit den großen Worten und mit der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblaſenheit verführt, heuchelten ſich und ihr Volk beſſer und edler, als ſie waren, und daher iſt uns das Unheil gewachſen und wächſt uns bis dieſen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, ſondern uns ſogleich gebärdet, als ſeyen wir für das Vollkommenſte reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit feſtgehalten iſt und was auf jeden Fall auch von den ernſteſten und würdigſten Völkern nur durch langſame Vorrüſtungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unſinn ſolcher, die ſich weiſe und erfahrne Männer nennen und darauf Anſpruch machen Darſteller und Geſetzgeber ihres Volkes zu ſeyn, daß ſie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfaſſung eben noch der Willkür preisgegeben und faſt Knechten gleich waren, durch ſchön klingende Beſchlüſſe und durch Geſetze, die keine andere Bürgſchaft noch Haltung haben, als das Papier, worauf ſie geſchrieben oder gedruckt ſind, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich auch feſte mäßige und würdige Männer werden, welche eine hohe Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig ſind! Zum Theil haben die Franzoſen hier freilich durch eine Fantaſie gefehlt, die keine Fantaſie iſt, ſie haben ſich — was eigentlich das Weſen ihres ganzen Lebens und auch das Weſen ihrer Kunſt und Poeſie iſt — durch einen Schaum von Ideen berauſcht, welchen keine feſte Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantaſie kann man wirklich keinem Dinge in der

Welt beſſer vergleichen, als dem Champagnerſchaum, woraus ein kitzelnder und ſpielender Duft aufſprudelt, der mehr Geiſt lügt, als er hat. Die deutſche Fantaſie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unſerm herrlichen Rheinwein; dieſer wirft wenig Schaum, aber des Geiſtes und der Kraft drinnen iſt die Fülle. Aber der größte Theil der Sünden der franzöſiſchen Umwälzung kömmt auf die Sünde ſelbſt: die Franzoſen würden nicht ſo viel Unglück erlebt und ſo viel Unheil gemacht haben, ſie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht ſo ſchwer darnieder liegen, wenn ſie mit der Sünde nicht geſpielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn ſie ſich nicht unterſtanden hätten uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entſchuldigt, ich habe ſie oft entſchuldigt, und ich will ſie da noch entſchuldigen, wo ſie zu entſchuldigen ſind. Für das Erdbeben konnten ſie nicht, deſſen Erſchütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerſt in die Luft ſpringen ließ und wegen des ſchönen Feuerwerks, das ſie den verblendeten Sterblichen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reitzen und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüſtete und geſchmückte Pandora, als ſie mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiſte flog. Der bunte Vogel, den die Franzoſen im Jahr 1789 ausfliegen ließen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das große Heil des Tages begrüßt und verkündigt, ſondern alle Zeitgenoſſen ſtimmten ein und ſelbſt Graubärte gebärdeten ſich ſo kindiſch, als ſey ſolches Glück nie geſehen und gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteſte aufgethan. Darin aber irrten ſich beide, daß ſie ein paar Jahre hofften, das neue ſaturniſche Zeitalter der Freiheit und Freude könne von keinem andern Volke ausgehen und von keinem andern Volke angeführt werden, als von den Franzoſen. Indeſſen auch dieſe Hoffnung war die verzeihlichſte, ſo lange die große Begebenheit und Erſcheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes ſchweben blieb und ſo lange die glänzenden Dünſte ſich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben ſpeienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als ſie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verſtehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wiſſende geworden waren, da konnte man ſie und was ſie ſprachen und thaten wieder zur Ordnung verweiſen und das gewöhnliche Urtheil und Gericht über menſchliche Handlungen trat wieder in ſeine Rechte. Was ſeit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geſchehen iſt bis auf den heutigen Tag und was bei andern Völkern ſeitdem den Franzoſen nachgeurtheilt und nachgemacht iſt, das ſteht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns ſondern muß ſich ſchon gefallen laſſen unter das Urtheil des Bewußtſeyns geſtellt zu werden. Und wie wollen die Franzoſen ſich retten von dem Vorwurfe, daß ſie nicht ihnen ſelbſt und andern Völkern unter großen Scheinen unendlichen Trug vorgegaukelt, daß ſie nicht große Ideen durch die ſchändlichſte und endlich durch die abſichtlichſte Lüge entheiligt haben? So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß ſie mit Bewußtſeyn die Teufelei der Lüge geſpielt haben und daß das Zeitalter ſich mit einer kleinen Schuld abfinden läßt.

Denn freilich war, was bei ihnen zuerſt aufgegangen iſt, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und alſo ſollen ſie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beſchuldigt werden ſondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derſelben. Das Erſte ſtand nicht bei ihnen, es gehört

Gott oder den Zeiten an, oder dem, was die Sterblichen als Vorſehung oder Entwickelung der Zeiten in unwiſſender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil ſie alles, was in ihre Gewalt gegeben worden iſt, für ſich und für andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unſtäte Maaßloſe und Eitle, jene Unſeligkeit des verirrten und, weil es Gott verlaſſen hatte, von Gott verlaſſenen Menſchengeſchlechts, daß jeder immer über ſeinen Willen hinaus zu vermögen und auch über ſeinen Willen hinaus wagen zu dürfen meinte, war dieſem Zeitalter eigen, und warum es ihm eigen war, iſt anderswo genug von uns geſagt worden, alſo daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieſer allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelſten und leichtſinnigſten Volke der Welt auf ſeinen höchſten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauſpiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzoſen, wer ihren Karakter einen ſchauſpieleriſchen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geſchichte ſeit zwei Jahrhunderten eine theatraliſche Geſchichte geweſen iſt, worin die anderen Völker, beſonders wir Deutſche, häufig die Rollen der Bedienten und Hausknechte haben ſpielen müſſen. Sie haben den großen Ernſt, der mitten in aller Unſtätigkeit und Narrheit dieſer Zeit lag, und den größeren Ernſt, der, wären ſie die rechten Weiſſager und Führer dieſer Zeit geweſen, ſo leicht in ſie hätte gebracht werden können, in baarer und kindiſcher Eitelkeit und Prahlerei verſpielt und zu eitlen Pracht- und Knallſtücken (auch die Kanonen haben ſie nur ſo gebraucht) verwandt, bei welchen alles auf die Wirkung berechnet war, was ſie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulaſſen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beſchmutzt und entweiht würde, daß ſelbſt die unſterbliche Freiheit und die ewige Gerechtigkeit, wovon ſie ſo laut klangen und wovon ihre Herzen nichts wußten, nicht zum Geſpötte der Thoren und Deſpoten erniedrigt würden, hat darein geſehen und darein geſchlagen und ihnen die Rolle abgenommen, die ſie durchzuſpielen ſich unwürdig bewährt hatten.

Das Eitle Springende und Unſtäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Deutſchen und es iſt immer noch genug in uns. Dies iſt begreiflich und in ſo weit verzeihlich, theils weil die Zeit ſelbſt als eine mächtige Influenza, die alle nothwendig mit ihren Trieben und Neigungen anſtecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechſel und Weltumwälzungen iſt, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geſchüttelt ſind. Uns und unſern Zeitgenoſſen iſt begegnet, was Menſchen begegnet, die an einem reißenden Strome ſtehen und die wilden Waſſer mit ungeheurer Geſchwindigkeit vor ſich hinſchießen ſehen. Wie dieſen dann oft zu Muthe iſt, als ſey das Leben nur eine mitfließende und mitfortſchießende Welle und als ſey es das Rathlichſte ſich ſogleich mit fortzuſtürzen und die einzelne Nichtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben, ſo haben die Zeitgenoſſen ſich dem Unmaaße der Geſchwindigkeit, welches in den Begebenheiten geherrſcht hat und herrſcht, ſelten gewachſen gefühlt. Es iſt durchaus ein Unverhältniß der phyſiſchen und der geiſtigen Kräfte eingetreten; ſo geſchwind iſt der Strom der Zeit oft fortgebrauſt, daß die Betäubten kaum Athem holen, geſchweige denn ſich über ſich ſelbſt und über die Welt und die Dinge um ſich her klar beſinnen können. Beiſpiele erklären die Sache: ich will einmal ſagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenoſſen oft überraſcht habe.

Was ſiehſt du alle Tage, wann etwas in Bewegung, beſonders in geſchwinder und getummelter Bewegung iſt? Du ſiehſt bald alles auf den Beinen, alles aufrühriſch und wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken ſo mit hin? Steh nur als Zuſchauer und laß drei vier Reiterregimenter ſich plötzlich in geſprengten Galopp ſetzen, deine Seele in dir galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geſchwindem Trommelſchlage deinem Fenſter vorüberziehen, nicht bloß deine Füße ſchlagen unwillkürlich den Takt, auch deine Seele ſchlägt ihn; ſieh nur viele Menſchen in geſchwinder Eile wohin laufen, du ſetzeſt dich ſelbſt in geſchwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angſt dich treibt. — So hangt der Menſch von dem Kleinſten und Gewöhnlichſten ab, wie ſollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichſten nicht ganz anders ergriffen und fortgeſchnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar tauſend Pferde oder ein paar tauſend Menſchen auf den Gaſſen oder ein durch Regen über ſein Gewöhnliches angeſchwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltſtrom in Sturmesgeſchwindigkeit fortſauſt, wenn die Begebenheiten und Entſcheidungen ſich mit Blitzesſchnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beſchränkten Weſens kaum einen Punkt laſſen, worauf ſie ſich ausruhen können, wenn der Donnergott ſein ganzes Feuergeſpann angeſchirrt zu haben ſcheint und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als Ein Phaethon mit umgeſchlagenem Sonnenwagen vor unſeren erſchrockenen Blicken zerſchmettert herabfährt — dann iſt die Gewalt der Natur häufig mächtiger als die Gewalt des Geiſtes, dann ſind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es iſt der Zuſtand eingetreten, von welchem ich eben ſagte, es ſey ein Misverhältniß der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte da.

Phyſiſch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Bruſt des Menſchen waltet, als eine beſondere Kraft ſetzen, alles Aeußere und von außen herein auf die Menſchen Dringende und Wirkende, alſo daß auch die halbgeiſtigen Kräfte, z. B. auch das Politiſche, welches zum Theil halbgeiſtiger Natur iſt, mit dazu gerechnet werden. — Und wirklich das mag man wohl in den geringſten und unbedeutendſten Erſcheinungen dieſer wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meiſten Menſchen wegen der Geſchwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derſelben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage ſind, wie diejenigen, welche in Feuers- und Waſſersnöthen umherlaufen und nicht wiſſen, was ſie zuerſt ergreifen und retten ſollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerſt und Zuletzt bunt durcheinander und wiſſen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterſcheiden. Das aber begegnet auch den Muthigſten und Beſonnenſten, daß ſie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils als aus dem Gleichgewichte des Muthes fallen. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon ſie umbrauſt werden, ſie auch eben nicht mit Angſt und Schrecken forttreibt, ſo ſind ſie doch irdiſche Menſchen und ihnen muß begegnen, was allen irdiſchen Weſen begegnet, das Bild der ſie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern wiederſcheinen, ſie müſſen drinnen ein Gleichniß von dem ſehen und erleiden, was ihnen draußen widerfährt; ſie müſſen die Schmerzen und Schrecken und, wenn ſie auch die Stärkſten ſind, doch die Aehnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darſtellen. Und in der That, es iſt nicht anders. Auch die Beſonnenſten tragen im Innern ein Gleichniß des Aeußeren.

Weil die Welt draußen mit ſo erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollt, weil die athemloſe Zeit ſich oft zu überlaufen ſcheint, ſo däucht es dem Geiſte drinnen, der ruhig walten und die äußere Welt als das Zufällige und Weſenloſe abrollen laſſen und nur nach dem ewigen Geſetze alles Schöpferiſchen und Bildenden im ſtätigen Gleichmaaße, der äußerlichen Entſcheidungen und Entwickelungen unbekümmert, fortwirken ſollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichſam weg und als könne er ſie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um ſo vieles, was wir gerne beſſern und halten mögten, da wir es doch Gott und unſern Enkeln zu beſſern und zu halten überlaſſen ſollten: daher das oft ſo bittere Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit, das uns häufig ſo ſchmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer Wehren und Deiche gefloſſen iſt ſondern auch uns ſelbſt ſchon auf ſeinen Wogen mit fortſpielt. Wir ſind Mühlen gleich, die zu viel Waſſer haben und deren Kunſtwerk vor Ueberfluß ſtillſteht oder durch den Ueberfluß geſchwind zerrieben wird. Bei einigen edlen Menſchen kann man dies als eine tiefe Tragödie ſehen, wie ſie mitten in dieſer tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad ſtehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erſte Welle, die es in Bewegung ſetzt, der Anfang ſeiner Zerſtörung ſeyn wird. Das aber begegnet durch eine ſehr natürliche Täuſchung faſt ohne Unterſchied allen, daß ſie das, was durch den Geiſt gemacht und erhalten wird, auch eben ſo geſchwind machen zu müſſen ſcheinen, als das Leibliche und Aeußerliche in ſeiner geſchwinden Noth vorüberwandelt. Daher geſchieht es denn nicht nur, daß man überhaupt raſch eingreift, um die nächſte Noth zu kehren und dem erſten Gedränge zu begegnen, ſondern daß man auch da geſchwind, ich mögte ſagen im Revolutionsſchritt ſchreitet, wo man mit bedächtiger Beſonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schritt befeſtigen und ſichern ſollte. Man geht nicht ſondern man läuft auch in ſolchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entſchieden werden ſollen, ſondern die künftig ſelbſt die Begebenheiten und Zeiten beherrſchen, ja auf gewiſſe Weiſe gebären ſollen. Ich ſpreche hier von Geſetzgebungen und Verfaſſungen. Man hat in unſern Tagen in drei Monaten oft machen ſehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deswegen ſind auch alle geprieſene Verfaſſungsherrlichkeiten faſt eben ſo geſchwind vergangen als entſtanden. Das können wir aber faſt wohl ohne Ausnahme von uns allen ſagen, daß in uns ein unwiderſtehlicher Trieb lebt, die Entwickelung dieſer ungeheuren Zeit zu ſehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieſer Trieb iſt ſo gewaltig, daß wir von der Zeit, die doch faſt zu geſchwinde geht, oft noch gern einen raſcheren Schritt ſähen, und daß wir häufig darüber vergeſſen, was eben geſchehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzoſen haben uns beſtochen mit ihrem geſchwinden und windigen Weſen, das von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stätigkeit ſuchen und die Reife erwarten kann, das alles aus dünnem Papier und nichts aus feſtem Herzen zu ſchütteln gewohnt iſt, ſondern wir ſind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechſeln und Neuerungen ſchwanger iſt.

Die Zeiten ſind verſchieden und alſo iſt auch das Maaß der Zeiten verſchieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungeſtraft überſchritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich ſehe es ſogar aus einigen Zeichen, daß dieſes unſer Zeitalter geſchwinder zum Ziele gelangt mit ſeinen Beſtrebungen und Entwicklungen, als die meiſten früheren Zeitalter; aber daß wir das Meiſte übereilen und übermeſſen, das gewahre ich wohl oft mit Schmerz, ſo wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünſche und Hoffnungen jetzt doch noch viel geſchwinder laufen, als die Thaten. Wie wir in zwei drei Jahren wieder erlangen und gebeſſert haben mögten, was unſre Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren und verdorben haben, ſo mögten wir auch das in fünf oder in zehen Jahren entſtehen, und ſich vollenden ſehen, was ſonſt kaum in Jahrhunderten geworden iſt. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt hat, abſchütteln und die Freiheit wieder gewinnen kann das Werk einzelner großer Menſchen, das Werk einiger kühnen Anſtrengungen und glücklichen Schlachten ſeyn; bleibende Geſetze ordnen und gerechte Verfaſſungen befeſtigen iſt allein das Werk beſonnener Weisheit langer Erfahrungen und oft auch vielfältiger Proben und ſchwerer Kämpfe. Wie die Naturforſcher ſagen, daß die Leiber, welche am langſamſten das volle Wachsthum erreichen, auch die ausdaurendſten ſind, ſo halten die Verfaſſungen gewöhnlich auch am längſten aus, welche ſich im vielfachen Gedränge und Kampfe langſam entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere ſteht und mit Eiden, die eben ſo leicht zerreißlich wie Papier ſind, bekräftigt worden, iſt die Freiheit, ſondern was ſich durch feſtes und muthiges Ringen um die ſchönſten Güter in den Herzen der Bürger feſtgewurzelt hat, das drückt dem Papiere das rechte Beſtätigungsſiegel auf, das iſt, die Verfaſſung, die in der ſtarken Bruſt verfaßt iſt. Wie lange kämpfte in Rom nicht ein Pöbel ſondern ein edles genügſames, und tapferes Volk, ehe es der feſtverketteten Hierarchie theokratiſcher Patricier das Gebührliche abringen konnte! ſtritten die italiſchen Städte nicht über ein Jahrhundert, ehe ſie von den deutſchen

Kaiſern als freie Städte erkannt wurden? Hat nicht Großbritannien fünf Jahrhunderte bedurft der ſchwerſten und blutigſten Wechſel, ehe die verſchiedenen Gewalten des Volks ſich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht ſetzen konnten? Iſt nicht Schweden länger als zwei Jahrhunderte durch viel ſchweres Unglück und blutiges Unheil gegangen, ehe die verſchiedenen Stände mit anerkannten Rechten einander gegenüber ſtanden? Darum ſollen wir geduldig ſeyn, wenn nicht alles ſo ſchnell reift, als unſre Begierde die Erfüllung der Zeit zu erleben und unſer Eifer für das Vaterland vielleicht ſchnell ſind.

Es ſind aber viele, die nicht allein durch franzöſiſchen Wahn beſtochen noch durch den geſchwinden Gang der Begebenheiten verführt mit wälſcher Geſchwindigkeit auch bei uns alles eingerichtet und mit wälſcher Gefügigkeit alles nachgeahmt wiſſen mögten, ſondern die mit recht hellen Sinnen und mit recht vollem Bewußtſeyn, warum ſie es thun, dem Franzöſiſchen anhangen und auf die franzöſiſchen Ordnungen und Einrichtungen als auf rechte Muſter für Deutſchland hinweiſen. Ich habe früher ſchon angedeutet, daß das napoleoniſche Kaiſerthum da anfing, wo das römiſche aufhörte, daß es das Bild wiedergab, was Ammianus Marcellinus, der gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts lebte, uns von ſeinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber außer irdiſchen Vortheilen empfahl es ſich den meiſten Beamten und allen mittelmäßigen Köpfen noch durch einen im Kleinen wenigſtens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung und mit jener Täuſchung, welche die Mittelmäßigkeit ſo leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künſtlich zuſammengegliederten und in einander gehäkelten Weſen, das der Deſpotismus ſchlau für ſich berechnet hatte, ein eigenes ſelbſtſtändiges Leben geweſen. So ſind die franzöſiſchen Geſetze und Einrichtungen häufig auch von ſolchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rückſichten der eigenen Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geiſt der franzöſiſchen Verwaltung und die franzöſiſchen Verwaltungsgrundſätze nach unſern Anſichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müſſen, gar nicht in Abrede ſeyn, daß in den franzöſiſchen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige ſey: aber ob wir es nachahmen dürfen und wie wir es nachahmen können, das iſt wieder eine ganz beſondere Frage, die wir hier freilich nicht erſchöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müſſen.

Es giebt allgemeine Geſetze, einzelne einfache und große Geſetze, worauf die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt ruht. Solche ſind faſt allen Völkern gemein, beſonders den Völkern, welche das gemeinſame Band der chriſtlichen Religion umſchlingt. Von dieſen allgemeinen Geſetzen iſt hier nicht die Rede. Außer dieſen allgemeinen Geſetzen giebt es aber noch eine Menge anderer Geſetze, welche ich Geſetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Dieſe ſtehen nicht ſo rein da und können ihrer Natur nach nicht ſo rein da ſtehen als jene erſten; ſie ſind meiſtens gemiſchte Geſetze, von vielfachen Beziehungen und Rückſichten abhangend und davon gemodelt und beſtimmt; ſie werden durch örtliche zeitliche klimatiſche und volkliche Verhältniſſe und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigſte Weiſe verſchieden verändert und gebraucht. Dies ſind die Geſetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit iſt. Dieſe Art Geſetze können für das eine Volk heilſam und nützlich ſeyn, ſie können ihrem ganzen Zuſammenhange nach mit der Verfaſſung und der Eigenthümlichkeit und Beſchaffenheit des Landes und Volkes, für welche ſie entworfen ſind, hohes Lob und ſogar Achtung verdienen, ohne daß man ſie deswegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Geſetze meine ich hier.

Für uns Deutſche tritt nun in Anſehung der Franzoſen und des Franzöſiſchen noch eine andere Rückſicht ein, die wir wohl erwägen ſollen. Die Franzoſen ſind ſeit drei Jahrhunderten unſre ärgſten Feinde geweſen; wir haben überhaupt in der Geſchichte keine ſchlimmeren Feinde gehabt als ſie und die Römer: doch haben die Römer vielleicht endlich mehr durch uns gelitten, als wir durch ſie. Das könnte den Franzoſen aber zuletzt auch ſo gehen, wenn ſie fortfahren unſern gerechten Zorn zu reitzen. Es iſt freilich ein Grundſatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute annehmen und ſich aneignen ſoll, wo man es nur findet; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tauſend Warnungen der Geſchichte und Erfahrung beſtätigt, daß man ſich ſo ſehr als möglich hüten ſoll von den nächſten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zuſammenfluß der Eigenthümlichkeiten entſtehen und der wohlthätige Gegenſatz aufgehoben werden könnte, der zwiſchen den Nachbarvölkern, damit ſie ſich in ihrer friſchen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigſte iſt. Wenn man ſich vor einer ſolchen Aehnlichung mit jedem Volke hüten muß, ſo muß man ſich beſonders davor hüten einem ſolchen Volke gegenüber, von welchem man Beweiſe hat, daß es ſchon lange ſchleichende Künſte der Hinterliſt anwandte der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verſchiedenheit, die ſie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch ſie auf ihnen ſelbſt gegründet ſtehen, leiſe zu verſchleifen und auszulöſchen ſucht. Wie die Franzoſen ſeit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten, wie ſie ſeit zwanzig Jahren durch Gewalt und Liſt unſre Tugend und Art angegriffen haben und wie gefährlich und verderblich uns dieſe Angriffe geworden ſind, wem ſoll ich hier wieder erzählen, was wir alle wiſſen? Gegen ſie alſo müſſen wir mit immer geharniſchter Aufmerkſamkeit auf der Hut ſtehen und vielmehr ſuchen die letzten Spuren ihres Einfluſſes auf uns und ihrer Anweſenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends was ihrem Lande und Volke ſo eigenthümlich iſt, daß es auf irgend eine Weiſe eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnte. Wir können, damit wir unſre Freiheit und vor allem damit wir unſere germaniſche Tugend bewahren können, die Klüfte und Abgründe zwiſchen ihnen und uns nicht ſchroff und tief genug reißen.

Wir werden bei näherer Erwägung und Unterſuchung dieſes für die Geſetzgebung ſo wichtigen Gegenſtandes aber finden, daß, ſelbſt abgeſehen von dieſem letzten allerwichtigſten Grunde, das meiſte Franzöſiſche faſt gar nicht für uns paßt, ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Länder und Völker faſt in allen Beziehungen und ſo verſchieden iſt ſchon die Grundlage der beiden Staaten, nämlich des deutſchen Staates und des franzöſiſchen Staates, indem die Franzoſen eine zuſammenhaltende und zuſammengehaltene Einheit der Herrſchaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergeriſſene Vielheit der Herrſchaften haben. Dies ſchon, der andern ungeheuren Unterſchiede gar nicht zu gedenken, giebt eine Verſchiedenheit, die auch wieder eine Verſchiedenheit der meiſten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzoſen, welche ſich zu einem ordentlichen organiſchen Leibe abgerundet und abgeſchloſſen haben, in dieſer Hinſicht ſchon einer weit vollkommneren Geſetzgebung fähig ſind, als wir bis jetzt, wir leugnen deswegen auch nicht, daß ſie nicht wohl manche Einrichtungen haben, die beſſer ſind als die unſrigen zum Theil; aber deswegen ſind ſie doch für uns nicht beſſer. Die Wörtlein gut und beſſer und beſt ſind, auf die äußerliche Welt angewandt, überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man oft ſo viel mit ihrer Allgemeinheit hört. Am wenigſten aber wollen wir das hier loben, weswegen alles Franzöſiſche, was ſie machen und thun, von ſo vielen angeſtaunt und bewundert wird und weswegen die ſelbſtgefällige franzöſiſche Eitelkeit ſich ſo gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit ſpiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, den ſie in allen Dingen haben und wodurch ſie ihnen ſelbſt und andern auch da oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden, wo doch nichts als der leere und hohle Tod iſt. Die Saite, die ich hier berührt habe, läuft ſo tief in die Geſchichte hinein und trifft durch den Gegenſatz, den ſie in uns gegen die Wälſchen zeigt, unſer ganzes innigſtes Weſen zu nah, als daß ich ſie nicht noch weiter fortklingen laſſen ſollte. Wie wäre es, wenn ſich endlich das Fröhliche ergäbe, daß grade unſre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichſte Hoffnung, jenen aber ihre geprieſene Fertigkeit und Gewandtheit kleines Lob zu großer Hoffnungsloſigkeit? Unſre böſen Nachbarn und der Gegenſatz, worein uns ein billiger Zorn gegen ſie ſtellt, haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; ſie können uns vorzüglich zu dem Bewußtſeyn unſrer Eigenthümlichkeit und zu dem Bewußtſeyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeſchichte ſtehen und worauf wir ſtehen ſollen. Wir kommen dem Faden folgend, wozu unſre

Betrachtungen ſich ausgeſponnen haben, wie von ſelbſt auf etwas, was wir auf dem Anfange unſerer Bahn weder ſuchten noch ſahen, nämlich auf allerlei Räthſelfragen über die verſchiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Chriſtenthums, Fragen, die ſich freilich tief in Geheimniſſe hüllen, deren Nachſpürung aber einen ſo großen Reiz hat, daß man von ihr nicht laſſen kann, wenn man auf dem dunklen Pfade auch nur einige ſchwache und einzelne Schimmer und Schattenähnlichkeiten, deren Geſtalten ſchwer zu zeigen ſind, finden ſollte.

Dieſe Fragen, die ſich hier wie von ſelbſt aufdringen, erinnern auch wie von ſelbſt an das, was wir im 3ten Hefte des „Wächters“ I. B. (S. 254) unter der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? geſagt haben, ſo wie an folgende Worte, die in demſelben Hefte (S. 312) ſtehen und die wir hier wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was wir ſagen werden, noch einmal anführen müſſen. Sie lauten alſo:

„Ein Volk, in welchem alles mechaniſche Fertigkeit geworden iſt, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen ja zurückſpielen, ausgeleert ſind — ein ſolches Volk hat die ſchönſte Seite des Daſeyns verloren, das, was den irdiſchen Zuſtand zuweilen allein noch mit überirdiſcher Freude bedecken kann: ein ſolches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück keine Sehnſucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüſten und Begierden feſſelt es ganz, die irdiſchen und elementariſchen Geiſter, deren Name Stolz Ehrſucht Eitelkeit Habſucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unter-

„ſchied ſind, treiben es in wilden Leidenſchaften umher und „ſchließen das eitle und armſelige Leben hier auf Erden „ſchon zu."

Weil nämlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erſcheinungen, welche die verſchiedenen Völker entweder immer oder in ihren verſchiedenenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr ſondern gewiß eine genaue Folge und ein enger Zuſammenhang iſt, ſo iſt es nächſt der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeſchichte gleichſam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendſte, den Quellen dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren und die Bedeutungen aufzuſuchen, welche in ihnen zu liegen ſcheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzoſen angewandt werden ſoll, wir haben auf den Titel einer kleinen Abhandlung hingewieſen, wo verſucht worden iſt geſchichtlich darzuthun, wie ſich im Norden und in der Mitte Frankreichs um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu dem Volke und zu der Art geſtalten konnte, welche man nachher ausſchließlich das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Art genannt hat, die alle übrige Franzoſen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgeſtempelt haben und die alle redliche Deutſche beſonders ſeit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeſte Widerſpiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu haſſen.

Schon anderswo als in dieſen fliegenden Blättern habe ich die Franzoſen ein logiſches und mechaniſches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke, deſto klarer wird es mir, daß das Wörtlein mechaniſch ganz auf ſie paßt. Sagt man mir, wie ich denn ſeinen Ungeſtüm und die Sprünge, die es früher ſchon ſo oft und zuletzt noch in der letzten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich denn behaupten könne, daß ein Volk, das ſo viel Fantaſie hat, ein mechaniſches Volk ſey, ſo antworte ich, daß ich eben die Fülle dieſer Fantaſie leugnen muß. Eben weil dieſe Fantaſiefülle fehlt, weil das Uebergewicht des Logiſchen und Dialektiſchen und des trockenen Verſtandes da iſt — daher dieſe Sprünge und dieſe wilde durch keine ſanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die ſich gebärdet, als ob ſie Bäume ausreißen wolle, wann ſie mit Strohhalmen ſpielt. Denn eben die ſtille und ſchöpferiſche Fantaſie iſt es, welche die Leidenſchaften bändigt und dem Menſchen jenen Stempel von Milde Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meiſten ſeinen höheren Urſprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten Gehirn von Pferden entſteht, ſo iſt das, was der Franzoſe Fantaſie nennt, eine Art Koller ſelbſtgetriebener und aufgebläheter Leidenſchaftlichkeit, die ſich zum Uebermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder ſcheinbaren Wuth immer noch bewußt iſt. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Sitte und Kunſt des Franzoſen: er iſt ein Schauſpieler und all ſein Thun und Leben iſt ein ewiges Theaterſtück. Das Trockene hat bei ihm das Flüſſige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verſchlungen: das Unbewußte das Gemüthliche das Selige das mit Göttern und Geiſtern Spielende und gleich Göttern und Geiſtern Wirkende und Schaffende iſt aus ihm heraus und deswegen iſt er da ein Spötter und Kritiker, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden ſind. Weil er das Höchſte nicht empfindet, ſo kann er es auch nicht begreifen und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunſt dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preiſt uns ſeine trockene Nüchternheit ſeine beſtimmte Verſtändigkeit ſeine mit dem kleinen logiſchen Maaße abgemeſſene Richtigkeit als das Erſte und Höchſte, und damit er in der Kunſt den Mangel erſetze, der in allem Trockenen Nüchternen und Mechaniſchberechneten liegt, ſo giebt er dort ſeiner Fantaſie wie ein wüthiger Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnſinn der Muſen ihm ſelbſt und andern heuchle, berauſcht er ſich zu einer wilden und tobenden Leidenſchaftlichkeit, deren Wildheit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Geſellinnen der Olympier ſind, ſondern mit der geſelligen Aeffin, die er *Grazie der Geſellſchaft einzige Grazie in Europa franzöſiſche Grazie* nennt, die aber von jenen, welche droben der Unſterblichen Geſpielinnen ſind, nie etwas vernommen hat. Die Kunſt ſoll freilich mehr darſtellen als das gewöhnliche Seyn, ſie ſoll den Menſchen zu den Gefühlen und Anſchauungen eines höheren Seyns erheben, ſie ſoll durch die zauberiſchen Täuſchungen eines ſchöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückſeligen, der ſich ihr ergiebt, wieder in das Urland der Unſchuld und Einfalt zurückſpielen. Aber wehe dieſer Kunſt, wenn ſie den Schein aus Scheinen herausſpielen will! dann wird ſie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe und ſollte gleich andern übelthätigen Hexen mit Feuer verbrannt oder in Waſſer erſäuft werden. Weil dem Franzoſen die ſtille und freundliche Beſchaulichkeit die warme volle und blühende Fantaſie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch Kunſt allein geſchaffen und genoſſen werden kann, ſo muß er alles übertreiben und die Wahrheit des ſchönen Scheins, die ihm und ſeinen Kunſtwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu erſetzen ſuchen. Daher die geſuchten Wortklänge die prunkenden Schimmer die verfratzten Leidenſchaften, daher in allem, was er macht, das viele Sceniſche und Theatraliſche, was alles mehr auf den äußeren Eindruck auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks, als auf das Innere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens berechnet. Das aber iſt die merkwürdigſte Erſcheinung in der franzöſiſchen Kunſt, die das Ebengeſagte beſtätigt, daß von dem Geiſte des Chriſtenthums ſo wenig darin erſcheint.

Dieſer Geiſt des Chriſtenthums, ein Geiſt der Liebe und Freude, der ſich über das All und durch das All ergießt und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die von thörichten Dogmatikern ſpäterhin ſo verkehrt und verunſtaltet worden, in tauſend verſchiedenen Geſtalten und Verwandelungen über die Erde hinſpielen kann, dieſer Geiſt, den ich einen liebenden Naturgeiſt nennen mögte, gleichſam ein himmliſches Kind, das von allen Seiten wie Blumen ſprießen und ausſchlagen kann, dieſer vielgeſtaltige tauſendfaltige und in allen Wechſeln der Geſtalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derſelbe Geiſt, hat den Menſchen herausgeriſſen aus dem ſündlichen Wahn der Einzelnheit und ihn vergrößernd und erhebend wieder zu einem Theile des Ganzen zu einem Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am beſten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeſchloſſenheit und Feſtigkeit ihres Lebens in der Vollendung der ſinnlichen Kraftfülle und des ſinnlichen Genuſſes ſchon Götter auf Erden ſeyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes als idealiſirte irdiſche Götter. Der Chriſt giebt das einzelne Daſeyn, die irdiſche Gottheit, freudig auf und will immer ſehnſüchtig in Liebe und Glauben der großen Urquelle wieder zufließen, nämlich Gotte. Freilich fühlt er ſich als eine Einzelnheit und wird auch dies Bewußtſeyn nie verlieren, ſelbſt droben bei den Seligen nie ganz; aber je mehr er ſich von dieſer Einzelnheit und von ihren engen Sorgen und Plagen erlöſt, deſto freier glücklicher und ſtolzer wandelt er hier unten, deſto mehr fühlt er ſich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur. Weil das Chriſtenthum ſo iſt, weil es die Menſchen gleichſam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeſchloſſenheit, die dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie entrinnen mag, befreien ſoll, ſo muß es die Natur auch als ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile des Alles von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem Wurm bis zum Menſchen und von dem Funken bis zur Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spiegelchen des Unendlichen, welches ſterbliche Augen im reinen Lichte nicht zu ſchauen vermögen. Dieſe blühende Weltanſicht und eine tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthigere Beweglichkeit der Geiſter; wo die Geſtalt nicht mehr, wie im Heidenthum, als das Leben ſelbſt feſtgehalten wird, wo der Geiſt allein immer und immer als das Einzigwirkliche Lebendige und Unſterbliche gefühlt und geglaubt wird, wo er ſelbſt als ein Gott oft den beengenden Kerker des Leibes ſprengen und auf freieſten Flügeln ſich durch das All umſchwingen und ſich allen Weſen der Natur als ein Bruder anſchmiegen und ſich in Liebe ihnen gleichſam einleiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der Menſch aus dem Leben und aus ſeinem Innern ſchaffet und bildet, den Bildern und Anſchauungen gleich, die dieſe Religion dem Menſchen zeigt; das Abgeſchloſſene Beſtimmte und Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund und das Bewegliche Spielende und Ueberſchwebende, eigentlich das Ueberſchwängliche, wird hinfort des Lebens Leben ſeyn. Gleich Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen ſcheinen und die von Kindern in ſüßen Wahnen ſo oft in den Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen, deren blitzende und ſehnſüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels ſüße Buhlſchaft zu treiben pflegen, ſpielen die Menſchen zu allen Geſtalten hin, die als eben ſo viele Wiederſcheine des einigen Gottes geglaubt werden. Dieſe Art, welche aus dem Chriſtenthume geboren iſt, kann die muſikaliſche Art genannt werden, weil die Muſik nichts Anderes iſt, als ein Hinſpiel zu allen Geſtalten ja gleichſam ein Vorſpiel aller Geſtalten. Wir Chriſten ſuchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz das die abgeſchloſſene Einzelnheit die feſte Geſtalt Bedingende als das Höchſte, ſondern was durch dieſe Maaße und Gewichte gemeſſen und gewogen wird, der Inhalt iſt uns das Höchſte. Dem Heidenthum war die Geſtalt ſelbſt, beſonders die in Schönheit und Stärke vollendete Geſtalt, das Leben und der Gott im Leben: es ſchloß ſeinen Zirkel hier unten vollkommen ab, ohne viel zu ſorgen, wie es jenſeits ſeyn würde; ſeine Art war das Feſte das Beſtimmte, weswegen man ſie die plaſtiſche Art genannt hat im Gegenſatze gegen das muſikaliſche Chriſtenthum.

Chriſtus der Herr hat geſagt: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und an einer andern Stelle: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes; er hat den zornigen und rächeriſchen Gott der Juden und die ſinnlichen und ſorgloſen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, deſſen Herz für alle ſeine Kinder in treuer Liebe offen ſteht, der nie den Menſchen fremd geworden war, ſondern vor dem die Menſchen bange und ſcheu geworden waren wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindſchaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes ſind und Erben des himmliſchen Reiches und daß wir alle Einen Vater haben und Einen

Herrn. Aber obgleich Chriſtus uns von der Furcht vor der Sünde erlöſet hat, hat er die Sündlichkeit doch nicht wegnehmen können aus unſerer irdiſchen Natur, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuverſicht auf die unerſchöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Menſch noch immer im Staube und in der Aſche Buße thun und die ſündliche und irdiſche Natur zerknirſchen, damit die reine und himmliſche Natur, der Funke Gottes, der in ſeine Bruſt geſenkt iſt, würdig würde wieder zu ihrem Urſprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus dieſem Gefühle der Sündlichkeit und alſo auch aus dem Gefühle der Nothwendigkeit unabläſſiger und unermüdeter Reue und Buße flogen und ſproßten die muſikaliſchen Vögel und Blumen hervor, wovon wir oben geſprochen haben, und ſchmückten und erfreuten die ſündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmliſchen Klängen und Scheinen: es entſtand frühe eine chriſtliche Kunſt, deren Karakter durchaus muſikaliſch iſt, d. h. keine Geſtalt beſtimmt und feſt ſchließend ſondern zu allen Geſtalten hinſpielend, indem ſie aus allen Geſtalten herausſpielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Chriſtenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Aehnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man darin eine hiſtoriſche Herleitung finden will. Freilich ſtrömt der Geiſt der Weltgeſchichte mit ſeinem unendlichen Strome, der oft als ein unſichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufließen ſcheint, durch die Jahrtauſende fort, und auch was nicht verbunden und verwandt zu ſeyn ſcheint, iſt in der Geſchichte verbunden und verwandt, und ſo iſt in fernerer Beziehung allerdings auch das Chriſtenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entſtehung und Entwickelung des Chriſtenthums, gleichſam als aus dem Orientalismus ausgefloſſen und durch ihn in den Jahrhunderten vor und nach Chriſto vorbereitet, wohl eine ſehr unglückliche ſeyn. Das wiſſen wir durch einzelne Spuren, die uns die Alten aufbewahrt haben, mehr aber durch das, was die Forſchungen und Unterſuchungen der Europäer in dem jüngſten Jahrhunderte geleiſtet haben, daß im Orient, in den Ländern, die öſtlich hinter den Juden und Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Weſtküſten Aſiens und in Hellas und Italien. Das öſtliche Heidenthum war unſinnlicher überirdiſcher und muſikaliſcher, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantaſie als Schöpfungen des ordnenden Verſtandes. Wie dem auch ſey, die meiſten Völker germaniſchen Stammes und ſelbſt die meiſten halbgermaniſchen Miſchlinge ſind in dem Sinne ihrer Religion gebildet und erwachſen, haben ſich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den muſikaliſchen Spielen der Kunſt hingegeben und ſo, ſchaffend wirkend und bildend, einige ſchöne Jahrhunderte durchgeſpielt, bis auch dieſe ſüße chriſtliche Unſchuldzeit verſchwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet ward, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin eben noch die Vögel und Bienen ſo luſtig ſangen und ſumſeten. Die Deutſchen die Italiäner die Spanier die Engländer ſind faſt in allen ihren Werken muſikaliſche Künſtler geweſen und ſind es zum Theil noch. Der Franzoſe hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich ſein Hauptſtreben immer auf Beſtimmtheit des Zweckes und Abgeſchloſſenheit der Geſtalt ging. In den jüngſten Jahrhunderten hat er ſich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Muſikaliſchen zu verwiſchen geſucht, er hat ſich, wie er uns vornehm ſagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er ſey der einzige ächte Künſtler unter den Europäern, bei ihm ſey der Geſchmack heimiſch, bei ihm wohnen die Grazien und Muſen, nachdem ſie den Olympus und Pindus verlaſſen haben, alle andere Völker haben hie und da wohl recht ſeine Ideen und erhabene Bilder gehabt, aber einer Kunſt können ſie ſich nicht rühmen, das Höchſte, was ſie geleiſtet, ſeyen Vorſpiele zur Kunſt. Dieſe Einbildung und Anſicht der Franzoſen offenbarte ſich im vorigen Jahrhunderte bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und der neuen Dichtkunſt und offenbart ſich am auffallendſten alle Tage bei den Vergleichungen, die ſie zwiſchen ihrem Theater und z. B. dem ſpaniſchen und engliſchen Theater anſtellen, und bei den Urtheilen über die ſogenannte theatraliſche Einheit von Ort Zeit und Perſonen. Sie beweiſen darin, daß ſie von dem Geiſte der neuen Kunſt im Gegenſatze gegen die alte Kunſt und daß ſie alſo auch von dem Geiſte des Chriſtenthums keine Idee haben. Sie finden in den Beſtrebungen der anderen Völker allerdings manches Künſtleriſche und Dichteriſche, aber ſie finden darin keine Kunſt. Jenes, was in der ſpaniſchen und altdeutſchen und altengliſchen Dichtkunſt wie ein kurzer Nachtigallengeſang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was wie ein muſikaliſches Mährchen ohne Anfang und Ende bloß ſpielt, weil es luſtig iſt zu ſpielen, was ſich nirgends an etwas Feſtes lehnt und zu etwas Beſtimmten hinneigt, däucht ihnen, wenn ſie es am gelindeſten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: ſie nennen es albern geſchmacklos und geſtaltlos. Nicht anders ſehen ſie die ſogenannte gothiſche Baukunſt an, die in ihren Bäumen Blumen und Zierrathen, womit ſie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel und ein Ende hat. Das Alles heißt ihnen tüdeske Barbarei. Man könnte es nun freilich an ſich nicht tadeln, daß ſie auf das Beſtimmte und

Feſtgeſtaltete halten und hinarbeiten, daß das Plaſtiſche ſie mehr anzieht, die meiſten andern chriſtlichen Völker das Muſikaliſche, wenn dies aus ihnen ſelbſt unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil ſie nicht in chriſtlichen Blüthen haben treiben und erſprießen können wie die anderen, weil ſie nicht Kindlichkeit und Unſchuld genug gehabt haben, daß ſie durch das Chriſtenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und ſich den muſikaliſchen Spielen hätten mit ganzem Gemüthe hingeben können, ſo haben ſie die Kunſt aus der Kunſt geſucht und ſich der Nachahmung der Alten befliſſen. Weil aber die heidniſche Art der Griechen und Römer wenig paßt für dieſe Zeiten und dieſe Menſchen, ſo ſind auch die Franzoſen darin ſelten innig und warm geworden, und weil ſie das nicht geworden ſind, haben ſie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit und durch äußerlichen Schimmer und Prunk zu erſetzen geſucht. Wer daher kein Franzoſe iſt, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte das Geſuchte das Eitle und Prahleriſche und vermißt das Einfältige Fromme Innige und Blühende, wodurch uns die Werke der Griechen bezaubern und wodurch die muſikaliſch chriſtlichen Völker uns ſo wunderlieb dünken. Die gemeſſene Richtigkeit die mechaniſche Fertigkeit und die Vollendung des Gerüſtes kann man freilich den Franzoſen nicht abſprechen; aber wo kein Leben und keine Seele iſt, da macht uns auch die vollendetſte äußere Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzoſen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im Uebermuthe als unvollkommen und geſchmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaaße meſſen will, ſo kann man von ihnen ſagen, ſie ſind vortreffliche Handwerker, ſie verſtehen alle Kunſtgriffe und wiſſen alle Vortheile ſehr gut zu gebrauchen, die durch den immer doch ſeelenloſen und todten Mechanismus zu erreichen ſind.

Und wenn man ſie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erſcheinen ſie auch da mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künſtler der Geſellſchaft. Dieſem wird die ganze feine Welt von Europa widerſprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieſes arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem erſten äußeren Scheine beurtheilt, ſo viel zu ſpringen und zu ſpielen ſcheint, thut dies doch alles nicht mit der Luſt und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Menſch ſich ſo glücklich fühlt, ſondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte grämliche Junggeſell, Anſtand genannt, darf es nimmer verlaſſen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer ſo knechtiſch der Meinung, als bei den Franzoſen. Die Jugend hat freilich, wie alle Jugend, auch der Beweglichkeit Wildheit und Thorheit genug; aber wie ſelten findeſt du bei ihr die ſüße Schwärmerei der Liebe, die feſte Treue der Freundſchaft, die unbekannte Sehnſucht nach höheren Gütern und endlich alle die tauſendgeſtaltigen Launen und Geniusſtreiche im Guten und Böſen, die bei dem jungen Deutſchen und Engländer das Alltägliche ſind? Es iſt auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehen ſaftigen und blühenden Jahre der ſchönſten Epoche in eitler Nichtigkeit ſo hintändelt. Das Leben iſt flüchtig, darum genieße der Jugend, hänge dich an keinen Menſchen, hänge dich an keine Sache ausſchließend, glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend, liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gotteswillen gieb dich nie *hin; übernimm dich auch nicht ſondern ſchone fein den Schein und gieb den Leuten kein Recht zu ſagen, du ſeyeſt je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten.* — Dies ſind die ſauberen Lehren, womit die Aeltern ihre Söhne entlaſſen oder welche die Söhne ſich aus dem Karakter ihres Volkes bald ſelbſt herausfinden, und ſelten kömmt einer auch hier aus dem Handwerksmäßigen und Herkömmlichen zu eigener freier Genialität, daß er ſich ſeine Bahn ſelbſt breche. Iſt die Jugend ſo ohne eigenen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und ſind ihre ſinnlichen Triebe kirr geworden, ſo tritt endlich der geſetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Geſellſchaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechaniſche Handwerkerei immer ärger, ſo wie die Jahre wachſen; denn wer im zwanzigſten und dreißigſten Jahre ſich nicht frei zu machen wußte, wie ſollte der es im vierzigſten und ſechszigſten Lebensjahre können? Auch iſt die Geſtalt dieſes Lebens in der That durch die Regel beſtimmt: Sprache Sitten Bewegung ja Kopf Hand und Fuß ſind darin vorgeſchrieben, wie ſie ſeyn und wie ſie es machen ſollen; mit der erbärmlichſten Peinlichkeit wachen ſie über dieſe geſellſchaftliche Uebereinkunft, die ſie Schicklichkeit Anſtand ja wohl gar geſellige Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angeborne Munterkeit und Gewandtheit des Franzoſen nicht geiſtig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzoſen: *nichts iſt liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzoſe, der ſich die wilden Hörner der erſten Jugend abgeſtoßen hat,* und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wiſſen auch hier durch eine gewiſſe äußere Gewandtheit und durch eine gewiſſe Queckſilbrigkeit ihrer Bewegung und Geläufigkeit ihrer Zunge zu täuſchen, ſie wiſſen ſich wohl das Anſehen zu geben, als hätten ſie das geſellſchaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunſt erhoben; bei'm Lichte beſehen aber iſt es alles nur Werk der Uebung und Uebereinkunft und keinesweges Werk der Freiheit und Luſt: ihre Geſellſchaft iſt manierirt wie ihre Kunſt, ſie erſcheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Daſſelbe tödtende Einerlei, das in der Kunſt und in dem Leben der Franzoſen vorherrſcht, geht auch durch ihre politiſche Geſchichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäiſchen Völkern das Kindesalter genannt werden könnte, haben ſich die Triebe der meiſten Völker unſers Welttheils gleichſam für alle künftige Zeiten abgedruckt, ſo daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr ahnen konnten, wie ſie in künftigen Zeiten ſeyn würden. Auch da ſteht das franzöſiſche Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier dem freien Streben der Engländer und der kühnen freien und luſtigen Mannigfaltigkeit der Deutſchen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reitz in ſeine Geſchichte; für die ſtolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfaſſungen iſt die Ausbeute gering: Schon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geſchichte Frankreichs faſt bloß eine königliche, ſpäter wurden die Hauptſtadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt, und endlich, als die letzte einzelne Freiheit verſchwunden war, konnte man faſt ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beſchreiben, weil das Volk nie eine feſte Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat ſetzen können. So iſt es immer geweſen, und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauſchende Umwälzungen es einem zuweilen anders einbilden mögten. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter ſich gelaſſen.

So ſind die Franzoſen faſt in allen Beziehungen, unter welchen man ſie betrachten mag, nur eine andere Art europäiſcher Chineſen, bei welchen das Meiſte beſtimmt gemeſſen abgemacht iſt und nach ihrer Meinung kaum anders ſeyn kann, als es iſt. Sie haben auch das mit den Chineſen gemein, daß ſie ſich allein von allen Europäern für die kunſtreichſten geiſtreichſten und vollendetſten halten, ja daß ſie ſich ſeit hundert Jahren ſo ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunſt ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den ſie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch iſt die Form ihres Lebens und ihrer Kunſt ſeit hundert Jahren, ſeit jener geprieſene Auguſtus der Franzoſen todt iſt, ſo ziemlich ſtill geſtanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indeſſen gern zugeſtehen, daß ſie alles, was durch mechaniſche Bildung zu erreichen war, in Kunſt und Leben und in geſellſchaftlichen bürgerlichen und politiſchen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß ſie uns Deutſchen auch in vielen kleinen Dingen überlegen ſind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunſt ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich feſten und friſchen Boden ſtehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachſen und die Zukunft geſtalten und halten könne: ſie ſcheinen uns ſo verſtockt und verſteinert in ihrer Art und ſo unfähig den Geiſt der Zeiten, der durchaus ein blühender und fliegender chriſtlicher Geiſt ſeyn muß, weiter zu führen; daß ſie vielleicht nicht gar fern hinter dieſer Epoche, wo ſie einen ſo ungebührlichen Lärm gemacht haben, erſtarrt werden ſtehen bleiben als traurige Zeichen von der Wahrheit, daß kein Gott ein Volk wieder zu Kraft und Tugend beleben kann, in welchem die Quelle der Einfalt und der Liebe vertrocknet iſt.

Das eben erwähnte franzöſiſche Chineſenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Volkes, worauf oben nicht eben lobend angeſpielt iſt, erinnern uns unwillkürlich an mehrere äußerſt merkwürdige Winke, die uns die Geſchichte über die verſchiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geſchichtforſcher einmal aus ſolchen geſammelten Winken eine Zeichenlehre zuſammenſetzen, die eben nicht viel unſicherer wäre, als die der Aerzte. Eines der gewiſſeſten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker iſt die vorherrſchende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch kluge Kinder leben nicht lange, den jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die Völker übertragen und mit vollem Rechte ſagen kluge Völker leben nicht lange. Dies iſt, beiläufig geſagt, für uns Deutſche ein goldener Spruch, weil er uns ein ſehr langes ja faſt ein unſterbliches Leben zu verſichern ſcheint. Ich muß einige Worte aus meiner hiſtoriſchen Zeichenlehre (bei den Aerzten die Semiotik genannt) herausſprechen und dann jeden über meine Anſichten und Erfahrungen urtheilen laſſen.

Jedes Volk, das in ſeiner Sprache und Art als ein abgeſchloſſenes Ganzes da ſteht, muß man nach den Geſetzen jedes anderen organiſchen Weſens beurtheilen, das einen beſtimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten ſoll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: die Kindheit die Jugend die Mannheit das Greiſesalter. Wie aber einige Menſchen frühe Greiſe werden, und ihnen begegnet, daß ſie durch Unglück oder Laſter wohl im fünfzigſten Jahre ſo abgelebt ſind, als andere noch nicht im neunzigſten — ſo begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verſchiedenen Entwickelungen, die ein Volk von ſeiner Kindheit bis zu ſeinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menſchen vergleichen: wie der eine Menſch im erſten Monate oder erſten Jahre ſeines Lebens und der andere im hundertſechszigſten ſtirbt, ſo weit liegen nach unbekannten Beſchlüſſen des Schickſals die verſchiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernſte aber giebt es kein gewiſſeres Zeichen von dem geſchichtlichen Untergange oder von dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man ſagen kann: das Volk iſt ein kluges Volk. Wohl gemerkt, ich verſtehe dieſes kluge Volk immer ſo, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde weiſſagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieſer Klugheit? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich oben ſagte) das „Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben „oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die „ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den „Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen ja zurückſpielen, ausgeleert ſind." — Wenn in einem Volke das Scharfe das Spitzige das Geiſtige das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmeriſche das Fromme das Selige das Einfältige das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verſpottet wird, dann iſt der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es iſt ein ausgebauetes und erſchöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schickſal es dann bald aufräumen. Ein ſolches Volk iſt dann jenen weiten Ebenen Afrikas und Oſtaſiens gleich, die nach der Sage weiland die fruchtbarſten waren, die aber jetzt nur Sand Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinſicht auch auf die Völker. Wann die Erde mit ihren freundlichen und ſpielenden und lieblich und fürchterlich dunkeln Kräften, wann alle elementariſchen Mittelgeiſter durch lange Zeugungen oder durch Unglück des Schickſals aus einem Volke ausgelaugt und ausgeſchöpft ſind, dann bleiben nur die ſcharfen und ſalzigen Geiſter zurück, ſpröde bittere höhniſche und liſtige Geiſter, welche wohl allerlei Dinge erlauſchen und erkunden, aber, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zuſammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und alſo auch nichts weiter ſchaffen und bilden können.

Ja Völker können für das Große und Gewaltige, was ſie allein im ſtillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmliſchen empfangen und womit ſie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren und woraus ſie unſterbliche Geburten und Thaten gebären ſollen, viel zu liſtig und klug werden. Denn nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen von Gott umſonſt gegeben wird. Das eben iſt dann die Sünde gegen den heiligen Geiſt der Tugend und gegen den heiligen Geiſt Gottes, welche von dieſen Unſeligen alle Tage begangen wird, daß ſie ſich weiſe halten, da ſie doch unwiſſend ſind. Mir ſcheinen die Franzoſen an dieſer gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit zu ſtehen, die der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche ſeinen Wohnſitz hat, grade entgegen ſteht. Völker, die auf dieſe gefährliche Spitze der Bildung oder Verbildung gekommen ſind, zeigt die Geſchichte faſt immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß wenn man die Juden, ſo viele ihrer ſind aus allen Theilen zuſammenbrächte und ihnen ein beſtimmtes Land eingäbe und zu ihnen ſagte: Nun friſch! richtet euch ein und macht euch wieder zu einem freien Volke und Staate! aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; ſo ſcheint es mir unwahrſcheinlich, daß die Griechen*), wenn man auch alle Türken aus ihrem herrlichen und geſegneten Lande verjagte oder todtſchlüge und ihnen ſelbſt wieder die Herrſchaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unſterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet ſind, je wieder ſo Großes in der Geſchichte zeigen würden, das an Homerus Sophokles und Platon und Phidias Epaminondas und Alexander reichte. Mir däucht, ſie ſind für das Große zu ſchlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens und Aetoliens noch Menſchen ſtecken, welche die Freiheit ſchaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt ſolcher Unſegen ſolche Unſeligkeit über ein Volk, daß es den ſicheren treuen und einfältigen Boden des Daſeyns verliert, worauf allein das Herrliche ruhen und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann? und daß ihm endlich nichts übrig bleibt als die kleinlichen Eigenſchaften und Künſte der Schlauheit und Verſchmitztheit und einer Gewandtheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl urſprünglicher Mangel ſeyn, ſo daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte und daß ihnen ſogleich mehr von dem Scharfen und Irdiſchen als von dem Zarten und Himmliſchen beigemiſcht ward. Andere Völker werden ſo durch Unterjochung oder Verbaſtardung, geſchwinder und ſchlimmer durch das Letzte als durch das Erſte.

---

*) Sie ſind unterdeſſen der Türken etwas ledig geworden. Wir werden ſehen.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geſchwind verderben. Es iſt nur ein zu wahrer Ausſpruch, daß, wer Knecht geworden iſt, die Hälfte ſeiner guten Eigenſchaften verloren habe. Nur ein freier Menſch kann ſeyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Menſch kann thun, wie es ſein tapferes Herz gelüſtet; nur in einer freien Bruſt können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herren über ſich erkennt als Gott im Himmel und das Geſetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unſterblicher Werke ſeyn können. Bei dem dienſtbaren Sklaven aber verenget und verkleinert ſich alles, und die Furcht macht das Maaß der Kühnheit und des Lebens klein. Ueber der Willkür und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenſchaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heuchelei Liſt Verſchlagenheit und alle die Laſter, welche nicht grade und offen einhergehen ſondern kriechen und ſchleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig offen und gutmüthig ſeyn; nur Verſchmitztheit und Gleißnerei kann ihn ſchützen. So treibt eine lange Knechtſchaft alle diejenigen Eigenſchaften aus einem Volke hervor, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth eines Volkes an den höchſten und edelſten Anlagen und Tugenden und als gewöhnliche Vorboten ſeines politiſchen Todes bezeichnet habe. Ein ſo unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schickſale beſtimmt war es an ſeinem Dränger zu rächen; aber ſchwer wird es ſeyn die tief eingebrannten Brandmaale der Knechtſchaft auszuglätten, die eingewurzelten Uebel und Laſter der dienſtbaren Seelen auszutilgen. Hat ein ſolches Volk außerdem noch das Unglück gehabt, daß ſeine Tyrannen ſich mit ihm gemiſcht haben, iſt es zu der Sklaverei auch noch verbaſtardet worden, ſo iſt gar wenig Hoffnung der Wiederherſtellung und Verjüngung deſſelben.

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? über dieſen letzten Punkt ziemlich deutlich ausgeſprochen, ohne daß ich den Gegenſtand eben in dieſer Anſicht feſt ins Auge gefaßt hätte. Ich ſuchte dort zu beweiſen, wie es denn wohl gekommen ſey, daß aus den Franzoſen ein ſo gemüthloſes treuloſes liſtiges und eitles Volk geworden; und ich fand eben den Miſchmaſch und die Verbaſtardung als die Hauptquelle des Verderbens. Und das fand ich endlich als das höchſte Unglück des Volkes, daß grade in den am meiſten verbaſtardeten Landſchaften Frankreichs die Hauptſtadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen franzöſiſchen Lebens entſtanden war; denn dieſer Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Geſunde und Kräftige der übrigen Theile des Reiches mit anfraß, ſo daß auch die Volksſtämme, welche mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht ſo ungebührlich vermiſcht waren, wie die um die mittlere Loire und um die Seine und Marne wohnenden, von dem allgemeinen Franzoſenübel mit angeſteckt wurden. Alſo daß man bei dieſen Verhältniſſen ganz beſtimmt ſagen könnte, die Franzoſen würden heute ein ganz anderes Volk ſeyn, ein viel ernſteres treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris

Limoges oder Bordeaux oder Toulouſe die Hauptſtadt geworden wäre.

Wir können in der Geſchichte die ungebührliche und verderbliche Vermiſchung der Völker mit einander, die Zuſammenmiſchung zu vieler fremdartigen Beſtandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbaſtardung der Völker nennen, nicht immer nachweiſen; aber nach allgemeinen Geſetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geſchichte giebt, haben wir mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten angemeſſenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerſtreit unter einander liegen, eine Verbaſtardung oder doch etwas einer Verbaſtardung Aehnliches vorgefallen ſey. An denjenigen Franzoſen, die wir als Beſtimmer und Verderber des ganzen franzöſiſchen Volkes bezeichnet haben, iſt ungefähr gewieſen worden, durch welche Schickſale und Verhältniſſe ſie das geworden ſind, was ſie nun erſcheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, ſie wimmelt von Beiſpielen. Wie herrlich in ihrer Art und urſprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta Athen Korinthos! wie bildend wie ſchöpferiſch wie von edlen Geiſtern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tauſende von Fremden aus allen Ländern, die es als Sklaven zu ſich hineinſchleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ und wodurch es die eigene Art zu ſehr miſchte. Dadurch mußte ein Geſchlecht entſtehen, welches das Einfache und Urſprüngliche (Originale) das Schöpferiſche und Heroiſche verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu ſchätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, ſondern Volksgeſindel. Ich nehme dieſe

Entartung Griechenlands nicht bloß deswegen an, weil Freie mit Sklaven vermiſcht wurden; nein, jede zu viele Vermiſchung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Aehnliches erzeugen. — Was ward aus Konſtantinopel, der erſten Seeſtadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiſer in ihr ihre Wohnung aufſchlugen? Ein unruhiges meuteriſches liſtiges feines feiges und treuloſes Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr geſammelt und gemiſcht. Das Unglück dieſer verderblichen Vermiſchungen hielt bei dem allgemeinen Syſtem der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geſchwinderen Schritt, als in der jungen. Und Rom, die Herrſcherin, die große und gewaltige, deren blutige Jugend wir die erſten ſechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unſern Willen bewundern müſſen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat ſie geendigt! und wodurch am meiſten? durch Verbaſtardung. Wahrſcheinlich würden die Römer noch heute genannt als ein herrſchendes und lebendes Volk, wenn ſie mit derſelben Weisheit, womit ihre Geſetzgeber ihre Ordnungen und Sitten umzäunt und, wie jener griechiſche Späher des Pyrrhus geſagt hat, ein Volk von Königen geſchaffen hatten, auch um ihre Herrſchſucht einen Zaum hätten ziehen können. Hätten ſie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Geſetz jeden des Todes ſchuldig erkannt, der jenſeits Sardinien und Sicilien und jenſeits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauſpiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier Manlier und Klaudier geſehen würden. Weil ſie alles haben wollten, verloren ſie ſich ſelbſt und wurden von den Völkern, die ſie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geſchichte weggeſpült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauſte die Sündfluth der Völker über Italien; Sklaven und Fremde wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten lateiniſchen Ernſtes und der alten quiritiſchen Tugend. Nicht die Ueberſchwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der Ueppigkeit und Wolluſt, die in ihrem Gefolge kommen, ſind einem edlen Volke ſo tödtlich, als die zu viele Vermiſchung mit dem Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen deſſelben eitel tändeliſch wild und disharmoniſch werden und alle die ſtillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verſchwinden, woraus alles Große und Göttliche und auch die politiſche Würde und die göttliche Freiheit von jeher gewachſen iſt und allein wachſen kann. Die meiſten Völker des Alterthums ſind auch deswegen mit Recht ſo ſchnell untergegangen, weil ihre Geſetzgeber die Verfaſſungen nicht auf lauter freie Menſchen berechnet und gegründet hatten, ſondern weil die Sklaverei durchaus in das Syſtem mit eingeſchloſſen und eingerechnet war. Die Sklavenmenge, die in demſelben Verhältniſſe wuchs, wie der Staat ſich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künſten und Genüſſen entwickelte, brachte die verſchiedenſten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zuſammen und es entſtand ein verbaſtardetes Geſchlecht, das endlich kein Geſetz mehr ernſt und frei erhalten konnte.

Dieſe Anſichten und die Winke und Zeichen, welche uns von der Natur und von der Geſchichte gegeben werden, laſſen ſich freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweiſe hinſtellen. Wir ſitzen nicht in der Werkſtatt der Schöpfung und können die Geheimniſſe der Natur, die ſie ſich bei den Zeugungen und Zuſammenſetzungen der Elemente weislich vorbehalten hat, nicht belauſchen, wenigſtens blitzen uns aus dieſer tiefſten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einzelne dünne und ſpärliche Schimmer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geſchienen hat, ſo zieht ſie den heiligen und myſtiſchen Schleier ſogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, die dem, der nur ein kleines Seheraug hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir laſſen uns von der Luſt des Schauens, wie ſie uns eben kommt, mit forttreiben und ſpielen ein wenig mit dieſen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes ſind als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemiſchten oder wenigſtens durch eine künſtliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erſtlich ſie wachſen geſchwinder und nehmen geſchwinder ab, als die unverbaſtardeten Arten; ſie ſind überhaupt mehreren Krankheiten ausgeſetzt, als die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und ſtörriſches Temperament, das in den wunderbarſten Wechſeln hin und her ſpringt, ſie ſind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleſeltreiber: was iſt kolleriger ſtätiſcher und boshafter, als das Maulthier? Frage den Hundefreund oder Hundebeobachter. Wer zählt die verſchiedenen Hundegeſchlechter und wer findet wieder alle die Baſtarde heraus, die aus ihren Durchkreuzungen entſtanden ſind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren beſtimmten ſogenannten Inſtinkt erkennbar genug ſind. Wann dieſe unter einander gemiſcht werden, ſo erſcheinen ſogleich die Baſtarde vor unſern Augen, deren wir alle Tage genug ſehen können. Was entdeckt man an dieſen? mehr ſpringende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue mehr Biſſigkeit, weniger Inſtinkt mehr Sklavenſinn. Die Hundekomödianten, welche dieſe Thiere zu

Springern und Seiltänzern zu Trommelſchlägern und Kartenſchiebern abrichten, nehmen dieſe Baſtarde am liebſten, weil ſie, wie ſie ſagen, anſtelliger und gelehriger ſind als die Einfachen! denn die zwei drei verſchiedene Naturen in ſich tragen, können ſich weniger vertheidigen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit feſt ſtehen. Das auch ſagen ſie, dieſe Thiere ſeyen luſtiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufſteigen, ſo daß man ſie todtſchlagen kann, ohne daß ſie davon laſſen.

Wie in einem Baume, deſſen Stamme man eine fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verſchiedenen Triebe wirken mag, können wir nicht mehr ſo ſehen, als bei den Thieren, die ſich mehr mit einer gewiſſen Menſchenähnlichkeit und Willkür zu bewegen und zu beſtimmen ſcheinen, als die Pflanzen. Wir ſehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine ſolche Künſtelung, die der Menſch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen gewahren wir das Auffallende, daß die durch Verbaſtardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was ſie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren. Man mögte ſagen, das Wilde Eitle und Geiſtige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenſeele nennen mögte, zieht ſich zurück.

Ich meine mit der Verbaſtardung, wovon wir ſprechen, nicht allein einander ganz fremde Geſchlechter, wodurch die menſchliche Willkür mittelſt abſichtlicher und huriſcher Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen verſucht hat, ſondern ich meine auch die Verpaarung und Verächtung der einander nächſt ſtehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen in manchen Ländern, beſonders aber in England, mannigfaltige Verſuche angeſtellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das iſt endlich der merkwürdigſte Ausſprung aller dieſer Verſuche geweſen und hat ſich als die bleibendſte Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Miſchung mit einem edleren bis zu einem gewiſſen Grade wohl geſchwind ſcheinbar verbeſſern kann, daß aber dieſe Verbeſſerung auf die Dauer nicht aushält, ſondern daß das Unedle, was übrig blieb, immer wieder zurückſchlägt und das Edle allmählig wieder verſchlingt; daß aber das andere viel mühſeligere und viel langſamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigſte und Schönſte auslieſt und mit einander zeugen läßt. So wird durch die Paarung des Gleichen und Zuſammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geſchlecht. Um es durch Beiſpiele zu ſagen: Ich kann durch arabiſche und andaluſiſche Hengſte, womit ich deutſche Stuten beſchellen laſſe, wohl edle Baſtarde hervorbringen mit manchen ſchönen Pferdeeigenſchaften; aber wenn ich immer die beſten und von Zeugung zu Zeugung wieder die beſten Stuten und Hengſte von ächt deutſchem Stamme zuſammenlaſſe, ſo wird endlich, vielleicht erſt nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal das kräftigſte ſchönſte und dauerhafteſte Pferd fertig ſeyn, was der deutſche Himmelſtrich ertragen kann; jene durch Vermiſchung mit Fremden entſtandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückſchlagen: denn nur die Miſchung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und giebt eine Art, die bleibt. Eben ſo, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine ſchlechtere Menſchenart ſey als der Celte und Germane, ſollte man glauben, daß der Neger- und Mongolenſtamm durch eine fortgeſetzte Miſchung mit den letzteren beiden unendlich veredelt ja allmählig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die uns das Naturgeſetz zeigt, wird das mit nichten geſchehen, ſondern auch der Neger und Mongole und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das Beſte und Edelſte werden und das Beſte und Edelſte hervorbringen können, daß es immer das Kräftigſte und Schönſte ſeines Stammes ausließt und mit einander zeugen läßt. Die Baſtarde, die durch Vermiſchung des Ungleichen oder gar des Ungleichſten entſpringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenſchaften zeigen, und ſie zeigen ſie in der That ſehr häufig, wie man z. B. alle Tage an den Mulatten weiſen kann, aber das Harmoniſche Sichere und Genialiſche, kurz das Tüchtige und Bleibende wird aus ihnen nie hervorgehen.

Dieſe Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, ſollte von den Geſetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden und iſt von einigen alten Geſetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich ſahen und begriffen, als wir, gewiß ſehr ins Auge gefaßt werden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geſehen, als wir. Das Horaziſche Fortes creantur fortibus et bonis*) bleibt gewiß ewig wahr. Dies ſoll man nun freilich in den verſchiedenen einzelnen Völkern ſelbſt nicht auf einzelne Geſchlechter und Stammbäume ausdehnen, ſondern in einem reinen und ungemiſchten Volke ſitzt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meiſten in denen, die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüſten der Ueppigkeit und den Verführungen und Reitzen der gebildeten Geſellſchaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemiſchtes Volk hat ſeine vielen Verſchiedenheiten und Ungleichheiten; aber dieſe müſſen ſich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geſchlechter vermiſchen und mit einander durchleben. Die Bemerkung iſt auch wahr, daß Familien, die ſich durch manche Menſchenalter in drei vier andern Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewiſſen matten Nichtigkeit und Geiſtloſigkeit verſinken. Es gehört ein gewiſſer Reitz ein gewiſſer Gegenſatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geſchlechter durch die Zeugungen geiſtig und friſch erhalten werden. An dem Größten ſcheint alles am hellſten. Wie viele Herrſchergeſchlechter zeigt die Geſchichte, welche durch Vermählungen immer in demſelben Kreiſe der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und dumm und an Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloſchen ſind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann.

---

*) Starke werden von Starken und Guten gezeugt.

Demnach geht aus allen dieſen verſchiedenen Zeichen und Spielen die Wahrſcheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe Spitze Schlaue und Verſchmitzte vorherrſcht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der iſt, klug und verſchmitzt zu ſeyn — daß dann ein ſolches Volk ſehr auf der Neige ſteht und daß es ſicher ein unglückliches Miſchlingsvolk iſt, durch Verbaſtardung mit andern fremden Völkern entſtanden: ich ſollte ſagen *mit fremdartigen Völkern entſtanden*; denn wenn der

Schwabe eine Schwedin oder der Weſtfale eine Siebenbürgerin oder der Böhme eine Ruſſin heirathet, ſo geſchieht da keine Verbaſtardung, da verſchiedene Arten deſſelben Stammes wieder zuſammenkommen. Warum aber die ungebührliche Miſchung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verſchiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden und läßt ſich ungefähr andeuten.

Der Menſch iſt von Natur ein ſehr ernſthaftes Weſen — wie wir an ſeinen edelſten und einfachſten Arten ſehen, nach welchen wir nur das Recht haben ihn zu beurtheilen. Er iſt ſehr ernſt und ſtill, doch kann er auch ſehr fröhlich und wild ſeyn; indeſſen als ſein eigenthümlicher Karakter herrſcht das Erſte vor. Ernſt und Stille ziemte dem denkenden Weſen, welches als waltender und ordnender Geiſt die Erde im Namen Gottes und mit der Hülfe Gottes regieren ſoll. Das Waltende und Schaffende in dem Menſchen iſt ihm ſelbſt ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde ſeines Weſens verborgen, als das dunkle Bett der Geiſter, woraus ſie, wann ſie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden, wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botſchaft bringen. Die Menſchen und Völker, welche dieſes Schaffenden und Waltenden viel in ſich tragen, ſind ſtille und ernſte Menſchen und Völker. Alle aber, welche deſſelben weniger haben, welche gleichſam von der eigenen Fülle nicht ſo ſchwer beladen ſind, erſcheinen wild flatterhaft und leichtſinnig, in Worten und in Thaten riſch und ſcharf, am riſcheſten und ſchärfſten mit der Zunge, ſo daß ſie von denen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche faſſen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erſcheinung beurtheilen, wohl häufig geiſtreich und witzig genannt werden. Dies ſind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermiſchung, wovon wir ſo viele Zeichen haben ſchimmern ſehen, die, welche von vielen reich an Geiſt genannt werden und die doch an Geiſt arm ſind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Geneſis im 6. Kapitel im 1. 2. 3. 4. 5. und 6. Verſe: „Da aber die Menſchen begannen ſich zu „mehren auf Erden und zeugeten ihnen Töchter, da ſahen „die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen zu Weibern, welche ſie wollten. Da ſprach der Herr: Die „Menſchen wollen ſich meinen Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen, denn ſie ſind Fleiſch. Ich will ihnen noch Friſt geben „hundertundzwanzig Jahre. Es waren auch zu den Zeiten „Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchlieſen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. „Da aber der Herr ſah, daß der Menſchen Bosheit groß „war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war immerdar; da reuete es ihn, daß er „die Menſchen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte „ihn in ſeinem Herzen und ſprach: Ich will die Menſchen, „die ich gemacht habe, vertilgen von der Erde.“ — Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns ſpricht! Die ſtillen frommen und ſchöpferiſchen Menſchen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiſte von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, laſſen ſich gelüſten und miſchen ſich mit einem anderen unruhigeren und ſchlechteren Geſchlechte, und dieſe zuſammen zeugen jene Miſchlinge, welche Gott nicht gefallen und die er deswegen von der Erde vertilgen will. — Das muß natürlich meiſtens erfolgen bei der Miſchung deſſen, was ungleich iſt, daß dasjenige was durch ihre Zeugung geboren iſt, unharmoniſche und mit einander ſtreitende Triebe habe, daß es alſo ein wildes unruhiges und eitles Geſchlecht werde. Dieſer Streit der Triebe dieſe Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menſchen oder bei den Völkern, welche durch Verbaſtardung entſtanden ſind, keinen inneren Frieden zu; ihnen wird durch ſolchen inneren Krieg das ſtille Bett zerwühlt, worauf, wie wir oben meinten, die Geiſter ſich in der Tiefe des frommen Buſens lagern und von wo ſie zuweilen herriſch und ſchöpferiſch an das Licht des Lebens hervorzuquellen ſcheinen. Die Geiſter werden aus ihrer ſtillen und geheimen Schöpferwerkſtätte aufgejagt, ſie werden, mögte ich ſagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, ſie treten den Menſchen faſt in die Haut: und dieſe Menſchen und dieſe Völker, welchen ſolches wiederfährt, bekommen nun Geiſt für die Geiſter, die ſie hatten. Sie ſelbſt meinen und andere, die nur den Schein ſehen, meinen ihnen nur ſo nach, ſie ſeyen gebildeter geiſtreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen iſt, damit ſie, immer vom Geiſt geſtachelt und gereizt, mit dem Kleinen und Eitlen tändeln und ſich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, was ihre Väter beglückte, tröſten können. Dies iſt das Kluge Spitze und Liſtige, was wir bei den Franzoſen und faſt bei allen Miſchlingsvölkern, die durch Verbaſtardung entſtanden ſind, und bei allen ſlaviſchen Stämmen faſt ohne Ausnahme vorherrſchend finden und was dem ſtillen und einfältigen Genius der ſchöpferiſchen Kräfte am fernſten liegt. Weil bei den Miſchlingen die Ruhe fehlt und die Geiſter mit einander im ewigen Hader ſind, weil alſo immer ein Spiel geiſtiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens iſt, ſo ſchimmern ſie gleich den Baſtardblumen mit allen möglichen geiſtigen Scheinen und Farben und dünken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geiſt und Witz zu haben, als die im ſtillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortſchreitenden und ruhig bildenden Völker. Es iſt nichts leichter zu erwerben als die Art Witz und die Art Geiſtreichthum, welche man Judenwitz oder Franzoſenwitz nennt. Er wird durch die bloße Uebung, durch die bloße unaufhörliche Reitzung des Gemüthes und Umrollung der Zunge oft eben ſo erworben, wie auch ein Dummkopf das l'Hombre und Schachſpiel ganz leidlich lernt. Es iſt nur ein Wortwitz, ein kombinatoriſcher und arithmetiſcher, der mit Worten und Zahlen zuſammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den ſtillen und verborgenen Quellen des tiefſten Gemüthes gleich Jupiters Blitzen hervorſchießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortrefflich ſagt ein ſcharfſinniger Schwede*) der uns gleichſam die Entſtehung des in gewiſſen Völkern vorherrſchenden Geiſtigen Spitzigen und Pfiffigen mahlen will Der franzöſiſche esprit iſt nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er iſt in der Regel nichts Anders als Umkehrung oder Gegenſatz. Die Anlage dieſes esprit entſteht im Gemüthe, wenn die Triebe deſſelben aus dem Gleichgewichte gebracht ſind und faſt, als hätte der Zufall ſie unter einander geſchüttelt, die einen oben die andern unten liegen. Und in der That wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtſinnige Unruhe, die immer auf Neues ſinnende Liſt, die zu geiſtige Beweglichkeit eine urſprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigſtens einen Kampf ungleicher Triebe bedeute, die nicht zuſammen gehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die ſpringende und fliegende Geiſtigkeit, die immer alles faſſet und nichts feſthält und immer von einem Gegenſtande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geiſtes bezeichnet, daß aber die rechte Kraft und der rechte Geiſt und die rechte Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unſcheinbares Aeußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit geſcholten wird.

---

*) Admiral Graf Ehrenſwärd in ſeiner Philoſophie der Künſte.

Wir haben viel hin und her geſpielt, damit wir bewieſen, daß eine gewiſſe geiſtige Pfiffigkeit und eine große mechaniſche Fertigkeit bei Völkern weder das Größte ſelbſt noch auch Zeichen von Größe ſind, ſondern daß ſich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten grade am häufigſten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, ſo überträfen die Chineſen, die nun vielleicht ſchon ein paar Jahrtauſende ſtill ſtehen und alles Friſche, was ſie berührt, ſogleich in ihren todten Mumienſtaat hineinfreſſen, alle anderen Völker der Erde. Dieſe Spiele ſeitweges indeſſen und dieſe Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir ſeitweges ſo viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unſern Weg deſto grader halten und ohne viele Umſchweife und Spiele der Worte und Gedanken friſch auf das Ziel hinſteuern.

Wir haben wenigſtens in Andeutungen und Wahrſcheinlichkeiten gewieſen, wie entartete und verbaſtardete Völker oder ſolche, die auf der Neige des Sinkens ſtehen, ſich offenbaren. Wir werden nun nach dieſen Vorſpielen denen, welchen unſre Anſichten nicht ganz ohne Einſicht und ohne geſchichtlichen und naturgeſchichtlichen Beleg zu ſeyn ſcheinen, leicht zeigen können, wie jung friſch und rein unſer

Volk noch in der Weltgeſchichte ſteht und wie viele Hoffnungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in ihm ſind. Ungeachtet dieſer Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweiſen werde, iſt unſer Volk wahrſcheinlich dem Urſprunge nach nicht jünger als die, welche lange vergangen ſind, die Perſer Griechen Römer, oder als die. welche uns dünken Chineſen gleich erſtarrt zu ſeyn und keine friſchen Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Franzoſen. Es hat es bloß einem glücklichen Stern zu danken, daß es ſo lange in ſeiner Friſche geblieben und durch Unſtätigkeit und Eitelkeit der Triebe nicht zu früh dem traurigen Greiſesalter des klugen Bewußtſeyns entgegengeriſſen iſt, und dieſer Glücksſtern der Germanen heißt: *Die Deutſchen ſind nicht durch fremde Völker verbaſtardet, ſie ſind keine Miſchlinge geworden, ſie ſind mehr als viele andere Völker in ihrer angebornen Reinheit geblieben und haben ſich aus dieſer Reinheit ihrer Art und Natur nach den ſtätigen Geſetzen der Zeit langſam und ſtill entwickeln können; die glücklichen Deutſchen ſind ein urſprüngliches Volk.* Wir haben für unſere Altvordern ein großes Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieſer außerordentliche Menſch, der mit Seheraugen die Tiefen des Menſchenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegenwart und die Zukunft durchſchaute, hat wohl geſehen, was in unſern Väter war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schickſalsnacht er hereindämmern ſah, glänzende Looſe verkündigt; und die Geſchichte hat ihm bis jetzt nicht widerſprochen. Das aber hat er vor allen Dingen am hellſten geſehen, wie viel darin lag für die künftige Größe und Majeſtät des germaniſchen Volkes, daß ſie rein und nur ihnen ſelbſt gleich, daß ſie keine Miſchlinge waren; denn er ſah ſein Italien, das einſt die Herrſcherin der Länder war, ein verruchtes und verworfenes Miſchlingsgeſindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die ſtolze Römerſeele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So ſpricht er im 2. Kap. ſeines Büchleins über Germanien: „Ich muß die Germanen für urſprüngliche Bewohner (indigenas, αὐτοχθονας) halten und gar nicht durch die Ankünfte und Befreundungen mit andern Völkern gemiſcht, weil weiland nicht zu Lande ſondern auf Flotten herfuhren, welche die Sitze zu ändern ſuchten, und weil der weithin unermeßliche und, ich mag wohl ſagen, feindſelige Ocean von ſeltenen Schiffen aus unſerm Welttheile befahren wird. Wer mögte auch wohl, außer der Gefahr eines gräulichen und unbekannten Meeres, Aſia oder Afrika oder Italien verlaſſen und Germanien aufſuchen, ungeſtalt von Landen, rauh von Himmel, traurig von Anbau und Anſehen, nur nicht, wenn es Vaterland iſt.“ — Und ſo heißt es im 4. Kap. „Ich trete den Meinungen derer bei, welche dafür halten, Germaniens Völker ſeyen, durch keine andere Vermälungen mit andern Völkern angeſteckt, ein eigenthümliches und reines und nur ihm ſelbſt gleiches Volk geweſen; daher auch, obgleich in einer ſo großen Menſchenzahl, bei allen derſelbe Körperſchlag trotzige und blaue Augen röthlichgelbes Haupthaar große und nur zum Angriff kräftige Leiber.“

Dieſes ungemiſchte und reine Volk nahm nun im ſiebenten und achten Jahrhundert das Chriſtenthum auf als ſogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren dieſe beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzoſen ähnlich, daß ſie alle Völker, die nicht ſie ſelbſt waren, als eine Art roher Halbwilden anſahen und verachteten. Unſere eigenen ſpäteren Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber haben ſich durch dieſe griechiſchen und römiſchen Anſichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen laſſen und die Wildheit und Rohheit, die jene Alten nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil recht zu einem vollen Gemälde mit einer Art Wohlgefallen ausgemalt. Dieſe Anſicht iſt aber durchaus eine unwahre und ungeſchichtliche und wird am beſten faſt durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon iſt überhaupt keine Spur in der Geſchichte, daß unſere Verfahren je etwas dem Aehnliches geweſen wären, wie uns die Wilden der neueſten Geſchichte, die Bewohner Nordamerikas und der Orinokoländer und der Südſeeinſeln beſchrieben werden; als ſolche halbe Beſtien ſind uns die Germanen nie gemeldet werden, und wären ſie je menſchenfreſſende Thiere geweſen, ich dächte, die Beſtialität wäre nicht ſo leicht zu verwiſchen geweſen und müßte auch jetzt noch wohl hin und wieder in ihnen erſcheinen; was aber gottlob nicht der Fall iſt. Iſt es denn geſchichtlich erwieſen, und iſt es nicht vielmehr ein dummer und unmenſchlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem ſie jenes höchſte Glück der Unſchuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erſt hätten bis zu den Thieren ja unter die Thiere erniedrigt und entmenſcht werden müſſen, ehe ſie wieder die erſten leiſen Anfänge der Menſchlichkeit ergreifen und die tiefſte und elendeſte Dumpfheit des Thieres abſchütteln konnten? Können wir nicht eben ſo gut und viel menſchlicher vorausſetzen, die Anfänger unſeres Volkes ſeyen freilich rohe und gute Kinder geweſen, ſeyen dies aber immer geblieben und nie reißende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur ſeyen ſie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Deutſchland genannt wird, und haben ſich dort, ungewußt von der Geſchichte, ausgebreitet und im ſtillen Gange der Jahrhunderte ſich ſelbſt und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten ſie ſchon manche Jahrhunderte in den Ländern um den Rhein die Weſer Elbe Oder und Weichſel gewohnt, als die römiſche Habſucht ſie in ihren Sitzen zu ſtören kam und ſie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäſar und Tacitus und andere Römer über ſie abhören, ſchon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Worte Barbarei verſtehen. Nicht mehr unſtäte Jäger oder Hirten, waren ſie ein Ackerbau treibendes Volk, faſt alle mit eingetheilten Feldern und feſten Sitzen; doch war noch ein Ueberfluß von Wäldern und unbebautem Lande und daher lebten ſie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie beſtanden aus Fürſten Edlen Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Geſetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernſt in den Sitten, Unerſchrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuſchheit in der Ehe, Fröhlichkeit Gaſtlichkeit und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete ſie aus. Was über die Gerichte die Volksverſammlungen die Rechte der verſchiedenen Stände die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war, und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie ſie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die krieggeübten Römer mit allen ihren Künſten zu beſiegen verſtanden —

alles das bedeutet ſchon ein ſehr geordnetes Volk und keineswegs Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde darunter verſteht. Sie waren roh und ungebildet, ſie wußten noch faſt nichts von jenen Künſten der Ueberbildung und Ueberverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals anfingen zu vergehen, aber ſie waren ein einfältiges tapferes treues gerechtes und freundliches Volk, das die Menſchen liebte und die Götter ehrte; ſie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Geſetze ſchon ſo gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte ſie zu einer ſehr hohen Stufe der Menſchlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie lange Jahrhunderte die Wilden Nordamerikas trotz aller Beiſpiele eines glücklicheren und menſchlicheren Zuſtandes, welche ihre Nachbarn die Engländer und Amerikaner ihnen täglich zeigen, in Unhuld und Elend als unſtäte Halbmenſchen noch umherſchweifen werden, ehe ſie von dem ſchöneren Reitze der Menſchlichkeit ſo ergriffen werden, daß ſie die traurige Wildheit zähmen laſſen? Ja mir ſagt es faſt ein dunkles Gefühl, als werden ſolche Völker, wie die Irokeſen Karaiben und Nutkaſunder und ihres Gleichen, nie wieder zahm, ſondern als müſſen ſie allmählig ausſterben oder von edleren Völkern auch ausgerottet werden.

Das Chriſtenthum nahm denn, wie geſagt, die friſchen und tüchtigen germaniſchen Naturkinder auf und unter ſeinen belebenden und lockenden Sonnenſtrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt ſtanden, mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel ältere Bildungskeime hatten und zu welchen das Chriſtenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war, ja ſie flogen ihnen ſogar bald voraus. So gewaltig war die ungeſchwächte

Triebkraft und ſo herrlich wirkte der reine und ungemiſchte Stamm und die kindliche Einfalt der ſtarken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenſchaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, das jetzt Deutſchland heißt, wurden Chriſten im ſiebenten und achten Jahrhundert, und im elften und zwölften Jahrhundert ſtand das deutſche Volk ſchon in einer außerordentlichen menſchlichen chriſtlichen politiſchen und künſtleriſchen Herrlichkeit da.

Dieſes letzte Wort: Die künſtleriſche Herrlichkeit, müſſen wir uns ganz beſonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die gottlob jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit ſehenden Augen blind waren: wir hatten den erſten Schlüſſel zu unſerer Geſchichte verloren und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füßen lag. Jetzt, die letzten Jahrzehende haben uns gottlob die Starre geſtochen, und wir können wieder hinter uns ſehen und werden alſo im Vorwärtsgehen weniger ſtolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche geſtrebt haben und ſtreben uns die Kunſt unſers Mittelalters aufzuhellen; ſie haben uns den großen Schlüſſel zu unſerer Geſchichte in die Hand gegeben und durch ſie erſt verſtehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören. Sie haben durch ihre Unterſuchungen und Entdeckungen Lichtſtreifen in jene dunklen Jahrhunderte geworfen, welche uns unſre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunſt die ſchönſte Blüthe des einzelnen Lebens iſt, ſo iſt ſie auch die ſchönſte Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man ſo klar ſehen als an ihr, was ein Volk einſt war und was es einſt ſeyn kann. Groß iſt die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mithandelnden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel herauf in die zukünftigen Zeiten; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin ſie gethan ward, wirft ſie nicht hin, denn ſie iſt mit Erde und Staub und Blut umringt und ihr Schein iſt trübe. Kleiner iſt das Werk für den Augenblick, nicht ſo gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenoſſen, unter welchen es entſteht, aber dem Enkel und Urenkel ſteht es wohl hehrer und begeiſternder da, als die That, von der nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erſt groß, wann die geſtorben ſind, unter welchen es entſtand, ſein Schatten wird immer ätheriſcher ſein Bild immer lichter ſeine prophetiſchen Zeichen werden immer ſprechender, je weiter die Jahrhunderte abwärts wandeln; denn mit dem Irdiſchen hatte es von Anbeginn nichts gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Geſpiele der Himmliſchen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt den Spiegel dieſer Idee immer reiner, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurücktritt. Aus Homerus und Sophokles erkennſt du die griechiſche Geſchichte (die große Geſchichte meine ich, den Grund und Boden der griechiſchen Geſchichte) beſſer, als aus Herodotus und Thucydides, und Dante und Cervantes beſchreiben die Italiäner und Spanier beſſer, als Machiavelli und Mendoza; und du lieblichſter Klang aus alter Zeit, du anmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln und du Münſter in Strasburg, ſeyd ihr nicht tauſendmal beſſere Geſchichtſchreiber der Deutſchen, als Schmidt und Möſer und Johann Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Geſtalt feſtgehalten; und die angeſchaute Ruine eines griechiſchen Tempels mit ſeinen Verzierungen Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechiſchen Götterleben, als der ganze Pauſanias.

In der That erſt die letzten Jahrzehende haben uns über uns Deutſche und über unſere Geſchichte die Augen ein wenig geöffnet. Doch ſtehen wir nur erſt in den Vorhallen und ſchauen ſchüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe ſeyn, wann wir den ganzen Bau überſehen können? Wir hatten wohl ſo viel gelernt aus unſerer Kaiſer- und Reichsgeſchichte, aus den Zügen nach Italien aus den Unternehmungen auf Dänemark Ungarn und Polen aus der Größe und dem Reichthum unſerer Städte und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unſern Kriegsabentheuern von unſerer unerſchöpflichen Menſchenzahl und unſerer unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk geweſen waren; auch einzelne Werke, wenn ſie auch nur als Maſſe auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit Gerechtigkeit und geſetzliche Zucht und Ordnung geprieſen geweſen waren. Endlich hatte man uns auch geſagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Deutſche immer mit dabei geweſen ſey. Aber das wußten wir vorher nicht ſo wie jetzt, das konnten wir aus der Geſchichte ſo nicht darthun, daß wir Deutſche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geſchichte ſind, daß wir das abendländiſche Chriſtenthum entwickelt, daß wir die ſchönſten und lieblichſten Blüthen der Sitte und Kunſt daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns beſcheiden ſonſt nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunſtwerk gezeigt wird, deſſen Schöpfer man nicht weiß, daß der Künſtler und Meiſter ein Deutſcher war; daß, wo etwas Freies und Geſetzliches in Städten und auf Inſeln der fernſten Küſten ſich gebildet hatte, die Freiheit eine deutſche eine hanſiſche Freiheit war.

Die ſüßen Nachtigallen der Kunſt haben nach den hiſtoriſchen Ueberlieferungen zuerſt zu zwitſchern und zu klingen angefangen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs Italiens und Hiſpaniens, man nennt da eine romaniſche provenzaliſche limoſiniſche und katalaniſche Dichtkunſt. Dieſe Dichtkunſt hat wie der erſte Frühling, der nach dem ſtarren und traurigen Winter mit ſeinen warmen Lüften und milderen Sonnenſtrahlen ſo lieb iſt, einzeln liebliche Veilchen und Maienblümchen getrieben, die ſich nachher in der Kunſt der ſüdlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zuſammengeflochten haben. Gewiß hatten unſere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feſte und Gaſtmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und ſchwärmenden Seelen in der Einſamkeit geſungen wurden. Dies können wir wohl wiſſen nach den Sagen unſeres Nibelungenliedes und der nordiſchen Edda, deren Geiſt unſerm Alterthume doch verwandt war. Gewiß ſind aber dieſe germaniſchen Lieder und Sagen frühe mit dem chriſtlichen Geiſte, ich mögte ſagen, mit der chriſtlichen Seele, durchſtrömt worden, d. h. ſie haben chriſtliches Gemüth und chriſtliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germaniſche Gefäß ſo rein war, darum iſt das Chriſtenthum gar früh in alle ſeine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe und Freude und Muſik. Es gab allerdings durch das Kaiſerthum und das Hoheprieſterthum von Rom einen Cyklus der damaligen Chriſtenwelt, der auch das Entfernte zuſammenbrachte, und was die romaniſchen und provenzaliſchen Trovadores erſunden und geſungen hatten, konnte auch zu unſern germaniſchen Wäldern durchklingen; aber ich glaube nicht, daß unſere ſogenannten deutſchen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachſingenden Zuſammenhang mit der ſüdlichen Kunſt haben. Ein Klang eine Sage auch eine Weiſe konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Uebrige machten die kindlichen und begeiſterten Herzen von ſelbſt, da waren ſie ſelbſt die Erfinder und Macher. Und in unſern alten Liedern und Volksgeſängen, die reich und mannigfaltig wie die tauſend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausklingen, unbekümmert, ob jemand ſie hört, ſpiegelt ſich in ihnen nicht das eigenthümlichſte germaniſche Leben und die fromme germaniſche Art auf die wunderbarſte Weiſe, daß wohl keiner ſagen mag, dies ſey uns von den Wälſchen gekommen? Denn in den wälſchen Liedern, ſo ſüße Liebes- und Freudenſeufzer ſie meiſt auch ſind, iſt doch bei aller Liebe Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchſcheinend; aber die unſrigen fangen meiſtens mit ſinnlichen Spielen und Anſpielen, auch mit Hinſpielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geſchichten an, aber endlich fliegen ſie wie bunte himmliſche Vögel hoch über alles irdiſche Leben hinaus und ſpielen uns aus den Lüften überirdiſche Schätze und Träume himmliſcher Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Muſikaliſch und lyriſch iſt das Chriſtenthum, das Lied und das Saitenſpiel ſind ſein Grundton, ſein ewiger Athem und Klang iſt die Liebe. Deswegen mußte die neuere Kunſt wann ſie eine wahre neuere Kunſt, wann ſie eine chriſtliche Kunſt ward, in der Muſik und Lyrik ihre Auflöſung und Erklärung haben. Und ſo hat die Kunſt ſich bei den Deutſchen auch bewährt und verklärt. Wie große und fromme Kinder, die reines und unſchuldiges Herzens ſind und weiter nichts wiſſen, als was Einfalt Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unſre Väter von dem Chriſtenthum in die geiſtige Welt eingeführt und in Einfalt und Unſchuld bildeten ſie nach und erzählten wieder, was ſie droben bei den Himmliſchen und Heiligen geſehen hatten. Alle die unendlichen und unſterblichen Spiele der himmliſchen Liebe und Freude, alle die innigſten Anſchauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des ſeit dem Sündenfalle verhüllten irdiſchen und elementariſchen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft ſo bedeutend warnend und ahnungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorſpielt, haben ſie in der reichſten und ſchönſten Mannigfaltigkeit dargeſtellt und in irdiſchen Bildern feſtgehalten, daß die Urenkel noch werden ſehen können, wie jene weibliche freudige und einfältige Menſchen Gott und die Natur beſſer verſtanden, als ſie durch Klauberei und Klügelei je verſtanden werden können. Die Baukunſt iſt der Triumph des deutſchen Wirkens und Schaffens, man kann ſagen *die Deutſchen haben das Chriſtenthum ausgebaut*, wenigſtens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Chriſtenthum ſelbſt von der Erde verſchwinden könnte, Menſchen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reſte der ſogenannten gothiſchen Baukunſt ſähen, ungefähr begreifen könnten, welch eine Lehre das geweſen ſeyn müſſe, aus welcher ſolches hervorgeſproßt ſey; wie der Wanderer in den durch den muhamedaniſchen Fanatismus entweiheten und verödeten Gefilden Indiens ſinnig an den Trümmern der heiligen Tempel Höhlen und Bäume vorübergeht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes liebendes und beſchauendes Geſchlecht das ſeyn mußte, welches ſolche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende und lebende Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die deutſche heilige Baukunſt des Mittelalters umfaßt die ganze europäiſche Welt der germaniſchen und halbgermaniſchen Völker; was in Deutſchland Italien Frankreich England ja was in Schweden und Norwegen darin Großes gemacht worden, es iſt das Werk und immer wenigſtens das Bild des deutſchen Urbildes (der Idee). Wie das Chriſtenthum, ohne Zweifel äußerlich und innerlich die weiteſte und geiſtigſte Religion, die ihrem Weſen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verſchiedenſte umfaſſen und erwärmen kann, alles Leben in ſich zuſammenband und keines ausſchloß, wie Himmel und Erde Geiſtigkeit und Sinnlichkeit Leib und Seele in ihm in ſchöner Eintracht und frommem Frieden verbunden wurden, ſo daß jedem ſeine Rechte geſichert wurden, ſo hat es in der Baukunſt alle übrigen Künſte verbunden. In dem Karakter der gothiſchen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Malerei ſanft in einander, ohne daß ſie durch eine ungebührliche wirkliche Vermiſchung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berniniſchen Art in der Bildnerei ſpricht; nein ſie ſind wie Mann und Weib ſo in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber außer einander ſtehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende Seele ſind. Die Muſik aber und die Dichtkunſt ranken und ſpielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwiſchen ihnen empor, und um die ſchönen und bunten Frühlingsauen, die ſie doch in den Lüften zuſammenweben und amphioniſch zuſammenklingen, zwitſchern die Minneliederchen wie Schwalben und Lerchen und ſchießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieſes Bild der großen Bilder, was ich hier hinwerfe, dieſe dünne Anſicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang klingen der unendlichen Welt, die ein großes Kunſtwerk in der Menſchenbruſt entwickelt, oder vielmehr der verhüllten unendlichen Welt, die der Menſch einſt in Klarheit geſehen hat und von deren Weſen ihm jetzt nur noch durch die Kunſt zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahnungen gezeigt wird. Wie der Künſtler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeiſterung unwillkürlich und unaufhaltſam aus ihm hervorſprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, ſo wenig mag der Anſchauer und Betrachter ſeines Werkes mit Worten die Geiſter ſchildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunſt des Mittelalters eine verſteinerte Muſik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entſtehung nach; man ſollte ſie lieber (man verzeihe das Wort) eine muſicirende Steinerei nennen. Nach oben, nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menſchen, mit den Geiſtern mit den Engeln mit den Heiligen mit der reinen Jungfrau mit dem Chriſtkindlein wollten ſie ſpielen und ſcherzen, dahin trachtete und richtete all ihr Leben alle ihre Sehnſucht alle ihre Kunſt, und dieſe Geſtalt nahmen ſie an. Sinnlich und klar ſieht und faßt man es, wenn man im Mondſchein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesſtrahlen und die ſtilleren Sterne in den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Geſtalt zuſammenzufließen ſcheinen. Da ſieht man in den ſchlanken Säulen die Bäume gleichſam zum Himmel emporſchweben, da ſieht man die hunderttauſend Schnörkel und Zierrathen wie muſikaliſch bewegte und gekräuſelte Luftwellen hinſtrömen, da ſieht man die Blumen und Vögel ſich regen und fliegen zur Höhe, und es lebt und ſingt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieſes Streben nach oben dieſes Fliegen Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des chriſtlichen Meiſters war, ſo iſt das Spitze und Eckige in den Bauwerken und ihren Blüthen Verzierungen und Arabesken der nothwendige Karakter; wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht ſogleich alles Schönſte wieder zerſtörten, ſo gehen alle anderen Außentheile Säulen Bögen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies iſt durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die chriſtliche Andacht errichtet hat, in ſo weit ſie nicht durch die nothwendige Zweckmäßigkeit und Bedürftigkeit aller irdiſchen Werke gebunden ſind, welchen in gewiſſem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen muß; denn riſſe man die Dächer weg, ſo würde ſogleich durch den bloßen Anblick erſcheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben geht und ſtrebt. Es iſt kein Zufall dieſes Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwiſchen Himmel und Erde offen, es bietet in ſeinen Säulen Zacken Blumen Ranken und Sproſſen dem Himmel tauſend Hände und Fingerlein, woran er faſſen und das liebende und ſehnſüchtige Geſchlecht zu ſich emporziehen kann. Ueberhaupt hat alles, was der Menſch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerſte Bedeutſamkeit und nicht bloß in dem Sinne und der Meinung, woraus es entſtand, ſondern auch in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Gebilde ſelbſt. Bei allem, was nicht aus eitler Buhlerei und kindiſcher Aefferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem geboren iſt, müſſen ſich durch eine höhere und unwillkürliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menſchen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entſtand. So iſt es auch kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidniſchen Griechen und Römer das Runde und Geſchloſſene vorherrſcht, ſondern es iſt darin der Abdruck des innerſten Lebens und Glaubens dieſer Völker.

In ſinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen ſinnlichen Genuſſe und in voller ſinnlicher Entfaltung dieſes irdiſchen Lebens hatten ſie ſich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geſchloſſen. Darum machten ſie auch ihre Tempel ganz rund fertig, wie ihr irdiſches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und Genuß der Daſeynsfülle ihnen fertig erſchien, ſie ſchloſſen ſie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umſchloß, das kümmerte ſie nicht, ſie wollten mit keiner Sehnſucht dahin, ſie hatten hier unten die Genüge und begehrten nichts weiter.

Ja ſo allmächtig hatten die neue Zeit die chriſtliche Zeit und die unauslöſchlichen Flammen der glühenden chriſtlichen Liebe das reine und einfältige Geſchlecht der German[illegible] ergriffen, daß ſie dieſelbe in allem, was ſie wirkten bildeten und ſchufen, abdrückten abbildeten und widerſpiegelten. Die Reſte der alten Völker und die unreinen Miſchlingsvölker, welche von ihnen ergriffen und auf mannigfaltige Weiſe berührt gewandelt und umgebildet wurden, konnten das Heidniſche nicht ſo rein ausſtoßen, wie die Deutſchen, und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues chriſtliches Leben eingemiſcht. Wir wollen auch nicht in Abrede ſeyn und können nicht in Abrede ſeyn, weil die Geſchichte gegen uns ſpricht, daß uns von den Heiden und Heidengenoſſen nicht viele Fertigkeiten Kunſtgriffe und überhaupt nicht die meiſten erſten Geräthe Formen und Muſter auch der Künſte überliefert und gewieſen ſind; Einiges davon hat ſich trotz der Verheerungen der Hunnen und der ſpäteren Normannen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unſeres Rheins und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier — aber das können wir kühn ſagen, daß wir dieſes von den Fremden Empfangene bald in das Unſrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefeſſelt und unſre Geiſter nicht in nachahmender Sklaverei gebunden, wir haben es als das angenommen, was es war, als mechaniſche Fertigkeit, die immer von dem einen dem andern überliefert werden muß, als mechaniſches Muſter, wir haben es ſelbſtmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in ſehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unſre eigenen Kunſtgeſtalten Muſter und Geräthe gebildet und es mit unſrer Eigenthümlichkeit mit unſerm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die deutſche und die chriſtliche Seele eingehaucht und ſo iſt alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unſer geworden.

Wir haben von den höchſten und verborgenſten Dingen und Schöpfungen, die dem Menſchen immer nur als aufblitzende und oft zu geſchwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines ſchönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erſcheinen können, faſt in räthſelhaften Bildern und Andeutungen mehr fantaſiert als geſprochen. Wir wollen noch ein wenig fantaſieren und ſehen, ob wir durch den Gegenſatz mehr Licht werfen können auf eine Sache, die im Gemüthe oft ſo hell ſteht, in Worten aber und Gleichniſſen doch ſo ſchwer ausſprechlich iſt. Wir haben durch die geiſtige Anſchauung nicht bloß ſymboliſch ſondern innerlich in der Baukunſt das Runde als das Heidniſche, das Spitze als das Chriſtliche gefunden; wir wollen dieſe äußeren Zeichen ein wenig feſthalten. Vielleicht entdecken wir, daß ſie tief in das innere Leben und Anſchauen dieſer ganz entgegengeſetzten Zeiten und Menſchen hineinführen. Wir ſagten, der Chriſt mache und bilde alles ſpitz, laſſe alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen

Hände und Finger reichen, er wolle auch gern noch durch die Dächer ſelbſt zu ihm hineinſteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe ſich ſeinen Himmel hier auf der Erde ſchon zugewölbt, was jenſeits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgehe, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz ſeyn, hier wolle er des Daſeyns in ganzer irdiſcher Fülle genießen und den Kreis ſeines Lebens vollenden und deswegen habe er der Sehnſucht alle Thüren und Fenſter zugeſchloſſen. Und wahrlich dieſe Anſicht oder vielmehr dieſes Gefühl, was bei der Vergleichung der heidniſchen Tempel und der chriſtlichen Kirchen ſich uns von ſelbſt aufdrang, iſt in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide ſtrebt in ſich hinein, er will alle Dinge in ſich hineinziehen, der Chriſt ſtrebt aus ſich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Weſen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Chriſt hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir anſchauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verſtändlicher wird. Wir nehmen an, das Heidenthum und Chriſtenthum*) ſeyen zwei große und dicke Körper, nicht eben ſo ungeſtalt aber doch noch nicht geſtaltet, und dieſe Körper liegen in dem Kreiſe des Himmels und werden von dieſem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird ſich dieſer Anziehung weigern, er wird ſtreben ſich aus dem Himmelskreiſe herauszuſchnellen, er wird in ſeiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er ſich in ſich ſelbſt zuſammenziehen und in ihm ſelbſt zu verdichten ſuchen und alle die Spitzen und Ecken und Zacken abſtoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge faſſen und ihn alſo endlich zu ſich hinaufziehen könnte; er wird, weil er ſeiner ſelbſt allein Herr und Meiſter ſeyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit ſein eigenes abgeſchloſſenes Leben ſuchen. Der Chriſtenkörper, fröhlich der Anziehung des Himmels, ſehnſüchtig von ihm ganz und gar hinaufgezogen ja in ihn hineingezogen und von ihm verſchlungen zu werden, wird die Spitzen Ecken und Zacken, die an ihm ſind und wodurch er dem Himmel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abſtoßen und abrunden wollen, nein er wird wünſchen, daß alles Runde und Feſte in ihm zu lauter ſpitzen und weichen Häckchen Sproſſen und Ranken würde, woran der Himmel faſſen und ihn ſo in ſich hineinziehen könnte: er wird wünſchen, daß ſeine ganze Maſſe aufgelöſt und weich und flüſſig würde, daß er, in Funken und Wellen und Blüthenſtaub zerſprengt, mit Einem Athemzuge mit Einem brünſtigen Liebeskuſſe von dem ſehnenden Himmel eingeſchlürft würde.

---

*) Daß wir nicht von todten Ueberſchriften und Namen ſondern von dem Lebendigen in denſelben ſprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Chriſten, fühlt wohl jeder Leſer von ſelbſt.

Wir ſpielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde dichte feſte Kugel werden, die, unbekümmert um Sonne Mond und Sterne und um die Götter, welche darauf wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigener Anziehung und Abſtoßung rollen will. Der Chriſt will alles Runde ſeiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Maſſe durch die Liebe aus der alten Dichtigkeit reißen und ſie in eine einzige duftende und ſehnſüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reißenden Himmel küßte und ſo in ihn hinein ſchwölle. Der Heide will er ſelbſt ſeyn und kein anderer, er will das Einzelne ſeyn, das

Einzelne ausbilden, die Einzelnheit hält er feſt, im Einzelnen iſt er groß, Vollendung des Ichs, Abgeſchloſſenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Perſönlichkeit — das iſt ſein Weſen. Des Chriſten Leben iſt in der Liebe und in der Hoffnung, ſein feſter Boden iſt nicht hier unten, ſondern des Himmels wartet er, ſein Ich und alle Perſönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Weſen und zu dem Weſen der Weſen, zu Gott, und auch ſein Karakter, wenn er einen zeigt, iſt mehr die Stärke des allgemeinen chriſtlichen Geiſtes, als ein beſonderes in ihm ſelbſt geſchloſſenes Gemüth. So ſteht es denn faſt: das Heidenthum iſt in allen Beziehungen rund und vollgeſtaltet, es iſt plaſtiſch, das Chriſtenthum kraus und zu allen Geſtalten hinfließend und hinſpielend, es iſt romantiſch; wie Blumen mögte es ſich entfalten, wie Wellen in Muſik verrieſeln, wie Sonnen in Funken zerſtäuben und ſelig untergehen in Einer Geſtalt, in Gott. Und wenn auch die Klage ſo alt iſt als das Chriſtenthum ſelbſt, daß viele mit dem Namen Chriſten ſind aber mit der That Heiden, daß dieſe alſo auch mehr das Heidniſche und Abgeſchloſſene im Leben und im Karakter offenbaren müſſen, ſo gilt das doch nur bis zu einem gewiſſen Punkt hin. Wie wenig chriſtlich auch Manche, die Chriſten genannt werden, im Innern ſeyn mögen, Heiden können ſie wohl ſcheinen, aber das können ſie doch nicht mehr ſeyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wiſſen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte iſt die chriſtliche geweſen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müſſen. Noch nie hat ein Sterblicher ſich dem allgemeinen Geiſte der Zeit entziehen können, worin er lebt; er muß nothwendig eine Aehnlichkeit deſſelben darſtellen. Und auf dieſe Weiſe müſſen auch die am wenigſten chriſtlichen

Chriſten doch in ihrer Art ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abſpiegeln, worin ſie eingeflochten ſtehen. Jeder Menſch muß in gewiſſem Sinne ein Abdruck ſeiner Zeit ſeyn, er wird nothwendig geſtempelt und geprägt von dem Geiſte, der in ihr der waltende und herrſchende iſt, und muß von dem, was die Menge empfindet denket und iſt, ein Bild darſtellen. Den Gegenſatz des chriſtlichen Weſens und chriſtlichen Karakters gegen das Weſen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geſchichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geſchichte der Alten zeigen, und ſie zeigt ihn.

Eben ſo reich und mannigfaltig, wie die germaniſche Natur unter den warmen Sonnenſtrahlen des Chriſtenthums ſich gleich Blumen in der Kunſt entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte ſie ſich in dem Leben und in dem Staate. Dieſes Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur die Römer — und merke!) von jeher die unſichtbaren Götter mehr gezogen haben, als die ſichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen iſt, wie die Idee ſein rechtes Gebiet war von Anfang, ſo hat er auf Erden immer nach der höchſten Freiheit geſtrebt und thut dies bis dieſen Tag; ſo daß er mehr als einmal auf dem Punkte geweſen iſt über dieſem Streben nach der höchſten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchſte iſt nämlich die menſchliche Freiheit, die kleinere iſt die politiſche Freiheit. Unſelig iſt das Volk, welches der politiſchen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menſchliche nicht behaupten mag; aber unſeliger iſt das Volk, welches kein Streben der menſchlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politiſche Freiheit haben kann.

Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche, als durch Geſchichte und Gebote regiert. Jemehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, deſto weniger bedarf es der Geſetze. In Hinſicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche iſt wohl kein Volk reicher geweſen, als eben die Deutſchen. Dieſer Theil unſerer Geſchichte, der für die Kunſt ja der für unſer ganzes welthiſtoriſches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, iſt noch faſt wenig bearbeitet und doch droht er vom Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtniſſe der Menſchen und endlich aus der Wirklichkeit zu verſchwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit, aber von dem, was jetzt meiſtens vergangen und geweſen iſt, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germaniſchen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert herrſchte und wo unſere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg Strasburg Köln, eine ſo große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen deutſchen Staaten, die ſich wohl groß dünken, nicht iſt. Zuerſt ſtanden die Stände geſchieden, die Fürſten der hohe Adel der kleine Adel die Geſchlechter die Geiſtlichkeit mit allen ihren Stufen die Bürger die Bauern. Dieſe bildeten jede ihre beſondere Art und Sitte, obgleich ſie viele Einigungs- und Zuſammenfließungspunkte hatten. Die Bürger außer dem, was ſie gemeinſam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterſchied, waren wieder in eine Menge beſonderer Geſellſchaften Zünfte und Innungen zerſpaltet, deren jede wieder ihre Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und ſie mit der größten Strenge behauptete und feſthielt, weil ſie ſich ſelbſt allein ſo behaupten und feſthalten zu können meinte. Wenn man ſich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tauſend Gegenſtößen und Widerſtreiten außer einander und neben einander ſtand, recht lebendig vorſtellen könnte in ſeinem lebendigen Wirken Schaffen und Seyn, ſo würde unſer jetziges Leben uns faſt arm und jämmerlich dünken in der Vergleichung mit jener Vergangenheit. Außer dieſer unendlichen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Klaſſen und Geſellſchaften, die damals in einer einzelnen deutſchen Stadt geſehen werden konnten, war aber noch eine ſehr zahlreiche Freiſchaar des Lebens, die keiner beſondern Klaſſe und Geſellſchaft angehörte, ſondern wie die leichten Truppen und Springer und Plänkler eines Heeres hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein luſtiges und buntes Vorbild gab. Ich ſpreche hier von den Luftſpringern Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite ſeiner Geſchichte leſen können, das Mittelalter gewimmelt hat. Es war damals eine ſehr reiche Zeit: angeſtrengte Regierung war nirgends, ſtehende Heere kannte man nicht, das Reich war ſo mächtig oder vielmehr die Nachbarn waren ſo ſchwach, daß keiner es von außen antaſtete, Handel und Gewerbe blüheten überall. Da war Raum für eine Menge Singer und Spieler und anmuthiger Faullenzer, die man in ſpäteren Jahrhunderten überflüßige oder gar verderbliche Menſchen hat nennen müſſen; ſie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernährt, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeiſige und Bienen und Schmetterlinge ja auch Spatzen und Mücken und Fliegen trägt und nährt als leichte Spieler ſeiner unendlichen Luſt und Liebe. Dieſe leichte Freiſchaar hat, wie man aus allen Kroniken Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten ſieht, das Leben derſelben auf die luſtigſte und mannigfaltigſte Weiſe geſchmückt und verziert und der Zucht und dem Ernſt der Sitten nicht geſchadet. Später iſt mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine ſorgſame Polizei hat dieſen bunten Harlekinsrock der Geſelligkeit zerſchnitten und die Fetzen davon in alle Winde geſtreut: das Volk hat ſeitdem lernen müſſen ſich mit Methode freuen und mit Ordnung ſpielen.

So ſtand das deutſche Leben in reicher Fülle ausgeſpreitet und mit tauſend Blüthen Blättern und Zweigen entfaltet und ineinander verwachſen; aber jeder Gau jede Stadt jedes Land jeder Volksſtamm hatten wieder ihre beſonderen Ordnungen Arten und Weiſen, obgleich Einiges dem ganzen Großen gemeinſam war, als das, was das deutſche Volk und ſeine allgemeinſte Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber außer dieſem Ebenberührten, was in Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der großen Geſellſchaft hervorging, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Deutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch immer über den Bürger hinausgeht: d. h. ſie haben das Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war gewiß in der Vergangenheit viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben, das uns einſt der politiſchen Freiheit im ſchönſten Sinne würdig und empfänglich machen wird. Jeder Deutſche, der nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verloren hat, will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann. Dies iſt es, was ſie meinen, wann ſie ſagen, das deutſche Streben gehe vorzüglich dahin ſeine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dies Streben iſt an ſich edel; aber es kann übertrieben werden und der Menſch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren, er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden. Wenn aber das große Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über alles Geſetzte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude des Daſeyns, für das Leben, was über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Leben deutſcher Menſchen auch heute noch reich und mannigfaltig, ſo ſehr es das bei dem armen und geſpannten Zuſtande der Gegenwart ſeyn kann; es ſteht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chineſenthum, worin ſich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des deutſchen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweiſen, ſie liegt ja, wie vielen däucht, noch heute vor aller Augen da als das Herrlichſte, was der freie germaniſche Sinn aus ſich heraus gebildet und geſchaffen hat. Wer indeſſen nur obenhin die deutſche Geſchichte ſtudiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich ſey; nein es iſt ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Geſellſchaften, die im Mittelalter beſonders in den Städten war, iſt größtentheils von ſelbſt verſchwunden oder zerſtört; mehr noch iſt die reiche Verſchiedenheit der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie jener Zeit verſchwunden. Was damals vom Kaiſer bis zum Dorfſchultheiß und vom Papſt bis zum Buchſtabierlehrer, jedes auf ſeiner Stufe und in ſeiner Ehre, unter einander und auf einander ſtand und das ganze große Reich trug, hat ſich in ſpäterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngſter Zeit immer mehr gegen einander geſtellt; was damals Glück war iſt Unglück, was damals Friede war iſt Zwietracht geworden. Das kann man nicht mehr reiche Mannigfaltigkeit nennen, was zu einzelnen todten Stücken aus einander geriſſen da liegt, ſondern was in einzelnen lebendigen Leben neben einander blühet und gedeihet und doch durch ein gemeinſames höheres faſt unſichtbares Leben gehalten wird. Unſer Vaterland hatte ſich in dieſer Hinſicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt ſind, ſich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann dieſe Entwickelungsart als eine natürliche Art an ſich weder loben noch tadeln, ſondern bloß das ſagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit dieſe mannigfaltige Entwickelung fehlt, ſehr elendige und arme Völker ſind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen Geſtalten ſpielt, da wird das ſpätere Alter durchaus keine feſte und herrliche Geſtalt des Volkes zeigen.

Dieſe bunte und tauſendfaltige Entwickelung des deutſchen politiſchen Lebens in der weltlichen und geiſtigen Hierarchie unter dem Kaiſer und Pabſte, dieſen Reichthum der mancherlei Stufen und Ordnungen im Reiche von den größeren und kleineren Fürſten bis auf den unterſten Freien haben die Leute der jetzigen Zeit, die ihre Begriffe und ihr Elend immer auf die längſtvergangenen Zeiten zurücktragen, häufig den alten deutſchen Staatenbund, die alte deutſche Vielherrſchaft genannt; ganz mit Unrecht. Es war damals kein Bund von Staaten, es war Ein zuſammengebundener Staat; es war keine Vielherrſchaft, es war Ein Herr in jener Zeit. Damals war die Lehre noch allgemein, die bis in das ſechszehnte Jahrhundert währte, daß die Fürſten die Lande von Kaiſer und Reich hatten, daß ſie ihre Würden vom Reiche geliehen trugen, daß ſie Beamte des Reiches und Kaiſerlicher Majeſtät zu Dienſt und Huld verpflichtet waren; und ſo groß war die Majeſtät des kaiſerlichen Namens, daß ſie die wunderſame Vielheit und Mannigfaltigkeit leidlich genug zuſammenhielt und das Ganze in Ehre und Freiheit ſchirmte und ſchützte.

Doch nicht über die verfänglichen Kapitel der gewachſenen Vielherrſchaft und der Hoffnungen oder Sorgen, welche der gegenwärtig beliebte deutſche Bundesſtaat macht, ſondern über die Kunſt des Mittelalters mögen hier ein paar Worte ſtehen, wie die Gelegenheit ſie mir ablockt.

Ich behaupte, nicht die vielen ſogenannten Mittelpunkte der mit mannigfaltigen Strebungen in Deutſchland entwickelten Vielherrſchaft haben die Kunſt im Mittelalter ſo groß und herrlich gemacht, ſondern daß in dem Kaiſerthum doch noch gewaltiges Gefühl eines über allen ſtehenden deutſchen Königthums war, wobei von den Deutſchen noch ein großer Mittelpunkt des ganzen Volks nicht allein gedacht ſondern noch empfunden ward. Die wenigſten deutſchen Fürſten waren damals mächtig, wenige ſo reich, daß ſie glänzenden Hof halten und die Kunſt hätten fördern können, ſondern bei den Städten war damals Reichthum Glanz und Pflege der Kunſt in jeglicher Art.

In ſpäterer Zeit des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat die Pflege der Kunſt an den Fürſtenhöfen noch weniger gedeihen können. Da war das Gefühl und der Gedanke deutſchen Volks und deutſcher Kunſt faſt erloſchen und verloren, und man lebte unten und oben, am meiſten aber in der oberen Region, in kümmerlichſter und jämmerlichſter Franzoſennachäfferei. Die Macht und Pracht der freien deutſchen Städte war da lange dahin, und auch faſt alle Fürſten und ihre Hofhaltungen waren an dem magern Franzoſenthum an Soldatenſpielerei und Schuldenmacherei zu krank, als daß an Förderung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft im hohen Stil hätte gedacht werden können.

Einzelne kümmerliche und zierliche Hofakademien machen keine Kunſt und haben ſie nie gemacht. Wir wollen annehmen, ja wir glauben, in den deutſchen Menſchen ſey dieſelbe Kunſtanlage, die ſie vor dreihundert und fünfhundert Jahren offenbart haben; wir wollen auch annehmen, die Kunſtreichen unter ihnen würden aus dem ganzen Volke zuſammengeſucht und mit recht königlicher Freigebigkeit unterhalten und ermuntert, ja auch die Vollendung großer Werke mit allem Geräthe und Stoff dazu würde ihnen in die Hände gethan — ſie würden doch nicht wirken und ſchaffen können, wie diejenigen wirkten und ſchufen, welche längſt geſtorben ſind; höchſtens anmuthige Bruchſtücke würden ſie liefern, Hindeutungen und Hinſpielungen auf vergangene oder zukünftige Zeiten. Denn der Menſch iſt kein ſolcher Gott, daß er eine ganze Welt der Schönheit und Freude aus ſich machen könnte, wann auf Erden nichts ſchön und wonnig iſt; auch der edelſte und reichſtbegabte Sterbliche muß, wie er ſeine Zeit in Leiden und Thaten fühlt, ſie auch in ſeinen Werken abdrücken. Damit große Künſtler ſeyen, dazu muß ein lebenfrohes und thatenfrohes und auch in ſinnlicher Wonne und Weide wimmelndes Menſchengeſchlecht ſeyn. Dieſes friſche und kräftige Leben war im Mittelalter, und darum war die Kunſt kräftig und friſch und ſpiegelte die äußeren Scheine in den inneren Scheinen mit wieder, die freilich nicht aus dem Irdiſchen hervorblitzen ſondern Lichter einer ſchöneren Welt ſind. Macht uns nur einmal wieder ein freies kriegeriſches wohllebendes und fröhlich athmendes und genießendes Volk; ſchafft uns nur einmal alle die Erbärmlichkeiten und Kleinigkeiten weg, wodurch unſer Großes und Mächtiges mit tauſend lilliputtiſchen Fäden beſtrickt und gefeſſelt wird; erlöſet uns nur einmal von äußerem Druck und innerem Unfrieden und gebt uns das hehre Gefühl eines großen und ganzen und glücklichen Volkes — kurz macht unſer ſinnliches Leben freudiger unſer ſittliches Leben ſtolzer und unſer politiſches Leben majeſtätiſcher — ſo wird auch wieder die große Kunſt in Herrlichkeit blühen; aber anders gewiß nicht. Die große geſchichtliche Anſicht kann uns überhaupt nur retten bei der Erziehung des Menſchengeſchlechts und bei der Erziehung der Staaten, daß alles Große allein aus dem Volke ausgehen kann, und daß alſo dahin gearbeitet werden muß, daß es von dem Volke ausgehe.

Mannigfaltig bunt reich war alſo Leben und Staat weiland bei dem deutſchen Volke und iſt es zum Theil noch mehr, als bei den meiſten andern Europäern, obgleich viele Blüthen deſſelben lange verwelkt ſind. Doch dieſes Leben, beſonders das politiſche Leben, beſchreiben wollen, wie es einſt ſtand mit allen ſeinen verſchiedenen Stufen und mit ſo vielen Einrichtungen und Verfaſſungen, die zwiſchen Sitten und Geſetzen in der Mitte ſchwebten, wäre ein thörichtes Unterfangen, das weit über unſere Kräfte reicht. Wir haben geſagt, es war dies gewiſſermaßen Deutſchlands Kindheit und in kindlicher Unſchuld und Unbewußtheit habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geſchaffen, ohne daß es damit etwas meinte. Wir müſſen dies aber näher erklären, damit wir uns und andere nicht auf einen falſchen Standpunkt ſetzen. Wir meinten jene Kindheit keineswegs als Kindheit des deutſchen Volkes überhaupt, ſondern als die Kindheit des chriſtlichen deutſchen Volkes. Viele Stufen der geſellſchaftlichen Entwickelungen waren unſere Vorfahren ſchon durchgegangen, als ſie das Chriſtenthum empfingen. Dieſes Chriſtenthum — das dürfen wir ohne Uebermuth ſagen — hat wohl kein reineres treueres und bildbareres Volk empfangen, als die Deutſchen.

Sie haben ſich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und ſo ſind ſie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt ſich das Leben und Wirken unſeres Volkes vom neunten bis ſechszehnten Jahrhundert erklären. So war im Ganzen auch das Regiment beſtellt, beides das weltliche und das geiſtliche, wie man ſich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichſam ſchon von Geſetzen gehalten und regiert würde. Es war keine Regierung wie die eines feſt beſtimmten Staates, ſondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundſchaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Deutſchen geſagt iſt, gilt von den meiſten neueren durch das Chriſtenthum beſeligten Völkern, doch von allen am meiſten von den Deutſchen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken von dem Chriſtenthum und dem in ihm waltenden Geiſte, wie dieſes und dieſer auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Großpolitiſche in den Völkern. Oft leuchten mir dieſe Gedanken ſo hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten ſchweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und beſtätigt, ſogleich einem jeden auch klar wiedergeben; dann aber, wann ich ſie eben zu faſſen und darzuſtellen meine, hüllen ſie ſich wieder in Nacht und laſſen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menſchen immer, wann er das feinſte und verhüllteſte Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anſchauungen vor den ſtaunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht feſtgehalten und gezeigt werden. Doch will ich ſuchen anzudeuten, was mir in politiſcher Hinſicht von dem Chriſtenthume und ſeinem Geiſte erſchienen iſt. Die Geſchichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben und läßt ſich ſo grob weder zeigen noch faſſen, als diejenigen ſie uns geben, welche ſie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ableſen. Wir erzählen erſt ein wenig und dann ſuchen wir die Schatten aus unſerer magiſchen Laterne zu weiſen, und müſſen es billig einem jeden überlaſſen, wie er ſie auf ſeine Weiſe mit Fleiſch und Gebein ausſtatten will.

Wir ſprechen zuerſt von einem Theile des körperlich gewordenen Chriſtenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Proteſtanten, ſondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöſt ſeyn wollenden Katholiken, die Herrſchaft, welche die Kirche einſt nicht bloß über die Völker, ſondern auch über die Kaiſer und Könige ausgeübt hat, faſt durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzuſtellen und eitel Knechtſchaft Uebermuth und Aberglauben zu weiſen, worunter ſonſt viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger ſey als Päbſte Biſchöfe und Kardinäle, mitſpielend und mitwirkend geglaubt hatten; man erklärte ſich die Geſchichte bloß als ein Menſchenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkür, und da mußte es denn ganz natürlich geſchehen, daß das Böſe vor dem Guten das Kleine vor dem Großen und die Liſt vor der Weisheit erſchien. Kein Verſtändiger, wes Glaubens er auch ſeyn mag, wird mit mir hadern, wenn ich ſage, daß viele Hierarchen und Erzprieſter weiſe fromme und treffliche Leute geweſen ſind, daß andere aber auch die Geſchichte und ihr heiliges Amt entehrt haben. So muß es ja bei allem Menſchlichen ſeyn, daß das Schlechte und Gute immer gemiſcht ſind. Wir wiſſen alle, daß die alte Herrſcherin der Völker Roma ſich in der chriſtlichen Hierarchie faſt noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einſt in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römiſche Senat mit aller ſeiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfaſſen und halten, wie der Pabſt und die Kardinäle und Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſie umfaßt und gehalten haben. Und das iſt bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich ſo war, das Sonderbare dieſer Erſcheinung, daß die großen Gerüſte und Geräthe der geiſtlichen Herrſchaft, wodurch ſie geſtiftet und ſechs bis ſieben Jahrhunderte erhalten ward, in dem äußerlichen und ſichtbaren Zuſammenhange ſelten erſcheinen, den man doch erwarten ſollte bei einer Gewalt, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen alſo, wenn wir uns dieſe außerordentliche Erſcheinung der Geſchichte erklären wollen, nicht bloß bei dem Aeußerlichen ſtehen bleiben, bei den Perſonen und bei allem dem, was man perſönliches Geräth und ſichtbare Stützen und Hülfen der Herrſchaft nennen kann, ſondern in dem Innerlichen in dem Unſichtbaren und Geiſtigen müſſen wir die Erklärung ſuchen.

Es iſt das ſchwerſte Unternehmen die großen Uebergänge in der Geſchichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfaſſen und darzuſtellen. Dieſe Uebergänge, die äußerlich meiſtens als wilde und vulkaniſche Ausbrüche und Umwälzungen ſich offenbaren, werden doch allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat ſich der große Geiſt, durch den die waltenden und ſchaffenden Geiſter der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit geſetzt werden, ſo tief hat er ſich verborgen, daß wir ſein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geſchweige denn zeigen. Denn was wiſſen wir denn von dem ungeheuren Uebergange der Zeiten, als das Chriſtenthum das Heidenthum ablöſte? Einzelne Uebergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber ſo wie das Ganze mit ſeiner unendlichen Verſchiedenheit vor uns tritt, ſchwindelt unſern Blicken, wir können die weiten Klüfte, die dazwiſchen liegen, nirgends ausfüllen, und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit iſt mir zu tief und dein Geiſt iſt mir zu mächtig, und ich kann ſie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer ſagt uns, was es war, das ſo mit Einem Male, das ſo plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geſchichte einer Nachtwache gleich zu achten ſind, das Menſchengeſchlecht mit allen ſeinen irdiſchen Freuden in den Himmel hinauf hob, der weit jenſeits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über den Sternen ein Daſeyn befeſtigte, deſſen Herrlichkeit der Glaube ſo ſicher und gewiß machte, als hätten ſie es ſchon wirklich beſeſſen? was war es, das den Glauben ſo plötzlich über das Schauen, das unſichtbare Ueberſchwängliche über das ſichtbare und ſo ſüße Vergängliche mit der Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmliſchen Zauber getroffen, Millionen Sterblicher alles aufgaben, was ſie hatten, um für das zu ringen, was ſie einſt haben ſollten? Dieſe plötzliche und gewaltige Herrſchaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde ſieht man wohl und bewundert man wohl, wann nun ſie da iſt, aber man kann ſie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geſchichte glauben, daß menſchliche Willkür in ihr ungefähr ſo viel arbeitet und beſtimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerſtörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müſſen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif ſind und keine große Verwandlung vorgehen ſoll, der neue Geiſt, der hinfort der waltende und beſtimmende Geiſt des Lebens und der Geſchichte ſeyn ſoll, in die Welt tritt und mit ſeinem mächtigen Athem alles ſo durchhaucht und durchſtrömt, daß das ganze Geſchlecht dann anders anſchauet empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeiſterung Gottes, jenen Geiſt empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren ſoll. So iſt das Chriſtenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die erſten Jahrzehende wie ein ſtilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieſelt und iſt dann ein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben und ihre Empfindungen und Gedanken ſo hinweggeſpült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen in dunklen Bildern aufdämmerte. Weil politiſche Betrachtungen uns auf dieſe Anſicht geführt haben, ſo halten wir das Heidenthum und Chriſtenthum einmal gegen einander in ihren größten politiſchen Gegenſätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politiſches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Chriſtenthums als ein politiſches Reich ſollte auf Milde und Geſinnung gegründet ſeyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Friſche und Fülle nahm und genoß und zu ſeiner größten irdiſchen Vollendung beide des Genuſſes und der Bildung gebrauchte, wie er ſelbſt ſein Mittelpunkt war, wie um ihn ſich alles ſchloß und mit ihm ſich alles abſchloß, ſo brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächſt um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menſchen oder Sachen, nur als Geräth, nur als Mittel zu dieſer Vollendung. Der Chriſt hingegen nach ſeiner Anſicht und nach ſeinem Glauben durfte ſo nicht in die Natur hineingreifen, am wenigſten in die lebendige Natur: er ſah und ahnete allenthalben die Geiſter, er mußte dieſe Geiſter ehren, jeder Menſch war ihm ein Ebenbild Gottes ein Mitbürger und Theilhaber des himmliſchen Reiches wie er; er mußte vor der Straſe zittern, wann er ihn misbrauchte und als ein bloßes Geräth und Mittel zu ſeinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politiſche Tugend der Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorſam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies iſt nur ein ſcheinbarer Einwurf. Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Großheit der alten Karaktere, auch mir werden die Ariſtiden und Timoleone und Quinctier und Manlier ewiger Lobe würdig dünken und ſolche, die wir unſern Jünglingen noch als Bürger zu Muſtern aufſtellen können, aber dieſe Großheit, dieſe politiſche Tugend, die auf der einen Seite ſo edel und herrlich war, ſtand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil ſie nur einen kleinen Theil der Menſchen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Dieſe großartigen Staaten, wie Sparta Rom und Athen, waren ihrem Weſen nach doch nur wie ein einzelner eigenſüchtiger und ſich als den Mittelpunkt der Welt betrachtender Menſch anzuſehen; ſie konnten ſich in der größten Fülle des Daſeyns der Kraft und der großen politiſchen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menſchen um ſie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Gemeine für ſie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfniſſe des Lebens für ſie wirken und herbeiſchaffen mußten. Das iſt es, was ich eben ſagte: Das Reich des Heidenthums war auf Stärke und Glück gegründet. Die große Freiheit der Heiden ſtand auf der ſcheußlichſten und grauſamſten Sklaverei. Es hat in unſern Zeiten nicht an ſolchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendſten Klagen gefeiert haben — ſo ſehr konnte die irdiſche Vollendung und Schönheit des Lebens ſie beſtechen und beſticht ſo zuweilen auch uns, —

welchen das Chriſtenthum und die chriſtlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindiſche Proben erſcheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuſcht haben etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfaſſung Aehnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen will. Gibbon in ſeiner römiſchen Geſchichte und Pauw in ſeinen wunderlichen hiſtoriſchen Betrachtungen über die alten und neuen Völker ſuchen das Heidenthum allenthalben groß edel frei und weiſe und das Chriſtenthum klein kriechend ſklaviſch und in allen ſeinen Theilen unzuſammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein ſehen und nicht in das Weſen eindringen wollen. Einmal das Heidenthum hatte ſeinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Perikles Epaminondas Sophokles Platon Alexander und Phidias in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten? das Chriſtenthum iſt gottlob noch immer in der ſtillen und langſamen Fortbildung begriffen. Zweitens das Heidenthum, feſt und irdiſch in ſich abgeſchloſſen und durch keine Triebe, die nach jenſeits gingen, aus einander gezogen, zeigte äußerlich mehr Einſtimmung und Zuſammenhang, als das Chriſtenthum, das reichere und geiſtigere, je zeigen wird. Drittens es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zuſammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur ſich und der Erde diente und das Ferne und Jenſeitige mehr ahnete als fürchtete; und das Große und Mächtige ſowohl in der äußeren Darſtellung als in der inneren Feſtigkeit und Majeſtät des Willens konnten die Fürſten des Volkes (die Helden Weiſen und Künſtler) mehr behaupten und beweiſen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Chriſtenthum auch den trotzigſten und ſtolzeſten Seelen eingehaucht hat, den harten Stahl ihrer Brüſte ſelten zerſchmelzten. So etwa beſtand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt und der alten Völker, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völkern geſehen haben; ſolche Völker waren die freien Bürger von Sparta und Kroton, wie wir etwa die herrſchenden Geſchlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern geſehen haben: fünf ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauern, daß dieſer Trotz vergangen und dieſer Glanz verblichen iſt, welche die Menſchheit entwürdigten und Dreiviertel des Menſchengeſchlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im ſtolzen Uebermuth und in irdiſcher Vollendung ſich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdiſche und den vergänglichen Trieben und Bedürfniſſen hingegebene Götter waren.

Das Chriſtenthum zerbrach die Herrſchaft, die ſich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Geſetz der Liebe und Menſchlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menſchen ohne Unterſchied und erhob die Unterdrückten Hülfloſen und Unmündigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidniſchen Götter ihnen auf Erden gebaut hatten, ſtanden hinfort öde, der Glanz und Trotz der herriſchen und faſt göttergleichen Männer und Bürger mußte verſchwinden, und weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menſchen geadelt waren, mußte die äußere Herrlichkeit der Staaten und der äußere ſchöne Schein des Lebens ſich verkleinern, da die Würde mehr nach dem Innern geſchätzt werden ſollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiſte des Chriſtenthums, und wenn gleich das Chriſtenthum auch in ſeiner Art einmal hoch vollendete und trefflich geſtaltete Staaten zeigen konnte, ſo konnte man doch vorherſagen, daß ſie ſelbſt nie den äußeren Glanz der Darſtellung und daß ihre Menſchen nie die ſtolze Abgeſchloſſenheit des Karakters haben würden, wodurch die Helden ſich auszeichneten. Ihre Stärke und Größe mußte durchaus anderer Art ſeyn. Das Chriſtenthum hat ſeinen ſiegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib in ſeine Rechte eingeſetzt, als die ſchönere und blühende Hälfte des Menſchen: vorher ſchien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daſeyns zugegeben zu ſeyn. Bei den meiſten Völkern ward es in ſtrenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidniſche Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es ſeine Beiſchläferin, die Mutter des künftigen römiſchen Bürgers, höchſtens ſein tapferer und mit ihm für jedes Gefährliche und Stolze gerüſteter Freund ſeyn ſollte. Das Muſikaliſche und Blumige der weiblichen Natur das Zartſpielende und Ahnungsreiche hat das Heidenthum meiſtens vergraben als einen Schatz, den es nicht gebrauchen konnte; erſt das Chriſtenthum hat dem Weibe ſeine Beſtimmung geöffnet und ſeine Würde gegeben, und wie es den Kreis des Daſeyns weit über dieſe Erde hinaus erweiterte, ſo hat es auch den Kreis dieſes irdiſchen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben dieſe Weiſe ſtellte das Chriſtenthum alles, welchem himmliſche Seelen inwohnend gedacht wurden, unter ſeinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geiſtigen Anſicht und Würdigung des Menſchengeſchlechts der Krüppel ſo viel werth als der Held und der Bettler nicht geringer als der Kaiſer. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdiſche Ariſtokratie der Stärke und Gewalt geweſen, das Chriſtenthum ſollte eine Art himmliſcher Demokratie auf Erden ſeyn, die Gleichheit der Seelen ſollte auch eine größere politiſche und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dies iſt freilich langſam geſchehen, weil der irdiſche Trotz und die politiſche Ungerechtigkeit dieſes erhabene Geſetz des Chriſtenthums nie ganz ausführen laſſen wird: aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns ſehen in der Geſchichte, wenn uns der einzelne Glanz bei ungeheurem Elende und himmelſchreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unſcheinbare chriſtliche Mittelmäßigkeit, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Chriſtenthum ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sklaven ein Segen geworden iſt. Wir können es aus ſo vielen Geſetzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, wir können es aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, wir können es aus den älteſten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweiſen, wie die neue Lehre der Liebe und Barmherzigkeit frühe ſchon der Schirm und Schutz der Hülfloſen und Verlaſſenen geworden iſt.

Nach dieſer Abſchweifung, die aber nicht fern von unſerm Pfade ging, komme ich auf das zurück, wovon ſie ausging, nämlich auf das wunderſame Geheimniß und die wunderſame Gewalt, die in dem ſogenannten Geiſt der Zeit liegt, in dem, was die großen Abſchnitte und Uebergänge, ja ich möchte ſagen Durchſchnitte der Geſchichte beherrſcht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was ſich bei dem Eintritt ſolcher bedeutender Epochen unſichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einſtellt und die Herzen und Köpfe der Menſchen regiert, ohne daß ſie wiſſen, woher es gekommen und was ihnen geſchehen iſt. So iſt es auch geweſen, als das Chriſtenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrſchaft beſtieg. Ehe es noch allherrſchend und vorherrſchend war unter den Völkern, wehete ſchon ſein Geiſt über die Erde hin, ein ganz anderer Geiſt als der heidniſche. Der heidniſche Geiſt war ein bindender zuſammenſchließender und zuſammenziehender Geiſt; der chriſtliche Geiſt war ein löſender aufſchließender und aus einander ziehender Geiſt. So ſtürzte denn die kühne und ſichere Haltung des alten heidniſchen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltſam zuſammen, ſo riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten hatte, inzwei, und das Leben und die Welt ging ſo aus den Fugen, daß man glaubte, ſie könnten nimmer wieder zu Ordnung und Geſtalt zuſammengefügt werden. So blieben ſie auch lange liegen und die Barbarenvölker, die nun das Chriſtenthum annahmen, die man ſich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten jetzt freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römiſchen Reiches; aber wie fern von jener feſten und runden Geſtalt, wozu die Staaten des heidniſchen Alterthums faſt in allen ihren Theilen abgeſchloſſen geweſen waren! Auch iſt dieſe Ründung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem chriſtlichen Staate erreicht worden, ſondern die meiſten chriſtlichen Völker ſcheinen, wenn man ſie mit den beſten und fertigſten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Verſuche und Proben geſellſchaftlicher Vereine und Verfaſſungen gemacht zu haben. Man fragt ſich bei dieſer Erſcheinung billig wohl, was das bedeutet, zumal wann es einem einfällt, daß es chriſtliche Staaten giebt, die nun ſchon 1200 und 1300 Jahre beſtanden haben.

Ich will ſagen, wie mir dies erklärlich däucht; denn für etwas Anderes als Dünken mögte ich meine Anſicht nicht ausgeben.

Erſtlich. Wir wiſſen nicht, durch wie viele Abſtuſungen Verwandlungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen iſt, ehe es auf die Stufe gelangte, die wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegen; denn wer zeigt uns die dunklen Spuren, wo der göttliche Geiſt in der Urzeit durch die Geſchichte hingewandelt iſt?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle ſeine verſchiedenen Bahnen geſchwinder durchlaufen müſſen, als das Chriſtenthum. Sein ganzer Kreis war enger, es ſtand faſt bloß in dem Endlichen und Irdiſchen befangen und umſchloſſen. Das irdiſche Daſeyn mit dem, was es von Geiſt in ſich hat, ſollte einmal in ganzer Tiefe durchgemeſſen werden; die irdiſche Schönheit Freude und Wolluſt ſollte ganz durchgenoſſen und dargeſtellt werden, damit den kommenden Geſchlechtern ein ſo klares Bild davon bliebe, daß ſie wüßten, wie weit auf dieſem Wege zu gelangen ſey. Dann mußte die weiſe Vorſehung das untergehen laſſen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller ſeiner Vollendung und Schönheit doch nicht genug auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Chriſtenthums iſt unendlich weit, ſo weit und ſo allgemein und allumfaſſend, däucht mir, daß es hier unten wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdiſchen Kräfte und Triebe durch die himmliſchen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menſchliche Wille und das menſchliche Streben verſchwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verſchwindet. Und weil ſie ſo verſchwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, ſo mußten ſie ſich ihm ganz hingeben und jenen Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren, die aber nun keinen Halt mehr hatten, als etwas Veraltetes ja wohl als etwas Uebermüthiges und Verwerfliches hinſinken laſſen. So ſtürzte alles Alte zuſammen und der warme und liebende Geiſt des neuen Zeitalters wehete mit ſeinem himmliſchen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporſchlagen. Man kann ſagen, die Welt ward nicht bloß mit neuem Geiſte getränkt, ſondern ſie ward mit Geiſt getränkt.

Viertens. Dieſer mächtige Geiſt des Chriſtenthums, der nun der Weltgeiſt geworden war und nicht allein die wirklichen Chriſten ſondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß ſich in unendlicher Fülle aus, der milde fromme und freundliche Tröſter, den Chriſtus bei ſeinem Scheiden von der Erde ſeinen trauernden Freunden und Jüngern verſprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiſeren vernommen und von den Frommſten angenommen. Kaum waren ein paar Jahrhunderte vergangen, ſo war eine ganz andere Welt da, und es lebte ein viel geiſtigeres Geſchlecht auf Erden, als in der blühendſten und glänzendſten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugeſtehen, der die Dinge nicht nach dem Schein ſondern nach dem Weſen, nicht nach dem Einzelnen ſondern nach dem Ganzen beurtheilt. Freilich im Anfange des Chriſtenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme deſſelben begnadigt wurden, war alles äußerlich ſehr unvollkommen und geſtaltlos und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer ſchöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß ſie wahr iſt. Ich leugne einzelner Griechen und Römer hohe Bildung und Wiſſenſchaft und geiſtige Tiefe keineswegs, weil ich ſie nur mit Unvernunft leugnen könnte; aber das ſage ich geradezu: den Gott der Chriſten haben auch die

Tiefſten und Edelſten von ihnen nicht geahnet. Dieſer war nun nicht bloß der Gott einzelner Weiſen und Seher und Geweihten geworden, nein es war der Gott des Volkes, der allgemeine der alliebende der das ganze Menſchengeſchlecht in Liebe und Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verſtanden ward er — denn wie mag man Gott verſtehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die ſtarre und blanke Abgeſchloſſenheit des Heidenthums war geſprengt und das neue Leben, das ich ein ſich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tauſend ſehnſüchtigen Zweigen und Blüthen zwiſchen Himmel und Erde wachſendes und blühendes Leben nennen mögte, fing nun an zu keimen. Dieſes Leben, wie haltungslos und geſtaltlos es äußerlich auch ſeyn und ſcheinen mogte, trug doch Jahrhunderte lang die chriſtliche Welt, ſo mächtig war der waltende Geiſt, der drinnen reichlich das Gewicht gab, das draußen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle dieſe einzelnen geſchichtlichen Anſichten und leichten Gedankenſpiele als eben ſo viele Strahlen ausgeſchoſſen ſind: auf die geiſtliche Hierarchie und auf ihre Herrſchaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht ſcharf den Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums zeigen in Hinſicht des Politiſchen oder in Hinſicht alles deſſen, was man unter den Worten Geſetzgebung und Verfaſſung begreift.

Ich ſagte oben, daß mir dünke und daß vielen Andern gedäucht habe, das Chriſtenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewieſen hat, es habe bisher in den meiſten Ländern gleichſam nur Verſuche und Proben zu Verfaſſungen gemacht. Dies kann man wohl mit vollem Rechte, mit einigen kleinen Ausnahmen, von den Ländern ſagen, die manche Jahrhunderte vor allen übrigen an Glück Reichthum Macht Kunſt und Wiſſenſchaft geblühet haben, z. B. von Italien und Deutſchland. Man kann auch ſagen, es ſey durchaus unmöglich geweſen, daß bei ſo wenig beſtimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfaſſungen, als womit ſich dieſe und andere europäiſche Länder viele Jahrhunderte recht leidlich ja glücklich durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre beſtanden wäre. Wir fragen: warum wäre dies unmöglich geweſen?

Das Alterthum ſtand faſt noch ganz innerhalb der leiblichen und irdiſchen Gefühle und Triebe und hatte ſeinen Blick faſt wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja es vergötterte den Leib und die Erde und die irdiſchen und leiblichen Triebe. Daher lag auch ſein Recht, wie ich oben geſagt habe, in der Kraft und im Glücke, und nur ungeheure Frevel und brennende Miſſethat ließ es durch größeren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geiſter und unbekannte Schrekken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenſchaften und Sündenloſigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unſichtbare Gewalt mehr fehlte, ſo mußte für ſie die ſichtbare Gewalt eintreten und den Mangel der geiſtigen Herrſchaft durch eine faſt ganz leibliche Herrſchaft erſetzen. Wo das Auge wenig glaubte und ahnete, als was es ſah, da mußte das, was bei uns geiſtige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes iſt, jenen Menſchen durchaus mehr äußerlich gezeigt werden und äußerlich auch feſter verbunden und in einander verſchlungen ſeyn. Und in der That ſo war es. Das heidniſche Prieſterthum ſtand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geſchloſſene und innerliche Geſellſchaft, die tiefe Geheimniſſe und wunderbare Weihen vor demſelben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch hatte. Auf der andern Seite trat es mit wunderſamen Schrecken unter die Menge und hielt ſie durch Furcht im Zügel, die ganz eine irdiſche Furcht genannt werden konnte. Die meiſten heidniſchen Prieſter waren im eigentlichen Sinn des Wortes Hexenmeiſter; ſie ſchreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, ſie ſpielten ihnen mit den elementariſchen Geiſtern allerlei bunte Gaukeleien vor und ängſteten ſie durch Deutungen außerordentlicher Erſcheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geiſtige jenes Menſchenalters durchaus leiblich unter die Menge, ſo daß es halb geſehen ward. Auf dieſe Weiſe haben ariſtokratiſche Prieſterorden in Theben und Memphis und Perſepolis und Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrſcht. Auch die übrigen Staatsordnungen ſtanden alle viel feſter und leiblicher in einander gefügt, als in ſpäteren chriſtlichen Zeiten: weil ſie unbändigere Kräfte mit irdiſcheren Mitteln zügeln ſollten, ſo durften keine ſolche Lücken in den Verfaſſungen ſeyn, wie wir ſie bei den Chriſten ſo häufig finden.

Das Chriſtenthum aber, ſo wie ſein beſeelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geiſtigeres durch höhere Ahnungen Hoffnungen und jene überirdiſche Schrecken gehaltenes Geſchlecht. Denn das mögte man auch als einen großen Gegenſatz des Heidenthums gegen das Chriſtenthum hinſtellen, daß die Schrecken deſſelben unterirdiſche Schrecken waren, die gewiſſermaßen in den Tiefen der Erde hauſeten und wühlten, da der Chriſt hingegen den höchſten Geiſt und alle Geiſter auf die Sterne geſetzt hatte. Dieſes neue Geſchlecht war nicht durch die Einſicht — denn die kam ſehr langſam — ſondern durch die unſichtbare und unbekannte Kraft, die ſich als Leben durch alles ergoſſen hatte, als die Luft des friſchen und erquickten Lebens, bereitet, daß ſie an viel loſeren und weicheren Banden geführt werden konnten, als die Früheren. Die Wiſſenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Prieſter; aber ungeſchichtlich und dumm iſt die Anſicht, als ob Liſt und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Habſucht und Herrſchſucht das erfunden hätten, wodurch Jahrhunderte lang die europäiſche Welt regiert und gehalten worden iſt. Auch die chriſtlichen Prieſter waren ja Menſchen, von dem allgemeinen Geiſte, der über die Welt ausgefloſſen war, ergriffene und durchdrungene Menſchen; die Hierarchie, wie ſie ſich im Laufe der Zeiten äußerlich und leiblich entwickelt und geſtaltet hat, war nur ein Abdruck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in ſo fern ſtanden die Prieſter auch nur da, einer höheren und unſichtbaren Macht, die ſie nicht begriffen, dienend. Dieſes Abbild hat ſich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht. Freilich haben irdiſche Leidenſchaften und menſchliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan: aber dies iſt als das Zufällige und Willkürliche doch immer mehr an dem Aeußerlichen hangen geblieben. Das Innere war geiſtig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Hexenmeiſterei, wodurch die heidniſchen Prieſter die Völker beherrſcht hatten. Denn das wollen wir nicht leugnen, daß, wie geiſtig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch nicht wenige Aeußerlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Aeußerliches und Leibliches, wie es alles haben muß, was für irdiſche und beſchränkte Weſen gemacht iſt, ſie hatte ihren ſichtbaren Dienſt ihre Ceremonien und Weiſen, ſie hatte ihre äußeren Satzungen und Verfaſſungen, ſie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemeſſen: aber ſie hat dies nie für das Weſen erklärt, noch haben die Völker dies als das Weſen geglaubt und angebetet. Das war in dieſer Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens hervorgequollen war, das Innerliche das Geiſtige das Ueberſchwängliche; und wenn auch alle Prieſter gemeine und auf die gemeinen Lüſte der Erde hinſchauende und hinlebende Menſchen geweſen wären, dies hätten ſie nicht auslöſchen können, weil es das war, wodurch alle lebten glaubten und empfanden. Auch haben die Prieſter ſelbſt da, wo ſie für gemeine Zwecke ihrer Herrſchaft und nicht der Herrſchaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit anderen Künſten zu ſpielen als mit ſolchen, die dem innerlichen Geiſte des Chriſtenthums und dem unſichtbaren Leben droben verwandt waren. Man kann aus der Geſchichte beweiſen, daß es eine platte Unmöglichkeit geweſen wäre, daß durch das, was die Hierarchie von Aeußerlichkeiten und von äußerlichen Geſetzen hatte, von Rom bis Liſſabon Edinburg Stockholm und Krakau geherrſcht werden konnte. Nein, durch den allgemeinen Geiſt, wovon die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieſes Geiſtes und überhaupt durch die Anerkennung einer geiſtigen Herrſchaft auf Erden iſt geherrſcht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrſchen auch leicht. Später, als ſich aus dieſer allgemeinen Geiſtigkeit, die das Chriſtenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politiſche mehr entwickelt und ausgeſchieden hatte, als das mündigere oder ſich mündig wähnende Geſchlecht ſelbſt des Geiſtes reich und mächtig zu ſeyn und der geiſtigen und geiſtlichen Handleiter in den äußeren Dingen ſich nicht mehr ſo bedürftig glaubte, haben weder irdiſchen noch überirdiſche Künſie den Fall der geiſtlichen Vormundſchaft und Oberherrſchaft über Europa aufhalten können.

Durch geiſtigen Glauben und Anerkennung der Völker und durch linde und geiſtige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa tauſend Jahre auf ſanften Händen fort, und der Geiſt, wodurch ſie geſtaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menſchen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äußeren Anſtalten der Zucht und Buße die trotzigen und ungeſtümen Triebe und Gelüſte beſſer, als bei den Heiden und Juden die zweckmäßigſten und zuſammenhangendſten Geſetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politiſchen Geſetze und die Verfaſſungen überhaupt viel loſer und unzuſammenhangender ſeyn, als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch beſtehen und die Staaten ſich erhalten. Und wirklich war das ſo. Was den Verfaſſungen und Bürgerordnungen an Zuſammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte jener Geiſt der Liebe und Freundlichkeit, jener Geiſt der Hoffnung und Geduld, der aus dem Chriſtenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wilden, was in der menſchlichen Natur liegt, deren der Schamanismus und die Hexenmeiſterei der heidniſchen Prieſter ermangelt hatten, und daher bedurfte das politiſche Band nicht ſo ſtraff angezogen zu ſeyn. Es war, wann die phyſiſchen und irdiſchen Kräfte überſchwellen und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernſt hinzutreten und den wüthenden und zerſtörenden Sturm beſchwören konnte. Aber außer ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und ſein menſchlicher und freundlicher Geiſt ſchon ein Geſetz der Milde und des Erbarmens in die Welt gebracht, das den Uebermuth bändigte und den Frevel züchtigte und das ganze Menſchengeſchlecht als Kinder Eines Vaters, die zum Himmel und zu himmliſchen Genüſſen alle gleiche Vorrechte hätten, anſehen und lieben lehrte. Die ſtille Wirkung dieſes evangeliſchen Geſetzes iſt die mächtigſte geweſen und hat die Elenden und Sklaven, die früher rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte nicht bloß an dem himmliſchen ſondern auch an dem irdiſchen Reiche erhoben.

Die chriſtlichen Staaten entwickelten ſich denn unter den zarten und ſtillen Einflüſſen der beſeligenden Lehre des Evangeliums und wurden an den meiſtens ſanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfaſſungen und Geſetzgebungen an Zuſammenhang und Uebereinſtimmung gebrach. Die Hader und Entzweiungen und Erſchütterungen, welche bei politiſchen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die chriſtlichen Staaten erfahren und oft recht hart büßen, aber die milde Macht ſtand immer in der Nähe, welche die ſtreitenden und im Zorne ſich überwägenden und übermeſſenden Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen ſtrebte. In unſerm Vaterlande, in Deutſchland, wo die reinſte unſchuldigſte und jugendlichſte Barbarenkraft die hehren Geiſter des Chriſtenthums mit der unſchuldigſten und empfänglichſten Liebe aufnehmen konnte, hatten ſich Leben und Kunſt mit der reichſten und blühendſten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben ſo reicher Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Geſtalten bildeten und entwickelten ſich die politiſchen Körper.- Hier in der Mitte Europa's, hier in dieſen Gegenden, welche viele Völker unſeres Weltheiles als die Wiege ihres Stammes anſahen, offenbarte ſich aber mitten in der vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindheit der Triebe und eine Milde und

Heiterkeit der Geiſter, welche die politiſche Entwickelung der Geſellſchaft viel ſanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenſchaften geführt werden können. Die Deutſchen zeigten auch hier die Anlage, die in der älteſten Geſchichte an ihren Vätern geprieſen iſt, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber ſind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfaſſungen. Unſer politiſches Leben im Mittelalter war ein ſehr friſches muthiges lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Dieſe waren beſonders in den Städten, wo ſich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des deutſchen Volkes in jener Zeit am luſtigſten und fröhlichſten bewegte. Aber angeborner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeſchreibliche chriſtliche Geiſt, welcher der Milderer und Erlöſer der neuen Völker ſeyn ſollte, mäßigten und ſchlichteten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Deutſchland hatte damals in ſeinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordiſche und banditiſche hat es nie gehabt, wie mehrere ſüdliche Länder.

Die politiſchen Verfaſſungen und Geſetzgebungen jener Zeit alſo waren nirgends fertig und abgeſchloſſen, wie es im Heldenthume für ihren Beſtand durchaus nothwendig geweſen war. Den Unzuſammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unſichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinſchwebende und waltende Geſetz, das ich nun ſo oft in ſo vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nämlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus ſagt von unſern Altvordern, *bei ihnen ha-*

den gute Sitten mehr vermogt, als anderswo gute Geſetze. Dieſen Ausſpruch des großen Römers konnte man im volleſten Sinne noch auf die Deutſchen anwenden, von welchen hier geſprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geſchriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Geſetze. Hier war die deutſche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Durch die Menge von beſonderen Innungen Zünften und Geſellſchaften war jede Stadt wieder gleichſam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abgehend und vielfach wieder mit einander verbunden und in einander verflochten beſtanden dieſe vielen Genoſſenſchaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe Gebräuche und Ordnungen gleichſam das kleine Gerüſt des größeren Staates zuſammen. Doch die größte Herrſchaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das ſeit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer ſeinen Urſprung anzugeben wußte. Glücklich iſt das Volk, bei welchem es ſo zuſteht; denn die Sitte und der Gebrauch iſt der rechte Boden des Geſetzes, worauf es am ſicherſten ruht. Das ſind aber die beſten Geſetze, welche unmittelbar aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes erwachſen ſcheinen; die ſchlechteſten ſind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß ſie in dem Gemüthe des Volkes, dem ſie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Aehnlichkeit finden.

Auf dieſe Weiſe lebten die europäiſchen Völker und auch unſere Väter fort bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein. Die Deutſchen vorzüglich waren in ſo vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, die ſich von der Zeit und ihren Entwickelungen und Beſtimmungen forttragen laſſen, ohne daß ſie wiſſen, was ihnen geſchieht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf- ſechshundert Jahren ſo Großes gethan und gelitten, ſie hatten in der Kunſt ſo Großes und ſo Herrliches gewirkt und geſchaffen, ſie hatten die höchſte Herrſchaft des Chriſtenthums, die Majeſtät des abendländiſchen Kaiſerthums, gegründet, ſie hatten die Pracht und Schönheit der freieſten reichſten und gewerbſamſten Städte erbaut und geſchmückt, und doch war dies alles, wie es ſchien, faſt ohne ihr Zuthun, wenigſtens ohne ihr Wiſſen geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebilde der Kunſt ſo ganz natürlich geworden und gewachſen aus den Keimen, die urſprünglich in dem Volke lagen und aus dem Triebe, womit das Chriſtenthum als der große Weltbaumeiſter in dieſen Keimen unſichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unſelige Zeit, wo dieſe kindliche Unſchuld des Volkes zum Bewußtſeyn erwachen ſollte. Der Anfang dieſer Zeit war der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erſcheinungen Strebungen und Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weiſe verwandt waren, ſich von ſelbſt als der Eintritt einer Uebergangsepoche der Geſchichte bezeichnete und deren tiefere welthiſtoriſche Bedeutung erſt in unſern Tagen von Einigen begriffen iſt. Nun als dem Menſchengeſchlechte die Augen geöffnet waren, hatten ſie das Schickſal Adams und Eva's weiland nach dem Sündenfalle, ſie dünkten ſich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zuſtandes; was ſie ſonſt gehalten und getragen hatte, dem vertrauten ſie nicht mehr, und zu unglücklich und ungeſchickt waren ſie doch auch, ſich ſelbſt neue Träger und Stützen zu finden. So hat unſer deutſches Vaterland nun geſchwankt in die dreihundert Jahre und iſt immer ſchwächer getheilter und geſtaltloſer geworden bis auf dieſen Tag, den wir unſer Heute nennen. Es war ein ſehr glückliches Land und ein ſehr mächtiges Reich vom Jahr **970** bis zum Jahr **1600**, alſo eine Zeit von **630** Jahren; es war im Wechſel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr **1600** bis zum Jahre **1800**, alſo eine Zeit von ungefähr **200** Jahren; es iſt eines der unglücklichſten Länder geweſen vom Jahre **1800** bis zum Jahre **1813**. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfriſcht hat, wird von den Zeitgenoſſen ſehr verſchieden beurtheilt.

Ich habe das germaniſche Volk im Anfange dieſer unſerer Betrachtungen geprieſen, daß es ſo vielen ächten tüchtigen Grundſtoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Chriſtenthum in der Geſchichte und Bildung der Völker machte. Aus dieſem fruchtbaren Urſtoff, ich mögte ſagen, aus dieſer fruchtbaren Urerde ſind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachſen und erblühet, deren wir uns bei dieſer unſerer Unterhaltung gefreuet haben. Die letzten Jahrhunderte, die in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das Menſchengeſchlecht, das darin lebte, nicht die luſtigſten waren, haben meiſtens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter geſammelt hatten, und das Eingebrachte iſt wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben geweſen wäre etwas Neues und Beſſeres zu machen — denn dieſe Behauptung wäre unſinnig — nein, ſie ſind ſehr thätig geweſen Altes wegzuräumen und Neues an deſſen Stelle zu machen; aber es hat ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf ſie hätten bauen können, und ſo iſt das Meiſte, was ſie verſucht und gemacht haben, entweder als ein Zeichen menſchlicher Nichtigkeit einzeln und geſtaltlos in der bodenloſen Luft hangen geblieben, oder wann es auch einen Boden zu haben ſchien, iſt es bald wieder zuſammengeſtürzt. Man kann ſagen, wir haben die letzten Jahrhunderte ſo hingeſtützt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einſturz drohen, welche man aber aus beweglichen Urſachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menſchen in ihnen treiben müſſen und müſſen ſie zum Theil noch treiben. Wir ſehen nun wohl endlich, wie wir daran ſind und was uns noth thut; aber die Einſicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit ihnen abzuhelfen. Wir Deutſche ſtehen gottlob noch da vor vielen andern kräftig und rüſtig, wir ſtehen da gleich edlen Bäumen, die tief in Felſen gewurzelt ſind, aber deren Erde größtentheils abgeſpült iſt. Wer ſoll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzeln ſchütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachſen können? Daß Menſchen das nicht können, wiſſen wir aus der Geſchichte und haben unſre Nachbarn, die Franzoſen, dieſe fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müſſen uns in Demuth beſcheiden und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir däucht, daß die für unſere Geſchichte und für ſo viele andere Völker Europa's unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieſes Ende da iſt, dann iſt auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geiſt derſelben da ſeyn, der Freude und Gedeihen und Verſtand und Geſetz für alles bringen wird, wie die erſte Epoche des Chriſtenthums ſie den Menſchen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir allein, welche jetzt leben, wenn wir in Verfaſſungen etwas wollen, das vollkommner iſt, als wir ſelbſt ſind, oder wenn wir meinen, daß ſogenannte vollkommenſte Verfaſſungen uns auch gleichſam wider unſern Willen und wider unſer Verdienſt vollkommen und glücklich machen ſollen. Der welthiſtoriſche Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtſchaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat. Die Franzoſen haben es anders gemeint; aber wie ſind ſie hingefahren mit ihren ſogenannten freieſten und vollkommenſten Verfaſſungen! und wie werden ſie mit allen ferneren Verſuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das der Mäßigkeit Gerechtigkeit und Treue entbehren zu können meint, Freiheit ſchaffen und bewahren?

Durch dieſe eben genannten Ausſprüche der Geſchichte und Erfahrung will ich keinesweges einem Fatalismus das Wort halten, der Deſpoten und Deſpotenknechten eine willkommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns beſtellt iſt, und wenn wir auch einſehen, warum es ſo um uns beſtellt iſt, ſo dürfen wir die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer beſſer und vollkommener werden ſoll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es beſſer und vollkommener werde. Dieſer Ausſpruch ſoll uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schooß legt und ſpricht: Gott wird uns zu ſeiner Zeit ſchon herausziehen aus dem Schlamm, worin wir ſtecken; ſie ſoll uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen, und dadurch nichts erlangen noch vollenden, ſondern daß wir bei dem kühnſten Streben nach dem Beſten und Vollkommenſten immer das nächſte Mögliche zu ſchaffen und zu erreichen ſuchen. Wir ſollen unendlich ſtreben wie Geiſter, aber wir ſollen in ruhigem Gleichmaaße der Zeit und ihrer Verhältniſſe arbeiten und wirken wie beſchränkte und auf dieſer Erde eingebürgerte Menſchen.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geſchichte uns ſo bedeutend giebt, werden wir gleichſam genöthigt uns die Frage noch einmal recht nah zu legen: *Wo wir denn eigentlich jetzt ſtehen? und welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird?* Beide Fragen fallen ganz in einander und müſſen alſo zugleich beantwortet werden.

Wo ſtehen wir? Ich meine: Wo ſtehen wir Deutſche jetzt? Sind wir ein erſchöpftes veraltetes durchlichtetes und durchgelebtes Volk, in welchem alles ſchon fein hell und klug geworden iſt? oder iſt noch feſter und kräftiger Urſtoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtauſende arbeiten können? Ich habe meine Anſicht oben geſagt und daß mir die Deutſchen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weiſen geſucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall früh zum Greiſesalter gelangen, andere Jahrtauſende lang jung, ja noch Jahrtauſende nach ſolchen, mit welchen ſie zugleich in die Bahn traten, Kinder bleiben können. Die Germanen waren nach Art Kraft und Sinn ein jugendliches und friſches Heidenvolk, als das Chriſtenthum Herrſcher der Welt ward. Dieſes Chriſtenthum in ſeiner ſtillen demüthigen und unſcheinbaren Geſtalt, wie es anfangs auftrat, und mit ſeinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand und was im Heidenthum vielleicht ſchon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Unſere Vorfahren, die Deutſchen, die im Heidenthum wohl ſchon im kräftigen Jünglingsalter ſtanden, wurden durch das Chriſtenthum wieder Kinder, und gleich unſchuldigen großen Kindern haben ſie jene ſchönen Jahrhunderte durchſpielt, die wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun ſchon dreihundert Jahre ihre Kinderſpiele zerſtört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerſtoben ſind, haben ſie ſich, wie es zu geſchehen pflegt, leider auch in kindiſchen Streichen erzeigt. Dieſe pflegen jenen etwas wilden und liebloſen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in ſie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben aber ganz paſſenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieſer Schlingeljahre — verzeihe mir, edles Volk — wo allerlei Rohes Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, ſtehen wir Deutſche jetzt: es iſt in unſerm jetzigen Weſen und Wirken ſo etwas von einer gewiſſen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies iſt, ſo haben wir unſere Hoffnungen noch weithin zu ſtellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der ſchönſten Zukunft unſerer Geſchichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen alſo nicht ſo ängſtlich ſorgen und fragen: *Was wird morgen ſeyn? und was wird übermorgen werden?* als wir wohl zuweilen thun, von dem Leide und der Noth des Augenblicks ergriffen, ſondern wir können das Verhängniß mit unſerm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelſpiel ſpielen laſſen; es wird doch die meiſten an Herrlichkeit und Tugend überleben, die es jetzt ſo halb ſchnöd und halb von oben anzuſehen wagen.

So ſcheint es mir nach einer geſchichtlichen Dämmerung, die ich keineswegs für Licht ausgebe, in Hinſicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade ſtehen. Nicht auf dieſelbe Weiſe aber, wie wir unſre Anſchauungen und Gefühle über die Zeit ausſprechen, können wir ſagen, *welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird.* Ich habe oben angedeutet, wie mich dünke, daß das Chriſtenthum unendlich langſamer als das Heidenthum die verſchiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menſchliche Geſchlecht führen ſoll. Ja es iſt dieſes Urtheil, das aber bloß als Urtheil der menſchlichen Schwäche genommen werden ſoll, die ſich ja durch Vergleichungen helfen muß, vielleicht etwas frech ausgeſprochen. Uns, die wir als Chriſten im Chriſtenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichſten und blühendſten chriſtlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als wenn des Chriſtenthums je ein Ende ſeyn, als wenn es ſeine verſchiedenen Durchbildungen durch das Menſchengeſchlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß ſeine Zeit keine andere dünken als der Name von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beſchränkte Menſchen, wenn wir das Unſrige und das Irdiſche an das Höchſte und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müſſen wir wohl menſchlich ſprechen. Das Chriſtenthum, welches lauter Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat einen milden und heiteren Geiſt, welcher nicht gleich jenem irdiſch heroiſchen Geiſte des alten Heidenthums die irdiſche Fülle und Genüſſe geſchwind ausſchlürft und dann von dannen fliegt, ſondern welcher in ſtillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtauſende an dem zehrt, was jener leidenſchaftliche Geiſt des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgefreſſen hatte. Dies ſoll auch nur ein Gleichniß der irdiſchen Beſchränktheit ſeyn. Ich will bloß eine Vorſtellung geben, wie das heidniſche und chriſtliche Zeitmaaß nach dem ganz verſchiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erſcheint. Von Perioden Epochen Anfang und Ende des Chriſtenthums kann an ſich ja gar nicht die Rede ſeyn.

So himmliſch iſt dieſe Lehre, ſo geiſtig ihre Kraft, ſo unendlich ihr Wirken, ſo tauſendfaltig ſind die Geſtalten, die ſie annehmen kann, ſo unergründlich iſt ihre Liebe und ſo unermeßlich ihre Geduld, daß ſie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Chriſtenthums an ſich, wenn es auch ſolche gäbe, könnte im göttlichen und engliſchen Verſtande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelten menſchlichen. Wenn wir hier von Epochen des Chriſtenthums reden, ſo meinen wir das gleichſam körperliche Chriſtenthum, die Chriſtenheit nämlich, wie ſie etwa in dieſer Zeit den chriſtlichen Geiſt äußerlich abſpiegelt und uns in dieſem äußerlich gezeigten Spiegel erlauſchen läßt, was dahinter tief im Innern iſt. Was erſcheint denn nun darin?

Zuerſt erſcheint in den Menſchen, die ſich Chriſten nennen, daß dieſe Zeit keine lebendigſte und blühendſte Zeit des Chriſtenthums iſt, daß ſie der hohen Begeiſterung mangelt, wodurch der Geiſt allein ſein innerlichſtes und mächtigſtes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier ſo ſpreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelſehnende Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Buſen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes, Laues und Aufgelöſtes, das nicht erfreulich iſt. Wie dies geworden iſt im Ablauf mehrerer Jahrhunderte, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am ſchlimmſten geworden iſt, das wiſſen wir und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am ſchlimmſten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die franzöſiſche große Umwälzung in ihrer Blüthe ſtand. In den letzten zehen Jahren, mitten in dem ärgſten Zwieſpalt und Gedränge der Dinge, hat es offenbar angefangen beſſer zu werden; was uns einzelne zarte Lichtſtreifen und Schimmer einer ſchöneren Zukunft verkündigen. Das Chriſtenthum muß ja äußerlich auch ein Bild unſeres politiſchen Zuſtandes abſpiegeln. Je weidlicher und kühner ein Volk iſt, deſto höher und muthiger ehrt es Gott; der ſklaviſche Sinn klimmt auch auf einer ſehr morſchen Leiter zum Himmel empor. Man ſagt zwar: im Druck habe das Chriſtenthum ſeine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr ſeyn, aber da haben die Gedrückten ſich wenigſtens nicht gedrückt gefühlt, ſie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengeſetzt; denn etwas ganz Anderes iſt auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus: eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich komme hier aber ſogleich in einen Zirkel. Was in dieſen jüngſten Tagen für die Freiheit und Ehre unſeres Volkes Schönes und Glorreiches geſchehen iſt, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Chriſtenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer ſchöneren chriſtlichen Zukunft, die ſchon zuweilen aus der dunkeln Nacht leuchten, ſtrahlen auch aus politiſchen und irdiſchen Hoffnungen für ein freieres und ſtolzeres Bürgerleben, das künftig ſeyn wird. Das innigſte Leben und Fortbilden des Chriſtenthums können wir nicht meſſen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glauben ſchauen und ahnen, und wie dies künftig hineinſpielen und hineinſtreben wird in die Unendlichkeit geiſtiger Entwickelungen, welcher Sterbliche mögte das verſtehen? Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorherſagen, daß nicht eher wieder vollkommene chriſtliche Staaten der Entwickelungsepoche, die uns die zweite däucht, ſeyn werden, als das Chriſtenthum auch wieder äußerlich in einem freudigen und begeiſterten Leben aufblüheſt wird. Wann dies ſeyn wird, wie dies geſchehen wird, durch welche Begebenheiten und Menſchen dieſer glückliche Zuſtand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann keiner ſagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Kapitale der früheren gelebt und es beinahe aufgefreſſen, wir ſagten, dieſe Jahrhunderte hätten ſich nicht eben freudig und ſtark fortgetragen, ſondern nur ſo hingeſtützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That ſo kommen ſie uns vor, wenn wir ſie mit den nächſtvorhergehenden vergleichen. Doch hatte ſich im ſtillen Ablauf der Zeiten durch die Geiſtigkeit, die ja das Weſen des Chriſtenthums und alſo auch das Weſen der neuen Geſchichte iſt, eine Macht gebildet, die das Heidenthum und auch die erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit wenig, ja faſt gar nicht gekannt hatten. Ich meine hier die Macht, welche man *die Meinung* nennt. Jener Geiſt, welcher über alle Welt ausgeſtrömt war und auch den Niedrigſten und Aermſten ein Ahnen und Vernehmen der himmliſchen Dinge, wie es die erſten Weiſen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Bruſt gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geiſt, der die wunderbare fünfhundert- und ſechshundertjährige Herrſchaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrſchaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieſer eine zweite gewaltige politiſche Herrſchaft gegründet, welche die Herrſchaft der Meinung heißen kann. Dieſe Herrſchaft erſchien weniger, ſo lange die Hierarchie noch mehr in Anſehen und Stärke blühete; ſie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat ſie eine ſo weitgreifende und waltende Wirkſamkeit gehabt, daß man von einer *europäiſchen Meinung* hat ſprechen können. Dieſe europäiſche Meinung mögte ich den weltlichen den bloß politiſchen Pabſt nennen; denn ſie hat zu dem ganzen Europa ſeit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältniſſe geſtanden, in welchem weiland der Pabſt und die Hierarchie zu Rom ſtanden. Was dieſe Meinung eigentlich iſt und wie ſie wirkt und herrſcht, das ließe ſich freilich in tauſend einzelnen Beiſpielen breit genug zeigen; aber dadurch würde ihr Weſen immer noch nicht klarer. Ihre ganze geiſtige Allmacht begreift nur derjenige, der den vollen Strom der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwickelungen im hohen Ueberblick vor ſeinen Augen hinrollen ſieht. Dieſe Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte iſt ſie gewaltig geweſen, da ſie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöſte und aus einander fallende chriſtliche Europa noch zuſammenhielt. Um ſich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch ſie Liſſabon und Moskau und Newyork und Konſtantinopel näher verbunden ſind und die gegenſeitigen Bewegungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier fünfhundert Jahren Ländern und Völkern nicht geſchah, die etwa dreißig vierzig Meilen von einander lagen. Dieſer Meinung, dieſem weltlichen und politiſchen Pabſte Europa's, könnte man eben ſo viel Gutes und Schlimmes nachſagen, als man dem geiſtlichen Pabſte zu ſeiner Zeit gethan hat. Und wirklich ſind ſolche, die da meinen, es gebe nichts Verderblicheres und Gräulicheres, als dieſe europäiſche Meinung, und die Welt ſey weit glücklicher geweſen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehen Jahre, nachdem ſie geſchehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konſtantinopel vorgefallen war, je alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen im Weſten erzählen hörte. Ob dieſe Recht oder Unrecht haben, ſteht uns nicht zu zu entſcheiden — genug dieſe Meinung iſt eine aus dem Chriſtenthume allmählig entwickelte geiſtige Gewalt und keine irdiſche Macht mag die Fluthen und Stürme bändigen, womit ſie über die Welt hinbrauſet. Was Verderbliches und Verpeſtendes in ihr iſt, dem kann man durch keine laſtende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen, ſondern der Geiſt kann allein durch den Geiſt gebändigt werden. Da muß es heißen Gift gegen Gift und Spitze gegen Spitze. Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niederſäuſeln, man muß einen Sturm gegen ihn loslaſſen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrauſe. Gegen das, was ſeiner Natur nach das Freieſte iſt, vermag das Halbfreie nichts und das Sklaviſche wird an ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Verſuchen geſehen, welche Regierungen und Staatsminiſter und Erzprieſter gegen dieſen geiſtigſten und unfaßlichſten aller Dämonen gemacht haben; wir haben den Ausgang des glänzendſten neuen Verſuches vor Augen, das Schickſal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in der Hand und wer hat ſie thätiger und grauſamer gebraucht als er, das geſchäftige und gerührige Ding, die europäiſche Meinung, welche, wie ſeine Helfer ihm ſagten, ſeinen Entwürfen allgemeiner Herrſchaft und allgemeiner Verfinſterung Europa's am meiſten im Wege war, zu unterdrücken ja wo möglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er, wie es ſchien, eine Art von Gegenbewegung zu Stande, wirklich ſchien die Stimme der Lüge, die in tauſend Wiederlauten und Wiederhallen von den verſchiedenſten Seiten ſo unſchuldig erklang, für Viele endlich faſt eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche dieſe Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunſt vorbeirauſchen ließen, ſchloſſen ſich in ſich deſto enger zuſammen; die gepreßte öffentliche Meinung ſammelte die Vulkane vieler edler Gemüther, die einmal fürchterlich hervorbrechen ſollten. Die Lüge hatte nicht die Menſchheit geblendet, ſie hatte den Tyrannen und ſeine knechtiſchen Helfer und Schergen verblendet; ſie kannten die Gewalt endlich nicht mehr, welche über ſie und über das Zeitalter herrſchte, ſie hatten ſich das einzige Licht ausgelöſcht, das ſie bei ihrem kühnen Unternehmen hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit ſie die Welt zu fangen und zu beherrſchen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen, als ſie ſelbſt. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt die Meinung ſeiner Zeit zu verſtehen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrſchaft zu herrſchen, er hätte der größte geſchichtliche Name werden können. Nun iſt er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

Dieſe Meinung und diejenigen, welche als ihre Führer genannt werden, die Schriftner, ſind vielfach beſchuldigt worden, daß ſie die Völker ungebührlich aufrühren und daß ſie die unglücklich bethörten häufig in die Lage bringen, worin ſich der Pudel ſetzte, der ſeinen fetten Biſſen, den er im Munde trug, fallen ließ, um nach dem Schatten deſſelben zu ſchnappen, den ihm der trügeriſche Spiegel des Baches größer und ſchimmernder zeigte, als der wirkliche war. Ich will dieſe Beſchuldigung nicht ganz ablehnen, obgleich das, was die Meinung gewaltig macht und ihr ſogar bei der Menge Anerkennung gewinnt, doch gewiß etwas iſt, das aus den Federn von ein paar Dutzend politiſcher Schriftner nicht fließen kann, ſondern aus einem andern verborgenen Strome fließen muß, von welchem die Polizeiminiſter und Polizeiwächter grade gar nichts wiſſen und welchen ſie alſo auch weder zuſtopfen noch verſchütten können. Das allgemeine Geſchrei nach Freiheit und Gleichheit, das Geſchrei nach Verfaſſungen überhaupt, das ſich doch nicht allenthalben als Geſchrei eines wüſten Aufruhrs offenbart, ſondern an vielen Orten und bei den gehorſamen und guten Völkern als ein ſtilles Anrufen und ein beſcheidenes Bitten an die Herrſcher und an diejenigen, welche an der Herrſcher Stelle ſind, hat ſeinen Grund in einer wirklichen Noth gehabt und hat ihn noch bis dieſen Tag. Die Geſtalt der alten Staatsgebäude, die für ganz andere Zeiten und in ganz anderen Zuſtänden der Völker und unter ganz anderen Verhältniſſen der Welt aufgeführt waren, paßten für dieſe Zeit und für dieſes einem ganz verſchiedenen Weltalter entgegenſtrebende Geſchlecht gar nicht mehr; ſie waren auch meiſtens ſo abgenutzt und durchlöchert, daß ihnen außer dem Umſtande, daß ſie von den Völkern wenig mehr anerkannt wurden, in ihnen ſelbſt aller Halt fehlte. Ihre Unzulänglichkeit fühlten auch nicht allein die Beherrſchten ſondern auch die Herrſcher, und ſo iſt ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten immer an ihnen gebeſſert und geſtückelt worden. In unſern Tagen aber geſchieht den meiſten von ihnen das, was einem alten Rocke nothwendig einmal geſchehen muß, den man lange mit Flicken und Stücken ganz zu halten geſucht hat: ihre unvermeidliche Zeit iſt gekommen, ſie reißen und fallen von allen Seiten aus einander und kein Meiſter wird die morſchen und faulen Theile wieder zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen zuſammenfügen können.

In ſolchen Zeiten, welche für diejenigen, deren Leben grade in ſie fällt, eben keine luſtige Zeiten ſind, mag man billig wohl klagen; aber verklagen ſollten die verſchiedenen Partheien, durch deren gegenſeitige Wirkung und Drängung auf einander ein Staat hervorgebracht wird, einander nicht ſo bitter, als wohl häufig geſchieht. Unrecht haben manche Geſchichtſchreiber und Politiker offenbar gehabt, wenn ſie die allmählige Veraltung und Aufhebung der ſtändiſchen Rechte, den allmähligen Untergang der Freiheit, die immer größer ſchwellende und immer ſchwerer werdende Sündfluth der ſtehenden Heere, unter welchen Europa ſich faſt zu Tode geſtöhnt hat, und alle andere Willkür in Geſetzgebung und Beſteurung der Völker durchaus aus deſpotiſcher Hinterliſt der Fürſten, aus einem langſam bereiteten und mit langſamer und beſonnener Argliſt fortgeſponnenen Gewebe von falſchen und tückiſchen Liſten hervorgegangen glaubt und ſo dargeſtellt haben, als wäre dies alles ein planmäßig bereitetes und vollendetes Werk der Herrſcher und Miniſter geweſen. Wenn dieſe Meinung und Darſtellung die richtige geweſen wäre, ſo hätte man auch nachweiſen müſſen, daß die Reihe kühner und durchgreifender Herrſcher und feſter und verſchlagener Miniſter, die ein ſolches Werk von Geſchlecht zu Geſchlecht einander in die Hände arbeiteten, viel größer geweſen ſey, als man hiſtoriſch wird darthun können. Nein, das weiſet die Geſchichte allerdings nach, wie ein einzelner gewaltiger und von Gott mit ungeheuren Eigenſchaften begabter und gerüſteter Mann ein herrliches Staatsgebäude der Freiheit und Geſetzlichkeit zuweilen hat erſchüttern ja niederreißen können, und an ſolchen Erſcheinungen fehlet es auch der neueren Geſchichte nicht; aber was in den meiſten Ländern Europas ſo ganz Einen ebenen, ich mögte faſt ſagen ſchläfrigen Schritt wie von ſelbſt fortgegangen iſt, was kaum getrieben und geſtoßen worden iſt, ſondern ſich gleichſam ſelbſt immer tiefer heruntergeſchoben hat, von dem kann man nicht ſagen, daß es ermordet iſt, nein es iſt des natürlichſten aller Tode verblichen, des Todes des Alters. Es lag allem der gemeinſchaftliche Keim des Unterganges zum Grunde, eine faſt allgemeine europäiſche Krankheit. Weil der Geiſt der letzten Zeiten ein abgelebter und matter Geiſt war, worin mehr die grübelnden als die handelnden, mehr die denkenden als die empfindenden Kräfte verwalteten, ſo konnte das äußere Leben ſich in ſtolzer Freiheit nicht behaupten, es war ein hohes und politiſches Daſeyn unmöglich. Wie die Luft nothwendig die leere Blaſe zuſammendrückt, ſo haben die Regierungen ein durch keinen allgemeinen Sinn und durch keine lebendige Begeiſterung getragenes und geſtärktes Menſchengeſchlecht zuſammendrücken müſſen, ſie haben, da ſie keinen Widerſtand fanden, immer willkürlicher werden müſſen. Dies iſt das, was ich oben ſagte: ein jedes Volk ſey der Lage würdig, worin es ſich eben befindet. Ungerecht war es aber, wenn man die Schuld, welche die Zeit oder das ganze Geſchlecht tragen mußte, allein auf die Schultern der Fürſten und ihrer Freunde wälzte. — Eben ſo ungerecht ſind nun aber auf der andern Seite diejenigen, welche in einer kleinen und engen Anſicht und Geſinnung, die ſich noch wohl damit brüſtet, als ob ſie aus Fürſtenrecht und für Fürſtenmacht ſpreche, alles, was in einem Staate nun einmal iſt und beſteht, eben deswegen auch als etwas Bleibendes und Wohlbegründetes anſehen und anſprechen, und wenn man die Unzweckmäßigkeit und Gemeinſchädlichkeit davon ihnen auch ſonnenklar zeigen könnte. Dieſe mögten nun eben wie jene Beſchuldiger der Fürſten und Miniſter alles Geſchrei und alle Klage ja alles demüthige Bitten und Flehen der Zeitgenoſſen um geſetzmäßige Verfaſſungen auch nur darſtellen wie eine Tollheit und einen Wahnſinn, der ſeine Zeit zum Ausraſen haben müſſe und dann ſchon vorübergehenwerde, ſie mögten es darſtellen als ein Ding der Willkür, von einigen heißen Köpfen geboren oder gar von einigen verruchten und mit giftigen Planen im Finſtern ſchleichenden Böſewichtern angeſtiftet, die, damit an ſie und an den Pöbel die Herrſchaft kommen könnte, alle Ordnung und alles Geſetz vertilgen und das arme Europa drüber und drunter werſen und ſchütten mögten. Dieſe, zum Theil recht brave und und rechtliche Männer, welche aber blind in ihrer Zeit leben, weil ſie die Vergangenheit nicht kennen und alſo auch die höhere Nothwendigkeit nicht erkennen, welche in dieſem allgemeinen europäiſchen Streben iſt, ſehen allenthalben nichts als Aufruhr und Gefahr, ſie wittern auch da, wo von den natürlichſten und rechtmäßigſten Forderungen und Bitten der Völker die Rede iſt, nichts als verderbliche Anſchläge gegen die Könige und wollen das ſchöne Roß der Zeit, das, wie ihnen däucht, mit dem Reiter durchgegangen iſt, mit einer Menge vergeblicher Hms und Prrs und Hohos wieder in den alten Stall zurücktreiben, und wollen nicht merken, daß der Stall ja an allen Enden Löcher hat, wodurch die Diebe eindringen und das Pferd ſtehlen, wenn es nicht ſo klug iſt ſich ſelbſt einen Stall zu ſuchen.

Wenn wir die Zeit, welche unſere Zeit iſt, und ihre wunderſamen Zuſtände und Verhältniſſe und dann die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, ſo dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwieſpalt der Meinungen nicht wundern und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche ſagen ja, daß wir ſelbſt nicht bloß ein Kopfverdreher, ſondern auch oft einer mit von den Drehköpfen ſind: und warum ſollten wir uns auch beſſer glauben, als die Meiſten? Es ſind offenbar zwei Zeiten jetzt, nämlich die Reſte der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meiſten Menſchen, wenn ſie ſiebenzig und achtzig Jahre durchlebt hatten, hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr ſanft und ſtill in einander übergleitende, nicht ſo feindſelig einander gegenüberſtehende und auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, als die jetzige Zeit iſt. Die Anfänge der neuen Zeit, die Vorhalle des künftigen Zeitalters, ſind offenbar dasjenige, was jetzt lebendig iſt und mit magnetiſcher Gewalt alle Geiſter in ſich verſchlungen hat. Die Reſte der alten Zeit ſind jetzt keine Zeit mehr; man könnte mit einem etwas ſeltſamen Ausdruck ſagen, jene Zeit liege ſchon außerhalb der Zeit. Wie nun jene Zeit außerhalb unſerer Zeit liegt, ſo ſtehen auch diejenigen, die noch immer in dem Todten und Vergangenen wandeln, als lebte es noch und wäre noch da, durchaus außerhalb derſelben. Dieſe Verblendeten möchten ſie ſelbſt nun gern vernichten als die Verführerin und Verderberin der Völker, ſie möchten mit Knüppeln und Schwerdtern alle, die in ſie hinein wollen, davon abhalten, und alle, die darin ſind, herausjagen und mit Gewalt wieder in die alte glückſelige zurücktreiben.

So ſteht und kämpft das Alte und Neue gegen einander und ſo muß es ja ſtehen und kämpfen, wenn überhaupt das Beſſere und Gedeihlichere, was alle Guten hoffen, hervorkommen ſoll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente iſt ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenſtreit (Ἔρις καὶ Ἀντέρις) in Liebe und Haß der Naturen, iſt ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie ſollte denn die höchſte und vollendetſte Geſtalt des äußeren Lebens, wie ſollte die politiſche Geſellſchaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf ſich einigen und bilden können? Nein dies kann er nicht. Wir hoffen aber, daß dieſer Streit in unſerm Vaterlande nimmer ein blutiger Streit werden wird, ſondern daß die Deutſchen durch Mäßigkeit und Feſtigkeit geſetzliche Verfaſſungen verdienen werden, die durch blutige Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer durch ſie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch nichts gewonnen werden ſoll, ſo ſollen wir auch nicht verlangen, daß das Größte und Herrlichſte, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feſte Verfaſſung und eine auf Geſetzen begründete Freiheit, in zwei drei Jahren fertig ſeyn ſoll. Das, wovon die Geſchichte lehrt, daß, wenn es dauernd ſeyn ſoll, es ſich durch vielfache Streite und Kämpfe hindurch oft nur in Jahrhunderten geſtalten und entwickeln kann, müſſen wir ernſte und verſtändige Deutſche nicht mit franzöſiſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen und vollenden wollen. *Leicht gewonnen leicht zerronnen* iſt ein Spruch, der hier und für alles Uebrige in der Welt gilt. Zu Papier iſt die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn ſie nichts weiter hat als die papierne Feſtigkeit und was man von der leichten Laſt der Eidſchwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geſchichte, deren Zeugniß hier das gültigſte iſt, daß nur das eine rechte Verfaſſung iſt und Leben und Beſtätigung in ihr ſelbſt hat, welche nicht gemacht, ſondern welche gewachſen iſt, d. h. welche gleichſam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfniſſen eines Volks hervorgegangen iſt. Solche Entwickelungen gehen freilich nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments, welches, wenn man es ein paar Mal nach der entgegengeſetzten Seite umgerollt hat, ſogleich die gehorſame Neigung zeigt ſich dahin zu krümmen. Verfaſſungen, die ein Ausſchuß eines Jakobinerklubs oder ein Miniſterbefehl in drei bis ſechs Wochen fertigt, halten gleich den Pergamentrollen die Geſtalt; eine andere Hand kommt darüber, drehet ſie ein paar Mal anders um, und ſie ſind geweſen.

Wir wollen alſo, wenn es mit unſern Verfaſſungen, die man jetzt in Deutſchland zu gründen verſuchen mögte, nicht ſo geſchwind geht, als die meiſten Hoffnungen es wünſchen, weder trauren noch ſchelten; noch wollen wir uns einbilden, daß alles ſogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen ſogleich befriedigt werden können. Dies iſt durchaus unmöglich: nicht die beſſeren Verfaſſungen ſelbſt können in zehen ja noch in dreißig und vierzig Jahren nicht fertig ſondern nur der Grund zu ihnen kann fürs Erſte gelegt werden, worauf der übrige Bau ſich vielleicht in einigen Menſchenaltern vollenden und ausführen mag. Dies iſt der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menſchliche und Irdiſche gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt ſterben ſoll. Wir wollen auch nicht ſchelten auf diejenigen, welche Hinderniſſe bringen und Widerſtand entgegen ſetzen; ſie ſind wohl die Nothwendigſten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was ſich nicht durch Hinderniſſe durcharbeiten und den Widerſtand nicht überwinden kann, das mag eben ſo gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem ſchwächlichen und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich ſeyn, dem man die Schaale zerbrechen muß, damit es aus dem Eie kriechen und dann ſein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erſchaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum ſage ich zum dritten Male: jedes Volk verdient die Lage, worin es iſt. —

Darauf ſey man alſo gefaßt, daß bei den neuen Verfaſſungen nicht allein die Fürſten und Miniſter gegendrücken werden, was ſie als eine nothwendige Gegenkraft ihrer Natur nach müſſen, ſondern auch alle die, welche mit einer ſeltſamen Täuſchung immer noch in der alten Zeit zu ſtehen meinen und am allermeiſten die Beamten, welche, in den alten Verhältniſſen und Formen erzogen und durch den Dienſt in ihnen eingeſchult, dies Neue größtentheils verabſcheuen, welches ihren Vorurtheilen und Anſichten oft viel mehr als ihren Vortheilen entgegen iſt. Daß dieſem wirklich alſo ſey, davon hat man ja der Proben genug, und ihre Gegenwirkung wird von dem Volke leider immer mit Unrecht dem Herrſcher und der Regierung mit zur Laſt geſchrieben.

Dies ſind Schwierigkeiten, die ſich bei allem Neuen, was der Menſch zu machen unternimmt, finden werden und finden müſſen, vor allem aber bei einer ſo großen Sache, als der Entwurf und die Begründung neuer Verfaſſungen iſt. Aber es iſt noch Eines, was die Deutſchen wohl bedenken ſollen, wenn ſie ſich in ihren Hoffnungen nicht übermeſſen wollen, nämlich der Zuſtand und die ganze Lage des deutſchen Reiches und der vielen einzelnen in demſelben begriffenen Staaten.

Deutſchland war vormals als Reich ein organiſches und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, welches die meiſten Bedingungen eines friſchen und ſelbſtſtändigen Lebens in Freude und Freiheit erfüllen konnte. Es hat aufgehört dies zu ſeyn, ſeitdem die Vielherrſchaft der Fürſten in ihm ſich ausbildete und ſeitdem dadurch Staaten im Staate entſtanden ſind. Jetzt liegt es zerſpaltet und zerriſſen da, ſein altes Unglück und ſeine alte Blöße ganz aufgedeckt, und alle Kräfte und Strebungen der Regierungen mit einander ſtreitend und gegen einander ſtrebend, ſo daß kaum ein Engel vom Himmel, der mit aller Weisheit und Liebe es zu binden und zu heilen herabkäme, das Zerriſſene zu einem kräftigen Ganzen machen könnte. Bei der Zerriſſenheit des Reiches, wodurch die Entwickelung ſeines natürlichen Wachſens und Fortwachſens gehemmt und die volle lebendige Organiſation deſſelben durchaus unmöglich iſt, kann Deutſchland eine ſo vollkommene Verfaſſung und Verwaltung nicht haben, als Länder, die zu einem natürlichen Ganzen ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß mit allen ihren Theilen verbunden ſind, wie England Schweden Spanien Frankreich. Wir werden uns einſtweilen, bis es beſſer wird und bis die zerriſſenen Theile des Vaterlandes wieder mehr zur Einheit zuſammenverbunden werden, mit dem begnügen müſſen, was nach den Umſtänden möglich iſt: wir dürfen und können nichts Vollkommenes erwarten.

In der That ſind die einzelnen deutſchen Staaten, auch die gern etwas Beſſeres und Tüchtigeres machen wollten, bei ihrem Verhältniſſe mit den deutſchen Nachbarſtaaten grade in der Lage, worin der Bauer einer großen Dorfſchaft ſich befindet, deſſen Aecker vielleicht an zehen und zwanzig verſchiedenen Stellen mit den Aeckern der Nachbarn in einzelnen Schichten unter einander liegen. Wenn dieſer Bauer ſich auch durch Fleiß, Kenntniſſe und Nachdenken vor allen ſeinen Nachbarn auszeichnet, wenn er auch gern eine beſſere Ackerwirthſchaft, als worin ihr alter Schlendrian rundgeht, triebe und nach ſeinen Einſichten treiben könnte, ſo kann er doch eben nicht viel beſſer wirthſchaften als ſie, weil ſeine Ackerſtücke ſo unter den ihrigen verſtreut liegen, daß ihre Zeit und Art eben auch ſeine Zeit und Art ſeyn muß, ja daß er ſogar ihre Fehler mitmachen muß, damit er nur etwas Nutzen aus ſeinen Grundſtücken ziehe. Die Vergleichung iſt die allerpaſſendſte auf unſer Vaterland und auf ſeine Zerſtückelung unter die vielen Fürſten und Regierungen. Man wird ſie bei näherer Unterſuchung bis auf die allerkleinſten Punkte beſtätigt finden nicht allein in der großen Geſetzgebung ſondern in der ganzen Verwaltung und Polizei des Vaterlandes, wenn man von Zöllen und Hochſtraßen und Durchgangsgeldern und Ausfuhr- und Einfuhrverboten anfängt und bis zu den höchſten Zweigen der Geſetzgebung hinaufſteigt. Es iſt keine Uebereinſtimmung Ebenmäßigkeit und Vollkommenheit möglich, wo das aus einander geriſſen und von zwanzig Herren nach ihren Launen und Bedürfniſſen ganz verſchieden regiert und verwaltet iſt, was ſeiner Natur nach als ein organiſches Ganzes von Einem Geiſte durchdrungen und gelenket und von Einem Herrſcherarm gehalten werden ſollte. Da iſt es wie in einer unvollkommenen und ſchlechten Dorfgemeinheit der Aecker und Triften, wo die unnatürlichen und gezwungenen Verhältniſſe einen jeden zu einer mangelhaften Wirthſchaft verdammen. Auch die deutſchen Fürſten, die das Beſte verſprechen und wirklich mit treuem Herzen das Beſte wollen, können nur Halbes und Mittelmäßiges leiſten, weil ſie ja nicht von ihrem Willen allein, ſondern noch von fünf ſechs ja wohl zuweilen von fünfzehn und ſechszehn um ſie her waltenden Willen abhangen.

Das Vollkommene alſo, was glückliche und ganze Völker in Hinſicht der großen politiſchen Geſetzgebung und Einrichtung bei ihnen machen und begründen können, müſſen wir auf jene Zeit verſchieben, wo Gott und die Noth und die Liebe und Frommheit unſerer Nachkommen das ganze Deutſchland wieder einigen und die unſelige und kleinliche Zwietracht und Eiferſucht beſchränken, die von Tage zu Tage ſich immer mehr als unſer brennendſtes Unglück offenbart, das uns im Glücke um den Preis unſerer Siege betrügt und bei Unfällen und Niederlagen zur Dreſchtenne und zum Nothſtall aller Völker der Welt erniedrigt. Die hohen und engliſchen Gedanken, ich meine Gedanken von Verfaſſungen gleich der engliſchen, ja ſelbſt gleich der ſchwediſchen und gleich der franzöſiſchen, wenn die Franzoſen ſie behaupten können, müſſen wir fahren laſſen, die ſchicken ſich nicht für uns. Auch ſoll man ja nicht denken auf künſtliche Gerüſte und Getriebe, die einander trügen und bewegten in der Verfaſſung, auf ein ſtolzes Gleichgewicht auf einander drückender und die Freiheit und Gerechtigkeit als den Ausſprung ihrer Bewegungen hervorwippender Kräfte, noch auf andere ähnliche Herrlichkeiten. Das iſt ja thöricht, weil der Stoff bei uns dazu fehlt, weil der deutſche Zuſchnitt dazu verdorben iſt. Wir ſollen jetzt nur das machen und verlangen, was wir machen können und verlangen dürfen und das mögte ſich etwa auf folgende einfache Grundlagen einſchränken, auf welchen der weitere Bau dann ihnen gemäß ausgeführt werden kann. Wir müſſen es alles nur als Vorbereitungen und Vorarbeiten betrachten für eine unſerer Entwickelung vielleicht günſtigere Zukunft.

Es werden über ganz Deutſchland die vormaligen Landſtände wieder eingeführt und zwar wie ſie in den beſteingerichteten Landen deutſchen Volkes vormals geweſen ſind, nicht, wie hie und da vielleicht einzelne Fürſten und einzelne Klaſſen des Volks es wohl mögten, die Landſtände des ſogenannten letzten Gebrauchs, wo manche Lande für drei vier Klaſſen, die nach natürlicher Eintheilung das Volk darſtellen und vertreten ſollten, aus einer einzigen oder aus anderthalb Klaſſen deſſelben ihre ſogenannten Stände wählen mögten.

Die Hauptklaſſen, aus welchen dieſe Volksvertreter hervorgehen, ſind 1) der Adel 2) die Bürger 3) die Bauern 4) die Prieſter, wo ſie bedeutenden Landbeſitz haben, nach einigen Anſichten vielleicht auch der Ehre und Würde des erhabenen Standes wegen.

Die Landſtände rathſchlagen mit dem Fürſten und nehmen Theil an der Geſetzgebung, ſo daß kein neues Geſetz gegeben werden mag, daß es ihnen nicht mitgetheilt und von ihnen anerkannt werde.

Sie bewilligen die nothwendigen Steuern und Abgaben und ihnen wird über deren Verwendung von der Regierung Rechenſchaft abgelegt.

Sie haben das Recht Bitten und Vorſchläge neuer Geſetze, die ihnen nöthig dünken, an den Herrſcher zu bringen, auch Bitten bei ihm einzulegen wegen einſchleichender Misbräuche der Polizei und Verwaltung.

Damit die Verfaſſung geheiligt und die gebührliche Freiheit eines jeden Bürgers geſchirmt ſey, iſt

1) Die Perſon des Herrſchers heilig und unverletzlich, er wird vorausgeſetzt als ſo mit dem Geſetze Eins, daß er gar nicht ſündigen könne.

2) Sind die Miniſter verantwortlich, wie in England Schweden und in allen wohl eingerichteten Staaten.

3) Wird das richterliche Amt für die Lebenszeit verliehen und mag, wie z. B. Kriegs- und Polizeiſtellen, nach Willkür keinem genommen werden: ein Richter mag nur nach Urtheil und Recht wegen Vergehen und Verbrechen aus ſeiner Stelle geſetzt werden.

4) Herrſcht allgemeine Preßfreiheit.

Die Stände ſtimmen nach ihren drei oder vier Klaſſen. Bei Geſetzen und Verordnungen, die zu den Grundgeſetzen, zu denen, die man wohl auch organiſche Geſetze nennt, gehören, iſt durchaus ihre Einſtimmigkeit nebſt dem Willen des Herrſchers erforderlich, damit ſie Geſetzeskraft erhalten; bei Geſetzen und Verordnungen aber, welche die Polizei und Verwaltung betreffen, müſſen wenigſtens zwei Drittel der Stände nebſt dem Herrſcher einſtimmig ſeyn, damit ſie angenommen werden können.

Bei dem geringen Umfange der meiſten deutſchen Landesgebiete, däucht mir, iſt nichts im Wege, daß nicht alle Jahre Landtage gehalten werden, die ſich auf einige Wochen verſammeln. Für das, was längere Berathung und Ueberlegung und vielfache Rückſprache mit der Regierung erfordert, laſſen die Stände Ausſchüſſe zurück, welche es mit den Miniſtern bearbeiten und abmachen. Wo die Staaten indeſſen größer ſind und wo die einzelnen Lande derſelben weiter von einander und von der Hauptſtadt entfernt liegen, da mag es wohl nothwendig ſeyn, daß von den von Zeit zu Zeit zuſammenzuberufenden Landſtänden ernannte Ausſchüſſe in der Hauptſtadt ſitzen und die allgemeinen Angelegenheiten und die Angelegenheiten der einzelnen Landſchaften mit den Miniſtern berathen helfen.

Dämmernd und ungewiß liegt die Zukunft vor unſern Blicken, trübe weilt das Auge des redlichen Freundes des deutſchen Namens auf dem zerriſſenen und aufgelöſten Zuſtande des Vaterlandes, da auch der Blindeſte wohl ſieht, daß das, was man bindend und haltend nennt, nicht genug bindet und hält. Bei aller Großheit der jüngſten Begebenheiten und bei allem Glanze der jüngſten Geſchichte Germaniens liegt der Mangel an Einheit des Reiches und an Unzulänglichkeit der Mittel, die es erhalten ſollen, offen am Tage. Daß es bei den politiſchen Weltverhältniſſen und bei dem großen und drängenden Streben der immer mächtiger und gegen Deutſchland immer kühner werdenden Nachbarvölker ſo nicht bleiben kann noch bleiben wird, begreift ein jeder. Viele würden auch Deutſchland bei der Art, wie es ſich zuletzt misgeſtaltet hat, verloren geben, wenn ſie in dem deutſchen Volke nicht die Jugendfriſche und die jeder Begeiſterung empfängliche Tugend gewahrten, welche durch die Fäuſte ſchlechterer Völker nicht darf aus der Geſchichte weggeräumt werden; ſie hoffen darum, es werde ſeine immer noch unſeligen Verhängniſſe überwinden und alle Stürme der Zukunft ritterlich beſtehen.

Manche nennen das Aufruhr predigen und das Volk verführen, wenn man ſagt, wo die wunden Stellen des Reichs ſind und wo die Schäden ſtecken, die geheilt werden müſſen, wenn uns das Unheil nicht bleiben und wenn größeres Unheil nicht kommen ſoll. Als wenn es uns und dem Volke hülfe, wenn wir unſere Zerriſſenheit Einheit, unſer Unglück Glück, unſere Hülfloſigkeit Macht nenneten und wie jene Krähe des Kaiſers Domitianus immer lauten Halſes ſchrieen: Alles wird vortrefflich werden!*) Es iſt ein wahrer Spruch, der nicht heute zuerſt geſprochen iſt: Was dein Feind an dir lobt, davor hüte dich, denn es iſt vielleicht dein größter Fehler. Wir wiſſen was unſre älteſten Erzfeinde, was Ludwig der Elfte und Heinrich der Vierte von Frankreich als Deutſchlands Heil und Ehre gelobt haben; wir kennen die Liberté germanique, welche Ludwig der Vierzehnte und ſeine mit Geldſäcken im Reiche herumreiſenden Boten und Geſandte ſo hell im Munde führten; uns iſt im friſcheſten Gedächtniß, was uns Bonaparte und Talleyrand vorgepredigt haben von der Unabhängigkeit der Staaten Deutſchlands und von der Befreiung derſelben von dem tyranniſchen Joche Oeſtreichs und von dem herrſchſüchtigen Drucke Preußens. Dieſe Unabhängigkeit der Staaten Deutſchlands**) hat der unſerer Freiheit und Ehre mitten in den Arbeiten und Sorgen, die ſein eigenes Land ihm macht, nie vergeſſende Talleyrand glücklich in die Artikel des berühmten, in Deutſchland aber ſchon berüchtigten Pariſer Friedens hineingebracht. Wenn wir aber nur wüßten, was wir damit machen ſollten und wenn die Fürſten nur ein wenig ahneten, welchen Leichengeſang einſt eine deutſchredende Domitianskrähe darüber krächzen wird! Dies loben uns nun alle Fremde, die unſerer Herrſchaft und Ehre neidiſch ſind und wohl wiſſen, wozu das getheilte und zerſtückelte Deutſchland brauchbar und bequem iſt*). Aber ziemt es uns, wie die dummen Schaafe mit einzuſtimmen in das Geſchrei der Wölfe und Füchſe? Wir ſind ein kurzlebendes Geſchlecht, wir wirken klein und gering, das wiſſen wir wohl. Es iſt eine höchſte Macht der Dinge, die alles auf das geheimſte und weiſeſte lenkt, das wiſſen wir auch. Aber weil in uns ein Athem ihres Weſens iſt, weil wir ein unſterbliches Geiſtergeſchlecht ſind, darum ſoll unſer Streben immer höher gehen, als unſer Können. Wenn dieſes Streben nicht da wäre, ſo würde alles in Faulheit Weichlichkeit und Knechtſchaft verſinken und vermodern. Durch nichtswürdige Geduld aber und durch faule Hoffnung ſoll ſich keiner tröſten, wenn er es dumm und ſchlecht um ſich her ſieht; er muß den Willen walten laſſen, dem es, wie wenig er auch kann, doch vorkommt, daß er auch die Welt mit beſſern könne. Wir haben oben Zeichen genug angeführt, weswegen wir glauben und hoffen können, daß das deutſche Volk vielleicht noch Jahrtauſende in der Geſchichte zu leben hat. Da kann unſre Spannezeit von einem Vierteljahrhundert und höchſtens von einem halben Jahrhundert ja nichts bedeuten: ſie erſcheint, was ſie iſt, ein Tropfen in dem unermeßlichen Ocean; aber wenn in dem Ocean Leben iſt, ſo mögte auch der Tropfen ſich lebendig in ihm fühlen und ſo getroſt ſich von der Unermeßlichkeit verſchlingen laſſen.

---

*) Jene Krähe ſprach Latein und ſchrie auf lateiniſch: Omnia bene erunt.

**) Les états de l'Allemagne seront indépendents.

---

*) Sehr wahr nennt der ehemalige Erzbiſchof von Mecheln De Pradt in ſ. Geſchichte der Geſandtſchaft in Polen unſer Vaterland la vaste curée des thrones de l'Europe: Den großen Jagdfraß der Throne Europa's.

Auf zweierlei Weiſe werden Staaten umgeſchaffen, auf eine langſame und ſtille Weiſe von innen und auf eine geſchwinde und ſtürmiſche Weiſe von außen. Die langſame und ſtille Weiſe muß jeder Menſch vorziehen, der kein Wohlgefallen hat an Getümmel und Blut. Aber auch dieſe langſame und ſtille Weiſe kann ihr Werk allein im Frieden nicht vollenden; Krieg und Stöße von außen, die den Puls des inneren Staatslebens zuweilen beſchleunigen und durch Nöthen und Gefahren geſchwinde Entſchlüſſe und Beſchlüſſe hervorzwingen, ſind zu dieſer Arbeit durchaus nothwendig: Krieg iſt ein eben ſo nothwendiger Beſtandtheil zur Erhaltung des irdiſchen Lebens und ſeines Gleichgewichts, als Friede. Die Geſchichte lehrt, daß die beſten politiſchen Vereine und die trefflichſten Verfaſſungen meiſtens im ſchlimmen Gedränge innerer und äußerer Gefahren und Getümmel entſtanden ſind. Die zweite Weiſe, die ſtürmiſche und blutige, iſt diejenige, wo die Umſchaffung und Verwandelung der Staaten durch gänzliche Umkehrung vermittelſt äußerer Gewalt geſchieht. Dies muß früher oder ſpäter immer ſolchen Staaten widerfahren, welche die Bande, die ſie innerlich zuſammenhalten ſollten, immer mehr aufgelöſt haben. Einmal muß das unvermeidliche Verhängniß einer ſolchen Umkehrung von außenher ihnen kommen. Gott hat ſolches in unſerer Zeit noch nicht gewollt; darum hatte er Napoleon Bonaparte das Bildende und Schaffende verſagt. Hätte dieſer Mann, der bloß ein Werkzeug der Aufräumung und Zerſtörung ſeyn ſollte, einen heitern Ueberblick der Welt und Zeit gehabt, er hatte es in ſeiner Macht alle Staaten Europas umzugeſtalten und als einer der größten Namen zur Nachwelt zu gehen. Weil er dies nicht gehabt hat und weil dies nicht geſchehen iſt, ſo müſſen wir jetzt glauben, daß Gott es anders durchführen will mit dem Menſchengeſchlechte: Denn ſolange die That möglich iſt, fühlt der kräftig wollende und handelnde Menſch ſich auch als ein mächtiges Schickſal; wann ihre Zeit vergangen iſt, übergiebt er ſie und den Willen, der für ſie ſorgte und arbeitete, dem allgemeinen Schickſale, Gott.

Wir kennen aus dem Livius die Fabel von dem Magen und den übrigen Gliedern, die ſich gegen einander empörten, durch welche Empörung und durch welchen inneren Krieg endlich Magen und Kragen und Hand und Fuß mit einander verwelkten und vergingen. Dieſe Fabel erzählte weiland zur Zeit eines Aufruhrs zwiſchen den alten Geſchlechtern und der Bürgerſchaft Roms ein weiſer Mann aus dem Rathe der Alten den Römern und ſtillte den Aufruhr und verband die zwieträchtigen Glieder des Staates wieder zu Eintracht und Frieden. Wir ſollten dieſe politiſche Kinderfabel zur Zeit dieſer Trennung der ſonſt doch noch etwas verbundenen deutſchen Reichsglieder täglich und ſtündlich erzählen, damit alle die Gefahr ſehen, die allen begegnen wird, wenn ihnen Gehorſam nicht beſſer dünkt als Herrſchaft, die doch immer nur ein Schatten von Herrſchaft iſt. Auch ein König der Ratten kann ſich zuweilen einbilden, er herrſche in dem Gebiete, wo er lebt; aber wann der Löwe aufbrüllt, ſo ſagt er durch die That, wer der König der Thiere iſt: er kriecht in ſein Rattenloch. Wer ſich vor andern fürchten muß, darf auch nicht Herr ſeyn wollen. Das hat nach der Legende Sankt Chriſtophel weiland ſchon gewußt. Da die Völker das natürliche und angeborne Gefühl haben, daß ſie dienen müſſen, ſo dienen ſie begreiflicher Weiſe am liebſten ſolchen, die ihnen tüchtig befehlen, aber ſie auch tüchtig beſchützen können. Wir haben geſehen, wohin Griechenland gefahren iſt mit ſeinen vielen gegen einander ſtrebenden verbündeten Staaten; wir wiſſen, wodurch das alte Hiſpanien und Gallien von den Römern verſchlungen wurden; wir kennen Italiens den Fremden dienendes Loos ſeit dreihundert Jahren — ſo unglücklich waren wir doch noch nicht — wir haben neben ſo vielen früheren ſchlechten Epochen, wo deutſche Kraft ſich einander für die Fremden abwürgte, ja die letzte Rheinbundsepoche. Wer kann es uns denn verargen, wenn wir ſorgen und die Sicherheit künftiger deutſcher Ruhe und Stärke da nicht ſehen, wo man ſie uns zeigt. Wir wollen ja für die Zukunft gern an mehr Tugend und Gehorſam gegen das Reich glauben, als ſich ſeit vielen Jahrhunderten bewährt hat; aber das wiſſen wir, daß dieſer deutſche Bund, wie er bis jetzt auf dem Papiere befeſtigt und beſiegelt iſt, weder binden noch halten kann.

Die Erſcheinung iſt merkwürdig genug und deutet wahrlich auf keine gute Zeichen hin, daß ſich gegen das von einigen eine ſogenannte Deutſchheit genannte Streben ſo viele Stimmen erheben. Wo iſt ein Ding und eine Herrlichkeit in der Welt, und ſey ſie die herrlichſte aller Herrlichkeiten, womit Narren und Affen nicht geſpielt haben? Aber womit Knaben tändeln, das kann darum Männer nicht lächerlich machen. Es giebt einen göttlichen Strom des Lebens und der Liebe, der als der innigſte und heiligſte durch ein ganzes Volk fließet und alles, was das Volk empfindet denket bildet und ſchaffet, begeiſternd und beſeelend durchdringt und von innen her als Feuerſeele des Ganzen zuweilen herausſchlägt. Wenn es gelingt dieſen Strom abzuleiten oder auszutrocknen, ſo iſt es auch gelungen die Kraft des Volkes zu zerbrechen oder zu entmannen. Dieſes in allen Deutſchen Lebende und alles Deutſche von innen her Beſeelende und Verbindende kann man wohl die Deutſchheit nennen. Ich geſtehe hier, daß ich mich des Bekenntniſſes dieſer Deutſchheit nicht ſchäme, die von ſo vielen eine deutſche Wuth genannt wird. Mögen ſie ſie immer ſo ſchelten, ich wollte, dieſe Wuth wäre ſtark genug die letzten Spuren der franzöſiſchen Wuth und engliſchen Wuth und aller mancherlei Wuthen, die uns beſeſſen haben, aus den deutſchen Marken zu vertreiben. Eine Hundswuth oder hündiſche Wuth iſt ſie wahrlich bei mir und bei andern ehrlichen deutſchen Männern nicht; denn eben gegen die wedelnde und kuſchende Knechtſchaft und gegen die hündiſche Abhängigkeit von den Fremden empört ſie ſich am meiſten. Alſo von dem deutſchen Weſen, von politiſcher deutſcher Ehre und Selbſtſtändigkeit, von der unwürdigen und verderblichen Buhlerei und Aefferei, die wir mit fremden Sitten Moden und Sprachen treiben und wodurch wir die eigene Herrlichkeit verſäumen, zu ſprechen wäre eine Lächerlichkeit und Dummheit oder gar ein Verbrechen gegen den Staat? Bei einigen Regierungen, welchen dadurch auch ſtillſchweigend etwas vorgeworfen zu werden ſcheint, mögte dies beinahe ſo ſeyn; aber ſo unglücklich ſind wir gottlob noch nicht, daß es von den meiſten gelten könnte. Ich frage die Verſpötter und Verhöhner der Deutſchheit, was ſie denn wollen mit ihrer einzelnen Armſeligkeit? was hat uns denn verbunden und begeiſtert in der letzten Todesnoth der deutſchen Freiheit, als das gemeinſame innere Leben des Volkes, das wie eine edle Flamme durch ganz Deutſchland aufblitzte und wie ein verzehrendes Feuer auf die Fremden fuhr? was hat dieſe Flamme denn genährt? Wahrlich nicht die Gaukeleien einzelner Narren, nicht geheime Geſellſchaften und Orden, wovon die franzöſiſche Fouche'ſche und Davouſtſche Polizei weiland ſo viel geträumt hat, mit deren leeren Geſpenſtern ſich noch manche Polizeiminiſter donquixotiſch herumbalgen, und deren volle Nichtigkeit wohl von allen Geſcheidten begriffen iſt, ſondern das offene Wort und die vor allen Ländern Europa's in Deutſchland immer noch freieſte und menſchlichſte Pflege des Geiſtes auf den Schulen und Univerſitäten. Daß dieſe freieſte Pflege des Geiſtes, dieſe nicht geheime ſondern offene Verbindung und Verſchwörung deutſcher Männer gegen alles fremde und undeutſche Weſen und gegen die eigene Lauheit, die ſich gern als Mäßigkeit und Weisheit vor den Leuten ausſpreitzet, deſto nothwendiger wird, jemehr unſer politiſcher Leib ſich in beſondere ſouveräne Staatentheile auflöſen will; daß das geiſtige Band in demſelben Maaße geſtrafft werden muß, in welchem das politiſche ſich löſt, das iſt wohl natürlich. — Und eben das iſt das Erfreuliche, daß ohne gefährliche Umtriebe und ohne geheime Geſellſchaften, wovon ſo viel in die Welt hinein gefaſelt wird, Millionen deutſcher Menſchen durch ein Gefühl, das aus dem Innern kommt und die Gefahren des Vaterlandes offenbart, in einem offenen Bunde für die löbliche Deutſchheit, für dieſes gemeinſame Leben und Streben eines großen und edlen Volkes in offener Verſchwörung verbunden ſind; denn ſie können ſich nicht genug gegen das Einzelne und Trennende verſchwören, das ja uns alle binnen wenigen Jahrzehenden in die unentfliehbare Knechtſchaft fremder Völker überliefern würde. Mögen die Preußen ſich als Preußen, die Hanoveraner als Hanoveraner, die Baiern ſich als Baiern loben und ehren; das iſt löblich und recht. Aber wehe ihnen, wenn ſie außerhalb dem Gemeinſamen, außerhalb dem Deutſchen, zu ſtehen und zu beſtehen meinen, wenn ſie von eigner Luſt und eignem Licht meinen leben zu können! Dann werden ſie einzeln jeder für ſich langſam vertrocknen und verwelken, und von Oſten und Weſten her werden die Sturmwinde brauſen, die mit dem Todten und Leichten dahin ſpielen.

Arm und kahl iſt alles Wirkliche, herb und bitter und im Einzelnen beſchränkend und verſtockend und verſteinend iſt der politiſche Sinn, wann uns nur das Gegenwärtige befängt und das Einzelne erſcheint: auch der Held trauert bei den friſcheſten Kränzen des Sieges über die Nichtigkeit alles Irdiſchen, und Alexanders große Seele, als Herrlichkeiten und Thronen dienend zu ſeinen Füßen lagen, hat nach Eroberungen auf Sonne und Mond geſchmachtet; Völker dünken uns da wie Mücken, die in den Strahlen der Morgenſonne luſtig ihre Geburt beſummen und in der Abendſonne ihren Sterbegeſang wimmern, und die Getümmel von Umwälzungen und Schlachten wie Balgereien von Knaben, die ſich um Nüſſe und Aepfel reißen, oder von Bettlern, denen ein Reiſender am Schlagbaum einige Pfennige hinwirft — nicht die Erſcheinungen ſind der wahre Schein ſondern was das Gemüth der Menſchen in ſie legt und auf ſie hinleuchtet. Nicht durch Verfaſſungen und Geſetze, auf Pergament und Papier geſchrieben, nicht durch Miniſterbefehle, nicht durch Siege und Niederlagen wird die Geſchichte der Völker entſchieden, nein durch die ungeſchriebenen und unſchreiblichen Geſetze im Innerſten der Herzen, durch die Befehle, welche ſtolze Seelen ihnen ſelbſt geben, durch die Siege, die der geiſtige Muth täglich erfechten kann und, wenn das Volk leben ſoll, täglich erfechten muß, und durch die Niederlagen, die mitten unter Triumphen durch Weichlichkeit und Selbſtſucht erlitten werden. Es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Sonnenbahnen durchmeſſen und Götter und Engel und den Himmel der Seligen und Gerechten darauf geſetzt haben — es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Völker machen. Dieſe ſind die Poeſie des Lebens und der Geſchichte, und nur wann dieſe Poeſie lebendig und fort und fort in den deutſchen Herzen blühet und glühet, wird das Volk auch fort und fort in Ruhm und Freude blühen. So lebt das Leben durch das Leben und die Tugend durch die Tugend fort in den Geſchlechtern und Jahrtauſenden; ſo gehört, was alle Zeiten und Völker Größeſtes und Herrlichſtes hatten, jedem einzelnen Volke ja jedem einzelnen Menſchen, die das Herz haben es ſich zuzueignen. Als die Athener ihre Stadt brennen ſahen und in einer hölzernen Stadt auf dem Meere ſchwammen und ſagten: Athen iſt, wo wir ſind, als die Männer von Phocäa ſich mit Weib und Kind einſchifften und die ſtolzen Worte ſprachen: das Vaterland iſt nur, wo die Freiheit iſt; als Furius Kamillus und Kornelius Scipio mit kleinen Heerſchaaren ganz Rom und alle ſeine Götter in der unbezwinglichen Bruſt trugen; als Kortez und Alexander ihre Schiffe hinter ſich verbrannten; als Hermann zu den Seinigen rief: Edlen Männern bleibt zwiſchen Knechtſchaft und letzter Kühnheit keine Wahl; als Friedrich Wilhelm jüngſt ſprach: Treues Volk, ich habe deinen Willen vernommen, ich will als ein König herrſchen oder mit dir untergehen — da zündete die heilige Flamme, und ſie wird immer zünden, wenn ſie aus ſtolzer Idee blitzt; da ſtand Athen mit ſeinen Tempeln ſchöner wieder auf aus den Aſchen; da wurden von den Hellenen Maſſilia und Saguntus, herrliche Sitze der Freiheit, an Galliens und an Iberiens Küſten gegründet, und das unwirthliche Korſika erhielt die erſte Menſchlichkeit durch kleinaſiſche Geſchlechter, da ſtand auf ſolchem Muthe in dem galliſchen Getümmel und gegen den einzigen Hannibal das alte Kapitol unbezwungen; da trauerten Mexiko und Suſa und Perſepolis, daß nicht mehr eigene Völker ſie beherrſchen ſollten; da wurden die germaniſchen Haufen, welche die Römer Barbaren ſchalten, die Schrecken eines Klaudius Germanikus; da wurden die preußiſchen Heere und Friedrich

Wilhelm und ſein grauer Feldmarſchall die glänzendſten deutſchen Namen unſerer Tage.

Dies, der Geiſt die Liebe der Glaube, jene ſtolze Zuverſicht, daß es nicht ſchlechter werden darf und daß es beſſer werden muß, die Lehre endlich, daß alles in der Welt erträglich iſt, nur nicht die Knechtſchaft und die Abhängigkeit von Fremden, dies macht die Einzelnen ſtolz und das Vaterland groß. An dieſem Faden kann auch jeder Einzelne ja der Kleinſte ſeinen Theil von Erde zu dem Himmel emporheben helfen, durch dieſen Sinn allein kann das Gefühl jedes Einzelnen zu einem gemeinſamen Gefühle aller anſchwellen, das auf ſeinem ſtolzen Strome die Jahrhunderte forträgt. Wenn wir auf dieſe Weiſe allein auf uns hoffen dürfen, wenn wir uns ſo nur einbilden können zum Ganzen zu wirken und zu helfen, ſo müſſen wir doch immer mit dem Glauben auf den ſchauen, der in der innerſten Mitte und auf der höchſten Höhe ſitzet und die einzelnen Fäden zu einem allmächtigen Seile zuſammenrollen kann, woran er die Welten und auch die Geſchichten unſers kleinen Erdballes ziehet, wie ihm gefällt: auf den ewigen und unſichtbaren Alten. Wir müſſen die Arbeit des Tages thun und die Noth des Augenblicks kehren, in welchen wir leben, mit der Ueberzeugung, daß wir in dem Aeußerlichen auf mannigfaltige Weiſe irren können, daß aber ein Herz, das es redlich meint, innerlich nie irret. Es däucht uns, wir ſehen die Scheine einer edleren und ſchöneren Begeiſterung in unſerm Volke, die einzeln hie und da aufleuchtenden Schimmer einer beſſeren Zukunft, und deſſen getroſt können wir auf unſerer Bahn fortwandeln. Wann die Zeiten reif ſind, wird der mächtigere Geiſt kommen, der das zerriſſene und verarmte Leben der Menſchen und Völker wieder zu einem ganzen und reichen Leben macht. Dieſer Geiſt kann nichts

Anderes ſeyn als ein chriſtlicher Geiſt, als ein kühner und begeiſterter Flug, den das Chriſtenthum nimmt und auf dem es das ermattete und vergeiſtigte Menſchengeſchlecht mit den Flammen eines neuen und kräftigen Daſeyns füllt. Nur ein ſolcher Geiſt, der gewaltig aufräumen und das Meiſte verzehren wird, worauf wir jetzt als auf unſer Wiſſen und unſere Klugheit ſtolz ſind, kann auch die Staaten wieder ganz und freudig machen. Bis jetzt iſt unſer Leben und alſo auch das Leben der Staaten immer aus dem Gleichgewichte, weil wir noch nicht genug durch die ganze Kraft getragen werden, die ich den Geiſt der Zeit oder die Vorſehung nennen mögte; weil die große dunkle und geiſtige Kraft der Dinge noch nicht die allgemeinherrſchende iſt, ſo iſt auch der beſte und kräftigſte Menſch der Zeit immer zu ſehr auf ſich ſelbſt und auf die einzelne Klugheit und den einzelnen Willen hingewieſen. Aus ſolchem Streben aber kann nichts Ganzes werden, ſondern nur Stückwerk und Vorarbeiten auf eine tüchtigere Zeit können wir Jetztlebende machen. Wir warten aber in ſtiller und frommer Hoffnung für unſer Vaterland jener größeren und volleren Zeit, wo der Geiſt, der durch das Ganze hinwehen und als Eine Kraft des Lebens Wollens und Wirkens aus dem Ganzen hervorwehen wird, das neue Zeitalter machen wird, an deſſen immer noch halb verſchloſſener Vorhalle wir ſtehen.

Vite e Ritratti d'Illustri Italiani. Vol. I. Padova 1812, Vol. II. Milano 1820.

(Herbſt 1825.)

Dieſes Buch enthält kurze Lebensbeſchreibungen und vortreffliche Abbildungen berühmter italiäniſcher Sehrmänner. Ich fand es in Naſſau in der Bibliothek des Seligen Miniſters von Stein, wo ich mich manchen ſchönen Tag der Durchbilderung deſſelben erfreut habe. Ich weiß das Jahr nicht genau, in welchem die folgenden kurzen Anzeichnungen und Bemerkungen von mir aufs Papier geworfen ſind. Ich gebe ſie hier, doch mit der Warnung des weiſen Plato, welche meinen Miegriffen und Misdeutungen aber nicht zum Schilde dienen ſoll. Plato ſagt nämlich: der Vorſichtige müſſe ſich am meiſten bei den Aehnlichkeiten in Acht nehmen, denn es ſey eine gar gefährliche Art.

Ich habe über die Einfälle und Gedanken nichts weiter zu ſagen, als daß ſie in heitern Stunden entſtanden ſind; aber leiter lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß nicht alle in heitern Stunden gezeugte Kinder Sonnenkinder ſind. Vielleicht, daß bei dieſer Gelegenheit, wo die Leſung und Beſchauung mannigfaltige Erinnerungen aus Todten und Lebendigen geweckt hat, aus vielen Aehnlichkeiten und Hinſchimmerungen zu Aehnlichkeiten einige wirkliche Aehnlichkeiten des Richtigen und Wahren geboren ſind.

So ſchauet und horchet denn mit mir:

Alciati.

Ein Geſicht wie eines Kardinals oder türkiſchen Baſchas, gewaltig in kalter Klugheit und Selbſtgenüge. Eine Stirn, die da ſpricht: geh unter Welt! ich bleibe und das geſchriebene Recht. War Lombarde.

Aldovrandi.

Ein ſchwediſches Geſicht, gekürzter und gröber als Guſtav Adolfs Kopf, mehr ein Löwenkopf, da Guſtav Adolf mehr zum Falken übergeht. Unverwüſtlicher Muth und Treue; man mögte den Kopf küſſen. Ich mußte dabei an meinen lieben Brandis denken.

Vittorio Alfieri.

Schöner Kopf eines deutſchen Grafen von **1780**. Erinnert an die jüngeren Schiller- und Leopold Stolberg-Köpfe. Stolz Trotz und fließende Empfindſamkeit, ein Geſicht, deſſen inneres Leben Italien nicht anzugehören ſcheint. Er hat eine unbeſtimmte ſchwimmende und fließende Welt im Leibe, der Empfindſamkeit und Schwärmerei für eine allgemeine Freiheit und Menſchlichkeit, wie ſie in den Jahren **1770** und **1780** empfunden und geſungen ward, natans in gurgite vasto. Geboren zu Aſti **1749**, Burgunde oder Lombarde. Sonderbar, wie franzöſiſch theatraliſch ſeine Bildung und Richtung größtentheils war, es ſpielt ſein Antlitz gar wenig zu den Franzoſen hin.

Arioſto.

Ein Adler, auch ein reicher Feldherrnkopf. Ja, ein gewaltiger Adler mit reicher fantaſievoller Stirn. Was bin ich würdig über einen ſolchen Falken zu reden.

Cäſar Beccaria.

Geboren in Mailand 1735. Ein eigner Kopf, wie manche Köpfe in der Lombardei und Oberitalien, ein durchaus gerades klares offenes Geſicht. (Viele Italiäner tragen theils einen ſchlauen theils einen fantaſiegewobenen eigenthümlichen Schleier, womit ihre Geſichter verhüllt ſind.) So wie dieſes Geſicht — ich mögte ſagen mit dieſenſelben Augen — haben mich viele Geſichter gebildeter älterer Schweden angeblickt, deren Bildung in die Jahre 1760 und 1770 hineingefallen war. Auch hat Beccaria etwas von dem Weltgeſicht jener Jahre. Jedes Zeitalter hat bei einer gewiſſen Gemeinſamkeit der Bildung neben dem Geſicht aus einem beſonderen Volke gleichſam ein europäiſches Weltgeſicht. Beccaria ſchaut, wenn gleich aus durchaus gutmüthigen Augen, doch wie aus franzöſiſchen Augen, welche les lumières zugleich ſuchen und verkündigen. Ueber dies inhaltreiche Kapitel und über die Zeitgeſichter ließe ſich heutiges Tages wohl Vieles ſagen, wenn man Alles ſagen dürfte. Manches muß ja von wegen der heiligen Beſcheidenheit und Schaamhaftigkeit als Geheimniß und Räthſel zugedeckt bleiben. Heute tragen alle gute Geſichter Erwartung und Hoffnung, auch wohl ſtillen Gram — man weiß wohl warum — die trotzigen ſchauen ſo drein, als werde alle Hoffnung ſchon durch ſie die Erfüllung haben. In jenen Tagen ſprachen die Blicke: wir haben es; la satisfaction des lumières, mit offener gutmüthiger Anguckung und Herausguckung aus ſich ſelbſt. O! o! Mit Beccarias Geſicht — eben fällt mir's ein — ſah mich der würdige und berühmte Nordmark, Profeſſor der Phyſik in Upſala, ein rechter Stalmann aus dem ſchwediſchen Nordlande, im Jahr 1804 an; viele wackere Schweden und einige deutſche Geſichter damals in ähnlicher Weiſe.

Peter Bembo.

Dichter Philolog Geſchichtſchreiber Prieſter Höfling, zuletzt Kardinal, in Venedig geboren, Mann des ſechszehnten Jahrhunderts. Ein ſchöner feiner kluger Kopf, mit einer ſo feinen geiſtigen Durchſchimmerung, daß er wie ein reitzendes zugleich mit Geiſt und Sinnlichkeit gefülltes Weib immer wieder anzieht, wenn man mit einer gewiſſen Scheu wie vor irgend einer unbekannten Gefahr ſich von ihm abgewandt und losgemacht hat. O welch ein Kopf! Auch in unſern Tagen ſieht man ihrer bei Kleinen und Großen. Dieſe Geſichter wie mit einem Nebel übergoſſen, durch welchen einzelne Sonnenſtralen hie und da durchleuchten, ſolche, die wie in eine unbegränzte Weite über alles weg und neben allem hinzuſchauen ſcheinen, ohne daß ſie den Blick zeigen, als wenn ſie auf etwas Einzelnes hinſchauten oder überhaupt etwas erblickten. Im höhern Stil kann man ſolche Kardinal- oder Miniſter-Köpfe nennen; ſonſt mögte der Name auch anderswohin fallen, Pfaffen-Köpfe und desgleichen. Es ſind, welche da ſegnen, ohne an einen größten Segen zu glauben, welche Völker-Verhängniſſe und -Vertilgungen im Namen der Heiligen Dreieinigkeit mit unterſchreiben, ohne etwas Beſſeres als l'homme machine zu wiſſen. Solche geben mit dem Herzen und mit der Haut immer fein und unverletzt durch alle ſcharfe Klippen- und Dornen-Wege dieſes Lebens, wenn ſich auch die halbe Welt im Morden zerſchlägt und in Flammen zuſammenbrennt. Auch Pabſt Leo der Zehnte blickt mit einem ſo vornehmen ſatten Blick über die Welt hin, doch mit dunkleren und ſchwermüthigeren Augen.

Boccaccio.

Auf den erſten Blick viel Aehnlichkeit mit dem gröſten ſchwediſchen Dichter Bellmann. Ein herrlicher Kopf voll geiſtiger und ſinnlicher Fülle, voll Jugendfreude wie der des Schweden. Spielt in einer gewiſſen Weichheit zum Bacchus, in einer gewiſſen muthigen Klarheit zum Helden hin. Iſt ja auch der Bacchus Dionyſus mit Flöten und Pfeifen als Sieger über die Länder hingezogen.

Michel Angelo Buonarotti.

Welch ein Kopf! Dieſe Nuß knacke mir einmal auf, der du meinſt über Menſchengeſichter Gloſſen machen zu können. Es iſt der Kopf eines Sechszigers oder Siebenzigers, mächtiger breiter Züge und Falten und durchbohrender Strenge und Ernſtes, ein Geſicht wie eines Mannes, als der da nimmer hätte lachen gekonnt. Es iſt kein beſonderer volksthümlicher, kein italiäniſcher Ausdruck, ſondern nur wie eines Menſchen, wie eines tapferen alten Bauren und Soldaten, der ſich in ſeiner weiten Bruſt bewußt iſt: *o wie war ich einſt gewaltig in meinen Dreißigen!* Hier trete nur heran, wenn du kein dich ſelbſt und andere täuſchender Nachdeuter ſeyn willſt, wenn du nicht täuſcherig durchaus finden willſt, was du aus den Werken und Thaten des Bildes ſchon weißt, und erröthe ein wenig mit deiner feinen Kunſt. Einſt in ſeinen Zwanzigen und Dreißigen muß dieſes Geſicht, dieſes geiſtreichſte bilderreichſte Genie, von einem jugendlich ſtralenden Schimmer der allmächtigen Fantaſie übergoſſen und durchleuchtet geweſen ſeyn, aber ſiehe! was iſt ihm geſchehen? Jener gewaltige Geiſt der Wahrheit, welcher der Ernſt und die Erhabenheit ſelbſt iſt, hat im langen Kampfe des Denkens Wirkens und Schaffens die leuchtenden und blitzenden Bilder der zarteren Geiſter, die doch immer die leiſen Mitſpieler blieben, unter den ſtrengen und dunkeln Wetterwolken dieſer Jupitersſtirn verhüllt

Es iſt gleichſam nur das Bild des Helden geblieben und der gewaltige Künſtler ſcheint in dem gewaltigen Manne gleichſam untergegangen.

Andreas Ceſalpino.

Dieſer große Toſkaner (er war 1519 in Arezzo geboren) ſtößt mich wieder mit Gewalt auf die Bemerkung, die ich ſchon bei Beccaria gemacht habe, und ich muß faſt überlaut ausrufen: ſieh da wieder ein Schwede! und ich werde beinahe getrieben der Sage zu glauben, daß bei dem Untergange des Gothenreichs um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts in den Bergen Hetruriens viele Gothen ſtecken geblieben ſind. Aber ich vergeſſe mich: die Longobarden waren ja des verwandteſten Stammes. Grade ſolche Köpfe, grade dieſes Gebildes dieſer klaren heitern Beſchaulichkeit ihrer ſelbſt und des Lebens habe ich unendlich viele in Skandinavien, ein paar Hinſpiele zu ſolchen auch in Norddeutſchland geſehen. Dieſer Kopf trägt auch noch die volle Daſeynsgenüge jenes ſechszehnten italiäniſchen Jahrhunderts, wo das politiſche Leben des ſchönen Landes ſich zum Untergange neigte, aber die ſchaffende und bildende Kraft ſeines Geiſtes in ſchönſter Blüthe ſtand.

Correggio.

Auch wieder ein nordiſches Geſicht, in welchem einen viele deutſche Aehnlichkeiten in der Erinnerung wieder anblicken, auf eine weiche blonde Natur hindeutend. Weithin blickende und ſehnende Empfindſamkeit, auch fließende, aber nicht ſo flüſſige als die des Oelenſchlägerſchen Correggio. In den Zügen tief ſchwermüthiger Ernſt wie bei Dante.

Chriſtophoro Colombo.

Ein merkwürdiges Bild: Ein runder kugliger krauslockiger Stutzkopf, welcher jedem Volke eben ſo gut als dem italiäniſchen angehören könnte. Wollt ihr das Temperament des Meers darin ſehen? Gut. Ich widerſpreche nicht, weil ich dieſes Temperament nach keiner Seite hin und von keiner Seite her nicht zu erklären verſtehe. Kann ſeyn, daß dieſer große Mann ſchon als Bub von vierzehn fünfzehn Jahren von der Seeluſt gelockt worden und das Meer befahren hat. Dann könnte ich mir das Meertemperament wohl einigermaaßen auslegen, das heißt aus der Erfahrung ſchließen, wie dieſer ſtille klare Rundkopf, von deſſen treuen und einfältigen Gebärden man die Augen nicht wegwenden kann, ungefähr geworden iſt. Was meine ich aber mit dem Temperament des Meers? Meine ich, daß die Rundköpfe oder Stutzköpfe, die einen gewiſſen entſchloſſenen Muth und Trotz ausſagen, vorzugsweiſe in die kühnen Meergefahren gelockt werden und daß es alſo gleichſam durch eine Vorherbeſtimmung der Natur unter den Schiffern viele trotzige Kugelköpfe geben muß? Nein, das meine ich nicht allein, ſondern mir fallen hier wirklich Wind und Wellen ein, wie ſie eine klimatiſche und natürliche Arbeit machen, wie ſie in langſamer Wirkung den Menſchen in einer gewiſſen Aehnlichkeit gleich den Bäumen und Sträuchern runden und ſtutzen, das heißt in das Krauſe und Runde zuſammenarbeiten. Man ſagt gewöhnlich ſo leichthin, die Nasutuli ſeyen von der Natur gleichſam vorhergezeigt und vorherbeſtimmt zum ſpürenden Nachgraben und ſcharfen Erforſchen, es ſeyen die gebornen geiſtigen Spürhunde und Critici. Dem ſey meinetwegen ſo als einem Naturgeſetz! aber ich ſage, daß dabei auch das noch geſchieht, daß, nachdem ſie dieſes zerlegende zerklopfende und zertheilende kritiſche Spüren und Forſchen zehn oder zwanzig Jahre lang ämſig getrieben haben, ihnen das Geſicht nebſt Naſe und Augen immer mehr in die ſpürende und forſchende Verlängerung hineinwächſt, daß ſie von Jahr zu Jahr nasutiores werden, die Sache ganz in ihrer Leiblichkeit genommen. Dagegen der Schiffer frühe von Wind und Welle geſtoßen und ihre Gewalt immer zurückſtoßend, gleichſam ein immerwährender Zurückpuffer, der ſich überhaupt auf dem kurz und hart ſchlagenden Elemente kurz und kernig zuſammennehmen muß, dagegen dieſer Schiffer, zumal wenn er das Handwerk früh begonnen hat, in ſich und in ſeinem Gebilde zuſammengedrängt und zuſammengekugelt wird; wie auch wohl in der Einförmigkeit oder vielmehr in der Geſtaltloſigkeit des Elements, wo oft Monate lang nichts als Himmel und Meer in ewig gleicher Auf- und Ab-Rollung geſchaut wird, eine Zuſammenkugelung der Fantaſie und eine Rückwirkung davon auf ihren Abſpiegeler, den Kopf, da iſt. Ich meine, wer vom Knaben an das Meer befuhr, deſſen Antlitz wird nicht eben in das Scharfe und Spitze ausgebildet werden. Damit will ich thöricht nicht behaupten, daß es nicht auch berühmte langnaſige und langgeſichtige Schiffer gebe — der unſterbliche Nelſon war ein lang- und dünn-ſchnabliger — ſondern ich will nur andeuten, daß bei den Seeleuten das Runde und das Rund- und Kurz-Abſtoßende in den Geſichtern vorherrſcht und noch mehr in dem Eindruck, den die Geſichter machen. Wer die Schiffer und Matroſen in den großen Seeſtädten beobachtet hat, ja wer nur die Abbildungen der berühmteſten holländiſchen und engliſchen Admirale etwas ſorgfältiger durchgemuſtert hat, verſteht ungefähr, wohin ich hier winke, und warum der liebe Rundkopf Colombo mich auf dieſe Betrachtung geführt hat.

Wir betrachten nun die Köpfe anderer italiäniſcher Seehelden, die in dieſer Sammlung abgebildet ſind.

Andreas Doria.

Auch ein Genueſer. Auch von dieſem kann man nicht ſagen, daß ſein Geſicht einen italiäniſchen Grundſtempel an ſich trage; auch iſt er kein Rundkopf ſondern ſtellt in ſeinen längeren und ſehr ſtrengen und ernſten Zügen ſowohl den Karakter des vornehmen Edelmanns als des Herrſchers dar: er ſieht aus wie ein Mann aus altem Geſchlecht.

Amerigo Veſpucci.

Doria iſt eben kein Bild des Seemanns, aber doch, wenn man will, des Helden. In dieſem Florentiner auch keine ſeemänniſche Spur. Dieſer Veſpucci war ein gelehrter Kaufmann und Unternehmer. Als ſolcher und der, wie es ſcheint, mit gutem Gelde und guten Kenntniſſen ausgerüſtet war, kam er zur Zeit der Entdeckung Amerika's nach Spanien und ſchloß ſich, man weiß kaum mit welchem Range und in welcher Eigenſchaft, ſpaniſchen Seeunternehmungen an, beſonders unter dem berühmten Ojeda, deſſen kühnen Seglergeiſt er mit ſeinen Kenntniſſen ſcheint unterſtützt zu haben. So iſt dieſem Klugen und Glücklichen gelungen, ohne große Waffenthaten einem ganzen Welttheil den Namen zu geben; und wie ſpät iſt ein kleines Theilchen deſſelben mit dem Namen des eigentlichen rechten Suchers und Finders Colombo nachgekommen! — Doch dies letzte Glück hinſichtlich der Welttheilsbenamſung wird noch beſtritten.

Vittore Piſani.

Aber nun kommt uns endlich der vierte und beſte

Seemann — und welch ein bekanntes Geſicht! — der edle Venetianer Vittore Piſani.

Welch ein bekanntes Geſicht! rufe ich. Es ſteht der Oberſt der deutſchen Turnmeiſter, Friedrich Ludwig Jahn, vor mir, wie er leibt und lebt. Und wie Natur und Kunſt zu gleicher Zeit in unbewußter Anziehung von Aehnlichkeiten ſpielen, nun ſteht dieſer Jahn-Piſani auch vor mir auf einem Bilde unſers Cornelius. Es erinnert mich — ich glaube, es ſind fünfzehn ſechszehn Jahre her, als Cornelius noch in Düſſeldorf lebte — ſah ich ihn eine Zeichnung entwerfen: Neptun mit ſeinen Meerroſſen durch die Wogen fortbrauſend und der Jahn als Triton eines der ſchnaubenden Roſſe zurückzügelnd. So hat Cornelius den Jahnskopf richtig zu brauchen verſtanden; er hatte von innen heraus geſehen, wie alle großen Menſchen und Künſtler: die Elemente des Meers und ihre Bändiger. Piſani iſt durch und durch Jahn, doch ein wenig mehr verkürztes Geſicht, (bald hätt' ich Rundkopf geſagt) nur ganz mit klarem ſtarken Ernſt übergoſſen, dahingegen unſer deutſcher Piſani eine gewiſſe gutmüthige Schalkheit in der Gebärde nicht verleugnen kann. Wenn man ſich in dieſes Piſani-Geſicht, beſonders in die prächtige Stirn und Augen hineinvertieft, ſpricht es einem aus dem Herzen zu: Nein, es iſt unmöglich, daß ein Menſch zugleich entſchloſſener und gutmüthiger ausſehe als dieſer. Es iſt ein Kopf wie eines treuen unſchuldigen Knaben, der von dem Böſen in der Welt noch nichts weiß.

Und wer war dieſer Vittore Piſani? und hat er von der böſen ſchuldigen Welt nimmer nichts erfahren? O hört!

Piſani's Leben und ſeine erſte Uebung auf dem Meere fällt in die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, als Genua und Venedig im Mittelmeer und im Griechenmeer um die Herrſchaft der Küſten und Inſeln beinahe ein haldes Jahrhundert auf Leben und Tod rangen. Er und die Namen Zeno und Contarini ſtanden den liguriſchen Seelöwen Fieſko Doria und Spinola gegenüber. Im Jahr 1377, als die Genueſer in der Adria ſelbſt die Stadt Venedig nebſt der Herrlichkeit ihrer Thürme und Mauern ins Meer zu verſenken bedrohten, übergab der Doge Andreas Contarini dem Piſani die Flagge des Oberadmirals. Piſani nahm und verwahrte ſeine Stellung mit ſolcher Klugheit, daß der Genueſer Peter Doria die Uebermacht ſeiner Flotte gegen ihn nicht gebrauchen konnte. Aber nun begab ſich das Unglück daß viele der Senatoren und auch der Seebefehler in wilder Begeiſterung über den Rath des Admirals Feigheit ſchrieen und ihn wider Willen in eine offene Schlacht hineinriſſen. Dieſe blutig und hartnäckig durchgefochtene Schlacht ward verloren, die Genueſer nahmen Chiozza und bedrohten die Stadt mit Aushungerung und dem letzten Verderben. Piſani ward von ſeinen undankbaren und im Unglück zwieträchtigen Mitbürgern in Ketten und Bande gelegt und zu einem fünfjährigen Gefängniß verurtheilt. Aber die Noth bricht Eiſen. Als Venedig mit all ſeiner Herrlichkeit in dieſer äußerſten Noth wirklich unterzugehen ſchien, da wendeten ſich die Gemüther wieder um, und nun rieſen wieder alle: Piſani und kein Anderer kann uns retten, wenn wir zu retten ſind. Und Piſani und ſein Freund Contarini hielten mit wechſelndem Glücke einen zweijährigen Kampf aus, in welchem auf beiden Seiten viele der Beſten fielen und auch der große genueſiſche Admiral Peter Doria. Zuletzt doch ſank Genua's Glück vor Venedig's und die Stadt ward gerettet durch die Standhaftigkeit Tapferkeit und Kunſt der beiden Helden, der größte Theil der gewaltigen Rüſtung Genua's ward zerſtört, und nimmer ſeit dem Jahre 1380, wo Arbeit und Krankheit auch den Piſani mitten in ſeinen Siegen hinrafften, konnte die liguriſche Republik ſich wieder zur Gleichheit mit Venedig erheben.

Corelli.

Geboren 1653 zu Fuſignano in der Romagna, geſtorben 1713. O du wunderbares Spiel der Natur oder vielmehr Spiel des Spiels! Dieſes großen Geigenkünſtlers Kopf ſieht wirklich wie eine blanke Geige aus. Wie viele Geſichter berühmter Tonkünſtler und Saitenſpieler haben gleichſam einen Schattenſchein von ſchönen Inſtrumenten, in welchen die Töne ſchlummern. Ich weiß weiter über ſolche Geſichter nichts zu ſagen. Geſehen habe ich ihrer genug, auch unter Lebendigen.

Dante.

Man legt allerlei in das Geſicht eines Mannes hinein oder vielmehr man guckt ſich da allerlei heraus, wenn man die Werke Schickſale und Thaten deſſelben weiß. Bei dieſem Manne iſt in der unteren Hälfte des Geſichts nicht die Breite und Kürze in der oberen nicht die gedrängte Geſchloſſenheit, welche den Mann der geſchwinden und mächtigen That zu verkündigen pflegt; es iſt ein Antlitz gewaltigen Ernſtes und weltüberſchauender Schwermuth, mit einer dunkeln Ruhe übergoſſen, die im Bewußtſeyn der Vergänglichkeit aller Dinge durch die Thränen dieſes Jammerthals in die morgenröthende Dämmerung des Jenſeits gewiß und ſicher hinüberſchaut. Es könnte ein Jeremias und Heſekiel ſeyn, der hinter den Trümmern und Leichen ſeines verlornen Iſraels prophetiſch in die leuchtende Zukunft des Retters und Wiederbelebers hinblickt — auch der fromme tapfere waltende Stifter eines heiligen Ordens, welcher für das flatternde leichtfertige Menſchengeſchlecht, das von ſeiner Art nicht laſſen kann, arbeiten beten und büßen ſoll. Voller Begriff: eine große feſte Seele, in welcher Liebe und Zorn durch heiligen Ernſt gebändigt wird.

Niccolo Machiavelli und Benvenuto Cellini.

Zwei Köpfe von zwei großen Florentinern, die ſich ſehen laſſen können und die man ihrem Gebild nach zuſammenlegen kann — und doch welche Verſchiedenheit! Ihrem Gebild nach eine große Aehnlichkeit, wie ſie auch in der Zeit wenige Jahrzehnde von einander abſtehen. Beide tragen in der Gebärde ein gewiſſes Dunkles und Schwermüthiges, was wohl vielen vorzüglichen Menſchen eigen iſt; aber in dem Geſichte des Staatsſekretärs Klarheit Beſonnenheit Ruhigkeit, in dem des Bildners Leidenſchaft Ungeſtüm Jähzorn. Das wilde und zerriſſene Leben, welches durch das Mitſpiel der Fremden in Italiens Verhängniſſen in ihren Tagen doppelt wild war, hat die beiden merkwürdigen Männer viel umhergetrieben und wenig in ruhigen Lagen verharren laſſen, aber der Eine iſt immer oben geblieben oder, wenn er von den Wogen der Zeit einmal hinabgeriſſen war, doch bald wieder nach oben gekommen, während der Andere, wie viel Muth und Macht des Geiſtes Gott ihm auch mitgegeben haben mogte, in den Wellen der Zeit immer mit fortbrauſte und in ihren zerſtörenden Flammen mit ſprühte. Den Machiavelli kann man mit Recht als einen großen italiäniſchen Karakter ja als einen Muſtermenſchen Italiens anſehen. Was die Bewohner dieſer ſchönen Halbinſel von jeher ausgezeichnet hat, trägt er im ſchönſten Ebenmaaße an ſich: klaren Blick ſichere Hand beſonnenen Muth, heiteres und geſchwindeſtes Ergreifen der Weltdinge und wahrſte geradeſte unumwundenſte Darſtellung. Ja in der klaren geraden Auffaſſung und Darſtellung der Dinge hat dieſer Mann, der auch, wenn er will, ein ſehr kunſtreicher Zauberer ſeyn kann, eine ſo durchſichtige Einfältigkeit und Natürlichkeit, wie die großen florentiniſchen Meiſter ſie in jenen ſchon unglücklichen Tagen ihres Vaterlandes in allen Künſten offenbarten. Machiavelli hatte ſeinen gebornen Plautus und Petronius im Leibe, aber er hatte die längſtbegrabenen Plautus Petronius Horatius Apulejus und ſeinen Dante und Boccaccio nicht umſonſt geleſen; den Blicken aber, die dieſer große klare Mann über die Welt ſeiner Zeit warf, und den Meiſterſtrichen, womit er in wenigen Zügen die Völker und Länder und die Hauptſpieler auf der Schaubühne ſeiner Zeit zeichnen konnte, ſieht man es an, daß er, wenn ſein Kopf einen italiäniſchen Helden gefunden hätte, etwa einen ſolchen, wie er ihn in ſeinem Caſtruccio malte, er die Siege des Schwerdts mit allen tüchtigen Fäden der Klugheit und des Verſtandes würde haben umſpinnen und befeſtigen können. Solch ein Glücklicher und Gewaltiger war aber damals Italien nicht beſchieden und konnte ihm ſpäter bei unſeliger geflochtenen und verflechtenen Verhältniſſen gar nicht mehr beſchieden werden.

Montecuccoli.

Da haben wir ihn — der ſieht meiner Sire wie ein alter deutſcher Degen ſeines Jahrhunderts aus, wie wir Hunderte ähnliche Konterfeie aus der fürchterlichen deutſchen Zeit haben, in welche ſein Leben gefallen war. Und doch war er von italiäniſchen Aeltern im Herzogthum Modena unweit des Po auf dem Schloſſe Montecuccoli geboren. Aber ſein Vater hatte dem Hauſe Oeſtreich in Ungern gedient und auch ſein Oheim Ernſt Montecuccoli ſtand als General in Kaiſerlichen Dienſten. Dies mogte ſchon auf ſeine Sitten und ſo auch auf die Gebärde ſeines Geſichts

Einfluß gehabt haben, aber das Meiſte hat wohl das Kriegs- und Lagerleben in der fürchterlich grauſen deutſchen Zeit, wo die letzten deutſchen Recken des Mittelalters gleichſam aus der Erde ſprangen ihr Vaterland im wilden Titanenkampfe zu zerreißen, zu der Zeichnung des Kopfes gethan. Er ward im Anfange jenes ſcheußlichen Krieges im Jahr 1624 als ſechszehnjähriger Jüngling in die Rollen des Kaiſerlichen Heers eingetragen. Wie hätte er denn in ſolcher Zeit, wo Tilly Wallenſteine Pappenheime de Weerthe Sporcke Stalhandſchen Dörflinger Königsmarke und ihresgleichen dem Jüngling und Mann gezeigt wurden, die italiäniſche Färbung und Zeichnung nicht verlieren ſollen? Man ſieht es dem gewaltigen Kopfe an, was ſolch ein Mann in Gemeinſchaft mit dem großen Kurfürſten an deutſcher Heeresſpitze gegen Frankreich hätte wirken können, wenn Oeſtreichs und Deutſchlands Macht in den Jahren 1670 von einem Kaiſer geleitet wäre, der edle Kräfte und große Menſchen ohne Furcht und Eiferſucht zu brauchen verſtanden hätte.

Rafael und Galilei.

Von dem Engelskopf des Erſten kann immer nur zu viel geſagt werden. Der große Künſtler iſt bald nach dem Jünglingsalter von der Erde genommen und hat ſich uns nur als ein reitzendſter Jüngling von Anmuth und Schönheit funkelnd in Bildern hinterlaſſen. Ueber ein Geſicht, in welchem ſich noch kein Karakter ausdrückt, läßt ſich nur in ſchönen Worten faſeln. Beiläufig geſagt: mehrere Unſterbliche ſind gleich jenen Unſterblichen, die keinen Tod kennen, gleich den ſeligen Göttern eben nur mit dem Stempel der ewigen Jugend gezeichnet und können die Narben und Runzeln und alle die feſten und ernſten Züge, welche der Kampf des ſtrengen Lebens und auch des ſtrengen Gedankens in die

Geſichter gräbt, nicht zeigen; ſie können den Ausdruck von dem, was man Karakter nennt, wenig zeigen. Schaue Boccaccios Shakeſpeares und ſelbſt des wilden Lord Byrons Kopf, und du verſteheſt ungefähr, was und wie ich meine; ſelbſt in dem tief poetiſchen Philoſophen Leibnitz mögt ihr etwas Dahinſpielendes erblicken.

Und der Zweite hier in der Ueberſchrift, der Galileo Galilei. O das iſt eines der Geſichter, dem man ſogleich um den Hals fallen und im Entzücken über den nach Gottes Bilde geſchaffenen Menſchen immer und ewig an ſolchem Herzen liegen mögte. Es iſt der ſchönſte menſchlichſte Kopf in der ganzen Sammlung, ein ſolcher, bei deſſen Anblick man noch in einem ganz andern Sinn, als der Menſchenfänger Napoleon einſt halblaut vor Göthen ausrief un homme! einen Menſchen nennen könnte.

Was ſoll dies ſagen? was meine ich? oder was will ich ſagen? Ja, lieben Leute, wenn ich euch das ſo gradezu klar ſagen und ausſprechen könnte! Wenn man dieſen mächtigen klaren treuen Kopf anſieht, in dieſe tiefen Augen voll Macht und Liebe blickt, ſo erblickt man gleichſam eine Sammlung Menſchen, ein Volk; es däucht einem in wunderſamer Täuſchung, man habe dieſes Geſicht ſchon an hundert Stellen und in tauſend und zehntauſend ähnlichen Geſichtern gar oft und viel geſehen. Und doch iſt dies eine volle baare Täuſchung. Man hat doch nur einzelne Aehnlichkeiten dieſes Großen und Vielen geſehen; ich will ſagen, man hat nur in Einzelnen einzelne Stücke dieſer reichen Menſchenherrlichkeit geſehen: was hier in dem Einen Großen in dem Licht und Glanz des Geiſtes und in der Milde und Liebe des Herzens wie in engliſcher Kinderunſchuld ſo herrlich geſammelt erblickt wird. Ich will, was ich bei dieſem Kopfe meine, durch ein Gleichniß deutlich zu machen ſuchen.

Der Heiland ſprach zu ſeinen Jüngern: So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ich liebe es nun eben nicht, den ſogenannten Kindskopf bei einem Mann zu erblicken, welcher jenen Männern aufgeſetzt zu werden pflegt, die bei leichtem Blute im zwanzigſten Jahre ein Weib nehmen und überpantoffelt werden, aber die Kinder, die aus einem Geſicht mit ſchwarzem oder weißem Bart hervorgucken, die liebe ich ſehr: ich meine die tüchtigen Knaben, die aus dem Geſichte eines Mannes gucken. Der ſchöne und ſtarke Knab von acht bis zehn Jahren, alſo der Knab vor den Schlingeljahren, wo das edle Gebild ſich für ſechs acht Jahre zu ſehr ver- und zer-blättert, dieſer ſchöne und ſtarke Knab, aus welchem in zwanzig dreißig Jahren ein edler und geiſtesfröhlicher Mann werden ſoll, zeigt in der Fülle der Freude und Unſchuld jenes den Schlingeljahren zunächſt vorhergehenden Alters häufig einen ſolchen Ausdruck von Güte Liebe und Hohheit, daß der herrlichſte Mann, wann er ſpäter voll geworden iſt, meiſtens kaum ein zartes und dünnes Schattenbild davon übrig hat. Solch ein hohes ernſtes und einfältiges Knabengeſicht zeigt der Kopf unſers Galilei, und zwar nicht in dünnen Schatten ſondern in ſo vollem Lichte, daß jedes Menſchenherz zu dieſem Antlitz unwiderſtehlich hingezogen werden muß und fröhlich ſtill bei ſich rufen: *ich habe den Menſchen gefunden.* Uebrigens, ihr liebe Menſchen, die ihr auf der Wanderſchaft ſeid und an fremden Orten unter wildfremde unbekannte Menſchen kommt, nehmt es immer als eine gar liebe ſchöne Begrüßung und als ein fröhliches Zeichen eines Gottesglücks hin, wenn viele Leute in eurem Geſichte einem alten Bekannten zu begegnen in eurer Stimme einen lieben Liebeslaut zu hören meinen.

Taſſo, Petrarca.

Auf dieſen beiden Köpfen muß das Aug mit ganz eignen Verſenkungen der Betrachtung ruhen, ſo auffallend ſpringen ſie von ihren Landsleuten und Zeitgenoſſen ab. In einer Zeit, wo Italien das italiäniſcheſte war, im vierzehnten Jahrhundert, begegnet uns Petrarca mit dem Stempel eines deutſchen Geſichts; zwei Jahrhunderte ſpäter, als Italien in Thaten und Werken des eigenthümlichſten Geiſtes auf das glänzendſte unter den Völkern hervorleuchtete, erſcheint der Ritter Torquato Taſſo noch viel deutſcher beide in Form und Ausdruck des Geſichts.

Man macht ſich nun freilich aus einem Früheren, deſſen Erlebniſſe und Begebniſſe man kennt, in mitfolgender oder vielmehr in nachfolgender Betrachtung leicht ein Späteres zurecht, aber wer ſowohl die Werke als die Schickſale dieſes unglücklichen Dichters zuſammenlegt und überlegt, muß finden, daß dieſes Herz Italien kaum anzugehören ſcheint. Dieſe weiche und oft zerfließende Empfindſamkeit iſt eine rein nordiſche Erſcheinung und kam in Italien beinahe zwei Jahrhunderte zu früh — denn im achtzehnten Jahrhundert haben die Franzoſen mit ihrer geſpreitzten Empfindſamkeit es vielen Italiänern genug angethan — und betrachtet man ſich den Taſſokopf, ſo ſah man ihn und ſieht ihn noch alle Tage auf dem Rumpf deutſcher Jünglinge. Man mögte bei ſeinem Anblick ſagen: ſiehe da einen deutſchen Studenten oder Fähnrich, deſſen unſtäte flatternde Gefühle und Triebe über die weite weiteſte Welt hinſchwärmen. Denn ſo ſehnſüchtig blickt das Aug in die Weite, ſo wild fortſtrebend, ich mögte ſagen etwas lavateriſch ſteckt die Naſe, der große Ausläufer, an dieſem Kopf, daß ihr Inhaber nach unendlichem Rundſchweifen und Rundſchwärmen von Wünſchen

Hoffnungen und Entwürfen wahrſcheinlich wohl kaum in ſpäteren Jahren zur Ruhe kommen wird. Bei einem edlen Menſchen idealiſirt man ſich gern alles und macht auch das Selbſtverſchuldete wohl zu einem Geſchick, das ihn von außen her überfallen und überwältigt habe. Vieles freilich in Taſſos Leben iſt dunkel geblieben, aber daß überwallender Stolz und überſchwängliche Leidenſchaftlichkeit und innere Unruhe, welche ihn weder drinnen noch draußen einen ſichern Platz gewinnen ließ, ihn immer aus der Bahn des Glücks getrieben und endlich in den Abgrund geriſſen haben, das ergiebt ſich ſelbſt aus den Winken und Andeutungen ſeiner freundlichſten Berichter und Berichtiger.

Nun unſer Franz Petrarca. Viele toſkaniſche und auch lombardiſche Köpfe ſpielen zu den Deutſchen hinüber. Das Bild dieſes Toſkaners erblickt man in großer Aehnlichkeit noch viel bei uns; ja ich kenne einen lebenden katholiſchen Geiſtlichen, der ein Abbild von ihm zu ſeyn ſcheint; denn auch der vornehme Prieſter, welches Petrarca war, hat ſich in das Geſicht etwas hineingeſtolen. Wir wiſſen, wie dieſer große Mann, der einer der Anfänger und Gründer der italiäniſchen Literatur war, von ſeinen eignen Landsleuten und von den Fremden mit thörichten Lobpreiſungen und oft faſt mit Heiligſprechungen zurechtgemacht auch niedergemacht iſt. Für ſolche Entſtellung und Uebertreibung, welche mehr oder weniger allen ſeltenen und außerordentlichen Männern widerfährt, kann er nicht. Er iſt nach und neben Dante und dem bacchiſchen Boccaccio eine wunderbare Erſcheinung. Woher dieſe zarte weiche Empfindſamkeit dieſe ſeinen faſt platoniſchen Liebesgeſpinnſte, die er doch mit viel größerer Zartheit und Innigkeit als die Provenzalen in melodiſcheſter und kunſtreichſter Sprache zu fädeln und fortzuſpinnen weiß? Dieſer, der das alte Rom wieder aufwecken zu können meinte, gehörte den Römern und Lateinern nicht an, er gehörte kaum ſeinen Italiänern an; und kaum begreift man, wie ſo zarte Töne in dem Streit- und Mord-Italien jener Tage aus einer italiäniſchen Bruſt erklingen konnten. Es ſind geweſen und ſind jetzt noch, welche dieſe zarten geiſtreichen Spiele für nichts als Spiele der Kunſt erklärt haben, welche dem Petrarca die unſterbliche ätheriſche Liebe zu ſeiner Laura nebſt allen andern überirdiſchen Klängen abgedungen haben, welche auf einige Ungleichheiten in ſeinem Leben ſich berufend, behauptet haben, dem Manne ſey es im Leben mit nichts Ernſt geweſen als mit ihm ſelbſt und mit dem eigenen Glücke. Aber mit ſolchen ſeltſamen Behauptungen kommt man nicht durch. Was nicht mit vollem Ernſt und dem lebendigſten Gefühl in des Menſchen Bruſt iſt, konnte nimmer durch ſo viele Jahre mit vollem Klange aus dem Dichter hervortönen. Dies wäre auch ein größeres Wunder als die durch ein langes Leben hindurchgeführte Verſtellung. Ja es ſind Ungleichheiten und Gebrechen in den Menſchen; wie wenige, welche ganz aus einem gleichen ſchönen Blocke gehauen ſind! Petrarca iſt nicht ohne ſolche Mängel geweſen. Es werden mehrere natürliche Kinder von ihm gemeldet; er hat als ein vornehmer Edelmann und Prieſter an den Höfen und in der Geſellſchaft von Fürſten und Oberprieſtern als ein weltkluger Mann in böſeſter Zeit ſich glücklicher durchzuwinden und durchzuwickeln verſtanden als Taſſo — aber bei allem dem warum will man der natürlichſten Natürlichkeit nicht glauben, daß dieſer edle philoſophiſche und poetiſche Fantaſt bei allen ſeinen ätheriſchen und überfliegenden Träumereien und Schwärmereien nebenbei durch einen glücklichen Inſtinkt in dem äußeren Leben auch ohne Lug Hinterliſt und Knechtſchaft ſich zu behelfen gewußt habe? Er war aber wirklich ein edler Fantaſt und Träumer, ein Schwärmer und Träumer der Art, welche in Heſperien keine natürliche Heimath zu haben ſondern nördlich über den Alpen heimiſch zu ſeyn pflegt. Könnte man dies in Hinſicht ſeiner poetiſchen Werke bezweifeln, ſo wird es dargethan durch ſeine politiſchen Thaten oder — da er es zu eigentlichen Thaten nicht gebracht hat — durch ſeine politiſchen Anſichten und Strebungen. Bekannt ſind ſeine Träume von der wiederherzuſtellenden kaiſerlichen Monarchie und Weltherrſchaft Roms und mit welchem feurigen Eifer und Sehnſucht er da nach allen Erſcheinungen der Zeit ausgeſchaut und gegriffen und, von ſeinem Kaiſer Karl von Böhmen bis zu ſeinem römiſchen Tribunen Renzo hinunter, ſich faſt immer daran vergriffen hat. Wir geben zu, daß ein edler Italiäner damals zu einer italiäniſchen Wiederherſtellung zu einer kräftigen ſtarken Einigung der italiäniſchen Kräfte Hoffnung haben konnte, weil das große Hinderniß der Einheit der Mächte und Staaten Italiens, der Pabſt, nach Südfrankreich ausgewandert war; wir würden den begeiſterten Traum einer ſolchen Hoffnung ſehr natürlich finden, wenn ſich unter den Fürſten- und Feldherren Italiens irgendwo ein ſolcher gezeigt hätte, der da hätte ein ſtolzes Haupt ſeyn können. Aber es war damals nichts da, woran ein edles italiäniſches Herz ſich mit ſolcher mächtigen Hoffnung hätte anklammern können. Doch, wie geſagt, Petrarca griff nach allem, was nur einigen Schein hatte, faſt mit ſo leerer und verwegener Thorheit, wie die unglücklichen Italiäner unſrer Tage haſchen und zugreifen. Man ſchämt ſich faſt in ſeiner Seele, wenn man ſieht, wie der ſchon reifere ältere Mann, deſſen Weltblick wenigſtens hätte reifer ſeyn ſollen, auf einen Kaiſer wie Karl den Vierten und auf einen Demagogen wie Cola Renzo Hoffnungen einer glücklicheren Zukunft ſeines Vaterlandes legen konnte. Politiſcher

Drang und Klang hatte aus Dantes mächtiger Bruſt hervorbrechen und hervorklingen können; Petrarcas Saitenſpiel war dazu zu fein geſtimmt. Das Große und Gewaltige war nicht in dieſem Manne, aber eine unerklärliche Erſcheinung bleibt es nichts deſto weniger, wie dieſer zarte Spieler und idealiſche Träumer in ſolcher Zeit in Italien entſtehen konnte.

Titian Vercelli.

Weilt man unter den herrlichen Bildern dieſer Sammlung bei Michel Angelo als bei dem höchſten bei Rafael als bei dem ſchönſten bei Galilei als bei dem menſchlichſten und bei Piſani als bei dem edelſten, ſo ruft uns endlich dieſer Kopf zu: Halt vor dem Glücklichen! und man muß ſchon bei ihm Halt machen, ſo zauberiſch zieht dieſer prächtige Kopf an, zu welchem in ähnlicher Beziehung das ſchöne Konterfei des Leonardo aus Vinci eine Annäherung hat; aber nur eine Annäherung. Wenn man das Aug auf dieſem Titian etwas länger ruhen und ſich darin vertiefen läßt, ſo wird es einem faſt zu Muthe, als wenn man an ſchönen Frühlingstagen auf ein ſonnenbeſchienenes Blumenfeld blickt. So blickt nichts als eitel Glanz und Glück aus demſelben heraus. Auch war dieſer von der Natur ſo reich ausgeſtattete Menſch, man darf wohl ſagen, ein Bild des Glückes, wie es auf dieſem Planeten möglich iſt. Schön und ſtark mit unverſieglicher Schöpferkraft begabt, iſt dem Glücklichen verliehen geweſen die längſte Zeit eine große Zahl herrlicher Werke zu ſchaffen, mit irdiſchen Gütern und Gaben mit Gold und Ehren wie ein fürſtengleicher Mann überſchüttet zu werden und ſo beinahe ein volles Jahrhundert zu durchleben. Dieſes Geſicht ſchon aus den Jahren des Greiſes iſt mit einem Glanz übergoſſen, der nichts als

Heiterkeit und Freude ſtralt. Es iſt der volle Sonnenſchein des Muthes und Glückes.

Es finden ſich außer dieſem großen Venetianer noch mehrere herrliche Köpfe ſeiner Heimath in der Sammlung.

Da iſt zuerſt der Heinrich Dandolo, der Titians Alter erreichte und faſt blind in dem ſechsundneunzigſten Jahre ſeines Lebens Konſtantinopel eroberte und dort ein fränkiſches Kaiſerthum ſtiftete. Welch ein mächtiger Kopf voll der trotzigſten dunkelſten Kraft!

Da iſt zweitens Marco Polo mit ſo kurzem rundem klarem Geſicht, daß der Kopf gut auf den Thaten eines Helden ſtehen würde.

Da iſt drittens der helle Paul Sarpi mit einem durchbohrenden Augenpaar, der Blick Blitz und Witz des Denkers. Auch eine Aehnlichkeit dieſes tapfern Mannes habe ich im Vaterlande geſehen: Viel Sarpiſches blickt aus unſerm Niethammer in München.

Alle dieſe venetianiſche Köpfe ſprechen offenbar den ſtolzen bewußten Muth der damals auch ſo mächtigen und freudigen Inſelſtadt aus. Wo waren die Köpfe und Herzen geblieben, wo waren die Bregodine und Piſani, als das neue europäiſche in Napoleon verkleidete Schickſal in den Jahren 1790 gegen die Lagunen und Bollwerke der alten Venetia herandonnerte? O alles lag verdumpft und erſtorben, kaum noch ſo viel Ohr da die gemeinen Töne der gemeinſten Noth aus der Zeit zu vernehmen.

Und außer dieſem allgemeinen Ausdruck von feſtem Muth und ſtolzem Trotz, den man vielleicht einen venedigſchen nennen dürfte, der gleichſam auf allen Geſichtern wie zuſammengedrungen erſcheint, zeigt ſich in den venetianiſchen Köpfen eine gewiſſe verkürzte, ich mögte ſagen runde Geſchloſſenheit, die auch vorzüglich in dem herrlichſten Piſani hervorſpringt. Soll ich das in einem Theil aus dem Seehandwerk herdeuten oder iſt in dieſer Gegend wie in der ganzen verwandten Lombardei mehr die Heimath der Rundköpfe? Denn daß ſich die Volksgemeinde in Venedig im Laufe der Jahrhunderte von dem Feſtlande ergänzt habe, wird wohl niemand in Zweifel ziehen. Wenigſtens kann man viele toſkaniſche Köpfe im Gegenſatz gegen dieſe Langköpfe nennen.

Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Hier fehlt faſt ſchon aller Reitz der Eigenthümlichkeit und Beſonderheit; man erblickt ſchon eine Abſchwächung der Karaktere, den Ausdruck einer gewiſſen dünnen Zerfloſſenheit zu allgemeinen Gefühlen und Ideen hin, welche, weil ſie in einem gewiſſen unbeſtimmten und ſchwebenden Zuſtande ſelbſt fließend waren, keine feſten Bilder eines beſtimmten Lebens und Strebens ausprägen konnten. Es wird einem bei einem ſolchen Anblick und Ueberblick, vollends bei dem Einblick, wenn ein ſolcher einem je zuweilen gelingt, gar wunderlich zu Muthe, weil man faſt wie von ſich ſelbſt ein dünnes und blaſſes Geſpenſt erblickt. Aber eben deswegen, wie wenig Erfreuliches da auch zu erſchauen iſt, kann man es doch nicht laſſen, die Augen immer wieder dahin zu werfen.

Ich ſetze einige Namen her: Maffei Metaſtaſio Parini Goldoni Gozzi Filangieri Verri. Viele von ihnen, ſelbſt ſolche, die um 1750 blüheten, ſehen ſchon aus, wie die neue Zeit, welche eben die Zeit iſt, die da keine Zeit hat, wie man in gemeiner Rede zu ſagen pflegt, das heißt, welche die Gebärde des geſchwinden Fortſtürzens trägt: alſo eine gewiſſe Unruhe, eine ſehnſuchtsvolle Zukunft in den meiſtens weniger vollendeten Geſichtern. Es erſcheint auf manchen dieſer Geſichter wie ein Streben in eine leere Weite, wo ſie wohl vom mannigfaltigen Geiſt verſchiedenſter Sehnſuchten überflogen und überleuchtet erſcheinen aber dabei doch eines beſtimmten ſichern Daſeyns gleichſam entbehren. Gegen die Köpfe des funfzehnten ſechszehnten Jahrhunderts gehalten könnten einem einige dieſer Geſichter wie Schatten von Köpfen ſcheinen, die künftig erſt werden ſollen.

Maffei. Zart dünn liebenswürdig, ein Kopf und ein Ausdruck des Kopfes halb wie eines Franzoſen halb wie eines Deutſchen; ein Gefühl von Sehnſucht liegt auf jeden Fall darin, welche nimmer die Sehnſucht eines Italiäners iſt.

Metaſtaſio. Aus dieſem Kopf von edler Form und unedlem Ausdruck weiß ich nichts zu machen. Es liegt eine ſcheue etwas weibiſche Weichlichkeit, ein gewiſſes noli me tangere darin, Klugheit und Blödigkeit neben einander. Ich nenne nach meiner Erfahrung ſolche Köpfe Puderpüſterköpfe; ich meine ſolche, die ſich nach Gelegenheit beſonders hoch heben und dann, als hätten ſie keinen Hals, tief zwiſchen den Schultern verſinken können. Ich habe manche dergleichen geſehen, keinen ſo vortrefflichen Vertreter dieſer Puderpüſtergattung aber als einen Herrn von Zwack, im Jahr **1814** Bairiſcher Bevollmächtigter und Mitverwalter in der Freien Stadt Frankfurt und am Mittelrhein. Man begreift leicht wie dergleichen kunſtreich und beweglich gegliederte Köpfe unter alten verblaßten Diplomaten Kammerherren und Hofmarſchällen auch unter Hofmuſikern und Hofpoeten ſich finden müſſen; kommt endlich noch der geiſtliche Karakter des Abbate hinzu wie bei Metaſtaſio, ſo muß ſich dieſe Einziehungs- und Verſteckungs-Kunſt natürlicher Weiſe zu dreifacher Fertigkeit entwickeln.

Joſeph Parini, Lombarde aus der Nähe von Mailand, ein edles helles Geſicht, ein ſolches, wie die deutſchen Köpfe aus den Jahren 1770, gleich der Jugend Göthens und Stolbergs. Die Sehnſucht deſſelben ſchaut ganz in die Zukunft hinein. Die Menſchen gingen damals noch nicht mit einer großen Zeit ſchwanger, aber ſie mußten prophetiſch von ihr träumen.

Karl Goldoni der Venetianer, auch einer der Rundköpfe jener Stadt. Es iſt Laune und Spaß genug in dieſen Zügen, wie philiſtrig ſie auch ſein philiſtriges venetianiſches Zeitalter ausdrücken. Es iſt dieſer Kopf aber ein ächtes italiäniſches Gepräge des achtzehnten Jahrhunderts. Mein italiäniſcher Sprachmeiſter in meinen ſtralſunder Schülerjahren war ein ſolcher, und wie viele italiäniſche Geſichter aus den Mittelklaſſen jenes Jahrhunderts dieſem im gemeinen luſtigen Ausdruck ganz ähnlich habe ich in Italien ſelbſt und in den großen Städten Deutſchlands und Schwedens geſehen! Wo war damals in Europa irgendwo hohes Leben? wo vollends in Italien, wo man die Masken einer großen Vergangenheit des Volkes nur noch im parodirenden Spaße herumtrug? Goldoni war auch in der gewöhnlichen Spaßlaune ſeines Landes, und wie das italiäniſche Leben jener Zeit allen Ernſt in Spaß des Gemeinen oder Ueberladung des Ungemeinen aufgelöſt hatte, ſtecken geblieben.

Kaſpar Gozzi. Goldonis Zeitgenoß und auch aus Venedig. Ein Mann edler Geburt, deren Gepräge er nicht trägt. Es fällt mir bei dieſem klaren rechtſchaffenen Geſicht nur ein, daß es an die Köpfe vieler deutſchen Gelehrten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Die Gebärde ſpricht übrigens beſonnene Klarheit und feſte Ruhe und iſt nicht die Gebärde eines Fliegers und Ueberfliegers oder gar Herausfliegers aus der Zeit.

Graf Peter Verri aus Mailand, welcher den Napoleon in Italien noch erlebt hat. Vornehme edle Züge eines ſchönen Kopfes, voll Sehnſucht und Trauer, obgleich ſeinem Streben nach Franzoſe im Sinn der Jahre von 1760 bis 1790, einem deutſchen Grafenſohn ſo ähnlich als möglich.

Filangieri. Ein Kopf fein und zart, worüber man ſchreiben könnte *halt ein Menſchengeſicht*. Italiäniſchen Stempel hat dieſes Geſicht nicht, auch keinen deutſchen, wohl etwas Tyroliſches oder Schwediſches, wie man es bei jugendlichen Köpfen unter Tyrolern und Schweden häufig findet. In Filangieris Kopfe liegt die Fülle der unbeſtimmten aber höchſt edlen Sehnſuchten ſeiner beſſeren Zeitgenoſſen, welche die vorempfindende Weiſſagung einer gewaltigen kommenden Zeit, die leider alle Sehnſuchten nicht erfüllen ſollte, in ihren Gebärden abſpiegeln mußten. Wie wenig Bleibendes Filangieri auch geſchaffen hat, aus allen ſeinen Arbeiten oder nur Entwürfen zu Arbeiten ſprechen uns ſolche Sehnſuchten an. Gott hat dieſem edlen Menſchen verliehen, die Blut- und Mord-Arbeiten ſowohl der Knechtſchaft als Freiheit, die in ſeinem unglücklichen Vaterlande geübt ſind, auf Erden nicht zu ſehen. Er ſtarb im friſchen Alter von ſechs und dreißig Jahren im Jahr 1778, als die große europäiſche Erſchütterung und Umwälzung eben beginnen wollte.

Napoleon. Vor dem erſten Bande dieſer Sammlung findet ſich der von Longhi ſchön gezeichnete Kopf des Kaiſers und mitfolgend die Abbildungen der Sieges- und

Denk-Münzen der erſten zehn Jahre ſeiner glänzenden Bahn; ſo daß man ſein Bild und die Verwandlungen deſſelben vom Magern zum Fetten oder vom Jüngling zum Mann ſo ziemlich verfolgen kann. Ich habe oft ein U! und Hu! über ihn ausgerufen, und muß es bei dieſem Bilde wieder thun. Bewundert mir den großen Feldherrn die zuſammengedrängt geſchloſſene Kraft des Mannes, ſo viel ihr wollt, aber ſtellt mir ihn nicht hin als einen Schaffenden und Bildenden oder als einen, der nur je einen Gedanken gehabt habe etwas Edles Göttliches und Menſchliches zu bereiten oder zu ſchaffen. Vorgefabelt und vorgelogen hat er ſeinen Zeitgenoſſen genug, und Nachfabler und Nachlügner giebt es leider noch zu viele, welche mit ihm die Köpfe verwirren mögten, aber gefühlt und gemeint hat dieſer Mann in ſeinem Leben nichts als ſich ſelbſt. Ich weiß wohl, was man gewöhnlich für ihn anführt und für die Meinung, daß Menſchlichkeit und Liebe in ſeinem Herzen gewohnt habe. Man beruft ſich dafür auf den Zauber, den er auf die Menſchen geübt, auf die ſogenannte unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, womit er ſie an ſich geriſſen habe. Aber … aber … Er hatte vielen und geſchwinden Geiſt, und wir wiſſen, der Geiſt iſt ein allmächtiger Zauberer; ſonſt könnte ja der Teufel, der böſeſte aller Geiſter, dieſer gewaltige Oberzauberer, ſo viele unſchuldige und einfältige Seelen nicht überliſten. Zweitens er war glänzend durch Thaten, er war ein großer Feldherr, endlich ein mächtigſter Kaiſer. Solches, ſelbſt auf mehr gewöhnlicher Stufe, zieht, wenn es nicht ganz unter mittelmäßig ſteht, die Menge der Menſchen, wie ſie einmal ſind, unwiderſtehlich an; wie viel mehr, wenn Geiſt Geſchwindigkeit und Beweglichkeit dabei iſt? Und dieſe hatte Gott ihm im vorzüglichen Maaße verliehen.

Nun was ſpricht aus dieſem Geſichte, aus dieſem Geſichte vom Jahr 1812, wo der Fürchterliche noch im vollen Glanze ſeiner Majeſtät da ſtand und den Kurzſichtigen auch auf dem Gipfel ſeiner Macht zu ſtehen ſchien, auf welchem Gipfel er im Herbſt 1807 ſtand, ehe er ſeine Hand nach Spanien ausſtreckte und dort die Todesſchlange Wellington fand, die ſich in ihr feſtbiß und die er hinfort nicht mehr von ihr abſchütteln konnte? Dieſes Geſicht vom Jahr 1812 ſpricht Gewalt Verachtung und Hohn, es ſpricht: Ich bin, der es kann und der alles wollen darf, weil die Menſchen keines menſchlichen Wollens werth ſind; es ſpricht: der große Goethe hat eine falſche Saite des Schmeichlers gegriffen, als er ſang, der alles wollen kann, kann auch den Frieden wollen. Wenn man unter Frieden Glück und Freude der Menſchen verſteht, dieſe konnte dieſer nicht wollen. Edles, etwas Sehnſüchtiges, ſelbſt dem ſiegreichſten Helden Unerfüllbares und Unerreichbares, wie es auf den breiten erhabenen Stirnen eines Alexanders Cäſars Friedrichs des Zweiten thronend gedacht werden darf, hat nimmer auf ſeiner Stirn gethront. Es war — was man ſelbſt auf den Bildern, die den Jüngling darſtellen, am klarſten ſieht — die enge kurze Stirn des Falken, wodurch viele glückliche und geſchwinde Schlachtengewinner gezeichnet geweſen ſind. Dieſe Stirn und Naſe, überhaupt der Obertheil des Geſichts, ſchön und ebenmäßig, obgleich die kleinen ſcharfen Augen immer wie Lämpchen aus einem düſtern Kerker herausgeleuchtet haben; das Untergeſicht zugleich dürftig und gemein: ein lippenloſer herzloſer und kußloſer Mund, biſſig und ſcharf zuſammengezogen, Backenknochen und Kinn für breite thieriſche Gelüſte zu dick und weit ausſpringend, voll Unbarmherzigkeit und Unerſättlichkeit. Kurz, als Menſchenzermalmer und Menſchenverächter gezeichnet. Mag die Geſchichte ihm als einem zum Theil räthſelhaften instrumentum Dei ſeine Stelle anweiſen, unter die Schöpfer oder Wiederherſteller des Geſchlechts oder als einen, in deſſen finſtrer Seele nur je ein Gedanke für die Veredelung und Beglückung deſſelben aufgedämmert wäre, ſollt ihr mir dieſen nicht einſchieben.

Zeigt mir Thaten des Edelmuths und der Menſchlichkeit von ihm, welchem Gott ſo weite Felder der hohen und königlichen Wirkſamkeit geöffnet hatte — und ihr ſollt gewonnen haben. Aber Freude an gelungenen Lügen und Hinterliſten, Verhöhnung des Unglücks, gleich viel, ob aus Schuld oder Verhängniß entſprungen — wann hätte dieſer im Glücke und Siege ein Wort ausgeſprochen, eine Verkündigung erlaſſen, woraus Tücke und Hohn nicht hervorleuchteten? Statt aller Beiſpiele leſet nur, wie er den ganzen elenden Jammer des ſpaniſchen Königshauſes, alle ſchändlichen Wirren und Zettelungen, welche er viele Jahre mit eingefädelt und geſponnen hatte, grauſam und muthig aufdeckt und neuen Schmutz ſelbſterfundener Bosheit noch darüber wirft, als er meint die Bourbone dort für immer abſtoßen zu können; leſet nur ſeine Beantwortung der Kriegserklärung Preußens vom Jahr 1806, jenes Preußens, das für Frankreich und für ihn ſo große Opfer gebracht und ſeine hinterliſtigen Entwürfe zu wenig beobachtet hatte — und ich denke, es wird genug ſeyn.

Und indem ich mich dieſer außerordentlichen Erſcheinung wieder erinnern muß, dieſes Mannes, welcher den einzigen Fehler hatte, daß er kein guter und großer Mann war, wenn wir im ehrlichen Deutſch das Wörtlein Groß nicht gebrauchen dürfen, wo das Wörtlein Gut ganz wegfallen muß, mögte mein Herz oft in mir ergrimmen, wenn ich nicht bloß von überſchwänglichen Jünglingen, welchen man wegen des kaum ausgeſproßten Milchbarts verzeihen muß, ſondern hin und wieder ſogar von ehrenhaften Männern dieſen Gewaltigen damit entſchuldigen höre, daß er nur die Dummheit Feigheit und Schwäche in den Staub getreten und zum Gegenſtande ſeines übermüthigen Hohns gemacht habe. Aber ich frage: wo fahren dieſe Entſchuldiger hin? und wohin fährt mit ihnen unſre geprieſene redliche Deutſchheit?

Der Kater der Marder der Tiger haben ihr ſtehendes Bild in der Naturgeſchichte und in der Dichtkunſt. Wir wiſſen, der Kater ſpielt oft lange mit dem zuckenden Mäuslein und dem flatternden Vöglein, welche er bezwungen und verwundet unter ſeinen Tatzen hält, ehe er ſie tödtet; der Marder im Taubenſchlage ſättigt ſich nicht bloß am Blut und Fleiſch, ſo viel er bedarf, ſondern würgt alles, was noch flattern kann, ohne es zu genießen, er iſt nur mordlüſtern; der Tiger und Wolf zerreißen mit Hinterliſt und Wuth — aber ſollen wir Aehnliches dem Menſchen erlauben? ſollen wir es verzeihlich finden, daß Hinterliſt und Grauſamkeit mit ſo kaltem unmenſchlichen Hohngelächter, als Napoleon triumphirt und gehöhnt hat, über die hülfloſe Faulheit und Schwäche triumphiren? Dem Gewaltigen und Starken dem von Gott Hochbegabten und Reichgerüſteten muthet man mit Recht die Adlichkeit und Großmuth zu, welche man dem doch katzenverwandten Löwen angedichtet hat.

Es muß freilich ein ſolches Urtheil auch gelernt werden durch edlere Bilder der Menſchlichkeit und Göttlichkeit, welche Erziehung und Erhebung in dem Menſchen wecken und ſtärken. Es iſt leider von Natur nicht da, und es bleibt viel von dem Spruch ſtehen *der Menſch iſt böſe von Anbeginn*. Denn wie oft bin ich erſchrecken, wann ich Kindern Fabeln erzählt oder ausgelegt habe, daß ſie für den Hinterliſtigen und Schlauen, der die Dummen und Harmloſen betrügt und verdirbt, mit angeborner Schadenfreude faſt immer Parthei ergreifen! Die kleinen Spitzbuben ſtehen faſt immer mit dem Fuchs gegen den Bock und Raben. Man muß die Erzählung und Darſtellung ſehr klug einrichten, wenn die Schelme ſich nicht in die Ungerechtigkeit verlaufen ſollen. Was lernt man daraus? Das lernt man daraus, was man übrigens ſchon weiß, daß der Menſch ein Geiſt iſt, daß er als Geiſt die Faulheit und Feigheit und alles, was ihnen ähnlich ſieht, haſſen und verachten, daß er die Beweglichkeit und Rührigkeit achten und lieben muß. Aber darf er das Ewigunruhige das Aufrühriſche und Ränkevolle lieben oder gar bewundern? Napoleon aber war grade ein rechter Gipfel des Unruhigen und Treuloſen. Er hatte ſich an der Spitze des Wilden und Aufrühriſchen aufgeſchwungen und es für ſeine Zwecke gebändigt und ſelbſt vieles Gute, was in dem wilden Aufruhr der Zeit lebte, liſtig und grauſam unterdrückt und erſtickt, und ſich alſo an die Spitze des Böſen und Verruchten geſtellt und als ein verkappter Mörder der Wahrheit und Freiheit Recht und Geſetz auf ſeine Lügenfahnen geſchrieben. Alſo meinethalben verneigt und bückt euch vor Stärke Liſt und Gewalt, aber bewundern dürft ihr nur das Edle und Gute.

Ich meine hier kein Lob der Faulheit und Dummheit zu ſingen, am allerwenigſten in einer Zeit, wo die europäiſche Faulheit ſich auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen wie auf Lotterbetten durch die Welt fortwiegen läßt, wo man von Antwerpen bis Petersburg endlich wird hinfliegen können, ohne einen Schweißtropfen der Mühe oder Sorge auf der Stirn gefühlt zu haben. Die Faulheit bleibt aller Laſter Anfang und alles Verderbens Grundwurzel. Aber dieſe Faulheit iſt meiſtens ein unbewußtes Uebel, welches daher den meiſten Menſchen faſt wie ein unſchuldiges Uebel vorkommt; dem lebendigen und rührigen Geiſt aber muthet man bei aller Kraft und Gewalt, welche Gott ihm gegeben und erlaubt hat, das Edle und Großmüthige zu. Die Lebendigkeit Geſchwindigkeit und Kühnheit eures Napoleon bewundere ich gern mit euch; aber zeigt mir menſchliche Gefühle und edle Ziele, und er ſoll erlöſt ſeyn.

Ich habe Dampfſchiffe und Eiſenbahnen genannt. Dies bringt mich zum Schluß noch wieder auf das Kapitel der Faulheit. Wir Alten haben uns in unſern Jünglingstagen Manches zugemuthet; Gott, der die Schickſale der Völker und der Einzelnen ſendet, hat uns mehr zugemuthet: die meiſten von uns waren nicht faul und durften es nicht ſeyn. Ich erſchrecke oft vor unſerer bequemen und faulen Jugend; ich erſchrecke beſonders, wenn ſie mir in den Gaſthäuſern und auf den Dampfſchiffen begegnet. Wenn ich ſo die jungen Menſchen ſehe von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, jene, die ſo todt und bequem als ihre Koffer, wie geſagt, hinfort von Liſſabon bis Moskau werden fortgerollt werden, ohne unterwegs nur durch einen Baum einen Vogel ein Thier oder einen Menſchen geſtört und gereizt zu werden, noch genöthigt zu werden ihr Cigaretto aus dem Munde zu legen oder die Lippen von dem Weinglaſe oder der Kaffeetaſſe abzuwenden — wenn ich dieſe zierlichen glatten lebensſatten zum Theil ſchon dickleibigen Jünglinge ſehe, die auf einer Fahrt von zweihundert und fünfhundert Meilen nichts erleben noch lernen als etwa die verſchiedenen Weinnamen und Schilder der Gaſthäuſer und gelegentlich auch die Namen noch ſchlechterer Häuſer, ſo erſchrecke ich vor der drohenden Faulheit und Dummheit des Menſchengeſchlechts; ja ich würde mehr erſchrecken, wenn ich nicht wüßte, daß Gott dieſen zu ſeiner Zeit auch einen aufſchüttelnden und aufgeißelnden Napoleon ſenden wird.

Bei dieſem glatten und dickleibigen Leben fällt mir ein, wie der Bauch bei den Spartern als ein Laſter mit ſchwarzer Kreide bezeichnet war. Auch unſer Seliger König war kein beſonderer Liebhaber dicker Bäuche. Es erinnert mich, wie ein alter dicker Major einmal in einer Geſellſchaft zu einem wohlbeleibten Kameraden ſagte: Bruder wir beide ſind eben noch nicht zu alt, aber der Teufel oder der König wird uns nächſtens holen; ich wenigſtens weiß nicht, wohin ich bei der nächſten großen Muſterung meinen Bauch ſchnüren ſoll. Es war nämlich bekannt, daß der Selige Herr die dickbauchigen Offiziere vorzugsweiſe in den Ruheſtand ſetzte.

Druck von Hirſchfeld in Leipzig.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſten Mal geſammelt
und
durch Neues vermehrt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

R. 559

Inhalt.

Seite.

19. Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Proteſtantismus und zu Friedrich von Schlegels Geſchichte der alten und neuen Literatur. (1828.) (Ungedruckt.) . . 1
20. Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. (1831.) 67
21. Belgien und was daran hangt. (1834.) 131
22. Das Turnweſen nebſt einem Anhang. (1842.) 241
23. Laſſet euch nicht verführen, oder die Weltliteratur. (1842.) (Ungedruckt.) 303
24. G. A. Reimer. (1842.) 333
25. Talleyrand. (1842.) (Ungedruckt.) 345
26. Gneiſenau. (1843.) (Ungedruckt.) 383
27. Ein paar deutſche Notabene. (1844.) (Ungedruckt.) . . 421
28. Erinnerungen Geſichte Geſchichten. (1844.) (Ungedruckt.) 471
29. Paul Beck. (1844.) (Ungedruckt.) 549
30. Ueber den gegenwärtigen Stand des Proteſtantismus. (1844.) (Ungedruckt.) 573
31. Noch ein Wort für unſre große Oeffentlichkeit, vorzüglich in Beziehung auf die Preſſe und den Bundestag. (1844.) (Ungedruckt.) 611

Einige Anmerkungen

zur

Länderkunde des Proteſtantismus

und zu

Friedrich von Schlegels Geſchichte der alten und neuen Literatur.

(1828.)

Dieſer Ueberſchrift ſtehe hier als Einleitung eine Stelle voran, gedruckt im Wächter Band 3. S. 153 ff. unter der Aufſchrift Zum Neuen Jahr 1816. Ich ziehe die Stelle aus, weil ſie vorzüglich angefochten beeifert und auch begeifert worden iſt:

„Jene in vielen Beziehungen traurige Kirchenſpaltung, welche die Proteſtanten die Reformation nennen und welche von vielen ihr Gleichzeitiglebenden“ als ein entſetzliches Unglück bejammert und verklagt ward, liegt mit ihren Folgen und Wirkungen nun ſchon in drei vollen Jahrhunderten vor unſern Blicken ausgebreitet; und daraus ergiebt ſich auch ihre Bedeutung in der Weltgeſchichte. Wer wagt es jetzt noch zu ſagen, daß es nichts weiter als der leichtſinnige Frevel und die übermüthige Verruchtheit einiger unruhigen oder ſchwärmeriſchen Köpfe war, welche ein Feuer anzündeten, das ſich über ganz Europa verbreitet hat. Nein das Chriſtenthum mußte auch in ſeinen fernſten Gegenſätzen beleuchtet und durchgearbeitet werden, und darum mußte Gott jene Kirchenſpaltung zulaſſen, die noch dauert und noch lange dauern wird: denn die Beleuchtung und Durcharbeitung iſt noch ſo bald nicht vollendet, als manche glauben, welche die Erſcheinungen des Tages mehr poetiſch als geſchichtlich aufnehmen. Glücklich ſind jetzt viele Flammen mit Aſchen bedeckt, welche über unſer unglückliches Vaterland und über einen großen Theil Europa's einſt ſo verderblich brannten; auch milder und freundlicher wird von den verſchiedenen Partheien und Sekten zu einander hinübergeblickt *) — ſie ſehen heller das ewige Heil, das ihnen allen gemeinſam in der Mitte liegt — aber nicht ſo nah und ſo leicht iſt die Vereinigung und Zuſammenſchmelzung, als es einigen dünken mögte, welche die tiefſte Bedeutung des Streites grade nicht ins Auge gefaßt haben. Denn die größte Frage aller Theologie und Philoſophie, wie Geiſt und Leib der Dinge, wie Idee und Form ſich zu einander verhalten, wie ſie in einander ſtehen und wie weit ſie außer einander ſich auch gegenüber ſtehen können, das ſollte und das ſoll noch unterſucht werden; aufgeſchüttelt und aufgeſchreckt werden ſollte der alte Glaube, der ſich in ſeinem altgewohnten Heim und Geräth ſo ſtill und ſicher fühlte; weit über ſeine Linie hinaus, ja über die Linie alles menſchlichen Begreifens und Wiſſens hinaus ſollte mit himmelſtürmender Kühnheit geſchweiſt werden, damit endlich von jedermänniglich erkannt würde, daß kein Heil ſeyn kann als in dem Glauben und kein Troſt als in der Zurechnung der Gnade und Verſöhnung ohne alles menſchliche Verdienſt und alle menſchlichen Werke.// Es mußte an dem Aeußerlichen ſo gewaltig geſchüttert werden, damit das Innerliche in ſeiner vollen überſchwänglichen Herrlichkeit allen gewiß würde. Dieſe allen chriſtlichen Bekenntniſſen wohlthätige und für das Chriſtenthum ſelbſt ſiegreiche Erſchütterung und Aufſchreckung des Alten iſt dem Proteſtantismus zugefallen, und deswegen hat er die Geſchichte der letzten

---

*) Wo iſt dieſer milde und freundliche Blick in dieſem Jahre 1844? Geh hin, frage die Augen der Ultramontanen und Jeſuiten, wohin ſie blinzeln und lächeln.

Jahrhunderte angeführt, und führt, wie mir däucht, noch die Geſchichte der Stunde, worin wir leben.“

„Wir thun recht, wenn wir uns die Vergangenheit unſers Mittelalters lieblich und freundlich malen. Es war eine friſche und herrliche Zeit und in ſo vielen unſterblichen Werken hat ſie uns leuchtende Erinnerungszeichen hingeſtellt. Es iſt wohl heißer Sehnſucht und Klage werth, daß jene ſpielende Kindheit und unbewußte Unſchuld nicht mehr iſt, deren zarte Bilder uns ſo oft mit unausſprechlicher Wehmuth zu ſich locken. Aber wie verzeihlich die Trauer und Sehnſucht um das Holdſeligſte und Lieblichſte auch iſt, ſo unverzeihlich iſt die Anklage, als habe die Reformation es allein verſchuldet, daß jene Kindlichkeit und Unſchuld der Gefühle, jene fromme Sicherheit des Glaubens und Lebens auf immer von der Erde verſchwunden ſeyen. Nein, ſo iſt es nicht: ſondern weil die Periode jener Kindlichkeit zu Ende ging, darum kam die Reformation und mußte das Menſchengeſchlecht durch drei ſchwere Jahrhunderte, durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verſtandes und durch das kühlere und ärmere Land des Begriffes führen, damit es auf langen und weiten Irrwegen und Umwegen endlich auf den Auen der Vernunft anlangen könnte, wo auch wieder Roſen und Lilien einer andern Art und einer andern Kindlichkeit blühen werden. Wenigſtens däucht es uns ſchon, als ob uns oft ſüßathmende Winde eines Lenzes anhauchen, der uns nicht mehr fern iſt.“

„Ueber die Anfänge und Urſprünge der Reformation herrſcht unter anderm auch ein Irrthum, der in der Kunſt und ihren Anſchauungen wieder ſeinen Grund hat. Man ſtellt uns die frommen reinen und erhabenen Bilder hin, welche die deutſche Kunſt im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in Zartheit und Jungfräulichkeit aus dem Kinderglauben geſchaffen hat; man ſagt: ſo empfand glaubte liebte und lebte das glückſelige Menſchengeſchlecht — und das alles hat die unruhige und frevelnde Willkür einiger wenigen Sterblichen zerſtört und Streit Hader Liſt und Armſeligkeit für den alten Frieden die alte Unſchuld und die alte Lebensfülle auf die Erde gebracht. Dieſer Anſicht und dieſer Klage kann man ſich wirklich kaum erwehren, wenn man bei dem Anblick der Schöpfungen jenes vergangenen Zeitalters ſich von ſeinen Gefühlen nur ſo hintragen läßt. Aber, du guter und frommer Deutſcher, dem die Sehnſucht und Liebe der Herrlichkeit unſrer Väter oft das tiefſte Herz bewegt, nicht bloß bei dir darfſt du ſtehen bleiben, du mußt auch einen Blick in und über die Welt werfen, wenn du die Weltgeſchichte und die Männer, welche die Weltgeſchichte in den jüngſten Jahrhunderten gemacht haben, richten willſt. Du mußt nicht bloß bei dir die Unſchuld ſehen, du mußt auch anderswo die Schuld ſehen: nnd dann wird dir das große Schickſal wieder heiter und auch die letzte traurige Geſchichte eine höhere Nothwendigkeit werden, die Spieler in ihr werden dir aber nicht bloß als vom Teufel getrieben und beſeſſen erſcheinen. Beſinne dich nur!“

„Allerdings deine deutſche chriſtliche Kunſt war ein reiner und ſtiller Aushauch der unſchuldigſten Liebe, ſie hatte ſich mit allen himmliſchen Blumen und Sternen geſchmückt und wußte in ihrer kindlichen Freude nichts von ihrer Schöne und Lieblichkeit, aber wie gar anders war die wälſche Kunſt und das wälſche Leben! Auch dort leuchtete es von Schönheit und Anmuth, aber das bunt ſchimmernde Kleid war ein heidniſches und heidniſch war und heidniſcher immer mehr ward die Luſt und Begier, die es gewirkt und angethan hatte. Es ſpielten die irdiſche Ueppigkeit und wilde Sinnlichkeit darunter, welche zuletzt ſo frech wurden, daß ſie ihre unchriſtliche Gebärde nicht einmal mehr vor den Leuten verſtellten. Die Geſchichte hat ihr unverrückliches Urtheil geſprochen. Wir wiſſen, wie Päbſte Alexandern dem Sechſten Leo dem Zehnten Klemens dem Siebenten gleich lebten und herrſchten, wie die Kardinäle Medici Eſte Bembo u. ſ. w. glaubten lebten und darſtellten. In Rom und in allen glänzenden Städten Wälſchlands blühete mit der griechiſchen und römiſchen Literatur mit allen ſüdlichen Lüſten und Laſtern wieder ein zweites Heidenthum auf, das ſich zuletzt auch nicht einmal mehr mit chriſtlicher Heuchelei verzierte. Dieſe unchriſtlichen Gräuel wurden dem ſtrengen und ernſten Deutſchen zu viel, und er ergrimmte in ſeinem Herzen und ſchlug mit dem Donnerſtral des Zorns und der Rede drein. So entſtand der gefährliche Hader, der bald nicht mehr beizulegen war. Durch die gegenſeitige ſtrengere Aufſicht, die ſie auf einander übten, wurden freilich alle Partheien mehr zur Ordnung der Sitte und Zucht des Lebens getrieben, aber der zerriſſene Friede war nicht mehr zu heilen: die Spaltung blieb. Sie blieb, denn ſie kam diesmal nicht von Menſchen, ſondern von Gott, damit die weitere Entwickelung und Durchbildung des Menſchengeſchlechts durch das Chriſtenthum geſchehen könnte."

Daß dies nach Gottes Rathſchluß nicht auch auf eine andere ſtillere und ſanftere Weiſe hätte geſchehen können, leugne ich nicht; aber wie die Dinge menſchlich geſtellt waren, konnte es kaum anders geſchehen, als es nun geſchehen iſt. Ich habe irgendwo geſagt, daß mir dünke, die Kirchenſpaltung würde ſo weit nicht geriſſen ſeyn, wenn das Kardinalskollegium in Rom nach dem Maaße des Umfangs der verſchiedenen Völker in richtigen Verhältniſſen gleichſam aus geiſtlichen Boten aus allen dieſen Völkern wäre zuſammengeſetzt geweſen. Nun aber war das das Gebrechen —

ein Gebrechen, welches bis dieſen Tag in der alten Kirche fortdauert — daß die Kardinäle und Erzprieſter, welche die Wache und Hut der ganzen Chriſtenheit vor allen andern haben ſollten, faſt lauter Wälſche waren, die in ihrer Einzelheit und Sonderlichkeit ohne alles allgemeine Weltgefühl und ohne Kunde ja ohne Ahnung der Triebe Neigungen und Anſichten der andern Völker, oft auch ohne die geringſte Anerkennung eines mächtigeren Geiſtes, der hie und da in einem andern Volke vielleicht auflebte und aufſtrebte, regieren und herrſchen wollten. Weil ſie beide die weltliche Klugheit und Vorſichtigkeit und den chriſtlichen Ernſt verloren hatten, ſo mußten ſie einen großen Theil der Herrſchaft verlieren. Denn als ſie einlenken wollten, war es zu ſpät, das Uebel war ihnen entwachſen und im großen und kühnen Geiſte und mit ehrlichem Sündenbekenntniß hat keiner einzulenken gewagt."

„Weil wir den Frieden lieben und als Chriſten lieben ſollen und weil wir einmal wieder etwas einer Vereinigung Aehnliches hoffen, wenn gleich in ferner Zukunft, ſo müſſen wir eingedenk ſeyn alles zu meiden, was Hader und Neid erwecken könnte. Auf Eines indeſſen muß ich hier wieder aufmerkſam machen, worauf ich in andern Schriften ſchon öfter hingedeutet habe, auf die Geographie des Proteſtantismus. Dieſe weiſt auf eine wunderbare Weiſe auf das deutſche und germaniſche Volk hin; ſo daß die Gegner des Proteſtantismus, wenn ſie Deutſche ſind, ſich ein wenig beſinnen müſſen, damit ſie ihn nicht zu heftig anklagen. Wir wiſſen, daß gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts bei weitem der größte Theil Deutſchlands der neuen Lehre zugefallen war und daß Böhmen und Oeſtreich unter dem kräftigen und grauſamen Ferdinand dem Zweiten mit Feuer und Schwerdt zu dem alten Glauben haben zurückgezwungen werden müſſen. — In Ungern und Siebenbürgen, ſo weit die Deutſchen wohnten, wurzelte vorzüglich der Proteſtantismus; er hat den für den alten Glauben eifernden Habsburgern ſchwere Aufſtände und Kriege fürchterliche Niederlagen und Verluſte von Landen und Leuten verurſacht, ja zuweilen an ihrem Thron geſchüttert, und iſt dort nimmer zu vertilgen geweſen. — Auch unter die ſlaviſchen Völker iſt der Proteſtantismus gekommen, in Polen hatte er einmal weit um ſich gegriffen; er hat aber bei dieſen Völkern auf die Länge keine feſten und tiefen Wurzeln treiben können. Aber gleich unter ihnen längs der Oſtſee in der germaniſchen Zunge von der Weichſel bis zum Ladogaſee und zur Neva (Preußen Kurland Lievland Eſthland) hat er ſich alles unwiderſtehlich bemächtigt. Eben ſo iſt er in dem germaniſchen ſkandinaviſchen Norden ohne irgend einen Gegenkampf in wenigen Jahren herrſchend geworden. — Gehen wir gegen Weſten zu den Inſeln Großbritanniens, ſo begegnet uns dieſelbe auffallende Erſcheinung. Alles Germaniſche iſt dem Neuen von ſelbſt zugefallen, alles Halbgermaniſche oder gar Galiſche langſamer oder gar nicht. Die Bergſchotten waren die letzten in Schottland, welche das Neue annahmen. Daſſelbe hat man in Englands Landſchaften Kornwallis Wales und längs der mehr galiſchen Nordweſtküſte geſehen, wo mehr altwäliſche Keime übrig geblieben zu ſeyn ſcheinen und wo der Katholicismus einen günſtigen Boden findet. Das galiſche Irland aber iſt trotz aller Verſuche des proteſtantiſchen Englands in Mitten von Verfolgung und Unterdrückung unverrücklich bei dem alten Glauben geblieben. — In den Niederlanden hat das Germaniſche und Flämiſche ſich der neuen Lehre zugeneigt, das Belgiſche und Walloniſche ſie mehr von ſich geſtoßen. — In Frankreich erſcheint daſſelbe. In den Landſchaften, wo das Galiſche vorherrſcht, hat der Proteſtantismus wenig gewurzelt, wohl in den öſtlichen burgundiſchen Landſchaften und in den ſüdlichen gothiſchen und vaskiſchen. — Weiter nach Süden drang er nicht."

„Merkwürdig genug ſind dieſe Erſcheinungen und ſehr merkwürdige Schlüſſe und Folgerungen laſſen ſich daraus ziehen über das verſchiedene Gemüth und den verſchiedenen Karakter der Völker. Der Proteſtantismus ſcheint ein reiner Germane zu ſeyn, weil alles Germaniſche, wo immer es ſich in Europa findet, wann es nicht zu ſehr von der Gewalt gehemmt war, ihm von ſelbſt zufiel."

Wegen dieſer Stelle hier und wegen mehrerer andern gelegentlichen Aeußerungen in meinen Schriften, worin ich über die Geographie des Proteſtantismus einige leichte Winke gemacht, bin ich von mehreren Gegnern auf das heftigſte angefahren und ohne weitere Umſtände bloß mit Friedrich Schlegels gewaltigem Namen widerlegt worden, ſein αὐτὸς ἔφα ſcheint ihnen die Beibringung aller Gründe und Beweiſe überflüſſig gemacht zu haben. Unter Anderm haben ſie auch die Normandie in Frankreich und das normaniſche Reich von Apulien und Sicilien, als woſelbſt doch kein Proteſtantismus aufgekommen ſey, gegen mich aufgeſtellt, und auch: daß der ſkandinaviſche Norden nur durch Gewalt und unter blutigen Aufruhren reformirt worden ſey. Ich berühre dieſe leichten Dinge leicht und ergänze und belege noch einige meiner früher ausgeſprochenen Meinungen und Urtheile.

Alſo was 1) die Normandie belangt, ſo ſchließen und entſcheiden dieſe gelehrten Gegner nur aus dem nächſten Oberflächlichen, was ihnen in den erſten beſten Büchern begegnet, oder aus dem, wie es eben heute ſteht und ſich verhält, ohne daß ſie die Geſchichte früherer Jahrhunderte gewiſſenhaft befragen. Um nun hiegegen und hierüber nur

Einiges zu erinnern, ſo bedenken ſie zuvörderſt nicht, daß die Normandie von Anfang an kein reingermaniſches Land ſondern nur ein halbgermaniſcher Miſchling geweſen, welcher überdieß im elften Jahrhundert durch die Eroberung Englands von Herzog Wilhelm und durch die Züge nach Apulien von den edelſten und freieſten Bewohnern ſehr ausgeleert worden iſt. Denn ſchwerlich darf man annehmen, daß der Normann Rolf, als er Chriſt und Vaſall des Königs von Frankreich ward, mehr als 50,000 bis 60,000 Männer unter ſich hatte, welche mit ihm das Land als Herren in Beſitz nahmen, und ſich mit mehreren Hunderttauſenden unterworfener alter Einwohner allmählig vermiſchen mußten. Dieſe Einwohner aber waren wieder ein Gemiſch von Galliern und Franken, auch wohl von manchen belgiſchen und ſächſiſchen Abkömmlingen, welche in den letzten Jahrhunderten der römiſchen Herrſchaft ſich längs den nordweſtlichen Küſten Galliens hinabgeſenkt hatten. Doch ungeachtet dieſer Miſchlingsart und der eben erwähnten großen Ausleerungen hat dieſes Land in Sinn Leben Wiſſenſchaft und Kunſt immer viel Germaniſch-Skandivaviſches offenbart und zur Zeit der erſten großen Religionserſchütterungen Frankreichs im ſechszehnten Jahrhundert viele eifrige Proteſtanten in ſeinem Schooße gehegt. Mögen ſie nur, wenn ihnen um Wahrheit zu thun iſt, im de Thou nachleſen, wie viele proteſtantiſche Gemeinden damals ſelbſt in Paris waren, welche aber nebſt den in der Nachbarſchaft (Normandie) wohnenden durch die größere Zahl der Katholiken und durch den grimmigen in der Hauptſtadt entzündeten und mit Wuth und Mord verfolgenden Eifer gewaltſam unterdrückt oder vielmehr ausgerottet wurden und eben wegen der zermalmenden Centralkraft jener Hauptſtadt nicht wieder erſtehen konnten. In unſern Tagen aber, wo die Nichtkatholiſchen in Frankreich etwas mehr Schutz und Sicherheit haben, iſt es eben merkwürdig, wie grade in der Normandie ſich mehrere neue proteſtantiſche Gemeinden wieder bilden.

2. Die Normannen in Unteritalien werden mir mit grober Unwiſſenheit auch als ein ordentlich germaniſches Volk entgegengehalten, und man fragt mich höhniſch: Nicht wahr, hier hat ſich nach deinen Grundſätzen auch der Proteſtantismus entwickeln oder doch hat ſein Keimen und Wachſen durch die gewaltſamſten Mittel gehemmt oder gedämpft werden müſſen?

Soll man bei ſolchen Anführungen und Einwendungen nicht ein dreimal unterſtrichenes O je! ausrufen?

Die Söhne Tankreds von Hauteville, welche dort einen Staat ſtifteten, waren allerdings vom ächteſten Normannenblut, aber die Schaaren, welche mit ihnen zogen oder ihnen nachzogen, um Land und Herrſchaft zu gewinnen, waren ein buntes Gemiſch von Normännern Franzoſen Niederländern und andern kriegs- und beute-luſtigen Abentheurern aus dem ganzen nordweſtlichen Frankreich und aus Belgien. Alſo, daß man, ſelbſt wenn dieſe Schaaren eine Nation ausgemacht hätten, bei ihnen gar nicht mehr an reine Germanen denken darf. Aber dieſe Schaaren der rieſenartigſten Stärke und Tapferkeit beſtanden anfangs aus wenigen Hunderten, ſpäter jedenfalls nur aus wenigen Tauſenden; und auf jeden Fall würde die Rechnung wohl ſehr kühn ſeyn, welche annähme, daß von dieſen, die meiſtens in Schlachten aufgerieben wurden, oder von deren Söhnen und Enkeln in jenem neuen Reiche über tauſend Familien geſtiftet ſeyen. Aus Rolfs Gefolge, welches einen der ſchönſten Bezirke Neuſtriens beſetzte, wurden ſchon Herren; aus den Nachkommen der ächten Normannen in Apulien und Sicilien wurden meiſtens große Herren. In einem Lande, welches doch wohl wenigſtens von drei bis vier Millionen Seelen bewohnt war (manche Landſchaften, z. B. Sicilien, waren damals viel blühender als jetzt) mußten dieſe wenigen Familien mit ihren Eigenthümlichkeiten ſich in der Menge verlieren wie ein Tropfen im Meer. Wie verkehrt alſo, zu meinen, oder wenigſtens ſich zu gebärden, als meine man, in Süditalien dürfe von einem normanniſchgermaniſchen Volke und von germaniſchem Volksſinn und Volksneigungen die Rede ſeyn! Hier hat der hohe ſtolze und freie Geiſt des Nordens nur in den erſten Eroberergeſchlechtern gewebt und geleuchtet und iſt dann in der großen Maſſe der alten Einwohner untergegangen.

Aber ich habe bei dieſer Gelegenheit überhaupt noch etwas zu erinnern oder vielmehr mich gegen willkürliche Folgerungen zu verwahren. Mit viel beſſerem Grunde hätte man mir die Lombardei oder das gothiſche Kaſtilien (ich meine die beiden Kaſtilien, Alt- und Neu-Kaſtilien, im engeren Sinn) vorhalten können. Dieſe hätte ich aber auch aus ſehr guten Gegengründen ablehnen können, welche auszuführen hier nicht der Ort iſt. So viel ſteht einmal geſchichtlich feſt: jedem Dinge, welches neu werden und ſich entwickeln ſoll, muß dazu Gunſt der Zeit und Gelegenheit gegeben werden. Ich habe aber bei meiner allgemeinen Betrachtung allein von ſolchen Ländern geſprochen, wohin die Reformation durchgedrungen war, wo ſie ſichere Wurzel gefaßt hatte, wo die Menſchen volle Gelegenheit erhalten hatten den Inhalt der neuen Lehre kennen zu lernen und ihnen zuzueignen. In ſolchen Ländern, habe ich behauptet, hat der germaniſche Volksſtamm dieſe Lehre vorzugweiſe ergriffen und feſtgehalten, während ſie von andersartigen Stämmen leicht angenommen und leicht verlaſſen oder gar zurückgeſtoßen worden.

3. Der ſkandinaviſche Norden ſoll nur durch Gewalt und unter Aufruhren reformirt worden ſeyn. Dieſer Wink Friedrich Schlegels und der auf ſein Wort gläubig ſchwörenden Schüler ſoll doch wohl bedeuten, daß die der alten Kirche anhangende Parthei durch äußere Gewalt und Verfolgung, durch Feuer und Schwerdt unterdrückt worden ſey. Nichts iſt aber falſcher. Denn grade in einer Zeit, wo in jenen Ländern keine Macht war, welche äußerlich drücken konnte, wo es keine feſten Könige keine ſtehenden Heere, kurz keinen immer bereiten Soldatenſtand gab, wodurch Furcht und Gewalt erwirkt oder geübt werden konnten — mitten in eigentlichen Volksaufruhren und Getümmeln und unter ſchwachen Regierungen, wo die machtloſen Herrſcher ſelbſt auf ihren neuen Thronen wankten, iſt die Reformation gewachſen und geworden, d. h. ſie iſt im Norden durch das Volk durch die Neigung und Liebe des Volks durch den Willen der großen Gemeinheit faſt von ſelbſt geworden. Denn freilich kein neuer Zuſtand, ſey er kirchlich oder politiſch, wird jemals, ohne daß der Wille und die Neigung Einzelner dabei verletzt werde. Eine allgemeine Einwilligung hat es wohl oft gegeben, eine allgemeine Willigung oder Billigung nimmer. Immer im glücklichſten Falle ſind doch Einige, welche aus Furcht oder Eigennutz ja ſagen oder ja zu ſagen ſcheinen.

Ueber den Norden bitte ich nur Celſius Holberg Hvitfelt Dalin Geyer und Münter nachzuleſen und die gleichzeitigen Verhältniſſe Deutſchlands Englands Polens Rußlands und des übrigen Europa mit ins Aug zu faſſen.

Guſtav Erikſon Waſa ſchüttelte in den erſten Jahren von 1520 ohne Geld ohne Heer bloß mit Hülfe des ſich erhebenden Volkes die däniſche Herrſchaft ab, welche unter

Chriſtian dem Zweiten eine blutige Tyrannei werden wollte. Er war nichts weiter als ein guter Edelmann, weder reich noch mächtig, ward König durch ſeinen Degen und durch die Noth und Hülfloſigkeit des Landes, und blieb es durch wachſame Klugheit und raſtloſe Thätigkeit. In den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung hatte er kaum die Spur eines ſtehenden Heers, im Ganzen vielleicht 3000 bis 5000 Mann geworbene meiſt deutſche Soldaten, die in ſchwediſchen und finniſchen Feſtungen lagen, ſondern er bekämpfte die Reichsfeinde und die perſönlichen Gegner durch die bei jedem einzelnen Kriege oder Zuge aufgebotene Adelsfahne und durch Aushebung in den einzelnen Landſchaften, alſo durch ein eigentliches Volksheer. In dieſen erſten zehn Jahren war er faſt ohne Flotte, mehrere ſchwediſche Feſtungen und Inſeln noch in der Gewalt der Fremden, Chriſtians des Zweiten Anhang noch bedeutend und das Meer lange noch von deſſen Admiral Severin Norby beherrſcht, der neue däniſche Herrſcher ſelbſt noch unfeſt, ſeinem ſchwediſchen Nachbar aber immer ein unfeſter Bundsgenoß und Freund, die alten Biſchöfe Schwedens Guſtavs geſchworne Feinde, manche der mächtigſten ja mehrere befreundete Familien des Reichs eiferſüchtige und auflauernde Gegner. Und in dieſen Jahren und unter ſolchen Verhältniſſen, ohne alle Stammherrſchaft ohne Geld Flotte und Heer, führte Guſtav die Reformation durch und ſchlug die Hierarchie, welche bei weitem der reichſte Stand Schwedens war, faſt ohne Kampf nieder.

Ja, ſagt man und ſagen namentlich die deutſchen Bücher, unter Andern auch Spittler in ſeiner Staatengeſchichte: Guſtav theilte den Kirchenraub mit dem Adel und machte ſich Anhänger und Freunde mit dem ungerechten Mammon; durch den Adel, welchem er die größten Vortheile zuwandte, hat er die ketzeriſche Neuerung durchgeſetzt.

Auch dies zerfällt bei genauerer und näherer Betrachtung.

Das Reich oder der ſogenannte Staat iſt durch die Einziehung und Verweltlichung manches Kirchenguts und namentlich der Klöſter und durch Gewinn mehrerer Zehnten allerdings mächtiger geworden; den Familien iſt unter dieſem Könige, dem Begründer und Leiter der Reformation, von dem geiſtlichen Raube wenig zugefallen. Nach einem Reichstagsbeſchluſſe fiel rechtlicher Weiſe nur was ſeit der Mitte des verfloſſenen fünfzehnten Jahrhunderts (ſeit König Karl Knutſon) vergabt und geweiht worden an die Schenker und Weiher zurück. Dies war nicht viel, da die jüngſtverfloſſenen ſiebenzig Jahre für Schweden Jahre des Getümmels und Unglücks und überhaupt keine Jahre europäiſcher Begeiſterung für hierarchiſche Zwecke mehr geweſen waren. Guſtav aber war weder des Reichthums noch des Gemüthes, daß er viel verſchenkte. Dieſer große Mann, der Anfänger und Gründer eines Heldenſtamms und einer nordiſchen Heldenepoche, dergleichen die Geſchichte wenige aufweiſt, hatte auch durchaus den Karakter eines Stifters und Gründers: ein ſcharfer Haushalter ein ſtrenger Rechtspfleger ein unermüdeter Arbeiter Ordner und Einrichter, im Rathe und in Schlachten gewaltig und unerſchütterlich, aber nimmer leicht fröhlich und liebenswürdig, ſtand er die erſten zwanzig Jahre ſeiner Regierung allein auf ſeiner Tugend und auf der Achtung und Furcht, welche durch ſolche Eigenſchaften erzeugt werden; er war als Menſch wohl von wenig Einzelnen aber als König zuletzt wohl von den Meiſten ſeines Volks geliebt. Die vornehmen Geſchlechter aber, von welchen man behauptet, daß durch ſie ſein Werk am meiſten gefördert worden ſey, ſind ihm zuerſt nur gefolgt, weil ſie mußten, und haben ihm zuletzt nur gehorcht, weil er durch große Thaten und verſtändige Verwaltung Herr des Volks geworden war. Denn für ihre einzelnen und perſönlichen Zwecke und Vortheile hatten ſie unter der faſt immer loſen und ſchwachen däniſchen Regierung und der auch nicht ſtraffen Verwaltung der Reichsvorſteher viel weiteren Spielraum und mehr Mitherrſchaft gehabt. Als aber die Zeit gekommen war, wo der König ſich durch ſeine Thätigkeit und Haushaltung Geld Heer und Flotte, kurz wo er ſich alle eigenen äußeren Mittel der Macht und des Befehls geſchaffen hatte,- war die Reformation in Schweden lange vollendet

Dieſe ſchwediſche Reformation hat ſich ohne Blut gegemacht und war um das Jahr **1530**, als Guſtav noch ein ziemlich unfeſter und machtloſer Herr war, beinahe ſchon ganz vollbracht. Die alte Hierarchie hat auf mehreren Reichstagen gegenzuhalten gewagt, aber der allgemeine Volksſtrom iſt zu mächtig gegen gefloſſen. Der entflohene Erzbiſchof Guſtav Trolle, ein Mann von Eiſen und Stal, der tapfere Biſchof von Linköping Hans Brask und manche andre würdige und unwürdige Vorſteher der alten Kirche haben mit geiſtlichen und weltlichen Mitteln und Künſten das Mögliche verſucht, aber alles iſt vergeblich geweſen; und die vom Auslande her, von Deutſchland Dänemark und Polen her, für die Wiederherſtellung des Alten wirkten und ſtritten, haben ihr Vaterland nimmer wieder geſehen ſondern gleich geächteten Hochverräthern im Elende ſterben müſſen.

Nur in Dalarne*) iſt es gelungen in einigen Kirchſpielen Aufruhr zu ſtiften. In dieſen Aufruhr ward von den erbitterten Oberprieſtern allerdings etwas Stoff von dem alten Glauben gemiſcht; doch waren darin viele andere und mehr feuerhaltige Keime, vorzüglich der Hochmuth und Trotz der Thalmänner, welche meinten, daß der neue König, der mit ihnen den Kampf gegen die Fremdherrſchaft begonnen hatte, ſich um ſie und um ihre Wünſche und Forderungen nicht genug kümmere. Bei dieſen leicht unterdrückten Aufſtänden ſind wenige durch das Kriegsſchwerdt und einige Rädelsführer durch das Henkerbeil gefallen. Auch zwei Oberprieſter haben ihren Eifer für das Alte mit dem Leben bezahlt, nämlich der vormalige Erzbiſchof von Upſala Knut und der Biſchof Sunnanväder (Südwind). Dieſe hatten als Flüchtlinge von Norwegen aus den Aufſtand in Dalarne mit anſchüren geholfen und den ſogenannten Daljunker Jöns oder den falſchen Nils Sture durch Geld und Vorſpiegelungen an der Spitze des Aufruhrs unterſtützt. König Guſtav verlangte ihre Auslieferung von Norwegen, ſie wurden ausgeliefert des Hochverraths angeklagt und überwunden und hingerichtet: nämlich nicht als eifrige Bekenner und Anhänger des alten Glaubens ſondern als überwieſene Aufruhrſtifter und Hochverräther.

---

*) Dalarne oder die Thäler, eine Landſchaft an der großen ſchwediſchen Thalelbe, hat einen beſonders friſchen kühnen Volksſchlag, die Thalmänner (Dalkarlar) genannt, gleichſam Schwedens Tyroler.

Wenn zur Zeit der Begründung der Reformation in Schweden die Regierung ſchwach war und wenn dort alles faſt allein durch die Neigung und den Trieb des Volks und den klugen Willen des Königs entſchieden ward, wenigſtens in den erſten zehn Jahren der Regierung Guſtavs des Erſten, ſo war das noch weit mehr ſo in Dänemark, wo die erſten beiden Könige nach der Verjagung Chriſtians des Zweiten wirklich faſt nur Ziffern waren und wo alle Macht bei dem Adel und den Biſchöfen ſtand. Auch in dieſem Lande lief mitten in der größten Verwirrung des Reichs und bei der traurigſten Schwäche der Herrſcher der Strom der Reformation von Jahr zu Jahr reißender, und faſt ohne allen Widerſtand, wenigſtens ohne allen Widerſtand des Volks, konnte König Chriſtian der Dritte die große Neuerung im Jahr 1537 in Dänemark und Norwegen anordnen und einführen. Weder hier noch in Norwegen ward um ſie ein Tropfen Bluts vergoſſen, weil niemand für das Alte aufſtand. Daß mehrere Biſchöfe, die Herren der Kirche, ſich derſelben weigerten, war natürlich: freiwillig giebt faſt nie ein Menſch die Herrſchaft auf. Einige würdigſte Biſchöfe kämpften aus Ueberzeugung für die alte Kirche, die meiſten für den irdiſchen Beſitz; dieſe bequemten ſich am leichteſten. Doch darf nicht verſchwiegen werden, daß mehrere Biſchöfe, welche das Neue verdammten, gefangen geſetzt wurden oder in die Fremde entwichen. Nur der einzige Biſchof Rönnov von Roſkild, welcher mit unerſchütterlicher Tapferkeit für das Alte bis ans Ende aushielt, ſtarb als Gefangener.

In dem fernen Island*) allein gab es ein ernſteres und blutigeres Spiel. Dort ward durch die für das Alte ſtreitende und eifernde Parthei ſchon im Jahr 1539 ein königlicher Vogt erſchlagen; im Jahr 1547 aber entbrannte daſelbſt durch den Biſchof Jon Arneſen in Holum ein bewaffneter Aufſtand. Dieſer wiegelte einen Theil des Volks auf, verjagte den proteſtantiſchen Biſchof Einerſen von Skalholt, ſetzte den Lagmann ab und einen ſeiner eignen Söhne an deſſen Stelle, und dachte, wie es ſchien, daran unter fremdem Schutz für ſich und ſeine Kinder gleichſam eine Herrſchaft über die Inſel zu begründen. Deswegen wurden zur

---

*) S. Den Danſke Reformationshiſtorie ved F. Münter. Kiöbenhavn 1802. und Holberg's Danſk Hiſtorie udi hans udvalgde Skrifter Del 16 Kiöbenhavn 1809. 8.

Dämpfung dieſes Aufruhrs, wie man ihn in Dänemark nannte, einige Kriegsſchiffe ausgerüſtet und 500 Mann darauf eingeſchifft. Arneſen ward aber, ehe dieſe Rüſtung anlangte, von ſeinem Anhang ohne Schlacht verlaſſen und von der lutheriſch geſinnten Parthei gefangen. Der königliche Vogt ließ ihn und zwei ſeiner Söhne durch ein geſchwindes Gericht hinrichten, wofür der dritte überlebende Sohn die Blutrache an ihm nahm. Nach ſeinem Tode empfing ganz Island ruhig das Lutherthum.

In Island alſo hat die Reformation fünf Menſchen das Leben gekoſtet, nämlich dem Biſchofe und zweien ſeiner Söhne und zwei königlichen Vögten. — Auch durch jene 500 Mann, welche erſt nach der Stillung der Unruhen eintrafen, wenn ſie Island zu der neuen Lehre mit Gewalt hätten bekehren wollen, hätte das gegen 8000 bis 10,000 wehrhafte Männer und gegen ein allerwehrhafteſtes Land und Klima nimmer durchgeſetzt werden können.

4. Wir nehmen ſogleich ein Gegenbild, das ganz hiezu paßt, nämlich Polen, welches als ein großes Beiſpiel des ſlaviſchen Stammes von mir angeführt worden iſt. In dieſem Reiche mußte alles die Ausbreitung und die Dauer der Reformation begünſtigen, wenn in dem Volke Sinn und Anlage dafür war. Grade im ſechszehnten Jahrhundert, während des Anfanges und der Ausbreitung der Reformation fing jenes Reich an verwirrt und zerrüttet zu werden und entwickelte ſich immer mehr zu jenem wilden und zuchtloſen Zuſtand, den man eine adliche Demokratie nennen könnte. Bei den Königen war ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts von Jahrzehend zu Jahrzehend immer weniger Gewalt über Kriegsmacht Geſetzgebung und Verwaltung. Hundertfünfzigtauſend Edelleute ſtellten das ſouveräne Volk dar, welches ſich den populus polonicus nannte und

bei dem Zauberworte libertas polonica, welche ſeine Vorrechte und die Sklaverei der Uebrigen bedeutete, übermüthig mit ſeinen Säbeln zuſammenklirrte. Dieſe wilden Souveräne gehorchten nur, wann und ſo weit es ihnen gefiel, duldeten kein ſtehendes Heer, keine feſte Verwaltung, keinen entſcheidenden Befehl des Herrſchers, welchen ſie bei jeder neuen Königswahl immer mehr einſchränkten und Aemter Ehren und Würden, faſt wie es ihren Mächtigſten gefiel, von ihm erzwangen. Die auch mächtige Hierarchie der Erzbiſchöfe Biſchöfe und Aebte ging natürlich immer aus der Kaſte dieſer Souveräne hervor und hing durch Vorliebe Vorurtheile und Vortheile auf das engſte mit derſelben zuſammen.

Unter dem Schirm ſolcher Verhältniſſe, bei ſo loſer und getheilter Herrſchaft, bei dem gänzlichen Mangel einer Macht, welche einſeitig und einzielig hätte eingreifen und zwingen oder hemmen können, breiteten ſich in Polen und ſeinen zubehörigen Landen alle durch die Reformation geborne Sekten auf das geſchwindeſte aus. Die Nachbarſchaft Deutſchlands, die deutſchen Kolonien und Städte in Preußen Kurland und Liefland, die Studien, welche der polniſche Adel häufig auf deutſchen Univerſitäten machte, brachten den Polen deutſche Menſchen und deutſche Sprache und Bücher immer aus der erſten Hand. In der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war die Lehre der Lutheriſchen und Kalviniſchen und auch der Socinianer vorzüglich in Großpolen Preußen und dem nördlichen Litthauen ausgebreitet und hatte in den erſten und mächtigſten Familien und unter den hohen Würdenträgern einen ſolchen Anhang gewonnen, daß unter Andern die Königswahl des Stephan Bathory*) im Jahr

---

*) S. Wagners Geſchichte von Polen. Allgem. Weltgeſchichte 14. Band. Vergl. Hartknochs Preußiſche Kirchenhiſtorie.

1576 faſt von lauter Unkatholiſchen durchgeſetzt ward. Es ſchien alſo, nachdem die neue Lehre hier zu dieſer Ausbreitung und Macht gelangt war, daß ſie nach den herkömmlichen Beſchuldigungen ihrer Gegner, ſie gedeihe in Unordnung und Verwirrung nicht allein am Beſten ſondern veranlaſſe und erzeuge dieſelben auch, in dieſem Lande mit jedem Jahrzehend hätte wachſen und endlich ganz die Herrſchaft gewinnen müſſen. So iſt es aber nicht geſchehen, ſondern durch gewöhnliche hoheprieſterliche und jeſuitiſche Künſte und Liſten und ohne blutige Bedrückungen und Verfolgungen iſt ſie ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert wieder immer mehr abwärts gegangen. Unter Siegmund dem Dritten, Guſtav Waſas Enkel, war doch noch ein Drittel der Landboten Diſſidenten. Gegen den Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts wollte man ihnen ſchon die hohen Ehrenſtellen ſtreitig machen und ihnen höchſtens Duldung im Reiche zugeſtehen. Unter den Königen aus dem Sächſiſchen Hauſe machte man ſie ihnen mit Erfolg ſtreitig. Und endlich iſt der Name Diſſidenten als der Name einer zurückgedrängten und halbunterdrückten Parthei von der ſchlaueſten und hinterliſtigſten Politik des verwandten Nachbarvolkes der Moſkoviter mit als ein Vorwand gebraucht worden, um den allerdings wüſten und verworrenen Zuſtand des unglücklichen Polens ſo heillos zu zerrütten, daß es für ſeine letzten und jüngſten Schickſale mit jedem Jahre reifer werden mußte.

Die Summe hievon iſt:

Nur in den Städten deutſcher Art und in den Abkömmlingen deutſcher Einwanderer in Preußen Kurland und

---

und **Histoire de l'anarchie de la Pologne par C. L. Rulhière.** 4. T. Paris 1807.

Polen hat die Reformation tiefe und dauernde Wurzeln geſchlagen. Bei den Polen ſind ſie ſo kurz geblieben, daß die aufgeſchoſſene Pflanze nach geringem Leben durch die eigene Schwäche und Saftloſigkeit bald umgefallen und hingewelkt iſt. Daß die Sociniſche Lehre kein ſtarkes und lange blühendes Leben gewinnen konnte, liegt in ihrer zu durchſichtigen und dünnen Eigenthümlichkeit.

Dieſem ſlaviſchen Muſter, das ich eben in den Polen aufgeſtellt habe, ſcheint das von mir über Böhmen häufig Geſagte zu widerſprechen. Daß dieſer Widerſpruch aber nur Schein iſt, will ich ſogleich andeuten.

Die Geſchichte hat die religiöſe böhmiſche Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit unter Huß und Ziska und zwei Jahrhunderte ſpäter unter Rudolf und Ferdinand glücklich und unglücklich erprobt. Ueberhaupt haben die Böhmen etwas, das ſie von allen ſlaviſchen Stämmen und Menſchen, ſo viele derſelben ich geſehen oder erkundet habe, ganz eigenthümlich unterſcheidet. Zu manchen ſlaviſchen Eigenſchaften und auch zu ſlaviſchen Gebrechen und Untugenden haben ſie eine große Zugabe eines ſchwerfälligen Ernſtes und düſtern Trotzes bekommen, die ſie von der allgemeinen Glätte Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der ſlaviſchen Art unterſcheiden und die wohl nicht allein aus ihren fürchterlich tragiſchen Schickſalen geboren ſind. Ich mögte ſie, wie das Bild ihres Lebens und Karakters vor mir ſteht, die ſlaviſchen Wallonen nennen. Ihr Walloniſches — ich meine, ihr Wallonen-Aehnliches — erkläre ich mir aber ſo:

Die ſogenannte Völkerwanderung oder der große Völkerweltſturm, der für den Norden und Oſten dunkel genug zwiſchen die Jahre 400 und 450 fällt, konnte, ſelbſt wenn er gegen Böhmen oder über Böhmen hin mit voller Gewalt brauſte, ein Land, wie dieſes iſt, nicht ganz ausfegen. In ſolchem Lande, wo immer ein Bergkeſſel in den andern verſinket und eine Schlucht ſich aus der andern hervorhebt, können keine ſo gewaltige Eroberer- oder Wandrer-Haufen die Einwohner vertilgen oder mitfortwälzen. Ihre Berge und Schlüchte verſtecken und ſchirmen ſie, und als Bergbewohner lieben ſie die Heimath und wandern nur in der größten Noth aus. Böhmen, wenn wir auch annehmen müſſen, daß es bei jener Welterſchütterung mitgetroffen und und ſehr verwüſtet und ausgeleert worden ſey, hat doch eben wegen ſeiner beſondern Oertlichkeit wahrſcheinlich viele ſeiner alten Einwohner behalten. Dieſe haben ſich mit den eingedrungenen Slaven gemiſcht, welche ſeit jener großen germaniſchen Auswanderung in Nordoſtgermanien mächtig wurden, und auf ſolche Weiſe iſt die böhmiſche beſondere Eigenthümlichkeit entſtanden. Daß es ungefähr alſo geſchehen, daß die eindringenden Czechen meiſtens die leichter einnehmlichen Orte und die Ebenen dichter beſetzt und dort die noch übrige Art und Sprache in ſich hinein verſchlungen haben, gewinnt auch dadurch Wahrſcheinlichkeit, daß bis auf den heutigen Tag die Böhmen rings umgürtenden Gränzwälle der Hochgebirge und Tiefwälder faſt nur von deutſchen Menſchen bewohnt ſind, wahrſcheinlichen Abkömmlingen der weiland Markomannen Quaden Hermunduren u. ſ. w. Von den ſpäter wieder eingewanderten oder durch Könige Böhmens, wie durch den edlen Ottokar in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und durch Johann und Karl von Lützelburg, eingeladenen und angeſiedelten Deutſchen reden wir hier nicht, weil dieſe und ihre Nachkommen, wo ſie nicht durch Gewalt unterdrückt ſind, immer einen reinen deutſchen Sinn und Karakter offenbart haben.

6. Ungern und Siebenbürgen. In Nordungern

in den hohen Karpathen und ihren Anbergen wohnen Slowaken und Deutſche auch vielfach unter einander gemiſcht, und zwar die Mehrzahl Menſchen des proteſtantiſchen Bekenntniſſes. Hier hat ſich in längſtverſchollener Zeit Vieles wohl in ähnlicher Weiſe begeben oder geſtaltet wie in dem alten Bojenheim. In Siebenbürgen ſind die Deutſchen, wie ſie mitten unter fremdartigen größtentheils barbariſchen Völkerſchaften die alte freie ſächſiſche Verfaſſung tapfer zu behaupten verſtanden haben, der freien Lehre des evangeliſchen Lichtes zugefallen und in allen wilden Zeitenſtürmen ſtandhaft dabei geblieben. Was dieſe alle wechſelsweiſe unter Türken und Jeſuiten, unter den letzteren jedoch ſchlimmer, erlitten, wer will den alten Jammer wiederholen? Das ging in einem langen Zuge ſo fort von Ferdinand dem Zweiten bis zu ſeinem Enkel und Urenkel, den Kaiſern Leopold und Karln dem Sechſten. Da haben nicht allein unter den Menſchen deutſcher Zunge oder deutſcher Miſchlingsart ſondern unter den rechten eigentlichen Magyaren viele tauſend Bekenner und Blutzeugen für die Lehre des freien Evangeliums geſtritten und gelitten.

7. Bei den britiſchen Inſeln zeigt ſich die germaniſche und antigermaniſche geographiſche Gränzſcheide im Einzelnen noch auffallender, als ſie in den angefochtenen Schriften von mir gewieſen worden iſt.

Bei England ſelbſt iſt zu dieſem Ende nicht blos Wales in Betrachtung zu ziehen ſondern der ganze nordweſtliche Küſtenſtrich über demſelben bis in Schottland hinein. Grade in den Grafſchaften Lancaſter Cheſter und dem weſtlichen Weſtmoreland hat der Katholicismus ein für ſich ergiebiges Gebiet. Und grade in dieſem Landſtriche, längs dieſer Weſtküſte, nebſt einem Theile des ſüdweſtlichen Schottlands beſtand zur Zeit der erſten ſächſiſchen Heptarchie noch ein eigenes galiſches Königreich*), und hier ſind wie in Wales, nachdem auch dieſes kleine galliſche Reich milder und menſchlicher als das übrige England von den Angelſachſen bezwungen worden, viele der alten Einwohner wälſcher Art ſitzen geblieben.

In Irland iſt der germaniſchſkandinaviſche und der germaniſchengliſche Stamm im Oſten und Nordoſten, auch ſelbſt da, wo er durch Sprache und Sitten mit den alten eingebornen Iren ſehr gemiſcht war, leicht reformirt worden, wie auch der ſchottiſchſächſiſche und ſchottiſchſkandinaviſche Stamm hoch im Norden Irlands. Denn nicht allein unter Eliſabeth Jakob dem Erſten und Kromwell ſind viele engliſche und ſchottiſche Anſiedler daſelbſt angepflanzt ſondern ſchon in den glänzendſten Zeiten der Plantagenetiſchen Eduarde, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert**) ſind bald von den Eingebornen bald von den Engländern in Kriegen oder Aufruhren Schotten als Hülfsvolk dort eingerufen, welche das Land zum Theil beſetzt und den alten Einwohnern oder der Wüſtenei Felder und Auen abgedrungen oder ſie auch unter der Bedingung der Gränzwache von den Engländern abgetreten bekommen haben.

* * *

Das genannte Schlegelſche Buch hat unleugbar einen Erfolg gehabt, deſſen wenig Bücher aus den letzten Jahrzehnden ſich rühmen können. Zwar wenn man daſſelbe das zweite und dritte Mal wieder durchblättert, kann man ſich einen ſo glänzenden Erfolg aus ihm ſelbſt nicht erklären. Wenn man aber dieſe Vorleſungen als ein mit großem Verſtande und kluger Berechnung nach Einem nie aus dem Auge verlornen Ziele hin gerichtetes Werk betrachtet; wenn man hinzudenkt, wie der Verfaſſer ſich durch ſeine früheren Schriften eine eigene Bahn bereitet hat, worin er hier gewiſſermaaßen zu bleiben ſcheint und worin er, als wäre er noch der Alte, die Folger und Jünger täuſchend ſich nachzieht, wiewohl er ſein Fuhrwerk und Geſchütz nach einer ganz andern Seite hin richtet als früher; wenn man endlich beachtet, daß das ganze Buch bei allem Schein kühler Ruhe und unbefangener Gegenſtändlichkeit doch im allereigenſten Sinn, ſobald es bei der chriſtlichgermaniſchen Zeit anlangt, eine ſchlaue und in einer berechneten und in ihrer Abſichtlichkeit ſelbſt dem Kundigen kaum bemerklichen Weiſe gehaltene Partheiſchrift iſt, welche mit großer Beſonnenheit und Selbſtbewußtheit mehr als Einem der geltenden Götzen des Tages ſchmeichelt und vor gewiſſen Leuten des pindariſchen Spruches: Auch das Verſchwiegene hat ſeine Gunſt *) nie vergißt — ſo wundert man ſich nicht mehr, warum ſo viele Stimmen bei der Erſcheinung des Buches ſo laut aufgejauchzt haben, als habe es mehr als Einem Ungeheuer des Tages ſiegreich das Drachenhaupt abgeſchlagen: Stimmen nicht nur aus der Kirche, zu welcher Herr von Schlegel ſich gewendet hat, ſondern auch viele blinde Proteſtanten, d. h. Wirrköpfe, die allein dem Namen nach Proteſtanten ſind, oder Gaukler, die es bloß zu ſeyn ſcheinen, um die trügeriſchen Geſtalten myſtiſch-mythologiſcher und hierarchiſch-allegoriſcher Glanzgebilde, die ihnen im Nebel einer fabelhafteſten Vergangenheit oder in dem täuſchenden Halblichte

---

*) S. Pinkerton's Enquiry into the History of Scotland, 2 Voll. 8. 1814. und Whitaker's History of Manchester und deſſelben History of Lancaster.

**) Leland History of Ireland.

---

*) *Καὶ τὸ σιγώμενον χάριν ἔχει.*

einer bewußten Abſicht vorgeführt werden, deſto ſicherer anbeten und das, was ſie wohl dem Namen nach bekennen aber in der That nicht kennen, deſto frecher ſchmähen und verläumden zu können.

Ich habe geſagt, das Glück des Buches laſſe ſich aus ihm ſelbſt und aus ſeinem Inhalt doch kaum erklären. Hier einige Winke darüber:

Alle Vorleſungen werden nothwendig bedingt durch diejenigen, welche ſie anhören ſollen. Man ſteigt zu der Art und dem Maaße ſeiner Zuhörer begreiflicher Weiſe hinauf und hinab. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Es giebt aber auch Zuhörer ſolcher Art, welchen man beſonders zu Gefallen reden muß; auch ſolche, wo Vieles, was als durchaus zur Sache gehörig hätte erörtert werden müſſen, kaum leiſe und oberflächlich berührt werden darf. Endlich giebt es Orte mit ſolchen Ohren, vor welchen gewiſſe Verhältniſſe Begebenheiten und Meinungen gar nicht erörtert werden dürfen. Dieſe Vorleſungen nun ſind in Wien gehalten vor einem gemiſchten Kreiſe, worin, wie aus ihnen ſattſam offenbar wird, die höheren und bevorrechteten Klaſſen der Geſellſchaft einen großen Beſtandtheil ausmachten. Dies hat ihnen eine ganz eigenthümliche Farbe gegeben, mir däucht, zuweilen eine ſolche, welche dem Verfaſſer ſelbſt wiederholte Ueberpinſelung gekoſtet hat, hin und wieder auch eine ſehr blaſſe oder faſt gar keine Farbe, weil von Manchem kaum die dünnſten Schatten angedeutet werden durften. An vielen Stellen aber fühlt man eine unbegreifliche Lückenhaftigkeit ja ein Verſchweigen von Dingen und ein leichtes Hinſpringen über Dinge, von welchen ein Schlegel andern Zuhörern und an einem andern Orte wohl etwas Geſcheidtes zu ſagen gewußt und zu ſagen gewagt hätte. Aus dieſem Grunde wird denn Vieles in Halblichtern gehalten, Manches auch unter einem ſo ſeltſamen Schein oder mit einer ſo ſeltſamen Anſpielung oder Anwendung gezeigt, daß man ſich nimmer zurechtfinden würde, wenn man Ort Zeit und Zuhörer nicht wüßte. Dieſes Schattenſpiel an der Wand, wozu der Verfaſſer offenbar durch ſeine Stellung genöthigt war, muß aber von einem andern Schattenſpiele wohl unterſchieden werden, wobei es ihm der gebrannteſte Ernſt iſt und worauf wir weiter unten wieder zurückweiſen müſſen. Geiſt und Gewandtheit und manche einzelne trefflich entworfene und durchgeführte Stücke erſcheinen freilich auch in dieſem Buche, aber nicht jene frühere Schlegel'ſche Lebendigkeit jene geiſtige Friſche jene freie Schwunghaftigkeit jene körnigte Gedrungenheit und Fülle früherer Jahre. Auch in dem Stile zeigt ſich häufig eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Nachläßigkeit, wovon die vornehme Zuhörerſchaft auch wohl ihr gutes Theil verſchuldet haben mag.

Das Buch hat immer Ein Ziel im Auge, Einen großen Brennpunkt, von welchem alle einzelne Stralen deſſelben ausſchießen und wohin ſie wieder zurückſchießen, und dieſes Ziel wird allen Halbkennern und Halbwiſſern ſo durch und durch beleuchtet und ſo ſchlau werden alle Nebenlichter, wodurch die Blicke von demſelben abgelenkt werden könnten, verhüllt oder ausgelöſcht, daß ſothane Schauer ſich bei einer ſo künſtleriſchen Lichtbehandlung wohlbehaglich fühlen müſſen, weil es ihnen vorkommen muß, als entdeckten ſie alles, was dem Darſteller ihnen zu zeigen beliebt, mit eigenen unangeſtrengten Augen von ſelbſt. Dieſes Eine Ziel iſt die Verherrlichung der geiſtlichen und weltlichen Hierarchie: des äußern Baues der Kirche und des Staates durch hohen bevorrechteten Adel und durch Hoheprieſterſchaft.

Bei dieſer feinen und klugen Behandlung und Darſtellung ſcheint nun Herr von Schlegel ſeinen Jüngern, deren er in kühnerer und mächtigerer Jugend viele gewonnen hat, in ſeiner alten Bahn zu bleiben; und ſo zieht er manche Getäuſchte mit ſich fort, ohne daß ſie merken, daß der Weg nach einem ganz andern Ziele geht, als das von weiland war. Die Verherrlichung des Lebens im Mittelalter, die durch eine äußerlich prangende Kirche und durch unſchuldige und kindliche Innigkeit des Glaubens hervorgetriebenen Blüthen der Kunſt — dieſe hat er uns früher in fröhlicher Andacht und glühender Begeiſterung gezeigt; und die Zeitgenoſſen waren ihm einen Kranz dafür ſchuldig, und ſie haben ihm den grünen geflochten und aufgeſetzt. Aber hier iſt das nun das Netz, worin die armen zuſammengepfiffenen Vögel gefangen werden. Immer wird nur rückwärts geſchaut und auf die Vergangenheit hingewieſen, als wenn in ihr eitel Menſchlichkeit Geſetzlichkeit und Frömmigkeit geweſen wäre, und die Prieſterherrſchaft und der allumfaſſende Bau der äußeren Kirche wird als die einzige Rettung der zerrütteten und verwilderten Zeit gewieſen. Dahin muß zurückgekehrt werden, wenn wir im heidniſchen Trotz und im republikaniſchproteſtantiſchen Geſetzesübermuth nicht alle rettungslos verloren gehen wollen.

Obgleich das Buch manche Nachläßigkeiten und Magerkeiten zeigt, deren man bei Schlegel früher weniger gewohnt war, ſo zeichnet es ſich doch aus durch Klarheit und Flüſſigkeit in der Darſtellung und durch einen gewiſſen Schein von Ründung und Vollendung der Form, wenn dieſe Form auch zum Theil abſichtlich noch ſo wenig Inhalt und Füllung hat. Der Schein einer gleichen Ruhe die Zuverſich und Geſchloſſenheit der Urtheile und Ausſprüche, eine gewiſſ ſcheinbar kühle Unperſönlichkeit, welche den Unkundigen leich eine Sachlichkeit dünken kann, treiben den unbefangenen Leſer ſanft mit ſich fort; ſo daß es ihm leicht begegnen kann daß er ſich vor einer ausgemachten Wahrheit zu ſtehen däucht, wo die liſtigſte und abſichtlichſte Täuſcherei mit ihm getrieben wird.

Alſo der endliche Ausſpruch von allem dieſem iſt: Adel und Hoheprieſterherrſchaft ſollen durch dieſe Vorleſungen verherrlicht und als die einzig leuchtenden Lichter der chriſtlichen Geſchichte gezeigt und diejenigen, welche ſie auf niedrigere Stüle gebracht haben, ſollen als Zerſtörer des Staats und des Chriſtenthums und ſomit als Verwüſter und Entweiher alles frommen und heiligen Lebens gewieſen werden.

Dieſen Zweck, wenn dabei grade und offen auf das Ziel hingewieſen und auf ehrlichem gradem Wege zum Ziele fortgeſtrebt wird, kann und darf kein billiger Beurtheiler tadeln. Es heißt hier mit Recht: laßt jeden ſeinen Weg wandeln! Aber auf dem graden und offenen Wege könnte dies Vorhaben unmöglich gelingen, nämlich in der Weiſe nicht gelingen: daß alles, was Herrn von Schlegels Anſicht nicht zu dienen oder gar ihr zu widerſtreben geſchienen hatte, nicht nur aus der klaren Beleuchtung heraus in Schatten geſtellt ſondern, wenn ſeine Darſtellung ſiegte, mit Schande und Fluch bedeckt werden ſollte. Freilich dieſe Verfluchung in ſcharfen und graden Worten auszuſprechen hat er ſich mit großer Feinheit und Schlauheit gehütet, aber alle ſeine Endergebniſſe laufen darauf hinaus, wie er ſie daraus zu ziehen verſteht, beſonders durch ſehr künſtliche Verſchweigung oder Verdeckung desjenigen, was, wenn es genannt oder ehrlich gewieſen wäre, viele ſeiner Gläubigen auf allerlei Zweifel geführt haben würde.

Die Vorleſungen führen den Titel *Geſchichte der alten und neuen Literatur*. Sie ſcheinen alſo ein rein wiſſenſchaftliches Ziel zu haben. Indeſſen wenn ſie das auch hätten, ſo mußte doch das, worauf alles Leben und alle Wiſſenſchaft des Menſchen ſich zuerſt und zuletzt bezieht, nämlich Staat und Religion, jeden Augenblick in die Betrachtung und Unterhaltung hineinfallen. Ich habe die Religion genant; faſt unrichtig. Herr von Schlegel gebraucht immer das Wort Kirche, eines der allerbequemſten Wörter, wenn man ſophiſtiſche Taſchenſpielerei treiben will. Und hier ſtehen wir vor dem oben angedeuten Schattenſpiel an der Wand.

Ja mit dieſem Worte Kirche wird hier ein wahres Schattenſpiel an der Wand getrieben, wobei man ſich aber ſehr hütet den Geſtalten, welche darin erſcheinen, beſtimmte Namen zu geben. Herr von Schlegel ſcheint mit dem Worte zu umfaſſen, was alle gute Chriſten darunter verſtehen, nämlich das Aeußere und das Innere, was in der Bedeutung deſſelben liegt. Aber der geſcheidte und ſein Ziel von Anfang an ins Auge faſſende und im Auge behaltende Mann läßt uns immer nur den äußern Glanz und die leibliche Herrlichkeit des Dinges ſehen und wendet auf die Schilderung und Verherrlichung deſſelben allen ſeinen Fleiß; das Innere aber läßt er uns kaum von fern ahnen und verhängt und verhüllt es, wie und wo er kann, mit ſiebenfältigen Schemen, damit nach der Seele und dem Geiſte, die darin hauſen ſollen, nicht mit zu ſcharfen und hellen Augen geſpäht werde. Kurz, indem er allerdings ahnen läßt, daß dieſes Innere der Kirche das Heiligſte und Höchſte ſey, mit Einem Worte, daß es Religion und Gottesfurcht ſey, hütet er ſich wohlweislich was in dieſen Worten Gewaltiges und Mächtiges liegt hervorzuheben. Das war nämlich der Zweck: der Proteſtantismus ſollte als Entweihung und Verwüſtung des Heiligthums als Kirchenſchändung als Frevel gegen Gott und die Menſchheit gewieſen werden. Als ſolche konnte er nur gewieſen werden, wenn man das äußere Gerüſt der Kirche, die Hierarchie und das äußere chriſtliche Leben und die äußere chriſtliche Geſtalt und Kunſt mit allen ihren Erſcheinungen und Wirkungen, wie ſie eben nach außen hin Luſt und Glanz von ſich ſtralen, als das Weſen und die Wahrheit zeigte und ſich auf das Innere wenig einließ.

Merkwürdig iſt wirklich — denn ſolches kann bei einem Manne wie Herr von Schlegel, der freilich auch wohl ſeine homeriſchen Schlafe hat aber gewiß ſo lange nicht ſchlafen und torkeln kann, ſchwerlich von ungefähr geſchehen — mit welcher Geſchicklichkeit alle ſolche Punkte, wobei von dem Innern der Kirche, von der eigentlichen Chriſtlichkeit, nothwendig die Rede entſtehen mußte, entweder umgangen oder ganz verſchwiegen oder doch nur auf das leiſeſte und kürzeſte berührt werden, während ſo manches Kleine und Unbedeutende aus der Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinem Zuſammenhange mit der Kirche weitläuftig dargeſtellt und erwieſen wird. Aber es mußten Erörterungen vermieden werden, wodurch man den Gegnern oder Einwendern gegen die Schlegelſche Kirche unleidliche und ihren Folgerungen misliche Einräumungen und Zugeſtändniſſe hätte machen müſſen. Darum ſind Ordnungen Einrichtungen Schickſale und Zuſtände der Kirche, die nicht allein auf das ganze chriſtliche Leben ſondern auch auf die Wiſſenſchaft und Kunſt den allmächtigſten Einfluß gehabt haben, oft kaum genannt, weil dabei von der innern Kirche, von der Chriſtlichkeit, hätte geredet werden müſſen. Dieſe innere Kirche, dieſe Chriſtlichkeit, ruht freilich zuvörderſt auf dem Glauben an Jeſum Chriſtum den Sohn Gottes und Heiland der Menſchen, aber ſie muß zweitens nothwendig ruhen auf dem ſtrengſten Ernſte der Wahrheit des Rechts und der Sittlichkeit; ſie kann dieſer aus Gott gebornen Urideeen der göttlichen Menſchheit nimmer entbehren. Glanz der Altäre und Säulen bunte Prieſterröcke von Gold und Edelſteinen funkelnde Geräthe lieblicher Duft von Weihrauch und Opfern ja die erhabenſten und innigſt geſchaffenen Kunſtwerke, und wie viel Anderes Schönes und Anmuthiges und Menſchen und Chriſten auf Erden Beglückendes die Kirche auch geſchaffen habe oder ſchaffen möge, wenn jene letztgenannten heiligen Drei in ihr nicht wirkſam und lebendig ſind, wenn ſie als ernſte Mahner Richter und Herrſcher das ſchneidende Wort und das ſeelendurchbohrende Schwerdt des Schmerzes über die Sünde nicht mehr führen, wehe dann allem Glänzen und Prangen? Es iſt eitel Schein Schatten und Nichts.

Ja mit einem wahren Grauen und Schaudern vor dieſem Innern der Kirche, vor dem, wodurch die Proteſtanten aller chriſtlichen Jahrhunderte die Prieſterſchaft, welche da bloß glänzen und herrſchen wollte, aufgeſchreckt haben, iſt auf das ſchlaueſte und beſonnenſte alles ſo geſtellt, daß nach dieſen Vorleſungen und nach den Verhüllungen und Scheinen, womit ſie in Blendlichtern ſpielen, der Proteſtantismus und die Reformation zuletzt doch verdammt werden durften.

Ich zeige Beiſpiele.

Das unmenſchliche und unchriſtliche — nämlich unchriſtlich, weil es befohlen ward — Gebot, daß alle Prieſter ohne Ehe leben ſollten, durch deſſen gewaltige Strenge Gregor der Siebente die Welt erſchüttert und geändert hat, iſt gar nicht einmal genannt. Der vormalige Proteſtant Schlegel der Dichter Schlegel der begeiſterte deutſche Schlegel war bei dem Darlegen und Vertheidigen dieſes Gebotes in der allerſchlimmſten Lage. Sollte er wagen eines Prieſters unwürdig und gemein zu erklären, was ſchon bei unſern heidniſchen Altvordern in geprieſener Sitte heilig geachtet und gehalten ward und bei wackern und edlen Menſchen immer eines der reinſten und heiligſten Verhältniſſe auf Erden bleiben wird? Der kluge Mann fühlte ſich auf dieſem ſchlüpfrigen Boden jedem Kampfe ungleich und ſchwieg. Er wußte recht gut, was Greger auch gewußt hatte, daß die gebotene Eheloſigkeit der Prieſter der Eckſtein und Schlußſtein der Herrſchaft des Hohenprieſters in Rom war, daß ſie eine Ausrechnung für die Herrſchaft und gegen die Menſchlichkeit und Sittlichkeit war.

Die Geſchichte der Päbſte, wenn man auch nicht alles der Hierarchie auflaſtet, ſondern der allgemeinen menſchlichen Gebrechlichkeit ihren gebührenden Antheil davon abgiebt, hat düſtere und ſchwarze Epochen ja ganz ſchwarze Jahrhunderte. Eine der ſchlimmſten Epochen Roms, weil es in der Geſchichte ſchon heller Tag iſt und nicht mehr aus unſicherer Ferne dämmert, iſt die Zeit von Innocenz dem Dritten bis Nicolaus den Fünften: über zwei volle Jahrhunderte. In dieſe Jahrhunderte fallen lange und der ganzen damaligen Welt nur zu bekannte und ſichtbare Liſten und Künſte, wo die Päbſte, ganz vergeſſend, was ſie ſeyn ſollten und wen hier auf Erden zu vertreten ſie ſich rühmten, mit den Kaiſern und Königen ganz auf gleicher Linie und Weiſe weltlich um weltliche Herrſchaft und um irdiſche Vortheile und Genüſſe ſtritten; wo durch das Vergeſſen und Niedertreten aller Grundſätze und durch ſolche Liſten die heilloſeſte Verwirrung in der ganzen Chriſtenheit angerichtet und die edelſten Geſchlechter der Fürſten erniedrigt oder ausgerottet wurden. Habſucht Verrath Meineid Aufruhr und mordiſche Wuth oder ſchleichende Hinterliſt ringsumher. Wie ſollte der Mann, welcher in dem Proteſtantismus eitel Wildheit Aufruhr Unheil und Umwälzungen zeigen oder andeuten wollte, von dieſen Jahrhunderten und von den giftigen und mordiſchen Prieſterzettelungen in ihnen, von ungerechten Aechtungen und mordſüchtigen Vertilgungen, von tückiſch gezettelten Aufruhren der hohen Pfaffen gegen Kaiſer und Könige, von mehreren Päbſten zu gleicher Zeit auf verſchiedenen Stülen, deren jeder der rechte Stul Chriſti ſeyn ſollte, von ihren gegenſeitigen Bannflüchen, wodurch ſie die Chriſtenheit entweiheten und ſchändeten, von dem, was die großen Kirchenverſammlungen zu Konſtanz und Baſel veranlaßt hat und was ihnen vorangegangen und gefolgt iſt — wie ſollte und durfte er von ſolchen gräulichen Unſauberkeiten erzählen, wenn er die Chriſtlichkeit, wenn er ein innerliches Leben darin erſchauen und ſchätzen wollte? An ſolchen Gegenſtänden und Zeiten hüpft er mit einzelnen Klagen und allgemeinen Waidſprüchen über menſchliche Gebrechlichkeit und über zeitliche Entſtellung und Verrückung auch der höchſten und edelſten Dinge und Verhältniſſe gar fein und leiſe vorüber.

Wir kommen bei der Reformation und bei unſern Jahrhunderten an, bei dem innerlichſten und innerlichſt ſtrebenden chriſtlichen Zeitalter, welches ſeit den Tagen der Apoſtel und Väter und der älteſten Bekenner und Blutzeugen unſerer heiligen Lehre geweſen iſt. Ja, ein mit dem innerſten Ernſt ringendes und kämpfendes Zeitalter, deſſen Arbeiten und Leiden ja ſelbſt deſſen in vielen Hinſichten unleugbare Magerkeit und Herbheit, deren auch wir Zeitgenoſſen einen guten Theil haben koſten müſſen, von den künftigen Jahrhunderten anders werden geſchätzt werden, als von ſolchen, welche in dem, was die innerlichſte Nothwendigkeit der Durchbildung und Durchkämpfung war, nur frevelhafte Willkür Einzelner ſehen, die ſie Tempelräuber und Aufrührer ſchelten.

Herr von Schlegel geſteht freilich ein, weil er muß, daß die

Kirche damals an mehreren Gebrechen und Zerrüttungen gekrankt habe, daß die Abſtellung oder Minderung dieſer und jener Uebel und Misbräuche allerdings ſehr wünſchenswerth geweſen ſey; er meint aber, dieſe Abſtellung und Minderung habe auf einem allmähligen leiſen und ſanften Wege geſchehen können, dazu habe es eines ſo wilden Aufruhrs und einer ſo gewaltſamen Umſtürzung nicht bedurft, als der Martin Luther, ein rechter ſelbſtwilliger trotziger und hartnäckiger Revolutionsmann, angerichtet. Freilich ſey nicht zu leugnen, daß aus dieſer fürchterlichen Revolution, die ſich ſelbſt eine Reformation der Kirche nenne, auch manches Gute hervorgegangen, aber im Ganzen trage ſie die Schuld nicht bloß eines Stillſtandes ſondern eines Rückſchritts der Menſchheit. Namentlich wird verſucht zu zeigen, wie die edelſten Blüthen der Menſchheit, Wiſſenſchaft und Kunſt, dadurch unendlich gelitten haben und wie dadurch überhaupt etwas Herbes und Scharfes, eine gewiſſe Bitterkeit und Feindſeligkeit, welche früheren Altern glücklicher unbekannt geweſen ſey, über ganz Europa verbreitet und in alle Verhältniſſe des Lebens und Regierens gebracht ſey. Luthers Großartigkeit und gewaltige Männlichkeit wird nach der einen Seite hin nicht verſchwiegen, auch wird ihm eingeräumt, daß er der Mann geweſen ſey, die durch ſeinen Trotz und Eigenwillen geſchaffene Revolution auch mit großer Klugheit zu beherrſchen und zu bändigen; und allerdings ſey man ihm Dank ſchuldig, daß er das deutſche Vaterland und ganz Europa nicht zu einer großen blutigen Verwirrung zuſammengeſchüttet habe. Endlich lautet Herrn von Schlegels Schlußſpruch über den Doktor Martin alſo: „Seine Schriften und ſein „Leben erregen jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, „wenn wir ſehen, wie eine große erhabene Natur zu Grunde „geht und ſich zum Verderben neigt.“

Wir müſſen über dieſe Anſichten und Urtheile ja Verurtheilungen einige Bemerkungen machen.

Erſtlich ſtimmen wir Herrn von Schlegel von ganzem Herzen darin bei, daß eine ſanfte und allmählige Abſtellung von Uebeln und Misbräuchen, daß eine linde und weiſe Heilung derſelben im langſamen und leiſen Schritt der Zeit dem Plötzlichen und Gewaltſamen in aller Weiſe vorzuziehen iſt. Hätte es ihm nur gefallen ungefähr anzudeuten, wie in Hinſicht auf die Beſſerung und Wiederherſtellung der verdorbenen Kirche jene linde und ſanfte Art hätte ausgeführt werden ſollen und können; ja hätte es ihm überhaupt nur gefallen die Uebel und Misbräuche nach ihrer Wirklichkeit zu beſchreiben; hätte er nur auch eingeſtanden, daß alle Weiſeſten und Beſten der europäiſchen Chriſtenheit ſeit zwei Jahrhunderten vor dem Auftreten Luthers gefühlt und geklagt hatten, wie ſehr die Kirche einer großen Zurechtſtellung und Beſſerung bedürfe, und daß dieſe auf mancherlei Weiſe in verſchiedenen Ländern zu Zeiten, und namentlich auf zwei großen deutſchen Kirchenverſammlungen, verſucht worden war; aber immer vergebens: weil die Liſten und Hinterliſten der Oberpfaffen die reformatoriſchen Hiebe auf die Wurzeln des Uebels abzulenken verſtanden hatten. Aber es waren nicht einzelne Uebel und Misbräuche, es waren nicht einzelne Misſtände oder Misverhältniſſe von Ceremonien und Gebräuchen, die zu der Bildung und zu dem geſellſchaftlichen Zuſtande des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts etwa nicht mehr paßten, welche allein eine Reformation heiſchten, obgleich Luther durch die Rügung und Bekämpfung ſolcher einzelnen Misbräuche und Misverhältniſſe zuerſt vorzüglich auf den Kampfplatz herausgefordert ward. Es war Ein großes allgemeines Grundübel, eine ſchwere Krankheit, die an den edelſten und innerſten Organen der Kirche zehrte. Dieſe Krankheit hieß Unſittlichkeit und Unwiſſenheit. Luther war nur ein Fünkchen, das von einem einzelnen leichten Windſtoß aufgeweht ward, aber dieſes Fünkchen fiel auf einen ſo dicken Haufen brennbaren Stoffes, daß eine Flamme daraus aufſchlug, über deren furchtbar mächtige Gewalt Luther anfangs eben ſo ſehr erſtaunte und erſchrack als ſeine Zeitgenoſſen.

Vergebens leugnen die Ankläger Luthers und Kalvins und ihrer tapfern und gottentflammten Mitſtreiter dieſe verderblichſte aller innerlichen und geiſtigen Krankheiten ab. Freilich wenn man, wie Herr von Schlegel thut, vornehm von oben herab immer nur die Sonnen und Monde der Kunſt und Gelehrſamkeit zeigen und das Mittlere und Untere gar keines Blickes würdigen und ſich überhaupt gebärden will, als ſey es nicht in der Welt oder brauche doch nicht darin zu ſeyn, ſo laſſen ſich allerdings auch in dem Jahrhunderte vor der Reformation und zur Zeit ihres Ausbruchs einzelne Hoheprieſter und Gottesgelehrte zeigen, welche es in Wiſſenſchaft und Trefflichkeit wohl mit den beſten in den beiden folgenden Jahrhunderten aufnehmen könnten. Aber die eigentlichen Verwalter und Ausſpender des chriſtlichen Heiligthums, die vielen kleineren Pfeiler und Säulen, wodurch die chriſtliche Kirche vornehmlich gehalten und getragen werden ſollte, die Lehrer und Prieſter des Volkes, die Pfarrer Seelſorger Schulmeiſter, wie unwiſſend ungöttlich gleichgültig und wie ſtolz und übermüthig von der Prieſterſchaft der höheren Ordnungen unterdrückt und verachtet waren dieſe nothwendigſten und würdigſten Arbeiter im Weinberge des Herrn damals faſt in ganz Europa! Die Hohenprieſter aber hatten ſie ſich in Wälſchland in Sitten und Streben nicht beinahe eines vollkommenen Heidenthums erfrecht? und war dazu nicht ſelbſt die ſeit dem funfzehnten Jahrhundert gewiſſermaaßen wieder entdeckte und wieder aufgelebte griechiſche Literatur und das mit jungem begeiſtertem Eifer getriebene Studium des klaſſiſchen Alterthums auch gemißbraucht werden?

Wer dürfte es wagen ein Gemälde der Sitten und der Hofhaltungen zu entwerfen, wie ſie ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in Wälſchland, an dem Sitze des Oberprieſters der chriſtlichen Kirche, beſtanden und wie ſie ſich mit jedem Jahrzehend bis auf Leo den Zehnten und Luther hinab immer mehr verfrechten und vergräulichten? wer dürfte es wagen Grundſätze Lehren und Schilderungen, welche Päbſte und Kardinäle im funfzehnten ſechszehnten Jahrhundert in der ganzen chriſtlichen Welt durch ihr Leben und durch Bücher und Gedichte kundmachten, vor unſern gottlob viel züchtiger gewordenen Ohren und Augen jetzt im neunzehnten Jahrhundert wieder aufzuwecken? Die herrlichen alten Heiden, welche damals mit einer wahrhaftig liebenswürdigen und jugendlichen Begeiſterung ergriffen und bewundert wurden, waren an jener Gräulichkeit und Verruchtheit unſchuldig. Von ihnen können reine und edle Gemüther immer nur Freies Schönes und Stolzes lernen und wenn nicht Chriſtliches doch etwas allem Chriſtlichen und Göttlichen Dienendes. Denn nicht das Ewigſchöne und Heilige nicht das Freie und Menſchliche nahmen jene ſich aus Homer Sophokles Plato und Ariſtoteles, ſondern die kühne heidniſche Weltanſicht die Erlaubniß eines unchriſtlichen Sinnes und Genuſſes maaßten ſie ſich in frecher Eigenmacht an, weil ſie an Sitten und Geſinnung ſchon verfault waren. Sie lernten ihren faulen und verweſenden Moder mit der duftenden Roſenfarbe des Jugendſchimmers einer längſt vergangenen Welt übertünchen.

Durch den Glanz und Duft jener geborgten Roſenfarbe können nur diejenigen beſtochen werden und wieder andere beſtechen und verblenden, welche das tiefe Verderben und die innere Fäulniß jener Jahrhunderte nicht ſehen wollen oder nicht ſehen können. Aber die Menſchen jener Tage ſahen und empfanden ſie; ſie fühlten mitten in der Ausgelaſſenheit und Auflöſung die immer ſchwerer drückende Laſt der Sünde; der Zorn über eine maaßloſe Verruchtheit und Gräulichkeit der Sitten brannte in den Völkern, vorzüglich in den ernſten Völkern des Nordens. Luther rief zuerſt zur Ordnung, ſie hörten und ſtanden auf, und die Welt ward verbeſſert.

Mehrmals habe ich, erzürnt über ſo viele alberne und kindiſche Urtheile über die Reformation ſelbſt von ſolchen, die ſich Proteſtanten nennen, zu gelehrten Freunden geſagt, die als Gottesgelehrte vom Fach den nächſten Beruf zu ſolcher Arbeit hatten, daß es etwas ſehr Verdienſtliches ſeyn würde unſern verworrenen und verblendeten Zeitgenoſſen, welche ihre größten Wohlthäter miskennen, ein Abbild jenes Spiegels vorzuhalten, worin Luther und ſeine Zeitgenoſſen Wälſchland erblicken mußten. Ich meinte nämlich, ſie ſollten die italiäniſche Literatur zwiſchen den Jahren 1450 und 1550 durchmuſtern und in einigen Bänden Auszüge bloß aus in Rom Florenz Mailand Venedig u. ſ. w. erſchienenen Schriften ſolcher Männer liefern, welche geweihte chriſtliche Prieſter und Oberprieſter waren. Aber bei näherer Erwägung begreife ich, dies iſt unmöglich. Man dürfte ſolche Auszüge doch nicht in der Mutterſprache noch in ſolcher Deutlichkeit und Nacktheit geben, daß ſie jenen mittelmäßigen und oberflächlichen Köpfen, welche durch ſeichte Geſchwätze und Urtheile am leichteſten fortgetrieben werden, zugänglich und verſtändlich würden. Dieſe Gräulichkeit und geiſtliche Beſtialtungen eines Alexanders des Sechſten und der Päbſte aus dem Hauſe Medici Vielen zu ſchildern iſt nach chriſtlicher Sitte und Weiſe ſo wenig möglich, als die Geſchichten der heidniſchen Jahrhunderte des Kaiſerlichen Roms, z. B. eines Tiberius Kaligula Klaudius Heliogabalus, mit den Worten und Gemälden ihrer eigenen Schilderer ſo zu beſchreiben, daß jedermänniglich eine anſchauliche Vorſtellung von der allergräulichſten Verdorbenheit und Verruchtheit erhielte. Es könnte auf ſolche Weiſe das Heilmittel ſchlimmer wirken als das Uebel des Irrthums und der Befangenheit, welches man dadurch vertreiben wollte. Denn wer mögte es verantworten ſolchen ſcheußlichen und unnennbaren Unflat in der Mutterſprache vielleicht für weiteres Verderben aufzuregen, während er nur die Abſicht hätte zu belehren und zu berichtigen?

Ja verbeſſert iſt die Welt durch die Tapferkeit und Kühnheit Luthers und durch den Zorn und die Reue der Völker, welche die Reformation freilich nicht vollbracht doch weiter gebracht haben. Die Welt und die Prieſterſchaft iſt freilich herb und blutig — denn ach! wenige Uebel in dieſer gebrechlichen Welt werden ſanft gehoben — zu Zucht und Ordnung und Fleiß und Wiſſenſchaft zurückgezwungen. Hinfort iſt gottlob! kaum möglich, daß ein Zuſtand ſolcher Verſunkenheit wieder entſtehe, wie er in jenen genannten Jahrhunderten in Europa war. Die mit und gegen einander wetteiſernden und ringenden chriſtlichen Partheien beobachten warnen ſpornen und zügeln einander; und wenn auch gleich nicht alle mit gleichem Glück und Triebe für das Reich der Gnade und Liebe arbeiten, ſo arbeiten ſie doch alle für ein Reich der Geſetzlichkeit und Vernunft, wodurch dem Reiche der Gnade und Liebe auch der Weg gebahnt wird. Wo aber Liederlichkeit und Sittenloſigkeit herrſchen und das ausgelaſſene Laſter mit offener frecher Stirn vor allen Leuten einhergehen darf, da muß zuletzt alles vergehen. Dieſe Zurückzwingung zur Zucht hat Schlegel ſelbſt in etwas zugeſtanden. Wenn die Reformation hin und wieder ſchlimme Aufruhre und Erſchütterungen veranlaßt hat, ſo wird ihr treueſter Anhänger und Verehrer dieſe bejammern aber nicht entſchuldigen. Leider iſt dies die menſchliche Gebrechlichkeit, daß ſolche ſchlimme Aeußerlichkeiten auch den edelſten Beſtrebungen und Bewegungen, welche von trefflichſten Menſchen für die höchſten Güter gewagt werden, als ein demüthigendes Gefolge ſich anhängen. Auch wollen wir nicht ableugnen, daß eben dieſe menſchliche Gebrechlichkeit und Beſchränktheit aus Widerwillen und Abſcheu vor dem Zuvielen in dem äußerlichen Gepränge und Glanze der alten Kirche ſich nach der entgegengeſetzten Seite hin häufig zu weit verlaufen hat in einen trockenen und herben Purismus und Puritanismus, welcher eben die reinſte Quelle hatte, wenn ſeine Erſcheinungen und Wirkungen auch oft finſter und unliebenswürdig waren.

Schlegels Klage, wie viel der Glanz und die Heiterkeit des Lebens und das friſche Streben und Blühen in Wiſſenſchaft und Kunſt durch die von der Reformation veranlaßten Getümmel verloren haben, hat bei'm Lichte beſehen auch mehr einen ſcheinbaren als wirklichen Boden.

Wenn die Verruchtheit und Abſcheulichkeit der Sitten, wie ſie in den Tagen des Sechſten Alexanders und Zehnten Leo's war, blieb oder gar fortſchritt — was ſie ohne mächtige Hemmung nach dem natürlichen Laufe der Dinge thun mußte — ſo konnte man vorherſagen, daß durch eine ſolche Weichlichkeit und Wüſtheit alle jene edleren und tapfern menſchlichen Kräfte, wodurch ſolche Herrlichkeiten entſtehen und beſtehen, bald erſchöpft ſeyn mußten. Dies iſt die unabwendbare durch alle Geſchichte beſtätigte Strafe der Weichlichkeit und Wolluſt. Eine Strafe, die geſchwinder erfolgen mußte, wo die Erkenntniß und das Bewußtſeyn der Sünde an die Gewiſſen klopft, wie dies ſelbſt in den verdorbenſten chriſtlichen Zeitaltern der Fall ſeyn mußte.

Aber wir wollen einmal annehmen, daß Lebensheiterkeit und Muth und Luſt zu Kunſt und Wiſſenſchaft ohne den ſtürmiſchen Eintritt der Reformation ungeſtört hätten fortblühen können, darf man nach ernſter chriſtlicher Anſicht meinen, daß ohne Sittenreinheit oder vielmehr ohne Anerkennung der Unerlaßlichkeit derſelben für Chriſten dadurch etwas gewonnen war? Ich hoffe, Schlegel wird nicht Ja ſagen. Ja hätte ſelbſt die ganze europäiſche Chriſtenheit wegen einer langen ernſten Arbeit, den Sitz eines Todesübels zu erkunden und der Möglichkeit der Heilung deſſelben inne zu werden, dieſe letzten drei Jahrhunderte wenig heiter und fröhlich gelebt und in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht nur nichts gethan ſondern wäre auch ſchier zurückgegangen, ſo mußte und durfte man ſich mit dem Waidſpruche tröſten: Der Weltgeſchichte und der Entwickelung der Uebergänge ihrer großen Abſchnitte ſind Jahrhunderte gleich einem Hahnenſchrei. Auf dieſelbe Weiſe tröſtet man ſich ja mit Recht, wenn in dem Alter des Kampfes der Triebe, welchen oft niemand als er kennt, ein edler Jüngling in herber Geſchloſſenheit und Starrheit Jahre zu verlieren ſcheint, welche für den Karakter gewonnen für die Wiſſenſchaften vielleicht verloren werden. Eins iſt noth! ruft der Chriſt mit dem Apoſtel. Aber doch bekennen wir uns durch Schlegels Gerede auch in dieſer Beziehung nicht überzeugt.

Martin Luthers Vertheidigung führen ſchon drei Jahrhunderte; die folgenden werden den großen Mann Gottes noch beſſer vertheidigen können. Es ſchmerzt nur, daß ein Deutſcher mit einer gewiſſen vornehmen Gefühlloſigkeit, weswegen ſelbſt die Fremden uns häufig mit Recht anklagen, einen unſrer höchſten und gewaltigſten Menſchen auf eine ſolche Weiſe allen Wälſchen und allen Wälſchlich- und Fälſchlich-geſinnten zur Ergötzung gleichſam von neuem zerreißen kann, als ob unſre Geſchichte an Solchen, die während eines langen thatenreichen und kämpfevollen Lebens auf Einem und in Einem ſtehen und bis ans Ende groß und treu erfunden werden, einen Ueberfluß hätte. Am meiſten aber, und wirklich ſehr ſonderbar, fällt das Lob uns auf, welches in den ungerechten und grauſamen Tadel gemiſcht iſt. Wir müſſen ein wenig mit dem Finger darauf hintippen.

Man fällt wirklich wie aus den Wolken, daß Luthers Klugheit von Herrn von Schlegel gelobt wird. Die wenigſten Leſer glauben wohl, daß unter dieſem Lobe eine Schalkheit ſteckt und daß dadurch grade das Herrlichſte dieſes außerordentlichen Mannes gemindert und geſchmälert werden ſoll. Wir leugnen nicht, daß dieſes große Werkzeug Gottes genug ſolcher Fehler gezeigt hat, welche dem harten Stale angehören, womit die Natur ihn zum Manne ausgeſchmiedet hatte: nämlich auch in manchen Fällen, wo es lieblich und löblich geweſen wäre weich und mild zu ſeyn, eine Starrheit und Unbiegſamkeit, welche ſeine treueſten Freunde oft betrübt und erſchreckt hat; aber ein weltkluger Mann ein weltkluger Prieſterfürſt, welcher mit der Gunſt und Gelegenheit des Fürſten dieſer Welt zu buhlen und ſich in die Zeit zu ſchicken verſtanden hätte, iſt gottlob Luther nie geweſen. Hätte er dieſes Lob verdient, ſo müßten ſeine Gebrechen freilich ſchlimmer getadelt werden.

Jeder geſcheidte und muthige Menſch iſt ſchon von Natur klug und umſichtig für die kleinen und mittleren Dinge; und in dieſen iſt Luther, wenn ihn ſein Feuereifer nicht fortgeriſſen, auch andern gleich geweſen und hat gleich den andern gethan. Aber in den großen Dingen fühlte er die Stelle, worauf Gott ihn geſtellt hatte; er fühlte da immer ſeinen Beruf als Prieſter Gottes. Wo es auf die höchſten und heiligſten Dinge ankam, auf ein unbedingliches Recht und eine unfälſchliche Wahrheit, da ſah Luther immer nur Eines, da durfte er immer nur Eines thun und leiden und mit keiner Klugheit links oder rechts ausbeugen, da mußte er ſich in jeder Noth und Gefahr, worin ſolche Unklugheit ihn brachte, ſein Sprüchlein ſagen: Gott helfe mir! ich kann nicht anders. Weil er die Höhe dieſes ſeines Standpunktes erkannte, weil er fühlte, wie erhaben über alle irdiſchen und weltlichen Rückſichten des geiſtlichen Mannes, des Prieſters, Beruf iſt, ſo hat er ſich hier den Fürſten dieſer Welt mit ſeinen Künſten und Liſten nie anfechten laſſen. Wo es dem Reiche Gottes und der Wahrheit galt, da ſahe Luther nicht Geſtern noch Heute, da ſah er nur die Ewigkeit. Alſo nicht aus Klugheit, nicht als der Mann, der nach äußern Mitteln und Verhältniſſen nur ſein Maaß nimmt, ſondern aus reinſter chriſtlicher Gewiſſenhaftigkeit und innigſter Ueberzeugung, eben weil er glaubte und predigte wie ſein Heiland mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, glaubte er auf ſeiner gottgeöffneten Bahn nicht mit weltlichen und fleiſchlichen Waffen auch für äußere Zwecke kämpfen zu dürfen. Er glaubte, das Geiſtige und Geiſtliche dürfe und müſſe allein durch Waffen des Geiſtes bekämpft und vertheidigt werden, und in dieſer gewiſſenhaften und großartigen Ueberzeugung hat er im Reiche Krieg und Aufruhr gebändigt, das oft kampfluſtige Schwert der mächtigſten ſeiner Anhänger in der Scheide gehalten und dem Kaiſer und den Fürſten die Kronen behütet, welche, wenn er herrſchſüchtig oder wild ſeyn wollte, von ihren Häuptern fielen.

Man hat Luther oft einen Pabſt geſcholten, ja wohl behauptet, er habe auf ſeine Weiſe den Pabſt geſpielt. Wir haben in dieſen jüngſten Jahren ein Buch erhalten, in welchem Luther und Gregor der Siebente hin und wieder gegen einander geſtellt ſind. Mir däucht nicht glücklich, auf keinen Fall gerecht. Gregors Karaktergröße, ſeine Ausdauer im Unglück, ſein Feſthalten an Einer Idee bis an ſein Ende mußte und muß bis auf den heutigen Tag von Freunden und Feinden bewundert werden. Aber ſoll man ihn auch in ſeiner Rolle als Pabſt bewundern? ſoll man auch behaupten, daß er die Idee der Demuth und des Gehorſams, welche allein die Idee eines chriſtlichen Oberprieſters ſeyn darf, durch ſein Leben in ihrer unbefleckten und himmliſchen Reinheit feſtgehalten habe, daß er auf ſeiner hohen Stelle da, wo es nach ſeiner Ueberzeugung dem Höchſten und Chriſtlichen galt, im Vertrauen auf Gott und im demüthigen und feſten Bewußtſeyn ſeiner Stellung zu ſeinem Kaiſer und zu der ganzen Chriſtenheit nimmer der Zeit und Gelegenheit gedient, nimmer Künſte der Klugheit und Liſt gebraucht habe? — Aber Luther iſt in dieſem Sinn ein Pabſt geweſen, dergleichen kaum einer entgegengeſtellt werden kann. Auf dem erhabenen Standpunkte, worauf Gott ihn berufen hatte, hat er jede Klugheit als verbrecheriſche Feigheit geachtet und ſie dort Teufelswerk und Lüge genannt, vom Anfange bis zum Ende ſeiner glorreichen Laufbahn. Das Politiſche, jenes Unbeſchreibliche aus der Mittelregion des gemeinen und des idealiſchen Lebens, worin ſo viele gleißende und prächtige Teufel in den mannigfaltigſten Verlarvungen die Mitſpieler werden können, hat er nimmer in dieſe ſeine höhere und heitere Sonnenbahn hineinſpielen laſſen.

Die Urtheile Schlegels über die Reformation und über ihren Urſprung und ihr Ziel laſſen nun ſchon vermuthen, wie er die drei Jahrhunderte beurtheilen oder vielmehr verurtheilen wird, welche mit vollem Recht als ein Ganzes betrachtet und unſere (der Jetztlebenden) Jahrhunderte genannt werden müſſen. Nach ſeiner Anſicht iſt ſeit jenen Tagen Friede und Freude und alles unmittelbar ſelige Leben und Schaffen der Menſchen aus der Welt verſchwunden und der Geiſt des Hochmuths und der Zerſtörung, der Geiſt einer frechen und falſchen Philoſophie in die Geſchichte gefahren. Uebermuth Unfriede und Unglaube und endlich ein offener leerer und wüſter Atheismus ſind an die Stelle des entflohenen Gehorſams und der kindlichen Unſchuld des Glaubens getreten. Nur die von dem Spanier Loyola geſtiftete Geſellſchaft Jeſu hat ſich mitten in der alles überſchwemmenden und niederreißenden Fluth des Verderbens als ein erhaltender Fels hingeſtellt. — Frankreichs mächtiger Einfluß, welchen es ſeit dem Jahre 1650 bis auf unſere Tage politiſch und geiſtig auf das übrige Europa geübt hat, däucht mir nicht genug hervorgehoben noch das für die andern Völker Gefährliche und Verderbliche deſſelben aus den rechten Quellen abgeleitet; wovor Schlegel ſich indeſſen nach ſeinem ganzen vorgeſteckten Plane hüten mußte. — Die Händel zwiſchen den Jeſuiten und Janſeniſten ſind erwähnt und ihr Einfluß auf Frankreichs Schickſal bis in das letzte Jahrdreißig hinein iſt angedeutet. Doch der innere Abgrund voll prieſterlicher Schlangen und Molche dieſes giftigen und zerſtörenden Haders wird nicht aufgedeckt. Bei dieſer Aufdeckung wäre es nämlich zu ſchwer geworden die lieben Jeſuiten nicht als die Schuldigen erſcheinen zu laſſen. — Die alles entweihenden und auflöſenden franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts werden eine anfangs bloß wiſſenſchaftliche Parthei genannt. Ihr Zerſtören und Verwüſten iſt wahr geſchildert; aber was auch ihnen die verderbliche Richtung gegeben und ſie mit Gift Hohn und Verruchtheit gefüllt hat und was zum Theil Jahrhunderte älter war als ſie, iſt wieder verſchwiegen. — Die Aufhebung des Jeſuitenordens die Theilung Polens der nordamerikaniſche Freiheitskrieg tragen hier die Hauptſchuld der franzöſiſchen Umwälzung; über ſo vieles Andere, was ſie mit vorbereitet und mit in ſie hineingeſpielt und hineingewirkt hat, beſonders über das ganz veränderte politiſche und geiſtige Leben Europa's und vorzüglich über die tiefen innerlichen und ſittlichen Schäden und Uebel Frankreichs, wodurch dieſe Umwälzung in mancher Hinſicht der Abſcheu der Zeitgenoſſen geworden iſt, findet man hiebei faſt nichts geſagt Wir müſſen glauben, daß über ſo Friſches und Nahes in jenen Tagen und an jener Stelle, wo die Vorleſungen gehalten wurden, mit großer Behutſamkeit geſprochen werden mußte und daß Manches gar nicht genannt werden durfte, um die hochgebornen Zuhörer nicht zu verletzen. Das meiſte Hiehergehörige aber durfte Schlegel überhaupt nicht berühren, wenn er ſeiner Anſicht der Entſtehung und Entwickelung der Zeitgeſchichte getreu bleiben und nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen wollte.

Ueber dieſen letzten Theil des Buches können wir nach unſerer beſten Ueberzeugung nur ſagen, daß er ſehr leicht und mager iſt und von einer Menge Entſtellungen und Sophismen wimmelt, welche wie Nebel vor der Sonne verſchwinden, wenn wir dieſe Jahrhunderte aus dem Geſichtspunkte betrachten und würdigen, aus welchem ſie allein ja mehr als jede andere gewürdigt werden müſſen, nämlich nicht aus dem Schlegel'ſchen hohenprieſterlichen und hochadlichen ſondern aus dem ſittlichen Geſichtspunkte. Genug muß man ſich wundern, daß dieſer Mann, welcher nichts als Kirche und Chriſtlichkeit klingt, in dieſen Ernſt gar nicht hineingeſchaut hat ſondern alles faſt wie durch eine Menge äußerer Umſtände und Wirkungen zuſammengeblaſen und geworden ſchildert. Der ſittlichen Anſicht aber, der Anſicht des Rechts und der Wahrheit und des daraus entſpringenden Glaubens an eine Vergeltung, oder daß die Wirkungen ihren Urſachen entſprechen müſſen, kann der Geſchichtſchreiber gar nicht entbehren; wie vollends der chriſtliche Geſchichtſchreiber eben leichtfertig an ihr vorübergehen könne, iſt mir ganz unbegreiflich. Herr von Schlegel ſcheint die Gewalt des erſten Verſes des ſechſten Kapitels des Buchs der Weisheit gar nicht zu kennen, welcher lautet: Ungerechtigkeit verwüſtet alle Lande und böſes Leben ſtürzet die Stüle der Gewaltigen. Wir aber können nicht umhin aus dieſer Anſicht ſeine Ausſprüche und Urtheile zu kommentiren; und es wird ſich ergeben, daß nicht der Proteſtantismus, auch nicht der Atheismus, welcher ſein Sohn ſeyn ſoll, die Gräuel unſerer Tage hervorgebracht haben, ſondern daß nicht nur das, was Herr von Schlegel bald die falſche Philoſophie bald den Atheismus nennt, und alles Blut, was in den 1790er Jahren das Waſſer der Seine geröthet hat, urſprünglich aus der Ungerechtigkeit und dem böſen Leben entſprungen ſind. Wie die Ausſaat, ſo die Aerndte.

Wir haben oben angedeutet, wie auf dem von Herrn von Schlegel eingeſchlagenen Wege, die Dinge hoch von der Spitze herab und nicht aus ihrer Mitte zu betrachten, von ihm zu erreichen war, durch die Schilderung des Glanzes der Hierarchie der Kunſt und des Lebens im Mittelalter unkundige

Hörer über das hinüberzutäuſchen, was ſie nicht ſehen ſollten, und ihnen eine Sehnſucht zu erregen nach jener Vergangenheit als nach einem Zuſtande einer ſolchen Gläubigkeit Andacht und Begeiſterung,, daß ſtrenge Zucht und Ordnung, durch welche die folgenden ſogenannten derberen und ärmeren Jahrhunderte gehalten werden mußten, durch chriſtliche Milde Demuth und Barmherzigkeit faſt überflüſſig gemacht wurden. Aber ein ſolches anmuthiges Bild jener Zeit bleibt bei der näheren und ſchärferen Betrachtung des Einzelnen nicht, wenn wir gleich Einiges von dem Obenerwähnten gelten laſſen müſſen. Wer die drei letzten Jahrhunderte in ihrem Innern betrachtet und erforſcht, ja wer auch nur unſere letzten vierzig getümmelvollen Jahre mit durchlebt und durchkämpft hat, wird, wann er nicht einzelne Stände und Klaſſen der Geſellſchaft ſondern das ganze Geſchlecht ins Aug faßt, mit den Menſchen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts doch nicht tauſchen wollen. Bei aller einzelnen Großheit und freudigen Jugendlichkeit in Leben und Kunſt von wie vielen unchriſtlichen Gräueln und Barbareien, von welchen uns erſt die letzten Jahrhunderte erlöſt haben, wimmelte jenes oft über alle Gebühr geſchätzte und geprieſene Zeitalter! Statt alles Andern erinnere ich Herrn von Schlegel nur an das Kriegs- Jagd- und Strand-Recht jener in eitel Friede und Liebe blühenden chriſtlichen Zeit; daran, wie die Herren und Ritter den Bürgern und Bauern, welche ſie in Schlachten fingen, weil ſie ihrer ritterlichen Barmherzigkeit für die Waffentragung nicht ebenbürtig däuchten, gelegentlich die Füße abhieben und ſie ſo auf dem Walplatze liegen ließen; daran, wie die Sachſen und Thüringer das geſchlagene Heer des Kaiſers Adolf in ſolchem Zuſtande nach Schwaben und an den Rhein zurückſchickten, daß die gerechten Wehklagen der Weiber und Jungfrauen in jenen Landen noch in ſpäten Liedern geſungen ſind*). Chriſtliches Geſetzesrecht mußte endlich für alle Stände errungen werden, damit die ganze europäiſche Menſchheit menſchlicher würde; hin und wieder mußten Glanz und Pracht des Mittelalters abgeblättert und gebleicht werden, damit das ehrwürdige Gleich und Recht in ſeiner ſchlichten grünen Hoffnungsfarbe unter jedermänniglich einhergehen könnte. Geſetzlicher und alſo auch menſchlicher und chriſtlicher waren das ſechszehnte ſiebenzehnte Jahrhundert als das funfzehnte. Und wahrlich ſoll ich ſagen, wie ich's empfunden und erlebt habe, wenn ich auch manches Alte, ſelbſt ſolches hin und wieder, was in meinen Jünglingstagen noch lebendig war, mir mit Schlegel'ſcher Sehnſucht oft zurückwünſchen mögte, unermeßlich ſind die Fortſchritte, welche die Menſchheit auf dem Wege der Geſetzlichkeit und Menſchlichkeit auch in dem letzten von Vielen ſo ſchwer angeklagten halben Jahrhundert gemacht hat. Daß dies mehr erreicht, daß für alle insgemein mehr ein chriſtliches Recht geſchaffen würde, dafür hat die Reformation mittelbar und unmittelbar mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit gewirkt.

Höchſt ungerecht iſt in dieſem Buche die Anklage gegen die Philoſophie. Wie man dieſe beſchuldigt, wie man ſie häufig eine verderbte falſche und frevelhafte nennt, könnte man in demſelben Sinn die Künſte und Wiſſenſchaften überhaupt anklagen. Dieſe nämlich ſind in ihren Strebungen und Wirkungen häufig eben ſo verkehrt, mit ihren Einflüſſen eben ſo gemißbraucht als das ziemlich unfaßliche und auf Alles und Nichts anwendbare Ding, das man meint, wenn man von falſcher Philoſophie ſpricht. Verſteht Schlegel unter dieſem Wort den Geiſt der Unterſuchung und Forſchung, welcher durch die Reformation gefördert und von ſeinen alten prieſterlichen Banden entfeſſelt iſt, verſteht er darunter den Geiſt des Fragens und Zweifelns, ſo ſcheint er unbegreiflicher Weiſe zu verdammen, was nothwendig allem Philoſophiren ja allem höheren Glauben vorhergehen oder zum Grunde liegen muß. Verſteht er aber darunter ein oberflächliches Wiſſen und Schwatzen über alles mögliche Ding, wie es den Kindern dieſer Welt gefällt und was ſie wohl mit dem Namen Philoſophie beehren; verſteht er darunter die Weiſe, wie der übergebildete und verdorbene Menſch, welcher nur auf das Vergängliche blickt und mit den bunten Scheinen und Larven der Dinge tändelt, ſich die Lehre des Genuſſes und der Wolluſt einzukleiden auszuſchmücken und ſich zurechtzuklügeln weiß, ſo ſollte er das wenigſtens nicht Philoſophie nennen. Er ſollte alſo klagen, daß es in gewiſſen verruchten Zeiten und unter gewiſſen verdorbenen Völkern keine Philoſophie gegeben habe; was allerdings ein großes Unglück iſt. Denn im ächten älteſten Sinn muß diejenige Wiſſenſchaft Philoſophie heißen, welche das Weſen und die Wahrheit der Dinge, das Unveränderliche, nämlich Gott und die oberen und himmliſchen Dinge, zu erkennen trachtet. Dieſe Philoſophie muß ihrem Namen nach durchaus nach oben ſchauen; was zur Erde blickt und dort ein bleibendes Gut ſucht, verdient dieſen Namen gar nicht mehr. Wohl aber können ſolche Namen, einer ſo ſchlechten und armſeligen Sache gegeben *), das Edelſte verdächtig machen

---

*) Sie ſchickten ſie int statos heim.

---

*) Misbrauch des Namens Philoſophie iſt es doch wohl, wenn man Männer, wie Voltaire Diderot Holbach la Mettrie waren, auch Philoſophen nennt, oder ſolche, die ihnen in ähnlicher flacher darum aber nicht weniger verderblicher Lehre nachgeſtümpert haben. Und waren dieſe eben genannten Franzoſen etwa aus proteſtantiſchen Schulen hervorgegangen? waren ſie nicht meiſt Jeſuitenſchüler?

und eben deswegen, meine ich, hört man jetzt ſo häufig den Weheruf freche und falſche Philoſophie. Feſter als ſolche ſchwankende Namen deutet das Wort Atheismus auf etwas Beſtimmtes hin, aber auch über dieſes Wort müſſen wir mit Herrn von Schlegel hadern.

Wie unwürdig und unredlich es iſt den Atheismus, welchen er meint, auch dem Proteſtantismus aufzuheften, fühlt wohl ein jeder. Noch viel unwürdiger oder viel flacher iſt es ſich zu gebärden und ſo darzuſtellen, als ob die böſe Lehre das böſe Leben, als ob der ſchlechte Grundſatz die ſchlechte Sitte zuerſt und immer erzeugt hätte. Gottlob! es iſt grade umgekehrt, und dies werde ich aus den jüngſten Jahrhunderten zeigen. Wo die Sitten am ausgelaſſenſten und ſchaamloſeſten geweſen ſind, da hat ſich die böſe Lehre immer entwickelt, wie Kröten und Schlangen aus faulen Sümpfen. Wann die übermüthige und freche Lehre geboren war, dann hat ſie freilich in Gemeinſchaft mit den ausgelaſſenen Sitten mit verdoppelter Geſchwindigkeit zu der allgemeinen Auflöſung mitgewirkt; und dann iſt der Zirkel des Böſen allerdings ſo geſchloſſen geweſen, daß man Anfang und Ende darin kaum noch unterſcheiden konnte. Dieſe Art Peſt, die aber durchaus keine proteſtantiſche Peſt heißen darf, wogegen der Proteſtantismus vielmehr mit dem allergrößten Recht proteſtiren muß, iſt freilich im achtzehnten Jahrhundert, jedoch in die weitere nordiſche Ferne hin mit ſehr geſchwächter Wirkung, über ganz Europa hingeweht, kräftig und gleichſam einheimiſch aber hat ſie ſich nur in zwei Ländern gezeigt, nämlich in England und Frankreich, und in dieſem letztgenannten treibt ſie noch wohl, wir wollen hoffen, ihre letzten böſen Wurzeln.

In England entſtand dieſer Atheismus, dieſe Gottvergeſſenheit in der Sitte und dieſe Lehre, die ſich gegen Gott empörte und in dem Staube und ſeinen Genüſſen den Anfang und das Ende aller Dinge ſah, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Karl Stuarts des Zweiten. Dieſer böſe und gräuliche König hat nebſt dem verdorbenſten und ſchaamloſeſten aller Höfe, die vielleicht je ein edles Volk entehrt haben, in den vornehmen Geſchlechtern des Landes und in allem, was durch Geiſt und Talent hervorragte, während eines Vierteljahrhunderts ein weitwucherndes Verderben verbreitet, deſſen Nachſproſſen noch dreißig Jahre nach ihm gekeimt und geblüht haben. Dieſe böſe Lehre, die ſich in Dichtern wie Buckingham Sheffield Prior, und in ſogenannten falſchen Philoſophen wie Toland Tindal Shaftesbury u. ſ. w. ans Licht gewagt hat, iſt hier aber auf der glänzenden Oberfläche der Vornehmen geblieben und in den Saft und Kern des Volks wenig eingedrungen.

In Frankreich war ſie von lange her vorbereitet. Da galt es ſeit Franz dem Erſten, d. h. ſeit Jahrhunderten, wie es lautet Gen. Kap. 6. V. 2. „Da ſahen die Kinder Gottes „(die Gewaltigen) nach den Töchtern der Menſchen, wie ſie „ſchön waren, und nahmen zu Weibern, welche ſie wollten.“ Wahrlich das franzöſiſche Volk muß einen vorzüglich ſtarken Boden der Tugend gehabt haben, daß es bei einer ſo lange dauernden Verwüſtung nicht früher untergegangen iſt. Franz der Erſte und ſein Sohn führen den Reigen der Auflöſung der Sitten. Katharina von Medicis mit ihrem ganzen Frauenhofe und ihrer Tochter und ihren Söhnen arbeiteten auf eine fürchterlich gräuliche Weiſe an der Zerſtörung. Heinrich der Vierte ritterlich und anmuthig kann doch das Laſter nicht ſchön machen. Unter Ludwig dem Dreizehnten taucht es finſter etwas unter. Ludwig der Vierzehnte führt es wohl anſtändig und prangend in die anſtaunende und bewundernde Welt ein; als er alt und matt wird, muß es, von Betſchweſtern und Jeſuiten maskirt, ſich zur Frömmigkeit heucheln. Unter ihm bildete die Gottloſigkeit des Lebens zuerſt auch die Gottloſigkeit der Lehre aus, welche an den gräulichen Höfen des Herzogs Regenten und Ludwigs des Funfzehnten einen reicheren und zündbareren Stoff bekam. War es ein Wunder, daß hier, wo die Herrſcher und die Nächſten nach ihnen, die Prinzen und der hohe Adel, beinahe durch drei Jahrhunderte ein einzig wüſtes Beiſpiel der verruchteſten und ausgelaſſenſten Sitten gegeben hatten, der Atheismus in Leben und Lehre von allen europäiſchen Ländern am meiſten bis tief in das mittlere und untere Volk hinabgedrungen war? und zwar in einem Lande, wo man den Proteſtantismus vertilgt hatte und Jeſuiten und Huren das unglückliche Land beherrſchten? Aber auch hier ging *das böſe Leben der Gewaltigen* der böſen Lehre faſt zwei Jahrhunderte voran: erſt ſeit den Jahren 1720 und 1730 mit Voltaire und ſeinen Zeitgenoſſen ward der Atheismus in der Lehre fertig.

Jene Ideen und Meinungen des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche Herr von Schlegel, wie und wo er kann, des Aufruhrs und Hochverraths gegen die Gottheit und Menſchheit anklagt, jene Verhältniſſe und Begebenheiten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welche er als Verläufer und Vorbereiter der franzöſiſchen Umwälzung auch anführt, und manches Andere noch, was er nicht erwähnt, konnte allerdings vielleicht mächtig und wirkſam genug ſeyn eine gewaltige Erſchütterung und Umwälzung hervorzubringen; aber es gehörte noch eine andere Zuthat dazu, worauf er kaum angeſpielt hat, um einem Theil der franzöſiſchen Umwälzung einen ſo wüthigen und mordſüchtigen Karakter zu geben, als wir in ihr verabſcheut haben.

Dieſe Zuthat heißt eine lange Ungerechtigkeit und ein Jahrhunderte fortgeſetztes böſes Leben der Gewaltigen. Es war dadurch hin und wieder bis in das innerſte Herz des Volkes eine Peſt des Haſſes und der Verruchtheit getrieben, welche keine andere Wirkungen haben konnte, als wir erlebt haben.

Wir zeichnen einmal in einem leichten Umriſſe, wie dieſe Peſt erzeugt und bis in das Innerſte des Volks eingedrungen iſt: die langſame Geburt des Uebels und des Böſen.

Unter der Katharina von Medicis und ihren Söhnen in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war das Verderben allerdings das allerſcheußlichſte; aber der freie muthige und ritterliche Sinn jener Tage war noch zu friſch und die Thatkraft zu fröhlich, als daß das Uebel hätte unheilbar werden können. Wir ſehen damals noch einen hochherzigen hochſtrebenden und in ſeiner Kraft und ſeinem Vermögen ſich fühlenden Adel. Beſonders war die Ritterſchaft der proteſtantiſchen Parthei, welche ſich um die Prinzen Condé und Heinrich den Vierten verſammelte, durch edle und kühne Geſinnung und durch geiſtige und gelehrte Bildung ausgezeichnet. Abſcheuliche Sitten gräuliche Verbrechen und die tückiſchſten und verruchteſten Ränke und Zettelungen ſtempeln jene Zeit freilich zu einer der allerfinſterſten; aber das Böſe war noch in keine feſte Form gebunden, es ging faſt nie wie aus Einer Richtung nach Einem Ziele hin von der herrſchenden Macht aus; und wenn dieſe auch mit hineinſpielte, ſo ragte ſie darin doch ſelten hervor, und alſo ward die Majeſtät des Throns nicht ganz dadurch entweiht. Es kam überhaupt immer nur ſtoßweiſe und mußte dann wieder nachlaſſen. Kurz, es konnte mit keiner teufliſchen Planmäßigkeit und Folge fortwuchern und ſo alles Edelſte und Veſte des Volkes anfreſſen und verpeſten; ſondern es ſchien mehr als Zufall zu kommen und zu wirken, und ſo auch wieder zu verſchwinden. Das leichte und bewegliche Volk ward äußerlich ſehr innerlich noch wenig verdorben. Unter ſeinem liebenswürdigen und ritterlichen Heinrich konnte es nach langen Getümmeln und Verwirrungen in Ruhm Frieden und Glück und in dem nachwirkenden fröhlichen Thatengefühl, welches von hundertjährigen unaufhörlichen äußeren und inneren Kämpfen geweckt war, einen Theil der ſchlimmen Einflüſſe wieder abſchütteln, welche das letztverfloſſene halbe Jahrhundert ihm zugebracht hatte.

Schlimmer ging es unter des eiſernen und böſen Richelieu's Verwaltung. Er zerbrach durch hinterliſtige Tücke und endlich durch blutig offene Gewalt den bisher noch edel unabhängigen und ritterlich fröhlichen Sinn des franzöſiſchen Adels und verſuchte zuerſt ſeinen König zu einem Sultan zu machen, deſſen Lächeln oder Stirnrunzeln hinfort Leben oder Tod bedeuten ſollte.

Der Sultan blieb nicht aus, Ludwig der Vierzehnte beſtieg den Thron. Unter ihm ward der Ritter zum Höfling erniedrigt, er hörte hinfort faſt auf ein Theil des Volks zu ſeyn. Er lernte unter dieſer längſten und im Ganzen beide für Frankreich und Europa verderblichen Regierung die zierliche Kriecherei des Sklaven und bebte und erblaßte im eigentlichen Sinne des Worts vor jedem ungnädigen Blick des deſpotiſchen Sultans, um zu ſeiner Zeit mit dem Uebermuthe des Sklaven für das ganze übrige Volk ein Tyrann zu ſeyn. Dieſe Verderbung des Adels von dem alten nur zu trotzigen Franken- und Normannen-Stamme kam zu Stande theils durch die völlig mündig gewordene Macht des Königs, mehr aber durch die gränzenloſe Sittenloſigkeit und Liederlichkeit, wodurch dieſer ſtolze Herrſcher die Weiber und

Töchter der edelſten und freieſten Familien verdarb und ſchändete und durch ſein Beiſpiel ſeinen Großen und Gewaltigen lehrte eben ſo zu thun. Sie nahmen ſich Weiber, welche ihnen gefielen. So thaten ihre Enkel und Urenkel, und endlich machte das andere Volk es den Erſten und Glänzendſten ſo nach. Alles dieſes, wie verrucht es auch war, ward von dem feierlichſten und prunkvollſten aller Sultane mit einem gewiſſen ſichern Anſtande ja mit einer Art zierlicher Chriſtlichkeit einem heuchleriſchen Lügenſchein der Hölle verlarvt und zugedeckt. Dieſes Gaukelſpiel eines chriſtlich anſtändigen Scheins machte die böſe Unſitte zu einer vollkommenen Lüge, welche hinfort als eine Art galanter Fratzerei in Leben Sitte und Kunſt der Franzoſen übergegangen iſt und wovon bis zu einem gewiſſen Grade alle übrige Völker Europa's ihren guten Antheil bekommen haben. So hat ſich die Lügenhaftigkeit und Sündhaftigkeit des armſeligen franzöſiſchen Prunk- und Tand-Lebens verdoppelt und hat alles, was in den Gemüthern ſtolz und tugendhaft war, ins Innerſte zurückgedrängt oder auch geſchwächt und entnervt und das unglückliche Volk endlich ſo verblendet, daß es auf den nichtigen und prunkvollen Schein ſeiner verlarvten Sündlichkeit und Knechtlichkeit eitel geworden iſt.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes die Verjagung Aechtung Dragoniſirung und Hinrichtung der unglücklichen Reformirten über ganz Frankreich blieben in ihren traurigen Wirkungen nicht allein bei dieſer unterdrückten Parthei ſtehen. Große und himmelſchreiende Ungerechtigkeiten und Unmenſchlichkeiten erbittern und verpeſten nicht allein diejenigen, welche durch ſie zermalmt werden ſollen; nein, ſie verderben diejenigen noch mehr, welche ſie ſtiften halfen und die Beute der tyranniſchen Ausplünderung theilen; ſie verderben und verfinſtern drittens den heitern und fröhlichen Volksſinn und entwenden den Tyrannen die Liebe und das Vertrauen aller derjenigen, welche freundlich menſchlich und chriſtlich geſinnet ſind. Nach dieſer gewiß richtigſten Anſicht rechnet man nicht zu viel, wenn man annimmt, daß außer den anderthalb Millionen der unglücklichen Reformirten, welche das Opfer der jeſuitiſchen Beichtväter und der frömmelnden Liederlichkeit Ludwigs wurden, dadurch noch mehrere Millionen anderer Franzoſen verdorben und der Regierung in Haß entfremdet ſind. Dieſe entſetzliche und lange Wütherei hat eine finſtere und fürchterlich grollende Parthei gegen den Thron und Hofadel und das Hofſerail gegründet.

Die Janſeniſtiſchen Händel nebſt ihrer Geburt der Bulle Unigenitus und ihrem ganzen übrigen Anhang und Gefolg haben vielleicht nicht weniger verderblich gewirkt. Unter dem Titel einer Ketzerjagd hat der in ſeinem Haſſe diesmal ganz blinde und wahnſinnige Orden Loyola's nebſt ſeinen Verbündeten alles Freiſinnigſte Gelehrteſte und durch Kenntniſſe und Wiſſenſchaften Ehrwürdigſte länger als ein halbes Jahrhundert gehetzt und eine viel fürcherlichere und — weil ſie nicht hervorbrechen durfte — im herben Ernſt und innerlich verbiſſenen Ingrimm verderblicher brütende und ſiedende Fronde erzeugt als ſelbſt die äußerlich blutiger und gräulicher auftretende Verfolgung und Unterdrückung der hugonottiſchen Parthei.

Nach Ludwig dem Vierzehnten iſt die Verruchtheit während der Regierungen des Prinzen Regenten und Ludwigs des Funfzehnten nicht allein geblieben ſondern frecher und ſchaamloſer aufgetreten und mit reißender Geſchwindigkeit vorgeſchritten. Dieſe ſchwachen leichtſinnigen und ruhmloſen Regierungen mußten den traurig geſchaffenen Partheien den

Zügel ſchießen laſſen. Sie konnten nichts bändigen und zuſammenhalten und waren nicht einmal mächtig genug durch eine Art äußeren Glanzes und öffentlichen Anſtandes die von altgebornen Herrſchern gottlob ſo leicht täuſchliche und beſtechliche Menge zu täuſchen und zu beſtechen. Jetzt hatten die ſonſt faſt angebeteten Könige und Prinzen von Frankreich die ſchönſte der Kronen, die Verehrung und Liebe des Volks, faſt ſchon halb verloren. Noch hätte das leichtſinnigſte und eitelſte Volk das innere Elend und die tiefſte Verderbniß der Sitten vielleicht vergeſſen, wenn ſeine Ruhmſucht nach außen hin durch Glanz Anſehen und Sieg geſchmeichelt worden wäre. Aber die elendeſte Verwaltung, die in den Händen von Abentheurern und Buhlerinnen hin und her gezerrt ward, verlor bei den Fremden Achtung und Einfluß, wie ſie bei den Einheimiſchen Vertrauen und Liebe verwirkte. So geſchah denn, was die Schwäche nicht hindern konnte, daß auf der einen Seite Leichtfertigkeit und Verruchtheit auf der andern Haß und Verachtung immer mehr um ſich griffen und ſich endlich immer kühner Luft machten. Jetzt erſchien von Tage zu Tage immer mehr, was Herr von Schlegel eine wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthei nennt, was wir aber wegen ſeiner Vielartigkeit und Vielſeitigkeit unmöglich allein mit dieſem Namen belegen können, obgleich die Oppoſition ſich allerdings durch die Schreibfedern thätig erwieſen hat. Es ſind die verſchiedenſten Beſtandtheile und Partheien in dieſer unter Einem Namen alſo zuſammengefaßten Parthei enthalten, welche freilich das mit einander gemein haben, daß ſie alle wiſſentlich oder zufällig der Umwälzung auf mancherlei Weiſe vorgearbeitet haben.

Erſtlich eben jene blutigen Verfolgungen und Aechtungen der Reformirten und die Unterdrückung der ſogenannten

Janſeniſten von den Jahren **1680** bis **1730** und länger hin, welche den ſittlichſten und ehrenwertheſten Beſtandtheil des Volks trafen, entzündeten nicht allein bei den Nachkommen jener Verfolgten ſondern bei allen ihnen an Geſinnung Verwandten einen bittern ſtrengen und finſter verſchloſſenen Sinn, welcher ſich nicht nur von dem Könige und von ſeinen Gewaltigen abwendete ſondern auch in mancher Hinſicht allen Glanz und Schimmer, welche das oft ſo arme Leben auch unſchuldig vergolden und erheitern können, zu verachten anfing. Dieſe gefährliche Fronde haßte zuerſt, darauf verachtete und haßte ſie, weil in der That die Gegenſtände ihres Haſſes im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr zu verächtlicher Schwächlichkeit und Erbärmlichkeit hinabſanken. Die Parthei dieſer franzöſiſchen Fronde würde man wohl nicht ganz unrichtig mit den engliſchen Puritanern und Rundköpfen zur Zeit **Karls des Erſten** vergleichen. Sie löſten ſich durch den Haß allmählig von aller uralten franzöſiſchen Ehrfurcht vor dem Königthum und haßten endlich den Adel und die Hohenprieſterſchaft noch mehr als den König. Dies hat jene Demokraten und Republikaner ausgebrütet, welche, weil ſie alle Könige haßten, meinten, Frankreich könne ohne einen König regiert werden. Sie haben im blinden Haſſe dabei nur die Kleinigkeit vergeſſen, die da heißet Zeit Land und Sitten und Gewohnheiten ihres Volks, und die Eigenſchaften und Tugenden, welche für Republikaner gefordert werden. Die beſſeren Köpfe dieſer Parthei haben als Schriftſteller allerdings eine auf die folgenden Begebenheiten und Entwickelungen ſehr einflußreiche wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthei gebildet.

Zweitens der fette Sumpf der Laſter, worin Hof und Adel ſich wälzten und endlich untergingen, hat ſeine glänzenden Schmeißfliegen und auf den üppigen Giftblumen, die in ſolchem Schlamm zu wuchern pflegen, auch ſeine buntfarbigen Schmetterlinge gehabt. Die ſogenannte ſchöne und witzige Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert trägt alle Farben des hier ſchaamlos frechen dort täuſchend verhüllten Laſters, alle Schönflecken Schminken Salben und Pomaden der Ueppigkeit Täuſchung und Lüge. Das Geiſtreiche aber in dieſer leichten ſchaarmützelnden Schaar hat ſich kraft des geiſtigen Geburtsrechts jedes Uebermuths, wenn er losgelaſſen wird, eine doppelte Erlaubniß genommen, erſtlich zu ſeyn und zu leben wie die Menge, und zweitens, ſich ſelbſt und dieſes Leben in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit und Verruchtheit zu parodiren. Nie iſt das vielleicht bei irgend einem Volke und in irgend einem Zeitalter weiter getrieben, als von den Franzoſen von 1720 bis 1790. Auf dieſe Weiſe haben die loſen und leichtfertigen Geiſter faſt mehr Unheil geſtiftet als die ernſte und düſtere Fronde. Denn wer alle Treue und Einfalt verlachen und ihre Bewahrung als die thörichteſte aller Thorheiten verſpotten lehrt, bereitet zu ſeiner Zeit jedem böſeſten Satan die Bahn.

Drittens hat es eine Parthei gegeben, und keine kleine unbedeutende, welche in Sitten lüſtern und leichtfertig und in Grundſätzen ſtreng und ſchwer war, welche König Adel Prieſterſchaft, jede Regierung jede zügelnde Gewalt, haßte und verabſcheute und ſich ſelbſt redlich mit. Solche hatten an der Menſchheit verzweifelt, und obgleich ſie die ewigen Gründe der Tugend und des Rechts kannten, ſo glaubten ſie die Zeit doch ſo verdorben, daß alle Verſuche ihrer Wiederherſtellung und Beſſerung von ihnen als Gaukelei oder als Träume ſchwachköpfiger Thoren verlacht wurden. Dies iſt der ächte Atheismus, welchen die bodenloſe Sittenloſigkeit erzeugt: daß die Menſchen zuletzt an nichts Hohes und Reines mehr glauben und das Böſe nicht allein weiſſagen ſondern auch wünſchen, ſollten ſie ſelbſt auch mit davon verſchlungen werden. Doch freuen ſich ſolche bei dem eigenen Unglück in eigenſüchtiger Bosheit des Donnerwetters, wodurch die höchſten Gipfel der Dinge zuſammenkrachen, welche ſie mit zerſchmettern müſſen. Solches Hohngelächter der Hölle iſt in Frankreich viel gehört worden.

Und es iſt wahr, Paris war in jenem Jahrhundert ein grauenvoller Pfuhl des Verderbens und Unheils; die Sittenloſigkeit gräulich; die Regierung ſchwach verachtet und gehaßt; der Adel und die Oberprieſterſchaft, welche meiſtens aus ſeiner Klaſſe hervorging, durch Weichlichkeit Ausgelaſſenheit und Uebermuth ohne Ehre und Kraft. Alſo leider nur zu viel Stoff für die ſeit Jahrhunderten großgezogene Schlange des Haſſes.

Bei einem ſolchen Zuſtande, bei ſolchen Elementen der Erbitterung und der Verachtung, hätte die ſtärkſte Regierung vielleicht nicht ohne Gefahr eine gewaltſame Erſchütterung durchgehen müſſen. Ludwig der Sechszehnte mit ſeinem geerbten Prinzenſtaat und Hofadel war nicht ſtark. Damit die ſchreckliche Tragödie noch tragiſcher würde, war dieſer König unter ſeiner meiſtens verdorbenen und ſchlechten Umgebung ein gütiger ſittlicher und alles Gute und Gerechte liebender und wollender Monarch. Er iſt als ein Opfer uralter Verſchuldung und zu ſchlimmer und ſeinen Kräften zu überlegener Verhältniſſe gefallen.

Dies hatte ich zu ſagen, ſowohl damit ungerechte und nach der falſchen Seite hingerichtete Beſchuldigungen zurückgewieſen als auch damit unſere Zeit und ſelbſt damit die franzöſiſche Nation, für welche ich mich wahrlich nicht zum Kämpfer aufzuwerfen pflege, nicht zu ſchwer angeklagt würde. Denn diesmal würde in ihr die ganze Menſchheit angeklagt, wenn es möglich wäre, daß ſich aus einem leiblich heitern und menſchlichen Zuſtande, wie Viele uns die franzöſiſchen Jahre von 1770 und 1780 jetzt wieder zu ſchildern belieben, ein ſo ſcheußliches Ungewitter hätte entwickeln können. Freilich alle Umwälzungen laſſen die wilden und thieriſchen Kräfte und Leidenſchaften los, aber ſolche und ſo lange Gräuel, wie ſie am Ende eines Jahrhunderts, wie das achtzehnte war, Marat Danton Robespierre und ihre Genoſſen vor dem Angeſichte des erſchrockenen Europa üben durften, laſſen ſich daraus nicht erklären. Solche Scheuſale werden nicht in einigen Menſchenaltern erzeugt; am allerwenigſten entſpringen ſie aus ſogenannten metaphyſiſchen Ideen von Staat und Leben, welche durch Irrthümer wohl auf ſchlimme und gefährliche Abwege verleiten aber aus bloßer kalter Mordluſt ſo ſataniſch nicht würgen können.

Darum wenden wir uns von ſolchen wegen ihrer Uebertriebenheit leeren Beſchuldigungen von allen halbwahren und vornehmen Betrachtungen über Leben und Geſchichte wieder zu der älteſten hiſtoriſchen Lehre, welche ſchon in dem ehrwürdigen Heiden Herodot am liebſten bei den Fingerzeigen Gottes und bei dem Glauben verweilte, daß es ſchon auf Erden häufig eine Vergeltung gebe und daß das Böſe in ſeinen Folgen von Geſchlecht zu Geſchlecht immer Böſeres erzeuge. Wir wenden uns zu dem chriſtlichen Geſichtspunkt, welcher keine andere Lehre geſtattet. Am unwilligſten aber wenden wir uns von den Anklagen des ſeiner Natur nach milden offenen und heitern Proteſtantismus. Die böſen Ankläger ſollen ſich wahrlich dreimal und dreißigmal hüten ſo freche Reden vor dem deutſchen Volke auszuwerfen, deſſen herrlichſte Lichtgeburt grade der Proteſtantismus iſt. Luther nahm die Decke von dem Evangelium und brachte ſeinen Deutſchen die Lehre des Lichts und der Liebe; er zerriß den Hohenprieſtern die glänzenden Umhänge ihrer Bundeslade, hinter welchen ſie ihre Rauch- und Nebel-Wolken machen. Genug: Licht kann nur Thaten des Lichts zeugen und keine Thaten der Nacht. Aus heiterer Himmelsbläue blitzt und donnert es nicht ſondern aus düſterm Gewölk.

Die Frage
über
# die Niederlande und die Rheinlande.

Lieber den Wolf, der reißt,
Als den Fuchs, der gleißt.

(1831.)

Wir hatten das Füchslein vor ſechszehn Jahren in den Eiſen, und es war mit Schwanz und Klauen feſt; es gebärdete ſich aber ſo freundlich unſchuldig ſo liebenswürdig reuig, wie jener alte Bewohner von Schloß Malapart, der gelobte Pilgrimacien zu gehen, daß wir es herausließen und daß es kaum ein paar Schwanzhaare im Stiche ließ. Nun iſt es wieder da und macht ſich mit ſeinen alten Künſten wieder luſtig, und ſchwänzelt und füchſelt umher, wo und wen es überliſten könne. Darum habe ich an der Zeit zu ſeyn erachtet, auf ſeine Künſte und auf die Gefahren hinzuweiſen, welche uns daraus drohen können. Ueber Anderes hatte ich jetzt nicht zu reden; denn ſo ſteht es, daß alles, was deutſch heißt und deutſch ſeyn und bleiben will, in dieſem Augenblick kein anderes Gefühl, keinen anderen Gedanken haben ſoll, als dem gaukleriſchen und gefährlichen Wälſchen, wenn er Unheil will, auf das muthigſte und tapferſte zu begegnen. Ich bin mir bewußt, nur immer den Einen Aufruhr gepredigt zu haben, den ich leider jetzt wieder predigen muß, den Aufruhr gegen wälſche Liſt Habſucht und Uebermuth. Als eine ehrliche deutſche Stimme — denn weiter habe ich nie etwas ſeyn wollen — als eine Stimme auch, welche die Willkür der Tyrannei nicht minder verdammte als die Wildheit der Pöbelherrſchaft, bin ich von den Guten und Tapfern meines Volkes vernommen und gebilligt werden. Dieſe ehrliche Stimme hört auch jetzt, ihr guten Deutſchen, hört auch ihr ſie, die mit Recht oder Unrecht von den gewaltigen Erſchütterungen des Augenblicks bewegt ſind. Hört ſie, erkennet euch ſelbſt, wo ihr ſtehet und wo ihr ſtehen ſollt, vergeſſet jegliche Plage Klage Unbill und Zwietracht, fühlet denket wollet nur das Eine, was noth iſt, Deutſchland und Deutſchlands Ehre und Namen.

Gott laſſe uns nicht beſchämt werden von den Schlechteren und vor den Schlechteren! Gott beſchirme und bewahre das liebe Vaterland!

Bonn, im Hornung 1831.

Es iſt bei vielen Dingen und Begebenheiten eine traurige Freude zum Schluß ſagen zu können: *ich habe doch Recht gehabt.* Dieſe Freude könnte ich jetzt haben. Indeſſen ſie trägt ein ſchwarzes Trauerkleid, wie das Leid über den Irrthum, wäre er bei mir geweſen, ſich fröhlich in Roſenfarbe kleiden würde! Jedoch wer vorher richtig geklagt und geſagt hat, darf nachher ſprechen; und dieſes Recht zu ſprechen nebſt jener traurigen Freude giebt mir die Zeit.

Ich habe vorher geſagt und gewarnt, die Franzoſen würden trotz aller ſchönen Gelobungen und Gleisnereien bleiben, die ſie gegen Deutſchland immer geweſen; ich habe vorher geſagt, ja ich habe Himmel und Erde angeflehet, man müſſe Deutſchland gegen die habſüchtigen auflauriſchen und hinterliſtigen Nachbarn, die mit der Treue wie mit dem Winde Handel treiben, ſtark und wehrhaft machen, man müſſe die alten Gränzen Deutſchlands, die Naturgränzen, wiederherſtellen, man müſſe vor allen Dingen die gewaltigen feſten Pforten, woraus ſie mit unermeßlichem Vortheile immer auf uns herausſtürmen können, man müſſe*) Metz und Straßburg, die ſie mitten in der Sicherheit des Friedens als ſchlaue und unverſchämte Diebe uns entwandt haben, wieder zum deutſchen Reiche fügen: denn der alte Schelm werde ſeinen bunthaarigten Pelz nicht verwandeln; ich habe vorher geſagt, man müſſe den Beſchirmer und Schildhalter des deutſchen Vaterlandes an unſrer Weſtgränze, man müſſe Preußen auf das kräftigſte hinſtellen, damit das Ganze Halt und Haltung gewinnen könne. Ich habe geklagt, als es nicht geſchehen iſt; ich habe weiſſagen müſſen, was geſchehen würde; und ſiehe! es iſt geſchehen, und doch noch faſt langſamer geſchehen, als ich dachte. Darum, weil ich das gedacht geſagt und geweiſſagt habe, darf ich jetzt ſprechen. Ich betheure aber hiebei, daß ich mir auf dieſe Weiſſagung gar nichts einbilde: es war in den Jahren **1813 1814** und **1815** in allen deutſchen Herzen, es war das Gefühl und die Einſicht der Beſſeren und Verſtändigeren des ganzen deutſchen Volkes. Nur die damaligen Macher der Dinge, kurzſichtige Blinzler, welche aus der brennenden Sonne des Tages ſich flüchteten und ſich bald wieder einbildeten, ſie brenne nicht, ſchlaue Spitzköpfe und Planmacher, die alles konnten, nur kein Vaterland lieben, haben anderes Gefühl und andere Einſicht gehabt. Vielen von ihnen, wenn ſie noch leben, werden mit uns andern, die nur um ein heiliges geliebtes Vaterland Sorge und Furcht kennen, nun die Augen überlaufen, wohl mehr als uns. Denn es iſt keine Zeit der Thränen ſondern der Gedanken und Thaten.

---

*) Welche Geſichter würden die Gaukler machen, die bei uns manchem verhärteten Dummkopf immer noch Sand in die Augen ſtreuen, was würden ſie wohl ſagen, wenn wir jenſeits der Ardennen und des Jura an den Anfängen der Seine und Rhone ſo irgend ein franzöſiſches Metz und Straßburg inne hätten, von wo wir jede beliebige Stunde gegen Lyon und Paris den Sturmmarſch antreten könnten?

Was ſagte ich damals? Ich habe in vielen dünnen und dicken Büchern geſagt:

Deutſchland, der Bundesſtaat, der Staat vieler Könige und Herren, hat weder Vortheil noch Neigung Kriege zu führen und Eroberungen zu machen; er iſt ſeiner Natur nach friedlich. Auch iſt es eben deßwegen, damit er gleichſam ein ruhender Wall gegen Weſten und Oſten ſchwer und ſtark vorliege, der gemeinſame Vortheil Europa's, daß dieſes Deutſchland, das Herz des Welttheils, der Mittelpunkt deſſelben, ſein Blut in ſtilleren und langſameren Pulsſchlägen umtreibe, als die Außentheile deſſelben; daß es, zum Angriffe durch ſeine Verfaſſung und den ganzen inneren Bau ſeines Getriebes langſam, nicht immer durch jede Bewegung und Erſchütterung zur geſchwindeſten angeſtrengteſten Vertheidigung herausgefordert werde. Darum muß es in ſeine alten Gränzen wiederhergeſtellt werden, es muß als ein ſtarker dicker Leib da liegen, der von einem geſchwinden immer gerüſteten Kämpfer die erſten Stöße und Püffe aushalten könne, damit er gleichſam aus ſeinem Traume, aus ſeiner unbehülflichen Schwere erwache, um ſich zu rüſten und den leichten dann zurückzuwerfen. Ich ſagte alſo:

Bei dem völlig veränderten und durch einander gerollten und zu den früheren Verhältniſſen, wie ſie zum Theil am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts noch beſtanden, unwiederherſtellbaren Zuſtande, wo die Nachbarſtaaten England Frankreich Rußland inzwiſchen fünfmal ja zehenmal mächtiger geworden, als ſie vor hundert oder vor funfzig Jahren waren, ſey es Recht und Pflicht, ja ſey es Noth, damit die Wuth weltverwüſtender und verderblicher Erſchütterungen und Aufruhre aufhöre, daß Deutſchlands alte Lande, deren Zuſtand in den letzten zwanzig Jahren auch durch die Franzoſen zerſtört oder verändert worden, nun in einem neuen Leben wieder zu ihm gefügt würden.

Ich verſtand darunter unſre weiland herrlichſten und ſicherſten Bollwerke gegen die wälſche Ländergier, die Schweitz und die Niederlande, alte Landſchaften des heiligen germaniſchen Reichskörpers, durch Urſprung Art Sitte Sprache dem deutſchen Volke zugehörig.

Ich meinte aber nicht ein compelle eos intrare, wovor niemand einen größern Abſcheu hat, als ich; ſondern ich meinte, das ganze Deutſchland ſollte in einem verjüngten verwandelten Zuſtande ſo hergeſtellt werden, daß ſie wenigſtens, wenn ſie auch nicht ſogleich mit voller Liebe hineingingen, doch ſich billig nicht ſträuben könnten anzuerkennen, daß ſie vernünftigerweiſe ſolcher Einladung folgen müßten. Denn das mußte beiden allenfalls mit der Degenſpitze gewieſen werden dürfen, daß die Schweitzer hinfort nicht mehr als Söldner fremder Tyrannei zur Befehdung oder gar zur Unterjochung ihrer deutſchen Landsleute ſich verkaufen, noch daß die Holländer die deutſche Lebensader, den Rhein, zubinden und ſperren dürften.

Das fiel mir aber gar nicht ein — denn welcher Deutſche hätte ſich vorher nur die Möglichkeit denken können? — daß man nicht bloß dieſe Staaten, welche ſich ſeit langer Zeit bewährt hatten, daß ſie für ſich allein in den ganz veränderten Zeitverhältniſſen nicht beſtehen konnten, freilaſſen, ſondern noch einen ſchönen und weſentlichen Theil des alten Reichs mitten in dem Glücke der Siege gleichſam wegwerfen würde. Unter dieſem ſchönen und weſentlichen Theile verſtehe ich den burgundiſchen Kreis und die Lande des vormaligen Bisthums Lüttich und der Abteien Stablo und Malmedy.

Die vier Millionen Seelen, welche dieſe reiche Landſchaft bewohnen, wurden in einer Zeit, wo man verkündigte, Deutſchland ſey in ſeiner Ganzheit wiedergewonnen und ſolle in einer neuen, den gegenwärtigen Verhältniſſen angemeſſenen, feſten Ordnung der Dinge wiederhergeſtellt werden, wurden ſo ohne Umſtände aus dem Ganzen herausgeriſſen ja, faſt mögte man ſagen, weggeworfen, gleichſam nur zur Probe, um zu ſehen, wie es ſich machen, was die Zukunft etwa daraus bilden würde. Man machte einen Anhang der alten Provinzen der Vereinigten Niederlande daraus, welche unlängſt das Königreich Holland, dann eine franzöſiſche Landſchaft geheißen hatten, und übergab das Ganze unter dem Namen Königreich der Niederlande dem weiland Statthalter jener Vereinigten Niederlande, Prinzen Wilhelm von Oranien. Vergebens riefen und warnten ja weinten und fluchten wir Anderen, welchen weder Habſucht noch Schelmerei die Augen getrübt hatte, über das Ungeſchick und das Misgeſchick. Das Reich der Niederlande war und blieb gebildet. Unter dem Titel, es ſey dem übrigen Deutſchland halb fremdartig, den Gränzen deſſelben zu entlegen, es habe auch ganz andere Neigungen Strebungen und Vortheile, ward es hingeſtellt, zugleich mit der Ueberſchrift, zwiſchen Deutſchland und England an den Ausflüſſen des Rheins und der Maas und an den Küſten des Oceans, an der weſtlichen Seite Germaniens der Gränzhüter zu ſeyn. Man ſuchte zu gleicher Zeit aus der natürlichen Lage der Verhältniſſe darzuthun, dieſes junge Reich werde, als allein gegen Frankreich zu ohnmächtig, aus einem natürlichen Inſtinkt der Selbſterhaltung ſich immer feſt an Deutſchland und England halten, und Deutſchland, oder vielmehr Preußen, welches an dieſer Seite die deutſchen Lande beherrſchte, werde an dem Könige der Niederlande immer den treueſten und ſicherſten Eidgenoſſen haben und bedürfe alſo längs dieſer Rhein-

und Maas-Linie gar keine weitere Bürgſchaft noch Unterpfand der Sicherheit.

Was ſagten und bekannten wir Anderen, wir verſtändigen und hellſichtigen und für die Ehre und Sicherheit unſers Vaterlandes begeiſterten Menſchen?

Wir ſagten: Freilich ſind die burgundiſchen Lande uns in mehr als Einer Beziehung etwas fremdartig geworden, ſie haben ſich ſchon lange vor der Franzoſenzeit nicht mehr in Deutſchland und nur leiſe an Deutſchland gefühlt, aber ſie ſollen und müſſen wieder mehr deutſchartig werden, eben deswegen werden, weil in Deutſchland ſonſt nicht ſicher gewohnt werden kann, da ſie unſre ſüdweſtlichen Gränzen gegen Wälſchland ewig werden decken müſſen. Behalten wir ſie bei uns, ziehen wir ſie feſt an uns, ſo werden ſie wenigſtens in zwei Menſchenaltern durch den friſchen jungen Sinn und Geiſt unſers Lebens, der in uns erwacht iſt und weiter in uns pulſiren wird, den germaniſchen Keim und die germaniſche Sprache, die in ihnen leben, wieder muthig und fröhlich aufleben fühlen: ſie werden ſich mit uns fühlen ſich in uns fühlen und empfinden, und endlich in Freuden in und mit uns fühlen und ſeyn.

Denn was iſt das eigentlich Fremde in dieſem Lande, das, was undeutſch heißen kann? Unter den vier Millionen Seelen dieſes ſüdlichen Theils des niederländiſchen Königreichs ſind es etwa 700,000 Menſchen romaniſch-galliſch-germaniſcher Abkunft: die Wallonen. Die Flandrer Brabanter ein großer Theil der Luxemburger der Limburger und der Lütticher ſprechen das Flämiſche oder Flamländiſche, eine der vielen Mundarten des germaniſchen Sprachſtammes, oder auch das gewöhnliche Deutſche. Deutſche Regierung deutſche Univerſitäten, die ſie beſucht hätten, deutſche Studien und Literatur würden ſie bald zurückgeführt haben zu einer Gemeinſchaft, ja zu einer Liebe, der ſie nimmer hätten entfremdet werden ſollen.

Und das iſt nicht bloß die Meinung des Deutſchen, der für die Ehre und Sicherheit ſeines Vaterlandes heiß fühlt und heiß ſpricht und ficht, es iſt nicht bloß die Anſicht und Einſicht des politiſchen und patriotiſchen Deutſchen ſondern auch die des Naturkunders und Sprach- und Geſchicht-Forſchers. Flandrer Brabanter Limburger und die Deutſchen im Luxemburgiſchen und Lüttichiſchen, wer wird ſich unterfangen, ſie Baſtarde und Halblinge wälſchen Urſprungs oder wälſcher Miſchung zu nennen? Ich frage jeden, der unter ihnen lebte und verkehrte, ſind ſie — wahrſcheinlich die Urenkel der gemiſchten Sachſen und Franken — ſind ſie nicht ſchwerer ernſter grübliſcher ungewandter unbehülflicher als irgend andre Deutſche? ich mögte fragen, ſind ſie nicht faſt deutſcher als Deutſche?

Ich ſpreche aber hier von dem Volke als von einer Geſammtheit, nicht von Brüſſel und einzelnen großen Gränzſtädten auch in Flandern, ohne der Wallonen zu gedenken. In jenen Städten ſind die vornehmeren und gebildeteren Klaſſen nicht allein in den letzten dreißig Jahren verwälſcht und franzöſirt und zu franzöſiſcher Sitte und Sprache hingezogen. Sie waren es leider ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſchon zu ſehr.

Hier in den Niederlanden, ich muß gar noch hinzuſetzen, in allen niederländiſchen deutſchen Gränzen (im Gegenſatze von Franken und Schwaben, die hier das Oberland heißen) von Frankfurt und Mainz abwärts, war ſeit dem Ausgange des ſechszehnten Jahrhunderts eigentlich kaum ein geiſtiges Leben, wie es hier ſeit jenen Tagen für Deutſchland kaum noch ein politiſches Leben gab, bis mit den Jahren 1750 und 1760 das Deutſche wieder zu erwachen begann. Die Niederlande waren ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert ſpaniſch geweſen und ſeit dem achtzehnten Jahrhundert öſterreichiſch deutſch geworden; ſie waren durch ihre politiſchen und manche andere Verhältniſſe mit dem deutſchen Leben, ſo fern es ein inneres geiſtiges Leben bedeuten ſoll, faſt in geringer Verbindung geweſen. Was Wunder, daß der franzöſiſche Glanz und Schein des ſogenannten siècle de Louis XIV, welche das ganze Europa von Moskau bis Palermo und von Madrid bis Stockholm bezauberten und beherrſchten, vorzüglich auf dieſes Nachbarland hinüberleuchteten? Indeſſen das erſte Menſchenalter der öſterrreichiſchen Herrſchaft wehrte ſich dieſes zähe und für ſich eigenthümliche Geſchlecht, welches ſeinem Gemüthe nach für Tand und Schein wenig zugänglich iſt, zumal da es damals noch gegen das feine franzöſiſche Gift das tapfre ſpaniſche Gegengift hatte: denn die ſpaniſche großartige und tiefe Ernſthaftigkeit hatte ſich mit brabantiſchem Phlegma und walloniſcher Sinnenkräftigkeit in zwei Jahrhunderten ſehr zuſammengegoſſen und hielt gegen franzöſiſche Leichtigkeit und Leichtfertigkeit lange aus. Erſt mit der öſterreichiſchen Hofhaltung unter der Statthalterſchaft der trefflichen Erzherzogin Chriſtine trat franzöſiſcher Ton und franzöſiſche Sprache und Sitte in Brüſſel und unter den Magnaten Belgiens als herrſchend auf und ging vom Hofe aus, wie es zu geſchehen pflegt, auf alle gebildeten Klaſſen über; und ſo wirkte eine Regierung, die für Frankreich hier gewiß keine Vorarbeiten zu machen geſinnt war, in dieſer und in andern Städten für die Wälſchen, ohne daß man ſagen kann, daß ſie Wälſches fördern gewollt hätten. Indeſſen die Sprache iſt und bleibt immer das mächtigſte Organ der Herrſchaft und das leiſeſte und ſicherſte Eroberungsmittel. Späterhin ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts haben alle dieſe Lande die franzöſiſche Herrſchaft ertragen, ohne daß ſie, was man ſagen könnte, beſonders franzöſiſch geſinnt geweſen wären. Durch einen Gegenſatz gegen die nördlichen (ſonſt die Vereinigten) Niederlande, der ſich in den letzten vier Jahren erſt recht ſcharf herausgeſtellt hat, ſind einige Theile es allerdings [illegible] ~~eher~~ geworden.

Was die Entlegenheit der niederländiſchen Gränzen von Deutſchland betrifft, weswegen man das Land gleichſam aus Deutſchland herauswerfen mußte, ſo iſt dieſer Grund grade ſo albern, als wenn der Franzoſe ſagte: ich muß durchaus aus den Landen von Navarra, Languedoc und Guienne ein beſonderes Reich bilden, denn die Garonne fließt mir zur Vertheidigung ſehr fern, näher den Pyrenäen und Spaniens Gränzen, oder als wenn der Ruſſe nicht an den Ausflüſſen ſeiner Neva und ſeiner Wolga herrſchen wollte; es iſt — damit ich die ganze volle Wahrheit in einem Gleichniſſe ausſpreche, als wenn ein Alberner ſagte: der Kopf iſt meinen langen Beinen und Armen zu entlegen, haut mir ihn darum immerhin ab, und laßt mir nur dieſe. Denn die Ausflüſſe der Maas und des Rheins bedingen die Herrſchaft über das ganze ſüdweſtliche Deutſchland, ſie ſind ſein Haupt, ohne welches ſeine Arme und Beine todt, ja gleichſam zerriſſen und umhergeſtreut da liegen, ohne welches es gar nicht leben, geſchweige herrſchen kann bei ihm ſelber.

Doppelt albern dieſer Grund der zu großen Entlegenheit der niederländiſchen Stromlande, obgleich in jenen Jahren **1814** und **1815** von diplomatiſchen Schlauköpfen öffentlich ausgeſprochen und laut geltend gemacht und von einfältigen Nachbetern nachgeſprochen, weil man im Frieden wohl leben oder ſtehen und lagern konnte, wohin man bei der erſten Kriegstrompete aus allen Gränzen Deutſchlands nah und fern in hellen Haufen und mit ausgeſtreckten Beinen laufen muß. Ich ſage: *laufen muß*; weil die Geſchichte von tauſend Jahren von Ludwig dem Deutſchen und dem tapfern Erzbiſchof Bruno von Köln bis auf Ludwig den Vierzehnten und Napoleon Bonaparte bewieſen hat, daß die Deutſchen bei dem erſten Kriegsgetümmel, das ſich von Wälſchland erhob, immer dahin gelaufen ſind, weil ſie dahin laufen mußten. Und dieſes an Hülfsmitteln und Vertheidigungsmitteln reichſte Land und ſeine großen Städte und feſten Plätze ſollten die Deutſchen im Frieden nicht mit **50,000** Mann beſetzt halten können, da ſie, ſobald nur die Wälſchen ſich rühren, im Kriege ſich dort mit **200,000** Mann aufſtellen müſſen?

Endlich drittens ſollte dieſes Land ganz andere Strebungen und Vortheile haben als Deutſchland, und alſo auch ganz andere Neigungen und Wünſche. Auch das war nicht wahr. Zuerſt der ganze öſtliche Theil, nämlich das Luxemburger Limburger Lütticher und Walloniſche Land nebſt den Abteilanden, und auch größtentheils Brabant, hatten all ihr Streben und Leben und ihre Vortheile und Neigungen ſonſt gegen Oſten gewendet. Was ſie an Erzeugniſſen abzulaſſen hatten, was ſie in Manufakturen und Fabriken wirkten und ſchufen, hatte weiland meiſtens gegen Oſten ſeinen Weg und Ausweg nach Deutſchland Ungern Polen Rußland, ſelbſt nach Konſtantinopel und in die Türkei durch die Gränzen des alten lieben deutſchen Reichs hin, dem ſie gern angehörten, wie wenig ſie ſeine Laſt und ach leider! ſeinen Zug auch fühlten. Dieß war ſo ſehr das Gefühl, ſelbſt in den Jahren **1814** und **1815** noch, daß die Menſchen in Lüttich und ringsum auf die Nachricht, ſie ſollten nicht mit den übrigen Rheinlanden (wie ſie und jedermänniglich gehofft hatten) dem Preußiſchen Staate zugewandt werden, vor Beſtürzung außer ſich waren. Dieß ſpreche ich aus der Erfahrung eigener Augen und Ohren. Nur von Flandern, als welches mehr längs den Küſten und zu den Strommündungen hinſtreicht, konnte es allenfalls gelten, daß ſeine Bewohner nicht mit Frankreich, das ihnen wenig zu bieten hatte, wohl aber mit den Vereinigten nördlichen Niederlanden mehr gleiche Neigungen und Vortheile hatten. Aber auch für dieſes Flandern lautete und ſtand alles ſogleich anders, als es hieß, der Rhein und die Nebenflüſſe ſind für das ganze hinterliegende Deutſchland für gleiche Vortheile geöffnet, wie es in Wien als öffentliches Recht ausgeſprochen und beſtimmt ward, aber bis heute noch nicht ausgeführt iſt; noch mehr lautete es anders und anders richteten ſich die Sinne und Gedanken und auch die Liebe, wenn es hieß, wie es hätte heißen ſollen: dieſe Lande, wer immer in ihnen herrſche, ſollen ganz in Deutſchland bleiben und ihnen wieder zugehören, ſie ſollen Theile ſeiner Eidgenoſſenſchaft ſeyn.

Ueber die Treue und über die ſichere Schirmgenoſſenſchaft des neuen Reiches für Deutſchland und über ſeine tapfere und treue Gränzhut, die jene kurzſichtigen und undeutſchen Macher und Länderzuſchneider und Länderzerſchneider ſo ganz unzweifelhaft und natürlich fanden, werde ich leider gleich ein Wörtlein ſagen müſſen.

Ich ſcheine, indem ich dieſe ſtarken Gründe gegen die Ordnung, die man leider in Wien gemacht und beliebt hat, in ihrer ganzen hellen Nacktheit und klarſten Wahrheit hinſtelle, herbe Gefühle und Gedanken guter und verſtändiger Menſchen im deutſchen Vaterlande abſichtlich erneuen zu wollen. Was ich? die Zeit, die manche alte Wunden, die kaum verharſcht waren, wieder aufreißt, erneuet ſie genug. Ich fühle in dieſem Augenblick nur Eines, das Gedränge, worin wir alle ſind oder bald kommen können, die Gefahr, die uns alle bedroht, wenn wir nicht wagen ganz klar in ſie hineinzuſchauen und, wann wir ſie begriffen haben, ganz geſchwind und tapfer zu handeln; jene Gefühle und Gedanken werden durch ganz andre Dinge erneuet als durch gedruckte Buchſtaben. Die hohe Freude habe ich wenigſtens, daß der Staat, der in des Vaterlandes Gränzen mein Stolz und meine Zuverſicht noch iſt, daß Preußen an dieſer leichtſinnigen ja unſinnigen Verſchleuderung der Länder und Pfänder des Volkes und Reichs deutſcher Nation nicht ſchuldig iſt, daß es damals, als es galt, daß ſie wieder ganz deutſche würden, im großen Sinn nicht nur litt und ſtritt ſondern auch aufforderte und ermahnte. An Preußen hat es nicht gelegen, daß den Franzoſen damals für lange Zeit nicht Zaum und Gebiß angelegt iſt, daß Metz und Straßburg mit Elſaß und Lothringen jetzt nicht deutſche Lande ſind und daß das unglückliche Belgien, mit welchem Gaukler und Buben ein unerhörtes politiſches Ballſpiel ſpielen dürfen, jetzt nicht ruhig und ſicher iſt.

Hier muß ich ja wieder erinnern an den Neid und Streit der Vergangenheit. Möge die Gegenwart ſich bloß die Lehre der Warnung und das Beiſpiel daraus nehmen, und alle Bitterkeit in den Abgrund der Hölle verſenken! Nicht bloß Großbritannien (ich ſollte ſagen, die Caſtlereaghs Stuarts und dergleichen Etcetera) war neidiſch, ſondern es machte ſich aus Kleinen und Großen ein häßlicher Neid auf, als wäre es ein entſetzlicher Jammer, daß im Vaterlande irgend eine Macht mit ſelbſtſtändig erhaltender und gebietender Würde da ſtände, deutſche Macher und Zetteler liefen zuſammen und waren gegen Preußen die thätigſten und geſchäftigſten, und drängten es nicht allein von der

Maas weg, ſondern wollten das liebe Niederland mit ſeinem jungen Königthum ſogar bis über die Moſel hinaustreiben, ſo daß Köln Aachen Trier Koblenz und auch meine Wenigkeit mit dieſem Garten, wo ich dieß eben ſchreibend ſitze (aber ich würde dann gewiß anderswo ſitzen), das neue Reich außerhalb Deutſchland noch hätten mehren ſollen.

Doch nicht mehr hievon! Es iſt aus keinem Haſſe geſprochen. Genug, Preußen ward durch die neidiſchen und dummen Macker und Zettler, die keine Herzen für ihr Vaterland hatten und weder an Frankreich noch an Deutſchland dachten, noch an Verhältniſſe und Zuſtände der Völker, die ewiger ſind als papierne Verſiegelungen, die man freilich immer im Namen der Ewigkeit ſchließt, ganz von der Maas weggedrängt, unter dem ſüßlich ſchalkiſchen Titel und Vorwande, es bedürfe gegen das Niederland keiner Wehr; das werde mit ihm immer die gleiche Geſinnung wie den gleichen Vortheil haben; Preußen ward an ſeinen Gränzen und an der Thätigkeit und Gewerbſamkeit ſeiner Lande und Unterthanen vielfältiglich verkürzt und gekränkt, es ward von denſelben Holländern, die es mit ſeinem Blute und ſeinen Schätzen der Tyrannei der Wälſchen entriſſen hatte, auf dem Rhein und ſeinen Nebenflüſſen unnachbarlich gehemmt und geſperrt.

Mit dieſen Klagen und Beſchuldigungen ſcheine ich von der Seite her auch den König der Niederlande anzuklagen. Mit nichten. Er war, wozu er gemacht worden war; er mußte ſeyn, wie die Bewohner des Reiches, das er beherrſchte, es wünſchten; er mußte ihren Willen thun, er mußte thun, was ihnen vortheilhaft däuchte. Giebt es einen Verehrer des großen Hauſes Oranien und ſeiner unſterblichen Verdienſte um Deutſchland und um das ganze Europa, ſo bin ich gewiß einer, ſo wie ich einer derjenigen bin, die ſich gefreut haben, als es zum Glanze mächtigerer Hoheit und Herrſchaft gelangte. Aber ich durfte wünſchen, daß dieſe Hoheit und Herrſchaft nicht auf Koſten der Sicherheit und des Glückes meines Vaterlandes erlangt würde; ich durfte fordern, daß die Lande, die immer zu Deutſchland gehört hatten, einen zwölfjährigen Beſitz der Franzoſen unter Napoleon ausgenommen, daß die Lande des ehemaligen burgundiſchen Kreiſes und die Stiftiſchen Lande*) um die Maas unter dem Titel der ewigen und unverbrüchlichen Eidgenoſſenſchaft mit gründlich feſt und klar beſtimmten Bedingungen des Zuſammenhanges und Zuſammenhaltes im Frieden und Kriege als unveräußerliche Theile des deutſchen Körpers hingeſtellt würden; daß, was man allerdings bei der Schöpfung des jungen Reiches in petto hatte, auch klar ausgeſprochen und faktiſch und praktiſch feſtgeſtellt würde: daß dieſer Staat gebildet war, ein Staat unter den vielen deutſchen Staaten zur Gränzwehr und Gränzwache gegen wälſche Habſucht. Statt aber das Ganze als einen Theil des deutſchen Bundesſtaates zu binden und feſtzuhalten, ſtatt in von Deutſchen beſetzten und bewachten Gränzfeſtungen gegen franzöſiſche Zettelei und Aufhetzerei ein ſicheres Unterpfand zu nehmen, ließ man alles in die liebe Weite des Zufalls und zufälliger Ereigniſſe und Entwickelungen hinausfahren, erwartend, wie er zum Wohl und Wehe unſers Landes die neue Kreatur geſtalten würde. Nur ein unbedeutendes Stück des Ganzen, das Herzogthum Luxemburg, ward zum Zubehör des deutſchen Bundes gemacht.

Ja wäre, nachdem ſo Großes und Bedeutendes aus dem deutſchen Verbande herausgeriſſen war, nur noch ſo getheilt worden, daß die Lande dieſſeits der Maas, die Lütticher Stiftslande und die Hälfte der Maasfeſtungen nebſt den Rheinlanden Preußen wären zugeſprochen worden, wir hätten den ganzen Aufruhr der Niederlande nicht erlebt oder er wäre höchſtens in ein paar Städten aufgeplatzt, um ſchnell und dünn zu verflattern, wie eine Mine, deren Decke zu leicht iſt.

---

*) Ich weiß recht wohl, daß ein kleinſtes Stückchen derſelben an Preußen gefallen iſt.

Man hatte bei der Stiftung des jungen Königreichs, welches von England, das hier gleichſam ein peculium für ſich haben wollte, und von deutſcher Kurzſichtigkeit und Misgunſt ſo gegründet worden, weder an Deutſchland gedacht noch überhaupt daran gedacht, ob die Elemente, woraus der neue Leib zuſammengeknetet werden ſollte, in ihnen ſelbſt Anziehungs- und Bindungs-Kraft genug hätten, um in Stürmen zuſammenzuhalten. Die Theile des Königreichs, obgleich einander ſo nahe, waren doch durch die Trennung und ganz verſchiedene Entwickelung von mehr als zwei Jahrhunderten einander ſehr ungleich und faſt unverträglich geworden; der größte Gegenſatz aber lag in der verſchiedenartigen Bildung überhaupt, am meiſten aber in den Sitten und Religionen. Der Holländer klar hell bedächtig, der eifrigſte und nüchternſte aller Proteſtanten; der ſüdliche Niederländer dumpf düſter leidenſchaftlich und einem großen Beſtandtheile nach der fanatiſcheſte und ſinnlichſte aller Katholiken, anderer mannigfaltiger Gegenſtrebungen von geringerem Gewichte gar nicht einmal zu gedenken. Dieſes Land war einem weiſen guten thätigen und gerechten Fürſten übergeben, der unter den Jetztlebenden an Würdigkeit wenige ſeines Gleichen hat. Auch er hat hin und wieder gefehlt und misgegriffen, wie es das Loos aller Sterblichen iſt, beſonders in ſo geſchwinden und mislichen Zeiten, als die unſrigen ſind; aber das Land war unter ſeinem milden

Scepter frei durch Geſetze geſchirmt und blühend und glücklich. Doch fühlte man ſich hie und da mißbehaglich und unzufrieden: Jakobiner ſchauten nach dem Süden nach Frankreich hin; Pfaffengenoſſen nach den alten Fleiſchtöpfen Aegyptens, die ſie weiland allein ausgegeſſen hatten; die mächtigen Häuſer alter Namen und ſchweren Reichthums fanden das Königthum der Oranier nicht majeſtätiſch genug, die Ritter des goldenen Vließes hatten noch nicht vergeſſen, daß Wilhelm der Schweigſame nur Ihresgleichen geweſen: ſie, die vor dem ganz neuen Manne, vor Napoleon, im Staube gekrochen waren und von ihren Herzoginnen und Gräfinnen Joſephinens Schleppe hatten tragen laſſen, machten gegen Wilhelm die Frondeurs und ſpielten mit den Plattlingen unter Einer Decke; vierte endlich, die bei dem deutſchen Reiche vormals größere Weite genoſſen hatten, träumten unbewußt, auch ohne arge Liſten, von einem andern Zuſtande, der eintreten müſſe. Dabei vergeſſe man nicht, daß ein Theil dieſer Lande von jeher ſchwer regierlich heftig ſtörriſch und eines unbändigen und meuteriſchen Karakters geweſen iſt. Nun kam die jüngſte franzöſiſche Umwälzung des verfloſſenen Sommers, und ich brauche niemand zu erzählen, was alle wiſſen, welche den Geſchichten des verfloſſenen Halbjahrs mit Aufmerkſamkeit gefolgt ſind. Einige belgiſche Jakobiner und ihre franzöſiſchen Freunde haben das Spiel begonnen; ohne die 8000 oder 10,000 aus Paris herübergelaufenen Sansculottes hätte es keine belgiſche Umwälzung gegeben, ohne das franzöſiſche Mitſpiel, welches unter den verſchiedenſten Farben und Larven das wälſche Volk immer als daſſelbe zeigt, ſchlüpfrig lüſtern doppelzüngig, von einem Wechſel in den andern hinein am liebſten und leichteſten aber aus jeder. gegebenen Treue herausſpringend, wären wohl aus der natürlichen Lage der Dinge manche Momente ſchon eingetreten, welche die Oranier wieder auf die Spitze der Dinge gebracht hätten.

Wir ſahen bei dieſem lächerlich und fratzenhaft fürchterlichen Spektakel, das man mit Recht ein wahres Gaukelſpiel der Hölle nennen könnte, die ſeltſamſten und abentheuerlichſten Scenen tagtäglich vor uns geöffnet, den Londoner Kongreß die Brüſſeler Tagſatzung und im bekannten franzöſiſchen Stile die Pariſer Zwiſchenträgerei und Zwiſchenſpielerei; dabei Worte und Redensarten ſchlimmſter Art und nach dem Gebrauche, den man von ihnen macht, gräulichſter Bedeutung: Volksſouveränetät Intervention und Nichtintervention und allerlei anderes ähnliches Teufelszeug tagtäglich angerufen und ausgerufen, Herrlichkeiten, die in abstracto nirgends ſind und nichts ſind als leerer Dunſt, wozu ſie auch gebraucht werden, und die in concreto nimmer ſeyn werden noch ſeyn können, als damit Narren oder Verbrecher unter ihrer Firma ein kurzes blutiges Poſſenſpiel treiben. Und wir ſind genöthigt dieſer verruchten Farçe dieſem abſcheulichen Poſſenſpiele zuzuſehen und ſeines Schluſſes mit banger Erwartung zu harren. Denn in dieſem Schluſſe liegt der Friede oder Krieg vielleicht für die Hälfte unſers Welttheils mit der ganzen inhaltreichen Schwere von Verhängniſſen und Veränderungen, die der Weiſeſte nicht vorherſehen kann.

Aber was meinen wir, wenn wir nichts vorherſehen und vorherſagen können?

Wir meinen und hoffen bis jetzt immer noch, daß 1) die tollen und böſen Narren und Narrengenoſſen, die dieſen Aufruhr muthwillig anzetteln halfen und ihn täglich frevelhafter fortſetzten, werden zur Ordnung zurückgezwungen werden müſſen; daß die fünf hohen Mächte, die in London darüber zu Rathe ſitzen, doch endlich dahin werden interveniren müſſen; und 2) daß, wenn auch die nördlichen und ſüdlichen Niederlande als zwei beſondere Staaten für immer getrennt werden ſollten, doch ein Fürſt aus dem Hauſe Oranien, aller ſouveränſten Volksſouveränetät zum Trotz, auch in dem abgetrennten ſüdlichen Theile wieder der Herr werden müſſe: denn Ludwig Philipp von Frankreich iſt nur unter dem Titel anerkannt, daß er ein Bourbon war, und zwar das Haupt der nächſten Linie nach der älteren entthronten, und man muß den heilloſen Brauch bei den Völkern nicht einreißen laſſen, Könige und Fürſten gleich alten vertragenen Kleidern mit frevler Willkür abzuthun, bloß weil ſie ihnen nicht gefallen: denn ſolches den Völkern ſelbſt in der Regel verderblichſte Unheil iſt nur als letzte Nothwehr zu dulden, wenn ein Kaligula oder Michel und wer ſonſt alles Heilige und Menſchliche unter die Füße tritt, und ſich durch Tollheit und Wütherei aus dem Menſchen- und Chriſtenrechte herausgeſetzt hat; daß 3) auf jeden Fall die Verhältniſſe des Herzogthums Luxemburg, als eines Theils des deutſchen Bundesſtaates, ſo wie die Beſtimmungen der Gränzhut der Feſtungen gegen Frankreich, vor dem Angeſichte aller Völker Europens und unſers Vaterlandes ſo klar und feſt müſſen geordnet und geſichert werden, als ſie in Wien von den Guten gemeint aber leider aus lauter zarter Schonung gegen Frankreich und England und die leiſen und verkappten Mitſpieler unter ihrer Decke weder ausgeſprochen noch feſtgeſtellt wurden.

Iſt hievon nichts zu erlangen, gelüſtet's die Franzoſen durchaus unter dem Titel Nonintervention immer dazwiſchen zu ſpielen und die Narren in Brüſſel in ihren wildeſten Einfällen und verwegenſten Vorſchlägen zu ſtärken; wollen ſie den Knaul, der ſchon zu verworren iſt, noch mehr verwickeln und endlich jede verſtändige und friedliche Löſung unmöglich machen; wollen ſie unter ſolchem trügeriſchen Mitſpiele. während ſie ſich gebärden, als ſtehen ſie nur draußen unter den Zuſchauern, das Land ſelbſt oder doch ſeine Obhut erſchleichen, ſo ſtoße man, damit der gleißende Fuchs ſich endlich ordentlich offen, wie er leibt und lebt, auf die Hinterfüße ſtellen müſſe, ſogleich munter in die Trompete und laſſe Recht Ehre und Wahrheit gegen Lug Trug und Gaukelſpielerei den großen Kampf wagen. Wollen die Liſtigen in ſo großer und gefährlicher Zeit immer wieder mit lügneriſchen und heuchleriſchen Scheinen ſpielen und ſelbſt die heiligen Namen Recht Geſetz und Freiheit nur zur verhüllenden Tarnkappe des Böſen und Ungerechten gebrauchen; wollen ſie heilloſes Verderben und wildeſten Aufruhr, ſo werden ſie bei ſich fühlen: Gott wird abermal Gericht halten über die Unverbeſſerlichen, und dieſer Kampf, den ſie durch die frevelhafteſten Künſte herausgefordert haben, wird ſo über ſie kommen, wie die entſetzlichſten Schrecken der Schuld; denn mit Schrecken für ſie wird er entſchieden werden.

Es iſt in dieſer Darſtellung über unſere Gränze und über die Sicherheit derſelben an mehreren Stellen geſprochen, auch iſt das Wort Naturgränze wieder vorgekommen: Fragen, welche die Franzoſen, die von der Rheinluſt und von dem, was jenſeits lockt, wieder angelüſtelt werden, mit ihren gewöhnlichen Künſten der Verdrehung oder völligen Umkehrung, indem ſie das Bild auf den Kopf ſtellen und mit allerlei ſophiſtiſchen Gaukeleien zwiſchenſpielen, wieder von friſchem erregen. Ich habe mich vor achtzehn Jahren, im Herbſte des Jahres 1813, darüber klar ausgeſprochen, und ich glaube ſo ausgeſprochen, daß ich über die weſentliche Wahrheit unſerer natürlichen Gränze den Wälſchen gegenüber wohl wenige Verſtändige in Zweifel gelaſſen habe. Indeſſen die Zeit, worin wir eben leben, iſt eine ſolche, daß es nicht überflüſſig ſcheinen kann die alten Saiten wieder anzuſchlagen, damit, wenn jene Liſtigen das Ungerechte oder Tolle wollen, wir nicht bloß das ganze Recht. ſondern auch die volle Pflicht erkennen, das Unſerige auf das treueſte und tapferſte zu vertheidigen. Ich nehme aus dem Büchlein, worauf ich hier anſpiele, die erſten Hauptſätze, und beleuchte und erweitere ſie nach der Veranlaſſung, welche die Verhältniſſe des Tages uns eben geben. So lauten ſie von S. 3 bis 14 jenes Büchleins*)

„Der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze bewies Sully im Jahr 1600 und 1610; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münſter an den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwigs des Vierzehnten und ſangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze rieſen die wilden Schreier an der Seine vom Jahr 1792 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen verſucht hatte, gelang damals durch unſer Unglück und unſere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Luneville behielt Frankreich alles deutſche Land jenſeits**) des Rheins mit allen Feſtungen und Wehren; was aber von feſten Städten dieſſeits des Rheins lag, ward niedergeriſſen und geſchleift, damit Germanien, weiland das Schrecken der Jenſeitswohnenden, unbeſchirmt vor ihnen läge. So ändern ſich die Zeiten. Den Franzoſen, welche unſere Ehre Freiheit und Glück immer belauert haben, könnten wir dieſen Beweis mit dem Degen und der Feder vergeben, aber daß viele Deutſche die franzöſiſche Naturgränze auch ganz natürlich fanden und ſie mit den Franzoſen und für die Franzoſen zu beweiſen ſuchten, war eben ſo ſchlecht als dumm. Man hätte denken ſollen, zehen Jahre ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück hätten die dunkeln Köpfe ein wenig aufgehellt und die verſchobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzoſen ihren Beweis lange ſelbſt umgeſtoßen haben; aber mit nichten. Es ſind immer noch viele, die ſich gebärden ja die ſich in Herleitungen und Beweiſen erſchöpfen, als ſey der Rhein als Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland etwas Unſtreitiges und Abgemachtes. So ſehr wirkt ein unaufhörlich wiederholter Wortklang, und ſo wenig ſind die meiſten Deutſchen, die ſich ſo gern als die Gründlichen denken und ſprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, beſonders das Nachbeten franzöſiſcher Gaukeleien und Sophiſtereien, iſt leider dieſſeits des Rheins in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen ſoll, mehr als recht Mode geworden. Bei dieſer Bewandtniß der Dinge, beſonders bei dieſer traurigen Bewandtniß der deutſchen Köpfe und Herzen däucht es mir nichts Ueberflüſſiges, unſern alten herrlichen und heiligen Rheinſtrom, was er war iſt und ſeyn wird, dem braven deutſchen Volke, welches zu viele politiſche Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen, und den ganzen Streit in ſeinen wahren Verhältniſſen und richtigen Beziehungen einmal hinzuſtellen, ſo daß jeder treue und unbeſangene deutſche Mann ſelbſt urtheilen könne, was die Frage und der Kampf um den Rheinſtrom bedeuten.“

---

*) Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. 1813.

**) Ich ſchrieb in Leipzig nach der großen Schlacht.

„Was Heinrich der Vierte mit ſeinem Sully im Kopf hatte und unter dem gleißenden Schein einer allgemeinen europäiſchen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig der Vierzehnte vierzig Jahre kriegte und wovon er ſo wenig erreichte, das iſt in unſern Tagen den Franzoſen in fünf Jahren gelungen, nicht weil ſie uns zu tapfer waren, ſondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein ſey das äußerſte Ziel ihrer Herrſchaft, nimmer verlangen ſie mehr Land. Eben das ſprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben ſie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die dieſſeits des Rheins liegende Feſtung Weſel mit ihrem Weichbilde, weil ſie eine nothwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs ſey, in Beſitz genommen und für franzöſiſches Gebiet erklärt. Wenige Jahre ſpäter geſchah daſſelbe der ganzen Nordweſtküſte Deutſchlands von Emden bis an den Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Oſtſee waren eine nothwendige Gränze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entſchuldigte ſich, als ob die Gewalt ihrem Ausüber weh thäte, mit einer Nothwendigkeit, die auch über die mäßigſten und gerechteſten Herrſcher oft gebiete und ſie nöthige um ſich zu greifen, wo ſie nicht wollen. O der ſchleichenden Deſpotenkünſte! aber o der dreimal ſchändlicher ſchleichenden Sklavenkünſte! denn auch dieſe Nothwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon geweſen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter deutſchen Schriftſtellern Ausleger und Beſchöniger. Daß die Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Holland vernichtet; Holland hieß eine Anſpülung (warum nicht Anſpielung?) der franzöſiſchen Ströme, und ward in eine franzöſiſche Landſchaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgränzen Frankreichs ſich bei den Franzoſen und bei Napoleon jedes Jahr ſo ſehr erweiterten, ſo konnte man vorausſehen, daß die Elbe die Oder die Weichſel, ja, wenn die franzöſiſchen Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dneper bald Frankreichs Naturgränze heißen würden. Deutſche Schreibſeligkeit und Vaterlandsvergeſſenheit halfen den Franzoſen immer mit redlicher Gefliſſenheit den Beweis führen und bethörten die Menge, welche bloß hört und lieſt. Doch nichts mehr von dieſer traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: Was ſind die Naturgränzen eines Volks?"

„Ich ſage: die einzige gültigſte Naturgränze macht die Sprache. Die Verſchiedenheit der Sprachen hat Gott geſetzt, damit nicht ein großer fauler und nichtswürdiger Sklavenhauſe auf Erden wäre. Die verſchiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, ſie machen die großen innerlichen Verſchiedenheiten der Völker, damit der Reitz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entſtehe, wodurch die Geiſter in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Uebung der Geiſter iſt das menſchliche Geſchlecht hier erſchaffen. Nach den Sprachen haben ſich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Beſtandtheile abgeſetzt und geſchieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis ſeit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat Gottes Naturgang zu ſtören und alles Fremdeſte und Ungleichſte zuſammenzuſchütten und zu miſchen."

„Sehen wir auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, wie glücklich ſtand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians des Erſten und Luthers unſere Gränze! Deutſchland hieß nur das Land der deutſchen Zunge, aber das war auch ganz deutſch. In Italien und Frankreich und auch in den öſtlichen Gränzländern beherrſchte Deutſchland unmittelbar damals nichts mehr; deutſche Fürſten beſaßen keine italiäniſche und franzöſiſche Landſchaften; die ſogenannte Reichsherrſchaft über einzelne Lande dort war mehr Name als That. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgränze: ſo weit deutſch und flamländiſch geſprochen ward, hieß dort Deutſchland; die einzige Grafſchaft Kleinburgund (Franche Comté) und einen Theil von Artois und Flandern hätte man undeutſch nennen können. Im Norden ſchnitten die ſkandinaviſchen Halbbrüder ſich in ihren natürlichen Naturgränzen von uns ab. Polen und Ungern hatten wir keine zu Unterthanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slaven zu Deutſchland. Dieſe mußten dazu gehören, als ringsum von deutſchen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Beſtandtheile übrig geblieben. Solcher waren auch einige in Südöſterreich in der Lauſitz in Schleſien in Hinterpommern, zu wenige, als daß ſie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes langes Küſtenland, längs der Oſtſee von der Weichſel bis zur Neva hinlaufend, zu Deutſchland gerechnet, weil tapfere deutſche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Chriſtenthum erobert, es mit deutſchen Anſiedlern bevölkert, mit Städten und Dörfern verſchönert und deutſche Verfaſſung Art und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche deutſche Kolonie lag hinter der Theiß und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungern, wie Böhmen Deutſchland diente, weil es als ein kleiner eingeklammerter Theil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutſchland damals ſtand, ſo ſtanden faſt alle übrigen Länder Europa's, und wurden auch nach den Sprachen genannt, ſo daß z. B. Navarra und andere Landſchaften dieſſeits der Pyrenäen, weil ſpaniſche oder vaſkiſche Sprache dort herrſchte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meiſten auch die Namen der Länder beſtimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen ſchon beherrſcht, aber immer noch ward das Land dieſſeits des Apennins an beiden Ufern des Po bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten."

„Die Sprache alſo macht die rechte Gränze der Völker. Nur einzelne Theile eines Volkes, die von andern Völkern umſchloſſen als ein kleinerer Theil in einem größeren Ganzen wohnen, müſſen ſich natürlich bequemen dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande; das Uebrige, was beiſammen wohnt und in einerlei Sprache ſpricht, gehört auch von Gottes und Natur wegen zuſammen, und dieſe weiſen Verwalter des menſchlichen Glückes haben es meiſtens ſo eingerichtet, daß eine Sprache ſelten das Maaß der Gränzen überſchreitet, innerhalb welchen ein Volk von einer Regierung überſehen und verwaltet werden kann."

„Nächſt der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Löſung unſerer Frage am beſten und ſicherſten fußet, Gebirge und Meere Naturgränzen, nicht an ihnen ſelbſt, ſondern weil ſie Sprachgränzen ſind und alſo die Völker durch Verſchiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entſpringende Abneigung und Haß abſondern. Das Gebirge über Theſſalien und über den Akarnanen und Aetoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen ſind Sprachgränzen der Italiäner und

Deutſchen und der Italiäner und Franzoſen. Der Ardennerwald der Vogeſus und Jura trennen die deutſche und franzöſiſche Sprache; doch nur ſo, daß Miſchungen an den Gränzen hin an einigen Stellen auch wohl über die Gränzen hinaus laufen. Durch das Meer iſt die ſchwediſche däniſche norwegiſche isländiſche Sprache von der gegenwärtigen deutſchen Sprache viel verſchiedener geworden, als ſie ſeyn würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Dänemark und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwickelungen ſeiner Geſchichte von dem elften bis funfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde der Sprache nach wahrſcheinlich faſt franzöſiſch ſeyn, wenn Gott den ſchmalen Kanal nicht zwiſchen England und Frankreich geriſſen hätte. Doch iſt das Meer ein Verbindungsmittel der Menſchen und Völker, und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Maſſen, ſondern beſchleunigt nur die Reiſen der Menſchen zu einander und den Umtrieb der Waaren und Bedürfniſſe und die Mittheilung von Sitten Künſten Wiſſenſchaften und Erfindungen. Was aber die Maſſen der Völker von einander hält, das hält auch die Sprachen von einander, das wird Naturgränze. Wie alſo Berge und Meere Naturgränzen werden, ſo werden es auch große Wüſten und Sümpfe, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgränzen geweſen und können es auch nie werden.“

„Wo Ströme fließen, ſchon mit der Würdigkeit, daß ſie Ströme genannt werden können, da ſenkt ſich das Land in der Regel und flacht ſich ab, es wird Ebene und meiſtens auch fruchtbare Ebene, wo die zahlreichſten Menſchenhaufen wohnen die fruchtbarſten Felder prangen und die fetteſten Heerden weiden, wo ſich alſo die wenigſten Schwierigkeiten finden, daß große Schaaren von Menſchen ſich erhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Ein Meer und Meerbuſen kann von zwei und drei Schiffen, ein Gebirg von 5000 und 10,000 Tapfern oft Monate lang gegen 50,000 und 100,000 vertheidigt werden; dahingegen können 100,000 andern 100,000 ſelten den Uebergang über einen Strom verwehren. *Alſo iſt ein Strom keine Gränze, weder für den Frieden, noch für den Krieg.* Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und theilen einander Sprache Sitten und Art mit; ſie werden und bleiben ein Volk. Im Kriege giebt ein Strom keine Vertheidigungsgränze, wie ein Gebirg ein Meer oder eine Wüſte; er giebt ſie nur künſtlich, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt: eine ſolche Kunſtgränze kann man auch anderswo machen. Die Franzoſen und Deutſchen hatte eine ſolche vormals längs ihrer ganzen Gränze. Die Geſchichte, in dieſen Dingen die gültigſte Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgränzen der Welttheile und Länder. Nicht die Wolga oder der Oby machen im Norden die Gränze zwiſchen Europa und Aſia, ſondern der Ural; nicht die Newa trennt Schweden und Finnen, ſondern der bothniſche Meerbuſen; nicht der Ganges macht die Gränze zwiſchen Indien und den jenſeitigen öſtlichen Ländern, ſondern zwanzig bis funfzig Meilen weiter gen Oſten tiefe Wälder Moräſte und Berge; nicht der Indus macht die Naturgränze zwiſchen Indien und Perſien, ſondern weiter weſtlich im Süden eine Wüſte im Norden Gebirge — der Strom an beiden Ufern iſt indiſch; nicht die Donau macht die Gränze zwiſchen Deutſchland und Italien oder zwiſchen Polen und Ungern, ſondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Aehnlichkeit einer Naturgränze gewieſen; aber das iſt nicht der Strom, ſondern die Wüſte, die an ihm hinſtreicht — der Atlas der Taurus der Kaukaſus der Imaus die Alpen die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfſtriche und die meiſten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das ſind Naturgränzen, und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgränze, die Sprache!"

So die Lehre des Büchleins von unſerm großen Jahre **1813**, ſo die Lehre jeder guten Erdkunde Staatengeſchichte und Kriegsgeſchichte: daß, wer nicht blind iſt oder ſich nicht abſichtlich ſelbſt verblendet, dieſe ganz einfachen Ergebniſſe langer und breiter Erfahrung nicht abläugnen darf.

Wenn nun in dieſem Augenblicke ein Theil der Franzoſen das Gelüſt ausſpricht Belgien ſtill einzufangen und ſich geſchwindeſt an dem Niederrhein und der Maas feſtzuſetzen, ſo ruft ein anderer, übrigens in Anſicht und Geſinnung nicht abweichender: Nein, noch nicht! noch ſind die Umſtände nicht ganz günſtig, wir bei uns noch nicht ganz fertig; nur noch einige Jahre gewartet! und es werden die Ereigniſſe und die Gunſt der Völker, ja die billige Einſicht, daß der Rhein ganz unſere Naturgränze iſt, uns das Ganze leichter und unblutiger überliefern: England, das hinfort mit uns nur ein Intereſſe der Freiheit haben wird, muß ſich nothwendig zu höheren Geſichtspunkten erheben; es wird nicht grollen, wie in früherer Zeit einer engherzigen und kurzſichtigen Politik, daß wir in Antwerpen und Vlieſſingen herrſchen; der König von Preußen, der im Ernſte gar nicht daran denken kann ſeine Rheinlande gegen uns vertheidigen zu wollen, kann ſie nur als einen geliehenen Beſitz, als einen Einſatz im Glückstopf betrachten: er wird ſich allmählig an den Gedanken gewöhnen, daß, was man nicht feſthalten kann, verlieren, kaum ein Verluſt heißen kann. Eine dritte heftigere Parthei aber ſchreit: was gezaudert, großes

Volk? ſoll der galliſche Löwe noch länger in trauriger Starrſucht träumen, uneingedenk der Schmach, wie er vor ſiebzehn und funfzehn Jahren mit Füßen getreten iſt? Greifen wir ſogleich zu den Waffen! und nehmen unſer Land, unſer ächtes Erbtheil, das Land der alten Franken, wo unſere bewundernden Freunde und Brüder, die Belgier und Rheindeutſchen, uns mit Entzücken bewillkommen und um die neu gepflanzten Freiheitsbäume mit uns tanzen werden! Was ſäumen wir? Die Könige zittern, die Völker ſind für uns und ſollen wie immer unſere Gerechtigkeit und Mäßigkeit bewundern. Wir wollen den Rhein und immer den Rhein und nichts weiter als den Rhein: wenn wir Mainz Koblenz Köln Maſtricht und Antwerpen haben — da ſteht denn allerdings unſere ewige Gränze und weiter hinaus ſoll uns nimmer die Habſucht verlocken.

So klingeln und züngeln ſie wieder und ſcheinen ſich einzubilden, wir hätten das letzte halbe Jahrhundert umſonſt gelebt. Nein! dieſe täuſchen uns nicht mehr: wir wiſſen, was ſie meinen und wie ſie geſchaffen ſind. Ihre Mäßigkeit und Gerechtigkeit, ihre uneigennützige Hingebung und Aufopferung für die Freiheit und das Glück anderer Völker iſt ja auf alle Mauern unſerer Städte, an alle Wände unſerer Hütten geklebt geweſen. Ja, kann man ſich dieſen Uebermuth vorſtellen? faſt bei allen Wälſchen ohne Unterſchied, bei den Menſchen und Rotten der verſchiedenſten Farben im Grunde immer dieſelbe Meinung und dieſelbe ungerechte Hoffnung, und immer die Vorausſetzung, daß wir Deutſche es ja ganz billig und natürlich finden müſſen, daß ſie ihren Rhein wieder wollen, daß ihr Uebergewicht ſelbſt für unſer Daſeyn; damit wir von Oſten her nicht überſchwemmt und erdrückt werden, das nothwendigſte und wohlthätigſte, wie ihre Herrſchaft die menſchlichſte und ſanfteſte iſt. So unverbeſſerlich iſt ihre Eitelkeit und ſo ſehr iſt Hoffart das Grundübel ihres Weſens. Wir ſagen ſolchen Gauklern denn das Ding ganz wie es iſt, und weil ſie ſich ſolche Lügen ſelbſt vorgaukeln und ſo Ungerechtes und Ungebührliches wollen und immer wieder wollen, ſo mögen ſie zum dritten und vierten Male die bittern Wahrheiten, die wir ihnen ſonſt gern für andere Gelegenheiten erſparten, als Zugabe mit hinnehmen.

Denn hört zuerſt: wer hat euch zu Erben eingeſetzt, ihr Franzoſen, oder ihr Urenkel der Franken, oder ihr Neufranken, wie ihr euch zuweilen mit Stolz nennt? — denn ſolcher Stolz wandelt euch doch mitunter an, als ſey aus den Wäldern und Sümpfen des alten Germaniens euer Beſtes und Tapferſtes weiland in Gallien eingewandert — wer hat euch zu Erben eingeſetzt der Lande um Rhein Maas Moſel und Schelde? Die rechten Erben, die ächten Erben und Vettern eurer Altvordern, die Enkel der Allemannen Franken Katten und Sachſen wohnen noch heute in dieſen ſchönen Landen, an Art Sprache und Sitten an allen Zügen ihres äußern und innern Weſens deutſche Menſchen. Die Enkel und Urenkel der ausgewanderten Söhne jener Volksſtämme haben ſich mit fremden Menſchengeſchlechtern verſchiedenſter Art gemiſcht und aus ihnen iſt ein neues Baſtardvolk erwachſen, in deſſen Zügen und Weſen der Karakter jenes gemiſchten Urſprungs unverkennbar iſt: andere Sprache andere Art andere Züge und Sitten andere Anlagen und Leidenſchaften, beſſere und ſchlechtere, als eure jetzt entfernteſten Vettern in jenen Landen, aus welchen eure Vorfahren auswanderten, offenbaren. Wenige halb verwiſchte Züge erſcheinen noch kaum, wodurch ihr mit ihnen verwandt ſeyd; an ihrem Lande habt ihr kein Erbrecht, denn die rechten Erben ſind die Kinder und Kindeskinder der Nichtausgewanderten. Wie ſchön würde das alte Germanien ſtehen und wie würde es bis zur letzten Fetze zerriſſen werden, wenn mit ſolchem Rechte die Enkel der ausgewanderten oder verlornen Söhne wiederkommen und ihr Erbtheil fordern wollten, einer Verjährung von tauſend und funfzehnhundert Jahren zum Trotz? Wenn der Engländer über das Waſſer käme und Weſtfalen und Friesland und das Gebiet um die Nieder-Weſer und Nieder-Elbe als ſein Erbe anſpräche, oder wenn der italiäniſche Lombarde und ſpaniſche Weſtgothe den König von Preußen an der Elbe Oder und Weichſel entkönigen wollte? Lauter Fratzerei und Gaukelei einer Habſucht, die der Lüge als Eidgenoſſin nicht entbehren kann.

Einige von euch wiſſen wenigſtens die Epoche, wo die Enkel der ausgewanderten Franken ſich mehr und mehr verwälſchten, und daß Auſtraſien, das Land, aus welchem Pipin der Kleine und Karl der Große das große Reich der Franken bis tief in das innerſte Germanien hinein zurückbaueten, ein ganz deutſches Land geblieben war. Dieſes Auſtraſien, ſpäter zum größeren Theile Lotharingien genannt, fiel im zehnten Jahrhundert unter den großen Kaiſern des ſächſiſchen Stammes ganz und gar auf immer zu Deutſchland und riß ſich von dem romaniſirten undeutſch krank (damals wirklich krank und ſchwach) gewordenen ſüdlichen Theile des Karlingiſchen Kaiſerthums los: es blieb bei Deutſchland, lange Jahrhunderte die Hauptſtärke und der Schmuck deſſelben, immer ein ſolcher Theil des Ganzen, daß dieſes Ganze, ſeiner beraubt, krank ſeyn ja auf die Länge untergehen und Ehre Herrſchaft und Selbſtſtändigkeit verlieren müßte. Hier offenbarte ſich durch den Inſtinkt der Völker, welcher damals die verſchiedenartigen Theile mehr von einander ſonderte und ſpaltete, als Waffenmacht oder

Gewalt, was die rechte Naturgränze war: ſie ward durch die Sprache gemacht.

Dieſſeits des Juragebirgs und des Ardennerwaldes, der in Süden des Hennegau's und Flanderns durch das nördliche Gebiet der Grafſchaft Artois hin mit immer niedrigeren Höhen, zuletzt in Sumpfgegenden bis nahe an das Meer hinſtreicht, wohnten ſchon zu Cäſars Zeit Germanen, hin und wieder an den Gränzen und in einzelnen Thalſchlüchten vielleicht mit etwas galliſchem Stoffe gemiſcht. Binnen eben dieſem Gebirgbogen, wie er ſich um Germaniens Gränze von den Alpen bis an den Kanal herumzieht, geboten nach dem Falle des Römiſchen Reichs, ſeit der Mitte des fünften Jahrhunderts, die Allemannen und Franken, und blieben hier, auch als ein Theil der letztern aus dieſen Gegenden auswanderte und das eigentliche alte Gallien und Aquitanien in Beſitz nahm. Die aber in dem Erbe und der Heimath ihrer Väter zurückgebliebenen Allemannen und Franken, durch ihre Flüſſe dem Rheine zugeführt, mächtiger noch durch Sprache Sitte und Art geleitet, hielten ſich immer zu den verwandten Stämmen, welche jenſeits des Rheins ihnen nördlich wohnten: ihre Magnetnadel wies nach dem Norden und weiſt gottlob noch dahin.

Ihr dagegen waret in einigen Jahrhunderten ganz andere Menſchen ja ein ganz anderes Volk geworden; was ſage ich? ihr waret Baſtarde oder gar Wechſelbälge und von ganz anderen Vätern und Müttern entſproſſen: indem ihr alle Franken, ſpäter Franzoſen, genannt wurdet, waren gewiß Dreiviertel eurer Beſtandtheile ganz andern Blutes und Stoffes als des germaniſchen. Nur was um die Saone und die Oberrhone und um die Marne Seine und Niederſeine in den burgundiſchen Landſchaften in der Champagne in Artois und Normandie lebt, mag vielleicht zur guten

Hälfte germaniſcher Art und Abkunſt ſeyn. Ein Theil dieſer Lande, längs der Rhone und dem Jura bis tief an das Mittelmeer hinab, obgleich in Sprache Sinn und Neigung längſt romaniſirt, ſtand viele Jahrhunderte unter dem mächtigen Kaiſerthum deutſcher Nation. Erſt im funfzehnten Jahrhundert ward endlich zuſammengefügt, was zuſammengehörte — erſt mit jenem Jahrhunderte war der eigentliche ganze Franzoſenſtaat fertig geworden; erſt damals wurden die Könige Frankreichs wirkliche Herren über das vollſtändige Gebiet ihrer Sprache und Ströme, der Rhone Seine Loire Garonne und deren Nebenflüſſe, zwiſchen den Ardennen dem Jura den Alpen den Pyrenäen und dem Meer. Keinem Deutſchen iſt es eingefallen den Verluſt, welchen das deutſche Reich in den herrlichen Landſchaften an beiden Ufern der Saone und Rhone von euch erlitten hat, je als einen Verluſt zu empfinden und ſie je zurückzufordern, als wäre durch die Entreißung derſelben der deutſchen Volksthümlichkeit irgend ein Schaden zugefügt: man hat billig und recht gefunden, daß die Brüder den Brüdern zugewandt wurden.

Seit dem ſechszehnten Jahrhundert, wo unſre Herrlichkeit in demſelben Maße zu verfallen anfing, als die Macht unſerer Nachbarn wuchs, machtet ihr den Anfang uns zu belauren und zu berauben. Mitten im Frieden bemeiſtertet ihr euch der drei Bisthümer dieſſeits des Ardennerwaldes, Metz Toul Verdun und ihres Gebietes; im ſiebenzehnten Jahrhundert kauftet ihr mit ſchnödem Golde ein fremdes Heer und den Erwerb deſſelben, das Elſaß; überraſchtet dann die im Reichsfrieden ſichere Hauptſtadt des Oberrheins, die Reichsfeſtung und Reichsſtraße Straßburg, und zwar unter eurem ſogenannten großen König Ludwig dem Vierzehnten; im achtzehnten Jahrhundert habt ihr Lothringen an euch geriſſen; erſt in dem letzten Jahrdreißig ſeyd ihr zu dem ganzen Rhein gelangt und nennt ihn, weil ihr ihn wegen unſerer heilloſen Schwäche und Zwietracht 14 Jahre im Beſitz gehabt, ihn, an welchem wir neun Jahrhunderte geherrſcht haben, nennt ihr euren Rhein, euer Erbe, das, ſo klagt ihr wir euch in den Jahren 1814 und 1815 ungroßmüthig entriſſen haben.

Damit ich indeſſen nichts verſchweige, ſo iſt wahr, daß von jeher längs Flandern und Brabant im Maasthale ein kleiner wälſcher oder walloniſcher Bruch Menſchen ſaß, welcher der Sprache und Abkunſt nach euch hätte angehören ſollen, aber, da er als ein ſpitzer Keil an funfzehn deutſche Meilen Länge bis über Lüttich hinaus ſich in fremdes Sprach- und Fluß-Gebiet hineingetrieben hatte, euch nicht zugehören konnte, ohne das natürliche Gebiet zu durchſprengen. Auch am Fuße des Jura, wo er mit den Vogeſen zuſammenſtößt, auch in einzelnen Thälern der Bisthümer und des Herzogthums Lothringen ſaßen einzelne Häuflein romaniſchwälſcher Art, aber zu wenige, als daß ſie unter der fünfmal und zehnmal zahlreicheren deutſchen Volksmenge dort als Volk gerechnet werden konnten.

Ich habe euch das Gebiet eurer Sprache und eurer Ströme vorgezeichnet; jeder Verſtändige wird die Richtigkeit der Zeichnung anerkennen müſſen. Ihr habt, damit Frankreich ein glückliches mächtiges Land ſey, dieſſeits der Ardennen über eure Nordgränze hinaus gar nichts Nothwendiges zu thun noch zu erwerben. Nicht für Frankreichs Glück Ehre und Sicherheit ſondern für eure Herrſchſucht und Habſucht drängt ihr hier hinaus. Ja die Natur ſelbſt müßte ſich umkehren und Saone Marne Seine ſich gegen den Norden wenden, um in den Rhein zu fließen, damit ihr ihnen nach zu uns ſtreben müßtet. Die Schneeſchmelze der Ardennen wäre die ordentliche Gränze zwiſchen euch und uns, da, wo Moſel und Maas und weiter gegen Weſten Sambre Schelde Lis entſpringen. Anders ſtünde freilich die ganze Sache und in dem Falle auch das Recht der Frage, wenn es eurem Karl dem Kahlen und ſeinen Nachfolgern, die über euch herrſchten, gelungen wäre mit ihren ſchon romaniſirten und verwälſchten Franken ihre Herrſchaft bis an den Rhein und darüber hinaus zu treiben. Dann würde hier ſeit beinahe einem Jahrtauſend ein ganz anderer Zuſtand ſeyn, eine ganz andere Entwickelung würde ſich ergeben haben, die deutſche Sprache wäre dann lange romaniſirt, andre Züge andre Farben andre Sitten würde man hier ſehen andere Töne vernehmen; die Bewohner dieſer Lande ſelbſt würden als ein ganz anderes Menſchengeſchlecht erſcheinen. Dann wäre ein ganz anderes Frankreich entſtanden, das wohl wenigſtens bis an die Weſer und den Lech ſeiner Herrſchaft Gränzpfähle hinausgeſtellt hätte. Nimmer hätte dann von einem großen Reiche deutſcher Nation in der Geſchichte die Rede ſeyn können, wahrſcheinlich wäre das deutſche Volk als ſolches im Gedränge zwiſchen den verwälſchten Halbbrüdern vom Weſten und den ſlavoniſchen Stämmen vom Oſten her ſchon untergegangen und von den reinen Stämmen deſſelben möchten wohl nur die Skandinavier im hohen Norden noch übrig ſeyn. Kurz, wir Deutſche (wenn wir bei einer ſolchen vorausgeſetzten Entwickelung der Dinge noch als Deutſche da wären) hätten dann weder ein Recht noch eine Neigung für dieſe Gränzen, von welchen wir eben handeln, als für deutſche Gränzen zu kämpfen. Nun aber ſteht gottlob alles anders. Von den ſieben Millionen Seelen, die dieſſeits der Ardennen und der ſüdlichen Wurzeln des Jura bis an den Rhein wohnen, ſind höchſtens eine Million von romaniſch-walloniſcher*) Art. Und für dieſe Wenigen ſollten wir auch die ſechs anderen als ein Nebengeſchenk, gleichſam als eine Zugabe hingeben ja hinwerfen? und das ohne Kampf? Nimmermehr! wie viel ihr auch mit allen wechſelnden Farben der Baſilisken mit Baſiliskenkünſten der gewandten Rede vor uns herhüpfet, wie viel ihr auch liebkoſet und ſchmeichelt und ſtreichelt und dabei immer feierlich ſchwöret — o eure Schwüre! gallica fides! — daß ihr ja gar nicht auf Eroberungen lauert, daß ihr in der Welt nichts weiter wollet, als den kleinen Rhein und das bischen an ihm liegende Land, das auf der Wagſchale Europa's ja gar nichts wiege, deſſen Verluſt für uns Deutſche unbedeutend, deſſen Gewinn euch für die Abründung eures Gebietes unentbehrlich ſey, und damit euer großes Volk — ſo nennt ihr euch uns gegenüber prahleriſch immer — die Stelle unter den Völkern Europa's einnehme, die ſeiner Großheit und Vortrefflichkeit zukomme.

Einige der Eurigen, die auf den übrigen Theil dieſer Rheinlande und Niederlande nur noch ſo aus der Ferne hinwinken, ſchwatzeln und ſchmeicheln gar ſanftiglich und ſüßlich. Aber das arme unglückliche Belgien, das ſich zu Holland nicht fügen kann noch mag, dieſes ſchöne Land und ſeine biedern Bewohner, die keinen andern Wunſch haben als die Vereinigung mit Frankreich, die unter Frankreichs Scepter ſo glücklich ſeyn würden — dieſe müſſen Frankreich nothwendig zufallen. England, das edle England, jetzt mit Frankreich ganz Eines Herzens und Sinnes, auch Deutſchland hat keinen Grund noch Vortheil, die verbieten, daß Frankreich von Antwerpen bis Maſtricht und Lüttich das Land beherrſche. Denn das Starke wird dadurch kaum ein wenig ſtärker, die Nachbarn werden nicht ſchwächer u. ſ. w.!

---

*) Natürlicher Weiſe zähle ich hier ſolche nicht mit, welche in Brüſſel Nancy Straßburg, ohne wälſchen Urſprungs zu ſeyn, vorzugsweiſe franzöſiſch leben und ſprechen gelernt hatten, und nun meinen, ſie dürfen nur unter ſolcher Geſtalt als Volk gelten. O dann hätten wir auch in Petersburg Stockholm u. ſ. w. hin und wieder ein kleines franzöſiſches Volk.

O ihr glaubt uns doch gar zu dumm und auch die Engländer von einer böſen Starrſucht befallen, wenn ihr euch einbildet, daß ſie euch aus reiner ſüßer Liebe und Bewunderung für eure junge gar zu prächtige Freiheit mit der Herrſchaft ſo ohne Weiteres bis an die Maas und über die Maas hinaus ſpazieren laſſen ſollten. Könnt ihr träumen, es ſeyen keine Schlachten von Blenheim und Waterloo mehr möglich? und dieſe würden nicht um Antwerpen kämpfen und wir Deutſchen nicht um Antwerpen und Lüttich und Maſtricht und um das ganze ſchöne Land mit euch auf Leben und Tod ringen? Glaubt ihr uns ſo dumm, daß wir nicht wüßten, daß auch die übrigen Rheinlande ſchon mehr als halb in eurer Gewalt wären, wenn ihr den heiligen Strom an dem Schwanz und an den Hörnern zugleich hieltet? Und wie würdet ihr ihn halten? wie mit gierigen Händen nach allen Seiten umhergreifen? Denn wenn ihr den Rhein habt, iſt Deutſchland wie ein niedergeworfener Kämpfer zu betrachten, dem der Gegner das Knie auf den Nakken geſetzt hat. Wie würdet ihr drücken und dabei rufen: nicht wahr wir ſind weich und leicht! grade wie der Türk es dem Beſiegten macht, dem er mit dem gezückten Handſchar an die Kehle fährt, ſprechend: ſey nicht bange, es thut nicht weh. Wir Deutſche können dann an den Gränzen des Rheins, wann ihr Heere und Feſtungen geordnet habt, den Angriffskrieg nicht aushalten den Vertheidigungskrieg nicht führen; ihr herrſchet dann im Nordweſten bis zur

Porta Westphalica, im Südoſten bis zum Lech und Obermain; wir müſſen dann bei Ingolſtadt Weißenfels und Minden nicht mehr um ein Gleichgewicht der Macht, nein, um das letzte Daſeyn fechten.

Doch ich muß von unſern Gränzen, die wir mit Gut und Blut behaupten und, wenn ihr übermüthig den Fehdehandſchuh hinwerfet, ganz wiederherſtellen und feſter begründen und ordnen wollen, einmal wieder auf euch ſelbſt zurückkommen und uns und euch den Spiegel hinhalten, worin ihr euch dem übrigen Europa gegenüber immer ſelbſt beſpiegelt.

Ihr nennet euch wohlgefällig das erſte Volk unter den Völkern unſers Welttheils, das Hauptland und die Hauptſtadt, den Mittelpunkt der Bildung und Aufklärung Europa's; ihr krähet wie euer Hahn uns jeden Tag unerträglich eitel vor, daß alles Licht alle wahren Gedanken von Freiheit und Recht bei euch geboren, von euch ausgefloſſen ſeyen, daß Europa euch ſeit den letzten vier Jahrzehenden ſeine ſchönſten Güter verdanke. Ihr glaubt das, weil ihr eitel ſeyd, und Unwiſſende beten es euch gedankenlos nach; und doch iſt es nicht wahr. Wenn es in Europa noch irgend wahre Begriffe von Geſetzlichkeit Freiheit und tüchtigen Einrichtungen wahrer bürgerlicher Ordnung gab und giebt, ſo war Großbritannien die wahre Pflegerin und Erhalterin derſelben; der amerikaniſche Freiheitskampf verbreitete dieſe Begriffe im guten und im böſen Sinn über ganz Europa und warf zündende Funken vorzüglich auch in euer Land. Ihr habt allerlei Proben und Verſuche damit gemacht und durch eure Unſtätigkeit und Leichtfertigkeit in einem Zuviel und Zuwenig über euch ſelbſt und über die Welt unſägliches Unheil gebracht. Solches iſt nun zwar euch ſelbſt gleichſam aus höherer unſichtbarer Hand als ein Verhängniß als eine unvermeidliche Nothwendigkeit gekommen, und billig ſoll und darf man es euch nicht zu ſcharf und ſtrenge zurechnen; aber was eure Tugend und euer Verſtand darin geleiſtet haben, deſſen iſt wahrlich nicht zu viel, daß ihr euch vor den andern Völkern beſonders zu rühmen hättet; und ein halbes Jahrhundert zurück ſchauend mögte man auch ſagen: Wäre, wenn Gott ſolcher Weg gefallen hätte, die Bildung Europa's von 1780 und 1790 an im ſtillen Laufe vorwärts gegangen, vieles von dem, was wir aus ſo vielem Unglück allerdings als einen Gewinn loben, würde auch in ſtillerer Weiſe, vielleicht etwas langſamer aber wahrſcheinlich auch viel glücklicher, gewonnen ſeyn.

Daß ich es euch am kürzeſten vorhalte, ihr hattet eigentlich nichts von allem gerettet als einzelne leere Klänge und Scheine, und dientet funfzehn Jahre als willige und entadelte Knechte, die in allen Ländern mit den blanken Zierrathen dieſer Knechtſchaft prahlten, einem kühnen und unerſättlichen Freiheitsmörder und Deſpoten, der durch euch die Geißel der Völker und der Fluch der Welt geworden iſt. Fremde mußten kommen und das eiſerne Joch zerbrechen, das er euch aufgelegt hatte, und durch ihre Vermittelung einen Zuſtand wiederherſtellen, wo euch aus dem wüſten und blutigen Wirrwarr, worin ihr euch zwanzig Jahre umgetummelt hattet, eine ganz leidliche Verfaſſung bereitet werden konnte.

Wie unter dieſer Verfaſſung oder unter eurer ſogenannten Charte das jüngſtvergangene halbe Menſchenalter von den verſchiedenen Partheien hin und her geſpielt und gezettelt worden iſt, alle eure Wechſel und Entwickelungen dieſer funfzehn Jahre, die guten Theils allgemein europäiſche Wechſel und Entwickelungen geweſen ſind, das ſteht friſch in unſer aller Gedächtniß. Nicht unterſuchen wollen wir hier die

Gründe und Urſachen eurer letzten großen Umwälzung vom verfloſſenen Sommer und der Entthronung und Vertreibung der regierenden bourboniſchen Linie. Genug, das Urtheil der Welt iſt diesmal nicht für die Beſiegten und ihre Rathgeber und Helfer geweſen; es ſchien ein wahrer Nothſtand eures ganzen geiſtigen Daſeyns eingetreten zu ſeyn, eine Bedrohung ſolcher Rechte, die auch den Stillſten und Gehorſamſten heilig dünken: denn wirklich hatten die Stillſten und Gehorſamſten, die treueſten und redlichſten Diener und Freunde den unglücklichen Karl den Zehnten genug belehrt und gewarnt. Als der Kampf eintrat, habt ihr euren Sieg tapfer errungen und großmüthig und mäßig gebraucht. Das hat euch das ganze Europa zu Gute geſchrieben.

Aber! aber! — wie ganz anders habt ihr euch einige Monate nach jenem Siege gezeigt! und wie ganz anders zeigt ihr euch immer mehr, je weiter die Tage von jener Epoche herablaufen! Vergebens rufen einige Gute und Weiſe: Mäßigung Mäßigung! Geduld Ruhe Gehorſam den Geſetzen! vergebens ſtellen ſie vor, daß ihr Frieden halten und allen Völkern und Herrſchern Frieden zeigen müſſet, damit ihr feſte Einrichtungen eines allgemeinen geſetzlichen Zuſtandes bei euch gründen und ordnen und euch an den ſtillen und ſicheren Gehorſam gegen die Geſetze gewöhnen könnet. Sie rufen euch vergebens zu: Frieden! Frieden! zehen Jahre ja zwanzig Jahre, wenn es möglich iſt, Frieden, damit wir und die andern Völker zur Ruhe kommen! denn nur im Frieden befeſtigen ſich Ordnung und Recht und blühen die ſeligen Früchte einer höheren Menſchlichkeit und Sittlichkeit. Aber wie ſchlimm es hier um euch beſtellt iſt, wie wenig ihr für den geordneten Zuſtand einer ſtillen und treuen Geſetzlichkeit und Freiheit reif und würdig ſcheinet, beweiſen eben wieder die Stimmen eurer Weiſen und Guten: denn ſehen ſich ſelbſt dieſe nicht genöthigt mit manchen ſüßen Worten, welchen man anmerkt, daß ſie ihnen nicht von Herzen kommen, euren wilden und leichtfertigen Gelüſten Leidenſchaften und Thorheiten mehr als recht zu ſchmeicheln, beſonders ein paar jungen Tigerkatzen, welche der unſterbliche Napoleon mit ſeinen verwüſtenden Räuberbanden groß gezogen hat, die borſtigen Haare glatt zu ſtreichen? Dieſe heißen l'orgueil français und la gloire militaire: beide ſchöne Dinge, auch ſchöne Tugenden, wenn die Ziele groß und edel ſind, wohin ſie gerichtet werden; beide aber die unmenſchlichſten und gräulichſten aller böſen Tigerkatzen, wenn Eitelkeit und Habſucht und vermeſſene Wildheit ihnen liebkoſt und ſchmeichelt. Napoleon wird genannt werden, noch Jahrtauſende nach ſeinem Tode, ein glänzendes Ungeheuer ein Weltzerſtörer und Weltveränderer, gleichſam ein ſchreckliches und grauenvolles Geräthe einer höheren Macht, die ihren Willen mit dunkeln Rathſchlüſſen ausführt; aber ſeine Marſchälle und andere Gehülfen ſeiner mörderiſchen Liſten und Gewaltthaten, wer wird ſie nach einem Menſchenalter nur noch nennen? Sie ſind öde Namen, weil ſie in ſchlechten Kriegen gefochten haben, weil ſie für Schande Knechtſchaft und Raub, weil ſie für herrſchſüchtigen Stolz und mordbefleckten Ruhm geſtrebt haben. Und ſo ſchlimm ſteht es mit dem Sinn eurer jüngſten Menſchlichkeit und eurer jüngſten Freiheit, daß ihr den Tigern, die nach ſolcher Ehrenbeute heulen, den Rücken ſtreicheln müſſet.

Und welche Bürgſchaft gebt ihr uns, daß dieſe eure jüngſte Freiheit, deren Urſprung und Anfang ihr als einzig in der Geſchichte preiſet, nur auf die zweiten Erben kommen werde, daß ihr ſelbſt ſie nur behaupten werdet? Bis jetzt ſcheint mir dieſe Bürgſchaft leider ſehr ſchwach. Denn die meiſten von euch wollen dem neuen Freiheitsſchiffe ſo dünne

Segel aufſpannen, daß der Wind, deſſen ihr ſo viel führet, ſie bald zerreißen wird, wenn ihr nicht bei Zeiten einrefft. Und iſt dazu Hoffnung? iſt Hoffnung, daß der Verſtand und die Gerechtigkeit die Thorheit und Ungerechtigkeit niederhalten werden, die leider zu laut und zu frech wieder zu prahlen und zu ſchnauben beginnen? Wir hören dieſen hohlen Wind, der gleichſam der Vorbote wilder Stürme zu ſeyn ſcheint, von allen Seiten blaſen und kaum verſtehen ſich die verſchiedenen Parteien noch in ſeinem Gebrauſe, geſchweige, daß ſie ſich in dem Staube, den er emporwirbelt, einander deutlich ſehen könnten, welche Farben und Zeichen Jegliche führen. Alles toſt und wirbelt ſchon wieder durch einander, und immer ſchüttert die eine Rotte an den Säulen, welche die andere geſetzt hat und von der ſie uns verkündigt, auf ihrer unvergänglichen und unerſchütterlichen Feſtigkeit werde Geſetz und Freiheit ruhen.

Wir betrachten Euch einmal.

Da erſcheinen die Erſten, die mit Recht unverbeſſerliche Affen und Kinder heißen müſſen, gutmüthige aber auch völlig alberne Schwachköpfe, welche die hohlen und gefährlichen Theorien, deren Nichtigkeit die Geſchichte aller Zeiten und am meiſten die franzöſiſche Verwirrung von 1790 bis 1800 genug erwieſen haben ſollte, immer von neuem wieder hervor holen und uns Ideale von Menſchlichkeit Freiheit und ſogenannten (wenigſtens vorſündfluthlichen) Menſchenrechten aufſtellen, die viel zu hoch ſind für dieſe Erde und dieſen Menſchen, deſſen irdiſches und thieriſches Element ſie im heiligen Eifer dabei immer überſehen. Dieſe gutmüthigen und kindiſchen Thoren haben ihren Großpapa in dem alten la Fayette, — den ich gern einen guten Mann nennen mögte, könnte ich ihn nur einen verſtändigen nennen — dieſem wirklich liebenswürdigen Greiſe, der ſeine Grundſätze länger als ein halbes Jahrhundert in ihrer ganzen Beſtändigkeit bewieſen hat, über den aber doch ein jüngſtes Wort Talleyrands nicht vergeſſen werden wird: „es iſt eine alte Lampe, die erliſcht und ſtinkt." Dieſe können nicht genug von der Souveränetät des Volks klingeln (wenn der Ton ihnen nur nicht zu bald mit Grauen in die Ohren zurückklingt), ſie können der demokratiſchen Freiheit nicht ſatt kriegen und wollen ſie ſo fein und zart haben und genießen, daß ſie durch das erſte beſte Deſpotengenie, das eine gute Fauſt führte, wieder zerknickt werden würde. Ihr ewiges Schiboleth iſt Nordamerika und der Zuſtand jener großen Eidgenoſſenſchaft, und nach dem Muſter, das der gute Greis in der Jugend und im Alter dort bewundern gelernt hat, ſoll nun ſein Frankreich auch eingerichtet und regiert werden. Nun kann man gewiß mehr als über irgend ein Land auch über Nordamerika ſagen: noch iſt aller Tage Abend nicht gekommen; es iſt nicht alles Gold, was gleißt; aber vor allen Dingen muß man ſo thörichten Bewunderern ſagen, daß ſie in ihrer wahrhaft kindiſchen Albernheit Zeiten Orte Verhältniſſe ganze geſchichtliche Weltalter, kurz, daß ſie das Allerwichtigſte nicht ſehen können oder nicht ſehen wollen. Ich führe ihnen nur das Eine zu Gemüthe, was einmal ein großer Miniſter geſagt haben ſoll: wenn der verwünſchte Magen nicht wäre, ſo wäre das Regieren die leichteſte Kunſt von der Welt; nun iſt aber leider dieſes kleine Eingeweide die bedeutende Mühle, worum das ganze künſtliche Getriebe der Geſetze und die ſchwerſte Kunſt Menſchen tüchtig und weiſe zu regieren ſich in letzter Inſtanz drehet. Es beſtehet aber zwiſchen der großen Eidgenoſſenſchaft Nordamerika's und unſerm Europa jener allerweſentlichſte Unterſchied, daß, wer in jenem Lande nur drei vier Stunden des Tages mäßig arbeiten mag, ſich reichlich ſatt eſſen kann, während auf den Straßen von Paris Antwerpen London und Berlin viele Menſchen, welche von vierundzwanzig Stunden funfzehn fleißig arbeiten, kaum finden, womit ſie ſich und die Ihrigen kümmerlich ernähren können. Manche, die unter der Fahne eines ſolchen überſchwänglichen Unverſtandes aufmarſchieren, ſind Leute guter Treue, aber die meiſten gewiß ſolche, die ganz andere Dinge als jene Freiheit wollen, von welcher wir den guten la Fayette doch begeiſtert glauben müſſen. Unter dieſer Fahne ziehen begreiflicher Weiſe alle diejenigen auf, bei welchen eben der Bart geſproßt der Verſtand aber kaum gekeimt hat, die bewegliche unſtäte und leichte Jugend, die immer und allenthalben leicht vom Schein und Klange der Dinge bethört wird, und dieſe treibt in wilder Lebendigkeit der Gefühle und Gedanken die unglückliche Menge in ſo geſchwinden Wirbeln und Wechſeln herum, daß der Verſtand ſich nirgends verſtehen die Ruhe ſich nirgends befeſtigen kann und daß auch die gemäßigteren Tagesblätter der Hauptſtadt endlich eingeſtehen müſſen, was wir den Franzoſen immer als eine Unfähigkeit zur wahren Freiheit vorgehalten haben: „Man muß der leichten und liebenswürdigen Natur der Franzoſen ſchon etwas zu Gute halten, ſie will oft Friſches und Neues haben, ſie liebt den Wechſel: denn in Frankreich nutzt ſich alles ſchnell ab und wird alltäglich und langweilig, der Franzoſe lebt geſchwind“ und dergleichen Sauberkeiten. Aber, o ihr Guten, die ihr ſolches eingeſtehen müſſet, bedächtet ihr nur, welch eine Verdammung ihr da über die beſten Werke eures Volkes ausſprechet, beſonders auch über das jüngſte Werk eurer Freiheit, das wir mit euch als die glänzendſte Geburt des neunzehnten Jahrhunderts bewundern ſollen! Denn dem Geſetze iſt mit ſolcher liebenswürdigen Natur, worauf ihr anſpielt, wenig gedient, ſein Antlitz ſoll wie Ernſt Strenge und Beſtändigkeit ausſehen, das der Freiheit wie einer verſtändigen Göttin, nicht wie einer berauſchten Mänade, die den Reigen der Luſt anführt; bei dem zu geſchwinden Leben, bei dem Wechſel und Wandel, die ihr in den Menſchen und Sachen immer gewahren wollet, werden beide ſich nicht feſt bei euch anſiedeln. Und mit dieſen Geſtändniſſen mit dieſen geſchwindeſten Sprüngen und Wechſeln, worin ihr wieder vor uns umherhüpfet und in welchen man Manches, nur nicht die Feſtigkeit und Beſtändigkeit finden möchte, wollt ihr uns und euch einbilden, daß ihr die Freiheit habt und ſie behaupten werdet.

Wenn unter dieſen Erſten, ſo wie wir ihren Anführer für einen ehrlichen Thoren halten, manche junge und alte Thoren ſind, die nur ihre Lection nicht recht gelernt haben, ſo giebt es eine zweite zahlreichere Parthei, welche von einem unreinen fanatiſchen Eifer für die Freiheit beſeſſen iſt, die ſie durch alle möglichen Mittel mit einer wilden Leidenſchaft bis an die äußerſten Enden des Erdballs verbreiten möchte, ohne ſich darum zu kümmern, wie viel Blut Mord Elend und Schande ſie über ſich und andere bringen könnte. Sie ſind die blutigen Jeſuiten und Propagandiſten dieſes prangenden Bildes, das inwendig eine Leiche, auswendig mit den ſchimmerndſten Farben geſchmückt iſt. Dieſen iſt alles recht und gut, was für ihre Zwecke dient, für ſie giebt es keine Heiligthümer, vor welchen ſie zurückbeben; ihnen, welche die allerreinſte Republik als ein Ideal der Menſchheit anbeten, iſt auch ihr Bürgerkönig Ludwig Philipp nur eine Leiter, die ſie herunterſtoßen werden, ſobald ſie die Burg ihrer Höhe erklimmt haben, ſobald ſie ganz dahin gelangt ſind, was ſie die Höhe der Menſchheit die Höhe der franzöſiſchen Freiheit und Bildung nennen. Dieſe tollen Schwärmer rufen dem unglücklichen durch alle ſeine Leidenſchaften und Neigungen nur zu ſehr zur Thorheit und zum Tande hingezogenen franzöſiſchen Volke täglich und ſtündlich zu, wie großmüthig edel tapfer uneigennützig menſchlich unvergleichlich es ſey, wie ſehr der freieſten menſchlichſten edelſten Verfaſſung auf Erden würdig; ſie rufen: friſch vorwärts! immer vorwärts! wir dürfen keinen Augenblick ruhen noch ſtill ſtehen, wir müſſen die letzte herrliche Umwälzung des verfloſſenen Julius vollenden; das ganze großherzige franzöſiſche Volk muß ſeine Freiheit, deren es ſich ſo würdig gezeigt hat, mit allen ihren Früchten und Folgen ganz und vollkommen haben und genießen; Frankreich muß ſich in der erhabenen gebietenden Stellung und mit der vollen Würde und Majeſtät, die ſeine Größe anſprechen kann, Europa und ſeinen Königen gegenüber zeigen. Wollen ſie ſeine Großheit und Herrlichkeit nicht anerkennen, wollen ſie die Tage vom Julius und Auguſt des vergangenen Sommers nicht als Feſttage der ganzen Menſchheit mit uns feiern, ſo mögen ſie zittern und hingehen Karln dem Zehnten in ſeiner Einſamkeit Geſellſchaft zu leiſten. Denn die Völker ſind unſer, ſie werden uns, wo wir erſcheinen, als ihren Befreiern und Wohlthätern zujauchzen, und mehr als Ein Thron wird dann in Splittern zerfliegen, wenn die Herrſcher der Stimme der Zeit nicht gehorchen wollen.

Dieſe wilde und leidenſchaftliche Rotte iſt in der Hauptſtadt und im Nordoſten Frankreichs nicht klein, ſie bezeichnet das Temperament des romaniſch-walloniſch-fränkiſchen Stoffes, womit die Landſchaften Artois Normandie Isle de France Champagne Burgund vorzüglich geſchwängert und durchgoſſen ſind, wo ſelbſt die edleren Menſchennaturen von einer meuteriſchen und aufrühriſchen Heftigkeit zu leicht ergriffen und fortgetrieben werden. Gefährlicher, weil grade in dieſen Gebieten Frankreichs mehr Tapferkeit Ausdauer Beharrlichkeit in allem ſich offenbart, als in den mittleren und ſüdlichen Landſchaften deſſelben, welche, mit Ausnahme der Bretagne, nicht die heftige Gewalt des Gemüthes noch den leicht auflodernden Brand der Leidenſchaften tragen, welche die nördlichen auszeichnen. Dieſe ſind die Starken im Kriege und die Beharrlichen in ihren Anſchlägen und Entwürfen, zwölf Millionen Franzoſen, welche man auf Schlachtfeldern wenigſtens ehren muß.

An dieſe beiden Brüche des großen Volkes ſchließen ſich die Böſen an. Unter dieſen meine ich die ſchlimmen Reſte, deren Götze immer noch die Art des großen napoleoniſchen Kaiſerreiches iſt, die ſchlimmen Reſte jener Sklaven und Trabanten, die durch alle Zettelungen und Partheiungen der früheren Umwälzungen fein und liſtig durchgeſchlüpft und dann von Napoleon in die große Schule genommen ſind. Dieſe reden laut und zetteln leiſe, immer aber mit einer gewiſſen Kunſt und Liſt, wo ſie wenigſtens ihre Hintergedanken noch etwas zurückhalten. *Die franzöſiſche Ehre, der Kriegsruhm des Heeres, die Würde und Majeſtät der großen Nation, die Wiederherſtellung der Gränzen, welche ungroßmüthige Sieger ihr geſchmälert* — kurz, den Aufmarſch der Scheine und Klänge veranſtalten dieſe tagtäglich, wodurch ein hoffärtiges Volk in Wildheit und Waffen zu bringen iſt. Den fremden Herrſchern und Völkern gegenüber ſchmeicheln und heucheln die Klügſten dieſer Parthei, wie weiland der große Obermeiſter gethan: „Frankreich, das „großmüthige das hochherzige das ſchöne Frankreich will „nichts weiter, als die Stelle in der Reihe der Mächte, die „ihm gebührt, es verlangt nichts weiter als ſeine Natur„gränzen, die Niederlande die Rheinlande. Dieſe muß die

„wohlverſtandene Klugheit der andern Völker ihm freiwillig
„zugeſtehen: denn welches Volk hätte von Frankreichs Einfluß
„und Gewicht etwas zu fürchten? Menſchlichkeit Milde
„Gerechtigkeit Mäßigkeit im Frieden und Kriege — das iſt
„der Karakter der erſten Nation Europa's, und dieſe haben
„die Völker lange in uns ehren gelernt. Freilich, wenn
„man uns die Wiederherſtellung unſerer gekränkten Ehre und
„verengten Gränzen verweigert, dann müſſen die Waffen entſcheiden,
„und dann mögen die Kaiſer und Könige zittern!
„denn dann iſt die Zeit da, wo die Aurora der allgemeinen
„Freiheit aufdämmern und bald über den ganzen Erdball
„ihre leuchtenden Strahlen verbreiten wird."

So ſchmeicheln dieſe, ſo ſchmeicheln eigentlich die meiſten der Hoffart des eitlen und leichtſinnigen Volkes und wollen es wieder über alles Maaß der Gerechtigkeit und Ordnung hinaustreiben. Sie meinen, die Welt ſey reif für ihre Herrſchaft und für Anſchläge, die ſelbſt unter einem Napoleon an der Spitze von einer halben Million geübter Krieger abentheuerlich ſcheinen könnten; und auch die Guten werden von dieſer Hoffart und Herrſchſucht und von der Gaukelei, womit ſie ſich in ihren lügenhaften Träumen von Vortrefflichkeit und Unüberwindlichkeit wiegen läßt, ſie werden von dieſem Grundübel des ganzen Volkes unbewußt mit fortgeriſſen, und verlieren ſo allmählig Steuer und Ruder, womit ſie lenken und hemmen ſollten. Die Frechen! und o auch die Thörichten! Was ihnen für den Augenblick gut und heilſam däucht, wovon ſie ſelbſt geſtehen, daß es ihnen nach einem halben Jahre etwas Veraltetes und Langweiliges däucht, das gebärden ſie ſich, gleich ihren Vorgängern von 1790 und 1800, den übrigen Völkern unſers Welttheils als das neue Heil zu bringen, einige wirklich in guter Treue, wenn gleich in einem Anfall von Narrheit und

Uebermuth, viele nur als Masken der Lüſternheit und Gier, womit ſie lechzen ſich wieder über die Länder zu ſtürzen.

Hört denn, was zu hören euch ſo ſehr gelüſtet, hört ihr Schüler und Genoſſen Napoleons, der euch noch immer der Unvergeßliche und Unſterbliche heißt, hört es, ihr Marſchälle Feldherren Statthalter, ihr Intendanten Ordonnanten Lieferanten und alle ihr andern Anten, deren Erinnerung uns mit Schauder und Grauſen erfüllt, hört es, daß wir euch und eure Lehren, die ihr uns und andern wieder mit Lug und Trug und mit Gewalt bringen wollt, von Herzensgrunde verachten und verabſcheuen. Wir antworten euch auf euer Lügengezüngel und Schlangengelispel kurzweg: Geht hin, wohin ihr gehört, bleibt bei euch und beſſert und ordnet euren eignen Zuſtand, wenn ihr das könnt, und laßt uns und unſere Gränzen in Frieden. Geht wenigſtens dahin, wo ihr vielleicht noch einiges Gute ſtiften könnt — es ſind ja der wüſten unſeligen aller Menſchlichkeit und Geſetzlichkeit leeren Länder genug in der Welt — geht nach Morea nach Syrien, geht menſchenſtärker und mannſtärker, als ihr bis jetzt gethan, nach Afrika; da iſt ein Feld Sitten Künſte Wiſſenſchaften Menſchlichkeit Chriſtenthum (deſſen ihr wahrlich bei euch nicht zu viel habt) zu pflanzen und die Prahlereien wahr zu machen, womit ihr euch täglich vor der Welt brüſtet! Was wollt ihr aber in unſern Gränzen thun? Wir haben wahrlich keinen orgueil allemand, und etwas eurem orgueil français Aehnliches möge ewig fern von uns bleiben! aber weder ſo dumm noch ſo hündiſch demüthig ſind wir, ſo ſehr ſind wir nicht mehr von der Franzoſenpeſt des achtzehnten Jahrhunderts vergiftet, daß wir meinen ſollten, euch als Helfer und Beglücker als Ordner und Meiſter bei uns zu bedürfen. Schämt euch und erröthet in eurem Innerſten, wenn eure Hoffart und Blindheit euch noch erröthen läßt — ſchämt euch! das edelſte älteſte größte gerechteſte geſittetſte und wiſſenſchaftlichſte Volk Europa's erfrecht ihr euch beherrſchen zu wollen, und bildet euch ein' es mit euren Marſchällen Präfekten Intendanten Spionen ꝛc. ꝛc. wieder zu ſegnen und zu bevölkern? Uns wollt ihr Freiheit Geſetze Menſchenrechte Verfaſſungen und all ihr Glück bringen, uns, die erſt ſehen wollen, was ihr aus eurem Jüngſten und Letzten machen könnt, und die ſelbſt Stoff und Kraft genug in ſich haben ſich zu ordnen und zu geſtalten, wie Gott und das Zeitalter es gebieten? Doch, damit wir im Zorn über ſolchen jämmerlichen Uebermuth ſelbſt gegen euch nicht ungerecht werden, vernehmt, daß wir die Geſchichte und in der Geſchichte beide euch und uns erkennen. In Europa ſchlafen und träumen jetzt einige noch, die weiland mit uns und mit euch zugleich und wohl auch vor uns und vor euch genannt werden mußten, die Italiäner und die Spanier; in den letzten Jahrhunderten haben dieſe drei Völker die europäiſche Geſchichte angeführt: die Deutſchen die Franzoſen die Engländer. Jedes dieſer drei hat zu ſeiner Zeit und in ſeiner Art ſeinen Beitrag zur Geſittung Bildung und Geſtaltung der Welt geliefert, was auseinanderzuſetzen hier nicht der Ort iſt. Ich frage euch nur, indem ich mich über euch und über das, was auch Treffliches und Ehrenwerthes in euch iſt, in nichts überheben will: glaubt ihr, daß ihr mehr, daß ihr würdiger edler weiſer freier und glücklicher ſeyd, als der Engländer und der Deutſche? Wenn ihr erkennen und anerkennen könnt wie wir, ſo werdet ihr ſchweigen.

Aber nun ein Wort der Warnung zu euch, ihr, die dem großen Schlachtenlieferer in Deutſchland Spanien Polen und Rußland gefolgt ſeyd, ihr Trümmer einer Zeit, die voll dicker Nebel und düſterer Wolken des Unheils wie ein böſer

Morgentraum längſt hinter uns verſunken liegt, ein Wort zu euch, ihr, die nach Raub Krieg und Waffen gelüſtet. Glaubt ihr, für euch werde bei uns und gegen uns noch Sieg und Ehre blühen? glaubt ihr, ihr Marſchälle Feldherren Intendanten, und unter welchen Namen ihr uns vormals überſchwemmt und ausgeplündert habt, daß eure blutbefleckten freiheitmörderiſchen Fäuſte eure goldbeſchmutzten Hände noch Glück und Sieg erringen könnten? O ihr irret euch! Ihr findet ein anderes ein neues Menſchengeſchlecht, ihr findet ein ganz anderes Deutſchland, ihr habt es in den Jahren **1813** und **1815** ſchon gefunden — und auch die Jüngeren Unbefleckten, die ihr mit hineinreißen wollet, ſie ſollen es fühlen, daß wir uns von dem Leichtern und Schlechteren weder erobern noch beherrſchen laſſen wollen. Aber ihr Aelteren wenigſtens, die alle Ehre Freiheit und Glückſeligkeit der Völker, ſo viel an euch lag, habt ſchänden und morden helfen, ihr ſeyd nicht würdig, daß ich Gedanken und Gefühle vor euch aufſtelle, die ihr nimmer gehabt habt: Vaterland Freiheit Muth für das Höchſte und Menſchlichſte könnt ihr nur in Worten ausſprechen; eure Jüngeren fühlen ſie vielleicht edel wie wir. Euch aber will ich hinhalten und vorſpiegeln, was ihr verſtehet: die Lage und die Vortheile der Dinge und Verhältniſſe, wie ſie eben ſind. Dieſes Bild wird euch wenigſtens klar ſeyn.

Viele von euch wiſſen recht wohl, wie loſe eure junge Freiheit ſtehet, und bilden ſich bloß ein, daß in den andern Ländern alles noch loſer ſey und daß ihr mit euren Spähern und Freiheitsapoſteln und mit allen Künſten wälſcher Liſt und Täuſcherei auch das wenige Feſte erſchüttern und untergraben könnt. Ich gebe auch zu, daß einige faule Flecke ſeyn mögen, wo euer Peſtſtoff zünden könnte; aber was ihr ganz gewiß und ſchwer auf den Armen haben und fühlen werdet, wenn euch durchaus des Kriegs und Unheils gelüſtet, das hört hier:

Zuerſt erhebt ſich das alte England, das keinen Augenblick ſtill ſitzen wird, ſobald ihr euch unterſteht gegen Antwerpen Mainz und Koblenz auslaufen zu wollen. Ihr wiſſet, was das bedeutet. Alle eure Rechnungen auf Irland auf Unruhen in England ſelbſt werden euch fehl ſchlagen. Jenes große Volk hat ſo vielen Sinn für ächte Freiheit und Geſetzlichkeit, daß es nicht an jedem Uebel gleich ſo ungeduldig ſchüttelt als ihr und Euresgleichen; es hat durch ſeinen verſtändigen gleichmüthigen Sinn die Bedeutung des Sprichworts gelernt: kommt Zeit, kommt Rath; und ſelbſt wenn einzelne Bewegungen bei ihm ausbrechen ſollten, wird es dieſe durch ſeine Bürger ſelbſt überwältigen und euch doch mit der fürchterlichen Kraft ſeiner Flotten und Heere überdonnern können.

Zweitens iſt Deutſchland da, langſames Entſchluſſes langſames Raths, weil es vielen Herren gehorcht; aber ich ſage euch vorher, es wird das Deutſchland der geſchwindeſten und gewaltigſten Thaten ſeyn, wie ihr es vor funfzehn Jahren erfuhret, wenn ihr frevelnd ſeine Gränzen überlaufen wollt. Rechnet und bauet ja nicht auf Bewegungen und Erſchütterungen, deren einige ſogar von euch veranlaßt ſeyn mögen — wahrlich ſie werden geſchwinde hinſchwinden wie der Morgennebel vor dem Sonnenlichte; das Wort: Krieg gegen die Franzoſen, wird alle Geiſter wie ein Blitz durchſchießen; der erſte Klang: zum Rhein! zum Rhein! wird Millionen Wiederklänge finden; und in drei Monaten werdet ihr eine halbe Million Streiter euch gegenüber haben. Deutſche Ehre und Treue werden ſich ſelbſt nicht verlaſſen.

Drittens — hört von Spanien, von Spanien! mit Recht das Land des Schreckens für euch! Ihr lächelt, indem ich dieſes edle Volk nenne, das ſich in ihm ſelbſt kaum bewegen kann; aber ihr lächelt wie der Fuchs, der im Waldesdickicht den Wolf heulen hört: ihr wißt recht wohl, was jenſeits der Pyrenäen auf euch lauert. Ihr zeigt mit uns mit den Fingern auf Hiſpanien, und ſcheltet es das dunkle und düſtre Land, das faule und ohnmächtige. Alles wahr — doch beginnt es dort zu tagen; aber eben, was dort düſter und faul iſt, das iſt für euch das Fürchterliche: denn Haß und Fanatismus werden es aufſchütteln und dann wird es feurig lebendig ſeyn, wie es in Gerona und Saragoſſa und unter den Empecinado und Mina gegen euch war. Denn ihr, die ihr uns immer einbilden wollet, als wenn wir, indem wir den leuchtenden Meduſenſchild eurer letzten Umwälzung erblicken, alle in wüſter Zerrüttung und Aufruhr zerfallen und untergehen müßten und als wenn gegen euch, die Freiheitshelden und Wohlthäter Europa's, auch kein Arm zum Kampf ſich erheben würde, ihr habt auch euer dunkles und düſtres Hiſpanien in euch. Wir kennen das Land und kennen die Menſchen recht gut. Es ſind eure ſüdweſtlichen Landſchaften an dem mittelländiſchen und hiſpaniſchen Meere; da wohnen acht bis zehn Millionen Menſchen, die ihr heute noch hüten und bewachen müſſet, die ihr aber nicht werdet hüten und bewachen können, wenn ihr den Krieg herausgefordert habt. Dann wird gegen euch erlaubt ſeyn und gebraucht werden, was ihr euch in Belgien und der Schweitz in Polen und Italien ja in Deutſchland erlaubt, wo ihr durch Späher Aufhetzer und Auflaurer und Anzettler aller Art Zwietracht Aufruhr und Unheil zu ſtiften als das Recht ja als die Pflicht eurer neuen Freiheit laut und offen verkündigt. Wenn ihr nun, nachdem ihr abgeſchüttelt habt, was euch unerträglich däuchte, ſelbſt einen leidlichen Zuſtand nicht in Ruhe ertragen könnt, wenn ihr euren König Ludwig Philipp zum Kriege nöthigt, ſo werden eure Feinde Karln den Zehnten oder Heinrich den Fünften flugs gegen ihn aufſtellen, ſpaniſcher und römiſcher Fanatismus werden die unwiſſende Menge eures Südweſtens gegen euch empören, unter dem Panier der weißen Lilien und des heiligen Kreuzes werden Spanier und Mönche die Anführer ſeyn und dann mögt ihr Freiheit Licht Menſchlichkeit Aufklärung ſchreien, ſo laut und viel ihr wollet, jene werden das Gute und das Schlechte, was ihr unter ſo hohen Namen gewollt und gethan habt, nebſt euren Freiheitsbäumen ohne Erbarmen bis auf die Wurzel abhauen. Dann, wann ihr ſolches böſes Schickſal, wovor uns jetzt ſchaudert, wie euch davor ſchaudern wird, durch frevlen Uebermuth über euer unglückliches Land hervorgerufen habt, dann möget ihr ſehen, wie ihr es wenden wollet. Ihr werdet es nicht wenden können und die Strafe Gottes und der Zorn der Völker werden fürchterlich über euch kommen.

Weiſſage ich? Nein, ich wahrſage. Ich ſage euch vorher, wie es wahr und wirklich iſt und vor mir ſteht, wie ich die Lage bei euch und bei uns und bei den übrigen Völkern erkenne. Wenn ihr nicht Frieden halten könnt, wenn euch nach Unfrieden und Unglück gelüſtet, ſo werdet ihr beide den furor hispanicus und fürchterlicher den furor allemannicus fühlen, ſo wie ſie weiland vor Jahrhunderten in Geſchichten und Liedern klangen, und ihr werdet unterliegen. Dann wird Wehe und Zeter über euch geſchrieen werden, die ſo großes Unheil über euch und über eure Nachbarn gebracht und zum dritten und vierten Male die Heiligthümer der Völker Freiheit Recht Geſetzlichkeit zum Geſpött von Tyrannen und Tyrannenknechten gemacht habt, uns und euch zum Verderben.

Und nun ein ſtilles und frommes Wort zu euch, gute fromme verſtändige Männer, zu euch, welche allein verdienen die Freien und Unabhängigen zu heißen in einem Volke, das leider von jeher immer des Guten ſo viel gewollt hat und daher begreiflicher Weiſe immer des Böſen zu viel bekommt. Euch habe ich nicht verletzen wollen durch bittere Worte, durch Schilderungen und Zeichnungen, deren Wahrheit ihr ſelbſt vor eurem Volke zuweilen ausſprechet. An denen, welche Schlechtes und Wildes rathen, Ungerechtes und Verderbliches wollen, Raub Krieg und Plünderung unter heiligen Namen und Titeln begehren, habe ich die Schattenſeiten eures Volkes zeigen müſſen. Hier war keine Gelegenheit von ſeinen Tugenden und Vorzügen zu ſprechen, die niemand williger und demüthiger anerkennt als der beſcheidene Deutſche, dem ſein edelſter Dichter ſchon vor achtzig Jahren zurief: Seyd nicht allzu gerecht. Ich wende mich nun an euch, ich rede zu euch mit dem vollen Vertrauen, das Wahrheit und Recht und wahre treue Verehrung von Geſetzlichkeit und Freiheit geben. Einige der Euren haben meinen Namen zuweilen genannt, daß ich den neuen Geiſt und Sinn unſers Volkes euch zuerſt richtig und voll, wie er jetzt lebt und blüht, geſchildert habe, daß ich auch euer Leben und Streben nicht ganz misverſtanden habe. Euch ahnet es wenigſtens, daß ihr keine Deutſche vor euch finden werdet, wie Franz der Erſte ſie fand, wie Richelieu und Ludwig der Vierzehnte, wie ſie in den Jahren 1790 noch gegen euch auszogen; ihr werdet ſie finden wie in den Jahren 1813 und 1815, aber ſolche, die ſich durch eure Liſten noch weniger werden täuſchen und irren laſſen: ſie wiſſen, worum der Streit ſteht. Wenn die Wilden und Wahnſinnigen die Raubſüchtigen und Herrſchſüchtigen unter euch euer unglückliches bethörtes Volk wieder auf unſere Gränzen treiben, dann wird ein Krieg nicht fehlen von Volk zu Volk, und Menge Ordnung Kunſt Fäuſte Geiſter und Herzen gegen einander gewogen, bedürfen wir nicht zu fürchten, daß wir die Frevler, die nimmer ruhen können, nicht züchtigen werden. Aber ich rufe damit doch auch ein Weh über uns ſelbſt aus, ein unſchuldiges Weh freilich, da wir den Krieg nicht herausforderten: ein großes Weh über euch über uns und über ganz Europa. Denn wenn ihr niedergeworfen läget, würden durch eure Wildheit die hohen Namen Freiheit Geſetz Verfaſſung wieder entweiht erſcheinen und alle Anbeter unbeſchränkter Willkür würden rufen: ſelbſt ein türkiſches Regiment macht die Menſchen noch glücklicher als ſolche Freiheit.

Frieden! Frieden! und immer Frieden! das lehrt und rufet eurem Volke zu; das wünſchen und beten auch wir; zehen zwanzig Jahre Frieden, ein Menſchenalter Frieden, wenn es möglich iſt, damit die zerrüttete und erſchütterte Welt ſich beruhigen und ordnen könne. Könnt ihr Frieden halten, könnt ihr die wilden Waſſer eurer letzten Umwälzung, die alle Dämme und Deiche durchbrechen wollen, in ihren Ufern halten, könnt ihr aus eurem letzten Glück und Unglück — denn ein großes Unglück bleibt doch jede gewaltſame Umwälzung — Weisheit lernen und ſchaffen, bürgerliche Ordnung und Geſetzlichkeit ſchaffen, euer Volk der wilden Unruhe und unerſättlich lüſternen Eroberungsgier entwöhnen, könnt ihr die Hoffärtigen ſtolz und die Eitlen beſcheidner machen — wohl euch und uns! Dann werdet ihr, Franzoſen, Weltbeglücker und Weltbeiſpiel und dann werdet ihr keine treueren Freunde und edleren Bewunderer haben als mich und meine Landsleute. Aber als übermüthige Herren als Freiheit und Gleichheit poſaunende Weltverbeſſerer wollen wir euer nicht. Kommt heraus zu anderem Kampf, kommt zu dem ſtillen Wettkampf aller edelſten Künſte des Friedens aller menſchlichſten Tugenden aller europäiſchen chriſtlichen Freundlichkeit und Gemeinſchaft! Auf dieſer unblutigen ſchönen Rennbahn, die unvergänglichere Lorbeern zeugt als alle Schlachtfelder, erwarten wir euch; da wollen wir euch achten und lieben lernen, da wollen wir euch bewundern lernen, auch wenn ihr als Sieger über uns ſtehet.

So habe ich zu den Franzoſen und von den Franzoſen geſprochen. Nun ſpreche ich zu euch, geliebte deutſche Freunde und Brüder. Was die Franzoſen ſind, was ſie ſeyn können; welche und welcherlei ſie geweſen ſind, was ſie uns Böſes und Gutes gebracht haben — leider immer ſchnellte die Waagſchaale, worauf das Böſe lag, die andere Schale bis in den Himmel empor — welche und welcherlei ſie künftig ſeyn werden, was ſie Böſes und Gutes uns künftig bringen werden — davon habe ich wieder reden müſſen. Was wir erlebt haben und was wir in dieſen Tagen erleben, davon bedürfen die meiſten von euch keiner Unterweiſung; was wir erleben können und erleben werden, das iſt die Frage. Ich könnte auch ſagen, *was ihr erleben wollet*: denn das hat Gott, der höchſte und letzte Walter und Richter der Dinge, mit in eure Hände gegeben. Große Gefahren ſind wieder da für die Welt für uns für ganz Europa. Sie verſchwinden und entweichen nicht dadurch, daß man ſie verhüllt oder verſchweigt; ſonſt würde keiner ſtiller ſeyn als ich. Wir müſſen ſie in ihrer ganzen Fürchterlichkeit in ihrer volleſten Fülle und Bedeutung anſchauen, ſo oft ſo lange ſo von allen Seiten anſchauen, daß ſie ganz klar vor uns ſtehen. Haben wir das gethan, ſo iſt auch jede Furcht dahin, und die Männlichkeit beherrſcht ſich und die Dinge mit hellem Muthe: vor Geſpenſtern fürchtet man ſich nur, weil man ſie nie klar erblicken kann.

Von der Seine her, von den geiſtreichen lebendigen liebenswürdigen aber immer unruhigen trotzigen ſchlüpfrigen gegen uns immer treuloſen Nachbarn, die uns gemacht ſind zur Ruthe, uns zu wecken und zu ſtrafen — daher thürmt ſich wieder das Wetter auf. Mögen ſie uns wach finden! und mögen wir, die Friedliebenden und Stillen, die Strafe auf ſie zurückwenden! Friede und Krieg, die beiden ungeheuren Worte, die man auch Glück und Unglück ſchreiben könnte, liegen wieder in ihrer Hand. Wählen ſie das Unglück, das auch das Unrecht iſt, ſo ſeyd ihr tapfer und wacker es ihnen, den Unſeligen, und nicht uns zum Unglück zu machen.

Brüder und Landsleute, ſie wiſſen ſehr wohl, wie mächtig und ſtark ihr ſeyd, wie ihr allein ſie nicht nur halten ſondern auch züchtigen könnet, wenn ihr ganz und einträchtig beiſammen ſtehen wollet; aber hört: Sie rechnen darauf, ſie rufen es laut aus, daß ſie darauf rechnen, es ſey ganz anders mit euch beſtellt: Jetzt zu den Waffen! zu den Waffen! rufen ſie, die Kaiſer erblaſſen, die Könige zittern, die Fürſten fühlen ihre Throne unter ihnen ſinken — jetzt zu den Waffen! unſre alten Gränzen unſre Ehre unſern Einfluß und unſer Gewicht auf Deutſchland wieder gewonnen! die Deutſchen wollen, was wir; wer will uns widerſtehen? So machen ſie ſich Scheine vor und träumen nur Sieg und Herrſchaft; ſo gaukeln ſie und zählen die Bewegungen und Erſchütterungen, die hin und wieder auch durch unſre Gränzen gebebt haben, als ihre Triumphe. Nein! ſie machen ſich Scheine vor, wie ſie euch Scheine vormachen mögten! Nicht rechten will ich mit irgend jemand von euch wegen dieſer Bewegungen, nicht fragen, wo Recht und Unrecht liegt — ich frage in dieſem

Augenblicke das Eine: Bedenkt ihr auch eben, was ihr thut und was ihr thun müßtet? habt ihr keine Erinnerung der Vergangenheit keine Ehrfurcht vor der Zukunft? keine Liebe und Ehrfurcht vor dem Gedächtniſſe eurer Geſchichte vor euren Denkmälern vor euren unſterblichen Helden Sehern Erfindern und Künſtlern? habt ihr kein Gefühl mehr der Wonnen und Schmerzen eurer jüngſtvergangenen heiligen Jahre **1813 1814** und **1815**? habt ihr keine Ehrfurcht vor eurem älteſten edelſten weiland erſten und mächtigſten Volke in Europa, das immer noch das erſte und mächtigſte ſeyn würde, wenn es ſeine ganze Stärke ſammelte und in Einem lebendigſten geſchwindeſten Sinne bewegte? habt ihr keine Schaam vor dem Uebermuthe und der Herrſchaft, womit dieſes leichte loſe und untreue Volk, das mit allem Spiel treiben kann, wieder über euch hinaus will? ja habt ihr keine Schaam vor der Schande, daß ihr, ihr Deutſche, um ſolchen zu gleichen, um ſolchen zu folgen, um ſolchen endlich als erniedrigte und verachtete Knechte zu dienen, der erſten heiligſten Pflicht gegen euer Vaterland, gegen eure Fürſten vergeſſen könntet? Dahin wäre es gekommen mit der alten deutſchen Treue? Nein! nein! nun und nimmermehr nicht! Wenn ſie in die Poſaune des Kriegs ſtoßen, dann werdet ihr alle Einen Sinn Einen Geiſt Einen Muth haben, aufzuſtehen und da zu ſtehen wie Ein Mann, eure Heiligthümer zu vertheidigen und die Frevler, die ſie antaſten wollen, zu ſtrafen. Ihr werdet die deutſche Treue, die gottlob ein europäiſches Sprichwort geworden iſt, nicht zu Schanden werden laſſen. Und ſollte Einer ſollten Einige ſeyn, die ſich verlocken ließen und mit den Fremden zettelten, wehe ihnen! ſie ſollen in der Weiſe, wie unſre früheſten Altvordern den Vaterlandsverräthern thaten, baumeln an dem verfluchten Holze, das zum Zeichen der dunkeln

Schande gegen den dunkeln Norden aufgerichtet wird! ſie ſollen vertilgt werden von dem Angeſicht der Erde ihrer Väter.

Ihr aber, Könige und Herrſcher des deutſchen Volkes, welche der Herr im Himmel als Führer Hirten und Richter über uns geſetzt hat, ſchauet auch ihr mit dem Stolze und der Ruhe, welche eurer erhabenen Stellung gebühren, in die Gefahren hinein; ſchaut ſo lange in ſie hinein, bis euch klar wird, wo ſie ſind und wo ſie nicht ſind; vor allen Dingen aber laſſet ſie euch durch die Scheine und Gaukeleien nicht verdunkeln, womit die Männer an der Seine vor euch aufſpielen werden. Wenn die Unruhigen das Heilloſe wollen, wenn ſie im trunkenen Uebermuthe das Loos des Kriegs vor euch ausſchütteln, dann fühlt denkt thut nur Eines, dann wälzet die ganze volle geſchwindeſte Kraft eures Volkes auf ſie; dann ziehet mit dem großen Vorſatze in das Feld, zu ſiegen oder unterzugehen und nicht eher Frieden zu ſchließen, als bis ſie niedergeworfen und entwaffnet vor euch liegen, damit ſie in der Erinnerung des deutſchen Zornes und Muthes hinfort zittern, mit der früheren Leichtfertigkeit gegen unſern Rhein hinab zu laufen.

Dies gebührt dem Rechte und der Ehre, dies eurer Höhe und der Würde eures Volkes. Aber ſoll ich euch das Ungeheure verſchweigen? das Verhängnißvolle ſolcher gewaltigen Kämpfe? Hört es! Jeder Geſcheidte lieſt es klar auf der Tafel der Zeit.

Wenn ihr die Franzoſen, wenn ſie den heilloſen Krieg wollen, wieder herauslaſſet, wie immer vorher, ſie werden bald wieder kommen und ſo lange und ſo oft wiederkommen, bis die Unſrigen der unaufhörlichen verderblichen Kämpfe müde werden. Solche Kriege, wie wir in dem letzten Jahrdreißig gegen ſie haben führen müſſen und vielleicht bald wieder führen müſſen, ſolche Kriege mit der angeſtrengteſten vollſten Spannung unſrer edelſten letzten Kräfte, ſolche Kriege auf Leben und Tod auf den letzten Athemzug des Volks, wenn ſie jedes Jahrzehend oder Jahrzwanzig wiederholt werden müſſen, ermatten zuletzt das Stärkſte und Tapferſte, ſie könnten ſelbſt Ehre und Treue ermatten. Ich ſchweige.

Deutſche Treue und Redlichkeit, deutſches Herz und deutſche Ehre in Fürſten und Volk, du wirſt dich auch diesmal bewähren, und zittern ſollen die Heilloſen, wenn ſie Heilloſes hervorrufen wollen! Gott verläßt uns nicht, wenn wir uns nicht verlaſſen. Amen!

Belgien und was daran hangt.

Ruft nicht Feuer, eh' das Haus gebaut iſt.

(1834.)

Es begab ſich — vor ſieben Jahren glaube ich — als ein ſichtbarer Komet im Herbſte am Himmel ſtand, da kam ich in den letzten Tagen des Weinmonds um die mitternächtliche Stunde aus einer Stadtgeſellſchaft und wanderte durch das Koblenzer Thor meinem Gartenhäuschen zu. Als ich nun an die Spitze des Baches kam, der längs der Heerſtraße hinläuft, fand ich an dieſem Bache einen Menſchen auf dem Uferrande ſo liegen, daß ſeine Beine faſt in den ziemlich angeſchwollenen Bach hinabhingen. Ich faßte ihn an und ſuchte ihn aus dem Schlafe falſcher Sicherheit aufzuſchütteln: denn bei der kühlen Herbſtnacht, die ſchon weiße Reifen zeigte, hätte aus dieſem Schlafe leicht ein nimmer erwachender werden können, zumal da ich aus ſeinen ſchweren Gliedern und den dumpfen lallenden und verworrenen Tönen ſeiner Stimme bald merkte, daß eine zu ſtarke bacchiſche Fracht ihn hier zu Fall gebracht haben müſſe. Es war ein ganz ſtattlicher Mann, wohl gekleidet, ungefähr in der Art wohlhabiger Landleute. Nachdem ich ihn nach einer Viertelſtunde Arbeit auf die Beine gebracht und eine andere Viertelſtunde bedurft hatte ihn mit unſäglicher Mühe im Schweiß meines Angeſichts einige hundert Schritt weiter bis an mein Gartenthor zu ſchleppen, wobei er mir die linke Schulter faſt eingedrückt hatte, wollte ich ihn ins Haus unter Obdach führen, konnte ihn aber dazu ſchlechterdings nicht bewegen, indem er erklärte, er ſchäme ſich zu ſehr vor fremden Leuten und ich möge ihn doch nach K., eine halbe Stunde von meinem Hauſe, wo er wohne, auf den Weg begleiten. Was war zu thun? Ich pflanzte ihn auf die Bank lief ins Haus und zog einen ſtrapazierlichen Ueberrock an, wie er ſich für ſolche Nachtfahrt ſchickte, und ſo geſchwind zurück zu meinem Geſchäfte. Mein Geſell war unterdeſſen von der Bank wieder in die Kniee geſunken, zum Glücke nicht rücklings in den Bach ſondern vorwärts in den Staub. Ich brachte ihn mit großer Arbeit wieder in die Höhe und hatte nun eine ſchwere und langſam vorrückende halbe Stunde mit ihm, bis die Bewegung ſeine Glieder und mit ihnen ſeinen Geiſt allmählig zu beleben ſchien. Er begann nun ſelbſtſtändig zu werden und mit den eigenen Füßen zu wandeln, ſo daß er ſeine Laſt nur zuweilen noch an mich lehnte. Sein erſtes lichteres Bewußtſeyn that ſich kund in der Erkundigung nach meinem Namen, und als er dieſen gehört, in allerlei wälſchen Komplimenten. Als mich das aufmerkſam machte und ich in wälſcher Sprache einige kurze Fragen an ihn that, ſtotterte er über Italien Spanien Polen allerlei buntes Zeug durch einander, woraus ich lernte, daß er Sergeant im franzöſiſchen Heere geweſen. Bald darauf gelangten wir an einen Kreuzweg und er wollte nun durchaus den Seitenweg linker Hand nehmen, der durchs Feld wieder auf die Landſtraße führt; und als ich ihm zu beweiſen ſuchte, daß er ſo nimmer nach K. komme, ſtand er plötzlich umgewendet ſtill und rief einem Erſtaunten und Erſchrockenen gleich: O K., was wirſt Du ſehen? Oh mon Dieu, mon Dieu, quel déshonneur! Ja, Herr A., das ganze Dorf wird blutroth werden vor Schaam, daß einer ſeiner Notabeln in ſolchem Zuſtande von einem Profeſſor auf der Landſtraße gefunden iſt. Darauf zum

Himmel ſchauend und die rechte Hand gegen den Kometen hinaufſtreckend, ſchrie er: iſt das der Komet oder iſt es der Erzengel Luciſer? Oh grand Frédéric, comète des rois, second Marc Auréle, blitzeſt du von dieſem Kometen auf mich beſoſſenen S....d herab? Oui, Mr. A., c'est le comète, n'est ce pas? C'est le champ des héros, c'est là, que Frédéric le grand et Napoléon — oh mon Napoléon! — s'embrassent. Ich ſtaunte, wo er dieſe Floſkeln aufgeleſen haben könnte; vielleicht in irgend einem franzöſiſchen Roman. Darauf ward er wieder zärtlich und deutſch, und rief, immer den Blick zu dem Kometen gewendet: O du großer König, ſage deinem Enkel, ſage unſerm guten König Friedrich Wilhelm, was es für Zeit in der Welt iſt und wie es uns Bauern geht. O der gute liebe König, wenn er das ſo wüßte! Von hier gings wieder auf niederem Socken in die niedere Region des Lebens hinab, bis auf die Kornſpeicher und Kuh- und Schweineſtälle; dann zum Schluß bis an das Dorf eine komiſche Geſchichte von einem ſpaniſchen Hunde perro und einem ſpaniſchen Mädchen, das nichts weniger gewollt hatte, als ihn mit einem Meſſer durchbehren. Als wir ins Dorf kamen und der Hahn die zweite Nachtwache krähte, flegen wieder die großen Ideen in ihm auf: oh jours radiants de ma jeunesse! und dann ſchrie er ein ſo donnerndes Vive la grande armée! Vive l'Empereur! daß gewiß alle Kinder aus dem Schlafe erwacht ſind. Darauf ſchwatzte er über Napoleons Grab auf Sankt Helena, fragte, wo die Aſche des großen Friedrich ruhe, und als ich ihm Potsdam als die Königsgruft nannte: Ja, nach Potsdam, Thränen weinen auf dem Grabe des Helden! ich muß nach Potsdam! Als ich ihm bemerkte, daß wir im Dorfe ſeyen und daß er ins Bett müſſe, zog er mich mit einer Art Gewalt, die faſt dem Zorn ähnlich ſah, ſo daß ich dabei ſtutzig ward, in welche Rolle wir möglicher Weiſe übergehen könnten, und ſo im geſchwinden Lauf bis an das Thor ſeines Hauſes. Hier bat er mich ganz verſtändig, ja er flehete dann wieder mit den pomphafteſten Worten und wollte mir ſogar einen Schwur abnehmen, ſeines Namens nimmer zu erwähnen; was ich ihm ohne Schwur verſprach. Nun ward ſeine Trunkenheit zärtlich und er wollte mich zur letzten Belohnung umarmen und küſſen; was ich mit Mühe ablenkte, indem ich es bis zu den Zeichen geſchehen ließ. Ich öffnete ſein Hofthor, einen ländlichen Ueberbau mit gedroſchenem Stroh gefüllt, und ſchob ihn ſanft in deſſen weich gewölbte Bauſchung hinein, ſicher, daß er auf dieſem Schlachtfelde der Flegel und Aehren keinen vor Froſt zähneklappenden Strohtod ſterben würde. Dies hat ſich denn auch ſpäter durch den Augenſchein beſtätigt. Ich bin dem Manne nachher öfter begegnet, ohne daß ich eine Spur weder von Beſchämung noch von Dankbarkeit an ihm bemerkt oder von ihm vernommen hätte. Der Komet und die Geiſter der Helden und die Träume glänzender Tage der Jugend und des Ruhms und die ganze dreiſtündige Nachtgeſchichte — denn erſt um drei Uhr früh war ich zu Hauſe — ſind alſo wahrſcheinlich wie ein neblichtes Herbſtnachtgeſicht in ſeiner Fantaſie auf ewig untergeſunken und mögen darin wohl bis zum jüngſten Tage ſchlafen.

Aber wozu dieſe alltägliche Geſchichte von einem durch Wein Verrückten? Wozu? Gleichſam als einen tollen Traum zu den Träumen der Zeit und aus der Zeit, die eben ſo unter dem Einfluß und Glanz von unbekannten Kometen mit Klängen und Namen großer Menſchen Thaten und Erinnerungen ſpielt, und heute ſchon wieder vergißt, was ſie geſtern auf das lebhafteſte geträumt hat; auch wohl als eine Entſchuldigung wegen meines Traumes von Träumen, wie der Inhalt dieſes Büchleins ſich vielleicht herausſtellt, Vielen aber, die es noch gelindeſt zu beurtheilen meinen gewiß bedünken wird.

Solches Gefühl, das doch faſt einem Vorgefühle gleicht, ſollte warnen. Aber ich frage mich: wenn alles drein ſpricht und drein ſchreit und jede verſtändige Stimme zu übertäuben droht, warum ſollte ich ſchweigen? Schuſterle und Spitzerle ſind ſehr wach, Schwärmerle und Geiſterle faſeln und dämmern, manche andere Le und Lein treiben noch ſchlimmere Dinge. Immer bildet man ſich wieder ein, als ſey es möglich in das wilde Getümmel noch etwas Beſinnung, in den unendlich aufgeſtürmten Dunſt, der alle Welt mit einem trüben verwirrenden Nebel zu bedecken droht, hin und wieder einen Lichtfunken zu bringen. Auch dies mag eine zu klägliche Einbildung und Täuſchung ſeyn; indeſſen im ſchlimmſten Falle hat ſolche Täuſchung wenigſtens Einer Seele einigen Troſt gebracht, nämlich mir ſelbſt. Und es mag mir am Ende wohl eben das widerfahren, was ſolchen Predigern, von welchen man behauptet, daß ſie vor allen Dingen am meiſten ihnen ſelbſt predigen.

Was der Brief bedeutet, der voran ſteht? Die Gedanken und Anſichten, die durch ihn in mir aufgerüttelt werden mußten, haben wirklich das ſtockende und unter einander getriebene Eis gebrochen, daß es ins Treiben gekommen iſt; er iſt gleichſam ein praeludium in der Muſik, die in Diſſonanzen ſpielt, woran die Zeit vielleicht eben ſo ſehr Schuld iſt als der Spieler.

Bonn, den 19. des Wintermonds 1834.

1.

Brief an X.

Deine werthe Gabe, theurer Freund, iſt mir als ein willkommenes Neujahrsgeſchenk richtig zu Handen überliefert, und ich ſage Dir dafür den herzlichſten treueſten Dank. Daß ich Deine Handſchrift gleichſam in Einem Zuge ausgeſchlürft, d. h. mit einer Art Gier eingeſchlürft habe, muß ich Dir erzählen; und zwar eben deswegen mit größerer Begier, weil ich nichts Neues darin gefunden habe. Dies klingt wie ein ſchlechtes Kompliment, und iſt, wie mir däucht, doch ein Kompliment. Denn höre: Ich habe Dich ſelbſt ganz darin wiedergefunden, und — was mir immer das Liebſte bleibt — die Erinnerung vergangener Tage, wo wir zwanzig Jahre jünger waren und andere Träume und Hoffnungen uns um die Stirn webten. Denn denke nur zurück, wie oft und viel und in wie verſchiedenen Zeiten und Stimmungen haben wir eben dieſe Gegenſtände, welche Deine Schrift erörtert, beſprochen und auch beſtritten; und ich meine, wir ſtehen Beide im Weſentlichen noch wohl auf derſelben Linie, wo wir damals ſtanden. Alſo nichts Neues ſondern das Alte und mit ihm manche ſchöne Erinnerung haſt Du mir zugeſchickt.

Dagegen aber muß ich mich von vornher verwahren, daß Du meinſt, ich ſtehe in Einer Dir ganz entgegengeſetzten Reihe, gleichſam wie auf der äußerſten Linken. Du gebrauchſt den Partheinamen. Ich muß Dir hingegen geſtehen, daß ich in vielen Stücken, zumal wo von ländlichen Verhältniſſen und von den nothwendigen Feſſeln vieler zu wilden und flüchtigen Kräfte die Rede iſt, wohl immer mehr mit denen geſtanden bin, die ſich Deinen Anſichten zuneigen. Nur iſt es mir platterdings unmöglich aus politiſchen Lehren und Einrichtungen die ſtrengen Konſequenzen zu ziehen, deren Ziehung in ſolcher Allgemeinheit, als Du hier und viele Andere ſie jetzt gebrauchen, erſt in unſerm politiſchen Oppoſitionszeitalter der letzten dreißig Jahre Mode geworden iſt. Denn alles, was auf irdiſchem Boden ſteht, iſt durch Zeit Klima Volksart und durch hundert und tauſend andere zufällige Verhältniſſe ſo vielfach bedingt und modificirt, daß die Lehren und Grundſätze nirgends vollſtändig zur Anwendung kommen können, alſo ihre nothwendigen Reſultate keineswegs alle geboren werden.

Da Du meine Anſichten über Kirche und Adel kennſt, ſo erwarteſt Du gegen die Deinige mit Recht Widerſpruch. Ich kann es nimmer gelten laſſen — wenigſtens in Deinem Sinne nicht — daß der Proteſtant gleichſam nur eine Privatreligion habe. Ich behaupte, der gläubige Chriſt iſt immer und allenthalben ein katholiſcher Chriſt, und der gläubige Proteſtant iſt es durchaus, nur daß er keinen ſo bunten Himmelsweg hat, als eure Hoheprieſter ſich ihn zugelegt haben. Wenn Du mit der Privatreligion aber auf die unſichtbare Kirche hinſiehſt, die hoch über allem Prieſterthum ſchwebt, ſo gebe ich Dir vollkommen Recht; in dieſer fließen die wenigen ächten Chriſten aller Bekenntniſſe wie in einem Strom zuſammen und ſingen ihr Heilig und Halleluja. Ihr Katholiken habt bloß den Vortheil des Scheins voraus, und weil ihr den Haufen in größeren Maſſen und mit prächtigerem Gepränge und hellerem Geläute zuſammentreibt, ſcheint ihr mehr gläubige Chriſten zu haben. Die Eueren müſſen ſchweigen, ſo lange ſie in eurer Kirche ſind, die Unſeren dürfen reden. Dieß iſt der größte

Unterſchied und alles, was natürlich hieraus folgt und was für den Nichtdenker wieder dem Scheine dient. Wir ſchauen mit Beben hinter einem verhüllenden Schleier — Gott weiß alles und wird die armen Sterblichen mit Barmherzigkeit richten; aber frage Deine eigne Erfahrung — der wahren reinen Gläubigen ſind von jeher wenige geweſen.

Auch Deine Anſicht vom Adel iſt mir nach oben hinaus doch etwas zu ideal und naturhiſtoriſch zu myſtiſch. Jegliches Ding wird ja nur durch That und Leben erklärt und verklärt; und ich habe dieſen Edelmann, wie Du ihn meinſt und ihn Dir einbildeſt — ich ſage vorbildeſt — in der Geſchichte nur in wenigen höchſt ſeltenen Exemplaren gefunden. Auch wüßte ich nicht, daß der Franzos Spanier Engländer und Schwede in ſeiner beſſeren Zeit bei ganz anderer politiſcher Staatsentwickelung, als die weiland deutſche war, nicht eben ſo Tapfres Edles und Hohes gezeigt hätte. Was nun vollends die fromme Gemüthlichkeit und ſtille Glückſeligkeit betrifft, die der Bauer in der Hörigkeit und Gebundenheit unter dem Adel entwickelt und beſeſſen haben ſoll, ſo muß ich Dir da noch viel mehr und aus viel ernſterer Ueberzeugung widerſprechen. Der alte germaniſche Landmann, der große und der kleine, wie er ſich in den ächtgermaniſchen Ländern Schweden und Norwegen meiſtens ohne ſolche Feſſeln erhielt und entwickelte, hat mir immer freier tapferer und glücklicher gedäucht als der deutſche, ſeit von Ludwig dem Gutmüthigen ja ſchon von Karln dem Großen abwärts das Unglück eingeriſſen war, daß die Menge der kleinen unabhängigen Hufener, um in ſchlimmer Zeit gegen böſere Dränger Gut und Leben zu retten, ſich der Kirche und den mächtigeren Grundbeſitzern hatten zinsbar machen müſſen. Ich brauche meine Anſichten über dieſen Punkt Dir nicht weiter auseinander zu ſetzen; Du kennſt ſie genug, wie Du auch genug weißt, welch ein grauſes China in der Verflüchtigung des Landbeſitzes und in der Zerſtückelung der Felder bis in die kleinſten Theile mir für unſre Zukunft entgegen dämmert, und wie mir die Hoffart eines dummen Enkels der Rothſchilde und Baringe etwas viel Unerträglicheres däucht, als der dummſte Ahnendünkel eines Dalberg oder Percy.

Wie Du nun die Offenbarung Gottes in Chriſto und in der Natur nach Deiner Weiſe, und ich möchte ſagen und Du ſelbſt tüpfeſt darauf, nach Friedrich Schlegels Weiſe in dem weiland heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation am vollkommenſten und in den mannigfaltigſten Bildern abgeprägt findeſt, und alſo die vergangene deutſche Geſchichte die herrlichſte und die deutſche Verfaſſungsgliederung die vollendetſte nenneſt und ſelbſt ihre Höcker und Auswüchſe als ſchöne Beiſpiele der reichſten und großartigſten Entwicklung anführſt — darüber ließe ſich viel Hübſches und viel Trauriges ſagen, wie es denn auch nach den verſchiedenſten Anſichten verſchieden geſagt worden iſt. Das alte mittelalterige Deutſchland war freilich eine Art Paradiesgarten, worin alle mögliche Schöpfung und Gebärung und Gethierung zuſammengedrängt war, worin die bunteſte Mannigfaltigkeit der Wachſungen und Entwickelungen neben einander zu ſehen war; aber neben dem ſchönen Gezieſer und Geblüme war auch des Ungezieſers und der Giftkräuter von jeher genug, und — wie Du ſelbſt irgendwo ſagſt — äußerlich betrachtet iſt das Bild dieſes Paradieſes faſt nur ein Traum geweſen. Es waren allerdings faſt alle die Gewächſe darin, die Du nenneſt, zum Theil auch alle zugleich im Wachſen, aber niemals ſind ſie in harmoniſcher Entwickelung neben einander geſtanden, ſondern ſind häufiger wie Dorngebüſch ſich hindernd und verklettend in einander hineingewachſen, ja die Dornen im eigentlichen Sinne haben über die edleren Pflanzen oft den Ueberwuchs genommen. Ja, Bruder, man könnte das alte Deutſchland mit einem Walde vergleichen, der alle Blumen Kräuter und Bäume der verſchiedenſten Klimate vereinigte. Ein ſolcher Wald iſt vielleicht der vollkommenſte für den, der auf Koſten der Beſitzer ſich darin beluſtigen und ergehen will. Das haben die fremden Theoretiker und Praktiker der politiſchen Naturkunde denn auch gefunden, und wie ſie ſeit vier Jahrhunderten, ſeit dem böſen Delphin (ſpäter Ludwig der Elfte genannt) von Frankreich und dem tollen Karl von Burgund in dieſem Allerweltsgarten luſtgewandelt ſind, daß uns oft Luſt und Liebe ja Luſt und Leben darüber ausgehen wollte, berichtet jedes wehende Sibyllenblättchen unſrer Geſchichte. Statt dieſes unſeres bunten Luſtparks begnügten ſich andere Völker mit einem einfachen tüchtigen Walde, der gedrängt geſchloſſen voll Eichen Buchen und Tannen ſtand, die Hochbordſchiffen Maſten und Königshäuſern Säulen und Balken geben. Indeſſen ich merke, ich werde ein Schilderer und Bilderer wie Du, und ſage demnach: *alle Gleichniſſe hinken etwas*. Es bleibe dabei: das Schöne zu dem Guten, das Anmuthige zu dem Starken! Aber ich frage Dich! wo war unſer Schönes und Starkes die letzten Jahrhunderte? Jeder rupfte und zupfte an der in vielen Stockwerken aufgekräuſelten Allongenperücke des heiligen deutſchen Reichs und riß ſich nach Belieben ſein Löckchen davon ab, und dieſe confusio divinitus conservata wie lange ſchon war ſie eine confusio divinitus lacerata! Ich hätte hier ein barbariſches*) humanitus für divinitus ſetzen ſollen.

Doch von der mythiſchen myſtiſchen und naturhiſtoriſchen Symbolik des Staats auf die Gegenwart zu kommen, ſo kann ich menſchlich empfinden, wie in dieſer Zeit einem Edelmann ums Herz ſeyn muß, deſſen wahrhaftig adliches Herz meint nicht bloß die Unverwüſtlichkeit und Unvergänglichkeit des Geſchlechts die Aechtheit des Stammes in ſeinem Volke darſtellen ſondern überhaupt das Ewige in demſelben erhalten zu ſollen. Glaube mir, ich fühle ganz das Fürchterliche eines politiſchen Sturmwindes, der in ſtolzer Vermeſſenheit ſich berufen glaubt alle Stände und Geſchlechter blutig wild durcheinander zu ſchütteln, damit eine ſogenannte ſchöne Welt aus den Trümmern wieder aufblühe. Vor ſolcher Wüſtenei — wir hatten im dreißigjährigen Kriege auf andere Weiſe ein Bild davon — wolle uns der gnädige Gott bewahren! Aber — aber — geliebter Freund! damit dieſer Sturm nicht zu wild werde und endlich alles niederraſe, iſt es in der Zeit, wie ſie am Tage ſteht, eines jeden Biedermannes Pflicht, nicht grade oder ſtracks wider zu gehen ſondern viel und weit mit zu gehen. Dem Adel vor allen iſt bei der Stimmung der Zeit doppelte Weisheit und Mäßigung noth, damit ein plebeiſcher Ungeſtüm, der ſich bis in die Eingeweide des Pöbels hinabſenken will, nicht mehr und mehr fanataſirt werde. Selbſt wenn ich Dir zugebe, daß gewaltthätige Brechung alter Rechte und Vorrechte, daß auch viele unnöthige oder gar mißliche Neuerungen, ja daß eine Ebnung vieler würdigen Dinge bis auf den Boden, ſo daß man wie der Rothbart einſt auf Mailands Mauerſchutt Salz darüber ſäen könnte, u. ſ. w. u. ſ. w. vorgekommen ſind und täglich vorkommen, ſo bedenke doch das allgemeine Unglück und Getümmel der letzten vier Jahrzehende und wie jeder gezwungen worden iſt ſich auf das geſchwindeſte zu helfen, ohne Zeit zu haben Zwecke und Mittel gegen einander abzuwägen. Wie Frankreichs Umwälzung eine neue Weltgeſchichte und eine neue Weltmeinung gebracht hat, ſo iſt auch eine andere Stimmung und Geſinnung in die Menſchen gekommen, die keine einzelne Regierung verſchuldet. Daneben iſt ungeheure Noth und Arbeit immer vor der Thür und der Finanzminiſter mit dem grünen Beutel ſteht obenan, ſperrt den leeren weit auf und ſingt mit dem Rattenſänger von Hameln: ſie müſſen all' herein. — Und nun die jüngſte Wendung und Stellung der Dinge, die Stimmung, welche in Frankreich und England eben vorherrſcht — wie kannſt Du Dir da einbilden den Bürger und Bauer zu bekehren, daß er ruhig in die alten Zuſtände zurückkehre, da die tauſend und zehntauſend Silberglocken der Wirklichkeit und Täuſchung ihn ſireniſch ganz anderswohin verlocken? Die ganze europäiſche Welt iſt ſeit einem halben Jahrhundert verändert der Beſitzſtand verrückt die Köpfe und Herzen auch, wenn nicht verrückt, doch umgerückt. Bedenke ſelbſt, wenn eine allgemeine Umrückung möglich wäre, wie viele Zeit dazu gehören würde; und beantworte Dir ſelbſt die ſchwere Frage: hat unſre Zeit Zeit? Bringt nicht jeder neue Tag neue Noth und Gefahr? Und in ſolchem Zuſtande willſt Du auf dem Schutte bauen oder gar zurückbauen?

---

*) So meinte ich; aber humanitus iſt ciceroniſch.

Doch die Hand vom Sack! Lieber ſchlage ich ſie warm in die Deinige. Lieber Freund, für das Beſſere, hoff' ich, ſind wir doch einträchtig in unſerer Zwietracht.

Alſo die Büſte des alten Löwen, eures ritterlichen weiland Feldmarſchalls ſoll im Friedensſaal zu Münſter aufgeſtellt werden? O wenn die Geſpenſter aller der großen Weltſchelme, die dort einſt zettelten und um unſer ſchönes Land feilſchten, da mitternächtlich rundwandeln müſſen und ſeinem Schatten begegnen, wie werden ſie vor der großen Seele zuſammenſchaudern?

Du erwähnſt auch eines größeren weſtfäliſchen Denkmals, das die Verehrer des Vortrefflichen errichten wollen und ſprichſt mir zu: Rathe mit! Lieber, wenn ihr Geld dazu habt, werdet ihr Rath genug finden, der beſſer iſt, als den ich in gegenwärtiger Stimmung geben könnte. Mein Kopf iſt voll allerlei wüſter Dinge und der Weiſer meines Herzens zeigt und fühlt anderswohin, obgleich jenes Bild darin nimmer erblaſſen kann. O lebte der alte Held wieder auf und Blücher und Scharnhorſt, wie würden ſie ihre Zeit noch erkennen, und welche Geſichter würden ſie zu dem belgiſchen Höcker machen, der aus unſerer deutſchen Allerweltvegetation, die Du in Deinem Buche ſo preiſeſt, eben herauswachſen will? und dazu, daß Talleyrand wieder ſolche Geſchicke mit regiert? Ich könnte Dir mit einer ſchönen Anekdote über dieſen unſterblichen Netzwirker und Tauſendkünſtler dienen, wenn es nicht zu mißlich wäre ſolches über einen ſo gewaltigen einem gebrechlichen Briefe zu vertrauen — —

Doch was iſt dieß für ein Brief geworden? Schließlich danke ich vollſten Vertrauens für alle Erbietungen Deiner Liebe. Nimm auch dieſe Erwiederung in Liebe auf u. ſ. w.

2.

Und wieder von den Niederlanden und von Belgien? Jede Kreatur weiſt dahin, wo die Wunde brennt. Vor drei Jahren ſchon wies ich hin auf den beginnenden Schaden. Damals lagen alle Verhältniſſe noch mehr in unbeſtimmter Verwirrung. Zwar entwirrt ſind ſie noch nicht, aber nach einem ziemlich allgemeinen Urtheil haben wir von Frankreich eine Niederlage erlitten ohne Krieg, eine Niederlage, die jedoch, damit der Schmerz dieſes Urtheils durch die Jahrelänge ſich mildere, ſchon im Winter 1815 vorbereitet war.

Pitt, ein Mann der größten und kühnſten Ideen fähig, in einem Lebensalter, wo die meiſten Jünglinge noch in träumeriſcher Unbeſtimmtheit dämmern, ſchon der Führer des mächtigſten Reichs der Erde, Pitt, ſeinem Vater dem großen erſten Lord Chatam in jener Unſchuld der Sitten und in jener jeder Goldſucht überlegenen Uneigennützigkeit ähnlich, welche die Alten ſchon unter dem Namen innocentia für die größte Tugend eines Staatsmanns erklärten und welche in alten und jungen Zeiten immer die Größe eines edlen Mannes am unverdächtigſten geſtempelt hat, Pitt, den viele Engländer jetzt den Verderber ihres Vaterlandes und Europa's ſchelten, hat die Schickſale dieſer beiden von dem Jahre 1782 bis an ſeinen Tod ein Vierteljahrhundert am mächtigſten gelenkt, und iſt in dem Momente, als ſein gewaltiger Gegner Napoleon auf dem Gipfelpunkte ſeiner Macht ſtand, ſorgenſchwer ins Grab geſunken, den letzten Augenblick noch nicht ſich ſondern England und Europa fühlend. Dieſer Pitt, dem bei Misgriffen und Irrthümern, die in gefährlichen Zeiten leichter ſichtbar werden, in der Geſchichte doch ein unſterblicher Name bleiben wird, hatte in ſeinen Papieren für ſeinen Nachfolger in der erſten Stelle des engliſchen Miniſterii ein Vermächtniß hinterlaſſen, das eben wieder den großen welthiſtoriſchen Blick dieſes außerordentlichen Geiſtes in die Zukunft offenbart. Wie ſehr ſein Herz bei einzelnen ſeinen Hoffnungen widerſprechenden Erfolgen auch bluten mogte, nie verzweifelte er daran, daß Napoleon im zu wilden Siegeslaufe ſich ſelbſt überſtürzen, daß die weltlüſterne wälſche Vermeſſenheit endlich ihrer Nemeſis begegnen würde. In der feſten Ueberzeugung von einem Tage der Vergeltung unendlichen Uebermuths und grauenvoller Frevel legte er das letzte Teſtament ſeines politiſchen Glaubens nieder. Wir kannten dieſes merkwürdige Teſtament zuerſt durch diplomatiſche Sagen; in den letzten Jahren iſt das Weſentliche ſeines Inhalts durch offene Schriften ſeiner Landsleute mitgetheilt, am ausführlichſten bei Beurtheilungen des Lebens und der Verwaltung des Lords Caſtlereagh. Es lautet dahin: Frankreich iſt Großbritanniens ewiger mächtiger Feind und Nebenbuhler, die mächtigſte Monarchie auf dem Feſtlande. Spanien und Italien können es nicht hemmen, eben ſo wenig das in viele Staaten zerſpaltene Deutſchland. Dieſes Deutſchland iſt dem unruhigen und eroberungsſüchtigen wälſchen Volke ſeit Jahrhunderten das Ziel des Ehrgeizes; dahin ſtrebt es ſeine Gränzen auszudehnen, dort will es herrſchen. Gelingt ihm dieſe Ausdehnung, welche ihm in unſern Tagen zu leicht gelungen iſt, ſo iſt Großbritannien in Gefahr, eben nicht erobert zu werden, aber doch die außerordentlichſten Anſtrengungen zu machen: denn dann haben wir die Franzoſen im Beſitz der fruchtbarſten Lande der beſten Häfen und der günſtigſten Winde und Strömungen am nördlichen Ocean uns unmittelbar gegenüber. Es thut alſo noth für uns und für die Deutſchen eine recht ſtarke Landwehr aufzuwerfen, damit ihr unſtillbares Gelüſte gegen Norden vorzudringen gedämpft werde. Darum, wenn Frankreich beſiegt und mit zerriſſenen Siegesfahnen in ſeine Gränzen zurückgejagt ſeyn wird, werde der rechte deutſche Reichskämpfer als Gränzhüter hingeſtellt, der für beide Völker gegen den gemeinſamen Feind auf der Wache liege. Zu dieſer Rolle iſt Preußen im Weſten berufen. Damit es ſie würdig behaupten könne, müſſen bei dem künftigen Frieden alle deutſche Lande dieſſeits des Rheins, der ehemalige burgundiſche Kreis mit eingeſchloſſen, zu einem Ganzen vereinigt und Preußen übergeben werden: das alte Auſtraſien, reich an Eiſen Korn Heerden und ſtarken tapfern Männern.

Mit dieſem wichtigſten weiſen Teſtament des Unſterblichen in der Taſche — das vielleicht nicht, aber ſicher doch im Kopfe — kamen die engliſchen Großbotſchäfter im Spätherbſt **1814** in Wien an: Caſtlereagh, Lord Stuart ſein Bruder, Cathcart u. ſ. w. Caſtlereagh als das Haupt mußte für alle einſtehen. Daß dieſer in keiner Beziehung mit Pitt verglichen werden durfte, darüber hat die Welt lange ihr Endurtheil abgegeben; ſeine Gehülfen waren gelindeſt ausgeſprochen keine ausgezeichneten Männer*).

Mit welchen Anſichten und Entſchlüſſen in Hinſicht jenes letzten Pitt'ſchen Willens Caſtlereagh nach Wien gekommen, iſt für uns natürlich ein Geheimniß. Welchen ſchiefen Gang aber die große auſtraſiſche Angelegenheit genommen hat, welche Zwiſchen- und Durch-Spiele ſpäter darin verwebt ſind, das iſt durch die aktenmäßigen Verhandlungen des Wiener Kongreſſes und durch das äußere diplomatiſche Weltſpiel, das bis zur Hedſchra Napoleons von der Inſel Elba vor allen offenen Augen ſichtbar erklärlich da lag, kein Geheimniß geblieben. Bei jener großen Frage, wie Deutſchlands Gränzen gegen Frankreich ſo befeſtigt werden könnten, daß den Wälſchen die Luſt verginge immer von neuem dagegen anzuſtürmen, offenbarte ſich bald wieder jener uralte deutſche Neid (ich muß das garſtige Wort ſchon über die Zunge bringen, das leider eine ſchlimme Wahrheit enthält), der unter dem Titel Bewahrung deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit (natürlich, damit die Wälſchen über dieſe Freiheit und Unabhängigkeit Phraſen machen können) bei ſich nicht gern duldet, was überragend groß und mächtig iſt. Unter dem Schilde, Preußens großartiges Aufſtreben könne im Vaterlande zu gefährlich werden, ſammelte ſich eine Rotte kleinlicher Neider und kurzſichtiger Politiker. Dieſe jammerten und zettelten mit ſeltener Einſtimmigkeit für Polen für Sachſen für Oranien für England ja — meiſtens Proteſtanten — ſelbſt für den Pabſt — alles gegen Preußen gewendet, nicht fühlend, daß ſie in einer kleinlichen und alſo undeutſchen Geſinnung — wie die Weltlage war und noch iſt — gegen ſich ſelbſt und gegen ihr Vaterland und ganz Deutſchland jammerten und zettelten. Dies war ein fruchtbares Feld, dem franzöſiſchen Botſchafter zum Mitſpiel geöffnet, und ſie fanden an dem weiland Biſchof von Autun, dem großen diplomatiſchen Ulyſſes unſerer Tage, ihren willkommenen Helfer, vielleicht ihren Häuptling*). Dieſe Parthei und der große diplomatiſche Zwieſpalter brachten die Sachen zu Wien eine Zeitlang in ſolche Gährung, daß einzelnen Vonfernzuſchauenden ſchon vor einem Kriege unter denen zu bangen begann, welche jüngſt noch unter Einem Feldrufe gegen Napoleon gefochten hatten. Wie ſie in den einzelnen Zügen und Durchzügen der politiſchen Zettelungen mit den engliſchen Diplomaten geſpielt, wie ſie von den Anſichten derſelben beherrſcht worden oder dieſe beherrſcht haben, wird mit andern diplomatiſchen Geheimniſſen noch wohl lange in Nacht begraben liegen. Als deutſcher Führer ſtanden der Parthei voran der für das Haus Oranien in Wien beſtellte Miniſter Freiherr von Gagern der Aeltere*) und ein ſeit einigen Jahren von den Geſchäften entfernter Staatsmann, der durch ſeine Stellung auf die großbritanniſchen Botſchafter den größten Einfluß haben mußte. Dieſe verwickelten Züge der Spieler auf dem diplomatiſchen Schachbrete, die faſt in feindliche Händel auszuarten droheten, wurden mitten im Spiele plötzlich von Napoleon überrraſcht; die Schwerdter wurden aus den Scheiden gezogen und die Schreibfedern hineingeſteckt. Der entſprungene Löwe wurde bei Waterloo bald wieder gebändigt und der Kongreß in Wien wieder angeknüpft; aber die Ergebniſſe des Winters 1815 blieben leider und ſind in feſte Beſchlüſſe verwandelt. Sachſen ward getheilt; Auſtraſien ward in zwei große Hälften aus einander geriſſen: die weſtliche Hälfte ward mit den vereinigten Niederlanden verbunden; von der öſtlichen Hälfte fiel der größere Theil Preußen zu, aus dem kleineren Theile ſchnitt man Entſchädigungen und Ergänzungen anderer Fürſtenthümer, Deutſchland nicht zur Stärkung, aber Frankreich zur Beluſtigung.

---

*) Wie Caſtlereagh in Verweiſlung an ſich und der Welt durch ein Federmeſſer geendigt hat, iſt bekannt; Cathcart hieß einem großen Mann, der über Köpfe geſchwinder als Gall urtheilen konnte, der ſchottiſche Giezarien, Stuart, der Windbeutel oder der iriſche Sumpfnebel.

---

*) Sogar in dem verfloſſenen Jahre war Herr von Gagern noch ſo ſehr der debonnaire Mann, daß er in einem ſeiner vaterländiſchen Briefe in der Allgemeinen Zeitung äußerte: Herr von Talleyrand gehöre wohl mit zu denen, welchen die Losreißung Belgiens von den Vereinigten Niederlanden am meiſten Kummer mache.

Ich verlebte den ganzen Winter des Jahres 1815 in Berlin, von wo man den Verhandlungen des Kongreſſes in der öſterreichiſchen Hauptſtadt von fern zuſchaute und zulauſchte. Wie der Geiſt in jener Zeit groß und gut war, ſo war auch die Anſicht und der Verſtand der meiſten Menſchen damals auf die richtige Linie geſtellt. Mit welcher

---

*) Siehe hinten die Note A.

Beklommenheit ja endlich mit welcher Trauer vernahm man die Nachrichten aus dem diplomatiſchen Hauptquartier! beſonders ſeitdem verlautete, daß Talleyrand im Namen Frankreichs die große Rolle übernehmen ſollte, Talleyrand von Napoleons Anfängen her ein fürchterlicher Name des Unglückes für Deutſchland. Als es nun endlich von Tage zu Tage heller ward, daß Preußen nicht einmal an der Maas die Feſtungen mit Holland theilen ſollte, daß die herrlichen Rheinlande grade Frankreichs Gränzen zunächſt in mehrere kleine Schnitzel zerſtückelt werden ſollten, da wurden Stimmen laut von Vorwürfen und Verdachten, die durch nichts entſchuldigt werden konnten, als durch einen betäubenden und verwirrenden Schmerz. Beſonders ward auf den Staatskanzler Fürſten Hardenberg viel geſcholten, als wenn ſein Muth und ſeine Raſchheit mit dem alten Blücher nicht im Gleichſchritt bleiben könne; auch wohl als wenn er durch hannöverſche Zuflüſterungen und Zuwinkungen in ſeiner Tapferkeit geſchwächt werde. Denn ſo gerecht waren doch die Menſchen, daß ſie ſeine Rechtſchaffenheit und Unbeſtechlichkeit nicht zu bezweifeln wagten.

Wieviel dieſer hochgeſtellte Staatsmann durch ſein Thun oder vielmehr durch ſein Nichtthun hiebei verſchuldet; ob er überhaupt viel verſchuldet und verſäumt hat; was für Hinderniſſe ihm in den Weg gelegt was für Ränke um ihn geſponnen wurden; welche von dieſen überwindlich und welche unüberwindlich waren — das liegt wohl über das Maaß ſeiner meiſten Beurtheiler und Nachrichter hinaus. Darin waren damals alle einſichtsvolle Männer, geſchweige alle eifrige Deutſche und Preußen, einſtimmig, daß die Pittſche ſo trefflich entworfene Wehr gegen Frankreich kaum zur Hälfte ausgeführt, daß in der Verloſung und Vertheilung der allerwichtigſten deutſchen Gränzlande mit gewiſſenloſem

Leichtſinn und neidiſcher Kurzſichtigkeit gehandelt war. Jetzt liegt es auch dem Einfältigſten klar vor Augen.

Wir ſetzen einmal den Fall, man wäre dem Entwurfe des großen Pitt gehorſam geweſen, das ſchöne Elſaß mit Straßburg das ganze Belgien und die ganzen Rheinlande ohne das zerſchneidende Meſſer irgend eines Anatomen, kurz Auſtraſien wäre vereinigt und Preußen darin als Vorwächter und Vorſechter des deutſchen Volkes gegen Frankreich geſetzt worden — ich wette, es ſähe jetzt anders aus in der Welt und auch in vielen deutſchen Herzen, als es eben am Tage erſcheint. Wenn auch Elſaß anfangs halb ſträubig in dieſe Verbindung hineingezogen wäre, wie bald würde es ſich heimathlich darin gefunden haben! Sprache Volk Rheinſtrom und nebſt ihnen freier Zug gegen Oſten und Weſten, gemeinſchaftliche Vortheile des Handels und der Gewerbe, ſanft ziehende Lockung der Kunſt und Wiſſenſchaft nach Deutſchland — kurz alles, was Gott und Natur für das Elſaß und die unteren Rheinlande ſonſt noch gemeinſam gemacht haben, würde es in den funfzehn Jahren, die den Julistagen der großen pariſer Woche vorhergingen, ſeinen deutſchen Brüdern wieder ſehr nah gebracht haben. Ich ſpreche dies nicht ſo aus der Luft oder aus den luftigen Geſpinnſten einer vielleicht mehr patriotiſchen als geſcheidten Vorliebe für mein Vaterland. Ich darf mich auf das Zeugniß meiner eigenen Ohren und auf das mehrerer meiner Freunde berufen, die in jenen Jahren und auch noch ſpäter mit Elſaſſern geſprochen und bei ihnen angeklopft, ob ſie wohl wieder zu Deutſchland gehören mögten? Dieſe hatten zum Theil gar nichts Triftiges dawider einzuwenden, nur ſtellten ſie die Bedingung mit allen Rheinlanden zuſammen Einem deutſchen Herrſcher anzugehören aber nicht mit einem kleinen Fürſtenthum verbunden zu werden. Dieſe Zuſammenſchmelzung mit dem alten Deutſchland in jenen funfzehn Jahren und die aufrichtige Hinneigung zu uns würde ſich um ſo leichter gemacht haben, da ſo viele unpolitiſche Schritte der wiederhergeſtellten Herrſchaft der Bourbons, beſonders die Jeſuitenſchleicherei und andere Tartuffinaden, wodurch die Elſaſſer Proteſtanten ſich ſo tief verletzt fühlten und deswegen die meiſten Elſaſſer eben jetzt auf der äußerſten franzöſiſchen Linken ſtehen, gleichſam eine deutſche Brücke des Uebergangs gebaut hätten. Ich habe eben darauf hingewieſen, wie der natürliche Weg des Elſaſſes mit allen ſeinen Vortheilen und Verbindungen und was dazu gehört laufen muß. Auch deutſcher Sinn und deutſcher Muth ſind in jenem ſchönſten und reichſten Rheinthale noch keineswegs ausgeſtorben. Zwar fabelt man jetzt viel von den Handelsverbindungen und von den Vortheilen derſelben, welche der ſogenannte Rhone- und Saone-Kanal mit dem Süden Frankreichs und ſelbſt mit dem Mittelmeer anknüpfen und auch für Straßburg und das Elſaß bringen ſoll. Aber im beſten Falle wird das nur ein Tröpfchen ſeyn gegen den Ocean von Gedeihlichkeit, welchen die volleſte Verbindung zu Einem Ganzen mit allen Rheinlanden und der freieſte Verkehr mit denſelben Straßburg bringen müßte. Ich kann mich hier getroſt für die frühere Zeit auf die Geſchichte und für die jüngſte auf die Erfahrung der letztverfloſſenen Jahre berufen. Solange der Rhein hiſtoriſch genannt iſt, ſind Straßburg und Köln ſeine beiden Hauptſtädte geweſen. Das Verhältniß des Elſaſſes und ſeiner Hauptſtadt zu Frankreich iſt kein natürliches; ja es iſt immer ein verzwicktes geweſen und iſt noch heute ein ſolches, wenn man die Klagen und Beſchwerden des Landes Frankreich gegenüber hört. Wenn man ſieht, wie die rheiniſchen Städte in den letzten funfzehn Jahren gewachſen aufgeblüht und verſchönert ſind, wenn man Köln und Koblenz betrachtet und merkt, wie allenthalben ein lebendiger reger Trieb des Anlegens Verbeſſerns und Verſchönerns ſich rührt und zwar mitten in einer Zeit, welche ſo viele eine belaſtete und bedrängte Zeit nennen, ſo könnte man gewiß ſagen: wie ganz anders würde Straßburg ausſehen, wie viel lebendiger und blühender in jedem Gewerbe und Verkehr, wie viel ſtrebender in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn das Pitt'ſche Teſtament ausgeführt wäre! In dem Falle wären keine holländiſchen und belgiſchen Plackereien auf und an dem Rhein und der Maas gehört worden, der Verkehr und Handel dieſer ſchönen Lande von dem Jura bis an die Nordſee wäre nicht durch vier fünf verſchiedene Zolllinien zerſchnitten und gehemmt geweſen. Ich deute nur darauf hin, daß in einem ſo glücklichen Falle und bei ſo bequemer und günſtiger Stellung für die Regierung wie für die Regierten, wo in dieſem Auſtraſien über ſieben Millionen Seelen in Einem verbunden geblieben wären, in der ganzen Verwaltung dieſer ſchönen Lande, in Handel und Gewerbe, in Kunſt und Geſetzgebung vieles angenehmer zweckmäßiger und auch freier — in dem Sinne, wie die meiſten das Wort frei meinen — hätte eingerichtet und behauptet werden können, als es unter den gegenwärtigen Verhältniſſen hin und wieder thunlich und räthlich geſchienen hat. Wie die jetzige Weltlage — man mögte wohl ſagen: die jetzige Weltpreſſe — eben iſt, wie überhaupt die Entwickelung und das Leben und Streben der europäiſchen Völker unter einander und gegen einander eben ſteht, kann man zuverſichtlich behaupten, daß im Ganzen in größeren Staaten bequemer und lebendiger und alſo auch zufriedener und ehrenvoller gelebt werden kann als in kleinen. Das glückſelige und idylliſche von keiner Argliſt und Habſucht belauerte Schäferleben der kleinen Staaten in ihrer vergeſſenen Einſamkeit iſt mit andern idylliſchen Zuſtänden ſeit dem Jahre 1780 verſchwunden und kehrt ſchwerlich wieder. Darum iſt es ein ganz natürlicher Inſtinkt, daß die Elſaſſer, welche, wenn gleich häufig und bis auf dieſen heutigen Tag als Stiefkinder von den Franzoſen behandelt und zurückgeſetzt, ſo lange mit einem großen Reiche verbunden geweſen ſind, keine Luſt gehabt haben mit irgend einem kleinen deutſchen Fürſtenthum in kalter Liebe zuſammengepaart zu werden. Wir haben die Nachtheile ſolcher falſchen und gezwungenen Vermählungen einzelner kleiner Gebiete mit Fürſtenthümern, die zum Theil 50 ja 80 Meilen von ihnen entfernt liegen, eben in den Zerſtückelungen wahrnehmen können, die man unpolitiſch genug hart an Frankreichs Gränze gemacht hatte, jenes Frankreichs, welches dieſe oberrheiniſchen Lande faktiſch funfzehn Jahre und darüber, rechtlich zwölf Jahre beſeſſen hatte. Ich ſpreche es mit voller Ueberzeugung aus, daß in dem bairiſchen Rheinkreiſe im Koburgiſchen Nebenfürſtenthum und andern kleinen Gebieten manche ſeltſame Erſcheinungen und zum Theil ſehr betrübende Auftritte nimmer erfolgt wären, wenn dieſe einzelnen Stücke nicht von dem großen Ganzen der übrigen Rheinlande abgeriſſen worden wären. O ich mögte die Kunſt ſehen, die es verſtände, hier einen ſogenannten guten deutſchen Geiſt zu erzeugen! Wenn gegen Natur und alle natürlichen Verhältniſſe geſündigt wird, beſſere einer. Auch der treueſte redlichſte Wille verliert hier ſeine Arbeit.

Nach allen dieſen Betrachtungen, Erwägungen und einzelnen Bemerkungen, die aber keinesweges außerhalb unſerer Bahn ſondern ganz in ihr liegen, komme ich auf die weltkundigen niederländiſchen Wirren und auf das junge Königreich Belgien: ein inhaltreicher ſchickſalſchwangrer Gegenſtand, der nun bald vier Jahre ganz Europa in Spannung hält und in dem wohl manches künftige Weh eingeſchloſſen liegt. Was ich darüber vor bald drei Jahren in Druck gegeben*), iſt noch heute ganz meine Meinung; und da dem noch ſo iſt und ſeyn muß, ſo muß ich freilich erſchrecken über den Lauf, den dieſer ungeheure Handel — denn das iſt er und kann er noch mehr werden, wenn er nicht endlich richtig behandelt wird, — genommen hat oder uneingeweihten Augen wenigſtens genommen zu haben geſchienen hat. Mir ſchien damals und ſcheint noch die niederländiſche Frage ganz eine deutſche, dann in zweiter Inſtanz eine engliſche und erſt in dritter entfernterer eine franzöſiſche, wegen natürlicher Verhältniſſe der Nachbarſchaft und wegen mancher Vortheile oder Nachtheile derſelben. Daß ich es in kurzer und ehrlicher Erklärung ſage: hinſichtlich der Vortheile gehörte die Sache allerdings auch Frankreich an, hinſichtlich der Rechte und Pflichten zuerſt Deutſchland und zweitens England. Nun haben ſich die Dinge aber durch Verhältniſſe Verhandlungen und Zettelungen der mannigfaltigſten Art, worin Talleyrand wieder als die Hauptfigur geſpielt hat, ſo ſeltſam gedreht, daß die franzöſiſche Regierung ein junggeſchaffenes Königreich Belgien als ihre Schöpfung ja faſt als ihre Landſchaft und den König Leopold, ſonſt Prinzen von Koburg, als ihren Schützling anſieht. Er iſt mit einer Tochter aus dem franzöſiſchen Königshauſe vermählt; die franzöſiſchen Bourbone, Prinzen und Prinzeſſinnen, fahren hin und her zu und von Laken und Brüſſel gleichſam als franzöſiſchen Schlöſſern und Königsſitzen; franzöſiſche Feldherren und Offiziere befehligen das belgiſche Heer und ſitzen in Belgiens Feſtungen als Kommandanten; und wird die Regierung in Paris von den verſchiedenen Partheien in die Enge getrieben und die Klage erhoben, als habe ſie für die gloire und gloriole française nicht genug gethan, als habe ſie mit dem hohen Geiſt und dem höhern Berufe ihres Volks nicht den Gleichſchritt gehalten, ſo weiſt ſie ſtatt aller Antwort nur auf Belgien hin, immer andeutend: dieß ſey nur der erſte Aufmarſch, die politiſchen und diplomatiſchen Geſchicke Frankreichs werden ſich mit der Zeit ſchon ſo günſtig entfalten, daß auch an dem Rhein der galliſche Hahn bald wieder in den Fahnen flattern werde. Kurz, ſie krähen uns übermüthig zu: Wir haben doch Belgien, wir haben mehr als vier Millionen Seelen und alle die Feſtungen gewonnen, die man unſrer Eroberungsluſt als Zügel angelegt hatte. So klingt es in den Blättern und Münden aller Farben und Sekten der unruhigen Wälſchen und folgende Worte leſe ich eben in dem miniſteriellen Journal des Débats von dem letzten ſtürmiſcheſten Sylveſterabend des verfloſſenen Jahres:

---

*) Die Frage über die Niederlande und Rheinlande. 1831.

Il est de fait, que la destruction du royaume des Pays Bas, élevé contre la France, a été pour elle un accroissement de force. Il est de fait, que l'érection du royaume de Belgique, créé, consolidé sous son patronage, a été pour elle une extension de puissance. Mais la France a donné à l'Europe en compensation le maintien de la paix generale, et certes ce fut là une grande victoire, qu'elle remporta sur elle même. Le marché a été trouvé bon des deux côtés et les conditions loyalement acceptées et remplies.

Nun ſind freilich gutmüthige friedliebende optimiſtiſche Menſchen, auch ſogar ſolche ſind, die ſelbſt einen Talleyrand für einen grundgraden und redlichen Karakter halten, welche hiegegen und gegen Beſorgniſſe von Andersurtheilenden einwenden: Ei! was ſollten wir um die Händel zwiſchen Helland und Belgien, um einen ſo kleinen geringfügigen Gegenſtand, wegen der Eitelkeit der Franzoſen, welche mit Belgien als mit ihrer Schöpfung ja als mit einer von ihnen eroberten Provinz prahlen und welchen man zur nöthigen Lüftung ihrer windigen Köpfe ſchon etwas Prahlerei zu Gute halten muß, uns in einen unabſehlichen Hader verwirren oder gar das köſtliche Gut des ſeligen Friedens aufs Spiel ſetzen? Freilich haben die Franzoſen hiebei die erſte Rolle geſpielt; freilich können ſie ſich rühmen Belgien zweimal, wenn nicht dreimal, den Holländern entriſſen zu haben; freilich ſind ſie für den Augenblick durch ihre Generale Offiziere und Diplomaten als Herren des Landes zu betrachten — aber dies alles iſt doch nur ein Schein, und wenn man einige Jahre Geduld hat, wird ſich dieſer blanke Schein wie anderer Schein in leeren Dunſt auflöſen. Dieſem windluſtigen und ruhmſüchtigen Volke muß man erlauben ſeine Seifenblaſen aufzublaſen und ſich im kindiſchen Jauchzen dabei müde zu ſchreien. Möglich, daß die erſten fünf oder zehn Jahre Belgien ganz wie von Frankreich abhängt; möglich auch, daß die gegenſeitige Wonne ſich früher abkühlt und das Band ſich früher löſt. Belgien hat nach ſeinen Naturverhältniſſen und nach ſeinem ganzen Verkehr und Gewerbe eigentlich wenig von Frankreich zu hoffen; es iſt weit mehr gegen Oſten gegen Deutſchland hin gewieſen, oder die Maas und Schelde hinab ins Meer hinaus. Obgleich die franzöſiſche Sprache in den gebildeten Klaſſen des Volks ſehr verherrſcht, ſo ſind Sitte Karakter Volksſtamm Glaube und Aberglaube doch ſehr verſchieden von dem franzöſiſchen Weſen. Dies und eben jene natürlichen Ziehungen gegen Oſten werden endlich ihr Recht behaupten, und vielleicht können wir es noch erleben, daß König Leopold und ſeine Räthe zuletzt einer Politik folgen müſſen, welche ſie mehr als Glieder des deutſchen Bundes denn als Vaſallen Frankreichs erſcheinen laſſen. Und überdies — iſt denn die Sache ſchon ausgemacht? ſieht man ſchon klar durch das vielverſchlungene diplomatiſche Gewebe, das ſie umhüllt? wißt ihr denn genau, ob die unterhandelnden Mächte, ob Frankreich ſelbſt nicht etwas in petto haben, was euch erſtaunen und alle eure Aengſten und Sorgen wegen Deutſchlands künftiger Sicherheit als geſpenſtiſche Kinderträume erblicken laſſen wird? Wäre es nicht möglich, daß das franzöſiſche Miniſterium hier nach demſelben Muſter wie im eigenen Lande handelte: die wüthenden Partheien, welche über jedes Königthum und Geſetz eroberungsluſtig in die Welt hinaus wollen, durch vorgeflimmerte Scheine und hingegaukelte Hoffnungen allmälig zu ermüden und ſo der Propaganda die Spitzen der Hörner abzuſtumpfen?

Da ich dergleichen Anſichten und Einwendungen von manchen Optimiſten wirklich gehört habe, da die Franzoſen mit abſichtlicher Liſt und feiner Schlauheit ſolchen Scheinen und Vorſpiegelungen einer leeren Hoffnung, um die Fremden deſto ſicherer einzuſchläfern, häufig ſelbſt einen Anſtrich von halber Wahrſcheinlichkeit geben, ſo habe ich ſie hier aufgeführt, obgleich mich all dieſer bunte Wortwirrwarr gar nicht täuſchen kann. Ich würde ſolchen Optimiſten und ſelbſt jenen friedſeligen Menſchen, die ſich von den Schelmiſchen in allen Verhältniſſen überliſten laſſen, faſt Recht geben, wenn die Stellung der allgemeinen Weltdinge nicht zu mißlich und gefährlich wäre, wenn der Schritt der Zeit nicht zu geſchwinde ginge und endlich — mir der weſentlichſte Grund — wenn die fides gallica in der Welt jemals einen feſten Boden gehabt hätte. Seit man Antwerpen hat fallen laſſen, beſitzen die Franzoſen in der That gegenwärtig das Land. Was ſie in geheimen Verträgen England immer gelobt haben mögen, wodurch die andern Mächte immer von ihnen beruhigt und eingelullt ſeyn mögen, wer weiß nicht, wenn ſie nur drei oder fünf Jahre in dieſer Stellung in Belgien bleiben, daß drei oder fünf Jahre jetzt beinahe ſind wie vormals dreißig und funfzig Jahre? jeden Tag ja jede Stunde kann irgendwo in Europa ein Ungeheures hervorſpringen; nicht allein mit den andern Mächten ſelbſt mit England kann in ſolchem Fall blutige Entzweiung erfolgen. Sollten vollends die großen Mächte Deutſchlands in irgend eine plötzliche Verlegenheit verſetzt werden, in welcher vortheilhaften Stellung ſind hier die Franzoſen dann, und wie geſchwind werden ſie, über alle Verträge und Gelübde wegſpringend, dieſe dann benutzen? und zwar zunächſt gegen uns: denn wenn ſie wohin wollen, nach Deutſchland wollen ſie, und dafür ſehen alle Partheien Belgien als das Vorlager an.

Doch gehen wir in der Zeit ein wenig zurück von dem Punkt, worauf wir eben ſtehen. Weltkundig genug in allen ſeinen Protokollen, vor allem Volke hingelegt genug ſind die Verhandlungen des Londoner Kongreſſes und was in Brüſſel Paris und Haag von verſchiedenen Seiten her und für verſchiedenſte Zwecke gebrütet und gezettelt worden iſt. Doch wie offen alles dieſes der Welt auch vorzuliegen ſcheint, doch bedeckt ein ſo zauberiſch geheimnißvolles Dunkel das Ganze, beſonders hinſichtlich der Wendung und Geſtaltung dieſer denkwürdigen Angelegenheit, daß ich darüber und über andere Beziehungen und Zubehöre derſelben mich mir ſelbſt und anderen nothwendiger Weiſe etwas mehr zu verſtändigen ſuchen muß.

Wir erinnern uns alle der Anfänge der Belgiſchen Bewegungen und Aufſtände. Die Regierungen waren über Paris erſtaunt, anderswo erfolgten ähnliche Erſchütterungen, in England war ein Wogen der Partheien, in Deutſchland und auch in andern Ländern vielfältige Aufregungen und Erwartungen neuer Dinge. Wenn man auch die erſten ſechs acht Wochen zuſah, daß aus Paris geſchickte Sansculottes mit anderm Geſindel in Belgien ihr wildes Weſen trieben, wenn man auch die kühnen Worte des franzöſiſchen Miniſters Molé wenn die Deutſchen marſchieren, iſt es der Krieg, geduldig anhörte — aus Furcht brauchte man nicht zu ſtutzen, da Frankreich völlig wehrlos war — ſo konnte man meinen, man müſſe Englands mächtige Einreden in dieſen Handel mit abwarten, als welches zu dem neugebornen Kindlein Königreich der Niederlande, deſſen Wiege Einwindelung und Taufſchmuck Deutſchland allein hatte beſorgen müſſen, die erſte Patenſtelle vertreten hatte. Man durfte noch hoffen, England werde, nicht auf einmal taub gegen alles Recht und alle Verträge, blind gegen ſeinen eignen Vortheil und gleichſam aller Geſchichte vergeſſend, doch eingedenk ſeyn, daß grade um dieſes Belgien und um den Beſitz der Maas und des Rheins drei Jahrhunderte, und mit welchen Anſtrengungen und Aufopferungen! von England Holland Deutſchland und Spanien gegen Frankreichs Herrſchſucht gerungen worden; daß Holland in Noth ja in Knechtſchaft und Deutſchland und England jeden Augenblick in Gefahr ſeyn müſſen, wenn auch die Maaslande und die Küſten von Dünkerken bis Antwerpen in Frankreichs Händen ſind. Aber alles hat ſich ganz anders geſtaltet, als damals jeder Verſtändige dieſe Verhältniſſe betrachten und wägen mußte. Unglück iſt in den äußerlichen engliſchen Dingen viel dabei geweſen, aber Ungeſchick Ungerechtigkeit verkehrte Anſicht und verkehrter Wille noch weit mehr.

Wellington hielt, als dieſe Sache zuerſt an England gebracht ward, noch das Oberſteuer des großbritanniſchen

Staatsſchiffes. Von ſeiner Partheianſicht, wenn auch nicht von ſeiner Staatseinſicht, und auch von ſeiner beſonders freundlichen Verbindung mit dem Hauſe Oranien war, welche Wendung die Dinge auch nehmen mochten, wenigſtens für Frankreich keine erkleckliche Ausbeute zu hoffen. Bald aber trat dieſer gegenwärtig größte europäiſche Name trotzig von ſeiner Stelle ab, die er mit mehr Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit unter das Unvermeidliche vielleicht noch Jahre hätte behaupten können. Mit ihm traten die Tories ab und die Whigs kamen ans Miniſterium: Lord Grey als erſter Miniſter Lord Palmerſton als Miniſter des Auswärtigen nahmen den Platz des europäiſchen Feldmarſchalls ein. Es erſchienen die Großbotſchafter der großen Mächte der Feſte, von Seiten Frankreichs Prinz Talleyrand, zur Stillung und Schlichtung des belgiſch-holländiſchen Haders. Es zeigte ſich bald, daß Talleyrand ſeine Züge auf dem diplomatiſchen Schachbrete ſo meiſterlich geführt hatte, daß Palmerſton faſt nur als ſeine Kreatur erſchien, als ein Herold, der ſeine Edikte ausrief, daß England ein ewiges örtliches und geographiſches Naturverhältniß, daß es alle Ergebniſſe und Erfahrungen vergangener Jahrhunderte ja die letzten vierzig Jahre vergeſſen zu haben ſchien. Es war über dieſes ganze Wunder wie ein Zauberdunkel ſo myſtiſch verworren und mit ſo durchſchimmernden Dämmerungslichtern verbreitet, daß die Gedanken und Urtheile der zuſchauenden Zeitgenoſſen eben ſo wunderliche Hin- und Her-Flüge und fantaſtiſche Deutungen und Erklärungen zeigten, als in den Verhandlungen zu liegen ſchienen. Man meinte die erſten beiden Jahre immer, zumal da John Bull bei dem Einmarſch der Franzoſen zornig ward und Krieg zu drohen anfing, wenn ſie nicht in kürzeſter Friſt wieder abzögen, die Engländer ſpielten nur die Sache ſo hin, um die Franzoſen in Paris matt zu machen. Louis Philipp und Talleyrand hätten die Figuren dieſes politiſchen Puppenſpiels mit unter der Decke und endlich werde ſich offenbaren, daß Belgien entweder oraniſch oder daß Leopold ein deutſcher Bundesfürſt werden würde. Man glaubte, die Engländer ſpielten, nicht aber daß mit ihnen geſpielt würde. Wer konnte ſich auch einbilden, daß Palmerſton einen ſo entſetzlichen Misgriff umſonſt thun werde? Und nun da die Hüllen, die dieſes Jammerſpiel Jahrelang zugedeckt haben, ſich immer mehr durchlöchern und abzufallen beginnen, fragt man ſich erſtaunt: aber welcher Teufel hat ihn denn beſeſſen? oder vielmehr welcher Teufel hat ihn behext?

So meinte man, auch glaubten alle Menſchen, die Geſandten der hohen Mächte, die in der Schlichtung dieſes Handels mit wirkten, hätten den engliſchen Miniſtern und dem franzöſiſchen Botſchafter gewiß ganz beſtimmte Verpflichtungen abgenommen, weil man ſonſt nicht begreifen konnte, wie ſie ganz ruhig zuſahen, daß die Franzoſen nicht bloß bei den Verhandlungen ſondern in Belgien ſelbſt die Miene der Meiſter und Entſcheider annahmen, und zwar zu einer Zeit, als ſie noch ganz ungerüſtet waren hochmüthige und kühne Anſprüche etwa durch Waffengeklirr geltend zu machen.

Wahr iſt, damit ich wirklich große Verlegenheiten nicht zu verſchweigen ſcheine, das engliſche Miniſterium hatte und hat zu Hauſe die ſchwerſte Aufgabe zu löſen, nämlich die, mit den Reformers in unvermeidlichen Verbeſſerungen vorzugehen und die radikaliſche Wuth mit Gewandtheit ſich ſo weit als möglich vom Leibe zu halten. Zur Entſchuldigung des englichen Betragens haben Viele geſagt: Aber vor allen müßt ihr das bedenken, die engliſchen Miniſter haben die Sache wohl aus dem rechten Geſichtspunkte geſehen; aber ſie hatten des Krieges daheim die Fülle und konnten draußen keinen gebrauchen; ſie mußten Frieden haben um jeden Preis. Alle Verhältniſſe alle Meinungen Gefühle Gedanken alle Neigungen und Vorurtheile der Menſchen und Völker waren ja von Grund aus verändert — was konnte da der engliſche Miniſter Beſſeres thun, als ſich von dem Altmeiſter der Diplomaten leiſe und ſein durch ſo viele gefährliche Klippen und Labyrinthe leiten zu laſſen?

Ich höre dieſen Sprechern zu — wie oft habe ich Aehnliches ſchon hören und meiner berſtenden Ungeduld ein Schloß ans Maul hängen müſſen! — und antworte: Allerdings viel Schein, viel Schein, aber in der Hauptſache keine Wahrheit. Der John Bull aller Partheien verſtand den engliſchen Vortheil ſehr gut und hatte alſo die engliſchen Vorurtheile gegen die Wälſchen, wenn man es ſo nennen will, ſeit der Verbrüderung durch die große Woche keinesweges aufgegeben; er ſchrie, wie geſagt, Krieg, als die franzöſiſchen Schaaren Miene machten ſich in Belgien feſtzuſetzen. Hierauf fußend konnte alſo Palmerſton für England und Deutſchland mehr thun, als er gethan hat, er konnte gewiß feſt behaupten, was die Heiligkeit der Verträge verlangte. War es unmöglich die Vereinigung Belgiens mit Holland wieder zu erwirken, ſo lag die Vereinigung des Landes mit Deutſchland vor, ein altes Recht und alſo eine alte und junge Pflicht, und zugleich der augenſcheinlichſte Vortheil Englands. Denn auf Belgiens Gefilden wird um den Beſitz des Rheins und auch um die Herrſchaft im Kanal beide für Deutſchland und England in ewigen Zeiten geſtritten werden müſſen. Wenn er nur eine Viertelſeele Pitts und ſelbſt Cannings war — dieſen Unedleren ſtelle ich nicht gern neben Pitt — ſo hatte er nichts mehr zu thun als die laute Stimme John Bulls Krieg ganz zart in Talleyrands

Ohren zu ſäuſeln, und der Schlaue hätte lächelnd die Papiere unterzeichnet, die Palmerſton vorlegte. Denn Krieg konnte die franzöſiſche Regierung damals und auch jetzt noch viel weniger brauchen als die Engländer und Deutſchen, und Talleyrand hat ja ſein la guerre est impossible damals wie jetzt geſprochen.

Der letzte Ausſprung von allem bleibt alſo: Palmerſton iſt Talleyrands Gimpel geweſen, er iſt von ihm überſtrickt und begigelt worden, wie die Schlange zuerſt mit ſanften Bewegungen und zarten Windungen beginnt, bis endlich der ſtraffgewundene Todesſtrang ſich um die Kehle des Raubes ſchlingt. Das geht aus allem hervor: auch die engliſchen Miniſter haben in den trüben Schwall der belgiſchen Verwirrung in den Anfängen ohne feſten Plan für das Ende, das ſie haben müßte, nicht klar geſchaut und ſind alſo in ein kümmerliches zielloſes Treiben gerathen. Unfruchtbare Fragen um Einſchreitung und Nichteinſchreitung, dieſer diplomatiſche Handſchuh, den jeder dehnen und kehren kann, wie es ihm beliebt; die Nothwendigkeit die Belgier und Holländer fürs Erſte aus einander zu halten, die größere Nothwendigkeit dem unbeugſamen König Wilhelm und den Holländern durch feſtes drohendes Auftreten alle Hoffnung der Wiedergewinnung und Wiedervereinigung zu nehmen, die Verlegenheit leiſe hin und her zu taſten und einſtweilen die Sache ſo hinzuſchleppen und fortzuſpielen, bis der günſtige Augenblick einer endlichen Schlichtung und einer allen intereſſirten Theilen bequemen Anordnung und Ausgleichung gekommen ſey. Mit ſolchen oder mit ähnlichen Winken iſt der Engländer, dem das Geſicht in die Ferne völlig abzugehen ſcheint, hingeſpielt und beſchlichen worden und hat zuletzt aus Verlegenheit und Schaam geduldet, was er mit Verſtand und Hellſichtigkeit anfangs nicht abzuwenden gewußt hatte. Es liegt aber dieſe Sache für die engliſchen Miniſter Grey und Palmerſton wirklich ſo, daß, wenn in den nächſten Jahren ein europäiſcher Krieg in dieſen Weſtgränzen ausbrechen ſollte, ſie von John Bull, der dann ſogleich zum vollen Verſtande des Unverſtandes kommen würde, wie weiland dem Bolingbroke und Harley wegen des Utrechter Friedens geſchehen, als Vaterlandsverräther auf den Hals angeklagt werden könnten. Hart; aber doch würde die gerechte Nachwelt ſie wenig bedauern, als die da eben ſo unedel als unverſtändig und leichtſinnig ſich und die Bundsgenoſſen im Sack verkauft haben.

Ich komme auf den deutſchen Bundesſtaat. Wie geſagt, es iſt ja möglich, daß dieſer von Palmerſton geheime und vortheilhafte Verſprechungen hat und dann freilich ſind viele meiner folgenden Worte bedeutungslos.

Ich habe oben darauf hingewinkt, wie Deutſchland ſich anfangs von der Hoffnung führen laſſen durfte, das engliſche Miniſterium, aus welcher Volksparthei es auch beſtehe, werde doch wie ein engliſches empfinden und denken, werde Holland, Großbritanniens älteſten und allerverdienteſten Bundsgenoſſen, ohne welchen ſeine Magna Charta ſeine Petition of rights reformirte Kirche u. ſ. w. vielleicht lange zerriſſen und papiſtiſirt ſeyn würde, nicht ungeſtraft berauben, werde von engliſchem Gelde gebaute Gränzfeſtungen von den Franzoſen nicht ſchleifen oder beſetzen laſſen, werde ein Land, das von Deutſchland ausdrücklich zur Bildung einer Gränzwehr gegen wälſche Unruhe zu Holland gefügt worden, im ſchlimmſten Fall, wenn der Vereinigungsvertrag mit ſeinen Bedingungen ſich löſen ſollte, ſeinem alten Beſitzer, der ein tauſendjähriges Recht darauf anſprechen kann, wieder zurückliefern. Wenn man nun aber bei den diplomatiſchen Vorſpielen und nach den erſten Betaſtungen fühlte, daß alles dies kaum aus der Ferne gezeigt ja daß es durchaus zweifelhaft und in eine unſichere Weite hinausgeſchoben war, ſo mußte der Bund handeln, wie Pflicht und Recht gebot. Freilich rief der napoleoniſche Molé ihm entgegen: Keine Einſchreitung! wenn ihr marſchiert, iſt es der Krieg; die Umwälzung Belgiens iſt die unſrige, Belgien und wir ſind Eins (la Belgique c'est nous). Aber konnte das ſchrecken und durfte das ſchrecken? Die Franzoſen hatten damals kaum Hoſen an, geſchweige Harniſche; ſie ſtanden mit allen ihren hohen Worten in der Luft, ohne Heer ohne Eintracht zerriſſen in viele Partheien, unter welchen aber die Parthei, welche, der Ueberſchwemmung und Züchtigung durch die Verbündeten in den Jahren **1814** und **1815** eingedenk, den Frieden wünſchte, die bei weitem zahlreichſte war. Ja wäre marſchiert, mit der Erklärung, die man ja mit dem redlichſten Gewiſſen geben konnte, daß man in Frankreich auch kein Dorf ja nicht einmal, einen Hahn berühren wolle, daß man nur ſein Recht behaupten ſein Land beſchirmen ſeinen Bundsgenoſſen vertheidigen wolle, wie man müſſe — es wäre ſo wenig Krieg geworden, als nach dem viel ſpäteren Einmarſch der Oeſterreicher in die Romagna, wo die Franzoſen ſchon ein Heer hatten und auch mit Krieg droheten aber geſchehen laſſen mußten, was Oeſterreich thun mußte, und das Schwerdt in der Scheide hielten. Und wie viel damaliges und ſpäteres Unheil wäre, menſchlichem Urtheil und Anſcheine nach, verhütet werden! wie viele unſelige Aufwiegelungen Meutereien und der ganze lange polniſche Jammer, der immer mehr ein europäiſcher zu werden droht, den die Franzoſen aufgeſchürt und dann ohne Thaten aber unter vielen prächtigen Wortklängen haben zur Erde beſtatten laſſen, wären dann nicht geweſen! Und ſelbſt als Soult ſchon Männer und Pferde geſammelt und gerüſtet hatte, als die Franzoſen nach Antwerpen zogen und dadurch zu erkennen gaben, daß ſie, unter welchen Gelübden und Titeln immer, die etwas Anderes verſprechen als die Sachen zeigten, fürs Erſte wenigſtens in Belgien zu herrſchen gedachten, ſelbſt wenn ſie ein Zugeſtändniß von Palmerſton in der Taſche hatten, mußte man nicht ſelbſt da noch ſprechen: Bleibt zu Hauſe! oder wir zucken auch?

Was, fragen wir weiter, kann den Bund bewogen haben ſich ſo leidend zu verhalten? Wir hören denen zu, welche ſagen: Die deutſche Geduld hat hier freilich eine herbe Probe beſtanden, aber wie weiſe! Das Dreintappen vom Jahre **1792** und anderes ſpätere Hineintappen in das franzöſiſche Revolutionstreiben war noch zu friſch im Gedächtniſſe; der Vulkan mußte in ihm ſelbſt ausgähren und ausbrennen, man mußte ihm keinen Ausgang öffnen, woraus er über die Welt fließen konnte: denn

1) allenthalben und auch in Deutſchland war ſeit den Julitagen die Stimmung der Menſchen für die Franzoſen und alle Gemüther waren aufgeregt, alle hätten den Einmarſch in Belgien als einen Principienkrieg als den Aufmarſch der Abſolutiſten gegen die Liberalen ausgeſchrieen; die franzöſiſche Kriegsparthei wäre dadurch verſtärkt die Propaganda der Libertiner in ihrer brennenden Gluth und Wuth allmächtig geworden;

2) von England hatte man weder Beiſtand noch Hülfsgelder zu hoffen; man konnte ſogar fürchten, daß England bei der Weltſtellung und Weltſtimmung der Völker mit Frankreich gegen Deutſchland auftreten würde, wenn dieſes ſelbſtändig handelte;

3) konnte aus ſolchem Anfange ein unabſehliches Ende entſtehen; der belgiſche Funke konnte eine Flamme werden, die den Weltkrieg entzündete; welcher deutſche Fürſt wäre

vermeſſen genug eines ſolchen Unglücks Verantwortung zu übernehmen?

Ich antworte

zu 1. Ich leugne die Aufregung und Stimmung des Herbſtes von 1830 nicht, ich habe ja mitten darin gelebt. Ich frage nur — und ich wünſchte eine verneinende Antwort — ob die Aufregung in Deutſchland jetzt geringer und die Stimmung im Ganzen beſſer iſt als damals? Ich meine, es ſcheine nur ſo; mir ſcheint es kaum ſo. Die Welt müßte ja allen Verſtand verloren, der deutſche Menſch müßte ja aus einem mäßigen und gerechten plötzlich der frevelhafteſte und gewiſſenloſeſte geworden ſeyn, wenn es ihm ein Principienkrieg dünken konnte, daß die deutſchen Fürſten ihren Mitfürſten und Mitverbündeten ſchirmten, daß die Deutſchen ihr Land ihr tauſendjähriges Erbe gegen fremden Einbruch zu verwahren ins Feld geführt wurden. Wenn man erklärte und die Erklärung hielt, daß die Sache in Frankreich mit der in Belgien nichts gemein haben ſollte noch gemein haben könnte, und dem gemäß handelte, ſo mußte die Meinung der Menſchen endlich der Wahrheit folgen, wie ſie zuletzt gottlob noch immer thun wird. — Aber die Propaganda? Ja die iſt es; die hat Belgien erobert; da haben wir das blutige Geſpenſt, mit welchem die Fürſten ſich ſelbſt erſchreckt haben. Hier haben wir das Geheimniß — es kann kein anderes ſeyn — wodurch es mir erklärlich däucht, daß Deutſchland in einer Art Erſtarrung zugeſehen hat, wie die Franzoſen ſeine ſchönſte Gränzwehr niedergeriſſen haben. Dieſe Propaganda hat Talleyrand meiſterlich gebraucht, ſie hat er im Rieſenwuchſe ſich erhöhend gezeigt, wenn man es wagte den Stolz und die Ehre der großen Nation zu reitzen. Und doch was hat man gewonnen? iſt dieſes halb unſichtbare halb ſichtbare Geſpenſt nicht noch immer das lebendigſte? iſt es wie Luſt und Licht nicht allenthalben? ja iſt dieſe verkappte Propaganda — mit ihrem rechten Namen wälſche Raublüſternheit und eitle Herrſchgier genannt — uns Deutſchen gegenüber nicht in der ganzen franzöſiſchen Nation? in allen franzöſiſchen Miniſtern, in den Jeſuitiſten und Legitimiſten, wie in den Napoleoniſten und Kolumbiſten? in Talleyrand und Soult, wie in Chateaubriand und de la Martine? ruft es uns nicht jeder übermüthige Wälſche offen oder verhüllt zu, daß der Rhein daß die Deutſchen beſtimmt ſind Frankreichs Knechte zu ſeyn?

Zu 2. Hierauf antworte ich kurz. Freilich hat England weder Mittel noch Luſt jetzt Hülfsgelder zu zahlen; aber das hatten wir bei allen ſchlechten Zeichen dieſer Zeit doch nicht zu fürchten, daß die Engländer mit den Franzoſen gemeinſame Sache machten Maas und Rhein und Holland und Belgien für ſie zu erobern. Umgekehrt — das Tröſtliche hat ſich wenigſtens bei den beiden bewaffneten Einſchreitungen Frankreichs in Belgien gezeigt — wurden wir Deutſche beſiegt, was in den Jahren 1830 und 1831 gottlob das Allerunwahrſcheinlichſte war, ſo kamen ſie uns mit Flotten und Geld gezwungen zu Hülfe: denn zwiſchen Dünkerken und dem Texel ſtreckt ſich die Küſte hin, die in Frankreichs Händen ihnen die gefährlichſte iſt.

Zu 3. Ich darf hiebei nicht verſchweigen, daß ſelbſt die Stimmung und Willigkeit der deutſchen Regierungen für ſo großen Zweck, als die Erhaltung und Beſchirmung eines Haupttheils unſeres Landes iſt, nicht die feurigſte war; daß die Einrichtung des Bundesheeres nicht als die zweckmäßigſte erſchien. Wie viele Monate Arbeit hat es dem preußiſchen Kabinette gekoſtet, einige Bataillone Bundestruppen in die Feſtung Luxemburg hineinzunegoziiren! und in welcher Rüſtung und Ordnung kamen ſie an! Ich kann mich hier auf die Berichte der urtheilsfähigſten Kriegsmänner berufen. Aber doch welch ein Heer gerüſteter geübter Männer hatten wir! wie geſchwind hätte Deutſchland 300,000 oder 400,000 ſolcher Krieger verſammeln können! Die Franzoſen konnten wohl Volk zuſammenbringen, aber ein Heer hatten ſie gar keins; und das lehrt alle Kriegserfahrung, daß 1000 geübte tapfere Männer 5000 ungeübten tapfern Männern, auch wenn ſie den brennendſten Muth ehrlich zu ſterben haben, mehr als gewachſen ſind. Und haben wir denn alles vergeſſen, was wir erlebt haben? haben wir ſelbſt die Jahre 1790 vergeſſen? Gewiß waren die Franzoſen damals feurig und tapfer wie jetzt, für das, was ſie ihre Freiheit nennen und was wir ihnen nicht beneiden wollen, eben ſo begeiſtert, vielleicht heißer und tapferer begeiſtert als jetzt. Sie kamen auch damals zu Hunderttauſenden über ihre Gränzen; ſie fanden die deutſchen Heere gegen ſich, nach der alten Einrichtung, mit der gegenwärtigen verglichen, ſchwerfällig unnachdrücklich; wenn ſie aufs höchſte gerechnet wurden, zuſammen nie ſtärker als 160,000 Mann — und dieſe haben bei allen Mängeln und Gebrechen, die man ihnen vorwerfen konnte, bei aller Ueberlegenheit, welche die Franzoſen an wirklicher Jugendlichkeit und Begeiſterung damals über ſie hatten, ſich ſechs Jahr dieſſeits des Rheins gegen ſie behaupten können, ja Mainz und der Ehrenbreitſtein ſind nur diplomatiſch in ihre Gewalt gekommen.

Was die erwähnte Verantwortung betrifft, daß bei der belgiſchen Sache gezeigte Kühnheit einen allgemeinen Krieg hätte anzünden können, wahrlich jeder deutſche Fürſt konnte ſie in dieſer Sache mit Gott übernehmen. Wenn ein Feind in mein Haus bricht, zücke ich die Wehr und bete: Herr hilf mir! Dein iſt der Sieg.

Ich ſage und klage — was bei der kläglichen Sache das Allerſchlimmſte iſt, daß durch eine Unentſchloſſenheit, welche gewiß meiſt aus Mäßigung und Friedensliebe entſprang, der Zweck nicht erreicht ward. Die Franzoſen ſcheinen erſchlichen zu haben, was ſie durch Waffen nimmer gewinnen konnten; das Urtheil der Menſchen iſt für ſie und ihre Macht und Gewalt, womit ſie laut prunken, dadurch mehr als je beſtochen, und Viele ſprechen: konnte das am dürren Holz geſchehen, was wird ſich erſt am grünen offenbaren! Auch, däucht mir, hat man ihren Karakter ihre ganze Art dabei nicht genug in Betrachtung gezogen. Sie ſind von Natur ein großſprecheriſches übermüthiges Volk; von ihnen gilt vollkommen: gieb ihnen einen Finger, und gleich nehmen ſie die ganze Hand. Sie ſagen es uns ins Geſicht, daß Belgien nur der Vorpoſten iſt, von wo ſie ihr Heerlager bald an und über den Rhein ſchieben werden; ſie ſprechen nicht bloß den Wunſch ſondern den Willen unverſchämt aus, daß alles ſich ſo fügen und geſtalten muß, daß der Rhein mit ſeinen ſchönen Landen ihr Gebiet werde, d. h. daß Deutſchland ihnen und ihren Gelüſten wieder zinsbar werden müſſe. Nicht auf das zwieträchtige Spanien, nicht auf Italien winken ſie für ihre Herrſchaft; nicht die Lombardei nicht Katalonien und Arragonien und die Ebrogränze ſprechen ſie an, als die ihnen von Natur und Gottes wegen gebühre, ſondern uns und unſer Land. Bei jenen oben genannten Ländern gaukeln ſie viel von nothwendiger Einheit Ganzheit und Stärke, die ihnen von Frankreich bereitet werden müſſe; uns aber und unſre gutmüthige Geduld meinen ſie ungeſtraft berauben und zerreißen zu dürfen. Ich gebe ſtatt aller andern nur ein jüngſtes Zeichen und Pröbchen davon.

Selbſt ihr idealiſcheſter Dichter, de la Martine offenbart, darin Chateaubriand der Zweite, gleich bei ſeinem erſten Auftreten in der Volksbotenkammer, daß er dies Ideal des franzöſiſchen Volks auch im Herzen trägt. Nachdem er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Abfaſſung der Adreſſe derſelben an den König ein Langes und Breites über den Orient über Aegypten Konſtantinopel und Rußland geſprochen, winkt er: Man ſolle ſich um die morſche und faule Leiche des türkiſchen Reiches, deſſen Trümmer man endlich den Ruſſen doch nicht werde ſtreitig machen können, mit Kaiſer Nicolaus nicht zerſpannen; man ſolle freundlich geſchehen laſſen, was man nicht ändern könne; wenn man ſich mit Rußland gehörig ſtelle, ſo werde der Sehnſucht zu dem Rhein und über den Rhein hinaus die gewünſchte Erfüllung entgegenlächeln. Alſo ſprach er den vierten Januar **1834** (alſo vor acht Tagen) in dieſer langen etwas myſtiſchen und poetiſchen aber uns nur zu verſtändlichen Rede, unter andern auch zu uns hinweiſend:

Vous supportez impatiemment le joug des traités de Vienne. *Vous respirez mal à l'aise dans des limites trop restreintes. Vous espérez encore une repartition plus large de territoire et de nationalité.* Vous voulez resusciter l'ombre sanglante de la Pologne, racheter le sang des Polonais. Vous voulez avec raison écarter du coeur de la France les frontières trop rapprochées. Vous voulez de l'espace entre vos ennemis et vous. Et cependant vous ne voulez pas qu'une enceinte de forts detachés jette jusque sur vos places publiques, sur cette capitale de la liberté, l'ombre attristante du moyen âge et de la barbarie. Eh bien, Messieurs, tous ces resultats me parraissent être dans la question de l'Orient.

Nicht wahr, das klingt erbaulich für ein deutſches Ohr? Ich weiß nicht, was ihnen in ihren engen Gränzen, die weiter ſind, als ſie ſeyn ſollten, die das ſchönſte und reichſte geſchloſſene Gebiet in der Welt und eine Volksmenge von mehr als dreißig Millionen enthalten, den Athem zu kurz macht, wenn nicht die Lüſternheit nach fremder Beute. Meinen ſie, daß Paris, das ſie ihr Herz nennen und das es leider iſt, den deutſchen Gränzen zu nah liegt, und müſſen ſie, damit es in die Mitte ihrer Herrſchaft komme, noch funfzig bis ſechszig Meilen über ihre Gränzen hinaus bis an den Lech und die Ems laufen, ſo müßten wir Deutſche uns wenigſtens in innerſter Seele ſchämen, wenn wir dieſes unverſchämte Gelüſte nicht auf das kräftigſte zurückwieſen. Denn für ihr Herz, damit es noch luſtiger und übermüthiger pulſiren könne, wollen ſie grade das Herz unſers Landes unſer Kleinod und die Wiege und den Glanz unſerer Geſchichte die Rheinlande und Schwaben und Weſtfalen verſchlingen: denn wenn ſie in Mainz Koblenz Köln und Weſel ihre Fahnen auf den Wällen aufgepflanzt haben, ſo muß bis Lech und Weſer hin ihnen alles deutſche Land dienen, ja bis in den Norden unſerer Zunge. Ihnen däucht eine ſolche Anordnung ſo leicht und natürlich, ſo als etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, daß Mr. de la Martine und ſie alle davon ſchwatzen, als von einer Sache, die für das übrige Europa und auch für Deutſchland ohne allen Belang ſey: un arrangement aisé. Schon oft haben ſie dahin gewinkt, der König von Preußen müſſe für die Rheinlande Polen eintauſchen — Gott wolle ſolchen Unſtern auf ewig abwenden, wie unſer König ihn verabſcheuen würde! — Rußland würde in der Türkei entſchädigt, auch Oeſtreich an der Niederdonau verhältnißmäßig geſtärkt. Die Rheinlande, die Gebiete der Fürſten des alten Rheinbundes, locken ſie an, und das Weitere halten ſie noch in petto. Eine prometheiſche Theilung: ihnen ſelbſt das Fettſtück und den Andern die Knochen.

Ich habe angedeutet, daß die ſeltene Geduld und Friedensliebe des deutſchen Bundes in der belgiſchen Angelegenheit nicht vortheilhaft auf das Volk gewirkt habe. Ich kann aus Erfahrung ſprechen: denn ich habe Gelegenheit genug gehabt und noch mehr Gelegenheit genommen in dieſer Beziehung die Pulſe der Menſchen zu befühlen. Vielen hat dieſe Mäßigung und Unentſchloſſenheit Schwäche gedäucht, beſonders da die Franzoſen, als dieſer Handel begann, viel unrüſtiger waren als wir, und da der Eindruck, ſo dicht hinter den Jahren 1814 und 1815, um ſo grüner ſeyn mußte. Wenn die Franzoſen auch, wir wir hoffen, Belgien jetzt nur erſt dem Scheine nach beſitzen, ſo wirkt ihr vorherrſchender — was ſage ich? — ihr allein herrſchender und beſtimmender Einfluß auf den Hof zu Brüſſel doch wie ein narkotiſches Gift auf die Gemüther. Wie manche wohlgeſinnte deutſche Menſchen in Städten und Dörfern habe ich tröſten müſſen, die das ſchwere Wort ausſprachen: ach Gott! wir werden doch bald auch wieder franzöſiſch ſeyn. Die Lauwarmen und Mittelmäßigen ſind aber durch dieſe Erlebniſſe viel lauer und gleichgültiger geworden und die wenigen Schlechten lachen ins Fäuſtchen; alle wälſchelnden Volksverführer aber und Herzenverdreher, welche den deutſchen Bund als ein Todtes und Hülfloſes und die Macht der Deutſchen Frankreich gegenüber als ohnmächtig darzuſtellen ſich freuen, haben ein reiches heilloſes Thema.

Doch nun muß ich einen ernſten Vorwurf berühren, den ich deutſchen Wortführern und auch ſolchen machen muß, die das Wort von Rechts wegen hätten führen ſollen und können, und es nicht geführt haben. Es iſt ein Schimpf, der für kein Gemeingefühl ſpricht, welches das deutſche Vaterland nicht zerriſſen wiſſen will, daß die meiſten deutſchen Tagesſchriftſteller den Franzoſen alle wahren und alle falſchen

Klänge alle hohlen von ihnen bloß als Verführung und Verlockung gemeinten Wortſchälle über Polen Italien Spanien Portugal die Türkei (ja über China würden ſie es gethan haben, wäre an der Seine das Lied von China angeſtimmt) alle Anklagen gegen Preußen, es wolle die kleinen Bundesſtaaten deſpotiſch verſchlingen, alle Ausfälle gegen das öſterreichiſche Kabinet nur zu treu nachgeleiert haben. Wie wenige — wir ſagen es mit Kummer — wie wenige haben die große belgiſche Frage in ihrer letzten Tiefe, d. h. in der deutſchen in der vaterländiſchen Bedeutung in der Bedeutung unſerer Ehre Sicherheit und Selbſtſtändigkeit behandelt! Unter dieſen wenigen nenne ich mit Freuden den Freiherrn von Gagern in ſeinen vaterländiſchen Briefen und andern Aufſätzen, die wir in der Allgem. Zeitung geleſen haben, und einige gründliche Aufſätze in der trefflichen Hannöverſchen Zeitung. Die Franzoſen machten es hier wie immer, ſie hetzten die Jaghunde auf die falſche Fährte und ließen ſie nach ihrer Meldung mit verkehrtem Lauf und falſchem Anſchlag ſich müde jagen und ſchreien; ſie aber ſchnappten nach dem fetten Biſſen Belgien und würden nach den Rheinlanden nach Schwaben und Heſſen geſchnappt haben, wenn ſich dort irgendwo ein erhabener belgiſcher Aufſtand erhoben hätte. Wir ſetzen einmal, die Vendee oder das Languedoc erklärte: „Wir wollen gleich „den Belgiern uns des Rechts unſers ſouveränen Willens „bedienen, wir wollen ein Freiſtaat ein Königreich für uns „ſeyn," — wie würde gleich das übrige Frankreich einbeinig und einſtimmig zuſammenlaufen und zuſammenſchreien von einem Ende bis zum andern: „Die Elenden, die ſich „unterſtehen das ſchöne Frankreich zerreißen zu wollen! „Drauf! drauf! ſtraft die Verräther zwingt ſie zum Gehorſam und, wenn ſie zu widerſtehen wagen, vertilgt ſie."

Dieſe deutſchen Sünden der Schriftſteller und der Wortführer und Wegweiſer des Tages in dem, was ſie für unſere Feinde zu viel und für das eigene Haus zu wenig gethan oder vielmehr gar nicht gethan haben, ſind gewiß nur von zu großem Einfluß geweſen. Auch dies hat gewiß ſein gutes Theil dazu beigetragen, daß die Herrſcher und ihre Kabinette an dem Volke und an der Stimmung und dem Willen deſſelben unſicher und unſchlüſſig geworden ſind.

Wenden ſich nun meine Gedanken von dieſer betrübenden Betrachtung auf die Fürſten des deutſchen Bundes und auch auf den erhabenen Greis, den ich als meinen König verehre, ſo haben ſie gewiß nur in dem Gefühle und in den Abſichten alle ihre Schritte gemeſſen und gelenkt, der übergereizten und überladenen Welt und ihren eigenen Völkern, die ſeit vierzig Jahren in Kriegen und Aufruhren und den fürchterlichſten Wechſeln von Glück und Unglück umgerüttelt worden ſind, durch neue Arbeiten und Anſtrengungen nicht gleichſam den letzten Athem auszutreiben. Sie haben den Frieden aufrichtig gewollt, ſie wollen ihn aufrichtig; und nie haben ſie gemeint gegen Frankreich um ſolcher Grundſätze und Lehren willen, die durch keine Degen verwundlich und zerſtörlich ſind, einen wahnſinnigen Krieg anzufangen. Der Friede und die Erhaltung des Friedens iſt ihre wahre Looſung und ihr letztes Ziel. Dieſes ſchönſte Wort Friede klingt auch aus Talleyrands und Broglies Munde; aber Klang und That ſollten gleiche Bedeutung und Richtung haben; das Wort muß durch die That geſtärkt werden. Der Friede iſt ein ſo gerechtes liebliches und köſtliches Ding, ſo wohlgefällig und wohllautend Gott und den Menſchen, daß ſelbſt die wildeſten Eroberer und Zwinger in ſeinem Laute den Fluch, der die Lügner einmal in die Hölle hinabſtoßen ſollte, wider Willen haben über die Lippen ſpringen laſſen müſſen. Ich bilde mir ein, Timur Beg und Dſchingiskhan und Nadir Schah haben vom Frieden geklungen; Napoleon, den wir zu nah kannten, zog, wann er einen Thron zertrümmern und ein Volk ſchänden wollte, immer mit dem Verſprechen aus der Welt den allgemeinen den ewigen Frieden zu geben.

Wir wollen denn das Dunkle nicht zu dunkel ſehen, wir wollen beten und hoſſen bei allen verworrenen Verhältniſſen und trüben Ausſichten, daß die Wünſche aller guten Fürſten und Völker für den Frieden erfüllt werden; daß auch die Stellung unſers Vaterlandes an Frankreichs und Belgiens Gränzen, daß die Verhältniſſe dieſes jungen Staates zu uns ſich beſſer geſtalten und noch glücklicher geordnet werden, als ſie jetzt zu ſtehen ſcheinen. Noch hat der König Wilhelm der Oranier keinen Vertrag unterzeichnet, noch iſt die Bundesſache und die Frage um die Zerreißung des Herzogthums Luxemburg und um die Einwilligung der naſſauiſchen und oraniſchen Anwarter ganz; noch iſt es möglich, daß die Hauptſchwierigkeit dadurch beſeitigt werden kann, daß das neue Königthum, unſer altes Land, mit in den deutſchen Bund gezogen wird. Denn wenn Holland und König Wilhelm feſt ſind und der deutſche Bund feſt und ehrenfeſt, wenn die hohen Gefreundten des Hauſes Naſſau auf ihren Rechten beſtehen, wenn England Oeſterreich Preußen die große Sache endlich auch aus der höchſten Idee der Zukunft — was meiner Anſicht nach wirklich heißt aus der Idee eines langen Friedens — erfaſſen und feſthalten, ſo kann ein Weg, worauf ſo viele Verblendung und Unverſtand ſo viele Lüſten und Tücken Blöcke und Steine des Anſtoßes gewälzt haben, ſich vielleicht noch ebnen laſſen.

Aber — ſo fährt mir hier einer durch die Parade — wozu ſo viele Geſpinſte von Schwierigkeiten und Gefahren, die in dieſer Sache gar nicht mehr ſind. Es bleiben ja nur noch die kleinen rauhen Ecken und ſcharfen Spitzen in ihr abzurunden und abzuſtoßen die untergeordneten Gegenſtände und unwichtigeren Fragen in ihr zu beſeitigen und auszugleichen. Belgien iſt ja auf ewige Zeiten, damit es in Kriegen zwiſchen England Frankreich und Deutſchland kein Zankapfel mehr werden könne, für einen neutralen Staat erklärt gleich der Schweiz. Das iſt ja ein beſſeres Bollwerk für Deutſchland als alle Feſtungen.

O Jemine! rufe ich dagegen, dieſe Neutralität gehört zu den vielen andern Nothbehelfen der londoner Protokolle. Man wollte dem Scheine nach gern ein Rad ſtill ſtellen, deſſen Rollen ſo viel Verderben drohte. Belgien kann nie ſeyn, was die Schweiz war, ein unfruchtbares Gebirgland, ein Land der Kriegsſtellungen aber nicht der Schlachtfelder; und auch bei der Schweiz iſt es zweifelhaft, ob ihr jenes frühere Glück lange bleiben wird. Aber Belgien, die Kornkammer und die Kriegskammer, das geborne Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein? Ich frage jeden Feldherrn und Miniſter, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäiſchen Kriege länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beſte Kraft in ſich fühlt der Angreifer zu werden?

Uebrigens wäre es erbaulich, wenn ein Aufſtand wie der belgiſche durch allgemeine Beliebung der Monarchen ſchließlich eine ſolche Belohnung erhielte. Eine hübſche Ermunterung! Doch wartet nur —

Jeder Jäger kennt die ſchlaue Kunſt des Fuchſes, womit er die Hunde auf eine wüſte und falſche Spur zu verſetzen verſteht. In dieſer Kunſt ſind die Wälſchen, welche in betriebſamer und gaukleriſcher Gewandheit und geduldiger

Schlauheit und in der Tugend des *hoc age!* in dem Augenblicke, der eben da iſt, alle Europäer übertreffen, von jeher die erſten Meiſter geweſen. Der galliſche Fuchs hält nun den erhitzten deutſchen Jagdhunden, die auf der Fährte der Zeit jagen, Rußland hin, Rußland, das große verſchlingende Geſpenſt des Tages, in deſſen weit offenen Rachen alles hinein müſſe. Der polniſche Aufruhr, jenes Unheil, das ſeine falſchen Verlockungen aufgeregt haben, leiſtete ihm bei den allgemeinen Zeitgefühlen darin vortreffliche Dienſte. Sie verlieſen ſich auf dieſer kalten und unfruchtbaren Spur weit gegen Oſten ja bis an das ſchwarze und kaſpiſche Meer hin und ſahen nicht, welche fette Beute der liſtige Reineke in ihrem nächſten eigenſten Weſten in dem unbewachten Reviere zu haſchen ſinnt. Er weiſt auf Polen hin — das iſt unſer Nachbar, und er geht uns freilich an — auf die Türkei auf Perſien Indien u. ſ. w. — und das geht uns nichts an, da mögen die Franzoſen und Engländer und Andere zuſehen, die da glauben, daß es ſie angehe. Die Herrſchaft an dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere und — wenn ſie da wären — im Archipelagus braucht die Morgenträume eines Deutſchen auch keinen Augenblick zu ſtören, auch wenn Rußland im volleſten Umfange dort geböte; ja ich mögte ſagen, er könnte ſich dann einen nur deſto ſicherern und feſteren Schlaf zulegen, jemehr die Moskoviter dort gegen Südoſten Arbeit und Wache nöthig hätten. Wir ſtellen keineswegs in Abrede, daß Rußland eine gewaltige Macht daß es ein Rieſe iſt — der erſte Blick auf die Weltkarte würde uns Lügen ſtrafen, wenn wir Anderes behaupteten — auch wiſſen wir, daß vorzüglich das ruſſiſche Fußheer furchtbar iſt und wie Römer und wie Spanier einſt unter Cordova und Novara in geſchloſſenen Reihen zu ſiegen und zu ſterben verſteht. Aber dieſem Rieſen fehlt gegen uns die Beweglichkeit und Leichtigkeit, womit der franzöſiſche Tiger uns jeden Tag anſpringen kann. Er iſt ein Symbol jenes antediluvianiſchen Mammuth, deſſen Urgebeine in den Sümpfen Nordamerikas und in den Eisfeldern der Samojeden und Tſchuktſchen eingefroren liegen. Wenn man dieſes Rieſenmammuth aus den unendlichen Räumen ſeiner weiten Weideplätze gegen Weſten treiben und verſetzen will, nimmt es im Zuge an Stärke und Kraft ab und gelangt ermattet und abgemagert kaum mit einem Viertel, ſeiner angebornen Gewaltigkeit zu dem Kampfplatz, wo es ſtreiten ſoll. Hierzu kommt, daß Deutſchland von Rußland wenigſtens für die gegenwärtige Epoche — und wir ſprechen von den Gefahren der Gegenwart — gewiß nichts zu fürchten hat, daß aber in Frankreich alle Sinne und Gedanken wieder darauf gerichtet ſind uns Deutſche nach alter galliſcher nachbarlicher Freundlichkeit zuerſt zu verblenden zu verwirren und zu entzweien und uns dann unter dem Geſchrei und Schein unſerer Erlöſung von dem unerträglichen und tyranniſchen Joche Preußens und Oeſtreichs zu unterjochen und zu ſchänden.

Ich habe es in der oben angeführten Schrift dargethan, daß uns Frankreich in drei Monaten mit 300,000 bis 400,000 Mann angreifen kann und daß Rußland in neun Monaten nicht im Stande iſt 150,000 Mann gegen unſre öſtlichen Gränzen zu bringen. Auf das Letzte werde ich ſogleich zurückkommen. Was Frankreich angeht, ſo bedarf es nicht mehr als der Hinweiſung auf die vorliegenden Länder und auf die lange Kriegsgeſchichte von zweitauſend Jahren ja nur auf die Kriegsgeſchichte Napoleons, um jeden, der hier widerſprechen wollte, auf das ſchlagendſte zu widerlegen. In Norditalien und in ganz Deutſchland, in dieſen fruchtbaren dichtbevölkerten Ländern, kann der Krieg den Krieg ernähren: Pferde Rinder Korn Weitzen Reis Bier und Wein Leder und Linnen Eiſen und Holz — kurz alles was ein glücklicher Feldherr bedarf, findet er hier auf einer Länderſtrecke von nur 120 bis 140 Meilen Länge, wobei er ſich auf keinen ſcythiſchen Märſchen matt und mager zu marſchieren braucht, im größten Ueberfluß, wenn er mit einer Gewalt, die das Kriegsglück ihm giebt, ſich die Mittel zur Kriegführung nehmen will. Dies kann er ohne Flotten ausführen, wenn der Nichtbeſitz derſelben freilich auch ſeine Mißlichkeiten und Unbequemlichkeiten hat. Das mächtige und kühnſte England beherrſchte alle Meere mit ſeinem Dreizack, und Napoleon konnte ſein Werk bis an die Nordſee und Oſtſee über und durch ganz Deutſchland hin bis über die Weichſel hinaus ungeſtraft forttreiben. Erſt als er ſich unterſtand mit einer Vermeſſenheit, wo ihn aller Verſtand verließ, den linken Flügel kaum irgendwo angelehnt und durch keine Flotten geſchützt, in die Wüſten und Weiten des alten Scythiens hinein zu laufen, ging er unter durch die Hülfloſigkeit, wohinein ihn nicht das Schwerdt der Feinde ſondern Himmel und Erde mit ihren Hinderniſſen und Gefahren trieben.

Setzen wir alſo den ſchlimmen Fall, jener Rieſe wolle ſich gegen Weſten bewegen wolle mit Krieg gegen uns heranſtrömen, ſo wollen wir einmal zuſehen, wie ſchwer es ihm wird, in Vergleichung mit der Leichtigkeit des franzöſiſchen Angriffs auf uns, zu uns heranzukommen. Da läßt ſich nun mit wenigen Federſtrichen zeigen, daß Rußland bei dem Vormarſch gegen Weſten faſt denſelben Verlegenheiten und Schwierigkeiten doch nicht denſelben Gefahren begegnet, welchen Napoleon mit dem allerſchönſten und allerſtärkſten Heer der Welt erlegen iſt. Wir ſetzen, Rußland will uns angreifen, d. h. einen ſo ernſten Krieg gegen Deutſchland führen, wobei ganze Landſchaften, z. B. Preußen Schleſien die Marken u. ſ. w. erobert werden ſollen oder gar das ganze Vaterland als großes Ziel der Ueberziehung und Unterjochung ins Auge gefaßt wird. Da hätte nun Rußland allerdings über eine Seemacht zu verfügen, welche Napoleon bei ſeinem unklugen Feldzuge abging: und wir Deutſche wären in dem großen Nachtheil keine Flotten zu haben. Aber ich ſage, wir würden in jenem Fall eine Flotte haben. So gottverlaſſen kann weder Europa noch Deutſchland jemals werden, daß es in ſolcher Gefahr, wobei die Freiheit und Unabhängigkeit des übrigen Welttheils in Frage geſtellt ſeyn würde, nicht ſeemächtige Bundesgenoſſen hätte. Wir fänden bei ſolchem Unwetter, das ſo ſchwarzes Gewölk über ganz Europa zuſammenzöge, im Weſten bei den Engländern oder Holländern oder viel näher bei den ſkandinaviſchen Brüdern, die nun zugleich mit unterjocht werden müßten, ſo viel Hülfe, daß die Ruſſen, welche zur See nie ſeyn werden, was ſie zu Lande ſind, mit ihren Schiffen in ihren Häfen liegen bleiben müßten. Der Krieg wäre alſo ein Landkrieg ohne Flotten. Nun höre man:

Rußlands 50 oder 55 Millionen Menſchen, welche 36 bis 40 Millionen Deutſche angreifen wollen, ſind über eine Welt zerſtreut, worin Gebiete wie das deutſche 20 bis 25 Mal ſtecken können. Man denke ſich dieſe Weite nur zugleich in dem nördlichen Himmelſtrich, wodurch die guten Zweidrittel dieſes ungeheuern Reiches für jede Kriegsthätigkeit und geſunde und luſtige Bewegung der Menſchen in großen Schaaren, wie Heerſchaaren ſind, wenigſtens 3 Monate länger durch den Winter gebunden und gehemmt ſind, als in Italien Deutſchland und Frankreich. Nun blicken wir auch einen Augenblick auf die Eis- und Sumpf-Straßen, auf die Wege und Märſche von 400 bis 600, kürzeſt gerechnet von 200 deutſchen Meilen, zum Theil durch ganz öde wenig bevölkerte unfruchtbare Landſchaften. Bei dieſem Ueberblick, welch eine Rechnung, wie viele erliegende durch Strapazen und Krankheiten hingeraffte Menſchen und Pferde, welch ein koſtbares langſames ſich ſelbſt vernichtendes Geſchlepp von Kriegsmitteln und Lebensmitteln! — verſteht ſich ja alles auf der Achſe; denn das Meer iſt verſchloſſen und die Ströme, die man für Fortſchaffungen benutzen könnte, geruhen in dieſen Landen faſt nirgends von Oſten gegen Weſten oder umgekehrt zu laufen, ſondern nach dem Süden und Norden ſind ſie gewieſen — welche koſtbare Rüſtung Unterhaltung und Fortſchaffung und alſo welche Schwierigkeiten und Gefahren thun ſich hier dem Statiſtiker und Strategen ſogleich kund! Die Ruſſen beſitzen zwar Polen; aber ſie müßten ein ruſſiſches Heer gegen uns heranbringen: mit den Polen könnten ſie Deutſchland eben ſo wenig angreifen und erobern wollen, als wir wagen könnten Polen gegen die Franzoſen ins Feld zu führen. Nun erwäge man weiter:

Nicht in ſeinem Norden liegt Rußlands Stärke der Kraft, auch nicht in ſeinem äußerſten Süden gegen den Kaukaſus und Taurien hin, ſondern in ſeiner Mitte. Zwar die Küſtenſtriche der Oſtſee (Kurland Lievland Eſthland) ſind zum Theil ſehr fruchtbar; aber die Vorräthe, welche dieſe Landſchaften abgeben könnten, müßten zu dem Heere bis zu der Weichſelgegend durch öde Bezirke, wenigſtens 100 bis 150 Meilen weit von Zugthieren auf Wägen geführt werden. Ich frage: wie viel Brod und Hafer*) liefert da jeder Wagen dem Heere, da ja die Fuhrleute und Pferde unterwegs auch von ihrer Ladung zehren müſſen? Das Land aber 80 bis 100 Meilen ſüdlich von der Oſtſeeküſte, die eine Spitze des Südpunktes 15 Meilen nördlich über Moskau, die zweite bei Wilna geſetzt, d. h. Rußland nördlich über Wilna Moskau und Smolensk und das ganze nördliche Litthauen in einer Erſtreckung von 120 Meilen Länge, iſt dünn bevölkert, voll Sandhaiden Sümpfe und Fichten- und Birkenwälder, wenig bebaut und mit meiſtens kaltem und unfruchtbarem Boden, der höchſtens das dritte vierte Korn giebt und alſo an Heerzüge faſt nichts liefern kann. Südrußland muß alſo die Vorräthe hergeben bei einer Entfernung von 200 bis 300 Meilen vom Kriegsſchauplatz, auch Podolien und Volhynien bei einer geringeren von etwa 100 bis 150 Meilen. Dies ſind ſchon gewaltige Schwierigkeiten; ſo groß und ſchwer würden aber die Verluſte an Mannſchaft ſeyn auf den langen Märſchen, daß, wenn wirklich 300,000 Ruſſen aus den entlegenen Heimathen ſich ſammelten und als Ein Heer ausmarſchierten, in Preußen oder Schleſien höchſtens nur noch 150,000 (wenn ſo viele?) einrücken könnten; und nach welchen langen und langſamen Sammlungen Rüſtungen und Vorbereitungen, die uns die vollkommenſte und gelegenſte Zeit gäben unſere Feſtungen auf das trefflichſte zu verſorgen und unſer Heer beſſer gerüſtet und friſcher als die Feinde ihnen entgegenzuſtellen.

---

*) Im Jahre 1813 ſah ich in der Gegend von Breslau und Schweidnitz ruſſiſche Proviantwägen, mit vier Pferden beſpannt und einem Knecht und Jungen auf jedem derſelben,

Doch genug über dieſes Kapitel. Rußland iſt uns ſo fürchterlich nicht, als die an der Seine es malen. Wir ha-

---

welche etwa noch 6 bis 8 Scheffel Hafer und 40 bis 50 Brode auf hatten. Wahrſcheinlich waren ſie am Orte der Abfahrt mit 30 bis 40 Scheffeln Hafer und 300 bis 500 Broden beladen geweſen. Und dieſe kamen nur auf Polen 40 bis 50 Meilen Wegs. Das Facit?

ben, wie die Sachen liegen, viel mehr von den ſchleichenden und ſchlangenzüngelnden Wälſchen zu fürchten, die uns unter dem Titel unſerer bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit gern in ihr Garn treiben mögten, aber uns jede Stunde mit den Ruſſen und jedem andern Volke wie eroberte Sklaven vertheilen würden, wenn ſie in der Theilung nur den Löwentheil bekämen.

Rußland hat ſeine Macht und Stärke eben in ſeinem Umfange, in ſeinem Rieſenleibe. Wie die tapferſten Kämpfer gegen dieſes alte Großſcythien, dieſes *Svithiod hin mickla*, dieſe *vagina gentium*, wovon Olof Rudbeck längſtſeligen Andenkens einſt ſo ſchöne Fabeln zu erzählen wußte, vergeblich angelaufen und an dem wohl verwundlichen aber nicht tödtlichen Rieſen zerſchellt ſind, davon meldet die Geſchichte in 3 ſtrahlendſten Beiſpielen, Darius Karln XII. und Napoleon. Aber der Rieſe hat ſeine ſchwachen Seiten, er hat ſeine Stellen, wo man ihm in die Arme fallen ja vielleicht die Arme eine Zeitlang feſthalten kann, daß er, der überhaupt aus ſeiner Heimath heraus ſchwer beweglich iſt, noch weniger nach außen hin ſtreben kann. Er hat ſeit einem Jahrhundert freilich ſeine Rieſenſchritte gethan, aber meiſtens über die Leiber der Schwachen hin, über das durch Ausgelaſſenheit und Geſetzloſigkeit verwilderte und geſchwächte Polen und über die abgelebte und entnervte Türkei. Man kann Rußland von der See her anfaſſen und hemmen, leicht und wirkſam in der Oſtſee, ſchwerer am ſchwarzen Meer.

An dem finniſchen Meerbuſen und an dem ſchwarzen Meere liegen des Rieſen Arme. Der von Aſow kann ſich nach Belieben bis zum Helleſpont hin verlängern; es fragt ſich, wenn er ſich ſo weit verſtreckt, ob man ihm nicht die Finger an der Hand abhauen könnte. Rußlands Arm am finniſchen Meerbuſen kann von einer ſtärkern Seemacht immer gefaßt werden. Wir wiſſen, wodurch die unglücklichen Polen in ihr Verderben verlocket ſind. Wäre es den Aufwieglern in Frankreich Ernſt geweſen — denn das engliſche Volk hat nimmer ſolchen Ernſt gemeint — eine franzöſiſche Flotte in die Oſtſee geſchickt, wie hätte ſie Rußland den Kampf erſchweren und verlängern können! Die Engländer werden ſich bei allen ſchallenden Worten einzelner Campbelle und Ferguſone mit der ganzen Welt lieber überwerfen als mit Rußland; ſie rufen auch Freiheit! Freiheit! aber wenn im Parlamente für die Polen und Andere, die anderswo Unterdrückte heißen, von einzelnen Stimmen Aufrufe gemacht werden, ſo zählt man 200 und 300 Verneiner gegen 4 bis 5 Bejaher des Aufrufs. John Bull iſt Kaufmann, vielleicht oft mehr als recht eine zuſammengeſchnürte Kaufmannsſeele, er verſteht ſeinen Vortheil, er iſt ein guter Rechner. Wenn die, welche ſich einbildeten, daß Frankreich und England für Polen gegen Rußland das Schwerdt ziehen würden, nur bedacht oder vielmehr nur gewußt hätten, was man auf den Börſen zu London und Petersburg lernt, daß ſieben Achtel des ruſſiſchen Oſtſeehandels in Englands Händen ſind, daß Kaiſer Nikolaus durch Einen ausgereckten Finger ſogleich 60 bis 80 Millionen Thaler beſchlagen könnte, womit die Engländer bei ruſſiſchen Kaufleuten häufig im Vorſchuß ſind, ſie würden leerem thörichtem Gegaukel nicht ſo viel nachgegaukelt haben.

An dem ſchwarzen Meer iſt Rußlands Stellung ſchon eine ganz andere; ſein Arm iſt dort mit ſolchen ſchwer zerbrechlichen Eiſenſchienen umharniſcht, daß, wenn es dieſe feſt umſchnallen will, es ſchwer ſeyn wird den Arm zu verwunden, geſchweige zu zerbrechen. Ich glaube nicht, daß es Rußlands Beſtimmung iſt und daß es nie ſein wahnſinniger Wille ſeyn kann Weſteuropa zu beherrſchen: es würde bei ſolchen thörichten Verſuchen, wenn es ſie künftig einmal wagen wollte, ſchon allein an der gedachten Stellung der Deutſchen und Skandinaven vollſtändig ſcheitern. Aber gegen Südoſten hin hat es gewiß einen hohen Auftrag der Vorſehung auszuführen: es hat die erhabene welthiſtoriſche Beſtimmung europäiſche Bildung und Chriſtenthum von dem Norden nach dem Süden und über Turan nach Iran zu bringen. Wenn dies auch im mäligen Ablauf der Zeiten erſt nach Menſchenaltern geſchehen ſollte — es wird geſchehen. Ich habe in einem kleinen Büchlein, das ich vor mehreren Jahren über die Schlichtung und Zurechtſtellung des griechiſchen Aufſtandes ſchrieb, Winke darüber gegeben, von deren Wahrheit ich noch heute überzeugt bin. Doch ich ſoll hier zeigen, welche Eiſenſchienen den ruſſiſchen Arm am ſchwarzen Meer beſſer decken und ſtärken als am baltiſchen, und ich will es zeigen.

Ich bin überzeugt, daß die engliſchen und franzöſiſchen Bewegungen Rüſtungen und Hindeutungen wegen des Schutz- und Trutz-Bündniſſes, das Sultan Mahmud mit Kaiſer Nikolaus geſchloſſen hat, und wegen der Sperrung der Dardanellen ſich in diplomatiſchen Schriftwechſeln und papiernen Spielen todtſpielen werden. Ich fürchte in dieſer Hinſicht gegenwärtig keinen Krieg. Aber das türkiſche Reich iſt ſo faul und morſch, daß jede Stunde Erſchütterungen und Zuſammenſtürzungen deſſelben erfolgen können, die einen langen Schweif unberechenbarer Folgen und Begebenheiten hinter ſich her ſchleppen. Es kann auf dieſem großen Felde der Unordnung und Zerrüttung ſich jeden Tag etwas ergeben, wodurch Getümmel und Krieg, wohin ſich dieſe immer wenden mögen, kaum vermeidlich bleiben.

Wir nehmen aber einmal an: es gäbe jetzt wirklich

Krieg wegen des türkiſch-ruſſiſchen Bündniſſes und die großen Seemächte ſuchten es mit Gewalt zu zerſprengen — da frage ich zuerſt: Iſt es vorauszuſetzen, daß die engliſchen und franzöſiſchen Flotten den Durchgang durch die Dardanellen erzwingen würden, da die aſiatiſchen und europäiſchen Ufer jener Meerſtraße auf einer Strecke von 5 bis 8 Meilen mit vierfachen und fünffachen Kanonenbetten, wo die vorbeiſegelnden Schiffe immer neue Lagen zu empfangen hätten, von Ruſſen und Türken viel zweckmäßiger angelegt und beſſer in Stand geſetzt ſind als vormals? Schlöſſer Schanzen und Batterien alſo, die nur durch Landungen und Ausſchiffung von Truppen einzunehmen oder unwirkſam zu machen wären? Truppeneinſchiffungen alſo in Toulon oder Portsmouth müßten die Engländer und Franzoſen erſt zurüſten, wenn ſie auf dieſe Weiſe nach Konſtantinopel gelangen wollten; auf die andere Weiſe mit der ſchwereren Durchzwingung der Fahrt würde die Ankunft vor dem Serail wohl mit ſehr beſchädigten und zerſchoſſenen Schiffen geſchehen. Wenn aber ſolche Einſchiffungen zu Toulon und Portmouth geſchehen, ſo laſſen die ruſſiſchen Botſchafter in Paris und London flugs Eilboten nach Odeſſa reiten und **10,000** bis **12,000** Ruſſen und eben ſo viele Türken werden ein- und ausgeſchifft und machen es unmöglich, daß die feindlichen Flotten durch Ausſchiffungen Schlöſſer und Schanzen von hinten, d. h. von der Landſeite, nehmen und ſo die Gefahren der Beſchießung bei der Durchſegelung abwenden können. Aber wir wollen einmal annehmen, die feindlichen Flotten kämen ohne bedeutende Verluſte nach Konſtantinopel, liefen durch den Helleſpont ins ſchwarze Meer, ſchlügen die ruſſiſche Flotte, wenn ſie ihnen begegnete oder ſperrten ſie in ihre Häfen ein — was wäre damit ausgerichtet? Rußland hätte ſeinen Arm, den es bis zum Helleſpont vorgeſtreckt und auf den der Feind allenfalls mit tüchtiger Kraft gedroſchen, etwas lahm verkürzt und in ſich zurückgezogen; gebrochen oder abgehauen wäre er damit noch nicht. Es hätte den verkürzten nur in die unzerbrechlichen Eiſenſchienen zurückgezogen, die ihn von dem Aſower Meer bis vor die Thore von Erzerum in einem Bogen umkleiden. Von dort könnte es, wenn es wollte — und Zorn und Grimm würden es bei ſolchen Angriffen Englands und Frankreichs zur äußerſten Kraftanſtrengung ſpannen — ihm freilich nur langſam, aber um deſto endlichere und entſcheidendere Streiche zu führen, von der andern (aſiatiſchen) Seite gegen den Helleſpont wieder vorſtrecken, vielleicht um dieſes Waſſer lange nicht zu verlaſſen. Wir erklären dieſe Hinweiſung:

Selbſt wenn die Hälfte ja wenn der größere Theil der ruſſiſchen Kriegsſchiffe im ſchwarzen Meere zerſtört wäre, ſolche Heere könnten die feindlichen Flotten 500 Meilen weit über den Ocean an die Küſten deſſelben nicht mitführen, daß ſie Taurien und die ruſſiſchen Häfen des ſchwarzen Meeres zu erobern und zu behaupten im Stande wären: denn nur in ſolchem Falle wäre der linke Arm Rußlands gehemmt. Die ſiegreiche feindliche Flotte könnte in den wenigen Monaten, die auf dieſem Meere für Kriegsſchiffe gute heißen dürfen, ſich vorn, d. h. näher dem Helleſpont, behaupten, in dem Hintergrunde deſſelben dürfte ſie ſich wegen der ſehr vorherrſchenden Nordwinde und wegen des Mangels an guten Häfen kaum zuweilen blicken laſſen. Dort hat Rußland die Küſten die Berge die Feſtungen im Beſitz und, was unter ſolcher Vorausſetzung noch mehr bedeutete, die Gunſt der Winde. Keine feindliche Flotte, die auf ſo gefahrvoller Station keine ſtätige Wachen ausſtellen dürfte, könnte hindern, daß Truppen und Kriegsrüſtung aus den

Nordhäfen nicht glücklich gegen Süden übergeſchifft würden. Dort ſtehen die Ruſſen um den fabelhaften Ararat und um die vielbeſtrittenen Quellen des Euphrats und Tigris und ſchauen herrſchend und im Vorgefühle künftiger Herrſchaft auf die Länder hinab. Dies ſind die Kriegsſtellungen, wo weiland Sulla Lucullus und Pompejus mit Mithridat, und darauf ihre Römer ſieben Jahrhunderte mit Parthern und Perſern um Aſiens Herrſchaft gerungen haben, bis die letzten von den Arabern und Türken abgelöſt ſind. Von hier aus, wenn Rußland von den Seemächten ſo auf Leben und Tod herausgefordert wäre, wie wir hier vorausſetzen, würden die Ruſſen in zwei drei Feldzügen leichter zu dem Helleſpont und zu Smyrna gelangen, als Napoleon trotz aller engliſchen Flotten einſt nach Stettin und Danzig, und im Archipelagus könnten die Palmerſtone und Broglie ſehen, wie die Herrſchaft über Kleinaſien am meiſten von der Herrſchaft im Kaukaſus und in Armenien abhangt. Denn die Millionen haben weder Franzoſen noch Engländer dran zu ſetzen, um Heere von 50,000 und 80,000 Mann einzuſchiffen, die in Aſien doch in ein paar Feldzügen zuſammenſchmelzen würden; und Ibrahim Paſcha, ſelbſt wenn er als ihr Bundesgenoß aufträte, würde mit ſeinen braunen und ſchwarzen Schaaren den ruſſiſchen Kriegsſtolz nicht beſchämen. Auf dieſe Weiſe würde der verſchiente Arm ſich hier ausſtrecken und bei der allgemeinen türkiſchen Starrſucht zuletzt auch wohl von der Donau her. Aber wie geſagt, ſo Ungeheures wird keine Macht leichtſinnig herausfordern, noch wird der ruſſiſche Kaiſer mit ſo gewaltigen Aufopferungen und Anſtrengungen, als ſolche Armausſtreckung in ſolchem Falle nothwendig machen würde, erkaufen wollen, was mit viel leiſeren und leichteren Bewegungen, wenn die Ruſſen wollen, in der unverrückbaren Entwickelung der Zeiten unter ihre Macht kommen muß, nicht darüber entſcheiden zu helfen ſondern als die Stärkſten — ich meine auf jenem öſtlichen Weltſchauplatz — gebietend zu entſcheiden.

Nach ſo vielen Sprüngen aus- und ein- und rückwärts und vorwärts, die doch, wie ich meine, immer in den Gränzen der großen vaterländiſchen Angelegenheit in Beziehung auf unſere Weſtgränze geblieben ſind, komme ich endlich zuletzt noch zu der Betrachtung über Deutſchlands gegenwärtige Lage. Was die folgenden Worte darüber ausſprechen werden, könnte Vielen dünken — und manche liebelwollende haben mir bei anderer Gelegenheit ſchon ähnliche Vorwürfe gemacht — als ſey es zum Theil im Widerſpruch mit früher von mir geäußerten Lehren und Grundſätzen. Ich glaube bei Wohlwollenden und Unterrichteten, d. h. bei ſolchen, die mich und meine früheren Schriften kennen, werde ich das nicht zu fürchten haben. Ich bin zu alt und habe von der Welt auch zu wenig zu hoffen und zu fürchten, als daß ich aus gemeinen Rückſichten lügen und mein graues Haar mit Schande bedeckt in die Grube legen ſollte. Ich habe in 20 Jahren wohl Zeit gehabt meine Einſichten in Manchem zu vermehren meine Urtheile über viele Dinge zu berichtigen meine Anſichten zum Theil auch anders zu ſtellen, nicht weil ich mich umgekehrt habe ſondern weil die Verhältniſſe dies gethan. Ich bin mir feſt bewußt, daß meine Grundſätze im Weſentlichen noch heute ſind, wie ich ſie in meinem vierzigſten Jahre bekannt habe. Jeder billige Leſer und Beurtheiler meiner früheren Schriften weiß zuerſt, daß jene Schriften vorzüglich die Aufgabe im Auge hatten: daß der große Eroberer und Völkerſchänder gedämpft und die wälſche Tyrannei aus unſern Gränzen ausgekehrt würde; er weiß ferner: daß Manches, was mir in den Jahren von 1812 bis 1816 möglich zweckmäßig und dem Vaterlande für ſein Glück und ſeine Selbſtändigkeit heilſam ja nothwendig däuchte, auf ganz anderen Vorausſetzungen und Erwartungen gegründet war, auf einem ganz andern Grundbau, auf einer ganz andern Gliederung des ehemaligen deutſchen Reichs und der Stellung der Herrſcher und Fürſten zu einander und zu dem deutſchen Volke. Ob jene meine Wünſche und Hoffnungen thöricht ob meine Erwartungen oder Vorausſetzungen albern und wie aus dem Mond herabgefallen waren, darüber ſteht mir ſelbſt kein Urtheil zu. Ich kann mich freilich in Vielem ja in dem Meiſten geirrt haben; aber daß ich nicht allgemeinen Frevel Geſetzloſigkeit und Verwilderung jemals gewünſcht noch bezweckt habe ſondern nach meiner Anſicht wirkliche würdige Geſetzmäßigkeit und Freiheit zur Selbſtändigkeit und Stärke meines Volks — das hat ſich ja lange herausgeſtellt und ich habe daher nicht nöthig mein eigner Vertheidiger und Entſchuldiger zu ſeyn. Oben ſchon ſind an mehr als Einer Stelle Verhängniſſe und Verhältniſſe unſers Vaterlandes während und nach dem Wiener Kongreſſe angedeutet, in welchen manche mißliche Erſcheinungen unſerer Tage ihre erſte Quelle zu haben ſchienen; was der franzöſiſche Einfluß dort durch Talleyrand, was der engliſche, unterſtützt durch deutſche Kurzſichtigkeit und verkehrten Eifer für Oranien faſt bis zu offener Entzweiung hingewirkt hatte, bis die Ankunft Napoleons in Frejus den erſten Kongreß gleichſam ſprengte und die Herrſcher Diplomaten und Feldherren wieder auf die Schlachtfelder rief. Dies hatte Vieles unterbrochen und abgebrochen und die Erinnerung daran und vielleicht auch die nicht unbegründete Furcht bei der zweiten Sitzung des Kongreſſes in Wien, daß, je länger man ſitze je mehr Punkte man berühre je mehr wichtige und ſchwere Fragen und Verhältniſſe, deutſche wie europäiſche, man gründlich unterſuchen erörtern und abmachen und ordnen wolle, deſto tiefer man ſich in ein Meer unüberſehlicher Schwierigkeiten und aus einander treibender Anſtöße ſtürzen werde, hatte wohl auch veranlaßt, daß diejenigen, welche die Hauptrolle zu ſpielen hatten, abſichtlich über vieles Dornichte und Anſtößige hineilten und manches Wichtigſte und Nothwendigſte unberührt und alſo unbeſtimmt und unabgemacht ließen, in der Hoffnung, Vieles werde ſich durch die Zeit ſelbſt ordnen und zurechtſtellen, durch die Zeit, die Entwirrerin und Ausgleicherin vieler Knoten und Höcker und die ſanfte Heilerin vieler Schäden, und durch den guten Willen der Regierungen und der Völker. Auch konnte man nach den bisherigen Erlebniſſen mit Recht Scheu tragen manche weſentlichſte deutſche Angelegenheiten und Verhältniſſe unter dem Mitwiſſen und dem Mitſpiel der europäiſchen Mächte aufs Tapet zu bringen, Anſpinnungen Zettelungen und Verwirrungen von ſolchen fürchtend, die Deutſchlands Stärke und Eintracht am wenigſten meinten und alle Knoten gern unauflöslicher und alle Dornen gern ſtechender gemacht hätten. Weil wir bei den Eigenen Kurzſichtigkeit Misgriffe und Irrthümer wohl zugeben können, ſchlechten geſchweige hinterliſtigen Willen aber vorausſetzen weder können noch dürfen, ſo können wir nach der reichen Liebe und Hoffnung, von welchen wir ſelbſt und wohl die meiſten Deutſchen in jenen großen Jahren getragen und über Vieles, was wir jetzt zum Theil mit Sorge betrachten, wohl zu leicht hingetragen wurden, auch bei andern Aehnliches vorausſetzen. Alſo haben damals auch Fürſten und Miniſter glauben können, Vieles werde ſich von ſelbſt regeln und geſtalten, was ſich gar nicht ergeben und geſtalten kann, wenn kein feſter Grund gelegt iſt, woraus die Ergebniſſe erwachſen und worauf die Geſtalt ſich ordnen und abründen kann.

Das iſt jetzt aber ſchon eine vergangene Zeit, und zwar, weil die Zeit ſelbſt mit ihrem Geſchwindſchritt, den ſie mit Siebenmeilenſtiefeln macht, mit einem langen Maaßſtabe gemeſſen werden muß, eine lange vergangene Zeit. Trauer und Klage über das, was damals vielleicht nicht glücklich gerathen oder getroffen worden iſt, langes Erörtern alles deſſen, was vielleicht hätte geſchehen können und ſollen, längere Hindeutungen, wie alles anders ſtehen würde, wenn dieſes oder jenes damals anders geſtellt und gemacht wäre, ſind alſo auch nur wie eine vergangene Mühe zu betrachten. Was aber zwiſchen 1815 und 1834 erlebt erlitten gethan gewirkt worden, brauche ich den Mitlebenden, die es überdies mit den verſchiedenſten Gefühlen und Gedanken aufgenommen haben, nicht herzuzählen. Uns liegt jetzt nur ob bei der Weltlage, worin wir uns eben dieſen Augenblick befinden, bei der Stellung der deutſchen Verhältniſſe, wie der Wiener Kongreß und die Begebenheiten der ſpäteren Jahre ſie geſchaffen haben, uns klar zu machen: was jetzt zu fürchten und zu hoffen was zu thun und zu laſſen; was die Menſchen in dieſen Tagen empfinden wünſchen anſtreben und worauf alſo die Regierungen am aufmerkſamſten hinzublicken haben; endlich was unter den Umſtänden thunlich möglich zweckmäßig iſt, und was alſo gethan werden muß, damit wir durch die Dornen und Klippen der Zeit, von welchen alle Völker Europas angeſtreift ja die meiſten hart verwundet und zerriſſen ſind, mit dem Glücke und der Ehre des lieben Vaterlandes leidlich hindurchkommen.

Zuerſt, wir ſtehen in der Mitte Europa's, wir ſind das Herz, das alle andern Völker, damit dem Welttheile wohl ſeyn könne, ſtreben ſollten zu erquicken und zu ſtärken, das aber ſo viele argliſtig oder kurzſichtig zu zerſplittern und zu zerreißen ſtreben. Wir ſind das gebildeteſte unterrichteteſte

Volk Europa's; ſelbſt der Engländer, wie ſtolz, der Franzoſe wie eitel er immer ſey, erkennt dieſen Vorzug zuweilen an. Jede große Erregung und Bewegung des Welttheils, wenn ſie auch nicht von dem Herzen ausgeht, muß doch immer von dem Herzen gefühlt werden, oft ſo gewaltig gefühlt werden, als ob es darüber zuweilen faſt zerſpringen müßte. Was in Wiſſenſchaft und Kunſt in Erfindungen und Gewerben in Geſetzgebungen und Staatsverfaſſungen bei irgend einem Volke Neues und Lebendiges iſt, vor allen zuerſt nimmt der Deutſche davon Kunde und eignet ſich ſein Theil davon zu; vor allen aber nimmt der Deutſche — ſo iſt ſeine Natur geſtellt — das Geiſtige das Idealiſche das Außerordentliche mit einem großen Ernſt bei ſich an und auf; wenn auch weniger als andere Völker von den Gefahren des bloßen Scheins beſtochen, ſpielt er doch gern mit allem Geiſtigen, wenn auch nur in der Luſt des Forſchens und Verſuchens, und ſpielt darüber ſich und ſein Leben oft in alle bodenloſeſte Luſt hinauf. Der Deutſche hat das Pulver erfunden, das furchtbaren Schall und Glanz aus ſich zündet; er bleibt immer eine Art Pulvermenſch. Nun iſt die europäiſche Entwickelung ſeit der amerikaniſchen Revolution vorzüglich eine politiſche geweſen; auf das Politiſche auf politiſche Aenderungen und Bildungen auf Umgeſtaltung oder Verbeſſerung der Verfaſſungen iſt ſeit dem Jahr 1780 aller Geiſt vorzüglich gerichtet geweſen. Dieſe große politiſche Umwälzung hat auch Deutſchland erfaſſen müſſen, und nicht bloß innerlich geiſtig erfaſſen ſondern äußerlich handgreiflich und mehr als handgreiflich: handräuberiſch. Von den fürchterlichen Flammen des galliſchen Nachbarſtaates ergriffen, ſtürzten faſt alle alten Formen des deutſchen Reichs in Trümmer zuſammen, auf welchen der Wälſche ſiegreich herumſpazierte und des alten Germaniens Söhne mit der Geiſel des Eroberers vor ſich her trieb, bis Gott den wilden Wellen des Uebermuthes gebot zurückzuweichen und Ermannung und Befreiung gab.

Als dieſe Befreiung vollendet war, iſt man für den Wiederaufbau Deutſchlands nicht ſo ſehr dem Muſter des alten zertrümmerten Baues gefolgt, welches für dieſe Zeit den Meiſten unbequem oder unbrauchbar däuchte, ſondern man hat ſich für die neue Geſtaltung der deutſchen Dinge von der Themſe und Seine Rath geholt: man iſt größtentheils dem Strome gefolgt, wie er floß, oder vielmehr der Meinung, wie ſie eben galt und gleichſam eine Weltmeinung geworden war. Die Staaten Deutſchlands, zuſammen beinahe 40, unter welchen 2 vom erſten Range, ſollten auf der einen Seite unabhängig von einander und jeder Staat ſelbſtändig für ſich in eigener Individualität ſich entwickeln und geſtalten dürfen, auf der andern Seite aber Geſetzen der Geſammtheit gehorchen, wodurch ſie nach innen mit einander in Frieden und Freuden leben, nach außen hin aber den mächtigen Nachbarn gegenüber als eine große Macht als ein geſchloſſener deutſcher Bundesſtaat in Kraft da ſtehen ſollten. Die Geſtaltung und Entwickelung vieler Kleineren iſt nun nach den Vorbildern und Muſtern, welche vorzüglich Amerika und Frankreich aufgeſtellt haben, in ſ. g. Repräſentativverfaſſungen erfolgt; die beiden größeren Staaten aber, nämlich Oeſterreich und Preußen, haben bisher noch Bedenken gehabt ſolchem Beiſpiele zu folgen und einige der Kleinen auch ſind entweder bei früheren deutſchen Formen geblieben, wie z. B. Mecklenburg, oder haben ſolche mit Aenderungen und Anpaſſungen an die Bedürfniſſe und Neigungen der Zeit, doch in dem alten Geiſte, nur fortzubilden geſucht. Die verſchiedenen Bewegungen und Aufwallungen ja die Zerrungen und Zuckungen nach den verſchiedenſten Seiten hin, alle die Streite und Widerſtreite alle die Folgerungen Herleitungen und Anforderungen, die nach den verſchiedenen Anſichten und Bedürfniſſen von den verſchiedenen Staaten gegen einander gemacht worden ſind; die Verſäumniſſe Misgriffe Eingriffe gegen und über einander, die wir als Beſchwerden gehört haben; die Anklagen und Beſchuldigungen, die nach den verſchiedenen politiſchen Glaubens- oder Staats-Bekenntniſſen der Zeit gegen einander gemacht worden; dann, nach der Juliusrevolution von Paris, das plötzliche ungeheure Ueberwallen der wilden bisher eingeſtaueten Waſſer — wem iſt dies alles, dieſes ſo neue neueſte Deutſche, ein Geheimniß? wem auch, der noch irgend mit kühlen Sinnen um ſich ſehen und mit verſtändigem Maaße den allgemeinen Lauf der Dinge und den beſonderen Lauf der deutſchen Dinge übermeſſen kann, iſt das ein Geheimniß, daß hin und wieder auch ſich eine geiſtloſe gedankenloſe Nachäffung des wälſchen Weſens und der wälſchen Staatsknallſtreiche auf eine Weiſe gezeigt hat, die aus den Erſcheinungen der Zeit wohl genug erklärlich darum aber nicht weniger betrübend iſt: weil der Hecht, der den Wallfiſch ſpielen will, dabei immer zu kurz kommt. Wenn man dies alles betrachtet und erwägt und vieles andere Einzelne und Kleine, was damit zuſammenhangt, was aber in ſeinen Urſprüngen und Folgen weder klein noch einzeln da liegt; wenn man aus den vielen deutſchen Orkanen im Topf in die große weite Weltbewegung in die allgemeine und ungeſtüme Wogenbrandung hinausblickt, welche an Albions und Galliens Küſten donnernd brauſt — ſo hört freilich oft alle Beſinnung auf und ſteht aller Verſtand ſtill, und wer noch deutſchen Muth und altes deutſches Gewiſſen in der Bruſt hat, ruft: o Gott, wie ſoll's werden?

Doch ſind, die dies alles für einen Taumel erklären für einen üppigen Nachttanz, wornach ſich's deſto feſter ſchläft, für einen benebelnden Rauſch, der ſich vernüchtern wird, für einen Zauberſchein, worin nur eitel Irrwiſche ſpielen, die endlich am heitern Morgenlichte erblaſſend in die alte öde Nacht zurückfließen werden. Sie ſagen: Laßt das wilde Roß nur laufen, es wird durch ſich ſelbſt ermatten; laßt die tolle Fluth nur brauſen, ſie wird in ihre Ufer zurückſinken und die Leute werden dann erſchrecken, wie ſie mit Scheinen für Weſenheiten geſpielt haben. Dies deutet unter andern auch Herr Ranke an und damit will er uns tröſten und beruhigen, in ſeiner Abhandlung über die großen Monarchien (S. ſ. Zeitſchrift). Ich gebe dieſem talentvollen Manne zu, niemand verſteht gewandter klarer zarter und mit feinerer Beleuchtung deſſen, worauf er die Lichter fallen laſſen will, zu malen, keiner ſo geſchickt zu verſchweigen, was er oft in den Kreis ſeiner Darſtellungen hineinziehen ſollte aber was hineinzuziehen ihm nicht beliebt, ſo daß nur der Denkende und Sehrkundige ſolches herauslauſchen kann; aber mir däucht, in der angeführten Abhandlung hat er — ich glaube allerdings, mit Vorſatz — mehr aus einer allgemeinen verdünnenden Fläche als aus der Tiefe heraus die Sachen und Perſonen gezeichnet. Freilich kann man ſagen: es iſt und geſchieht nichts Neues unter der Sonne; aber ſo ſanft wird dieſe Zeit mit der kommenden ſich nicht verfließen, ſo leicht wird ſie nicht vorüberfließen, als er ſeinen Leſern einbilden mögte. Das Zeitalter Ludwigs XIV., der freilich nach Aehnlichem ſtrebte als die jetzigen Franzoſen, war kein neu werdendes wie das gegenwärtige; es war die letzte Nachzitterung der ungeheuren Reformationsbewegungen und Religionskriege, welche das ſechszehnte und die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo haderiſch und blutig erſchüttert hatten. Es war ein ermattetes Zeitalter, das ſeinen lebendigen Feuerſtoff größtentheils ausgeſprudelt und ſeine regſten Kräfte niedergearbeitet hatte; Ludwig XIV. ſelbſt bei manchen rühmlichen Königseigenſchaften, die man ihm zugeſtehen muß, war doch nur ein Held der Allongenparucken und Jeſuiten. Wie würde es um Europa's, namentlich um Deutſchlands Selbſtändigkeit geſtanden ſeyn, wenn er von eines Napoleons Degenheit nur eine Ader in ſich gehabt hätte? Das jetzige Zeitalter aber iſt nicht bloß ein wilder Mann, dem der Wahnſinn für den Augenblick durch die außerordentliche Nervenſpannung den Schein der Stärke giebt, es iſt bei aller flatterhaften und flitterhaften Eitelkeit, deren es leider zu viel offenbart, doch ein Rieſe mit ſtälenen Knochen, in deſſen Lenden noch mächtige Söhne und Enkel verborgen ſind.

Es iſt ſeit 1780 wirklich ein neuer Zeitabſchnitt in die Weltgeſchichte eingetreten, nicht durch die amerikaniſche und franzöſiſche Umwälzung allein — denn dieſe beiden ſind ſelbſt Kinder der Zeit und ihrer allgemeineren geheimen und tiefen Entwickelungen und Fortbildungen — ſondern der ganze Weltzuſtand iſt freilich dem Scheine nach äußerlich durch ſie, innerlich aber durch eine mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts begonnene größere Vergeiſtigung und Verflüchtigung des europäiſchen Lebens in Sitten Staat und Religion gemacht, wodurch die edlen Kräfte der menſchlichen Natur freier und göttlicher die unedlen übermüthiger und teufliſcher erſchienen ſind, als beides früher war. Der Menſch ſtrebt arbeitet denkt und der lebendigere Theil genießt auch viel mehr, ich mögte ſagen, das Doppelte und Dreifache mehr als vor 50 ja als vor 30 Jahren. Dies hat Anſprüche auf Leben und Genuß vermehrt, auf das, was dieſes Zeitalter ſeine Freiheit nennt; dies hat Stolz und Selbſtgefühl bei den meiſten gehoben; und hat einen Güterbeſitz geſchaffen, der ſich jetzt ſo weit über Tauſende erſtreckt als vormals über Zehne. Wir ſind aus der Stille Genügſamkeit und Mittelmäßigkeit der früheren Zeit herausgeworfen und keiner will gutwillig dahin zurück. Alles muß nach höherem Maaße gemeſſen werden und alſo muß auch nach höherem und edlerem Maaße regiert werden.

Schwer würde es ſeyn ja unmöglich abzuwägen, welches von beiden das Beſſere und Glücklichere war, das Vergangene oder das Gegenwärtige. Es kommt jetzt nur darauf an zu erwägen, was das Mögliche das Zweckmäßige iſt, was die Menſchen überhaupt noch tragen oder ertragen können. Es ſind — ich kenne wirklich mehrere würdige und vortreffliche Leute dieſer Meinung — die da glauben, es bedürfe nur einer tüchtigen Gabe von Rüſtigkeit und Kraft, allenfalls einer feſt und ernſt einſchreitenden und durchſchreitenden Gewalt, ſo werde das Freiheit und Gleichheit ſchreiende Revolutionsgeſpenſt mit allem ſeinem Geklingel von Preßfreiheit allgemeinen Menſchenrechten Geſchwornengerichten konſtitutionellen Staaten und Repräſentativverfaſſungen blaß zurückweichen und die liebe gute alte Zeit das verlaſſene Lager wieder beziehen können. Sie ſagen: In Frankreich wird es immer ſchlüpfriger und verworrener gehen, in England nicht viel beſſer; in Deutſchland hat ſich ſchon alle Narrheit und Frechheit der Zeit in hundert und in tauſend Freveln und Aufruhren offenbart; den Leuten werden endlich die Augen aufgehen, ſie werden klar ſehen und mit Reue und Jammer bekennen, daß ſie blanken und nichtigen Hexengütern aus der Pandorenbüchſe nachgelaufen ſind, die ſie nur in Verwilderung und Unſeligkeit hineinreißen. Mit den Konſtitutionen haben die kleinen deutſchen Staaten den giftigen Neſſusrock der Revolution angezogen. Man muß ihnen dieſe gräuliche Peſt mit Gewalt wieder ausziehen. Freilich werden bei dem Ausziehen Haut und Haar an ſeinen Fetzen hangen bleiben; aber beſſer ſo, als daß das Gift endlich den ganzen deutſchen Leib durchfreſſe und verderbe. Die Wunden werden wieder heilen und wie glücklich wird das ſtill und friedlich regierte Geſchlecht ſich nach ſo langem unfruchtbaren Sturmwetter fühlen, worin Demagogen und Volksverwirrer es umhergewirbelt hatten!

Ich glaube nicht ſo; auch richte ich nicht ſo ſtrenge über die Zeitgenoſſen. Es giebt kein Zeitalter, das man ſo in Bauſch und Bogen verdammen darf; ein jedes hat ſeinen Gott wie ſeinen Teufel in ſich. Das iſt aber die gewöhnliche Erſcheinung eines mit Orkanen ſtürmenden Zeitalters von Umwälzungen, daß es darin hergeht, wie in einem wüſten Morgentraum. Die neckenden und hohnlächelnden Larven und Teufelchen zerren alle wunderlichſten und abentheuerlichſten Gebilde nach oben und tanzen mit ihnen den wilden Blocksbergreigen, während der Gott verborgen unten in ſeiner unendlichen Tiefe lauſcht und doch mit dem mächtigen Jupiterſeil den Umſchwung der Dinge hält. Wir Deutſche ſind auch ſchon eine ganz hübſche Zahl Proben dieſſeits und jenſeits durchgegangen, bei Kleinen und Großen hat ſich auch unſer Froſch ſchon aufgebläht, ſelbſt der Franzoſenaffe iſt äffiſch nachgeſpielt, auch wo die Bühne für ihn zu eng war; auch an einzelnen Verwegenheiten und Freveln hat es nicht gefehlt: der Foxiſche Orkan im Topfe konnte uns ja unmöglich fehlen. Aber ungeſchehen machen, was geſchehen iſt; leichtſinnig einreißen wollen, was man vielleicht leichtſinnig gebaut hat; mit einem Geiſt, der ſeiner Natur nach unſichtbar ungreiflich unverwundlich iſt, kämpfen ihn gar einſperren oder ausſchließen wollen — wem könnte das einfallen, als einem ſolchen, dem Gott eine dreifache Verblendung um die Stirn gewunden hätte? Können wir uns retten vor Frankreich vor England vor der anſteckenden Influenza dieſer beiden Nachbarländer? muß der wilde Wogendrang, der dort noch lange überfluthen wird, nicht immer auch an unſere Ufer ja auch an unſere Ohren und Herzen ſchlagen, daß die Menſchen über den Schwarzwald und Böhmerwald hinaus es vernehmen und empfinden müſſen? Können und dürfen wir das Glücksrad in dem Lottoſpiel des Finanzminiſters ſtillſtellen? Können und dürfen wir Dampfſchiffe Heerſtraßen Eiſenbahnen vielleicht bald Luftbahnen verſenken und durchbrechen? Können und dürfen wir die geiſtige Strebung und Bildung die geiſtige Erhöhung des Zeitalters, die freilich wie jedes Hochgebirg auch ihre fürchterliche Vertiefung und Verſumpfung neben ſich hat nebſt Bergſtürzen Lawinen und andern erhabenen Schauſpielen der Tragödie, aus der Welt ſchaffen? Können wir die Univerſitäten wegſchaffen, die unſere Urgroßväter gegründet haben, die Schulhäuſer niederbrechen oder zuſchließen, die wir eben gebaut haben? Können wir den Bauer wieder zu einem Frohner zu einem Leibeigenen, den Bürger wieder zu einem Kantonspflichtigen im Stile von 1750, den Edelmann wieder zum Offizier, Offizier von Gottes Gnaden, machen? Ich glaube, das alles können wir nicht. Wir könnten und dürften es nur, wenn die Welt wenn der Staat ſelbſt jede mächtigſte und energiſcheſte Kraft des menſchlichen Geiſtes auch für ihre leiblichen und häuslichen Bedürfniſſe nicht in Anſpruch nehmen müßten, wenn der Staat nicht alle Rüſtigkeit Strebſamkeit und Thätigkeit des menſchlichen Vermögens nöthig hätte. Um das zu können und zu dürfen, müßte einer die Preisaufgabe löſen, die etwa einer der Familie von Haller ſtellen könnte: *wie die Kunſt heiße, die da lehre in allen Ecken und Fugen des Gehirns Bewegung und Sonnenſchein zu erzeugen, aber in* der Abtheilung, wo das politiſche Organ liege Schlummer und Nacht zu erhalten?

Was uns bei dieſer Frage und bei ähnlichen Fragen nothwendig einfallen muß, und was unter uns geſagt bei weitem das Weſentlichſte bei der ganzen Sache heißen muß, iſt der veränderte Beſitzſtand. Eben durch die ungeheuren geiſtigen Belebungen Erregungen und Beſtrebungen, dann durch die Noth der Regierungen, die im Drange der Umſtände nach jeder möglichen Hülfe griffen, hat ſich auch in Deutſchland eine Thätigkeit und Gerührigkeit in jeder Arbeit und jedem Gewerbe entwickelt, welche den Beſitzſtand in manchen Gegenden völlig umgeſchoben in allen ſehr verändert hat. Es iſt ein gebildeter thätiger wohlhabender ja hin und wieder reicher Mittelſtand entſtanden, in weit größerer Zahl als ſonſt, welcher der vornehmſte Beſitzer der geiſtigen und leiblichen Kraft des Staats genannt werden muß und mit der Hand und dem Kopfe die wunderbaren Reſultate erſchaffen hat, worüber man mit Recht erſtaunt. Der Adel hingegen iſt im Verhältniſſe zu dieſem neuen Mittelſtande eher heruntergekommen und mit ſeinen Gütern verſchuldet; der Bauer aber faſt allenthalben ſchon von den Banden der Scholle gelöſt. Der Mittelſtand, dieſe zahlreiche und mächtige Mittelklaſſe fühlt ihr Vermögen und läßt ſich ſelbſt die Scheine nicht nehmen, mit welchen ſie in der Thorheit des Zeitalters mitſpielt; die Wirklichkeiten wird ihr aber keiner nehmen wollen. Dies iſt, was ich oben den veränderten Güterbeſitz nannte. Was da oben Geiſt heißen kann, heißt unten Macht: denn das Geld iſt die Macht und dieſe Klaſſe hat das Geld.

Wir haben jetzt unſern deutſchen Bundesſtaat unſere deutſche Staatsverfaſſung, wie ſie ſeit 1815 gemacht worden ſind oder ſich gemacht haben. Wenn ich ſagte, daß dieſe

Verfaſſung dem Auslande gegenüber die feſteſte und kräftigſte, im Innern betrachtet die bequemſte und angenehmſte wäre, müßte ich den Gefühlen und Urtheilen Vieler widerſprechen. Aber ſie iſt gegenwärtig auf Recht und wie jeder andere Beſitz auf Heiligkeit des Schwurs und Vertrags gegründet. Jeder, der es mit dem Vaterlande und mit der Zukunft deſſelben wohl meint, hat zu denken und zu arbeiten, jeder auch zu wünſchen und zu beten, daß dieſer ſchwere und verwickelte Bau, der bei dem in der Zeit ſich anwälzenden Gedränge zehnfachen Schwierigkeiten und Gefahren ausgeſetzt iſt, weiter ſo entwickelt gehalten und geordnet werden könne, daß er denen, die darin hauſen müſſen, wohnlich dünke, nach außen hin aber ſo ſtark und wohlverwahrt erſcheine, daß er den Fremden Ehrfurcht gebiete ihn anzutaſten. Eine große und ſchwere Aufgabe für die Fürſten wie für die Völker; auch die Aufgabe des Regierens zehnmal ſchwerer, als ſelbſt in den großen Monarchieen England und Frankreich. Wir Deutſche haben und machen dieſelben Anſprüche der Bildung und des Glücks wie die Engländer und Franzoſen, dieſelben Anſprüche einer edlen bürgerlichen Freiheit; dieſelben Lockungen, dieſelben Gefahren; eben ſolche verführeriſche Scheine, deren unſre Tage nur zu viele haben, wollen uns aus den Schranken des Maaßes und der Zucht reißen; bei ſo vielen verſchiedenen Herrſchaften Entwickelungen und Beſtrebungen iſt die Zügelung und Bändigung wilder Kräfte die Zuſammenhaltung und Einigung des deutſchen Vaterlandes viel ſchwerer als in den oben genannten Ländern. Wir haben alſo doppelte Mäßigkeit Weisheit Tapferkeit und Liebe nöthig, damit nicht alles im ſchlimmen Widerſtreit und Hader oder in noch ſchlimmerer Wildheit und Geſetzloſigkeit aus einander gehe. Denn der Geiſt, der durch die Zeit wandelt, iſt ein Rieſe; Verdigten machen ihn nicht demüthig, Edikte machen ihn nicht gehorſam, er geht rund und ſchüttelt, ein abentheuerlich ausſtaffirter Knecht Ruprecht mit Hörnern auf dem Kopf und mit der Ruthe in der Hand, ſeine Säcke und Beutel aus, allerlei Gutchen Leckereien und Geklimper, auch mit Giftfarben bemaltes Gebäck genug: meiſt Futter für Kinder und Thoren, für die Weiſen und Verſtändigen kaum hie und da ein genießbares Krümchen. Aber man kann dem Unband den Rundgang nicht wehren, noch den Menſchen die Thorheit; glücklich, wenn in dem wilden Getümmel noch einige Beſonnene da ſind, welche die wenigen guten Gaben, die er mit ausſchüttet, herauszuleſen und zu gebrauchen verſtehen!

Ja, Arbeiten und Gefahren ſtehen vor uns und um uns. Wir hoffen, die Deutſchen werden Uebermuth nicht für Muth Wildheit nicht für Gehorſam Unordnung nicht für Geſetzlichkeit eintauſchen wollen; ſie werden ſich von Nachbarn, die nur auf den Untergang ihres Glücks und ihrer Unabhängigkeit lauſchen, nicht zum dritten und vierten Mal täuſchen laſſen wollen; ſie werden Unbequemlichkeiten Widerlichkeiten ſelbſt Ungerechtigkeiten, vorübergehende Uebel, die doch verbeſſerlich die doch nicht unüberwindlich ſind, die nicht ſo ſehr durch böſen Willen als durch das Eigenthümliche der Lage des ganzen Europa und des Vaterlandes erzeugt ſind, von den Eigenen eine Zeitlang lieber ertragen, als von Fremden glänzende Adamsäpfel empfangen wollen, welche geſchwindes Unglück und lange Schmach zur Folge haben würden. Aber wenn ich gleich ſorgenvoll ſpreche und winke, wenn ich gleich dieſes und jenes zu fürchten ſcheine, ſo warne ich doch vor der kleinen Sorge und der engen Furcht, die gegen das Kleine, dem ſie ſich gewachſen dänchte, Gewalt brauchen könnte, um das Große deſto gewiſſer zu verlieren. Es brauſt von außen her über den Rhein und über den Kanal, von den Alpen und von den Vogeſen her Begeiſterung gegen uns und über uns, jugendliche kräftige todverachtende Begeiſterung, auch ſie ein Anhauch von dem Athem jenes Rieſen, den ich ſo oft genannt habe. Sey dieſe Begeiſterung von Gott oder vom Teufel, ſie iſt einmal da und bläſt wie ein Sturmwind zu uns hinein. Nur Hoheit und Gerechtigkeit im edelſten höchſten Sinn, nur Stolz gegen das Ausland und Freundlichkeit gegen das Inland wird eine beſſere Begeiſterung ſchaffen, wodurch wir jener ruhig gegenüber ſtehen können. Es iſt die Zeit hohler Klänge, worin aller Wind der Lüge und des Unſinns tönt, es iſt aber auch die Zeit der Ideen, wo nach Höherem geſehnt und geſtrebt wird — o für dieſe Erde und für die Menſchen, die darauf graſen, oft nach viel zu Hohem! Auch die Verruchtheit und Verworfenheit, wenn ſie die Namen Freiheit Geſetz Vaterland Volk, dieſe idealen Größen, die niemand klar ausmeſſen noch beſtimmen kann, erklingen läßt, ſpielt mit einem Ideal. Sey es in ihrem Buſen ein Ideal der Hölle, dieſe Worte und Klänge, im edlern höheren Sinn gebraucht, in einem Wiederklange, woraus Frömmigkeit Redlichkeit und Geſetzlichkeit, woraus Gott wiedertönt, werden die Geiſter des Abgrunds nur überwinden können. Es brennt ein Feuer durch die Welt, das man dem Oel der Medea vergleichen kann; führe Gräben und Wälle auf, reiße Ströme aus ihren Ufern und wirf ihm ihre Fluthen entgegen — Steine und Erde erſticken es nicht; Ströme löſchen es nicht aus; es brennt nur um ſo fürchterlicher, je mehr du es überwäſſern willſt. — Schaffe ein ſtärkeres Feuer und es erliſcht.

Nach ſo vielem Geſagten ſage ich denen, die aus Furcht allenfalls zur Gewalt rathen mögten und im blinden Haſſe gegen Lanzen anlaufen, die körperlich nirgends vorgeſtreckt ſind — ſie würden, indem ſie ſich auf halsbrechende Spitzen ſtellten, Viele, die jetzt treu und wohlgeſinnt ſind und zum Theil nur durch manche Ueberraſchungen und Plötzlichkeiten übergereizt und überwältigt erſcheinen, zu ſolchen Spitzen hinaustreiben, wobei das ganze Vaterland gelegentlich den Hals brechen könnte. Es ſind einzelne Anſichten einzelne Neigungen, es ſind noch mehr Unklarheiten und Irrthümer, welchen man mit Weisheit und Mäßigkeit Zeit geben muß ſich zu erkennen und zu beſinnen. Es ſind Träume von allerbeſten Verfaſſungen, wie ſie ſeyn ſollten aber nimmer ſeyn können; Träume von Republiken; es ſind Bilder von großen Weltföderationen, von einem europäiſchen Utopien à la America, welche in manchen Gehirnen wunderliche Blaſen aufwerfen. Solchen Träumern kann man die Monarchie nicht aufzwingen; ſie muß ſich durch ernſte würdige Haltung durch Kraft und Gerechtigkeit liebenswürdig und ehrwürdig machen. Gewalt aus kleinlicher Feigheit, Gewalt aus unzeitigem Zorn, vollends Gewalt aus verletzten Perſönlichkeiten — ſie könnte einen Augenblick gelingen, die durchgebrochenen Dämme aber würden bald nur deſto ſchrecklichere Verheerungen der wilden Waſſer zeigen.

Ich folge den Begebenheiten der letzten Jahre, ich ſehe auf die Meinungen Neigungen und Hoffnungen; ich lobe ſie nicht, ja ich könnte viele tadeln, die mir verworren und dumm erſcheinen — aber ſie ſind da. Die Weltpropaganda die pariſer Propaganda die ſüßen lockenden Lehren die ſchlimmen täuſchenden Vorſpiegelungen und Gelübde die Unvergleichlichkeiten, die aber viele der Zeitgenoſſen, nur zu geneigt Unmögliches für Mögliches anzunehmen, mit vollen Herzen umarmen, die wälſchen Zettelungen und Beſtrickungen, welche man zu Hauſe beſtraft in der Fremde heimlich befördert und halb anerkennt, auch das wenige Wirklichwahre und Wirklichnothwendige in dieſem Schwall von Gaukeleien und Buhlereien des Verderbens, haben ſchon ungeheure Wirkungen gehabt. Es ſind nicht bloß unbärtige Jünglinge, deren Unverſtand bis zu ſchleichendem Verrath und offener Meuterei hat aufgehetzt werden können; es ſind viele gute treue redliche Menſchen, ſolche, die keinem Kinde ja, wie die deutſche Gutmüthigkeit ſagt, keinem Hunde was zu Leide thun könnten, welche ſich mit bunten Träumen einer närriſchen Zukunft wiegen. Was in der Schweiz geſchehen iſt und geſchieht, wiſſen wir; wie die Stimmung im Elſaß iſt, eine Stimmung der äußerſten Linken, im Elſaß, einem deutſchen Lande deutſcher Menſchen und vom edelſten allemanniſchen Stamme und meiſtens proteſtantiſchen Bekenntniſſes; was in Schwaben und am Oberrhein gährt — ſteht nicht einzeln da, es greift weiter ſelbſt gegen den Nordweſten hinauf. Und entbrennte von außen oder von innen ein Feuer, entbrennte durch einen Schwindel der Macht, der einen despotiſchen Rathgeber ergreifen könnte, ein Entſchluß der Gewalt gegen etwas, das durch Fäuſte nicht überwunden werden kann; käme es dahin, daß man thörichte Träume und Neigungen der Menſchen durch Henkershand als Verbrechen ausgeißeln laſſen wollte, daß man jedes freie Wort als eine Verruchtheit in Ketten und Bande zu legen wagte — o ich will den teutoniſchen Bundſchuh nicht erleben, der ſich endlich zu unſerm allgemeinen Verderben erheben könnte! Die tragiſche Fabel von den Bewohnern der Eiche, welche die Katzenfamilie verzehrt. Wir kennen dieſe Familie und wo ſie ſchleicht und miaut.

Ich erläutere dieſen inhaltreichen Text ein wenig

Die pariſer Republikaner, die Allerweltslehrer und Allerweltsverführer — es ſind vielleicht einige wenige redliche Thoren darunter, verworrene Träumer in Mitte eines Hauſens, der alle überſchwänglichen Träume ausſchließen müßte — welch eine Schaar von Auswürflingen aller Nationen! welche Wildheit Sittenloſigkeit Frechheit in den Grundſätzen und im Leben! Wo alle Tugenden fehlen, ich ſage nicht, die ein Chriſt ſondern die nur ein guter Heide haben ſoll, wo alles als albern kindiſch verlebt und veraltet ausgerufen wird, wodurch die weiſeſten Menſchen aller Zeiten und Zungen geglaubt haben, daß Staaten gegründet und erhalten werden könnten, dieſe ſollten die Welt verjüngen und das Verſprechen eines Glücks halten können, womit ſie ſo viele bethören? O gewiß nimmermehr! Ihre Altmeiſter ſind Robesplerre Danton und Fouché, ihr Endziel iſt die reine Demokratie, ein reines Nichts, wofür es von Ariſtoteles ' ab alle ſtaatskundige und geſchichtskundige Männer erklärt haben. Sie ſind ſolcherlei und ihre Demokratie iſt eine ſolche, daß, wenn ihr Frevel ihnen gelingen könnte, ſie bald ihren Cäſar und Napoleon finden würden, der die Sclaven einpeitſchte, wie ſie es verdienen. Dunkel wühlt in den Meiſten auch kein anderer Trieb. Sie ſagen mit Mr. de la Martine: „Wir haben zu wenig Athem, Frankreichs Gränzen ſind uns zu eng, wir vergehen in Beklommenheit. „Hinaus! hinaus! über alle Welt hinaus mit Sieg und „mit Freiheit! Die Thronen müſſen vor der Gleichheit fal„len und die franzöſiſche Bildung und Liebenswürdigkeit be„herrſche die Welt und verjünge Europa!“ Auch wenn ſie dunkel zum Theil Anderes empfinden dunkel Anderes meinen, dies, iſt doch der unbewußte Inſtinkt ihrer Ungeduld: die Welt überbrauſen und plündern, genießen herrſchen rauben wollen ſie; Grugeons und Rapinats und Bouriennes — ihr guten Deutſchen (ich ſollte mit wälſcher Zunge ſagen: o ihr tumme Teutſch!) — ſtecken in dieſen republikaniſchen Embryonen. O wenn ihr eure lieben Franzoſen wieder hättet — ſie haben euch von 1792 bis 1798 ja republikaniſche Proben genug vorgemacht — eure Entwürfe und Reden über Preßfreiheit über Fürſten- und über Volks-Souveränetät über Verfaſſung und Freiheit, ihr würdet ſie bald unter einer feinen Preſſe und Klemme ſehen.

Und Amerika? Wie wenig, ja wie faſt gar nicht dies und ſeine Zuſtände auf Europa, vollends auf Deutſchland paſſen, davon hier kein Wort mehr.

Aber die Schweitz? Es iſt auch da nicht alles Gold, was gleißt; noch iſt nicht aller Tage Abend gekommen, ſprach ſchon Solon zum Kröſus. Die Schweitz hat ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert eine Republik geheißen; ſie hat ein ſogenanntes republikaniſches Glück gehabt, wenigſtens eines, was man den Leuten jetzt als ein ausgemachtes Glück der Republiken einbilden möchte: geringe Auflagen kein ſtehendes Heer keine verderblichen Kriege. — Alles gleich lächerlich, aus gleicher Unwiſſenheit geboren.

Die Schweitz eine Republik? eine Republik in dem Sinn, wie man es allgemein jetzt meint und zwar in Paris und in Deutſchland im ſtrengſten abgeſchloſſenſten Sinne meint? Die Schweitz eine Republik? Ja; aber nur in der Bedeutung, wie die Alten das Wort verſtanden, eine res publica ein Staat ein Gemeinweſen. Die Schweitz war bis zur franzöſiſchen Umwälzung einer der vielen Auswüchſe des deutſchen Kaiſerreiches, einer der vielen Auswüchſe, die Manchen eine Verherrlichung der deutſchen Entwickelung dünken. Sie war bis zu jener Epoche eine Art Bundesſtaat, ein Deutſchland im Kleinen; nur daß ſie keinen Kaiſer hatte: geiſtliche und weltliche Fürſten Bisthümer und Abteien Stadt- und Land-Freiſtaaten, Unterthanen Hörige Leibeigene Zugewandte und Schutzpflichtige.

Ihr Glück? hatte die Schweitzerrepublik dieſes Glück einer Art Zauber zu verdanken, den der Name Republik, der ihr in dem heutigen Sinn gar nicht zukömmt, über ſie verbreitete und der alle fremden Störungen und Eingriffe von ihr abhielt? bedurfte ſie darum ſo geringer Anſtrengungen im Frieden? konnte ſie darum ohne ſtehendes Heer Freiheit behaupten und Kriege und Kriegsverheerungen von ſich abwehren? Warum wiſſen die Herren nicht Gleiches von Venedig und Holland zu erzählen? Holland, meine ich, hieß und war doch eine Republik? und zwar eine Republik, die in zweihundert Jahren andern Glanz von ſich geſtrahlt hat, als die Schweitz in ſechshundert? Warum ſagen ſie uns die Gründe nicht, weswegen dieſe Republik nicht ohne Heere Flotten Kriege Auflagen, und zwar recht ſchwere, in unangetaſteter Unabhängigkeit beſtehen durfte?

O nichts dieſer republikaniſche Zauber! Eine Stellung, die beinahe vier Jahrhunderte gedauert hat, die Stellung der Nachbarſtaaten und der großen Mächte, Spaniens Oeſtreichs und Frankreichs, gegen einander und die gänzliche Verfallenheit des deutſchen Reichs haben der Schweitz dieſes einzige Glück verſchafft. Aber bei aller Nebenbuhlerei der genannten Großſtaaten hätte die Schweitz ſo nicht beſtehen können, wenn das deutſche Reich in ſeiner morſchen allmähligen Abſchwächung nicht alles Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt ja alle Gewiſſenhaftigkeit ſeiner eignen Würde vergeſſen hätte. Die Schweitzer haben jene vier Jahrhunderte durchlebt, im leiblichen Glücke, wenn das Glück heißen kann, gegen die höchſten Gefühle und gegen alle Verhängniſſe des großen Volks, dem ſie von Natur angehören, verſchloſſen ja verroſtet geweſen zu ſeyn. Sie haben ihre vier Jahrhunderte durchlebt in abgeſchloſſener und froſtiger Selbſtigkeit und Kleinlichkeit, gelebt eigentlich immer unter den Fittigen des alten Deutſchlands, von welchem ſie ſich abgeſpaltet hatten, genießend alle offenen Straßen und alle Vortheile der Gewerbe und des Handels jenes großen Landes. Ihre Geſchichte iſt ſeit den Tagen, wo ſie dem böſen Ludwig XI. den Burgunder vernichten halfen, weder groß noch rühmlich geweſen. Ich berufe mich auf ihren Landsmann Meyer von Knonau*). In Schaaren von **10,000** und **20,000** haben ſie aller Welt als Söldner gedient und tragen durch Gott das geſchichtliche Zeichen an ſich, daß aus ſo vielen Kriegern in ſo vielen Jahrhunderten auch kein einziger Feldherr entſproſſen iſt, den die Geſchichte nennen wird. Sie haben den Fluch der Undankbarkeit und Schande auf ſich, daß ſie der Tyrannei gegen die Freiheit, den Fremden gegen die Eigenen, die Deutſchen, immer bereitwillig gedient haben. Der Schimpf werde jetzt vergeſſen, wie jenes Glück nun vorbei iſt. Sie wandeln jetzt einer Demokratie zu, mit deren Erlebniſſen und Ergebniſſen es immer mißlicher ſtehen wird, je näher ſie ſie der allerreinſten bringen. Aber davon abgeſehen und wie dieſe Wandelung ihnen auch gerathen möge, ſie müſſen bei der gegenwärtigen europäiſchen Stellung zu Wehr und Gegenwehr gerüſtet ſeyn, ſie werden größeren Aufwand der Kräfte machen müſſen, ſie werden alſo größere Auflagen und ſchwerere Laſten bekommen. Es wird überhaupt die Frage an ſie kommen bei dem Laufe, welchen die Dinge und die Völker jetzt nehmen, und dieſe Frage klopft mit dem großen deutſchen Zollverein als erſter Anfang ſchon zukunftweiſſagend bei ihnen an, wem ſie angehören wollen, ob Frankreich oder Deutſchland. Bei der neuen Aufraffung Belebung und

---

*) Meyers von Knonau Handbuch der Geſchichte der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Zürich 1826–29. 2 Bände. Ein vortreffliches Buch.

Einigung aller Kraft der Völker, bei der inſtinktartigen Anziehung alles Verwandten werden ſie nicht lange als ein geheiligtes Eldorado der Glückſeligkeit mitten in der allgemeinen Bewegung liegen bleiben können. Alle natürlichen Wege und Vortheile der Schweitz müſſen ſie endlich wieder den deutſchen Brüdern zuführen; auch ihre Neigungen ſollten das thun.

O dieſer Traum von allgemeinen europäiſchen Eidgenoſſenſchaften und Republiken! Dieſe Hoffnungen alle Kaiſer und Könige Fürſtenthümer und ſtehende Heere abſchaffen und entbehren und mitten unter allen Stachelungen von Trieben Reitzen und Genüſſen des verderbteſten Zuſtandes unter allen drohendſten Gefahren der fürchterlichſten Bewegung wieder anfangen zu können gleichſam in einer zweiten Unſchuld der Barbarei zu leben! Ich habe auf Frankreich hingewieſen. Einen Republikaner kennt man dort wenigſtens, einen ehrwürdigen Mann, wenn Wahrhaftigkeit und Feſtigkeit der Grundſätze ehrwürdig macht, einen grauen ehrwürdigen Fantaſten, den General la Fayette; aber ihm gleiche ſo wohlgeſinnte ſo redliche menſchliche Männer, wie viele möchte es dort noch wohl geben? Und in Frankreich — ſo bilden die Dortigen denen da draußen ein — ſollte die Föderativ-Republik doch beginnen. Frankreich eine Republik? die Franzoſen Republikaner? Welche Spünge und Wiederſprünge dieſes Volk auch noch machen durch welche Wechſel und Verwandlungen es auch noch gehen mag, eine Republik, vollends eine demokratiſche, hat in ihr keinen Boden; der Franzoſe iſt von Grund aus ein monarchiſcher Menſch, ein Menſch des Haufens. Viele haben geſagt — und in mancher Hinſicht iſt etwas Wahres in dieſem Ausſpruch — der Deutſche wird immer ſchlechter, in je größerer Geſellſchaft er ſich befindet, er iſt der Menſch der Einſamen oder der

Wenigen; der Franzos hingegen iſt jämmerlicher, je geringere Schaar er um ſich hat, er zerbröckelt ſich darin: ſein Muth und ſein Geiſt wachſen ihm aus der Menge. Es iſt ein Bienenvolk, Napoleons Bienenwappen war das beſtgewählte als Anſpielung auf Frankreich. Wenn in Deutſchland alſo der Wahnſinn föderaliſtiſcher Republiken gelingen könnte — woran wir gottlob zweifeln — ſo würde man den großen Bund nur in ſolche Bündel und Bündeleien auflöſen, damit die Deutſchen von dem Franzoſenreiche deſto leichter und bequemer nach einander verſchlungen werden könnten. So würde es im Weſten hergehen; und wie im Oſten, wenn wir in ſolchen unſeligen Zerſplitterungen aus einander fallen könnten?

Selbſt unſere älteſten Vorfahren, die wir oft Barbaren ſchelten, waren weiſer, oder vielmehr die Noth machte ſie weiſe. Als Rom an den Rhein kam und ſich rüſtete das Netz ſeiner grauſamen Hinterliſt, womit es alle Völker zu unterjochen und zum Theil bis auf die Wurzelſpitzen ihrer Sprache auszurotten verſtand, über die Deutſchen zu werfen, fand es viele getheilte kleine Staaten, welche meiſt unter Erbkönigen und Wahlfeldherrn, einige auch — es ſcheint, die Frieſenſtämme längs der Nordſee — als Freiſtaaten ohne Fürſten beſtanden. Dadurch hatte es einen großen Vortheil über dieſes ſtreitbarſte Volk. Doch ſchon Arminius brachte einen Bund zu Stande, woran ſich Roms noch jugendliche und kraftvolle Monarchie zerſtieß. Indeſſen der immer wieder erneuerte Verſuch der Unterjochung und alſo auch der oft erneuerte Fehdezuſtand ſchuf endlich mächtige Völkerbünde: es erwuchſen aus vielen kleinen Völkerſchaften im Norden des Rheins und der Alpen die Allemannen Franken und Sachſen. An den Oſtgränzen Germaniens aber bei den Sueven und Gothen finden wir faſt überall das erbliche Königthum, auch ſchon weit mehr das kriegeriſche Ritterthum ausgebildet. Von Oſten her droheten immer Wetterſtürme wilder Volkszüge; die Gränzen ſelbſt waren gegen fremdartige Völker nicht feſt und um Oder Weichſel und weiter hin in unendlichen Ebenen offen. Daher ward in den öſtlichen Sitzen der Germanen ſtrenger und herriſcher regiert (adductius regnabatur) und der monarchiſche Königszügel mit ſtrafferer Hand gehalten. Hier mußte das Schwerdt immer geſchliffen ſeyn.

Und nun zwiſchen den beiden mächtigſten Staaten der Feſte in der Mitte — zwiſchen Frankreich, welches monarchiſch iſt und zuletzt wieder viel monarchiſcher werden wird, und zwiſchen Rußland — in ſolcher Lage, wo wir mehr denn je der Stärkung und Einigung bedürfen, wenn wir nicht endlich wie ein zerſprengter Sonnenball in tauſend Kometenſtücke zerfliegen ſollen, kann ein Verſtändiger ſolche Träume träumen? Wir bedürfen der doppelten Kräftigung gegen ſo gewaltige Nachbarn. Sie iſt nur möglich durch den Geiſt durch die Liebe durch die gegenſeitige Duldung Hingebung und Aufopferung durch eine weiſe Wägung und Erwägung beide von den Regierungen und dem Volke, was in unſerer Lage möglich und ausführlich was auf jeden Fall unumgänglich und unvermeidlich iſt, was alſo geduldet und gethan werden muß. Will man als Freiheitſchwindel als Geſetzloſigkeit anklagen und ſtrafen, was bei der Wogenbrandung der Zeit ſelbſt in den Ständeverſammlungen hin und wieder über die Ufer gefloſſen iſt, ſo bedenke man, was ich oben über Gewalt geſagt habe, welche irgend ein verwegener und blinder Rath anrathen könnte. Ich hoffe von der Weisheit der Herrſcher und von der Gerechtigkeit der Entſcheider, man wird durch unverſtändig gebrauchte Gewalt ein Uebel, das nur noch auf der Oberfläche hin und her ſchweiſt, nicht in Mark und Gebein treiben. Ich fürchte keine gewaltthätigen Eingriffe in ernſt und feſt gebrauchte und geübte Freiheit. Aber freilich die ſchwerſte Aufgabe iſt in Deutſchland zu löſen, wie bei ſo vielen verſchiedenen Regierungen, die alle ſelbſtändig heißen und ſeyn wollen, bei ſo mancherlei Strebungen zu den ſonderbarſten Individualiſirungen, wie bei den allgemeinen Wünſchen und Forderungen der Zeit, bei den beſonderen Arten Abarten Oertlichkeiten und Bedürfniſſen der verſchiedenen Volksſtämme, wie bei ſo vielen eigenthümlichen Stellungen und Nothwendigkeiten mancher Herrſcher aus einer Vielheit, die oft Verwirrung zu werden droht, eine geiſtige und leibliche Einheit werden könne. Was Vielen in Großbritannien und Frankreich nicht leicht däucht, ſcheint begreiflicher Weiſe jedem Verſtändigen in Deutſchland mit zehnfachen Schwierigkeiten umgeben. Doch war dieſe Einheit Idee des herrlichen Kaiſerthums, das freilich nur wenige Jahrhunderte in Kraft gedauert hat, doch haben alle guten deutſchen Männer, welchen Liebe und Treue in der Bruſt nicht erkaltet waren, von jeher darauf hingewieſen. Und jetzt, wo die mächtigen Nachbarſtaaten dreimal geſchwinder und ſtärker gegen uns auftreten können als 1780, iſt ſolche Einigung durch jeden Verſtand und jede Liebe geboten, wenn wir nicht der Spielball fremder Politik bleiben und die Knechte ſchlechterer Völker werden wollen. Die geiſtige Einigung iſt und bleibt die Aufgabe, welche ſchwerer zu löſen ſeyn wird, daß nämlich der Zeit angemeſſene des deutſchen Karakters würdige Verfaſſungen das beſitzen, was jedes verſchiedene Zeitalter mit verſchiedenen Gefühlen und Begriffen ſeine Freiheit nennt; und daß der Deutſche, der hierin ein ganz beſonderer Menſch iſt, ſeine Eigenthümlichkeiten ruhig entwickeln, daß er ſich individualiſiren könne Ich meine hier das, daß dem Deutſchen friſch und fröhlich im Herzen und heiter und hell im Gehirn ſey. Aber damit ihm auch wohl in ſeiner Haut ſey, damit es ihm leiblich wohl ſey, liegen noch ganze Berge von Wünſchen und Bedürfniſſen vor uns, deren Vollendung es dahin bringen ſoll, daß der Wirtemberger den Mecklenburger der Holſteiner den Baier allenthalben, wo deutſche Zunge ertönt, als den Mitgenoſſen und Theilhaber derſelben Freuden und Leiden als den Freund und Bruder erkenne und anerkenne.

Möglichſt freier und ungehemmter Verkehr, Förderung des Handels und der Gewerbe; Niederreißung der Schlagbäume und Gatter, welche die freie Thätigkeit der deutſchen Bürger im Innern des Landes hemmen; Wegräumung der Hinderniſſe Säumniſſe und Verluſte, welche durch die Verſchiedenheit von Zöllen Münzen Maaßen Gewichten u. ſ. w. entſtehen. — Man höre nur alle dieſe ſchweren Wörter, und man begreift, um welche ſchwere Noth und lange Arbeit es ſich hier handelt. Ein Anfang iſt gemacht mit dem großen deutſchen Zollverein, ein Werk, das jeder Wohlmeinende mit Freuden begrüßt. Wir werden ſehen, ob ganz Deutſchland endlich hineingeht. Es ſtehen daran und darin, bei welchen es kein Leichtes ſeyn wird ſie hineinzulocken, obgleich ſie, wenn das Bild und das Gefühl eines großen deutſchen Bundesſtaates*), ja wenn das Gemeingefühl des ganzen großen deutſchen Volkes ein Wirkliches werden ſoll, nicht draußen bleiben dürfen. Oeſterreich ſteht in Deutſchland, aber es ſteht auch an Deutſchland mit größeren Reichen und Landen, als es in Deutſchland beſitzt; es blickt auf den Handel des Mittelmeers und der Adria, auf die Schiffahrt der Donau und auf das ſchwarze Meer bis tief in Aſien hinein; es muß hiebei beſondere Rückſichten und Vortheile, es muß — wir wollen billig ſeyn — auch beſondere Schwierigkeiten im Auge behalten. Nach Oeſterreich haben wir England leider noch in Deutſchland — hätte doch Hannover bald ſeinen deutſchen in Deutſchland wohnenden König! — das mächtige England. Nicht gern wird es ſehen, daß ſeine deutſchen Lande, daß die Gebiete an den Gränzen derſelben (Braunſchweig Lippe Oldenburg Mecklenburg die Hanſeſtädte) ſich dem Zollverein anſchließen; dürfte es ihm gelingen dies lange aufzuhalten? Dann haben wir Dänemark mit Holſtein, jenes Dänemark, das in Sprache Art Sitten Literatur u. ſ. w., wie der größte Grammatiker des Nordens und der größte gothiſche und däniſche Patriot Raſk ſeligen Andenkens mit Zorn und Gram rügte, ſchon ſeit Jahrhunderten zu ſehr verdeutſcht (fortysket) war: Dänemark, das doch in unſern Tagen, obgleich durch Land und Meer innigſt mit Deutſchland verwachſen, noch gemeint hat, es könne und dürfe Mittel gebrauchen und ſie könnten ihm gelingen, die Hälfte ſeiner Lande die deutſchredenden Schleswiger und Holſteiner zu verdänen. Ich leugne nicht, daß dieſe Lande, zum größten Theil Küſtenlande und Seeſtädte, nicht beſondere ja vielleicht große Vortheile dabei haben können außerhalb des deutſchen Zollverbandes zu bleiben; aber Deutſchlands Stärkung und Einigung iſt die ohne mannigfaltige und gegenſeitige Aufopferungen möglich?

---

*) Ich ſage nie Staatenbund, damit kurzſichtige Eigene und ſcharfſichtige Fremde nicht Gelegenheit gewinnen zuerſt durch Verwirrung der Namen, dann durch Verwirrung der Rechte uns zu zerreißen. Eben ſo wenig erkenne ich in dieſem Sinne ein mecklenburgiſches ein badniſches ein bairiſches noch ein preußiſches Volk an (die Franzoſen ſagten bei Gelegenheit der Anweſenheit der Verbündeten Heere in ihren Zeitungsblättern: man hört alle Sprachen auf den Gaſſen von Paris, Ruſſiſch Engliſch Preußiſch Deutſch Oeſterreichiſch u. ſ. w.), ſondern nur Ein deutſches Volk und viele deutſche Völkerſchaften.

Zu dem Wohlgefühl des leiblichen und haushaltenden

Deutſchlands und zu der Kräftigung und Erhaltung ſeines Daſeyns in Freuden und Ehren gehört das Bundesheer. Wenn man das Wort *Heer* ausſpricht, denkt man an Macht und Möge an Krieg und Sieg; die großen Wörter *Souveränetät Majeſtät Unabhängigkeit* fallen einem auch dabei ein, und ein ironiſches Lächeln überläuft Mund und Wangen, wenn man ſich erinnert, wie fratzenhaft und für welche fratzenhafte Zwecke und nach wie fratzenhaften Begriffen ſie oft gebraucht werden. Dieſe drei gewichtigen Wörter, ſo wie die Wörter *Freiheit Gleichheit Geſetzlichkeit* ſind wahre Größen, weil ſie unendliche unermeßliche Größen ſind, die kein politiſcher Meßkünſtler auf Zahl und Maaß beſtimmen kann, weil ſie ſich in tiefen Gefühlen und dunkeln Begriffen verlieren, weil ihre höchſte Fülle in der Wirklichkeit weder dargeſtellt worden iſt noch dargeſtellt werden kann. Wie bedient man ſich z. B. der Wörter *Souveränetät ſouveräner Fürſt ſouveränes Volk ſouveräner Staat* alle Tage und welche lächerliche Verbindungen knüpft man damit zuſammen, welche noch lächerlichere Folgerungen leitet man davon ab! Ich ſage mit Sancho Panſa: *glücklich wer Herr iſt und König zu ſeyn verſteht!* und folge blindlings mit dem großen Haufen dem Gefühle weiland Sankt Chriſtoffels, der ſelbſt den Teufel von ſeinem breiten Rücken abſchüttelte, als dieſer bei Erblickung eines hölzernen Kreuzes von der Straße links abbiegen wollte: er wollte nur einem Herrn dienen, der ſich vor nichts fürchtete. Wir haben in Deutſchland geſetzlich und ſtaatsrechtlich viele majeſtätiſche und ſouveräne Namen, wir haben aber nur zwei Majeſtäten, welchen Sankt Chriſtoffel gedient haben würde, den Kaiſer von Oeſterreich und den König von Preußen. Der gewaltige König von Großbritannien herrſcht als ſolcher doch nicht in Deutſchland;

er regiert dort nur als König von Braunſchweig-Lüneburg oder vielmehr als König von Hannover, wie die Engländer das junge Königreich getauft haben.

Oeſterreichs und Preußens Herrſcher ſind ſolche, die ſich nicht fürchten dürfen, die wohl auch von den Welt- und Vaterlands-Verhältniſſen abhängig ſeyn müſſen, aber nimmer in dem Maaße, wie z. B. Wirtemberg oder Heſſen. Was helfen hier, ja ich ſage lieber, was nützen hier alle leeren Fragen und Herleitungen aus den Unabhängigkeits- und Souveränetäts-Verhältniſſen, die nur hier, ich ſage abſichtlich nur hier, gar keinen Boden haben, wenn wir (laut der Auslegungen und Anwendungen, welche Einige im übel begeiſterten Eifer davon machen mögten) nicht gelegentlich wieder mit einem lächerlich kläglichen Reichsheer auftreten wollen. Der Krieg will Einheit des Befehls, ein Heer will Einheit der Ordnung. Hier, wenn Deutſchland dem Auslande gegenüber ſtark ſeyn ſoll, müſſen die Kleinen und Schwachen von ihrer mißgedeuteten Souveränetät etwas abtreten. Wir haben zwei geborne Befehler in Deutſchland; kein Wunſch kann aus Zwei Eins machen. Unter dieſe beiden, unter Oeſterreich und Preußen, muß im Fall eines Bundeskrieges der Kriegsbefehl getheilt werden, ſo daß die Schaaren der norddeutſchen Staaten unter Preußens, die der ſüddeutſchen unter Oeſterreichs Fahnen ins Feld ziehen: nämlich Baiern Wirtemberg Baden unter Oeſterreich, die andern unter Preußen. Dies ſcheint mir bei unſerer Lage das Einfachſte und Natürlichſte. Vielleicht erhalten wir durch die Weisheit und Vorſorge unſerer Könige und Fürſten jetzt von Wien noch etwas Einfacheres und Geſchloſſeneres. Ich will hier den ſtrengſten geſchloſſenſten Befehl auf das freudigſte begrüßen. Denn ohne möglichſte Einheit des Heerbefehls und der Heerordnung bleibt die

Sicherheit und Unabhängigkeit Deutſchlands ein Name auf dem Papier.

Denkt man ſich aber einen großen allgemeinen Bundesfeldhauptmann, ſo entſteht da eine Dreiheit ſtatt der Zweiheit, die wir haben und die für die Kriegsführung ſchon ſeine ſehr mißlichen Schanzen zeigt und bietet. Denn es bleibt wahr: Je mehr Hirten je übler Hut. Denn gieb drei Feldherrn erſter Größe den Gleichbefehl über ein Heer und ſetze einen ſehr mittelmäßigen Feldhauptmann mit Befehlseinheit über ein gleiches feindliches Heer — die drei Genies werden gewiß vor ihm zu Schanden werden. Es ſteht nämlich bei einem deutſchen Kriege alsdann der Fall ſo: daß erſtlich ein großes Heer unter einem Bundeshauptmann und außerdem noch ein preußiſches und ein öſterreichiſches Heer da ſind. Dieſe ſollen gemeinſchaftlich, wenigſtens nach einem großen gemeinſchaftlichen Plane, wirken und es muß dann eins von beiden nothwendig geſchehen: entweder erhält der Bundeshauptmann die Befehle zu ſeiner Wirkſamkeit immer von Oeſterreich und Preußen — und das giebt eine unſelige Zwicke, wie ſie ſelbſt bei dem jämmerlichen vormaligen Reichsheer ſchon häufig ſichtbar war — oder: der Bundes-Feldhauptmann handelt im Kriege ganz unabhängig von beiden; was faſt undenkbar iſt. Da wäre dann die Dreiheit auch da, obgleich in anderer Weiſe. Das Bedenklichſte aber würde immer ſeyn, daß, wenn ein Feldhauptmann des Bundesheers gewählt iſt — z. B. dies könnte ja ein ſehr Durchlauchtiger ſeyn — vielleicht durch einen Mißgriff, vielleicht auch aus bloß politiſchen Rückſichten durch Haus- oder Kabinetts-Verhältniſſe, ohne Hinſicht auf erprobte Tüchtigkeit, wie ſoll er, der zu ſo ſeltener Herrlichkeit Erhöhte, wenn er ſich ſchlecht oder unfähig erweiſt, ſtill geſtellt oder abgeſchafft werden? Und im Kriege wie geſchwind müßte da die Abſchaffung und die Wiederbeſetzung ſeyn! Man denke nur an die Berathungen darüber beim Bundestage und —

Sollte nun aber der Oberbefehl, wie er in der That ſchon da iſt, — denn welcher Gott kann die übrigen Souveräne Deutſchlands zu Chriſtoffel'ſchen Herren machen? — zwiſchen Preußen und Oeſterreich getheilt werden, ſo müßte freilich Heer= und Wehr-Ordnung durch ganz Deutſchland — hier muß man ſich alle Individualiſirungen verbitten — bei dem ſtehenden Heere bei der Landwehr und dem Landſturm ganz aus einem Guß und Schluß ſeyn. Wie viele ſchöne Anordnungen und Einrichtungen wie viele angenehme und liebenswürdige Bequemlichkeiten und Erleichterungen des deutſchen Volkes, die uns jetzt noch fehlen, wären da möglich und würden dann gewiß auch bald verwirklicht werden. Ich deute nur Ausſichten an.

Das verſtünde ſich bei allem dem, daß in Zeit des Friedens die Einrichtung bliebe, wie ſie jetzt iſt: die einzelnen deutſchen Könige und Fürſten hätten den vollen Oberbefehl die volle Verfügung über ihre Kriegsmannſchaft die Ernennung der Befehlshaber die Treffung aller beliebigen Anordnungen, die mit den gemeinſamen Bundeskriegsordnungen nicht im Widerſpruch wären; aber ſo weit müßten ſie im Schein der Souveränetät nachgeben, daß öſterreichiſche und preußiſche Feldherren in ihren Bezirken zuweilen rundreiſeten und zuſähen, ob alles bundesheermäßig geordnet und geübt ſey. Und damit unter denen, die künftig mit einander ſiegen oder ſterben ſollten, im Frieden auch Gemeinſamkeit gefördert, damit von den einzelnen kleinen Schaaren ein größeres ächtes Kriegsvorſpiel geſchaut werden könnte, müßten freilich Mecklenburger und Hannoveraner nach Magdeburg oder Minden, Heſſen und Sachſen nach Koblenz oder

Erfurt mit den Preußen, Baiern und Badner auf dem Lechfeld oder bei Linz mit den Oeſterreichern zuweilen Feldläger zuſammen aufſchlagen.

Außer dieſem für das Vaterland wichtigſten Gegenſtand ſcheint mir ein anderer kaum weniger wichtig, wenn ich mir Möglichkeiten denke, die doch Wirklichkeiten werden könnten. Die Zeit iſt vorgeſchritten im Guten und im Schlimmen; ſie zurückzutreiben ſie durch Gewalt zu zähmen iſt nach meiner innigſten Ueberzeugung und nach meiner Hinweiſung auf die Verhältniſſe der Welt und auf ihre unumgänglichen Unvermeidlichkeiten ja nach den eiſernen Nothwendigkeiten, womit die europäiſchen Dinge zuſammengeſchmiedet ſind, ganz unmöglich. Die Welt iſt verändert, der Beſitzſtand iſt verändert; er wird noch mehr verändert werden, wir hoffen, nicht durch einen wimmelnden chineſiſchen Pöbel nach der Sankt-Simoniſchen Liederlichkeit der Grundſätze. Für einen ſehr gebildeten übergebildeten Zuſtand für einen veränderten Beſitzſtand, woraus eine ſehr zahlreiche Mittelklaſſe als Herrin der geiſtigen und leiblichen Kräfte des Staats hervorgegangen iſt, muß nothwendig eine neue Ausgleichung und Vermittelung der Zuſtände und Stände des Staats bedacht und bewirkt werden. Das deutſche Kriegsheer war eine größtentheils leibliche Sache; die deutſchen Rechtsverhältniſſe und Gerichtsverfaſſungen ſind zugleich eine geiſtige und leibliche Angelegenheit des Volks.

Recht iſt zunächſt an die Erde gebunden; es wird ſcheußliches Unrecht ja die tödtendſte vernichtendeſte Tyrannei gegen alles Menſchliche und Göttliche in unſerer Natur, wenn es bei dieſer Gebundenheit an die Erde und an die irdiſchen Verhältniſſe nicht immer gen Himmel blickt, zu Gott dem Vater der Geiſter empor, der in Gnade und Liebe alle nothwendigen Bande mildern und löſen will, zu dem

Geiſte in uns, deſſen Urſprung von den Geſtirnen iſt und deſſen Trachten dahin geht. Das Recht ſoll, in ſeiner weſentlichen Beſtimmung betrachtet, Himmel und Erde vermitteln; es ſoll die irdiſchen Zuſtände Arbeiten Nothwendigkeiten ſo ordnen und regieren, daß Menſchlichkeit Freundlichkeit Sittlichkeit befördert werden. Darum bedingen ungewöhnliche Begebenheiten außerordentliche Wechſel der Weltgeſchichte große Veränderungen der Zuſtände nothwendig auch Veränderungen und Anpaſſungen in dem Recht. Es iſt kein bloßer Wahn, warum ſo viele Stimmen ja ganze Landſchaften in Deutſchland für neue Einrichtungen und Formen des Rechts jetzt ſo viel über den Rhein nach Frankreich und über den Kanal nach England blicken; und ich glaube denjenigen nicht und ich wünſchte, daß die Herrſcher und Regierer ihnen nicht glaubten, welche da predigen: „Nur nicht den „leichten und oberflächlichen Geſchwätzen und Lehren des „Tags nachgegeben! nur nicht vom Alten gelaſſen! nur unſer gutes volksthümliches Altes feſtgehalten! Es iſt das „Volk nicht, das da Neues wünſcht, das mit ſolcher Sehnſucht in die Fremde blickt — es ſind die Advokaten, die „großen Aufſtörer und Lärmmacher in allen Ländern, die „fanatiſchen Haſſer und Verläumder des Adels und der Fürſten; ihre Geldſucht ihre Ehrſucht ihre Luſt öffentlich „pomphafte und theatraliſche Reden zu halten treibt ſie das „Volk zu bethören und aufzureizen. Es ſind flache gewiſſenloſe Abentheurer ohne Ehre und Beſitz, die auf jede Bedingung neue Dinge wollen. Es ſind Demagogen, welche „die Feſſeln durchbrechen wollen, wodurch ihre wilden Anſchläge noch gebunden ſind. Es ſind Lügen oder Vorurtheile, daß das ſtille gehorſame deutſche Volk die Theaterſtreiche öffentlicher Gerichte wünſche.“

Freilich Einiges iſt wahr von dieſen Beſchuldigungen;

aber die ganze Wahrheit liegt tiefer, ſie liegt in der gebietenden Nothwendigkeit der Dinge, wie ſie geworden ſind. Ich habe an einer andern Stelle geſagt: Bei uns Deutſchen ſey durch unſere eigenthümlichen Verhältniſſe alles ſchwerer und langſamer als anderswo, aber das Wirklichgute, was die Zeit geben könnte, was wir von Engländern und Franzoſen lernen könnten, würden wir zuletzt doch alles erlangen. Mag uns nur das Glück und die Weisheit verliehen ſeyn, daß wir das Kindlein nicht mit dem Bade ausſchütten, wie die Franzoſen in ihrem flatterhaften Leichtſinn ſo oft gethan haben und täglich thun! mögen wir mit Ernſt und Liebe, mit Ehrfurcht gegen die Vergangenheit und mit Anerkennung gegen die Gegenwart, was wir Altes noch haben und was wir Neues haben müſſen, mit einander ausgleichen und vermitteln! Es iſt nicht allein die Frage, was in der Welt das Nützlichſte und Geberſamſte iſt ſondern wie das Aufgeregte und Gefährliche in der Zeit geſtillt und beſänftigt und zum Beſſeren geführt werden könne. Selbſt wenn ich zugäbe — was ich nimmer zugeben kann — daß die Vortheile, welche die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hat, eine eingebildete Gaukelei vorgefaßter Meinungen und lächerlicher Vorurtheile ſey — die Meinungen und Vorurtheile ſind da in der Stärke, daß man ſie in ernſteſte Ueberlegung nehmen muß. Denn ich frage: was iſt Vorurtheil und was iſt nicht Vorurtheil unter den Menſchen? Dieſe Frage läßt ſich ſo wenig beantworten als die große Frage: Was iſt Wahrheit? die der römiſche Landpfleger einſt an den Sohn Gottes that. Unſer ganzes Daſeyn iſt eine große tragiſche irdiſche Täuſchung, deren wunderſame Räthſel ſich einſt auf anderen Sternen löſen werden; unſer ganzes Leben wird über die gute Hälfte ſeiner Freuden und Leiden durch Schein und Vorurtheil getragen, damit es uns überhaupt erträglich werde. Was iſt Vorurtheil? Warum rennt der Edelmann dem Sackträger den Degen durch den Leib, wenn dieſer ſeine hochadligen Glieder mit dem Stock antaſtet? warum haut der Student ſeinen Freund wegen eines elenden Stichworts zuſammen? warum ſtarb Racine an einer Schnalle? und warum erſchießt ſich der Leutnant, dem ſein Oberſt auf der Parade ein ehrenrühriges Wort ſagt?

Wir kommen durch ehrenrührig bei der Ehre an. Wenn man will, iſt die Ehre, meiſt aus irdiſchen und bürgerlichen Stoffen beſtehend, auch ein Vorurtheil. Aber die Ehre iſt da, ſie treibt ſpornt ordnet hält und erhält das bürgerliche Leben: ſie iſt eine denkende ſchaffende warnende züchtigende Göttin. Die Ehre iſt ſeit einem halben Jahrhunderte zu ſehr vielen gekommen, welche ſie im Staate ſonſt kaum anſprechen durften; und zwar durch den veränderten Beſitzſtand. Die große freie Mittelklaſſe des Volks will nicht ſchlechter ſeyn als Freiherren und Grafen, ſie will für Gut Leib Ehre und Leben Oeffentlichkeit der Gerichtshandlungen. Sie will es mit größerem oder geringerem Andrange allenthalben. Dies iſt die Perſönlichkeit der Zeit, das Gefühl perſönlicher Ehre und Würde. Zählet nur, wie viele Millionen Menſchen auch in Deutſchland, welche vor zwanzig und dreißig Jahren gleichſam noch Sachen waren, Perſonen geworden ſind. Und ſie ſollten das nicht als Gefühl fühlen? und die Freunde und Räthe der Herrſcher ſollten das nicht als Verſtand verſtehen oder wenigſtens als Nothwendigkeit fühlen?

Ich wünſche, indem ich dieſe wichtigſte Sache berühre, gewiß nicht eine todte Einförmigkeit des Rechts, die wie ein Scheermeſſer über ganz Deutſchland hinfahren und von der Moſel bis an die Weichſel alles glatt und kahl ſcheeren ſolle

Es wird ja Mannigfaltigkeit der Rechte beſtehen; aber die Oeffentlichkeit wird man dem Rechtsgefühl und dem Ehrgefühl der Völker, ich ſage, auch dem Sicherheitsgefühl derſelben nicht lange verweigern können und weiſe Regierungen werden in guter Zeit mit Mäßigkeit und Verſtändigkeit vermitteln, was in böſer Zeit ſonſt als eine niederreißende Sturmfluth über alle hinfahren könnte. Hier wünſchen und bitten die Menſchen nur von ihren Herrſchern, was jedes edle Gefühl verlangt und was die Deutſchen vor Jahrhunderten noch hatten, ehe alles lebendige öffentliche Leben unter Papieren der Schreiber und Aktenſtößen der Advokaten begraben war. Die früheren Deutſchen richteten über Haar und Haut über Ehre und Leben auf öffentlichen Plätzen unter den Thoren der Städte in den Vorhallen der Kirchen auf Malſtätten unter Eichen Linden und Hagedornen, die lebendigen Zeugen gegenwärtig, auch die Ankläger mit offenem Viſier da, das Volk Zuhörer und Mitzeuge. So ſind in den nordiſchen Reichen bei allen Anklagen auf Kopf und Kragen die Sitzungen durchaus öffentlich. Die Freiheit fürchtet mit Recht bei ſo ſchweren Sachen möglichen Mißbrauch der Gewalt mögliche Umſchleichung Beſchleichung und Einſchleichung der Macht; ſie will ſo offenes Spiel, daß der Fuchs zu Loch oder aus dem Loche muß. Solches iſt kein Schwindel des böſen Zeitgeiſtes, es iſt die weſentlichſte bürgerliche Ehre, die weſentlichſte Sicherheit des rechtsverbürgten Daſeyns. Die Sache bleibe! ja ſie werde! wie ſie ohne Form ſchon da iſt. Giebt es dabei in England uralte Mißbräuche, in Frankreich zu viel theatraliſches Gaukelſpiel, ſo könnte das deutſcher Ernſt wohl beſſern. Kein Volk hat ja eine beſſere Rechtspflege, als es werth iſt: denn Menſchen ſprechen Recht.

Hier irre und täuſche ich mich nicht, weder in meinen

Gefühlen noch in den Gefühlen der Menſchen, unter welchen ich lebe und gelebt habe, noch in der Stellung und Stimmung der Stände zu einander, noch in der Richtung, welche dieſe Entwickelung nehmen wird, wenn ich die Blicke auf ganz Deutſchland werfe. Sey auch ein Theil Schein Einbildung Vorurtheil dabei — aber ich frage alle Widerſprecher und Hohnlächler über meine Behauptung: welchen Eindruck, welchen Eindruck wie einen Donnerſchlag würde es machen, wenn heute erklänge: das öffentliche gerichtliche Verfahren in den preußiſchen Rheinlanden iſt abgeſchafft! und wie würden viele der treueſten zufriedenſten Unterthanen unſers guten Königs bald verwandelt werden! Und entſtünde ein Krieg — was bei aller anerkannten Friedensliebe der hohen Herrſcher nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegt — dies, der allerdings bethörende Klang *égalité devant la loi* wäre eine Glocke, die nur in zu vielen Herzen wiedertönen würde. Darum hoffen wir hier eine wohlthätige Vermittelung der Geſetze mit dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Volks und der Welt. Schon beginnt unſere Regierung hiezu Vorbereitungen, die von dem Volke mit freundlicher Dankbarkeit erwiedert werden. Wir hoffen auf mehr, wir wünſchen kein Zuviel ſondern nur was auch in dieſem Nothwendigſten Wichtigſten die treuen Herzen feſter die feindlichen Anſchläge loſer machen könne.

Und endlich zum Schluſſe — ſind dieſe Winke Andeutungen und Warnungen leer und luftig und aus einem leeren und luftigen Gehirn geboren? aus einem alternden Herzen, in welchem, wie es verkindiſchtem Alter begegnet, die Träume und Wahne der Jugend in wunderlichen Nachgeburten wieder erſcheinen? Mahne und ermahne ich vergebens, daß wir alle Treue und Liebe für das ganze liebe Vaterland, daß wir jede größte Geduld jede freiwilligſte Hingebung jede längſte Hoffnung dafür nöthig haben, wenn wir im Sturm der Dinge Gefahren, die wirklich da ſind, die vielleicht noch mehr möglich ſind, mit Ehren beſtehen wollen? daß wir alle heiterſten Gedanken alle edelſten Gefühle nöthig haben, damit wir in Dumpfheit und Starrſucht nicht zum dritten und vierten Mal überraſcht werden. Ohne hohe Ideen werden wir den Kampf gegen eine Begeiſterung nicht beſtehen, die aus wälſchen Suchten entſpringt. Vaterland Freiheit Volk Deutſchland und der Gedanke ihrer Unvergänglichkeit ſind nicht bloße Namen. Unter welchem Panier wollen wir denn künftig ins Feld ziehen als mit der Loſung Deutſchland? Iſt denn der Gedanke eines deutſchen Reichs ſchon ganz ausgeſtorben? muß nicht der Bund wenigſtens auch ſo feſt gedacht werden, daß nicht der erſte beſte Sturm ihn wieder aus einander wehen könne? Hoher Bilder ſtolzer Wahne bedarf ein Volk, das ſein Land nicht in einen öden Weideplatz fremder Räuberhorden verwandelt ſehen will. Wir werden mit einem großen mächtigen Volke immer auf der Warte ſeyn müſſen, einem Volke flüchtigſten feurigſten Geiſtes und geſchwindeſter Rüſtigkeit mit der allerlebendigſten Schnellkraft: Eigenſchaften, welchen wir unterliegen müſſen, wenn wir nicht unſere tieferen ſchwereren Tugenden, die Waffen unſerer älteſten Urkraft, aus dem Arſenal des Herzens heraufholen und uns damit panzern. Lebendigkeit Hoffart Eitelkeit, wodurch der Wälſche Großes ausrichten kann, worauf eigentlich ſein ganzes Leben ſteht, wird immer an dem begeiſterten deutſchen Ernſt zerſchellen. *Honneur, gloire, le Français n'est composé que de ces vertus* ruft immer ein Wälſcher dem andern zu — und ich ſage noch *et l'aridité.* So ſind aber in Frankreich die Dinge geſtellt und ſo iſt es mit den Menſchen beſtellt, daß auch die wackerſten edelſten Männer daſelbſt, wenn ſie auf das Volk wirken wollen, immer wie auf der Schaubühne ſtehen und jenen großen franzöſiſchen Volkstugenden der Hoffart der Ehrſucht der Ruhmſucht der Herrſchſucht den aufgeblähten Tigerrücken ſtreicheln und ihnen Vieles verlügen müſſen, damit ihr Weniges von Wahrheit in ihre Herzen Eingang finde.

Sprecht ihr, ich bin ein Preuße? Krethi und Plethi Kreter und Araber Juden und Judengenoſſen in zahlloſer Schaar, auch irrende Ritter vom Blumenfelde und von der traurig lächerlichen Geſtalt, die nach den Abentheuern und Orden durch die Länder fahren, werden rufen: ich ſey ein gemeiner Söldling, ich ſchreibe im Solde und im Auftrage Preußens — ein wunderlicher Auftrag! — und was dergleichen Anklagen mehr. Nein! ich ſchreibe im Auftrage meines Herzens, ich habe immer nur im Auftrage meines Herzens geſchrieben. Könnte Preußen ſich noch ſo ſehr vergriffen und geirrt haben ja könnte es noch mehr irren und ſich misgreifen — ich halte an Preußen, weil ich an Deutſchlands Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit halte. So leicht wird weder niedergeriſſen noch gebaut, als manche kindiſche Thoren ſich jetzt einbilden; ſo leicht ausführlich ſind Revolutionen gottlob nicht, als manche ſich und andern in frevelhafter Dummheit weiß machen. Ein großer Mann, welchen ächte Liberale wohl für ihren Großpapa annehmen können, der berühmte Karl Jakob Fox, Sohn des Lords Holland aus dem alten Stamme der Grafen von Chicheſter entſproſſen, predigt ihnen Weisheit*), wenn ſie ſie vernehmen könnten. Er, der ſeinen Homer Sophokles Thucydides und Tacitus täglich las und allein würdig geachtet ward gegen

---

*) Fox in ſeiner Einleitung in die Geſchichte des Hauſes Stuart, ein Werk, deſſen Vollendung ſein Tod abbrach.

Pitt, ſo lange dieſer lebte, zu kämpfen und, als er geſtorben, ſein Nachfolger zu werden, ſagt und weiſt ihnen, daß bei allen Verſchwörungen und Revolutionswagniſſen die Dummheit das größte Verbrechen iſt. Man läßt gottlob alte Liebe und Treue nicht ſo leicht als Manche wähnen; man reißt die Erinnerungen großer Thaten und Leiden und unſterblicher Namen nicht ſo leicht aus den Blättern der Weltgeſchichte und verkleinert ihren Inhalt zum beliebigen Gebrauch nicht zu Taſchenformat. Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, ſelbſt auf dem leiſeſten Ankergrunde noch an Preußens große Beſtimmung für unſer Vaterland. Ich kenne leider eine uralte deutſche Abgunſt, lateiniſch invidia genannt. Durch ſie iſt es dem Pabſt einſt gelungen die Stämme der Salier und Hohenſtaufen zu vertilgen, wodurch Deutſchland einſt herrlich war und mit welchen ſeine Herrlichkeit auch verſank. Wollen wir denn nichts Großes Hohes unter uns dulden, wodurch das Kleine und Schwache allein geſchirmt werden kann? Sollte dem Pabſt einer tollen und hirnloſen Propaganda gelingen, was der in Rom jetzt nicht mehr vermögte?

Sprecht ihr, ich bin eine Kriegstrompete, die niemand berufen hat zu blaſen? Ich antworte: jene berufen mich, die täglich Krieg rufen mitten im Frieden, die ihrem Volke täglich vorklingeln und zu unſerm Volke herüberklingeln und es dadurch unſicher und flau machen: *der Rhein muß unſer ſeyn, er wird bald unſer ſeyn.* Mein Beruf beruft mich, meine Liebe und mein Stolz. Ich liebe das Land meiner Väter, meine Kinder ſollen es nach mir lieben: die großen Erinnerungen ſeiner Geſchichte, ſeine unſterblichen Thaten und Namen ſeine Könige ſeine Helden ſeine Seher ſie ſind auch mein und meiner Kinder Erbe. Der Rhein, dieſes Land, Deutſchland gehört mir wie meinem Könige.

Es iſt das Land meiner ſchönſten und früheſten Erinnerungen, meiner Freuden und Leiden, in ſeiner Erde wird einſt mein Grab ſeyn. Soll ich es mit Ruhe denken können, daß auf dieſer Erde in fremder Sprache Befehl verkündigt werde? Dieſer Stolz dieſe Liebe ſind der Harniſch meines Lebens, meine Hoffnung für die, welche nach mir wirken werden. Wie ſoll ich es anfangen ohne ſolchen heiligen Glauben ohne ſolchen erhabenen Wahn meinen Sohn zu unterweiſen, wenn ich ihn an die Ufer der Maas und des Rheins führe und zu ihm ſpreche: hier ſtehſt du auf den deutſchen Reichswällen; auf dieſen Wällen ſollſt du ſtehen und, wenn Gott ſo gebeut, mit dem Schwerdt in der Hand, und nur über deine Leiche darf der Feind nach jenſeits hinüber ſpringen! — An die halbe Kunſt aber glaube ich nicht, welche ſich vermißt die in Mattigkeit und Gleichgültigkeit wie in einem eiſigen Winterſchlaf erkälteten Seelen mit verſtimmter Pfeife zu Thaten wach zu pfeifen.

Die Schickſale der Völker ſind in Gottes Hand, doch auch in der Hand der Menſchen. Ich bete, daß Weltkrieg und Weltverwüſtung lange nicht gehört werden. Geſetzt aber — was ich nicht fürchte — es könnte durch einen hölliſchen Schwindelgeiſt das Fürchterlichſte geſchehen und die republikaniſche Propaganda ſiegen, alle Thronen niederreißen alle Fürſtenthümer vertilgen alle Geſchlechter alten Glanzes mit Stumpf und Stiel ausrotten; es könnte ihr gelingen die reine Demokratie zu verwirklichen die Völker gleichſam zu dem geträumten Urzuſtande wieder herzuſtellen — was würde in ſolchem Falle zuletzt geſchehen? Ein verſtändiger Mann, der Volksbote Gautier von der Garenne hat den Verrückten in Paris vor drei Jahren von der Rednerbühne herab geweiſſagt, was dann geſchehen würde. Nicht der ewige Friede voll lauter Wonneſal, den ſie ſich und andern vorträumen, würde dann da ſeyn, nicht der große Weltkuß, die große Völkerumarmung der allgemeinen Glückſeligkeit — nein! ſondern eine eiſerne Umarmung, eine ſo klirrende und ſchallende, daß ſie über die Welt hin tönen würde: die Urkräfte der entfeſſelten Völker würden gegen einander ſtoßen, und dann in ſolchem ſchrecklichen Kampfe der wilden losgelaſſenen Kräfte würden die Deutſchen wohl eher jenſeits der Garonne lagern, als die Franzoſen jenſeits der Oder.

Doch ſo wird die Welt nicht zuſammenſtürzen, ſo werden die Völker nicht vereinigt werden, um deſto gewaltiger gegen einander zu rennen. Aber die Zeit iſt gekommen, wo das Gleiche das Gleiche ſucht. Möge ſolche Einigung und Wiederzuſammengeſellung menſchlich würdig auf edlen Wegen und durch die natürlichen Verhältniſſe gefördert und bewirkt werden! Die Franzoſen haben, als ſie beſiegt darnieder lagen, uns bis zum Ekel vorgeſchrieen: il faut, que la France, cette belle France, soit forte heureuse et puissante — c' est l'interêt de l'Europe. Das hätte viel beſſer für Deutſchland gelautet und geklungen; es hätte damals in den Jahren 1814 und 1815 gelten müſſen, wenn die Zukunft unſers Welttheils ja wenn nur Frankreich und das franzöſiſche Volk von den Entſcheidern über jene Jahre ganz klar ins Auge gefaßt wären. Der Bundesſtaat, ein Staat, der ſeiner Natur nach immer den Geiſt der Eroberungen und Ueberziehungen hegen kann, wäre nicht zu mächtig geworden für das eigene noch für das europäiſche Glück, wenn es damals eine Weisheit gegeben hätte, welche die alten abgeſpalteten edlen Theile des Vaterlandes (das Elſaß Lothringen die Schweiz die Niederlande) wieder in den Bund zu ſchließen geſtrebt und verſtanden hätte. Freilich die Zukunft iſt für uns ein verſchloſſenes Buch — wir ſitzen nicht darin, um mit dem ſeligen Schmalz zu reden — aber ſolchen Gang geht die Geſchichte ſolchen Willen offenbart die Meinung und ſolche Neigungen zeigen die Völker, daß einſt der Tag kommen wird, welcher dieſe halbverlorenen Brüder wieder zu uns ladet ja nöthigt. Ueber die Schweitz habe ich oben gewinkt. Auch die Vereinigten Niederlande, größtentheils ein Land der edlen Frieſen, deren ſchöne und tapfere Freiheitsliebe in allen Geſchichten glänzt, werden einſt wiederkehren, zu denen ſie gehören. In Indien werden ſie ſich vielleicht nicht lange behaupten, wenigſtens nur zu ihrem eigenen Schaden, zwiſchen kriegeriſch erwachten Eingebornen und engliſchem Handelsneid; von dem herrſchſüchtigen Frankreich bedroht, von dem treuloſen und undankbaren England mißhandelt, woran ſollen ſie ſich lehnen, als an ihre treueſten Nachbarn und älteſten Brüder, die Deutſchen?

Ich ſchließe mit Hoffnungen, wie ich mit Beſorgniſſen begann.

(Note A.)

Herr von Gagern hat ſeine Wiener Thätigkeit in jenen Jahren 1814 und 1815 nicht nur nicht entſchuldigt, ſondern ſie in beſonderen Schriften anerkannt und ſich ihrer gerühmt als einer würdigen Thätigkeit für ſein Vaterland. Wer ihn kennt, kann an ſeiner Redlichkeit nicht zweifeln. In den letzten vier Jahren hat er nun Gelegenheit genug gehabt jene Thätigkeit und Verbindung mit den Engländern und Franzoſen, die ſich beſonders gegen Preußen richtete, zu beſeufzen. Ich verlange dieſe Seufzer nicht mit ihm zu theilen; indeſſen er hat uns Andre mitſeufzen gemacht. Wie er die Dinge jetzt betrachtet, ja wie er ſie beſeufzet und zuweilen beflucht, zeigt er in ſeinen vaterländiſchen Briefen, womit er die hindämmernden oder vielmehr den Tag durch Dämmerung ſo hinleitenden und aller Welt dienenden Gedanken in der Allgemeinen Zeitung zuweilen wohlthätig aufſtört. Seine damaligen Verhältniſſe, ſeine darin geſpielte Rolle, ſeine Einſichten Anſichten Ausſichten für Gegenwart und Zukunft, auch die Stellung, in welche er dadurch zu dem verewigten Freiherrn von Stein gekommen war, hat es dem Freiherrn gefallen in den Briefen, die jener große Ritter damals und ſpäter mit ihm gewechſelt, theils klar theils nur angedeutet und angeſpielt der Welt vor Augen zu legen, und zwar auf eine Weiſe, die keiner der Verehrer jenes edlen Mannes billigen wird. Denn mehr als die Hälfte jener Briefe wäre beſſer ungedruckt geblieben; andere voll Perſönlichkeiten voll Zufälligkeiten, die das Vertrauen und der Augenblick in der Vorausſetzung der Heiligkeit des anvertrauten Geheimniſſes ſorglos und arglos mittheilt und fliegen läßt, hätte Achtung gegen das Andenken jenes Sehermanns, den er doch ſeinen Freund zu nennen wagt, und Dankbarkeit gegen ihn und ſeine Kinder geboten bei der Durchſicht zu zerreißen, damit ſie nicht einmal zu möglichem Mißbrauch in verkehrte Hände kämen.

Ich lege hier Gewicht auf das Wort Dankbarkeit gegen ſeine Kinder. Ich ſpreche unter Nochlebenden und darf mich auf Herrn von Gagern ſelbſt und auf die guten und liebenswürdigen Gräfinnen von Giech und von Kielmannsegge unerſchrocken berufen. Herr von Gagern hat dieſe Verhältniſſe öffentlich gemacht, hat die Briefe ihre Zeit und ihre Stimmungen und Veranlaſſungen hin und wieder breit genug kommentirt. Er muß es alſo nur natürlich finden, daß ich hier auch einen kleinen Kommentar dazu liefere. Da er ſo Vieles aus der Geſellſchaft heraus zu ganz Deutſchland geplaudert, ſo hat er mir dazu auch das unbeſtreitbarſte Recht gegeben.

Ich habe das Glück gehabt, bei der Nähe von Naſſau, wo Herr von Stein faſt jeden Sommer drei bis vier Monate verlebte, ihn daſelbſt viel ſehen zu dürfen. Niemals hat er Herrn von Gagern die Rolle ganz vergeben, die er in Wien gegen Preußen übernommen hatte. Dies gab ihm, wenn er ſich demſelben perſönlich gegenüber befand, oft eine ſehr gereizte Stimmung. In den erſten Jahren nach dem Wiener Kongreſſe ward dieſe Stimmung zuweilen bitter und er ſchalt ihn wohl einen eingefleiſchten Preußenfeind. Da habe ich denn geſehen und gehört, wie die freundlichen Töchter den Vater zu ſtillen und zu beſänftigen und gegen Herrn von Gagern wieder in das ſanfte Geleis zu bringen ſuchten. Späterhin war dieſe Stimmung mehr eine neckiſche. Doch war der alte Herr immer mißgelaunt, wenn von Holland und Belgien die Rede war. Da ſchalt er auf alle Welt und es flogen ihm in Blitzesſchnelle mit nicht ſchmeichleriſchen Beiwörtern in geſchwinder Aufeinanderfolge alle die Namen über die Lippen, denen er die wunderliche Stiftung des neuen Königreichs Schuld gab. (Ich ſpreche hier von einer Zeit, wo an die große pariſer Woche und ihre Geburten noch nicht gedacht ward). Das war ihm ein Gegenſtand des Zorns und des Kummers, den er ſelbſt nie gern freiwillig berührte. Seine deutſche Seele fühlte dunkel Verhängniſſe vorher, deren erſten furchtbaren Ausbruch er noch beinahe ein volles Jahr mit anſehen ſollte.

Da ich von den Steiniſchen Briefen habe ſprechen müſſen, die den würdigſten Mann ohne ſeine Schuld faſt wie im Schlafrock und in Pantoffeln auf die große Straße geführt haben, ſo däucht mir hier die rechte Stelle zu ſeyn in Hinſicht ſeiner harten und verletzenden Aeußerungen über den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg einige Andeutungen zu geben. Zuvörderſt weiß jeder, was dergleichen Aeußerungen in der Lebhaftigkeit des Geſprächs und in flüchtigen Briefen, die eben als Ausſprudelungen und Aufwallungen des Augenblicks oft gleichſam nur wie ein fortgeſetztes Geſpräch zu betrachten ſind, bedeuten dürfen*). Man muß da meiſtens den Superlativ zu dem Poſitiv herunterſetzen, wie immer bei dem Geſpräch feuriger Menſchen. Das wollen wir alſo hier auch bei den Steinſchen Briefen thun. Soviel bleibt ſtehen, der Poſitiv gegen den Staatskanzler war einmal da, wie ich glaube, aus keiner unedlen Quelle entſprungen.

Stein war ein deutſcher Ritter. Er und ſeine Schweſter, Aebtiſſin des Fräuleinſtifts zu Homberg in Heſſen, die wenige Monate nach ihm zu ihren Vätern verſammelt ward — welche Frau! — waren alte ächte deutſche Reichsſeelen. Stein war ein geborner Reichsunmittelbarer; er fühlte alle Erinnerungen der alten Kaiſer Fürſten Reichsſtädte Reichsritter; er fühlte ſein Theilchen unabhängiger Majeſtät, das er von dem heiligen Reiche mitgetragen hatte. Dieſes Gefühl konnten Alter und Jahre nicht ſchwächen. Aber er fühlte auch die Majeſtät des Rechts und der Freiheit, die der kleinſte deutſche Mann unter dem Schirm der großen Geſellſchaft genießen ſollte. Ich habe gottlob viele treffliche und edle Menſchen auch aus dieſer Klaſſe geſehen, aber kein Exemplar dieſen beiden vergleichlich. Ja hätten nur hundert Gleiche gelebt, durch die deutſchen Gauen vertheilt, wir hätten ſchon 1798 und 1805 den Wälſchen gegenüber eine andere deutſche Geſchichte gehabt. Ihre Vaterlandsliebe war ein großer Inſtinkt, das Wohl und Weh des Vaterlandes gleichſam ein großes Geſammtgefühl und Vorgefühl geworden. Stein, darf ich ſagen, fühlte hier viel mehr, viel eher, als er dachte und überlegte, was ſich begeben wodurch deutſche Herrlichkeit gefährdet werden könnte.

---

*) Stein eilte beim Briefſchreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit fort; er ſuchte dabei ſo wie im Geſpräche durchaus nie nach dem Gewählten oder Gezierten, ſondern ſchien nur anzufangen, um auf das geſchwindeſte zum Ende zu gelangen: auch wohl deswegen — ich rede von den Jahren, wo ich ihn geſehen — weil die geneigte halb gebückte Stellung, wozu das Schreiben nöthigt, ſeiner Bruſt preßhaft war. Seine Briefe drücken daher faſt immer das Augenblickliche aus, unmittelbare Gefühle des Augenblicks, in welchem er ſchrieb. Nie hat er einen Brief geſchrieben in der Meinung oder Furcht, daß er vielleicht einmal gedruckt geleſen werden könnte. Keine beſondere Sorgfalt dabei, kein Sekretär, dem er diktirte, keine Kopiermaſchine u. ſ. w. Von wenigen wichtigſten ſeiner Briefe hat er wohl eine Abſchrift bewahrt. Er liebte ſolches geſchriebene Gepäck nicht, wie er überhaupt nicht gern Gepäck führte noch ſich etwas zu Gepäck ſammelte. Die meiſten Briefe, die er erhielt, zerriß er oder warf ſie ins Kamin, wenn er ihren Inhalt ausgeleſen hatte.

Er war ein feuriger Preuße. Vieles möchte man da der ſüßen Gewohnheit eines langen ehrenvollen Lebens unter den Fittigen des preußiſchen Adlers, auch der Dankbarkeit gegen Preußens Herrſcher zuſchreiben — das Meiſte kam auch da aus dem alten deutſchen Reichsgefühl. Preußen erſchien ihm immer als etwas Werdendes Wachſendes, als ſtrebender hebender belebender Schirmer, als Wahrer und Erhalter. Was Preußen größer machte ſchien Deutſchland ſtärker zu machen. Von Preußens Zukunft, wie oft hörte man ihn wie weiſſagend in glühender Begeiſterung davon ſprechen!

An Sitten Art Karakter war er dem Fürſten Staatskanzler der unähnlichſte. Das gab natürliche Gegenſtöße und konnte auch Mißurtheile hervorlocken. Aber am meiſten grollte Stein gegen den Staatskanzler, weil er ihm in Paris und Wien für die deutſchen Angelegenheiten, beſonders für das, was die preußiſchen Rhein- und Maas-Gränzen und die Abtretung ſchöner preußiſcher Lande an Hannover betraf, nicht umſichtig thätig und ſtandhaft genug geweſen zu ſeyn ſchien. Dieſer Groll, vielleicht ungerecht, und eben weil ſeine Wurzel ein bitterer deutſcher und preußiſcher Schmerz war, deſto geſtachelter, brach oft über ſeine Lippen. Nie hat er dem Staatskanzler Reichthum an Talenten und Kenntniſſen große Gewandtheit in Geſchäften Liebenswürdigkeit im Umgange mit Menſchen abgeſprochen. Aber das war der große Unterſchied: Die Steinſche Reichsſeele die feurig liebende und zornig feſthaltende fehlte Hardenbergen; und das müſſen ſelbſt ſeine Verehrer zugeſtehen, daß die großen politiſchen und militäriſchen Weltanſichten, die ein Erſter Miniſter doch nicht ohne Schaden entbehrt, ihm zu ſehr abgingen. Er war keine mens provida futuri.

Doch zu wie vielen Hinter- und Vor-Bemerkungen könnten die Steinſchen Briefe Anlaß werden! Haben ſie doch der müßigen und neckiſchen Schadenfreude ſchon mehr als zu viel gedient und haben ſich ſogar Feinſchnitzler und Geiſterer (mit Doktor Luther zu reden) darüber hergemacht, um auch aus ihnen zu erweiſen, daß der Ritter nicht beſonders viel Geiſt hatte. — O je!

Das

Turnweſen

nebſt

einem Anhang.

Germania a germinando nomen accepit.

(1842.)

Meinem Freunde

Ernſt Friedrich Leiſt,
Königlich Preußiſchem Appellationsrath und Ritter des eiſernen Kreuzes,

zur freundlichen Erinnerung.

Du meinſt, ich hätte leichtes Spiel
Aus dünner Bruſt mit Dir geſpielt,
Nicht immer auf ein edles Ziel
Im bunten Scherz mit Dir gezielt,
Nicht ſtets mit höherm Maaß gemeſſen
Das Wort, das leicht wie Wind verfliegt,
Nur einen Augenblick vergeſſen,
Was wir durchträumt durchliebt durchſiegt?

Der mir in Zeit der Kriecherei
Des Geiſtes hellen Schwerdtblick bot,
Trotz Späherei und Hetzerei
Getreu auf Leben und auf Tod,
Der nimmer mit den Weichen Bleichen
Vor feiger Macht die Segel ſtrich,
Von dem ſollt' ich in Liebe weichen,
Der feſt beſtand, als Mancher wich?

Du Treuer! der die gute Hand!
Du Tapfrer, der das warme Herz!
Auch uns ward mancher Fels zu Sand
Auch uns ward manche Luſt zu Schmerz.

Doch die unendlichen Gewalten,
Die wir geträumt geglaubt geliebt,
Die werden Land und Volk erhalten,
Wann unſer Staub zu Staub zerſtiebt!

Ja Tapfrer, her die Bruderhand!
Die gute Hand in Freud und Leid!
Sey alles Wahn und Trug und Tand,
Die Treue heißet Ewigkeit:
Es fällt mit jedem Glockenſchlage
Vom Leben ſüße Blüthe ab,
Nur ſie kennt keine Flucht der Tage,
Nur ihr dräut weder Tod noch Grab.

Auf dieſen Himmel laß uns bau'n,
Den Himmel unſrer eignen Bruſt,
In dieſen Spiegel laß uns ſchau'n,
Den Spiegel ungetrübter Luſt!
Schlag' ein! auf alles, was wir lieben!
Auf alles Höchſte ſchlage ein!
Mag vieles welken und zerſtieben,
Die Treue wird unſterblich ſeyn.

Ich laſſe hier einige Worte wieder abdrucken, welche vor beinahe einem Vierteljahrhundert von mir geſchrieben ſind. Die Veranlaſſung dazu war eine ſehr zufällige. Nachdem Manches über und gegen den Turnmeiſter Jahn Verbreitete und Ausgegebene mich ſchon oft empört hatte, fiel mir unter Anderm jüngſt etwas in die Augen, was dieſe Empörung bis zum Zorn ſteigerte, indem es bei ſeiner Durchblätterung und Betrachtung mit verdoppelter Gewalt ſich unverkennbar aufdringend, in einer gewiſſen Aehnlichkeit mit dem großwäſſerigen Uebermuth des jüngeren deutſchen Schriftweſens mir zuſammen zu fallen ſchien: eine Gewahrung, zu welcher Unverſchämtheit, den ausgelaſſenſten Schriftſtellern Wälſchlands hierin nachahmend, wir in den beiden letzten Jahrzehenden gelangt ſind. Ich meine aber jene Unverſchämtheit, öffentliche Karaktere, ja ſelbſt Manche, welche ohne ſolche Unverſchämtheit nimmer öffentlich geworden wären, auch mit ſolchen Zügen und Zeichen, oder vielmehr mit den künſtlichſten und boshafteſten Umriſſen und Schattierungen von Zügen, welche die Perſönlichkeit der Dargeſtellten, inſofern ſie eine öffentliche Perſönlichkeit iſt oder war, kaum von fern berühren, geſchweige hinſichtlich ihrer öffentlichen Wirkſamkeit irgend näher und tiefer bezeichnen und malen, vor jedermänniglich mehr zur Beſpottung als zur Betrachtung hinzuſtellen. Es iſt dies eine böſe und verderbliche Erſcheinung, welche, wenn dieſe Bahn ſich weiter riſſe, den Sinn unſers Volks entwürdigen und verderben würde, daß die Schilderer und Darſteller vorzüglich befliſſen ſcheinen die Gebrechen und dunkeln

Schatten der Menſchen immer hervorzuheben und ſelbſt ſolche Einzelheiten, ich mögte ſagen Häuslichkeiten und Verborgenheiten, welche der gewiſſenhafte Erzähler und Beſchreiber immer innerhalb ihrer vier Wände oder vielmehr innerhalb der verſchloſſenen vier Wände des Geheimniſſes hätte bleiben laſſen ſollen. Solcher ſchmutzigen und ſtinkenden Aasraben, die auf den Raub ſtinkender Gerüchte und überhaupt auf das Aas des Leichenmoders der Tagesgeſchichte, welcher beſſer im Verborgenen verfaulte, gierig ausfliegen, zählt unſer Schriftweſen jetzt nur zu viele. Jeder ſterbliche Menſch hat ſeine Gebrechlichkeiten oder doch ſeine Seltſamkeiten und Wunderlichkeiten, natürlich in einem um ſo höheren Grade, als Gott ihn mit eigenthümlicher Sonderlichkeit mehr ausgeprägt hat. Daran fehlt es dem Turnmeiſter Jahn auch nicht, aber er hat mehr als viele Andere das Misgeſchick gehabt, daß ſeine ſonderlichen Seltſamkeiten ſogar von manchen Solchen, die ſich halb und halb als alte Kunſtgenoſſen und als Wohlwollende gebärden, doch mit gefliſſentlicher Abſichtlichkeit faſt zu Lächerlichkeiten und Albernheiten ausgemalt ſind, indem man das Weſentliche und Tüchtige ſeiner Leiſtungen und Beſtrebungen verſchwiegen oder was der Mann gethan und gelitten auf das möglich= kleinſte Maaß heruntergeſtritten hat. In dem lebhaften Gefühl dieſer Ungerechtigkeit ward ich darauf geführt, was ich weiland über das Turnweſen*) und über den Turnmeiſter gemeint und geſchrieben hatte, nach mehr als zwanzig Jahren einmal wieder zu leſen. Und da hat es mir nicht unzeitig gedäucht es mit einigen Anhängſeln, die ſich aus den Erlebungen und Beſtrebungen des Tages ergeben, wieder abdrucken zu laſſen.

Geſchrieben zu Bonn in den Ferientagen zwiſchen Weihnachten 1841 und Neujahr 1842.

---

*) S. Geiſt der Zeit. Thl. 4. 1818.

Das Turnweſen.

Für dieſe gute Sache habe ich zuweilen einige gute Worte geſagt; man hat ſie mir erwiedert. Das iſt ein ehrlicher und offener deutſcher Tauſch der Liebe geweſen, deſſen ſich keiner zu ſchämen hat. Einige Gewiſſe werden ſagen, wenn ich für das Turnweſen ſpreche: du biſt ein verwerflicher Zeuge, du biſt partheiiſch, du ſprichſt und ſchreibſt für deine eigene Sache. Und ich antworte dieſen Gewiſſen: ihr ſagt ganz recht, ich bin partheiiſch, ich ſpreche in eigener Sache, ich kann gar keine andere Parthei nehmen als die Parthei der Vertheidiger dieſer tüchtigen Uebungen. Seit einem halben Jahre, wo der Vorſteher des Turnweſens in Berlin die Gewiſſen gereizt hatte, ſind eine Menge ſchreiender Anklagen und Beſchuldigungen gegen das Turnweſen laut geworden, einige offen und ehrlich, die den Karakter des innigſten Haſſes der Sache und Perſon nicht hehl hatten — in ſoweit zu loben, als der ehrlich eingeſtandene Haß ſelbſt des Löblichen und Guten noch etwas Tüchtiges hat im Vergleich mit Schleicherei, die mit ihren Giften und Verhetzungen im leiſen Fuchs- und Katzentritt hin und her trippelt — andere unter allen Verkappungen und Verlarvungen mit allerlei ſeufzenden Warnungen liepelnden Achſelzucken und frömmelnden Gebärdungen ſcheußlich wie der Satan, wenn er ſich in einen Engel des Lichts verkleidet. In dieſem finſtern Schmutz der Feigheit und Bosheit zu rühren iſt gleich langweilig und unerfreulich. Ich hebe lieber den Hauptinhalt der Beſchuldigungen heraus und ſage darüber und über das Turnweſen, wie ich es kenne und mit Augen geſehen und mit Ohren gehört habe, einige Worte. Das Gericht dieſer Welt iſt nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürſten werden das Turnweſen beſtehen laſſen, allerdings, wie klein und verächtlich jene Gewiſſen es auch machen mögten, eine erfreuliche Erſcheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und ſich vor den Augen alles Volks immer einer würdigen Oeffentlichkeit befleißigt, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß.

Die Ankläger ſagen 1) das Turnen ſchadet den Leibern mehr als es ſie ſtärkt: es ſchwächt die Geſundheit, 2) es ſchadet den guten Sitten, 3) es iſt unchriſtlich, 4) es bildet ein freches wildes aufrühriſches Geſchlecht, das dem Staat gefährlich iſt; die Turnplätze ſind die Katheder, wo Lehren ausgeſäet werden, die einmal alles umkehren müſſen.

Ueber die erſte Anklage, daß das Turnen eine Art Seiltänzerei und Gauklerkunſt ſey, eine halsbrechende, beinbrechende, herz- und magenumkehrende, gehirnerſchütternde Kunſt, wodurch Leib und Seele verrenkt und verſpannt und überſpannt werden, haben ſolche ſich ſchon ausgeſprochen, welche den Bau des menſchlichen Leibes und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet und weſſen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig iſt gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja auch zu den Uebungen nicht gezogen und, wenn man ſie zuzieht, ganz allmählig mit hineingebracht, ſo daß die Schwäche ſich durch die Uebung ſtärkt und erholt, wenn ſie anders überhaupt zu überwinden war. Es gehen dieſe Uebungen ja alle ihren ruhigen Gang Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur iſt, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urtheil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem frei ſteht und die immer gleichſam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weiſt alle aus dunklen Hinterhalten kommenden Verläumdungen der edlen Anſtalt zurück. Freilich das könnte ſich wohl begeben, daß ein einzelner jämmerlicher Leib, der doch frühe verwelkt wäre, das Schwindſüchtige und Gebrechliche, was in ihm ſitzt, durch dieſe Uebungen eher hervortriebe und entwickelte, die verdüſterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die in einem beſtimmten Organ noch keinen feſten Sitz genommen hat, wird durch das friſche und frohe Leben und Weben und ſowohl durch geiſtigen als leiblichen Reitz nach und nach ſchon der Stärke und Geſundheit Platz machen müſſen. Freilich Halsbrüche Beinbrüche Verrenkungen ja Tode könnten bei einer ſo großen Schaar allerdings eben ſo häufig erfolgen, als z. B. bei den Uebungen der Regimenter zu Fuß und zu Pferde und mit dem Geſchütz. Es iſt ein Glück, daß dergleichen nicht oft geſchehen iſt, ja bis jetzt faſt gar nicht. Durch einen Schwindel eine Ohnmacht ja durch einen Schlagfluß, die ja hier im Freien ſich ſo gut begeben könnten, als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten ſchon einige von dem Maſtbaum und andern Klimmgerüſten herunterſtürzen und den Hals brechen können; Arm- und Beinbrüche und andere Beſchädigungen wie viele hätten bei den Uebungen, wie viele ſelbſt auf dem Heimgange durch den Muthwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen können! Gott hat die Anſtalt gegen ihre Feinde ſchützen wollen und ſolche Zufälle verhütet. Nun will man hier grade tückiſch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh nach dem erſten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder funfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaum und bricht den Hals, der andere ſtürzt in einen Teich und erſäuft, der dritte balgt und ringt ſich mit des Nachbars Sohn und bricht Arm und Bein entzwei, der vierte läuft Schrittſchuh fällt durchs Eis und ertrinkt; ſo daß man in einem ſo kleinen Neſte in einem Jahre oft drei vier unglückliche Tode und Beſchädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich ſein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anſtalt und den Männern, die ſie leiten, zurechnen? Man ſagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Spähne — nun gut! ſo ſcheltet nicht wie über etwas Gräuliches und Ungeheures, wenn Menſchen untergehen, wo Menſchen im friſcheſten Leben lebendig ſind. Denn würden einige durch ſolche Uebungen ſelbſt früh aufgerieben (allerdings immer ſolche Einige, die in einem ſiechlichen und kümmerlichen Leben ihnen ſelbſt und der Welt ſpäterhin doch nur zur Laſt geweſen wären), ſo wird die Mehrzahl dadurch doch friſcher kühner gewandter geſunder und lebensluſtiger, als ſie bei dem kümmerlichen Ofenbucken trüblichen Stubenſitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären.

Das Turnweſen ſchadet den guten Sitten? Bei dieſem Wörtlein gute Sitten muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen, die es im Munde führen. Es iſt ungefähr ein ſo weitſchichtiges und vieldeutiges Wort als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weiten Nebelkappe die Herren Cenſoren, wenn ſie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geiſter üben können. Hier läuft das Geſchrei darauf hinaus, daß die Buben wild rauh trotzig unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr von dem Turnplatz im Dunkeln durch Gaſſen gehen, wo unheimliches Geſindel lauert und ſie verlocken kann. Es giebt allerdings ſehr zahme ſchwächliche ſtille und ſchweigſame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die ſich von einem Stuhl auf den andern ſetzen, die von einem Zimmer ins andere ſchleichen, die von einem Buche auf das andere fallen und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum ſtören. Will man ſolche, will man dieſe Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kindauf zerknickt ward und die nachher als Jünglinge mit der Bleichſucht und dem Blödſinn durchs Leben ſchleichen, ſo liefert der Turnplatz von dieſer Art freilich nichts. Denn eben dies zahme ſitzende grübelnde grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menſchenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtſeyn des Lebens und zum Gefühl der Geſundheit und Freude zu bringen ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen laſſen, und um ſo mehr, in je größeren Schwärmen ſie mit einander ſind, iſt das natürlichſte aller Dinge, und dafür, wann es zu ſchlimm wird, giebt es Zucht und Strafe. Dies Uebel laſſen ſich verſtändige Männer aber gefallen, weil ſie es ſich gefallen laſſen müſſen. Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, ſo muß die junge Kraft ſauſen und brauſen; und über diejenigen muß man am meiſten kopfſchütteln, in welchen nichts ſauſen und brauſen will. Uebrigens will die zahlreiche Schaar von Zuſchauern, die ſich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen verſammelt und von welchen ja viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich zu Hauſe wallen, von frechem und ſittenloſem Uebermuth und einem wilden Weſen, das die Ruhe rechtlicher und ſtiller Leute ſtört, nichts bemerkt haben. Man kann ſich auch wohl ſoweit auf die Polizei verlaſſen, daß ſie ſolchen Unfug, wann er wäre, zur geſetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Ueber den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meiſtens verneinend geantwortet. Er wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geſchmeidigte Leib muß immer wohlthätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiſte geſchwinderen Flug und kühneren Athem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht bloß leibliche Uebungen ſind ſondern dort auch geiſtig geturnt wird mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein ſolches Räthſel ſind, daß ſie Gott weiß welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigſtens alle Beſſeren bemerkt, daß ſeit dem großen Jahre, wo wir von dem wälſchen Joche befreit wurden, und ſeit den freien Uebungen der Leiber und Geiſter, die nun gottlob wieder erwacht ſind, mehr Ernſt Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend iſt, als vor funfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des ſpäteren Heimkehrens durch die Wüſten des Laſters mitten in der großen Stadt iſt freilich eine Gefahr. Aber wenn der Jüngling dagegen zu Hauſe keinen Schild bekömmt, wenn die Lehrer und Meiſter des Turnplatzes und der andern öffentlichen Schulen ſolche Wüſten nicht in der Abſcheulichkeit und Verdammlichkeit ſchildern, die in ihnen ſind, wie magſt du ſie dann bewahren, daß die feilen Sünden ſie nicht einmal faſſen bei Tage oder bei Nacht? und wie viele Aeltern und Lehrer ſind in der Lage, daß ſie jedem erwachſenen Buben, wann er ausgeht, einen Aufſeher und Leiter mitgeben können? — Wenn man ſo viel Kleines und Großes Ernſtes und Erbärmliches unter einander miſcht, verräth man wahrlich mehr die Abſicht zu verleumden als den Trieb die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müſſen wir freilich eingeſtehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie ſie in meinen Tagen waren, die armen geplagten Jungen mit ſteifen Rücken feſtgeſchnallten Beinkleidern gepuderten Haaren und Locken und einer ganzen Ladung Salben Talg und Haarnadeln, daß jene armen verzierten und verſteiſten Dinger, die weder Gott noch Menſchen gefallen konnten, jetzt weder auf den Turnplätzen noch ſonſt irgendwo gefunden werden, es ſey denn, daß hie und da ein alter Profeſſor oder Kanzleidirektor noch eine ſolche Seltenheit als Muſter der guten alten feinen artigen gehorſamen zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit Weichlichkeit Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichen Zuſtand hineingefaſelt und hineingetrödelt hat, aus welchem dieſe wilde ungehorſame rauhe und trotzige Zeit uns wieder hat herausreißen müſſen.

Das Turnweſen iſt ein unchriſtliches Ding? Sie klagen, das Turnweſen habe nichts anders im Auge als jene rohen wilden und trotzigen Helden, welche das Heidenthum loben konnte, welche aber der chriſtlichen Milde und Demuth völlig fremd ſind und ewig fremd bleiben müſſen. Ein leiblicher Stolz eine übermüthige Frechheit auf äußere Dinge und äußere Vorzüge ein Trotz auf Leibesſtärke, die doch etwas ſo Nichtiges und Vergängliches, das ſey die Wirkung und das Ziel des Turnweſens. Das möge ſich einſt für die Rennbahn bei Piſa und Korinth und für die gräßlichen Spiele in Rom geſchickt haben, aber unſere Zeit könne ſolche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei ſolchen einreiße, die einſt Profeſſoren Prieſter Richter und Beamte werden ſollen, was werde dann aus dem künftigen Geſchlechte werden? werde nicht eitel Rohheit Frechheit Frevel und Uebermuth endlich in die Deutſchheit fahren, welche die Turnmeiſter immer im Munde führen? Ich leugne nicht, es wäre ſehr ſchlimm, wenn an dieſen Beſchuldigungen etwas wäre, wenn Eitelkeit Hochmuth Trotz Frechheit und ein wildes und rohes Weſen, kurz wenn etwas Gladiatoriſches aus dieſen Ringſchulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Menſch, je ringfertiger und ſchlagfertiger er iſt, deſto mehr muß er der Stille und Beſcheidenheit und der chriſtlichen Freundlichkeit und Demuth ermahnt werden. Denn nichts iſt widerlicher als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesſtärke Gewandtheit und Ringfertigkeit beſitzt und damit prahlet und trotzet. Je ſtärker deſto ſtiller, je waffengeübter deſto ſanftmüthiger — das iſt das Bild des chriſtlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit Fleiß Beſcheidenheit Züchtigkeit und Kenntniſſe nicht ausgezeichnet iſt, der darf damit nicht ſtolzieren, daß er ein geſchickter Ringer Fechter und Turner iſt. Dies iſt aber auch, ſoviel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das iſt gewiß, daß alle Anſtalten, wo viele verſammelt werden, beſonders ſolche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden unbändigen Sinn einen trotzigen und ſtolzen Fechter- und Gladiatorenſinn erzeugen könnten, wenn die Vorſteher und Meiſter nicht ernſte ſtrenge und chriſtliche Männer wären. Aber mir däucht, wie die Sachen jetzt noch ſtehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten deutſchen Hünen in den Thierhäuten und Leute, wie Milon Maximinus Thrax und Goliath weiland waren, ſobald wie die Pilze hervorſchießen werden. Dafür iſt durch anderes genug geſorgt und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung ſage, wie unſere Sitten und unſere Art und Leben ſind, immer iſt eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, was wohl das allerſchlechteſte Chriſtenthum iſt, als daß ein zu hartes wildes und rauhes Menſchengeſchlecht aus der jetzigen Jugend erwachſe.

Das Turnweſen bildet ein freches wildes aufrühriſches Geſchlecht, das dem Staat gefährlich iſt, die Turnplätze ſind die Lehrſtühle, wo Lehren ausgeſäet werden, die einmal alles umkehren müſſen? Leichtgeſagte Worte, auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängſtlichen und dummen Menſchen, die nach dem bloßen Schein richten und jeden Menſchen, der über einen Graben oder Zaun ſetzen und durch einen Strom ſchwimmen kann, einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nämlich einen ſolchen, der nicht bloß ſich den Hals brechen kann ſondern bei Gelegenheit auch andern. Die Lehre der Turnplätze iſt eine offene ja eine der öffentlichſten Lehren und keine geheime; derjenige der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, iſt eine grade und offene (ſeine Feinde ſagen eine plumpe und grobe) Natur, der ſein Weſen und ſeine Lehre in That und Wort auf das Offenſte aller Welt zur Schau trägt. Worin beſteht ſeine Lehre? 1) Der deutſche Knabe und Jüngling ſoll wahr ernſt redlich und männlich ſeyn, frei von allem geckiſchen zieriſchen und wälſchen Weſen. 2) Er ſoll züchtig und keuſch ſeyn, wie ſeine Ahnen weiland geweſen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatz nicht geduldet. 3) Er ſoll deutſch ſeyn in Wort und That, wälſche Sprache wälſches Weſen und alle Ausländerei iſt bei den Turnern geächtet. 4) Er ſoll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutſchen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz ſoll eine lebendige deutſche Geſchichte ſeyn: die großen Namen Thaten Siege Feſte und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jüngling am meiſten, in deſſen empfängliche Seele der Saame der künftigen Zeit geſtreut werden muß, wenn er zur Freude und Ehre des Volkes je aufgehen ſoll.

Alſo klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken und worin ſie nichts ſehen und deuten als Umkehrungen Verſchwörungen Aufruhr Zerſtörung des deutſchen Reichs (wie? der Idee oder des Dinges, das weiland ſo hieß?) Verwilderung der deutſchen Art kurz völlige Sittenloſigkeit und Verruchtheit. Die Namen: Deutſchland Vaterland Volk Freiheit Deutſchheit Franzoſenthum Wälſchthum klingen hier allerdings bei mehr als einer Gelegenheit und ohne dieſe Namen und ihre tiefe innerliche Bedeutung mögten Schaaren von Hunderten und Tauſenden wohl nicht leicht zu regieren ſeyn. Daß die Jugend dieſe Worte, wie ja die Leute von dreißig und vierzig Jahren in dieſer Zeit wohl auch thun, zuweilen etwas wunderlich und abentheuerlich gebrauchen und ſich wohl in Männer und Zeiten und Thaten und Tugenden hineinträumen und zuweilen auch hineinreden, die ſie mit ihrem kleinen Inhalt nicht ausfüllen können — nun darüber ſoll man lächeln und nicht ergrimmen. O die Zeit wird kommen, die ſchlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philiſterthums nennt und die jeder einmal kennen lernen muß, der auch nimmer Student geweſen, die Zeit, wo der freudige Muth, der mit Sonnenroſſen durch die Himmelslüfte fuhr, ſich mit tauſend ehernen Schranken umſtellt ſieht; die Welt wird der Jugend einſt noch eng genug werden, die ſtolzen Ideen werden ſchon die Flügel zur Erde ſinken laſſen müſſen. Man ſollte doch Träume und Ideale der Jugend, deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen ſtempeln; man ſollte Spiel Spiel ſeyn laſſen und, dünkt man ſich darüber hinaus, mögte man es ja in Gottes Namen als Kinderſpiel belächeln. Aber man will keine Menſchen, man will Schöpſe, die ſich mit einem Stock und einem einzigen bellenden Hündlein alle in Einen Stall und, hat man erſt Einen ins Waſſer geworfen, auch alle in Ein Waſſer und in Einen Tod treiben laſſen. Es iſt doch ſchön, daß es dahin gekommen iſt, daß ſelbſt die Kinder und Knaben ſich ſchon etwas darauf einbilden, daß ſie Deutſche und nicht Wälſche geboren ſind, daß ſie deutſche Heldenthaten und Jahresnamen zu nennen und zu empfinden wiſſen. Mögen ſie, für welche die Welt noch kein Maaß hat und welche, weil ſie dem Himmel näher ſind als wir, ſich und alles gleich in den höchſten Himmel des Ruhms und der Idee hineinſtellen, immer das Ungeheuerſte träumen und ausſprechen, wir wollen ſie darum noch nicht Empörer und Aufrührer gegen die Regierung und gegen die ewige Ordnung Gottes auf Erden ſchelten. O dieſe Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes iſt, wird ihnen zu ſeiner Zeit ſchon Maaß und Schranke und ach! eine zu große Enge dieſer armen bedrängten Welt zeigen. Mögen ſie dann nur nie vergeſſen daß die Idee auch der Traum des vierzigjährigen und ſechszigjährigen Mannes ſeyn muß, wenn er mit ſeiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will!

Es iſt bei dem blinden Haſſe, womit man ſeit einem halben Jahre gegen das Turnweſen losgefahren, faſt mehr noch auf die Perſon als auf die Sache gemünzt: der Stifter des deutſchen Turnweſens Friedrich Jahn in Berlin iſt dabei am meiſten gemeint. Dies offenbart ſich in den gegen das Turnweſen erſchienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Vertheidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß ſich durch die Kraft und Tugend des Lebens bewähren und ſo die hämiſchen und boshaften Angriffe ſeiner Feinde zu Boden ſchlagen — aber einige Worte muß ich doch ſagen ganz aus der Sache heraus, die nicht mit ſeiner Perſönlichkeit zuſammenhangen. Man macht Jahn den Namen Stifter des Turnweſens ſtreitig. Das könnte gleichgültig ſeyn: einem beſcheidenen Mann kömmt es bei ſeiner Wirkſamkeit und Thätigkeit eben auf die äußere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den thörichten Anſpruch gemacht, daß er das Turnweſen überhaupt geſtiftet habe. Er kennt ja die Geſchichten der Griechen und Römer und unſerer Altvordern und ſelbſt einzelne ähnliche Anſtalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns beſtanden ſind, zu gut, als daß ihm ſo Thörichtes einfallen ſollte. Aber dieſes Turnweſen, das ſie angreifen und verläſtern, dieſes freie öffentliche volkliche, nicht in den Wänden eines Gymnaſiums oder eines Reitſtalles und Gartens einer Erziehungsanſtalt eingeſchloſſene — dieſes hat Jahn geſtiftet und kein anderer, die große Idee der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klaſſen und Stände gehenden und durch dieſe Idee erfaßlichen Volksgeiſtes hat Jahn zuerſt ins Leben geſtellt. Iſt das eine Tugend, ſo ehre man ihn; iſt es ein Verbrechen, ſo ſtrafe man ihn.

Das muß auch noch geſagt werden — denn es gehört wegen gewiſſer Beſchuldigungen recht eigentlich hieher — daß dieſer Mann, der vielen zu rauh und zu herb ſcheint, doch wohl den Bären und Wolf, den Manche in ihm wittern, im Herzen nicht ſitzen haben kann. Denn dieſen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleichſam einen angebornen geiſtigen Hauch des Erkennens haben, der ſich nachher bei dem zu vielen Betaſten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meiſten allmählig verliert und den keine Liſt und Erfahrung des Lebens wieder erſetzen kann. Jahn iſt von ſeinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er iſt gerecht ſtreng züchtig enthaltſam, er hat ſich wie wenige von jeher eines reinen deutſchen Lebens befliſſen und gehungert und gedurſtet für das Gute. Das fühlt ſich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus den Menſchen, noch beſſer als der Bär und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, iſt in demjenigen Ehrgeitz Prahlerei Eigennutz, der gleich Jahn drei vier Jahre die Anſtalt ohne alle Unterſtützung bloß durch ſein Gemüth und ſeine Geduld unterhalten, der, von Noth und Armuth bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brod und der hingegangen iſt und jede Woche ganze und halbe Tage daran geſetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es iſt ein gutes Werk.

Und würde das Turnweſen auch keine allgemeine Volksanſtalt, fände man es endlich für die kleinen Städtchen Flecken und Dörfer, wo die Jugend, ſo wie Arme und Füße nur zu gebrauchen ſind, in Wald Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Thätigkeit genug umgeturnt wird, auch weniger nothwendig — für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnaſien iſt das Turnen eine der wohlthätigſten und nothwendigſten Erziehungs- und Bildungsanſtalten, die je haben erfunden werden können. Wir wiſſen, was den Griechen weiland ihre Gymnaſien und ihre Rennbahnen waren, wie ſie dieſe und die in gewiſſen beſtimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfſpiele als Hauptbildungs- und Hauptreizmittel ja ſelbſt als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigſten Regierungen in den verſchiedenſten Ländern Küſten und Inſeln zerſtreuten und zerſpalteten Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter geſtellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unſere Turnplätze Klopffechter und Rauſer und Balger und rohe und übermüthige Gladiatorenſeelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländiſchen Geiſt, welcher in allen Landen und Gauen Deutſchlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die chriſtliche Liebe und Milde auch dieſe Anſtalt erfaſſen und durchdringen und die Uebung des Leibes und der leiblichen Künſte wohl als etwas Nützliches und Wackeres keineswegs aber als eine große That und Tugend wird anſehen laſſen; denn ein rechtes kräftiges Mittel zu Thaten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnaſien iſt der Turnplatz zunächſt das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas, das diejenigen, die ſich ſonſt verſitzen und verträumen oder gar in der ſchlimmſten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hinbringen würden, in das muthige Gefühl und den fröhlichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unſere Erziehung war noch nicht vorlängſt eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geiſt und die Entwickelung und Bildung des Geiſtes nichts auf den Leib und die Entwickelung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem ſechſten achten bis zum ſechszehnten achtzehnten zwanzigſten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an der Schulbank geſchmiedet, dem friſchen blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meiſten, welche am fleißigſten waren. Sie konnten Griechiſch und Latein, ſie konnten die Großthaten die Kämpfe die Spiele und Tugenden der Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern herſagen; daß aber aus den deutſchen Menſchen auch einmal ein Aeſchylus, Sophokles, Sokrates, Thucydides, Cäſar und Tacitus hervorgehen müſſe, gleich geſchickt mit der Feder und mit dem Schwerdte, das ſagte ihnen niemand, das hatte ein im Einzelnen verlornes vom Leben abgeriſſenes und verweichlichtes Geſchlecht lange verlernt. Und hätten ſie nur an das Nächſte gedacht, an das Chriſtliche, an den Spruch des Apoſtels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer unſterblichen Seele genannt wird, ſie hätten den bleichſüchtigen ſchwindſüchtigen unbehülflichen ſchwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt draußen auch als eine Rennbahn angewieſen. Grade in jenem gefährlichen Zeitraum zwiſchen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühlinge in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menſchen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Geſellen, die in öder Träumerei oder in wüſter Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüſtigen Uebungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die eben ſo gefährlichen Träume und Fantaſtereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier iſt das größte Verdienſt des Turnplatzes, daß dieſe Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgeſtreuet werden ſollen, nicht lahm blöd matt ſchwächlich und jämmerlich an Wort und That werden, daß ſie, was ſie mit Fleiß und Arbeit erlernt haben, einſt mit Macht und Kraft darſtellen und geltend machen können, daß ſie nicht wie elende Halbmenſchen, wie blöde Schattengeſtalten, die wohl jede Stelle aus dem Thucydides und Tacitus herſagen aber keinen Männerlaut aus der Bruſt hauchen können, der in andern Brüſten wiederklänge, mit unſicherm und wankendem Schritt künftig im Leben auftreten, dafür ſollen ſie jetzt ſpringen und ſchwingen und ringen und ſich des ſchönen Geräthes bewußt werden worin Gott ihre Seelen eingehäuſt hat.

Die Gegner des Turnweſens haben bei dieſen Uebungen auch das Oeffentliche geſcholten. Sie ſagen, es führe leicht zu Ueberſpannung und Ueberanſtrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei, indem jeder ſich vor den Zuſchauern zeigen und ſeine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zuſammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorſam zügelte. Aber das iſt die erſte Lehre des Turnplatzes, die jedem, ſobald er ihn betritt, gegeben und während aller Jahre, die er ihn beſucht, ihm vorgehalten wird: daß dieſe Turnübungen keine Uebungen der Eitelkeit und Gaukelei ſind ſondern Uebungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelſten Forderungen des Lebens, damit ein geſunder ſtarker tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdauernden Leib gewinne, welcher den Beſchwerden der Märſche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachſen ſey; denn das ſey wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu ſchwach ſey dem lieben Vaterlande die unerlaßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuſchheit als die erſte und heiligſte Pflicht des deutſchen Menſchen und des Chriſten gelehrt, daß auf jeden Weichling und Wüſtling mit Abſcheu hingewieſen wird, daß in der ſtrengen und ehrenfeſten Verſammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches gethan und gelitten hätte. Und ihr Haſſer und Ankläger der Turnplätze, dieſen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß ſie den deutſchen Jünglingen den Stolz und die Würde tief in die Bruſt pflanzen, eine reine und keuſche Jugend zu bewahren, ſo daß der eine immer der Erinnerer Ermahner und Wächter des andern iſt. Vieles möget ihr dem Jahn abſtreiten, dieſes Lob, daß er den heiligen Athem einer keuſchen und ſtrengen Jugend um ſich her verbreitet, werden ſeine bitterſten Feinde ihm wohl laſſen müſſen.

Nun wieder zu dem Oeffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht geſperrt noch geſchloſſen ſeyn. Es wäre ja möglich, daß ſie einmal durch ſchlechte Vorſteher — wie denn alles in der Welt einmal in ſchlechte Hände gerathen kann — entweiht würden. Daher iſt es recht, daß das Volk, daß die Aeltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuſchauer Richter und Wächter die Miterdner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch iſt es gut, daß die Jugend durch die Anweſenheit von Menſchen jedes Alters Standes und Geſchlechtes ſogleich an ein ganzes volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorſtellung von der Bühne bekomme, auf welcher ſie künftig ſpielen ſoll. Auch bedürfen dieſe Uebungen, die bei aller ihrer Mannigfaltigkeit durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges und Ermüdendes haben und keineswegs immer bloß ein luſtiges Spiel ſondern oft eine recht ſtrenge Arbeit ſind, zu ihrer Belebung noch mehr als der hohen Lehren von Deutſchheit Vaterland Stärke Männlichkeit und Keuſchheit; ſie bedürfen, wie alles Menſchliche, das gedeihen ſoll, eines menſchlichen Wechſelreitzes, einer Ermunterung und Billigung aller: man möchte ſagen, ſie bedürfen der Augen der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heißen, es iſt nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb iſt, der meint, daß er nicht bloß ein äffiſches Kinderſpiel treibt.

Und ſo wünſchen wir denn, daß die edle Turnkunſt bleibe und beſtehe, daß ſie wachſe und blühe durch alle Orte und Gaue des geliebten Vaterlandes im ernſten ſtrengen männlichen deutſchen Sinn in chriſtlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle Gute Treue und Vaterländiſche, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit Faulheit und Zierlichkeit verſinken, wodurch vor uns ſo viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künſten und Tugenden vergangen ſind. Selig iſt, wer zu rechter Zeit das rechte Maaß findet, wer den Geiſt nicht zu ſehr für Künſte des Leibes noch den Leib zu ſehr für Künſte des Geiſtes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Kräfte geht der rechte volle und fertige Mann und Menſch hervor, welcher, gleich gerüſtet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer ſeinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anſtalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feſte ernſte fromme keuſche und ſtille Männer als Vorſteher wünſchen, damit diejenigen kein Recht bekommen dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menſchen für die Dummheit und Knechtſchaft zahmer macht.

Anhang.

Es ſind fünfundzwanzig Jahre, als ich Jahn zuletzt geſehen habe. Er muß jetzt ein Sechsziger ſeyn, wie ich den Siebenziger eben um einige Jahre überſchritten habe. Wir waren beide jünger und friſcher in den Tagen, wo auf der Haſenheide bei Berlin das Turnen begann. Jene Zeit unendlichen Leides und unendlicher Treue ſteht noch lebendig vor mir und die Gefühle, die uns damals bewegten, die Hoffnungen, die damals einer ungewiſſen Zukunft mit leuchtenden Flügeln entgegenflogen, beleben bei der Erinnerung noch die Pulſe des Greiſes mit geſchwinderem Schlage.

Es war die Zeit, wo das Vaterland wie ein edler Löwe, von galliſchen Hinterliſten und Schlangenkünſten umſtrickt und gefeſſelt, einen gewaltigen Schrei über die Welt ausſtieß. Dieſer Schrei in die weite verknechtete und verdüſterte Welt klang wie ein Ruf aus Noth und Tod und ward für Viele ein Beruf mit Muth Gut und Blut das Leben in Noth und Tod hinein zu wagen. Da fand der Jüngling Jahn, der nichts hatte als geſunde Augen und Arme und ein geſundes deutſches Herz, auch ſeinen Beruf und ward was Gott, der die Geiſter und Herzen prüft, in Zeit der Noth gottlob aus jedem tüchtigen Menſchen macht.

Ich brauche hier nicht wieder zu erzählen, was noch in dem Gedächtniſſe vieler Tauſende Mitlebender lebt, wohin geturnt wofür geturnt wie geturnt worden und wodurch und wofür und wie das Turnweſen gleichſam als etwas Staatsgefährliches mehrere Jahre unterdrückt und geächtet worden, bis man allmählig wieder hat ſingen klingen ſpringen und ſchwingen laſſen. Ich muß, indem ich das Turnen beſpreche, doch einige Worte über mich ſelbſt ſprechen. Ich bin, Gott weiß wie, da ich den Jahn in früher Jugend gekannt und er bei meinen akademiſchen Anfängen in Greifswald vor etwa vierzig Jahren mein Zuhörer geweſen, verlängſt auch etwas in die Turnhändel hineingezerrt worden, obgleich ich weder für die Stiftung und Begründung, noch für die Belebung und Förderung des Turnens nicht das Geringſte gewirkt habe, noch habe wirken können. Die Zeit meines Turnens, welches ich in meiner Jugend redlich und im Schweiß meines Angeſichts getrieben hatte, war damals längſt hinter mir. Ich habe den Uebungen jener Tage nur mit den Augen beigewohnt, und der Fünfundvierziger ging ſchon gemeſſenen Schritts neben den jugendlichen Springern und Ringern einher. Aber nun freilich muß mich betrüben, wenn man Uebungen und Arbeiten, welche die Beſten damals löblich und unſchuldig nannten und mit Wohlgefallen begrüßten, wenn man Männer, welche damals Helfer und Wecker hießen, jetzt dem Spotte und Hohngelächter jenes dicken und unverſchämten Buben preisgeben will, jenes herzloſen und gefühlloſen Ueberall und Nirgends, welchen die alten tüchtigen Holländer von weiland den dicken blinden Allmann ſchalten.

Blicke ich nun zurück in jene Jahre der Schmach und des Glanzes, in die Jahre zwiſchen **1809** und **1819**, wo das Turnen begann und blühte, ſo würde ich freilich gegen den Heiligen Geiſt der Geſchichte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß die Dinge und ihre Schwingungen immer in dem gleichen Gleiſe gehalten und im rechten ebenen Maaße gemeſſen geweſen wären. Außerordentliche Noth ſchuf außerordentliche Bewegung und Erregung; außerordentliche Arbeit und unendlicher Sieg und unendliche Siegesluſt gaben Hebungen und Senkungen, welche von den ruhigſten Blicken kaum gefaßt und gemeſſen werden konnten. Die Brandung der ungeheuren Zeit wälzte ihre brauſenden neunſchlägigen Wogen auch gegen die ſonſt ſtillſten Geſtade und die Zitterungen und Erſchütterungen dieſes Gebrauſes waren durch ein vornehmes Sturm ſchweige nun! und Strom ſteh ſtill! nicht niederzulegen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß gerade an ſeichten und an mit kleinem Geröll und Geſtein belegten Ufern der Wellenſchlag den größten Lärm macht, ſo wurden freilich die flachen Herzen und leichten Geiſter am heftigſten zum Sauſen und Brauſen erſchüttert und am längſten darin gehalten und in einer Zeit, wo alle Kräfte zum Höchſten und Gewaltigſten ſich hatten ermeſſen und ausmeſſen müſſen, wurden jene Flachen und Leichten auch wohl oft von Vermeſſenheit überfallen. Alles natürlich: die erſten

Jahre nach Arbeit Kampf und Sieg ein vielfältiges langes Nachſauſen und oft ſehr unliebliches ohrenbetäubendes Nachtoſen. Daß ſolches Getöſe ſolches unleidliche und unliebliche Geklingel und Nachgeklingel von Einzelnen nicht auch mit dem Turnen getrieben ſey, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden. Wo iſt ein Ding auf Erden, wie würdig und nothwendig es ſey, das durch Uebertreibung oder Ueberhebung und Ueberſchätzung nicht auch einmal dem Lächerlichen oder gar dem Gehäſſigen gleichgeſtellt oder bloßgeſtellt worden? Aber durfte man, weil Einige das Waſſer verunreinigt hatten, das Kind mit dem Bade ausgießen?

Indem ich nun das im Jahre **1817** Geſchriebene und **1818** Gedruckte wieder übergeleſen habe, finde ich, daß meine Anſicht und mein Urtheil über dieſe Uebungen jetzt am Schluße des Jahres **1841** noch ſtehen, wie ſie vor fünfundzwanzig Jahren ſtanden. Ich erläutere dieſes mein jüngſtes Bekenntniß hier mit Einigem, was ſich aus der Bewegung, worin die Gefühle und Gedanken der Gegenwart, worin wir eben leben, rundgeſchwungen werden, eben am hellſten herausſtellt.

Meine Erinnerung läuft hierbei in weite Ferne zurück. Ihr begegnet eine Stelle aus Lucans Pharſalia, welche der Menſchen unſerer graueſten Vorzeit gedenkt. Sie lautet:

> — Certe populi, quos despicit arctos,
> Felices errore suo, quos ille timorum
> Maximus haud urget, leti metus. Inde ruendi
> In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
> Mortis, et ignavum, rediturae parcere vitae.*)

---

*) L. Pharsal. I. 458 ff.

— Traun die Völker, auf welche der Nordſtern herabſchaut,
Selig durch ihren Wahn, weil jenes größte der Schrecken
Sie nicht bedränget, die Furcht vor'm Tode. Daher der Männer
Muth in das Eiſen ſich ſtürzend; daher die Herzen des Todes
Freudig, daher die Schmach, unſterblichen Lebens zu ſchonen.

Ja, es war ein eiſernes Geſchlecht das germaniſche, ein kühnes todverachtendes ins Eiſen ſich ſtürzendes, weil es im ſeligen Glauben ſelbſt in der Zeit ſeines Heidenthums eines unvergänglichen Lebens gewiß war. Wir kennen aus den Geſchichten und Sagen der älteſten germaniſchen Vorzeit, wie der ſtreitbare tapfere Sinn der Männer in Waffenſpielen und Schwerdttänzen ſich beluſtigte. Noch heute ſind an den äußerſten Enden der germaniſchen Welt, in den Shetlands- und Schaaf-Inſeln der Engländer und Dänen jene Spiele als Feſtſpiele üblich. Der Sinn des Eiſens, der Sinn des edlen eiſernen Todes für edle und hohe Dinge lebt gottlob in allen Völkern von dieſem Stamme noch unverloren und unerloſchen; aber jene eiſernen Zeiten und eiſernen Sitten, von welchen Skalden und Barden weiland zu ſingen wußten, ſind längſt dahin; und was die kriegeriſche und barbariſche Einfalt in jenen älteſten Tagen unbewußt und gleichſam wie von ſelbſt durch den innerſten Lebenstrieb liebte und übte, muß in unſerer Zeit, wo mancherlei edle und unedle Kunſt der Bildung ſchönerer und zarterer aber auch weicherer und faulerer Sitten pflegt, mit bewußtem Verſtande gefaßt und genährt werden. Es gilt jetzt ein anderes Geſetz für die Völker, die unter dem nördlichen Himmel wohnen. Wir ſchauen uns um.

Auch bei unſern Ahnen der grauen Vorzeit war gewiß nicht alles, wie wir eben zu leicht angedeutet haben, bloß unbewußter Trieb und friſche freiwillige Lebensluſt, die jene Uebungen, wodurch ſie in Waffenſpielen ſo gewandt und furchtbar wurden, zur alltäglichen Volksſitte machten. Denn wie wir uns die Mühe geben etwas genauer zu beobachten und tiefer hinein zu ſchauen, finden wir in faſt allem Germaniſchen, auch wo bloß Brauch und Sitte zu walten ſcheint, eine feſte Ordnung und ein gedachtes Geſetz. Aber jetzt, anderthalb Jahrtauſende nach jenen Tagen, jetzt in milderer und weicherer Zeit, wo die eiſernen und gewaltigen Männer nicht mehr gleichſam von ſelbſt aus dem Boden der Erde zu wachſen ſcheinen, bedürfen wir viel mehr als jene unſre Altvordern des würdigſten Ernſtes und der geſchloſſenſten Schule der Ordnung und Zucht, damit die herrlichen Güter der Einfalt Mannlichkeit und Streitbarkeit, die allerdings unſerm Volke angeboren ſind, gepflegt und geſtärkt werden. Werfen wir alſo auch einen betrachtenden Blick auf die Gegenwart und auf ihre Gebrechen und Mängel, wie auf ihre Bedürfniſſe und Forderungen.

Wir wohnen unter einem ziemlich rauhen kalten und feuchten Himmel, welcher bei Sitten und Zuſtänden der Bildung und Entwickelung, die von Reitzen und Gefahren der Weichlichkeit und Ueppigkeit wimmeln, neben manchem Starren und Einförmigen, was er mit ſich führt, auch genug Abſpannendes und Erſchlaffendes hat. Viele langſame und trübe Frühlinge naſſe und dunkle Herbſte unſtäte Winter mit ihren zu kurzen ſonnenloſen Tagen und langen Nächten geben den Gemüthern und Leibern der unter ihm wohnenden Sterblichen leicht etwas Faules Träges und Schlotteriges, was auch den lebendigſten Theil des Volkes nicht unberührt läßt. In ſolchem Klima, als in welchem die Deutſchen leden, bedarf es größerer Kunſt des Lebens beſtimmterer Faſſung und Ordnung der Dinge als in dem helleren und glücklicheren Süden, wo der Menſch mehr unter offenem Himmel an Sonne und Licht gleich aller andern Natur und Kreatur entwickelt und erzogen wird und wo er eine gewiſſe leibliche und geiſtige Gewandtheit und Rüſtigkeit, welche dem Norden häufig fehlt, umſonſt gewinnt; was die Leute gewöhnlich von ſelbſt gewinnen nennen. Scheinbar, wenn man nur das nächſte Aeußere betrachtet, gilt das allgemeine Geſetz: Der Süden wird mehr wie von Natur, der Norden mehr durch Kunſt. Im Norden muß der Menſch alles mehr durch Arbeit und Kunſt machen bilden und ſchaffen.

Zweitens, man hat uns Deutſchen die Ehre angethan — welche Ehre Manche ſchon zu ſehr breiten und glänzenden Folgerungen ausgeſchmiedet haben — uns die Hellenen der Neu-Zeit und das denkende Volk zu nennen, welches von Gott beſtimmt ſey für die andern Europäer zu denken und zu erfinden. Wir dürfen, wie geſagt, ohne Uebermuth annehmen, daß dieſe Benennung allerdings eine gewiſſe Wahrheit in ſich habe; aber wir dürfen dabei auch nicht vergeſſen, daß wir für alle übrigen Europäer und vor allen übrigen Europäern die Träumer ſind; wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir unglückliche Jahrhunderte gleichſam verträumt, daß wir auch in unſern Tagen, wo es galt die von einem gnädigen Gott gegebenen Siege feſtzuhalten, glücklichſte Augenblicke wie verträumt und verdämmert haben und daß wir die liſtigen und lauriſchen Fremden mit einem guten Theil der Früchte unſeres Schweißes und Blutes haben durchgehen laſſen. Wir ſind ein träumeriſches grübleriſches reveniſches Volk, wir ſind, wie die Weſtfalen ſagen, berevet (gleichſam von Träumen beſeſſen), und auch darum thut uns faſt mehr als andern Völkern Aufſchüttelung und Zuſammenſchüttelung Noth, damit wir unſer ſelbſt unſeres Muthes und unſerer Kraft in rechter Klarheit uns bewußt werden.

Drittens, halb Europa liegt gleichſam immer auf der Lauer in unſre Mitte einzudringen. Die mächtigſten von gewaltiger Einheit des Lebens und Strebens zuſammengehaltenen Monarchieen umringen uns; an den öſtlichen wie an den weſtlichen Marken müſſen wir immer mit gezücktem Eiſen ſtehen und können der Uebungen nicht miſſen, welche die Arme für das Eiſen tüchtig und die Herzen für den Sturz ins Eiſen freudig machen. Denn wehe uns, wenn die lauſchenden Nachbarn merkten, daß unſer Arm ſchlaff und unſer Eiſen ſtumpf wäre!

Aus dieſen gewichtigen Gründen alſo, welchen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, muß jeder Freund des Vaterlandes den Wunſch ausſprechen, daß das deutſche Turnweſen als eine Bildungsanſtalt der edleren Wehrhaftigkeit der deutſchen Leiber und Geiſter über das ganze große Vaterland verbreitet und nach Einem Muſter geordnet und eingerichtet werde. Alle die Anſtalten wenigſtens, wo diejenigen, welche künftig die Lehrer Leiter Regierer und Helfer des Volks ſeyn ſollen, gebildet und unterwieſen werden, dürften nicht ohne Turnplätze ſeyn; die Gelehrtenſchulen Kriegsſchulen Kunſtſchulen Gewerbſchulen, kurz alle die Anſtalten, welche ſich in größeren Städten und Gemeinden finden, müßten ihre Turnmeiſter haben, d. h. die Turnplätze und und die Turnmeiſter würden ſolchen Schulen als nothwendige Ergänzungen der menſchlichen Bildung zugeordnet, und zwar von Staatswegen und durch Staatsbefehl zugeordnet.

Die Benutzung derſelben wäre nicht in Willkür geſtellt, ſondern die Theilnahme wäre eine gebotene. Jeder dergleichen Anſtalt angehörige Bube müßte ſie, wofern nicht Gebrechlichkeit hinderte, von dem zwölften Altersjahre bis zum Ablauf ſeiner Schul- und Lehrlingszeit unweigerlich beſuchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei ſo getroffener befohlener Einrichtung und gebotenem Beſuche würdige ältere Männer der Obrigkeit und der Schulen die Oberaufſicht hätten und das Amt der Scholarchen oder Turnwarte verwalteten und Acht gäben, daß nichts Rohes und Wildes oder Eitles Ruhmrediges und Prahleriſches in ſolchen Anſtalten, die die Hülſen zu jeglicher Tugend ſeyn ſollen, ſich jemals einniſten könne.

Aber — aber — das Politiſche. Die Turnanſtalten ſind ja weiland hart verklagt und an den meiſten Orten unter dem Titel verſchloſſen worden, daß ſie das Politiſche zu ſehr pflegten, daß ſie das kindliche und jugendliche Alter frühzeitigten und die Knaben und Jünglinge vor ihren Tagen in die Rollen der Männer hinaufſchieben wollten. Gewiß iſt in den Jahren von 1812 bis 1820 Einzelnes dergleichen da geweſen und erſchienen, in jenen aufgeregteſten Jahren, wo, wie ich oben andeutete, die Wogenbrandung ungeheurer Leiden und unendlicher Freuden noch lange nachſchlug und nachſauſte. Ich will auch nicht läugnen, daß nicht Strömungen und Stürmungen einſt wiederkommen könnten, wodurch ſelbſt das Stillſte und Friedlichſte faſt zu gewaltig erregt und bewegt würde. Ich kann hier aus geſichertſter Stellung ſprechen; ich habe mich über das, was man politiſche Erziehung nennen könnte, vor vielen Jahren, ſchon lange vor jenen viel beſchrieenen demagogiſchen Umtrieben, ſo unumwunden erklärt,*) daß ich auch hier unumwunden ſprechen darf und nicht nöthig habe mit meiner Anſicht hinter dem Berge zu halten.

---

*) S. Erinnerungen aus meinem Leben S. 331—36.

Politiſch, das iſt ein gewaltiges und vieldeutiges Wort, es iſt ein Wort wie ein zweiſchneidiges Schwerdt, womit man ſich, an welchen Ecken man es auch anfaſſe, gar leicht blutig verletzen kann. Ich meine nur, man ſoll dem Knaben und Jüngling nicht mit unverſtändiger Einſeitigkeit eine politiſche Richtung geben; man ſoll ihn nicht zu früh aus jenen ſeligen unbeſtimmten Träumen reißen, welche dieſem Alter angehören, man ſoll ihn vor jenem traurigen eitlen Wahn bewahren — ein Wahn, der in unſern Tagen ſo viele der edelſten feurigſten Köpfe unglücklich gemacht hat — als dürfe er ſchon gleich dem Manne mitſpielen und mithandeln. Aber alles und jegliches Politiſche meiden, allem Politiſchen ſo ausweichen, als ob ein Gräuel und Abſcheu darin laure, — wie, wer einen Menſchen menſchlich zu erziehen meinte, wie könnte wie wollte er das über das Herz bringen? Ja, wer ein Herz hat, muß das Herz wohl auch über die Zunge bringen; er muß nothwendig vieles über die Zunge bringen, was politiſch gedeutet und alſo verdeutet werden kann. Gott bewahre uns, daß ſo nüchterne und herbe Zeiten nicht wiederkommen, wo man warnte die hohen Namen *Vaterland Freiheit Volk* vor der Jugend auszuſprechen! Wer könnte und wer wollte dieſe heiligen Klänge, die wie alle heiligſten Gefühle gerade deſto heller tönen, je reiner und unſchuldiger die Herzen der Hörer ſind, vor der Jugend verdummen und verſtummen? Daß ein herrliches großes Volk iſt, welches das deutſche Volk heißt, daß ein freies glorreiches Deutſchland ſeyn ſoll, daß der deutſche Menſch frei ſtolz edel ſeyn ſoll, daß er für ſeine Freiheit und ſein Vaterland und für alle die hohen Güter, welche tauſendjährige Arbeiten der Alten den Urenkeln gewonnen, muthig und gottesfreudig in den gewiſſen blutigen Tod gehen ſoll — das muß der Knabe ſchon hören und in ſein jugendlich glühendes Herz als eine heilige Saat für die Zukunft aufnehmen. Aber daß Demuth in dem Stolz daß Stille in der Freude ſey, daß Zucht und Ehrfurcht vor allem Wilden und Uebermüthigen behüte, dazu verlangen wir ehrwürdige Turnwarte und ernſte ſtrenge Turnmeiſter.

Wir haben vor einem Jahre eine fröhliche Aufwallung eine leuchtende Aufblitzung des germaniſchen Zorns geſehen und mit Freuden begrüßt, als die Zettelungen eines Wälſchen, der aber ſich und ſein Volk durch ſeine Weberei nur feſtgezettelt hat, uns mit allen Liſten und Zerrungen drohten. Da klang es rings über unſre weiten Marken hin wie aus einer großen ſich fühlenden deutſchen Einheit, wie aus einer frommen und feſten Zuverſicht, daß unſre Geſammtheit mit jedem, der feindlich an uns wolle, es werde aufnehmen können. Aber ſollen wir uns darum einbilden, daß wir dieſer nothwendigſten Lebensflamme eines Volkes ſchon zu viel, ja nur, daß wir ihrer ſchon genug haben? Gottlob! — und wir danken Gott herzinniglich für dieſes fröhliche Erlebniß — Gottlob! daß wir Deutſche nach dem öden Traume von ſechs traurigen Jahrhunderten,*) wo die Herrlichkeit unſerer alten Majeſtät langſam tiefer und tiefer verſank, jetzt wenigſtens anfangen uns wieder zu empfinden und zu beſinnen, daß wir allmählig anfangen unſre Mängel und Gebrechen zu gewahren, die Wunden und Narben zu ſehen, welche Liſt Geiz und Neid der Fremden bis in dieſe letzten Tage uns geſchlagen! Rührend iſt es, ſelbſt unter den oft wunderlichſten und unmöglichſten Entwürfen und Vorſchlägen zur Beſſerung und Wiederherſtellung mancher immer noch unnatürlichen und verſchobenen deutſchen Zuſtände, bis zu wehmüthigen Thränen rührend iſt es, wie die deutſchen Menſchen nun wenigſtens beginnen der Bedingungen zu gedenken, die nothwendig da ſeyn müſſen, damit ein edles großes Volk als ein Weltvolk mächtig und ungefeſſelt ſeinen Beruf erfüllen und ohne Schaamröthe unter den Völkern auftreten könne; rührend, mir wahrhaftig rührend und ehrwürdig iſt es, wie die deutſchen Menſchen von Welthandel von Kolonien von Flotten planen und träumen; und wir ſind bis heute noch nicht Herren unſerer Küſten und Ströme.

---

*) Ich rechne vom Falle der Hohenſtaufen um 1250.

Bei dieſer erfreulichen Erſcheinung, erfreulich, weil ſie Weiſſagung der Erfüllung künftiger Größe iſt, dürfen wir uns wohl mit tiefer Wehmuth der Jahre 1814 und 1815 ja noch des Jahres 1830 wieder erinnern. Wie ganz anders würden wir ſtehen, wie ganz anders Rußland Frankreich und England gegenüber, wenn Fürſten und Volk in ſolcher Einheit des Gefühls und der Erkenntniß der Schadhaftigkeit unſerer Lebensverhältniſſe als Volk betrachtet, bei den Berathungen zu Wien und Paris zuſammengeſtimmt und zuſammengeklungen hätten! O im Sommer 1815, da wir ſchon die vielen ſchlimmen Proben von dem Wiener Kongreſſe hatten, in dieſem Sommer 1815, als eine halbe Million deutſcher Männer gewaffnet und ſiegreich daſtanden — nur 25,000 Engländer und etwa 50,000 Ruſſen waren mit aufmarſchiert — wer hätte uns unſere Lande unſere Küſten und Ströme, die ſonſt unſer waren und uns von Gottes und Rechts wegen zukommen — wer hätte uns unſer Elſaß und Lothringen und Belgien (Holland mußte dann ſchon bald mit hinein) weigern und vorenthalten wollen, wenn Fürſten und Volk ſie mit einem einſtimmigen Ernſt und Zorn gewollt hätten? Müſſen wir nicht bis dieſen Tag hören, daß die Wälſchen uns hohnſpotten, wenn wir nur anſpielen, daß Rhein Maas und Schelde unſer ſind, daß ſie deutſche Flüſſe ſind und deutſche Flüſſe ſeyn müſſen? Würden dieſe Wälſchen nicht Himmel und Erde anſchreien, als gegen die ſcheußlichſte Gewalt, die ihrer Ehre und Macht angethan ſey, wenn die Sieger im Jahre 1815 die Bretagne und Normandie mit den Strömen Loire und Seine zu ſo einem hübſchen kleinen Königthum gleich dem Königreich der Niederlande aus Frankreich herausgeſchnitten und geſchaffen hätten? Jahre des Glücks und Sieges ſind verſäumt und verſeſſen. Holland und Belgien waren durch das edelſte tapferſte deutſche Blut befreit und wiedergewonnen, und die Deutſchen ließen ſich ihre Länder wieder ſtill nehmen. Ja, als ſie die Länder und Scepter vertheilen halfen oder vielmehr vertheilen ließen, hat man aus Wien und Paris nur einen Laut des Widerſpruchs, geſchweige des Kampfes und Streites gehört, um die herrlichen deutſchen Lande und Küſten von Lüttich Belgien u. ſ. w.? Und über Polen und Italien und über die päbſtlichen Legationen ſtritten ſie, ſtritten ſelbſt Deutſche mit Deutſchen, bis zur Entzweiung, nur nicht über und für ihr eigenſtes Eigenes. So daß man in Erinnerung an jene Vergangenheit unſern lieben Deutſchen mit Virgil zurufen könnte: Unglückliches Deutſchland, jetzt rühren dich jene verwünſchten Verhältniſſe? Damals hätten ſie es geſollt, als du Scepter vertheilteſt.*)

Will ich jene Zeit hart anklagen oder diejenigen, welche ſie und unſre Angelegenheiten führten oder hätten führen ſollen? O in jenen Tagen brach ja nach langen traurigen Jahrhunderten der Vergeſſenheit deutſcher Herrlichkeit und der Zerriſſenheit deutſcher Macht kaum die erſte Morgendämmerung unſers Gefühls an, daß, wollten wir nicht der verſpottete Spielball fremder Diplomatie bleiben und endlich von neuem der Raub des erſten beſten fremden Zwingelands werden, wir als ein Geſammtes als ein Eines zuſammen ſtehen müßten, wir ein einiges Deutſchland ein Alldeutſchland werden müßten. Bei unendlichen Freuden waren unendliche Hoffnungen und aus allen Enden her und nach allen Winden hin fliegende unbeſtimmte Wünſche. So war es: Wir hofften wünſchten und wollten viel, hofften von Gott wünſchten von Fremden wollten ins Blaue hinein; kein Trieb und keine Macht da, welche die vielen durch einander kreiſenden und häufig gegen einander ſtrebenden Wünſche und Willen zuſammenbinden und auf ein gemeinſames Ziel richten konnte. Weil wir nichts Feſtes wollten, nicht beſtimmt wußten, wohin, bekamen wir viel weniger, als wenn wir recht gewollt hätten.

---

*) Infelix Germania, nunc te fata impia tangunt? Tum decuit, quum sceptra dabas. V. Aen. IV. 596.

Das Jahr 1830 kam und zerriß glücklich das Königreich, das wir faſt gleichgültig und unſrer künftigen Geſchicke ſorglos vor uns hatten hinbauen laſſen, Beherrſcher der Ströme, welche die Lebensfluth der ſchönſten Hälfte unſers Vaterlandes dem Meer zuführen oder verſperren, ein Königreich, wenn es ſich natürlich hätte entwickeln können, mächtig genug einmal fürchterlich zu ſperren. Die prächtigen Maas- und Scheldelande, unſer Land noch 1794, unſre Eroberung 1814 und 1815, lagen nun wieder herrenlos da. Wenn wir Muth hatten, konnte gebeſſert werden was in Wien verſchneidert war; der deutſche Staatenbund konnte und mußte das Seinige wieder nehmen, auf jeden Fall und für jeden Preis, wie man das Herrenloſe ſich auch einrichten ließ, es als ein nothwendigſtes deutſches Glied mit ſich verbinden. Aber die Wälſchen waren ſogleich mit dabei, oder vielmehr, ſie ſetzten ſich ohne Umſtände ganz in das junge belgiſche Treiben mit hinein; die neue franzöſiſche Regierung

Ludwig Philipps, eben erſt aus dem Ei gekrochen, ſchwach wankend umhertappend, ohne Heer ohne Bundesgenoſſen, warf den Fehdehandſchuh hin und rief mit gewohnter Keckheit: „Wehe! wer ſich unterſteht Belgien anzutaſten! es iſt das Land unſers Bereichs und Belanges.“ Talleyrand hielt den Königen und Fürſten das Geſpenſt der Revolution hin und die deutſchen Herren fürchteten ſich und ließen die Franzoſen ſchalten und entſcheiden. Wahrlich dieſe werden immer Geſpenſter und Vogelſcheuche haben unſere blöden Augen hinzuhalten; aber ich hoffe, wir werden endlich einmal ſehen lernen. Ja wir hatten damals, als der traurige Vertrag, der das Niederländiſche Königreich gemacht hatte und den wir hätten heilig halten müſſen, nicht durch unſere Schuld aufgelöſt war, das Recht die Pflicht und die Macht das Sprüchlein: compelle eos intrare zu gebrauchen; jetzt gilt zu allen den Unſrigen, die von uns verſäumt vergeſſen oder Fremden überlaſſen ſind, nur das zartere Sprüchlein: voca eos intrare.

Alſo, indem wir das Turnweſen lieben und loben, iſt und bleibe von uns und von allen, die es mit dem lieben Vaterlande wohl meinen, der Gedanke fern aufrühriſche Weltverbeſſerer und Weltumkehrer fantaſtiſche und fanatiſche politiſche Schwärmer fördern und bilden zu wollen, überhaupt irgend eine politiſche Einſeitigkeit einen Völkerhaß einen Ruhmfanatismus (wie die Franzoſen davon beſeſſen ſind) oder irgend eine Frühzeitigung und Uebertreibung pflegen zu wollen. Aber das meinen wir als unerlaßlich, daß durch die zarteſte und züchtigſte Hegung und Pflegung innigſter und heiligſter Gefühle, deren der Menſch fähig iſt, ſchon in dem Knaben ein hohes Geſammtgefühl gepflegt und erzogen werden muß, wodurch der künftige Mann als deutſcher Mann einſt in Ehren und Kraft ſtehen und wandeln könne.

Bei dem Gedanken an das, was mir als Bild deutſcher Männlichkeit vorſchwebt, fällt mir eben ein, daß durch das fröhliche Zuſammenleben und Durcheinanderwimmeln des Turnens einige andere deutſche Gebrechen, die eben jetzt recht hell zu Tage liegen, hin und wieder auch etwas gebeſſert werden könnten, daß wenigſtens dadurch, daß ihr Jammer mehr ins Gemeingefühl träte, ein Anfang der Beſſerung eingeleitet werden könnte. Ich weiſe wie folget:

Wir Deutſche haben bei vielen Gebrechen unſers Volkes und Vaterlandes Gott doch von ganzem Herzen zu danken für manche eigenthümliche Gaben deſſelben, deren ſeine älteſten gefährlichſten Feinde ſchon inne wurden, die Römer, welche eine halbe Welt von Völkern verſchlingen und für ihre Verwandlung auch in ſich verdauen konnten, aber an der ſtolzen und ſtarken Eigenthümlichkeit und Kraft unſerer Altvordern zu Schanden werden mußten. Zu dieſen Gaben gehört denn auch unſere eigne deutſche Sprache.

Eigne? was ſagſt du? haben denn die andern Völker keine eignen Sprachen? Nein! viele wenigſtens haben ſie nicht. Man denke nur an das zufällige Zuſammengeröll von Sprachen, wie in unſern Tagen die meiſten romaniſchen Völker ſie haben, wie die Römer weiland ſie hatten, wo bei dem zuſammengerüttelten und zuſammengeſchüttelten an allen Ecken und Enden künſtlich und größtentheils unnatürlich zugeſtutzten und zugeſchnittenen Gemengſel die Wurzeln und Urſprünge der Sprachen zugedeckt und verhüllt und ihre Urgefühle und Urbedeutungen verſchüttet ſind; ſo daß es unmöglich iſt, daß bei ſolchen Völkern ein anderer als ein hochgebildeter und hochgelehrter Mann ſich nur zu irgend einer Dämmerung jener Urgefühle und Urbedeutungen ſeiner Miſchſprache durcharbeiten könne. Bei uns dagegen liegen in unſerer herrlichen unſerer eigenen eigenthümlichen reichſten Sprache nicht faſt alle Quellen am offenen Tage, alle Wurzeln mit Stamm Zweigen und Blüthen den Augen bloß? So daß der auf irgend eine Weiſe geſcheidte und gebildete Deutſche ſich viel leichter und geſchwinder, als es bei jenen Miſchſprachen möglich iſt, in den Vollgenuß des ganzen geiſtigen Lebens des Volkes ſetzen kann. Und auch deswegen kann er dieſen Genuß leichter und geſchwinder gewinnen, weil der Geiſt einer ſolchen eignen einfachen Sprache, wie Jahrtauſende ihn entwickelt und durchgebildet haben, ſelbſt ein Eigenthümliches Einfaches iſt, dahingegen die Völker der Miſchſprachen die verwirrenden Geſtalten und Spiele des vielen durcheinander gewürfelten und zuſammengerüttelten Fremdartigen ihres Beſtandes mehr oder weniger mitbekommen müſſen und zwar als mannigfaltige Verwirrung und Verdunkelung mitbekommen müſſen. Ich frage hier nur, um mit einem Beiſpiel die Schwierigkeiten und Hemmungen des hellen Verſtändniſſes anzudeuten, welchen die Inhaber von Miſchlingsſprachen begegnen: Glaubt irgend jemand, daß in Frankreich oder Spanien aus einem Schuſter und Weber etwas hervorgehen könne, unſerm philosophus teutonicus ähnlich, der, aller Gelehrſamkeit bar, aus romaniſchen Sprachen heraus theologiſch und philoſophiſch exegeſiren könne wie unſer Jakob Böhm weiland?

Die Geſchichte unſerer Sprache iſt in vielen Beziehungen ein Gleichbild unſers Reichs und Volks und ihrer Zuſtände. In den Jahrhunderten, als die deutſche Majeſtät als das Gefühl und Bewußtſeyn deutſcher Ehre und Herrlichkeit immer mehr verſchwand und erloſch, ward auch die Sprache krank und bekam durch Miſchung und Einſtrömung der fremdartigſten und einander feindſeligſten Stoffe eine Krätze ja einen Ausſatz woran ſie lange faſt unheilbar zu ſiechen ſchien und, wenn es einer ſolchen Sprache geſchehen könnte, hätte ſterben müſſen. Dieſes ſchlimmſte Siechthum dauerte wenigſtens ein paar volle Jahrhunderte, von den Jahren 1550 bis zu den Jahren 1750. Die Sprache ſchritt in jenen Tagen meiſtens ſchwächlich, marklos und geiſtlos einher, wie das Reich mehr und mehr ſchwächlich marklos und geiſtlos (ich mögte faſt ſagen ehrlos) geworden war. Zum Glück hatte ein großer Mann, deſſen Verdienſte um das Geiſtesleben unſerer Sprache und um die Bewahrung des deutſchen Geſammtgefühls niemand in wenigen Worten kräftiger ausgeſprochen hat als Jakob Grimm, Doctor Martin Luther hatte der Sprache einen unſterblichen Babelthurm gebaut, der nicht umgeſtürzt werden konnte wie jener älteſte, eine unvergängliche Warte, woran die Deutſchen nach langem Umherirren in fremden Wüſten ſich wieder zurecht finden konnten. Was ſoll ich hier zum dritten und vierten Mal überflüſſig preiſen, welchen Geiſt, welche Kraft ächteſter Deutſchheit dieſer Unſterbliche in ſeiner Bibelüberſetzung für ewige Zeiten niedergelegt hat? Welch ein Umfang von Leben Muth und Geiſt in dieſem Einen Mann! ſo wird jeder rufen, der den Inhalt des Reichthums dieſes heiligen Buches nur einigermaaßen zu ſchätzen weiß.

Martin Luther hat wie kein anderer der deutſchen Sprache ihr eigenthümlichſtes, nicht nur ihr geiſtig ſondern auch ihr leiblich eigenthümlichſtes, Leben mit zartem und großem Sinn abgefühlt. Denn hier giebt es Geheimniſſe, die ſich nicht mühſam finden laſſen ſondern nur durch einen innerſt gegebenen und gebornen Geiſt herausgefühlt werden. Er hat ihr angefühlt und abgefühlt, was ſie im Leichten und Schweren im Weichen und Starken im Zarten und Erhabenen kann und will; er hat ihr Schritt Gang Lauf und Flug zugemeſſen mit der anſtändigſten und reizendſten Beweglichkeit, er hat die Wendungen Bindungen Schlingungen, deren ſie fähig iſt und wie weit ſie darin gehen und wie viel ſie darin wagen darf, erlauſcht und verſtanden. Was meine ich mit dieſen Worten? Meine ich, daß alle, welche klar kräftig und geiſtreich deutſch reden und ſchreiben lernen wollen, Lutherſche Nachahmer werden müſſen? Nein ſo thöricht kann ich nicht meinen. Ich meine nur, Luthers Bibelwerk und alles, was aus dem Herzen und Munde dieſes außerordentlichen Mannes ausgefloſſen iſt, giebt gleichſam eine aufgerichtete Standarte der einfachen geraden deutſchen Schlachtrichtung, worauf die geiſtigen Männer des Volks ſchauen und ſo ins Feld rücken ſollen. Ich meine, an dem Luther iſt Hieb Schlag Schwung und Schritt zu erlauſchen, wie am glücklichſten und gewandteſten mit Waffen deutſcher Sprache zu fechten ſey. Jeder Geiſt und vor allem jeder deutſche Geiſt hat in der bildbarſten reichſten anſchmiegendſten Sprache das Recht und wird ſich dieſes Recht nehmen, die Sprache nach ſeiner Weiſe zu gebrauchen. Auch wäre ich thöricht und würde der Geſchichte widerſprechen, wenn ich nicht bekennte, daß wir Deutſche von Hebräern Griechen und Römern genug Redeweiſen Wendungen und Schlingungen der Sprache gewonnen und angenommen haben, welche ihr ſchon lange nicht bloß angeleibt ſondern eingeleibt ja eingegeiſtet ſind. Auf ähnliche Weiſe iſt es die letztverfloſſenen Jahrhunderte fortgegangen, und hier müſſen von den jüngeren Völkern, deren Einwirkung ableugnen wir weder wollen noch können, vor allen die Franzoſen genannt werden.

Hier habe ich früher oft ein Hütet euch! gerufen und rufe abermal: Hütet euch!

Was will ich? Will ich etwa den ſchon mehrmals von Albernen gemachten albernen Vorſchlag hier wiederholen: die franzöſiſche Sprache aus dem Beſitz zu ſetzen, in welchem ſie als Weltſprache iſt? ſie gleichſam in Verruf zu erklären? Dies gliche ungefähr einer Anekdote, welche man ſich über den ſchlechteſten aller engliſchen Könige erzählt, über Karl Stuart den Zweiten. Bei einem Gehör, welches er zu einer Zeit, wo er mit der Stimmung und Geſinnung Londons ſehr unzufrieden war, der Obrigkeit derſelben gab, ließ er das Wort fallen: wenn die Stadt in ihrer trotzigen Widerſpänſtigkeit beharre, werde er die königliche Reſidenz nach Oxford verlegen. Dies hörend that der Lordmaire Pilkington an einen der Höflinge des Königs die boshafte Frage: Was ſagten Se. Majeſtät? wollen Sie uns etwa die Themſe verlegen? Nein, keine Macht der Welt iſt mehr im Stande der franzöſiſchen Sprache dieſe Herrſchaft in Europa zu rauben, eine unermeßliche Herrſchaft, die und deren Rechtmäßigkeit ich Ohnmächtiger ihr hier wenigſtens nicht beſtreiten will. Aber auf jenes Hütet euch! lege ich Nachdruck; und warum?

Ich bekannte eben, wie Hebräer Griechen und Römer auf die Bildung und Geſtaltung unſerer Sprache, beſonders auf die Knüpfungen und Schlingungen ihres Baues, mächtigen Einfluß gehabt haben. Jede Literatur eines fremden Volkes, welche ein geiſtig empfänglicher Mann ſtudiert, wird in ſeinen Schriften, die ja der Abdruck und das Wiederbild ſeiner geiſtigen Strebungen ſeyn müſſen, hie und da ſchon ihren Einfluß offenbaren. Da nun aber die franzöſiſche Sprache die allgemeine Sprache der gebildeten europäiſchen Welt iſt, ſo muß ſie in den beiden letzten Jahrhunderten, wo ſie zu ſolcher Herrſchaft gelangt iſt, auf alle europäiſchen Sprachen und alſo auch auf die unſrige den mächtigſten Einfluß gehabt haben. Ich denke hierbei nicht an jene Sprachmengerei, woran wir im ſiebzehnten achtzehnten Jahrhundert ſiechten; ich meine hier das eigenſte Leben den eigenſten Sinn und Ausdruck die ganze Richtung Wendung

Verſchlingung und Durchſchlingung einer Sprache, die ſich um den Sinn und Geiſt, der da dargeſtellt und ausgedrückt werden ſoll, herum und dadurch windet; ich meine alſo in dem Bau der Sprache gleichſam die geiſtige Geſtalt, welche die Sprache durch die verſchiedene Art nothwendig verſchieden gewinnt. Dies iſt das Wohlthätige oder Gefährliche, was durch eine fremde Sprache in die eigne hineingegoſſen oder hineingebildet werden kann. Dies meine ich; und hier behaupte ich, daß das Franzöſiſche uns bis dieſen Tag mehr Schädliches als Nützliches bringt.

Man hat mich und manche andere redliche deutſche Leute, welche das bischen Habe, was ihnen von ihrem Väterlichen und Altväterlichen noch übrig geblieben, vor den künftigen Schlichen und Liſten fremder Raubgeſellen gern ſichern möchten, mit dem Ehrennamen Franzoſenfreſſer betitelt. Die Wahrheit zu ſagen habe ich ein ſo gewaltiges Volk zu verdauen weder den Magen noch den Haß. Ich habe durch Gottes Gnade noch das chriſtliche und glückliche Herz, jeden einzelnen Franzoſen, der durch Redlichkeit Wiſſenſchaft und Kunſt ausgezeichnet iſt, mit voller Liebe begrüßen und umhalſen zu können, faſt eben ſo warm und treu, als den beſten deutſchen Bruder; aber gegen das franzöſiſche Volk als ein Ganzes, in wiefern es ſich brüſtet und gelüſtet meine Ehren und Herrlichkeiten antaſten und nach meinen Ländern ſchnappen zu wollen, wende ich auch meinen ganzen politiſchen Haß und wünſche dieſen Haß allen Deutſchen und Kindern ja Kindeskindern als Nothwehr, damit unſer Heiligthum von den Uebermüthigen nimmer gefährdet werden könne. Anderswo habe ich oft und viel und breiter, als es hier geſchehen darf, die Verhältniſſe zu erklären geſucht, in welchen die rein germaniſche oder doch meiſt germaniſche Welt (die Deutſchen Skandinaven Engländer) zu den romaniſchen Völkern ſtehen. Die Franzoſen bilden die Brücke zwiſchen dem romaniſchen Süden und dem germaniſchen Nordweſten. Will man, indem man mit ſolchen Gemeinſprüchen oder Allgemeinſprüchen das Allgemeine und Ewiggleiche der Menſchen und Völker nicht aufhebt, das Geſetz des europäiſchen Südens und Nordens mit ein paar Worten ausſprechen, ſo ſagt man: *Im Süden der Schein, im Norden das Seyn.*

Licht Glanz Pracht Schein hat der Süden vor dem Norden voraus, mannigfaltiges heiteres Spiel der Luſt und Kunſt, die dem Norden mehr fehlen, dem Norden mehr fehlen, der ſich bei tüchtigem Seyn mit dem unvergänglichen Lichtglanz der Idee tröſten muß. Aber der Grieche Italiäner und Spanier genießt das Licht und den Glanz ſeiner glücklichen Welt oft ſehr mit ſtillem Ernſt und erhabener Ruhe; er ſchwelgt häufig in einer recht leuchtenden und erleuchteten Beſchaulichkeit dieſer irdiſchen Welt, wozu ſich die bunten platoniſchen Himmel der höheren Oberwelt auf die ſtillen Geiſter oft recht freundlich hinabneigen. Der Franzoſe muß in der Mitte ſpielen — jedes Volk hat in dem großen Weltenreigen ſeinen eigenen Tanz durchzutanzen — dies iſt ſeine tragiſche Beſtimmung: *keine Ruhe haben und keine Ruhe laſſen.* Der Franzoſe iſt einmal ein ſolcher Menſch: ſelten genießt er in Stille des Glanzes, der über ihm leuchtet; er will ihn zu ſich herabziehen, er will ihn kindiſch greifen. So bleibt er in der ewigen tantaliſchen Bewegung dieſes Haſchens und Greifens nach dem Glanz. Dieſer läßt ſich nicht greifen und der Unglückliche muß mit dem Schein ſpielen.

Auch der Nordländer, der Schwede und der Deutſche muß mit dem Schein ſpielen; (Scheinſpiel iſt ja Menſchenleben); aber mit ſeiner Art Schein. Der Italiäner und Spanier liegt ihm nicht bloß geographiſch fern. Der Ernſt und Tiefſinn und die Haltung und Ruhigkeit des Nordens und Südens ſind ſo ſehr ja ſo durchaus antipodiſch, daß die Nordländer durch Italiäner und Spanier zu eitlen und leeren Spielereien nicht verführt werden können. Aber durch die Franzoſen können ſie verführt werden und ſind ſie genug verführt worden. Die dünne Empfindſamkeit des franzöſiſchen Volks hat offenbar eine Verwandtſchaft mit dem Norden und giebt auf manche Weiſe zu den nördlichen Gemüthern einen Uebergang, welchen der ſüdlichere Süden nicht hat. Das franzöſiſche Weſen ganz in Schein und Schimmer aufgegangen, all dies Springen Haſchen Gaffen Schreien nach Schein und um Schein äfft die Nordländer leicht als etwas, das einem höheren idealiſchen Leben ähnelt. Und nun die franzöſiſche Sprache, aus dieſer unruhigen und eitlen Wirthſchaft des wälſchen Gemüthes ganz geboren nud herausgebildet, eine Sprache in ihrer gewöhnlichen Gewöhnlichkeit ſchon mit allen Schimmern Schattirungen Dämmerungen und Täuſchungen des Scheins d. h. mit einer halben und halbirten Lichtwelt ausgeſtattet, mit einem ewigen Spiel zu etwas Halbgeſtaltetem Halbverhülltem Verſtecktem, kurz mit einer Art theatraliſchem Trug und Schein immer hin und her ſpielend, wie muß dieſe die Nordländer faſſen und äffen! Ja voll ſchimmernder Halbheiten, welche leicht bewegliche Spieler zwiſchen Wahrheit und Schein hinhüpfen, daß ichs gerade herausſage, voll Lug und Trug, voll ungewußter und ungemeinter Lüge, doch voll Lug und Trug, wenn die gerade nordiſche Natur ſich und ihr Weſen ihre Luſt und ihr Leid ihre Liebe und ihre Triebe dahinein ſetzen oder gar darin überſetzen will. Wir Deutſche und Schweden gewinnen nichts und haben alles zu verlieren bei dieſem Spiel. Es iſt mit uns geſpielt und wird mit uns geſpielt und wird auch künftig mit uns geſpielt werden, weil jener Sprache die Herrſchaft nicht entriſſen werden kann. Wir haben uns alſo durch ein doppeltes Hütet euch! zu erinnern. Unſere Bildung unſre Sitten unſre Sprache haben ſeit Jahrhunderten wie von andern Völkern viel von den Franzoſen empfangen, Gutes und Schlimmes, wie dergleichen ſich eben anzuſetzen und einzufügen pflegt. Einige Gewandtheit und Leichtigkeit, die wir durch uns ſelbſt hätten gewinnen können und ohne die Franzoſen vielleicht etwas langſamer gewonnen hätten, mögen wir ihnen verdanken; ihren blitzenden und ſchimmernden esprit und das leichte und oft ſehr anmuthige Gefolge deſſelben können wir nimmer haſchen, uns wohl ſeiner luſtigen Spiele freuen, aber wehe uns! — wir können manche ſolcher Wehe! über unſre Literatur ausrufen — wenn wir uns einbilden ihn nachahmen zu können! Was wir Geiſt und Witz nennen, iſt ein durchaus anderes jenem esprit völlig unähnliches Gewächs. Was nun aber die Wendungen Schlingungen Webungen und Flechtungen der Sprache, was ihren ganzen innern und äußern Bau betrifft, ſo bringen uns die Franzoſen, wenn wir ihren Weg wandeln wollen, mannigfaltiges Verderben. Wir können leider genug Schriftſteller zeigen, die ſich nach ihrem Muſter bilden wollten und wollen, mit Wieland weiland anzufangen. Breite Wäſſerigkeit langweilige Geſchwätzigkeit Schauſtellung von Scheinſpielen, worin die franzöſiſche Scheinluſtigkeit fehlt, ja Markloſigkeit und faſt Knochenloſigkeit, indem wir das Leichte und Schimmernde des Franzoſen haſchen wollen — dahin gedeiht es uns, wenn wir der fremden Kunſt zu ſehr folgen. Wir folgen ihr immer noch zu ſehr, werden durch den Gang der Welt und durch die Art und Bildung unſrer vornehmen Welt, welche gelindeſt geſagt immer noch halb wälſch iſt und lebt, unbewußt von unſern graden tüchtigen Wegen abgeführt und doch haben wir Meiſter und Muſter: Luther Leſſing und Goethe in ſeinen erſten dreißig Jahren. Dieſe Sprache dieſen Geiſt dieſes Leben dieſe Bilder und Geſtalten des Ausdrucks muß, wer klar und kräftig deutſch denken reden und ſchreiben lernen will, durch fleißige Leſung und Uebung für Darſtellung und Geſtaltung ſich angeeignet haben. O welche Legion verkehrter und verſchränkter Wendungen und Flechtungen des Periodenbaus, wie viele blinzelnde und ſchielende Halbheiten in den Beſchattungen und Beleuchtungen der Gedanken, die der graden ehrlichen Art unſerer Sprache ewig hätten fremd bleiben ſollen, haben wir meiſtens unwillkürlich und unbewußt aus den fremden Sprachen aufgenommen und bei uns eingebürgert!

In Sprachen können Willkür und Gewalt nichts erzwingen; ſie laſſen ſich trotz aller Lehren und Warnungen der Grammatiker nicht willkürlich bauen und beſſern. Nur großen Geiſtern, die Gott nach ſparſamem Maaße giebt, fällt ſolches Bauen und Beſſern zu. Ich habe eben drei ſolche Geiſter genannt. Aber helfen und fleißig helfen können und müſſen Viele; und jetzt, da das Gefühl der lange vergeſſenen Ehren unſers Volks gottlob ſo lebendig wieder erwacht iſt, ſind zu helfen vor allen andern die vornehmen Stände berufen, die Höfe unſerer Könige und Fürſten, die ganze vornehme gebildete Welt. Von ihnen iſt vormals das Wälſche am meiſten bei uns eingeführt ja eingeſchmeichelt; durch ſie kann und muß das Eigene ſehr gebeſſert und gehoben werden. Ihnen, wenn ſie den Namen Deutſche in der That verdienen wollen, liegt ob das Wälſche hinfort nur als einen Nothbehelf zu gebrauchen und auch in ihren Kreiſen die herrliche Mutterſprache zu fördern und zu bilden. Gottlob! ſchon könnte ich hier mit Freuden große deutſche Könige nennen.

Dieſe Vielen ſollen und können dadurch wirken, daß ſie des Sprachfegethums*) pflegen, daß ſie die Klingen und Schneiden der deutſchen Wörter für die geiſtigen Gefechte blank und glänzend machen und erhalten, kurz, daß ſie vor allen zuerſt ſich gewöhnen aus der deutſchen Rede und aus der gemeinen Lebens- und Umgangsſprache den unnöthigen Gebrauch wälſcher Wörter als einen Frevel zu verbannen. Und in der That dies iſt ein Frevel, der in unſern Tagen anfängt die Deutſchen von neuem mehr zu beſchleichen, als dies vor zwanzig dreißig Jahren geſchah, wo man bei dem Namen Franzoſe das Hütet euch! lebendiger fühlte. Man erſchrickt wirklich, wenn man nur die erſten beſten deutſchen Schriften des Tages in die Hand nimmt, auch die Schriften der vortrefflichſten Männer (ich will ſtatt vieler nur Leopold Ranke nennen), wie ſie von einer Menge ganz unnöthiger fremder Wörter wimmeln, welche durch eben ſo gute oder beſſere deutſche Wörter erſetzt werden könnten. Schlimm, daß ſie ſelbſt nicht fühlen, wie dies bunte oder ſchmutzige Flicklappen auf den glänzenden Purpurmänteln ihres Geiſtes ſind. Ich ſage, wie das kommt. Die fremden Wörter ſind wahre Hexenmeiſter, die uns bezaubern und uns einbilden, es wohne ihnen ein lichteres Verſtändniß und ein tieferer Geiſt ein als den eigenen. So giebt es ein Kauderwälſch der gelehrten Vornehmheit in der wirklich vornehmen Welt; und wenn die Gelehrten Wörter gebrauchen wie: Akme Extaſe Parekbaſe Peripherie Comprehenſion Apprehenſion und hunderttauſend buntſchäckigtes Geſindel ähnlichen Schlags und Gehalts, widerfährt ihnen ganz daſſelbe und ganz auf dieſelbe Weiſe und ganz durch dieſelbe befangende Hexerei, was etwa einem vornehmen Herrn widerfährt, wenn er z. B.

---

*) Fegen Fegern, eigentlich: ſchön glänzend machen.

ſagt: „Thut ihr das nicht, ſo werde ich nicht nur meine Maaßregeln, ſondern auch meine mesures nehmen" oder „ich habe nicht allein einen Verdacht, ſondern ſogar einen soupçon." Es begegnet ihnen mit Recht ſolche Lächerlichkeit, welche aus Unwiſſenheit oder Halbwiſſenheit entſpringt, da ſie meinen mit fremden Wörtern, deren Geiſt ihnen meiſtens doch nur halb enthüllt iſt, etwas Inhaltſchwereres und Gewaltigeres zu ſagen als mit den eigenen. Die Gelehrten fallen in eben dieſe ſündliche Lächerlichkeit. Dieß iſt das halbe Wiſſen, ein gewiſſes Dunkles, welches eben deswegen bezaubert, ein Dunkel, worin man doch faſt bei dem Gebrauch aller fremden Sprachen gefangen bleibt.

Wie mächtig dieſer Zauber iſt, welchen die franzöſiſche Sprache in den Sälen und an den Theetiſchen der großen Herren und Frauen übt, davon giebt ſelbſt der mächtige Goethe einen Beweis. Die Proſa ſeiner letzten fünfundzwanzig Jahre leidet nicht bloß an einer gewiſſen Redſeligkeit und Zerfloſſenheit, die ſich wohl mit dem hohen Alter einſtellen, ſondern gar ſehr an der Schlotterigkeit und Liederlichkeit*) des nichtigen und bunten Kauderwälſch der vornehmen Welt. Ich will es wälſch nennen: der alte Herr iſt salope, ſeine Sprache leidet an saloperie. Auch dieſe ſeine saloperie hat in der nachgebornen Literatur mehr als zu viele Nachahmer und Nachbeter gefunden. Was würden die Engländer und Franzoſen ſagen, wie würden ſie ſchelten und verurtheilen, wenn man ihnen unnöthigerweiſe bloß in vornehmer Nachläſſigkeit ſolche Proſa böte? Schlimm genug, wenn ihnen neue Gedanken Entdeckungen und Erfindungen kommen, daß ſie aus den eigenen Sprachen kaum neue Wörter und Namen bilden können, ſondern meiſtens von den Griechen und Lateinern borgen müſſen; was die Engländer freilich nicht ſo nöthig hätten, wenn ſie, was ſie in der Poeſie thun, auch in der Proſa wagten, nämlich zu ihrem Germaniſchen mehr zurück zu kehren. Wir aber hängen uns ohne Noth immer noch ſolchen wälſchen Prunk an, welcher ein wahrer Schmutz iſt, und ſtehen immer noch wie die blöden Narren vor jedem Neuen ſtill und gaffen und ſtaunen und nehmen an, was die Fremden in ihrer ohnmächtigen Armuth von Griechen oder Lateinern auf den Borg nahmen; parapluie und paratonnerre haben wir allmählig überwinden gelernt, aber, wie es am Tage iſt, locomotive und remorqueur und waggon unterſtehen wir uns noch nicht deutſch zu machen, ganz ſo, wie der deutſche Offizier ruft: das mortier gerichtet! nicht wiſſend, daß ein Nürnberger dieſen Feuermörſer erfand und der Franzoſe ihn mortier nannte. (Ja hätte der Offizier doch lieber ein Mordthier daraus gemacht, wie der Bauer aus affront Abgrund.)

---

*) Ich kann kein beſſer Wort finden, um eine gewiſſe vornehme Bequemlichkeit und Weichlichkeit auszudrücken. Lidig Leidig heißt weich, lidigen erweichen: die Sonne lidigt.

Und doch bei all dieſer Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit bei dieſer Nichtachtung unſeres Reichthums und unſerer Herrlichkeit hat unſre Sprache gottlob ſolche Macht und Kraft ſolche Fülle und Ueberſchwänglichkeit ſolchen Reitz und ſolche Schmiegſamkeit und Bildbarkeit für die mannigfaltigſten Geſtaltungen, daß der fremde Ausſatz früher oder ſpäter abfallen muß, die fremde Krätze durch den natürlichen Trieb von dem geſunden Leibe ſich abſchuppt. Es läßt ſich nicht auf einmal alles erreichen, es kann und darf, was Jahrhunderte Fremdartiges aufgepackt haben, nicht plötzlich abgeſchüttelt werden. Es gibt eine verſtändige Sprachfegung. es giebt auch eine unverſtändige, auf jeden Fall eine voreilige, die man Sprachfegerei nennen könnte, ſich zu einander verhaltend wie purismus und puritanismus. Nur große und tiefe Geiſter machen bilden und beſtimmen die Sprache, aber helfen können und ſollen auch die Vielen und Kleinen. Denn zum deutſchen Gleichſchritt, zur Gleichmäßigkeit ſeiner geiſtigen und politiſchen ſeiner äußern und innern Bildung bedarf Deutſchland auch, daß ſeine Sprache in Ehren geſtellt und gehalten werde.

Hier lange ich ganz natürlich bei Jahn und auf dem Turnplatze an, bei der ſogenannten Jahnſchen Sprachfegung oder Sprachfegerei. Auch fällt mir hierbei eine hübſche Anekdote ein von dem Feldmarſchall Kalkreuth weiland, deſſen witzige Einfälle viele Anekdoten geſchaffen haben. Er hatte einmal geſagt: „Mit Recht heißt Jahn bei den Deutſchen, „die in der Rede bequem und kurz ſind, ein Sprachverbeſſerer, wenigſtens iſt er ein Sprachverkürzer: man braucht „künftig für Grobian nur Jahn zu ſagen.“ Es iſt bekannt, daß Jahn bei der Oeffnung der Turnplätze die wälſch-deutſche Wortmengerei ächtete und für alle Dinge und Namen deutſche Wörter und Zeichen ſuchte. Wie weit ihm dies gelungen oder mislungen, wie auch da Fehlgriffe und Uebertreibungen gelegentlich gemacht ſeyn mögen, gehört nicht hieher. Doch — und davon lief ich aus mit dieſen Sprachерörterungen — ſehe ich die Turnplätze auch als ein Belebungs- und Stärkungs-Mittel der lieben Mutterſprache an. Nicht, daß ich meine, daß auf den Turnplätzen von den Turnmeiſtern oder gar von den Knaben und Jünglingen neue Sprachbahnen geöffnet werden könnten, ſondern ich ſehe hier nur auf die große Gemeinſamkeit und auf das, was jede große Gemeinſamkeit endlich hervorbringt. Aus Armen und Beinen aus Springen und Ringen erwächſt und erblüht die Herrlichkeit der Sprache nicht; aber die tüchtige deutſche

Gemeinſamkeit die kräftigere derbere leibliche Erziehung der Menſchen das einfache gerade tüchtige Geſammtleben der Jugend werden den Begabteren und Geiſtreicheren mächtigere und gewaltigere Bilder des Lebens auf die Arbeits- und Studier-Stuben mitgeben; ſie werden den Geiſt und das geiſtige und poetiſche Leben des Volks künftig auf etwas gröberen Mühlſteinen malen als unſere jetzigen Feinmüller. Man verſtehe mich nicht unrecht. Wir Deutſche, die, wie es lautete, für alle Europäer die Denker und Grübler ſeyn ſollen, haben die Feinmalerei in unſerer Sprache durch unſre Wiſſenſchaft und Philoſophie in mancher Beziehung gewiß ſchon bis zur äußerſten Gränze getrieben, ſo daß uns das grobe ſchwere Korn, das hin und wieder in den untern Volksklaſſen noch übrig iſt, darüber faſt ausgehen will. Ich meine, das mehr gemeinſame Volksleben die Turnplätze die Rednerſtühle der Ständeverſammlungen und alles Andere, was jetzt die verſchiedenen Range der Geſellſchaft gottlob mehr unter einander miſcht, werden dazu dienen das grobe Korn aus dem ganzen Volke wieder mehr in Umlauf zu ſetzen und auf die geiſtigen Mühlen zu bringen. Ich hoffe, dieſe und andere glücklichere deutſche Verhältniſſe, die ſich mehr und mehr knüpfen, werden unſerer Sprache wieder mehr Sehnen und Knochen geben. Denn es geſchieht den Sprachen aller Völker, daß ſie durch den wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Gebrauch zu dünn und fein ja faſt geſpenſtiſch werden. Doch ich winke hier von Dingen und Größen, die beinahe unzeigbar, weil unſcheinbar, ſind; und doch —

Hiebei fallen einem Feinmüller ein, die auch Feinmehlige beißen können, weil ſie durch Feinmalerei faſt bis zu feinſtem Staub zermalen ſind; indeſſen, da dieſe Feingemalenen auf ihrer Seite auf eignen Mühlen wieder malen wollen, ſo mögen ſie immer Feinmüller heißen. Das kommt am Ende auf Eins heraus, denn das Activum und Paſſivum liegen ja faſt immer neben einander oft in einander. Mit dem philoſophiſchen Deutſchen iſt es in dieſer Hinſicht jetzt weit gekommen, einige klagen und wehklagen, ſo weit gekommen, daß das Uebel faſt unheilbar ſcheine, daß alles Leben und alle Kraft des Lebens alle Tüchtigkeit und Tapferkeit der Liebe und des Glaubens endlich darüber untergehen müſſen. Das glaube ich nicht und ſo klage und wehklage ich nicht, obgleich ich den Schaden keinesweges ableugnen will und auch meine, daß es ſehr noth thue, daß aus der Mitte des Lebens und aus den Gefühlen und aus der Sprache des Volks heraus derbes grobes Korn auf die Mühlen der Philoſophen geſchüttet werden müſſe, damit ſie im leeren Wahn nicht endlich eitel Staub und Wind malen. Es iſt eben eine erſchreckliche Leerheit und Dünnheit des Geiſtes bei der Jugend, ein Mangel an Unmittelbarkeit an unmittelbarer Kühnheit und ſchaffender Kraft an fröhlicher Anſchauung und Erfaſſung der Dinge im erſten friſchen Anlauf. Wie viele begegnen einem, welche die erſte einfache vollſte Wahrheit, die man ihnen beut, als etwas Gemeines verſchmähen und wegwerfen, und mit wahrer fauſtiſcher Lüſternheit die ſchon zerſplitterten und dann mit vielen Ecken und Kanten zauberiſch und täuſcheriſch ſchimmernden Theile derſelben (ich meine die Wahrheit aus der dritten vierten Vermittelung), als ſchaueten und bekämen ſie das Ganze, mit Jauchzen empfangen. Es iſt dies eine Krankheit, die von vielen eine deutſche Krankheit genannt wird, aber doch auch eine Krankheit aus der Zeit, welche, wie andre epidemiſche Seuchen, nach vollendetem Umlauf in ihr ſelbſt erſterben wird. Aber das freilich dringt ſich bei näherer Betrachtung auf, daß in demſelben Maaße, wie Sprache Geiſt

Sinn eines denkenden und philoſophiſchen Zeitalters durch ein gewiſſes geiſtiges Zuviel verdünnt und verflüchtigt wird, deſto mehr die Zucht und Weisheit der Weiſen die Jugend in ein friſches und waidliches äußeres Leben hineintreiben muß, damit ſie die Leiblichkeit, hier ſollte ich wohl ſagen Körperlichkeit, der Dinge, ein Etwas von muthiger ſinnlicher Fülle und Kraft, welcher auch das höchſte geiſtige Streben nimmer ungeſtraft entbehrt, nicht zu ſehr verliere. Denn erſchrecklich iſt es allerdings, wie in unſern Tagen die Schatten und Schemen der Gedanken, ich mögte faſt ſagen, die Schemen der Schatten des Gedankens, für das Seyn ſelbſt geglaubt und angebetet werden, und wie durch das leerſte Spiel mit weſenloſen Geſpenſtern, welche den armen Spielern oder Mitgeſpielten Leben und Daſeyn zu haben ſcheinen, der Kern und die Kraft des Lebens und Liebens verkümmert oder gar verloren wird. Dieſe Dünnheit und Kümmerlichkeit iſt ein Unglück aber kein Verbrechen; ſie iſt ſchon dadurch unſelig genug, daß ihr die Wahrheit aller Geſchichte und Offenbarung, daß ihr alles ewige und unzerſtörliche Menſchenthum und Chriſtenthum in ſeiner göttlichen Einfalt, daß ichs mit Einem Wort ausſpreche, daß ihr alle unmittelbare Anſchauung und Poeſie verloren gegangen iſt. Ja, es gehört eine Art Leiblichkeit, welche nicht dicker Leib iſt, eine Art Leiblichkeit, wie ſie in Dr. Luther weiland und Newton und Leibnitz und in andern Helden der Menſchheit mit der leuchtendſten und überfliegendſten Geiſtigkeit wohl beſtehen konnte — dieſe gehört dazu, eine tüchtige kernigte poetiſche Kraftfülle, um lieben und glauben zu können. Die Armen! was kann das kalte Schattenleben das dünne Luftkräuſelchen eines ſelbſtgeſchaffenen Gottes, der nicht ſie gemacht, ſondern den ſie aus ſich herausblaſen, ihnen für Macht und Wonne geben, jener luſtige

Götze des Wolkenphiloſophen des Ariſtophanes*) von dem es heißt:

„Nicht Zeus iſt mehr, für ihn herrſcht nun Luftkräuſelein.“

Ja wir liebe Deutſche, wir transcendente Menſchen, wir Hochflieger und Hochſteiger, müſſen uns unvermeidlich oft überfliegen und überſteigen, und auch den Namen Ueberflieger und Ueberſteiger verdienen. So wird was in Menſchen und Völkern das Höchſte iſt ihnen oft auch zu Weh und Leid. Dies iſt das tragiſche Verhängniß aller irdiſchen Dinge. Aber mögen die Engländer und Franzoſen dieſer unſerer Ueberſteiger, unſerer german metaphysics et confusion allemande lachen, ſo viel ſie wollen! die armen Wälſchen! ſie ſollten nicht über uns lachen ſondern über ſich weinen.

Siehe! es wehet ein paniſches Sauſen und Brauſen des Weltgeiſtes durch den hohen und tiefen Urwald der Geſchichte hin, eine Stimme der Vergangenheit, welche allen, die Weiſſagung verſtehen können, von der Zukunft weiſſagt. Eben ſuchen alle Völker ihre origines, die Quellen und Brunnen ihres Urſprungs, mit einem Eifer und einer Liebe, worin auch Weiſſagung ſpricht. Siehe! aus Oſt und Weſt aus Süd und Nord kommen die Völker unſerer Sippſchaft heran, und es beginnt jetzt zu gelten, was der alte pommerſche Korporal vor den Leipziger Thoren nach der Schlacht geſagt hat: Nun wollen alle Germanen ſeyn. Wahrlich, es iſt etwas hinter den deutſchen Bergen, was die Wälſchen nimmer gewahren können; es iſt bei uns viel ihnen unentdecktes Land ja unentdeckbares Land. Sie und alle unſre Verlacher und Verhöhner ſollten vor unſerm Leben vor dem alten und dem jungen germaniſchen Leben wie mit einer Andacht ſtehen, mit gefalteten Händen lauſchend und betend wie vor dem unbekannten Gott, wie vor Kräften und Geiſtern, die von uns in wohlthätigen Strömen ſich einſt ergoſſen haben und künftig über ſie ergießen könnten. Haben wir Deutſche oft ein Zuviel, eine wilde unbändige unabgeklärte Geiſtesfluth, die wir nicht immer meiſtern können, ſo haben ſie oft ein Zuwenig und dürfen mit ihren klaren ſeichten Waſſern nicht prahlen. Ja gottlob! ſie können uns nicht begreifen. Denn wenn ſie uns begreifen könnten, hätten ſie uns auch beherrſchen können. Ein Volk durch und durch mit Eitelkeit durchgoſſen begreift ſich ſelbſt nicht; für Fremde iſt es vollends blind. Blinde können die Welt weder leiten noch regieren. Franzöſiſche Liſten wollen und müſſen wir fürchten, aber die Franzoſen ſelbſt nicht; denn in ihrer Eitelkeit und ihrem Unverſtande verſtricken ſie ſich am Ende immer ſelbſt mit ihren Liſten. Sie ſind ſelbſt in den kleinen und mittleren Dingen, geſchweige in den höchſten, oft unbeſchreiblich kümmerlich und übermeſſen und vermeſſen ſich faſt immer und ſollten den den Römern ſo oft nachgebeteten Spruch: Tu regere imperio populos, heu, Galle, memento! nur ſtill in die Taſche ſtecken. Ja Römer dünkten ſie ſich, Römer wollten ſie ſeyn unter ihrem großen Napoleon und ſchalten die Engländer Karthager, gleichſam als ein ſchlechteres ſchwächeres Volk, das ihnen unterliegen müſſe. Schon dies malt ihre Verblendung ihre blinde Vermeſſenheit mehr als genug. Gerade an den Engländern hätten ſie ihre Mängel erblicken können, wenn ſie erblicken könnten, gerade an dieſen ihr lächerliches Römerthum erkennen können. Denn wenn ein Volk durch Verſtand Ernſt Standhaftigkeit Ausdauer und durch kalte und kluge Berechnung und Wägung der Dinge Römer heißen dürfte, ſo wären es wohl die Engländer, die aber aus vielen andern Rückſichten ſich dieſen wahrlich nicht ſchmeichelhaften Namen wahrſcheinlich verbitten würden. Sie beſitzen gerade das, was den Franzoſen zum Römerthum fehlt.

---

*) Ὁ Ζεὺς οὐκ ὤν, ἀλλ' ἀντ' αὐτοῦ Δῖνος νυνὶ βασιλεύων. Aristoph. Nubes 380.

Ich ſpreche hier noch Eines aus. Der Mann wird durch die ächten Germanen dargeſtellt, durch die Engländer Skandinaven Deutſchen; was die Franzoſen hin und wieder davon haben, wohnt nnd erſcheint vorzugsweiſe in ihren germaniſchen Theilen, in Nordfrankreich und in den öſtlichen Burgunderlanden; die Mitte Frankreichs, wo das galliſche Element vorherrſcht, welches den Sitten dem Karakter und der Literatur des Volkes ſeine Art am meiſten mitgetheilt hat, führt mit Recht die Ueberſchrift Weib. Die Sitten der Franzoſen, ihre Sprache ihre Darſtellung die ganze Erſcheinung ihrer geiſtigen Beweglichkeit Empfindſamkeit Springigkeit und Flüchtigkeit im Guten und im Schlechten heißt Weib. So ihre Geſellſchaftsſprache, jetzt die europäiſche Geſellſchaftsſprache — nur daß der franzöſiſche esprit ſich nach Italien England und Deutſchland nicht mit verpflanzen läßt — alles leicht berührend und leicht betüpfend, mehr andeutend als ausſprechend, in halben Gefühlen halben Wahrheiten in tauſend flatternden und flitternden und glitternden Scheinen hin und her ſchimmernd: das Unbeſtimmte Anſpielende Wegſpielende Ausweichende immer in petto-Behaltende des Weibes. Und weiter — o fraget ihre Geſchichte, wo ſie erröthen muß, zugleich in Blut und Schaam erröthen, fraget ſie von Philipp dem Schönen und den Söhnen der Katharina von Medicis bis auf Ludwig den Vierzehnten und bis auf unſre Tage — auch in ihren Umwälzungen und Zettelungen in ihren Aufwallungen und Racheſuchungen und Racheübungen herrſcht nicht darin auch das fürchterliche Weib? Alſo weibliche Römer!

Goethe in ſeinem zweiten Fauſt, wohinein er auf wunderliche Weiſe manches Wunderliche geheimnißt hat, führt unter den verborgenen geheimen Brunnquellen und Urkräften der Dinge ſolche auf, welche er die Mütter nennt. Etwas Aehnliches hat der liebe Gott nun in die Deutſchen hineingeheimnißt, vor welchem die Fremden gewöhnlich mit Lächeln auch wohl mit Hohnlächeln ſtunden und kopfſchüttelnd ſtehen; wenn ſie aber wüßten, was dahinter und darunter liegt, wohl oft mit Grauen und Schaudern ſtehen würden, aber mit Achtung und Scheu ſtehen ſollten. Wie geſagt, gottlob! wir haben die Fülle, welche wir leider nur zu oft für uns ſelbſt wenig gebrauchen, welche uns aber als Volk eine Unverwüſtlichkeit und Unvergänglichkeit verbürgt; wir tragen und bringen die germina rerum et spirituum, die alten ſchöpferiſchen elementariſchen Urgeiſter, von welchen wir den europäiſchen Völkern, dem einen mehr, dem andern weniger, abgegeben haben. Zu uns, auch zu den Menſchen der Strohhütten, kommen die Geiſter der Höhe und Tiefe noch wie in den älteſten Tagen des Menſchengeſchlechts ungerufen und ſcherzen und ſpielen mit uns, und wir haben oft Mühe ihren zu vielen Andrang und Eindrang abzuwehren und zu verſcheuchen; die Wälſchen müſſen ſie ſich citiren, faſt immer für beſtimmte Zwecke, wofür ſie auch von ihnen abgerichtet werden.

Alſo: Germania multarum gentium ferax a germinando nomen accepit*) auf deutſch: Deutſchland von mannigfaltiger Volkskraft wimmelnd hat vom Sprießen den Namen bekommen. Dieſe Deutung gab dem Worte Germanien der alte Geſchichtſchreiber Richer, ein Schüler des berühmten Gerbert und alſo ein

---

*) Monumenta German. Histor. T. V.; ibi Richeri Historia I, 2.

Zeitgenoſſe der letzten Sachſenkaiſer. Dieſer an den Gränzmarken des Romaniſchen und Germaniſchen lebend und in einer Zeit, wo das Romaniſche und Fränkiſche in immer mehr ausgeſprochener Feindſeligkeit ſich von einander ſchied, iſt in ſeiner Anſicht und Darſtellung ſchon, was wir jetzt ſagen würden, ein Halbfranzos, welcher dem Fränkiſchen Urſtamm, der ihm roh wild und gewaltig erſcheint, ſo viel er kann, abzudingen und ſeinen werdenden Franzoſen zuzurechnen ſucht; doch muß er unwillkürlich das Bekenntniß der unerſchöpflichen und unverwüſtlichen Gewaltigkeit des nordweſtlichen Stammvolkes ablegen. Wir nehmen dieſe Ableitung an, wiewohl nicht grammatiſch; denn ſie hat eine mächtige Wahrheit, und wird ſie haben.

Ja, ſo lange der Geiſt den Leib beherrſcht, ſo lange das Chriſtenthum und ſein Gott nicht in ein bischen ſelbſtgemachtes und durch Wind des windigſten Uebermuthes zuſammengeblaſenes Luftgekräuſel verdünnt werden kann, wird unſer Germanien wachſen ſprießen und blühen und unſer ſtilles ernſtes und ehrenfeſtes Volk, der Träger und Bewahrer des europäiſchen und chriſtlichen Geiſtes und Lebens, in dem Reigen der geiſtigen Schlachten voranſchreiten. Indem wir wünſchen und beten, daß es von Jahr zu Jahr immer mehr zum klaren Bewußtſeyn ſeiner erhabenen Beſtimmung und zum Gefühl der Würde und Macht, die es unter den Völkern haben ſoll, aus den unſeligen Zuſtänden heraus, worin es Jahrhunderte verträumt und verdämmert hat, erhoben und erleuchtet werde, wollen wir zugleich beten, daß Gott ihm den Verſtand die Beſcheidenheit und die Mäßigkeit bewahre, wodurch das Glück und die Ehre der Völker am ſicherſten gebaut und erhalten werden.

Auf dieſe Hoffnungen die Hand her, lieber alter Bruder Leiſt! Wie oft haben wir, in den Hauptanſichten faſt immer einig, im Streit und Widerſtreit der Geſpräche, wie es Männern geziemt, ſie durchſprochen und durchſtritten! Darum habe ich in ſolcher Erinnerung auf dieſes fliegende Blättchen Deinen Namen neben den meinigen geſchrieben. Es klingen hier nur Klänge wieder, die wir in längſt verſchwundenen Tagen ſo manche glückliche Abende und Nächte mit einander durchgeklungen und durchgeſungen haben. Bei ſolchen Anklängen und Durchklängen haben wir uns oft glücklich geprieſen, daß wir in Deutſchland geboren ſind, daß wir Kinder eines einfältigen redlichen tapfern Volkes ſind, welches jeder kühnſten und edelſten Erhebung und Begeiſterung fähig das Wort und die That die Gemeinde und das Haus mit Liebe und Treue durchdringt und erfüllt. In dieſem fröhlichen Gefühl wollen wir auf die Germania germinans hoffen, wollen für uns und für unſre Kinder und Enkel an die unvergänglich ſprießenden und grünenden Kräfte unſers Volks glauben, wollen hoffen, daß in einem ſo ſprießenden und ſprießlichen Volke jedes kleinſte Samenkorn, daß wir ausſtreuen, ſeine befruchtende Luft und Sonne finden werde.

Laſſet euch nicht verführen,

oder

die Weltliteratur.

(1842.)

Was ein großer Mann oft nur leichthin geſprochen, betet der undenkende Hauſe meiſtens im blinden Glauben gedankenlos nach, beſonders in einer müden und ſchlummernden Zeit, wo eben die Kraft der Schaffer und Macher auch von einem müden Schlummer beſchlichen iſt.

Der große Goethe hat in ſeinen letzten zwanzig Jahren Manches geſagt und geſchrieben und ſoll noch viel Mehreres geſagt und aufgeſchrieben haben, was ſeine blinden Nachbeter und Verehrer beſſer verſchwiegen oder mit ſeinem Schnitzel- und Abtritts-Käſtchen auf immer begraben hätten. Er hat das Schickſal vieler Großen und Außerordentlichen getheilt, daß auf ſeinem Grabe manche kleine lächerliche und auch läſterliche Papierſchnitzel ausgeſtreut und aller Welt Winden preisgegeben ſind, die glücklicher zu Atomen hätten zerſchnitten oder zu Staub zerſtampft werden ſollen. Auf dieſe Weiſe ſind leider einzelne wie aus ſtinkenden Sümpfen aufgeſtiegene Gewölke entſtanden, die ſeinen Verehrern den Blick in ſeine Sonne zuweilen etwas trüben wollen.

Der große Mann war alt geworden, er war bequem geworden ja ſogar leutſelig, und in einer gewiſſen Behaglichkeit, welche ein glückliches Alter mit ſich bringt, oft auch redſelig und breitſelig. Als er nicht allerweltſelig noch leutſelig war ſondern ein gleich dem Sonnengott Apollo gerüſteter Kämpfer mit Schwerdt und Leyer ſtolz und hart in ſeinem ſtattlichen Vermögen da ſtand, da ließ er kaum an ſich, was zu ihm gehörte, geſchweige daß er ſich mit irgend einer bequemen Liebenswürdigkeit gehen oder fließen ließ. Er war prächtig ſentimental in ſeiner Jugend, aber auf ſeine Weiſe, ohne ſich viel darum zu kümmern, wie die andern in den Jahren 1775 und 1780 es in ihrer Weiſe trieben. Weil nun dieſer Große ſelbſt ſein Unbedeutendes und Unvollkommenes, das ſeinem Weſen Fremde, was er in ſtolzer trotziger Jugend kaum angeſchaut geſchweige angerührt haben würde, hin und wieder immer noch mit ſeiner ſchönen Art und Kunſt ſtempelte, ſo hatte ſich begeben, wie es ſich bei dem Seltenen und Außerordentlichen unſers Geſchlechts immer begeben wird, daß die Schwächeren und Unbegabteren, die zu den Füßen des greiſen Gamaliels ſaßen, gerade das am wenigſten Große und Fertige am meiſten bewundert und nachgeahmt haben: die bequeme breite oft waſſerflüſſige Proſe ſeiner ſpätern Jahre, ſeine faſt immer höchſt anmuthigen nicht aber immer nachahmungswürdigen Spiele mit den Geiſtern und Werken aller Völker und Zeiten. Goethe hat auch darin, ſelbſt der Greis mit ſeinen 75 und 80 Jahren hat auch darin zeigen können, was er vermogte; aber wer wagt es dieſe ſeine ſpäteren Spiele und ſelbſt Manches aus ſeiner mittleren ſogenannten klaſſiſchen Zeit, die er ſeine vollendete nannte, gegen die Herrlichkeit ſeiner Jugend zu ſtellen? den Werther Götz und Fauſt hat er ſie ſpäter überboten ja hat er ſie nur erreicht?

Man hat wohl gefragt, ob Roms Herrſchaft und Name jemals welthiſtoriſch geworden wären, wenn der macedoniſche Alexander ſtatt über das ägeiſche Meer gegen Oſten über das ioniſche Meer gegen Weſten ſeine Segel hätte fliegen laſſen. Eben ſo könnte man fragen und hat ſo gefragt und ich ſelbſt habe wohl ſo mitgefragt, was der Goethe geworden wäre wie er ſich entwickelt haben würde, ob er ſich wohl nicht viel herrlicher und deutſcher in ſeiner hohen Natur entwickelt und entfaltet haben würde, wenn er als einer der erſten freien Reichsbürger in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt oder in einer ähnlichen deutſchen Stadt fortgelebt und fortgedichtet hätte, ſtatt durch alle die kleinen Vergnügungen Verlarvungen und Verpuppungen eines wenn gleich geiſtvollen doch kleinlichen und klatſchigen deutſchen Reſidenzſtädtchens durch ein halbes Jahrhundert ſo mitzugehen. Denn mitgehen auch zuweilen mitlaufen, wo er's gern anders gehabt hätte, hat er genug gemußt. Das iſt uns durch die Gebärde ſeines Angeſichts und durch ſeine Worte und Werke zu ſeiner Zeit genug offenbart worden. Ich für meinen Theil glaube, daß Goethe größer geblieben größer geworden wäre in Frankfurt als in Weimar.

Und ſeine Reiſen nach Italien? und ſeine Schauung Erkundung und Erkennnung der Antike? und der Einfluß davon auf die Schöpfungen ſeines Mittelalters? Da iſt wohl bei keinem Verſtändigen ein Zweifel, daß das klaſſiſche Alterthum höhere und edlere Wirkungen in ihm haben mußte als das Hofklaſſiſche des kleinen und engen weimarſchen Fürſtenthums, welches nach den abgewehten Blüthen der genialiſchen herzoglichen Jugend ſich hinfort immer mehr in ſteifen und ſtarren Formen abſchließen und auch Goethens Leben und Geſtalt und Art auf mannigfaltige Weiſe erfaſſen mußte. Da Goethe nun einmal in Weimar angeſiedelt war, ſo ſind die italiäniſchen Reiſen in ſeiner Bildung eine glückliche Förderung und Geſtaltung geworden. Aber wäre der ſchöne freie und glückliche Mann in genialiſcher Ungebundenheit und Freiheit Bürger in Frankfurt oder in einer frankfurter Aehnlichkeit geblieben, wahrſcheinlich hätten wir noch manche herrliche Blüthen ſeines reiferen Alters erhalten, duftigere und friſchere als die ſeines allerdings auch herrlichen, klaſſiſchen Strebens. Ich will hier beiſpielsweiſe nur an den größten europäiſchen Dichter, an Shakeſpeare, erinnern, welcher freilich das ſeltene Glück hatte, daß ſeine Jugend in eine ſchönere romantiſche Zeit fiel als die Jugend Goethens. Hätte der Zufall es gewollt, daß jener gewaltige Engländer in ſeinen Zwanzigen Italien und Spanien einige Jahre geſehen und die großen Meiſter jener Länder kennen gelernt hätte, wer weiß, ob wir den rechten engliſchen vollen Shakeſpeare erhalten hätten? gewiß manche unklaſſiſche Wörter und Witze weniger, als uns bei ihm begegnen, aber vielleicht hätte die nordiſche Abgründlichkeit und Ueberſchwänglichkeit ſeines Weſens viel dabei verloren.

Doch ich ſehe, ich bin zu weit abgelaufen, ich Kleiner fühle auch, daß die Siebenzige ein breites und ſeichtes Laufen und Fließen haben. Ich ſagte oben: Goethe habe in ſeiner ſpätern Zeit ſich an aller Völker und Zeiten Arten und Weiſen und ſelbſt an manchem ihm ſelbſt Fremdartigen erprobt und verſucht. Das iſt ihm denn nur zu viel nachgemacht und nachgeſungen worden: Indier Chineſen Araber und Mongolen und Tartaren mit ihren Gebilden und möglichen und wirklichen Sitten und Anſichten und Gefühlen haben den jüngeren Nachtretern und Nachführern Stoffe hergeben müſſen. Recht hübſch! denn das Sprichwort ſagt: Was macht der Deutſche nicht für's Geld? und der Deutſche ſoll auch ſeiner Natur und ſeiner göttlichen Beſtimmung nach alles Fremdeſte und Fernſte erkennen und verſtehen lernen. Aber nachempfinden nachmachen nachbilden das iſt noch eine eigene und ganz andere Aufgabe. Ich meine hier nämlich nicht Ueberſetzungen oder möglichſt genaue Nachbildungen in unſre treffliche Sprache von Werken etwa aus dem Arabiſchen Chineſiſchen — ſolchem edlen

Streben, wo es ihm gelingt, bleibe ſeine deutſche Ehre! — ſondern ich meine ein Nachempfinden und Nachbilden aus dem Weiten Leeren Unbeſtimmten, wie man ſich einen Chineſen Mongolen Kalmücken und Beduinen in ſeinen Freud- und Leid-Salen in dämmernder Allgemeinheit etwa vorfantaſiert. Da haben ſich Viele auf den Goethiſchen Weſtöſtlichen Divan geſetzt, die zu Hauſe bei den Ihrigen noch auf keinem feſten Divan ſaßen, und haben aus neblichter geſtaltloſer Leerheit leer und fantaſtiſch genug ins weite hohle kalte Blau hinein gemalt.

Was meine ich hiemit? Ich muß mich klar auszuſprechen ſuchen, denn eben bei Beſchauung und Betrachtung von ſeltſamen und fantaſtiſchen Kunſtſtücken begegnet einem leicht, daß man ſich mit ſeinem Urtheil auch ins liebe weite Blau verſchießt.

Bleibe zu Hauſe und nähre dich redlich ſagt auch ein altes deutſches Sprichwort, welches ich mir hier nehmen will. Ich meine nämlich nicht, daß der Deutſche, der oft viel zu viel faſſen und erkunden wollende Menſch, ſich nicht umthun nicht weit umher ſchauen alles Beſte lernen und alles Beſte auch von Fremden annehmen auswählen und mit zu Hauſe bringen ſoll, ſondern ich meine, er ſoll dieſem ſchönen Triebe mit Weisheit und Mäßigung folgen und ihn mit Verſtand gebrauchen. Dies darf von der Wiſſenſchaft faſt wenig gelten, aber von der Kunſt muß es durchaus gelten, welche auch in ihrer höchſten Idealität doch auf das Beſtimmte und Beſondere hingewieſen iſt und welche nur aus den Geſtalten, die von der Natur mit eigenthümlichſter Beſonderheit mächtig ausgeprägt und geſtempelt ſind, lernen kann aus den einzelnen und beſonderen ihr gezeigten Bildern ſich zu dem Karakter ja zu dem göttlichen Bilde des höheren Menſchlichen zu erheben. Ich ſage, wer da zu Hauſe noch nirgends einen eignen feſten Fleck hat, der ſoll ſich hüten ſich leichtfertig und leichtſinnig auf einem perſiſchen und chineſiſchen Boden niederzulaſſen. Damit ſpreche ich aus: wer das deutſche Leben und Weſen daheim noch kaum verſtanden hat, wie mag ſich der in eine ſo ferne ganz unentdeckte und unverſtandene Fremde wagen? Wir ſehen ja, wie es ſo vielen unſrer jungen Dichter mit ſolchen halsbrechenden Wagſtücken ergangen iſt, wobei ſie das bischen Eigene, was ſie kaum gewonnen haben, noch verlieren und uns in dem Fremden und Ungeheuren fantaſtiſche mit tauſend Geſtaltenfluthungen ohne irgend eine wirkliche Geſtalt gaukelnde und unheimliche Nebelgebilde vorführen. Was Goethe der vielkundige und vielerfahrne kunſtreichſte Mann leidlich konnte, das dürfen wenige wollen. Ich weiſe auch auf den reichen vielgeſtaltigen Rückert hin, auch er darf, was Wenige dürfen; doch wer wünſchte nicht daß er weniger mit dem Fremdeſten und Ungleichſten geſpielt hätte, wozu eine ſeltenſte geiſtige Leichtigkeit und Gewandtheit, die auch die Begabteſten zu Abſprüngen und Ausweichungen verführen, ihn nur zu ſehr verleitet haben und wodurch er manche Kraft und Herrlichkeit, die in ihm lag, verſpielt ja häufig vertändelt hat? wer wünſchte nicht, daß dieſer reiche Mann immer nur voll aus deutſcher Geſtalt Natur und Art und aus ganzem deutſchen Herzen heraus geſchaffen und gebildet hätte? Es liegt hierin eine größere Gefahr, als es die Wenigſten ahnet. Auf der andern Seite iſt dieſe Allerwelts-Schilderei und- Bilderei ein Zeichen, daß man daheim in der undichteriſchen Wüſte Sela wandelt. Wollen wir in einen ähnlichen warnenden Spiegel gucken, ſo erſcheint in der engliſchen Literatur eine ähnliche Amerikanerei und Indianerei zwiſchen den Jahren 1720 und 1780, wo

England freilich an einer völligen poetiſchen Zehrungskrankheit darnieder lag.

Der alte Heros Goethe nun in den bequemen behaglichen Tagen ſeines Alters, wo die Zeit da iſt, daß der Menſch nicht mehr viel ſchafft und zeugt ſondern zuſammenlieſt zuſammenlegt und ordnet, und wo überhaupt mehr leicht und gemüthlich in allerlei Richtungen und Krümmungen herumſpaziert, als in irgend einer gleichen Richtung tapfer und weit und hoch fortgeſchritten wird — in dieſen Tagen hat er als Ergebniſſe und Lehren eines langen und thatenreichen Lebens Manches ausgeſprochen, was nicht gerade der Alte ſondern allenfalls kaum der Greis vertreten mögte. Vieles auch gar nicht ſo großlich und ernſtlich gemeint, daß es ihm bei dem Abſchluß ſeiner Rechnung mit der Welt und den Zeitgenoſſen mehr ins Debet als ins Credit geſchrieben werden muß.

Als der alte Herr nun in ſeiner behaglichen Stille da ſaß und ſeine Freunde und Verehrer ihm aus allen Ländern und Völkern die jüngſten Ergebniſſe und Erzeugniſſe in Kunſt Wiſſenſchaft und Literatur zuſchickten und zutrugen, hat er manches bloß gelegentliche und gefällige Wort ausgeſprochen, wie es uns in Stimmung von Freundlichkeit und Dankbarkeit oft nur als ein zartes Gegengeſchenk nur halb gemeint und unbewacht wohl von den Lippen zu fliegen pflegt; und von vielen ſolchen ſeiner Worte darf und muß man ſagen: nicht jedes Wort eines großen Mannes iſt ein Evangelium. Da hat der nun ganz Liebenswürdige und Leutſelige nicht nur ſeinen deutſchen Landsleuten ſondern auch den Italiänern Engländern und Franzoſen manche weiche und ſchmeichliſche Freundlichkeit zugeworfen, die eben den letzten bequemen und mittheiligen Jahren der Menſchen anzugehören pflegt. Da iſt denn unter manchen ſehr leichten und dünnen Geſprächen

Winken und Hinwürfen das Wort Weltliteratur ausgeſprochen, faſt ganz im Gefühl üblicher deutſcher Hingebung und Beſcheidenheit, weil nämlich jene Fremden endlich auch geruht hatten ſeit einigen Jahrzehenden von deutſcher Sprache und Literatur einige Kunde zu nehmen, wenn gleich bei weitem noch nicht in dem Grade, wie der Deutſche es hinſichtlich des Fremden ſchon ſeit Jahrhunderten zu thun gewohnt war.

Dieſes goethiſche Wort Weltliteratur iſt ſpäter von dem jüngeren literariſchen Nachwuchs mit großer Luſtigkeit und Heſtigkeit ergriffen und nach allen Richtungen hin gewendet gedeutet und auch häufig auf das allerverkehrteſte, ganz anders als der große Meiſter es nimmer hat meinen können, angewandt und ausgebeutet worden.

Was der alte Herr auf allen verſchiedenſten Fluren und Feldern herumleſend und mitunter hübſche Blumen aufleſend und zu hübſchen Sträußen zuſammenordnend, kurz was er, in allem Möglichen herumſpazierend, behaglich empfunden und gedacht hatte, das ließ die jüngere Schaar ſich nicht zweimal ſagen und fuchtelte und flunkerte mit dem großen Worte herum, welches der Meiſter in ſeinen ſinkenden Tagen ſo beiläufig und ſeitweges hatte fallen laſſen. Sie meinten ein mächtiges Schöpferwort gehört und einen großen Fund gethan zu haben und jubelten und jauchzeten mit friſchem und muthigem Getoſe in die neue Zeit hinein. Sie wußten nicht, was Goethe wohl gewußt und auch in ſeinen ſpäteſten Tagen nie vergeſſen hat, daß das Deutſche, der gewaltige, wenn man will klotzige und felſige aber immer doch gewaltige, Stoff, noch lange nicht fertig durchgearbeitet worden, daß er ſelbſt nur ſein Theilchen davon behauen und geglättet aber für viele lange ſchwere Jahre noch Arbeit übrig gelaſſen hatte. Sie wußten nicht, daß die Deutſchen

Jahrhunderte lang von fremden Verwüſtern und Verunreinigern, von Spaniern Franzoſen und andern überfahren worden, daß Vieles des allerbeſten und allereigenſten Deutſchen noch mit fremdem Unrath und Unflath überſchüttet und zugedeckt liegt und daß eben die friſche muthige Jugend berufen iſt jeder ſein beſcheidenes Theil aufzuräumen und zu reinigen und ſo manchen vergrabenen deutſchen Schatz wieder in ſeiner Geſtalt an das Licht der Sonne zu bringen. Ferner wußten ſie nicht oder wollten nichts davon wiſſen, ſie hätten es aber aus den Andeutungen und Geſtändniſſen des unſterblichen Meiſters lernen können, wie die Aufgabe des Jünglings in der Literatur geſtellt iſt, ſondern ſie machten ſich kühnlich daran und arbeiteten ſogleich darauf los alle gemeine Arbeit und Noth überſpringend und überfliegend die Weltliteratur machen zu helfen.

So iſt uns ſeit dem letzten halben Menſchenalter ein flügges gefiedertes — nein gefedertes ſollte ich ſagen — Geſchlecht erwachſen, welches mit unverzagter Rüſtigkeit drauf und dran gegangen iſt. Zum Theil ohne alle Vorübung und Vorbildung in dem Eigenen — ich meine aber, nicht allein in eigner Sprache und Wiſſenſchaft ſondern in dem eignen deutſchen Leben Weſen und Treiben, daß ichs kürzeſt ſage, in eigner deutſcher Art und Natur — ſind ſie ſo in die weite Welt hineingefahren, von Byron zu Viktor Hugo von Beduinenſängern zu Beranger, in der ſtolzen Hoffnung, ſie könnten ſich den jungen Geiſt und die junge Geſtalt, wodurch die Welt hinfort getragen und gebildet werden ſoll, auf dieſem Wege auf das goethiſcheſte und ſchöpferiſcheſte greifen und aneignen. Die meiſten von ihnen ſind aber eben in das weite Leere hineingefahren und manche haben ſich wohl ganz verfahren, d. h. ſtatt irgend eine ſichere und beſtimmte Geſtalt zu gewinnen und alſo auch ſtatt der Möglichkeit etwas feſt und voll darſtellen und geſtalten zu können, haben ſie bei einer gewiſſen Kühnheit Waghalſigkeit und Uebertriebenheit, die in Worten brauſt und klingelt, meiſtens etwas Nebelhaftes und Schemenartiges, welchem jeder Inhalt und jeder ſichere Grund eines tüchtigen Lebens zu fehlen ſcheint. Manche haben auch, wie es den Aermeren und Schwächeren unter ihnen geſchehen mußte, bei dieſem eitlen Umherflattern, wo ſie aller Völker Leben und Kunſt mit einigen kecken Griffen zu fangen ja für ſich einzufangen meinten, ſich fern von jedem edleren und höheren Ziel ganz in dem Elendigen Nichtigen und Raſenden auch der fremden Literatur verloren, und ſo würden wir, wenn wir Solchen folgen könnten, ſtatt in die feine franzöſiſche und engliſche Geſellſchaft eingeführt zu werden, mit ihnen in die abſcheulichſten Schweinſtälle aller Laſter und Gräuel gerathen. Deutſchland bekam den wälſchen Unflath der Crebillons und Greſſets und ähnlichen Gelichters vormals gewöhnlich nur in wälſcher Sprache und dieſen unſaubern Unflath auch nur in einzelnen wälſchgebildeten und wälſchſprechenden höheren Kreiſen, dieſe jüngſten deutſchen Allerweltliteraten aber gießen den gräulichſten pariſer und londoner Abſchaum in keuſcher deutſcher Zunge, die ſie frevelhaft unkeuſch machen, über alles Volk aus.

Ich ſpreche hier von den Gemeinen oder vielmehr von den Gemeinſten; aber auch die Ungemeinen, ich ſollte ſagen die Beſſeren, die uns Deutſche, welche ſie häufig die Matten und Strohenen ſchelten, mit wälſcher Lebendigkeit erquicken und mit wälſchem Feuer in Brand ſetzen wollen, was ſchaffen ſie und was haben ſie geſchafft oder vielmehr was werden ſie jemals ſchaffen können bei ſolchem unſeligen Geflatter und Geſchnatter durch und über alle Welt hin? Schöne Worte und Namen genug; aber wo ſind die Thaten und

Wirklichkeiten und wo ſollen ſie herkommen? Da ſchmeichelt und klingelt es uns um die Ohren mit den Klängen von einer allgemeinen von dem unſterblichen Goethe angedeuteten und vorgeahneten europäiſchen Weltliteratur von der ſchönen Vermittelung der verſchiedenen Völker von der Abſchleifung der harten und ſchroffen Einſeitigkeiten, womit ſie bis jetzt einander abgeſtoßen und verwundet haben, kurz von einer neuen Befriedigung und Beſeligung des europäiſchen Menſchengeſchlechts von einer Verfeinerung und Veredlung durch die feinſten und edelſten Künſte, welche dem nächſten Zeitalter als Aufgabe geſtellt ſey.

Wir können dies nicht als etwas Ausgemachtes ſo hinnehmen, und müſſen die Hoffnungen einer ſo glänzenden Zukunft, die ſie uns vormalen mögten, für Praletei und Gaukelei erklären. Auf dieſem Wege geht es nicht, am allerwenigſten geht es da mit dem, was bisher unter dem Wörtlein Kunſt verſtanden worden. In Hinſicht der Wiſſenſchaft geben wir es größtentheils zu, in Hinſicht auf die Kunſt weniger. Die Wiſſenſchaft iſt ein allgemeines Weltgut. Sie als das Höchſte und Tiefſte als das Schwerſte und Gewichtigſte, was gewonnen werden kann, hat es mit den edlen Metallen gemein, mit dem Golde und dem Silber, daß ſie in jeder, auch in der unſcheinbarſten und ungebildetſten Geſtalt durch ihren inneren Werth gilt, wie auch Gold und Silber weniger nach dem ſchönen Gepräge ſondern, auch wenn es in Stangen und Klumpen vor uns liegt, nach der Schwere ſeines Inhalts gewogen und geſchätzt wird. Aber die Kunſt, mit ihr ſteht es gar anders, beſonders die Kunſt der Rede und alles, was durch Sprache und Rede gebildet und geſchaffen wird, alſo das, was man die Literatur der Völker zu nennen pflegt. Je mehr dieſer Theil der Kunſt ein Allerweltsgepräge, das Gepräge einer Allerweltliteratur, hat, deſto dünner und inhaltleerer wird er ſeyn. Nicht, als gebe es nicht allgemeine Maaße und Muſter, nach welchen die Kunſt der Sprache, die Redekunſt und die Dichtkunſt, als eine Kunſt des Schönen geübt und gebildet werden müſſe, ſondern der Knoten ſitzt hier anderswo. Wie jeder einzelne Menſch als ein geiſtiges ſittliches Weſen in dem mannigfaltigen Gewimmel der Millionen Seinesgleichen nach der wunderbaren Weisheit Gottes ſo geſchaffen iſt, daß er in ſeiner geiſtigen und gewöhnlich auch in ſeiner körperlichen Geſtalt gleichſam als ein Weſen für ſich, als ein beſonderes eigenthümliches auch in ſeinen Trieben und Anlagen wohl allen jenen Millionen ähnliches und doch wieder von ihnen verſchiedenes Weſen da ſteht, ſo ſtehen auch die einzelnen Völker in ihrer Art und Natur und auch in ihren Sprachen als dem unmittelbarſten Ausdruck und Bilde ihres geiſtigen Lebens und Strebens da. Wenn alle Menſchen in allen Völkern und Ländern allerdings in ihren Leidenſchaften und Trieben und in der Offenbarung derſelben in Gefühlen und Gedanken ein großes Gemeinſames haben, was man das gemeinſame Menſchliche nennen muß, ſo iſt doch das geiſtige Bild, ich ſollte ſagen die geiſtige Geſtalt, dieſes gemeinſamen Menſchlichen in der höheren Ordnung des Ausdrucks eben ſo mannigfaltig verſchieden, als die Sprachen der Menſchengeſchlechter verſchieden aus einander laufen. Ich ſage abſichtlich *in dem höheren Ausdruck*, wo der feinſte innerſte Geiſt der beſonderen Sprache des beſonderen Volks ausgedrückt wird, wo die Sprache in höherer Ordnung, wo ſie als Kunſt auftritt.

Hier bin ich auf einem Gebiete angelangt, wo das Sprechen über die Sprache gleichſam verſagt, wo man vergebens ringt das Unbeſchreibliche zu beſchreiben. Wer aber aus dem eben Angedeuteten und Geſagten ungefähr verſteht, von wo ich auslaufe und wohin ich gelangen mögte, der wird mich auch ungefähr verſtehen. In jeder Sprache liegt das feinſte innerſte Leben jedes einzelnen Volkes verſchloſſen, ſein Geſammtgeiſt. Man faſſe das Wörtlein Geſammtgeiſt wohl, um zu begreifen, welche Rieſenkunſt dazu gehört einen ſolchen Schatz zu heben und den ſchweren geiſtigen Inhalt aus ſeiner Tiefe ans Licht empor zu bringen. Denn herausſpielen oder gar herauszaubern läßt ſich dieſer Inhalt nicht. Glaubt nur, daß Cervantes und Goethe, Shakeſpeare und Byron, dieſe Mächtigſten, glaubt nur, daß ſie nicht ohne viele edle Schweißtropfen dazu gelangt ſind einen Theil des Schatzes ihrer Mutterſprache aus der verborgenen Tiefe zu heben. Schlaget nur ein wenig über, wie viel geſtrebt gelebt empfunden gedacht werden muß, um nur erſt des Stoffes in etwas Meiſter zu werden, und ferner, welche lange Uebung und Arbeit, aus dieſem Stoffe liebliche lebengleiche Gebilde zu ſchaffen. Man verſteht dieſe Andeutungen, wenn man bei der Anſchauung und Betrachtung und Genießung der Meiſterwerke fremder Sprachen ſich ſelbſt belauſcht, ich ſollte ſagen, wenn man ſich ſelbſt in glücklichen Augenblicken überraſcht. Glaubſt du Deutſcher denn, auch du ſehr gelehrter und gebildeter Deutſcher, wenn du deinen Ariſtophanes, Sophokles lieſeſt, daß du ihn wie ein Athener, wenn du den Shakeſpeare lieſeſt, daß du ihn wie ein Engländer, wenn du Racine und Beranger lieſeſt, daß du ſie wie ein Pariſer empfinden und ſchmecken, kurz daß du ſie ganz und voll genießen wirſt? Nein! nein! Auch dem gebildeteſten geiſtreichſten feinſten Fremdling bleibt unter den eigenthümlichen Hüllen, welche eben die beſondere Sprache in jedem Sprachwerke beſonders bildet, manches Geheimſte und Feinſte verborgen, was nur, wer von Kindauf mit der Muttermilch den Geiſt ſeiner Sprache geſogen hat, ganz empfinden und herausfühlen wird. Wenn dem ſo iſt — und dem iſt ſo — ſollen wir uns wundern, daß aus dem wüſten Genaſche, womit die Jugend die ſchöne Literatur der verſchiedenſten Völker gleichſam auf einmal verſchlingen und verdauen will, wohl eine ſchlechte Allerweltsliteratur aber wahrlich keine Weltliteratur, welche Goethe auch ganz anders gemeint hat, entſtehen wird? Und gäbe es unter dieſen Verwegenen, die auf ſolchen geſchwindeſten Geiſtesraub ausgehen, einige Außerordentliche, daß ſie die Geiſter von fünf ſechs Sprachen gleichſam im Fluge haſchen und zu Einem großen Ganzen in ſich verarbeiten könnten, wie würden die verſchiedenen Triebe und Strebungen der verſchiedenſten Geiſter, mit welchen ſie zugleich meinten leben und wirken zu können, ſich in ihnen raufen zerſchlagen und zerſetzen, und wie würde es bei ſolcher Zwietracht und Schlägerei um die ſichern und heitern Gebilde der Schönheit ſtehen, welche aus ſolchem einander vernichtenden Kampfe des Verſchiedenen und Ungleichartigen nimmer in Vollkommenheit geboren werden können?

So ungefähr däucht es mir um die Weltliteratur, wie ſie von Vielen begonnen iſt im verkehrten Streben begriffen und geübt zu werden; aber es giebt noch andere Allerweltſachen und Allerweltträume, worauf es gut iſt die guten Leute, welche auf das Glockengeläute der Stunde horchen, ein wenig aufmerkſam zu machen.

Wir leben beinahe ein Menſchenalter im Frieden und geben uns den weichlichen und üppigen Genüſſen, wozu der lange Friede verführt, nur zu ſehr hin; wir fliegen in Dampfſchiffen und auf Eiſenbahnen zu einander faſt mit der Geſchwindigkeit der Winde und ohne einen Schweißtropfen zu vergießen, ohne welchen ſelbſt der Reichſte und Vornehmſte, der ſonſt zu Wagen oder zu Roß fuhr, doch nicht ganz wegkommen konnte. Man wird künftig von Paris nach Petersburg faſt ſo ſchnell kommen können, als vor zwanzig Jahren von Paris nach Köln. Alſo eine bequeme glückſelige und friedſelige neue Zeit, ſo rufen die meiſten; viele rufen ſogar: die Menſchheit geht einem großen Abſchnitt und Durchſchnitt der Weltgeſchichte entgegen, der Krieg wird den Völkern künftig wie eine abſcheuliche Fabel klingen, ja er wird hinfort eine völlige Unmöglichkeit ſeyn: das Gefühl der Völker die Einſicht und der Eigennutz ja die höher und tiefer durchgebilde Menſchlichkeit wird ſich zu gewaltig dagegen legen. Denn welche Entwickelungen und Schöpfungen des jüngſten Menſchenalters in allen Zweigen und Geſchäften des Staats- und Volks-Lebens und des allgemeinen unermeßlich ausgebreiteten Weltverkehrs! und die Eiſenbahnen die Dampfſchiffe die Millionen, die in den Maſchinen der Fabriken ſtecken, und die köſtlichſte menſchlichſte über alle Länder hin in unendlicher Verbreitung angewandte Erfindung des Papiergeldes und die Jupiter Rothſchilde, welche die oft ſo räthſelhafte Umſchwingung und Umrollung dieſer Weltmünze in ihren allmächtigen Händen haben — alle dieſe werden es nimmer wieder zum Kriege kommen laſſen.

So ungefähr hört man die gutmüthigen und bequemen Friedensliebhaber und Friedenspropheten in allen Häuſern und Gaſſen predigen und die Gründe, worauf ſie ihre Hoffnungen bauen und von welchen ich eben einige der ſtattlichſten genannt habe, ſind gar nicht ſchwächlich noch wegwerflich. Aber es iſt noch ein anderes Geſchlecht von Friedenspropheten und Gaſſenpredigern einer allgemeinen Menſchlichkeit und Glückſeligkeit, welches wir etwas näher ins Auge faſſen müſſen, weil es bei einer gewiſſen gutmüthigen Träumerei, worin wir Deutſche ſo gern verſinken, gefährlich werden könnte. Alſo wer Ohren hat zu hören, der höre!

Dieſes Geſchlecht meint im Grunde gar nichts Anderes, als was Napoleon in ſeinen Tagen gemeint hat, und was ſogar von der Neva her in das liebe Deutſchland, welches man bloß zu beglücken geſonnen iſt, mit ganz beſonderen Tönen, in welchen man den Wolf und Bären nicht hört, hinübergeſchmeichelt wird. Seyd fein ſtill, ihr lieben frommen ſanften Deutſchen und laßt es euch gefallen, daß wir euch zu beglücken und zu beherrſchen kommen; es ſoll euch nicht weh thun. Brüderchen, es thut nicht weh, ſagt der Türk, wenn er einem den Handſchar an die Kehle legt, um den Kopf abzuſchneiden. Napoleon, der die ganze Welt auf ſeine Weiſe zu beglücken brannte, zog immer den Degen nur aus, „weil Gott ihn zum Friedensfürſten der Welt gemacht „habe; erſt müſſe und ſolle das habſüchtige und blutdürſtige Karthago England vernichtet, erſt müſſen alle Länder, „worüber ſein großes Herz vor Mitleid weine, von den eiſernen Fußſtapfen des Kriegs zertreten werden — dann „werden Gerechtigkeit Glückſeligkeit und unſtörbarer Friede, „die ſein Heldenherz nur wollen könne, aus den blutigen „Spuren deſſelben aufblühen und die Völker ſegnen.“

Dieſer Ton und dieſes Tones Klang hat ſich nun freilich etwas geändert, aber er klingt immer noch von der Seine her; nur klingt er aus feineren und dünneren Pfeifen und Trompeten, und etwa nach folgenden Richtungen hin:

„Eine neue große Zeit iſt da, deren Möglichkeit unſre „Väter kaum träumen konnten, wo eine allgemeine Bildung „und Vermenſchlichung der Völker alle Scheidewände niederreißen werden, welche ſie zu ihrem Unglücke bisher von „einander trennten. Dieſes große Werk iſt nicht bloß die „leiſe Wirkung von Wiſſenſchaft und Kunſt ſondern auch „alle Erfindungen und Thätigkeiten des Kunſtfleißes und

„Verkehrs der Völker und ſelbſt der Dampf, dieſe erhabene „Weltkraft, die ſie mit Blitzesſchnelle zu einander führt, werden die künftige große Gemeinſamkeit vermitteln und alle „Einſeitigkeiten und Schroffheiten abſtoßen und abſchleifen, „wodurch Beſchränktheit und Verblendung diejenigen, welche „zu ihrem Glücke in Liebe verbunden ſeyn ſollten, bisher „noch abſtießen und trennten. Eine große Epoche, welche „nun im Werden iſt, wo nicht das Schwerdt mehr „die Völker zuſammenzwingen ſondern die ſtille Sitte ſie „ſanft und unblutig zuſammenführen ſoll, hat ihre Anfänge „und Urſprünge da, wo der Kern und Mittelpunkt aller europäiſchen Bildung und Entwickelung ſeit Jahrhunderten „war und gegenwärtig im größten Glanze iſt, nämlich in „Frankreich und in Frankreichs Hauptſtadt in Paris, der „jetzigen und künftigen Hauptſtadt Europa's. Die Franzoſen „demnach ſind die gottbeſtimmten und gottgebornen Anführer und Einführer dieſer jüngſten Epoche. Nächſt ihnen „werden die guten ehrlichen Deutſchen wegen ihrer menſchlichen und freundlichen Sitten und wegen ihres freien und „kühnen Strebens auf allen Feldern der Wiſſenſchaft die „erſten Folger und Begleiter derſelben ſeyn, würdig ſo herrlichen Wegweiſern zu folgen. Und von dieſen beiden großen Mittelpunktsvölkern wird die allgemeine Vermittelung „und Vermenſchlichung aller übrigen europäiſchen Völker „ausgehen und durch die Macht und Gewalt der neuen Bildung und Vergeiſtigung wird ſelbſt dem Bären ſeines äußerſten Oſten endlich der Pelz der Barbarei abgeſtreift und „ſeine Wildheit zur allmähligen Zähmung eingefangen „werden."

So ungefähr wird die neue Herrlichkeit von tauſend und aber tauſend Stimmen meiſtens mit den ſchmeichliſcheſten und gaukliſcheſten Tönen und Scheinen eingeleitet und angeſchmeichelt, nur daß gelegentlich das Wolfsohr unter dem Fuchspelz hervorguckt; ſo daß das Ende vom Liede doch immer iſt: „Ja, ſo hat Gott die Beſtimmung „der Schickſale und Zeiten des neuen Europa geſetzt, daß „wir beide, die Franzoſen und die Deutſchen allein fähig „und würdig ſind die neue Zeit zu machen und zu vollenden. „Weil ihr gute Deutſche als fleißige und unverdroſſene aber „weniger kühne und erfindungsreiche Arbeiter eigentlich nur „die zugeſellten Mithelfer ſeyd und wir Franzoſen dieſer jungen europäiſchen Welt allein die Geſtalt geben und allein ihr „das rechte glänzende Bild ausdrücken können, ſo geziemt uns „ja gebührt uns, daß wir vor allen in der herrlichſten Macht „und dem größten Glanz erſcheinen, ja mit ſolcher Rüſtung „und ſolchem Angeſicht, daß wir allenfalls dräuen und die „Weigernden und Sträubigen nöthigenfalls mit Gewalt in „die neue Bahn hineintreiben könnten. Darum müßt ihr „uns den Rhein wieder als Gränze geben und euch ſelbſt, „bis ihr euch aus eurer ſchläfrigen Träumerei ein wenig „herausmacht und euch mehr durchbildet, einſtweilen noch „unter unſre Leitung und unſern Schutz ſtellen laſſen.“

Manche dieſer Franzoſen, welche dergleichen hübſche Klänge klingen laſſen, meinen es wirklich ehrlich mit ſolchen bunten und gaukliſchen Hoffnungen und Vorſpiegelungen, ſo weit ein in eitler und praliſcher Hoffahrt betrunkenes Volk etwas ehrlich meinen kann; aber viel mehrere klingen es in bewußter lauſchender Schalkheit ſo nach. Das Schlimmſte aber iſt, daß viele Deutſche anfangen eben ſo zu leyern oder vielmehr den Franzoſen in gedankenloſer Albernheit nachzuleyern. Wären es bloß deutſche Gimpel, ſo ſtünde dieſe Erſcheinung in ihrer natürlichen Regel; aber ... aber ...

Es iſt beinahe ein Menſchenalter verfloſſen — es war die Zeit unſrer herrlichſten Siege — da erſchien in Berlin ein Thüringer Doktor Zinſerling, der aus Kaſſel wo er unter Hieronymus Regierung an einer Kriegs- oder Pagen-Schule angeſtellt geweſen, nicht das rühmlichſte deutſche Gerücht mitgebracht hatte. Er mußte ſich vor dem Zorn der Menſchen flüchten. Dieſer Zinſerling hatte nämlich eben in dieſer Zeit ein Büchlein ausgegeben zur Verherrlichung der Franzoſen, welche die Deutſchen als ihre überliſtenden und landplagenden Füchſe eben mit Schrecken über die Gränzen gejagt hatten. In dieſer Schrift war das Königreich Weſtfalen und Hieronymus Hofhaltung allerſchändlichſten Andenkens dargeſtellt als der in der Mitte des düſtern böotiſchen Deutſchlands aufgerichtete Olymp, von welchem die Sonne des neuen Glücks und der neuen Bildung über die umliegenden Lande herableuchten und die Dünſte und Nebel teutoniſcher Dumpfheit und Dummheit allmählig zerſtreuen ſolle; die Deutſchen dargeſtellt als grob dumm geiſtlos, unfähig ohne Frankreichs Hülfe ſich nur zu irgend einem erquicklichen Gefühl oder hellen Gedanken zu erheben. Beweis: Schriftſteller wie Leſſing Goethe Schiller dünken ihnen etwas, über deren breite und langweilige Mattigkeit ein geiſtreicher Mann vor Ueberdruß berſten könne; nur Männer wie Voltaire und Diderot können aus Menſchenklumpen Menſchen bilden. Beiläufig wurden von dieſem Bewunderer des Wälſchen alle deutſchen Beſtrebungen für das Freie Hohe und Edle mit lächerlichem Spott begoſſen, Männer wie Niebuhr und Seinesgleichen als demagogiſche Volksverführer und Jugendverderber ja als Zurücktreiber des freien und feinen wälſchen Geiſtes u. ſ. w. verläſtert.

Dieſer Zinſerling konnte damals in Deutſchland nicht bleiben. Die Studenten und freiwilligen Krieger ſcheuchten ihn aus Berlin weg. Er hat bei den Ruſſen in Wilna wo er die Verläumdung ſeines Vaterlandes unter ähnlichen Titeln fortſetzte, Zuflucht und Anſtellung gefunden.

Jetzt haben wir andre Zinſerlinge und in einem andern Stil und mit andern Hoffnungen und Anſichten, die überdeutſchen und doch undeutſchen ſogenannten jungen Deutſchen, ein ſehr anderes Geſchlecht als die Jungen der Jahre 1813 und 1814. Dieſe hoffen von den Franzoſen, daß ſie das Chriſtenthum, welches ihnen mit Pfaffenthum und Prieſterherrſchaft ganz einerlei und der größte tiefſte Jammer der Menſchheit däucht, vertilgen und dann die einzige wahre und ächte Freiheit und Gleichheit gründen und einleiten helfen werden. O die armſeligen Thoren und Narren! denn ſie alle Frevler zu nennen wage ich nicht, die meiſten wiſſen nicht, was ſie hoffen meinen und wollen.

Alſo auch hier ſollen die Franzoſen helfen? O ihr Armen! was hofft ihr von denen? Könnt ihr ſie denn nimmer erkennen? könnt ihr den geſchwindeſten Vorlauf und Rücklauf ihrer Herzen und ihrer Geſchichte denn nimmer begreifen? ſeht ihr denn ein ſo leichtes Spiel, ein Spiel, das euer Spiel zum Spielchen machen wird, in dem Kampfe, der dort zwiſchen dem Staat und den Hohenprieſtern ſteht? Ich fürchte leider, wie die franzöſiſchen Zeichen ſich mir ſtellen, nicht die wahren Prieſter, die frommen chriſtlichen Prieſter, ſondern die Jeſuiten werden zuletzt mit dieſem leichteſten ſinnlichſten Volke wieder durchgehen, jene Jeſuiten, die jetzt auch bei uns in Deutſchland mehr als gut iſt wieder zetteln und herumlauſchen und herumſchleichen ja hie und da wieder lärmen und rumoren; ich fürchte, der Aberglaube wird da eher ſiegen als der Glaube. Den Glauben und das liebe Chriſtenthum ſollen dieſe Weltverjüngungsträumer uns endlich wohl ſtehen laſſen. Das iſt gottlob keine ſo dünne Seifenblaſe, welche von dieſen Hoffnungsreichen nicht ſo leicht, als ſie wähnen, aus der Welt weggeblaſen werden kann. Aber die Meinung, daß die Franzoſen dazu den Muth und die Lungen haben, verſchafft ihnen jetzt manche deutſche Anhänger aus denjenigen, welchen Voltaire und die ganze Freibeuterſchaar der Encyklopädiſten wieder die Heilande und Herolde des neuen Weltalters heißen. So wunderſam und ſeltſam laufen die Jahre 1770 und 1780 mit andern Mondziehungen und Wellenſchwingungen wieder in dieſe Jahre 1840 zurück.

Doch zu vielen dieſer Bethörten und zu denen, welche wieder von ihnen bethört ſind, noch ein ernſtes Wort der Verſtändigung:

Die Franzoſen haben uns Deutſche ſeit Jahrhunderten ſehr beſchädigt; ſie haben durch ihre böſen Liſten viel Land und Leute von uns geriſſen und unſre Alpen- und Waſſer-Burgen, die Schweitz und das Niederland, von unſrer Macht und unſern Herzen abgewendet und leider auch abgewöhnt; aber viel mehr haben ſie uns an Art Sitte und Sprache beſchädigt, ein Schaden, welchen wir lange noch nicht verwunden haben. Ihre ſogenannte große Bildung, von welcher ſie vergebens jetzt gern einige falſche und elendige Schimmer und fratzige Firniſſe ablöſchen mögten, war nichts Edleres und Höheres als die ſteife und blanke Bildung eines verdorbenen und deſpotiſchen Hofes, die Bildung blanker Hofſchranzen blanker Lakeien zu gaukliſcher Wohlanſtändigkeit verlarvter Kebsweiber-Prunk Tand und Lüge. Dieſe Bildung hat deutſche Kraft und Herrlichkeit nur zuviel verſteifen erſtarren und zerbrechen geholfen, ſie herrſcht leider noch zu viel in den Paläſten und Sälen unſerer Großen und läßt unſre eigne und tapfre tüchtige Natürlichkeit immer noch nicht genug aus eigenen Keimen an eigner Sonne wachſen. Und nun ſollten wir mit dieſen ſchlauen ſteifen und verzierten Meiſtern im neunzehnten Jahrhundert, zwar in einem etwas andern Stil aber immer in derſelben Meinung und Bedeutung von ihrer Seite gleichſam von vorn wieder anfangen, nachdem wir kaum erſt ſeit einem halben Jahrhunderte ein wenig inne geworden ſind, *wir dieſe ſind, was dieſe wollen und können, und was wir wollen und können ſollten.*

Nein, nicht alſo! So ſey das neue Weltreich der Vermittelung der Völker nicht gemeint!

Gern nehmen wir die Entwickelungen und Erfindungen des Augenblicks an, oder vielmehr wir nehmen ſie an, weil wir ihnen nicht ausweichen können, weil wir dem allmächtigen Strom der Geſchichte auch wider Willen folgen müſſen. Aber mit dieſen Franzoſen ſo zuſammenfließen mit dem ganzen großen endlich wüſten und geſtaltloſen Völkermiſchmaſch ſo zuſammenfließen, wie dieſe liſtigen Schälke und mehrere gutmüthige Tröpfe uns vorgaukeln, vor ſolchem frevelhaften Gedanken und vor ſolcher Miſſethat an der Beſtimmung Deutſchlands und Europa's ſoll uns Gott bewahren! Doch wir ſchauen uns noch einmal kalt um und betrachten die Dinge und dieſes ſeltſame Ding mit ruhigem Blicke.

Europa Ein großer Staat des Friedens und der Gerechtigkeit, aller Krieg auf immer zu Ende, alle Ecken und Schärfen der Völker, die einander verwunden und ſchneiden, durch eine große gemeinſame Bildung allmählig glücklich abgeſtoßen und abgeſchliffen. *Und die liebenswürdigen freundlichen uneigennützigen gerechten Franzoſen* wollen ſich großmüthig zum großen Schleifſtein der Völker hergeben und die Deutſchen ſollen bei dem Schleifen als Sand und Waſſer aufgeſchüttet werden? Wir geben zu, neben vielen Schälken, die unter ſolcher Winkung und Weiſung ihre napoleoniſchen Untergedanken verſtecken, giebt es auch unter den Franzoſen einige gutmüthige Träumer, die ſich von einem ſolchen Traum allgemeiner Menſchlichkeit und Friedſeligkeit auf das nebelhafte Dämmerland des Wahns mit forttreiben laſſen. Aber ich ſage ihnen, ſie träumen eine Thorheit mit, und wenn ſie ihr eignes Volk betrachten und erkennen könnten, würde ich ſagen: ſie träumen eine Narrheit. Doch weiter!

Kein Volk auf Erden iſt gerecht und menſchlich genug, daß es, wenn ihm die Gewalt der Uebermacht gegeben wird, die andern Völker gerecht und edel gebrauche und die verſchiedenen Anlagen Triebe und Strebungen derſelben mit gerechter und menſchlicher Schonung und Gelindigkeit pflege und erhalte. Von allen europäiſchen Völkern, däucht mir, wäre unſer Volk, das Volk der Deutſchen, das am meiſten geeignete zu der Rolle der Hut und Oberhut und der menſchlichen Leitung der Anderen, eben deswegen, weil in dieſem Volke ein jeder die beſondere eigene Entwickelung und Bewahrung ſeiner Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit nach der Möglichkeit ſucht und erſtrebt und ſie auch mehr als die andern Völker bei Fremden anerkennt und achtet. Aber doch würde ich ihm nimmer die gefährliche Rolle anvertrauen von dem Kabó Sankt Vincent bis zum Ural alle andern Völker unter ſeiner Hut zu weiden. Wenn ich aber glaube, daß der Deutſche ſolche Oberleitung und Führung nicht mit Gerechtigkeit und Zucht vollbringen könnte, wer ſollte es ſonſt können? Etwa die Romanen oder die Slavonier? Andre große Völker aber kenne ich in Europa nicht. Oder weiſt man mich gar zu den Türken hin? Aber die ſind nicht mehr groß. Verſteht ſich, ich nenne die Engländer und Skandinaven hier nicht, weil ſie unſre nächſten Blutsverwandten, Brüder des germaniſchen Volkes ſind.

Nun zuerſt von den Romanen zu reden, ſo iſt zum Beiſpiel der Spanier ſo geartet, daß er alles Fremdartige und Verſchiedene von ſich ausſchließt. Er kann kein allgemeines Weltvolk ſeyn. Der Italiäner in ſeinem Weſen und Streben hat mit ihm eine gewiſſe entfernte Aehnlichkeit, aber auch ſeiner Art und Natur mangeln alle weichen und vermittelnden Uebergänge. Der Franzoſe, ja dieſer meint alles in Einem großen Bündel zu haben. Er hat Uebergänge und Anſchmiegungen zu Andern und Fremden, er hat in ſeiner Art wirklich einige Uebergänge und Annäherungen zu uns Deutſchen, der Anſchmiegungen und Einſchmiegungen allerdings nur zu viele. Aber das Alles ſteckt bei ihm nur in den Unteren und Kleineren; wo es auf das Große und Allgemeine ankommt, da kann er ſich nimmer loslaſſen noch ergeben, geſchweige hingeben, da iſt er ein mehr geſperrter Romane als der Spanier und Italiäner, weil er nur eitel und hoffärtig iſt, wo jene ernſt und ſtolz ſind. Zu einem freien Fürſten und Führer der Völker hat Gott ihn nun einmal nicht geſchaffen, obgleich er ſich einbildet in allem Edlen und Freien der geborne Fürſt und Führer zu ſeyn. Sein Karakter iſt für die hohe Rolle, die er ſich zuſpricht, zu pralſüchtig und zu habſüchtig, ja er iſt im eigentlichen Sinn ein klumpſüchtiges Volk und würde in edler Weiſe keine freien Völker in eigenthümlicher großmenſchlicher Gemeinſamkeit nimmer neben ſich vertragen ſondern alles in enger franzöſiſcher Weiſe neben ſich zuſammenklumpen und durch einander miſchen und kneten wollen. *Dies war römiſch, dies iſt romaniſch.*

Und zweitens die Slavonier, etwa die Moſkoviter, die mit ſo breiten Elefantenfüßen jetzt vortreten und mit ihren weiten Armen die Welt umklammern wollen? Wären dieſe etwa die Erwählten und Berufenen? Dieſe, die alles

Fremde anſpeien und haſſen, die uns Deutſche, vor welchen ſie doch Ehrfurcht und Dankbarkeit zeigen ſollten, ſowohl zu verachten als zu haſſen wagen,' die ſollten das neue große europäiſche Weltreich des Friedens und der Gerechtigkeit ſtiften und führen?

Doch genug und ſchon zu viel der Fragen und Antworten. Nimmer ſoll ein ſolches allgemeines chriſtliches europäiſches Weltreich ſeyn. Wir wollen uns bis auf den Tod wehren uns in ein Allerweltvolk verwandeln zu laſſen; wir begehren die Liebesküſſe eines ewigen Friedens weder von dem Tartaren und Kalmücken noch von dem Pariſer und Marſeiller. Mag der Franzoſe ſchmeicheln und ſtreicheln mit allen ſeinen freundlichen und gaukliſchen Fuchsſchwänzereien, mag der ſchlaue und knechtiſche Moſkovite die bunten Netze ſeiner ſchleichenden Hinterliſten mit ihren feinen unſichtbaren Fäden über die ganze Welt auswerfen wollen — wir wiſſen, was dieſe Vorſpiegelungen und Gaukeleien bedeuten. Gott hat es von Anfang an beſſer und weiſer gewollt als die, welche ſeinen heiligen Willen mit Europa brechen mögten. Daß in Europa mehr als ein Dutzend Reiche und Völker verſchiedener Art Sitte und Sprache neben einander da ſind, daß bis jetzt kein allgemeines wüſtes und todtes Römer-oder Türken-Reich gelungen iſt, daß wir den franzöſiſchen Fuchs mit ſeinem unreinen Schwanz nicht über uns hinſpringen den ruſſiſchen Elefanten nicht über uns hintrampeln laſſen wollen, das war und iſt dieſes kleinſten Welttheils Herrlichkeit und hat nebſt manchen andern Vorzügen ihm in dem Reigen ſeiner Genoſſen den Vortanz gewonnen.

Weg alſo mit dem todten ſeelenloſen und geiſtloſen Klumpen, in welchem Glück und Friede ſtecken ſoll! weg mit den Völkern, die nur eitlen Glanz und dicke Klumpen wollen! Denn weder ein Zuſammenfließen noch ein Zuſammenzwingen, viel weniger noch ein Zuſammenlügen und ein Zuſammenſchmeicheln laſſen wir uns gefallen. Je mehr durch unabwendliche und unwiderſtehliche Entwickelungen und Erfindungen der Zeit und durch unvermeidliche und geſchwinde Veränderungen aller Zuſtände, welche ſie mit ſich führen, die Völker einander genähert ja zuſammengeführt werden, deſto mehr muß eben ein jegliches Volk trachten und mit allen ſeinen Kräften ſtreben auch dasjenige doppelt auszubilden und zu ſtärken, wodurch es ein beſonderes eigenthümliches Volk iſt. Je mehr es jenem heiligen Geſetz der Menſchlichkeit und Göttlichkeit ſeines Geſchlechts gehorcht, von jedem andern Volke jegliches Edle und Gemeinmenſchliche mit Freuden aufzunehmen und ſich anzueignen, deſto eifriger und feſter hat es auch dasjenige zu bewahren, in welchem als in ſeinem gottgegebenen und gottgebornen Eigenthümlichen der Kern ſeiner Kraft und Tugend ruht.

Alſo auf den höchſten Stufen jeder edlen Kunſt und jedes hohen Wiſſens und Strebens das gemeinſame europäiſche Menſchliche und Chriſtliche von Jahrhundert zu Jahrhundert gebietender und herrſchender; auf den mittleren Stufen aber werde das Einzelne und Beſondere mit deſto größerer Sorge und Liebe bewahrt, je mehr eine ſogenannte allgemeine Bildung es auszulöſchen und ſein helles und ſcharfes Gepräge zu matter und nichtiger Glätte abzuſchleifen droht. Auf der Höhe die europäiſche Einheit und Gemeinſamkeit, in der Mitte die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit. So wird jene glückliche Wechſelwirkung der Völker, wodurch Europa iſt, was es iſt, nicht nur bewahrt ſondern von Tage zu Tage ſchöner entwickelt werden. Wir ſind keine Barbaren mehr und wollen nicht wieder Barbaren werden, aber tauſendmal lieber, wenn Eins von Beiden ſeyn müßte, ſcharfe und eckige Barbaren als ein mattes knechtiſches langweiliges Geſindel mit einem verblaßten Allerweltsgepräge. Jedem alſo das Seinige und das Eigenthümliche und jenes das Fremdartige Ausſchließende und Abſtoßende, wodurch ein Volk allein ein freies und ſein eigenes Volk bleiben kann, mit um ſo feſterer Treue und Liebe bewahrt, als die Gefahr des ſich in Allem und im Nichts verlieren durch den Gang der Weltgeſchichte und allgemeine Entwickelungen größer wird. Vor allem Andern dasjenige am feſteſten gehalten, was von dem Zuſammenfließen und Zuſammenwachſen mit dem Fremden am leichteſten und innerſten beſchädigt wird; denn das eben wird das Lebenselement in deinem Volke ſeyn!

Uns Deutſche in Europa's Mittelpunkte bedräuen zwei Völker, die gern an uns und noch lieber auf und über uns wollen, die Ruſſen im Oſten und die Franzoſen im Weſten. Vor der gleißenden und überfirnißten Barbarei der Erſten ſichert uns ein natürlicher Schauder; wir würden auf Leben und Tod dagegen ringen. Etwas anders ſtehen wir zu dem Zweiten, zu unſern wälſchen Nachbarn. Wie oben geſagt, von und zu ihnen ſind manche Uebergänge von und zu uns. Die Franzoſen ſpielen mit manchen Trieben und Eigenſchaften, womit ſie uns lange bethört und verführt haben, zu uns Deutſchen und zu dem ganzen germaniſchen Norden hinüber, mit manchen liebenswürdigen Schwächen, mit manchen empfindſamen und überſchwänglichen Regungen und Aufwallungen, welche freilich kürzere Wellen ſchlagen als die deutſchen, mit manchen Schimmern und Scheinen, die oft eine geiſtigere und idealiſchere Färbung annehmen, als ihr

Inhalt trägt. Kurz, die Leute an der Seine haben eine Pandorenbüchſe, woraus ſie immer einige bunte Lockvögel über das alte Germanien ausfliegen laſſen. Darum rufe ich zum dritten und vierten Mal: Hütet euch! und ſeht zu euren Augen und Ohren!

G. A. Reimer.

> Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
> Iſt heilig, noch nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.
> **Goethe.**

(1842.)

Georg Andreas Reimer war am 27. Auguſt 1776 zu Greifswald von braven Aeltern geboren, welche Kaufhandel und Brauerei trieben. Sein Vater, welchen er früh verloren, hatte ſein ruhiges Bürgerhaus als Schiffer gegründet und von dem Element des kühn wallenden wogenden und wagenden Seelebens ſchien auf dieſen ſeinen Sohn ein gutes Erbſtück übergegangen ſeyn. Verſtand und Muth ja Kühnheit und Wagniß im höchſten Sinn hatte der Sohn von ſeinem Vater geerbt und jene Treue Schlichtheit Redlichkeit und Tapferkeit, welche man an den alten Pommern von weiland pries und welche in den jungen gottlob noch wohl nicht ausgeſtorben ſind. Reine Sitten und frommen Glauben nahm er aus dem mütterlichen Hauſe und dem mütterlichen Herzen mit in die Welt, und dieſe haben in einer wildbewegten und alle Gefühle Gedanken und Anſichten der Sterblichen umrollenden und umwälzenden Zeit den Jüngling und Mann nimmer verlaſſen.

Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts begann Reimer als Buchhändler in Berlin ſein bürgerliches Geſchäft. Mit geringen Mitteln aber mit voller Zuverſicht auf Gott und auf Redlichkeit und Arbeitſeligkeit begann er, und ward getragen und geſegnet eben durch den Verſtand und Muth, welchen Gott ihm als Erbtheil mitgegeben hatte, und indem Vertrauen Vertrauen ſchuf und Freundlichkeit und Herzigkeit Freunde und Herzen gewannen, gelang es ihm die engen und kleinen Anfänge ſeiner Wirkſamkeit zu immer größeren Ausläufen und Umläufen zu erweitern. So beſtand und überſtand er auch die böſe und böſeſte Zeit, die Jahre von 1805 bis 1813, und als alles Glück und jeglicher Beſitz wankte und ſchwankte aber kein treues Herz in der Hoffnung der Rettung des lieben Vaterlandes wanken durfte, als alles Letzte auf das höchſte Letzte geſetzt werden mußte, zog der tüchtige muthige Mann mit den Hunderttauſenden, die gegen die Schande aufſtanden, für ſein Vaterland und ſeinen König den Degen, und ließ im Glauben an den, der alles recht regiert, ein verwickeltes Geſchäft ein geliebtes Weib und ein halbes Dutzend zarte Kinder und kehrte nach dem durchgefochtenen Kampf mit den Siegern fröhlich von dem Rhein nach ſeinem Norden zurück.

Ja der edle Menſch hatte ſich hineingeſtürzt in den Kampf, der als ein ſchwerſter blutigſter vor jeder verſtändigen Betrachtung ſchweben mußte; er hatte ſich mit vollem Herzen und mit vollem Glauben an ein ewiges Recht und einen gerechten Gott hineingeſtürzt, aber nicht bloß wie ein begeiſterter Jüngling mit begeiſterten Jünglingen ſondern als ein gerüſteter und der kommenden Arbeiten und Gefahren kundiger Mann. Ich habe ihn geſehen, ihn und manche Hausväter und Bürger Berlins von dreißig vierzig Jahren fünf ſechs Jahre vor dem letzten großen entſcheidenden Streit. Es war ſchon damals eine Luſt und Freude, in den Jahren 1809 bis 1813 eine Freude der Männer und der männlichen Herzen, wie ſolche, welche den glorreichen brandenburgiſchen und pommerſchen Landwehren künftig als Führer in den Tod voranſchreiten ſollten, ſich damals in jeglicher männlichen Beſchwerde und edlem Waffenſpiel übten, indem der durch ihre Herzen wehende und leuchtende Gott ihnen weiſſagte, wozu ſie bald berufen werden würden. Ich habe meinen Reimer während des Winters von 1809 bei dieſen fröhlichen Waffenübungen zuerſt recht erkennen und lieben gelernt. Die Erinnerungsſterne dieſes für Deutſchland zu gleicher Zeit ſo wonnevollen und wehevollen Jahres blitzen noch oft recht hell in meiner Bruſt auf. Welche Waffengenoſſen waren damals auf den Schießplätzen und in den verſchwiegenen Kammern des Zorns und der Klage beiſammen! ich darf hier keine Namen nennen, viele von ihnen ſind heute noch excellente Excellenzen — es war guter Same, der zu jener Zeit der Noth und Schmach aufging — aber keine trefflichere Trefflichkeiten als mein vortrefflicher ſtiller Schütze. Später habe ich ihn geſehen im Sommer 1813 mit vielen jener alten waidlichen Genoſſen der herrlichen Vorſpiele und Vorübungen jenes herrlichſten heiligſten deutſchen Krieges, mitten in den Reihen der freudigen kampfluſtigen Jugend, welcher ſolche Männer voranſchritten, Muſter der Zucht und des Glaubens und der Hoffnung auf den Gott der Schlachten, welcher der gerechten Sache gegen Lug Trug Uebermuth und Tyrannei den Sieg verleihen werde. So habe ich ihn geſehen in der Mitte der kriegeriſchen Reihen ſtill beſcheiden feſt unter den gleichgeſinnten Freunden und den ſiegfrohlockenden Jünglingen. Das war eine Zeit — da ſah man wieder deutſche Männer und ein Volk, das ein Volk war. Mit und unter ſolchen großen Herrlichen hat er die beiden großen Jahre mitgeduldet und mitgerungen für ſeinen Gott und für ſein Herz, und ſtill und beſcheiden wie immer iſt der Tapfre nach dem Siege erfunden und hat den geſchmückten Kriegsrock wieder mit dem ſchlichten Bürgerrock vertauſcht.

Jetzt da großes langes Unglück und gräuliche Schmach durch Gott und deutſchen Zorn in Ruhm und Glück verwandelt worden, da das zerrüttete zerriſſene Deutſchland und Preußen ſeine wunden Glieder wieder verbinden und ſtärken ſeinen zuſammengeworfenen Schutt aufräumen und aus den Trümmern des Veralteten und Vermorſchten ein Neues Feſtes aufbauen wollte, griff auch Reimer mit Muth und Thätigkeit in die fliegenden Räder des Glücks ein, und es gelang dem tüchtigen Manne ſich unverſehrt mit ihnen fortzuſchwingen. Wie er durch die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche ihn auszeichneten, vorzüglich durch ſeinen geſchwinden Entſchluß hellen Blick und ſeinen Geſchmack, in den letzten 28 Jahren ſeines Lebens, welche ſeit jenem großen deutſchen Durchbruch verfloſſen ſind, den Umfang ſeines Geſchäfts auf eine raſche und großartige Weiſe erweitert und dadurch unter ſeinen Standesgenoſſen Anſehen und Ehre gewonnen, wie er, mit Cotta immer zuſammen genannt, ein großer einflußreicher Buchhändler geworden, das ſoll hier nur angedeutet werden. Solches Anſehen und Gewicht mögen zuweilen auch weniger gute und treueſte Männer gewinnen, als Reimer war. Aber das war bei dieſem Mann das Markzeichen ſeines Daſeyns, daß wo er immer erſchien — und er war von der Oſtſee bis zu den Alpen der fleißigſte Pilger durch alle Gauen der weitverbreiteten deutſchen Zunge — der freie redliche Mann ſich Bahn brach und Herzen gewann. Dies ward ihm auch zu Hauſe bei ſeinen Nächſten im reichen Maaße. Der einſichtsvolle freiſinnige und uneigennützige Mann ward von ſeinen Mitbürgern anerkannt, ſtand in mannigfaltiger geſegneter Wirkſamkeit unter ihnen und ſaß die letzten zwölf Jahre ſeines Lebens als Stadtrath mit in der Obrigkeit der Hauptſtadt. Denn auch das war ihm von Gott verliehen, daß Reichthum und Ehre ihn nimmer aufblähten, daß er, der mit den Beſten und Edelſten ſeines Volks als gleicher Genoß zu leben gewohnt war, in Hinblick auf das, was allein groß und herrlich iſt, nur der ſchlichte und beſcheidene Bürger blieb und bleiben wollte — daß er nichts weiter ſeyn noch bedeuten wollte als ein freier redlicher Mann, wie auch ſein Freund Niebuhr kein Edler von kein Freiherr ſondern ein Sproß vom Baurenſtamm der edlen freien Frieſen heißen wollte. So im freien frommen Bürgerſinn, in offener anſpruchloſer gediegener Männerehre hat er ſeine Bahn vollendet, geſegnet mit Gütern und Gaben, von eigener Kraft gewonnen, von Gottes Gnaden verliehen, geliebt als Menſch, geachtet als Mann, geehrt als Bürger, endlich ein Glücklicher, wie man hier auf Erden glücklich werden kann, auch in ſeinem Hauſe geſegnet durch den ſchönſten und ſtillſten Segen, durch ſeine Frau, eine Krone der Frauen, und durch eine reiche und ſtattliche Schaar wohlgearteter Kinder und Enkel, die ſeine ſpäteren Jahre umblüheten. Dieſe Jahre waren noch nicht die Jahre des in dem hinfälligen Leibe ermüdeten Geiſtes, es waren noch Jahre der Manneskraft und Mannesluſt und mit ſeiner gewöhnlichen Rüſtigkeit ſahen wir ihn noch den vergangenen Herbſt (1841) mit ſeinen Freunden Cornelius und Leiſt die Reiſe übers Meer nach Altengland wagen. Und doch iſt er uns kaum ein halbes Jahr ſpäter ſo geſchwind weggenommen worden, ſo unerwartet und faſt plötzlich, nach der Kränkelei weniger Monate, auch darin vielleicht noch glücklich zu preiſen, daß er die oft ſo traurige Abkraft und Unmacht des hinſchwindenden und verſinkenden Alters nicht gefühlt hat.

So hatte der Mann und Bürger ſich im äußeren Leben bewährt. Aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſolcher auch der Träger eines bedeutenden innern Lebens ſeyn mußte. Verſtand und Muth haben wir als den Kern des Daſeyns unſeres Freundes genannt. Dieſe Eigenſchaften können aber gelegentlich auch in Härten und Gewaltigkeiten ausarten; doch davor ward Reimer bewahrt. Es ruhte im tiefſten Grunde ſeines Weſens eine beſcheidene und jungfräuliche Zartheit und Sittigkeit, eine keuſche Strenge und ſtille Frömmigkeit, welche auf das, was zuweilen rauh und ungeſtüm werden wollte, milden Schimmer und ſanfte Schatten goß. Er konnte unbeſchreiblich freundlich geſellig und häuslich heiter und liebenswürdig ſeyn. Und dieſer feine und geiſtige Theil ſeines Weſens hat über Hunderte und Tauſende ſeine ſtille und unſichtbare Gewalt geübt und ihm auch das Pilgern auf den rauheren Pfaden des äußeren Lebens leichter und glücklicher gemacht. Dadurch iſt ſein Haus ſo manche lange ſchöne Jahre gleichſam das Gaſthaus vieler Herrlichen und Beſten ſeiner Zeit geworden. Das war ein ſeltenes Glück ein weiter Kreis ein ſchönes Wirken, worin der freundliche beſcheidene Mann ſich immer anſpruchlos bewegt hat. Durch das eben, was an ihm nicht beſchrieben werden kann, was geglaubt geliebt und gelebt wird, iſt er der Genoß vieler trefflichen Männer und der Freund der Allerbeſten geweſen. Statt vieler nenne ich nur Schleiermacher Eichhorn Cornelius Niebuhr.

Die Erwähnung dieſer edlen Genoſſenſchaft und Gemeinſchaft führt auf eine andere deutſche und vaterländiſche Gemeinſchaft, welche der Mann gepflegt und welche, da ſie oft faſt zu laut genannt worden, hier nicht verſchwiegen bleiben darf, ſie führt auf die Reimerſche Demagogie, auf den allenthalben hereinbrechenden allenthalben fühlbaren und trotz ſeiner Unſichtbarkeit ſichtbaren trotz ſeiner Ungreiflichkeit faſt mit Händen greiflichen geheimen deutſchen Männerbund, über welchen die Demagogenjäger der letzten fünfundzwanzig Jahre ſo viel Gräuliches über die ganze deutſche Welt hinaus geruſen haben. Da er gegen Bedrängte und Verfolgte immer der Hülfreiche und Großmüthige war, auch auf Gefahr der eigenen Sicherheit in der böſeſten Zeit, wo ein Netz der argliſtigſten Späherei und Angeberei über das unglückliche Vaterland ausgeworfen war, wie in der guten Zeit, wo aus der bitterſten Armuth heraus das Leben von Vielen gleichſam von vorne wieder begonnen werden mußte; da an der Freundlichkeit und Herzigkeit ſeiner Perſon ſeiner offenſten feurigſten Theilnahme an allem Menſchlichen und Hohen Jung und Alt ſich ſonnte und erwärmte, ſo konnte nicht fehlen, daß um den von Begeiſterung für alles Deutſche und Freie glühenden und ſprudelnden Mann die feurige und thatenluſtige Jugend ſich gern ſchaarte. Da es nicht ſeine Art war das Wort zu kürzen und zu beſchneiden, da ſeine jeder Schleicherei und Geheimnißweberei feindſelige Natur glaubte, daß das freieſte Wort und der ungefeſſeltеſte Geiſt ihre Zügelung und Beſſerung in ihnen ſelbſt finden, und auch, wenn ſie ja einmal Wind und Sturmwind führen, ungebunden am gefahrloſeſten in den Wind hinfahren, ſo war er in jenen unſeligen Tagen, wo man die Gefahren und offenen Verſchwörungen der Zeit mit blöde blinzelnden Augen nicht anzuſehen wagte und wo feine politiſche Schälke in wirklichſter engſt und geheimſt zuſammengeſchloſſener Verſchwörung mit ſolchen Blödäugigen ihre ſchadenfrohe demagogiſche Eulenſpiegelei trieben, verbotener Zettelungen und böſer Umtriebe gegen das Vaterland und König verdächtig gemacht. Daher Hausſuchung bei ihm Papierbeſchlagung Unterſuchung Befragung hin und her über ſeine Freunde und unter ſeinen Freunden Bekannten und Briefwechſlern. Was war der Erfolg? Nichts als eine lange Plagung des

Mannes und eine faſt noch längere Plagung ſeiner Freunde, endlich ein ſchier vereiteltes Finden von irgend ſolchen Dingen oder Verhältniſſen, worob man den rechtſchaffenen Mann gerichtlich hätte antaſten dürfen.

Dies ſind deutſchbekannte Sachen. Doch könnte man dieſen Mann, welchen Einige einer feigen bübiſchen und zeteliſchen Demagogie zeihen zu können hofften, im guten Sinn einen vaterländiſchen Demagogen nennen. Wir werfen die ſchlimme Bedeutung des Worts weg und nehmen uns die gute für ihn. Reimer hat faſt mehr als irgend eine ſeiner Zeitgenoſſen das letzte Vierteljahrhundert, wie oben erwähnt, die verſchiedenſten deutſchen Lande in häufigen Reiſen durchwandert und mit ſeiner treuen Geſinnung und ſeinem freien Muth hat dieſer Wandervogel ringsum friſchen edlen Samen ausgeſtreut. Denn gerade eine Natur wie die ſeinige, eine ſo menſchliche offene ganz deutſche Natur, war geeignet das Verſchiedenartigſte verbinden und das Entfernteſte zuſammenziehen zu helfen. Die deutſchen Kaiſer verliehen weiland den Titel Unſer und des Reichs lieber Heimlicher. In ähnlicher jedoch umgewandter Weiſe hätte man dieſen tapfern Wanderer des deutſchen Reichs offenen Heimlicher nennen können. Und hinter dieſem deutſchen Heimlicher hat man böſe Geheimniſſe geſucht. Eher hätte man ihn den deutſchen Rumormeiſter nennen können — ſein edler Schatten verzeihe mir das Gleichniß — der wie das unvertilgbare deutſche Gewiſſen in allem Volk herumrumorte, und gleich einer tiefen und allverſtändlichen Prophetenſtimme die immer wieder zum Schlummer Geneigten wach erhielt. Wir Deutſche bei vielen Vorzügen und Tugenden ermangeln deſſen, was ſchlechtere und unfreiere Völker oft umſonſt haben, unglücklicherweiſe immer noch zu ſehr — des Sinns der großen deutſchen Gemeinſchaft, des Bewußtſeyns, daß was deutſch ſpricht in Glück und Unglück als Ein Mann ſtehen und als Ein Mann handeln und leiden ſoll. Reimer, der redlichſte Bürger der treueſte Unterthan ſeines Königs der tapfere Preuße hielt doch den Namen Deutſch für den höheren, und meinte, daß wir nichts wären und nichts würden, wenn wir nicht vor allem zuerſt das viele Kleine Einzelne abſchütteln und voll deutſch empfinden leben und ſtreben lernten. Das war Reimer der Demagog, der an ſein Volk und ſein Vaterland, der an Ehre und Freiheit glaubte, der Gut und Blut freudig und fröhlich für ſie in die Schanze geſchlagen hatte. Hat die Feurigkeit ſeines Herzens der Ungeſtüm ſeines Muthes ihn zuweilen aus dem Geleiſe geſchnellt, iſt er in dieſem Ungeſtüm ſelbſt den Freunden auch wohl mitunter als der Hartnäckige und Eigenſinnige erſchienen — die Wurzel ſelbſt dieſer Fehler war doch die ſchönſte, ſie trieb aus dem Edlen und Wahren. In dieſer Seele ohne Falſch und Furcht konnte wohl Zorn aufflammen, aber Haß und Groll fanden darin keine Stätte. Bei allen höheren Anſprüchen und Ausſprüchen der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit, bei allen Wettkämpfen, welche Tapferkeit Großmuth und Hingebung mit der Feigheit Hoffart und Habſucht zu kämpfen haben, ſtand er mit den beſten Streitern immer in vorderſter Reihe.

Kurz, Reimer war ein Mann und war ein ganzer Mann. Sein irdiſcher Theil ſchläft nun unter dem grauen Raſen, es ſchlafen ſchon die Gebeine der Meiſten darunter, die im fröhlichen Reigen der Gelage und in dem fröhlicheren Reigen der Schlachten ſich einſt des Lichts des Lebens mit ihm gefreut haben. Aber getroſt! das unſterbliche Bild der Edlen kennt kein Schlummern und Schlafen; der unſterbliche

Geiſt und was er auf Erden gewirkt und geſchaffen hat lebt fort durch die Jahrhunderte und durch die wechſelnden Geſchlechter der ſterblichen Menſchen. Erwecke Gott dem Vaterlande viele ſolche fromme und tapfre Geiſter, als Reimer war, und es wird in unvergänglichen Ehren und Siegen blühen. Amen!

Talleyrand.

(1842.)

Vor mehreren Jahren habe ich etwas Prächtiges geſehen. Prinz Biren von Kurland auf Schloß Wartemberg in Schleſien hatte mit ſeinem Gemal eine Reiſe nach England und Frankreich gemacht und auch bei ſeinem Herrn Vetter dem berühmten Herzog von Benevent eingeſprochen. Dieſer hatte ihm zum Andenken ein Konterfei ſeines Kopfes geſchenkt, aus ſeinen Achtzigen nachgebildet, welches der Prinz mir zeigte und ſehr ähnlich ſagte. Ein Konterfei, von welchem ich die Augen nicht wegwenden konnte, ſo ganz eigenthümlich merkwürdig däuchte es mir. Ich ließ mir wohl merken, daß ich viel darum gegeben hätte, wenn er dieſen ſchönen Kupferſtich in meine Hände hätte gleiten laſſen wollen; aber das durfte ich mir freilich nicht einbilden. Uebrigens nenne ich dieſen Anblick eine Pracht, nicht als ob die Franzoſen mir ſo etwas Prächtiges wären oder als wenn dieſer Prinz Talleyrand-Perigord mir eine Menſchenpracht däuchte, ſondern wegen des gewaltig reichen Inhalts dieſes Bildes. Es ſprach mich darin ein Ausdruck an wie eine klare Lebensbeſchreibung dieſes weiland Herzogs von Benevent.

Bei dieſer Erinnerung rührt ſich in meinem Herzen die Sehnſucht eines alten Wunſches. Es hat ein Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie ſeine Knochendrathpuppen ſeine Schädelſammlungen ſeine eingemachten oder ausgeſtopften Thiere oder ſeltenen Naturungeheuer; ein Profeſſor der Phyſik hat ſeine reichen Gerüſte Geräthe und Maſchinen, mit und aus welchen er donnert und blitzt und ſeine mancherlei wunderbaren Zaubereien treibt; und der arme Mann, der ſich mit Geſchichte beſchäftigt, was hat er? — o nicht einmal die Folianten und Urkunden, die er bedarf. Aber was hat er ſelten? und was ſollte er immer vor ſich haben?

Da der Menſch, in ſo ferne er als ein ſittliches und politiſches Weſen wirkſam iſt, der Gegenſtand ſeiner Studien und Betrachtungen ſeyn ſoll, ſo ſollte er nach der Möglichkeit immer von allen den Bildern umgeben ſeyn, in welchen das geiſtige Leben des Menſchen ſich abſpiegelt. In Marmor in Gemälden und, wenn von allen nicht immer das Beſte und Koſtbarſte erhalten werden könnte, wenigſtens in guten Kupferſtichen ſollten die Köpfe der Herrſcher Feldherren Erfinder Entdecker und aller Lehrmänner in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie auch aller derjenigen, die in das große Rad des Weltgetriebes irgend jemals mit eingegriffen haben, immer um ihn her aufgeſtellt und geſammelt ſeyn. Dies würde gewiß immer auf eine ſtarke Weiſe Begeiſterung und Lebendigkeit in ſeine geſchichtliche Anſchauung und Darſtellung bringen und ihn oft mit tiefen Ausleuchtungen und Einleuchtungen der Karaktere umſchimmern, wodurch manches Verborgene und Räthſelhafte ihm aufgehellt würde. Ich ſage oft; denn die Unklaren und zu phyſiognomiſchen Künſten zu ſehr Geneigten würden ſolche Bilder auch vielfältiglich zu höchſt fantaſtiſchen Narrheiten verleiten können. Mit der Phyſiognomik hat es eine gar eigne und wunderliche Bewandtniß. Der Blick in die Dinge und in den Menſchen hinein kann durch Uebung wohl belebt und geſtärkt werden, aber im Ganzen iſt er, wie alle großen und glücklichen Gaben der Sterblichen etwas Angebornes, von einer freundlichen Fee als ein Geheimniß Gegebenes. Man begreift dies am beſten, wenn man die Lebendigen unter den Lebendigen wandeln und mit ihnen verkehren ſieht. Einigen iſt verliehen ſogleich in den Geſichtern der Begegnenden zu leſen, wie ſie mit ihnen ſprechen und reden ſollen, auch worin und wie viel ſie ſich ihnen vertrauen dürfen. Andere dagegen, auch ſonſt gar nicht mittelmäßig begabte Menſchen, tappen ihr Lebenlang unter Ihresgleichen wie die Blinden herum. Wer aber die Gabe des geſchwinden Erblickens und tiefen Einſchauens in die Herzen der Menſchen hat, wem wenigſtens in einzelnen glücklichſten Augenblicken der helle phyſiognomiſche Silberblick aufblitzt, welche Weide und Freude welche Belebung und Begeiſterung würde dieſer gewinnen können, wenn er ſich immer beliebig unter die geiſtigen Bilder der merkwürdigen oder außerordentlichen Längſtgeweſenen oder Nochlebenden begeben könnte.

Dieſer prächtige Aufblick oder Aufblitz des geiſtigen Lebens eines der bedeutendſten und wirkſamſten Menſchen unſrer Tage däuchte mir zu begegnen, als ich ſprach, ich habe in Talleyrands Konterfei etwas Prächtiges geſehen. Denn daß dieſer ſonſt weder als Franzos noch als Menſch mir an ſich ſelbſt keine Pracht dünken kann, traut mir wohl jeder zu.

Da iſt er leibhaftig und wahrhaftig mein Mefiſtofeles, und welch ein herrlicher Galgenvogel! rief ich in mir, als ich ihn erblickte; denn laut durfte ich es vor ſeinem Herrn Vetter nicht ausſprechen, vor meiner liebenswürdigen Prinzeſſin Agnes Gräfin Lippe that ich's nachher, weil wir uns über dergleichen Menſchen wohl ganz verſtanden. Auf dieſem Geſichte war etwas Zauberiſchteufliches etwas Unausſprechliches zugleich Todtes und Lebendiges, wovon ich in Zuchthäuſern und bagnos wohl viele Aehnlichkeiten doch nimmer ein ſo vollendetes und vollſtändiges Ganzes geſehen hatte. Die Franzoſen haben ein Wort blasé genannt, womit ſie häufig etwas durch wüſte Leidenſchaften und gemeinſte Handlungen Zerſtörtes und Halbtodtes ausdrücken. Ich habe einen deutſchen Gelehrten, der ſeine etymologiſchen Ableitungen in Baurenart nach den Wortklängen zu machen ſchien, ſich übrigens um die franzöſiſchen Wörter und ihre Sippſchaften wenig bekümmert hatte, einmal über einen Mann das Urtheil ausſprechen gehört er hat ein ganz abgeblaſenes Geſicht. Es mußte dem Manne ein Bild vorſchweben wie etwa von dem Schmetterling oder von manchen zarteſten Blumen, welchen man oft durch eine leichte Berührung den hellſten Farbenglanz abwiſchen kann. Aber ſo dünn und zart iſt das wälſche blasé nicht gemeint. Wie wenige ſo glückliche Sterbliche leben, welchen dieſer zarteſte Spiegelglanz und Blumenduft der unſchuldigen und ſcherzigen Jugend nicht frühe getrübt und abgeblaſen würde! So iſt das Schickſal der Meiſten, ſo voll Mühen und Arbeiten das Leben und voll Gebrechen und Ungleichheiten das arme Menſchenherz, daß Ernſt oder gar Strenge ſich bald auf den Geſichtern einquartieren müſſen. Nein, jenes blasé meint das tiefſte Verderben, das ſich aus den Menſchengeſichtern ſpiegelt, wo ſtatt des Gefühls und der Freude und des graden treuen Muthes der Liebe und Redlichkeit, welche ſie nach Gottes Willen ausdrücken ſollen, nur ein kalter Hohn oder eine glatte wüſte Leere übrig geblieben iſt, wo ſie einem flachen Sandfelde gleichen, auf welchem kein Gräschen noch Blümchen wächſt und worüber ſelbſt die Vögel ſtumm und klanglos hinfliegen. Das ſind Geſichter von Galgenvögeln, wie ich ſie vorher nannte: etwa ſolche oder die einem ſolchen gleich ſehen würden, den man vom Galgen abgelöſt hätte und der nicht fertigtodt durch die graue Todesbläſſe allmählig wieder eine trübe Dämmerung von Leben durchſchimmern ließe. Köpfe, die etwas Aehnliches haben, begegnen einem leider auf allen Gaſſen, wenige jedoch ſo vollendete als dieſer Kopf Talleyrands, wo auch alles Menſchlich-Lebendige und Empfindende ausgelöſcht und ſelbſt der Geiſt, der liſtige und kalte, hinter die graue erdfarbige Decke zurückgekrochen iſt. Mit einem deutſchen Ausdrucke, der dem Sinn dieſer Worte einigermaßen entſpräche, mögte ich ſolche Geſichter ausgewaſchene Geſichter nennen, ungefähr wie man von Zeuchen zu ſprechen pflegt, welche beim Waſchen die einzelnen beſtimmten Farben verloren.

Wir kennen die Laufbahn dieſes berühmten Namens. Er war vor der großen Umwälzung Biſchof in Burgund und hatte den geiſtlichen Rock nur mit Widerwillen angezogen, weil ein böſer Klumpfuß, gleichſam ein meſiſtofeliſcher Pferdefuß, ihm für die glänzende Rolle eines Höflings oder Soldaten im Wege zu ſtehen ſchien. Mit der Umwälzung warf er ſich in die volle Weltlichkeit hinein, warf, franzöſiſch zu reden, ſeinen Prieſterrock in die Neſſeln und lief mit den Ideen und Herrſchern des Zeitalters ein volles halbes Jahrhundert auf glänzender Bahn durch. Er hat ſich, gleichſam ein geborner kluger Schiffer, frühe auf Wind und Wogen vortrefflich verſtanden, hat als ein klarer höchſt geſcheidter und ganz kalter Menſch die Gefühle und Gedanken ſeiner Zeit ganz und voll begriffen, d. h. wie Meſiſtofeles ſie begreifen kann, aber was in ihnen edel und groß war, das, wodurch und wofür viele edle Menſchen im Kampfe untergegangen ſind, hat er, ſobald Gefahr und Muth damit gleichen Schritt halten mußten, immer verlaſſen belogen und betrogen, ſein Vaterland ſeine Herrſcher belogen betrogen verzettelt verkauft, und iſt in einer Zeit, welche ſo viele Edle und Kühne zerſchmettert und zermalmt hat, mit Ehren mit Reichthum und Ruhm bedeckt im ſpäteſten Greiſenalter ruhig ins Grab geſunken. Ich muß auch mit Ruhm bedeckt ſagen, weil viele ihn als den weiſeſten weltſchauendſten aller Diplomaten geprieſen haben und zum Theil noch preiſen und ſeines Lobes nicht ſatt werden können.

Und einen ſolchen Weiſeſten Ruhmvollſten wage ich Angeſichts ſo vieler Rühmer und Verehrer einen Galgenvogel zu nennen? Wie ſoll man dies verſtehen? Ich muß leider bekennen, ich verſtehe es ſelbſt kaum, wie ich mich unterſangen darf ſolchen Namen bei einem Solchen zu gebrauchen. Man ſteht bei ſolchen Geſichtern und bei dem Urtheile über ſie vor dem großen Welträthſel und Menſchenräthſel ſtill, und erſtaunt zuweilen erſchrickt öfter und hat dann lange oft recht ſchwer an ein rechtes Regiment Gottes wieder zu glauben. Es iſt der Teufel in der Welt und gute Chriſten dürfen ſich ihn kaum nehmen laſſen. Der Arme und Mühſelige kann den Glauben an ihn kaum aufgeben, ohne in dem Glauben an Gott wankend zu werden. Der Teufel iſt da und ſein glatter ſchleichender lächelnder Meſiſtofeles trippelt auf allen ihren Straßen mit ſeinen leiſen Katzenfüßen und freundlichen Gebärden umher und ſuchet, welchen er fange und feſtmache. Denn ſchau dich um, der du dein halbes Jahrhundert mit einigen Gedanken durchlebt haſt, und melde mir was du ſieheſt.

Unten auf den niederen Stufen des natürlichen menſchlichen Lebens reicht man noch ſo ziemlich aus mit Treue und Geradheit und das Treue Liebende Ehrliche iſt noch ſo leidlich auf den meiſten Menſchengeſichtern gemalt. Aber wie es von den unteren und mittleren Regionen weiter nach oben geht, wo die Verwicklungen der menſchlichen Verhältniſſe künſtlicher und verflochtener die Strebungen und Leidenſchaften der Herrſchſucht und Habſucht mächtiger ſind, wirſt du wenige Sterbliche finden, ſtark genug mit der göttlichen

Kraft der Gerechtigkeit und Wahrheit allein durchzugehen ſondern die meiſten ſind ſo ſchwach mit den gefährlichen Geſellinnen Klugheit und Liſt zu ſchwänzeln, und auch, wann ſie nichts Böſes meinen noch betrügen wollen, ſchmeicheln ſie ſich ſelbſt wie mit vollbrachten Meiſterſtücken, wenn ſie, was ſie auch kurz und gradezu leicht hätten machen und vollbringen können, auf einem langſam und krumm gewundenen und künſtlichen Wege vollbracht haben.

Hier beginnt nun recht eigentlich die Anbetung des mefiſtofeliſchen Reiches, jene gefährlichſte Verehrung und Anbetung des Geiſtes, der ohne Gefühl und Liebe kömmt geht und handelt. Freilich entwickelt ſich dieſer Mefiſtofelesdienſt auf den höheren Rangen und in den ſchwereren und künſtlicheren Verflechtungen der Welt und Geſellſchaft am meiſten; aber ſeine Gewalt iſt und bleibt nicht allein da, ſondern ſie ſpielt lebt und wirkt allenthalben, in der Schäferhütte wie im Königspalaſte. Es iſt eine weite räthſelhafte Herrſchaft die Herrſchaft jenes Geiſtes, der im Gegenſatz gegen den Geiſt Gottes ein Geiſt dieſer Welt genannt wird. Was iſt dieſes wunderſame Welt- und Glaubens-Räthſel? Ich will es durch Beiſpiele zu erklären ſuchen.

Ich kannte eine alte Sechszigjährige mit großen Spuren ehemaliger Schönheit. Sie ſtand in dem Rufe auf Amors freier Pürſch weiland eine muthige Jägerin und Freibeuterin geweſen zu ſeyn, war im Alter voll Beweglichkeit Glätte und Freundlichkeit, ein ſo blankes glattes Geſicht und ſo helle leuchtende Augen, daß keine Runzel der Jahre aber auch kein Wölkchen oder Nebelchen des Gefühls und der Liebe und der Sehnſucht darauf und darin erſchienen. Und was erblickte ich ein paar Mal, wo ich mit dieſer ungerunzelten blanken Freundlichkeit zufällig in Geſellſchaft zuſammentraf? Kleine Kinder, welche ſie zum erſten Mal erblickten, ſtürzten ſich wie bezaubert in ihre Arme warfen ſich an ihren Hals und waren ohne Geſchrei und Thränen nicht von ihr loszureißen. Ich fragte mich erſchrocken: was iſt dies für eine Hexerei?

Ich ſah einen gebildeten Weltmann und Offizier, einen ſtattlichen Vierziger, ſchon mit den Spuren einiger Verlebtheit. Er hatte ſein volles Jahrzwanzig Donjuaniſch mit Weibern und Mädchen durchgemacht. Dieſer hatte die Haltung ſeines Lebens und die Gebärdung ſeines Geſichts den Weibern gegenüber in ein Syſtem gebracht. Mit den Spuren von Muth und Kraft mit einer gewiſſen geſchloſſenen Geiſtigkeit der Unterhaltung hielt er ſich ganz ſtolz und ſtill und wußte ſich ſo zu behaupten, auch wenn die glühendſte Lüſternheit in dem tiefen Krater ſeines Vulkans kochte. Und wie wunderſam zog dieſer Menſch an! und wie ſpielten ſelbſt die reinſten und unſchuldigſten Jungfrauen um ihn, ohne zu merken, daß und wie er mit ihnen ſpielte! Was iſt das? Es iſt die angeborne Achtung vor dem Geiſt und ſeiner Ueberlegenheit, ſelbſt wenn es nur ein Schein des ſtillen klaren Geiſtes iſt. Blumige unbewußte Leidenſchaft und blumiges Herzensſpiel mag mit der zarten Jugend durchgehen, das erwachtere ſchon bewußtere Weib will den klaren ſtillen Muth des Mannes. Auf der Stirn auch des unſchuldigſten Jünglings ſpielen nothwendig viele ungewiſſe und mit einander kämpfende Triebe und können auch die unſchuldigſte Jungfrau mit bangen Zweifeln ſchrecken. Daher die traurige Erfahrung, daß halbverdorbene abgelebte, ich ſollte ſagen, durch Luſt und Kunſt abgeglättete Geſellen als Buhler auch bei den reinſten Jungfrauen ſo häufig die Beſſeren und Schuldloſen ausſtechen.

Und nun vollends in der höchſten Region, in der Kunſt der Künſte der Herrſchaft, in der Kunſt des kämpfevollen

Lebens der Liſt und des Trugs, wo die höchſte und feinſte Diplomatie ihr bewundertes Spiel treibt, wer da erſt den Geruch gewonnen hat, daß er der Liſtigſte Kälteſte Rückſichtsloſeſte iſt, daß er auf keinen Fall eine andere Göttin als die Klugheit und Selbſtſucht anbetet, wie bald hat er die Schwächeren und Menſchlicheren, welche auch dieſe Künſte anbeten, als ein bewunderndes ihn umſummendes Gewürm zu ſeinen Füßen! O das iſt das Räthſel, welches einem ehrlichen geſcheidten Mann wirklich oft wie ein unauflösliches und unerklärbares vorkommt, daß viele Gutmüthige und Mittelmäßige, die den vollen Mefiſtofeles erkannt haben, ſich doch der Teufelsanbetung nicht erwehren können. Auch dieſe Zauberei habe ich hie und da geſehen, welche gebildete geiſtvolle aber völlig liebeloſe und ſeelenloſe Männer durch bloße glatteſte Freundlichkeit ihrer Erſcheinung augenblicklich auf die Allerbeſten geübt haben. Das iſt es: — wenigſtens giebt das die Wahrſcheinlichkeit meiner Erklärung — bei dem durchredlichen Mann voll Muth und Menſchlichkeit ſpielt die menſchliche Leidenſchaft, die gute wie die ſchlechte, immer noch mit in der Gebärde und, indem ſie auf der einen Seite anzieht, ſtößt ſie auf der andern ab; man iſt einem Solchen gegenüber faſt immer wie im Kampf und gelangt ſelten zur vollen Ungebundenheit und Freiheit. Bei den Glatten und Ausgewaſchenen kommt man ſich leicht wie in einem ſtillen Garten Eden vor, in welchem man ſich gefahrlos mit aller behaglichen Bequemlichkeit ergehen darf; bei einer Glätte und Leere, wo ſelbſt der Geiſt hinter die Ruhe und Freundlichkeit des Vorhangs zurücktritt, ſtürzt mancher ſich wie in einen Abgrund der Luſt und Liebe da hinein, wo gar keine Liebe iſt. Dies iſt die gefährliche geiſtige Verlockung in den leeren Abgrund des Nichts und Alles, wie es einem auf einem hohen Thurm widerfährt, auf dem man ohne Schranke und Geländer ſteht und in dem Schwindel einer wollüſtigen Angſt ſich in die weite tiefe offene Leere der Welt hinabſtürzen mögte. Wie viele Fürſten und Diplomaten haben vor Talleyrands geiſtvoller und geiſtleerer Tiefe dieſen Schwindel wollüſtiger Angſt gefühlt!

Noch ein Gleichniß zur Erklärung der zauberhaften Siege ſolcher räthſelhaft abgründlichen Naturen. Ich vergleiche ſolchen Ausgewaſchenen für diejenigen, welche in ſeinen Anblick und ſeine Berührung gerathen, mit einem ſogenannten Codex rescriptus und denke dabei an die bange Luſt, welche ein Gelehrter etwa bei der Entdeckung eines ſolchen Codex empfindet. Er ſieht einzelne blaſſe Züge der größtentheils verloſchenen und bedeckten Schrift des Manuſkripts hervorſchimmern und hofft und ahnet, er habe Verlornes und Längſterſehntes von einem alten berühmten Meiſter vor ſich; verſchiedenſte Gedanken und Erwartungen ſchießen wie Blitze durch ſeine bewegte Bruſt; ehe er weiß, was er gefunden und ob er nur irgend etwas Wirkliches gefunden habe, klopft ihm ſein Herz vor bebender Wonne. Der Codex hat ihn bezaubert.

So ungefähr die Wirkung einzelner ſchwacher Blitzleuchtungen einzelner matter Striche früherer längſt verwiſchter Farben des Geiſtes und Herzens in dem Angeſicht und der Gebärde des Ausgewaſchenen. So wirken die Spuren und Andeutungen eines Verborgenen Verlornen; es ſteht der Menſch auf ihnen wie auf der Stelle, wo ein verſunkener Schatz liegen ſoll. Noth und Arbeit Angſt und Schweiß Tagesſorgen und Nachtwachen, Wegwerfen in die Erde des Geldes, was man hat, um nach dem ungewiſſen Schatz zu graben.

Alſo der Benevent ein monstrum nulla virtute redemptum? Nein, ſo ſage ich nicht; ſo ſchlecht iſt kaum ein Menſch auf Erden geweſen, daß dieſe Ueberſchrift voll von ihm gelten könnte. Gewiß auch Mefiſtofeles verſteht das Leben und Lebenlaſſen; wie ſollte Talleyrand es nicht verſtanden haben? Wer die menſchlichen Leidenſchaften ſo bändigen und beherrſchen konnte wie er, wer auch die edelſten und menſchlichſten in ſeiner Bruſt ſo auslöſchen konnte, wie ſollte er nicht freundlich und anmuthig geweſen ſeyn, wo es ihm frommte? Iſt er ſogar von Vielen nicht nur der Klügſte und Gewandteſte ſondern auch der Stillſte und der Sanfte und Milde genannt worden. So ſpielen auch Löwen und Drachen ganz unſchuldig mit den kleinen Kreatürchen, indem ſie die kräftigen erdroſſeln und zerreißen.

Ja wahrlich Ingrimm mögte mir faſt das Herz zerreißen, wenn ich an die Herrſchaft des Fürſten dieſer Welt denke, der uns Gottes ſchönes Werk, welches ſo natürlich fortgehen und gedeihen könnte, alle Tage vor unſern Augen verwirrt und verdirbt. Aber mehr ergrimmen mögte ich, wäre ſolcher Zorn in einer ſo zierlichen gebildeten Zeit erlaubt, als worein mein Leben gefallen iſt, wenn ich die Verherrlichung des Fürſten dieſer Welt in Lobpreiſungen von Talleyrand und Konſorten oft ſo unverſchämt ausſprechen hören muß.

Ja ſo dünn und zierlich, wie wir leben und wirken, ſo dünn, ja noch dünner und kümmerlicher empfinden und beſchreiben wir die Welt und ihre Treiber und Macher, und alle Tage, wenn man ſieht hört und lieſt, wie fein und zierlich die feine und zierliche Teufelei zurecht gemacht wird, muß ſich bei einem die Frage einſtellen: Biſt du etwa ein Narr und haben jene Feinen Recht, und ſind Recht und Unrecht Tugend und Laſter vielleicht nur alte verroſtete Ueberlieferungen der Dummen aus einer rohen Zeit und müſſen ſie ſich wie andre Träume in göttlicher Gleichgeltung und Gleichgültigkeit auflöſen?

Ich werde bei dieſer Gelegenheit und durch das Konterfei des feinſten Zettlers und Schelms unſrer Tage auf einige Striche hingewieſen und zu einigen Betrachtungen und Bekenntniſſen hingeführt, deren Zuge ich mit meiner Offenheit eben ſo unverhohlen folgen will, als manche Feine mir, einem Geiſtloſen und Unfeinen, mit unverſchämter Offenheit entgegenſchlagen werden. Ja ſie haben bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon öfter entgegengeſchlagen, beide Cenſoren und Herausgeber von Zeitſchriften, bemerkend, daß meine Art nicht die ihrige ſeyn dürfe, weil ſie den lieben Welt- und Herzens-Frieden der Völker ſtören würde. Und ſo bin ich Zurückgewieſener mit meiner Anſicht und Einſicht von dieſem bischen Welt denn mehrmals verdammt worden, gelindeſt geſagt, ein einſamer Vogel, in ihrem Sinn ein einſamer Narr bleiben.

Es ſey ſo und bleibe ſo! Ich habe ehrlich einen plumpen deutſchen Hammer geführt, zugleich auf meine lieben Deutſchen loshämmernd, deren gutmüthige Weichheit ſich von den Fremden oft bis zur Plattheit zuſammenſchlagen läßt, ehe ſie in ſcharfer Entrüſtung aufſpringt, und dann auch auf die Wälſchen und auf alle Wälſchlinge, um ſie aus dem eitlen Traum zu wecken, als ob bei uns keiner wiſſe, was ſie mit uns wollen und immer gewollt haben, und als ob wir noch ſolche Gimpel ſeyen den Tomback, womit ſie die Pralerei ihrer geprieſenen Hochherzigkeit und Menſchlichkeit belegen, für ächtes Gold zu nehmen. Indem ich ſo auf beide loshämmerte und den Unſrigen einen Warnungsſpiegel, den Wälſchen, wenn ſie ſich ſchämen könnten, einen Beſchämungsſpiegel vorhielt, hat die liebe deutſche Cenſur mir meinen Spiegel inzwei geſchlagen und mir die einzelnen

Stücke ins Geſicht zurückgeworfen. Ohne Blume zu reden, mehrmals habe ich einen Anlauf und Auslauf genommen von Talleyrands Soults und der minderen Thäter dieſer Gattung in Deutſchland und Spanien verübten Miſſethaten einige lehrreiche Beiſpiele und Anekdoten zu geben. Man hat mir geantwortet: von ſo bedeutenden Menſchen Verfängliches oder gar Schändliches erzählen, ſey bei uns in Deutſchland mislich und gefährlich und nähre einen Haß und Widerwillen, die man aus chriſtlichen ſowohl als politiſchen Rückſichten erſticken und auslöſchen müſſe; die Zeit ſey ſchon viel zu unruhig und politiſch lebendig, man dürfe ihre lebendigen Geiſter durch dergleichen nicht ſtacheln noch ſchärfen.

Ich bin nun aber ſehr ein Liebhaber des Zorns und Haſſes, wenn ſie aus dem Gefühl für Recht und Wahrheit entſpringen und rufe im Glauben der alten Zeit: Fahre die Welt lieber zum Teufel, als daß man den Teufel ſelbſt nicht bei ſeinem Namen nennen dürfe! Wir haben ja Geſchichten genug, mehr ſchlechte als gute, aus der Zeit und über die Zeit; beſonders überſchwemmen uns die Wälſchen mit den glänzendſten Geſchichten Napoleons und ſeiner Paladine, welche unſre deutſchen Gimpel ihnen meiſtens gelehrig und knechtiſch nachgimpeln; aber Eine Geſchichte wüßte ich, welche, für die Deutſchen zur Warnung und Schärfung geſchrieben, für die Franzoſen zur Belehrung und Beſchämung, wenn ihre lügneriſche Eitelkeit ſich belehren und beſchämen laſſen wollte, die gewaltigſte wäre. Der Stoff zu dieſer Geſchichte ließe ſich jetzt noch ziemlich gut zuſammenbringen. Die Geſchichte ſelbſt könnte eben durch ihre Kürze die allermächtigſte und die allerſchlagendſte ſeyn: eine Geſchichte in bloßen Namen und Zahlen. Was Napoleon was Talleyrand was Maret-Baſſano und Konſorten aus unſerm Vaterlande geſchöpft und geſchröpft haben, das ließe ſich bis auf den Unterſchied von etwa 5 bis 10 Millionen Thaler wohl noch ungefähr zuſammenrechnen; aber dazu nun noch die Ausbeutungen Ausbeutelungen und Ausſchröpfungen der übrigen franzöſiſchen Großthäter und Miſſethäter, der Marſchälle Kommandanten Intendanten Geſandten u. ſ. w. u. ſ. w.*)

Aber fragt man, wie wollte man dieſe Summe wohl herauskriegen? O das wäre gar ſo ſchwer nicht. Erlaßt nur einen allgemeinen Bundestagsausruf über und durch alle deutſche Gaue, daß die Landſchaften Städte Obrigkeiten und alle Biedermänner, welche von den letzten vierzig Jahren noch eine Erinnerung haben, in ihren Köpfen wie in den Regiſtern und Land- und Stadt-Büchern die Namen und Zahlen nachſehen und verzeichnen ſollten, welche Tauſende Dukaten und Louisd'ore jene Marſchälle Kommandanten Intendanten u. ſ. w. herausgefordert und herausgezwackt und zuſammengeplackt haben. Unſre deutſche Gegenwart, wenn ſie dieſe Summen und die Art ihrer Forderung und Empfangung in klaren Reihen einzeln zuſammengeſtellt ſähe, würde noch einmal erſchrecken über die niedrige und unverſchämte Unerſättlichkeit der Wälſchen, und die Lügner und Praler an der Seine würden nicht mehr von großherzigen Opfern und hohen Toden zu ſprechen wagen, welche ſie mit ſeltener Uneigennützigkeit der Freiheit und dem Glück der Völker gebracht hätten.

---

*) 5000 bis 10,000 Louisd'or pflegten wohl Marſchälle zu fordern als Einzugsgeld und Handgeld, 2000 bis 3000 ein Kommandant bloß für die freundliche Miene bei'm Einzuge; in welchem Maaßſtabe Talleyrand und die ihm Nächſtſtehenden bloß für die Einleitung zu Unterhandlungen die Summen befohlen haben, davon weiß unſer Miniſter Freiherr von Gagern der Vater, davon wiſſen mit ihm noch Viele Genaues zu erzählen. Schade, daß Solches dem deutſchen Volke vorenthalten bleibt.

Aber freilich wieder jungen Zorn und Haß und einiges Geſchrei würde das geben. Davon bin ich aber von jeher ein Liebhaber geweſen und bin es noch. Und warum bin ich das und in welchem Sinn?

Man iſt ja genöthigt der Dummen und Narren wegen, deren Legionenzahl auf Erden nie ausſtirbt, immer wieder auf der alten Leyer zu klimpern; und auch unſrer lieben Deutſchen wegen, die durch anderes Geklimper ſich ſo leicht in Schlaf lullen laſſen und deren Ohren ſo gern nur Süßes und Fröhliches hören, ſchadet dieſes Klimpern nicht.

Zuerſt bin ich Liebhaber eines uralten Zorns und Haſſes, der nicht ausſterben ſoll und den ſogar das milde und ſanfte Evangelium Jeſu Chriſti predigt, des Haſſes von Lug und Trug und Frevel und Gleißnerei. Uns Deutſchen gegenüber ſind aber die Franzoſen Täuſcher Lügner und Gleißner, und ſind es nach einem Grundgefühl deutſcher Art und Natur immer geweſen. Die Geſchichte gebietet Wahrheit, die Ehre meines Volks gebietet Wahrheit, die Pflicht der Chriſtenliebe, die ich ſelbſt den Franzoſen ſchuldig bin, gebietet Wahrheit, wenn ich die Leichtfertigen und Treuloſen durch Darſtellung ihrer Untugenden etwa beſſern könnte.

Zweitens die Pflicht gegen mein edles Volk und Vaterland gebietet dieſe klarſte gradeſte und offenſte Wahrheit, beſonders wenn man gegen Weſten ſchaut, woher der laute Lügenwind weht und die feineren leiſeren Lügenſäuſelchen uns täglich einlullend umliſpeln. Ich weiß, wen ich hier gegen mir habe und was er mir gebracht hat und bringen will.

Drittens kenne ich mein liebes Volk. Ich habe es eben ein edles Volk genannt, und ein edles Volk iſt es; aber es hat eine Langmüthigkeit und Freundlichkeit, die es wälſchen Lüſten und Künſten gegenüber nimmer haben ſollte; und dieſe bedarf oft aufgeweckt und aufgeſtachelt zu werden, damit ſie dem gaukliſchen weſtlichen Nachbar friſch und ſcharf ins Geſicht ſchaue, welcherlei Gebärde er trägt.

Viertens jetzt iſt der Teufel los mit Predigern eines falſchen Friedens und einer trügeriſchen Liebe, wo ganz Europa ja die ganze Welt ſich auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen umhalſen, wo ein ewiger durch den großen Papierfürſten Rothſchild verbürgter Friede die Völker vereinigen und alles in einem ſanften weichen friedſeligen Leben zuſammenfließen ſoll. Nun da wird Gott ſchon drein ſehen, der da weiß, daß wir Menſchen hier auf Erden eines ewigen Friedens nicht werth ſind und dem auch eine weiche Faulheit und leere Ueppigkeit des Tages, von welchem ſolche Wünſche und Hoffnungen meiſtens nur ausgeſprochen werden, nimmer gefallen können. Denn Arbeit Streit und Noth hat er uns zu unſerm Glücke ſeit Adam zum Erbtheil vermacht — wenn wir nur immer für Gutes und Edles arbeiteten und ſtritten! Gott wird zu ſeiner Zeit ſchon das Donnerwetter knallen laſſen, welches die Weichlinge und Wollüſtlinge zur Noth und Arbeit von ihren Lotterbetten aufjagen wird. Wohl uns, daß Europa aus ſolchen Elementen zuſammengeſetzt iſt, daß ſeine Völker nicht zuſammenfließen und in einen nichtigen Brei der nichtswürdigen Faulheit und Knechtſchaft zu einem großen ſtinkenden Sumpf nicht in einander verſchwimmen können. Napoleon in ſeinen Tagen wollte ſie mit der Blutſalbe zuſammenſchmieren, worüber er noch einen blanken diplomatiſchen Lügenfirniß zu ſtreichen verſtand. Wehe uns, wenn ihm die Stiftung ſeines europäiſchen Kalifats gelungen wäre! Nun kommen mancherlei Gaukler, worunter auch einige gutmüthige Träumer von einem irdiſchen Allerweltglück ſind, mit einer andern Salbe angeſtiegen, die ſie probate Friedensſalbe der allgemeinen Bildung und Vermenſchlichung nennen, welche unſer Geſchlecht hinfort im leichten gefälligen Genuß ſo durch das Leben hinwiegen und jeden Krieg als eine Scheußlichkeit und Gräulichkeit unmöglich machen ſoll. Dieſe leichte und dünne Luſt und Liſt wird uns beſonders von der Seine her verkündigt; die franzöſiſche Umwälzung wird der Anfang dieſer neuen Weltepoche genannt, franzöſiſche Zartheit und Menſchlichkeit franzöſiſche Großmuth und Großherzigkeit franzöſiſche Wiſſenſchaft und Kunſt werden gegen Norden und Oſten ſtill fortwirkend den neuen glückſeligen Zuſtand des Erdenlebens allmählig lehren und fortpflanzen und den letzten Bärenpelz europäiſcher Unhuld abreißen und zerreißen. Verſteht ſich alſo, die Franzoſen als Lehrer Führer und Herren des Menſchengeſchlechts immer allen Völkern voran: eine neue Vogelkappe, unter welcher die verbrecheriſch lüſterne franzöſiſche Mordeule Schnabel und Krallen zu verſtecken meint.

Nein, ſo Schlimmes und ſo Verderbliches meint Gott nicht für die Zukunft der chriſtlichen und europäiſchen Welt. Gottlob, daß ſich ein Dutzend verſchiedene und verſchieden lebende und ſtrebende Völker in unſerm Welttheil gegenüber ſtehen, daß ein Kampf edler Kräfte — ich meine nicht bloß den mit dem Eiſen — Stirn gegen Stirn und Volk gegen Volk auch künftig ſeyn wird! daß eine langweilige todte Einerleiheit der Knechtſchaft und Tyrannei in Europa nicht ſeyn kann! Das wird Gott im Himmel wehren; aber das ſollen auch diejenigen wehren, welchen der Herr das Gefühl und den Verſtand deſſen gegeben hat, wodurch das häusliche und das politiſche Leben der Menſchen allein würdig und tapfer gedeihen kann.

Dieſe Würdigkeit heißt Kampf und Arbeit; ja ſelbſt Noth und Gefahr und Krieg und Verderben ſind zu ihrer Zeit als Sturmwinde und Orkane nöthig, damit wir nicht in Faulheit und Wolluſt untergehen und alles edleren höheren Strebens vergeſſen. Auf jenem Boden allein blüht Freiheit Sittlichkeit Wiſſenſchaft Kunſt, kurz jede Adlichkeit und Hobheit unſers Geſchlechts.

Ich für meinen Theil danke alſo Gott und preiſe Gott, daß er mir wenigſtens ein Fünkchen des Haſſes und Zorns in die Bruſt gelegt, daß er mir wenigſtens eine Dämmerung des Verſtandes und der Einſicht der Dinge dieſer Welt gegeben hat.

Haß ein hartes Wort und ein verpöntes Wort — und du wagſt immer noch, ſelbſt mit dem ſchneeweißen Kopf noch, es ſo keck und kühn hinzuſchreiben und auszuſprechen?

Ja, ich wage es, und kenne den Preis, warum ich es wagen muß. Darf ich Liebe nennen und ausſprechen als das Heiligſte und Herrlichſte, ſo muß auch der Haß ſein heiliges Recht haben. Nur in Gott fehlen die Gränzen und die Gegenſätze der Dinge; der Menſch iſt da als Gegenſatz und durch Gegenſatz, er wird und er empfindet findet und erkennt ſich nur durch Gegenſatz. Wo von höchſten Dingen geredet wird, von Wahrheit Freiheit und Recht, iſt die Mitte das Schlechteſte. Ich ſoll haſſen und muß haſſen was mir dieſe Mitte ſo mit Schutt und Dornen und anderm Unrath füllt, daß ich die beiden nothwendigſten Dinge weder auf ihrem Anfangs- noch auf ihrem End-Punkte erblicke noch auf ordentlichem geraden Wege zu der Höhe gelangen kann, die mir ihren Anblick giebt. Dieſe Punkte, woraus und wohin, heißen Gut und Bös Recht und Unrecht, und wollt ihr das Letzte mit dem einfachſten Namen nennen Grad und Ungrad.

Aber warum falle ich mit dieſem meinen Haß immer auf die Franzoſen. Ich habe es euch oft geſagt und ich will es euch hier noch einmal wieder ſagen. So viel Verſtand haben Einige von euch mir nachgerade doch wohl abgemerkt, daß ſie nicht meinen können, daß bloß ein dunkles kindiſches angelerntes und angeäfftes Gefühl von Widerwillen gegen ein ganzes großes Volk mich noch mit grauer greiſer Narrheit in den Harniſch jage; ſondern ich weiſe vor allen andern Namen auf dieſen Namen, weil grade in ihm am meiſten für uns das Böſe und Ungrade liegt. Dieſem gefährlichen Volke gegenüber müſſen wir nicht bloß mit den Waffen — das iſt das Kleinſte — ſondern mit unſern Herzen gerüſtet und gewarnt auf der Wehr ſtehen.

Sie haben uns nun über zwei Jahrhunderte politiſch hänſeln dürfen, und wie? Das war und iſt noch heute der Schimpf unſrer Zwietracht. Könnten wir voll einig werden, wie viel ſtärker und mächtiger wären wir noch heute als ſie! Aber ſie haben uns mit etwas Anderm gehänſelt und hänſeln uns noch dieſen Tag: Frankreich iſt die Delila, welche den Simſon Deutſchland mit leiſem und wollüſtigem Gekräuſel und Geſäuſel noch heute einlullt und ihm die Locken der Stärke kürzet, wann ſie wieder wachſen wollen.

Mehrmals habe ich anderswo breiter gewieſen, wie das franzöſiſche Volk und ſeine Art und Gemüth in mehreren Kreiſen ſeines Daſeyns und Strebens zu dem europäiſchen Norden und vorzüglich zu uns Deutſchen den Uebergang macht. Ihre Sprache ihre Sitte ihre flatternde ſchimmernde Leichtigkeit ihr theatraliſcher halb wahrer halb lügenhafter Schein in ihrem ganzen Weſen und Auftreten bereiten für uns eine Zauberſalbe, die unſre innerſten edelſten Nerven und Geiſter ſchwächt unſern ſtolzen und freien deutſchen Sinn für grade Wahrheit und ſchlichtes Recht bricht, unſre hellen Augen blendet, damit ſie mit ihren ſchlauen leuchtenden ſchillernden Eulenaugen die geblendeten Vögel belauren und fangen können.

Und hier rufen mir einige Hohnlächler entgegen: Halt! nicht weiter mit deiner ſaubern Vergleichung, wie dein deutſches Schaaf von den Franzoſen zur Schur eingeſchmiert wird! Ich aber rufe ihnen aus ernſteſter Sache zu: Halt ihr! und allen ſchnöden Spott und auch das Schaaf bei Seite!

Von dieſem böſen wälſchelnden Weſen und Streben iſt nun ſeit 60 80 Jahren gottlob ein gutes Theil von uns ausgetrieben, aber viel zu viel davon ſteckt noch in uns, und grade bei denjenigen Klaſſen des Volks, welche der Verleitung der natürlichſten Triebe und der Verblendung der natürlichſten Anſichten am meiſten ausgeſetzt ſind. Sey es, daß die franzöſiſche Sprache als europäiſche Weltſprache im rechtlichen auch nützlichen Beſitz iſt — den will auch ich ihr nicht thöricht und vergeblich ſtreitig machen — aber ward nicht und wird nicht die Erziehung und Bildung derer, die das deutſche Volk künftig am meiſten leiten und regieren ſollen, die Erziehung unſrer königlichen fürſtlichen gräflichen Geſchlechter von der Wiege gewöhnlich auf dem Franzöſiſchen gegründet? Fängt man mit franzöſiſchen Sprachmeiſtern und Kammerjungfern nicht meiſtens an und fährt ſo bis ins zehnte zwölfte Jahr des Lebens fort, ſo daß die liebe Mutterſprache und die deutſche Art und der deutſche Sinn ſpäter dann ſo unvollkommen hinterher gehen müſſen und bei den meiſten, wenn der Geiſt der vornehmen Jugend nicht ein außerordentlicher iſt, aus dieſem wälſchen Grunde, der zuerſt gelegt iſt, nimmer in voller Kraft und Blüthe erwachſen und ſich entfalten können? Das iſt das deutſche Uebel bis auf den heutigen Tag geweſen. Daher ſo wenige Hohe und Höchſte, die ihr eigenes Volk ſeinen Sinn ſeine Art ſein Leben, das, worin ſeine Kraft und Herrlichkeit wohnt, verſtehen und gebrauchen können. Sie haben frühe den Meduſenſchild geſehen und ſind erſtarrt und erkältet für das ganze Leben.

Jedes Volk kann nur durch ſeine eigenſte innigſte Kraft und Anlage zu ſeinem Größten und Beſten herangebildet und erhoben werden. Der Deutſche iſt ein Kerl aus ſo hartem Geſtein und Metall, daß er mit dem Staub der zuſammengerollten wälſchen Baſtardmetalle nicht ausgeſchliffen werden kann. Ja, wenn unſre Fürſtenſöhne bis zu ihrem ſiebenzehnten achtzehnten Lebensjahre nur ganz deutſch, in deutſcher Art Sprache und Zucht, allenfalls auch in einer der beiden klaſſiſchen Sprachen erzogen und gebildet würden, wenn ſie dann auch das Franzöſiſche nur ſo lernten, um es ſo mittelmäßig, meinethalben ohne Gewandtheit und Meiſterſchaft, für den gewöhnlichen Bedarf handhaben zu können, es müßte mit dem Teufel zugehen, daß ſo hoch im Gipfel der Dinge, wo das muthigſte und ſtolzeſte Leben des Volkes mit allen ſeinen Zweigen und Blüthen zum Sonnenſchein des Ruhms und der Kühnheit emporſtrebt, das Vaterländiſche und Deutſche, das Ewige und Unſterbliche in unſerm Volke und alles Schöne und Herrliche, was der Unſterblichkeit werth iſt, nicht am friſcheſten nnd lebendigſten glühen und blühen ſollte.

Plato ſagt: *die Meiſten unter den Mächtigen werden böſe.* Ich darf nicht ſagen: *die Meiſten unter den Mächtigen werden dumm.* Aber ſollen wir ſie durch eine dumme Erziehung dumm machen laſſen? Denn wer kein Liebesfeuer in der Bruſt hat, iſt dumm. Dumm bedeutet in deutſcher Sprache einen Menſchen, der mit tauben und ſtumpfen Sinnen und Gefühlen geboren iſt, der nimmer weder recht fröhlich noch recht zornig werden kann — Gleichgültigkeit Karakterloſigkeit Nichtigkeit. Nun geh mir hin und zerre mir meinen fürſtlichen Knaben von Kindauf zwiſchen den verſchiedenſten Geiſtern herum — die verſchiedenen Sprachen ſind aber die verſchiedenen Geiſter der Völker — treibe ihn vollends mit der Sitte und Sprache eines fremdartigen Volks herum, wie und wo ſoll er ſein Eigenes jemals finden und erkennen lernen, das eigne ganze Volksleben, in welchem er künftig athmen wirken und befehlen ſoll? Denn der Fürſt ſoll das mächtigſte zuſammengedrängteſte Gefühl des Sinnes und Seyns ſeines Volkes tragen, er ſoll die vollgeladenſte Flaſche ſeines reinſten und edelſten spiritus ſeyn.

Aber wie es bis dieſen Tag geübt worden, wo ſollen da die rechten deutſchen Männer und Führer herkommen? die, welche mit dem Volke und für das Volk und im Sinn und in der Kraft des Volkes ſtreben und wirken können? Ich will nicht von der Stunde reden, in welcher wir eben athmen, weil dies der Verdächtigung und Verleumdung geziehen werden könnte; aber ich habe den Muth, wie ich das Gewiſſen habe, an die letztverfloſſenen ſechszig Jahre zu erinnern. Sage mir keiner, Gott habe es ſo gewollt, daß die Höchſten jener Tage eben als ſehr gewöhnliche und mittelmäßige Männer geboren werden ſollten, daß dem deutſchen Volke, damit es wieder erwachte, auch durch ihre Hülfloſigkeit und Unfähigkeit eine gewaltige Dornruthe gebunden werden ſollte. Nein! nein! ſage ich. Ich habe dieſe Jahre mit durchlebt und mitempfunden, habe die Großen und Kleinen leben ſtreben empfinden kämpfen geſehen, habe ihr Seufzen und ihr Jauchzen ihr Leid und ihre Freude vernommen — und wahrlich je näher den höchſten Gipfeln, deſto mehr

Starres Hülfloſes Todtes. Soll man das auch mit einem Gaffen und Starren ins leere Weite im Misbrauch der Sprache, deren Bedeutung Licht und Verſtand iſt, Gott oder Schickſal nennen, daß, wenn ein ganzes großes Volk winkt warnt ruft ja fleht und ſchreit was gethan werden muß, die Höchſten ſich gleichgültig oder gar taub gebärden? Und ſind ſie es nicht geweſen? und ſollen wir nicht fürchten, daß ſie in ähnlichen Fällen wieder ſo erfunden werden könnten? Denkt nur an die Jahre 1814 und 1815. Wenn die Größten und Mächtigſten Deutſchlands nur mit halbem deutſchen Gefühl mit halbem deutſchen Zorn hätten empfinden können, was wenigſtens Dreiviertel aller Gebildeten und Wiſſenden Deutſchlands nicht nur empfanden ſondern verſtanden und mit tauſend und aber tauſend hellen und klaren Stimmen durch die Welt riefen, wie wäre es möglich geweſen, daß in Wien und in Paris die Sachen des Vaterlandes hätten geführt und entführt werden können, wie uns geſchehen iſt? Man hatte Wien gehabt, man hatte Englands Rußlands Frankreichs Spiel dort geſehen, Talleyrands Zettelungen, der ohne Heer und Geld durch die Macht der glatten Lügen alles durch einander zu zetteln und wirten verſtand. Und als im Sommer 1815 der gewaltige Sieg erfochten war, ſtanden da nicht gegen das Ende des Julius 600,000 Deutſche von der Rhone bis zum Rhein und zur Maas wohl gerüſtet und bewaffnet in Frankreich und Belgien? und wie viele Engländer und Ruſſen? 30,000 Engländer und 40,000 Ruſſen. Und die Deutſchen zogen ab und nahmen nicht wieder ihre alten Gränzen am Jura und den Ardennen und ließen die ganze durch ihr beſtes Blut wiedereroberte Nordſee, die ihnen zum Zeichen und jetzt faſt zum Schimpf ſeit langen Jahrhunderten auch die Deutſche See heißt, mit den deutſchen Küſten und Strömen, ließen ihr Land und ihr Volk von den Neidern und Feinden ſich wieder abſpielen und abzetteln. O hätten unſre Fürſten und Herren deutſchen Zorn und deutſche Herrlichkeit empfinden können, ja hätten ſie Deutſchlands Noth und Sicherheit und auch die grade ihnen ſelbſt am meiſten drohenden Gefahren der Zukunft gleich ihrem Volke verſtehen können, wer hätte die öſtreichiſchen und preußiſchen Heere aus dem Elſaß aus Belgien gebracht, ich ſage wer hätte ſie herausgeſchwatzt und herausgezettelt ohne Wiederherſtellung und Wiedererbauung? Aber unſre Augusti und Augustissimi waren keine Semper Augusti, Namen, welche man weiland Mehrer des Reichs überſetzte. Das Volk ſchrie ſich vergeblich über den Rhein hinüber heiſer: Steht feſt, ihr tapfere Herren! bleibt nehmt und behaltet was unſer iſt! Zieht nicht ab! zieht nicht ſo leer ab aus ſo großem von Gott gegebnen Glück! Wir ſind ja noch nicht fertig.

Unſre Könige und Fürſten glaubten freilich auch nicht, daß ſie fertig waren; ſie ſchienen aber weder Zeit noch Geduld zu haben mit ihren Heeren ſo lange in Frankreich und Paris zu verweilen, bis ihre tapfere Ausdauer ſelbſt durch Mitbitten und Mitwinſeln aller Franzoſen es endlich fertig gemacht hätte. Die neidiſchen Fremden, die kein ſtarkes ganzes Deutſchland wollten, und die Franzoſen ſpielten mit unſern Siegen und unſerm Glücke und wußten ſo viel von allgemeiner europäiſcher Friedſeligkeit Menſchlichkeit und Großmuth zu klingen und von dem ſchönen Willen Aller die europäiſchen Dinge ferner allmählig hübſch zurecht zu legen und alles ſpäter mit gehöriger Muße und Reife fertig zu machen, daß die Deutſchen ſich aus der vortheilhafteſten Stellung eines Glückes, wie es einem Volke ſelten geboten wird, ohne ſchweren Kampf herausſpielen ließen. Die deutſchen Völker aber knirſchten, als der ganze kahle Jammer ihnen hell vor den Augen lag.

Knirſcht und tobt hier ein kindiſcher oder wilder Haß und Zorn, der zu dunkel malt? Sind nicht viele Erhebungen und Erſchütterungen und Wehen und Plagen des jüngſten Menſchenalters, ſind nicht viele Verdachte Verhetzungen Verfolgungen Verbannungen, viele tolle und wilde Heilmittel, welche bald dieſer bald jener für den immer noch verſtümmelten und zerriſſenen deutſchen Leib ausgedacht hat, in dieſer unfertigen diplomatiſchen Stückarbeit? und werden nicht künftige darin ſeyn? und reckt und ſtreckt ſich der an ſeinen ſtärkſten und edelſten Gliedern gefeſſelte deutſche Rieſe nicht vergebens in ſo vielen thörichten Arbeiten und Beſtrebungen?

Aber gottlob er fühlt ſein Weh, er fühlt, wie er ſeit Jahrhunderten gebraucht iſt. Dank, gnädiger Gott, daß du uns aus einem langen kalten und ſtarren Siebenſchläferſchlaf aufgeſchüttelt haſt, daß wir wieder ein deutſches Vaterland fühlen gelernt haben, daß jeder kleinſte Mann zu empfinden beginnt, wie der kleinſte Franzos Engländer Ruſſe in ſeinem Lande es empfindet, daß ſein Vaterland ſein ihm von Gott gegebenes Land iſt, wie es des Königs und Fürſten iſt. Nur aus dem ganzen vollen Strom des Gefühls und der Liebe des Volks kann die Gluth kommen, welche auch die Höchſten allein zu dem würdigen Stolz ihrer Beſtimmung erheben und darin erhalten kann.

Alſo immer mehr reines Haus gemacht für die deutſchen Sinne und Herzen und den fremden Staub weggeblaſen den fremden Unrath ausgekehrt, der unſern Glanz verdunkelt und beſchmutzt. Stoßet muthig aus was euch feindſelig iſt; haſſet das Fremde tüchtig und rechtſchaffen, wo es euch zu vermindern und zu zerreißen ſucht. Solchen Haß hat Gott nicht nur erlaubt ſondern geboten. Auf dieſe Weiſe und wo ich es in der liſtigen Arbeit des Verminderns und Zerreißens treffe, will ich das franzöſiſche Volk von mir abſtoßen und haſſen; den einzelnen Franzoſen aber ja den Moſkoviter und ſelbſt den Türken und Chineſen, wo er mir als ein treuer biederer Menſch begegnet, will ich mit der Liebe an mein Herz drücken, wie es die Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit gebietet. Aber weg mir mit dem dampfigen und ſtinkigen Süßwaſſerliebespfuhl, in welchem Kröten und Schlangen mit Goldfiſchen und Silberfiſchen zuſammen ſpielen! Die Fiſche meiner Liebe müſſen in reinem hellen Waſſer ſchwimmen.

Talleyrand in Köln im Sommer 1815, nebſt einer Zugabe.

(Zuerſt abgedruckt im Rheiniſchen Beobachter, 24. Januar 1845.)

Bei vielen Kölnern ſteht gewiß der Oberſt, ſpäter General v. Ende, der ſeit dem Jahre 1814 etwa zehn zwölf Jahre Kommandant der Feſtung war, noch in freundlichem Andenken: ein gutmüthiger Murrkopf, aber an Herz und Sinn treu deutſch und tapfer. Ich lebte das Jahr 1815 größtentheils in Köln und hatte mit dem Kommandanten manche Beziehungen und Geſchäfte. Als ich nun in den heißen Wochen, wo die Entſcheidung des Feldzugs jenes Jahrs ſich in Belgien machen ſollte, eines Morgens in Ende's Zimmer trat, fand ich ſeine Gebärde und Sprache ungewöhnlich umwölkt und übeltönig und erhielt auf meine Frage, was ihn ſo verſtimme, die kurz abgebiſſene Antwort: „Ich ſoll dem Satan ein Geleit ſchicken — da! leſen Sie.“ Ich las das überreichte Papier durch, einen Brief mit Talleyrands Unterſchrift, welcher, von Wien kommend, unter dem Titel der wegen der Soldatenzüge möglichen Unſicherheit der Straßen ſich einige Stunden vor Köln von dem Kommandanten einige Gendarmen zur Geleitung erbat.

Wir geriethen über dieſes Geſuch natürlicher Weiſe in ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Einleitung Ende mit den Worten machte: „Ja dürfte ich, ich ſchickte die Gendarmen, den Drachen zuſammenzuhauen.“ Dann ſich beſinnend: „Das wäre freilich ſtark, auf Befehl gethan; aber hätte ich einen Befehl vom König, wie gern wollt' ich ihn mit ſeinen Schreibern und Papieren nach Magdeburg geleiten und den Vogel bis zum Frieden in einem ganz zierlichen Käficht halten. Ich denke, wir würden ganz hübſche Sächelchen in ſeinen Papieren finden.“ Aber dies waren und blieben Worte, wie alles, was wir über die Bösliſchkeit und Gefährlichkeit des Mannes ſprachen, wenn man die Schlange ſo hübſch nach Ghent durchſchlüpfen ließe. Ende fluchte und ſchickte das Geleit, und Talleyrand kam unverſehrt zu ſeinem Ludwig dem Achtzehnten.

Hier bei dem Gedanken an das große Köln hatte dem alten verſchmitzten Sünder das Gewiſſen gegen die linke Bruſt geklopft. Er hatte doch wohl ein kleines Gefühl, was er an Deutſchlands Ländern und Völkern verſchuldet hatte. Ich frage einfach: Würde ein deutſcher Premier-Sünder, der Gleiches oder nur Halbſolches an Frankreich verbrochen hätte, bei ähnlicher Volksſtellung und Volksſtimmung ſelbſt unter Geleitung von einem Dutzend franzöſiſcher Gendarmen durch Frankreichs große Städte ſicher vor Zerreißung durchgefahren ſeyn?

Dies begab ſich im Johannismond in Köln. Etwa acht Tage ſpäter erhielt ich einen Brief aus Frankfurt, in welchem ein Freund mir ein dortiges talleyrandiſches Abentheuer ganz luſtig erzählte. Hier iſt es:

Talleyrand fuhr eben auf ſeiner Reiſe von Wien nach Ghent mit mehreren Wägen in der Abenddämmerung aus Frankfurt ab. Da geſchah es hart am Bockenheimer Thore, daß bei der Umlenkung eines Wagens die Pferde deſſelben ſich mit den Pferden eines andern in den Strängen verfingen; darauf Sturz eines Pferdes, Lärm und Geſchrei und bald Gezänk und Peitſchenhiebe der Poſtillione auf einander, und Zulauf von Menſchen. Talleyrand in der Meinung, dieſes Getümmel gelte ſeiner franzöſiſchen diplomatiſchen Perſon, war geſchwinde aus dem Wagen und in die Hauptwache am Thor, wo er den Offizier um Schutz gegen den Pöbel bat. Hier zuerſt Verwunderung, dann Lächeln, zuletzt Verſtändigung und Beruhigung des Alten — und Pferde Stränge und Wägen ordneten ſich wieder und der Herzog von Benevent fuhr weiter. —

Zur Erzählung dieſes kleinen Abentheuers hat mich die Leſung eines neuen Buches meines halben Heimathmannes, des Freiherrn von Gagern bewogen, welches unter dem Titel: Der zweite Pariſer Frieden von H. C. Freiherrn von Gagern, 2 Theile, eben bei Brockhaus in Leipzig erſchienen iſt. Ueber dieſes Buch leſen wir in der Kölner Zeitung vom 5. Januar d. J. eine ſehr nette und klare Beurtheilung von meinem werthen Freund und Amtsgenoſſen Löbell hieſelbſt, worin er, jedoch faſt mit zu vielem Glimpf, dem Freiherrn ſeine ſchweren politiſchen Irrthümer hinſichtlich der Leitung Anordnung und Wägung der deutſchen Verhältniſſe in den Jahren 1814 und 1815 vorhält und zuletzt in hübſcher Ironie mit den Worten ſchließt: „Der zweite Theil enthält unter Anderm eine ſehr merkwürdige und leſenswerthe Apologie Talleyrands. Daß in dieſem Mann eine ſo gemüthliche Weiſe zu entdecken war, wird den Leſer nicht wenig überraſchen.“

Dieſe freiherrlichen Talleyrandiana veranlaſſen mich ja nöthigen mich aus den Erinnerungen und Geheimniſſen der Vergangenheit auch ein wenig mit drein zu ſchwätzeln. Der

Freiherr und ich ſind beide alte greiſe Männer und das greiſe Alter macht eitel ſelbſtgefällig und geſchwätzig. Da der alte Herr nun alles Mögliche ja das Ungleichſte und faſt Unmögliche zuſammenpaart und aus allen Kammern Kabinetten Sälen Briefen und Büchern heraus auf das friſcheſte und ungezwungenſte erzählt und ſchwätzelt, ſo giebt er Andern auch die Erlaubniß zu ſprechen und zu erzählen und ſelbſt Solches zu erzählen, was züchtig hinter dem Vorhang des Geſellſchafts- und Herzensgeheimniſſes geblieben wäre, wenn es ihm nicht beliebt hätte dieſen Vorhang oft ungebührlich und unvorſichtig aufzuziehen.

Zu Allervorderſt iſt es mir zu viel, in welcher Weiſe der Freiherr vor uns gutmüthigen und ſo leicht vergebenden und vergeſſenden Deutſchen immer noch von der Gemeinſamkeit ſeiner Wirkſamkeit mit Talleyrand in Wien zu ſprechen, ja wie er unſern ſchönſten Namen jener Tage „Stein" gleichſam neben ſich und Talleyrand zu ſtellen wagt, Chriſtus und Belial neben einander (2. S. 201); ja wie er ruhmredig gleichſam ſein eigenes Lob zu ſingen wagt, „wie es ihm gelungen mit zwei ſo verſchiedenen ſo merkwürdigen Männern, wie Stein und Talleyrand, in Verkehr zu kommen." Ich will ihn hier nur erinnern, wie oft und wie bitter, ſo daß die edlen Stein'ſchen Töchter oft mit Thränen des Mitleids in den Augen zuhörten, Stein ihn in meiner Gegenwart über ſeine Buhlerei mit Talleyrand und über ſeine deutſch verkehrte in Wien geſpielte Rolle abgekanzelt hat. Er habe es! Warum will er heute noch verkehrte Dinge zu rechten und böſe und ſchlaue Kerle zu guten und weiſen Männern machen?

Ich ſage nicht, daß Talleyrand ein monstrum nulla virtute redemptum war. Gagern ſpricht es mit einer Art Wohlgefälligkeit aus, daß er ein Staatsmann war, (der Freiherr drückt viel und oft auf das Wort) ein kluger weltſchauender alle Fälle Unfälle Ungewitter vorherſehender und ſich zu rechter Zeit dagegen deckender Staatsmann. Er ſoll uns gleichſam als ein Muſterbild von Mäßigung Klugheit und Weisheit gelten und die ſchlimmen Schmutzflecken ſeines Karakters werden uns nirgends nur mit einem Anflug von Unwillen, geſchweige von einem ſittlichen Zorn gezeigt. Freilich wer politiſche Denkbücher ſchreibt, will und ſoll uns die Karaktere nur kühl und ruhig malen und keine Moralien leſen; aber wir erwarteten in dieſen Büchern doch von dem alten deutſch empfindenden und deutſch redenden Reichsritter, daß er uns den Mefiſtofeles, deſſen zettelndes Spiel allen Redlichen unter uns als ein ſchlüpfrigſtes und feilſtes der Lüge und Habſucht nur zu bekannt iſt, doch einmal in ſeiner wahren Geſtalt werde durchſchimmern, daß er wenigſtens einmal ein volles deutſches Gefühl werde durchſchlagen laſſen. Nein, nichts von Solchem: der Talleyrand kommt faſt als ein Freundlichſter Unſchuldiger und Liebenswürdiger bei ihm durch. Fühlt denn der Freiherr, der die feine und heitere Kunſt, worauf die Diplomaten ſich oft über alle Gebühr ſo viel einbilden, in dieſem Muſterbilde zeichnet und bewundert, fühlt er nicht, welchen Schaden er und Seinesgleichen durch ſolche Schilderungen anrichten und wie die Welt dadurch, wenn es möglich wäre, in eine Welt eines teufliſchen Trugs und eines wüſten Chaos verſchwimmen und verdämmern würde? Glauben dieſe Leute denn, dieſe, die aus den zierlichen Salons heraus uns die loſeſten Künſte gleichſam als eine nothwendige Tugend malen, daß wir Andern bloß die Ehrlichdummen ſind, über welche ſie überlächelnd und überachſelnd hinblicken dürfen? welche keine Vorſtellung davon haben, durch welche geheim erhabenen Liſten dieſe arme Welt regiert wird? Meinen ſie denn, daß wir unſern Thucydides und Tacitus umſonſt geleſen haben? daß wir des unglücklichen Oedipus (Sophocl. Oedip. tyrannus v. 380) Klage über dieſe Liſten und Gelüſte des Raubens und Herrſchens nicht kennen, die lautet:

„O Reichthum, Herrſchaft und du Kunſt der Kunſt,
„Im kämpfevollen Leben überſchwebend!“

Es mag eine heitere Luſt des Hiſtorikers und Dramatikers ſeyn Miniſter wie Richelieu und Talleyrand und Beichtväter wie die Jeſuiten, les pères le Tellier und la Chaiſe, zu zeichnen; aber wir wiſſen, daß es eine höhere Luſt und eine ſtolzere Bewunderung iſt, wenn wir auch in unſern Tagen in Spanien Frankreich England und Deutſchland edle Männer geſehen haben, die, dem Gefühl des Rechts und der Ehre gehorchend, eben ſo vorherſchauend und kalt und ruhig, als Talleyrand jedem Ungewitter ausgewichen iſt, ſich in die gewiſſe Gefahr ja in den gewiſſen Tod geſtürzt haben, damit die Treue und Liebe verherrlicht und durch Noth und Tod gezeigt würde, daß wir unſterblichen und göttlichen Geſchlechts ſind. Es iſt ſehr die Frage, ob ſolche Karaktere und Künſte als Talleyrands das Glück und die Würde Frankreichs gemacht haben — aber ſelbſt wenn Talleyrand dies nie aus dem Geſichte verlor, war dies etwas, was der deutſche Ritter bewundern ſoll Angeſichts aller der Schäden und Schanden, die der große Schelm uns angethan hat? O dieſe diplomatiſchen Seelen verſtehen es nicht, wie viel ſie in eitler Selbſtbeſpiegelung und Zurückſpiegelung der heilloſen wälſchen Lügenkünſte ſündigen, wie ſie durch ſolche blanke Darſtellung in deutſcher Sprache, welche über ſolche Dinge und Menſchen andere Rede führen ſollte, gegen ein Volk ſündigen, bei welchem alles Segenreiche und Siegreiche allein durch das Herz zum Kopf gehen kann.

Und die unwiderſtehliche Anmuth Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit Talleyrands? O, das ſind Eigenſchaften, die der Teufel, wenn er Seelen fangen will, gelegentlich auch hat. Selbſt der Bauer läßt ihn als einen liebenswürdigen Kavalier mit goldnen Sporen und einem Federhut in Purpur und Gold in den Sälen und Paläſten der Hohen auftreten. Wir wiſſen ja das jammervolle Weltgeheimniß von dem Fürſten dieſer Welt im Evangelium, wie er von jeher jedes grade und rechtſchaffene Regiment auf Erden zerrüttet hat; und weil wir dies wiſſen, glauben wir ja an eine beſſere Welt und eine künftige Wiederherſtellung. Wir wiſſen, daß Satan ein gewandter kluger und ſchmeichliſcher Herr iſt, der von Witz und Geiſt und allerliebſten Einfällen ſprudelt. Wir wiſſen, daß der klare Geiſt, der allen beſchwerenden Ballaſt von Liebe und Treue hinter ſich geworfen und ſich in das hohle Spinnennetz ſeines kalten Ich zurückgezogen hat, ein allmächtiger Potentat iſt, und haben früher ſchon zu oft des Freiherrn Bekenntniß der Anbetung des Talleyrandiſchen Geiſtes leſen und ihn ſich der Achtung und Freundſchaft dieſes Mefiſtofeles rühmen hören müſſen; aber daß er ſich auch nach anno 15 und 30 immer noch mit der Verehrung dieſes gräulichen Wälſchen und der Preiſung ſeiner Allweisheit vor uns ſpreitzet, das übernimmt und übermuthet uns; und wir können leider aus allem dieſem nun begreifen, wie und wodurch Hr. v. Gagern beſtrickt und gefangen und in allen ſeinen mannigfaltigen politiſchen Irrthümern und ſchlimmen politiſchen Irrgängen von dem feinen und ſchlauen Potentaten geleitet und verleitet worden iſt.

Ja, wenn der Freiherr ſeine Fehler verſchwiege oder bekennte — aber er rühmt ſich ihrer, er ſteift und ſtützt ſich darauf als auf einem Verdienſt der Klugheit und Weisheit ja als auf einem Verdienſt um das deutſche Vaterland; er erinnert hier in trauriger Ruhmredigkeit wieder an Wien und an die Gängelung, in welcher er ſich dort von Talleyrand hat führen und ſchwingen laſſen. Da er ſo laut und verwegen ſpricht: „in Wien bei unſern bedeutenden Zwecken waren wir (er und Talleyrand) in Anſicht und Wirkſamkeit meiſt vereinigt“ (2. S. 261), warum ſollen wir ſchweigen, wenn wir von alten deutſchen Sünden und Schäden ſonſt auch gern ſchwiegen?

Ja in Wien war ein Talleyrandiſches Meiſterſpiel und in Wien hat Herr von Gagern nicht geſpielt ſondern iſt geſpielt worden. Wer will es noch bezweifeln, ſelbſt nach ſeinen eigenen früheren und gegenwärtigen Erzählungen und Bekenntniſſen? Ich weiß nicht, was unſer deutſcher Freiherr lieber will, für eines der Dreipfennigſtücke (les doubles, wovon Talleyrand in einem Briefe ſpricht) gelten, das von Talleyrand ausgeſpielt worden iſt, oder für einen, der mit klarem Bewußtſeyn für die wälſchen Zwecke ſelbſt ſolche politiſche Würflinge (jetons) unter Talleyrand ausgeſpielt hat. Die Wahl bleibt ſchmerzlich bitter.

Wir kennen ja das traurige deutſche Vierteljahr in Wien nach den herrlichen Siegen von 1813 und 1814, ein traurigſtes Vierteljahr des Winters von 1815. Wir kennen Talleyrands große Rolle von jenem Winter und die Spieler, mit welchen er geſpielt, oder vielmehr, welche er als ſeine Dreipfennigſtücke ausgeſpielt hat. Wir kennen die Krähenſchirme und Eulenſpiegel, die er vorgehalten hat, um die Deutſchen ins Netz hinein zu locken oder hinein zu ſchrecken. Es bedarf hier nur Eines Winks auf allbekannte Geſchichten hin.

Talleyrand wußte was er wollte, als er Polen und Sachſen als die großen Zankäpfel unter die diplomatiſche

Genoſſenſchaft auswarf. Nicht wahr, theurer alter Herr, von dieſem Verzettler und Verkäufer aller europäiſchen und deutſchen Freiheit und Ehre konnten Sie ſich die unvergänglichen Lehren der Freiheit und Gerechtigkeit als von einem würdigen Vorſänger vorſingen laſſen und mußten ihm folgen? Wollen Sie ſich etwa der Genoſſenſchaft rühmen, in welcher Sie unter dieſem Anführer ſpielten? Cathcarts, den Stein einen ſchottiſchen Eiszapfen ſchalt, Londonderry's, der ſich ſpäter den Hals abſchnitt, oder ſeines Bruders, des huſariſchen Stuarts, oder Ihres deutſchen Landsmanns, des Grafen Münſter, und anderer Etcetera? Talleyrand wußte klar, was er wollte und that: er meinte für das Glück und die Ehre Frankreichs durch die Schwächung und Zerſplitterung Deutſchlands immer am beſten zu ſorgen; aber mußte das eines deutſchen Ritters Sorge ſeyn? Talleyrand hatte einen Blitz in Norddeutſchland aufblitzen ſehen, der ihm Furcht für die Zukunft einjagte; die Schlachten von der Walſtatt Dennewitz und Leipzig waren den Franzoſen tief in die Knochen gedrungen. Talleyrands klarer Blick hatte entdeckt, daß in Deutſchland allein Preußen die zu zerreißende Größe war, daß in Preußen der Kern ſich gezeigt hatte, um welchen der ſchwimmende Sonnenſaamen des werdenden deutſchen Geſtirns ſich zuſammenballen mußte. Er ſchrie die Gefahr der libertas germanica aus, wenn man Preußen empor laſſe, und die Deutſchen ſchrieen es ihm nach; aber welche libertas germanica meinten ſie? Etwa die vom Jahr 1700 oder 1790, eine Art libertas polonica, die weder Hand Fuß noch Kopf hatte? Aber ich frage noch einmal: Mußte Herr von Gagern mit Talleyrands Kehle ſingen und mit Talleyrands Augen ſehen? Gewahrte er denn nicht, daß wer damals an Preußen riß, an Deutſchland riß? Mögten dies alle bedenken, die jetzt an Preußens Dornen reißen und ſich daran zerreißen! Wir wollen dem Freiherrn verzeihen, daß er ſich im Eifer für das Haus Oranien zuweilen fortreißen laſſen konnte, aber ſeinen und Münſters Haß und Neid gegen Preußen und wie ſie mit den Franzoſen und Engländern damals zugleich gegen Preußens und Deutſchlands Größe geſündigt haben, das verzeihe ich und die Geſchichte ihnen nimmer.

Doch ſchon zu viele Worte. Ich wollte nur die Gefährlichkeit ſolcher Bücher andeuten, deren diplomatiſcher Glätte und Feinheit der heilige ſittliche Zorn abgeht. Wir kennen leider und müſſen leider anerkennen die böſe und gefährliche Kunſt der gewiſſenloſen und herzloſen Diplomatie; wir ſchaudern vor ihr, wenn ein Talleyrand ſie handhabt, aber bewundern können wir ſie nicht. Es werden gottlob auch immer ſolche ſeyn und bleiben, die im edlen Gefühl des Rechts und der Wahrheit und damit der Glaube der Tapfern und Redlichen nicht untergehe, muthig und ehrlich zu leben und zu ſterben wagen. Es war in Wien wenigſtens Ein deutſcher Mann, der *libertas germanica* rufen durfte, weil er mit der vergangenen Freiheit nicht junkerte und ſlunkerte und der werdenden muthig ins Geſicht ſchaute, wenigſtens Ein Mann jenes heiligen Zorns war da, der Mann, den Herr von Gagern Talleyrand gegenüber genannt hat: der Freiherr vom Stein. Wahrlich hätten damals alle deutſchen Fürſten und Freiherren wie er gefühlt, wir wohnten jetzt in andern Ehren und Gränzen und dieſe Zeilen wären nimmer geſchrieben.

Bonn den 24. des Wintermonds.

E. M. Arndt.

Gneiſenau.

(Geſchrieben in Naſſau Sommer 1843.)

Ich komme aus dem Thurm des alten ritterlichen Reichsfreiherrn, aus den Zimmern, wo die Bilder ſeiner Ahnen, Bilder, zum Theil erblaßte Bilder einzelner früherer Herrſcher und Kaiſer, und die Büſten und Gemälde der Herrſcher und Feldherrn aufgeſtellt ſind, bei welchen in den Jahren 1813 und 1815 die Entſcheidung über die Schickſale Europa's geſtanden war. Da erblickte ich auf derſelben Stelle, wo es ſchon vor einem halben Menſchenalter hing, das Bildniß Scharnhorſts, und rührend erinnerte es mich, wie der alte Herr die Fremden, welchen er dieſes ſein Heiligthum zeigte, immer zuerſt auf dieſes Bild hinwies. Mir ſelbſt iſt Gleiches mehr als einmal begegnet, obgleich er wußte, daß ich den edlen Todten im Leben gekannt hatte. Er ſelbſt blieb dann immer wie in Andacht vor dieſem Bilde ſtehen und ſah es mit einem rührenden Ernſt an. Da ſtand des deutſchen ſendbarfreien Ritters Sohn in der rechten würdigen Stellung vor des deutſchen Bauren Sohn. In dieſen Zimmern ſaß der würdigſte Greis oft in Stunden ſeiner Einſamkeit. Hier empfing und ſchrieb er Briefe und holte aus ſeiner kleineren dahinterliegenden Bibliothek gelegentlich einen alten Tröſter heraus, wenn er in Thatſachen der vaterländiſchen Geſchichte eine Zahl Namen und dergl. andern zur Beweiſung ihm ſelbſt zur Erinnerung bringen wollte. Denn dieſe kleinere Thurmbibliothek war ſeine Selecta, welche die ſeltenen zur deutſchen Geſchichte gehörigen Bücher Sammlungen Urkunden u. ſ. w. enthielt.

Ich komme aus dem Thurm, und in dieſem Thurm hat man immer eine deutſche Vertiefung und Verſenkung, wie Papa Sokrates weiland, wann ſein Dämon in ihm beſonders ſpielte, worin das höchſte tiefſte gewiſſeſte deutſche Gefühl, das unſterbliche beſte deutſche Gewiſſen einem gleichſam recht gewiß wird, wie uns armen Menſchen etwas gewiß werden kann. Ich bin jetzt auch ein Greis, der über die Stoppeln der irdiſchen Vergänglichkeit nur noch ſo hinwankt, und gedenke des edlen Greiſes, der einſt in dieſen Räumen wandelte, ſeiner freundlichen Worte und vor allen ſeiner Hand, womit der Wohlwollende denen, welche er lieb hatte, nach liebenswürdiger Gewohnheit ſtreichelnd über die Stirn hinzufahren pflegte. Hier, darf man ſagen, loben alle guten Geiſter Gott den Herrn. Heute haben ſie mir es angethan, ich fühle mich von ihnen angeweht, und Erinnerungen der großen Zeit und großen Menſchen, in welcher und mit welchen zu leben mir beſchieden war, ſtrömen glücklich auf mich ein, und ein großer und guter Mann, der mich ſeiner Freundlichkeit ja ſeiner Freundſchaft einſt gewürdigt hat ſteht eben hell vor mir: Gneiſenau.

Ich hatte unter andern guten Vorſätzen in den Jahren zunächſt nach 1815, ehe ich gleichſam als ein unheilvoller Verbrecher und Verderber des Vaterlandes vor allem Volke geſtempelt und faſt gebrandmarkt werden ſollte, den Vorſatz nach meiner kurzen Weiſe das Leben bedeutender und merkwürdiger Zeitgenoſſen zu beſchreiben. Ich bildete mir ein, daß wir Deutſche in jenen Tagen eine gewiſſe Freiheit der Rede, den Muth der Darſtellung unſrer Menſchen und Dinge gewonnen hätten, wodurch ſolche Lebensbeſchreibungen möglich gemacht würden. Ach! ich ward bald aus dieſer

Einbildung herausgeriſſen und ſehe auch den heutigen Tag noch keine Möglichkeit, wie ein ehrlicher deutſcher Mann dies mit Königen Fürſten Miniſtern und Feldherren, welche in dem letztverfloſſenen Jahrhundert gelebt haben, durchbringen könne. Ich will nicht ſagen, daß ein Deutſcher nicht auch beſchreiben dürfe, was von Kriegs- und Staats-Händeln vor aller Welt offen da liegt, ſelbſt wenn es zum Theil öffentlich ärgerlich und ſchimpflich iſt; aber bei den Weltverhandlungen und vorzüglich bei den politiſchen und diplomatiſchen Weltflechtungen und Weltverflechtungen liegt in der Regel nur das Kleinſte offen da, und wenn man das Verborgene und Mehrinnerliche, was man auch wohl weiß, nicht enthüllen noch frei darſtellen darf, ſo iſt es auch unmöglich ein wahres klares Bild der Thaten und Leiden der Triebe und Wirkungen ſolcher Männer hinzuſtellen, welche in dem bunten Spiel dieſer verworrenen Welt zu ungewöhnlichen Rollen berufen waren.

Selbſt Blücher, der alte gewaltige deutſche Michel, deſſen Wort und That ſo blank wie ſein Degen aus der Scheide gezogen ſcheint, — meint ihr denn, daß er nicht innige ſinnige grimmige Gedanken, Gedanken und Selbſtgeſpräche, bei ſich gepflogen habe, die man noch heute nicht erzählen darf, daß er nicht mit Prinzen Miniſtern Hofleuten u. ſ. w. Verhandlungen und Verbindungen gehabt Reden und Geſpräche geführt habe, welche, wenn man ſie erzählte, Hunderte unſrer gewöhnlichen Leute erſchrecken würden? Und ſelbſt wenn wir bei dem Offenbarſten, bei ſeinem Soldatenleben, ſtehen bleiben, kann das, kann dieſes Offenbare, können manche Misverhältniſſe Hemmungen Beſchädigungen ſeines Lebens und Ruhms verſtanden werden ohne die Erlaubniß auch die innerſten Verhältniſſe und Bewegungen des Staates und Hofes, welchen er angehörte, wenn auch mit der möglichſten Zartheit und Schonung, in klaren Umriſſen darzuſtellen? Daher wegen dieſer nicht höfiſchen ſondern knechtiſchen Bangigkeit, nimmer aus dem ganzen Stande Umſtande und Verſtande der Perſonen und Verhältniſſe mit friſchen freien Farben malen zu dürfen, das Unglück, daß deutſche Männer in ihren Lebensbeſchreibungen gleichſam wie einzelne abgeriſſene Weſen, deren Daſeyn und Wirken im Zuſammenhange mit dem ganzen großen Gewimmel und Gewirr der weltlichen Dinge in ihren Urſprüngen und Folgen kaum halb gezeigt werden dürfen, in der Luft hangen bleiben, gleichſam bleiche Schatten einer matten Dämmerwelt, immer gleich ſchlechten Gemälden ohne Zeichnung mit glänzendem Farbenprunk. Dies gilt ſelbſt von Blücher. Ich wollte ihn doch gewiß ganz anders malen, mit viel lebendigerer Farbenabſchattung ſeiner Thaten, mit viel lebendigerer Natürlichkeit ſeines Lebens, als Herr von Varnhagen mit vieler Gewandtheit und Geſchicklichkeit gethan hat, wenn zugleich die treue wahre Schilderung der gleichzeitigen politiſchen Zuſtände in allen ihren Beziehungen zu Preußen Oeſtreich Europa mit ihren Grundtrieben und Grundwirkungen theils als Unterlage theils als Seiten- und Neben-Schatten des Gemäldes erlaubt wäre. Und vollends wenn einer Gneiſenau's Leben anfaßte, der durch und durch ein politiſcher Karakter im größten Stil war, der aber durch die eigenthümlichen Verhältniſſe ſeines Landes und ſeines Hofes meiſtens immer verdammt war ſeine Spitzen zu verbergen, während er ſo vielen Andern ſelbſt zum Theil wider ihren Willen oft die Spitzen ſtumpfen oder ſchärfen half. Dies iſt das tragiſche Schickſal ſo vieler Männer, welche die zweite dritte Rolle zu ſpielen ſcheinen, während ſie in der That die erſte ſpielen. Nirgends aber iſt dieſes Schickſal tragiſcher als bei den Deutſchen, wo ſo viele Tugend, welche von aller Welt erkannt und verehrt werden ſollte, oft auf immer ungewußt und verborgen bleibt.

Ich kann und will hier von dem Staatsmann von dem Kriegsmann Gneiſenau kein Leben ja nicht einmal einen Lebensumriß hinwerfen. Könnte ich's auch, doch dürfte ich's nicht in meinem Sinn. Alſo hier nur Erinnerungen ſeines äußeren menſchlichen Daſeyns nebſt einigen Andeutungen und Hinſpielungen für ſolche, welchen einmal das Glück größerer Freiheit werden mögte.

Ich ſah den herrlichen Mann zuerſt in Berlin im Winter des Jahrs 1812, ſpäter in Breslau; ich ſah ihn einige Monate, und zwar viel und oft, unter ſolchen Männern Genoſſen und Freunden und in ſolcher Zeit, wo die Menſchen, weil alles Leben gleichſam auf den letzten Wurf geſetzt iſt, wieder einmal ein großes natürliches Leben leben, wo Triebe Leidenſchaften Hoffnungen und Strebungen ſich mit ganzem Muthe und kühner Rede offenbaren. Was in Berlin von Männern und Frauen das Lebendigſte Muthigſte Tapferſte und Zornigſte war, hatte ſich damals in vielen einzelnen Haufen und Häuflein zuſammengeſchaart ja zuſammengedrängt. Ich gerieth durch liebe Freunde auch in einen ſolchen Haufen, und ich glaube, in den allerbeſten. Dieſem Häuflein einiger Zwanzig oder Dreißig — mein Zahlengedächtniß fühlt ſchon das Alter — gehörte auch Gneiſenau an, der vielleicht in andern Häuflein auch Genoß war. Es war damals auch das germaniſche Weib, die edle socia belli die Mathildur in alter deutſcher Glorie wieder erſtanden. So herrliche Blüthen treiben auch Unglück und Noth. Viele der Geſellſchaften, in welche ich durch Freunde eingeführt war, wurden durch das Herz und den Geiſt edler Frauen belebt und begeiſtert, welche im Zorn und Muth gätuliſcher Löwinnen brannten und bei dem großen nahenden Kriegsſturm den Männern Sieg oder Tod als den Preis der Liebe zeigten. Jenes Häuflein, deſſen ich hier gedenke, war das ſogenannte Charlottenburger oder Klein-Lützower. Nach Klein-Lützow bei Charlottenburg, wo der edle Graf Chaſot wohnte, ward öfter hinausgepilgert zu gemeinſamem Gaſtmahl und um ſich in böſeſter Zeit mit Hoffnungen und Ausſichten zu ſtärken, welche meinetwegen jeder die verſchiedenſten haben mogte. Das Gerücht hat damals und ſpäter von dieſem Klein-Lützow als von dem Verſammlungsplatz eines geheimen Bundes gemunkelt. Ich weiß davon nichts, ich habe nie in einem geheimen Rath geſeſſen und werde auch wohl nimmer ein heimlicher Rath werden. Es lagen ja die Schlüſſel des Geheimniſſes vor aller Welt offen: Napoleon und ſeine Schergen und Gehülfen dieſſeits und jenſeits und auch eine kleine deutſche Rotte, die ihm im Grauen vor ſeiner Unbezwinglichkeit mehr aus Feigheit und Niederträchtigkeit als aus Bosheit und Tücke diente: Napoleon und wie ſeinem Weiterſchreiten begegnet werden, wo ſein Glück tyroliſch und hiſpaniſch möglicher Weiſe gefällt werden könnte. Es waren, ſo viel ich mich erinnere, ſo offene tapfere zornige deutſche Männer, welche dort zuſammen zu ſitzen pflegten und deren ein guter Theil den Zorn ſpäter rechtſchaffen mit der Klinge bewieſen hat, daß zu Bündelei und dergleichen verzwickten und leeren Zeitvertreiben kein Stoff zu ſeyn ſchien. Wenigſtens müßte ich der Gimpel von Freunden und Genoſſen geweſen ſeyn, die ihr Weſen viel offener und ungeſtümer zu treiben pflegten als ich, der doch nie zu den Zahmſten gerechnet worden iſt. Ich bilde mir aber noch heute dieſen Tag ein, daß ich nimmer in einem geheimen politiſchen Bunde geweſen bin. Auch habe ich weder hier noch ſonſt irgendwo je einen Meiſter geſehen gekannt oder anerkannt. Ein unſichtbarer Meiſter ſaß aber gewiß unter uns und ließ ſeinen Geiſt über uns ſchweben. Ihn will ich anbetend auch jetzt noch anerkennen. Gneiſenau ging von Breslau über Schweden nach England, kam im Frühling 1813 zurück. Im Sommer jenes Jahrs ſah ich ihn oft in Breslau, im Winter 1815 viel in Berlin, in den Jahren 1815 und 1816 in Aachen Köln Koblenz, wo er damals Kriegsbefehlshaber war. Zum letzten Mal hab' ich ihn oft geſehen und geſprochen, in ſeiner alten Freundlichkeit geſehen und geſprochen im Winter und Frühling 1817 in Berlin. Die letzten Worte von ſeinen Lippen habe ich gehört im Saale des Fürſten Hardenberg nach dem Mittagseſſen. Ich fragte ihn, ob Scharnhorſts Söhne wegen der großen Verdienſte des Vaters um das Vaterland, wie verlaute, von dem Könige eine Schenkung bekommen würden. Wahrſcheinlich hatte ich die Frage mit einer gewiſſen Lebendigkeit gethan, und er antwortete mir kurz und wie unwillig: Ihr Leute habt keine Geduld, ſie werden ſchon eine erhalten. Und ſie haben keine erhalten. Ich zog an den Rhein und zwei Jahre ſpäter traten die demagogiſchen Umtriebe und Verfolgungen ein. Im Herbſt 1828 war ich zuletzt in Berlin und enthielt mich abſichtlich den edlen Mann zu ſehen, der durch ſeine ſogenannten demagogiſchen Freunde, wie ich wußte, manchen Aerger und Verdruß erfahren und deſſen Briefe an mich man bei der Beſchlagung meiner Papiere auch weggenommen hatte. Ich war ja damals ein Stück von einem Halbgeächteten und konnte wohl wiſſen, daß meine Aus- und Ein-Gänge in der Hauptſtadt genau beobachtet und berichtet wurden.

Gneiſenau war im Jahr 1759 oder 1760 geboren, alſo zehn Jahre älter als ich. Er war nicht aus glänzendem alten Geſchlecht ſondern hatte das mit vielen großen Männern gemein, daß er ſich durch Noth und Arbeit emporringen mußte und der eigenen Kraft und Tugend alles verdanken ſollte, der Erſte, welcher den Namen Gneiſenau als den eines ritterlichen Geſchlechts berühmt machen ſollte. Wer, wenn er nicht der Allervertrauteſte iſt, fragt einen ſo hohen Mann, der ganz in dem Glanz der Gegenwart blüht, nach ſeiner Wiege oder den Anfängen ſeiner Kinder- und Knaben-Jahre? Ich habe Vertrautere gefragt und ſie haben nur Sagen darüber gewußt. Sein Vater war in ſeiner Jugend öſtreichiſcher Werboffizier, der, wie es das Geſchäft Solcher mit ſich brachte, viel von Ort zu Ort gezogen war und zuletzt als Kaiſerlicher Rittmeiſter in Erfurt gelebt hatte; ſeine Mutter eine Schwabin, eines reichsſtädtiſchen Patriciers, ich meine, von dem Vater entführte ſchöne Tochter. Gneiſenau beſuchte in Erfurt die gewöhnliche Schule und ſang als ein unbemittelter Knabe in den Singchören mit in den Straßen vor den Häuſern. So hatte der Geiſtliche Rath Herr Dominicqu, ein Thüringer, der in den Jahren 1820 in Koblenz bei der Regierung ſtand, ihn gekannt und ich habe das von ihm erzählen gehört. Der Jüngling, der keinen andern Beſitz hatte als ſeinen Adel und Degen, war in den Kriegsdienſt des Markgrafen von Anſpach-Baireuth getreten und im Jahr 1782 mit einem anſpachiſchen Regiment, welches die Nordamerikaner unter England zurückzwingen helfen ſollte, als Fähnrich nach Amerika geſchifft, bloß um die Seereiſe hin und zurück zu machen, denn ſein Regiment war wegen des abgeſchloſſenen Friedens nicht zum Fechten gekommen. Später ſtand er in Schleſien bei einem Fußregiment als Hauptmann oder Major von Füſelieren und war nicht weit von den Funſzigen, als ſein Name aus dem allgemeinen Jammer des Jahrs 1806 zuerſt glänzend hervorſtralen ſollte.

Scharnhorſt, ſo erzählt wieder die Ueberlieferung, hatte in Königsberg, wo ſich ſo viele tapfre Geflüchtete oder Abgeſprengte, die noch die Schmach zu rächen brannten, in dem Unglück zuſammendrängten — Scharnhorſt hatte dort den Major von Gneiſenau unter Vielen bald als einen kühnen hervorragenden Mann erkannt und ihn dem Könige zum Befehlshaber der Feſtung Kolberg vorgeſchlagen, wo der alte ſchwache und unfähige General Lucadou die Franzoſen ſich ſo dicht an die Werke der Stadt hatte herangraben laſſen, daß man jede Woche den faulen Fall jener Feſtung gleich ſo vieler andern erwarten konnte. Hier nun machte der neue Kommandant die belagerte Stadt Kolberg und ſich ſelbſt durch die tapferſte Wiederaufrichtung und Vertheidigung berühmt. Als ich ihn im Winter 1812 in Berlin kennen lernte, war er Oberſt und gleichſam ſo etwas von einem Staats- und Miniſterial-Rath. Er arbeitete für politiſche und militäriſche Sachen, ſo hieß es, in Gemeinſchaft und in Uebereinſtimmung mit dem Staatskanzler Hardenberg, ein Günſtling und Liebling des Volks, auf welchen Viele in Hoffnung ſchauten und welcher als ein künftiger Führer und Feldherr gezeigt ward, auch durch äußere Stattlichkeit und Liebenswürdigkeit wie durch Ernſt und Sittlichkeit vor den meiſten Männern glänzend. Von ihm und mehreren kühnen Männern ſeiner Art iſt geglaubt worden, ſie hätten in den Jahren 1810 und 1811, als Napoleons Kräfte und Hülfsmittel in Spanien ſehr feſtgebunden ſchienen, ja noch im Anfange von 1812 die gefährliche Schanze ohne Grauen angeſehen, im Vertrauen auf einen allgemeinen preußiſchen und deutſchen Aufſtand gegen den allmächtigen Kaiſer Frankreichs lieber den Volkskrieg zu erheben, als ſich im langſamen und ſchändlichen Untergange mehr und mehr niedertreten und zuſammenquetſchen zu laſſen. Eine Kühnheit, welche, nachdem Preußen in dem herrlichen öſtreichiſchen

Jahre 1809 die Würfel des Kriegs aufzunehmen nicht gewagt hatte, man dieſem Staate kaum zutrauen konnte. Jenes Wagniß ward nicht beſtanden, die Preußen mußten im Sommer 1812 als Bundsgenoſſen der Franzoſen mit gegen die Ruſſen ziehen. Nun ging Gneiſenau durch Rußland über Stockholm nach London, wie man ſich erzählte, nach Verabredung mit dem Staatskanzler mit beſonderen Aufträgen für mögliche Fälle, welche ſich inzwiſchen in dem franzöſiſchruſſiſchen Kriege und anderswo ergeben könnten. Wie viel Freiwilligkeit, wie viel Gezwungenheit, wie viel Abſichtlichkeit oder vollends gemeinſame Verabredung mit dem Staatskanzler oder ſonſt irgend jemand dabei war, kurz wie weit der eigne, wie weit fremder Wille dieſe Reiſe und eine frühere nach England beſtimmt hat, weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, und hab' es mit eignen Augen geſehen, mit eignen Ohren die Unterredungen und Verhandlungen der beiden Freunde Graf Chaſot und Gneiſenau angehört, ehe ſie, der eine ins ruſſiſche Feldlager der andere nach England, von Breslau abreiſten, daß nicht nur Chaſot ſondern auch Gneiſenau in eben genannter Stadt zum Behufe der Reiſe Kleinodien vergeldeten, ſo daß Gneiſenau in gewöhnlicher Weiſe nicht diplomatiſch ausgerüſtet heißen konnte, zu geſchweigen, daß beide Männer ſo edel waren in ſo ſchwerer Zeit von dem Vaterlande ſelbſt das Nothwendige nicht zu verlangen ſondern in ſeinem Dienſt lieber von dem Eignen zu opfern. Auch das weiß ich, weil ich es aus vielen Münden habe klingen hören, daß Manche der Meinung waren, Gneiſenau habe nicht bloß in die Fremde gehen müſſen, weil er als ein zu hell gezeichneter Karakter bei dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Bündniß unmöglich habe im Vaterlande bleiben können, ſondern auch Hardenberg ſey herzlich froh geweſen, daß er dieſes Mannes damals los geworden, deſſen Ungeſtüm und Kühnheit in Urtheil und Rath ſeinem mehr diplomatiſch leiſen Einhertreten häufig läſtig geworden. Dieſe Meinung iſt von Einigen ſogar dahinaus gedreht worden, als habe Hardenberg und die Parthei, als deren Haupt er gewiſſermaaßen bezeichnet worden, mit diplomatiſch glattem Spiel Jahrelang ſo hingehalten und von Anfang bis zu Ende falſches Spiel mit ihnen geſpielt. Ich will nicht leugnen, daß bei ſo gefährlich und ſchlüpfrig hoher Stellung, als worauf Hardenberg damals ſtand, zunächſt neben und unter dem König und von aller wälſchen Hinterliſt und Auflaurerei, welche Deutſchland damals mit dem thätigſten und böſeſten Spinnenheer von Spähern und Angebern überſchwemmt hatten, umgeben und beobachtet, er nicht Vieles einſam verſchwiegen ſo bei ſich behielt, daß er es nicht einmal ſeinem Schlaf- und Traum-Pfühl vertraute; aber jedem ſeine Ehre! Hardenberg hatte gewiß die treueſte und patriotiſcheſte Achtung und Anhänglichkeit für Gneiſenau, wie ſehr er auch in manchen Anſichten von ihm abweichen mogte; Hardenberg war überhaupt kein Mann der Verſtellung und Hinterliſt, wenn er auch, wie oft die Rolle eines Erſten Miniſters es mit ſich bringt viel mit und gegen Hinterliſtige ſpielen mußte. Wie Gneiſenau aber manchen Hardenbergianern oft im Wege geweſen ſeyn mag, das laſſe ich hier dahingeſtellt ſeyn. Hardenberg hätte ſeine großen Schwächen, welche offen vor aller Welt da lagen und ihn hinderten im Leben und Wirken ſo groß zu ſeyn, als er ſonſt hätte ſeyn können, aber Anerkennung des Freien und Edlen und in glücklichen und begeiſterten Augenblicken Gefühl für das Große und dann auch den Muth der Gradheit und Wahrheit darf ihm niemand leichtſinnig abſprechen. Er war von Natur geſchwind muthig hochherzig, ſchön von Art und Geſtalt, und hätte er die Leidenſchaft der Wolluſt beſiegen und den Weibern und dem mitfolgenden weibernden Männerzuge widerſtehen können, er wäre ein großer Mann geweſen. Es fehlte ihm der Sinn für das Hohe nicht, aber leider fehlte ihm der edle Zorn der Tugend, welchen die ſchwächliche und verworrene Zeit ſo ſehr bedurfte.

Im Frühlinge 1813 kam Gneiſenau aus England ins deutſche Vaterland zurück, zuerſt beſtimmt die in Rußland und dann in Preußen gebildete ſogenannte Ruſſiſch-Deutſche Legion zu befehligen. Da dieſe aber bei ſeiner Ankunft weder fertig noch herangerückt war, ſo ward er im Heere des Oberfeldherrn Blücher zuerſt als Generalmajor und Generalquartiermeiſter angeſtellt und nahm nach Scharnhorſts Tode deſſen Stelle als Haupt des Blücherſchen Generalſtabs ein. Hier bekam er nun bald Gelegenheit zu beweiſen, wie geſchwinde er Krieger ſammeln und bereiten und wie tüchtig er ſie gebrauchen konnte. Einem General von Gaudi war in Schleſien die Bildung der Landwehr aufgetragen, aber es wollte damit nicht recht vorwärts gehen. Als nach den erſten Schlachten des Frühlings mit Napoleon der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen war, ward Gaudi's Auftrag in Gneiſenau's Hände gegeben und in weniger als acht Wochen hatte er zwiſchen 50,000 und 60,000 Mann Landwehr verſammelt leidlich geübt und herrlich mit ſeinem Geiſte durchhaucht. Ich habe die Jünglinge mit kaum halber Ausrüſtung, beinahe in dem Aufzuge wie die erſten franzöſiſchen Sansculottes der Jahre 1792 und 1793 ins Feld gerückt ſind, mit Singen und Klingen für's Vaterland ausziehen geſehen, und dieſe Jünglinge haben unter Blücher und Gneiſenau die herrlichſten Siege an der Katzbach bei Wartburg und Leipzig mit erfochten. Hinfort durch die Jahre 1813 1814 und 1815 in allen Schlachten an des Feldmarſchalls

Blücher Seite, er deſſen rechter Grollmann deſſen linker Arm, mit dem Schwerdt mit der Feder mit dem Munde mit dem Geiſte gleich rüſtig. Nach dem Kriege eine kurze Zeit Oberkriegsbefehler in den Rheinlanden, darauf Statthalter in Berlin Graf endlich Generalfeldmarſchall. Sein Ende trüb und düſter, wie ſeine Kindheit arm und dunkel geweſen war. Im Oſten von Preußens Gränzen hatte ſich vielfache Noth und Gefahr zuſammengedrängt: Polenaufſtand Cholerapeſt Ruſſendrang Ruſſendurchmarſch Ruſſenhülfe allertraurigſten Gedächtniſſes. Gegen ſo vieles Unheil ſollte in einer Weite von mehr als hundert deutſchen Meilen ein ſogenannter preußiſcher Abwehrungsgürtel gezogen werden, ein ſogenannter bewaffneter Kriegs- und Peſt-Kordon. Er ward gezogen, der Feldmarſchall erhielt darüber den Oberbefehl. In dieſem jammervollen thatenloſen Wirrwarr, wo die Regierung auch ihren Nordſtern verloren hatte, ſtarb Gneiſenau an der Cholera.

Gneiſenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerſt ſah, in Haltung Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war ſtattlich und ſeine Glieder löwenartig, Schultern und Bruſt breit, von der Hüfte bis zur Fußſole alles ſtark rund und, wo es fein ſeyn mußte, an Füßen und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er ſtand und ſchritt wie ein geborner Held. Dieſen Leib kräftigſten Wuchſes etwas über Mittellänge krönte ein prächtiger Kopf: eine offene breite heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, ſchönſte große blaue Augen, die eben ſo freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine grade Naſe, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine vernarbte längliche Grube. Dieſe Grube, pflegte er lächelnd zu ſagen, macht mir oft Aerger und Langeweile, wenn die Leute wiſſen wollen, in welcher Schlacht ich dieſe Wunde davon getragen, und ich ſie mit der ſchlechten Antwort abfertigen muß: ein Füllen iſt der Held, der ſie dem Knaben geſchlagen hat.

Dieſer ſchöne Menſch war einer leidenſchaftlichen und feurigen Natur, und kühne Triebe und Gedanken flutheten unaufhörlich in ihm hin und her; und eben ſo war ſein Angeſicht, wenn er nicht zuweilen — was ihm ſelten begegnete — in eine halbträumende und ſinnende Abſpannung fiel, immer von einer wallenden und geiſtigen Fluth übergoſſen, welche ſeine Geſichtszüge ſelten ſtill ſtehen ließ. Dadurch iſt es geſchehen, daß dieſer ſchönſte Männerkopf in ſeiner eigenſten ſicherſten Bedeutung ſehr ſchwer zu faſſen und feſtzuhalten war; ſo daß wer ihn gekannt hat durch kein Gemälde und keinen Kupferſtich von ihm befriedigt worden iſt. Dieſe Geiſtigkeit, die ſich auf dem edlen Antlitz in den leichteſten beweglichſten Wechſeln malte und abſpiegelte, drückte ſich in allen Gefühlen Stimmungen beide der Liebe und des Zorns der Freude und des Unmuths auf das liebenswürdigſte und gewaltigſte aus. Dieſer Kopf, der gewöhnlich raſche Kühnheit und fliegende Freudigkeit ausſprach, hatte doch auch ſeine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidiſchen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beſchattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor ſich zu ſehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel gleichſam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe keinen ſo geſchwinden Wechſel an keinem Manne geſehen. Aber ſobald der Sonnenſchein der Luſt und Hoffnung wieder ſchien, ſtand der kühne und geiſtige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor dir.

Dieſe edle Geſtalt dieſer geſchwinde Muth und geflügelte Geiſt, einer von Plato's Gefiederten, war auch durch innerſte Schönheit der Seele geadelt; das Edle Stolze Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenſchein aus allen ſeinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in ſeinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieſer erhabenen Erſcheinung ſtill ſtehen und ſich ſtill zurufen: Sieh! hier iſt einmal ein ganz wohlgeborner harmoniſcher Menſch. Bei gewaltigem Ungeſtüm und bei unendlicher Beweglichkeit die ſeltenſte Herrſchaft über die Triebe; ſelbſt im Unmuth und Zorn, worin er ſich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, ſtand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt und die Sprache behielt den Klang des Helden, ſie verwirrte und verſchnob und verblies ſich nie zu der widerlich ſchrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erſchrecken.

Solche adliche ja ſolche erhabene Art in Haltung Bewegung Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben, aber es entging niemand, ſie war auch durch Kunſt geübt und gebildet. In der Kindheit und Jugend war ihm weder eine gelehrte noch eine militäriſche Erziehung geworden. In den damaligen Verhältniſſen des Kriegsdienſtes und wie die Bildung der meiſten Offiziere de Jahre 1770 und 1800 ungefähr ſtand und in dem gewöhnlichen todten einförmigen Garniſonsdienſt konnte ihm von außen auch wenig Reitzung und Stachelung kommen. Aus ſich ſelbſt hatte er alles geholt und geſchöpft, aus eigenſtem edelſten Triebe hatte er eine vernachläſſigte Jugenderziehung ergänzt und nach allen Seiten hin ſich die Bildung eines edlen Mannes errungen. Durch Selbſtſtudium und unterſtützt von einem geſchwinden Blick und einem glücklichen Gedächtniß hatte er ſich in vielen Zweigen des Wiſſens unterrichtet, ſelbſt oft da, wo man es von einem Krieger gar nicht vermuthen ſollte, und hatte deswegen — was ſein Zeitalter verlangte — vor jeder Geſchicklichkeit Kunſt und Wiſſenſchaft eine innige Achtung. Durch angeborne Gabe und von dem Feuerſtrom eines mächtigen Geiſtes fortgetragen würde er in einem engliſchen Parlament ein glänzender Redner geweſen ſeyn. Solche Bahn der Ehren iſt uns Deutſchen noch verſchloſſen. In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Witz und Luſt im Geſpräch, war er in Geſellſchaft doch der beſcheidenſte liebenswürdigſte Mann, von jedem Spott Hohn und Uebermuth der freieſte, der lieber hören als lehren, lieber unterrichtet werden als unterrichten wollte.

Aber nicht nur das Geſchwinde Kühne und Geiſtige, nicht nur die Neigung und Achtung des Geiſtes, wo immer dieſer ihm begegnen mogte, herrſchten in ihm ſondern auch alle feineren und zarteren Triebe, wodurch das Haus und die Geſellſchaft geſchmückt werden und wodurch der größte Held als Menſch erſt die Krone aufgeſetzt bekommt, offenbarten ſich in anmuthigen Scherzen und natürlicher Liebenswürdigkeit in ihm. Solches aber läßt ſich nicht beſchreiben. Wer den Vater unter den Kindern den Freund unter den Freunden geſehen hat, weiß, was dieſe glücklichſte Zuthat in Gneiſenau bedeutet hat.

Arm und bedrängt war ſeine Jugend geweſen, nicht reich waren die Jahre ſeines Mannesalters, obgleich er mit ſeinem Gemal, einer gebornen von Kottwitz, ein kleines Rittergut erheirathet hatte. Nicht lange, und es kam die Noth und Bedrängniß der böſeſten Zeit. In dieſer hat er von dem Seinigen geopfert, von dem Staate und von ſeinem Könige das Wenigſte erhalten und verlangt. In fremden Ländern als Sieger nach wälſcher Sitte zu plündern und zu rauben, wie die Soults und Maſſena's allenthalben gethan, war preußiſcher und deutſcher Feldherren unwürdig und wäre dieſem hochherzigen Manne unmöglich geweſen. Später hat ſein König dem in den Grafenſtand Erhobenen eine bedeutende Schenkung gemacht. Er hat ſich das Glück gefallen laſſen, iſt aber, wie in ſeinem früheren Zuſtande, immer ein höherer Herr ſeines Muthes und Herzens geblieben als Herren, welche das Glück machen kann, immer fern von jeder Hoffart und Habſucht, großmüthig hülfreich freigebig, wie die allbelebende Sonne und Luft. Ich weiß durch die Erzählungen und Bekenntniſſe vieler ſeiner Freunde, wie gern wie zart und wie geſchwind er immer Herz und Hand geöffnet hat, wo er Würdigen und Unglücklichen irgend helfen konnte.

Nirgends aber erſchien die Herrſchaft über die gemeinen Bedürfniſſe und Leidenſchaften und über die Kümmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens in dieſem Manne glänzender als in ſeiner Haushaltung. Ich habe dieſe ſeine Haushaltung im mittelmäßigen Zuſtande in Berlin, ich habe ſie im glänzenden Zuſtande in Koblenz und in Berlin geſehen. Immer war Freigebigkeit und Anmuth ſpäter Pracht und Glanz da. Er ſelbſt, der leuchtende Mittelpunkt der Geſellſchaft voll Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, indem er alles durch Fülle und Herrlichkeit zu erfreuen und beleben ſuchte, zeigte ſich auch als Held bei den gewöhnlichen Genüſſen; einfach und mäßig in Speiſe und Trank, mit wenigen Gläſern Wein zufrieden, munterte er ſeine Gäſte zum reichſten und fröhlichſten Genuß auf, und hatte es gern, wenn ſie ſich in voller jubelnder Freiheit der Freude ergingen.

Alles dies, was bisher erzählt iſt, hat den Menſchen und Helden edel und liebenswürdig gezeigt, aber unter keinem Schilde erſcheint er größer, als auf welchem die Inſchrift ſteht Ich dien. Wie er ſeinem preußiſchen und deutſchen Vaterlande und ſeinem Könige gedient hat, das ſteht mit unauslöſchlichen Zügen in den Herzen der Nochlebenden geſchrieben und wird, wir hoffen es, in den deutſchen Jahrbüchern auch künftig nicht ungeſchrieben bleiben. Ich habe ſchon angedeutet, wie er auch politiſch gedient hat, welche Stelle im preußiſchen Heere er neben Blücher eingenommen hat. Obgleich von Gottes Gnaden ein Mann der erſten Ordnung, hat er immer doch nur in zweiter Ordnung geſtanden, iſt von Vielen, wie es auch den Beſten oft widerfährt, aus Neid oft nur als ein Mann dritter vierter Ordnung bezeichnet, während die, welche ihn erkannten, wann Hardenbergs Entſchlüſſe Blüchers Siege gelobt wurden, immer auch wohl von Gneiſenau's Einſicht Muth und Kühnheit ein Wörtlein mit drein ſchallen ließen. Wer kann die Summe der menſchlichen Thaten berechnen, wer kann vollends dieſem zurechnen, was ihm gebührt, ihm, der immer in verdeckter und oft in belauerter Stellung unter Hardenberg und Blücher gedacht entworfen und gewirkt hat? Wer will uns jetzt noch ſagen, wo Gneiſenau's Einſicht Kühnheit und Geiſt die Andern mitbegeiſtert und mitgeholt oder gar zuweilen übergeiſtert und übergeholt hat? Hier, wo der Dienſt der ſchwerſte iſt, wo Misdeutung Verkleinerung Entſtellung Verleumdung ein ſo leichtes Spiel haben, weil ein verdecktes Spiel, hier hat der Mann das Ich dien im allerſchönſten Sinne bewährt. Man hat ihn hier immer nur wie untergeordnet und beigeordnet geſehen, nie als einen Erhobenen oder welcher ſich ſelbſt erhoben und überhoben hätte. Er hat dem großen Gefühle gedient, daß ein Vaterland gerettet und verherrlicht, daß ein ſtolzer Königsthron wieder zu verlorner Glorie aufgerichtet werden ſollte. Wohl hat man den lebendigen und feurigen Mann wunderſame Vorfälle merkwürdige Abentheuer und Thaten von Freunden und Feinden oft lebendigſt erzählen gehört, von eigenen Werken und Thaten nimmer ein Wort. Da wies er alle Fragen ab; auch über Hemmer Neider Feinde und was Dummheit und Schlechtigkeit ſeinem Wollen und Streben in den Weg geworfen, darüber konnte man kaum aus Winken von ihm etwas errathen.

Es war eine große Zeit, wo ſich ein Häuflein edler Menſchen durch Gottes Fügung und durch des eignen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinſchaft zuſammengefunden hatten. Ich nenne ſtatt Vieler die Namen Blücher Gneiſenau Boyen Grollmann. Wenn man dieſe Männer einzeln jeden für ſich betrachtete und wog, ſo ließ ſich kaum eine größere Verſchiedenheit der Karaktere denken, und doch iſt ihnen das Seltene gelungen durch einträchtige beſtändige Tugend, die ſich immer dem Zweck und der Pflicht unterordnet, als wenn nichts Eignes und Beſonderes in ihnen geweſen wäre, ein Größtes zu vollbringen.

Blücher der Oberfeldherr, um welchen alles ſich ſchlang und in welchem alles ſich verſchlang und aus welchem alles ſich wieder entwickelte und löſete, der ächteſte alte deutſche Michel, im höhern Stil gedacht, ein Soldat wie aus alter deutſcher Zeit, auch mit den meiſten heroiſchen Gebrechen des deutſchen Kriegers von weiland beladen, der dieſe aber, wo es Großes galt, abzuſchütteln verſtand, von gewaltigem Zorn gegen wälſchen Trug und Uebermuth und gegen den Träger derſelben gegen Napoleon brennend, ſo kriegs- und ſchlachten-luſtig von Natur, daß er ſein Leben eben ſo leicht als ſeine Goldthaler in die Schanze ſchlug, im Greiſesalter, ſobald die Trommel klang, mit Jünglingsfeuer und Manneskraft gerüſtet, dann mit blitzenden Augen und blinkendem Schwerdt wie Gott Mars ſelbſt zu Roſſe ſitzend, ſich ſeines Muthes ſo voll und herrlich bewußt, daß Niederlagen ihn nicht niederwarfen Siege nicht aufbläheten. Kurz, in gewöhnlichen Tagen mit mancherlei Schlacken bedeckt, erſchien er in der Stunde der Gefahr und der Schlacht in glänzender Rüſtung des alleredelſten Metalls. Ihm, dieſem herrlichen Alten, war Gneiſenau mit ſeinen edelſten Kräften dienſtbar, er, von welchem viele meinten, er könne Blücher allenfalls erſetzen, ja er ſey eigentlich der Blücher. Ein Freund, General von Hüſer, hat mir erzählt, daß, als ſie über Blüchers Sturz und Fall in der Schlacht bei Ligny mit und unter dem Pferde ſprachen und wie es geworden ſeyn würde, wenn der Feldmarſchall nicht wiedergekommen und wiedererſchienen wäre, und als Hüſer da geſagt: da hätten wir Sie ja gehabt, Gneiſenau Schweigen deutend ihn beſcheiden unterbrochen mit den Worten: Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heer hätte erſetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in ſeinen Augen und iſt in die Herzen unſrer Soldaten eingegraben.

Dieſem Alten diente Gneiſenau mit voller Anerkennung und Hingebung, ihm diente eben ſo der General Grollmann, von beiden der Verſchiedenſte. Grollman, zwanzig Jahre jünger als Gneiſenau, galt mit Recht für einen der gelehrteſten erfahrenſten und kühnſten Soldaten des preußiſchen Heers; er iſt von Vielen der bedeutendſte genannt worden wie Gneiſenau der hochherzigſte. Eine hohe ſtattliche mächtig geſchaffene Männergeſtalt mit ernſtem offenem ruhigen Viſier. Dieſer ſtand in der äußern Erſcheinung geſchloſſen und ſtill da eine in ſich vollendete Natur, immer hell ruhig beſonnen jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen Ueberfliegenden, was Gneiſenau auszeichnete, nichts von dem leicht in andere Uebergehenden; er ſtand da wie ein aus Erz gegoſſenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geſchwind im Wort und Gedanken, geſchwindeſt von Beſchluß und That war er eben ſo beſcheiden als Gneiſenau. Schwerere Kürze in Gedanken und leichtere Klarheit in Worten wird man ſelten finden. Ich habe Niebuhr einmal geſehen, wie er dem General Grollmann in einer kleinen Geſellſchaft Spaniſches *) abzulocken ſuchte und wie er bewundernd an des Erzählenden Lippen hing, und in ſpätern Jahren habe ich eigentlich keinen einzigen der berühmten Feldherren des Tages von ihm preiſen gehört als eben dieſen: dieſen müſſe man zum Thucydides Polybius Livius und Cäſar als Lager- und Schlachten-Ausleger mithaben.

Dieſe genannten Drei haben Großes und Unſterbliches zuſammen vollbracht, Boyen der Stille Beſcheidene Feſte mit ihnen. In Selbſtüberwindung hat jeder ſeine beſte Stärke für ein Gemeinſames und Ganzes hingegeben, und kein Neid keine Eiferſucht keine Habſucht hat ſie jemals entzweit. Froh, daß die große Sache gewonnen worden, war jeder unbekümmert, ob ſein Name dabei genannt ward. Weil ſie an ein Unſterbliches geglaubt haben, weil ſie ein unſterbliches deutſches Vaterland gewollt haben, müſſen ihre Namen im Vaterlande unvergänglich leben.

Ich habe Gneiſenau oben auch einen politiſchen Mann genannt. Das war er mehr als die andern. Sein beweglicher geflügelter Geiſt, wann er nicht im Feldlager gebunden war, durchflog alle verſchiedenſten Bahnen des Lebens

---

*) Grollmann hatte als ein Freiwilliger der europäiſchen Freiheit mehrere Feldzüge in Spanien gegen die Franzoſen mitgefochten.

und Strebens. Als dieſer Bewegliche und Mittheilſame verſammelte er um den Glanz ſeines Ruhms, welchen die glorreiche Vertheidigung Kolbergs offenbart hatte, und um ſeine Schönheit und Liebenswürdigkeit eine Schaar von Jünglingen Männern und hochgeſinnten Frauen, die auf ihn als auf einen Stern der Zukunft hinwieſen, wann aus den ſchwarzen Wolken der Gegenwart wieder Sterne funkeln dürften. Grollmann focht zwiſchen den Jahren 1810 und 1814 in Spanien gegen die Franzoſen; Blücher der Alte hielt ſich geſchloſſen und ſchien oft nichts als leichte Dinge zu treiben, Spiel Jagd, unter Freunden manches ſtolze und trotzige Wort, bei allem Leichtſinn und aller Leichtfertigkeit, welche die ſogenannten ordentlichen Richtigen und Neidiſchen auf ſolche Karaktere ſchwarz anzufärben pflegen, höfiſchen Künſten und feigen Zettelungen und Rathſchlägen immer unzugänglich, zu edel, um mit klugen altweiberiſchen Zeitbelauſchern und mit allen Winden ſegelnden Leuten je Gemeinſchaft haben zu können: leicht und ſchwer zugleich; Scharnhorſt, der von den Fremden Vielbeſpähte und Mehrnochverdachte, der häufig auch gegen eine ganze Camerilla von feigen und bleichen Seelen zu kämpfen hatte, wie in Geheimniſſen ſtumm und verſchloſſen; Boyen der Unſcheinbare, ſein Freund, ging mit und neben ihm ſeinen ſtillen Weg. In jenen Jahren der Schmach 1810 und 1812 hatte Gneiſenau's Muth und Freundlichkeit alles empfangen und aufgenommen, was nur noch einen deutſchen Zorn und deutſche Hoffnung in der Bruſt hatte. Wie es in ſo außerordentlichen Zeiten zu geſchehen pflegt, waren die Anſichten Erwartungen Hoffnungen der Menſchen bei aller Gleichheit der Gefühle in ihren Aeußerungen oft die unklarſten verworrenſten und überſpannteſten, und die Darſtellungen und Ausſprechungen geriethen begreiflicher Weiſe bei Vielen noch viel ſeltſamer und überſpannter. Gneiſenau war der Held der Stunde, zu deſſen Leutſeligkeit und Edelmüthigkeit ſich jeder drängte; ihm war ein Jeder, auch ein mit einem guten Theil Narrheit Gerüſteter willkommen, wenn er nur den redlichen treuen Willen für das Vaterland in ihm ſah. Auf dieſe Weiſe war ſeine Herrlichkeit von den verſchiedenſten Menſchen aus allen Altern Klaſſen und Ständen umgeben; wer des Vaterlandes Freund war und im muthigen Zorn an ſeiner Erlöſung noch nicht verzweifelt hatte, durfte ſich ſeinen Freund nennen. Durch ſein hohes und edles Weſen, welches alles Schleichende Liſtige Feige und Gemeine von ſich ſtieß, durch ſeine offene friſche Rede, welche es ſo ſtempelte, daß mancher ſich getroffen fühlte, hatte er ſich in jenen Jahren ſchon Neider und Auflaurer gewonnen, die ſich erfrechten ihn einen Demagogenfürſten zu ſchelten. Als nun im Sommer 1819 die ſogenannten demagogiſchen Umtriebe oder vielmehr die Umtriebe gegen die Demagogen der große Schall der Tagesjagd wurden und man in die Geheimniſſe der Papierſchränke und Brieftaſchen der Menſchen hineinzutaſten begann, zog man freilich die Hände zurück von Briefen des Staatskanzlers und einiger anderen hohen Häupter, wo ſolche ſich unter beſchlagenen und weggenommenen Papieren fanden, aber Gneiſenau's Briefe wurden mit ausgeleſen und die Inhaber über ihren Inhalt befragt, wie es unter vielen Andern mir und meinem lieben ſeligen Freunde Reimer geſchehen iſt. Nun begann es wieder von dem Demagogengeneral zu munkeln, und Gneiſenau iſt auch von ſehr wackern Männern getadelt worden, er habe, vorzüglich von ſeinem vertrauten Freunde dem General von Clauſewitz, einem ſehr vorſichtigen aber durchaus biedern Manne, verleitet, bei jener Gelegenheit und in jener böſen herumlauſchenden und herumzettelnden Zeit ſeinen mißgünſtigen hinterrückiſchen Feinden nicht die ſtolze Feldherrnſtirn gezeigt, die in ſo vielen herrlichen Schlachten dem Tode getrotzt hatte. Selbſt der Miniſter Stein hatte ihn bei einem Beſuch am ſchleſiſchen Rieſengebirge einer gewiſſen Parthei gegenüber nicht ſo kühn und ſtolz gefunden, als er gewollt hätte, und ſprach ſich wörtlich ſo aus: Gneiſenau ſollte vor ſeinen König treten und ihm die Namen derjenigen, die jetzt Ehrenmänner wie er mit Verdachten zu beflecken und dem Herrn Furcht einzujagen ſuchen, offen nennen, und an ſeinen Degen faſſend ſprechen: Was die Schurken auch reden, dieſer und mein Herz ſind vor Deiner Majeſtät unbefleckt.

Doch ſey er hier auch ein wenig aus ſeiner Bahn getrieben worden, ſo war es ein leichtes kurzes Gewölk, welches dieſe reine hohe Seele nicht mit bleibendem Dunkel überziehen konnte.

Sie ſind nun faſt alle heimgegangen unſre großen Helfer und Retter, nur ihre Namen und Ehren ſind noch übrig. Nur der Eine, der Stille Feſte und Thatenreiche, nur Boyen weilt noch unter uns. Aber mit welcher Freude ja mit welcher Wonne können wir auf die Blücher Scharnhorſte Gneiſenaue und Grollmanne hinblicken, wenn wir ihre reine fleckenloſe uneigennützige menſchliche Tugend mit der gemeinen und unverſchämten Habſucht vergleichen, womit die meiſten wälſchen Miniſter und Feldherren ihre Namen unter uns zum Abſcheu gemacht haben! Und ſollen wir allein auf jene unſre Glänzendſten und Höchſten hinſchauen, ſollen wir nicht mit noch größerem deutſchen Stolz der Männer gedenken, die vor einem Menſchenalter ſo tapfer und hochherzig für uns geſtritten und geblutet haben? O wie vieles iſt bei den Jetztlebenden ſchon verdunkelt, wie vieles halb vergeſſen, wie vieles mehr noch durch Entſtellungen und Lügen der Fremden uns weggelogen und weggetrogen! Das verſtehen die Wälſchen meiſterlich und dieſe böſe Kunſt üben ſie tagtäglich gegen uns. Wer aber die Offiziere und die Bürger und Bauren der preußiſchen brandenburgiſchen pommerſchen ſchleſiſchen Landwehren in jenen Tagen geſehen hat, wer dieſe Heldenſchaaren geſehen hat, ungefähr aus einem Fünftel des großen deutſchen Volks geſammelt, zu einer Zeit geſammelt, als der Feind mit ſeinen Horden noch im Lande umherzog, als alle Hülfsmittel des Kriegs zerſtört, alle Ströme und Feſtungen noch in Feindeshand waren, als die meiſten unſrer gefeſſelten deutſchen Brüder unter den Fahnen der fremden Unterdrücker noch gegen uns ſtanden — wer dieſe bei Groß-Beeren an der Katzbach bei Dennewitz Wartburg und Leipzig hat kämpfen und ſterben ſehen, der nimmt noch heute demüthig vor ihrer Tugend und freudenreich vor der deutſchen Hoffnung der Zukunft auf ihrem Grabe den Hut ab und ſpricht: ſie waren edel und groß wie ihre Feldherren. Hieher ſollten die Söhne unſrer Könige und Fürſten geführt werden zur begeiſternden Erinnerung und zur ſtillen Andacht und zum Dank, daß ſie ein ſo edles und tapfres Volk zu regieren und zu beherrſchen berufen ſind.

Die Fremden haben uns von unſern Ehren und Siegen viel weggetrogen und weggelogen und lügen uns jeden Tag davon weg, beide Engländer und Franzoſen. Die letzten ſind und bleiben Dunſt- und Wind-Macher, und werden nicht anders werden, als ſie nun ein paar Jahrtauſende ſich gezeigt, ihnen ſelbſt noch mehr als den Gimpeln, welche ſie betrügen wollen, Wind vormachend. Sie ſind und bleiben das leichte Tagesgeflügel der Literatur, ihre leichteſten lügenhafteſten Bücher und Pamphlets werden ſogleich zu uns herübergetragen und in Ueberſetzungen über uns hingeſtreut. Kein Zweifel, der Deutſche lieſt die franzöſiſchen Anſichten Berichte Uebertreibungen Lobpreiſungen Lügen über franzöſiſche Helden und Großthaten und die Minderungen Entſtellungen und Schändungen der unſrigen in zehnfacher, deutſch (auch, wenn urſprünglich deutſch berichtet und erzählt) in einfacher Zahl. Das iſt zum Theil die Schuld unſrer leidigen Buchmacherei und der gemeinen Habſucht von vielen unſrer Buchhändler, welchen Geld beſſer däucht als Ehre und welche kein Vaterland haben; denn manches üppigen und ſittenverderblichen Buches zu geſchweigen, wie können ſie die Stirn haben, in deutſche Sprache überſetzen und drucken zu laſſen, wodurch die Ehre der Wahrheit und die Ehre des deutſchen Namens auf Koſten unſeres Volks geſchändet wird? Männer wie Perthes und Reimer — auch dieſe Wackern ſind nicht mehr bei uns — ſind immer ſeltene Erſcheinungen. Dieſe freilich würden Verfaſſer von liederlichen und Sitte und Vaterland verderbenden und verleumdenden Büchern oder Ueberſetzer von dergleichen Waare allenfalls mit dem Stock aus dem Hauſe gekehrt haben. Wer den Gang der Literatur und die Stimmung der Völker beobachtet, ſtimmt freilich nicht ſogleich in alles Wehegeſchrei ſogenannter chriſtlicher und politiſch orthodoxer Frommen ein, als können die Leichtfertigen und Geſinnungsloſen uns unſre deutſche Art leicht an der Wurzel untergraben und endlich Stamm und Zweige zu Fall bringen: aber doch ſie wirken wie narkotiſche Gifte, die erſtarrenden und erkältenden, die edelſten Keime lebendigſter Begeiſterung und grünſter Hoffnung werden angegriffen, Schlaffheit Gleichgültigkeit Geſinnungsloſigkeit, die elendeſte nichtigſte Gleichmacherei der Gefühle, wird angebohrt, kurz die ſtillen Keime der Liebe und Hoffnung des Volks werden bedeckt und erſtickt — und ein breites Allerweltjudenthum und Allerweltfranzoſenthum, ein andrer Philanthropismus und Kosmopolitismus, als die aus den Tagen unſrer Väter, der Jahre 1770 und 1780, wird vorbereitet und als die jüngſte Weltbeglückung und Weltbefreiung von tauſend Stimmen und tauſend Glocken eingeläutet.

Jedes Volk hat einmal ſeine eigenſte beſonderſte Anlage und Art von Gott erhalten. Wer die Geſchichte ruhig und unbefangen betrachtet und den Entwickelungen der Völker folgt und die Ergebniſſe und Erlebniſſe ſeiner Zeit nicht vergißt, kommt wohl zu dem Geſtändniß, daß, mit wenigen unſeligen Ausnahmen, die Neigungen Leidenſchaften Gebrechen und Laſter der Völker meiſtens einen ziemlich gleichen Ausſprung geben und daß alſo bei Vergleichungen die Waage des einen Volks die des andern nicht eben zu plötzlich und hoch in die Luft hinaufzuſchnellen pflegt. Was aber die Anlagen betrifft, wodurch jedes beſondere Volk ſich vorzüglich zur Tugend Gerechtigkeit Freiheit Kunſt und Wiſſenſchaft nach ſeiner Weiſe entwickeln und ausbilden kann, ſo ſind grade dieſe an die eigenthümliche Art und Weiſe eines jeglichen Volks gebunden. Da hat der Deutſche und was ihm zunächſt verwandt iſt eine köſtliche Gnade von Gott bekommen, daß er in gradeſter Linie, und nur in dieſer, zu ſeinem Höchſten gelangen kann. Einfalt Gradheit Ehrlichkeit — ich unterſtreiche dieſes Drei — das heißt Deutſchheit, das iſt gottlob bei dem ſchlichten unverbildeten und unverdrehten Deutſchen noch da, und deswegen mag er bei allem Irrſal und Unſal der Zeit getroſt ſeiner Zukunft warten und von ſich wie von einem guten Knaben ſprechen: aus dem Deutſchen kann noch alles werden. Auf der krummen Linie aber, wo die Liſten und Künſte der Schlauheit und Gewandtheit ſpielen, ſobald er auf dieſer laufen will, ſelbſt wenn er den Muth hat ein Schelm zu ſeyn gleich den andern, bleibt er weit hinter dem Wälſchen und Romanen und noch viel weiter hinter dem Slaven und

Moſkowiter zurück. Wer ihm alſo das Licht auf ſeiner graden Linie auslöſcht und ihn auf die krummen Seitenpfade führt, wie reitzend er dieſe ihm auch einbilden oder ausſchmücken mag, der zerbricht ihm die Sehnen ſeiner Macht und Kraft. Der Franzos hat ihm dies Geheimniß ſeiner Simſonsſtärke lange abgelauſcht, darum hätſchelt tändelt gaukelt ſchmeichelt und lügt und fächelt und fichelt er ihm mehr als irgend einem andern Volke um den Bart herum. Dieſer Franzos hat dabei nicht nur das dunkle Gefühl ſondern das klare Wiſſen, daß er mit allen ſeinen Fuchsliſten dem deutſchen Bären unterliegen würde, wenn dieſer ſeine geſammte Kraft ſammeln und ſich ihrer bewußt werden könnte. Er ſitzt ſchon ſeit Jahrhunderten als die Schlange Neidhauer unter der deutſchen Eſche Ygdraſil und nagt an ihrer Wurzel, und hat wohl Manches davon abgenagt; aber doch ſteht der Baum noch, und wann der friſche Sturmwind des Geiſtes einmal durch ſeine Aeſte und Zweige rauſcht und den alten Stamm tief bis zu den Wurzeln hinunter bewegt, dann erbebt die tückiſche Neidſchlange und ſchaudert zuſammen. O wenn Gott einmal wieder die Looſe des Kriegs aus ſeiner Urne ſchüttelt und uns dann einen Fürſten und Helden giebt, der das der ausdaurendſten Arbeit und Begeiſterung fähigſte deutſche Volk zu führen und zu gebrauchen und ſeinen belebenden Geiſt ihm in ſein volles Herz zu blaſen weiß, dann werden die Wälſchen fühlen was ſie ſchon wiſſen. Jetzt arbeiten ſie, wie ſie ſchon drei Jahrhunderte gearbeitet haben, zufällig und abſichtlich, uns Tollheiten einer Allerweltgleichheit und Allerweltfreiheit beizubringen, woran ſie ſelbſt nicht glauben und deren grade ſie die allerunfähigſten ſind, uns in Träume einer allgemeinen Bildung Vermenſchlichung und Zuſammenfließung einzuwiegen, welche unſer Geſchlecht überhaupt ie, wie ſie dieſelben ſchildern nicht haben ſoll, welche aber trefflich berechnet und geeignet ſind unſre Geiſter einzuſchläfern zu ermatten und zu ſchwächen. „Es werden die Eiſenbahnen die Dampfſchiffe die „Luftſchiffe, es werden gemeinſame Kunſt und Wiſſenſchaft „Europa's die Völker dieſes Welttheils zu einer ungeahneten „und unzerbrechlichen Brüderſchaft zuſammenführen, es wird „kaum einzelne Staaten und Völker noch geben, der Krieg „und ſein Elend werden nimmer gehört werden, die Menſch„lichſten Freieſten Edelſten werden die Meiſter und Anführer „dieſer erſten wahren Menſchlichkeit ſeyn." — Wen meinen ſie damit? Natürlich ſich ſelbſt, die Franzoſen.

Dies iſt die große politiſche Indifferenziirung, womit ſie wohl zu ſpielen verſtehen, wodurch derjenige als ein alberner Dummkopf oder gar als ein wilder Barbar geſtempelt werden ſoll, der noch einen beſonderen deutſchen Blutstropfen in ſeinen Adern zu fühlen meint. Aber es giebt andere Indifferenziirer, die eben ſo ſchlimm ſind, andre Gleichmacher Entkräfter und Schwächer unſers Sinnes und Weſens, die auch ein heilloſes Spiel unter uns treiben. Ich mögte dieſe eine junge *Goethebrut* nennen, obgleich der alte Herr, wenn er ihre fortſchreitende Wirthſchaft noch mit leiblichen Augen anſähe, dieſe Geſellen nimmer als ſeine ächte Zeugung anerkennen würde. Man hat uns in Deutſchland in den beiden letzten Menſchenaltern viel vorgeklingelt mit einem neu erfundenen Worte, welches man mit vornehmſter Miene die göttliche Indifferenz des Philoſophen und Poeten genannt hat. Bei den Philoſophen bleiben die Wageſtücke der Sterblichen in dieſer Beziehung, wie halsbrechend ihre Nachahmung auch ſeyn mögte, gewöhnlich hoch oben in ihrer feinen und dünnen Luft hangen und ſenken ſich ſelten zu den dicken und ſchweren Dünſten des Volks herab, welches unterſt auf dem Boden der Erde wohnt.

Wie weit der Poet auf ſeinem Gebiete ſich dieſer göttlichen Indifferenz hingeben dürfe, wo die Unterſchiede zwiſchen Recht und Unrecht Gut und Bös im leichten Spiele des Muthigen und Schönen gleichſam verwiſcht und zugedeckt werden, wo wie durch eine höhere über den irdiſchen Geſichtskreis hinausgeſpielte Macht aller Zwieſpalt der menſchlichen Dinge vermittelt und verſöhnt wird, darüber hat man ſchon vor zweitauſend Jahren und länger die verſchiedenſten Anſichten gehabt. Man höre ſtatt Vieler nur die weiſen Männer Ariſtophanes und Plato, die wohl in beiden erhabenen Künſten, in Philoſophie und Theologie, ganz andere Meiſter geweſen ſind, als die meiſten von uns. Hier iſt nicht der Ort die Unterſuchung anzuſtellen, ob es Goethen immer gelungen iſt ſein Schweben auf dem Gebiete der höchſten Freiheit und Schönheit immer ſo leicht und ſo hoch über der Erde zu halten, daß er das, worauf ſie allein feſt ruhen und beſtehen kann, nicht verletzt und beſchädigt hat, wie Einige ihn anklagen, ob er wie ein Gott indifferent geweſen iſt. Ueber die Berechtigung des Dichters zu dieſer ſo unbeſtimmbaren und unbegränzlichen göttlichen Indifferenz, deren Begriff uns verſchwimmt, wie der unbegränzte Aether der Freiheit, worin ſein Flügelſchweben gedacht wird, ſteht heute noch wie weiland der Streit; und namentlich bei Goethen klagen Viele, daß es ihm an dem heiligen ſittlichen Zorn eines Sophokles Ariſtophanes und Shakeſpeare gefehlt habe, daß die ſtarke männliche Tugend ſchwach durch ſeine Bruſt gepulſt habe, daß er wohl göttlich geweſen ſey in der Kunſt der Darſtellung aber daß er mit Wohlgefallen an dem Leichtfertigen und Schlüpfrigen viel Ungöttliches und Verbotenes durch den Glanz der Kunſt in die Herzen der Menſchen hineinſchmeichle.

Dieſe Erlaubniß, welche der große Dichter ſich hin und wieder genommen hat, welche die darſtellende Kunſt ſich leider oft nimmt, auch wo Leichtſinn und Leichtfertigkeit übermüthig durchgehen wollen, iſt von den Menſchen immer als ein ſogenanntes Freiheitsſpiel der Läger und Jahrmärkte betrachtet worden. Es kommt ein wilder luſtiger Tag mit Lärm Poſſen Tanz und Saitenſpiel, man rauſcht und ſauſt einmal ſo mit durch und kehrt dann wieder zur nüchternen ſtillen Arbeit und Häuslichkeit zurück. So haben Ernſt und Spiel bei allen Völkern ſich bei gewiſſen luſtigen Gelegenheiten gemiſcht und dann wieder aus einem feinen Inſtinkt recht weit von einander gehalten. Nun kommen uns aber jene Feinen und Hochgebildeten, welche die Erlaubniß der Dichter oder was die Dichter wider Sitte und Geſetz ſich gelegentlich erlaubt haben auf das arbeitvolle ernſte ſittliche Leben übertragen oder in neuerlaubter göttlicher Indifferenz, indem ſie auch in keinem ſonnenleuchtenden Aether der Schönheit ſchwebend erblickt werden, Scherz und Ernſt Sittlich und Unſittlich Gut und Bös ſo durch einander miſchen und waſchen, daß jedes ſeine natürliche Farbe verliert und in der leichten und zierlichen Verkleidung das Eine für das Andere genommen werden könnte. Bei dieſem Pfuſcherſpiel kommt nun nichts mehr zu kurz, als das, was zu deutſch ſonſt unter Grad und Ehrlich verſtanden ward, worüber ich dem Deutſchen vor dreißig Jahren den Vers ſang

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Ich behaupte nichts Falſches und was unſre Literatur des jüngſtverfloſſenen Jahrzwanzigs nicht nachwieſe, daß viele dieſer feinen Farbenwäſcher nach dem Namen Goethe genannt werden müſſen, auch weil ſie ſich oft auf dieſen hohen Namen berufen. Ein Anführer von ihnen ein Bewunderer Goethes, wie man ſeyn muß, aber auch oft hingeriſſen von goethiſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit auf einem Gebiete, wo nicht mehr poetiſch geſcherzt werden darf ſondern wo im vollen ernſten Männerſchritt geſchritten und geſtritten werden muß, ein ſehr talentvoller und gewandter Schriftſteller und welchem ich wegen günſtiger Urtheile verbunden bin, Varnhagen von Enſe hat hier zuerſt einen gefährlichen Weg eingeſchlagen und iſt für ein übermüthiges oft freches Gefolg, welches er wohl oft gern von ſich abſchütteln mögte, gleichſam der Adoptivgroßpapa geworden. Ich nenne den Weg gefährlich. Wenn man das Leben und die Geſchichte nicht als ein verſtümmeltes und abgebrochenes Räthſel betrachten kann, wo Gerechtigkeit Freiheit und Tugend von Liſt Lüge und Laſter meiſtens beſiegt werden, wenn man das leichte Spiel und die weitſichtige Geiſtigkeit eben ſo hoch anſchlägt als den ſchweren Ernſt und die kurzſichtige Redlichkeit, welche eben kurzſichtig iſt, weil ſie nur Eines und dieſes Eine nur in der kürzeſten gradeſten Linie ſehen und thun darf, dann muß vergehen, wodurch das Leben allein einen Werth hat, der Zorn für das Gerechte, die Ehrfurcht vor der Tugend, das Gebet auf dem Grabe des Redlichen, welcher der Liſt unterlag.

Ich habe Herrn von Varnhagen genannt. Er ſchlage an ſeine Bruſt, aber er ſchaue hinaus auf das Leichenfeld von welchem ich nicht ſage, daß er es bereitet hat, er iſt auch durch die Gewalt der Zeit geführt und verführt worden — er ſchaue hinaus auf das Leichenfeld, wo man alles im wilden wüſten Gemetzel zuſammenhaut und wo der Liſtigſte und Geſcheidteſte mit allgemeinem Jauchzen und Jubeln als Sieger ausgerufen wird, während man kalt über die Gebeine derer hinſchreitet, die im edlen ſtolzen Wahn, für ein ewiges Recht und eine unſterbliche Wahrheit zu fechten, erſchlagen liegen. Sollte man nicht ſchaudern für die Zukunft unſers Geſchlechts, wenn die Bewunderung des Geiſtreichen und Klugen, wenn es eben nichts weiter iſt als geiſtreich und klug, wo ihm jeder zorniger und ſittlicher Grund und Boden fehlt, wenn ſolche Bewunderung und Lobpreiſung, wenn die feinſte und gefälligſte Entſchuldigung Bemäntelung und Verſchleierung des Teufels, wenn er nur im goldgeſtickten Rocke und mit feinen Manieren aufzutreten verſtand, jemals Bewunderung des Volks werden könnte? Wer iſt feiger habſüchtiger unterthäniger geweſen als Gentz, wer iſt mehr der offenbare Meſiſtofeles geweſen als Talleyrand? wer hat alle Feigheiten Habſuchten und Laſter des armen Menſchengeſchlechts ſchlauer auszubeuten verſtanden als Napoleon? Und werden ſie nicht immer noch große außerordentliche bewundernswürdige Menſchen genannt? Und was in ihrer Weiſe, wenn auch im kleineren Maaße, durch Furcht Feigheit und Liſt die Welt ſo fortzugängeln und zu betrügen ſucht, wird es von Vielen nicht immer noch als Muſterſpiegel hingehalten *jenes Verſtandes jenes höheren Weltſinns der Beſonnenheit und der Vorherſicht, wodurch die Menſchheit allein erhalten und beglückt werden könne?*

Doch genug von den Feinen und den Zufeinen. Ich habe Varnhagen genannt als einen, der ſich nach meinem Gefühl durch die goethiſche Meiſterſchaft auf einer ſchlüpfrigen Bahn, wo ſich's leicht ausgleitet, zu einem falſchen Nachſtreben hat verleiten laſſen; welches Streben ein falſches und gefährliches auf dem Felde heißen muß, wo die einfachſte und ernſthafteſte Wahrheit in der ſchlichteſten Proſa geſprochen werden, und jedem Meſiſtofeles der bunte Rock ausgezogen werden ſoll, auf dem Felde der Geſchichte. Nun will ich auch einen Groben nennen, einen Mann, welchen die Feinen einen Zugroben ſchelten. Mir heißt er ein Grober und Ehrlicher: Friedrich Schloſſer in Heidelberg. Der liebt die künſtlichen und bunten Farbenmiſchungen nicht, wo endlich gar keine Grundfarbe ſchaulich iſt; und wenn er dem Glänzenden und Schimmernden, ſelbſt wenn dies den Einzelnen von Gott als Naturfarbe mitgegeben worden, zuweilen vielleicht zu ſehr abhold iſt, ſo muß man ihn doch loben. Ihn beſticht kein geiſtreicher Pomp und Prunk, er nennt das Verblaßte Verwaſchene und Liederliche mit ſeinem Namen, und betet keinen Mefiſtofeles an, wenn er auch die Menge diplomatiſche Pudel und Fixe als Mitſpürer Mitwedler und Mitbeller im ſchmeichelnden Gefolge führt; und wenn die Feinen unter Neſſeln und Dornen noch etwas Anmuthiges und Duftiges herauszufinden meinen, ſo haut er ſcharf und unverdroſſen auf das böſe Unkraut ein, unbekümmert, ob auch einmal ein Blümchen, das in ſo böſer Geſellſchaft verloren ſtand, mit zuſammengehauen wird. An dieſem wackern Mann, wenn man ihm auch nicht alle Hiebe nachhauen mag, wird man ungefähr lernen, wie aus deutſcher Art und auf deutſche Art geſprochen und geſchrieben werden ſoll.

Von Schloſſer wird eine Anekdote erzählt, deren genaue Wahrheit ich nicht verbürge, die aber, wie ſie erzählt wird, Schloſſers deutſche Art bezeichnet. Als der Miniſter Stein im Herbſt 1813 mit den verbündeten Herrſchern in Frankfurt a. M. ankam, beſuchte ihn auch Schloſſer, damals Profeſſor an dem Frankfurter Gymnaſium. Stein fragt ihn unter Anderm auch nach ſeinen Frieſen im Lande Jever und wie es ihnen gehe, und Schloſſer antwortet: Schlecht, Euer Excellenz, grundſchlecht, aber doch noch beſſer als an den meiſten andern Orten: denn wir haben keine Edelleute im Lande.

Hier ſtehe durch Schloſſers Erinnerung in mir wieder erneut eine Geſchichte, welche mein ſeliger Freund, unſer Profeſſor Friedrich Näke mit Wohlgefallen und mit dramatiſcher und künſtleriſcher Meiſterſchaft zu erzählen pflegte, wie ſie ihm von Johann Heinrich Voß weiland mit Wohlgefallen erzählt war. Hier iſt ſie:

Ein Mecklenburger Edelmann war einmal auf der Reiſe im Lande Holſtein-Dietmarſen einen Vetter zu beſuchen. Da kam er um die Mittagszeit, wo er nebſt ſeinem Geſpann der Erquickung bedurfte, bei einem an der Landſtraße einzeln liegenden ſtattlichen Gehöfte an, deſſen durch die Mitte des Hauſes durchführende wie zur Durchfahrt weit offenen Thore ihm ein Wirthshaus zu bezeichnen ſchienen, wie man in Mecklenburg und Pommern die Landwirthshäuſer häufig gebaut findet. In dieſer Meinung läßt er alſo ſeinen Kutſcher einfahren und ausſpannen und beſtellt ſich ein Mittagseſſen. Der Wirth empfängt ihn freundlich, bald ſteht ein anſtändiges Mal auf dem Tiſche: Schinken geräuchertes Fleiſch köſtliche Butter und Käſe guter Wein nebſt einigen Etcetera. Der Edelmann läßt ſich's wohl ſchmecken, ſein Kutſcher und Bedienter an ihrem beſondern Tiſch auch. Der Herr iſt guter Laune und unterhält ſich ganz angenehm mit dem Wirth, der ihm ein verſtändiger und geſcheidter Mann däucht. Endlich als Menſchen und Pferde ſich gehörig erquickt und geſtärkt zu haben ſcheinen, heißt er ſeinen Kutſcher wieder anſpannen und fragt den Wirth, was er ſchuldig ſey. Dieſer antwortet ihm: Gar nichts, mein Herr. Der Edelmann verwundert und verlegen fragt nun, ob er denn nicht in einem Wirthshauſe eingekehrt ſey? und der Wirth antwortet ihm: nein, bei einem Bauren, dem es eine

Freude mache einen fremden Herrn zu bewirthen. Was? bei einem Bauren? erwiedert der Edelmann, der ſich ſchon über das anſehnliche Haus und ſein Geräth und über Scheune und Stall und über die prächtigen Kühe und Pferde darin im Stillen verwundert hatte — Was? bei einem Bauren? ruft er zum zweiten Mal aus — giebt es denn hier noch mehr ſolche Bauren als Ihr? Das iſt ja eine erſtaunliche Nettigkeit und Reinlichkeit und ein faſt adlicher Wohlſtand, den ich hier erblicke. — O viele, viele, antwortet der Bauer und viel größere und reichere als ich bin. — Und der Edelmann: Nun, das muß ich ſagen, das muß doch ein herrliches Land ſeyn, wie müſſen hier erſt die adlichen Höfe ausſehen! — Adliche Höfe? ſagt dann der Bauer, deren hat's hier herum, wo ich wohne, weit und breit gar keine. — Was? keine adlichen Höfe? keine Edelleute? das iſt doch wunderlich — Nein, gar keine; die Edelleute haben es unſern Vorfahren zu arg gemacht, da ſind ſie hingegangen und haben ſie alle todtgeſchlagen: un hebben ſe all dodſlagen.

Ein paar deutſche Notabene.

(1844.)

In den Papieren meines Bruders Friedrich war ich auf den Porta geſtoßen, deſſen Gedächtniß mir faſt verſchollen war. Ich holte mir ihn alſo von meinem Freunde und Nachbar Naſſe und ergötzte mich einmal wieder an ſeinen ſehr geſcheidten und immer ergötzlichen Wunderlichkeiten.

Bei dieſem meinem alten Johann Baptiſt della Porta finde ich unter Anderm von dem ſogenannten *Jucundus* dem Angenehmen folgende Kennzeichen: Non praeceps videtur, vox blanda, frons hilaris, vultus jucundus, deutſch: Er ſcheint nicht überſtürzig, die Stimme lieblich, die Stirn fröhlich, das Geſicht anmuthig.

Nun muß ich nach Ueberleſung und Ueberdenkung dieſer Beſchreibung von mir auch bekennen, daß ich kein Praeceps bin noch als ein ſolcher erſcheinen mögte, weder als ein Umſtürzer und Ueberſtürzer noch auch als einer, der da umgeſtürzt oder übergeſtürzt werden mögte, obgleich allerdings mitunter recht artig an mir gewippt worden iſt.

Aber wenn dem auch ſo iſt — und meine Freunde werden bekennen, daß dem ſo iſt — ſo begiebt ſich doch, daß ein gewaltiger großmächtiger Ueberſtürzer da iſt, der uns alle, Groß und Klein Fürſten und Volk, wie ſeine Kegel vor ſich her treibt und fortſchnellt, und dieſer iſt das tempus praeceps, die allmächtige Zeit, deren praecipitantia dadurch grade am wenigſten gehemmt und gewehrt werden kann, daß man meint in die Speichen ihres laufenden Rades greifen zu dürfen. Ich ſage, und der Tag und die Stunde ſagen es jedermänniglich, man wird auf die Weiſe ihre Geſchwindigkeit ja ihren Sturz und Ueberſturz nicht hemmen ſondern ſie vielmehr beſchleunigen.

Denn bedenkt wohl, die Zeit iſt eine Macht, eine Göttin, und wenn auch, wie viele die Zeit und das Zeitalter immer läſtern, nur ein Götze oder ein kleiner Untergott, doch immer ein mit großer Vollmacht gerüſtetes Weſen, welches ohne den, der da hinter dem ſchaulichen Vorhang der Dinge verborgen alle Untergötter und Untermächte mit Millionen empfindender und denkender Weſen an ſeinem Himmel und Erde ziehenden Seil hält, auch keinen Schritt geſchweige einen Sturz oder gar Ueberſturz machen kann.

Wenn ich alſo zuweilen ein praeceps ſcheine, ſo iſt das wahrlich eine Täuſchung, wenigſtens ſtehe ich als ſolcher nicht im activo ſondern im passivo: denn wenn ich zuweilen auch als ein Activum auf den ſelbſtſchreitenden Füßen zu ſtehen ſcheine, ſo zeigt ſich doch bald auch wieder der Kopf unten, auf welchen ich durch das Muß des höheren praeceps geſtellt werde.

Spaß bei Seite: ſüß iſt die vox blanda, lieblich der frons hilaris, anmuthig der vultus jucundus. Wer mögte vor den Leuten nicht luſtig fröhlich glücklich und in ſeiner Gebärde eine glückliche angenehme Zeit weiſſagend erſcheinen? Aber .... aber .... mein Untergott meint es eben viel anders mit uns allen und der große Verborgene hinter dem Vorhange ruft das alte ewige Wort heraus *Du ſollſt kein falſch Zeugniß reden*, und ſo muß ich thun, was ich nicht laſſen darf. Wenn ich von dem Mächtigen, der Gewalt über mich hat, nicht wie ein Dummer und Toller ohne Sinn und Verſtand, ſoll heißen, wenn ich nicht wie ein dummer Kegel umgeſtürzt und fortgeſtoßen werden will, ſo muß ich ſchon ſtreben ein wenig voraus zu laufen, um hie und da etwas Athem holen und zur ruhigen Beſchauung des nachſtürzenden und nachlärmenden Geſindels meine Augen in die rechte Himmelsgegend richten zu können. Denn Geſchrei iſt auf allen Gaſſen von der geſchwind laufenden und ſich ſelbſt und alle Dinge überſtürzenden Zeit, und weil der ſich Sperrenden und Sträubenden eine große Zahl iſt und ſie alſo mit Gewalt fortgeſtoßen viele auch niedergeſtoßen und übergefahren und zerquetſcht werden, ſo fehlt es eben ſo wenig an Geſchrei Gewinſel und Gefluche als an Staub auf der Bahn.

Alſo doch ein Vorauslaufen? Freilich — denn wer läßt ſich gern in einen ſinnloſen und heilloſen Lärm einwickeln, wo einem das letzte bischen Verſtand vergeht? — aber kein Verläufer und Ueberläufer. Doch ich ſage, die Zeit würde euch viel weniger eine Umſtürzerin und Ueberſtürzerin dünken, wenn ihr euch nicht immer verlaufen oder vielmehr ihr ſelbſt auf Seitenwegen entlaufen wolltet, euch einbildend, ſie werde endlich mit leerem weſenloſen Fuhrwerk ſich ins leere Nichts verfahren. Denn was begegnet euch bei dieſer eurer feigen und bangen Liſt? Müde und ermattet von den Ausweichungen und Seitenſprüngen, müßt ihr doch endlich wieder in ihre grade Bahn hinein und die Fürchterliche wieder auf euren Ferſen heranraſſeln hören.

Und nun endlich ohne alles Spiel von Scherzen und Gleichniſſen in den geſchwinden graden Weg der Wahrheit hinein und das Ding klar und ruhig beſchaut, wie es eben iſt:

Allerdings geſchwind, ſehr geſchwind iſt der Schritt dieſer unſrer Zeit, aber zu geſchwind und überſtürzend däucht ſie vorzüglich denjenigen, welche ſo ſeitweges neben ihr herzulaufen oder gar ihr ganz auszuweichen und zu entlaufen meinen. Es ſind leider auch einzelne Schmeichelſtimmen und Lügengeflüſter, welche aus angenehmen Geſichtern ſäuſeln und den Hochgebietenden gern angenehme Geſichter machen mögten, welche läugnen, daß die Zeit an ſich einen ſo geſchwinden und ernſthaften Schritt halte, ja welche wohl gar die ganze Erſcheinung für eine gaukelnde Täuſchung ausgeben, von Solchen, welche die bethörten Völker zu leiten und verführen ſuchen, künſtlich gemacht und vorgeſpiegelt. Ich aber rufe jenen Hochgebietenden in ehrlicher wenn auch nicht in ſüß tönender Rede zu *Laſſet euch nicht verführen!*

So ſchwindlich geſchwind und gefährlich läuft die Zeit wirklich nicht, als jene verblendeten Verblender wehklagen, welche ſie zurücktreiben, ja wenn es ihnen möglich wäre, ſie in den Sumpf der Ohnmacht und Schande zurückwerfen mögten, aus welchen die Jahre 1813 und 1814 ſie für unſer Vaterland herausgeſchnellt haben. Aber zu geſchwind und gefährlich könnte ihr Lauf werden, wenn die Völker ſolcher böſen Thorheit gewahr würden. Von Eſeln und Maulthieren läßt ſie ihren Wagen nicht mehr ziehen. Wollte man ihr die edlen muthigen Roſſe ausſpannen, womit ſie jetzt allein fahren kann und fahren will, ſo könnte ſie im Zorn die Peitſche allerdings zu gewaltig gebrauchen und alles auf Tod und Verderben bergab laufen laſſen. Hört, ihr Hochgebietenden, ihr Herrſcher und Fürſten meines Volks! Freilich was ihr leidet, leiden auch wir zuletzt, wie wir die gemeinſame Schuld auch mit einander büßen müſſen; aber euer Wageſpiel ſteht, wie es an der Zeit iſt, doch höher als das unſrige. Hört alſo und ſchauet euch ruhig um, und denket und bedenket.

Es hat deutſche Menſchen gegeben, ſogar Schildgeborne (ich will nicht ſagen: weil Schildgeborne), welchen die Erhebung des Volks in unſern unſterblichen eben genannten

Jahren gar ein mißliches und gefährliches Ding gedäucht hat. Ich erinnere mich noch der Worte, welche der hannoverſche Miniſter Graf Münſter im Sommer 1813 aus London an den Freiherrn von Stein nach Petersburg ſchrieb: „Lieber noch zwanzig dreißig Jahre unter dem ſchmählichen „Joche, lieber Baron, als eine allgemeine Volksbewaffnung, „wie Sie ſie meinen.“ Jene Erhebung iſt geſchehen, ſie würde ſpäter doch, wenn auch auf andre Weiſe, geſchehen ſeyn. Ich weiß wohl, und die Hochgebietenden ahnet es wenigſtens, wenn ſie es auch nicht wiſſen, daß ſolche Volkserhebungen nicht immer ſo glücklich noch ſo unbefleckt ſind, als die deutſche Erhebung jener ſchönen Jahre war. Sie ſind oft Erdbeben ähnlich, welche die höchſten Bäume und Thürme meiſtens am tiefſten niederwerfen. Darum ſage ich: Sorget dahin und hütet euch, daß unſer deutſches Volk nicht eine zweite oder gar einmal eine dritte Erhebung nöthig habe. Denn grade wenn es jenen Feigen und Verblendeten gelänge, die mit uns gern wieder in den ſtillen faulen Sumpf, wo kaum die Fröſche quaken dürfen, zurückfahren möchten, würde die Nothwendigkeit einer gewaltigen Aufſchüttelung und Erſchütterung des deutſchen Lebens zuerſt und unvermeidlich da ſeyn. Laſſet ihr aber die Zeit ihren friſchen freudigen Gang ſchreiten und ſchreitet ihr muthig und Gott und Volk vertrauend mit, wie und wo es ſich gebührt, ſo möchten auch die deutſchen Zuſtände, welche ſchwerer und verwickelter ſind als irgend anderer europäiſcher Völker, ſich doch endlich für eine geſetzliche und gerechte Gemeinſamkeit, wie ſie deutſch ſeyn ſoll, ordnen und abründen laſſen.

Das letzte alte und vergangene Deutſche, ſelbſt wenn es gut geweſen wäre — es war aber faul und ſchlecht — läßt ſich nimmer wiederherſtellen. Das iſt gottlob eine Unmöglichkeit. Es iſt ein neues eigenes Zeitalter da, welches in der Weltgeſchichte ſeine breite Ueberſchrift bekommen wird, es iſt ein neues Leben in die Völker gefahren, welches auch Deutſchland als den heiligen Mittelpunkt unſers Welttheils hat ergreifen müſſen. Nach dem Todesſchlafe langer trauriger Jahrhunderte haben wir uns als ein großes gemeinſames Volk wieder empfinden und wieder finden gelernt; ja bei den vielen Mängeln und Hinderniſſen, die in ſo vielen unſrer ganz eigenthümlichen verwickelten Zuſtände liegen, ſuchen wir recht eifrig nach der möglichen Wegräumung und Abhelfung derſelben und nach einer treuen Zuſammenſchließung und Zuſammenlebung, wodurch die Ehre und Macht unſers Namens auch für die Zukunſt geſchirmt und geborgen werden könne.

Hier tritt nun in unſerm eigenthümlichen Zuſtande Eins ein, worauf ich nothwendig hinweiſen muß, weil die Deutſchen ſich eben, wie die Stunde des Tages ſteht, in einer gewiſſen Unbehaglichkeit ja ſelbſt in ſummender und brummender Zornigkeit, etwa wie ein Bienenſchwarm, der ſeinen verlornen Weiſel ſucht, zerwerfen und zerarbeiten: eine Erregung und Bewegung, wovon Wenige den Grund klar ſehen.

Was iſt dieſes Eine? Es iſt die natürliche Folge der Vielherrſchaft, über deren Gründe weder Volk noch Fürſten ſich noch nicht klar beſinnen können. Die Völker ſind zum Theil ungeduldig, die Fürſten zaudernd und fürchtend und vor einer viel fürchterlicheren Ferne, die ſie zu erblicken glauben, erſtaunt und erſchrocken die Augen ſchließend. Wir wiſſen, wie ſo Vieles, was das Volk als eine nothwendige Gemeinſamkeit wünſcht und bittet, aus Eigennutz Herrſchſucht oder Furcht des Augenblicks verzögert und, wie es ſcheint, auf immer verzaubert wird. Ich erinnere nur an den Zollverein, und wie viele, welche durchaus darin ſeyn müſſen, noch draußen ſtehen, als ginge Name und Macht Deutſchlands ſie nichts an. Nun ſteht es wirklich in dem Augenblick ſo, daß das deutſche Volk mit allen Sinnen Gefühlen und Gedanken der Treue und Liebe zuſammen will viele Hoch- und Höchſt-Gebietende aber zaudern und nach ihren verſchiedenen Anſichten und Rückſichten wohl gar ſchon meinen, das Volk empfinde und wünſche zu deutſch und verlange und wolle zu ſtark mächtig und geſchwind.

Und in der That ſieht dieſes Volks-Streben und Volks-Wünſchen einer Fluth ähnlich, welche überſtürzen und alle Dämme und Wehren in ihrem Laufe mitnehmen will. Das Volk nämlich ſieht und begreift wohl die Gefahren, welche Deutſchland, wenn es ein getheiltes Deutſchland bleibt, von Weſten und Oſten bedrohen, es fühlt ſeine mögliche böſe Zukunft. Die Fürſten meinen ſie auch zu fühlen; ſie ſollten ſie aber richtiger fühlen, und alſo damit anfangen die Franzoſen und Ruſſen und nicht das eigne Volk zu fürchten. Weil nun einige Fürſten zurückziehen, einige auch aus einander ziehen mögten, ſo wird das Volk, dem der dampfende Athem der Zukunft entgegenſchnaubt, hin und wieder ungeſtümer und ungeduldiger. Es hat der Deutſche begreiflicher Weiſe wirkliche Sorgen und Aengſten, welche den Spanier Franzoſen und Engländer nicht anfechten können; er fürchtet immer noch, daß ihm gelegentlich wieder geſchehen könne, was drei Jahrhunderte ſein unglückliches Loos geweſen, daß ſeine Kraft und Stärke bei einem großen europäiſchen Zuſammenſtoß wieder aus einander geſtoßen und alſo niedergeſtoßen werde. Darum wünſcht der Deutſche ſo ſehr, und muß es ja wünſchen, gegründet und gebaut zu ſehen, was jene genannten Völker ſchon haben: das, wodurch ſie ſich als ein Ganzes fühlen und als ein Ganzes im Frieden und Krieg als Ein Mann da ſtehen. Und dieſes natürliche lebendige ungeduldige Gefühl iſt leider den Fürſten häufig verdächtig, als wolle das Volk gleichſam über ſie hinaus und hinauf ſteigen oder ſehe ihre Höhe gleichſam wie ein Gethürm an, welches zum Wohl des Ganzen niedergeriſſen und geſchleiſt werden müſſe.

Dies iſt nun in dieſen Jahren ein böſer deutſcher Zauberkreis, in welchem die Hohheiten wie feſtgebannt ſtehen. Sie fürchten die Lebendigkeit jenes Strebens zur deutſchen Einheit und Gemeinſamkeit. Das Volk fühlt, daß es bei der getheilten Vielherrſchaft dieſer Lebendigkeit im höchſten vollſten Grade bedarf, wenn es im nächſten Kampfe gegen die Wälſchen oder Moſkoviter mit Ehren beſtehen ſoll. Und der endliche Ausſprung aus jener Furcht und dieſem Streben? Gelänge es der Furcht die deutſchen Geiſter in die alte Mattigkeit und Gleichgültigkeit zurückzutreiben, ſo könnte es gelegentlich einen Sturz geben, aus welchem eine gewaltſame Erhebung erfolgen müßte. Und dabei allerdings wäre für die Fürſten mehr zu fürchten als für das Volk. Ich kann Blinden das Licht nicht klarer zeigen.

Man predigt uns jeden Tag die Ohren voll von ſanfter und leiſer geſchichtlicher Fortbildung von allmähliger langſamer Entwickelung des neuen deutſchen Lebens und wie das Geſchwinde und Kühne gefährlich und maaßlos ſey. Ach ja! ſchöne Töne, welche aber ſelbſt vielen Verſtändigen im Volke durch ihre Süßigkeit in einer bittern Zeit mißklingend ſind, und auch bei Vielem, was auf das geſchwindeſte gemacht und geſchaffen werden ſollte, nichts als Vorwand Einwand und Abwand. Wenn die Sorgen und Nöthen der deutſchen Herzen ſich nur ſo wenden und abwenden ließen! Wir müſſen uns in und mit Sovielem, was wohl lange ſchon hätte eingerichtet und geordnet ſeyn können und ſollen, einſtweilen auf die vorausgeſetzte Lebendigkeit deutſcher Liebe und Treue verlaſſen, d. h. wir ſind auf zu viele Einſtweilen und Es wird ſchon kommen angewieſen. Und doch iſt ſeit dem letzten europäiſchen Kriege bald ein Menſchenalter hingefloſſen.

Ich mache diesmal wieder einige Notabene, rechte Notabene für die Herrſcher. Das deutſche Volk hat noch viele andere in petto, die nicht von geringerem Gewicht der Bedeutung ſind.

1.

Oft iſt geklagt und mitunter auch von meiner Wenigkeit geklagt, wie wenig unſer deutſcher Leib ganz ſey und wie der Fürſten und des Volks Streben dahin gehen müſſe, damit dieſem Leibe wohl ſeyn könne, die abgeriſſenen Glieder wieder zu ſammeln und anzuheilen. Was hätte nicht geſchehen können und geſchehen ſollen nach den Jahren 1814 und 1815, beſonders nach dem Jahr 1815 nach den Erfolgen und Einſichten, welche der Wiener Kongreß gegeben hatte, der auch die blindeſten Augen hatte mit Licht füllen müſſen? Hätte Gott damals an die Spitze eines der großen Reiche Deutſchlands einen weiſen großherzigen und weitſchauenden Fürſten geſtellt gehabt, gewiß Vieles ſtünde jetzt anders und feſter und glücklicher. Es ſtanden im Sommer 1815 von der Rhone bis zur Schelde 600,000 ſiegreiche Deutſche unter den Waffen, Gehülfen waren damals nur 40,000 Ruſſen und 30,000 Engländer, und, o Schmach! die Letzten ſetzten wieder die Bedingungen des ſchlechten Friedens: die Deutſchen zogen ab ließen den Wälſchen das Elſaß und Lothringen, warfen den ganzen Burgundiſchen Kreis und noch mehr nebſt allen Häfen und Küſten der Nordſee den Holländern hin, und blieben alſo nach ſo großen Siegen ein mehr verſtümmelter Leib, als ſie im Jahr 1792 geweſen waren.

Nun hat ſich aber in den verfloſſenen dreißig Jahren begeben, daß alle Deutſche, die da empfinden und denken können, einſehen, wie Deutſchland als ein Bundesſtaat, der doch ſeine volle Kraft mit der plötzlichen muthigen Geſchwindigkeit einer großen Einherrſchaft nicht zuſammengreifen kann, im Südweſten ſchwach da liegt und daß ihm unter Anderm die Küſten der Nordſee und der ungehinderte Gebrauch ſeiner Ströme zu ſeinem natürlichen Gedeihen ſo nothwendig ſind als der Pflanze das Licht. Es begehren alſo die Deutſchen bei dieſem Gefühl und dieſer Einſicht und müſſen begehren, daß die Herrſcher und Fürſten, wie lieb ihnen ihr eigenes Daſeyn iſt, dahin ſchauen und trachten und alle Mittel und Wege öffnen müſſen, wie und wodurch, was mit den Waffen des Eiſens gewonnen war oder damals leicht hätte gewonnen werden können, durch die Waffen der Liebe und Weisheit nun langſamer und ſchwerer von ihnen wieder herbeigezogen und gewonnen werde.

Mit den Wälſchen werden wir über deutſche Stamm- und Gränz-Lande künftig noch wohl nicht bloß friedliche ſondern wohl auch recht blutige Abrechnung zu halten haben; aber anders könnte und ſollte es ſich mit Holland Belgien und der Schweitz machen und geſtalten.

Wir fangen mit dem Hinterſten an, mit der Schweitz. Dieſe in ihrer bunten Verſchiedenheit größerer und kleinerer Freiſtaaten hat, wie ſie die höchſten Berge hinter ſich hat, ſo Deutſchland offen vor ſich, und faſt alle ihre Waſſer und Straßen laufen nördlich und weſtlich nach Deutſchland, wie Art Sitte Sprache Streben Wiſſenſchaft bei ihr gottlob größtentheils auch im deutſchen Geleiſe geht und ſteht. Ihre Verbindungen ihre Vortheile ſind zehnmal mehr deutſch als wälſch; doch waren ihre Herzen gegen Deutſchland abgekältet und ſind es durch manche alte feſtgewurzelte Vorurtheile und Verdachte leider hin und wieder noch. Indeſſen würden die veränderten Verhältniſſe der jüngſten Zeit und manche andre Beziehungen ſie allmäblig ganz wieder zu Deutſchland führen, Vortheil Ehre Sicherheit, endlich auch Liebe, wenn ſie nicht in Sorgen ſtünde wegen der Herrſchaft: die Schweitzer zittern von irgend einer Monarchie verſchlungen zu werden. Im Gedränge der Dinge und Völker, wie ſie jetzt gegen einander ſtehen und treffen, wird ihnen aber Deutſchland immer das liebſte und willkommenſte ſeyn, wenn ſie ganz gewiß ſind, daß ſie als ein deutſches Bundesglied in Art und Weſen unangetaſtet bleiben dürfen, daß fürſtliche und königliche Eingriffe und Zutaſtungen ſie nicht ſtören werden. Dieſe Schweitzer müßten freilich ſehr umſichtig zart und ſanft herangezogen ja herangewöhnt werden mit dem vollen Bewußtſeyn unverletzter Selbſtſtändigkeit, und könnten als ein Glied des großen deutſchen Bundes aufgenommen dann in aller Weiſe nur gewinnen. Aber freilich die Schweitzer müßten lange die feſte Ueberzeugung gewonnen haben, daß es den deutſchen Fürſten recht ehrlich von den Herzen käme dieſe kleinen Freiſtaaten mit Freuden und Ehren wieder unter ſich in deutſcher Mitte zu ſehen und mit ihnen als mit Gleichen und vollberechtigten Genoſſen zu verkehren, als mit wiedergefundenen Brüdern, die man freundlich und fröhlich in die große Gemeinſchaft des Stammes zurückführte.

Das junge Königreich Belgien. Dieſes iſt faſt mehr noch als die Schweitz nothwendigſtes deutſches Land. Unbegreiflich vor allem — aber es giebt viele politiſche Unbegreiflichkeiten, worin wir kleine Leute, die unter den hohen Bergen ſtehen, uns nicht finden können — unbegreiflich, wie in den Jahren 1814 und 1815 Oeſtreich dieſes herrliche

Land und ſeine Vorlande in Schwaben und ſein weiland Hauptvorland das Elſaß ſo ganz hat überſehen und gleichſam vergeſſen können, wodurch es den mächtigen Arm über und für Deutſchland zu den Ländern hinaus recken und ſtrecken konnte. Elſaß Lothringen Belgien (der größte Theil des alten Auſtraſiens), das wäre ein großer Gedanke und ein Kaiſerlicher Muth der Herrſchaft geweſen. Freilich mußte es den Arm immer in voller thätiger Rüſtigkeit halten, damit er jeden Augenblick gereckt und geſtreckt werden konnte. Es hat das Bequemere aber Schwerere vorgezogen, Italien jenſeits der Alpen zu beherrſchen: eine glänzende Windwolke, woraus den Fremden immer unheilvoller Sturm entgegengeweht hat. Oeſtreich und Preußen haben Belgien und ſeine und Deutſchlands Zukunft überſehen. Was Zukunft? die vollſte nächſte dringendſte Gegenwart. Ach! der deutſche politiſche und diplomatiſche Kampf iſt eben ſo ſchwächlich geführt, als der eiſerne Kampf tapfer durchgefochten worden. Mit der größten Sorgloſigkeit ließ man hier ein Süddeutſchland beherrſchendes von den Hinterlanden völlig unabhängiges Vorreich ſtiften, welches glücklicherweiſe nicht zuſammengehalten hat ſondern nach einem halben Menſchenalter durch Neid und Haß und diesmal wohl nicht ganz geſcheidtes wälſches Zwiſchenſpiel aus einander geriſſen iſt. Nun hätte man, als ſeit 1830 das Königreich Belgien werden ſollte, nachdem ſo viele Jahre zur Beſinnung und Bedenkung Zeit gegeben, darauf ſtehen und beſtehen müſſen, daß dieſes burgundiſchdeutſche Land ein Glied des deutſchen Bundes werden mußte. Viele Belgier, welche nur die ihnen beſchwerlichen Holländer abgeſchüttelt hatten, hofften und wünſchten das, aber die deutſchen Mächte hatten nicht den Muth ihre Rechte und Belange geltend zu machen, und wie ſchwach die damalige franzöſiſche Regierung auch war, man ließ dieſe große Angelegenheit treiben, wohin die talleyrandſchen Liſten ſie haben wollten.

Wir wiſſen, unter welchen Umſtänden und Bedingungen das junge Königreich Belgien in die Reihe der europäiſchen Staaten eingetreten iſt. Das iſt nun einmal geſchehen; aber doch laufen bis dieſen Tag die belgiſchen Dinge und ſchlagen die belgiſchen Herzen für das deutſche Vaterland günſtig. Die Belgier ſind, wie jedermänniglich bekannt iſt, zwei Dritteln ihres Beſtandes nach ein Volk deutſcher Art und Zunge, und dieſer deutſche Theil hat in ſeiner Art und Weiſe gottlob eine unverrückliche und unverwüſtliche Zähigkeit und Sprödigkeit, welche die wälſche Leichtigkeit nimmer abſchleifen noch wegſchleifen kann. Es haben die Spanier ein paar Jahrhunderte daran gearbeitet, dann wieder über ein Jahrhundert die franzöſiſche Sitte Sprache und Literatur in den Hofhaltungen und in der Sitte und der Bildung der höheren und vornehmeren Klaſſen während des öſtreichiſchen und letztens während des franzöſiſchen Beſitzes der Lande; das Volk aber, das kleine Volk, welches hier das große Volk bedeutet, hat ſich des Fremden tapfer gewehrt und erwehrt. Nun kommt gegenwärtig die äußere Weltſtellung dazu, und alle natürlichen Landesvortheile und auch die Herzensneigungen machen dort heute wieder mehr denn jemals gegen Weſten zu dem alten Deutſchland hin. Es iſt die Zeit gekommen, wo alle Völker die Wurzeln und Urſprünge ihres Daſeyns und ihrer Art mit einer Lebendigkeit ſuchen, welche als eine eigenthümliche Erſcheinuug dem jüngſtverfloſſenen Menſchenalter angehört. Dieſes Sehnen und Suchen iſt auch in Belgien aufgelebt und die Liebe zu dem uralten Vaterländiſchen und Heimathlichen ſteht eben in einem recht heißen Kampfe mit dem Wälſchen, welches ſich dort wie allenthalben mit dem vornehmen Uebermuthe gebärdet, als komme ihm von Gottes und Natur Gnaden die Herrſchaft über das Germaniſche zu, welches ſie das Rohe und Barbariſche ſchelten. Es klingt heute wieder der Klang durch die Lande, wie er in Julius Cäſars Tagen gehört ward: Die Belgier rühmen ſich von den Deutſchen herzuſtammen, die Flandrer Brabanter Limburger wollen ſich nicht länger verwälſchen noch von den Wälſchlingen gleichſam wie ein ſchlechteres Volk über die Achſel anſchauen laſſen. Deutſchlands Beruf und Belang iſt es nun, dieſen Neigungen und Strebungen freundlich entgegen zu kommen dieſe Gunſt des Augenblicks zu benutzen, alle jene natürlichen Verbindungen der Freundſchaft des Umgangs des Handels und Verkehrs und auch der wiſſenſchaftlichen und ſprachlichen Gemeinſchaft, wodurch die Gemüther für eine glücklichere belgiſche und deutſche Zukunft recht bereitet und gerüſtet werden, mit Belgien immer mehr anzuknüpfen. Da muß denn freilich mit deutſcher Liebe empfunden und mit deutſcher Beſtändigkeit und Treue gehandelt werden; die deutſchen Herrſcher müſſen aus dem Stolze und Muthe des Selbſtgefühls eines edlen und großen Volks handeln, ſie müſſen aus deutſchen Trieben und Rückſichten handeln und nicht immer wie bisher ihr politiſches und diplomatiſches Spiel faſt wie ein furchtſames Nachſpiel dem Vorſpiele der Fremden folgen laſſen. Die Fremden, beſonders der lauernde wälſche Nachbar, werden freilich mit Luchsaugen auf die Anknüpfung jeder Verbindung mit Belgien ſchauen, aber wir Deutſche müſſen uns doch endlich an ein honny soit! gewöhnen und noch lauter als die Franzoſen rufen, daß Belgien und alles ſchöne Rheinland und ſelbſt das Haus, in welchem ich dies ſchreibe, von Rechts wegen franzöſiſch ſeyn müſſen — wofür ſie weder einen Rechtsgrund noch einen Naturgrund beibringen können

— noch tauſendmal lauter, ſage ich, müſſen wir es in alle deutſche Herzen hineinrufen: daß es eine deutſcheſte Nothwendigkeit iſt, daß unſre entfremdeten Nordſeeküſten mit ihren Strömen einſt wieder ganz deutſch ſeyn müſſen.

Und der Holländer, dieſer edle und tapfre Frieſe und zähe und hartnäckige Sachſe? Die Belgier hatten wir wieder, hatten ſie uns mit unſerm beſten Blute wieder erkämpft; wir ließen ſie fahren, ließen die Fremden über das herrliche Land das Loos werfen, ohne daß nur Ein deutſcher Mund dagegen geſtritten hätte, während viele deutſche Münde für die Polen und ſelbſt für den Pabſt in Rom ſich aufthaten. Auch den Holländer hatten wir, wir hatten ihn und unſre Feſtungen und Ströme; aber ihn mit Gewalt feſthalten und auf diplomatiſches Papier ſchreiben Siehe! der iſt auch wieder der Unſrige, der iſt wieder ein Deutſcher was hätte es uns gefrommt, wenn er nicht auch von Herzen und in Liebe ein Deutſcher war? Freilich viel feſter mit Rhein und Maas u. ſ. w. hätten wir ihn faſſen müſſen, als wir gethan haben. Mit dieſem will es Zwang und Gewalt haben. Man wolle dieſe Worte mit Verſtand verſtehen.

Der Holländer hat die Erinnerungen einer großen Geſchichte. Dieſes Völkchen — ſo tapfer hatte es mit der Kriegsfauſt und mit dem neptuniſchen Dreizack einzuhauen verſtanden — hat große Erinnerungen, es iſt über ein Jahrhundert ein welthiſtoriſches Volk geweſen. Mancher niederländiſche Stolz — jetzt muß er jedoch Hoffart heißen — ſchaut noch mit Wohlbehagen auf die großen Arbeiten und herrlichen Mühen und Leiden der Väter und ſträubt ſich die Kleinheit und Kleinlichkeit der Gegenwart zu gewahren, wagt ſogar auf das gemeinſame deutſche Vaterland mit einem gewiſſen Hohn herabzuſehen. Die beſſeren und verſtändigeren Niederländer empfinden und verſtehen die Zeichen Winke und Warnungen der Gegenwart wohl und wohin die weiſſagenden Adler und Raben der Zukunft fliegen, und wie endlich in der unvermeidlichen Entwickelung, welche dieſe Zukunft bringen wird, ihnen zwiſchen den fremden Wälſchen und eigenen Deutſchen keine Wahl bleiben wird. Uebrigens iſt ihre Gegenſträubigkeit und Hartnäckigkeit ſich gegen das Deutſche, gegen ihr Urſprünglichgemeinſames, zu wehren etwas Natürliches, etwas durch alte deutſche Sünden Hervorgebrachtes, welches von vielen Deutſchen mit einer gewiſſen Ungebühr geſcholten wird. In ihrem Heiligſten, in ihrer Verfaſſung und ihrer Religion, im ſechszehnten Jahrhundert von den Spaniern bedroht und angegriffen, von Deutſchland aber, ſowohl von ihren Brüdern als ihren Glaubensgenoſſen, verlaſſen, haben ſie ſich mit eigner Kraft und Macht von der fremden Tyrannei ritterlich losgekämpft und ſeit jener Loskämpfung und Losreißung als ein ſelbſtſtändiger Staat auf eignen Füßen hingeſtellt. Wie ſollten ſie nun ſo geſchwind vergeſſen können, was ſie weiland waren? wie ſollten ſie ſich nicht zuweilen einbilden können, ſie ſeyen noch wie weiland, oder wenigſtens, ſie können noch wieder werden wie weiland? Man muß da in ſeinen Urtheilen und ſeinen Forderungen billig ſeyn, zumal da die Niederländer ihre niederdeutſche Mundart auch zu einer eigenen Schriftſprache ausgebildet haben und auf eine ſogenannte holländiſche Litteratur ſtolz ſind. Das wiſſen wir aber und lernen wir eben recht friſch aus dem wunderlichen Zank, welchen die Dänen wider die Schleswig-Holſteiner erheben, daß der Stolz auf beſondere Sprache und Literatur tiefer geht und weiter und mächtiger zieht als ſelbſt der Stolz auf Herrſchaft und die Begier nach Silber und Geld.

Trotzig ſtill eigenſinnig und hartnäckig neben dem Stolz der Hoffart und dem Eigennutz ſind unſre lieben ehrenwerthen Nachbarn und Landsleute die holländiſchen Frieſen und Sachſen. Sie werden, wie die Dinge in der Welt nun einmal liegen, durch keine Lockungen und Ladungen der Freundlichkeit und Liebe zu uns, zu dem alten Deutſchland wieder herübergelockt noch weniger herübergezogen werden; nur Zwang und die bittere Noth werden ſie einmal wieder zu uns bringen.

Holland ſperrt ſich gegen uns, ſperrt ſich nach Möglichkeit auch von uns ab. Solche Feindſeligkeit kann nicht in Ewigkeit dauern, kann und darf bei den vielen Erleichterungsmitteln von Wegen und Stegen, worauf die Völker in unſern Tagen zu einander geführt werden, noch weniger lange dauern. Schon durch eine nähere Verbindung Deutſchlands mit Belgien, ſchon durch die belgiſchrheiniſche Eiſenbahn bekommt Holland einen Denkzettel. Und bei dieſen erleichterten geöffneten Verbindungen, wenn Holland uns vorn das Meer und die Ströme ſperren will, können wir ihm endlich hinten den Sack zuſchließen; und da ſollte es wohl inne werden, was es heiße von Deutſchland abgeſperrt zu ſeyn. Aber in jedem Fall auf eine freiwillige Vereinigung auf eine allmählige im natürlichen Verlauf der Dinge herankommende dürfen wir kaum hoffen. Dafür iſt der Holländer zu eigenſinnig und zu einſeitig. Holland iſt ſchon in mancher Noth, aber es muß noch mehr in Noth kommen; und dieſe Noth wird im künftigen großen Weltgedränge zwiſchen den Belangen von England Frankreich und Deutſchland endlich nicht fehlen. Bedrängter ärmer gleichſam kleiner muß es erſt werden, damit es ſeinen deutſchen Brüdern die Hand zum alten Bruderbunde reiche.

Ich greife das Wort Bund hier auf. Ich leugne nicht, daß es manche Schwierigkeiten Verwickelungen und Bedenklichkeiten von Seiten Hollands gehabt hätte, wenn der König von Holland ſich für alle ſeine Lande zum vollen deutſchen Bundesmitgliede hätte machen laſſen. Aber doch auch welche Vortheile der Macht Ehre und Sicherheit dieſſeits und jenſeits, wenn das im treuen vollen Sinn vollbracht wäre! Die volle Anlehnung an das große ſtarke mächtige Deutſchland. Dieſes im Hinterhalte hätten die Niederlande die ganze Kraft auf die Schiffe und Flotte wenden können und in Gemeinſchaft mit Deutſchland könnten ſie und wir jetzt eine Flotte haben, die den Leuten an der Seine und Themſe Bedenken und Kopfbrechen machen und ſie beide Holland und Deutſchland gegenüber an eine zartere und glimpflichere Sprache gewöhnen würde. Doch wohin mit Träumen? muß ich mir beinahe ſelbſt zurufen; denn jetzt ſieht das noch Träumen ähnlich. Aber heran und herein müſſen die Holländer einmal wieder in den großen germaniſchen Leib und in das große germaniſche Leben, ſo wahr wir alle gelobt und beſchloſſen haben, daß unſer Vaterland nicht in die alte ſchläfrige und verachtete Ohnmacht zurückſinken ſoll.

2.

Oft iſt geklagt und eben wieder iſt geklagt bei der Nennung des Namens Dänen, daß Fremde ſich immer in das Gebiet des deutſchen Lebens und der deutſchen Sprache eindrängen und bei uns mitſprechen und mitentſcheiden wollen. Wir haben die Schweden die Dänen die Engländer die Polen gehabt, als ſolche, die bei uns gelegentlich mitſprechen und in unſre Angelegenheiten mit hineinpfuſchen durften. Die Schweden und Polen ſind für den Augenblick heraus; die Engländer ſitzen nicht mehr ſo ganz drinn, aber immer noch mit mächtigem Zuge, indem ein Zweig des engliſchen Königshauſes das Königreich Hannover beherrſcht und indem Engländer und Franzoſen in unſern Hanſeſtädten mitten im Frieden gleichſam Freibeuter gegen unſern Handel und Verkehr haben; die Dänen aber in ihrer ſchwächlich und kleinlich gereizten und künſtlich aufgeſtachelten Eitelkeit machen uns an unſerm Nordweſten eben einen recht widerlichen Zank und Stank.

Wir wiſſen, wie viel Elend und Unglück — Schmach und Unehre nicht einmal mitgerechnet — uns ſolche Mitherrſchaft der Fremden in unſern Gränzen gebracht hat. Bei Erwägung und Ueberlegung ſolcher Verhältniſſe kann man von den Fremden lernen. Ein Franzoſe hat den ſchmählichen Ausſpruch über Deutſchland gebraucht: l'Allemagne est la grande curée des Princes, d. h. deutſch wiedergegeben: Deutſchland iſt das große Aas (die Atzung) der Fürſten, welches ſie als Beute der Jagd von dem erlegten Wildpret ihren Hunden zur Ermunterung hinwerfen. Und wahrlich genug Könige und Fürſten haben ſeit einigen Jahrhunderten ihre gierigen Jagdhunde auf das Wildpret Deutſchland gehetzt.

Ohne Spaß zu reden — denn dieſes franzöſiſche Gleichniß geht über den Spaß eines Jagdgleichnißes heraus — wo ſind die erhaltenden Geſetze, welche Deutſchland in ſeiner Ganzheit und Ehre ſchirmen und ſichern? wo iſt eine deutſche Sanctio pragmatica, welche nicht allein die Erhaltung des Ganzen ſchützte ſondern auch jeden fremden Mitherrſcher oder den Herrſcher eines fremden mächtigen Reiches von jeglicher Mitherrſchaft im Vaterlande ausſchlöſſe?

Betrachtet man ſich nun die Herrſchaft oder Mitherrſchaft fremder Fürſten über deutſche Lande und in deutſchen Landen, ſo wird man bei näherer Betrachtung gewöhnlich finden, daß die meiſten dieſer Fremdherren nicht durch das Eiſen ſondern faſt alle durch die Schürze oder durch Erbſchaft gekommen ſind. Doch der Urſprung der Herrſchaft iſt am Ende gleichgültig; die Sache und das Verhältniß und die verderblichen Folgen ſind in den meiſten Fällen dieſelben geweſen und werden durch ähnliche Urſachen und Veranlaſſungen ſich immer als dieſelben zeigen. Wir ſehen einmal:

Schweden ward durch das Eiſen Herr in einigen deutſchen Landen; die deutſchen Herzoge von Schleswig-Holſtein wurden durch das Eiſen und die Wahl Könige von Dänemark; die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg wurden durch die Schürze Könige von England; die Kurfürſten und Herzoge von Sachſen durch Wahl Könige von Polen. Alle dieſe haben endlich die ererbten Lande oder die Stammlande von den fremden Thronen aus als Nebenlande gleichſam als Provinzen ihrer größeren Reiche regiert und ſie für die Vortheile und Belange ihrer fremden Reiche faſt immer in alle Getümmel von Krieg und Elend hineingeriſſen, die ihre deutſchen Lande auch nicht das Geringſte angingen und wovon ſie ohne ſolches Verhältniß meiſtens unberührt geblieben wären. Alſo die unvermeidliche Folge ſolcher traurigen und ungleichen Verbindung, daß deutſche Lande häufig die Opfer einer Politik und fernhin liegender Verhältniſſe und Verwickelungen geworden ſind, welche ſie ſonſt nur als fernſte und fremdeſte Gerüchte vernommen und beſprochen haben würden, die aber jetzt ihr Blut und ihr Glück mit in den Kampf riſſen. Aber viel ſchlimmer war es noch, die Herzen dieſer ſogenannten Genoſſen fremder Reiche, die wohl gar Unterthanen genannt wurden, der Pommern Hannoveraner Holſteiner u. ſ. w., ſind durch den Zug und Einfluß der Fremden, mit welchen ſie ſo unnatürlich verbunden waren, oft nur zu ſehr abgekältet und entwöhnt ja entfremdet und entdeutſcht worden, und manche derſelben beginnen kaum jetzt erſt ſich in gemeinſame Liebe und Treue wieder ein wenig hineinzuleben. Wenn man an die wilden Jagdhunde des Kriegs denkt, welche auf das geängſtete Wildpret, Deutſchland genannt, unter deutſchen Titeln weiland von den Fremden gehetzt worden ſind, ſo fallen einem die ſchwediſchen Namen Karl der Zehnte und Karl der Zwölfte ein und all das tauſendfache Elend von Krieg Brand und Peſt, welches ſie beinahe ein Jahrzehend über Norddeutſchland gebracht haben; wozu noch der Name des Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen Friedrich Auguſt des Starken gefügt werden muß. Und der ſiebenjährige Krieg, ohne England mit Hannover Polen mit Sachſen Schweden mit ſeinem bischen Pommern in Deutſchland entſtand dieſer gewaltige Krieg entweder gar nicht oder, wenn er entſtand, ward er auf jeden Fall wohl nicht ſo ſehr im Herzen von Deutſchland und auf Deutſchlands Küſten geführt. Und des Schürzenglückes, des Jammers, der aus dieſer Pandorenbüchſe oft für das Vaterland entſprungen iſt und immer wieder entſpringen kann, wieder zu erwähnen, die gräulichen Brandſtiftungen der Franzoſen im Jahr 1689 am Oberrhein ſollten ſie nicht zuletzt durch Anſprüche entſchuldigt werden, welche ein mit einer rheinpfälziſchen Prinzeſſin vermählter franzöſiſcher Prinz wider Recht und Geſetz auf Erbſchaft deutſcher Lande machte? Uns Deutſchen aber wird bis dieſen Tag immer zugemuthet unſer Elend und unſre Geſchichte bald zu vergeſſen.

Solche Hochzeiten ſind geweſen, ſie werden künftig ſeyn; und man könnte wieder franzöſiſch ſagen: L'Allemagne est non seulement la grande curée des Princes, mais elle en est encore la grande aire. Deutſchland iſt die große europäiſche Fürſtenhecke, die vielen deutſchen Herrſcherhäuſer geben ganz Europa Prinzen und Prinzeſſinnen ab; aus dieſem großen Adlerneſte ſind für die engliſchen ruſſiſchen ſkandinaviſchen Thronen Herrſcher ausgeflogen und Kaiſerinnen und Königinnen geholt, und ſo wird's auch künftig ſeyn. Wie viele unſelige Anſprüche Anrechte Erbrechte und welche mögliche Zerreißungen und Schwächungen des großen deutſchen Vaterlandes ſtellen ſich uns da immer wieder in traurigſte Ausſicht. Betrachten wir nur die Bewegungen und Miſchungen und Vermiſchungen unſrer Gegenwart — wie ſuchen die jüngſtherrſchenden Bourbone in Frankreich und die Oldenburge in Rußland mit ihren Söhnen und Töchtern das Leben in den deutſchen Fürſtenneſtern bunt und mannigfaltig zu machen! wie ſuchen ſie darum mit ſolchem Eifer ihre Stämme mit den verſchiedenſten deutſchen Stämmen immer enger zu verflechten! Und ich ſage es grade aus, weil es die grade Wahrheit iſt, welche ihre Politik auf den Kopf trifft: Wie viel gäben wohl König Ludwig Philipp und Kaiſer Nikolas darum, wenn ſie unter dem Titel irgend eines deutſchen Fürſtenthums bei dem Bundestage in Frankfurt mitſprechen und in unſern deutſchen Geſchäften und Angelegenheiten mitrathen und mitentſcheiden dürften?

Hier iſt und bleibt immer eine große Gefahr, eine Gefahr, vor welcher jeder redliche und geſcheidte deutſche Mann zittert; und deswegen, weil wir das große europäiſche Heckneſt von Prinzen und Prinzeſſinnen ſind, wäre ein allgemeines deutſches Geſetz, eine Sanctio pragmatica, die allernothwendigſte, welche es unmöglich machte, daß irgend ein däniſcher ruſſiſcher engliſcher franzöſiſcher Prinz oder irgend ein auf einen fremden Thron erhobener deutſcher Prinz daheim in unſerm Lande irgendwo und irgendwie ein Herrſcher ſeyn könnte.

Darum warne ich zum dritten und vierten Mal vor dem möglichen Unglücksfall, der ſchon genug da geweſen iſt, der uns mit den Dänen eben recht giftig bitter ſteht und der jeden Augenblick irgendwo wieder eintreten kann, und thue folgenden Vorſchlag, der zum Geſetz erhoben werden ſollte:

Jeder deutſche oder fremde Fürſt und jede deutſche oder fremde Fürſtin, welche in der Fremde über Länder herrſchen oder von deutſchen Fürſten oder Fürſtinnen erzeugt in der Fremde geboren ſind und welchen durch Erb- Haus- oder Wahl-Recht irgend ein deutſches Land zufällt, müſſen wählen, ob ſie in der Fremde bleiben und herrſchen oder ob ſie dort der Herrſchaft entſagen und lieber ihr deutſches Erbe antreten wollen: denn als Provinzen oder als zubehöriges und abhängiges Land ſoll hinfort keines fremden Landes Herr irgend ein deutſches Land beherrſchen dürfen.

Wann ſie nun wählen und die Herrſchaft in der Fremde der Herrſchaft in Deutſchland vorziehen, muß das deutſche Land ihres Stammes, welches ihnen nach dem Erbfolgerechte gehörte, an den nächſten geſetzlichen Erben abgetreten werden.

3.

Die Jeſuiten ſind wieder da. Ich wollte einmal bei einer öffentlichen Gelegenheit eine Rede halten mit der Ueberſchrift des Geiſtes Zerſplitterung iſt des Leibes Verwitterung, wo ich geſchichtlich den Beweis zu führen gedachte, daß in dem Maaße, wie die Idee der Einheit Gottes in dem Einzelnen oder in einem ganzen Volke lebendiger iſt, auch die geiſtige Kraft und Macht, die geſammelte kühne und tapfre Einheit des Geiſtes ſich wirkſamer zeigen werde. Ich meinte dieſen Satz durch die Geſchichte der Religionen fortführen zu können, indem ich meinen Glauben voranſtellte, daß die Einheit Gottes, die Erkenntniß und Anbetung des einigen Gottes die Urlehre unſers Geſchlechts geweſen ſey, welche durch Wahn und ferner auch wohl durch Betrug der Führer zerſpaltet und verdunkelt zuerſt zu dem Dienſt der leiblichen und geiſtigen Elemente der Welt und des Menſchen, zuletzt zum Dienſt bloßer Zeichen, aus welchem bei vielen Völkern der leerſte und fratzenhafteſte Fetiſchismus geworden, herabgeſunken ſey. Alſo reicher mannigfaltiger bunter Aberglaube für den einfältigen kurzen alten Glauben, und durch dieſen bunten Aberglauben Zerſplitterung des menſchlichen Geiſtes, zuerſt geiſtige Schwächung und Entnervung, dann bald auch leibliche Entſittlichung und Verliederlichung. Dieſe Anſicht, welche bei mir Einſicht heißt, wollte ich hindurchführen und hinabführen bis zum Eintritt des Chriſtenthums in die Weltgeſchichte, und ſelbſt in dieſem und an dieſem glaubte ich noch auf einzelne merkwürdige Erklärungen und Beſtätigungen derſelben hinweiſen zu können, namentlich in verkehrter Auffaſſung und Auslegung der göttlichen Dreiheit in ihrer Einheit und in manchen bunten Zierrathen, welche als kleine Untergötzen auch an das Chriſtenthum gehängt worden ſind.

Jene öffentliche Gelegenheit zu einer ſolchen Rede, nämlich eine ganz beſtimmte Gelegenheit, auf welche ſie zu paſſen ſchien, iſt in der Geburt geſtorben, und bei näherer Betrachtung und Beleuchtung des Gegenſtandes kommt mir auch vor, als wenn der Inhalt für eine ſolche kurze Gelegenheit zu mächtig, wenigſtens meinen Kräften und meiner Darſtellungsgabe zu mächtig geweſen ſeyn würde. Denn Vieles mag man als ſichere Einſicht und feſten Glauben haben, die einem kein Teufel rauben kann, aber die tiefen Gründe ja die Abgründe, welche auf dieſem Felde vor dem Philoſophen und Theologen ſich aufthun, klar erblicken und in den Hauptumriſſen andern klar zeigen zu können, der Vermeſſenheit durfte ein Menſch mit ſo ſchwachem und kurzem Geräth, als ich führe, ſich ſchwerlich befugt halten. Indeſſen hier, wo ich nicht vor einer ſo engen und ſtrengen ſondern vor einer weiteren und milderen Verſammlung zu reden meine, darf ich wohl einige Schimmer und Schatten meiner Anſicht über einen ſo gewaltigen Gegenſtand durchſcheinen laſſen.

Lehrer Ueberlieferer der göttlichen Urlehre der Einheit, Heilige Propheten Prieſter bei allen Völkern die Erſten Erleſenſten Edelſten Reinſten. Aber die irdiſchen Triebe und die irdiſchen Verdunkelungen und Zerſplitterungen der Idee ſind da, auch von den Propheten und Prieſtern werden einige verführt, nicht bloß durch den Verſtand verführt, ſondern durch die Sinnlichkeit: Wolluſt Habſucht Herrſchſucht ergreifen ſie, ſie weben aus dem Dämmrigen und Dunkeln des Wahns Netze für ſich, worin ſie das Volk feſter verſtricken. So wird aus dem Wahn Betrug.

Aber Trug und Betrug iſt nicht allein etwas Prieſterliches ſondern etwas Allgemeinmenſchliches; aber freilich, wenn die Prieſter betrügen, ſind ſie die ſchlimmſten und böſeſten Betrüger. Warum? Schon der große und fromme Haller ſang: Nichts Böſes iſt geſchehen, was nicht ein Prieſter that. Und ich frage wieder Warum? Nichts läßt ſich leichter beantworten als dieſes Warum.

Der Prieſter, wenn gleich mit der menſchlichen Gebrechlichkeit angethan, tritt doch auf in der Art und Ordnung des Geiſtigen Göttlichen und Ewigen unſers Geſchlechts und der höchſten und himmliſchen Güter, die wir ſuchen. Er muß auch auftreten mit einer Gemeſſenheit und Haltung, welche das Höhere und Unvergängliche auch äußerlich wenigſtens im Schatten darſtellen. Iſt ſeine Seele nun nicht rein von Schmutz, ſein Geiſt nicht frei von Gelüſten des Gemeinen und Irdiſchen, ſo kriechen unter dieſen

Mantel äußerlicher Gemeſſenheit und Würdigkeit alle Schlangen der Lüge und Heuchelei und bohren ſich endlich in ſein innerſtes Herz ein. Daher, wenn der wirklich fromme gotterleuchtete Prieſter die edelſte Geſtalt unſers Geſchlechts iſt, wird der verſtellte und geheuchelte der unedelſte und böſeſte. Auch weiß die Geſchichte genug Geſchichten zu erzählen von ſolchen Prieſtern, die unter den heiligen Mänteln und Tarnkappen die Böſeſten in verbotenen Künſten und Liſten überboten haben.

Daher der Glaube der Wiſſenden und Weiſen unter den Völkern, daß die Lügen und Fratzen in den Religionen meiſtens von herrſchſüchtigen und ſchlauen Prieſtern erfunden ſeyen; und wenn man Aegypten China Indien u. ſ. w. genau anſieht und betrachtet und bedenkt, wie die Prieſter weiland dort ihr Weſen trieben und noch treiben, ſo wird man in dem Meiſten der Meinung jener Wiſſenden beiſtimmen müſſen, ſo wie jenem Ausſpruche, welchen Viele als Ergebniß aus der Vergangenheit und Gegenwart Italiens gezogen haben, daß jemehr hohe und herrſchende Prieſter ein Land hat, deſto abergläubiſcher liederlicher und unglücklicher es iſt.

Bei den alten Völkern war die Gotteseinheit durch die Prieſterſchaften und durch die Zerſplitterung des Einen Gottes in viele Götzen und in Götzen- und Prieſter-Verzierungen verdunkelt und ſo auch der geiſtige Kern tapfrer und ganzer Männlichkeit und Tugend (das Abbild menſchlicher Einheit von göttlicher Einheit) zerſpaltet und endlich verfault. Dies war endlich auch bei den Iſraeliten geſchehen, bei welchen die Hohenprieſter und Phariſäer aus einer Menge äußerer weſenloſer und knechtiſcher Satzungen und Weiſen eben ſo viele obenein ganz leere und ſtarre und eiskalte Untergötter Jehovah's gemacht hatten. Gott hatte ſeine Schönheit durch die todten ſeine Liebe und Barmherzigkeit durch die ſtarren und ſtrengen Satzungen verloren, wodurch man ſein geiſtiges Weſen zu traurigem und leiblichem Ceremoniendienſt erniedrigt hatte.

Kam der Chriſt und das Chriſtenthum mit neuem Leben des Geiſtes mit neuer lebendiger Erquickung und Erfriſchung des Geiſtes durch das Bild der Einheit des Gottes der Liebe und Gnade.

Einheit, freilich Einheit und nichts als Einheit. Zwar die Heiden, welche wegen Unwiſſenheit und Verblendung nicht unter das ſanfte Joch Jeſu Chriſti wollen, und auch viele gleichgültige und unwiſſende Spötter, welche im Schooße der chriſtlichen Welt ſelbſt geboren und erzogen ſind, ſtoßen ſich an der Dreiheit in der Einheit, an der Dreieinigkeit Gottes oder an den drei Perſonen in derſelben. Zu ſolchem Anſtoß hat bei Unwiſſenden und Leichtfertigen (ich meine ſolche, welche auch mit den Gedanken ja welche ohne Gedanken leicht fertig werden) das Wörtlein Perſon die unſchuldige Veranlaſſung gegeben, ein lateiniſches Wort, welches auf eine geiſtige bildliche verhüllte Darſtellung hinweiſt aber in den neueren Sprachen eine zu körperliche und dicke Bedeutung gewonnen hat. Glücklicher dafür würden wir die drei Darſtellungen oder Hervortretungen Gottes, die drei geheimnißvoll und verhüllt hervortretenden Offenbarungen des einigen Gottes ſagen. Denn nach unſerm gegenwärtigen Begriff von der Perſon tritt von dieſen drei Offenbarungen des einigen Gottes nur die eine, der Sohn, als Perſon hervor. Doch hat trotz aller Mißverſtändniſſe Misdeutungen und Entſtellungen dieſes unſers durch Jeſum Chriſtum und in Jeſu Chriſto geoffenbarten dreieinigen Gottes die chriſtliche Kirche die Einheit Gottes als ihr Weſentliches immer feſtgehalten und ihren Bekennern bis in den Tod zur Pflicht gemacht.

Indeſſen wie herrlich und erhaben dieſe unſre heilige Religion auch ſey und wie weltbeglückend weltreinigend und weltrettend ſie ſich auch erwieſen habe — die Menſchen bleiben Menſchen, dem Wahn und Truge der Sinne und den Lüſten und Begierden der Herzen ausgeſetzt, wodurch ihr geiſtiges Auge verdunkelt wird in die immer heitre Sonne der Wahrheit und Schönheit zu ſehen; und die Prieſter bleiben Prieſter, d. h. ſie ſind auch Menſchen und diejenigen von ihnen, welche von menſchlichen Begierden ſehr angefochten und durchdrungen ſind, müſſen, wie oben angedeutet und von den Weiſen aller Zeiten geklagt iſt, ärgere und böſere Schelme werden als irgend andre unter ſolchem Namen laufende Sterbliche. Mancher menſchliche bunte Wahn und Aberglaube hat ſich auch an und in das Chriſtenthum angeſchlichen und eingeſchlichen, mancher andere iſt durch die Hohenprieſter für Zwecke weltlicher und irdiſcher Herrſchaft ihm zugeſetzt und angeſchmückt, und der in den drei Perſonen Eine chriſtliche Gott hat im Lauf der Zeiten und in ihren verſchiedenen Verwandlungen und Verzierungen auch ſeine kleinen Untergötter, ſeine zum Theil nur zu menſchlichen und liebenswürdigen kleinen Götzen erhalten.

So hat die menſchliche Schwachheit und Gebrechlichkeit, welche das Göttliche ſo leicht zu ihrem engen Maaße und Bedürfniſſe hinabzieht, ſich auch aus und in dem Chriſtenthum gewieſen, und iſt beinahe in jedem Jahrhundert von einzelnen Weiſen und Frommen gezeigt und beklagt worden. Endlich ſind im ſechszehnten Jahrhundert Luther und ſeine Genoſſen gekommen und haben gerufen: „Wir „müſſen und wir wollen den einigen Gott in dem dreieinigen Gott wiederherſtellen, welchen Volkswahn und Prie-

„ſterbetrug uns durch den vielen Dienſt kleiner Götzen zer„riſſen und zerſplittert haben: eine Zerreißung und Zerſplit„terung des höchſten Geiſtes nicht nur ſondern alles Geiſtes, „wodurch die Sterblichen im einfachen Glauben und in ein„fältiger Anbetung des Einen Unbegreiflichen Höchſten allein „würdig und frei ſeyn können: freie Kinder und Diener „Gottes aber nicht Knechte der Menſchen und menſchlicher „Erfindungen und Satzungen.“

Wir wiſſen, wie dieſe Männer und ihre Nachfolger nach ihrer Weiſe die Kirche gereinigt und eingerichtet haben, was ſie eine Verbeſſerung die Anhänger der alten römiſch-katholiſchen Kirche eine Entweihung nannten, behaupteten, jene hätten im hochmüthigen puritaniſchen Eifer manchen ſchönen nicht bloß äußerlichen ſondern auch innerlichen Schmuck abgeriſſen und als falſche Verzierung weggefegt, ſie hätten überhaupt die natürliche Entwickelung der chriſtlichen Kirche als eine chriſtliche Kirche verkannt und gehemmt; wogegen jene erwiederten, ohne die Macht des Wortes, womit ſie in Gottes Namen und mit dem Beiſtand des göttlichen Geiſtes dazwiſchen getreten, würde die Kirche, wie ſie ſchon auf dem Wege geweſen, ſich nothwendiger Weiſe ganz in das Heidenthum verlaufen haben.

Mir iſt hier der Athem und überhaupt der Verſtand zu kurz, dies des Breiteren auszuführen. Wir wiſſen, wie die Proteſtanten ihren Grundſätzen getreu ein herrſchendes Prieſterthum für ein Verderben jeder Kirche erklärt, wie die Ernſteſten und Strengſten unter ihnen die demokratiſch chriſtliche und prieſterliche Gleichheit als einen Grundſatz aufgeſtellt und wie ſie alle kleinen Untermächte Gottes, die Marienanbetung die Heiligenverehrung, als woraus bei der unwiſſenden Menge leicht ein Götzendienſt und eine Zerſplitterung der weſentlichen Einheit Gottes und ſeiner reinen Anbetung hervorgehe, gleich einem abergläubiſchen Dienſt verrufen haben.

Durch den heißen und gewaltigen Kampf, welchen dies zwiſchen den Prieſtern der beiden Partheien veranlaßte, wurden unter den Neuerern, die ſich die Verbeſſerer und Herſteller des Chriſtenthums nannten, manche freilich wohl in einen faſt zu ſtrengen und ausfegeriſchen puritaniſchen Ernſt hineingetrieben und haben in einigen Ländern dem reformirten Chriſtenthum ein wohl beinahe zu herbes und ſtrenges Antlitz gegeben. Indeſſen auch die Wahrheit und die Sittlichkeit führen ihrer Natur nach ein ernſtes und ſtrenges Angeſicht, wenn ſie auch zuweilen mit der Milde chriſtlicher Liebe aus den Wolken dieſes Ernſtes hervorlächeln. Die Lehre, die uralte Lehre der Weiſen und Guten, bleibt doch wahr: *In den gewöhnlichen mittleren Dingen, wie dieſe Welt und die menſchliche Gebrechlichkeit ſie will und giebt, pilgere, wie du nur kannſt, fröhlich und wohlgemuth deinen Weg hin, aber vor dem Ernſt Gottes ſpiele und flattre nicht mit Gaukelgebilden.*

Jene ernſten Männer alſo ſtellten das Prieſterthum, ſo viel ſie konnten, wieder in die erſten apoſtoliſchen und kirchenväterlichen Zeiten zurück; ſie wollten allein mit dem Worte kämpfen und ſtehen und beſtehen, und das Wort und der Heiland als die ſichtbare menſchliche Enthüllung und Erſcheinung Gottes, als der Sohn, der Erſchienene, in Verſöhnung und Liebe, und nichts weiter — die waren es geweſen, die ſollten es ſeyn und bleiben, und durch ſie wollten ſie tapfer im Leben und ſelig im Tode ſtehen und beſtehen.

Sie behaupten, ſie haben die Einheit und Reinheit der Lehre, den rechten alten einfältigen chriſtlichen Gott, den Menſchen wiedergezeigt ja wiederhergeſtellt, und er werde ſich in friſcheren tapfereren und freieren Menſchengeſchlechtern ſchon offenbaren, nach dem Spruche an ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. Denn es ſey eine ſittliche Nothwendigkeit, daß, je mehr die Einheit Gottes, gleichſam ſeine volle Ganzheit, in die Bruſt des Menſchen als Lebens- und Herzens-Bild aufgenommen und in ſie eingedrungen ſey, deſto tapferer geiſtiger und ſittlich freier werde jener Menſch auch handeln und wandeln müſſen. Sie berufen ſich auf ein einfaches großes Verhältniß zu ihrem Gott, ſprechend: jene ihnen gegenüber haben durch etwas, was man gleichſam Familienverbindungen mit denen nennen könnte, die in Gottes Vorzimmern Geſchäfte machen und Bitten und Beſuche anbringen, nämlich mit der heiligen Jungfrau und einzelnen ihrer Lieblingsheiligen, freilich mannigfaltige kleine Zulaſſungen und Einführungen zu Gott, aber ſie gewöhnen ſich dadurch ihn gleichſam auch nur wie im kleinen Einzelnen und Gewöhnlichen zu ſehen; die Proteſtanten erſcheinen aber immer nur bei dem großen allgemeinen Gehör, welches der Herr allen ſeinen Unterthanen ohne Unterſchied bei offenen Thoren und Thüren im vollen Glanze ſeiner Majeſtät ertheilt: ſie ſchauen und anbeten ihn in ſeiner ganzen ungetheilten Herrlichkeit.

Dieſe Behauptung und Darſtellung iſt von den Gegnern der proteſtantiſchen oder reformirten Kirche von Anfang an als eine übermüthige Verblendung abgeleugnet und zurückgewieſen worden. Indeſſen ſie hatte, vorzüglich ſeit der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in Europa immer mehr Land gewonnen und war ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Lehre aller Wiſſenden und Einſichtsvollen geworden. Es ſtand damals als ausgemacht feſt, daß wo die Reformation ihre ſtrenge Arbeit am meiſten vollendet habe, der Geiſt der Völker freier und ſtrebender die Macht der Völker verdoppelt und verdreifacht ſey. Man wies als auf ein Beiſpiel auf das damals nicht volkreiche England auf das an natürlicher Zahl und Macht kleine Schweden und Holland hin; man wies ſpäter auf Preußen, und rief den Anklägern zu: Seht und erkennet! iſt der Geiſt dieſes Lebens und dieſer Macht bloß kurzes Teufelswerk? oder meint ihr, daß Gott den Teufel ſo lange ein großes und mächtiges Spielwerk treiben läßt?

Damit ich es ſo klar als möglich ausſpreche, das wollten ſie damit weiſen, daß die ſtrenge feſte Lehre der Einheit Gottes, das bloße Feſthalten am Wort als Wort und an dem, der als Wort und durch das Wort als das verhüllte Geheimniß Gottes offenbart iſt, dem Leben und Karakter des Menſchen, der ſich allein darauf ſtütze und daran halte, nothwendig die volle Einheit und männliche Geſchloſſenheit des Geiſtes und der geiſtigen und ſittlichen Kraft geben müſſe. Alſo Gottes und des Geiſtes Zerſplitterung ſey auch der geiſtigen und leiblichen Kräfte Verwitterung, der Menſch zerſplittere und ſchwäche ſein geiſtiges Vermögen durch den vielen kleinen Dienſt, den er untergeordneten Mächten und den vielen überflüſſigen Himmels-Pförtnern und Himmels-Wegweiſern leiſte; er verliere über den vielen knechtiſchen Aufwartungen in den Vorzimmern des Himmels vor ſeinen kleinen Unterbedienten das große Gefühl, was er vor der Einen göttlichen Majeſtät bewahren ſollte. Es ſey dieſer Gegenſtand freilich etwas ſo Feines und Innerliches, daß es ſich der menſchlichen Darſtellung faſt weigere, wenigſtens in Beziehung auf das innerliche geiſtige Leben der Einzelnen; doch draußen und in den leiblichen und politiſchen Entwickelungen und Erſcheinungen laſſe es ſich an den einzelnen Menſchen und an den einzelnen Völkern zeigen, ſey in dem ſiebenzehnten und achtzehnten

Jahrhundert an den benannten Völkern zum Ueberfluß gezeigt und werde ſich auch in Zukunft auf dieſelbe Weiſe zeigen. Denn die mehr in knechtiſchen und prieſterlichen Banden gehaltenen großen altkatholiſchen Maſſen wie klein und ohnmächtig ſeyen ſie ſo kleinen aber befreiten und begeiſterten Kräften in jenen Tagen gegenüber geſtanden!

Gegen dieſe Lehre der Zweiten, welche von den ultramontaniſchen Katholiſchen eine abſcheuliche Verruchtheit genannt wird, haben ſich in den Tagen unſrer Götterdämmerung, welche ein voller Sonnenuntergang werden ſollte, damit wieder ein Aufgang würde, viele Stimmen erhoben, welche eben durch die Halbſchatten, die vom hohen Olymp ſich abſenkend das in der unterſten Welt wandelnde Völkchen natürlicher Weiſe mit dreifachen Nebeln umgaukelten, wie es in dem Zwielichte bei dem Kampfe zwiſchen Licht und Schatten geſchieht, bei der Unklarheit der Zeitgenoſſen eine bedeutende Geltung gewonnen. Dies ſind unſre ſogenannten mittelaltrigen und mittelalternden Romantiker, beide die politiſchen und die religioſen, die grade in der Zeit des deutſchen Jammers mit einer gewiſſen Gauklichkeit und Schwächlichkeit der Gefühle und mit einer nebligen und dämmerlichen Zurückflucht zu dem Längſtvergangenen, das kaum als Larve früherer Jahrhunderte noch da war, die, wie ſie meinten, entgötterte und entgeiſterte Zeit zu der Glückſeligkeit und Schönheit des Mittelalters, wie ſie ſich ſolche herausfantaſiert hatten, auf alle Weiſe zurückführen wollten. Es wohnte ihnen aber weder der Geiſt der Klarheit noch der Geiſt der Stärke bei, welcher ein Geiſt der Klarheit iſt. Ich weiſe nur darauf hin, daß vorzügliche Männer z. B. Friedrich Leopold Stollberg und Friedrich Schlegel nebſt vielen Kleineren in die dunkeln mittelaltrigen Dämmerſchimmer der alten Kirche zurückflohen, als aus Kant Fichte

Goethe und Schiller aus einer ganz andern Himmelsgegend ganz andere deutſche Lüfte und Geiſter wehten.

Nach den Jahren 1813 und 1814, in welchen ſich der alte norddeutſche und preußiſche Geiſt des klaren und tapfern Lutherthums vor allen andern deutſchen Geiſtern vorzüglich glänzend offenbart und die Befreiung des unterjochten Vaterlandes durchgekämpft hatte, iſt die Zeit eines andern Kampfes gekommen, der jetzt ſein volles Menſchenalter durchdauert hat und noch dauert, ohne daß jemand beſtimmt ſagen könnte, wo er ſeine Brechung und Endigung finden wird. Es war des lebendigen Geiſtes, welcher in jenen großen Jahren die Flügel geſchüttelt hatte, Vielen viel zu viel geworden und die Gebietenden und Herrſchenden wurden von einer unbeſchreiblichen Angſt vor ihm überfallen und beſonders von Angſt vor dem, was in dieſem Geiſte politiſch war. Da ſie dieſes Politiſche in der heitern freien Luft nicht leben und ſchweben laſſen wollten, worin manche Flügelſchläge und Flügelklänge ſich wahrſcheinlich meiſtens unſchädlich und unſchuldig verſchlagen und verſchwirrt haben würden, ſo konnte jeder Hellſehende vorherſagen, daß aus den aus ihrer heitern Freiheit herabgeriſſenen politiſchen Vögeln politiſche Würmer werden würden ja daß der unterdrückte politiſche Geiſt wohl in Gewürm andrer viel ſchlimmerer Art ſich verwandeln und verſetzen würde. Die Krankheit oder die Kraft der Zeit — denn die gehemmte Kraft wird ſogleich Krankheit — mußte ſich nach einem untrüglichen Naturgeſetz von den äußeren Theilen, wo ſie ſich auszuleben gehindert ward, auf die inneren Theile werfen. *Das Politiſche mußte ein Religiöſes werden*; und es iſt es geworden.

Wir ſehen dieſes Religiöſe in allen Ländern ſeine Wellenſchläge machen, welche hin und wieder Wogenſchläge werden wollen. In allen chriſtlichen Bekenntniſſen und Kirchen hat ſich ein neues lebendiges Leben aufgeregt und aufgeſchüttelt, und die Bewegung iſt hie und da Erſchütterung geworden oder droht es noch zu werden. Sie hat wie alle menſchliche Bewegung, welche die Völker oder im neueſten Stil zu reden die Maſſen ergreift, mit einander ihr Gutes und ihr Böſes, und wird, wie es allen allgemeinen Bewegungen widerfährt, von den Einen mit Lobgeſängen von den Andern mit Flüchen begrüßt. Sie hat beide ihr Innerliches und ihr Aeußerliches, aber gewiß bei weitem nicht ſo viel Innerlichempfundenes und Innerlichgemeintes, als die Einen in bewußter Liſt gaukeln die Andern in gutmüthiger Treue glauben. Auf das Aeußerliche und auf die äußerlichen Triebe und Antriebe deſſen, worüber auf beiden Seiten Viele als über den Aufgang eines neuen chriſtlichen und göttlichen Lebens entzückt zu ſeyn ſich gebärden, wenigſtens darauf, daß das Aeußerliche den mächtigen Wogenſchlag deſſelben gegeben hat, kann ein Verſtändiger ſchon deswegen ſchließen, weil dieſe Bewegung klein, wenigſtens viel kleiner, als ſie jetzt erſcheint, ſeyn würde, wenn man dem Politiſchen, was in den Herzen der Zeit pulſt, freieren und ſtärkeren Pulsſchlag erlaubt hätte. Wohin man nun auch die Augen wende, nach Spanien Frankreich England Deutſchland Ungarn, die Bewegung iſt da und begreiflicher Weiſe die weltlichen und geiſtlichen Politici machen in und unter derſelben wenigſtens in den dunklen Gängen und Stollen, welche ſie ſogleich unter ihr hineingetrieben haben, ihre leiſen Kreuz- und Queer-Läufe, ja in manchen Ländern, zum Beiſpiel in Frankreich Belgien und Deutſchland, beginnt das alte Spielen und Ringen zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, und die Frage welche von beiden muß oben liegen?, worüber ſeit einem guten Jahrhundert ziemlich geſchwiegen worden, iſt wieder in Zweifel geſtellt. Und große Erſcheinungen ſind wieder da: der Pabſt hat ſeit der großen ſogenannten europäiſchen Wiederherſtellung, welche von Einigen eine Zurücktreibung geſcholten wird, die Jeſuiten wieder aufgeweckt, welche indeſſen immer noch nicht geſtorben waren; die Proteſtanten wollen Schwanenorden und Guſtav Adolfs Vereine ſtiften; und Oconnell, der Rieſe des baſaltiſchen weſtlichen Oceans ſchüttelt an der engliſchen Hochkirche, ob er ſie ins Meer werfen könne.

Oconnell in Irland. Für dieſen außerordentlichen Mann iſt eine katholiſche Begeiſterung, aber auch alle Proteſtanten und Nichtpapiſten, in welchen doch gewiß kein fanatiſcher Eifer brennt, wünſchen den armen Irländern Löſung und Erleichterung ihres ſchweren Schickſals. Dieſes Schickſal wird von Oconells Glaubensgenoſſen als ein durchaus unverſchuldetes dargeſtellt; indeſſen die Schuld liegt auf beiden Seiten und die gegenſeitigen Sünden und Schäden ſind viele Jahrhunderte alt. Es ſind hier eben zwei harte Steine, die beide gleich ſcharf reiben, auf einander geſtoßen, zwei ausſchließende ſogenannte herrſchende Kirchen, welche allein im Beſitze des Geheimniſſes der Seligmachung ſind und welche ſich darum das fürchterliche Recht verfolgen zu dürfen ja ſogar die Pflicht beigelegt und aufgelegt haben im Namen Gottes verfolgen und zwingen zu müſſen. Indem wir alſo den unglücklichen Irländern ſowohl in kirchlicher als politiſcher Hinſicht die freundlichſten Wünſche darbringen, können wir den Römiſchkatholiſchen doch darin nicht beiſtimmen, daß die engliſche Hochkirche etwas Außerordentliches ja Unerhörtes von Grauſamkeit an Chriſten eines andern Bekenntniſſes geübt habe, etwas in der Chriſtenwelt anderswo Nichtgeſehenes. Schauen wir Deutſche nur nach manchen dunkeln Winkeln unſers lieben Vaterlandes, ſchauen wir nur nach Tyrol, wo man vor wenigen Jahren noch einige tauſend lutheriſche Chriſten der Religion wegen aus dem Lande gejagt hat. Ich bin nimmer ein Liebhaber und Bewunderer der Hochkirche Englands geweſen, obgleich ſie ſich eine proteſtantiſche Kirche nennt. Sie iſt die reichſte und vornehmſte (vornehm im Sinn des Glanzes und der Macht) aller proteſtantiſchen Kirchen, aber ſie iſt auch — und wohl eben deswegen, weil ſie eine ſo reiche vornehme herrſchende Kirche iſt — die faulſte und unwirkſamſte aller geweſen. Aber zu zwingen und zu drücken, eben weil ſie eine herrſchende eine Staats-Kirche iſt, liegt wie etwas Angebornes in ihrer Natur, und Plagen und Verfolgungen, wie die Irländer von ihr erlitten haben, ſind auch oft und vielfältiglich mit gleicher Grauſamkeit über die von ihnen abhelligen engliſchen und ſchottiſchen Diſſenters und Presbyterianer hergefahren. Indeſſen der Name 'Okonnell und das irländiſche Weh, als wäre es eine unerhörte und im neunzehnten Jahrhundert ungeheure Bedrückung, wird nicht bloß von frommen Chriſten aller Bekenntniſſe mit chriſtlichem und menſchlichem Mitgefühl ausgeſprochen ſondern vorzüglich von den Katholiſchen mit der großen Glocke des Tages über die Welt ausgeläutet, und die Ultramontanen und Jeſuitiſchen unter uns ſuchen es allenthalben und auch im Vaterlande für ſich auszubeuten und uns Proteſtanten bei jeder Gelegenheit als einen Evangeliſchen Schandfleck, wo wir in Härte und Grauſamkeit faſt Ihresgleichen geworden, anzuhängen. Wir aber antworten ihnen ganz kurz und offen: Die anglikaniſche ſogenante biſchöfliche Kirche mit ihrer privilegirten Ueberlieferungsgabe des Heiligen Geiſtes und einzelnen anderen Sonderlichkeiten ſteht nur halb in unſerm Kreiſe, ſie hat ſo viel Vornehmes Alleinherrſchendes und

Hohenprieſterlichunfehlbares in ſich aufgenommen, daß ſie, als die da die Vollheit des evangeliſchen Grundſatzes verleugnet, von den ächten Proteſtanten nimmer als eine vollproteſtantiſche Kirche erkannt worden iſt. Aber wir antworten ihnen noch etwas Anderes, worauf ihnen die Widerrede ſchwer werden ſoll.

Wir antworten ihnen: Liebe Leute, ſteckt eure Trompete doch ein wenig ein und ſchreiet nicht ſo überlaut über die irländiſchen Dinge als über eine unerhörte Gräulichkeit. Ihr ruft die chriſtliche Liebe an, die chriſtliche Geduld die chriſtliche Duldſamkeit, und wir fragen euch: ſind dieſe denn bei euren Prieſtern? Können ſie nach dem fürchterlichen Grundſatze der Alleinſeligmachung bei euch ſeyn? Kommt her, tretet uns einmal ein wenig näher, ſchauet nicht ſo über das Meer in die fernen Inſeln hinaus, wendet einmal die Augen hieher, zu euch zu uns, auf die deutſchen Thäler und Berge und leugnet mir ab, wenn ihr könnt, daß die Jeſuiten mit allen ihren alten ſchleichenden zuflüſternden und aufhetzenden Künſten wieder da ſind und deutſchen Frieden und Glück wieder ſtören. Ich will euch nicht des Alten erinnern, nicht des grauſamen Kaiſers Ferdinand des Zweiten, den Viele von euch wohl einen Helden eures Glaubens nennen, wie mörderiſch blutig er die Evangeliſchen in Oeſtreich Böhmen und Mähren verfolgt verbannt vertilgt hat, ich will euch nicht Würzburgs und Salzburgs und ſelbſt nicht der Verfolgung und Unterdrückung der Proteſtanten in Oeſtreich noch unter Karl dem Sechſten erinnern, ſondern ich weiſe euch, euch, die ihr uns für Irland von Deutſchland wegweiſen wollt, auf das Heute hin, auf das, was heute noch in Deutſchland geſchieht und nach keinem Geſetze heute mehr in Deutſchland geſchehen dürfte. Doch hört!

Vergleicht euch einmal mit den Proteſtanten und mit den proteſtantiſchen Regierungen, und erröthet und ſchweigt!

Wie lange ſchon, ſchon ſeit den Jahren 1760 und 1770, erbauten die proteſtantiſchen Fürſten im deutſchen Vaterlande allenthalben, auch wo ſich kaum hundert Katholiken fanden, ihnen ganz freiwillig, aus dem Gefühl chriſtlicher Ordnung und Gerechtigkeit, Kirchen und Betſäle und beſoldeten ihnen Pfarrer und Lehrer. Das habe ich ſelbſt in meiner Heimath, in Stralſund Schwerin u. ſ. w. geſehen. Das däuchte den Fürſten keine beſondere Großmuth oder chriſtliche Liebe ſondern ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen. Dieſe Anſicht deutſcher Menſchlichkeit Gerechtigkeit und Duldung wuchs von jenen Jahren ab und ward damals glücklich ſelbſt in einigen katholiſchen Ländern nachgeahmt, namentlich von dem Kaiſer Joſeph dem Zweiten, der nicht bloß wegen ſeiner geſchwinden Uebergriffe ſondern noch mehr wegen ſeiner hohen und menſchlichen politiſchen Tugenden von einer gewiſſen dunkeln Parthei als ein Tyrann und Zerſtörer alles Chriſtlichen und Göttlichen verſchrieen wird. Was ſich alſo als ein Gipfel höherer Vermenſchlichung damals in den Gemüthern der Menſchen entwickelt hatte und als ein lebendiges Zeichen einer edleren glücklicheren Zukunft von den Zeitgenoſſen begrüßt ward, das hat die franzöſiſche Umwälzung nebſt manchen andern guten Grundſätzen als Grundſatz der chriſtlichen europäiſchen Geſellſchaft durch feierliche Geſetze beſtätigt: Keine herrſchende ausſchließende Kirche mehr ſondern freie Religionsübung und Beſchirmung der Gemeinen aller Bekenntniſſe.

Dieſer große Grundſatz iſt auf dem Kongreſſe zu Wien und durch die denſelben folgenden Verhandlungen von den deutſchen Regierungen als ein für ganz Deutſchland hinfort geltendes Geſetz feierlich ausgeſprochen und anerkannt; alle Vorrechte und Rechtsungleichheiten der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe ſind dadurch in allen deutſchen Landen völlig gleich geſtellt. Und welche ſind durch dieſes Geſetz am meiſten die Gewinner geweſen? Offenbar und in jeder Hinſicht doch die Römiſchkatholiſchen, welche, zumal in den großen proteſtantiſchen vormaligen Reichsſtädten, früher von allen Ehrenſtellen und von den meiſten öffentlichen Vortheilen und Verſorgungs- und Wohlthätigkeits-Anſtalten ja von allen öffentlichen Aemtern bis zum Thorſchreiber Nachtwächter und Stadttrompeter hinunter ausgeſchloſſen waren. Von niemand und nirgends iſt ihnen die Theilnahme und der Mitgenuß verweigert und ſie haben ſich den neuen Zuſtand luſtig gefallen laſſen. Aber in manchen katholiſchen Ländern wie gar anders! wie placken und zwacken da wieder die Jeſuiten und ihre Genoſſen und wagen an ſo vielen Stellen und auf ſo himmelſchreiende ungerechte Weiſe evangeliſche Gemeinden und Predigt zu bedrängen, ihnen die Lehrer zu weigern und ihnen die heiligen Bücher, Bücher ihres Dienſtes, wegzunehmen! Brauche ich mehr zu ſagen, als daß Gemeinden von 300 bis 1000 Seelen lange vergebens um ihr Recht wie um eine Gnade betteln, daß, wie oben geſagt, einige tauſend Tyroler aus dem Zillerthal wegen ihrer Religion ihre ſüße Heimath haben verlaſſen müſſen? Alſo ſchreit nicht bloß Wehe und Zeter über die Hochtorypfaffen in England, ſchreit auch Wehe über die Pfaffen und Pfaffengenoſſen in Deutſchland.

Der Hochſelige König von Preußen iſt gelobt worden, wegen der Freundlichkeit, womit er ſich bei dem Wiener Hofe für die unglücklichen Zillerthaler verwandt, wegen der größeren Freundlichkeit, womit er ihnen in ſeinem Schleſien neue Wohnplätze angewieſen hat. Aber wäre der Sinn von

Recht und Gerechtigkeit im Vaterlande, wie er ſeyn ſollte, hätte er nicht dem Kaiſer Franz, hätte er nicht dem Bundestage in Frankfurt ſagen müſſen: Lieber Herr Bruder Franz, ſo wahr wir wünſchen, daß von uns beſtimmte Geſetze und geſchloſſene Verträge von dem Volke nicht für eine Fabel gehalten werden, ſo wahr dürfen deine Zillerthaler der Religion wegen nicht gedrängt werden ſondern müſſen ungequälten evangeliſchen Gottesdienſt haben.

Wahrlich derlei Dinge und Erlebniſſe ſind mir und vielen Rechtſchaffenen zu viel, weil ſie einen rechtloſen Zuſtand weiſen und weil man ſieht, wohin ſie zuletzt führen können. Ja die Jeſuiten ſind wieder da. Wir empfinden und ſehen es an zu vielen Zeichen. Wir laſſen uns das und ihre heimlich ſchleichende und ſchlängelnde Wirkſamkeit von ihren Gönnern nicht wegleugnen, auch laſſen wir uns die Gefahr, welche dieſe lügneriſche und heimliche Pfafferei für das liebe Vaterland haben kann, nicht als eine Kleinigkeit wegleugnen. Denn ſelbſt viele ſogenannte Gutmüthige und beſonders viele Hochgläubige, welche ſich auf den freien Geiſt des Jahrhunderts zu viel einbilden und ſtolz ſagen: „Bei Leibe nur keinen Jeſuitenlärm! „was wollen die Mücken auf dem Rücken des Löwen? „(ſo heißt ihnen die Zeit). Dieſe Prieſtertreiberei dieſes „ganze kleinliche Pfaffengezänk wird in dem Großen und „Gewaltigen der Zeit vergehen wie der Tropfen im „Meer.“ Ich aber antworte ſolchen ſtolzen Tröſtern und Beruhigern: Schöne Worte das und ein zu ſicherer Glaube, daß die Dinge und Menſchen nicht eben ſo wirken ſollten, wie ſie ihrer Natur nach immer wirken müſſen. Ich will auch nicht behaupten, daß durch die wiederhergeſtellten Jeſuiten der Himmel einfällt und all unſer bischen europäiſches Licht in Nacht begraben und unſer bischen Freiheit wieder in Knechtſchaft verwandelt wird; aber ein narkotiſcher erkältender Schierlingsſamen ſind dieſe Pfäfflein einmal, und wo ſolcher Samen ausgeſäet wird, da wächſt kein grünes Gras deutſchen Lebens und deutſcher Begeiſterung. Dieſe furchtbare Brüderſchaft iſt eine Bande geiſtiger Aſſaſſinen ohne Recht Geſetz und Vaterland. Sie haben und erkennen nichts Beſonderes und Eigenthümliches, ſie ſind eine Weltbrüderſchaft und umſchlängeln mit ihren liſtigen Armen die Welt. So ſpielen ſie uns auf jeden Fall, ſo viel an ihnen iſt, unſer Vaterland weg, welches wir in dem letzten halben Jahrhundert in etwas wiedergefunden haben in Vielem aber noch ſuchen und zuſammenſuchen müſſen. Wir aber dürfen nicht ſchlummern noch ſchlafen ſondern bedürfen des ganzen vollen Muthes und Herzens für dieſes theure Vaterland.

Ja leider die Jeſuiten ſind wieder da. Aber wirft man mir entgegen, was ſoll all dies Gerede und Geſchrei über die Jeſuiten, wenn ihr euch nicht ſcheut und ſchämt eine proteſtantiſche Verbindung unter einer Firma zu ſtiften, die einen zu verdächtigen Namen trägt, unter der Firma Guſtav Adolfs des deutſchen Reichsfeindes und Reichszerſtörers? Ich antworte: Erſtlich iſt dies ein ganz offener Verein und keine geheime Verbrüderung, und zweitens war Guſtav Adolf ein eben ſo edler Fürſt des Lichts, als die Jeſuiten Fürſten der Nacht geweſen ſind. Ueber dieſen Guſtav Adolf noch ein letztes kurzes Wort: denn wir wollen über Namen nicht ſtreiten und haben nicht über Namen geſtritten ſondern über Sachen, und über recht ſchwere Sachen.

Die Proteſtanten haben dieſen großen Namen eben wieder vor aller Welt aufgerufen. Es war ein Held und ein König, ſo freundlich und ſo tapfer ſo edel und ſo fleckenlos, daß ihm wenige in der Geſchichte gegenüber geſtellt werden dürfen. Nicht er hatte den großen Hader begonnen, der

Deutſchland dreißig Jahre verwüſtet und zerfleiſcht hat. Er war im Rath der Jeſuiten geboren, eben ſo grauſam und eben ſo toll, als diejenigen jetzt rathen und handeln würden, welche das letzte halbe Jahrhundert aus der Tafel der europäiſchen Geſchichte etwa auslöſchen und die franzöſiſche Umwälzung mit ihren Folgen vernichten mögten. Ihr Rath und Ferdinands des Zweiten Grauſamkeit gegen die Proteſtanten, welche in Steiermark und Kärnthen ſchon mörderiſch offenbar geworden war, zündete den großen Brand zuerſt in Böhmen an, nachdem ſchon früher mehrere kleinere Feuer in Deutſchland aufgegangen und auch meiſtens jeſuitiſchblutig gelöſcht waren. Dieſer böhmiſche Brand, welchem die Jeſuiten Heil! Heil! zujauchzeten, ſo lange ihnen das Glück hold war, flog durch alle deutſche Lande bis an die äußerſten Küſten der Nordſee und Oſtſee hinunter. Der lutheriſche König von Schweden ſah ihn zu ſeinen Küſten und Inſeln hinüberſcheinen, hörte die Jeſuiten von Deutſchland und Polen aus über ſeine Königsrechte und Lande den Vernichtungsbann ausrufen und die Mordfackeln des Verderbens ſchwingen, und er griff zum Degen für ſein Land und ſeinen Glauben. Er und ſeine Schweden ſtanden jetzt dem Kaiſer Ferdinand und deſſen Wallenſtein grade in derſelben Lage gegenüber, wie die Engländer und Eliſabeth ein halbes Jahrhundert früher gegen Philipp dem Zweiten und ſeinem Parma geſtanden waren. Es galt um das Jahr 1630, ob die Schweden und Dänen noch als eigne freie Reiche beſtehen ſollten, ob Luther oder der Pabſt als Führer ihres Glaubens genannt werden ſollten: alſo Krieg auf Leben und Tod. Wir kennen des großen Königs Bahn, welche Rolle ſeine Schweden in Deutſchland geſpielt haben; wir kennen die Wechſel des Glücks und der Erfolge und wie der verderbliche Hader in ein wüſtes ehrloſes und lichtloſes allgemeines Unheil umgeſchlagen und ausgeartet iſt, welches Guſtav Adolf, der den Anfängen und Urſprüngen dieſes wüſten und entſetzlichen Unglücks ganz fremd war, weder gewollt noch verſchuldet hat. Aber was hat er gewollt? Hat der gewaltige und hochherzige Sieger nicht die Gedanken aller Helden und Könige gehabt, die Gedanken zu herrſchen und zu gebieten? Hat er nicht einen deutſchen Kaiſer im Herzen gehabt? und iſt es nicht ein großes Glück für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit geweſen, daß er mitten im Laufe der Siege und Entwürfe bei Lützen gefallen iſt? So haben ſowohl Proteſtanten als Katholiken gefragt und Viele zu dem frühen Fall des Gewaltigen dem Vaterlande Glück gewünſcht. Wir werfen auf dieſe Anſicht und auf dieſes deutſche Glück einen kurzen Blick.

Hätte der große Guſtav Adolf fortgelebt und fortgeſiegt und wäre er durch ſeine Parthei und ſeine Glaubensgenoſſen Kaiſer von Deutſchland geworden und es auch nur ein halbes Menſchenalter geblieben, ſo ſähen wir auf jeden Fall ein ganz anderes Deutſchland und in vielen Beziehungen gewiß auch ein ganz anderes Europa als jetzt. Kein Zweifel, hätte er durchgeſiegt und die höchſte Herrſchaft im Reiche gewonnen, ſo ſähen wir jetzt wahrſcheinlich ein noch mehr proteſtantiſches Deutſchland, wodurch unſer Volk weder ſchwächer noch unglücklicher ſeyn würde. Deutſchland in ſeinem innerſten heiligſten Weſen, in ſeiner Art Sitte und Sprache konnte durch die Schweden nicht beſchädigt werden, durch ein ganz rein germaniſches Volk, durch einen König, welcher der Sprache und Art nach mehr als ein halber Deutſcher war. Auf jeden Fall war das kleine ſchwediſche Gewicht, an die deutſche Schwere gehängt, ſo gering, daß das Schwediſche wohl fürchten mußte in dem Deutſchen unterzugehen, nicht das Deutſche in dem Schwediſchen. Und wär dieſer König nicht auch Herrſcher aller öſtlichen Oſtſeelande deutſcher Sprache und hätte er als deutſcher Kaiſer ſie nicht in einem deutſcheren Verhältniſſe aus aller Gefahr von den ſlaviſchen Reichen zu dem alten Mutterlande mehr zurückgeführt? Das hätte auf jeden Fall das Vaterland dabei gewonnen, daß es die folgenden ſechszehn Jahre nicht ſo wild und ſcheußlich von allen europäiſchen Horden wäre durchzogen und verwüſtet, daß es den romaniſchen Liſten und Zettelungen Frankreichs nicht endlich ſo wäre preisgegeben worden. Und ſehen wir auf die Jahre 1630 und 1650, wo war unſer liebes Deutſchland damals und in welchen Händen war es? wo war ſein Licht und ſeine Bildung, ſein Streben und ſeine Stärke? Konnte ein König von Schweden es jemals ſchwediſiren, und wenn er es gekonnt hätte, konnte er es ſo entdeutſchen, konnte ſelbſt das ſchlimmſte Schwediſiren ſeine deutſchen Keime ſo erſticken und verderben, als das damals hiſpaniſirende und italiäniſirende Oeſtreich und ſeine Jeſuiten gethan haben? iſt in jenen ſchönen Landen nicht alles Deutſche in todter Erſtarrung liegen geblieben? hat irgend ein edles freies deutſches Leben dort das Undeutſche und Fremdartige durch eine ſtille edle Gewalt faſſen bilden verdeutſchen gekonnt? Und haben dieſe Jeſuiten und ihre undeutſchen erbärmlichen Pfaffenſchulen in Oeſtreich und Baiern im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus den Aſchen des dreißigjährigen Krieges deutſche Lichtfunken wecken können? ſind ſie nicht zuerſt wieder in den Landen und an den Küſten aufgeſchimmert, welche die reicheren und fetteren Süddeutſchen oft mit einem gewiſſen Stolz die ärmeren und magerern Lande nennen, da, wo Doktor Martin und der große Schwede weiland das Panier des Lichts und der Freiheit des deutſchen Wortes aufgepflanzt hatten?

Nein, Guſtav Adolf war kein glänzendes Meteor eines glücklichen Eroberers und Zerſtörers, er war im höchſten Sinn ein Held des Lichts und der Freiheit und iſt für das Licht und die Freiheit der europäiſchen Welt gefallen. Der ſchreckliche Krieg hatte für Recht und Licht in Böhmen begonnen, wie ſehr er zuletzt auch in eine wüſte Rauferei ohne Licht Verſtand und Ziel ausgeartet war. Wir aber leben in anderer Zeit und mit andern Gedanken; wir haben die warnenden Lehren von drei Jahrhunderten, die ſeit der Reformation verfloſſen ſind, und ſollen den alten Zank vergeſſen und keinen neuen beginnen. Aber Recht muß Recht und Wahrheit muß Wahrheit bleiben, und als Kinder des Lichts dürfen wir Evangeliſche nimmer leiden, daß uns das Edle und Freie in deutſchen Landen und deutſchen Herzen durch pfäffiſche Finſterlinge verſchrieen, daß uns das Treue und Gemeinſame geſchwächt und zerriſſen werde.

Die Hand her, mein lieber katholiſcher deutſcher Bruder! die Hand her, frommer und durch Liebe und Geduld ehrwürdiger katholiſcher Prieſter, der durch Gottes Wege mehrere Wege zur Seligkeit glauben kann! Wir ſind Chriſten, wir müſſen und wollen uns chriſtlich vertragen. Wir gehören einem chriſtlichen einem frommen und gläubigen Volke an, deſſen heidniſche Ahnen ſchon von den Griechen und Römern bewundert und glücklich geprieſen wurden, als welche ein unerſchütterlicher Glaube an ein unſterbliches Leben der Vergeltung zu jeder edlen und männlichen Tugend zu jedem großen Tode ſporne und entflamme. So ſingt von ihnen Lucanus in ſeiner Pharsalia I. 458 ff.

— „Jene Völker, auf welche der Nordſtern hinabſchaut
„Glücklich durch ihren Wahn, da jenes größte der Schrecken
„Sie nicht bedränget, die Furcht des Todes. Daher der Männer
„Muth, ins Eiſen ſich ſtürzend, daher die Herzen des Todes
„Freudig, daher die Schmach, unſterblichen Lebens zu ſchonen.“

Jenes uralte Deutſche wollen wir feſthalten und den Glauben und die Hoffnung, die es uns für den Himmel giebt und wodurch es uns für die Erde und ihre Arbeiten rüſtig und tapfer macht. Weg daher mit allem, was Zwietracht und Entzweiung ſäen, was deutſche Liebe und Treue die wir ganz für das Vaterland bedürfen, zerſplittern und zerhadern will! Weg mit allen tollen Fantaſten, welche nicht anerkennen wollen, daß auch in unſrer Zeit, wie krank und zerrüttet ſie auch erſcheine, eine große Beſtimmung und Entwickelung Gottes lebt und wirkt! Weg mit den Jeſuiten und mit allen ihren ſchleichenden Liſten und Zettelungen, wodurch ein Abgrund wieder geöffnet werden könnte, worin deutſches Glück und deutſche Macht einſt für Jahrhunderte hinabgeſtürzt und begraben wurde!

Die Lehren und Warnungen der Geſchichte liegen ſeit einem halben Jahrhundert ſo vor uns aufgerollt, wie nimmer in früherer Zeit. Selig wer ſie leſen kann und, wann er ſie geleſen, ſie im frommen ernſten Sinn beherzigen kann. Wir ſind die Erben der älteſten Freiheit und Ehre, wir ſind Kinder eines großen Landes und eines edlen Volkes. Wir fühlen ja wir wiſſen, wie viel dem Vaterlande, wie viel jedem Einzelnen fehlt, damit Deutſchland zu ſeiner alten Herrlichkeit und Stärke wieder erbaut und erhöht werde. Jedes Zeitalter hat ſeine beſondre Ueberſchrift; das unſrige muß Licht Recht Freiheit und Tapferkeit auf ſeine Fahne ſchreiben. Ja dieſe Worte ſtehen ſchon darin geſchrieben; unſer iſt es nun ſo zu handeln und zu wandeln, daß wir unter dieſer Fahne nicht erröthen müſſen.

Erinnerungen Geſichte Geſchichten.

(1844.)

Garrula senectus, die graue Geſchwätzigkeit oder die geſchwätzige Grauheit iſt ein Sprichwort. Dieſes wahren und weiſen Sprichworts eingedenk will ich aufhören zu ſchwatzen, nämlich ich will hinfort nichts mehr ausſchwatzen, was durch die Mäuler vieler Leute laufen könnte. Deutſch geſagt: ich will nichts mehr ſchreiben für den Druck. Denn da ich eben in mein 75ſtes Jahr getreten bin und das Feuer in mir erlöſchen und das Waſſer wachſen fühle, ſo fürchte ich, das Waſſer mögte ſich zuletzt in zu breiten und dünnen Strömen über meine Lippen ausgießen und andere ehrliche Leute mit kalter und naſſer Langeweile beläſtigen. Der Vorſatz iſt alſo gefaßt, und Gott wolle mich vor der Verſuchung bewahren ihn zu brechen!

Weil ich aber doch Vieles, was ich beſſer und glücklicher bei mir behalten hätte, in manchen Büchern ausgeſchwatzt und Freunden Kindern und auch wohl andern Ceteras gelegentlich erzählt und verrathen habe, ſo muß ich faſt fürchten, daß dieſe unſäglichen und unbeſchreiblichen Dinge, die alſo nicht hätten geſagt und beſchrieben werden ſollen, nach meinem Hingange weiter erzählt und ausgeſchwatzt werden könnten. Ich meine, es könnte dann Manches viel wunderlicher und närriſcher zu Platz kommen, als es geweſen und von mir weiland erzählt worden. Darum will ich Einiges, was leider ſchon öfter über meine Lippen oder, homeriſch zu reden, über den Zaun meiner Zähne geflogen iſt, hier noch einmal ordentlich wieder erzählen, indem ich, wie die garrula senectus eben leiten und verleiten wird, Leichtes und Schweres Göttliches und Menſchliches Verſtändiges und Kindiſches, wie Leben und Schickſal auch zu miſchen pflegen, durch einander miſche. Einmal losgelaſſene Worte ſind wie entflogene Vögel, die man gern wieder einfinge aber nimmer einfangen kann. Wie man manche That, weswegen Gott einem einſt den Stul niedriger rücken wird, gern ungethan hätte, noch viel lieber hätte man ſolche entflogene Vögel zurück. Daß ich in Vielem ein Träumer geweſen, daß ich manchen ſchönen Beruf manches hübſche Talent weder erfüllt noch entwickelt, daß ich Vieles verträumt habe, das wiſſen meine Lieben und Freunde und das weiß mein Gott. Doch dem wollte ich hierdurch auch vorbeugen, daß, wie närriſch das Leben auch iſt und wie närriſch ich auch manche ſeiner Narrheiten mitgemacht habe, ich doch nimmer ein Narr geweſen bin, NB. wie die verſtändigen und guten Leute das Wort Narr verſtehen.

Träumer habe ich mich genannt, und der bin ich auch: kein ſo glücklicher Träumer wie Joſeph — denn mir hat kein König oder Sultan Großveſirskleider angezogen noch Ringe des Majeſtätsſiegels an den Finger geſteckt und wird es nun auch wohl nicht mehr thun — aber doch kein unglücklicher Träumer; denn ich habe auch ſelbſt bei Tage oft ſpaniſche Schlöſſer bauen und mich durch Träumereien über manche ſchlechte Stunde wegſchnellen gekonnt. Träumer bin ich immer geweſen, aber dabei doch meiſtens ein wacher Menſch, der die offene Straße der Welt leicht gefunden und die offenen Schäden der Welt und des eignen Herzens leicht geſehen hat. Indem ich auf einem gewiſſen mittleren Gebiet zwiſchen Himmel und Erde — denn hoch in den Himmel bin ich nie empor gerückt worden — in einer gewiſſen ſchimmernden und täuſchenden Nebelei und Schwebelei leidlich dumm fortgetragen werde, ſehe ich unten in den dicken Erdklüften meiſtens ziemlich klar und habe mir die Naſe darin gewöhnlich nicht wunder geſtoßen, als ich gewollt habe; das heißt ich bin mit der Naſe nur gegen das angerannt, wogegen ich anrennen mußte. Betrogen getäuſcht bin ich wenig geworden, und doch wird mich niemand einen Pfiffikus ſchelten; über ſogenannte falſche Freunde und böſe Welt u. ſ. w. habe ich wenig Klage zu führen gehabt: denn Schelme und Leichtfüße habe ich mit hellen Augen von ehrlichen Leuten unterſcheiden gekonnt; und daß ich die beſte ſchönſte Welt nicht verdient habe, das habe ich frühe empfunden und gelernt.

Aber das iſt wahr und bleibt wahr, die Zweiheit, die ich in allen Menſchen vorausſetzen muß, wo der Träumer und der Wacher in mir immer neben einander her ſpazieren, mag in mir wohl in einem beſondern Grade geweſen ſeyn; wenigſtens kommt es mir ſo vor, und ich bin auch wohl durch einzelne leiſe Winke Worte und Gebärden der beſten Freunde deſſen oft erinnert worden. Weil ich alſo von Kindauf auf dem dämmernden vielgeſtaltigen Traumgebiet viel habe herumſpazieren müſſen und weil mir die ſeltſamen Vermaskirungen und Faſchingsmummereien des Traumlebens ſo viele buntzackige und ergötzliche große und kleine Narren gezeigt haben, die mir nur in andern Kleidern auf der gewöhnlichen Lebensſtraße, ich meine, ganz auf dem unterſten Boden der Erde, wieder begegneten, ſo iſt mir ſchon ſeit meinen Zwanzigen, wo ich ein bischen ſchärfer umzuſchauen und mich über die Dinge und Menſchen um mich her zu beſinnen begann, das Bild des Erdenlebens in ſeiner mittleren Gewöhnlichkeit, wo nicht grade um höchſte und edelſte Dinge geſtrebt und gekämpft wird, eben meiſtens nur wie ein buntes Faſchingskinderſpiel erſchienen, wo der liebe Gott die

Puppen und Figuren nach Belieben ſchiebt und ſtellt und wo Hoch und Niedrig Klein und Groß Weisheit und Narrheit faſt mit ganz gleichem Gewichte gewogen zu werden ſcheint. Ich habe dieſe Waage gebrauchen gelernt und brauche ſie noch zu meinem Vergnügen, indem ich gewahre, wie ſowohl von dem luſtigen Faſchingsſtandpunkt als von dem höheren geiſtigen und ſittlichen Standpunkte betrachtet, das Meiſte ſich ebnet und gleichet und daß wornach die eitle Menge gafft und rennt und wofür die Staatstrompeter und Hofbläſer mit vielen anderen kleineren Bläſern ſo gewaltig in die Hörner ſtoßen, ſprichwörtlich zu reden mehr Pein als Schein hat.

Deswegen hab' ich trotz vieler Unruhen und Aufrüttelungen im ganzen ein bequemes Leben geführt, Einige möchten ſagen ein faules — wenigſtens nach dem Begriff, welchen ich mir von dem Menſchenleben hinſtelle — und einige Jahre habe ich wirklich etwas in Weichlichkeit verfaullenzt. Dies Bekenntniß wird Vielen wunderlich klingen, zu welchen von meinen kleinen Begebenheiten hin und wieder etwas erſchollen iſt, und doch iſt es das wahrſte. Ich bin von geringen Aeltern geboren und könnte, wiewohl ich nicht zum Halsbrechen hoch ſtehe, doch ſagen, daß ich ein wenig emporgekommen bin. Obgleich nach aller Erfahrung ja ſchon nach dem Sprichwort Nimmer ein Meſſer ſchärfer ſchiert, als wenn der Bauer ein Edelmann wird die ſogenannten Emporgekommenen in der Regel die Blankſten und Hoffärtigſten ſind, ſo hat mir doch Gott ſo viel Glück und Verſtand beſchieden, daß ich mich gern an meiner Wiege ähnlichen Stellen hingeſtellt, daß ich am liebſten den gemeinen Alltagsrock des Lebens getragen habe, worin man ſich warm und bequem ergeht. Gott und mein Herz haben mich vielfach in der Welt herumgeſchüttelt: manche Abentheuer manche

Wechſel auch einzelne Nöthen und Gefahren; doch durch die Alltagsgebärde und den Alltagsrock, welche ich mir habe gefallen und belieben laſſen, und durch den immer unverdunkelten Blick in das närriſche Faſchingsſpiel, wovon ich eben geſprochen, iſt mir in dieſem Faſchingsgewimmel Einiges luſtig Vieles bequem Weniges halsbrechend gerathen; und wenn ich über Einiges habe weinen müſſen, habe ich aus meinem Traumgebiete herunterſchauend doch über Mehreres lachen müſſen oder lächeln können. Denn der gnädige Gott gewährt den kurzen vergänglichen Sterblichen außer dem Lenz der Nachtigallen und Roſen dort oben in der ſchimmrigen und dämmerigen Mittelwelt einzelne Stralen und Schimmer aus einer höheren Höhe einer Sonne und eines Morgenroths, die uns einſt aufgegangen waren oder einſt aufgehen werden. Hier in dieſem Wunderlande ſpielen auch Muſikanten auf und walzen leichte und luſtige Springer und Schwinger ihren Faſchingsreigen vor uns ab, mit ſolchen Tönen und in ſolchen Schwingungen und Färbungen der Perſonen und Dinge, daß dem geſcheidten Zuſchauer, der ſich aus dem Spiel eines ſolchen Reigens etwas mitzunehmen weiß, der Wirrwarr auf dem dunkeln Gebiete der mehr verdickten und vernebelten Luft erklärt wird und er endlich da nicht zuviel Ernſt verlangt, wo das Meiſte ein gar dünner Scherz iſt, der zur allerdürftigſten Narrheit wird, wenn man ein wichtiges bedeutſames Geſicht dazu machen will.

Ich nenne das Kind endlich bei ſeinem rechten Namen und ſage es grade heraus, wer uns allen Tand und Schein dieſes Lebens zu einer ernſten Weſenheit machen, wer bei jedem Quark ein wichtiges Geſicht machen will, iſt ein armer Narr. So viel iſt es nicht werth, daß man deswegen immer im ſteifen Feierkleide einhergehen ſollte. Dieſes Feierkleid kann und mag ich nicht tragen und will ich auch hier nicht anziehen, wenn ich auch, indem ich von meiner Kleinigkeit ſpreche, auch oft von Gott ſprechen muß. Denn wo der Menſch iſt, da iſt Gott immer dabei, das iſt mein Glaube; aber Gott iſt ein ſo fröhlicher und menſchlicher Gott und hat ſo ſelten ſeinen ſchrecklichen Blitz- und Donner-Rock angezogen, daß man immer ein wenig um ihn herumſpielen darf; ja er nimmt es nicht übel, daß man ihn ſogar in das kindiſche Kinderſpiel menſchlicher Einfälle und Gedanken herabzieht.

Selten wird dem ſterblichen Menſchen die Wonne, daß er durch die ſeligſte Helle des geiſtigen Daſeyns, durch die glücklichſte Verſenkung und Vertiefung in den Namen Gott ſich begnadigt fühlt. Glücklich genug iſt er, wenn der Höchſte und Verborgenſte auch in Scherzen und Spielen ihm nicht entweicht und aus wunderbarer Dämmerung und Schimmerung einer räthſelhaften verborgenen Welt wenigſtens als ein feinſtes zarteſtes Fünkchen immer mit durchblitzt. Jene kleine Freude — ach! durch viel Kleines und Einzelnes können wir Kleine nur die Ahnung und Anbetung des Großen und Ganzen fangen — jene kleine Freude, ſage ich, iſt mir oft beſchieden; und ich habe mich gewöhnt auch bei ſolchen Spielen des göttlichen Gedankens oder der göttlichen Nähe, oder nennt es, wie ihr wollt, die Hände zu falten und mit dem alten Dichter zu ſprechen:

Ludit in humanis divina potentia rebus,
In den Menſchengeſchichten ſpielt mit die göttliche Allmacht.

Ja ludit! ludit! das ſang die Ueberſchrift über dieſes Geſchreibſel und Geſchichtſel. Ja ludit ludit und lude et salta, ludio lydie! ruft jeder weiſe Abraham a Sancta Clara in ſeiner Predigt über das bunte Faſchingsſpiel dieſes verhüllten vermummten Erdenlebens hin. Gottes Allmacht ſpielt mit uns und mit unſern kleinen Begebenheiten und ruft uns ein ludite ludiones! zu. Ja er ſpielt mit uns und wir dürfen wieder mit ihm ſpielen. Das liebe Chriſtenthum wohl verſtanden erlaubt uns das, indem es uns von den leiblichen und ſteinigen und klotzigen Götzen erlöſt hat, indem es uns Gott in einem ſo heitern und klaren Lichte zugleich von Allmacht und Liebe gezeigt hat, daß wir bei allen Spielen, welche unſre Fantaſie mit ſeiner heiligen Verborgenheit in menſchlicher Weiſe ſpielen muß, ſein Bild nicht mehr verlieren können. Wenn er wunderbarer und räthſelhafter Weiſe in uns und auf uns ſpielt, ſo können wir nicht anders, wir müſſen ſeine Erhabenheit und Verborgenheit in die Geſtalten und in die Bilder von Geſtalten hinabziehen, welche er uns räthſelhaften Geſchöpfen eingebildet vorgebildet und mit einem Stempel, welchen er nach unſrer Ausmünzung zerbrechen, uns aufgedrückt und eingedrückt hat. Wir werden bei ſolchen Spielen, welche er mit uns zu ſpielen geruht, und welche wir wieder auf ihn zurückſpielen müſſen, auf einen Augenblick Polytheiſten oder Vielgötterer: indem wir nur Einzelheiten empfangen empfinden und anſchauen, blitzen auch nur Einzelheiten aus ſeiner Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit auf uns ein, gleichſam göttliche Ausblitzungen und Aufleuchtungen des Augenblicks, welche wie eben ſo viele geflügelte Boten Engelchen Geiſterchen in ewiger Hinundherfluth zu kommen und zu gehen ſcheinen. Wir ſind da mit der armen Zeit feſt ja behext, und müſſen damit feſt ſein; denn es iſt unſer Maaß, das Maaß unſrer Beſchränktheit und Endlichkeit. Wir wiſſen, die Perſer beteten Gott in dem Bilde des Lichts an, das erhabenſte angemeſſenſte Bild, wenn Gott in einem bloßen Gedankenbilde, in etwas Geſtaltloſem, von Sterblichen verehrt werden könnte. Vieles können unſre Sternſchauer meſſen, das Licht nicht. Wenn ſie uns von Millionen Meilen reden, welche der Lichtſtral in einer Seſtunde laufend gerechnet und gedacht werden muß, ſo iſt es mit Zahl und Rechnung aus, aber der Gedanke bleibt. Viel philoſophiſcher und theologiſcher Streit würde als Albernheit erſcheinen und wäre todt, wenn die Streiter nie vergäßen, daß, wo von Gott und von göttlichen Wirkungen und Thaten die Rede iſt, man der Nichtigkeit gedenken und ſich der Unfähigkeit und Unmöglichkeit der menſchlichen Sprache erinnern muß das Höchſte Göttliche zu faſſen und zu beſchreiben. Ich befleißige mich auch eines hellen Chriſtenthums, wie es uns durch das helle Evangelium aufgegangen iſt, welches die gewaltigen Hohenprieſter für ſich verſteckt und ausgebeutet hatten und welches der theure und tapfere Mann Gottes Doktor Martin Luther uns wiedergewonnen hat; ich weiß auch ungefähr, wie man Gott nicht denken ſich einbilden und nennen ſoll, welche menſchliche Eigenſchaften Leidenſchaften und Liegenſchaften mit andern Schaften und Haften und Heiten man an ſein heiligſtes Weſen nicht bringen darf. Aber weiß ich damit viel? Ach! wohl ein wenig von dem Nichtich Gottes, aber von ſeinem Ich wie wenig! und dieſes Wenige meiſtens nur aus meinem Nichtich, d. h. aus dem, was mein Ich mir verbietet. Ein dunkler Weg durch ein dunkles Mittel dabei bleibt es — alſo verfälſchte und verfärbte Lichter. Ich ſpiele alſo auch hier mit ſeinen Spielen mit ſeinen blaſſen und einzelnen Schimmern und Fünkchen und laſſe ſeine Geiſterchen einſtweilen mit mir rundtanzen und fortflattern, in der Hoffnung, es wird einſt ein Tag kommen, wo ich heller in ſeinen Geiſt hineinſchauen werde. Doch ſind dieſe Geiſterchen nicht immer nur Schimmerer und Flatterer, welche mir durch dieſen kindiſchen närriſchen Zuſtand, worin ich einſtweilen noch ſtecke, hindurchhelfen, ſondern einige kommen auch in hehrer und glänzender Rüſtung als Kinder des Donners und

Söhne der Weiſſagung, vor welchen ich mich in gehöriger Entfernung halten und verneigen muß.

Ehe ich nun zu erzählen und zu berichten anfange, ſtehe hier ein kurzer Bericht über den Traum, gerichtet und geſtellt aus einem Traum. Denn dies wunderliche Ding Traum genannt kann man von keinem andern lernen. Zwar geleſen habe ich genug darüber von Plato bis Schubert und Kerner, phyſiologiſche pſychologiſche pneumatiſche Erklärungen und Deutungen in Menge, aber es iſt mir eben nur mein bischen Eignes als ein Traum von Träumen klar geblieben, ein Traum von Träumen ſage ich.

Plato und mit ihm Viele laſſen Träume gleich andern Dämmerungen und Spielen der Kinderjahre gelten, als Wiedererinnerung der in ein Neues und Anderes verſetzten Seele aus früheren Zuſtänden.

Andere ſagen: Viele ſeltſame Erſcheinungen und Bilder, welche wir im wachen Zuſtande nimmer empfunden geſchaut noch gedacht haben, drücken eben die uralte Lehre der Weiſen aus, die älteſte Ueberlieferung von dem Paradieſe her, daß der Menſch als das vornehmſte höchſte Gebild ja als der Herr der Erde die Bilder Gefühle Triebe und Leidenſchaften aller andern Erdgeſchöpfe in nuce in ſich trage und in dem wunderſamen Zuſtande, den wir Traum heißen, aus ſich herausſpielen könne: der Mikrokosmus.

Dritte ſagen: Weg mit dieſer myſtiſchen Narrheit, welche einen ärgeren Wirrwarr giebt als das bunteſte und verworrenſte Traumgemiſch! Träume ſind eben nichts weiter als verworrene Bilder von Anſchauungen und Geſtalten des äußeren Lebens, die ſich im Schlafe nach innen werfen und ſich unklar von innen heraus ſpielen, Bilder von dem, was du im Leben empfunden geſehen erfahren gethan und gelitten haſt, in immer wallenden und fließenden Geſtalten, in welchen man alles und nichts faſſen kann, in einem umgekehrten Spiegel gezeigt, deſſen verſchiedene Aufſtellungen und Wendungen in den verſchiedenen Gemüthern bis jetzt keiner hat erklären gekonnt.

Laſſe ich Plato und ſeine Anhänger gelten, ſo bin ich leicht mit allem fertig, wie bunt die Gegenwart und die Vergangenheit auch durch einander ſpielen mögen. Andre Welten andre Planeten andre Zuſtände andre Organiſationen andre Gebilde und Geſchöpfe: Seelenwanderungen oder Verpflanzungen hin und her nach Gottes Willen, Zuſtände, die mir in dem gegenwärtigen Seyn meiſtens verdunkelt ſind. Da kann ich ägyptiſch und platoniſch meine Fantaſie wie den großen Traum Makronirus durch die Millionen Welten Schöpfungen Zeugungen und Verwandlungen herumfliegen laſſen.

Auch der Menſch der Mikrokosmus, das große allgemeine Bilderbuch der Natur, in welchem die Triebe und Geſtalten aller Erdenweſen ſtecken und im Traum oft auf das lebendigſte hervorſpringen, hat viel für ſich, und als Erklärung läuft es mit dem Erſten, dem Platoniſchen, wirklich mehr zuſammen, als es zuerſt ſcheinen könnte. Der Traum führt die Seelenwanderung, gleichſam Empfindungen und Erinnerungen alles Lebendigen, was auf Erden wächſt kriecht geht und fliegt, in den allergeſchwindeſten Verwandlungen und Durchläufen in der Nacht durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende alles Seyns hindurch, und erſtaunt und erſchreckt beſinnen wir uns über eine Welt, welche uns die unwahrſcheinlichſte fernſte und ſeltſamſte dünkt und welche wir wahreſt naheſt natürlichſt, freilich bei Tage gewöhnlich etwas zugedeckt, in unſerm Buſen mit uns herumtragen.

Mit den Dritten läßt ſich nicht ſtreiten, weil man ihnen und ihren Träumen nicht ins Herz ſehen kann, weil der

Traum überhaupt ein eben ſo verſchiedenfarbiger als unzeigbarer Geſell iſt. Es ſind ja Menſchen, welche ſagen, ſie haben nimmer einen Traum, oder wann ſie träumen, ſo ſtelle der Traum ihnen nur die Bilder und Wiedererinnerungen ihrer gewöhnlichen Erlebniſſe Empfindungen Vorſtellungen und Gedanken vor, hin und wieder wohl ein wenig anders geſtaltet und verſchoben, aber im Ganzen in der Art und dem Maaße, wie der Tag ſie ihnen offenbart hat. Sie haben keine Nacht in ihren Herzen und kennen keine Offenbarungen und Geheimniſſe der Nacht. Solche haben Recht nur an ſich zu glauben und die Meinungen der beiden Erſten als Lügen oder als Gaukeleien einer kranken und verbrannten Fantaſie von ſich zu werfen.

Ich armer Schelm ſtecke nun ſehr zwiſchen den beiden Erſten, vorzüglich aber bin ich bei dem Zweiten feſt, bei dem Mikrokosmus. Bekannte Traumerfahrung iſt, daß, während einzelne Sinne zu ſchlummern ſcheinen, diejenigen, mit welchen und auf welchen der Traum eben ſpielt, mit doppelter oder dreifacher Lebendigkeit und Thätigkeit gerüſtet ſind. Aber außer dieſen gewöhnlichen fünf oder ſechs Sinnen ſpielt ein mächtiger sensus communis, ein Geſammtſinn Innerſter Sinn Höherer Sinn — nennt ihn meinethalben, wie ihr wollt — eine große Rolle, ein Sinn der Ahnung oder Weiſſagung, welcher aber auch oft in eine unendliche Ferne auf eine ſo wunderſame Weiſe rückwärts blickt, daß man ihn zuweilen den Sinn der Wiedererinnerung nennen mögte. Von mir ſelbſt zu erzählen, ich habe in meinen Jünglingsjahren vorzüglich dieſen Geiſt des Vorgriffs (πνεῦμα προλήψεως) und Rückgriffs in die Zeit gehabt, wo das Vorgreifen doch noch ſeltſamer ſcheint als das Rückgreifen; ich habe im Traume die beſtimmteſten Geſichter von Männern und Frauen geſehen, welche ich nach vielen Jahren erſt wirklich erblicken ſollte, meiſtens Geſichter, die auf mein Herz und mein Schickſal einen entſcheidenden Einfluß haben ſollten. Was iſt das? was ſind dieſe ſeltſamen Spiegelungen und Vorſpiegelungen, dieſe geiſtigen Athmungen und Strömungen? ſind es Wiedererinnerungen, welche Wiederfindungen werden ſollen, oder ſind es Vorbildungen, meinethalben Urbildungen, nämlich Einbildungen Gottes, welche er nach ſeiner verborgenen Kunſt, wovon Plato und Leibnitz und dergleichen Seher viel gewußt haben, in den Anfängen aller Dinge den Keimen der Seele eingebildet und zu welchen er ihre Triebe unwiderſteblich hingewieſen hat? Die Schweden ſprechen ſehr hübſch von gewiſſen ähnlichen Zügen in den Geſichtern der Ehegatten, kraft welcher ſie vom Anbeginn der Dinge her für einander beſtimmt ſchienen und trotz Stein und Eiſen früher oder ſpäter zu einander kommen mußten, und das nennen ſie Ehezüge Aektenſkapstycke. Wenn ich nun auch von dem Glück und dem Unglück meiner Liebſchaften und Ehezüge und von den Ureinbildungen, welche Gott leibnitziſch in meine Seele geſteckt oder vielmehr verſenkt haben kann — denn wer weiß, was noch tief unten im Grunde liegt und noch einmal hervorbrechen kann? — hier nichts Geheimes verrathen will, ſo giebt es für mich ſelbſt, abgeſehen von der höchſten Schönheitsform, welche man die idealiſche zu nennen pflegt, im Traume eine ganz beſtimmte Geſichtsform, deren Aehnlichkeit ich auf Erden immer habe lieben müſſen. Dieſes alles könnte indeſſen, ohne daß man ſich dabei Bilder früherer Zuſtände dächte, mit dem von Gott ſo bilderreich ausgeſtatteten Mikrokosmus noch beſtehen; aber wohin ſollen wir mit den Gebilden und Geſpenſtern, welche wir auf dieſer Erde nimmer geſehen haben, welche wir uns bewußt ſind nimmer uns vorgeſtellt oder in unſrer Fantaſie fantaſtiſch ausgebildet zu haben, welche ſich auch überall auf dieſem

Planeten gar nicht finden? Gebilde und Geſtalten nicht bloß von Ungeheuern, welche eine wilde Traumfantaſie in ihrer Gräulichkeit allenfalls wohl zuſammenwürfeln könnte, ſondern auch oft von den anmuthigſten Zuſammenſetzungen, die der Menſch ſich im Wachen in ſo geſchwind lebendiger Herrlichkeit und Schönheit gar nicht machen kann? Haben wir dieſe irgendwo ſchon geſehen? werden wir ſie irgendwo ſehen?

So iſt der Traum ein ſeltſames Irrenhaus der Fantaſie, und die Natur- und Seelen-Kunder ſuchen uns zu erklären, warum er es iſt, warum er die verkehrte oder vielmehr die umgekehrte Welt iſt. Ja wir treten mit dem Traum oft recht eigentlich in das wirkliche Irrenhaus und da ſteht der Mikrokosmus in voller Offenbarung vor uns aufgedeckt. Geh hin und frage. Menſchen, die im Beſitz ihrer vollen Vernunft Muſter der Liebe Freundlichkeit und Gutmüthigkeit waren, laſſen ſie nicht, ſo wie jenes göttliche Vernunftlicht in ihnen verdunkelt iſt, oft die fürchterlichſte Thierwelt aus: Hunde Katzen Schlangen mit ihren Trieben, die feinſte ſchlaueſte berechneteſte Bosheit, wie das liſtigſte Thier ſie nur üben kann? und auch Schalks- und Schelm-Streiche bei wie Vielen, welche ſonſt die Einfältigſten Harmloſeſten waren? Und welche Bosheit gebrauchen auch die Träume? Plato ſagt, Gott ſende ſolche boshafte Träume den Böſen und Ungerechten zur Strafe, den Weiſen und Gerechten kommen nur liebliche und luſtige Träume. Ich Armer habe alſo oft Büßungen verdient; wenigſtens mit Schalksſtreichen neckt mich der Traum gar oft, und ſo wird der Schelm es auch wohl andern thun. Zum Beiſpiel: Ich ſpaziere auf einer Straße voll Menſchen und entdecke auf einmal, daß ich beim Ankleiden nur die Hoſen vergeſſen habe und daß anſtändige Leute vor mir weglaufen und Häſcher hinter mir herlaufen, den Unanſtändigen einzufangen; ich trete in Feierkleidern vor den König und entdecke zu meinem Schrecken, daß das eine Bein ohne Schuh und Strumpf iſt, und dergleichen Unzähliges. Kurz, der Traum iſt häufig der allerboshafteſte und ſchadenfroheſte Beſchimpfer und Beſpötter, häufig der äffiſch und tückiſch grinſende Schelm.

Die Sinne ſchärft der Traum wunderbar, bei mir vorzüglich das Fühlen und Riechen, und dies letzte bis zu einem Grade, wie ich mich nicht erinnere durch dieſen Sinn jemals im Wachen empfunden zu haben. In dieſem Sinn des Geruchs nämlich habe ich im Traum mehrmals eine Entwickelung und Verfeinerung verſpürt, beide im guten und böſen Sinn, wovon ich mir im Wachen keine Möglichkeit gedacht hätte: einen Geſtank einige Male, bei deſſen Erinnerung mir's ſchaudert und wogegen Dantes Höllenſtinkpfuhl für die ſchmutzigen Armenſünderſeelen ein Roſenbad ſcheinen könnte. Doch hier ſcheint alles.

Da ſich bei dem Menſchen alles verkörpert, da die Sprache ſelbſt eine Vergeiſtigung der Gefühle und Gedanken aus körperlichen Anſchauungen zum Höheren und Feineren hin iſt, ſo ſcheinen auch im Innerſten unſers Seyns allen Empfindungen und Leidenſchaften beſtimmte körperliche leibhaftige Gebilde und Geſtalten zum Grunde zu liegen, einer jeglichen gleichſam eine ſinnliche körperliche Grundgeſtalt. Dies wird bei den verſchiedenen Träumen nach den Temperamenten wahrſcheinlich auch verſchieden ſeyn. Bei mir haben gewiſſe körperliche Zuſtände faſt immer ihre feſte beſtimmte Geſtalt, zum Beiſpiel:

Wann mir Kopf und Schulter durch eine verkehrte Bettlage oder durch Erkältung verſteift iſt, fährt ein großer Hund auf mich los. Ich will mich zur Wehr rüſten und kann mich oben nicht aufrichten. Er muß ſiegreich auf mich einfahren und mich aufwecken.

Sind mir im Schlafe Beine und Füße zufällig kalt geworden, ſo ſitze ich in einem Nachen, welcher auf ſtürmiſcher wilder See fährt, leck wird, Waſſer ſchluckt, untergehen will. Ich muß ſchwimmen, ſchwimme auch, wundre mich, daß ich es kann, bis den Ermattenden nach und nach auch des Nachens Schickſal erfaßt, die Arme verſagen den Dienſt, ich verſinke, tauche wieder empor, und in der vollſten Angſt muß ich erwachen.

Der Alp (Incubus) Nachtmaar, wie er in meiner Heimath heißt, hat in der Volksüberlieferung eine beſtimmte Geſtalt, und man könnte ſagen, dieſe Geſtalt, die uns von der Wiege her erzählt werden, habe ſich der Einbildungskraft feſt eingedrückt. Ich bin gewöhnlich nach wiederholten Nachtwachen von dieſem garſtigen Alp mehrmals geritten worden, und immer iſt er mir in der unverändert gleichen Geſtalt gekommen. Ich ſitze in einem Krankenzimmer, bei einem geliebten Freunde die Nachtwache haltend, halbentkleidet, einen weiten faltigen Schlafrock um mich geſchlagen, bald auf meinen Kranken ſchauend bald wieder in einem Buche leſend. Da ſehe ich meinen Herrn Incubus mit offenen Augen herankommen, will mich durch Einſpruch, indem ich mit Mamſell ſage, es giebt keine Geſpenſter, laß das Blendwerk der Sinne nicht an dich kommen, philoſophiſch vertheidigen; aber der Feind vollbringt ſein Werk. Er marſchirt von unten auf, der Schlafrock verwandelt ſich ganz allmählig in rauche Zotten und widerlichſte Thierklauen und wächſt ſo mit Vorderfüßen und garſtigſtem Affenkopf geſchwind nach oben hinauf, mir Bruſt und Schultern preſſend und endlich mein Geſicht mit ſcheußlichſter Umhalſung bedeckend. Ich muß mich eben einige Minuten reiten laſſen, dann verſchwindet das Ungeheuer, und ich ſchwitze und ſtöne.

Wann ich ſitze oder liege die Schenkel über einander geſchlagen und wann der gedrückte Theil erſtarrt oder einſchläft, dann empfinde ich ein ſchmerzhaftes Prickeln und ſiehe! ich erblicke ein tummelhaftes Gewimmel von Myriaden der allerkleinſten Lilliputter, welche mit kleinen Nadeln bewaffnet auf dem erſtarrten Schenkel herumtanzen und ihn mit ihren Waffen zerſtechen. Dieſes Bild immer in gleicher Weiſe.

Früheſte Erinnerungen der Kindheit. Mit Recht ſagt und klagt man wohl: Der Menſch iſt ſo geartet, die Erinnerung des Uebels und des Böſen hält er feſt und das Glück und die Freude löſchen ſich beide mit Gefühl und Erinnerung in ihm aus.

Aus dem dritten vierten Lebensjahre ſind dieſe beiden Erinnerungen:

Auf dem Hofe zu Schoritz nimmt eine Kuh den kleinen Knaben auf die Hörner und wirft ihn in die Luft. Er fällt glücklich in eine Miſtpfütze. — Zwei zuſammengekuppelte Jagdhunde, die dem Herde zu nah kommen, werden von der Küchenmagd mit dem Beſen weggekehrt, ſie laufen zur Thüre, faſſen den kleinen Jungen, der in ihr auf der Treppe ſteht, zwiſchen ſich und reißen ihn die hohe Treppe in den ſchmutzigen Abgrund hinunter, der zum Glück weich war. Die Baſe Sofie ſchreiend hinterdrein. Schmutz die einzige Beſchädigung.

Aus dem fünften Jahr. Bruder Karl und ich waren mit den Hirtenknaben auf die Weide gegangen. Die Jungen hatten im Strande gebadet und mich mit dazu verleitet. Ein furchtbares Gewitter ſteigt auf und ſchüttet einen ſtrömenden Regen auf uns, ich fühle ihn noch auf mich herabplätſchern und mit welcher Noth ſie uns die durchnäßten Hemder und Kleider etwas unordentlich wieder anziehen halfen. Nun treibt bald jeder ſein Vieh wieder zu ſeinem Hof, wir auch mit dem Abend mit den Unſrigen zurück, halten uns, den Vater fürchtend, der ſolches eigenwillige Auslaufen und Entlaufen verboten hatte, bis in die volle Dämmerung in den Kuhſtällen auf; müſſen endlich hervorſchleichen. Der Handel wird unterſucht, die Näſſe und das Strand- und Gewitterbad entdeckt, die Waffe der Züchtigung hinter dem Spiegel hervorgeholt. — Da erſcheint zu unſerm Glück der Friedensbote, der freundliche Herr Braun, Schreiber zu Dumſevitz. und bittet ſo kräftig, daß die Strafe erlaſſen wird. Noch heute ſehe ich das alte ehrliche etwas päonienrothe Geſicht und die ſtattliche kupferige Naſe als ſein Vorgebirg darin und ihn ſelbſt in der Stellung, wie er ſich zum Tiſche an das Damenbret ſetzt, deſſen luſtige Scheiben der Vater vor ihm ausſchüttet.

Es iſt im Hauſe ein Feſttag, Fremde ſind gekommen und wir Kinder in unſerm beſten Staate: neue Stiefelchen neue Kleider. Es war ein heller ſonniger Märztag, uns lockte das Gekrächze der Feldraben, welche, ein zahlloſes fliegendes Gewimmel, in den hohen Eichen und Eſchen des Lüloparks ihre Frühlingshochzeiten begingen, ins Freie hinaus. Aus dem Lülo ging's auf die kleine Inſel und von da auf das Eis, welches noch dick und feſt auf der Wik zwiſchen Schoritz und dem Zudar lag. Nun fuhren die Fiſcher, welche durch ſogenannte Waken ihre Netze hin und her zogen, zu uns heran mit ihren Schlitten, worauf ſie uns neben ihre Fiſchbütten ſetzten und ſtundenlang mit uns hin und her fuhren. So verging der Nachmittag auf dem Eiſe, wo wir oft bis übers Knie in dem Ueberwaſſer wateten. Endlich kamen wir naß und an unſern Feſtkleidern mörderlich zugerichtet, indem wir bei dem Rückwege auf dem ſchlüpfrigen Boden mehrmals hinſtürzten, traurig und ſchuldbewußt in der Abenddämmerung zu Hauſe geſchlichen. Leider waren alle fremde Gäſte weggefahren und wir wurden wegen unſrer geſchändeten Sonntagskleider tüchtig abgeſtäubt. Die Ruthe hat die einzelnen Umſtände und Begebenheiten dieſer Frühlingseisfahrt meinem Gedächtniſſe wohl eingegraben.

Aber auch Eine fröhlichſte Traumdämmerung aus der Kindheit ſchwebt mir noch lebendig vor und kommt zuweilen faſt wie ein überirdiſches Geſicht, welcherlei Geſichte die Kinder gewiß viele haben, noch oft wieder. Ich war an einem ſchönen Sommertage in dem Blumengarten auf einem Steige zwiſchen grünen Buxusbäumen eingeſchlafen und erwachte gegen den Abend, wo die ſinkende Sonne golden durch die Bäume ſchien und die hohen Buxus um mich mit Roſenroth übergoß, nnd ſah halb im Wachen halb im Träumen mit unbeſchreiblichem Entzücken zwei ſchneeweiße Tauben im Goldglanz mitten in der Sonne ſchweben. Dieſe Sonne, und zwar in unendlicher Größe, nebſt den beiden ſchneeweißen von ihr mit Gold übergoſſenen Tauben darin, iſt mir als anmuthigſter Traum mit denſelben Bildern und Empfindungen oft noch in ſpäteren Jahren wiedergekommen. Ich habe die Stelle im Garten ſpäter wiedergeſucht und wiedergefunden; der Buxus war noch da, aber der Baum nicht mehr, der ſeine Roſenäpfel über den Steig und den lauſchenden Knaben herabhängte. Ich hatte damals wirklich ein Paar ſchönſte ſchneeweiße Tauben von der Art der ſogenannten Trommler, meine und meiner Mutter Lieblinge, welche ſich in einem Zimmer neben meinem Schlafſtübchen im Kamin ein Neſt gebaut hatten, indem eine zerbrochene Fenſterraute ihnen das Zimmer öffnete. Sie hatten dort ein paar Sommer ihre Wirthſchaft und ich hatte das Amt ſie zu füttern. Ueberhaupt war meine Landfreude ja mein Landentzücken bis zum Ende meines ſechszehnten Jahrs das Spiel mit Tauben und darum haben dieſe anmuthigen und in vielen ihrer Neigungen und Triebe dem Menſchen ähnlichen Thierchen noch jetzt in Träumen häufig die Rolle, daß ich die allerſchönſten mit Entzücken heranfliegen ſehe und zuweilen mit noch größerem Entzücken im Schlage einfange.

Dumſevitz. Sünde und Gewiſſen. Wir Landjungen jagten uns natürlicher Weiſe viel mit Füllen Kälbern Gänſen Hühnern und Tauben herum. Vorzüglich war es aber eine Beluſtigung, und ich habe dieſe flatternde Beluſtigung noch wohl mehr als die andern in meinem flatternden Herzen gefühlt, von dem Speicher des alten Hauſes, wo Korn Spreu Flachs in Haufen neben einander lagen, die Hühner herunter zu jagen, indem wir ſie ſo einſperrten, daß ſie nicht die Treppen, auf welchen ſie hinaufgeſchlichen waren, herunterflattern konnten, ſondern durch die Luken des Daches hoch über den Garten durch die Luft hinfliegen mußten. Nun begab ſich, daß ich im Garten durch ein Kartoffelfeldchen einmal zu einem Birnbaum ging, der mir ſeine gelben Früchte zeigte — und was zeigte ſich mir da noch mehr? Ein todtes Huhn mit einem Hanfgewirr um den Fuß an einer Kartoffelſtaude hangend. Mich überfiel bei dem Anblick Angſt und Schrecken. Vielleicht war es ein Huhn unſrer beliebten Speicherjagd, wo ſich in dem wilden Herumflattern ſeinen Füßen Werg angehängt haben konnte, und mit dieſem war es zufällig an dem Kartoffelſtängel feſt geworden und jämmerlich verhungert. Mir hat jenes todte Huhn manche Nächte keine Ruh gelaſſen, es ſchwebte ſeine Leiche wie ein mahnendes Geſpenſt vor mir. Ich jagte forthin nicht mehr auf dem Speicher, mogte damals ein neunjähriger Bub ſeyn.

Grabitz. Gleich das erſte oder zweite Jahr unſers dortigen Lebens, es mogte mein elftes zwölftes Jahr ſeyn, erlebte ich daſelbſt eine großartige Taubengeſchichte. Mein Vater lag an einer Hämorrhoidalkolik todtkrank darnieder. Die Geſichter der Mutter und Baſe, zwei drei Aerzte, die gingen und kamen, deren der eine ſogar bei Nacht aus Stralſund übers Meer geholt ward, erſchreckten mein Herz mit bangen und dunkeln Ahnungen. Ich griff fleißig zu meinem einzigen Troſtgewehr, das ich hatte, las mir fromme Lieder aus dem Geſangbuche und das laufende Sonntagsevangelium mit lauter Stimme vor und wiederholte das mehrmals, und betete und wünſchte recht fromm. Endlich aber in der großen Noth meines Herzens fing ich an zu fragen, ob ich dem lieben Gott für das Leben meines Vaters nicht irgend ein Opfer bieten könne. Ich durchmuſterte unſer Haus, meine Geſchwiſter der Reihe nach, wobei ich aber fand, daß ich kein Recht an ihrem Leben habe; zuletzt kam ich an mich ſelbſt, fühlte aber, daß ich noch nicht ſterben wolle. Da blieb mir denn nichts als mein Taubenboden, welchen ich im inbrünſtigen Gebet unter vielen Thränen Gott darbot.

Es war nach dem Abend dieſes Gebets Morgen geworden. und zwar ein fröhlicher Morgen; die Baſe kam ganz früh zu uns Kindern in die Schlafſtube und brachte die frohe Botſchaft, die Krankheit des Vaters habe ſich in der Nacht gebrochen und er ſey außer Gefahr. Wir ſchlüpften geſchwind aus dem Bette, kleideten uns an, jeder ging zu ſeinem kleinen Geſchäfte, ich meine Tauben füttern. Und als ich die Thüre meines Taubenbodens öffne, was erblicke ich? Ein weites Schlachtfeld, nichts als Leichen. Der Marder hatte ſich durch das Strohdach des Hauſes und durch ein morſches Brett gefreſſen, meine Schönheiten lagen in langer blutiger Reihe neben einander, zum Theil zerrupft und angefreſſen. Eine einzige braune Sle, die Großmutter, um welche ſich wieder ein neues Geſchlecht anſiedeln ſollte, ſaß über dem ganzen Jammer noch lebendig auf der Stange. Auf mich machte dieſe Begebenheit einen unbeſchreiblichen Eindruck; ich habe ſie aber wohl beinahe zwanzig Jahre bei mir behalten und ſie erſt ſpäter bei traulichen Herzensergießungen oder Geſprächen über göttliches Wirken und Walten wohl einzelnen Freunden erzählt. Sonderbar genug begab ſich, daß ich einige Wochen nach dieſem göttlichen Ausſpruche und Zeugniß, als ich des Morgens meinen Schlag öffnete, wohl ein Dutzend ſehr ſchöne verflogene Tauben auf dem Dache ſitzen ſah, welche alle in meinen Schlag gingen und bei den drei vieren, die ich unterdeſſen wiedergeſchafft hatte, treue Mitbewohner blieben. Doch glaubte ich nicht, daß ſie vom Himmel herabgekommen ſeyen.

Hinrich Vierk: Eines Bauren Sohn aus dem Dorfe Gieſendorf bei Rambin, deſſen Bauren an Grabitz damals den Hofdienſt leiſteten. Mein Vater hatte die ſtralſundiſchen Kloſtergüter Grabitz und Breſen nebſt zwei zugehörenden Bauerdörfern, die nämlich Hofdienſt leiſteten, einem Oberſt von Schlagenteufel abgenommen, der ſie von dem Kloſter Sankt Jürgen vor Rambin in Pacht trug, und hatte mit anderm Geſinde und Vieh auch den Hinrich Vierk als Statthalter oder Großknecht mit überkommen. Hinrich war um das Jahr 1780 ein Fünfzigjähriger, ein kurzer breiter freundlicher Menſch mit blondem Haar und großen blauen Augen, in ſeiner Vierſchrötigkeit und ſtillen Freundlichkeit ſtark und muthig wie ein Löwe, fromm und redlich im Herzen, in heiliger Schrift wohl beleſen, mit Aug und Hand geſchickt, ſo daß ſeine Hände machen konnten, was ſeine Augen ſahen. Er war Statthalter (ein ſtolzer Name) und Großknecht, das heißt Aufſeher und Anführer bei der Arbeit, aber auch Stellmacher und Wagner; ſo daß er Wagen Pflüge und alle Ackergeräthe und vielen kleinen Hausrath mit großer Nettigkeit ja Manches mit zierlicher Feinheit fertigte. Ich habe dergleichen hübſche Handfertigkeit oft an Bauersleuten bewundern müſſen, nirgends mehr als in Skandinavien, wo die Bauren an Kirchen Häuſern und allen möglichen Geräthen häufig ſehr feine und faſt künſtleriſche Arbeiten vollenden. So etwas hatte die Natur in meinen guten Hinrich Vierk mit den großen freundlichen blauen Augen gelegt. Wer weiß, ob er nicht ein berühmter Name geworden wäre, wenn das Schickſal ihn in der Jugend zu einem Meiſter in Holz- und Stein-Werk gebracht hätte? Mit Recht ward er bei den Aeltern bald ſo beliebt, daß der freundliche treue Knecht für den ſicherſten redlichſten Freund des Hauſes galt. Er blieb meines Vaters rechte Hand, ſo lange der zu Grabitz im Lande Rügen wohnte, und lebte darauf ſeine letzten Lebensjahre als Prövener (Pfründer, Praebendarius) im Kloſter vor Rambin, welches die ſchöne chriſtliche Einrichtung hat, daß alte lebens- und arbeit-müde Bauren und Landleute der Kloſtergüter darin für das Alter eine nette und anſtändige Verſorgung finden. Als Prövener kam er jeden Sommer auf acht oder vierzehn Tage zum Beſuch zu meinen Aeltern nach Löbnitz, und ward dann auf einem wohlbeladenen Wagen, deſſen Fracht aus Schinken Käſe Weizen Erbſen u. ſ. w. beſtand, nach Stralſund zurück gefahren.

Dieſer gute alte Hinrich Vierk und ein Knecht namens Papier und ein Schäfer namens Studier — Namen, welche hier einen ſeltſamen Zuſammenklang machen — waren für uns Knaben ſehr wichtige und merkwürdige Leute, da ſie uns wirklich mit allerlei Geſchichten und Mährchen fütterten, vorzüglich der Schäfer, ein ſtattlicher langer Mann, der in ſeiner Jugend Soldat geweſen und in vieler Herren Landen herumgetummelt worden war, und Hinrich, bei welchem es von Sagen und Geſchichten aus der kleinen Inſel wimmelte. Beſonders wußte er viel von den Unterirdiſchen der Sieben Berge vor Rambin und von Abentheuern der Edelleute und Paſtöre der umliegenden Kirchſpiele.

Eine romantiſche Liebesgeſchichte. Im ſiebenjährigen Kriege war in der Gegend ein finniſcher Offizier, ein Herr von Janſen, einquartiert und hatte mit der ſchönen Tochter des alten Schlagenteufel zu Grabitz eine Liebſchaft angeſponnen. Hinrich, damals ein junger Burſch, trug öfters Briefe zwiſchen beiden. Er ward auch beſtellt und mußte wieder Beſteller ſeyn, als dieſe Liebe auf eine myſtiſche Weiſe ganz eigenthümlich befeſtigt werden ſollte. Man ſchickte ihn nämlich in der Nacht zum Küſter in Rambin, der um die Mitternachtſtunde mit den Schlüſſeln und einer Laterne an der Kirchthüre bereit ſtehen ſollte. Da traten in der grauſigen Mitternachtſtunde auf den Schlag Zwölf die vier Häupter, Janſen das Fräulein Hinrich und der Küſter in die wiederhallende Kirche und verfügten ſich unter den Glockenthurm, wo der Küſter den Glockenſtrang weit herunter zog und die beiden Liebenden ſich damit umwanden und zu gleicher Zeit die Hände in einander ſchlangen. Als ſie ſo einige Minuten umſchlungen und verſchlungen geſtanden, ging alles ohne einen Laut, wie man gekommen war, ſchweigend aus einander. Hinrich aber pflegte zu ſagen: dies Mittel iſt probat in der Liebe, Leute, welche ſich ſo mit dem Glockenſtrange umwunden haben, können nimmer von einander laſſen. Das Fräulein aber, ſetzte er hinzu, war ſo gewaltig verliebt, daß ſie in den Briefen an ihren Liebſten ihren Namen immer mit ihrem eigenen Blute unterſchrieb. Ich habe es ſelbſt geſehen, wie ſie ſich das Blut aus dem kleinen Finger der linken Hand mit einem Meſſerchen geritzt hat. Denn ſie ſagen, in dieſem kleinen Finger ſey das feinſte und treueſte Blut der Herzenshand und aus ihm müſſe das Blut genommen werden, das Beſtändigkeit wirken ſolle. Auch der Böſe, wann er die armen Sünder durch hölliſchen Betrug feſtbinden will, läßt ſich ſeinen Vertrag mit Blut aus der linken Hand von ihnen unterſchreiben. Das ſagen die Leute auch, aber bei ſolchen teufliſchen Liebſchaften und Spiegeleien bin ich nimmer mit geweſen. Das mögen die verantworten, welche es mit angeſehen haben.

Außer den Geſchichten von den Unterirdiſchen wußte Hinrich Vierk viel von dem alten ſeligen Herrn von Schlagenteufel zu erzählen, der früher zu Grabitz gewohnt hatte. Von dieſem ging die Sage, er habe einen ganz eigenen Fund oder Fang gethan und ſey dadurch plötzlich ſo ſteinreich geworden, daß er ſich eigne Güter habe kaufen können. Er habe nämlich als Schäferburſche einmal einen kleinen Braunen beim mitternächtlichen Tanz beſchlichen in der ſchönen Johannisnacht, wo die Unterirdiſchen ihre luſtigen Blumentänze zu halten pflegen, deren Spuren man ſo oft auf den Feldern und Wieſen ſieht. Da habe der liſtige Junge einen beſchlichen und ihm das Geheimniß ſeiner Verwandlung entriſſen, und das Stück habe der Kleine mit einem halben Scheffel blanker goldner Dukaten ſich wieder einlöſen gemußt. Mit dieſem alten Herrn mit den Unterirdiſchen und überhaupt mit den Geiſtern und Geſpenſtern ging der gute Hinrich auf eine eben ſo vertraute als unerſchrockene Weiſe um. Der gute alte Kerl hatte gleichſam ſein eignes Betkapellchen für ſich, ein kleines Häuschen, das aus einem einzigen Zimmer beſtand. Urſprünglich war es wohl ein Gartenhäuschen, eine Meluna, geweſen, war aber nun zu einem heizbaren Schlafſtübchen eingerichtet. Es ſtand an der Gränze des Blumengartens und der Hofmauer, von hohen Weiden Syringenbüſchen und Hollunder beſchattet, einſam ſtill und ſchauerlich. Vorn an der Thüre war darin noch wie zu einer kleinen Werkſtatt Raum gemacht, in dem Hintertheil ſtand in der einen Ecke ein Bett in der andern ein Ofen; in dem kleinen Fenſter ein Spiegelchen für das Barbieren und daneben lagen Bibel und Geſangbuch. Der Alte ſagte: die gebrauche ich hier eigentlich nicht, denn ich bete, wann ich zu Bett gehe, aus dem Kopfe; aber ſie ſind gut, wann mal ſchlimme und ſchabernackiſche Geiſter kommen und mich necken wollen. In dieſem ſeinem Häuschen beſprach er ſich denn viel mit den Abgeſchiedenen, mit ſeinem alten Vater und ſeiner Braut, welche ihm in jungen Jahren weggeſtorben war, und erzählte, wie ſie mitternächtlicher Weile oft an ſein Bett träten und ihm freundliche Winke und Warnungen gäben.

Zu den Abgeſchiedenen oder vielmehr zu den Umwandelnden, die ihm aber nicht vor's Bett traten, gehörte auch der alte Herr von Schlagenteufel. Ja der, pflegte Hinrich wohl zu ſagen, der iſt hier von der Erde noch nicht ganz erlöſt, der hat hier in der Welt noch was liegen laſſen oder vergeſſen. Wie oft hab' ich ihn geſehen als ein kleines krummes graues Männchen mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und einem braunen Dornſtock um das Backhaus herumſchleichen und ſo durch den Baumgarten an dem alten Maulbeerbaum hin zu dem großen Teich, wo die Sturmweiden ſtehen. Ja er muß was vergeſſen haben; gewiß hat er hier irgendwo einen Topf oder Keſſel mit Geld vergraben, und da muß der arme Menſch, welchen der

Schatzteufel plagt, des Nachts rundgehen und Wache halten. Aber was hilft's ihm? Es wird's mit Gottes Hülfe doch einmal ein Menſch finden, dem es beſchert iſt. Aber ſuchen darf man ſolches Gut nicht; ſonſt hätte ich ihm die Stelle wohl ablauern können. Ja dieſer alte Schlagenteufel — es muß was Abſonderliches mit ihm ſeyn. Er geht nicht bloß als ein altes graues Männchen mit der Schlafmütze rund ſondern muß auch oft als Vogel herumfliegen. Hier ſind viele Eulen in der Scheuer und auf dem Speicher des alten Hauſes, aber Eine Eule fliegt hier — ich ſehe ſie unterweilen auch bei Tage hinter meinem Häuschen durch die dunkeln Weiden flattern und ſich in einem hohlen Baum verkriechen — die Eule kann man, wenn man Acht giebt, vor allen andern Eulen kennen. Sie iſt wohl die kleinſte von allen, die ich meine Lebetage geſehen, ein Käuzchen, aber mit einem ſchneeweißen Ring um den Hals, aber mit einem Geſchrei — wer könnte das beſchreiben? — mit einem ſo ganz eigenen gellenden und ſchrillenden Geſchrei, als wenn ein wildes Weib ſchreit, welcher ein anderes den Korb mit Eiern umgeſtoßen hat. Das geht einem durch Mark und Bein, wann es um die Mitternacht ſo aus dem Blumengarten klingt; denn da oder in dem Hollunderbuſche hinter meinem Häuschen pfeift das Käuzchen gewöhnlich ſeinen traurigen Geſang ab. Zuerſt ward mir oft ſchwül dabei, wann es ſeine klagenden Töne heraus jammerte; das klingt ſo traurig durch die düſtre und graulichte Nacht als wie ein Leichengeſang, aber jetzt fürcht' ich mich nicht mehr vor ihm. Ja der alte Kamerad iſt mir ſogar lieb geworden und hat mir und dem Herrn manchen Nutzen gebracht: denn er iſt ein Wetterprophet und man kann ſich mit der Arbeit nach ihm richten und ſchicken. Denn wann es recht böſes Wetter werden will mit Sturm und Regen, dann ſchreit er am hellſten und ſchrillſten; will's aber ſanftes ſchönes Wetter werden, dann ſingt er auch leiſer und ſanftmüthiger.

In dieſer Zeit etwa in meinem zwölften Lebensjahre begab ſich in meinem Leben eine Umwälzung, die ſich wenigſtens über das Haus, das heißt über drei vier Jungen, verbreitete. Nicht weit von unſerm Hofe an einem kleinen Wege, auf welchem man von Grabitz nach dem Tannenberge geht, der dicht bei Gieſendorf ſteht, lag ein Katen, das Haus eines vorlängſt zerſtörten Bauerweſens. Darin wohnte ein frommer ſehr rechtſchaffner Mann namens Anton (ich erinnere mich nur ſeines Taufnamens), ſonſt ein freundlicher hülfreicher Menſch, der, wann wir vorbeiliefen, uns Jungen oft ein Butterbrod oder einen Apfel reichte, uns auf Fiſch- und Vogel-Fang oft begleitete und uns Krebſe Krabben und Vögel fangen und Keſſer*) und Sprenkeln zurechtſtellen lehrte. Nun war ich bei einem Regen oder bei einer andern Gelegenheit einmal in ſeinem Hauſe feſt geworden und blätterte mir unter ſeinen Büchern etwas Ganzneues und Außerordentliches heraus, nämlich das Büchlein gedruckt in dieſem Jahr von der Schönen Prinzeſſin Magelone und dem Ritter Peter mit dem Silbernen Schlüſſel. Ich las es und las es wieder, und konnte mich vor Entzücken nicht laſſen. Anton mußte mir es mitgeben, und wie oft ich es geleſen habe, bis ich jedes Wort darin auswendig wußte, weiß ich nicht mehr. Genug, dies Büchlein warf ein brennendes Feuer in mein Herz und ward für mich und für das Haus eine Weltbegebenheit. Denn noch hatte ich keine andern romantiſchen Geſchichten geleſen, als etwa die Bücher der Richter der Könige und der Macca-

---

*) Keſſer ein kleines Handnetz an einer Stange gehalten.
KESSER

bäer des Alten Teſtaments. Dieſes Feuer zündete und ward wenigſtens ein Flämmchen. Wir Jungen wurden bald Erzeuger und Erfinder der allerromantiſcheſten und allerabentheuerlichſten Geſchichten, wir erſchracken vor keinen Wundern von Rieſen Zwergen Zauberern Magnetbergen verwünſchten Prinzeſſinnen u. ſ. w. mehr, und ich zähmte und ſattelte mir einen Geldadler, mit welchem ich durch alle Welttheile fuhr und leichtgefiedert durch alle Lüfte hinflog, ihn mit Mandeln und Roſinen fütterte und mit Nektar tränkte, gelegentlich in dem Pantoffel einer Rieſin einen verſteckten Nachtſchlaf hielt und unter den Flügeln des Vogels Rock in der Wüſte Kobi mich vor Hagel- und Donner-Schauern barg. Mein Bruder Fritz, der eine luſtigere Fantaſie hatte als ich, und Bruder Karl und Lorenz machten das jeder in ſeiner Weiſe ſo nach; und drei Winter haben wir in dieſer Art, indem jeder ſeinen eigenen romantiſchen Ausflug machte und ſeine erlebten und beſtandenen Abentheuer erzählte, unſre Geſchichten gemacht, oder vielmehr Geſchichten getrieben. So hieß es bei uns. Wir gingen gewöhnlich zwiſchen 9 und 10 Uhr zu Bett, und jeden Abend trieb die Geſchichte, an welchem die Reihe war. Andächtigſt und anſtändigſt ward eine bis zwei Stunden zugehört, und nie, auch wenn es einmal langweilig gerieth, habe ich die Unart bemerkt, welche ſich wohl in profeſſoriſchen Vorleſungen zeigt, daß gemurrt gehuſtet oder mit den Oberbetten gerückt wäre.

Beiläufig rufe ich nun in meinem 75ſten Lebensjahre: O glückliche Zeit, wo die ſchöne Magelone ſolches vermogte! Jetzt wäſſert man den Kindern von den erſten ABCjahren, von dem vierten fünften Jahre an, durch alberne Kinderbücher die kindliche Fantaſie ſo durch, daß keine ſchöne Magelone, ja nicht einmal Nibelungen- und Gudrun-Lieder, in ihrem zwölften fünfzehnten Jahre nimmermehr im romantiſchen Ausfluge mit ihnen durchgehen können.

Zimmermann Jochen Vierk und der Sonntag. Jochen Vierk Zimmermann und Schreiner, Schwager unſers Hinrich Vierk, wohnte in Rambin mit eignem Häuschen und hübſchem Garten und war ein angenehmer und frommer Mann und deswegen bei meiner Mutter ſehr wohl angeſchrieben. Einen Sonntag Vormittag, wo der Vater und Herr Dankwardt und die Brüder in die Kirche gegangen waren, ſpazierte die Mutter und ich von der Bleiche her in den Garten hinein, ſiehe! da kam Jochen, einen großen Korb auf dem Arm athemlos und todtenblaß einherkeichend und die hellen Schweißtropfen ihm von der Stirn herabrinnend, und er ſah einem Menſchen ähnlich, der eben einer großen Gefahr, etwa Räubern oder tollen Hunden, entronnen iſt. Wir gingen in die Stube, die Mutter hieß Jochen folgen, reichte ihm ein Butterbrod und ein Glas Branntwein zur Stärkung, und erhob dann die Frage: Lieber Meiſter, was iſt Ihm? Er ſieht ja ſo bleich und verſtört aus, fehlt Ihm etwas oder iſt Ihm irgend ein Unglück begegnet? Lange aus der ſchwer athmenden Bruſt keine Antwort; endlich ertönte es: Ach! ach! Frau Arndt, was iſt mir geſchehen? und wie hat es ſich doch begeben können? Ich ging dieſen Morgen ganz früh in der Dämmerung aus und fuhr in Ihrer Polt (Nachen) an der Salzwieſe auf dem Schar Aal zu ſtechen. Und ich hatte Glück, o du mein Gott im Himmel! nie in meinem Leben iſt es mir ſo gelungen: ein Gewimmel von Aalen um die Polt, Aal auf Aal und welche Aale! Ich füllte den Korb, dieſen großen Korb, den ich hier bei mir ſtehen habe, und noch waren viele in der Polt, und ich dachte, ich wollte zur Frau gehen und mir noch einen Korb leihen, die übrigen hinein zu thun — da ſchlug Gott mit Einem Mal in meine Bruſt, und mit aller Freude war es vorbei. Es läutete aus drei Kirchen über das Waſſer her und die Rambiner Glocke hörte ich Neun ſchlagen, und nun erſt wußt' ich, daß es Sonntag war und daß ich wider Gottes Ordnung fiſchen gegangen war. Und ſo ſchaute ich mit trüben Gedanken vor mir hin und ſtarrte auf die Fiſche, die noch zu meinen Füßen im Nachen lagen, und es begab ſich, ich ſah einen großen gewaltigen Aal an, den ich gefangen hatte, und das Thier ſah mich wieder an mit großen rothen und abſonderlichen Augen; und ſeine Augen glüheten wie glühniges Feuer, und der Aal krauelte ſich immer rund um und guckte mich dabei doch immer noch an. Und ich ſah die andern Aale an, die krauelten ſich nicht, und dieſer größte Aal krauelte ſich allein. Da erſchrack ich, und mir ward unbeſchreiblich angſt, und ich dachte bei mir: Was will der? und wer iſt der? Und daß es kein guter und chriſtlicher Aal war, verſteht die Frau wohl, und mir kam eine entſetzliche Angſt an, und ich nahm den Korb und ſchüttelte alle Aale ins Waſſer und warf ihnen die andern Aale und auch den großen Aal mit den glühnigen böſen Augen nach und rief: Fahre hin Sünde und Sündengewinn! Denn ich hätte für die Aale wohl fünf Thaler löſen können. Und dies iſt die Geſchichte und ſo bin ich hieher mit dem leeren Korbe gekommen.

So erzählte Jochen Vierk. Und die Mutter tröſtete ihn, daß Gott ihm die unbedachte Sünde wohl vergeben werde und daß er ja alles wieder gut gemacht habe. Aber der Mann ging traurig dannen.

Jahre 1785 und 1786. Der Jüngling kam heran, das ſechszehnte Lebensjahr. Was es in dieſem Alter doch für Sehnſuchten und andere Suchten giebt! Sie werden bei den meiſten Sterblichen in den nächſten Jahren, gewöhnlich zwiſchen dem achtzehnten und zwanzigſten Altersjahre, durch eine einzelne gewaltige Sucht, welche zum Glück oder Unglück mit dem Jünglinge durchgeht, verſchlungen und endlich vergeſſen. Indem das ſich aufſchließende Herz ſich nach vielen unbekannten und dunklen Gütern ſehnt und die jungen ſchwellenden Triebe, welche wie eine Blume mit Gewalt aus der Knoſpe brechen, nicht mehr ſammeln und in Einem Büſchel zuſammenbinden kann, fliegt alles nach den verſchiedenſten Seiten in eine unendliche Weite oder wird vielmehr oft in eine ſolche gränzenloſe und uferloſe Weite, gleichſam in eine Unendlichkeit, ſo mächtig hinein gelockt und geriſſen, daß es wie in Ahnung ungeheurer Gefahren wie in ſich zurückzittert. Ich habe in jenen Jahren auch geträumt von einem Soldaten von einem Schiffer von einem Entdekker neuer Inſeln und Küſten wie Magellans und Cook, der ſolche Herrlichkeiten wirklich fände, als worüber meine Fantaſie mit dem angeſchirrten Goldadler ſo oft hingeflogen war. Aber doch immer bei aller Luſt und Wolluſt dieſer Fantaſiegebilde, wo ſie mich etwa zu kühn und zu weit in die unendliche Welt hinausgelockt hatte, flüchtete ich mich in die Enge der Heimath zurück, und zwar nicht bloß in die nicht zu enge Enge, wie das Leben des väterlichen Hauſes ſie mir zeigte, ſondern ich baute mir das kleinſte netteſte Häuschen irgendwo hinter einem Buſch am Strande des Meers, bepflanzte mir dort mein hübſches Gärtchen mit Blumen und Bäumen, fing Vögel und Fiſche, ſah Tauben und Hühner aus dem Schlage fliegen, und war ein reicher glücklicher Menſch. So ſehr ſchien ich urſprünglich für ein ſtillſtes einſames ungewußtes Leben geboren zu ſeyn.

In ſolchen Träumen und Sehnſuchten, woraus eine allgemeine ſchwermüthige Sehnſucht des Herzens ward, welche die Einſamkeit ſuchte, wie oft habe ich hinter der Lau oder an der großen Salzwieſe bei unſerm Badeplatze am Strande des Meers gelegen und in die über mich hinrollenden Wolken oder in die blaue Ferne der jenſeitigen Geſtade geſchaut und in der unbeſtimmten Sehnſucht die Wangen von Thränen überſtrömt gefühlt! Noch ſchweben die dunkeln Weiden und Gebüſche der fernhin liegenden Inſel Ummanz vor meinem Blick, wie ſie mir im Abendſonnenglanze im Meere zu verſchwimmen ſchienen und zuletzt in der Dämmerung verſchwammen und verſchwanden und wie einzelne weiße Segel wie geſpenſtiſche Vögel ſanft durch ſie hinzufliegen ſchienen. Das war aber das Seltſame in jenen Tagen, wo mein Herz wohl eine Liebe ſuchte, die der Menſch, wie ſie ihm in der Jugend ahnet, auf Erden wohl ſelten findet, daß ich um meine beſte Liebe, die ich beſaß, oft viel trauerte und weinte. Dieſe meine Liebe war mein Vater, einer der fröhlichſten mildeſten und liebenswürdigſten Menſchen. Ich berechnete, ja ich rechnete ordentlich mit ſcharfſinniger Angſt aus, daß und wie er nach dem Laufe der Natur zwanzig oder dreißig Jahre vor mir ſterben würde, und bei dem Gedanken dieſes Verluſtes und meiner künftigen Verlaſſenheit erſchrack ich ſo ſehr, daß ich mir oft mit heißen Thränen von Gott erbeten habe, er möge mich doch frühe und vor meinem Vater von der Welt nehmen. Ich denke, Aehnliches mag wohl vielen Jünglingen und Jungfrauen im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahre ihres Alters begegnen, daß ſie in der Fülle unſtillbarer und unerfüllbarer Sehnſucht ſich den Tod wünſchen, gleichſam ein Räthſel, welches das noch viel unlösbarere Räthſel ihrer Zukunft auflöſen werde. Wenigſtens ſtirbt ſich's am leichteſten im Lenz des Lebens, wo die Blume die Knoſpe ſprengt.

Als es in dem Jünglinge auf ſolche Weiſe dämmerte und ſich bewegte und ſehnte, begab ſich im Sommer des Jahrs 1786 ein häusliches Abentheuer, welches für mein ſpäteres Schickſal, für die Richtung meines Herzens-und den Gang meines Lebens, wahrſcheinlich entſcheidend geworden iſt. An einem ſchönen Sommertage jenes Jahrs 1786 begingen die Herrn vom Sunde, ich meine die Herren vom Rath und Vorſteher und Verwalter des Kloſters Sankt Jürgen vor Rambin, welche auf den dazu gehörigen Gütern Tagung und Schau gehalten hatten, zum Beſchluß derſelben im Kloſter einige feſtliche Tage, wozu mein Vater, als welcher mehrere Güter und Dörfer des Kloſters in Pacht hatte, auch eingeladen war. Wir waren den Abend des letzten Feſtſchmauſes oder vielmehr des Nachts — denn es war um die Mitternacht — alle in tiefer Ruhe, als mit einem Male die Tante Sofie ganz verſtört in unſre Schlafkammer kam und mich und den Bruder Karl leiſe weckte: Wir ſollten uns geſchwind in die Kleider werfen und in einer Botſchaft ausgehen. Als wir fertig waren, empfing ſie uns in der Wohnſtube mit Thränen und Wehklagen: es ſey Unglück und Jammer im Hauſe, der Vater ſey halb zwölf zu Hauſe gekommen und habe die Mutter vermißt, ſie geſucht und nirgends gefunden. Da ſey er auf den Gedanken gekommen, da ſie häufig einer ſo einſamen ſchweigſamen und ſtillen Natur ſey, ſie habe ſich ſelbſt ein Leid angethan; ſchon habe ſie (die Tante) den Baumgarten und Blumengarten und alle Bänke und Lauben, wo die Mutter wohl ihren Sitz zu nehmen pflege, durchſucht und alle Sträuche und Bäume beſchaut und durchſchaut, aber nichts gefunden; der Vater und Hinrich Vierk haben Scheunen Ställe Speicher und Brunnen und Teiche durchmuſtert oder ſeyen noch eben dabei. Nun könne ſie ſich gar nicht denken, daß unſre Mutter, eine ſo fromme und muthige Frau, ſich ſelbſt ein

Leid gethan habe; ſie habe ja gar keine Urſache dazu und auch nie und nimmer nur ein Wort fallen laſſen, welches auf ſolchen Jammer hinzielen könnte, obgleich es ihr ſehr aufgefallen ſey, daß ſie den ganzen Nachmittag ungewöhnlich ſtill geweſen und den Abend viel in der Bibel und dann in Youngs Nachtgedanken geleſen. Sie wolle ſich das Unglück doch lieber anders denken und daß es nicht von ihrer eignen ſondern von Gottes allmächtiger Hand gekommen ſey; die Mutter gehe ja des Abends oft noch ſpät, zuweilen weit über zehn Uhr hinaus, ſo gern im Garten oder Felde ſpazieren, vielleicht ſey ſie ins Feld oder an den Strand gegangen und liege irgendwo vom Blitz erſchlagen; es habe ja den ganzen Abend gedonnert und wettergeleuchtet und blitze noch. Und nun geht, liebe Jungen, und Gott gebe, daß ihr eure Mutter findet und daß dieſe Schande nicht über unſer Haus und über euch komme! Und wir arme Jungen gingen und liefen auf allen Feldwegen und Fußwegen, ſtanden auch oft ſtill und horchten, an dem Strande, in der Lau, dem Wege nach Breſen, in dem Breſer Tannenwald, von da den Weg gegen Rambin zurück auf unſre Weide auf unſern Tannenberg, von Donner und Blitz aus düſterm Nachtgewölk begleitet, wie es im Auguſtmonat viel zu wetterleuchten pflegt, ohne mit Sturm und Regen zu wettern. Ach! das war ein angſtvolles Laufen und Suchen und hatte manche angſtvolle Täuſchung, indem wir hin und wieder am Wege getüderte Pferde und Füllen, welche im Graſe hingeſtreckt lagen, in jammervoller Furcht und Hoffnung für etwas möglicher Weiſe Menſchliches anſahen und dann erſchreckt wurden, wann die Thiere bei unſerer Annäherung mit Schnauben und Wiehern aufkollerten. Wir kamen zu Hauſe und hatten nichts gefunden; wir fanden den Vater, um welchen Herr Klickow von Drammendorf Herr

Dankwardt und der Arzt ſtanden, auf einem Stul ſitzend ſprachlos verzweifelt mehr einem Todten als Lebendigen ähnlich. Und ſiehe! kaum einige Minuten, und die Mutter trat herein freundlich und heiter nach ihrer gewöhnlichen Weiſe, natürlich verwundert und beſtürzt über den Zuſtand und die Perſonen, welche ſie bei dem Halbdunkel der Nacht anfangs auch wohl kaum gewahren mogte.

Nun Friede Freude Fragen und Vorwürfe, warum und daß die Frau ſo lange ausgeblieben und erſt um zwei Uhr zu Hauſe kam — denn ſo mogte die Zeit ſtehen. Alles bewegte ſich wieder friſch und froh, nur der zerſchmetterte Vater konnte ſich noch lange nicht wieder erheben und beſinnen. Und wie hatte die Geſchichte ſich begeben? Die Mutter war ſpät Abends ausgegangen, in der Meinung dem lange weilenden Vater auf dem Heimgange vom Kloſter zu begegnen, und war ſo bis dicht an Rambin und zwar bis an die Rambiner Sandgrube gekommen und hatte ſich über ihr im Graſe hingeſetzt, wo unſer ordentlicher Kirchenfußſteig zwiſchen zwei Wegen ins Kirchdorf hineinführte. Von hier konnte ſie die beiden Wege, welche von Rambin und vom Kloſter auslaufen, überſehen und der Vater mußte hart an ihre Stelle herankommen und konnte ihr nicht entgehen. Dort hatte ſie geſeſſen und in der ſchönen blitzigen Sommernacht einige Stunden verträumt und war endlich heim geſchlendert, verwundert und ungeduldig, daß der Mann immer noch nicht kommen wollte. Der Vater war aber eines andern Weges in ſein Haus heimgegangen, nämlich aus dem Kloſtergarten hinten hinaus durch den Kloſterpark und Gieſendorf über den Grabitzer Tannenberg. Daher die Tragödie.

Für den Vater war es eine Tragödie. Er erkrankte ernſthaft auf einige Wochen und litt, wie er uns wohl heimlich klagte, lange an den Schrecken dieſer fürchterlichen Nacht.

Ich bekam auch meinen guten Theil davon. Meine Fantaſie war ſo aufgeſchreckt, daß ich darüber manche Nächte gar nicht zum Schlafen kam ja oft gar nicht einſchlafen konnte, bis ich die Mutter in ihrem Bette eingeſchlafen wußte. Es war nämlich in dem alten Hauſe neben der Wohnſtube eine große ungeheuer lange Kammer, welche wie ein arabiſches Zelt zwei Abtheilungen hatte. Hinten in der Kammer die Betten der Jungen, in der Mitte Tiſche und Gerüſte für Kleider Waſchung Putzung u. ſ. w., am Eingange die gewöhnliche Schlafſtelle der Mutter Baſe und des Schweſterchens. Wie oft habe ich nächtlich aufſtehen und leiſe hinſchleichen und ſchauen und zufühlen müſſen, ob die Mutter im Bette geborgen ſey.

Kurz, dieſe Geſchichte und das eintretende entſcheidende Jünglingsalter arbeiteten in und an meiner Fantaſie mehr als gut und recht war, zerriſſen die natürlichen Zuſtände vom Schlafen und Wachen, ſetzten mich häufig in einen fliegenden und zitternden Traumzuſtand, und gaben mir Jahrelang ein unaufhörlich wechſelndes Sinken und Steigen von Aufgeregtheit zur Schläfrigkeit und von Fröhlichkeit zur Schwermuth, was ſich ſonſt wahrſcheinlich in ſo ſeltſamen und geſchwinden Wechſeln nimmer bei mir eingefunden hätte. Das gab bei der entzügelten und aufgereizten Fantaſie, die ſich nun wie ein losgeriſſenes Roß mit den wildeſten Sprüngen über alle Schranken Gräben und Hecken verlief, zwiſchen Leiden und Leidenſchaften und Träumen und Geſichten der Nacht, welche ſchlummerlos nicht die Herzerfreuerin (Euphrone) heißen darf, harte Kämpfe, die der Jüngling allein und ſchweigend für ſich beſtehen mußte. Meine Verpflanzung nach Stralſund, welche etwa ein halbes Jahr nach dieſer Hausbegebenheit erfolgte, kam noch dazu und der Eintritt in dieſe neue Lage und das leidliche Zurechtfinden in derſelben iſt mir durch meinen außerordentlichen oft übergereitzten oft verdunkelten Gemüthszuſtand außerordentlich erſchwert worden. Ich fand mich oft in einem fürchterlichen geiſtigen Kampf mit mir ſelber und ſollte nun mit einer fremden zum Theil liebloſen Welt, ſollte mit vierzig fünfzig Genoſſen leben und kämpfen lernen, welche, von Kindesbeinen an in einer öffentlichen Schule unterrichtet, den in ſchlichter ländlicher Einfalt aufgewachſenen Jungen in Geſchwindigkeit und Fertigkeit des Muthwillens und in Geübtheit in auch unſchuldigen Schalksſtreichen weit übertrafen. Man denke ſich das Uebrige hinzu.

Locke vermeſſen den Verſucher nicht hervor. A. B. C. D. Primaner des ſtralſundiſchen Gymnaſiums waren in einer Geſellſchaft geweſen, wo man ſich Geſpenſtergeſchichten und andere Abentheuerlichkeiten erzählt hatte, und auf dem Heimwege waren ſie auf die Spukereien im Schulhauſe gekommen, welche ſich vorzüglich in der ſogenannten deutſchen Klaſſe ergehen ſollten. Da hatte A., der ſich gern als ein ſtarker Geiſt führte, leicht und luſtig hingeworfen: Was? mit euren Geſpenſtern? Ich will mich bei den alten Schweden, welche die Frau des Schulpförtners ſo oft in Leichentüchern umwandeln ſieht, ruhig ſchlafen legen und kein Geiſt ſoll mir ein Haar krümmen. Kurz ſie hatten ſich, wie es zu geſchehen pflegt, hineingeſchwatzt und hineingepralt, und die andern hatten nicht ſchlechter ſeyn wollen als der A., und ſo war der Vertrag demnach abgeſchloſſen: Sie wollen Looſe machen 1. 2. 3. 4. und nach der Reihe, wie die Nummer gezogen werde, ſolle jeder ſeine Nacht in der verrufenen Klaſſe ſchlafen; wer aber verzage und verzuffe, der ſolle zur Strafe mit einer Bole Punſch und jedem der Theilnehmer mit einem Dukaten verfallen ſeyn.

Mit der Klaſſe nun und mit den in Leichentüchern umwandelnden Schweden verhält es ſich folgendergeſtalt:

Das ſtralſunder Schulhaus iſt eine Abtheilung des ehemaligen Katharinenkloſters, mit langen dunkeln Gängen und Zwiſchenhallen. In der Mitte befindet ſich eine große lange Säulenhalle, welche von den Schülern zum Spieltummelplatz zwiſchen den Stunden benutzt ward, hieß die Deutſche Klaſſe, war im ſiebenjährigen Kriege als ſchwediſches Lazareth gebraucht und hatte natürlicher Weiſe viele Leichen geliefert. Daher die mitternächtlich in Leichentüchern herumſpazierenden Schweden.

Unſere vier Schüler looſen ſich nun ihre verſchiedenen Nächte heraus und halten mit dem Schulpförtner die Verabredung. Er ſchließt Abends elf Uhr den Nachtkandidaten ein und läßt ihn früh in der grauenden Morgendämmerung wieder aus, und zwar geſchieht beides, damit kein Betrug vorfallen könne, in Begleitung eines der ledigen Drei. Das Nachtlager iſt in einer der Fenſterböſchungen der deutſchen Klaſſe angebracht und wird, damit die Lehrer nichts merken, in aller Frühe immer wieder weggeräumt.

Nun haben B. und D. ihre Nacht richtig und glücklich durchbeſtanden, da kommt die dritte Nacht nach dem Looſe an A., den Urſacher des nächtlichen Scherzes, einen ſtarken rüſtigen unverzagten Geſellen. Er hat ſich ruhig entkleidet und ſitzt mit übergezogener Decke wohlbehaglich in ſeinem Lager, ſein Tabakspfeifchen in die Dunkelheit hineinblaſend, welche unterdeſſen auf dem inneren offenen Hofe des Kloſters vom Sommermondſchein erleuchtet wird. Indem er ſo in fantaſtiſchen Träumereien ſein Pfeifchen ſchmaucht und den Schlaf allmählig erwartet, hört er es oben in der Höhe über ſich murmeln und das leiſe Gemurmel allmählig immer deutlicher und klarer zu ſeinen Ohren herunter kommen. Man kann ſich vorſtellen, ob ſeine Ohren und Augen im ruhigen Zuſtande bleiben. Nun muß man wiſſen, das alte Kloſter hatte ſehr verſchiedene Abtheilungen und Beſtimmungen: die öſtliche Seite nebſt der Kirche und andern Baulichkeiten Zeughaus; der untere Theil der übrigen Gebäude und Hallen Klaſſen Hörſäle Wohnungen einzelner Profeſſoren; der oberſte Stock des Ganzen grade über dem Kopfe des Schläfers ſeit Jahrhunderten zu Gefängniſſen eingerichtet und mit Verbrechern bevölkert.

A. hört es alſo über ſich murmeln und flüſtern und muß aufhorchen. Ob er bei dem Geflüſter zuerſt an die todten Schweden oder an die lebendigen Miſſethäter gedacht, hat er nicht erzählt; wahrſcheinlich hat er in den erſten Augenblicken nicht denken können ſondern zittern und beben müſſen. Er muß alſo zittern und aufhorchen und endlich aufſchauen dahin, woher das Geflüſter ſäuſelt — und was müſſen ſeine erſchrockenen Augen erblicken? Einen Kerl an einem Strick in der Luft ſchwebend, der langſam in den inneren Hof niedergelaſſen wird: ſo noch einen und einen dritten vierten fünften, und noch wächſt die Schaar. Die Herablaſſung dauert ungefähr eine Stunde und eben ſo die geſpannte Angſt des Eingeſperrten; dann wächſt ſie noch. Die Kerle rathſchlagen auf dem Hoſe, nach welcher Seite ſie durch die alten hohen Fenſter hinausbrechen ſollen, dann taſten ſie an A.'s Seite die vier Fenſter an, auch das, auf deſſen Böſchung A. liegt, der ſich dicht unter ſeiner Decke zuſammenkauert aber hören muß, daß nach ſeiner Seite hinaus das Durchbrechen und Entkommen das Leichteſte ſey. Und wirklich brechen ſie bald durch ein Fenſter unweit des ſeinigen in die deutſche Klaſſe ein, wo ſie wieder rathſchlagend und ſich beſprechend ſtehen bleiben, nach einem Fenſter der Weſtſeite der Halle hingewandt, welches in des Rektors

Garten führt, glücklich alle Augen jetzt dahin gerichtet; denn hätten ſie ſein Lager und ihn gewahrt, wahrſcheinlich hätten ſie ihn ermordet. Durch jenes Weſtfenſter brechen ſie endlich durch in den Garten und über des Gartens Mauer dann weiter in die Stadt hinein. In der Morgendämmerung waren einige von ihnen gleich dem großen Dulder Ulyſſes unter dem Vieh des austreibenden Hirten duckend ins Weite entkommen; die übrigen waren nach und nach in der Stadt aufgeſpürt und wieder eingefangen. So hatte alſo mein A. ſeine Nacht voll Angſt und Schrecken durchwachen müſſen; denn immer, nachdem die erſten entflohen waren, hatte er gefürchtet, es mögte der Strick noch mehrere Flüchtlinge auf ſeinen Kopf herunterlaſſen. Endlich hatte der Pförtner ihn erlöſt. Der Spaß hatte mit ihm ein Ende; C. der letzte der vier Gelobten ward von der Geſpenſterprobe freigeſprochen.

Nun ein wenig *von dem lieben alten heidniſchen romantiſchen Aberglauben*, welchen ſo viele thörigte Bewunderer der ſogenannten guten alten Zeit hie und da im lieben deutſchen Vaterlande gern wieder aufwecken mögten:

Nothfeuer (Nodfyr). Schon in den Kapitularen Karls des Großen wird das Nothfeuer unter andern heidniſchen Gebräuchen als ein böſer ſataniſcher Brauch verboten. Ich habe es auf den Höfen meines Vaters zu Löbnitz und Langenhanshagen mehrmals machen und anſtellen geſehen. Zwei Stücke trocknes Holz mit der größten Geſchwindigkeit ſo lange an einander gerieben oder auf einer Drehbank gegen einander gedreht, bis das weichere Holz ſich entzündet, wo dann durch Stroh Schwamm u. ſ. w. die Flamme genährt und weiter fortgetragen werden kann. Dies Nothfeuer wird nur gemacht als Heilmittel bei einer beſtimmten

Krankheit des Viehs, nämlich bei der Bräune der Schweine oder der Rinder. Nur ein auf dieſe altſchöpferiſche Weiſe erzeugtes Feuer thut an dem kranken Vieh ſeine geheimnißvolle Wirkung; anderes auf die gewöhnliche Weiſe angezündete oder durch Zunder Stal und Stein leicht gewonnene thut es nicht. Wenn alſo Schweine und Rinder alſo erkrankt ſind oder bei herrſchender anſteckender Bräune zu erkranken drohen, zündet man in oder vor einem Thore des Hofes mit dieſem myſtiſchen Feuer große Haufen Holz oder Stroh an und jagt die ſich weigernden Kreaturen mit Geſchrei Schlägen und Peitſchengeknall dadurch. Das hilft: das Uebel ſteht ſtill verſetzt ſich oder erſcheint gar nicht. Hiebei denkt man an das bekannte Antoniusfeuer, eine Art anſteckender Bräune bei Menſchen und Vieh und an die Antonius-Brüder. Berühmt ſind auch die fetten Antoniusfärkel, welche die Bauren jenen Mönchen im Herbſt darzubringen pflegten als Helfern und Fürbittern gegen das Uebel, wogegen der Heilige Antonius eine heilende und helfende Gewalt hat.

Im Winter des Jahrs **1814** habe ich ein ähnliches Nothfeuer ſchaudervoll in der alten heiligen Kaiſerſtadt Frankfurt erlebt. Ein großes auf der Pfingſtwieſe erbautes Lazareth, welches mehrere Tauſende meiſtens am Lagerfieber kranke Soldaten enthielt, gerieth im Monat Februar bei friſcher mondheller Winterkälte in Brand, wo die Flammen vom friſchen Winde beflügelt durch das ganze lange aus eitel Holz nur als Nothgebäude aufgeführte Krankenhaus mit Blitzesgeſchwindigkeit von einem Ende bis zum andern hinflogen; ſo daß die armen Kranken meiſt eigenfüßig in der Feuerangſt ſich herausretteten oder von den Wärtern und Helfern herausgeriſſen wurden. Ich eilte mit Tauſenden der braven Frankfurter hinaus das fürchterliche Schauſpiel, welches mit ſeinen Flammen weit über die Stadt hin leuchtete, mit anzuſchauen. Die Kranken, Tauſende ſage ich, lagen faſt alle nackend im bloßen Hemde, wie ſie entſprungen waren, hingeſtreckt in langen Haufen unter dem Winde, ſo daß ſie von der durch die Flammen erwärmten Luft aus der Ferne mitgewärmt werden konnten, und wurden dann in andre öffentliche Gebäude viele auch von den freundlichen Frankfurtern ungeachtet der Gefahr der Anſteckung in die eignen Häuſer zur Stadt geführt getragen gefahren, wie die Gelegenheit oder die verſchiedene Rüſtigkeit der Kranken ſich eben ergab. Ueber dieſen Brand ſprachen ſich nachher mehrere Aerzte vor mir aus: daß dieſes Gottesnothfeuer den meiſten Kranken wohlthätig geworden ſey; viele ſeyen plötzlich wie durch einen Zauber friſch geworden und auch friſch geblieben.

Der Bruch und die Eiche. Ein Vetter von mir, ein zwölfjähriger Knabe, war zu Löbnitz zum Beſuche. Er litt an einem Bruch, an welchem ſchon viel gedoktort war. Da nahm Paul Beck und Gärtner Benzin ſich der Sache an. Ich weiß nicht, welche Macht da entſchieden und warum meine Mutter, des Knaben väterliche Schweſter, es zugegeben hat; wahrſcheinlich hat das bekannte Hilf's nicht, ſo ſchad't's nicht den Ausſchlag gegeben. Genug, der Knabe ſollte auf eine geheime myſtiſche Weiſe von ſeinem Bruche befreit werden. Ich war auch eben zum Beſuche angekommen, mir war davon erzählt, und, ohne Lob oder Tadel auszuſprechen, hatte ich nur den Wunſch geäußert, daß ich mit bei der heiligen Zauberhandlung ſeyn mögte. Herr Beck hatte es zugeſagt. Ich ward denn in einer ſchönen Frühlingsnacht aus dem Bette gerufen, den Knaben und die Genoſſenſchaft in den Wald bei der alten Burg zu begleiten, wo die Ceremonie vollbracht werden ſollte. Ich hatte vorher ſchon die Weiſung erhalten, es dürfe von keinem der Geſellſchaft weder auf dem Wege noch an der Stelle, wo die Handlung begangen werden ſollte, kein Laut ausgeſtoßen werden, und das Ganze müſſe ſo genau abgepaßt werden, daß grade bei den erſten aufblitzenden Stralen der aufgehenden Sonne des Knaben Durchgang vollbracht ſey; wenn aber der Himmel ſich ſo bewölkt zeige, daß man am hellſtralenden Sonnenaufgang verzweifeln müſſe, dann dürfe die Handlung gar nicht unternommen werden.

Wir gingen denn, Beck ich der Knabe Gärtner Benzin und der fromme Jochen Geeſe. Mitten im Walde auf einem grünen Plan war eine junge Eiche auserſehen, ſchlank und gerad und etwa eines Arms dick. Drei Keile trugen die Männer aus trockenem Eichenholz, einen ſpitzen und zwei dicke. Gärtner Benzin faßte und hielt den Baum, Beck ſetzte den ſpitzen Keil an, Jochen Geeſe keilte mit einer ſtarken hölzernen Keule drauf. Nach einer Viertelſtunde war der Keil glücklich durch die Eiche getrieben, und nun wurden die beiden dicken Keile genommen und mit großer Leichtigkeit ſo weit hineingetrieben, daß der Baum eine weite Oeffnung gab. Ich und der Knabe ſtanden ſtill dabei, der arme Junge ganz entkleidet und frierend und zähneklappend, denn die Morgenluft war kalt. Als nun alles fertig war und die Sonnenſtralen mit einzelnen Feuerſpitzen durch die Wolken zu brechen Anſtalt machten, da faßten die beiden ſtarken Männer Benzin und Geeſe den Knaben, trugen ihn dreimal im ſtummen Schweigen um den Baum, dann zogen ſie ihn eben ſo ſtumm und mit ernſter feierlicher Gebärde durch die Oeffnung der Eiche, ſetzten ihn dann hin und kleideten ihn wieder an, den Baum aber umwanden ſie mit mächtigſter Anſtrengung ihrer ſtarken Arme mit friſchgeſchnittenen Haſelbändern, ſo daß die zerſpaltenen Theile wieder hart zuſammengepreßt wurden. Und darauf gingen wir im ſchönſten Sonnenſchein und in ſchönſter Hoffnung ſtill wieder zu Hauſe.

Ich habe bei der ganzen Geſchichte ſehr genau Acht gegeben und von den Männern weder ein Gemurmel vernommen noch einen Wink oder Zeichen und Segen geſehen. Paul Beck der Freigeiſt war ganz mit Leib und Seele bei dieſer Geſchichte und bei ähnlichen, zum Beiſpiel bei der Schlüſſelfrage um Diebſtahl, die man in einer Bibel oder einem Evangelienbuche anſtellt. Und was war der Inhalt dieſer ſchauervollen Ceremonie mit dem jungen Baum? In dem Maaße wie die Eiche zuſammenwächſt, wächſt der Bruch auch glücklich zu; iſt aber bei der Ausführung etwas verſehen oder der Baum ein Krüppel geworden, ſo bleibt der Schaden. Ich habe ſpäter gehört, der Schaden iſt dem armen Jungen geblieben, ob der Eiche auch, das nachzuſehen habe ich nicht Gelegenheit gehabt.

Plötzliche Wirkung. Es ſchlägt Gott oder der Teufel bei dem Menſchen ein, und er wird plötzlich ganz oder halb vernichtet.

Eines Morgens kam eine hübſche junge Weberfrau aus Wobbelkow wehklagend zu meiner Mutter und bat um eine Salbe oder Arzenei. Denn meine Mutter half den Leuten oft mit leichten ſogenannten natürlichen Mitteln von Salben Lattwergen u. dergl. Ihr Mann ſey ihr in der Nacht gewaltig erkrankt und beſonders der Kopf ſo dick geſchwollen, daß er nicht mehr aus ſeinen Augen ſehen könne. Die Frau empfing und ging. Um den Mittag kam Ohm Moritz Schumacher zu Hauſe und da er von dem Erkrankten hörte, ſo machte er ſich nach dem Dorfe Wobbelkow auf den Weg. Er war nämlich ein vorzüglicher Roſſetummeler und machte viel den Roßarzt und gelegentlich doktorte er auch an den Menſchen, wenigſtens mit einigen außerleſenen Salben. Nach einigen Stunden wiedergekommen, ſagte er: der Weber iſt todt, und gab folgende Erzählung: Einige Bauern aus Wobbelkow hatten ſich mit einigen beurlaubten Soldaten zuſammengethan und waren mit ihnen auf das Schatzgraben ausgezogen. Sie fuhren auf einem großen vierſpännigen Wagen aus, mit Karſten Schüppen Hebebäumen und anderm Geräth gerüſtet, um auf der Haide an dem Bach zwiſchen Martenshagen und Langenhanshagen ihr Glück zu verſuchen. Den Weber nahmen ſie mit als einen Vertrauten, damit er bei dem Wagen bliebe und die Pferde hütete, während ſie mit ihren Gehülfen die geheime Arbeit trieben. Der Weber in der Langeweile der Nacht und von Neugierde gereitzt, ſchleicht ſich durch das Gebüſch in die Nachbarſchaft der Arbeitenden, um von dem verbotenen Geheimſten etwas zu erlauſchen — ſiehe! da bekommt er plötzlich und unverſehens wie durch einen Blitzſchlag eine gewaltige Maulſchelle von dem Böſen, und von Stund an ſchwillt ihm das Geſicht auf. Mit geſchwollenem Kopf und krankem Herzen, daß er ſo vom Satan geſchlagen ſey, kommt er des Morgens zu Hauſe und legt ſich in ſein Bett. Der Kopf ſchwillt immer mehr bis zu der Dicke eines Bienenkorbes. Der Ohm hat den Mann noch ſterben geſehen.

Schlag des Böſen. Im Weinmond des Jahres 1809 bei meiner Heimkehr aus Schweden auf den vaterlandiſchen Boden, indem ich mich zu Lande und zu Waſſer in Hinterpommern und längs den Oderinſeln Wollin und Ueſedom durch franzöſiſche Stellungen und Auflaurer durchſchleichen mußte, kam ich in abendlicher Zeit in dem Städtchen Neuwarp am Achterwater an, wo ich auf dem Markte großes Getümmel und Gelärm von Menſchen und ein Hinundherlaufen mit Lichtern erblickte. Ich kümmerte mich darum nicht, denn ich war müde und naß und hungrig und eilte ins Wirthshaus. In einem Stündchen, als ich bei meinem Abendeſſen und einer Flaſche Wein ſaß, ſammelte ſich Geſellſchaft in der Gaſtſtube, Förſter Kaufleute u. ſ. w., und bald begannen allerlei wunderliche und abentheuerliche Geiſter- und Geſpenſter-Geſchichten erzählt zu werden. Nachdem ich dieſen Geſprächen eine Weile zugehört hatte, miſchte ich mich mit in das Geſpräch und fragte einen Oberförſter, der mir der Hauptführer der Unterhaltung däuchte: wie die Herren denn grade jetzt, noch in ſo früher ungeſpenſtiſcher Abendſtunde, auf ſolche Mitternachtsgeſpräche kämen? Und er erwiederte: Haben Sie denn nichts gehört von der graulichen Begebenheit, welche hier vor ein paar Stunden vorgefallen iſt? von der Spukgeſchichte mit dem todten Knecht? Als ich Nein ſagte, fuhr er in ordentlicher Erzählung ungefähr alſo fort: Heute früh mußte der Knecht eines hieſigen Kaufmanns ſeine zwei Pferde vorſpannen und einige Franzoſen nach Uekermünde fahren. Er kommt heut in der Abenddämmerung zurück oder vielmehr die Pferde fahren den Wagen vor das Haus des Kaufmanns, welchem ſie zugehören; der Knecht aber liegt ohne Zügel in der Hand wie ſterbend im Wagen und kann auf Befragung nur die Worte hervorſtottern: es hat mich am Kreuze im Walde was Böſes gerührt. Man ſpannt nun die Pferde aus und trägt den Menſchen ins Haus, der in einer halben Stunde wirklich eine Leiche iſt. Der Herr ſoll aber wiſſen, eine halbe Stunde von der Stadt ſteht am Wege im Walde ein Kreuz an einer Stelle, wo vor langen Zeiten ein Mörder hingerichtet worden iſt; da hat es ſchon Manchen geſchlagen. — Und ich frage nun: woran ſtarb dieſer Menſch? vielleicht an dem Zweige eines Baums oder Strauchs, welcher den in der Dämmerung durch den Wald Fahrenden zufällig berührt hatte?

Holzgericht in Bonn. Ungefähr vor einem Jahrzwanzig waren einige Einwohner des Dörfchens Röttgen des Holzdiebſtals angeklagt und ſchwuren das ab. Eine arme Frau entweder Mitangeklagte oder Zeugin, ſtürzte, als ſie den Eid dem vorſtabenden Richter noch nicht halb nachgeſprochen hatte, plötzlich wie todt hin, und blieb auch todt. Es war Gott in dem Eide, das Schrecken Gottes, welches die Frau ſchlug, die in einer Geſchichte, wo es auf einige Thaler ankam und worüber nie ein Eid geſchworen werden ſollte, von andern wahrſcheinlich zum Meineid beſchwatzt war.

Hierbei fällt einem der plötzliche Tod des Ananias ein (Apoſtelgeſchichte Kap. 5.), auch kann man an das Korsſned oder den Kreuzſchnitt in den Gottesurtheilen denken, ein Stückchen Brod oder Käs mit dem Zeichen des Kreuzes eingeſchnitten, welches mit bei den Ordalien angewandt ward. Man hat mehrere Beiſpiele, wo Gottes Allmacht oder vielmehr Gottes Gewiſſen in der Menſchenbruſt die Schwörenden ſchlug, welchen bei dem Schwören des Meineids der Biſſen wie ein harter Stein im Halſe ſtecken blieb, daß ſie ihn nicht herunterwürgen konnten, ſondern durch ihren Hals ſchuldig erfunden wurden. Daher wohl die Redensart **in ſeinen Hals hinein lügen**.

Die Zahnlücke. Meine Mutter ſitzt bei der Frau Paſtorin Scheer zu Starkow. Da tritt der Küſter, den Herrn Paſtor ſuchend, mit blutendem Munde in die Stube. Die Frau erſchrickt und fragt: Meiſter, was iſt's? warum blutet Ihm der Mund? O, antwortete er, indem er auf ſeinen offenen Mund hinweiſt, ich habe mir eben einen Zahn ausziehen laſſen. Die Frau Paſtorin ging eben ſchwanger und das Mägdlein, welches ſie nach dieſem gebar, bekam an der Stelle, wo der Küſter die blutige Lücke gezeigt, nimmer einen Zahn.

Die ungefüllten Augenhöhlen. Paſtor von Scheven zu Levenhagen bei Greifswald ſpaziert mit ſeiner ſchwangern Frau ins Feld. Sie gehen über eine Wieſe, wo in einer niedrigen Sumpfſtelle Steine Klötze und Anderes zum trockenen Ueberſchreiten gelegt ſind. Die Frau, von dem Mann am Arm gehalten, tritt hier ungewiß auf etwas Wackelndes und ſchreit erſchrocken auf. Sie hatte auf einen Pferdekopf getreten, der ſtatt eines Steins hingeworfen war, und unter ihren Füßen gewankt hatte. In dem Schrecken hatte ſie dem Kopfe in die offenen Augenhöhlen des Schädels geſchaut, und ſiehe! ſie gebar ein Kind, welches ſtatt der Augen bloß hartverwachſene Höhlen im Kopf hatte.

Second sight, actio in distans, Anſchauung aus der Ferne, Wirkung aus weiter Ferne und Wirkung in weite Ferne. Wir wiſſen, wie unſere Altvordern in dem Weibe das Ahnungsreiche und Unmittelbare, das Zeit Zukunft und Ewigkeit Belauſchende, verehrten und welche Gewalt die Velleden Völven Alraunen und Gaunen über ſie hatten. Wir Deutſche verehren noch heute in unſern Weibern daſſelbe, was unſre Alten, nur in anderer, in chriſtlicher Weiſe. Ich meine das Fromme, das Himmelſehnſüchtige, das den Himmel unmittelbar mehr Faſſende und Beſitzende, welches das Weib als ein unmittelbar von Gott verliehenes Vermögen vor dem kühleren und auf den heitern und klaren Verſtand angewieſenen Mann voraus hat. Das ſogenannte Zweite Geſicht, welches man das Geſchwindeſte Geſicht nennen könnte, iſt vorzüglich in den Dämmer- und Nebel-Ländern heimiſch, wo man in eine unbeſtimmte umwölkte Ferne ſchaut, in welcher alle Geſtalten und Geſichter der Dinge verſchwimmen, ich meine gleichſam in eine Ewigkeit oder ein Nichts — denn die Ewigkeit iſt unſern Gedanken ein Nichts — und wo alſo das geiſtige Vermögen der unmittelbaren Anſchauung oder der Fantaſie von aller Leiblichkeit entfeſſelt iſt: es iſt vorzüglich heimiſch in den Inſeln und Halbinſeln des Nordens. Wir kennen den Raben, dieſen ſpähenden ahnenden Schickſalsvogel, wie er ſchon bei den alten Heiden galt und in den Sagen und dem Aberglauben unſers kleinen Volks noch gilt. Apollo und Odin, die Götter der Weiſſagung und des Geſanges, hatten Raben zu ihrer Begleitung. Dieſer Vogel lebt einſam und iſt ſelten, da hingegen ſeine Vettern Krähen Dolen und Aelſtern Legion heißen; oft findet man auf Meilenweite kaum einige Paare. Laß aber ein Aas im Felde liegen, in wenig Stunden ſind ſie zu Zehnen und zu Zwanzigen da. Die Jäger und Jägergenoſſen ſagen, der Raben Witterung reiche auf fünfzig oder gar auf hundert Meilen Weite. Das mag nun wohl eine willkürlich angenommene Meinung ſeyn, deren Inhalt wohl kein Naturkundiger genau unterſuchen kann. Ein Luftflieger könnte es, welcher mit dem zu dem gewitterten Aaſe hinfliegenden Raben künftig gleichen Luftſchlag halten wird. Wie dem auch ſey, der ſelige Reil, welcher manche Abende auch mit Laien Meinesgleichen aus ſeiner Wiſſenſchaft heraus zu philoſophiren geruhte, glaubte, nicht durch das Geſicht werden die Vögel am meiſten geleitet ſondern mehr durch den Geruch, und dieſen habe die Natur nicht nur ſtark ſondern auch ganz beſonders eingerichtet; durch ihn finden in der dickſten Finſterniß aufgeſcheuchte Vögel alle ihre Neſter wieder, und das ſey eine bekannte Erfahrung, daß die brütenden Vögel, deren Organe in der Brutzeit vorzüglich geſchärft ſeyn müßten, nach ſolcher Aufſcheuchung ihre Sitze aus der Verflatterung wiederfinden könnten, die andern aber, wo ſie in der Nacht eben hinfallen, hangen oder ſitzen bleiben und erſt durch den Tag zur rechten Stelle richtig zurückgeleitet werden.

Nun, ehe ich weiter fortfahre, ſogleich ein paar Vogelgeſchichten:

Ein Herr von Kraſſow auf Mönchgut hatte ſich aus der Gegend der Alten Fähre Inſel Rügen drei vier Paare Enten über vier tüchtige Meilen über Land mitgenommen. Dieſe Enten kamen acht Tage nach ihrer Entführung zu der am Meer gelegenen Stelle ihrer alten Heimath wieder angeſchwommen.

Mein Ohm Moritz Schumacher war von uns nach Rügen zu einem Freunde gezogen, bei welchem er einige Jahre lebte. Er nahm von Löbnitz vier Paare der ſchönſten Tauben mit, welche er einem andern in jener Nachbarſchaft wohnenden Freunde ſchenkte. Als er nun nach jener langen Zeit wieder zu uns kam, hatte er von jenem ſeinem nachbarlichen Freunde zärtlichen Abſchied genommen und auch den Taubenboden begrüßt. Die flatterige Taubenfreude behielt der alte Mann bis an ſein Ende in der Bruſt. Und was begab ſich? Den Morgen nach ſeiner Ankunft, als mein Bruder den Schlag ſeines Taubenbodens öffnen will, ſieht er vier fünf fremde Tauben auf dem Dache, welche in den geöffneten Schlag ſogleich hereingehen. Er und der Ohm erkennen in ihnen zu ihrer Verwunderung jene geſchenkten und nun ſchon ſo lange in der Fremde lebenden Vögel. Hatte der Geruch oder eine beſondere Liebesneigung des jetzt entfernten Ohms ſie nachgelockt, ſie, die in ihrer rügenſchen Wohnung Söhne und Enkel um ſich hatten? Ihre Entfernung von uns war ungefähr ſieben Meilen. Wer zieht den Faden ſolches Zuges oder vielmehr wo zieht er ſich?

Alſo die Raben und andere Vögel haben feinſten

Geruch, warum ſollen wir dem Feinſten in dem Menſchen, ſeinem geiſtigen Sinn, nicht ähnliche Kraft, und zwar viel gewaltigere Kraft, beilegen, zumal da des Menſchen Geiſt doch wohl ein ganz anderes Ding iſt als der Geiſt eines Vogels? Wer, wenn er an ſolches Vermögen denkt, wagt noch zu zählen und zu meſſen? Sehnſucht und Liebe da heißt es in einem altengliſchen Liede Over the mountains and over the waves (über die Alpen und Wogen dahin). Wenn es eine actio in distans oder e distanti, eine Wirkung in die Ferne und aus der Ferne aus fünf Meilen oder fünfzig Meilen giebt, ſo darf ich auch mit Fünfhunderten und Fünftauſenden von Meilen zählen und meſſen.

Wir haben den bekannten lupus in fabula. Wir gehen über den Markt, plötzlich ſchießt uns das Bild und der Gedanke eines Menſchen durch die Seele, welchen wir in zwanzig Jahren nicht geſehen, an welchen wir vielleicht in zehn Jahren nicht gedacht haben — und ſiehe! in demſelben Augenblick läuft er leibhaftig an uns vorbei. Es poltert jemand die Treppe herauf, wir glauben jemand hinauftrappeln zu hören, deſſen Tritte wir in vielen Jahren nicht gehört haben, den jetzt auf der Treppe zu vermuthen wir auch durch nichts berechtigt ſind — und ſiehe! der im Geiſt Erſchienene tritt in ſeiner Leibhaftigkeit in die Stube.

Wir ſaßen, mehrere junge Geſellen, einmal bei dem Rektor Dr. Maſius in Barth am fröhlichen Mittagstiſche, da ward der Hauswirth mit Einem Male herausgerufen, ſeine Knaben hatten an ſeinem Hauſe auf dem Kirchhofe geſpielt, und einer ſeiner Zöglinge, ein junger von Zanthier aus Pütnitz bei Damgarten war gefallen und hatte ſich einen Arm gebrochen. Dies ſtörte und verzögerte das Gaſtmal. Doktor und Chirurg wurden geholt zu verbinden, Briefe wurden geſchrieben, ein Bote ward beſtellt, der die

Briefe zu der Mutter des verletzten Knaben tragen ſollte, die etwa zwei Meilen von Barth entfernt wohnte. So waren einige Stunden vergangen. Und ſiehe! als der Bote mit den Briefen abgefertigt werden ſollte, da raſſelte ein Wagen vor die Thüre, Frau von Z. ſprang heraus, und rief: Mein Sohn! mein Sohn! wo iſt mein Sohn? was iſt ihm für ein Unglück begegnet? Und ihr ward der Knabe mit dem verbundenen Arm gezeigt, und ſie war getröſtet.

Dieſe ſelbe Frau von Z. bei einer Nachbarin eine halbe Meile von ihrem Gute auf dem Sofa ruhig beim Kaffee ſitzend fährt plötzlich auf, läuft ans Fenſter, und ruft ihrem Kutſcher zu: Spann' an! ſpanne gleich an! Alles um ſie her ſpringt erſchrocken mit auf, die Wirthin fragt ſie, was ihr denn ſey? und erhält die Antwort: Mir iſt ſo unbeſchreiblich Angſt, ich muß ſogleich zu Hauſe. Und die Frau läßt ſich weder beruhigen noch halten ſondern ſpringt in den Wagen und heißt den Kutſcher fortſprengen. Als ſie endlich auf ihren Hof einfährt, ſieht ſie die Mägde und Kinder ganz freundlich wie ſonſt aber etwas verſtört in der Hausthür ſtehen und erfährt bald, ihr kleinſtes Kind, ein Mädchen, iſt in einen Keſſel voll heißen Waſſers gefallen, und iſt nur todt.

Abſchiedsgruß. Als ich im Winter des Jahres 1817 1811 mich in der lieben Heimath zur Rückkehr an meinen Rhein rüſtete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Inſel Abſchied nehmend umher fuhr, ſaß ich einmal des Nachts ſpät in meinem Schlafſtübchen im Hauſe meines würdigſten Gönners des Generals von Dyke zu Loſentitz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen geweſen, hatte mehrere Nächte wenig geſchlafen, hatte eben mehrere Briefe geſchrieben, war müd und matt und abgeſpannt und aufgeſpannt zugleich, kurz ich war in ſolcher Faſſung und Stimmung, in welcher aus weiteſter Ferne abgeſchoſſene Geiſterſchüſſe das Herz treffen können. So war ich auf dem Stule eingenickt, und ſiehe! meine alte liebe Vaſe Sofie, meine zweite Mutter, ſtand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben: zwei Knaben mir beide ſehr lieb; ſie hielt ſie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte ſie ſagen: nimm dich der Kleinen an! Und ſiehe den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten theuren Probſt Pritzbur und ſeiner geiſtreichen liebenswürdigen Tochter Charlotte Piſtorius im traulichen Geſpräche ſaß, rollt der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Thüre mit einem Briefe, welcher ſagte: Bruder komm gleich mit dem Wagen zurück, wir müſſen morgen über das Waſſer nach Buchholz fahren die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche geſtern Nacht geſtorben iſt. — O die hatte mich lieb!

Herr Elias Mumm und ſein Sohn erzählen eine Geſchichte: (Elias Mumm, ein angeſehener Bürger und Kaufherr in Köln, ein frommer geſcheidter vor drei Jahren im hohen Alter verſtorbener Mann.) Wir ſaßen im Winter des Jahrs 1814 in Höchſt bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhauſe an fröhlicher Tafel beiſammen, wohl fünfundzwanzig dreißig Perſonen. Da ſpringt mit Einem Male die älteſte Tochter des Hauſes, ein ſehr hübſches Mädchen, auf und ruft: Hören Sie! Hören Sie! was ſpielt da unten auf der Cither? Ihre Schweſter ſtimmt ein und ſpricht: Ja wahrhaftig es iſt Muſik, gewiß der Major von Oppen, der wird als Kurier aus Frankreich gekommen ſeyn und will uns hier einen Spaß machen. Und die beiden Mädchen laufen geſchwind die Treppe hinunter und fragen und ſchauen unten und durchſtöbern die Stuben und Kammern, worin Oppen als Einquartirung viele Wochen bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verſtört wieder zu der Geſellſchaft, welche in gewöhnlicher Ordnung ſchwatzt und ißt und trinkt. Da macht es eine Pauſe von einer halben Stunde, dann aber beginnt es von neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen ſondern die ganze Geſellſchaft hört es. Die beiden Mädchen rauſchen nun außer ſich wieder herunter, indem ſie rufen: gewiß es iſt der Oppen und der Schelm hat ſich nur irgendwo verſteckt. Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verſtört zurück. Sie bleiben ſehr ſtill und unten bleibt es nun auch ſtill, und nichts wird mehr gehört. Und ſtill und etwas verſtört geht bald die ganze Geſellſchaft aus einander. Die Mädchen aber und unſer Elias haben ſich Tag und Stunde wohl gemerkt, und es hat ſich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und mit den Ausſagen der Freunde von Oppens ergeben, daß er an jenem Abend bei einem Gefecht in Frankreich gefallen war. Dieſer Major von Oppen war Adjutant bei Blüchers Heer, als ein edler für ſein Vaterland und deſſen Freiheit brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzoſen als Freiwilliger mitgemacht, hatte ſpaniſche Lieder und Citherſpiel nach Deutſchland mitgebracht und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige liebenswürdige Erinnerungen hineingeſungen hatte, oft mit ſeinem Spiel ergötzt.

Heidenthum. Vor zehn Jahren nahm mir der Rhein beim Baden meinen Guſtav Wilibald, einen Knaben von neun Jahren, welcher durch ſeine Geſchwindigkeit Feurigkeit und Stärke ſchönſte Hoffnungen ſeiner Zukunft gab. Jedes Haus und jeder Menſch hat bei ſolchen jammervollen Gelegenheiten ſeine Vorboten und Nachboten der Warnung und Liebe, die aber dem armen Beſchränkten und Verblendeten nur wenig helfen. Auch mir haben ſolche Vorboten des Unglücks und Nachboten der Liebe nicht gefehlt. Von den Nachboten könnten mir zwei faſt heidniſch aufs Herz fallen.

Der Menſch denkt's und Gott lenkt's. Ich habe ohne Denken, wie der Menſch ſo vieles halb ſpielend und halb ahnend aber gar weniges denkend thut noch denkend thun kann, meinen Kindern bei ihrer Ankunft auf Erden jedem einen Blumennamen gegeben. Dieſer liebliche Knabe führte den Namen Narciſſenſtängel, und er war wie der Narciſſus der Fabel an die Waſſerſpiegelung gewieſen. Mit unendlicher Luſt ſtürzte er ſich von ſeinem dritten vierten Jahre an mit uns immer in den Rhein und plätſcherte in ſeinen Wellen. Die Narciſſusfabel iſt mir ſpäter oft eingefallen und wie viel habe ich von blühenden Narciſſen träumen müſſen. Aber es hat ſich hiebei eine andre Mythe begeben, und die iſt dieſe:

Es wohnte im Herbſte des Jahrs 1825 ſeit einigen Wochen eine geliebte fromme Freundin bei uns, die Regierungsräthin von Schenkendorf, die Wittwe meines ſeligen Freundes des Dichters. Als ſie einen Nachmittag das Getümmel und Gewirr, welches der Geburt eines Menſchen vorherzugehen pflegt, im Hauſe merkte, nahm ſie die größeren Kinder an die Hand und ſpazierte mit ihnen durch die Weinberge und Wieſen des Weges wie nach Plittersdorf und dann ſchlenderte die für ihre kurzen Beine häufige Raſten machende Geſellſchaft um den Abend gegen den Rhein zurück. Nahe an unſerm Hauſe hatte jemand, der ſie heranwandern ſah, ihnen von dem Ufer unſers Gartens herunter zugerufen ein kleiner Junge iſt angekommen, und die Schenkendorf hatte ein Glas aus dem Beutel genommen und es mehrmals mit Rheinwaſſer gefüllt, und ſie hatten alle des kleinen Ankömmlings Geſundheit getrunken und waren dann zu uns heraufgekommen.

Iſt hier nicht etwas von einer Parze oder Norne? Und doch wir müſſen Gott in mancherlei Bildern und Zeichen mit uns ſpielen laſſen und dürfen doch mit Gott nicht ſpielen, das will ſagen: wir dürfen ihn mit uns nicht willkürliches ſultaniſches Poſſenſpiel treiben laſſen. Wir müſſen ſein erhabenes heiliges Urbild feſthalten und anbeten und die Herzen und Hände zuſammenfalten, wo wir nichts ſehen und verſtehen. Solche Geſchichten kann der arme beſchränkte und dunkle Menſch nicht vergeſſen, er malt ſie ſich an die dünne durchſichtige Wand des Herzens und muß ſie öfter wieder betrachten. Auf dieſe dünne äußere Wand des Herzens mag er ſie ſich wohl ungefährlich malen; nur ins Herz hinein ſoll er ſie ſich nicht malen noch ſich einbilden, daß Gott dem, zu welchem er zuweilen mit wunderſamen oder ſeltſamen Zeichen ſpricht, etwas Vorzügliches und Beſonderes, was er nicht zu jedermänniglich in ſeinem heiligen Wort geſagt habe, ſagen wolle. Amen.

Grade Zeichen Gottes. Glaubt lieber zu viel als zu wenig daran.

Es ſind etwa vierzig Jahre, da ſaß eine Schaar fröhlicher junger Geſellen in der fröhlichen Weihnachtzeit im Hauſe des Pachters Balzer zu Wrangelsburg in Vorpommern bei Geſang und Spiel um eine dampfende Punſchbole verſammelt. Es mogte um die Mitternachtſtunde ſeyn, da riß ſich plötzlich die Thüre des Nebenzimmers auf und herein ſprang der vor einigen Stunden zu Bett gegangene lange Rieſe-Gaſtwirth Michels aus Greifswald und ſtand mit ſeiner furchtbaren nackten Hagerkeit im bloßen Hemde und mit verſtörten und halbſchlaftrunkenen Gebärden da, wie jemand, der plötzlich aus dem Bette aufgeſchreckt wird, auszuſehen pflegt. Die luſtigen Geſellen erſt erſtaunt dann lachend fragen: Was? und Warum? Jener antwortet: „eine unbeſchreibliche Angſt." Da, in demſelben Augenblick ſchneidet ein raſſelndes Krachen, welchem er eben entſprungen war, die Antwort ab. Man tritt hinein, und ſiehe! der große bis an die Decke aus dicken Mauerſteinen aufgeführte Kachelofen hat geruht ſich mit einem geſchwindeſten Fall der Länge nach auf das Michelsiſche Bett niederzulaſſen und alles Holz der Sponde wie Krummſtroh zuſammenzuknicken.

Im Sommer des Jahrs 1799 klingt die Glocke des Abendeſſens zu dem Zimmer herauf, wo ich im dritten Stock eines großen Brüſſeler Gaſthofes wohnte. Ich ſpringe auf und öffne die Thüre, herunterzugehen. Siehe! da rollt in dem Augenblick, wo ich hinausſchreiten will, eine Kutſche mit zwei Laternen in den Hof und erleuchtet meinen erſchrockenen Blicken den Abgrund des Todes, in deſſen leere Weite ich eben hineinzuſchreiten im Begriff war. Mir war nämlich begegnet, daß ich in der Dunkelheit zur unrechten Thüre gegangen war, einer Fenſterthüre, die ſich ohne Wehr und Geländer über dem gepflaſterten Hofe öffnete. Ich ſuchte nun geſchwinde die Thüre gegenüber und ging die feſte Treppe hinunter.

Es geſchah an einem ſchönſten Sommerabend — ich weiß durch ſchönſte Erinnerungen, es war der dritte des Herbſtmonds des Jahrs 1795. Ich war nebſt den lieben Aeltern bei Freunden in Barth in fröhlicher Geſellſchaft geweſen, wo Tanz Wein und liebliche Mädchen nicht gefehlt hatten. Nach Mitternacht waren wir unter lieblichſten Fantaſieen auf unſerm Viergeſpann friſch zu Hauſe geſchaukelt. Mir war Herz und Blut in Freude wallend. So ſpazierte ich ein Stündchen im Garten herum und wickelte mich dann, wie ich in der Jugend häufig zu thun pflegte, in meinen Mantel, um irgendwo im Freien auf einer Wieſe oder unter einem Baum die letzten Nachtſtunden zu verträumen und, wenn's Gott gefalle, allenfalls zu verſchlafen. Da fiel mein Blick auf eine mächtige wohl vierzig fünfzig Fuß hoch aufgethürmte Kornmite, welche oben noch nicht gegipfelt noch gedeckt war und die hohe Leiter noch an ſich angelehnt trug. Ich flugs hinauf und mit den Sternen und den hübſchen Mädeln, d. h. mit ihren Erinnerungen, Nachtgeſpräche gehalten, dann eingeſchlafen.

In der Dämmerung des Morgens klappert mich ein Storch plötzlich aus dem Schlaf; ich fahre auf wie einer, der ſchlaftrunken aus ungewohntem Lager aufgeſtört wird und von Ort und Stelle und Höhe und Tiefe in dem Augenblick nichts weiß, und ſchreite bewußtlos fort — ſiehe! da quiekt es plötzlich unter meinem Fuß. Ich war auf eine Katze getreten und ihr Geſchrei machte mich augenblicklich wach und that mir die Augen hell auf. Ich ſtand am Rande der Mite, und noch ein Schritt, ſo ſtürzte ich in die bodenloſe Leere, vielleicht in den Tod. Später habe ich wenigſtens keine ſo halsbrechend hohe Nachtlager mehr gehalten.

Hexerei: „Hexen giebt es nicht, Geſpenſter giebt es nicht," ſo ſagt Mamſell, „das iſt ein dummer und kindiſcher Aberglaube." So ſpricht Mamſellchen, ihre Schülerin, der Mamſell nach. Und doch und doch, — wie viel wird täglich gezaubert und gehext! Ein Wort ein Blick zu ſeiner Zeit mit der gehörigen Gebärdung und Antaſtung gewagt — fragt nur die Herren Siebenkräuter und Komp. und alle Dreiunddreißiger und Neunundneunziger — doch weg! zur Sache! —

Es giebt außer vielen Worten und Sachen, wodurch tagtäglich gehext wird, einen unbeſchreiblichen unwiderſtehlichen Vielen auch unerträglichen und fürchterlichen Hexenblick es giebt eine unbeſchreibliche ganz abſonderliche Freundlichkeit, welche den Sichſträubenden ſelbſt wider Willen zu ſich reißt und welche vor zweihundert und dreihundert Jahren gewiß manches unglückliche alte Weib in den Teich oder auf den Holzſtoß gebracht hat. Ich habe mehrere ſolcher Geſichter geſehen und auch ſolche Leute geſehen, welche ſich augenblicklich auf ſolche Geſichter verſtanden; aber untertauchen und verbrennen würde ich freilich niemand darauf. Nach der Volksüberlieferung ſind alle alte Hexen verbuhlt, buhlen endlich ſogar mit dem kalten und heißen Teufel Chim; das ſteht aber ganz feſt, daß Geſichter mit hexiſcher Freundlichkeit in der Jugend meiſtens durch leichtfertige Buhlerei berühmt waren. Ich habe ein altes Weib geſehen, welcher man manche jugendliche Ausſchreitungen nachgeſagt hat, welche im Alter immer noch an Gefallſucht kränkelte, übrigens wackere Kinder und von ernſter Art hatte, und dieſe Alte trug eine recht abgründliche Freundlichkeit. Mehrmals hab' ich's erlebt' — ſie trat zum erſten Mal in die Häuſer — daß kleine Kinder von drei vier Jahren, wie ſie ſie kaum erblickten, ihr blitzſchnell in den Schooß ſtürzten, ſie umhalſeten und küßten und nicht ohne Schreien von ihr loszureißen waren. Ich ſah das mit einem Schauder, wie eine verſchmitzte lügenhafte Teufelei ihn einjagt. Man empfindet in einem ſolchen Schauder dunkel, wie manche abgründliche Kräfte und Leidenſchaften mit den Unſchuldigen durchgehen und abfahren können.

Frau E. hegte ſchon mehrere Jahre eine Magd, deren abſonderliche Freundlichkeit ſie bei den Nachbarinnen in den Ruf geſetzt hatte, ſie könne hexen. Dieſe Nachbarinnen fragten die Frau wohl zuweilen, wie ſie ſolches Mädchen nur ſo lange im Dienſt behalten könne? und ſie antwortete dann, ſie habe es immer als ein treues und braves Mädchen befunden. Aber ſiehe! nicht lange, und die Magd iſt aus dem Hauſe, die Nachbarinnen verwundern ſich und eine derſelben fragt einmal: aber wo iſt denn Ihre Magd hingekommen? Ach! antwortet Frau E., ich wollte es immer nicht glauben, aber endlich hat es ſich doch herausgeſtellt, daß es mit ihr nicht ganz richtig war. Denken Sie ſich: einſam ſitze ich nachmittäglich von einem Schlummerchen eben erwachend auf meinem Sofa, und das Mädchen ſchenkt mir den Kaffee ein und reicht mir die Taſſe, und ſiehe! plötzlich neigt ſie ſich zu mir hinüber, als ob ſie mich umhalſen und küſſen will, und eine leibhaftige Füchſin ſteht mit den umarmenden Vordertatzen vor mir. Sie können ſich denken, wie ich erſchrecke, als ſie mir den Mund beleckt; ich ſinke in Ohnmacht hin, und weiß nicht, wie mir weiter geſchehen iſt; aber mit uns beiden hatte es nun ein Ende, ich konnte ſie nicht länger bei mir behalten.

Mein Vater hatte in Löbnitz einige Jahre einen alten Jäger, namens Schulz, einen ehemaligen Huſaren, aber einen gewaltigen Schützen. Dieſer ſtand bald in dem Geruch eines Hexenmeiſters und Tauſendkünſtlers, und ich habe von fern ſeiner Hexerei zugeſehen, wie er es anfing den Leuten eine grauliche und fürchterliche Perſon zu werden. Er wohnte mit Paul Beck in dem kleinen linken Flügel des Hauſes, Beck oben, er unten neben dem Großknecht Jochen Lange. Beck mit ſeiner großſprecheriſchen freidenkeriſchen Art ſchalt ihn anfangs nicht anders als den dummen einfältigen Kerl, der mit ſeinen Poſſen und Kindereien die noch Dümmeren und Einfältigeren zum Beſten habe, aber zuletzt ging er auch mit einer Art Grauen an ihm hin und mogte weder Blick noch Wort mit ihm wechſeln. Und wie fing jener es an ſich ſchauderlich zu machen?

Er bat ſich von der Tante ein paar junge Hähne aus, weil ihm in ſeiner Einſamkeit die Zeit zu lang werde und damit er des Nachts und frühmorgens an den Thieren eine Uhr habe: denn er könne an ihren verſchiedenen Schreien die verſchiedenen Nachtwachen, welche ſie abkrähen, unterſcheiden. Da mogte er Recht haben, denn das werden auch die meiſten Bauren zu unterſcheiden wiſſen, welchen dieſe Thiere häufig die Nachtglocke ſchlagen müſſen: denn der Abendklang aus dem Thiermunde iſt ein gar andrer als der Morgenklang, der Herbſtklang klingt in gar anderen Tönen als der Frühlingsklang. Aber der Schelm richtete ſich die Hähnchen wirklich ab, machte ſie durch vieles Malken Streicheln und Füttern ganz kirr und zahm, ſo daß ſie ihm auf Arm und Kopf flogen, pfiff und krähete ihnen allerlei vor, und brachte ſie wirklich dahin, daß ſie oft aus beſonderen Tönen kräheten, und zwar mit einer gewiſſen Willkür kräheten, ſo wie er nur begann; daß ſie unbeweglich ſtill lagen, wo und wie er ſie hinlegte, die Köpfe unter einem Flügel herausgebeugt, und in unverrückter Richtung zum Himmel guckten, daß ſie ganz luſtig auf den Köpfen ſeiner Hunde ſaßen und daß Hunde und Hähne neben einander auf ſein Gebot in feſter Ordnung wie ſchildernde Schildwachen da ſtanden, er mit dem Stock oder Gewehr als der Meiſter vor ihnen. Als ich dieſe Abrichtung des alten liſtigen Huſaren ſah, fiel mir ein Montambanco ein, den ich in Florenz auf dem Platz des palazzo vecchio oft bewundert hatte, der den Bauren Salben und Oel verkaufte, gelegentlich Zähne ausbrach u. ſ. w. und über den langen Tiſch, worauf ſein Geräth Gläſer und Arzneien ſtanden, eine Stange ausgeſtreckt hatte, auf deren einem Ende ein Hahn auf dem andern eine Eule ſaß. Des Jägers Hähne wurden auf dem Löbnitzer Hofe wahre Zauberhähne; man hätte ſehen ſollen, mit welchen Augen die Knechte und Mägde ſie angafften, wann er ſein Spiel mit ihnen trieb; und im Dunkeln, wo ſie auf einer Stange vor ſeiner Thüre ſaßen und kräheten, hätte ſich niemand ohne ein heimliches Grauen ihrer Stätte genähert.

So hatte der Schelm ſich auf dem Hofe reines Feld gemacht und eben ſo auf den Löbnitzer und Langenhanshäger Jagdrevieren; denn er ſtand in dem Rufe, er könne jedem Jäger, der ihm auf ſein Gebiet komme, etwas anthun, woran er ewig denken ſolle. Auch ging kein Jäger gern mit ihm auf die Jagd; ſie klagten, er behexe ihnen die Gewehre und ſie müſſen immer vorbei ſchießen. Auch ſchoſſen ſie in ſeiner Geſellſchaft tüchtig vorbei; nur mein Bruder Karl nicht, der ein zu muthiger Geſell war und ſich nichts anfechten ließ. Von jenem aber ging die Rede, er könne treffen und tödten, ohne abzuſchießen; denn ſie erzählten ſich, er habe oft, wo man den ganzen Tag kaum etwas Schießbares geſehen und kein Gewehr löſen gehört, ganz in ihrer Nähe ſeine zwei drei Haſen und ein halbes Dutzend Hühner in ſeine Jagdtaſche geſammelt, ja ſie haben geſehen, wie und wo er ſie, ohne daß ein Schuß gefallen, hinter einem Buſch oder Strauch aufgenommen. Mein Bruder Karl erklärte das aber für die allernatürlichſte Magie. Der Alte habe Haſen und Hühner, welche er den vorigen Tag geſchoſſen, an ſolchen Stellen hingelegt und ſie zum Erſtaunen der Mitjäger, welche er in die Gegend mitgenommen und welche nichts knallen gehört, als ſeine jüngſte Beute gezeigt. Genug Schulz konnte hexen, und ſo hexen noch Viele.

Zauberei genug, natürlichſte Zauberei genug, welche Menſchen über Menſchen üben. Aber Zaubereien und Gewalten über die Thiere — da giebt es wohl viele unerklärliche, die auf dunkeln unerklärlichen Eigenthümlichkeiten und Sympathieen beruhen, z. B. Abneigung oder Zuneigung, welche gewiſſe Thiere von und zu gewiſſen Menſchen haben. Ich weiß nicht, wie viel Wahres in der gemeinen Redensart liegt ein Menſch, den kein Hund leiden mag, oder in der andern der Kerl iſt ein Hund von Geburt, wodurch man in meiner Heimath einen böſen harten Kerl bezeichnet; aber das weiß ich, daß einige Menſchen das Glück haben von Hunden faſt nimmer angebellt zu werden, während ſie dagegen bei dem Anblick, nein ſchon bei dem Anruch, von andern wie wüthend in die Kette ſpringen; daß einige Menſchen unter ſchwärmenden Bienen wie unter Ihresgleichen umhergehen ja in ihnen wühlen können, ohne daß ein Stachel ſie verletze, und daß andere dagegen ſich kaum einem Bienenſtock nahen dürfen, ohne ſogleich einen bittern Stachel zu fühlen. Wie einige Menſchen eine außerordentliche Gewalt über wildeſte Thiere haben, begreift ſich, wenn man bedenkt, was der klare Muth und herriſche Blick iſt, womit der Menſch gelegentlich das Thier überwältigt. Der Menſch ruhig dem Löwen gegenüber, der das gewaltige Thier in Ruhe ſetzt und hält, iſt nicht bloße Jagdfabel. Man erinnere ſich auch an Alexanders Bucephalus. Es zittern und ſpielen tauſend und zehntauſend unentdeckliche Kräfte zwiſchen den Geſchöpfen Gottes hin und her, natürlich am mächtigſten aus denjenigen, wo der Geiſt ſchon beginnt ſich der Herrſchaft bewußt zu werden. Ich kannte einen Dorfſchulzen aus Hermannshagen bei Barth, einen ſchönen ſtarken Mann, der als ein Thierbändiger und Thierbezauberer von den Leuten angeſtaunt ward. Er verrichtete unter Anderm ein ſehr ſchweres Geſchäft mit größter Leichtigkeit. Er nahm den unbändigſten Stieren und Hengſten mit ſanfter Hand und ohne ſie zu feſſeln und niederzuſtrecken das, was ſie ſich ſonſt nimmer ohne die heftigſte Widerſtrebung und Angſt nehmen laſſen, die robora inguinum. Da gafften die Leute und verwunderten ſich; ich aber verwunderte mich nicht mehr, als ich ihm ein paar Mal bei dieſem Geſchäfte zugeſehen hatte. Der Schelm magnetiſirte die Thiere. Ich ſah ihn, wie er ihnen fünfzehn zwanzig Mal mit ſeiner ſtarken Fauſt von dem Riſt bis zum Kreuz über den Rücken mit mächtigem Streichen hinfuhr und wie ſie bei dieſer Streichung, eben wie der Kater thut, wenn man ihn längs dem Rücken ſtreichelt, den Rücken wollüſtig einſenkten. Nachdem er dies gethan, ließen ſie ihn die ſonſt ſo ſchmerzliche Geſchichte ruhig vollführen, indem ſie unter den Meſſerſchnitten fraßen, als ob ihnen an dem Leibe nichts Neues widerführe. Was, wenn dieſer Mann ein Chirurg geweſen wäre und ſchmerzlichen Behandlungen ausgeſetzte Menſchen unter den Händen gehabt hätte? Daß der Mann ein — meinethalben unſchuldiger und unbewußter — Magnetiſeur war, lernte ich auch daraus, daß er berühmt war als einer, der Weibern und Mädchen das ſogenannte Herzſpann wegſtreichen konnte. Dergleichen magnetiſche Wunderleute kommen alle Tage irgendwo in Schwung, welche ausgerufen werden, als die da Geſchwülſte Verhärtungen Lähmungen u. ſ. w. wegſtreichen können. Gewöhnlich haben ſie auch den Erſten, an welchen ſie ihre geheime Kraft übten, die Leiden gelindert oder gar weggeſtrichen, aber endlich durch das Streichen und Streicheln aller Welt zerſtreuen und zerſplittern ſie ihre Kraft, und die unſchuldig und ehrlich angefangen haben, endigen meiſtens mit Lug und Trug.

Salz und Brod. Meine Mutter konnte nicht leiden, daß mit Salz und Brod ruchlos umgegangen oder daß etwas davon auf dem Boden verſchüttet ward; ja ſie ſammelte jede Brodkrume ſorgfältig auf, damit kein Fuß darauf trete. Daß dieſe beiden großen für die Erhaltung des irdiſchen

Lebens wichtigſten Stoffe von vielen Völkern zu heiligen Weihen gebraucht und häufig als die reinſten und unſchuldigſten Opfer der Götter angeſehen worden ſind, wiſſen wir u. A. auch aus der mola salsa der Römer, welche von den reinen Händen der Veſtalinnen aus den ſchönſten Aehren gelöſt gemalen und geknetet und an vorzüglich hehren Volksfeſten gebraucht und den Göttern dargebracht ward. Wir hören in unſern Tagen von den auserleſenen weißen Schaafen, welche man in Rom in beſondern Gärten hegt und aus deren feiner und unter beſonderen Weihungen und Segnungen bereiteter Wolle die Inſuln für die Erzbiſchöfe gewebt werden. Daß vorzüglich dem Salze eine eigne geheime Kraft innewohne und daß es vielfach zum Segen oder Fluch gebraucht worden, dieſen Glauben der Menſchen kennen wir aus der Geſchichte. Daß dies ein altdeutſcher Glaube war leſen wir bei Tacitus (Annal. 13, 57.), der eines blutigen Krieges erwähnt, in welchem die Katten und Hermunduren ſich um die Salzquellen der fränkiſchen Saale ſchlugen. Dort heißt es: bei ihnen ſey es feſter Glaube, ſolche Stellen ſeyen dem Himmel nah, und alſo auch die Gebete der Sterblichen der Erhörung der Götter näher. Dies ging in die chriſtliche Zeit der Völker ſo mit hinein. So ward zum Beiſpiel den Katechumenen in früherer Zeit an gewiſſen heiligen Tagen heiliges Salz gleichſam als etwas Sakramentliches gegeben; ausgeſetzten Kindern, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten, goß man Häuflein Salz auf die Bruſt, wahrſcheinlich, damit die böſen Geiſter oder die wilden Thiere gegen die jungen Heiden nicht Gewalt üben dürften. Mir däucht auch, daß ich gehört habe, daß alte Weiber den ungetauften Kindern in den Wiegen einige Körnlein Salz aufſtreuen oder etwas Eiſen auflegen, wahrſcheinlich auch gegen Satan und ſein Heer beſonders gegen alte Hexen, die ſie ſtehlen und Wechſelbälge für ſie hinlegen möchten; natürlich in ihrer Heidenkindheit, wo ſie den Schutzpanzer des chriſtlichen Taufſegens noch nicht an haben. So etwas geſchieht meiſtens ſehr heimlich, weil der Herr Paſtor es erfahren oder gar ein Ungläubiger es verſpotten könnte. Salz als Zeichen des Fluchs ward über die Trümmer der Städte und über Plätze ausgeſäet, wo Glück und Freude hinfort nicht mehr wohnen ſollten.

In meiner Heimath ſagt man Buben, welche Vögel belauern und fangen möchten: Junge, nimm Salz, ſchleiche dich ſachte heran und ſtreu es dem Vogel auf den Schwanz, und du kannſt ihn greifen. Der ächt komiſche Sinn der Anweiſung iſt klar, aber in ſeinem Grunde liegt gewiß die Meinung des alten im Salz gedachten Zaubers. Darum ſagt man: geh hin und nimm Salz, gewiß aus dem urſprünglichen Glauben, mit Salz könne man ſegnen und fluchen löſen und binden. Ich armer Junge habe in meinen Tagen auch einige Jahre Salz genug verſtreut, aber damit keine Vögel gefangen.

Spei aus. Bei dem natürlichen rohen Menſchen iſt das Ausſpeien Zeichen des Unwillens und Zorns, das Ausſpeien Zeichen der Abwendung oder Verachtung. Auch als Abwendung und Verſcheuchung des Böſen oder Zauberiſchen iſt es immer gebraucht worden. Unſer Doktor Martin Luther hat es oft und viel ausgeſprochen: der Teufel als ein ſtolzer und herriſcher Geiſt ſey durch ernſte und gewaltige Worte ſchwer wegzutreiben, aber vor den Zeichen ſchnödeſter und ſchmählichſter Verachtung weiche er am gewiſſeſten; man müſſe ihn auslachen anſpeien vor allem ihm gewiſſe unreinſte unerträglichſte Schälle und Knälle entgegen ſchicken. So zum Beiſpiel ſagt man bei mir zu Lande, wenn jemand ein ungeziemendes oder unheilvolles Wort ausgeſtoßen hat oder eben ausſtoßen will: Spei aus und ſprich anders, dem εὐφήμει oder favete linguis gleich. Wir hatten bei Löbnitz einen lieben freundlichen Nachbar, Herrn Suderow zu Martenshagen, der viel mit uns lebte und nur den einzigen hübſchen Fehler hatte von einer Unendlichkeit kleinen unſchuldigen Aberglaubens beſeſſen zu ſeyn. Wollte er ausfahren und ihm begegnete zuerſt ein altes Weib, flog eine Elſter oder lief eine Katze über den Weg, er fuhr zurück und ließ ausſpannen; es bedeutete das für die Reiſe einen ſchwarzen Tag. Nie, wann er in einem fremden Hauſe die Nacht blieb, trat er in ein Paar Pantoffeln oder zog eine Schlafmütze über den Kopf, ohne dreimal hineinzuſpeien.

Das Eiſen. Dieſes beſte aller Metalle, nach welchem man doch unſer Eiſenalter als das böſe und letzte Weltalter benennt, hat in dem Glauben und Aberglauben aller Völker immer eine große Rolle geſpielt. Der Schwede zaubert noch viel damit oder vielmehr er gebraucht es gegen den Zauber. Es wird in Schweden auf die Wiegen ungetaufter Kindlein gelegt, damit keine böſe Geiſter die kleinen Heiden berühren dürfen; der Jäger wirft es hoch in die Luft über den Rücken der wilden Thiere und Vögel, welche ihn, ehe er mit ſeinem Gewehr in Ordnung iſt, plötzlich überraſchen, um ſeinem Schuſſe Glück zu ſchaffen oder auch um dem Unglück und der Behexung ſeines Gewehrs zu wehren, da unter den Thiergeſtalten möglicher Weiſe Zauberer ſtecken können; es wird von den Mädchen zu gewiſſen Zeiten in den Brunnen geworfen, damit die Waſſernixen ſie nicht hinabziehen; von den Badenden in den See oder in den Fluß, damit der argliſtige Waſſergott Neck und ſeine Genoſſen und Genoſſinnen ſie nicht beſchädigen dürfen. Bei uns habe ich keine Eiſenzauberei geſehen als mit dem Erbſchlüſſel.

Unſern berühmten Paul Beck hab' ich einige Male bei Hausdiebſtählen mit dem Erbſchlüſſel in voller Wirkſamkeit geſehen. Es muß durchaus ein Erbſchlüſſel ſeyn, das heißt ein Schlüſſel, den man mit einem Hauſe oder Geräth von einem Blutsverwandten geerbt hat. Am wirkſamſten hält man die von Vater und Mutter oder vollends die von Großältern geerbten. Der Schlüſſel wird auf eine beſtimmt überlieferte und vorgeſchriebene Weiſe zwiſchen zwei Fingern ganz loſe gehalten und muß mit einem Punkt einen beſtimmten Vers oder ein beſtimmtes Kapitel in der Bibel berühren, welchen der Zauberer ihn nähert. Dieſer mit feierlich geſchloſſener und verhüllter Gebärde murmelt nun in unverſtändlichen Tönen gewiſſe Namen, welche er als Diebe verdenkt, langſam nach einander her, und der Name, bei deſſen Abmurmelung der loſe gehaltene Schlüſſel ſich regt, iſt der Dieb. Sehr klug iſt es aber, wenn der zaubernde Frager mit der magiſchen Handlung die Geſellſchaft ſo überraſcht, daß die Verdachten ſich mit unter den Zuſchauern der peinlichen Befragung befinden. Einmal triumphirte Paul. Es war einer Magd von einer ihrer Geſellinnen ein ſeidenes Tuch geſtohlen. Beck hatte die des Diebſtahls Verdachte bei der Schlüſſelregung ſcharf angeſehen, und ſiehe! den andern Morgen brachte ſie dem Zauberer in banger Herzensangſt und unter bittern Thränen das Geſtohlene zurück.

Die Bienen ſind muſikaliſche Thierchen, und laſſen ſich durch klangvolle Töne und Saitenſpiel im geſchwinden Fluge hemmen, daß ſie ſachter fliegen oder ſich zu der Muſik auf den erſten beſten Baum oder Strauch niederlaſſen. Wann ſie ſchwärmen, entfliegt mancher Schwarm mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß keiner ihn einholen, oder er fliegt ſo hoch, daß keiner ihn ſehen und ihm nachfolgen kann. Wie oft habe ich ſogar einen Reiter zu Pferde dem mitfliegenden Schwarm nachſetzen und auf dem Erbſchlüſſel pfeifen gehört! Denn das ſoll die rechte feſthaltende und herablockende Blaſemuſik für die Bienen ſeyn. Oft fliegt ein Schwarm wirklich eine Viertel oder halbe Meile, ehe er ſich zu ſetzen geruht, oder entfliegt auch ſo hoch, daß er nimmer gefunden oder zuletzt von Fremden eingefangen wird. Wann er nun im Fliegen iſt, verfolgt ihn der Bläſer und Pfeifer auf dem Erbſchlüſſel über Berg und Thal und durch Korn und Dorn, bis die müden Thierchen ſich ſetzen. Ich bin als Junge mit unſerm alten Jakob Nimmo und Hinrich Vierk oft mitgelaufen, habe auch mitgeblaſen, wenn wir mehrere dergleichen Schlüſſel hatten.

Zauberiſche oder freundliche Thiere, welche in der gewöhnlichen Menſchengeſellſchaft mitſpielen.

Was der Menſch von Katzen Raben Krähen Elſtern Eulen hält, iſt mehrmals berührt. Aber von einigen andern, welche er faſt nur freundlich und liebend meint und nennt, muß ein Wörtchen geſagt werden. Doch vorher zum Spaß noch etwas von der Katze:

Nichts Luſtigeres und gelegentlich auch nichts Unluſtigeres als die Feindſchaft der Fuhrleute und Katzen mit anzuſehen. Es giebt gewiß noch manche Gegenden Deutſchlands, wo man Katzen verhehlen oder ſonſt in Körben auf dem Rücken von Ort zu Ort tragen muß, weil kein Kutſcher oder Fuhrmann eine Katze um keinen Preis auf den Wagen nehmen will. Ich habe es ſelbſt mit angeſehen und mit angehört, wie ein Fuhrmann in Franken eine arme gebrechliche alte Frau, welche er aus Barmherzigkeit auf einige Meilen mitgenommen hatte, mit Flüchen und ohne Barmherzigkeit, ſo daß er ſie beinahe geprügelt hätte, von dem Wagen herunterſchmiß, als ein junges Kätzchen, welches ſie in ihrem Korbe auf dem Schooße hatte, zu miauen anfing. „Fort, fort mit dir, alte Wetterhexe, und mit deinem verfluchten Teufelsvieh, das du mir und meinen Pferden auf den Wagen geladen haſt!“ ſo klang es hinter der weinenden Alten her.

Unſer Gärtner Chriſtian Benzin und der Kutſcher waren einmal frühmorgens mit einem vierſpännigen Wagen Salz zu holen von Löbnitz nach Stralſund gefahren. Sie hätten nach der gewöhnlichen Ordnung um vier fünf Uhr Nachmittags zurück ſeyn ſollen; aber es ward acht Uhr und zehn Uhr Abends und ging tief in die Nacht, und kein Wagen war da, ſo daß ein Unglück an Menſchen oder Pferden gefürchtet ward. Endlich erſchienen ſie noch hinter der Mitternacht, und der Vater ließ den Gärtner herein rufen, und es begab ſich in meiner Gegenwart ungefähr folgende Zwieſprache zwiſchen den beiden:

V.: Nun zum Teufel, Benzin, wie habt Ihrs gemacht und was iſt Euch begegnet, daß Ihr ſo ſpät kommt? Iſt Euch irgend ein Unglück zugeſtoßen oder ein Rad gebrochen?

B.: Ja wohl Unglück, Herr, wohl Unglück, und mehr als Unglück haben wir auf dem Wagen gehabt. Ich ſage: ein rauches Unglück — o die verfluchte Katze!

V.: Katze? was ſchwatzt Ihr da für tollen und beſeſſenen Unſinn? Ihr habt ja Salz geladen und keine Katzen.

B.: Ja, Herr, ich ſag' es noch einmal und ſag' es zum dritten Mal, die verfluchte Katze! die Frau Schuhmacher gab uns die kleine Katze in einem Beutel für die Frau mit, und der Kutſcher wehrte ſich und wollte ſie nicht nehmen, aber er hat zuletzt gemußt. Da haben wir das Unglück auf den Wagen genommen, und die iſt an allem ſchuld und daß wir ſo ſpät gekommen ſind. Das ſoll dir wohl eine Katze ſeyn; ja wenn der Herr es geſehen hätte, wie es uns damit gegangen iſt; da ſitzen gewiß ein paar Dutzend Heren darin, zehnmal ſchwerer als unſre ſechs Salzſäcke. Das haben die armen Pferde wohl gefühlt; wir ſind wohl ſieben Stunden gefahren und immer Schritt vor Schritt, bis wir zum Kummerower Kruge kamen, und da ſtanden die Pferde im Schweiß, ja ich ſage, Herr, als wenn jedes Pferd vor einem Mühlſtein geſpannt geweſen wäre. Und als wir da gefüttert und die Pferde ſich ein wenig verpuſtet hatten, o hätte der Herr das mit angeſehen und angehört, wie es von Krähen Eulen und andern Vögeln um uns geflogen und geflattert und wie es miaut und miault hat, als hätten wir tauſend junge Katzen im Sack gehabt. Nein meiner Seel, der Herr mag mir's glauben, das ging nimmer mit rechten Dingen zu, und ſo hat's uns zuletzt weit in die wilde Nacht hinein über Gräben und Dornen von dem Wege ab in die Irre fortgetrieben, und noch weiß ich nicht, wie wir über die Redeboſter Brücke und endlich zu Hauſe gekommen ſind. Nein an die Katze und die Nacht werde ich all mein Lebelang denken müſſen.

V.: (halb zornig und halb lachend.) Geht! geht und ſchlaft aus! Eure Katzen und Vögel ſind aus dem Brantweinglaſe aufgeflogen, das ſehe ich Euren Worten und Augen an, Ihr habt in Stralſund und Pütte und Kummerow zu viel gepegelt — das ſind die flatternden Irrvögel.

Wenn man dem Menſchen gegenüber von Vögeln ſpricht, ſo darf man dieſe in Beziehung auf ihn ein liebloſes oder vielmehr ein liebeleeres Geſchlecht nennen. Man darf auch mit ziemlicher phyſiognomiſcher Sicherheit ſagen, daß Menſchen mit einem Vogelſchnabel oder Vogelgeſichte meiſtens auf ſich ſelbſt angewieſene ſelbſtſüchtige Geſchöpfe ſind. Will man es in naturgeſchichtlicher Weiſe ausdrücken, ſo ſagt man vielleicht: das Vogelgeſchlecht hat zu viel Inſtinkt, es geht nicht leicht in andre Naturen über. In dieſer Weiſe könnte man auch vielleicht von dem Eſel und Kater ſagen: ſie ſind edle ſelbſtſtändige Geſchöpfe, die ſich dem tyranniſchen Menſchen nicht beugen wie der Hund und das Pferd; deswegen nennt der Menſch ſie gefühllos oder gar undankbar. Wie dem auch ſey, mit den Gänſen Enten Hühnern Putern Tauben ſpielt der Menſch auch wohl und hat ſie zu ſeinem Nutzen und Vergnügen zu kirren und zu zähmen verſtanden, aber es giebt einige Vögel in ſeiner Gemeinſchaft oder Nähe, worauf er beſonders ſeine Augen wendet, und auf dieſe wollen wir hier auch unſre Augen wenden. Sie ſind Storch Schwalbe und Lerche, welche in manchen Ländern von den lieben Bauersleuten mit Liebe ja mit einer Art Verehrung geachtet und geſchützt werden. Alle dieſe ſind nicht gezähmt ſondern ſie halten ſich frei in ihren Feldern und an und um ihre Wohnungen auf. Man könnte ſagen, er liebe und ſchirme ſie, weil ſie ſich zu ihm halten; aber warum thut er das nicht auch dem Sperling ſeinem allertreueſten und allerluſtigſten Geſellen? warum ſieht er den nur als einen leichtfertigen Schelm gleichgültig um ſich flattern, und eben ſo den Finken Hänfling Grünling? warum achtet und ehrt er nicht die Gans die Ente den Hahn, ſeine nützlichſten zahmen Freunde gleich jenen wilden? Es muß mit der Achtung und Verehrung eine andre und eigne Bewandtniß haben; und die hat es in der That, und man entdeckt ſie, wenn man tiefer hineinſchaut.

Von den drei Namen Storch Schwalbe und Lerche hat die dritte, die Lerche, in manchen Ländern freilich das Schickſal zu Tauſenden erwürgt und gegeſſen zu werden, aber in meiner Heimath war ſie in meinen dortigen Tagen noch gefriedet und man hielt es faſt ſündlich das Gewehr auf ſie anzuſchlagen. Dieſe Liebe und Schonung verdankt ſie wohl ihrem freundlichen Geſang, wodurch ſie dem Pflüger und Schnitter ſeinen Feldgang erheitert, kurz ihrem unſchuldigen harmloſen Daſeyn.

Der Storch baut ſein Neſt auf den Häuſern und Scheunen des Landmanns oder auf alten geſtumpften Bäumen in der Nähe der menſchlichen Wohnungen. Der Bauer hält ihn heilig, weil er glaubt, wo er wohnt dürfe Feuer und Blitz nicht nahen. Auch gilt die Meinung bei den Menſchen, wo er ſeinen Sitz freiwillig auf immer verlaſſe, bedeute es ein Feuer oder anderes Unheil. Man erinnert ſich hiebei der Sage von den Störchen von Aquileja, wie ſie weiſſagend der nahenden Verwüſtung entflogen ſind. Auch hat der Bauer den Glauben, der Storch hege eine ganz beſondere Zärtlichkeit in ſeiner Bruſt, eine ſeltene Aeltern- und Kinder-Liebe und weiß ſich davon viele Beiſpiele zu erzählen. Die Kämpfe die kreiſenden Flüge um ſeine Wohnung die Wirthſchaft deſſelben auf Wieſen Feldern und in Sümpfen und Bächen mit Fröſchen und Schlangen beobachtet er mit Sorgfalt, ſo wie die Ankunft und Abreiſe deſſelben; ſeine Ankunft wie die der Schwalben bezeichnet ihm ja den Frühling. Aber der Menſch hat etwas viel Bedeutenderes an ihm bemerkt, etwas, was ihm wie aller Verſtand Achtung abnöthigt, und dieſes Etwas iſt eine gewiſſe Ordnung im Regiment und in der Herrſchaft. Es iſt unter dieſen Vögeln, wenn man ſie auf ihren Sitzen oder auf ihren Feldern und Wieſen oder gar in fröhlichen Kreiſungen in der Luft ſich bewegen ſieht, eine ganz beſondere und wunderliche Erſcheinung, welche einer gewiſſen Anſtändigkeit und Komplimentirlichkeit gegen einander ähnlich ſieht; es iſt vorzüglich in der Ordnung ihres Regiments und in der Vertheilung ihres Gebiets etwas, was einem Staate ähnlich ſieht: gleichſam eine beſtimmte und oft ſogar etwas feierliche Haus- und Lebens-Ordnung. Der Menſch kann ſie oft erblicken, wie mehrere verſammelt ja vereinigt denjenigen zu jagen und zu züchtigen ſcheinen, der ſeine Beute auf fremdem Gebiete ſucht; denn jedes Paar ſcheint ſein ordentlich zugetheiltes Revier zu haben. Kurz, es iſt in dieſen Langbeinen etwas einem Staate, einer nach Uebereinkunft und Geſetzen geordneten Gemeinſchaft, Aehnliches, wie der Menſch es ja auch an Bienen und Ameiſen achtet, welche er deswegen durchaus nicht mit dummen Augen überſieht.

Es fällt einem bei dem Namen Storch das griechiſche Wort Storgi (στοργή) ein, ob der Vogel von ſeiner älterlichen und kindlichen Liebe urſprünglich dieſen Namen nicht bekommen habe, wie denn viele Wörter der verwandten Sprachen in jeder beſonderen Sprache oft ganz einzeln und mit lange vergeſſener Bedeutung zerſtreut da zu liegen ſcheinen. Unſer deutſcher Bauer erzählt ſich merkwürdige Beiſpiele, wie einzelne Storchfamilien bei der allgemeinen in Schaaren geordneten Herbſtabreiſe wegen eines kranken Kindes oder eines erkrankten Aeltern, um dieſen zu pflegen und zu füttern, faſt bis an den Winter zurückgeblieben ſind; auch glaubt er, daß ſie ihre Kinder wohl auf dem Rücken tragen, vorzüglich, wann ſie ſie im Fliegen unterweiſen wollen; wovon der plattdeutſche Name Adebar oder Kinderträger ſeinen Urſprung habe. Dieſer Adebar iſt nun aber auch in der kindiſchen Vorſtellung immer der rechte Kinderträger, der die kleinen neugebornen Menſchenkinder bringt und in die Wiege legt. Wenn die kleinen Naſeweiſe, die ſchon plappern und ein biſchen grübeln können, bei ſolchen Hausbegebenheiten die Aelteren mit neugierigen Fragen plagen, ſo ſtillt man ſie mit der Antwort: der Adebar hat euch das Brüderchen gebracht; habt ihr ihn die Nacht nicht an der Thüre und an den Fenſtern klappern gehört? In meiner Inſel Rügen muß dies Geſchäft gewöhnlich der Schwan verrichten.

Hier ſoll zum Schluß noch ein Liedchen folgen, welches zuerſt aus einem Bauerhauſe ſcheint in die Welt hinaus geklungen zu ſeyn:

Adebär du Langebeen
Wenneh'r wist du wegtheen?
Wenn de Rogge riep is,
Wenn de Pogge piep is,
Wenn de geelen Beeren
Up dem Bome gähren,
Wenn de roden Aeppeln
In de Tunne dröppeln,
Wenn de Spis ward lütt un kleen,
Will ick Adebär wegtheen.

Die liebe Schwalbe ſucht den Bauer, aber der luſtige Sperling ſucht ihn ja auch. Aber das bloße Suchen und Zuſammenleben mit dem Menſchen thut es nicht allein. Es iſt Traulichkeit, es iſt Schwermuth und Liebe in der Art und dem Geſange und Gezwitſcher des Vögelchens, es iſt etwas Menſchliches in ihm; auch ſein Amt als Frühlingsherold thut ſein Theil, und überdies beobachtet der Menſch in ſeinem Zuſammenleben mit dem frommen Vögelchen in demſelben eine Gemeinſamkeit des Wirkens und Arbeitens. Ich habe oben Beiſpiele davon angeführt. Wie viele Bauern, welche nimmer leiden würden, daß man von ihren Wänden oder auf ihrer Hausflur die Schwalbenneſter wegnähme, wenn ſie auch wie der alte Tobias Gefahr laufen ſollten von ihnen einen böſen Anſchmiß zu bekommen! Es liegt aber hier bei der Achtung und Liebe der Menſchen für gewiſſe Thiere und Vögel etwas Tieferes im Hintergrunde. Wie ſollte der Menſch den Sperling achten, das Bild des leichtſinnigſten Flatterers und Buhlers? Nur wo er in dem Leben und in der Haushaltung der Thiere das Menſchenähnliche erblickt, das Bild des Verſtändigen Sinnigen und Gleichſamſittlichen, muß er achten und lieben: bei dem Bieber der Biene dem Storch der Schwalbe. Kennt er ja den künſtlichen Staat und die Kriege und Friedensſchlüſſe der Bienen; ſieht er ja doch die gemeinſamen Arbeiten und Kriege ſelbſt der ſtillen Schwalben, wie oft Zwanzig und Dreißig derſelben zu gleicher Zeit im Fluge ſind für Zwei an Einem Tage ein Neſt fertig zu bauen, wie ſie zu Vierzigen und Funfzigen mit Schlick und Mörtel fliegen, dem Sperling für den Hungertod das Neſt zuzumauern, woraus der Räuber ſie herausgetrieben hat u. ſ. w.

Paul Beck.

(1844.)

Vielgeſtaltig erſcheinen die Himmliſchen ſingt der philoſophiſche Dichter Euripides. Ich hatte in meinen alten Papieren geblättert und auch in zerriſſenen Andenken aus den Knabenjahren meines Bruders Fritz, da erſchien mir durch die ſeltſame Bilderung der Träume aufgeweckt auch dein Bild, allerſeltſamſter und allerehrlichſter Paul Beck, und mahnte mich vergangener Scherze und Freuden der Jugend und auch mancher wunderlichen Spiele, welche wir weiland in den Jahren 1780 und 1790 mit einander geſpielt haben oder welche wir Gott den Vielgeſtaltenden und Bilderreichſten, den allmächtigen Saitenſpieler der Welten und Herzen, mit uns haben ſpielen laſſen. Das Leben iſt ein Traum ſingt ein anderer Dichter. Dies gilt wohl in vollſter Bedeutung von dem Leben eines jeden Sterblichen, der ſich ſelbſt und die Wechſel dieſes Lebens beachten und betrachten gelernt hat; aber unter denen, welche dieſen Traum durchſpielen, wandeln Manche ſelbſt wie perſonificirte Träume umher, das heißt als ſolche, die da ſelbſt träumen und andere auf wunderbare Weiſe bei hellem Wachen in Träume verſetzen. Solche herumwandelnde Träume ſind in mancher Beziehung ergötzend und belehrend, und zumal da ſie nicht bloß Nachtträume ſondern auch Tageträume ſind, ſo werfen ſie ganz eigne Dämmerſchatten, gleichſam Streifen von Nachtlichtern, in die Helle des Tages hinein und veranlaſſen

Erſcheinungen und Durchblicke des Geiſtes, welche die Proſa des hellen Sonnenſcheins ſonſt nimmer zu haben pflegt. Solch ein oft ſchauderlicher öfter jedoch ergötzlicher Traum warſt du, lieber alter Paulus, in den Tagen deiner Erdenpilgerſchaft, und deswegen will ich, aufgeregt von den jüngſten Nachtſpielen, wo deine lebendige Leibhaftigkeit mit manchen ſeltſamen Sprüngen ſich wieder vor mir bewegte, mir deine Geſtalt hier hinzeichnen, jedoch abſpringend von dem Zwiegeſpräche und zur ordentlichen Erzählung und Beſchreibung übergehend, welche ſogleich mit der Namenberichtigung beginnen ſoll.

Paulus Beck hieß dieſer Mann nicht ſondern nannte und ſchrieb ſich Karl Heinrich Beck, mit welchen Namen er auch im Stralſundiſchen Kirchenbuch zu Sankt Jakob als Täufling eingeſchrieben war. Er trug den Namen Paul wie manche Beinamen, welche er durch loſe Scherze zufällig hervorlockte, das letzte Jahrzwanzig ſeines Lebens, indem ein Freund, den er mit einem loſen unerzählbaren Scherz mit Petri Stulfeier aus dem Kalender aufgezogen hatte, ihn dafür mit Paul Bek. (Pauli Bekehrung) auch aus dem Kalender beſchenkte, woran er auch einen groben Spaß hängte. Von dieſer Zeit an behielt er bei Freunden und Bekannten durch ſeine eigne Schuld, indem er den Spaß und Einfall jenes zornigen Augenblicks zu wichtig nahm, hinfort den Namen Paul Beck. Es war das eigentlich das Seltſame an dieſem Manne, daß er, ohne durch geiſtige Bildung und Entwickelung bedeutend zu ſeyn, durch die allerungewöhnlichſten und allerſeltſamſten Sprünge der Laune und des Witzes oder nur überhaupt durch Eigenthümlichkeit der Auffaſſung und Darſtellung der Gefühle und Bewegungen des Augenblicks, wie ſie fliegenden Blitzen gleich in ungewöhnlichen Richtungen und Schwingungen durch ſeine Seele ſchoſſen, immer geiſtiges Leben und blitzigen und geſchwinden Zungenhader erregte. Wo Beck erſchien, entſtand im Augengenblick lebendige Unterhaltung und oft die allerlebendigſte Wortkabbelung. Er gehörte zu den wohlthätigen Menſchen, welche, ſelbſt nicht mit der Kraft begabt Mannigfaltiges oder Reiches zu erzeugen, andere zu geiſtigen Aufflügen und Zeugungen reitzen. Er war von Kopf bis zum Fuß ein eigenthümlicher Kauz; ſeine Stellung ſeine Gebärde ſein Blick, die Miene, die er zog, jedes Wort, das er ſprach, wurden durch ihre Art bedeutend: wo Beck erſchien, da entflohen Schlaf und Langeweile. Da der Umgang und die Bekanntſchaft mit ihm in meine Knabenjahre fiel und er endlich in meinem Jünglingsalter beinahe zehn Jahre als Wirthſchaftsbuchführer im Hauſe meiner Aeltern lebte, ſo hat er mir reichliche Erheiterung und häufige Belebung und Belehrung bringen gekonnt. Dieß zu begreifen folge hier ein kurzer Abriß ſeines Lebens und ſeiner Art.

Karl Heinrich Beck, wie ich glaube, im Jahr 1750 oder 1751 geboren, war der Sohn eines Tuchmachers in Stralſund, der in der Fabrik arbeitete, welche ein um ſeine Vaterſtadt verdienter Bürger namens Hennings errichtet hatte. Becks Vater war ein armer Mann und ſtarb früh. Er ſelbſt war von der Wiege an ein zartes und feingliedriges Kind, und da er zu tüchtiger Fauſtarbeit wenig geſchickt ſchien aber von dem Schulmeiſter zu Sanct Jakob wegen ſeiner geſchwinden Auffaſſung und Gelehrigkeit gelobt wurde, ſo ließ Herr Hennings ihn bald eine etwas beſſere Schule beſuchen, nahm ihn dann als Ausläufer und Beſteller in ſein Haus und gebrauchte ihn endlich auf ſeiner Schreibſtube. Nach Hennings Tode, da er eine ſchöne Hand ſchrieb und das doppelte Buchhalten gründlich verſtand, ernährte er ſich durch dieſe Kenntniſſe mehrere Jahre in ſeiner Vaterſtadt und kam um die

Jahre 1770 in die gräfliche Kanzlei zu Putbus, worin er über zehn Jahre gearbeitet hat und etwa 1788 als Buchführer und Kornbodenregent in meines Vaters Haus gekommen iſt.

Beck war von mittlerer Größe aber von ſehr feinem Bau an Beinen Armen Händen und Füßen; ſo daß er ſeine Hände wohl ſeine Händchen zu nennen pflegte, mit welchen er gelegentlich ſogar etwas Liebäugelei trieb, wie er auch von ſeinen dünneſten Armen, die aber wirklich ſtark waren, zu ſagen pflegte: es iſt Stal darin wie in den Knochen eines arabiſchen Hengſtes, alles reines dichteſtes Elfenbein. Auf dieſem feinen Unterbau ſaß ein großer Kopf mit einem breiten Geſicht regelmäßiger Naſe und Mund und großen blauen Augen; die rothe Geſichtsfarbe zeigte ein fröhliches, die fliegenden Geſichtszüge verriethen ein bewegliches Gemüth. Wann was Seltſames in ſeinem Innern vorging, ſpielten die Augen ihm mit wunderbarem Glanz gleichſam aus dem Kopf heraus, ſo daß ſie faſt wie Schneckenaugen ſchienen aus und ein gezogen werden zu können. Im gewöhnlichen Zuſtande trug ſein Geſicht die Gebärde des Schalks, und wann er irgend eine lebendige Seele mit ſich hatte, N. B. die er ſeiner Unterhaltung und Mittheilung werth hielt, ſpielte er mit den leichteſten und loſeſten Einfällen und war an Geſchichten aus dem Leben und an Gleichniſſen aus Leben und Büchern unerſchöpflich.

Er war alſo ein Schalk und Schelm, und zwar ein ſatiriſcher Schelm, und konnte gelegentlich auch recht witzig ſeyn, jedoch ſelten boshaft, immer aber, auch wenn er Gewöhnliches ſagte, durch ganz ungewöhnliche und eigenthümliche Stellung Richtung und Beleuchtung des Gegenſtandes oder Gedankens reitzend weckend und belebend. Kurz, er war ein Feuerſtein, aus dem bei dem leichteſten Schlage

Funken ſprühten. Der ganze Umfang ſeiner Gelehrſamkeit beſchränkte ſich auf die Mutterſprache, ein bischen Franzöſiſch und Schönſchreiben und Rechnen; aber er war einer der vielbeleſenſten Menſchen, die ich gekannt habe, und hatte was er wußte wie ein Kriegsmann, deſſen Schwerdt wie das Schwert Joabs leicht aus und ein geht, zum unmittelbarſten augenblicklichen Gebrauch ſogleich aus der Scheide ſeiner Lippen heraus. Die Heilige Schrift mit allen ihren Sprüchen und Scherzen, wie ſie auch weltlich gedeutet und gebraucht werden, und die ganze damalige deutſche Literatur, Leſſing und Goethen mit eingeſchloſſen, hatte er durch das glücklichſte Gedächtniß für jedes leichteſte Scharmützel oder ſtätige Gefecht im Kopfe und auf der Zunge, und von dieſer Zunge flog das geflügeltſte Wort ihm durch die Lippen. Er hatte in Stralſund und in Putbus in den gräflichen Häuſern und Schlöſſern reichſte Büchervorräthe durchnaſcht und ſich ſein Theil herausgefreſſen — denn er war ein rechter geſchwindeſter Bücherfreſſer — und durch Umgang mit gebildeten und gelehrten Geiſtlichen, beſonders wenn ſie etwas ſeltſamer eigenthümlicher Art waren, hatte er ſich auch Manches gewonnen und erſtritten und philoſophirte und theologiſirte gelegentlich trotz dem Beſten.

Hier, nämlich wann er zum Philoſophiren und Theologiſiren gereizt ward, ſtand er ganz in dem Dualismus, der damals theils auf eine höchſt leichtſinnige und oberflächliche theils auf eine höchſt liebenswürdige und poetiſche Weiſe erſchien, ſo gar in andrer Geſtalt und Weiſe, daß man in unſern Tagen, wo alles mehr fanatiſch erhitzt und erzürnt iſt, von den Zuſtänden jener Jahre 1770 und 1780 ſich gar keine Vorſtellung machen kann. Es war das das Zeitalter Voltaires und Friedrichs des Zweiten. In Deutſchland hatte ſich allerdings auch eine wälſche Leichtfertigkeit eingeſchlichen, aber bei dem Volke und bei dem ſogenannten gebildeten Mittelſtande zupfte dieſe nur noch an der Kruſte der Dinge und an der Kruſte und Rinde des alten Glaubens. Es war dies im Proteſtantismus — wir lebten aber in einem durch und durch lutheriſchen Lande — gleichſam ein zweites wiedererwachtes Mittelalter. Denn im Mittelalter hatte man ja das ganze Prieſterthum die Kirche und die Heilige Schrift zu tauſend und aber tauſend weltlichen Verkleidungen Vermaskirungen und Parodirungen gebraucht und gebrauchen gedurft, ohne daß ſolche Spiele als unheilige und ketzeriſche Spiele gedeutet oder geahndet worden wären. So gebrauchten es die deutſchen Proteſtanten ſehr viel in den Jahren von 1760 bis 1790. Man ſcherzte zum Theil ſogar unfein und unheilig mit heiligen Dingen und Perſonen, man ſpottete und ſpöttelte mit dem großen König und dem boshaften und witzigen Wälſchen von Ferney, aber man ging mit voller frommer und dann auch ganz ernſter und geſammelter Andacht in die Kirche und hörte ſeine Predigt und beſprach ſich von geiſtlichen und göttlichen Dingen, und doch ſchienen Bosheit und Leichtfertigkeit als luſtige geſellige Vögel nebenher flattern zu dürfen.

Dies Weſen trug Paul Beck im vorzüglichſten Grade vor, und hat es bis in das neunzehnte Jahrhundert hineingetragen, ohne Arg und Bewußtſeyn, daß er etwas Verkehrtes und Sichwiderſprechendes thue. Er hatte die ganze ſchöne und leichte Literatur des Tages immer vollſtändig mit ſich, und wann Dummheit ihn reizte oder Schalkheit ihn lockte oder aufgeblaſene Leerheit ihn erzürnte, ſo ließ er alle ſeine leichten Truppen ausrücken und plänkeln. Man hätte den kleinen Schlingel dann für den ſchlimmſten Heiden und Unchriſten halten ſollen, wenn man nicht gewußt hätte, daß er die frommen Prediger aufſuchte und ſich durch ſie erbauen ließ und die Zierlichen und Mundfertigen, welche das tiefe Leben verflachen, durchaus nicht leiden konnte.

Aber der Dualismus jener Zeit, der noch mehr unbewußte und unfanatiſche, hatte ſich des Weſens dieſes feinen geiſtigen Menſchen auf eine unbeſchreibliche Weiſe bemächtigt. Er war ungläubig aus Grundſatz, weil das viele Glauben eines geiſtreichen Mannes und einer freien ſtolzen Seele unwürdig ſey, als welche ſich über den Altenweiberglauben zur Freiheit und Unabhängigkeit des Gedankens erheben müſſe; aber er war ernſthaft und gläubig von Natur, und das war das Tragiſche und zu gleicher Zeit das Reitzende und Anziehende der Unterhaltung mit ihm, daß der Schelm und Vagabund, der mit voltäriſchem Uebermuth und Leichtſinn hinzuflattern ſchien, auch da, wo man eine umrahmende und kreiſende Jagd gar nicht erblicken konnte, unterwegs von einer ehrlichen Gewiſſenhaftigkeit eingeholt und in ſeltſamen Kreiſelungen herumgeriſſen ward; ſo daß, wann dieſe ernſte Mahnerin ihm durch die Bruſt zuckte und ihn von ſeinen leichtſinnigen Ausläufen zurückholte, gewöhnlich wunderliche Seltſamkeiten aus den erſten Anfängen und Aufzügen der Geſpräche entſprangen. Nie wechſelten das Tiefe und Hohe das Leichte und Schwere ſo ſonderbar als in dieſem Sprechenden und Darſtellenden. Dies gab die luſtigſten oft genialiſcheſten Sprünge Rückſprünge und Ueberſprünge, welche dem ſeiner Art Ungewohnten Verrücktheiten gleich däuchten.

Ich habe den Mann oben nämlich als den Allerehrlichſten angeſprochen, und der war er ſeiner innerſten Natur nach, aber der ſpielende geſellſchaftliche und literariſche Leichtſinn jener Tage, eine gewiſſe angelernte Freigeiſterei, welche, zumal bei dem Witzigen und Satiriſchen, ſich leicht einniſten konnte, ging gar gern mit ihm durch; wer aber das Rößlein ſich müd ſpringen ließ und ihm dann in die fliegenden Zügel fiel, konnte ihn auf die allerwunderlichſte Weiſe herumholen, ſo daß, was anfangs mit dem ſchelmiſcheſten und loſeſten Uebermuth ausgelaufen war, ſich häufig mit einer ſehr ernſthaften und oft wehmüthigen Haltung und Gebärdung herumholen oder nach der verſchiedenſten Seite hinlenken ließ. Wer nämlich die ernſte und dunkle Gegend ſeines Gemüthes kannte und wo er auch Wunden von Fehlern und Gebrechen hatte, kurz wer ſich auf der geiſtigen Jagd oft mit ihm umgetummelt hatte, wer alſo verſtand aus einem leichten und leichtſinnigen Geſpräch ihn in die idealiſche Welt der Geiſter und in die myſtiſche Welt der Träume und Geſpenſter hineinzuſpielen, dem mußte er endlich mit einem ganz andern Geſicht Rede ſtehen, als mit welchem der Satyr und Momus begonnen hatte. Solche Verwandlungen, welche oft ganz unwillkürlich und unabſichtlich bei Geſprächen und Streiten von dem Leichteſten zum Schwerſten und von dem Flachſten zum Tiefſten ſich mit ihm ergaben, machten das Zuſammenleben und den Zank mit ihm immer lehrreich und oft höchſt reizend.

In unſerm Hauſe ſtand er mit dem Vater auf dem Fuß eines alten Freundes, und bei allen ſeinen ſpringenden Ungleichheiten und Sonderbarkeiten, welche ihn einem ſehr pünktlichen und ordentlichen Geſchäftsmann zuweilen ſehr läſtig und unangenehm machen konnten, hielt der Vater ihm immer die Stange von wegen ſeiner innerſten Treue und Wahrhaftigkeit in Wort und Wandel. Viel anders aber ſtand ſein Verhältniß zu den Frauen, zu meiner Mutter und Mutterſchweſter. Er war im Alltagsleben ordentlich, aber bei rauſchigen Feſten ging die Freude leicht mit ihm durch und ward Bacchus leicht ſein Meiſter, da der zarte und reizbare Menſch oft ſchon von wenigen Gläſern benommen werden konnte. Wann ihm das widerfuhr, war er Männern in einer gewiſſen genialiſchen geiſtigen Ausgelaſſenheit höchſt liebenswürdig, in tauſendgeſtaltiger Beweglichkeit hin und her fliegend und ſchimmernd und in fröhlichſter Ungebundenheit ſeinen Witz ſpielen laſſend, wobei denn oft Manches zu Tage kam, was die Frauen meinten zügeln und züchtigen zu müſſen, zumal da er, wann er ſich ein wenig begeiſtert fühlte, eine ganz eigne Luſt hatte ſeine Geſchütze auf die Gebrechlichkeiten des weiblichen Geſchlechts zu richten. Meine Mutter vor allen, als die eine ſehr fromme und innige Frau war, mußte ſeine leichtfertigen Reden, wodurch ihre Jungen verführt werden konnten, oft mit zürnendem Ernſt zurückweiſen, während ſie zu andrer Zeit mit ihm in weite bibliſche und philoſophiſche Geſpräche gerieth.

In ſolchen Tagen, wo er durch große Geſelligkeit oder durch Feſtgelage und Nachtwachen in ungewöhnliche Aufregung verſetzt war oder wo fortgeſetzte Geſpräche mit geiſtreichen Menſchen über dunkle und räthſelhafte Fragen ſeinen Geiſt zur Erhebung und Ausblitzung gebracht hatten, war dieſer beweglichſte Menſch einer Aeolsharfe gleich, welche bei jedem leiſeſten andern Winde auch andere Töne gab; er war dann gleichſam ein Inſtrument in fremder Hand, worauf man willkürlich ſpielen konnte. Wir Schelme, ich und Bruder Fritz und andre Geſellen mit uns, welche ihm ſeine geiſtige Zitterlichkeit Erſchütterlichkeit und Vieltönigkeit lange abgelauſcht hatten, wußten ihn oft in die uns beluſtigende faſt geiſterſeheriſche Stimmung zu verſetzen. Bei einem Glaſe Wein einem fröhlichen Kartenſpiel einem Lhomberchen, welches er für ſein Leben gern ſpielte, wobei er durch ſeine Einfälle und Bemerkungen höchſt angenehm und unterhaltend war, regten wir in langſamen Zügen und Streichen, die wir auf ſeine Fantaſie führten, erſt ſeine Geiſter auf und wendeten dann das Geſpräch auf irgend tragiſche und räthſelhafte oder graunvolle Gegenſtände der äußeren Welt oder des innern Seelenlebens — und ſiehe! er mußte ſeine geiſtigen Erſcheinungen vor uns aufſpielen, die meiſtens ſpaßhaft waren, zuweilen aber ſich in das Schauderhafte verlieſen. So konnten wir ihm durch gewiſſe Erzählungen den Alp auf den Leib hetzen, daß er fünf bis zehn Minuten von demſelben gedrückt und feſtgehalten mit offenen Augen und gepreßter Bruſt geiſterhaft vor uns da ſaß.

Ich erinnere mich, Bruder Fritz und ich ſaßen einen guten Nachmittag bei ihm auf ſeiner Stube; Fritz war in den Schulferien aus Stralſund gekommen, und ich erzählte von den Großthaten, welche Bruder Karl, der muthigſte und geſchwindeſte aller Roſſebändiger, mit einem jungen neugekauften Ivenacker Fuchs vollbracht hatte, von ſeinem Ueberſchlagen und ſeinem Springen über Mauern Gräben u. ſ. w. Abentheuer, welche ich auch einmal mit dem Fuchs hatte verſuchen müſſen. Dieſe Erzählung mußte ſo lebendig und maleriſch gerathen ſeyn, daß mein Beck plötzlich aus ſich heraus verſetzt und bei hellem Sonnenſchein hellſehend ward. Bruder Karl war nämlich auf jenem Wallach, auf welchem er beiläufig acht bis zehn Meilen den Tag fortzutraben pflegte, jenen Morgen nach Stralſund geritten und wir beſprachen, ob und was er mit dem Wildling wieder erleben würde. Siehe da, mit Einem Male hören wir unſern Beck laut Paff! Paff! ſchmatzen als einen, der eine Pfeife friſch anrauchen will, und er tönte weiter: „O eine prächtige Pfeife, eine prächtige neue Pfeife! auch eine für mich in der Taſche, ſchönſter weißer Meerſchaum — O weh! da fällt die Pfeife, da ſtürzt das Pferd, Herr Arndt im Graben — da liegt er, wie ſchnaubt das Pferd! — Gottlob! gottlob! er ſitzt wieder drauf, ich hör' ihn fortgaloppiren."

Dies mit ſolcher Heftigkeit, mit ſo gebrochenen Worten und ſolchen ächzenden Zwiſchenpauſen, daß uns ganz ſchauderhaft zu Muthe ward und wir den Alten wieder zur gewöhnlichen Beſinnung aufrüttelten. Und was war es geweſen? Die wirklichſte Wirklichkeit und auch die Zeit faſt auf die Minute zutreffend.

Bei Karnin, einem Dorfe eine Stunde von Löbnitz, fuhr ein Hund ſchleichend dem Wallach in die Ferſen, das Thier ſprang ſeitwärts und ſtürzte über den Bruder in einen Graben. Dieſer behält jedoch die Zügel und windet ſich unter dem Pferde heraus, dann beide wieder aufgerichtet, die hingeflogene Pfeife aufgeſammelt, und raſch in einem Viertelſtündchen nach Löbnitz galoppirt. Auch hatte er wirklich ein weißes meerſchaumenes Pfeifenköpfchen in der Taſche, welches er dem Paul zum Geſchenk mitbrachte.

Der Alte war überhaupt ein zauberiſcher Menſch, der etwas Zauberhaftes in ſich hatte und noch leichter von andern bezaubert werden konnte. Er machte, wie oben geſagt und wie es für die Geiſtreichen jener Tage ſich nicht anders ſchickte, den ſtarken Geiſt, der ſich über die gewöhnlichen gemeinen Anſichten des kleinen Volks erhob und Aberglauben Pfaffenglauben Altenweiberglauben Geſpenſterglauben in die weite düſtre Rumpelkammer der Feiglinge und Dummköpfe warf; doch bei Gelegenheit und in vielen Dingen, welche ſelbſt die Dummen ſeiner Zeit ſchon verlachten, war er höchſt befangen und gefangen und durch Erzählung von einem paar grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten konnte man dieſen ſtarken Geiſt ſo ſchwach machen, daß er um alles Silber Potoſi's nicht unbegleitet in die Finſterniß hineingeſchritten ſeyn würde.

Seine magnetiſche äoliſche zitterliche und bebeliche Geiſtigkeit und die zu leichte Erſchütterlichkeit hatte er als ein zehnjähriger Knabe gewonnen, wie ich bald ungefähr mit ſeinen Worten und in ſeiner Manier erzählen will. Die letzten Jahre ſeines Lebens, wo er frühe alt und gebrechlich zu werden anfing, verlebte er weniger luſtig als die früheren. Die Zeit war wild und wüſt geworden, weil ſie zu zahm und üppig geweſen war, und die fremden Ueberzieher begannen in Norddeutſchland zu wühlen und zu wüthen; die alten Freunde waren todt oder hatten die Orte einige auch Herzen verändert. Doch fand der gute alte Menſch bei vielen ſeiner Bekannten und auch bei meinen Brüdern immer freundliche Bergung und Aufnahme, wenn er ſein beunruhigtes und auch ſehr verwüſtetes Herz einmal erquicken und ſonnen wollte. Aber dieſes redliche Herz krankte bei ihm, der weder für Weib und Kind noch für Haus und Hof zu zittern hatte, an einer edlen Krankheit. Seitdem Preußen gefallen, ſeitdem die Schweden über's Meer gejagt und alles von den Wälſchen überſchwemmt worden, war ſeine letzte Freude dahin und er hatte mehrmals den Wunſch ausgeſprochen, Gott möge ihn doch aus dem unerträglichen Jammer wegnehmen, zumal da er zu alt und ſchwach ſey ſich dagegen irgend wehren und in dem allgemeinen Elend helfen zu können. Ja endlich hatte er ſich freven[illegible]ich und eigenhändig aus dieſer elenden Welt gerettet.

Er hatte bei meinem Bruder Karl zu Zipke gewohnt, freundlich aufgenommen und von ihm und ſeiner Frau freundlich gepflegt und getröſtet doch faſt immer ſtill und in ſich gekehrt da ſitzend. Da nimmt er einen guten Tag ſeinen Stock den andern Bruder Lorenz zu beſuchen, der zu Redebaß eine kleine Meile von Zipke wohnte. Hier langt er Abends an geht zu Bett frühſtückt den Morgen mit ſeinem Wirthe und bittet ſich Schreibzeug aus, um einige Briefe zu ſchreiben, während der Lorenz ausreitet ſeine Feldarbeiten nachzuſehen. Als dieſer gegen Mittag vom Felde zu Hauſe geritten kommt, ſieht er vor der Hausthüre im Hofe das Geſinde zuſammengedrängt ſtehen und bildet ſich ein, es werde drinnen wohl wieder von friſcher franzöſiſcher Einquartierung voll ſeyn, wo die Leute ſich denn wohl zuſammenzuſcharen und nach dem Hausherrn umzuſehen pflegten. Er reitet flugs heran ſieht ſie verſtört und beſtürzt und fragt: Was für neue Teufelei giebt es wieder? und ſie antworten: des Herren Stube iſt verſchloſſen und eben iſt ein Schuß darin gefallen. Er raſch ins Haus, ſchließt eine andere Seitenthüre zur Stube auf und findet den Paul in ſeinem Blute da liegen. Er gewahrt, daß dieſer ſich mit größter Ruhe ein Jagdgewehr geladen, es auf's Herz geſetzt und abgedrückt hatte. Beim gemeinſamen Frühſtücke war der alte Menſch ganz munter geweſen, dann hatte er ſich ſein Pfeifchen in der Küche angezündet und ſeine beiden letzten Lebensſtunden dazu gebraucht 1) etwas ſeinem letzten Willen Aehnliches aufzuſetzen 2) einen Abſchieds- und Dank-Brief nach Zipke und 3) einen Entſchuldigungsbrief an den Redebaſſer Bruder zu ſchreiben, daß er ſein Haus zu ſeiner Walſtatt erkoren habe. Nun begab ſich, daß auch etwas von der franzöſiſchen Ahnung des Bruders faſt in demſelben Augenblick erfüllt worden war. Als ſie nämlich beſchäftigt waren den Gefallenen zu entkleiden, um zu ſehen, ob noch Leben in ihm wäre, reitet ein franzöſiſcher Dragonerofficier mit zwanzig Mann in den Hof und vor's Haus und da ſie den Blutigen mit einem grünen Rocke unter den Händen der Leute erblicken, ſchreit einer: ah la canaille! on a assasiné un Français. Mein Bruder aber ſpringt vor und zeigt ihnen das feine hagre alte Männchen und den ſchneeweißen Kopf und den grünen Rock fern von der Form eines franzöſiſchen Jägerrocks, ſie fragend: Eh bien! sont celà des vos jeunes soldats et de vos chasseurs! Und ſie beſchauen ſich die Leiche nach allen Seiten und ſtillen ſich.

Nun laſſe ich dieſen geiſtig beweglichſten und faßlichſten Geſellen, der durch ſein Zuviel alsbald an ſeinem Zuwenig gefaßt werden konnte, beſonders wegen ſeines innerlichen wahrhaft redlichen Gemüths dann gefaßt werden konnte, wann ſein Leichtſinn in Wort oder That ſich etwas verlaufen hatte, ja mit dem und auf dem wie auf einem erſchütterten Inſtrument dann ſeltſam geſpielt werden konnte, in ſeiner eigenen Weiſe, wodurch ſeine Art ſich wohl am beſten zeichnen wird, einige ſeiner Geſchichten erzählen. Ich fange mit der Geſchichte an, welche vielleicht den Einſtoß und Anſtoß zu manchen ſeltſamen Erſcheinungen ſeines geiſtigen Lebens gegeben hat.

a.

Ich war elf oder zwölf Jahre alt, da ſpielte ich an einem Decemberabend — es war in der Weihnachtswoche — mit andern Jungen nach der Schule auf Jakobi-Kirchhof. Da ſah ich plötzlich einen Schuſtergeſellen von Meiſter Roſenbuſch, den ich vor einigen Tagen mit einem faulen Apfel geworfen hatte, ſpornſtreichs auf mich zulaufen und mit geballter Fauſt dräuen: Warte Schlingel! nun ſollſt du's kriegen. Er hatte mir den Weg verrannt und mir ſtand als einziger Weg der Flucht die Kirchthüre offen, und ich lief alſo in die Kirche, und da ich ihn mit hallenden Tritten auch da ſtrar hinter mir herlaufen hörte, verkroch ich mich hinter dem Altar, wo ich Beſcheid wußte und wo allerlei Gerümpel von Steinen Kiſten und Brettern über einander lag, unter dieſem Holz, und da ich ihn auch da bald ſchnauben und puſten und daran klappern hörte, verkroch ich mit meiner Kleinigkeit mich ſeitwärts, wo es am dunkelſten war, immer tiefer hinein. Ich hörte ihn nun noch wohl fünf

Minuten auf und ab trappeln und allerlei fürchterliche Schwüre und Flüche ausſtoßen. Endlich ward es ſtill, aber zu meinem Schrecken vernahm ich auch einen doppelt harten Schlag und Schall; der Küſter ſchlug die Kirchenthür zu und die Glocke im Thurme ſchlug Vier. In der Angſt wollte ich mich herausraffen und rufen, aber beides gelang mir nicht. Es war dunkel, ich hatte mich feſt gekrochen und mußte lange arbeiten, ehe ich meine Arme wieder frei machte und im Dunkeln einen Ausweg aus meinem Labyrinth fand. Aber nun war ich eingeſchloſſen und rannte und klopfte vergeblich gegen die Thüren und mußte ſo bis neun Uhr verharren, wo ich mich am Thurmende hinkauerte, weil ich wußte, daß dann der Stadtkur für die Nacht hinaufſteigen kam. Als ich die Tritte von außen heraufkommen hörte, ſchrie ich aus Leibeskräften Helft! helft heraus! und hörte die Leute weglaufen, die vielleicht meinten, es mache ein Geſpenſt in der Kirche ſein Gepolter und Geſchrei. Nun blieb es wieder eine halbe Stunde ſtill, dann hörte ich an der andern Seite die Schlüſſel der Kirchthüre raſſeln, und bald ſah ich einen Haufen Menſchen und vier fünf Laternen, die ſie erleuchteten, und lief gar fröhlich auf das Licht zu, ward aber vom Küſter, dem ich die Geſchichte meiner Einſperrung kurz vorgeſtottert hatte, mit einer tüchtigen Maulſchelle empfangen, weil ich ihn und ſo viele ehrliche Nachbarn aus der Nachtruhe aufgeſtört habe. Es war wohl ein Dutzend Männer da und mehrere Weiber, denn die Thoren hatten gemeint, es habe irgend ein Todter ſich aus ſeinem Sarg herausgemacht und um Hülfe geſchrieen. Auch war die Geſchichte über Stadt und Land gelaufen von einem lebendig begrabenen Knaben, der in der Jakobikirche ſeinen Sargdeckel geſprengt und nächtlichen Lärm gemacht habe. Ich armer Teufel aber bekam eine krankhafte Zitterung in allen Gliedern, die mich bei der geringſten Noth und Gefahr überfiel, und eine noch ſchlimmere Zitterung im Gemüthe, ſo daß ich mich bei ſolchen Gelegenheiten vor Angſt nicht aus der Stelle bewegen konnte. Beſonders iſt mir mein Lebenlang eine gewiſſe Graulichkeit in der Nacht geblieben, welche mich zuweilen ſo plötzlich überfallen hat, daß ich dann nimmer allein ausgehen konnte; und doch haben die Leute mich oft einen ſchwärmenden Nachtvogel geſcholten. Meine Mutter, die mein ſeit dieſem Kirchenverſteckſpiel verändertes Weſen wohl gemerkt hatte, ſagte mir, der Schuſtergeſell habe in der Bosheit es mir durch heimliche Kunſt angethan, daß ich künftig leicht würde behext und feſtgemacht werden können. Sie wiſſen, ich glaube nicht an ſolche dumme weibiſche Mährchen, aber wahr iſt es feſtgemacht bin ich oft genug worden.

b.

Der Todtengräber auf dem Kirchhof machte bald genug die Probe mit mir. Wir Jungen ſpielten Nachmittags nach der Schule auf dem Kirchhof. An dem andern Ende deſſelben hinter dem Putbuſſer Hauſe ſtand der Todtengräber in einer neuen Grube und warf Erde aus, und wir Jungen machten uns Schneeklumpen und warfen den alten Mann und ſchrejekten ihn aus. Er ſtieg heraus hob ſeine Schaufel auf und drohte, und hinkte dann langſam auf uns zu. Wir lachend und ſchreiend zogen uns vor dem Lahmen und Hinkenden langſam zurück, ſicher, über die niedrige Mauer ſpringen und dann jeder ſeine Straße ihm entlaufen zu können. Ich erinnere mich, wie ich ein loſer muthwilliger Junge war, ich machte ihm eine Fratze und drehte ihm ein grinſendes ſchiefes Maul zu; er aber ſchlich ruhig heran, reckte ſeinen Finger gegen mich, der ſich mit andern wohlbehaglich auf der Mauer ſchaukelte, und rief: Sitze, du weißköpfiger Schlingel? Und was geſchah? Alle

Jungen ſprangen von der Mauer und liefen weg, und ich mußte ſitzen und zittern und beben, bis er mich beim Schopf faßte und rechtſchaffen durchprügelte. Da war ich erlöſt und konnte wieder auf allen Beinen davon laufen.

c.

Einmal ſaß ich im Putbuſſer Kruge. Wir hatten Gänſebraten gegeſſen und uns eine Bole Punſch gemacht, und ich ſpielte mit dem Sekretär Lorenz dem Inſpektor Dittmer und dem Förſter Eckardt Lhomber. Es war aber viele Geſellſchaft da und die Stube voll Menſchen. Da ſaß auch der gräfliche Bereiter Jahn, der kleine ſtumme und boshafte Kerl, der ſtundenlang ſtill horchen und grieſlachen konnte, weswegen ihn die Leute den Greiner nannten, eines der Fratzengeſichter, vor welchen ich von Natur einen Abſcheu habe. Dieſer kleine Spitzbube ſetzte ſich mir gegenüber und luchſete und greinte mich zuweilen an; und, ich merkte, daß mir ſein Greinen ins Spiel kam, daß ich ſchlechte Karten kriegte und in dem Aerger und der Verwirrung ſchlecht ſpielte. Als er ſo wohl eine gute halbe Stunde ſtill da geſeſſen und die Nägel ſeiner boshaften Augen mir ins Herz geſchlagen hatte, richtete er mit Einem Male die Rede an mich und fragte: „Herr Beck, was iſt die Glocke? Ich „weiß nicht, ob dieſe alte Schlaguhr, die auf Zehn weiſt, „eben richtig geht." Mich ärgerte dieſe mit ſeinem langſam ziehenden heiſeren Ton und mit grinſendem Lächeln ausgeſprochene Frage, und ich wies ihn kurz ab: „Herr Jahn, „was kümmert Sie die Glocke, ob ſie etwa auf eine Viertelſtunde richtig oder unrichtig geht? Ich habe meine Uhr „nicht bei mir." Und er wieder noch langſamer und mit ſcharfer Betonung: „Ja die Glocke, Herr Beck, Sie ſind „wohl ein kluger beleſener Mann, aber wiſſen doch nicht „alles. Mit der Glocke hat es heute ſo eine eigne Bewandt-

„niß, denn heute Nacht ſoll ſich noch etwas begeben.“ — „Es wird ſich vielleicht begeben, daß in Ihren Ställen ein „Hengſt ſich losreißt und des Grafen Leibſtute beunruhigt, „daß ſie zur Unzeit in die Wochen kommt und der Herr „Bereiter ins Thürmchen geſteckt wird. Da ſollten Sie „drauf achten und die Leute nicht mit wunderlichen Fragen und Angreinen beläſtigen.“ So ſchob ich ihn ärgerlich von mir ab. Er aber ſagte kein Wort, blieb ſitzen und ſetzte ein ſehr ernſthaftes Geſicht auf, und ſchaute wechſelsweiſe bald auf mich bald auf die Wanduhr. Und dies faßte und holte mich ſo, daß auch ich den albernen Kerl immer wieder anſehen und mich ärgern mußte. Nachdem er ſo wieder eine Weile geſtarrt und geſchwiegen hatte, hub er wieder an: „Herr Beck, Schelme haben dem Mann auf „den Zwölf Morgen vorgeſtern Nacht ſeinen Schlitten vom „Hofe weggenommen. Es war ein kleiner Einſpänner, geſtohlen iſt er gewiß nicht, er iſt nicht viel werth. Ich „denke, irgend ein dummer Junge oder boshafter Spaßmacher „hat ihn irgendwohin gezogen, um den Mann zu necken. „Er hat ſich heute, da er zum Markt nach Bergen fahren „wollte, von dem Krüger einen Schlitten borgen müſſen. „Und dieſer Schlitten iſt es, weswegen ich nach der Uhr „gucke — und nun iſt die Glocke halb Elf.“ Dieſes Gerede ärgerte und beunruhigte mich, ich verlor ein Spiel über das andere, trank ein Glas Punſch über das andre, gab die Karten an einen Bekannten ab, der mein Spiel für mich rundſpielen ſollte, und ſetzte mich nach einer Viertelſtunde wieder ans Spiel. Nicht lange, und Jahn begann von neuem zu bohren: „Herr Beck, mit dem Schlitten das „iſt ſo eine Geſchichte, und ich ſage, Herr Beck, nun iſt es „Glock Elf, und ich ſage nur ſo, und deswegen ſchau ich „nach der Uhr: ehe es Zwölf ſchlägt, ſoll der Schelm, der

„dem ehrlichen Mann den Schlitten weggezogen hat, hingehen und ihn wieder auf ſeinen Hof bringen.“ Und als er das geſagt, ſchaute er mich mit ſeinen ſchwarzen glotzigen Augen und mit höhniſcher Miene an. Und mich überlief ein Schauder und bald überfiel mich eine ſolche Angſt, daß ich aufſtehen mußte und meinen Mitſpielern ſagen, mir ſey unwohl — und ſie ſahen mir das auch wohl an — und wir wollen das Spiel ſchließen und die Bete theilen. Dies geſchah. Ich hatte durch den Lumpenkerl drei Thaler verloren. Und ich ging geſchwind die Kaſtanienallee hinab und auf den Schloßplatz und wollte auf mein Zimmer und zu Bett gehen, indem ich vor mir her ſummte: „Soll der „elende dumme Stallkerl, dieſer gelbe Livreekerl, der kaum „ſeinen Namen ſchreiben kann, dein Herr ſeyn? Nein nimmer! eher ſpringe in dieſen Teich!“ Denn ich war am Schloßteiche und hart an meiner Treppe, und wollte das Thürchen aufſchließen, das auf den Gang zu meinem Zimmer führt. Aber ich zitterte am ganzen Leibe, die Hände verſagten mir, der Schlüſſel entfiel mir, und ich kratzte ihn mit vieler Mühe aus dem Schnee heraus. Aber ich kam nicht hinein ſondern mußte den Weg, welchen ich gekommen, wieder zurück, und ſo in unbeſchreiblicher Angſt im Schneegeſtöber und in der finſtern Nacht durch den Park bis zu dem Baum, an welchem der Schlitten des Zwölf-Morgen-Bauers aufgezogen ſtand. Und ich mußte mich vorſpannen und ihn mit tauſend heißen Schweißtropfen durch den tiefen Schnee wohl ein fünfhundert Schritt wieder hinziehen, woher ich ihn entführt hatte, zu den Zwölf Morgen. Ich hatte dieſen Schalkſtreich aber zuſammen mit dem Lorenz ausgeführt, als wir ſpät in der Nacht von dem Paſtor Tiburtius zu Kasnevitz zu Hauſe gingen. Dieſer Herr Lorenz aber hatte ſich die Rede des alten Jahn nicht anfechten laſſen ſondern war in der warmen Herberge bei dem warmen Punſch ganz ruhig ſitzen geblieben, ſchien aber nicht gemerkt zu haben, wie der kleine Satan mich in die grauliche Wintermitternacht hinaushexte.

d.

Sie haben wohl den gräflichen Leibjäger Schmidt gekannt, der ſpäter Förſter zu Prerow auf dem Darß war. Bei dem hab' ich gelernt, daß das Sprichwort man ſoll mit dem Teufel nicht ſpaßen ein wahres Wort iſt. Der Sekretär Lorenz, der dicke hübſche Mecklenburger — er war eigentlich und im Grunde ein liederlicher und untreuer Kerl — der hier vier fünf Jahre in Putbus mit mir zuſammen gelebt hat, ein luſtiger Geſellſchafter und Spaßmacher, der hat mich zu manchen närriſchen Streichen verführt, die uns zuweilen ſchlecht hätten bekommen können. Der Jäger Schmidt war etwas ein Windbeutel, wie die meiſten Jäger bei Gelegenheit ſind, ſteckte auch voll des dummſten Bauernaberglaubens nicht bloß was die Jagd und die Jagdthiere betrifft, ſondern überhaupt liefen ſeine Gedanken oft wild wie die gejagten Thiere durch alle Büſche. Er hatte ſeine Tage, wo er nur mit Sträuben mit dem Grafen auf die Jagd ging, weil er wußte, daß ihm dann kein Schuß gerieth; auch beobachtete er gewiſſe Tage, wo er nicht gern in den Wald ja kaum aus der Hausthüre ging, weil er meinte, das leichte Nachtgeſindel und die Geſpenſter hätten an dieſen gewiſſen Tagen beſondern Rundgang und Macht. Sonſt war es ein fröhlicher Kerl wie ein Bär und an gewöhnlichen glücklichen Tagen mit Löwenmuth angethan. Nun hatten der Lorenz und ich uns vorgenommen ihn einmal abzuängſtigen und zu dieſem Ende waren ihm die Tage vor der beſchloſſenen Abängſtigung Ohren und Herz mit den tollſten Geſpenſtergeſchichten von uns gefüllt worden. Wir wußten, er war nach Bergen geritten und würde des Abends zwiſchen Neun und Zehn nach ſeiner Gewohnheit zurückkommen. Was thaten wir? Wir verkleideten uns in die ſchauderhafteſten Geſpenſter mit funkelnden Mäulern und Hörnern auf dem Kopf und ſchwirrenden Geiſterpfeifchen im Munde, und ſo gerüſtet warteten wir auf dem hohen Tannenberge vor Putbus ſeiner Rückkunft vor der Stadt. Als wir ihn angeritten kommen hörten, ſperrten wir ihn in dem Hohlwege den möglichen Rückzug, hinter ihm her aus dem Walde hervor rauſchend, indem wir über den Weg vorn von gehauenen Tannen und Sträuchen ein Verhack gemacht hatten. Er, diesmal in Bergen wahrſcheinlich beweint und befeuert, als er unſre abentheuerlichen weißen Geſtalten gewahrte, mit dem kurzen Ruf Geiſter oder Leiber! legte an, wir ſtürzten uns zu Boden und der Schuß knallte über uns weg. Nun er geſchwindeſt vom Pferde auf uns. Ich entkam durch den Wald, aber dem Lorenz, der vor Schrecken oder Dickheit liegen blieb, wollte er mit gezogenem Hirſchfänger einen Fang geben; ſo daß der ſchnell die Maske abriß und mit den Worten: ich bin kein Geiſt, ich bin der Lorenz ſich reuig bekannte, und dagegen hören mußte: Tüchtige Prügel hättet ihr beide von mir verdient. Doch bald ward Friede gemacht, ich aus dem Verſteck gerufen, dann luſtiges Gelächter, und wir als Trabanten neben ihm her laufend, und als wir gegen den Krug kamen, ſein durſtiger Ruf: Nun herein, meine Herren, und ein paar Flaſchen Wein zur Erholung! Die mußten wir ſpendiren. Denn wir waren die Beſiegten und Geſchreckten, und hätte der wüthende Kerl nicht einen von uns kalt machen können?

e.

Prädeſtination. Als ich zu Putbus lebte, ging ich einen Nachmittag aus das Gewehr auf dem Rücken, wollte in die Meidars*) meinen Dohnenſteig zu begehen. Siehe! da ſprang dicht vor mir nicht weit vom Schloßhofe ein Haſe auf, und ich ſahe, wie er ſich zwiſchen Diſtelbüſchen wieder zur Ruhe ſetzte. Ich ihm nach und wollte ihm das Letzte geben. Da ward ich plötzlich geſtört, indem ich von fern den alten Grafen durch die Kaſtanienallee dahergaloppiren ſah. Meinen Haſen, der auch aufgeſtört ward, mußte ich ruhig weglaufen ſehen, da ich mich nicht getraute ſo nah am Schloſſe und ſo nah dem Grafen einen Schuß zu thun. Nun ſchlich ich, um von dem alten Herrn nicht geſehen und angeredet vielleicht gar geſcholten zu werden, mit geſchwinden Schritten auf einem Seitenwege in das Gebüſch des Parks und war wohl eine gute Stunde mit dem Ausnehmen der gefangenen Vögel und dem Wiederzurechtſtellen der Schlingen beſchäftigt und ging dann auf dem Wege, den ich zuerſt hatte nehmen wollen, zurück. Da, als ich dem Thore der großen Kaſtanienallee nahete, ſprang mein Häschen wieder vor mir auf. Ich hatte gar nicht Zeit mein Gewehr anzulegen und drückte auf gut Glück wie in den Wind auf achtzig Schritt los, zumal da ich das Thier in der Abenddämmerung gleichſam nur aus der Ferne ſchimmern ſah — und ich ſchob einen todten Haſen zu den Krametsvögeln in die Jagdtaſche. Sagen Sie mir, war das nicht Prädeſtination? Ja ich glaube feſt an die Prädeſtination: vom Haſen und dem Sperling bis zum Menſchen hin iſt alles von Ewigkeit her beſtimmt und wir ſind mit tauſend Fäden feſtgebunden, deren Enden unſre ſchwachen Augen nicht ſehen können. Was geht's mich an. Der Haſe fällt vor mir, ich vor einem Andern, vielleicht vor einem unvernünftigen Ochſen oder tollen Hunde. Wie Gott will! Gott hat alles gewollt.

---

*) Fortſetzung des fürſtlichen Thiergartens.

Ueber
den gegenwärtigen Stand
des
Proteſtantismus.

(1844.)

Vertiefe dich in dich ſelbſt hinein, vertiefe dich in die Geſchichte rückwärts und vorwärts, um gerecht zu ſeyn, um die Gegenwart aus der Vergangenheit und Zukunft zu begreifen.

Man fragt: wo ſteht Luther jetzt? wo ſteht der Proteſtantismus? wo ſtehen wir Deutſche in dieſer Beziehung, in Beziehung auf Gottesglauben und Gottesdienſt? wo werden wir ſtehen?

Wird die alte Kirche des glänzenden magiſchen Hohenprieſterthums durch ihren Zauber von Aeußerlichkeit ſiegen und alles wieder zu einer dienſtbar blöckenden Heerde unter Einem Hirten vereinigen? oder werden durch einen unvermeidlichen und unwiderſtehlichen Weltgang allgemeiner menſchlicher Entwickelung und Bildung Riſſe aus Riſſen und Spaltungen aus Spaltungen in vielartiger Vervielfältigung geboren werden?

War das Chriſtenthum ſelbſt vielleicht doch nur eine ſchöne Wahnblüthe der Zeitlichkeit, welche gleich früheren Blüthen von den Winden der Zukunft entblättert und verweht werden und neuen geiſtigen und geiſtlichen Erſcheinungen Platz machen wird? u. ſ. w.

Vertiefe dich, innere dich, innige dich, internati. Genug. Ich kann das internati deutſch nicht beſſer geben als vertiefe dich in dich ſelbſt hinein. Man hat das ſchöne deutſche Wort ſich erinnern, aber es drückt das internarsi nicht aus, indem es nur gleichſam ein Herausſpringen aus dem Innern bedeutet, was häufig durch ein Anklopfen von außen an das Innere hervorgebracht wird, was man wohl ein Hervorlocken aus dem Innern durch äußere Gegenſtände und ihre Anſchauung nennen könnte; was aber oft auch ein freiwilliges unbewußtes Hervorſprudeln des eignen Borns iſt.

Vertiefe dich in dich hinein oder vertiefe dich in dir ſelbſt. Wenn man dies recht vollbringen will, iſt es eine ſehr große That, welche zu thun der Menſch ſelten im Stande iſt. Freilich bei allen philoſophiſchen Betrachtungen und religiöſen Anſchauungen und Gefühlen muß der Menſch in ſein Inneres hinein; aber wie ſelten gelingt ihm die Vertiefung! wie ſelten hat er den Muth oder vielmehr von Gottes Gnaden die Würdigkeit des Augenblicks ſie auch nur wagen zu dürfen! Er betritt einen Weg, der ſeine ſchwindlichten Abgründe hat, er betritt, wenn er ja einmal zur tiefſten Tiefe gelangt, das Gebiet des Wahnſinns oder des Entzückens, auf jeden Fall immer ein ſchauerliches Gebiet. Was Wunder, daß die meiſten Menſchen vor dieſer Vertiefung ein Grauen haben?

Er muß hier bei dieſer Selbſtverſenkung ſeinen Gott und ſeinen Satan nahe bei einander finden. Daher das tiefe Weh und alle die Seufzer der nach Erlöſung ſchmachtenden und ringenden Kreatur.

Es iſt ſchwer dieſe Selbſtvertiefung, die auf unmittelbarſter Anſchauung ruht, andern zu erklären.

Bei allen Menſchen muß man ihre Möglichkeit vorausſetzen; wenige gelangen zu ihrem Glücke; die meiſten ſtreifen kaum in das Gebiet des Innern zuweilen hinein, ſtreifen meiſt nur ſo darum und darüber hin, zufrieden, von einigen Blitzſtralen deſſelben getroffen zu ſeyn.

Ahndungsvoll thut ſich manchen unſchuldigen Kindlein manchen reinen Jünglingen und Jungfrauen dieſe innerſte Tiefe wie von ſelbſt auf. Den älteren Menſchen ſcheinen ſie dann in Gebärde und Rede oft ſeltſame und unbegreifliche Räthſel zu zeigen. Sie müſſen dann vorahnend und weiſſagend, wie das Schauen in jene Tiefe ſich ihnen einſt ſchließen wird, über die Vergänglichkeit weinen und wollen wie vor Sehnſucht ſterben. Viele ſterben auch daran. Darum geht die alte Rede wohl rund: in der Jugend ſtirbt ſich's leicht.

Aeltere Menſchen haben dieſe Vertiefung ſelten; einige haben den Muth ſie freiwillig zu wagen. Viele werden Narren darüber, Einige werden Glückſelige. Die Vielen, die Narren, kommen in die Narrenhäuſer und ſchwatzen und loddern Albernheiten heraus; die wunderbaren Scheine und Bilder der unendlichen Tiefe ſind in ihrem wirren Gehirne alle durch einander gelaufen. Die Wenigen, die Glückſeligen, können doch kaum andeuten, was ſie in der Tiefe erſpäht haben, zuweilen nur in einzelnen Prophetentönen andeuten — ſie haben und ſchweigen: die Weiſen, die Frommen.

Ja die Weiſen und Frommen aller Zeiten haben nur prophetiſch verkündigen und dunkel darſtellen können, was ſie Geheimſtes und Unausſprechliches im Born der eignen Bruſt geſehen, wohinein immer einzelne Tropfen aus dem Urborn aller Weisheit, aus Gott fallen. Es war dies der Verkündigung der menſchlichen Sprache zu mächtig und wird ihr ewig zu mächtig bleiben.

Alle Religion iſt aus Selbſtvertiefung geboren, aus des Menſchen eigner Bruſt, wo unauslöſchlich ein Fünklein

Gottes funkelt. Doch haben einzelne Blitze Gottes in einzelnen Menſchen und in einzelnen Geſichten und Offenbarungen der Menſchen aus der Höhe ſo eingeſchlagen, daß die Millionen Fünklein in den Millionen Menſchenbrüſten davon wunderbarlich zu einem großen gemeinſamen Feuer entzündet und entbrannt worden ſind.

Alle und jede Religion war alſo von Gott.

Wo und wie viele Religionen ſind vor dem Chriſtenthum in der Welt geweſen? Wer von uns weiß das? wer mag der Jahrhunderte und Jahrtauſende Längen meſſen? Chineſen Indier Aegypter Perſer Griechen Juden — Wie wenig wiſſen wir von den Urſprüngen und Anfängen? Und doch genug, damit es uns grauſe.

Die Meiſter und Propheten hatten gewiß das Wort geſprochen, wie es ſich in der Kinderſprache der Völker ausſprechen ließ: aber das Wort war verloren gegangen, und nur ſeine Zeichen und Bilder waren geblieben.

Das Geheimniß des Worts war verloren gegangen. Oder hatten die Meiſter und Propheten dem kindiſchen Menſchengeſchlechte dies Geheimniß ſchon ausſprechen gekonnt? oder vielmehr: hatten ſie es ſchon ausſprechen gedurft? Denn ausſprechen darf keiner, was niemand verſteht.

Das Wort alſo verloren oder noch gar nicht ausgeſprochen. Alſo Zeichen und Bilder des Worts. Dieſe, wie man gewöhnlich annimmt, immer gröber ſinnlicher leiblicher, wie zum Beiſpiel bei dem Indier und Aegypter.

Aber wurden dieſe Zeichen und Bilder hin und wieder nicht auch zu fein und zu dünn? högerten und hegelten ſie nicht bei einigen Völkern, wie bei den Chineſen und Perſern?

Aber die Hebräer hatten das Wort? der Moſeh auf dem Sinai hatte es?

Ja Wort genug hatte der alte Moſeh, er hatte Gott auch als das Wort als den Begriff. Aber war es das rechte Wort? war es das klare heitre Wort? war es der klare heitre Gott?

Nein. Jehovah war finſter und zornig, er war ein grimmiger dräuender Gott, der ſeine Stirn voll Donnerwetter über ſein hartnäckiges verſtocktes Volk herabrunzelte. Zeus und Jupiter leuchteten und blitzten mitunter freundlicher. Doch pries David einen Gott der Gnade und Freundlichkeit und Jeſajah und andre Propheten weiſſagten ihn. Er war nicht da, er ſollte kommen.

David und Jeſajah und andere heilige Männer der Hebräer ſahen ihn im Geiſt, er dämmerte vor Sokrates und Plato auf, aber er erſchien mit Jeſus Chriſtus.

Jeſus Chriſtus ſprach das Wort des Geheimniſſes aus, er ſprach voll und hell aus, was den kindiſchen Menſchengeſchlechtern nur in Dämmerung erſchienen war: er ſprach das Wort aus als Licht Gnade und Liebe.

Jeſus Chriſtus ſelbſt heißt das Wort als Inhalt jeder Liebe und Gnade. Was dieſer Name bedeuten ſollte, war bei Wenigen Erkenntniß und Verſtändniß. Es war um das Jahr 40 und 140 nach Chriſti Geburt auch nur noch Ahnung und Vorahnung, aber darum doppelt tiefe Anbetung des Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit.

Die Hebräer und Griechen hatten ſchon ſeit einem Jahrtauſend ſingen und reden und denken gelernt, die letzten ſeit vier Jahrhunderten mit ſeltenſter Kunſt. Man durfte hoffen, ſie würden das göttliche Wort, das in dem Heiland und durch den Heiland erſchienene und offenbarte Wort, in ſeiner heitern Klarheit und Wahrheit erhalten und den künftigen Geſchlechtern in ſeiner Klarheit und Tiefe zugleich überliefern können, aber, aber . . . .

Die Juden waren angefault, die Griechen waren angefault, die eben noch kräftig geweſenen Römer in voller Fäulniß begriffen, Aberglaube Laſter Knechtſchaft erfüllten den Erdkreis, der Reinen Weiſen und Tapfern waren wenige. Solches Menſchengeſchlecht konnte das reine wahre Wort, konnte den reinen einfältigen menſchlichen und doch göttlichen Heiland nicht tragen noch ertragen; es wollte Glanz Farbe Schimmer und zwiſchen Licht und Nacht ſpielende Dämmerung, es wollte wieder einen prangenden bunten Hohenprieſterdienſt.

Und es bekam ſeine Luſt reichlich geſtillt. Bald nach den erſten ſtillen einfältigen Jahrhunderten der ſchlichten Lehre und des ſchlichten Glaubens ſchüttelten die Großen der Erde, die in weichen ſeidenen Kleidern gehen, ſich freundſchaftlich mit den Prieſtern die Hände und aus jüdiſchem griechiſchem römiſchem Hohenprieſterthum ward ein bunter Rock des äußeren Dienſtes zuſammengenähet, der bis auf den Tag hält oder vielmehr auf welchen nach den Moden und Umſtänden immer neue Lappen und Zierrathen des Glanzes geſetzt werden.

Das Wort ward wieder verhüllt und der chriſtliche Gott und ſein Geſandter auf Erden. Man meinte ihn dadurch göttlicher zu machen, aber er iſt nicht einmal menſchlich dadurch geworden ſondern ſeine göttlich ſchöne Menſchlichkeit iſt ſeinen Brüdern und Bekennern von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr entfremdet und entrückt und durch Verkleidungen verdüſtert worden; ja man hat ihn hohenprieſterlich wie den Erlöſer der alten thraciſchen Heiden, den Orpheus, zerriſſen und zerſtückelt und zum zweiten und dritten Mal gekreuzigt und eine Menge kleiner Nebengötzchen neben ihm prangen laſſen.

Die Leute ſagen: Es war gut ſo und mußte ſo gut ſeyn, Gott hat es gewollt und zugelaſſen. O je ſolcher Lehre! Was läßt Gott nicht heute noch bei den Bonzen und Braminen in China und Indien zu? und bei dem Kaiſer der Weißen Elefanten? Aber kann Gott das wollen? Ihr habt ja wohl das Lied von Gottes Geduld und Weile einmal ſingen gehört? Hier ſchweigen wir beide.

Sie ſagen: Es war ſo gut, die vielfache Verkleidung und Verhüllung des Wortes und ſeines Trägers und Bringers war nothwendig, damit die tapferen freien Naturkinder, die Germanen, und ihre vielen Sprößlinge und Miſchlinge das mehr vermenſchlichte und unten auf den Boden der Erde herabgeſetzte Chriſtenthum empfangen und ertragen könnten. Denn durch dieſe ſollte es nach dem göttlichen Rathſchluſſe ja für alle Zeit entwickelt und verherrlicht werden.

Aber hiebei begegnet uns ſogleich wieder ein großes Aber, und zwar:

Erſtlich das Wort und ſein Träger der Heiland ſind die erſten Jahrhunderte doch unleugbar in großer Schlichtheit und Einfalt zu den Menſchenkindern gekommen; ſie ſind zu den Hütten der Armen und Unweiſen gekommen, nicht zu den Paläſten der Reichen und Schulen der Gelehrten. Die Armen und Unweiſen in Syrien Aſien Gräcien Italien Gallien u. ſ. w. ſtanden aber wohl nicht viele Stufen höher an Bildung und Geſittung als die alten Germanen; und doch hat das Chriſtenthum bei ihnen ſeinen fröhlichen Boden gefunden und bebaut und ſich von dort immer weiter gegen Norden und Weſten ausgebreitet.

Zweitens von dem vierten bis neunten Jahrhundert war der hohenprieſterlichen Verkleidung und Verzierung des Chriſtenthums und der hohenprieſterlich verweltlichten Herrlichkeit und Herrſchaft gewiß die gute Hälfte weniger als vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert, und doch hat der ausgeſtreute Samen bei allem dem nach allen Seiten hin recht freudige Sproſſen und Zweige getrieben.

Drittens begannen aus den vielen Verkleidungen Verlarvungen und Verpuppungen, die nicht alle für Gott und das Volk ſondern meiſtens nur für hohenprieſterliche Herrlichkeit geſponnen und gewebt waren, nun ſchon viele recht arge Würmer des Zankes und Streites zu kriechen, die mit Feuer und Schwerdt nicht mehr vertilgt werden konnten. Das Licht war verdunkelt, die Einfalt verloren, die ſchöne heitre Natürlichkeit und Menſchlichkeit der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſchien für immer vergangen; das klare ſtille Wort der Wahrheit war den Menſchen verſchüttet, der menſchlich zum Menſchen herabgeſtiegene und verkündigte Gott war wieder ein dicht verhüllter Gott der Zeichen und Bilder geworden, mit welchem die Prieſter dem armen betrogenen Volke falſche Schrecken und Freuden vorgaukeln durften. Das ewige Wort, das Evangelium der Liebe in ſeiner Einfalt und Erhabenheit, war den Menſchen von den Prieſtern entwendet, es hieß ein dem Volke gefährliches Buch, welches nur die Wiſſenden und Geweihten ohne Gefahr aufſchlagen dürften. Die europäiſche Menſchheit war wieder zum Nil und Ganges zurückgegangen; ein Theil derſelben ſcheint ſich heute noch in ihren Waſſern zu ſpiegeln.

Keinem chriſtlichen Jahrhundert hatte es an Streitern und Kämpfern für das alte Licht gefehlt, Propheten Weiſſager und Weiſe waren von Zeit zu Zeit aufgeſtanden und hatten an die Einfalt und Klarheit der erſten chriſtlichen Zeit gemahnt; Kerker Eiſen und Feuer hatten ſie durch den hohenprieſterlichen Zorn vertilgt — da ward Martin Luther geboren, ein deutſcher Mann im Herzen von Deutſchland und rief das Wort und nichts als das Wort und die Freiheit der Kinder Gottes! und zündete einen Weltbrand an, einen Brand der Art, von welchem der Heiland einſt geſprochen Ich wollte, es brennete ſchon. Und dieſer Brand brennt noch fort und fort und iſt nicht erloſchen und darf nicht erlöſchen.

Doch ach! es giebt keinen göttlichen Brand, der den Unflath und Unrath der Erde ganz verbrennen und vernichten könnte.

Seit jenem Luther, dem Weltanzünder und Weltverbrenner, ſind drei volle Jahrhunderte verfloſſen und es brennt immer noch; ja es iſt eben eine Zeit, wo der Brand recht wieder von neuem aufflammen will, und man kann ſich alſo vorſtellen, wie es um die friſch auflodernden Flammen nun lärmen und toſen muß und wie die Stimmen der Scheltenden und Lobenden wieder recht wild durch einander brauſen müſſen.

Wenn man nun aufhorcht und umhorcht, ſo könnte — wenn man die Stimmen nach dem Schall zählen und wägen dürfte — es einem faſt dünken, als ſey die Zahl der Scheltenden größer als der Lobenden.

Zuerſt iſt es begreiflich, daß alle in ein glänzendes und mit zauberiſcher Magie umhülltes Hoheprieſterthum Verliebte, alle im ernſten deutſchen Sinn der Einfalt und Treue nicht von Herzen Fromme den großen Mann ſchelten und verfluchen; denn er hat ihnen ihr altes buntes Neſt zerſtört und ſie gezwungen es auf eine andere und etwas mehr chriſtliche Weiſe ſich wieder zurecht zu bauen. Es liegt eben in der Natur der Sache, daß jeder Phariſäiſch- und Hoheprieſterlich-Geſinnte, er ſey Anglikane oder Ultramontane, jeder, der den altapoſtoliſchen Wanderſchuh der prieſterlichen Pilgerfahrt nicht gern mit einer goldnen Mütze oder Kareſſe der Herrſchaft vertauſcht, auf einen Luther ſchelten und fluchen muß.

Aber zweitens ſind unter den Scheltenden auch Viele, die ſich die Seinigen nennen laſſen, und ſagen: Wohl war Luther ein großer Mann, ein mächtiges Rüſtzeug Gottes, aber er hat ſeinen Beruf doch nur halb erfüllt. Denn Vieles, was er hätte umhauen und ins Feuer der Zerſtörung werfen ſollen, viele bunte Zierrathen und Verbrämungen des Alten und des bunten Lügendienſtes hat er ſtehen und beſtehen laſſen. Auch in der Lehre hätte er anders aufräumen ſollen. Und vollends ſein servum arbitrium, ſein grundverwüſteter und dem Böſen unterworfener Naturwille nach ſeinem großen Meiſter Auguſtinus, ſeine verderbliche Lehre vom leidenden Gehorſam, auch in politiſcher Beziehung ſo verderblich — welch Unheil hat ſie über die Seinigen gebracht, welchen blutigen rothen Strich hat ſie durch die Geſchichte des Vaterlandes gezogen! Hat er nicht ſeine große That dadurch halb vernichtet, daß er den Fürſten und dem Adel die letzten freien deutſchen Bauren niedertreten und abſchlachten half? Denn wenn man ihm zugeſtehen muß, daß er ſich auf das Reich Gottes und auf die Freiheit der Kinder Gottes verſtanden hat, von der irdiſchen Freiheit, von der politiſchen Freiheit der Kinder ſeiner deutſchen Erde, hat er auch gar nichts verſtanden ſondern eben ſo unverſtändig als grauſam drein geredet und den Neidern und Unterdrückern der kleinen Freiheit das Henkerbeil ſchärfen geholfen u. ſ. w.

In dieſer und in ähnlicher Weiſe ſchelten manche Urtheile ex post und zwar Urtheile von Manchen, welchen kaum ein Urtheil ex post zuſteht. Man macht hier wieder die traurige Erfahrung, daß Wenigen gegeben iſt große und außerordentliche Menſchen aus dem Ganzen ihres Gemüthes und ihrer Zeit zu beurtheilen und zu würdigen, daß ſie nicht auf und ab zu rechnen verſtehen, was jedem von dieſen Beiden beſonders gebührt, und außerdem, was der allgemeinen Gebrechlichkeit der Menſchen und ihrer Dinge zur Laſt geſchrieben werden muß.

Nie hat ein großer Mann — er mußte denn ein mefiſtofeliſch oder teufliſch großer Mann ſeyn — außerhalb ſeines Volkes und ſeines Zeitalters geſtanden. Selbſt das *über ſeinem Zeitalter ſtehen*, womit man in der Geſchichte oft ſo wohlfeil ein außerordentliches Lob auszuſprechen meint, iſt wahrlich auch nur ſo eine mitlaufende Redensart, womit es ſelten genau genommen wird. Luther war nicht bloß ein ganzer deutſcher Mann ſondern er war ganz ein deutſcher Mann und mußte alſo die Mängel und Gebrechen des deutſchen Weſens überhaupt und des deutſchen Weſens der Jahrzahl 1500 inſonderheit an ſich offenbaren; was ihm deutſche Menſchen doch am allerwenigſten zur Schuld ſchreiben ſollten. Er war ein voller und glänzender Ausbruch und Durchbruch des deutſchen Geiſtes und des deutſchen Gewiſſens römiſcher und romaniſcher Leichtfertigkeit und pfäffiſcher und hohenprieſterlicher Gewiſſenloſigkeit gegenüber. Viele hatten vor ihm an der alten verdorbenen und in weltlichem Glanz und im babyloniſchen Hurenweſen prächtig und üppig einherſtolzierenden Kirche beide gebrochen und verbrechen. Er kam und fuhr und ſchlug drein gleich jedem außerordentlichen Menſchen, der doch immer mehr ein Natur- oder Gottes-Organ als ein bewußtes Geräth des eignen Willens iſt, zuerſt im heiligen blinden Zorn, ſpäter als ein ſolcher, der ſich ſeiner Anfänge mehr bewußt wird und zu ahnen beginnt, zu welchen Enden dieſe Anfänge auslaufen können oder auslaufen müſſen. So ſteht es mit allen großen Menſchen und neuen Erſcheinungen der Dinge auf Erden. Klügelei und Deutelei, welche nachkommt, legt ſpäter Plan und Abſicht hinein, wo keine gemeint waren. Die meiſten Geſchichtſchreiber wimmeln von einem Ueberfluß von Liſt und Klugheit und wollen nicht wiſſen, wie bewußtlos und dumm die Welt meiſtens regiert und fortgeſchoben wird; aber wir glauben, daß tief unten und hoch oben die Weisheit mit im Spiel iſt. Luthers servum arbitrium, ſein Zuviel in der Lehre von der Verdorbenheit und Hülfloſigkeit der menſchlichen Natur entſprang aus dem Gegenſatz des Zuviel in der Lehre von den guten Werken, wodurch und worauf die Herrſchaft der alten Kirche gegründet ſtand. Seine Lehre vom Abendmal war ſeine vollſte Deutſchheit, ſie war der ganze Mann, der myſtiſche poetiſche muſikaliſche Mann, und dieſe wird wohl eine deutſche Lehre bleiben, wenn wir auch in unſerer dünneren und geiſtigeren Zeit von ihrer dickeren und ſinnlicheren Leiblichkeit etwas abbrechen müſſen.

Nun klagen diejenigen den alten Luther an, welche ſich mit eitel reinen und göttlichen Trieben und Anlagen geboren glauben, und ſeine Abendmalslehre vollends ſteht vor denen wie ein dicker ſchwarzer Pfaffenthurm aufgethürmt, für welche es hinter dem Verhange, der die göttlichen von den menſchlichen Dingen ſcheidet, gar kein Geheimniß oder Myſterium mehr geben ſoll.

Am ſchwerſten aber iſt Luther in der jüngſten Zeit auch von vielen Wohlwollenden ſeines Bekenntniſſes von wegen ſeiner Lehre vom leidenden Gehorſam geſcholten worden. Auch da, wie mir däucht, unbillig. Man ſoll ſich nur ganz in jene Zeit und in den Mann vertiefen — damit ich bei dem Worte bleibe, womit wir begonnen haben — man ſoll nur die Stelle nicht vergeſſen, wo er ſtand, nur die Seite nicht vergeſſen, von woher er mit ſeiner gezückten Waffe die Ausfälle machte. Ich ſage Seite, um meine Gedanken klar zu machen. Vielſeitig ſind wenige große Menſchen der That, die zuſammengedrängte Kraft hat in der Regel nur Eine Seite. Was wollte, was ſollte Luther? was bedeutete ſein Rieſenkampf? und was hat der bis dieſen Tag fortgeſetzte freilich oft in Scharmützel und Geplänkel ausgeartete Kampf bedeutet, als zwei in einander gelaufene und in unheilvoller Miſchung verworrene Gebiete jedes auf ſeine beſondere ihm gebührende Stelle, auf ſeine rechte Seite, zu rücken? Der große Mann wollte das Himmelreich und das Erdreich ſcheiden, er ſprach: die Erde ſoll kein Pfaffenhimmel ſeyn! Das Reich Chriſti ſollte nicht von dieſer Welt ſeyn, ſollte nicht durch Waffen Blut Mord und Brand der auf Scheiterhaufen verkohlten Ketzer vertheidigt werden ſondern allein durch die allmächtige Gewalt des Wortes und durch den vom Chriſt verſprochenen aber in dem Worte, wann es verſchloſſen iſt, verſiegelten Geiſte. Seine Lehre, welche die prächtige übermüthige Weltlichkeit des Pfaffenregiments zerſchmettern ſollte, predigte daher Gehorſam gegen die weltliche Obrigkeit in einem Grade, der eben ſeiner Gläubigkeit an die allmächtige Gewalt des Wortes gleich war. Ich brauche hier nicht zu erinnern, wie die Lehre von dem ſogenannten paſſiven Gehorſam, die Auslegung des pauliniſchen Spruches Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, bis dieſen Tag zu den vielbeſtrittenen und kitzlichen Lehren gehört, die gleich der politiſchen Souveränetätsfrage meiſtens lieber umgangen als erklärt wird, weil die Gradmeſſung in ihr mislich gefährlich und verführeriſch und weil die Fälle, in welchen eine Steigerung ſultaniſcher Bedrängniß und Gräulichkeit den Bruch des Gehorſams erlaubt macht, anzuführen und durchzuführen ſelbſt mislich iſt. Wie dem immer ſey, Luther hatte ſeine große Aufgabe ganz vor Augen und im

Herzen, ſtand ganz auf ſeiner einſeitigen Seite, war auch ein Doktor der Heiligen Schrift und kein Doktor des kaiſerlichen und deutſchen Rechts. Nun als er mitten in der erſten ſchwerſten Arbeit des Kampfes ſtand, liefen ihm die Baurenunruhen, bald die fürchterlichen Baurenaufſtände in ſeine Rennbahn und regten ein Getümmel und einen Staub auf, daß es faſt unmöglich ſchien, daß er ſeine Waffen bei hellem Tageslichte ferner werde fortführen können. Unleugbar war ſeine Predigt gegen das alte Pfaffenthum, ſein Aufruf der deutſchen Menſchen zum Kampfe für die Wiedergewinnung der Freiheit der Kinder Gottes, wie ſie im Evangelium zuerſt gepredigt iſt, Mitveranlaſſung oder zum wenigſten Mitnährung jener fürchterlichen deutſchen Bewegungen. Manche, die ſich ſeine Schüler nannten, liefen als Feld- und Wald-Prediger den Bauren zu; wilde Schwärmer, die ſeit den Wittenbergiſchen Anfängen weit über Luthers Verſtand und Gewiſſen hinauslaufend unter dem Titel der chriſtlichen Freiheit jeder Zucht und jedem Gehorſam den Zügel abgeriſſen hatten, geſellten ſich mit ihrem verbrannten Gehirn mit zu dem wilden Haufen und halfen den Brand des Aufruhrs im Reiche ſchüren. Luther fühlte ſein großes Werk gefährdet, alle ſeine Lehren und Grundſätze überſchritten oder gebrochen — er ergrimmte in ſeinem Zorn, und ſchalt die Aufrührer und ihre Aufwiegler und Anführer hart, wie viele jetzt meinen, zu hart, indem er den Fürſten und dem Adel ſelbſt bei übertriebener Grauſamkeit der Rache faſt Recht zu geben ſchien.

Wegen ſolcher harten Ausſprüche und Mahnungen iſt Luther nicht nur als ein zu ſtrenger und harter Mann geſcholten worden ſondern auch als ein unverſtändiger Mann, der weder ſeine Zeit noch ſeine Aufgabe recht verſtanden und gefaßt habe. So winken und ſagen manche aus der Anſicht und Geſinnung des Tages Geborne und Befangene, Luther ſey bei halbem ja bei Viertel-Werk ſtehen geblieben. Er, von Gott mit ſo gewaltigem und geſchwindem Muth und Verſtand ausgerüſtet, er, beinahe mehr noch ein Mann des Befehls und der That als der Lehre und des Gedankens, hätte ſich ſelbſt an die Spitze der Bauren, die ſie das deutſche Volk nennen, ſtellen und durch eine herrliche mächtige Umwälzung Reich und Kirche auf einmal im deutſchen Stil beſſern, alle hundert und tauſend Bande und Feſſeln des Mittelalters, womit der deutſche Rieſe umſtrickt lag, auf einmal brechen und den freien deutſchen Mann des ſechſten ſiebenten Jahrhunderts wieder auf die ſtarken Füße ſtellen ſollen. So winken ſie, nicht bedenkend, welch einen wüſten wilden blutigen zugleich geiſtlichen und weltlichen Wirrwarr ſelbſt im glücklichſten Falle es gegeben haben würde: ein Gewirr, welches menſchlich zu löſen und zu ordnen auch dem herkuliſcheſten Luther nimmer hätte gelingen können. Aufruhre und Umwälzungen beginnen und nach und aus den Umwälzungen Staaten beſſern oder umgeſtalten, ſind zwei ganz verſchiedene Abſchnitte und Aufgaben. Solche raſche Urtheiler und Tadler ſollten aus der Geſchichte wiſſen, daß die Beginner nie das Machen und Geſtalten erleben. Welche Menge blutiger und mörderiſcher und in Blut erſtickter Vorläufer in der franzöſiſchen Umwälzung, ehe das Machen an Napoleon kam! Luther, auch wenn er die erſten Ausläufe und Durchläufe mit ſeinen Bauren ſiegreich vollbracht hätte, das Machen wäre nicht bei ihm geblieben, und die deutſchen Bauren, geſchweige das deutſche Volk, hätten dem Sohn des Bauren und Bergmanns das Machen nicht erlaubt. Wir wollen ihm danken, daß er auf ſeiner einſeitigen Seite ſtehen geblieben iſt und ſich von dem weltlichen Satanas, gegen den er eben das Schwerdt gezückt hatte, nicht hat verblenden laſſen, daß er ein deutſcher Mahomet das weltliche und geiſtliche Schwerdt nicht mit derſelben Hand geſchwungen hat.

Allerdings der große allgemeine deutſche Baurenaufſtand der Jahre 1520 hat eine ſehr ernſte und tiefe Seite, welche ein Anderer als Luther vielleicht hätte ergreifen können und ergreifen ſollen und welche, recht und von dem Rechten ergriffen, ſowohl für Deutſchland als für das große Kirchenbeſſerungswerk viel glücklichere und erſprießlichere Folgen hätte haben können, als ſeine fürchterlichſte und grauſamſte Niederſchlagung jammervolle gehabt hat. Es war in Deutſchland, beſonders ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert, ein allgemeines Zucken Regen und Wogen der verſchiedenen Kräfte und Stände des Reichs, eine ſeltſame Unruhe, ein unbewußtes dunkles Misbehagen, wie es großen Umwälzungen und Durchbrüchen der Zeiten vorherzugehen pflegt. Es kam darauf an, ob und wie das zerfallene und bei allen ſeinen Kräften und Hülfsmitteln doch verworrene und ohnmächtige deutſche Reich auf eine neue mit einer gewiſſen mäßigen Wiederherſtellung früherer einfacherer und freierer Zuſtände verbundene Weiſe aus vielen einander ſtoßenden und zerſtoßenden kleinen Staaten und aus einzelnen einander hemmenden Ständen wieder etwas einem Reiche und Königsſtaate Aehnliches werden könnte. Viele edle und fromme Deutſche, die bitter fühlten, daß das gewaltige Reich der Deutſchen kaum noch eine Bewegungsfähigkeit hatte, warteten in Sehnſucht eines Helfers Wiederherſtellers und Erneuerers: ſie hofften dunkel auf einen großen Mann der That, aber er wollte immer noch nicht kommen.

Bei ſolcher Sehnſucht und Hoffnung, bei ſolcher Aufweckung, ja man darf ſagen Reckung und Streckung der

Gemüther in einem unendlichen gränzenloſen und dunkeln Warten der Zukunft, bei ſolcher politiſchen Stimmung des Volks wären viele Wellenſchläge der allgemeinen Strömung den lutherſchen Anfängen gewiß zu Gute gekommen, wie der zurückgedämmte Strom ſelbſt ſpäter ihm ſein großes lautes und doch ſtilles Werk wegzuſpülen drohte. Baurenaufſtände und Jochabſchüttelungen waren vor dieſem allgemeinen deutſchen Aufruhr öfter gewagt, nicht durch windige und ſchwärmeriſche Lehren aufgehetzte ſondern durch Noth und Unrecht erregte. Die unglücklichen Bauren, welche im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert wegen mislungener Rechtſuchung niedergeſäbelt oder geköpft und gerädert worden ſind, haben in unſern Tagen zum Theil wenigſtens geſchichtliche Wiederherſtellung und Ehrenrettung gefunden. Wer die Jahre 1524 und 1526 und ihre Erfolge betrachtet, ſieht jetzt, die Bauren ſtanden damals gegen Adel und Fürſten, ungefähr in derſelben Stellung, wie der Adel in den Gefühlen der Ulrich von Hutten Franz von Sickingen und Hartmuth von Kronenberg den Fürſten gegenüber ſtand. Sie waren auch in denjenigen deutſchen Landen, wo ſie weiland für Freie gegolten hatten, am Rhein an der Donau in Schwaben Franken Baiern Oeſtreich Thüringen, von den höher emporgeſtiegenen Freien gedrückt und bedrängt und wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr unterdrückt und um ihre Rechte gebracht. Sie ſuchten einen Wiederherſteller, ſie ſuchten ein Vaterland, das auch für ſie das alte deutſche Vaterland wäre, ſie ſuchten einen deutſchen Kaiſer und König, der ſie gegen die mächtigen geiſtlichen und weltlichen Bedränger und Vergewaltiger ſchirmte. Sie fanden ihn nicht, fanden auch keinen dem großen Wagniß gewachſenen Anführer, der mit ihnen ihre Sache zu Glimpf und Recht hätte durchführen können. Das iſt das gewöhnliche tragiſche Schickſal der kleinen Leute, der Geringen im Volke und ihrer Aufſtände für Recht und Geſetz, die man gewöhnlich mit dem Namen Pöbelaufſtände unter die Füße zu treten pflegt. Jakob Fox in ſeiner Geſchichte der Stuarts hat bemerkt, daß aus ihnen ſelbſt nimmer ein Anführer hervorgegangen iſt, der ihre Sache hätte glücklich zu Ende führen gekonnt, ja das Schlimmere, daß die Kleinen und Armen im Volke ſelbſt einen aus den Ihrigen nimmer die volle Rolle erlauben, die ſie einem Hochgebornen willig zugeſtehen. Hätte Franz Sickingen noch gelebt, wäre Ulrich von Wirtemberg ein Held geweſen wie der Eberhard im Bart, der Baurenaufſtand wäre wohl viel fürchterlicher gewaltiger und länger gerathen aber der endliche Erfolg und Ausgang wohl wenig erfreulicher geworden. Solches Weltgetümmel, welches es in jenem Falle geworden wäre, zuletzt zu bändigen und zu ordnen, dazu gehörte gewiß ein größerer Jupiter. Dieſer Jupiter war der Kaiſer; der Leiter und Stiller deſſelben und der Ordner des damaligen Deutſchlands mußte der Kaiſer ſeyn. Aber Deutſchland hatte keinen Kaiſer; es hatte nur einen Karl von Spanien und Italien, der immer über die Alpen gegen Süden und Weſten nach dem politiſchen Wetterglaſe ſchaute. Wäre Karl allein Herzog von Oeſtreich und Burgund geweſen und hätte ſeinen Blick feſt über der Herrlichkeit und Herrſchaft von Rhein und Donau und über den dort möglichen Gewinnen gehalten, hätte er ſein Deutſchland und den König von Deutſchland begriffen, und auch begriffen, daß mit dem Papſt zu Rom nicht mehr mit dem alten Eifer um die Purpurſetzen einer geträumten Weltherrſchaft gebuhlt und geſtritten werden müſſe, ſondern daß in Deutſchland eine andere Herrſchaft bereit und ein deutſcher Staat in einem neuen großen Stil möglicher Weiſe zu ſtiften war; hätte er Luther und die Reformation und Adel Bauren und Reichsſtädte mit ihren Kaiſerlichen Wünſchen und Strebungen deutſchfromm und tapfer zu brauchen und feindſelige Gegenſtrebungen und Durcheinanderſtrebungen dieſer Verſchiedenen zu löſen und zu verſöhnen verſtanden — wir ſähen jetzt gewiß ein anderes, wir ſähen wahrſcheinlich ein ganz lutheriſches und einiges Deutſchland.

Alſo Luther hätte ſollen der Anführer und Durchführer des Baurenaufſtandes werden und die politiſche und kirchliche Reformation des Vaterlandes zugleich vollenden. Glücklich, daß er weiſe und gewiſſenhaft ſich nicht von ſeiner rechten Stelle verlocken ließ. Doch bleibt es unbeſtreitlich wahr, daß die große Baurenbewegung, wenn ſie von einem Gewaltigen zu Sieg Recht und Mäßigung hätte geleitet werden können, die Kirchenbeſſerung Deutſchlands unwiedertreiblich im ganzen Volke vollendet haben würde. Luther war der ächte deutſche Freie, es war das freie deutſche Gefühl, was im Anfange der Reformation hervorgeblitzt war, es ward zum freien deutſchen Gedanken, der fort und fort blitzte. Darum ward es mit ſolcher Heftigkeit von den Freien ergriffen. Hier ſtellen ſich die freien Städte und der freie deutſche Bauer ſogleich neben einander. Die Neuerung ward ſogleich vor der Belehrung politiſch von dem Volke ergriffen. Von den Städten darf kaum geredet werden, die fielen ihr faſt alle von ſelbſt zu; aber, wie es ſcheint, geſchah dies bei den Freien auf dem Lande noch mehr. Nun iſt jammervoll genug von dem Rheingau bis Tyrol und von Thüringens bis Schwabens Bergen mit dem Baurenaufſtand auch die Reformation blutig in den Staub getreten; ein zermalmtes verknechtetes Geſchlecht hat für Jahrhunderte die Schwungfedern verloren. Doch war der Rieſe nicht durch Eine Niederſchlagung gefällt, der verwundete zuckte von Zeit zu

Zeit mit ſeinen zerriſſenen Gliedern wieder empor, und in Franken Salzburg Oeſtreich Tyrol Böhmen Mähren iſt bis tief in das ſiebenzehnte ja bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Baurenfreiheit zugleich mit dem Proteſtantismus vertilgt werden. Endlich hat dieſer dort kein Geſchlecht mehr gefunden, in welchem ſein Muth und ſein Geiſt neue freudige Wurzeln hätte treiben können. Für den Augenblick ſcheinen wir nur für Eiſenbahnen Dampfſchiffe und Windſchiffe noch Schwungfedern zu haben.

Wir haben nun drei Jahrhunderte hinter Doktor Martin Luther. Das freie Wort, das freie göttliche Wort hat ſeinen Sieg gefeiert in der Weltgeſchichte, einen mächtigen Sieg; aber iſt das vollbracht, was die Jahre 1530 und 1540 geweiſſagt und verkündigt haben, daß die Reformation über alle Länder gehen und alle Länder und Völker beleuchten und erleuchten würde? Nein, nicht. Und es wird nimmer und kann nimmer vollbracht werden, wenigſtens in dem Sinn und in der Weiſe nicht, wie der volle und hoffnungsreiche Gedanke des innigen und treuen Bekenners derſelben es in glückſelig begeiſterten Stunden immer noch meint und hofft. Und hier muß ich mir wieder zurufen Internati! vertiefe dich in dir ſelbſt und in der Menſchheit und ihrer Geſchichte, bete in Verehrung und Dankbarkeit an, was das durch Luther und andre herrliche Lichtzeugen befreite Wort gewirkt hat, und erkenne und bekenne in Demuth, was es auf Erden nur wirken kann; wie hienieden das Bild des allgemeinen Gottesreiches und alſo auch das Bild der allgemeinen Kirche im inneren Sinn nimmer verwirklicht werden kann; wie das Menſchengeſchlecht hienieden niemals in der Anlangung ſondern nur in der Annäherung iſt. Doch können wir der Frage nicht entgehen, die ſpricht: wo ſtehen wir? wo werden wir ſtehen? wie weit hat das freie, das durch Martin Luther befreite, Wort die chriſtliche Welt fromm und frei gemacht?

Bei dieſer Frage haut die alte Kirche, die Hohenprieſterliche Römiſche Kirche, triumphirend auf uns ein und ruft: Vom Stehen redet ihr, ihr Wankenden und Hinundhertaumelnden? vom Freien und Feſten, ihr Zerfliegenden und Zerfließenden? ihr, die ihr nichts mehr ſeyd bald gar nicht mehr ſeyn werdet, ſondern deren einzige Rettung nur ſeyn kann aus eurer wilden und froſtigen Unruhe in unſern allgemeinen allumfaſſenden und allerwärmenden Schooß zurückzukehren? Dies wird das Ziel ſeyn und das Ende und die mögliche Erfüllung der Verheißung Ein Hirt und Eine Heerde und daß die über drei Jahrhunderte in Umwälzungen und Verruchtheiten umgejagte und von hundert und tauſend Zerſpaltungen und Zerreißungen zerrüttete Welt endlich eine chriſtliche Ruhe finde.

Wir hören das und müſſen uns zum dritten und vierten Mal mit unſern Erinnerungen und Gedanken vertiefen und verſenken; und wann wir das tapfer und redlich gethan, ſo ergiebt ſich zu unſerm Troſt und unſerm Leide gar bald, daß allgemeine Eintracht und allgemeines Glück auf Erden niemals geweſen ſind, daß ſie auch in jenen Zeiten nicht geweſen ſind, welche man die glückſeligen Zeiten der Einheit der Kirche nennt. Einheit der Kirche, vollkommene Einſtimmigkeit über die innerſte Weſenheit des Chriſtenthums, über das Verſtändniß der Verbindung des Himmliſchen und Irdiſchen des Göttlichen und Menſchlichen, — wann und wo war ſie? Sind nicht in jedem Jahrhundert Ketzer zu verdammen und abtrünnige Rotten zu vertilgen geweſen? Freilich hielt ſich die Heerde leichter und gewaltiger zuſammen und Hirten und Hunde hatten weniger Arbeit, als noch meiſtens wirkliche Schaafe in den großen Stall getrieben wurden, als der Gedanke noch ſchlummerte, ja als der Geiſt, der über allem ſchweben und in allem brennen und aus allem leuchten ſollte, faſt ganz entwichen war und bloß hinter glanzvollen Altären und bunten Prieſtermänteln blöd und furchtſam in die böſe wilde Welt hinein zu lüſtern und lauſchen ſchien. Es war damals eine größere gemeinſame Heerde, es iſt hin und wieder noch eine große dicke Heerde; aber wenn man die Sitten das Leben den Geiſt wägt, wenn man mit chriſtlicher Waage wägt — iſt dieſe Gemeinſamkeit, wo alle Wölfe und Füchſe in Schaafskleidern mit in den Stall laufen, iſt dieſe ſogenannte Einheit eines faulen unwiſſenden und geiſtloſen Friedens etwas Fröhliches? iſt das Reich des Aberglaubens und der Pfaffenzauberei, womit man die arme Menge ſo hinwiegt, etwas ſo Herrliches, daß man dem Proteſtantismus gegenüber Triumphlieder ſingen darf? Nein, das Schwerdt der Zwietracht, welches Luther zückte, war fröhlicher, das Schwerdt der Zwietracht, welches bis auf den heutigen Tag noch von allen Kanzeln und Kathedern klirrt, das Schwerdt und der Kampf des freien Worts, hat einen fröhlicheren Klang und bringt einen geſegneteren Krieg und einen geſegneteren Frieden der Geiſter, die nicht ſchlafen ſondern um höhere Preiſe ringen und kämpfen ſollen, und in der proteſtantiſchen Zerfallenheit und Zerriſſenheit, welche die Hohenprieſterlichen anklagen und welche wir keineswegs ganz leugnen wollen, liegen doch mächtige Hoffnungen der Zukunft, welche die Freien und Frommen nicht täuſchen werden. Bei uns liegen die Schäden der allgemeinen Menſchlichkeit nur mehr zu Tage als bei denen vom großen Hürdenſtall; ſie ſind aber auch in ihm nur ſchlimmer, weil verſteckter und verlarvter. Das leichte und leichtfertige Geſindel dieſſeits und jenſeits ſoll uns keine grauen Haare des Kummers machen; deſſen haben unſre Gegner und Ankläger noch mehr und noch Gefährlicheres gedeckt als wir. Sie ſollen ſich nicht gebärden, als wenn wir Italien und Frankreich nicht kennten, wie ſie waren und wie ſie ſind, und München Warſchau Wien Brüſſel u. ſ. w. Wir können dagegen Berlin Stockholm London u. ſ. w. zeigen, ohne ſo roth zu werden als ſie. Und bleiben wir bei der Wahrheit und ſchreiten ohne zankende Vergleichung und ohne allen Spott und Scherz einher, ein ſolches Geſindel iſt für jede Kirche immer da geweſen und wird immer da ſeyn, weil es die Geburt menſchlicher Gebrechlichkeit iſt. Es werden dieſe Kinder der loſen Eutrapelia, worüber ſchon Paulus ſeufzt, wohl immer da ſeyn, ſo lange Menſchen da ſind.

Geſagt und eingeſtanden: Der Proteſtantismus hat aus zwei drei großen Riſſen und Spalten viele kleine Riſſe und Spalten geworfen, er wird immer welche werfen, die flammende und brennende Sonne des freien Worts muß ſo auf die zerbrechlichen und zerreißlichen menſchlichen Gefäße wirken, und je nachdem ſie gefüllt ſind, muß klarer und ſüßer oder trüber und ſaurer Wein aus ihnen fließen. Albern, daß viele der Unſern ſich gebärden dieſes Unvermeidliche gleichſam nicht zu ſehen, daß ſie dieſe menſchliche Natürlichkeit, dieſe urgeborne Stärke und Schwäche unſers Geſchlechts ableugnen wollen. Grade jetzt ſtehen alle unſre Riſſe Spalten und Wunden wie mit doppelt und dreifach klaffender Weite offen und die wieder flügge gewordenen Jeſuiten und ihre Genoſſen und Gehülfen jauchzen: *Es nahet das Ende des Aufruhrs, ſie ſollen und müſſen alle wieder herein; ſie haben ſich durch den Misbrauch der eignen Waffen vernichtet, die Frechheit des Worts hat ihre ſogenannte Freiheit mit allen ihren ketzeriſchen Brand- und Schand-Malen an den offenen Sonnenpranger geſtellt. Sie können nicht weiter,* das zügelloſe und ausgeriſſene Roß hat ſich an dem Ziele das Gehirn zerſchellt.

Soll ich, indem ich die Erſcheinungen und Entwickelungen des Tages betrachte, dieſen Rufern und Jauchzern ganz Unrecht geben? Nein, das thue ich nicht. Es ſcheinen einige Zeichen des Tages wirklich für ſie aufzuleuchten. Was ſonſt in den Schulen blieb, was, wann es einige Zeit gelebt hatte, im Zank der Schulen wieder begraben ward, hat ſich unter alles Volk geworfen; Einreden Gaukeleien Entſtellungen und Lügen gegen den Chriſt und das Chriſtenthum von Juden und Heiden zum guten Theil ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten mit ſchlau berechneten Liſten ausgebrütet haben ſich bis in die Mitte des Volks geworfen und dort hin und wieder Unordnung und Verwirrung angerichtet; ja ſelbſt unſre Weiſen und Schriftgelehrten ſind hie und da albern geworden und haben die einfache ſchöne Kunſt verlernt das Wort durch das Wort zu verfechten. Bange mögte dem werden, der die Geſchichte und beſonders die Geſchichte der menſchlichen Narrheit kennt, als er hörte, wie manche berühmte Theologen in Berlin zuſammenliefen und jauchzeten, als Schelling erſchien und die Glocke vor ihm hergeklungen ward, er ſey als eine Stütze des Evangeliums gerufen. Ich ſage aber nicht, daß der große Philoſoph ſelbſt dieſen Glockenſtrang angezogen hat. Wer der Boſſuet Paſcal Leibnitz Leſſing geſehen und gehört hatte, wer durfte ſich einbilden und glauben, daß die Philoſophie endlich das große Kunſtſtück ausgelernt und das Univerſalmittel der Vereinigung des Glaubens und Wiſſens gefunden habe? Es iſt eben geblieben, wie es war, oder vielmehr es bleibt, wie es von Anfang war. Glauben iſt das Große Ewige Urſprüngliche, Wiſſen das Kleine Menſchliche Abgeleitete. Wie ſoll nun das Kleine die Stütze des Großen ſeyn können? Man ſollte doch nicht immer wieder ſeltſame Wunder hoffen, man ſollte doch nachgerade wiſſen, wie und womit die Theologie von der Philoſophie geſtützt und vertheidigt werden kann; Hoffnungen, die das Chriſtenthum von der Philoſophie hegen kann, müßten doch endlich erkannt ſeyn für das, was ſie ſeyn können, ſeitdem der Apoſtel Paulus mit den Weiſen der Schulen von Athen diſputirt hat.

Wir kehren von dieſer Betrachtung ſtraxweges um und anerkennen eine gewiſſe proteſtantiſche Zerriſſenheit und geiſtige Dünnheit, worin wir in der Gegenwart leben, eine faſt zu dünne geiſtige Luft, worin ſelbſt manchem Frommen und Würdigen unſrer Theologen der Athem beinahe ausgehen will. Indem wir die ehrwürdigen Schweißtropfen und Blutstropfen zählen und berechnen, welche ſeit drei Jahrhunderten für die Befreiung des Worts vergoſſen ſind, indem wir uns vor den ehrwürdigen Arbeiten ſo vieler trefflichſten Geiſter verneigen, welche in dem wüſten Schutte, womit Jahrhunderte von Dummheit Aberglauben und Trug Licht und Freiheit zu verſchütten getrachtet, gewühlt und aufgeräumt haben und welche bei dieſer Aufräumung mit edlem Staub und glorreichen Wunden bedeckt unter ſchauerlichen Trümmern und traurigen Ruinen in ernſter ſtolzer Einſamkeit geſtanden ſind, gewahren wir wohl, daß uns in dieſen großen Arbeiten und Strebungen der Leib unſrer Kirche mehr zerriſſen und zermagert iſt, als er ſeiner Natur nach von Anbeginn ſeyn mußte. Wir konnten und durften mit keinem ſo fetten und glänzenden Leibe auftreten als die alte Kirche, von deren Weſenheit nicht, aber wohl von deren herrſchender Hohenprieſterlichkeit und allen Anhängſeln und Zierrathen derſelben unſre Väter weiland ſich losgeſagt und losgeriſſen hatten.

Aber viele der Unſrigen ſtehen nun auch da, indem jene Hohenprieſterlichen über unſern Zerfall und Verfall zu früh jauchzen und frohlocken, ringen die Hände wehklagen und ſprechen:

Wie ſoll es werden? wohin ſoll es mit uns fahren und ausfahren, wenn es immer ſo fortgeht?

Wo iſt die Lehre von der Gottheit Chriſti? Iſt der Sohn Gottes den Meiſten nicht ein Prophet geworden? ja nicht einmal ein erhabener gottbegeiſterter Prophet mit Himmelserleuchtung und Weiſſagung ſondern eben nur ein jüdiſcher Rabbi mit engen ja mit viel engeren Anſichten und Ausſichten des Dieſſeits und Jenſeits, als Sokrates und Plato ſchon hatten? ein beſchränkter Rabbi, der uns ſo viel von dem herben und bittern Judenthum und von dem Zorn des alten grimmigen und grauſamen Judengottes auf den willigen und geduldigen deutſchen Nacken gelegt hat?

Wo iſt die Lehre von dem Sündenfall, von der Verderbtheit der menſchlichen Natur, von der Nothwendigkeit und Unerlaßlichkeit der Reue und Buße geblieben? Dieſes Geſchlecht will von einem räthſelhaften uralten Schaden nichts wiſſen und ſie verweiſen ihn ohne viele Umſtände in das Land der Sagen und Fabeln. Wie leicht und wie wohlfeil ſind dieſe leichten Menſchen von Gott begnadigt und erlöſt! wie ſind ſie mit ſo gar feinen und unſchuldigen Anlagen und Trieben geboren! und wie leicht und luſtig ſchaffen ſie ſich ihr Gottchen nach ihrem Bilde aus ihnen ſelbſt heraus!

Wo giebt es für dieſes aufgeklärte erheiterte und vergöttlichte Geſchlecht, welches doch in aller Leichtfertigkeit und Laſterhaftigkeit dieſer vergänglichen Zeitlichkeit dahin rollt, noch irgend ein göttliches Myſterium? Was iſt ihnen aus Luthers Abendmal geworden? wo ſind die heiligen Schauer des bebenden Entzückens und der hoffenden Sehnſucht, mit welchen man vormals zum Tiſche des Herrn ging? Höchſtens ein alter frommer Gebrauch, den man ſo mitmacht, weil Viele ihn begehen, kaum noch ein dankbares Erinnerungsfeſt u. ſ. w.

Schlimm, ſehr ſchlimm, wenn dieſe Klagenden und Seufzenden Recht hätten. Aber nicht einmal nach den äußeren Zeichen und Erſcheinungen der Dinge, wie ſie eben vor Augen ſind, haben ſie Recht, geſchweige nach der inneren verborgenen Wahrheit der Zeit, welche die Wenigſten gewahren können; weswegen auch die Wenigſten billig richten können.

Was wäre mir die Göttlichkeit Chriſti, des Eingebornen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit, wenn ich nicht ſein göttliches Wort und die Wirkung dieſes göttlichen Wortes, wenn ich nicht die Geſchichte von mehr als 1800 Jahren hätte? Welche menſchliche Sprache kann mir die auf die Erde herabgeſtiegene Gottheit darſtellen? welche menſchliche Rede kann mir ihre Weiſe und ihr Weſen erklären? was hülfen mir alle Erzählungen der Evangeliſten von den wunderbaren Gaben Wirkungen und Thaten des Heilands, wenn mir die Geſchichte dieſer Jahrhunderte fehlte? Ja ich gebe alle Wunder Jeſu Chriſti, deren Wahrheit wie die jeglicher Menſchenerſcheinung und Menſchenerzählung doch nimmer ſtrenge bewieſen werden kann ſondern vielen verſchiedenſten Zweifeln und verſchiedenſten Auslegungen unterworfen iſt, für das Eine Wunder des Worts und der Lehre hin, die mitten in der verdorbenſten und aus der verdorbenſten und verſunkenſten Heidenwelt, wie ſie unter den Kaiſern Auguſtus und Tiberius darnieder lag, als das nimmer noch vernommene Wunder der Liebe und Gnade geboren iſt und langſam aber ſicher das Menſchengeſchlecht von Stufe zu Stufe zu größerer Sittlichkeit Freiheit Bildung und Wiſſenſchaft geführt hat, die auch das einzige äußerliche Geheimniß iſt, wodurch der chriſtliche Europäer aus ſeinem kleinen Welttheil alle Länder und Völker beherrſcht. Dies iſt es, dies war es, von dem der Apoſtel bekannte: „Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens.“ Hier rufe ich mir wieder das Internati zu, die Vertiefung und Verſenkung in den chriſtlichen Geiſt der Weltgeſchichte. In dieſem Worte, in ſeiner unſterblichen und unvergänglichen Wirkung finde ich den Gottgebornen, den Gottesſohn, die unbegreifliche göttliche Wirkſamkeit des Erlöſers in ewiger Erneuung wieder, das Licht, das oft mit Schutt und Aſchen überworfen, zu ſeiner Zeit immer wieder mit neu belebendem feurigen Stral hervorfunkelt; hier, vor dieſer Majeſtät vor dieſer heiligen Flamme bete und kniee ich — hier kniee ich vor der Menſchwerdung Chriſti, vor dem göttlichſten in menſchlicher Geſtalt erſchienenen Ebenbilde. Aber freilich, ihr Lieben, ich kann mir nicht helfen und kann euch nicht helfen — wir müſſen hier bei der Lehre von der Gottheit Chriſti und von ſeiner göttlichen Sendung und ihrer Beſtimmung ganz zu der Heiligen Schrift Neuen Teſtaments zurück; wir können und müſſen darüber nicht mehr wiſſen wollen, als ſie gewußt oder vielmehr gewinkt hat über das was über unſern Verſtand hinaus liegt, was in keiner menſchlichen Sprache ausſprechlich und erklärlich iſt, was nicht gewußt und erkannt werden kann ſondern gefühlt und geglaubt werden muß. Uns hilft hier der ganze Athanaſius nichts mit allen ſeinen Schärfen und Spitzen und alle, die nach ihm weiter und noch feiner geſpitzt haben. Wohl muß in der Dogmatik und Kirchengeſchichte leider gelehrt und gelernt werden, was Narren und Weiſe über ſolche Unbegreiflichkeiten gegrübelt haben; welchem Sterblichen iſt ein Gradmeſſer der Göttlichkeit gegeben? Dem Chriſten fruchtet und hilft ſolche Grübelei durchaus nichts ſondern ſie führt ihn nur tiefer in allerlei wunderlichſte Gedankengewebe, worin er ſich ſelbſt verſtrickt und von fremden und böſen Liſten feſtgemacht werden kann. Man ſtelle alſo den Athanaſius als allgemeinen Kirchenlehrer künftig nicht mehr voran ſondern den Chriſtus und Gottesſohn der Bibel, und man wird eine weitere frommere und friedlichere proteſtantiſche Gemeinde haben.

Die Lehre von dem Sündenfall und von Buße und Gnade? Was Jeſus Chriſtus und Paulus gepredigt haben, iſt von allen Weiſen der Welt, auch von den heidniſchen Weiſen, erkannt, daß der Menſch, der Herr und König der Erde, als ein räthſelvolles göttliches Geheimniß da ſteht, daß er aus einer höheren Sphäre in die mehr niedere und dumpfe Thierwelt hinabgeſtoßen ſcheint. Dies iſt die älteſte Sage und Ueberlieferung unſers Geſchlechts, alſo, gelindeſt und halb ketzeriſch geſprochen, ein Urgefühl der Menſchheit. Der Menſch iſt einmal dem göttlichen Ebenbilde ähnlicher und vollkommener geweſen und durch einen Fall und Hinabſturz unvollkommen und ſündlich geworden. Die Lehre von der Buße und von der Nothwendigkeit einer Erlöſung iſt faſt bei allen Völkern geweſen; nur die Lehre von der Gnade hat den meiſten zu fern geſtanden. Warum Luther die Lehre von der Buße und Rechtfertigung faſt ſehr ſtreng und hart genommen hatte, iſt oben aus ſeinem Gemüthe und aus ſeiner Zeit ungefähr angedeutet; entſchuldigen aber kann ich Viele, welche ſie jetzt zu leicht zu nehmen ſcheinen. Unſer ganzes Chriſtengeſchlecht, beſonders die deutſchen Chriſten, haben ſeit Luther eine viel feinere Geiſtigkeit gewonnen und von der vollen derben Sinnlichkeit ſeiner Tage viel verloren. Wenige können mit ſo vollem ganzen ſinnlichen Gefühl und Wehegeſtön über die Sünde in Sack und Aſche Buße thun und ſollen auch nicht mehr ſo Buße thun als die Menſchen ſeiner Zeit, welche ſich in der Beziehung gewiß wieder viel ſchlechter und magrer ausnahmen als die Zeitgenoſſen von Karl dem Großen und Friedrich dem Rothbart weiland; aber darum ſind unſre Zeitgenoſſen in Bauſch und Bogen nicht alle leichtfertiger ſelbſtgerechter und vermeſſener als jene. Ich habe fromme Ruſſen und fromme Deutſche beten ſehen — welchen klimatiſchen volklichen geiſtigen Unterſchied habe ich da gewahren müſſen! welche ſinnliche Fülle der Andacht ſchien der Ruſſe da voraus zu haben! aber hätte ich darum nur einen Augenblick lieber ein Ruſſe als ein Deutſcher ſeyn mögen? Wahr bleibt auch, daß die Lehre vom göttlichen Zorn viel von ihrer Schärfe und Strenge verloren hat, daß die Lehre von der göttlichen Liebe und Gnade durch das ganze Geſchlecht ſeitdem mehr durchgedrungen iſt und in den Kindern ſchon mitgeboren wird. Das allgemeine chriſtliche Bewußtſeyn trägt die Menge ſchon leichter zuweilen auch leichtſinniger; aber es heißt hier mit Recht: ziehe nicht zu gefährliche Schlüſſe aus dem bloßen Schein. Die Zornlehre iſt doch keine Chriſtuslehre, aber wohl die Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit. Glaubt nur, auch wider allen äußerlichen Schein glaubt nur gewiß, auch dem Leichteſten und Gedankenloſeſten ſchlägt der Hammer der Schuld viel öfter und härter, als ihr euch einbildet, an ſein armes und unruhiges Herz.

Und das Myſterium? Dies iſt eine ſchwere und allmächtige Frage. Aber ich ſage: es iſt nicht wahr, daß wir es nicht anbeten, daß wir, wie unſre Feinde toben und ſchelten, in unſerm Gottesdienſt und in unſern Kirchen nur das Irdiſche und Alltäglich-Gemeine und Alltäglich-Begreifliche für die Erde ſuchen; es iſt nicht wahr, daß wir es nicht ſuchen und erſehnen, daß wir es nicht finden und haben, daß wir es nicht oft haben, daß wir es in unſerm größten Sakrament, im Abendmal, nicht mehr haben. Aber unſer Myſterium iſt nichts durch ſinnliche Zeichen Machliches und Greifliches nichts mit vollem ſinnlichen Schauder und vollem ſinnlichen Entzücken Angebetetes und Empfangenes. Luther trieb die hohenprieſterliche magiſche Zauberei aus unſerm Dienſt, aber das geiſtige und göttliche Entzücken und auch die göttlichen Schrecken ließ er in dem heiligen Male. Dieſe Schrecken haben ſich gelindet, die Ueberlieferungen des alten Zaubers, die von den Vätern her lange vorhielten, ſind meiſtens vergangen, aber das Geheimniß der wunderſamen Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur im Heiland, das Geheimniß der möglichen Vereinigung unſers armen ſündlichen ſehnſüchtigen Herzens mit Gott und dem göttlichen in uns übergehenden wallenden und treibenden Geiſte — der Glaube dieſes himmliſchen Entzückens und dieſes Entzücken ſelbſt haben uns nimmer gefehlt. Es heißt aber hier in proteſtantiſcher evangeliſcher Freiheit: Tretet herzu, ihr Sehnſüchtigen und Beladenen, tretet an den Tiſch des Herrn und ſehet, was Gott, der euch eingeladen hat, mit euch thun will. Wir wiſſen aber, daß wir nicht verdienen, daß die Richtung und Stimmung unſers Herzens dem Geiſte der göttlichen Liebe nicht immer ſo offen ſey, daß er ſein Werk der beſeligenden Entzückung immer an uns thue; wir wiſſen, daß er es oft langſam, daß er es in Stufen an dem Einzelnen thut, daß er aber alle umfaßt und zu ſeiner Zeit auch erfaßt, welche ſeine Gnade und Liebe ernſtlich ſuchen. Wir wiſſen und glauben, daß Gott täglich und ſtündlich Wunder an uns thun will und auch thut, aber geiſtige und geiſtliche Wunder. Unſer Glaube ſteht feſt auf Feſtem aber nicht auf ſo Einzelnem und Beſtimmtem als in der alten Kirche, nicht auf ſo Zeigbarem und Greiflichem.

Wir Proteſtanten müſſen das Dünne und Zudünne der Geiſtigkeit oft tragen und ertragen, wir müſſen den Schein des Dünnen und Unfeſten bei aller Feſtigkeit unſrer Lehre und unſers Glaubens der alten Römiſchen Kirche gegenüber immer tragen und ertragen lernen. Wer durch das Wort und den Geiſt ein Gefreiter iſt, kann die feinen und zarten Bande, die ihn mit dem Himmel und den himmliſchen Mächten verbinden und an welchen er ſtiller und unſcheinbarer gehalten und geleitet wird, immer handgreiflich zeigen. Wir wiſſen, daß wir die äußerliche Dichtigkeit und Leiblichkeit des Daſeyns in unſrer Kirche nimmer erlangen können, worin die mit der größten Klugheit und Folgerichtigkeit berechnete Zuſammenſetzung der Päbſtlichen Kirche auftreten kann, aber in keiner Zeit hat unſerer Kirche die innere Feſtigkeit und Gläubigkeit gefehlt, wenigſtens nie mehr gefehlt als der alten Kirche, welche ſich ſtolz die Alleingläubige und Alleinſeligmachende nennt. Wir leben jetzt bei allem Eifer und aller geiſtigen Regſamkeit und Strebſamkeit allerdings in einem dünnen und kühlen Zeitalter; wir ſind in einem Uebergang begriffen aber nicht im Untergang, wie die Ultramontanen frohlockend und hohnlachend über die Länder hin jauchzen. Es wird ja alles durch Gott zu ſeiner Zeit offenbar werden, und die neuen Jeſuiten werden ſehen, in wen ſie ſtechen und geſtochen haben.

Das weiß ich und hoffe ich, daß wir eben durch unſre Wiſſenſchaftlichkeit, durch das alles durchbohrende alles zerſchneidende und vergeiſtigende Wort, mehr und mehr zu der älteſten Einfalt der Lehre und des Dienſtes mehr und mehr zu der ſtillen Verſchweigung und Anbetung des zwiſchen Gott und Menſchen ewig empfundenen aber nimmer begriffenen Myſteriums gelangen werden, worauf alle Religion ruht und worauf vor allen Religionen die chriſtliche Religion ruht. Aber freilich die Eine Heerde und der Eine Hirt das iſt eine himmliſche eine überirdiſche und unſichtbare Idee, welche auf Erden nimmer geſehen noch verwirklicht werden kann.

Gott wird ſeinen Geiſt, den Geiſt der Freiheit aber auch den Geiſt der Liebe und Gnade, den Proteſtanten nimmer entziehen, er wird unſre deutſche proteſtantiſche Kirche wieder zu größerer Mächtigkeit und freundlicherer und freudenreicherer Einigkeit erwachſen und gedeihen laſſen; aber Einerleiheit der äußeren Geſtalten und Leiber des Proteſtantismus, wenn überhaupt bei ihm von Leibern die Rede ſeyn kann, einen ſo feſten und dicken äußerlichen Bau, als die Päbſtliche Kirche zeigt, darf wer die geiſtige und geiſtliche Freiheit des Worts begehrt bei irdiſcher Gebrechlichkeit nimmer hoffen. Das Chriſtenthum als der große reiche Gottesſamen alles Heils und aller Bildung wird die Welt auch ferner tragen und leiten und von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr der Segen des Erdballs werden, aber die Verſchiedenheit der Welttheile Länder Völker Klimate wird es in ſeinen verſchiedenen äußeren Entwickelungen und Geſtaltungen doch immer offenbaren müſſen ſo wie den Wechſel und Wandel allgemeiner Zeitabſchnitte und Zeitdurchbrüche, nach welchen es ſich nach menſchlicher Abhängigkeit oder Gebrechlichkeit erheben oder ſenken vertiefen oder verflachen muß.

Der, vor welchem Jahrtauſende wie eine Sekunde ſind, ſpielt in ſeiner verborgenen räthſelvollen Weiſe mit dieſen menſchlichen Zeitabſchnitten, und worüber bei ihren wundervollen und ungeheuren Erſcheinungen die Kleingläubigen wehklagen und die Spötter hohnlachen verhallt in dem unendlichen Koncert des Herrn der Herren wie das Mückengeſumſe im Donnerwetter. Wir ſind Geiſter, wir ſind Chriſten, wir müſſen uns wieder auf den älteſten chriſtlichen Standpunkt ſtellen das Unendliche unendlich das Unergründliche tief anzuſchauen und anzubeten und über Weltregierung und Gottesgeheimniß nicht oberflächliche und aller Welt verſtändliche Gloſſen machen zu wollen. Man muß ſich freilich nicht ſchämen von den Narren für einen Narren gehalten zu werden, aber doch darf ich mich nicht hinſtellen und gebärden die Zeit zu verſtehen und den Geiſt der Weiſſagung im Leibe zu haben. Indeſſen ahnen darf man, wünſchen und hoffen muß man, beten und anbeten ſoll man. Ich glaube, daß die Arbeit von drei Jahrhunderten keine vergebliche Arbeit geweſen iſt, daß Luthers Reformation keine tauben oder gar weltverderblichen Früchte getragen hat. Wer dieſer unſerer Zeit, dieſer ſo viel geſcholtenen und doch ſo ſtrebſamen und arbeitſeligen Zeit ehrlich ins Geſicht zu ſehen wagt, wer die Geſichter der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe, ich mögte ſagen, wer die Menſchengeſichter derſelben ehrlich anzuſehen und zu deuten wagt, deſſen Hoffnungen werden ſich dahin wenden, wo der Geiſt gewaltet hat und wo er heute waltet. Luther war in ſeinen Tagen der ganze deutſche Mann und ſtellte ihn in ſeiner Perſon dar, aber unglückliche politiſche Verhältniſſe, deren ſo viele unſer liebes Vaterland geſchlagen und niedergeſchlagen haben, ließen in Deutſchland das göttliche Werk der geiſtigen Freiheit, welche auch die bürgerliche Freiheit erhöht und veredelt haben würde, damals nicht vollenden. Wo aber Luthers befreites Wort und die Fülle von Geiſt und Muth, die es bringt, nur zur Hälfte ja nur zum Viertel eingeſchlagen und durchgeſchlagen hat, da hat es durch die innere Freiheit und Stärke auch die äußere Freiheit und Stärke gebracht. Vergleiche nur die kleinen germaniſchen Brüche, England Holland Schweden, und ihre Geſchichte mit ....

mit.... Genug; wer mich verſtehen will, verſteht mich. Licht Bliz Einſchlagen Durchſchlagen Zerreißen und Zerſpalten ja Wunden Reißen und Brennen — das iſt das Wort, das iſt das freie Wort, das iſt das göttliche Wort. Das Weh und die Wonne dieſes Worts reicht tief und brennt tief, und die Tiefen der Gottheit und das Walten des göttlichen Geiſtes in der Weltgeſchichte kann keiner ahnen und vernehmen, der zu dieſem Weh und dieſer Wonne den Muth nicht hat, der durch das freie Wort den freien Mann nicht zu denken wagt. Der Proteſtantismus iſt aber die freie volle jedes Prieſterzaubers entkleidete göttliche Perſönlichkeit, ſo viel der ſchwache gebrechliche Menſch an ſeinem Theil davon empfangen und tragen kann. Durch die Klarheit und Wahrheit des freien Wortes, welche alle gaukelnden und lügneriſchen Geiſter des Lugs und der Nacht zuletzt beſiegen und verſcheuchen wird, warten wir des freien deutſchen Mannes der Zukunft und wenigſtens etwas mehr des chriſtlichen Himmels auf Erden, als wir jetzt haben. Aber mit dem göttlichen Worte müſſen wir immer zum Kampfe des Wortes gerüſtet bleiben. Sind und bleiben wir dieſes Kampfes rüſtig und muthig, ſo werden die Jeſuiten und Ultramontanen dem deutſchen Adler die falſche Schlummerkappe nicht wieder über, die Augen ziehen noch ihm die Flügel ſtutzen; er wird ſeinen Sonnenflug einſt vollenden. Vieles, was jetzt zerſtreut armſelig und geſtaltlos umherliegt und umherflattert ja gleich einem Vogel in der Morgendämmerung ſich müde flattert und zerflattert, wird ſich finden und zuſammenfinden zu ſeiner Zeit. Doch ich darf nicht weiſſagen.

Erklärung. Dieſes Bruchſtück iſt ein ganz anderes Ding geworden, als es urſprünglich werden ſollte. Sein Gedanke iſt aus Geſprächen und Streiten mit den erwachſenen Söhnen und andern Jünglingen entſtanden. Der Proteſtantismus, wie er eben lebt, und unſer deutſches Chriſtenthum, die in manchen Landen unſers Vaterlandes mit großer Heftigkeit entbrannten Händel mit den Ultramontanen, und was ſich eben im Baierlande rührt und bewegt und ſich von dort weiter über die deutſchen Gauen verbreitet, kurz der dicht und weithin verflochtene baieriſche ultramontaniſche und undeutſche Knäuel, der alle Arbeit und allen Gewinn der letzten drei Jahrhunderte für eitel Teufelswerk erklärt, die philoſophiſchen Schulen Schellings und Hegels und was von einer jüngſten deutſchen antichriſtlichen Schule nach Hegel genannt wird — welch einen reichen Stoff zu Geſprächen und Streiten liefert das nicht? Weil nun mein Töchterlein dieſen häufig zugehört hatte, wie man denn die Unſchuld nicht immer von thörichten und vermeſſenen Reden fern halten kann, ſo meinte ich eigentlich anfangs für ſie etwas auf's Papier zu werfen in einfacher und kindlich chriſtlicher Darſtellung, wie das Licht des Chriſtenthums und der proteſtantiſchen Freiheit durch alles wüſte Getümmel und Gewirr der Gegenwart in ſeiner einfältigen Schönheit und göttlichen Macht und Majeſtät doch endlich ſiegreich durchblitzen und als Heil und Wonne der Welt oben ſchweben werde. Das meinte ich und wollte ich, aber es iſt mir nicht gelungen, und ich bin auf einen ganz andern Weg und in eine ganz andere Weiſe hineingerathen. Ich ſehe, daß ich nicht mehr kindlich für kindlich fromme Herzen ſchreiben kann. Indeſſen ſtehe das Ding hier, deſſen Geburt nicht die rechte glückliche Stunde getroffen hat.

Noch ein Wort
für
# unſre große Oeffentlichkeit,
vorzüglich
in Beziehung auf die Preſſe und den Bundestag.

(1844.)

Brief an den Freiherrn von B.

Euer Excellenz überreiche ich hiemit zur freundlichen Erwägung einen Aufſatz, der lange bei mir im Pulte gelegen hat. Ihnen darf ich ihn ohne Bedenken überreichen, überzeugt, daß wenn Sie hin und wieder auch von mir abſtimmig ſeyn ſollten, Sie doch die treue Meinung und Geſinnung, welche ihn geboren haben, nicht verkennen werden.

Man fragt ſich in unſern Zeiten, die Vielen gar zu wild ſcheinen, was ſoll aus Europa, was ſoll beſonders aus Deutſchland und aus unſerm deutſchen Gewirr werden, welches freilich hundertmal mehr Schwierigkeiten geſetzlicher Entwirrung und würdiger Entwickelung hat als der meiſte andre europäiſche Wirrwarr? Unſre Zeit und unſer Vaterland haben ihre unabweislichen Bedürfniſſe und Forderungen, die ganze Bildung Richtung und Strebung unſers Welttheils hat eine geiſtige Lebendigkeit und Muthigkeit, die ſich mit gewöhnlichen Mitteln nicht ſtill und zahm machen läßt, und wenn man wie die byzantiniſchen Kaiſer weiland ganze Legionen Silentiarii und Stillmacher um die Paläſte und Thronen herum lagerte. Es ſind eben leichte und geflügelte Geiſter, die man weder halten noch einfangen kann. Man muß ſie alſo frei walten laſſen und ihnen, damit ſie Edles und Freies ſchaffen, das Edle und Freie zutrauen.

Unſer edelmüthiger und hochherziger König will und ehrt das Geiſtige und Freie; er iſt König des größten deutſchen Staates; Preußen, ſein Land, hat ſich ſchon länger als hundertfünfzig Jahre das Land des Lichts und der Wiſſenſchaft nennen laſſen. Nun begiebt ſich das Tragiſche, daß die deutſchen Menſchen, wenn im Vaterlande irgend etwas nicht recht ſcheint vorwärts gehen zu wollen oder wenn es gar ſcheint verkehrt gehen zu wollen, dann nicht bloß auf Preußen hinſchauen ſondern Preußen auch wohl beſchuldigen, daß es den Fortgang und rechten Gang weder fördere noch wolle. Wer ſieht wer hört dieſes Tragiſche nicht alle Tage? Dem Wiſſenden ja dem um die Geheimniſſe Wiſſenden darf ich mich nicht unterſtehen hier nur winken zu wollen.

Wie nun hier und hierüber das Urtheil der Verſchiedenen auch verſchieden falle, ſo viel ſieht man wohl, daß Preußen allein nicht für alle Andern einſtehen kann, daß es aber auch in der angefangenen und bis jetzt gebrauchten Weiſe in Deutſchland nicht glücklich und tapfer vorwärts gehen kann, daß man bei dem Halben, in welchem man bei ſo Vielem ſtecken geblieben iſt, endlich gar nicht weiter wird gehen können ſondern daß Verwirrung der Gemüther und Verwilderung der Geiſter ſchlimmer und ſchlimmer werden wird.

Dieſes Gefühl oder vielmehr dieſe Ueberzeugung hat dieſe Worte geboren. Sie werden aus dieſem Gefühl den Sinn derſelben auslegen und deuten. Ihnen durfte ich ſie überreichen, nicht meinem Könige; aber es fließen viele Bäche und Quellen zum Strome, und die Quellen nähren die Bäche, die Bäche den Strom. Wir beide wünſchen und beten gewiß, daß dem Strome nur reine und klare Waſſer zufließen mögen.

In Erinnerung ſchöner und leuchtender Tage der Vergangenheit und Ihrer unvergeßlichen mannigfaltigen Freundlichkeit bin ich u. ſ. w.

Das iſt eine böſe erzböſe Zeit, kein Chriſtenthum kein Gehorſam keine Zucht mehr bei den Menſchen, keine Achtung der Kleinen gegen die Großen keine Ehrfurcht der Niedrigen vor den Hohen, ja ſelbſt vor der Majeſtät keine Ehrfurcht, weil keine Ehrfurcht mehr vor Gott im Himmel. Wo will das mit uns hinaus? welche Zukunft für uns und unſre Kinder! Glücklich, wer aus dem wilden Lärm und Geſchrei dieſer Zeit bald in die Ewigkeit entrinnt! denn ſchlimmer und ſchlimmer wird es werden. Alle wildeſten Kräfte und Gelüſte der Welt und des Menſchengeiſtes ſcheinen auf einmal entfeſſelt, und im wüſteſten Kampfe zerſchlägt und zerreißt es ſich, und man kann vorherſehen und alſo vorherſagen, daß dies erſt die leiſen und ſanften Anfänge ſind: Europa's Bildung Wiſſenſchaft Kunſt jede menſchliche und chriſtliche Geſittung werden in wilden Getümmeln zu Trümmern gehen. Ja die Ausſicht in die Zukunft iſt die düſterſte; denn die da helfen und ſteuern ſollten, ſind laß, die Verſtändigen und Weiſen fliehen aus dem Kampfe und laſſen den Böſen und den Narren das Feld. Man werfe nur die Augen auf die Stelle, wo gekämpft wird, auf die Güter und Ehren, worum gekämpft wird, man werfe nur einen Blick auf die Tagesſchriftſtellerei, auf unſre fliegenden Tagesblätter Zeitſchriften Zeitungen, und auf all den mannigfaltigen kleinen Giftſamen, der täglich und ſtündlich von Millionen Händen ausgeſtreut von Millionen Lippen umhergeblaſen und von allen Winden einer unſtäten Geſinnung über die Welt hingeſtäubt wird. Man bedenke die zerſtörende und vernichtende Gewalt der böſen Buchdruckerpreſſe. Man mögte wünſchen, daß die beiden Schwarzen Künſte, das Schießpulver und die Druckerpreſſe, nimmer erfunden wären: denn jetzt ſcheint kein Beſtand und keine Macht mehr da zu ſeyn die europäiſche Menſchheit von dem allgemeinen Verderben zu retten.

Dieſe Klage wie oft und viel habe ich ſie gehört, geſprochene und geſchriebene Klage! wie oft habe ich ſie mit den Klagenden durchſprechen und durchſtreiten müſſen, Einiges zugeben Anderes abweiſen aber immer geſtehen müſſen, daß ein gutes Theil Wahrheit in ihnen ſey! Nur über die Gründe und Urſprünge ſolcher Klagen, vorzüglich, wenn ſie als beſondere, wenn ſie als vaterländiſche als deutſche als preußiſche Klagen laut geworden ſind, bin ich mit den Klagenden ſelten einſtimmig geweſen noch geworden, und faſt immer iſt es geſchehen und noch heute geſchieht es, daß wir nach zwei entgegengeſetzten Windſtrichen aus einander gegangen ſind, ſie gegen den Unglücksſtrich den Norden und ich gegen den Glücksſtrich den Süden hin, indem ich, wohl manchen Jammer des Tages, worauf die Jammernden hinweiſen, eingeſtehend, doch faſt immer mit dem Schlußwort endige: Nein! nein! unſre Welt iſt noch nicht am Untergehen, ſie iſt mir tauſendmal beſſer, als die von euch geprieſene vor fünfzig ſechszig Jahren war. Sie kämpft, ſie wird ſich durchkämpfen, ſie wird zu ihrer Zeit auch wieder Ordnung Feſtigkeit und Ruhigkeit gewinnen, aber wir Jetztlebenden dürfen uns freilich auf ſanfte ruhige Tage noch keine Rechnung machen. Denn zu viel iſt der Unwiſſenheit der Thorheit und des Unverſtandes, zu viel der Sehnſucht und des zärtlich liebäugelnden Zurückblickens nach den alten

Fleiſchtöpfen Aegyptens, die auf immer zerſchlagen ſind, zu wenig wollen denjenigen, die was da wild und maaßlos hinfahren will leiten züchtigen und bändigen ſollen, die Augen aufgehen, wo denn die rechte Leitung Bändigung und Feſtigung der Triebe und Kräfte unſrer Zeit iſt. Sie können und wollen die Stelle nicht ſehen, wo ſie ſtehen, und können alſo auf dieſer Stelle den archimediſchen Punkt nicht erblicken, wo ſie den Hebel der Kraft und Stärke anſetzen ſollen, nicht, um die genug bewegte und geiſtig flügge Welt noch mehr aus ihren Angeln zu heben ſondern um irgendwo und irgendwie durch eine einzelne Hebung und Erſchütterung im großartig titaniſchen Stil dem wüſten wilden Gewimmel um ſich Verwunderung und Erſtaunen und auch ein wohlthätiges Schrecken einzujagen, damit ſie einmal inne werden, daß bei dem ewigen Zerren Reißen Laufen und Ringen durch und gegen einander gar nichts herauskommt und am allerwenigſten Glück herauskommt.

In dieſer Weiſe endigt gewöhnlich mein Schlußwort oder letzter Schlußreim, wenn ich mit Andern zu Vielem, was wild und mistönig durch einander brauſt, den Schlußklang geſucht habe. Doch wir wollen auf das Einzelne eingehen, auf das Beſondere, und beſonders auf Ein Beſonderſtes, auf die Preſſe, und vorzüglich auf die Tagespreſſe. Daran aber werden ſich große Fragen und große Wünſche und Bedürfniſſe hängen, welche nicht als ein Scherz weggeſchoben oder in lügenhafter Uebertüncherei und Schmeichelei ſchön gemacht werden dürfen. Wahre und gute Leute haben die eben erwähnten Klagen mit mir durchgefragt und durchgekampelt (debattirt), und ich will ihnen wahre und gute Antwort geben, wenigſtens ſo wahre und gute, als ich ſie zu geben verſtehe.

Wackre Männer, liebe fromme Männer und liebe

Freunde, durch die Bewegungen und Erſchütterungen des Augenblicks erſtaunt und erſchreckt, klagen und fragen:

A) Geht es den Menſchen bei uns in Deutſchland und in unſerm lieben Preußenlande denn eben ſo ſchlecht, geht es ihnen denn ſchlechter als in den Jahren, wo auch geklagt und geſcholten und zuweilen auch wohl geflucht worden iſt, als in den Jahren 1770 und 1780? kann ein verſtändiger Mann und wer die Geſchichte der Vergangenheit und Gegenwart kennt das behaupten und bejahen? Gewiß, Sie, Lieber, werden das nimmer bejahen; und doch, können Sie leugnen, daß es jetzt tauſendmal mehr Unruhige und Unzufriedene giebt als in jener nicht ſo glücklichen Zeit? Wir haben und genießen einen langen Frieden, wir wachſen in Wohlſtand Gewerb und Handel, freilich wächſt auch die Zahl der Armen und Bedrängten mit, aber ſolche hat es in jeder Zeit gegeben. Wo will dieſe unruhige tadelſüchtige rottenſüchtige Welt hin? wo wollen Sie mit ihr hin?

B) Die böſe Preſſe, die freche ſchaamloſe lügenhafte Preſſe! Iſt es nicht alles maaßlos zuchtlos liebelos? Iſt denn dieſe Preſſe, über deren Sklaverei ſo viel Unnützes und Leeres geklagt wird, nicht viel freier, als ſie vor vierzig fünfzig Jahren ja als ſie noch vor fünf Jahren war. Aber ſie iſt ein unerſättlicher Hai, der, je mehr man ihm zu verſchlingen giebt, deſto weiter den Rachen aufthut. Er wird endlich alles und all unſer Glück und all unſre Ehre verſchlingen, die Lüge wird die Wahrheit das Heidenthum und das Judenthum wird das Chriſtenthum die Demokratie wird die Monarchie die Wildheit und Ausgelaſſenheit wird jede Zucht und Ordnung verſchlingen, wenn die Herrſcher und die Schriftſteller, welchen Gott Muth und Macht gegeben hat, nicht drein ſehen und alles gegen alles ſetzen.

C) Und Sie, Lieber, dem Gott eine Stimme gegeben hat, welche einige gute Leute gern hören, was legen Sie und andere Biederleute bei ſolcher böſen Verwirrung die Hände in den Schooß? was ziehen Sie in dem wilden Sturm die Segel ein oder legen ſie bei, ſtatt daß Sie mit vollen Segeln in die volle Gefahr auf Leben und Tod hineinſauſen und die verruchten Meerſchäumer des Raubes und Verderbens in den Grund ſegeln ſollten? In der That — verzeihen Sie dem Worte der Wahrheit — in der That man wundert ſich, daß Leute wie Sie und Ihresgleichen ſich gleichſam vornehm zu gebärden ſcheinen, als ſei die Tagespreſſe, das ſogenannte Zeitungsweſen, etwas Unbedeutendes oder Gleichgültiges oder gar etwas Gemeines der vornehmen Buchmacher Unwürdiges? ſo daß dem leichteſten loſeſten Geſindel, daß Juden und Judengenoſſen, den Feinden alles Deutſchen und Chriſtlichen, daß Krethi und Plethi der Kampfplaz der Tagesblätter überlaſſen wird. Halten Sie es denn für unmöglich — dies iſt eine Gewiſſensfrage — den ſchlechten und böſen Geiſt dieſer Blätter, den Geiſt des Spottes des Hohns und der Lüge, der ſo mefiſtofeliſch mit durchſchwirrt und durchklirrt, zu züchtigen und zu beſſern? halten Sie es nicht vielmehr für eine heilige Pflicht, auch im guten treuen einfachen Sinn der Wahrheit und des Rechts, im Sinn einer Regierung wie die unſrige, welche das Gute und Chriſtliche nach beſtem Vermögen ſchaffen und fördern will, in dieſem Sinn auch ein Tagesblatt in die Welt zu ſenden? Verſucht ſollte es wenigſtens werden; denn wie ſoll man die Peſt der leichtfertigſten und boshafteſten Lügen ſonſt tilgen? Das aber mag ich mir von Ihnen nicht denken, daß Sie gleich vielen unſrer ſogenannten Liberalen aus Furcht vor dem Geziſch und Hohngelächter der Uebertriebenen und Tollen, welches Ihnen in dem Fall ohne

Zweifel entgegentönen würde, die ehrlichen Waffen der Wahrheit zu ziehen zaudern könnten.

Ich antworte auf und zu A:

Geht es den Leuten ſchlecht? geht es den Leuten gut? iſt das Zeitalter glücklich? iſt es unglücklich? das ſind ſehr beziehliche Fragen, welche nach den in den verſchiedenen Zeiten nach ihnen genommenen Beziehungen und Richtungen immer verſchieden beantwortet werden müſſen. Denn jede Zeit hat ihr eigenes Maaß, mit welchem Ehre und Schande und Glück und Unglück der Völker oft ſehr verſchieden gemeſſen werden. Und nun, wenn wir dieſe gewaltige Frage beantworten und von den Jahren 1830 und 1840 zu den Jahren 1770 und 1780, alſo ſechszig ſiebenzig Jahre, in jene Zeit zurückmeſſen wollen, als unſre Väter und Großväter auf Erden weideten — wiſſen wir auch, über welche ungeheure Zeitenkluft hin wir zu den Gefühlen und Gedanken jener Tage zurückmeſſen? verſtehen wir auch mit ganz verſchiedenem Maaße das ganz Verſchiedene zu meſſen und die Gegenrechnungen Abrechnungen Vergleichungen und Ausgleichungen zu machen, kurz die rechte Bilanz zu ziehen? Wahrlich, das Jahr 1500 lag dem Jahr 1770 näher, als das letztere uns liegt. Wir erörtern ein wenig.

Will man jene Jahre 1770 und 1780 meſſen, ſo ward, wenn man den vorſpringenden Gegenſatz der Vergleichung mit unſern Tagen ſuchen will, damals mehr leibliche Meſſung und Schätzung an und auf die Dinge gelegt. Jetzt will man mit geiſtigem Maaße gemeſſen ſeyn, ja man erzürnt ſich über die leibliche Meſſung, wenn unſre Zeit es auch ſonſt recht gut verſteht ſich es leiblich wohl ſeyn zu laſſen. Jene Jahre 1770 und 1780 hatten wirklich manches Gute und Schöne und was in ihnen geiſtig und friſch lebendig war ging mit hellerer Miene und anmuthigerer Gebärde einher als unſre jetzige Geiſtigkeit, aber doch, wie auch einzelne liebliche Nachtigallen in dem deutſchen Bardenhainen damals ſangen und einzelne Adler (Klopſtock Leſſing Goethe) mit ihren klingenden Sonnenflügeln aus hoher Luft herab weiſſagten, waren Anſicht und Luſt und Genuß des Lebens mehr leiblich und dick und das liebe deutſche Volk trieb ſich damals in alter gewohnter Ruhe und in fauler und knechtiſcher Sinnlichkeit, die es mit vielen Beſt- und Hoch-Gebornen theilte, gedankenlos und gleichgültig mit dem Tage ſo fort. Sein Glück? Ja für das haben wir gar kein Maaß mehr. Ein Welterdbeben iſt ſeitdem da geweſen und hat alles Alte und alle alten Verhältniſſe und Zuſtände in Trümmern unter einander geworfen und wir Europäer alle ſind eben noch mitten in der Arbeit ja erſt im Anfange der Arbeit uns in einer ganz anders und ganz neu gewordenen Zeit wieder zurecht zu finden und zurecht zu ſetzen und unſre neuen Zuſtände begreifen und ordnen zu lernen. Wir haben durch neue Begebenheiten und unendliches Leid doppelt ſo viel arbeiten und zehnmal mehr denken lernen müſſen als unſre Väter. Daher geſchieht das Allernatürlichſte: wir meſſen alles mehr mit geiſtigem Maaße als die von weiland; wir meſſen ſelbſt das Leibliche faſt nur nach und mit geiſtigem Maaß. Vielleicht eine Verwirrung, welche aber demjenigen, der mit hellen Augen ſehen kann, eine ſehr verzeihliche dünken muß. Ganz wahr, wir haben uns, die Dinge mit leiblichem Gewichte gewogen, in dem letzten Menſchenalter zu ziemlich gedeihlichem Glück und Wohlſtand wieder heraus- und herauf-gearbeitet; aber wenn wir mit geiſtigen Gewichten, wenn wir mit unſerm gegenwärtigen Gewichte wägen, ſteht alles ganz anders, und da können wir Deutſche, mit Völkern verglichen, die uns ähnlich, die uns im Umfang mannigfaltiger geiſtiger Bildung und Entwickelung kaum gleich ſind, mit Recht klagen, daß man uns nicht erlaubt uns frei mit unſerm Maaße, mit unſerm gebürlichen geiſtigen Maaße zu meſſen. Weil man Schlagbäume auf unſern Wegen vorſchiebt, uns den, wie man meint, zu geſchwinden Lauf zu hemmen oder nur zu zögern, weil man allerlei ſichtbare und unſichtbare Stricke und Schnüre ausſpannt, worüber wir im Laufen oder Fliegen ſtolpern und woran wir uns ſtoßen oder zurückſtoßen ſollen, ſo giebt es um die Schlagbäume und Stricke und von wegen derſelben mancherlei Gedränge Geſchrei und Gekreiſche. Auch haben ſich ſie zu umgehen oder zu zerreißen und zu zerſchneiden loſe Künſte und Liſten und Hinterliſten genug entwickelt, welche unſre Väter glücklicher nicht kannten und weswegen unſre Zeit und unſer Volk zum Theil ſehr mit Unrecht frech treulos und lügenhaft geſcholten werden. Doch hierüber ein Weiteres und Breiteres unter Nummer B. Hier noch ein paar Worte über die Gründe der unruhigen und unluſtigen und mißvergnügten Beweglichkeit, in welchen Worten Einiges zugleich zur Erklärung und Entſchuldigung jener Beweglichkeit dienen wird.

Zuerſt, es iſt eine ganz neue Zeit, es iſt das, was man einen Durchbruch der Zeiten, was man ein neues Zeitalter zu nennen pflegt, Namen, womit nur eine vis inertiae unſers Verſtandes ausgedrückt wird. Wir werden ja in der Zeit geboren, wir können die Zeit, worin wir geboren ſind worin wir leben, am wenigſten klar ſehen und begreifen; denn um das zu können müßten wir uns ſelbſt und unſer Wandeln und Handeln und Thun und Leiden in jedem einzelnen Augenblicke klar ſehen und begreifen können, was eine Menſchunmöglichkeit iſt. Uns muß alſo unſre ungeheure Zeit, dieſer neue Zeitendurchbruch, wie ein Wunder gekommen ſeyn und wie eine Wundererſcheinung noch vor uns ſtehen. Und in der That ſo iſt es. Wie man immer herleiten ableiten weiter leiten und hinleiten wolle, aus welchem Früheren man das Gegenwärtige auch erklären wolle — mit dem Jahre 1790 iſt eine neue europäiſche Zeit gekommen. Wie das Außerordentliche und Neue von **1440** bis **1500** u. ſ. w. (Schießpulver Buchdruckerkunſt Entdeckung oder Erfindung beider Indien Reformation), ſo hat es ſich geſagt von **1770** bis heute: Blitzleitung Luftſchiffung Polens Theilung Amerika's dann Frankreichs Umwälzung die Cholera der Dampf auf Strömen Meeren Landſtraßen, und eine tauſendfältige Tummelung und Wirbelung des geiſtigen Lebens dazwiſchen. Das ſoll der erſtaunte Menſch doch wohl mit Recht gewaltige Zeichen einer neuen Zeit nennen, wie wenig er dieſe Zeit ſelbſt auch verſtehen und deuten kann. Welchen Samen politiſcher Erkenntniſſe und Verſtändniſſe England Amerika Polen Frankreich in den letzten achtzig Jahren ausgeſäet haben, welche politiſche philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Erregungen und Belebungen dadurch aufgeweckt ſind, wie durch dieſe Belebungen und Erweckungen auf allen Gebieten des Forſchens Erkennens und Wiſſens geſtrebt gerungen und gekämpft iſt, das brauche ich den Mitlebenden nicht zu ſchildern. Der große Ausſpruch der Ueberſchau bleibt: Die geiſtige Gemeinſamkeit die geiſtige Mittheilung und Mitlebung der Europäer unter einander, alſo die geiſtige Reibung der Europäer, das große europäiſche Geſammtleben, hat ſich in Vergleichung mit der früheren Zeit mehr als verdreifacht. Nun iſt aber noch eine äußere Macht hinzugekommen, welche die europäiſche Gemeinſamkeit verzehnfacht die Geſchwindigkeit der leiblichen und geiſtigen Annäherung und Mittheilung verhundertfacht hat. Ich meine den Dampf oder vielmehr die allgemeine Anwendung deſſelben; denn ſeine Wirkung wie ſeinen Gebrauch hat der Baumeiſter der Sophienkirche zu Juſtinians Zeit ſchon gekannt und geübt. Soll ich vor dieſem Dampf, dieſem Götzen des Augenblicks, niederknieen und anbeten oder ſoll ich ihn verfluchen, wie die alten Ritter in den Eiſenröcken weiland den Erfinder des Schießpulvers verfluchten? Gleichviel, was ich thue, der Dampf iſt einmal da und keine irdiſche Macht wird ihn wieder aus der Welt herausblaſen. Er iſt das Zeichen einer großen Weltveränderung, der Anfang eines neuen Anfangs. Man wird fortgrübeln fortſuchen und fortfinden auf dieſem Wege, und unſre Enkel werden ſich noch über andre mechaniſche und chemiſche Wunder zu verwundern haben.

Alſo ein vervielfachtes beſchleunigtes und durch den Zuſammenſtoß der ungeheuerſten Begebenheiten und Erfindungen erregtes und aufgeſchütteltes geiſtiges Leben, eine geiſtige Unruhe in den mannigfaltigſten Kämpfen, wo Kräfte auf Kräfte ſtoßen und meiſtentheils mit ganz neuen oder gar mit unſichtbaren und ungreiflichen Waffen gefochten wird. Dieſe Unruhe dieſe allgemeinen wildſtrömenden und wildbrauſenden Strebungen und Gegenſtrebungen der kämpfenden Geiſter in unſerm lieben Vaterlande, in Deutſchland, durch ganz eigenthümliche zum Theil unglückliche Stellungen und Verhältniſſe häufig noch unruhiger und wilder gemacht und bis zur Unzufriedenheit und zum Misvergnügen mit den deutſchen Zuſtänden geſteigert ja bis zur Verzweiflung an ihrer Beſſerung, deren Urſachen von unkundigen oder verblendeten Anklägern der Zeit oft an unrechten Stellen geſucht werden. Aber was iſt es? wo liegt der tragiſche Grund dieſer Unruhe ja dieſer Verzweiflung? Das iſt es, da liegt er: Daß wir Deutſche Flügel haben, gutentheils ſtärkere und beſſere Flügel zum Fliegen als die beſten Engländer und Franzoſen, daß uns aber bis dieſen Tag nicht geworden iſt die Luſt und Wonne des Fluges, welche wir in der Zeit, worein unſer Leben gefallen iſt, nicht mehr entbehren können noch entbehren wollen, mit voller Freiheit zu gebrauchen und zu genießen. Vieles duldet der Leib und ein Volk, das meiſtens nur mit dem Leibe und für den Leib lebt; ein Volk, das im Geiſt leben kann und im Geiſt leben muß, erzürnt ſich und grollt, wenn man ihm den freien Flug ſperren oder gar die Flügel zuſammenbinden oder ſtutzen will.

Die allmählige und dunkle Geburt des neuen geiſtigen Lebens in unſerm Volke und Vaterlande haben wir nimmer klar ſehen können; aber den Durchbruch derſelben, wenn man will, den Durchbruch unſrer neuen Zeit, haben wir wohl ſehen und mit allen unſern Sinnen empfinden und fühlen müſſen. Ich erinnere an den gewaltigen Durchbruch des preußiſchen und deutſchen Volkes in den Jahren 1813 und 1814. Was man auch ſagen mag, wie viel von der Wonne und dem Glanz dieſes Durchbruchs man den Königen und Fürſten immer zutheilen mag, es war das Volk, es war alles deutſche Volk, welches des ſchweren Jammers und der ſchwereren Schande der wälſchen Zwingherrſchaft ledig ſeyn wollte. Die Herrſcher mußten ihm in jenen Tagen ſchon folgen und ihm ſeinen gewaltigen Willen laſſen, wenn Viele den vollen Willen auch noch gehemmt und gefeſſelt haben. Das Grundwaſſer von unten hob das Eis, dann erſt kam das Aufwaſſer und half ſeine zerborſtenen Stücke forttreiben. So war es damals geſtellt, man mußte mitjauchzen, da alles jauchzete; man mußte mitloben und mitpreiſen, als alles in Lob und Preis überfloß; man mußte den Geiſt, der die Feſſeln der Schande gebrochen hatte, für den Augenblick einen guten und lieben Geiſt nennen. Es ward Friede, aber des Schwirrens und Klingens der Flügel des deutſchen Geiſtes, der ſich ſeiner Kraft und Wonne bewußt geworden, wollte kein Ende werden. Das gab Verdruß und Aerger, man wollte wieder faul und leiſe fortleben und es ſollte Stille und Ruhe werden im Volke. Viele auch ſchauten mit Sehnſucht ein halbes Jahrhundert rückwärts; man meinte den deutſchen jüngſt geprieſenen Fliegern, die man jetzt freche und muthwillige ſchalt, die Flügel binden oder gar kürzen zu können. Mit welchen Erfolgen das geſchehen iſt und mit welchen jammervollen Wirkungen, das empfinden und genießen wir noch dieſen Tag. Doch mit welchen Künſten und Liſten mit welchen Drohungen und Schrecken auch man die lebendigen und fröhlichen Kräfte des neuen jungen Lebens einfangen und die alte ſogenannte gute und fromme Zeit zurückführen und zurückſchrecken wollte und mogte, es blitzte durch alles dieſes verdüſternde und verdunkelnde Unterfangen immer ein gewiſſer Durchſchein durch, der in der Nähe und Ferne Wolkenſtreifen zeigte, die ſich zu einem ſchwarzen Donnerwetter zuſammenzuziehen drohten; es regte ſich gleichſam ein Zukunft weiſſagendes Kampfſpiel dünnſter und leichteſter Luftgeiſterchen, vor welchen, weil ſie jeder Fauſt ungreiflich waren, den ämſigen Einfängern und Flügelkürzern und ihren Schergen und Kerkermeiſtern von Zeit zu Zeit ein Grauen ankam, ſo daß ihnen die Arme häufig über der Arbeit zuſammenſanken. Auch klangen um die Thronen wie um die Hütten mahnende und warnende Stimmen, die da riefen: Haltet ein! Meint ihr ungefährlich träumen und dämmern zu dürfen, wann alle Völker ringsum wach ſind? wollt ihr ſo gleich den Todten in den ewigen Tod hinüberſchlummern? Schämt euch und beſinnt euch!

Ich frage: Haben ſie ſich geſchämt und beſonnen? und mit dieſer Frage gehe ich auf B über, auf das, was über die Zuchtloſigkeit und Liebloſigkeit der entfeſſelten — ſo ſagt man — deutſchen Preſſe geklagt wird. Ich geſtehe gern ein, es iſt etwas beſſer geworden, wenigſtens bei uns im Preußenlande, als es noch vor fünf Jahren war; aber von der entfeſſelten Preſſe von der freien von der würdigen freien Preſſe, ja, wie mir däucht, von der Möglichkeit der freien Preſſe wie weit ſind wir davon in Deutſchland immer noch! Ich darf ſagen, wir ſehen keine edlen und tapfern Feldſchlachten der Preſſe ſondern nur das bunte und leichte Geplänkel der unaufhörlichen kleinen Vorpoſtengefechte und Schaarmützel der Plänkler und Panduren, wo ſich das widrige Raubgeſindel aller Maroden und Feldflüchter mit drunter miſcht, das zuſammenzulaufen pflegt die Leichen der Edelgefallenen zu entkleiden und zu plündern. Doch ohne Gleichniß, wir wollen uns noch mehr zu verſtändigen ſuchen.

Die Geiſter der Welt ja alle Geiſter der Welt und der Völker ſind wach. Es iſt unmöglich ſie wieder einzuſchläfern und einzufangen. Sie kennen ihre Kräfte und wollen ſich nicht mehr binden und feſſeln laſſen. Daß dieſe erwachten und losgelaſſenen Geiſter alle gute Geiſter ſeyen, wer mögte das behaupten? Aber ſo iſt die Welt nun geſtellt, ſo iſt unſer Deutſchland in die Mitte, in die rechte Herzensmitte, der europäiſchen Welt geſtellt, daß es, wann die Ringsumwohnenden wachen und ſich rühren, doppelt wach und rührig ſeyn muß. Dies fühlt das deutſche Volk, es will es kann es darf nicht ſchlafen; es fühlt, dem Geiſt muß durch Geiſt begegnet werden, ihm kann durch nichts als durch den Geiſt begegnet werden. Dieſes Lebensgefühl der Zeit haben einige deutſche Fürſten auch aber ſie ſcheinen es dunkler zu fühlen als das Volk. Nun hat man zwar in den jüngſtvergangenen Jahren einige Achtung gegen dieſen Geiſt ausgeſprochen, man hat auch mit der Hoffnung gewinkt, daß man ihm mehr Freiheit geben mögte, aber immer ſcheint eine gewiſſe Scheu mit darunter und mit drein zu ſpielen, man ſcheint dunkle unbekannte unſichtbare und, weil unſichtbare, doppelt grauenhafte Gefahren im Hintergrunde der Zeit zu ahnen. Man hat das Gift einigermaaßen erkannt aber nicht ſein Gegengift und meint den Giftmiſchern Giftſchmierern und Giftträgern durch allerlei kleine und kleinliche Verbeugungsmittel das Handwerk legen zu können. Daß ich es kürzeſt ſage: gegen den angeklagten böſen frechen liebloſen und lügenhaften Geiſt der Zeit, der ſich in Tagesblättern umzutummeln freut, hat man die Cenſur mit ihren Gehülfen erfunden. Man will aber nicht merken noch lernen, daß er grade durch die Cenſur gepflegt und erzogen wird. Wie?

Zuvörderſt geben wir zu: in einem Kampf der freien Geiſter wollen auch die Geiſter der Bosheit und Lüge mitſpielen. Sie ſpielen und tummeln ſich mit, wo die Freiheit der Preſſe die allerfreieſte iſt, aber es iſt dort eine Gewalt, die ſie bändigt und zuletzt beſiegt, die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche allerdings auch dort ihr ſcharfes Schwerdt nie in die Scheide ſtecken darf. Denn der Geiſt der Lüge und Bosheit iſt ein gewaltiger Geiſt, er iſt der Teufel in eigenſter hoher Perſon. Wir ſind bei dem Kampf um die größten und wichtigſten Dinge und Fragen auf halbe und verkürzte Waffen angewieſen gegen einen Gegner, welcher lange Lanzen und Klingen führt; wir dürfen wirklich kaum mit halber Wahrheit kaum mit einem knappen Viertelchen von Recht fechten. Woher ſoll da der

Muth des Sieges kommen? und was müſſen von ſolchem elendigen Fechtweſen die Wirkungen und Folgen ſeyn?

Dieſe Wirkungen und Folgen ſind offenbar, ſie liegen vor aller Füßen, ſie flattern vor aller Augen umher, ſie ſind von allen Händen zu greifen. Sie heißen Sieg der Lüge und des Scheins. Ja daß ich es ganz ehrlich ſage und daß ich den Angeklagten auch kein ſchreiendes Unrecht thue, es iſt bei unſrer Tagesblätterplänkelei wirklich noch mehr Schein der Lüge und Bosheit als Wirklichkeit derſelben. Denn was geſchieht?

Ueber die ſchweren und großen Angelegenheiten und Fragen, welche unſer deutſches Geſammtvaterland betreffen, ſoll nach dem Willen der hohen Waltenden und Entſcheidenden meiſtens geſchwiegen oder es ſoll gelegentlich nur in die Poſaune des Lobes geſtoßen werden. Da gewöhnen die Leute ſich denn an das ſchlaue und liſtige Umgehen an das verſteckte und leiſe Betupfen Bezupfen und Berupfen derſelben und bilden die Geſchicklichkeit dieſer loſen und leichtfertigen Kunſt bis zu einem unglaublichen Grade aus. Auch die Schadenfreude und der Spott, welche, wo es erhabenen Gegenſtänden und Perſonen gilt, aus einer der menſchlichen Natur angebornen Unart immer rege und wach ſind, flattern mit all ihrem mitfolgenden leichten Geſindel mit darein. Durch dieſe Lage iſt in Hinſicht der Tagesblätter in Deutſchland entſtanden, daß um und über Dinge und Perſonen nicht auf dem natürlichen feſten Boden der Erde nicht auf dem gebornen ehrlichen Schlachtfelde, ſondern daß hoch über der Erde in der leichten windigen Luft gekämpft wird, wo das rechte Windfeld der Lüge und des Scheins iſt und wo das beiden verwandte leichte Geſindel von der Fauſt der Ehrlichkämpfenden nimmer beſiegt werden kann. Denn gegen die nebelhaft ſchwimmenden und in tauſend bunten Proteusgebilden geſpenſtiſch hin und her flatternden Geſtalten hauen ſich die tapferſten Klingen müd, ohne daß die Hiebe aus ſolchen Geſpenſterleibern Blut locken. Daher haben unſre Tagesblätter und Zeitungen dieſe Fülle und Ueberfülle metapolitiſcher ja metaphyſiſchpolitiſcher und theoretiſcher Leerheiten und Gaukeleien, beide im guten und im ſchlechten Sinne gemeint, und daher auch da, wo Lüge und Hohnneckerei nicht einmal mitſpielen, die erſtaunliche ja entſetzliche Verwirrung aller geſunden Begriffe und Gründe von Verfaſſung Regierung und Verwaltung. Der Lügenſchein iſt da wirklich noch viel größer als die Lüge, welche als ſolche angeklagt wird.

Und von dieſen Betrachtungen, die wer ſie verſtehen will aus unſrer wirklichſten deutſchen Wirklichkeit wohl zu deuten wiſſen wird, gehen wir auf C über und antworten dem Ankläger, der da ſagt, ich und meinesgleichen Leute, die es mit Gott und dem Vaterlande treu und ehrlich meinen, ſollten uns aus dem Gefecht mit dem leichten Luft- und Lügen-Geſindel nicht mit vornehmer Gebärde zurückziehen oder gar in feiger Sorgloſigkeit vor ihnen das Feld räumen ſondern friſch und muthig zu den Waffen greifen und niedermachen, was uns von ſolchem leichtfertigen und frevelhaften Geflügel vor die Fauſt komme. Ja es ſind unter dieſen Scheltern und Mahnern zum Gefecht viele, die uns gradezu der Feigheit zeihen, die uns anklagen, daß wir nach der flüchtigen aura popularis haſchen, daß wir die gute Sache, die Sache der Wahrheit und Treue, die Sache einer wohlmeinenden Regierung und eines hochherzigen Königs aus Furcht und Menſchengefälligkeit feig im Stich laſſen und frechem treuloſem und liebloſem Geſindel das Volk zur Verwirrung und Verwilderung durch ſchlechte Grundſätze und gaukliſche Lehren preisgeben.

Harte Rede und härtere Beſchuldigung nicht bloß gegen uns, auch zu harte Beſchuldigung gegen die Schaarmützler und Plänkler des leichten Luftgefechts, die auch nicht alle aus und zum Vergnügen in einem ſo dunſtigen dünnen und troſtloſen Element leben, auch nicht aus Vergnügen an liſtigen gaukliſchen leben- und freuden-loſen Geſpinnſten der gedankenſplitternden und lügenſchillernden loſen Kunſt, ſondern weil ihnen ſelten vergönnt wird zu ehrlichem feſtem Gefecht des Verſtandes und Gewiſſens den Fuß auf feſter Erde zu ſetzen. Ich muß auch dies durch fremde und eigne Beiſpiele erläutern.

Das Land der Weltmacht und Weltgröße iſt Großbritannien. Dieſes leuchtende Land hat in ſeiner Verfaſſung und in manchen ſeiner zum Theil auch ſchon verknöcherten und verſteinerten uralten Einrichtungen und Ordnungen bis auf den heutigen Tag noch große Hinderniſſe und Mängel, es iſt in manchen ſeiner Theile noch immer nicht zur vollen Beweglichkeit und Geſundheit ſeines Körpers entwickelt, aber es hat jetzt ſeit anderthalb Jahrhunderten das Glück der freien Rede und Preſſe beſeſſen, es hat ſich geiſtig frei entfalten frei ausſprechen und ſein Leid und ſeine Freude frei vom Herzen in alle Welt hinein ſprechen ja hinein ſchreien dürfen — und das, behaupte ich, hat es groß und zum Herrn der Länder gemacht, hat in jedem einzelnen Mann, dem Gott Muth und Feuer in der Bruſt mitgegeben hatte, eine ſo friſche und grade Kühnheit des Strebens und Wollens entwickelt, daß es in der Geſammtheit des Volkes eine Kühnheit des Sieges und der Weltherrſchaft im größten Stil geworden iſt. Es wäre unterhaltend und lehrreich, in der Sprache und Rede des Engländers in Vergleichung mit andern mehr gefeſſelten Sprachen und Reden, namentlich mit der deutſchen Sprache und Rede, die Wirkung eines ſolchen politiſchen Freimuthes nachzuweiſen; denn, abgeſehen von unſerer deutſchen Schlotterlichkeit und Lotterlichkeit — daß ich es feiner ſage — von der Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit in Behandlung unſerer Sprache und Rede, und von einer gewiſſen ſchwankenden Unbeſtimmtheit und dämmerlichen Ueberſchwänglichkeit, die wohl etwas in dem Grunde unſeres urſprünglichen Volksweſens liegt, hat die politiſche Schlotterlichkeit und Lotterlichkeit unſers Zuſtandes, worin wir ſeit Jahrhunderten befangen und verſteift gelegen haben, wohl ein gutes Stück davon verſchuldet. Aber viel verſchuldet bis dieſen Tag unſre Maulſperre und die Furcht, die wir beim Sprechen und Schreiben und alſo ſchon beim Empfangen und Entwerfen unſrer Gedanken haben, daß wir in unerträgliche Zerrerei und Plackerei der Maulſperre fallen möchten. Ich zum Beiſpiel gehöre als Schriftſteller gewiß zu denjenigen, welche von den Meiſten die Graden von Manchen wohl die Groben genannt werden, und doch muß ich es hier Schwarz auf Weiß bekennen, daß ich manchen rechtſchaffenen Gedanken beſchnitten manches unſchuldige und fröhliche Wort verkürzt und entſtellt und verſtellt habe, daß ich bei dem erſten Keimen und Sprießen meiner Gedanken mich oft durch den plötzlichen Einfall überraſcht habe Was wird der Cenſor dazu ſagen? wie wird er auf die luſtigen und üppigen Schoſſe und Sproſſe deines jungen Frühlingsgewächſes einhauen! daß ich alſo meinen urſprünglichen Muth und meinen urſprünglichen Gedanken nicht wie ein waidlicher freier Kerl ohne Ueberlegung in freudiger Naturkraft habe ausgießen und zeugen und gebären können, daß ich ihn wie einen verfröſtelten halben Kaſtraten habe zur Welt bringen müſſen. Glaubt mir auf mein Wort, ihr, die geiſtige Empfängniſſe und Zeugungen belauſcht habt — o ihr glaubt mir wohl — unſre Art und Rede, unſre deutſche Proſe, würde einen kürzeren friſcheren männlicheren Gang gehen, ſie würde zehnmal grader klarer männlicher alſo hundertmal luſtiger und muthiger ſeyn, wenn wir nicht gewohnt wären den Cenſor als unſern Steppken mit der Ruthe in der Hand immer in der Ferne zu ſehen. Ich bin ja viel und oft auch ein Pamphletiſt und Tagesblätterler geweſen, Viele ſagen auch, daß ich überhaupt nur zu dieſem leichten Handwerk tauge, und ich würde mir wahrſcheinlich eine viel klarere durchſichtigere und männlichere Proſe zugelegt haben, wenn ich das Recht des unumwundenen und unerſchrockenen Mannesworts in meinem Volke gefunden, wenn ich nur unter geiſtig freien Männern gelebt hätte; ich würde ſelbſt auf dieſer Stelle in dieſem Augenblick meine Gedanken klarer und luſtiger, das heißt natürlicher und edler, ausſprechen können, wenn ich im Zwange der Unfreiheit mich nicht unwillkürlich und unbewußt an verwirrende und irrlichtelnde von der ordentlichen graden Landſtraße ablaufende Seitenpfade und Buſchſteige gewöhnt hätte. Denn Büſche und Sträuche muß doch ſuchen, wer dem Buſchklopfer entrinnen will. Hierin liegt für uns ein großes Unglück; aus dieſer Scheu, der groben Fauſt des Gedanken verſchneidenden oder durchſtreichenden Cenſors liſtig und künſtlich zu entrinnen, die geſpenſtiſchen luftigen luftſpiegelnden alle möglichen nur nicht die rechten Gedanken ſpiegelnden Redegeſpinnſte und Redeflechtungen, womit wir Deutſche es allmählig leider den jüngſten leichten Luftſpringern ähnlicher Art bei den Franzoſen werden gleichthun können. Weil man uns das feſte Element verboten oder das Einherſchreiten auf demſelben mislich und gefährlich gemacht hat, flüchten wir uns in das unfeſte Element der Luft und flattern uns über dem Tohuvabohu ſeiner gaukliſchen und verlockenden Abgründe faſt zu Tode, wie andern unglücklichen Vögeln widerfährt, welche über dem unendlichen Weltmeer ſchwebend auch kein Inſelchen der Niederlaſſung zur Ruhe entdecken können.

Ich ſteige jetzt aus den etwas luſtigen Spiegelungen und Betrachtungen dieſer unſrer deutſchen Luſt und deutſchen Luftgefechte, welche aber hoffentlich Einiges nicht bloß gewinkt ſondern auch gewieſen haben, herab und trete noch näher an die Klagen und Fragen meines C heran.

Nein! nach allem dieſem ſage ich: Nein! nicht aus Feigheit bin ich gewichen und zurückgeſtoben ſondern weil ich auf ſo beſtelltem und geordnetem Kampfplatze nicht ehrlich und männlich kämpfen darf. Denn

1) däucht wer bei dem willkürlichen und geſetzloſen Zuſtande der Cenſur mit einem gewiſſen Glimpf und mit verſtändiger Mäßigkeit zu ſtreiten ſcheint dem Volke ein feiler Knecht und Soldkämpfer, der aus Furcht ſchweige und aus Schmeichelei lobe, wo die leichte Schaar ſcherzt und ſpottet. Alſo erzeugt die Cenſur den Verdacht und vernichtet die Wirkſamkeit des Verſtändigen und Gemäßigten;

2) fehlt uns zu unſerm Jammer in Deutſchland jetzt aller feſte Boden, auf welchem wir für das, was zu allen Zeiten den Menſchen Recht Geſetz Chriſtlichkeit und Sittlichkeit geheißen hat, frei und fröhlich die Waffen ergreifen und führen könnten. Wir ſtoßen bei jedem Schritte an, wir werden bei jedem Schritte feſtgehalten oder aus unſrer vortheilhaften Stellung herausgedrängt, grade von denen, für welche wir im guten Glauben zu fechten meinen.

Zu Nummer 1. Geſtehe ich endlich, die Preſſe iſt eine ungeheure Gewalt, wenn ſie auch, wie Einige meinen, keine gottgeſalbte Majeſtät iſt. Indeſſen wie viel Viele über ſie auch fragen klagen und zagen mögen, ſie iſt einmal in der Welt, ein Gemiſch von Gutem und Böſem, wie alles menſchliche und irdiſche Ding; ſie iſt da als eine europäiſche

Freude und Plage und läßt ſich weder wegſeufzen noch wegfluchen. Ja auch, wo ſie die freieſte iſt, bleibt in ihr der Kampf des Guten und des Böſen, doch ſo, daß Wahrheit und Recht, wenn man ihnen freien und edlen Kampf erlaubt, über Lüge und Bosheit zuletzt immer den Sieg behalten, freilich keinen Sieg ohne Wunden und Narben. Auch bei der ungefeſſelten Preſſe iſt die menſchliche Unart immer mit dabei, ein leichtes gaukelndes ſpottendes hohnlächelndes Geſindel, luſtig das Glänzende zu beflecken und das Edle in den Staub zu ziehn. Wenn aber die Preſſe unfrei iſt, wenn der Cenſor als Lauſcher und Richter da ſteht, dann bekommt dieſes Geſindel und Geflügel, welches ihm mit tauſend loſen und liſtigen Künſten zu entſchlüpfen und Schabernack zu ſpielen lernt, durchaus den Oberſpieß. Der ehrliche ernſte Kampf der ernſten und verſtändigen Männer, die für Zucht Recht und Ordnung ſtreiten, wird dann eine reine Unmöglichkeit. Der Cenſor erlaubt ihnen nimmer mit vollem Muth drein zu geben, hemmt oder verrückt ihnen den vollen Waffenhieb, wodurch das leichte Geſindel einmal zuſammengehauen werden könnte. Siege ſtolzer Tugend ſcheinen dann gefährlich, denn ſie konnten nur durch die ſtolze ehrliche Wahrheit erfochten werden. Der Kampf ſoll eben fein leiſe und ſäuberlich einhertreten keinen Staub aufregen keinen Lärm machen. Staub und Getöſe und Waffengeklirr können aber nicht fehlen, wo Kampf ſteht. Wer ſich nun unter der Leitung Bewachung und Beobachtung des Cenſors zu ſolchem graden ehrlichen Streit auf den Platz zu begeben ſcheint und, wie er in ſolcher falſchen Stellung muß, mit leiſen Schritten und feinen Tönen gegen das Geſchwirr und Geſchrei jenes oben erwähnten Luſtgeſindels anſchreitet, wird nothwendig zu Schanden: der Verdacht tödtet ſeine Wirkſamkeit und er hört ſich wohl ins Geſicht Söldling Schmeichler Fürſtenknecht zurufen.

Zu Nummer 2. Oben iſt geſagt, die Preſſe ſey ſeit fünf Jahren doch viel freier geworden, die Klage, ſie liege in Sklavenbanden, ſey eine boshafte Lüge, ja ſie ſey viel freier, als ſie vor fünfzig ſechszig Jahren in Deutſchland geweſen und dergl. Wohl habe ich die Worte mit Entzücken gehört, welche mein König vor zwei Jahren am Dom in Köln geſprochen, wohl erkenne ich gern an, daß die Feſſeln der Cenſur in unſerm Rheinlande in den letzten Jahren etwas gelüftet ſind, aber die Cenſur, das alte Grundübel iſt immer noch da, und ein andrer deutſcher Zuſtand iſt noch da, der, ſelbſt wenn uns völlige Preßfreiheit verliehen würde, die Lockerheit und Losheit unſrer vaterländiſchen deutſchen Verhältniſſe und alſo auch die Elendigkeit und Zerriſſenheit unſrer Tagesblätterei ja unſers ganzen derzeitigen Schriftweſens allen zum Erſtaunen und Schrecken in dem unerfreulichſten Lichte mit dreifachen Nordſcheinerleuchtungen offenbaren würde. Wir ſind, wie heute die Stunde ſchlägt, kein gemeinſames Volk, wie viel wir auch eine gemeinſame Noth und Liebe fühlen mögen; wir haben kein gemeinſames deutſches Recht, kein großes politiſches Volks- und Fürſten-Recht, woran Gerechtigkeit und Wahrheit im edlen freien Kampfe ſich lehnen und unter welchem ſie als unter einem unverdächtigen von keinem Hohn der Gaukelei und Lüge verletzlichen Panier den nicht leichten Kampf aufnehmen und beſtehen könnten. Man hüte ſich ja, indem man eine gewiſſe leichte und ſcherzhafte Freiherzigkeit der Gegenwart loben will, man hüte ſich an die Jahre 1770 ja ſelbſt an die Jahre 1740 und 1750 zu erinnern. Als unſer alter Reichstag zu Regensburg noch einen ehrlich offenen Rechtsmund hatte, wenn auch die deutſche Kaiſerhand um das Schwerdt Karls des Großen längſt erſtarrt war, als die Moſer und Schlözer noch ſchreiben durften, wie? da wäre es unfreier geweſen als jetzt? Zeigt mir den, der jetzt in ihrer Weiſe Volks- und Fürſten-Fragen, große gewichtige Fragen, vor allem Volk erörtern und ſichten und als Dinge hinſtellen dürfte, die ſich von ſelbſt verſtehen.

Weil es nun ſo iſt, weil ein ſolches Uebel wirklich in Deutſchland iſt, weil die Hohen und Höchſten bei gewiſſen Erörterungen und Fragen, worüber unſer Zeitalter durchaus Beſcheid und Beſchluß haben will und Beſcheid und Beſchluß haben muß, eine Empfindlichkeit und Verletzlichkeit zeigen und alſo der Cenſor ſie ihnen nachzeigen muß, wovon das alte Germanien in dieſer Ausſpitzung und Verfeinerung nimmer etwas gewußt hat, ſo kann ein ehrlicher treuer Mann, der ſich zu Viertel- und Achtel-Wahrheiten und zu allerlei ſcheinbaren Scheinen der Dinge nicht erniedrigen mag, ſich mit der Tagesblätterei nicht befaſſen.

Glaubt mir, ich habe es erfahren — o ich habe auf dieſem Gebiete wohl ein Recht von Erfahrungen zu ſprechen — ich habe theure Erfahrungen, aus dem Norden und aus dem Süden, aus lange vergangener und aus junger Zeit; ich habe es noch in dieſen jüngſten Jahren erfahren, ich habe es in ihnen mehrmals an mehreren Stellen verſucht, und der Cenſor hat mich bei ernſten Fragen aus dem Felde gewieſen. Ich gebe zu, jenem Luſtgeplänkel, worüber oben genug geſagt und geklagt iſt, jenem iſt jüngſt ein weiterer Spielraum gegeben, wobei ſchwer zu entſcheiden iſt, ob mehr zum Vortheil oder Nachtheil der guten Sache. Auch für die Beleuchtung und Erörterung der gewöhnlichen und mittleren Dinge dieſer Welt und der kleineren und gleichgültigeren Angelegenheiten des Vaterlandes hat die Cenſur die Zügel mehr ſchießen laſſen; aber ſowie wir die hohen und ernſten Dinge und Perſonen nur von fern berühren, ſowie wir die möglichen Gefahren, die uns von fremden Völkern und

Kabinetten drohen können, auch nur ferneſt andeuten wollen, ſowie wir etwas berühren winken andeuten meinethalben auch nur für künftige Jahrhunderte weiſſagen, was nach den Entwickelungen der Zeit und nach allgemeinen Fingerzeigen der Vorſehung geſchehen und eintreten könnte, ſowie wir irgend etwas Großes und Gewaltiges etwas Rechtdeutſches, wobei einem deutſchen Mann und Jüngling das bischen Feuer in der Bruſt flüſſig werden kann, nur zu berühren ſcheinen, ſogleich ſchlägt uns der Cenſor aufs Maul und ſtreicht uns die beſten Gefühle und Gedanken durch.

Hievon ſind die unausbleiblichen Folgen: Das leichte windige Geſindel bleibt oben ſchweben und die Tapfern und Freien müſſen den Kampfplatz verlaſſen. Dies hindert aber nicht, daß jene leichten Flieger und Flatterer, welche ich mich keineswegs unterſtehe alle Lügner und Hohnlächler zu ſchelten, das Feld behalten und ſich die Tapferſten und Freieſten dünken.

Ich ſcheine hier bis jetzt über viele kleine und große Angelegenheiten Verhältniſſe und Röthen des Vaterlandes viel hin und her geſprungen zu ſeyn, viel darüber hin und her geſchwätzelt und geſchwänzelt zu haben. Ich faſſe nun endlich mein vieles Kleines und Einzelnes zu einem vollen Bündel zuſammen und ſchaue in die volle Gewalt und den vollen Ernſt der Zeit, und ſtelle ſie mit dem Ernſt hin, den mein Herz ihnen ſchuldig iſt.

Ich habe oben leicht darauf hingedeutet, daß, ſelbſt wenn uns die volle Preßfreiheit über ganz Deutſchland auf einmal gegeben würde, uns damit allein noch nicht geholfen wäre. Es würde vielmehr wahrſcheinlich geſchehen, was zu geſchehen pflegt, wenn ein Gefängniß voll Miſſethäter plötzlich geöffnet oder durchbrochen wird; Lärm Geſchrei und Verwirrung würden für den Augenblick ſogar ärger und wilder denn je zu werden ſcheinen, ſo daß die Feiglinge und Zitterlinge gleichſam mit Recht rufen würden: Da ſeht ihr's, da habt ihr's; ihr habt die Pandorenbüchſe geöffnet, nun ſehet zu, wie ihr die wilden ausgeflogenen Vögel wieder einfanget.

Denn das große Grundübel Deutſchlands iſt, wir haben kein öffentliches Recht, kein anerkanntes gemeinſames Volks- und Fürſten-Recht. Wir müſſen, da wir dieſes für das Wohl jedes Volks Nothwendigſten und Größten ermangeln, dieſes, was gleichſam der haltende Ballaſt unſers Staatsſchiffes ſeyn ſollte, im Fall der Preßfreiheit, welche doch ein unvermeidliches und unentfliehbares Ding iſt, unſre größten und wichtigſten Angelegenheiten faſt der zufälligſten und willkürlichſten Behandlung der muthwilligen Schreibfedern überlaſſen. Wir laufen da, freilich ohne unſre Schuld, eine Gefahr, wovon die Engländer Franzoſen Schweden u. ſ. w. bei der Behandlung ihrer eigenen und der fremden Angelegenheiten weniger bedroht ſind. Denn ehrlich muß hier auch auf möglichen Gefahren hingewieſen werden.

Ich erkenne an und wohl alle Verſtändige erkennen an, daß unſer König vor zwei Jahren nicht im Spiel des Augenblicks und des augenblicklichen Gefühls, die auch den Weiſeſten überraſchen können, ſondern in wahrer königlicher Hochherzigkeit den Wunſch und das Wort der deutſchen Einheit ausgeſprochen hat. Ich erkenne an, daß er meint die Feſſeln der Preſſe ſehr gelöſt und dem Worte eine freiere und edlere Bahn geöffnet zu haben, daß er darauf ſinnt dieſe Bahn mehr und mehr zu erweitern, aber, aber.... Leider fehlt noch der deutſche Grund, auf welchem gebaut und fortgebaut werden kann, auf welchem allein feſt und tüchtig gebaut und eine feſtere deutſche Einheit auch mitten in allen geiſtigen Kämpfen der Zeit gegründet werden kann, *es fehlt das öffentliche Recht*.

Dieſes öffentliche Recht, ein gemeines deutſches Staatsrecht kann ſich allein bilden, wie es ſich weiland durch die Reichstage Reichstagsabſchiede und Reichsgerichtsſprüche gebildet hat, durch öffentliche Verhandlungen des deutſchen Bundestages. Es muß von dem Volke und zur Befriedigung gerechter Wünſche des Volkes und zur Stillung gerechter Forderungen des Zeitalters hell am Tage erſcheinen, wie und in welchem Sinn und Geiſt von den Boten der hohen Herrſcher in Frankfurt die Angelegenheiten des Vaterlandes und die europäiſchen Angelegenheiten und Verhältniſſe gewogen und behandelt werden; die Boten der deutſchen Herrſcher müſſen ſich gleichſam zu der Geſtalt und Würde eines deutſchen Oberhauſes erheben, welchem Oberhauſe gegenüber die Stände der einzelnen deutſchen Staaten und die freie Preſſe gleichſam das Unterhaus bilden.

Wie der Bundestag nun da iſt — ich ſpreche hier nicht meine kleine einzelne Meinung aus ſondern eine Meinung, welche mehrere Mitglieder deſſelben öfter unverhohlen vor mir bekannt haben — in volle diplomatiſche Zierlichkeit und Verſchwiegenheit eingewickelt, ſcheint er mehr eine Geſellſchaft von leiſen und leiſetretenden Diplomaten als von weiſen und tapfern Männern, welche die großen vaterländiſchen Dinge offen berathen und auf dieſe Weiſe auf und aus den Trümmern unſrer alten Geſetze und Ordnungen wieder ein öffentliches Recht und eine dem neunzehnten Jahrhundert angemeſſene europäiſche Stellung ſchaffen ſollen. Wir wiſſen ja alle, wie viel der Bundestag bis auf den heutigen Tag geſcholten und verklagt wird, wie vieles, was er auch nicht verſchuldet hat, ihm zur Laſt gelegt und zur Schuld geſchrieben wird, wie wenig er in der Meinung der Menſchen das Anſehen und die Ehre genießt, die er genießen ſollte. Ich ſage, dieſe unangenehme Stellung verdankt er dem Geheimniß, womit er ſich zu dicht umhüllt hat. Nicht bloß wirkliche Mißgriffe und Verſäumniſſe, welche ſeine edleren Mitglieder ſelbſt nicht leugnen werden, ſondern auch Erlebniſſe und Verhältniſſe, die ſelbſt Gott im Himmel, geſchweige ein deutſcher König oder Großherzog, nicht hätten ändern und beſſern können, ſind wegen dieſes Geheimniſſes auf ſein Schuldblatt geſchrieben. Der Bund iſt nun beinahe ein Menſchenalter verſammelt. Hätte er nach alter deutſcher Weiſe offene Verhandlungen gepflogen und offene Protokolle vorweiſen müſſen, ich ſage es unumwunden, viele Verhältniſſe und Stellungen Deutſchlands wären heute anders, ſie wären beſſer, als ſie noch ſind; viele Dinge, die nicht bloß deutſche ſondern europäiſche Eile haben, wären lange beſtimmt und abgemacht; viele Ungleichheiten, worüber man hinſtolpert und woran man ſich ſtößt, wären geebnet, viele Knoten, die jetzt unauflöslich ſcheinen, gelöſt; viele traurigſte und widerlichſte Erſcheinungen — was ſoll ich die infandos dolores der Redlichen und Tapfern erneuen und zum dritten und vierten Mal hier mit Namen ausſprechen? — wodurch beide Volksehre und Herrſcherwürde im Vaterlande entweiht worden ſind, wären unſern Augen nimmer erſchienen. Doch wer verſtehen will, verſteht mich.

Alſo das räthſt du? ſolches räthſt du? ſolche mißliche und gefährliche Neuerung, nachdem beinahe ein Menſchenalter ſeit dem Anfange der Bundestagsſitzungen vergangen iſt, ſtellſt du uns als eine dringende Nothwendigkeit vor? Bedenke doch, bedenke, was es heißt nun wie von vorn wieder anfangen gleichſam öffentlich eingeſtehen, daß man ſo viele Jahre auf halbem oder verkehrtem Wege gewandelt? Was würde das für ein Aufſehen machen, ein europäiſches Aufſehen! was für einen Lärm und Geſchrei würde es erregen! welches hohnlachende und falſche Beifallgeklatſch der gottloſen ausgelaſſenen Preſſe! wie viele andre ärgerliche Auftritte und Ausbrüche! Und wenn das heimathliche und vaterländiſche Geſauſe und Gebrauſe und Getoſe und Gejoſe auch geduldet und überwunden werden könnte, bedenke das Schwerſte und Gefährlichſte: Welche Geſichter würden die fremden Diplomaten dazu machen! welch ein gewaltiges Aufſehen würde es bei den fremden Kabinetten erregen!

O hierauf habe ich eine leichte und geſchwinde Antwort. Das alles, was ihr mir einwendet und entgegenwerfet, habe ich alles wohl bedacht, auch alles ganz mitempfunden und vorempfunden, auch jenen Schmerz lange vorempfunden, jenen Schmerz, jene halbe Beſchämung, die das Bekenntniß, man ſey auf falſcher Straße in die Irre und Wirre gelaufen, immer macht. Aber einmal muß doch immer von dem Halben zum Ganzen von dem Verkehrten zum Rechten geſchritten werden, einmal muß immer, damit hinfort grad und tugendhaft gewandelt werden könne, die Sünde bekannt werden. Nur erſt, wenn man dieſes Bekenntniß rechtſchaffen vom Herzen hat, kann man hell und muthig auf der neuen Straße vorwärts wandeln.

Gewiß Aufſehen Lärm und Geſchrei wird der Beſchluß, hinfort im offnen Sonnenſchein vor allem Volk zu wandeln und zu handeln, viel erregen, aber der Jubelruf der Freude wird das Hohngelächter des Spottes und das Geſchrei der Feigheit und Lüge übertönen und niedertönen. Es wird vieles grad werden, was jetzt ungrad, vieles recht werden, was jetzt krumm iſt; viele Mängel und Gebrechen, die dann doch nicht heller zu Tage liegen werden als jetzt, die jetzt aber unabwendlich und unverbeſſerlich ſcheinen, werden ihre Berichtigung und Beſſerung gewinnen. Freilich manche Stellungen und Verhältniſſe, die man jetzt gleichſam unter einer majeſtätiſchen Zauberdecke hält, werden zum Verdruſſe und Aerger Vieler in ihrer vollen und nackten Natürlichkeit hingeſtellt und offenbart werden müſſen: das Kleine wird klein das Schwache ſchwach das Ungerechte ungerecht aber das Wahre Edle und Gerechte wird auch wahr edel und gerecht erſcheinen.

Aber der Spott und Hohn und die freie Preſſe, welche du zugleich mit der Oeffentlichkeit unſers Bundestages willſt? Mehr als dreißig verſchiedene Regierungen in Deutſchland, ſo viele heilige majeſtätiſche unantaſtbare Perſonen, ſo viele Rückſichten Beziehungen Verflechtungen, ſo viele Steine des Anlaufes und des Anſtoßes, welche andre Länder glücklich nicht haben, in Deutſchland durch einander — welch ein heilloſes Spiel wird die Bosheit und Schadenfreude hier treiben! — ſchau doch nur Frankreich England Schweden an, auf welche du dich berufen haſt — welch ein tolles verwirrendes und aufrührendes Geſchrei und Gelärm wird das in Deutſchland geben!

Freilich wird es das. Aber ich frage euch: giebt es denn jetzt keines? giebt es nicht ein viel ſchlimmeres und verderblicheres, wo bei dem Verdacht und der Verachtung, welche die Cenſur als ein unvermeidliches Uebel mit ſich führt, die rechtſchaffene Vertheidigung der höchſten und hohen Dinge und Perſonen eine Unmöglichkeit iſt? Jene Nothwendigkeit und Verdrießlichkeit iſt einmal in dieſer Zeit, daß nichts in verborgener Stille ſo fortdämmern und fortſchlafen kann, daß ſelbſt das tief unter der Decke Geſpielte das im Dunkel des geheimſten Geheimniſſes Berathene ein offenes Spiel des Tages wird. Man muß keinen Augenblick vergeſſen, daß dieſe Zeit mit ihren Millionen Augen ſieht mit ihren

Millionen Ohren hört, und muß nach dieſer Einſicht leben und handeln lernen. Unſre Erhabenen müſſen ſich gewöhnen auch das Unangenehme und Widerliche zu hören und vor Lügen und Lügengeklatſch und vor allem, was in den leichten Geſchwätzen und Gerüchten der leichten Stunde ſurrt und ſchnurrt, nicht wie vor Verrath und Majeſtätsſchändung zurückzuſchaudern, wie ihre Vorfahren es nicht gedurft haben und wie die Könige von England und Schweden und ihre Miniſter es nicht dürfen. Das alte deutſche Sprichwort Recht muß doch Recht bleiben wird wohl ſeine ewige Gültigkeit behalten; Wahrheit und Gerechtigkeit und Tapferkeit, wo ſie wirklich ſind, behalten über die feige Lüge und hinterliſtige Bosheit immer und ewig den Sieg Aber unſre deutſchen Fürſten und Miniſter, deren Gefühl eine zu empfindliche Reitzbarkeit und Verletzlichkeit angenommen hat, ſollten nur heraustreten, unter das Volk heraustreten auf die große breite Landſtraße des Lebens, und ſchauen und horchen, wie es dort hergeht; ja ſie ſollten zurücktreten in die längſtvergangenen Jahrhunderte und ſchauen und horchen, wie es immer geweſen iſt. Der Kleine hat gegen den Großen der Niedrige gegen den Hohen eine natürliche Schadenfreude. So iſt einmal der Menſch. Dies kann man ſelbſt in mancher Beziehung, aller Treue unbeſchadet, von dem Unterthanen ſeinem Fürſten gegenüber ſagen. Der Menſch will und muß ſchwatzen mäkeln tadeln. Mancher Soldat flucht auf ſeinen König, aber ſiehe! es kommt das Gewaltige an ihn: der Schlachtruf tönt, die Kanonen ſchallen, und fröhlich ruft er König und Vaterland! und ſtürzt ſich unter den Vorderſten in den fröhlichen Tod für ſie. Glaubt nur — und ich ſollte denken, ihr wüßtet es — trotz alles Preßzwanges und trotz aller Cenſoren und offenen und geheimen Polizeien macht die Unzufriedenheit und Schadenfreude der Menſchen, auch der mit dem Himmel noch nicht zerfallenen, ſich täglich und ſtündlich in allen Schenken und auf allen Straßen und Jahrmärkten Luft. Aber von ſolchen Auslüſtungen iſt noch nie ein Thron zuſammengeſtürzt, ja er ſteht nur deſto feſter, wenn man den Menſchen dieſe nothwendigen Ausathmungen und Ausdünſtungen der böſen Luft nicht wehrt; nur muß er auf Tapferkeit und Gerechtigkeit gebaut ſeyn. Der Veſuvius und Aetna dampfen und ſpeien nun ſchon Jahrtauſende Rauch und Flammen und immer noch ragen ihre erhabenen Gipfel himmelan. Könnte es einem Narren gelingen ihre Mündungen mit Propfen zu verſtopfen, wahrſcheinlich flöge ihr ganzer Inhalt vom Fuß bis zur Scheitel als wehender Staub in die Luft. Bildet euch ein, ja wiſſet es, ſeyd davon ſo überzeugt, wie ihr vom Schein der Sonne überzeugt ſeyn könnt — bildet euch ein und wiſſet es, ihr Herrſcher und Miniſter, je edler und höher ihr ſeyd, je Kühneres Bleibenderes und Stolzeres ihr wollet und ſchaffet, deſto lauter und neckiſcher ſetzen ſich Spott und Tadel auf eure Namen. Aber erwäget und wiſſet auch das: wenn ihr ſo Kleines und Jämmerliches ſcheuet und fürchtet, könnt ihr nimmer tapfer herrſchen und regieren. Macht es wie der alte große Fritz von Preußen, der die hochgeklebten gegen ſeine heilige Perſon gerichteten Schimpf- und Schande-Zettel, damit alles Volk ſie bequem ſehen und leſen und ein wenig mitlachen könnte, ganz niedrig an den Straßenecken ankleben hieß. Warum wollt ihr den armen Leuten verbieten ihren Unmuth auf eure Koſten einmal wegzulachen? Laßt ſie lachen; es iſt euer Vortheil. Bedenkt, wenn ihr auch in dieſem kurzen Leben euch gebärdet, als ſey euch nimmer etwas Schlimmes und Unleidliches in die Ohren geklungen und geſungen, daß doch einſt das unerbittliche ägyptiſche Todtengericht über euch gehalten werden wird. Jener Friedrich, der im Leben ſo viel geſcholtene oft auch wohl ver- und zer-fluchte, iſt doch nicht aus einander geflucht worden und heißt nun doch der Große. Jener vielgetadelte unglückliche Kaiſer Joſeph der Zweite, der ſo Vieles wollte, was ſeine Zeit forderte aber was ſeine Unterthanen noch nicht tragen und ertragen konnten und wollten, war ſpäter bei ihnen, wo es ſeines Geiſtes und Muthes bedurft hätte, doch der Vielbetrauerte und Zurückerſehnte. Aber freilich in dieſer Zeit der Stürme dürft ihr eure Haut auf den Anhauch der Zephyre nicht einrichten — Zephyre ſind überhaupt keine Männerfächler und Fürſtenwinde — den harten Krebs der Wahrheit und den rauhen Harnisch der Tapferkeit müßt ihr anziehen, wenn ihr in unſern Tagen würdig herrſchen und jenſeits des Grabes herrlich erſehnt und edel betrauert werden wollt.

Ich habe mich über die Nachtheile der deutſchen Zerſplitterung und über die Ohnmacht und Hülfloſigkeit der deutſchen Vielherrſchaft früher ſo oft und ſo viel ausgeſprochen, daß ich wohl als ein Fürſtenfeind verdacht und verklagt worden bin; aber mit dieſer Mahnung, ich mögte faſt ſagen Forderung, die ich gleichſam aus dem Munde und in dem Namen des deutſchen Volks an ſeine Fürſten mache, mit dieſer Mahnung, dem Bundestage ſeine rechte offene und würdige Stellung und Beſtimmung anzuweiſen, meine ich es gewiß mit den Fürſten am beſten. Ich ſage es — und mögen künftige Getümmel und Ueberſtürzungen meine Worte nicht beſtätigen! — in dieſer Weiſe, in dieſer leiſen loſen ungebundenen Weiſe, wo man den deutſchen Bundestag oft kaum zu ſehen und zu hören ſcheint, wo wir gar kein öffentliches Volks- Staats- und Fürſten-Recht entwickeln und ausbilden können, wo alle Schwierigkeiten der Lage und alle Gefahren verhüllt, alle Mängel und Wunden bedeckt und überſalbt werden, in dieſer künſtlich ſtillen ſtummen ſchweigenden und kaum liſpelnden Weiſe, wo, wann der Donner droben aus ſchwarzen Wolken knallen will, der Ausrufer Schön Wetter! ſchreien muß, in dieſer Weiſe und bei den europäiſchen allgemeinen Weltverhältniſſen und Entwickelungen, bei dem lebendigſten und übermüthigſten Kampfſpiel der Geiſter, bei dem gebotenen und ungebotenen Uebermuth der Zungen und der Tagesblätter, kann Deutſchland, wie es jetzt ſteht, Stürmen, die da kommen können und kommen werden, nicht widerſtehen. Es kann und wird auch in dieſer ſtummen zahmen kalten Weiſe die Vielheit der Herrſchaften weder vor fremden noch heimiſchen Stürmern nimmer beſtehen. Aber das Recht bricht Eiſen und an der Gerechtigkeit zerbricht alles Eiſen.

Die griechiſchen Staaten weiland hatten ihren Geſammtrath der Amphiktyonen zu Thermopylä. Dieſer Rath oder die Verſammlung der Amphiktyonen iſt bis auf den heutigen Tag beide hinſichtlich ihrer Zuſammenſetzung und Wirkſamkeit ein ziemlich dunkles und unerklärtes Ding geblieben. Das erſcheint leider, daß dieſe Amphiktyonen dem griechiſchen Geſammtlande wenig haben frommen und ſeine letzten böſen Verhängniſſe weder haben ſäumen noch abwenden können. Ein ſolcher Amphiktyonenrath iſt der deutſche Bundestag, der Geſammtrath der hohen Boten der Fürſten und Freiſtaaten unſers Germaniens. Möge er ein lebendiger und hellleuchtender werden! Welch eine Erſcheinung wäre es in Europa — leider das alte heilige deutſche Reich hat die Aufgabe nicht löſen können — welch eine erhabene Erſcheinung wäre es, wenn dreißig Herrſcher des verſchiedenſten Ranges und der ungleichſten Macht (Herrſcher über dreißig über fünfzehn Millionen Seelen wie Herrſcher über eine Million oder nur über Hunderttauſende und weniger) wenn dieſe im Sinn der Verſtändigkeit und Gerechtigkeit, das heißt, wenn ſie weiſe und tapfer ihre Stellung und die des Vaterlandes ſo richten und ordnen könnten, daß drinnen Licht Friede Freude und Geſetz herrſchten und draußen Macht Ehre und Stolz den Fremden Achtung geböten! wenn die herrliche Entwickelung und Erſcheinung der Welt gezeigt würde, daß ohne eine gewaltige alles verſchlingende und vieles verderbende Hauptſtadt, ohne eine viele edle Kräfte zerreibende und zermalmende Centraliſation in vielen kleinen Hauptſtädten der einzelnen Fürſten in vielen verſchiedenen und verſchiedenartigen Schulen Hochſchulen und andern Lichtanſtalten ein ſo herrliches und menſchliches politiſches Leben und Streben in Deutſchland gezeigt würde, daß die Fremden es bewundern die Eigenen es lieben müßten, daß die durch wälſche Verführungen und Liſten vormals abgeriſſenen und halb entfremdeten Brüder durch unſer Glück und unſre Ehre und Freude wieder zu uns herübergelockt werden müßten!

Und ſoll ich nun noch von dem Aufſehen ſprechen, das dies bei den auswärtigen Kabinetten machen würde? von den Geſichtern, welche die fremden Diplomaten dazu ſchnelden würden? oder gar von den Gefahren, die das, wie einige meinen, über uns zuſammenziehen könnte? Allerdings der Klang dieſes Beſchluſſes tapferer deutſcher Oeffentlichkeit würde in Paris London Petersburg ja ſelbſt bei Seiner Heiligkeit dem Pabſt in Rom ein gar widerlicher und unangenehmer Klang ſeyn. Sie wiſſen dort ſehr gut, was ſie an der ſchweigſamen Einwickelung und geheimen Durchzettelung und Verzettelung der deutſchen Dinge, an den ſtummen Verhandlungen des deutſchen Bundestages haben; ſie verſtehen ſehr wohl, was die deutſchen Kräfte bedeuten würden, wenn ſie ihren vollen gebürlichen freien Schwung gewönnen, jenen feurigen furor tedesco, der mehr durch die

Begeiſterung der Herzen als durch die Gewalt der Fäuſte kann. Sie ſpiegeln und gaukeln uns Gefahren von Umkehrungen und Umſtürzungen vor, wenn wir uns nur ein Viertel ihrer Bewegungen und Erſchütterungen erkühnten. Es verſteht ſich, ſie mögten auch wohl Einreden mit Winken von Drohungen wagen. Aber alles dies ſind eitel nichtige und unwirkſame Vogelſcheuche, auf welche ſelbſt der deutſche Kauz und Gimpel ſich ſetzen gelernt hat. Sie würden nur das ärgerliche Vergnügen haben unſern deutſchen Dingen dann mit mehr ſcheelen und ſchiefen Geſichtern zuzuſehen. Sollen wir uns aber freuen, wenn unſre Feinde und Neider, die uns ſchläfrig dumm ſchwach zwieträchtig wünſchen, uns freundliche Augen zuwerfen? Schon der Heiland ſprach: wehe euch, wenn euch alle ſchön ſprechen! Dies thun uns nun freilich meiſtens die Diplomaten und Sendeboten der Fremde, während ihr Volk und ihre Tagesblätter uns und unſre Zuſtände und alle unſre Freuden und Ehren oft auf das übermüthigſte und niederträchtigſte behandeln und darſtellen dürfen, ohne daß uns bei unſern preßhaften Preßverhältniſſen nur erlaubt wäre ihnen von unſrer Seite Schimpf gegen Schimpf und Hohn gegen Hohn zurückzugeben.

Verſchweigen will ich jedoch nicht die eignen Stöße und Gegenſtöße, einen gewiſſen Wirrwarr, welcher bei der Aufdeckung und Entwirrung mancher verflochtenen und bisher kaum angerührten deutſchen Verhältniſſe anfangs entſtehen wird, eine gewiſſe Aergerlichkeit und Verdrießlichkeit, welche in der Offenbarung vieler verſchiedenen und politiſchen Strebungen Gegenſtrebungen Ziehungen Abſtoßungen, auch in der Aufdeckung ganz begreiflicher und natürlicher Zwietrachten Mängel und Gebrechen unſrer Vielherrſchaft ſich ergeben wird; wie ſchwer es überhaupt ſeyn wird ſo vielen verſchiedenen und ſträubigen Strebungen und Belangen ihre Stellung Ordnung und Geſetz zu geben. Leider davor als vor einer ſchweren Arbeit hat man von Anfang an ein Grauen gehabt. Schwer ja ſchwer bei der eigenthümlichen Stellung Deutſchlands und der Weltſtellung, bei den gegenwärtigen allgemeinen Welttrieben und deutſchen Trieben, die doch, wie einige fluchen, nicht bloß Teufelstriebe ſind, — ſehr ſchwer und von allen Seiten einen unerſchütterlichen Sinn der Gerechtigkeit und viel Großherzigkeit Verſtändigkeit und Selbſtentſagung verlangend; aber hell und beſonnen muß der Zeit ins Geſicht geſchaut und des Schweren muß ſich erkühnt werden, wenn die Hohen ſich überhaupt der Hoffnung erkühnen wollen in der Zukunft noch als freie und ſelbſtſtändige deutſche Fürſten zu beſtehen.

Doch ich muß dieſen ſchweren und bedenklichen Betrachtungen endlich ein Ende machen und zum Schluß eilen, und mein Endergebniß zuletzt noch mit wenigen Worten ausſprechen.

1. Deutſchland in der Mitte des Welttheils kann ſich dem Licht nicht entziehen, welches es ſelbſt angezündet hat und immer noch am meiſten anzünden hilft. Es kann die ausgeflogenen Geiſter nicht mehr einfangen; und glückte es ihm ſie einzufangen, es könnte ihre gewaltige Menge im Kerker nicht bändigen.

2. Aber Deutſchland darf ſie auch nicht einfangen. Bei ſeiner wunderlichen Zerſtückelung bei ſeiner zertheilten und zerriſſenen Vielherrſchaft bedarf es den andern gewaltig koncentrirten Völkern ſeiner Gränzen gegenüber der dreifachen ja zehnfachen Luſt und Wonne der geiſtigen und politiſchen Freiheit, damit ſeine edlen Kräfte, wie es zu ſeiner Schwächung und Schändung ſeit Jahrhunderten geſchehen iſt,

nimmer wieder zertrennt und zum eignen Verderben gemißbraucht werden können.

3. Gewaltige und allmächtige Feuer des Geiſtes ſind in Europa angezündet, zu gleicher Zeit wohlthätige und verderbliche. Auf Erden ſind Ormuzd und Arimann im ewigen Kampfe. Dieſe Feuer dringen mit ihren Flammen von allen Seiten auf uns ein. Was hilft es, daß wir Unrath und naſſes Stroh darüber werfen? Wir verärgern und erſticken uns über dem Dampf und Qualm. Laßt ſie uns ſammeln und einen großen hellen Haufen anzünden. Wahrlich aus Rauch wird Licht werden und das Licht wird zum Licht empor gehen und die Atmoſphäre ringsum wird nur deſto reiner und geſunder werden.

4. Laßt euch das Geſchrei des feigen Unverſtandes und die Warnungen blinzelnder Schelme und das Wehgeheul der Ultramontanen und Römlinge nicht erſchrecken. Hört! hört! Ich kann mich über ſechszig Jahre gut erinnern und kann wenigſtens vierzig Jahre ein wenig ſehen und denken.

Dieſe Zeit — ich bitte euch, nehmt den Hut ab! — arbeitet und erzeugt die Hälfte mehr und denkt dreimal mehr als die Jahre 1760 und 1780.

Es fehlt ihr die Muße und die Luſt ſo lotterlich und liederlich zu ſeyn, als jene Jahre waren. Die Menſchen leben jetzt weniger der Wolluſt und leben darum längere Lebensjahre als ihre Großväter.

Sie ſind auch nicht gottloſer, als jene waren, noch von den himmliſchen und ewigen Dingen abgewandter. Wie wäre das möglich, da ſie mehr arbeiten lernen und denken?

Auch ſteht das liebe Chriſtenthum noch und wird wohl ſtehen und beſtehen. Wir Europäer und Deutſche leben gottlob noch durch und in ſeinem beſeligenden Athem, welcher der belebende geiſtige Weltathem geworden iſt. Auch diejenigen leben in dieſem Athem, welche, wie man in gemeiner Rede zu ſagen pflegt, eben nicht viel Laut davon machen. Das Chriſtenthum iſt vor allen andern Völkern durch unſer deutſches Volk und durch unſre Stammgenoſſen verklärt und verherrlicht, es iſt durch den deutſchen Luther und durch den deutſchen Proteſtantismus als Lehre und als Wiſſenſchaft verklärt erleuchtet und durchleuchtet. Seine Macht und Majeſtät und die göttliche Majeſtät ſeines Stifters kann jede Beleuchtung und Durchleuchtung vertragen und beſtehen. Der Proteſtantismus hat das Magiſche und Zauberiſche und die irdiſche Umhüllung und Verhüllung davon abgeriſſen, hat viel Zufälliges und Orientaliſches und Uraltheidniſchhohenprieſterliches davon abgeſchält, und hat immer noch abzuſchälen. Aber ich ſage kühn und freudig, der Kern ſeiner Weſenheit wird nimmer vernichtet werden können bei denjenigen, welche Ueberirdiſches und Himmliſches ſchauen und glauben können; ich ſage aber auch, indem ich viele vorüberfliehende Erſcheinungen des Tages erblicke, mit dem Apoſtel in chriſtlicher Barmherzigkeit: der Glaube iſt nicht jedermanns Ding und Herr hilf ihrem Unglauben! Und Gott wird kommen und helfen zu ſeiner Zeit. Denn leugnen läßt ſich nicht, das Geſchlecht dieſer Zeit iſt für den tüchtigen Glauben eines Theils zu mager und zu geiſtig dünn.

5. Unſer loſer unverbundener deutſcher Zuſtand kann nicht bleiben, wie er iſt. Halbe Preßfreiheit, halbes ja faſt gar kein öffentliches Recht, ängſtliche und ſchweigende Verhüllung unſrer Mängel Schwierigkeiten und Gefahren, das böſe Geſchwirr und läſterliche Getöſe aller wachen und muthwilligen Geiſter darüber hin, wobei allen frommen und tapfern Geiſtern aus feiger Furcht die Flügelſchläge gehemmt ſind — dies gäbe auf die Länge einen unendlichen Wirr-

warr, wobei die Fremden zuletzt wieder in die Fauſt lachen würden.

Will man alſo ein edles tapfres treues Volk, das in Noth und Tod mit den Herrſchern und mit dem Vaterlande ſtehe, will man die Erhaltung Deutſchlands und ſeiner hohen Geſchlechter, ſo muß man das Nothwendige und Unvermeidliche wollen, wodurch Volk und Fürſten allein in Ehren leben und dauern können.

Alſo Oeffentlichkeit und grade Gerechtigkeit in allen unſern Dingen, freie Preſſe, freie Verhandlungen des Bundestages, freies Ausſprechen unſerer Schmerzen und Freuden vor ganz Europa, wie die andern großen Völker es thun dürfen, freien offenen Mund unſerer Landtage Reichstage und Gerichte.

Allerdings wird das im Anfange ein viel lebendigeres unruhigeres Leben geben, aber wir werden uns auf dieſem Wege allein wieder zu einer würdigen und feſten deutſchen Geſammtheit ordnen und geſtalten können; ich ſage, wir werden ſo allein noch leben und allen möglichen Gefahren Störungen und Umſtürzungen der Zukunft mit Muth und Ehre entgegen gehen können.

Es wird in dieſer Zeit hohes Spiel geſpielt. Das deutſche Volk fühlt beide ſeine Noth und ſeine Ehre, das große deutſche Volk, das erſte edelſte Volk Europa's, fühlt ſeine hohe Würde und Beſtimmung in der Weltgeſchichte. Der Rieſe hatte nach langem ſchweren Traum ſeine Glieder einmal recht lebendig wieder ausgeſtreckt, und wunderte ſich nach gewaltigen Arbeiten und Siegen, daß man in einem augenblicklichen Schlummerchen ſie ihm ſo hinterliſtig wieder gefeſſelt hatte, daß er ſie in voller Waidlichkeit der Stärke nicht rühren konnte. Nun zürnt und zerwirft er ſich; er will ſeinen gebürlichen Raum haben in der Welt und wird ihn haben!; Nein, das edle deutſche Roß läßt ſich nicht mehr mit hinterliſtigen und durch verſteckte Springfedern verſtärkten Gebiſſen reiten; nur mit freien Zügeln kann es geführt werden. Mögen ſeine Reiter die Morgenluſt der Ehre und Freiheit beherzigen, wohin das Roß wiehert; mögen ſie beherzigen, wohin es ausblitzen, wohin es fahren würde, wenn ſie es für einen dritten vierten tumultus gallicus oder gar für einen tumultus moscoviticus nicht ſtark machten.

Druck von Hirſchfeld in Leipzig.

Druckfehler zum III. Theil.

S. 78 Z. 7 für eher l. mehr.
= 87 = 14 hinter tritt ſtreiche und und ſetze ein Komma.
= 234 = 25 für immer l. nimmer.
= 278 = 9 für unſere l. unſern.
= 299 = 25 für accipit l. accepit.
= 328 = 13 für den Unteren l. dem Unteren.
= 342 = 10 hinter irgend l. einer.
= 343 = 28 für grauen l. grünen.
= 394 = 12 ſtreiche jemand aus.
= 441 = 21 für heraus l. hinaus.
= 443 = 15 für Küſten l. Koſten.
= 483 = 3 für immer l. nimmer.
= 491 = 12 für andere l. andern.
= 499 = 15 für Keſter l. Keſſer.
= 524 = 24 für 1811 l. 1817.
= 606 = 9 für immer l. nimmer.
= 640 = 4 für von l. vor.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

Zum erſten Mal geſammelt

und

durch Neues vermehrt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierter Theil.

Berlin.
Weidmannſche Buchhandlung.
1855.

Inhalt.

Seite

Hoffnungsrede vom Jahre 1810 1
Die Perſönlichkeit oder das Gepräge des Volkes, was man wohl Charakter zu nennen pflegt. Vorzüglich in Beziehung auf das deutſche Volk 55
Holland und die Holländer 155
Anklage einer Majeſtätsbeleidigung des großen däniſchen Volks 247
Skandinavien, Deutſchlands Verwandter und Nachbar . . 295
Jetzt und weiland und von ſtarken Männern 351

Verbeſſerungen.

Seite	105	Zeile	10	für	Ueberſprungsreihung lies Ueberſprungsrechnung.
„	224	„	15	„	und Glück lies das Glück.
„	271	„	4	„	nur lies nun.
„	326	„	23	„	dürre lies dünne.
„	330	„	18	„	wichtigſten lies richtigſten.
„	340	„	9	„	Heimathslaute lies Heimathsleute.
„	359	„	26	„	neu lies nun.
„	365	„	6	„	die Zeit lies das Heut.
„	366	„	18	„	woran lies wovon.

Hoffnungsrede vom Jahre 1810.

(Zuerſt abgedruckt in der Cotta'ſchen Vierteljahrsſchrift 1847.)

Vorwort.

Die folgende Rede war beſtimmt, am Geburtstage des Königs von Schweden den 7. Oktober des Jahres 1810 im Namen des akademiſchen Senats der Univerſität Greifswalde gehalten zu werden. Ich ſtand damals als außerordentlicher Profeſſor an jener Anſtalt, und war vorläufig von einigen Freunden aufgefordert, mich an jenem Tage als Feſtredner hören zu laſſen. Allerlei in der Stadt umlaufendes Gemunkel bewog mich aber, von dem Vorſatz zurückzutreten und meine Rede im Pulte zu behalten. Es waren einige der älteren Glieder jener Anſtalt, deren Aeußerungen und Bedenklichkeiten in Stadtgeſprächen herumgetragen und endlich auch bis zu mir getragen wurden. Einige fürchteten wohl, ich werde unter den Gewitterwolken, die immer noch über unſern Köpfen hingen, ſchwerlich das rechte Maß halten; andere fürchteten wohl noch mehr, ich werde zu ſehr gegen ihre Stimmung und Geſinnung ſprechen. Alſo Verzagte oder auch Bewunderer Napoleons oder gar Prediger der Lehre, alles Heil könne nur von den hochherzigen Franzoſen kommen. Sehr begreiflich: von dieſen zwei Abtheilungen fanden ſich damals allenthalben viele in Deutſchland, zumal von der letzten, unter den Männern von 50 bis 60 Jahren, die zur Zeit der Aufklärerei und des Illuminatismus ihre Bildung empfangen hatten. Indeſſen, indem ich die Rede jetzt nach 36 Jahren*) wieder leſe, finde ich viel Maß und Bändigung meiner damaligen Stimmung darin, und daß ſie mit faſt zu ſchonender Berückſichtigung jener beiden auch in Pommern nicht fehlenden Abtheilungen verfaßt iſt. Aber auch mit Berückſichtigung mancher bei ſolcher Feier immer anweſenden Schweden iſt geſprochen, ihnen gegenüber, die damals von Napoleon und ſeinen Franzoſen meiſtens nur zu ſehr berauſcht waren, mit einem volleren deutſchen Bewußtſeyn geſprochen.

---

*) War zuerſt gedruckt im Jahre 1847.

Eine Rede alſo, die vor länger als einem Menſchenalter in Zuſtänden deutſcher Niederlagen und deutſcher Verzweiflung Hoffnung ausſprach, die hätte jetzt im Jahr 1847 noch einen deutſchen Grund und Boden? die hätte jetzt noch ſo ihre Zeit, daß ſie nicht ohne Belehrung und Ermunterung vernommen werden könnte? Ja gottlob und ja auch leider.

Gottlob. Der Kern und Keim, aus welchen in jenen fürchterlichen Jahren mir noch Hoffnung erwachſen und entſprießen wollte, ſind ja noch heute in uns, der Kern von Geiſt, Wiſſenſchaft, von höherem Idealismus und mächtigerer und ausdauernderer Begeiſterungsfähigkeit, als ich in den meiſten andern Völkern Europas wahrnehme.

Leider. Die Hoffnung iſt ja eine ewig ſchwebende und verſchwebende Göttin. Bei allem Glück und bei aller Wiederherſtellung aus dem gräulichen Jammer der Knechtſchaft iſt ſie den Deutſchen doch auch mit vielen unerhörten Wünſchen, Bitten und Sehnſuchten dahingeflogen, und viele fürchten, ſie werde nimmer mit ſo goldnen Flügeln des Sieges und der Freude, als welche ſie im Jahr 1813 zeigte, ihnen zurückfliegen. Die Hoffnung hat uns ſo viele von ihren holdſpielenden Kindern, den mannigfaltigen kleinen Hoffnungen und Wünſchen unerfüllt gelaſſen, und bei den außerordentlichen Umrollungen und Umſchwingungen der Gedanken der Menſchen, wie eben der Augenblick ſteht bei den vielen Verirrungen und Verwirrungen der Geiſter und Gemüther, die ſich in manchen unerfreulichen Kämpfen unter einander zerſchlagen und zerwerfen, ſind leider auch jetzt da, welche ſehr an dem Vaterlande zweifeln, einige Wenige vielleicht, die wirklich daran verzweifeln, viel Mehrere aber, die als verkappte Nachtwächter oder hohnneckende Lärmmacher der Zeit ſich gleich Verzweifelnden geberden, und den Frommen und Dummen im Lande mit Mord- und Feuerrufen Angſt machen wollen.

Sonſt haftet an dieſer unſchuldigen Rede, die ſo manches Jahr einem todtgebornen Kinde gleich ſtumm im Pulte gelegen hat, eine geſchichtliche Merkwürdigkeit. Sie iſt bei den bekannten antidemagogiſchen Umtrieben und Verhaftungen des deutſchen Sommers des Jahres 1819 unglückſeligen Gedächtniſſes mit andern meiner Papiere verhaftet und entführt geweſen. Man hat zuſehen wollen, ob ich im Sommer des Jahres 1810 nicht vielleicht verbrecheriſche Hoffnungen genährt habe. Auch erſcheint wirklich aus einer während jener langen Haft von fremder Hand mit Rothſtift dick unterſtrichenen Stelle, die mit den Worten beginnt: „Dahin muß jedes Herz gerichtet ſeyn, u. ſ. w.," was man damals in meinen Papieren gewittert hat und auch aus dieſem herauswittern gewollt hat.

Ich trete heute auf unter Ihnen als das Organ einer ehrwürdigen Verſammlung, als die einzelne Stimme ſo vieler Stimmen, die an dieſem Tage laut werden möchten und beſſer laut würden als ich. Ich ſtehe nicht ohne Rührung an dieſer Stätte, wo ich vor einigen Jahren ſtand. Schaue ich nach außen hinaus, eine Welt hat ſich verwandelt in dieſer kurzen Zeit, die meiſten auch von uns vielleicht haben ſich mit verwandelt, mehr als an ihnen erſcheinen mag, in Freuden und Leiden, in Hoffnungen und Furchten, in neuen Anſichten und Strebungen der Herzen, die aus neuen Bewegungen und Erſchütterungen der Welt hervorgegangen ſind. Wie vieles iſt von dem geſchwinden Strom der Zeit weggeſpült, was damals noch feſt und lebendig ſtand! wie vieles heißt man uns haſſen, was wir damals noch liebten! wie vieles verachten, was wir damals ehrten! wie vieles nichtig anſehen, was uns damals herrlich däuchte! Auch um uns herum, um den engen Kreis unſeres kleinen Staats, ſelbſt um den noch engeren Kreis der ehrwürdigen Gemeine, in deren Namen ich rede, hat ſich eine neue Welt gebildet. Der gewaltigſte Geiſt des Zeitalters, der alles umgeſtaltet, hat die Willigen und Unwilligen ergriffen, und ſie müſſen ſeinen Willen ausführen. Selbſt heute, wo wir fühlen, daß ſo viele alte Gewohnheiten der Liebe und Achtung uns auch unwillkürlich an Früheres erinnern, fühlen wir, daß auch die Verhältniſſe neu geworden ſind oder doch bald neu werden müſſen, worin wir wieder mit dem Volke ſtehen, das ſeit dem ſiegreichen Schwerte des großen Guſtav Adolph und dem ſiegreicheren Genie des eben ſo großen Axel Oxenſtierna an dieſen Küſten geboten hat, mit dem Volke, deſſen und unſeres Königs Geburtstag wir nach väterlicher und löblicher Sitte heute begehen wollen. Es iſt ein großes Wort das Wort, Geburtstag eines Königs. Nicht bloß für ihn, für ſein Wohl, ſein Leben, ſeine Weisheit und Treue bringen wir Gott Gelübde und Gebete dar, ſondern auch für das Vaterland und für das Volk und für ihr Glück und ihre

Ehre, welche unſterblicher ſind als die Könige, denn wo dieſe fehlen, da ſind die Könige nichts, oder ſie ſind Tyrannen, welche heute würgen und morgen gewürgt werden. Wenn alte Sitte, nicht neuer Befehl, wenn alte Treue, nicht junge Schmeichelei, wenn reines Herz und ſtille Hoffnung, nicht ſchmutziger Eigennutz und knechtiſche Furcht uns heute hier verſammeln, ſo ziemt uns auch ein ernſtes Wort über uns und zu uns; uns ziemt das Geſtändniß, daß die fürchterliche Zeit, die alles in Trümmern über einander geworfen und auch uns ſo vielfach verwundet und zerſchmettert hat, uns dadurch das Recht giebt, während ſie alle alten irdiſchen Bande um uns zerreißt, die Freiheit und Mündigkeit des Geiſtes, unſer Götterrecht, im höchſten Muth anzuſprechen: uns ziemt nach ſo vielem Unglück und Unheil der Stolz der Wahrheit. Wenn wir demüthig und gläubig die höchſte Ordnung der Dinge anbeten, die unſere äußeren Schickſale lenkt und unſichtbar und verborgen uns mit Gewalt hintreibt, auch wohin wir nicht meinen; wenn wir der irdiſchen Macht gehorchen, die von jener das Schwert und Scepter empfing; wenn wir unſere älteſte Liebe, unſere theuerſten Gewohnheiten, unſere liebſten Beſitze, kurz wenn wir das ganze äußere Daſeyn oft ſcheinen hingeben zu müſſen einer Macht, die wir nicht verſtehen — ſo iſt doch etwas in uns, das wir nie mit unſerm Willen aufgeben dürfen, eine unſterbliche Liebe und Treue, woran alles Heilige hängt, wodurch Götter angebetet werden, und Menſchen auf Erden göttergleich durch die Geſchichten einherwandeln. Wir wären unwürdig zu leben, wir wären von jeher unwürdig geweſen, gelebt zu haben, wenn wir für das Alte, die alte Zeit, die alten Verhältniſſe, die alten Menſchen keine Thränen hätten. Wie kann das Neue ſich Treue verſprechen von einem Leichtſinn, der keine Todten zu beweinen hat? Nur weſſen Herz auch noch jenſeits in der Vergangenheit ſteht, der wird der Gegenwart redlich helfen und muthig in die Zukunft hineinſtreben. Wo wir verwandelt werden konnten, ſind wir alle verwandelt worden: aber das Unwandelbarfeſte, was in der Geſinnung iſt, läßt ſich durch keine Schwerter und Machtbriefe vertilgen, es gehört keinen Kaiſern und Königen an, es iſt unſer, es iſt Gottes; und die Herrſcher, die über freie und würdige Männer frei und würdig zu herrſchen begehrten, achteten immer, worauf aller Gehorſam und alle Herrſchaft ruhet, denn wo die Treue verſchwindet, da vergeht wahrhaftig die Welt. Wir getröſten uns noch eine Geſinnung zu haben und in einer Zeit, die alles in Zufall und Willkür verwandelt zu haben ſcheint, nicht auch Zufall geworden zu ſeyn. Wir haben nicht vergeſſen, was wir waren; wir wollen nicht vergeſſen, was wir ſeyn ſollen.

Vor zwei Jahrhunderten unterwarf das Loos des Krieges dieſes Land einem verwandten Volke jenſeits des Meers; unſere Väter ſahen ihr altes Fürſtenhaus ausſterben und empfingen ungern fremde Herrſcher, ſie gehorchten ihnen nur, weil ſie mußten. Doch ehrten die Könige der Schweden, von dem großen Guſtav Adolph an bis auf dieſen Tag, was uns als einem Volke das Heiligſte und Ehrenwertheſte war: unſere Sprache, unſere Sitten, unſere Verfaſſungen blieben unangetaſtet; ſelbſt die Mängel und Mißbräuche rührte man nicht an, die mit ähnlichen Einrichtungen unſeres großen Vaterlandes eine Verbindung oder Beziehung hatten, wenn auch bei dem herrſchenden Volke Beſſeres beſtand, wonach dieſe Uebel hätten gerichtet und gebeſſert werden können. So haben wir in Krieg und Frieden das Schickſal Schwedens getheilt, hier mehr, dort weniger gelitten als das Ganze oder die einzelnen Länder Deutſchlands. Auch hierin iſt eine Ausgleichung geweſen. Während wir in dem Kleinen gebunden waren und das Kleine leiſteten, blieb unſer Großes frei und ungebunden, und alle inneren Bewegungen der Seele des germaniſchen Volks, alles Glück und Unglück deutſcher Bildung, alle Umwandelungen und Fortgänge derſelben hat man uns immer ruhig mit empfangen und mit theilen laſſen. Dafür ſagen wir noch heute den früheren Königen unſern innigen Dank. Die letzten Verhängniſſe, welche Europa erſchütterten und erſchüttern, ſchienen einmal die Bande langer Gewohnheit löſen und uns auf immer von Schweden trennen zu wollen; aber wir ſind wieder verbunden worden*). Laſſen Sie uns heute bei dieſem ernſten Einſchnitt der Zeit auch für unſer kleines Gemeinweſen einen Blick werfen auf unſer Verhältniß zu dem größeren Lande, oder — was daſſelbe heißt — laſſen Sie uns einen Blick werfen auf uns ſelbſt und auf die Zeit, worin wir leben — und das Verhältniß wird ſich ergeben, worin wir mit denſelben ſtehen ſollen.

Das Alte iſt vergangen und das Neue ſoll werden. Dieſe Worte ſind uns lange ſchon mit tauſend Donnerſtimmen verkündigt worden. Von dem, was war, bleibt nichts und ſoll nichts bleiben in dem, wo es verwandelt werden kann. Dieſer fürchterlichen Wahrheit, für die Mitlebenden immer fürchterlich, ſind die Menſchen inne geworden. Selbſt wo man feig und ſchwächlich oder eigennützig und hinterliſtig das Alte unter neuen Formen wieder einzuführen oder vielmehr einzuſchleichen ſucht, ſtellt es ſich auf todten Füßen in die Welt hinein und mag nicht lebendig ſtehen und gehen. Ich nenne keine Beiſpiele: ſehet euch um! Auch da, wo liebe Gewohnheit und ehrwürdiger Gehorſam ſich menſchlicher und edler in das Alte wieder einzufügen meinen, es iſt nur eine Täuſchung, die mit ihnen hinfährt. Wer ſich nicht erheben kann zu der ſtolzen Höhe, wo das Geſicht über Abgründe und Klüfte friſch vorwärts ſchweift, der wird rathlos und unſelig umherwanken zwiſchen dem Alten und Neuen, und nirgends Ruhe und Hoffnung finden, wo er ſich wieder freundlich niederlaſſe. Wer nicht mit dem Geiſt der Dinge emporfliegt, wer nicht mit dieſes Geiſtes Auge über den Schutt und die Trümmer hinſchauet, wie mag er ſich jetzt retten von Verwirrung und Verzweiflung? Das Sichere und Unbewußte, was Gewohnheit und Sitte ſonſt hielt und trug, iſt nicht mehr in dieſer Welt, und wird lange nicht wieder kommen. Nur durch frommen Glauben und durch das gewaltige Herz, das aus ihm erwächſt, nur durch freien und ſtolzen Ueberblick des Ganzen, durch kühnes im Auge halten deſſen, was gethan und gelitten iſt, und warum es gethan und gelitten iſt, kann die neue Herrlichkeit werden, wonach die Beſſeren ausſehen. Selbſt die Völker, gerade da ſie näher vereinigt zu werden und in einander zuſammenzufließen ſcheinen, werden ſich in dem, wodurch ſie bisher Völker und nicht Ein Volk hießen, nothwendig mehr gegenübergeſtellt als vormals; ſie müſſen jetzt mehr denn je alle Forderungen ihrer Volkseigenthümlichkeiten erkannt und erfüllt haben, ehe ſie würdig erfüllen können, was der große Geiſt der Stunde von ihnen insgeſammt fordert.

---

*) Pommern und Rügen ward im Anfang des Jahrs 1810 an Schweden zurückgegeben.

Betrachten wir uns nun in dem Verhältniſſe zu dem Volke, welchem wir zwei Jahrhunderte in Glück und Unglück angehört haben, was gebietet uns die Zeit? Etwa daß wir uns in Sitten, Neigungen, Sprache zu Schweden machen? daß wir das eigene vergeſſen und uns das Fremde zueignen? Nein, ſolche Thorheit gefällt ihr nicht, ſolche Erniedrigung gebietet ſie nicht. Nein, damit wir als würdige Bürger und ſtattliche Männer neben edlen Fremdlingen hergehen, gebietet ſie, daß wir uns gleich bleiben, ja daß wir uns immer gleicher werden. Durch unſre Triebe, durch unſer Gemüth, durch unſre Sprache und Kunſt allein können wir das Hohe erreichen, wodurch wir ohne Schaam neben dem Höchſten ſtehen dürfen. Wer Fremden nachäfft, wie weit er es auch bringe, offenbart immer eine nichtige Eitelkeit oder einen hündiſchen Sklavenſinn. Wie wir uns achten, werden wir geachtet werden: in deutſcher Kraft, in deutſchem Ernſt, in deutſchem Sinn und deutſcher Treue iſt uns gegeben groß und verehrlich zu ſcheinen. Wenn wir darin beſtehen, oder vielmehr wenn wir darin erſtehen, ſo ſind wir, indem wir uns ſelbſt gleich und recht ſind, aller Welt gleich und recht.

Spreche ich ſtolz? Freilich ſpreche ich ſtolz, denn ich ſpreche Wahrheit, die heiligſte Wahrheit, welche die Geſchichte auf allen ihren Blättern beurkundet. Aber für dieſe Zeit, welche unſere Zeit heißt, kann ich nicht ſtolz genug ſprechen; denn wer in ihr nicht ſtolz iſt, der iſt nichts. Unglück ſoll die Herzen ſtolz machen. Aber wie? iſt nicht wenig oder klein, wovon ich ſpreche? Alle die Menſchen zuſammen, die unſern kleinen Staat ausmachen, hießen, wenn ſie alle gewaffnete Männer wären, heute nur ein mäßiges Heer. Allerdings. Aber nach menſchlichem und göttlichem Recht gilt für Zehntauſende, was für tauſend Millionen gelten ſoll: das Alter iſt vorüber, wo die Menſchen nach Köpfen gewürdigt wurden. Als Bürger gehören wir dem kleineren Volke, als Menſchen gehören wir einer der größten Nationen Europas, dem Volke, deſſen Sprache 40 Millionen Menſchen ſprechen. Wir fließen in dem unendlichen Strom mit fort, der ſich unter jenen 40 Millionen regt. Den Leib laſſen wir, wo er feſtgekettet iſt, aber unſer Herz bleibt ewig bei der Liebe und Freude ſeiner Wiege; wir geben dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Und fragen wir uns recht, geliebte

Freunde und Landsleute will man von uns, daß wir uns ſelbſt aufgeben, daß wir uns erniedrigen ſollen? daß wir auf fremden Krücken hinken ſollen, wo wir auf eigenen Füßen gehen können? Nein, das will man nicht von uns, das darf man nicht wollen. Ehren werden wir die alte Verbindung mit Schweden, worein wir nun unter neuen Weltverhältniſſen zurücktreten, wenn wir uns ſelbſt und das Unſrige ehren, wenn wir der Tugend und Kraft nachſtreben, die uns als deutſchen Männern wohl ſteht und erreichbar iſt. Selbſt wenn es uns wie andern wünſchenswerth ſein könnte, uns mit Sprache, Sinn und Leben Fremden einzuverleiben und zu vergeſſen, was wir geweſen ſind, um etwas Neues und Glücklicheres zu werden — wir können das nicht, das kann kein Volk, das die erſte Barbarei ausgezogen hat, das ſchon ein gebildetes Volk iſt und heißt. Kann ein ſolches nicht in ſich fortfließen, ſo iſt es auf ewig erſtarrt. Iſt aber die Noth und Gewalt ſo grimmig, der Druck ſo eiſern, daß dennoch ein gebildetes Volk ſich in ein anderes hineinſtampfen laſſen muß, ſo werden die Früchte wie alle Geburten der Völkernothzucht welk und herb und keinem Freude bringend.

Aber, werden viele rufen, wo iſt dein großes deutſches Volk von 40 Millionen Menſchen? wo iſt das Eigenthümliche, das Unverlierbare und Unvertilgbare, das Deutſche, wodurch wir ſtolz beſtehen und ſtolzer erſtehen ſollen? wodurch wir uns die Achtung der Herrlichen und Siegreichen erzwingen ſollen? Wir ſind ja ſo zerfloſſen und zerfallen, ſo aufgelöſet und zerronnen, daß wir zu allem umgeſtaltet und verwandelt werden können, nur nicht wieder zu dem, wovon du redeſt. Wie die Deutſchen alles in ihren Ideen haben und die Welt dadurch alle Tage ſchaffen und umſchaffen, ſo iſt auch wovon du redeſt nirgends mehr als in der Welt der Gedanken. Wir träumen noch immer von dem, was wir verträumt haben.

Nein! nein! ſage ich, und verkündige nicht mit, was ſo viele uns verkündigen, Spötter und Ankläger, wie Wehklager und Händeringer. Es lebt noch Deutſches, es lebt noch ein deutſches Volk, es klingt noch eine deutſche Sprache, es wirkt und ſchafft noch ein deutſcher Sinn, es ſchlagen noch deutſche Herzen und deutſche Geiſter ringen und, kämpfen noch. Ich ſehe es an der Gebärde eurer Leiber, an der Gluth eurer Angeſichter, an euren Winken und Blicken, daß ihr ſo mit mir behauptet, daß ich zu deutſchen Männern rede. Ich ſchäme mich nicht des Evangeliums meines Volkes; möge es ſich einſt meiner nicht ſchämen! Was der große Glockenſchlag der Stunde iſt und das Weh- und Jubelgeſchrei ſo vieler Täuſcher und Thoren, das kann nicht gelten für uns, die über das dumpfe Getöſe des Augenblicks und den umnebelnden Staub der blutigen Rennbahn des unentſchiedenen Kampfes hinauszublicken wagen. Was wir erlitten haben, das war auch für uns ungeheuer, wie es für jedes empfindende Weſen iſt; was wir erlebt und geſehen haben, war es nicht. Keine Wunder ſind uns gezeigt worden in dieſen Tagen, keine plötzliche Fälle und Vernichtungen des Herrlichen und Starken, nein, nur zu leichte Umſtürze des Morſchen und Abgelebten. Nicht geſtern fiel der deutſche Staat, nicht heute fällt er zuſammen, nicht 1802 ward er aufgelöſt, nicht 1805, nicht 1806: in der Stille war lange geſtorben, was nun durch die Hand des Gewaltigſten und Siegreichſten vor dem Angeſicht der Lebendigen weggeräumt worden. Aber die alten Formen und Weiſen, worin ein Volk Jahrhunderte und Jahrtauſende glorreich und ſicher gewandelt, die alten Ordnungen, Geſetze und Verfaſſungen, worin es ſich ſo lange leidlich befunden, kann es nie ohne Wehmuth zertrümmern ſehen Auch des Menſchlichſten und Höchſten hängt ſo viel daran, durch liebe Gewohnheit und fromme Sitte geheiligt, was nothwendig mit dem Nichtigen hinſtürzen muß und für den erſten Augenblick für ſich noch keine Stätte wieder weiß. Auch darüber ſind edle Herzen beklommen, zu ſchweigen, wie viele Schuldige und Unſchuldige nach einem ewigen unvermeidlichen Verhängniß mit zerſchmettert werden, wenn die Welt in Schutt und Trümmer zuſammenfällt, oder wenn ſie ſich der neuen Gerüſte erwehren wollen, die für die alten aufgeführt werden. Viele auch halten in der Vernichtung und Verwüſtung der Dinge für eine allgemeine Richtigkeit, was nur eine einzelne und zeitige bedeutet; ſie wähnen uns ausgeſtrichen aus der Reihe der Völker, weil wir nicht unter den vortretenden ſind, wenigſtens es da nicht ſind, wohin der Glanz, den alle Augen ſehen müſſen, die Menge zieht. Jedes Volk hat ſein Zeitalter, ſelbſt die Zeiten haben ihre Zeit. Wer ſich ſelbſt verläßt, der wird verlaſſen; das Volk, das an ſich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt und die Geſchichte ſchweigt auf ewig von ihm. Unſer Volk iſt in einem jeglichen von uns — darum laſſet uns wacker ſein! Was waren die Italiener im fünfzehnten, ſechzehnten Jahrhundert? was waren die Spanier unter Ximenes und Karl V. und was ſind ſie beide ſeitdem geweſen? Aber Schlaf kann wieder Wachen werden bei dem, worin noch Leben iſt. Auch wir Deutſche, wenn wir unſer Letztes betrachten? Wenn die Welt umrollen und ſich verwandeln ſoll, müſſen die einen oben, die andern unten liegen, je nachdem Gott und das Glück ihnen die Rollen zugetheilt hat. Wir haben nicht oben gelegen, uns fehlten die Männer und Geiſter, welche die Oberhand verſchaffen; wir haben an hundert und tauſend Zeichen geſehen, daß Gott die Dinge und Menſchen ſo geſtellt hatte, daß wir nicht oben liegen ſollten.

Aber wer unten liegt mit ſeinem Willen, der kommt nie wieder empor. Geklagt, geflucht, geſcholten iſt mit Recht und mit Unrecht, wie in ſolchen Begebenheiten geſchieht; bewieſen haben ſie uns auch, ſelbſt deutſche Männer haben uns beweiſen wollen, daß wir verdienen, ewig unten zu liegen; ſie haben uns ſchwerer Sünden und Schanden angeklagt, uns die Faulen, Knechtiſchen, Untreuen, Ausgearteten genannt: was alle Europäer mehr oder weniger trifft, haben viele uns allein aufs Haupt gewälzt.

Unmuth, tiefer, bitterer Unmuth ergreift mich, nicht wenn ich bedenke, was uns widerfahren iſt — was, wie wir wohl wiſſen, von einem alten Verhängniß und von dem neueſten Gott kam — ſondern wenn ich höre, wie man uns dies erklärt. Man ſpricht von uns — nicht die Fremden, ſondern o Leid! viele Eigene ſprechen — als ſeien wir nichts, als ſeien wir nie etwas geweſen. Freilich die Thaten und Werke unſerer Ahnen bedeuten für uns nur etwas, wenn wir ihnen gleichen; es ſcheint lächerlich, ſich des Alten in Glorie zu rühmen, wenn das Neue in Unehren iſt. Aber iſt denn alles in Unehren? Darf nicht ſprechen von dem Alten, darf ſich das Alte nicht zueignen, wer fühlt, daß er darnach trachtet? Hängt denn alles Herrliche und Preisliche eines Volks am Schwerte und an dem, was durch das Schwert entſchieden wird? Allerdings wäre es ſchlimm, wenn wir des Schwertes unwürdig wären — denn die Herrlichkeit des Mannes und des Volkes liegt darin — wenn wir ein feiges, faules Volk wären, das die Donner der Schlacht nicht aushalten könnte. Das ſind wir gottlob nicht; aber Gott hatte die Degenfürſten und Siegesfürſten, die allmächtigen Seelen von Hunderttauſenden im blutigen Felde, in dieſen Tagen andern gegeben als uns. Immer mögen wir vieles verloren haben, vieles nicht mehr ſeyn, was unſere Väter waren, immer mag in der Zeit ſelbſt eine Verwandlung liegen, die alles in einen Schein von Schlaffheit, Nichtigkeit und Gleichgültigkeit vergräbt, damit zur Freude unſerer Enkel eine friſche heitere Sonne ſchöne Blüthen und Früchte treibe und reife — wir ſind nicht ſchlechter als unſere andern chriſtlichen Brüder, die mancherlei Völker Europas. Und wären wir ſchon untergegangen, müßten wir untergehen, wir ſind ein unvergängliches, unſterbliches Volk in der Geſchichte: unſere Thaten, Werke, Erfindungen und Ideen können nicht untergehen; auch von deutſchen Tugenden und Sitten wird jenes Unvergängliche bleiben, was, wie alles Tugendliche und Göttliche, nicht im äußeren Schimmer der Dinge gewieſen werden kann, ſondern im tiefſten Strom alles Lebens in die unendliche Zeit mit hinüberfließt. Wir waren der heilige Mittelpunkt der europäiſchen Erde, wir ſind es noch in ſo mancher Hinſicht. Am Rhein und an der Donau von germaniſchen Völkern ward einſt die Schande der alten Welt gerächt; dort ward durch die Schwerter tapferer deutſcher Männer die mittlere Zeit und die neue Zeit gerettet; dort wohnte, ſo weit unſere Geſchichte reicht, von jeher Sinn für Großheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Freiheit; dort hatte die höchſte und verehrteſte Majeſtät unſers Welttheils lange ihren Sitz genommen. Und ſind wir nicht herrlich genannt im Himmel und auf Erden? Haben wir nicht Seher und Propheten, Könige und Helden, Weiſe und Dichter? große Arbeiter, Erfinder, Kämpfer jeder Art, wodurch wir uns den edelſten Völkern des Welttheils an die Seite ſtellen können? Und wie viele große Tugenden, wie viele unſterbliche Verdienſte deutſcher Männer ſind nicht gewußt worden, weil die viele Kleinherrſchaft des Vaterlandes ſo viel Herrliches in einem engen Kreiſe ſich ſtill vollenden ließ, ohne daß es je zur lauten Kunde des Ganzen gekommen wäre! Soll ich Namen nennen, die an dem Sternenhimmel der Unſterblichkeit ſchon lange mit Göttern umrollen? Soll ich theure Andenken, heilige Erinnerungen, ſtolze Preiſe unſeres Volkes wieder erneuen? Nein, ich ſchweige demüthig, zu dem Gotte flehend, der alles Gute und Schöne erhält und beſchirmt, daß er mit gnädigem Blick der Huld auf die Enkel herabſchaue, deren Väter er durch ſo manche ſchwere Verhängniſſe und drohende Gefahren immer wieder zu Glück und Ruhm durchgeführt hat. Aber ich verſchweige Eines nicht, worin wir noch die Herrlichſten ſind, den Geiſt, die Seele, die feurige lebendige Kraft, wodurch das Friſche und Allmächtige, was in Göttern und Geiſtern lebt, erhalten und gepflegt wird; ich verſchweige nicht hohe und menſchliche Kämpfe auf einem Felde, wo kein Blut vergoſſen wird, in welchem wir drei Jahrhunderte treu und redlich gearbeitet haben und immer noch mit den Kühnſten und Reiſigſten voran ſind. Wir gaben den Schwung zur gegenwärtigen Zeit; wir tragen die Zukunft, die werden ſoll, mit friſcher Begeiſterung in unſern Augen und Herzen: wann wir unſern Himmel fertig haben, dann werden wir auch unſere Erde zu bewahren wiſſen. Worin der höchſte und tiefſte Geiſt der Dinge mit allmächtigem Streben lebendig iſt, das kann nicht als ein ſtarrer Leichnam liegen bleiben. Dies iſt unſere feſte Zuverſicht, dies der ſtille Stolz, womit wir in den Getümmeln der Zeit immer noch aufrecht ſtehen.

Aber, meine deutſchen Freunde, wir haben noch einen andern Troſt, eine ſchönere Gewißheit, daß wir ſo leicht nicht vergehen können, als viele fürchten und die ſchwarzen Unglücksraben der Gegenwart zu weiſſagen ſcheinen: wir haben die Lehren unſerer Geſchichten. Zweierlei Völker werden uns gezeigt: die einen treiben, die andern werden getrieben. Wir rühmen uns heiliger Urkunden, die nicht allein von uns aufbewahrt werden, daß wir zu den erſten gehören. Unſere Kindheit und Jugend war glücklich, unſere erſte Erziehung ließ uns die Fülle des Leibes und Gemüthes, die bei allen Wechſeln und Umrollungen der Dinge nicht mehr vertilgt werden kann. Das iſt der glückliche Jüngling und wird der herrliche Mann, der freundlich und ſtill unter ſchönen Umgebungen und edlen Menſchen erwuchs, der, was er lernte, übte und that, an nichts erkannte als an dem verſchämten und liebenden Beifall ſeiner Freunde, der aber noch nicht erkannte, was er kann und was er iſt. In voller Kraft und Unſchuld tritt er in die Welt hinaus, Freunde und Feinde faſſen ihn jetzt an vielen Seiten, in Liebe und Haß muß er ſich fremden Eingriffs und Uebermuths erwehren, er muß ſich ſelbſt erkennen und aus der kindlichen Unbewußtheit heraustreten, um die männliche Würde zu lernen und zu behaupten; aber der Stille und Gewaltige kann nicht mehr verlieren, was ſich in ihm langſam zu ſeiner Zeit vollendet hat. Einfalt, Treue, Beſonnenheit, Liebe zu Gott und zur Natur erhalten auch den Klugen und Bewußten in ſpäteren Jahren ihm ſelbſt gleich.

So ſchlummerte ihrer Zeit in bewußtloſer Unſchuld die germaniſche Rieſenjugend in Wäldern und Bergen und an heiligen Waſſern und Strömen, gepflegt von Sonne und Luft und von den Geſtirnen zum geheimen Verſtändniß des Himmels und der himmliſchen Weſen gelockt, von nichts Fremdem zur Unzeit und mit Ungebühr ergriffen und zerarbeitet, mit nichts Fremdem zum Widerſtreit und zur Zwietracht der Kräfte und des Strebens zuſammengemiſcht, von nichts Herriſchem und Tyranniſchem überfallen und mit Gewalt in eine Geſtalt und ein Leben hineingezwängt, die ihrer Liebe und ihrem Triebe ungemäß waren. Ein gnädiger Gott hatte unſern Altvordern verliehen, ſich in ihnen ſelbſt zu geſtalten, durch ſich ſelbſt der Reife und Stärke entgegenzugehen. Als Fremde kamen anzugreifen und geſtalten und bilden zu wollen, da waren die Arme ſchon geſtärkt zum

Kampf und die Herzen ſchon gefeſtet, ihre Heiligthümer zu vertheidigen.

Aber es giebt auch eine unſelige Kindheit und Jugend der Völker wie der Einzelnen. Ueber die Unmündigen und noch nicht Wehrhaften wälzen ſich drei, vier fremdartige Völker und ſchänden und verkrüppeln ſie; zehn und fünfzehn andere dringen auf ihre Jugend ein und miſchen ihr Verſchiedenartiges und Ungleiches bei; ein wilder Eroberer mit dem Eiſen und dem, was am Eiſen hängt, zermürbt und verwandelt ſie vor ihrer Blüthe; ein abgeſchiedener und ſtrenger Dämon, ein archimediſcher Welthebler, den die Natur, als ſie ihn gebar, außerhalb der Welt hinſtellte — ein Moſes, ein Lykurgus will verſuchen, was der Geiſt über die Leiber kann; er will Proben machen, übermüthige und kühne Proben mit der göttlichen Gewalt, die in der Idee liegt. Er tritt hinzu mit Geſetzen und Religionen, achtet nicht die zarten und weichen Glieder, die zarteren und weicheren Seelen des unmündigen Volkes, ſondern ohne Erbarmen zwingt er ſie hinein in die Geſtalten, die ihm gefallen, und mit allen Geiſtern und Geſpenſtern überirdiſcher Weſen, mit allen Schrecken und Ehrfurchten, die ſie gebieten, im Bunde, macht er aus Gottes Schöpfung eine neue Menſchenſchöpfung. Völkern, welchen in ihrer Jugend Aehnliches begegnet, können durch den frühen Reiz und Trieb, der durch Reibung und Gewalt des Fremden entſteht, durch den hohen Genius eines Kriegsfürſten, der beſtimmt war, die Welt zu verwandeln, durch die feſte Idee eines Geſetzgebers und Religionsſtifters zu Herrlichkeit und Kraft fortgetrieben und zu einem Namen in der Geſchichte erhoben werden, wenn andere ihrer Genoſſen, die ſonſt mit ihnen auf gleicher Stufe ſtanden, noch als rohe Barbaren graſen. Als Beweis, welche Gewalt in dem Geiſte iſt, kann dieſe Erſcheinung ſehr groß ſeyn; aber wann die treibende Spannung aufhört, wann die Bildner und Geſetzgeber dahin ſind und die bewußte-ſtrenge Zucht, das ſtolze Streben nach Einem Ziel nachläßt oder vergeſſen wird, haben ſie ſelbſt das Schaffende verloren. Sie liegen dann da als hingeſtreute Trümmer alter Herrlichkeit, worüber friſchere Geſchlechter nun hinwandeln ſollen, um wie durch Winke und Deutungen aus der Geiſterwelt dadurch an ein Leben gemahnt zu werden, das bisher unentwickelt in ihren Brüſten ſchlief; ſie ſelbſt ſtehen nimmer wieder auf, ſie büßen ganz das Schickſal eines Menſchen, mit welchem Eitelkeit oder Unkunde ein thörichtes Bildungsſpiel getrieben haben. Dafür, daß er als Kind und Knabe wie ein Wunder verkündigt ward, daß er im fünfzehnten, ſechszehnten Lebensjahre angeſtaunt ward, wird er nimmer gehört werden als Mann unter Männern.

Dies erklärt das Wort, welches ich oben ausſprach, es gebe zweierlei Völker, von welchen die einen treiben, die andern getrieben werden: edlere und unedlere Völker. Ein Ausſpruch, den die ganze Geſchichte beſtätigt. Die einen ſcheinen nur durch Fremdes geworden zu ſein und gehalten zu werden, ſie ſcheinen, ſo lange ſie ſind, gleichſam unter fremden Mächten zu ſtehen; ſelbſt die großen Menſchen, die unter ihnen aufſtehen — wenn es ja deren unter ihnen giebt — ſcheinen faſt nicht aus ihnen hervorgegangen, ſie ſtehen da als einzelne Fremdlinge, aus einer andern Götterwelt herniedergeſtiegen, als wunderbare Erſcheinungen, die vor und hinter ſich keine Deutung haben. So ſtand einſt Moſes unter den Kindern Iſrael am Nil und in der Wüſte, ſo unſern Tagen näher der große Peter unter ſeinen Moskowitern. Sie finden in dem Götterreigen, mit welchem ſie nun wandeln, kaum einen ihres Volkes, mit welchem ſie ſprechen mögen. Aber das haben dieſe Völker und die Menſchen, die in ihnen groß ſind, voraus, daß, was an ihnen glänzt, heller leuchtet als an den andern, gleichwie der kleinſte Stern des glanzreichen Himmels, ins Schattenreich verwieſen, wo nie ein Licht aufging, als die herrlichſte Sonne angebetet werden würde. Aber was in ihm ſelbſt und durch ſich ſelbſt ſtill und ſanft aufwächſt und blüht, das überſpringt keine Stufen der nothwendigen Entwicklung und Bildung der Menſchheit, das hat ſo viele unſcheinende Bravheit, Tüchtigkeit und Genüge, ſo viel eigenes mächtiges Leben und Streben, daß auch das Außerordentliche und Ungewöhnliche, was in ihm entſteht, ihm nicht ganz ungleich zu ſein ſcheint; ja viel Großes und Herrliches, was unter kleinen Völkern als eine Göttererſcheinung mit Fingern gewieſen und mit Kniebeugungen empfangen werden würde, geht ſtill und leiſe verehrt unter denen hin, wo viele Großes beſitzen. Aber unter den edelſten wie unter den unedelſten Völkern treten Männer auf mit einem höheren Stempel, einem Geburtsrechte, das an himmliſche Ahnherren der Fabelwelt erinnert: glänzende Kometen, die zur Freude oder zum Schrecken des menſchlichen Geſchlechts die gemeinen Kreiſe des Lebens in ungewöhnlichen Bahnen durchſchneiden und oft verwirren, Helden, Entdecker, Seher, Geſetzgeber. Auf ihrem Antlitz leuchtet das Glück und der Befehl, in ihren Werken, Worten und Thaten wirken, reden und handeln die Götter; vor und hinter ihnen ſehen wir nichts Gleiches, woran wir uns unſerer eignen Kraft beſinnen können: wir müſſen ihnen den Willen thun. So ſtaunte die Welt hinter einem Alexander, einem Cäſar, einem Friedrich II. und ihren Arbeiten und Thaten. Es ſcheint in der Geſchichte eine tiefe Kluft zu ſein, ſo wie ſie verſinken; die Menſchen erzittern und erſtarren hinter ihnen, gleichwie auf dem Meere, wo ein großes Kriegsſchiff unterſank, die kleinen Schiffe und Böte ängſtlich das Weite ſuchen, damit das Grab, das es hinter ſich aufreißt, ſie nicht verſchlinge. Durch Erſtaunen über das Seltene, durch die zeitliche Hingebung des Eigenen für die herriſche Allmacht des Fremden, auch durch die außerordentliche Spannung aller Kraft der Welt, wodurch jene ungeheuren Menſchen ſie zu neuen Schöpfungen und Verwandlungen der Dinge hinſpornen, ſcheint hinter ihnen eine Art Erſtarrung, Ermattung und gleichſam Vernichtung einzutreten, die oft eine ſcheinbare, öfter noch eine wirkliche iſt. Denn wie die Sonne die kleineren Lichter zieht und ſich alles ihres Glanzes Herrin, Verwalterin und Ausſpenderin macht, ſo reißen ſolche ungeheure Geiſter allen Geiſt in ihren Strudel und verbrauchen ihn für ihre geſchwinden und gewaltigen Schöpfungen: ſie leeren die Welt gleichſam aus von Geiſt, wie ein mächtiges Donnerwetter die Luft von Blitzen entladet. Die erſchöpfte Welt liegt nach ihnen oft da wie ein ſtarrer Leib, den die lebendige Seele verlaſſen hat; ſie ſcheint nicht bloß ſchwach und ermattet, ſie dünkt ſich nicht bloß klein und unbedeutend durch die Sehnſucht, die Liebe, die Erinnerung, ſelbſt durch die Schrecken und Aengſten, die den großen Todten folgen; ſie iſt es wirklich. Aber nicht allein dieſe, welche in der Welt des Scheins den größten Glanz um ſich ſtreuen, welche die Zeit und ihr Glück an blutigen Locken faſſen und ſie hintragen, wohin die Menge nur ſinnlos und athemlos folgen kann, reißen eine ſolche Kluft in die Zeit; auch die für den ſtilleren, leiſeren Dienſt der Vorſehung auf die Erde kamen und mit geheimerem Wirken und zarterem Schaffen auftreten, auch die Weiſen, Seher und Erfinder, diejenigen, welche die rechte lichte Götterwelt zu dieſer dunkeln irdiſchen Welt herabbringen, erſtaunen und erſtarren die Mitlebenden; ſie müſſen ſie erſtaunen und erſtarren, damit die, welche nach ihnen wandeln, den höchſten Geiſt ihres Daſeyns erkennen und ergreifen lernen.

So lehrte Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, am Jordan, erſchien wie ein Wunder und verſchwand wie ein Wunder zu dem Gott, von welchem er gekommen war; ſo ſtanden Plato und Leibnitz in ihrer Zeit einſam ohne Ihresgleichen; ſo klingen aus Homer, Shakeſpeare, Göthen die Wunderſtimmen höherer Welten. Wie iſt uns, wenn wir in den Kreis dieſer Heiligen, in die Wonne dieſer Begeiſterten hineingerathen? Eine Betäubung, ein Rauſch, ein Wahnſinn, aller höchſte Glaube, alle tiefſte Liebe, alles Gefühl von aller Welt, alle Ahnung von Leben vor aller Welt, eine Aufblitzung wie von lichteſter Schönheit und klarſter Erkenntniß ſind da, um uns in Einer Seligkeit fortzuwiegen: jener himmliſche Zuſtand und jener überirdiſche Flug, den die Thoren, die nicht wiſſen wollen, was Gott iſt, von jeher zur Narrheit geſtempelt haben.

So tritt das Gewaltige in dem Schickſal, das Göttliche über dem Schickſal in einzelnen Wundererſcheinungen in die Welt. Aber wo Geiſt war, da wird immer wieder Geiſt geweckt, wo Leben war, da kann es nicht vergehen. Wir Deutſche wollen uns nicht rühmen, wir wollen unſere vielen Mängel und Gebrechen nicht verſchweigen; aber gottlob, zu dem erſtarrten Elend, zu jener faulen Geiſtloſigkeit ſind wir noch nicht hingelangt, worin einige Völker unglücklich entweder von Anfang an blieben, oder wozu ſie unglücklicher in ſpäterer Zeit wieder zurückfielen. Unſere Kindheit und Jugend war herrlich — ſie iſt von Fremden beſchrieben, von unſern Feinden, die uns nicht ſchmeicheln wollten. Unſer Jünglingsalter, wie viel es auch getappt und geſtrauchelt hat, doch friſch, edel, kühn, immer das volle Herz drein ſetzend hat es geſündigt; nie hat es über der Erde den Himmel, nie über dem einzelnen Volke die ganze Menſchheit vergeſſen. Wir ſind noch nicht fertig mit unſerm Jünglingsalter, wir wiſſen es, daß wir damit noch nicht fertig ſind. Völkern, die vor Männerarbeiten Männer zu ſeyn glauben, begegnet, was übermüthigen Jünglingen noch alle Tage mit Recht begegnet: ſie überſpringen die herrlichſte Stufe, ſie ſpringen ſogleich vom Jüngling zum Greiſe, weil ſie eitel die Arbeiten und Mühen der Männer, ihre Mäßigkeit, ihre Treue, ihre Gerechtigkeit nicht ehren wollten. Wir haben das Heilige und Hohe, das Ziel der künftigen Weisheit, das durch uns für die Welt und für uns ſelbſt erreicht werden ſoll, fröhlich und gewiſſenhaft im Auge; die ſtolze Hoffnung und gläubige Zuverſicht darauf läßt die Beſten und Tapferſten von uns freudig ſeyn, wo die Menge, die ewig blinde, nur heulen und fluchen kann. Nichts iſt bei uns geſchloſſen, nichts vollendet, nichts erreicht; das Große und Schöne, was wir haben, läßt uns noch nach Größerem und Schönerem hinblicken; der Geiſt, mit dem wir jetzt ringen, läßt uns hoffen, daß wir einſt mit mächtigern Geiſtern werden ringen können. Unſere Phantaſie, unſere Dichtkunſt, all unſer Streben und Denken, ja unſere vortreffliche Sprache ſelbſt brauſen noch dieſe Stunde in einem lebendigen Strom mit der Zeit fort und zittern andern Völkern in einer gewiſſen fertigen, von ihnen ſelbſt bewunderten Stätigkeit nachzuahmen, Völkern und Menſchen, welche die Zeit bänglich feſthalten möchten, weil ſie fürchten, ſie werde ihnen zu mächtig werden und mit ihnen durchgehen. Aber da, wo jene zittern, iſt unſere Krone und unſer Stolz, mit dem allmächtigen Gott, von dem die Geiſter und die Herzen ſind, uns auf Leben und Tod in den ſeligen Abgrund der Ideen zu ſtürzen, als kein Leben achtend, was nicht aus dieſer Feuerprobe wieder an das Licht hervorkommt. Ja, wir Glückſeligen — in ſo Vielem glückſelig, wenn wir uns mit Fremden vergleichen, die eitel auf uns herabſehen wollen — haben noch lebendiges, friſches Jugendleben, wo andere nur mit Erſtarrtem und Todten ſpielen und die lang verhärtete und eingeſchrumpfte Mumie immer neu aufgeputzt wieder ins Leben hineinſtellen. Wie ſtreng und hart wir in dieſen Tagen auch von Vielen gerichtet werden, die in der allgemeinen Erſchütterung eben nicht viel feſter ſtehen, als wir, wir ſagen es mit beſcheidenem Stolz — kein Jahrhundert rollte über unſere Haine und Berge hin, das uns nicht viele gute und treue und einige große und unſterbliche Männer geboren hätte; in jeder Kunſt, in jeder Wiſſenſchaft und Herrlichkeit haben auch wir, die im Sternenſaal neben den alten und neuen Unſterblichen ſitzen. Und was kann uns feſtere Bürgſchaft geben, daß die alte deutſche Herrlichkeit neu bleiben und werden wird, als jene Unruhe und Ungenüge mit dem, was iſt und was wir haben, die in dem letzten Jahrdreißig mehr denn je erſchienen iſt? Immer haben neue Arbeiten die alten verſchüttet, hat neuer Ruhm alten Ruhm verdunkelt, immer haben wir gegen unſer Beſtes ſelbſt Krieg geführt, um Beſſeres zu gewinnen: ein ewiger Krieg, der allein löblich iſt. Wir haben noch keine Stunde aufgehört zu ſtreben und zu ſehnen, zu hoffen und zu wollen. Wer den Geiſt ſucht, der wird ihn finden, der wird den Proteus endlich feſſeln, wann er ſeine Verwandlungen durchgemacht hat; wer aber eitel ſtill ſteht auf dem, was die Väter vollbrachten, der geht zurück und verdammt ſich ſelbſt zum Schutt der Zeit. Alſo nur immer muthig fortgerollt mit dem geſchwindeſten Strom der Zeit! nur immer gläubig fortgeſtrebt in fröhlicher Hoffnung und ernſter Arbeit! Was jetzt noch in ſtiller und unbekannter Herrlichkeit durch die Welt wandelt, das wird in lauter und ſtrahlender Herrlichkeit einſt aufblitzen und aufdonnern, wann unſre Stunde gekommen iſt.

Aber damit bewahrt werde, was allein werth iſt als Deutſches erhalten zu werden und unſern Namen mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen, müſſen wir nie aus den Augen verlieren, was unſere Väter waren, was wir ſind und was unſere Kinder ſeyn ſollen. Denn ſollen wir herrlich und mächtig fortſtreben mit den mitlebenden Völkern, ſo müſſen wir uns ſelbſt erkennen und anerkennen; wir müſſen nie vergeſſen, was deutſche Männer ſeyn ſollen, wir müſſen uns ſelbſt gleich bleiben. Denn iſt Neues zu uns gekommen, was nie hätte kommen ſollen, iſt Fremdes nachgeahmt, was immer hätte fremd bleiben ſollen, iſt Altes veraltet erklärt, was ewig hätte jung ſeyn ſollen — woran ſollen wir es erkennen, wodurch ſollen wir es beſſern, als durch den frommen und ehrfürchtigen Rückblick in die Vergangenheit zu den Tugenden und Kühſten, wodurch unſere Väter beglückt und geprieſen waren? Denn in dem Staube und Getümmel der Gegenwart ſind wir geblendet und betäubt, und die Zukunft iſt den meiſten durch die göttliche Weisheit ein verſiegeltes Räthſel. Wie heißen die Tugenden unſerer Väter? oder vielmehr wie heißt die Eine Männertugend, die alle Tugenden umfaßt? denn ſo herrlich waren ſie, daß man faſt nur von Tugend, nicht von Tugenden ſprechen darf. Die alten Germanen waren ein freigeſinntes, ſtreitbares, tapferes und vaterlandsliebendes Volk, ſtark und muthig Unrecht zurückzutreiben, langſam es zu thun. Ihre Ehen waren keuſch und ihre Sitten rein, ungeheure Laſter waren nicht verboten, weil ſie nicht gekannt waren; Gewohnheit hielt feſter und heiliger als Geſetz; Wahrheit war ihnen das Höchſte und Ehrwürdigſte, Lüge das Niedrigſte und Schimpflichſte: kein Brandmal brannte wie der Name Lügner, und dieſe Schande konnte nur mit Blut abgewaſchen werden. Die Treue ward durch keinen Schwur befeſtigt; denn Schwur iſt erfunden worden, wo Meineide ſind: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, das war die Formel der Männer;

die Hand war das Siegel und die Ehre des freien Angeſichts die Bürgſchaft und Bekräftigung. Es war die Zeit, wo man ſich nicht des Zorns, nicht des Rauſches bei Gelagen und Verſammlungen, nicht unglücklicher Ausbrüche von Leidenſchaften, die doch menſchlich ſind, ſchämte; aber alles, was der Menſch ruhig bedenken und geloben kann, und was er dann brach, das verunehrte ihn auf immer. Ihr Gehorſam gegen die Geſetze, ihre Ehrfurcht gegen die Götter waren die größten; der Himmel und was in ihm waltet und lebt, war nie den Germanen fremd. Gaſtfreundlich waren ſie gegen die Fremden, barmherzig gegen das Elend, menſchlich gegen das ſchwächere Geſchlecht, wie wenige Barbaren geweſen ſind; frei, offen, ohne Hinterliſt, gegen ihre Feinde oft zu offen; ſie wollten im ehrlichen Kampf ſiegen oder ſterben, auch wo andere dieſen Kampf unehrlich angefangen hatten.

So ſteht unſeres Volkes Kindheit in der Geſchichte; auch ſeine folgende Jugend im Mittelalter iſt lieblich und köſtlich: Streitbarkeit, Treue, Redlichkeit, Ehrbarkeit, Keuſchheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit gehen mit ihr durch die Jahrhunderte, die man die wüſten und abergläubiſchen Jahrhunderte genannt hat. Freiheit und Sitte wurden gegründet, Geſetz und Recht ward befeſtigt, wohin der deutſche Name drang; ſtolze Städte, blühende Gefilde und herrliche Throne ſtanden, ſtattliche Helden und Männer ſchritten hinter ihm. Alles ſtill, mäßig, ſtätig und unſcheinbar fortſchreitend. Dies, meine Freunde, iſt das heilige Gottesbild der Vergangenheit, dies iſt das Alte, das Germaniſche, das Deutſche, wohin wir anbetend zurückſchauen, was wir mit der innigſten Liebe ergreifen, mit dem fröhlichſten Muthe uns zueignen müſſen. Nicht ohne lange Arbeiten und ſchwere Mühen, nicht ohne blutende Wunden, indem wir das Neue, was nicht unſer iſt, abreißen von unſern Gliedern. Denn ohne Arbeit wird keine Tugend gewonnen, von welcher ſchon ein alter heidniſcher Dichter ſingt:

Es iſt eine Sage, die Tugend bewohne
Schwer erſteigliche Felſen, und ſchwebe
Geſchwinde jetzt hin um heilige Orte,
Nicht aller Sterblichen Augen erſichtlich;
Und wer tief innerſt der Mühe ſich ſcheue
Gelange nimmer zum Gipfel der Mannheit.

Viele werden ſagen, und ſelbſt viele der Unſern haben ſchon geſagt: „Es iſt nichts als ein ſchönes Mährchen um alle die Herrlichkeiten und Tugenden, die von unſern Ahnen erzählt werden, ein Traum, der in der Wirklichkeit nirgends ſeine Beſtätigung hat, noch hatte. Barbaren ſind immer Barbaren geweſen, die einen wie die andern, alles gleich kindiſch und zufällig, gleich roh und gleich grauſam, gleich edel und gleich unedel, einige einzelne Unterſchiede abgerechnet, welche verſchiedene Klimate und verſchiedene Bildungsgrade ſchon unter den Barbaren hervorbringen. Der Perſer und der Hellene, der Illyrier und der Germane, der Macedonier und der Römer ſind auf gleichen Stufen der Bildung in kindiſchen Laſtern und kindiſchen Tugenden des unentwickelten und ungebildeten Zuſtandes einander gleich geweſen; was anders ausſieht, hat Eitelkeit und Wahn geboren. Dem Erzähler unſerer älteſten Tugenden, Tacitus, widerfuhr, was Manchem widerfährt, die mit ihrem Zeitalter und ihrem Volke im Streit ſind. Sie malen das Vergangene und Fremde zur Schönheit aus, um die Garſtigkeit der Gegenwart und des eigenen Volkes durch den Contraſt noch zu erhöhen; von Menſchen, unter welchen zu leben ſie verdrießt, dichten ſie ſich weg zu ſolchen hin, deren Tugend, Menſchlichkeit und Frömmigkeit nirgends war als in Gedichten. So ward auch in unſern Tagen der Genfer Bürger von ſeinem Unmuth in die Wälder getrieben, wo er den glücklichen und ſittlichen Urſtamm des entarteten Menſchengeſchlechts unter Affen fand.*

Was dieſe ſprechen, iſt weder durch die Erfahrung erwieſen, noch paßt die zu gewöhnliche Anſchuldigung, wodurch man uns unſer älteſtes Lob nehmen will, auf einen Mann wie Tacitus. Immer mag es wahr ſein, daß Tacitus den römiſchen Menſchen und Sitten in ſeiner Beſchreibung der Germanen einen warnenden und beſchämenden Gegenſpiegel hinſtellen wollte; aber erdichten wollte er gewiß nicht, erdichten konnte er auch nicht, dazu war ſein Gemüth zu ernſt, ſein Sinn für Wahrheit zu unverrücklich. Der alte Römer brannte für die alten Götter Roms, für die unſterblichen Großthaten und Tugenden der Väter, für jene Großheit und Freiheit, die er ſelbſt unter den würdigſten Herrſchern der hohen Stadt, unter einem Nerva und Trajanus, nicht wieder erwecklich glaubte; der weitſchauende und tiefdringende Kenner der menſchlichen Dinge ſah mit bitterer Trauer voraus, wie ſein geliebtes Rom durch Schanden und Laſter fallen würde, er kannte das tapfere und freie Volk, das die Kraft hatte, es zu fällen, das die Würdigkeit hatte, ſeine Stelle in der Geſchichte einzunehmen. Könnt ihr glauben, daß der ſtolze Römer dieß Volk liebte? daß er die Tugenden und Thaten deſſelben vergötterte, um ſein Volk zu erniedrigen? daß er die Hochherzigkeit und Streitbarkeit, den Freiheitsſinn und den Todestrotz, worunter Italien hinſinken ſollte, mit Wohlgefallen bewunderte? daß er der Zukunft derjenigen zujauchzte, welche die Triumphwägen, unter deren Rädern ſo viele Völkernamen und Königsthrone zermalmt waren, vom Kapitol herunterſtürzen ſollten? Nein, der Römer war der Feind unſerer Ahnen, aber der edle Menſch war der Freund der Tugenden und mußte ſie bekennen, wo er ſie fand. Könnt ihr glauben, daß dieſem begegnen konnte, was andern begegnet, dieſem der in jedem Worte offenbart, daß er jede höchſte und tiefſte Kunſt des Lebens verſtand, jede verborgenſte Falte des menſchlichen Herzens entwickeln und die geheimſten Triebfedern der menſchlichen Handlungen, die feinſten Spiele der menſchlichen Leidenſchaften herausſchütteln konnte? Dieſer große Menſch, zugleich glühend und kalt, kannte das Weltſpiel wie der Uhrmacher ſeine Maſchine, er wußte, wie Wenige vor und nach ihm gewußt haben, wodurch Menſchen regiert und gelenkt werden, wodurch Reiche ſtehen oder fallen, wodurch das Kleine das Große überwindet und der liſtige Ulyſſes über den Rieſen Polyphemus lacht und ſeiner ſtarken Knochen und ohnmächtigen Wuth ſpottet. Rom war ſchon damals die erſte Schule der ſchwerſten aller Künſte, der Kunſt zu herrſchen; das in Schanden und Gräuel verſunkene Rom, damals das große Rad, worum die geſittete Welt rundlief, machte dieſe Schule doppelt lehrreich. Wer das Laſter ſo gut kannte, konnte ſich über Tugend nicht irren. Beſchuldigt man aber Tacitus, daß er in der Schilderung Germaniens das Fremde über die Wirklichkeit hinaus erhoben und idealiſirt habe, ſo iſt das freilich unläugbar. Das Genie kann nichts beſchreiben, nichts nennen, es werde denn über den Geſichtskreis der Menge erhoben; das Niedrige muß zu ſeiner Höhe hinauf, das Gemeine muß vor ſeinem Adel vergehen oder mitgeadelt werden. Dieſen Fehler hatte Tacitus mit allen großen Menſchen gemein. Wie der Haufe die Dinge erblickt und beſchreibt, ſind ſie weder Lüge noch Wahrheit. Denn es iſt nichts wirklich und wahr in der Geſchichte, als was mit hohem Sinn aufgefaßt und überliefert iſt; durch den idealen Schein wird die Erſcheinung Wahrheit; ohne die Sonne ſähen wir ſelbſt unſere Erde nicht, worauf wir doch mit den Füßen ſtehen.

Und wäre es nichts weiter als ein ſchönes dichteriſches

Gemälde, o es ſei uns willkommen dieſes liebliche Gedicht unſerer Kindheit! Tacitus ſei und bleibe unſer älteſter Dichter! Wie glücklich das Volk, deſſen Kindheit uns auf dieſem Pindus zugewiegt ward, deſſen Menſchen, Sitten und Tugenden ſo hoch an die Götterſitze reichen, daß die ſchwachen und verkümmerten Menſchengeſchlechter ſchreien: es iſt nicht wahr, es iſt nicht möglich! Unſelig aber die Völker, die mit kahler Nichtigkeit und Armuth beginnen, oder die in verblendeter Eitelkeit immer meinen, daß der Zuſtand, in welchem ſie eben ſind, ihr herrlichſter und einer der großen Wendepunkte der ganzen Menſchheit iſt. Diejenigen aber, deren Anfang von himmliſchen Göttern entſpringt und immer götterglücklich fortſchreitet, meinen noch immer, es müſſe ein Ende geben, ein fernes, noch nicht erreichtes Ziel, bei welchem man nach durchlaufener Bahn wieder zu den Göttern gelange. Urſprünge und Ziele, wo man anbetet, glaubt und hofft. Nur wo wir ſtehen, ja nur wo unſer Fuß den Staub tritt, ſei das Vergängliche und Nichtige, hinter und vor uns ſei alles unerreichbar, unendlich und göttlich! Uns fallen hierbei von ſelbſt die Griechen und Römer ein, die Edeln und Lieblinge der Götter und Heroen. War es unwirkend für die Tugend ihrer Männer, für die herrlichen Siege, die glorreichen Tode, die großen Arbeiten und Mühen der Edelſten und Beſten, daß vor ihnen Götter auf Erden gewandelt hatten? Soll unſer großer Dichter Tacitus vergebens für uns gedichtet haben? Ich frage euch, geliebte Landsleute. Es giebt eine Gränze, die das heilige Land von dem unheiligen ſcheidet. Was innerhalb dieſer Gränze liegt, das ſchilt manches leichte Geſindel Traum und Wahn. Aber worauf ruhet das Heiligſte, wodurch wir ſind und wirken? Nur die allerkleinſte Welt kann auch das Geſindel mit Fingern zeigen; das Geſindel iſt ganz geſcheidt, keine andere anerkennen zu wollen. Aber Ihr und Wir?

Wenn ich an die alten Zeiten und Sitten erinnere, an das, was unſere Väter weiland waren und thaten; wenn ich frage, was war an dem Alten das Ehrwürdige, und was ſoll es an dem Neuen ſein? ſo wird man mir ſcheinbar einwenden, ich ſpreche in einem thörichten Wahn von etwas Thörichtem, denn ich ſpreche von dem Unmöglichen. Jenes Alte liege nur als ein dichteriſcher Traum, als eine vergangene Kinderwelt hinter uns; wenn auch jetzt noch Tugend ſei, was Menſchen damals Tugend hieß, ſo ſei doch die Art und der Sinn der Geſchlechter der Welt in achtzehnhundert Jahren ganz anders geworden; ſolche Klüfte ſeien geriſſen zwiſchen den Zeiten und Menſchen, daß hier nur eine dichteriſche Verbindung noch möglich ſei. Ganz recht. Das eben wollten wir hören, die dichteriſche Verbindung, das göttlich idealiſirte Leben und Streuen jeder Tugend und Schönheit von Geſchlecht zu Geſchlecht. Dadurch ſind nicht allein Arminius Zeitgenoſſen und ihre Tugenden mein, ſondern was jemals und irgendwo auf Erden herrliches war, Leonidas und Mucius Scävola, Winkelried und Hampden, Timoleon und Ariſtides, und wo irgend eine Tugend und ein Lob iſt, gehören mir auch, wenn ich ſie mir zuzueignen weiß. Aber laßt euch nicht irren; zwar weit ſind die Klüfte der Zeiten, groß die Unterſchiede der Strebungen und Kämpfe in den verſchiedenen Altern der Völker und der Welt, aber in jedem einzelnen Volke, das frei und rein aus ihm ſelbſt erwuchs, bleibt etwas Uranfängliches und Unvertilgbares als tiefſter Grund alles Wirkens und Schaffens dieſes Volkes. Wie dies auch verhüllt und umgekleidet, wie es auch verſchoben und verſchüttet werde, es iſt das, was als das Eigenthümlichſte und Beſonderſte in der Menge eines Volkes lebt und wirkt, ſo lange dieſes Volk noch mit einem eigenen Namen in der Geſchichte genannt wird. Wir haben gottlob noch von dieſem Aelteſten, Unvertilgbaren, ich erblicke an den heutigen Deutſchen noch die alten Gebrechen, worüber ſchon vor fünfzehnhundert und vor tauſend Jahren geklagt ward; ich erblicke fröhlich auch noch alte Tugenden, aber freilich nicht in dem Glanz und der Kraft der Vorwelt. Man ſagt mir aber, es ſey jetzt eine Abgeſchmacktheit, von einem franzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Volkscharakter und von Neigungen und Anlagen zu ſprechen, die damit zuſammenhangen, auch an die Nothwendigkeit zu erinnern, jedem ſein Eigenthümliches zu bewahren, damit es zu dem höchſten Bewußtſeyn und zu der größten Macht ſeiner Tugend kommen möge; jetzt ſey gerade das große Werk der Vorſehung im Werden, alles Einzelne in der Welt zu vertilgen, ſo habe ſie die großen Geräthe der Zeit geſchaffen und gerüſtet; der neue Geiſt ſtrebe allmächtig zum Allgemeinen hin, zur Einigung und Gleichmachung der Dinge, und werde nicht eher ruhen, als bis er alles Schroffe, Eckige und Ungleiche der Völker und ihrer Neigungen und Strebungen abgeſchliffen und ausgeſchliffen, alle alten Abneigungen und Zwietrachten gehoben, ja die Keime derſelben und die Völkerkriege auf ewig ausgerottet habe. Dieſer neue Geiſt könne nichts Einzelnes, nichts Volkliches dulden, alles müſſe von dem Kleinen und Beſchränkten zu Einem Weltſtreben und zu Einer Welttugend erhoben werden, und gerade das ſey die Glorie des Zeitalters, daß die geiſtigen Vorarbeiten der Väter uns ſo weit gebracht haben, nicht allein dieſe leuchtende Idee der ganzen Menſchheit in Einer Tugend und in Einem Volke zu ertragen, ſondern daß auch alles Alte und alles, was als Liebe, Wahn, Aberglaube und Vorurtheil daran hing, gleichſam durch eine höhere Nothwendigkeit ſich von dem

Gegenwärtigen ablöſe, auch da, wo es nicht mit gewaltigen Händen abgeriſſen werde. Unſtreitig hat dieſe Lehre, welche die Zeitgenoſſen bezaubern ſoll, einige Beziehungen der Wahrheit in ſich, aber doch waltet hier eine Täuſchung ob, eine Verwechslung des betrachtenden und des handelnden Menſchen. Der Betrachtende mag die Zeit und was er ihre neueſte Bedeutung oder nach ſeiner Anſicht ihre neueſte Glorie nennt, ſo würdigen; der Handelnde wird durch etwas Anderes geleitet und ewig durch etwas Anderes geleitet werden, durch eine dunkle Macht, die auch in dem Zeitalter iſt, und durch eine dunklere Liebe, die er ſich nicht erklären mag, auch wenn er es könnte, durch jene tiefe Liebe, die in ſeinem Volke, ſeiner Sitte, ſeiner Sprache von Kindheit auf mit dem innerſten Kern ſeines Daſeyns unauflöslich verwachſen iſt. Thöricht iſt der Wahn, verbrecheriſch die Vermeſſenheit und verrucht die Abſonderung von dem Ganzen, wenn der Betrachtende ſich unterwindet, das, was man die Zeit nennt, ſelbſt bauen und für die folgenden Geſchlechter wachen zu wollen. Wahrlich ſie iſt von ſolchen Kaſtraten, die um ihre Brutöfen herumlaufend mit ihrem Gluck! Gluck! Gluck! die Schnäbel ihrer Küchlein zum Durchbruch locken, nie gemacht worden, wenigſtens nimmer das Lebendige und Kräftige in ihr nicht, wohl das Nichtige und Vergängliche, was nur kurz leben ſoll, wonach auch Zeiten genannt werden, weil man ſie doch zählen muß, um die Lücken zu füllen. Dieſe Anſicht, oder vielmehr dieſe verruchte Lehre der Knechte, die bei jedem ungewöhnlichen Winde, den die Zeit aufwehet, zittern, hat nie etwas anderes gemacht als Schwätzer, Klüglinge, Weichlinge und Zage, ſobald es gilt, ſich mit Männermuth in edle und ſtolze Gefahren zu ſtürzen. Nur die volle brennende Seele, das ganze menſchliche Gefühl, ohne an eigene Zwecke und an verborgene Plane der Vorſehung zu denken, wird in der Wirklichkeit das Große und Herrliche ſchaffen und vollbringen und der Zeit den Namen geben. Je einfacher die Kraft, je gerader der Sinn, je feſter zu Einem Stahl zuſammen geronnen die Eine Tugend des Mannes iſt, deſto friſcher und muthiger wird er hindurchgehen und wie ein Herkules die Rieſenarbeiten der Zeit auf ſeinen gewaltigen Schultern forttragen. Das Zeitalter ſelbſt aber, was wir die Vorſehung, den Gott, den Geiſt des allgemeinen Lebens und Strebens nennen, worin unſer Leben gefallen iſt, macht ſich von ſelbſt durch etwas, das uns wohl zuweilen in Augenblicken hell aufblitzt, dann aber plötzlich ſich wieder verdunkelt — denn ſähen und wüßten wir alles, wir würden nichts thun können — es macht ſich theils durch die große Wiederſpiegelung der allgemeinen Tugenden und Gebrechen, die in der Menge der gerade jetztlebenden Menſchen lebendig ſind, theils durch etwas Tiefes und Verhülltes, was wir glauben, damit die Götter uns nicht fehlen, wenn die Menſchen uns verlaſſen wollen. Wer in ſich das Seinige zur Reife vollendet hat, wer zum Bewußtſeyn ſeines Lebens, zur Gediegenheit ſeiner Tugend gekommen iſt, wer ihm ſelbſt gleich geworden iſt, der gehe mit ſeinem innigſten Gefühle hindurch und klügle nicht, wo allein das Herz die rechten Wege findet und bricht; denn der höhere Geiſt, der gerade lebendig iſt, wird ſich dem Tüchtigen und Redlichen geſellen und ſeinem Willen und ſeiner That, ſeinem Worte und ſeinem Werke den Stempel aufdrücken, durch welchen ſie von den Zeitgenoſſen anerkannt werden. Ja wahrlich, nur die Scheine der Dinge wechſeln, das Tiefe und Göttliche im Leben und im Menſchen ruhet und bleibet ewig in dem Alten, wie es vor Jahrtauſenden geweſen iſt. Halten wir das feſt, wofür vor Jahrtauſenden Tempel gebaut und Menſchen Unſterbliche genannt wurden, ſo wandeln wir in der Zeit, auch in der beklommenſten und befangenſten Zeit, hoch über aller Zeit mit den Geiſtern und Göttern hin. Auch das iſt ein wunderbares und liebes Geheimniß der Natur, die ſich ſelbſt die gleichſte iſt, daß, was bei den Ländern und Völkern einmal das Feſte und Ewige war, es auch nach dem Ablauf von hundert Geſchlechtern noch bleibt. Nur die Aeußerlichkeiten und Verzierungen der Dinge wandeln ſich. Darum, wackere Deutſche, die ihr noch nicht das Herz und die Hoffnung für das Vaterland verloren habt, immer wieder zurück zur alten Tugend, zu ihrem Grunde, zu ihrem Bau! zu dem, was mitten unter den äußeren Trümmern deſſelben als ſein winkender, wachender Geiſt über dem Schutt des Tages ſchwebt! Der äußere Bau, das äußere Kleid der Dinge mag wechſeln, wie es will, alles Innere ſteht ewig ihm ſelbſt gleich — und unſterblich werdet ihr, unſterblich wird das Vaterland fortſtreben, wenn ihr dieſes Innere friſch und lebendig erhalten könnt. Nicht in der Geſtalt mag das Alte wieder auferweckt werden, ſondern im Geiſt. Darin auch, darin allein müßt ihr die Neueſten ſeyn und die neueſte Zeit darſtellen, daß ihr, durch die Lehren von fünfzehn Jahrhunderten klüger und erfahrener gemacht, als die Väter, euren und den allgemeinen Zuſtand überblicket, daß ihr, indem ihr nach der höchſten Tugend trachtet, wodurch ſie glorreich waren, auch die Mängel und Gebrechen des Welttheils, des Landes und Volkes, welchen ihr angehöret, ins Auge faſſen könnt. Denn nur wer beſcheiden ſeine Mängel anerkennt, mag ſeiner Herrlichkeiten Meiſter werden. Durch viel falſches Streben, durch viele Luftſprünge und Aeffereien der Eitelkeit, durch viele vergebliche Arbeiten zerſplittert ſich die Kraft. Nur wer demüthig nicht mehr will, als was ihm von Gott gegeben iſt zu können, wird dies auf das Herrlichſte können. Uns ſelbſt gleich werden in dem beſſeren Sinne des Worts, Deutſche zu ſeyn und zu bleiben, das ſchließt alles ein. Dann werden alte Tugend und neue Bildung, der ewige alte Geiſt der Menſchheit und der vorüberflatternde Zeitgeiſt, der für die Mitlebenden oft weder Deutung noch Bedeutung zu haben ſcheint, ſich zu Einem würdigen Bunde einigen und kräftigen.

Ich könnte uns mit vielen hochklingenden Worten predigen, wir ſollen einfältig, treu, mäßig, keuſch, gottesfürchtig ſeyn, ſo werde uns die alte geprieſene Deutſchheit und alles Uebrige, was noth iſt, von ſelbſt zufallen. Das haben uns Viele vielfältig gepredigt. Wahrlich, hier kommt es nicht auf Worte an, ſondern auf das, was die Worte lebendig macht, was Thaten gebiert. Woher gewinnen wir die fromme Scheu vor dem Schlechten, die Liebe zu dem Guten, die brennende Angſt, uns dem Nichtigen zu entreißen, um das Feſte zu erlangen? endlich den ſtolzen Muth, für hohe und höhere Preiſe über das Gemeine hinzuſchauen? Wir gewinnen ſie nur durch Erkenntniß, die uns auf der einen Seite unſere ganze Elendigkeit und Nichtigkeit zeigt, damit durch den von der andern Seite her fallenden Gegenſchein die volle Hoheit und Trefflichkeit aufgehe, die wir erſtreben ſollen. Wir wollen unſere Mängel betrachten, damit uns die Sehnſucht nach unſern Tugenden ergreife.

Noch fühlen wir Ludwig den Vierzehnten und ſein ſogenanntes goldenes franzöſiſches Zeitalter in unſerem Mark und Gebein, wie es unſere Aelterväter erfaßt und leiſes, ſüßes Gift in deutſche Sitten geträufelt, zierlichen Firniß der deutſchen Einfalt aufgeſtrichen hatte; wir fühlen das Schwächende und Verweichlichende dieſer eitlen und lügenvollen Zierlichkeit trotz aller Gegenreden bis auf dieſe Stunde, und dieſe Anerkennung und Huldigung dem Fremden dargebracht, flüſtert noch heute vielen Deutſchen vor den Franzoſen etwas zu, was einem Hut ab! ähnlich klingt.

Es war Deutſches, es war das Unſrige, was ſie ergriffen hatten, und was ſie in ihrer wälſchen Weiſe auf uns zurückſpielten. Merkt auf!

Luthers Arbeiten, die nach Freiheit und Vernunft rangen, fielen dem Verſtande wieder zu, und hinfort griff das logiſcheſte, nüchternſte und verſtändigſte Volk Europa's zu, faßte den Raub, klang den Ton voran, und buhlte um die Herrſchaft der übrigen, die ſchlummerten oder ſich vergaßen. Aber was das Mächtigſte in der Zeit war, der Verſtand und ſein Leben, und die Aufgabe der Zeit, die Proben dieſes Verſtandes nach allen Seiten hin bis zur Richtigkeit durchzuarbeiten, mußte ſich auch jener Völker bemeiſtern, deren Sinn mehr zu der Höhe und Tiefe der Dinge gezogen ward. Doch haben die herrlichen Südeuropäer geſchlafen in dieſer Zeit, und die Nordländer haben falſche oder halbe Uebungen und Arbeiten getrieben. Nicht allein durch einen äſthetiſchen und ſinnlichen Zauber goß ſich die franzöſiſche Bildung ſeit den Jahren 1670 allgemein über die Europäer aus, ſondern weil das, wodurch ſie auf ihre Weiſe den höchſten Grad der Vollendung erreicht hatte, wirklich das Lebendige in der Zeit war, welcher wir Deutſche unbewußt und etwas ganz Anderes meinend den erſten Stoß gegeben hatten. Auch wir haben mit den andern Europäern lange in einem fremden Sinne gearbeitet und kindiſch und abgöttiſch mit fremder Art und Sprache geſpielt. Auch wo wir inne geworden ſind, daß wir Verkehrtes thun, fehlt uns bei der Einſicht noch die Kraft und der Geſammtwille, dieſes Verkehrte mit männlichem Muth abzuſchütteln. Denn eine Wiedergeburt iſt ohne Wehen unmöglich. Jetzt ſtehen wir auf Trümmern und Vulkanen, ſchreien, jammern, fluchen, beten, je nachdem Jeder von ſeinem Gott gefaßt wird; aber wie Wenige wagen durch die Tiefe des Verderbens hindurch dahin zu blicken, wo die

Rettung iſt? Zerbrochen und zuſammengeworfen ſind alle alte Formen der Welt; die neuen ſind noch nicht fertig oder taugen noch nicht; Jeder ſoll ſich nun ſelbſt halten, ſich ſelbſt ſein Ziel richten und ſeinen Weg bereiten, wo er vormals durch ſo viele Sitten, Gewohnheiten, Weiſen des Alten gehalten ward; und während die Meiſten elend ſind, ſchreien Einige übermüthig darein: „Freiheit! Freiheit! die Menſchheit iſt mündig, wir brauchen keine Formen, der Eine freieſte Geiſt des Zeitalters und ſeine Herrlichkeit, wie ſie kein früheres Alter ſah, kann und wird Alles allein halten in Glückſeligkeit und Frieden. Ein hohes gemeinſchaftliches Zuſammenſpiel der Welt und aller ihrer vereinigten Kräfte und Triebe wird die Zukunft verherrlichen.“

Ich glaube dieſen Verkündigern des neuen Heils nicht. Je freier wir werden in dem unendlichen und himmliſchen Sonnenreiche, deſto feſter und einfacher müſſen wir uns hier unten binden in dem beſchloſſenen und irdiſchen Reiche, deſto mehr muß jeder einzelne Mann und jedes einzelne Volk zuerſt auf ihm ſelbſt gegründet und geſchloſſen ſtehen, damit ſie ohne Gefahr in jene geprieſene göttliche Freiheit eingehen mögen, wodurch endlich alle Völker und Zungen der Erde in höchſter Vereinigung zuſammen ſpielen und ringen ſollen. — Wir haben frei ſeyn wollen, wo wir es nicht ſollten, — wir haben ſpielen wollen, wo wir es nicht durften: die Folgen davon fühlen wir und werden ſie fühlen. Das Geſetz des kleinen Lebens ſteht als das verſchiedenſte zwiſchen dem Norden und Süden. Das Spiel des Italieners, Griechen und Spaniers zwiſchen ſeinem Ernſte iſt uns ſo hoch, daß die Wenigſten von uns es begreifen. Auch das Spiel unſerer nächſten Nachbarn, der Franzoſen, iſt etwas ganz Anderes, als wir meinen. Wenn uns dies gezeigt wird, was Alles und Nichts ſcheint, ſo dünkt es uns die höchſte Kunſt des Lebens, das höchſte

Glück, ſo ſpielen zu können; wir wollen mit Gewalt aus unſerer Schwere heraus, nicht ahnend, daß wir dieſe verflüchtigen und die Leichtigkeit, die uns lockt und äfft, nicht gewinnen. Uns däucht, jene ſüdlichen Nationen halten ſich ohne allen Schwerpunkt bloß durch das Spiel; wir können ihre Schwere, die ſie trägt, nicht ſehen. Sie iſt in der Gediegenheit, die unſrige in der Maſſe. Sie ſind ein Goldklumpen, wir ein Himmelsgebirge. Der Goldklumpen kann umrollen, und bleibt, der er iſt; das Gebirge, das tanzen will, bröckelt auseinander und die einzelnen Steine werden nicht gezählt, wo die Menge Sand und Staub wird. Aber auch das Gebirge hat ſeine Bewegung, wie die Erde wandelt, die Sonne ziehet, und der Sternentzeigen droben wechſelt: eine langſamere Bewegung — und liegt nicht auch der Goldklumpen in ſeinem Schooß?

Es iſt wahr — und wir wollen es dankbar erkennen — wir Nordländer haben von dem Süden faſt immer die erſten Reize der Bildung, die erſten anmuthigeren Spiele der Seelenbewegung empfangen, aber durch eine verzeihliche Täuſchung haben wir thöricht geglaubt, uns auch etwas zueignen zu können, ja zueignen zu müſſen, was hier bei uns nimmer beſtehen kann, ſo daß unſer Beſtes dabei mitbeſtehe. Ich meine jenes leichte Hinundherſpiel der Triebe und des Lebens, worin das Sinnliche und Geiſtige bei den Südländern ſo wunderbar gemiſcht iſt, daß oft der Schein des Ueberſinnlichen und Idealiſchen daraus hervorgeht. Der Südländer weiß, was es bedeutet, und wenn er es nicht weiß, ſo hat dieſes Spiel bei ihm in ihm ſelbſt doch ſein natürliches Maß; bei uns ſoll es immer etwas Höheres bedeuten als Spiel, wir legen oft unſern höchſten Ernſt hinein, bringen es bei der größten Arbeit ſelten weiter als zur Fratze und Affenkunſt, und verſpielen dabei ſo leicht die Tugend und Würde unſeres ganzen Daſeyns. Denn ſo ſind wir geſchaffen, daß, wenn wir mit dem Spiel des Lebens beginnen, wir in Unmaß und Sünde, oder auch in der erbärmlichſten Flachheit, welche die größte Sünde iſt, untergehen. Denn was begibt ſich? Bei dieſem thörichten Beginnen werden abgeriſſene Einzelnheiten unſeres Gemüthes herausgeriſſen, verglättet, verziert, verflüchtigt aus allen Kräften und nach allen Seiten hin, die Maſſe aber bleibt in der Erſtarrung und Verdunkelung liegen, die unſerem Lande eigen ſind, und nimmer kommt der Frühling und die Frühlingsſonne, das Eis aufzuthauen und das Dunkel zu lichten. Aber es giebt auch hier eine Leichtigkeit, die wir gewinnen können, eine Beweglichkeit, die uns ziemt, eine Lebendigkeit unſerer Schwere, die herrlich iſt, ja eine unbeſchreibliche Anmuth eben aus der deutſchen Einfältigkeit iſt gewinnlich, die mit allen drei Grazien der Hellenen und Iberier in den wettſpielenden Reigen treten kann. Aber ſolche Herrlichkeit iſt draußen nicht zu gewinnen, iſt auch auf die Oberfläche der Dinge nicht hinauszuſpielen; zu unſerem Innerſten müſſen wir hinabſteigen, aus den tiefſten Schachten unſeres Gemüthes mit der ausdauerndſten Geduld müſſen wir ſie an's Licht hinauffördern, wenn wir vollendete Menſchen werden wollen, wie der Norden ſie verträgt. Die alte Einfalt, der alte Ernſt, die alte Strenge, die alte Beſonnenheit, wodurch unſere Ahnen geprieſen wurden, müſſen wir wieder hervorſuchen, damit müſſen wir beginnen, dadurch das Starre, Rauhe, Unholde zuerſt tapfer und redlich bearbeiten, und das Beſeelte, Milde, Anmuthige wird auch uns erfreuen, und in der Geſtalt und Haltung in unſer Leben treten, wie es deutſchen Männern würdig und ziemlich iſt. Wenn wir aber fortfahren in den äffiſchen Sünden der beiden letzten Jahrhunderte, in der gleißigen jämmerlichen Verkehrtheit und Albernheit, wodurch das beſte Eigene nimmer an ſeine

Luft und ſein Licht kommen kann, ſo ſind wir für alle Zeiten verloren, und ſelbſt unſere Schwere wird endlich als Staub in alle Winde geſprengt werden, worin Gott glücklichere Völker als Samen künftiger Säkeln ausſtreuen wird. Wenn wir, dem Ernſt und der Mühe entfremdet, an unſerer Schale draußen glätten und ſchleifen; wenn wir das Unvollendete als etwas Vollendetes mit ſchimmernden Lügenmasken des Südens verzieren; wenn wir uns hinfort nicht ſchämen, in ausländiſcher Mummerei lächerlich und äffiſch einherzugehen — dann bleibt das Erſtarrte endlich als faule Leiche hinter uns liegen, welcher die Seele entflohen iſt: jener dumpfe, hindämmernde Zuſtand von Faulheit und Gleichgültigkeit, jenes Hinausſtarren in alle Welt über unſer Eigenes hinweg, womit wir jetzt immer zu fremden Geiſtern und Rettern den Zug nehmen, iſt dann unheilbar; wir ſind wie die Narren bei Allem, nur nicht bei uns ſelbſt — wir ſterben eines langſamen Todes, ja wir ſind ſchon geſtorben.

In der Natur iſt Alles ſchön, wie Gott es geſchaffen hat, die unbewegliche Eiche in ihrer Kraft, die Fichte mit ihrem biegſamen Wipfel, das Veilchen in ſeiner ſtillen Anmuth, der Roſenſtrauch in ſeiner ſpröden Schönheit; der Strom ſchießt im freudigen Lauf fort und der See wogt in ſeinen gleichen Ufern ewig hin und zurück. So hat auch jedes Volk ſeine natürliche Herrlichkeit in ſeiner Haltung und Geſtalt. Wenn wir nicht hüpfen und flattern können, ſo laſſet uns ſtehen und ſchreiten. Es giebt auch Völker, welchen dies fehlt, ja welchen für das Stehen das Wort fehlt. Das Ruhige und Stille, das Gerade und Ernſte, das Einfältige und Beſcheidene, und nichts Anderes, ſteht uns Deutſchen wohl. Sowie wir Einfalt und Wahrheit in Reden und Thun, in Sitte und Leben als unſer unverbrüchliches Geſetz vor uns hinſtellen, werden auch alle die Tugenden wieder friſch und grün werden, die kein Gewimmer, ſondern nur redliche Arbeit wieder herbeiſchwören kann. Gelehrt werden kann das Heilige und Unſterbliche nicht, es muß erarbeitet werden von Jedem in Mühe, es muß erharrt und erfleht werden im Glauben, es muß errungen werden durch eigenen Fleiß. Wenn wir dieſe erhabenſten Geſtalten alles Lebens, dieſe Göttinnen, welchen alle Sterblichen aller Zungen die Knie beugen, wenn wir Einfalt und Wahrheit um uns ſtellen, ſo wird jene flatterhafte Eitelkeit, jene kindiſche Spielerei, jene ſchwächliche Zierlichkeit und weinerliche Gutmüthigkeit verſchwinden, woran das Zeitalter ſo heillos krankt; wir werden uns ſchämen jener Abgötterei mit dem Ausländiſchen, jener Buhlerei mit dem Fremden, jener Gleichgültigkeit gegen das Eigene, wofür wir ſo hart gezüchtigt worden ſind. Unter der Fahne dieſer Einen größten Männertugend werden ſich alle kleineren Tugenden wieder verſammeln, und der heilige ſtille Zorn für das Vaterland wird die Herzen mit Muth und Stärke durchlodern. Dann wird das Alte, wornach wir mit der Sehnſucht blicken, wieder jung werden, wie es allein jung werden kann.

Hier, an dieſer Wurzel, worauf unſer Leben ſteht, muß das Uebel gefaßt und vertilgt und die Kraft wieder erquickt werden. Wir müſſen uns nicht ſchämen, unſere Mängel zu erkennen und zu bekennen, die Gränze anzuerkennen, über welche ſolches Land und ſolches Volk nicht hinausſchreiten darf, ohne in das Unheil und die Verwirrung hineinzulaufen; wir müſſen nie vergeſſen, wie weit uns der Glanz, der Schimmer, die Leichtigkeit und das Spiel des Südens verſagt ſind; das Unſcheinbare, das Schlichte, das Einfältige müſſen wir mit Stolz das Unſrige nennen und bewahren, wiſſend, daß darin allein der köſtliche Edelſtein ausgeſchliffen werden kann, der unſeres höchſten Lebens Schmuck und Glanz iſt. Wenn dies wieder lebendig in das Haus und in die Gemeinde tritt, dann kommen auch die entflohenen Götter wieder, und wir erſtaunen ebenſo ſehr über die Erſcheinung der Herrlichen, wie wir jetzt über ihre Flucht trauern. Aber ſie ſind nicht entflohen noch todt, ſie ſind nur vergeſſen und eingeſchlummert, weil die Menſchen ſich lange gewöhnt hatten für Morgen Abend zu rufen. Wenn ſo aufgeräumt wird, wenn die Geſpenſter, Affen und Narren, die uns die Bahn verwirren, verſcheucht worden, dann tritt die ſtille Treue, die fromme Scham, die feſte Redlichkeit, der beſcheidene Muth, die fröhliche Tapferkeit, dann tritt der ganze deutſche Mann wieder unter uns auf, und auch der alte treue Gott der Deutſchen, der uns wohl oft gezüchtigt, aber uns noch nie verlaſſen hat, wenn wir ſelbſt uns nicht verlaſſen, kommt wieder zu uns; dann verſtehen wir, was in unſerer Sprache, was in unſerem Sinn, was in dem Wirken und Schaffen ſo vieler Jahrhunderte liegt, dann verſtehen wir uns ſelbſt wieder und verwundern uns nur darüber, daß wir alles Verſtändniß verloren hatten, und ſo lange in der Irre gehen konnten.

Wir aber, welche die Pfleger der Künſte und Wiſſenſchaften heißen, durch welche das Bleibende und Unſterbliche der Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wird, durch welche die vergangenen Zeitalter mit den zukünftigen verbunden werden, ſollen auch wir erſtaunen und uns verwundern mit den Uebrigen über das, was ſich begibt? ſollen auch wir immer noch an das dunkle Verhängniß einer Macht wetten. die außer uns iſt und wirkt, und nicht an die Macht, welche Gott in Männerbrüſte gelegt hat? Nein, das ſtünde uns faſt ſchlecht an, uns, die wir ſo viel zu ſagen und zu erklären wiſſen von dem Zeitalter, von ſeinem Geiſt und Willen, und von den großen Richtungen und Strebungen, die in der Gegenwart und in ihren Haltern und Lenkern ſind; das ſtünde uns deutſchen Männern faſt ſchlechter an, die wir vor uns ſelbſt und vor den Fremden uns rühmen, daß wir das Volk der Idee ſind, welchem der Himmel und die Götter und Geiſter als Erbe zugefallen, wenn ihm auch nicht verliehen ward, die Erde zu beherrſchen. Wenn die himmliſchen Dinge, wenn das Idealiſche, das Ueberirdiſche und Vorirdiſche die Aufgabe und der Preis der höchſten Güter ſind; wenn in ihnen die höchſte Glorie und Seligkeit des ganzen Geſchlechtes liegt; wenn wir durch ſie des Götterurſprungs und des Götteranrechts inne werden — ſo iſt es auch die heiligſte Pflicht der Diener und Prieſter des unſichtbaren und himmliſchen Reiches, dieſe Güter zum Gemeinbeſitz der Erde herabzubringen. Ich weiß es wohl, wie tapfer und kühn auch mit Geiſtern gerungen und gearbeitet wird; ich weiß, daß wir nur erſt bei den Vorarbeiten, Bahnbrechungen und Rüſtungen ſind, um die letzte innerſte Burg der Götterſtadt zu erklimmen — aber wehe uns, wenn wir bei unſerem Flug in dieſen Himmel die Erde unten je vergeſſen können! Dann wiederholen wir nur Phaetons Sonnenfahrt und Irions Wolkenumarmung. Die Menge beſchuldigt uns ſo gern der Narrheit, der Schwärmerei und des Wahnſinns; ſie freut ſich in ihrer Elendigkeit auch an dem Trefflichſten das Elendige zu entdecken und Träumer rufen zu können. Wir müſſen ihr kein Recht dazu geben. Dahin muß eines Jeden Herz gerichtet ſeyn, dahin eines Jeden Arbeit zielen, daß die innerſte Wahrheit und das geheimſte Leben der Dinge ſo erheitert und geläutert, ſo in die Menſchen ſelbſt hinein gelebt und geliebt, ſo in die Welt verwachſen und verleibt werden, daß ſie dem Kleinſten und Niedrigſten im Volke mitgetheilt werden, wie ſie können. Kann der Glanz der höheren Welten nicht immer auf der Erde ruhen, ſo ſchlage ihre Gluth doch in einem Blitzſtrahl hinab, daß die todten Kräfte bewegt und beſeelt werden, und ſelbſt das Starreſte und Faulſte ſich von unbekannten Schrecken und Freuden getrieben fühle. Wir haben uns lange genug abgeſondert; es wird Zeit, daß die Weisheit aus der Schule zu dem Volke hinabſteige, daß das Friſcheſte und Muthigſte des gewaltigen Geiſtes, der hoch über leichenvolle Schlachtfelder und zertrümmerte Throne hinſchwebt, als ein glühender Feuerbrand unter die Menge geworfen werde. Zittert nicht vor den Gefahren, weinet nicht über die, welche in dieſem glorreichen Verderben umkommen werden. Die ſo verſchwinden, kommen nimmer um; nur was in Faulheit vergeht, iſt ewig vergangen.*) Erbebet nicht vor dem herrlichen Amte, die Donner des Zeus über die ermattete und verdumpfte Erde hinzuſchwingen; fürchtet nicht, ſelbſt von ihren Flammen verzehrt zu werden:

---

*) Dies iſt die von antidemagogiſchen Beſchauern und Unterſuchern roth angeſtrichene Stelle. Man ſieht wohl aus dem Gange der Rede, was ſie wollte, wohin ſie zielte, wie der Blitzſtrahl der Gedanken in das Volk, die erſtarrte und verdumpfte Menge, einſchlagen, und auf wen und auf welche, wenn es hier gezündet hatte, die Flamme zurückſchlagen ſollte, kurz was mit dem glorreichen Verderben gemeint war, welches wir im Jahr 1813 ja ſo glänzend erlebt und bewundert haben. Und nun die Rückwinkungen und Rückdeutungen dieſes rothen Anſtreichers von dem Jahre 1810 auf die Bewegungen und Mord- und Hochverraths-Anklagen der Jahre 1819 und 1820??

denn ehe das Volk neue Tode ſiehet, wird es in keinen herrlichen Tod hinein wollen.

Ja hier faſſe ich euch, hier bei eurer heiligſten Pflicht. Ihr ſeyd die einzigen Soldaten der Zeit, die nicht zittern und erbleichen können. Geiſterrecht und Geiſterfreiheit iſt uns allen verſprochen, wir ſind alle mit Geiſt und Feuer getauft, verrufen ſind alle Myſterien, enthüllt alle Geheimniſſe, aufgeſchloſſen alle Weihen. Noch wird das betäubte und bethörte Volk von Geſpenſtern geäfft ſtatt der Geiſter: ein Klang der Kunde iſt zu ihm gekommen; ihr müßt ihm die Erkenntniß bringen. Aber ſchwer iſt die Aufgabe für euch, die allerſchwerſte in dieſer vereinzelten geſchiedenen Welt, wo Jeder ſeinen einſamen Pfad gelaufen iſt, als der von dem nächſten Andern nichts wußte, noch wiſſen wollte — ja es iſt jetzt das Allerſchwerſte, die Geſtalt, das Wort, das Gefühl und das Leben zu gewinnen, die von dem Volke verſtanden werden. O ihr habt ſein Gefühl und ſeine Sprache verlernt und vergeſſen. Auch ihr müſſet durch eine ſchwere und ſchmerzliche Verwandlung gehen, um die Erde wieder erfaſſen zu können, die ihr verloren habt; ihr müſſet Ungeheures leiſten, ehe das Volk euch des Namens Träumer und Schwärmer entbindet: das heißt, ihr müſſet dem Geiſt einen Leib geben, oder vielmehr euch ſelbſt, die ihr ausgezogen habt, was als Fleiſch und Gebein unter die Menge tritt und von ihr begriffen und verſtanden wird, weil es ihr gleich ſieht. Was ſage ich uns mit dieſen Worten? Auch uns iſt die alte Tugend noth, jene Einfalt des Sinnes, jene Einheit der Kraft, wo Himmel und Erde, Seyn und Denken, Wort und That Eins ſind. Gewinnen wir dieſe nicht, ſo ſind wir wirklich nichts weiter als geſchloſſene Schulen, deren Wirken unvernommen und ungefühlt, ja unberührt von dem Leben hingeht über dem, was ſich unten auf dem Erdboden regt und bewegt. Hohe Beiſpiele ſind uns vorgeſtellt, ferne Ziele aufgeſteckt, das göttlichſte und das menſchlichſte Geſchäft, den Himmel und die Erde miteinander zu verbinden, iſt uns aufgetragen; aber ſchwerer iſt es denn je zuvor, denn die Spitzen, die verbunden werden ſollen, laufen von Jahr zu Jahr in weiteren Entfernungen auseinander. Nach dem langen, abgeſchiedenen, einſamen Umgange mit der Geiſterwelt, nach der harten Verleugnung des Irdiſchen hier unten, um dort oben allein mit den Himmliſchen zu leben, wird uns zugemuthet, uns wieder zu dem Gemeinſten und Niedrigſten herabzulaſſen, wie einſt Chriſtus that, das Vergängliche und ſeine Knechtsgeſtalt anzunehmen, um Andere zu dem Unvergänglichen zu erheben, uns niederzuwerfen in den Staub, um Andere hinaufzuretten zu dem Licht. Wie das geſchehen könne, darf ich, einer der Kleinſten unter meinen Brüdern, mich unterwinden, davon zu ſprechen? Aber das fühle ich, daß die innigſte Selbſtzerknirſchung, die friſcheſte Begeiſterung und die muthigſte Hingebung nöthig ſind, um das Höchſte dem Niedrigen ſo mitzutheilen, daß es nicht mit ihm niedrig werde. Denn iſt nicht Alles, was wir üben und weſſen wir uns rühmen, Eitelkeit und Gaukelei, ſo muß es ins Leben hineingetragen werden, und endlich in des Volkes Mitte friſch und lebendig wandeln. Wir ſollen das Salz der Erde ſeyn; womit ſoll man ſalzen, wenn wir dumm werden? Dieſes höchſte Ziel unſerer Zeit und deutſcher Philoſophie, von wem wird es zuerſt erreicht werden? wem wird Gott die fromme Demuth, das lichte Herz und die unendliche Liebe geben, allen Schein und alle nichtigen Zierrathen wegzuwerfen, und mit der reinen treuen Wahrheit unter das Volk zu treten?

Aber wir alle, wenn es auch nicht jedem verliehen iſt, das Herrlichſte zu erreichen, müſſen doch das bereiten und erſtreben, was als der Grund aller Tugend und auch als der Schlüſſel zur Erſchließung und Erkennung der höchſten Geiſterwelt anerkannt iſt, jene Einfalt und Treue, jenen Glauben und jene Frömmigkeit, die den redlichen Willen höher achten als alle Künſte und Preiſe der Klügelei und des Witzes, worin ſo oft die ganze Hölle niſtet. Denn nur in dem, deſſen Leben die Eine feſte Richtung auf Gott erhalten hat, der alles will und thut durch Gott und um Gott, und für das Ganze, worin Gott iſt; der ſich ſelbſt täglich vergißt und hingibt für das Volk und für die Welt — nur in dieſem Wackern und Getreuen ſpiegelt ſich der Himmel mit ſeinen unſichtbaren Mächten, nur ihm wird der Blick, das Wort, der Klang, die Weihe gegeben, die das Volk allmächtig und prophetiſch durchdringen und die entflohenen Geiſter freundlich und mild wieder zu der entſeelten Erde zurückführen. Vor allem muß vernichtet werden, ja verrufen als ein Baalsgräuel, der den reinen Dienſt an den Altären der Zeit entheiligt, jenes nichtige und leere Vielerlei der Eitelkeit und Lüge, womit ſo viele unſerer Hochgelehrten und Hochberühmten als mit einer ächt deutſchen Herrlichkeit auszuſtehen pflegen; jene geprieſene Vielſeitigkeit, wodurch wir alles zu deuten, zu erklären, zu wenden, zu beſchönigen und zu entſchuldigen wiſſen, wodurch wir die Teufel bleichen und die Engel ſchwärzen können, wenn es ſolcher Erbärmlichkeit je für irgend einen gegebenen Fall der Wirklichkeit noth thut. Weit umher ſchaue der gebildete Menſch, vielfach betrachte und würdige er die Dinge und ihre Verhältniſſe, ruhig und fromm deute er das ewige Schickſal und ſeine Geheimniſſe, kurz vieles wiſſe und kenne er; aber durch ſeine Rede und ſeine Darſtellung, durch ſeine That und ſein Werk gehe Eine Wahrheit, Eine Geſinnung, Eine Tugend als die Sonne, welche alle kleinen Lichter ſeines Herzens zu ſich reißt. Jene geprieſene Vielſeitigkeit und Vielerleiheit iſt die uralte Lehre und das uralte Lob von Tröpfen und Buben; der große und gute Menſch weiß, fühlt, will nur Eins, und dies Eine immer und ewig bis in den Tod. Dies die Einheit und Stärke der Einfalt. Grade dadurch, daß ein jeder Eins iſt mit ihm ſelbſt, daß er die gediegene Wahrheit ſeines Wiſſens, den gediegenen Glauben ſeines Lebens begeiſtert und fröhlich bekennt und ausſpricht, entſtehen jene tauſend und aber tauſend Einſeitigkeiten, wodurch die Eine unendliche Vielſeitigkeit, die eine volle Harmonie Gottes und der Welt offenbart wird. Denn in Millionen tauſend Stücke zerſchlagen ward einſt der unendliche Spiegel der Wahrheit, und jeder der in Staub gehüllten Seelen fiel ein kleines Stückchen zu; die Seele nun, welche ihr Stückchen als das köſtlichſte Kleinod rein und lauter bewahrte, verſteht dadurch alles verborgenſte Geheimniß des göttlichen Lebens, und indem jedes der Millionen tauſend Stücke ein eigenes von allen andern verſchiedenes Weltbild zeigt, iſt doch ſo groß die Majeſtät der Wahrheit, ſo wunderbar geordnet die zu einer großen Einheit zuſammenfließende Verſchiedenheit des All, daß alle die Millionen tauſend Seelen mit ihren verſchiedenen Spiegeln ſich begreifen und erkennen und ſo den ganzen unendlichen Weltſpiegel wieder zuſammenfügen, wie er hier unten zuſammengefügt werden kann.

Und habt ihr dies alles in euch vollendet, iſt euch in eurem einzelſten kleinſten Punkte das große Bild eures Lebens und alles Lebens klar erſchienen, o wie ganz anders werdet ihr alles ergreifen und begeiſtern, was mit euch in Berührung kommt! wie werdet ihr dann nicht bloß euer Nächſtes und Eigenſtes — euer Land, euer Volk, eure Pflicht und euer Werk — hell und im hellſten Sonnenſchein der Liebe erblicken, ſondern auch den hohen himmliſchen Reigen durch die tauſendmaltauſend Stufen der Geiſter zu der verlaſſenen Erde herabführen. Dann, zugleich begeiſtert und begeiſternd, ſteht ihr in der Mitte der Welt und der Gottheit und haltet und verwaltet die höchſte Gewalt. Dann, wann in euch ſelbſt das Bleibende und Ewige befeſtigt iſt, wann für euch kein Schwanken mehr iſt zwiſchen Furchten und Hoffnungen, zwiſchen Proben und Zweifeln, ſondern alles unerſchütterlich ſicher ſteht in Einer Tugend und in Einem Glauben — dann werdet ihr wiſſen, daß die Menſchen nicht durch den Kopf, ſondern durch das Herz regiert werden, daß alle Erkenntniß, alle Größe und Glückſeligkeit durch das innerſte Gemüth eines jeden wandeln muß. In dieſer Haltung daſtehend, ſo im Worte und in der That als Stimmen und Weſen höherer Welten, als Propheten und Helden, welchen dieſe Erde keine Thräne mehr auspreſſen kann, werdet ihr auch in andern das Feſte und Ewige erbauen, und erfriſchen und entflammen, was in allen Geſchichten unſterblich lebt. Denn nicht das Wiſſen macht glückſelig und gewaltig auf Erden, ſondern das Wollen, nicht der fliegende Gedanke, ſondern der ſtille Glaube, der die geſchwindeſten Sonnenflügel hat. Nur derjenige, der, was er wünſcht und ſtrebt, was er hofft und glaubt, ſchon hat als das da wirklich iſt, der die idealiſche himmliſche Welt, die ihm oben auf den Sternen gezeigt iſt, auch unten als die ſeinige anbetet — erſchaffet Glauben aus Glauben, Hoheit aus Hoheit, Tugend aus Tugend: er erzeugt jene Kraft, die alle Herzen belebt und alle Seelen überwältigt, jene Liebe, die in dem Unendlichen fortſtrebt; er zeugt die Allmacht der Meinung und Geſinnung.

Dies iſt unſere Aufgabe, hiernach ſehen wir jeden Tag aus, daß Ein Glaube, Eine Geſinnung, Ein Geiſt werde aus den vielen Geiſtern, die wach ſind. Wann wir, was mit Recht unſer deutſcher Stolz iſt, erſt als eine Flamme errungen haben, die nimmermehr verglüht; wann wir ſelbſt immer die Begeiſterten und Beſeelten ſind, nicht in einzelnen

Aufwallungen, ſondern im ewigen klaren Fluß des Geiſtes, welche Welt wird ſich dann um uns geſtalten! welche Menſchen, welche heroiſchen Geſchlechter mit leuchtenden Götterangeſichtern werden um uns aufſtehen! Wann dieſe Höhe erreicht iſt, wann die Idee Himmel und Erde zu ſüßer Gemeinſchaft verbunden hat, dann wird auch des Volkes Jugend wieder aufblühen, und erſtaunt werden wir ausrufen: Seht! da iſt das Deutſche wieder! da iſt der deutſche Mann wieder erſtanden! Sitte, Sprache, Sinn, Leben — alles wird dann wie durch einen plötzlichen unbekannten Zauber für höhere Bedeutung geheiligt ſein.

Zweifelt einer, daß der Geiſt den Mann macht, daß er das Volk und das Vaterland ſtärkt und verjüngt? Zittert und zaget einer von uns? Nein, wir zittern und zagen nicht weder vor Mühe noch Gefahr; wir kennen die Eine Würde des Mannes: ſie heißt Muth und Arbeit und immer Muth und Arbeit. Jedem Sterblichen, der etwas Ernſtes mit Ernſt will, iſt gegeben, groß zu ſein; jeder, der treu in Einem beharret, erreicht ſeinen Zweck bis in den Tod: dem Edlen und Tapfern iſt auch der Tod Zweck des Lebens. Laſſet uns nur das Eine, was das volle Herz in voller Liebe will und wollen muß, faſſen und halten, feſt, redlich, unverrücklich; laſſet uns nur das Eine faſſen, in Einfalt und Wahrheit ſtrack ausſchreitend uns ſelbſt gleich und ehrlich deutſch zu ſeyn — und wir werden tüchtige, männliche Männer werden. Dann wird alles Kräftige und Jugendliche wie ein Blüthenregen der Freude und Stärke auf uns herabregnen, Sprache, Sitte, Wort und That werden mit ſtolzem Antlitz ins Leben hineindringen und das Herrliche und Lebendige anziehen und um ſich ſammeln. Denn wir ſind die Träger der höchſten Gewalt, deren Verwaltung Sterblichen verliehen worden, die Träger des Glaubens und der Meinung; wir halten die allmächtigen Hebel der Seelen. Glückſelige Männer, wenn wir ſie zu gebrauchen wiſſen! Auch unſerer Herrſchaft Scepter und Schwerter ſind von Gott; wer mag ſie uns entwinden, wenn wir ſie feſthalten? Wir ſind ein königliches, ja ein hohenprieſterliches Geſchlecht; das heiligſte Prieſterthum, die älteſten Orakel und Myſterien der europäiſchen Welt verwalten wir. Was Delphi den Griechen war, das iſt Germanien den Neueuropäern, der Nabel in der Welt der heutigen Wiſſenſchaft und Bildung, der Mittelpunkt der innerſten geiſtigen Bewegungen und Kräfte. Wehe uns, wenn wir das Heiligthum nicht beſchirmen, wenn wir das heilige Centralfeuer des Lebens, das leuchtende Licht der Idee nicht nach allen Enden ausſtrömen! wenn wir nicht wirken, daß unſere Sprache, unſer Herz und unſere Liebe in einem muthig brauſenden Strom der Muſen fortwoge von Geſchlecht zu Geſchlecht, daß nie eine deutſche Erſtarrung berühmt werde, wie einſt das goldne Alter der Griechen nach Alexander, der Römer nach Auguſtus, der Franzoſen nach Ludwig XIV!

Dieſes erhabene Ziel unſeres Strebens, dieſes deutſche und europäiſche Ziel wollen wir unverrückt im Auge behalten, fromm und kühn fortſtrebend mit dem mächtigen Geiſt, der die Zeit führt. Ehren wollen wir die alten Sitten, die alte Treue und Redlichkeit unſerer Väter; ehren die muthige, freudige Sprache, die unſere Kindheit zuerſt gelallt hat; ehren alles, was einfältig, ſchlicht, redlich und gerecht iſt; ehren und behaupten das Eigene vor dem Fremden. So allein werden wir mitten in allen Welterſchütterungen feſtſtehen und viele feſt machen, ſo allein werden wir uns würdig machen ſchönerer Zeiten und Ehren unſeres Volkes; ſo allein werden wir uns ſelbſt gleich, werden wir wieder Deutſche werden.

Dies giebt jene heilige Mitſtrebung und Gegenſtrebung der Völker, die über den Schwertern und Schlachten, wodurch die Weltherrſchaft entſchieden wird, weit hinaus liegt;

dies iſt die geiſtige Freiheit; der edle Wettkampf, der unaufhörliche Krieg der beſſeren Völker mit einander, der dauern ſoll, ſo lange die Welt ſteht: dies, daß jedes in ſeinem Einzelnen und Eigenthümlichen wohl gegründet und vollendet ſey, damit droben in einem höheren, freieren Verein der idealiſche Völkerbund geſchloſſen werden könne. Auf dieſem Punkt ſoll ewig gehaßt und gekriegt werden, damit auf dem höchſten alles in Einer Liebe und Freude zuſammenfließe.“ Mit dieſen Hoffnungen umfaſſen wir die neue Zeit; mit dieſem Stolz bekennen wir unſern Namen und unſer Volk, in dieſem Sinn wollen auch wir Weltbürger ſeyn und alle zahlreichen Völkergeſchlechter der Erde mit Liebe begrüßen; denn

Ein Vaterland bewohnen wir, die Welt,
Ein Chaos zeugte alle Sterblichen.

Die Perſönlichkeit
oder
# das Gepräge des Volks,
was man wohl Charakter zu nennen pflegt.

Vorzüglich in Beziehung auf das deutſche Volk.

(Cottaſche Vierteljahrsſchrift 1847. Dieſer Aufſatz war urſprünglich beſtimmt, in ein paar Stunden als Unterhaltung und Vorleſung vor einem gemiſchten Kreiſe zu dienen. Ich habe ihm dieſe Art und Farbe gelaſſen.)

Es könnte mir leicht als Vermeſſenheit oder Vergeſſenheit, indem ich meinen ſchneeweißen Kopf anblicke, gedeutet werden, daß ich vor einer Geſellſchaft aufzutreten wage, die nicht nur belehrt, ſondern auch unterhalten ſeyn will, auf jeden Fall leicht und zart belehrt ſeyn will, und in einer Weiſe, daß hier der Schulſtaub des Lehrſtuhls nicht geſehen oder doch fein weggeblaſen werde, ich ſollte vielleicht ſagen weggehaucht werde: ein Ausdruck, der auf eine Leichtigkeit und Zartheit hinweiſt, welche einem deutſchen Munde ſehr ſelten gelingen, meiner Art am allerwenigſten gelingen würden. Wenn dem wirklich ſo iſt, worin findet meine Vermeſſenheit ihre Entſchuldigung? Sie findet ſie darin, daß der Gedanke ſolcher Unterhaltungen nicht von mir ausgegangen, daß der Wunſch und die freundliche Zumuthung, dazu auch mein Scherflein beizutragen, ganz unerwartet an mich gekommen iſt, und daß ich ihnen endlich nicht ganz ohne Bedenken und Zaudern nachgegeben habe.

Da ich nun ſprechen will und ſprechen muß, indem mein Wort gefeſtet iſt, ſo will ich hier ſogleich ohne weitere Verſchwendung von zierlichen und geflochtenen Worten mich wie in einer Einleitung zuvörderſt vor Ihnen ausſprechen und über den Gegenſtand unſers Geſprächs mich mit Ihnen verſtändigen.

Es ſoll und darf hier nicht wie von dem Prunkſtuhl eines Feſtredners, nicht wie von dem Lehrſtuhl des Hochlehrers geredet und geſprochen werden; es ſoll eigentlich kaum wie geredet, ſondern nur geſprochen, und zwar leicht geſprochen werden; es ſoll wie ein Geſpräch unter uns ſeyn, wie Geſpräch und Unterredung in hübſcher geſitteter Geſellſchaft, ohne Anſprüche auf Weisheit und weiſe Belehrung: aller Schulſtaub ſoll hier weggeblaſen werden. Ich werde mich alſo der Leichtigkeit befleißigen, ſo ſehr das einem mit Schulſtaub Beſchimmelten möglich iſt; ich werde wenigſtens ein Wegblaſer zu ſeyn ſuchen, wenn ich auch kein Weghaucher ſeyn kann. Wer nicht mit dem Blüthenſtaube des Witzes und des gefälligen anmuthigen Spiels beſtäubt iſt, verſteht ſich nicht auf das Weghauchen und zieht dabei Pausbacken wie Minerva weiland auf der Flöte.

Sie verſtehen, was ich hiermit ſagen will. Sie werden von einem Menſchen meiner Art und meiner beſchneiten Jahre nichts Scherzhaftes und Leichtes erwarten, ſondern eher etwas Ernſtes und Schweres und jenen erwähnten beiden Zeichen Angemeſſenes. Sie werden, ſelbſt wenn es mir nicht gelingen ſollte, leichten und gewandten Schrittes vor Ihnen einherzuſchreiten, zur freundlichen Nachſicht geneigt ſeyn.

Ich habe das alles vorher gefühlt und, damit ich nicht zu ſchwerfällige Schritte zu machen genöthigt würde, mich nach einem Wege, worauf ich einherzuſchreiten, und einem Gegenſtand, wozu ich hinauszuſchreiten hätte, umzuſehen geſucht. Ich habe mich nach etwas Gemeinverſtändlichem und Gemeinanziehendem umzuſehen geſucht, nach Etwas, was auch in der Gegenwart viel befragt und umſtritten würde: ich habe geglaubt, ich dürfe mich mit Ihnen über das unterhalten, was man gewöhnlich mit den Worten Perſönlichkeit und Charakter meint oder doch damit meinen ſollte. Darüber wollen wir uns in ein paar Stunden im Allgemeinen unterhalten, und dann vorzüglich in Beziehung auf unſer eigenes Volk oder vielmehr auf uns ſelbſt, die wir uns oft die Ehre anthun und denen von den Fremden noch öfter die Ehre angethan wird, zu behaupten: daß unſer Charakter iſt, gar keinen Charakter zu haben.

Alſo ein Weg und ein Gegenſtand, auf welchem und zu welchem ich ſchon ſo oft gewandelt bin, daß ich hoffen darf, daß hier meine Schritte nicht im Sande ſtecken bleiben oder zu vielen Sand und Staub unter und auf meine Zuhörer ſtreuen werden; ein Gegenſtand, der ſeit ein paar Jahrzehenden in unſerm Vaterlande und bei unſern nächſten Nachbarn den Franzoſen von den verſchiedenſten Seiten und unter den verſchiedenſten Beleuchtungen hin und hergeſtellt und betrachtet iſt und noch alle Tage neu umgerollt und umgeſtellt wird. Ich muß hier wenigſtens einen leiſen Zug an der großen und lauten Glocke des Tages thun, um Sie deſſen zu erinnern, was ſich eben unter uns begibt.

Dieſes, was ſich eben unter uns begibt, was uns von tauſend und zehntauſend Stimmen, die ſich ſelbſtgefällig die Stimmen von Millionen nennen, täglich vorgeklungen wird, iſt die natürlichſte, unvermeidliche Geburt des letzten halben Jahrhunderts und aller umgewälzten Verhältniſſe der Vergangenheit. Es ſind auch die Gefühle und Gedanken der Menſchen umgewälzt, die meiſten alten Vorſtellungen und Begriffe über Geſellſchaft, Staat, Religion wenn nicht weggewälzt, doch aufgewippt und zum Theil halb verkehrt und umgeſtülpt; und wir können uns nicht verbergen — was Viele nicht ohne Schrecken und Grauſen ſehen — ein nicht kleiner Theil des jüngeren Geſchlechts gerade in den gebildetſten und geſittetſten Ländern Europas mißkennt und mißbilligt nicht nur, ſondern verruft die Grundſätze, wonach die tugendhafteſten und weiſeſten ſowohl der Heiden als der Chriſten weiland das Haus und den Staat gebaut wiſſen wollten, ja von Gott und Natur nothwendig gebaut glaubten; und ſie predigen uns ein ganz neues Recht, einen andern und freundlicheren Gott, eine freiere und edlere Menſchheit und Menſchlichkeit als die, woran unſre Väter geglaubt haben und die meiſten von uns noch glauben. Die Aeltern von uns werden da recht lebhaft an die Zeit erinnert, welche kurz vor der franzöſiſchen Umwälzung blühte. Wer noch die Erinnerung der Jahre 1780 hat, ja wer ſich durch die Erzählung von Großtanten und Eltern in der Einbildung noch dahin zurückverſetzen kann, der wird an viele Aehnlichkeiten mit den Erſcheinungen und Lehren der Gegenwart gemahnt. Welche Luſtigkeit und Leichtigkeit, welchen leichten luſtigen Vogelflug der jungen Freiheit durch heitere Lüfte über den Frühling der Welt hin, welches zarte menſchliche Wandeln des befreiten veredelten Menſchengeſchlechts; welche Liebesumhalſungen der Völker unter einander hoffte man, als Rouſſeau, Franklin, Condorcet, Mirabeau die Weiſſager und Verkündiger des neuen Lebens wurden, als ſelbſt Klopſtock ſeine Bragaharfe in dieſe Töne hineinſtimmte! Man hoffte Uebermenſchliches, hoffte ſelbſt noch bei dem Spruch der verkündigten Glückſeligkeit und Freiheit des Geſchlechts: wann der letzte Edelmann in der Darmſchnur des letzten Prieſters aufgehängt ſeyn würde. Man ſoll nicht ungerecht richten: es blühte wirklich ein Sinn und eine Hoffnung der Menſchlichkeit in den Jahren 1770 und 1780, ein Sinn allgemeiner europäiſcher Bildung, Geſittung, Verbrüderung; es war die ſchmeichliſche Geſinnung milderer und weichlicherer Sitten, als die Väter gehabt hatten, aber — ſoll ich es nicht ausſprechen? — auch leichterer und loſerer:

der Ausbruch der damals geltenden allfühligen und allverſtändlichen Glückſeligkeitslehre, bei welcher das befreite Geſchlecht keine harte platoniſche und leibnitziſche Nüſſe mehr aufzuknacken hatte und ſich auch über die ſchwere geiſtige Springkunſt des Apoſtels Paulus die Köpfe nicht zerbrechen durfte. Jene Zeitgenoſſen hofften hinfort vieler ſtrengen und ſchweren Arbeiten und Tugenden der Väter entbehren zu können; doch waren die meiſten der Meinenden und Hoffenden damals Wohlmeinende und Edelhoffende.

Dieſe ſelbige Erſcheinung, dieſe ſelben Winke, Weisſagungen und Ausſprüche über die Glückſeligkeit und glücklich menſchliche Gleichheit des Geſchlechts oder vielmehr des Menſchen der Zukunft leuchten, ſtrömen und brauſen uns gegenwärtig auch entgegen, und zwar mit dem großen Unterſchiede, daß ihrer wenige in milden Scheinen und Tönen wie damals, ſondern wie Blitzleuchtungen und Donnerorkane kommen und einher fahren. Es iſt gewaltiges und durch Stoß und Gegenſtoß krachendes Gedränge in unſerer europäiſchen Welt, Gedränge, weil die Stoffe zur Entwickelung und Geſtaltung ganz neuer Weltverhältniſſe in treibender und ziſchender Gährung noch über und untereinander liegen und noch durch keine Ordnung gebunden ſind, Gedränge neuer Gefühle und Gedanken, Gedränge vieler wirklichen und zufälligen, ſelbſt göttlichen und elementariſchen Nöthen. So ſteht es in Deutſchland, England, Frankreich und weiter gen Suden hin. Wir Deutſche bekommen nun von der Seine und Rhone her gewöhnlich die erſten Zitterungen und Anſtöße, welche aber jetzt nicht allein einen ſtofflichen, ſondern auch einen geiſtigen Boden finden, Bewegungen fortzupflanzen. Was brauche ich hier die ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Brüderſchaften und Lehren und die ſchönen und fetten gleißenden Beeren zu nennen, die in den Schlingen hangen, womit ſie die lüſternen Gimpel und Krametsvögel fangen wollen? was viele unſerer eigenen politiſchen Metaphyſiker, die ſich mit lieblich klingendem Schellengeläute als Ausrufer und Herolde ins Volksgetümmel werfen? Soll ich behaupten, daß keine von ihnen Wohlmeinende ſind? Gewiß ſind es viele. Aber wie es in jenen längſtvergangenen Tagen von 1780 und 1790 viele Kindiſche und Verrückte gab, die von einer ſogenannten politiſchen Freiheit, welche auch wir verehren, Uebermenſchliches, Nochniegeſehenes hofften, gleichſam eine plötzliche Milderung und Veredelung aller Triebe des Menſchengeſchlechts, ſo widerfährt es auch in unſern Tagen Vielen. Sie ſchreien, ſelbſt kindiſch unwiſſend und ungebildet, die Fülle hoher und höchſter Worte in die wüſte Menge, ja man ſollte ſagen, in den wüſten gefühlloſen Wind hinein, als wenn dieſe Worte mit Verſtand, Enthaltſamkeit, Arbeit, Gebet und Brod völlig gleichbedeutend und gleichwirkend wären, als wenn mit einigen zertrümmerten Thronen, gebrochenen Altären und weggejagten Königen, Miniſtern und Prieſtern ein volles Eden ohne Noth, Zwang und Arbeit aufgethan vor ihnen ſtünde. Andere auf der linken, äußerſten Seite des losgelaſſenen politiſchen Unſinns können wir leider nicht Wohlmeinende noch Edelhoffende nennen, ſondern wir müſſen ſie Tolle nennen, einige auch Verbrecher, die da klar wiſſen, daß ſie Böſes wollen und warum ſie es wollen. Sie wollen rasibus und radicitus auskehren und aufräumen und ebnen und gleichen; von dem, was die Väter gebaut und geſchaffen haben, wornach die Väter gelebt und woran die Väter geglaubt haben, wollen ſie auch keinen Stumpen ſtehen laſſen. Wenn man dieſe hört, ſo hat der Geiſt des Menſchen, was ſie auch wohl den Geiſt der Weltgeſchichte nennen, durch viele ungeſchriebene Jahrtauſende ſeine Lehrjahre durchgemacht; er zerreißt die Ketten, womit Pfaffen und Deſpoten und Gaukeleien und Vorurtheile, welche ſie nährten und pflegten, ſein Geſchlecht gefeſſelt und geblendet hielten; er befreit ſich, und der befreite und beglückte Menſch beſitzt nun zum erſtenmal ſeine Erde in würdiger und mündiger Gleichheit. Verſteht ſich: der alte Gott, der alte Chriſt, der alte Staat, ſie müſſen fort.

Dieſe Lehrer und Weiſer predigen wirklich die große Gleichheit und Brüderſchaft der Welt, Freiheit, Gleichheit, Gütergemeinſchaft, auch wohl Weibergemeinſchaft, und hängen uns allerdings ſehr glänzende Beeren und Köder an ihren Sprenkeln und Leimruthen aus: gleichen, leichten, kummerloſen Genuß ohne viele Mühe und Arbeit, ohne Abgaben, Steuern und Richten und Regieren; kein Krieg mehr, Friede und umhalſende Liebe aller Völker. Wie geſagt, Viele bilden ſich ſelbſt ſolche übermenſchliche Möglichkeiten ein, indem ſie ſie Andern einbilden. Kurz, bei den Verblendeten und Gutmüthigen, welche ſolche Träume wirklich faſt wie in Unſchuld träumen können, iſt es etwas Aehnliches, wie der *Kosmopolitismus* und die *Humanität* (hieher gehören undeutſche Wörter) und die hoffnungsreichen Ahnungen und Geſichte vor der franzöſiſchen Umwälzung ſtanden; daß ich es mit Einem Worte ſage: *eine Art weltbürgerliches Judenthum.* Auch ſind in der That unter denjenigen, welche die Führer und Weiſer der Gegenwart und Verkündiger und Weiſſager der Zukunft verdammen, Manche, die ſolche Stimmung und Geſinnung aus dem Judenthum ſelbſt und aus dem Haß der Juden gegen das Chriſtenthum mit abgeleitet haben, die ſolche Allerwelthoffnung, Allerweltduldung und Allerweltgleichgültigkeit ein Erzeugniß der Juden ſchelten, beſonders in unſerem Deutſchland, wo die Menge Juden und Judenproſelyten in der That an der Spitze dieſer Lehre und ihrer Literatur ſtehen. Ich aber, indem ich vielleicht ein Theilchen von dieſer Anklage zugebe, bin weit davon, dies den Iſraeliten in die Schuhe zu gießen, da ich manche treffliche Männer dieſes Stammes kenne und als Freunde liebe, welche viel weiter als ich von jenem Zuviel abſtehen und in viel engeren und geſperrteren Gränzen des alten chriſtlichen Staates und Geſetzes wandeln.

Dieſe Erinnerungen und Andeutungen waren nöthig, dieſe Erwähnungen und Anſpielungen mußten gemacht werden, weil die Scharfſchützen des Tages die Mündungen ihrer Mordröhren gerade auf den Gegenſtand unſeres Geſprächs gerichtet halten. „Was ſpielen und klingen wir noch mit Kindereien und Zierrathen veralteter Tugend und Menſchlichkeit? was ſollen uns die Klänge Perſönlichkeit und Charakter? was vollends Charaktere verſchiedener Völker? Wir kennen nur Einen Menſchen, in welchem mit dem freien Geiſte Gott draufgegangen iſt; wir dürfen nur Ein Volk anerkennen, in welchem die Völker untergehen müſſen: *unſer Volk heißt die Menſchheit.* Was wollt ihr alte, greiſe Kindsköpfe mit euren kindiſchen Vorurtheilen und Ammenmährchen? mit eurem Volksthum, euren Völkergränzen, euren verſchiedenen Völkern, verſchiedenen Volkscharakteren? Alles dies, dieſe ganze barbariſche Albernheit und Unmenſchlichkeit muß untergehen und als untergegangen gedacht werden; die Brudervölker müſſen ſich hinfort in gleicher Glückſeligkeit und gleicher Liebe umarmen, Jud und Chriſt, Franzoſe und Deutſcher, Schwede und Ruſſe; was ſollen uns die albernen Namen als Gegenſätze oder gar als Feindſchaften?“

So reden ſie uns an, ſo ſchelten ſie uns als eingeroſtete Dummköpfe oder ariſtokratiſch-engherzige Verbrecher an ihrer Menſchheit, und geberden ſich, indem ſie unſern Gott und unſern Chriſt und die Lehre der Gnade und Liebe in Verruf erklären, als wenn mit dem Zuſtande ihrer verbrüdernden Freiheit und Gleichheit das Reich der rechten Gnade und Barmherzigkeit für das Menſchengeſchlecht begänne. Wahrlich es ſind ächte Napoleoniden, welchen Napoleons Degen nur dreißig Jahre zu früh zerbrochen iſt, welcher allerdings gern ein Gleichmacher größter Art geworden wäre und allen Völkern Europas vom Tajo bis zur Wolga gern den Stempel der gleichen Knechtſchaft aufgedrückt, das heißt ihr Eigenthümliches ausgelöſcht und mit dem rothen Blutpinſel des Eroberers verwiſcht hätte. Und wahrlich, Viele von ihnen geberden ſich, als hätte der gewaltige Kaiſer von Gott einen ſolchen Beruf gehabt, als hätte er alles zuerſt zu einem wüſten ununterſcheidbaren Brei zuſammenſtampfen gemußt, damit ſich ein Neues, Großes, Menſchliches, Nochnichtdageweſenes von Freiheit und Gemeinſamkeit des Menſchengeſchlechts erheben könnte. Wie ſich die verſchiedenen Dinge zuweilen doch wunderlich ähnlich ſehen! Napoleon, wenn er ſich im friſchen Blute baden wollte, zog immer aus unter dem Titel, Europa den allgemeinen, den ewigen Frieden zu erkämpfen — und dieſe? welches edeniſch blühende Friedensglück des durch das Leben hinſpielenden Menſchen zeigen ſie uns in ihrem Hintergrunde! Solches? ſolche Träume, ja, was können Solche nicht alles träumen! Auffallend, ein auffallender Widerſpruch freilich iſt dieſe Erſcheinung, daß dieſe gewaltigen Klinger und Verkündiger von allgemeiner Verbrüderung, von Erlöſung von Königen, Helden und andern glänzenden Ungeheuern, dieſe Prediger eines ewigen Friedens, den Namen jenes fürchterlichſten Kriegs- und Blutmanns häufig als den Namen eines Heilands der Menſchheit im Munde führen, beinahe als wenn ſie bei den Tiſchgeſprächen in St. Helena mitgeſeſſen und den Entwürfen, die er zum Heil der Welt in petto gehabt und behalten, gelauſcht hätten.

In der That, meine Verehrten, dieſes Geklingel, dieſes durch Dampfſchiffe und Feuerwägen und Luft- und Windflügel mancherlei Art über die Welt leicht fortgetragene Geklingel, daß alle Verſchiedenheiten hinfort verſchwinden müſſen, daß es keine Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit der Menſchen und Völker künftig mehr geben werde noch geben dürfe, und dann die ſo häufig gehörte Behauptung, wir *Deutſche ſeyen ein charakterloſes Volk*, haben mich vorzüglich bewogen, mich eben über dieſen Gegenſtand mi Ihnen zu unterhalten. Wir fangen alſo nun erſt an:

Hier kann ich nun nicht vorbei kommen, ohne ein bischen gelehrten Schulſtaub über Ihre Köpfe hinfliegen zu laſſen, indem ich die unſerem Geſpräche gleichſam zur Unterlage gemachten Worte uns ungefähr zu erklären ſuche.

Alſo *Perſon*, *Perſönlichkeit*, *Charakter*?

Perſon, das lateiniſche Wort persona, eine Maske ein beſtimmtes ſtehendes Bild für beſtimmte Rollen in den Bühnenſpielen der Alten. Hievon iſt der Begriff der *Perſönlichkeit* abgeleitet: ein Menſch oder ein Volk, die ein beſtimmtes ſtehendes und bleibendes Bild darſtellen.

Charakter, ein griechiſches Wort, bedeutet ſowoh den Stempel als das Geſtempelte, das Prägende und da Ausgeprägte: das Bild des Stempels.

Perſon und Charakter bedeuten demnach ein ausgeprägtes feſtes Bild, bezeichnen etwas, wodurch ein Menſch ode eine Sache als etwas beſonderes erkannt und unterſchieden wird. In dem Menſchen wird dadurch in der Regel nu das Sittliche oder Geiſtige ſeines Weſens gemeint.

Wo eine gewiſſe Bedeutſamkeit oder Weſenheit fehlt pflegt man ſich dieſer Worte nicht zu bedienen, beſonders nicht des Worts Charakter. Mit der Perſon hält man e nicht ſo genau; oft bezeichnet man mit dieſem Worte nu den Menſchen überhaupt, ja wenn der Ton nicht darauf ge legt wird, wenn man ein bischen berliniſch ſagt: Ei! Sie Perſon! faſt das Untergewöhnliche. Anders iſt es und der urſprünglichen Bedeutung viel näher, wenn man ſagt: „das iſt eine Perſon,“ „der weiß ſeine Perſon zu ſpielen,“ „der will eine Perſon ſeyn.“

Alſo das Ausgezeichnete, das Bleibende in dem geiſtigen Gepräge und Gebilde eines Menſchen. Wo nichts ausgezeichnet, wo alles unbeſtimmt und gleichgültig iſt, darf man das Wort nicht gebrauchen. Wo man von Charakter und Perſönlichkeit ſpricht, wird faſt immer etwas Feſtes und Starkes gemeint; das Matte, Schwache, Schwankende ſchließt beide Wörter aus; ſtark und gezeichnet, gleichviel ob im Guten oder Böſen, muß ſeyn, was mit ihnen belegt werden darf.

Was man nun einen Charakter, eine Perſönlichkeit zu nennen pflegt, iſt in ſeiner Art meiſtens um ſo bedeutender und großartiger, mit je wenigern Worten es bezeichnet werden kann; wo das Bild mit vielen Worten und Strichen beſchrieben und gezeichnet werden muß, wird ſein Gepräge weniger ſcharf ausgedrückt ſeyn. Zum Beiſpiel: Gott iſt gut, der Teufel iſt bös, der Menſch hat Vernunft — einfachere, trächtigere Bezeichnung der Weſen giebt es nicht. Einzelne Menſchen ſind in einzelnen Ausſprüchen, Ausbrüchen und Ausblitzungen ihres Weſens ſelten ſo glänzend, daß ihr Bild dadurch allein gezeichnet, ſie durch die Eine Tugend oder das Eine Laſter, oder durch irgend einen ihr Innerſtes malenden Laut und Ausbruch wie für immer geſtempelt ſind. Julius Cäſar zum Beiſpiel zeichnete ſich herrlich durch ſeinen Lieblingsvers des Euripides: Soll ich Unrecht thun, ſo ſey es um die Herrſchaft. Sonſt könnte man Cäſars Charakter durch Edelmuth, Alexanders durch Hochſinn, Wilhelms des Dritten von Naſſau und Friedrichs des Zweiten durch Standhaftigkeit, Ludwigs des Eilften durch feige Liſt, Katharinas der Zweiten durch heitere Treuloſigkeit feſt, kurz und richtig zeichnen. Aber doch damit die Eine Tugend oder das Eine Laſter bezeichnend werden könne, gehören zur vollendeten Zeichnung des Ganzen, daß es nämlich als ein Ganzes auch verſtanden und begriffen werden könne, noch manche Nebenſtriche von kleinern Tugenden und Gebrechen dazu. Dies gilt auch bei den guten und edlen Charakteren, viel mehr aber noch, wo ein Menſch in das Schattenlicht des Böſen hinabſchattirt wird oder vielmehr ſich ſelbſt hinabſchattirt. Denn zu unſerm Troſt wollen wir uns ſagen, daß er von Gott ſeinem Schöpfer urſprünglich ſo angelegt und geſchaffen zu ſeyn ſcheint, daß er in dieſer Schattirung oder Färbung nicht ſo leicht helle und einfache Farben, die ihm nämlich den Namen Charakter verdienen können, gewinnt, als wenn er im Reiche des Einfältigen, Guten und Göttlichen ſeine Farben ſucht. Wenn ein ſogenannter böſer Menſch (ich brauche dieſes Wort ſogenannt, weil es gottlob wenig durchböſe giebt) entſteht, das heißt, wenn ein Menſch immer mehr von dem Wege des Wahren und Rechten abweicht und ſich mit dunklern Farben zu ſchattiren beginnt, ſo iſt ſeine Perſönlichkeit, du willſt ſagen die Virtuoſität deſſelben im Böſen, ſeine Annäherung zu einem lügenhaften, ſchadenfrohen Satanscharakter, doch immer eine ſehr bunte zuſammengeſetzte Miſchung von dem Schwachen und Starken, dem Milden und Grauſamen, dem Menſchlichen und Unmenſchlichen; es müſſen gleichſam mehrere Seitenſchatten und wie Nebelbilderchen gezeichnet werden, wenn man den böſen und verbrecheriſchen Menſchen, der ſich in Satans Gebiet hinein verlaufen will, als einen Böſen bezeichnen will. Der Heiland hat geſagt: Niemand iſt gut als der einige Gott, und auch der ſogenannte gute Menſch, wie fern bleibt er von dieſem von dem Heiland gemeinten Guten! Aber doch, jemehr er nach dem Guten und Edlen ſtrebt, deſto einfacher wird ſein ganzes Weſen, deſto zeichenbarer ſein Bild. Ja das Gute iſt uns gottlob ſo angeboren, daß man unter dem Namen Mann von Charakter gewöhnlich nur den treuen, ehrenfeſten meint, bei welchem man ſich in muthigen großen Dingen und bei allem, wo es auf Wahrheit und Recht ankommt, auf ein tapferes menſchliches Handeln verlaſſen kann. Denn in kleinen und mittleren Dingen oft zu ſpielen — was man nicht ſchillern und ſchiefern ſchelten ſoll — ſoll man auch den Ehrenfeſten erlauben; ſonſt verginge die Welt in einer verkehrten und verzierten Ernſthaftigkeit, die von der Männertugend oft am allerfernſten iſt.

Wir legen uns dieſes Kapitel noch weiter aus; denn ſo einfach, als es ſcheint, iſt es doch nicht. Es wird vorher immer Vieles vorausgeſetzt, viel Kleines und Einzelnes muß vorher gelernt und gewußt werden, um einen Charakter mit zwei, drei Worten oder Strichen malen zu können. Wenn ich weiß, wie der Blücher in der Geſellſchaft erſchien, wie er ſich altdeutſch an dem Spieltiſch, auf den Jagden und in den Schlachten tummelte, ſo darf ich ihn mit dem einfachen Worte der Schlachtenluſtige zeichnen; wenn ich Ludwig den Eilften auf allen ſeinen Schlangenſchlichen und Mordzügen und zugleich auf ſeinen thränenbenetzten und aſchenbeſtäubten Betfahrten begleitet habe, ſo darf ich die Worte feig und grauſam wohl über ſeine Büſte ſchreiben; wenn ich Napoleons meteorgleiches Jahrzwanzig verfolge, wenn ich ſeine raſtloſe ſtumme Thätigkeit, ſeinen zuckenden Schlachtenblitz, ſeine verſchwiegen lächelnde Liſt, ſeine unerſättliche Habſucht und Herrſchſucht betrachte und jene leiſe Schlangenumwicklungskunſt, womit er die Schwachen und Dummen faßte, jene ſchadenfrohe hohnlächelnde Teufelei, womit er die Halbunſchuldigen durch Mitgenoſſenſchaft in

Untreue und Trug ſich zuzueignen wußte, ſo rufe ich, indem es ſich mir faſt wie ein volles Bild ſtellt: ſiehe da einen neuerſtandenen Römer! meinethalben einen jungen Paulus Aemilius oder Scipio. Es gilt doch: ſo waren ſie ungefähr alle, meiſtens mit einfachen geraden Anfängen und Scheinen und mit grauſamſten und grauenvollſten Enden und Thaten.

Dieſemnach, die kurze Zeichnung des Einzelnen mit zwei, drei Strichen thut es nicht allein. Man muß vorher ſchon Manches erkannt und erſchaut haben, ehe man den Mittelpunkt oder vielmehr den Glanzpunkt eines Daſeyns, wo die einzelnen Strahlen wie im Brennpunkt ſich ſammeln, verſtehen, ehe man mit zwei, drei Worten ein Ganzes malen kann. Wenn dies ſo von dem Einzelnen gilt, ſo gilt es noch weit mehr von den Vielen, von den Völkern. Und doch macht man es hier eben ſo und meint oft ein großes Volk und ſeinen Inhalt mit zwei, drei Worten genug beſchreiben zu können. Man höre: Der ſchwerfällige, dumme langweilige Deutſche, der ſtolze, trotzige Engländer, der eitle, prahleriſche Franzoſe, der ernſthafte, grauſame Spanier, der hinterliſtige, ſchlaue Italiener, der diebiſche, knechtiſche Ruſſe, und wie es von andern Völkern noch weiter kurz und erbaulich klingt. Denn dies ſind Ehrentitel, welche die Völker ſich ſelbſt nicht beilegen, ſondern welche die Nachbarn oder Feinde ihnen ſo in Bauſch und Bogen, alles ohne Unterſchied kurz über Einem Knie brechend, ohne viele Umſtände an den Hals zu werfen pflegen. Die Völker thun aber wohl, wenn ſie auf ſolche Schmeichelnamen ein wenig um die Ecke herum horchen und gelegentliche Selbſtbetrachtungen darüber anſtellen; denn die von ihnen ſelbſt ausgehenden Beinamen werden doch ſelten von ihren Schattenſeiten ihnen angezeichnet. Wenn es nun oft nicht ſchwer iſt, einen einzelnen Charakter aus einer einzigen That, aus einem einzigen blitzleuchtenden Wort oder Gedanken zuweilen zu erkennen, wenn in ähnlicher Weiſe in einzelnen Erſcheinungen oder bei großen Wendepunkten der Geſchichte der Sinn und die Art eines ganzen Volkes zuweilen auch hell begreiflich ſich vor uns hinſtellen, ſo iſt die gewiſſenhafte Kunſt des Erkennens doch eine ſehr ſchwere, der Fleiß ein ſehr anhaltender und die Betrachtung eine ſehr lange, wenn man ſich über die Aufleuchtung, oder über die aufgeleuchtete und aufgeblitzte Entdeckung, über die plötzliche Ahnung, die ſich faſt wie richtiges, gewiſſes Verſtändniß vor uns hinſtellt, ehrlich Rechenſchaft ablegen will. Und dieſe Erkenntniß, wie alle Erkenntniß darf doch kein bloßes genialiſches Zutreffen und Zublitzen aufs Gerathewohl ſeyn.

Wenn man einen Charakter erblickt, einen ausgezeichneten Menſchen, dem man die Würde beilegt, ihn eine Perſönlichkeit, einen Charakter zu nennen, ſo erkennt man ihn allerdings oft leidlich in irgend einem einzigen Zuge oder doch in einigen wenigen Hauptzügen ſeiner geiſtigen oder thätlichen Wirkſamkeit, oft ſogar ſchon aus Einem Zuge ſeiner Züge ſelbſt, ich meine ſeiner Geſtalt und Geberde. Ich meine, und wollte und ſollte ſagen, man glaubt ihn ſchon zu erkennen. Aber immer iſt hiebei doch eine Täuſchung. Man iſt vorher auf ihn ſchon aufmerkſam geworden, hat vorher ſchon Einzelnes und Beſonderes von ihm gehört oder geſehen, und darauf legt man nun den plötzlichen Eindruck der einzelnen Erſcheinung, Aeußerung oder That des Bedeutenden. Wir entdecken ja an uns ſelbſt, wie wenig wir darin und in viel Mehrerem, was uns über einen Bedeutenden ſchon zugekommen oder gegeben ſeyn kann, noch zu beſitzen glauben, indem wir bei glänzenden Charakteren und großen Männern ſo gern in ihre erſten Lebensanfänge, in ihre innerſten verborgenſten Entwickelungs- und Bildungsdämmerungen hineinbohren möchten, um uns das große Bild, welches wir ihnen ſpäter aufgedrückt ſehen, beſſer erklären zu können. Welch einen zauberiſchen Reiz zum Beiſpiel hat Goethe's Kinder- und Jugendgeſchichte für uns! Mit welcher immer wachſenden Begier folgen wir Friedrichs des Großen erſten zwanzig Lebensjahren in den ſchlimmen Hinundherwürfen und Stößen zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter und in ſeinem Umgange und in ſeinen Studien mit und unter den Franzoſen! Und wie vieles dergleichen und Aehnliches möchten wir gern von Shakeſpeares des Unſterblichen Anfängen wiſſen! Das iſt es, wir möchten das Außerordentliche, was ſpäter ſo herrlich geworden iſt, gern in ſeinem Werden belauſchen.

Wenn dieſer Trieb ein ſo natürlicher iſt, wenn es aber ſchon ſehr ſchwer iſt, in ſolcher Weiſe in das werdende und ſich entwickelnde Leben des Einzelnen und in die Sitten und Zuſtände der einzelnen Familie einzudringen, wie wird das tauſendmal ſchwerer, wenn man da auf die Völker übergeht, wenn man ſich das erklären will, was man die Perſönlichkeit und das ſtehende Gepräge eines Volks nennen könnte! Gewiß, es wird tauſendmal ſchwerer, dort einen richtigen Ausſpruch zu thun, und doch machen, wie wir eben gehört haben, die Völker es ſich gar leicht mit ihren gegenſeitigen Urtheilen und Namen.

Schon der einzelne Menſch iſt ein viel zuſammengeſetzteres Ding, als die äußere Erſcheinung ihn gewöhnlich zu geben pflegt, um ſo mehr zuſammengeſetzt, je reichere und mächtigere Triebe er in ſeinem Innern birgt, welche doch zuletzt zu einem großen Haupttriebe, welcher ſein Leben treibt, leitet und beherrſcht, geordnet und geſammelt und darin beruhigt und geſänftigt ſcheinen: zu und in demjenigen, was endlich ſein Grundbild, ſein Charakter heißt. Und nun ein Volk — welche Unendlichkeit von Trieben, Anlagen, Leidenſchaften, Strebungen birgt das in ſeinem Schooße, muß das nothwendig in ſeinem Schooße bergen, nicht bloß durch die Millionen Einzelheiten, welche es umfaßt, ſondern auch durch alle die mannigfaltigen Verſchiedenheiten ſeiner Neigungen, Strebungen und Gegenſtrebungen, welche, als aus den verſchiedenſten und oft aus den feindſeligſten Quellen abgeleitet, immer noch oft unſichtbare vulkaniſche Kämpfe in ſeinem Innern haben, die freilich nicht immer in Flammen und Lichtern an die Oberfläche herausblitzen! Hier gilt das Horchen auf die Wiegengeſänge der Weltmutter Schöpfung und auf das leiſe Wandeln des aus den ewigen Waſſern und Bergen heraus- und von den ewigen Sternen auf unſere Zweifel und Fragen herniederlachenden Geiſtes. Hier iſt das Meiſte Geheimniß und faſt Alles ein Räthſel, das in jedem Volke und jeder Sprache ſeine eigenen Spitzen und Löſungen hat. Denn wer hat bei den Anfängen und urſprünglichen Miſchungen der Völker geſtanden? Ja wer unterſteht ſich aus ſpätern Wechſeln und Miſchungen, die wir auch geſchichtlich verfolgen können, die beſondern Erſcheinungen und Entwickelungen der einzelnen Völker zu erklären? Es bleibt ſelbſt auf dieſem geſchichtlichen Boden, wo wir ſchon feſter zu ſtehen meinen, noch ſehr Vieles bei Scheinen und Wahrſcheinlichkeiten, und ſelten dürfen wir weit über das mir däucht hinaus gehen. Wie die drei oder fünf großen Weltvölkerſtämme geworden ſind, was und wie und woraus der Lappe, Malaie, Neger, Kaukaſier, Mongole gemacht worden iſt, das liegt nur als ein weites offenes Feld der Vermuthungen und Träume da, weil es vor und über aller Geſchichte liegt. Und dann wieder, wie die einzelnen Völker entſtanden und geworden ſind, Völker, ihrer Abſtammung, ihrer Geſtalt, Bildung und Sprache nach oft ſo ähnlich, und in Neigungen, Trieben, Sitten und Entwickelungen oft ſo unbegreiflich unähnliche Völker! Ich nenne als ſolche Verwandte hier nur die Celten, Germanen, Slaven. Und betrachten wir in den Völkern nun wieder die Völkerſchaften, in dem großen Geſammtſtamme die einzelnen kleineren Stämme, betrachten wir bei uns die Frieſen, Sachſen, Heſſen, Schwaben, Bayern ꝛc. und bei reicher Gemeinſamkeit ihre wunderbaren Verſchiedenheiten, wie Weniges können wir uns erklären, auch nach vielen geſchichtlich gegebenen Weiſungen und Thatſachen erklären? Es iſt ja gar etwas Wunderſames und Geheimes mit den Trieben und Leidenſchaften, mit dem, was als Grundanlage, oft als Schickſal, das mit den Leidenſchaften durch die Familien hinwandelt, in einzelnen Häuſern oft durch viele Geſchlechter und Menſchenalter ſich mit gleichen Zügen und Erlebniſſen fortpflanzt. Ungefähr ſo in den Völkerſchaften, aber das Wie und Warum liegt meiſtens verhüllt.

Dies, meine Verehrten, ſey genug geſprochen oder, ſage ich beſcheidener, hin und her gewinkt und geſpielt und durch den Vorhang, der uns die Geburten der Dinge verbirgt, hin und her geblinzelt; denn zur Blinzelung durch Dämmerungen bringen wir es hier nur. Jetzt wollen wir denn endlich in einiger Blinzelung oder Umſchau und Ueberſchau, ſo viel ſich dergleichen erſchauen läßt, zu uns ſelbſt, zu den Deutſchen kommen und ſehen, ob die Recht haben, welche behaupten, *der deutſche Charakter ſey, daß der Deutſche gar keinen Charakter habe.*

Ich habe Ihnen ſogleich zum Anfange erzählt, wie ich auf dieſe unſere Frage und Aufgabe gekommen bin, wie ſie mir ſo recht eigentlich aus der Zeit entgegenklingt, ja nicht allein entgegenklingt, ſondern mich ſogar etwas anmurrt und anſchnurrt. Ja es iſt mein rechtes eigentliches Ich, mein armes Ich ſelbſt, vielleicht ſogar das Bischen, was in mir einem Charakter ähneln möchte — dies iſt hier recht ernſtlich und hartlich angemahnt, ja angeſtoßen und in dieſe Frage hineingeſtoßen worden: Ob wir *Deutſche Charakter haben, und ob wir in dieſer unſerer Zeit überall noch Charakter haben dürfen?* Daß ich das Letzte meine, ohne mich einſtweilen über das Erſte noch auszuſprechen, nämlich *daß wir Charakter haben dürfen*, iſt aus meinem literariſchen Lebenslauf Vielen wohl ziemlich bekannt, ja auch das wohl, *daß wir Charakter haben ſollen.* Dahin gehört meine Lehre von der Nothwendigkeit beſtimmt ausgeprägter Neigungen und Abneigungen der Völker, oder von dem ſogenannten *Volkshaß*, vom Haß des Ausländiſchen und Wälſchen oder deſſen, was mir *wälſcher Tand* heißt. Ueber dieſes ſchwere Kapitel habe ich mich jüngſt vor einem edlen Freund ausſprechen müſſen;*) ich muß oft ähnliche und viele dergleichen und zudringlichere und anzüglichere Ermahnungen und Anmuthungen von Wildfremden und Unbekannten entgegennehmen. Ich habe oben der Lehren der jüngſten Gleichmacher und Völkerbeglücker, der neuen Napoleoniden gedacht. Ein Theil derſelben ſteht zu weit außerhalb der Gränzen meiner ſogenannten Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit und muß mich natürlich als einen Dummkopf verachten, wie ich ihn in ſeiner leeren Verblendung beklagen; ein zweiter Theil, die Wirklich-Milden und Menſchlichen, die in mir doch noch etwas Menſchliches und Volkliches oder wohl gar etwas Liberales und Demagogiſches zu ſpüren ſcheinen, treten ſanfter an mich heran und ermahnen mich zuweilen in freundlichen Briefen und Zuſchriften. „Ich dünke ihnen im Ganzen ein wohlgeſinnter und den Kleinen im Volke nicht abgeneigter Mann, der nur noch in alten bemooſten und begreiſten Vorurtheilen ſtecke, einzelne Völker, einzelnen Volksruhm, ja wohl Kriegsruhm und Kriegsehre und Heeresglanz und andere aus ſolchen Herrlichkeiten erwachſenden Unrath wolle, preiſe und beſinge, da doch der Chriſtenfriede auch ein Volksfriede werden und Deutſche und Franzoſen, Ruſſen und Polen ſich in der milden Brüderlichkeit und Gleichheit des Zeitalters zärtlich umhalſen und die Zwiſte, Unbille und Zorne der Vergangenheit vergeſſen und hinter ſich werfen müſſen.“ So wird mir häufig zugeſprochen, und indem ich über die Geſinnung dieſer guten Menſchen gerührt bin, kann ich mich ihres Verſtandes doch nicht freuen, und wie wenig ſie ſich und die Welt und die Geſetze, nach welchen ſie regiert werden muß, und durch welche ein tüchtiger Menſch und ein tüchtiges Volk nur werden und ſich erhalten kann, kennen und erkennen wollen.

---

*) S. das Volkslied: Was iſt des Deutſchen Vaterland? von Ferdinand Delbrück an E. M. Arndt, und Erwiderung von ihm. Bonn, 1846.

Volkshaß, Predigt von Volkshaß? Sie haben, verehrte Zuhörer, wohl oft von der Anklage gehört oder geleſen, die man mir wegen ſolcher Predigt gemacht hat. Vor Ihnen brauche ich mich darüber nicht zu entſchuldigen; Sie halten mich gewiß weder für einen Kannibalen noch für einen Franzoſenfreſſer, wie ich von gewiſſen Leuten auch wohl betitelt worden bin, und laſſen wohl eine gelindere Auslegung zu, wann ich wegen ähnlicher Predigten zur Rede geſtellt werde. Ich thue nur ganz kurz einige kürzeſte Fragen, worauf ich kürzeſt mit Ja antworten will.

1) Darf ich haſſen, was mich verderben und ſchänden will? 2) Darf ich haſſen, was mich ſchwächt, verkleinert, auslöſcht? Muß ich es von mir ſtoßen?

Nummer 1 iſt bis dieſen Tag nicht ausgeſtorben. Die Mehrzahl der Franzoſen ſpricht es jeden Tag unumwunden aus, daß ſie über unſere Herrlichkeit herrſchen, uns als ein zwar gutmüthiges, aber träges dummes Volk von ſich, von Frankreich, der Herrin aller feinſten und edelſten Bildung und Kunſt, abhängig ſehen wollen. Die den Rhein haben wollen — und das wollen faſt alle — wollen nichts Geringeres als die Herrſchaft über uns, wollen Deutſchland als den laſtbaren Knecht Frankreichs. Wenn ich ſolches Joch und ſolchen unterjochen wollenden Uebermuth nicht haßte, wie ſollte ich zuletzt nicht leicht unterjocht werden?

Nummer 2. Das Wälſche, der wälſche Tand, uralter Tand, wenigſtens für die Deutſchen ein Tand, über deſſen ſchmeichliches Verderben unſere Urgroßväter ſchon klagten. Die Franzoſen haben uns ein paar Jahrhunderte genug zu ihren Affen gemacht gehabt, freilich andere Völker wohl zum Theil noch mehr, zum Beiſpiel die Schweden eine Zeitlang und die Ruſſen und die Polen, welchen beiden letzteren das franzöſiſche Weſen auch näher zu liegen ſcheint als das deutſche. Sollten wir dieſe Aefferei verewigen wollen? Hier liegt und lag die ſchlimmſte Unterjochung, die unabwendlichſte. Schwerdter können nicht aushauen, was in die Sitten und Herzen eingefreſſen hat. Dies haben unſere Vorväter ſchon gefühlt und ſchon im ſechzehnten, ſiebenzehnten Jahrhundert haben edle Fürſten und Bürger gegen ſolche Peſt gewarnt. Heilig iſt und heilig bleibe das allen Völkern Gemeinſame, die Religion, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, und ein Barbar iſt, wer dieſes Allgemeinmenſchliche nicht von jedermänniglich annehmen und anerkennen will. Aber es gibt unendliche Mittelfarben und Mittelſtufen, wo das Eigenthümliche, das Beſondere der einzelnen Völker in feinen und mannigfaltigen Unterſchieden Wandelungen und Abwandelungen zwiſchen Sitte und Art und Kunſt und Brauch in einer unbeſchreiblichen Schwebe wandelt. Auf dieſem Mittelgebiete haben ſchon unſere Väter ein wälſches Weh erkannt, mit welchem ein Deutſcher nimmer ohne Verluſt ſpielt, und wir in unſern Tagen ſollen und müſſen es auch erkennen. Vieles iſt bei dem einen Volke gleichgültig und nicht ſchlecht oder erbärmlich und ſchädlich, macht aber ein anderes Volk, welches es annimmt oder nachahmt, ſchlecht und erbärmlich, weht ihm den Blüthenſtaub ſeines geiſtigen Lebens ab und zerſchneidet ihm die Sehnen ſeiner Kraft. Jedes tüchtige Volk, das rohe Diamanten in ſich trägt, kann nur mit dem eigenen Diamantenſtaub geſchliffen werden. Wir Deutſche verwahren noch mehr rauhes Geſtein als die andern Europäer, wenn auch leider das Wenigſte Diamant iſt. Doch Eiſen iſt beſſer als Diamant. Wir Deutſche dürfen den ſüdlichen Springern nicht zu viel nachſpringen und nachſpielen, wir verſpielen dabei ſo leicht unſer Beſtes. Solchen wälſchen Tand müſſen wir aus Leibeskräften von uns abſtoßen.

Dies werde durch ein gewöhnliches Beiſpiel erklärt, und es wird, was Haß genannt wird und bei dem Abweiſenden und Zurückſtoßenden, wenn er ſich des Eindrangs erwehren will, Widerwille und Haß ſeyn muß, doch wohl auf das allermenſchlichſte als ein Gerechtes und Natürliches erklärt werden können, wenigſtens für den, der des Glaubens iſt, daß Gott nach ſeiner Weisheit, und damit die Welt in langweiligſter und jämmerlichſter todter Einerleiheit nicht unterginge, daß dieſer Gott in ſeiner verborgenſten, höchſten Perſönlichkeit, die wir in ihm anbeten, von Anbeginn Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Völker, daß er Perſönlichkeit und Charakter gewollt habe. Nun mein Beiſpiel, oder vielmehr meine Erklärung und Erläuterung durch ein Beiſpiel:

Die jungen Thoren oder vielmehr die jungen Schwerenöther, die unter den prächtigen Titeln fortgeſchrittene Menſchlichkeit und Brüderſchaft ſich geberden, alle Mannigfaltigkeit in der Welt aufheben und alle Verſchiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker ausgleichen und wegſchleifen wollen, berufen ſich, obgleich die meiſten von ihnen das Chriſtenthum als eine veraltete Altweiberkinderei zu belächeln pflegen, dabei auch häufig ſogar auf das Gebot Chriſti: du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. Aber meint dieſes Gebot wohl, ſich in dem andern Menſchen oder Volke ganz zu verlieren und ihnen ſein Weſen aufzuopfern? Meint es eine ſchwächliche, weichliche Selbſtvernichtung? Gewiß nicht. Ein Gebot wie das chriſtliche, welches auf große Selbſtherrſchaft, auf Entbehrung und Arbeit und Reinheit und Strenge der Sitten dringt, kann das Aufgeben der freien ſelbſtbewußten Eigenthümlichkeit, worauf jede Männertugend allein ruhen kann, nimmer gebieten wollen. Jenes Gebot gebietet nur: „ſey gerecht, freundlich, hülfreich gegen alle Menſchen," keineswegs aber: „dringe dich in alle Gefühle und Triebe des Nächſten hinein, ziehe alle ſeine Neigungen und Strebungen an." Das wäre zu dumm; ein Menſch, der das Gebot der Liebe ſo auslegte und Aehnliches verſuchte, würde ſich in den größten Schwächling und Kümmerling verwandeln und ſeine eigene beſte Kraft frühe entmannen; er würde ſich durch ſolche Albernheit gerade in den Stand ſetzen, jenes Gebot nicht erfüllen zu können, gegen ſeinen Nächſten nicht gerecht und hülfreich ſeyn zu können. Ein Schwede, ein großer Kunſtfreund und Künſtler, Graf Ehrenſvärd, hat ein paar hübſche Büchlein geſchrieben mit den Titeln: Reiſe durch Italien in den Jahren 1780, und Philoſophie der Künſte, worin in einzelnen kurzen Strichen und leichteſten Handzeichnungen über Klimate, Völkercharaktere, Unterſchiede der Zeitalter und über alte und neue Kunſt ſich goldene Bemerkungen ausgeſtreut finden. Hier bei Betrachtung der Antike und der griechiſchen Bildnerei bemerkt er ganz richtig, wie ſchon in der einfachen menſchlichen Natürlichkeit, in angeborner Haltung und Geberdung des Menſchen das Ideale liege, wie die alten Griechen und Griechinnen keineswegs alle Apollo- und Venusgeſtalten gezeigt haben, aber in Blick und Geberde immer den natürlichen, unverſtellten Ausdruck der Gefühle und Gedanken, was er das Edle nennt und wir gewöhnlich das Ideale nennen; der Grieche und auch der Römer haben in ihrer guten Zeit immer freie und naive Geſichter gezeigt, und da habe der Künſtler zum weiteren Verwandeln und Erhöhen eines ſolchen Ausdrucks leichtes Spiel gehabt. Er nennt das *die wahren und guten Sitten*. Den Europäern der Neuzeit, und beſonders den Franzoſen, die er ein trockenes und hitziges Volk ſchilt und deren Kunſt er zugleich hitzig und übertrieben und trocken nennt, ſcheine das lange abhanden gekommen zu ſeyn; ſie haben die treue, ſchlichte Geberdung der Natur verloren, ſie gehen in gekräuſelten Manieren und knechtiſch lächelnden und grinſenden Geberden unter, Erziehung und Sitten ſeyen unwahr, künſtlich und fratzenhaft, und ſo das europäiſche Leben von Anfang bis zu Ende.

Hier habe ich das rechte Wort für mein Beiſpiel, das gleichſam ein Gleichniß ſeyn ſollte, gefunden, um durch ſeinen kurzen Spruch alle Chriſtenthümelei in einer ungeſunden, lügenvollen allgemeinen Menſchen- und Völkerliebe aus dem Felde zu ſchlagen. Man höre mich weiter:

Ein vornehmer Mann — ein Graf, Freiherr, was weiß ich, wer mehr? — will ſeinen Sohn zu einem Hofmann, einem Diplomaten erziehen. Der Junge ſoll frühe drei, vier lebende Sprachen lernen, alle munteren und ſpringenden Künſte üben, alle möglichen gewandten Wendungen und Verbeugungen von Worten und Gliedern einſtudieren, alle möglichen freundlichen Geſichter annehmen und mit leutſeligen Mienen und Lächeln um ſich werfen lernen: er ſoll ein homme comme il faut werden. Etwas von ſolchem Gebild macht ſich in dieſer Weiſe vielleicht, ſchwerlich ein Gebild von Mann. Man ſieht mitunter ſo erzogene Jünglinge und Männer, mir ſelbſt ſind ſolche begegnet, hübſche feine und oft auch leidlich wackere Männer; aber der frühe entſtellten, verſtellten und verkünſtelten Menſchengeſtalt entgeht die bald zu übermüthige, bald zu demüthige Weiſe und Geberde ſolcher knechtiſchen Erziehung doch ſelten. Ein Bischen gens comme il faut mögen ſie immer werden; tapfere Männer, vollends große Männer, die im einfachen Styl und mit einfacher Kraft durch die Welt gehen und die ausgerenkte Welt gelegentlich in ihre Angeln heben, werden ſolche wohl nimmer. Nur wer das Seinige ſucht, wer das ihm Angemeſſene ſucht, wer ohne Eigennutz und ohne falſche Kunſt ſich dem ihm Ungleichen und Mißfälligen entzieht, wird ſein Eigenes retten und wird aus ihm ſelbſt die Stärke und Kraft entwickeln können, die ihn auf feſten ſichern Füßen durchs Leben ſchreiten läßt. So gebeut und herrſcht das Naturgeſetz für die Einzelnen, ſo ſoll es auch für die Völker herrſchen. Wenden wir dies mit einem Blick auf unſer Volk an, ſo müſſen wir zuerſt der großen Völkerunterſchiede überhaupt, dann der Unterſchiede des Nordens und des Südens gedenken. Der Deutſche, der wie ein Andaluſier und Sicilier ſpringen und tralleien, wie ein Franzoſe hüpfen, tändeln und witzeln will, wird in der Regel ein Affe und Narr. Es iſt Kunſt und Tugend, es iſt Schönes und Gutes von einem jeden Volke zu lernen. Man ſoll alles davon anerkennen, man ſoll davon lernen und annehmen, ſo viel man kann, aber man ſoll ſich durch eitle und falſche Nachahmerei, Manierererei und Fratzerei, durch Verläugnung von Natur und Eigenthümlichkeit nicht in einen Schwächling und Affen verwandeln laſſen. Doch ſtill! dies iſt ſicher wieder zu viel über Volkshaß und über anziehende und abſtoßende Neigungen und Triebe.

Hier waren wir ſchon bei uns ſelbſt. Wir treten noch näher zu den Deutſchen heran und horchen ein wenig herum. Und da müſſen wir wunderliche Ausſprüche und Urtheile vernehmen, und zwar nicht bloß von den Fremden, die uns beneiden oder haſſen, ſondern auch von den Eigenen. Viele ſagen uns: Was redet ihr viel von Deutſchen? es giebt keine Deutſche; was ihr ſo zu nennen beliebt, iſt ein ſeltſames Gemiſch von allerlei Fremdartigem, was bis dieſen Tag zum Theil recht roh und wie vom Zufall zuſammengeworfen auf und unter einander liegt. Noch Mehrere rufen uns zu: Deutſcher Charakter? was ſoll das Wort? der Deutſche hat nie Charakter gehabt; wollt ihr das Wort gebrauchen, ſo ſagt: des Deutſchen Charakter iſt, charakterlos zu ſeyn.

Was das Erſte betrifft, ſo weiſen ſie auf Volksmiſchungen hin, welche wir weder wegläugnen wollen noch können, und welche eine Menge Stämme und Landſchaften, die jetzt deutſch heißen, zu undeutſchen machen. Sie haben im ſtrengſten Sinn Recht, wenn Ungemiſchtes nur deutſch heißen ſoll; aber bei dieſer Anſicht, wie ſteht es da mit den meiſten andern Völkern? wo bleiben da die Franzoſen, Engländer, Spanier u. ſ. w. Die Einfachheit und Ungemiſchtheit möchte ſich da wohl mehr für Deutſchland als für die meiſten andern Länder herausſtellen; es wird da den eben genannten Völkern gegenüber durchaus nicht im Nachtheil, ſondern eher im Vortheil ſeyn. Hier müſſen wir über unſer Vaterland doch wieder eine kleine Rundſchau halten.

So viel ſteht zuvörderſt feſt, daß germaniſche, celtiſche und ſlaviſche Stoffe in uns gemiſcht ſind, in uns, die wir gegenwärtig Deutſche heißen. Wir betrachten ein wenig das Wie und das Wo.

Nach den Beſchreibungen der Alten, vorzüglich nach Tacitus, welcher nach der Meinung Vieler die Germanen in einem zu hellen Spiegel geſehen und in mancher Hinſicht zu ſchön gemalt hat, ward früher ein ungemeines Gewicht darauf gelegt, daß die unendlichen Völkerſchaften der Germanen alle doch als ein einiges, großes, ungemiſchtes Volk von Einer Art, Sitte, Geſtalt, Sprache erſchienen, daß ſie ein einartiges reines Geſchlecht ſeyen, welche ſich wie Brüder aus Einem Hauſe ähnlich ſehen. Ja, dieſe Aehnlichkeit hat einige Alte ſogar zu der Herleitung des Namens Germanen eben von der Brüderſchaft verführt. Aus dieſer Reinheit und Ungemiſchtheit des Stammes haben Manche auch eine gewiſſe Vorzüglichkeit und Adlichkeit des ganzen Germanenvolkes herleiten wollen; aber das iſt eine leidige verfängliche, zu vielen verderblichen Herleitungen und Zwiſten verführende und durch keine Erfahrungen unterſtützte und beſtätigte Meinung. Wir ſehen in der Geſchichte viel Gemiſchtes, was vorzügliches Talent und große Tugend offenbart, wenn wir gleich nicht läugnen können, daß da, wo vielfache Miſchungen verſchiedenartiger Völker ſich begeben, eine gewiſſe Leichtfertigkeit, Unſtetigkeit und Wildheit der Triebe ſich gar häufig zeigt. Dies hat aber vielleicht, und zwar ſehr wahrſcheinlich, nicht ſo ſehr in der Miſchung des Vielerlei ſeinen Grund, als in einem andern, dieſelbe faſt immer begleitenden Umſtande. Dergleichen Miſchung nämlich geſchieht gewöhnlich an großen Völkerſcheiden, wo oft drei, vier verſchiedenartige Völker an einander gränzen, meiſtens an wüſten oder wüſtgemachten Gegenden oder in Gebirgen, wo eben durch den häufigen Zuſammenſtoß dieſer Verſchiedenartigen im Krieg und im Frieden, durch den Zuſammenlauf von leichtem oder räuberiſchen Geſindel, durch verbotenen und geſetzloſen Verkehr ein verdorbenes Menſchengeſchlecht erzogen wird, das ſich in dem Enkel und Urenkel ſo fortpflanzt. Es erſcheint alſo, daß wahrſcheinlich nicht die Miſchung an ſich, ſondern die Miſchung gerade aus ſolchen Menſchen und unter ſolchen Oertlichkeiten, Umſtänden und Verhältniſſen an ſolcher Entwickelung und Erſcheinung ſchuld iſt. Dies zu verſtehen, denke man daran, wie uns die Micquelets in den Pyrenäen beſchrieben werden und welche Schrecken die ſogenannten Gränzer (Kroaten, Panduren) und Rothmäntel in alten Tagen am Rhein und an der Elbe unter den Hauben unſerer Großmütter aufzurichten pflegten. Oder ſtellet euch ein Geſchlecht vor, das aus allen Schmugglerfamilien des Böhmerwaldes und des Rieſengebirgs zu beiden Seiten von Sachſen, Schleſien und Böhmen, oder an der franzöſiſchen Gränze zwiſchen Belgien und Frankreich und Deutſchland im Ablaufe mehrerer Jahrhunderte erwachſen und zuſammengewachſen wäre, und ihr habt die Löſung eines Räthſels, welches dann kein Räthſel mehr iſt.

Hier wirft ſich nun die Frage auf und hier fragen Sie, Verehrte, mich auch: Wo finden wir noch die ächten Deutſchen? und welche unter den Vielen, die nur verbaſtardete Miſchlinge ſeyn ſollen, ſind die rechten Deutſchen? O je! o weh! wenn man auf ſolche Fragen antworten ſoll, fühlt man recht, auf welches gefährliche Feld man ſich gewagt hat.

Wir haben oben angedeutet, daß die Entſtehung der großen Weltvölkerſtämme und ſelbſt die Entſtehung der einzelnen größeren Völker in ihren Anfängen uns durchaus ein Geheimniß geblieben iſt, worüber wir viel hin und her räthſeln und es doch nimmer ins Klare bringen können. Es ſind bald zweitauſend Jahre, als die Germanen den Römern zuerſt und zwar mit fürchterlichen Schrecken bekannt wurden: Cimbern und Teutonen, woher gerade ausgeſtrömt und wie zu einer zerſtörenden Lawine zuſammengerollt, wer weiß es? Aber viele Germanen waren doch dabei; es ſind bald neunzehn und achtzehn Jahrhunderte, als ſie anfingen ihnen mit ſchrecklich trotzigen Augen öfters ins Geſicht zu ſehen und mit Lanzen und Schwerdtern ins Geſicht zu ſchlagen. Sie erſchienen ihnen damals durchaus wie ein Volk aus Einem Guß und Stamm, wie geſagt, gleich leiblichen Brüdern aus demſelben Hauſe. Aber was bedeutet dieſe den Römern allerdings auffallende Erſcheinung? Was bedeuten in der Weltgeſchichte und ihren Bildungen und Entwickelungen ein paar Jahrtauſende? Siehe, die Bergmänner und die Sterndeuter, die Werner, Buche, Herſchel, Humboldte mit ihren Schaufeln und Fernröhren ſind über uns gekommen, und wir müſſen den neunzigſten Pſalm und ſeine Brüder und den Vers: *ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit*, jetzt mit ganz anderer Andacht und Hindacht ſingen, als ſie von unſern Vätern geſungen worden. Wer wagt es noch, die Geburten und Entwickelungen der Völker und ihre hundert und tauſend Zufälligkeiten, ihre Langſamkeiten und Geſchwindigkeiten zu berechnen? Wer weiß, durch wie viele Verwandlungen jene alten Germanen des Cäſar und Tacitus ſchon gegangen, aus welcherlei und aus wie vielen Miſchungen ſie zu dem geworden waren, wie ſie jenen Römern in ihren Tagen erſchienen? Wer will uns Bürgſchaft leiſten, daß in einem großen Theil jener ſogenannten reinſten germaniſchen Völkerſchaften nicht ſchon verwandter galliſcher und ſlavoniſcher Stoff, auf welchen Stoff Manche jetzt mit einem ſo ſchnöden Seitenblicke herabſehen, mit eingemiſcht war?

Aechte Deutſche alſo, die wir ſeit Plinius und

Tacitus wenigſtens als ſolche, worüber ſeitdem nichts Fremdes hingefahren, wo auch nichts Fremdes hineingefahren wiſſen und kennen? Her damit! Ach! auch hier, o weh! und abermal o weh! Schlagen wir die Landkarte auf, nicht einmal ein Viertel von jenem alten reinen Deutſchland bleibt uns da übrig; nur ein Theil des Weſten zwiſchen den Dänen in Jütland und dem Rhein, die Stämme der Frieſen und Angeln längs Nord- und Oſtſee, die Engern und Weſtphalen von beiden Ufern der Weſer bis zu den Frieſen hin, die Heſſen (Katten) in ihrer weiland unwegſamſten Sylva Buchonia, und hie und da ein Streifchen Thüringens und Klein-Frankens in den Bergen, wo weiland die Hermunduren ſaßen.

Das iſt es Alles, aber wir wollen uns beruhigen und tröſten: mit dem übrigen Dreiviertel Deutſche ſteht es doch ſo ſchlimm nicht aus, als man nach dieſem Bekenntniß glauben möchte. Die Celten und Slaven ſind zum Theil vor ihnen in den Landen geweſen, zum Theil ſpäter hineingekommen, und haben ſich mit ihnen gemiſcht, aber gottlob genug iſt von dem Gepräge geblieben, welches den Franken, Schwaben, Bayer, Oeſterreicher, Thüringer, Brandenburger, Preußen zu Germanen ſtempelt.

Celten oder Gallier. Das alte, zu Gallien gerechnete Belgien war von ihnen durchſchwängert oder vielmehr die Celten waren dort von Germanen durchſchwängert. Sie waren die früheren Bewohner des Landes geweſen und die Germanen als Eindringlinge oder Einwanderer waren über ſie oder zu ihnen gekommen. In welchem Verhältniſſe die Miſchung der Beſtandtheile geſchehen war, welcher Theil der überwiegende Theil war, darüber erzählt Cäſar uns nichts, welchem wir über dieſes Land die erſte Kunde verdanken; er ſagt uns nur, daß alles, was öſtlich längs dem Rhein wohnte, reines deutſches Blut war. Dieſes Land lag ein halbes Jahrtauſend unter den Römern, doch ſo, daß die Deutſchen oft über den Rhein eindrangen, daß viele Tauſende derſelben dort zu verſchiedenen Zeiten angeſiedelt wurden, Allemannen, Sachſen und Franken ſich vorzüglich feſtſetzten. Jetzt ſind dieſe Lande der Sprache und Sitte nach faſt rein deutſch, mit Ausnahme des räthſelhaften Bruches der Wallonen, welche wahrſcheinlich Reſte eines mehr celtiſchen Theils des alten Belgiens ſind; denn von den eigentlichen Franzoſen, dem jüngeren Gemiſch von Germanen und Galliern, alſo einer ſpäteren Geburt, ſind ſie durch die Sprache zum Theil, durch Blut, Geſtalt, Art und Sitte aber ſehr verſchieden: ein kurzer, kräftiger, unruhiger, ſehr wirkſamer und leidenſchaftlicher Menſchenſchlag. In dem größeren Theil der Landſchaften des gegenwärtigen Belgiens und ſeiner Gränzlande ſcheint das Galliſche faſt weggewiſcht und ausgelöſcht, wenn wir es nach der Beſchreibung der Alten und nach ſeiner Aeußerung und Erſcheinung in der Gegenwart ſuchen und finden, wo es immer das Unruhige, Heftige, Wankelmüthige, Leichte und Leichtſinnige bedeutet. Wer findet dies in Brabant und Flandern, wo etwas Stilles, Ernſtes, Schweres und oft Trübes an Leib und Seele, ſowie Sprache und Art auf das Deutſche, man möchte faſt ſagen, auf das weſtphäliſche Deutſche und alſo vorzüglich auf den Sachſenſtamm hinweiſt? Schwere Leiber, ſchwere und verhüllte Geiſter, Zähigkeit, ja Hartnäckigkeit des Willens, ſtille Feſtigkeit, eine Unſtörlichkeit, was ſie Unanthunlichkeit nennen. Sie ſind ſtill und ernſthaft in deutſcher Langſamkeit, aber geringerer Langmüthigkeit; denn ſie halten das Ihrige grimmig feſt und ſchlagen, wenn man es antaſtet, mit ſächſiſcher und frieſiſcher Schwere hart aus.

Was ſüdlich unter der Donau liegt (Schwaben, die Schweiz, Bayern, Tyrol, Oeſterreich), kurz die deutſchen

Donaulande und Alpenlande, wird uns in der Römerzeit von galliſchen Völkerſchaften bewohnt gemeldet. Daß hier unter den Bewohnern der Lande wohl manches Germaniſche mit darunter war, iſt wohl unzweifelhaft; aber wer weiß, wie viel und was vielleicht von andern frühern Völkerreſten der Berge? Eben das wird in Hinſicht der Gallier gelten für das Land zunächſt nördlich der Donau oder über ihrem linken Ufer, vorzüglich wohl von den öſtlichen, in den Bergen des jetzigen Böhmens und Mährens wohnenden Völkerſchaften. Wenn die Germanen dort auch ſchon in Cäſars und Auguſtus Zeit die Herrſchenden waren, ſo ſind ſicher viele Gallier dort ſitzen geblieben und mit ihnen gemiſcht worden; trägt ja Böhmen, damals das Hauptland des mächtigen Markomannenſtaates, noch heute den Namen Böheim, Bojenheim, von dem großen galliſchen Volke der Bojer, ſowie ſpäter die Namen Bojoari, Bojoaria, Bavaria, Bayern aus dieſem weltſchallenden Laut herausgerufen worden ſind. Neben und unter Galliern und Germanen haben, wie angedeutet, in den Alpen und ihren Thälern vielleicht von viel älterer Zeit her noch Stumpen früherer, ſchon verſchollener Völkerſchaften geſteckt. Denn den Bergen, Inſeln und Küſten iſt es nicht allein ihrer Oertlichkeit wegen eigen, ſowohl der Unbeweglichkeit als der Unzugänglichkeit wegen, daß ſie ihre Bewohner mehr feſthalten, dahingegen es mit glatten flachen Ebenen und Steppen etwas gar Anderes iſt, woraus die Völker leichter wegzudrängen ſind und mit leichterem Sinn mit Mann und Mauß auswandern. Auf jenen erſtgenannten aber ruht auch etwas Geheimes und Myſtiſches, was die Menſchen an ſie feſſelt, die Traulichkeit und Heimathlichkeit, was der Schweizer das Heimelnde nennt. Gerade da, wo der Menſch am ſchwerſten zu dem Nachbar kommen kann, wo er durch Meer und Felsgebirg und Eis und Schnee oft viele Monate lang am verſchloſſenſten und einſamſten wohnen muß, wo ſein Haus und ſeine Schlucht dann gleichſam ſein einſames Gefängniß wird, gerade da wird er am feſteſten gebunden. Dies erleben wir an der Oſtſee, auch in den Halbinſeln und Inſelchen meiner Inſel Rügen, auch in Bornholm u. ſ. w. alle Tage, daß Abenteurer und Schiffer, die in ihrer Jugend alle Länder durchfahren und alle lebendigſten und herrlichſten Städte der Welt geſehen haben, im reiferen Alter mit unwiderſtehlicher Sehnſucht in die einſame Heimath zurückgelockt werden, um an einem kahlen, bloß von Tauchern, Enten und Möven umkrächzten Strande, unter einer rauhen Klippe, wo der alte Hagedornbuſch ſchon über den Locken des Urahns wehete, die letzten Sonnen auf und unter gehen zu ſehen.

Es wird uns erzählt, wohl mit etwas prunkvoller Uebertreibung, um die römiſchen Siege und ihre Erfolge gleichſam glänzender zu machen, wie gräßlich blutig Auguſtus Stiefſöhne die Eroberung der letzten unbezwungenen Alpenlande vollendeten und wie die freiheitliebenden Söhne der Berge dabei größtentheils ausgerottet wurden. Das klingt man nach gewaltigen Feldzügen ſo in die Ferne der Länder und Zeiten hinein. Wenn in unſern Tagen die Feldzüge der Franzoſen und Oeſterreicher und die blutigen Schlachten an der Donau und in Tyrol jemand am Taurus oder im Atlas gehört oder beſchrieben geleſen hätte, wenn am Taurus und Atlas aus der Ferne her dergleichen gehört oder geleſen würde, der könnte ſich allenfalls auch wohl einbilden, daß nach ſo blutigen, mörderiſchen Kämpfen wenig Manns mehr übrig geblieben ſey, was Lanze und Schwerdt tragen könnte. Aber ſo war es nicht, ſo iſt es gewiß auch in der Zeit des Tiberius und Druſus nicht ganz geweſen. Sey es, daß der größte Theil der wehrhaften Männer im hartnäckigen Kampfe mehrerer Jahre aufgerieben iſt, daß in einzelnen Thälern ſelbſt die Mütter aus Grauen, ihre Kinder als künftige Sklaven zu wiſſen, die Söhne aus den Wiegen geriſſen und gegen die geſchändeten Felſen geſchleudert und ſich ihnen dann in den Tod nachgeſtürzt haben — ſolche Großthat iſt nimmer eine allgemeine, kann nimmer die eines ganzen Landes ſeyn — eine einzelne Stelle, eine einzelne, gewaltige, zuſammengedrängte, von wenigen mächtigen Seelen erhobene und ermuthigte Stadt, eine Numantia, ein Harlem können ſolche Wagniſſe der Herrlichkeit zeigen und beſtehen, auf fünfzig und hundert Meilen zerſtreute Völkerſchaften von Hunderttauſenden verſchwinden durch ſolche Tode und Aſchen nicht von der Erde. Die Meiſten werden durch die Zeit zuletzt ermattet und nicht ſo ſehr durch die Feigheit und Habſucht, als durch die langſam zermürſende Noth und den Jammer des Kriegs ſelbſt an dem Leben und in ihren Sitzen feſtgehalten. Gewiß ſind in den Alpen auch von den Wehrhaften einige übrig geblieben, deren Herzen ſich endlich zum Dienſt gebeugt haben, der abhängigen Knechte, welche auch die freien Völker weiland immer hatten und auch die Tſcherkeſſen und Lesghier heute im Kaukaſus haben, der Schwachen, der Alten, der Weiber und Kinder nicht zu gedenken. Die Blachlande zwiſchen den Alpen und der Donau ſcheinen ohne ſolche Kämpfe unterworfen zu ſeyn. In dieſen Landen haben nun die Römer etwa vier Jahrhunderte geherrſcht, Feſtungen gebaut, auch manche Kolonien angelegt, neues Volk aber (nämlich ſo viele Menſchen, die da Volk heißen und Volk werden konnten) nicht eingeführt. In dieſen vierhundert Jahren haben dieſe Faulen, die im Ganzen ſo wenig wißbegierig waren, hier freilich nicht geträumt — denn ihre nördlichen germaniſchen Nachbarn ließen ihnen zum Träumen keine Ruhe — aber doch verſäumt, uns über die Lande, die Menſchen und überhaupt über die örtlichen, volklichen, menſchlichen Zuſtände genauere Beſchreibungen und Nachrichten zu hinterlaſſen. Wir ſind da für die Erkundung des Einzelnen in dieſen Beziehungen auf einige zufällige und gelegentliche Züge und Striche in den römiſchen Geſchichtsbüchern und auf Namen der Orte und Menſchen, wie auf Grabſteine, Münzen und zerſtreute Denkmäler angewieſen. Nur das wiſſen wir, daß Markomannen, Burgunder, Allemannen oft weit über die römiſchen Gränzwälle gegen Süden und zuweilen gar bis über die Alpen vordrangen, und daß gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts die Allemannen ſchon einen Theil der Weſtlande dieſer Gränzen beſetzt hatten.

Nach dem gewaltigen Stoß und Sturz der Völker ſeit Hermanrich, Alarich, Attila und ihren Folgen iſt gerade dieſes große römiſche Alpen- und Donauland größtentheils die Völkerſtraße von Norden und Oſten gegen Süden und Weſten geworden; aber auch dieſe wilde Zeit und ihre wilden Getümmel und Hin- und Herzüge hat man ſich doch nicht ſo übergräulich und entſetzlich einzubilden, als wenn in ihr nimmer Ruhepunkte geweſen wären, wo kein Gras und kein Menſch mehr hätten wachſen können. Freilich jene Getümmel wiederholten ſich mehrmals, aber die Strömungen brausten doch meiſtens ſchnell weiter und die meiſten der germaniſchen Völkerſchaften waren doch auch keine ſolche barbariſchen Beſtien mehr, als man ſie ſich häufig ausmalt; und das ſoll man auch bedenken: die wenigſten von ihnen wollten geradezu zerſtören, viele wollten bleiben, ſie wollten alſo erhalten, wenigſtens ſo erhalten, als ſie in ihrer Rohheit das Erhalten verſtanden.

Doch ſeit der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung ſind germaniſche Völkerſchaften hier eigentlich erſt als Herrſcher ſeßhaft geworden, in den Weſtlanden vorzüglich Allemannen und einige Burgunder, in den Oſtlanden meiſtens andere ſueviſche Stämme und gothiſche:

Heruler, Rupier, Oſtgothen, auch wohl Nachlaß der alten Markomannen und Burgunder. Das Wieviel von einem Jeglichen und die Miſchung unter einander und mit den alten Einwohnern, die über vier Jahrhunderte unter den Römern fortgelebt hatten, das kann jetzt kein Sterblicher mehr berechnen und ſichten. So iſt hier in dunkler und geſchichtlich faſt ganz verhüllter Zeit, welche für die einzelnen Bildungen und Entwickelungen wenigſtens eine verhüllte Zeit heißen muß, der große Name Boyoaria und Bayern entſtanden, der zwiſchen dem ſechsten und achten Jahrhundert gleichſam ein eigenes Reich bildete und, wenn gleich als ſolches von dem Zertrümmerer und Schöpfer Karl dem Großen zerſtört, ſpäter noch, indem es Bayern, Tyrol, Oeſterreich in ſich begriff, das dritte größte der deutſchen Herzogthümer bildete, da man das auſtraſiſche Altfranken, ſo lange es als Ein Herzogthum zuſammenhielt, wohl das reichſte und mächtigſte und das Herzogthum Sachſen das größte und weiteſte nennen durfte.

Dieſes Bayern? In der Zeit unſers deutſchen Jammers zwiſchen den Jahren 1805 und 1813 meinten einige ſchlechte Deutſche, die an jeder deutſchen Wiederaufrichtung des gefallenen Vaterlandes zu verzweifeln ſchienen, dem franzöſiſchen Uebermuth, den ſie vielleicht für einen galliſchen Uebermuth hielten, durch die galliſche Verwandtſchaft ſchmeicheln zu können. Wie man von einem verwundeten Pommer erzählt, daß er einem Officier, der ihm nach der Leipziger Schlacht ſeine pommeriſche Heimathſchaft bekannte, geantwortet habe: Ja nu willen ſe all Pommerenken ſin, ſo wollten damals Einige alle Bayern rein zu Galliern machen. Das ſoll man wohl ſchweigen, wie viel Galliſches jetzt noch in einzelnen Schweizern, Tyrolern, Bayern, auch wohl in einigen Oeſterreichern ſteckt, aber daß Vieles darein gemiſcht ſeyn muß, müſſen wir geſchichtlich glauben. Am meiſten gilt dies jedoch ſicherlich von den gebirgigten Gegenden. Ich für meinen Theil, indem ich den geſchichtlichen Spuren folge, die aber mit Schutt und Geſtein und Geſtrüpp ſehr überſchüttet und verwachſen ſind, muß glauben, daß viele Nachbleibſel von Markomannen und Burgundern, ferner die eben genannten gothiſchen Stämme zu den deutſchen Bewohnern Bayerns, Tyrols und Oeſterreichs den Beitrag geliefert haben. Dieſem Glauben kommt auch die äußere Erſcheinung und das Auge zu Hülfe, und Manches, was mir in den Geſichtern und Geſtalten der Menſchen der Oberpfalz und Bayerns und Oeſterreichs begegnet iſt, und was bis an die Kniee und Waden und Köpfe der Lombarden an den Seen von Como und Garda hinaufläuft. Das iſt mir erſt recht aufgefallen, nachdem ich in verſchiedenen Ländern und Völkern Aehnlichkeiten und ſelbſt Verwandtſchaften zu ſehen gemeint habe; es iſt mir, als ich in langen Zwiſchenräumen Frühergeſehenes wiedergeſehen habe, wie eine Rückerinnerung, wie etwas, was ich in einem längſt vergangenen Weiland ſchon erlebt hatte, gleichſam in den geiſtigen Blick geſchoſſen. Dergleichen ſcheint dann oft plötzlich und hell wieder ins alte Auge, wie die mit Wehmuth durchſchimmerten Dämmerungen der Träume jugendlicher Liebe und Freude. In der Oberpfalz, in Südbayern und bei manchen Oeſterreichern und Tyrolern finden ſich beſonders viele Rundköpfe und eine vorzüglich runde Form von Waden und Knieen, kurz ein ſehr rundes gedrungenes Bein. Dieſe Rundköpfe, dieſe Art Beine (ich meine nicht allein die Beine der Bergkletterer) ſind charakteriſtiſch bei den gemeinen Schweden, mehr jedoch im Schwedenreiche als im Gothenreiche, worin die ſchwediſchen zwei Hauptſtämme ſich ſcheiden, und eben ſo bei den Lombarden. Ich weiß nur, daß mir bei dem Anblick von lombardiſchen und bayriſchen Fußregimentern immer die weſtmanländiſchen und upländiſchen ſchwediſchen eingefallen ſind. Hiebei ſtellt eine geſchichtliche Wahrnehmung ſich ungerufen ein; nämlich die enge, durch zwei Jahrhunderte fortgeſetzte Verbindung der vornehmen und vórnehmſten lombardiſchen und bayriſchen Geſchlechter, was vielleicht auf Erinnerung ſehr alter Freundſchaft und Verwandſchaft der Stämme hinweiſt, eine Verbindung, welche mit den umgeſtürzten Thronen von Regensburg und Verona auch von Karl dem Großen durchſchnitten ward.

Ich bekenne hier mit einiger Beklemmung, daß ich Sie, meine Verehrten, mit dieſem Hinundherſpazieren in die Kreuz und Queer auf den gutentheils noch wüſten und unwegſamen Pfaden der Geſchichte dunkler Anfänge oder verdunkelter Vergangenheit und mit den Zügen und Flügen von Gedanken und — geſtehe ichs nur — einer ſich oft verflatternden Phantaſie zu ermüden und zu langweilen fürchte; aber ich habe mich einmal vor Ihnen auf dieſes wilde Pferd geſetzt, das vielleicht mein Steckenpferd iſt, und ſie müſſen nur Geduld haben und mich noch ein wenig vor ſich hingaloppiren ſehen.

Wer in die ſogenannte auch mir angeſcholtene Deutſchheit zu ſehr verliebt iſt, in ein, wie Manche ſagen, unbeſchreibliches Ding, ein Ueberall und Nirgends, das nur in Träumen der Phantaſie hin und her fliegt, eine Sternſchnuppe, wie ſie in trüben Novembernächten klumpenweiſe aus umnebelten Geheimhimmeln fallen, der mag ſich leicht an der Meinung ſtoßen, daß in dieſer ſüddeutſchen Deutſchheit, welche der norddeutſchen gegenüber oft ſo ſtolz auftritt, viel Galliſches eingemiſcht gedacht werden muß. Galliſches? Heißt das immer Schlechtes? Denn wiewohl wir mit Alten und Neuen in der Regel ſagen, daß das Galliſche von Natur leicht, leichtſinnig und nicht ſo nachhaltig und treu als das Deutſche ſey, ſo ſind darin doch manche liebenswürdige, zum Theil freilich ſpielende Eigenſchaften des Geiſtes und des

Herzens verſchloſſen, welche uns Deutſchen fehlen und deren Luſt wir uns vergebens wünſchen. Und wiſſen wir denn, ob es nicht auch ſehr ernſte und feſte galliſche Stämme gab, ob die Bojer und Alpenbewohner nicht etwa ſolcher Art waren, und ob in den Schweizern, Tyrolern und Bayern doch nicht mehr galliſches Blut fließen könnte, als wir meinen? Denn deſſen können wir uns bei näherer Betrachtung und Wägung der Menſchen bei ihnen allerdings tröſten, daß das Germaniſche in Art und Sprache geſiegt hat, daß eine gewiſſe gutmüthige, oft faule Schwerfälligkeit, eine gewiſſe gerade Treuherzigkeit, wodurch eben nicht immer eine germaniſche Männertugend bezeichnet werden kann, da ſie oft dicht neben der Schwächlichkeit und Gleichgültigkeit liegt, nebſt andern edlern Eigenſchaften das deutſche Gepräge genug auszeichnet. In einzelnen Thälern Tyrols und der Schweiz möchte eine gewiſſe ganz eigenthümlich ſelbſtbewußte Geradheit und Luſtigkeit, die auch mit der ſogenannten deutſchen Treuherzigkeit gar gewandt und ſchelmiſch zu ſpielen verſteht, nicht bloß im Umgang, ſondern auch im gemeinen Handel und Wandel ſehr auf galliſchen Urſprung hinweiſen. Ueber einzelne romaniſche Reſtchen bedarf es hier der Rede nicht, noch über das, was uns aus manchen rabenſchwarzen Locken und liſtigen Augen als fernſt von allem Deutſchen hier auch zuweilen ganz fremdartig anblickt.

Wir gehen nun zu dem ſlavoniſchen Theil Deutſchlands über, was hin und wider auch wohl das Wendiſche oder Windiſche genannt wird. Dieſer Stamm ſitzt noch heute hie und da ſehr dick und dicht in Südöſterreich, noch mehr in Mähren und Oberſchleſien, viel mehr in dem czechiſchen Böhmen; eingeſprengt iſt er in das mittlere oder kleine Franken (der weiland fränkiſche Kreis) und in die Elb-, Saale- und Berglande der Thüringer und Oſtſachſen (Oſtfalen); aus ihm, ſagt man uns, ſind die gegenwärtigen

Schleſier, Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, Wagrier (Oſtholſten) die knechtiſche und knechtiſchgeſinnte deutſche Baſtardbrut, wie in gewiſſen böſen Stimmungen ſüddeutſcher Uebermuth die Bewohner dieſer Lande zuweilen ſchimpft. Dieſen rufe ich hier ſogleich am Eingange ein Halt an! zu; denn ſie ſcheinen wenig zu wiſſen und zu überlegen, was ſie thun, oder was ſie wollen und wohin ſie in leidenſchaftlicher Uebertreibung fortgetrieben werden.

Es war, wie ich oben leicht angeſtoßen habe, die ſchändliche Zeit vor vierzig Jahren da, wo deutſche Blindlinge, die man in einem gewiſſen Sinn auch wohl Blendlinge und Baſtardbrut ſchelten dürfte, alles Süddeutſche den Franzoſen zu Gefallen rundum und kurzum zu reinem Galliſchen machen wollten. Später iſt uns nach den Tagen der Sklaverei eine Zeit für wahre und eingebildete Freiheit gekommen, und ſie iſt noch da, wo die begeiſterten und berauſchten Freunde und Verehrer derſelben durch das entſetzliche Unglück der Polen mit ſich ſelbſt und der Geſchichte in den brennendſten Widerſpruch hineingeriſſen wurden. Indem ſie in den Polen nichts als Begeiſterung für das Edelſte und Höchſte, Stolz, Ritterlichkeit mit Todesmuth für ihr Recht und ihre Freiheit erblickten, bewunderten und vergötterten, ſchimpften und ſchimpfen einige von ihnen noch jene eben genannten nordöſtlichen Deutſchen, und nannten ſie wendiſche, ſlaviſche, ſklaviſche, knechtiſche Menſchen ohne Kühnheit und Streben für Güter edlerer Freiheit, jeder unwürdigſten Knechtſchaft geduldig, und eine verbaſtardete wendiſche Brut — und das alles meiſtens nur, weil ſie unumſchränkten Königen und Herzogen gehorchen und noch nicht auf den conſtitutionellen Höhen ſtehen. Wobei ſie ganz und gar vergeſſen, daß, wenn das Slaviſche und Wendiſche in den Schleſiern, Pommern, Mecklenburgern u. ſ. w. Solches bedeutet, die vergötterten Polen dadurch ſchwerlich gelobt werden, denn jene wären ja dann mit den Polen des nächſten, ja faſt deſſelben Blutes. Unrecht haben dieſe vom Oberrhein und von der Oberdonau doppelt, dieſe Südlichen, in welchen doch ohne Zweifel viele galliſche Keime ſtecken, indem ſie zu gleicher Zeit vergeſſen, wie viel Aehnliches, ja faſt Gleiches das ächte Galliſche und das ächte Slaviſche oder Wendiſche in ſeinen Erſcheinungen und Lebenswirkungen offenbart. Leichtigkeit, Leichtſinn, Gewandtheit, Unruhe, Heftigkeit, Geſchwindigkeit des Gedankens und oft zu flüchtige Geſchwindigkeit des Einfalls, des Entſchluſſes und der That — kurz das Ungeſtüme, Fliegende, Flüchtige, mit mancher liebenswürdigen Leichtigkeit, Hübſchheit und Ritterlichkeit gepaart, wie es ſich auch bei vielen ſehr galliſchen Franzoſen findet, nebſt manchen andern hübſchen Fertigkeiten und Eigenſchaften, die uns Deutſchen fehlen — das iſt das Slaviſche, das iſt das Polniſche. Aber in jenen als Baſtardbrut und Knechtsbrut Geſchimpften erſcheint das freilich wenig, und wir werden ſehen und zu erklären ſuchen, warum es da wohl nicht erſcheint.

Wir folgen nun ungefähr der ſlaviſchen Volkslinie, wie wir ſie uns gezogen haben oder wie ſie uns vielmehr örtlich und volklich vorgezeichnet läuft, und hängen daran einige zu unſerer Aufgabe gehörige leichte Bemerkungen.

Die Slaven des Kaiſerthums Oeſterreich. Sie ſind faſt allenthalben ganz geblieben, auch die leichteren und dünneren derſelben, die in einem Jahrtauſend wohl etwas zu verwandeln und in das Deutſche mehr einzuverleiben geweſen wären. Ich meine hier diejenigen, welche in Südöſterreich und auch zum Theil in Mähren hin und wieder unter Deutſchen verſprengt und zerſtreut wohnen. Oeſterreich hat ſeit der Reformation traurig verſäumt mit deutſcher Sprache und Literatur fortzuleben und fortzublühen, wenigſtens ſo viel zu blühen, als man in den letzten drei Jahrhunderten deutſch blühen konnte; es hatte lange von ſeiner Herrlichkeit weg mit ſpaniſchen und italieniſchen und zuweilen auch mit jeſuitiſchen Augen zu ſehr nach Süden geblickt und ſich von dem deutſchen Lichte abgewendet, und als ihm ſeit dem unvergeßlichen Kaiſer Joſeph die Augen wieder aufgegangen ſind, ſind den vielen Fremden oder denen, die als Halbfremde unter und bei ihm wohnen, ihre Augen auch aufgegangen. Sie wollen, nachdem ſie in einem tauſendjährigen Schlafe gelegen, nun auch durchaus etwas Eigenes ſeyn, eigenes Weſen, eigene Sprache und Literatur pflegen und bauen, und könnten Oeſterreich und Deutſchland noch einmal wieder Kämpfe bereiten, wie ſie von dem neunten bis dreizehnten Jahrhundert zwiſchen den beiden Völkern beſtanden. Von Böhmen rede ich hier nicht, Böhmen iſt ein ſo großer Klumpen und iſt ein ſo gewaltig eigenthümlich czechiſcher Klumpen für ſich, daß ſeine Verwandlung, ſeine Ueberſetzung ins Deutſche, wenn man ſie jemals hätte verſuchen wollen, wohl immer die allerſchwerſte geblieben wäre.

Jene ſüdlichen Wenden in Steiermark, Kärnthen, Krain ſcheinen volle, ächte Slaven. Wo ſie noch unter den Deutſchen wohnen — ich meine die Einzelneingeſprengten — unterſcheidet man ſie bald durch ihr keckes, leichtes und trotziges Auftreten, durch geſchwindere Bewegungen und volleren Lärm, durch ſchlankere und gewandtere Glieder; denn die Slaven ſind ein hübſcher Menſchenſtamm. Aber man erkennt ſie leider nicht nur an den geſchwinderen und lauteren Zungen und Schritten und den Schnauzbärten, ſondern auch an den undichteren Mänteln und Scheunendächern, als die ihrer Nachbarn ſind. Das leichte, windige, ſorgloſe Blut.

Aber die Czechen? Da ſtehen wir oder — wie das gemeine Wort ſagt — da ſtehen die Ochſen am Berge, da ſtaut ſich uns das Waſſer: wir ſtehen und ſtaunen, weil wir nicht wiſſen, wohin mit dieſen oder woher. Ich habe mich über dieſe Erſcheinung der böhmiſchen Czechen oft verwundert, und auch andern iſt das widerfahren. Warum? woher ſolche Verwunderung, die ich eben ſogar bis zu einem Erſtaunen geſteigert habe?

Dieſe Verwunderung iſt etwas ſehr Begreifliches, weil die Czechen ein ſlaviſcher Widerſpruch ſcheinen, eine faſt unerklärliche Ausnahme von der ſlaviſchen Regel. Wie oft iſt anderswo und auch an dieſer Stelle wieder ausgeſprochen und von jedermänniglich zugeſtanden: der Slave iſt an Leib und Seele ein leichtes, luſtiges Weſen, das ſich mit Gewandtheit und Friſchheit durch und über die Welt hin ſchwingt und Leid und Plage leicht abſchüttelt, kurz ein vollkommener Gegenſatz des ſchweren und langſamen Deutſchen! Und dieſer Czeche? dieſer ſo ernſthafte, düſter tiefſinnige und bei Gelegenheit ſo nachhaltige und ingrimmige Menſch? Woher iſt dieſer geſprungen und entſprungen? warum iſt dieſer rieſengebirgiſche karpathiſche Slave ſo aus der Art geſchlagen?

Man antwortet uns hier wohl: Seine Schickſale haben ihn ſo gemacht, die ungeheuren Plagen, Strafen, Aechtungen, Hinrichtungen, zuerſt die durch Johann Huſſens Scheiterhaufen veranlaßten, dann die unter den zwei erſten Ferdinanden, haben ihm das dunkle Bild auf die Stirn und die düſtere Farbe ins Herz gepreßt. Aber das erklärt die Sache nicht, denn man kann dagegen ſagen: eben weil dieſer Czeche von Natur ſo ernſt, tief und mächtig war, hat er jene ſchwerſten, fürchterlichſten Verhängniſſe auf ſich herabgelockt. Und in dieſem Ausſpruch ſcheint wirklich eine Wahrheit zu ſeyn. Auch wird jene erſte Anſicht augenſcheinlich widerlegt durch die vielen unter der türkiſchen Herrſchaft nun ſchon drei, vier Jahrhunderte ſchmachtenden und zertretenen Slaven. Warum zeigt uns der Bosniake, der Bulgare und der Kroate nicht auch das czechiſche Geſicht? Nein, bei dieſen erſcheint das alte ſlaviſche Blut immer noch in ſeiner vollen grünen Friſche; wenn nur irgend eine Ruhe von den Plackereien und Schändungen eintritt, wenn nur irgend ein Sonnenglanz des Lebens aus dem dicken Gewölk ihrer unendlichen Schändungen hervorleuchtet, ſogleich ſpringt und jauchzt es wieder, ſogleich iſt der alte Leichtſinn, die alte Lebendigkeit und Luſtigkeit wieder da. Es muß dieſes Czechenvolk alſo in früher Zeit, vielleicht lange vor ſeiner Einwanderung in Böhmen, von einem fremden Volke, vielleicht von dem germaniſchen Volke, eine Beimiſchung empfangen haben, welche ihm jenen Schwerſinn, Tiefſinn, Wiſſenſchaftsſinn gegeben hat, wodurch es ſich faſt vor allen ſeinen Bruderſtämmen auszeichnet. Da dieſe Art ſich auch bei denjenigen Czechen findet, die in Nordungarn und Mähren, ein paar Millionen Menſchen in den Karpathen wohnen, ſo muß man beinahe glauben, daß eine ſolche Verwandlung des leichten Slavoniers in einen ſo ernſten und ſchweren Menſchen ſich wohl ſchon vor jener Zeit begeben hat, welche wir gewöhnlich die Völkerwanderung nennen. In Hinſicht der böhmiſchen Czechen könnte man allenfalls meinen, daß ſie, da die Bergbewohner ihre Heimath nicht gern verlaſſen und nicht leicht verlaſſen können, bei ihrem Einrücken in Böhmen nach der Auswanderung oder Austreibung der Markomannen und Quaden dort in den Bergkeſſeln noch viele Hunderttauſende deutſcher Menſchen gefunden und mit ihnen und aus ihnen eine neue Art gezeugt hätten.

Wie dem auch ſey, der Böhme iſt ein gar abſonderlicher Slave und ein gar abſonderlicher Menſch, der ſich auch durch einen gewiſſen ſtummen Groll, welcher leicht bittrer Haß wird, von dem Deutſchen gern abſondert, welcher, wie er meint, ihn von jeher beſchädigt und unterdrückt hat. Nun wohnen Deutſche unter Böhmen, in dem Innern, in den Bergkeſſeln und auf den Ebenen, meiſtens nur in den Städten; Deutſche wohnen ringsum in den von Nordweſten nach Südoſten fortlaufenden Gebirgen, und von da hin und wieder mehrere Meilen tiefer ins Land hinein, einige weſtliche Kreiſe Böhmens nicht gerechnet, welche der Luxemburger Karl IV. im vierzehnten Jahrhundert von dem Nordgau Klein- oder Innerfrankens abriß und mit ſeinem Böhmen vereinigte, wo Pilſen, Budweis, Eger, Karlsbad u. ſ. w. Dieſe böhmiſchen Bergdeutſchen ſind wahrſcheinlich Nachbleibſel der alten deutſchen Bewohner dieſer Lande, der Hermunduren, Markomannen, Quaden u. ſ. w., ein lebhaftes, munteres, thätiges, ſang- und klangreiches Menſchengeſchlecht. Uebrigens dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß die Czechen ebenfalls ein Geſang und Saitenſpiel liebendes Volk ſind.

Es bleibt uns nun übrig, einen kurzen Blick auf unſer nordöſtliches Deutſchland zu werfen, auf unſere ſlaviſchen und wendiſchen Deutſchen, welche, wie wir oben klagten, ſo häufig als eine gleichſam niedrigere Art, als eine Baſtardbrut von ſolchen geſchimpft werden, die in ihren Gränzen und in ihrem Blute galliſche Beſtandtheile nicht abläugnen können, wo denn doch bei Vergleichung und Gegenwägung der ſlaviſchen und galliſchen Eigenthümlichkeiten ſchwer zu entſcheiden ſeyn möchte, nach welcher Seite der Herleitung und Verwandtſchaft das Uebergewicht fallen würde. Bekanntlich waren dieſe öſtlichen Lande, die Abſenkungen der Karpathen, und die Ebenen über Elbe und Saale hinaus und bis über die Thüringer und Oſtfalen hinein, und an dem Saum der Oſtſee nördlich der Elbe von dem öſtlichen Transalbingien bis zur Weichſel hin, im achten, neunten

Jahrhundert Wendenlande, und ſind erſt nach langen und hartnäckigen, drei Jahrhunderte fortgeſetzten Kriegen unter Deutſchland bezwungen und wieder germaniſirt worden. Die Scheidung von zwei verſchiedenen deutſchen Zungen hat ſich hier ſo gemacht, daß die ſueviſche, hochdeutſche Mundart die Lande am öſtlichen Abhange der Karpathen (Mähren, Schleſien, die Lauſitzen, Meißen), die ſächſiſche, niederdeutſche dagegen alles übrige nördliche und nordweſtliche Land der Wenden ergriffen und wieder gedeutſcht hat. Dieſe Deutſchung, Neudeutſchung oder Verdeutſchung der Wenden hat ſich indeſſen geſchwind gemacht, und iſt faſt allenthalben in zwei Jahrhunderten vollendet worden, mit Ausnahme einiger kleinen Brüche in den Lauſitzen, im Lüneburgiſchen (wo es nun auch abgeſtorben iſt), in Hinterpommern (Kaſſubien), wo wendiſche Sprache und Art und Sitte ſich zum Theil bis auf unſere Tage erhalten hat. Man fragt ſich hier billig: Wie iſt dieſe Veränderung, ja dieſe Verwandlung von Millionen Menſchen — denn geringe gerechnet ſind doch wohl zwei bis drei Millionen Wenden damals unter Deutſchland und zu Deutſchland geſchlagen worden — ſo geſchwinde zu Stande gekommen? Welche außerordentliche und überwiegende geiſtige oder leibliche Macht hat dieſes ſeltene Ergebniß zu Stande gebracht?

Die leibliche Macht? Dieſe Lande haben allerdings erobert werden müſſen und ſind langſam, die meiſten mit dem Schwerdt, zu Deutſchland herangeholt worden; es ſind deutſche Anſiedler eingezogen, deutſche Bürger haben deutſche Städte gebaut oder ſich in den ſchon ſtehenden neben den alten Einwohnern niedergelaſſen, deutſcher Adel hat Güterſchenkungen bekommen, deutſche Prieſter haben das Chriſtenthum gebracht und ſowohl für die neue Lehre als die neue Herrſchaft die Menſchen zähmen und gewinnen geſollt. Die Zahl der Einwanderer und Anſiedler, welche in ſehr verſchiedenen Zeiten und meiſtens in einzelnen Schaaren, nach einander gekommen ſind, läßt ſich ſchwerlich berechnen, aber über ein paar Hunderttauſende wird ſie ſich in jedem Fall nicht viel belaufen; und was konnte das für ſo weitgeſtreckte Lande bedeuten? Unterworfen ſind die Völker allerdings geworden, mit Ausnahme jedoch der Herrſcher über die Pommern und Schleſier, die ſich allmählig faſt wie freiwillig angeſchloſſen haben; ſie ſind auch allmählig immer mehr nach deutſcher Weiſe geordnet, verwaltet und regiert worden, aber grauſame tyranniſche Gewalt, wodurch ihnen deutſche Sprache und Art unwiderſtehlich aufgedrungen wäre, wird uns faſt gar nicht gemeldet. Sie iſt auch an wenigen Stellen in ſolcher Weiſe vorauszuſetzen, wie ſie von Römern in der alten und von Moskowitern in der neuen Zeit häufig gebraucht iſt, um ſo weniger vorauszuſetzen, da der größte Theil dieſer Landſchaften (Schleſien, Pommern, Mecklenburg) von einheimiſchen wendiſchen Fürſtengeſchlechtern regiert wurde und auch mancher urſprünglich wendiſcher und ſlaviſcher Adel als mitgebietend und in ſeiner Ordnung herrſchend da blieb, welche doch ihre Eigenſten gewiß nicht unterdrücken und vertilgen wollten.

Die geiſtige und geiſtliche Gewalt? War dieſe mehr unſichtbare, aber eben deßwegen wirkſamere und unentfliehbarere Gewalt der Art, daß die Geſchwindigkeit der Verwandlung und Verdeutſchung, wie wir ſie ſehen, dadurch erklärt werden kann? Ich ſage hier kühnlich Nein! Es iſt eine unendliche Macht in den Reizen einer lebendigen Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur zur Ueberwältigung des Rohen und Barbariſchen; da muß der Schwache und Rohe dem Starken und Gebildeten bald dienſtbar werden und durch Anerkennung und Annehmung des Höhern und

Lebendigern zuletzt gern dienen wollen. Dies iſt das ſchöne Geſetz Gottes. Aber ſolches Höhere und Mächtigere brachten die neuen Herren und Anſiedler nicht mit. Sie waren meiſtens vom Frieſen- und Sachſenſtamm, welcher durch die Völkerwanderung unerſchüttert und in ſtarker Volksmenge blühend geblieben war, und im 11. und 12. Jahrhundert unter Andern auch durch Waſſerfluthen zum Auswandern erregt ward. Edle Stämme, die aber von ſolchem Ueberwältigenden nichts hatten, keine überragende Bildung und Verfeinerung, vielweniger eine Literatur, wie ſie bei den hochdeutſchen Fablern und Minneſängern doch ſchon begonnen hatte. Und das Geiſtliche und ſein Einfluß — das hätte allerdings mächtig wirken können zur Vernichtung des geiſtigen Gepräges der Slaven, nämlich der Sprache. Bei dem geiſtlichen Stande war allerdings die größere Bildung und er ſäete den Samen und trug die Keime der Vermenſchlichung und Geſittung für die neue Zeit mit ſich, aber die Ausſaat und Pflanzung geſchah faſt immer in lateiniſcher Sprache, die weder der Deutſche noch Slave verſtand, ſondern die er nur als Töne aus einer fremden und höhern Welt vernahm, für den gewöhnlichen gemeinen Unterricht aber und für die gewöhnliche Lehre und Predigt ſtiegen die Prieſter nach löblicher chriſtlicher Sitte, die bis dieſen Tag unter Chriſten und Heiden beobachtet wird, zu den Begriffen und Sprachen des Volks hinab und lehrten und predigten wendiſch, wo man nur wendiſch verſtand und ſo lange man nur wendiſch verſtand. Nirgends hört man von dem Nothzwange, daß nur deutſch hätte gelehrt und gepredigt werden müſſen.

Was ſollen wir alſo annehmen zur Erklärung des ſo geſchwinden Unterganges der ſlaviſchen Mundarten in dieſen Landen? Wir müſſen annehmen, daß die Deutſchen, als ſie dieſe weiland deutſchen Länder wiedergewannen, verwandte

Stoffe gefunden haben, die ſich mit ihnen ſchnell zuſammen verwachſen und einleiben und einleben konnten; denn ſonſt iſt der Wende und Slave durch älteſte Erinnerungen und Abneigungen ſo geartet und geherzt, daß er ſich dem Deutſchen nicht gern einliebt und einleibt. Wie das? und wohin ſchauen wir hier?

Wir ſchauen hier in den hellen breiten Spiegel, den die Geſchichte uns vorhält, und gebrauchen uns, wozu wir die vollſte Erlaubniß haben, zu gleicher Zeit deſſen, was der Mathematiker die Wahrſcheinlichkeits- und Ueberſprungsreihung nennt. Wir dürfen bei Erſcheinungen wie dieſe mit unſerm Geiſt und unſern Gedanken auch mit einer großen Geſchwindigkeit nicht nur hin und her ſpringen, ſondern mit einer ſichern Kühnheit auch überſpringen.

Die alte noch vor einem halben Jahrhundert faſt in allgemeiner Geltung ſtehende Vorſtellung von dieſen Wendenlanden, welche jetzt faſt alle und ganz wieder deutſche Lande, auch in Hinſicht auf Sprache, Sitte und Art deutſche Lande ſind, war ungefähr folgende:

Wir wiſſen ungefähr, daß die großen Veränderungen der Völkerſitze und Völkerſchaften zwiſchen die Jahre 400 und 600 fallen, wo ſogar viele bis dahin ungehörte Namen in der Geſchichte auftauchen; was ſich aber zwiſchen den Jahren eines Alarich, Rhadageis, Attila und Dietrich von Verona, und fernerhin in dieſem entlegenſten und unbeſchriebenſten europäiſchen Norden zwiſchen Karpathen, Dnepr und Oſtſee, und um Weichſel, Oder und Elbe in jenen Jahrhunderten begeben hat, was für Getümmel, Kriege, Stöße und Gegenſtöße dort jenſeits der geſchichtlichen Kunde vorgefallen ſind, darüber können wir nur mit Vermuthungen ſpielen. Nun war aber die alte Anſicht, daß von Alarich und Rhadageis an bis auf Dietrich den Oſtgothen und Alboin den Longobarden hin die deutſchen Völkerſchaften immer mit Mann und Maus und mit Weib und Kind ausgewandert ſeyen, daß die ſlavoniſchen, von gothiſcher und hunniſcher Herrſchaft befreiten und nun erſt in Europa erſchollenen Völkerſchaften nichts weiter zu thun gehabt hätten, als in die von Longobarden, Rugiern, Gepiden, Herulern, Gothen, Markomannen und Quaden verlaſſenen, menſchenleeren Sitze einzurücken. So ſey aus dem alten öſtlichen und nördlichen Germanien ein Slavien und Polonien geworden. Ich habe oben bei Beſchauung der Alpenlande und Böhmens mich ſchon ausgeſprochen, daß unter Zelten lebende und mit ihren Heerden hin und her ziehende Nomadenvölker wohl auf ſolche Weiſe ausziehen und auswandern, daß es aber bei dichter wohnenden und Ackerbau treibenden Völkern eben ſo unnatürlich als unmöglich iſt. Nun wiſſen wir, die Germanen waren ſchon zu Cäſars und Plinius Zeiten ackerbauende*) Völker. In Belgien und in den Rhein- und Weſerlanden war damals ſchon, wie wir auch aus dem ſie zum Theil abſchreibenden Tacitus ſehen, Ackerbau und Volksmenge ſehr vorgeſchritten, und die Feldwirthſchaft und Gütervertheilung und die Einzelhöferei ſcheint ziemlich in der Weiſe gehalten und geſtanden zu ſeyn, wie wir ſie in dieſen Landen heutigen Tages noch erblicken. Der Ackerbau der öſtlichen (ſueviſchen oder vandaliſchen) germaniſchen Völker wird uns unſteter und unvollkommener gemeldet, aber von Cäſars und Tacitus Tagen bis zum Jahr 400 ſind doch in runden Zahlen 450 und 300 Jahre, und in einer ſo langen Zeit, da unterdeſſen keine großen Völkerfluthungen vorgefallen zu ſeyn ſcheinen, wird auch bei den nordöſtlichen ſueviſchen und gothiſchen Völkerſchaften, bei ihren meiſtens ſtätigen Sitzen Vieles in demſelben vorwärts gegangen ſeyn. Als nun die Völkerwanderung ſich begab, mögen wohl einzelne Stämme, zum Beiſpiel Heruler und Gepiden, im langſamen Fortrücken mit Weib und Kind im Ganzen ihre Straßen fortgezogen ſeyn; bei den größern Völkerſchaften hat man es ſich wohl ſo zu denken, daß nur die Fürſten- und Herrengeſchlechter, die Vornehmern, die Kriegsmänner und das kriegsrüſtige Gefolg, kurz ein Theil beide der edlen und der freien Wehren auch Weib und Kind mitgenommen haben; die meiſten ſind aber ſicherlich nur wie Heere gezogen, 30,000, 50,000 bis 150,000 Mann ſtark, wie ſie uns auch berichtet werden, und viele Alte, Weiber, Kinder, Wehrloſe, Hörige, auch wohl einzelne freie Bauern, welchen der Pflug und Ochs im Frieden theurer geworden war, als Degen und Streitroß, aber von der rüſtigen freien Degenjugend kaum einer, werden wohl in den Sitzen der Väter ſtecken geblieben ſeyn. Ich gebe hiebei nur zu bedenken, daß man auch jene Vorſtellung, die ſich nur zu ſehr eingeſchlichen hat, fahren laſſen muß, als wenn dieſe Wanderungen freiwillige und ordentlich bereitete und gerüſtete geweſen, und wie aus Verabredung, gleichſam wie aus Luſt vorgenommen ſeyen, etwa in ähnlicher Weiſe, als wenn Tauſende und Zehntauſende ſich jetzt einen Plan machten, in das Bannat oder an den Miſſouri auszuwandern, ihre Habe in der Heimath in Geld verwandelten, Schiffe, Pferde, Wägen, Vorräthe anſchafften und rüſteten. Nein wahrlich, freiwillig ſind von jenen unſern Aelteſten wohl wenige ausgezogen; als ſie aber einmal durch fremde Gewalt aus ihren Sitzen aufgeſchüttelt und gerückt geweſen, da iſt ihnen der Marſch freilich auf hundert oder zweihundert Meilen mehr oder weniger endlich gleich geworden; die meiſten ſind gewiß zuerſt gezwungen und bezwungen worden ſie haben ziehen und fliehen gemußt und durch ihren Stoß die, worauf ſie trafen, wieder zum Ziehen und Fliehen genöthigt, wie die Weſtgothen in den Jahren 370 und 380 vor den Hunnen über die Donau fliehen mußten und dann auf der Flucht durch Niederlagen und Siege in die Gewohnheit und auch in die Noth des Ziehens kamen, dreißig Jahre zuerſt Griechenland, Möſien, Illyrien, darauf Italien durchplünderten,* und endlich in Südfrankreich und Spanien zur Ruhe kamen. Wie geſagt, in welcher Weiſe Hunnen und Slaven in dieſen Gebieten auf und gegen die Germanen gefahren und geſtoßen ſeyn mögen, das wiſſen wir nicht; aber Sueven, Markomannen, Longobarden u. ſ. w. haben ſich gewiß nicht ordentlich und zierlich auf den Auszug bereiten und ſo gemächlich mit Sack und Pack abziehen können; ſie haben ſicher meiſtens geſchwinde fort gemußt, und viele Ueberraſchte, welchen der Mitzug unmöglich ward, haben auch wider Willen daheim bleiben und von den von den Hunnen aus ihrer Dunkelheit herausgetriebenen und vorgetriebenen und nun vorrückenden Slaven müſſen überziehen und unterjochen laſſen.

---

*) S. in A. Schmidts Zeitſchrift für Geſch. J. 1845, Heft 5, meine kleine Abhandlung Ueber den Ackerbau der alten Germanen.

Sie ſehen hier klar, meine Verehrten, wohin ich ſteure und nach meiner Anſicht und Ueberzeugung ſteuern muß. Ich meine und muß meinen, in den weiland germaniſchen Landen längs den Küſten der Oſtſee und um Weichſel, Oder und Elbe ſind die Menge Germanen ſitzen geblieben und in fünf, ſechs Jahrhunderten ſehr wendiſirt worden. Als die Deutſchen vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert als Eroberer und Einwanderer wiedergekommen ſind, haben die verhüllten und überwachſenen germaniſchen Keime ihre frühere Geiſtesluſt wieder gefühlt, ſind wieder deutſch aufgegangen und gegrünt, und haben das meiſte Wendiſche bald überwachſen und ausgelöſcht.

Und ſo ſieht es in der That aus: der Meißner, Lauſitzer, Schleſier ſtellt ſeinen nächſten Nachbar, den Thüringer (Hermunduren) und Kleinfranken, in ſeiner großen Beweglichkeit, Lebendigkeit und Geſchwindigkeit, der Brandenburger, Pommer, Mecklenburger den ſtillen, langſamen bedächtigen Sachſen (Weſt- und Oſtfalen) und Frieſen dar. Sie ſind nun wieder verdeutſcht und viele neu gedeutſcht, und ſprechen nicht nur in deutſchen Mundarten, ſondern leben auch ganz in und aus deutſchen Sitten und Weiſen — o wie fern von polniſcher oder ſerbiſcher Geſchwindigkeit, Leichtfertigkeit, Luſtigkeit und Schlüpfrigkeit! Den Vorwurf, welchen ſüddeutſche Voreiligkeit und Unbedachtſamkeit, wie ich oben erwähnte, dieſen wendiſchen Deutſchen oft entgegen wirft, daß ihr Sinn knechtiſch und undeutſch ſey, daß ſie deßwegen ſo leicht arge und ärgſte Leibeigenſchaft geduldet haben, verdienen ſie nicht. Sie tragen ihn nicht durch ihre Schuld, ſondern durch ein geſchichtliches Schickſal. Sie wurden in dunkler Zeit, wo die reiſigſte, rüſtigſte germaniſche Kriegsjugend gegen den Südweſten unſeres Welttheils hinabgetrieben ward, zuerſt von den Wenden überzogen, ſie wurden dadurch wieder von den deutſchen Kaiſern, Herzogen, Markgrafen zurück erobert und ihre Gebiete und Güter größtentheils unter deutſche Herren gelegt oder verliehen; das gewöhnliche Schickſal eroberter Provinzen. Etwas Aehnliches, aber freilich nicht in demſelben Grade, hat ſich in wieder halberoberten, und von Freund und Feind im Wechſel der Herrſchaft öfters umgekehrten deutſchen Landen, ſelbſt bei den Schwaben, Bayern und Oeſterreichern, begeben, wo ſchon früher mehr hörige und leibeigene Menſchen gemacht waren, als in den ſeit den Römerzeiten viel weniger geſtörten Wohnſitzen der Großfranken, Frieſen und Sachſen.

So ſind wir umherſpaziert und ſpazieren weiter umher und leſen die einzelnen Bruchſtücke und Zeichen zuſammen, die wir uns wohl vergebens einbilden endlich zu einem Ganzen, zu einem vollen Bilde, zuſammenlegen zu können. Wir kommen nun endlich zu dem deutſchen Menſchen, wie er ſich nämlich in ſeinem Ganzen, in ſeiner Haupterſcheinung in der Geſchichte und im Leben offenbart. Wir kommen nun zu dem Schwerſten, zu der Frage: Was der Deutſche denn eigentlich iſt? ob er aus ſeinen verſchiedenen Trieben und Eigenſchaften ein ſolches Bild herauswirft, daß man ihn als Geſtalt faſſen kann, daß man ausrufen kann: hier habt ihr einen Charakter, hier habt ihr den deutſchen Charakter?

Indem ich dieſe Frage thue, oder vielmehr, indem ich ſie an mich thue, wird mir faſt bange, wie einem verſtändigen Mann werden muß, der von ihm oft angeſchlagene Leiertöne wieder abſpielen ſoll. Ich muß fürchten, mich in dieſen unbeſtimmten, ſo oft mit dunkler Wehmuth angeklungenen Tönen zu verlieren und Ihnen, Verehrte, mit bekannten Klängen Langeweile zu machen. Das Zweite fürchte ich weniger, daß Sie durch Manches verletzt werden könnten, weil ich leider auch vieles gar nicht Schmeichelhaftes gleichſam über uns ſelbſt bekennen muß, indem ich allgemeine deutſche Bekenntniſſe ablege. Aber es iſt gar nicht meine Schuld. Sie haben den alten Kukuk aufgerufen, ſein eintöniges Lied zu ſingen, und Sie werden nicht böſe werden, wenn er, wie der Schwede zu ſagen pflegt, auf dürrem oder gar auf närriſchem*) Zweige ſitzt.

Wir leſen alſo nun noch wieder vieles Einzelne zuſammen; ſprechen über die einzelnen Eigenſchaften, wodurch der Deutſche als Menſch oder Bürger ſich vorzüglich zu zeichnen ſcheint, oder wie und wonach er von Fremden gezeichnet wird; vergeſſen dabei aber endlich auch das nicht, weſſen er ſich beſonders zu rühmen pflegt und wodurch er ſich zu loben meint. Alſo Scheine und Wirklichkeiten die Hülle und die Fülle.

---

*) Göken sitter pa en torr eller galen quist,

Wir wollen uns hier als in einem zu leichter und heiterer Ueberſicht beſtimmten Geſpräche nicht genau an einer gleichmäßig und regelmäßig hinlaufenden Schnur halten, ſondern den Neigungen, Trieben und Strebungen dieſes wunderſamen Proteus, wie ſeine Erſcheinungen vor uns aufſpringen, folgen und ihn darſtellen, wie der Eindruck des Augenblicks und die Gegenwart dieſer deutſchen Verſammlung und die heilige Scham, die man doch auch ſich ſelbſt ſchuldig iſt, es erlauben und gebieten. Das Wörtlein regelmäßige Schnur geht gar leicht von der Lippe, wenn das Leben nur ſolche Schnur zeigte, welcher man von a bis x in einer geraden Linie folgen könnte. Aber wie ſelten läuft eine ſolche gerade Linie durch das Leben eines Einzelnen! Wie ſelten ſind ſeine Leidenſchaften und Neigungen ſo harmoniſch geordnet, daß ſie eine geſetzmäßige Folge haben! Und nun gar die Millionenperſönlichkeit, ein Volk! Wie viele Kämpfe, Widerſprüche, Widerſtrebungen gegen ſeine ſogenannte Naturanlage, wie viele unerklärliche Verſchiedenheiten und Ungleichheiten, kurz, wie viele Unordnungen begegnen uns da! Alſo —

Wir hören, damit wir gegen Tadel geduldig werden, zuerſt noch wieder das Urtheil der Fremden über uns, wie nämlich die uns nicht günſtigen Völker in ihren gewöhnlichen Ausſprüchen über uns aburtheilen: ich meine, wie die nach den leichteſten und oberflächlichſten Eindrücken abſprechende Menge jener Fremden uns zeichnet. Ich will hier nur die gemeinen Münde der Franzoſen, Polen und Ruſſen gemeint haben. Sie ſagen: Der Deutſche iſt ſchwerfällig, langweilig, dumm, erſcheint verſchmitzt, kriechend, glückſuchend, habſüchtig, Nicht wahr? da haben wir Gottes Segen von Liebenswürdigkeiten.

Ja, das müſſen wir zugeben, ſchwer iſt der Deutſche, und auch ſchwerfällig; ſchwer iſt das rechte Wort. Ich habe oft geſagt, der Fluch Schwerenoth ſei recht deutſch, wie f.... und c.... c.... und God damn! und tusend djeflar! franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, engliſch, ſchwediſch. Wir ſind ein ſchweres Volk und fühlen die Arbeit und Noth der Welt und die Aufgabe des Lebens oft viel ſchwerer, als gut und recht iſt; und dieſes uns oft ſchwächende und übermannende Gefühl macht uns häufig ſowohl leiblich als geiſtig auch da ſchwerfällig, wo wir leicht leben und leicht tragen könnten und ſollten. Wenn in dieſer Schwere oder vielmehr in dieſem tragiſchen Weltgefühl hie und da eine Anlage zur Tugend liegt, ſo entſpringt doch aus ihr ein großer Haufen Unliebenswürdigkeit, eine Unluſt, Rauhigkeit und Sprödigkeit, eine Bedenklichkeit und Zauderlichkeit in Kleinigkeiten, worüber andere Völker nicht bloß lachen, ſondern zuweilen auch fluchen. Dieſe Schwerfälligkeit, die oft in mürriſche Stummheit und grolligen Trübſinn ausartet, haben Fremde und auch wohl Deutſche ſelbſt ein klimatiſches Uebel genannt, als von der ſchweren Luft und dem oft trüben, grauen Himmel verſchuldet, unter dem wir das Leben aushalten müſſen. Dies nicht ganz mit Recht. Freilich iſt ein Unterſchied da zwiſchen dem Himmel Campaniens und Weſtphalens, Berlins und Liſſabons, und das verſchiedene Naturſpiel muß auch da ſehr verſchieden in und auf dem Menſchen ſpielen; aber das allein macht es doch nicht. Die Völker bringen in alle Himmelsſtriche eine frühere Uranlage mit, die ſich nicht weiter erklären läßt. Auch der Irländer wohnt unter einem grauen und feuchten Himmel, der Pole wohnt in einem nördlicheren, düſterern, kälteren und ſchlechteren Lande als wir — und beide jauchzen, tanzen und ſpringen, wo wir mit ſchweren Füßen ſchreiten und den Sand und Koth des Lebens ſchwer an unſern Sohlen fühlen. Ja, der Deutſche iſt ein ſchwerer Menſch; aber faſt eben ſo auch der Engländer, dem Irländer gegenüber an Ernſt und Schwere.

Langweilig, dumm. Freilich, ſo muß der Deutſche den Wälſchen und Polen auch wider Willen erſcheinen. Er mangelt des Geſchwinden und Vorſchnellen, theils wegen ſeiner Schwere, theils wegen bedächtiger Verſtändigkeit, die im tiefſten Grunde ſeines Gemüthes vergraben liegt und die jene leichteren Völker weder erkennen noch erkennen können. Ferner muß ich hier etwas Anderes berühren, was mehrmals von mir ausgeſprochen iſt. Ich muß nach meiner Erfahrung wirklich behaupten, daß der Deutſche als ein dem Urvolke oder Weltvolke gleichſam noch näher ſtehender Menſch in ſeinem Volke weit mehr Stufen habe, als andere Völker, welche durch eine lange Reihe von Verwandlungen mehr durch einander gemiſcht, geſchüttelt und geſichtet ſind, bei welchen alle klugen und ſchlauen Triebe mehr durchgeſichtet und von Geiſt durchdrungen ſind, ohne daß wir ſie deßwegen im Ganzen als geiſtreich anerkennen wollen. Vieles in dem Leichten und Geſchwinden des Spaniers, Franzoſen und Polen iſt auch nur flatternder Wind und dünner Schein, er kommt uns Deutſchen bei unſerer größern Langſamkeit daher meiſtens geſcheidter vor, als er iſt; aber das wird wohl wahr bleiben: ſo viele kindliche, einfältige Menſchen, aber auch ſo auserleſene köſtliche Dummköpfe als Deutſchland werden jene nimmer aufzeigen können. — Volk der Stufen, köſtliche Dummköpfe, ſoll das eine Schmeichelei ſeyn? Es könnte doch ſo gedeutet werden: nämlich, daß wir noch unendliche Entwickelungen vor uns haben, daß wir noch in grüner Jugend ſtehen, alſo noch hoffnungsvoll ſind.

Verſchmitzt, kriechend, glückſuchend, habſüchtig. So klingt es dem Deutſchen vorzüglich aus dem Norden und Oſten von den Skandinaven, Polen und Ruſſen vielfältiglich entgegen. Jene Länder haben ſeit Jahrhunderten immer von Deutſchen gewimmelt, Deutſche haben Schweden, Dänen, Polen und Ruſſen durch Thätigkeit und Sparſamkeit oft überholt und überſchnellt, ſind bei jenen Fremden zum Glück auch oft mehr hinaufgekrochen als hinaufgeſtiegen. Nun iſt, wie man weiß, das ſogenannte Kriechen und Glückſuchen bei den verſchiedenen Völkern ein ſehr verſchiedenes. Dieſe Beſchuldigung macht der Schwede und Pole dem Deutſchen und der Engländer dem Schotten. Der Deutſche iſt immer viel in der Welt herumgekommen und muß viel in der Welt herumkommen. Ueber das Warum? und das Wie? und warum viele Deutſche in gebückter und kriechender Stellung ſo oft bei den Fremden erſcheinen müſſen, darüber bald ein Weiteres und Mehreres. Wir werden hier auf die deutſche Weltwanderung hingeführt, die auch wohl Weltläuferei genannt werden könnte.

Patriam fugimus, ſagt Lichtenberg, müſſe die Aufſchrift über dem Kopfe des Deutſchen ſeyn. Dies habe ich in einem dicken Buche*) nachgeſprochen und den Sinn der Ueberſchrift nach meiner Weiſe zu erläutern geſucht. Lichtenberg, der feine, ſcharfe Schauer, hatte in England und auch in Deutſchland den Deutſchen an vielen Stellen herumlaufen geſehen, er hatte ihn zu Hauſe genug geſehen, in Darmſtadt, in Frankfurt, ſelbſt in Göttingen und an den Theetiſchen ſeiner Amtsgenoſſinnen und in den Kräuſeleien und Geberden ſeiner Herren Amtsgenoſſen; den immer blöden und verlegenen, den immer wie halb bittend und ſchmeichelnd auftretenden, den in den Jahren 1770 und 1780 vorzüglich heruntergekommenen und geſtaltloſen Menſchen. Auch war er von den weltbürgerlichen Tönen der damaligen Zeit, die beſonders über Deutſchland und aus Deutſchland ertönten, genug umklungen, Töne, welche eben die damalige Nichtigkeit als ein Glück und eine Ehre lobten, nur einen jüdiſchen Weltbürger und keinen deutſchen Staatsbürger wollten, ja kaum einen verſchimmelten und verphiliſterten Reichsbürger noch gelten ließen. Wirklich, der Deutſche hatte zu Hauſe kein Vaterland, ſchien demſelben da ſogar entfliehen zu wollen, und vor Engländern, Franzoſen, Ruſſen auftretend erſchien er damals blöd und kleinlich genug, und erſcheint ſelbſt heute noch nicht viel ſtattlicher.

---

*) Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte. 1844.

Hier müſſen wir für die Verſtändigung ein wenig um uns ſchauen und einige der obigen Worte und Ausſprüche theils wiederholen, theils erklären.

Der Deutſche wird in die Welt hinaus laufen und wird in die Welt hinaus und über die weite Welt hinlaufen, wie er nun ein paar tauſend Jahre zuerſt mit Schwerdt und Spieß, dann mit dem weißen Stock und dem Haberſack gethan hat. Erſtlich ſteckt das in ſeiner Natur, er hat den unbezwinglichen göttlichen Trieb, über alle Flächen hinzulaufen und in alle Tiefen hinein zu ſchauen, er iſt ein geborner Späher und Erkunder der Dinge auf Erden wie im Himmel. Da fliegen nicht bloß ſeine Geiſter, ſondern auch ſeine Füße ſtreben weit hinaus. Er iſt von jeher der Wanderer geweſen, nicht allein zur Stillung der leiblichen Noth, ſondern aus einem edleren geiſtigen Hunger und Durſt. Aber er muß auch in die Welt hinaus als ein Glückſucher, als einer, der in der Fremde feſten Boden für ſeinen Fuß finden will. Er iſt, wie es ja vor Aller Augen liegt, der zeugungsluſtigſte Menſch auf Erden, er hat die Fülle ſeiner Kinder immer in die Fremde auszugießen gehabt. Die meiſten derſelben waren und ſind aus dem Gewerbsſtande, aber auch noch viele Niedrigern, welche blöd, hülflos, arm, zum guten Theil auch ſchutzlos unter den Fremden auftreten, häufig mit der Geſtalt und Geberde des Kriechenden und Bittenden, welches bei jenen Fremden die Vorſtellung von dem deutſchen Glückſucher und Kriecher zu einer ſtehenden gemacht hat. Dieſe über die Welt hinlaufende Schaar von Deutſchen iſt begreiflicher Weiſe in immer gebückterer und untermenſchlicherer Geſtalt in der Fremde aufgetreten, je mehr das feſte, tapfere Geſicht des deutſchen Mannes in Deutſchland ſelbſt das Gepräge des Feſten und Freien verloren und ſich in Miene und Haltung zu verzierter und vermanierirter wälſcher Lächelei und Männchenmacherei hinabgebückt hatte. Denn dahin war es wirklich gekommen, daß auch diejenigen deutſchen Männer, die in der Fremde weder Glück noch Ehre ſuchten, deutſche Prinzen, Grafen, reiche Kaufleute, reiſende Künſtler und Gelehrte, ohne irgend eine feſte Haltung und ein männliches Selbſtbewußtſeyn auftraten, ſondern als diejenigen, die gleichſam nur gekommen ſeyen, den Fremden in ihrer Heimath zu ſchmeicheln und von ihren feinen Künſten und Weiſen ſich das Mögliche auszuleſen und anzueignen.

Die Vorſtellung von dem niedrigen, kriechenden und preisgegebenen deutſchen Weſen bei den Fremden in Lichtenbergs Tagen, wo es mit der ſchlotterigen Gleichgültigkeit und Geſtaltloſigkeit des Deutſchen wohl am allerſchlimmſten ausgeſehen hat, hat ſeitdem wohl nicht mehr zugenommen; ſie beſteht aber noch und wird fortbeſtehen, wenn wir dieſen Fremden nicht mit der Fauſt und That gelegentlich einmal wieder beweiſen können, daß wir als Volk noch da ſind; denn die Menge der Deutſchen wird immerfort über die Welt hinlaufen, und die meiſten Weltläufer müſſen ihrer Natur nach bedrängte und blöde Leute ſeyn. Dieſe Vorſtellung wird auch dadurch noch vermehrt, daß unter dieſen armen Läufern und Streichern eine Menge ſchlechter Zugvögel, d. h. Abentheurer und Gauner, durch die Welt hinfliegen. Der Ruſſe und Franzoſe erzeugt ſolches Geflügel auch, aber er zeigt der Fremde nicht ſo viele.

Aber es iſt hier auch etwas Anderes mit im Spiele, was unſerm Volke als etwas ſehr Ehrenvolles angerechnet werden muß, bei dem ich aber zweifle, ob ich Ihnen die innere Bedeutung davon klar genug werde herausſpiegeln können; denn manche deutſche Eigenthümlichkeit liegt ſo tief und mit mannigfaltigen Kräften gemiſcht, verworren durch einander, daß ſie kaum mit hundert Spiegeln herauszuſpiegeln iſt. Wir haben uns oben darüber beſprochen, wie ſchwer der Deutſche iſt, wie er die Schwerenoth der gewaltigen Aufgabe des Lebens fühlt. Er iſt deßwegen von Natur beſcheiden. Beſcheidenheit macht blöde, ſagt auch ein deutſches Sprüchwort. Beſcheidenheit aber und Verſtändigkeit iſt ganz Eins. Der deutſche Stamm iſt der beſcheidenſte und verſtändigſte von den jetzt lebenden Menſchenſtämmen. Nicht weil es ihm an Leidenſchaft fehlt — da kann er ſich allenfalls mit den ihn belächelnden Franzoſen und Polen meſſen — ſondern weil er Verſtand und Gedanken hat, darum auch entbehrt er mancher Leichtigkeit und hält ſich ſehr oft in einer ganz bewußten, zurückgezogenen Ruhigkeit und Gemeſſenheit, wo der Fremde nur Mattigkeit und Geiſtloſigkeit zu ſehen glaubt. Er kann nicht ſo viele Geberden und Sprünge machen, als der wälſche und ſlavoniſche Leichtſinn, weil er es als ein verſtändiges Weſen weniger darf. Sein Verſtehen und Denken hält ihn ſelbſt bei mittleren und gewöhnlichen Dingen oft feſt und ſtill, wo die leichteren Völker getroſt darüber hinſpringen. Auch dies giebt ihm häufig einen Anſtrich von Blödigkeit, Verlegenheit und Ungewandtheit, wo es doch in ſeinem Bewußtſeyn und Gewiſſen klar und feſt genug ſteht. Er ſpringt nicht gern, wenn er nicht durchaus muß, ins Waſſer, ehe er ungefähr weiß, wie tief es iſt. Sie verſtehen, ja Sie wiſſen wohl aus deutſcher Erfahrung, wie ſich in den unteren Ordnungen der menſchlichen Dinge an dieſe milde Tugend doch auch viele kleine, zauderiſche und grübleriſche Gebrechen hängen.

Ja der Deutſche iſt ſeiner innerſten, eigenſten Natur nach verſtändig, wirkſam beharrlich, endelich. Ich habe auf dieſes Wörtchen endelich irgendwo recht ſcharf getüpft und die Endelichkeit und Gründlichkeit eine rechte Haupteigenſchaft des Deutſchen genannt. Dieſes herrliche Wort drückt gleichſam die lange lange — Linie des beſcheidenen und verſtändigen Menſchen aus. Endelich heißt nicht nur der Menſch, der nach den letzten Enden der Erkenntniß jagt, ſondern bei jedem Beginnen — ich ſollte ſagen bei jedem Anfange, auch das Ende des Dinges ſehen will. Auch darf man jeden, der raſch dem Ende zueil', der in Geduld und Arbeit rüſtig iſt, einen endelichen Menſchen nennen. Kein Europäer ſpricht dem Deutſchen die Endelichkeit und Gründlichkeit, die tüchtige Arbeitſeligkeit ab. Das erkennen die Fremden uns wenigſtens zu, nur wollen ſie uns den Vorzug der Zierlichkeit und Anmuth und den Licht- und Farbenglanz der Schönheit in unſern Arbeiten und Werken oft abſtreiten. Nicht immer mit Unrecht.

Alſo dies alles aus einer großen Verſtändigkeit und Ruhigkeit, aus einer klaren, ſehr bewußten Gewiſſenhaftigkeit. Aber wenn wir ſo den Verſtand anerkennen, wo der Deutſche doch auch Nebenbuhler genug hat, ſo iſt er doch die überwiegende europäiſche Vernunft: er iſt der tiefgrabende, tiefſchauende und hochſchauende Menſch. Es ſähe prahleriſch aus, hier vor Ihnen einzeln aufzurufen, was der Deutſche durch ſeine endeliche und gründliche Beharrlichkeit, durch ſeine Luſt an dem überſchwänglichen und verborgenen Leben Gottes und der Welt auf dem Gebiete geleiſtet hat, wo die Vernunft auf den Straßen, Wegen und Stegen des Lebens den Verſtand nur als Cicerone und als Stock- und Laternenträger gebraucht. Ich ſage, es wäre prahleriſch und hier auch unnöthig aufzuzählen, was der Deutſche in den meiſten Künſten und in allen Wiſſenſchaften gewirkt, erfunden und geſchaffen hat. Vorzugsweiſe iſt er der europäiſche Tiefbohrer und Fern- und Tiefſchauer, der mächtige, unermüdliche Späher. Die Tiefſchau (Spekulation) iſt das fröhlich ſelige Element, worin er am liebſten lebt und webt. Er iſt in der Betrachtung und Erforſchung der höchſten Dinge, in der Philoſophie und Theologie der europäiſche Führer und Verführer, wie er von vielen Fremden und Eigenen geſcholten wird. Niebuhr hat die Deutſchen die Hellenen der Neuzeit genannt, und bei Gelegenheit auch Schäden und Gebrechen, gleichſam Mutter- und Naturmäler, an ihnen gewieſen, worin ſich auch helleniſche Aehnlichkeiten nachweiſen laſſen. Wir aber wollen uns das helleniſche Schickſal verbitten: Hellas fand zuletzt ſein Rom. Auch uns wagte der wälſche Uebermuth mit ſeinem Napoleon in Paris unſer Rom zu zeigen, und die leichten ſpringenden Franzoſen bildeten ſich ein, England und Deutſchland gegenüber plötzlich Römer geworden zu ſeyn.

Mit dem Worte Vernunft und Vernünftigkeit legen wir uns ſelbſt den höchſten Titel bei, wie mit der Verſtändigkeit und Beſcheidenheit keinen kleinen. Aber das Höchſte hat auf Erden ſeine Gefahren; man verſteigt und verfliegt ſich da gar zu leicht in den Lüften und durch die geiſtigen Flügelſchläge werden viele Kräfte zerflattert, welche unten auf dem Boden der Erde beſſer hätten gebraucht werden können. So ſagt, klagt und warnt man. Wir ſind Metaphyſiker, wir ſind Ideologen, wir ſind wunderlich verworrene Philoſophen — ſo ſchelten uns die Engländer und Franzoſen. Es ſei ſo, weil es nicht anders werden kann. Wir haben dadurch als das ewig forſchende, lauſchende, denkende Volk doch auch ein ſeliges Daſeyn, wo der Einzelne ſich täglich ſein Elyſium aufſchließen und ſeine ſpaniſchen Schlöſſer bauen kann; wir haben dadurch einen Athem der Begeiſterung, der, wann wir in uns ſelbſt verworren und verſunken ſind, gewaltige Flammen zündet und die Verſunkenen lüftet und hebt. Es iſt unſer Schaden und unſere Stärke. Napoleon hatte ein dunkles Gefühl von Gefahren, wann er auf die Ideologen ſchimpfte. Es war jenes unſichtbare und meiſtens unzeigbare Etwas, das in den Jahren 1813 und 1815 in die deutſchen Männer und Jünglinge fuhr und uns rettete. Es wird ja in der Zukunft hoffentlich wieder wie Blitz leuchten, einſchlagen, durchſchlagen und retten.

Denker, Späher, Fernſchauer, Tiefſchauer — o prächtig! prächtig! Aber, wie geklagt, dieſe glänzenden Titel haben nicht bloß dort oben, in dem Sichverfliegen der Idee, ihre Schäden und Gefahren bei ſich; ſie haben ſie auch unten; ſie ſtecken tief in dem ganzen deutſchen Volke. Ich habe von uns, wie von einem Volke der Stufen geſprochen, gleichſam wie von einem elementariſchen Weltvolke, in welchem viele Elemente des Seyns und Werdens gleichſam wie unentwickelte Embryonen ſtecken, und auch jenes ausgeſprochene Urtheil muß ſtehen bleiben: Wir haben in unſerer Mitte und Menge auch die köſtlichſten Dummköpfe und Wirrköpfe. Wir ſind wie ein krimmelndes und wimmelndes Wurmvolk, wie ein immer umherkriechendes, umkreiſendes, ſegendes, fragendes, ſchleppendes Wurmvolk, gleich Bienen und Ameiſen. Deutſche

Gefühle, Gedanken, Strebungen ſchwirren und wirren ſich im umkreiſenden, unklaren Gedränge gewiß viel mehr und viel länger durch einander, als dies bei dem hellen Spanier und Italiener und dem beſonnenen und nüchternen Franzoſen jemals der Fall ſeyn wird. Ich brauche das Gleichniß nicht umſonſt, bei ſolchem Geſchwirr und Gewirr bleibt endlich vieles immer als ein unauflöslicher dicker Knäuel, als ein unzerreißlicher Klumpen liegen. Dieſemnach viele köſtliche, verwirrte Dummköpfe, auch Träumer und Grübler in Menge, herzbeſchweriſche, kopfhängeriſche, nichtsſchaffende Grillen nur zu viele.

Dies und unſere angeborne, ſo oft ſchon genannte Schwere bringt auch da eine Schwerfälligkeit, Ungewandtheit, Farbloſigkeit, Unklarheit und Neblichkeit, etwas Unbeſtimmtes, Zerfließendes und Dämmerndes hervor, wo es immer hell und klar ſeyn ſollte, nämlich in der geiſtigen Darſtellung und in der darſtellenden Kunſt. Gerade hier darf man die ſtrengen Urtheile der Fremden am wenigſten überhören; in dem Vorwurfe einer ſolchen Schlottrigkeit, Farbloſigkeit und Neblichkeit iſt nur zu viel Wahres. Dies verſchuldet theils unſer Angebornes, welches genug philoſophirt, aber noch viel mehr philoſophaſtert, theils verſchuldet es die Abſchwächung und Verwiſchung des alten deutſchen Mannesbildes, welches weiland ein volles Gepräge wies und die Scheine und Bilder der Dinge in Farben und Tönen damals auch kühner und feſter griff und hielt. Dies erſcheint vorzüglich in der Anwendung und Behandlung unſerer Sprache, die freilich auch die volle Schwere und Abgründlichkeit unſeres urſprünglichen Weſens hat und ſelbſt von ihren Eigenen nicht leicht zu gebrauchen iſt. Da offenbart ſich — horchen Sie und ſchelten Sie nicht — die Sorgloſigkeit, Ungewandtheit und Schlottrigkeit unſeres gegenwärtigen Weſens und Treibens oft recht gräulich, zumal wenn es ſich mit philoſophiſtiſchem Dünkel und Schmuck verzieren will. Wie Vieles, zumal in ungebundener Rede, was ſich für Deutſch ausgiebt und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt iſt, muß von mir und mamchen andern armen Deutſchen als ein wahres Rothwälſch zweimal und dreimal hin und wieder geleſen und oft vielfältiglich gewendet und gedeutet werden, ehe man das bischem Sinn herausfindet. Und oft iſt es wirklich nur ein Bischen, wo es ſich der Mühe nicht lohnte, ſo viel zu leſen umd zu ſuchen, da unter dem vielen blanken Sand auch kein einziges Goldkörnchen verſteckt lag. Ja es iſt ein wirklicher Gräuel, wie manche Schriftſteller mit unſerer herrlichen Sprache umgehen, nicht bloß durch unnöthige harlekiniſche Mengerei mit Fremdwörtern, ſondern durch das leidige, unklare Spiel mit halben Lichtern und halben Gedanken und Begriffen. Dies iſt das eigentliche Wort und die Sache ſelbſt auf den Kopf getroffen. Es wird in unſerer Proſe leider mit großem Erfolg das Blanke und Schillernde geſucht, aber mit viel größerem Schaden für Wahrheit und Schönheit der Unfug getrieben, daß man das Ding, das in erſter Geltung ſchlicht und klar ausgeſprochen leicht verſtändlich wäre, in ſogenannter zweiter, dritter Geltung (was der Mathematiker Potenz nennt), wozu man kein Recht hat, ausſpricht, wodurch es nebelhaft, unklarer wird, aber manchen Unkundigen vornehmer ausſieht. Es entſpringt dieſer Gräuel nicht gerade aus einer Sucht, ſich in allem, auch in dem Gewöhnlichſten einen philoſophiſchen Schein geben zu wollen, aber es iſt doch etwas dem Philoſophaſtern Aehnliches und macht auf den unbefangenen Hörer und Leſer gerade einen ſolchen widrigen Eindruck.

Um nun wieder auf etwas Gutes und Jugendliches zu kommen, was wir in und an dem deutſchen Menſchen entdecken können, ſo nennen wir hier, was aus ſeiner vorher gelobten Verſtändigkeit, Ruhigkeit und Bedächtigkeit zu entſpringen ſcheint, die deutſche Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Treue, Tugenden, die er ſich ganz freiwillig und ſo beilegt, als verſtänden ſie ſich von ſelbſt wie deutſche Haus- und Familientugenden und würden wenigſtens im deutſchen Grade bei andern Völkern nicht gefunden. Dieſes Kapitel hier iſt ein ganz eigenes Kapitel und verlangt eine etwas kühlere Betrachtung. Es wird dieſe Ueberſchrift von den meiſten Deutſchen gewöhnlich in ſolcher Breite ausgeſprochen, als könnte darunter mit Sicherheit ſchon geſtellt werden, was deutſcher Charakter heißen ſollte. Wahrlich wohl eine ſtolze und herrliche Aufſchrift, wenn die Sache ſo Stich hielte, wie man meint; aber, aber —

Jedes Volk hat ſo ſeine gewiſſe Weiſe, die meiſtens etwas ziemlich Unzeigbares und Unbeſchreibliches bedeutet, eine Weiſe, mit einander zu ſeyn und zu leben, etwas ganz und voll Eingelebtes, was ihm alltäglich und bequem iſt, und was ihm zu gleicher Zeit leicht und warm ſitzt, wie ein Rock, der oft genug und nicht zu viel getragen iſt und den Gliedern bequem anliegt. Eine ſolche Bequemlichkeit des Lebens pflegt es in ſeiner Sprache auch wohl mit Gutmüthigkeit und Geradheit zu betiteln. Der Deutſche nun iſt ein Menſch, der ſich für ſein Alltagsleben nun dieſen Rock ſehr bequem hat anmeſſen laſſen und ſich ihn ſehr bequem angelebt und angeleibt hat. Das nennt er Gutmüthigkeit und Geradheit und Einfachheit des Lebens, und deßwegen nennt er es ſo, weil er nicht gern unnöthige Schritte macht, und das Springen ihm nicht natürlich iſt. Es iſt darin bei den gebildeten Deutſchen auch etwas Hübſches und wirklich Menſchlichbequemes, aber man ſoll es nicht zu hoch anſchlagen, weil es in der That oft mehr mit einer Art Schwäche und Faulheit gepaart iſt, als ich mir wohl vor Ihnen, aber nicht vor jedermann merken laſſen darf.

Mit der Geradheit, ja da ſteht es doch etwas anders als mit der Gutmüthigkeit. Die will ich wirklich als eine deutſche Tugend, und als eine große deutſche Tugend gelten laſſen. Dieſe Bequemlichkeit, feſten Auges und feſten Schrittes geradaus zu ſehen und geradaus zu gehen und nicht viele unnütze oder gar gaukliſche Seitenſprünge und Ueberſprünge und Fuchsrückläufe zu machen, ſteckt wirklich in jedem Deutſchen, dem ſein bischen Verſtand nicht gar abhanden gekommen iſt. Wir Deutſche, wenn wir nicht verwälſcht ſind, thun das Natürliche in der Regel einfach und gerad, und ſelbſt auf böſen verbotenen Wegen können wir doch mit Flackerlichtern und Fuchsſprüngen wenig ausrichten. Wir ſind in der Schelmerei ſchlechte Künſtler, haben aber doch auch Schelmen genug. Wir müſſen uns heutiges Tages ja oft die wunderlichſten Dinge vorkapiteln laſſen, beſonders von einigen jüngſten Franzoſen, von manchen Polen und Polengenoſſen und von den Begeiſterten des neuen Slaventhums, welches die allermächtigſten noch nie geſehenen Großthaten und Entwickelungen verkündigt und unſer veraltetes, erſtarrtes und verdummtes Deutſchthum nicht nur zu überfluthen und zu überſchwemmen, ſondern von der Erde wegzuſpülen droht. Laut dieſer Beſchreiber und Schilderer ſind wir ſo dumm, ſo unfähig in der Welt noch irgend etwas Friſches und Lebendiges zu ſchaffen, geſchweige auf irgend einem Felde den Reigen der Geſchichte zu führen, wir ſind zugleich ſo knechtiſch, ſo tückiſch, ſo ungerecht und grauſam, daß wir auch da für jede Zukunft verdammt ſcheinen, als todter Schutt weggeräumt zu werden. Ich habe ja ſelbſt bekannt, daß unſere deutſche Schwere in vielen Dingen unfreundlich und unliebenswürdig iſt; polniſcher und ſlaviſcher Haß iſt auch begreiflich, weil die Germanen ihnen wahrſcheinlich ſchon ſeit ein paar Jahrtauſenden, als die Gothen zwiſchen Dnepr und Weichſel herrſchten, auch durch die eiſerne Schwere oft beſchwerlich geworden ſind; aber daß ſie und die leichten Wälſchen (ich meine hier nur ihre leichteſten) uns bloß zu Ochſen und Eſeln der Weltgeſchichte machen wollen, beſtimmt, den begabteren, geiſtreicheren Völkern den Unrath und das Gepäck zu tragen und wegzutragen, das iſt doch faſt ein wenig zu toll. Aber etwas Wahres können wir uns aus der Vergleichung doch nehmen. Unſer Böſes und Grauſames, wo Zorn und Wildheit und Wuth in Kriegen, und Aufruhren ſich loslaſſen, thun wir meiſtens auch mit unverſtellter Offenheit und Geradheit; wir gehen wie der wüthende Ochs mit blindem, geraden Hörnerſtoß darauf los, wo die Leichteren ihr Grauſames und Unmenſchliches mit Sprüngen des Katers und Tigers oder gar des Affen vollbringen. Man erinnere ſich hier, wen Voltaire einen Tigeraffen nannte.

Und die Herzigkeit, die Treuherzigkeit, die Treue? O du allerherrlichſte und allervollkommenſte der Tugenden! du vielbeſungene und vielbeklungene? darf ich fragen, wo ich dich finde? darf ich zweifeln? ja darf ich nur ſuchen? O alle meine lieben Zuhörer und Zuhörerinnen würden mich Lügen ſtrafen. Aber fehlen denn dieſe Tugenden irgendwo in der Welt ſo ganz und gar, daß wir ſie gleichſam als ganz beſondere deutſche Tugenden mit großer Selbſtgefälligkeit ausrufen müſſen? Können ſie fehlen? Gottlob nein! nirgends wo Menſchen ſind. Aber doch bleibt uns Deutſchen für unſere Weiſe, für das, was ich oben faſt als die alltägliche und häusliche Bequemlichkeit der Völker bezeichnete, für unſer gewöhnliches liebes Leben, welches wir auch oft als ein ſehr vereinzeltes und vereinſamtes Leben führen — hier bleibt uns eine Geradheit und Wahrheit, eine Innigkeit und Natürlichkeit, deren wir uns rühmen dürfen, weil auch die Fremden ſie gewöhnlich als eine deutſche Eigenthümlichkeit anerkennen und auszeichnen, eine natürliche Herzigkeit und Innigkeit, die mit dem Worte Treuherzigkeit am beſten ausgedrückt wird. Wir nehmen das als ein gebührendes Lob ſo hin und reden und ſingen täglich und ſtündlich von der Treue, als von etwas Aechtdeutſchem, was uns doch niemand abſtreiten könne. Es iſt das ſo ein eignes Ding und dieſes Selbſtvertrauen iſt faſt groß. Wir bedenken uns ein wenig über das Wort.

Die Namen Gutmüthigkeit, Geradheit, Treuherzigkeit im Leben, wie im Gefühle, mögen wir wohl ſo hinnehmen, ſie ſind eben einzelne Brüche des großen Worts Treue; aber die Treue ſelbſt, dieſes gewaltige Wort, dürfen wir in der ganzen vollen Bedeutung es uns mit gutem Gewiſſen nehmen? Ich zweifle. Wie ſteht es hier da aus, wo wir an das denken, worauf ſich unſer Geſpräch gerade bezieht, wenn wir an Volk und Vaterland denken? Wir, die ſogenannten Beſcheidenen, Blöden, Demüthigen, haben wir hier nicht ein wenig zu leichtfertig Beſitz ergriffen? müſſen wir hier, bei dem Klange dieſes gewaltigen Namens, nicht vor vielen Völkern, namentlich vor Engländern, Spaniern, Franzoſen und Ruſſen die Augen niederſchlagen? ſelbſt vor den Ruſſen, welche viele von uns Barbaren ſchelten, und welche die doch ein ſo mächtiges Volksgefühl haben, daß ſelbſt Napoleon mit allem ſeinem Golde und mit allen Künſten franzöſiſcher Zettelung keinen Schelm und Späher unter ihnen kaufen konnte? Und wir? Wie viele alte und junge deutſche Namen jagen ſich hier durch unſer Gedächtniß, die uns in deutſcher Beſchämung verſtummen laſſen? Wenn wir alſo im Kleinen treu ſind, wenn dieſes Wort für das Haus und die Familie und die Genoſſenſchaft leidlich gelten kann, für das Große ſteht es mit dem Ruhm der deutſchen Treue bedenklich aus. Hier müſſen wir auf ganz eigenthümliche Volks-, Reichs- und Staatsentwickelungen und auf manche frühere deutſche Verhältniſſe ſehr viel ſchieben;

denn wann und wo hätten Feinde Deutſchlands nicht deutſche Schelme und Verräther und Verkäufer unſerer Ehre und unſerer Namens gefunden? — Hieher gehört auch die uralte Klage über Zwietracht, Neid, Haß, Laſter, welche doch ächteſte Söhne und Töchter der Untreue ſind. Einen Theil dieſer dunkeln Schuld, die noch keineswegs in uns genug bereut und verſöhnt iſt, dürfen wir auch wohl auf politiſche Entwickelungen, Zerreißungen und Zerſplitterungen unſeres Namens in viele Völkerſchaften und Herrſchaften rechnen. Da können wir uns den Namen Niebuhr wieder als einen Schild der Entſchuldigung vorhalten, der es oft ausſpricht, daß Neid und gegenſeitige Verkleinerung der gewöhnliche Unſegen von Eidgenoſſenſchaften und Vielherrſchaften ſey.

Aber um von der betrübenden Betrachtung deutſcher Untugenden auf Etwas Erfreuliches zu kommen, wollen wir einmal beſchauen, ob das Lob von unſerer angebornen ſittlichen geiſtigen Selbſtſtändigkeit, von der ſogenannten unvertilgbaren deutſchen Freiheitsliebe, Stich hält. Man rühmt uns, und wir haben uns gern rühmen laſſen, als das rechte geiſtige ſittliche Weltvolk, als das Volk, welchem die Bewahrung der geiſtigen Freiheit, die Selbſtſtändigkeit des einzelnen Daſeyns über alles gehe, welches daher jeder Freiheit und alſo auch der politiſchen Freiheit das fähigſte und würdigſte ſey. Man rechnet uns hier die Opfer vor, welche die Deutſchen von jeher der Freiheit gebracht haben, nicht allein jene freiheitsſtolzen Germanen, welche das Weltjoch Roms zerbrachen, ſondern auch unſern Martin Luther, den Ausſäer von Feuer und Licht, und dazu alle unſere philoſophiſchen Züge und Flüge, und ſogar alle die bunten und bunteſten Mannigfaltigkeiten des deutſchen und deutſchartigen Lebens, wie es ſich im Mittelalter offenbart und entwickelt hat. Man pflegt dieſen ſogenannten Freiheitsgeiſt, den

Geiſt der Einzelheit, ja der Vereinzelung des Lebens und ſeiner Bilder und Geſtalten im großen Styl zu nennen, den Geiſt und die Luſt des Individualiſirens, wodurch eine geiſtige ſittliche Stärke gezeugt und bewahrt werde, die auch dem äußeren allein die Würde und dem Bürger die feſte Stärke gebe.

Wendet man hiegegen ein: Ei! ei! was hat dieſer Geiſt der Freiheit und Stärke, wie ihr ihn preiſt, dieſer Geiſt der Vereinzelung, der mit ſeiner großen Mannigfaltigkeit der Gebilde auch ins Leben und in den Staat herausgetreten iſt, unſerem Deutſchland denn Anderes gebracht als Schwächung, Zerreißung, Erniedrigung genug zu ſeiner Zeit? ſo ruft man uns entgegen: „Nicht zu raſch! Wartet und hört! Solche Kraft kann wohl einmal länger wie unter Staub und Aſche verdeckt und wie erloſchen liegen, kann auch wohl nach verkehrten Seiten hingewendet und gemißbraucht werden, aber ſie iſt doch eine bewahrte Kraft, die einzig ſichere und welterhaltende, aus welcher alle ächte Einfalt und Großheit des Urmenſchen quillt. Denn wer ſich in ihm ſelbſt und in ſeiner Liebe, in ſeinem Hauſe und in ſeiner nächſten, engſten Genoſſenſchaft zuſammenhält, der hat übrig, wovon er in der Noth die Fülle nehmen und wieder ausgeben kann.“ — Das klingt herrlich und vieles von dieſem ſtolzen Ausſpruch bleibt gottlob ewig wahr, ſo wahr, als wir nach Pindar und Sankt Paulus göttlichen Geſchlechts ſind.

Ich wünſchte hier, wo es ſo leicht irrlichtelt, klar und nicht mit der oben geſcholtenen deutſchen Neblichkeit und Unbeſtimmtheit, noch weniger mit philoſophiſchem Prunk zu ſprechen, was ich mit blanken Worten und mit Begriffen der dritten, vierten Geltung ſprechen nannte. Ich will die Feſtthür ſchließen und durch die gewöhnliche Thür ins Haus treten, und da wollen wir unten am Boden der Erde und auf der ebenen Hausflur, wo man über unbeſchreiblichen, hochſtelzigen Gedanken nicht hinſtolpert, uns recht häuslich und wie in der Familie hierüber weiter mit einander beſprechen.

Geiſt und Sinn des Einzelnen, Geiſt der Vereinzelung, das heißt Geiſt der Feſthaltung, Belebung und Stärkung des Selbſt, Geiſt der ſittlichen Freiheit und Selbſtſtändigkeit — das iſt alſo der deutſche Geiſt, dadurch ſoll der Einzelne — ſo ſagt man uns — edler und herrlicher gemacht, entwickelt, geführt werden können, als ſolche Völker, die leicht in alles zerfließen und zerfließen wollen, die ſich nur im Gewimmel und in der Menge empfinden, wie zum Beiſpiel Ruſſen und Franzoſen, kurz denen nichts groß däucht, was ihnen nicht dick däucht. Die erſten ſollen mehr den Sinn der Freiheit, die zweiten mehr den Sinn der Knechtſchaft haben. Alſo nur friſch und geſchwind ins Haus und hinter den Ofen! friſch! und wirf dich entzückt und ſtolz an die eigene Bruſt: Ja zieh dich mit deiner ganzen Sehnſucht darin zuſammen! Zieh ein in deinen einſamen ſtillen Tempel, wirf dich an die Bruſt des gleichgeſinnten Freundes, an die Bruſt des treuen Weibes, und ſchöpfe dort Lebensathem und Männerſtärke!

Sie fühlen, wohin ich weiſe, ja wo ich ſchon bin. Ich bin im deutſchen Hauſe, ich bin in einem Heiligthum, das in wenigen Ländern noch ſo rein iſt. Ja wohl, hier, wenn ich mir dieſen ſtillen Beſitz, dieſe ruhige heitere Fülle von Leben und Liebe denke, hier iſt alles urſprünglich einfältig, menſchlich rein, und kann gelegentlich auch ſtark und groß werden; ja ich gebe zu, daß, wenn dieſes fehlt, Weniges groß genannt werden darf. Dies Letzte geſtehen wir zu und müſſen doch auch zugeſtehen, daß dieſe Vereinzelung und Vereinſamung, dieſe ſtille Freundlichkeit und Häuslichkeit in eine Verkümmerung und Verkleinerung und in die feigſte, ſelbſtſüchtigſte Philiſterei ausarten kann. Dahin war es gekommen in meinen Kindertagen und in Lichtenbergs Mannstagen, daß die Deutſchen faſt nur Haus- und Kammermenſchen waren, und noch heute ſind ſie das an vielen Stellen Deutſchlands viel zu ſehr — daß ſie ſelten weiter, als über ihren Gränzzaun und Stadtwall und über die Begebenheiten und Geſchwätze ihres kleinen Städtchens oder Fürſtenthums hinausblickten. Deutſchland, das war ein todter bedeutungsloſer Klang, Vaterland, das ſtreckte ſich nicht weiter, als ihr Hahn ſchreien konnte. So waren ſie matte, engherzige, ſelbſtſüchtige Philiſter, meinethalben ſogenannte zufriedene Unterthanen und tugendhafte, chriſtliche Leute, alles ſehr wohlfeilen Kaufs, bis der franzöſiſche Degen es theuer machte, geiſtloſe, kraftloſe Männer, nichts als gemeine, zahme Hausvögel, die entſetzlich ſchrieen, wenn mal ein Adler mit dem Raube neuer Gedanken im Schnabel ihnen über die leeren Köpfe hinflog.

Hier wende ich mich zu euch, deutſche Frauen und Jungfrauen, die ihr dieſe Worte wohl mit einigem Erſtaunen hört, weil euch dünken könnte, ich wiſſe das Glück und die Ehre des ſtillen Hausfriedens und die engere Geſchloſſenheit der Familie nicht zu ſchätzen, ich wiſſe nicht, welchen Garten Eden ihr freundlichen Gärtnerinnen hinter dem Dorfzaun und Stadtwall verborgen, voll duftiger Blumen und goldener Aepfel, ihr pfleget und hütet. Ihr waret immer an eurem rechten Platze. Aber doch freuet euch! auch für euch iſt es ſeit fünfzig Jahren viel beſſer geworden: die deutſchen Jünglinge und Männer ſind nicht mehr ſolche mattherzige, zahme philiſtrige Hausvögel, wie die vom Jahr 1780 waren. Es thut euch auch gut und wärmt auch eure Bruſt mit kräftigerer, ſüßerer Liebe, wenn ſich Männer dran legen, die aus der glücklichen Geſchloſſenheit des Hauſes auch in die Weite über Welt und Vaterland hinausſchauen und auch euch dahin weiſen. Wenn Gott euch auch keine breiten Weltflügel gegeben hat, ihr verſteht euch beſſer als die Männer auf das, was fliegen kann. Ihr, ihr allein ſeyd die rechten ſtillen Hausvögel, und die ſollt ihr bleiben, mit jenem Ruhm von Rüſtigkeit, Thätigkeit und Züchtigkeit, wodurch unſere Urahninnen geprieſen wurden. Das deutſche Weib ſey und bleibe die alte deutſche Hausehre, die Hausherrin, Verwalterin, Hegerin und Pflegerin des wachſenden Glückes und Vermögens und des ſtillen Friedens. Sie bleibe beide die Herrin und die Wirthin, die deutſche Lady oder Ladeja,*) die nicht bloß mit dem Pompadour und Retikolo**) auf den Knieen ſpielt, ſondern Küche, Keller, Speicher, Spinnſtube und Geſinde und Kinder binnen den vier Wänden und Hecken von Haus und Garten bewahrt und beherrſcht. In ſolcher Stellung und Rüſtung lehne ſie ſich an den Mann, der von der Arbeit und Mühe und von dem Kampf und Streit des Lebens in das ſtille Glück des Hauſes zurück kommt. Sie wird ſeiner Männlichkeit und Tapferkeit ihr Theil ablauſchen und es in treuer feſter Bruſt als einen Schatz bewahren; ſie, die alles Innigſte und Heiligſte in die Herzen der Söhne und Töchter hineinhauchen muß, wird ihr Theil davon bekommen und die Theilchen oder die Fünkchen des freien Mannesathems gleichſam mit frommen Aſchen zudecken, um ſie zu ſeiner Zeit zu einem heiligen Feuer der Kraft aufblaſen zu können.

Wir werden warm, ſehr warm bei unſerem Geſpräche, aber wir müſſen uns leider genug wieder abkühlen. Wir ſind bisher die bunteſten Pfade hin und her ſpaziert, auch zuweilen wohl ein wenig in der Irre, wie über Berg und

---

*) Verwalterin von Scheune und Speiſekammer: deja nordiſch Haushälterin, lada Scheune, Speicher.

**) Hübſch in ridiculo verwandelt, wie der Bauer aus affront Abgrund macht.

Thal, durch Wald und Feld, bald unter blühenden Blumen und Roſenlauben, bald durch ſchweren Sand und unter Diſtel und Dorn, wie es ſich eben fügte, oder wie die Einfälle und Gedanken ſich mit uns verliefen. Wir haben geſucht, geleſen und geſammelt, einzelne Stücke Steinchen und Farben, aus welchen wir ein Ganzes zuſammenzuſetzen, ein Bild zuſammenzumalen gedachten, das einem beſtimmten Bilde, das einem Charakter ähnlich ſähe. Wir haben Eigenſchaften, Triebe, Entwickelungen, Thatſachen genug betrachtet, gute und ſchlechte, betrübende und erfreuliche, wodurch uns der deutſche Menſch und der deutſche Mann klar werden ſollte. Wir brauchen uns nun keine Mühe weiter zu geben; es iſt klar genug, wir bringen kein ſtattliches volles Bild zuſammen; es will nichts Ganzes und Volles vor uns erſcheinen; nichts, das nur Einen großen Eindruck gibt, das wie eine Blitzleuchtung uns in Einem, wie in einem Glanzpunkte, das Viele und Einzelne erblicken läßt, das nur Eines und immer Daſſelbe und nichts Anderes heißen kann. Wir gingen die deutſche Perſönlichkeit und den deutſchen Charakter ſuchen aus, und haben ſie nicht gefunden, ſondern nur ein mannigfaltiges, buntes Mancherlei mit unbeſtimmten Farben und Scheinen flattert vor unſern Augen und vor unſerer Phantaſie auf und ab und klärt ſich nirgends in einem Glanz ab, der uns in einem erleuchteten Mittelpunkte alles zeigte. Freilich kamen wir ſogleich im Anfange unſeres Geſprächs darin überein, daß ſich wohl ein einzelner bedeutender Menſch oft mit zwei, drei Strichen und Worten zeichnen und malen laſſe, nicht aber das, was man die Perſönlichkeit eines Volks nennen könnte. Aber wenn wir nun das Ergebniß unſerer Fünde zuſammenlegen, oder wenn wir es gar auf die Waagſchale legen, ſo wird es im Ganzen doch nur dünn und leicht erſcheinen. Perſönlichkeit, Charakter, wie man die Worte ausſpricht, weiſt man auf etwas Bleibendes und Kräftiges hin. Wenn wir nun auch nicht zugeben wollen, daß der Deutſche ein ganz neblichtes, ſchwächliches Flatterbild ergebe; wenn wir auch Manches gefunden haben, was ſtark und bleibend iſt, und was durch die Zeit dauern wird, ſo haben wir doch kein Geſammtbild der Kraft und Stärke zuſammenbringen gekonnt. War es immer ſo? Wird es immer ſo ſeyn? Wird es gar einmal noch flatterlicher, zerfließender, ſchwächlicher werden, ein buntes Alles und Nichts, wie die Fremden ſagen, daß die Spiele der deutſchen Metaphyſik ſind?

War es immer ſo? O nein! nein! Wäre es immer ſo geweſen, wäre es auch heute ſo verzweifelt bunt und wirrig, wie uns die Fremden ſchildern, wie hätte ein ſolches Volk Jahrtauſende beſtehen können? wie dürfte es auch jetzt noch ein Volk, und nicht mit Unehren ein Volk heißen? Es waren Zeiten, wo der Deutſche ein anderer Kerl war und wie ein anderer Kerl auftrat, als in Lichtenbergs Tagen, wo er mit ſtarker Fauſt und ſtarkem Verſtande die Welt erfaßte, beherrſchte, ordnete und regierte. Noch ſind gottlob die Deutſchen nicht verſchollen, noch blüht, lebt und herrſcht es in Europa im edlern, freiern, menſchlichern Sinne nur da, wo ſie die Samen ihrer Art und ihres Geiſtes ausgeſtreut haben. Es reicht das geiſtige Leben und die Herrſchaft der ganzen gegenwärtigen Welt mit allen Hoffnungen der Zukunft nicht weiter, als Völker germaniſchen und gothiſchen Stammes zu Waſſer und zu Lande ſich ausgeſtreckt und hingegriffen haben. Kurz, der Deutſche verſtand einſt zu gewinnen, zu ordnen und zu herrſchen, auch in jenen Tagen noch, es ſind jetzt 691 Jahre, als Heinrich der Löwe den eiteln Römern, ihnen ſeine Männer zeigend, auf der Tiberbrücke zurief: Seht hier eure Herren und die Männer, welche jetzt die Welt beherrſchen! Doch nach jenem Jahrhundert kam allmählig deutſche Schwächung und Zerſplitterung, und zwar vorzüglich durch den Kampf mit Italien und dem Papſt in Rom, welcher doch Herr der Welt werden wollte, und durch das böſe Beiſpiel und Zwiſchenſpiel der deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Von dieſer Zeit abwärts ſank die kaiſerliche Macht und Majeſtät immer mehr und behielt bald nicht vielmehr als Glanz, ja faſt nur Schein. Doch war das alte Deutſchland noch blühend und entfaltete ſich in mannigfaltigſter Strebung, Entwicklung und Vereinzelung, die man in unſern Tagen oft zu hoch geprieſen hat, und die auch damals kein Glück, auf jeden Fall ohne Wehrmacht ein ſehr unſicheres Glück war. Genug, das Land ſtand und blühte von dem zwölften Jahrhundert an noch vier Jahrhunderte in leidlichen Zuſtänden und mit dem Vorurtheil und der Vorſtellung der Fremden von einer Macht, die es nicht mehr hatte, weil die kaiſerliche Macht nimmer und nirgends für Einen Zweck mit großer Wirkung zuſammengreifen konnte; ſo daß man ſchon beginnen mußte, die auflauernden Franzoſen zu fürchten und vor den jugendfriſchen wilden Osmanen zu zittern. Im ſechszehnten Jahrhundert kam Martin Luther und die Kirchenbeſſerung oder Kirchenſpaltung. Wer will läugnen, daß dieſe große Weltbegebenheit neue und gefährliche Riſſe und Spalten in den deutſchen Leib geriſſen hat? Der Deutſche hat dieſen unvermeidlichen geiſtigen und geiſtlichen Zwieſpalt am theuerſten bezahlen müſſen; aber ſoll er darum Luther ausſtreichen aus der Reihe ſeiner Unſterblichen? den Prometheus des verfinſterten und verpfafften Geſchlechts, den Lichtträger und Freiheitshelden Deutſchlands und Europas? Iſt er denn kein tüchtigerer Kirchenbeſſerer geweſen als Konſtanz und Baſel? hat er nicht auch die katholiſche Kirche aus dem Todesſchlaf der Faulheit und Liederlichkeit aufgedonnert und ſie wieder zu Zucht und Ordnung gezwungen? Auch ohne dieſen gewaltigen geiſtigen Stoß, der allerdings zugleich auch ein Feuer und Blut ſpeiender Vulkan werden ſollte, in deſſen fürchterlichem Schlunde das mittelaltrige Deutſchland gutentheils verſinken mußte, würde der dicke, mächtige germaniſche Körper gerade wegen ſeiner geprieſenen Vereinzelung und Vermannigfaltigung, wegen ſeiner Unmöglichkeit und Unfähigkeit, ſeine Stärke zu einer kräftigen Einheit zu ſammeln, doch wohl langſamer und ſtiller abgeſchwächt ſeyn. Ich habe eben geſagt, die geiſtlichen Herren durch ihr Romſpiel und durch ihr Beiſpiel, das Reichs- und Kaiſergut für einzelne Staaten abzudingen und abzuſplittern, ſeyen vorzüglich ſchuldig geweſen an der Minderung und Schwächung von Kaiſer und Reich, ſie (die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte u. ſ. w.), welche ein Drittel des Reichs matt und lahm legten und in jener Zeit meiſtens ſchon Pflanzſchulen von Reichsfaullenzerei und Reichswehrloſigkeit bildeten, welche durch ihre Wirkung bei Vielen zuletzt Reichsfeigheit und Reichsehrloſigkeit werden mußte; denn das Wörtlein wehrlos iſt, wenn du dir einen Staat denkſt, faſt gleich dem Wörtlein ehrlos. Ich frage: wer hat die Salier vorzüglich erdrücken, wer hat die Hohenſtaufen mit ausrotten geholfen? und in den böſen, gräulichen Tagen Ludwigs des Vierzehnten, wo ſind ſchändlichere Zettelungen geſponnen, wo hat ſich ſchamloſerer, ehrloſerer Verkauf und Verrath der deutſchen Reichsherrlichkeit und Ehre gezeigt, als gerade auf den Sitzen der höchſten Geiſtlichkeit? Alſo warnen wir: Werfet den Stein auf die rechte Stelle und nicht auf den armen Luther. Hätten die geiſtlichen Herren in Konſtanz und Baſel ihre geiſtliche und deutſche Pflicht gethan, ſo wäre nie ein Luther gehört worden.

Es ging alſo mit dem alten, ſtarken und ſtark geglaubten Deutſchland, welches wohl noch rieſenſtark, aber nicht mächtig war, allmählig bergab. Doch im ſechszehnten Jahrhundert hatten Kaiſer, Fürſten, Ritter, Bürger und Bauern noch Männergeſichter, Deutſchland zeigte damals den Fremden wenigſtens äußerlich noch ein gewaltiges Antlitz. Es hatte damals noch ſein ganzes Erdenleben, es war bis 1580 noch Herr ſeiner Meere an Nordſee und Oſtſee. Bald kam in wachſender kirchlicher und politiſcher Zwietracht nach vielen kleinern, nicht unblutigen Zwiſchenſpielen der dreißigjährige Krieg, der es bis zur Entſetzlichkeit verwüſtete und entkräftete, einen Theil ſeiner Lande und Bollwerke abriß und es allen Mitſpielen und Zettelungen fremder Mächte, beſonders Frankreichs und Schwedens, öffnete. Es lag nun da von tauſend Wunden blutend, geſchändet, entvölkert, verarmt und ohnmächtig, hatte ſein halbes Leben (die Herrſchaft auf ſeinen Strömen und an ſeinen Meeren) hatte den Blick in die Welt und den Muth für die Welt verloren. Jetzt war auch das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, der gedungenen ſtehenden Heere, der immer wachſenden Vernichtung oder Verknechtung des deutſchen Bürgers und Bauers gräßlich herbeigekommen. *Gräßlich* ſage ich; doch lebten die Menſchen fort und ihr Geſchlecht mehrte ſich allmählig wieder. Es iſt ein Glück und Unglück zugleich, daß die Menſchen weder das Schlimme noch das Gute ihres eben lebenden Lebens in ſeiner Freude und in ſeinem Jammer nimmer ganz empfinden und ſchätzen können. Es war jetzt die Zeit in ihrer Fülle da, daß Deutſchland in Europa nicht mehr führte und zog, ſondern geführt und gezogen oder vielmehr gezerrt ward. Wie dieſes Deutſchland ſeit 1650 zuerſt von den Franzoſen und ihrem Ludwig dem Vierzehnten, dann fortwährend doch von England und Frankreich bis zum Jahr 1760 gezerrt und immer zerzerrt worden iſt, was ſoll ich den alten Jammer immer wieder erzählen? Es war dies ein langer, wüſter und knechtiſcher Jammer, wobei man zugleich in einer unglaublichen Liederlichkeit und Sklaverei verſunken war: ein Zuſtand, den Deutſchland zu ſeinem Troſt freilich mit einem großen Theil von Europa theilte. Indeſſen waren mitten in dieſer gräulichen Vergeſſenheit früherer Größe, in dieſer nicht rohen, ſondern, was tauſendmal ſchlimmer war, weichlichen Barbarei einzelne deutſche Lichter aufgegangen, wie die vier großen Naſſauer, der große Kurfürſt, Leibnitz, Eugenius, Friedrich der Zweite. Wenn auch viel Freies und Herrliches untergegangen und verloren war, wenigſtens als der gewaltige alte Kriegsmann ward der Deutſche mitunter noch gehört.

Nun iſt endlich die neue Zeit herein gebrauſt und ein geiſtiger Aufruhr, eine geiſtige Umwälzung, zugleich eine philoſophiſche und politiſche. Wie Luther die großen und gefährlichen Fragen, welche alle Hohenprieſter von jeher mit Scheiterhaufen und Galgen verfolgt und geächtet haben, die Fragen von dem reinſten Geiſt und von dem höchſten freieſten Geiſt, die Fragen von Gott und von dem Menſchen aus Gott und vor Gott, als einen ungeheuern Aufruhr in die Welt geworfen hatte, ſo waren ſeit der Entſtehung des großen niederländiſchen Gemeinweſens an der Nordſee und ſeit der Enthauptung Karls des Erſten Stuart und der Verjagung Jakobs des Zweiten von Großbritannien, viele alte und junge Gedanken und Lehren von Staat und Verfaſſung länger als anderthalb Jahrhunderte vielfach hin und her geſtreut und geſichtet und hatten in vielen Stellen in den Gemüthern und Anſichten der Völker Riſſe geriſſen und Löcher gegraben. Endlich gegen das Ende des verfloſſenen achtzehnten Jahrhunderts erſchien der große Säemann der Zeiten und ſäete geſchwinde und allenthalben in dieſe langſam bereiteten Riſſe und Löcher den Samen der neuen Gedanken und Lehren. Polens Theilung, Nordamerikas Freiheitskrieg, Frankreichs Umwälzung, alles mit blitzender Geſchwindigkeit und vulkaniſcher Gewalt hinter und unter einander. Nun fielen faſt alle Wehren, Thürme und Bollwerke des vermoderten Alten ein und die alten Gedanken flatterten, wie Vögel über den Aſchen niedergebrannter Wälder flattern, über dem wüſten Schutt und Getrümmer.

Soll ich Sie erinnern, meine Verehrten — doch Sie haben keine ſolche Erinnerungen, die meiſten von Ihnen ſind viel jünger — mit welchen Ohren wir in Deutſchland das ferne, dumpfe Toſen des Erdbebens und das hohle Brauſen des Orkans zuerſt vernahmen? Es däuchte uns ganz luſtig, wir träumten von einer fröhlichen Zeit, es wehte über unſern Träumen wie ein Maienlüftchen, welches eitel Roſen aus dem Schooß der Erde wecken ſollte. Doch nur zu bald wehte es, wie ein kalter naſſer Herbſtwind über Haberſtoppeln und Bohnenſtroh hinſauſt; es begann uns zu bangen, doch Wenige hatten ein Vorgefühl, wie die Bohnen auf deutſchen Köpfen ausgedroſchen werden würden. Was ſoll ich hier an die Dreſcher und an Napoleon erinnern? wie wir zerdroſchen worden ſind, wie wir endlich wieder gedroſchen haben, und wie eben die Dreſchflegel ruhen, aber nur die ſichtbaren? Denn es ſteht ein grauenvoller Rieſe am Thore der Zeit, der fürchterlich unſichtbare Blitzſchläge führt, durch welche nur fromme Ritter unverletzt eindringen werden. Verſteht ihr Spähung und Deutung?

Wir werfen nun einen Blick auf die Gegenwart und auf ihre Hoffnungen, Wünſche und Gebrechen, verſteht ſich, immer in Beziehung auf unſere Frage, welche ſich ſtellt: Iſt denn die deutſche Perſönlichkeit im Wachſen? Iſt denn nun ein Etwas von dem alten gewaltigen deutſchen Mann wieder geworden, das man den andern Europäern als eine tüchtige Probe zeigen könnte?

Allerdings, der verborgene Alte der Tage hat mit ſeiner Donnerſtimme: Philiſter heraus! gerufen, und der träumeriſche deutſche Hausvogel hat ſeine Flügel ausgeſpannt und iſt aus ſeinen traulichen vier Pfählen, wo er Welt und Vaterland vergeſſen und verſeſſen hatte, aufs freie Feld hinaus geflogen, hat ſich ſeiner Stärke beſonnen und die Dränger aus dem Lande geſchlagen. Die alte ſcheußliche ſoldatiſche Roheit und Barbarei hatte nichts halten und vertheidigen gekonnt, hülflos, rathlos, thatlos war ſie mit dem ganzen alten, morſchen heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation zuſammengeſtürzt, und das ſtolze edle Gefühl des wiedererwachten freien deutſchen Mannes hat die Scharten der Schande glatt hauen müſſen, die uns durch ihre Jämmerlichkeit geſchlagen waren. Wir Deutſche haben da allerdings einmal wieder den Mann gezeigt und was in dem ſtillen furor teutonicus Gewaltiges vergraben liegt; wir ſind einmal wieder etwas mehr Mannes geworden — aber zum ganzen vollen Mann, wie viel fehlt uns da noch? O! daß ich es ganz beſtimmt ſage: zum ganzen deutſchen Mann fehlt uns ſogar heute noch die Möglichkeit. Erſchrecken Sie nicht! es iſt wahr, noch fehlt uns die Möglichkeit, es fehlt uns dazu nicht weniger als die eine volle Hälfte. Hier müſſen wir wieder ein wenig ſpazieren gehen.

Hier könnte ich an den Scherz von Jean Paul erinnern, wie er die vier Elemente unſeres Balles an vier große Völker Europas vertheilt hat. Von dieſen vier Elementen werden zwei, die Erde und das Waſſer thatgreiflich, wenn auch nicht handgreiflich, von dem Menſchen gefaßt, beherrſcht und beſeſſen; von den andern beiden, von dem Feuer und der Luft, wird er mehr gefaßt und umſpielt. Mit den beiden erſten darf er meiſtens ſpielen, die beiden andern ſpielen mehr mit ihm, als ſie geſpielt werden dürfen.

obgleich er mit dem Feuer und der Luft auch begonnen hat immer gewaltigere Spiele mit Röhren, Keſſeln und Schläuchen aufzuführen. Aber hier auf dieſem leichteſten flüchtigſten Gebiete heißt es doch noch: das Meiſte entflieht dem Menſchen und läßt ſich nicht zähmen. Daher wird die Herrſchaft des Menſchen auf Erden von jeher durch Erde und Waſſer bezeichnet. Der perſiſche Großkönig muthete den Griechen die Uebergabe ihres Landes einſt durch Ueberſendung von Wahrzeichen der Erde und des Waſſers zu. Gottlob, ein bischen Erde hat der deutſche Menſch noch unter den Füßen mit Feuer, Luft und Wind kann und darf er ſpielen, und ſpielt, wie ihn die Fremden beſchuldigen, zu viel damit — aber o das Waſſer! Und doch, er iſt der rechte Menſch dieſes Elementes, er iſt zu einem vollen Bürger für einen vollen Staat geboren; er iſt ein Waſſermann. Alles, was germaniſchen, gothiſchen Stammes iſt, ſowie es das Meer erblickt, reißt ſich mit allen ſehnſuchtgeſchwellten Segeln der Seele in die Weltweite hinaus. Es gibt Völker, die gleichſam an dem Erdkloß feſtgeklebt ſind, Halbmenſchen, möchte man ſagen, aus welchen nichts Großes werden kann, die eben wegen ihrer trockenen Halbheit, daß ſie vor dem erſten Element ein Grauen haben, untergegangen ſind. Schauen wir nur nach Polen und Irland — kein Pole, kein Irländer wird freiwillig Schiffer. Wir waren volle Männer, wir waren auch ſtarke Männer, als wir unſere Küſten und Flüſſe noch hatten, als die Flotten von Brügge, Antwerpen, Lübeck und Danzig ihre Meere beherrſchten. Welch ein Leben, wenn unſere Oſtſee und Nordſee uns deutſch aufgeſchloſſen wären, wenn wir mit den Kriegsſchiffen deutſcher Flaggen frei und fröhlich in die weite Welt hinauswimpeln und fortſauſen könnten. Glaubt nur, ſolche Luſt und ſolcher Muth wirkt bis in das innerſte Volk zurück; ſolches hat einſt von Brügge, Lübeck, Stralſund bis Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Prag zurück gewirkt, und die Kraft, Rüſtigkeit und Entſchloſſenheit des Seemanns iſt weiland in die deutſchen Seelen durch alle Adern des Reichs hingeſtrömt und hat auch die Geſichter der Männer mit dem Gepräge des Muthes gezeichnet. Bedenken Sie nur, warum der Schwede, der Holländer, der Engländer ein ſo gewaltiger Menſch der Kraft geweſen iſt und noch iſt, warum er das glänzende Siegel der Entſchloſſenheit und des Selbſtbewußtſeyns auf der Stirn trägt. Er iſt ja ein Menſch unſerer Art, unſer ähnlicher Bruder und Vetter, ein Gothe, Frieſe, Sachſe, er iſt wahrlich durch ſeine Anlagen kein anderer, kein beſſerer Mann als alle wir Deutſche; aber ihm iſt voller Beſitz und volle Thätigkeit dieſer Erdenwelt gegeben, und das bedeutet etwas Großes, was uns andern gutentheils abgeſchnitten oder verkümmert iſt.

Ich denke hiebei — verzeihen Sie mir eine kleine Phantaſterei, aber ich muß meinen Glauben ausſprechen — ich denke hiebei an etwas Geheimes und Myſtiſches, ich denke hiebei faſt mehr an das Innere und Geiſtige, als an das Aeußere und Körperliche. Ich ſtelle mir vor, daß derjenige Menſch der vollkommenſte und zu größten Freuden und Thaten geboren iſt, in welchem alle vier großen Elemente, und was es ſonſt noch von kleineren verborgenen Elementerchen gibt, glücklich gemiſcht ſind: ich wähne ſo: welche Züge und Flüge ein ſolcher glücklicher Sterblicher in ſeinem Innern haben muß. Meinethalben mögen Erde und Waſſer die gröbſten Elemente ſeyn, aber ſie ſind die ſichtbarlich ſchaffendſten, liegen uns immer wie vor den Händen und Füßen, und der Menſch, wie geſagt, der zum Waſſer keine Luſt hat, iſt ſehr unfähig und unvollkommen, ein Volk zu werden. Indem man nun dem Deutſchen, dieſem fröhlichen Waſſermann, das volle Leben und die volle Macht auf ſeinen beiden Meeren und auf den Weltmeeren abgeſchnitten hat, hat man ihm faſt die Hälfte ſeines Lebens abgeſchnitten. Aber auch das Aeußerliche, Körperliche und Politiſche, worauf ich eben hingewieſen habe. iſt etwas höchſt Bedeutendes. Es bedeutet Gewerb, Handel, Wohlſtand, Verbreitung über die Welt. Auf dieſes letzte Wort, „Verbreitung über die Welt,“ lege ich ein ganz beſonderes Gewicht, weil es ſich auf kein Volk mehr bezieht, als eben auf das deutſche Volk. Wie ich oben erwieſen habe, der germaniſche Menſch iſt der Weltverjünger und Weltbeſſerer geweſen, er iſt gegenwärtig auch der Weltbeherrſcher. Aber bei ihm findet ſich noch etwas ganz Anderes. Er zeugt mehr als die romaniſchen und auch, wie erſcheint, als die ſlavoniſchen Völker, die Fülle der Menſchen. Er muß nicht allein von wegen ſeines angebornen Triebes, ſondern eben wegen dieſer Fülle, in die Welt hinaus, er muß aus Noth in die Welt hinaus; es fehlt ihm an vielen Stellen daheim an Raum. So ſehen wir die Deutſchen jetzt zu Hunderten und Tauſenden (jährlich an die 60,000 ſchon) über alle Waſſer zu fernen Welttheilen hinſchwimmen, und wir müſſen ſie meiſtens ohne Schutz und Schirm von Flotten und oft auch ohne mächtige Fürſprecher und Einſprecher bei den Fremden in dieſe weite Welt hineinlaufen und verſchwinden laſſen. Das gehört auch zu dem Körperlichen und hat etwas Tragiſches. Und doch dieſe Fülle der Menſchen, welche vorzüglich aus Deutſchland und aus Großbritannien ausſtrömt, hat jenſeits unſerer Meere in ihren Enkeln und Urenkeln die allergrößte Beſtimmung. Ganz Amerika wird zuletzt germaniſch werden; die ſpaniſchen und portugieſiſchen Romanen haben weder Zeugungs- noch Thatenkraft, gegen die Strömung von Macht und Geiſt, die immer gewaltiger vom Norden kommen wird, die Mitte und den Süden Amerikas zu vertheidigen und zu behaupten. Ganz Auſtralien und ein großer Theil Afrikas wird germaniſch werden — und — wartet nur ein wenig! — hier lauft der Blick fernſchauend über Jahrhunderte hin — Indien, China, Japan fühlen ſchon des engliſchen Geiſtes Schläge und Flügelſchläge und hören die Flügel künftiger Geſchicke ſtaunend heranſauſen.

Dies alles, und der Deutſche ſo ein rüſtiger, luſtiger Waſſermann — und doch hatten wir lange all unſer Meer und alle Herrſchaft darauf verloren, ja wir hatten ſelbſt den Gedanken an ſolche Herrſchaft verloren. Durfte uns ja vor zwei Jahren eine kopenhagener Zeitung mit der Meldung verſpotten: „Mit der preußiſchen Kriegskorvette X von Stettin iſt heute die ganze deutſche Kriegsflotte auf unſerer Rhede vor Anker gegangen." Ja, wäre ein ſolcher Gedanke lebendig geweſen, wäre er aus den Herzen alles Volks bis in die Köpfe der Herrſcher aufgeſtiegen, wie hätten wir unſere wiedereroberten burgundiſchen Niederlande, unſere Strom- und Waſſerlande, ſo wie eine unbedeutende Kleinigkeit weggeworfen und die Fremden ohne Kampf darüber entſcheiden laſſen können? Ja, es war ein böſes deutſches Geſchick. Gott hatte uns in den Jahren 1814 und 1815 auf den höchſten deutſchen Höhen diejenigen verſagt, die da fernen Weltblick und Augen für die Zukunft hatten und mit klarem Verſtand und eiſernem Willen und, wenn es ſeyn mußte, auch mit eiſerner Fauſt dasjenige feſthalten wollten, was mit ſo vielem deutſchen Blute wiedergewonnen war. Das herrliche Belgien, man erlaubte den Fremden, es zu Holland zu ſchlagen; Deutſchland mit ſeinem Hauptſtrom blieb alſo von der Nordſee abgeſchnitten. Hätte man damals rechte deutſche Gedanken gehabt, dahin hätte man den unglücklichen, in ſein Polen zu ſehr verliebten König Friedrich Auguſt ſetzen, man hätte ihn als deutſchen Bundesfürſten von Dresden nach Brüſſel ſetzen und ſo den ſchweren

Hader um Sachſen ſtillen können. Dann hätten wir in dieſem letztverfloſſenen Menſchenalter in Antwerpen ſchon eine Kriegsflotte von hundert kleinen und großen Schiffen bauen und auch an der Oſtſee etwas Aehnliches ſchaffen und rüſten können, und auch Holland, welches ſich ſo gern gegen uns legt, hätte ſich mehr an uns anlegen und anlehnen müſſen. O hier, wenn man dies in ſeiner ganzen ſchweren Bedeutung faßt, wie man hier nichts deutſch geſehen noch deutſch gewollt hat, noch heute möchten die Haare einem zu Berge ſteigen! Wie liegt unſer Deutſchland kahl und nackt da, wie wehrlos an ſeinen Küſten in einem Kriege mit Frankreich oder Rußland u. ſ. w.! Und ſoll man hier bloß an die Mächtigen denken, mit welchen es möglicher Weiſe einmal Kämpfe geben kann? Verhöhnt uns nicht das kleine, ſchwache Dänemark mit ſeinem Sundzoll und andern Plackereien ins Angeſicht? in ſeiner Mißhandlung deutſcher Länder, die es von uns abreißen möchte?

Indem ich hier von deutſchen Flotten ſpreche, die jetzt im Hafen von Antwerpen und in den Häfen der Oſtſee ſeyn könnten, ſage ich wieder: erſchrecken Sie nicht! glauben Sie nicht, in meiner Bruſt ſchreie ſo ein Franzöſiſches à la gloire! à la gloire! oder ich wolle gleich Großbritanniens Rieſenmacht mich über alle Welttheile hinaus ſtrecken. Dieſe Rieſenmacht Großbritanniens hat ſich eben ganz eigenthümlich gemacht durch die Rüſtigkeit ſeines Volkes und durch die Sorgloſigkeit oder verſunkene Faulheit der Nachbarvölker, die auf den Weltmeeren ſeine Nebenbuhler ſeyn konnten. Seine mächtigſten Flotten, ſeine abhängigen Nebenländer, zehnmal größer als das Hauptland, ſeine Unermeßlichkeit von Manufakturen und ſein fürchterlicher Manufakturpöbel werden wohl von mir als das erkannt, was ſie ſind: mehr Glanz als Glück. In ſolche Allerweltweite ſchaut meine deutſche Sehnſucht nicht hinaus; ich habe ſogar ein Grauen vor einer Uebertriebenheit im Manufakturweſen, welches einen fürchterlichen und jämmerlichen Ueberwuchs der Volksmenge erzeugt. Ich weiß wohl, daß das Greifen nach Allerwelt-Gold auch für die Völker kein Ergreifen von Allerwelt-Glückſeligkeit iſt, daß ein Volk, welches rüſtige Fäuſte, treue Herzen und ſcharfes Eiſen hat, nicht bedarf, in die weiteſte Ferne hinaus zu greifen; aber bewehrt muß der Leib eines Volks doch ſeyn, die eine Hälfte deſſelben darf den Streichen der Feinde nicht nackt und bloß liegen. Wir wollen nur das Ordentliche und Mäßige wünſchen, daß wir auf unſeren Meeren wenigſtens ſo rüſtig und mächtig werden, daß wir uns gegen Seemächte zweiter Ordnung, wie Frankreich, Rußland, Skandinavien (mit welchem wir aber immer Bündniß und nimmer Krieg haben ſollen), vertheidigen und das Unſrige daheim und in der Fremde beſchützen können.

Dieſer größte deutſche Schaden iſt alſo keinen Augenblick zu vergeſſen, er muß unſerem Gedächtniſſe mit unauslöſchlichen Buchſtaben eingebrannt werden; wir müſſen unſer Meer, unſern Theil des gottgegebenen Waſſers haben, wir müſſen uns auf unſern Waſſern wehrhaft machen. Hier bei dem Worte Waſſer und Flotte fällt uns natürlich der deutſche Zollverein ein. Wie viel Anderes noch muß uns nicht einfallen, wenn wir an das deutſche Männergeſicht denken, wie es ſtehen ſollte, was für unſere Volksperſönlichkeit noch ungemacht und unvollendet nur als Wunſch und Hoffnung da liegt! wie Vieles, wodurch, wenn Deutſchland die Stürme der Zukunft würdig beſtehen ſoll, zur Gemeinſchaft und Einheit deutſcher Kräfte hingeſtrebt werden muß! Und einfallen muß leider uns deutſchen Menſchen Vieles, obgleich Manche ſind, die da ſagen, es falle uns viel zu viel ein und wir können den langen Frieden und die glücklichen Zuſtände der Gegenwart nicht ertragen. Und doch in einem Lande, das ſo ganz eigenthümlich wie Deutſchland ſteht, müſſen die Herzen wach und die Stimmen laut ſeyn und mehr als in irgend einem andern Lande die Wächter von den Zinnen rufen: Stehet auf! der Morgen iſt da! Ja, in einem ſolchen Lande muß es immer heller Morgen ſeyn; das Gefühl des vollen, freien, geiſtigen Lebens muß bei uns das erſetzen, was an leiblicher Geſchloſſenheit und Ganzheit fehlt. Es iſt die ſchändlichſte Lüge, gegen die Geſchichte lügen, auch eine Lüge gegen den heiligen Geiſt. Wie durch die Schickſale der Welttheile und Weltalter ein Dunkles geht, gleichſam eine Gewalt Gottes, ſo geht es durch das Schickſal eines einzelnen Volkes, ſo ruht es in demſelben. Seine Bewegung allein iſt eine wahre Bewegung. Man predigt uns wohl die ſüße Lehre vor: die Fürſten allein müſſen die Treiber und Führer ſeyn. Aber das ſind ſchwache und ruhmloſe Fürſten, die ſich von dem, was in dem ganzen Volke lebt und webt, nicht wollen treiben und führen laſſen. Alle Kräfte treiben durch einen dunklen Drang, welchen der Weiſe und der Herrſcher belauſchen und verſtehen lernen muß, von unten auf; von unten bricht das Waſſer das Eis. Wenn ein Volk ſchläft, ſchlummern die Fürſten gewiß. Man fragt wohl: Was ſprichſt du da? Die Gedanken des Volks ſollen belauſcht werden? Ideen in der blinden Menge? Hat ein Volk Ideen? wo ſind ſie? wo ſoll man ſie finden? O dieſe Fragen ſind Redensarten. Gebt nur Acht, wo es blitzt! o es blitzt oft recht hell aus dem Volke heraus. Blitzableiter hat man bauen gelernt, die Volksblitze zu leiten iſt ſchwerer; aber doch geberden ſich Viele, als ſeyen ſolche Volksblitze nur Sternſchnuppen, die nicht zünden, ſondern kalt und wirkungslos in der öden Luft dahinfahren.

Nein, Verehrte, wenn es auch aus unſerem Himmel und aus unſerem Volke eben nicht blitzt, ſo ſchläft es jetzt doch nicht und darf nicht ſchlafen; es darf ſich durch Schrecken und Vogelſcheuche, welche man ihm genug aufſtellt, nicht jagen und verblüffen laſſen. Leider iſt Noth, Geſchrei und Gewirr nur zu viel in unſeren Gauen, religiöſer, kirchlicher, politiſcher Lärm: Lichtfreunde, Neukatholiken, Altlutheraner, Altjeſuiten, Socialiſten, Kommuniſten. Die ruhigen, ehrenfeſten, freien Männer, welche mitten in dieſem Lärm den wirklichen alten, freien, deutſchen Mann ſuchen ſollen, dürfen ſich dadurch nicht aus ihrer feſten, geraden Bahn wegſchrecken laſſen, ſondern den Leiden und Gefahren der Zeit muthig ins Auge blicken und dem Volke und den Königen und Fürſten den ſchuldigen vaterländiſchen Dienſt thun. Wahr iſt es, das Lärmen und Toſen iſt ringsum wild genug, aber der große Strom geht nur deſto gerader und mächtiger, je mehr kleine Waſſer von den Bergen um ihn her plätſchern. Wollen die deutſchen Könige und Fürſten die Erhaltung ihrer Herrſchaft, wollen ſie die Erhaltung der Vielherrſchaft, ſo müſſen ſie auch doppelt friſche Geiſter im Volke leben und walten laſſen, von welchen das mannigfaltige deutſche All gleichſam wie ein vornehmeres, höheres All durchſtrömt werde.

Hören Sie, was ich ſage, ein vornehmeres höheres All? Es iſt dies im kühlſten Ernſt von mir geſagt. Es wäre die erhabenſte Erſcheinung, wirklich eine Erſcheinung, deren Aufgabe die Geſchichte noch nicht gelöſt hat, wenn dieſer deutſche Bund von mehr als dreißig Staaten ſich zugleich in lebendiger Beweglichkeit ſo ſtark, feſt und einig, ſo unerſchütterlich einig und ſtark machen könnte, daß er Staaten von dichter und dicker Einheit der Macht gegenüber in Frieden und Gerechtigkeit beſtände; wenn er lange und dauernd das Beiſpiel einer einigen, edlen Eidgenoſſenſchaft gäbe, welche ſo glücklich, frei und ruhmvoll da ſtände, daß die abgeriſſenen Theile (die Schweiz, die Niederlande) Luſt bekämen, ſich ihr freiwillig wieder zuzugeſellen und einzuverleiben. Ja gewiß wäre das ein höheres All. Wir wollen hoffen.

Sie wiſſen, ich habe mich früher gegen die deutſchen Kleinſtaaten ausgeſprochen. Die vielen Kleinheiten waren wirklich ſo klein, die vielen Mannigfaltigkeiten wirklich ſo mannigfaltig, daß den Habſuchten und Eroberungsgelüſten der Fremden gegenüber eine vereinte deutſche Stärke und Macht eine Unmöglichkeit geworden war. Ich habe ſogar viel größere Zuſammenziehungen jener vielen Kleinheiten gewünſcht, als jetzt da ſind, aber fern von jener ſchreienden Schändung oder blutigen Ausrottung der herrſchenden Geſchlechter, als durch welche ſolche Zuſammenziehungen in der Geſchichte gewöhnlich vollbracht werden. Ich ſehe und anerkenne wohl die Vortheile vieler Brennpunkte, wodurch die Sonnenſtrahlen von Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft über ein ganzes großes Volk ausgegoſſen werden können; ich anerkenne das Glück vieler Mittelpunkte eines großen Ganzen und das Unglück einer einzigen Hauptſtadt eines großen Volkes, die zu einem grauenvollen Ungeheuer anſchwillt oder vielmehr anſchwellen muß. Ich muß mich demnach freuen, daß Wien, Berlin, München, Dresden, Hannover, Stuttgart da ſind und nicht ein einziges deutſches Peking oder Paris, wo die Menſchen nicht mehr nach Hunderttauſenden, ſondern nach Millionen gezählt werden und wo alle Herrlichkeit und aller Jammer, alle guten und böſen Künſte einer höchſt ausgebildeten und verfeinerten Zeit ſich fürchterlich zuſammendrängen, wo man den gefährlichen Pöbel mit Mauern und Wällen von drei, vier Meilen Umfang um- und einbaſtillen muß, um im Nothfall mit Kanonen in ſeinen Aufruhr hineinſpeien zu können.

Das alles ſehe und anerkenne ich, aber weil ich es anerkenne, ſo müſſen Fürſten und Volk ſich auch klar ins Geſicht ſagen, was ſie, wenn ſie ſolche Vortheile haben wollen, nothwendig auch wollen müſſen. Wir müſſen uns über unſere großen Fragen immer wieder befragen und uns einander treue, ehrliche Antwort geben.

Es ruft alles in Deutſchland ſchon ſeit Jahren deutſches Recht, deutſches Geſetz, Oeffentlichkeit der Gerichte, freie Preſſe, freie konſtitutionelle Verfaſſung. (Doppelter Pfeffer.) Noch ſind, in deren Naſen der Dunſt der alten Fleiſchtöpfe Egyptens immer wieder aufdunſten will, und welche doch die dünnen und ſpärlichen Gerichte unſeres Wüſtenzuges gegeſſen haben, wo uns nicht immer Manna und Wachteln vom Himmel fielen, ſondern wir wohl mit Heuſchrecken vorlieb nehmen mußten. Sie ſagen: „was Verfaſſungsgeſchrei! Das ſoll immer aus dem Volke kommen? Dem lieben treuen Volke fällt ſolches nicht ein; es ſind demagogiſche Advokaten, hungrige Literaten, unglückliche Schauſpieler, denen das Spiel verdorben iſt, Schneidergeſellen à la Weitling u. ſ. w., die ſolches Froſchgeſchrei vor dem Frühling erheben.“

Wir rufen gegen dieſe, die ſich ſelbſt gern die Weiſen, Mäßigen, Getreuen tituliren: Nein! nein! das deutſche Volk, das durch ſeine vielen Herrſchaften ſo ſehr getheilte Volk, fühlt, daß es gefaßt, verfaßt, zuſammengefaßt werden muß, daß dadurch allein eine gewiſſe geiſtige höhere Einheit, die bei der Vielherrſchaft ſchwer zu machen iſt, hervorgebracht werden kann. Wir alle kennen den alten abgedroſchenen Ausſpruch: daß das Glück und die Freiheit der Völker mehr durch ihren Sinn und ihre Sitten als durch Geſetze gemacht werden, wir wollen auch keineswegs in Abrede ſtellen, daß nach der Lage, dem Sinn und der

Art eines Volks die Verfaſſungen ſehr verſchiedener Art ſeyn können, und daß die Völker bei ſolcher Verſchiedenheit auf ihre verſchiedene Weiſe leidlich geſetzlich frei und glücklich ſeyn können; aber bei Deutſchland, welches eben durch ſeine hundert und tauſend Verſchiedenheiten und Mannigfaltigkeiten, wie ſie noch um 1780 beſtanden, ſo ſchmählich und gräulich hingefallen und untergegangen iſt, wollen wir in Hinſicht auf Verfaſſung mit der Lobpreiſung der Mannigfaltigkeit und lieblichen und löblichen Langſamkeit der Entwickelungen wieder beginnen, noch im Jahr 1845 beginnen? Ja, wir alle fühlen, daß wir recht tüchtig gefaßt, verfaßt und zuſammengefaßt werden müſſen, daß wir, damit Gleiches durch Gleiches gezogen, verbunden und zuſammengehalten werde, nach der möglichen Aehnlichkeit ſtreben und ſie, wie ja faſt alle Deutſche jetzt thun, von unſern Herrſchern erbitten, ja erflehen müſſen. Alſo weg mit den Scheltern und Schimpfern, welche das Verfaſſungsbitten als einen leeren demagogiſchen Pöbellärm verrufen, welche das Wort konſtitutionelle Staaten, womit in Deutſchland jetzt doch ein ziemlich beſtimmter Begriff verknüpft wird, als etwas Unheilvolles ausſprechen! Es iſt eben das Ding da, was in näherer oder fernerer Nachahmung des Engliſchen und Franzöſiſchen die conſtitutionelle Form genannt wird; die Hälfte Deutſchlands beſitzt dieſe Verfaſſungsform, alſo conſtitutionelle Form, in ziemlicher Uebereinſtimmung: das ſind ſiebenzehn bis achtzehn Millionen Seelen, die ſich dieſe Form nimmer wieder nehmen laſſen werden. Wenn wir ein einiges ſtarkes Deutſchland wollen, werden alle Staaten, die ſie noch nicht gewonnen haben, ſich den Conſtitutionellen ähnlich machen müſſen, ſie werden conſtitutionelle Staaten werden müſſen. Wir Deutſche wollen und werden das erlangen. Das Mehr oder Minder von politiſcher Freiheit, das Mehr- oder

Weniger-Aehnlich wird ſich ja dann auch durch den fortwebenden und ſchaffenden Geiſt der Zeit, dem kein Kaiſer und König auf die Länge ungeſtraft widerſtehen kann, nach und nach ausgleichen, wie vieles andere Wichtige und Nothwendige der zweiten und dritten Ordnung, das nebenbei und von der Seite her zur Verfaſſung gehört.

Und hier, meine Verehrten, muß ich Ihnen nun wieder mit einem alten oft von mir geklungenen Klange kommen, mit einem von jenen vielen caeterum Ego censeo, die ſelten ein mächtiges Nos censemus gefunden haben; damit, daß wir Deutſche für die Ganzheit unſeres Landes und Volkes und für die Wahrung und Erhaltung dieſer Ganzheit einer großen Sanctio pragmatica entbehren, eines Land- und Fürſtenrechts, das unſern Ruheſtand und unſern Geſammtbeſitz für immer ſichern könnte. Denn das wird wohl kein deutſcher Staatsrechtslehrer in unſern Tagen mehr zu behaupten wagen, daß dem Volke und jedem ingebornen Mann nicht der Mitbeſitz am Lande zuſtehe. Dies darf und ſoll der Sohn des Kleinſten im Lande wie der Sohn des Fürſten empfinden; in dieſem Gefühle muß des Landes Ehre und Glück auch als des Kleinſten Ehre und Glück geachtet werden, und der könnte wohl wie ein Majeſtätsverletzer angeklagt werden, der zu behaupten wagte, daß jeder unſerer regierenden Fürſten nicht jeden Tag für die Ehre und Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes zu kämpfen und zu ſterben ein Herz habe. Genug ſchöne Lande ſind durch Eroberungen, Zettelungen und Hinterliſten von uns abgeriſſen. So haben wir die Schweiz, das Elſaß und alle Niederlande, die Ströme, Häfen und Küſten der Nordſee verloren. Aber größer iſt der Jammer, daß ganze deutſche Lande an fremde Herrſcher und Staaten weggehochzeitet und uns entfremdet und aus der Fremde gleich eroberten oder hörigen Provinzen regiert werden können.

Wir haben es gefühlt, daß der Kurfürſt von Sachſen als König von Polen in Warſchau, daß der von Braunſchweig-Lüneburg als König Großbritanniens in London ſaß, daß ſie ihre Kriege und Händel, die uns meiſtens nichts angingen, uns auf den Leib hetzten, ja das Unheil derſelben bis in das Innerſte des deutſchen Landes hinein trugen oder pflanzten. Wir pflücken auf dem Felde ſolcher Verknüpfung deutſcher Lande mit fremden Reichen eine ſtinkende Blume, welche zwiſchen den Dänen und Deutſchen eben in voller Blüthe ſteht, indem das kleine Dänemark ſich unterſteht unter ſolchem Titel die Schleswig-Holſteiner mit Zerbrechung aller verbürgten und verſiegelten Rechte mit Liſt, Trug und Gewalt als Unterthanen unter ſich herunterzwingen zu wollen.

Aus ſolchem und ähnlichem Born iſt weiland großes Unglück und mehr Schmach über unſer Vaterland ausgegoſſen und kann wieder darüber ausgegoſſen werden. Denn Deutſchland iſt das große Fürſtenvogelneſt, aus welchem die Jungen in alle Welt ausfliegen oder weggelockt werden. Welche Ausſichten hier! Welche Sorgen für ein rechtſchaffenes deutſches Herz! wie viel Trauriges, wie viele Zerreißungen und Abſplitterungen des deutſchen Namens und Verdunkelungen der deutſchen Ehre könnte auch hier die Zukunft bringen! Hier müßten unſere Könige und Fürſten, welche ja gar nichts Anderes ſchauen und wünſchen müſſen, als daß ſie und das Volk als ein ewiges unzertrennliches Eins zu achten ſeyen, für ſich ſelbſt und ihren künftigen Beſtand ſorgen und zur Abwendung ſchlimmer Möglichkeiten ein feſtes Erbfolgegeſetz machen, um ſo mehr, da jede Verkleinerung und Zerſplitterung des deutſchen Namens ihre Gefahren nur vermehren würde, indem die Völker für Getümmel und Kriege, die aus ſolchen Verbindungen zu entſtehen pflegen, künftighin gewiß weniger willig und geduldig ſeyn werden.

Ein ſolches Land und Herrſchaft ſicherndes deutſches Fürſtengeſetz würde kurz etwa ſo lauten können.

Wenn irgend ein deutſcher Fürſt oder deutſche Fürſtin oder deren Kinder zu gleicher Zeit zur Herrſchaft über ein fremdes Volk und Land und ein deutſches Land berechtigt ſind, ſo ſteht ihnen die Wahl, ob ſie in der Fremde oder in Deutſchland herrſchen wollen. Von einem fremden Volke und Herrſcher her ſoll ein deutſches Land durch ſogenannte Verweſerſchaft nimmer beherrſcht werden können, ſondern wer in ihm herrſchen will, muß auch darin wohnen wollen: keine verderbliche und verhaßte Abſentees mehr! Wer alſo Herrſchaft des fremden Landes verzicht, muß zum Vortheil des Nächſten aus dem Stamm auf das deutſche Land verzichten.

O du deutſche Treue und Geſammtheit! verlockſt du uns immer wieder, an einem Rock zu ſchneidern, der dreißig und vierzig verſchiedenen Wüchſen zugleich anſtändig und einigermaßen bequem ſitzen ſoll? an einem Rock, woran ſich ſchon viele Schneider die Finger lahm gemacht haben und worauf die Menge fremder Schneidermeiſter nicht bloß zum Schmuck auch ihre bunten Lappen nähen möchten? Ich ſpaße hier nicht mit einem leichten Spaß, ſondern mit einem ſo wehmuthsvollen, daß mir die Augen dabei übergehen wollen.

Wir haben uns hier wohl wieder weit zu verlaufen geſchienen; aber doch ſind wir auf unſerem rechten Wege: denn weit, weit im fernen Hintergrunde ſteht der deutſche Mann. Vielerlei Anſichten, Ausſichten, Hoffnungen und Sehnſuchten zerflattern und zerſchlagen ſich ſo in meiner Bruſt, daß mir der Athem kurz wird. Einige derſelben ſind auch wohl zu Ihnen hinüber geflattert, doch iſt Ihnen die Geduld wohl lange ſchon kurz geworden. Alſo nehme dieſes unſer Geſpräch hier ſein Ende! aber nimmer unſere Hoffnungen und Strebungen für das Vaterland!

Holland und die Holländer.

(Zuerſt gedruckt in Adolf Schmidts geſchichtl. Jahrbuch. Mit Rückſicht auf das Werk: Handbuch der Geſchichte des Vaterlandes von Groen van Prinſterer. 4 Abtheilungen. Leiden 1841–45., von älteſter Zeit bis zum Jahr 1795.)

Wer am Niederrhein wohnt, kann es nicht über das Herz bringen, wenn nicht mit den Füßen, doch mit den Gedanken längs dem Strom bis ans Meer fortzulaufen und ſich Land und Menſchen etwas genauer zu betrachten und zu erkunden. Ja wer nur irgendwo in Deutſchland wohnt, ſollte es nimmer über ſein Herz bringen wollen, die Lande und Menſchen des unterſten Rheins betrachten und erkunden zu wollen. Es waren jene Lande einſt Lande des deutſchen Reichs, ſie und ihre Bewohner ſind der Sprache und Art nach noch deutſch, aber ſie werden leider nicht mehr zu Deutſchland gerechnet, wollen nicht mehr dazu gerechnet werden. Ich meine aber, indem ich dies ſo ausſpreche, nicht eben alle Niederlande, ſondern beſonders den Theil und den Menſchen, welcher Holland und der Holländer heißt. Was hilft es zu leugnen, was da iſt und was beide durch natürliche Lagen und Anlagen und durch Abſonderung, welche zuletzt eine Sonderheit geworden, ſich ſeit drittehalb Jahrhunderten immer mehr gemacht hat? Wir, die hier und in den umliegenden Landſchaften Wohnenden, erblicken nun freilich noch in hundert und in tauſend Zeichen und Bildern die Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften, wie ſie aus und zu einander hinüberſpielen; aber ganz anders iſt es mit den ferner gegen Süden und Norden hin wohnenden Deutſchen. Wenn man dem Thüringer Bayer Schwaben von einem Holländer ſpricht — er hat vielleicht das Land deſſelben einmal leicht durchſtrichen, oder iſt hin und wieder auch wohl einzelnen Holländern begegnet — ſo macht er gar wunderliche Geberden und noch wunderlichere Beſchreibungen und Schilderungen von dem Volke, welche aber meiſtens nur eine Wahrheit der äußerlichen Erſcheinung haben. Das Starre Stumme Steife Kalte, ja wohl das Unfröhliche und Habſüchtige, kurz eine vollendete Pedanterei und Maniererei in Sitten Weiſen Gebräuchen Religion, etwas Unbeſchreibliches, dem Indiſchen und Chineſiſchen Aehnliches, das heißt da häufig holländiſch. Man geberdet ſich da oft, als habe der Deutſche volles Recht, den Holländer als ein erſtarrtes und verlebtes Ding über die Achſeln anzuſehen. Der Holländer — ich ſpreche hier immer von den Meiſten, aber nicht bloß von dem Pöbel — zahlt dem Deutſchen dieſes Urtheil und dieſe Anſicht reichlich zurück und denkt ihn ſich als einen unſtäten windigen abentheuerlichen verlornen und knechtiſchen Menſchen und ſpricht auch wohl ſo von ihm. Seine Augen haben viele Deutſche ſolcher Art und Geſtalt geſehen und ſehen ſie noch alle Tage auf ihren Marktplätzen und an ihren Häfen und Stromanfuhrten. So ſteht die Erfahrung noch bis dieſen Tag und in dieſer Erfahrung, in dieſer wirklichſten Wirklichkeit liegt ein tiefer deutſcher Schmerz begraben, der diplomatiſch und politiſch Jahrhunderte lang immer wieder aufgefriſcht in dem ins Meer und bis ans Meer ſein jüngſtes böſes Zeichen an der Stirn trägt. Und doch der Holländer und Deutſche nach allem was ſie in Anlagen Strebungen Belangen gemeinſam haben, ſollten ſich wie Brüder gegenſeitig lieben und achten; aber ſie thun es nicht und ſtoßen ſich oft ſo ab, als ob ſie fremdeſter Art wären, und was die Klügeren und

Beſſeren auch von nothwendiger gegenſeitiger Liebe und von feſtem innigem Zuſammenhalten predigen mögen, Liebe läßt ſich leider oft eher zuſammenzwingen als zuſammenpredigen.

Ich ſage, es iſt dies ein tiefer deutſcher Schmerz, iſt wohl auch zuweilen, aber viel ſeltener, ein holländiſcher Schmerz geweſen. Dies führt uns nothwendig auf eine Betrachtung, die auch eine geſchichtliche Betrachtung iſt, wenigſtens in den verſchiedenen volksthümlichen ſittlichen religiöſen Verhältniſſen Beziehungen und Anſichten mehr als zu viel in Geſchichtbüchern verhandelt worden iſt. Dieſe Betrachtung ſpricht: „Was auch ein Herodot Boſſuet und „Herder nebſt Andern verſucht haben mögen, es iſt eine „ſchwere ja die allerſchwerſte und allergefährlichſte Aufgabe, „das was man Gottes Weisheit und Gerechtigkeit nennt, „aus den äußeren Erſcheinungen der Welt- und Menſchen-„Geſchichte leuchtend und einleuchtend zu machen.“ Man ſehe einmal an Beiſpielen, wie diejenigen weiſen, welche Gottes Wege weiſen zu können meinen.

Der Chriſt: Der Römer mußte ſo viele edelſte ſchönſte Keime der Länder und Völker mit ſeinen grauſamſten Elefantenfüßen zu einem großen Brei zuſammentreten und zuſammenſtampfen, damit ſeine Sprache eine allgemeine Weltſprache würde und als Bildungsſprache und Kirchenſprache den Segen und die Herrſchaft des Chriſtenthums über die Erde verbreiten könnte.

Der Muhamedaner wie wird er von Arabien und Turan und Iran heraus ganz anders ſprechen! Und wie ſoll der ſprechen, der uns Dſchingis und Tamerlans oder irgend eines ſpäteren Iwan Waſiljewitſch und Großkatharina Weltwandelungen in Gottes Namen und Weiſung auslegen will?

Wer mögte ſich unterwinden, die Stimmen aller der vielſprachigen Menſchenkinder, die ſich über Gottes Vorſehung und Meinung auf den irrwiſchvollen Weltwegen vernehmen laſſen, zu irgend einer Vernunft hin zuſammenzubringen und zu deuten? Die Welt erweitert und verſchnellt und überſchnellt ſich, indem wir leben und im eigentlichſten Sinn durch die Blitzgeſchwindigkeit der Fern- und Feuer-Röhren mit unſern Augen und Schritten bewaffnet und beflügelt werden, übergelebt werden. Denn wie viele fromme Urtheile und Vorurtheile unſerer Väter haben ſich nun ganz überlebt! Wohin ſollte man die Myriaden Galilei wegſperren, die jetzt jedem Pontifex maximus und ſeinen Bannſtralen hohnſprechen? Unſre Erde mit all ihrem Gekrimmel und Gewimmel iſt wirklich zu einem kleinen Ameiſenhaufen herabgeguckt worden, unſre Sonne ſelbſt zu einem Fünkchen im Feuer der unendlichen Sonnen, deren Lichtſtralenpfad nach Millionen unſrer Sonnenweite gemeſſen werden muß; und der Menſch zu einem Würmchen herabgeguckt. Wie? der Menſch, um welchen ſich ſonſt alle Sonnen und Erden drehen mußten, als um den letzten und erhabenſten Gedanken Gottes. Ein Würmchen? Nein! gottlob nein! Er ſteigt und fliegt auch jetzt noch über ſein Erdenhäuschen, ja über aller Sonnen Sonnen hinaus, nicht durch ſein Wiſſen, ſondern durch ſein Wollen, das heißt durch ſeinen Glauben. Wenn er in und hinter dem Weltgewimmel nichts weiter ſieht als die Erſcheinung, iſt er verloren; wenn er will, das heißt wenn er ſich wirklich finden und verſtehen will, ſo geht er getroſt hindurch und lieſt ſich aus dem unendlichen Wirrwarr ſeine Lichtfünkchen heraus.

Lichtfünkchen? Wahrlich nicht mehr. Wenn ihm in der Ferne nichts dämmert, wenn er gar kein inneres hinteres oder oberes Leben glauben kann, empfängt er grade von der Geſchichte die troſtloſeſten Lehren.

Und wohin ſoll dies für oder über Holland? Es ſoll nichts ſondern es muß etwas. Es muß uns tröſten, daß Holland nicht mehr deutſch oder daß es noch nicht wieder deutſch iſt. Zum Beiſpiel Profeſſor Leo in Halle oder vielleicht auch Profeſſor Hurter in Wien beweiſt oder will beweiſen, daß die Reformation Luthers einſt ein halber Frevel, der Aufſtand in den Niederlanden ein ganzer Frevel, daß Wilhelm von Naſſau ein voller Frevler war; daß die Deutſchen verrückt ſind, welche gegen Philipp den Zweiten und ſeinen Alba Parthei nehmen; daß dieſer Frevel die ſchönen Niederlande und manche andre deutſche Lande von uns abgeſpaltet hat. Und nun zum zweiten Beiſpiel: Ich könnte gegen einen Leo und Hurter und gegen Jeden, der etwa löwenartig gegen mich hurten wollte, ſagen: Wie die Dinge einmal lagen, wie die Macht und Herrſchaft Deutſchlands in dem Kaiſer und Volke einmal gar keinen Mittelpunkt mehr hatte ſondern in eine unendliche Vielherrſchaft zerſtückelt war, hat die göttliche Vorſehung es grade zum Heile Deutſchlands ſo geleitet, daß an den Rhein- und Maas- und Schelde-Mündungen ein beſonderer lebensfriſcher Staat entſtand, durchaus nothwendig, damit dort für alle deutſche Zukunft nicht alles verloren ginge. Die niederrheiniſchen und belgiſchen Lande waren an ein fremdes Volk, an die Spanier, gekommen, welche ſowohl wegen ihrer Fremdartigkeit, als wegen ihres Verhängniſſes, das ſie die nächſten Jahrhunderte tief ſenken und ermatten ſollte, hier kein Leben erhalten geſchweige friſches geiſtiges Leben ſchaffen und fördern konnten. Wäre alſo jener beklagte oder gar verfluchte Zwieſpalt und Abfall nicht entſtanden, ſo wären die Seeländer Holländer Frieſen in den ſchläfrigen ſpaniſchen Tod mit hinabgeſunken — und was wäre dann geſchehen? Die aufſtrebenden von Leben Geiſt und Ruhm entflammten Franzoſen würden ohne dieſe tapfern und lebensfriſchen Seelöwen ſchon unter Ludwig dem Vierzehnten mit den herrlichen Rheinlanden durchgegangen ſeyn, und die Hälfte von Deutſchland würde jetzt ſtehen wie Elſaß und Lothringen und die andere Hälfte würde ohne Gefühl eines eigenen und ohne Hoffnung eines künftigen glorreichen Lebens knechtiſch unter Frankreichs Gewicht hingeduckt jetzt da liegen. Aber ſiehe! hier fällt mir ſogleich ein Dritter in die ausgelegte Klinge und ruft: Ei! ei! beſinne dich! Was weißt du von den Möglichkeiten Gottes, von ſeinen diplomatiſchen Eventualitäten, die er fein in petto behält? von den Völkergeburten? Hätte das nicht vielleicht damals ein Glück ſeyn können, wie die Schmach unſrer Tage ein Glück geworden iſt? hätte es nicht ein deutſches Glück ſeyn können, wenn Ludwig der Vierzehnte bis über Elbe und Oder hinaus alles vor ſich niedergeworfen und zuſammengeworfen hätte? hätte das in den Jahren 1670 und 1680 die Deutſchen nicht durch Zorn und Jammer ermannen können, wie ſie ſich in den Jahren 1813 und 1814 ermannt haben? und wäre dann nicht Beſſeres geworden, als die folgenden in ſchwächlichſter und lügenhafteſter Halbheit ſo hingeſchleppten anderthalb Jahrhunderte?

In ſolcher Weiſe könnte von beiden Seiten hin und her geplänkelt und ſchwadronirt werden. Wir wollen uns aber mit dergleichen Plänkeleien hier nicht länger aufhalten ſondern die Geſchichte nehmen wie ſie da iſt; und dann auch unſer muthmaaßliches Bedünken ausſprechen, daß, wie Deutſchland und Frankreich im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert eben da waren, wenn die Holländer nicht ſolche geweſen wären wie ſie damals waren, gewiß alle ſchönen Lande an beiden Rheinufern unterjochte franzöſiſche Landſchaften geworden wären. Und indem wir dieſes unſer Bedünken ausſprechen, bekennen wir zu gleicher Zeit, daß Holland und der Holländer von uns nicht überachſelt werden darf, daß wir ihnen wegen der Leiden und Freuden ihrer vergangenen Jahrhunderte zurückſchauende Blicke der Dankbarkeit ſchuldig ſind. Ohne Hollands großes Leben würden dieſe unter dem armſeligen hülfloſen und undeutſchen jeſuitiſchen Pfaffenjammer begrabenen und in jenen unheilvollen Tagen faſt alle an Ludwig den Vierzehnten verrathenen und verkauften deutſchen Lande jetzt kaum noch deutſche Lande genannt werden können. Oder kennen wir etwa die Namen der geiſtlichen Herren nicht, die ſich doch noch durch lange Ahnenreihen rein erhaltenen deutſchen Ritterblutes rühmen wollten? kennen wir die Namen Johann Philipp von Schönbern Ego und Wilhelm von Fürſtenberg und Bernhard von Galen etwa nicht?

Dieſe Worte mögen zu dem durch die Ueberſchrift bezeichneten Buche gleichſam als Einleitung gelten, obgleich daß wir uns mit den Holländern und der holländiſchen Geſchichte beſchäftigen wollen keiner langen Einleitung geſchweige Entſchuldigung bedarf. Es iſt ein eigenthümlich merkwürdiges und lehrreiches Buch; und weil es das iſt, wollen wir an ſeinem Faden bis an unſere Tage hinunterlaufen und hin und wieder einzelne Winke geben und einzelne Bemerkungen einſtreuen. Es iſt aber auch ein eigenthümlich ſchmerzenreiches und wehmüthiges Buch, und der Eindruck von einem ſolchen Schmerz hat uns wohl die wehmüthige Einleitung abgelockt. Es iſt ein Buch, das einen oft antönt wie Stimmen aus alter Zeit, aus längſtvergangenen Tagen, wirklich mit nichts antönt als mit Klagen der Ehre und Wahrheit, aber ich will es nicht leugnen, mit Klagen, die leicht über unſere Köpfe hinzufliegen ſcheinen und doch zurückfliegend ihre Pfeile tief in die Bruſt hineinbohren, wie es Stimmen der Wahrheit immer thun, ſelbſt wenn die Gegenwart, worin wir leben, dieſe Stimmen und Töne aus anderen Glocken über uns hinläutet.

Herr Groen van Prinſterer iſt ſchon lange rühmlichſt bekannt als der Vertheidiger der Losreißung der Niederlande vom ſpaniſchen Joche und als der Geſchichtsſchreiber des ſtillen und großen Losreißers Wilhelms des Schweigenden von Naſſau. Wie er ſich in ſeinen Anfängen gezeigt hat, ſo erblicken wir ihn auch in dieſem Buche, mit einer Feſtigkeit und Geſchloſſenheit der Grundſätze ja mit einer Unverrücklichkeit und Unanthunlichkeit*), welche in unſerer mit tauſendfältigen Anſichten alles beleuchtenden und beklügelnden Zeit etwas Höchſtangenehmes und Wohlthuendes hat. Er geht ſeinem Glauben und ſeiner Ueberzeugung treu Schritt vor Schritt mit ſchlichter einfacher Rede vor uns hin und liebäugelt ſchillert und glitzert nirgends mit Scheinlichtern.

Seinem Glauben nach iſt er erſtlich ein Chriſt, und zwar ein Chriſt des alten baumſtarken Glaubens, welchem die ganze Welt von Anfang bis zu Ende in dem Chriſtenthum und in dem Geheimniß der Menſchwerdung Gottes beſchloſſen und verſchloſſen liegt.

Zweitens iſt er ein ſtrenger Chriſt des Dortrechter Bekenntniſſes vom Jahr 1619.

Drittens iſt er ein chriſtlicher Legitimiſt, gewiſſermaaßen, wenn er immer ganz folgerichtig einherſchritte, ein Bekenner des leidenden Gehorſams. Nicht allein alle Obrigkeit ſondern auch alle Herrſchaft muß gedacht werden als von Gott gewollt und verliehen Die Herrſchaft iſt gleichſam etwas Uranfängliches, etwas Gegebenes, deſſen Grund und Urſprung man nicht unterſuchen darf. Die Frage um die Oberherrlichkeit oder Souveränetät iſt nicht nur die überflüſſigſte ſondern die gefährlichſte Frage. Die Lehre vollends vom Vertrage, von Uebertragung der in allem Volk ruhenden von allem Volk verliehenen Gewalt iſt ihm die Pandorenbüchſe des Unheils, vor deren Oeffnung allen weiſen Männern und Völkern es immer geſchaudert hat, und welche in unſern Tagen geöffnet, ſo unendliche Wahnbegriffe und unſäglichen Jammer in die Welt gebracht hat.

---

*) Onaandoenligheit, ein treffliches holländiſches Wort, das ich mir zueigne.

Dieſem gemäß iſt er viertens natürlicher Weiſe durch und durch Grafiſt oder Orangiſt, indem der Prinz von Oranien ihm nur in die Stelle des weiland Grafen von Holland getreten ſcheint, obgleich er uns die Gränzen, innerhalb welcher die Herrſchermacht des ehemaligen Grafen von Holland geſtanden, nirgends genau zu zeichnen weiß.

Alles dieſes ergiebt ſich wie vollkommen folgerichtig aus ſeiner Anſicht oder vielmehr aus ſeinem Gefühle, indem der echte Legitimiſt auf dieſem Gebiete gern allen genauen Beſtimmungen ausweicht und ſich nach dem Bilde der Vorſtellung von der Unendlichkeit Gottes in dem Gefühle der Schrankenloſigkeit der Herrſchermacht verlieren muß. Denn wer irgendwo Gränzpfäle einſchlägt, erkennt ja ausdrücklich an, daß es bei Nachbarsleuten auch noch geben muß, was Rechten und alſo was einer Macht ähnlich ſieht. Daher ſucht man bei Groen vergebens eine Verfaſſungsgeſchichte der verſchiedenen und zwar der ihren alten Bräuchen und Rechten nach gar ſehr verſchiedenen Sieben Vereinigten Landſchaften. Man muß ſich aus ihm wie aus den andern holländiſchen Geſchichtsſchreibern (z. B. aus dem dicken und ehrlichen Wagenaar und ſeinen Fortſetzern, aus Kluit und dem mehr unſerm Jahrhundert angehörigen van Kampen) dies einzeln herausleſen und ſo eine ungefähre Ueberſicht der Lage und des Zuſammenhanges des Ganzen zu gewinnen ſuchen.

Aber endlich iſt G. fünftens mit beſtem Willen und Gewiſſen ein grundredlicher und wahrer Mann, der auch an Gegnern ſeiner Anſicht und Geſinnung nicht gern eine Tugend oder Größe verſchweigt geſchweige abſichtlich ſie ſchmälert oder entſtellt; ſo daß es geſchieht, daß man aus ſeinen redlichen Darſtellungen und offen bekannten Grundſätzen nach eigner Anſicht die Auf- und Ab-Rechnung halten und das Mehr oder Minder finden kann. Es kommt ihm bei faſt zu ſtreng rechtgläubiger und legitimiſtiſcher Weltanſicht auch das Eine zu Gute, daß ſeine Statthalter, welche ihm gleichſam die alten Grafen vertreten ſollen, nicht nur in der Zeit der größten und edelſten Kämpfe lebten ſondern ſelbſt meiſt außerordentliche Männer waren, ſo daß ſie, auch wo ſie die Gränzen ihrer Macht, welche die Landſchaften nur eine Vollmacht nannten, faſt zu überſchreiten ſchienen und hin und wieder bis zur Willkür auszuſchreiten beſchuldigt wurden, durch große Thaten faſt ein Recht dazu gewonnen zu haben däuchten. Auch das kommt ihm zu Gute, daß die ſogenannten ſtatthalterloſen Zeiten, wenn nicht gerade immer unglückliche, doch wenig kräftige, und häufig doppelt verworrene Zeiten geweſen ſind.

Kurz dieſes Handbuch, wovon vier Lieferungen vor uns liegen und deſſen letztes Stück die Jahre zwiſchen 1795 und der Gegenwart umfaſſen ſoll, iſt ein klares nettes ehrliches und lehrreiches Büchlein, und wie viel und oft man in Hinſicht auf Anſicht und Urtheil ſich mit dem Verfaſſer auch im Gegenſatz fühlt, man findet ſich bei ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit ſchon mit ihm zurecht. Dies iſt aber nur ſo bis ungefähr zum Utrechter Frieden, von wo ab ſeine Perſönlichkeit mit allen Gefühlen und Vorgefühlen ja mit allen Noth- und Wehgefühlen des achtzehnten Jahrhunderts in die Fluth der Bewegungen und Entwickelungen jenes Jahrhunderts ſo tief und gewaltig eingetaucht wird, daß er häufig die Klarheit verliert und in leidenſchaftlicher Verblendung und Erbitterung auch das Gute oder vielmehr das Unvermeidliche und Nothwendige der Uebergänge Verwandlungen und Umgeſtaltungen, welche jenes Jahrhundert unſerm Welttheile bringen ſollte, gar nicht erkennen, alſo auch nicht anerkennen kann. Hier widerfährt ihm faſt immer, daß er in den Lehren und Grundſätzen wie in den Arbeiten und Thaten der Menſchen nichts als Frevel Verderben Untergang, kurz nichts als Früchte von Sünde Unchriſtlichkeit Uebermuth und Liederlichkeit erblickt. Hier ſpricht und urtheilt dieſer ſchlichte fromme Holländer beinahe, als wäre er einer der in Palläſten alter Ducs und Marquis Gebornen, welchem die böſe geſchwind umrollende und umwälzende Zeit das weiche Polſter unter dem Hintern weggerückt hätte. Hier ſieht er alles ſchwarz und malt viel zu ſchwarz. Hier erſcheint auch, wie wenig er den niederländiſchen Grundſchaden erkannt hatte, das viele Unbeſtimmte und Schwankende, welches in den Verhältniſſen der Sieben Vereinigten Landſchaften zu einander und jeder einzelnen wieder zu ihrem Statthalter beſtand, und wie es durchaus immer eines mit außerordentlicher Kraft und Feſtigkeit und mit ſeltenem Herrſchergeiſt gerüſteten Statthalters bedurfte, um hier etwas einer tüchtigen und gleichſtrebenden Einheit Aehnliches herzuſtellen und zu erhalten, und daß die lange vierzigjährige Regierung eines wohlgeſinnten aber ſehr mittelmäßigen Fürſten, wie Wilhelm der Fünfte war, nicht bloß durch loſe und verderbliche Lehren und Grundſätze des achtzehnten Jahrhunderts ſondern durch die im Glücke immer mehr aufgelockerte Losheit der ſogenannten Vereinigten Lande, welche mit der Losheit ſeines Karakters zuſammen fiel, in immer wachſender Schwankung und Schaukelung gegen einander ſtoßen und das Staatsſchiff auf den Strand ſetzen mußte.

Wir folgen nun dem Buche in ſeinen einzelnen Abtheilungen.

G. beginnt, wie oben geſagt, die Geſchichte der niederrheiniſchen Lande gleichſam wie die Geſchichte einer zuſammengehörigen Geſammtheit, doch mit ſo kurzem Ueberblick und beſonders mit ſolchem Hinblick zunächſt auf die alten Grafen von Holland und ihre Lande, daß man ſogleich ſieht, wohin der Mittelpunkt ſeiner Beſchreibungen und Schilderungen fallen wird, daß er eilen wird dieſen Mittelpunkt im ſechszehnten Jahrhundert ſobald als möglich zu erreichen, und dann um ihn alles zuſammenzureihen und aus ihm alles auslaufen zu laſſen.

Wir ſetzen kurz her, was wir bei ihm und bei den andern Durchforſchern und Beſchreibern der Rhein- Maas- und Schelde-Gegenden in jener früheren Zeit als für die ſpäteren Entwickelungen derſelben beſonders Bemerkenswerthes gefunden haben.

Dieſe Lande ſind von lebens- und freiheit-luſtigen Stämmen der Celten und Germanen bewohnt, von den Nachkömmlingen der alten Belgen Bataven Sigambern Franken Frieſen und Sachſen.

Wenn gleich in den Kriegen zwiſchen den Römern und Germanen Kampf und Verheerung über beide Ufer des Rheins oft hin und her ging, ſo muß man ſich zumal die ſüdlichen Theile dieſer Lande in der Römerzeit im Ganzen leidlich geordnet und wohl bevölkert und auch die nördlichen Lande der Frieſen nicht verwüſtet und entvölkert denken. Die ſpäteren Ueberſchwemmungen der Völkerwanderung und der Hunnen und Magyaren und überhaupt andere Fremde als einzelne römiſche Legionen haben ſich über dieſe Gegenden nimmer ergoſſen; zwar haben die Normänner ein halbes Jahrhundert arg verheert und verwüſtet, aber auch ihre blutigen und feurigen Spuren ſcheinen bald verwiſcht zu ſeyn. Daher finden wir die Kraft und Macht der Franken frühe vorzüglich auf der Blüthe und Stärke der Männerfülle Belgiens ruhen, und ſchon mit dem zehnten elften Jahrhundert ſehen wir in Flandern und Brabant mächtige Städte und Gemeinden ſich erheben, und etwa ein Jahrhundert ſpäter allmäliger und langſamer auch in den nördlichen Niederlanden jenſeits des Rheins.

Die Entwickelung und Fortbildung und die Bewegungen Stöße und Gegenſtöße derſelben ſind hier freilich in einer gewiſſen Aehnlichkeit mit dem übrigen deutſchen Vaterlande oder, wenn man will, mit dem übrigen deutſchen Reiche, aber geſchwinder lebendiger heftiger. Die Art Anlage und Karakter der Stämme, der Reichthum und die Fülle der Lande, das Meer und ſeine tauſendfältig lockenden und befruchtenden Arbeiten und Geſchäfte bringen das ſo mit ſich.

Die drei mächtigſten Landſchaften dieſer Maas- und Rhein-Gegenden ſind die Grafſchaften Flandern und Holland und das Herzogthum Brabant; doch vorzüglich die beiden erſten haben und geben die heftigſten Bewegungen und Erſchütterungen. Es ſcheint das unter Anderm dem Seereize, ich möchte ſagen dem Seetriebe, ſo angeboren zu ſeyn.

Da dies nun Land und Volk war, welches Element der Winde und des Meeres und alſo Element des Muthes und der Freiheit athmet, da dieſes Volk im Kampfe mit den Wellen und auf den Wellen ſich großer und tapfer Arbeiten und Schöpfungen, ja zum Theil der Schöpfung des eigenen Landes bewußt war, ſo war es nimmer, wie man zu ſagen pflegt, mit ſeidenen Handſchuhen zu führen und zu regieren. Unaufhörliche Bewegungen und Schüttelungen ja Erſchütterungen und Aufruhre ſind ſo alt als Flanderns und Hollands Geſchichte, aber doch iſt auch wieder ein Geiſt der Ordnung und der Arbeitſamkeit und

Zucht da, welcher nach den Erſchütterungen Fleiß und Freiheit und Recht immer wieder gedeihen läßt.

Die Grafen von Holland herrſchten größtentheils über Menſchen frieſiſchen Stammes, aber Jahrhunderte lang ſtand ihnen der Kampf mit den unbezwungenen Frieſen im Weſten und Oſten zu beiden Seiten des tief ins Land hinein geſunkenen Sackes des Süderſees, welche Frieſen weder den Grafen von Holland noch den Biſchof von Utrecht ſondern allein Gott im Himmel und den Kaiſer als Herrn über ſich erkennen wollten. In dieſen Jahrhunderte hindurch dauernden und immer wiederholten Kämpfen wie viele Grafen und Ritter ſind darin gefallen! wie viele in andern Aufruhren umgekommen! Kaum erſt im fünfzehnten Jahrhundert haben die meiſten Frieſen ſich zu Holland fügen und mit ihm unter Einem Herrn leben gelernt.

In Holland erblicken wir zuerſt neben dem Grafen eine ſtolze und mächtige Ritterſchaft im Volke vorherrſchend, oft den Grafen überherrſchen wollend. Seit dem dreizehnten vierzehnten Jahrhundert bekommen auch allmälig die Städte Gewicht und Mitgewicht, ſeit dem fünfzehnten Gleichgewicht, ſeit dem ſechszehnten Uebergewicht. So finden wir das Zwiſchenſpiel des mächtigen in ſeinen Herrlichkeiten gebietenden Adels: der Brederode Waſſenaar Borſele Spiering Telling Zuylen Arkel Voorne Egmond Vianen Berſyn Woorden Amſtel Kuik Creuning Voolgeeſt Bronkhorſt.

Der Frieſengeiſt, der niederländiſche und holländiſche Baurengeiſt, war ein ungeſtümer freier Geiſt. Wir leſen im Tacitus, welches Männerſtolzes die Frieſen ſich ſchon vor achtzehn Jahrhunderten rühmten. In ihrem Landrecht klingt es: „Die Frieſen ſollen frei ſeyn, ſo lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt ſtehen wird.“ Bei den Nordfrieſen und Oſtfrieſen galt eine gemeine Freiheit, weniger bei den Südfrieſen und den verwandten Stammgenoſſen; wenigſtens hatten dieſe kein Recht in der großen Staatsgemeinde mitzuſprechen, wo nur die von den Edlen und den Städten gewählten Boten mit den Fürſten rathſchlagten. Aber doch galt es auch in dieſen dem Rhein näher liegenden Landen, daß die Männer perſönlich freie waren, daß die Bauren, die in den Dörfern oder Herrlichkeiten mit dem Vogt (Baljuw) als Schöſſen zu Gericht ſaßen, bis zur franzöſiſchen Umwälzung, mit dem Namen wohlgeborne Männer*) angeredet wurden. Nimmer hat dieſer Stamm ſich durch die Geiſtlichkeit beherrſchen und unterdrücken laſſen. Freilich ſind ſeine Stadinger durch Prieſterbann und Kreuzzüge ausgerottet worden. In dem öſtlichen Theile des Biſthums Utrecht dagegen, in Overyſſel im Herzogthum Geldern und weiterhin in den mehr ſächſiſchen Landen war Geiſtlichkeit und Ritterſchaft lange Zeit allmächtig und der Bauer gutentheils abhängig und hörig. Geldern zumal war das kampfluſtige und kriegeriſche Ritterland, das von Edelleuten wimmelte, wo alſo die gemeine deutſche Freiheit darnieder liegen mußte. Daher ſangen die Holländer und Deutſchen von Gelderland den bekannten Reim:

Hoch von Muth,
Klein von Gut,
Ein Schwerdt in der Hand
Iſt das Wappen von Gelderland.

Wir nennen nun einige der berühmteſten Aufruhre.

In den Jahren 1268 bis 1270 Aufſtand der Kennemer, tapfrer freier Bauren in Nordholland, welchen viele freie Frieſen zufallen. Es gilt dem Adel, ſie wollen ihm die Neſter zerſtören und die Schlöſſer brechen.

---

*) Welborne Mannen.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ward Holland in den hohen und reichen Geſchlechtern und in den Großrathwürden der mächtigen Städte durch fürchterliche Rotten zerriſſen, welche ſich in den Ränken und Zettelungen des Herzogs von Burgund gegen die unglückliche Jakobine von Bayern, Gräfin von Holland und Hänegau, bildeten. Die Wuth dieſer Partheiungen, welche damals begannen, dauerte mit ihren oft mörderiſch blutigen Nachbebungen bis in die Tage Marens von Oeſtreich hinein. Dieſe Rotten hießen Fiſche und Angeln oder die Kabeljauwſchen und Hoekſchen. Anfangs gehörten die Kabeljauwſchen mehr den Stadtobrigkeiten, die Hoekſchen mehr dem Adel an, aber das wechſelte ſehr häufig und ſprang durch einander hin und her.

Eben auch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts thaten ſich in Friesland die Rotten der Vetkopers und Schiringers auf und zerriſſen einander zur Freude der Grafen von Holland, welche die Zwieſpaltigen und Geſchwächten jetzt deſto leichter überholten und übermeiſterten. Unter den Vetkopers verſtand man die vornehmen, unter den Schiringers die geringeren Frieſen. Dieſes wüſte Rottenweſen dauerte mit einigen Stillſtänden fort, bis die einander zerreißenden Partheien gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts mit Bewilligung des Kaiſers Max ſich den Feldherrn deſſelben, den Herzog Albrecht von Sachſen, zum Herrn erwählten.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, im Jahre 1491, ſtanden in Nordholland und Weſtfriesland die Käſundbrodleute*) auf. Theure Zeit und Auflagen verurſachten den Aufruhr, der wie andre ähnliche Baurenaufruhre mit Mord und

---

*) Eben jetzt iſt ein würdiger Oberſt Kaſenbrod Führer des Niederländiſchen Kronprinzen.

Brand blind zu wüthen begann. Der tolle Haufen erhielt den Namen, weil er Käs und Brod in ſeinen Fahnen führte.

Im vierzehnten Jahrhundert ging es in Gelderland in ähnlicher Weiſe wie in Holland her. Wie hier die Angeln und Fiſche, ſo zerriſſen ſich dort, durch Zwieſpalt im Herrſcherhauſe groß geſäugt, an der Spitze der Edlen die Hoeckeren und Bronkhorſte, nach zwei mächtigen Geſchlechtern zugenannt.

Und Flandern? Ja das flanderte es eben recht und wogte hin und her das ganze Mittelalter hindurch, und ſpielte zuweilen in die Städte des ſtilleren Brabant, wie nach Antwerpen, Löwen u. ſ. w., hinüber. Gewaltig und hochmüthig und übermüthig war die Freiheits- und Thatenluſt der reichen Bürger von Brügge Gent Tournay. Hier regte ſich der Geiſt von Unabhängigkeit Macht und Reichthum, und das tapfere Bürgervolk ſtellte ſich dem Stolz der Fürſten und Großen kühnlich gegenüber. Welch ein Glanz des Handels und der Fabriken! welche Macht, wo 20,000 und 30,000 Bürger einzelner Städte mit ihren Zubehörigen gewaffnet ins Feld rückten! Doch hier ſoll von den unaufhörlichen Aufruhren Flanderns in ſeinen Städten und gegen die wirklichen oder geglaubten Eingriffe der Fürſten und Vorſteher nicht geredet werden. Es erſcheint unter dem Wilden und Wüſten dort doch immer etwas Ehrenhaftes; man ſuchte und fand im Namen der Freiheit zuletzt doch immer wieder Ruhe und Geſetzlichkeit.

Und es war Freude und Muth im Leben und Wirken des Bürgers, Kraft und Stolz in dem Fürſten und dem Adel, Streben und Rührigkeit in jeglichem Gewerbe, und auch Blüthe von mancherlei Anmuth und Kunſt, wie ſie von Freude und Reichthum geſchaffen werden.

Bekannt iſt, wie die ſchönen Niederlande an beiden Ufern des Rheins durch Verhandlungen und Hochzeiten, mehr noch durch Liſt und Gewalt größtentheils zu einem Ganzen zuſammengezogen und wohl auch zuſammengezwungen wurden, wie Karl der Kühne, Herzog von Burgund, um 1470 Herrſcher eines ſchönen auſtraſiſchen Reiches war, welches in ein mächtiges Königreich verwandelt werden ſollte. Karl der Fünfte im ſechszehnten Jahrhundert hatte theils durch Zettelungen und Verhandlungen theils durch Gewalt noch die ſchönen Lande von Geldern, die öſtlichen Frieslande und Groningen, und das Gebiet des mächtigen Bisthums Uetrecht hinzugewonnen. Er hat endlich dieſe mächtige Herrlichkeit, von welcher einzelne Theile faſt ſchon von dem deutſchen Reiche losgeriſſen ſchienen, unter dem Titel Burgundiſcher Kreis wieder mit demſelben verbunden.

Karl hatte zu verbinden gemeint, aber wie er mit italieniſchen und ſpaniſchen Augen über Deutſchland und die deutſchen Verhältniſſe und Neigungen und Strebungen weggeſehen hatte, wie er trotz aller ſeiner Klugheit und Thätigkeit gegen jede gründliche deutſche Kirchen- und Reichs-Beſſerung und Volkseinigung ſchroff angelaufen war, ſo ſtand es auch in der Bruſt ſeines Nachfolgers gepflanzt; und er und ſeine deutſchen Vettern, den Blick immer mehr auf alle die ſüdlichen Länder und Reiche gerichtet und in Roms undeutſche Politik mit verflochten, verloren die nach Norden auf Deutſchland und auf deutſche Herrſchaft hinweiſende Magnetnadel hinfort ſo aus dem Geſichte und ſchlugen ſo verkehrte Wege ein, daß hinfort von Oeſtreich gegen Wind und Strom auf Klippen losgeſteuert ward, woran große Hoffnungen und Möglichkeiten der Zukunft zerſchellt werden mußten. Denn ganz gegen die Triebe und Meinungen einer Zeit mag keine Herrſchaft gewonnen werden. Philipp der Zweite von Spanien und Burgund war von Natur ein verſchloſſener und verſperrter Geiſt, der ſich mit den Jahren immer mehr vereinſamte und verdunkelte.

Rudolf ſein Vetter von Oeſtreich, der mit dem Jahre 1576 nach dem edlen und freundlichen Max dem Zweiten den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, war ein fauler feiger wollüſtiger Serailſultan, der die Jeſuiten mit dem Glück und der Ehre ja mit den Rechten und Geſetzen des heiligen römiſchen Reiches ſpielen und das blutige Gewebe zuſammenfädeln ließ, welches der gräßliche dreißigjährige Krieg wohl zerhauen, woraus aber dem unglücklichen deutſchen Leibe kein heiler Rock mehr angefertigt werden konnte.

Wenn man die Dinge betrachtet, wie ſie um die Jahre 1560 lagen, den Reichthum und die Blüthe der Niederlande, die noch dauernde Stärke und Fülle der vielen prächtigen Städte (Köln Aachen Trier Mainz Straßburg) der Rheingeſtade, wenn man den Glanz und die Macht der geiſtlichen und weltlichen großen Fürſtenthümer der Umlande dazu rechnet — ſo mag man wohl ſagen: welch ein Glück hätte hier ſich noch weiter entwickeln und Jahrhunderte dauren können, wenn der Kaiſer von Deutſchland und der König von Italien helle Häupter und ſtarke Herzen geweſen wären, wenn ſie die Geiſter der Bewegung und Unruhe, die damals allerdings auch mit mächtigen Flügeln über die Welt hinrauſchten, durch Feſtigkeit Weisheit und Milde hätten halten können, daß ich es mit Einem Worte ſage, wenn ſie den kampfluſtigen Jeſuitendegen hätten in die Scheide zurückſtoßen können. Es ſollte aber gerade aus dieſem Südweſten heraus die gewaltige Rücktreibung und die gräßliche Blutſtürzung beginnen, welche bald das ganze Deutſchland überheert und überſchwemmt haben.

Wenige Jahre nach Karls des Fünften Niederlegung ſeiner Kronen und Philipps des Zweiten Abreiſe nach Spanien aus den Niederlanden, die er nimmer wiederſehen ſollte, begann es in ihnen unruhig zu werden. Schon wurden die Religionsbewegungen der Altgläubigen und der Ketzer, die man bisher verjagt und Einzelne auch wohl Andern zur Abſchreckung verbrannt hatte, in den großen Städten heftiger und wegen der wachſenden Menge der Neulinge konnten die Geſetze und königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge unmöglich zur Ausführung gebracht werden. Ferner ſchien die monarchiſche Gewalt des Königs, die nun ſchon ſeit einem Jahrhundert zwar langſam doch fortwährend dahin gezielt und gearbeitet hatte, das Viele und Verſchiedene zu einer Ganzheit und Einheit zu machen, jetzt beim allgemeinen Frieden geſchwinder und kühner vorſchreiten zu wollen. Denn aus wie vielen verſchiedenen Beſtandtheilen war dieſer burgundiſche Kreis im Verlauf von beinahe zwei Jahrhunderten zuſammengewälzt worden! Philipp ſchien immer mehr im Sinn der Einheit, welchem die Einzelheiten und Verſchiedenheiten ſich zu fügen hätten, vom Kabinet und von Spanien aus die Landſchaften dieſſeits des Meeres beherrſchen zu wollen. Schon drohten die neuen Bisthümer und andre gewirkte Bereitungen die Sprengung der einzelnen Verfaſſungen und ihrer ſogenannten Freiheiten; was den Adel des Landes und der Stadtregierungen ſchreckte und weiterhin dunklere Schrecken weiſſagte. Man fürchtete für die Freiheit, obgleich nicht alles, was die großen und mächtigen Rittergeſchlechter Freiheit nannten, eben Volksfreiheit war und obgleich das Volk mehr von den allgemeinen Zeittrieben, welche auf dem kirchlichen und religiöſen Felde ſpielten, bewegt und beunruhigt ward. Jedermann weiß, wie aus vielen Unruhen und Sorgen wegen der Zukunft endlich hin und wieder Volksauflauf und Aufſtand und nach Albas Ankunft durch ſeinen von Philipp befohlnen Blutſchritt durch die Bewegungen hin bald auch Aufruhr geworden iſt.

Es ſind noch heute, welche ſagen: Es war Uebermuth der Großen und Kleinen, die Niederländer waren zu frei zu reich zu glücklich, ſie konnten ihre Güter nicht ertragen und ſtürzten ſich übermüthig in wilde Empörung und Elend hinein; alle ſpaniſchen Rechtsüberſchreitungen und Willküren, worüber ſo viel geſchrieen worden, hat man übertrieben und Tyrannei geſcholten; auch die neu errichteten Bisthümer ſind nicht gerade als eine Einleitung zur Verknechtung und zur ſpaniſchen Inquiſition gemeint geweſen; vollends über Gewalt ſpaniſcher Soldaten zu ſchreien erſchien als eine Lächerlichkeit: denn das ganze Heer von Fremden, die ganze Schaar von Spaniern, die ſich um das Jahr 1565 in den Niederlanden befand, beſtand aus 3000 bis 4000 Mann.

Alles dies kann man zum guten Theil zugeſtehen, und der niederländiſche Aufſtand müßte wirklich beinahe als Uebermuth verdammt werden, wenn Eines nicht geweſen wäre, jenes Eine, welches bei aller Geduld und Mäßigung der Niederländer doch den geduldigſten Gehorſam zuletzt ſprengen mußte: *Philipps unbeugſamer Vorſatz und unwiderruflich ausgeſprochener Wille, es ſolle in ſeinem Lande kein Ketzer Athem holen dürfen.* Hiedurch mußte früher oder ſpäter alles Wieder-Beruhigte und Vertragene doch aus einander platzen: denn die gute Hälfte der Menſchen in den Niederlanden war entweder ſchon ketzeriſch oder doch der Parthei der Neuerer zugewandt. Auch iſt, als man nach Albas blutigen Gräueln hin und wieder einlenken und mit ſanfteren Mitteln die Geiſter herumzuführen oder zurückzuführen verſuchte, die Unverrücklichkeit jenes königlichen Willens fortwährend ausgeſprochen worden.

Da der Handſchuh des Kampfes nun einmal hingeworfen iſt, da außer den ſehr verſchiedenen Belangen und eigennützigen Rückſichten, welche die Städte des Nordens gegen die mächtigeren Städte des Südens kälter machen, die Religion die Niederlande allmälig in zwei Sonderheiten zerſpalten ſollte, ſo tritt unſer Verfaſſer bei dieſem Zeitpunkt auch ganz in ſeine natürliche Rolle ein als geborner Holländer und als eifriger dortrechtiſch reformirter Chriſt: es wird ihm der Kampf der Holländer und ihrer großen Naſſaue nicht bloß ein Kampf für die Freiheit ſondern ein erhabener und heiliger Kampf für das Evangelium und für die Freiheit der Kinder Gottes. So ſpricht er ſich unter Anderm darüber aus:

„Das Haus von Oranien-Naſſau iſt von Gott zu einer „Beſtimmung berufen, womit die Beſtimmung keines andern Stammhauſes in Vergleichung geſtellt werden kann: „zu der Berufung, an der Spitze eines Gemeinweſens für „die Beſtehung von Evangelium Freiheit und Recht zu „wachen und zu ſtreiten. Es hat, nachdem es hiezu in „den Niederlanden vorbereitet worden, in einer Reihe von „geiſtesbegabten und gottesfürchtigen Staatsmännern und „Helden dieſe großartige Beſtimmung glorreich erfüllt."

Es führt uns nun Wilhelm den Erſten den Schweiger vor, und führt ihn mit großer Klarheit und Gewandtheit der Darſtellung und, man kann auch ſagen, mit großer Ruhigkeit und Unpartheilichkeit durch die lichtloſe und heilloſe Verwirrung der Verhältniſſe Begebenheiten und Perſonen bis an ſein blutiges Ziel durch. Der Prinz, der von Begebenheit zu Begebenheit von Ort zu Ort von Gefahr zu Gefahr fortgeriſſen wird, der bald in Holland und Seeland bald in Flandern und Brabant, jetzt in Deutſchland jetzt in Frankreich Geld Hülfe Bundsgenoſſen Krieger ſucht und wirbt, im Sonnenſchein des Glücks wie am Rande des Abgrunds immer gleich feſt und ruhig, leuchtet wirklich wie ein höher ſchwebender Schützer und Halter durch das Ganze und über dem Ganzen. Man ſieht, auch ohne daß es geſagt wird, es war ein großer der ungeheuren Zeit gewachſener Mann. Aber ſo ſeltſam erſcheint das Gewirr der

Dinge, ſo bunt, und oft ſo unnatürlich verflochten der Wechſel der Begebenheiten und Perſonen, daß es einem nicht ſelten wie ein zauberhaftes Wunder vorkommt, daß der Wilhelm nicht durch irgend einen Stoß oder Druck, wie doch ſo vielen Andern, zum Theil Höhergebornen, (zum Beiſpiel dem Anjou dem Erzherzog Matthias dem Don Juan d'Auſtria) geſchehen, auf immer niedergeſchnellt und aus der Bahn geworfen iſt.

Wilhelm von Naſſau iſt durch Geburt und Beſitz unſtreitig der erſte und vornehmſte Edle der Niederlande, wie er der erſte Edle der Landſchaft Seeland heißt. Er iſt als Diener des Königs beim Beginn der Unruhen gewiſſermaaßen auch, mehr noch als Egmond, Statthalter Flanderns, es war, der größte Würdenträger der Lande, nämlich Statthalter von Holland Seeland Weſtfriesland und Uetrecht. Dieſe Würde dient ihm vor dem Volke und über dem Volke und in den Verhandlungen zwiſchen den Landen und Spanien Frankreich und England als Schild und Tarnkappe ſeine Entwürfe Hoffnungen und Ausſichten zuzudecken. So kommt er durch alle die Wechſel von der Genter Befriedung an und durch die wunderlichen Gaukel- und Wechſelſpiele mit Anjou dem Erzherzog Matthias und durch das gelegentliche Zwiſchenſpiel von Frankreich und von der engliſchen Eliſabeth bis zum Jahr 1579 hin, wo Alexander von Parma, der große Feldherr, und die Uetrechter Einigung den Dingen eine neue große Wendung und bald eine entſchiedenere Geſtaltung geben. Es kommt einem vor, indem man ihn oft gar nicht erblickt, dann plötzlich wieder auftauchen und hie und da neue Fahnen erheben ſieht, und indem einem zugleich einfällt, wie viel von Späteren in den Beinamen Schweiger gelegt worden, als habe er ſtill und geheim durch das Gewirr von zwanzig Jahren, von 1565 bis 1585, den großen feſten Faden geſponnen und gezogen, an welchem endlich wie an einem Schlepptau ſieben Landſchaften hangen geblieben. Aber es verhält ſich doch wohl nicht ganz ſo, an einem ſo unabgeriſſenen Faden wird die Geſchichte dieſer Welt doch nicht fortgeleitet. Die Leute der Kabinette und Katheder machen die Welt doch noch viel klüger liſtiger und hinterliſtiger, als ſie iſt. Auch der Böſewicht iſt Wilhelm nicht geweſen, wozu die Eiferer für Spanien und den Katholicismus, der ſchlaue lauſchende Schelm nicht, wozu auch manche Proteſtanten ihn gemacht haben. Er war eben ein kluger Mann, welcher der Nothwendigkeit der Umſtände und Verhältniſſe folgte, ſie, wo ſie leitbar ſchienen, zu leiten und ſich und die Seinigen unter den Trümmern des im Aufruhr ſcheiternden Staatsſchiffes zu retten ſuchte. Man klagt ihn gewöhnlich an, er habe von dem Anfange der Unruhen an nur auf Gewinn von Unabhängigkeit und Herrſchaft für ſich in die Zukunft hineingelugt und dem gemäß gehandelt. Aber wie fern ſtand doch ſolche Ausſicht, als die Unruhen begannen, wie fern in den ſpäteren Jahren, als man Frankreich und England mehrmals die Oberherrlichkeit über alle Lande antrug! wie fern, als Anjou und Erzherzog Matthias als Retter und Oberherren bewillkommt wurden! wie fern würde ſie geſtellt ſeyn, wenn dieſe wirklich heldige und große Fürſten geweſen wären! wie fern lag ſie noch in dem Jahre als Philipp endlich einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte und er endlich dem dritten oder vierten gegen ihn ausgeſandten Mörder erlag! Sey es, daß die Holländer und Seeländer ihn zuletzt zu ihrem Grafen ausgerufen haben würden, wo hatten ſie in den Jahren 1580 die Feſte, worauf ein Grafenſtuhl ſtehen konnte? Es lag alles noch in weiter und verzweifelter Ferne, und lag noch beinahe zehn Jahre nach ſeinem Tode ꝛc.

Wilhelm ward zuerſt ebenſo hineingetrieben und lange

Zeit fortgetrieben, wie man in großen Erſchütterungen und Umwälzungen getrieben wird, wo man wenigſtens faſt immer lange warten muß, bis man ſelbſt ein Treiber werden kann.

Die gemeinſame Verabredung und Unterzeichnung der Edlen, die Vorſtellung an die Regentin und an den König hatte Wilhelm mitberathen und mitgemacht. Als Alba kam, entwich der Kluge, ſeinen König und dieſen Feldherrn kennend. Nachdem Egmonds und Horns Köpfe gefallen waren, hatte er nimmermehr Hoffnung königlicher Gnade; es galt für ihn wie für den kleinſten Bürger um Schlöſſer Güter und Beſitz zu kämpfen; ſein Baum ſtand meiſt auf niederländiſchen Wurzeln ſeit Jahrhunderten tief in dieſen Boden geſenkt. Wurden ſie beſiegt, ſo waren ihm beide Leben und Beſitz verwirkt. Er mußte nun für das Daſeyn kämpfen, und er kämpfte dafür. Welch ein Mann er war und welcherlei Männer ſich um ihn ſchaarten, das erſchien bald in Seeland und Holland. Die gewaltigen Seehelden Seelands Treslong die Brüder Boiſſot die Evertſen und ihnen Aehnliche, die Vertheidigung Einnehmung und Verwüſtung Harlems, die Belagerung und Rettung Leidens — das iſt der Mann, das ſind die Männer. Er ward die Seele und der Geiſt dieſer Schaaren; ſeiner Redlichkeit Klugheit Unerſchütterlichkeit vertrauten ſie; er war ihre Stärke und ihr Sieg; er war der Allgeliebte, der Allgeehrte, er war ein ſtiller holländiſcher Löwe. Er hatte die Menſchen in dem Namen und an der Stelle des Grafenkönigs ja viele Jahre regiert und verwaltet; weil ſie ihm ſo unbedingt folgten, auf ihn Rettung und Glück und Sieg ſtellten, mußten ſie ihn als den Gerechten Tapfern und Weiſen ſchon kennen gelernt haben.

Briel und die Göſen, Harlem und Leiden — dieſe blutigen Thaten und graunvollen Geſchicke zogen in den Waſſer-

und Inſel-Landen zuerſt einen republikaniſchen ſtolzen Bund zuſammen und bereiteten die ſpätere Sonderung des Ungleichartigen und Ungleichgeſinnten.

Harlem ward von 1572 bis 1573 ſieben Monate belagert und erlag endlich dem Hunger. Hier erſchien zum Zeichen eine Heldin, die 46jährige Wittwe Kenau Simons Haſſelaer, welche Degen und Piſtolen im Gürtel trug und 300 Frauen anführte, die in Wällen und Schanzen mitfochten. Sie entrann wie durch ein Wunder dem allgemeinen Verderben und genoß ſpäter bis an ihr Lebensende von den Staaten ein Jahrgeld. Dieſe lange Belagerung hatte den Spaniern 10,000 Mann gekoſtet, und der ſpaniſche Feldherr, Friedrich von Toledo Albas Sohn, entehrte ſeinen Sieg durch die gräulichſten Hinrichtungen. Fünf Büttel waren Tagelang in Arbeit, viele Ritter und Oberſten (ein Brederode, erſter holländiſcher Edler des alten Grafenſtammes, Ripperda Duiven voorde) wurden enthauptet, dreihundert tapfre Vertheidiger der Stadt, mit den Rücken an einander gebunden, ins Harlemmer Meer verſenkt.

Und nun Leiden und ſein langer Jammer und fürchterlicher Hunger und ſeine Rettung, der edle Jan van der Does, die geſtiftete Univerſität, dieſer ſtolze freie Gedanke mitten in dem faſt verzweifelnden Kampfe um die Freiheit?

Hier zeigten ſich Hollands Helden, aber auch der böſe unmenſchliche gegenſeitige Haß ward immer mehr entzündet. Wilhelm hatte Menſchlichkeit und Mäßigkeit gefördert; man kann ihm in der wilden aufgelöſten Zeit keine einzige That der Grauſamkeit vorwerfen. Auch das iſt ihm übel gedeutet worden, man hat geſagt, er habe an nichts geglaubt, ſey ohne Religion geweſen. Doch hat er ſich an den proteſtantiſchen Kern geſchloſſen, der ſich in Holland und Seeland geſammelt und zuſammen geſchloſſen hatte und bei welchem, wie bei allen Begeiſterten, die Thatenkraft war und zuletzt der Sieg blieb.

Dieſer Kern war in der That, wenigſtens was ſeinen lebendigſten kräftigſten Beſtandtheil betrifft, ein zuſammengerollter. Man hat behauptet, Alba habe beinahe 20,000 Menſchen auf die Henkerbühne geliefert; wer will aber die vielen Tauſende zählen, welche aus allen verſchiedenen Landen und Städten, aus dem Hänegau aus Flandern Brabant Lüttich, in die Sümpfe und Inſeln von Seeland und Holland flüchteten, jene nicht mitgerechnet, die nach Frankreich England Deutſchland, ja bis Schweden aus dem allgemeinen Jammer entwichen ſind? So waren z. B. die beiden Admirale Boiſſot geborne Brüſſeler; Sonoi und Lumey von der Mark, Oraniens Feldherren, waren Wallonen, Sonoi aus der Stadt Lüttich. Als nun Parma den Befehl übernommen hatte, als die Einigung zu Uetrecht geſchloſſen war, da geſchah bald die vollſtändige Sonderung und Losſagung von Spanien; da ward gleichſam ein neuer Aufruhr und Krieg zwiſchen Katholiken und Proteſtanten; da ſchloſſen ſich die walloniſchen Lande größtentheils und auch die meiſten Edlen von Brabant und Flandern, als die nur für ihre gefährdete Freiheit, nicht gegen den Glauben ihrer Väter ſich bewegt und bewaffnet hätten, ſich den hiſpaniſchen Fahnen wieder an; da war das Feldgeſchrei, die Ketzer auszurotten, obgleich Parma nimmer wie Alba gewüthet hat; da focht ſelbſt Philipp von Egmond, des Enthaupteten Sohn, als Oberſt eines ſpaniſchen Reiterregiments für König Philipp. Doch waren Norden und Süden noch lange nicht geſchieden ſondern die großen Städte noch mit Ketzern gefüllt, und mußten, wie zum Beiſpiel Antwerpen, mit unendlichem Blute und Gelde wiedergewonnen werden.

Wir wollen billig ſeyn, wie unſer holländiſcher Geſchichtsſchreiber billig iſt. In den Büchern der Evangeliſchen prangt gewöhnlich Alba mit ſeinen Räubereien Aechtungen und Hinrichtungen und ſeinen 18,000 Gehängten und Geköpften; aber der eigentlich wüſte Lärm ward in den großen Städten doch zuerſt von dem tempelſchändenden und bilderſtürmenden Pöbel begonnen, obgleich das dem Alba zu ſeinen fürchterlichen Gräulichkeiten kein Recht gab. Auch ſind nicht alle ſpaniſche Feldherren Bluthunde geweſen wie Alba und ſein Sohn Friedrich in Harlem ſondern die Namen Verdugo und Mondragon müſſen als Namen menſchlicher und ritterlicher Männer hier genannt werden. Und die blutigen Spuren gegenüber fehlen auch von proteſtantiſchen Feldherren nicht.

So waren unter andern die ſeeländiſchen Seehelden, die Beginner des neuen Freiſtaats, die Allerfürchterlichſten, als in den letzten Verfolgungen aus den verſchiedenſten Landſchaften auf Leben und Tod geſammelte Männer, wenn gleich der eigentliche Kern ſeeländiſch war. Sie warfen in dem erſten Jahrzwanzig des Kampfes gewöhnlich alles vor der Fauſt nieder und ſtießen die Gefangenen ins Meer hinab: was ſie die Füße ſpülen nannten. Aber doch aus dieſen Anfängen ſollten Hollands unüberwindliche Seevögte erwachſen.

Lumey von der Mark und Sonoi, des Prinzen Feldherren, fuhren mit walloniſcher Zornmuthigkeit durch und wütheten mit andern Ihresgleichen ohne alle Schonung gegen die Katholiken, am meiſten aber gegen die Kirchen und Prieſter derſelben. Auch der proteſtantiſche Pöbel riß ſich bei ſolchen Gelegenheiten mit los und zerbrach Kirchen und erſchlug wohl Vögte Bürgermeiſter Prieſter.

In dieſer wüthenden Weiſe verfuhren auch Franz von Kethull Herr von Ryhove und nicht anders ſein Freund Freiherr von Imbize. Ryhove, Oraniens General, ließ in dem 1578 gewonnenen Gent zwei vornehme Gefangene

Haſſels und Viſcher durch ein geſchwindes Kriegsgericht zum Strange verurtheilen. Haſſels war Mitglied des Albaſchen Blutgerichts in Brüſſel geweſen und hatte Egmonds und Horns Todesurtheil abgefaßt, dem Oranien Gleiches zugedacht, und auch dem Ryhove bei ſeinem Bart ſchwörend und weiſſagend daſſelbe Schickſal gedräut. Als Haſſels nun auf der letzten irdiſchen Wanderung dem Hochgerichte zuſchritt, erinnerte Ryhove ihn jenes Schwurs. Er aber entgegnete trotzig: „Solche graue Haare werdet Ihr nimmer tragen,“ worauf Ryhove erwiederte: „Das ſollt Ihr Schelm lügen!“ und ihm ſogleich eine Locke vom Kopf ſchnitt und ſie an ſeinen Hut ſteckte. Und alsbald thaten mehrere der Seinigen das Gleiche, und der Scharfrichter mußte Locken vertheilen.

Begreiflich, daß ſich bei ſolchen gräulichen Haarſpielen nicht bloß die Haare aufrichteten ſondern Zorn und Wuth auf beiden Seiten verdoppelt wurden.

Nach Oraniens Ermordung — wie weit iſt er noch von einem Grafen von Holland geweſen! — bieten die Staaten in hülfloſer Verzweiflung Frankreich und England vergebens die Oberherrlichkeit über die Lande an. Das Geſchenk wird zurückgewieſen; indeſſen Eliſabeth ſendet ihren Günſtling Leiceſter als Generalſtatthalter. Moritz von Naſſau hatte ſchon die Statthalterſchaft von Holland Seeland und Friesland erhalten. Dieſer Leiceſter mit ſeinen zehntauſend Engländern iſt doch eine große Freiheitsſtütze geworden und die Holländer aus ſpäterem nicht ganz ungerechten Haß und Neid gegen England haben das Verdienſt dieſer Hülfe verkleinert und, wie Gr. meint, auch Leiceſter, der freilich kein großer Mann war, Unrecht gethan. Er lobt wider die bisher geltende Meinung ſeine Führung und Verwaltung als eine freundliche und gerechte und giebt der engliſchen und ſchottiſchen Tapferkeit ihren Preis. Aber allerdings, Moritz von Oranien, des Schweigers zweiter Sohn, überholt und überſtralt bald alle ſeine Nebenbuhler und darf neben Parma als ein großer Feldherr und bald als ein feſter und unerſchütterlicher Mann genannt werden. Das Glück begünſtigt ihn und die junge Republik, die Spanier zerbröckeln ihre Kräfte bei den unglücklichen Unternehmungen gegen England und Frankreich, und Moritz ſteht, nachdem im Jahr 1609 ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen worden, endlich da als Statthalter von ſechs Landſchaften, indem auch Uetrecht Overyſſel und Geldern ihn 1590 gewählt hatten, und als Generalfeldhauptmann und Generaladmiral. Er ſchien faſt mehr als Graf von Holland zu ſeyn; wenigſtens war er an der Spitze der Heere größer und berühmter geworden, als je ein Graf von Holland vor ihm geweſen.

Aber nun kamen andere Stöße und zwar ſtießen die beiden Hauptmänner, durch deren Weisheit und Tapferkeit die Einigung der letzten fünfundzwanzig Jahre vorzüglich geführt worden war, ſo heftig gegen einander, daß der eine untergehen mußte. Dieſe waren der Statthalter und Oldenbarneveld.

Holland durch ſeine Lage ſeine großen Städte ſein Vermögen ſeinen Handel, der mit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts eben in ſchönſter Blüthe ſtand, leiſtete von allen Landſchaften bei weitem das Meiſte und hatte mit Recht im Rath und im Felde das Uebergewicht, ſo wie bei ihm der Sitz der Verſammlung des hohen Raths und der Generalſtaaten war. Der Staatsſekretär oder Rathpenſionaris von Holland war alſo durch das Gewicht und die Bedeutung dieſer Landſchaft der wichtigſte Mann in der Republik. Dies hatte ſich, ohne daß irgend ein Vorrang beſtimmt oder anerkannt war, durch den natürlichen Lauf der Dinge und Verhandlungen wie von ſelbſt gemacht. So lange der Krieg gedauert hatte, war alles mehr nach außen gewendet geweſen; jetzt da Waffenſtillſtand und Ruhe war, begannen wieder innere Bewegungen und Kräfte, die bisher ruhig neben einander beſtanden oder nur gegen den gemeinſchaftlichen Feind gerichtet geweſen, und Verhältniſſe, die man im Drang der Umſtände mit Geduld ertragen und deren ſchweren Inhalt man wenig gefühlt hatte, ſollten und wollten ſich jetzt gegen einander zurecht ſtellen und, wo etwas überwippen wollte, ihr Gleichgewicht ſuchen. Da ſtießen wie geſagt die beiden Hauptmächte gegen einander, Moritz und Oldenbarneveld.

Schon während der Feldzüge ſollen ſich Eiferſuchten und Verdachte zwiſchen beiden gezeigt haben. Oldenbarneveld, der mehr als zwanzig Jahre ältere Mann, hatte den Statthalter Moritz als einen achtzehnjährigen Jüngling im Amte empfangen und ſchien ſeine erſten Heldenzüge mitgeleitet und begleitet zu haben. Auch war es Brauch geworden — ein Brauch, der durch das ganze ſiebenzehnte Jahrhundert fortgeſetzt iſt — daß entweder der Rathpenſionaris ſelbſt oder irgend ein Mitglied der Generalſtaaten den Feldherrn zu Lande oder den Admiral zur See begleitete und des Rathes und der Zuſchau mitpflegte. Moritz war aber nicht ſo geboren, ſich jünglingsartig oder gar knabenartig lange leiten zu laſſen, und es hatte wohl ſchon vor Jahren manche Meinungsverſchiedenheiten und Mishelle gegeben. Moritz wie die meiſten Feldherren hätte den Krieg oft gern geſchwinder und kräftiger und mit größeren Mitteln geführt; auch waren hin und wieder von den Seinigen wohl Beſchuldigungen gefallen, die großen holländiſchen Städte hätten die flanderiſchen und brabantiſchen Städte nicht behalten und erhalten wollen, als die da in Handel und Schifffahrt zu ſehr nebenbuhlen würden: ſonſt würde man Antwerpen und andere wichtigſte Plätze haben retten oder unter günſtigen Umſtänden wiedererobern können. Auch der Waffenſtillſtand und die ganze lange Verhandlung mit

Spanien waren dem Statthalter wohl ziemlich über den Kopf genommen und nicht nach ſeinem Sinn abgeſchloſſen. Doch blieb das zugedeckt und man ſchien ſich aus den verſchiedenen gegenſeitigen Stellungen nur von ferne zu beobachten. Die lebendigen Kräfte und Bewegungen in dem Leben des jungen Staates brachten dieſes Belauſchen und Beobachten der verſchiedenen Plane und Entwürfe, welche die Häupter und ihre Partheien haben mogten, bald zu heftigen Reibungen und Stößen.

Ja es waren ſehr lebendige Kräfte und Bewegungen da. Wie oben an mehreren Stellen gewieſen iſt, waren aus dem Süden zum Theil die Edelſten Freieſten und Reichſten in die holländiſchen Städte und Heere eingewandert und hatten Kraft und Macht mitgebracht.*) Nach der Zerſtörung der unüberwindlichen ſpaniſchen Flotte und den Siegen der engliſchen und holländiſchen Admirale ſelbſt in und an den italiäniſchen und ſpaniſchen Meeren und Küſten hatten die kühnen ſeeländiſchen und holländiſchen Seehelden ſich mit abentheuerlichem Glücke und ſiegreicher Tapferkeit über alle Meere ergoſſen und über die Spanier und Portugieſen in Oſt- und Weſt-Indien gewaltigen und außerordentlichen Raub gemacht. Dies gab Reichthum und Stolz und die Städte und ihre Obrigkeiten hoben ſich zum Theil nicht nur über alle Macht und jeglichen Einfluß des Landadels und der Ritterſchaften der hinteren Landſchaften ſondern begannen auch über das Anſehen des Generalfeldhauptmannes und Statthalters hinauszuſteigen. Man muß ſich aber die Stadtobrigkeiten weder Flanderns und Brabants noch Hollands und Seelands in jener Zeit, um die Jahre 1610 und 1620, nicht ſo vorſtellen wie etwa gewöhnliche plebeiſche Magiſtrate, die aus den Gewerken und dem Handelsſtande aufs Kiſſen gekommen wären, ſondern manche derſelben waren von Geburt ſehr edelgeborne Männer und aus alten Geſchlechtern, welche in den Landſchaften Schlöſſer und Freiherrlichkeiten beſaßen. Ein ſolcher war auch der Staatsſekretär Hollands Oldenbarneveld, wie es ſcheint aus einem alten von dem Orte Oldenbarneveld in der Veluwe benannten Geſchlecht. Von ſeinen Söhnen hieß der erſte Herr von Stoutenburg mit dem Titel Oberforſtmeiſter und der zweite Herr von Groeneveld.

---

*) So unter Andern auch die de Geer aus dem Stift Lüttich, jetzt die reichſten Grafen Schwedens.

Es war alſo reiches ſtolzes vornehmes Leben in den Städten, welches mehr als zu viel politiſche Bewegung gab. Bald kamen kirchliche und theologiſche Streite und Händel hinzu, womit das Politiſche ſich miſchte und endlich in blutigen Erſchütterungen endigte.

Moritz meinte alſo und glaubte erfahren zu haben, Oldenbarneveld und die politiſche und republikaniſche Parthei der reichen und vornehmen Stadthäupter haben ihn häufig gehemmt und mißtrauen ſeiner Macht an Heeresſpitze, und werden ſie auf jede Weiſe zu hemmen und zu mindern ſuchen. Oldenbarneveld aber ſchien zu fürchten, daß der Generalfeldhauptmann der Freiheit gefährlich ſey und noch gefährlicher werden könne, und ſuchte ihn da einzuſchränken, wo er ihn im Frieden am beſten faſſen konnte, indem mehr vom Heere abgedankt ward, als dem Statthalter lieb war, und indem man ihn ſeitlings an der Macht angriff, welche er bei ſogenannter Rathswahl der Stadtobern ausübte. Wie verhielt ſich dies etwa? Ich brauche abſichtlich das Wörtlein Etwa, weil hier Macht und Brauch und Uebung nach den Satzungen und Verfaſſungen der verſchiedenen Landſchaften die mannigfaltigſten und verſchiedenſten waren.

Wilhelm der Schweiger hatte als Statthalter von Holland Seeland und Friesland im Namen ſeines Herrn des Königs von Spanien und Grafen von Holland bei den Wahlen und Einführungen der Stadtweisheiten das alte Grafenrecht geübt, wie denn die alten Grafen unſtreitig die Vögte auf dem Lande und die Schulzen in den Städten und Flecken ernannt hatten. Hiemit war er in der Zeit des allgemeinen Aufruhrs und Getümmels ſo fortgefahren, wie es ſcheint, ohne irgend einen Einſpruch und Widerſpruch, weil er die Liebe und das Vertrauen der Landſchaften im höchſten Grade beſaß. So war ſein Sohn Moritz einige Jahre nach ſeinem Tode auch in dieſe Erbſchaft eingetreten: wie weit aber die einzelnen Staaten oder der Staat von Holland und ſein Rathpenſionaris geradezu oder ſeitlings da miteingewirkt und gewaltet haben, wird nicht gemeldet. Unterdeſſen waren aber in dem letztverfloſſenen Jahrzwanzig die Städte an Muth Freiheitsgeiſt Bildung und Reichthum außerordentlich gewachſen, und ein Theil derſelben und auch Oldenbarneveld und ſein Anhang ſchienen dem Statthalter die bisher herkommliche Uebung an manchen Orten ſtreitig machen zu wollen. Daß nach der Losreißung und Abſagung von Spanien die Oberherrlichkeit den Ständen der einzelnen Landſchaften zugefallen ſey und von ihnen vergegenwärtigt werde; daß der Statthalter und Generalfeldhauptmann, wenn er einige der alten Grafenrechte ausgeübt habe und noch ausübe, dies nur in ihrem Auftrage und in der Eigenſchaft ihres Beamten thue; daß alſo ein Zuviel ſolcher Uebung, was durch Vernachläſſigung und Gebrauch eingeſchlichen ſey oder was er in dem unordentlichen Lauf von Krieg und Verwirrung ſich angemaaßt habe, gedämpft oder gar ganz genommen werden, auf jeden Fall nach den neu und ganz anders gewordenen Verhältniſſen auch anders geordnet und eingerichtet werden könne — das ſchien nach ſolchen Anſichten unzweifelhaft.

Nun hatten kirchliche und theologiſche Händel begonnen ſich und das Land zu zerwerfen, und zwei verſchiedene feindſelige Partheien hießen einander gegenüber die Gelinden und die Strengen, die Remonſtranten und Kontraremonſtranten, zuletzt die Arminianer und die Gomariſten. Der Rathpenſionaris und ein großer Theil der ariſtokratiſchen Stadtoberen ſtanden auf der Seite der Gelinden oder Remonſtranten, und es läßt ſich nicht leugnen, daß ſie die Strenggläubigen, die, welche ſich die rechten ächten kalviniſchen Reformirten nannten, an manchen Orten bitter drückten und verfolgten. Dieſe Dinge und Verhältniſſe und die Stellung Moritzens und Oldenbarnevelds kamen bei Gelegenheit von Rathswahlen in den Städten zuerſt zum Platzen.

In den Landſchaften, wo Moritz Statthalter hieß, war die Art der Ergänzung Wählung und Einführung von neuen Stadtweisheiten auch mannigfaltig verſchieden. In manchen Städten machten die Landſchaft oder auch die Stadtoberen zu erledigten Stellen, die breiteren Vorwahlen und Vorſchläge, aus welchen der Statthalter dann die letzte engere Wahl hatte; in andern ſchlug er vor; in dritten hing die ganze Ernennung von ihm ab, jedoch aus dem Körper der Stadtgenoſſenſchaft. In unruhigen Zeiten und bei wilden Auftritten durfte er auch wohl ganze Stadtregierungen abſetzen und durch ganz neue erſetzen. Auch iſt wohl geſchehen, wann der Strom der Volksbegeiſterung beſonders für die ſtatthalteriſche Macht floß, daß ganze Landſchaften dem Statthalter die unbedingte Ernennung und Einſetzung der Stadtregierungen bewilligt haben, wie zum Beiſpiel Gelderland und Overyſſel dem Statthalter Wilhelm dem Dritten nach der Umwälzung des Jahres 1672. Dieſe verſchiedenſte Art gilt von den weſtlichen und ſüdlichen Landſchaften; die nordöſtlichen, das heißt Groningen mit den Umlanden und Friesland, welche faſt immer ihren eigenen beſonderen Statthalter aus dem Hauſe Naſſau wählten, haben mit größerer Unabhängigkeit nach altem frieſiſchen Volksrecht meiſtens ihre Obrigkeiten beſtellt.

Nun begab ſich, daß die größtentheils remonſtrantiſch geſinnten Regierungen der holländiſchen Städte mit Oldenbarneveld an der Spitze bei Fragen über ihre Wählung und Ernennung den ſogenannten ſtatthalteriſchen Brauch Eingriff ſchalten und ſich dagegen wehrten, ja daß man ſo weit vorſchritt, gegen Machtübung, welche er an der Spitze der von ihm befehligten Soldaten dabei etwa gebrauchen könnte, bewaffnete Gegenwehr zu bilden. Durch des Rathpenſionaris und ſeiner Freunde und Zugethanen Betreibung und Förderung wurden in Uetrecht, wo große Partheigährung war, ſogenante Wartgelders geworben und ſollten auch in andern Städten geworben werden. *Wartgelders* aber nannte man halbe Freiwillige oder auf unbeſtimmte Zeit und für plötzliche Fälle angenommene Soldaten. Die Werber dieſer Wartgelders behaupteten nun, dergleichen Anwerbungen und Vereidigungen können kraft des oberherrlichen im Volke ruhenden Rechtes von einzelnen Staaten und Städten neben dem ordentlichen Kriegsheer vorgenommen werden. Der Prinz aber wollte auf ſeinem Generalfeldhauptmann fußen, unter deſſen Befehl jegliche Kriegsmannſchaft der Einigung geſtellt ſey. In der Stadt Uetrecht ſollte die Probe gemacht werden, und dieſe Probe iſt zum Nachtheil der Remonſtranten für den Prinzen ausgefallen.

Es war heftige Gährung in Uetrecht eben wegen der Wahl neuer Wohlweiſen, wobei die Remonſtranten mit ihren Wartgelders durchaus die Oberhand hatten. Moritz rückte zur Dämpfung der Gährung und zur Niederſchlagung der Wartgelderer gegen die Stadt. Man ſperrte ihm die Thore.

Er wußte ſie zu öffnen und ernannte einen kontraremonſtrantiſchen Senat nach ſeiner Willkür. Bald fuhr es nun wie ein ſauſendes Gewitter über alle Landſchaften und Städte her, und das Volk ſchrie und tobte für Oranien und für die Kontraremonſtranten und den reinen Glauben. Es ſcheint, die ariſtokratiſchen und oldenbarneveldiſchen Weisheiten der Städte haben zu ſtrenges Regiment geführt; denn nicht bloß der Pöbel, der leicht zu allen Neuerungen und Veränderungen jauchzt, ſondern überhaupt das kleine Volk jubelte über des Statthalters Sieg, und auch die ſchon mächtigſte Stadt Amſterdam, welche ſpät oraniſch und patriotiſch geworden war und am längſten zu Spanien gehalten hatte, ſtand auf des Prinzen Seite. Die Häupter der Gelinden, Oldenbarneveld Hugo Grotius Hogerbeets und mehrere Treffliche — denn die Herrlichſten gehörten zu ihnen — wurden auf Befehl des Prinzen verhaftet und von einem außerordentlichen aus allen Landſchaften ernannten Gerichte wurde ein Hochverrathsprozeß gegen ſie eröffnet. Oldenbarneveld ward zum Tode, die andern beiden zum ewigen Gefängniß verurtheilt. Die Mitwelt und Nachwelt hat Moritz verdammt, daß er den Kopf des edlen Greiſes, der ſo viele Jahre mit ihm ſo große Arbeiten geduldet und ſo große Thaten gethan hatte, hat fallen laſſen.

Man weiß aus der Erfahrung aller Zeiten, wie es, wo Partheien wüthen, mit Hochverrathsanklagen geht, und wie leicht, wenn man viele Einzelheiten nachſucht, zumal bei Männern, welche in Aemtern und Geſchäften des höchſten Willens und Vertrauens handeln gedurft haben, auch den Beſten und Reinſten manches Kleine zu einem Verbrechen zuſammengeleſen werden kann. Der Rathpenſionaris fiel als Opfer einer Parthei, die vom Religionseifer, dem giftigſten und gefährlichſten aller böſen Eifer, aufgehetzt worden war. Man fand ihn ſchuldig, bei den Unterhandlungen mit Spanien und andern Mächten hin und wieder Ehrengeſchenke angenommen und durch die Errichtung der Wartgelders und Beförderung der arminiſchen Ketzerei böſe Eingriffe in Verfaſſung von Kirche und Staat gethan zu haben. An den großen Verdienſten des Mannes um das Vaterland, an ſeiner großen politiſchen Mannstugend zweifelte wohl kaum einer. Sein Haupt würde nicht gefallen ſeyn, wenn er das Wörtlein ſchuldig in irgend einer Weiſe anerkannt, wenn er um Schonung gebeten hätte. Er ſchritt ſeines Bewußtſeyns ſtolz zur Henkerbühne und ſprach, als er Beil und Henker erblickte und ſich entkleidete, die Worte: O Gott! was wird aus einem Menſchen?

Moritz hätte ihn retten können durch Fürwort und Verwendung. Wie geſagt, alle Schmach dieſer Hinrichtung iſt auf Moritz gefallen; aber billig muß man doch auch erwägen, daß offene große gefährliche Feindſchaft der Häupter da war, daß Oldenbarneveld und die Republikaniſchen, wenn ſie ſiegten, den Sieg nicht mittelmäßig gebraucht, daß ſie die Macht des Statthalters und Generalfeldhauptmanns wahrſcheinlich auf ein Nichts herabgeſetzt, vielleicht dieſe Würden ganz abgeſchafft haben würden. Die Erbitterung auf beiden Seiten war eine brennend heiße. Ein edlerer und ſchönerer Schein aber iſt auf das Ende des großen Staatsſekretärs gefallen, weil die edelſten und gelehrteſten Männer Hollands ſeine Bundesgenoſſen geweſen ſind, weil die größten Dichter des Landes, Vondel und ſein Freund der Landdroſt von Muiden Peter Hooft, ſein und ſeiner Freunde Unglück in Trauerſpielen und Liedern verherrlicht haben. Viel tragiſcher noch wird der Schein dieſer Begebenheit, weil der Sturz des hohen Mannes ſein ganzes Haus ihm in den Abgrund nachgeriſſen hat.

Der Sohn Oldenbarnevelds Oberforſtmeiſter Herr von Stoutenburg und ſein Eidam Herr von der Myle, ein düſtrer heftiger Karakter, verführten den jüngern zweiten Sohn Herrn von Groeneveld nebſt mehreren Remonſtranten zu einem Mordanſchlage gegen den Statthalter. Dieſer ward entdeckt, Herr von Groeneveld und fünfzehn der Mitverſchwornen wurden hingerichtet, viele nebſt dem Oberforſtmeiſter und von der Myle entflohen nach Belgien, und der unglückliche Stoutenburg hat ſogar als ſpaniſcher Offizier gegen ſein Vaterland die Waffen getragen. Da mag man wohl zum zweiten Mal mit dem Greiſe rufen: O Gott! was kann aus einem Menſchen werden!

Auch aus Moritz iſt doch das nicht geworden, deſſen Erſtrebung und Erliſtung die Republikaniſchen ihn beſchuldigt hatten, weder iſt er Graf von Holland noch Herzog von Gelderland geworden. Er hat mit den Kontraremonſtranten zu Dordrecht geſiegt und dem Lande eine harte und ſtrenge Gotteslehre auflegen geholfen. Dieſe ſtrenge Lehre hat einem Volke, welches im längſten harteſten und blutigſten Kampfe des Gelinden und Weichen entwöhnt worden, angemeſſen geſchienen. Sonſt hatte er ſeine Macht nirgends ungebührlich noch grauſam gemißbraucht. Wenn ihn nach dem Grafen und Herzog gelüſtet hätte, ſo hätte er in den erſten Jahren nach der Dordrechter Synode zugreifen müſſen. Er iſt kein Tyrann geworden und hat in den letzten fünf Jahren ſeines Lebens den gegen Spanien wiederbegonnenen Krieg mit alter Ehrenhaftigkeit, wenn gleich mit geringerer Gerührigkeit, beſtanden.

Wir beſchauen Moritzens Bild in Wagenaars Sammlungen, ein mächtiges offenes Heldengeſicht, die klare freie Stirn die des Schweigers voll ruhiger feſter Kühnheit, Mund und Kinn löwenartig breiter. Sein Haupthaar war blond, ſein Bart dicht. Er war niemals vermält, aber hinterließ acht Baſtarde. Groen iſt darin vorzüglich lehrreich und angenehm, daß er uns viel beſſer als die andern

Holländer in die Haus- und Familien-Geſchichten des Landes hineinführt und oft mit wenigen Zügen weite Gedankenpfade rückwärts und vorwärts, auch wohl ſeitlings öffnet. So blicken wir von dieſem Moritz, dem Sohn der Prinzeſſin Anna von Sachſen, der zweiten Frau des Schweigers, auf den Großvater Moritz zurück, von deſſen Liſtigkeit Geſchwindigkeit und Härte er genug geerbt zu haben ſcheint. Von ſeinen Nachkommen iſt ſein Enkel, Graf Heinrich von Naſſau-Ouwerkerk, Mitkämpfer Eugens und Marlboroughs, ſehr berühmt geworden.

Wir erblicken in dieſem großen Naſſauer Moritz doch einen rührenden Zug, welcher naſſauiſcher Familienzug heißen darf. Er war nicht bloß der große Lehrmeiſter im Kriegshandwerk ſondern der wahre Vater ſeines jüngſten Bruders und Nachfolgers Friedrich Heinrich, welchem er alle Wege der Ehre und Würden treu geöffnet hat. Ueberhaupt haben die Naſſauer fromm und treu zuſammengehalten und mit einander im Kampfe für die Freiheit geſtanden. Wie viele ihrer, ächte und unächte Söhne des weitverbreiteten Geſchlechts, ſind im Dienſte der Niederlande, ihres zweiten Vaterlandes, auf Schlachtfeldern gefallen! Denn es war nicht nur ein thatenkräftiges ſondern auch ein zeugungskräftiges proletariſches Geſchlecht. So z. B. hatte der Vater des Schweigers vier Söhne und ſieben Töchter; der Schweiger zeugte mit vier Frauen ein Dutzend Kinder und neben ihnen mehrere Baſtarde, von welchen Juſtinus von Naſſau ein ausgezeichneter Admiral geworden iſt; Moritzens acht Baſtarde ſind ſchon genannt; auch Friedrich Heinrich, welcher der Sanfte und Fromme heißt, hatte ſeine Nebenneſtlinge und ſtiftete ſeitlings die Grafen von Zuileſtein. Wie geſagt, es waren alle rechtgläubige dordrechtiſche Kalviner; die Rechtgläubigkeit ſcheint alſo mit ſolchen kleinen fürſtlichen Sündlichkeiten haben beſtehen zu können.

Friedrich Heinrich von 1625 bis 1647 Statthalter, das jüngſte Kind des großen Schweigers, Sohn einer Tochter Colignys. Er war ein edler milder Mann, eben ſo klug als tapfer. In Gebärde und Antlitz iſt etwas Franzöſiſches; doch war er ohne franzöſiſche Leichtfertigkeit und Treuloſigkeit. Er führte Hollands Kampf gegen Spanien im dreißigjährigen Kriege fort, in welchem die Niederlande gleichſam ein Beiwerk ſchienen. Man focht jetzt nicht mehr um Rettung, ſondern nur um Erhaltung; erwerben wollten die reichen Holländer von Nachbarländern nichts, weil ſie mit großen ſüdniederländiſchen Städten nur gefährliche Nebenbuhlerinnen gewonnen haben würden. In dieſem Kriege bekamen die Vereinigten Niederlande franzöſiſche Hülfsgelder von Frankreich und unaufhörliche Mahnungen, den Spaniern heftiger und mächtiger zu Leibe zu gehen; aber ſie begriffen ſeit den Jahren 1640, daß die Gewichte der Völker ſich zu ändern begannen und daß man Frankreich nicht mächtiger machen durfte. Daher ſind die letzten Kriegsjahre hier gleichſam nur Jahre des Aufmarſches und der leiſen Vertheidigung geweſen. Friedrich Heinrich war mild und freundlich; auch die Gemüther freundlichten und ſänftigten ſich mehr; die gomariſtiſche Strenge und Heftigkeit milderte ſich im Volke. Man erlaubte den Remonſtranten Kirchen und fragte bei der geltenden dordrechter Glaubensformel nicht mehr ſo ſorgfältig nach einzelnen Abweichungen. Allmälig ward Religionsfreiheit und ſtille Duldung aller verſchiedenen Kirchen und Sekten holländiſcher Brauch.

In dem allgemeinen Friedensſchluß von Weſtfalen iſt die Einigung der Sieben Landſchaften von Spanien als ein eigner unabhängiger Staat anerkannt und durch Frankreichs eifrigſte Förderung ſtillſchweigend von dem deutſchen Reiche abgelöſt worden. Friedrich Heinrich war ein Jahr vor dem

Abſchluſſe jenes Friedens geſtorben, und hatte ſeinen Sohn Wilhelm den Zweiten zum Nachfolger in allen ſeinen Würden. Wilhelm der Zweite erbte Frieden und ganz neue Verhältniſſe. Sein Großvater und Oheim waren durch Noth und Feldherrngröße unſchätzbare und unmißbare Männer geweſen und man hatte im Gedränge und in der Haſtigkeit der Dinge nicht Zeit gehabt, genau zu fragen, was der Generalſtatthalter und Oberkriegsvogt zu Waſſer und zu Lande in den einzelnen Staaten und in dem Geſammtſtaate denn eigentlich für Inhalt und Bedeutung hätten. Unter ſeinem Vater Friedrich Heinrich war noch Krieg geweſen, aber nicht mehr ein gefährlicher Krieg ſondern eher ein gewinnreicher, weil man nur unter dem Schirm und Schein des Wörtleins Krieg ſich in allen Waſſern und Welttheilen hatte ausbreiten und erobern können. Heinrichs Klugheit und die holländiſche Stätigkeit und Ruhigkeit ſeines Karakters hatten ihm durch ſein Jahrzwanzig ziemlich ſanftiglich und leidlich durchgeholfen. Ich ſage, Statthalter Wilhelm der Zweite erbte ganz neue Verhältniſſe, wie er denn auch eine neue Geſtalt und Art war.

Die Vereinigten Landſchaften waren während des Waffenſtillſtandes und auch jetzt wieder mitten im Kriege unermeßlich reich geworden, beſonders war die Stadt Amſterdam die Handelskönigin der Welt geworden. Dies ſollte durch das ganze ſiebenzehnte Jahrhundert hin ſelbſt in blutigſten Kriegen doch ſo fortdauern; ſelbſt der Tulpenhandel auf der Amſterdamer Börſe, wo einzelne ſeltenſte Zwiebeln mit 2000 und 3000 Gulden bezahlt wurden, ſollte ein einzelnes kleines Zeichen dieſes Reichthums und Uebermuths werden. Man rechnet, daß um 1670 Holland 10,000 Kauffahrtheiſchiffe und 170,000 Matroſen auf dem Meere ſchwimmend hatte. Im Jahr 1651 erbot ſich die einzige Stadt Amſterdam in fünf Monaten hundert fertige Kriegsſchiffe zu flotten.

Noch um 1690 hatte Holland 900,000 Tonnen Schiffe, das dreimal größere England nur 500,000 T. Die gewaltigen Kaufleute, wie oben geſagt, zum Theil aus ſehr edlen Geſchlechtern, die von Amſterdam Rotterdam Dordrecht und Vlieſſingen, wußten, daß ſie auf der Felſenmacht von Millionen ſaßen, und fingen an ihr Gewicht immer mehr zu fühlen. Durch die Art und die Beſtandtheile des Kampfes, aus welchen Unabhängigkeit und Freiheit geboren war, war der Bürgerrock und die Bürgerweiſe und Bürgerehre in Holland Herr geworden; alle Adlichkeit und ſogenannte ritterliche Hübſchheit mit ihrem Glanz und ihren Sitten waren hier nicht nur eine lächerliche ſondern eine verhaßte Erſcheinung geworden. Nun trat der Jüngling Wilhelm der Zweite auf, ein ſchöner ſtattlicher Fürſt, mit dem Muth und der Herrſcherkraft des Stammes angethan, aber dabei mit ritterlichen Neigungen und Strebungen des Glanzes und der Pracht. Er liebte ſchöne Künſte Turniere Jagden Gelage und Reigen, er erſchien faſt wie ein von den Todten erſtandener weiland Herzog von Gelderland und Brabant. Das mußte ſeinen Holländern nothwendig mißfallen, wenn ſeine Fürſtlichkeit ihnen nicht auch ſonſt Verdachte gemacht hätte; das mußte Gegenſtrebungen der ſtolzen Bürger, welche in der Zeit lagen, noch ſträubiger und die Gemüther zu freundlichen Nachſichten und Bewilligungen noch widerwilliger machen. Ueberdies iſt es nach aller Erfahrung mit den Stimmungen der Völker ein gar eignes wunderliches Ding. Gleichgültig und geduldig ſchlendern ſie oft lange ſo hin, was man mit der Zeit fortſchlendern nennt; ſie laſſen ſich gute ſchlechte mittelmäßige Regierungen oft lange gefallen, ohne daß ihnen bei Seltſamkeiten und Ausſchreitungen derſelben etwas einfällt. Nun begiebt ſich: es tritt ein neuer Fürſt auf, eine friſche Erſcheinung oft nur und nichts weiter, und ſiehe! eine neue Zeit und Anbrüche und

Anſprüche einer neuen Zeit ſcheinen plötzlich da zu ſeyn, ohne daß man eine ſolche hereinſtürzende Plötzlichkeit gewahrt. Wäre Wilhelm auch nur äußerlich ſeinem Vater ähnlich geweſen, ſo mögten die Dinge in dem alten Gleiſe ſich noch ſo fortgezogen haben. Nun brach ſogleich Zwiſt und Zank aus.

Mit dem geſchloſſenen Frieden ſollte das Heer vermindert werden. Dagegen ſtrebten der Oberfeldhauptmann und die mehr ritterlichen Landſchaften. In den Städten wollten die ſtolzen Bürger bei der Beſetzung der Rathsherrnſtellen ſich nicht mehr von dem Statthalter abhängig fühlen; die Landſchaft Holland, vorzüglich aber Amſterdam, waren gegenſträubig. Es ward die oft aufgeworfene Kriegsfrage wieder erregt, wie weit die Geſammtoberherrlichkeit der Sieben Landſchaften ſich erſtrecke der Oberherrlichkeit einer einzelnen Landſchaft gegenüber oder gar einer einzelnen Stadt wie Amſterdam gegenüber in Angelegenheiten, welche ſie als landſchaftliche oder gar nur als ortliche betrachteten und behaupteten. Der Statthalter hatte bei dieſen Streitfragen die Stimmenmehrheit der einzelnen Landſchaften für ſich; in den holländiſchen Städten ward zuerſt unterhandelt, dann gedroht, und als das nichts half, wurden ſechs Sendeboten des Staats von Holland verhaftet und auf die Feſtung Löwenſtein geſetzt, wo Hugo Grotius und Hogerbeets geſeſſen hatten; Amſterdam wurde von Soldaten berennt aber nicht eingenommen; doch mußten die Herren der Wohlweisheit Ehren- und Scheins-halber etwas nachgeben, und die allmächtigen beiden Brüder Bicker, deren einer eben Bürgermeiſter war, und der zweite Bürgermeiſter Johann Huldekoper Herr von Marſeveen mußten für den Augenblick weichen. Gleich nach dieſen Händeln ſtarb der Statthalter und hinterließ einen einzigen Nachgebornen, den als Wilhelm der

Dritte mit goldenen Buchſtaben in die europäiſchen Denktafeln Eingetragenen.

Jetzt war bei dem neuen Anbruch der Zeit auch ihr Durchbruch erleichtert. Ein Knabe acht Tage nach dem Tode des Vaters geboren konnte nicht Statthalter und Oberfeldhauptmann ſeyn. Die republikaniſche Fluth ging hoch, und man beſchloß in der leidenſchaftlichen ja erbitterten Aufregung künftig ohne Statthalter zu leben; nur Groningen und Friesland behielten ihren beſonderen Statthalter naſſauiſchen Stammes. Ja eine Bedingung des im Jahr 1654 mit Kromwell geſchloſſenen Friedens erhielt für Holland die, wie Einige meinten, von Johann de Witt hineingeförderte Verpflichtung, künftig nimmer einen Oranien zum Statthalter der Grafſchaft zu wählen. Jene Macht, welche zwiſchen Holland und den ſechs übrigen Landſchaften oder welche vielmehr, zwiſchen Hollands Rathpenſionaris und dem Statthalter und Oberfeldhauptmann getheilt, oft hin und her geſchwankt und ſich heftig und blutig zerſtoßen hatte, ſollte in der Republik hinfort von Einem getragen werden, von dem Staatsſekretär der Grafſchaft Holland, welchen man nun wie den einzigen Präſidenten der Republik anſehen konnte.

Die Republik hoffte nun alles Schwerſte durchgefochten zu haben und, nachdem der drohende Freiheitsfeind Wilhelm der Zweite durch den Tod beſeitigt war, gefahrloſerer und ſtillerer Freiheit genießen zu können. Als Zeichen der allgemeinen Stimmung und Meinung kann gelten, daß dieſer Tod wie der größte Sieg und das außerordentlichſte Glück, welche das Gemeinweſen hätte erleben können, von dem Volke begrüßt ward. Der erſte Dichter jener Zeit Vondel beſang dieſen Tod als die einzige edelſte Großthat, die der ſelige Prinz vollbracht habe, und frohlockte mit gemeinſtem Spaße „daß das Land nun ſeinen fetten Ochſen im Salz liegen habe.“ Auch ſchien alles wohl zu gelingen und fortzuſchreiten; denn die Regierung kam in die geſchickteſten und reinſten Hände. Aber der große Lenker der Dinge, der ihr verborgenes Knäul ſpinnt und ablaufen läßt, hatte es ganz anders beſtimmt: Holland ſollte auf ſeinen Lorbeern und Schätzen noch nicht ausruhen ſondern nach dem achtzigjährigen Freiheitskampfe noch ſechzig große und glorreiche Jahre durchlaufen und zuletzt als Vorfechter für die allgemeine Freiheit Europas den Beweis liefern, was ein kleines Volk vermag, deſſen Kräfte für große und edle Zwecke frei gemacht ſind.

Großpenſionaris von Holland war damals Johann de Witt, mit den mächtigen Bickern in Amſterdam verſchwägert. Bei dem Umſchwung, welchen die Dinge nach Wilhelms des Zweiten Tode nahmen, beherrſchte durch ihn Holland alle Landſchaften und die Stadt Amſterdam wieder Holland; und nun ward der Sieg, den Wilhelm über Amſterdam und über die Bicker und Huidekoper davon getragen hatte, für einen hochverrätheriſchen Anſchlag gegen die Oberherrlichkeit der Staaten erklärt, und die ganze Landſchaft müſſe die Stadt wegen der damals erlittenen Schäden und Koſten entſchädigen. Johann de Witt ſtand damals in den kräftigſten Jahren, ein ſchlichter tapfrer reiner Republikaner, von großen Kenntniſſen, vorzüglich im See- und Geldweſen, von unbeſtechlicher Redlichkeit und Treue, kurz vom Kopf bis zum Fuße rein und edel, und deſſen ſeltene einfache Großheit ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt worden iſt.

De Witts Aufgabe war, das holländiſche Staatsſchiff zwiſchen den Wogen, womit die drei großen Nachbarreiche Spanien Frankreich und England es gelegentlich anbrauſen konnten, mit Geſchicklichkeit und Klugheit ohne Kanonendonner ſo durchlootſen zu können. Von der öſtlichen

Macht, von Deutſchland, konnte er keine Gefahren, höchſtens Beunruhigungen befürchten: ſo geſchwächt und zerriſſen lag dieſes weiland mächtigſte Reich da. Aber es war den Niederlanden noch keine Ruhe beſchieden: Wüſte Tollheit und mit Unverſtand gepaarte Ehrloſigkeit ſollten von England, blinde und unerſättliche Herrſchſucht ſollte von Frankreich her ſie erſchüttern; ſie ſollten noch zu größeren Arbeiten und Thaten gezwungen werden, als die ſie gegen Spanien vollbracht hatten.

1652 bis 1654. Fürchterlicher Seekrieg mit Kromwell. Der Wolf wollte reißen, ſuchte gegen Holland jegliche kleinſte Urſache auf, und fiel mit ſeiner und ſeines Volkes umwälzeriſcher Schnellkraft aus. In 15 Monaten gab es zwölf große Seeſchlachten und eine Menge kleine Gefechte. England hatte das Uebergewicht größerer und zahlreicherer Schiffe und auch große Admirale: Monk Blake Aiſcue Penn. Holland mußte mit kleinen Schiffen, wovon die meiſten nur 20 bis 40 Kanonen führten, gegen ampeln, und es ampelte tüchtig: oft geſchlagen, doch nimmer beſiegt. Sein alter Tromp und ſein Ruiter und de Witth waren herrliche Seevögte. Doch mußte man zuletzt dem Kromwell [illegible], das Kind Wilhelm auf immer von der Hoffnung der Statthalterwürde ausſchließen und die engliſchen Prinzen und alle königiſche Flüchtlinge aus dem Lande jagen. Durch Kromwells Seeüberlegenheit war übrigens die oraniſche Parthei wieder im Lande gewachſen, man ſchrieb einzelne Niederlagen der Statthalterloſigkeit zu, und manche Stimmen munkelten hin und wieder, man müſſe das Kind Wilhelm zum Generalfeldhauptmann ausrufen und ſeinen Vetter, den Grafen Wilhelm von Naſſau, Statthalter Frieslands, zu ſeinem Verweſer und Mundbar ernennen.

Im Jahr 1685 vermittelt Johann de Witt mit dem

Schwerdt zwiſchen Schweden und Dänemark im Sunde. Es galt, ob dort künftig ein Einziger den Sund beherrſchen ſolle. Zwei holländiſche Admirale de Witth und Peter Florisſohn fallen in der Seeſchlacht gegen den ſchwediſchen Admiral Wrangel.

Faſt eben ſo vom Zaun gebrochen war der Krieg, womit Karl der Zweite von England im Jahr 1664 die Republik anfiel und welcher drei Jahre währte. Die Engländer hatten auch hier wieder den Vortheil der viel größeren Schiffe. Im zweiten Jahre des Krieges fielen die holländiſchen Admirale Obdam und Kortenaar gegen York. Im letzten Jahre ward mit beiſpielloſer Erbitterung geſtritten: in einer viertägigen Schlacht blieben die holländiſchen Admirale Kornelius Evertſen und Abraham Hulſt, in einer neuen Schlacht Johann Evertſen und Vries. Zwiſchen Ruiter und dem jüngern Tromp entſtand ein den Holländern nachtheiliges Zerwürfniß; doch bald iſt Ruiter und ſein tapferer Genoß Admiral Gent in der Themſe, und die Verbrennung vieler engliſchen Schiffe und Brand und Peſt in London neigen England zum Frieden.

Mitten unter ſo fürchterlichen Schlachten und Kriegen hat der weiſe und tapfre Staatsſekretär für alles und auf alles ein Aug; nur dafür kein Aug, weil er es nicht haben wollte, daß ſeine Rolle als Staatsſekretär wie für alle Landſchaften eine unfeſte war, daß er in Holland eben wohl alles ſeyn und bedeuten konnte, aber weiterhin in den öſtlichen Landſchaften mit dem idealiſchen Schein republikaniſcher Herrlichkeit wie ein Schatten verſchwebte, da der Statthalter und Großfeldhauptmann mit dem mehr zeigbaren Scepter und Schwerdt, wie ſehr man zuweilen auch daran zucken und rucken mogte, eine große perſönliche Weſenheit geweſen, die durch keinen noch ſo herrlichen Schatten vertreten werden konnte. Jetzt war die Zeit ſchon da, wo der edle Nachgeborne als Jüngling da ſtand und wo die oraniſchen Triebe und Neigungen ſich im Volke immer lebendiger regten. Noch ſetzte jedoch de Witt im Jahr 1667 durch „in Holland ſolle nimmer wieder ein Statthalter gewählt werden noch der Statthalter einer der andern ſechs Landſchaften dort Oberfeldhauptmann werden können.“ Sonſt betrug er ſich in allen andern Verhältniſſen dem Prinzen gegenüber immer, wie es einem edlen und guten Mann geziemt. Denn edel und gut und aus treueſter Ueberzeugung wirkend war dieſer einfache und tapfre Republikaner.

Alſo war Kraft und Leben in ihm und in ſeinem Willen wie in ſeiner Republik, und beide bewieſen es bald wieder, indem ſie durch das berühmte Dreibündniß, welches er durch eine Art diplomatiſcher Ueberraſchung zwiſchen Holland Schweden und England geſchwinde zu Stande brachte, im folgenden Jahre 1668 durch den Frieden zu Aachen der Herrſchſucht des Königs von Frankreich einen Wall entgegenwarf.

Aber der edle Mann hatte ſich verrechnet; er hatte nicht bedacht, wie viele tollſte Dinge möglich ſind, wo die Einfälle unbeſchränkter Könige alles entſcheiden. Er hatte es ja genug ſchon erfahren, wie die Dinge dieſer Welt gegen alle Berechnung von Weisheit und Redlichkeit ja ſogar gegen alle Berechnungen des Vortheils und Eigennutzes oft anlaufen. Er und ſeine geliebte ſtatthalterloſe Republik ſollten nur zu bald wieder der blutige Spielball von zwei treuloſen Königen werden, welche die Macht von zwei Völkern, die ſeit Jahrhunderten wie Feuer und Waſſer feindſelig zu einander geſtanden, einige Jahre zu Hollands Verderben vereinigen durften. Zu derſelbigen Zeit, als er meint durch das Dreibündniß Ludwigs des Vierzehnten Degen für Jahre in die Scheide zurückgeſtoßen zu haben, wird dieſer Ludwig mit ſeinem Vetter Karl dem Zweiten von England in einem

Entwurf zur Eroberung der ſpaniſchen Niederlande und zur Zertheilung und Vernichtung der Vereinigten Sieben einig. Der Franzos hatte den Engländer, den ſchändlichſten König, der je einen Thron befleckt hat, durch ſchöne Weiber und Gold zu ſeinem Trabanten gemacht, und hielt ihn ſein Lebenlang feſt, wenn das engliſche Volk auch zuweilen gegenzuſtreben verſuchte. Johann de Witt ſah wohl einige Wetterwolken am politiſchen Himmel aufſteigen, konnte aber an kein Zuſammendonnern ſo ungleicher Kräfte denken; von Freunden und ſelbſt von Feinden genug gewarnt wollte und konnte er lange nicht an die Möglichkeit eines ſo unnatürlichen Bündniſſes glauben noch daß es Karln gelingen werde, die Engländer zu ſolcher Schande und gegen alle ihre natürlichſten Vortheile und Triebe ſo weit mitzuziehen.

Im Jahr 1672 bricht der Sturm los. Die wohlgerüſteten Heere Frankreichs, 130,000 Mann ſtark, rücken geſchwind an den Rhein, über den Rhein; 25000 Söldlinge von zwei deutſchen geiſtlichen Fürſten, dem Kurfürſten von Köln und dem Biſchof von Münſter, um ihre Nachbarn und ihren Rhein und ihr Deutſchland dem gierigen wälſchen Eroberer unterjochen zu helfen, greifen hinter dem Rücken vom Oſten her an; vereinigte engliſch-franzöſiſche Flotten drohen vom Weſten her mit Landungen. Bald will alles zuſammenbrechen. Johann de Witt hat an ſo Unnatürliches nicht gedacht, er hat von der Landſeite nichts gefürchtet; er hat bei den Seekriegen, die von ihm nicht herbeigereizt waren, alle Mittel und Kräfte des Landes auf die Flotte wenden gemußt, hat auf das ſtatthalterloſe hauptloſe Landheer und auf die Feſtungen wenig Sorge gewandt. Jetzt in der Noth ruft man den Jüngling Wilhelm herbei, giebt ihm den Heerbefehl, kann ihm aber kein Heer geben. Bald erklingt Geſchrei über die Städte und Lande hin, Geſchrei von abſichtlichem Verrath des unglücklichen Johann de Witt; ein ſchlechter Kerl

Namens Tichelaer ſtreut aus, Kornelius de Witt, Johanns Bruder, Bürgermeiſter von Dordrecht, habe zu ihm von der Ermordung des Prinzen Wilhelm geſprochen. Kornelius wird angeklagt, verhaftet, ſogar gefoltert, aber nicht überwieſen. Das in Wuth gehetzte Volk im Haag zerreißt die beiden edlen Brüder und ſpielt gräßlich mit den Stücken ihrer zerſtümmelten Leichen. Dieſe Wuth iſt ſo allgemein und ſo mächtig, daß niemand gewagt hat über den ſcheußlichen Mord Unterſuchung anzuſtellen noch irgend einen Mörder zur Strafe zu ziehen: „Es ſeyen ſo viele und ſo „angeſehene Bürger mit dabei geweſen, hieß es, wolle man „da weit umgreifen und tief hineingreifen, ſo könne leicht „noch viel breiterer und gräulicherer Mord und Aufruhr „entſtehen.“

Prinz Wilhelm ſtand im Felde, als dieſe entſetzlichen Dinge vollbracht wurden; ſelbſt ſeine Feinde haben ihn keines Mitwiſſens und Mitſchauens jener Gräulichkeit verdacht; daß er dieſen Umſturz aber ungern geſehen haben ſollte, iſt nicht glaublich: er hatte in de Witt den edelſten aber beſtändigſten Gegner ja den Feind ſeiner Macht und Größe gehabt.

So hatte der Volkszorn durchgeſchlagen und war Volksraſerei geworden; vor ihm mußte in dieſem Jahre und in den nächſten Jahren alles weichen, und allenthalben klang und ward nun Oranje boven! Wilhelm war durch die Noth an Heeresſpitze geſtellt, ward durch die Volksmacht zum Statthalter von Holland ausgerufen, ja bald für ſich und ſeine Nachkommen zum Erbſtatthalter ernannt. Dies brauſte wie ein unwiderſtehlicher Strom fort und was ſich widerſetzt hätte wäre zum Untergange weggeſpült worden. Es brauſte um ſo gewaltiger, als Holland durch den ſtarken Arm und feſten Willen des Jünglings, um welchen ſich bald alle beſten Kräfte und kühnſten Herzen ſammelten, Bundesgenoſſen und dann Sieg und Rettung gefunden hatte.

Ja, es hat an dieſem Jüngling die Freiheit einer halben Welt gehangen, und wir müſſen uns mit Bewunderung vor ſeinem Gedächtniß hinſtellen, bedenkend, welchen hohen Verſtand und edlen Muth es in einem Zwanzigjährigen bedeutet, an dem gefährlichen ſchlüpfrigen Scheidewege des Laſters und der Tugend das Ungewiſſeſte und Zweifelhafteſte aber auch Schwerſte und Edelſte für das Sichere und Luſtige der Herrſchaft und des Genuſſes zu wählen. Ihm hat der Verſucher nicht gefehlt, der ihn auf die Zinnen des Tempels geführt und ihm von da die Herrlichkeiten und Wollüſte dieſer Welt gezeigt hat. Ludwig der Treuloſeſte Liſtigſte war ſein Blutsvetter, Karl der Ehrloſeſte Schändlichſte ſein Oheim. Schon vor dem entworfenen Zuge des Verderbens hatten ſie ihm von Herrſchaft und Fürſtenthum, die ihm aus der Beute zugetheilt werden könnten, ins Ohr raunen laſſen; ſie hörten ſpäter nicht auf zu raunen, er ſolle ſich mit ihrer Hülfe etwas Gewiſſes und Feſtes wählen; er aber wählte das Gewiſſe der Gefahr und der Ehre und des Ruhms, und iſt gottlob mit dieſem herrlichen Beſitz zur Nachwelt gegangen. In dieſem Sinn hat er dem engliſchen Geſandten, der ihm mit Satansflüſterung zuraunte: „Aber „ſeht Ihr nicht, daß die Republik verloren iſt?“ geantwortet: „Ich ſehe, daß ſie in großer Gefahr iſt, aber ich kenne ein „ſicheres Mittel, um ihren Untergang nicht zu ſehen, den „Fall bei der Vertheidigung der letzten Gracht.“

Wilhelm und der große Seelöwe Michel Ruiter, eines Seilers Sohn, der mit der überlegenen engliſch franzöſiſchen Flotte drei blutige Schlachten geſchlagen und jede Landung an den niederländiſchen Küſten verhindert hatte, waren die ſichtbaren Retter des Vaterlandes geworden. Holland hatte Wilhelm zum Feldhauptmann, zum Erbſtatthalter gemacht, bald folgten in gleicher Ernennung die übrigen Landſchaften oder mußten folgen. Geldern, das adlichſte Land und alſo ein ſehr oraniſches, zeigte ihm im Jahre 1675 den Herzogsmantel. Gewiß hätte der Prinz dieſen Purpur gern umgeworfen, aber er kannte ſeine Holländer und wollte ſeinen großen Weg nicht mit Flitterprunk füllen und verderben.

Wilhelm der Dritte, wie er jetzt hieß, war der Retter geworden, aber in dem Menſchenalter ſeiner herrlichen Wirkſamkeit durfte das Schwerdt immer nur wenige Jahre in die Scheide geſteckt werden. Frankreich und Ludwigs des Vierzehnten Herrſchſucht bedräueten die holländiſche und europäiſche Freiheit, wie Spanien und Philipp der Zweite weiland eine kurze Zeit zu dräuen geſchienen hatten. Holland war die Stärke, Wilhelm der Geiſt und die Seele eines Bundes, welchen Frankreich in Gemeinſchaft mit dem ſchändlich geleiteten England immer zu zerreißen ſuchte, oft halb zerriß, und welchen Wilhelms Thätigkeit immer wieder zu knüpfen ſtrebte. Wenn Ludwig die ſpaniſchen Niederlande ganz eroberte, wenn er die deutſchen Rheinlande bis an die Maas beſetzt hielt, ſo war es auch um Holland gethan. Dies begriff und fühlte das Volk, und dies ließ es in unendlichen Rüſtungen und Anſtrengungen zu Waſſer und zu Lande nicht ermatten. Natürlich, daß Wilhelm, als Oranje boven! gerufen ward, die oraniſche Parthei, auch, wo das Volk ſie nicht aufs Kiſſen ſetzte, in die einflußreichen Stellen brachte. Es geht einmal ſo, wo politiſche Partheien ſind und wo reges Leben ſich bewegt, daß die Mäßigung oft vergeſſen wird. Selbſt die großen Staatsmänner von Beuning und von Beverningk klagten um die Jahre 1660, daß die Freunde und Anhänger der de Witt alles beherrſchten, in allen beſten Stellen ſäßen. Der Statthalter hieß jetzt Erbſtatthalter, ihm war die Wählung oder Ernennung der wohlweiſen Rathsherren der Städte wieder wie vormals übergeben, zum Theil mit unbeſchränkter Machtfülle übergeben. Es wurden nun begreiflicher Weiſe für die dewittiſchen mehr die oraniſchen Weisheiten*) gewählt und eingeſetzt; aber doch alles mit Wohlbedächtigkeit und Mäßigkeit. Wilhelm fand Männer oder vielmehr er wußte ſie zu finden, welche die Geſchäfte mit ihm in dem Sinn und der Art des Volkes und doch in einem großen europäiſchen Stil zu leiten verſtanden. So haben Fagel und Heinſius, der erſte ein Zögling de Witts, faſt ein Jahrzwanzig, bis zum Jahre 1689, der zweite bis zu ſeinem Tode ihm in Holland treu und tapfer zur Seite geſtanden. Der erſte, wie geſagt, aus de Witts Schule, kenntnißreich, geſchickt, redlich, aber ſtill und ſanft, ein Mann wie für Wilhelm geboren; der zweite herriſcher und unternehmender, auch in der höchſten und herrſchendſten Zeit Hollands wirkſam.

Man ſpricht oft etwas fabulirend von einem irdiſchen Wiedererſcheinen und Wiederauftreten längſtgeſchiedener Geiſter, und daß die Ahnen in den Enkeln und Urenkeln gern wieder aufzutreten pflegen. Von Wilhelm dem Dritten mögte man glauben, es ſey in ſeinem Leibe und Gemüthe der Schweiger einmal wieder irdiſch geworden. Er war in großen und kleinen Dingen, im Hauſe wie im Kriege, im Garten wie auf dem Schlachtfelde immer ruhig kalt zähe, verſtand die Flammen von Ungeſtüm und Tapferkeit, die zuweilen heftig auflodern wollten, unter einem feſten und ungeſtörten Geſichte zu verbergen; aber der ſtarke Geiſt war von einem ſchwächlichen kränklichen Leibe umkleidet; er hatte nicht Körper genug, um jenem Schweiger gleich lebens- und liebes-luſtig zu ſeyn und bei Gelagen und unter Weibern auch den Fröhlichen zu ſpielen; er ſprach noch weniger und kürzer und dachte vielleicht noch mehr, als der Schweiger in ſeinen Tagen gethan hatte.

---

*) Die Wohlweiſen in Holland heißen vroedſchapen: frode, prode, preux klug, tapfer; froden klug ſeyn.

Ich habe geſagt, ſein Jahrdreißig der Herrſchaft ſey gleichſam nur Ein Krieg geweſen, wenn nicht immer ein Krieg des Degens, doch ein durch alle Reiche und Kabinette unaufhörlich hinfliegender Krieg der diplomatiſchen Federn, wo Wilhelm eine dicke Adlerfeder ins Dintenfaß tauchte. Holland mußte zuerſt aus Noth mit dem herrlichen und ehrenfeſten Manne gehen, und that es fernerhin ſo fort wie aus einem Gefühle der Dankbarkeit und Pflicht; aber die ungeheuren Arbeiten und Koſten ſo vieler und langer Feldzüge machten ſich fühlbar, und Wilhelm würde ſein geliebtes Volk und Vaterland nach dem erſten Jahrzehend gegen ſich ſelbſt und gegen ihn nachlaſſend gefühlt haben, wenn nicht Ludwigs und ſeiner Beichtväter Uebermuth ihm zu Hülfe gekommen wäre. Es begann wieder jenes Jeſuitenſpiel, welches von Madrid und Wien aus die erſten niederländiſchen und rheiniſchen Aufrühre und Umwälzungen gemacht hatte, und ſpielte Wilhelm die Herzen und die Kräfte ſeines Landes und überhaupt die Herzen des ganzen Evangeliſchen Europa in die Hände. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes, mit der Förderung der verwegenen Anſchläge Jakobs des Zweiten von Großbritannien begann Ludwig von Frankreich das Gewebe ſeiner Schwächung aufzuziehen. Jammer Blut und Mord ſchriegn aus Frankreich ihr Zeter Mordio über Europa hin und Hunderttauſende von Flüchtlingen trugen dieſen Jammer in allen Ländern und auch in Holland zur Schau. Dies ward ſeit den Jahren 1685 gleichſam ein doppeltes ja dreifaches Oranje boven! und ſogleich war alles Volk wieder zu den größten Arbeiten und Opfern bereit für das, was ſie ihre ſtaatliche und kirchliche Freiheit nannten. Dadurch iſt Wilhelm der Dritte auch als König Großbritanniens Wilhelm der Dritte geworden, und durch die Gewalt der Verhältniſſe und die Stimmungen der Völker ward zum zweiten großen Kriege gegen Frankreichs Ueberziehungen der europäiſche Bund geſchloſſen.

Wilhelm war lange groß geweſen, wenn gleich nicht glänzend. Das Schickſal hatte ihn mehr zu einem Helden der Nothwehr als des Angriffs beſtimmt. Gegen ein ſehr mächtiges Volk, das in der Blüthe der geiſtigen und kriegeriſchen Luſtigkeit ſtand, gegen einen unruhigen übermüthigen länderdurſtigen König, der dieſes Volk in ſeiner Weiſe zu begeiſtern und zu gebrauchen verſtand, hatte er mit ſeinem Volke viel geringere Kräfte und, wenn er Bundesgenoſſen gewann, ſchlecht verbundene Kräfte zu leiten. Er hatte gegen die Einheit des Willens und Befehls, welche über ein mächtiges Reich verfügten, nur die verſchiedenſten und oft zwieſpaltigſten Verſchiedenheiten zu ſetzen, iſt daher in manchen Schlachten geſchlagen aber in ſeinem tapfern Willen nie beſiegt worden. Endlich iſt auch der Glanz gekommen, er hat die Krone von Britannien getragen, hat glänzende Siege erfochten, die größten Heere zu Waſſer und zu Lande befehligt, iſt von dem größten Theil der gebildeten Welt der Befreier und Retter, zuletzt der Schiedsrichter und Ordner genannt worden. Aber er hat eine Dornenkrone getragen faſt wie der, an den er als Chriſt geglaubt hat. Dieſſeits in Holland hat Unzufriedenheit und Gemurmel begonnen, jenſeits in England iſt er auf erbittertere und tückiſchere Rotten geſtoßen, als er jemals in der Heimath gekannt hatte. Nirgends war man zufrieden. Die Holländer klagten, er ſcheine ſie oft über den Engländern zu vergeſſen und dieſe nicht genug anzuſtrengen. In England, wo man wirklich kaum das Halbe und dieſes nimmer mit gutem Willen that, mußte der feine und kluge Mann, der die Menſchen durch lange und ſchwere Uebung kennen gelernt hatte, mitten unter Feinden und Verräthern doch den Gleichmüthigen und immer den Langmüthigen und Großmüthigen ſpielen. Zu dem vortrefflichen Wittſen, Bürgermeiſter von Amſterdam, der zu König Wilhelms Krönung von Holland als Geſandter nach London geſchickt war, hat er weiſſagend geſprochen: *Jetzt iſt es hier Hoſianna! bald vielleicht Kreuzige! Kreuzige!* So iſt dieſer große und tapfere Mann durch Noth Arbeit Sorge und Verdruß von dem Leben früh abgenutzt und in ſeinem zwei und fünfzigſten Jahr von der Welt abgerufen worden.

Heinſius, Wilhelms letzte rechte Hand, ein Mann, welchen er ſich herangebildet und als Rath ſeiner Angelegenheiten ausgebeten hatte, ſtieß in dem dritten großen franzöſiſchen Kriege, welcher wegen der ſpaniſchen Niederlande allerdings ganz ein holländiſcher Krieg heißen konnte, ſich und das Land nur in Wilhelms Bahn fort. Noch bei Wilhelms Leben war zwiſchen Oeſtreich England und Holland das neue Bündniß gegen Ludwig den Vierzehnten abgeſchloſſen. Man ſieht Hollands mächtiges Gewicht am beſten aus den Zahlen: Nach dem Vertrage ſollte Oeſtreich 90,000, England 40,000, Holland 100,000 Mann ins Feld ſtellen; aber die Republik hat 120,000 Mann ins Feld und 50 ſchwere Dreidecker und noch mehr Fregatten in See geſtellt; Middelburg und Vließingen allein hatten 74 große Meerſchäumer ausgerüſtet. Auch war die Schuld der Republik mit 350 Millionen Gulden vermehrt. Sie konnte ſie noch tragen; indeſſen —. Auch hatten ihre Feldherren neben und unter Marlborough und Eugen der Graf Hinrich Ouwerkerk, Lord Athlone (Ginkel), der Frieſe Coehorn, der Graf von Naſſau-Saarbrücken, und der Admiral Almonde guten Klang. Edle Gehülfen und Freunde hatte der tapfere Heinſius an Buys, Penſionaris von Amſterdam, welche Stadt ſich in dieſem Kriege höchſt tapfer freigebig und edelmüthig erwies, an Hop, Schatzmeiſter der Einigung, einem fröhlichen hochherzigen Mann, früherem Vorgänger von Buys, an van der Duſſen, an dem Greffier der Generalſtaaten Fagel dem Jüngeren, an Simon von Slingelandt, Sekretär des Staatsraths, einem eben ſo redlichen als geſchickten und gelehrten Mann.

Wir kennen ja den Ausgang des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, wie Frankreich in ihm zwar geſchwächt, aber wie ſein eigentlicher Zweck nicht erreicht worden, und wie Holland zuletzt auf alle Weiſe von den Engländern übervortheilt und gleich den andern Bundsgenoſſen verrathen worden iſt.

Wir ſetzen zum Schluß die Betrachtungen her, womit Gr. dieſe Periode endigt:

„Die Republik hatte in dieſem Zeitpunkt (vom Tode „Wilhelms des Dritten bis zum Uetrechter Frieden) nicht „weniger als in dem achtzigjährigen Kriege unvergänglichen „Ruhm gewonnen, Bedrängniſſe und Gefahren, welche un„überwindlich ſchienen, überwunden und für Recht und Frei„heit und Evangeliſche Kirche ein bedeutendes Gewicht in „die Schale der ſtreitenden Mächte gelegt; aber Niederland „bei'm Frieden von Uetrecht war dem Niederland bei'm „Frieden von Münſter nicht gleich. Ein Blick in die Zukunft „ſchien damals Fortſchritt, jetzt hingegen Stillſtand, wo nicht „Rückſchritt zu weiſſagen. Andere Staaten, während man „hier auf derſelben Höhe blieb, hatten ſich entwickelt und, „was ſchlimmer war, in einem unverbaſtardeten Volkskarakter „beſtand die Kraft nicht mehr, die verlorne Stelle wieder„zugewinnen. Keine neue Reihe von Kriegen war nahe; „lange ſollte Ruhe Wohlfahrt überflüſſiger Lebensgenuß da „ſeyn, doch man ſollte auf anmuthigen Pfaden zur Er„niedrigung und zum Elend geleitet werden. Das Loos „eines bevorrechteten und undankbaren Niederlandes ſollte „zur Warnung der Nachkommen leider auch bezeugen, daß „es Gefahren giebt größer als jene, womit Kriegsſchaaren

„heranrücken, und daß, wie Gerechtigkeit den Nationen auch „einen Brunnen von Segnungen aufſchließt, Unglaube und „Sünde ihr Schandfleck und ihr Verderben iſt.“

Achtzig Jahre hatte das Niederland für ſeine Unabhängigkeit und Befreiung von Spanien gefochten. Die ſechszig Jahre von 1652 bis 1712 umfaſſen ſeinen großartigen Kampf für die europäiſche und deutſche Unabhängigkeit. Wir haben in der Zeit von 140 Jahren vier große Statthalter und Feldherren vor unſern Blicken vorübergehen geſehen. So große Erſcheinungen ſteigen nicht ſo einſam und allein aus einem Volke hervor, ſondern, damit ſo Herrliches und Glänzendes erblühen könne, muß ein herrliches freudiges Leben in Vielen ſeyn. Jene 140 Jahre haben in allen Geſchäften des Friedens und des Krieges des Feldes und des Kabinetts der Wiſſenſchaft und Kunſt viele vortreffliche Männer gezeugt, und die zwei Millionen Seelen, welche Holland damals etwa zählte, wimmeln von großen und unſterblichen Geſtalten.

Voran ſtehe das Meer, Hollands und Seelands Element und Leben. Welches europäiſche Volk, ich ſollte ſagen, welches europäiſche auch fünfmal und zehnmal größere Volk, als das kleine Holland, kann ſich ſo vieler Helden der blauen Tiefe rühmen? und welches ſo vieler edel gefallener Todten? Dies hatte in den Bedrängniſſen der Zeit und in andern Zufälligkeiten ſeine eigenthümliche Nothwendigkeit, welche darum nicht weniger die großartigſte Erſcheinung giebt. Die Holländer hatten mit den viel mächtigeren Reichen Spanien England und Frankreich den Kampf zu beſtehen, oft mit kleineren Geſchwadern und immer mit viel kleineren Schiffen, indem ſie lange nur mit Schiffen von 20 und 40 Kanonen in den Streit ausſegelten, wo jene mit Schiffen von 60 und 80 Kanonen auf ſie ſtürzten. Da galt es doppelten Muth und doppelte Geſchwindigkeit und Kühnheit. Daher ſo viele gefallene Admirale. Sie mußten in der Schlacht immer voran wie die Löwen des Beiſpiels und den vollſten und ſchwerſten Lagen des Feindes entgegenſegeln.

Namen: Treslong, die beiden Boiſſot aus Brüſſel, die drei großen Anfänger, die Boiſſot beide gefallen 1575; Jakob von Heemskerk, fällt 1607 in der Bucht von Gibraltar; Peter Petersſohn Hein nimmt 1628 die ſpaniſche Silberflotte, bleibt 1629 an der belgiſchen Küſte; Admiral von Galen aus der Grafſchaft Mark ſchlägt 1653 den engliſchen Admiral Angleton und fällt vor Livorno; de With, der unwiderſtehlichſte und gewaltigſte ſeeländiſche Löwe, kein Verwandter von Johann de Witt, und Peter Florisſohn fallen 1658 im Sunde in der mörderiſchen Schlacht gegen den ſchwediſchen Admiral Grafen Wrangel; Tromp der Aeltere fällt 1653 nach vielen Schlachten und Siegen gegen den engliſchen Admiral Monk (dies iſt ein herrlicher Rundkopf voll milder Ruhe und Feſtigkeit, wie denn die Rundköpfe Seeköpfe ſind); Jakob Graf Waſſenaar Herr von Obdam aus einem der älteſten holländiſchen Herrengeſchlechter trägt wirklich ein vornehmes Geſicht mit einer Leuchtung von Glück und Gnade, keine Spur von Seemannstrotz, der die Gebärden ſeiner meiſten Genoſſen zeichnet, war doch ein Gewaltiger; dieſer Obdam und ſein Unteradmiral Kortenaar fallen 1665 beide in einer Schlacht gegen den Herzog von York; 1666 eine viertägige mit beiſpielloſer Erbitterung durchgefochtene Schlacht zwiſchen den Engländern und Holländern, worin Michel Ruiter und Tromp der Jüngere ſich entzweien, es fallen die Admirale Kornelius Evertſen und Abraham Hulſt, in einer bald darauf folgenden Johann Evertſen, des erſteren Bruder und Vries, alle vier Seeländer; 1672 trifft Ruiter blutig mit den Engländern und Franzoſen, in jener Schlacht fällt Admiral Gent, Freiherr von Oſtervecde, ſein treueſter Siegesgefährte, der mit ihm die engliſche Flotte bei Chatam verbrannt hatte; 1676 fällt Michel Ruiter auf der Höhe von Sicilien in einer Mordſchlacht gegen die Franzoſen, bald auch Admiral de Haan.

Tromp der Aeltere und Michel Ruiter ſind von dieſen Heldennamen die glänzendſten, Ruiter der alleredelſte. Sein Kopf iſt auf ſeinem Denkmal in der Kirche zu Delft abgebildet und im Wagenaar abgedruckt. Der Mann war fromm und freundlich, wie er kühn und tapfer war. Er hat eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem deutſchen Blücherkopfe, beſonders die Form der Stirn und der Blitz der Augen, aber wo dem alten deutſchen Huſaren eine gewiſſe Leichtfertigkeit und Schalkheit um den Mund ſpielt, da liegt um das breitere rundere Kinn und den vollen Mund des ſeeländiſchen Seilerjungen ein tieferer männlicher Ernſt.

Die Landhelden, die Naſſauer und ihre Brüder und Vettern und die andern Führer ſind an ihren Stellen oben meiſtens genannt.

Staatsmänner: Oldenbarneveld Cats de Witt von Beuningen von Beverningk Aerſens van der Duſſen Fagel Buys Hop Wittſen Heinſius und weiterhin im achtzehnten Jahrhundert Slingelandt und van Spiegel.

Dichter: Jakob Cats, Geſandter in England und Rathypenſionaris in Holland; Peter Hooft, Droſt von Muiden und Sohn eines amſterdamer Bürgermeiſters; Joſt Vondel 1587 zu Köln geboren, 1679 zu Amſterdam geſtorben.

Die Maler — was ſoll ich alle die Namen herſetzen?

Wiſſenſchaften: Scaliger Lipſius Perizonius Swammerdam Huygens Loewenhoek Gronov Graev Burmann Drakenborg Weſſeling Ruhnken (ein Pommer) Schultes Muſſenbrock Graveſand van Swieten Albin Hemſterhuis u. ſ. w.

Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf das achtzehnte Jahrhundert bis zum Jahr 1795, und ſehen es nicht ganz mit Groens düſtern Farben; denn uns erſcheint es doch nicht ſo ſchwarz als ihm.

Des Staatsſekretärs Heinſius Verwaltung von 1702 bis 1712 im ſpaniſchen Erbfolgekriege war nur wie eine Fortſetzung des Lebens und Regierens Wilhelms des Dritten. Es ging, als ob er gelebt hätte. Heinſius und Marlborough waren wie Ein Kopf und Eine Hand, und der Statthalter ſchien nicht zu fehlen, der ſonſt im Kriege immer geſucht werden mußte, weil bei den mehr verflochtenen und gegenſtößigen und alſo zehnmal gefährlicheren Verhältniſſen, welche Europa, z. B. in Vergleichung mit dem Staate des gegenwärtigen Nordamerikas, hatte und hat, ein Präſident an der Spitze eines Bundesſtaates verſchiedenſter Landſchaften nach nordamerikaniſcher Weiſe nicht ausreichen konnte und es bei anrückenden Kriegsgefahren unendliche Erſchütterungen geben mußte.

Wilhelm der Dritte war kinderlos geſtorben. Es lebte ein Statthalter Frieslands und Gelderlands, Johann Wilhelm Friſo, Vetter und Großneffe Wilhelms, der von ſeinen Landſchaften als Nachfolger deſſelben gezeigt ward. Aber die Mißſtimmung und Widerſtrebung war groß in Seeland und Holland. Man hatte dort zu ſehr empfunden, wie man in Wilhelms letzten zehn Jahren von dem großen engliſchen Staatswagen wie ein angehängtes Hinterwägelchen ſo fortgezogen worden; man wollte von keinem Statthalter hören, ja man verweigerte dem Prinzen Wilhelm Friſo — was ſeine Landſchaften ſehr übel nahmen — den Sitz im Staatsrath. Auch gab es bei der Wählung und Ergänzung der Stadtweisheiten in Gelderland Uetrecht Overyſſel viele Bewegungen und Schüttelungen. Ueberdies ward die Gegenſtrebung gegen die Statthalterei durch den frühen im Jahr 1711 erfolgten Tod des Wilhelm Friſo, der ein unmündiges Knäblein hinterließ, beſänftigt und geſichert.

Von dem Uetrechter Frieden bis zur franzöſiſchen Umwälzung hat Holland von dem gewaltigen Leben der Vorzeit wenig offenbaren gewollt und gekonnt. Freilich der Staat hatte viele Schulden, aber das Land war unendlich blühend und reich, ſo reich, daß es die Laſt der Schulden durch Zinsſenkung und Herunterſchreibung, indem es ſtufenweiſe von 5 Procent zu 2½ und 2 hinabſtieg, erleichtern und vermindern konnte. Die Lage der europäiſchen Völker und Reiche hatte ſich ſehr geändert: Frankreich war matter und ſtiller geworden und drohte nicht mit den früheren Gefahren, England aber ſtieg mit jedem Jahrzehend und begann mit andern Völkern den Holländern den Markt zu verengern. Dies erregte Neid zu dem Widerwillen und Haß, die durch Uebervortheilungen und Ueberſchleichungen, deren Großbritannien ſich in den letzten Kriegen gegen Holland ſchuldig gemacht hatte, in vielen Holländern erzeugt waren. Man war durch Verträge, vorzüglich durch den Uetrechter Friedensvertrag, immer noch wie durch eine Art Bündniß widerwärtig mit den Engländern zuſammengekuppelt. Früherer Verletzungen und Hintanſetzungen eingedenk und mit der ganz verſtändigen Anſicht, daß auch bei den glücklichſten Feldzügen in Gemeinſchaft mit England für Holland kein neuer Erwerb ſondern nur neue Schulden zu gewinnen ſeyen, ſuchte man ſich der Verbindlichkeit dieſes widerwärtigen Bündniſſes mit allen Kräften zu entziehen. Doch iſt man wider Willen in den öſtreichiſchen Erbfolgekrieg hineingeriſſen, hat ſich von dem ſiebenjährigen Kriege loszumachen verſtanden, ſich jedoch in dem nordamerikaniſchen Losreißungskriege in den halbverroſteten

Degen, den man gern in der Scheide behalten wollte, von England einige Scharten hauen laſſen müſſen.

Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg hatte den Sohn des im Jahr 1711 im Moorteiche ertrunkenen Wilhelm Friſo durch das Geſchrei und Getobe des Grau zum Erbſtatthalter der Niederlande für ihn und ſeine Nachkommen erhoben. Nun gab es die gewöhnlichen Schüttelungen der Partheien, Aenderungen oder Erneuerungen der Stadtweisheiten u. ſ. w. Wilhelm der Vierte verſprach durch Gleichmüthigkeit und Verſtand leidliches Glück und auch Beſänftigung der Gemüther. Er ſtarb jung und hinterließ einen unmündigen Knaben unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, einer Prinzeſſin von England, und des niederländiſchen Feldmarſchalls Herzogs Ludwig von Braunſchweig, jenen Knaben, der in der Reihe der Statthalter Wilhelm der Fünfte heißt. Man war, wie geſagt, im Ganzen reich und glücklich, man entging dem ſiebenjährigen Krieg und konnte, während die Nachbarn ſich in langen Kriegen verbluteten, durch Schifffahrt und Handel Rohr ſchneiden; aber man konnte dem Zeitalter und ſeinen geiſtigen Bewegungen nicht entrinnen. Es weckt Wehmuth, zu ſehen, wie ein guter und frommer Mann wie Gr. in dieſer Zeit zwiſchen den Jahren 1747 bis 1795, bis wohin ſein Buch uns führt, ſich durchaus nicht zurechtfinden kann, wie er nichts als Vermeſſenheit Uebermuth Liederlichkeit Ungläubigkeit und Gottvergeſſenheit erblickt und an Gott und ſeiner Zeit und ſeinem Volke faſt zu verzweifeln ſcheint. Man kann ihm das Recht dieſer Jammerklagen zum guten Theil zugeſtehen, ohne ſeinen Gründen und Urſachen beizuſtimmen. Holland verging in dieſer Zeit, wo andere Länder, zum Beiſpiel Frankreich und Deutſchland, geplagt genug waren, wirklich in Ueberfluß und Reichthum, auch wohl in einer gewiſſen weichen und gutmüthigen Bequemlichkeit und Faulheit, die nicht immer Liederlichkeit war. Denn wenn man ehrlich überſchlägt und überrechnet und die Zeiten gegen einander hält und wägt, ſo ſchnellt in den ſtrengen harten und rechtgläubigen Zeiten, wo die Menſchen am frommſten beten und am tapferſten kämpfen, die Waagſchale, worauf die ſittlichen Gewichte liegen, die faulen leichtfertigen und liederlichen nicht immer in die Luft. Ach! das Maaß der Sünden des Menſchengeſchlechts, wenn man es mit ſtatiſtiſchen Rechnungen und Vergleichungen zählen und wägen könnte, iſt wie andre Elemente dieſer Erde, wohl immer ziemlich gleich da geweſen. G. führt nun ſein Kind ſeinen Jüngling und Mann Wilhelm den Fünften, der gutmüthig und karakterlos nimmer treiben konnte ſondern getrieben werden ſollte, durch ſein, wie er meint, entartetes entchriſtetes ungehorſam und meuteriſch gemachtes Volk hindurch, wie es weder im öſtreichiſchen Erbfolgekriege noch im ſiebenjährigen noch im nordamerikaniſchen ſeinem Fürſten und ſeinen Vertragspflichten habe gehorchen wollen; wie es ſich gegen Zucht Gehorſam Geſetz übermüthig geſträubt habe; wie der Streit um die Scheldemündung und die Schlagbaumsfeſtungen mit Oeſtreich, der Krieg mit England, der Aufruhr gegen den Erbſtatthalter und der dadurch veranlaßte Einmarſch eines preußiſchen Heers, das mit allgemeinem Widerwillen darauf geſchloſſene Bündniß mit England und Preußen, und die Unterdrückung Aechtung und Verjagung der Oraniengegner die innere Zwietracht den Haß gegen England und die Zuneigung für Frankreich genährt und gemehrt habe. So ſehen die ſchwarzen Wetter des Verderbens über dem Vaterlande geſammelt, eines Verderbens, welches aber durch Hegung und Pflegung franzöſiſchen Tandes, franzöſiſcher Sitte und Sprache und durch das Gift der Lehren des Unglaubens ſtiller und leiſer aber deſto gefährlicher durch das ganze Jahrhundert ſchon vorbereitet worden. So erblickt er in einer verruchten und entſittlichten Demokratie mit Recht den Grund alles holländiſchen Jammers; aber er ſollte dabei nicht ſo ſehr ſein Volk ſchelten, als er thut. Wie hätte Holland einer Sündfluth entrinnen ſollen, welche ganz Europa überſchwemmt hatte? Hier in den großen reichen Städten, deren einzelne, wie Rotterdam und Amſterdam, man gleichſam wieder wie Republiken in einer Republik anſehen konnte, lag der angeborne Geiſt einer Widerſtrebung, welche wie ein zugedeckter Vulkan von Zeit zu Zeit ihre Erſchütterungen machen mußte und ſelbſt bei einer ſo kräftigen Zügelung, als die von Moritz und Wilhelm dem Dritten geweſen, ſie verſucht hat: ein angeborner Geiſt demokratiſcher Widerſtrebung gegen das Ariſtokratiſche und Monarchiſche, was in den öſtlichen Ritterlandſchaften und in der Erbſtatthalterwürde beſtand. Hier in den mächtigen Städten wohnten Unabhängigkeit Trotz und Reichthum; hier beſtand völlige Mund- Maul- und Preß-Freiheit; hieher flüchteten aus allen Landen die wegen politiſcher oder kirchlicher Bewegungen Gebannten und Ausgewichenen; hier ward gedruckt und veröffentlicht, was in Rom Paris Wien ja ſelbſt in London nicht gedruckt werden durfte. Nun kam das fürchterliche geiſtige Zündpulver: Voltaire mit ſeinen Encyklopädiſten, die Theilung Polens, der Freiheitskampf Nordamerikas mit dem Mutterlande und die Entfeſſelung der neuen Grundſätze über Staat und Kirche von allen alten Banden. Hier wurden *die allgemeinen Menſchenrechte* lange vor Thomas Paine Franklin und Sieyes durchdacht und durchſtritten. Reichthum und Stolz des Großhandels, aber auch freier Gedankenflug und gelegentlich Gedankenübermuth. Woher hatte Holland die ausgezeichneten allen Geſchäften gewachſenen Staatsmänner des ſiebenzehnten achtzehnten Jahrhunderts als aus dieſem freien Geiſtesathem? Wie viele Köpfe aus jenen Tagen, welche wie geborne Herrſcher ausſehen! Das iſt es: Welthandel, Weltblick und weite kühne Gedanken; dieſe Köpfe waren von weiter Weltluſt durchweht.

Unſer guter G. berechnet wehmüthig, wie es wahrſcheinlich alles anders geweſen wäre, wenn Wilhelm der Fünfte die Zügel wit ſtarker Hand hätte faſſen können, wenn das Volk ſein Glück ſeine Ehre und Freiheit zu ſchätzen verſtanden hätte, wenn es nur ein Viertel des Geldes, was ſeine Freiheitsbringer die Franzoſen ihm abzwackten, zu rechter Zeit zu edlen Anſtrengungen und Rüſtungen für das Vaterland hätte verwenden wollen. Freilich wäre es in den Jahren 1780 und 1790 alles anders geweſen, wenn Wilhelm der Fünfte ſo viel Mannes geweſen wäre als Wilhelm der Dritte, wenn auf den höchſten Stühlen Deutſchlands fernſchauende Fürſten geſeſſen hätten. Aber es mußte Gottes Wille ja erfüllt werden, wie er bei großen Uebergängen der Zeiten immer erfüllt worden iſt, wo Schwächlichkeit Mattigkeit Verblendung der Führer die gewöhnliche welthiſtoriſche Erſcheinung ſind. Wenn man nun auch anerkennt, daß die Gefühle und Gedanken der Menſchen, die ein neues Zeitalter gebären ſollten, auch über die Köpfe der kühnſten und thatenkräftigſten Führer und Könige zuletzt ihren unwiderſtehlichen Weg gefunden und gebrochen haben würden, ſo ärgert man ſich freilich der ſchimpflichen Jämmerlichkeit und Verblendung, mit welchen die Völker gefallen und von den Franzoſen unter dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit ausgeplündert geſchändet und leiblich und geiſtig in einer Weiſe geknechtet worden ſind, wie ſie es früher nimmer gefühlt hatten; man ärgert ſich, wenn man hier wieder das Gemälde aufgerollt ſteht, deſſen widerliche einzelne Bilder man in ſeiner Jugend geſehen hat, wie theils aus blinder Bethörung durch glänzende Scheine und ſüßtönende Worte theils durch eben ſo blinden Haß gegen eine ſanfte und milde Regierung, die man doch Tyrannei ſchalt, viele ſonſt verſtändige und wackere Männer in einem allgemeinen Wahnſinn von einem Traum von Freiheit und Gleichheit, wie ſie nimmer auf Erden erſchienen war, fortgeriſſen ſind; man ärgert ſich, wenn man lieſt, wie dieſe Männer daheim in den Städten ihre umwälzeriſchen Genoſſenſchaften zuſammenhalten und mit ihnen in Wechſelung und Sendung von Briefen und Botſchaften bleiben, wie ſie in Paris Brüſſel und andern Städten ihre Freiheitsausſchüſſe bilden, wie ſie es im Vaterlande in Anfeindungen und Aufhetzungen in Paris und in den franzöſiſchen Heerlägern in Einladungen und Aufforderungen zum fröhlichen Einmarſch in Holland wetteifernd einander zuvorthaten; und wie ihnen endlich anfangs zu unendlichem Jubel bald zu unendlichem Jammer und Glück des franzöſiſchen Einmarſches und die Aufſetzung der wälſchen Freiheitsmütze und Pflanzung des Freiheitsbaums mit dem Anfang des Jahres 1795 geworden iſt.

Hier mögen zum Schluſſe einige Namen und die Zahl der nach Brabant und Flandern Ausgewanderten und die Verkündigung des Generals Daendels an ſeine lieben Heimathleute von Geldern ſtehen:

Vornehme und Ausgezeichnete waren: van der Capellen, van Pallandt tot Zuithem, Hooft, Bicker (alte vornehme Namen) Beyma, Valckenaer, Block, Daendels. Nach Brabant ſollen nach der Niederlage der ſogenannten Patrioten durch den Einmarſch des Herzogs von Braunſchweig ungefähr 40,000 Köpfe entwichen ſeyn, theils um den Strafen oder den Verfolgungen von Gläubigern zu entrinnen, theils um die Triumphe ihrer Feinde nicht mitanſehen zu müſſen.

General Daendels Aufruf an Gelderland: „Zittert nicht die Waffen zu ergreifen und euch von euren

„Droſten Oberſchulzen Richtern Amtsjunkern Schulzen „Steuereinnehmern Pachtern und andern Bütteln und Blutſaugern zu befreien. O meine Freunde, wie glücklich werden „wir ſeyn, wenn unſer Land einmal von allen den Ariſtokraten und Edelleuten geſäubert iſt, wenn alles Land von „durch allgemeine Stimmen dazu erkornen Bürgern und „Bauern regiert werden wird."

So iſt denn von uns in Einem Athem hin und her gewandert und von dem Lande und Volke bald der Name Niederlande und Vereinigte Niederlande, bald Holland und Holländer gebraucht worden. Jetzt wollen wir noch mit einigen Bemerkungen auch mit den Namen Holland und Holländer ſchließen, mit welchen die Vereinigten Niederlande und ihre Bewohner von den Deutſchen gewöhnlich genannt werden. Zwar macht die Landſchaft Holland dem Umfange nach nur etwa ein Fünftel der Lande aus, welche das gegenwärtige Königreich der Niederlande in ſich begreift, aber ſo groß iſt ihr Einfluß auf das Ganze geweſen und iſt noch heute ſo groß, daß der Name zuletzt nicht mit Unrecht auf alle gekommen iſt. Wir ſpielen alſo noch einige leichte Schlußbemerkungen über Volk und Land hin.

Dies ſind die deutſchen Niederlande Weſtlande Sumpflande und Seelande, unter einem feuchten neblichten unmilden und ſtürmiſchen Himmel belegen, noch eben ſo von Wolken und Wettern überzogen, noch eben ſo von Winden und Wogen beſtürmt und geplagt, als in Plinius und Tacitus Tagen. Ein ſchweres plagſames an vielen Stellen unfruchtbares und undankbares Land, eine einförmige und reizloſe Natur, der Erde ſowohl als dem Meer ihre Gaben nur mit ausdauernder gefährlicher Arbeit abzugewinnen ja abzukämpfen. Ein ſolches Land mußte feſte verſtändige und ſehr ernſthafte Menſchen machen; es ſcheint ſie gemacht zu haben. Man ſieht ihre Arbeiten und Werke mit Freuden und bewundert, was Geduld Fleiß Verſtand und Kunſt hier in Jahrhunderten geſchaffen haben. Wenn der Deutſche nun den Holländer nur ſo von außen und obenhin betrachtet und ihn im Leben und Verkehr ſich treiben und umrollen ſieht, ſo fällt der gemeine Ausſpruch: Der Holländer hat mehr Kaltblütigkeit Reizloſigkeit und Ruhigkeit als die übrigen Deutſchen, es iſt ein langſames langweiliges phlegmatiſches Volk. So ungefähr fällt das Urtheil, wenn man in ſeine Geſchichte und ſein Leben nicht tiefer eindringt. Die Bewohner der Vereinigten Lande tragen die Namen Bataver Franken Sachſen und Frieſen. Die Bewohner der ſüdöſtlichen Landſchaften beſonders ſind Urenkel der Sachſen Bataver und Franken, von welchen die erſten niederdeutſchen die Bataver hochdeutſchen Stammes und die Franken, wenn anders die Sigambern einen Hauptbeſtandtheil von ihnen ausgemacht haben, vielleicht zum Theil deſſelben Stammes geachtet werden müſſen; die weiter weſtlich wohnenden vorzüglich frieſiſchen und bataviſchen Stammes; die nördlichen und nordöſtlichen faſt eitel reine Frieſen. Aller dieſer verſchiedenen Theile allgemeiner Karakter iſt und bleibt allerdings die norddeutſche und niederſächſiſchweſtfäliſche Gutmüthigkeit Langmüthigkeit Sanftheit oder vielmehr Sachtheit und eine ſtille beſchauliche und ironiſche Spaßhaftigkeit und Behaglichkeit des Daſeyns. Dies gilt aber vorzugsweiſe von den Landſchaften, wo das reinniederdeutſche ſächſiſche Blut in den Adern der Menſchen zu fließen ſcheint, von den Landſchaften Limburg Geldern Zütphen und dem öſtlichen Theil des Stifts Uetrecht; weiter gegen Weſten und Norden hin gewahrt man bald, daß ſich mit jedem Schritt tiefer hinein Land und Volk anders geſtaltet. Es wird allmälig alles noch langſamer ſtiller und ſtummer, aber die Geſichter werden ſtärker und feſter, die Züge ſchärfer und geſchloſſener; es blickt ein ungeheurer Ernſt über der Oberfläche: man iſt unter dem Bataver und Frieſen, unter dem Ernſten Stolzen und Trotzigen, was dieſe Stämme auszeichnet.

Nun ſind aber neben dieſen Verſchiedenheiten, die ſich dem ſchärferen Belauſcher und Beſchauer genug auszeichnen, noch zwei beſondere Theile, welche von beſonderen Umſtänden und Verhältniſſen im ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert gemacht ſind und wodurch die Landſchaft Holland neben dem Uebergewicht von Hülfsmitteln und Geld auf den Sinn und die Art des Ganzen den größten Einfluß geübt und dieſes Ganze mit dem Namen Holland geſtämpelt hat.

Der erſte dieſer Theile ſind die Seeländer und die zunächſt anwohnenden Küſtenholländer, die Enkel der erſten Göſen, die faſt entſtanden ſind, wie die Fabel die Anfänge Roms von Räubern und Gebannten aus allerlei Volk entſtehen läßt. In dieſe Inſeln und Sümpfe flüchtete ſich ſowohl aus wälſchen als deutſchen Landen, aus Brabant Flandern dem Hänegau Lüttich, was lieber frei leben und ſterben wollte, als durch Gewalt katholiſch werden und ſpaniſch bleiben. Dieſe und ihre Söhne und Enkel ſind die gewaltigen und fürchterlichen Seelöwen geworden, an deren Spitze die Boiſſot Hein Ruiter Tromp de With glänzten; und durch ſo große Thaten und Leiden, als ſie gethan und gelitten, hat ſich hier ein dreifacher Seemannstrotz entwickelt, welcher durch die Großherzigkeit und Lebensmuthigkeit dieſer Genoſſenſchaft gleichſam als ein feuriges heroiſches Götterblut der Helden, freilich unſichtbar und unſcheinbar aber doch wirklich und lebendig durch das Ganze abgeſickert hat.

Den zweiten dieſer Theile ſuche in den großen Städten, in Amſterdam Rotterdam Dordrecht Vlieſſingen u. ſ. w., vor allen andern in Amſterdam. Hier auf faſt ähnliche

Weiſe, wie eben von den Seelanden erzählt iſt, hat ſich in dem ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhundert eine Menge aus allerlei Volk und Zungen zuſammengedrängt und iſt allmälig zu Einem Volk und Sinn zuſammengewachſen, zum Theil reiche edle vornehme Geſchlechter, die ihrer Grundſätze und Religion wegen die Heimath verließen und deren viele große Reichthümer und herrliche Künſte und Gewerbe in dieſe Waſſer- und Wieſen-Lande getragen haben: Brabanter Wallonen Flandrer Franzoſen Engländer Schotten Deutſche, auch Juden aus Spanien und Portugal, welche ſpäter durch Verwandtſchaft Sprache Gewerb Handel und Verkehr immer neue Nachzügler aus der Heimath zu ſich gelockt haben. Dieſe waren zwar zum Theil Menſchen des Unglücks aber die meiſten doch Männer des Stolzes und der Kraft, und haben ſolche und verwandte Triebe und Aehnlichkeiten und Eigenthümlichkeiten ihrer Heimathen hier zuſammengetragen. So iſt in dieſen Städten, vor allen in Amſterdam, ein eigener feſter und geſchloſſener holländiſcher Geiſt erwachſen, der alle andern Theile des niederländiſchen Gebiets mehr oder weniger durchdrungen und im mächtigen und bleibenden Fluge über alle Landſchaften hingeweht hat. Man denke ſich dieſe abgeſchloſſene einſame Weltſtadt, einſam, weil ſie in Sümpfen abgeſchieden da liegt, mit den Flügeln der Segel und des Welthandels nur in die Weite ausfliegend. Hier hat ſich in den ſtolzen und ernſten Herzen der Bürger zwiſchen den Jahren 1580 und 1700 alles in ſtiller und bewußter Entſchloſſenheit vereinſamt, und die Ernſthaftigkeit und Ruhigkeit, die Einfachheit und Prunkloſigkeit, welche frommen und tugendhaften durch Unglück und Gottesfurcht gehärteten und geſtärkten Männern geziemte, bei aller Fülle und Behaglichkeit des Reichthums bewahrt und auf die Enkel fortgeerbt. Amſterdam fühlt noch heute den Holländern den Puls, es hat immer verſtanden, was die Holländer wollten, oder vielmehr die Holländer haben verſtehen lernen müſſen, was Amſterdam gewollt hat. In jenen Städten, und vor allen in dieſer großen Stadt, hat immer eine vornehme oft eine wohlgeborne und hochgeborne Ariſtokratie geherrſcht, aber den demokratiſchen Hut feſt auf dem Kopf geſchloſſen und mit dem unſcheinbaren Bürgerrock umkleidet. Jede Regierung des Niederlandes hat ſogleich fühlen müſſen, wann Amſterdam das Staatsſchiff vor Anker legen wollte; ſein Gewicht, wann es ſeine Ladung einlegen, ſein Schwung, wann es mit ſeinen Winden in die Segel blaſen wollte, hat flugs das Gleichgewicht geſchaffen und die Anker des Schiffs leicht gehoben oder auch mit Gewalt losgeriſſen. Ich habe die Namen der Hooft und Bicker genannt und wie Buys und Witſen mit Wilhelm dem Dritten und Heinſius befreundet wirkten. Auch in den letzten verworrenen und unheilvollen Tagen des ſchwachen Wilhelm des Fünften gaben van der Capellen van Tol Berkel Paulus und andre Männer von Mund und Muth von Amſterdam aus den Oraniengegnern den patriotiſchen Schwung: denn dieſe nannten ſich ſelbſt die Patrioten.

So iſt das Volk und die Bürgerei entſtanden, und man hat nur auf die Börſe und die Marktplätze oder in die Kirchen von Amſterdam und Rotterdam zu gehen, um an Sitten und Geſichtern und Gebärden, ja um an Schritt Naſe und Haarwuchs der Vielen, deren Urgroßväter ſchon auf den Kirchhöfen dieſer Städte ſchlummern, leicht und verwundert wahrzunehmen, daß dieſe hier eine ganz andere eigenthümliche Menſchenart geworden ſind, als die Bauern in Gelderland und Friesland und die Bürger in Nimwegen Uetrecht und Francker. Aber dieſe Städte haben alle Lande ſehr verhollandet, am wenigſten jedoch die Frieſen, welche mit ganz eigenthümlicher Abgeſchloſſenheit und Beſtändigkeit ja mit Eigenſinn und Hartnäckigkeit das Ihrige feſthalten.

Auf dieſe Weiſe iſt durch Stammes- und Landes-Anlage durch ganz beſondere Schickſale und eigenthümliche Verhältniſſe und Entwickelungen das entſtanden, was man Holland und Holländiſch und Hollands Sinn und Geiſt nennt; ſo iſt dieſes Volk bewußten Trotzes und Stolzes klaren Verſtandes ſtiller Behaglichkeit und Beſchaulichkeit geworden. Die fange nur einer an anders zu machen! aber warum ſollten ſie auch anders gemacht werden?

Ja Klarheit und Verſtand herrſchen vor; auf feſten Füßen und ſehr tiefen Wurzeln will dieſer ſtarke und beſonnene Menſch alles geſtellt haben, und daher fragt er wohl: wie viele Fuß ein Ding, daß er rücken mögte, noch in der Erde ſteht? Er fliegt nicht auf den idealiſchen Sonnenflügeln der Fantaſie einher, wo er im Fluge der Sonne zu nahe kommen und leicht die Fittiche verſengen könnte; er iſt kein philoſophiſcher Idealiſt und Fantaſt, kein geborner Metaphyſiker, wie mehrere ſeiner deutſchen Brüder, und verläßt ſich in der Regel nur auf das, was man meſſen zählen und gründen kann, was gewußt werden kann, und deßwegen heißt die Mathematik ihm auch die Wißkunſt. Auch hat er ſich in den mathematiſchen und naturkundiſchen Wiſſenſchaften vorzüglich hervorgethan.

Auch ſein Chriſtenthum ſeine Kirche und ſein Gottesdienſt offenbaren ſich dieſem Bilde gemäß. Er will auch hier nicht in der Luft ſchweben bleiben ſondern etwas Feſtes unter den Füßen haben, er iſt der poſitive und orthodoxe Menſch wie ſein Gegenuferer der Engländer. Wirft man mir hiegegen ein, daß es mit dieſer Feſtgeſtelltheit doch nicht viel auf ſich haben müſſe, weil alle wo immer erſtandene Schwärmer in Holland irgendwo ihre Kirchlein erbaut haben, ſo laſſe ich mich das wenig anfechten. Denn wenn in Deutſchland Schweden Italien irgend eine ſehr dünne luſtige und geſtaltloſe Lehre ausgebrütet und von da nach Holland verpflanzt wird, ſo wird ſie dort gewiß bald körperlicher: die Idee (das Denkbild, wie der Holländer ſie nennt) wird in Holland beleibter. Doch dies hier ſind faſt Denkbilder über Denkbilder, deren Etwanigkeit ſich nur in der Beſpiegelung eines ganzen Volkes zeigen und in Worten kaum weiter darſtellen läßt.

Im Genuß der Güter dieſer Erde, im Gebrauch des Lebens iſt der Holländer auch der Ruhige Betrachtende und Beſchauende; er will auch hier das Feſte und verſchmäht das Flatternde Flitternde und Glitternde, wie alles Schauklige Gauklige und Schlüpfrige. Spaß, ja leiſer und feiner Bienenſcherz und Ironie, oft nicht ohne ſcharfen Stachel, lächelt um viele holländiſche Münde. Der Holländer bohrt auch hier tief in den Satz und Gegenſatz und ſchlürft die Luſt von Ton und Farbe in allerſchönſter Behaglichkeit. So ſeine Saitenluſt Blumenluſt Bilderluſt, bei welcher letzten Luſt er jedoch auch ſehr an der Erde, man darf ſagen, ſogar ſehr an ſeiner Erde geblieben iſt.

Er hat bei dieſen Genüſſen ſeine feſten faſt unverrücklichen Bräuche Weiſen und Ordnungen, wie auch in der ganzen Einrichtung ſeines äußeren und häuslichen Lebens; was ſein deutſcher Bruder wohl unausſtehliche Langweiligkeit und Fußwurzelei (Pedanterei) zu ſchelten pflegt. Darin wie in dem natürwüchſigen Bedürfniß des Geſchloſſenen und Poſitiven iſt er ſeinem Gegenuferer auch ſehr ähnlich. Wie?

Wer wagt es mir hier ein Wie? entgegenzurufen? Ja, beide Völker ſind tüchtige Erdwurzler, gelegentlich auch Fußwurzler. Dieſe Fußwurzelei der Engländer, dieſes Sehnen Rufen und Fluchen auf dem Feſtlande nach allen ihren gewöhnlichen Kleinigkeiten und Gebräuchen in Sitte und Leben, dieſe unausſtehliche Comforterei, dieſe knechtiſche und kindiſche Gebundenheit an ſo vielem Kleinen bei einem ſo großen und ehrenwerthen Volke ſehen und erleiden wir ja tagtäglich in unſern Dampfſchiffen Gaſthäuſern und Geſellſchaften. Wie die beiden Völker in dem Großen, in dem Verſtande, die Welt zu regieren und etwas Feſtes und Beſtehendes zu ſchaffen, wie ſie in Beziehung auf Staat und Kirche ſo viele gemeinſchaftliche Verwandtſchaftszeichen tragen, das, meine ich, iſt anerkannt und darf auf dieſem leichten Blättchen nur angedeutet werden.

Ja, die beiden Völker ſind ſehr verwandt, wie auch die Inſeln und Küſten und Luft und Meer manchen Verwandtſchaftsathem blaſen und hauchen. Auch der Engländer beſteht aus Sachſen Frieſen Angeln Skandinaven Normannfranzoſen u. ſ. w. Nur iſt der große Unterſchied entſtanden, daß der Engländer ein durch und durch ariſtokratiſches, der Holländer, wie es ſcheint, ein durch und durch demokratiſches Volk geworden iſt. Dieſe Unähnlichkeit, welche faſt wie eine völlige Ungleichheit erſcheint, tragen ſie wenigſtens in der äußerlichen Gebärde des Lebens; innerlich, mögte man ſagen, enthalten beide gleiche Hartheit Geſchloſſenheit und Trotzigkeit. In England iſt die Ritterſchaft mit einem mächtigen Könige vier fünf Jahrhunderte die herrſchende Klaſſe geweſen, ſie herrſcht noch heute mächtig mit. Nach dieſem Muſter hat ſich dort alles adlichariſtokratiſch in eine Menge von Klaſſen geſondert, die äußerlich betrachtet gleichſam eben ſo viele verſchiedene Stände auszumachen ſcheinen, ſich, als ob ſie verſchiedenen Blutes wären, kaſtenmäßig fern von einander halten, ſich geſellſchaftlich kaum grüßen und faſt nimmer mit einander umgehen. Holland Gelderland und Uetrecht hatten im zwölften dreizehnten Jahrhundert auch ihren mächtigen kriegeriſchen und ritterlichen Adel, welcher noch den Glanz der burgundiſchen Hofhaltungen in Gent und Brüſſel erlebte; aber die große Umwälzung unter Philipp dem Zweiten und Alba trieben Alles, (Ritter und Volk) was edel und frei bleiben wollte, in die feſten Städte zuſammen; der Adel, der in den Umwälzungen und Kämpfen übrig blieb, mußte dort mitdienen und mitherrſchen lernen, und in Holland iſt die Bürgermütze aufgeſetzt worden, die der freie Mann nicht vor Gott in der Kirche, nicht vor dem Könige auf der Straße abnimmt.

Der Holländer alſo durch und durch ein verſtändiger feſtſchreitender geſchloſſener und derber Mann, der grade auf die Sache losgeht und gern tief wurzelt und tief bohrt. Das bleibt ſtehen, das iſt auch in dem geiſtigſten Bilde ſeines Daſeyns, nämlich in ſeiner Sprache, ausgeprägt. Dieſe Sprache iſt ein Zweig der Niederdeutſchen oder Plattdeutſchen, von ihm ſelbſt Niederdeutſch genannt. Sie iſt rein und ganz eine ſolche, mit einigen wälſchen Wörtern durchmiſcht, wie wir Deutſche dieſe durchmiſchende Unart auch genug haben, und mit einzelnen eigenthümlichen Wörtern altbelgiſcher oder altfrieſiſcher Abkunft, die aus Unkunde oft für wälſche Wörter genommen werden, wie man in neuer Zeit wälſch meint. Denn gewiß iſt als Regel anzunehmen, daß, was im Lateiniſchen und Germaniſchen keine Wurzel hat, wahrſcheinlich früheren celtiſchen Urſprungs iſt. Dieſe Sprache iſt ſo ganz rein und niederdeutſch, daß z. B. der in Holſtein und Vorpommern Geborne ſie viel leichter hört und verſteht, als wenn er etwa in die weſtfäliſche Grafſchaft Mark oder ins Fürſtenthum Paderborn plötzlich unter die Bauern geworfen würde. Auch in dieſer ſeiner Sprache offenbart das Volk die Gradheit ſeiner Anſchauung und ſeines Lebens, man mögte ſagen die Vollheit und Leibhaftigkeit ſeines Daſeyns, worauf wir ſchon ſo viel hingewieſen haben. Ich bemerke dabei mit Wohlgefallen, daß wir aus ihr, wie die Belgier und Holländer ſie ausgebildet haben, eben ſo wie aus den ſkandinaviſchen Schweſterſprachen, für unſre Sprache und für manche ſowohl zarte und feine als für geiſtige und wiſſenſchaftliche Beziehungen, viel Gutes daraus lernen und gelegentlich uns aneignen könnten. Ich gebe des bezeichnenden Karakters wegen einige Wörter und Redensarten zur Probe, nachdem ich oben ſchon einige angeführt und gleichſam eingeführt habe. Man ſehe die gewaltige Leiblichkeit und in vielen auch die Oertlichkeit des See- Wieſen- und Hecken-Landes.

Dat ſteekt my in den krop: (das ſticht mir in den Kropf) das verdrießt mich.

Eenen de hecken verhangen: (einem die Hecken behängen) Jemand in Verlegenheit, Noth bringen.

Em hert onder den riem ſteeken: (ihn hart unter dem Gürtel ſtechen) ihn gefährlich treffen.

Dat ſteit em tegen de borſt: (das ſteht ihm gegen der Bruſt) das iſt ihm zuwider.

Vierkantig aanloopen; (wie mit vier Seiten anlaufen) ganz feindlich gegen etwas ſeyn.

Vierkantig verſchillen: ganz verſchiedener Geſinnung ſeyn.

Sick tegen wat kanten: ſich gegen was ſetzen.

Rondborſtig; (rundbrüſtig) aufrichtig; Rondborſtigheit.

Sick diep te zee begeven: (ſich tief zur See begeben) ſich in eine Sache, Gefahr, tief einlaſſen.

Eene zaak op't ſleptouw bringen: (eine Sache auf's Schlepptau bringen) eine Sache in die Länge ziehen.

De zaak had meerdere voeten in de aarde: (die Sache hat mehrere Füße in der Erde) die Sache war ſchwer zu bewinden.

Eenen om den tuin leiden: (Jemand um den Zaun führen) Jemand irre führen.

Sick ſchoorvoetend overhalen laten: (ſich ſcharrfüßend überholen laſſen) ſich ſchwer bewegen laſſen.

Eenen dwaars boomen: (Jemand den Baum queer verſchieben) Jemand in etwas hindern, durchkreuzen.

Eenen in't oog loopen: (Einem ins Auge laufen) Jemand verdächtig werden.

t'Was jet uitleckt: (es war etwas ausgeleckt) es hatte etwas gemunkelt, verlautet

De verſchillen werden van vry langen adem: (die Zwiſte wurden von ſehr langem Athem) die Händel wurden ſehr weit ausſehend.

Eenen met looden ſchoenen aangaan: (Jemand mit bleiernen Schuhen nahen) Jemand beſchleichen.

Dat oor tot jet' hangen laten: (das Ohr wozu hangen laſſen) einer Sache das Ohr leihen.

Reikhalzend uitſien: (Halsreckend ausſehen) ſehnſüchtig erwarten.

De beſchuldigung wederom in de hals halen: (die Beſchuldigung wieder in den Hals holen) die Beſchuldigung widerrufen.

Dat gaf de clap up de ſweep: (das gab die Klappe auf der Peitſche) das brachte die Sache zum Durchbruch.

Dat hat weinig om't lyf: (das hatte wenig um den Leib) das war unbedeutend.

Broeddronkenheit, Brodtrunkenheit, Uebermuth.

Goden dag: (Guten Tag!) Hellebarte, Morgenſtern.

Nun das iſt ja Bein von unſerm Bein und Fleiſch von unſerm Fleiſch, wird jeder rufen, der dieſe Wörter überſieht und überdenkt; das iſt ja ganz deutſche Sprache und deutſche Art. Wahr genug, das iſt es; aber doch iſt in Amſterdam und in dem Mittelpunkt des holländiſchen Lebens eine gar andere Art und ein gar anderer Sinn entſtanden, welche dem Deutſchen viel mehr, als man glauben ſollte, widerſtreben, eine Art und ein Sinn, welche etwas Eigenes geworden ſind und etwas Eigenes und Beſonderes ſeyn wollen. Zwar iſt die deutſche Sprache und der deutſche Menſch dem Holländer nie abhanden gekommen, auch ſteht der gelehrte und wiſſenſchaftliche Holländer ſich nach deutſcher Sprache und Literatur um. aber von der großen Mehrzahl der Holländer wird das Deutſche doch mehr als das Gewöhnliche und Gemeine geachtet; das Franzöſiſche ſchwimmt bei den Vornehmen und bei der ganzen gebildeten Klaſſe bei weitem oben und wird von ihnen weit mehr als in dem übrigen Norden bis zur Vollkommenheit gelernt und geübt. Der Deutſche darf und ſoll ihnen das nicht zu ſehr verdenken. Die franzöſiſche Sprache iſt ſeit zwei Jahrhunderten die Weltſprache; die Holländer waren und ſind noch ein Volk des Weltverkehrs. Dazu kam, daß franzöſiſche Flüchtlinge (Kaufleute Gelehrte Schriftſteller) ſich zu Tauſenden bei ihnen niederließen, zum Theil die vortrefflichſten würdigſten Männer; daß viele von dieſen und manche andre franzöſiſche Schriftſteller, die in der Heimath keinen freien Geiſtesathem holen konnten, nach Holland trugen und in Holland ans Licht gaben, was nirgendwo ſonſt in Europa erſcheinen durfte: was ſo von den Jahren 1570 bis 1790 fortgedauert hat. Auch ſind bei ihnen innerhalb jener Zeit von mehr als zwei Jahrhunderten manche walloniſche und franzöſiſche Kirchengemeinden gegründet worden. Doch haben ſie ſeit einem Jahrhundert angefangen ihre Sprache in Proſa und Verſen ſehr zu reinigen und anzubauen, und ſind ſtolz auf eine eigne holländiſche Literatur. Jetzt eben ſind beide die Belgier und die Holländer, beſonders die erſten, ſehr geſchäftig und gerührig, die alten Sprachdenkmäler der Vergangenheit aufzuſuchen und den Staub der Vergeſſenheit davon abzublaſen.

In dieſen Landen, welche viel früher in Macht und Blüthe ſtanden, als Norddeutſchland, hat ſich natürlich auch viel frühere Bildung gefunden, vorzüglich an den prächtigen

Ritterhöfen der Herzoge von Brabant und der Burgunder; welches Letzte begreiflicher Weiſe ſehr mit Franzöſiſchem und Wälſchem verſetzt und gemiſcht geweſen iſt. Da hat es dann glänzende Gelage Turniere und Reigen gehabt, und auch die redenden und ſingenden Künſte haben ſich bei den reichen Bürgern ſowohl als an den Fürſtenhöfen ergeben können. Da hört man in dieſen Landen viel den Namen Rederyker, wahrſcheinlich aus dem lateiniſchen Rhetoricus gemacht, worunter im weiteſten Sinn Sänger Redner und Schauſpieler verſtanden werden und von welchen es große Geſellſchaften gab, die wohl von Stadt zu Stadt und von Feſt zu Feſt umherzogen. Mit einer ſolchen Bande Rederykers war in den Jahren 1530 auch der ſchöne junge Schneidergeſell Johann von Leiden umhergezogen und hatte in Dordrecht und Amſterdam die Rollen von König David und Ahasverus geſpielt, was ihm zu der Darſtellung des ſpäteren münſterſchen Königsſpiels wahrſcheinlich Luſt und Muth gemacht hat. Ueber dieſe Spieler und Singer finden wir Folgendes bei Wagenaar:

„Die Rederykers, zugleich eine Art Schauſpieler und
„Dichter ſcheinen in unſerm Niederlande erſt während der
„Händel der Fiſche und Angeln entſtanden zu ſeyn. Ihr
„Urſprung iſt doch noch dunkel. Hatten ſie einen Zuſammen-
„hang mit den Troubadours? Wenigſtens hieß einer unter
„ihnen der Finder. Wohl könnten ſie mit den Trouveres
„im Zuſammenhange ſtehen, da z. B. an den Höfen vom
„Hänegau und Flandern auch das Franzöſiſche mitgalt. Ihre
„Genoſſenſchaften oder Kammern hatten angeſehene Edle
„als Mitglieder; z. B. Wilhelm der Erſte von Oranien ließ
„ſich als Glied in die Rederykerkammer einſchreiben. Peter
„Michault, Geſchichtſchreiber und bekannter Dichter am Hofe
„Philipps des Guten, heißt bei ſeinem Zeitgenoſſen Olivier
„de la Marche Rhetoricien; dieſem Schreiber giebt der Her-

zog Karl von Orleans, ein großer Liebhaber der Dichter und Redner, gleichen Titel. Unſre Fürſten unterhielten einen andern mehr niederdeutſchen Dichter, den man ſchlechtweg *Dichter* nannte. So gab Graf Wilhelm der Vierte von Holland dem *Wilhelm von Delft dem Dichter* jährlich ein paar gefütterte Kleider und zehn Pfd. holländiſch an Geld. Dies ſcheint Sitte des Fürſtenhauſes geweſen zu ſeyn. Dieſem Schutz, der hier und anderswo in den Niederlanden, namentlich in Brabant und Flandern, der Niederdeutſchen Dichtkunſt entgegengekommen, verdankt man es wahrſcheinlich, daß man im dreizehnten vierzehnten Jahrhundert, zur Zeit von Stocke Velthem u. ſ. w. Lieder findet, welche in Geiſt Kraft und Verſekunſt die vom fünfzehnten Jahrhundert weit übertreffen. Wie fremd dies klingen möge, wenn man alle unſre jämmerlichen Kroniken durchmuſtert hat, ſo muß man davon doch überzeugt werden, ſobald man einige obgleich in wenigen Händen befindliche doch den Druck verdienende Stückchen von Maerlant, z. B. ſeine *Wapen en Martyn*, *verkehrten Martyn*, *van der Dreifaltigkeit* u. ſ. w. mit den aufgeblaſenen in Sprache und Sachen gleich unverſtändlichen Reimereien vergleicht, welchen man unter der burgundiſchen Regierung begegnet, wie ſehr auch alle Künſte und Wiſſenſchaften das Haupt erhoben u. ſ. w." (S. Zuſätze und Anmerkungen zum Thl. 4 von Wagenaars Geſchichte.)

In einer andern Anmerkung zu jenem vierten Theil heißt es: „Das Sprechen oder Singen von rottenartigen (meuteriſchen) Gedichten ward beſtraft. Die Redeweiſe *Gedichte ſprechen* iſt gegenwärtig wohl ungebräuchlich, aber in dem von Wagenaar hier angeführten Plakat von Philipp dem Guten ſehr eigenartig und giebt uns Licht von der Sprache und den Sitten jener früheren Zeit. Man hatte nämlich vormals eine Art Leute, welche unter dem Namen *Sprecher*

„zur Unterſcheidung vorzüglich von Sängern bekannt waren. Mich erinnert nicht, das Wort in dem Sinn bei unſern Schriftſtellern gefunden zu haben. Selbſt das hübſche Wörterbuch Kilians erwähnt nichts davon, doch das von Plantyn kennt die Benennung Sprecher auch in der Bezeichnung von Erzähler Erdichter Fabulator. Aber die Rechnungen des Gräflichen Schatzmeiſters lehren uns Mehreres. So finden wir in ihnen zur Zeit unſers Herzogs Albrecht*) einen Sprecher von Weſtfalen, zwei Sprecher von Heidelberg, einen Sprecher von Monikendam u. ſ. w., ja — was viel merkwürdiger iſt — einen Sprecher, der im Haag um die Faſtelabendzeit vor dem Grafen von Oſtervant eine Sprache von der Frieſiſchen Reiſe ſprach und dem dafür eine alte hänegauſche Krone (25 Schillinge) gegeben ward.“

Anmerkung: Man erblickt in allen dieſen Einzelheiten eine höhere auf Geiſtiges gerichtete niederländiſche Bildung, als damals an den meiſten deutſchen Fürſtenhöfen herrſchte, wo die Hofnarren die faſt einzigen Spieler und Beluſtiger geworden waren, wie es nach Malcolm noch heute am Hofe des Schahs von Perſien zu Teheran der Fall iſt. Jener erwähnte Graf von Oſtervant war der Erbprinz von Holland, ſpäter Graf Wilhelm der Fünfte genannt, und die Frieſiſche Reiſe bezeichnet einen Auszug gegen die Frieſen, in welchem der Prinz glänzende Siege erfochten hatte.

„Der Sprecher, der hier eine Sprache, das heißt Erzählung oder Beſchreibung in Reimen oder Nichtreimen, aber ohne Sinn, wie ich denke, von des Grafen von Oſtervant Zuge gegen die Frieſen ausſprach oder aufſchnitt, ſcheint mir eine Art Kammerſpieler geweſen zu ſeyn, der auf ſeine

---

*) Albrecht von Baiern im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts.

„Kunſt herumreiſte, ſie ſowohl an den Höfen und in den
„Häuſern der Großen als möglicher Weiſe auch öffentlich für
„Gold zeigte, und, wenn ich mich nicht irre, den franzöſiſchen
„Conteurs wohl ſehr ähnlich war. Immer jedoch, wiewohl
„Einige denken, daß dieſe letzten dieſelben geweſen ſeyen
„wie die Trouveres Troubadours Finder oder
„Dichter, mögte ich am liebſten annehmen, daß ſie zu-
„weilen wenigſtens von ihnen verſchieden waren, eben ſo
„als von den Jongleurs, welche beide ſpielten und ſangen.

„Unter der burgundiſchen Regierung findet man dieſe
„Sprecher nicht erwähnt, wohl aber kamen die Rederykers
„und ihre ſatiriſchen oft ſehr beißenden auf die laufenden
„Zeiten und Perſonen anſpielenden Gedichte und Schauſpiele
„damals ſehr in Blüthe.“

Alſo manche Luſt der Lieblichkeit und Anmuth, aus Reichthum und Ritterlichkeit geboren, in dieſen Landen, wodurch nebſt mancher edlen Kunſt und Fröhlichkeit und Hübſchheit in Sitten auch die Sprache und Rede mehr ausgebildet und entwickelt worden iſt. Dies finden wir auch in Holland ſchon in den Tagen ſogleich nach Alba und Wilhelm dem Erſten, wo im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter den Statthaltern Moritz und Friedrich Heinrich Dichter blüheten, welche noch jetzt als die großen grammatiſchen Sprachmuſter angeſehen werden. Ich nenne nur die Drei Peter Hooft Jakob Cats und Joſt Vondel, der letzte unſtreitig der größte aller holländiſchen Dichter, der aber die Fabel von dem Dichterglück, wenn nicht in Blindheit doch in Armuth, beinahe ein Jahrhundert homeriſch und miltoniſch darſtellen mußte, während die beiden erſten vornehme Herren und Herrlichkeiten waren. An Vondel iſt auch das eine Merkwürdigkeit, daß er gleich dem größten belgiſchen Maler Rubens ein geborner Kölner war. Er hatte in dieſer alten heiligen Reichsſtadt im Jahr 1587 das Licht dieſer Welt erblickt und iſt im zweiundneunzigſten Jahr ſeines Alters im Jahr 1679 zu Amſterdam geſtorben. Sein Vater ein kleiner Strumpfweber und Krämer war in ſeiner erſten Jugend mit ihm nach Amſterdam gezogen und ſeine früheren Jahre und die Anfänge ſeiner Bildung wie manche andere Wechſel ſeines langen Lebens ſind größtentheils dunkel geblieben. Das aber weiß man und davon giebt er in allen ſeinen Gedichten zu viel Schein, daß die politiſchen und mehr noch die theologiſchen und kirchlichen Bewegungen ſeiner Zeit ihn grimmig gefaßt und mehr, als dem Dichter gut war, fortgeriſſen haben. Er gehörte zu der Parthei der Arminianer und iſt bis an ſein Ende der heißeſte und bitterſte Haſſer der dordrechtiſchen Gomariſten und die blutige Geißel der Oranier und Tyrannen geblieben: denn ein Oranier und ein Tyrann däuchte dem heftigen Republikaner und dem unverſöhnlichen Feinde der dordrechter Beſchlüſſe daſſelbe Ding. Ich habe oben ſchon erzählt, wie er bei dem Tode Wilhelms des Zweiten von Oranien ein Jubellied geſungen, daß der Tyrann zum Heil des Vaterlandes geſtorben ſey, „daß Hol„lands großer und fetter Ochs nun glücklich im Salz liege.“ Dieſer große Dichter wäre ſeinem Witz und Tiefſinn nach gewiß der Außerordentlichſte geweſen, wenn ihm in einer noch wenig ausgebildeten Sprache nicht zu viele dicke Klötze und rauhe Felsblöcke im Wege gelegen hätten. Er hat ſich faſt in allen Gattungen der Kunſt verſucht, in der Epopee der Tragödie der Satire Ode Elegie Fabel, ja den Horaz hat er in ſchöner Proſa überſetzt: alles mit einer ſeltenen Reinheit und Schönheit der Sprache, worin bald nach ihm eine nüchterne franzöſelnde Maniererei entſtanden war. Er iſt das geweſen, was man in unſern Tagen einen Tendenzdichter zu nennen pflegt, nämlich durch und durch ein politiſcher Dichter, in deſſen Werken man die Geſchichte eines halben niederländiſchen Jahrhunderts wie an einem durchlaufenden

Faden begleiten kann, von der Dordrechter Synode herab bis zu ſeinem eingeſalzenen Ochſen; keiner der remonſtrantiſchen Helden (Oldenbarneveld Hugo Grotius Hogerbeets die Gebrüder Bicker) iſt von ihm unbeſungen, keiner der Kontraremonſtranten oder Gomariſten unbeſungen geblieben. Aber wenn man zugeben muß, daß über ſeinem Haupte oft der glänzendſte Ferver der feurigſten Begeiſterung ſchwebt, ſo wird er leider durch den giftigſten Haß nur zu oft undichteriſch und ſinkt, zumal in ſeinen Satiren, häufig zu den gemeinſten Gleichniſſen und Ausſpielungen des Volkswitzes von der Amſtel hinab, wimmelt leider auch von ſo vielen Anſpielungen auf Zeit Orte und Namen, daß auch dadurch Manches von ihm ungenießbar wird. Er iſt überhaupt ein ſehr ungleicher Dichter und ein großer Theil ſeiner Werke ſcheinen eben unbereitete und ungeſtüme Aufwallungen und Ergießungen des Augenblicks geweſen zu ſeyn.

Er ſo wie ſein Freund Peter Hooft, Droſt von Muiden, werden beſonders für die Satire genannt und haben ſich auch beide in Trauerſpielen mit Chören verſucht. Berühmt ja faſt am berühmteſten und als Vondels Meiſterſtück betrachtet iſt ſein Trauerſpiel Palamedes, wohl vorzüglich von der politiſch republikaniſchen Partheiliebe in den Himmel erhoben. Denn der gerechte und durch Trug und Hinterliſt gemordete Palamedes iſt Oldenbarneveld, Moritz von Naſſau iſt König Agamemnon, der Prieſter Gomarus iſt der Hoheprieſter Kalchas. Ich nach meinem Gefühle halte Vondels Heldengedicht Johannes der Täufer in ſechs Geſängen für ſein trefflichſtes Werk. Da giebt es kühne Zeichnungen tiefe Gedanken und erhabenſten Schwung und oft einen Wohllaut und eine Majeſtät der Sprache, die der Unkundige dem Holländiſchen nimmer zutrauen mögte. Es gilt, bei Vondels Heftigkeit in Haß und Liebe und überhaupt bei der Mächtigkeit ſeiner Gefühle, wie auch in Sittengemälden und Schilderungen der Naturherrlichkeiten fällt einem keine Vergleichung häufiger ein als die mit Lord Byron. Das Gemälde von dem Gelage des Königs Herodes und von dem Tanze ſeiner Stieftochter kann man kühnlich gegen das Hochzeitgemälde in Byrons Korſaren und gegen des Ettrickſchäfers Saitenſpielswettgeſang halten. Wie hat er da die holländiſche Sprache klingen und ſpringen gelehrt! Herrlich ſind in ſeiner Einleitung zum Paradies der Thiere einzelne Naturſchilderungen, ſo wie in den Thierfabeln ſelbſt der lieblichſte und durchſichtigſte Witz und die naivſte Schalkheit ſpielt. Schön iſt die Elegie auf Karl Stuarts des Erſten Hinrichtung, wo der leidenſchaftliche Republikaner doch den Königsmord verabſcheuend ſpricht, und die Ode auf den Tod des Statthalters Wilhelms des Zweiten mögte man in manchen Verſen erhaben in Haß nennen.

Jakob Cats in ſeinen Tagen ein vornehmer Herr, Geſandter der Republik in England und Rathpenſionaris von Holland, iſt der Dichter des holländiſchen Stilllebens und der ruhigen lächelnden Beſchaulichkeit, die ſich auch in den Geſichtern und Landſchaften ſo vieler niederländiſchen Maler abſpiegelt. Er hat in ſeinen Gedichten das Leben für den Holländer und Seeländer in Gleichniſſen Fabeln und Bildern mit breiter Gefälligkeit geſchildert, er hat die Luſtbarkeiten der Kirmiſſe, die Freuden der ländlichen Feſte und zuweilen die ſtillen und anmuthigen Diebesſchliche des bäuriſchen Amors auf Frühlingsſpaziergängen und in lauen Sommernächten geſchildert. Er liegt in hundert Auflagen verbreitet auf allen Tiſchen der Bürger und Bauren, welchen er nur Vater Cats heißt. Das Meiſte von ihm iſt zu breit und gemeinplatzig, doch einige ſeiner ländlichen Lieder und Idyllen werden die Zeit durchleben.

Nach dieſen Männern iſt franzöſiſche Sprachmengerei und eben durch die allgemeine franzöſiſche Geltung in

Sprache und Dichtkunſt Ziererei und Ermattung gekommen; erſt mit den Jahren 1770 und 1780 hat der Holländer ſich wieder ſeines früheren Beſitzes erinnert. Unter vielen Dichtern jener Zeit und des letzten halben Jahrhunderts werden vorzüglich Feith Helmers von Lennep und Bilderdyk genannt. Der letzte ein gewichtiger und bedeutender Dichter, welcher wie Vondel auf viele engliſche Volksähnlichkeiten hinweiſt. Er iſt geiſtreich tiefſinnig und oft begeiſtert, geſchloſſen kurz und gedrängt; man könnte ihn mit Milton und Cowper vergleichen. Das Deutſche und die deutſchen Dichter mogte er nicht; da ſchien ihm alles nicht nur luftig und idealiſch ſondern auch dünn und windig.

So ſteht unſer Blutsfreund der Holländer vor uns. Wir mögten ihn wohl, aber er mag uns wenig. Er hat Aehnlichkeiten genug ja viele unverlöſchliche Züge der Blutsfreundſchaft mit uns, aber wenig Anziehungen, und in den großen Städten hat ſich ein ſolches Holland, eine ſolche feſte und ſtolze Eigenthümlichkeit gebildet, daß unſre mehr flüſſige Art und Gemüth ihr wenig zuſagen kann. Auch haben die großen Thaten und Verhältniſſe der Vergangenheit und der überſchwängliche Reichthum einen holländiſchen Stolz gezeugt, der auf die Deutſchen herabſieht, welche er viel als Abentheurer und Glückſucher bei ſich geſehen hat, welche er in den Tagen ſeines Ruhms zu Hunderttauſenden für ſeine Kriege geworben hat, welche er als Betrogene oder Geſtohlene ſeiner Seelenkäufer oder als verkaufte Soldaten in die Mordſümpfe ſeiner aſiatiſchen amerikaniſchen und afrikaniſchen*) Pflanzſtädte und Nebenländer verſchickt hat, welche noch jetzt zu Tauſenden für die Sommerarbeiten des

---

*) Man erinnere ſich nur des bekannten Liedes von Schubaert aus den Jahren 1780: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeyd ſtark! Der Abſchiedstag iſt da!“

Heumachens Torfſtechens und anderer Knechtsgeſchäfte den Sommer zu ihm wandern und gegen den Winter mit einem kleinen Sparpfennig wieder zu Hauſe gehen. Ja der Deutſche mag ſeufzen oder fluchen, ſo viel er will, er mag mit allen möglichen politiſchen Darlegungen beweiſen, wie glücklich und mächtig Belgien Holland und Deutſchland ſeyn würden, wenn ſie mit politiſcher Verſtändigkeit und Gerechtigkeit ihre Lande Ströme und Meere in einem unzerreißlichen volksthümlichen Bunde verknüpften — ſolche Dinge werden durch keine Seufzer und Gebete bewirkt. An Solches haben Einige auch in den Jahren 1814 und 1815 gedacht — wir wiſſen ja, welch eine leichtſinnig loſe und dem ſiegreichen Deutſchland ſchädlichſte Verknüpfung damals gemacht werden — aber Dergleichen wollen und können die Könige und Fürſten nicht machen, das wird nur aus dem Glück oder der Noth der Völker geboren. Damit Dergleichen geſchähe, müßte Holland vorher ſehr klein und ſein deutſcher Bruder ſehr groß werden. Doch der Rhein fließt noch und der Deutſche und Holländer ſpricht noch deutſch.

Anklage
einer Majeſtätsbeleidigung
des
großen däniſchen Volkes.

Ich ſtehe am Rande des Daſeyns, da ich das ſalomoniſche Lebensziel eben um anderthalb Jahre überſchritten habe; ich ſtehe an dem zweiten Rande eines Abgrunds und Vulkans der Zeit, welcher viele edelſte treueſte deutſche Hoffnungen, wie es ſcheint, für lange verſchlungen und überſchüttet hat, ſo daß einer wünſchen mögte, bald in das Vergeſſen aller irdiſchen Dinge mit zuſammengeſchüttet zu werden. Bei ſolchen Rand- und Abgrunds-Gedanken fällt einem Greiſe, der von einem ſehr öffentlichen Leben umfluthet und umſtürmt geweſen iſt, natürlich ein, wie nach ſeinen geſchloſſenen Augen Freund und Feind ſich auf ſeinem Grabe ergehen werden, wie ſie über ſeinem Staub auch politiſchen Staub erregen werden. Man kann es ihm alſo nicht verdenken, daß er einigen dergleichen Staub, der mit böſem Gemengſel und Geſprengſel gemiſcht nach ſeinem Tode umhergeſtreut werden könnte, bei ſeinem Leben ein wenig zuſammenfegt. Deswegen hat er ein politiſches Stückchen, welches vor Jahren einzeln und unerklärt in öffentlichen Blättern umhergeſtreut lag, hier zuſammengefegt und zu einem ordentlichen Haufen gerundet, damit die Leute, die ſich um Dergleichen kümmern, künftig ſehen und urtheilen können, wenn etwa in ſchalkiſcher oder böſer Abſicht Einzelnes wieder herausgeriſſen und umhergeſtreut werden könnte.

Eine der großen blutenden deutſchen Wunden des Augenblicks, eine Wunde, weswegen man oft geſchwindeſt über den Rand des Abgrunds ſpringen mögte, muß ich hier wieder berühren, nämlich Schleßwig-Holſtein und die Dänen Deutſchland und den Deutſchen gegenüber. Das Wehegeſchrei des Tages und der letzten fünf Jahre wird einmal verſtummen wie anderes Wehegeſchrei. Wolle Gott die Entwirrung und Löſung dieſer widerlichſten und gräulichſten Dinge und Verhältniſſe ſo geſchehen laſſen, daß die Geſchichte hinter den deutſchen Fürſten und Völkern her nicht endlich ein langes unſtillbares Wehe! ſchreie und fluche!

Ich reihe hier nämlich die Urkunden an einander hinſichtlich der Anklage einer Majeſtätsbeleidigung, die ich gegen die große däniſche Nation begangen haben ſollte, weswegen die Dänen meiner Regierung zumutheten, mir wie wegen eines unerhörten Frevels einen Hochverrathsproceß an den Hals zu hängen. Seltſam und verwegen genug von dieſen Dänen, welche mehrere Jahrzehende in Schimpf und Schmach, womit die Deutſchen zu verletzen und zu ſchänden waren, das Frechſte faſt überboten hatten. Was doch die Allerkleinſten ſich gegen die Deutſchen unterſtehen dürfen! was ſie ſich bei ihnen ſelbſt jede Stunde erlauben, aber in Deutſchland an deutſchen Männern als ein Verbrechen beſtraft fordern! — Das iſt ein deutſcher Spiegel; ‚darin ſpiegle dich, deutſcher Mann, was du bei den Fürſten und bei den Völkern werth biſt! Wie die Dinge eben laufen, fürchte ich, wird man den Deutſchen drinnen und draußen ſolcher Spiegel genug vorhalten.

I.

Ein Brief mit einigen Bemerkungen.

(S. Allgem. A. Zeitung 15. Januar 1845.)

a. Der Brief.

Wenn ich, ein Ungenannter und Ihnen Unbekannter, Sie mit einer Zuſchrift behellige, ſo hoffe ich Entſchuldigung darin zu finden, daß es im Intereſſe einer Sache geſchieht, der Sie Ihre Theilnahme nicht verſagen können. Es iſt das deutſche Land dieſſeits der Elbe, Schleſwig-Holſtein, in einer gefahrvollen Kriſis befangen. Der blinde Uebermuth der Dänen hat freilich die Sache vorläufig in die Lage gebracht daß für die nächſte Zukunft keine Gefahr vorhanden zu ſeyn ſcheint; der erſte Anlauf hat ſich, wie ich glaube, an unſrer entſchiedenen Haltung gebrochen. Die ruſſiſche Macht ſteht aber gegen uns im zweiten Gliede, und unſer Ländchen würde früher oder ſpäter erdrückt werden, wenn wir der thatkräftigen Sympathie des großen Vaterlandes, deſſen treue Söhne und Gränzhüter wir ſind, nicht verſichert ſeyn könnten. Von den hohen Kabinetten, die für uns eintreten ſollten und von den zierlich zuſammen- und auseinander gewickelten diplomatiſchen Seelen erwarten wir wenig, ſehr viel aber von dem deutſchen Volk, welches bedenken mag, daß, wenn es nicht mit der ganzen Gewalt der öffentlichen Meinung uns zur Seite ſteht, Deutſchland vielleicht binnen Kurzem in unſern Häfen, groß und tief genug für die Flotten der ganzen Welt, die Kanonen der ruſſiſchen Linienſchiffe mit demſelben Gram erblicken wird, mit welchem es auf Straßburgs Wällen franzöſiſche Kanonen ſieht. Doch was brauche ich Ihnen die Wichtigkeit unſers Ländchens für Deutſchlands Handel, Schifffahrt und Seemacht, die mögliche Entblößung dieſes Theils von Deutſchland von großen militäriſchen Streitkräften gegen Rußlands Invaſionen darzulegen? Sie wiſſen das Alles beſſer als ich. Ich hoffe auch, daß unſer Name bei unſern deutſchen Brüdern einen guten Klang hat, daß wir der Theilnahme an Deutſchlands Zukunft würdig betrachtet werden. Täglich beſchimpft und geplagt von einem fratzenhaft eitlen kleinen Volke, mit welchem die Geſchichte uns verbunden hat, — kämpfen wir unerſchrocken, und nicht ohne Umſicht für unſre Unabhängigkeit und für die Gewinnung eines beſſern Zuſtandes. Wahrlich, Deutſchland kann uns für ſeinen Wiederherſtellungs- und Verjüngungs-Prozeß nicht entbehren. Unſer edles Volk, in dem der edle Furor teutonicus wieder friſch erwacht lebt, iſt ein ſo ächt deutſches, als nur ein Volksſtamm zwiſchen Bonn und Königsberg gefunden wird, und die wenigen däniſchen Elemente im nördlichen Schleßwig ſind im Abſterben begriffen. Wir haben vielleicht hunderttauſend Bauernfamilien, edel und frei, mit einem ſo ſchönen Keim großartiger Entwickelung, mit einem ſo regen Streben, den Bauernſtolz in den Staatsbürgerſtolz zu verwandeln, daß märkiſche und weſtfäliſche Junker einen Blick hieher werfen dürften. Unſer Menſchenſchlag iſt ehrenhaft und deutſch, man kann, man darf uns nicht ſinken laſſen.

Die braunſchweigiſche Ständeverſammlung iſt den übrigen repräſentativen Verſammlungen Deutſchlands mit gutem Beiſpiel vorangegangen, die der konſtitutionellen Staaten werden gewiß folgen, und ich hoffe ſelbſt, daß wenigſtens einige der preußiſchen Provinziallandtage ſich ſo weit erheben werden, daß ſie für uns ihre Stimme mit einlegen. Denn wahrlich es iſt eine Noth und eine Plage, die — überſehen und verſäumt — endlich auch an ſie und ihre Kinder kommen könnte. Aber nicht geringer würde ich es anſchlagen, wenn ehrenwerthe Männer unſrer Sache, die eine heilige

Sache des ganzen Vaterlandes iſt, ihre Namen unterſchreiben wollten, wenn Männer, wie Sie, wie Dahlmann, der ſo lange und ſo tapfer für unſer gutes Recht gekämpft hat, gelegentlich auch ein gutes und kräftiges Wort drein reden wollten*) u. ſ. w.

G., den 26. December 1844. X.

b. Die Bemerkungen.

Dieſer Brief iſt von einem nicht ungenannten, aber freilich mir perſönlich unbekannten Mitgliede der Ständeverſammlung ſeines Vaterlandes geſchrieben. Zwar däucht mir, über die ſchleßwig-holſteiniſchen Dinge, den Dänen gegenüber, ſind ſchon genug Worte vergeſſen und werden noch viel mehr Worte vergoſſen werden, aber der Brief iſt gleichſam ominis instar an meinem Jahrestage geſchrieben, und weil ſein Schreiber meint, daß in einer guten Sache ein gutes Wort nach dem deutſchen Sprüchwort auch eine gute Stätte finde, ſo laſſe ich ihn abdrucken und überſtreiſe und begleite ihn mit einigen leichten Bemerkungen, indem ich auch der Meinung bin, daß gute und ehrliche Worte, die aus ehrlichem Herzen klingen, auch Geſchichte machen und Geſchichte machen helfen ſollen. Wir Deutſche vor andern Völkern müſſen uns durch Worte zuſammenſprechen und zuſammenleiben und zuſammenleben helfen, da uns ſo vieles Andere fehlt, was ein großes Geſammtgefühl und in der Noth eine große Geſammtthat erzeugt. Noth fehlt uns aber nicht und wird uns nicht fehlen. Eben darum aber müſſen wir die deutſchen Geiſter doppelt wach und rege erhalten.

---

*) Dahlmann hat es gethan in dem Rheiniſchen Taſchenbuch für Kunſt und Alterthum, woraus wir ſeinen Artikel mitgetheilt haben. Anmerk. der A. Ztgs.-Redaktion.

1) *Wichtigkeit der geographiſchen Stellung.* Wo waren wir einſt mit unſern Gränzen und wo ſind wir jetzt, wenn wir von geographiſchen Stellungen ſprechen wollen? Vor dreihundert Jahren war unſer die ganze Nordſee mit ihren Küſten und Hafen, hieß deswegen von Alters her das *deutſche Meer*. Wer herrſcht jetzt da? Unſer war damals die ganze ſüdliche Oſtſee von Kiel bis Narva. Wer herrſcht jetzt da? wenigſtens längs der guten Hälfte jener Küſte? Und wer ſchaut mit den lüſternſten Augen jetzt unverwandt nach unſerm übrigen weſtlichen Theil jener Küſte? Wir wiſſen es alle, wir kennen ihn, wir verſtehen das Blinken ſeiner Augen, und was er meint, wenn er am freundlichſten blinzelt. Was Deutſchland von der Südküſte der Oſtſee noch übrig hat, heißt Preußen, Pommern, Mecklenburg, Holſtein. Nach Holſtein ſchielt jetzt das gierige Auge der Habſucht. Unſre Nordſee beherrſchen uns entfremdete Belgier und Holländer, und die Engländer. Wenn Holſtein dem tückiſch liſtigen Spiel der Fremden preisgegeben wird, ſo iſt die uns noch übrige Mitte der Südoſtſeeküſten mit Oder und Weichſel vom Oſten und Weſten umklammert und wir ſind dann von jeder Hoffnung künftiger Herrſchaft über das eigne Meer ausgeſchloſſen.

2) *Der Däne und der Moskowite.* Klein und ſchwach iſt der Däne als Volk und *fratzenhaft eitel*, wie unſer Holſteiner ihn nennt. Ich habe mehr als einmal von mehr als Einem Dänen das Wort *die große däniſche Nation* ausſprechen gehört. Jetzt iſt die Eitelkeit dieſes Volkes, das ſich ſo gern groß und gewaltig fühlen mögte, gereizt durch die Ausſicht einer künftigen möglichen Sonderung der Landſchaft Schleßwig-Holſtein von dem eigentlichen Dänemark; ſie mögte nun mit Gewalt machen, was ſie in vier Jahrhunderten durch irgend ein Uebergewicht von Stärke und Geiſt nicht hat zu Stande bringen können: *ſie mögte die Deutſchen mit Gewalt*

zu Dänen machen. Die Deutſchen aber der beiden Herzogthümer ſind auch von dem Hauch eines neuen deutſchen Lebens und von der Hoffnung einer herrlichen deutſchen Zukunft durchweht; ſie ſagen: wir wollen Deutſche bleiben. Dies iſt nicht bloß in Zank, ſondern bis in Unglimpf und Schimpf ausgeartet und die kleine große däniſche Nation hat dieſen Unglimpf mit den lächerlichſten Prahlereien und Herausforderungen begonnen und Hohn und Schimpf, der hier nicht wiedergegeben werden ſoll, auf den großen deutſchen Namen ausgeſpieen.

Nun, wie ſich dies zwiſchen den beiden, den Schleßwig-Holſteinern und den Dänen, auch weiter verlaufe, die Deutſchen der Herzogthümer würden die Dänchen, wenn ſie nach allerlei liſtiger und hinterliſtiger Plackerei und Schleicherei ſich tyranniſcher Gewalt der Waffen erkühnen wollten, wohl in das Waſſer zurückwerfen und allenfalls den Weg zu ihren Inſeln finden; aber es ſind die Moskowiter dabei, und das ändert die Lage, wenn nicht das Volk aller Deutſchen dieſe Lage feſt und tapfer ins Auge faßt. Hier darf nur erinnert werden, durch welche unkluge Politik, durch von mehreren deutſchen Fürſten geförderte Politik, die Herrſchaft des germaniſchen Stammes im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von der Südoſtſee verdrängt worden, und wie der ſlavoniſche Stamm der Ruſſen in jedem folgenden Jahrfünfzig weiter gegen Weſten über uns vorgedrungen iſt. Zuerſt das deutſche Eſthland und Lievland, dann Kurland und Semgallen; jüngſt Finnland; jetzt wird auf Schleßwig und Holſtein mit zärtlich lüſterner Liebäugelung hingeblickt. Schon Peter der Erſte in ſeinen Tagen hatte ſolche zärtliche Blicke auf Wismar unt die mecklenburgiſche Küſte geworfen. Wer weiß, was er bei ängerem Leben noch erzettelt und erfaßt hätte? Unſer Schreiber meint ganz richtig, daß die Ruſſen ſchon mit den Dänen unter der Decke ſpielen und ferner mitſpielen werden. Wer wollte daran zweifeln? Die Ruſſen haben eine unſterbliche. und unermüdliche Politik, die dahin zielt Skandinavien und Deutſchland nicht einträchtig und ſtark werden zu laſſen Ich ſpreche hier nicht von dem Kaiſer, der ein ſterblicher Mann iſt wie andere, ſondern von dem bleibenden Karakter und Streben des Volks. Der Ruſſe hat die Natur, er muß immer weben ſpinnen und zetteln, viel mehr als die ſchlüpfrige und treuloſe Unruhe des Franzoſen. Wo irgend in einem Lande eine politiſche Krankheit, eine politiſche Kriſe ſich nur von fern zeigt, ſogleich iſt der Ruſſe mit hundert und tauſend verſchiedenen Mitteln als Doktor da. Ja Viele behaupten, daß er die Kunſt politiſche Krankheiten zu erzeugen trotz den Franzoſen ausgelernt habe. Daß er bei dieſem ſo früh und ſo ſonderbar entzündeten däniſchen und ſchleßwig-holſteiniſchen Zank mitſpiele, daß er die künftigen Fälle und Wechſel deſſelben nicht allein belauſche, ſondern wohl mitbereite, wer kann und will es bezweifeln? Welch ein Griff wäre es, hier eine Flottenſtation zu gewinnen und die Dänen und Deutſchen dieſer Inſeln und Küſten künftig als Vaſallen vor ſich zittern zu ſehen!

3) Der Briefſteller hofft von den deutſchen Kabinetten und Diplomaten wenig, viel und alles von dem Volke und von ehrlichen und treuen Stimmen, die aus dem Volk in das Volk hinein und zurücktönen. Ich muß hier bekennen, ich folge nicht ganz der bequemen Demagogie, welche, wo in einem Lande oder Volke etwas ungerad oder faul geſchieht oder gar nicht aus dem Fleck will, den Fürſten Kabinetten und Diplomaten alles Unglück und Unheil gewöhnlich in die Schuhe ſchüttet. Wo gemeinſam etwas gelitten verſäumt oder verſchuldet wird, iſt auch faſt

immer gemeinſame Schuld, worin Könige Fürſten und Volk ſich vor Gott ehrlich theilen ſollen. Dies glaubten ſchon die alten Heiden, wenn ſie bei großen Unfällen allgemeine Buß- und Bet-Tage anbefahlen; dies mußten die Chriſten glauben. Daß wir Deutſche bei all' unſrer Größe und Macht als Volk Jahrhunderte ſchwach und elend geweſen ſind, wer wagt das allein den Fürſten in das Schuldbuch zu ſchreiben? Wir beginnen immer mehr uns über uns zu beſinnen und zu glauben, daß, wenn wir es mit vollem tapfern deutſchen Muth und Ernſt meinen, ſolcher Sinn und Muth auch unwiderſtehlich aus der Tiefe zu den Höhen dringen werde. Leider in vielen Beziehungen kann die römiſche Kinderfabel des Menenius Agrippa noch von uns erzählt werden; leider, wenn wir manche Erſcheinungen des Tages, wenn wir nur den Stand des deutſchen Zollvereins betrachten und welche Bündniſſe Hannover Mecklenburg und Oldenburg gegen ihn eben mit den Fremden haben abſchließen dürfen, dann gewahren wir mit Schmerzen, wie fern wir noch von dem großen Geſammtgefühl ſind, daß Einer für Alle und Alle für Einen ſtehen ſollen. Aber dieſes Leider! und Weh! wenn wir es redlich und tapfer vor den Großen und Kleinen ausſprechen, wird doch endlich ein Klang werden, der uns den Weheruf von jenſeits der Elbe her nicht wird überhören laſſen. Nein, die prahleriſchen Dänen und liſtigen Moskowiter ſollen den cimbriſchen Hals nicht von Deutſchland abſchnüren, ſollen unſrer deutſchen Zukunft nicht dort auch den Hals zuſchnüren; ſo lange ein deutſches Herz lieben und eine deutſche Fauſt ſchlagen kann, ſoll es nimmer geſchehen, daß wir unſre edlen Landsleute, die Enkel der Sachſen Frieſen und Angeln däniſiren und moskowitiſiren laſſen. Das Volk fühlt es und unſre Könige und Fürſten werden es endlich mitfühlen, daß ohne Liebe kein Muth, ohne Muth keine Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit keine Ehre, ohne Ehre kein Glück iſt. Denn wer ſich auf den Felſen des Rechts ſtellt, der ſteht auf dem Fels der Ehre und des Siegs.

Ich habe es wieder geſagt, und habe es deutſch und gradaus geſagt — nicht daß ich Großes zu ſagen meinte, ſondern gute gemeine Wahrheit, die wie Licht und Luft im Gefühl und Verſtändniß gemein ſein ſollte. Gottlob es iſt wieder ein wenig eine deutſche Zeit geworden, wo den zierlichſt zuſammengewickelten Diplomaten die Kunſt ſchwer gemacht wird, das Ja zum Nein und das Nein zum Ja hinüberzuſpielen; und ich müßte mich vor meinem edlen und großen Volke meines ſchneeweißen Kopfes ſchämen, wenn ich vor einem frei geſprochenen Worte erbebte und mit meinem wackern Holſteiner nicht glaubte, daß das gute Wort eine gute Stätte finde.

Bonn, den 4. des Wintermonats 1845.

II.

Brief der Dänin Valgerda.*)

Letztens hörten Sie nur Holſtein, hören Sie jetzt auch Dänemark. Es iſt ein däniſches Mädchen, das zu Ihnen ſpricht. Sie, der Sie Vaterland Sprache und Freiheit ſo ganz lieben, Sie können unmöglich wollen, daß dieſe heiligen Güter den Frauen gleichgültig ſeyen, und was ich geſonnen bin zu ſchreiben, wird, glaube ich, am beſten von einer Frau geſagt; nicht, daß ich meine, es gäbe etwas

---

*) Dieſer Brief iſt das in deutſcher Sprache mir zugekommene Original. Däniſch iſt er im Fädrelandet abgedruckt. Nach dieſem Abdruck liefert die Allgem. Zeitung unter dem 16. April eine deutſche Ueberſetzung. Der Wortlaut iſt hin und wieder von dem in meinem Briefe verſchieden, der Sinn ungefähr der gleiche.

Herabſetzendes für den Mann darin, das Gerechtigkeitsgefühl Anderer hervorzumahnen, aufzuklären, aber ſeine Ausdrücke ſind ſo hart, ſo ſtreng, daß da, wo eigentlich nur Mißverſtändniſſe oder Unkunde herrſchen, ein unheilbarer Bruch wird.

Ich las geſtern Abend im Fädrelandet, dem Tageblatte der gewöhnlich Berichte über den Fortgang der däniſchen Vertheidigungskämpfer in Schleswig enthält, und welches das Organ der größten Theile der däniſchen Völker abgiebt, eine Ueberſetzung des Briefes eines Holſteiners zu Ihnen und Ihre dadurch veranlaßten heftigen ungerechten Angriffe auf Dänemark. Es fand ſich in demſelben Blatte ein Beklagen, das in meinem wie in jedem däniſchen Herzen widerhallt, daß die Verhältniſſe in Schleswig und Holſtein durch eine falſche Darſtellung hätten zu Ihnen gelangen ſollen, und nach dieſer falſchen Darſtellung auch durch den Mund eines ſeiner erſten Repräſentanten in das deutſche Volk übergehen ſollten. Bei'm Leſen Ihrer Worte entbrannte das Herz in mir; ich habe ſie nicht jetzt vor den Augen, und es iſt gut, denn ich würde kaum ſo gelaſſen ſchreiben, wie ich mich bemühen werde es zu thun. Das Herz treibt mich jetzt Sie aufzufordern, die Wahrheit kennen zu lernen, erſt gewiſſenhaft unbefangen zu unterſuchen, wo das Recht ſei, wo das Unrecht, was ſei wahr, was falſch, und dann wieder Ihre derbe Stimme hören zu laſſen.

Hätten Sie nur die oberflächlichſte Kenntniß der laut ausgeſprochenen Geſinnungen des däniſchen Volkes, ſo würden Sie wiſſen, daß es den entſchiedenſten heftigſten Widerwillen gegen alle Moskoviter hegt und immer bereit ſein wird, ſich gegen Rußland mit Deutſchland zu verbinden. Mit dem däniſchen Hofe mag es ſich anders verhalten; ſeit dem Tode der ruſſiſchen Kaiſerstochter iſt aber alle

Furcht vor einer verabſcheuten engeren Verbindung mit dem Oſten beſeitigt worden. Wie ganz anders die Geſinnungen gegen Deutſchland! Hätte Ihr Blick den Dänen gefolgt in ihren Beſtrebungen, ihre Mutterſprache in dem nördlichen däniſchen Schleswig zu behaupten, Sie würden bemerkt haben, daß in der Hitze des Kampfes ihnen kein beleidigendes Wort gegen Deutſchland, das wirkliche Deutſchland, entfahren ſei, daß ſie immer einen freundſchaftlichen litterairen und volklichen Verkehr mit Germanien gewünſcht haben und wünſchen, daß ſie ſich vielleicht nur vor Einer Sache daraus fürchten, nämlich vor der deutſchen Cenſur.

Und was iſt denn eigentlich der Streit? was betrifft er? Betrachten wir ihn, ſo wie er war vor der Oeffnung der letzten Verſammlung der Provinzialſtände zu Roſkilde. Auf einem Flächenraum von ungefähr 160 Quadratmeilen hat Schleswig, die Inſeln nicht gerechnet, eine Volksmenge von etwa 330,000 Einwohnern, wovon die bei weitem größere Hälfte die däniſche zur Mutterſprache haben. Nach den mir vorliegenden ſtatiſtiſchen Daten aus dem Jahre 1843 iſt Däniſch faſt ausſchließend die Volksſprache, 158,000 der Bewohner, diejenigen nicht gerechnet, welche in den Diſtrikten leben, wo am meiſten Deutſch geſprochen wird. Von dieſen 158,000 iſt aber in die Gemeinden der 46000 deutſche Schul- Kirchen- und Rechts-Sprache hineingeſchleicht oder von den Obrigkeiten eigenmächtig eingeführt worden.*) Früher war die Sprache einer weit größeren Anzahl die däniſche, mußte aber in den Schulen der deutſchen weichen, und ſo immer weiter fort. Der däniſche Schleswiger fordert jetzt, daß ſeine Kinder in ihrer Mutterſprache, nicht in einer fremden unterrichtet werden, daß er in der Kirche eine Predigt höre, die er verſteht, daß, wenn er ſich von ſeinem däniſchen Nachbarn beeinträchtigt glaubt, er einen däniſchen Sachwalter befragen könne; er will ſeinen deutſchen Nachbarn ſeine Sprache nicht aufdrängen, noch weniger ſie der ihrigen berauben, er behauptet nur ſein Recht, die ſeinige zu gebrauchen. Die däniſche Regierung hat befohlen, daß in den däniſchen Gemeinden ſolle däniſch gelehrt und gepredigt werden, aber der Prinz Statthalter, die Gutsbeſitzer, die Obrigkeiten und Advokaten ſind Deutſche und hindern die Vollſtreckung der königlichen Befehle, welche nur darauf ausgehen, dem Volke das ihm anhörige Recht zukommen zu laſſen. In der Schleswigſchen Ständeverſammlung haben die deutſchſprechenden Deputirten durch ihr ſchimpfliches Betragen die däniſchſprechenden genöthigt, ſich zurückzuziehen, und ſo die däniſche Sprache aus dem Ständeſaale vertrieben. Nun, iſt es denn die däniſche Sprache, welche die deutſche zu verdrängen, oder iſt es nicht vielmehr die deutſche, welche ſich ſeit Jahren in die däniſche hineinzuarbeiten und ſie zu vertilgen ſucht? Die deutſchen Schleswiger haben ſich ja ſelbſt vermeſſen zu prahlen ganz Jütland bis hinauf zum Skagen deutſch machen zu wollen. Da wäre es freilich von einer fratzenhaften Eitelkeit zu ſprechen.

---

*) Ueber das, was eingeſchleicht worden oder was ſich eingeſchlichen hat, und überhaupt über die ſtatiſtiſchen Zahlenangaben kann hier keine Berichtigung gegeben werden. Die Walkyrie Valgerda hat ihre Kunde wohl nicht von dem Glanzfelde (glæsisvol) der Lichtaſen, wo die Wahrheit herrſcht, ſondern von den trüben Auen empfangen, wo die deutſchen Renegaten Orla Lehmann, Clauſen und Wagner ſpazieren gehen.

Aber Schleswig gehört nicht Deutſchland, nicht zu dem deutſchen Bunde; nur durch die Verbindung ſeines Namens mit demjenigen Holſteins iſt es, daß es Deutſchland angeht (in politiſcher Hinſicht; in ſprachlicher wäre es anders). Man beſchuldigt Dänemark, Holſtein und Lauenburg ſich einverleiben zu wollen. Es iſt unwahr. Ein Vorſchlag in der letzten Ständeverſammlung zu Roſkilde gemacht, welcher in ſeiner urſprünglichen Form einen ſolchen Verſuch hätte können fürchten laſſen, wurde gleich von dem Proponenten ſo umgeſtaltet und erleuchtet, daß er vernünftiger Weiſe zu keiner ſolchen Furcht Anlaß geben konnte. Das däniſche Volk hat übrigens ſeine Mißbilligung jenes Vorſchlags laut ausgedrückt; es ſah darin die mögliche Gefahr, ins deutſche Bund ſelbſt hineingezogen zu werden und ſo ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren und von ſeinen ſchwediſchen und norwegiſchen Brüdern abgezogen zu werden; es ſah, daß die ſtaatsgefährlichen Partheigänger, welche ein unabhängiges Reich im Kopfe herumtragen, wozu Schleswig, das alte Sönderjütland, die ſchöne nördliche Hälfte abgeben ſoll, dieſe Gelegenheit nicht verſäumen würden, ſich einen Schein des Rechts zu geben und das deutſche Volk in ihre kleinlichen Intereſſen hineinzuziehen. Und leider, es trog ſich nicht.

Es würde kaum nutzen, Ihnen einen genaueren Bericht der Verhältniſſe in Schleswig zu geben; wenigſtens gebührt es nicht mir. Schon dieſer Brief iſt ja auf eine Art außerhalb meines Geſchäftskreiſes. Wollen Sie die Wahrheit, ſo müſſen Sie ſelbſt prüfen, unterſuchen. Erinnern Sie Sich aber, daß Sie nicht eine Sache prüfen werden, wenn Sie den einen Theil nur durch ſeine Gegner hören, wenn Sie Ihren freilich natürlichen Vorurtheilen und denjenigen Ihrer vorhereingenommenen Landsleute Gehör geben. Ihre Beleidigungen gegen Dänemark brauche ich nicht zu widerlegen; ſie zeigen nur, daß Sie das Volk ſo wenig als die Sache kennen, wovon Sie geſprochen haben. Wollen Sie gerecht ſein, ſo müſſen Sie Sich nothwendig auch mit den däniſchen Organen bekannt machen, und in dem Falle werden Sie binnen Kurzem ſelbſt einſehen, wie ſehr Sie Sich geirrt haben.

Und nun hat das Mädchen zu dem alten Freiheitskämpfer, dem Dichter und Geſchichtſchreiber geſprochen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen, aber doch eine Aehnlichkeit. Wie Sie Ihr Vaterland lieben, ſo liebt ſie das ihrige; wie Sie Ihre Sprache, ſie die ihrige. Es iſt freilich nur eine Stimme zu einer andern, die Ihrige gilt aber als die eines großen Theils des deutſchen Volks. In dem Falle, daß die meine die einer wahren Tochter meines Volkes iſt, werden Sie es vielleicht aus einer däniſchen Zeitung zu wiſſen bekommen können, und werden dann gewiß nicht unterlaſſen dieſen Brief wie den des Holſteiners zu veröffentlichen. Ein gutes Wort findet eine gute Stelle; möchte es hierauf angewandt werden! Meine Worte ſind wenigſtens beſſer als die des Holſteiners: denn ſie ſind wahrer.

Sie werden der Dänin nachſehen, ob ſie ſich nicht ganz ohne Fehler in der deutſchen Sprache ausdrückt.

Auf einem Landgute in Seeland den 10. März 1845.

Valgerda.

III.

Antwort an Valgerda.

(S. A. Allgem. Zeitung. 25. März.)

Der däniſchen Jungfrau, welche unter dem Namen Valgerda aus einem Landgute in Seeland mir vom 10. dieſes Monats einen Brief zugeſchrieben, gleichſam als eine Berichtigung und Widerlegung des unter dem 15. Januar d. J. in der A. Allgem. Zeitung abgedruckten von mir eingeſandten Briefes aus Schleßwig-Holſtein, muß ich, da ſie mir keine Aufſchrift angegeben, unter welcher ich ihr antworten könnte, und da ich natürlicher und edel ausgeſprochener Vaterlandsliebe gegenüber durch mein Schweigen doch nicht gern unmenſchlich erſcheinen mögte, hiedurch melden, daß däniſche Luſt oder vielmehr däniſche Unluſt*) die Verhandlung in dieſer Sache auf ein ganz fremdes Gebiet verſetzt und durch einen ihr beliebten ungewöhnlichen und eigenartigen Schriftwechſel mir die Luſt und Laune genommen hat, mich für den Augenblick in Büchern oder Tagesblättern mit ihr einzulaſſen. Dieſe däniſche Unluſt verſchuldet es denn auch allein, daß ich der edlen Jungfrau Valgerda eben nicht gehorchen kann in dem Verlangen, ihren Brief mit einer allenfalls nöthigen Begleitung abdrucken zu laſſen, wie ich ihr denn überhaupt nicht ſagen kann, was wie und wann ich über dieſen holſteiniſch-däniſchen Handel weiter reden werde mögen oder müſſen.

Bonn, den 19. des Lenzmonds 1845.

E. M. Arndt.

IV.

Die däniſche Anklage.

(Dieſe iſt mir nicht mitgetheilt, ſondern unſer Herr Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat mir nur ſeinen Bericht über die Sache und über meine Perſon, welchen er unſerm damaligen Herrn Miniſter des Auswärtigen, Freiherrn von Bülow, übergeben hatte, zukommen laſſen, damit mir die Gelegenheit würde mich auszuſprechen und zu vertheidigen; welches ich in der weiter unten folgenden Antwort gethan habe).

Euer Excellenz kann ich auf das geehrte Schreiben vom 23. v. Mts. (386^{b}) zunächſt nur mein Bedauern ausdrücken, daß der Artikel in der Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung vom 15. Januar Veranlaſſung zu dem mir geneigt mitgetheilten Schriftwechſel mit der hieſigen Königlich Däniſchen Geſandtſchaft gegeben hat. Eine unbefangene Betrachtung des in Dänemark zwiſchen den Däniſchen und Deutſchen Provinzen ſeit längerer Zeit obwaltenden Haders dürfte jedoch viel dazu beitragen, die durch jenen Artikel der Augsburger Allgem. Zeitung manifeſtirte Theilnahme des Profeſſors E. M. Arndt zu Bonn in einem milderen Lichte erſcheinen zu laſſen. Das eigentlich Schlimme in der Sache iſt unſtreitig die Thatſache des Streites ſelbſt. Welche Schuld nun auch eine nähere Erörterung der Urſachen auf die eine oder andere Seite bringen mag, ſo läßt es ſich die Däniſche Regierung gewiß eine Hauptaufgabe ſein, ihre Aufmerkſamkeit auf die Heilung der aus dieſem Streite bereits hervorgegangenen Uebel zu richten und alles zu verhüten, was zu einer noch größeren Erbitterung führen könnte. Erwäge ich dieſe Stellung der Königlich Däniſchen Regierung und ihr hierdurch bedingtes Intereſſe, ſo ſcheint es mir, daß man eine Verfolgung des Zeitungsartikels, welche ohne Zweifel die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen würde und leicht eine tiefere Theilnahme in Deutſchland hervorrufen könnte, als bis jetzt eingetreten iſt, in dem eigenen Intereſſe der Königlich Däniſchen Regierung um ſo weniger angemeſſen und wünſchenswerth erachten kann, als man allgemein glaubt, es ſei von Seiten Däniſcher Wortführer und Schriftſteller das Deutſche Nationalgefühl gereizt worden.

---

*) Anſpielung auf die diplomatiſche Anklage der Majeſtätsverletzung des däniſchen Namens.

Es wird der Königlich Däniſchen Regierung nicht unbekannt geblieben ſein, daß der Profeſſor E. M. Arndt in Bonn die deutſchen Nationalintereſſen ſeit vielen Jahren allen andern Nationalintereſſen gegenüber mit einer Freimüthigkeit vertheidigt hat, die, wenn ſie auch in der Wahl der Worte ſchonende Rückſichten mitunter vermiſſen ließ, doch ſtets den betheiligten fremden Nationen Achtung vor der Reinheit ſeines Patriotismus einflößte. So ſind die wirklichen oder im Publikum angenommenen politiſchen Beſtrebungen Frankreichs Englands und Rußlands bei jeder irgend bedeutenden allgemeinen Veranlaſſung öffentlich beſprochen worden, und ich wüßte nicht, daß die betreffenden Kabinette davon Veranlaſſung zu Beſchwerden genommen hätten. Die Königlich Däniſche Geſandtſchaft bemerkt ſelbſt in dem mir geneigt mitgetheilten Schreiben, daß der P. A. ſich einer gewiſſen Popularität zu erfreuen habe. Sollte aber eben dieſe Popularität, die ſich nicht allein auf ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit, ſondern vorzüglich auch auf ſeinen biedern und durchaus ehrenwerthen Karakter gründet, ſtatt zu einem Motive für das beabſichtigte Verfahren zu dienen, daſſelbe nicht vielmehr unräthlich erſcheinen laſſen? Der P. A. hat bekanntlich auch die ultramontanen Beſtrebungen in Deutſchland mit derſelben Freimüthigkeit angegriffen, die er auf dem politiſchen Gebiete oft kund gegeben. Ich kann es mir nur aus der Achtung, die er vermöge ſeiner redlichen Geſinnung und ſeines deutſchen Patriotismus bei allen Deutſchen ohne Unterſchied der Konfeſſion genießt, erklären, daß man ihn von der ultramontanen Seite mit mehr Schonung behandelt hat, als manche Andere, die ſich bei der konfeſſionellen Polemik weniger ſcharf betheiligt hatten.

Wenn ich nun ſchon aus dieſen *allgemeinen* Betrachtungen von den Schritten der Königlich Däniſchen Regierung den Erfolg nicht erwarten kann, den man dabei in Ausſicht zu ſtellen ſcheint, ſo dürfte auch in den vorliegenden Facten ein beſonderes Motiv zu einer abweichenden Auffaſſung und Behandlung über allen Zweifel nicht aufzufinden ſein. Ein Mitglied der Schleßwig-Holſteiniſchen Ständeverſammlung ſpricht ſich in einem Briefe an den P. A. in einer allerdings ſehr erregten Weiſe über eine

Frage aus, welche, wie nicht zu leugnen iſt, die politiſchen Intereſſen Deutſchlands nahe berührt und in der letzten Zeit die deutſchen Sympathieen in dem Maße angeregt hat, daß nicht allein einzelne Privatperſonen, ſondern ſogar deutſche Ständeverſammlungen ſich darüber ausgeſprochen haben. Der P. A. hat dieſen Brief mit einigen von ihm gemachten Bemerkungen der Redaktion der A. Allgem. Zeitung eingeſandt, welche ihn unter Zuſtimmung der Baierſchen Cenſur veröffentlicht hat. Hierbei fallen dem P. A. die Einſendung und die Bemerkungen zur Laſt. Was die Einſendung betrifft, ſo kann dieſe nur die Intention beweiſen, der deutſchen Nation den Patriotismus zu verkünden, der ſich in der Schleßwig-Holſteiniſchen Verſammlung den vermeintlichen Beſtrebungen gegenüber, die deutſchen Herzogthümer zu daniſiren, offenbart hat. Dieſe Intention ſpricht ſich auch unter Bezeugung tief erregter Theilnahme in den Bemerkungen aus. Ihn *deshalb* zur Verantwortung zu ziehen, nachdem der Artikel von der Baierſchen Cenſur zugelaſſen worden iſt, kann, wie die Sache im Allgemeinen liegt, nicht für unbedenklich gehalten werden. Die Aufnahme des Artikels ſelbſt hat aber die Baierſche Cenſur zu verantworten, wobei ſie wiederum ihrerſeits, wenn ſie mit den däniſchen Blättern bekannt iſt, leicht auf dieſe Bezug nehmen könnte.

Die dem Briefe hinzugefügten Bemerkungen betreffen 1) die geographiſche Lage von Schleßwig-Holſtein. Darin wird man nichts Tadelnswerthes finden können, daß der P. A. vom deutſchen Standpunkt aus auf die Wichtigkeit der geographiſchen Stellung dieſes deutſchen Landes aufmerkſam gemacht hat. Die *zweite* Bemerkung, der *Däne und Moskowite*, beſpricht den Mittelpunkt der Sache in einer dem Verfaſſer eigenthümlichen Weiſe. Wenn ich nun auch weit entfernt bin, alles, was unter der bemerkten

Rubrik geſagt worden iſt, zu vertheidigen, ſo erlaube ich mir doch darauf aufmerkſam zu machen, daß eben dieſe Eigenthümlichkeit den P. A. zu einem Lieblingskarakter der deutſchen Nation gemacht hat, und daß er, was die Sache betrifft, beſtätigt und ausführt, was in dem Briefe, alſo von einem Mitgliede der Schleßwig-Holſteiniſchen Stände, geſagt worden iſt.

Die dritte Bemerkung enthält eine Zurechtweiſung des Briefſtellers, daß er von den deutſchen Kabinetten und Diplomaten wenig, viel und alles aber von dem Volke und von ehrlichen und treuen Stimmen, die aus dem Volke in das Volk hinein tönen, hoffe, und giebt daher Zeugniß von der loyalen Geſinnung des P. A.

Wenn alſo in dem Artikel nicht nur eine aufrühriſche Tendenz offenbar am Tage liegt, ſondern auch die däniſche Nationalität auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe verunglimpft wird, wie es in der Note des Königlich Däniſchen Geſchäftsträgers Herrn von Löwenörn heißt, ſo wird dieſes nur in dem Schreiben des ungenannten Mitgliedes der Schleßwig-Holſteiniſchen Ständeverſammlung, welches dem P. A. zu obigen Bemerkungen Veranlaſſung gegeben hat, gefunden werden können.

Uebrigens werde ich nicht ermangeln, dem P. A. geeignete Vorſtellungen machen zu laſſen und überhaupt nach Möglichkeit dafür zu ſorgen, daß Verletzungen befreundeter Nationen von Seiten akademiſcher Lehrer vorgebeugt werde.

Berlin, den 8. März 1845.

Eichhorn.

V.

Meine Antwort darauf.

Eingeſandt von mir an den Herrn Staatsminiſter Eichhorn unter dem Titel:
Gehorſamſte Erklärung.)

Euer Excellenz haben mir durch meine hieſige obrigkeitliche Behörde ein Schreiben mittheilen laſſen, welches Sie unter dem Datum des 8. März in einer mich betreffenden Sache an unſern Herrn Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, erlaſſen haben.

Wie ich aus dem Inhalte jenes Schreibens erſehe, war es durch eine Beſchwerde veranlaßt, welche der Königlich Däniſche Geſchäftsträger Herr von Löwenörn wegen eines Briefes, den ich unter dem 15. Januar dieſes Jahres nebſt einigen hinzugefügten Bemerkungen in die Allgemeine Augsburger Zeitung hatte einrücken laſſen, bei unſerm Herrn Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten geführt zu haben ſcheint. Aus Ihrem Schreiben, in welchem ich im Ganzen eine mir freundliche Ablehnung und Entſchuldigung der mir aufgebürdeten antidäniſchen Frechheit mit dankbarer Anerkennung erblicken muß, gewahre ich, daß der königlich däniſche Wortträger auf irgend eine beſtimmte Beſtrafung des frechen Dänenfeindes, auf irgend eine auffallende Einſchreitung und Ahndung der gegendäniſchen Aeußerungen und Beſtrebungen bei unſrer hohen Regierung angetragen zu haben ſcheint, daß er jenen erwähnten Artikel einer aufrühriſchen Richtung gezichen und die däniſche Volksthümlichkeit auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe darin verunglimpft geſcholten haben muß.

Indem ich nun allerdings bedauern muß, daß ich durch die Veröffentlichung jenes Briefes den Dänen Aergerniß, meinen und unſern hohen Behörden Mühe und mir ſelbſt neue Arbeit und unruhigen Gedankenumlauf gemacht habe, kann ich doch mein innerlichſtes Befremden darüber nicht bergen, daß die däniſche Regierung nach den weltbekannten Vorgängen von mehr als einem Menſchenalter, und beſonders nach den Vorgängen des jüngſten Jahrzehends, ſich unterſtehen würde, für ihre Dänen die Deutſchen und einen deutſchen Schriftſteller in ſolcher Weiſe anklagen und antaſten zu wollen.

Ja, ich war, nachdem ich das Mitgetheilte geleſen, in einem lächelnden Erſtaunen wie aus den Wolken gefallen, bei mir ſelbſt rufend: Das dürfen ſich die Dänen unterſtehen? Da haben wir den leibhaftigen Gracchum de seditione quorentem, den Wolf der Fabel, der als Geſandter zu Jupiter kommt, im Namen ſeiner Sippſchaft zu bitten, den Hunden gnädigſt die Zähne ausreißen zu wollen. Ja, wie aus den Wolken gefallen, daß Solches unter ſolchen Umſtänden und Verhältniſſen, wie ſie liegen, wie ſie der ganzen Welt hell vor Augen liegen, eine dumme Möglichkeit war. Von Kopenhagen aus, von jener Hauptſtadt der Dänen, wo die Grundtwige und Clauſen vor den Augen und Ohren ihrer Regierung nun ſchon manches Jahr nicht nur gegen die armen Schleßwiger und Holſteiner, ſondern häufig gegen die Deutſchen insgemein in allen unwürdigſten Schmähungen und Schändungen unſers Namens ſich haben erluſtigen und erheitern dürfen — von Kopenhagen aus kommt ein ſolcher Antrag auf Strafe in die preußiſche Hauptſtadt, in deren öffentlichen Blättern von den däniſch-ſchleßwig-holſteiniſchen Händeln immer mit der größten Lindigkeit und Leiſigkeit kaum geklungen war, um einen in einer fern liegenden kleinen Rheinſtadt wohnenden Profeſſor zu züchtigen, weil er ſich erkühnt hat, das Ding, welches iſt, einmal ein wenig deutſch auszuſprechen. Was man doch meint, ſich gegen uns Deutſche alles unterſtehen zu dürfen!

Ich halte es nur nöthig, beide aus Pflicht gegen mich ſelbſt und aus der Ehrerbietung, die ich Euer Excellenz ſchuldig bin, über die Danica und Schleswigo-Holsatica und wie ich darin ſtehe oder von den Dänen darin ſtehend gedacht und verdacht werde, einige leichte Worte hinzuwerfen und einige Winke zu geben, gleichſam zur Erklärung und Verſtändigung, nicht als eine nothwendige, wenigſtens mir bis jetzt noch nicht nothwendig ſcheinende, Entſchuldigung oder Rechtfertigung, deren meine Stellung darin, wie ich Euer Excellenz leicht darzuthun hoffe, überall gar nicht bedarf. Ich bin da leider in der immer ſehr unangenehmen Lage, im Einzelnen ſo zu erſcheinen, als wenn ich Sie über Dinge zu belehren meinte, die Sie wohl beſſer und tiefer wiſſen und überdacht und durchdacht haben als ich, und in der noch viel mislicheren Lage, auch von mir ſelbſt ſprechen zu müſſen. Indeſſen die Umſtände bringen es einmal mit ſich und der durcheinander geflochtene Zuſammenhang der Dinge Verhältniſſe und Perſonen fordert es. Und ſo muß ich ſchon in den ſauern Apfel beißen, und kann mir nicht anders-helfen, ich muß ihn auch Ihnen überreichen, und wünſche nur, daß Sie ihn nicht allzu ſauer finden mögen.

Alſo flehe ich Euer Excellenz Geduld und Nachſicht an von wegen dieſer mir abgedrungenen kurzen Ueberſchau des jüngſt verfloſſenen halben Jahrhunderts und der Gegenwart, worin ich gelebt und gewirkt habe, und wodurch und wie ich durch den allernatürlichſten Verlauf der Dinge in dieſe däniſchdeutſche Zänkerei hineingerathen bin. Ich ſpreche hier nur, weil ich muß, von den Dänen und von mir.

Mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts nahete ſich die neue Weltordnung oder vielmehr Weltunordnung Europa's, welche den Süden ſchon ein Jahrzehend erſchüttert hatte, dem Norden deſſelben recht fühlbar. Ich erinnere mich noch, wie ich um den Mittag des 2. Aprils des Jahrs 1801 bei einer Fahrt von Greifswald in das älterliche Haus auf dem Wege zwiſchen Stralſund und Roſtock die pommerſche Erde habe dröhnen gehört von dem Streit, der, zwiſchen Paul von Rußland Napoleon von Frankreich und Georg von England entbrennend, damals ſein blutig dräuendes Rieſenhaupt aus den Wolken der noch düſtern, vielen leider zu verdüſterten, Zukunft erhob. Es war der Donner der Schlacht von Kopenhagen, wo Nelſon ſeine Feuerdrachen ſpeien ließ; es war die Folge der erſten unglücklichen Anlehnung Dänemarks an Rußland und Frankreich. Wir wiſſen, wie die folgenden Jahre umhergetappt werden. Weder in Preußen noch in Schweden und Dänemark wußte man irgend, woher noch wohin. Man ahnete Gefahren, ja man hatte ſie ſchon vor den Thoren, aber die großen Entſchlüſſe und die gewaltigen Gedanken fehlten; vor allen fehlte der Gedanke, daß, wenn dieſe Drei zu rechter Zeit ſich tapfer und treu zuſammenzuſtellen und zuſammenzuwirken beſchloſſen hätten, die ſüdliche Wildheit und Raubſucht ſie nimmer hätte erreichen, wenigſtens nicht unwiderſtehlich überfluthen und verderben können. Jeder von ihnen ſtand lange unentſchloſſen, nur der Schwede nicht, der wohl ein Kampfherz, aber keinen Kampfgeiſt hatte. So geſchah ihnen das Natürlichſte: ſie wurden einzeln gefaßt, überraſcht und niedergeworfen. Dänemark hat es zuletzt und am ſchlimmſten büßen und bezahlen müſſen, weil es die Erinnerung und den Groll von wegen der Schlacht vom Jahr 1801 nicht hatte verwinden und überwinden können. Es vergaß in dieſem Groll, als im Herbſt 1806 der Drang der Umſtände auf das nächſte und fürchterlichſte auf es eindrang, wo ſeine Stärke und die Stärke ſeiner Freunde oder Feinde lag: Freunde und Feinde, je nach dem es ſeine Wahl nahm; es vergaß ſeine natürliche Stellung in der Klemme zwiſchen den Mächtigſten, und der Haß rieth ihm eine verkehrte Wahl. Es ſchloß ſich immer dichter und feſter, ja es ſchloß ſich faſt ganz an Alexander von Rußland und Napoleon von Frankreich. Der dritte Gewaltigſte, Georg von England, zauderte nun nicht länger und durfte nicht zaudern, da er Napoleon nicht als Zauderer kannte. Es kam für Kopenhagen der zweite große Tag, die Beſchießung und Einnahme der Stadt und die Wegführung ſeiner Flotte durch die Engländer im Herbſte 1807. Was war gewonnen, daß man für Rußland und Frankreich gegen das ſeemächtigſte England und gegen Schweden den Krieg wählte? Beſetzung, Befreſſung und Durchfreſſung des däniſchen Feſtlandes und einiger Inſeln von Franzoſen und Spaniern, Island Norwegen die däniſchen Inſeln der engliſchen Uebermacht preisgegeben und einzeln von Schifffahrt Handel und jeder freien ſelbſtſtändigen Bewegung abgeſperrt.

Hier lag eigentlich Dänemarks Unglück, welches ſeinen böſen unheimlichen Faden durch die verworrene europäiſche Politik von Jahr zu Jahr heilloſer ſich hat verfitzen und verknötern ſehen müſſen. Dänemark, von Haß gegen die Briten getrieben, hatte vielleicht unverſtändig auf ruſſiſche oder franzöſiſche Ueberwindung des engliſchen Löwen gehofft; und mogte ſolche Hoffnung auch nicht ganz unverſtändig dünken, ſo mußte es doch von ruſſiſcher und franzöſiſcher Treue genug kennen, um zu empfinden, welches Löwenbündniß es eingegangen war. Wenn es England wählte, ſo blieben ihm wenigſtens Dreiviertel ſeiner Beſitzungen geſichert. Nur die cimbriſche Halbinſel war aufs Würfelſpiel geſetzt; das Uebrige war den andern beiden durch das Meer und durch Englands Flotten unzugänglich.

Aus dieſer, wie mir däucht, ſeiner geographiſchen Lage nach durchaus verkehrten Wendung, welche es ſeit dem Jahr 1807 auf das entſchiedenſte genommen, ſind ſeine ſpäteren Geſchicke und Ungeſchicke als eine nur zu natürliche Folge gefloſſen. Rußland nach ſeiner Gewohnheit handelte gegen Dänemark, ſeinen alten Verbündeten, im Sommer 1812, wie es im Winter 1808 gegen das bis dahin mit ihm verbündete Schweden gehandelt hatte. Es ſchloß in jenem Sommer ein Bündniß mit Schweden und verbürgte demſelben Norwegen als ein Land, das von Dänemark abgeriſſen werden ſollte. Nun blieb dem unglücklichen verkauften und verrathenen Lande nur die Stütze Napoleon übrig, der aber vorher ganz Europa hätte beſiegen, d. h. auch Großbritannien hätte zerbrechen müſſen, um Dänemark in ſeiner Ganzheit ſchützen zu können. Napoleon fiel im Jahr 1814, mit ihm fiel Dänemark, der Gnade der Sieger preisgegeben. Es verlor ſeine Hälfte, es verlor das Königreich Norwegen.

Von dieſer Zeit an, nicht ganz genau ſeit dem Jahr 1814, aber doch ſeit den Jahren 1806 und 1807 datiren ſich die erſten Keime und Anfänge der Entzweiung zwiſchen den däniſchen und deutſchen Landen des Königs von Dänemark, deren Urſprünge theils natürliche und unvermeidliche, theils willkürliche und vermeidliche zu nennen ſind. Hier kommen wir zu Schleßwig-Holſtein und zu den Verhältniſſen dieſes Landes und ſeiner Bewohner zu Dänemark, die ſich in der neuen Zeit nach einer langen Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit, worin auch nah verbundene Völker ein ganzes volles Jahrhundert neben einander geſchlummert hatten, hinfort immer klarer und ſchärfer einander gegenüber zu ſtellen und zu zeichnen begannen. Neuer Geiſt des Zeitalters an allen Enden und Ecken Europa's, auch neue Arbeit und Noth allenthalben. Was bisher ruhig neben einander gelegen und mit einander geträumt und geſchnarcht hatte, ward aufgeſchüttelt und mußte ſich rühren, und lief und ſtieß in der Schlaftrunkenheit, die bei der aufdämmernden Morgenröthe der neuen Zeit ſich noch nicht beſinnen konnte, oft recht unſanft gegen einander. Hier darf auf die Geſchichte der däniſchen deutſchen Lande und auf ihre Verfaſſung nur hingewirkt werden. Sie ſind durch Männer wie Dahlmann, Lornſen, Beſeler, Falk den Zeitgenoſſen genug ins Licht geſtellt worden.

Genug, es hatte ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts angefangen zu zucken und zu rucken; es waren Vorzeichen und Vorſpiele. Zuerſt begann es von Seiten der Dänen, gleichſam in einem dunklen Vorgefühle deſſen, was ſie von ihrem Reiche verlieren ſollten, mit der klar ausgeſprochenen Abſicht, die däniſche Sprache mehr über die deutſchen Lande zu verbreiten, nämlich um die Volkstriebe enger und näher zuſammenziehen oder zuſammentreiben zu können. Sogar ſtellte ein däniſcher Freiherr Preiſe aus auf die Findung und Angebung des beſten Mittels, die däniſche Sprache in allen verſchiedenen Landſchaften zur allgemeinen zu machen. Wie natürlich, erfleckte dies nichts, es ließ die Zeit auch keinen Athem, daß es erklecken konnte; aber es erbitterte einige Deutſche in den deutſchen Landſchaften, die meiſten aber lächelten noch darüber. Bald kam das ängſtliche Gedränge der däniſchen Politik und das große Rechnung haltende Jahr 1814. Nun ſahen Holſtein und Schleßwig wechſelsweiſe Franzoſen Schweden Dänen deutſche Verbündete, ſie ſahen ihr Land und ſeinen Wohlſtand von Freund und Feind geplündert und verwüſtet, und mußten obenein noch das Jammergefühl erdulden, daß ihre Söhne gegen die endlich ſiegreiche deutſche Freiheit, für deren Erringung ſie ſo gern mitgeblutet hätten, unter franzöſiſchen und däniſchen Fahnen ins Feld ziehen mußten. Jetzt, wie im Unglück und in verkehrten Stellungen immer zu geſchehen pflegt, daher mancherlei Mißſtimmungen und Beſchuldigungen, welche durch die ſchlimmſte Finanznoth und durch die unſeligſte und unheilvollſte Art ihrer Beſſerung und Abhelfung, wozu die däniſche Regierung griff, und durch manches Andre, was die Deutſchen Uebervortheilung Bedrängung und Rechtskränkung ſchalten, noch vielfältiglich vermehrt wurden. Kurz, es bewegten ſich die däniſchen und deutſchen Geiſter, weil ſie der allgemeinen Bewegung der Welt nicht entfliehen konnten, in vielen und neuen Schwingungen; aber dieſe Schwingungen blieben, wie eben angedeutet iſt, nicht bloß leichte geiſtige Luftſchwingungen, ſondern ſie wurden ſehr leibhaftige, welche an der Erde und mit der Erde oft hart gegen einander trafen.

Nun geſchah, daß Schleßwig-Holſtein anfing, ſich antidäniſcher denn je zu empfinden, weil es, von dem friſchen und jungen deutſchen Leben ergriffen, ſich deutſcher empfinden mußte. Es war in Wien allen deutſchen Landen ohne Ausnahme Wiederherſtellung und Erneurung ihrer Verfaſſungen verſprochen. Auch die Schleßwig-Holſteiner begehrten jetzt ihr Recht, beriefen ſich auf ihre alte Grundurkunde und auf ihre frühere rechtlich nimmer aufgehobene Verfaſſung. Sie wollten von den Dänen nicht länger willkürlich regiert werden, ſteiften ſich aber auch nicht auf ihre alte Verfaſſung, ſondern erklärten, ſie wollten, damit des neunzehnten Jahrhunderts würdig gelebt werden könne und regiert werden müſſe, dem zweiten und dritten Stande, der ſonſt bei ihnen wenig oder gar keine Bedeutung gehabt hätte, das der Zeit angemeſſene Billige gern und freudig zugeſtehen. Sie verhandelten darüber mit ihrer Regierung, und als dieſe auf nichts ſich einlaſſen und ſie in alter Weiſe fortſchleppen und ermatten wollte, brachte Holſtein als altes deutſches Reichsglied in wiederholten Vorſtellungen und

Darſtellungen die billigen Bitten und Forderungen an die deutſche Bundesverſammlung in Frankfurt. Sie wurden aber dort immer mit der Erklärung abgewieſen, das ſeien höhere Dinge, worüber der deutſche Bund nicht entſcheiden könne; die Stände müßten ſich mit ihrer Regierung gütlich zu vergleichen ſuchen. Dies iſt in den Jahren geſchehen, wo der wackere Dahlmann holſteiniſcher Landſyndikus war. Als er alle Beſtrebungen der Stände unwirkſam und ſeine Arbeiten vergeblich geſehen hat, iſt er als Profeſſor nach Göttingen gegangen.

Hier, in dieſer Epoche, in dieſer fortgeſetzten Verweigerung der däniſchen Regierung und in der Zurückweiſung des Bundestages lag der Hauptkeim des Uebels, welches in den letztverfloſſenen fünf ſechs Jahren immer mächtiger gewachſen iſt. Die Schleßwig-Holſteiner murrten, ja ſie fluchten wohl und klagten über Verfaſſungsverletzung und Rechtsbruch. Und der Unpartheiiſche und des Laufes der Dinge Kundige darf es wohl ſo nennen. Denn wirkſamer und hinterliſtiger wird Recht nicht gebrochen, als wenn ſeine Uebung fortwährend verweigert oder mit Winken und Gelübden ſchlauer Berechnung in die weiteſte Ferne hinausgeſchoben wird. Man macht nicht allein durch die Zerſchneidung der Knieſehnen lahm, ſondern ſchon dadurch, daß man das Gehen verhindert. Die Dänen hofften wahrſcheinlich, es werde der junge luſtige deutſche Keim endlich in ihm ſelbſt ſterben, das deutſche neu aufgegangene Licht ſich in ſeiner eigenen Flamme verzehren, und endlich werde man die Deutſchen der Halbinſel ſo ſtill abſchlachten und ihr Gepräge, wie die Lettern confiſcirter Bücherauflagen, verlöſchen und einſtampfen oder vielmehr ſie ganz in die däniſche Form hineinſtampfen können. Ein deutſcher Mann kann aber bei dieſem Anblick wieder nicht genug klagen und beklagen, daß die deutſchen Herrſcher in Frankfurt für die deutſchen Landsleute nicht habe einſchreiten gewollt, daß es überhaupt — ein ſchrecklicher Gedanke — keine deutſche Sanctio Pragmatica, kein deutſches Volksgrundgeſetz giebt nach welchem deutſche Völker, die zufällig mit fremden Reichen verbunden ſind, geachtet und regiert werden müſſen. Wahrlich Schleßwig-Holſtein und ganz Norddeutſchland und auch Dänemark und Holland ſähen jetzt anders aus, wenn ein ſolches altes deutſches Volksgrundgeſetz beſtanden oder wenn man in den Jahren 1814— 15—16 in Wien vorgeſorgt hätte, wie Dänemark und Holland die Menſchen in Holſtein Limburg Brabant u. ſ. w. gebrauchen und beherrſchen mußten und durften.

In dieſer kurz angedeuteten Weiſe haben die Dinge in Dänemark ſich zwiſchen den Dänen und Deutſchen geſtellt, und mancherlei Misvergnügen Unfreundlichkeit Abkühlung oder Zerbrechung früherer Zutraulichkeit der verſchiedenen Völkerſchaften ſich zwiſchengeſchoben, bis es vor ſechs ſieben Jahren zu dem Jüngſten gekommen iſt, zur Errichtung und Anordnung ſogenannter Landſtände in den verſchiedenen Landſchaften. Hierbei hat es aber ſogleich im Anfange einen großen Zwiſt und ein gerechtes Geſchrei der Deutſchen über däniſchen Rechtsbruch geſetzt, indem ſie geklagt haben, es ſei mit däniſcher Hinterliſt und böſer Berechnung das alte heilige Band, welches Holſtein und Schleßwig ſeit vier Jahrhunderten verbunden gehalten, zerriſſen worden, und ſolle offenbar weiter zerriſſen und mit der Geſinnung und Liebe, welche die Lande ſo lange verknüpft, ſolle auch ihre Macht und Stärke zerriſſen werden. Denn Dänemark trennte bei der neuen Einrichtung Schleßwig von Holſtein, indem es für jede Landſchaft eine beſondere Ständeverſammlung befahl. Nach dem alten Landgrundgeſetz, wornach die Fürſten aus dem Hauſe Schaumburg weiland geherrſcht und welches ihre Neffen, die Grafen von Oldenburg, beſchworen, ehe ſie anerkannt wurden und ehe ſie durch die Macht dieſer deutſchen Lande auch den däniſchen Thron beſtiegen, wornach auch alle folgenden Jahrhunderte bis hieher Verwaltung und Rechtspflege als von einer feſtgeſchloſſenen Gemeinſamkeit geübt worden, ſollten beide Lande, Holſtein und Schleßwig, ewig unzertrennlich beiſammen bleiben, und ſo von den Fürſten des Oldenburgiſchen Stammes beſeſſen und regiert werden. Nun alſo neuer Zwiſt und alsbald Anfachung des ſcheinbaren Widerſtreits der politiſchen Verhältniſſe der beiden Landſchaften, indem Holſtein deutſches Bundesland, Schleßwig ein von Deutſchland unabhängiges Land ſey. Was auch an einigen Stellen für eine kurze Zeit einige Wankelung und Verwirrung in den Gemüthern zu erzeugen und nicht ganz ohne Erfolg zu bleiben ſchien. Als aber die Dänen dies bis dahin ausdehnen und auslegen wollten, daß Schleßwig durchaus ein däniſches Lehen ſey und alſo auf jeden Fall und bei jeder möglichen Veränderung des Herrſcherſtammes als ein ſolches mit Dänemark vereinigt bleiben müſſe, da ſind neue Sorgen und Schrecken der Deutſchen erwacht, ſie haben ihre alten Urkunden und Rechtstafeln nachgeſehen, und erkannt, daß Schleßwig hinfort nimmer von Holſteins Geſchicken geſchieden werden darf, daß beide in gleichem Recht und gleicher Ehre beiſammen bleiben müſſen. In dieſer Geſinnung und Erkennung haben ſich die Deutſchen bald wieder in alter Weiſe nur deſto feſter zuſammengeſchloſſen.

Hiezwiſchen iſt nun in den letzten Jahren ein Zunder geworfen, der hellere und heißere Flammen denn zuvor gezündet und genährt hat. Vor den Dänen hat ſich nämlich das düſtere Gewölk der Zukunft aufgethürmt, daß bei dem möglichen Ausſterben des herrſchenden königlichen Mannsſtammes die Frage über die Sonderung und Trennung der deutſchen Landſchaften von den däniſchen der Entſcheidung einer fürchterlichen Wirklichkeit gar nahe gerückt werden könne. In der Angſt vor dieſer Gefahr haben die Dänen für den Augenblick alle Beſinnung verloren und ſich mit den Deutſchen in vielen ſchlimmen verkehrten und ungerechten Kampf verwickelt, wobei natürlich dieſſeits und jenſeits es ſich oft aus den Schranken aller Mäßigung verlaufen hat. Bei welchem Zank von den Deutſchen auch darüber vorzüglich bittere Klage erhoben wird, daß ſie gegen ungleiche Waffen zu kämpfen haben, indem bei den Dänen Gedanke und Schrift frei, bei ihnen aber durch die Cenſur geſperrt und verſchnitten werde. Endlich iſt von den Dänen noch die ſchlimmſte Thorheit begangen, welche die Weiſeren unter ihnen wohl lange ſchon bereut haben, nämlich die Erneuerung des im Anfange des Jahrhunderts begonnenen Sprachgezänkes. Dieſer Zank hat in der ſchleßwigſchen Volksverſammlung begonnen und dauert bis dieſen Tag in unſeliger Heftigkeit fort. Hier rufen die Dänen nun, der Deutſche habe ihre Sprache überwältigt und wolle ſie überwältigen, die Deutſchen aber klagen, der Däne wolle im wilden Eifer ſeine Sprache auch da geltend machen, wo ſie längſt abgeſtorben ſei, oder gar, wo ſie nimmer geherrſcht habe, verlangend, daß in Verſammlungen, wo altherkömmlich Plattdeutſch oder Hochdeutſch als Herrſchaftsſprache gegolten, jetzt däniſch geredet werden dürfe und ſolle. Dieſer Zank iſt ein Zank der Eitelkeit und des Uebermuths geworden, auf Seiten der Dänen darin ein unverſtändiger Zank, weil ſie die Deutſchen, deren Gemüther durch Liebe und Freundlichkeit zu gewinnen ſie bei der gegenwärtigen Lage der Herrſcherfamilie und der Volksſtimmungen jetzt doppelt Urſache haben, ſehr aufgereizt haben — dadurch noch mehr ein unverſtändiger Zank, daß die Dänen vergeſſen, daß ein Teich ſich nimmer zu einem Ocean aufſchwellen kann und daß eine Million Dänen fünfzig Millionen deutſchſprechender Menſchen gegenüber in dieſem

Kampfe immer zu kurz kommen muß. Denn wie ſollten die Schleßwig-Holſteiner von den Dänen jetzt noch entdeutſcht werden können, da ſie den Geiſt der Wiſſenſchaft und Literatur der gewaltigen dicken deutſchen Maſſe hinter ſich haben? Aus dem Grunde, daß kein Unrecht tiefer brennt und kein Zank giftiger entbrennt, als wenn einem Volke ſeine Sprache oder Religion bedroht zu werden ſcheint, iſt hierüber nun faſt das heftigſte Feuer der Zwietracht aufgelodert. Die Dänen müſſen ſich hier mit der großen geſchichtlichen Erfahrung tröſten, daß an den Sprachgränzen der Völker der Kleinere und Schwächere dem Größeren und Stärkeren gegenüber immer Verluſt leiden muß.

Wie ich ſelbſt in dieſen Zank und in dieſes Feuer hineingerathen bin und jetzt ſo hineingezerrt werden ſoll, daß die Dänen mich darin wohl gern zu Aſche verbrannt ſehen mögten, darüber noch einige Winke, indem ich nun von den Dänen und von mir ſprechen muß, da ich bis jetzt meiſtens von der Stellung der Dänen zu den Deutſchen, beſonders zu den Schleßwig-Holſteinern, geſprochen habe. Ich kann und will mich hier, indem ich fürchten muß, Euer Excellenz Geduld zu ermüden, in möglichſter Kürze zuſammenfaſſen. Doch wird dies, nämlich meine Stellung zu den Dänen oder vielmehr, wie ſie ſich gegen mich geſtellt haben und eben die ſchweren Geſchütze des Zorns aus ihrer Stellung gegen mich abbrennen wollen, ungefähr ſo ein Ding werden, als was die Gelehrten eine genetiſche Entwickelung nennen.

Alſo dieſe Geſchichte von ihrer Geburt an! Denn dies ſind veteres irae, und ſie haben wohl nicht allein meiner vermeinten *deutſchen Popularität* wegen ihre Kanonen gegen meine Kleinigkeit aufgeführt. Denn es ſind in vielen deutſchen Tagesblättern und auch in der angefochtenen Allgemeinen Zeitung viel ſchlimmere und härtere

Worte über ſie ausgegoſſen worden, die ſie ſcheinen im Zeitenſtrom ruhig hingleiten und ſich verſchwimmen laſſen zu wollen.

Was nun mich ſelbſt auf dieſem Punkte, wo ich eben angelangt bin, betrifft, ſo habe ich bei Betrachtung und Schilderung allgemeiner europäiſcher und deutſcher Verhältniſſe von den Jahren 1811 bis heute in einzelnen Schriften und in ein paar dicken Büchern (namentlich in meinen Schwedischen Geſchichten und in meinem Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte) dem däniſchen Namen nicht vorbeigehen dürfen, niemals aber — das kann ich heilig verſichern — irgend eine beſondere Schrift über und gegen die Dänen geſchrieben noch irgend einen auch nur allerkleinſten Aufſatz der Art in irgend ein Tagesblatt eingerückt. Dieſer angeklagte Brief des Schleßwig-Holſteiners iſt hier meine pagina virgo, und wird es wahrſcheinlich bleiben, wenn es den lieben Dänen nicht beliebt den Streit weiter und tiefer zu zerren und zu verärgern. Ich habe hier bei dem großen und ſchweren ſchleßwig-holſteiniſchen Handel keinen beſonderen Beruf, ſondern nur den allgemeinen deutſchen Beruf, falls ich unſere Deutſchen ferner ohne Einſpruch und Hülfe von fremder Willkür und Gewalt unterdrückt ſähe. Den beſonderen Beruf muß ich denen, die über holſteiniſche Rechte und Verhältniſſe gründlicher als ich unterrichtet ſind, zugeſtehen und überlaſſen.

Alſo die Dänen und ich, und unſre Anfänge, welche zu ſo wunderlichen Enden auszulaufen drohen:

In den Jahren 1814 und 1815, wo über die deutſchen Lande und ihre Zukunft die Würfel geworfen werden ſollten, und nicht immer auf das glücklichſte geworfen ſind, hatte ich in mehreren kleinen Schriften meine Hoffnung und meine Freude ausgeſprochen, daß nun hoffentlich alle von fremden Herrſchern regierten deutſchen

Lande wieder zu Deutſchland kommen würden, daß die Engländer Schweden Dänen u. ſ. w. mit ihrem Einfluß und ihrer Herrſchaft hoffentlich für immer herausgewieſen oder herausverhandelt werden würden. Dies hatte ich ſelbſt für meine Heimath ſo ausgedrückt, ich, den die Dänen und viele Deutſche einen alten eingebrannten Schweden ſchelten, daß ich es für ein großes Glück halte, daß das ſchwediſche Pommern und Rügen nun dem natürlichen deutſchen Herrſcher zufallen würden, daß die Dänen nicht weiter in Deutſchland hineingelaſſen werden würden, daß die engliſche Herrſchaft über die hannoverſchen Lande wahrſcheinlich ausſterben würde. Ach! die Dänen ſind geblieben und den engliſchhannoverſchen Einfluß fühlen wir noch bitter an der Elbe und Weſer. Ich machte nun im Sommer des Jahrs 1816 von Stralſund und Kiel aus eine Reiſe in die däniſchen Inſeln, theils um einige literariſche Lücken zu büßen, mehr, um dieſen Theil der Nachbarn und Genoſſen meines Volkes und meiner Heimath durch den Augenſchein kennen zu lernen. Ich habe damals einige Monate auf der ſchönen Inſel Seeland verlebt, von ihr aus die kleineren Inſeln und auch die Zwillingsſchweſter meiner Inſel Rügen, Mön, beſucht und Land und Volk näher zu erkennen und zu erkunden geſtrebt. Ich habe da edle däniſche Männer kennen gelernt und bei einzelnen derſelben auch jene Gaſtlichkeit genoſſen, die wir Hyperboreer der Oſtſee mit altgermaniſcher Freundlichkeit zu geben gewohnt ſind. Aber bei allem dem bemerkte ich damals ſchon, daß einzelne beiläufige Aeußerungen von mir über das deutſche Glück, wenn man die Fremden aus Deutſchland herausſchaffen könnte, und über die ſchon vor mehr als einem Jahrzehend begonnene däniſche Sprachpropaganda von Vielen ſchlimm, von den Meiſten arg empfunden wurden. Ich bin damals ſogar von der däniſchen Polizei mit der beſondern Frage beläſtigt worden: Was ich als ein bekannter Dänenfeind für Abſichten und Zwecke mit meinem Aufenthalt in Kopenhagen habe? Wozu Veranlaſſung gegeben haben konnten theils Meldungen guter Freunde von Berlin her, theils die Zudringlichkeit eines rothhaarigen Schweden, Namens Lundblad, in Kopenhagen als ein Stück eines ſchwediſchen Spähers verdächtig, deſſen Widerlichkeit ich früher nimmer geſehen hatte und der ſich bei der Tafel in einem öffentlichen Gaſthauſe, wo ich wohnte, mehrmals mit einer gewiſſen beſtellſamen und zudringlichen Freundlichkeit an mich heran gemacht und in ſchwediſcher Sprache mit mir geloddert hatte. Derſelbige rothhaarige Lundblad, welcher ſpäter als ſchwediſcher Generalkonſul für Pommern nach vielen ſchändlichen Streichen und Geſchichten in die wilde Weite der vier Winde hat entfliehen müſſen. Ich erwähne dieſer alten Verdrüſſe hier ohne Verdruß. Ich hatte die Dänen dieſen Sommer als ein höchſt reizbares und eitles Völkchen, desgleichen mir auf meinen vielen Weltwanderungen noch nicht begegnet war, kennen gelernt.

Später, wie Einzelne ihres Volkes mir unumwunden erklärt, wie liebe Freunde mir erzählt oder geſchrieben haben, iſt der däniſche Unwille gegen meine arme Perſon noch gewachſen durch zwei von mir geſchriebene Bücher, worin ich ihre Geſchichte, ihre verkehrte Politik während der letzten anderthalb Jahrhunderte und der jüngſten Zeit dargeſtellt hatte und wo ihre Eigenthümlichkeit und prickelnde Eitelkeit nothwendig berührt und geſchildert werden mußte. Am meiſten hat ſie darin verdroſſen, daß ich aus rein naturhiſtoriſchen und phyſiologiſchen und phyſiognomiſchen Gründen einen Theil der Inſeldänen als ächte Germanen oder Gothen — wie die Dänen durchaus heißen wollen — bezweifelt habe, daß ich, um eine inſeldäniſche, beſonders ſeeländiſche, wunderlichſte Lebendigkeit Witzigkeit Hitzigkeit und Pricklichkeit, die ſich zwiſchen ihren nächſten Nachbarn (den Schweden Schonen Jüten) ſeltſam ausnimmt, auch um mir die Verſchiedenheit von dem gewöhnlichen nordiſchen Geſtaltengepräge zu erklären, die Seeländer und vorzüglich die Kopenhagener für ein Miſchlingsvolk halten muß, welches aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen zuſammengewehet ſei. Dies hat am meiſten verdroſſen und, daß ich ſie ein übertrieben eitles Volk genannt habe, was mein Schleßwig-Holſteiner fratzenhaft eitel nennt. Eine bittere Wahrheit, aber eine alltägliche Erfahrung; denn jede Eitelkeit verſtellt das Geſicht ihres Inhabers und hat auch die Gebärde des däniſchen Geſichts und der däniſchen Politik zu ihrem eignen Unglück nur zu ſehr verſtellt und ihre Sehkraft geblendet.

Hier lange ich recht eigentlich bei mir ſelbſt an. Gott hat mir, wie die Leute meinen, ein gutes Geſicht gegeben, die verſchiedenen Kreaturen von einander zu unterſcheiden und die bezeichnenden Karaktere der Thiere und Menſchen leicht aufzufaſſen und zu ſchildern. Er hat mir auch den Trieb gegeben, dies zu thun. Ich habe namentlich in den kleinen Schattenriſſen zur Völkergeſchichte dieſen Trieb ſpielen und walten laſſen. Freilich iſt ein Beſchreiber und Schilderer da in einer eignen Lage. Die einzelnen Menſchen und ganze Völker mögen lieber gelobt als getadelt werden, ſie pflegen das Lob als wohlverdient, den Tadel als ungebührlich hinzunehmen. Der Deutſche iſt hier wie in vielen andern Dingen noch der billigſte und geduldigſte. Wo ſollte ich armer Mann nun in Europa bleiben, wenn alle Völker, von welchen ich auch Mängel und Gebrechen gemeldet habe, gleich den Dänen ergrimmen und über mich herfallen wollten? Wenn ich ſage: der Deutſche iſt ſchwerfällig und träumeriſch, will ſchnarchen, wo er wachen ſollte, weiß oft nicht über einen Strohhalm wegzukommen, wann er eben über einen Balken hingeſprungen iſt: der Italiäner iſt heimlich und jachzornig: der Franzoſe wankelmüthig windig praleriſch: der Engländer kalt verſperrt und beſchränkt: der Schwede leichtſinnig und glatt und doch oft zu ſtarr und unbeweglich: der Däne ſehr reizbar und ſehr eitel — ſoll und darf ich armer Naturhiſtoriker von bacchantiſcher Wuth darüber wie Orpheus in tauſend Stücke zerriſſen werden? Solche Anklage, wie die Dänen in dieſer Beziehung eben gegen mich gewagt haben, erinnert, si parva licet componere magnis, an ein Begegniß, welches Schillern in ſeiner Jugend betroffen hat, da die Herren von Graubündten wegen einer Stelle in ſeinen Räubern, wodurch er ihr Volk verletzt haben ſollte, ihn bei ſeinem Herzog Karl von Würtemberg im Namen ihres Staates feierlichſt angeklagt hatten.

Alſo hier liegt die Grundwurzel der däniſchen Entrüſtung und Erbitterung gegen mich. Ich habe den Boden dieſer Wurzel und ihrer Erſcheinung am Lichte eben durch das Gefühl, das eine große Seele in einem kleinen und gebrechlichen Leibe hat, zu erklären und zu entſchuldigen geſucht, indem ich in meinen Büchern darauf hinwies, wie eben kleine Völkchen, wie eben unſere nächſten Verwandten von einzelnen Seitenzweigen der großen Familie, am meiſten und leichteſten erbittert werden, wann von ihrer Eigenthümlichkeit und Sprache und von der möglichen Bedrängung und Verengerung derſelben die Rede iſt, und habe als Beiſpiel die Holländer — aber die haben ſich doch eine herrliche Geſchichte errungen — und die Dänen genannt. Was hat mir das geholfen und was hilft es mir, daß ich den Dänen eben noch im verfloſſenen Jahr 1844 in der zweiten Auflage meines Verſuchs zur vergl. Völkergeſchichte (S. daſelbſt S. 327 — 345.)

zu allem Frieden und zu aller Freude unſerer verwandten Stämme zugeſprochen, daß ich ſie auf die allein würdige und weiſe Politik des Tages hingewieſen habe, dahin, daß Skandinavien mit uns Deutſchen, ihren nächſten Verwandten, ſich in Bündniß und Freundlichkeit zuſammenſchließen und die ruſſiſche Freundſchaft weiteſt von ſich ſtoßen ſollte. Was hilft es mir und was hilft es den Deutſchen in der Halbinſel? Jene ſetzen ihre Plackerei und Schleicherei gegen dieſelben fort, und verklagen mich, weil ich ſie ein ſehr eitles Volk genannt habe. Ja, was würde es mir helfen, wenn ich hier ſagte, was in meinen Schriften ſo oft und vielfach von mir ausgeſprochen iſt, daß ich in dem ganzen germaniſchen, und alſo auch in dem gothiſchen, Stamme den rechten Lebenskeim und Lichtſamen der letzten zweitauſend Jahre erkenne und verehre, daß ich die däniſchen Lichter, Thorwaldſen, Holberg, Oehlenſchläger, die Oerſtede u. ſ. w., mir mit einer Art deutſchem Stolz als Halbbrüder auch zueignen mögte?

Jetzt ſteige ich von hier zu dem Punkt der Punkte, zu dem Mittelpunkt aller dieſer einzelnen Punkte und Punktirungen hinab, nämlich, daß ich in meiner Klage über däniſche Unbille gegen die Deutſchen das Maaß überſchritten, die däniſche Nationalität auf die empörendſte und böswilligſte Weiſe verunglimpft haben, daß ich in aufrühriſcher Richtung geſchrieben haben ſoll. Hier faſſe ich dich, mein Gracche de seditione querens. Du fühlſt nur deine prickelnde und berſtende Eitelkeit und vergiſſeſt, wer du biſt, wo du ſtehſt, was du gethan haſt und was du thuſt. Mich, den deutſchen Mann, den preußiſchen Profeſſor, mögten dieſe Dänen gern in den Kerker und an den Galgen bringen, dieſe, die im Zorn der verletzten Eitelkeit ihre Stellung und ihre ſpielenden oder durchgeſpielten Rollen ganz und gar vergeſſen. Ich glaube nicht, daß die preußiſche Regierung oder in ihrem Auftrage unſer Geſandter in Kopenhagen ſich aus den Schmähungen und Schimpfungen, welche die Dänen in den letzten Jahren über uns Deutſche ausgegoſſen haben, eine Blumenleſe geſammelt hat, aber, wie ich ſchon angedeutet habe, allein ſchon aus der Allgemeinen Zeitung würde ſich bei Durchmuſterung der letzten fünf Jahrgänge derſelben ein Strauß ſo mächtigen Geruches flechten laſſen, gegen deſſen vermeſſene und pöbelhaft ungemeſſene Rieſenhaftigkeit jener Brief und ſeine Begleitung als kleine unmündige Kinder zuſammenſinken müſſen. Ich habe es geſagt, und es iſt an hundert Stellen Schwarz auf Weiß zu leſen: Vor den Augen und Ohren der däniſchen Regierung in der Dänenhauptſtadt, wie viel und wie gräulich ſind die Deutſchen der Halbinſel, wie oft und wie viel die Deutſchen insgemein geſchmäht worden, ja als ein langweiliges feiges dummes in der Welt kaum irgendwo zu findendes Volk geſchmäht worden! Und iſt das bloß von elenden namenloſen Pamphletiſten und literariſchen Windfahnen geſchehen? iſt es irgend nur zufällig und beiläufig und innerhalb der vier Wände irgend einer Geſchloſſenheit, als aus allgemeiner gereizter Stimmung des Volks unwiderſtehlich hervorſprudelnd, herausgebrochen? Nein! nein! In den größten öffentlichen Verſammlungen, bei den größten öffentlichen patriotiſchen Feſten und Feiergelagen. Hochbeamte, Ständevertreter, Profeſſoren, Gelehrte von Rang haben unſern Namen mit ſolchen Unehren genannt: Profeſſor Clauſen, Orla Lehmann, der berühmte Grundtvig, dieſer faſt der giftigſte von allen. Wahrlich gegen ſolchen groben Nordwind ſäuſeln meine angeklagten Worte leiſe wie ein ſanfter Zephyr dahin. Haben dieſe gewaltigen

Dänen es nicht gelobt, den däniſchen Gehorſam und das däniſche Grundgeſetz den Deutſchen allenfalls mit den Schwertern in die blutigen Tafeln ihrer Rücken einzuhauen?

Und die aufrühreriſche Tendenz in dem Briefe? Geklagt wird darin nur über beſchleichende ermüdende und abſichtliche Plackerei und über Rechtskränkung. Daß dieſe da geweſen und noch da iſt, erhellt wol ſelbſt aus meiner kurzen Darſtellung zur Genüge. Der Gedanke der Selbſthülfe wird nur vorausgeſetzt, falls tyranniſche Gewalt von den Dänen oder gar von den Ruſſen als möglichen Mitſpielern und Gehülfen gewagt würde. Man weiß doch wol, was nach chriſtlichem Begriffe unter tyranniſcher Gewalt verſtanden wird und wie dann die Selbſthülfe gegen ſolche Gräulichkeit der edlen menſchlichen Natur gemäß gewöhnlich von ſelbſt einzutreten pflegt.

Und nun auch ein Wörtchen von der ſogenannten deutſchen Popularität, welche ich als Schriftſteller genießen ſoll. Ich kann ja nicht wiſſen, mit welchen epithetis ornantibus aut deformantibus Herr von Löwendrn das Wort begleitet hat. Ich darf mir wohl keine ornamenta orationis von ihm einbilden. Doch muß ich dieſes vieldeutige Wort hier ganz kurz anfaſſen. Ich ſtehe hier ja vor einem edlen Manne, der mich und mein Leben kennt. Ich bin dem Alter nahe, welches der Pſalmiſt als ein hohes Ziel des Menſchen bezeichnet, und bin als Menſch und Schriftſteller bald ein halbes Jahrhundert mit einigem Bewußtſein unter meinem Volke rundgewandelt. Bin ich popular? bin ich popular geworden? Möglich. Das aber darf ich kühnlich ſagen, daß ich nimmer mit der aus allen Winden wehenden und in alle Winde hinfahrenden aura popularis gebult habe. Jakobiner Volksverführer Jugendverderber, mit dieſen erbaulichen Namen hat mich eine gewiſſe Parthei reichlich begoſſen. Sie haben mein Volk davon nicht überreden können, daß ſolche Namen die meinigen ſeyn durften. Ich habe immer nur mit Männern verhandelt, zu Männern geredet; nimmer bin ich im eitlen oder flatternden Sinn ein Knabenſchänder geweſen; nimmer habe ich einen Knaben oder Jüngling aus ſeiner unbewußten harmloſen Unſchuld in eitle politiſche Träumereien und verderbliche Geiſt und Kraſt vergeudende und verwüſtende Beſtrebungen hineingeriſſen. Freilich ein politiſcher Schreivogel, dem die Thörigten und Leichten im Volke nachſingen, kann man wohl eine Zeitlang ſeyn, aber nimmer lange bei den Deutſchen. Mögen Tauſende gelehrter, geiſtreicher, hochfliegender ſeyn, als ein ehrlicher Mann habe ich meines Weges fortzuſchlendern geſtrebt und hoffe mit der Achtung und Liebe meines Volkes mein bischen Uebriges zu vollenden. Ja, ich fühle es mit Freude, aber nicht mit Hochmuth, ich beſitze die Liebe und Achtung vieler beſten Deutſchen; ich fühle es mit Dank gegen Gott, der jedem ſeiner Geſchöpfe ſein Pfündlein zugetheilt hat, daß er mir ein paar Gran des Pfundes der Rede mitgegeben. Ich kann deutſch empfinden, ich habe nicht bloß deutſch ſprechen, ſondern auch deutſch reden gelernt, d. h. ich habe das Herz und den Muth, den deutſchen Verſtand und die deutſche Vernunft auszuſprechen; denn Rede heißt auf deutſch Vernunft. Und weiter nichts; denn ich bin eben nur eine ehrliche Stimme, die von unten aus dem Volke nach oben klingt und oben leider bis jetzt wenigen Zuklang und Wiederklang gefunden hat.

Doch wie dieſem immer ſey, ich will ja nicht fürchten, daß man den Fremden, die frei gegen uns ſchreien und ſchmähen dürfen, das deutſche Wort preisgiebt. Doch ich muß hier aus meiner innigſten Seele meine innigſte Ueberzeugung wieder ausſprechen, jene, die in dem gefürchteten Prieſe ausgeſprochen iſt, daß wir Deutſche vor andern

Völkern uns durch Worte zuſammenſprechen und zuſammenleiben und zuſammenleben helfen müſſen, da uns ſo vieles Andre fehlt, was ein großes Geſammtgefühl und in der Noth eine große Geſammtthat erzeugt. Das höchſte Wort hat nach dem Plane der ewigen Weisheit einſt die ſchöne Welt erſchaffen; die deutſche Rede die deutſche Sprache der deutſche Geiſt muß Vieles, was uns fehlt, erſetzen und ergänzen, muß das chaffen bilden und vollenden helfen, was zum Theil ziemlich chaotiſch, beinahe wie blinder Stoff, bei uns noch durcheinander geworfen liegt.

Hier führe ich Euer Excellenz in fröhlicher Erinnerung glücklichſter Zeit einmal auf die Bahn zurück, auf welcher wir weiland gemeinſam gewandelt ſind. Ich hoffe mich mit Ihnen noch in gleicher Geſinnung auf derſelben zu befinden. Sie können nicht vergeſſen haben, was deutſcher Geiſt und deutſches Wort damals ſchufen. Sie glauben gewiß nicht, was manche Hohe zu glauben ſcheinen, daß gleichſam ein Engel vom Himmel den Königen und Miniſtern allein das beſondere Wort der Offenbarung bringe, für jeden einzelnen Fall dieſes Wort bringe, für jedes einzelne Moment den unmittelbaren Anhauch und Einhauch des für daſſelbe nöthigen Gedankens. Nein, aus dem Allherzen, aus dem Allgeiſt des Volkes allein athmet, wehet und leuchtet endlich hell die Flamme auf, wodurch auch der Könige Herzen erwärmt und erleuchtet werden müſſen. Ja, wir haben in jenen glücklichſten Jahren, hinter welchen nun ſchon ein Menſchenalter abgefloſſen iſt, von jenen unſichtbaren Hochgebirgen der Begeiſterung, über welchen eine höhere Sonne Gottes leuchtet, die heiligen Waſſer herunterſauſen und brauſen gehört, die in tauſend Strömen und Bächen über die Lande floſſen und die Herzen befruchteten. Millionen Millionen Tropfen haben dieſe heilige Fluth geſchwellt, ich fühle mich noch heute ſelig unter ihnen und will gern das kleinſte Tröpflein heißen, das von ihrem Strome mitgetragen iſt.

Nein, ich will nicht fürchten für das deutſche Wort. Es muß das Wort ja ſeine Gewalt und Herrſchaft haben, wie Europa's und Deutſchlands Wandel und Bildung einmal ſteht. Es müſſen auch die wilden ſauren Waſſer des tückiſchen und ſchadenfrohen Geiſtes neben den ſüßen und befruchtenden hinbrauſen und hin und wieder Bäume ausreißen und Wieſen und Felder verſanden dürfen. Aber wir können für unſere Belebung und Erhebung, ja für unſere Errettung und Erhaltung ſein nimmer entbehren. Denn was iſt der Geiſt, was iſt der Gedanke ohne das Wort? Das Wort iſt des Geiſtes Klinge und Schneide, das Mark und Bein durchbohrt, aber auch allein Blitze und Schwingen hat. Schlage dieſe Schneide ſtumpf, brich dieſe Klinge entzwei — und das Volk liegt hülflos und wehrlos da.

Doch nicht zu viel Ernſt über dieſen langweiligen Spaß, der mir ins Haus und auf den Hals gefallen iſt. Mir ziemt es hier wohl von den heiteren Bergen des hohen Alters in das tiefe tiefe Thal der Erde hinabzuſchauen, wo die tauſend Gaukelbilder des Nichts und des Luges und Truges, worum das arme Leben ſich abquält, im hellen Sonnenſchein vor mir ausgebreitet flattern. Ich darf ſpielen. Darum weiſe ich zuletzt auf einen Scherz hin, den Gott auf dieſen ſchlechten Spaß zu legen ſcheint. Gott oder der Zufall, der mir nicht Gott iſt, ſpielen oft auf eine räthſelhafte und ironiſche Weiſe durch und mit den Menſchen auf dieſer Erde, und auch hoch über den Köpfen der Menſchen und den Gipfeln der Erde. Gottes Ironie iſt hier und ſchaut mich mit einer lächelnden Doppelmaske an. Hier die beiden Geſichter:

a. Löwenörn. Spielt der Name des däniſchen Freiherrn nicht recht auf mich an? und bedeutet er mir, wenn ich ihn nach der glücklichen Seite hin wende, nicht eher Sonnenſchein als Unwetter? An der Meerenge, wo meine Wiege von der Oſtſee umrauſcht ward, herrſcht an der einen Seite der rügenſche Löwe, an der andern Seite der pommerſche Greif. Iſt der Löwenadler oder Löwenörn nicht ipsissimus gryps, der handgreiflichſte Vogel Greif?

b. Der Profeſſor. Ich, der bonner Profeſſor, werde als ein gräulicher Verunglimpfer des däniſchen Namens gleichſam von dem Könige von Dänemark, wenigſtens in ſeinem Namen, angeklagt. Hier fällt mir in guter Stunde eine Geſchichte ein, welche einem däniſchen Profeſſor gar nicht weit von mir hier am Rhein in der allergrößten Aehnlichkeit mit der meinigen begegnet iſt. Es begab ſich vor etwa zwei Jahrzehenden, zu der Zeit, als die demagogiſchen Umtriebe und Unterſuchungen in Deutſchland in friſcheſter Blüthe ſtanden, daß der berühmte königlich däniſche Staatsrath und Profeſſor in Kiel, Pfaff, ſich einen Mittag auf der Inſel Nonnenwörth hart am Siebengebirge in einer großen fröhlichen Geſellſchaft befand. Da, als der Wein Herzen und Lippen erweitert und geöffnet hatte, hat Pfaff mir und andern Gepreßten ein lautes Vivat und einigen Namen, welche man als die Hauptanzettler der Gegenumtriebe glaubte, ein noch lauteres Pereat gebracht. Dies iſt in Berlin angemeldet, in Kopenhagen angeklagt, und der König von Dänemark iſt freundlich angegangen worden, beſagten frechen kieler Profeſſor deswegen gehörig zur Verantwortung zu ziehen. Der König hat aber abgelehnt und geantwortet: aus ſolchen Kleinigkeiten mache man ſich in ſeinen Landen nichts, wo man an freie Rede und Schrift und an luſtige Vivats und Pereats gewöhnt ſei.

Doch genug des Tragikomiſchen, das ja wohl nicht ins

Tragiſche überſchlagen wird — genug und viel zu viel; weswegen ich Euer Excellenz nochmals um gütigſte Verzeihung bitte. Ich habe mir die dumme Geſchichte zur Erheiterung zu machen geſucht, und wünſche, daß Sie unter dem vielen Langweiligen der Erläuterung derſelben auch einiges Ergötzliches finden mögen. Doch habe ich nicht ohne Abſicht Manches breiter erklärt und auseinander geſetzt, da es vielleicht ſeyn könnte, daß Sie angemeſſen fänden, einen Theil oder das Ganze zu mehrerer Aufklärung unſerm verehrten Herrn Miniſter des Auswärtigen mitzutheilen.

Der ich bin, der ich war: mit ſchuldiger Ehrerbietung
Euer Excellenz
dankbarer E. M. Arndt.

Bonn, den 23. des Lenzmonds 1845.

Skandinavien,
Deutſchlands Verwandter und Nachbar.

(In der Germania 1851.)

Aelteſte Wohnſitze und Wanderungen der germaniſchen Hauptvölker.

Wenn wir den ſpärlichen Winken und Berichten der Griechen und Römer den Sagen und dem Glauben unſers Alterthums und den bleibenden geographiſchen und ſtatiſtiſchen Lagen und Verhältniſſen der Länder und Völker folgen, ſo finden wir von den beiden älteſten Hauptvölkern des nördlichen und weſtlichen Europas, den Celten und Germanen, die Celten mehr im Süden, die Germanen mehr im Norden. In welchen Jahrtauſenden vor unſerer Zeitrechnung dieſe Völker auch aus der alten Wiege des Menſchengeſchlechts, aus den Gebirgen des öſtlichen Hochaſiens einſt entſprungen ſind und ſich aus dem Oſten gegen den Weſten zur Wanderung aufgemacht haben, wir finden die Celten und einzelnen zerbröckelten und zerſprengten Nachlaß derſelben ſüdlich der Karpaten, an beiden Ufern der Donau, an beiden Seiten der Alpen bis an den Rhein und Po und hin und wieder über den Rhein und Po hinaus, endlich in Gallien, Britannien und bis in Hispanien hinein. Nördlich über ihnen werden uns die Germanen gemeldet, ſowie die Geſchichte über denſelben aufzudämmern beginnt mit der ausdrücklichen, ſeit Julius Cäſar oft wiederholten Meldung und mit ſpäterer hiſtoriſcher Beſtätigung, „daß die einſt viel mächtigern und weiter im Norden hinauf herrſchenden und wohnenden celtiſchen Völkerſchaften von der anſchwellenden Macht und Gewalt der Germanen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer nach dem Süden hinunter gedrängt worden ſeyen," wie denn auch ſpäter nicht allein die celtiſchen Stämme, ſondern auch faſt alle Reſte der älteren Völker und Reiche Europas endlich von den Germanen zuſammengefaßt und bezwungen und zu neuem Leben durch ſie und mit ihnen geführt worden ſind.

Gerückt alſo ſind die frühern Germanen immer weiter von dem Nordoſten nach dem Südweſten hin, ohne daß wir irgend Zeit und Veranlaſſung ſolcher Vorrückung und weitern Ausbreitung des Namens und der Herrſchaft wüßten. Bei dieſem hiſtoriſchen Umblick treffen wir auch auf den Namen Sveven. Daß dieſer Name in Cäſars und Tacitus' Tagen die große germaniſche Mehrheit, wohl zwei Drittel des Ganzen umfaßt habe, darüber kann kein Zweifel ſeyn. Er weiſt darauf hin, daß zunächſt aus dem Nordoſten, von den Küſten und Inſeln der Oſtſee, von der Newa bis zur Elbe und Weſer hin, die Germanen immer weiter nach oben zu der Donau und dem Rhein hin vorgerückt ſind, womit wir nicht ſagen noch behaupten wollen, daß in früheſter germaniſcher Zeit einzelne andersartige Stämme des Volks nicht ſchon gegen Weſten bis an die Nordſee vorgedrungen ſeyen. Uns aber bleibt vor allen andern germaniſchen Großnamen der Name Sveven ein germaniſcher Hauptname. Er heißt nichts Anderes als Seeländer*), weil wir annehmen, daß die Germanen bei ihrer erſten Einwanderung in den Nordweſten Europas die alte, auch im Mittelalter, wie in den neueſten Kriegszügen der Völker, leichteſte und gangbarſte Kriegs- und Handelsweltſtraße längs dem Dnepr hinauf zur Newa und Düna an die Küſten der Oſtſee vorgedrungen ſind und dieſe und die Inſeln und Halbinſeln derſelben, alſo auch Skandinavien, beſetzt und nach und nach bevölkert haben. Sveven heißen alſo ſchlechthin Seeländer, ſtatt welches Namens Plinius den Namen Vandalen als einen Großnamen gebraucht, welcher im Grunde daſſelbe bedeutet*). Uns kümmert nicht, daß auch kleinere Volkstheile (vielleicht einzelne abgeriſſene und zerſtreute Bruchſtücke des einſtigen Hauptſtammes) ſpäter mit den Einzelnamen Sveven und Vandalen in Spanien auftreten, daß unſer gegenwärtiges Schwabenland nur ein kleiner Theil Deutſchlands iſt. In der Geſchichte ſind die Erſcheinungen häufig, daß das Große im Einzelnen als ein Kleines, das Kleine im Ganzen als ein Großes erſcheint: ſo iſt England nach der wenigen Schar der Angeln, nicht nach der viel größern Menge der Sachſen genannt worden.

---

*) Sve, Svi, nichts als die germaniſchen Wörter Sä, Sea, Sjö, See bei Isländern, Engländern, Schweden und Deutſchen. Das breite V, wobei das Maul etwas vollgenommen wird, iſt allmälig ausgefallen, wie der Isländer und Engländer jetzt die Wörter Sva (So) und Sword (Schwert) ausſpricht, wie der Schwede Simma ſpricht und ſchreibt, nicht Svimma.

Alſo von den Küſten und Inſeln der Oſtſee im weiteſten Sinn waren die germaniſchen Völkerſchaften von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter gegen den Südweſten hinaufgezogen. So erzählten ſich die meiſten Germanen, ſie ſeyen weiland in Schiffen gekommen. Dies war namentlich bei den Sachſen und Franken der Fall. Später leſen wir Aehnliches bei Jornandes, Prokop und Agathias über Gothen, Langobarden, Rugier, Heruler, Gepiden, wo Mythen und Geſchichte freilich kaum zu ſcheiden ſind; ebenſo klingt es aus den Tagen des großen Gothenkönigs Dietrich von Verona: Völker, Fürſten und Fürſtengeſchlechter, einſt dort hoch im äußerſten Norden heimiſch, allmälig immer weiter zu dem Süden hinabkommend. Bei aller ſchwankenden und wogenden Unſicherheit der Hinwinkungen und Erzählungen doch ein uralter Zuſammenhang der edlen Stämme, ein Zuſammenhang, den der Geiſt des großen Oſtgothenkönigs ſcheint zu erhalten oder den abgeriſſenen wieder anzuknüpfen geſucht zu haben.

---

*) Wand, Wat, Wot, Wate, Vate: Waſſer und Naß; Wanda: wäſſern, tränken. (S. „Svenſka Fornſänger,“ wo es in dieſem Sinne mehrmals vorkommt.)

Skandinavien und ſein Sagenkreis.

Hier begegnet uns nun am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gerade in den Tagen, als der hohe Glanz des Nordens mit dem letzten großen Schwedenhelden, mit Karl XII., zu erbleichen begann, daß der ſkandinaviſche Patriotismus der Dänen und Schweden vorzüglich aber der Schweden, aus den ſpärlichen und dünnen Nachrichten und Fabeln der römiſchen, griechiſchen und mittelalterlichen Schriftſteller und noch mehr aus den in Island geborgenen oder auch gedichteten älteſten Liedern, Sagen und Fabeln ſich eine ſo großartige ſkandinaviſche Götter-, Helden- und Rieſengeſchichte geſchaffen hat, als ſie auf Erden nimmer beſtanden und in dem Skandinavien, wie es vor zweitauſend oder dreitauſend Jahren war und ſeyn mußte, nimmer geweſen iſt noch ſeyn gekonnt hat. Sie haben Göttergeſchlechter, Rieſengeſchlechter und Enakskinder, ſie haben einen luſtigen, ewig heitern und paradieſiſchen Himmel, ſie haben eine gewaltige, in Fülle der Güter und Heldenkraft ſchwebende wimmelnde Volksmenge geträumt und gedichtet, die dort nimmer geweſen iſt. Hier muß ich die Namen Olaf Rudbeck, Verelius und Peringſkiöld nennen. Der Name Suithiod (Land der Suionen oder Seeländer) ward zu dem Namen Scythia umgedreht, und

Skandinavien und alle Lande, welche die Gothenſtämme nördlich den Karpaten und dem Schwarzen Meer bis zur Weichſel und Oder hin weiland wenigſtens eine Zeitlang beherrſcht haben, laufen bei ihnen unter dem prächtigen Namen Scythia magna, „Suithiod hin mickla", aus welcher das Gewimmel aller germaniſchen Völker wie aus einer Degenſcheide (ſie nannten es vagina gentium) einſt hervorgeſprungen ſeyn ſollte. Kein Wunder dies. Man hatte aus den Bergwerken Hölzer und Blüten von Palmen und andern tropiſchen Pflanzen in verſteinerten Abdrücken, man hatte aus den Hünengräbern die Rieſenknochen von den mitbegrabenen Roſſen der Helden für Menſchenknochen genommen. Man folgerte: „Vor vielen Jahrtauſenden war hier ein wärmſter Himmel und eine Fülle irdiſcher Herrlichkeiten und eine Menge und Gewaltigkeit der Menſchen, wie ſie im 17. und 18. Jahrhundert auf der immer kälter und ärmer werdenden Erde nicht mehr ſeyn konnte"; man träumte von Trauben und Pomeranzen, von Weizen und Reis, welche in jener glücklichen Vorzeit die Fluren Lappmarkens und Islands bedeckt hätten, auf welchen jetzt keine Kornähre und keine Haferſtaude reifen, kein Baum wachſen will.

Wie man ſich dieſe Außerordentlichkeiten und Herrlichkeiten herausphantaſirt und ſich und Andern eingebildet hatte, nicht beſſer iſt es mit den Geweben gegangen, welche man aus den allerdings herrlichen Liedern und Mythen der „Edda" und aus den älteſten norwegiſchen und isländiſchen Sagen heraus- und zuſammengeſponnen hat. Von was für Göttern und Helden wimmelt es auch hier, welche die Spätern, die lange nach der alten „Edda" geboren wurden, aus den älteſten verſchollenen Sagen, Namen und Geſchichten Aſiens unter dem Nordpol zuſammengebaut haben! Die Völker und vor allen die Herrſchergeſchlechter der Völker ſind einmal ſo geartet, daß ſie mit dem erſten einfachen alten Adam Gottes nicht vorlieb nehmen wollen. Wir wiſſen, wie die germaniſche Vorgeſchichte faſt in allen Stämmen geſtrebt hat, ſich mit den Allerälteſten und Erſtgebornen der Geſchichte zuſammenzuſpinnen, wie auch eine verworrene und oft pedantiſche Gelehrſamkeit, welche nirgends von vorn oder von einer unbekannten Wiege anfangen wollte, nach Troja und Rom, ja nach Jeruſalem und Memphis für ihre Ahnen ausgeſehen hat. Nicht blos die Römer, auch die fränkiſchen Merwinger wollten Trojaner ſeyn, ja viele Geſchlechter und Städte — in unſerer ſchönen alten Stadt Trier kann man einen ſolchen Ruhm in einer goldenen lateiniſchen Inſchrift leſen — wollten wol ein Jahrtauſend vor Babylon, Troja und Rom ſchon beſtanden und geſtanden haben. Auch unſere Skandinaven ſind mit ihren Aſen nicht bloß nach Aſien zurückgelaufen, ſondern mit ihren alten Göttern und Heroen ſogar auf den troiſchen Ida geſtiegen. So mächtig zur eitlen oder ſtolzen Verführung ſind oft einzelne Wörter. Zum Beiſpiel: Bei der Erneuerung und Verjüngung des neuen Himmels und der neuen Erde (laut der „Edda") und der herrlichen Aſen (Götter und Helden) ſammeln ſie ſich wieder um eine neue Stätte der Seligkeit, wo ſie der alten Herrlichkeit und der jungen Luſt gedenken. Da lautet es: „ſie ſammeln ſich auf Ida Wall"*). In dieſen Worten ſind manche Skandinaven auf den Berg Ida über Ilion geſtiegen, und Viele ſind ihnen unvorſichtig nachgeklettert und haben Odin und ſeine Aſen wol mit Priamus Söhnen und Helden verbunden, als hätten die früheſten Isländer auch die alten Sagen von Troja gehabt. Es heißt aber jener Ida Wall nichts Anderes als die

---

*) i Ithavelli. S. die „Voluſpa", die Ausgabe nach Raſk von Afzelius. (Stockholm 1818.)

Grüne Au*) oder Pindar's elyſiſches Gefild der Seligen. Wall bedeutet im Nordiſchen nichts Anderes als Au und Wieſe, die Bedeutung Wall für Mauer, Burg und Feſtung aus den romaniſchen Sprachen iſt eine ſpätere Einführung in die ſkandinaviſchen. Auch mit dem Wort Aſen (Aſar), wie hat man in und durch Aſien auch da mit allerlei Worten hin und her geſpielt, ja, um einmal unſerm alten Voß nachzuſprechen, geaſet. Es iſt aber das Wort As oder Ans, welches in unſerer deutſchen Sprache auch in vielen Namen (Ansbert, Ansfried, Anſelm) mitklingt, von dem Worte Asius oder Asiaticus ein himmelweit verſchiedenes; die Aſen heißen nichts Anderes als die Einzigherrlichen, die Göttlichen, ganz was das lateiniſche Divi, das nordiſche „Diar". Auch mit den herrlichen älteſten Eddaliedern, mit den nordiſchen Natur- und Götterfabeln hat man in tauſendfältig verſchiedenen Deutungen und Herleitungen ebenſo viel hin und her geflunkert und gefaſelt. Dieſe Mythen ſind ſeltenſte Glanzerſcheinungen, man möchte ſagen aus nordiſchen Lichtern und Scheinen, von auf Fels, Metall und Eis geſpiegeltem Sonnenſchein geboren, einzelne ausgeſpritzte Lichtfunken eines höhern und edlern geiſtigen Daſeyns, echte Abſpiegelungen des gewaltigen heidniſchen Nordens, aus mächtigen Herzen gequollen, eiſerne und felſige Kraft und Stärke zu zeugen und für unüberwindliche Arbeiten und Kämpfe zu ſtählen. Es iſt überhaupt das mißlichſte Ding, Mythen und Fabeln einer alten Urwelt auszulegen und aus gewöhnlichen Köpfen und Herzen der Menſchen zu deuten, oder ſie mit der Geſchichte eines Volks zuſammenzulegen oder von derſelben auseinanderzulegen. Solche Ahnungen oder Fabeln des kindlichen oder kindiſchen Herzens der Völker ſind gleichſam ihre Urdichtung. Solcher Urdichtung, wie überhaupt jeder Urkunſt des menſchlichen Gemüths bis in den tiefſten Grund, bis zu dem Webſtuhl des ſchaffenden Geiſtes ſelbſt, nachdringen und das Ganze und Große in dem Einzelnen und Kleinen zeigen und erklären zu wollen, iſt faſt ein Wagniß, wie mit den Augen in die Sonne ſchauen und in den Abgrund des Oceans bohren zu wollen. Man ſchwebt bei ſolchen Unterſuchungen gleichſam um die Urkunſt des Geiſtes; man wird von tauſend wechſelnden Lichtern und Schatten umflattert und ſieht zu gleicher Zeit Alles und Nichts.

---

*) Vall, isländiſch Völr: Weide, Wieſe, Wunne; in alter und in mittelalterlicher nordiſcher Sprache und auch heute noch valla: weiden; an der Oſtſee in der Schifferſprache: die grün hervorſpringende Küſte, der Kuriſche Wall, Pommeriſche Wall u. ſ. w.

Kurz, man hat mit den allerwunderlichſten Ungeheuerlichkeiten über die altnordiſche Natur- und Götterlehre und über die gefundenen verſchiedenen Götterdynaſtien genug phantaſtiſirt und hin und her geflunkert von Olaf Rudbeck bis zu dem däniſchen Suhm und deſſen verſchiedenen Odinen aus den Niederſteigungen des Budda und Brama hin; ja ſogar den Namen Scandia für Skane hat man bis aus Indien her deuten gewollt, nicht bedenkend, wie viel Zufälliges oft in Klängen und Gleichklängen iſt. Gottlob, das tropiſche Paradies des Nordens mit ſeinen Palmen und Ananas und ſeinen göttergleichen Rieſenmenſchen iſt vor der Kritik und Naturlehre unſerer Tage verſunken, und die Lügen, die ein Saxo Grammaticus, um die Dänen ſeines Biſchofs Abſalon zu erheben, in die wirklichen, echten Sagen und Geſchichten mit hineingewebt hat, wie die Phantaſtereien der Peringſkiölde, ſind mit allen ihren bunten Dämmernebeln der Vorwelt dahingeſchwunden. Die Dinge ſind ſeit dem letzten halben Jahrhundert immer mehr in die wahren Verhältniſſe zwiſchen Wahrheit und Fabel in die richtige Mitte geſtellt worden. Schlözer in ſeiner ſonſt ſehr verdienſtlichen „Nordiſchen Geſchichte“ hatte doch mit etwas zu plumper und roher Fauſt in das ſchöne nordiſche Farbengewebe hineingegriffen; es fehlte dem ſonſt ſehr wackern Manne durchaus der feinere Sinn für das Schöne, der fromme Sinn für das Unmittelbare und Urſprüngliche, was als Grundgeſchichte des Lebens der Völker in der Fabel und dem Mythus liegt; er gießt hier im puritaniſchen Eifer immer das Kind mit dem Bade aus. Männer wie der Däne Rasmus Müller und unſer einziger und unvergleichlicher erſter und beſter Heſſe Jakob Grimm haben auf dieſem irrſalvollen Gebiet das Maß gefunden und geſtellt. Auf jenem andern Felde, wo die Palmen und Rieſen wachſen ſollten, haben die erdkundigen und ſternkundigen Männer, die Humboldts, Aragos, von Buchs u. ſ. w. uns ziemlich klar gezeigt, daß der Bauch der Erde, wenn anders in ihm ein glühender Ofen flammt, ſich ſeit Moſes' und Homer's Tagen wenig abgekühlt hat, daß die Klimate der Länder ziemlich ſo ſtehen wie vor dreitauſend Jahren, und daß die Grenzen des Weinſtocks, Oelbaums, Weizens und Reiſes faſt noch ebenſo liegen wie damals.

So hat die gewachſene Wiſſenſchaft die wirklichen und gemachten Fabeln und Mythen berichtigt. Sie hat überhaupt, wie die Erfahrungen und Begebenheiten der jüngſtverfloſſenen ſechzig, ſiebenzig Jahre für die menſchliche und politiſche Geſchichte der Völker den Blick erhellt, erweitert und geſtärkt haben, uns gelehrt, die Zeit und ihre lange, unendliche Fortrollung um viele Jahrtauſende zurückzuſtellen. Es wird jetzt im Himmel und auf der Erde immer mit Myriadenzahl und Millionenzahl der Welten und der Jahre gemeſſen, wo man ſonſt ſchüchtern kaum mit der Tauſendzahl voranzugehen wagte. Moſes und die Zeitrechnung ſeiner Welt mit dem Alter von 6000 bis 7000 Jahren ſind längſt veraltet und abgeſchafft. Mit der Länge der Zeiten iſt auch die Länge des Alters der Völker gewachſen.

Wir dürfen über das Jahrtauſend der germaniſchen Einwanderung aus dem aſiatiſchen Oſten in den europäiſchen Nordweſten uns jetzt nicht mehr den Kopf zerbrechen; die uns übrigen Denkmäler der ältern Geſchichte ſind völlig ſtumm darüber. Jetzt ſollte es billig Keinem mehr einfallen, da noch nach der Zeit zu fragen, noch in einzelnen, in Herodot's Tagen nördlich über dem Schwarzen Meer wohnenden Völkerſchaften, die er etwa als blond, rothhaarig und blauaugig bezeichnet, Brudergenoſſen der alten Germanen zu finden und in ihren Wohnſitzen germaniſche Urſprünge zu ſuchen. Doch gibt es noch einzelne ſolcher Käuze, wie Jene geweſen ſind, die aus den Bewegungen und Erſchütterungen, welche des Perſers Cyrus Feldzüge über den Kaukaſus oder noch weiter öſtlich über den Oxus hinaus gegen Norden verurſachen konnten, oder gar aus den viel ſpätern der gegenmithridatiſchen Feldzüge eines Lucullus und Pompejus ſich Auszüge und Auswanderungen der Germanen und ihrer zweiten oder dritten Odine gegen Weſten zurechtgefabelt haben. Wahrlich, Völker, welche der römiſchen Weltmacht unter einem Cäſar und Auguſtus mit fürchterlichen Heermaſſen die Spitze bieten konnten, hatten vielleicht ſchon ein Jahrtauſend oder mehr vor Cyrus in ihrem Europa geſeſſen!

Wirkliche Geſchichte Skandinaviens. Zuſtand des Landes im 9. und 10. Jahrhundert.

Doch gehen wir von Fabeln und Phantaſtereien weg und zur wirklichen Geſchichte über! Was hinſichtlich unſerer ultima Thule und ihrer Grenzlande in einzelnen Sagen, Hindeutungen und Namen bei den alten Griechen und Römern vor Cäſar und Tacitus übrig iſt, haben fleißige und ſtrenge Gelehrte (Schöning, Stritter, Schlözer, Thunmann) ungefähr zuſammengeleſen und geſichtet. Die gewonnene Ausbeute iſt eine ſehr geringe; auch aus Plinius und Tacitus lernen wir über dieſen Norden ſo gut wie nichts: bruchſtückige und märchenhafte Erzählungen über Bernſtein und Pelzhandel, und aus der „Germania" des Tacitus die Meldung, daß bei den Suionen ſchon eine feſte, faſt unumſchränkte Königsherrſchaft beſtehe. Hinfort wie laut und fürchterlich der Name der Gothen über dem Schwarzen Meer und den Karpaten den Ohren der Römer auch erklingen muß und wie gern die Schweden und Dänen ihre Oſtgothen und Weſtgothen mit jenen des 4. und 5. Jahrhunderts auch zuſammenknüpfen — aus dem hohen Norden kommen keine andern als Fabeltöne zu uns herüber.

Erſt mit dem 9. Jahrhundert, in den Tagen Karl's des Großen und ſeines Sohnes Ludwig's des Frommen, geht Skandinavien vor den Blicken der nun beginnenden deutſchen und europäiſchen Geſchichte des Mittelalters auf, auch erklingt aus dem äußerſten Oſten her unter Ludwig zuerſt der Name Rus oder Ros in Weſteuropa als der Name eines Volks. Karl rüſtete in ſeinen letzten Jahren ſchon gegen die Dänen und Normänner, die anfingen ſich zu bewegen; unter Ludwig's Söhnen und Enkeln im 9. und 10. Jahrhundert, länger als hundert Jahre, erſchienen ſie als fürchterliche Wikinger, Seefahrer und Räuber und wurden das Schrecken der Welt.

Nach außen machten ſich alſo die Skandinavier oder Normänner nur zu bekannt, aber über das Innere ihrer Länder, über ihre eigentlichen Heimats- und Hauszuſtände haben wir doch nur abgeriſſene und ſpärliche Nachrichten, welche wir den von Ludwig und ſeinen Nachfolgern durch den Erzbiſchof von Bremen in den heidniſchen Norden abgeſandten Boten und Verkündern des Evangeliums und einzelnen deutſchen Schiffern und Kaufleuten u. ſ. w. aus Schleswig und andern Seehäfen zunächſt verdanken.

Die Sendboten des Evangeliums, welche aus dem Lande Angeln über die däniſchen Inſeln hin das ſkandinaviſche Hauptland bereiſen und bis zu den Herrſcherſitzen Sigtuna und Upſala gelangen, finden wider ihre Erwartung im Reiche der Schweden ein nicht wildes, ſondern ein durch Ackerbau und Viehzucht leidlich glückliches und angebautes Land; ſie finden in den Heiden und ihren Häuptlingen freundliche und gaſtliche Menſchen, die von dem Chriſtenthum noch nichts hören wollen; das Reich wohl eingerichtet mit Königthum und Hohenprieſterthum, und einen Opfer- und Gottesdienſt, der nicht von geſtern her zu ſeyn ſcheint. Kurz, nach ihren Berichten und nach Dem, was ich in Hinſicht auf die nordiſchen Wikinger bald weiter berühren werde, hat man ſich das Schweden und Norwegen des 9. Jahrhunderts wohl beinahe ſo vorzuſtellen, wie ſie eben heute beſtehen, vielleicht ſogar fruchtbarer, blühender und volkreicher.

Wir ſprechen hier von Ländern zwiſchen dem 55. und 65. Breitengrade, alſo von ſehr kalten Ländern. Sie würden noch viel kälter und zum Theil noch weiterhin öd ſeyn, wie das breite, in unendlicher Weite ausgedehnte, von allen Stürmen und Eis- und Schneeflocken des Nordoſtwindes überwehte und übergoſſene Nordrußland und Sibirien, wenn nicht ein Waſſerathem ſie allenthalben umhauchte. Daß ſie Halbinſeln und Inſeln und rings vom Meere umfloſſen oder durchſchnitten ſind, gibt ihnen einen weichern und mildern Lufthauch, als der öſtlichſte Norden Europas und Aſiens hat. Wiederum hat der Norweger, als Derjenige, welcher aus der Weſtſee faſt immer von feuchten Winden angeweht wird, gewöhnlich einen gelindern Winter, auch mit häufigern Wechſeln zwiſchen Froſt und Thauwetter, als der im breitern dickern Binnenlande wohnende Schwede.

Wir haben uns alſo jenes Skandinavien des 9. und

10. Jahrhunderts in großer Aehnlichkeit mit dem, was dort jetzt beſteht und entwickelt iſt, zu denken, ungefähr wenigſtens in demſelben Umfange und Maße zu denken: ein milderes Klima, ein um viele Stufen milderes Klima als des nördlichen Rußland, dreißig, vierzig Meilen höher nach dem Norden hinauf, als das in Rußland möglich iſt, noch Anbauung und Gewinnung von Korn, Gerſte und Hafer, auch die Buche und Eiche, unter den Fören und Birken ſüdlicher nur noch gedeihend, etwas weiter gegen Norden hin noch lebend. Wie geſagt, dies Alles mit Maß.

In welchem Jahrtauſend der Weltgeſchichte die Germanen in Skandinavien einſt eingewandert waren, welche Völker ſie dort gefunden, abgelöſt, bezwungen oder vertilgt hatten, davon weiß uns keine Geſchichte zu erzählen. Sagen und mythiſche Spuren, Erſcheinung einzelner Fremdwörter, vorzüglich aber eine auffallende Aehnlichkeit des ſkandinaviſchen und finniſchen Zauberweſens und des ganzen eigenthümlichſten und wunderlichſten Zauberglaubens machen wahrſcheinlich, daß vor ihnen finniſche Stämme dort wohnten. Das Land hatte damals wol, was es jetzt hat: mittelmäßigen Ackerbau und Viehzucht, reichen Fiſchfang, aber noch wenig Metallbau, welcher erſt ſeit dem 16., 17. Jahrhundert mehr gefördert und erweitert worden iſt, viele und reiche Geflügeljagd, wohl etwas mehr Bären- und Wolfsjagd, mehr Elenne*) und Reene, als heute dort weiden, gewiß auch ergiebigere Seen und reichere Wälder als gegenwärtig. Wir haben darüber natürlich keine genauen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Berichte, aber wir können es ſchließen aus einer ziemlich ſichern Wahrſcheinlichkeits-

---

*) Heißt nordiſch „älg“ (Cäſars alces). Unſer Elendthier iſt ein verdorbenes Wort; das Thier heißt ſeiner Größe und Stärke wegen Ellenthier: das Thier der Stärke, lat. animal magnum et forte.

und Einleitungsrechnung, die leider häufig eine böſe Verleitungsrechnung wird; bei dieſer Rechnung laufen uns die Wikinger in den Weg, oder vielmehr ſie helfen uns auf dem ungebahnten und mislichen Wege unſerer Betrachtung über [illegible] wahrſcheinliche Lage der nordiſchen Dinge, Zuſtände und Menſchen in jenen Jahrhunderten.

Raub- und Eroberungszüge der Normänner.

Wir kommen denn auf die Wikinger oder Seefahrten und Seeräubereien der Normänner. Ich habe oben erwähnt, daß neue Bewegungen und Bildungen im Norden der Elbe die letzten Jahre Karl's des Großen ſchon beunruhigten, daß er Rüſtungen gegen ſie machte. Bei Jornandes leſen wir von frühern Wanderungen, welche Rugier, Heruler und Gepiden gegen Süden hinab einſt aus den nordiſchen Inſeln gemacht haben ſollen; wir leſen ſie neben den älteſten Sagen über die Geſchlechter der oſtgothiſchen und weſtgothiſchen Könige, die ſchon am Schwarzen Meer und um die Karpaten herrſchend geworden waren. So wenig wir wiſſen, wann jene Auswanderungen der germaniſchen Völkerſchaften geſchehen noch wodurch ſie veranlaßt worden ſind, ebenſo wenig Gewiſſes wiſſen wir über die nächſte Veranlaſſung der Rüſtungen und Auszüge jener nordiſchen Krieger, welche länger als ein Jahrhundert die Schrecken der Küſtenlande Britanniens, Frankreichs und Deutſchlands geweſen und ſelbſt den Spaniern und Italienern an einigen Orten fürchterlich bekannt geworden ſind. Sie werden uns meiſtens geſchildert als gräuliche, unwiderſtehliche und unbeſiegbare, faſt rieſenhafte Recken, die mit Schwertern, Streitäxten und Enterbeilen einhieben. Sie erſchienen den Angelſachſen, Franzoſen und Deutſchen jener Tage faſt unter dem Bilde, unter welchem die Römer des Julius Cäſar und Germanicus die Krieger des ſueviſchen Arioviſt und des cheruskiſchen Arminius und die Soldaten Julian's die Sachſen und Franken des 4. Jahrhunderts erblickt und den Menſchen ihrer Heimat ausgemalt hatten. Jene waren durch die Anfänge des Chriſtenthums, welches die wilden, trotzigen Heidennaturen in dem Mörſer der Reue und Buße zerſtoßen mußte. Damit ſie für eine edlere Bildung zermürbt und für die Empfangung des feinern Samens eines neuen geiſtigen Lebens zubereitet würden, gemindert und geſchwächt — kurz, ſie waren ſchon ſehr zerquetſcht und zermürbt, als dieſe Recken der friſchen, blutdürſtigen, alten Heidenkraft über ſie kamen und ihnen faſt wie unüberwindliche Rieſen däuchten, wie jene Aeltern einſt den Römern gedäucht hatten. Sie erſchienen aber nicht blos rieſenhaft, ſondern zahlreich. Was den Norden jener Jahrhunderte zuerſt aufgerührt und aufgeſchüttelt hat, wiſſen wir nicht. Einige haben gemeint, eine ſich drängende Fülle der Volksmenge, Andere weiſen auf dort ſich ergebende neue Entwickelungen hin, wie die Geſchichte der Völker in den verſchiedene Epochen derſelben ſie den Blicken des Betrachters häufig in einer gewiſſen Aehnlichkeit zeigt: nämlich Strebungen zu größerer Ordnung der Einheit und Gewalt, d. h. *monarchiſche Strebungen*. Die chriſtlichen Sendeboten des Evangeliums fanden im 9. Jahrhundert etwas einer alten geordneten Monarchie Aehnliches in Schweden; die nordiſchen, aus Island überlieferten Sagen und Geſchichten berichten uns aus jenen Tagen das Entſtehen von geſchloſſenern, feſtern und größern Königthümern beide in Norwegen und Dänemark, und das Kämpfen vieler Kleinkönige und Häuptlinge gegen Die, welche für ihren Untergang Großkönige werden wollten. Aus Furcht und Flucht vor neuen Herrſchern und Tyrannen ſeyen die Auswanderungen nach Island und Grönland und bis nach

Amerika hin für die Bewahrung der alten heiligen Unabhängigkeit und Freiheit erfolgt, und nachdem die Unruhen und Erſchütterungen endlich immer allgemeiner geworden und das ganze Volk erfaßt hätten, hätten ſie die Männer auf die weiteſten Seezüge und auf die Landungen und Räubereien aller ſüdweſtlichen Länder und Küſten hingetrieben. Wie dem immer ſey und welche auch die Urſachen und Veranlaſſungen jener fernen, lange fortgeſetzten Wikingsfahrten der Normänner geweſen ſeyn mögen, ihre Geſchichte im Ganzen geht uns hier nichts an; wir berühren ſie bloß für unſere hiſtoriſche Anleitungs- und Ueberleitungsrechnung, nämlich für die Vorausſetzung und Annahme, daß der ſkandinaviſche Norden in jenen genannten Jahrhunderten ebenſo bevölkert, wo nicht mehr bevölkert war, als er jetzt iſt. Die Wikinger zogen ein gutes Jahrhundert lang und länger mit Flotten nicht nur von 5000 und 10,000 Mann, ſondern wol von 30,000 und 40,000 aus; ſie kamen ſpäterhin nicht allein, um zu plündern und zu verheeren und Beute zu machen, ſondern auch um Lande zu beſetzen und für immer zu bewohnen. So iſt von ihnen die Normandie beſetzt und bevölkert worden, ſo ein großer Theil der nordöſtlichen Küſten Englands und namentlich Schottlands und viele der nördlich und weſtlich liegenden ſchottiſchen Inſelgruppen, ja ſie haben im Anfang des 11. Jahrhunderts ein Menſchenalter in England die Oberherrſchaft gehabt; ſo ſind ſie von ihrem äußerſten Oſten, von den öſtlichen ſchwediſchen Küſten mit großen Scharen den Weg, auf welchem ihre Vorfahren weiland zum Norden hinauf gezogen waren, gleichſam wieder nach Süden zurückgegangen, ſind längs der Düna und dem Dnjepr hinauf- und hinabgezogen und haben mit ihren Fürſten und Adel dort erſte monarchiſche Fürſtenthümer Rußlands gegründet und einem großen Volke nach einer Landſchaft in ihrem Oberlande*) den Anfang und Namen gegeben. Dieſe Züge und Auszüge haben Menſchen gekoſtet, denn wie bei jetzigen Heerfahrten ſind von den vielen Tauſenden, welche jährlich auszogen, nach den Schickſalen der Schlachten, Schiffbrüche und Seuchen doch wol die Hälfte der Ausgezogenen nimmer in die Heimat zurückgekehrt. Wir ſchließen alſo ganz richtig, daß der Norden eine durch viele ſtille Jahrhunderte geſchaffene und geſammelte Volksmenge haben mußte: denn ſchicke jetzt nur etwa ein Jahr ums andere 30,000 oder 50,000 der rüſtigſten Männer aus Norwegen und Dänemark aus, laß die gute Hälfte nicht wieder kommen, und ſetze das ſo über ein Jahrhundert fort — und wir wollen ſehen, wie die keinesweges dichte Bevölkerung dieſer Länder das ertragen ſoll.

Skandinaviens innere Verhältniſſe vom 11. bis 16. Jahrhundert.

Natürlich haben dieſe Heerzüge und Auswanderungen gegen Weſten und Süden die rüſtige und reisliche Jugend ſehr vermindert und geſchwächt. Bei dieſem kurzen Ueberblick über den germaniſchen Norden kommt es uns mehr darauf an, wie er, unſer nächſter und faſt ungemiſchter Blutsfreund, ſich zu uns und unſern Zuſtänden und Entwicklungen verhält, als wie er zu den fremdern und fernern Völkern ſteht. Wir haben bei dieſem unſerm Vorſatz und Geſichtspunkt gleichſam mehr ſein inneres, heimiſches und eigenthümliches Leben und Treiben als ſeine allweltlichen, menſchlichen und politiſchen Strebungen und Wirkungen nach außen hin zu beachten und zu betrachten. Wir wollen vor allen Dingen zuerſt und zumeiſt achten und bemerken, wie er ſich zu uns verhält, wie und worin er uns etwa ähnlich oder

---

*) **Roslag** (Rosbezirk) in Upland.

unähnlich iſt. Genug, der Norden, nachdem er durch ſo gewaltige und faſt erderſchütternde und weltumkehrende Donnerſchläge und Wolkenriſſe wie ein herabbrauſendes und vernichtendes Schickſal die Welt mit Schrecken lange erſtaunt und durch Rieſenthaten faſt bezaubert hatte, war für Jahrhunderte ſtiller geworden und faſt nur in ſich verſchloſſen und auf ſich beſchränkt, hatte von der Mitte des 11. bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kaum einen allgemeinen europäiſchen Ton und Klang. Nun hatte ihn gleich der übrigen barbariſchen und heidniſchen Roheit und Gräulichkeit Europas das chriſtliche Prieſterthum auch zu zerarbeiten und zu zermürben, damit er allmälig zu einer höhern, menſchlichern und geiſtigern Bildung hinübergeleitet werden konnte. Solche Zerarbeitungen und Verwandlungen der Völker vollbringen ſich gleich andern Geburten nicht ohne bittere Schmerzen und ſchneidende Wehen; es wird auch, indem das Gewaltige und Trotzige des kräftigen und muthigen Heidenthums, wenn auch nicht zerbrochen, doch mit brennenden Mitteln angegriffen und ſo geſänftigt und gemildert werden muß, durch ſolche medeiſche Zermalmung und Ausbrennung der rohen und wüſten Gewalt manche heldige und freudige Macht und Kraft der That und der Männertugend für eine Zeitlang wenigſtens gebeugt und geknickt, damit ſie unter anderer Sonne und bei anderen Winden in neuer Weiſe künftig wieder grad aufſtehen und wachſen könne. Wir ſehen alſo jetzt den Norden auf ſich und auf ſeine kleinen, für die Geſchichte unbedeutenden Händel und Entwickelungen beſchränkt. Seine Geſchichte bleibt faſt ungewußt in der Heimat ſtecken. Wir erblicken hier ähnliche Kämpfe, Strebungen, Entwickelungen und Umwandelungen, wie in den ſüdweſtlichen, germaniſchen und romaniſch-germaniſchen Ländern und Reichen, nämlich Zerwerfungen und Hinſtrebungen des Einzelnen und Verſchiedenen zu mächtigerer Einheit, Zuſammenſchlagung der vielen kleinen Häuptlinge und Völkerſchaften zu monarchiſchen Königreichen. Auf dem nordiſchen Feſtlande beſteht und befeſtigt ſich, freilich unter manchen Wechſeln und Stürmen der Geſchlechter, das alte Königreich der Schweden und Gothen, indem bald der eine, bald der andere große Volksſtamm zu überwiegen ſcheint. An der Weſtſeite dieſes Feſtlandes, wo ein hoher Gebirgrücken, die nordiſchen Fjällen genannt, gleichſam Skandinaviens Apenninen, vom 59. bis zum 72. Breitengrade, vom Süden bis zum Nordcap das Land durchſchneidet, iſt durch Bändigung und Unterdrückung vieler ſtolzen und ſelbſtherriſchen Häuptlinge eine Monarchie entſtanden, deren Entſtehung zu der Beſetzung und Bevölkerung Islands und zu den welthiſtoriſchen Fahrten und Abenteuern der Wikinger vielleicht mit den Hauptanſtoß und Fortſtoß gegeben hat. Ich ſpreche hier von Norwegen. Auch in Dänemark und auf ſeinen Inſeln und Halbinſeln finden wir zu derſelben Zeit ganz ähnliche Erſcheinungen und Entwickelungen. Dies wurzelt, ſprießt und wächſt, nachdem der wilde Wogenſchlag der Wikingsfahrten ſich zu ſtillern Wellen niedergeſtürmt und geebnet hatte, nun einige Jahrhunderte ſo fort; es wächſt und entwickelt ſich in dem einen Theile glücklicher und freier, in dem andern unglücklicher und knechtiſcher. Das große, durch die hohen Fjällen getheilte Feſtland behält ſeine altgebornen Ordnungen und Geſetze und entwickelt daraus eine im Ganzen glückliche gemeine Freiheit. Zwar unter mehrern Königen, welche vom Glanz und Stolz der Ritterſchaft und von der Pracht der Hofhaltungen gelockt wurden, wird zuweilen ein Anlauf genommen zur Schaffung und Entwickelung einer Art Lehensherrlichkeit und eines hohen mitherrſchenden Adels; dies geſchieht aber mit wechſelndem Steigen und Sinken, und obgleich im Ablauf der Zeit unter verworrenen und ſchwachen

Regierungen einige Vorzüge und Vorrechte von den Adelsgeſchlechtern erkämpft oder errungen wurden über den nordiſchen Brauch und die uralte Freiheit der Männer und Bauern hinaus, ſo hat hier doch mehr als in den meiſten andern europäiſchen Ländern die gemeine Freiheit meiſtens den Sieg behalten, und kaum iſt es in Schweden und Norwegen in einzelnen Landſchaften wol zu einigem Schein der Hörigkeit, nirgends aber zur Leibeigenſchaft gekommen; die große Menge der Bauern hat ihre uralte Freiheit und Unabhängigkeit entweder für immer behauptet oder das in ſchlechten Zeitläuften davon Abgeriſſene ſpäter doch größtentheils wiedererkämpft.

Ganz anders aber und viel unglücklicher und knechtiſcher haben die Dinge ſich in Dänemark entwickelt und geſtaltet. Einzelne tüchtige Könige Dänemarks hatten, zumal in Vereinigung mit Norwegen, zum Beiſpiel Sven und Knut der Große, im 11. Jahrhundert Oberkönige Englands, und die Waldemare, der Erſte und Zweite im 12. und 13. Jahrhundert, eine Zeitlang mit Glück in Norddeutſchland nach der Herrſchaft der Küſtenlande (Pommern, Rügen, Mecklenburg, Holſtein) greifend, um höhere und weitere Macht für ihr Volk geſtrebt, aber dieſe Macht doch nicht feſthalten können. Nach dieſen kurzen Erſcheinungen einer flüchtigen Herrlichkeit hatte Dänemark (wie die Dänen ſagen und klagen, nach dem Beiſpiel Deutſchlands, was aber für Deutſchland nicht allenthalben gelten darf) ſich immer mehr zu dem Schlechtern und Schwächlichern entwickelt. Es war eine übermüthige Adelsherrſchaft entſtanden mit völliger Unterdrückung der gemeinen germaniſchen Freiheit, in mancher Hinſicht faſt ſchlimmer als die ſüdländiſchen Lehnsverhältniſſe, zumal da dieſe Adelsherrſchaft oft in die böſeſte aller Herrſchaften, in die Oligarchie weniger vorragenden Familien ausartete. Dieſe ſchlimmſte aller Tyranneien hatte das unglückliche und niedergetretene Volk im Zorn und Grimm über die Ohnmacht und Schmach, wozu die übermüthigen Oligarchien ſie und König und Reich erniedrigt hatten, um die Mitte des 17. Jahrhunderts nur zerbrochen, um ihrem Könige für die Herrſchaft der Junker die vollſte unumſchränkteſte Sultansgewalt zu übergeben. So iſt hier der Ausgang und Erfolg der Empörung gegen das Böſe ſo geweſen, wie die Geſchichte ihn leider alle Tage zeigt: man zertrümmert die eine Gewalt und läuft blind und wie mit gebundenen Händen der andern in die freiwillig freundlich geöffneten Arme. Der Adel war nun freilich von ſeinem hohen Stuhl heruntergeworfen, aber durch den orientaliſchen Abſolutismus der Könige waren die Kleinen weder freier noch glücklicher geworden.

Kurz, in dieſem Norden eine ſtille und von dem übrigen Europa kaum vernommene Entwickelung, jedoch mit Ausnahme der deutſchen Hanſa, welche beinahe vier Jahrhunderte die Oberherrſchaft in der Oſtſee und über den Handel und die Gewerbe Skandinaviens behauptet hat. In dieſer Entwickelung iſt eine gewaltige Störung und auf jeden Fall eine große Schwächung der nordiſchen Kraft eingetreten durch die vielberufene große Peſt, welche zwiſchen den Jahren 1347 und 1351 mit ihrem giftgeſchwollenen Bauche wie eine Mordſchlange über die ſchönſten Länder Europas hingeſchlichen iſt. Ueber die Verheerungen, welche ſie im Norden angerichtet hat, fehlt es uns an klaren und beſtimmten Nachrichten; wir haben nur einzelne und dunkle Bezeichnungen in Chroniken und in Volksliedern und Sagen, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht laufen; in Zahlen können wir, wie es uns überall mit den meiſten Erzählungen aus jenen Jahrhunderten geht, nichts Genaues angeben, aber auf dem ſkandinaviſchen Feſtlande, in Norwegen und in Schweden, ſoll die Verwüſtung die gräulichſte und fürchterlichſte geweſen ſeyn und in manchen Landſchaften über die

Hälfte der Sterblichen weggerafft haben. Noch heute ſchweigt die Sage und das Lied davon in Schweden nicht; in manchen Kreiſen und Kirchſpielen werden große Wälder und Einöden gezeigt mit Spuren von Gräben und Wällen, wo einſt Dörfer und Häuſer geſtanden, und von Feldrainen und Furchen, welche einſt der Spaten aufgeworfen und der Pflug geriſſen hat und welche jetzt von mächtigen Bäumen bewachſen oder mit Dorn und Geſtrüpp bedeckt ſind. Dieſer europäiſche allgemeine Tod, bei welchem der Franzoſe noch heute mit ſeinem Mort bleue flucht, in andern Ländern der Schwarze Tod genannt (wie man in Amerika und Spanien jetzt auch von einem Gelben Tode zu erzählen weiß), hieß im Norden der Große Tod oder „Diger Död," woraus einige deutſche, der nordiſchen Sprache unkundige Geſchichtſchreiber, als die gräulichſten Schrecken bezeichnend, einen Tigertod gemacht haben.

Still alſo war der Norden geworden, ſchwach und ohnmächtig, ſowol durch die Auswanderungen und Ausleerungen in Folge der Wikingsfahrten, als ſpäter durch dieſen Großen Tod. Dieſe Schwäche zeigt ſich auch fort und fort durch das ganze 15. und 16. Jahrhundert hin während der Strebungen, Kämpfe und Empörungen, welche die ſkandinaviſche Kalmar-Einigung der Königin Margaretha vom Jahr 1397 eingeleitet und fortgeſetzt hat. Wir fragen uns hier: Wie groß ſind in dieſen unruhigen und unglücklichen nordiſchen Zeiten die Heere, mit welchen die Schweden und Dänen gewöhnlich gegeneinander ziehen? Aus welcherlei Hauptleuten und Kriegern beſtehen in der Regel die meiſten Beſatzungen der nordiſchen Feſtungen? — Wir antworten: Selten ziehen größere Scharen als 15000 bis 20,000 Mann gegeneinander, und die Hälfte dieſer Heere beſteht meiſtens aus deutſchen oder ſchottiſchen geworbenen Regimentern. In den Feſtungen ſtehen häufig deutſche Hauptleute mit ihren Söldnercompagnien als Commandanten. Dies iſt nicht blos der Fall, wenn Prinzen aus deutſchen Herrſcherhäuſern (Pommern, Mecklenburger, Baiern) auf Thronen des Nordens ſitzen oder um ſeine Kronen werben und kämpfen, ſondern es iſt die gewöhnliche Weiſe, welche ſo fortgeht durch die großen ruſſiſchen, liefländiſchen, polniſchen Kriege der Schweden bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein. Wie viele deutſche und ſchottiſche Adelsgeſchlechter haben jene fremden Oberſten und Hauptleute in jenen Jahrhunderten nach Schweden verſetzt! Selbſt die arge und berüchtigte Schwarze Bande, die in Wälſchlands Gränzen entſtanden, in Dietmarſen halb vernichtet, in Weſtgothland mit ihren Reſten größtentheils gefangen ward, hat Schweden einen ſeiner größten Feldherren, den Pontus de la Gardie aus dem Hainegau geliefert.

Schwedens Aufſtreben im 16. und 17. Jahrhundert.

Kommt jetzt die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts, die neue nordiſche Zeit, wo nach den gewaltigen Wikingerfahrten, deren blutiges Gedächtniß glücklich faſt erloſchen und vergeſſen war, der zweite nordiſche Glanz mit den Schweden aufſtrahlt, ein Glanz von zwei Jahrhunderten, wenn man von der beginnenden Laufbahn des weiſen und tapfern Guſtav Erichſon Waſa an zählt. Es iſt das eine ganz eigene Erſcheinung, wo ſich die lebendige aufſteigende Schwedenkraft gleichſam mit der neuen Zeit paart, zugleich die neue Zeit erfaßt und von ihr erfaßt wird und durch dieſe glückliche Einigung und Ergreifung der neuen Zeit oder vielmehr des neuen Zeitgeiſtes und durch ihr Wandeln mit ihm und unter ſeinen Flügeln oder ſoll ich ſagen auf ſeinen Flügeln und von ſeinen Flügeln getragen, mächtig an Glanz und Herrſchaft ſtolz in die Welt hinein und über die Völker hin ſchreitet. Die Geſchichte hat ihre Räthſel, und der Gott im Himmel führt die Völker und Könige oft auf die räthſelhafteſte Weiſe auf dem Welttheater vor uns auf und vor unſern ſtaunenden Blicken vorüber. Die Ergreifungen, von welchen ich hier ſpreche, dieſe Ergreifungen des Geiſtes, oder ſage ich beſſer dieſes Ergriffenſeyn der Völker von dem Geiſte, der eben die Welt beherrſcht und regiert, läßt ſich allerdings an einzelnen großen äußeren Zeichen zeigen, aber in dem Innern derſelben, in den vor uns hinwandelnden Zeiten und Perſonen bleibt immer doch ein tiefer verborgener Grund, und auch aus ſeinen geſchichtlichen, auf das Feld des Lebens hervorſpringenden Geſtalten, wenn man ſie nämlich aus dem Geſichtspunkte der Geſchichte betrachtet und beleuchtet, dämmert uns doch immer etwas gleich einem göttlichen Geheimniß entgegen. Ich will mit dieſen Worten nur ſagen, daß wir manche plötzliche Aufſteigungen und Senkungen der Völker aus den äußerlichen Erſcheinungen und aus äußerlich gezeigten Urſachen oft gar nicht erklären können, ſondern dabei wie an einen verborgenen Rathſchluß Gottes denken müſſen. Wir Chriſten ſollen ja auch ſo glauben und beten. Genug, es traf Doctor Martin Luther mit ſeinem Proteſtantismus, es traf der deutſche Geiſt der Zeit mit den großen Königen Schwedens zuſammen, welche dieſen Geiſt zu erfaſſen und auf glänzenden Bahnen mit ihm fortzulaufen verſtanden. Ich nenne nur Namen: Guſtav Erichſon Waſa, der das Lutherthum in Schweden zur Herrſchaft brachte, das Lutherthum, gleichſam den rechten Nordgeiſt Germaniens, Karl IX., ſein Sohn, Guſtav Adolf, ſein Enkel, dann die Urenkel: Chriſtina und die drei großen Wittelsbacher, die Pfalzrheingrafen Karl X., XI. und XII. Welche Reihe ſeltener Menſchen und ſeltener Helden! Die nördliche Welt rings um die Oſtſee war jetzt alſo geſtellt: alle Skandinaven Lutheraner geworden, alle Deutſche in einer Länge von beinahe dreihundert Meilen, von der Newa bis zu den Ausflüſſen der Elbe und Weſer wohnend, auch Lutheraner. Den Eſthen, Lieven, Kurländern, Preußen, Pommern, Mecklenburgern, Holſteinern u. ſ. w. graute gleich ſehr vor der Herrſchaft und den Religionen der Ruſſen und Polen und vor dem mit den Jeſuiten und ihren Schrecken und ihren Drachenbannbullen heranrückenden Ferdinandiſchen Oeſterreich jener Tage. Nun kamen Schwedens große Könige zugleich mit der Stärke des Degens und der Kraft des Glaubens und eroberten in einem halben Jahrhundert die Herrſchaft über die ganze Oſtſee zu Waſſer und zu Lande. So mächtig ward dieſes Schweden, daß Dänemark, welches mit Norwegen verbunden doch immer noch ein ganz anſehnlicher Staat war, auf dem nordiſchen Feſtlande ſeine reichſten und älteſten Landſchaften, die Wiege der däniſchen Macht und den Urſprung des däniſchen Namens, an daſſelbe verlor und ein paar Mal unter Karl X. und Karl XII. ganz nahe daran war, von dem Uebergewicht deſſelben ganz erdrückt und zermalmt zu werden, und nur durch die Eiferſucht der weſtlichen Seemächte von wegen der Oſtſeeherrſchaft und des Seehandels vor der Vernichtung gerettet worden iſt. Schweden hatte ſo den Glanz der Macht und Stärke; als aber der Jüngling Karl XII. ſein Glück und ſeine Heldenkraft übermaß, iſt offenbar worden, daß die ſchwediſche Stärke doch mehr eine künſtliche als eine natürliche war: denn als mit dem Jahre 1721 alle ſüdlichen deutſchen Oſtſeelande mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stücke, die man ihm nur wie Erinnerungszeichen vergangener Größe zu laſſen ſchien, von ihm losgeriſſen worden, erſchien Schweden ſogleich was es wirklich war, ein Reich von ſehr ſchwachen natürlichen Kräften.

Gerade hier in der Geſchichte Schwedens von dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zum Tode Karl's XII. zeigte ſich der oft ſo verborgene Geiſt Gottes und jene geheime Kraft, welche, den beſonderen Geiſt dieſer und jener beſondern Epoche mit einzelnen großen Männern vergeſellſchaftend, Außerordentliches und Wunderbares ſchaffen und vollbringen kann. Als die Schweden auf der europäiſchen Weltbühne am glänzendſten und mächtigſten auftraten, unter den Königen Guſtav Adolf, Karl X und Karl XII., hatte das Stammland des Reichs, das eigentliche Schweden mit Finnland, wol kaum zwei Millionen Menſchen. Uns Deutſchen wird bei der Nennung dieſer Zahl und dieſer Namen das wehmüthige Gefühl erweckt, was auch durch manche Erſcheinungen und Begebenheiten unſerer Tage wieder erweckt werden könnte, daß wir mit unſerer beſten Stärke immer fremden Glanz haben ſchaffen, uns ſelbſt aber für die Fremden, wie damals für die Schweden haben mindern und zerreißen geholfen. Es gehen uns in dem Augenblicke, worin wir leben, über die verhängnißvollen Schickſale unſers großen Volks immer mehr die Augen auf, aber ach! auch die Augen über. Wir empfinden nicht nur, nein wir wiſſen jetzt, wodurch wir unter den Völkern klein und vernichtet geworden ſind, und wodurch manche Kleine groß und berühmt geworden ſind. Wir ſehen nicht allein die ſchwediſchen Geſchichten hell und klar aufgerollt vor uns liegen, um darein wie in einen Warnungsſpiegel zu blicken, ſondern wir lernen noch viel mehr aus manchen in unſern Tagen zuerſt veröffentlichten Denkbüchern der Wälſchen aus den frühern Jahrhunderten, daß auf den großen europäiſchen Schlachtfeldern des Mittelalters ohne deutſche Degen wenig Thaten gethan ſind, daß da in den langen franzöſiſchen und engliſchen Kriegen zwiſchen dem 13. und 17. Jahrhundert der deutſche Kriegsmann, der gewaltige deutſche Kriegsmann, der Fürchterliche und Allenthalbene, der nur ſelten da gebraucht ward, wo er waffengerüſtet hätte auftreten und kämpfen ſollen, nämlich auf Feldern, wo für deutſche Ehre und deutſches Vaterland geſtritten ward, daß dieſer Kriegsmann immer mit dabei geweſen iſt und meiſtens vor allen Andern die blutige Entſcheidung gebracht hat. Wie oft und wie viel rühmen ſich unter Andern die Franzoſen ihrer Schlacht bei Marignano unter Franz I. und daß ſie die gewaltigen Schweizer dort niedergeſchmettert haben. Hört, hört die Wahrheit, die ihre Denkbücher uns berichten! Es ſtanden in jener Rieſenſchlacht nicht weniger als 26,000 deutſche Landsknechte und Reiter unter ihren Fahnen und halfen die ſchweizeriſchen Landsleute mit zuſammenhauen. In derſelbigen Weiſe haben leider die Schweden und die Franzoſen mit deutſchen Offizieren und Soldaten einſt in jenem gräulichſten Dreißigjährigen Kriege und viel ſpäter noch, ſogar bis in unſere Tage, bis in die Jahre 1805 und 1809 und 1813 hinein, die kaiſerlichen und preußiſchen deutſchen Heere beſiegen und ihr Vaterland mindern und zerreißen geholfen. In dem ſchwediſchen Heere aber von Guſtav Adolf bis zu Karl XII. ſind, wann Heere von 50,000 und 60,000 Mann unter den Fahnen aufmarſchirten, ſelten mehr als 20,000 oder 30,000 eingeborene Schweden dabei geweſen. Zwei Drittel derſelben waren meiſtens Deutſche. Die Schweden aber haben ſich allen Ruhm und alle Ehre der Schlachten und der Eroberungen ſo beigelegt, als ſeyen ſie durch ihr tapferſtes, unüberwindlichſtes nordiſches Heldenherz einzig und allein erfochten und gewonnen, und wenn die Urenkel noch zuweilen an die lange verroſteten Degen ſchlagen, ſo ſchweigen ſie von der Macht und Stärke der norddeutſchen Lutheraner, auf welcher ihre großen Könige im 16. und 17. Jahrhundert am meiſten geſtanden haben.

Schwedens Wiederverfall im 18. Jahrhundert.

Karl XII. war ermordet, und durch dieſen Mord hatten die Schweden ſich die letzte mögliche Hoffnung der Erhaltung und Wiederherſtellung ſelbſt abgeſchnitten. Die Ermordung dieſes nordiſchen Achilles — oder nennen wir ihn Sivar Snarenſven, Sigurd den Schnellfüßigen? — war ein Werk des Haſſes des ſchwediſchen Adels von wegen der Wiederherſtellung des Reichs unter ſeinem Vater und der Wiedereinziehung der in Schweden und in den eroberten deutſchen Landſchaften verſchenkten und verſchleuderten Königsgüter, welche die alten Geſchlechter unter ſchwachen vormundſchaftlichen Weiberregierungen unter ſich vertheilt hatten. Es war auch deutſche Schande bei dieſer Ermordung geweſen: Karl's jüngſte Schweſter und Nachfolgerin auf dem Thron, Ulrika Eleonora, und ihr Gemahl, der Landgraf Friedrich von Heſſen-Kaſſel, ſtanden an der Spitze der Verſchwörung, die ihn an einem Decembermorgen des Jahrs 1718 vor den Laufgräben von Friedrichshall durch die Kugel einer Windbüchſe wegblies. Nun war den Ruſſen das Feld der Vergrößerung an der Oſtſee ganz geöffnet, und ſie würden wahrſcheinlich lange ſchon völlig Herren derſelben ſeyn, wenn Gott ihrem Sinn für das Waſſer ſolche Flügel gegeben hätte, als ſie auf dem feſten Landboden tüchtig ſtehen und tapfer vorſchreiten. Schwedens Macht, in der That doch mehr eine künſtliche als natürliche Macht, war gebrochen; unter den rottenſüchtigen und dem Auslande verkauften Ränken und Zettelungen ſeines armen Adels und den Anſtiftungen, Schüttelungen und Empörungen desſelben, welche auch den letzten unglücklichen Waſa und ihr Vaterland mit verdorben und zerriſſen haben, und unter ſchwachen liederlichen und halb verrückten Königen hat es ſich ſeit der Ermordung ſeines Achilles nicht wieder erholen können. Die Ruſſen haben ihm vor einem Menſchenalter ſein letztes köſtliches Juwel, das reiche und fruchtbare Finnland, zugleich das Land ſeiner härteſten und unerſchrockenſten Kriegsmänner, entriſſen und ſtehen jetzt nur auf drei Tagesmärſche vor den Mauern ſeiner offenen Hauptſtadt.

Dänemark vom 16. Jahrhundert an.

Die Dänen ſind als die Schwächern neben den einſt glänzenden Schweden mehrere Jahrhunderte wie im Schatten geſtanden und wie nebenher oder hinten gegangen, haben aber mit einem alten und im 16., 17. Jahrhundert verzeihlichen Haß, wie die ſchleichende Schlange, immer die Zeit der möglichen Ferſenbiſſe erlauert und zu ihrem eigenen Verderben dem gemeinſamen Feind, dem liſtigen Moskowiter, den Weg der Oberherrſchaft über den Norden öffnen und erweitern geholfen. Mit ihren Königen haben ſie wenig Glück gehabt, in Jahrhunderten gab ihnen Gott nur Einen tüchtigen und würdigen König, Chriſtian IV., und da die Regierung einmal eine ſultaniſch abſolute geworden war, ſo mußten ihr Staat und ihr politiſches Leben begreiflicherweiſe immer tiefer und tiefer ſinken. So iſt ihnen Norwegen an die Schweden verloren gegangen, und in den Tagen, worin wir eben leben, ſtreben ſie durch Liſt, Trug und Gewalt ſich auf Koſten unſers Vaterlandes mit deutſchen Landen für immer zu ſtärken und zu vergrößern. Ich werfe hier einen Schleier über das Weh und den Jammer von Schleswig-Holſtein. Was ſoll ich wieder erzählen, was wir Alle nur zu gut wiſſen, verſtehen und empfinden? Es hat, um dieſe traurigſten Händel zu ſchlichten und Großes und Edles an der Oſtſee zu erhalten und aus den erſchütterten und verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 Ordnung und Macht zu machen, der große Mann gefehlt, ein deutſcher Guſtav und ein preußiſcher Friedrich II. Die Dänen ſind aber gottlob noch nicht durch mit ihren Anſchlägen und werden trotz alles ſchlimmen Anſcheins des von ſich ſelbſt verlaſſenen Deutſchlands nicht hindurch kommen; ſie haben durch Tücke und Haß zwiſchen ſich und den Deutſchen Gränzpfähle eingerammt, die ihnen künftig am wenigſten Heil bringen werden, und wie weit ſie dieſe politiſchen Gränzpfähle durch deutſche Schwäche und Zwietracht und Zerriſſenheit, des Augenblicks auch gegen Süden hinab werden ſtellen dürfen, ſie mögen der Nemeſis gedenken, die auch über den Völkern waltet, und der wandelnden Zeit, welche trotz aller widerwärtigſten Zeichen des Augenblicks eine mächtige deutſche Wiederherſtellung und Einigung zu Macht und Herrlichkeit als ein unverkennbares Siegel der Zukunft an der Stirn trägt. Auch der deutſche Tag wird kommen.

Skandinaviens gegenwärtige Verfaſſungszuſtände und Verfaſſungskämpfe.

Wir werfen den Blick wieder auf Skandinavien als ein Ganzes; es muß doch ein Blick der Liebe ſeyn. Sie ſind in Europa unſere natürlichſten nächſten Verwandten, man möchte ſagen unſere Brüder. Alle unſere andern Stammgenoſſen ſind mehr oder weniger von uns abgekommen und abgeartet oder ausgeartet: ſie ſind zu ſehr mit fremden Stoffen vermiſcht, verbaſtardet und verwandelt; an vielen von ihnen erkennt man kaum noch dürre germaniſche Zeichen des Urgepräges. Die Skandinaven und die Deutſchen ſind in Europa die einzigen übrigen echten Germanen, die Deutſchen in ihrer Art und Natur jedoch mehr verändert und hin und wieder mit fremden Stoffen und Keimen vermiſcht als die Nordländer.

Es ſtreben die Skandinaven ſeit dem letztverfloſſenen Menſchenalter und ſchon länger, nicht nur ihre häuslichen und gewerblichen Zuſtände, ſondern auch die bürgerlichen und ſtaatlichen Ordnungen und Verfaſſungen ihrer Lande den Anforderungen und Bedürfniſſen der Zeit gemäß zu ordnen und zu beſſern. Wie ich oben erzählt habe, war den Schweden und Norwegern von den alten Bräuchen und Geſetzen der nordiſchen Vorzeit das beſſere Theil geblieben: die Dänen waren zu ſchlechtern und knechtiſchern Verhältniſſen und Zuſtänden hinabgedrückt und erniedrigt worden. Jetzt iſt auch dieſer Norden von der Krankheit oder von der Gewalt eines die Welt neu geſtalten wollenden Geiſtes, welcher ſeit 60, 70 Jahren, genauer geſprochen ſeit 80, 90 Jahren, ſeit der Theilung Polens und der Losreißung der nordamerikaniſchen engliſchen Colonien von ihrem Mutterlande, nach und nach den größten Theil Europas ergriffen und manche Länder ſchon umgeſtaltet hat, gleich den meiſten übrigen Völkern angeſteckt und ergriffen worden. Indem wir ſelbſt bei uns zu Hauſe die Wehen ſolcher Umwandlungen mit allen ahnungsvollſten Vorgefühlen einer ungewiſſen Zukunft empfinden, können wir begreifen, wie auch der Norden davon bewegt und erſchüttert iſt. Von den drei Völkern hat das nördlichſte, die Norweger, bei Gelegenheit ſeiner Trennung von Dänemark und neuen Verbindung mit Schweden, gleichſam als Preis dieſer Verbindung, eine faſt zu demokratiſche Verfaſſung bekommen, welche aber ein rauhes und armes und, wie mir däucht, nur für freie Bauern und Fiſcher und Schiffer gemachtes und beſtimmtes Land vielleicht nicht ohne Glück ertragen und weiter fortbilden kann. Die Schweden, welche in ihren verſchiedenen Ständen mit verſchiedenen Rechten und einigen äußerlichen Vorrechten des Adels doch immer eine noch ſehr freie und erträgliche Verfaſſung haben, arbeiten ſeit vielen Jahren, beinahe ſchon ein Menſchenalter, ſich in die Zeit zu ſchicken und das Kleid für eine ihr angemeſſene politiſche Ordnung zuzuſchneiden. Sie haben bis jetzt die rechten Zuſchneider und Zuſammennäher nicht finden können. Sie trauen der neuen Lehre noch nicht recht und ſcheinen vor communiſtiſchen Keimen, die einige Narren auch bei ihnen auszuſäen ſuchen, ein gerechtes Grauen zu haben und wehren ſich bisher noch gegen die Verwiſchung und Vermiſchung aller Stände und gegen die, das fürchterliche Proletariat zeugende, nur zu lockende Losbindung des Grundbeſitzes der Erde. — Die Dänen haben mit dem ſauſenden und brauſenden Niederſturz des Frühlings von 1848 unter ihrem ſchwächlichen König dem Abſolutismus ein plötzliches Ende gemacht und ſuchen nach ihrer Weiſe Freiheit und Gleichheit des Volks. Wir wollen ihnen, obgleich ſie im Haß gegen uns ſchwelgen, alles Gute und Glückliche gönnen, was ſie aus den Trümmern ihres alten Zuſtandes aufbauen und mit Verſtand und Tüchtigkeit für ſich entwickeln und gewinnen können.

Und nun noch einen letzten Rückblick und Ueberblick des ganzen germaniſchen Skandinaviens, welches auch nach der Abreißung Finnlands faſt noch ebenſo viel Landinhalt hat als unſer altes Deutſchland!

Skandinaviens materielle Lage und nationale Zukunft.

Dieſes Land hat auch ſeine Reize und Schönheiten, ganz beſondere Schönheiten der Sonne und des Meeres, faſt mehr als unſer Vaterland ſie hat; es hat ſeine ganz eigenen Gaben und Güter der Natur; aber gegen ſeinen Norden hin ſteht das Blühen und Wachſen dieſer ſeiner Natur doch ſehr ſtill und ſchläft und trauert vielfach in ſteinerner und eiſiger Erſtarrung. Wo das Ellenthier und Reen und der Wolf ihr letztes mageres Gebiet haben, wo das Geheul des Seebären zuweilen ſchon gehört wird, wo das Korn nicht mehr durchwintert und die Sommergerſte nicht mehr reift, da kann der Menſch auf der Erde wenig mehr wirken und werben, hier und da nur die Jagdhütte und Fiſcherbude aufſchlagen. Die Nähe des Nordpols und Froſt und Kälte haben hier eine unüberſteigliche Gränze geſetzt. Aber einen noch viel größern unverbeſſerlichen Mangel trägt dieſer Norden: Gott hat ihm die unerſchöpfliche Fülle der Metalle unter den Boden gelegt, aber keine unverwüſtlichen Brennſtoffe; bei der wachſenden Volksmenge müſſen die Wälder abnehmen, die im Norden überhaupt nur ſehr langſam wieder nachwachſen. In den Lappmarken zum Beiſpiel liegt trefflichſter reichſter Eiſenſtein mit 75 bis 80 Procent Inhalt; man kann das Metall nicht ausbeuten und verwerthen, weil man keine Steinkohlen hat und weil die Birke und Tanne auf jenen Erzfeldern nur noch als Zwerg kriecht. Welche ganz andere Ausſichten und Hoffnungen würde der Norden für kräftige Blüthe des Wohlſtandes und der Gewerbe haben, wenn er gleich England, Schottland und Spanien neben dem Reichthum an Metallen den Reichthum an Steinkohlen unter dem Boden beſäße! Von dieſem Norden ſind Dänemark und Norwegen mit ihrem Anbau und ihrer Gebietsentwickelung ſo ziemlich fertig, ſie ſind ungefähr ſo weit gediehen, als ſie gedeihen konnten. Schweden, welches in ſeinen mittlern und ſüdlichen Landſchaften noch viele mit Steinen beſäete und durch Sümpfe und Moräſte verödete und verwilderte Räume hat, kann allerdings ſeinen Ackerbau noch ſehr vermehren und erweitern, welchen es mit dem jetztlaufenden Jahrhundert von Jahrzehnd zu Jahrzehnd auch wirklich ſehr gebeſſert und gefördert hat; es kann durch ſolche Erweiterung an Güterkraft und Menſchenſtärke wol noch um einige Millionen wachſen, ohne daß durch dieſes Wachſen Noth und zu großes Menſchengedränge entſtehen. Eine fröhliche Ausſicht: denn was dem Menſchen unter dem Pfluge und Spaten erwächſt, iſt ſein glücklichſtes und beſtes Gewächs und hinter dem

Pfluge bleibt er der ſtärkſte und leicht auch der frommſte und ſittlichſte.

Alſo, wie wir oben geſehen, zu der fabelhaften Größe, welche ſeine alteddiſchen Träumer ihm einſt angedichtet haben, welche die Degen Guſtav Adolf's und Karl's X. ihm erkämpften und erkämpfen wollten, muß der Norden ſich beſcheiden, nimmer wieder aufzuſteigen. Rußland läßt ſich nimmermehr in die aſiatiſche Barbarei und Ohnmacht zurückdrängen; auch die Deutſchen und Preußen werden nicht auf immer die Gedanken ihrer Größe und Macht an der Oſtſee aufgeben. Durch glücklichſte Verhältniſſe und Ereigniſſe zu einer tüchtigen Einheit verbunden, könnte wol ein ganz ſtattliches ſkandinaviſches Reich von 10—12 Millionen Menſchen werden. Eine ſolche Einheit des Nordens iſt bis jetzt nur ein Traum der Weiſern und vor allen Solcher, die da nach Weisheit ſtreben, der Profeſſoren und Studenten von Kopenhagen und Upſala u. ſ. w. Wie Vieles liegt auch da den wichtigſten Einſichten und beſten Wünſchen im Wege! vor allem Uebrigen die Herrſcherdynaſtien und zwei große nebenbuhlende Hauptſtädte, von welchen keine ſich für ſolche Einheit wird ins Waſſer werfen laſſen wollen. Freilich Liebe und Sehnſucht ſtehen vor keinen Hinderniſſen ſtill, und ſie ſchaffen endlich durch alle Hinderniſſe hindurch den allmächtigen ſiegenden Gedanken. Wir Deutſchen werden eben von ähnlichen Sehnſuchten angefallen und geplagt.

Volk und Land.

Wir haben bisher meiſtens von dem Leibe Skandinaviens, von ſeinem Aeußerlichen und von ſeinen Strebungen und Wirkungen nach außen hin geſprochen; wir wollen nun zuletzt mehr von ſeinem Innerlichen, von ſeinem Geiſte ſprechen, uns zuvor beſcheidend, daß ſich dieſes Innerliche, der Geiſt eines Volks, viel ſchwerer finden und zeigen und erklären läßt als ſein Aeußerliches, ſein Leib und alle die Arbeiten und Wirkungen, welche mehr Arbeiten der Fauſt als des Gemüths ſcheinen. Der Geiſt eines Landes, ſein Innerlichſtes, kann neben gewiſſen Natürlichkeiten und Aeußerlichkeiten deſſelben, die Einem oft ein mehr geiſtiges als körperliches Daſeyn zu haben dünken können, in den Begebenheiten und Entwickelungen deſſelben wenigſtens ein großes Mitſpiel haben; aber bei allem Mitſpiel der Naturdinge, welches in dem einen Lande mächtiger, in dem andern geringer iſt, muß man doch endlich vor dem Menſchen ſtehen bleiben; wenn von dem Geiſt eines Landes die Rede iſt, wird doch zuerſt und meiſt nur an den Menſchen gedacht. Alſo zum Schluſſe noch etwas über den nordiſchen Menſchen! Indem ich nun dieſes nordiſchen Geiſtes und meines Zuſammenlebens mit demſelben in längſt verſchienenen Tagen gedenke, überfällt mich gleichſam etwas Schamaniſches, eine Verzückung und Entrückung, ich werde wie aus meinem deutſchen Leibe heraus und in ein Leben zurückgeriſſen, welches ein ſehr glückliches und reiches geweſen iſt; es iſt mir, als müßte ich die verroſteten Sporen wieder anſchnallen und den weitausgreifenden Rappen meiner Jugend wieder ſatteln und durch die Zauberlieder und über die Berge des alten Nordens hingaloppiren: es iſt mir, als müßte ich mit unſerm alten oberoniſchen Wieland ausrufen:

Auf! ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen,
Zum Ritt ins alte romantiſche Land!

Ich weiß nicht, was mir bei ſolchen Gedanken und Erinnerungen begegnet; ich weiß nicht, iſt es das alte gothiſche Blut in meinen Adern, das ſich noch regt — denn mein Urgroßvater war nach der Familienſage ein geborener

Schwede und ein Krieger Karl's XII. geweſen — oder iſt es der eigene wunderbare Zauber, den das nordiſche Land mit ſeinen ganz eigenthümlichen Erſcheinungen und Bildern nicht allein auf die Eingeborenen, ſondern auch auf die meiſten Fremden übt? Doch genug! Ich will mich in Acht nehmen, mich nicht zu ſehr ergreifen und entrücken zu laſſen, will, ſo viel ich kann, alle bunten Zauber wegſcheuchen und von dem Leben des Nordens, das heißt von dem nordiſchen Menſchen, mit der Ruhe und Unbefangenheit zu ſprechen ſuchen, wie ſie der Zweck dieſer Betrachtungen verlangt.

Ich habe in verſchiedenen Zeiten vier volle Jahre in Schweden gelebt, habe auch die Norweger und Dänen genug geſehen in dem eigenen Lande und in der Fremde, um ſie mit dem größern Norden vergleichen und die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten aus ihnen herausziehen zu können. Man hört und lieſt bei uns in Deutſchland hin und wieder das Urtheil: „Der Schwede iſt urſprünglich ein Deutſcher, ebenſo wie der Schweizer und Holländer, er iſt den Deutſchen in den meiſten Beziehungen ähnlich, in manchen faſt gleich, er iſt gleichſam nur ein etwas abwärts wohnender Volksſtamm mit einer eigenen Mundart.“ Man hört und lieſt das ſo leichthin, und glaubt es auch wol ſo; wenn man aber den Norden ſelbſt geſehen, wenn man unter ſeinen Menſchen lange gelebt hat, ſo ſtellt ſich das Alles ganz anders, und der endliche Ausſpruch lautet: „Freilich ein in der Sprache und in ſeiner urſprünglichen Schablune den Deutſchen ſehr ähnliches, aber in mancher Hinſicht, in vielen ſeiner Geſtaltungen und Strebungen ein gar anderes und ſehr verſchiedenes Volk“. Wie ſollte es auch anders ſeyn? Zeit, Klima und Land mußten auf den nordiſchen Menſchen ihre ewigen unvermeidlichen und nothwendigen Einflüſſe und Einwirkungen äußern. Die

Zeit, die mächtigſte Göttin der ſterblichen Menſchen, auch wo ſie für neue Verwandlungen und Geſtaltungen oft Alles wegzuräumen und wegzuſpülen ſcheint, macht in den Dingen und in den Menſchen in allen Wechſeln Manches doch wie eiſern und unvergänglich feſt. Ich erinnere nur wieder daran, daß die Germanen vielleicht ſchon einige Jahrtauſende vor unſerer bekannten Geſchichte Europas auf ihren Halbinſeln und Inſeln geſeſſen haben, daß dieſer Norden, auch ſeitdem ein erſter, ſchwacher Lichtſtrahl der Kunde von ihm zu dem Süden gekommen iſt, durch keine gewaltſamen Störungen, Einwanderungen und Ueberziehungen von Seiten fremder Völker berührt, in ſeinem Daſeyn unzerrüttet geblieben iſt und in ſeiner fernen Entlegenheit und faſt ungewußten Abgeſchloſſenheit viel mehr, als das allen andern germaniſchen Theilen vergönnt worden iſt, aus eigenen Keimen ſich hat entwickeln und geſtalten können. Es iſt hier in der That ein eigenthümlichſtes beſonderſtes Volk geworden, welches in Geſtalt, Blick und Geberdung etwas Eigenſtes hat, was ich ein Autochthoniſches nennen möchte, etwas was dir mit einem gewiſſen ruhigen Stolz zu ſagen ſcheint: „Hier iſt mein Heim, hier bin ich geboren, hier haben meine Ahnen ihren eigenen Adam gehabt; aus dieſer Erde bin ich hervorgegangen, ein echtes, älteſtes Naturkind des Nordens, und möchte aus keiner andern Erde entſprungen ſeyn.“ Kurz, der Nordländer fühlt ſich viel mehr als irgend ein anderer europäiſcher Menſch wie einen Autochthonen, dieſes Wort in dem dunklen, myſtiſchen Sinne der Alten genommen.

Ich habe oben geſagt, daß Schweden und Norwegen kalte und nicht reiche Länder ſind, aber ſie haben doch auch ihre Gaben, daß Menſchen glücklich in ihnen wohnen und zu Tüchtigkeit und Stattlichkeit erwachſen und gedeihen können. Es iſt etwas Allbekanntes, daß gegen den äußerſten Norden und den äußerſten Süden hin die Gebilde der Natur in ihren Arten und Geſtalten einförmiger und ſtarrer werden und ihnen die liebliche ſpielende Mannichfaltigkeit immer mehr zu fehlen beginnt. Schweden und Norwegen können nicht die Mannichfaltigkeits- und Schönheitsſpiele haben, wie einzelne Landſchaften Griechenlands und Hiſpaniens und ſelbſt unſers Deutſchlands; aber doch hat Gott auch ihnen einen Reichthum von Bildern und Reizen gegeben, welche ein Fremder über den 55. Breitengrad hinauf nicht vermuthen ſollte. Dieſe Länder ſind keine Hochgebirgslande; wären ſie das, hätten ſie ihre Brenner und Schreckhorne, ſie würden dem Menſchen wegen der grimmigen Kälte nicht mehr brauchbar und genießbar ſeyn. Ihre höchſten Bergſpitzen ragen noch nicht ſo hoch, als der ſchweizeriſche Rigi, zwiſchen 4000 und 5000 Fuß hoch über den Meeresſpiegel empor. Aber ſie haben vor vielen andern einen ſo mannichfaltigen und reichen Wechſel von Bergen, Hügeln, Wäldern, Seen, Strömen und Waſſerfällen, ſie haben in dem Lande und um das Land ſo viel Waſſer und Meer, daß ſie tauſend Meilen weit von der reizloſen, dumpfen und dumpf und dumm machenden Einförmigkeit und Farbenloſigkeit weg ſind, wodurch die unendlichen ſtarren Flächen und Ebenen Polens und Rußlands den Menſchen durch Langeweile tödten und in öder Reizloſigkeit hinſtarren laſſen. Es iſt doch viel Reiz und viel Schönheit hier; Eines aber vor allem Andern iſt hier, was ich bei dem Wort Klima zuerſt und zuletzt nennen muß: das Licht. Was will ich mit dieſem Lichte? oder vielmehr was will dieſes Licht mit den Normännern?

Zuerſt ſpreche ich es ganz kurz aus: das große breite Schwedenland iſt faſt durch und durch ein von vielen Seen, Flüſſen und Bächen durchſchnittenes Hügelland und genießt im Ganzen einen hellen und heitern Himmel. Jene oben genannten Länder der weiten Ebenen, Polen und Rußland und ſelbſt unſer nordweſtliches Deutſchland und noch viel mehr das meerumflutete Großbritannien ſind viel mehr und viel öfter von einem trüben Himmel beſchattet und von kalten und feuchten Nebeln bedeckt. Man hat ungefähr berechnet, daß Schweden während des Jahres im Sommer und Winter ſiebenzig, achtzig Tage mehr hat, wo die Sonne hell am Himmel ſteht, als unſer Deutſchland. Sonne und Leben der Erde ſind ja ganz daſſelbe: wie das Licht insgemein nicht bloß Leben und Lebensluſt, ſondern auch friſchen und ſtarken Leib und hellen Geiſt und heitern muthigen Sinn der Menſchheit zeugt, lehrt die ganze Naturkunde und Geſchichte. Der Norden hat auch ſeine Phantaſten und Narren; aber Narren der Schwermuth und des Trübſinns, wie ein trüber, feuchter und matter Himmel ſie zeugt, Narren des engliſchen Spleen und der deutſchen Schwerenoth begegnen Einem da faſt gar nicht. Das Licht hat hier aber auch noch eine andere, viel tiefere Bedeutung, es übt eine wunderbare Zauberei aus auf dieſe Natur und aus dieſer Natur heraus wieder auf ihr höchſtes Gebild, auf den Menſchen und auf ſeine Anſchauungen und Einbildungen, auf Alles, was auf einem unſichtbaren, geiſtigen Wege aus ihm heraus- und in ihn hineingeht. Tag und Nacht müſſen hier, näher dem Nordpol, ein ganz anderes Spiel ſpielen als an dem Po oder an dem Rhein. Die längſten Tage, wo die Sonne hier kaum untergeht, die kürzeſten Tage, wo man ſie nur vier, fünf Stunden ſieht und die übrigen Dämmerſtunden des Morgens und Abends ein langſam erbleichendes Roth am Himmel mit bunteſten Farben aufglüht und verglüht, alle die ſeltſamſten, wunderſamſten Gebilde, welche zwiſchen dem Lebendigen und dem Starren und Unbeweglichen, zwiſchen den Lichtern und Schatten, die von den verſchiedenen Jahreszeiten hier ſo eigenthümlich gezeigt werden, hinſchweben, ſchimmern und zerflattern — könnte ich das doch malen, wie ich es empfunden und geſehen habe! Aber wer kann die Lichtſpiele der Natur auf das Menſchenauge und das Menſchenherz, wer kann Unbeſchreibliches beſchreiben? Man muß hier gelebt haben, man muß in den mit mancherlei Luftſcheinen ſpielenden Winternächten, man muß in den nimmer ganz dunkelnden Sommernächten durch Schwedens Wälder und zwiſchen ſeinen Seen und Felſen hingefahren ſeyn, man muß die eigenthümlichen Bilder zwiſchen Lichtern und Schatten vor ſich hinſchweben und tanzen geſehen haben, um von den Zauberſcheinen und den wunderſamen Träumen, die Einen im Norden überfallen, eine Vorſtellung zu haben. Kurz, das Licht iſt hier ein wahrer Zauberer auf und über die ganze Natur und durch dieſe Natur in der Zurückſpielung auf den Menſchen, es macht den Menſchen durch dieſe allbelebenden und allgeſtaltenden Zaubereien, durch dieſes erhabene Alles und Nichts fröhlich und wahnſelig. Nirgends in der Welt, glaube ich, leben ſo viele beglückende und ſpielende Wahne als hier neben einem feſten Glauben an das Leben und an den Himmel. Ich kann nur ſagen, ich habe unter ſo fröhlichen und wahnſeligen ſchwediſchen Menſchen einſt glückliche Jahre verlebt, auch zuweilen nordiſch mit ihnen geſchwärmt und geträumt, obgleich ich mit voller ſchwediſcher Phantaſie — oder ſage ich mit luſtiger nordiſcher Phantaſterei? — doch nimmer ganz habe träumen können. Doch genug und übergenug vom Lichte! Wir können in dieſe wunderlichen Nebenlichter, die das Licht umherſtreut und in allen ſeinen blendenden und zauberiſchen Spiegelungen und Geſtaltungen vor uns hinſchweben läßt, beſonders in ihre Nacht- und Sterngeſtalten doch nicht ſchauen, ohne ſelbſt blind zu werden. Ich will nur erzählen, daß ich ſolche nordiſche Anwandelungen, ſolche wunderſame Phantaſtereien, wie ſie wirklich heute noch aus jedem ſchwediſchen Felſen und See hervorſpringen, zuletzt im Jahre 1812 empfunden habe, als ich in den hohen Sommermonaten in ſchlafloſen träumeriſchen Nächten durch die Wälder und Sümpfe Polens und Rußlands hinfuhr.

So iſt das Land, ſo ſind die Wirkungen und geiſtigen Spiele der Sonne und der Geſtirne und die wunderſamen Erleuchtungen und Spiegelungen des Nordens, alle die in tauſendfaltig wechſelnden Geſtalten hin- und herſchwebenden Schimmerungen und Dämmerungen zwiſchen Tag und Nacht, daß durch einen unbeſchreiblichen Zauber alles Todte belebt und alles Starre und Gebundene durch Licht wie bewegt, entbunden und beflügelt wird. Dies lebt und webt in den Augen und Köpfen und Herzen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigſten Geiſter: die Troll (Zaubergeiſter) und die ſchwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Geſängen auf den Blumenwieſen und unter Lieblingsbäumen (z. B. Eſchen, Ahornen, Hollundern) begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte; der Reiſende, welchem ein Bär oder Wolf über den Weg hinſtreicht; die ſehnſüchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den erſten Kuckuck ſingen hört, und welcher der Auerhahn und Specht über Liebestreue und Hochzeit Geheimniſſe zurufen; die Amme, welche das Kind aus der Wiege nimmt oder es wieder hineinlegt; der Jäger, welchem eine Elſter oder Krähe über den Kopf fliegt — Alle haben ſie mit Geiſtern zu thun, haben dieſe durch alte bekannte und bewährte Mittel zu verſöhnen und anzulocken oder zu verſcheuchen und abzuwehren, je nachdem ſie ſchwarzer oder weißer Farbe, böſer oder freundlicher Natur ſind. Noch heute herrſcht die alte Eddalehre in den Herzen der Menſchen, noch heute entführen die Bergelfen, die kleinen kunſtreichen Schmiede und Juweliere des Goldes und Silbers, die wie die Kabiren und Vulkane des Alterthums oft hinkend und purzlich und bucklig ſind, die Weiber und Dirnen der Schweden in ihre von Gold und Diamanten ſtrahlenden unterirdiſchen Bergpaläſte, zeugen Söhne und Töchter mit ihnen und laſſen ſie dann nach Jahren zum Erſtaunen der Menſchen wie Fremdlinge wieder in die Oberwelt an das Licht des Tages heraus. Dieſer Zauberglaube geht vor allem Andern durch alle Volkslieder des Nordens und wohnt nicht bloß in den Spinnſtuben und Hütten der Bäuerinnen und Hirtinnen, ſondern hat in den Köpfen vieler der gebildetſten Schweden noch heute ſeinen feſteſten Sitz. So habe ich's von alten Oberſten und Pröpſten und Profeſſoren erzählen gehört. Hier iſt eine Familie, welche oft Kinder kürzeſten Wuchſes, kleine Pipine und Kurzbolde oder gar zuweilen Bucklige auswirft, dort eine andere, wo zuweilen ſechs Finger oder ſechs Zehen zur Welt kommen oder wo ein anderer Ueberfluß weggeſchnitten werden muß — wie lautet dann die Erklärung, welche dir jene Gebildeten und Studirten geben? Die Urgroßmütter ſind weiland in die Bergpaläſte der Elfen oder in die Kryſtallpaläſte unter dem Meere von Elfen und Necken entführt worden und die Nachkommen müſſen deswegen bis auf den heutigen Tag die Zeichen ſolcher abenteuerlichen Vermählungen an ſich tragen; ja ſogar in Seehunde, in welchen wie in den Bären Manche verzauberte und verwandelte Menſchen zu ſehen meinen, heißen Urgroßväter einiger Geſchlechter.

Wunderlich und wunderſam — aber in allen dieſen Zaubereien, vorzüglich in der leiblichen Naturzauberei des Nordens liegt ein unendlicher Reiz und eine bunte, ſchimmernde, leuchtende und ſpielende Luſt des Lebens, die wie eine unſterbliche Naturpoeſie gleichſam eine ewige Jugend des Volks enthält und unwiderſtehlich mit ſich fortreißt. Dieſe nordiſchen Menſchen haben das Glück des Beſitzes einer alten Götterlehre, ſie haben älteſte, ihnen beſonders angehörige Ueberlieferungen in Sagen und Volksliedern, welche noch täglich aus dem Munde des Volks erklingen; aber ſie haben auch allenthalben an hundert und tauſend Stellen die Namen und Zeichen und Denkmäler alter Götter und Helden; ſie zeigen die Stellen, wo weiland die Götter herabſtiegen, wo die Helden ihrer Sagen und Märchen gefallen, wo ihre Hügel erhöht ſind und wo die Geiſter dieſer Gräber noch zuweilen ans Licht heraufgezaubert werden. Alles Dieſes ganz friſch und natürlich lebendig bei ihnen bis auf den heutigen Tag, alles Dieſes ganz luſtig und unſchädlich neben der Lehre des heiligen Evangeliums und des Apoſtels Deutſchlands und Sängers des Liedes: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott. So vertragen ſich hier in zarter Zuſammengeſtaltung gleichſam die Kindheit und das Mannesalter des Geiſtes. Indem ich dies erzähle, male ich ſchon den nordiſchen Menſchen mit und einen Theil ſeines eigenſten, von dem deutſchen doch ſehr verſchiedenen Weſens und Seyns. Ich habe oben erwähnt, wie ich der Meinung Einiger, dieſer Stamm ſey gleichſam nur eine beſondere Art und Mundart Großdeutſchlands, dieſe Stolzen, welche einſt bei ſich ein Großſcythien gemeint haben, ſeyen nur wie eine einzelne deutſche Völkerſchaft, widerſprechen müſſe. Man darf dieſe Anſicht gar nicht vor ihnen ausſprechen, ſie werden zornig, wenn man ſie zu halben Deutſchen erklären und umdeuten will, ſie wollen durchaus ein anderes Volk als die Deutſchen ſeyn, ſie werfen den Namen Germanen, in welchem wir ſie mit uns zuſammenwerfen, weit von ſich — ſie wollen durchaus etwas Beſonderes für ſich ſeyn und nur Gothen heißen, als läge in dieſem Laute etwas, was ſie ihren alten Glanz- und Grünauen, Gläſisvoll und Idavoll, näherrückte. Ich beſchreibe weiter:

Als ich, auch ein Sohn der Oſtſee und der Inſeln, wo mancher Zauber und auch das berühmte Zweite Geſicht (second sight) mit manchen andern Meerdämmerungen und Meerwundern noch heimiſch iſt, zuerſt nach Schweden kam, war mir's die erſten Monate wirklich, als hätte ich nur eine etwas veränderte Ausgabe meiner norddeutſchen Heimatslaute vor mir gehabt. Beſonders war es mir bei den Bauerngeſchlechtern ſo vorgekommen. Wirklich hier und da eine erſtaunliche Aehnlichkeit, eine gleiche oder ähnliche Langmüthigkeit, Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit, manche Sittenzüge auch den plattdeutſchen Menſchen ähnlich. Wie ich aber tiefer in Schweden hineinkam, wie ich in das wirkliche ſchwediſche Leben mich mehr hineinlebte, wie ich im Bürgerſtande und bei den gebildeten und vornehmen Schweden doch ganz andere und eigene Strebungen, Entwickelungen und Geſtaltungen des Lebens erblickte, ſo ging mir von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr die große Verſchiedenheit auf und mein Ausſpruch war: Ein ſehr verwandtes Volk, aber doch ein ſehr anderes Volk. Es bleibt dabei, es bleibt der Cirkel, der aber nie ein lösliches Quadrat werden kann, ſondern immer ſeine unlöslichen Brüche behalten wird: wie die Natur hier mit dem Menſchen ſpielt und auf dem Menſchen ſpielt, ſo ſpielt er ihr Spiel in ſeinen Erſcheinungen wieder zurück. Der große Unterſchied zwiſchen dem Deutſchen und dem Schweden und Normann iſt: der Norländer ſucht allen Leib zu begeiſtigen, allen Körper zu beſeelen, aber es widerfährt ihm dadurch, daß der Geiſt auch da, wo er dünnſtes πνεῦμα, ein Zarteſtes und Feinſtes ſeyn und bleiben muß, etwas ſehr Leibliches und Körperliches erhält. Macht der Deutſche ſein geiſtiges Leben in der Darſtellung wie in der Idee oft zu dünn, zu unfaßlich und ungreiflich, ſo macht der Schwede es zu greiflich und körperlich, er giebt ihm, wie man zu ſagen pflegt, zu viel Fleiſch und Bein. Svedenborg's Geſichte und Phantaſtereien ſind die wahrſten Bilder und Ausſprünge des ſchwediſchen geiſtigen Daſeyns. Dieſe Unterſchiede und verſchiedenen Ausſpiegelungen der verſchiedenen Völker mit ihren innern Grundanlagen ſind aber überhaupt ſo fein, daß man ſie mehr andeuten als beſchreiben kann; man müßte ein rechter Svedenborg, ein in Bergen und Seen von Elfen gezeugter Urenkel ſein, kurz, um nordiſch zu reden, man müßte der feinſte Kleinſchmied und Feinſchmied ſein, um ihr Innerſtes erklären und darſtellen zu können.

Es lebt ſich alſo menſchlich ganz gut, es lebt ſich luſtig-poetiſch, phantaſtiſch und auch chriſtlich-lutheriſch ganz hübſch bei dem Skandinaven; er iſt ein dem Deutſchen ähnlicher, für geiſtige, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Entwickelungen geborener und begabter Menſch; er iſt auf allen geiſtigen Lebensbahnen des höhern Gebiets von Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft nach dem Maße ſeines Umfangs ganz anders fortgeſchritten als der große weitverbreitete ſlawoniſche Völkerſtamm; er hat in Kunſt und Wiſſenſchaft unſterbliche Namen — ich nenne nur: Linné, Berzelius, Oerſted, Bellmann, Franzén, Tegnér, Thorwaldſen, Ewald, Oelenſchläger u. ſ. w. In dem Gemeinen, Gewöhnlichen des Lebens, wie es alle Tage auf den Straßen umhergeht oder in den Geſchäften des Hauſes wandelt, iſt er den Deutſchen doch ſehr ähnlich, wie ich ſchon geſagt habe, in einer gewiſſen Gutmüthigkeit und Langmüthigkeit, in einer freundlichen, heitern Ruhigkeit, ſodaß ihm das Wort Ruhigkeit (Rolighet) ſogar den Begriff aller Freuden und jedes Vergnügens in ſich trägt. Trübſinn und ein gewiſſes dumpfes und ſchlotteriges Weſen, woran ſo viele der Unſerigen kranken, hat er wenig und trägt — was er wol ſeinem hellen Sonnenhimmel verdankt — äußerlich ein mehr heiteres und gleiches Gepräge als der deutſche Menſch. Ueberhaupt, wie er ſein ganz eigenes, oben genug angedeutetes, eigenthümliches Lichtſpiel der äußern Natur hat, iſt der Zauber des Lichts, der Reiz und die Sehnſucht nach allem Lichte, Glanz und Schein bei ihm ſehr mächtig und verführeriſch. Was dies auf der einen Seite Poetiſches und Hübſches hat, das zeigt es auf der andern Seite als etwas Kindiſches und Eitles. Man braucht nur das Verzeichniß der zum ſchwediſchen Ritterhauſ gehörigen Geſchlechter und Namen zu überleſen und wird lächeln, wie ſie Alles, was in Sternen, Blumen, Metallen, heroiſchen Thieren und Ehrenkränzen und Ehrenblättern Glänzendes iſt, geplündert und ſich zugeeignet haben. Man bildet ſich gar nicht ein, wenn man den einfachen, treuherzigen und treugläubigen Schweden und Normann in der Bauerhütte oder auf dem Felde und Schiffe ſieht, daß dieſer ſelbige Menſch, wenn er in die großen Städte und in die Kreiſe feinerer Bildung gebracht wird, ein ſo glatter und prächtiger und glänzend eitler Menſch werden könne, als man dies bei den Skandinaven oft faſt mit voller franzöſiſcher, bewußter Eitelkeit viel mehr gewahrt als bei uns Deutſchen. Die menſchlichen Triebe und Leidenſchaften ſind, wenn man will, in allen Landen und Völkern auf den verſchiedenen Entwickelungsſtufen der Menſchheit faſt dieſelben, auf jeden Fall ſehr ähnliche, ihre Ausſprünge und Ausbrüche, ihre äußern Bezeigungen meiſtens nur klimatiſch verſchieden geſtaltet und gefärbt. Dieſer Nordmenſch, wie freundlich und menſchlich gutmüthig und herzig er in ſeiner ganzen menſchlichen Art und Weiſe auch iſt, wie hoher und feiner geiſtiger Ausbildung er immer fähig iſt, hat doch in ſeinen Gemüthsäußerungen, in den

Ausſprüngen und Ausbrüchen ſeiner innerſten geiſtigen Natur mehr Härte und Gewaltſamkeit als der weichere und mildere Deutſche; er muß in ſeinen Leidenſchaften doch auch den Fels, das Eis und das Metall, woran er überreich iſt, darſtellen. Dies erſcheint ſelbſt in dem Gemeinſten und Alltäglichſten der gewöhnlichen äußerlichen Lebenserweiſungen; es erſcheint vor allem Andern in der Volksſage und dem Volksliede weit mehr als in den Volksliedern des europäiſchen romaniſchen Südens und in unſern Volksliedern des Mittelalters. Was uns bei der erſten Durchmuſterung und flüchtigen Durchleſung oder Anhörung derſelben das Auffallende iſt, das muß das von dem Unſerigen, von unſern Empfindungen und Anſichten am meiſten Verſchiedene ſeyn. Das Auffallende iſt: die Skandinaven haben außer einigen Nachklängen der alten eddaiſchen Götter- und Heldenſagen keine Ritterlieder wie die Spanier, Franzoſen und Engländer; auch war die südeuropäiſche, chriſtliche Ritterlichkeit in Norddeutſchland und in dem hohen ſkandinaviſchen Norden nimmer ausgebildet; eine Ritterſchaft gleich der ſpaniſchen und franzöſiſchen haben dieſe nimmer gehabt. Durch einen großen Theil ihrer Lieder weht der volle Geiſt und wandelt die volle Geſchichte des myſtiſchen, nordiſchen Zauber- und Herenglaubens. Die Fels-, Eis- und Gewaltnatur, die in den alten Edden und Sagen lebt, offenbart ſich auch in den Volkliedern, ſie haben weit mehr als die Lieder der ſüdlichen Völker ungeheure und finſtere Verbrechen der Unnatur und roheſten und ſcheußlichſten Gewalt zum Gegenſtande; es iſt als ob den härtern und ſtraffern Menſchen für die Erregung ihrer Gefühle und für die Flügelſpannung ihrer Phantaſie Grauſameres und Gewaltſameres vor Augen geſtellt werden müßte.

Soll ich über die Geſtalt und die äußern Gebäude dieſer Nordiſchen noch etwas Beſonderes ſagen, ſo bleibt der erſte und letzte kurze Ausſpruch: ſie ſind im Ganzen uns Deutſchen ähnlich, ſie tragen vorzugsweiſe den germaniſchen Stempel und in Augen und Locken und in den Roſenwangen der Jugend die blonden und blauen germaniſchen Farben. Es gibt unter ihnen viele ſchöne und ſtattliche Männer und Frauen, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich außerordentliche, gleichſam göttliche oder rieſenhafte Bilder der Stärke und Schönheit dort mehr als hin und wieder bei uns gefunden hätte. Denn das Hin und Wieder gilt auch von Schweden und Norwegen. Es giebt dort Landſchaften und Kreiſe, wo beſonders ſchöne und wohlgeſtaltete Menſchen wohnen, andere, wo mehr Schwächlichkeit und Häßlichkeit vorkommt, wo die Geſtalten verkümmert und verknorpelt und hier und da durch den Mißbrauch des ſcheußlichen Branntweinſaufens verdorben ſind. Aber nicht allein der nordiſche Dichter, ſondern der nordiſche Menſch überhaupt hat ſich zu ſehr gewöhnt, mit irdiſcher Schönheit und Stärke zu prahlen, als wenn das alte Rieſen- und Göttergeſchlecht der Sage bis dieſen Tag vorzugsweiſe bei ihnen heimiſch wäre, als wenn ſie ihren ſchnellfüßigen Achill Sigurd Snarenſven, ihre Rieſenhelden Starkoddur und Ramundr in jeder Landſchaft noch heute dutzendweiſe aufzeigen könnten. Wir Deutſchen können in unſern Bauern in Weſtfalen, Thüringen oder Oeſtreich wol einzelne ſolche Exemplare der Stärke und Reiſigkeit aufweiſen, als ſie uns aus irgend einer ihrer Landſchaften vorführen können. Ich habe oben von dem Gefühle eines eigenen nordiſchen Stolzes, von dem Stolz auf ein Etwas geſprochen, was ich Gefühl der Autochthonie nennen möchte. Das hat der Norden, er hat das Glück gehabt, die Götter und Helden ſeiner früheſten Vorzeit und älteſte Erinnerungen des Volks bei ſich behalten zu haben; er hat das Glück und den Stolz gehabt, ſeine ſpätern Helden (die Guſtave,. Karle) auf eine ganz eigene Art ſich einzuverleiben und ſie in ſeinem Leben, in Rede und Gebärde mit ſich zu tragen. Er tritt immer einher und ſchaut um ſich, als ſtünde er auf einem geweihten Götterboden. Dieſes Gefühl iſt ein großes Glück und bei Gelegenheit ein mächtiger Sporn zur Männlichkeit. Solchen Stolz auf ſeine Geſchichte und auf die Vorfahren legt ſich jeder ſchwediſche Bürger und Soldat zu. Wo haben wir Deutſche unſere Götter und Helden? — Wir dürfen ihnen dieſes Glück nicht mißgönnen, müſſen ihnen dieſen Stolz auf alte Größen verzeihen; ſonſt aber iſt ihr menſchliches Maß nicht über das unſerige hinaus.

Es ſtreiten die verſchiedenen Völker untereinander über einzelne Vorzüge der Geſtalt und über manche andern Eigenheiten; ſo thun auch die Nordländer, wie bei uns gelegentlich Sachſen und Schwaben, Thüringer und Pommern. Es kommt dabei nichts heraus. In Schweden haben ſich einſt die Gothen und Schweden als verſchiedene Hauptſtämme oft ſogar um die Herrſchaft geſtritten; jetzt ſtreiten ſie ſich zuweilen auch wol um Schönheit und Stärke und mitunter um die Gaben des Geiſtes, welche verſchieden vertheilt ſeyn ſollen. In Schweden wohnt nämlich der eigentliche Schwede mehr im Oſten, der Gothe im Süden und Weſten. Auch der Norweger iſt Gothe. Bei den Schweden findet man mehr Dunkelköpfe, bei den Gothen herrſcht die Blondheit und das allgemeine blaue Auge und die Roſenblüte auf den Wangen der Jugend vor. Der Schwede wird härter, ſpröder, heftiger und bei Gelegenheit grimmiger und grauſamer genannt, der Gothe als der weichere, feinere und zarter organiſirte Menſch geglaubt. Es iſt einige Wahrheit in ſolchen Bezeichnungen, doch darf man ſie nie zu allgemeinen Charaktergemälden ausmalen.

Der Norweger, im Ganzen den Bildern ähnlich, welche wir von den Schweden haben malen müſſen, hat doch ſeine große Beſonderheit, die wol mehr von der Beſchaffenheit und von den Eigenthümlichkeiten ſeines Landes und von damit zuſammenhängenden Arbeiten und Gewerben des Volks als von einer urſprünglichen Anlage herrühren. Norwegen iſt durch die, „große Fjällen“ genannte Bergſtrecke und im Süden durch große Seen von Schweden geſondert; es läuft, bei einer Breite von 10—20 Meilen, in der Länge von 200 Meilen bis zum höchſten Norden an der Weſtſee hinauf, ein von einer Unendlichkeit von Bächen Bergſtrömen und Seebuchten oder Wiken durchſchnittenes Land. Bergbau, vor allem aber Fiſchfang und Schifffahrt ſind ſeine vorzüglichſten Gewerbe. Der Norweger iſt ein echter Gothe und hat die größere Beweglichkeit und Weichheit, wodurch der Gothenſtamm ſich vor dem Schweden auszeichnet. Will man ihn mit den Menſchen in den ſchwediſchen Landſchaften vergleichen, ſo hat er am meiſten Aehnlichkeit mit den Weſtgothen: ein ſtattlicher, lebendiger, luſtiger und geſchmeidiger Menſch, von frühher durch ſeine Lage am großen Nordmeere und durch die Lockungen deſſelben mehr in die Fremde geführt und auch des reichen Fiſchfangs wegen mehr von Fremden beſucht als das öſtliche Feſtland. Hier war ſchon im Mittelalter ein geſegneter Fiſchfang und iſt es noch. Dies veranlaßte den Beſuch vieler Fremden und den Verkehr mit fremden Sitten. Daher zum Theil auch wol die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit des Norwegers, die häufig als Liſt und Windbeutelei angeklagt wird. In manchen Bezirken haben die Sitten auch durch Fremdenverkehr und durch den an den Küſten zu häufigen Gebrauch des Branntweins gelitten. Kurz, der Norweger ſchaut luſtig in die Welt und kühn ins Meer hinein, bei Gelegenheit ein friſcher tapferer Waghals und Abenteurer. Was an ihm hin und wieder als ein Leichtfertiges und Prahleriſches erſcheint, kann man der Gewalt der See, ich möchte ſagen dem Seehauche zuſchreiben, den Portentis nautarum, von welchen ſchon Tacitus ſpricht; der Franzoſe nennt ſeinen Normann an der Seine heute noch le Normand fanfaron. Dieſe fröhlichen Norweger haben den Dänen, durch welche ſie manche Verluſte erlitten haben, ein großes Unglück zu verdanken. Durch die beinahe 500jährige Verbindung Norwegens mit Dänemark hat die däniſche Sprache die alte Kernſprache, die einſt nach Island verpflanzte, gar verdrängt und faſt erſtickt. Das Däniſche mit ſeinen dünnen, magern, faſt klangloſen Tönen, mit zerquetſchten, verſchliffenen und faſt gebrochenen Mitlautern iſt bei ihnen leider die Schrift- und Landesſprache geworden. Hinſichtlich der Sprache ſtehen alle andern Skandinaven jetzt weit hinter den Schweden, die eine in Wohllaut, Biegſamkeit und Kraft ſchöne und mächtige Sprache entwickelt haben. Sie ſelbſt ſagen gern: Unſere Sprache klingt, wie wir ſind, klar, hell und ſtark.

Ueber die Dänen will ich mich kurz faſſen, weil die Dänen mich beſchuldigen, ich wiſſe nichts als Schlechtes und Böſes von ihnen zu ſagen; ich will mich kurz faſſen, weil es nach der ziemlich breiten Beſchreibung des übrigen Nordens, mit welchem die Dänen doch Vieles gemein haben, nur der Bezeichnung Deſſen bedarf, wodurch ſie ſich von den andern Skandinaven beſonders unterſcheiden. Die Dänen ſind lange halbirt, ſchon ſeit zwei Jahrhunderten, das heißt, ſie haben das Hauptland und Stammland ihres Daſeyns verloren, die ſchönen und reichen ſüdſchwediſchen Landſchaften, das nordiſche Niederland, welche ſich von dem norwegiſchen Glommen und ſeinen Seen bis an die große ſchwediſche Berg- und Steinlandſchaft Småland erſtrecken. Sie ſind jetzt nur Inſelbewohner, ſie haben ein eigenthümliches, ganz ſpecifiſch däniſches Leben nur in eine einzige Stadt zuſammengezogen, in Kopenhagen. Man kann noch viel mehr, als man zu ſagen pflegt: *Paris iſt Frankreich*, wenn man von den Dänen ſpricht, ſagen: *Kopenhagen iſt Dänemark*. Stockholm iſt nicht Schweden, ſondern der Schwede in Stockholm erſcheint eben als der Kerl, wie er ſich in allen andern Landſchaften des Reichs zeigt. Der Däne von Kopenhagen iſt der Däne für ſich, aber mit der Macht und Anziehungskraft, daß er das Däniſche der andern Inſeln und Halbinſeln ganz beſtimmt. Soll man die rechten Dänen, die als echte Dänen nur noch übrig ſind, ſoll man die Dänen Seelands und der andern Inſeln mit Ausnahme Fühnens, welches in Geſtalt, Art und Sitte einen verſchiedenen, dem gegenüberliegenden Feſtlande mehr ähnlichen Charakter hat, beſchreiben, ſo gewahrt man ſogleich, wenn man aus dem alten Schonen und Blekingen oder aus Fühnen und der cimbriſchen Halbinſel auf ſie hinüberblickt, in Geſtalt, Farbe, Art und Streben ein von jenen eben Erwähnten ſehr verſchiedenes Volk: mehr kleine, ſchmächtige, beweglichere und ſtatt der Blondheit dunklere und ſchwarzfarbige Menſchen, die meiſten fern von der nordiſchen Stattlichkeit, aber munter, lebhaft, geſchwätzig, reizbar und witzig, fern von der alten, breiten, nordiſchen Langmüthigkeit und Ruhigkeit, ſondern immer aufgeregt und bewegt wie ein aufgeſtörter Ameiſenhaufen und Bienengewimmel. Das iſt der Eindruck, welchen Kopenhagen und ſeine nächſten Inſelbewohner machen. Wie dieſe Eigenthümlichkeit zwiſchen den Jüten und Schonen in der Mitte entſtanden iſt, davon gibt uns keine Geſchichte Kunde. Ich wiederhole hier die von mir oft ſchon ausgeſprochene Vermuthung, daß man in jenen Wikinger- und Seeräuberzeiten, wo die Dänen Sven, Knut der Große und ſeine Söhne ein Menſchenalter hindurch faſt die Oberherren Englands waren, Dänemark an Menſchen zu ſehr ausgeleert hatte und Gefangene fremden Stammes, von den Oſtſeeküſten, aus Kurland, Preußen, Pommern

u. ſ. w., eingeführt und unter den Dänen auf den Inſeln angeſiedelt hat. Was Kopenhagen betrifft, ſo heißt ſein Name Kaufmannshafen; es war wie Wisby auf der Inſel Gottland ein Hauptſeepoſten des Mittelalters für die Eigenen und für die Fremden und beherrſcht ja heute noch den Sund und die Einfahrt und Ausfahrt der Oſtſee. Es iſt wol eben wegen ſeiner günſtigen Lage von Anfang an aus vielerlei verſchiedenem Volk von Kaufleuten und Schiffern entſtanden und bis auf die neueſte Zeit immer ſehr aus der Fremde gemehrt und ergänzt, vorzüglich von deutſchen Kaufleuten und Handwerkern. Wie dem immer ſey, die Dänen ſind ſehr andere Menſchen als ihre nächſten ſkandinaviſchen Nachbarn. Daß ſie in Kopenhagen geiſtreich, witzig, lebendig ſind, daß ſie ſich dieſer Vorzüge ſehr bewußt ſind, wollen wir an ihnen nicht tadeln; daß ſie ſich gern ein großes Volk nennen, müſſen wir lächerlich finden, können es jetzt aber kaum, da wir Deutſche alles Mögliche gethan und gelitten haben, den Wahn der Größe in ihnen zu nähren und zu erhalten. Die Eitlen und Uebermüthigen triumphiren eben — wie ſollten ſie nicht? In den Kriegen mit Deutſchen und Schweden ſeit Jahrhunderten an Niederlagen gewöhnt, frohlocken und triumphiren ſie heute, als hätten ſie große Sieg erfochten. Der deutſche Krieg gegen ſie iſt mit ſo kleinlicher und hin und her wankender Politik, gleichſam mit einer Politik wie die der Schwachen und Feigen geführt worden, daß man ihnen die Feier von Siegen erlaubt, ja faſt geſchenkt hat.

Jetzt und weiland
und
# von ſtarken Männern.

(Verfaßt im September 1854.)

Der Geiger ſchlägt die Saiten,
Er ſchlägt die gold'nen Töne,
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und ſüße Thränen gleiten
Den längſtbegrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Buſen
Blüht alles friſch erwacht.

Wir ſtehen eben vor Sebaſtopol, und ganz Europa ſteht lauſchend und horchend mit uns davor. Ich brauche hier wohl nicht zu erzählen, für wen die Wünſche und Gebete von Millionen Europäern fallen: Diesmal für die Engländer und Franzoſen gegen die Moskowiter, für die Bildung und Geſittung gegen Uebermuth Rohheit und Knechtſchaft. Wer hat dieſes große und ſchwere europäiſche Weltkapitel nur ein paar Jahre nicht mit durchfragen durchſchütteln und durchſtreiten gemußt? Mir iſt es da eben nicht beſſer gegangen als vielen tauſend Andern. *Beſſer* ſage ich? Nein, viel ſchlimmer, wie es Leuten geht, die Bücher ſchreiben, und zwar politiſche Bücher, und die über Franzoſen Schweden und Ruſſen faſt zu viel geſchrieben haben. Da bleibt es nicht bei allgemeinen Geſprächen und Geſchwätzen, wie ſie etwa links und rechts an der Donau und am Schwarzen oder Baltiſchen Meer auf einander ſchlagen, ſondern man wird vielfältiglich perſönlich angezapft. Dies iſt mir genug widerfahren, oft gar nicht von der Seite ſondern grade in und auf das Geſicht, beſonders auch wegen meines vor einem halben Jahre erſchienenen Büchleins Pro populo germanico. Da ſchilt man mich faſt zu muskovitiſch geſinnt und meint, ich hätte die Fürchterlichkeit und Gräulichkeit, womit Preußen und Deutſchland aus dem ruſſiſchen Oſten bedroht werden, nicht ſo obenhin andeuten, ſondern mit recht hellen Farben malen ſollen. So ſchilt mich ein Theil der ſogenannten deutſchen Liberalen. Schau ich aber nach der andern Seite hin, nach den Berliner Muskoviten, nach den Stahliten und Gerlachiten welche in ihrem Abgott dem Kaiſer Nikolaus den einzigen, Erhalter und Verfechter guter europäiſcher Ordnung und Chriſtlichkeit und den allertreuſten Freund und Bundesgenoſſen Preußens ſehen, wie mag ich mich da retten, nicht noch immer ein jakobiniſcher Demagog des deutſchen und preußiſchen Verderbens zu heißen?

So ſteht die Zeit mit ihren fürchterlichen Getümmeln und mit dem Geklirr der blutigen Schwerdter der Krieger und mit dem dinteſprützenden Geſchwirr der Schreibfedern der Zeitungsſchreiber und Diplomaten. So ſind die Gefühle und Gedanken der Zeitgenoſſen, ſo ſind ihre Geſpräche Fragen Zweifel Zumuthungen und Anklagen von Rechts und Links auf uns angeſtürmt und haben über die Gefahren, welche die Welt und das geliebte Vaterland läuft, oft kaum zur Beſinnung kommen laſſen. Und hätte ich nur allein mit den Eigenen zu verhandeln und zu ſtreiten gehabt! nein, auch Engländer Franzoſen Schweden ſind mir mitunter in den Wurf gekommen. Nur Eines rührenden Schweden unter manchen andern Fremdlingen dieſes Sommers erinnere ich mich, eines nur zu tapfern Schweden, eines Wilden und Feurigen; der durch ſeine ächte tüchtige Naturart alte längſt bemooſte Erinnerungen mächtig in mir wieder aufgeſchüttelt hat; mit zu tapfern und feurigen Preußen wüßte ich nicht, daß ich über den türkiſch-moskowitiſchen Krieg und über die ungeheuren Tagesfragen zu viel und zu hart zu ſtreiten gehabt hätte. Deutſche Abſpannung und auch Gleichgültigkeit dieſſeits leider ringsum zu viel und oft eine hühnerartige Augenverſchließung in der Weiſe, wie die Hühner zu thun pflegen, nämlich daß ſie den Kopf unter Neſſeln und Sträuchen bergen, wenn ſie den Schatten des hoch über ihren Köpfen ſchwebenden Geiers über das Gras vor ſich hinfliegen ſehen. Nur mein zu tapferer Schwede (ſo muß er heißen) war wirklich ein Begeiſterter und hieb mit der geſchwungenen Keule des Haſſes wie ein ächter Berſerkr*) auf den Moskowiter Nikolaus ein, und meinte, wenn wir Deutſche nur wollten, wie wir ſollten, wenn Preußen nur friſch vorwärts marſchirte ſo würden auch die Schweden über den Quarken und über die Alandsinſeln wieder raſch in ihr Finnland hinüberſpringen und vor Ehrenſvärds Feſte Sveaborg mit allen Siegeserinnerungen aufſegeln. Er riß da die Narben alter Wunden meiner Bruſt wieder auf, weckte Sehnſucht von halb erbleichten Erinnerungen und riß mich auf Augenblicke glücklicher Erfolge eines ſchwediſch-preußiſchen Bündniſſes hinein, zwiſchen deſſen Ausführung nicht allein weite Meere und Entfernungen von Hunderten von Meilen, ſondern auch andere kalte und fremde Fernen nebſt manchen andern Ungleichartigkeiten und Entfremdungen liegen. Kurz, der Berſerkr und ſeine heilige nordiſche Vaterlandswuth faßte mich gewaltig, ich ſah und fühlte das alte Schwedenland und den ächteſten Schweden wieder, und auch mein altes Schwedenblut ſchien ſich wieder lebendig zu regen. Indeſſen als wir uns in dem ſchönen Traum der vereinigten deutſchen und ſchwediſchen Stärke und in der feſten Hoffnung, wie die Ruſſen in ihre aſiatiſche Barbarei wieder zurückgejagt werden könnten, wie Schweden ſein Finnland und Preußen ſein Semgallen und Kurland wiedernehmen könnte, müd' gelaufen hatten, mußten wir uns doch ein Stündchen lächelnd wieder anſehen und unſere Gedanken neuen Athem holen laſſen. O dies gab endlich ganz andere Athemzüge, als mit welchen wir ausgelaufen waren, und ich muß leider geſtehen, und meine beſten und treueſten deutſchen Gefühle und Gedanken faſt Lügen ſtrafen: mein Verſtand ſchien jetzt oft faſt mit den Herren Stahl und von Gerlach dieſelbe preußiſche Straße laufen zu müſſen. Man höre:

---

*) Bleßhembler nach der wahrſcheinlichen Deutung des Wortes, wobei man an den plattdeutſchen Ausdruck bei harter Arbeit Upp! de Mauwen upgeſtröpt! denkt. Dieſe Berſerkr ſind die raſenden Kämpfer (gleich den türkiſchen Deblis) der nordiſchen Sage, die ſich nackt durch Flammen und Eiſen hinſtürzen. Eine andere Gattung ſind die Hvitſerkr (Weißhembler) und die Björkebener (Birkenbeinler), nämlich wilde Kerle der Gebirge in Schuhen von Birkenbaſt.

Wenn die Deutſchen nur wollten, wie ſie ſollten, wenn Preußen nur friſch aufmarſchirte, ſo würde auch der Schwede aufſpringen, und dann — Was iſt der Folgeſatz und Nachſatz? Etwa, daß es eine Kleinigkeit ſein würde, die Ruſſen von der Oſtſee zu verdrängen und die reichen altdeutſchen Küſtenlande desſelben wieder unter die früheren Beſitzer und deren ächte Erben, welche ja die Preußen ſind, zu vertheilen? Eine Kleinigkeit und Leichtigkeit konnte ich mit meinem feurigen Berſerkr doch nicht meinen, ſelbſt wenn die Vorausſetzung des Aufmarſches des ganzen Deutſchlands und Preußens mit dem ganzen Schweden eine volle Wahrheit werden könnte, ſelbſt wenn die Arbeiten und Anſtrengungen der beiden größten Seemächte Europas (Englands und Frankreichs) in voller Mitwirkung gedacht würden. Ganz Deutſchland, 40 bis 50 Millionen Seelen, gegen ganz Rußland, etwa 60 Millionen Seelen, von welchen wenigſtens 40 Millionen von gleichem Stamm und Sinn und von gleicher Sprache ſind, das heißt ächte moskowitiſche Seelen ſind, ſteht das Spiel zwiſchen Deutſchland und Rußland doch nicht gleich. Dürfte Deutſchland bei ſolchem Aufmarſch und Angriff ſich allenfalls erkühnen, ſich einem Löwen zu vergleichen, ſo ſteht Rußland ihm wie ein Elefant gegenüber, wie ein faſt unzugänglicher, und unangreiflicher Elefant. Sind gegen ſolchen Elefanten nicht ſchon die Löwen Karl der Zwölfte und Napoleon der Erſte — und welche Löwen! — vergeblich und unglücklich genug angeſprungen? Rußland hat eine Decke an Polens Wäldern und Sümpfen, dann ferner eine Decke von eigenen Wäldern Sümpfen und Wüſten. Den Elefanten da zu ſuchen und zu finden, wo ſein eigenſtes feſtes Leben iſt — das bedarf für Deutſchland nur Märſche von dreihundert bis vierhundert Meilen. — Alſo welche Verluſte der Heere, ehe ſie zu Schlachten der Entſcheidung kommen, indem ſo weite Märſche immer zweimal und dreimal mehr Menſchen koſten als Schlachten, vollends in einem Lande, wo Wüſten und Oeden und Dünnheit und Seltenheit von Städten und Dörfern die meiſten gewöhnlichen menſchlichen Hülfen und Bequemlichkeiten verſagen! Dies iſt der Elefant und dies iſt ſeine Stärke, wenn man ihn nämlich auf ſeinem eigenſten Boden aufſuchen und angreifen will. Das iſt freilich auch ein Glück, daß er es eben wegen ſeiner Schwerfälligkeit auch nicht leicht hat gegen Weſten wohlgerüſtet vorwärts zu gehen.

So ſteht etwa die Lage von ganz Deutſchland gegen ganz Rußland. Es haben nun die Liberalen und manche der Allerbeſten des Vaterlandes auf Preußen hingewieſen, auf Preußen losgeſtürmt und geſchrieen: Faſſe Dir einen

Deiner Thaten und Geſchichten würdigen Muth! rüſte Dich! Bewege Dich! unſre Liebe, unſre Bewunderung, unſer Haß und Abſcheu der moskowitiſchen Knutenwirthſchaft und des unerträglichen Uebermuths begleitet Dich, ganz Deutſchland folgt freudig Deinen Fahnen, zumal da Oeſtreich ſchon gerüſtet zum Kampfe auf der Kriegsfährte ſteht. Und Preußen rüſtet ſich kaum, bewegt ſich nicht, erſcheint nicht, und will die Hunderttauſende, die da brennen ſich ſeinen kühnen Schritten zum Siege gegen den allgemeinen Feind nachzuſtürzen, immer noch nicht hinter ſich ziehen? So ruft man, ſo fragt man, aber die Gegenfrage iſt erlaubt: Hat Preußen ganz Unrecht ſich nicht voran zu ſtürzen? kann es auf Oeſtreich, kann es auf ganz Deutſchland, kann es auf die Treue der Franzoſen und Engländer, welche gegen Kaiſer Nikolas dann ſeine Bundesgenoſſen ſein würden, voll rechnen? Wir ſehen uns die Dinge ein wenig kühler an, mit etwas kälterem Blute, wo das wärmſte treueſte Blut von Tauſenden tapfrer Getreuen vergoſſen werden ſollte.

1. Rußlands Stellung iſt allerdings eine größte Gefahr für das Glück und die Unabhängigkeit ſeiner Nachbarn, und nicht allein dieſer, ſondern des ganzen Europa; Preußen vor Allen muß wünſchen, daß ſeine Stärke etwas geſchwächt, daß von dieſem fürchterlichen Koloß etwas abgeklopft werde. Auch Kaiſer Nikolas, der hohe Freund der Kreuzzeitung, hat durch ſeine Erzeigungen und Bezeigungen in den letzten fünfzehn Jahren wahrlich nicht verdient mit dem Namen Freund und Bundesgenoß Preußens begrüßt zu werden, höchſtens in dem Sinn, wie die Reges und Reguli weiland von Rom Amici et Socii genannt zu werden pflegten.

2. Aber mit welchen Bundesgenoſſen ſoll Preußen da ins Feld ziehen? wo ſtände da das Ziel ſeiner Hoffnungen? wo ſähe es einen möglichen Preis ausgehängt?

a. Oeſterreich? Es ſchleppt ſich ſelbſt und ſucht hinter ſich her zu ſchleppen, ſucht, wo möglich, Preußen und das übrige Deutſchland wie immer für ſeine einzelnen beſonderen Zwecke und Vortheile zu ſchleppen und auszubeuten. Es hat bis jetzt nur ſeinen eigenen Vortheil geſucht, mit leiſeſten Schritten bei großem Lärm, hätte es gewiß ſehr gern, wenn es Preußen in die ernſteſte Ruſſenfehde mit verwickeln könnte, indem es in ſicherer Ferne dem Kampfe Waffen im Arm zuſchaute: denn keine Frage, Preußen, ſo wie es begönne, hätte den Ochſen im eigentlichſten Sinn an den Hörnern anzufaſſen. Was Oeſterreich in ſchwerſten Dingen und gefährlichſten Lagen gegen Preußen meint und ſinnt, haben Schleswig-Holſtein Olmütz Warſchau u. ſ. w. gewieſen.

b. Der deutſche Bundestag? Ei nun, wenn der ſich in Gemeinſchaft mit Oeſterreich gegen Rußland erklärt und mitaufmarſchirt, dann kann und darf Preußen doch nicht länger zaudern? — O ſchlimm genug für Deutſchland und leider glücklich für Rußland, daß Preußen grade in ſolchem Falle faſt doppelt überlegen hin und her denken und fragen müßte: was Oeſterreich, was jene Mitläufer vom Bunde denn eigentlich wollen? Wir haben ſeit Jahr und Tag genug geſehen, wie gerade die deutſchen Staaten des dritten und vierten Ranges (die Staaten der Verhandlungen von Bregenz Darmſtadt u. ſ. w.) mit ruſſiſchen Sendlingen hin und her gebuhlt haben, und ſelbſt, wenn ſie ſich neu dem Worte nach mit Oeſterreich verbänden, oder, wie man ſo nennt, von Oeſterreich ſich ziehen und ſchleppen ließen, dürfte Preußen ſo blindlings im ſogenannten guten deutſchen Glauben in der Geſellſchaft und Genoſſenſchaft voranlaufen? Hier iſt keine Täuſchung mehr möglich. Sie alle würden Preußen nur für ihre beſonderen Zwecke gebrauchen wollen; ſie würden ihm, ſo viel ſie könnten, wenn die preußiſchen Waffen vom Siege begleitet wären, den Preis von Glück und Sieg verkümmern. Sie ſehen im Norden des Vaterlandes den Aufgang eines Geſtirns, welches ſie fürchten und haſſen, weil die Völker mit Hoffnung deutſcher Zukunft dahin ſchauen.

c. England und Frankreich. Dieſe ſind denn endlich wirklich mit Ernſt und Macht auf dem Kriegsſchauplatz gegen den ſtolzen Moskowiter aufgetreten und rufen es uns Deutſchen mit tauſend und aber mit tauſend Kehlen zu, daß die Sache, wofür ſie ſtreiten, faſt mehr eine deutſche denn eine engliſche und franzöſiſche Sache ſey. Vor allen thun dies die Engländer und erheben gegen Preußen faſt ein höhnendes und ſchimpfendes Geſchrei, daß es ſeine Hunderttauſende vortrefflicher Kriegsmänner gegen den gemeinſamen Feind des ganzen Europa noch immer nicht zu den Fahnen geſammelt hat.

Was für Bundesgenoſſen dieſe! und wie viel Gutes und Schönes wollen und gönnen ſie Preußen! — Ich darf doch nicht leugnen, daß Preußen in Geſellſchaft mit dieſen, aber doch mehr im feſten geſchloſſenen Sinn und Muth und Stolz auf ſich ſelbſt gegen Nikolas und den ruſſiſchen Uebermuth mitgehen müßte, aber trauen dürfte es dieſen Bundesgenoſſen eben nicht viel mehr als denen aus der dritten und vierten deutſchen Ordnung. Es würde hier heißen: immer mit blankem Schwerdt und offenen Augen vorwärts marſchirt! — Frankreich, welch ein deutſcher Bundesgenoß! Jahrhunderte geben die Warnung — Und England? Es pocht ſo gern mit Klängen von Geſetz und Freiheit, mit hohen Worten von Ehre und Treue. England nennt ſich vorzugsweiſe gern den alten Freund und Bundesgenoſſen Deutſchlands und Preußens. Wir haben ja leider auch hier lange Erfahrungen, wir haben die bitterſten Erfahrungen des jüngſten Halbjahrhunderts, ja des jüngſtverfloſſenen

Jahrzehents. Wie hat England in den Jahren 1814 und 1815 in Paris und Wien gegen ſeinen edlen Mitkämpfer und Bundesgenoſſen Preußen geſtanden und ihm die Preiſe herrlichſter Siege zu entwinden geſucht! Und die Jahre 1848 und 1849 u. ſ. w.? Wer bot da zuerſt die Hand dem Nikolas, gegen welchen jetzt marſchirt werden ſoll? War es nicht England? Sollen wir die Londoner Protokolle vergeſſen, welche Nikolas den engliſchen Miniſtern gegen Preußen und Deutſchland diktirt zu haben ſchien? Es ſteht feſt: England fürchtet und beneidet im Nordweſten Deutſchlands eine Macht, möglicher Weiſe eine Seemacht, die doch einmal entſtehen wird. Die Schwächung und Minderung Rußlands in dieſem Kriege wäre freilich auch für Preußen ein Glück und eine Mehrung und Stärkung, aber eine Mehrung anderer Vortheile oder gar eine Erweiterung ſeiner Gränzen mit Land und Leuten wird ihm am allerwenigſten England gönnen oder fördern. — Welche Ausſicht alſo für Preußen? Untreue und Neid von ſolchen Bundesgenoſſen, auf jeden Fall hundert oder mehr Millionen Thaler an Kriegsſchulden, und im glücklichen Fall allenfalls ein Stück von dem unglücklichen ruſſiſchen Polen abgeriſſen und zu ſeinem Gebiet gefügt, was jeder redliche Preuße und Deutſche mehr noch Verluſt als Gewinn nennen würde.

In dieſer Weiſe ungefähr habe ich unſere erſten geſchwinden und feurigen Ausläufe und Anläufe Schwedens und Preußens gegen den ſtolzen Nikolas wieder zurückgeholt und meinem heißblütigen Skandinaven und mir ſelbſt Deutſchlands und Preußens Stellung zu Rußland und zu den großen europäiſchen Mächten Oeſtreich Frankreich und England zu zeigen und uns gegenſeitig abzukühlen und zu verſtändigen geſucht, ſo daß der brave Kerl ſich endlich auch ergab und fand, Schweden könne in keinem Fall gegen das gewaltige Rußland vorangehen, wenn England und Frankreich ihm nicht die allerfeſteſten Unterpfänder gäben. Dies iſt es eben: Die Unterpfänder der Treue und Gewißheit wo ſind und bleiben ſie bei den meiſten diplomatiſchen Verträgen und Bündniſſen?

So ſtehe ich mit den Zeitgenoſſen eben vor Sebaſtopol und vor dem ungeheuren Kriege, der ein Weltkrieg zu werden droht. Man ſieht noch nirgends, wie ſie aus dem mordlich blutigen Gewirr herauskommen wollen, und wie ſich zuletzt nicht nur der Haß und Neid der Höfe und Kabinette, ſondern der Haß und die Erbitterung der Völker gegen einander nicht immer heißer und giftiger entzünden und entflammen ſollen. Es liegt uns da gleichſam ein furchtbares Schickſal, es liegt uns etwas Grauenhaftes und Gräuliches vor den Augen und Füßen, deſſen ſchwerſtes Gewicht ſich nicht leicht wegſtoßen läßt. Auch dem Nikolaus kann mit manchen romanowſchen Hauserinnerungen ein ruſſiſches Grauen ankommen, aber er däucht mir der Mann, deſſen Stolz ſelbſt Unglück nicht leicht mürb machen wird.

Ich ſtehe lauſchend und bebend vor Sebaſtopol, aber ich ſtehe unter manchen andern Ungeheuern, welche uns die Zeit vorführt, vor einem größten Ungeheuer, über deſſen Geſtalt und Erſcheinung in Geſprächen und Streiten, wie es zu geſchehen pflegt, ich mich viel mit Freunden ergehen und umtummeln muß. Dieſes Ungeheuer heißt *Dampf*, ein Geſchöpf, bei welchem die Einen *Weh und Verderben*, die Andern *Sieg und Fortſchritt der Menſchheit* rufen. Wir ſehen dieſen Dampf auf allen Landſtraßen und Flüſſen und in hunderttauſend Schornſteinen Kaminen und Werkſtätten; wir erblicken ihn vor Sebaſtopol und Kronſtadt in geflügelter Feuer- und Windlebendigkeit; ohne ihn wären die 60,000 oder 70,000 Engländer und

Franzoſen nicht ſo geſchwind gegen Winde und Ströme dahingeflogen. Dieſes Ungeheuer iſt das größte und mächtigſte in der Weltgeſchichte ſeit der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt. Darf ich ſolche Beide auch menſchlichen Fortſchritt nennen? Immer wankt die Waage mit wunderlichen Senkungen und Steigungen, wenn man auf ſolche Fragen ſein Urtheil abgeben ſoll. Der Menſch kann in den abgründlichen Hintergrund ſolcher Erfindungen, in das, was es künftig ſein wird, was noch alles daraus hervorſpringen wird, nicht ohne einen Schauder des Erſtaunens und Schreckens ſchauen. Man muß hier wohl ausrufen: Was iſt der Menſch, was kann er alles machen? aber auch: Was kann er alles werden? Dieſer Dampf verändert nur das ganze Leben und macht und ſchafft ganz andere und neue Künſte des Friedens und des Kriegs; er iſt nur der Anfang eines ungeheuren Anfangs. Mir widerfährt bei dieſem Dampf wohl ungefähr ein Aehnliches wie den alten Rittern weiland, als das erſte Schießpulver auf Schild und Harniſch geknallt hat. Bei dem Gedanken an die Entwickelungen ſo vieler neuen Künſte und Mordwaffen möchte ich mit Elihu Burrit die Hände für den ewigen Frieden erheben, wenn die unruhigen und ungerechten Sterblichen das Glück eines ſolchen Friedens ertragen könnten. So ſteht denn ganz natürlich der Greis vor dieſem ungeheuren Neuen, aber auch der Mann mag dabei wohl ſeine Bedenken haben und ſeine Kopfſchüttelungen darüber machen. Man darf auch wohl ſeine Sehnſuchten und Schmerzen über manches Hinweggeblaſene und Verſchwindende haben und ausſprechen, ohne gerade ein Hinterpommer oder Gerlachit zu ſeyn; es darf einen wohl ein augenblickliches Grauen überfallen über die Beunruhigung Zerreibung Verflüchtigung und Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts und über den Wahn, der Manches Reichthum nennt, was doch Verarmung iſt; man darf wohl klagen, daß manche ſtille Beſchaulichkeit, manche zarte und geheime Traulichkeit und Poeſie des Lebens in manchen Ländern und Orten auf immer aus der wilden Welt verſcheucht ſcheint.

Wie dem immer ſey, doch muß man ſich tröſten und mit Elihu Burrit und Jung Stilling die Hände falten und bei dem Erſtaunen über die menſchliche Erfindſamkeit und Vermeſſenheit ausrufen: „Nun Gott wird zu ſeiner Zeit „ſchon mit etwas anderm Neuen wieder drein ſehen und „ſteuren, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.“ Ich nenne eben den Namen Jung Stilling und ſetze ein Zeichen ſeines felſenfeſten Glaubens her, welches hier ganz an ſeiner Stelle iſt: Bei der Berechnung der Maaße ſeines apokalyptiſchen neuen himmliſchen Jeruſalems ſtiegen ihm die Häuſer außerordentlich hoch in die Luft, ſo daß die im zweiten dritten Stockwerk Wohnenden vielleicht eine Viertelſtunde bedürften, um auf ebenen Boden hinunter zu gelangen. Da tröſtete ſich Jung mit den Worten: Nun Gott wird da ſchon helfen und die Leiber der Menſchen nach der Höhe der Häuſer einrichten.

Ein wunderliches und wunderſames Weſen iſt doch der Menſch mit ſeinen Trieben und Sehnſuchten, beſonders wenn ſie durch neue und außerordentliche Erſcheinungen und Erfindungen erregt und angeſtoßen werden. Mit welchen außerordentlichen Verſchiedenheiten laufen da die Richtungen Wege und Anſichten tauſendfältig aus einander! So geht es auch mir ganz im Gegenſatz, ja in der Gegenkehr gegen die meiſten der Jetztlebenden, welche da ſtaunend und bewundernd jauchzen, wo ich oft weinen mögte. Ich bin wahrlich kein Bewunderer und Zurückwünſcher meiner Knaben- und Jünglings-Jahre und halte die Jahre

1840 und 1850 in vielen Beziehungen beſſer und glücklicher als die Jahre 1770 und 1780, und habe einſt den Vers

„Weiland ruft ihr, immer Weiland
„Dem, der ſich des Tages freut;
„Wißt, das Weiland war kein Heiland,
„Und kein Satanas iſt die Zeit.“

mit voller Ueberzeugung geſungen, aber doch iſt etwas in mir, was ſich oft recht ernſtlich grämt, daß durch die vielen und mächtigen Erfindungen und Künſte der Verfeinerung Abglättung und Abſchleiſung und durch die tauſend und aber tauſend Mittel Erleichterungen und Reize der Bequemlichkeit und des müheloſeren Wohllebens die Ehre und Freude der körperlichen Schönheit und Stärke von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr ſchwinden muß. Iſt das wahr oder iſt es nur ein Wahn zu manchen andern Wahnen des hohen Alters, das ſich in die Zeit nicht mehr finden kann? Und doch wie ſehr ich auch den Dampf mancher Faulheit und Weichlichkeit anklage, muß ich doch vor ſeinen Winden und Feuern aushalten. Die Späteren werden erſtaunt und erſchrocken vor andern neuen Dämpfen und Feuern ſtehen. So iſt es einmal mit uns geſtellt und beſtellt. Der Geiſt des Menſchen in guten und böſen Findungen und Erfindungen läßt ſich nicht halten noch bändigen; man muß ſeinen Künſten gleiche Künſte entgegenſetzen; die Völker und die Regierungen müſſen, wenn ſie nicht überſchnellt und überholt werden wollen, mitlaufen. Wir ſind einmal ein unruhiges und gelegentlich auch ein mordſüchtiges Geſchlecht. — So will es vor meinen Augen und in meinem Herzen oft dunkel werden, wenn ich manche Lotterei Prüderei*) der Faulheit, manche Lotterei Feinerei und Ziererei gewahre, worin weder Feinheit noch Zier iſt, wenn ich die wohlbehaglichen und lüſternen Blicke ſehe, mit welchen Soviele über nichtigem und verderblichem Prunk ſchweben, welchen ſie mit den Engländern comfort tituliren und welcher dem großen Dinge, was ich unter Männertugend verſtehe, wahrlich wenig erſprießlich iſt. Mit ſolchen, mit ſo dunklen Farben muß ich Vieles erblicken, was die Gegenwart mit tauſend Stimmen und Tönen Fortſchritt und Erhebung des Menſchengeſchlechts nennt; und doch weiß ich, wie viele Turnplätze neu eingerichtet ſind, wie ſelbſt die weibliche Jugend mit neuer Tapferkeit mit Baden Schwingen und Springen in manchen großen Städten faſt in ſpartaniſcher Weiſe geübt und grad und ſtramm gemacht wird. Dies iſt wahr, aber doch däucht mir, die Beluſtigungen und Uebungen der Männer und Jünglinge in meinen früheren Tagen waren luſtiger und waidlicher als jetzt und hatten mehr die antäiſche Kraft des Erdbodens, woran der Herkules unſerer Tage ſie wegwippt, um ſie in zu dünner geiſtiger Luft zu erſticken. Das iſt kein Zweifel, es galt vor funfzig ſechszig Jahren mehr Luſt und Ehre der Stärke als heute; es war noch ein Reſt einer gewiſſen romantiſchen Ritterlichkeit, eine Freude des leiblichen Daſeyns, die bis in die Häuſer der Handwerker und in die Hütten der Bauren hinabſtiegen. Ich habe dieſes Gefühl voll gehabt in meinen Zwanzigen ja noch in meinen Vierzigen, und habe es noch zuweilen wie eine ſehnſuchtsvolle Erinnerung, als ſey etwas Großes darin geweſen, und doch weiß ich, daß der Geiſt in dem feinen Menſchen immer die Stärke in dem groben überwunden hat. Ich ſtamme ja aus dem Norden, und vielleicht wollen die eigenthümlichen volklichen und klimatiſchen Schatten des Nordens, die Geſtalten der Ragnar Ramundr Starkoddur gelegentlich in mir wieder aufſteigen. Wie wenig wiſſen wir von den Wurzeln und Faſern unſerer Urſprünge, von den Grundanſchauungen und geiſtigen Geſtaltungen unſeres Lebens, von ſeinem Woher und Wohin! was weiß ich, ob in einem Montefiore Akoſta und Anſelm oder Jakob Rothſchild nicht irgend ein Moſes Samuel oder Nathan wieder aufdämmert!

---

*) Prüden, ſich pruden; pryda (nordiſch) ſich ſchmücken. Das franzöſiſche prude hat hiemit nichts zu thun, ſondern gehört zu preux prode (ital.) frod (deutſch) klug, beſorgt, tapfer.

O du mein Schwede, mit welchem ich ſo prächtige politiſche Träume träumte, wo ich mit 200,000 Preußen (um Kurland und Semgallen und die Nordwälder Litthauens, wo das Elg und der Ur-Ochs noch hauſen, zu gewinnen) auf dem rechten Flügel und du mit 100,000 Schweden (um dein Finnland wieder zu nehmen) auf dem linken gen Petersburg zogen zur Begrüßung des Kaiſers Nikolas, welcher unſrer eiſernen Umarmung wohl bis Moskau oder Tula aus dem Wege gelaufen wäre — o du mein Schwede, biſt ganz da und haſt alle die Bilder des Gedankens und der Erinnerung wieder in mir aufgejagt, die nun in hundert und tauſend abenteuerlichen Wechſeln in mir umhertanzen und in bunteſter wunderlichſter Grillenfängerei über Vergangenheit und Gegenwart ihre nebelhaften Irrwiſchlichter werfen — du nordiſcher Fantaſt biſt mit dabei, biſt mitten in allen dieſen Fantaſtereien, deren Sprünge Flüge und Züge mit mir durchgehen wollen. Ja dieſer Schwede hatte das ganze alte Schweden im Leibe, er ging nicht bloß mit dem Zorn ſondern mit der Stärke eines Berſerkr auf die Moskowiter los. Das iſt wahr, dieſe Nordländer haben ſich mit ihren alten Göttern und Götzen, mit allen ihren Ungeheuern und Rieſen, und auch mit allen ihren großen Kriegern Männern und Helden ganz anders eingelebt und gleichſam eingeleibt und verleibt als wir mit dem, was in unſern Vätern und Altvordern einſt groß und herrlich war. Leider bei unſerem Volk laufen Geſchichten von großen Namen mehr wie Kurioſtäten und Anekdoten hie und da noch unter dem Volke umher; in Schweden aber bis in die Hütten der kleinſten Bauren klingen nicht bloß Namen und Märchen von Göttern und Helden aus der urälteſten Fabelzeit nach, ſondern die Namen und Thaten der Guſtave und Karle und Wahrheiten oder Mährchen, wie die Sprengtporten Stalhandſchuhe und Armfelde Stammväter großer Ritter- und Grafen-Geſchlechter geworden, ſind in den Münden und Herzen Vieler ſehr lebendig. Da ſind die Schweden wirklich — und gebärden ſich auch, als wären ſie es — Kerle wie von Eiſen und Stal und Fels und Stein, da werden auch die Beſcheidenen in der Uebermeſſung und Ueberſchätzung ihrer Vorzeit und ſelbſt der Vorzüge ihrer Gegenwart leicht fantaſtiſche Prahler, die ſich gebärden, als wohne Stärke und Heldigkeit vor allen im hohen Norden. Es iſt ſolche Einbildung ein großes Glück, weil ſie oft ein edles Selbſtgefühl giebt und als ein ſchöner allgemeiner Volksathem durch die Herzen der Menſchen hinweht und den Geiſt der Liebe und Gemeinſamkeit zündet und bindet. Was die alten Sagen geben iſt auch beide Wahrheit und Dichtung; die fürchterlichen Wikinger des neunten und zehnten Jahrhunderts waren gewaltige tapfere und rieſige Männer, aber nicht gewaltiger und rieſiger, als die allemanniſchen und fränkiſchen Fürſten und Krieger in Konſtantins und Julians und als die Gepiden und Heruler in Beliſars und Juſtinians Tagen. Der germaniſche Norden zeigt viele ſchöne und ſtattliche Männer, aber die außerordentliche und ſeltene Stärke iſt kein beſonderer Vorzug der kalten Länder. Wie dem ſey, mir hat der Sommerſchwede durch das fantaſtiſche Rieſenmaaß, was er ſich und ſeinen Schweden gegen die Moskowiter beilegte, manche Erinnerungen und Geſchichten jugendlicher deutſcher und ſchwediſcher Tage wieder erweckt, und ſo ſollen hier einige Geſchichten und Abentheuer von ſtarken Männern folgen, welche zum Theil auf wirklichen Schweden und auf ſchwediſchen Erzählungen ruhen.

Ehe ich indeſſen erzähle, ein Wort über die Stärke ſelbſt und über die Zeichen der Starken. Ich habe ſchon geſagt, und geklagt, daß die Luſt an Uebungen und Erzeigungen der Stärke mir ſeit dem Ablauf einiger Menſchenalter ſehr abgenommen zu haben ſcheint. Ich weiß nicht, ſoll ich das als Zeichen der Verfeinerung oder der Vergröberung, der höheren Bildung und Geſittung oder der Schwächung und Minderung der Tapferkeit und Mannlichkeit des Geſchlechts anſehen. Daß wir trotz allem Geſchrei von Fortſchritt und Hebung an Fröhlichkeit oder Luſtigkeit des Lebens, an Luſt und Spiel in den letzten funfzig Jahren nicht gewachſen ſind, darf ich, den die Griesgrämlichkeit des Alters noch wenig angefallen hat, mit voller Ueberzeugung verſichern, auch das, daß die Gegenwärtigen nicht eben ſchwächlicher und liederlicher geworden ſind als die Menſchen der letztverfloſſenen Menſchenalter. Wenn man nun von der beziehlichen verſchiedenen Stärke der Menſchen und Völker ſpricht, ſo däucht mir, daß laut der Erfahrung die einzelnen Exemplare der ſtärkſten Männer vorzugsweiſe in den Thälern von Hochgebirgen und an Meeresküſten und in Inſeln, wo man Licht und Luft aus der erſten Hand hat, und in ſolchen Ländern, wo das friſcheſte und muthigſte aller Gewerbe, die Seefahrt geübt wird, vorzüglich gefunden werden. Ich meine auch, daß das jetztlebende Menſchengeſchlecht noch eben ſolche einzelne Männer aufweiſen könnte, als etwa Zeiten, die man zwei oder drei tauſend Jahre in die fabelhafte Vergangenheit zurückverſetzt. Die nordiſchen Sagen und der Glaube auch mancher Nachlebenden, die Menſchen ſeyen weiland mächtiger und herrlicher geweſen und haben Rieſen und Enakskinder in Menge erzeugt, ſind durch Geſchichte und Erfahrung längſt als Fabeln erwieſen.

Aber wo, in welchen Ländern, in den kalten oder in den warmen, werden die meiſten ſtarken Menſchen und unter ihnen auch die ſtärkſten gefunden? Von vorn herein kann man hier antworten: gewiß da nicht, wo es zu heiß und zu kalt iſt, wo glücklichſte und ſtattlichſte Menſchen nimmer geboren werden; aber für die übrigen Länder wird die Frage nicht leicht zu entſcheiden ſeyn. Wir nordiſche Menſchen entſcheiden uns gewöhnlich gern für die kalten Länder und ſprechen: Je nun was in der Nähe von Eisbergen und Gletſchern und näher dem Nordpol erwächſt und durchkommt, das muß doppelte und dreidoppelte Lebenskraft und Stärke haben. Wir nennen dann ſo leichthin die Alpenſchweitzer Skandinaven Schotten Preußen u. ſ. w. Allerdings die nordiſche Eiche iſt ein gewaltiges Holz, aber wird ſie ſich dem Tiek der indiſchen Berge und Wälder in Härte und Dauerhaftigkeit zu vergleichen wagen? Syrien Spanien Kalabrien u. ſ. w. und die Ringkünſtler Perſiens und Indiens werden wohl mit dem größten Rechte neben die Ringer und Schwinger Tyrols und der Schweitz geſtellt werden dürfen, ja die warmen ſüdlichen Länder mögten vor den dortigen Enaken und Antäen leicht den Vorzug haben. Was die Flammen der Sonne gehärtet haben wird neben der Härte des durch die Kälte Gehärteten leicht größere Biegſamkeit und Beweglichkeit zeigen.

Fragt man nun nach Zeichen der vollſten Mannlichkeit und Stärke, ſo giebt es da freilich Etwas, was nicht bloß Schein iſt, ſondern bei Manchen iſt in Schritt und Geberde, in Darſtellung und Haltung Schönheit und Stärke ſogleich in die Augen ſpringend, ſo daß man hinſichtlich ihrer der Vermeſſenen, welche ſich an ſie zu wagen gelüſten mögte, ein Hütet euch! zurufen kann. Aber es iſt hier viel Verborgenes und Geheimes und Verſtecktes der Natur und ihrer Meiſterſtücke, es giebt auch auf dieſem Gebiete Unbegreiflichkeiten und Unerklärlichkeiten, wo der äußerliche Schein völlig trügt, etwa in der Weiſe, wie es einem Unkundigen gehen würde, der einen gewaltigen Stier und einen um Zweidrittel kleineren und niedrigeren der Erde näheren Löwen bloß mit dem Augenmaße mäße und mit einander vergliche und nicht wüßte, daß der brüllende König der Wälder die gewaltige Schnellkraft hat, einen 800 bis 1000 Pfund ſchweren Ochſen am Nacken zu packen und ihn einige hundert Schritt weit ins Gebüſch mitzuſchleppen. Ich erinnere hier nur an die Blume der europäiſchen Ritterſchaft, an den Schwarzen Prinzen, einen ungewöhnlich kleinen und hagern und dünnen Mann, welchem die Geſchichtſchreiber Englands kaum ein Gewicht von 120 Pfund geben, vor deſſen Lanze aber kein Ritter den Sattel halten konnte. Ich ſelbſt habe einen ähnlichen Siebenbürger in meinen Studentenjahren in Jena gekannt, ein kleines dürres Männchen, das eher einem Schwachen und Schwindſüchtigen als einem Starken und Geſunden gleich ſah, der aber einen ſtarken Jüngling in die Bruſt faſſen und in der Luft um ſich herumſchwingen konnte. Hier mögte man mir einwerfen: das mogte Uebung in Künſten der Stärke von Jugend auf ſeyn; Uebung wird auf eine erſtaunliche Weiſe zuletzt zur wirklichen Stärke. Dies mogte möglicher ja wahrſcheinlicher Weiſe bei dem Schwarzen Prinzen der Fall ſeyn, ſchwerlich aber bei meinem Siebenbürger, dem Sohn eines Landgeiſtlichen und ſelbſt einem ſtillen und ſanften Theologen. Kurz, es giebt kein ſicheres Stärkemaß und das geübteſte Auge kann ſich hier in ſeinem Urtheil irren. Man höre:

Es werden zwei Männer, um deren Gewicht geſtritten und gewettet wird, auf eine Waage geſetzt, zwei Männer, die gleichen Alters, gleicher Größe und gleicher leiblicher Aeußerlichkeit ſind, wo man höchſtens auf eine Ungleichheit des Gewichts von zehn bis funfzehn Pfund rechnen mogte, und ſiehe das häufige Ergebniß: der Eine iſt oft vierzig funfzig Pfund ſchwerer als der Andere. Worin liegt hier das Geheimniß der Ungleichheit? Wahrſcheinlich in der größeren metalliſchen Dichtigkeit und Feſtigkeit der Knochen und der Muskeln und des Fleiſches. Dies meint auch eine Anekdote, die ich über den großen Boerhave erzählen gehört habe. Es fragte den berühmten Heilkünſtler einſt ein rüſtiger Mann, wie viele Lebensjahre er ihm nach dem äußeren Anſchein ſeiner Rüſtigkeit wohl zumeſſen würde? Und Boerhave antwortete ihm: Mein Herr, das kann ich Euch nur ſagen, wenn Ihr mir aus Eurem Arm oder Schenkel ein Stück Knochen abſägen laſſet und es mir zur Wägung Prüfung und Vergleichung überreichet. Dieſe Anekdote erinnert an die phyſiologiſche Erfahrung der Beſichtigung und Wägung der Knochen eines arabiſchen und frieſiſchen Hengſtes: der Knochen des erſten iſt doppelt ſo dünn aber auch doppelt ſo ſchwer als der des letzten.

Doch jetzt zu einzelnen Geſchichten einiger wirklich ſtarken Männer. Hier ſollen zum zehnten oder zwanzigſten Mal vorweg keine Thaten der Fauſtkraft wieder erzählt werden, z. B. des ſtarken Auguſt von Polen und Sachſen und ſeines Sohns des Marſchalls von Sachſen noch des weiland Schneidergeſellen Dörflinger und der berühmten Bauerjungen Jan de Weerth Spork und Melander, welche durch ſeltene Stärke ausgezeichnet als Feldmarſchälle und Grafen ihre Laufbahn geſchloſſen haben, aber doch muß ich kurz anführen, was die Volksſage noch über die drei obengenannten ſchwediſchen Namen (Sprengporten Stålhanske und Armfelt) umträgt, Namen, welche durch beſonders glückliche Gelegenheiten und Thaten ſich von Unten hoch nach Oben gebracht und neue Ritter- und Herren-Geſchlechter gepflanzt haben.

Unter Karl dem Neunten oder Guſtav Adolf hat im lievländiſchen Kriege ein tapferer Unterofficier eine gefüllte Granate an das Thor der belagerten Feſtung Dorpat gehängt, die Granate hat das Thor geſprengt und er iſt mit Wenigen der Seinigen zuerſt in die Stadt gedrungen, wegen ſeiner Tapferkeit geadelt mit dem Namen Sprengtporten (Sprengsthor). Seine Nachkommen blühen heute noch als Grafen. Ein ſchöner Sprengporten war ſchwediſcher General und einer von Guſtavs des Dritten begünſtigten Lieblingen, gehörte aber leider mit zu den Verſchworenen, welche ſchon in den Jahren 1789 und 1790 der großen moskowitiſchen Semiramis Katharina Finnland in die Hände ſpielen wollten.

Stälhanske, Stalhandſchuh, der in der Sprache ſeiner Tage der Stalhanſch heißt, iſt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als ſchwediſcher Reitergeneral und als ein fürchterlicher Plünderer ſeines deutſchen Vaterlandes mit vielen andern ſchrecklich berühmt geworden. Dieſer Stalhanſch ſoll ein geborner deutſcher Preuße und gleich dem großen Dörflinger ſeines Handwerks ein Schneidergeſell geweſen ſeyn. Er war in der Schlacht bei Stumsdorf in Weſtpreußen ſchwediſcher Reiter. Dem Könige Guſtav Adolf wird ſein Pferd erſchoſſen und er ſteht da von einigen Polen zu Roß umringt, der Schneidergeſell haut auf die Polen ein, ſie fliehen, er ſpringt vom Pferde, ſetzt ſeinen König drauf und läuft glücklich geborgen hinter ihm her unter ſeine Schaar. Geadelt unter dem Namen Stalhandſchuh: eine Hand mit dem Reiterhandſchuh im ſilbernen Felde das Familienwappen. Es dringt ſich bei dieſer Sage von dem wilden preußiſchen Schneidergeſellen die Bemerkung wieder auf, wie grade aus dieſem Handwerk wirklich immer ſo viele Kerle heroiſchen Muthes hervorgegangen ſind. Auch das iſt eine bekannte Erfahrung, daß bei Aufläufen und Krawallen in den großen Städten (z. B. in Hamburg und Breslau) die Jünglinge dieſes Gewerks gewöhnlich unter den Heißeſten und Vorderſten geweſen ſind.

Die Armfelte jetzt ſchwediſche und ruſſiſchfinniſche Grafen. In der Schlacht bei Warſchau hat ein tapfrer ſchwediſcher Reiter einem Polacken, deſſen Säbel über dem Kopfe Karls des Zehnten gezückt war, Säbel und Arm zerhauen und iſt mit dem Namen Armfelt geadelt und gerittert.

1. Oberſt Günther.

Ta' sig ännu en liten Günther.

(Nehmen Sie ſich noch einen kleinen Günther.)

Dieſen Zuſpruch hatte ich ſchon öfter gehört und hinſichtlich der That, die von mir gethan werden ſollte, ſeine Bedeutung gelernt. Es iſt in Schweden in Städten und auf dem Lande allgemein die Sitte, daß bei Gaſtgeboten und Gelagen in dem Empfangzimmer ein Tiſchlein ſteht mit Geräuchertem (Fiſche Fleiſch) Käſe Brod und einigen Fläſchchen Wein Rum oder Branntwein und daß die Gäſte ſich vor dem Niederſitzen zur Tafel wohl Ein oder Zwei Appetitſchlückchen nehmen. Da wird denn von dem Wirth oder der Wirthin unter dem Schilde Günthers genöthigt, noch ein Gläschen über den Durſt zu nehmen, und dem Deutſchen wird zugleich erzählt, ein alter wackerer deutſcher Degen dieſes Namens, ein ächter Karoliner habe vor vielen Andern die Sitte inne gehalten, zur Weckung ſeines Appetits vor der Tafel ein zweites, auch wohl ein drittes Schlückchen zu nehmen, und das ſey ihm ſo wohl bekommen, daß er beinahe ein Jahrhundert alt geworden. Ich hatte das Wort

Günther in dieſer allgemeinen Deutung ſchon oft gehört, aber von dem Günther ſelbſt und ſeiner Geſchichte wußte ich vor dem Frühling von 1804 noch nichts. Da erſt fand ich in dem Hauſe meines Freundes des Probſtes zu Kumla von Roſenſtein, ſpäteren Erzbiſchofs zu Upſala, durch Förderung ſeiner liebenswürdigen Frau die rechte Erklärung und Löſung. Wenn ich an dieſes liebe Haus denke, in welchem ich in den Jahren 1804 und ſpäter in 1806 und 1808 manche ſchöne Wochen verlebt habe, ſo wollen mir in der Erinnerung Herz und Augen noch übergehen, und der Greis muß hier ein bischen greiſenartig ſchwatzen und erzählen. Es waren in jenem Hauſe die beiden noch lebenden germaniſchen Hauptbeſtandtheile, nämlich die Deutſchen und die Skandinaven, glücklich vereinigt. Roſenſtein war ein ganzer voller begeiſterter Schwede, auch voll von manchen lebenswürdigen und liebenswürdigen ſchwediſchen Vorurtheilen, wobei die hiſtoriſche Poeterei nicht abmagern konnte. Die Frau und die Mutter des Hauſes gehörten mehr zu Deutſchland und ſtanden, wenn die beiden verſchiedenen Volksthümlichkeiten im Geſpräche und Streite zuweilen wohl gegen einander ſchlagen wollten, meiſtens mehr auf meiner Seite. Die Frau nämlich war eine geborne Freiherrin Cederſtröm, aber die Tochter einer deutſchen Mutter, einer von Mevius aus Pommern, Urenkelin des berühmten und gelehrten ſtralſundiſchen Stadtſyndikus Meve, der am Schluſſe des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen von Mevius in den Adelſtand erhoben und zum Präſidenten des neuen Obergerichts für die ſchwediſch-deutſchen Lande ernannt worden und dieſes Obergericht vorzüglich einrichten geholfen und deſſen meditationes ad pandectas in meiner Jugend von den pommerſchen Advokaten als ein Hauptbuch ſtudiert zu werden pflegten. In dieſem Hauſe nun erhielt ich erſt die erſte ächte Perſönlichkeit und Leibhaftigkeit des faſt in ein Mährchen verwandelten Günthers, indem die herrliche Frau bei meinen Fragen nach ihm einen alten achtzigjährigen Herrn Magiſter, weiland Lehrer des Probſtes, der zum Beſuch nach Kumla kam, anſtieß von dem fabelhaften deutſchen Oberſten zu erzählen. Dieſe Sage lautete ungefähr wie folget:

In den letzten Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts lag der ſchwermüthige König Karl der Elfte auf dem Schloſſe Strömsholm auf ſeinem letzten Krankenlager. Da ward ihm ein ſchwerer Geſetzesbruch gemeldet, nämlich in einem Zweikampfe in Upſala habe ein ſiebenzehnjähriger Student ſeinem Gegner den Kopf glatt vom Rumpfe gehauen, und zwar mit einem langen ſchweren Reiterdegen. Es waren aber eben in den jüngſtverfloſſenen Jahren gegen die Studentenzweikämpfe, welche in Schweden damals faſt nach deutſcher Weiſe ſtattfanden, ven dieſem Könige ſehr ſtrenge Geſetze erlaſſen; ja es ſollte ihnen gemäß ſchon eine Todesſtrafe erlitten ſeyn. Sie ſind eben wegen der ſtrengſten Strafen ſeitdem bis auf dieſen Tag nimmer mehr üblich geweſen, ſondern in Upſala und Lund knüppelt und boxt man ſich allenfalls bei entſtehenden Zwiſten wie in Cambridge und Oxford, aber ſucht keinen Schimpf durch Blut mit dem Eiſen auszuwaſchen. Genug der König lag ſehr krank und grübelte über den ungeheuren Mordhieb, und ließ ſich erſt die gebrauchten Waffen und dann die beiden Miſſethäter, den Todthauer und ſeinen Sekundanten, vors Bett führen. Sie wurden gefeſſelt gebracht, er ſah zwei ſchönſte ſtattliche Jünglinge, ließ ſie das ſchwere Reiterſchwerdt vor ſeinen Augen ſchwingen, bewunderte ihre Außerordentlichkeit und Stärke, und ward durch den Anblick überwunden, über dem verletzten Geſetze diesmal die Augen zuzuthun. Er ließ ſie abführen und begnadigte ſie mit den Worten: Es wäre Sünde, ein paar ſo prächtige Jünglinge zu köpfen; ſie können auf Erden noch manche gute Arbeit thun. Sie wurden zu Königlichen Trabanten ernannt. Dieſe ſogenannten Königlichen Leibtrabanten waren eine Aehnlichkeit der weiland Unſterblichen des Perſiſchen Königs der Könige mit den goldenen Helmhauben und Schilden. Dieſer Leibtrabanten war damals die Zahl von 500 bis 600; in meinen Tagen noch unter dem unglücklichen Guſtav Adolf dem Vierten waren ihrer 300. Die Gemeinen jener Schaar hatten Lieutenantsrang, ihr Hauptmann Generallieutenants.

Wer waren dieſe jungen Leibtrabanten, dieſe Kämpfer mit den gewaltigen Reiterdegen? Der Name des ſchwediſchen Jünglings iſt nicht weiter berühmt geworden; ſein Sekundant war ein Leipziger Magiſter, der wegen Zweikampfs aus Leipzig relegirt und nach Upſala gegangen war, dort ſeine Studien oder Kämpfe fortzuſetzen: es war unſer Günther mit den drei Vorgläschen. Von dieſem unſern Günther wird nun nichts weiter gemeldet, als daß er mit dem nordiſchen Achill Karl dem Zwölften nebſt allen andern tapfern Recken nach Lievland Preußen und Polen gezogen, dort, verſteht ſich von ſelbſt, ſich tapfer erwieſen, und nach vielen Schlachten und Siegen im Jahre 1706 in ſein heimathliches Sachſenland zurückgekommen. Hier ergab ſich nun folgende Großthat Günthers, welche von den Schweden eigentlich als die einzige Glanzthat ſeines Lebens erzählt wird:

Karl der Zwölfte ſtand, wie allbekannt, wohl über ein halbes Jahr in Sachſen, wo er ſein Heer mit ſächſiſchem Gelde und vielen Tauſenden deutſcher Krieger ergänzte und verjüngte. Günther lag mit andern ſchwediſchen Officieren in oder um Leipzig, wo ſeine Univerſitätsthaten wohl ſchon lange verſchollen und vergeſſen waren. Hier begab ſich nun eine fröhliche Hochzeit, die ſein Andenken wieder belebte. Die ſagenhafte Ueberlieferung davon lautet ungefähr ſo:

Der berühmte Profeſſor Taubmann, der in der Geſchichte der Späße und Scherze Auguſts des Starken und des Dresdener Hoflebens auch oft genannt wird, gab eine Tochter aus. Solche Feſtlichkeiten wurden in jenen Tagen mit Schmäuſen und Tänzen oft zu einer vollen Woche ausgedehnt. An dem letzten Feſtabend war ein Maskenball, zu welchem mehrere der in Leipzig ſtehenden ſchwediſchen Officiere eingeladen waren. Als nun nach Mitternacht die Hochzeit abgetanzt werden ſollte, ließ der Brautvater einen ſtattlichen Tiſch mit Speiſe und Trank beſetzen und bat die Tänzer die Masken abzulegen, um noch etwas Erquickliches zu nehmen und aus dem mächtigen Familienbecher der Braut Geſundheit zum Abſchied zu trinken. Der Tiſch war zu dem Ende reichlich mit Flaſchen beſetzt, in deren Mitte der Becher prangte. Solchem Gebote des Wirthes hatten Alle gern gehorcht, nur Eine mächtige Geſtalt ging immer noch mit der Maske ſtumm und einſam umher. Angerufen, warum er ſich nicht entlarve und es den Uebrigen gleichthue, verneigte er ſich zuerſt ſtumm und entgegnete endlich auf weitere Eindringung: „Füllt mir nur den Becher mit „Wein, ich kann auch unter der Maske der Braut die fröh„liche Pflicht thun.“ Man gehorchte ihm, er nahm den gefüllten Becher, rief und trank der Braut Geſundheit, und dann drückte er den Becher, wie er ihn hielt, mit der Hand wie einen Handſchuh zuſammen, daß der übrige rothe Bacchus an die Decke des Saales emporſprützte. Da rief Taubmann, der auf dieſen wunderſamen Gaſt ſchon länger aufmerkſam geworden war, zum Erſtaunen und Schrecken der Uebrigen mit lauter Stimme: aut Güntherus es aut diabolus. (Du biſt entweder der Günther oder der Teufel.) Und Günther riß nun die Maske ab, und ſie umhalſten ſich, und es folgte eine Scene ſcherzhafteſter Rührung und Erinnerung. Denn das war noch das Sonderliche bei dieſer Begebenheit, daß der Profeſſor Taubmann als Rector Magnificus einſt den jungen Magiſter Günther aus Leipzig verbannt hatte.

Dies iſt ein Stück aus Günthers Kriegsleben. Man ſieht, er hat der Geſchichte nur für die Sitten der Zeit etwas geliefert. Nach des ermordeten Achilles Tode wird von dem ſtattlichen Karoliner*) nichts weiter gemeldet, als daß er als Oberſt oder Generalmajor und Führer eines Regiments zu Landskrona in Schonen gelebt, mit Freunden und Nachbarn als ein fröhlicher leutſeliger und frommer Greis verkehrt und ein höchſtes Alter bis zur Fabel erreicht habe. Einige ſprechen hundert Jahre aus. Genug ſo viel bleibt gewiß, ſo lange in Schweden die Luſt fröhlicher Gelage nicht ſtirbt, wird auch der Name des deutſchen Günthers leben.

2. Major Nienkirchen.

Hier mag nun ein ehrlicher tapferer Pommer mit ſeinem kurzen Lebensbilde folgen, welches ungefähr zeigen wird, wie im achtzehnten Jahrhundert in Vorpommern auf dem Lande gelebt ward und wie Hausordnung Waldordnung Rechtsordnung bei Gelegenheit gehegt und gepflegt werden durfte. Daß ich es habe malen dürfen, verdanke ich den Erzählungen längſt entſchlafener Gönner und Freunde, des würdigen Profeſſors und Archiaters von Weigel weiland und zweier Gebrüder Quiſtorp, (der ältere Maler, der zweite Profeſſor) von welchen der jüngere auch ein ausgezeichneter Fechtmeiſter Ringer und Jäger war. Später haben andere Freunde, am meiſten die Greifswalder Doktoren Friedrich von Hagenow und Gottfried Koſegarten, mit großer Freund-

---

*) **Karoliner.** Mit dieſem Namen, als mit einem Namen höchſten Glanzes und rührendſter nordiſchen Erinnerung, der noch mit einer Art Ehrfurcht ausgeſprochen wird, wurden die überlebenden Feldherren und Kriegsmänner Karls des Zwölften genannt.

lichkeit mir Farben dazu verſchafft. Zu dieſem Bilde hat der Augenſchein mir das Wenigſte gegeben. Ich habe den ſtarken Mann nur etwa zwei drei Mal geſehen, in meinem greifswalder Studentenjahr 1792, wo mein Sinn auf ganz andere Geſtalten und Geſichter gerichtet war, als achtzigjährige Schneeköpfe zu betrachten. Des Alten perſönliches Bild ſteht noch klar vor mir, wie ich ihn zum erſten Mal in der Weinſtube des Weinhändlers Engel am greifswalder Markt geſehen habe in der zufälligen Geſellſchaft von zwei etwas lächerlichen und poſſierlichen Perſonen, des Rittmeiſters von Lühmann und des Baron von Berlitz, franzöſiſchen Emigranten und Sprachmeiſters aus dem Elſaß, die bei Herrn Engel Vormittags ſtehende Gäſte waren. Ein langer hoher hagerer Mann mit gewaltigen Knochen und mit breiter deutſcher Bruſt und Schulter, fern von dem franzöſiſchen Häringsrücken, der Kopf ſchon ſchneeweiß, mit gutmüthigen derben pommerſchen Zügen und in den trotzig freundlich blauen Augen zugleich ein Ausdruck von Schalkheit und bewußtem Stolz. Seine Haltung ſtrack und gerichtet, ſeine Rede ſelbſt etwas fremdartig, nicht das gewöhnliche pommerſche Platt- und Hochdeutſch, wohl weil er die Hälfte ſeines Lebens in der Fremde gelebt hatte. Er trug einen blauen Ueberrock mit einem Orden vor der Bruſt, Stiefel und Sporen und einen Hirſchfänger an der Seite, ſein dreieckiger Hut mit einem Federbuſch lag im Fenſter. Es wird erzählt, in den großen Städten ſey er immer gern etwas feſtlich und einem Karoliner gleich aufgetreten. Die Ueberlieferung ſtellt ihn als einen leutſeligen gutmüthigen und ſchalkhaften Mann dar, der gern mit Weibern und Kindern ſcherzte und ſpielte, der die Muſik liebte und die Geige ſtrich, gern einen luſtigen Scherz laufen ließ, die Verwegenen demüthigte, aber nimmer einem guten oder ſchwachen Menſchen wehe gethan hat. So ſollen nach Gottes Willen die Starken auch ſeyn, und ſind in der Regel ſo; wenn der Starke aber jähzornig ingrimmig und tückiſch iſt, heißt er mit Recht eine doppelte Beſtie. Kurz, in der Geſtalt, wie er noch vor mir ſteht, und wie ſich die Geſtalt ſeines Lebens nach allen Schilderungen und Erzählungen, die durch die Münde der Menſchen gelaufen ſind, ſtellt, giebt Rienkirchen in etwas höherem Maaße eine Aehnlichkeit des Bildes vieler alten Officiere und Landedelleute aus den Jahren von 1740 bis 1790, welche ich gekannt habe und welche die wunderlichſte Miſchung von Kavalieren Landedelleuten und Bauern zeigten, eine Art, die bei der Abreibung und Abſchleifung unſerer Tage faſt ausgeſtorben iſt.

Ich beginne jetzt meine weitere Erzählung zuerſt mit dem Sagenhaften und Mythiſchen meines Helden, was zwiſchen Wahrheit und Dichtung ſchwebt, möglicher Weiſe aber auch volle Wahrheit ſeyn kann. Denn die Verſehung liebt es oft außerordentlich begabte Menſchen durch außerordentliche Glückstreffer, die ſie ziehen, plötzlich zu Licht und Ehre zu erheben. Alſo heißt mein Mythus, wie ich ihn aus den Erinnerungen und Erzählungen meines alten Weigels und eines auch längſt verſtorbenen Advokaten Illies zuſammenleſe:

Im Anfange der Jahre 1740 reiſen zwei greifswalder Studenten*) unſer Rienkirchen und ein junger Edelmann Namens von Bilow oder von Bülow,**) nach Frankreich, um ſich in Paris eine wäliſche Abglättung zu holen, vielleicht auch um in franzöſiſchen Kriegsdienſt zu treten. Auf dieſer Reiſe ward ihre Fahrt durch einen abentheuerlichen

---

*) Er ſteht im Album der Univerſität Greifswald unter dem Jahr 1739 (als ein 25jähriger) verzeichnet.

**) Zwei an Namen und Wappen verſchiedene mecklenburgiſche und pommerſche Häuſer.

Zufall, welcher auf Rienkirchens Schickſal einen entſcheidenden Einfluß haben ſollte, vor den Thoren von Nancy gehemmt. Als ſie nämlich der Moſel naheten, fanden ſie die Brücke, worüber man in die Stadt einfährt, von einer zahlreichen und glänzenden Schaar Kriegsmänner und von Generalen und Officieren beſetzt und umgeben. Auf der Brücke ſelbſt aber ſtand, von einem prächtigen Stabe umgeben, der Oberfeldherr, der berühmte Marſchall Moritz von Sachſen, welcher eben Manöver beendigt und Truppen-Muſterung gehalten, und vor ihm war ein ſeltſames wunderlichſtes Gewimmel von Ringern und Fauſtkämpfern, die in volleſter Lebendigkeit um Preiſe kämpften. Es hatte nämlich dieſer Moritz, Auguſt des Starken von Polen und Sachſen Baſtard, ein gutes Stück Erbtheil von der Rieſenſtärke des Vaters, aber auch von dem Muthe und Blute ſeiner Mutter, der Königsmarkiſchen Aurora. Heute aber ließ er nur den auguſtiſchen Trieb ſeiner Erluſtigungen walten. Er hatte nämlich die tapferſten ſeiner Grenadiere und alle Zuſchauer und Liebhaber, kurz Jedermänniglich, der Luſt hatte, zum Kampf um ausgebotene goldene Preiſe in edler Ringkunſt eingeladen. Vor dieſem Fauſtkampf auf der Moſelbrücke war nun der Wagen unſerer beiden Reiſenden ſtill geſtellt und waren ſie ſelbſt unter die Zahl der Zuſchauer verſetzt. Da begiebt ſich nun, entweder daß der Marſchall auf die mächtige Geſtalt des pommerſchen Jünglings aufmerkſam geworden iſt, oder daß er in ſeinen Geſichtszügen das Behagen an dem Fauſtkampfe auf der Brücke geleſen hat. Genug, er tritt ihn mit den Worten an: „Mein „Sohn, ich ſehe, du findeſt Gefallen an den Ringern; ſieh „da den kleinen runden ſtämmigen Herkules, einen Schäferknecht, der mir heute meine tapferſten Grenadiere übers „Knie niedergebrochen hat. Komm! verſuch dich mal! „zieh deinen Rock aus, und pack' ihn und wirf ihn nie-

„der! Was ich hier halte, er füllte ſeine Hand mit Gold, „bekommſt du, wenn du mir den Kerl niederwirfſt." So der Marſchall; der pommerſche Jüngling, der wahrſcheinlich kaum ſeine Worte recht verſteht, ſteht begreiflicher Weiſe vor ſolchem Glanze verlegen und blöde da, aber der Marſchall redet ihm ferner zu, und endlich faßt er ſich ein Herz und ſteht bald mit bloßen Hemdsärmeln da, und ſpringt auf den Sieger ein. Zuerſt giebt es nun ein paar tüchtige Rucke und Zucke zwiſchen ihm und dem Schäfer diesſeits und jenſeits, bei der dritten Umarmung hängt der Schäfer in Nienkirchens Armen in der Luft zwiſchen Himmel und Erde und fliegt dann unter unendlichem Jubel der Zuſchauer über das Brückengeländer in den Strom. Und jetzt erfolgt eine andere Umarmung. Der Marſchall voll Entzücken und indem ihm die Thränen vor Freude über die Wangen rollen, umhalſt und küßt den Sieger und füllt ihm die Weſtentaſchen mit Louisd'oren. Dies war das Erſte, das Zweite dann, daß er zu ihm ſagte: Mein Sohn, du mußt hier bei mir bleiben, ſolche Jungen wie du, kann ich gebrauchen; es ſoll dir wohl gehen bei mir und ich werde für dein Glück ſorgen. Kurz, das Ende vom Liede war, Nienkirchen ward franzöſiſcher Soldat und begann ſeine kriegsmanniſche Laufbahn als Unterofficier bei der Leibkompagnie in dem Grenadierregiment des Marſchalls. Man ſtand eben hell im brennenden Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege, Nienkirchen zeichnete ſich bald eben ſo ſehr durch Anſtelligkeit und Bildungsfähigkeit als durch Tapferkeit aus, ward im Jahr 1745 nach der mörderiſchen Schlacht von Fontenoi in Flandern Lieutenant und Ritter des Ordens pro virtute bellica, und ward und blieb einer der begünſtigten Lieblinge des Marſchalls, zu deſſen Familie er gewiſſermaaßen gehörte und der ſich ſeines unwiderſtehlichen Fechterarms auch viel zur Säuberung und Beſſerung ſeiner beſonderen Heerſchaar bediente. Hier muß erzählt werden, welcherlei dieſe Herrſchaar des Grafen von Sachſen war.

Es iſt bekannt, daß die Franzoſen ſchon in früheren Jahrhunderten in ihren mächtigſten Kriegen immer Zehntauſende und Dreißigtauſende deutſche Landsknechte und Reiter im Sold hatten, daß ſie endlich zuerſt meiſt aus Schotten, dann bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Schweizer als königliche Leibwächter warben und beſoldeten, in der Zahl von 5000 bis zu 10,000 und 15,000 Mann hin. Der Marſchall von Sachſen, der im Frieden in Lothringen und am Rhein meiſtens ſeinen Befehl hatte, führte außerdem eine beſondere Diviſion von vier bis fünf Regimentern Ausländer, meiſtens deutſche Gemeine und die Officiere aus allerlei Volk: deutſche ſchwediſche polniſche Edelleute. Es ſollten eben alle Fremde ſeyn, wohl mit der ſchlauen politiſchen Ausrechnung, durch Solche bei den verſchiedenen Völkern einen lebendig wirkſamen und nachhaltigen Einfluß zu gewinnen. Dieſe ungefähr 12,000 Mann ſtarke Diviſion, deren Regimenter Royal Suedois Royal Allemand Royal Deux Ponts Royal Étranger u. ſ. w. hießen, war des Marſchalls Liebling und hatte gleichſam die Geltung einer Zweiten Leibwache; auch war ihre Beſoldung um 30 bis 50 Procent höher als der Sold der gewöhnlichen Linienregimenter. Obgleich, wie geſagt, in dieſen Regimentern kein geborner Franzoß dienen ſollte, ſo lockten der höhere Sold und andere angenehme Dienſtvorzüge doch viele an, und ſo drängten ſich manche Söhne des hochgebornen franzöſiſchen Adels häufig wider das Geſetz ein, und der Marſchall, wie unangenehm ihm dieſer Andrang und Eindrang auch war, mußte da, eben weil er Marſchall von Frankreich hieß, oft wider Willen ein Auge zuthun. Dies gab nun auch zwiſchen den Eindringlingen und Fremden oft zu blutigen Zweikämpfen Veranlaſſung.

Die Franzoſen ſuchten nämlich den jungen Ankömmlingen durch mancherlei Verletzungen Beſchimpfungen und Aufforderungen den franzöſiſchen Dienſt zu verleiden, und manches junge Blut war ſchon als Opfer ſolcher Zweikämpfe gefallen. Dinge, welche Graf Moritz nach dem militäriſchen esprit de corps nicht ganz beſſern noch hindern konnte. Nun geſchah eben in dieſen 1740ger Jahren, daß ein polniſcher Jüngling, Auguſts des Starken jüngſter Baſtard, ich meine, ein Sulkowsky, oder vielmehr der Sohn einer Sulkowska, als Offizier in die Diviſion trat. Dieſer Jüngling lag dem Marſchall am Herzen und er befahl dem Nienkirchen ſeine Beſchützung. Dieſer verſprach das Seinige zu thun, aber der Zögling mußte, damit er dies könne, mit ihm in demſelben Hauſe wohnen. Dies ward veranſtaltet. Nienkirchen bereitete nun ſich und ſeinen Polen auf einen wahrſcheinlichen Angriff der Franzoſen, die dem Fremdling für die Nöthigung zum Zweikampf einen Schimpf anthun würden, und bereitete für den Zweck Batterien Schmutz und ähnliche Waffen. Es kamen auch einen guten Abend ihrer drei vier, die aber mit der gehörigen Tobiasſalbe übergoſſen und durch Nienkirchens Fauſtkraft die Treppen heruntergeworfen wurden. Zugleich forderte er ſie und ihre franzöſiſchen Kameraden auf den folgenden Mittag nach der Wachparade im Ringe zum üblichen Zweikampfe heraus. Von dieſem Kampfe kehrte der Starke als Sieger zurück und ließ einen Todten und ein paar Verwundete auf dem Platz. Er hatte hiemit, wie man zu ſagen pflegt, einer Ratte die Glocke angehängt: viele Franzoſen nahmen aus den Regimentern Abſchied, und der dem Marſchall widerliche franzöſiſche Anlauf und Eindrang hörte ſehr auf.

So lauten Nienkirchens Thaten und Abentheuer mit und unter dem berühmten Moritz. Nach deſſen Tode hat er den ſiebenjährigen Krieg noch mitgemacht. Bald nach dieſem Kriege hat er wahrſcheinlich in der Mitte zwiſchen 1765 und 1770 ſeinen ehrenvollen Abſchied mit dem Titel und Range eines franzöſiſchen Majors erhalten, hat aber die eigenthümliche Grille gehabt ſich immer nur Hauptmann Rienkirchen zu nennen und nennen zu laſſen. Sein ritterlicher Kriegsdienſt war ausgezeichnet durch den oben genannten Orden durch einen Ehrendegen, ein prächtiges Ehrenſchild und ein Jahrgeld von 1500 Franken, was bei den damaligen Geldverhältniſſen nach ſeinem nicht hohen Range doch die Vorzüglichkeit ſeiner kriegsmanniſchen Leiſtungen beſtätigt. Er iſt alſo nach einem Dienſt von etwa 30 Jahren in die pommerſche Heimath zurückgekehrt, ſeines Lebensalters ungefähr ein ſehr rüſtiger Fünfundfünfziger. Gerüchte haben ihn auch däniſche Kriegsdienſte ſuchen, in ſchwediſchem Dienſt ſtehen laſſen: völlig leere Gerüchte, das ſchwediſche Gerücht wohl daher entſtanden, daß er wahrſcheinlich in dem franzöſiſchen Regiment Royal Suedois eingeſchrieben ſtand.

Alles dieſes bisher Erzählte war die Poeſie und Fabel ſeines Lebens. Jetzt betrachten wir die ſchlichte Proſa deſſelben und erzählen ſeine wahrſcheinlichen wie ſeine wahren proſaiſchen Anfänge und Auszüge.

Unſer Johann Jochen Rienkirchen war im Jahr 1714 zu Koitenhagen unweit Greifswald geboren, wo ſein Vater Revierförſter oder Haidereuter war. Er muß in ſeiner Jugend leidlichen Unterricht genoſſen haben, weil er, wenn gleich ſpät, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, im Jahr 1739, in Greifswald ſich als Student hat einzeichnen laſſen. Die Studien ſcheint er dann bald verlaſſen zu haben und in den franzöſiſchen Kriegsdienſt in einem der erſten 1740ger Jahre getreten zu ſeyn. Seit dem Ende der 1760ger Jahre hat er die letzten 26 oder 28 Jahre ſeines Lebens in der

Nähe von Greifswald und ſeinem Geburtsort Koitenhagen gelebt, iſt im hohen Alter von 82 Jahren, im Jahr 1796, in Grubenhagen geſtorben und liegt auf dem Kirchhofe von Weitenhagen begraben. Wir begleiten nun jene ſeine eben genannten letzten 26 oder 28 Lebensjahre und vernehmen, wie er ſie durchlebt hat und in ihnen erfunden worden iſt. Wir werden ihn als thätigen Landmann und Waldmann, vor allen aber als luſtigen unermüdlichen Jäger und fröhlichen Geigenſpieler und immer noch als einen gewaltigen und gefürchteten Fauſtkerl finden.

Wir gehen wohl wenig irre vom rechten Wege, wenn wir das ſpätere pommerſche Leben unſers ritterlichen Helden zwiſchen die Jahre 1766 und 1796 (das Jahr ſeines Todes) ſetzen und alſo auf ein gutes Menſchenalter anſchlagen. Von dieſem Jahrdreißig verlebte er das erſte Stieg bei voller Waidlichkeit und Rüſtigkeit wohl recht glücklich und behaglich mit Landbau Muſik, vor Allem aber mit dem edlen Waidwerk ſich beſchäftigend und beluſtigend. Vom Jahre 1770 bis 1778 wohnte er am Meere am Ausfluſſe des Flüßchens Rick oder Elde, woran Greifswald liegt, auf Ladebow, einem der dortigen Univerſität zugehörigen Gute, als Verwalter und Vormund des Vermögens der Kinder des dort verſtorbenen Pächters Kreeft. Das war ſeine freudigſte Zeit. Er hatte Reitpferde Stallknecht und Jäger, und lebende alte Frauen erzählen, wie ſie den ſchönen alten Herrn, von einem halben oder ganzen Dutzend Dachshunden und Jagdhunden begleitet, mit Schrecken und Staunen oft haben durchs Dorf galoppiren ſehen. Er ſcheint es alſo bei ſeiner Jagdluſt beſonders auf Reineckens Pelzwerk gemünzt zu haben. Kurz, bis zur franzöſiſchen Umwälzung bis zum Jahr 1789, hat er gewiß ein recht luſtiges unabhängiges Herrnleben, wie jene Tage es in Pommern verlangten, fortleben gekonnt. Dann ſind aber ſeine letzten ſchlimmen acht Jahre gekommen. Das franzöſiſche Jahrgeld der 1500 Francs iſt ihm ausgeblieben und er hat deſſen Auszahlung nimmer wieder erlangen können. Der Greis iſt in Verlegenheit und Noth gerathen. In jenen ſeinen letzten Jahren hat er meiſtens bei Verwandten, zuletzt in Grubenhagen bei dem Mann ſeiner Schweſtertochter, dem Förſter Rehmzow, gewohnt, der wie alle Menſchen, die ihn kannten, ſehr freundlich gegen ihn war. Da — ſo lautet das Zeugniß Verſchiedener, erhielt er durch Zuſammenſchuß der ſchwediſchen Officiere in Stralſund zuweilen eine Sendung von 60 bis 70 Thalern, auch wohl von einzelnen adlichen Gutsherren (von den Behren und Bliren u. ſ. w.) mitunter 5 oder 10 Frd'or als Geſchenk. In dieſen ſchlechten Tagen ſoll er ſich auch durch Beſſerung und Zuſammenſetzung von Geigen, worauf er ſelbſt gut zu ſpielen verſtand, wohl einen Nothpfennig verdient haben. Jener Zuſtand mag einem edlen ritterlichen Gemüthe peinlich genug geweſen ſeyn und ſogar durch Sorgen ſein Leben gekürzt haben, welches ſonſt vielleicht an ein volles Jahrhundert hinausmarſchirt wäre, aber man darf ihn ſich doch nicht zu kümmerlich vorſtellen, zumal bei der Gutmüthigkeit Wohlhabigkeit und Gaſtlichkeit, wie ſie in den Tagen von 1780 und 1790 in Pommern auf dem Lande beſtanden und geübt wurden; auch ſieht und hört man, daß er bis an ſein Ende mit alten Schildgebornen, den Behren von Dönnie und Vandelin und dem ſchwediſchen General Freiherrn von Bliren auf Kleinen Zaſtrow in fröhlicher Jagdkameradſchaft fortgelebt hat. Ich ſelbſt bin im Walde jenes Ritterſitzes mehrmals einer ſteinernen Säule vorbeigefahren, welche der alte Bliren ihm zu Ehren hatte aufrichten laſſen, mit der Inſchrift: Allhier hat der Ritter Herr N. in seinem 75. Jahre einen Sechszehnender erlegt. Andere erzählen — was eben ſein fröhliches Jagdleben bis an ſeinen Tod bezeugt — auch noch von einem Haſenſtein in einem Walde, auf welchem ein Häslein mit den Worten abgebildet geweſen: Hauptmann N. erschoss mich in seinem 82. Jahre. Man erſieht hieraus, es hat um und von dem Alten vom Anfang bis zum Ende ſeines Lebens gefabelt. Kurz, wenn er nicht als ein Fugger geſtorben iſt, ſo hat er doch in voller Rüſtigkeit und Geſundheit als ein fröhlicher Waidmann und Saitenſpieler ſeine Tage beſchloſſen. Es mögen hierfür und für ſeine Stärke und Rüſtigkeit als Zeugniß die mitfolgenden Worte eines wackern Greiſes, des noch lebenden Förſters Ihlenfeldt zu Grubenhagen ſtehen:

„Ich bewohne jetzt das Haus, in welchem Nienkirchen
„geſtorben iſt. Als Knabe habe ich ihn dort bei Rehmzows
„ſehr wohl gekannt. Er ſteht mir noch ganz lebendig
„leibhaftig vor. Er war groß und ſtark und hatte beſonders
„lange knöcherne Finger, die hart wie eiſerne Zangen
„waren. Er griff manchmal im Scherz meinem Vater an
„die Lende; dieſer ſchrie dann gleich auf Ach! und Weh!
„und ſagte: Herr Hauptmann Se möten ok nich to hart
„anfaten, und wenn er nachſah, waren es blaue Flecke.
„Nienkirchen hatte einen Federhut auf und ſagte häufig
„Bongre.

„In der Aerndte pflegte er mit Einer Hand den vierſpännigen
„Aerndtewagen von der Scheunendiele herunterzuziehen
„und wieder hinaufzuſchieben.

„Einſt trat ein junger ſehr ſtarker Knecht auf ihn zu
„und ſagte, er wolle ſich mit ihm wreiſchen (ringen). Nienkirchen
„ſagte zu ihm: Bongre, du müſt äwerſt get
„anfaten. Damit packte Nienkirchen ihn und warf ihn
„aus einer Stube durch die Thür in die Ecke der andern
Stube."

„Er ſtellte ſich in einen Scheffel und wehrte ſich dann

„ſieben Mann ab, ſo daß ſie ihm nichts anhaben konnten."

„Er machte ſehr ſchöne Violinen. Dem jungen Ihlenfeldt machte er auch eine. In ſeinem Zimmer ſtand auch eine große Baßgeige."

So weit Herr Ihlenfeldt. Hinſichtlich dieſer Violinen erzählt einer ſeiner Verwandten, Herr F. T. Schmidt in Wolgaſt:

„Er erwarb ſich trotz ſeines hohen Alters (bei dem Ausbleiben ſeines franzöſiſchen Jahrgeldes) doch durch Verfertigung von Violinen und Violoncellen hinreichende Subſiſtenzmittel. Es wurden ihm dieſe Inſtrumente theuer bezahlt, und er dankte ſeine Geſchicklichkeit in der Fabrikation derſelben einem Inſtrumentenmacher, bei welchem er lange Zeit im Quartier gelegen hatte."

Jetzt zum Schluß noch einige Stücke, welche Nienkirchen den ſtarken und waidlichen Mann in ſeiner vollſten Eigenthümlichkeit noch weiter bezeichnen.

Einige Kraftſtücke nebſt Spielen des Ernſtes und des Scherzes von unſerm ſtarken Mann.

1. Nienkirchen iſt einen ſchönen Herbſttag auf der Entenjagd ausgeweſen und kommt in der Abenddämmerung in ſeinem Jagdrock und in dem Zuſtande eines Jägers, der durch Sumpf und Geröhrig gewatet iſt, zu Hauſe. Da hört er verwundert Geigen und Flöten ſich aus dem Hauſe entgegenſchallen und ſieht die Fenſter ſeiner Hauptſtube feſtlich erleuchtet. Was iſt hier für eine Hochzeit? ruft er beim Eintritt ſeiner Wirthſchaftsmamſell zu. Ja, Herr Hauptmann, antwortete dieſe, da ſind die großen Herren von Greifswald mit ſchönen Damen und Muſik und wollen ſich bei uns erluſtigen, und haben hübſch und artig alles mitgebracht: Wein und Punſch Braten und Kuchen — alles,

alles. — Vornehme Herren? So? So? brummt haſtig und mit etwas grimmiger Geberde der Hauptmann, tritt dann in die Thür des Tanzſaals und ſpricht: „Willkommen, „meine Herren und Damen! willkommen in meinem Hauſe! „und verzeihen Sie, meine ſchönen Damen, daß der alte „Jäger in einem ſo ſchmutzigen Aufzuge, und nicht, wie es „einem Kavalier geziemt, vor Sie treten muß; aber die „Herren haben es ſo gewollt, und nun frage ich die Herren: „wie ſie ſich haben unterſtehen gekonnt, mich, einen Ehren„mann, ſolcher Unanſtändigkeit auszuſetzen? Man nennt „das auf gut Deutſch Grobheit und Flegelei.

Bei dieſen Worten ſchwoll Einigen der Kamm, und zwei der Herren, ein Profeſſor D., der eben an der Spitze des akademiſchen Güterverwaltungsausſchuſſes ſtand, und ein Hofgerichtsrath traten nun etwas vornehm vor und wollten dem N. auslegen, beſonders der Profeſſor, daß ſie dem Pächter gegenüber, welchen er vertrat, in dem Saale eines akademiſchen Gutes wohl eine ſolche unſchuldige Beluſtigung anſtellen dürften. Kurz, ſie geberdeten ſich, gleichſam ein Herrenrecht geltend zu machen.

Dies wird Nienkirchen zu viel, er ergrimmte und rief: „Einſtweilen bin ich hier noch der Herr und will Euch „zeigen, daß ich es bin.“ Und alsbald ſtößt er mit ſeinen gewaltigen Armen unter dem Fenſter des Zimmers ein Loch in die Wand, faßt den Profeſſor und den Richter und ſchiebt ſie wie ein paar Büblein unter dem ſchimpflichen Joche ins offene Freie an die Luft. Nun begreiflicher Weiſe allgemeines Getümmel, auch die übrigen Männer nehmen Reißaus und unter den Damen giebts Geſchrei und Thränen und Ohnmachten, und ſie wollen ihren Entflohenen folgen. Da tritt nun der Ritter vor, ſtellt ſich in die Thür und wehrt ihnen, indem er ſagt: „Die Herren haben, was ſie „haben wollten, aber Sie, meine ſchönen Damen müſſen

„bleiben; ich laſſe Sie nimmer fort, es ſoll nimmer vom „Ritter Rienkirchen geſagt werden, daß er Damen aus ſeinem „Hauſe verjagt habe. Ich bitte, ſetzen Sie ſich nieder, be„ruhigen Sie ſich, ich ſage Ihnen, ich laſſe Sie doch nicht „fort. Sie müſſen und ſollen bleiben. Ich werde den Ball „ſogleich fröhlich fortſetzen laſſen und für neue luſtige Tänzer „ſorgen.“ So wehrt er ihnen den Ausgang aus dem Hauſe und ſchmeichelt bittet ja knieet recht franzöſiſch vor einigen der Jüngſten und Hübſcheſten nieder. Und der Jäger muß flugs zur Stadt galoppiren und hübſche Officiere und Studenten holen — und mit und wider Willen wird von den Damen bis an den hellen Morgen getanzt. Dann läßt er die ſtattliche Geſellſchaft auf vier fünf Wagen in die Stadt fahren.

2. Zu Wick Ladebow gegenüber wohnte Herr Abt, der Zollſchreiber, ein leckerer Finke, welchen Rienkirchen mehrere Male in verdächtigen Unterhaltungen mit den Mädchen ſeines Hofes betroffen und bedräut hatte. Dieſen trifft er einmal, unerwartet von der Jagd aus dem Walde heimkehrend, im Baumgarten in einer Laube mit einer Dirne koſend, und ſchwingt ſogleich ſeinen Hirſchfänger. Der Abt aber iſt flinker, ſetzt geſchwind über den Zaun, wirft ſich in einen Nachen und rudert mit aller Macht, um an das jenſeitige Ufer zu gelangen. Aber R. ſpringt ihm nach auch in einen andern Nachen und ſchneidet durch mächtigeres Rudern mit ſeinen gewaltigen Armen dem armen Teufel den Rückzug ab. Jener in dieſer Seelenangſt rudert einem in der Mündung des Fluſſes liegenden engliſchen Schiffe zu und ſteigt an Bord. Rienkirchen thut in einigen Minuten desgleichen, und da er die Matroſen eben mit eifriger Arbeit an der Schiffspumpe beſchäftigt ſieht, kommandirt er mit dem Stock dem Abt zur Pumpenarbeit zu ſchreiten; was dieſer zur Verwunderung des Schiffers zit-

ternd und bebend thut. Nachdem er ihn ſo ein halbes Stündchen ſich in athemloſen Schweiß hat arbeiten laſſen ſagt er, wieder in ſeinen Nachen ſpringend: „So viel für „diesmal, Herr Abt; kommt Er mir zum zweiten Mal in „den Baumgarten Birnen und Dirnen benaſchen, werd' ich „Ihn an eine ſchlimmere Pumpe ſtellen."

3. Nienkirchen kommt einmal mitternächtlich ſpät zu Fuß von Greifswald über das Roſenthal zu Hauſe und überraſcht ein paar Soldaten der greifswalder Beſatzung, die von dem Zaun ſeiner Koppel brechen und ſich ſchon einige Bündel Holz zuſammengelegt haben. Sie wollen bei dem ſchrecklichen Anblick des ſtarken Mannes die Flucht ergreifen, aber er ruft ihnen mit ſeiner ſtarken Stimme und mit gehobenem Stocke ein „Steht, Kerle! oder ich werfe!" und ſie ſtehen wie Bäume in die Erde gewurzelt. Und er heißt ſie ihre Bündel nehmen und vor ihm her gehen und treibt die Zitternden ſo in ſeinen Hof und ſein Haus. Aber kaum ſind ſie eingetreten, ſo verwandelt er zu ihrer Freude und Verwunderung ſein Geſicht in Freundlichkeit, führt ſie in ein Zimmer und mit den Worten: „Arme Kerle, ich ſehe, „ihr ſeyd müd und hungrig, ihr könnt euch hier ein bis„chen wärmen und erquicken und dann mit dem Morgen „zur Stadt zurückgehen." Und er ruft ſeinen Diener, und der trägt Wurſt und Schinken und Käſe und Brod und geräucherte Fiſche und Häringe herein und ſetzt ein paar Flaſchen Bier und Brantwein dazu und heißt ſie auf Befehl des Herrn, der ihnen gute Nacht! zugerufen und weggegangen war, nach beſtem Gefallen zulangen. Und ſie eſſen und trinken und laſſen es ſich nach Herzensluſt wohl ſchmecken, und es däucht ihnen, als ſeyen ſie in ein Hochzeitfeſt hineingefallen. Aber was geſchieht? Der Alte hat doppeltes Holz in den Ofen der Stube legen laſſen, und allmälig wird es warm ſehr warm und endlich wird es ſehr

heiß in dem Stübchen, und ſie fühlen, daß Käſe Häringe und Brantwein jetzt ihre Wirkung thun, und von Durſt und der Hitze gequält bitten ſie, daß der Herr Hauptmann ſie jetzt zu Hauſe gehen laſſe. Dieſer aber iſt verſchwunden und der Jäger tritt in die Thür und ſtellt ſich mit gezücktem Hirſchfänger auf die Schwelle und ſagt, er habe Befehl, den Erſten, der da mucken und gegen die Thür toben wolle, niederzuhauen. Und mit dieſen ſchrecklichen Worten ſchlägt er die Thür zu. Und bald wird es heißer und heißer in ihrer durſtigen Hölle, und ſie beginnen zu ächzen und zu ſtöhnen und flehen, man möge ſie lieber todt ſchlagen als in ſolcher Qual ſitzen laſſen. Endlich erſcheint auch der Herr, läßt die Thür öffnen und ruft: „Kerle, das merkt „euch! ihr habt Himmel und Hölle nun zugleich kennen ge„lernt, ich ſage euch, kommt mir nicht zum zweiten Mal ſo „wieder.“ Und alsbald verwandelt ſich die Scene: ſie werden aus ihrer Hölle in ein anderes Zimmer geführt und mit einem guten Morgentrunk erquickt, dann ſchenkt er jedem einen blanken Thaler, heißt ſie ihren Holzbündel auf den Buckel nehmen und luſtig zur Stadt gehen.

4. Es iſt Anfang Septembers und Aerndte, aber plötzlicher Regen hat alle Leute von dem Felde in Häuſer und Scheunen zurückgejagt; da erſcheint eine Bande Prager Studenten*) und ſpielt auf dem Hofe auf. Nienkirchen, deſſen Leute wegen des Regens doch feiern müſſen, läßt ſie nun fortſpielen und ſeine Leute luſtig auf der Scheunen-

---

*) Prager Studenten heißen bei'm Volke Banden von Muſikanten, meiſtens Böhmen und Deutſche aus den ſächſiſch böhmiſchen Gränzbergen von Joachimsthal u. ſ. w., welche einen Meiſter an der Spitze gewöhnlich 5 bis 6 Köpfe ſtark in den Herbſtmonaten auf dem Lande in Nord Deutſchland umherzuziehen und auf den Höfen und in den Dörfern bei ſogenannten Aerndtekollationen und Gebehochzeiten umherzuziehen und Muſik zu machen pflegen.

viele tanzen. Dies geht ſo fort bis in die tiefſte Nacht hinein. Als aber die Hähne die dritte Nachtwache abkrähen, tritt der Meiſter den Hauptmann an und ſpricht: „Herr Hauptmann, meine Zeit iſt aus, wir müſſen jetzt „gehen, wir haben drei Meilen zu machen, wir ſind in „Wiek bei Gutzkow zu einer Aerndtekollation und drei Hochzeiten beſtellt, wir müſſen gegen Mittag auf dem Platze „ſeyn.“ Nienkirchen erwiedert hierauf kurz: „Ihr müßt aber „bei mir bleiben.“ „Ihr müßt, ſpricht darauf der Meiſter, „das iſt ein hartes Wort, Herr Hauptmann. — Ja müßt „heißt es, ſagt N., biſt Du denn der Kerl, der mir das „Muß machen darf? Ich muß dich einmal darauf anſehen.“ — „Ja Herr Hauptmann, vielleicht könnte ich es, „aber Sie ſehen wohl, daß das nicht angeht und ſich nicht ſchickt.“ — „Daß es ſich nicht ſchickt? O Klauſen! „komm her! friſch heran! und den Rock aus! komm! und „wirfſt du mich hier aufs Stroh, ſo ſollſt du gehen.“ — Und in dieſer Weiſe zwingt er den Meiſter faſt zum Kampfe, und nun packen ſie ſich und ringen, und keiner kann den andern niederwerfen; endlich wie mit einem letzten mächtigen Ruck packen ſie einander an die Bruſt und fliegen dann, jeder ein Stück Weſte des Gegners in der Hand, an ihren beiden Enden rücklings über. Und nun? Nienkirchen, nachdem er ſich von dem gewaltigen Fall wieder beſonnen, fällt dem Meiſter mit Freuden an die Bruſt und herzt und küßt ihn mit den Worten: „Braver Kerl! endlich „hab ich meinen Mann gefunden. Aber du bleibſt und „ſpielſt, ich laſſe vorſpannen und dich und deine Leute nach „Wiek fahren und Herrn von Lepel aufblaſen. Ihr ſollt „zu rechter Zeit zur Stelle ſeyn.“ So iſt geſchehen, und er hat den Prager mit zwei Goldfüchſen beſchenkt entlaſſen.

5. Einmal nächtlicher Weile überraſchte N. ein paar Mädchen im Roggenfelde, welche junge Halmen für Stroh-

hutflechtung ſchnitten. Er hieß die Erſchreckenen ſtehen und dann zu ſich kommen, und — ſie ſtanden und kamen. Nun nahm er Hutſchnüre, die ſie geflochten hatten, band ſie damit an einander und ließ ſie ſo durch das Dorf vor ſich hin gehen und dann — laufen.

6. Herr Oberamtmann Aſmus zu Wampen, der den freundlichen ſtarken Nienkirchen in ſeinen Knabenjahren noch gekannt hat, erzählt folgende Geſchichte von ihm:

Nienkirchen ging einmal mit einem Handſtocke in den Grubenhagener Wald, wo er zwei Männer traf, welche Bandſtöcke ſtahlen. Als ſie ihn erblickten, griff der Eine plötzlich ein Gewehr und rief: „Kommen Sie nicht näher, Herr Hauptmann, ſonſt ſchieße ich.“ — N. erwiederte ruhig: „Das „hat nichts zu bedeuten, du ſchießeſt nicht,“ und ging ruhig auf ihn los. Der Holzdieb legte nun auf ihn an und ſagte wiederholt: „Nun nicht näher, ſonſt ſchieß ich, der Teufel „hol mich!“ Aber mit einem Sprunge war N. auf ihm, packte ihn in den Buſen, warf ihn nieder und ſagte: „Hundsfott, Du ſchießeſt ja nicht.“ Darauf befahl er dem zweiten Diebe, daß er einen dünnen Bandſtock herbeibringen und dem Kameraden 25 aus dem FF. aufzählen ſolle; welches dieſer nolens volens ausführen mußte. Dann kam die Reihe auch an Nummer 2., und Nummer 1 vergalt ihm gehörig. Hierauf ließ N. die Diebe die Stöcke aufladen und in die Förſterei bringen, wo er dieſe und das Gewehr abliefern ließ und ruhig zu dem Förſter Nehmzow ſagte: Jetzt laß ſie nur laufen, ſie haben ihr Theil ſchon aufgeladen.

Oberſt Kuilenſtierna.

Der Beſuch eines Nordländers hatte mich auf das Kapitel der Rieſen und der langen und ſtarken Recken gebracht. Nun mag ein nordiſcher Recke, wirklich einer der mächtigſten Männer, die meine Augen geſehen haben, dieſes Kapitel ſchließen. Er führt einen Namen, der eine Vorbeſtimmung der Natur zum Rieſen und Herkules zu tragen ſcheint, nämlich den Namen Keulenſtern — Wunderlichſte Zuſammenſetzung! Indeſſen ſolche Zuſammenſetzungen oder vielmehr Zuſammenſtellungen ſind ſchwediſcher Brauch, eine Frucht ſchwediſcher Eitelkeit, welche in den Namen der älteſten Rittergeſchlechter Skandinaviens ſich nicht findet, aber faſt allgemein bei allen Geſchlechtern, welche von dem dreißigjährigen Kriege abwärts, alſo von der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hin bis zu unſern Tagen in das Wappenregiſter des ſtockholmer Ritterhauſes eingetragen ſind. Was es Glänzendes im Himmel und auf Erden giebt in Sternen Blumen Metallen und in Kränzen Kronen und Kreutzen findeſt du in den Namen jenes Wappenbuches häufig mit den lächerlichſten Zuſammenſtellungen. Zum Beiſpiel: ein Herr Möller wird geadelt, und bittet um ein Schwerdt, heißt alſo Möllerſvärd; ein Herr Kuil (wahrſcheinlich von der Weſergegend oder aus Holland ſtammend) will den Sternenglanz, und erhält Kuilenſtierna von den Könige bewilligt. Nun wie dem immer ſey — von dem erſten Kuilenſtierna, durch welche feurige Gefahren und Kämpfe des Kriegs oder Friedens, kurz auf welchem Oſſa oder Pelion dieſer neue Keulenherkules in den ritterlichen Glanzreigen erhoben worden, und unter welchem Könige dies geſchehen iſt, davon weiß ich nichts zu erzählen. Alſo bleiben wir bei dem ſtehen, den wir zuerſt vor uns gefunden haben.

Major Kuilenſtierna hatte in dem ſchwediſchruſſiſchen Kriege von 1788 bis 1790 eine Freiſchaar von 500 Delis oder Berſerkern geworben und geführt, oder vielmehr er ſelbſt war der ächte Berſerkr, der ſie durch Ströme und

Feuer und Flammen in den Kampf führte und fortriß. Sowohl von ſeiner Stärke als Tapferkeit liefen wunderſame Erzählungen herum. Daß dieſe der glänzendſten Art waren, weiß ich durch die Zeugniſſe mehrerer ſeiner wackerſten Kriegskameraden. Kuilenſtierna hat ſich wirklich oft wie ein raſender Löwe mitten unter die Ruſſen geſtürzt, iſt aber aus allen Schlachten und Gefechten immer unverwundet zurückgekommen. Solchen glücklichen Führern folgt der Haufen der Berſerker gern, halten ihn mitunter auch wohl für einen Gefrornen, den keine Kugel verwunden könne, und ſtürzen ſich nur deſto muthiger umſonſt mit ihm in in den Tod. In jedem längeren Kriege gehen ſolche einzelne Erſcheinungen auf, welche meiſtens allen braven Unterofficieren und Korporalen als voranfliegende Siegesſignale gezeigt werden. So galt bei den Ruſſen der Koloß Yermoloff, immer im Feuer voran und nimmer von Eiſen oder Blei getroffen. Dies iſt der gewaltigſte Koloß, den meine Augen unter den ruſſiſchen Feldherren geſehen haben. Dies war nicht allein die Länge, ſondern ſeine Dicke hatte ein wahres Tonnenmaaß, ohne daß er einen Bauch zur Schau trug. — Kuilenſtierna ward alſo durch Thaten berühmt, aber er war arm, ſtand bei keinem ordentlichen Regiment, und ſeine Schaar ward nach dem Kriege aufgelöſt. Guſtav der Dritte verſetzte ihn nun nach Pommern, wo er ihm in einer Domäne, die 3000 Thaler Pacht geben konnte, ein ſogenanntes Sorgenfrei (Sinecure) ſchenkte. Dies war das ſtattliche Gut Pritzier an der Peene bei Wolgaſt, welches dieſem Sternritter mit der Keule für ſeine Lebenszeit überlaſſen ward. Dies war das ächte Ebenbild eines alten nordiſchen Wikingers. So ungefähr müſſen Regnar Lodbrok und Ivar Widfadme ausgeſehen haben. Ein Mann, eine Kopflänge über gewöhnliche Höhe, gewaltige Knochen bei hagerem Leib, blonder Kopf, ſcharfe Augen dunkeln

Blaus, hohe breiteſte Stirn, rund und glatt wie ein nordiſcher Fels, von herabfließendem Gletſchereis geglättet, ſtolzeſter Blick und Schritt und ein freundliches Lächeln, woraus Stolz und Liſt zuſammen herausſpielten. Er galt für einen harten rauhen Mann, aber gelegentlich auch für einen ſehr weichen und mitleidigen; die gutartige Schalkheit des pommerſchen Nienkirchen fehlte ganz. Als ich ihn kannte, mogte er ein Funfziger ſeyn. Warum führe ich dieſen Schweden hier auf? Bloß einer Geſchichte wegen, welche die Sitten und Triebe der Jahre 1780 und 1790 malen hilft.

Oberſt Kuilenſtierna zu Pritzier war ein mächtiger Nimrod vor dem Herrn, hatte ſelbſt großes Jagdrevier und hatte ſich ringsum von den Nachbarn Jagden gepachtet. Da war es ihm zu Ohren gekommen, daß ein geiſtlicher Herr, und zwar ſein Paſtor Vogt zu Hohendorf, wo Pritzier eingepfarrt war, gegen Landüblichkeit und kanoniſche Geſetze als heimlicher Liebhaber des edlen Waidwerks zuweilen in Dämmerſtunden und an dunkeln Tagen mit der Flinte durch Wald und Feld ſtreifte und ein wenig den Wilddieb machte. Jener Paſtor Vogt war auch ein ungewöhnliches pommerſches Rieſenexemplar und von Gott und Natur wohl mehr für das irdiſche Waidwerk als für die himmliſche Seelenfängerei geſchaffen. Dies war dem Oberſten zu Ohren gekommen und er hatte den Geiſtlichen durch Freunde und Nachbarn warnen und bedräuen laſſen. Nun trifft es ſich einmal, daß die beiden Recken einen guten neblichten Herbſtmorgen in aller Frühe, Gewehr im Arm, auf zwanzig dreißig Schritt Entfernung auf einander ſtoßen. K. bei Vogts Anblick ruft: „Auf die Kniee, Pfaff! das „Gewehr her! oder ich ſchieße.“ Jener aber bleibt aufgerichtet ſtehen, richtet ſein Gewehr gegen den Rufer und antwortet kalt: „Halt ein wenig! ich kann auch ſchießen.“ Dies und des Paſtors Geberde wird unſerm Berſerkr doch bedenklich, er ruft: Gewehr bei Fuß! indem er ſein Gewehr bei'm Fuß ſetzt; Vogt thut desgleichen; dann tönt der zweite Ruf: nieder das Gewehr und Kampf! Nach dieſen Worten legen beide ihre Flinten ins Gras, und jetzt iſt Kuilenſtiernas dritter Ruf: Komm! laß uns ſehen, ob du ein Kerl biſt. Und ſie ſchreiten an einander, ſtellen ihre mächtigen Füße zum Kampf, faſſen ſich, und ringen gleich zwei oſſianiſchen Wolkennebelhelden — und jeder thut nach beſten Kräften ſein Beſtes, aber keiner will fallen. Da nimmt endlich der Schwede in Friedlichkeit und Freundlichkeit ſein viertes Wort und ſpricht: „Gottlob! ich habe meinen Mann gefunden, komm! komm „mit mir! Wir wollen heut die Jagd ruhen laſſen, komm „mit mir nach Pritzier! dort müſſen wir Brüderſchaft (Brorſkål) trinken." Und ſo haben ſie gethan, und von dieſem Morgen an iſt der Paſtor des Oberſten luſtiger Jagdkumpan geweſen.

So war in jenen Tagen die Luſt an mannlichen Kämpfen, ſo war damals nicht bloß der Starken Freude an der Stärke und an den Starken. Es war das wie ein Nachklang aus Zeiten, die auch ſchon längſtvergangene hießen, ein Ueberreſt der bewunderten neidloſen Götter- und Helden-Jugend, man hatte Freude an der eigenen und an der fremden Stärke und Schönheit wie an einer unmittelbaren Gnade und Gabe Gottes.

Jetzt ſoll mein jüngſter Vaterbruder Chriſtian Arndt, der Wachtmeiſter in dem berühmten Dragonerregiment Anſpach und Baireuth etwas Aehnliches erzählen: Sein erſter Oberſt jenes Regiments in den 1770ger und 1780ger Jahren war der Generallieutenant von Bülow, auch eine Art ſtarker Mann und ein unermüdeter Nimrod. Wann dieſer Rekruten bekam (Geworbene oder Einheimiſche), die in ihrer Geſtalt Schönheit und Stärke offenbarten, ſo nahm er wohl Einzelne mit auf die Jagd, die Pferde zu führen, es wurden ihnen auch wohl, wenn ſie ſich als Schützen bekannten, zur Probe Gewehre in die Hand gegeben. Der Chriſtian als von guter Jägerart hatte ſolche Probe ſogleich nach ſeiner Ankunft glücklich beſtanden. Dann nach vollbrachtem Waidwerk hatte der General ſeine Luſt an ſolchen vielverſprechenden Jünglingen ſeine Kraft zu üben; ſie mußten auf grünem Raſen mit ihm ringen oder ſick wreiſchen, wie es aus dem Munde der Pommerenken lautet, und er forderte ſie auf, unverzagt und recht tüchtig anzupacken, und freute ſich, wenn er fand, die ihn ins Gras legen konnten. Solche Jünglinge wurden, wann es ſich traf, daß ſie vor ihres Oberſten Hauſe in Paſewalk Schildwache ſtanden, oft mit einem beſondern Biſſen und einer Flaſche Wein von ihm bewirthet. — Und Solches geſchah in ſehr ariſtokratiſchen Tagen, wo der General und Gemeine der Edelmann und Bauer ganz anders zu einander ſtanden und auf- und nieder-ſahen als heute. Und ich frage hier billig: wohin iſt jene treuherzige Luſtigkeit und Gemüthlichkeit des Lebens geſchwunden? Bei den heutigen Zuſtänden mögte man einem General ſchwerlich rathen dürfen, ſolche Probeübungen mit ſeinen Rekruten zu machen. — Auf ſolche Geſchichten horchen die Jetztlebenden mit einem vornehmen Kopfſchütteln und Lächeln wie über Rohheit und Barbarei des Glaubens und der Ritter, wie über kindiſche Mährchen von Drachen- und Lindwurm-Kämpfen und andern Ungeheuern. Wenn wir nun ſagen könnten und dürften, über was Alles unſer verfeinertes vergeiſtigtes verdünntes verdampftes — ich ſage nicht verdammtes — Zeitalter bei all ſeiner Feinerei einſt noch zu weinen haben wird.

Mein Schwedenrecke K. hat übrigens ſehr tapfere Söhne gehabt. Zwei derſelben, wenn ich nicht irre, ſind als preußiſche Generale geſtorben. Der eine derſelben war in ſeinem erſten oder zweiten Dienſtjahre bei einem preußiſchen Huſarenregiment durch einen Zweikampf wider ſeinen Willen, worin ſein Gegner blieb, berühmt geworden. Es iſt das eine Geſchichte aus den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, aus den Tagen zwiſchen 1795 und 1799, als Blücher innerhalb der Demarkationslinie jener Jahre traurigſter Erinnerung das preußiſche Heer in Weſtfalen befehligte. Ich erzähle ſie, wie ſie alle damaligen Tagesblätter und Augen- und Ohren-Zeugen erzählt und berichtet haben.

Auf einem Balle in Weſel ſtand mit andern Officieren ein Siebenzehner, ein junger Kornet Namens Kuilenſtierna, in einem Reihen der Tanzenden, als er und Mehrere einen andern Officier ſeine Huſarenmütze von einem Spiegeltiſch an die Erde werfen ſah. Das geſehen zu haben bezeugten auch Andere. Und jener, der es gethan, war ein Mann höherer Würde, ein Oberſtleutnant, was natürlich doppeltes Aufſehen erregte. Jener Oberſtleutnant trug einen Namen ganz eigenthümlicher Berühmtheit: er hieß, nach einem nordiſchen Tribun genannt Quintus Icilius. Der große König Friederich hatte einen berühmten franzöſiſchen Gelehrten und Officier Namens Guichard, der über Polybius (und zwar über des älteren Hamilkars ſiciliſche Feldzüge gegen die Römer) geſchrieben hatte, in ſeinen Kriegsdienſt eingeladen und mit dem Namen Quintus Icilius geadelt. Unſer Oberſtleutnant war ſein Sohn und wohl durch des Vaters Namen in frühem Alter ſchon ein höherer Officier. Was ihn zum Mützenwurf gegen den Kornet gereizt hatte, ob vielleicht Eiferſucht wegen holdlächelnder und über dem Jüngling funkelnder Weiberaugen, hat ſich nicht heraus geſtellt. Genug den Morgen nach jenem Ballabend kommt der Kornet mit einem Freund zu Icilius und erklärt ihm in allerbeſcheidenſter Einleitung: er müſſe ihn fragen, ob jener Mützenfall ein abſichtliches Werfen oder eine zufällige Abſtoßung geweſen? Er kenne ja den Herrn Oberſtleutnant nicht und es ſey ja gar keine Veranlaſſung zu einem Duell zwiſchen ihnen geweſen; er ſage übrigens offen, er weiche dieſem Handel gern aus, ein Fremdling faſt aus einem andern Volke, ein armer Edelmann, und zwar im Zwiſt mit einem ſo vornehmen Officier; er hoffe und bitte um eine Erklärung, daß dem Mützenfall nichts Abſichtliches zum Grunde gelegen. Er bittet umſonſt; Icilius fertigt ihn ſtolz und trotzig ab mit den Worten: er ſey nicht gewohnt, Knaben auf ſolche Fragen zu antworten. Und Kuilenſtierna geht und ſpricht: Herr Oberſtleutnant, ich hoffe, Sie werden ſich eines Beſſeren bedenken; ich komme morgen wieder. — Und er kommt den andern Morgen mit ſeinem Sekundanten und ſeinen geladenen Piſtolen und wiederholt dieſelben Worte und Bitten mit dem Zuſatz: Jene Mütze iſt nicht meine Mütze, es iſt eine Königliche Mütze, die mir unſer gemeinſamer Kriegsherr aufgeſetzt hat und die ich nicht in den Dreck werfen laſſen darf; und da Icilius ſich wieder weigert und ihm ins Geſicht ſagt: „Ich ſehe, daß es Ihnen an dem Beſten fehlt,“ ſo erwiedert er kalt und ernſt: „Nun gut, ſo beten Sie ein Vater Unſer, Sie ſind ein todter Mann; ich habe den erſten Schuß, mein Vater hat mich drei Sommer hinter einander geprügelt, bis ich mit dieſer Piſtole auf dreißig vierzig Schritt habe treffen gelernt.“ Jener aber ruft ihm ſtolz entgegen: „Junge, Du wagſt mir zu drohen?“ Und er ſchoß und traf den Oberſtleutnant durch die Stirn. Darauf großer Lärm, Verhaftung des Kornets, Verhör und Kriegsgericht. Dem Blücher werden die Akten zugeſchickt und er ſpricht: Der Oberſtleutnant hat ſich wie ein Kornet betragen und der Kornet wie ein Oberſtleutnant.

Jene zuletzt genannten Drei ſind alle ſchon dahin gegangen. Ich aber habe einen Sohn jenes unglücklichen Oberſtleutnants im Sommer 1848 im Frankfurter Parlament kennen gelernt, den würdigen Landdroſt Quintus Icilius aus dem Herzogthum Lüneburg.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Bilder

kriegeriſcher Spiele

und

Vorübungen

von

E. M. Arndt.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1848.

Vorrede.

Ein kleines Büchlein von mir, nur vier Bogen dick, aus dem Spätherbſt des glorreichen Jahrs 1813 mit dem Titel: Grundlinien einer deutſchen Kriegsordnung, hätte in der Sammlung meiner kleinen Schriften, die im Jahr 1845 in Leipzig erſchienen iſt, billig mit abgedruckt werden ſollen. Es war mir aber ſchier aus dem Gedächtniſſe und aus den Augen verſchwunden, und ich habe es erſt ein Jahr ſpäter unter anderm alten zuſammengeworfenen Papiergeröll gleichſam wieder entdeckt.

Nun finde ich dieſe paar Bogen bei ruhiger Durchleſung und Betrachtung nicht unwerth, heute von neuem abgedruckt zu werden. Warum?

Erſtlich es däucht mir ein gar friſches faſt von einem idealiſchen Hauche durchwehtes Büchlein, welches von dem Manne, der damals ſchon ſein 44ſtes Lebensjahr zählte, in friſcheſter Begeiſterung von deutſchem Siegesglück und Hoffnung geſchrieben ſeyn muß.

Zweitens ſcheint es recht für unſere Tage geſchrieben zu ſeyn, wo das alte heilige deutſche Reichsbanner wieder ſeine Fittiche entfaltet hat und wo unter ſeinem Adler die wimmelnde Menge kleiner Vögel theils mit hoffnungsvollen Lerchen- und Nachtigallen-Frühlingsliedern, theils mit Sperlingsgeſchwätz und Krähengekrächze ihre Stimmen durcheinander erklingen laſſen.

Was das Zufliegende und Zuidealiſche ſeines Geiſtes betrifft, ſo ſchreibe ich hier den Brief eines ſehr edlen Freundes ab, der lange ſchon bei den Seligen wohnt *): Hier iſt er:

„Ich habe mit großem Vergnügen alle Pamphlets „geleſen, die Sie die Güte hatten mir zu ſchicken.“ —

Bis auf Ihre Vorſchläge zu einer allgemeinen Volksbewaffnung, weil dieſe, ſo wie die Sachen jetzt liegen, ſtehen und ſich verhalten, gänzlich unausführbar ſind. Dieß haben Sie recht gut gefühlt, denn in der Vorrede ereifern Sie Sich gegen diejenigen im Voraus, die Ihre Vorſchläge fantaſtiſch finden werden. Hätten Sie wie einige Stifter alter Staaten ganz von vorn anzufangen, dann könnten Sie vorſchlagen, was Ihnen beliebt, aber verdorbene, zum Theil hyperkultivirte Nationen zur Einfachheit zurückführen zu wollen — den Staatsmännern, deren Fell gefährdet würde, wenn das Volk aufhörte, wie der Bär, im Zuſtande der Kultur bei dem Ringe in der Naſe geführt zu werden. — Was ſollte wohl aus Montgelas und Konſorten werden, die ihre ganzen Nationen haſſen, verachten und verabſcheuen, wenn ſie dem Bären den Ring abnähmen? Bei allem Vertrauen, das auch ich auf die Rechtlichkeit unſrer Landsleute habe, wird der Wurſthändler Kleon den deutſchen Demos führen wie den ariſtophaniſchen. Ich weiß wohl, daß ich das den Herren Theoretikern vergebens predige. Die Formel iſt richtig, aber in der Anwendung ſitzt der Fehler. Gefühl für Wahrheit und Recht iſt in der ganzen Maſſe nie, immer nur bei wenigen Individuen als Ausnahme da. Dies lehrt mir der Augenſchein. Die Geſchichte beſtätigt es. Hier iſt Moſes und die Propheten. Sie haben mit dem ge-

---

*) S. Nothwendiger Bericht aus meinem Leben u. ſ. w. Thl. 2. S. 132.

hörigen Ernſt dem Wurſthändler ins Ohr geſchrieen, daß der Rhein nicht die natürliche Gränze Frankreichs ſeyn könne noch ſeyn dürfe, und beſonders hat mir in dieſer ſehr ſchönen, gründlichen, nachdrücklichen, klaren Diatribe das Ende gefallen. Ich bin gänzlich der Meinung der Störche von Aquileja, und ich bitte Sie um 12 Exemplare dieſer Abhandlung, weil ich fürchte, Herr lil. Kleon wird ſie übel nehmen. Ich traue dieſem Herrn nicht. Vielleicht wiſſen Sie beſſer als ich, wie Sie mit ihm dran ſind, was er wagen darf und was nicht. Wenn das iſt, haben Sie Recht, meine Warnung unbeachtet zu laſſen. Man muß, wenn man für Wahrheit und Recht kämpft, ſo weit gehen, als möglich iſt, und nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, aber auch, wenn man wie Tell „auf Gott vertraut und die gelenke Kraft" um ſich ſpähen mit geſunden Sinnen.

Sie haben mich Ihren gütigen Cenſor genannt. Ihr Freundlicher und Freundſchaftlicher bin ich allerdings, denn ich ſchmeichle Ihnen nicht. Wie Sie das aufnehmen, was ich Ihnen ſage, gilt mir gleich; das iſt Ihre Sache. Bis jetzt ſind Sie aber auch der einzige meiner ſchreibenden Freunde, der es nicht übel nimmt, wenn man ihm den konkreten Fall unter die Augen rückt. Freund K. *) iſt ſo duldſam nicht. Es iſt jetzt die Rede davon, einen gewiſſen großen Körper neu auszuſtaffieren. Nun ſchlägt jeder eine Tracht vor. Ich bemerkte, die elegante griechiſche werde ihm nicht paſſen, weil der Kerl hinten und vorn einen Buckel habe, welchen die Herren Schneider nicht aus der Acht laſſen müßten. Darüber hat mir Freund

---

*) Oberappellationsrath Körner, damals in Dresden, meines edlen Freundes Freund.

K. eine Naſe gezogen. Sie, mein lieber Freund, haben die Toleranz, da Sie Widerſpruch vertragen können, gewiß nur dem Aufenthalt auf dem Lande zu danken; ein purus pulus Städter iſt iraſcibel, wie ein Poet. Da ſoll man immer ſagen: Erlauben Sie gütigſt, mich däucht Sie treten fehl, Sie glauben auf einen Balken zu treten, es iſt aber nur eine Latte u. ſ. w. Hätte ich gewußt, daß Sie mit Ihrem Rheiniſchen Produkt, das Kraft hat wie alter Rheinwein, ſo weit wären, ich würde Ihnen keine Ruhe gelaſſen haben, bis Sie mir eine kleine Berechnung, wie viel Blut durch Napoleons Einfluß in Deutſchland gefloſſen ſey, daran gehängt hätten. Welcher Hintergrund zum „Gemälde! und wie ſchön würde nun „die Wahrheit herausgetreten ſeyn, man müſſe ſich Frankreich ſo viel als möglich vom Halſe zu ſchaffen ſuchen u. ſ. w.“ Vale, fave.

Dr. 3te Januar 14. Tuo Gesler.

Dieſer edle Freund deutet offenbar an, das Büchlein ſei zu idealiſch und fantaſtiſch gegriffen, es könne die allgemeine Waffenübung und Waffenfertigkeit aller Jünglinge und Männer ihre große Bedenklichkeit und Gefährlichkeit haben, und irgend ein Kleon könne ſich aus dem Haufen der Waffenrüſtigen gelegentlich einen böſen Schwanz anhängen, den er mit blutiger Verwüſtung über Land und Volk hin hinter ſich her ſchleppe. Es iſt ja nichts Herrliches auf Erden, was in Menſchenhand nicht auch ſeine Gefahren hätte, zumal die Freiheit, welche leider auch aus ihrer ſchönen Bahn nicht ſelten zur Zügelloſigkeit hinübergeſchnellt werden kann.

Was nun das Zweite betrifft, das Büchlein ſcheine eben für unſre Tage geſchrieben, ſo muß ich dieſen Ausſpruch ein wenig auslegen.

Wir leben eben in ungeheuren gränzenloſen und uferloſen Anfängen neuer deutſcher Dinge, deren Gränzen und Enden wir noch nicht überſehen können. Indem wir die gewonnenen Freiheiten und die grünenden Hoffnungen unſers großen Volkes begrüßen, dürfen wir unſre Augen nicht kindiſch verſchließen, als wenn wir die Gefahren nicht anzuſchauen wagten, die unter den gewaltigen Bewegungen und Erſchütterungen des Augenblicks lauern und drohen. Es ſchweben über dem Frühling unſers neuen deutſchen Lebens nur zu viele Geiſter der Verwirrung und Bethörung, die uns in Nähen und Fernen unmögliche und unerreichliche Güter der Freiheit zeigen, wodurch, wenn wir uns durch ihre Zauberklänge bethören ließen, wir die möglichen und erreichlichen Güter derſelben verlieren könnten. Auch kann es bei ſolchen Erſchütterungen nicht ausbleiben, daß bald dieſer und jener Kleon in die blinden wilderregten Haufen des Volks mit ſeiner Stentorſtimme hineinbrülle.

Wir erwarten von dem großen deutſchen Parlament, welches hoffentlich bald zuſammentreten wird, neben vielen geringeren Gaben allgemeine Geſetze und Ordnungen über deutſches Gerichtsweſen, Handel und Gewerb, Zoll und Schifffahrt, Heer und Flotte — o endlich über eine deutſche Flotte! — welche glänzende Ausſichten für unſre über alle Meere hinſegelnden, über alle Länder hinwandernden Landsleute! für unſre vortrefflichen Schiffer und Matroſen, die erſten Seeleute der Welt!

Hier winke ich nur eben in Anleitung dieſes Büchleins mit einigen Fingerzeigen auf das künftige deutſche Reichsheer hin, das nun endlich nach einem großen gemeinſamen Muſter über alle Lande gefaßt und geordnet werden kann:

Es ertönen jetzt Hunderte und Tauſende von Stimmen, welche nicht bloß die friedſeligen frommen Leute fremden Vorſängern nachſingen, ſondern in welche auch mancher Kleon hineinbrüllt: ſie tönen von einer großen allgemeinen europäiſchen Republik, von einer allgemeinen Friedſeligkeit und Brüderlichkeit der Völker, wo die Wölfe plötzlich Lämmer werden, von der Ueberflüſſigkeit und Unnöthigkeit aller ſtehenden Heere: Stimmen, die vor 50, 60 Jahren und ſpäter von der Seine her und ſelbſt aus Napoleons Munde häufig ertönten. Der Schalk aber, wenn er von allgemeiner Beglückung der Völker und von dem ewigen Frieden, den er für ſie erkämpfen wolle, am hellſten und lauteſten klingelte, dachte gerade dann im Herzen auf einen neuen Raub- und Eroberungs-Zug. Einen ewigen Frieden wird es, wie die Leidenſchaften der Menſchen und ihre mächtigen Streite ſind, leider und gottlob hienieden nimmer geben, und thörigt ja toll wäre das Volk, welches in dem Glauben an ſeine Verwirklichung alle Gedanken und Uebungen des Krieges einſtellen wollte; aber geändert und gebeſſert wird und muß Vieles werden. Hier winke ich auf meine Grundlinien vom Jahr 1813 hin. Man höre:

Das vereinigte Deutſchland, wozu jetzt auch das Land Preußen kommt, zählt ungefähr 45 Millionen Seelen: Menſchen eines tapfern kriegeriſchen Volks. Ich behaupte nun, wenn wir die gehörigen Vorübungen ordentlich einrichten, daß Deutſchland das ſtehende Heer der Fußgänger im Frieden wenigſtens um zwei Drittel verringern, auch die Dienſtzeit abkürzen und endlich das Volk und den Staat um eine große Laſt und Ausgabe erleichtern kann.

Wohl weiß ich, daß ein Heer, aus geübten Kriegern beſtehend, welche drei bis ſechs Jahre im ſtehenden Dienſt zuſammen geweſen ſind, ein eben ſo großes Heer, das nur ein halbes oder ganzes Jahr im wirklichen Dienſt geübt werden und dann nur zuweilen geübt wird, in der Regel ſchlagen wird; aber wenn man die Einrichtungen zu den gehörigen Vorübungen macht und einen Nachſchub von Männern aus 45 Millionen hat, ſo iſt bei dem verringerten und weniger geübten Fußheer doch keine Gefahr. Der ungeübtere Kriegsmann, der nur erſt drei oder ſechs Monate im Felde geweſen iſt, wird bald dem älteren Wachtparadenſoldaten gleich; Staub und Pulverdampf, nach unſerm osnabrügger Möſer die ächte Heldenpomade, haben ihn dann mit dem kriegeriſchen Oele eingeſalbt.

Ich meine, für Deutſchlands ſtehendes Friedensheer würden 150,000 Mann Fußgänger hinreichen.

Reiterei und Artillerie dagegen und alle Zweige höherer Kriegsmanns-Kunſt und -Wiſſenſchaft, z. B. Kriegsſchulen und ein tüchtiger erleſener Stab der gelehrten Zweige des Kriegsweſens, könnten und müßten deſto glänzender eingerichtet werden. Den Reiter und Artilleriſten macht man kaum durch einen dreijährigen Dienſt fertig.

Und die Vorübungen:

Wir haben mit Turnſchulen und öffentlichen Fechtböden ſchon ſeit Jahren etwas begonnen; wir müſſen dieſe alte weiland ſo geprieſene deutſche Herrlichkeit, wodurch die Landsknechte, die meiſtens aus den Freien unſrer Städte ausgingen und von ihren Fechtböden kamen, die Unüberwindlichen waren, wieder zum früheren Glanz aufrichten. Es müſſen durch ganz Deutſchland auf dem

Lande und in den Städten Turnſchulen ſeyn, wo Knaben und Jünglinge von dem zehnten bis zwanzigſten Jahre friſch und fröhlich geübt und gelenkig und ſtark gemacht werden.

Waffenſpiele, wie in dem Büchlein einige genannt ſind, vor allem Wettſpiele und Volksreigen nach dem Muſter der Tyroler und Schweizer im Springen, Ringen, vor allem im Schießen mit der Büchſe um ausgeſetzte Preiſe. Der Deutſche iſt der rechte geborne Krieger, vor allem aber der beſte Reiter, Schütz und Jäger. Selbſt in Wälſchland und Skandinavien die Großen und Hohen, wo holen ſie ſich die Jäger am liebſten her? Aus Deutſchland.

Eine alltägliche Erfahrung: Wer als Schütz mit Flinte und Büchſe verkehrt, wer in der Eſſe auf Eiſen geſchlagen und ſeine Augen an ſprützende und ſprühende Funken gewöhnt hat, geht mit doppelter Feſtigkeit und Rüſtigkeit auch dem Kanonenfeuer entgegen.

Genug.

Den Titel habe ich gebeſſert. Das Büchlein hat ja faſt nichts von einer allgemeinen deutſchen Kriegsordnung, und deswegen habe ich ihm mit Recht den neuen Titel gegeben.

Bonn, den 28ſten des Lenzmonds 1848.

Späterer Zuſatz.

Nachdem ich obige Vorrede geſchrieben hatte, dachte ich das Büchlein ſogleich in den Druck zu geben, aber manche dringlichere Arbeiten und Störungen, wie ſie jetzt jede Stunde bringt, haben es bis jetzt liegen laſſen. Indeſſen das hat auch ſein Gutes gehabt, und der Gegenſtand iſt ſeitdem hin und wieder mit Freunden und auch mit einigen kriegskundigen Männern beſprochen worden; was meine Anſichten jedoch wenig geändert geſchweige verrückt hat.

Ueber meinen Entwurf von Turn- und Waffen-Spielen von dem Knabenalter an und von männlichen Ringſpielen und Waffenübungen für die Jünglinge haben weiſe und fromme Leute, in derſelben Weiſe, wie mein ſeliger Freund Gesler, mir den ſchlimmen atheniſchen Wurſtmacher Kleon häufig wieder in die Schuhe gegoſſen. Leider! leider! wir haben der großmäuligen Knaben gegenwärtig ſchon überſatt und werden ihrer künftig auch haben. Das ſind unvermeidliche Uebel jeder freieren Lebensbewegung der Völker. Die weiſen Freunde warnen nun gegen die Gefahr, daß, wann alle leichtſinnige und luſtige Jugend des Volkes die Waffen verſteht und trägt, daß ſchlimme Demagogen in ihr immer einen bereiten Stoff zu Erſchütterungen und Aufruhren finden würden, daß bei ſolchem Zuſtande ein feſter Staat der Ordnung und des Gehorſams eine Unmöglichkeit ſeyn würde.

Aber die Freunde haben meine Anſicht und Meinung offenbar misverſtanden. Ich will nicht, daß die Jugend im Frieden Waffen führen und tragen ſoll, ſondern nur, daß ſie frühe und tüchtig im Gebrauche derſelben geübt werde. Die Friedensbürgerwehr, welche Zucht und Ordnung erhalten und wahren helfen ſoll, wird in Stadt und Land nur aus den Anſäßigen und Hausvätern beſtehen. Die Jungen ſollen nur für die künftige Vertheidigung und Erhaltung des lieben Vaterlandes gerüſtet und geübt werden; die Ehre des öffentlichen Waffentragens gehört und gebührt ihnen nicht, ſondern die Waffen, welche zu ihren Uebungen gebraucht werden, wird man nach den Uebungen in obrigkeitlichem Gewahrſam halten, und nur die älteren

Männer dürfen mit vollen Waffen im Hauſe und auf der Straße gerüſtet ſeyn. Wie heute freilich der Tag ſteht, wollen uns die Jungen faſt über die Köpfe hinaus wachſen; aber was würde das für eine Freiheit werden, wenn dieſe ans Regiment kämen? Vor ſolcher Freiheit wolle Gott unſer beſonnenes und verſtändiges Volk bewahren! und er wird es davor hoffentlich bewahren, und die wilden Fluthen, welche hin und wieder noch alles überſchwemmen und allen Schlamm und Schmutz aus der Tiefe zur Oberfläche herauf wühlen, werden ja wohl endlich wieder in ihr natürliches Bett zurückſinken.

Wir Deutſche haben viel von den Engländern gelernt und können noch immer viel von ihnen lernen, vorzüglich in Hinſicht des Gebrauches der Freiheit, welche nur in Männerhänden eine glückliche göttliche Gabe iſt. Wir wiſſen, daß in Großbritannien das einundzwanzigſte Jahr das Jahr der vollen Mündigkeit des Mannes iſt; und wiſſen auch, daß der große Wilhelm Pitt im zweiundzwanzigſten Jahr ſeines Alters ſchon Miniſter war, wie unſer großer Gottfried Herrmann im einundzwanzigſten Jahre ſchon Profeſſor in Leipzig geweſen iſt; aber doch iſt es in England ſonſt die Regel der politiſchen Sittlichkeit, daß der junge Menſch gerade dort mehr als irgendwo noch ſchweigen und hören muß. Wir wollen hoffen, wann wir erſt ein Parlament und die große Oeffentlichkeit unſrer deutſchen Verhandlungen fertig haben, daß deutſche Beſonnenheit und Gewiſſenhaftigkeit den Knaben und Jünglingen, die uns mit ihren Demagogen jetzt faſt meiſtern und übermeiſtern wollen, dann wieder ihre rechte Stelle anweiſen werden.

Indem ich dieſe Vorrede und mein kleines Schriftchen wieder überdenke, ſchwebt mir wirklich ein herrliches

Bild hoher deutſcher Wehrhaftigkeit für die künftigen Tage vor, wann die Turnſchulen eine allgemeine deutſche Ordnung geworden ſeyn werden, wann in jeder Stadt von 5000 Seelen wenigſtens Ein Fechtboden, in jeder größeren Stadt ihrer zwei, drei oder mehrere geöffnet ſeyn werden, worauf die liebe Jugend ſich nach dem Beiſpiel der Altvordern auf Hieb und Stoß geſchickt und fertig macht und wo aus ringfertigen und gewandten Schloſſer- und Schneider-Geſellen *) u. ſ. w. wie weiland die trefflichſten Verfechter ſich ausbilden werden. Wenn hiezu nun noch die Schießübungen der Jünglinge und Männer in den einzelnen Kreiſen kommen — dann ſind alle Vorbereitungen zu tüchtigen Fußgängern gemacht, und welches Volk in der Welt wird dann das deutſche Fußvolk zu überwinden hoffen?

Bei dieſer Gelegenheit muß ich erzählen, wie ich mit kriegskundigen Männern mich öfter über manche jetzt gebräuchliche Waffen beſprochen, auch wohl geſtritten habe, indem mir einige derſelben in Vergleichung mit früheren deutſchen Waffen zu untüchtig dünken. Der Büchſe und Flinte bleibt freilich ihre volle Macht, aber unſre Hieb- und Stoß-Waffen ſcheinen mir in der That ſchlechter als die von weiland. Ich erinnere dabei nicht nur an die gewaltige Hellebarde des Landsknechts, ſondern noch mehr an das Schwerdt und den Speer des altberühmten deutſchen Reiters, welchen Julius Cäſar ſich bald zulegte und welchem er in der Schlacht bei Pharſalus das Wort: Hau ins Geſicht! gab. Es hieß von ſeiner dreifinger-

---

*) Der berühmte Feldmarſchall Derfling war ſeines Handwerks Schneidergeſell geweſen, und über den Stalhandſchuh geht dieſelbe Ueberlieferung.

breiten Lanzenſpitze weiland der Speerreiter; jetzt heißt er, mit leichter und ungefürchteter polniſcher Lanze gerüſtet, mit polniſchem Namen Ulane. Cäſar ſagt ganz richtig „zuerſt vor allem werden des Kriegers Augen beſiegt," nämlich durch die Tod ausſtreckende Furchtbarkeit der Waffe. Wo iſt dieſe Furchtbarkeit des deutſchen Reiters geblieben, deſſen Speer mit der breiten Spitze faſt immer den Tod in den getroffenen Leib ſtieß und ſchon durch den Anblick die Augen des Feindes mit Schrecken verdunkelte? Wir kennen ja die Kriegsgeſchichte, wie 3000 bis 5000 ſchwere deutſche Reiter unter Guſtav Adolf und Karl Guſtav von Schweden gewöhnlich 10,000 bis 20,000 polniſche Ulanen zu geſchwinder Flucht zerſprengten. Ich frage wieder: warum haben wir die ſchlechtere und unwirkſamere Ulanenwaffe angenommen, womit man 5 bis 10 Stiche bekommen kann, ohne zum Tode getroffen zu ſeyn? Ich habe im Jahr 1812 einen Officier geſehen, der außer einer Kugel in der Lende zehn Ulanenlanzenſtiche hatte, wovon vier in den Leib — und nach fünf Monaten ſaß er wieder wohlbehalten zu Pferde.

Krieg ſoll kein Kinderſpiel ſeyn. Das iſt die beſte Waffe, die am wirkſamſten trifft und tödtet; ſie jagt auch mit Schrecken aus dem Felde. Solche Schrecken liefen vor zweihundert Jahren noch der Hieb- und Stoß-Waffe des deutſchen Reiters voran.

Gewiß in einem neuen großen Volkskriegerleben wird hier auch vieles zu beſſern und zu erneuen ſeyn. Ich winke nur. Meine Vorrede iſt ſchon zu lang.

Hier haſt du nun das ganze Büchlein mit ſeinem alten Titel, Vorrede und Inhalt.

Bonn den 3ten des Wonnemonds 1848.

Germania.

Erſter Band.

Germania.

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
der
deutschen Nation.

Herausgegeben
von einem
Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes.

Eingeführt
durch
Ernſt Moritz Arndt.

Erster Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelsſohn.
1851.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ich habe in einigen meiner kleinen Schriften gegen einen Ausruf Heeren's, worin er vor vierzig Jahren den Untergang unſers Vaterlandes vor allem Volk auf allen Gaſſen gleichſam als Todesurtheil ausrief, „daß unſer Troſt bleiben werde, gleich den alten Griechen wenigſtens mit unſerer Sprache und Wiſſenſchaft im Gedächtniß der Menſchen noch einige Jahrhunderte fortzuleben“, mehrmals feierlichſt Verwahrung eingelegt. Jene unglückliche Weiſſagung Heeren's iſt in dem, im Jahre 1810 bei Perthes in Hamburg erſchienenen Deutſchen Muſeum zu leſen, mit welcher Weiſſagung er in ſeinem Sinne gleichſam der Anzeiger und Verkünder des Vorſatzes jener neuen deutſchen Zeitſchrift ſein wollte. Jenes Muſeum und ſein wackerer Gründer Perthes wollten nämlich letzten friſchen Wind aus dem ſchmutzigen Staube der zuſammenfallenden deutſchen Trümmer aufwehen; letzte lebendige Funken aus den todten Aſchen des Vaterlandes zu Flammen aufblaſen.

Jetzt, in dieſem Jahre 1850, in welchem wir Deutſche eben recht ſchweren Athem ziehen, ſind, wie der Titel dieſes Schriftwerkes beſagt, mehrere wackere deutſche Männer zuſammengetreten, Etwas, was die deutſche Geſammtheit umfaſſen und die Liebe deutſcher Menſchen verdienen und ſie zur edeln und würdigen Gemeinſamkeit anziehen und zuſammenziehen ſoll, zu bringen und zu gründen. Sie wollen im deutſchen Sinne denken, wirken und ſchaffen, und weil ſie in einem Greiſe, der nun bald drei Menſchenalter vor ſich hat vorüberrollen geſehen, Einiges von deutſcher Geſinnung zu ſpüren meinen, haben ſie von ihm ein mitverkündendes miteinleitendes Wort gewünſcht.

Sonderbar, ja wunderbar genug, daß ihm bei dieſem Jahr 1850 und bei dieſem jungen Schriftwerk das Jahr 1810 und das Deutſche Muſeum einfallen muß! Es haben ſolche Einfälle, welche unbewußt und unbedacht wie von ſelbſt aus tiefſtem Boden des Herzens aufſteigen, bei aller mannigfaltigen Verſchiedenheit und Aehnlichkeit der Zeiten und der Verhältniſſe und Stimmungen der Zeiten doch meiſtens ihre natürlichen gegebenen Gründe Wir ſchauen hier Einiges jener angeſpielten Verſchiedenheit und Aehnlichkeit:

1) Deutſchland ſtrotzt in dieſem Jahre 1850 von der Fülle geübter Krieger und der reichſten Hülfsmittel und Kräfte. — Im Jahre 1810 lag Deutſchland entwaffnet nackt und verarmt da.

2) Deutſchland ſtrotzte im Jahre 1810 von Fülle des Haſſes. So thut es in dieſem Jahre 1850.

3) Dieſer Haß hatte im Jahre 1810 gute Einigkeit (nämlich auf ein Ziel hin, gegen die Franzoſen). Er hat im Jahre 1850 eine böſe Vielheit (nämlich Bruderzwiſt der Deutſchen unter und gegen einander). Dies iſt die große Verſchiedenheit.

4) Eine ſchlimme Aehnlichkeit der angeſpielten weit auseinander liegenden Jahre und auch eine faſt ſchlimmere und Aergeres bedeutende Verſchiedenheit beſteht darin, daß in dem Jahre 1810 Manche an dem Vaterlande verzweifelten, in dieſem Jahre 1850 im trüben Unmuth und unbeſtimmten Groll beinahe Mehrere an ihm verzweifeln wollen.

Was ſagen und klagen dieſe vielen unmuthigen Verzagten?

Sie ſagen und klagen: Das große deutſche Volk iſt in ſeinen Tiefen mehr angefreſſen und verdorben, es iſt von Neid und Haß und Vaterlandsvergeſſenheit mehr erfüllt und zerwühlt, von wüſten und verruchten Trieben und Lehren mehr durchweht und verwildert, als du und andere Biederleute, die es zuweilen wohl ein treues und edles Volk zu nennen wagen, eingeſtehen wollen; es kann durch den Neid und die Gleichgültigkeit und Untreue der Kleinen und durch den Unverſtand und die Verblendung und Habſucht und Herrſchſucht der Großen zu Nichts kommen; es wird durch dieſe Sünden und Gebrechen auf die Länge ſeinem politiſchen Schickſale nicht entgehen. Schau dich um, ſchaue und behorche ſtatt aller Worte nur die jüngſten Frankfurter und Londoner Protokolle. Wie das alte Rom weiland über die Schulen von Athen, Alexandria, Berytus und Trier polizeite, ſo werden einſt Leipzig, Göttingen, Bonn und Tübingen unter der Polizeifuchtel moskowitiſcher, engliſcher und franzöſiſcher Cenſoren ächzen und ruſſiſche uhd franzöſiſche Proconſuln werden beſtimmen, wie viele Soldaten die deutſchen Könige für den Krieg drillen, wie viele Schiffe die deutſchen Städte Emden, Bremen, Stettin und Danzig werden auftakeln dürfen. Denn dahin iſt es in und mit Deutſchland gerathen, mitten in der reichſten Fülle der geſammelten Friedenskräfte und der Macht des kriegeriſchſten Volks gerathen, daß die Fragen, welche Hundderttauſende gezückter Schwerdter entſcheiden ſollten, von den feigen und hinterliſtigen Schreibfedern der eigenen und fremden Diplomaten entſchieden werden.

So iſt die Klage und ſo iſt der Schein, welcher für den Augenblick wirklich Wahrheit iſt und alſo für die Zukunft große Wahrſcheinlichkeit zu werden drohen könnte. Ich erkenne und bekenne dieſen Schein und dieſe Wahrheit des Scheins für den Augenblick vollſtändig, muß aber aus den allerbeſten Gründen die Wahrſcheinlichkeit ſeiner deutſchen Zukunft leugnen. Ich ſtelle mich mit allen Frommen und Tapfern, deren das Vaterland gottlob noch Viele zählt, kühnlich auf die Höhe der Zeit und ſpreche von dieſer Höhe der Zeit herab mein Bekenntniß wie folgt aus:

1) Dieſe Zeit iſt bei aller Uebertreibung, Ausſchweifung und Verirrung der Jetztlebenden, bei allen böſeſten Predigten von einer erlogenen Freiheit und Glückſeligkeit auf Erden doch eine tapfrere, ſittlichere und alſo auch chriſtlich beſſere Zeit, als die Jahre meiner Kindheit und Jugend, die Jahre zwiſchen 1770 und 1800, geweſen ſind. Ich laſſe ſie weder von Blöden und Kurzſichtigen, noch von Mondblinden und Zurückſichtigen verleumden. Wer Deutſchland um 1790 oder 1810 geſehen hat, wer von ihm den Blick auf das Ganze der Welt wirft, der muß bekennen: die Menſchheit iſt trotz aller mannigfaltigſten Abirrungen in dem letzten halben Jahrhundert in dem Wirklichfreien und Wirklichmenſchlichen doch ſehr vorgeſchritten.

2) Für die Zukunft vertraue ich dem lebendigen Geiſte, der in ihr lebt, ich vertraue auch dem deutſchen Geiſte und der deutſchen Wiſſenſchaft und dem deutſchen Gedanken, ja dem Geiſte und dem Gedanken einer deutſchen Liebe und Gemeinſamkeit, welche mir aus dem Schlummer eines halben Jahrtauſends erwacht ſcheinen und durch die politiſchen und diplomatiſchen Zettelungen und Hetzereien des Tages doch nicht werden ausgelöſcht werden. Denn wem dürfte ich vertrauen, dürfte ich Gott und ſeinem Evangelium noch vertrauen, wenn ich dieſen höchſten Evangeliſten der Menſchheit nicht glauben wollte? Darum rufe ich auch mit dem alten Heiden Livius: Fata viam invenient. Das überſetze ich mir in aller Kürze: „Gott verläßt keinen Deutſchen, wenn er ſich ſelbſt nicht verläßt; Geiſt und Gedanken werden endlich das Vaterland finden und ſchaffen, welches in dieſen jüngſten Jahren wieder vergeblich geſucht worden iſt. Wir haben viele Hinundherläufe gemacht, wir werden noch viele Anläufe und Rückläufe machen, auch manche Jahre noch machen — doch wir haben die lebendigſte Sehnſucht nach dem Schatze, der gefunden werden ſoll, und ſprechen abermals: Fata viam invenient.“

Geiſt alſo und wieder Geiſt und jener Gedanke, der den Frankfurtern und Gothanern ſo ſchmählich zu Schanden gemacht iſt — alſo am Ende ſollen es doch wieder die Schreibfedern machen, während du auf die diplomatiſchen Schreibfedern ſchimpfeſt und zu meinen ſcheinſt, ſtatt ihrer hätten die deutſchen Schwerdter gezogen werden ſollen?

Freilich ganz ſo, ganz die volle Hoffnung und das volle Vertrauen auf die Arbeiten der Schreibfedern, auf die Stiftungen und Gründungen des Gedankens, des Unbeſieglichen und Unſterblichen. Wir ſind in dem letzten halben Jahrhundert, wir ſind in den letzten fünf Jahren durch ihn weiter gekommen, wir werden ferner weiter durch ihn kommen. Es heißt hier: Dauert aus, Männer! haltet feſt! und es wird euch endlich doch ein Vaterland werden und an eurem Evangelium deutſcher Einheit und Gemeinſamkeit werden die ſpitzeſten und feinſten Ränke und Fünde der Diplomaten und die alleinherriſchen Gelüſte der Hinterliſt und Habſucht zerſchellen.

In einer ſolchen Hoffnung, nicht in einer Heeren'ſchen Verzweiflung, ſchreibe ich dieſe Zeilen für das Wort hin, welches wackere Männer für die Wahrung und Mehrung des Sinnes und Gedankens der Einheit, Ehre und Macht des Vaterlands führen wollen.

Für das Wort, für das Schwerdt des Wortes! Wort und Schwerdt ſind ja ganz Eins, wir ſtecken hier von ſelbſt wie in einem Kalambur des Wortſpiels. Ort und Wort heißen in deutſcher Sprache Spitze und Schneide. Das wiſſen wir, daß ſolche Schneidigkeit durch ihre gefeite Unwiderſtehlichkeit alle Schwerdter und Lanzen zerſchlägt und zerſplittert. Dieſer Gewißheit leben und ſterben wir. Das deutſche Wort war immer ein Schwerdt von guten Ecken; der deutſche Geiſt und die deutſche Wiſſenſchaft ſind für die ganze Welt Beleber, Erquicker und Befreier geworden; ihre ſtillſte und erhabenſte Macht wird uns endlich ein Vaterland gewinnen, das Schwerdt des deutſchen Wortes wird endlich alle Zerhaderer und Zerreißer, alle Hinterliſter und Ueberliſter unſerer Einheit und Größe zermalmen und zerſtäuben.

Nun zuletzt noch den Wunſch ausgeſprochen, daß ſich die guten Vorſätze und Entwürfe der wackern Begründer viele fromme und tapfre Genoſſen und Gehülfen finden und gewinnen mögen, daß alles, was in den Tiefen deutſcher Gemüther und Geiſter menſchliche und deutſche Gemeinſamkeit zu werden verdient, daß alles, was wirklich deutſch, wahr, edel und menſchlich iſt, in ſolchen Genoſſen und Gehülfen die rechte Sprache und den rechten Klang gewinnen möge im Sinn deutſcher Einfalt, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, nicht in der den heutigen Wälſchen nur zu ſehr nachgeäfften, zerhackten und zerhackenden Witzigkeit, Spitzigkeit und Glitzigkeit, welche kaum den vielumſchnatterten Theetiſchen der Weiblein, nimmer aber Männerſeelen geziemt!

Bonn, den 21. des Aerndtemonds 1850.

E. M. Arndt.

Wir haben die Worte mitgetheilt, mit welchen vor Jahresfriſt der ehrwürdige E. M. Arndt die Ankündigung der „Germania“ begleitete, ihr gleichſam die Weihe ſeines Segens auf den Weg gab. Seitdem hat die „Germania“ bereits ein gut Stück dieſes Wegs zurückgelegt: der erſte Band liegt vollendet vor. Freilich iſt damit die gewaltige Aufgabe, die ſie ſich geſteckt, nur erſt zu einem kleinen Theile gelöſt, der unendlich reiche Stoff, den zu verarbeiten ſie ſich vorgeſetzt, nur erſt in verſtreuten Bruchſtücken zuſammengetragen und geſtaltet; einzelne Einblicke erſt, hier und da, ſind in die Fülle des deutſchen Lebens gewonnen; aber auch dieſe laſſen doch ſchon erkennen, wie im Fortgange des Unternehmens dieſes Einzelne ſich zu einem Geſammtbilde unſerer nationalen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammenſchließen und abrunden wird. Es lag nicht im Plane des Unternehmens, welches zwar in ſeiner Totalität möglichſte encyklopädiſche Vollſtändigkeit, in ſeinen einzelnen Theilen dagegen Freiheit und Mannichfaltigkeit der Behandlung ſich zum Ziel geſetzt hat, ſchon in dieſem erſten Bande irgend eines der vielen Gebiete nationalen Lebens, über die es ſich verbreiten will, abzuſchließen, ja auch nur allen die gleiche Aufmerkſamkeit zuzuwenden; inzwiſchen iſt doch faſt keines gänzlich unberührt geblieben, und in den meiſten ward wenigſtens nach der einen oder andern Seite hin ein ſolcher Umblick gewonnen, welcher zur Orientirung über weitere Strecken als Ausgangspunkt dienen mag. Die Kenntniß des deutſchen Landes iſt in deutſch gründlicher Weiſe eingeleitet worden durch Zurückgehen auf deſſen innere und äußere Bodenverhältniſſe, deren mannichfache Geſtaltung und Abwechſelung, deren Einfluß auf die geſammten Culturverhältniſſe des Landes der bekannte Geolog B. Cotta geſchildert hat.

Das deutſche Volk ward Gegenſtand einer ethnographiſchen Betrachtung zunächſt in ſeinen Miſchungen mit den Völkern des römiſchen Weſtreichs (von W. Heyd), als weſentliches Bildungselement jener vielen Völkerſchaften, die auf den Küſten Albions, im großen Frankenreiche und in deſſen zahlreichen Nebenſtämmen die Träger der neueuropäiſchen Cultur wurden.

Deutſchland ſelbſt, wie es ſich in Sitte und Bildung, in Wiſſenſchaft und Kunſt eigenthümlich geſtaltet, hat in mehrfachen Darſtellungen ſeinen lebendigen Ausdruck gefunden: in dem von K. B. Stark entworfenen Bilde Albrecht Dürer's und ſeiner Zeit ſpiegelt ſich ein ganzes reiches Stück deutſchen Mittelalters mit ſeinem reformatoriſchen Drange in Kunſt, Religion und Politik, mit ſeinen Volks- und Geſellſchaftszuſtänden; die Schilderungen des deutſchen Univerſitätslebens (von L. Bechſtein) — die in dieſem Bande durch das Mittelalter bis an die Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts herangehen und im nächſten bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt werden ſollen — führen den deutſchen Studenten vor, dieſen eigenthümlichſten Typus deutſchen Geiſtes und deutſcher Sitte, und in den Deutſchen Denkmälern (von W. Stricker) ſehen wir, gleichſam verſteinert und über den Strom der Vergeſſenheit hinausgerettet, die ganze deutſche Geſchichte in ihren wichtigſten Momenten und ihren bedeutendſten Trägern abgebildet. Das Feld der eigentlichen Biographie und der vergleichenden Charakteriſtik — der Perſonification allgemeiner nationaler Culturrichtungen — hat bislang noch nicht in dem Umfange angebaut werden können, wie dies im Plane der „Germania" liegt und in den künftigen Bänden jedenfalls geſchehen wird. Nur zwei kleinere Skizzen vertreten dieſes Gebiet: die eine das friſche Andenken eines kürzlich verſtorbenen vaterländiſchen Dichters, Guſtav Schwab, aufbewahrend, die andere in der Charakteriſtik und Lebensſchilderung der beiden Moſer ein Seitenſtück zu der Unſicherheit unſerer gegenwärtigen Rechtszuſtände und ein Vorbild der Standhaftigkeit in Vertheidigung des Rechts darbietend. Unmittelbarer an die Gegenwart Deutſchlands, ihre ethiſchen Gebrechen und ihre nationalen Bildungsbedürfniſſe treten die Abhandlungen von W. Gwinner über die innere Miſſion in Deutſchland und von F. A. W. Dieſterweg über deutſche Nationalerziehung heran. Der letzte dieſer beiden Artikel ſtellt als nächſtes Ziel der Erziehung die Weckung eines wahrhaft deutſchen Nationalgeiſtes auf und weiſt die Mittel zu dieſem Zwecke an; der erſte dringt auf die Nothwendigkeit einer ethiſchen Wiedergeburt des ganzen lebenden Geſchlechts in Haus und Schule, Staat und Kirche und ſtellt dies als Aufgabe einer Religion der Zukunft dar, deren Keime er in Deutſchland vorgebildet erblickt. Nach ganz anderer Seite hin liegen die von den Lichtfreunden und den Freien Gemeinden angeſtrebten Zukunftsgeſtaltungen des deutſchen Proteſtantismus, eine Entwickelungsphaſe des deutſchen Geiſtes, welche ebenfalls in dieſem Bande ihre Darſtellung und Kritik durch H. Pröhle gefunden hat, ſodaß hier zwei der wichtigſten Richtungen unſerer religiöſen Gegenwart dicht nebeneinander zur Anſchauung gebracht ſind.

Aber nicht blos die idealen Intereſſen, wie ſehr auch deren Bevorzugung heutzutage wieder von Vielen als eine „ſchöne Eigenthümlichkeit" des deutſchen Geiſtes geprieſen werden möchte, haben hier ihre Vertretung gefunden, ſondern ebenſo ſehr die materiellen. Auch auf dieſem Gebiete iſt Dasjenige in den Vordergrund geſtellt worden, was mit Recht das Fundament unſerer ganzen materiellen Cultur genannt werden mag: die deutſche Landwirthſchaft. Ihre Entwickelung von den älteſten Zeiten an bis zum 19. Jahrhundert iſt Gegenſtand einer Abhandlung von Ch. E. Langethal, als deren zweiter Theil eine Darſtellung des gegenwärtigen Standes der deutſchen Landwirthſchaft im zweiten Bande folgen wird. Ergänzend ſchließt ſich daran J. A. Stöckhardt's Aufſatz über die Fortſchritte der Chemie, beſonders der Agriculturchemie in Deutſchland.

Vor allem reich bedacht iſt natürlich das Fach der Politik und der politiſchen Geſchichte. Die „Germania" trat gerade in dem Momente ins Leben, wo die letzten Hoffnungen der conſtitutionellen Einheitspartei in Deutſchland auf den Conferenzen zu Warſchau, Olmütz und Dresden zu Grabe getragen wurden. Was Wunder, wenn dieſes Thema in ihr vielfach und in allerlei Variationen anklingt, wenn hier (unter der Chiffre P. A.) das Verhältniß der beiden deutſchen Großſtaaten zu einander und zum übrigen Deutſchland beſprochen wird, dort (von P. Pfizer) der Gegenſatz von Nord- und Süddeutſchland, wieder ein anderes Mal (von A. L. v. Rochau) das Uebel der deutſchen Kleinſtaaterei ſammt den Mitteln ſeiner gründlichen Abhülfe; wenn wir von der einen Seite auf die Geſchichte der verſchiedenen deutſchen Kaiſerdynaſtien und ihrer Beſtrebungen für die Einheit des Reichs (durch den Aufſatz O. Abel's) hingewieſen und am Schluſſe dieſer Betrachtung gleichſam an die Grabesſtätte des deutſchen Reichs geführt werden, und dann wieder eine andere Hand (K. Biedermann) uns eine neue Reihe deutſcher Einheitsbeſtrebungen eröffnet, welche bis zur Gegenwart herab fortgeführt werden ſoll und in denen nicht mehr blos, wie dort, die Kaiſer- und Fürſtengeſchlechter, in denen auch das Volk ſeinen Antheil an der Zukunftsgeſtaltung des Vaterlandes verlangt und wenigſtens vorübergehend erhält. Selbſt die Unterſuchungen R. Köſtlin's über die Fortſchritte des deutſchen Strafrechts in Theorie und Praxis ſpitzen ſich weſentlich zu in der Betrachtung des Wechſelverhältniſſes von gemeinem oder nationalem und particularem Recht, von Reichs- und Landesgeſetzgebung.

Natürlich durften die innern Verfaſſungskämpfe Deutſchlands nicht unberührt bleiben, und wenn die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland (von K. Biedermann) nur den Kreis modern-conſtitutioneller Verfaſſungen von 1806—51, die Charakteriſtik des Miniſteriums Bekk in Baden aber, von L. Häuſſer (die ſich als Anfang einer Folge von Charakteriſtiken deutſcher Märzminiſterien ankündigt), nur die letzten drei bis vier Jahre umſchließt, ſo bringt dagegen die Geſchichte der Rechts- und Staatsverfaſſung Kurheſſens (von K. W. Wippermann) auch jene fernen Zeiten in Erinnerung, wo zuerſt ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland entſtanden, und das mannhafte Auftreten dieſer ältern Stände in ihren Streitigkeiten mit den Landesherren, wie es hier geſchildert wird, widerlegt ſchlagend die Behauptungen Derer, welche die conſtitutionellen Forderungen einer Beſchränkung des abſoluten Fürſtenwillens gern als die Ausgeburt modernen Lügengeiſtes darſtellen möchten.

Für die Beziehungen Deutſchlands nach außen wies uns die nächſte Gegenwart mit ſchmerzlicher, aber unabweisbarer Gewalt auf die brennendſte Wunde des Vaterlandes hin, auf Schleswig-Holſtein. Nur ein zweifelhafter Troſt war es, wenn in den „Deutſch-däniſchen Wechſelwirkungen“ (von W. Stricker) der Glanz einſtiger Großthaten der Deutſchen erneuert, wenn die Befreiungskämpfe der Frieſen und Ditmarſen gegen die Dänen geſchildert, wenn die Geſtalten Jürgen Wullenweber's und Marcus Meier's, jener kühnen Beſieger der Könige des Nordens, vorgeführt wurden, denn um ſo niederbeugender erſchien im Vergleich zu jener ruhmvollen Vergangenheit die ruhmloſe Gegenwart —; beſſern Troſt gewährte ſchon die Geſchichte der ſchleswig-holſteinſchen Marine in den Jahren 1848, 1849, 1850 (von Ch. F. Wurm), dieſer Marine, welche, aus dem Nichts geſchaffen durch die muthvollen und beharrlichen Anſtrengungen eines kleinen, aber tapfern und zähen Stammes, mit der alterprobten und gefürchteten däniſchen Seemacht glückliche Kämpfe beſtand und die deutſche Flagge zuerſt wieder ſiegreich auf dem Meere wehen ließ.

Wohl bezeugten jene „Deutſch-däniſchen Wechſelwirkungen“ zugleich die Herrſchaft deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, deutſcher Gelehrter und Staatsmänner über das halbgermaniſche däniſche Inſelvolk, und die Bewunderer der idealen Macht und Superiorität deutſchen Geiſtes mögen hieraus, wie aus der „Statiſtik der deutſchen Preſſe außerhalb Deutſchlands“ (von W. Stricker) neue Beweiſe ſchöpfen für die Vielbeweglichkeit, innere Lebenskraft und kosmopolitiſche Miſſion jenes Geiſtes, mögen vielleicht ſogar darüber die Verwahrloſung unſerer eigentlich nationalen Intereſſen, die Dürftigkeit und Troſtloſigkeit unſeres heimiſchen Nationallebens vergeſſen — die „Germania“ ſteckt das Zukunftsziel der großen deutſchen Nation höher und hat überall, wo ſich Anlaß dazu bot, auf dieſes Ziel mit ernſt mahnender Stimme hingedeutet.

Das iſt, in kurzen Zügen, was die „Germania“ in dieſem erſten Stadium ihres Wirkens geleiſtet hat. Für den nächſten Band wird es ihre Hauptaufgabe ſein, neben der Fortſetzung und Vollendung der im erſten begonnenen Arbeiten namentlich denjenigen Fächern ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche bisher, bei der Ueberfülle des von allen Seiten herzudrängenden Stoffs, noch keine oder nur eine ungenügende Vertretung finden konnten. So wird beiſpielsweiſe auf kirchlichem Gebiete an die vorzugsweiſe dem Proteſtantismus zugewandten Darſtellungen (welche ihrerſeits auch eine Erweiterung durch Hereinbeziehung der ſo wichtigen Kirchenverfaſſungsfrage und ihrer verſchiedenen Phaſen erfahren ſollen) eine Entwickelung des Katholicismus in ſeinem Wechſelverhältniß mit dem deutſchen Geiſte ſich anreihen, weiterhin aber, beide ergänzend, eine Schilderung der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland hinzutreten; auf materiellem Gebiete ſoll neben dem gegenwärtigen Stande der Landwirthſchaft auch der Stand der Gewerbe und des Handels, die Handelspolitik und Handelsgeſetzgebung unſeres Vaterlandes zur Beſprechung gelangen; die ſocialen Zuſtände der arbeitenden Claſſen werden in mehrfacher Weiſe uns beſchäftigen, und ebenſo werden wir die Bildung des

Volks theils im Allgemeinen, in der geſchichtlichen Entwickelung des deutſchen Erziehungsweſens, theils im Einzelnen — z. B. nach der körperlichen Seite hin im Turnweſen, nach der geiſtigen im Volksſchriftenweſen — weiter verfolgen. Auch die Entwickelungsgeſchichte der deutſchen Sprache, dieſes lebendigſten Keimpunktes unſerer Nationalität, ſowie der deutſchen Poeſie in einzelnen ihrer Hauptrichtungen, gedenken wir in dieſem Bande den Leſern der „Germania“ vorzuführen. Natürlich werden die übrigen Fächer, namentlich das politiſche und geſchichtliche, nicht vernachläſſigt werden.

So hoffen wir im weitern Fortſchreiten des Unternehmens immer vollſtändiger das Ziel zu erreichen, welches wir bei Begründung der „Germania“ uns geſetzt haben:

> die Belebung der Theilnahme des deutſchen Volks an ſeinen allgemeinen vaterländiſchen Zuſtänden, die immer weitere Verbreitung klarer und gründlicher Einſicht über ſeine Stellung in der Geſchichte, über ſeine Leiſtungen und Beſtrebungen in der Vergangenheit und Gegenwart, über die nothwendigen Zielpunkte ſeiner Entwickelung für die Zukunft.

Leipzig, Ende September 1851.

Die Herausgeber.

Preussen und Oestreich
in ihrem Verhältniß zu Deutſchland.

Wohin man in Deutſchland das Auge wenden mag, ſcheint eine Saat von Widerſprüchen aufzuſchießen.

Die Geſchichte des Frankfurter Parlaments hat bewieſen, wie gar nichts ein deutſches Reich iſt, wenn es nicht von einer deutſchen Großmacht geſtützt und getragen wird, die mit allen Kräften dafür einſteht. Wäre zu ſeiner Zeit der König von Preußen zum deutſchen Reichsverweſer gewählt worden, ſo würde ſich leicht Alles glücklicher geſtaltet haben; aber das Parlament verlachte dieſen Vorſchlag, um einige Monate ſpäter (oder einige Monate zu ſpät) dem Könige von Preußen die Kaiſerkrone anzutragen.

Ein zweiter Widerſpruch iſt: Oeſtreich will Deutſchland zu einem Anhängſel von Oeſtreich machen und kann dies auch vermöge ſeiner phyſiſchen Uebermacht, ſobald es ihm gelingt, die kleinern deutſchen Staaten von Preußen abzutrennen und vollſtändig loszureißen; Preußen dagegen iſt nicht ſtark genug, die kleinern deutſchen Staaten zu einem bloßen Anhängſel von Preußen zu erniedrigen, auch wenn dieſe ſich mit ihm ſtaatlich verbinden; aber deutſche Fürſten ziehen lieber das an Preußen verpfändete Wort zurück, als daß ſie Oeſtreichs Gunſt verſcherzen möchten. Dazu kommt noch, daß eine preußiſch-deutſche Verfaſſung immerhin freiſinniger ſein wird und ſein muß, als eine öſtreichiſch-deutſche; aber die deutſche Demokratie wendet alle Glut und Kraft des Haſſes mit Vorliebe gegen Preußen, ſie ſcheint eher Oeſtreich als Preußen den Sieg zu gönnen, und auf Eine Stimme, die in Deutſchland gegen Oeſtreich ſich erhebt, kommt ihrer wol ein Dutzend gegen Preußen, als wäre es ein Glück für Deutſchland, ein Triumph für Preußens deutſche Feinde, wenn dieſes zuletzt Rußland in die Arme getrieben würde!

In Preußen ſelbſt endlich verſchmäht es die Regierung, ſich an das deutſche Volk zu halten, und verhandelt fort und fort, unter mancherlei Kränkungen des Volks, beinahe ausſchließlich mit den Regierungen, als ob der Dank, den ſie für ihre Hülfe in Baiern, Sachſen und Baden von den Regierungen geerntet, als ob die Erfahrungen, welche ſie mit Hannover und den beiden Heſſen gemacht, ſo gar aufmunternd wären, ſich überall in Deutſchland auf die Regierungen, nirgend auf das Volk zu ſtützen.

Woher nun alle dieſe Widerſprüche? — In Preußen ſcheint ein falſcher Begriff von Regierungsehre und ein Gefühl von Fürſtlichkeit, das ſich in Nichts dem Volk verpflichtet wiſſen will, maßgebend für die Schritte der Regierung. Wie kommt es aber, daß bei aller Rückſichtnahme des preußiſchen Hofs auf fürſtliche Genoſſen und Intereſſen, bei aller Schroffheit gegenüber den gerechten Anſprüchen des Volks, die deutſchen Könige ſich ſo viel lieber an Oeſtreich als an Preußen anſchließen? Warum erbietet ſich ein deutſcher Fürſt im Augenblick der höchſten kriegdrohenden Spannung zwiſchen Oeſtreich und Preußen, dem Ruf des Kaiſers als ein alter Soldat wie ein Dienſtmann der Ritterzeit zu folgen, wohin es immer ſei? Ihr Grund iſt wol kein anderer, als daß Preußen einen ſtraff zuſammengefaßten deutſchen Bundesſtaat will oder in ſeinem wohlverſtandenen Intereſſe wollen mußte, während Oeſtreich mit dem loſern Staatenbunde, ohne Nationalvertretung oder mit einem bloßen Schein von Nationalvertretung gern ſich begnügen wird. Daher jene Zornausbrüche in Kriegsdrohungen gegen Preußen, wie ſie in bairiſchen und württembergiſchen Organen zu leſen ſtanden.

Im Bunde mit Preußen hätten zwar die kleinern deutſchen Staaten, theils an ihrer eigenen verhältnißmäßig gar nicht unbedeutenden Geſammtmacht, theils an dem auf Preußen eiferſüchtigen Oeſtreich eine Bürgſchaft, daß ihre Abhängigkeit von Preußen das Maß nicht überſchreiten dürfe; im Bunde mit Oeſtreich fehlt ihnen eine ſolche Gewähr gegen Oeſtreichs koloſſale Uebermacht. Aber freilich! im Bunde mit Oeſtreich wird den deutſchen Fürſten die nominelle Unterordnung unter das Haupt des Bundes erlaſſen, damit ſie zur Nullität um ſo gewiſſer in der Wirklichkeit herabſinken; ſie dürfen ihre Souverainetät behalten wie in den Rheinbundszeiten unter dem Schöpfer dieſer Souverainetät — Napoleon, und deutſche Fürſten wollen lieber neben Oeſtreich ſouveraine Nullen, als unter Preußen einem deutſchen Reich verbundene Zähler ſein.

Liegt aber hierin andererſeits auch für das deutſche Volk oder deſſen Wortführer ein Grund, gegen Preußen zu wüthen und mit Oeſtreich ſchön zu thun? Der Grund des Haſſes der Demokratie gegen Preußen iſt ohne Zweifel neben der Stammeseigenliebe und gewiſſen Stammesantipathien der, daß Preußen die Republik in Sachſen, in der bairiſchen Pfalz, in Baden niedergeworfen, und daß in Preußen ſelbſt — die Demokratie nur wenig Ausſicht hat. Will denn aber in Deutſchland das Volk die Republik?

Seitdem der Ruf der Republik auch in Deutſchland erklungen iſt, mußte die erſte Frage die ſein, ob die Stimme, welche dieſen Ruf erhebt, auch in der That die Stimme unſers Volks iſt und ob der Ruf aus ſeinem Herzen kommt? Es iſt ſchwer, ſich hiervon zu überzeugen, denn ein Volk legt ſo wenig als ein einzelner Menſch verjährte und zur andern Natur gewordene Gewöhnungen auf einmal ab. Das deutſche Volk aber iſt ſo monarchiſch von Haus aus erzogen und ſo monarchiſch von Grund aus geſinnt, daß ſelbſt die Bevölkerung der zwei mächtigen Hauptſtädte Deutſchlands, die im Beginn der deutſchen Revolution gegen die Regierungen unter den Waffen ſtand, jetzt ihre Sympathien wieder ihren Fürſten zugewendet hat. Ein Maß von Freiheit in Staats- und Gemeindeverfaſſung, wie es mit der Monarchie vereinbar iſt, dahin und weiter nicht ſcheinen die eigentlichen Wünſche und Anſprüche unſers Volks zu gehen; was jenſeit dieſer Linie fällt, iſt etwas Fremdes und von außen Zugebrachtes, das im Leben des deutſchen Volks bis jetzt noch keine Wurzel hat. Aber nur was ſich aus dem Volke ſelbſt entwickelt, trägt auch die Bürgſchaft ſeiner Dauer in ſich ſelbſt, und die monarchiſche Geſinnung unſere Volks iſt in einer Zeit, in der ſo manches andere Band ſich löſt, das wirkſamſte und zuverläſſigſte Element der Ordnung, die man zum Aufbau eines neuen Deutſchland nicht entbehren kann. Gelänge es indeſſen auch, das deutſche Volk in ſeiner Mehrheit künſtlich für den Gedanken einer deutſchen Republik zu entzünden, mit welchen Opfern, welcher Zwietracht, welchem Blutvergießen müßte dieſe deutſche Republik erkauft werden, und wie ſchnell würde das republikaniſche Feuer wieder erlöſchen, wenn die geträumten goldenen Berge mit der Republik nicht kommen wollten, und ſobald einmal die materiellen Nachtheile ſich fühlbar machten, die gerade für die erſten und hauptſächlichſten Herde der Bewegung, für unſere Hauptſtädte und Reſidenzen, mit dem Aufhören der monarchiſchen Ordnung der Dinge unvermeidlich wären! Mit ihrem Eintritt aber würde die Reaction erwachen, die Reſtaurationsverſuche und die Einmiſchung des Auslandes würden folgen, und die Zerſtörung, welche blutig angefangen, blutiger vollenden.

Trage, wer Dank ernten will, das Seinige bei zu Erfüllung der klar erkannten, unabweisbaren, in der Natur der Dinge und in der Geſchichte unſerer Nation begründeten Forderung einer deutſchen Volksvertretung, die unter Einer Leitung unſer ſo lange getrenntes, unterdrücktes Volk vereinigt und den Regierungen als ein vollberechtigtes zur Seite ſtellt! Man füge zu den vielen bereits beſtehenden Theilverfaſſungen als Schlußſtein dieſes organiſche neue Glied, dieſe Verheißung beſſerer Zeit, dieſen lebendigen Keim unendlicher Entwickelung! Aber man hüte ſich, dem Charakter unſers Volks Gewalt anzuthun! Die einzelnen Männer ſind es ja doch nicht, die nach freiem Gefallen und nach eigenem Belieben die Geſchichte machen, es iſt der eingeborene Geiſt jeden Volks, der in ſeinen Wortführern, durch ſeine Vertreter wirken ſoll, und es iſt der Geiſt der Weltgeſchichte ſelbſt, der ihre

Werke richtet, der ihr Thun gelingen und zu Früchten reifen läßt, wenn ſie ſeinem Antrieb folgen; der ſie zerbricht und wegwirft, wenn ſie ihn mißverſtehen oder ihm widerſtreben wollen.

Wenden wir dies auf Deutſchland an, ſo wird wiederum unwillkürlich der Blick auf Preußen hingezogen, ſo müſſen wir auf das von den Demokraten und den Majeſtäten ſo gehaßte und geſchmähte Preußen zurückkommen. Es iſt nur allzu wahr, die preußiſche Politik war bisher zaghaft, kleinmüthig, ſchwankend, unentſchloſſen, ohne jene rückhaltloſe Hingebung an eine große Sache oder einen mächtigen ſchaffenden Gedanken, welche Vertrauen und Begeiſterung erweckt. Aber Preußen auf alle Weiſe anfeinden und gehäſſig machen, Preußen Hinderniſſe jeder Art in den Weg werfen, iſt dennoch keine geſunde Politik für Deutſchland, heißt nur öſtreichiſchen Abſichten und Gelüſten in die Hände arbeiten.

Und was will Oeſtreich, falls es jetzt im Klaren iſt über Das, was ihm zu „Anfang des Jahres 1849 nur erſt vorgeſchwebt?“ Was will Oeſtreich, wenn man angeſichts des erneuerten Bundestags noch fragen kann? Oeſtreich will eben unter Ausflüchten und Winkelzügen aller Art die Sachen ſo hinausziehen und den Augenblick abwarten, bis das erſchöpfte, innerlich aufgelöſte und in ſich zerriebene Deutſchland ſeine Beute wird — wehrlos, wo möglich noch wehrloſer als zur Zeit des alten Bundestags. Oeſtreich will dieſen Bundestag und mit dem Bundestage die alte Herrſchaft über Deutſchland, es will ſie — nicht als deutſche, ſondern als europäiſche, ſeinem Vaſallen Deutſchland, von dem in Oeſtreichs neueſter Conſtitution mit keinem Wort die Rede iſt, fremde Macht. Oeſtreich ignorirt Deutſchland in ſeiner Verfaſſungsurkunde und will doch in Deutſchland herrſchen, es behandelt Deutſchland, wie man ein untergeordnetes Nebenland, nicht einen Ebenbürtigen und Verbündeten behandelt. Weil aber ein unſinniger Haß gegen Preußen und ein blödſinniges Liebäugeln mit Oeſtreich theils ſelbſt nicht ſehen, theils Andere blenden will, ſo mag von Oeſtreich zwar Mancher noch behaupten, daß es mit ſeiner Reichsverfaſſung und Reichsvertretung Ernſt ſei und daß eine dem Volkswunſch entſprechende Umgeſtaltung der deutſchen Bundesverfaſſung auf dem ſo gut als unmöglichen Wege der Stimmeneinhelligkeit aller Betheiligten, den die Bundesacte vorſchreibt, unter Oeſtreichs Leitung zu Stande kommen werde, allein nur Wenige werden daran wirklich glauben. Mit gleicher oder mit noch beſſerer Ausſicht auf Erfolg könnte der von Oeſtreich wieder erweckte Bundestag es zum Gegenſtand einer Preisaufgabe machen, für Deutſchland eine Verfaſſung zu erfinden, die ſo ſchlecht iſt, daß ſie allen deutſchen Höfen recht und doch zu „Befriedigung gerechter Hoffnungen des Volks“ nicht ganz und gar der alte Bundestag iſt.

Wie manches deutſche Herz, noch nicht entwöhnt, Oeſtreich als eine Bruſtwehr Deutſchlands, als deſſen natürlichen Vermittler mit dem Oſten anzuſehen, mochte von innerlichem Jubel pochen bei jeder öſtreichiſchen Siegesbotſchaft aus Italien und Ungarn, denn man konnte glauben, es ſeien deutſche Siege, welche dort erfochten würden. Und jetzt iſt es dahin gekommen, daß man in Deutſchland ſich über Oeſtreichs Niederlagen freuen müßte, weil ihm dadurch erſchwert wäre, das Werk der Wiedergeburt Deutſchlands zu ſtören. Deutſchland hat mit beiſpielloſer Geduld zwei Jahre lang nach Zertrümmerung des Bundestags auf Oeſtreich gewartet, um eine neue beſſere Form des deutſchen Staatenweſens aufzurichten, nachdem es in der alten von Oeſtreich an aller Entwickung zurückgehalten worden. Und zum Dank dafür kommt Oeſtreich mit der Forderung: entweder die alte Bundesverfaſſung mit öſtreichiſcher Vormundſchaft, oder allenfalls auch die Zerſpaltung Deutſchlands in ſieben Gruppen.

Und wie von der öſtreichiſchen Regierung, ſo wird im Ganzen Deutſchland auch vom öſtreichiſchen Volk behandelt. Oder wann iſt in Wien von Deutſchland und für Deutſchland mit der Wärme und Erhebung geſprochen worden, wie es in Berlin von Vertretern des preußiſchen Volks vielfach geſchehen? Werden nicht vielmehr in Wien die deutſchen Beſtrebungen auf öffentlicher Schaubühne verſpottet? Bezeugt nicht Laube („Parlament" III. 28) von den nach der Erſchießung Blum's als Reichscommiſſarien in Oeſtreich geweſenen Baiern Paur und Pözl: „Sie kamen gleichmäßig aufgeklärt zurück von Kremſier nach Frankfurt. Es war ihnen ſonnenklar, daß ein deutſcher Bundesſtaat mit Volkshaus an Oeſtreich keinen Genoſſen, keinen auch nur halben Genoſſen finden könne. Sie hatten darüber nicht nur Stadion und Bach hinreichend vernommen, ſie hatten in allen maßgebenden Kreiſen des Kaiſerthums Erfahrungen geſammelt, welche gar keinen Zweifel übrig ließen."

Und wenn Schmerling, was ihm gern zu glauben iſt, ſeinen Wählern verſichert, er ſei vor allem Oeſtreicher, ſo haben auch die meiſten öſtreichiſchen Abgeordneten in Frankfurt durch die That bewieſen, daß ſie Schmerling's Geſinnung theilen, indem ſie bei Bekanntmachung der Deutſchland völlig ignorirenden Verfaſſung vom 4. März nicht proteſtirten oder austraten, ſondern, mit Ausnahme von ein paar Ehrenmännern, als Mitgeſetzgeber über Deutſchland in Frankfurt blieben!

Oeſtreich iſt diejenige ſich deutſch nennende Großmacht, welche in ihrer tiefſten Bedrängniß lieber bei Rußland als bei Deutſchland Hülfe ſuchte, und nachdem ſie zuerſt gegen Deutſchland durch ein Verbot der Geldausfuhr ſich abgeſperrt, auch wiederholt erklärt, daß niemals und unter keiner Bedingung die Beſchlüſſe einer fremden (d. h. deutſchen) geſetzgebenden Verſammlung als ſolche in Deutſchöſtreich Geltung haben ſollen, während des von Deutſchland gegen Dänemark geführten Kriegs ihren Geſandten von Kopenhagen nicht abberief und für die öſtreichiſche Flotte einen Admiral von Dänemark entlehnte, in der ſogenannten Bundesplenarverſammlung einen däniſchen Geſandten für Schleswig-Holſtein zuließ und das die däniſche Geſammtmonarchie verbürgende Londoner Protokoll vom

2. Auguſt 1850 unterzeichnete, „weil ſonſt“, wie der „Oeſterreichiſche Correſpondent“ erläutert, „die Trümmer derſelben den Sondergelüſten im Norden von Deutſchland zufielen!“ — eine deutſche Großmacht alſo, welche lieber Deutſchlands gehäſſigſten Feind triumphiren und die edelſten deutſchen Stämme im ungleichen Kampfe verbluten ſieht, als daß ſie der norddeutſchen Großmacht einen Zuwachs, Deutſchland eine Flotte gönnt.

Im Gegenſatze nun zu Oeſtreich erſcheint Preußens Beſtimmung in und für Deutſchland durch den Griffel der Geſchichte ſo unzweideutig vorgezeichnet, daß nur die baarſte, klarſte Unfähigkeit jeweiliger Machthaber es rechtfertigt, die Hoffnung auf Preußen — ich ſage nicht: aufzugeben, ſondern blos — ſie zu vertagen bis zum Beginn einer Verwaltung, der Muth, Entſchloſſenheit und Kraft nicht gänzlich fehlen. Denn ſelbſt wenn man die Hoffnung aufgeben müßte, daß von dem jetzt regierenden Könige von Preußen je Etwas ausgehen oder auch nur mit ſeiner Zuſtimmung Etwas geſchehen werde, was Deutſchlands und Preußens Freunde mit ungemiſchter Freude erfüllen könnte, ſo darf darum doch Preußen ſelbſt nicht aufgegeben werden. Preußen bleibt immerhin der wichtigſte Factor bei der Neugeſtaltung Deutſchlands. Denn Preußen iſt ein conſtitutioneller Staat, Oeſtreich ſoll es erſt werden, da die Verfaſſung vom 4. März 1849 doch wol ſchlafen gelegt iſt. Preußen kann in Deutſchland aufgehen oder ſich mit Deutſchland verſchmelzen, Oeſtreich in ſeiner jetzigen Gebietsumgrenzung und Zuſammenſetzung kann es nicht. Preußen iſt für eine volksthümliche Geſammtvertretung deutſcher Staaten, eine Unionsverfaſſung iſt entworfen und vorläufig angenommen, und auf alle Zweifel, ob Preußen wirklich conſtitutionell und deutſch ſein wolle, läßt ſich erwidern: es muß wollen, wenn die kleinern deutſchen Staaten und insbeſondere deren Volksvertretungen das Ihrige thun. Ob aber Oeſtreich ſchließlich etwas Anderes will als ſeinen reſtaurirten Bundestag, den der Verfaſſer dieſer Zeilen ſchon zu Anfang des Jahres 1849 in einem öffentlichen Blatt als das Endziel der öſtreichiſchen Politik bezeichnet hat, muß bezweifelt werden.

Schon am 1. Februar 1849 ſchwebte zwar der kaiſerlichen Regierung „ein nach außen feſtes und mächtiges, im Innern ſtarkes und freies, organiſchgegliedertes und doch in ſich einiges Deutſchland“ vor; auf der von ihr in Ausſicht zu ſtellenden Grundlage ſollen alle deutſchen Staaten und alle ihre außerdeutſchen Landestheile Platz finden. Aber an eine Grundlage, auf welcher alle deutſchen Staaten und alle ihre außerdeutſchen Landestheile ihren Platz erhalten, iſt nur dann zu denken, wenn Deutſchland, auf den Deutſchen Bundestag verzichtend, ſich mit einem Staatenbunde begnügt, und wo iſt jetzt, nach bald zwei Jahren, jene verheißene Grundlage zu entdecken?

Die „Allgemeine Zeitung“ (1850. Beil. 277), als treue Bundesgenoſſin und Vorkämpferin Oeſtreichs, verſichert allerdings: Oeſtreich habe Ideen über eine herzuſtellende deutſche Verfaſſung und Einigung, Oeſtreich habe Vor ſchläge dazu gemacht, ſie liegen in den Bruck'ſchen Anträgen, denen gegenüber Preußen ſich lediglich negirend verhalte, und in der Münchener Convention. Allein ganz abgeſehen von der Ungewißheit, ob Oeſtreich bei dem Bruck'ſchen Zolleinigungsvorſchlag beharre, oder ob es denſelben (nach der Verſicherung der „Kölniſchen Zeitung") als „profeſſorenhaft und unſtaatsmänniſch" aufgebe; ob es dabei Oeſtreich ernſtlich um die Sache ſelbſt, oder um Sprengung des Zollvereins zu thun ſein mag, iſt doch ein Zollverband noch keine Staats- oder Staatenverfaſſung, und, daß auch nicht der Handelseinigung die ſtaatliche Hinneigung auf dem Fuße folgt, beweiſt wol mehr als zur Genüge der Mangel einer gemeinſamen Bundesverfaſſung in den Staaten des Zollvereins und der jetzige politiſche Zwieſpalt unter denſelben. Mit welchem Recht aber kann bei der gefahrdrohenden Zerrüttung des öſtreichiſchen Geld- und Finanzweſens verlangt werden, daß Deutſchland auf den Wegen einer Handelseinigung Oeſtreich entgegenkomme, das ſeinerſeits von keiner ſtaatlichen Annäherung an Deutſchland wiſſen will als durch die Reſtauration des Bundestags? Die Forderung: wenn es Preußen Ernſt iſt mit der Einigung Deutſchlands, ſo gehe es vor allen Dingen auf die öſtreichiſchen Zolleinigungsvorſchläge ein! läßt ſich auch umkehren: wenn es Oeſtreich Ernſt iſt mit der Einigung Deutſchlands und wenn dahin ſeine Zollvereinsvorſchläge zielen, ſo hindere es nicht länger Deutſchlands Neugeſtaltung durch die politiſche Einigung Preußens mit den kleinern deutſchen Staaten! Mit andern Worten: Oeſtreich erfülle endlich die in ſeinem Programm von Kremſier auch Deutſchland gegebene Verheißung, wonach „erſt wenn das verjüngte Oeſtreich und das verjüngte Deutſchland zu neuen feſten Formen gelangt ſind, ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtaatlich beſtimmt werden können und beſtimmt werden ſollen!" Iſt dieſe Wiedergeburt erfolgt, alsdann wird ſicherlich die Zoll- und ſonſtige Einigung mit Oeſtreich, ſoweit ſie thunlich und wohlthätig iſt, nachfolgen. Aber ein ſtaatlicher Verband Oeſtreichs mit Deutſchland, in welchem dieſes nicht mit ſeiner Maſſe von 38 Millionen die übrigen deutſchen Staaten, deren größter noch nicht die Hälfte von Oeſtreichs Bevölkerung umfaßt, erdrücken ſoll, iſt nur dann möglich, wenn die deutſchen Staaten ſelbſt wieder, Oeſtreich gegenüber oder neben Oeſtreich, unter ſich ein Ganzes bilden.

Was dagegen die Münchener Convention betrifft, ſo ſagt freilich die öſtreichiſche Note vom 13. März 1850: die Möglichkeit, welche (durch jene Uebereinkunft) Oeſtreich und Preußen geboten werden ſoll, mit ihrem ganzen Gebietsumfang einem auf ſolchen Grundlagen zu geſtaltenden deutſch-öſtreichiſchen Bunde beizutreten, ſetzt die kaiſerliche Regierung in die Lage, die ihr durch überwiegende Rückſichten auferlegte Erhaltung der ſtaatlichen Einheit des Reichs mit den Verbindlichkeiten in Einklang zu bringen, die ſie als Genoſſe dieſes Bundes zu übernehmen haben würde. Die Münchener Convention beſtimmt nämlich, nach einer ſehr beſchränkenden Feſtſetzung der Competenz des Bundes, daß die Bundesregierung durch ſieben Mitglieder gebildet werde, welche von Oeſtreich, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover, Württemberg und den beiden Heſſen gemeinſchaftlich zu ernennen ſeien und daß die Nationalvertretung aus 300 Mitgliedern beſtehe, wovon in Oeſtreich 100, in Preußen 100 und in den übrigen Bundesſtaaten 100 gewählt werden, gleichviel ob Oeſtreich und Preußen mit ihren Geſammtſtaaten oder nur mit dem größern Theil beitreten. Aber dieſer Münchener Uebereinkunft, welche dem deutſchen Volk eine ſiebenköpfige Directorialregierung mit einem ſiebenſpältigen Deutſchland bietet, wird wol nicht eine pflichtgetreue Volksvertretung in den deutſchen Verfaſſungsſtaaten beizutreten wagen, und merkwürdig iſt in der erwähnten Note vorzugsweiſe dies: Oeſtreich wird durch die Gewalt der Dinge und die Evidenz der Sache dazu gedrängt, Dasjenige, wogegen es ſich ſträubt, ſelbſt auszuſprechen, Oeſtreich ſelbſt kann nicht umhin, von einem deutſch-öſtreichiſchen Bunde zu reden, und, falls damit nicht eine Unterwerfung Deutſchlands unter Oeſtreich gemeint iſt, die zwar Oeſtreich, aber nicht Deutſchland wollen kann, was wäre ein deutſch-öſtreichiſcher Bund Anderes als die vielgeſchmähte Gagern'ſche Union?

In ſeinem Programm als Reichsminiſterpräſident ſagte Gagern am 18. December 1848: „1) bei der Natur der Verbindung Oeſtreichs mit außerdeutſchen Ländern beſchränkt ſich für jetzt und während der Dauer des Proviſoriums die Pflicht der Reichsgewalt darauf, das beſtehende Länderverhältniß Oeſtreichs zu Deutſchland im Allgemeinen zu erhalten. Es iſt aber das Sonderverhältniß Oeſtreichs anzuerkennen, wonach es anſpricht, in den zu errichtenden deutſchen Bundesſtaat unter Bedingungen, welche die ſtaatliche Verbindung der deutſchen mit den nichtdeutſchen Landestheilen Oeſtreichs alteriren, nicht einzutreten. 2) Oeſtreich wird alſo nach den bis jetzt durch die Nationalverſammlung gefaßten Beſchlüſſen als in den zu errichtenden deutſchen Bundesſtaat nicht eintretend betrachtet. 3) Oeſtreichs Unionsverhältniß zu Deutſchland mittels einer beſondern Unionsacte zu ordnen und darin alle die verwandtſchaftlichen geiſtigen, politiſchen und materiellen Bedürfniſſe nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutſchland und Oeſtreich von jeher verbunden haben und in geſteigertem Maße verbinden können, bleibt der nächſten Zukunft vorbehalten. 4) Da Oeſtreich zu dem von der proviſoriſchen Centralgewalt repräſentirten Deutſchland zwar in einem unauflöslichen Bunde ſteht, in den Bundesſtaat aber nicht eintritt, ſo iſt die Verſtändigung über alle gegenſeitigen, ſowol bereits beſtehenden als künftigen Bundespflichten und Rechte auf geſandtſchaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten. 5) Die Verfaſſung des deutſchen Bundesſtaats kann jedoch nicht Gegenſtand der Unterhandlung mit Oeſtreich ſein."

Wenn nun ſelbſt Gagern und das öſtreichiſche Miniſterium (unwillkürlich, wie es ſcheint) in einem weſentlichen Punkte zuſammentreffen, ſo iſt dies ſicher kein unerheblicher Beweis für die Nothwendigkeit und für die innere Berechtigung des Unionsgedankens in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland. Und in der That können auch Oeſtreich, Preußen und das übrige Deutſchland ohne eine gänzliche und gewaltſame Umkehrung der Dinge nicht in einen Staat, ja nicht einmal in einen reinen Bundesſtaat verſchmolzen werden, weil eine ſolche Verſchmelzung entweder die Unterordnung beider deutſchen Großmächte unter eine über ihnen ſtehende Bundesgewalt, oder die Unterordnung der einen unter die an die Spitze des deutſchen Bundesſtaats zu ſtellende andere Großmacht voraus ſetzt, ein zu politiſcher Selbſtändigkeit hinreichend ſtarker Staat aber, wie Oeſtreich oder Preußen, ſich nicht gutwillig mediatiſiren läßt.

In dieſem Sinne ſagt ein öſtreichiſcher Publiciſt, dem wahrlich nicht Feindſeligkeit gegen Oeſtreich die Feder führt (Freiherr von Andrian in ſeiner Schrift — „Centraliſation und Decentraliſation in Oeſtreich“): „Was keinen Platz findet in dem entwickelten Syſtem und ebenſo wenig in der Verfaſſung vom 4. März, das iſt das Hinüberſchielen nach Deutſchland, das künſtliche Ernähren ſchwarz-roth-goldener Träume in Deutſchöſtreich, welche nicht realiſirt werden können, nicht realiſirt werden dürfen, wenn Oeſtreich ein einiges, ſelbſtändiges Reich bleiben ſoll. Soll es dieſes bleiben, ſo darf es weder ſeine geſetzgebende Gewalt, noch ſeine executive auch nur zum allerkleinſten Theil in fremde Hände geben und den Schwerpunkt Oeſtreichs außerhalb Oeſtreich verlegen. Beides aber geſchieht, ſobald ein Bundesdirectorium, eine Bundescommiſſion ꝛc. in Oeſtreich auch nur die geringſte imperative oder vollziehende Gewalt hat, ſobald einer aus Oeſtreichern und Nichtöſtreichern zuſammengeſetzten Verſammlung (mag dieſelbe nun auf was immer für einem Wege gebildet ſein, auf directem durch Volkswahlen, oder auf indirectem durch Ausſchüſſe der verſchiedenen Abgeordnetenkammern, oder ſonſt wie immer) irgend eine legislative Gewalt in Oeſtreich eingeräumt wird. Die Bundesacte von 1815, nach welcher Bundesbeſchlüſſe ipso facto im ganzen Bundesgebiet, alſo auch in den öſtreichiſchen Bundesländern Geſetzeskraft hatten, iſt heutzutage für Oeſtreich ebenſo unmöglich, als die Frankfurter Verfaſſung, als das Drei- und in jüngſter Zeit das Vierkönigs-Bündniß; denn eine jede dieſer Aufſtellungen ſpaltet die vollziehende Gewalt in Oeſtreich, welche allein und untheilbar in dem Kaiſer von Oeſtreich ruhen muß, ſpaltet die geſetzgebende Gewalt, welche allein und untheilbar dem Kaiſer im Verein mit dem öſtreichiſchen Reichstage und den öſtreichiſchen Kronlandtagen zuſtehen muß. Es iſt kein Paradoxon, ſondern volle Wahrheit, daß der Kaiſer von Oeſtreich bis zum 4. März 1849 in den deutſch-öſtreichiſchen Ländern nicht ſouverain war, denn er ſtand unter dem Bundestage, Bundesbeſchlüſſe mußten in Deutſchöſtreich vollzogen werden. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 haben die Bundesverfaſſung umgeſtürzt und Oeſtreich für ſeinen Theil hat mit der Verfaſſung vom 4. März die Bundesacte zerriſſen; es konnte nicht anders kommen, und hätte es auch keine deutſche Revolution gegeben, ſo bald Oeſtreich *ein einheitlicher*, daher in allen ſeinen Theilen ſouverainer Staat werden wollte, und es mußte dies wollen! An die Stelle dieſes ſtaatsrechtlichen Bundes von 1815, welcher nunmehr und für immer zerriſſen iſt, iſt es nun die Aufgabe unſrer Regierung, *mit Deutſchland einen möglichſt engen völkerrechtlichen Bund zu ſchließen*; es liegt in Oeſtreichs Intereſſe, daß ſich Deutſchland einig und kräftig conſtituire, aber auch ebenſo ſehr, daß es ſich mit dieſem Deutſchland auf einen klaren Fuß ſetze, wodurch allein Reibung und Feindſchaft vermieden werden kann, dieſer iſt aber einzig und allein der eines innigen völkerrechtlichen Verhältniſſes.“

Es dürfte daher an der Zeit und von Intereſſe ſein, die bis jetzt öffentlich vorliegenden Unionsentwürfe zuſammenzuſtellen, um durch dieſe Zuſammenſtellung das allen oder der Mehrzahl derſelben Gemeinſame zu ermitteln als mögliche Grundlage einer wirklichen Union zwiſchen Deutſchland und Oeſtreich. Hiebei kommen nächſt dem Programm von Gagern und den erwähnten öſtreichiſchen Erklärungen in Betracht: der Verfaſſungsentwurf des ſogenannten Dreikönigsbündniſſes und der preußiſche Unionsvorſchlag, ſodann als Privatarbeit der „von Anhängern des Projects eines weitern und engern Bundesſtaats“ herrührende Entwurf einer Union zwiſchen Deutſchland und Oeſtreich.

Der Dreikönigsentwurf, gegründet auf das Bündniß zwiſchen Preußen, Sachſen und Hannover, geht unzweideutig von dem Gedanken eines beſondern Unionsvertrags mit Oeſtreich aus, wie denn auch die erläuternde Denkſchrift bemerkt: „Die zum Deutſchen Bunde gehörigen Theile Oeſtreichs ſind durch die dem Kaiſerſtaat verliehene Verfaſſung vom 1. März 1849 in ein ſtaatliches Verhältniß zu der öſtreichiſchen Geſammtmonarchie getreten, welches eine erneuerte Erwägung ihrer Stellung zu den übrigen Gliedern des Deutſchen Bundes unabwendlich erſcheinen ließ. Hierzu ſowie zu einer umfaſſenden Vereinbarung zwiſchen dem öſtreichiſchen Geſammtſtaate und dem deutſchen Bundesſtaate die Wege völlig frei zu erhalten, iſt der Zweck des dem §. 1. beigefügten Zuſatzes.“ — Dieſer Zuſatz beſchränkt ſich jedoch auf die Andeutung, daß die Feſtſetzung des Verhältniſſes Oeſtreichs zum deutſchen Reiche gegenſeitiger Verſtändigung vorbehalten bleibe.

Ausführlich iſt der Gedanke der Union entwickelt in den „Grundlinien einer Unionsacte“, wie ſie von der preußiſchen Regierung theils dem öſtreichiſchen Cabinet, theils den preußiſchen Kammern mitgetheilt worden ſind. Hiernach iſt 1) die deutſche Union ein unlöslicher völkerrechtlicher Bund und beſteht a) aus der öſtreichiſchen Monarchie, b) dem deutſchen Bundesſtaate. Die Verhältniſſe von Poſen, Schleswig-Holſtein und Luxemburg-Limburg in der Union werden durch Zuſatzverträge geordnet. 2) Der Austritt aus der Union ſteht keinem Gliede frei, die Aufnahme neuer Glieder erfordert die Zuſtimmung ſämmtlicher andern. Veränderungen in dem gegenwärtigen Beſitzſtande der Unionsglieder können keine Aenderungen in den Rechten und Pflichten derſelben in Bezug auf die Union bewirken, freiwillige Abtretungen einzelner Theile des Unionsgebiets bedürfen der Zuſtimmung der Union. 3) Der Zweck der Union iſt die Erhaltung der (nach einer umgeänderten Redaction: äußern und innern) Sicherheit, ſowie der gegenſeitigen Wohlfahrt ihrer Glieder. 4) Zwiſchen den Gliedern der Union beſteht ewiger Friede; Streitigkeiten zwiſchen beiden ſind auf Anrufen jedes Theils an einen der oberſten Gerichtshöfe als Austrägalinſtanz zu verweiſen. 5) Das Unionsgebiet iſt dem Auslande gegenüber inſofern ein gemeinſames, daß jeder Angriff auf daſſelbe, von welcher Seite er komme und welchen Theil der Grenzen er bedrohe, ſtets mit gemeinſchaftlichen Kräften zurückgewieſen wird. 6) Wenn eines der beiden Glieder ſich zu einem Angriffskriege genöthigt erachten ſollte, ſo liegt ihm ob, dem andern Theile die Ueberzeugung zu geben, daß dieſer Krieg durch das Geſammtintereſſe der Union geboten ſei. Nur unter dieſer Vorausſetzung wird der Krieg eine gemeinſame Sache der Union. 7) Die gegenſeitigen Leiſtungen beider Glieder der Union in den unter 5 und 6 angedeuteten Fällen werden durch eine beſondere Uebereinkunft geregelt. 8) Die beiden Glieder der Union behalten das Recht der Bündniſſe und Verträge mit auswärtigen Staaten, ohne daß hieraus eine Verpflichtung für die Union erwachſe. Keine Verbindung dieſer Art darf jedoch Beſtimmungen enthalten, welche die Sicherheit der Union und ihrer Glieder irgendwie gefährden. 9) Die Politik der Union wird als eine gemeinſame behandelt. (In der umgeänderten Redaction: 9) die Union ernennt und beglaubigt ſämmtliche ſtändige Geſandten im Auslande. Der durch dieſe Miſſionen gehende völkerrechtliche Verkehr wird im Namen und Auftrag der deutſchen Union geführt; die Geſandtſchaften empfangen von der Union ihre Inſtructionen und berichten an dieſelben. Die Beſetzung der diplomatiſchen Poſten geſchieht nach einem zwiſchen beiden Unionsgliedern beſonders zu regelnden Turnus. 10) Jedem der beiden Glieder der Union bleibt es überlaſſen, für beſondere Zwecke Bevollmächtigte an auswärtige Regierungen abzuſenden. Dieſe werden dann nur von dem betreffenden Gliede beglaubigt und inſtruirt, haben jedoch die ſtändigen Unionsgeſandten am Orte ſtets in voller Kenntniß ihrer Geſchäftsthätigkeit zu erhalten.) 10) Sämmtliche Conſulate werden von der Union beſtellt und in deren Namen verwaltet. 11) Die bisherigen Bundesfeſtungen gehen in das Eigenthum und die Verwaltung der Union über. 12) Es werden unverzüglich Verhandlungen eröffnet, um die möglichſte Gemeinſchaft zwiſchen beiden Gliedern der Union in Bezug auf Freizügigkeit, gerichtliche Hülfe, Befreiung des Verkehrs, Handelsintereſſen, Schiffahrt, Poſten und Eiſenbahnen, Münze, Maß und Gewicht, Auswanderung u. ſ. w. durch beſondere Verträge zu erzielen. (In der umgeänderten Redaction iſt beigefügt: Als Organ für die Leitung der Unionsangelegenheiten tritt ein permanentes Directorium von vier Mitgliedern zuſammen. Oeſtreich ſendet deren zwei, Preußen und die andern deutſchen Staaten gleichfalls zwei. Den Geſchäftsvorſitz übernimmt Oeſtreich. Das Unionsdirectorium nimmt ſeinen Sitz in Regensburg. Die Mitglieder des Directoriums können von ihren Vollmachtgebern jederzeit abberufen werden. Sie ſind an die Inſtructionen gewieſen, welche ihnen von den verfaſſungsmäßigen Gewalten der beiden Unionsglieder zukommen und haben dieſe in allen Fällen einzuholen, wo ſie ſich in ihren Beſchlüſſen nicht zu einigen vermögen.)

Noch mehr ins Einzelne geht folgendes, durch die „Allgemeine Zeitung" vom 13. März 1849 veröffentlichte Project von Anhängern eines weitern und engern Bundes: Art. 1. der öſtreichiſche Kaiſerſtaat und der deutſche Bundesſtaat ſchließen unter ſich eine immerwährende Union zum Zweck der Stärkung ihrer äußern Sicherheit und der Wahrung ihrer gemeinſamen Intereſſen unter folgenden Beſtimmungen. Art. 2. Die unirten Staaten verpflichten ſich wechſelſeitig für die Fälle der Verwickelung eines oder des andern derſelben in einen auswärtigen Krieg zur Hülfeleiſtung, welche von dem einen Theil dem andern zum wenigſten durch ein Truppencontingent von 50000 Mann in der Art zu leiſten iſt, daß dieſe Anzahl von Truppen auch bei dem bloßen Drohen eines Kriegs auf Verlangen des Commiſſars des verbündeten Staats in der nach Art. 10. gebildeten Unionscommiſſion demſelben in möglichſter Nähe der bedrohten Punkte zu bezeichnen, und auf deſſen Anzeige vom Ausbruch des Kriegs dem verbündeten Staate zur Verfügung zu ſtellen iſt. Art. 3. Wenn das eine Mitglied in der zu einem kriegeriſchen Ausgang führenden Differenz des andern Bundesmitglieds mit einer auswärtigen Macht ſeine Vermittelung angeboten hatte und dieſe durch Nichteingehen auf dieſelbe von Seiten des Verbündeten erfolglos blieb, ſo iſt das erſtere Bundesmitglied nur verbunden, ſein Hülfscorps innerhalb der Grenzen des durch die Bundesacte von 1815 formirten Bundesgebiets verwenden zu laſſen. Art. 4. Alle Streitigkeiten der unirten Staaten unter ſich ſind zur Austragung, ſofern die Unionscommiſſion nach Anhörung des hierzu einzurufenden, nach Art. 16 zuſammengeſetzten Unionscongreſſes dieſelben nicht ausgleichen kann, an das für dieſen Fall von jeder der beiden Regierungen durch zwei weitere Mitglieder verſtärkte, im übrigen nach Art. 13. organiſirte Unionsgericht zu bringen. Hier entſcheidet daſſelbe auf vorgängige ſpecielle Beeidigung durch die Unionscommiſſion nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen und ſtellt die Entſcheidung der Commiſſion wie dem Congreß zu. Art. 5. Zwiſchen den unirten Staaten beſteht ein von den Unionscommiſſaren nach deren Zuſammentritt ſofort unter Zuziehung einer gleich großen Anzahl von Sachverſtändigen beider Reiche abzufaſſender Handels- und Zollvertrag, der nur nach eingeholtem Gutachten des Unionscongreſſes geändert und nur unter Beobachtung der Art. 17 c. vorgeſchriebenen Formen aufgehoben werden kann. Art. 6. Von keinem öſtreichiſchen oder deutſchen Schiffe darf auf der Donau innerhalb des Gebiets beider Unionsſtaaten eine Abgabe erhoben werden. Art. 7. Für die Einwohner der unirten Staaten darf keine einſeitige Beſchränkung der Ein- und Auswanderung in die beiderſeitigen Staatengebiete beſtehen und insbeſondere ſind dieſelben weder beim Ein- noch Abzug einer Perſonal- oder Vermögensſteuer zu unterwerfen. Art. 8. Bei Zerwürfniſſen zwiſchen der Regierung und den Staatsbürgern des einen Reichs ſteht dem mitverbündeten die Pflicht und das Recht der Erſtrebung einer beilegenden Vermittelung mit Hülfe der Unionsinſtitutionen zu. Art. 9. Die Union garantirt insbeſondere den beiderſeitigen Regierungen und Völkern den Genuß ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte und gewährleiſtet noch insbeſondere den deutſch-öſtreichiſchen Provinzen (Deutſch-Böhmen, Erzherzogthum mit Salzburg, Deutſch-Steyermark, Kärnten und Deutſch-Tirol) den beſtehenden amtlichen und öffentlichen Gebrauch der deutſchen Sprache. Art. 10. Als das die Verwirklichung der Unionszwecke vermittelnde Organ wird eine permanente Commiſſion von einem Bevollmächtigten jedes der beiden Staaten unter dem Namen der öſtreichiſch-deutſchen Unionscommiſſion niedergeſetzt, welche ihren Sitz in Linz nimmt, und durch welche der geſammte die Unionszwecke betreffende Verkehr zwiſchen beiden Staaten mit Ausſchließung der Vermittelung durch die Geſandtſchaften geht. Art. 11. Die Unionscommiſſare handeln nach Inſtructionen und im Fall, daß zwiſchen denſelben eine Vereinigung nicht ſtattfindet, entſcheidet, a. wenn in Frage iſt, ob es ſich nur um die Erfüllung einer bereits beſtehenden und übernommenen Verbindlichkeit handle, das nach Art. 13 inſtituirte Unionsgericht; b. in allen übrigen Differenzen kann eine verpflichtende Entſcheidung nur durch einen in drei aufeinander folgenden ordentlichen Sitzungsperioden mit einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln gefaßten Beſchluß des nach Art. 16. gebildeten Unionscongreſſes herbeigeführt werden. Art. 12. Die Berufung an das Unionsgericht und beziehungsweiſe den Unionscongreß, an den letztern auch zum bloßen Zweck der Abgabe einer Meinungsäußerung, ſteht jedem der beiden Unionscommiſſare zu. Art. 13. Das Unionsgericht wird durch 9 höhere Richterperſonen aus dem öſtreichiſchen oder deutſchen Staatenverbande gebildet, deren 3 die öſtreichiſche, 3 die deutſche Centralregierung ernennt, 3 aber von dem deutſch-öſtreichiſchen Drittheil des Unionscongreſſes gewählt werden, und es ſind bei der Ernennung oder Wahl auch von jedem Theil 2 Stellvertreter zu beſtellen und jeder Abgang zu erſetzen. Jeder Unionsrichter und Stellvertreter hat den Eid in die Hände der Unionscommiſſion abzulegen, ſeine allenfalls gefordert werdenden Entſcheidungen nach der Richtſchnur der Unionsbeſtimmungen abzugeben. Der Zuſammentritt des Unionsgerichts erfolgt an einem von dem berufenden Unionscommiſſar auf einen angemeſſenen Zeitpunkt hinaus anzuſagenden und dem anderſeitigen Unionscommiſſar ſowie durch öffentliche Kundmachung bekannt zu machenden Tag in Eger. Art. 14. Die Unionsrichter haben allein das Recht, die Vorfrage ihrer Competenz zu entſcheiden, auch die Vorverhandlungen der Unionscommiſſion vorgelegt zu verlangen, es darf jedoch ihr Spruch dadurch nicht wider Willen des Berufenden über acht Tage hingehalten werden, und die motivirte Entſcheidung, welcher die unirten Regierungen innerhalb der dieſer Unionsacte conformen Begrenzungen ihre Anerkennung gewähren, iſt den Unionscommiſſaren und dem Unionscongreß zuzuſtellen. Art. 15. Mit jeder Berufung des Unionsgerichts verſammelt ſich ſtets der im folgenden Artikel eingeführte Unionscongreß, wenn er nicht eben verſammelt iſt, in ſeiner vorigen Zuſammenſetzung außerordentlicher Weiſe, um die Entſcheidung des Unionsgerichts entgegenzunehmen. Art. 16. Alljährlich am 1. September verſammelt ſich am Sitz der Unionscommiſſion ein Congreß von 75 Mitgliedern, deren einen Drittheil der deutſche Reichstag aus ſich, das zweite Drittheil die Abgeordneten der deutſch-öſtreichiſchen Provinzen im öſtreichiſchen Reichstag aus ſich, ein weiteres Drittheil die übrigen Abgeordneten im öſtreichiſchen Reichstage aus ſich wählen. Die Wahl erfolgt immer auf drei Jahre von und aus den Volkskammern der treffenden Reichstage, und zur Conſtituirung des Congreſſes iſt die Anweſenheit der Hälfte ſeiner Mitglieder erforderlich. Art. 17. Der Unionscongreß hat a. einen gemeinſamen Bericht der Unionscommiſſion über deren Wirkſamkeit ſeit ihrem jüngſten Bericht an den Congreß alternirend durch den öſtreichiſchen und den deutſchen Commiſſar bei der Eröffnung des Congreſſes zu empfangen und ſich darüber zu äußern; b. über Anträge und Vorſchläge beider Commiſſare, und in den in Art. 11 und 12 vorgeſehenen Fällen auch auf Anregung eines derſelben, ſich gutachtlich zu äußern und Beſchluß zu faſſen, ſowie auch über anderweite Anträge und Beſchwerden, welche an die Unionscommiſſion gebracht werden ſollen; c. ſeine Zuſtimmung zu geben oder zu verweigern zu allen von der Unionscommiſſion vorgeſchlagenen, aber an des Congreſſes Zuſtimmung durch drei Viertel ſeiner Stimmen gebundenen Abänderungen der Beſtimmungen der Unionsacte und der denſelben durch die beiden Commiſſare unter Billigung durch zwei Drittel der im Congreß Stimmenden gleichgeſetzten ſpätern Beſtimmungen. Art. 18. Der Unionscongreß bleibt, ohne die zuläſſige Verlängerung durch beide Unionscommiſſare, ſechs Wochen vom Tage des erſtatteten Commiſſionsberichts an verſammelt, berathet in öffentlichen Sitzungen nach ſelbſt feſtzuſetzender Geſchäftsordnung, wobei die Gegenwart der Commiſſare oder ihrer Subſtituirten nicht auszuſchließen iſt, und dieſelben zur Auskunftertheilung zu erſcheinen verpflichtet ſind, und kann nur durch beide Commiſſare auf längſtens zwei Monate vertagt, oder unter gleichzeitiger Einberufung der Reichstage beider Staaten zur Wahl neuer Congreßmitglieder aufgelöſt werden. Art. 19. Die Beſtimmungen der Unionsacte ſind von gleicher Kraft wie die grundgeſetzlichen Beſtimmungen jedes einzelnen unirten Staats, nicht einſeitig abänderlich, und es ſteht für den Fall ihrer Verletzung durch Miniſter des einen oder andern Staats dem Unionscongreß das Recht der Anklage bei dem oberſten Gerichtshof des treffenden Unionsſtaats in erſter und bei dem jedoch nur auf Amtsverluſt zu erkennen berechtigten Unionsgericht in zweiter Inſtanz zu.

Schließlich ſei noch einer Privatarbeit aus dem Jahre 1849 erwähnt, welche die Aufgabe löſen will, ſo widerſtrebenden Anforderungen, als der deutſche Bundesſtaat und die öſtreichiſche Souverainetät enthalten, in dem Umfange wie es die damalige Zuſammenſetzung der deutſchen Nationalverſammlung erheiſchte, durch eine freilich ſehr künſtliche parlamentariſche Union gerecht zu werden. Der „Schwäbiſche Merkur“ vom 28. Februar 1849 bringt nämlich folgende Skizze einer Unionsverfaſſung:

§. 1. Die Würde eines Reichsoberhaupts wird Preußen übertragen und der König übt dieſelbe, ſolange er nicht ſelbſt in Frankfurt reſidirt, durch einen vom Reichstage zu beſtätigenden Statthalter aus. §. 2. Im Oberhauſe oder Staatenhauſe behält Oeſtreich den Vorſitz, es leitet deſſen Verhandlungen und erklärt am Schluſſe jeder Abſtimmung ſeine Zuſtimmung oder Nichtzuſtimmung. Neue Bundes- oder Reichsgeſetze und Einrichtungen, denen Oeſtreich ſeine Zuſtimmung nicht ertheilt, finden auf die zum deutſchen Reich gehörigen Gebietstheile der öſtreichiſchen Monarchie keine Anwendung, und nur die mit ſeiner Zuſtimmung gefaßten Reichsſchlüſſe haben, ſofern es ſich um neue Bundes- oder Reichseinrichtungen und Geſetze handelt, für Oeſtreich in Bezug auf ſeine Reichslande die Kraft unwiderruflicher Vertragsgeſetze. Dagegen ſteht es Preußen frei, nach jedem von dem geſammten Reichstag oder von einem ſeiner beiden Häuſer gefaßten Beſchluß, wenn nämlich durch öſtreichiſche Mitwirkung ein Antrag durchgeſetzt oder verworfen worden iſt, der außerdem verworfen oder angenommen worden wäre, noch eine Sonderung in Theile zwiſchen Oeſtreich und dem übrigen Deutſchland zu veranlaſſen und einen im Widerſpruch mit Oeſtreich gefaßten Stimmenmehrheitsbeſchluß die Sanction als Reichsoberhaupt für die reindeutſchen und die preußiſchen Staaten zu ertheilen. §. 3. In allen auswärtigen Angelegenheiten ſteht die Vertretung des deutſchen Reichs einzig und allein deſſen Geſandten zu, ſoweit dieſelben nicht die Unterſtützung und Mitwirkung der öſtreichiſchen Geſandtſchaften nachzuſuchen angewieſen ſind. Dagegen haben die Verträge des Reichs mit auswärtigen Staaten für Oeſtreich nur ſoweit Geltung, als Oeſtreich denſelben ausdrücklich beitritt, und iſt Oeſtreich im Abſchluß von Staatsverträgen und Bündniſſen mit auswärtigen Staaten nur inſoweit beſchränkt, als ſolche die Sicherheit des deutſchen Reichs nicht gefährden dürfen. §. 4. Zur gemeinſamen Vertheidigung des Reichsgebiets verpflichtet ſich Oeſtreich in gleicher Weiſe wie die andern deutſchen Staaten, inſoweit aber nicht das Reichsgebiet mit Einſchluß der öſtreichiſchen Reichslande unmittelbar von einem auswärtigen Feinde angegriffen iſt, beruht die wechſelſeitige Hülfeleiſtung in Kriegsfällen auf beſonderer ausdrücklicher Uebereinkunft zwiſchen dem Reichsoberhaupt und Oeſtreich. §. 5. In den öſtreichiſchen Reichslanden ernennt die öſtreichiſche Regierung die ſämmtlichen Befehlshaber ſewol für das ſtehende Heer als die Landwehr und das öſtreichiſche Contingent iſt nur in Kriegszeiten dem Reichsoberfeldherrn untergeben.

Läßt man das letzterwähnte Project wenigſtens als eine Veranſchaulichung der nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten einer parlamentariſchen Union Deutſchlands mit Oeſtreich gelten, ſo erſcheint als das gemeinſame Ergebniß aller: einerſeits das Bedürfniß eines deutſchen Bundesſtaats, andererſeits die faſt erwieſene Unmöglichkeit einer bundesſtaatlichen Einigung Deutſchlands mit Einſchluß von Oeſtreich, indem eine wirkliche und wahrhafte deutſche National- oder Volksvertretung, an welcher Oeſtreich ausnahmsloſen vollen Antheil nehmen ſoll, mit den allergrößten Schwierigkeiten und Verwickelungen verbunden iſt. Oeſtreich aber beſteht gerade darauf, vollſtändigſten Antheil an dem deutſchen Reichsverbande zu haben, weil dadurch Deutſchlands feſte Einigung verhindert, Oeſtreichs Einfluß in Deutſchland erhalten und geſtärkt wird. Und dieſer Politik Oeſtreichs wird Deutſchlands Geſchick unter eifriger Mitwirkung deutſche Volksfreunde und Cabinette, unter beſtändigem Rollenwechſel der Gewalthaber geopfert. Oeſtreich hat bereits entſchieden den Weg des Abſolutismus wieder eingeſchlagen und, dauert in Deutſchland die bisherige Unduldſamkeit, Gehäſſigkeit und Feindſeligkeit gegen Preußen fort, entleidet man der preußiſchen Regierung jeden Vorſchritt in der Ordnung deutſcher Angelegenheiten, ſo wird ſie nur allzu willig Oeſtreichs Beiſpiel folgen und wir können dann wieder vielleicht ein Menſchenalter warten, bis es anders wird. Aber wir ſind dann auch ſelbſt ſchuld daran und können uns zu unſerm Troſte ſagen: es geſchieht uns Recht! Denn, anſtatt Preußen zu unterſtützen und dadurch auf der rechten Bahn zu erhalten, hat ein großer Theil vielleicht die Mehrzahl aller Deutſchen, in blinder, ſchnöder Wuth und im Verein mit deutſchen Regierungen es angefeindet und dem Abſolutismus ſowie dem Abfall deutſcher Cabinette von der deutſchen Sache wieder den Weg gebahnt.

Es fragt ſich aber: darf Wortbrüchigkeit, Doppelzüngigkeit, abſolutiſtiſche Verblendung Tagesordnung werden, ohne daß dadurch in Deutſchland die Demokratie unwiderſtehlich anſchwillt? Oder wie ſoll es enden, wenn immerfort das gleiche Spiel getrieben wird mit allen Hoffnungen und Anſprüchen des deutſchen Volks? Wenn heute an der Mannloſigkeit des Einen, morgen an der Treuloſigkeit des Andern Alles ſcheitert? Glaubt man etwa, die Demokratie werde, wenn der Abſolutismus Rußland zu Hülfe nimmt, franzöſiſcher Unterſtützung ſich gewiſſenhaft erwehren? Nein, das ſich ſelbſt zerfleiſchende, zerriſſene Deutſchland wird dann wieder zum Schlachtfelde des Fremden, und ſein Geſchick wird ſich erfüllen müſſen — ſchwerlich zum Heil des Volks, den Thronen aber ſicher zum Verderben.

Anfang November 1850.

J. A.

Die deutschen Denkmäler.

Kein unwichtiges Zeichen des demokratiſchen Geiſtes, der durch Europa weht, iſt die neuerlich in Gang gekommene Verherrlichung der Männer, welche durch eigene Kraft zu ihrer Stellung ſich emporgearbeitet, durch Denkmäler, im Gegenſatz zu den Fürſten und ſonſtigen Hochgeborenen, welche blos dem Zufall der Geburt ihre hervorragende Stellung verdanken. Während Jene der Nachwelt überliefert werden, haben Dieſe „ihren Lohn dahin“ und mit ihrer Wirkſamkeit erliſcht auch ihr Andenken. Gerade in dem Lande, welches jetzt wetteifernd mit Deutſchland ſeinen aus niederm Stande entſproſſenen berühmten Kriegern, Aerzten, Rechtsgelehrten, literariſchen Koryphäen und Landwirthen Bildſäulen ſetzt, in Frankreich, gab es im vorigen Jahrhundert, wenn man von monumentalen Grabmälern abſieht, öffentliche Denkmäler faſt ausſchließlich nur für Könige und Heerführer aus fürſtlichem Geblüt. Es war in dieſem Lande gewiſſermaßen eine Pflicht der Höflichkeit geworden, daß der Nachfolger ſeinem Vorgänger auf dem Throne, ohne Rückſicht auf deſſen Verdienſte, ein Denkmal errichtete, wenn dies nicht etwa ſchon bei des Erſtern Lebzeiten geſchehen war. Bei dem großen Einfluß, den die Höfe Ludwig's XIV. und XV. auf Deutſchland übten, wurde dieſes Beiſpiel bei uns nachgeahmt, und ſo bekamen, als Seitenſtücke zu Ludwig XV., Auguſt der Starke und Landgraf Friedrich II. von Heſſen*) ihre Denkmäler. Wenn man damals den Deutſchen vorwarf, daß ſie durch keine Denkmäler das Gedächtniß ihrer großen Männer ehrten, ſo konnte man ſie nur auf England und einige Staaten Italiens verweiſen.

Unſchuldiger, weil minder anſpruchsvoll und koſtſpielig, waren ſchon die Hunderte von Obelisken und Würfeln jeder Form, welche für die unbedeutendſten Ereigniſſe, die mit einem gekrönten Haupte in Beziehung ſtanden, zuweilen die bloße hohe Gegenwart, oder zum Andenken „daß die Allerhöchſten Perſonen hier dem Höchſten ihren Dank darzubringen geruht“, errichtet wurden. Man kann dies die monarchiſche Epoche der Denkmäler nennen. Sie beſteht für Reſidenzen und Badeorte noch fort, aber ohne Koſten, denn hier genügt die bloße Benennung der Wilhelmsſtraße, Ludwigshöhe, Sophienruhe, des Amalienplatzes oder Mathildentempels.

Friedrich der Große ging einen Schritt weiter; er zeichnete auch verdiente Unterthanen aus, die ſich perſönlich um ihn Verdienſte, beſonders im Kriege, erworben; dem Herrendienſte, nicht dem Volksdienſte galten die

---

*) „Io fu radice della mala pianta.“ Dante. Purg. XX.

Denkmäler des Wilhelmsplatzes, und ſo blieb auch jede Betheiligung des Volkes ausgeſchloſſen. Dies war die ariſtokratiſche Zeit. Erſt ſeit 1815, ſeit 1830 und 1840 hat in ſteigendem Maße das Volk nach freier Wahl die Männer des Verdienſtes ſich ausgeſucht und ihnen durch gemeinſchaftliche Beiträge ſelbſt die Denkſteine errichtet. Jemehr der Particularismus und die urtheilsloſe monarchiſche Geſinnung ſchwand, deſto ausſchließlicher fiel dieſe Wahl auf ungeſalbte Häupter, und heutzutage würde ſchwerlich ein Franz II., kaum ein Friedrich Auguſt von Sachſen ein Denkmal vom Volke erhalten.

Betrachten wir nun die einzelnen deutſchen Denkmäler nach der geſchichtlichen Bedeutung der That oder des Mannes, zu deren Verherrlichung ſie dienen, ſo treten uns zuerſt zwei welthiſtoriſche Ereigniſſe entgegen: die Druckerfindung und die Kirchenverbeſſerung. Gutenberg hat ſein Denkmal in Mainz (von Thorwaldſen), Schöffer in ſeiner Geburtsſtadt Gernsheim am Rhein (von Scholl in Mainz); für alle drei Männer, Gutenberg, Schöffer und Fuſt, wird nach dem Entwurfe Schmidt's von der Launitz ein Denkmal im großen Stil für Frankfurt gefertigt, und zwei der Hauptfiguren, in der galvanoplaſtiſchen Anſtalt des Herrn von Kreß in Offenbach ausgeführt, ſind im Hofe des Städel'ſchen Kunſtinſtituts in Frankfurt ausgeſtellt. — Das Denkmal Gutenberg's (von David aus Angers) zu Straßburg iſt ein Bild der ganzen Stadt, ja des Elſaſſes. Dort hat der deutſche Mann ſich dem franzöſiſchen Zuſchnitte fügen müſſen, wie hier der deutſche Kern der franzöſiſchen Schale. In ſeltſamer Tracht und theatraliſcher Stellung hält er dem Beſchauer aufdringlich ſeine Erfindung entgegen; lieſt man die Inſchrift, ſo tritt die deutſche Beſcheidenheit und die franzöſiſche Anmaßung noch ſtärker hervor. Auf dem mainzer Denkmale ſteht in lateiniſcher Sprache, daß ganz Europa zu ſeiner Errichtung beigetragen (aere ex tota Europa collato), die Summen aber, die aus dem Ausland kamen, ſind ganz unbedeutend und ſtammten meiſt von dort lebenden Deutſchen. Während ſo der Deutſche Sprache und Volk verleugnet, ſchreibt der Franzoſe auf die Bibel, welche Gutenberg in der Hand hält: Et la lumière fut, während hier doch nur eine deutſche (da Gutenberg ein Deutſcher war) oder lateiniſche Inſchrift (da die erſten Drucke lateiniſche Schriften waren) an der Stelle geweſen wäre.

Von den Trägern der zweiten Bewegung hat Luther ſein Denkmal zu Wittenberg, von Schadow entworfen, mit der Inſchrift:

Iſt's Gottes Werk, ſo wird's beſteh'n,
Iſt's Menſchenwerk, wird's untergeh'n.

Melanchthon's Steinbild ſteht vor dem Gymnaſium zu Nürnberg, 1826 von Burgſchmied ausgeführt. Luther's Geburtshaus in Eisleben, ſeine Zellen in den Auguſtinerklöſtern zu Erfurt und Wittenberg (die im Auguſtinerkloſter an der Porta del Popolo in Rom iſt in einen Abtritt umgeſtaltet), ſeine Wohnung auf der Wartburg ſind Gegenſtände der Verehrung des deutſchen Volks, und ſinnig hat man ſein großes Verdienſt um die Volksbildung durch Denkmäler wie das Martinsſtift in Erfurt und die Freiſchule in Eisleben anerkannt. Daß er nicht in die Walhalla aufgenommen wurde, hat D. F. Strauß gut gerechtfertigt:

„Halt, du biſt nicht gemeint!“ — »Ich nicht ins Pantheon deutſcher Zunge? Luther, der euch Deutſchen die Zunge gelöſt?«
„Sieh, ich bin ein katholiſcher Fürſt, du entſchuldigſt mich ſelbſt wohl,
Und was die Sprache betrifft, hab' ich von dir nichts gelernt.“

Aehnliche weltgeſchichtliche Bedeutung wie dieſe Männer haben nur wenige der Fürſten, welchen Denkmäler errichtet worden ſind, für das geſammte deutſche Volk. Vielleicht gehören dahin nur Karl der Große auf der Frankfurter Brücke, Rudolf von Habsburg (von Schwanthaler) im Dom zu Speier, der große Kurfürſt (Reiterbild aus Erz auf der Langen Brücke in Berlin, von Schlüter, 1703), und Friedrich der Große, deſſen im höchſten Stil für Berlin ausgeführtes Denkmal von Rauch's Meiſterhand der Großartigkeit des Mannes entſprechen wird (in Breslau ward ihm ſchon 1847 eines geſetzt), endlich Joſeph II., deſſen Reiterbild 1806 aufgeſtellt wurde. Andere dagegen verdanken ihre Verherrlichung der Pietät ihrer Nachfolger oder der Anhänglichkeit des einzelnen von ihnen beherrſchten Volksſtammes. Dahin gehören Kaiſer Max, der Vermehrer der öſterreichiſchen Hausmacht und kühne Alpenjäger, in Innsbruck, und Kaiſer Franz in Wien, Grätz (beide Standbilder von Marcheſi in Mailand, das letzte von den ſteyriſchen Ständen 1841 errichtet), und Prag (Reiterſtatue von Marr modellirt, in Prag gegoſſen*); ferner Kurfürſt Maximilian I. (nach Thorwaldſen's Modell 1839 von Stiglmayer gegoſſen), und König Max Joſeph in München; König Friedrich I. von Preußen in Königsberg, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Köslin in Pommern, Kurfürſt Moritz von Sachſen in Freiberg, Auguſt der Starke (Reiterbild in Neuſtadt-Dresden), und König Friedrich Auguſt († 1827, modellirt von Rietſchel, aufgeſtellt im Zwinger in Dresden 1842), Kurfürſt Johann Wilhelm in Düſſeldorf (Reiterbild, von Crupello gegoſſen), Kaiſer Adolf von Naſſau im Dom zu Speier (von Ohmacht), Landgraf Friedrich**) in Kaſſel, Herzog Eberhard Ludwig in Ludwigsburg, Herzog Ernſt von

---

*) Nichts kann ſchärfer den von uns angenommenen verſchiedenen Urſprung der Denkmäler und den Unterſchied zwiſchen Joſeph II. und Franz II. ins Licht ſetzen, als das wiener Epigramm:

Schon wiederum ein Monument in dieſen ſchlechten Zeiten,
Steig, Joſeph, von dem Poſtament und laß den Franzel reiten!

**) Dem Landgrafen Friedrich II. (1760—85), der für 22,000,000 Thaler 12000 Landeskinder an die Engländer nach Amerika verkaufte, ſetzten die Landſtände bei ſeinen Lebzeiten ein Denkmal! Solche Stände könnte man heute in Kaſſel brauchen! — Die weſtfäliſche Regierung hatte den Takt, den Scandal vom offnen Markte zu entfernen, Wilhelm I. ſtellte ihn, nebſt den Zöpfen, wieder her (1818).

Koburg (durch den jetzigen Herzog geſtiftet, in München gegoſſen, 1849 in Koburg aufgeſtellt), Friedrich Wilhelm III., deſſen Denkmäler in Stettin und im berliner Thiergarten, beide von dem Prof. Drake aus weißem Marmor verfertigt, an demſelben Tage (3. Auguſt 1849) enthüllt wurden, und unzählige andere.

Die Denkſäule des 25jährigen Regierungsjubiläums Königs Wilhelm von Württemberg in Stuttgart wird wol der Nachwelt als Denkmal des Königs ſelbſt gelten, damit nicht ein unendlicher Kreislauf von Feſten wegen Aufrichtung von Denkmälern und von Denkmälern zur Erinnerung an Feſte entſtehe, wie Strauß ſagt:

Erſt ein Feſt, dann ein Denkmal dem Feſt, dann ein Feſt für das Denkmal, —
Schwaben, halt't ein, mit euch geht ja die Dankbarkeit durch!

Andere Denkmäler von Fürſten gelten weniger ihrer Perſönlichkeit als Ereigniſſen ihrer Regierung, die ſich nicht wol anders darſtellen ließen, wie Ertheilung einer Verfaſſung (Karl Friedrich in Baden, in Karlsruhe, und Ludwig von Heſſen in Darmſtadt, beide von Schwanthaler, Wilhelm IV. von Großbritannien-Hannover in Göttingen, 1837 aufgeſtellt); oder Stiftung einer Hochſchule (Karl IV. in Prag, von Hähnel, 1849, Herzog Albrecht in Königsberg, Markgraf Friedrich Alexander in Erlangen, nach Schwanthaler's Entwurf, 1843). Viele dagegen unſerer tüchtigſten Kaiſer: die Ottonen*), Heinriche haben noch kein anderes Denkmal als ihr Bild im Kaiſerſaal zu Frankfurt, und andere ruhen in fremder Erde, ſo Otto II. und III. in Rom, Heinrich VI. und Friedrich II. in Palermo, Heinrich VII. in Siena.

Gehen wir nun zu den Männern über, welche nächſt den Fürſten bisher die Geſchicke der Völker geleitet, ſo finden wir, daß für die Feldherren beſſer geſorgt iſt, beſonders in Preußen, als für die Staatsmänner. Vor Allem vermiſſen wir ein würdiges Denkmal für den gewaltigen Stein, wozu ſchon längſt Jahn die lapidare Inſchrift gemacht: „Alles Guten Grundſtein — Alles Böſen Eckſtein — Deutſcher Ehre Schlußſtein." Sein einfaches Grab ſteht zu Frücht bei Ems, nicht weit von ſeinem Stammſchloſſe. Die Inſchrift heißt:

Demüthig vor Gott,
Hochherzig vor Menſchen;
Der Lüge und des Unrechts Feind,
Hochbegabt in Pflicht und Treue;
Unerſchütterlich in Acht und Bann,
Des gebeugten Vaterlands ungebeugter Sohn,
Im Kampf und Siege Deutſchlands Mitſtreiter.

---

*) Nur dem Andenken Otto's I. († 937) iſt ein Denkmal, wol das älteſte der Art, von der Stadt Magdeburg geweiht worden.

In München dagegen, wo man die bairiſche Glorie aus allen Winkeln hervorzieht, hat Kreitmaier 1845 ein Denkmal erhalten. Schön, Stein's würdiger Helfer, der 1813 entſchieden ſelbſt dem damals ſo mächtigen Bundesgenoſſen Rußland die Stirn bot, iſt Einer der Wenigen, welche ſchon bei Lebzeiten verherrlicht wurden, durch ein 1843 aufgeſtelltes Denkmal in Königsberg, was ſeinen Grund in allbekannten Verhältniſſen hat.

Der Wilhelmsplatz in Berlin, mit den ſechs Bildſäulen von Schwerin, Keith, Winterfeldt, Ziethen, Seydlitz und dem alten Deſſauer, dieſe letzte von Schadow, iſt für den Ruhm des Siebenjährigen Krieges ein Geſammtbild, wie der Kreuzberg für den der Befreiungskriege. Außerhalb Berlins hat von den Helden des Siebenjährigen Krieges noch Ewald von Kleiſt (fiel in der Schlacht bei Kunersdorf), in Frankfurt an der Oder, Tauentzien, der tapfere Vertheidiger von Breslau gegen Laudon 1760, auf dem nach ihm genannten Platze der ſchweidnitzer Vorſtadt daſelbſt ein Denkmal erhalten. Von den Helden des Befreiungskrieges ſtehen in Berlin in der Nähe des Zeughauſes und der Hauptwache Blücher, „der Vorwärtstreiber, der Feind der Bücher, der Feind der Schreiber“, Scharnhorſt, „der ſchweigende Weiſe, der Denker der Schlachten“, und Bülow, neben denen ſich bald York und Gneiſenau erheben werden. Vorläufig hat Gneiſenau ein Denkmal auf ſeinem Gute Sommerſchenburg bei Magdeburg.

Blücher, der Volksheld, die treibende Kraft des ganzen Krieges, iſt auch vom Volke am meiſten gefeiert worden. Breslau, die Hauptſtadt der Provinz, wo er ſeine erſte große Schlacht geſchlagen und wo er geſtorben, und ſeine Vaterſtadt Roſtock haben ihm Ehrenſäulen errichtet, die erſte von Rauch, die zweite von Schadow entworfen, zu welcher Goethe die Inſchrift gemacht:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.

Scharnhorſt hat noch ein zweites Grabdenkmal auf dem Invalidenkirchhofe bei Berlin. Lützow's Denkmal ebendaſelbſt, von ſeinen Waffengefährten, wurde am 27. März 1847 eingeweiht. Der berühmteſte Krieger ſeiner Freiſchar, Theodor Körner (fiel bei Gadebuſch 26. Auguſt 1813) hat ein eiſernes Denkmal mit Leier und Schwert unter einer alten Eiche bei Wöbbelin (zwiſchen Schwerin und Ludwigsluſt) erhalten.

Eine eigene Art, an Kriegsruhm zu erinnern, die wohlfeilſte von allen, iſt in Paris angewandt, wo die Straßen in der Umgebung des Invalidenhauſes ebenſo nach den größten franzöſiſchen Feldherren genannt ſind, wie die Straßen um den Pflanzengarten an die Namen der berühmteſten Naturforſcher erinnern.

Dieſes Beiſpiel verdiente in Berlin wol Nachahmung: eine Roßbach-, Katzbach-, Fehrbellin-, Zorndorf-Straße und andere, mit dem Namen der bekannteſten gegen Nichtdeutſche erfochtenen Siege bezeichnet, würden wol noch etwas anmuthiger und ſinnreicher lauten, als „Haſenheger-“ oder „Verlängerte Jakobsſtraße“. Man hat 1815 zwar die drei Hauptwaffenthaten durch den Pariſer, Belle-Alliance- und Leipziger Platz zu verewigen geſucht; bei dem erſten und letzten Namen aber denkt gewiß Niemand mehr an dieſen Urſprung, beſonders da der letztgenannte Platz ohnehin nach Leipzig hinſieht. In München hat man Schlachten und berühmte Baiern in Straßennamen verherrlicht: Arcis-, Brienner-, Schwanthaler-, Frauenhofer-, Utzſchneider-Straße ꝛc. Auch mit Dampfſchiffen könnte es noch öfter geſchehen; dem Gutenberg, Beethoven, Schiller und Goethe auf dem Rheine wurde den Engländern und Franzoſen zu Liebe eine Victoria und ein Graf von Paris beigeſellt, ja ein Huß mußte auf öſterreichiſche und bairiſche Beſchwerde vom Bodenſee verſchwinden. Dafür kam Huß' Standbild nebſt Ziska u. A. von Schwanthaler in die böhmiſche Ruhmeshalle des Herrn Veith in Liboſch. Auf dem Meere und auf der Weſer werden die bremer Schiffe beſonders nach berühmten Deutſchen genannt, während Hamburg noch immer ſeine meiſten Fahrzeuge mit altbibliſchen Kalendernamen und mythologiſchen Göttern und Göttinnen tauft. Die Bremer hatten 1849 E. M. Arndt, Baſſermann, Beckerath, Blucher, Gellert, Goethe, Gutenberg (3), Herder, Herſchel, Humboldt, Itzſtein und Welcker, Kepler, Th. Körner, Leſſing (2), Mozart, Olbers, Schiller, Smidt, Uhland, Vincke. Auch von den beiden Schiffen der neuen Dampfbootlinie zwiſchen Neu-York und Havre haben die Amerikaner das eine Alexander von Humboldt genannt, während das andere den Namen ihres berühmteſten Naturforſchers Franklin führt. Ebenſo heißt das eine der beiden Dampfboote der Linie zwiſchen Neu-York und Bremen: Hermann. Von unſerer Flotte aber gilt Freiligrath's Wort:

Wir brauchen Namen wahrlich nicht zu kaufen,
Wir haben Männer, haben Tage, Thaten:
Mehr Schiffe nur! wir wollen ſchon ſie taufen!

Schwarzenberg, der ein Zauderer, doch kein Fabius war, wenngleich die Schuld davon nicht allein ihm, ſondern auch der Uneinigkeit der Verbündeten und der Nationalität des ihm zunächſt untergebenen Heeres zufällt, hat das Denkmal auf dem Schlachtfelde bei Leipzig nur durch ſeine Familie erhalten. Das öſterreichiſche Denkmal auf dem Schlachtfeld bei Kulm iſt zugleich dem Andenken Colloredo's gewidmet.

Höchſt günſtig ſind die ſteinernen Würfel des Nachruhms für den bairiſchen Befreiungshelden Wrede gefallen, der ſchon zwei Denkmäler in der Walhalla und Feldherrnhalle erhalten hat und dem in der Ruhmeshalle und Befreiungshalle deren noch bevorſtehen.

Deſto ſtiefmütterlicher ſind von der Nachwelt die in allen Herzen lebenden Vorläufer des Befreiungskampfes behandelt worden. Schill's Hauptein ſeltener und koſtbarer Zeuge holländiſcher Tapferkeit*), blieb im Muſeum zu Leyden neben Mißgeburten aufbewahrt, als Holland ſchon durch Schill's Waffenbrüder, ohne eigenes Zuthun der Bewohner, von der Franzoſenherrſchaft befreit war. Niemand regte ſich in Preußen, und erſt bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier und des Denkmals für die bei Braunſchweig erſchoſſenen vierzehn Schill'ſchen Offiziere wurde von dort aus das theure Haupt erlangt und erhielt 1837, faſt dreißig Jahre nachdem es vom Rumpfe getrennt worden, ein ehrliches Begräbniß im Innern jenes Denkmals. 1839 wurde hier auch die von Stiglmayr gegoſſene Büſte des Helden, ein Geſchenk Ludwig's von Baiern, aufgeſtellt. Im Jahre 1838, am fünfundzwanzigjährigen Gedenktage der Leipziger Völkerſchlacht, wurde auf dem Georgenkirchhofe zu Stralſund, in der Knieper Vorſtadt, ein neuer Grabhügel aufgeworfen und mit Ketten umgeben. Auf ihm ruht eine eiſerne Platte mit der lateiniſchen, dem Volke, deſſen Andenken der Held empfohlen wird, unverſtändlichen Inſchrift:

Magna voluisse magnum.

Occubuit fato, jacet ingens litore truncus
Avolsumque caput, tamen haud sine nomine corpus.
Virg. Aen. II. 557.

Schon drei Jahre früher war die Stelle, wo Schill fiel, in der Fährſtraße zu Stralſund, durch einen Granit bezeichnet worden, mit den Worten: „F. von Schill † 31. Mai 1809.“ Andreas Hofer blieb auf der Schanze von Mantua verſcharrt, auf der er für Oeſterreich gefallen, obgleich hier die Schwierigkeiten einer würdigen Beſtattung weit geringer waren als bei Schill, da von keinem fremden Staate die Auslieferung der Gebeine zu erbitten ſtand. Es war ein mißliebiges Ereigniß, als zwei öſterreichiſche Offiziere es wagten, im Jahre 1823 die vergeſſene Geſchichte wieder aufzurühren und den Leichnam nach Tirol zurückzubringen. Nur aus Furcht vor noch größerm Aufſehen ließ man ſie gewähren und errichtete das Denkmal zu Innsbruck (ausgeführt von Schaller). Glücklicher war der Herzog von Braunſchweig-Oels, der Dritte in dieſem Bunde. Den geborenen Fürſten traf nicht der Makel, wie die beiden Unterthanen, welche, blos ihrem beſchränkten Verſtande folgend, ohne höhere Ermächtigung für das Vaterland geſtorben waren. Wenige Jahre nach ſeinem Tode erhielt er mit ſeinem unglücklichen Vater zuſammen ein ſchönes Denkmal bei Braunſchweig mit einer würdigen deutſchen Inſchrift:

---

*) Gefällt durch niederländ'ſche Fauſt, o beſſ're Pein'!
Doch bitter war's zumeiſt,
War conſervirt zu ſein
Durch niederländ'ſchen Geiſt.
K. Heinzen.

Rechts: Den Einbruch in das Vaterland dem Feinde mit ſeinem Blute wehrend ſank Braunſchweigs Welfe Karl Wilhelm Ferdinand; mit ihm ſeines Volkes Glück.

Links: Des Vaterlandes vom Feinde neu bedrohtes Glück ſchützend in rettender Schlacht ſank Braunſchweigs Welfe Friedrich Wilhelm an ſeiner Krieger Spitze.

Am ſchlechteſten bedacht ſind unſere Dichter, Philoſophen und großen Gelehrten. Noch harren ihres Denkmals mehrere der wirkſamſten und mächtigſten Geiſter, welche mehr als Fürſten und Feldherren zum Ruhm des deutſchen Namens beigetragen. Leibnitz hat ſein Denkmal in Hannover, Kepler in Regensburg (von Döll und Dannecker), Kopernikus in Thorn, Olbers in Bremen (von Steinhäuſer, 1850), Herder in Weimar (von Schaller, 1850).

Ein großartiges Denkmal Leſſing's wird trotz mancher Anregung noch immer vermißt (die Sammlungen dafür wie die für ein Leibnitzdenkmal zu Leipzig haben bis jetzt noch kein ausreichendes Ergebniß geliefert); einſtweilen ſteht ſein Bruſtbild auf der wolfenbütteler Bücherſammlung, und in ſeiner Vaterſtadt Kamenz iſt das Barmherzigkeitsſtift („Leſſings-Denkmal") nach ſeinem Namen genannt. Pfeffel hat in Colmar, Bürger bei Göttingen ein Denkmal erhalten; Friedrich Richter's Standbilder ſieht man in Baireuth (von Schwanthaler, auf König Ludwig's Veranſtalten) und in ſeiner Vaterſtadt Wunſiedel; Gellert's, ſeinem Charakter angemeſſenes, in der ländlichen Umgebung des freundlichen Parks von Leipzig (von Oeſer); in ähnlichen Gartenanlagen ſtehen die Büſten von Uz und Hebel in den Schloßgärten von Ansbach und Karlsruhe; Klopſtock's Standbild bei ſeiner Vaterſtadt Quedlinburg, ſein Grab auf dem Kirchhof von Ottenſen bei Hamburg werden immer das Andenken an dieſen Bahnbrecher nicht nur der deutſchen Literatur, ſondern auch des Nationalgefühls erhalten.

Mit Einem Denkmale ließ es das deutſche Volk bei ſeinem Liebling Schiller nicht bewenden. Außer ſeinem Standbilde in Stuttgart (von Thorwaldſen entworfen, 1839 aufgeſtellt) ſind ſein Geburtshaus in Marbach, ſeine Wohnſtätten zu Gohlis bei Leipzig und zu Loſchwitz bei Dresden, ſein Grab in Weimar das Ziel der Wallfahrten ſeiner Verehrer. Goethe hat in ſeiner Vaterſtadt zwei Denkmäler, das 1844 errichtete Standbild von Schwanthaler, das letzte Gußwerk Stiglmayer's, und das in der Stadtbibliothek aufbewahrte ſitzende Marmorbild von Marcheſi.

Zwei praktiſche Männer, wie Deutſchland deren nicht viele beſeſſen, Möſer und Thaer, haben in neuerer Zeit Denkmäler erhalten, Jener zu Osnabrück (von Drake), Dieſer zu Leipzig (von Rietſchel).

Da die Deutſchen das am meiſten von Muſikliebe durchdrungene Volk ſind, ſo läßt ſich erwarten, daß man die Tonſetzer nicht ärmlich mit Denkmälern bedacht. Mozart hat ein Standbild in Salzburg, dem das günſtige Schickſal einen herrlichen antiken Moſaikboden unterbreitete (von Schwanthaler entworfen, 1841 enthüllt), Beethoven ein Standbild in Bonn (von Hähnel, 1845 geſetzt), Bach ein Denkmal in den Anlagen bei Leipzig (ihm errichtet durch Mendelsſohn-Bartholdy, 1843); Gluck hat ein Denkmal in München, Händel in der londoner Weſtminſterabtei; Haydn wird noch vermißt; Karl Maria von Weber's Leichnam ließ man ſogar in fremder Erde. Erſt Julius Moſen forderte auf, ihn heimzubringen; die Angelegenheit wurde durch die ſächſiſche Geſandtſchaft in London ſehr oberflächlich behandelt und beſeitigt, dann durch Dingelſtädt die Unwürdigkeit ſeiner Ruheſtätte beſtätigt und nun endlich ſeine Aſche ins Vaterland gebracht.

Die bildenden Künſtler ſind, da ihre neueſte Blütezeit einem größtentheils noch lebenden Geſchlechte angehört, wol hinreichend durch Albrecht Dürer's ſchönes Standbild in Nürnberg (von Rauch entworfen, von Burgſchmied gegoſſen, 11 Fuß hoch) vertreten. Von den Meiſtern germaniſcher Baukunſt gibt es nur wenige Bildniſſe; der berühmteſte unter ihnen, Erwin von Steinbach, hat in neueſter Zeit (1845) durch den Bildhauer Andreas Friedrich aus Rappoltsweiler ein Standbild in Steinbach erhalten, das nach dem weitragenden Denkmal hinſchaut, welches Erwin ſich ſelbſt errichtet. — Wegen ihrer Wohlthätigkeit haben öffentliche Denkmäler erhalten der Biſchof Julius (v. Mespelbrunn) von Würzburg (aufgeſtellt vor dem Juliushoſpitale daſelbſt, 1847) und der Schneider Stulz aus Kuppenheim (Baden), der die Summen, welche er als Modeſchneider in London verdient, zu großartigen Stiftungen in Karlsruhe, in ſeiner Vaterſtadt und in Lichtenthal bei Baden-Baden verwendete.

Wir haben ſchon oben einige Deutſche erwähnt, welche außer Deutſchland ihre Denkmale erhalten, wie Gutenberg in Straßburg, Pfeffel in Colmar, Händel in London. Hinzuzufügen iſt das von Ludwig XV. geſetzte Mauſoleum des franzöſiſchen Marſchalls Grafen Moritz von Sachſen in der Thomaskirche zu Straßburg, der unbegreiflicherweiſe auch in der Walhalla ein Denkmal erhalten hat, obgleich er gegen ſein Vaterland gekämpft. In Frankreich iſt ferner noch zu erwähnen das am 17. September 1849 aufgeſtellte Denkmal des Johann Cleberger in Lyon, jenes reichen Kaufherrn aus Nürnberg, 1485—1546, der die Charité zu Lyon gründete und den dortigen Armen überhaupt ſo zahlreiche Wohlthaten erwies, daß ſein Andenken ſich bis auf unſere Tage erhalten hat. Sein Familienname war vergeſſen, aber als dem „bon Allemand“ errichteten die Arbeiter eine hölzerne, unter dem Namen l'homme de la Roche bekannte hölzerne Bildſäule, welche erneuert wurde, ſo oft ſie zerfallen war, bis dann endlich das ſteinerne Standbild aufgeſtellt wurde. — Börne's Grab auf dem Kirchhof Père la Chaise zu Paris iſt durch ein einfaches Denkmal bezeichnet.

In England ſind noch zu nennen in der Weſtminſterabtei, nebſt

Händel, die Denkmäler des Malers Kneller aus Lübeck (1648—1723) und des Aſtronomen Herſchel aus Hannover (1738—1823).

In Bern wurde dem Gründer der Stadt, Herzog Berthold von Zähringen, kürzlich ein Denkmal errichtet.

In Italien hat auf dem Marktplatze zu Neapel (Mercato) Conradin an der Stelle, wo er hingerichtet wurde, ein von Max II. von Baiern geſtiftetes Denkmal, von Thorwaldſen entworfen, von Schöpf in Marmor ausgeführt, erhalten, welches am 21. Mai 1847 enthüllt wurde.

Chriſtian Siegel aus Hamburg (jetzt Prof. an der polytechniſchen Schule zu Athen) führte in dem Zeitraum von zwei Jahren, von 1839 bis zum Tage der Enthüllung, den 15. November 1841, bei Nauplia das Denkmal für die in Griechenland gefallenen Baiern aus. 30,000 Cubikfuß Geſtein wurden aus einer Kalkfelswand gebrochen und ein 31 Fuß langer Löwe in den Felſen gehauen. Die Inſchrift darunter lautet:

Die Offiziere und Soldaten
der
kön. bair. Brigade
ihren Kameraden
†
1833 und 1834.
Zur Vollendung gebracht
von
Ludwig I. König von Baiern.

Der „Ruſſenſieger“ Walther von Plettenberg, der 43. Großmeiſter des deutſchen Ordens (erwählt 1495, ſtarb 1535) wird durch die livländiſche Ritterſchaft ein Standbild erhalten, das jetzt in München gegoſſen, aber leider, trotz ſeiner Siege über die Ruſſen bei Maholm und Pleskow, auf ruſſiſchen Boden zu ſtehen kommen wird. — Die beiden deutſchen Feldherren, welche durch ihre Thaten für die nordamerikaniſche Freiheit die Schmach der verkauften Heſſen auslöſchten: von Kalb, 1717—77, gefallen bei Camden, und F. W. von Steuben, 1730—94, erhielten Denkmäler, Jener durch den Congreß zu Annapolis in Maryland, Dieſer in der Forſith-Kirche in Neuyork.

Im Gegenſatz zu Deutſchen, die auf fremdem Boden, gibt es auch Fremde, die auf deutſchem Boden Denkmäler erhalten haben, ſo die franzöſiſchen Feldherren Turenne bei Sasbach, Hoche bei Neuwied, Latour d'Auvergne bei Rain am Lech, Duroc bei Markersdorf in der Oberlauſitz, Moreau bei Dresden u. ſ. w. Moreau liefert im Gegenſatz zu Moritz von Sachſen ein ſchlagendes Beiſpiel des Unterſchieds von deutſchem und franzöſiſchem Nationalſinn. Dem Franzoſen werden alle glänzenden Verdienſte Moreau's als Feldherrn in den erſten Revolutionskriegen ausgelöſcht durch ſeine kurze Theilnahme an dem Feldzuge von 1813 gegen Frankreich. Schon 1822 waren die Koſten eines Standbildes für denſelben in der Kammer bewilligt, was auch nur unter den Bourbonen, den guten Fremden der Verbündeten, möglich war, aber die öffentliche Stimme in Frankreich ſprach ſich ſo entſchieden dagegen aus, ja ſein Geburtsort, dem dieſe Zierde zugedacht war, proteſtirte wiederholt dagegen, ſodaß das Denkmal bis heute nicht zu Stande gekommen iſt. Und dagegen Moritz von Sachſen in der Walhalla, der ſeinen ganzen Kriegsruhm gegen Deutſchland gewonnen! Ludwig von Baiern ließ 1837 das Denkmal für Latour d'Auvergne und damit zugleich das Andenken der Schmach, daß franzöſiſche Heere ſo tief in Deutſchland eingedrungen waren, erneuern. Auch das wäre nirgend als in Deutſchland möglich geweſen. Nicht zu den Fremden möchten wir Guſtav Adolf, den Retter der deutſchen Religionsfreiheit, rechnen, der vielmehr ein rechter Held des deutſchen Volks geworden iſt. Nichts kann lächerlicher ſein, als der übrigens unbegründete Vorwurf, er habe Deutſchland erobern wollen. Die verwälſchten Habsburger mit ihren ſlawiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und ungariſchen Horden konnten doch wahrlich auf deutſche Nationalität noch weniger Anſpruch machen als der Held aus germaniſchem Stamme, deſſen Geſchlecht im Beſitz des proteſtantiſchen Deutſchlands ebenſo dem Schwerpunkt der größern Macht gefolgt und deutſch geworden ſein würde, wie die Kur-Lüneburger zu Engländern, die Holſtein-Gottorper zu Dänen, die Naſſau-Oranier zu Niederländern geworden ſind. Von Schweden her hatte die deutſche Nationalität wahrlich keine Beeinträchtigung zu fürchten!

Guſtav Adolf's Denkmal aus Stein und Eiſen iſt bei Lützen, aber noch unvergänglicher möge die nach ihm benannte Stiftung zur Unterſtützung armer Proteſtanten in allen Ländern ſein!

Beabſichtigte Nationaldenkmäler haben wir natürlich mehrere, da Deutſchland noch nicht Eine Nation iſt. Der erſte Gedanke eines deutſchen Pantheon ſtammte aus dem Jahre 1807, der Name Walhalla aus dem Kopfe des Johannes von Müller, wie aus den Briefen deſſelben an ſeinen Bruder hervorgeht. — Die Ausſchließung A. Hofer's, M. Luther's und Joſeph's II., die Aufnahme einer unverhältnißmäßigen Anzahl von Miſſionären, Biſchöfen, Mönchen, von Künſtlern und Altbaiern, kurz die Auswahl der Büſten nach durchaus ſubjectivem Urtheile, hat die Walhalla aus der Reihe der Nationaldenkmale geſtrichen und läßt ſie nur als eine Privatſtiftung des Königs betrachten, welche er nach ſeinen religiöſen und politiſchen Anſichten und nach ſeiner Kunſtliebe zuſammengeſtellt.

Weit ſpäter wurde das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg begonnen, das aber immer weit mehr Lippe-Detmold'ſche als deutſche Nationalſache geweſen iſt, indem das kleine Ländchen bis 1839 5300 Thaler beigetragen hat, während ganz Deutſchland nur 9000 Thaler gab, Oeſterreich gar nichts. In den Jahren 1846 und 1847 ſchickte Schleswig-Holſtein große Mengen des von Dänemark ihm aufgedrungenen Kupfergeldes zum Einſchmelzen. Nach öftern Stockungen aus Geldmangel iſt der Bau ſeit 1848 ganz liegen geblieben. Nach Bandel's Entwurf ſoll auf dem fertigen, 90 Fuß hohen Bogenfußgeſtell aus Sandſtein ein aus Kupfer geſchlagenes Standbild Hermann's, bis zur Spitze des gehobenen Schwertes 80 Fuß hoch, ſich erheben. — Seltſam, daß bald nach dem großen Römerfeind eine römiſch-katholiſche Kirche, der Kölner Dom, deſſen Ausbau 1842 beſchloſſen wurde, als Nationaldenkmal vorgeſchlagen ward, doch drängte ſchon nach zwei Jahren die neuerwachte religiöſe Bewegung dieſe Bedeutung des Domes in den Hintergrund.

Der Humor unſerer Nationaldenkmäler iſt, daß wir nicht eher daran bauen, als wir eine Nation ſind, und überhaupt nicht jubeln, ehe wir Grund dazu haben, daß wir lieber den Orientalen gleichen, welche den Schlußſtein einer Brücke feierlich einſetzen, als uns ſelbſt, die wir Grundſteinlegungen, mit denen noch nichts gewonnen iſt, feſtlich begehen.

W. Stricker.

Die Staats- und Rechtsverfassung Kurhessens

in ihrer geſchichtlichen Entwickelung.

Freiheit und nationale Einigung war das Loſungswort, mit welchem Deutſchland die Revolution empfing, die ſeit dem März des Jahres 1848 ſich über einen großen Theil Europas lagerte. Aber der Freiheitsdrang, das erreichbare Maß überſchreitend, ſtrebte auch die altüberkommenen Bande zu ſprengen, die noch jetzt als ein Bedürfniß der Zeit erſcheinen. Nur auf den Enthuſiasmus des Augenblicks geſtützt, mußte, bei deſſen natürlicher Erkaltung, jenem fruchtlos verwendeten Eifer der Wunſch zur Ertödtung des längſt beſtandenen Grades politiſcher Freiheit auf anderer Seite folgen. So ſieht man nun vielfach, zur Rettung des letztern, jenem kräftiger hervorbrechenden Drange nur matten Widerſtand entgegentreten. Und was vor dritthalb Jahren das Nationalgefühl der Deutſchen ſo ſprudelnd emporhob, was alle ihre Stämme unter dem ehrwürdigen Banner aus den ſchönſten Tagen des alten Reichs ſchon zu einem Volke verbunden zu haben ſchien, das war dennoch nicht ſtark genug, für ein gemeinſames Intereſſe die Nation zu entflammen; die Wendung, welche die ganze Erregung nahm, ruhte in Wahrheit mehr auf der Hoffnung des einen deutſchen Stammes, ſich über den andern zu erheben und ſeinem beſondern Intereſſe größere Geltung zu verſchaffen. So ſind die particulären Beſtrebungen der einzelnen Staaten jetzt ſtrenger wie je geworden und die Völker Deutſchlands, wie die Parteien unter denſelben, ſind nach allen Richtungen hin in ihrer Meinung geſpalten. Doch im Herzen des großen Vaterlandes bietet ein kleines Völkchen das Bild der Einigkeit, das

Aller Augen auf ſich zieht; es kämpfen die Kurheſſen allezuſammt um ein Kleinod, das ſie vor zwanzig Jahren ſich erworben; die Verfaſſung, durch die ſie damals ihre Freiheit zu befeſtigen ſuchten, iſt das Panier, um das ſich Alles ſchart; es trennt ſie hier nicht Alter und Beruf, nicht Rang und Stand, nicht die ſonſtige Verſchiedenheit politiſcher Anſichten; ſie ſtellen ſich ſämmtlich, ohne Abrede und Verbindung, jeder aus eigenem Triebe, dem Abſolutismus entgegen, der ihnen, unter fremder Aegide, die Verfaſſung zu rauben droht, und ſtemmen ſich, ſoviel ſie können, wider den Verſuch, Deutſchland von neuem zu der formalen Zerriſſenheit zu verdammen, die ſo lange Zeit ſein Unglück war. Für die Wahrung der Landesverfaſſung einſtehen und den aus dem Grabe erſteigenden Bundestag erſticken zu müſſen, Beides nicht mit Waffengewalt, ſondern rein auf dem Wege conſtitutioneller Vertheidigung, das iſt das Bewußtſein, das alle Schichten der Bevölkerung in Kurheſſen durchdringt und nur durch äußere Gewalt unterdrückt werden kann. Wenn nicht eine gleiche Geſinnung in allen deutſchen Landen ſich offen zu Tage legt, ſo wird man zu dem Glauben gedrängt, daß für jene eigenthümliche Erſcheinung ſich beſondere Gründe in der Geſchichte Kurheſſens entdecken laſſen müßten. Und in der That kann man ſich verſucht fühlen, nach dem erſten Keime der jüngſten Tagesbegebenheiten in Jahrhunderte weit hinter uns liegenden Ereigniſſen zu forſchen. Denn hier ſchon begann das durch Leiden des Landes ſtets mehr ausgeprägte Gefühl für Geſetz und Recht ſich zu entfalten, das zuletzt Jedem im Volke zur Klarheit ward und nun ſo leuchtend hervorſtrahlt.

Den Landgrafen Wilhelm II. hatten in deſſen letzter Krankheit „etliche Misgönner und Verhinderer von Landeswohlfahrt und gemeinem Nutzen" zu des Fürſtenthums Verderben gereizt, daß zuletzt Niemand oder gar wenig Unterthanen wegen ihrer Sachen und Händel zu Recht oder gebührlichem Verhör kommen konnten. In Betrachtung dieſer Urſache traten Prälaten, Ritter und Städte von Heſſen 1509 in eine rechtmäßige Vereinigung und Freundſchaft, dem Fürſten wie ihnen ſelbſt zu Ehren, Nutz und allem Guten. Sie wollten dieſe Einigung mit nichten wider ihren Fürſten zur Schmälerung ſeiner Obrigkeit, Herrlichkeit und Gerechtigkeit gemacht haben; es kamen aber darin die Stände des Landes unter ſich überein, wenn einer der Landesfürſten die Prälaten, Grafen, Ritterſchaft, Städte und gemeine Einwohner des Fürſtenthums befehdigen, beſchädigen, vergewaltigen oder verunrechten wollte gegen eines Jeglichen Rechte, Gerechtigkeit, Freiheit, Privilegien, alt Herkommen oder Gewohnheit, ſo wollten ſie für den Angefochtenen zunächſt freundlich bitten, die zugefügte Beſchwerung abzuſtellen, falls aber ſolches Erſuchen ohne Erfolg bliebe, für den Beſchwerten das Recht bieten, wo aber auch dies nicht wollte angenommen werden, mit Leib, Gut und allem Vermögen Hülfe, Beiſtand, Vertheidigung, Schutz und Schirm thun, den auch in keinem Weg verlaſſen, damit männiglich bei Recht und Billigkeit gehandhabt werden und bleiben möge, Alles auf Koſten und Schaden gemeiner Landſchaft. Solche Einigung zu ewigen Zeiten unverbrüchlich zu halten, haben die verſammelten Stände für ſich, wie im Namen und Auftrag aller Einwohner des Fürſtenthums, Einer dem Andern, Hand in Hand gelobt und durch einen zu den Heiligen geſchworenen Eid bekräftigt. Das war die erſte urkundliche Begründung eines Rechtsſtaats in Heſſen, der erſte Verſuch, in Streitigkeiten mit der Landesregierung Rechtshülfe zu erlangen, ehe zur Eigenmacht geſchritten werde, um Unrecht abzuwehren. Nach wenigen Jahren erneuert und von der Landgräfin Anna, des minderjährigen Philipp Mutter, bekräftigt, wurde mit dieſer in der Einigung zugleich „beredet, daß keine Schatzung, Landſteuer und Beſchwerung genommen oder aufgeſetzt werden ſoll, es geſchehe denn mit zeitlichem Rath und Bewilligung gemeiner Landſchaft.“

Als nun Philipp der Großmüthige ſammt ſeinen Heſſen ſich zu Luther's neuer Lehre bekannte, an die Spitze des Schmalkaldiſchen Bundes trat und, im Verein mit den evangeliſchen Eidgenoſſen, den Vertheidigungskampf für Religion und deutſche Freiheit unternahm, als treu das Land darin beharrte, obwol Jahre lang ſein Fürſt in habsburgiſcher Haft gehalten ward*), da war Heſſen innerhalb und außerhalb des deutſchen Reichs zu größerer Macht und Anſehen gelangt, als der Umfang ſeines Gebiets erwarten ließ. Schwächung innerer und äußerer Kraft mußte aber die unvermeidliche Folge ſein, als Philipp's Söhne nach deſſen Tode unter ſich das Land zertheilten. In dem Brüdervergleich von 1568 haben zwar dieſelben gegeneinander und gegen die Stände zu gemeinſamen Landtagen, auch „ihrer ſelbſt und ihrer allerſeits Landſchaft zum Beſten“, zur Unveräußerlichkeit des Landes und ſeiner Zubehörungen ſich verpflichtet; allein dieſes lockere Band, das, der Theilung ungeachtet, die Heſſenlande doch zuſammenhalten ſollte, mußte ſich als völlig ungenügend zeigen, als religiöſer Hader die darmſtädter Linie und die kaſſeler ſpaltete, ſeit dieſe ſich mit den Bewohnern ihres Gebiets dem reformirten Glaubensbekenntniß zugewendet hatte. Geſchickt wußte das Haus Oeſtreich dieſen Zwiſt zu nähren und dadurch ein feſteres Anſchließen beider Landestheile zu verhindern, es ſtellte ſich auf Darmſtadts Seite, des Conſervativen mehr im Lutherthum als in dem Calvinismus ſuchend; es wußte den langwierigen Streit über die marburger Erbſchaft zu des Reichshofraths Entſcheidung zu ziehen, der den Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel wegen deſſen „kirchlicher Contravention“ gegen den ſtreng lutheriſchen Ritus ſeines Erbtheils am Oberfürſtenthum zu Gunſten Darmſtadts verluſtig erklärte und dieſem achtzehnjährige Nutzungen zuſprach, die durch Tilly, den Feldherrn der katholiſchen Liga, aus Niederheſſen beigetrieben wurden. So war die Kraft dieſes Fürſtenthums im Beginn des Dreißigjährigen Kriegs gelähmt, und mehr noch drohte es zu zerfallen, wenn nach dem Tode des Landgrafen Moritz eine abermalige Theilung unter ſeine ſieben Söhne erfolgen würde. Dieſes Schickſal abzuwenden, wurden unter der Landeshoheit des älteſten Sohnes die Nachgeborenen abgefunden mit den Nutzungen des vierten Theiles der Landesgüter (quarta pars omnium bonorum) und der Reſidenz zu Rotenburg (Rotenburger Quart). Heſſen-Kaſſel, durch Tilly's Executionsheer zur Einöde gemacht, blieb dennoch, um „habsburger Deſpotismus“ den Widerſtand zu leiſten, die Hauptſtütze der proteſtantiſchen Bundesgenoſſen. Mochte auch, weil Heſſen dem Prager Friedensſchluß ſich nicht unterwarf, Landgraf Wilhelm V. aller ſeiner Lande vom Kaiſer zu Darmſtadts Vortheile verluſtig erklärt werden; dennoch harrten die Landſtände mit ihm und ſeines minderjährigen Sohnes Vormünderin treulich im Kampfe aus bis zum Weſtfäliſchen Friedenscongreſſe, auf welchem Frankreich erklärte, Heſſen-Kaſſel allein ſtreite für Deutſchlands Freiheit, die andern Stände ließen ſich für das Haus Oeſtreich zu Sklaven machen.

---

*) Als der kaiſerliche Feldherr, auf landgräflichen Befehl ſich ſtützend, Ziegenhain zur Uebergabe aufforderte, wies ihn der Befehlshaber dieſer Feſtung mit der Erklärung zurück, ſein Herr habe ihm die Feſte als ein freier Reichsfürſt überliefert, nur dieſem würde er ſie wiedergeben. Rommel „Geſchichte der Heſſen“, IV, 349.

Landgraf Ernſt war der einzige Prinz der abgetheilten rotenburger Linie, der einer Nachkommenſchaft ſich zu erfreuen hatte; er eröffnete Streitigkeiten mit ſeinem ältern Bruder und deſſen Nachfolger über den Umfang ſeiner Nutzungsrechte; er wollte ſein Paragium zu einem unabhängigen Staate umwandeln und ſuchte Anerkennung dieſes Anſpruchs durch einen Rechtsſtreit beim Reichshofrath zu erlangen; er gab ſich ſelbſt der Ausſicht hin, durch den gewöhnlichen Lauf der Erbfolge zur Regierung über Kaſſel und Darmſtadt zugleich zu gelangen, ganz Heſſen in ſeiner Familie wieder zu vereinigen. Prinz Ernſt verweilte zu Wien im Jahre 1650, und die Folge war ſein Uebergang zur römiſch-katholiſchen Kirche; er meldete dem Kaiſer, daß er von nun an Gut und Blut dem Erzhauſe widmen werde. So gewann, als Anfeindung und Bekriegung nicht gefruchtet hatten, auf andere Weiſe der wiener Hof die Hoffnung eines Einfluſſes über Heſſen, indem er Heſſen-Kaſſel wenigſtens einem ihm ergebenen katholiſchen Fürſten in naher Zukunft zugeführt glauben mochte.

Während des Dreißigjährigen Krieges war einiger Zwieſpalt zwiſchen Ritterſchaft und Landſchaft ausgebrochen; erſtere blieb deshalb nicht frei von landesherrlicher Beeinträchtigung, und bitter zeigten ſich die Folgen. „Jetzo wäre es Zeit geweſen“, ſagt der Chroniſt, „daß Ritterſchaft und Landſtände (Landſchaft) beieinander gehalten; nachdem ſich aber das Corps getrennt, ſind wir Sklaven werden, und müſſen thun, was man uns heißet.“ Doch bald war von den Ständen dies erkannt und mit der Eintracht ihr Anſehen wiederhergeſtellt. Kaum daß die Unruhen des Krieges bewältigt waren, ſo drangen die Landſtände auf genügende Sicherung der Gerechtigleitspflege, und vertragsweiſe wurde dieſelbe, unter gleichzeitiger Anerkennung des landſtändiſchen Steuerbewilligungsrechts, im Jahre 1655 kraft „perpetuirlicher unveränderlicher Verordnung“ gewährleiſtet. Dann folgte unter Landgraf Karl eine Zeit, die den Künſten und Gewerben gewidmet werden konnte, die Zeit, wo willige Aufnahme in Heſſen die Flüchtlinge fanden, die, durch den Religionshaß Ludwig's XIV. aus Frankreich vertrieben, friſches Leben in dem Lande ihrer neuen Heimat verbreiteten. Mehr noch der Sorgfalt wurde auf die Förderung der Landeswohlfahrt verwendet, als die Regierung im Jahre 1730 an Karl's Sohn fiel, der mit Ulrike Eleonore, Karl's XII. Schweſter, zugleich auf Schwedens Königsthrone ſaß. Das war die Periode, die allen Zweigen der Landesverwaltung die größten Reformen bereitete; die Geſetzgebung eilte wahrhaft ihrer Zeit voraus; damals wurde die Saat geſtreut, von deren Früchten Heſſen ein Jahrhundert lang gezehrt hat. Jener Friedrich gab im Jahre 1731 das erſte Beiſpiel einer förmlich urkundlichen Beſtätigung der geſammten landſtändiſchen Verfaſſung durch Landtagsabſchied und vollzog am 26. November 1743 das berühmte Edict über die Einſetzung des Oberappellationsgerichts, dieſes Palladium der richterlichen Unabhängigkeit in Heſſen. „Damit auch die zu dieſem Oberappellationsgericht verordneten Räthe“, ſo lautet die ſchöne kräftige Sprache des landesherrlichen Edicts, „jetzt und vors künftige deſto freier, ohne alle Scheu und Furcht, zu Werke gehen und ihr Amt thun können, ſo wollen wir dieſelben überhaupt und einem jeden von ihnen beſonders in den Sachen, ſo uns und unſere Nachfolger, unſere Kammer, Aemter und Jura, oder unſere Beamten und Bediente, die in unſerm Namen agiren, einiger Maaßen betreffen, oder dabei wir und unſere Nachkommen ſelbſt, oder ſie unſertwegen ein Intereſſe haben möchten, der auf Reſpicirung unſers Beſten geleiſteten Pflicht und Verbindung erlaſſen, und ſie, wie überall, alſo auch in ſolchen uns oder die Unſerigen angehenden Sachen bei Verwaltung ihres Amts auf nichts als Gott den Allmächtigen und eine ganz unparteiiſche reine Juſtiz, worauf ſie ihren Eid abgelegt und geſchworen, ein für allemal gebunden und verwieſen haben, inmaßen dann alles Das, was ſie alſo in unſerm Namen handeln, ſprechen und erkennen, nicht anders, als hätten wir ſolches in eigener Perſon gethan und anbefohlen, geachtet und reſpectirt, folglich ohnaufhaltlich zur Execution gebracht und vollzogen, auch ſothanen Erkenntniſſen keine Hinderung in den Weg gelegt, viel weniger eine an dem Oberappellationsgericht rechtshängige oder dahin gehörige Sache davon avociret, ſondern bei ſelbigem der Juſtiz ihr ſtracker Lauf gelaſſen und eine dawider ausgewirkte Verordnung nicht anders als erſchlichen oder aus Irrthum und Misverſtand ertheilet angeſehen und, deren ungehindert, im geraden Wege weiter procediret, mithin keine Sache, welche in die Juſtiz einſchlägt und ihrer Eigenſchaft nach durch einen Spruch Rechtens zu erörtern iſt, anders wohin als vor die ordentlich hierzu beſtellten Juſtizcollegia gezogen und alles Andere, was dagegen geſchiehet, als ungiltig, null und nichtig betrachtet werden und jetzt und zu ewigen Zeiten davor erkannt und erkläret ſein ſoll.“ Von all dem Guten, was nach jeder Richtung hin unter Friedrich I. geſchaffen wurde, kam Vieles wol auf Rechnung ſeines Bruders, der im Namen des abweſenden Königs als Statthalter handelte und ihm, bei deſſen kinderloſem Tode, als Landgraf Wilhelm VIII. in der Regierung folgte.

Während bis dahin ſtets dem regierenden Fürſten von Heſſen-Kaſſel kaum mehr als ein Agnat zur Seite geſtanden hatte, waren jetzt Kinder vom jüngern Bruder des Landgrafen Karl vorhanden und Wilhelm VIII. hatte ſelbſt einen Sohn; dadurch war die lang genährte Hoffnung auf einen Uebergang der Landesregierung an die katholiſche Linie von Rotenburg in weitere Ferne gerückt. Nun gelang es öſtreichiſcher Einwirkung, Wilhelm's VIII. Sohn, den Erbprinzen Friedrich, im Jahre 1749 zum römiſch-katholiſchen Glauben hinüberzuziehen. Es geſchah das ganz heimlich und blieb fünf Jahre lang ſeinem Vater, ſeiner Gemahlin, dem ganzen Lande durchaus verborgen. So war es nahe daran, daß Heſſen-Kaſſel unter einen katholiſchen Regenten geſtellt wäre, ohne daß es zuvor nur eine Ahndung davon gehabt hätte. Ein Zufall ließ gegen das Ende des Jahres 1754, als ſchon der Ausbruch eines neuen Krieges zwiſchen Preußen und Oeſtreich drohte, die Vermuthung eines ſolchen Wechſels im Glauben aufkommen, die dann Prinz Friedrich, auf ſein Fürſtenwort befragt, nicht ferner verleugnete, nun aber auch zur Ausſtellung einer „Religions-Aſſecurations-Acte“ veranlaßt wurde, die das Land vor den Folgen der Religionsänderung und den Wirkungen öſtreichiſcher Politik ſicher ſtellen ſollte.

Prinz Friedrich genehmigte dadurch die Unterrichtung ſeiner Kinder in der evangeliſch-reformirten Religion und begab ſich gänzlich ihrer Erziehung; er verſprach ſeinem Vater und den Landſtänden gegenüber, die beſtehende Religionsverfaſſung aufrecht zu erhalten und nichts an Dem zu ändern, was die Ausübung der Religion ſowol an und für ſich als auch die daher rührende Verbindung mit dem evangeliſchen Weſen überhaupt angehe; er gelobte, nicht zu dulden, daß die katholiſche Religion neben der proteſtantiſchen eingeführt oder in Schulen und Collegien gelehrt werde. Friedrich beſtätigte zugleich die Landesverfaſſung überhaupt und verſprach, daran ohne Bewilligung der Landſtände durchgehends nichts zu verändern; er entſagte jeder Befugniß, die ihm anfallenden Lande und Unterthanen gegen katholiſche Lande und Unterthanen zu vertauſchen, und verpflichtete ſich, das Gouvernement der Reſidenzen und Feſtungen ebenſo wenig als das Commando der Truppen oder eines Corps derſelben einem Katholiken anzuvertrauen, die Truppen auch niemals einer katholiſchen Macht oder einem dieſer Religion ergebenen Reichsſtande zu Hülfe zu ſchicken oder in Sold zu geben. Auf Reichs- und Kreistagen ſollten die heſſiſchen Abſtimmungen als rein evangeliſche angeſehen und geführet werden; das Geheimrathscollegium aber war angewieſen, alle evangeliſchen Religions- und Kirchen-, auch dahin einſchlagende ökonomiſche und politiſche Sachen, es betreffen ſolche die innerliche Verfaſſung des Landes oder das geſammte evangeliſche Weſen, ohne weitere Anfrage für ſich zu behandeln und alle nöthigen Verordnungen in und außerhalb Landes für ſich zu erlaſſen; den Behörden, Unterthanen und Landſtänden wurde zugleich die Ermächtigung gegeben, gegen den Inhalt der Aſſecuration nichts anzunehmen und einzugehen; den Landſtänden auch die Befugniß eingeräumt, wo ſie es dienſam fänden, ſich ohne landesherrliche Bewilligung zu verſammeln. Dieſe Aſſecurationsacte, durch Preußen, Großbritannien, Schweden und Dänemark, die Generalſtaaten der Niederlande und das corpus evangelicorum garantirt, ſollte als pragmatiſche Sanction und unveränderliches Fundamentallandesgeſetz beſtändig und unwiderruflich gelten. So war es im Landtagsabſchiede für alle Fälle beſtimmt, wo je ein künftiger Landesregent der römiſch-katholiſchen Religion zugethan ſein würde. Deshalb wurde auch der Huldigungseid nur mit Vorbehalt jener Aſſecuration geleiſtet. Landgraf Wilhelm VIII. lebte der väterlichen Zuverſicht, daß ſein Sohn, wenn die Landesregierung auf denſelben kommen werde, den Verſicherungspunkten, wie er ſie mittels Eides bekräftigt habe, unverbrüchlich nachkommen werde. In dem nicht zu verhoffenden Fall aber, fügte er hinzu, daß nichtsdeſtoweniger durch deſſen dereinſtige Bediente oder ſonſt direct oder indirect dawider angegangen werden ſollte, ſo ſei es ſein Begehr, landesherrlicher ernſter Wille und gemeſſene Anweiſung an die Landſtände, daß ſie ſolchem in keiner Weiſe nachſehen, dergleichen jemals eingehen noch ſtillſchweigend geſchehen laſſen, ſondern bei derlei Ereigniß nicht nur in corpore, ſondern auch jeder Stand und jedes Mitglied derſelben, dem von einer ſolchen Contravention Wiſſenſchaft zukomme, ohne vorgängige Communication mit den übrigen Ständen, und ohne Remedur vorerſt bei ihrem künftigen Landesherrn zu ſuchen, den Schutz der Garanten anzuſprechen befugt, ſchuldig und gehalten ſein ſollten. Solches gelobten die Stände für ſich und ihre Nachkommen. Das gereichte zur großen Beſchwerde der katholiſchen Reichsſtände, die öffentlich klagten, „daß ein regieren ſollender Reichsfürſt und der heſſen-kaſſelſche Aſſecurationsact nicht nebeneinander ſtehen können“; dieſer Act iſt, ſagten ſie, mit den Reichs- und andern Geſetzen, auch landesherrlicher Ehre und Anſehen nun und nie zu vereinbaren. Man hat dem Erbprinzen „die Hände dermaßen beſtrickt, daß ſie keinen regieren ſollenden Händen mehr gleich ſehen“. Einem Reichs- und Erbprinzen ſeine minderjährigen Kinder entziehen, ihm die Sicherheit ſeiner fürſtlichen Regierung und eigenen Perſon benehmen, ihn faſt zu ſagen von aller landesherrlichen Gewalt exauteriſiren, den Regimentsſtab in die Hände ſeiner Geheimräthe ausliefern, das iſt Unterdrückung aller Welt Rechten; gute Verträge errichten, bleibt zwar zu allen Zeiten nützlich, ſie müſſen aber nicht zu tief in die landesherrliche Wolle greifen und die Landſtände oder das Geheimrathscollegium zum Landesherrn, dieſen aber zum Unterthan machen; ſonſt muß von den höchſten Reichsgerichten dagegen geſprochen werden. Denn wenn das Geheimrathscollegium, der militairiſche Generalſtab, die Landſtände, die Beamten und übrigen Diener oder nur eine Gattung dieſer Perſonen ihrem regieren ſollenden Landgrafen beimeſſen würden, daß er den Aſſecurationsact nicht auf das genaueſte beobachtet habe, ſo würden ſämmtliche verordnete Diener ſagen, ſie hätten den Huldigungseid nicht anders als auf erwähnten Aſſecurationsact abgelegt, ſeien daher ihrer Pflichten entbunden, und der Landgraf habe ihnen in keinerlei Sache das Mindeſte mehr zu befehlen, was ein gefährlicher Anlaß zu täglichem Meineid, Aufruhr und Meuterei ſei.

So lautete die Beſchwerdeſchrift der katholiſchen Reichsſtände; doch die heſſen-kaſſelſche Deduction, „auf höhern Befehl“, geſchrieben, entgegnete: „die Lehre vom blinden Gehorſam möchten ſie wol begriffen haben, die Heſſen aber ſeien gewohnt, von Fürſten und nicht von Jeſuiten regiert zu werden; die Fürſten zu Heſſen herrſchten über ihr Volk mit Gerechtigkeit und Liebe, und die Heſſen ſeien es auch werth, daß man ſo Vieles für ſie thue; Landſtände und Unterthanen hätten in den trübſten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges mit einem ſolchen unüberwindlichen Muth in den größten Gefahren mit williger Aufopferung Guts und Bluts bei ihren Herren ausgehalten, daß man ſagen könne, das Haus Heſſen-Kaſſel habe ſeine Hoheit und ſeinen Glanz der unwandelbaren Standhaftigkeit und Treue der Unterthanen großentheils zu verdanken.“ Die Religionsaſſecuration wäre niemals zu Stande gebracht, wenn nicht das ganze Land einmüthig das Bedürfniß nach einem ſolchen Schutze der innern und äußern Freiheit gefühlt hätte; wahrhaft in der Bedeutung einer Landesverfaſſungsurkunde mit ſo mächtigen innern Garantien gegen mögliche Beeinträchtigungen, war ſie vom höchſten Einfluſſe auf die Entwickelung der Volksbildung und die Stellung der Beamten im Lande, die, ſtatt fürſtlicher Diener, zu Dienern des Staats erhoben, ausdrücklich verpflichtet waren, einem Landesgrundgeſetz zuwiderlaufende Anmuthungen abzulehnen. Durch die Aſſecurationsacte ſollte für immer ein unüberſteiglicher Damm dem Einfluſſe Oeſtreichs in Heſſen entgegengeſetzt ſein; dennoch ſuchte Oeſtreich den Erbprinzen Friedrich in ſeine Dienſte zu ziehen. Landgraf Wilhelm VIII. aber ſchloß im Jahre 1755 ein Bündniß mit Großbritannien, nach welchem er ein beträchtliches Truppencorps in engliſchen Sold ſtellte. Friedrich der Große machte demſelben am 6. Juli 1756 Eröffnungen, wonach es jetzt der Plan ſei, den vom wiener Hofe längſt beabſichtigten Despotismus im Reiche einzuführen und die Stände des Reichs ihrer theuerſten Vorrechte und Freiheiten zu berauben; zugleich richtete Friedrich der Große die Aufforderung an Heſſen-Kaſſel, zum Schutz gegen gemeinſame Gefahr mit ihm und Großbritannien deſto feſter zuſammenzuhalten. Das wurde zugeſagt und gewiſſenhaft erfüllt. Er, deſſen Haus ſeit Jahrhunderten vom Hauſe Oeſtreich mit unverdientem Haſſe verfolgt werde, er werde ſich nimmer von der gemeinſamen Sache ableiten laſſen, war die Antwort Wilhelm's VIII. So blieb Heſſen im Siebenjährigen

Kriege mit Preußen eng verbunden; vergeblich ſuchte es Frankreich durch Verſprechungen und Drohungen auf Oeſtreichs Seite hinüberzuziehen; fruchtlos war Schweden bemüht, Heſſen zur Neutralität zu bewegen; umſonſt rieth, in Zweideutigkeit, Hannover zum Nachgeben, durch deſſen Gebiet, während bei ſeinem Obſervationscorps die heſſiſchen Truppen ſtanden, den Franzoſen der Weg nach Heſſen gezeigt wurde; zweimal war das Land auf Veranlaſſung des wiener Cabinets von einem franzöſiſchen Heere gebrandſchatzt; der altersſchwache Landgraf, vom Reichshofrath als Landfriedensbrecher behandelt und mit der Reichsacht bedroht, mußte erſt nach Hamburg, das andere Mal nach Bremen flüchten, aber nichts vermochte Heſſen von dem Verbande mit Preußen und England abwendig zu machen; Frankreichs erneuerte Anerbietungen wurden abgelehnt, mit Hinweiſung auf die gewaltſamen, der Reichsverfaſſung zuwiderlaufenden Maßregeln des wiener Hofes und die Umtriebe bei der Reichsverſammlung, die nur dahin zielten, dem Kaiſer durch Stimmenmehrheit die Macht zu ertheilen, um die übrigen Stände gewaltſam in die Intereſſen Oeſtreichs zu zwingen, wodurch die deutſche Freiheit vernichtet und dem Weſtfäliſchen Frieden der letzte Stoß gegeben würde. Der Kurfürſt von der Pfalz, deſſen Truppen im franzöſiſchen Solde ſtanden, hatte Winke über die Abſicht der katholiſchen Partei gegeben; ſobald ganz Heſſen von den Franzoſen beſetzt ſein würde, „wolle man die Maske abwerfen" und durch den kaiſerlichen Hof die Aſſecurationsacte umſtoßen. Nun noch mehr entſchloß ſich Wilhelm VIII. „der allgemeinen Sache zu dienen, die er bis zum letzten Athemzuge verfechten wolle". Friedrich der Große bewunderte dieſen patriotiſchen Entſchluß und erklärte, den Landgrafen von Heſſen als ſeinen beſten Freund erkannt zu haben, dem er ſtets die größten Verpflichtungen ſchulde. Wilhelm VIII. ſtarb im Anfange des Jahres 1760; der katholiſche Erbprinz folgte ihm in der Regierung als Landgraf Friedrich II. Dieſer ſchwankte anfangs, ob er ſich auf Oeſtreichs Seite neigen ſolle, hatte ſeltſame Plane, wollte bald, mit verſtärkter Truppenmacht, ſich neutral verhalten, bald ein Hülfscorps den Engländern und ein anderes den Franzoſen ſtellen; doch die Miniſter wußten ihn von ſolchen Gedanken abzubringen, ſie ſtellten ihm den unauslöſchlichen Haß der Soldaten gegen die Franzoſen und die Kaiſerlichen vor, zumal dieſelben in der feſten Meinung ſtänden, es ſei mit jenem Kriege gegen die Religion abgeſehen; ſie hielten ihm vor, daß der größte Theil der Truppen deſertiren und bei England ſelbſt Dienſte nehmen, der ganze heſſiſche Kriegsſtand in Verfall gerathen werde, Heſſen von beiden Theilen verlaſſen und verachtet werden würde; Heſſen, zwiſchen Hannover und Preußen gelegen, habe hier nur Schutz und Hülfe zu finden. So entſchloß ſich Friedrich II. endlich zur Fortſetzung des Kriegs im Vereine mit Preußen; nächſt der unverkennbaren Stimmung des Landes und dem Verhalten des Geheimrathscollegium mögen für ihn die pecuniären Vortheile beſtimmend geweſen ſein, die aus den engliſchen Subſidien zu erwachſen ſchienen.

Als, ehe der deßhalbige Vertrag geſchloſſen war, der Landtag von 1754 eine beſondere Bewilligung zur Unterhaltung der Truppen beſchloſſen hatte, war den Landſtänden die Verſicherung gegeben, daß dieſelbe nicht benutzt werden ſolle, ſofern die Kriegskaſſe durch Subſidien einen Zuſchuß erhalten würde. Deren Betrag iſt wirklich dem Lande vollſtändig bis zum Jahre 1759 zu gut gekommen. Ebenſo war damals die Zuſage gegeben, daß die Entſchädigungsgelder, die von England für die durch die feindliche Ueberziehung des Landes nothwendig gewordenen Aufwendungen erwartet wurden, vorzugsweiſe zur Berichtigung der damals auf landſtändiſchen Credit gemachten Schulden verwendet werden ſollten. Friedrich II. aber dachte anders als ſein Vater und gerieth darüber, nach dem Hubertusburger Frieden, mit den Ständen in Zwiſt. Erſt als dieſe die Abſicht kund gaben, eine Deputation ihres Mittels nach London zu ſenden, um ſelbſt wegen des Entſchädigungspunktes zu unterhandeln, kam 1764 ein Vergleich zu Stande, indem ein *Theil* der von England zu zahlenden Gelder zur Einlöſung landſtändiſcher Verbriefungen beſtimmt, zur Beſtreitung der ſonſt während des Krieges erwachſenen Ausgaben aber eine außerordentliche Steuer für 36 Jahre vom Lande übernommen wurde. Denn es ſei, meinte Friedrich II., das Geld „bei der Krone England *für den Herrn und* das Land ausgewirkt worden“. Dieſer Anſpruch des Regenten auf *einen Theil* der Subſidiengelder war der Anfang eines langjährigen Zerwürfniſſes mit den Ständen, die Grundlage eines Streits über Staats- und Hausvermögen, der bis in die neueſten Zeiten fortgedauert hat. Aehnliche Subſidientractate, wie während des Siebenjährigen Kriegs, wurden auch ſpäter mit England unter Friedrich II. und ſeinem Sohne, Landgraf Wilhelm IX., geſchloſſen. In Folge deſſen fochten Heſſens Krieger zur Bekämpfung der Freiheit in Nordamerika, doch der Sinn für Freiheit war es, den ſie dort einſogen und, neben dem Ruhme der Tapferkeit, als Erwerb des Krieges mit nach Hauſe brachten. Der Ertrag der Subſidien ward zu einem Capitalbeſtande der Kriegskaſſe aufgeſpeichert. Solch baares Capital zu ſchaffen, war überhaupt faſt zum einzigen Zweck der Finanzwirthſchaft in Heſſen bis zum Schluſſe des 18. Jahrhunderts geworden. Gut und Blut des Landes ſchien dazu nur beſtimmt zu ſein. So ſtanden endlich ungefähr 22 Millionen Thaler zur Verfügung des Regenten und die Anforderungen zur Deckung der Landesbedürfniſſe mehrten ſich. Gleich nach Friedrich's II. Tode beriefen ſich die Stände im Jahre 1786 auf die mit der Specialverfaſſung des Landes in der genaueſten Verbindung ſtehenden Grundſätze des allgemeinen Staatsrechts, nach welchen Subſidientractate zum überwiegenden Vortheil des Landes, nicht zu deſſen Schaden gereichen müßten, und forderten 1798, wenngleich fruchtlos, die anſehnlichen Zuſchüſſe, welche die Kriegskaſſe, die anerkanntermaßen eine Staatskaſſe ſei, durch die Tapferkeit der heſſiſchen Krieger erhalten habe. Aber auch die Domainenkammer hatten ſie auf dem Landtage von 1786 als „die ältere Staatskaſſe“ bezeichnet, die zur Beſtreitung von Kriegs- und andern Landeslaſten *ſchuldig* ſei. Schon früher hatte die Eigenſchaft des Kammergutes als Staatsvermögen Anerkennung durch Richterſpruch erhalten. Landgraf Karl hatte nämlich 1721 ein Domainengut verſchenkt; die Beſchenkte ſollte daſſelbe „ohne ſeiner Erben und Nachkommen oder ſonſt Jemandes Anſpruch und Einrede eigenthümlich und erblich beſitzen“; Wilhelm VIII. hatte die Schenkung beſtätigt. Dennoch forderte der Kammeranwalt daſſelbe als unveräußerliches Gut zurück und das Oberappellationsgericht verfügte 1765, unter Hinweiſung auf den Brüdervergleich von 1568, die Rückgabe, weil das geſchenkte Gut als Kammergut „nicht hat veräußert werden können, da ein Fürſt davon nur bloßer Verwalter und Nießbraucher iſt“. Das Domanialvermögen („beſtimmt, ut ex ejus reditibus mensa principalis instruatur“) bezeichnete jener Gerichtshof „ohne Unterſchied“ als Güter, „welche vom Lande dem Fürſten zu ſeinem Staat und Hofhaltung gewidmet und alſo nicht als privatum, ſondern publicum reipublicae patrimonium (Staatsgut) zu erachten ſind, worüber Niemanden zu disponiren erlaubt iſt.“ Funfzig Jahre ſpäter legte das Oberappellationsgericht Zeugniß von dieſen „unverändert fortbeſtandenen Rechtsgrundſätzen“ ab. Nichtsdeſtoweniger verſagte der Landesregent den Ständen jede Einwirkung auf die Kammerkaſſe und nutzte für ſich allein die Zinſen des reichen Schatzes, der bei der Kriegskaſſe ſich gebildet hatte. Wilhelm IX., des Landes Wohlfahrt wirklich wünſchend und Gerechtigkeit im Herzen tragend, wußte dennoch dieſe nicht zu fördern, wenn es ſeinen Vortheil galt, er hielt ſich wahrhaft für des Landes Herrn von Gottes Gnaden und konnte ſelbſt hart werden, wenn er die vom Himmel ihm verliehenen Rechte verletzt wähnte; er begriff entfernt die Gründe nicht, die zur Revolution in Frankreich führten, und glaubte durch kleinliche Mittel die Freiheitsgedanken abzuwehren, die von dort herüber kamen. Doch war ihm ſeine theokratiſche Auffaſſung kein Hinderniß für den Abſchluß des Baſeler Separatfriedens mit der franzöſiſchen Republik geweſen; ungeachtet des Verluſtes ſeiner Lande jenſeit des Rheines fühlte er ſich glücklich, in des Reiches letzten Stunden „der deutſchen Reichsfürſten höchſte und der königlichen am nächſten kommende Würde“, die eines Kurfürſten, zu erlangen, die er als Wilhelm I. ſeit dem 15. Mai 1803 übernahm. Doch nicht lange ſollte er ſolchen Glückes ungeſtört theilhaftig ſein.

Als Friedrich der Große den Fürſtenbund als ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Oeſtreichs Macht nach dem Vorbilde des Schmalkaldener Bundes begründete, um, ſo ſagte er, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Staaten zu ſichern, damit nicht der Kaiſer, der darauf ausgehe, in ganz Deutſchland ſeinen Despotismus aufzurichten, die Verfaſſung Stück für Stück zerſtöre und ſo über den Haufen werfe, da fehlte auch Heſſen-Kaſſel in jenem Bündniß nicht; nicht Oeſtreichs, nicht Rußlands Bemühungen vermochten es vom Beitritt abzuhalten; doch lehnte es der Landgraf ab, ſeine Truppen gegen preußiſchen Sold dem preußiſchen Heere einzuverleiben, um nicht ſeine Kräfte dadurch zu ſchwächen, daß er ſein Heer fremder Willkür überliefere. Schwankender war Kurfürſt Wilhelm I., als es, nach dem Falle des deutſchen Reichs, ſich um eine Suprematie Preußens in einem norddeutſchen Bunde handelte. Scheu vor Preußens Sucht nach Kaiſerrecht hielt ihn von der Billigung der für dieſen Bund entworfenen Verfaſſung zurück; Furcht vor Preußens Uebermacht und Rückſicht für Frankreich bewog ihn Anfangs October 1806, die Genehmigung einem in ſeinem Namen geſchloſſenen Vertrage zu verſagen, kraft deſſen, nach Preußens lebhafteſtem Wunſche, zwiſchen beiden „von nun an und auf immer eine feſte unauflösliche Allianz“ beſtehen ſollte, deren Zweck „die gegenſeitige förmliche Garantie der ſämmtlichen Staaten und Beſitzungen beider Souveraine“ war. Aber auch zum Rheinbund überzutreten konnte Wilhelm I. ſich nicht entſchließen, obwol Napoleon ſolches durch Vergrößerung ſeines Gebiets zu vergelten verſprach. Mittels bewaffneter Neutralität ſuchte er vergebens für ſich eine Selbſtändigkeit zwiſchen Preußen und Frankreich zu bewahren. Heſſen war nicht mehr zuſammen zu halten. Alles, was Fürſt und Volk aneinander kettet, alle Bande des Staats löſten von ſelbſt ſich auf, als, ohne irgend Widerſtand und Widerrede zu finden, ein kleines Corps Franzoſen in die Hauptſtadt einzog. Flüchtend am 1. November 1806, wandte nach Oeſtreich ſich der Kurfürſt, den ſeit dem Siebenjährigen Kriege geſammelten Schatz mit ſich von dannen führend; das Land fiel nach dem Frieden von Tilſit theils in das Königreich Weſtfalen, theils in das Großherzogthum Frankfurt.

Schwer drückten die folgenden Jahre des Krieges das Volk; doch gab es für Viele auch reichen Erwerb. Mit Schmerz wurde ein Fremder an der Spitze des neuen Reichs geſehen; was Jahrhunderte geſchaffen hatten, ging in demſelben auf einmal zu Grunde; mit allen, ob auch durch Alter ehrwürdigen Einrichtungen fiel die landſtändiſche Verfaſſung ins Grab. Eines nur überlebte den allgemeinen Sturz: das war die Gerechtigkeitspflege; doch auch ſie umgab ſich mit neuen Formen. Hatte ſie früher in einem dunkeln, unzugänglichen Haine gewaltet, aus dem die Orakelſprüche ertönten, die Jeder als heilig verehrte, ohne den Grund derſelben zu kennen, ſo trat ſie jetzt in das Licht der Oeffentlichkeit und gab über die Gründe ihrer Erkenntniſſe Rechenſchaft. Napoleon's Geſetzbuch ſollte ihr Leitfaden für die Zukunft ſein; Geſchworene urtheilten in peinlichen Fällen. Damit zugleich brachen ſich Grundſätze der Freiheit Bahn: freie Ausübung der Religion für alle Religionsgeſellſchaften, mit bürgerlicher Ehe, Gleichheit Aller vor dem Geſetz, Entfernung der Privilegien, Ablösbarkeit der Feudallaſten, Aufhebung der Leibeigenſchaft und Anderes mehr. So wurden, nach einem 50jährigen Stillſtande, faſt in der Zeit eines Augenblicks Fortſchritte gemacht, zu denen eben noch ein Jahrhundert nöthig geſchienen hatte. Doch ſie waren vielleicht zu raſch oder zu früh unternommen; denn bald ließ man ſich davon noch einmal zurückdrängen. Das Königreich Weſtfalen mit dem Großherzogthum Frankfurt verging im Jahre 1813; die ſiegreichen Waffen der gegen Frankreich verbündeten Mächte führten Wilhelm I. wieder nach Kaſſel; die Staaten, die er vorhin beſeſſen, wurden ihm von neuem durch Verträge geſichert, in denen er die Herſtellung der landſtändiſchen Verfaſſung, wie ſie 1805 beſtanden hatte, verſprach. Man freute ſich, der Fremden los zu ſein, und jubelte dem Kurfürſten entgegen, der an deren Stelle trat. Aus der Weltgeſchichte ſchien dieſer den ſiebenjährigen Zeitraum ſeiner Verbannung verdrängen zu wollen; was während deſſelben ſich ereignet hatte, das kannte er nicht und wollte er nicht kennen. Nur die neu aufgekommenen Steuern blieben beibehalten und die alten wurden daneben wieder ins Leben gerufen. In ſeiner ganzen Strenge tauchte das Lehnsweſen von friſchem auf; was ſchon durch Ablöſung erloſchen war, mußte wiederum Geltung erhalten. Es verſchwanden die ſämmtlichen neuen Geſetzbücher; ſtatt einer Prüfung und Sichtung des darin gebotenen Guten von manchen mit überkommenen Einrichtungen fremdartigen Urſprungs, warf Franzoſenhaß ungeſtüm Alles über den Haufen und ſetzte an deſſen Stelle den ganzen Wuſt römiſcher, longobardiſcher und altgermaniſcher Rechtsquellen mit der unendlichen Maſſe von Flickwerken jüngerer Zeit, ohne ſich daran zu erinnern, daß deren Umarbeitung ſchon vor 1806 für ein dringendes Bedürfniß erklärt war. In ihr geheimnißvolles Dunkel zog die Juſtiz ſich nochmals zurück, aber ſie bewahrte auch hierbei ſich aller Welt Achtung. Sie bewies es genügend, als ſie die Käufer von Domainen in dem Beſitze zu ſchützen ſuchte, aus dem ſie die Rentkammer thatſächlich vertrieb, und als ſie Verfügungen der weſtfäliſchen Behörden über die Staatscapitalien für gültig erklärte, erſt vor der Form des Geſetzes ſich beugend, unter welcher die landesherrliche Finanzverwaltung die auf der Grundlage des weſtfäliſchen Rechts bewirkte Veräußerung des Kammerguts ſammt der Verfügung über die aus kurheſſiſchen Kaſſen ausgeliehenen Capitalien wegen der darin liegenden Schmälerung des Staatseigenthums für unverbindlich erklärte. Wohl erregte es einen Schrei des Unwillens, daß in ſolcher Weiſe der Geſetzgeber ſich über die Verbindlichkeit der in der Vergangenheit liegenden Rechtsgeſchäfte ausſprach; es war das Rechtsgefühl des Volks tief dadurch verletzt, doch nach dem beſtehenden Rechte lag die Geſetzgebung in des Landesherrn Hand allein und der Richter konnte über das Geſetz ſich nicht erheben. Um jene Verfügungen unter dem Namen des Geſetzes ertheilen zu können, war die Kenntniß der Gründe nothwendig geworden, auf welche die Richterſprüche gebaut waren, deren Wiederholung dadurch verhindert werden ſollte. So erhielten die Gerichte die Weiſung, künftig ihren Beſcheiden die Entſcheidungsgründe beizufügen. Dadurch wurde dieſe eben erſt verloren gegangene Art der Oeffentlichkeit wiedergewonnen, welche die Rechtsausbildung des Volks beſchleunigte. Die unbedingte und rückſichtsloſe Rückkehr zu den veralteten Zuſtänden von 1806 konnte den Bedürfniſſen der neuen Zeit nicht mehr genügen; ſie mochte auch ſchwerlich geeignet ſein, die Bande feſter zu knüpfen, die ein Volk und ſeinen Regenten zu Beider Heil umſchlingen ſollen. Es drang immer mehr in das Bewußtſein, daß für dieſes gegenſeitige Verhältniß, ſtatt der morſch gewordenen Stützen, ein neuer Grundbau aufzuführen ſei. Das zu erreichen, war die allgemeine Hoffnung, als im Frühjahre 1815 ein Landtag nach althergebrachter Art berufen wurde, welchem der Stand der Bauern beigeſellt war, den früher davon die Leibeigenſchaft ausgeſchloſſen hatte. Schon ſchien man des Zieles ſicher zu ſein, als der Kurfürſt in Perſon den Landtag mit der Verſicherung eröffnete, es werde ihm am Abende ſeines Lebens eine große Beruhigung gewähren, wenn die Reſultate dieſer Verſammlung dahin führten, das Glück und Wohl der Unterthanen nicht blos für jetzt, ſondern für immer durch feſte unumſtößliche Beſtimmungen dauerhaft zu gründen und zu ſichern, wozu er gern die Hand bieten wolle. Hatte doch eben Wilhelm I. an der Spitze der Fürſten geſtanden, die auf dem Wiener Congreſſe den deutſchen Staatsbürgern eine freie geordnete Verfaſſung durch Ertheilung gehöriger ſtaatsbürgerlicher Rechte geſichert wiſſen, auch aller und jeder Willkür in allen deutſchen Staaten durch Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen mit einem beſtimmten Maß von Rechten der Stände vorgebeugt ſehen wollten. So mochte Niemand mehr an einer neuen Landesconſtitution für Heſſen zweifeln. Da trat der alte Haſſenpflug, als böſer Dämon Zwietracht ſäend, zwiſchen den Fürſten und das Volk. Er hatte die Regierung bei den Ständen zu vertreten; an eine neue Verfaſſung, ſagte er dieſen, ſei in des Regenten Rede nicht gedacht; die ziele nur auf eine Beſeitigung der Steuerprivilegien, in deren Genuß der Adel ſeit 1814 wieder gekommen ſei, damit nicht die Steuerlaſt allein auf dem Bürger und Bauer ruhe. Die Eintracht unter den Ständen ſelbſt zu ſtören, gelang ihm dadurch nicht; deſto größer aber wurde der Riß, den er in das Vertrauen der Stände zu dem Regenten zu bringen wußte. Ungeheuere Geldanforderungen wurden im Namen des Letztern an das Land gerichtet, theils wegen der Vorſchüſſe, die der Regent demſelben zur Zeit des Siebenjährigen Krieges geleiſtet habe, theils zum Erſatz der Koſten für Bewaffnung und Verpflegung des Truppencorps, das 1814 gegen Frankreich in das Feld geſtellt war. Steuern wurden zudem, ohne die Stände zu befragen, erhoben. Noch auf dem letztvorhergegangenen Landtage von 1798 durften dieſelben daran erinnern, wie die heſſiſche Verfaſſung nach Herkommen und Verträgen darauf beruhe, daß ohne ſtändiſche Bewilligung keine neue Anlage gemacht werden und jeder einzelne Paciſcent die Erfüllung ſolchen Vertrags fordern könne. Ebenſo ließ das Oberappellationsgericht ſich fortwährend von dem Grundſatz leiten, daß nach der Landesverfaſſung von den Landſtänden die Steuern zu bewilligen ſeien, deren Anſchlag ſich auf die Landtagsabſchiede, mithin auf Verträge mit den

Ständen, gründe, die von keinem der Paciſcenten einſeitig, folglich auch nicht von einem Collegium des Fürſten zur Vermehrung der Einnahmen erweitert werden dürften. Es bekannte ſich jener höchſte Gerichtshof zu der Anſicht, daß das unmittelbare Ausſchreiben einer Steuer (durch die Regierung ohne Mitwirkung der Stände) ſchon aus dem Grunde nicht angehe, weil eine jede Steuer ihrem rechtlichen Begriffe nach ſich nur in dem Falle eines rechtlichen Bedürfniſſes, alſo nur nach Erſchöpfung der Staatskaſſen gedenken laſſe, „mithin hiervon zuvor conſtiren müßte“. Solchen Principien zuwider fühlten die Stände ſich von der empfindlichſten Seite durch den Verſuch einer Erhebung von Steuern ohne vorgängige Bewilligung gekränkt. Sie fanden dafür keine Rechtfertigung in dem Vorgeben, daß die Stände ſelbſt der Propoſition einer Steuererhebung durch das Verlangen vorgängiger Verwendungsnachweiſung ausgewichen ſeien; ſie wollten ſich auch nicht bei der Verſicherung beruhigen, daß ein außerordentlicher Fall vorliege, der nicht zur Conſequenz gezogen werden ſolle; ſie erblickten das weſentlichſte, nie beſtrittene Recht der Stände in ihrer wirklichen Einwilligung zu den Steuern, nahmen die bei deren Mangel unterbleibende Steuerzahlung als die Verweigerung einer verfaſſungswidrigen Anforderung in Schutz und begehrten Erſatz der bereits beigetriebenen Summen, damit dem Lande ein Beweis der gerechten Achtung vor Verträgen gegeben werde, welche daſſelbe allein gegen Willkür ſchirmen könne. Es gereichte auch den Ständen zur Beſchwerde, daß gewiſſe Steuern, ihrer Beſtimmung zuwider, für andere Zwecke benutzt würden; ſie glaubten ohne Rückhalt erklären zu müſſen, daß ſie nie darauf eingehen würden, die verfaſſungsmäßig geſchehenen und zu beſtimmten Zwecken angewieſenen Verwilligungen für ſonſtige Zwecke verwenden zu laſſen, weil dadurch die Verfaſſung überhaupt zerrüttet werde und in den Landſtänden bei ſolch verfaſſungswidriger Handlungsweiſe nur der Schatten einer Volksrepräſentation übrig bleiben werde. Die Stände ſprachen es gegen Haſſenpflug, den Vertreter der Regierung, als den heißeſten Wunſch ihres Herzens aus, er möge von neuem in ihnen den Glauben beſtärken, daß die Repräſentanten des Fürſten und die des Landes nur einen Zweck haben, nämlich die Sorge für deſſen wahres Beſte und für die Erhaltung derjenigen Rechte, welche durch keinen gemeinſchaftlichen Vertrag aufgehoben oder geſchwächt ſeien. Doch ſolcher Wunſch ging ſpurlos an Haſſenpflug vorüber. Die Millionen zu bewilligen, welche er in des Kurfürſten Namen gefordert hatte, trugen die Stände Bedenken; ſie hielten bei dieſer Anforderung die Gewiſſenhaftigkeit des Kurfürſten durch üble, das Gemeinwohl des Vaterlandes verletzende Rathſchläge zum offenbaren Nachtheile des Staats und der Regierten übereilt; ſie verlangten unbedingte Aufrichtigkeit und Offenheit, als das einzige und wahre Palladium der deutſchen, durch den blutigſten Kampf errungenen Freiheit, als Gewährleiſterin gegen Misgriffe und Eingriffe der Gewalthaber im Staate; ſie wollten deshalb nichts bewilligen, ehe ihnen nicht der Bedarf und das Maß der vorhandenen Einkünfte gehörig nachgewieſen, auch Einſicht in die Rechnungen über den Staatshaushalt geſtattet und ſo von ihnen geprüft ſei, ob ein durch Auflagen zu deckendes Deficit vorhanden wäre, weil ſie ſonſt nicht dem Berufe Genüge leiſten könnten, ein möglichſt erträgliches Loos den Unterthanen zu Theil werden zu laſſen und bei denſelben das volle Zutrauen zu erwecken, welches der Grundpfeiler des Staats und ſeines Regenten ſei. Doch Haſſenpflug nahm es als ein ausſchließlich landesfürſtliches Hoheits- und Regierungsrecht in Anſpruch, den Unterthanen ein möglichſt erträgliches Loos zu verſchaffen. Die Thätigkeit der Stände wollte er auf einen Rath über die den Nahrungsſtand thunlichſt ſchonende Art einer Erhebung derjenigen Steuern beſchränken, welche die Regierung nothwendig erachte. So ſahen die Stände das Land der Willkür preisgegeben, waren aber zu jedem Verſuche entſchloſſen, um daſſelbe aus dieſem verfaſſungsloſen Zuſtande herauszureißen, der, wie ſie ſagten, die Rechte des Regenten nicht minder als die Verpflichtungen der Regierten in Frage ſtelle. Das leitende Element des Landtags war zwar die Ritter- und Prälaten-Curie, die wahrlich nicht dem Umſturz huldigte und dennoch ſogar an den Anruf fremder Hülfe dachte; allein in allen Ständecurien, wie außerhalb des Landtags, erhoben ſich der Beſchwerden genug. Tiefen Eindruck machte die Vorſtellung der Bauern an der Diemel, die es beklagten, daß der Landesfürſt bei den Leuten im Lande an Liebe verliere, weil er böſen Rathgebern das Haus nicht verbiete; ſie verlangten von den Deputirten, zu unterſuchen, wohin die vielen Abgaben flöſſen und wozu ſie verwendet würden, auch dahin zu ſehen, daß eine feſte Verfaſſung dem Lande möge gegeben werden, nach welcher ohne Genehmigung der Landſtände nichts dürfe aufgelegt werden, und ins Reine zu bringen, was von Heſſens vielem Gelde dem Lande, was dem Landesfürſten gehöre. Wol konnte der Landtag ſagen, es ſei das die klägliche Stimme des ganzen Landes, welches nach Errettung ſeufze; es vereinigte ſich in jener Vorſtellung der Bauern Alles, worauf das Verlangen des Volks damals gerichtet war: Sicherung der Steuerbewilligung, Nachweiſe über die Verwendung der öffentlichen Aufkünfte, Scheidung des Staatsvermögens vom Hausvermögen der fürſtlichen Familie, und feſte Verfaſſung. Eine ſolche dem Lande zu gewähren, ſchien der Kurfürſt wirklich jetzt oder vielmehr noch immer geneigt; er wollte ſie zwar octroyiren, doch aber nur in einer den Wünſchen des Landtags entſprechenden Weiſe; er ließ demſelben, doch nicht durch Haſſenpflug, vertraulich einen Entwurf mittheilen, um vertrauliche Gegenbemerkungen darüber zu machen. Der Entwurf war den Zeitverhältniſſen angemeſſen, fand auch bei den Ständen keinen erheblichen Widerſpruch; es war nahe daran, daß Kurheſſen früher als irgend ein deutſcher Staat eine Verfaſſung auf Grundlage der ſtaatsrechtlichen Principien des 19. Jahrhunderts erlangt hätte; aber Haſſenpflug war ihr abgeſagter Feind; er ſtand mit ſeiner Auffaſſung weit entfernt von der am Landtage einſtimmig als Grundlage jeder landſtändiſchen Verhandlung ausgeſprochenen Anſicht, daß der Regent und die Stände die Repräſentanten des Volks ſeien und beide zuſammen erſt, als ein Ganzes, die Repräſentation des Staats ausmachten. Die Feſtſtellung des Staatsvermögens zeigte ſich als leicht zu benutzendes Mittel, den Kurfürſten der Verfaſſung abwendig zu machen. Die Stände wollten wenigſtens einen Theil des bedeutenden Capitalvermögens als Landesgut anerkannt ſehen, das, jetzt von der Kriegskaſſenverwaltung getrennt, zur Bildung einer Cabinetskaſſe benutzt war; ſie waren mit der Ueberweiſung von vier Millionen Thalern zufrieden und würden ſich ſelbſt mit einer geringern Summe begnügt haben. Doch Haſſenpflug blieb dabei, daß die durch Subſidien gewonnenen Capitalien in den Staatsverträgen mit fremden Mächten dem Landesfürſten verſichert ſeien, nahm alſo nicht einen Theil, ſondern Alles für dieſen in Anſpruch, erklärte das Kammergut für ein Fideicommißvermögen des fürſtlichen Hauſes, welches keiner landſtändiſchen Mitwirkung unterworfen ſei, hielt die aus der Lehre des allgemeinen Staatsrechts abgezogenen Begriffe von Staatsvermögen auf ein deutſches Land für unanwendbar und bezeichnete dieſelben als fremde Pflanzen, die auf dem heimiſchen Boden kein Gedeihen finden könnten; die Stände, meinte er, handelten als Feinde des Vaterlandes mit ihren Vorſchlägen, durch welche die monarchiſche Verfaſſung aufgehoben und der Thron umgeſtürzt werde. Dazu kam, daß die Stände einmüthig für die neue Verfaſſung die Form eines Vertrags zwiſchen den Ständen und dem Regenten für nöthig gehalten hatten und außerdem auf der Gewährleiſtung derſelben durch zwei deutſche Mächte beſtanden. Dies Letztere beſonders mißfiel dem Kurfürſten, weil die Einmiſchung fremder Regierungen in die Landesangelegenheiten zu Reibungen im Verhältniß zwiſchen Fürſt und Ständen führe und die Unabhängigkeit des Staats gefährde, während es doch jeder Staat, und ſei er noch ſo mindermächtig, zu ſeiner Nationalehre zählen müſſe, nicht zu dulden, daß fremde Mächte ſich in ſeine innern Angelegenheiten miſchen. Haſſenpflug drohte, es werde der Landesherr den ſteigenden Anmaßungen der Stände ein Ziel zu ſetzen wiſſen, und dieſe erwiderten: er ſei es, der des öffentlichen Zutrauens gänzlich entbehre; während ſie vor andern Staatsbeamten die höchſte Achtung hegten, wollten ſie ihn am wenigſten gern als Vermittler ihrer Angelegenheiten bei dem Regenten ſehen. So wurde auf einmal am 10. Mai 1816 der Landtag, der ſich ſchon am Ziele glaubte, ohne den üblichen Landtagsabſchied entlaſſen, und mit der Verletzung dieſer hergebrachten Form zur Beendigung landſtändiſcher Verhandlungen war, ſtatt des Gewinns einer neuen, die altlandſtändiſche Verfaſſung ſelbſt vernichtet. Es blieb ferner von derſelben kaum eine Spur noch übrig; vor der Entlaſſung der Stände war mit denſelben eine Einigung über die Steuererhebung, proviſoriſch bis zum nächſten Landtage, getroffen; allein von deren Wiederberufung war keine Rede mehr.

Thatſächlich war Heſſen ganz verfaſſungslos geworden, wenn auch rechtlich noch die alte Verfaſſung fortbeſtand. Mit vollſtem Freimuth hatten ſich die Stände bis zum Ende des Landtags benommen, ſtets treu der einmal kundgegebenen Geſinnung. Geſtärkt wurden ſie darin durch die Beiſtimmung aller Claſſen der Bevölkerung. Mit dem unbedingteſten Vertrauen blickte dieſe auf ihre Vertreter hin, die ſich eines jeden Bedrängten annahmen, der an ſie in ſeiner Noth ſich wandte. Auch das Militair, durch den kärglichſt zugemeſſenen Sold in die kümmerlichſte Lage verſetzt, richtete zutrauensvoll ſein Auge auf den Landtag und fand die wärmſte Theilnahme hier. Als darob zwei Offiziere, Andern zum warnenden Beiſpiele, caſſirt und ſonſt beſtraft wurden, die drei aber, die ſich von den Kameraden geſondert hatten, durch Beförderung begünſtigt wurden, begehrte jeder Offizier des ganzen Armeecorps den Abſchied, der dann doch nicht gewährt werden konnte. So wollte auch der Soldat des Rechts ſich nicht begeben, ſeine Wünſche und Anliegen den Vertretern des Volks vorzutragen. Staatsrechtliche Bildung aller Claſſen von Staatsbürgern betrachteten jener Zeit die Landſtände als eine weſentliche Aufgabe und wollten deshalb in die beabſichtigte Verfaſſung die ausdrückliche Beſtimmung aufnehmen, daß die Söhne des Vaterlandes zu brauchbaren Staatsbürgern gebildet und hierdurch für die Sicherheit des Staats geſorgt werden ſolle. Im gleichen Sinne erblickte die Rittercurie der heſſiſchen Grafſchaft Schaumburg in der Staatsverfaſſung die Bildungsanſtalt des Volks und ſah im Volksgeiſte eine große Garantie für die Dynaſtien der kleinen deutſchen Monarchien, die, wenn auch der Gang der europäiſchen Politik ihre Exiſtenz bedrohe, doch Niemand anzugreifen wagen werde, ſolange die Fürſten das Recht wahren und dem Volke eine lebendige Theilnahme am politiſchen Leben geſtatten.

Doch eben dieſes Leben wurde von nun an den Heſſen gänzlich verkümmert; das Regierungsſyſtem näherte ſich von Tage zu Tage mehr dem Abſolutismus — freilich auch einer Bildungsanſtalt! es war die Schule der Erfahrung, in welcher Jedermann täglich lernte, wie viel das Land entbehre, weil es an einer feſten und geſicherten Landesverfaſſung fehle. Denn die Beſchwerden, die über Kränkungen und Verletzungen in ſo unendlicher Zahl aus Kurheſſen bei der Bundesverſammlung einliefen, fanden hier wol Anerkennung und Mitgefühl, aber niemals wahre Abhülfe; dazu reichte, das fühlte man bald, die Bundesverfaſſung nicht aus. In dieſem Zuſtande allgemeinen Schwankens, wo alles Beſtehende den Boden zu verlieren drohte, beſtimmte im Jahre 1817 eine als Staatsgeſetz bezeichnete Anordnung, deren allenthalbige genaue Befolgung der Kurfürſt ſeinen Nachfolgern in der Regierung zur Pflicht machte, daß kein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht ſeiner Stelle entſetzt oder demſelben ſein rechtmäßiges Dienſteinkommen entzogen werden dürfe. Es war das nichts Neues; der reichsgerichtlichen Praxis folgend, hatte das Oberappellationsgericht ſchon ſeit dem Jahre 1764 ſeinen Erkenntniſſen den Grundſatz unterſtellt, daß die Verleihung eines

Staatsamts eine beſtändige und unwiderrufliche ſei, mithin, von eintretender Unfähigkeit abgeſehen, nur mit der Lebenszeit des Beamten ende. Dennoch war hoher Werth darauf zu legen, jenen Grundſatz jetzt in einem poſitiven Geſetze anerkannt zu ſehen, welches vom Landesherrn in der ausdrücklich ausgeſprochenen Abſicht gegeben war, das Wohl ſeiner Staaten dauerhaft zu befeſtigen. Es lag darin das weſentliche Zugeſtändniß, daß der Staatsdiener wegen ſeines Verhaltens, den Fall eines Vergehens ausgenommen, nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, wenigſtens nicht mit Verluſt ſeines Amts und Einkommens bedroht ſein ſoll. Die Selbſtändigkeit, die ihm dadurch gewährleiſtet wurde, mußte natürlich auf die gewiſſenhafte Verwaltung ſeines Amts wohlthätig zurückwirken. Eines freilich blieb dabei noch mangelhaft; es gab keine Normen für die Größe des rechtmäßigen Dienſteinkommens; was einmal zugeſichert war, galt zwar als rechtmäßig, aber das Maß der Zuſicherungen ließ ſich in den engſten Grenzen halten; es hing Alles vom Gutbefinden im einzelnen Falle ab und konnte dem Einen viel, dem Andern wenig gegeben werden. So ließ es ſich denken, daß dennoch der Staatsbeamte bisweilen in einem gewiſſen Zuſtande der Abhängigkeit ſich fühlte. Auf den Militairſtand war zudem die Staatsdienereigenſchaft nicht übertragen; der Offizier blieb nach Belieben entlaßbar; der Sold konnte ihm nach Gefallen genommen und gekürzt werden.

So ſchwere Bedrückung und harte Behandlung Einzelne unter Kurfürſt Wilhelm's I. Regierung erfuhren, ſo konnte man ihn doch einen gerechten Regenten nennen, denn er mied das Unrecht wirklich, wo er deſſen einſichtig war; nur ſchwer aber erkannte er das Recht, wenn es dem Geldintereſſe entgegenſtand, das eine Finanzwirthſchaft der kleinlichſten Art zu fördern ſuchte. Sein Inneres wird durch ſeinen letzten Willen klar; den Charakter des Selbſtherrſchers hervorhebend, bezeichnete er, neben der Religion, ſtrenge Handhabung der Gerechtigkeit als die Hauptſtütze der Staaten und empfahl ſie ſeinem Nachfolger zu deſſen vorzüglichſter Sorge. Dieſe Mahnung des Vaters ſchien nicht verloren zu ſein, als Wilhelm II. ſeine Regierung begann; mittels Umbildung des geſammten Staatsorganismus die verlebten Formen der Verwaltung abſtreifend und friſches Leben dem Geſchäftsgange durch verbeſſerte Einrichtungen einhauchend, widmete ſeine Verordnung vom Juni 1821 einer Neugeſtaltung der Juſtizpflege vorzugsweiſe Sorgfalt. Dieſelbe war auf den Grundſatz gebaut, daß die Gerichte nach den Geſetzen in den verſchiedenen Inſtanzen allein und ohne Einwirkung irgend einer andern Behörde erkennen. So war das Richteramt unabhängig geſtellt; neben demſelben ſollte Niemand zugleich ein anderes Amt übernehmen. Die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, mit der ſie bisher in einer Behörde ſich verbunden gefunden hatte, war, wenn nicht ganz vollſtändig, doch in großer Ausdehnung bewirkt; auch die Strafrechtspflege, die ſich bisher ſtatt richterlichen Urtheils nur als Antrag zur landesherrlichen Entſcheidung gezeigt hatte, war nun den Gerichten völlig anheimgefallen. Je weniger ein Gedanke an Verfaſſung und Landſtände aufkam, deſto mehr wurde die Juſtiz zum einzigen Schutze der Freiheit.

Der alte Haſſenpflug war ganz bei Seite geſchoben, er hatte ſein Werk längſt vollendet, und Wilhelm II. brauchte und mochte ihn nicht. Deſſen Sohne zwar gab der neue Regent alsbald eine Beförderung im Staatsdienſte, doch nicht aus eigener Neigung, ſondern aus Achtung vor dem entſchlafenen Kurfürſten, der es ſo gewollt hatte. Namenlos waren die Willkürlichkeiten in der Verwaltung, die ſich unter Wilhelm II. häuften; an ein eigentliches Syſtem der Regierung war kaum noch zu denken; es wurde immer nur nach Laune gehandelt, und ſo kamen die ſonderbarſten Dinge zu Tage. Mächtig wußte in die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten die mit Schätzen überhäufte Gräfin von Reichenbach einzugreifen, die mit Uebermuth behandelte, was in des Hofes Nähe kam. Recht und Gerechtigkeit war nicht entfernt mehr der Leitſtern der Regierungsmaßregeln. Ruhig ertrug das Volk Alles, was geſchah, und auch, was nicht geſchah. Wenn aber in die Rechtsſphäre des Einzelnen eingegriffen war, dann ſtand der Weg zum Richter offen, und der ſchlug niemals fehl. Jemehr die Verwaltung Mißachtung des Rechts kundgab, deſto mannhafter erhob ſich die Juſtiz; ſie fühlte den Beruf, die Herrſchaft des Rechts, im Gegenſatz von Eigenmacht und Gewalt, als den einzig weſentlichen Zweck des Staatsvereins zur Geltung zu bringen; wo Jemand über Rechtsverletzung klagte und deren Abhülfe vom Gericht begehrte, da wurde eine Juſtizſache als vorhanden angenommen, mochte die Verletzung von den Behörden oder vom Landesherrn ſelbſt, ſei es als Verwalter des Fiscus, als Inhaber der Hoheitsrechte oder als Repräſentant der Geſammtheit aller Staatsbürger, ausgegangen ſein; es konnte jede Regierungshandlung, wenn darin eine dem einzelnen Staatsbürger zugefügte Verletzung ſeiner Privatrechte lag, zur Juſtizſache werden, und die Staatsgewalt als ſolche hatte, gleich jedem Andern, der Gewalt an des Rechtes Stelle ſetzte, vor Gericht zu ſtehen, ſolange nicht ein beſonderes Geſetz den Rechtsweg ausdrücklich verſperrte, was freilich, wenngleich nur für minder erhebliche Fälle, nicht unbenutzt blieb. So urtheilten die kurheſſiſchen Gerichte, mehr auf die Theorie des Rechts und die Grundſätze der Reichsgeſetzgebung, als auf particulare Beſtimmungen ſich ſtützend. Ihren Erkenntniſſen unterwarfen willig ſich alle Behörden, und der Landesherr ſelbſt beugte ſich vor der heiligen Themis. Eine Zeit lang wol mochte demſelben bisweilen Widerſtand wünſchenswerth ſcheinen; doch blieb es immer nur bei einem Verſuche, der nirgend Unterſtützung fand und nach einigen Augenblicken ſchon aufgegeben war. Konnte ſo auch vielfach Hülfe dem in ſeinem Recht Gekränkten gewährt werden, ſo reifte es doch immer mehr zur größern Klarheit heran, daß dies ein ſchwieriger und, wenn zuläſſiger, dennoch nicht immer ausführbarer und häufig ungenugender Weg ſei. Stündlich erkannte man mehr, daß die Herrſchaft des Rechts durch ein nicht blos individuell, ſondern allgemein wirkendes Mittel geſichert werden müſſe, wenn nicht die Grundlagen des Staats ſelbſt zuſammenbrechen ſollten. Recht fühlbar machte ſich dies ſowol durch Verwendung der zur Schuldentilgung bewilligten Steuern für andere Zwecke, als wozu ſie beſtimmt waren, wie durch die unter den mannichfachſten Namen neu auftauchenden Abgaben, bei denen man ſich anfangs mit mehr oder minderm Schein eines triftigen Grundes, endlich auch ohne einigen Schein eines ſolchen, über landſtändiſche Mitwirkung glaubte hinwegſetzen zu dürfen. Fehlte es doch an jeglichem Organe, das ein Wort dawider zu reden vermocht hätte; die Erheber hielten ſich durch die Verordnungen gebunden, welche die Steuerzahlung verfügten, und zweifelhaft blieb der Ausgang eines Rechtsſtreits, den, keinenfalls mit aufſchiebender Wirkung, ein Einzelner hätte beginnen können; hier mußten, das begriff zuletzt ein Jeder, kräftigere Sicherungsmittel geſchaffen werden, wenn nicht endlich die Willkür allzu ſehr überhand nehmen ſollte. Die Eigenthümlichkeit der Provinzialverfaſſung in der Grafſchaft Schaumburg bot das Beiſpiel eines ſolchen Mittels der Abwehr, lieferte aber auch zugleich den praktiſchen Beweis, wie viel zu erreichen ſei, wenn man beharrlich auf ſein Recht ſich ſtemmt. Dort hatte ſich eine Art landſtändiſcher Vertretung zwiſchen den Landtagen erhalten, zwar mit geringen Befugniſſen ausgeſtattet, aber doch mit dem Rechte bekleidet, gewiſſe Gattungen von Steuern, die von jenem Gebietstheile im Ganzen gefordert wurden, auf die einzelnen Steuerzahler zu vertheilen und dieſen die zu entrichtende Steuerquote anzuzeigen. Deſſen weigerte ſich endlich, bis erſt Rechnung über die Verwendung früherer Leiſtungen geſtellt ſei jenes Organ unter dem Namen des landſchaftlichen Deputirten, weil die Regierung keineswegs an Steuern nehmen dürfe, was ihr beliebe. Das kann nicht, erklärte derſelbe, er, dem älteſten Adel entſproſſen, das kann nicht die Abſicht einer legitimen Regierung ſein, und wäre ſie es, ſo würde die Verweigerung der Steuern von Seiten der Unterthanen als rechtmäßig erſcheinen. Es kann nicht, fügte er hinzu, die Abſicht der Staatsbehörde ſein, Maximen autokratiſcher Willkür an die Stelle von Grundſätzen der Legitimität zu ſetzen, welche die Rechte der Regenten und Unterthanen gegenſeitig bedingt, die Mutter des europäiſchen Culturſtandes und die ſicherſte Stütze der Throne iſt. Nun folgte die Bedrohung mit Zwangsmitteln gegen den landſchaftlichen Deputirten, wenn er ſich der Steuervertheilung nicht unterziehen würde; doch ſtandhaft weigerte er ſich deſſen, um nicht Miniſterialbeſchlüſſen durch Beachtung einer leeren Form den Schein von Rechtmäßigkeit zu geben, die kühnſte Sprache den Drohungen entgegenſtellend: „Ich werde erwarten, welche Gewaltſchritte von Seiten der Regierungsbehörden vorgenommen werden mögen, werde erwarten, wie weit dieſelben die Nichtachtung landesherrlicher Zuſagen, die Verhöhnung landſchaftlicher Verfaſſung, die Verkennung ſtändiſcher Rechte und den Misbrauch anvertrauter Gewalt offenkundig zu treiben geſonnen ſein mögen.“ Das blieb dann nicht ohne Eindruck; einlenkend ſuchte die Regierung zu unterhandeln, bis es zuletzt doch dahin kam, daß die Schaumburger die verlangte Steuer wirklich nicht zahlten. Das konnte auch für das übrige Land nicht unvergeſſen bleiben. So endlich erſchien, unter den mannichfaltigſten Drangſalen, das Jahr 1830 und rief die Bürger der Hauptſtadt wach. Die Stände zu verſammeln, baten ſie den Kurfürſten, um ſich als Vater mit ſeinen Kindern zu berathen, wie ihnen in ihrer Noth zu helfen ſei; ſie ſtanden dabei am 15. September in gemeſſener Haltung, aber nicht, wie anderwärts, mit Sturmesgeläut und Feuersbrand. „Um Liebe flehen wir für unſere Liebe, nur um Vertrauen für unſer Vertrauen." Das waren die Worte, mit denen die Bürger von Kaſſel, der allgemeinen Beiſtimmung ſicher, mit Ernſt und Ruhe jene Bitte einleiteten. Der Stadtrath befürwortete dieſelbe, die Zuſammenberufung der Landſtände als das Mittel bezeichnend, vom heſſiſchen Vaterlande die Gefahr abzuwenden, die für Deutſchland, ja für Europa in einem allgemeinen Kriege der Armen gegen die Vermögendern drohe. Da entſchloß ſich der Kurfürſt, den Landtag zu verſammeln, deſſen Ergebniß die endliche Schlichtung des alten Vermögensſtreits durch Theilung des Schatzes in zwei gleiche Hälften, die eine als Staatsvermögen, die andere beſtimmt, mit ihren Nutzungen zum Unterhalt des jedesmaligen Regenten zu dienen, daneben die Feſtſtellung einer auf das Domanialvermögen gegründeten Civilliſte und die Verkündigung einer neuen Verfaſſungsurkunde war, die, ſo lautet ihr Eingang, noch in ſpäten Jahrhunderten das ſchönſte Denkmal der Eintracht zwiſchen Fürſt und Unterthanen bilden, die Staatsregierung in ihrer wohlthätigen Wirkung unterſtützen, das Volk über die Bewahrung ſeiner bürgerlichen Freiheiten beruhigen und dem geſammten Vaterlande eine ſegensreiche Zukunft verbürgen ſollte. In Form eines Vertrags zu Stande gebracht, klebte dieſer Verfaſſung unzweifelhaft der repräſentative Charakter an, fand ſich gleich manche Erinnerung an altlandſtändiſche Einrichtungen darin. Es war die nothwendig erachtete Einigung aller Betheiligten zu dem neuen Werke, welche dies unvermeidlich gemacht hatte. So gingen die Elemente der Rittercurie unverändert in die für die Zukunft zu bildende Ständeverſammlung über, in der auch, neben den neu zutretenden Viriliſtimmen der Prinzen und Standesherren, die Städte und die Dörfer im Verhältniß der Seelenzahl ungleich vertreten waren; aber es war eine Kammer, von deren Mitgliedern ein jedes, ohne an Aufträge gebunden zu ſein, nach eigener Ueberzeugung, als Repräſentant des ganzen Landes, zu handeln hatte. Die Verfaſſung enthielt die allgemeinen grundrechtlichen Beſtimmungen über die nur durch Geſetze zu beſchränkende Freiheit der Perſon und des Eigenthums, über die durch ein Geſetz wider Preßvergehen bedingte Freiheit der Preſſe und des Buchhandels, über vollkommene Freiheit des Gewiſſens und der Religionsübung. Schon ſeit dem Erwerbe mainziſcher und fuldaiſcher Gebietstheile mit ihrer katholiſchen Bevölkerung in den Jahren 1803 und 1816 hatte Kurheſſen die Eigenſchaft eines rein proteſtantiſchen Staats verloren, was die den duldſamen Geſinnungen des Zeitalters ohnehin entſprechende Anerkennung der Religionsfreiheit mit Nothwendigkeit forderte. Den Ständen war das Recht der Zuſtimmung bei der Geſetzgebung geſichert. Die Erfahrung war benutzt, um für eine tüchtige unparteiiſche Rechtshülfe jede mögliche Garantie in die Verfaſſung zu legen. Die Rechtspflege ſoll auf immer von der Landesverwaltung getrennt ſein; Niemand kann an der Betretung des Rechtsweges gehindert werden; in jedem Falle, wo Jemand ſich in ſeinen Rechten verletzt glaubt, bleibt ihm die gerichtliche Klage offen; die Beurtheilung, ob eine Sache zum Gerichtsverfahren ſich eignet, gebührt dem Richter nach Maßgabe der allgemeinen Rechtsgrundſätze und ſolcher Geſetze, welche mit Beiſtimmung der Landſtände werden erlaſſen werden; Niemand darf ſeinem geſetzlichen Richter entzogen werden; nie dürfen außerordentliche Gerichtshöfe eingeführt werden; die Zahl der Gerichtsmitglieder iſt feſtbeſtimmt; die Gerichte für die bürgerliche und Strafrechtspflege ſind innerhalb der Grenzen ihres richterlichen Berufs in allen Inſtanzen unabhängig; dieſelben entſcheiden, ohne irgend eine fremde Einwirkung, nach den beſtehenden Rechten und den verfaſſungsmäßigen Geſetzen; ſie ſollen in ihrem Verfahren, namentlich auch in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile geſchützt und ſoll ihnen hierzu von allen Civil- und Militärbehörden der gebührende Beiſtand geleiſtet werden; das Edict von 1743 über die Selbſtändigkeit der Rechtspflege bleibt in Kraft und wird auf die Strafrechtspflege ausgedehnt; geſorgt iſt für die gerichtliche Vertretung des Staats und der Landesherrſchaft, auch in den Fällen des Streites zwiſchen Beiden. Durch ſolche Grundſätze glaubte man den Rechtsſtaat innerhalb der 300 Jahre, ſeitdem 1509 der erſte Keim dazu gelegt worden war, zur vollſten Blüte ausgebildet zu haben. Als dringendes Bedürfniß blieb nur eine Umarbeitung der, meiſt fremden Völkern von den verſchiedenſten Bildungsſtufen entlehnten Rechts- und Proceßnormen, weshalb die Bearbeitung neuer Geſetzbücher zugeſichert wurde. Die Mitglieder des höchſten Gerichtshofes durch die Stände wenigſtens theilweiſe wählen zu laſſen, wie es in andern Ländern üblich iſt, war auch bei dem Verfaſſungswerke in Frage gekommen, jedoch, als Verpflanzung einer feudalen Inſtitution in fremde Umgebung, verworfen worden. Auf das feſteſte ſuchte man das Recht der Steuerbewilligung zu begründen, wohl erkennend, daß hier der Lebensnerv der Volksvertretung liege. Ohne landſtändiſche Bewilligung, ſo lauten die Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde, kann weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten eine directe oder indirecte Steuer, ſo wenig als irgend eine ſonſtige Landesabgabe, ſie habe Namen welchen ſie wolle, ausgeſchrieben oder erhoben werden; in den Ausſchreiben und Verordnungen, welche Steuern und andere Abgaben betreffen, ſoll die landſtändiſche Bewilligung beſonders erwähnt ſein, ohne welche weder die Erheber zur Einforderung, noch die Pflichtigen zur Entrichtung ſchuldig ſind. Die Stände haben für die Aufbringung des Staatsbedarfs, ſoweit die übrigen Hülfsmittel zu deſſen Deckung nicht hinreichen, durch Verwilligung von Abgaben zu ſorgen. Zum Zweck der Verwilligung des Staatsbedarfs, in der Regel für dreijährige Perioden, iſt der Ständeverſammlung der Voranſchlag, welcher die Einnahmen und Ausgaben mit Vollſtändigkeit und Genauigkeit enthalten muß, zeitig vorzulegen, die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der zu machenden Ausgaben nachzuweiſen und das Bedürfniß der vorgeſchlagenen Abgaben zu zeigen; zugleich muß die Verwendung des Staatseinkommens zu den beſtimmten Zwecken für die verfloſſenen Jahre nachgewieſen werden; über die möglich beſte Art der Aufbringung und Vertheilung der für den ermittelten Staatsbedarf neben den übrigen Einnahmequellen noch erforderlichen Abgabenbeträge haben die Landſtände die geeigneten Beſchlüſſe zu nehmen. Zur Gewährleiſtung der Verfaſſung wird ſie von allen achtzehnjährigen Männern beſchworen. Die Verpflichtung zur Beobachtung und Aufrechthaltung derſelben wird in den Dienſteid eines jeden Staatsdieners aufgenommen, deſſen Dienſtanweiſung nichts enthalten darf, was den Geſetzen zuwider iſt; auch dem Militärdienſte iſt die Eigenſchaft des Staatsdienſtes beigelegt; mit jedem Civil- oder Militärdienſte iſt eine Normalbeſoldung verbunden, die ohne Urtheil und Recht nicht vermindert werden kann; ein jeder Staatsdiener bleibt hinſichtlich ſeiner Amtsverrichtungen verantwortlich und kann wegen Verletzung der Landesverfaſſung wie auch anderer Vergehen von den Landſtänden oder dem ſtändigen Ausſchuſſe derſelben angeklagt werden. Durch dieſen aus der Mitte der Ständeverſammlung zu wählenden Ausſchuß ſollte eine ununterbrochene Repräſentation des Volks geſchaffen werden, indem es ſeine Beſtimmung war, von einem Landtage zum andern das landſtändiſche Intereſſe wahrzunehmen. So dachte man für Jahrhunderte den Rechtszuſtand in Kurheſſen befeſtigt zu haben. Was dieſe Verfaſſung ihr ausſchließlich Eigenthümliches hatte, war durch die beſondere Erfahrung Kurheſſens gewonnen: Fürſt und Volk waren dadurch ausgeſöhnt; von *einem* Bande fühlten ſich Beide eng umſchlungen. Doch es gab noch eine Partei, die dem Lande dieſes Loos mißgönnte. Die durch den Einfluß der Gräfin von Reichenbach auf Wilhelm II in der Vergangenheit gekränkt ſich fühlten, wußten dieſelbe aus Kaſſel zu verdrängen, des Erfolges ſich bewußt, daß der Kurfürſt ihr nachziehen werde. Um von ihr ſich nicht zu trennen, fand Wilhelm II. ſich bewogen, die Beſorgung aller Regierungsangelegenheiten ſeinem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, unter dem Namen eines Mitregenten, zu überlaſſen. Mit dem Beginne ſeiner Regierungszeit zeigten ſich Spaltungen zwiſchen Civil und Militär, meiſt aus der Stellung der Bürgerwehr zum letztern hervorgegangen. Die Verfaſſung hatte die Bürgerbewaffnung und in derſelben eine enge Verbrüderung aller Claſſen des Civils mit wahrhafter Verwiſchung der Standesunterſchiede vorgefunden, aber es wollte die Verfaſſung jene Bürgerbewaffnung zu einer bleibenden Anſtalt für die Erhaltung der innern Ruhe und Ordnung erheben; eifrige Mitwirkung zur Aufrechthaltung der

Verfaſſung ſollte auch ihre Beſtimmung werden. Einen Nebenbuhler ſchien das Militär in dieſem bewaffneten Corps zu finden, und gegenſeitige Eiferſucht durchbrach in Kaſſel alle Schranken, als dort am 7. December 1831, mit Uebergehung der Bürgerwehr, ein militäriſches Einſchreiten, vorzüglich von des Fürſten reitender Leibwache, aus unbedeutendem Anlaß ſtattfand. Erſt ſpäter ſtellte ſich das Erkenntniß des wechſelſeitigen Bedürfniſſes, dann aber um ſo feſter die Eintracht her, und die Landſtände waren, wenn auch über die Höhe des Militäraufwandes klagend, gern bemüht, eine möglichſt ſorgenfreie Lage den Offizieren und der Mannſchaft zu bereiten. Das Militär begriff, daß es eben durch die Verfaſſung nicht außerhalb des Staatsverbandes mehr geſtellt war, daß es Rechte hatte, nicht jeder Laune dienſam blieb, daß durch die Möglichkeit einer Wahl zum Landtagsdeputirten auf des Landes Geſchicke einzuwirken auch dem Soldaten vergönnt war. Des Kurprinzen-Mitregenten wußte ſich dagegen eine pietiſtiſch-religiöſe, zum Abſolutismus neigende Partei zu bemächtigen; an ihre Spitze trat als Miniſter des Innern und der Juſtiz der jüngere Haſſenpflug; hatte ſein Vater die ältere ſtändiſche Verfaſſung thatſächlich vernichtet, ſo nahm es der Sohn als ſeinen Beruf auf, die aus deren Trümmern neu entſtandene Verfaſſung allmälig zu untergraben. Es war faſt kein Artikel derſelben, dem er nicht eine Deutung zu geben verſuchte, die nach der allgemeinen Meinung dem wahren Sinn widerſtritt; Alles zog er bei den Ständen in Streit; er rüttelte an Allem, was man feſt begründet hielt; der neuen Verfaſſung wußte er irgend einen althiſtoriſchen Rechtsſatz entgegenzuſtellen, der durch dieſe nicht berührt ſein ſollte; berief man ſich dagegen auf ein Jahrhunderte lang unverrückt beobachtetes Herkommen, ſo ſollte die Verfaſſung daſſelbe ganz und gar zertrümmert haben; die verſprochenen Geſetzbücher und andern Geſetze, mindern Umfangs aber von gleicher Erheblichkeit, wußte er zu verhindern, zu verzögern oder zu verkümmern. Die Preßfreiheit ließ er nicht aufkommen, die Cenſur aufs ſtrengſte handhaben; den Beamten überhaupt für den blinden Diener ſeines Eigenwillens haltend, ſuchte er die ſeiner Anſicht widerſtrebenden Staatsdiener zu beeinträchtigen oder zurückzuſetzen und von der Ständeverſammlung fernzuhalten, wenn das Vertrauen der Mitbürger zu ihren Abgeordneten ſie auserſehen hatte; eifrig war er bemüht, die Thätigkeit des permanenten ſtändiſchen Ausſchuſſes zu lähmen und dieſes jung aufſtrebende Inſtitut in ſeinem Keime zu erſticken; ſeine ganze Wirkſamkeit war darauf berechnet, mit den Landtagen ewige Kämpfe zu unterhalten, über unbedeutende Formen gleich hartnäckig wie über Dinge von Wichtigkeit; war ein Zank glücklich beigelegt, ſo hatte er den andern ſchon angefacht, und, war ein ſolcher am heftigſten entbrannt, ſo zog er ſich perſönlich zurück und ſchob unmittelbar den Regenten an ſeiner Statt vor, ſolchergeſtalt dieſen in den Strudel des Parteigezänkes hineindrängend. Auf eine geſchickte Weiſe wußte er den Hader zwiſchen dem Regenten ſelbſt und dem Lande zu wecken und zu nähren. Das geſchah auch beim Erlöſchen der fürſtlich rotenburger Linie, indem er die von derſelben genutzten Domänen als dem Landesfürſten heimgefallen anſah, während die Stände ſie, als Theil des Kammergutes, von dem ſie entnommen ſeien, meiſt ſäculariſirtes Kloſtergut, zum Staatsvermögen gehörig betrachteten. Nicht genug, daß dieſe Meinung Haſſenpflug beſtritt, ſo wußte er auch recht ſchroff dem Landesherrn ſelbſt die Rolle einer ſtreitenden Partei zuzuwälzen, die jeden rechtlichen Austrag von ſich wies. Den Ständen hatte die Verfaſſung nicht die Civilklage gegen den Regenten eingeräumt; ſie konnten nur gegen die Miniſter, als Träger der executiven Gewalt, im Criminalverfahren vorſchreiten, und dieſes zeigte ſich zur Erreichung des Zweckes ungenügend. Ueberhaupt war der Weg der Miniſteranklage in der Verfaſſung nicht breit genug geöffnet, um auf ſolchem die gefährdete Verfaſſung zu retten, wenn unter dem Vorgeben, ſie recht zu bewahren, die heftigſten Stöße gegen dieſelbe von Haſſenpflug's Seite fielen. Die deshalbigen Verſuche mißlangen; das zum Staatsgerichtshof erklärte Oberappellationsgericht wies die mehrfach erhobenen Anklagen zurück; es faßte die ihm zugewieſene Stellung in einem viel zu engen Rahmen auf, als daß dieſelbe für ein wahrhaftiges Schutzmittel der Verfaſſung hätte gelten können. Der politiſche Standpunkt, auf den der oberſte Gerichtshof gehoben war, gab zum erſten Male Anlaß, das hohe Anſehen zu ſchwächen, in welchem derſelbe ſeit ſeiner Entſtehung unwandelbar geſtanden hatte. Den Einfluß, den der angeklagte Juſtizminiſter auf die Zuſammenſetzung des Gerichts durch Ernennung und Verſetzung hatte, die Richtung der politiſchen und religiöſen Geſinnung, die bei der Beförderung an daſſelbe begünſtigt wurde, konnte nur dazu dienen, das aufkeimende Mißtrauen zu ſteigern. — Haſſenpflug hat niemals eine Kammermehrheit für ſich gehabt; daß er aber deſſenungeachtet im Amt ſich halten konnte, war dennoch nur die Schuld der Ständeverſammlung. Mit Stimmeneinhelligkeit konnte dieſe freilich nicht leicht auftreten, weil ſie nicht Volkskammer allein, im Sinne einer zweiten Kammer anderer Staaten, war, ſondern eben deren zwei Kammern in ſich vereinigte. Prinzen und Standesherren hatten ihre Stimmen dem Miniſterium ganz und gar zur Verfügung geſtellt, und der ſonſtige Adel, mit wenigen Ausnahmen, bildete nur das Echo von Haſſenpflug's Meinung. Doch auch die ihm entgegenſtehende Mehrheit zeigte meiſt ſich ſchwankend, nicht folgerecht in ihren Entſchlüſſen; kräftig erſt auftretend, mußte ſie um ſo ſchwächer erſcheinen, wenn ſie ſpäter nachgab, um, wie man ſagte, ſchlimmeres Uebel vom Lande abzuwenden. Das war immer nur das Mittel zu Haſſenpflug's ſtets größerer Ueberhebung. So ſchien er für lange Zeit noch ſich feſtgeſetzt zu haben, als plötzlich der Eigennutz den Anlaß zu ſeinem Sturze gab. Es entzog ihm die Gunſt des Regenten, daß er den Gehalt, den er ſchon empfangen hatte, rückwärts für die ganze Dauer ſeiner miniſteriellen Thätigkeit ſich nochmals zahlen ließ, weil er in zwei Departements gearbeitet habe und deshalb doppelt beſoldet werden müſſe. Es war um die Mitte des

Jahres 1837, als er ſeines Amts entlaſſen wurde und dann in fremde Dienſte ging, zuletzt zu Greifswalde in Preußen angeſtellt wurde. Doch es war das nur ein Wechſel der Perſon, nicht eine Aenderung des Syſtems, das ſolche Wurzel ſchon geſchlagen hatte, um auch unter ſeinen Zöglingen fortwuchern zu können, von denen beſonders der Advocat Scheffer hervorragte, der, in den Staatsdienſt übergegangen, die Regierung bei den Ständen vertrat und endlich ſelbſt die Verantwortlichkeit des Miniſteramts übernahm, die er in Wahrheit, wenn auch nicht dem Namen nach, lange ſchon getragen hatte. Doch waren zuvor ſtets engere Grenzen für jene Verantwortlichkeit gezogen; je mehr man auf ſolche ſich berief, um Willkürlichkeiten Eingang zu verſchaffen, deſto ſinnreicher war man in Erfindung von Theorien, welche die miniſterielle Verantwortlichkeit zum bloßen Schatten herabdrückten. Hatte Haſſenpflug dahin geſtrebt, die Volksvertretung als ohnmächtig und nutzlos zu zeigen, ſo hatte es die ſpätere Zeit ſich zur Aufgabe geſtellt, das landſtändiſche Inſtitut in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen; denn es pflegten die conſtitutionellen Formen weſentlich nur benutzt zu werden, um zum Deckmantel arger Eingriffe in die verfaſſungsmäßigen Rechte der Landſtände zu dienen. Die Entwickelung einer eigenen Thätigkeit wurde derſelben gänzlich verſperrt oder doch von vornherein als eine koſtſpielige Nutzloſigkeit geſchildert. Die landſtändiſche Verfaſſung ſollte ſich als eine dem Volke gleichgültige Feſſel der Herrſchaft zeigen, welche man nach Belieben gänzlich abſtreifen könne, ohne die wirklich beſtehenden Verhältniſſe zu ändern. Und dieſe Herrſchaft war nicht etwa unbeſchränkte Machtvollkommenheit des Landesherrn; ſie war nichts als ein miniſterieller Abſolutismus, der dem Regenten keine freiere Bewegung geſtattete, als es bei wahrhaftiger Handhabung der conſtitutionellen Schranken der Fall geweſen wäre. Dieſe aber war man allmälig ſo einzuengen beſtrebt, daß ſich kaum noch dergleichen als vorhanden anſehen ließen. Der unterſcheidende Charakter zwiſchen Geſetz und adminiſtrativer Verordnung ſollte verwiſcht werden, indem die Verbindungskraft der letztern zu erweitern und ihrem Bereiche einen Stoff von größerm Umfange zuzuweiſen beabſichtigt wurde. Unter der allgemeinen Bezeichnung eines dynaſtiſchen Eigenthums ſollte das geſammte dem Privatbeſitz entzogene Eigenthum begriffen und ſo die im Jahre 1830 bewirkte Sonderung des Staatsvermögens vom fürſtlichen Hausvermögen der That nach aufgehoben werden. Die Streitigkeit über den rotenburger Nachlaß bot die Gelegenheit, das ganze Kammergut als ſolch dynaſtiſches Eigenthum zu bezeichnen und daraus praktiſche Folgen abzuleiten. Um die Verhandlungen über die Rotenburger Quart auf das Feld wirklicher Erfolge zu führen, wurde landſtändiſcherſeits in Ausſicht geſtellt, den Betrag ihrer Einkünfte den Einnahmen zuzuziehen, welche das Maß der zu bewilligenden Steuern beſtimmen ſollen. Dieſe Drohung mit einer Art von Steuerverweigerung ſchien den Ständen genügend, um die Regierung auf den Weg des Bundesſchiedsgerichts zu drängen, welches durch die wiener Miniſterialconferenzen vom Jahre 1834 eröffnet war; ſie glaubten nicht, daß es im Geiſte der damals gefaßten Beſchlüſſe liege, zur Begründung eines ſolchen ſchiedsrichterlichen Verfahrens eine Steuerverweigerung erſt in Vollziehung ſetzen zu müſſen, weil dieſes in den Bundesbeſchlüſſen für Aufruhr gehalten wurde und die Erregung des Aufruhrs nicht nothwendige Bedingung ſein könne, um eine Budgetirrung zur richterlichen Ausgleichung bringen zu können. Doch der Bundestag war anderer Meinung; er hielt, ſolange es nicht zur wirklichen Steuerverweigerung gekommen ſei, die Regierung nicht genöthigt, den Ständen das Bundesſchiedsgericht anzubieten. So ſahen ſich dieſe, um zur Rechtshülfe gelangen zu können, gewiſſermaßen zur Steuerverweigerung von Bundeswegen hingedrängt; doch ſcheuten ſie mehr jenes Mittel, als die Bundesverſammlung ſelbſt es that, und vertagten lieber den rotenburger Streit. Scheffer hatte für das landſtändiſche Recht der Steuerbewilligung eine eigene Auffaſſung; er unterſchied daſſelbe von einen Ausgabenbewilligungsrechte; letzteres verſagte er der Ständeverſammlung, als in der Verfaſſung nicht begründet; die Regierung kann, meinte er, alle Ausgaben beſtreiten, die ſie für nöthig oder nützlich hält; die Stände haben auf die Feſtſtellung der Staatsausgaben keinerlei Einfluß; ein Verzeichniß von Ausgaben, welche die Regierung zu beſtreiten beabſichtigt, wird den Ständen vorgelegt, um danach die Höhe der Summe zu bemeſſen, die durch Steuern zu decken iſt; dieſen Betrag aufzubringen, ſind die Stände verfaſſungsmäßig verpflichtet, ohne daß die Regierung nöthig hätte, dieſelben gerade zu den von ihr angegebenen Ausgaben zu verwenden. Das nannte Scheffer das Steuerbewilligungsrecht der Landſtände. Die verfaſſungsmäßige Nachweiſung über die Verwendung des Staatseinkommens zu den beſtimmten Zwecken ſollte auf eine Kenntniß der gemachten Ausgaben beſchränkt ſein, ohne daß dieſe ſelbſt durch die Landſtände einer Anfechtung unterworfen werden dürften. So war deren Wirkſamkeit faſt auf Nichts herabgeſunken. Die ſegensreichen Erwartungen, die man von der Verfaſſung gehegt hatte, ſchienen für die Zukunft täglich mehr zu erlöſchen, mußte auch zugegeben werden, daß ein Rückblick in die Vergangenheit ſie als manchen Damm gegen frühere Willkür zeige. Mit Kummer und Beſorgniß über den endlichen Verlauf ſah die Bevölkerung ſolche Entwickelung der Dinge an; aber ſie ſchaute ſtill und ruhig drein; war es doch der geſetzliche Beruf der Landſtände, ſtatt ihrer die Verfaſſung zu ſchützen; ſie war zufrieden, daß ſie dieſe Schritt für Schritt durch die Stände, wenn auch ohne Sieg, vertheidigt ſah. Einmal, im Jahre 1846, ermannte ſich der Landtag zu einer höhern Kraftentwickelung, mit der er dem herrſchenden Regiment entgegentrat. Doch bald war derſelbe aufgelöſt und, nicht ohne Umtriebe und künſtliche Mittel, im Jahre 1847 eine Kammer wieder gewählt, die vom Vorwurfe des Servilismus nicht frei ſich zu halten vermochte und, abſichtlich von der Regierung in Unvollzähligkeit gehalten, der letztern zwar eine

Majorität gewährte, aber nicht als der Ausdruck des Landes galt. Mit deren Hülfe konnte das Miniſterium es unternehmen, dem Staatsgrundgeſetze einen von der bisherigen Auffaſſung ganz verſchiedenen Character aufzudrücken, indem es auf dem Wege der Auslegung mit Erfolg verſuchte, an die Stelle einer Repräſentation des Volks die Vertretung einzelner Standesclaſſen zu ſetzen. Solchergeſtalt den verſchollenen Standesunterſchied aus dem Grabe hervorſuchend, wurde auch die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetze durch Angriffe auf die längſt vollſtändig gewordene Emancipation der Juden bedroht. Die religiöſe Richtung der Deutſch-Katholiken und Lichtfreunde gab den Anlaß, die Freiheit des Gewiſſens und der Religionsübung in Wahrheit völlig zu vernichten, und die proteſtantiſche Orthodoxie führte auf einen Standpunkt, der vom römiſch-katholiſchen Glaubenszwange ſich kaum noch unterſchied. Dazu kam ein Syſtem der Verfolgung gegen Einzelne, das nicht leicht ſeines Gleichen gehabt hatte, und ſelbſt die Juſtiz mußte die Hand dazu bieten. Bewahrte auch am letzten Ende dieſelbe ihre Unparteilichkeit, ſo lieferte doch die Inquiſitionsmaxime des Criminalverfahrens Mittel genug, Unterſuchungen zu eröffnen, die erſt nach längerer Zeit als grundlos ſich zeigten. Jordan's Proceß lüftete manchen Schleier über das Mangelhafte des Gerichtsverfahrens und zeigte deutlich, wohin eine irrige Rechtsanſicht des Richters führen kann, wenn ſie Jahre lang im Dunkeln walten darf. Allem war aber die Krone aufgedrückt durch die leitenden Grundſätze, nach denen der höchſte Gerichtshof, unangeſehen der Befähigung, beſetzt wurde. Das konnte den Rechtsſtaat in ſeiner Grundfeſte zerſtören. Das ganze Staatsgebäude war ſo wankend geworden, daß es von oben oder von unten nicht zu zertrümmern ſtand, wenn nur Wille und Muth dazu vorhanden war. In ſolcher Lage der Dinge ſtarb Wilhelm II. Das war das Ereigniß, mit welchem, nach der aus Haſſenpflug's Periode ſtammenden Lehre, der Kurprinz-Mitregent nicht mehr an die Verfaſſung gebunden ſein ſollte; das Gelöbniß, dieſelbe zu halten, ſollte nur die Zeit ſeiner auf Vertrag und Geſetz beruhenden Regentſchaft umfaßt, ſich aber nicht auf die durch Erbfolge angefallene Regierung erſtreckt haben. Der Truppen ſicher, war die Verfaſſung, ſo mochte man denken, mit einem Wurf geſtürzt; der Vertrag über die Fixirung der Civilliſte und über die Sonderung des Staats- und Hausvermögens fiel dann zugleich von ſelbſt. Auf den 7. December 1847 alle verſammelt, ſollten die Soldaten dem neuen Kurfürſten in einer Form des Eides huldigen, der von dem der Verfaſſung abwich. Doch, daß es dieſe beſchworen habe, war dem Militär unvergeſſen; nur wenn jene Verpflichtung unverändert bliebe, wollten die Truppen von neuem ſchwören. So war der Plan verrückt; das kurheſſiſche Militär hatte die Verfaſſung und den Staat ſelbſt damit vor ſeinem Untergang gerettet. Sein Beiſpiel prägte ſich in Aller Herzen ein; ihm nachzueifern ſchien eines jeden Heſſen Pflicht zu ſein. Die Regierung entſchloß ſich nun, Aenderung der Verfaſſungsurkunde im Wege der Verhandlung mit den Landſtänden zu erzielen, und verkündete dieſen die darauf gerichtete Abſicht, als ſie die Vorbereitungen dazu anordnete. Gleichzeitig aber war eine Steigerung der Civilliſte über das vertragsmäßige Maß hinaus beantragt. Zunächſt faßten darüber die Stände eine zweifacher Deutung fähige Entſchließung; doch noch nicht war die Verhandlung geſchloſſen, als die Revolution des Jahres 1848 von Frankreich her auch über Deutſchland hereinbrach. Es war der Moment, wo in Trümmern Alles zergehen konnte, Monarch und Monarchie in Heſſen. Wie weit über die Grenzen dieſes Landes ſich ſolcher Sturm verbreitet haben würde, wenn er hier im März jenes Jahres Nahrung gefunden hätte, das wird kein Menſch zu bemeſſen im Stande ſein. Das Miniſterium war jeglichen Vertrauens quitt, und bei des erſten Windes Wehen begab ſich Scheffer in der Nacht von dannen; ein Hauch des Volks hätte jener Zeit das Staatsgebäude ganz vernichten können; doch die politiſche und ſittliche Bildung des Volkes war zu hoch geſtiegen, als daß es den Zuſtand der Anarchie zu ſchaffen hätte Willens ſein können. Die Revolution ſah es als ihre Beſtimmung an, zwiſchen Fürſt und Volk noch einmal die Verſöhnung herzuſtellen; ſie zeigte ſich zu Kaſſel einzig und allein in der ſchriftlichen Erklärung des Stadtraths, daß die zeitigen Miniſter die Eintracht zwiſchen Fürſt und Volk nicht zu befeſtigen im Stande ſeien, mit der an den Regenten gerichteten Bitte, ſich mit Männern zu umgeben, welche Gewähr für eine durchgreifende Aenderung des bisherigen Regierungsſyſtems böten. Dieſem Suchen wurde willfahrt; denn es fand ſeine Unterſtützung in der übereinſtimmenden Ueberzeugung aller Claſſen des Volks, keine ausgenommen. So beſchränkte ſich das äußere Auftreten der Revolution auf Bittſchriften und Deputationen, neben lebhaft erregter Sprache, wie ſie nach ſo lange unterdrückter Schreib- und Redefreiheit nicht anders Luft ſich machen konnte. Zu Weiterm kam es ſelbſt in Hanau nicht, obwol daſelbſt von fremdem Boden her die Unzufriedenen ſich zuſammenſcharten. Standen auch im Lande die Haufen des Volkes Wache, ſo war doch nirgend, ſieht man von einzelnen Polizeiwidrigkeiten ab, die Sicherheit der Perſon oder des Eigenthums gefährdet. Ein nächtlicher Exceß der Reiter von der fürſtlichen Leibwache, doch dem Anſchein nach ohne politiſche Bedeutung, gab allein zu einem erheblichen Tumulte Anlaß, der jenes Corps, von 1831 her verhaßt und wegen ſeiner Bevorzugung ſelbſt bei den übrigen Truppen minder beliebt, aus Kaſſel verdrängte und zu deſſen Auflöſung führte. Was in jener Zeit der Bewegung alle Gemüther in Deutſchland durchzuckte, das fand den Widerhall in Heſſen auch; laut tönte das Verlangen nach Verwirklichung der durch die Verfaſſung von 1830 ſchon verheißenen Freiheit der Preſſe und der Religionsübung, wie des Rechts zur Bitte, Vereinigung und Verſammlung; es regte ſich der Wunſch nach einer deutſchen Nationalvertretung; öffentliches, mündliches Gerichtsverfahren mit Anklageproceß und Geſchworenen begehrte man daneben, wie überall, ſo in

Heſſen ebenfalls. Eins aber war nur Kurheſſen eigenthümlich: die Forderung einer Mitwirkung der Landſtände bei der Beſetzung des oberſten Gerichts. Wenn in der Zeit des allgemeinen Schwindels und der höchſten Erregung, die ganz Deutſchland, ja halb Europa ergriffen hatte, ein ſo nüchternes Verlangen, wie jenes war, ſelbſt auf der Gaſſe kund ſich gab, wenn hiernach die minder Gebildeten gleich, ja mehr faſt, als die höher Stehenden ſich ſehnten, ſo darf man dreiſt dem Glauben ſich ergeben, daß es das Volk Kurheſſens auch im März des Jahres 1848 auf nichts als auf eine feſtere Begründung des Rechtsſtaats abgeſehen hatte, nachdem die Erfahrung gelehrt, wo deſſen Schwäche zu erkennen ſei. Dem verſöhnenden Charakter, der damals ſich der Revolution aufprägte, entſprach vollkommen der allgemeine Wunſch einer Amneſtie für alle ſeit 1830 begangenen politiſchen Vergehen, ſeien ſie auch auf eine Verletzung der Verfaſſung gerichtet geweſen. Das Alles billigten die landesherrlichen Verkündigungen Kurfürſt Friedrich Wilhelm's I. am 7. und 11. März 1848, in denen er zugleich die Zuſage gab, in das Miniſterium Männer zu berufen, welche das Vertrauen des Volks genießen. Als nun bald darauf eine neue Verwaltung gebildet war, bis auf Einen oder Zwei den angeſehenen Staatsbeamten entlehnt, zum Theil der landſtändiſchen Oppoſition vor 1847 angehörig, da nahm ſie jene landesherrlichen Verkündigungen zu ihrem Programme auf, rein auf den Boden der Verfaſſung von 1830 ſich ſtellend, der ſie allenthalben aufrichtige Vollziehung und etwa in den einzelnen Artikeln nach Bedürfniß eine Aenderung gönnen wollte. Ob aber jene landesherrlichen Zuſagen aus den Tagen vor der Bildung dieſer Verwaltung durch die letztere im Geiſte des Radicalismus, oder mit Mäßigung und Beſonnenheit vollzogen werden ſollten, das war noch die Frage, die über das Schickſal des Staats entſcheiden konnte. Die Spitze, auf die ſie hinaus lief, war: fernere Beibehaltung der im Jahr 1847 unter Scheffer's Einfluß gewählten Kammer, oder: Auflöſung derſelben mit neuen Wahlen unter den Eindrücken der Tagesſtimmung. Das Miniſterium entſchied ſich gegen die Auflöſung und wagte es, die Neugeſtaltung der Verwaltung, die zugeſagte Reform von größter Bedeutung mit einer Kammer durchzuführen, die aus den trübſten Tagen der Vorzeit ihm überkommen war; die Miniſter wollten erſt verſuchen, wie ſie zu dieſer ſich zu ſtellen im Stande ſeien, aber als die Lebensbedingung ihrer Thätigkeit ſprachen ſie ein gleich ſtarkes Vertrauen auf Seite des Regenten wie bei den Ständen an; ſie wußten ſolches bei dieſen zu gewinnen und entbehrten deſſen bei jenem nicht, darf man nach den äußern Erſcheinungen urtheilen. Natürlich unterblieb jetzt die gewünſcht geweſene Steigerung der Civilliſte; geachtet aber war, ſo ſehr auch deren Minderung gewünſcht wurde, der Vertrag, der früher dieſelbe geſichert hatte. Daß nunmehr die rotenburger Domänen mit der Staatsfinanzverwaltung vereinigt wurden, verſtand ſich, bei der bisher darüber bekundeten Anſicht der jetzigen Miniſter, wol von ſelbſt, doch beließ man, mit Zuſtimmung der Stände, dem Kurfürſten die Nutzungen, die davon ſeit 1835 gefallen waren, und ausdrücklich blieb demſelben vorbehalten, auch jetzt noch eine rechtliche Entſcheidung der ſtreitig geweſenen Frage herbeizuführen. So ſtark war das Rechtsgefühl und ſo hoch die Achtung vor dem Recht, daß eine Revolution, die anderwärts die mächtigſten Throne ſtürzte oder erſchütterte, die Gewähr dafür übernahm, daß einer von der Krone aufgeſtellten Rechtsanſicht der rechtliche Austrag gegönnt werde, der Jahre lang von dieſer vorenthalten war, als ſie im Beſitz ſich halten konnte. Dann wurde die Beſetzung des Oberappellationsgerichts durch Geſetz geregelt; für jede Stelle deſſelben bringen die Landſtände drei Männer von bewährter rechtswiſſenſchaftlicher theoretiſcher und praktiſcher Tüchtigkeit in Vorſchlag, nachdem ſie zuvor über deren Befähigung jenes Gericht ſelbſt gehört haben; einer derſelben wird zu deſſen Mitgliede durch die Regierung ernannt; Einwendungen, die gegen den Vorſchlag gemacht werden können, ſind den Landſtänden mitzutheilen, um, nach Befinden, von demſelben zurücktreten zu können. Die Mitglieder des Gerichtshofs ſind unverſetzbar und wählen ſelbſt den Präſidenten aus ihrer Mitte oder, unter Zuſtimmung der Ständeverſammlung, anderwärts mit landesherrlicher Beſtätigung. Es war eine neue Stütze des Rechtsſtaats aufgerichtet und nun konnte das Feſt der Verſöhnung zwiſchen dem Fürſten und dem Volke feierlich begangen werden. Das geſchah am 6. Auguſt 1848, wo der Kurfürſt wahrhaft auf den Händen des Volks getragen wurde und ſelbſt darob ſich glücklich fühlte; er ſah an dieſem Tage, was Liebe zum Regenten heißt und wie ſie zu erwerben iſt. Ein deutſches Nationalgefühl durchbebte zugleich die Herzen der Heſſen; es war der Tag, der Huldigung dem Reichsverweſer bringen ſollte und in Kurheſſen reichlich ſpendete. Sie galt nicht dem öſtreichiſchen Erzherzoge, ſondern dem von der Nationalverſammlung gewählten, auch von den Bundesregierungen anerkannten Oberhaupte des deutſchen Reiches. Die freudig bewegten Menſchen ahnten nicht, daß das Ereigniß die Kluft zwiſchen Preußen und Oeſtreich bis in die innerſten Tiefen aufwühlen werde. Für die eine oder die andere dieſer Mächte ſich zu entſcheiden, hatte Kurheſſen ſeit der Bundesacte von 1815 keine Veranlaſſung gehabt; es war ja beider Politik ſeit dieſer Zeit ſtets Hand in Hand gegangen. Jetzt gab ſich Kurheſſen ganz dem Streben für nationale Einigung hin. „Von der Ueberzeugung geleitet, daß in der erſtarkenden Einigung aller deutſchen Staaten die hauptſächlichſte Gewähr für eine glückliche Zukunft Deutſchlands im Allgemeinen und des Kurſtaates insbeſondere zu finden ſei", wollten Regent und Stände, darüber waren Beide am 31. October 1848 im Landtagsabſchiede einig geworden, der Vollendung des deutſchen Verfaſſungswerks mit Zuverſicht entgegenſehen und deſſen Verwirklichung, ſoviel an ihnen ſei, auf jede Weiſe zu befördern ſuchen. Der proviſoriſchen Centralgewalt unterwarf man ſich aufrichtig und unterſtützte ſie in allen Stücken;

gern vollzog man deren Anordnungen und ſagte ſich von jeder Beſtrebung los, die ihren Boden zu unterwühlen ſchien; ob ſie für die Dauer in Oeſtreichs Hand oder in die von Preußen fallen werde, das wurde für gleichgültig ſo lange gehalten, als ihr Stützpunkt in einer wahrhaften Nationalvertretung geſucht werden durfte und bei Deutſchlands Völkern auf wahren Sinn für deſſen Einigung zu rechnen ſtand. Solcher Hoffnung ergeben, hatte inzwiſchen die Regierung ihr Augenmerk auf die Verbeſſerung der innern Zuſtände gewandt; ſie hob das Jagdrecht mit dem Lehnsverbande ohne Entſchädigung auf, entfeſſelte ſonſt den Grund und Boden von den darauf ruhenden Laſten, führte die bürgerliche Ehe ein, ſchuf eine Gewährleiſtung für vollſtändige Freiheit der religiöſen Ueberzeugung und des Glaubensbekenntniſſes, der gemeinſamen Gottesverehrung und der Gründung von Religionsgeſellſchaften, gewährte Schutz den Staatsangehörigen für die Befugniß, unter ſich Vereine zu bilden, ſich zu verſammeln und gemeinſchaftliche Vorſtellungen zu beſchließen, gab die Preſſe und den Buchhandel in umfaſſendſter Weiſe frei, gründete das ſtrafgerichtliche Verfahren auf Anklageproceß mit Oeffentlichkeit und Schwurgerichten nach Anleitung der in Rheinpreußen geltenden Geſetze und räumte, auf Grund der in der Verfaſſung enthaltenen Anordnung, zur Beförderung eines volksthümlichen Staatslebens eine Mitwirkung bei der innern Landesverwaltung durch die Wahl von Bezirksräthen den Bürgern des Landes ein, die wohl erkannten, daß die Verfaſſung von 1830, bei einer nach deren wahrem Sinne und Verſtändniſſe zu bewirkenden Ausführung, dem Bedürfniſſe des Volks vollkommen genüge und keiner Erweiterung bedürfe; doch gab man der verfaſſungsmäßigen Verantwortlichkeit des Kriegsminiſters für die Behandlung der militäriſchen Angelegenheiten eine größere Ausdehnung. Jedermann lag klar vor Augen, daß die Ereigniſſe des Jahres 1848 jene Verfaſſung im höchſten Grade werth gemacht hatten, Denen zumal, die mit Beſorgniß demokratiſchen Uebergriffen entgegenſahen; das theuerſte Kleinod aber war ſie dem Kurfürſten geworden, der ſie wie ein Heiligthum umfaßte und aufs ängſtlichſte bewahrt ſehen wollte.

Zum Bedürfniß hatte ſich eine Aenderung der Wahlordnung für die Ständeverſammlung gemacht; die Anfechtung, die der Repräſentativcharakter der Verfaſſung in jüngſter Zeit erlitten hatte, ſchien ſolches mit Nothwendigkeit zu erheiſchen. Unter den erſchwerenden Formen der Verfaſſungsänderung wurde, mittels zweifach wiederholter Abſtimmung, auf zwei nacheinander folgenden Landtagen, beide in alter Weiſe gewählt, die Vertretung des Geburtsadels aufgehoben, der als ſolcher — die Erfahrung hatte es gelehrt — nicht mehr die Rolle fortzuführen vermochte, die er noch 1815 und 1816 ſo glorreich übernommen hatte. An der Stelle der Adelsvertretung erlangten die höchſtbeſteuerten Grundbeſitzer und Gewerbtreibenden ein bevorzugtes Wahlrecht, und ſtatt der indirecten Wahl kam eine directe für die dreißigjährigen Bewohner der Städte und Dörfer auf; Ritter, Prinzen und Standesherren hatten ſelbſt am meiſten dazu mitgewirkt. Dies geſchah im April 1849. Es konnte in dem neuen Wahlgeſetz ein Triumph des Conſervatismus angeſichts der umfangreichen Bewegung erblickt werden, die ſich ſo vielfach in Deutſchland für die individuelle Gleichberechtigung jedes volljährigen Mannes zur Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten erhob.

Mit dieſer Bewegung zugleich war die Zeit gekommen, wo die Nationalverſammlung mehr und mehr in ſich ſelbſt zuſammenſank. Als ſie die Reichsverfaſſung vollendet hatte, gelangte die letztere in Kurheſſen zur Verkündigung, aber vollzogen konnte ſie in Heſſen allein nicht werden, und nirgend anders wurde ſie ſonſt im Ernſt vollzogen. Kurheſſen ging nicht mit Preußen, als dieſes in Frankfurt verſuchen wollte, dem Abſchluß der Verfaſſung eine andere Richtung zu geben, aber es erkannte die auf den König von Preußen gefallene Kaiſerwahl an; beharrlich lehnte es ſeine Betheiligung an den gegen die Reichsverfaſſung gerichteten berliner Conferenzen ab; als aber dieſe dennoch am 26. Mai 1849 zu einem Bündniſſe geführt hatten, welches jener Verfaſſung zwar den Tod bereitete, jedoch Deutſchland, wenn auch ohne Oeſtreich, zu einem Bundesſtaate umzuſchaffen verſprach, als hier eine parlamentariſche Regierungsform für Deutſchland in Ausſicht geſtellt wurde, die Oeſtreich verſagte, da neigte ſich Heſſen, ob auch des Mistrauens voll, ſogleich auf Preußens Seite. Raſch und entſchloſſen, dem Bündniſſe beizutreten, war der Rath, den auch die Ständeverſammlung gab, als ſie, nach dem neuen Geſetze gewählt, zum erſten Male zuſammenkam. Die von dem Miniſterium eingeleiteten Verhandlungen über den Anſchluß an das Bündniß, ſo ſehr ſie der Kurfürſt zu beſchleunigen ſchien, legten dennoch an den Tag, daß daſſelbe deſſen Vertrauen verloren habe. Am 6. Auguſt 1849 brachten die Miniſter jenen Abſchluß zu Stande, begehrten aber zugleich damit ihre Entlaſſung. Zugeſtanden auf der Stelle, war für Nachfolger zuvor nicht geſorgt, und im ganzen Lande war Niemand zu finden, der das Miniſteramt zu übernehmen bereit ſich zeigte. Das Bündniß löſen wollte Niemand wieder, und, ſollte beharrt dabei werden, ſo war zum Wechſel der Miniſter kein Grund, ſo mochte man damals wol denken. Zwei Wochen lang war das Land ohne alle Regierung. Eine unbedingt ruhige Haltung bewahrte das Volk dabei; doch, dauerte länger der Zuſtand eines gänzlichen Mangels an Organen der Regierung fort, ſo wäre dem Kurfürſten die Möglichkeit zu regieren benommen geweſen. Dies zu verhüten, übernahmen die entlaſſenen Miniſter noch einmal das Amt, das der Kurfürſt, ſchriftlich ihre Regierungsgrundſätze billigend, mehrfach ihnen wieder anbot. Kein Schatten von Zwang iſt dabei gegen den Regenten geübt, wol aber war die innere Lage der Dinge ſo zwingend wie etwas; denn es war der entſchiedene Wille des geſammten Volks kundgegeben, keinem andern Regierungsſyſteme, nach innen und außen, als dem bisher befolgten behülfliche Hand zu leiſten; auch kein

Staatsbeamter vom Militär oder Civil wollte dazu ſich damals hergeben. Kurheſſen blieb fortan Preußens treueſter Anhänger auf der Bahn, die daſſelbe wandeln zu wollen verſprochen hatte; wol blitzten von Wien her und auch von Hannover die Winke, die davon abzulenken beſtimmt ſein mochten, aber ſie fruchteten nichts, den einmal geſchloſſenen Vertrag zu lockern. Als es nun galt, das Erfurter Staatenhaus ſeitens der Regierung zu beſchicken, da brach erneuert die Spaltung zwiſchen Regenten und Miniſtern hervor; dieſe erbaten noch einmal den Abſchied und erhielten denſelben am 25. Februar 1850, weil der Kurfürſt Nachtheile von der bisherigen äußern Politik beſorgte und in dieſer einen andern Pfad zu verfolgen gedachte. Das konnte nichts ſein als: Oeſtreich ſich hinzugeben; es war damit die Bahn verlaſſen, die Heſſen ſeit Philipp dem Großmüthigen gegangen war, die Politik gewechſelt, die es durch die Kriegsſtürme früherer Jahrhunderte glücklich hindurchgeführt hatte. Ein Schwanken auf dieſem Wege hatte Heſſen ſchon einmal zum Untergange gebracht; jetzt ſollte Haſſenpflug die Beſtimmung haben, gänzlich daſſelbe von jenem Wege abzulenken. Von Greifswald her zurückgerufen, ſah man mit ihm alle die Früchte des Rechts und der Freiheit vergiftet, nach denen ſeit 1509 gerungen war, die man ſeit 1848 zur vollen Reife gediehen glaubte; ſeines Namens Wiedererſcheinen hielt man einer Vernichtung der Verfaſſung gleich; mit ihm galt es, ſo ſprachen die Stände, einen Kampf auf Leben und Tod; denn es ſtand nicht Heſſens, es ſtand ſelbſt Deutſchlands Recht und Freiheit auf dem Spiele.

Haſſenpflug löſte den Landtag auf, der ihm ſein Mistrauen zu erkennen gab; ehe der neue gewählt war, lief die Ermächtigung zur Erhebung directer und indirecter Steuern ab; bei dem ſtändiſchen Ausſchuſſe beantragte die Regierung die Einwilligung zur Erhebung der letztern Gattung, nicht auch der erſtern, für Juli und Auguſt 1850, nicht um Ausgaben damit zu beſtreiten, ſondern zum Zweck ihrer Aufbewahrung bis zu einer durch Geſetz erfolgenden Beſtimmung über deren Verwendung. Auch der neugewählte Landtag ſprach einſtimmig ſein Mistrauen gegen Haſſenpflug aus. Den Vorſchriften der Verfaſſung zuwider wurde den Landſtänden kein Budget vorgelegt, dennoch aber die Bewilligung der Steuern bis Ende September 1850 begehrt.

Haſſenpflug hatte ſich beim Verwaltungsrath in Erfurt betheiligt, hatte den Kurfürſten zum Congreſſe der Unionsfürſten nach Berlin begleitet, war dann aber in der Bundesplenarverſammlung zu Frankfurt geweſen und hatte für die Berufung des Engern Rathes geſtimmt, den Oeſtreich auf den 1. September zu verſammeln beſchloß. Die Bundesverſammlung aber war nicht blos von dieſer ſelbſt, wie vom erſten Reichsparlamente, ſie war noch beſonders für Kurheſſen durch deſſen Regierung erloſchen erklärt und konnte, ſelbſt nach Haſſenpflug's Einräumung, für Heſſen nicht ohne den Willen der Stände neu entſtehen. Es war nicht der alte deutſche Bund, es war nur Oeſtreichs Macht, die, Preußen entgegen, von Frankfurt her über Deutſchland eine Herrſchaft ſich aneignen wollte. So wurde die Lage der Dinge in Heſſen erfaßt: man wollte ſogleich die Kraft des angekündigten Bundesorgans erproben; konnte daſſelbe, auf Oeſtreichs alleinigen Ruf, für Heſſen ſich Geltung verſchaffen, ſo war auch Preußen und das übrige Deutſchland Oeſtreichs Gewalt unterthänig, ſo war eine Vertretung der Nation unmöglich gemacht.

Am Tage vor dem 1. September entſchloſſen ſich die Stände, bis zur Vorlegung eines Voranſchlags der Einnahmen und Ausgaben, wie ſolche die Verfaſſung vorſchreibt, die angeſprochene Steuerbewilligung abzulehnen, dagegen die vom Miniſterium ſelbſt für Juli und Auguſt in Vorſchlag gebrachte Maßregel hinſichtlich der indirecten Steuern auch für September zu genehmigen. Gleichzeitig mit des Bundestags Eröffnung fand abermals die Auflöſung des Landtags ſtatt. Eine Steuerverweigerung, ein Verfaſſungsbruch, der Anfang einer Rebellion wurde von Haſſenpflug ihm ſchuld gegeben. Die Steuern wurden ohne vorgängige Bewilligung der Stände ausgeſchrieben. Das iſt gegen die Verfaſſung und gegen das Recht, ſo lautete die allgemeine Meinung, und das Rechtsgefühl des Volks war in ſeinen innerſten Faſern gekränkt; der Staatsbeamte gedachte ſeines Eides und ſeiner Verantwortlichkeit; Niemand wollte jene Steuern erheben. Da wurde wegen Aufruhrs der Kriegszuſtand über das ganze Land verhängt; das ſtehende Heer, die Bürgerwehr und alle Behörden einem militairiſchen Befehlshaber ohne Verantwortlichkeit untergeben, der jeden Beamten entſetzen und durch Andere erſetzen konnte; Preſſe, Vereine und Verſammlungen wurden beſchränkt; jedes Urtheil über die Gültigkeit dieſer Anordnungen wurde verboten, ein gerichtliches Verfahren darüber ausgeſchloſſen, ergangener oder noch ergehender Rechtsſpruch für nichtig erklärt, ein Kriegsgericht an die Stelle der gewöhnlichen Gerichte geſetzt; und die Wegführung des Hausſchatzes wie des Staatsſchatzes aus Kaſſel verfügt, von wo im Geheimen die Regierung mit dem Fürſten nach Frankfurts Nähe ſich zurückgezogen hatte. Doch an der Vollſtreckung fehlte es; dazu fand ſich kein Soldat, kein Offizier, kein Staatsdiener vom Civil, nicht einmal ein Handlanger aus dem Stande der Taglöhner und Arbeiter; die unbedeutenden Ausnahmen zeigten ſich wirkungslos. Das iſt gegen Recht und Geſetz, das kann Niemand befolgen, das iſt der Rechtsſtaat nicht mehr, ſondern der Zuſtand der Gewalt, ſo dachte, kaum Einen ausgenommen, faſt jeder Mann im Lande. Dabei aber war alles Volk in völliger Ruhe und nicht eine Störung erlitt die geſetzliche Ordnung, obwol das Land faſt ganz regierungslos ſchien. Das Miniſterium mußte ſich zu der offenen Erklärung bequemen, daß die Vollziehung jener Verordnungen unmöglich gemacht ſei, das ſchönſte Zeugniß für die Eintracht des Volks in ſeinem ſtillen Widerſtande gegen verfaſſungswidrige Handlungen, in ſeiner Vertheidigung der Idee eines Rechtsſtaats, das Denkmal ſeines Sieges bei des letztern Beſchirmung. Haſſenpflug rief nun die Hülfe des neu entſtehenden Bundestags an und ließ, unter Entwaffnung der heſſiſchen Truppen, als militäriſche Bundesexecution ein öſtreichiſch-bairiſches Heer am 1. November 1850 in das Land einrücken, um ſo mit fremder Kraft das Recht und die Verfaſſung zu erdrücken. Das iſt der Wiederbeginn des dreihundertjährigen Kampfes, den das Haus Oeſtreich gegen das nach freier Entwickelung unter dem Schilde des Proteſtantismus ringende Deutſchland führt. Preußen rührt ſich wol, doch hat es nicht das Schwert gezogen.

Mitte November 1850.

C. W. Wippermann.

Deutſche Nationalerziehung,

ihre Bedeutung, ihr Zweck, ihre Mittel.

> Was iſt das Heiligſte? Das, was heute wie ewig die Geiſter
> Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Auf der nürnberger Verſammlung des Allgemeinen deutſchen Lehrervereins im Jahre 1849 verhandelte man über deutſche Nationalerziehung. In Kaſſel wollte dieſe Verſammlung in dieſem Jahre dieſelbe Sache wieder aufnehmen, fortführen und in ihren ſpeciellen Bezügen beſprechen. Der Gegenſtand iſt alſo in die Lehrer und vorzugsweiſe in die Volksſchullehrer, welche die Mehrzahl jenes Vereins bilden, eingedrungen. Dieſe Erſcheinung begrüßen wir als ein merkwürdiges, freudiges Ereigniß. Merkwürdig, weil im Jahre 1808 der deutſche Philoſoph Fichte faſt der Einzige war, der dieſen Ton anſchlug, und jetzt dieſelbe Anſicht die Volksſchullehrer und mit ihnen das Volk ergriffen hat — ein Beitrag zur Beantwortung der Frage, ob wir in nationaler und volksthümlicher Beziehung Fortſchritte gemacht haben; erfreulich, weil dadurch die Hoffnung erweckt wird, daß wir als Nation nicht nur nicht zu Grunde gehen werden, ſondern daß vielmehr der Morgen eines belebtern Volksgeiſtes anbricht oder bereits angebrochen iſt. Denn der Nationalgeiſt iſt der Schöpfer nationaler Entwickelung. Man kann ihn anregen von oben; die naturgemäße Entfaltung deſſelben geht aber vom Volke, von der Nation ſelbſt aus. Jene Erſcheinung iſt daher eine ſehr erfreuliche, und ich bin geſonnen, einen Beitrag zu den Gedanken über deutſche Nationalbildung zu liefern.

Das Erſte, was Jedem auffällt, der über Nationalbildung des deutſchen Volks nachdenkt, iſt dies, daß davon in England und Frankreich gar nicht die Rede iſt. Kein Menſch denkt dort auf Maßregeln, den jungen Engländer zum Engländer, den jungen Franzoſen zum Franzoſen zu machen.

Das verſteht ſich, meint dort ſtillſchweigend Jedermann, von ſelbſt; wie könnte es denn anders ſein?

So verhält es ſich überall da, wo wir in einem Volke ein lebendiges, jedem Einzelnen eingefleiſchtes Nationalgefühl und Bewußtſein vorfinden. Gerade ſo verhielt es ſich in Griechenland und Rom während der Blütezeit dieſer Staaten. Der Sohn des Griechen wurde Grieche, der Sohn des Römers Römer; was ſollten ſie denn auch Anderes werden?

Nur in Deutſchland, ſcheint es, kann der Sohn des Volks und der Nation etwas Anderes werden als ein Deutſcher, ein Deutſcher in Sinn und Gemuth, Denkweiſe und Richtung — ein Franzoſe, ein Engländer, ein Italiener, ein Amerikaner, vielleicht auch, wenn die Götter es wollen, ein Türke oder ein Ruſſe, oder — ein Kosmopolit, d. h. Alles und Nichts.

Man erzählt ſich, daß einſt drei Reiſende in einem Wirthshauſe zuſammentrafen: ein Franzoſe, ein Engländer, ein Deutſcher. Der Franzoſe ſagte: wenn ich kein Franzoſe wäre, ſo möchte ich ein Engländer ſein; der Engländer: wenn ich kein Engländer wäre, ſo möchte ich einer ſein; der Deutſche: ich wollte, daß ich ein Franzoſe oder ein Engländer wäre.

Die zweite Betrachtung wird durch den Gedanken erregt: der Nationalgeiſt, wie wir ihn in Frankreich und England finden, widerſtrebt der deutſchen Natur. Er hat in den ebengenannten Ländern, welche, wenn von Cultur, Geiſt und höhern Gütern die Rede iſt, immer vorzugsweiſe genannt zu werden verdienen, den Charakter der Einſeitigkeit, der Eigenliebigkeit, des Hochmuths und Egoismus angenommen; ſo kann er des Deutſchen Vorbild nicht ſein, darf es nicht. Der wahre Nationalgeiſt widerſpricht nicht den höhern menſchlichen Tugenden, der Gerechtigkeit und der Humanität. Wo er es thut, da iſt es nicht der rechte, ſondern der engherzige, falſche, inhumane Geiſt, der zwar im Lande ſelbſt Großes, ja Staunenswürdiges hervorbringen kann — aber auf Unkoſten anderer Völker oder der ganzen Menſchheit.

Dieſen Nationalgeiſt, die inhumane Geſinnung, müſſen wir verwerfen. Wir wollen uns ihn nicht aneignen, ihn nicht unſerm Volke einimpfen, wir können es nicht. Es iſt der nationale Sondergeiſt. Eine höhere menſchliche Bildung verwirft ihn, der Charakter des deutſchen Volks widerſtrebt ihm; er iſt antideutſch oder undeutſch, weil inhuman. Der Deutſche hängt an dem Menſchenthum. In Kriegszeiten läßt ſich ein einſeitiges Hervortreten des egoiſtiſchen Nationalſinnes erklären und rechtfertigen; aber er iſt, wenn er fortdauert, das Grab der humanen Bildung. Das Teutonenthum, die Teutomanie, die Franzoſenfreſſerei muß von uns ferngehalten werden. Der inhumane Geiſt der Engländer, auch „Krämergeiſt“ genannt, dem ſie von jeher — man denke an Indien! — das Wohl von Millionen geopfert haben, darf nie das Strebeziel deutſcher Lehrer und Erzieher werden. Deren höchſtes Ziel war, iſt und muß bleiben die Humanität, die Gerechtigkeit, die allgemeine Menſchenliebe.

Außerdem widerſpricht jene nationale Engherzigkeit der ganzen Stellung des deutſchen Volks in dem Herzen von Europa. Daſſelbe hat eine, dieſer ſeiner Stellung entſprechende, vermittelnde Aufgabe. Der deutſche Geiſt kann ſich alles Große, Schöne und Herrliche, was unter irgend einem Himmelsſtriche von irgend einer Nation geſchaffen wird, aneignen, es auf deutſchen Boden, in das deutſche Herz und in den deutſchen Geiſt verpflanzen. Der deutſche Geiſt iſt ein univerſaler Geiſt, er ſtrebt nach Univerſalität. Daher beſitzen wir, worauf wir in dieſer Beziehung mit Recht ſtolz ſind, Univerſitäten, wie keine Nation der Welt ſie beſitzt. Der Deutſche iſt fähig, ſich das Griechenthum wie das Römerthum, das Alterthum und die Neuzeit aller Völker anzueignen und auf deutſchen Boden zu verpflanzen, in deutſche Art und Weiſe zu verwandeln. Die Sprache des Deutſchen iſt in dieſer Beziehung eine Univerſalſprache. Die hebräiſchen Pſalmen, von Luther überſetzt, der auch deshalb ein echt deutſcher Kern-, Kraft- und Nationalmenſch war, ſind keine hebräiſchen Pſalmen mehr, ſondern deutſche Pſalmen; durch ſeine Bibelüberſetzung iſt die Bibel ein deutſches, ein echt deutſches Originalbuch geworden. Die dadurch ſich ausdrückende, erhabene, einzige Eigenthümlichkeit des Deutſchen darf uns nimmermehr verloren gehen; es darf gar nicht daran gedacht werden, ſie zu vernichten, nicht einmal, ſie zu beſchränken. Dieſe Richtung des deutſchen Geiſtes entſpricht, wie ich ſchon andeutete, ſeiner Weltſtellung. Deutſchland liegt in der Mitte zwiſchen den eigentlichen Culturvölkern, zwiſchen dem Norden und dem Süden, dem Oſten und dem Weſten. Der weltgeſchichtliche Geiſt hat das Volk dieſes Landes dazu berufen, ſich alles Große und Erhabene der Erde anzueignen und von hier aus nach allen Richtungen zu verbreiten. Es vertritt in dem europäiſchen Leibe die Function des Herzens, welchem aus den äußerſten Theilen das ernährende Blut zuſtrömt und von dem aus es, umgeſchaffen und veredelt, den entfernteſten Theilen wieder zufließt. Dies iſt die weltgeſchichtliche Miſſion unſers Vaterlandes und Volkes.

Und dennoch darf dem Deutſchen das nationale Gepräge, der nationale Charakter nicht fehlen. Denn der Menſchengeiſt, der Geiſt überhaupt verflüchtigt ſich ohne beſtimmte, individuelle Geſtalt; ohne ſie iſt er Nebel und Dunſt, ein Gedanke, ein Phantom, ein Nichts. Alles Weſenhafte, Wirkliche, Lebendige, Wahre, Reale erſcheint in concreter Geſtalt. Darum darf der deutſche Geiſt nicht allgemeiner, abſtracter, ſondern er muß concreter Geiſt ſein, und — er iſt es. Jene geprieſene Univerſalität nimmt in den echten Repräſentanten der Nation einen ganz beſtimmten Charakter, ein feſtes, ſtrenggeſtaltetes, ja mitunter ſtarres Weſen, kurz das deutſche Gepräge an. Wir ſehen es an Luther, Ulrich von Hutten und andern echt deutſchen Männern, ſelbſt an Friedrich dem Großen, der, trotz ſeiner erklärbaren Privatliebe zu franzöſiſchem Geiſte, dennoch ein deutſcher Mann war. Alſo wir geben, bei aller hohen Schätzung der univerſalen

Richtung des deutſchen Geiſtes, unſere Nationalität nicht auf, verrathen ſie nicht an einen verflüchtigenden Kosmopolitismus; nein, der echt deutſch-nationale Geiſt kann und muß daneben beſtehen, die humane Richtung ſelbſt iſt ein Moment des deutſchen Geiſtes.

Ein anderes Hinderniß der Ausprägung eines allen Bewohnern unſers Vaterlandes gemeinſamen Charakters — dies iſt der dritte Gedanke unſerer Betrachtung — iſt viel bedeutender und gewichtiger: die ſtaatliche oder politiſche Spaltung der einzelnen Landestheile, der Mangel politiſcher Einheit.

Aber auch in dieſer Beziehung müſſen wir uns vor Verirrungen hüten.

Wir beſitzen in unſerm Vaterlande keinen Einheitspunkt der Intelligenz, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Geiſtes überhaupt, nicht Das, was Frankreich an Paris hat, dagegen viele einzelne Licht- und Brennpunkte, welche in verſchiedenem Lichte ſtrahlen: Wien, München, Stuttgart, Kaſſel, Dresden, Hamburg, Berlin, Königsberg u. ſ. w. Dieſe Naturbeſchaffenheit, welche geworden, nicht gemacht iſt, birgt viele Vorzüge in ſich, die, wie Jedermann weiß, dem deutſchen Volke bewußt ſind. Es ſchützt ſie, es ſchützt ſie mit Recht, es will ſie erhalten wiſſen. Es will keine Centraliſation, es will kein Verwiſchen der natürlichen Unterſchiede des landsmannſchaftlichen Geiſtes, es will die urſprünglichen Stammesunterſchiede anerkannt und erhalten wiſſen, und es hat Recht darin. Wer nicht ganz unwiſſend iſt, denkt auch gar nicht daran, ſie verdrängen zu wollen. Sie ſind durch die Natur, durch geſchichtliche Entwickelung gegeben, ſind kein künſtliches Machwerk, welches, weil es erfunden worden, wieder abgeſchafft werden könnte, ſind natürliche Erzeugniſſe, folglich gut. Verſuche man es, die Unterſchiede der deutſchen Stämme um einer vermeintlichen einheitlichen Nationalbildung willen vernichten zu wollen, vernichten zu wollen das ſüddeutſche Gemüthsleben und den norddeutſchen Verſtand, die Mundarten des Volks in Weſtfalen und in Schleſien, in Holſtein und in Tirol — es iſt der Kampf der Pygmäen gegen die Rieſen, kein Vernünftiger und am allerwenigſten das deutſche, anerkennende, die Mannichfaltigkeit liebende, das in andere Individualitäten eingehende Gemüth wird daran Theil nehmen.

Unterſchiede ſind keine Gegenſätze, keine auf gegenſeitige Vernichtung ausgehende Gegenſätze, ſondern Mannichfaltigkeiten, die zur Schönheit des Lebens weſentlich beitragen und ſie erhöhen. Alſo das ſteht feſt: wir erkennen an die Verſchiedenheit der Stämme, welche unſer Vaterland bewohnen, Jeder von uns gehört ſelbſt zu einem derſelben, er empfindet dies nicht mit Grauſen, ſondern freudig; wir freuen uns dieſer Verſchiedenheit, der Quelle des mannichfaltigen Lebens unter uns, wir wollen ſie nicht um eines erträumten Ideals von Nationalgeiſt willen verachten und vernichten. Wir wollen keine Centraliſation, auch nicht in politiſcher Beziehung, aber der deutſche Mann, welcher erkennt, was Noth thut und die Größe und Macht des Vaterlandes bedingt, will Concentration aller Volksſtämme und Kräfte. Jene verhält ſich zu dieſer wie Bureaukratismus, Despotismus und Mechanismus zu Selbſtregierung, Kraft und Organismus. Die Centraliſation geht von einem geſetzten Mittelpunkt aus und wirkt von da nach Willkür geſetzgeberiſch und dadurch lähmend auf alle Theile und ihre ſelbſtändigen Functionen; die Concentration beſteht in dem Zuſammenwirken der ſelbſtändigen Kräfte nach einem gemeinſamen Mittelpunkte, in welchem ſie ſich zu einer kräftigenden Einheit verdichten.

Dieſe fehlt Deutſchland; das iſt die Urſache ſeiner Zerfahrenheit und ſeiner Schwäche.

Sie zu finden und herzuſtellen, iſt der Wunſch aller Patrioten, die Aufgabe dieſer Zeit. Die natürlichen Verſchiedenheiten ſollen nicht aufgehoben, ſie ſollen nur zu gemeinſamem, einträchtigem Wirken geeinigt werden. Die Selbſtändigkeit und freie Bewegung der einzelnen Stämme iſt nur durch die Maßregeln, welche die Kraft der Einheit, beſonders nach außen hin, fordert, zu begrenzen. Jede Verſchiedenheit, die nicht zum vernichtenden Gegenſatz wird, iſt zu achten und zu erhalten. Jene Einheit innerhalb aller Mannichfaltigkeit des Gefühls und des Handelns zu bilden, iſt die jetzt uns obliegende Aufgabe, auch die der deutſchen Lehrer. Daß wir ſie im enthuſiaſtiſchen Jahre 1848 nicht erreicht haben, lag weniger an äußern Hinderniſſen und der böſen Abſicht der Menſchen, ſondern an dem Mangel innerer Einheit, an dem Mangel deutſcher Geſinnung und deutſchen Charakters, kurz an dem Mangel deutſchen Nationalgeiſtes. Hier erkennen wir die Bedeutung deſſelben und die Wichtigkeit deutſch-nationaler Erziehung und Bildung.

Wenn es alſo ſcheinen wollte, als würden wir durch die Anerkennung der deutſchen Univerſalität und durch die Billigung verſchiedener Lichtpunkte des deutſchen Lebens daran verhindert, die Nothwendigkeit deutſcher Einheit und deutſcher Nationalbildung anzuerkennen, ſo erweiſt ſich dieſe Meinung als ein vollſtändiger Irrthum. Das Große und Herrliche der deutſchen Nation und des deutſchen Lebens wollen wir erhalten; aber trotzdem oder vielmehr eben deswegen wollen wir einheitliche Concentration und darum national-deutſche Entwickelung und Bildung, deutſche Geſinnung, deutſchen Charakter. Die äußere Einheit ohne die innere iſt Machwerk und vergänglich wie jedes andere erſonnene, nicht auf der innern Natur der Menſchen ruhende Kunſtwerk; die innere Einheit ſchafft die äußere und macht ſie zu einer dauernden und beglückenden. Da wir nun erkannt haben, daß die äußere Einheit nicht hergeſtellt werden konnte, weil es an der innern gebrach, ſo iſt unſere ganze Aufgabe die, dieſe zu ſchaffen. Das iſt auch die Aufgabe der deutſchen Erzieher und Lehrer.

Wie löſen wir ſie?

Ich habe einmal (in den „Rheiniſchen Blättern“) geſagt, daß es der beabſichtigten deutſchen Nationalbildung nicht bedürfe, es ſei mit der entwickelnd-erziehenden Menſchenbildung genug. Dies geſchah in der Vorausſetzung, daß die deutſche Jugend unter deutſchen Männern und Lehrern aufwachſe. Wo dies der Fall iſt, da bedarf es keiner beſonders beabſichtigten, keiner tendenziöſen Erziehung. So iſt es in Frankreich und England. Aber freilich, unter uns iſt es nicht alſo, es fehlt ſehr viel daran. Es gibt Stock- und Zopfmenſchen unter uns, ganze Völkerſchaften ſind in ihren höhern Ständen (daß man es ſagen muß!) davon angeſteckt: Stockpreußen und Stocköſtreicher, Stockbaiern und Stockhannoveraner, Stockheſſen und Stockſachſen u. ſ. w., die nichts Höheres kennen als ihre landsmannſchaftliche Art, ihre provinzielle Regierungsweiſe, ihren Fürſten u. ſ. w. und alles Andere verachten. Das iſt unſer Jammer und unſer Unglück. Es fehlt an der deutſchen Geſinnung, an dem deutſchen Charakter.

Unter der deutſchen Geſinnung verſtehe ich weſentlich das innere Gefühl der Zuneigung zu Allen, welche auf deutſcher Erde wohnen, die deutſche Sprache als Mutterſprache reden und die deutſche Naturanlage in ſich bewahrt haben, womit verbunden iſt: der Haß gegen alle Ausländerei; gegen die (frühzeitige) Erziehung zum Franzoſenthum, Römer-, Griechen- und Weltbürgerthum, auch Gelehrtenthum und Sonderthum, Philiſter- und Spießbürgerthum u. ſ. w. Und unter dem deutſchen Charakter verſtehe ich den Inbegriff aller der Eigenſchaften und Tugenden, durch welche anerkanntermaßen echtdeutſche Männer geglänzt haben, unter welchen die Geradheit und Ehrlichkeit, die Biederkeit und Einfachheit, die Offenheit und Wahrhaftigkeit, der Muth und die Tapferkeit hervorſtechen.

Wie erziehen wir die deutſche Jugend zu dieſer deutſchen Geſinnung, zu dieſem deutſchen Charakter?

Antwort: durch deutſche Männer und Frauen, durch deutſche Lehrer, durch Lehrer, welche jene Geſinnung und dieſen Charakter beſitzen.

Dieſe Antwort muß immer voranſtehen und immer wiederholt werden. Denn alles Andere iſt ohne dieſes nichts; mit ihm hat man Alles.

Da wir aber anerkanntermaßen dies Alles eben in dem erforderlichen Grade nicht beſitzen, ſo müſſen wir auf Anderes, auf unterſtützende Momente und Mittel ſinnen.

Ich nenne ſummariſch — ohne mich hier auf das Wie der Anwendung einzulaſſen — diejenigen, welche mir als die wichtigſten erſcheinen.

Vor allem gehört zu dieſen die Kenntniß des deutſchen Landes, des deutſchen Volks und ſeiner Stämme, die deutſche Geſchichte, mit Hervorhebung der echtdeutſchen Männer, woran wir im Hauſe wie im Felde, in der Werkſtatt wie in den Hörſälen der Wiſſenſchaft, unter Fürſten wie unter Bürgern und Bauern reich ſind. Luther war ein Bergmannsſohn, Kant der Sohn eines Schuhflickers, Fichte eines Leinewebers u. ſ. w.

Ueber alle nationale Verherrlichung und Illuſtration geht aber die Wahrhaftigkeit. Der „Deutſche“ ſoll nicht gebildet werden auf Unkoſten des „Menſchen“.

Nicht minder wichtig iſt die Kenntniß der deutſchen Sprache und der deutſchen Literatur, dieſes edelſten Erzeugniſſes des deutſchen, tiefen, gemüthreichen und religiöſen Geiſtes — die Reichthümer und Schätze der Sprache, mit welcher ſich nach Klopſtock keine der lebenden auf Erden vergleichen kann; es iſt eine Ur-, eine Kryſtall- und zu gleicher Zeit eine Granitſprache. Und wer ſchöpfte die Fundgrube der literariſchen Schätze Deutſchlands aus?

Ich rechne ferner dahin den deutſchen Geſang, das deutſche Volkslied, das deutſche Märchen, das deutſche Volksepos und das deutſche Sprüchwort. Ich nenne die von Deutſchen geſchaffene Muſik, die Geſänge, die Volksmelodien, unſere Märchen, unſere (meiſt evangeliſchen) Kirchenlieder, unſere Sprüchwörter deutſch. Kein Volk auf Erden kann ſich in allen dieſen Beziehungen mit uns vergleichen — ſelbſt die Italiener nicht, die nur in einigen Beziehungen und in einem Zeitalter uns gleich ſtehen oder auch uns übertreffen haben mögen. Auch kann man überhaupt in den Wiſſenſchaften und Künſten von deutſcher Art reden. Wir beſitzen eine deutſche Kunſt, nicht blos in der Muſik, ſondern auch in der Malerei und in den Bauwerken. Mit allem dem wollen wir unſere Jugend aufnähren, ſpeiſen und tränken. Das ſind nicht Worte, ſondern Schöpfungen und Thaten, aus dem ureigenen deutſchen Geiſte heraus.

Auch die Turnkunſt iſt deutſch, echt deutſch. Die Griechen hatten ihre Gymnaſtik und ihre helleniſche Leibes-, Kraft- und Schönheitsbildung, wir haben ſeit Jahn die auf das Vaterland und ſeine Freiheit gerichtete Turnkunſt. Sie war von Anfang an durch die Idee einer Bildung der Jugend zum Dienſte des Vaterlandes getragen und ſie wird auch nimmer etwas werden und leiſten ohne dieſe Idee. Wir wollen ſie bis in die entfernteſten deutſchen Dörfchen verpflanzen.

Ein hochwichtiges Moment iſt auch die Erziehung in Ernſt und Strenge, zum Reſpect vor Geſetz und Recht, kurz: in Geſetzlichkeit.

Darin liegt ein Hauptmangel unſerer heutigen Erziehungs- und Denkweiſe. In dieſer Beziehung ſtehen wir tief, unendlich tief unter Griechen und Römern, ſelbſt tief unter Franzoſen, Engländern und Amerikanern. Wir ſind in verweichlichende Sentimentalität, in Spielerei und Tändelei (ſogenannte „Gemüthlichkeit“) hineingerathen, und es iſt zur Kunſt geworden, Knaben und Jünglinge zu regieren und ſie nur in der zum Unterricht nöthigen Subordination und Ruhe zu erhalten. Das iſt eine wahre Schmach für den deutſchen Sinn, für die ganze deutſche praktiſche Pädagogik und — ein allgemeines Verderben. Wir wollen Männer erziehen (wollen wir es wirklich?) ohne Ernſt und ohne Strenge, in Reſpectloſigkeit vor Gott und Menſchen, in Geſetzesverachtung und bubiſcher Willkür. Wir wollen die Freiheit, aber nicht die Herrſchaft, die unbedingte Herrſchaft des Geſetzes, d. h. wir wollen die Sache und den Zweck, aber nicht das Mittel zum Zweck, nicht die erſte Bedingung zur Sache. Würden wir die Schmach erlebt haben, die wir jetzt alle Tage erleben, daß ſich einzelne deutſche Stämme die wohlerworbenen Rechte und Freiheiten wieder rauben laſſen, wenn die ganze deutſche Jugend in der Achtung und Liebe zu Geſetz und Recht erzogen wäre?

Wir büßen Das, was wir verſchuldet haben. Für jede nationale Sünde ſchlägt eine Stunde der Büßung und der Rache.

Endlich kröne das Ganze ein deutſches, treues Familienleben, deutſche ehrbare Sitte, deutſche Biederkeit und Gaſtfreundſchaft, deutſches Wort und deutſche Treue, deutſche religiöſe Gemüthsrichtung und Tiefe.

Wie einſt bei der Nachricht von „deutſcher Treue“ ein Papſt verwundert rief: „Es iſt wirklich ſo“, ſo muß es in allen dieſen Beziehungen gelten.

Ich ſtelle obenan die Männlichkeit: Wahrheit gegen Freund und Feind, darum Untergang der Lügenbrut, der Gleißnerei und Augendienerei, der Speichelleckerei und des Servilismus und wie all das undeutſche Geſchmeiß heißen mag, das Einem tagtäglich die Schamröthe in das Geſicht treibt und Einem wol gar den deutſchen Namen verleiden möchte. Wenn wir uns davon nicht befreien, ſo ſind wir als achtungswerthe Nation verloren. Oder ſind wir es ſchon — muß man fragen —, wenn man die Behandlung der deutſchen Angelegenheiten in Warſchau, Kopenhagen und London bedenkt?

Groß iſt unſere Aufgabe, auch die der deutſchen Lehrer. Es iſt ſchon, daß ſie darüber nachdenken, es verheißt eine beſſere Zukunft. Die einſamen Gedanken Fichte's in den Jahren „tiefſter Erniedrigung“ müſſen Gegenſtand allgemeinſter Erwägung werden.

Zu einem Einheitsſtaat in jeder Beziehung werden wir es nicht bringen, weil es — wenigſtens vorerſt — nicht möglich iſt, in allen wichtigen Dingen Einheit der Geſinnung hervorzurufen. Es fehlt die religiöſe Einigung. Die blicken nach Rom, die ganze Hälfte der deutſchen Nation, Die ſepariren ſich zu Sonderkirchen, die alle andern befehden. Daraus erwächſt uns für deutſche einheitliche Geſinnung kein Heil, ſondern Unheil nach wie vor. Ich breche aber davon ab, frage nur von neuem die Lehrer, ob ſie im Geiſte des Obigen glauben und hoffen dürfen, etwas Gutes zu ſchaffen, deutſche Geſinnungen und deutſche Charaktere zu ſchaffen, wenn ſie fortfahren, der Abſonderung der Schuljugend nach Ständen und Confeſſionen das Wort zu reden.

Thun wir, was unter den gegebenen Umſtänden möglich iſt, in der Hoffnung, trotz Katholicismus und Evangelismus, Judenthum und Ketzerthum, trotz dem feindſeligen Geiſte zwiſchen Süd- und Norddeutſchen, ja allen jetzt unter uns graſſirenden Erbärmlichkeiten und Nichtswürdigkeiten zum Trotz, durch Anwendung der oben genannten Mittel und, was das Wichtigſte bleibt, durch Selbſtverſenkung in den deutſchen Geiſt deutſche Geſinnung und deutſche Charaktere zu bilden, kurz, die Einheit im Geiſte zu erzeugen, welche endlich machtvoll und unwiderſtehlich über alle Gegenſätze triumphiren und der Nation die zur Größe und zum Glück unentbehrliche äußere Einheit verſchaffen wird.

F. A. W. Diesterweg.

Deutsch-dänische Wechselwirkungen.

Erſter Artikel

(808 — 1815.)

Unter den unzähligen politiſchen Sünden, welche mehr noch durch die Stellung als die Perſonen des alten Bundestags bedingt waren, iſt es eine der wichtigſten, daß er, nachdem einmal unglücklicherweiſe auf dem Wiener Congreß nichts als ein lockerer deutſcher Staatenbund zu Stande gekommen war, die einzige gute Seite dieſes Verhältniſſes nicht zu benutzen verſtand. Gerade die Lockerheit des Verbandes, gerade daß faſt keine Verzichtung auf Souverainetätsrechte verlangt wurde, hätte es erleichtert, durch Holſtein-Lauenburg und Lützenburg eine engere Verbindung des Deutſchen Bundes mit den ſtammverwandten und in ihrer Iſolirtheit ohnmächtigen Staaten Dänemark und Niederland anzubahnen. Der Weg dazu war durch die Verträge vorgezeichnet. Man brauchte nur die Eigenſchaft dieſer amphibiſchen Gebiete als deutſches Land in allen Conſequenzen durchzuführen, während man im Gegentheil geſtattete, daß ſie als bloße Anhängſel der mit ihnen verbundenen außerdeutſchen Staaten behandelt wurden. Ein geſonderter holſteiniſcher Bundesauszug mit deutſchen Führern und deutſchem Commando, jährlich mit andern deutſchen Truppen zu gemeinſamen Waffenübungen vereinigt, eine eigene Flagge für holſteiniſche Schiffe, die Erhebung Rendsburgs zur Bundesfeſtung mit gemiſchter deutſcher Beſatzung waren dazu die Mittel. Freilich durfte der Bund ſeine Wirkſamkeit nicht blos in freiheitsbeſchränkenden Maßregeln zeigen. Das deutſche Element blieb aber ſo ſchutzlos, daß ſogar der Bürgerwehr von Altona däniſches Commando aufgedrängt wurde. Die Preßfreiheit wurde durch Bundesbeſchlüſſe in Holſtein aufgehoben, blieb fortbeſtehen für Dänemark und Schleswig. Durch däniſche Geſandte, wenngleich faſt ausſchließlich dem reichen Adel der deutſchen Herzogthümer angehörig, und däniſche Kriegsſchiffe waren die Einwohner Holſteins im Auslande beſſer vertreten als irgend ein deutſcher Staat dies zu thun vermocht hätte.

Solange die däniſche Nationalität dem Uebergewicht der deutſchen Sprache ſich fügte, lebten die verſchiedenen Beſtandtheile des Staats friedlich zuſammen. Die deutſche Sprache machte nicht nur in Schleswig immer weitere Fortſchritte, ſondern wurde auch in den gebildeten Kreiſen Kopenhagens immer allgemeiner; das Fürſtenhaus ergänzte ſich faſt ausſchließlich aus deutſchen Familien, und auch im Beamtenſtande der Hauptſtadt wurden Angehörige der Herzogthümer immer häufiger. Die Schleswig-Holſteiner lieferten dem armen Königreiche die Summen, um durch Flotte, Heer und glänzende Hauptſtadt den Schein einer Großmacht aufrecht zu erhalten, und fochten in den Napoleon'ſchen Kriegen auf däniſcher Seite tapfer gegen ihre deutſchen Landsleute. Erſt das in ganz Europa geſteigerte Nationalgefühl trieb beide Theile zu dem Bruch, den wir heute klaffen ſehen und der weder zum Vortheil Deutſchlands noch Dänemarks, dieſer beiden ſprachlich, religiös und geographiſch eng verbundenen Länder, ſondern nur zu dem Rußlands gereichen kann. Unſere Aufgabe iſt es, geſchichtlich nachzuweiſen, wie ſeit mehr als tauſend Jahren Dänen und Deutſche ſich bald bekämpft, bald vereinigt haben, wie ſehr Dänemark mit deutſchem Weſen durchdrungen iſt, wie viel es dem deutſchen Geiſte und Arme verdankt.

Der erſte däniſch-deutſche Krieg fällt in die letzten Jahre Karl's des Großen. Der Dänenkönig Gottfried war in das Obotritenland eingefallen, wurde aber durch Karl's Sohn Karl 808 zurückgetrieben, und in einem Frieden (811) mit ſeinem Nachfolger Hemming die Eider als Nordgrenze des Frankenreichs beſtimmt. Ansgar, Erzbiſchof von Bremen unter Ludwig dem Frommen, verbreitete das Chriſtenthum auf der däniſchen Halbinſel. Heinrich I. errichtete 931 zum Schutz gegen die Dänen jenſeit der Eider die Mark Schleswig. Sein großer Sohn, Otto I., drang 965 auf ſeinem Feldzuge gegen Harald Blaatand (Blauzahn) bis zum Limfiord in Jütland vor, wo der Name Otteſund noch an ihn erinnert, und ſtiftete, nachdem er den König Harald zur Annahme des Chriſtenthums gebracht, die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhuus. Otto II. zog 975 gegen die Dänen, welche in Schleswig eingefallen waren, und erſtürmte den Danewirk. Doch Konrad II. überließ 1027 die Mark Schleswig an den ihm befreundeten Dänenkönig Kanut den Großen. Auch gegen Oſten griff die däniſche Macht in Deutſchland ein. Harald war gegen den Herrſcher von Wollin unterlegen, aber Kanut unterwarf dieſe Inſel und vorübergehend auch einen Theil von Pommern. Waldemar I., der Große, eroberte Rügen und einen Theil von Pommern; ſein älteſter Sohn, Kanut VI., unterwarf (1198–1201) Ditmarſen, Holſtein, Hamburg und Lübeck, nöthigte die mecklenburgiſchen Fürſten zur Huldigung und nannte ſich König der Wenden. Noch weiter gen Oſten drang Waldemar II. vor; er zwang den Herzog von Pomerellen zur Huldigung, unterwarf Samland, eroberte, als Unterſtützer des Schwertordens, das nördliche Eſthland für ſich und gründete Reval. Im Jahre 1203 ließ er ſich zu Lübeck als König der Wenden und Herr von Nordalbingien huldigen und ſetzte den Grafen Albrecht von Orlamünde als Statthalter über ganz Holſtein. Allein 1223 wurde er von dem durch ihn beeinträchtigten Grafen Heinrich von Schwerin gefangen genommen, erkaufte ſich ſeine Freiheit durch Verzichtung auf alle deutſchen Länder ſüdlich von der Eider und alle wendiſchen außer Rügen, und wurde 1227 durch Beſiegung bei Bornhöved von dem Herzoge von Sachſen, dem Grafen Adolf IV. von Holſtein und andern Herren jener Gegend zur Erfüllung des Verſprochenen gezwungen. Lübeck hatte am 1. Mai 1226 ſich ſelbſt von der durch 25jährigen ruhigen Beſitz ſorglos gewordenen däniſchen Beſatzung befreit, indem, während der däniſche Befehlshaber der Burg an einem Volksfeſte Theil nahm, Bürger mit verborgenen Waffen ſich in die Burg ſchlichen und ſich der Veſte bemächtigten, welche darauf geſchleift wurde. Lübecker nahmen unter ihrem tapfern Bürgermeiſter Alexander von Soltwedel rühmlichen Antheil an der blutigen und hartnäckigen Schlacht bei Bornhöved. Dieſe Schlacht koſtete den Dänen 4000 Todte und wurde durch den Uebergang der gezwungen im Dänenheere kämpfenden Ditmarſen entſchieden. Durch dieſe Niederlage geſchwächt und durch innere Kämpfe zerriſſen, konnten die Dänen jetzt nicht einmal mehr an die Behauptung Schleswigs denken; es wurde dieſes Herzogthum einem verwandten Zweige des königlichen Hauſes verliehen (1257).

Herzog Abel von Schleswig beſtieg den däniſchen Thron. Die Ausſchreibung einer außerordentlichen Schatzung war nothwendig. Sie wurde von den Reichsſtänden bewilligt und auch von den Frieſen verlangt. Dieſe weigerten ſich, den vollen Belauf der ihnen auferlegten Summen zu zahlen. Die Weigerung brachte den ehrgeizigen und herrſchſüchtigen König, der als Herzog von Schleswig ſchon längſt die trotzigen Marſchbewohner haſſen gelernt hatte, in vollen Zorn. Er beſchloß, ſie zur Unterthänigkeit zu zwingen, und wurde von Einwohnern des Herzogthums, die mit neidiſchen Blicken die Vorrechte und Freiheiten der benachbarten Harden*) betrachteten, in dieſem Vorſatze beſtärkt. Im Winter 1251/52, als die Gewäſſer feſt zugefroren waren, wurde zur Ausführung des gefaßten Plans geſchritten. Am leichteſten war es, in Eiderſtedt einzudringen, weshalb der Herzog in deſſen Vorgeeſt zog, durch Anlegung von Brücken ſich den Uebergang über das Eis vorbereitend und ſichernd. Da kamen ihm die Eiderfrieſen angreifend zuvor; ſie rückten über den Deich, drängten den Feind vom Eiſe zurück und verfolgten den gewonnenen Vortheil weiter. Der König mußte ſich zurückziehen, ſtarkes Thauwetter trat ein, das Eis brach, heftige Regengüſſe machten die ſumpfige Gegend bodenlos und unwegſam, was die Frieſen nicht hemmte, dagegen die Königlichen, beſonders die Reiterei, ins Verderben brachte. Der König erlitt einen ſolchen Verluſt, daß er für diesmal von der Eroberung Eiderſtedts abzuſtehen ſich genöthigt ſah. Aber im Brachmonat deſſelben Jahres zog er eine große Macht auf der Mildeburg zuſammen, während auf der Eider bereits Schiffe zum Uebergang über den Fluß bereit lagen. Gleich am erſten Tage, nachdem das Heer ſich verſammelt hatte, ging der König mit ſeiner ganzen Macht bei Oldenſwort über die Eider und errichtete ein feſtes Lager im Süden des Orts. In die gefährliche Marſch weiter vorzudringen, hielt er nicht für rathſam, vielmehr ſuchte er durch Plündern und Verheeren der Umgegend die Eiderfrieſen zum Kampf auf dem ihm günſtigen Boden zu locken. Aber dieſe, zu ſchwach, ſolch großer Macht im offenen Felde zu begegnen, verſchanzten ſich durch einen breiten Graben. So lagen beide Theile ſich ſechs Tage gegenüber. Da endlich kamen auch die Nord- und Strand-Harden in Bewegung. Auf ihrer uralten Dingſtätte beſchloſſen ſie die kräftigſten Maßregeln zur Errettung des Vaterlandes. „Kaiſer Karl“, ſo ſprach man hier aus einem Munde, „hat alles Frieſenvolk, das rühmlichſt als Heerſchild ihm gedient, mit Gerechtigkeiten und Freiheiten herrlich begabt; kein Fürſt kann es zu Schatzungen oder Dienſtbarkeit zwingen. König Abel ſoll ſterben oder jeder Frieſe in ſeiner edlen Freiheit untergehen.“ — So der einmüthige Beſchluß. Bald war alles wehrhafte Volk ſämmtlicher Harden um ſeine Fahnen verſammelt und zog nach dem königlichen Lager. Der Ueberfall mislang durch Verrath, aber noch in derſelben Nacht (28—29 Juni 1252) brach der König auf und wandte ſich nach der Eider, um den Weg zum Meere frei zu haben. Er zog in ſolcher Haſt, daß er Kriegs- und Mundvorrath, Raubgut und Brandſchatzung im Stich ließ. Er erreichte die Eider, aber es war eben die Zeit der niedrigſten Ebbe und keine Einſchiffung möglich. Jetzt trafen die Frieſen auf den Nachtrab und erlegten gleich auf den erſten Anlauf 300 Mann; eine andere Schar jagten ſie in die Eider. Das Königsheer zog öſtlich hin am Fluſſe, bis ein tiefer Graben ſein Vorrücken hemmte. Hier machte es Halt auf dem noch heute ſo genannten Königskamp und nun entbrannte ein heftiger Kampf, deſſen Ausgang war, daß das königliche Heer ſchleunigſt nach Norden fliehen mußte. Abel ſelber ſuchte auf dem Milderdamme zu entkommen, aber ein Rademacher aus Pelworm, Weſſel Hummer, ſpaltete ihm mit einer Streitaxt das Haupt. Nach dieſem herrlichen Siege blieben die Frieſen unangefochten; 1313 beſtätigte der Herzog von Schleswig ihre alten Gerechtſame, wonach ſie nichts als eine geringe Bodenſteuer zu zahlen hatten; 1326 ging Nordfriesland durch Vertrag von der königlichen an die herzogliche Linie von Schleswig-Holſtein über, aber 1344 unterwarf König Waldemar ſie mit Waffengewalt, und ſeitdem theilte Friesland das Schickſal Schleswigs. Der eben erwähnte Vertrag von 1326 iſt die für Schleswig-Holſteins Rechtsgeſchichte ſo wichtige „Waldemariſche Conſtitution“. Ihr zufolge belehnte der Dänenkönig ſeinen Oheim, den Grafen Gerhard den Großen von Holſtein, und deſſen Erben mit Schleswig, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dies Land nie wieder mit Dänemark vereinigt und demnach ein und derſelbe Fürſt nie Herr beider Länder ſein ſollte.

---

*) Das Land der Nordfrieſen in Schleswig beſtand aus der Inſel Helgoland und 16 Harden. Die Vorgeeſt bildete 3, die Außenlande 8 (nämlich Eiderſtedt 3, der Strand mit dem Eiland Pelworm 5), die Inſel Föhr 2, die Inſel Sylt 1 Harde, und endlich lagen zwei Harden nördlich vom Strande.

Nachdem Rügen 1325 aufgegeben worden war, verlor Dänemark bald auch Eſthland, deſſen nördlichen Theil es für ſeine Hülfeleiſtung an den Deutſchen Orden erhalten hatte. Unter den leibeigenen Eingeborenen erhob ſich, in Folge einer weitverbreiteten Verſchwörung, ein allgemeiner Aufſtand gegen ihre deutſchen und däniſchen Herren, deren mehr als Tauſend allein im revalſchen Kreiſe Eſthlands in der Nacht vom 22.—23. April 1343 ermordet wurden. Schnell verbreitete die Empörung ſich auf der Inſel Oeſel, im habſalſchen und weſenbergſchen Kreiſe; die Schlöſſer und Klöſter wurden verbrannt, ſogar die Feſte Poide belagert, zur Uebergabe gezwungen und der Comthur und die Beſatzung vertragswidrig ermordet. Zehntauſend Bauern belagerten das den Dänen gehörige Reval, deſſen Bewohner und Beſatzung, von däniſcher Hülfe abgeſchnitten, die des Deutſchen Ordens anriefen, unter der Bedingung, ihm die Stadt als Pfand zu übergeben, bis er von den Dänen für die Kriegskoſten entſchädigt ſei. Der Heermeiſter, Burkhardt von Dreylöwen, befreite und beſetzte Reval, bezwang Oeſel und nöthigte die überwundenen Bauern, zu ihrer eigenen Bezähmung das Schloß Sonneburg zu erbauen. 1347 verkaufte Dänemark ſeinen Antheil an Eſthland für 19000 Mark löthigen Silbers (etwa ½ Million Rhein. Gulden) an den Deutſchen Orden.

Ein zehnjähriger Krieg mit der Hanſa (1361—70), welcher über die Plünderung Wiſbys durch die Dänen ausbrach, verurſachte Kopenhagens Verwüſtung und erwarb der Hanſa große Handelsvortheile, auch nach König Waldemar's (mit dem Beinamen Atterdag) Vertreibung (1370) den Beſitz und die Einkünfte Schonens auf 15 Jahre.

Im Jahre 1375 erloſch jene Seitenlinie des königlich däniſchen Hauſes, welche in Schleswig regiert hatte, und die Nachkommen des großen Gerhard, Grafen von Holſtein, wurden in den Beſitz von Schleswig geſetzt, von der Königin Margaretha von Dänemark mit dieſem Herzogthum belehnt und dieſer Zuſtand durch einen neuen Vertrag (von 1386) beſtätigt. Dieſe Vereinigung von Schleswig-Holſtein in unabhängiger Stellung unter einem ſelbſtändigen Fürſtenhauſe war Volks- und Landesſache; es galt, vor Ueberwältigung durch ein fremdes Volk, die Dänen, beide Lande ſicher zu ſtellen; dieſe Vereinigung lag auch im Intereſſe der beiden nahegelegenen Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck, welche eine Beute der Dänen zu werden fürchteten. Jetzt begann auch die Germaniſirung des däniſchen Nord-Schleswig durch Vertheilung deutſcher Beſatzungen in alle feſten Plätze und Einführung des holſteiniſchen Rechts ſtatt des däniſchen. Nachdem aber Königin Margaretha 1397 durch die Calmariſche Union die drei nordiſchen Reiche vereinigt, verweigerte ſie, auf ihre vermehrte Macht trotzend, ohne Fug und Recht die herkömmliche Belehnung und erklärte Schleswig für ein verwirktes Lehen. Darauf entſtand 1409 ein Krieg Dänemark's gegen die Herzogthümer, welche von der Hanſa, beſonders Lübeck, unterſtützt wurden. Es handelte ſich um das Beſtehen dieſer Stadt, da König

Erich der Pommer, Margarethens Nachfolger, ſeit 1426 durch Erbauung der Feſte Helſingör den Sund ſperrte und hohe Zölle erhob. Die erſte lübeckiſche Flotte wurde zwar geſchlagen, aber eine zweite, von 260 Segeln mit 12000 Mann Beſatzung, plünderte Bergen in Norwegen und verwüſtete Jütland. 1435 ſtellte der Friede von Wardingborg mit der Hanſa das frühere Verhältniß wieder her; Lübeck, Hamburg, Wismar und Lüneburg behielten ihre Handelsvorrechte, und 1439 mußte Dänemark die erbliche Belehnung des holſteiniſchen Grafenhauſes mit Schleswig von neuem zugeſtehen. Erich wurde 1440 in allen drei Reichen abgeſetzt und ſein Schweſterſohn Chriſtoph von Baiern als König anerkannt. Mit ihm ſchloſſen die Herzogthümer 1440 den Vertrag, wodurch Herzog Adolf von Holſtein Schleswig als „rechtes Erblehen" erhielt; alle den Anſprüchen ſeines Hauſes günſtigen Verträge wurden beſtätigt, alle ungünſtigen förmlich aufgehoben. Der däniſche Reichsrath bekräftigte dieſes Abkommen, und auch vom deutſchen Kaiſer war die förmliche Anerkennung der Rechte des holſteiniſchen Hauſes erfolgt. Mit dem Tode Chriſtoph's (1448) löſte die Calmariſche Union ſich auf; den ſchwediſchen Thron beſtieg Karl Knutſon, und auf ihren erledigten Thron beriefen die Dänen den kinderloſen Herzog Adolf von Schleswig-Holſtein, um auf dieſe Weiſe die erſehnte Vereinigung zu Stande zu bringen. Adolf nahm die Krone für ſeinen Schweſterſohn Chriſtian an und dieſer beſtätigte feierlich die alten Verträge und ſagte den Herzogthümern zu, daß ſie nie mit Dänemark unter einem Herrn vereinigt werden ſollten.

Adolf hatte verſäumt, zur günſtigen Zeit, damals, wo Dänemark in Noth und Bedrängniß war, wo man ihn zum Schiedsrichter berief und er ſeinen Neffen zum König ſetzte, die Erbfolge in den Herzogthümern für ſeine ſchauenburger Seitenverwandten ſich zuſichern zu laſſen. Er durfte dabei nicht nur auf die freudige Zuſtimmung ſeines Volks, ſondern auch auf die thätige Unterſtützung des mächtigen Hanſebundes rechnen. Aber Adolf VIII. ſtarb als der Letzte der ſchauenburgiſchen Hauptlinie, welche ſeit 1375 auch in Schleswig geherrſcht hatte, 1459, ehe jene Verhältniſſe geordnet waren. Um der Verwirrung zu ſteuern, wählten die vereinigten ſchleswig-holſteiniſchen Stände im März 1460, mit Uebergehung der zur Erbfolge berechtigten ſchauenburgiſchen Seitenverwandten, nach dreimonatlichen Unterhandlungen und nachdem drei Landtage gehalten waren, den König Chriſtian von Dänemark, einſt Grafen von Oldenburg, zu ihrem Herrſcher.

So war erfolgt, was die weiſe Staatskunſt der Väter ſeit Jahrhunderten zu hindern geſucht hatte: die deutſchen Herzogthümer traten in die gefährliche Verbindung mit Dänemark und ſtützten durch ihre Macht das wankende däniſche Reich. „Man opferte", wie Dahlmann ſagt, „den altgewohnten Segen eines ſichtbaren Fürſten gegen einen ſeltenen Beſucher auf, der mit leeren Taſchen kam, um mit vollen davonzugehen; verwandelte einen ſich genügenden, unabhängigen Boden, den Günſtling zweier Meere und eines aus dem Herzen von Deutſchland dringenden Stromes, in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Strebungen. Man drängte Hamburg, die wichtigſte Stadt des Landes, welche während des letzten Kampfes ein lebendiges Gemeingefühl für Schleswig-Holſtein aus freier Wahl mit dem Blute ſeiner Bürger bethätigt hatte, jetzt dahin, dieſelben Wege zur Reichsfreiheit wie Lübeck zu ſuchen: das zweite Auge des Landes ſchloß ſich zu.“ Freilich fühlten das die Stände ſelber und ſuchten durch feierliche Verträge die Gefahr abzuwenden, die von der Annäherung an Dänemark drohte. König Chriſtian erklärte wenige Tage nach der Wahl, daß ihn Prälaten, Ritterſchaft, Städte und Einwohner gewählt und ihm gehuldigt „nicht als einem König von Dänemark, ſondern als ihrem Herrn vorbenannter dieſer Lande (Schleswig-Holſtein) mit Bedingung folgenden Artikels und aus Gunſt, die ſie zu ſeiner Perſon tragen.“ Daher geſteht der König ihnen nach ſeinem Tode ein Wahlrecht zu; die Einwohner ſollen nicht verpflichtet ſein, außer dieſen Landen zu dienen; der König verſpricht ferner, keinen Krieg ohne Rath, Zuſtimmung und Willen der gemeinen Stände dieſer Lande anzufangen, keine Schatzung oder Bürde auf die Einwohner zu legen ohne freundliche Einwilligung und Zulaſſung, einträchtige Zuſtimmung aller Räthe und Mannſchaft. Jährlich ſoll ein Landtag gehalten werden. Im Lande Schleswig-Holſtein ſollen nur inländiſche Beamte angeſtellt werden, endlich ſollen beide Lande ewig zuſammen bleiben ungetheilt. („Dat ſe bliven ewich toſammende ungedelt.“) Das Herzogthum Schleswig, vor Alters ein däniſches Lehen, trat alſo thatſächlich aus dieſem Lehensverband heraus, blieb unzertrennlich mit Holſtein verbunden und wählte ſeinen Herzog, ſtatt ihn durch däniſche Belehnung zu erhalten.

Die beſchworenen Rechte wurden von Chriſtian ſchlecht geachtet, und ſchon nach wenigen Jahren waren die Herzogthümer der engen Verbindung mit Dänemark überdrüſſig. Die Dänen fühlten das; ſie erwogen wol, daß nach dem Wahlrecht von 1460 die Herzogthümer ſich einen andern Prinzen aus dem Oldenburgiſchen Hauſe wählen konnten als den, der zugleich König von Dänemark war, ſie ſuchten daher einer Rückkehr der Schleswig-Holſteiner zu der frühern getrennten Stellung gütlich vorzubeugen. Ein Vertrag von 1466 zwiſchen dem däniſchen Reichsrath und dem Landrath von Schleswig-Holſtein ſetzte feſt: „Wenn König Chriſtian nur einen Sohn hinterließe, würden beide Theile, Dänemark und die Herzogthümer, denſelben zu ihrem Regenten wählen; ſtürbe der König dagegen kinderlos oder mit Hinterlaſſung mehrerer Söhne, dann ſollten die Räthe beider Länder, Dänemarks und Schleswig-Holſteins, ſich gemeinſam berathen, ob es beſſer ſei, einen gemeinſamen Herrn zu wählen oder jedes Land einen beſondern; jedenfalls aber ſollte keines von beiden Landen einſeitig zur Wahl ſchreiten. Die Verfaſſungen und Rechte beider Länder ſollten beſchworen und verbürgt ſein; Streitigkeiten und Fehden zwiſchen beiden Ländern ſollten durch Verſtändigung der Räthe friedlich geſchlichtet werden.“ König Chriſtian hinterließ bei ſeinem Tode (1481) zwei Söhne. Die Schleswig-Holſteiner ſchienen nicht geneigt, ſich noch länger mit Dänemark in ein Joch ſpannen zu laſſen; ſie erinnerten ſich der Jahre des Drucks und der Rechtloſigkeit unter König Chriſtian; ſie dachten daran, wie er ſelten in die Herzogthümer gekommen war, wenn es galt, Recht und Ordnung zu ſchaffen, wie er aber nie ausgeblieben, wenn es galt, Steuern und Laſten dem Volke aufzulegen. Er hatte die Verfaſſung ſo keck verletzt, daß ſie fürchten mußten, jetzt auch ihr Grundgeſetz vernichtet und ſich gewaltſam in den däniſchen Staat eingeſchmolzen zu ſehen. Die Wahlverhandlungen, die 1½ Jahre dauerten, zeigten deutlich, wie die Schleswig-Holſteiner einer mit Dänemark gemeinſamen Regierung auszuweichen ſuchten. In Dänemark hatte der ältere Prinz, Johann, Ausſicht, die Krone zu erhalten, und eben deshalb neigte ſich die Stimmung der Herzogthümer auf die Seite des jüngern, Friedrich; man wollte jedenfalls denjenigen wählen, der in Dänemark nicht gewählt würde. Die Dänen, bedroht von der Gefahr einer Trennung, ſuchten um jeden Preis eine gemeinſame Wahl durchzuſetzen, aber es wollte nicht gelingen. Da man zu keinem Ziele kam, und die Dänen fürchten mußten, den Prinzen Friedrich in den Herzogthümern gewählt zu ſehen, ſo ſchlugen ſie einen merkwürdigen Vermittelungsweg ein: ſie bewogen die Schleswig-Holſteiner, beide Prinzen zu wählen, um, wie ſie ſagten, an dem einem ein Gegengewicht gegen den andern zu haben. Es iſt zu beklagen, daß die Schleswig-Holſteiner nicht feſt auf ihrem Wahlrecht beharrten, den Prinzen Friedrich wählten und ſo die Verbindung mit Dänemark auflöſten; es iſt um ſo mehr zu beklagen, da ſie zugleich eine Theilung und Doppelregierung über die Herzogthümer brachten und damit die weitere Entwickelung eines ſtarken Nationalſinns in Schleswig-Holſtein hemmten; der Grundſatz der Einheit und Untheilbarkeit war ja die koſtbarſte und wichtigſte Frucht der Umwandlung Schleswig-Holſteins in ein Wahlreich; der Theilung unter verſchiedene Erben ſollte ja gerade durch das Wahlrecht vorgebeugt werden. Aber freilich iſt nicht zu vergeſſen, daß im Grundſatze die Einheit durch das neue Verhältniß keineswegs erſchüttert ward; die beiden Regenten und ihre Nachfolger, die königliche und die herzogliche Linie, theilten ſich nicht ſo, daß jeder ein Herzogthum bekam, ſondern ſie waren Beide Herzöge von Schleswig-Holſtein, die Landtage waren gemeinſame ſchleswig-holſteiniſche; man theilte in der Weiſe, daß die Gebiete, Aemter und Städte in beiden Herzogthümern ohne Rückſicht auf den ſtetigen Zuſammenhang der Landſtriche blos nach Maßgabe des Ertrags dem einen oder dem andern Theile angewieſen wurden; es gab keine geſchloſſenen Territorien.

Seit der Schlacht von Bornhöved hatte bei den Ditmarſen im weſtlichen Holſtein ein freier Bauerſtaat ohne Städte und Adel, unter dem nominellen Schutze des Erzbiſchofs von Bremen, der einen Vogt hielt und einige Gefälle einzog, ſich ausgebildet. Alle Gutsbeſitzer ohne Unterſchied waren gleichberechtigt; mit achtzehn Jahren wurde der Ditmarſe aller politiſchen Rechte theilhaft. Das Volk regierte ſich ſelbſt nach der Gemeinde- und Kirchſpieleintheilung. Die höchſte Behörde war die in Meldorf gehaltene Landesgemeinde, der die von der Gemeinde gewählten 80 Landesälteſten vorſtanden.

Im Jahre 1447 ward dieſe alte Verfaſſung in ihren demokratiſchen Grundlagen weſentlich verändert. An die Stelle der Landesälteſten traten die auf Lebenszeit gewählten Achtundvierziger. Die Kirchſpielsverſammlungen wurden in ihrer Wirkſamkeit beſchränkt und nur zur letzten Berufungsbehörde gemacht, wenn die Schlüter (Schlichter) und Schwaren (Geſchworene) ſchon Recht geſprochen hatten. Endlich und hauptſächlich ging die Macht der Landesverſammlung, welche immer noch berufen wurde, immer mehr von der Geſammtheit des Volks auf den vereinigten Körper der Achtundvierziger, Schlüter und Schwaren über. Das Land war in vier Kreiſe getheilt, die Landesverſammlung von Meldorf nach Heide verlegt worden. Faſt gleichzeitig mit den Bauern der Alpen hatten dieſe Anwohner der Nordſee gegen den Adel fur ihre Freiheit Kämpfe zu beſtehen. Im Jahre 1319 uberzog der Graf von Holſtein, Gerhard der Große, der Sieger der Dänen, ihr Land und wurde gänzlich geſchlagen. Im Jahre 1402 ſchlugen ſie den Grafen Albrecht, der auf der Flucht vor ihnen mit dem Pferde ſtürzte und ſtarb. Im Jahre 1404 wurde Gerhard IV., Graf von Holſtein und Herzog von Schleswig, der in ihr Land eingedrungen war, von den Ditmarſen uberfallen und mit 400 vom Adel erſchlagen, ſein Heer vernichtet. Nie drangen die Ditmarſen eroberungsſüchtig in ihrer Feinde Land, ſondern immer kamen dieſe, raubten, mordeten, brannten, bis die Bauern ſie austrieben und die in ihren Marſchen angelegten Burgen zerſtörten. Die Landleute trugen aus allen dieſen Kämpfen nichts davon als Ruhe auf einige Menſchenalter und Bewahrung Deſſen, was ſie beſaßen. Den größten Ruhm erlangten die Ditmarſen 1500 durch die Schlacht von Hemmingſtedt. König Chriſtian von Dänemark hatte den Kaiſer Friedrich III. bewegen, die Grafſchaft Holſtein zum Herzogthum zu erheben und demſelben die Ditmarſen einzuverleiben. Dem geiſtesſchwachen Kaiſer, der nur für ſeine Hausmacht Sinn hatte, ſtellte er vor, daß dies ein meuteriſches, herrenloſes Volk ſei, welches Niemandem gehorchen wolle; daß es freie Bauern waren, ſchien damals genug, um ſie zu verſchenken und zu knechten. Die Ditmarſen vertheidigten ſich zwar durch ihren Oberherrn, Erzbiſchof von Bremen, ſodaß der Kaiſer 1481 befahl, die Sache beim Alten zu laſſen, aber der Lehnsbrief ward nicht zurückgefordert. Im Jahre 1500 machten König Johann und ſein Bruder, Herzog Friedrich, davon Gebrauch, um Ditmarſen zu unterwerfen. Der Dänenkönig gebrauchte einen deutſchen Lehnsbrief und einen deutſchen Söldnerhaufen, um ein deutſches Land zu unterjochen! Dieſe Miethlinge, die er eigentlich für den ſchwediſchen Krieg in Dienſt genommen, hießen die „große ſächſiſche Garde“ oder die „ſchwarze Garde“; ſie zählte 6000 Mann verſuchter Krieger, deren Tapferkeit allgemein gefürchtet war. Mit ihnen zogen wenigſtens 12,000 Dänen und Holſteiner, dabei die Blüte des Adels, welcher Zeuge ſein wollte, wie man die Bauern bändigte, und man war ſeiner Sache ſo ſicher, daß ganze Wagen voll Ketten und Stricke mitgeführt wurden, um die Gefangenen zu feſſeln; auch vertheilte man ſchon vorläufig das Land. Gegen dieſes Heer, das mit der Bedienung der Geſchütze und dem großen Troß wenigſtens 20,000 Mann ſtark war, ſtanden höchſtens 6000 Bauern in Waffen. Viele verloren den Muth und riethen zur Unterwerfung, aber die Weiber baten flehendlich und weinend, für die Freiheit, für Land und Kind Leben und Blut zu wagen, und ihnen beſonders verdankt Ditmarſen ſeine Rettung. Frauen und Jungfrauen ergriffen ſelbſt die Waffen und traten in die Schlachtreihen. Am 11. Hornung rückte das Heer im Lande ein, Meldorf wurde am 13. erſtürmt und verbrannt, am 17. drangen die Königlichen gegen Heide vor. Zwiſchen beiden Städten hatten die Ditmarſen den Weg mit einer Schanze geſperrt, da, wo die Straße durch das tiefe Swine-Moor zu einer Werft hinaufging, die „Tauſendteufelswerft“ heißt. Die Beſatzung der Schanze hatte ſich dem Tode geweiht. Wolf Iſenbrand war ihr Hauptmann und eine Jungfrau aus Hohenwöhrden trug das Banner. Es war Thauwetter eingetreten; Nebel und Regen flogen über die hohen Seedämme, die Marſch war aufgeweicht; wie nun das däniſche Heer zwiſchen den tiefen Waſſergräben hinzog, wurde es plötzlich aus ſeinen Siegesträumen durch den Donner der Geſchütze aufgeſchreckt. Die Garde griff die Schanze tapfer an, aber ſie war zwiſchen den Gräben zuſammengepreßt; Regen und Hagel machten die Geſchütze der Herzöge unbrauchbar, und plötzlich ſtürzten die todesmuthigen Ditmarſen, geführt von der Jungfrau Meta und von Wolf Iſenbrand, von dem Walle der Schanze herab in die dichten verwirrten Scharen. Die kräftigen, wildbärtigen Männer warfen Harniſch, Eiſenhut und ſelbſt Schild und Schuhe fort, ſprangen barfuß von allen Seiten an ihren langen Springſtöcken und Lanzen über die Gräben und ſtürzten auf ihre Gegner hinein. „Wahr di, Buer, de Garde de kummt“, war das Feldgeſchrei der Söldner geweſen; jetzt kehrten die Ditmarſen das Wort um und begleiteten den Schreckensruf: „Wahr di, Garde, de Buer de kummt!“ mit den furchtbaren Hieben ihrer Streitärte. Der Führer der Garde, Junker Schlenz von Köln, hielt, ſolange er lebte, den Kampf aufrecht; als er im Zweikampf gefallen, entſchied ſich die Niederlage; die wildeſte Flucht begann aber, als die Wachen auf den Deichen die Schleuſen öffneten und ein Nordweſtwind die Flut raſch ins Land trieb. In drei Stunden wurden 6000 erſchlagen, darunter 300 Ritter, auch die beiden Grafen von Oldenburg. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der

Sieger, dazu der Danebrog, den der Marſchall von Ahlefeld, ſelbſt aus ditmarſiſchem Geſchlechte, nur mit ſeinem Leben ließ. Der König und der Herzog waren wie durch ein Wunder entkommen. — Im Jahre 1559 ging endlich Ditmarſens Freiheit verloren. Die Fürſtengewalt in Dänemark war erſtarkt, zudem hatte Karl V. dem Dänenkönig Friedrich II. abermals die Belehnung ertheilt. Die Dänen zogen mit einem großen Heere heran, eroberten Meldorf und metzelten ſeine Einwohner nieder, verbrannten Heide, das mit dem äußerſten Heldenmuth von den Ditmarſen, deren 300 fielen, vertheidigt wurde. Nun erſt unterwarf ſich das Land, das König Friedrich II. und die beiden ſchleswig-holſteiniſchen Herzöge Johann und Adolf unter ſich theilten. Ditmarſens alte Verfaſſung wurde aufgehoben und das Land Holſtein gleichgeſtellt. Der Kaiſer beſtätigte 1560 die Eroberung, und der Erzbiſchof von Bremen, welcher beim Reichsgericht Klage erhob, wurde von dem neuen Herrn ſeines frühern Schutzlandes mit 20,000 Thalern Entſchädigung abgefunden.

Wie das Chriſtenthum von Deutſchland aus in Dänemark eingeführt wurde, ſo geſchah es auch mit Luther's Reformation. Die Vorbereitung dazu war, wie überall, die Einführung der Buchdruckerkunſt, die ebenfalls durch Deutſche geſchah. Luther's Lehre erregte, noch ehe ſie in Deutſchland feſten Fuß gefaßt hatte, die Aufmerkſamkeit des Königs Chriſtian II., der die Macht des Adels und der Geiſtlichkeit zu mindern ſtrebte. Er wandte ſich 1519 an den Kurfürſten von Sachſen, ſeinen Oheim, um einen Schüler Luther's ins Land zu ziehen. Die theologiſche Facultät von Wittenberg ſandte den Martin Reinhard aus dem Würzburgiſchen, deſſen Wirkſamkeit in Kopenhagen aber wegen ſeiner Unkenntniß der däniſchen und plattdeutſchen Sprache eine ſehr geringe war. Er reiſte ſchon 1521 nach Deutſchland zurück mit dem geheimen Auftrage, Luthern eine Freiſtätte anzubieten und Karlſtadt zu berufen. Allein Luther fand auf der Wartburg einen ſichern Zufluchtsort, und Karlſtadt, welcher wirklich kam, blieb nur kurze Zeit in Kopenhagen, theils weil ſeine Unvorſichtigkeit ihm viele Feinde ſchuf, theils weil Karl V., dem die Einheit der Kirche weit über das Wohl Deutſchlands ging, den Dänenkönig, ſeinen Schwager, durch ein wichtiges Zugeſtändniß vermocht hatte, die neuen Lehrer zu entfernen. Er geſtand ihm nämlich zu, daß, während bisher der Biſchof von Lübeck im Namen des Kaiſers die Belehnung mit dem Herzogthum Holſtein ertheilt hatte, nun der König von Dänemark im Namen des Kaiſers ſeine Mitregenten belehnen ſollte. Um dieſe Zeit trat ein neuer Schüler Luther's und Melanchthon's in Dänemark auf, der aber erſt unter dem Nachfolger Chriſtian's II. zu öffentlicher Wirkſamkeit gelangte: Hans Tauſen (Tageſön), ein Bauersſohn, auf der Inſel Fühnen geboren. Den erzbiſchöflichen Stuhl ſeines Reichs beſetzte Chriſtian II. 1522 mit einem Deutſchen, ſeinem Rath und Geheimſchreiber, Johannes a Vesa (Veſalius) aus Weſel im Herzogthum Kleve gebürtig, der aber mit ſeinem

Herrn ſchon im folgenden Jahre vertrieben wurde. Nach ſeiner Vertreibung kam König Chriſtian II. in Wittenberg mit Luther und Melanchthon in perſönliche Bekanntſchaft, hörte den Erſtern mehrmals predigen und ward durch ſeinen Vortrag völlig von der Wahrheit der Lehre Luther's überzeugt.

Chriſtian's Nachfolger, Friedrich I., hatte ſich in ſeiner Wahlcapitulation verpflichten müſſen, „nie einem Ketzer, Luther's Schülern und andern, zu geſtatten, heimlich oder öffentlich gegen den heiligen Vater oder die römiſche Kirche zu predigen, und, wo ſolche gefunden würden, ſie am Leben und Gute zu ſtrafen.“ Augenſcheinlich hatte er ſich aber nur hierein gefügt, weil er nicht glaubte, die Krone damit zu theuer zu erkaufen, und alles Uebrige von der Zeit erwartete, denn die Verpflichtung ſtritt mit ſeiner Ueberzeugung. Die Reformation unter Friedrich's Regierung war übrigens nicht ſowol ſein Werk als das der Nation, beſonders des Adels und der Bürger in den größern Städten; der König griff nur inſofern ein, als er die Prediger der neuen Lehre ſchützte. Noch 1524 faßten die däniſchen Biſchöfe ſcharfe Beſchlüſſe gegen die Neuerer, beſonders gegen die Einführung lutheriſcher Bücher durch deutſche Kaufleute, aber ſchon 1525 fing Tauſen, wie erwähnt, ſeine öffentliche reformatoriſche Thätigkeit an, und 1527 beſchloß der Reichstag zu Odenſe eine weitgehende Toleranz, welche nicht nur den Lutheriſchen ihre Sicherheit verbürgte, ſondern ſogar der katholiſch bleibenden Geiſtlichkeit die Ehe freiſtellte.

Unter Friedrich's Sohn, Chriſtian II. (ſeit 1534), wurde die Reformation zu Ende geführt, indem der Reichstag zu Kopenhagen 1536 den Katholicismus abſchaffte. Er trat auch am 6. April 1538 als Herzog von Holſtein auf neun Jahre dem Schmalkaldiſchen Bunde bei, nachdem er bereits im October 1536 einen Bund auf ſechs Jahre mit dem Kurfürſten von Sachſen, dem Landgrafen von Heſſen, dem Fürſten von Anhalt u. ſ. w. geſchloſſen hatte. Durch dieſe enge Verbindung mit den proteſtantiſchen Fürſten Norddeutſchlands wurde gewiſſermaßen die ſpätere Theilnahme Dänemarks am Dreißigjährigen Kriege vorbereitet.

Wir müſſen hier den abgebrochenen Faden der Verhältniſſe Dänemarks zu den Herzogthümern und zur Hanſa wieder aufnehmen. Die unter den Brüdern König Johann und Herzog Friedrich eingeführte Zweiherrſchaft in Schleswig-Holſtein blieb auch nach Johann's Tode (1513). Sein Sohn Chriſtian II. trat in des Vaters Antheil ein, aber nur nach Beſchwörung der Landesverfaſſung. Als er die Herzogthümer gebrauchen wollte, um ſeine däniſchen Intereſſen mit ihrem Blute auszufechten, ſchlugen ſie es ab und bedeuteten ihn, Dänemarks Feinde ſeien nicht auch die ihrigen. Als dann Chriſtian II. ſeiner Krone in Dänemark und Schweden beraubt ward (1523) und ſein Oheim und Mitregent Friedrich die däniſche Krone erhielt, wurden die alten Rechte der Herzogthümer abermals verbürgt; die unabhängige Verfaſſung des Landes, die Rechte der Stände erhielten neue Zuſicherungen und Ausdehnungen (1524). Seit dem Tode

Friedrich's I. (1533) traten wichtige Veränderungen ein. Sein älteſter Sohn Chriſtian III. huldigte den Anſichten des Erbrechts und der Theilung, wie ſie in Deutſchland anfingen allgemein zu werden; ſein Bemühen ging darauf aus, dieſe Grundſätze auch in Schleswig-Holſtein durchzuſetzen. Er forderte, ohne gewählt zu ſein, die Huldigung in ſeinem und ſeiner Brüder Namen, ſuchte ſpäter für ſich und für ſie das Land zu zerſtückeln und brachte ſo in ein Land, das ſich des Wahlrechts und der Einheit erfreute, die ganz entgegengeſetzten Grundſätze des Erbrechts und der Theilung. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch auch das Verhältniß zu Dänemark geändert wurde, denn, wenn in Dänemark das Wahlrecht, in den Herzogthümern das Erbrecht fortbeſtand, ſo mußte entweder ſehr bald eine Trennung beider erfolgen, oder Dänemark ſtets die Erbherzöge Schleswig-Holſteins zu Königen wählen. Um die Folgen dieſer Trennung zu verhüten, vermochten die Dänen in ihrem Intereſſe die Schleswig-Holſteiner zu einem Vertrage, wonach beide Länder, das däniſche und das deutſche, ihre Streitigkeiten unter ſich durch Schiedsrichter ſchlichten und in Kriegen, die ſie mit andern Staaten führten, ſich gegenſeitig unterſtützen ſollten. So wurden die Herzogthümer in däniſche Kriege verwickelt, die ihr eigenes Intereſſe nicht berührten; ſo wurde durch die verkehrte Politik des Herzogs, durch die Schlauheit der Dänen und die kraftloſe Nachgiebigkeit der ſchleswig-holſteiniſchen Stände das deutſche Land aus ſeiner ſelbſtändigen Stellung herausgedrängt und genöthigt, die Koſten des däniſchen Königreichs mitzutragen. Man zerſtückelte das Land ganz planlos, nicht nach den Gebieten Schleswig und Holſtein, ſondern bunt durcheinander; erſt Chriſtian und ſeine Brüder, dann die Nachkommen derſelben theilten fort und fort, und man ſah nicht, wie das enden würde. Die theilenden Fürſten ſelber ſahen allmälig ein, daß ſie in ihrem eigenen Vortheil dieſem endloſen Theilen ein Ziel ſetzen müßten*).

Der Bund der Hanſa war in dieſer Zeit nicht nur in ſeiner innern Verbindung gelockert, ſondern auch nach außen hatte er bedeutende Einbuße außerhalb des Baltiſchen Meeres erlitten und in den Engländern und beſonders den Niederländern gefährliche Nebenbuhler gefunden. Deſto feſter mußten die wendiſchen Städte, Lübeck an der Spitze, die Herrſchaft über die Oſtſee und über den gewinnreichen Handel an ihren Küſten, beſonders nach Moskowien, behaupten, und dies konnte doch nur dadurch geſchehen, daß die ſkandinaviſchen Reiche getrennt und ohnmächtig blieben, daß keiner ihrer Herrſcher, am wenigſten der König von Dänemark, von den Schätzen der deutſchen Städte unabhängig und vor ihren Flotten ſicher war. Nur ſo war Sperrung des Sundes gegen die Holländer und Erhaltung der

---

*) Theils eine Ueberſicht dieſer Theilungen zu geben, theils die ruſſiſchen Anſprüche auf Schleswig-Holſtein den auguſtenburgiſchen gegenüber zu zeigen, mag die nachfolgende Stammtafel dienen.

Christian I., Graf von Oldenburg, erwählter König von Dänemark und Norwegen **1448**, Herzog von Schleswig-Holstein **1449**, † **1481**.

- Johann, König 1481, † 1513.
  - Christian II., K. 1513, entsetzt 1523, † 1559.
- Friedrich I., K. 1523, † 1533.
  - Christian III., K. 1534, † 1559.
    - Friedrich II., K. 1559, † 1588.
      - Christian IV., K. 1588, † 1648.
        - Friedrich III., K., † 1670.
          - Christian V., K., † 1699.
            - Friedrich IV., K., † 1730.
              - Christian VI., K., † 1746.
                - Friedrich V., K., † 1766.
                  - Christian VII., K., † 1808.
                    - Friedrich VI., K., † 1839.
                      - Christian VIII., K., † 1848.
                        - Friedrich VII., K.
                    - Luise Auguste † 1843.
    - Herzog Johann, † 1622.
      - Alexander, zu Sonderburg.
        - Joh. Christian, franzhag'sche Linie, erloschen.
        - Alexander Heinrich, katholische Linie, erloschen.
        - Ernst Günther, augustenburg'sche Linie.
          - Friedrich Christian, † 1814.
            - **Christian** Karl Friedr. Aug., H. v. S.-H.-S.-A., geb. 19. Juli 1798, rechtmäßiger Erbfolger in Schleswig-Holstein.
        - August Philipp, beck'sche Linie, erloschen.
      - Friedrich, zu Norburg, norburg'sche Linie, erloschen 1722.
      - Philipp, zu Glücksburg, glücksburg'sche Linie.
        - Karl, Herzog zu S.-H.-S.-G., geb. 1813.
      - Joachim Ernst, zu Plön, plön'sche Linie, in viele Aeste getheilt, erloschen 1761.
  - Adolf, † 1586.
    - Joh. Adolf, Herzog von Holstein-Gottorf.
      - Friedrich III., † 1659.
        - Christian Albrecht, † 1694.
          - Christian August, † 1726, Fürstbischof von Lübeck.
            - Adolf Friedrich, K. von Schweden 1751, † 1771.
              - Gustav III., K. von Schweden, † 1792.
                - Gustav IV., entsetzt 1809, † 1837.
                  - Gustav, Prinz Wasa
            - Georg Ludwig, † 1763.
              - Friedrich August, H. zu Holst.-Oldenburg, † 1785.
                - Peter Friedr. Ludw. Großherzog v. Old. †. 1829.
                  - Paul Friedr. Aug. Großherzog v. Old.
                    - Nikolaus Friedr. Peter, Erbgroßherzog, geb. 1827.
          - Friedrich IV., † 1702, Herzog zu Holst.-Gottorf.
            - Karl Friedrich, † 1739.
              - Karl Peter Ulrich, Kaiser v. Rußland als Peter III., † 1762.
                - Paul, Kaiser von Rußland, † 1801.
                  - Nikolaus, Kaiser von Rußland.

deutſchen Factoreien zu erreichen. Daher war 1448 die Trennung der Calmariſchen Union von allen hanſiſchen Bürgern als eine Lebensfrage angeſehen worden, und, treu dieſer unerläßlichen Politik, hatten ſie gegen Chriſtian II. eine nachhaltig feindliche Stellung angenommen, gegen einen Mann, deſſen Gedanken der Volksbeglückung ebenſo weit den ſtarren feudaliſtiſchen Formen ſeines Jahrhunderts vorausgeeilt waren, als die unſittliche Wahl ſeiner Mittel mit der ſich ausbildenden öffentlichen Meinung im ſchreiendſten Widerſpruche ſtand. Sein hochſinniges Streben, über der zertrümmerten Macht des Adels und der Geiſtlichkeit einen Thron zu errichten, dem ein erlöſter Bauernſtand und ein freier Bürgerſtand zu Stützen dienten, war vollkommen geſcheitert, und ſeine Flucht hatte Dänemark und Norwegen dem Könige Friedrich I., Schweden dem Guſtav Waſa überliefert. Beide Revolutionen waren durch die thätigſte Hülfe der Hanſa begonnen und hinausgeführt, und ſo erwuchs zum hanſeatiſchen Hauptorte ein Dankbarkeitsverhältniß der nordiſchen Kronen, welches Friedrich und Guſtav nur ſo lange feſthielten, als ſie, den Angriffen des Vertriebenen bloßgeſtellt, der Seeſtädte bedurften, denn Chriſtian war der Schwager des deutſchen Kaiſers Karl's V. Mit deſſen und der kaiſerlichen Schweſter und Statthalterin der Niederlande Maria, Königin-Witwe von Ungarn, Hülfe gelang es Chriſtian im Jahre 1531, nachdem er mit der katholiſchen Geiſtlichkeit in Norwegen ein Einverſtändniß angeſponnen, in holländiſchen und frieſiſchen Häfen, auf Koſten unternehmender Bürger, welche den Vortheil für ihren Handel ermaßen, wenn der Feind der Hanſa wieder zur Herrſchaft kam, eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann deutſcher und nordiſcher Abenteurer aufzubringen, mit denen er am 9. November zu Opslo (Chriſtiania) landete. Er fand das Volk in Norwegen von ſeiner Partei ſo gut bearbeitet, daß er bereits am letzten Tage dieſes Monats die Huldigung des Reichstags empfing. Aber ſchon im folgenden Monate, ehe noch eine däniſche Jacht ausgerichtet war, erſchienen vier lübeckiſche Orlogſchiffe vor Kopenhagen zum Schutze der Hauptſtadt. Nachdem die lübeckiſchen Schiffe im Februar 1532, noch durch zwei verſtärkt, nur in Begleitung eines däniſchen Schiffes Aggerhuus in Schonen befreit, und im Frühjahr auch die roſtocker, ſtralſunder und danziger Geſchwader angekommen, wurden im Mai endlich die läſſigen Dänen mit ihren Rüſtungen fertig; Chriſtian's Gefangennehmung endete raſch den Krieg. Aber zu verſchiedene Intereſſen hatten Lübeck und König Friedrich verbündet, als daß nach erlangtem Siege die Freundſchaft lange hätte dauern können. Der Dänenkönig wollte durch Begünſtigung der Holländer den Alleinhandel der Hanſa brechen, und dieſe verlangte Ausſchließung der Niederländer aus der Oſtſee als Entſchädigung für ihre Kriegskoſten. Die Mißſtimmung äußerte ſich erſt dann entſchieden, nachdem König Friedrich von Dänemark am 10. April 1533 geſtorben und mit ſeinem Tode alle ſcheinbar beruhigten kirchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe von neuem in Gährung gekommen waren. Friedrich hinterließ vier Söhne aus zwei verſchiedenen Ehen: den 30jährigen Herzog Chriſtian, von Anna von Brandenburg, und drei unmündige, Johann, Adolf und Friedrich, aus der Ehe mit des Herzogs von Pommern, Bogusław's X., Tochter. Da kein Thronfolger ernannt war, ſo wählte der Adel, welcher ſich viel Vortheil von einer langen Regentſchaft verſprach, und die noch immer mächtige katholiſche Geiſtlichkeit ſtatt des der neuen Lehre anhängenden und durch ſein Alter ſchon ſelbſtändigen Chriſtian deſſen jüngern Stiefbruder Johann, eine Entſcheidung, welche die dem Lutherthum zugethanen und der Adelsherrſchaft überdrüſſigen Bürger Kopenhagens und der übrigen größern Städte aufs übelſte empfanden. Dieſe Stimmung lernte der lübeckiſche Bürgermeiſter Jürgen Wullenweber kennen, welcher ſich mit einer Botſchaft an die Regentſchaft in der Hauptſtadt befand, um der Hanſeſtadt die für die Hülfe gegen Chriſtian zugeſagten Handelsvortheile zu ſichern. Mit leeren Worten abgewieſen, ſann er auf Rache. Er hatte Verbindungen angeknüpft mit Ambroſius Bokbinder, einem Deutſchen, Bürgermeiſter von Kopenhagen, und Georg Kock aus Weſtfalen, Bürgermeiſter von Malmoe, Beide, ſowie der größte Theil ihrer Bürger, eifrige Anhänger der Reformation und Freunde eines freien Bürgerthums. Auch Guſtav Waſa, dem Lübeck ſolche Dienſte erwieſen, wies jede Unterſtützung dieſer Stadt gegen die Holländer zurück, was dem erbitterten Bürgermeiſter das ſtolze Wort entlockte: „ſeine Stadt könne bald einen König wieder abſetzen, dem ſie ja allein zum Thron verholfen". So boten drei deutſche Bürgermeiſter den drei nordiſchen Reichen Trotz! Da auch Niederland ſich mit den Skandinaven verbunden und im Feldzuge 1533 der lübeckiſchen Seemacht großen Schaden zugefügt, ſo mußte Lübeck ſich ebenfalls nach auswärtiger Hülfe umſehen, zuvor aber die Unterſtützung der Hanſa ſelbſt ſich ſichern. Der treue Genoſſe Wullenweber's bei ſeinen weitreichenden Entwürfen und ſeine rechte Hand im Kriege war Marcus Meier, ein Hufſchmied aus Hamburg, der, von abenteuerlichem Sinne getrieben, Kriegsdienſte bei Chriſtian II. genommen hatte und, von den Lübeckern im Frühjahr 1523 gefangen, in deren Dienſte getreten war, nach mancher tapfern That in ihren Reihen 1532 ihre Reichshülfe gegen Sultan Soliman zum Entſatz von Wien befehligt und im folgenden Jahre mit der Witwe des Vorgängers Wullenweber's ſich vermählt hatte. Auf dem Städtetage zu Hamburg im März 1534 gewann Wullenweber, nachdem er durch raſche Rückkehr in die Vaterſtadt die ariſtokratiſche Partei geſtürzt hatte, ſich durch glänzende Beredtſamkeit die Unterſtützung der wegen mancher Verluſte im vorigen Seezug misgeſtimmten wendiſchen Hanſeſtädte um den Preis des Zugeſtändniſſes, daß den Niederländern auf vier Jahre freie Fahrt auf der Oſtſee eingeräumt würde. Dies gewährte Wullenweber nur, weil er nach vier Jahren die nordiſche Welt umgeſtaltet zu ſehen hoffte, denn nun gediehen ſeine großen Pläne zur Reife. Der gewandte Meier, auf ſeinem

Kriegsſchiff nach England verſchlagen und als Seeräuber zum Tode verurtheilt, hatte Gehör bei Heinrich VIII. erlangt und durch ſeine Perſönlichkeit den König ſo ſehr gewonnen, daß dieſer ihn zum Ritter ſchlug und ein Bündniß mit der Hanſa durch ihn abſchloß. Nun hatte auch Wullenweber den Gegenkönig gefunden, den er für Dänemark brauchte: den Grafen von Oldenburg, Chriſtoph, Vetter des gefangenen Königs Chriſtian II., einen eifrigen Lutheraner und bewährten Krieger, dabei ſchön, gebildet und von gewinnendem Benehmen. Mit lübeckiſchem Gelde warb Chriſtoph 7000 Mann in Niederſachſen und rückte, nachdem am 24. Mai dem Herzog Chriſtian von Holſtein, dem älteſten Sohne König Friedrich's, der Fehdebrief zugeſandt und am 26. das däniſche Volk durch einen Aufruf aufgefordert war, zur Befreiung König Chriſtian's II. mitzuwirken, noch in demſelben Monat in Holſtein ein, während Meier Lübeck deckte. Dem Grafen von Oldenburg ſtellte der Marſchall von Ranzau ſich mit Dänen, Holſteinern und geworbenen deutſchen Knechten bei Eutin entgegen, aber nach einem unentſchiedenen Gefechte bei Eutin verſetzten plötzlich die Verbündeten den Krieg nach Seeland, während Ranzau Lübeck bedrohte. Allmälig kam, wie in Lübeck und Wismar, auch in Stralſund und Roſtock die demokratiſche Partei zur Herrſchaft und ſandte Hülfe. Ueberall traten die Städte auf Chriſtoph's Seite; für Seeland entſchied Rothſchild, für Schonen Malmoe; endlich ergab ſich am 16. Juli die Hauptſtadt, nachdem ihre Rechte beſtätigt und freie Uebung der lutheriſchen Lehre ihr zugeſichert war. Seeland, Langeland, Laaland, Fühnen ꝛc. unterwarfen ſich, nur auf dem erſten Eiland rief die Verweigerung der Huldigung durch den Adel einen Aufſtand der Bürger und Bauern gegen denſelben hervor, durch welchen geſchreckt der Adel von Schonen am 10. Auguſt dem Grafen von Oldenburg bei Lund huldigte. Der Thronerbe Prinz Johann floh in Bauerntracht nach Sonderburg auf Alſen, wo ein holſteiniſcher Ritter, Brockdorff, beide Gegenkönige, Johann und Chriſtian, mit gleicher Treue bewachte. Das war der höchſte Gipfel von Wullenweber's Glück; bald trat der Wendepunkt ein. Zuerſt ſcheiterte ſein Anſchlag auf Jütland, wo Adel und Geiſtlichkeit ſtatt Johann's deſſen kräftigen Bruder Chriſtian (III.) zum Könige wählten; dann veranlaßte die Unzufriedenheit der Lübecker mit den Unbequemlichkeiten von Ranzau's Nähe und die Verſöhnungsverſuche Philipp's von Heſſen, der bei der bedenklichen Lage der proteſtantiſchen Sache in Deutſchland alle evangeliſchen Mächte zu vereinigen ſtrebte, einen Vertrag, wie ihn die Diplomatie des 19. Jahrhunderts nicht ſeltſamer hätte herausklügeln können. Am 15. November nämlich ſchloß Chriſtian als Herzog von Holſtein mit Lübeck Frieden, aber als König von Dänemark konnte er den Krieg fortführen. Die praktiſche Folge davon war, daß Ranzau's bisher vor Lübeck feſtgehaltene Macht gegen Chriſtoph und die aufſtändiſchen, bis jetzt ſiegreichen Bauern nach Jütland zog, dieſes Land bis Ende des Jahres 1534 gewann und von hier aus mit Schwedens Hülfe Schonen und die Inſeln wieder zu erobern begann, zuerſt Fühnen, wo Rantzau am 19. März 1535 landete und in der Schlacht am Ochſenberge bei Aſſens im Juni mit größtentheils deutſchen Völkern ſiegte. Wenige Tage vorher hatte die däniſch-ſchwediſche, durch Schiffe eines deutſchen Fürſten, des Herzogs von Preußen, verſtärkte Flotte, am 9. Juni bei Bornholm über die hanſeatiſche Seemacht einen entſcheidenden Sieg davon getragen, und in wenigen Wochen hatte Chriſtian III. ſein ganzes Reich wiedererobert, bis auf Kopenhagen, wo Chriſtoph ſeit dem 28. Juli belagert wurde, Malmoe und Warbiergſchloß, wo Meier ſich eingeſchloſſen hatte. Trotz dieſes gehäuften Unglücks ſiegte auf dem Städtetage zu Hamburg von 1536 Wullenweber's Beredtſamkeit ſo weit, daß die wendiſchen Städte mit Lübeck den däniſchen Krieg fortzuſetzen beſchloſſen. Aber die ariſtokratiſche Partei in Lübeck benutzte die allgemeine Reaction, welche mit dem Fall der extremen Partei der Wiedertäufer auf dem politiſchen wie religiöſen Gebiete im deutſchen Reiche eingetreten war; ein Befehl des Reichskammergerichts, die alte lübeckiſche Verfaſſung herzuſtellen, ſtürzte Wullenweber. Seine zur Herrſchaft gelangten Gegner führten den Krieg ſchlaff und ſchmachvoll; Meier ergab ſich auf Warbiergſchloß nach 16monatlicher Vertheidigung dem deutſchen Oberſten Albrecht von Belzig auf gute Bedingungen, aber die Dänen brachen den Vertrag und richteten ihn hin; Malmoe ergab ſich am 6. April 1536, Kopenhagen, nachdem es den furchtbarſten Mangel ertragen, am 29. Juni, ein Jahr nach der erſten Berennung. An Wullenweber ſelbſt beging die durch ſeinen Sturz nicht verſöhnte ariſtokratiſche Partei den niederträchtigſten Juſtizmord mit Hülfe des ſcheußlichen Herzogs Heinrich des Jüngern von Wolfenbüttel, „der um eine Hand voll Blut kein groß Werk machte“. Am 24. September wurde Wullenweber bei Wolfenbüttel enthauptet; er ſtarb muthig, die ihm durch die Folter abgepreßten unſinnigen Bekenntniſſe widerrufend, der größte und tragiſche Staatsmann, den das Abendroth des deutſchen Bürgerthums hervorgebracht hat. Unter Friedrich II. (1559—88) blieben die Verhältniſſe der Herzogthümer unverändert, die Regierung Chriſtian's IV. (1588—1648) iſt bezeichnet durch die geſetzliche Aufhebung des längſt zum Schatten gewordenen Wahlrechts (1616) und durch die Theilnahme an dem großen deutſchen Religionskriege (1624—27). Der Dänenkönig wurde als Herzog von Holſtein in den Dreißigjährigen Krieg gezogen und von den niederſächſiſchen Ständen zum Kreisoberſten erwählt. Er wurde am 24. Auguſt bei Lutter am Barenberge von Tilly aufs Haupt geſchlagen. Im September des folgenden Jahres dringen Tilly und Wallenſtein vereinigt in Holſtein ein, verwerfen die Friedensbedingungen des fliehenden Königs, der auf der Flucht die Dörfer des eigenen Landes verbrennt und ſeine Truppen dem alten Grafen von Thurn aus Böhmen und dem Markgrafen von Baden-Durlach untergibt, und erobern nach abermaligem Siege ganz Holſtein. Während

Tilly ſich nach den Niederlanden wandte, drang Wallenſtein unter den gräßlichſten Verwüſtungen des unglücklichen Landes und allen erdenklichen Mishandlungen ſeiner Einwohner durch Schleswig nach Jütland vor, bis das Meer ihm Schranken ſetzte. Durch Aufopferung der mecklenburgiſchen Herzoge, welche Chriſtian IV. zum Kriege veranlaßt hatte, erkaufte der Dänenkönig bei Wallenſtein, der in das Erbe jener Herzoge eingeſetzt war, ſich den höchſt vortheilhaften Frieden von Lübeck 1629, worin er ohne alle Kriegskoſten in ſeine verlorenen Länder eingeſetzt wurde, unter der einzigen Bedingung, gegen den Kaiſer nicht mehr die Waffen zu ergreifen. Ein Wunder war es, daß in dieſen unglücklichen Zeiten nicht die Grundgeſetze der Herzogthümer dem Schickſal der Zerſtörung unterlagen, das manches einzelne koſtbare Recht traf. In den Landſtrichen des königlichen und des gottorfſchen Antheils ward Zwietracht und Haß genährt, der den alten Geiſt nationaler Eintracht ſchmählich erdrückte. Die ſelbſtſüchtige Politik der Fürſten und die ſorgloſe Schlaffheit des Volks hatten ſo viel verändert, daß es uns nicht wundern würde, wenn damals Das geſchehen wäre, was Dänemark jetzt will: die ewige Vereinigung Schleswig-Holſteins mit der däniſchen Krone. Das Land war herabgekommen und verarmt, ſeine Vertreter hatten Vertrauen und Muth verloren, Dänemark war ebenſo an Macht gewachſen, als die Herzogthümer ſchwächer geworden waren, und die Erinnerungen an ſchleswig-holſteiniſche Unabhängigkeit verwiſchten ſich. Zur Vernichtung der alten Grundverträge von 1326, 1448 und 1460 bot ſich 1660 eine beſonders günſtige Gelegenheit. In dieſem Jahre gelang es dem König Friedrich III., durch ſeinen Miniſter Peter Schumacher (ſpäter Graf Greiffenfeld) die alte Verfaſſung Dänemarks zu ſtürzen, die Macht der Stände, in welchen eigentlich nur noch der Adel vertreten war, zu brechen und auf ihren Trümmern durch die bekannte Lex Regia die unbeſchränkte erbliche Königsmacht aufzubauen. Es lag in ſeiner Hand, Dänemark und die Herzogthümer für immer zu vereinigen, wenn er für Dänemark diejenige Erbfolgeordnung einführte, die in Schleswig-Holſtein bereits beſtand, daß nämlich der Mannsſtamm des geſammten Oldenburger Hauſes nach der Reihe erbberechtigt ſei. Bei ihm überwog aber der Vortheil ſeines Hauſes den des däniſchen Landes, er wollte auch die weiblichen Glieder ſeiner Linie begünſtigen und ſetzte feſt, daß nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes die weibliche Nachkommenſchaft auf dem däniſchen Throne folgen ſollte. Das konnte nach deutſchem Recht, nach den ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſungen in den Herzogthümern nimmermehr gültig ſein und kann heut ſo wenig als damals von Dänemark einſeitig dort eingedrängt werden. Um dieſelbe Zeit (1658) war auch die alte Lehnsverbindung Schleswigs und Dänemarks, die freilich lange außer Kraft geweſen war, geſetzlich aufgehoben worden, und ſo waren von dem Vertrage von 1460 gerade die wichtigſten Punkte gerettet: Unzertrennlichkeit der Herzogthümer und Unabhängigkeit beider gegenüber Dänemark. Zwar war das

Wahlrecht verloren, aber dafür ſtellte die Erbfolgeordnung eine Trennung der Herzogthümer von Dänemark in ſichere Ausſicht.

In demſelben Jahre 1658 hatte Deutſchland in einem der zahlloſen Kriege, welche die ſtammverwandten ſkandinaviſchen Reiche zu gegenſeitiger Schwächung und zum ſchließlichen alleinigen Gewinn Rußlands miteinander führten, Gelegenheit, das däniſche Reich vom ſichern Untergange zu retten. Nachdem der zum Könige von Schweden erhobene Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Karl X., im Frieden von Rothſchild*) (1658) bereits nicht nur die däniſchen Beſitzungen im ſüdlichen Schweden, ſondern auch Bornholm und Theile von Norwegen gewonnen, brach er im Auguſt von neuem in Seeland ein und belagerte Kopenhagen; der Kurfürſt von Brandenburg jedoch und der Kaiſer Leopold I. ſandten nach Jütland und Fühnen ein Hülfsheer, welches des Schwedenkönigs Abſicht vereitelte. Von dem 15jährigen Karl XII. von Schweden glaubten die nordiſchen Mächte Rußland, Polen und Dänemark das ihnen von ſeinen kriegeriſchen Vorfahren Abgenommene mit leichter Mühe wieder gewinnen zu können. König Friedrich IV. von Dänemark († 1730) begann, den Herzog Friedrich IV. († 1702) von Holſtein-Gottorf, den Schwager Karl's XII., angreifend, im März 1700 den Krieg. Karl, ungerechten Angriff ſtandhaft abzuwehren und zu rächen entſchloſſen, zwang durch eine raſche Landung auf Seeland den König Friedrich, ſchon am 18. Auguſt im Frieden zu Travendal dem Bündniſſe mit Rußland und Polen zu entſagen und den Herzog zu entſchädigen. Nachdem Karl's Stern bei Poltawa untergegangen war, erneuerte Dänemark gegen Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorf den Krieg, deſſen Hauptſchauplatz die deutſchen Lande beider Parteien wurden. Die Deutſchen in Pommern mußten durch Verheerungen der Dänen und Ruſſen dafür büßen, daß die Deutſchen in Holſtein von den Schweden mißhandelt worden waren. Weil Stenbock Altona in Holſtein verbrannt, wurden Wolgaſt und Garz in Pommern angezündet. Die Dänen eroberten Bremen und Verden 1712, wurden zwar im December 1712 von Stenbock bei Gadebuſch geſchlagen, nöthigten aber im folgenden Jahre dieſen Feldherrn in Tönningen zur Ergebung.

Auch an dem gleichzeitigen Spaniſchen Erbfolgekriege nahmen die Dänen auf deutſcher Seite Antheil. 12,000 Mann ſtark, fochten ſie unter Karl Rudolf, Herzog zu Württemberg, ruhmvoll bei Höchſtädt (1704), Ramillies (1706), bei Oudenaarde und vor Ryſſel (1708), und bei Malplaquet (1709). Auch in Oberitalien fochten einige Tauſend Dänen als kaiſerliche Hülfstruppen bei Mantua und Luzara (1702).

Im Innern dauerten die Verſuche der Dänen gegen die Selbſtändigkeit der Herzogthümer und die blutigen Händel zwiſchen der königlichen und Gottorf'ſche Linie ſeit 1660 fort. Chriſtian V. (1670—99) ſuchte wiederholt, jedoch vergebens, die Souverainetät über Schleswig dem Herzoge von Holſtein-Gottorf wieder zu entziehen. Sein Nachfolger, Friedrich IV., benutzte, nachdem ſein Angriff von 1700 gegen den Herzog, wie erwähnt, an der ſchwediſchen Hülfe geſcheitert war, die Theilnahme deſſelben an dem Nordiſchen Kriege auf ſchwediſcher Seite, um den herzoglichen Antheil Schleswigs an ſich zu reißen. Ein Patent vom 22. Auguſt 1721 forderte die Huldigung von den Bewohnern dieſes Antheils, denn, hieß es, „in Folge der Verträge mit Schweden und der Bürgſchaft der vermittelnden Mächte*) iſt uns die ewige und ruhige Beſitzung und Beherrſchung des ganzen Herzogthums Schleswig und folglich auch des zuvor geweſenen fürſtlichen Antheils verſichert worden und wir ſind ſolchem nach entſchloſſen, ſelbigen Antheil mit dem unſerigen zu vereinigen." Das Patent forderte die Einwohner auf, ſich des Eides der Treue gegen das Gottorf'ſche Haus zu entſchlagen und ſtatt deſſen ſich unter die königliche, „ſouveraine und alleinige Erb- und Landesregierung" Friedrich's zu beugen. Es ſolle der gewöhnliche Erbhuldigungseid in gehöriger Form geleiſtet werden und die Einwohner ſchwören: „dem Könige und ſeinen Erbnachfolgern nach der Richtſchnur des Königsgeſetzes treu und gehorſam ſein zu wollen". Dieſer Verſuch eines Gewaltſtreichs iſt nie rechtlich anerkannt worden, denn ſelbſt, wenn zugeſtanden werden könnte, das Gottorf'ſche Schleswig ſei als erobertes Land von Dänemark einverleibt und nach däniſchem Königsrecht beſetzt worden, ſelbſt dann gälte dieſes Fauſtrecht nicht für das königliche Schleswig; denn der König konnte doch nicht ſein eigenes Beſitzthum erobern und nach dem Rechte der Eroberung behandeln. Allein an ein ſolches Zugeſtändniß iſt auch nicht einmal entfernt zu denken, denn die ſtaatsrechtliche Verbindung von Dänemark und Schleswig-Holſtein war ſo beſchaffen, daß keiner von beiden Theilen an dem andern in irgend einer Weiſe auf dem Wege der Gewalt eine Aenderung vornehmen konnte; es konnte eine ſolche nur auf dem Wege des Vertrags, durch Zuſtimmung der ſchleswig-holſteiniſchen Landſtände und der Verwandten des königlichen Hauſes geſchehen. Nun proteſtiren aber die Agnaten noch in dieſem Augenblick, die Huldigung ſelbſt geſchah in einem Theile Schleswigs von den Prälaten, der Ritterſchaft und den Beſitzern adeliger Güter, nicht von den Bürgern und Einwohnern, denen die Zuſicherungen von 1460 mit ertheilt waren, ſie erfolgte nicht, wie es hätte ſein müſſen, von den gemeinſamen Ständen Schleswig-Holſteins, ſie erfolgte nicht einmal von den ſchleswig'ſchen Ständen, ja nicht einmal im ganzen Lande Schleswig.

---

*) Dieſer Friede ſicherte auch dem Herzoge Friedrich III. von Holſtein-Gottorf die Souverainetät über Schleswig.

---

*) Eine dieſer vermittelnden Mächte hat ſelbſt dieſe Bürgſchaft gebrochen, denn, ſeit England ſich 1815 das zu Schleswig gehörende Eiland Helgoland angeeignet, iſt Schleswig nicht mehr ganz

und zum Ueberfluß beriefen die Huldigenden ſich noch auf die Verträge von 1460.

Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam ein wichtiges Bildungselement in die däniſchen Colonien aus Deutſchland. Die Herrnhuter gründeten auf Grönland die Brüdergemeinden Neuherrnhut 1733, Lichtenfels 1758, Lichtenau 1774, Friedrichsthal 1824, und auf den däniſch-weſtindiſchen Eilanden: Neuherrnhut und Nisky auf St.-Thomas 1732, Friedensthal 1755, Friedensberg 1771 und Friedensfeld 1804 auf St.-Croix, Bethania und Emaus auf St.-Jean; die erſtern wirkten auf die Geſittung der Grönländer, die letztern zählten 1840 etwa 10,000 chriſtliche Neger. Auch in Kopenhagen und Altona entſtanden kleine Brüdergemeinden, und bei Hadersleben im nördlichen Schleswig, wo die Nähe der jütiſchen Grenze ſich ſchon durch ſchlechtern Boden und trägere Bewohner geltend macht, wurde zum Vorbild für die Umwohner die Herrnhutercolonie Chriſtiansfeld 1772 angelegt. Nach Jütland ſelbſt waren ſchon 1760 200 deutſche Familien gezogen worden, um die wüſte Alheide zu bevölkern und anzubauen; doch die ſchwarze und durch eine eiſenhaltige Unterlage ſehr ſtrenge Bodenart, die man für fruchtbares Erdreich hielt, hat die Erwartungen gänzlich getäuſcht, und die meiſten Anſiedler ſind in ihr Vaterland zurückgekehrt.

Seit der vermeintlichen Einverleibung wurde das Schalten der Dänen in den Herzogthümern immer frecher. Ein Beiſpiel davon iſt die wenig bekannte Plünderung der gottorfſchen Bibliothek, welche dem Raube der Palatina an die Seite zu ſetzen. Die gottorfſche Bibliothek ward 1606 von Johann Adolf, Herzog von Holſtein-Gottorf († 1616), geſtiftet und erhielt ihren erſten Stamm, beſonders an Handſchriften, aus den Bücherſammlungen der Klöſter Bordesholm, Cismar ꝛc. Auch unter deſſen Nachfolgern ward ſie durch Ankäufe, Pflichtexemplare und Vermächtniſſe anſehnlich vermehrt und von vorn herein durch wiſſenſchaftlich gebildete Bibliothekare verwaltet, unter denen Gelehrte von Ruf waren, wie H. Lindenbrog (1610—42), Adam Olearius (1650—71), Markwart Gude (1671—78). Durch das ganze 17. Jahrhundert ſtand ſie wegen ihres Reichthums und beſonders wegen ihrer bedeutenden und viel benutzten orientaliſchen, griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften in großem Anſehen. Als aber zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Haus Holſtein-Gottorf ſeinen Antheil an Schleswig verlor und Gottorf aufhörte fürſtliche Reſidenz zu ſein, war es nicht nur um die Vergrößerung und Beaufſichtigung der Bücherſammlung geſchehen, ſondern die Dänen betrachteten die Bücherſchätze als ihr Eigenthum und ſchleppten ſchon ſeit 1713 einzelne Stücke, ſeit 1735 größere Abtheilungen und endlich 1749 den noch aus 331 Handſchriften und gegen 12000 gedruckten Büchern beſtehenden Reſt nach Kopenhagen. Nachdem dort die königliche Bibliothek und dann die Handbibliothek des Königs nach Belieben ausgewählt, ward das noch Uebrige, mit Ausnahme einzelner bei der deutſchen Kanzlei zurückbleibender Stücke, auf 50 Bauerwagen nach der Ritterakademie zu Soröe gebracht, und abermals war eine treffliche Büchersammlung für Deutſchland verloren!

Eine ganz andere Bedeutung aber erhielten die kleinlichen Zerwürfniſſe zwiſchen der königlichen und der herzoglichen Linie, nachdem der Herzog von Holſtein-Gottorf Karl Peter Ulrich als Kaiſer Peter III. auf den ruſſiſchen Thron erhoben war und ſich anſchickte, ſeine Macht als ruſſiſcher Kaiſer dazu zu verwenden, um durch Krieg mit Dänemark einige Parzellen Schleswigs wiederzugewinnen, welche die Gottorf'ſche Linie im Nordiſchen Kriege an Dänemark abgetreten hatte, auch die Beſitzungen der Holſtein-Plön'ſchen Linie zu erlangen, welche nach deren Ausſterben 1761 König Friedrich V. in Beſitz genommen. Dieſer Plan, welcher, als eben der Siebenjährige Krieg zu Ende lief, einen neuen Weltbrand zu entzünden drohte, wurde mit eine Urſache zu Peter's Sturz. Welch eine andere, ehrenvollere Stellung nahm aber dieſer Herzog von Holſtein-Gottorf den däniſchen Anmaßungen gegenüber ein, als ſein Enkel Nikolaus!

Der langwierige Streit mit Dänemark wurde endlich durch einen während Paul's Minderjährigkeit 1767 abgeſchloſſenen und durch ihn 1773 beſtätigten Vertrag beendet, wonach die (ruſſiſche) Linie Holſtein-Gottorf ihren Antheil an Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt vertauſchte. Dieſe Grafſchaften, zu einem Herzogthum Oldenburg erhoben, überließ ſogleich die ruſſiſche Linie nebſt der bisher geführten holſtein-gottorfſchen Stimme im Collegium der Reichsfürſten der noch heute in Oldenburg herrſchenden Familie, welche wie die ſchwediſche Linie von Chriſtian Auguſt († 1726) abſtammt; die Stimme für Holſtein dagegen führte die däniſche Linie jetzt allein*). Im Jahre 1768 gab auch endlich Dänemark ſeine auf den Beſitz Holſteins gegründeten Einreden gegen die Reichsfreiheit Hamburgs auf. Gerade vor 150 Jahren, am 6. Juli 1618, hatte trotz Dänemarks Einſpruch das Reichskammergericht Hamburg für reichsfrei erklärt, und die Stadt hatte 1627 davon Gebrauch gemacht, indem ſie Tilly, als dieſer den König Chriſtian IV. verfolgte, ohne Widerſtand einließ. Im Jahre 1642 mußte aber Hamburg die däniſche Oberherrſchaft wieder anerkennen, während zugleich ihre Verhältniſſe zu Kaiſer und Reich fortdauerten. Im Jahre 1686 benutzte Dänemark die innern Unruhen Hamburgs durch Jaſtram und Snitger, um die Huldigung der Stadt zu erlangen, und ließ auf deren Weigerung alle hamburgiſchen Schiffe und Güter auf der Elbe wegnehmen, die Stadt mit 15000 Mann einſchließen und beſchießen. Auf die Drohungen des zum Reichscommiſſar ernannten Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg und der übrigen Reichsſtände Niederſachſens mußte jedoch der König von Dänemark im September ſeine Truppen zurückziehen und im October auch die beſchlagenen Schiffe herausgeben.

---

*) Die Hauptſtelle der großfürſtlichen Abtretungsurkunde lautet: „Wir cediren und übertragen Wir für Uns, Unſere Deſcendenten, Erben und ſämmtliche Nachkommen hiermit und Kraft dieſes an Ihre Kön. Maj. zu Dänemark und Norwegen und Dero männliche Deſcendenten, wie auch an Dero Herrn Bruder des Prinzen Friedrich Kön. Hoh. und Liebden und Ihre männliche Poſterität, Unſern bisherigen ganzen einſeitigen und gemeinſchaftlichen Antheil an dem Herzogthum Holſtein.“

In die Regierungszeit der däniſchen Könige Friedrich V. (1746—66) und Chriſtian VII. (1766—1808) fällt die Wirkſamkeit ausgezeichneter deutſcher Miniſter, der beiden Bernſtorff und Struenſee's. An ihre allbekannte Wirkſamkeit brauchen wir hier nur mit wenigen Worten zu erinnern. Johann Hartwig Ernſt Graf von Bernſtorff, geboren im Hannoverſchen 1712, trat, 20 Jahre alt, in däniſche Dienſte, wurde 1741 Geſandter in Regensburg, dann in Paris, 1750 Staatsſecretair, 1751 Mitglied des Staatsraths. Er wirkte in der innern Verwaltung vortrefflich. Er war der Erſte, der ſeinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienſte aufhob, Hebammenſchulen errichtete; unter die Armen vertheilte er jährlich den vierten Theil ſeiner Einkünfte und ließ ihnen auch nach ſeinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen. In der äußern Politik wirkte er, ganz dem däniſchen Intereſſe gemäß und entgegen dem deutſchen, für immer größere Verſchmelzung der Herzogthümer mit dem Königreich. Wir können ihm daraus keinen ſo großen Vorwurf machen, da damals, beim tiefſten Schlummer des Nationalgefühls, die alte Stellung der deutſchen Herzogthümer verſchollen war und Schleswig-Holſtein nur noch als ein willenloſes Anhängſel Dänemarks galt. Beiſpiele genug finden ſich in verbreiteten Büchern jener Zeit und noch ſpäter. So heißt es in Jäger's „Zeitungslexikon“ 1791 von Holſtein: „Seit dem Vertrag von 1773 ſteht das ganze Herzogthum Holſtein unter königlich däniſcher Regierung und Botmäßigkeit“, und von Schleswig: „es gehört nicht mit zu Deutſchland und iſt ſchon ſeit 1720 der Krone Dänemark mit Ausſchließung des holſteiniſchen Herzogs ganz unterworfen.“ Ging doch die politiſche Kindheit noch 1817 ſo weit, daß damals in Deutſchland über die erwähnte politiſche Thätigkeit Bernſtorff's Folgendes gedruckt werden konnte („Converſations-Lexikon“ 4. Aufl. I. 640): „Allein er ſollte ſo glücklich ſein, ſeinem Staate (Dänemark) Vergrößerung zu ſchaffen (durch Holſtein-Plön 1771), ohne Blut zu vergießen.“ Um ſo größer iſt das Verdienſt Uwe Lornſen's, das heilige Recht der Herzogthümer unter wüſten Trümmern hervorgegraben zu haben.

Bernſtorff leitete in den letzten Jahren König Friedrich's allein deſſen Regierung und wurde auch von deſſen Nachfolger Chriſtian VII. begünſtigt, der ihm 1767 den Grafentitel ertheilte. Im Jahre 1770 durch Struenſee verdrängt, erlebte er bald deſſen Fall und wurde als Miniſter nach Dänemark zurückgerufen, doch, als er bereit zur Abreiſe war, überraſchte ihn ein plötzlicher Tod am 19. Februar 1772.

Johann Friedrich Struenſee, Predigersſohn aus Halle an der Saale, geboren 1737, kam als Arzt nach Altona, wurde 1768 Leibarzt des Königs und als ſolcher deſſen Begleiter auf Reiſen durch Deutſchland, England und Frankreich. Es iſt hier nicht der Ort, ausführlich zu erzählen, wie Struenſee durch perſönliche Gunſt der Königin Mathilde die von der verwitweten Königin Juliane geleitete Adelspartei bei dem ſchwachen Könige verdrängte, die Grafen Bernſtorff und Holk ſtürzte und 1770 endlich eine unerhörte Gewalt erlangte, die ihn zum Alterego des Königs machte. Dieſe Macht benutzte Struenſee als wiſſenſchaftlich gebildeter und bürgerlicher Mann, um den däniſchen Staat, der ſchon damals, wie jetzt noch mehr, einen ſeine Kräfte überſteigenden Pomp entwickelte, umzugeſtalten. Was er theils ausführte, theils beabſichtigte, war Folgendes: Er wollte den Finanzzuſtand verbeſſern, die Abgaben vermindern, ſolchen Gewerben, die dem Boden und Klima Dänemarks nicht angemeſſen ſind, Schranken ſetzen; der Ackerbau ſollte durch Aufhebung der Hofdienſte der Bauern und Einführung einer Geldpacht ſtatt derſelben gehoben, die Rechtspflege durch Abkürzung des Proceßgangs verbeſſert werden. Die Zahl der Hofbedienten und Beamten wurde verringert, unnütze Jahrgelder eingezogen, die koſtſpielige Leibgarde zu Pferde, eine Verſorgungsanſtalt für den ärmern Adel, aufgehoben und durch gewöhnliche Reiterei erſetzt. Das waren die Punkte, durch deren Einführung Struenſee den däniſchen Staat zum glücklichſten Europas gemacht hätte, aber der Adel, herrſchſüchtig und eigennützig, wie er iſt, dachte nicht an das Wohl des Landes, ſondern an den eigenen Verluſt an Anſehen und Geld, der ſeine Mitglieder als Grundbeſitzer wie als Hofleute betraf. Durch Einſchüchterung des ſchwachen Königs gelang es dem Adel, Struenſee zu ſtürzen, aber, nicht zufrieden damit, ruhte dieſe Partei mit der ihr eigenen Unverſöhnlichkeit nicht, bis ſie durch einen der ſcheußlichſten Juſtizmorde ihn mit ſeinem Freunde Brandt auf das Schaffot gebracht hatte. Graf Struenſee wurde am 28. April 1772 zu Kopenhagen hingerichtet und ſtarb mit der größten Faſſung. Sein Nachfolger wurde der im Jahre 1735 in Hannover geborene Graf Andreas Peter von Bernſtorff, ein Vetter von Struenſee's Vorgänger, ein ausgezeichneter Mann, der Struenſee's hauptſächlichſte Reform in Bezug auf den Bauernſtand wieder aufnahm, aber an dem Widerſpruch des Adels ſcheiterte, ſodaß er 1780 ſeine Stelle niederlegte. Erſt 1784, als Friedrich (VI.) Mitregent ſeines Vaters geworden war, trat er wieder ein, unterſtützte nachdrücklich die Einführung des Struenſee'ſchen Finanzplans und bereitete die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Schleswig-Holſtein vor, die nach ſeinem Tode wirklich erfolgte. Er ließ ſich durch den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution weder zu gewaltſamen Maßregeln gegen die Preſſe veranlaſſen, noch nahm er Theil an dem zu Pillnitz beſchloſſenen Kreuzzuge von 1792. Dagegen beförderte er Ackerbau, Handel, Fabriken und Schiffahrt und war der Gönner und Freund Klopſtorff's. Allgemein betrauert ſtarb er 1791; ſein Sohn war bis 1810 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Verhältniß beider den däniſchen Staat bildenden Nationalitäten friedlicher als je; hatten die Herzogthümer jede Erinnerung an die ihnen von Rechtswegen zukommende unabhängige Stellung verloren, ſo beugten ſich die Dänen willig vor der Ueberlegenheit der ſo rieſenhaft ſich entwickelnden deutſchen Literatur. Die Herzogthümer befanden ſich wohl unter der an Haupt und Gliedern aus Deutſchen beſtehenden Regierung und wurden durch Bernſtorff's Weisheit von der Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich bewahrt, der das deutſche Reich verwüſtete, wie vor den in Folge der Angſt vor Umſturz von den deutſchen Regierungen eingeführten Zwangsmaßregeln. In Liſſabon und Paris ſorgte die däniſche Regierung durch deutſche Geſandtſchaftsprediger für die religiöſen Bedürfniſſe aller evangeliſchen Deutſchen; der Ditmarſe Carſten Niebuhr, 1733—1815, unternahm im Intereſſe und zum Ruhme Dänemarks die Reiſe nach dem Orient, 1761—67, deren Beſchreibung zuerſt in deutſcher Sprache erſchien; ſein berühmter Sohn wußte, wie ſeine Briefe von 1807 aus Kopenhagen beweiſen, ſehr wohl den däniſchen mit dem feurigſten deutſchen Patriotismus zu vereinigen. Balthaſar Münter, geboren zu Lübeck, bekleidete 1765—93 die Stelle eines Predigers der deutſchen Petrigemeinde zu Kopenhagen; ſein zu Gotha 1761 geborener Sohn Friedrich Münter ſtieg zur höchſten geiſtlichen Würde von Dänemark, zum Biſchof von Seeland empor; deſſen Tochter, Friederike Brun, geborene Münter, war eine geſchätzte deutſche Schriftſtellerin. Adam Oehlenſchläger, 1779—1849, geboren zu Kopenhagen, deſſen Vater ein Schleswiger war, und Jens Baggeſen, 1764—1826, die berühmten däniſchen Schriftſteller, gaben ihre Werke auch in deutſcher Sprache heraus und gehörten deutſchen literariſchen Kreiſen an. Der berühmte Verfaſſer der Flora Danica, Georg Chriſtian Oeder, 1728—91, iſt aus Oldenburg gebürtig, und ſo ließen ſich noch unzählige Beiſpiele anführen: der bei Idſtedt gefallene Schleppegrell iſt hannoverſcher Herkunft, die ſlawiſchen Namen Trepka, Bülow und Tſcherning deuten auf das öſtliche Deutſchland, der däniſche General Hedemann iſt Bruder des im ſchleswig-holſteiniſchen Heere dienenden Oberſtlieutenants u. ſ. w.

Faſt nur auf der Flotte blieben däniſche Namen; in Wiſſenſchaft und Kunſt, im Heere und in der Staatsverwaltung wurden ſie durch Deutſche, theils aus den Herzogthümern, theils aus dem Reich herbeigezogene, verdrängt; in der Diplomatie und den höchſten Hofſtellen finden wir wiederholt die Namen der bekannten ſchleswig-holſteiniſchen Familien Moltke, Rantzau, Brockdorff, Reventlow, Ahlefeldt, Pleſſen, Pechlin; die däniſchen Künſtler, z. B. in Rom, hielten ſtets zu den deutſchen, wie denn überall in der ſlawiſchen und romaniſchen Fremde der Däne, welcher nach der geringen Zahl ſeines Volks wenig Landsleute findet, ſich der deutſchen Landsmannſchaft anſchloß.

Dieſes Verhältniß ſchlug in das Gegentheil um, als Dänemark 1800 in den Weltkampf zwiſchen Napoleon und England verwickelt wurde. Es war der gegen Englands Seedespotismus gerichteten „nordiſchen Convention“ beigetreten (December 1800), aber Nelſon's beide Angriffe auf Kopenhagen und die Flotte (April 1801 und September 1807) drängten Dänemark immer entſchiedener auf Napoleon's Seite, und wie in Sachſen, wurde auch hier der günſtige Augenblick verſäumt, im Frühjahr 1813, nach der ruſſiſchen Niederlage, ehe das neue Heer aus Frankreich kam, in eine unabhängige Stellung zurückzukehren. Bei dem Landheere, welches 1807 auf Seeland zur Umſchließung Kopenhagens von der Landſeite ausgeſchifft wurde, befanden ſich auch zehn Bataillone, drei Huſarenregimenter und vier Batterien von der, größtentheils aus Hannoveranern beſtehenden, engliſchen „deutſchen Legion“. Eine Schwadron dieſer Huſaren, unter der Führung des Generals von der Decken und des Rittmeiſters Krauchenberg, überraſchte in der Nacht vom 17/18. Auguſt 1807 den ſtark befeſtigten und zum Schutz der dort befindlichen Zeughäuſer und Pulvermühlen gut beſetzten Platz Friedrichswerk, etwa drei Meilen von Kopenhagen. Es gelang Krauchenberg, die Vorpoſten gefangen zu nehmen; der Offizier derſelben wurde in die Feſtung geſchickt, den Befehlshaber zur ſchleunigſten Uebergabe aufzufordern, da von der Decken mit 10,000 Mann im Anmarſch ſei, um ſie mit Sturm zu nehmen. Bald ließ auch dieſer General ſeine wenigen Huſaren mit möglichſtem Geräuſch anſprengen, und nach kurzer Unterredung ergab ſich die Feſtung mit 800 Mann Beſatzung und zahlreichen Kriegsbedürfniſſen, von denen der General ſo viel fortſchaffte, als ihm ſeine ſehr geringen Transportmittel erlaubten. Mittlerweile war es Tag geworden, und die Dänen waren beſchämt über die geringe Zahl ihrer Sieger. Als die Deutſchen um 3 Uhr ihren Rückzug antraten, fanden ſie zahlreiche bewaffnete Bauern der Umgegend bereit, ihnen den Rückzug abzuſchneiden, aber durch geſchickte Bewegungen gelangten ſie unverſehrt mit ihrer Beute nach Jägersborg.

Holſtein, deſſen Verhältniß zum deutſchen Reiche ſchon längſt nicht mehr gewahrt worden, wurde nach der Auflöſung deſſelben auch der Form nach 1806 incorporirt; ſeine Söhne mußten 1809 Antheil nehmen an dem Schergendienſt gegen das ſich erhebende, durch Napoleon's Uebermuth aufs äußerſte erbitterte Norddeutſchland. Der Führer der däniſchen Truppen, welche in Stralſund den letzten Funken von Schill's kühnem Unternehmen zertreten ſollten, war General Ewald, ein geborener Heſſen-Kaſſeler.

Dieſelbe Rolle mußte Dänemark 1813 gegen Hamburg übernehmen. Schon im März war Hamburg durch Tettenborn und Dörnberg befreit worden. Als im Mai die verſtärkten Franzoſen gegen Hamburg anrückten, fochten däniſche Truppen, wenngleich in ſchwacher Anzahl, zum Schutz der Stadt, weil das däniſche Cabinet gerade mit dem engliſchen über die Bedingungen des Anſchluſſes verhandelte. Daß Rußland im Jahre 1808 für gut gefunden, verrätheriſch und ohne den mindeſten Rechtsanſpruch auch Finnland zu erobern, und Schweden nun zum Erſatz dafür Norwegen verlangte, welches Dänemark nicht laſſen wollte — das mußte die deutſche Stadt büßen! Die Friedensunterhandlungen wurden abgebrochen, die Dänen verließen am 19. Mai Hamburg, um es am letzten Tage dieſes Monats, aber nun als franzöſiſche Verbündete, wieder zu beſetzen, und jetzt brach das furchtbare franzöſiſche Strafgericht herein, welches, bis zum Tag der Befreiung (Mai 1814), die Stadt dem Untergang nahe brachte. — Nach der Schlacht bei Leipzig wurden die Herzogthümer von Truppen der Verbündeten unter dem Kronprinzen von Schweden beſetzt, Glückſtadt und andere Feſtungen ſchnell erobert und die däniſchen Truppen ganz vom Feſtland verdrängt. Im Frieden zu Kiel (14. Januar 1814) trat Dänemark dem Bunde gegen Napoleon bei, überließ an England das ſeit 1807 beſetzte Helgeland und erhielt 1815 zur Entſchädigung für Norwegen das deutſche Land Lauenburg. Für Holſtein und Lauenburg trat der König von Dänemark am 8. Juni 1815 als Herzog dieſer Lande in den Deutſchen Bund. Wie ſeit dieſer Zeit die Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Dänemark ſich geſtaltet, wird Gegenſtand eines zweiten Artikels ſein.

W. Stricker.

Die deutſchen Kaiſerdynaſtien

und ihre Beſtrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs.

Das deutſche Königthum.

Das Königthum war weder eine allen einzelnen Stämmen gemeinſame, noch überhaupt die urſprüngliche Verfaſſungsform bei den Deutſchen. Aber in natürlicher Entwickelung, die bei den gothiſchen und ſkandinaviſchen Völkerſchaften über die Anfangspunkte von Sage und Geſchichte hinaufreicht, iſt es allmälig bei faſt allen Stämmen an die Stelle des alten Fürſtenthums getreten und durch die Thaten der fränkiſchen Herrſcher zu einem die ganze Nation umfaſſenden Bande geworden.

Was ſchon in der früheſten Zeit das Königthum von den andern Verfaſſungsformen deutſcher Stämme unterſcheidet, das iſt nicht etwa die größere Fülle und Ausdehnung der Gewalt, ſondern die Erblichkeit. Dadurch ward es ein über den Zufall willkürlicher Satzungen erhabenes, in ſich ſelbſt ruhendes und im Glauben des Volks heiliges Recht. Von Wodan ſelbſt leiteten die älteſten Königsgeſchlechter ihre Abſtammung her.

Aber mit jenem ſichern Gefühle, wie es im Gegenſatz zu dem Taſten und Klügeln ſpäterer Zeiten naturwüchſigen, bildungskräftigen Völkern eigen iſt, wußte man dabei das richtige Verhältniß zwiſchen Königsgewalt und Volksfreiheit innezuhalten. Man kannte noch nicht den Zwieſpalt, den erſt unſere Tage geboren haben, wo die Einen mit dem abſtracten Princip ihrer Volksſouverainetät die Wirklichkeit meiſtern zu können glauben, die Andern dem einfachen Ausdruck der Demuth die Bedeutung eines außerhalb des Volks ſtehenden und der alten Zeit fremden Von-Gottes-Gnadenthums unterſchieben wollen. Das Volk mit ſeinen einzelnen Ständen hatte nicht minder ſeinen, der Willkür des Königs unzugänglichen Kreis von Rechten und Freiheiten, und neben dem Erbrecht des königlichen Geſchlechts beſtand das Wahlrecht des Volks. Erſt durch die in feierlicher Volksverſammlung erfolgte Erwählung und Erhebung auf den Schild ging das der ganzen Familie zuſtehende Thronrecht auf das einzelne Glied derſelben über. Auch der nach der Geburt nächſte Erbe des Königs konnte von der Nachfolge ausgeſchloſſen und ihm der tüchtigere Verwandte vorgezogen werden. Aber Frevel wäre es geweſen, und ſchien nur in ganz außerordentlichen Fällen zuläſſig, vor dem gänzlichen Ausſterben des berechtigten Geſchlechts aus einem andern als dieſem den König zu küren, ja ſelbſt den minder Tüchtigen oder ſeinem Volke fremd Gewordenen hob man auf den Thron, ehe man einem neuen, wenn auch noch ſo verdienten Geſchlechte die Herrſchaft übertrug. Von den Herulern wird berichtet, daß ſie bei dem Abgang ihrer Könige zu ihren nach dem fernen Norden abgezogenen Stammesgenoſſen ausſchickten, um einen Mann aus königlichem Blute auf den Thron zu rufen.

Dieſes Gefühl treuer Anhänglichkeit an das angeſtammte Herrſchergeſchlecht, ſeit dem Anfange unſerer Geſchichte das ſtille, faſt unbewußte Grundgeſetz im ſtaatlichen Leben der deutſchen Völker, allmälig zu beſtimmten Rechtsſätzen verkörpert, iſt die Grundlage für die fürſtliche Erbfolge und die monarchiſche Ordnung in den europäiſchen Staaten geworden. Die althergebrachte, aber durch die geſteigerte Macht des Königthums und die im Laufe der Zeit eingetretene größere Feſtigkeit und Stetigkeit der ſtaatlichen Verhältniſſe zur bloßen Form gewordene Wahl wurde abgeſtreift und die reine Erblichkeit früher oder ſpäter überall eingeführt.

Nur im deutſchen Reiche iſt es zum Unglück des Vaterlandes den vereinten und durch das frühzeitige Ausſterben der Kaiſerdynaſtien unterſtützten Beſtrebungen der Kirche und des Sonderfürſtenthums gelungen, dem bewegenden Principe der Wahl den Sieg zu verſchaffen über das erhaltende der Erblichkeit und vermöge des auf immer engere Kreiſe beſchränkten Wahlrechts das Königthum ſo zu lähmen, daß die Erblichkeit, als ſie thatſächlich am Ende doch wieder auftauchte, weder dem Reiche Gewinn, noch den Fürſten Gefahr bringen konnte.

1. Die Merowinger.

Das Bewußtſein der nationalen Einheit der Deutſchen gibt ſich ſchon bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte kund und hat ſich in keiner Zeit verleugnet. Die politiſche Einheit iſt auf gewaltſamem Wege und erſt durch die Franken geſchaffen worden.

Es war gegen das Ende des 5. Jahrhunderts, daß der Merowinger Chlodwig, der König der ſaliſchen Franken, von den an der Schelde gelegenen Sitzen ſeines Stammes aus die Reſte römiſcher Herrſchaft in Gallien ſich unterwarf, in glücklichen Kämpfen gegen Burgunder und Weſtgothen ſein Reich bis an die Garonne ausdehnte, dann ſich, nach Beſeitigung der einzelnen Stammkönige, zum König des geſammten Frankenvolks aufwarf und mit der Beſiegung der Alamannen (496) den Grund legte zu der Oberherrſchaft der Franken über alle deutſchen Stämme.

Was Chlodwig begonnen, führen die Söhne zum Ziele. Ein Land nach dem andern wird den Franken unterthan, und in der Mitte des 6. Jahrhunderts reicht ihr Reich von den Pyrenäen bis nach Pannonien und den ſlawiſchen Völkerſchaften hinüber; im Norden ſtellen ihnen die Sachſen, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, jährlich fünfhundert Kühe; im Südoſten können ſie dem oſtrömiſchen Kaiſer mit einem Angriffe auf Konſtantinopel drohen.

Durch dieſe Eroberungen wurde nicht nur die Macht des Staats, ſondern auch die Gewalt des Königs ungemein verſtärkt; die Einverleibung namentlich der romaniſchen, an ſtrenge Unterordnung gewöhnten Provinzen, in denen dem Könige neue, in den freiern deutſchen Ländern unbekannte Rechte zufielen, blieb nicht ohne bedeutende Rückwirkung. Und in kaum geringerm Maße trug die Kirche, die ſeit dem Uebertritt Chlodwig's zum orthodox-katholiſchen Glauben ihren Schutz und ihre Hauptſtütze bei den Frankenkönigen fand, dazu bei, die beſchränktere Stellung des altgermaniſchen Königthums zu erweitern und den römiſchen Begriffen anzupaſſen.

So kam es denn, daß das Verhältniß zwiſchen der Volksfreiheit und den Rechten des Königs mehr und mehr zum Nachtheil der erſtern verrückt werden und die monarchiſche Gewalt mitunter einen wahrhaft tyranniſchen Charakter annehmen konnte. Die jährlichen Reichsverſammlungen auf dem Märzfeld wurden bedeutungslos oder hörten ganz auf. War ſchon vorher die Erblichkeit bei den Franken beſonders feſt begründet, ſo verdrängt ſie jetzt das Wahlrecht völlig, und von einer Mitwirkung des Volks bei dem Thronwechſel iſt keine Rede mehr.

Größere Freiheit bewahrte ſich das Volk immer in Auſtraſien, dem öſtlichen, vorwiegend oder rein deutſchen Theile des Reichs, und von doppelter Wichtigkeit war es daher, daß bei den fortwährenden Theilungen gerade dieſe Kernlande auf beiden Seiten des Rheins immer beiſammen blieben. Hier machte ſich, als das Geſchlecht der Merowinger dahinzuſiechen begann, zuerſt wieder das Gefühl der Selbſtändigkeit geltend, und dieſer deutſche auſtraſiſche Theil war es auch, von dem auf der Grundlage deutſchen Lebens eine Erneuerung und Verjüngung des fränkiſchen Reichs aufging.

Durch die Rettung der Monarchie aus den Händen der Geiſtlichkeit und des hohen Adels und aus der größern Gefahr, die dem geſammten Abendlande von den Arabern drohte, haben Pippin und Karl Martell ihrem Geſchlechte die Königskrone verdient. Aber in ſo tiefem Grunde wurzelte das alte deutſche Königthum, daß lange Menſchenalter hindurch die merowingiſchen Schattengeſtalten in ihrem durch Urſprung und Alter geheiligten Rechte den Thron behaupteten, und, ſo bedeutungslos der Schritt für den Augenblick ſcheinen mochte, es war doch die größte Revolution, die in der Entwickelung des deutſchen Königthums eintrat, als endlich im Jahre 752 Karl's Sohn, ſich ſtützend auf den Ausſpruch des Papſtes, und unter Zuſtimmung der Franken, den letzten Merowingern die langen königlichen Locken abſchnitt, ſich ſelbſt auf den Thron ſetzte und zwei Jahre nachher ſich und ſeinen beiden Söhnen die Weihe durch den heiligen Vater ertheilen ließ. Alle die Thaten und Siege der drei gewaltigen Männer, die ein Jahrhundert hindurch das Frankenreich beherrſchten, vermochten nicht, jenen Grund- und Eckſtein des deutſchen Staats zu erſetzen, den Pippin zertrümmerte, als er das ſelbſtändige, im Volksrecht wurzelnde, durch den Volksglauben geheiligte Königthum vernichtete, um ſich dafür die Krone von Papſtes Gnaden aufzuſetzen.

II. Die Karolinger.

Die Vereinigung der deutſchen Stämme war ſelbſt in der Blütezeit der merowingiſchen Macht nur unvollſtändig gelungen, während ihres Verfalls aber hatten ſich faſt alle öſtlich vom Rhein gelegenen Lande wieder vom Reiche losgelöſt, die Baiern und Sachſen namentlich ihre alte ſelbſtändige Verfaſſung unter eigenen Herzögen wiederhergeſtellt. König Pippin's großer Sohn Karl unterwirft jetzt aufs neue und vollſtändig die ſämmtlichen deutſchen Völkerſchaften, bricht durch die ſtaatskluge Einrichtung der Grafen und Sendboten die in der Herzogsgewalt ſich darſtellende Beſonderheit der Stämme, befeſtigt und vollendet durch die Einführung des Chriſtenthums, was durch das Schwert und das Geſetz begründet iſt, und ſchafft ſo für alle Folgezeit eine politiſche Einheit Deutſchlands.

Ebenſo weitreichend war Karl's Thätigkeit nach der andern Seite hin. Indem er ſein Reich über alle auf chriſtlich-germaniſchem Boden ſtehenden Völker des Feſtlandes ausdehnte, hat er die Cultur und die geiſtige Einheit des Abendlandes, die durch eine zu frühe Vereinzelung der Völker gefährdet geweſen wäre, gerettet, der Kirche die nothwendige Unterlage gegeben und den Grund gelegt zu einem europäiſchen Staatenſyſteme. Durch die Wiederherſtellung des Kaiſerthums erhielt dieſes Wirken ſeine Weihe und ſein ideales Ziel.

War nun aber ſchon bei der Erhebung des karolingiſchen Geſchlechts auf den fränkiſchen Königsthron die römiſche Kirche in entſcheidender Weiſe thätig geweſen, ſo wurde es jetzt nicht minder folgenreich, daß es der Papſt war, der aus eigenem, wie durch höhere Eingebung geleitetem Entſchluſſe dem Frankenkönige die Kaiſerkrone aufs Haupt ſetzte (25. December 800). Wie ſehr Karl die Bedeutung davon erkannte, beweiſt ſeine Aeußerung: er würde an jenem Weihnachtstage die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papſtes Abſicht hätte vorher wiſſen können, ſowie daß er noch kurz vor ſeinem Tode auf dem Reichstage zu Aachen, ohne päpſtliche Mitwirkung, ſeinen Sohn Ludwig ſelbſt zum Kaiſer krönte (September 813).

Die großen Richtungen, die Karl eingeſchlagen hatte, blieben beſtimmend für die folgenden Jahrhunderte, und, ſo oft auch ſeine Bahn im Sturme der Zeiten verweht und verlaſſen wurde, eine innere Nothwendigkeit führte die deutſchen Kaiſer immer wieder auf dieſelbe zurück. Es blieb ihre Aufgabe und ihr Streben, durch eine ſtarke Centralregierung dem Auseinanderfallen der deutſchen Stämme vorzubeugen, der deutſchen Nation die Oberhoheit über die andern auf germaniſcher Grundlage erwachſenen Staaten in der dem römiſchen Alterthume entlehnten Form des Kaiſerthums zu wahren, die Kirche in ihrer mit geiſtigem Bande das Abendland umfaſſenden Macht, zugleich aber auch in den ihr der weltlichen Gewalt gegenüber geſteckten Schranken zu erhalten.

Die innern Widerſprüche, die dieſe Aufgabe und die ſie bedingenden Grundlagen des ganzen Mittelalters in ſich ſchloſſen, haben, ſeitdem die zu Karl's Zeit noch gebundenen Kräfte in ſelbſtändiger Entwickelung zu erſtarken und aneinander zu ſtoßen begannen, jene großartigen Kämpfe herbeigeführt, die der Geſchichte des deutſchen Kaiſerthums ihre zugleich ruhmvolle und tragiſche Bedeutung geben.

In den Wirren, die unter der ſchwachen Regierung Kaiſer Ludwig's und den Thronſtreitigkeiten ſeiner Nachfolger eintraten, ſchien das Reich Karl's des Großen völliger Auflöſung anheimzufallen. Indeß ſie erleichterte und beſchleunigte die Bildung ſelbſtändiger und nach den verſchiedenen, allmälig entwickelten Nationalitäten abgeſonderter Staaten. Der Vertrag von Verdun, im Jahre 843, bildet den Markſtein, wo ſich ein franzöſiſches Frankreich abſcheidet von dem deutſchen Frankenreiche.

Aber die Gefahr lag nahe, daß auch Deutſchland ſelbſt in dieſen Proceß der Zerſetzung hineingezogen werde, und ein volles Jahrhundert hindurch blieb es unentſchieden, ob der nach willkürlicher Beſtimmung Ludwig dem Deutſchen zugemeſſene Antheil zu einem Staate zuſammenwachſen, oder nochmals ſich theilen und in Stammesherzogthümer auseinanderfallen werde.

Die aus der erſten gewaltſamen Unterwerfung entſprungene Herrſchaft der Franken über die andern deutſchen Stämme hatte ſchon längſt einem mildern Verhältniß unter Gleichberechtigten Platz gemacht. Durch die

Lostrennung der weſtlichen Theile des Reichs ging auch das thatſächliche Uebergewicht, das die Franken bisher noch als die Mächtigſten behauptet hatten, verloren, allmälig ſchloſſen ſich aus den einzelnen Gauen die alten Hauptſtämme aufs neue zuſammen und erlangten unter eigenen Herzögen beinahe die frühere Selbſtändigkeit wieder.

Glücklicherweiſe aber beſtiegen in Ludwig dem Deutſchen und Arnulf die beiden tüchtigſten Perſönlichkeiten unter den ſpätern Karolingern den deutſchen Thron. Durch die Theilung des fränkiſchen Stammes oſtwärts gedrängt haben ſie Baiern zum Stütz- und Mittelpunkt ihres Wirkens gemacht und von hier aus nicht nur Deutſchland zuſammengehalten, ſondern auch ſeine Bedeutung im neu ſich bildenden Staatenkreiſe begründet, die ſchon unter Arnulf hervortrat, bald nach ihm aber ſich zu glänzender Höhe erhob.

Wenn dann auch wieder ſchwache Könige, die an die letzten Merowinger erinnern konnten, das Regiment führten, ſo behielt doch das ſeit Jahrhunderten hergebrachte Recht, durch das man an die Franken und das karolingiſche Geſchlecht gebunden war, ſeine Macht. Noch immer hatte, wenn auch in beſchränkterer Weiſe als unter den Merowingern, das Erbrecht des altgermaniſchen Königthums ſeine Geltung, und das Haus Karl's des Großen wurde allgemein als zur Krone berechtigt anerkannt. Als es aber im Jahre 911 mit Ludwig dem Kinde erloſch, und die vier großen Stämme der Franken, Alamannen, Baiern und Sachſen den deutſchen Staat faſt ſchon in beſondere Königreiche zu zerreißen drohten, da war es ein für alle Zukunft ſegensvoll entſcheidendes Geſchick, daß nach der kurzen Zwiſchenregierung Konrad's I. der Sachſe Heinrich König von Deutſchland wurde.

III. Die ſächſiſchen Kaiſer.

Den Franken war die Aufgabe geworden, die deutſchen Stämme zu einem ſtaatlichen Gemeinweſen zu vereinigen. Bei ihrem am wenigſten ſcharf ausgeprägten Stammescharakter, wie er ſich ſchon in der zwiſchen ober- und niederdeutſcher Sprache die Mitte haltenden Mundart zu erkennen gab, waren ſie vor andern dazu befähigt. Nach einer vierhundertjährigen Herrſchaft hatten ſie ihren Beruf erfüllt. Das Andenken daran erhielt ſich auf mannichfache Weiſe. Nach den Franken führte das Reich noch lange Zeit den Namen; in ihr Recht trat der neugewählte König, welchem Stamme er auch angehören mochte, ein, und ihr Land blieb der bevorzugte, gleichſam geweihte Boden, auf dem die Könige gewählt und gekrönt wurden.

Jedoch nun kam es darauf an, aus dem fränkiſchen ein deutſches, von andern ſcharf abgegrenztes Reich heraus zu entwickeln und dadurch zugleich die deutſch gebliebenen, aber gegeneinander ſpröden Stämme zu verſchmelzen. Die Franken, die noch immer das Bindeglied zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Beſtandtheilen des alten Reichs bildeten, waren für das Erſte unfähig, für das Zweite aber ſeit der Lostrennung der Weſtfranken und bei der zweifelhaften politiſchen Stellung der Lothringer zu ſchwach. Die Baiern ſtanden zwar noch in ungebrochener Stammeskraft da, und auf ſie hatte ſich auch unter den ſpätern Karolingern das Reich geſtützt, aber bei ihrer weit nach Süden vorgeſchobenen Lage ſtand, wie ſchon Arnulf's Vorgang bewieſen hatte, eine frühzeitige, die heimiſche Entwickelung ſtörende Einmiſchung in die italieniſchen Angelegenheiten zu befürchten. Darum war es ein nie hoch genug anzuſchlagendes Ereigniß, daß jetzt durch die Wahl eines ſächſiſchen Fürſten der Schwerpunkt Deutſchlands nach dem Norden verlegt wurde.

Im Gegenſatz zu den Franken waren die Sachſen der am zäheſten an ſeiner Eigenthümlichkeit hängende deutſche Volksſtamm. Sie hatten ſich von jeder fremden Vermiſchung am reinſten erhalten und in Recht und Sitte am meiſten ihre alte Selbſtändigkeit bewahrt. Zuletzt und erſt nach langem, hartnäckigem Widerſtande waren ſie dem fränkiſchen Reiche einverleibt worden. Der ernſtlichen Gefahr, daß ſie aufs neue und dauernd der gemeinſamen deutſchen Staatsentwickelung entfremdet würden, und damit ein Bruch zwiſchen Nord- und Süddeutſchland entſtände, ward nun in der entſcheidenden Stunde auf die einfachſte und wirkſamſte Weiſe vorgebeugt. Der Zuſammenhang mit Frankreich war nun gelöſt, die Verbindung mit Italien nicht eher herzuſtellen, als bis die aus der Unbotmäßigkeit der dazwiſchenliegenden Stämme entſpringenden Schwierigkeiten überwunden und geordnete Zuſtände in Deutſchland ſelbſt geſchaffen waren. Dieſe äußern Verhältniſſe haben Heinrich's I. Thun beſtimmt, die klare Erkenntniß derſelben ſeine Regierung ſo ſegensreich für Deutſchland gemacht.

Die große Verſchiedenheit der Stellung, in die das ſächſiſche Kaiſerhaus eintrat, von der, welche die Merowinger und Karolinger eingenommen hatten, lag in der Bedeutung der Herzogthümer. Die einzelnen Volksſtämme waren früher durch das Recht des Schwertes dem Könige des ſiegenden Volks unterworfen worden, jetzt ſtanden ſie unter ihren Herzögen als gleichberechtigt, ſcharf geſondert und faſt wie geſchloſſene Einzelſtaaten einander ſelbſt wie dem Könige gegenüber. Nur der Verbindung der Sachſen und Oſtfranken, die durch die Weisheit und Uneigennützigkeit Herzog Otto's und König Konrad's I. herbeigeführt wurde, iſt es zu danken, daß die Einheit des Reichs erhalten wurde.

Am meiſten noch zeigten ſich die Schwaben gefügig, wenngleich es auch hier nicht ohne manche Empörungen abging. In Baiern aber, das damals noch den ganzen Südoſten von Deutſchland umfaßte, iſt ſeit dem Tode Ludwig's des Kindes die ganze ſächſiſche Periode hindurch jeder Thronwechſel mit dem Verſuche des Herzogs bezeichnet, ſich unabhängig zu machen oder ſelbſt zum Könige aufzuwerfen. Die Lothringer gar fielen unter Konrad I. ganz vom Reiche ab und ſuchten, obſchon durch Heinrich I. wieder unterworfen, von nun an ihren Vortheil darin, je nach Umſtänden dem Kaiſer zu gehorchen oder ſich an den weniger mächtigen König von Frankreich anzuſchließen.

Die gefährliche Macht der Herzogthümer zu brechen, darauf war fortan das planmäßige Beſtreben der deutſchen Kaiſer gerichtet. Die ſächſiſchen Herrſcher ſuchten es dadurch zu erreichen, daß ſie, ſo oft ſich die Gelegenheit bot, die herzogliche Würde an Glieder oder Verwandte ihres Hauſes brachten. Aber der fürſtliche Ehrgeiz, verbunden mit dem Sondertrieb der Stämme, zeigte ſich ſtärker als die Bande der Familie, und unter Otto I. und ſeinen Nachfolgern, bis auf Heinrich II. herab, ſind es gerade die Brüder, Schwäger oder Söhne des Kaiſers, die an der Spitze der Empörungen ſtehen. Indeß, ſo wenig auch dieſe Politik im Einzelnen den gewünſchten Erfolg hatte, zu dem großen und bleibenden Ergebniß führte ſie doch, daß die herzogliche Würde hinfort nicht mehr durch Erb- und Wahlrecht aus dem Stamme ſelbſt hervorging, ſondern durch den König nach freiem Ermeſſen verliehen wurde.

Langſam nur, aber ſicher, wirkte ein anderes Mittel, das die Frömmigkeit zugleich und die Staatsklugheit an die Hand gab: es beſtand in der Hebung der biſchöflichen Macht. Durch reichliche Verleihung von Rechten und Beſitzungen wurden die Biſchöfe allmälig zu wirklichen Landesfürſten, drängten ſich ſo zwiſchen die geſchloſſenen Herzogthümer und wurden bald die mächtigſten und, da Erblichkeit hier nicht zu fürchten war, die zuverläſſigſten Verbündeten des Kaiſers gegen die großen Vaſallen.

Auch die Eroberung und Germaniſirung der ſlawiſchen Lande öſtlich von der Elbe, die unter Heinrich I. begann, wirkte, obwol ihre Hauptbedeutung nach einer andern Seite hin lag, heilſam auf das nur mühſam zuſammengehaltene Reich zurück. In einer Größe und Ausdehnung, deren Grenze noch gar nicht abzuſehen war, bildete ſich hier ein Land, das die ſchroffen Stammesunterſchiede der Heimat nicht kannte, allein durch den ſtarken Arm eines Königs, wie geſchaffen, ſo auch geſchützt werden konnte, das im eigentlichen Sinne Reichsland war.

Die ruhmvollen Thaten gegen die Ungarn und in Italien, ja die großen Perſönlichkeiten ſelber der beiden erſten Herrſcher trugen nicht minder dazu bei, das Nationalgefühl zu heben und zu ſtärken. Jedoch der durch Otto I. (962) erneuerte und mit der deutſchen Krone verbundene Glanz des römiſchen Kaiſerthums drohte ſchon ſeine nächſten Nachfolger ihrem heimatlichen Beruf zu entfremden, und, woran am meiſten gelegen geweſen wäre, eine geſetzliche, ſtetige Thronerbfolge konnte auch unter den ſächſiſchen Kaiſern nicht zur Geltung kommen. Noch bei der Wahl Konrad's und Heinrich's hatte ihre Verwandtſchaft mit den Karolingern ein mächtiges Gewicht in die Wagſchale geworfen; die Kraft, mit der Otto I. ſeine Gegner zu Boden ſchlug und während einer 37jährigen Regierung an Gehorſam gewöhnte, blieb von nachhaltiger Wirkung; aber der frühe Tod Otto's II. und III. und das Ausſterben des ganzen Geſchlechts mit

Heinrich II. (1024) gab dem Wahlrecht der Fürſten neue Bedeutung, ſo daß es nach dem Ende der ſächſiſchen Kaiſer ausgebildeter und anerkannter daſtand als vor ihnen.

IV. Die fränkiſchen Kaiſer.

Bisher hatten die deutſchen Könige den mächtigſten und reichſten Geſchlechtern angehört. Jetzt wurde in Konrad II. ein Fürſt von geringer Hausmacht auf den Thron geſetzt, von dem es zweifelhaft war, ob er die königliche Würde und Gewalt werde aufrecht halten können, zumal da bei der Schwäche der letzten Regierungen die weltlichen und geiſtlichen Großen neues und größeres Anſehen erlangt, und die unmittelbaren Beſitzungen des Reichs, auf denen die Macht des Kaiſers beruhte, namentlich durch Heinrich's II. fromme Schenkungen, ungemein abgenommen hatten.

Aber die Kraft und Klugheit Konrad's II. und ſeines großen Sohnes, Heinrich's III., ſiegte über dieſe ungünſtigen Verhältniſſe. Hatten die ſächſiſchen Kaiſer die Selbſtändigkeit und Macht der Herzogthümer durch Verleihung an ihre Familie zu brechen geſucht, ſo gingen ihre Nachfolger um einen bedeutenden Schritt weiter, indem ſie die herzogliche Gewalt mit der königlichen zu verbinden, das heißt ganz aufzuheben trachteten. Im weiteſten Umfange war dieſer Grundſatz verwirklicht, als gegen das Ende von Konrad's Regierung König Heinrich zugleich über Kärnthen, Baiern, Schwaben und Burgund geſetzt war, ſodaß es nur noch die zwei Herzöge von Sachſen und Lothringen gab. Außerdem wurde der herzoglichen Gewalt durch die Kräftigung der alten und durch die Einrichtung neuer Markgrafſchaften, ſowie durch Begünſtigung der Biſchöfe und der kleinern Vaſallen mit dem beſten Erfolge entgegengearbeitet.

Durch dieſe auf feſten Grundſätzen beruhende und mit Conſequenz, Stetigkeit und Kraft verfolgte Politik haben die beiden großen fränkiſchen Kaiſer dem deutſchen Reiche eine Macht und Feſtigkeit gegeben, wie ſie nie zuvor erreicht und ſpäter kaum übertroffen wurde.

Der frühe Tod Heinrich's III. (5. October 1056) bezeichnet einen großen Wendepunkt in der Geſchichte Deutſchlands. Ein fünfjähriges Kind trat an die Stelle, wo bisher ein kraftvoll beſonnener Mann gewaltet hatte. Unter der ſchwachen Regentſchaft der Kaiſerin Agnes, dann durch das eigenſüchtige Schalten der Erzbiſchöfe von Köln und von Bremen, die ſich mit der Vormundſchaft des jungen Königs auch der Regierung des Reichs bemächtigten, erlangten die Herzöge von Sachſen, Baiern und Schwaben und die großen geiſtlichen und weltlichen Vaſallen im ganzen Reiche neue Macht.

Um die königliche Gewalt wiederherzuſtellen, fehlte es Heinrich IV., als er ſelbſt die Regierung antrat, weder an Talent noch an Kraft des Willens; er verſtand vollkommen die Pläne ſeines Vaters, aber durch die Haſt und den leichtſinnigen Uebermuth, womit er ſie verfolgte, gab er ſeinen Gegnern ſelbſt die mächtigſte Waffe gegen ſich in die Hand, und als er am Ende dennoch über die Unbotmäßigkeit der Sachſen und den Verrath der Fürſten geſiegt zu haben ſchien, da erſtand ihm ein neuer und der gefährlichſte Gegner in der römiſchen Kirche.

Handelte es ſich in dem bisherigen Streite nur um ein Mehr oder Minder von königlichen und fürſtlichen Rechten, ſo drohten die Anſprüche Gregor's VII. geradezu den deutſchen König zum päpſtlichen Vaſallen zu machen. Die Verbindung der Fürſtenariſtokratie und der Kirche gegen das Kaiſerthum hat fortan den Gang unſerer Geſchichte und die Entwickelung des deutſchen Staats beſtimmt: die Tage von Tribur (October 1076), wo die Fürſten die Freiheit der deutſchen Königskrone an den römiſchen Papſt verriethen, und von Canoſſa (Januar 1077), wo ſich Heinrich demüthig Gregor VII. unterwarf, ſind zur Vorbedeutung geworden für das Schickſal des Kaiſerthums, wenn es ſich auch erſt nach zwei Jahrhunderten erfüllte.

Bald erklärten nun die Fürſten, ſich berufend auf den Ausſpruch des heiligen Vaters, der ſie ihres Eides entband, den König des Thrones verluſtig, und ſchritten zu neuen Wahlen. Im Kampf mit ſeinem Schwager, Herzog Rudolf von Schwaben, mit Hermann von Lützelburg und endlich gar mit ſeinen eigenen Söhnen, Konrad und Heinrich, welche die Fürſten und die römiſche Curie der Reihe nach als Gegenkönige wider ihn aufſtellten, brachte Heinrich IV. den größten Theil ſeiner langen Regierungszeit hin, bis er gebeugt durch Alter und Unglück, aber unbeſiegt ins Grab ſank (7. Auguſt 1106).

Unheilbare Wunden ſind dem Anſehen des deutſchen Königthums durch dieſe langen, alle natürlichen und ſittlichen Grundlagen eines ſtaatlichen Gemeinweſens zerſtörenden Bürgerkriege geſchlagen worden. Daß das Reich trotzdem nicht völliger Auflöſung anheimfiel, zeugt nicht minder von der Feſtigkeit, die es bereits erreicht hatte, und dem nachhaltigen Wirken namentlich der beiden letzten Kaiſer, als von der bei allen Fehlern und Schwächen unleugbaren Tüchtigkeit Heinrich's IV.

Rückſichtsloſer und mit beſſerem Erfolge ging der kluge und herriſche Kaiſer Heinrich V. in des Vaters Spuren fort, bis endlich die Verträge von Würzburg (October 1121) und von Worms (September 1122) dem fünfzigjährigen Kampfe gegen Fürſten- und Papſtthum, vorläufig wenigſtens, ein Ziel ſetzten. Die Rechte des Kaiſers wurden im Weſentlichſten gewahrt, und namentlich den Forderungen Gregor's VII. entgegen, durch welche die ungeheuren, von den Kaiſern ſeit Karl dem Großen den Biſchöfen und Prälaten verliehenen Beſitzungen vom Staate ganz losgelöſt und in die Gewalt des Papſtes gegeben worden wären, der Inveſtiturſtreit entſchieden, ſodaß der Kaiſer auch fernerhin an der hohen Geiſtlichkeit die wichtigſte Stütze gegen die weltlichen Fürſten, ja gegen Rom ſelber hatte.

Aber einen großen moraliſchen Sieg hatte die Kirche dennoch erfochten: ſie ſtand jetzt in der Meinung der Völker unbeſtritten als die erſte Macht da, es kam nur auf die Gelegenheit an, um in neuen Kämpfen von dieſer Stellung gegen das Kaiſerthum Gebrauch zu machen. Und die fand ſich bald genug.

Aehnlich ſtand es im Innern. Das auch nach den reichen Vergabungen der ſächſiſchen Kaiſer immer noch ſehr beträchtliche, durch Heinrich's IV. Vorgänger aber wieder anſehnlich vermehrte Reichsgut war in den langen Kriegen ungemein verringert worden. Die Verſuche, ihm durch Einziehung von Lehen oder andere Mittel wieder aufzuhelfen, weckten, wie ſchon Heinrich V. erfuhr, gefährlichen Widerſtand von Seiten der Fürſten, deren Macht ſich in dem willkürlichen Ab- und Einſetzen von Königen und Gegenkönigen über die monarchiſche Gewalt aufgeſchwungen hatte.

Wenn auch in beſchränkter Weiſe, war bisher immer noch ein Thronerbrecht im königlichen Geſchlecht anerkannt, einer Anfechtung aber deſſelben von den ſächſiſchen wie fränkiſchen Kaiſern dadurch möglichſt vorgebeugt worden, daß ſie bei Zeiten ihre Söhne zu römiſchen Königen erwählen ließen. Jedoch ſchon bei der Wahl Rudolf's zum Gegenkönig (März 1077) ward es ausgeſprochen und anerkannt, nicht, wie bisher der Brauch geweſen, die Geburt, ſondern lediglich die Wahl des Volks, das heißt der Fürſten, gebe ein Recht zum Beſitz der Krone. Während der übrigen Regierungszeit Heinrich's IV. blieb dieſer Grundſatz in fortwährender Anwendung, und bei dem kinderloſen Ableben ſeiner beiden nächſten Nachfolger vermochte auch unter dieſen die Erblichkeit nicht wieder zur Geltung zu kommen. Wenn bei der Wahl Lothar's des Sachſen (Auguſt 1125) und bei der Konrad's III. (März 1138), das eine Mal der Neffe, das andere Mal der Eidam ſeines Vorgängers übergangen wurden, ſo geſchah das in der beſtimmten, von der Kirche und den Fürſten gleichmäßig getheilten Abſicht, durch die Verwerfung des Mächtigſten ſich die Freiheit zu wahren, hauptſächlich aber, um das Wiederaufleben des frühern Erbrechtes in der Form der Gewohnheit zu verhindern.

V. Die Hohenſtaufen.

Das Kaiſerthum hatte in dem Jahrhundert ſeit Heinrich's III. Tode unſtreitig viel an Macht und Anſehen eingebüßt; aber die Zeit ſeines Falles war noch nicht gekommen, und der glänzendſte Aufſchwung ſtand ihm jetzt bevor durch das Geſchlecht, das mit Konrad III. den Thron beſtieg. Die Regierungen Friedrich's I. und Heinrich's VI., die nach Ziel und Erfolg weſentlich als eine zu betrachten ſind, ſtellen die kaiſerliche Gewalt in ihrer höchſten Ausbildung und Machtentwickelung dar.

Die innern ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Deutſchlands hatten allmälig eine ganz veränderte Geſtalt angenommen. Schon im Laufe des 11. Jahrhunderts war die alte Gauverfaſſung verſchwunden. Durch die ganze oder blos theilweiſe Vereinigung einzelner Gaue miteinander oder mit benachbarten Gebieten, durch die von dem Kaiſer ausgeübte Verleihung mit oder Befreiung von der Grafengewalt hörte die Grafſchaft ſelbſt auf, ein an die Perſon geknüpftes Amt zu ſein, und wurde ſtatt deſſen ein auf dem Boden ruhender und mit ihm vererbender Beſitz, und der Graf rückte, je nachdem er viel oder wenig an Lehen und Eigen beſaß, entweder in das ſich jetzt bildende Verhältniß des Landesfürſtenthums hinauf, oder er ſank zum Lehensmann des über ihm ſtehenden Herzogs herab. Nur da, wo die Herzogsgewalt in den Händen des Kaiſers ſelbſt ruhte, alſo in Schwaben, Franken und am Rhein, erhielt ſich eine zahlreiche unmittelbare Reichsritterſchaft.

Einen ähnlichen Entwickelungsgang nahm das Herzogthum: auch hier verſchwand die Bedeutung des Amts vor der des Beſitzes, und die geiſtlichen und weltlichen Großen fingen an, die herzogliche Gewalt innerhalb ihrer Gebiete ſelbſt auszuüben. Auf der Grundlage der Allod und Lehensgut in ſich verſchmelzenden, ſchon längſt erblich gewordenen, und nun auch mit der Grafen- und Herzogsgewalt verſehenen Beſitzungen entwickelte ſich, begünſtigt von den Kaiſern, ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts, im Gegenſatz zu dem alten Stammesherzogthum das neue Landesfürſtenthum.

Wie langſam dieſe Veränderung vor ſich ging, und wie geringfügig ſie ſcheinen mochte, ſo tief eingreifend und entſcheidend für alle Zukunft war ſie doch. Der frühere politiſche Unterſchied der Stämme hat ſeitdem aufgehört. Neben Baiern gab es jetzt ein Herzogthum Oeſtreich, neben Sachſen die Herzogthümer Weſtfalen und Lüneburg, das Herzogthum Schwaben, das allein noch ſeine alte Bedeutung erhalten hatte, war im Beſitz des kaiſerlichen Hauſes. So waren die Namen des Herzogs, des Pfalz-, Mark-, Landgrafen bald Nichts mehr als verſchiedene Titel für den einen Begriff des Fürſtenthums.

Dieſem nunmehr zu feſten Formen geſtalteten Fürſtenthume gegenüber mußte auch die Macht des Königthums in entſprechendem Maße geregelt und erweitert werden. Je größer die ſtaatsrechtliche Unabhängigkeit der einzelnen Fürſtenhäuſer von dem Könige geworden war, deſto entſchiedener mußte dieſer auf die Behauptung oder Erlangung eines thatſächlichen Uebergewichts der in ihm vereinigten Haus- und unmittelbaren Reichsmacht über die fürſtliche halten.

Nächſte und dringendſte Aufgabe war es daher für die Hohenſtaufen, die in Nord- und Süddeutſchland und Italien ſich ausdehnende, wahrhaft königliche Macht der Welfen zu brechen. Konrad III. verfolgte dieſes Ziel mit der ganzen Rückſichtsloſigkeit der Parteifeindſchaft. Friedrich I. ging dann zwar wieder einen Schritt rückwärts, aber als er ſich in ſeiner Hoffnung, einen zuverläſſigen Freund in Heinrich dem Löwen gefunden zu haben, getäuſcht fand, lenkte er in die Bahn ſeines Oheims wieder ein, erklärte den gefährlichen und übermüthigen Vaſallen in des Reiches Acht und entſetzte ihn aller ſeiner Lehen (1180).

Der Sturz Heinrich's des Löwen, von den welfiſchen Geſchichtſchreidern ſo gern als eine That grauſamer Rache dargeſtellt, war eine gerechte, politiſch durchaus nothwendige Maßregel und, vom hiſtoriſchen Standpunkte angeſehen, eines der bedeutungsvollſten und wohlthätigſten Ereigniſſe in der ganzen deutſchen Geſchichte. Damit hatte auch die auf die Auflöſung der Stammesherzogthümer gerichtete Entwickelung ihren Abſchluß erhalten, und zugleich war die neue Gefahr abgewendet, die dem Reiche aus der Bildung einer großen und ſelbſtändigen Fürſtenmacht zu erwachſen drohte. Das Auseinanderfallen des Reichs nach den verſchiedenen Stämmen war nicht mehr zu beſorgen; erwägt man aber, daß Heinrich der Löwe mit ſo gut wie königlicher Gewalt faſt über den ganzen Norden Deutſchlands herrſchte, und daß bald nach Friedrich's I. Hintritt das Reich in tiefe Zerrüttung ſank, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, daß es nur jene rechtzeitige Zertrümmerung der welfiſchen Macht war, die das Reich vor einer dauernden, zugleich politiſchen und nationalen Spaltung in Nord- und Süddeutſchland bewahrt hat.

Seitdem die Fürſten aus Beamten Beſitzer geworden waren, fiel für den Kaiſer auch die Pflicht weg, aufgegangene Lehen wieder zu vergeben; es fragte ſich nur, ob es im einzelnen Falle politiſch rathſam und durchführbar war. Geſchah es aber, ſo kam das eingezogene Land unter die unmittelbare Verwaltung des Kaiſers und verſchmolz mit ſeinen Familienbeſitzungen. Das natürliche Streben der Kaiſer mußte fortan dahin gehen, dieſe zu erweitern, und ſo das in fremde Hand gegebene Reich wiederzugewinnen.

Schon als Herzöge von Schwaben und Erben der fränkiſchen Kaiſer waren die Staufen im Beſitze einer bedeutenden Hausmacht. Friedrich I. verſäumte keine Gelegenheit, ſie zu vergrößern, und gegen das Ende ſeiner Regierung war das Land von den Quellen des Lech bis zur Moſel, und von der Saone bis zur Saale zum großen Theile in ſtaufiſchen Händen. Heinrich VI. ſtrebte dieſe Macht auch über Mitteldeutſchland auszudehnen; was er in Thüringen verſuchte, in Böhmen vorbereitete, das führte er in Meißen durch; die reiche Markgrafſchaft wurde im Jahre 1195 zum Reich eingezogen. Ward dieſe Politik planmäßig verfolgt, ſo mußte ſie zu demſelben Ziele führen, das Heinrich III. auf anderm Wege zu erreichen geſucht hatte, und einer wirklichen Staatseinheit war Deutſchland vielleicht nie ſo nahe, wie damals.

Seinen letzten Abſchluß erhielt aber dieſes Thun erſt durch die auf Erblichkeit gerichteten Beſtrebungen Friedrich's und Heinrich's. Das Wahlrecht der Fürſten hatte zu Anfang der ſtaufiſchen Periode bereits den unbeſtrittenen Sieg davongetragen; aber bei dem Tode Konrad's III. (1152) ſprach die allgemeine Stimme ſo entſchieden für den jungen Herzog Friedrich von Schwaben, daß er von den Fürſten nicht ſowol gewählt, als nur beſtätigt ſcheinen konnte. Unter ſeiner langen, kraft- und ruhmvollen Regierung erlangte das Princip der Erblichkeit wieder neue Stärke. Friedrich ſelbſt betrachtete ſich als den durch Geburt erbberechtigten Nachfolger der fränkiſchen Kaiſer. Sein Sohn war noch nicht fünf Jahre alt, als er ihn, ohne den geringſten Widerſpruch zu finden, zum Könige wählen und krönen ließ. Brach ſein Geſchlecht nicht ſo vorzeitig ab, wie es bei den frühern Dynaſtien der Fall geweſen, ſo war auch jetzt noch auf ein allmäliges Erlöſchen des Wahlrechts mit Beſtimmtheit zu rechnen.

In der That lag aber auch eine viel dringendere Nothwendigkeit dazu vor als früher. Nachdem ſich die ſelbſtändige und erbliche Landeshoheit der Fürſten ausgebildet und befeſtigt hatte, war zur Herſtellung des politiſchen Gleichgewichts im Reiche, die entſprechende Entwickelung des Königthums unumgänglich nothwendig, ſollte es nicht als ſelbſtändige Gewalt untergehen, ſo mußte es auch den Schein von Wahl abſtreifen und ebenfalls rein erblich werden.

Kaiſer Heinrich VI. erkannte das klar, und im ſtolzen Gefühl ſeiner Macht hoffte er die Erblichkeit der Krone zum Reichsgrundgeſetz machen zu können. Nach der Eroberung Siciliens trat er (1196) mit einem förmlichen Antrag darauf vor die Fürſten. Theils aus Furcht, theils durch die dafür von dem Kaiſer gemachten Gegenbewilligungen beſtimmt, gingen auch die meiſten auf jenen Vorſchlag ein. Aber der entſchiedene Widerſtand, den die ſächſiſchen und niederrheiniſchen Fürſten leiſteten, und die unverhehlene Mißſtimmung der übrigen bewog den Kaiſer, von der Durchführung ſeines Planes vorläufig abzuſtehen und ſich mit der Erwählung ſeines zweijährigen Sohnes Friedrich zum römiſchen König zu begnügen.

Es iſt eine gegen die ſtaufiſchen Kaiſer oft und laut genug erhobene Anklage, ſie hätten über Italien Deutſchland vernachläſſigt. Was Friedrich I. und ſeinen Sohn Heinrich VI. betrifft, iſt dieſer Vorwurf ungerecht. Sie haben allerdings den Begriff des Kaiſerthums in ſeiner tiefſten und ausgedehnteſten Bedeutung erfaßt und alle Kräfte aufgeboten, um ihn zu verwirklichen; gegen das Ende des 12. Jahrhunderts war ganz Italien unterworfen, der Sieg über den Papſt unzweifelhaft, und in drei Welttheilen zahlte man dem Kaiſer Zins. Aber davon, daß dieſe äußern Erfolge der Wirkſamkeit im Innern des Reichs Eintrag gethan hätten, war Nichts zu verſpüren, und kein Kaiſer hat mit mehr Kraft und Anſehen in Deutſchland gewaltet, als jene zwei großen Herrſcher aus dem Hauſe der Hohenſtaufen.

Jedoch der unerwartete Tod des 32jährigen Kaiſers machte alle dieſe Erfolge zunichte und warf das Reich mit einem Male in die Zeiten Heinrich's IV. zurück. Wie damals verbündete ſich der Eigennutz und die Untreue der deutſchen Fürſten mit der römiſchen Curie gegen das Kaiſerthum. Man erklärte ſich von den dem jungen Friedrich geſchworenen Eiden entbunden, und als des verſtorbenen Kaiſers Bruder Philipp das Thronrecht ſeines Hauſes zu behaupten unternimmt, ſtellt ihm ein Theil der Fürſten, durch engliſches Geld beſtochen und vom Papſt unterſtützt, einen Gegenkönig in Heinrich's des Löwen Sohne entgegen.

Während des zwanzigjährigen, nur kurz unterbrochenen Streits des Welfen Otto mit Philipp und nach deſſen Ermordung mit Friedrich erhielt die Unabhängigkeit, Macht und Würde des deutſchen Königthums den ſchwerſten Stoß. Es war ausdrücklich ausgeſprochen worden: damit die Freiheit der Fürſten gewahrt bleibe und auch der Schein der Erblichkeit vermieden werde, dürfe man keinen Staufen wählen. Um ihre Anhänger ſich zu erhalten, ihre Gegner zu gewinnen oder zu unterwerfen, wurden von den Gegenkönigen die kaiſerlichen Beſitzungen und Gerechtſame, eines nach dem andern, dahingegeben. Und als endlich Friedrich II. aus den Trümmern von ſeines Vaters Macht den Bau des deutſchen Königthums neu aufzuführen unternahm, da bedurfte es neuer Opfer, um die Fürſten von dem gefährlichen Bunde mit Rom abzuziehen.

Es war aber doch ſchon wieder Großes damit gewonnen, daß kaum zwei Jahre nach Kaiſer Otto's Tode, dem Plan der Kirche völlig entgegen, Friedrich's zehnjähriger Sohn Heinrich zum Könige gewählt wurde. Die in den letzten Zeiten ſehr herabgekommene ſtaufiſche Hausmacht ward durch kluge Verträge wieder gemehrt; bei dem Ausſterben der Zähringer (1218) fielen bedeutende und durch ihre Lage doppelt wichtige Beſitzungen an das Reich zurück, und, da bald darauf auch das Erlöſchen des babenbergiſchen Hauſes (in Oeſtreich) ſicher bevorſtand, ſo hatte Friedrich's Plan, eine ſtarke unmittelbare Reichsmacht in Oberdeutſchland zu gründen, alle Ausſicht des Gelingens.

Dazu kam, daß das deutſche Nationalbewußtſein, das ſich während des letzten Jahrhunderts in bis dahin unbekannter Weiſe ausgebildet und durch die Zerſplitterung der Stämme befeſtigt hatte, in entſchiedenen Gegenſatz zu Rom trat und dadurch dem Kaiſer eine wirkſame Waffe gegen die päpſtlichen Anmaßungen bot. Als Gregor IX. gegen den gebannten und auf dem Kreuzzuge abweſenden Kaiſer die alten Mittel in Bewegung ſetzte und die deutſchen Fürſten und Biſchöfe zu Abfall und Empörung aufrief, fand er faſt nirgend Anklang, und Herzog Albert von Sachſen vertrat durchaus die öffentliche Meinung, als er ſich in den ſtärkſten Worten gegen das Treiben des päpſtlichen Cardinal-Legaten ausließ und die deutſchen Prälaten aufforderte, den Makkabäern gleich den Kampf des Herrn gegen die fremde Herrſchaft zu führen.

Aber Friedrich II., durch Geburt und Erziehung mehr Italiener als Deutſcher, verſäumte über ſeiner Thätigkeit im Süden den rechten Zeitpunkt, um in Deutſchland alle dieſe günſtigen Verhältniſſe zur Wiederherſtellung der königlichen Macht zu nutzen. Nachdem Fürſtenthum und Geiſtlichkeit eine vom Könige beinahe unabhängige Stellung erlangt hatten, mußte es deſſen Aufgabe ſein, in einem dritten Stande eine neue Stütze für ſich zu gewinnen. Die natürlichen und bereits hinlänglich ausgebildeten Elemente zu einem ſolchen dritten Stande waren in der Ritterſchaft und den Städten gegeben, ſie brauchten blos geſchützt und in eine beſtimmte Verfaſſung gebracht, mit andern Worten, es mußte eine das ganze Reich umfaſſende ſtändiſche Verfaſſung angebahnt werden, in welcher der Kaiſer und die der Territorialherrſchaft noch nicht unterworfenen Theile der Nation verbündet die Einheit des Reichs und die Freiheit der Krone und des Volks gegen die beiden erſten Stände aufrecht erhalten hätten.

Friedrich II. war ſich dieſer Aufgabe wohl bewußt; in der Verfaſſung, die er ſeinem ſiciliſchen Reiche (Auguſt 1231) gab, wurden gewählte Vertreter der Städte neben den perſönlich berechtigten Baronen und Biſchöfen ins Parlament berufen. Aber in dem nämlichen Jahre brachte in Deutſchland König Heinrich die Freiheit der Städte den Fürſten zum Opfer, um dadurch deren Beiſtand für ſeine ehrgeizigen Pläne zu gewinnen, und der Kaiſer ſah ſich nun, wollte er die Gefahr eines allgemeinen Abfalls verhüten, genöthigt, die von ſeinem Sohne gegebenen Privilegien zu beſtätigen.

Dieſe im Frühjahre 1231 vom Könige Heinrich zu Worms erlaſſenen und das Jahr darauf zu Ravenna und Udine von Friedrich beſtätigten Geſetze ſind entſcheidend geworden für den Sieg des Fürſtenthums über das Königthum, der Vielſtaaterei über die Einheit des Reichs.

Zwar ſchien das Anſehen des Kaiſers noch einige Zeit hindurch im Steigen begriffen; als ſich aber im Jahre 1239 der alte Kampf mit der Kirche erneuerte, da brachen die tief untergrabenen Stützen des deutſchen Königthums. Den nunmehr ganz ſelbſtändig gewordenen Fürſten und Biſchöfen vermochte der Kaiſer keinen Vortheil zu bieten, der den Gewinn des Abfalls und der Untreue aufgewogen hätte. Die Städte aber, die faſt allein noch das Reichsbanner aufrecht hielten, waren noch zu wenig erſtarkt, als daß ſie dem Kaiſer mit Erfolg gegen die vereinte Macht der Kirche und der Fürſten hätten beiſtehen können. Mit den Hohenſtaufen iſt auch die Macht und Herrlichkeit des Reichs zu Grabe getragen worden.

VI. Die Habsburger und Lützelburger.

Unter der Scheinregierung machtloſer, zwieſpältig gewählter, zum Theil gar ausländiſcher Könige war Deutſchland ein Vierteljahrhundert hindurch völliger Zerrüttung und Auflöſung preisgegeben. Das Uebermaß des Uebels erleichterte dem Grafen Rudolf von Habsburg ſeinen großen Beruf, der Wiederherſteller von Geſetz und Ordnung, der Erneuerer des Reichs zu ſein.

Aber es blieb denn doch ein neues Reich, nur noch ein Schatten von der alten Macht im Innern und nach außen. Die Landeshoheit der Fürſten hatte ſich während des langen Interregnums beinahe zu völliger Selbſtändigkeit ausgebildet; ihr gegenüber konnte das königliche Anſehen nur mit Hülfe einer bedeutenden Hausmacht behauptet werden. Auf deren Erwerbung und Erweiterung war darum von jetzt an auch das Hauptſtreben jedes

Kaiſers gerichtet. Rudolf ſchuf ſich in Oeſtreich, Steiermark und Krain eine eigene Macht, die dann ſein Sohn Albrecht über Böhmen, Meißen und Thüringen auszudehnen ſuchte. Heinrich VII, der Lützelburger, brachte ſein Geſchlecht auf den böhmiſchen Königsthron. Durch Kaiſer Ludwig erwarb das wittelsbachiſche Haus, das ſchon im Beſitze Baierns und der Rheinpfalz war, auch noch Brandenburg und im Nordweſten Hennegau und Holland.

So verſchieden an Tüchtigkeit und Sinnesart ſie auch ſein mochten, zeigten dieſe Kaiſer doch immer noch ein lebendiges Bewußtſein ihres Berufs; in Deutſchland, wie in Italien, den Fürſten, wie der Kirche gegenüber hielten ſie noch mit Eifer auf die Wahrung ihrer Rechte. Daß ſie aber keine bleibenden Erfolge erzielten, davon trägt vornehmlich das gänzliche Aufhören der Erblichkeit und die ſchrankenloſe Ausübung des Wahlrechts die Schuld.

Während früher ſämmtliche reichsunmittelbare Fürſten wahlberechtigt waren, verengte ſich nach den Staufen der Kreis der Wähler auf wenige der mächtigſten, die ſich ſtatt von der Wohlfahrt des Reichs nur von dem eigenen Vortheile leiten ließen. Hinfort war jede Kaiſerwahl ein Markt, wo die Stimmen der Wähler mit den Rechten des Reichs erkauft werden mußten. Grundſätzlich wurde jeder Schein einer Erblichkeit der Krone vermieden, und ſeit dem im Jahre 1237 zum römiſchen König erwählten Konrad IV. war Wenzel wieder der Erſte, der (1378) unmittelbar auf ſeinen Vater folgte.

Mit Ludwig dem Baiern erlahmte auch der bis dahin noch für die Aufrechthaltung der kaiſerlichen Macht geführte Kampf. Durch ſeinen Nachfolger, Karl IV., wurden die eingeriſſenen Misbräuche in ein Syſtem gebracht. Das von ihm im Jahre 1356 erlaſſene und unter dem Namen der Goldenen Bulle bekannte Geſetz erhob zum gültigen Recht, was ſeit hundert Jahren bei der Kaiſerwahl herkömmlich geworden war, und verhütete damit wenigſtens die in der letzten Zeit ſo verderblich gewordenen Doppelwahlen, die leicht zu einer bleibenden Spaltung hätten führen können. Aber zugleich entfremdete es dem Reiche in bedenklicher Weiſe die von dem Wahlrecht ausgeſchloſſenen und doch durch die Lage oder die Größe ihrer Länder ſelbſtändigen und mächtigen Fürſten. Das war namentlich mit den Niederlanden der Fall; dieſelben Folgen traten an dem entgegengeſetzten Ende Deutſchlands hervor, und erſt die Erhebung des Habsburger auf den kaiſerlichen Stuhl hat die Gefahr einer völligen Losreißung Oeſtreichs abgewendet.

Zeigte ſich die geſetzgeberiſche Seite von Karl's IV. Thätigkeit von mindeſtens zweifelhaftem Werth für das Reich, ſo war ſeine übrige Wirkſamkeit eine entſchieden verderbliche. Bisher war den Kaiſern der Beſitz einer ſtarken Hausmacht ein Mittel geweſen, um die nöthige Herrſchaft über die Fürſten zu behaupten. Nun aber ſtellt ſich der Sieg des Fürſtenthums über die kaiſerliche Gewalt nicht mehr blos in den Fürſten, ſondern auch in dem Kaiſer ſelbſt dar. Karl IV. war vor allem und weſentlich König von Böhmen; ſeine Macht als ſolcher zu befeſtigen und zu erweitern, dafür waren ihm alle kaiſerlichen Rechte feil. Ihm war das Kaiſerthum nur noch ein Mittel, ſeine Hausmacht der Zweck. Seine Regierung wurde auf lange Zeit hinaus maßgebend für die Geſchichte des deutſchen Staats.

Von der Doppelgewalt, die der Kaiſer als Oberhaupt der römiſch-chriſtlichen Welt und als deutſcher König in ſich vereinigte, blieb nur noch die gehaltloſe Form übrig. Nicht der Kaiſer, ſondern die Kurfürſten führten hinfort die Reichsregierung. Karl's IV. Nachfolger, Wenzel und Sigmund, ließen ſich kaum im Reiche blicken.

Bei dieſer gänzlichen Bedeutungsloſigkeit, zu der die kaiſerliche Würde herabgeſunken war, kann es nicht verwundern, daß die Erblichkeit der Krone von ſelbſt wieder eintrat. In einem Kreislaufe, der wie eine tragiſche Ironie des Schickſals erſcheint, kehrte man zu jenem Rechte des altdeutſchen Königthums zurück, wonach die Krone im Geſchlecht vererbte und es nur bei jedem Thronwechſel unter der Form der Wahl einer Beſtätigung des neuen Königs von Seiten des Volks oder ſeiner Vertreter bedurfte. Mit Ausnahme der zehnjährigen Regierung Ruprecht's von der Pfalz (1400—1410) war ſeit Karl IV. thatſächlich das Kaiſerthum erblich. Als nach neunzigjähriger Herrſchaft das Geſchlecht der Lützelburger mit Sigmund erloſch, beſtiegen im Jahre 1438 die Habsburger wieder den Thron und behaupteten ihn über vierthalb Jahrhunderte hindurch bis an das Ende des Reichs.

In ihrer Macht hätte es geſtanden, mit Hülfe der nationalen Bewegung, die in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ganz Deutſchland ergriffen hatte, noch einmal ein kraftvolles deutſches Königthum zu ſchaffen. Aber der Spanier Karl V. hatte kein Verſtändniß für ſeinen deutſchen Beruf, und ſo ward, was zum Anfang einer neuen Blütezeit beſtimmt ſchien, nur eine Quelle neuen Unglücks und neuer Spaltung. In gleichem Maße, als Deutſchland immer ſchwächer und ſchmäler wurde, nahm Oeſtreich zu an Macht und Ausdehnung, und ſchon lange vorher war thatſächlich eingetreten, was durch Franz II. ſeinen beſtimmten Ausdruck erhielt, als er im Jahre 1806 das Pfand und Sinnbild eines deutſchen Geſammtſtaats veruntreute und aus einem deutſchen Kaiſer ein Kaiſer von Oeſtreich wurde.

Jedoch die politiſche Einheit Deutſchlands, die das Kaiſerthum in den Tagen ſeiner Größe geſchaffen hatte, konnte nicht mehr ganz aufgelöſt werden. Die monarchiſche, über die neuerdings ſogenannte Souverainetät der einzelnen Staaten ſich erhebende Form derſelben iſt, wie ein Bedürfniß, ſo auch nicht minder ein Recht der Nation geblieben, das weder durch den einſeitigen Verzicht des letzten Kaiſers, noch durch die einſeitigen Verträge der Fürſten untergehen konnte.

Wir ſtehen in einem Interregnum, deſſen Ende wir noch nicht abſehen. Aber ein Habsburger wird es nicht ſein, der uns wieder, wie vor ſechs Jahrhunderten, daraus erlöſt*).

O. Abel.

Die deutsche Kleinstaaterei und ihre Folgen.

Die Kleinſtaaterei iſt das Erb- und Grundübel, an welchem unſere Nation ſeit Jahrhunderten elendiglich daniederliegt, die Quelle alles unſers hiſtoriſchen Unglücks, unſerer Ohnmacht, unſerer innern Zerwürfniſſe, unſerer Niederlagen und unſerer Bürgerkriege, der Verkrüppelung unſers Nationalgeiſtes und unſerer politiſchen Unmündigkeit. Wenn der böſe Feind mit eigener Hand den Samen des Verderbens unter uns ausgeſtreut hätte, er würde uns keine giftigern Früchte tragen können als dieſe Kleinſtaaterei, ſie, die jedem auswärtigen Feinde bereitwillige Bundesgenoſſen liefert, die bei jedem einheimiſchen Zwieſpalt den Norden gegen den Süden, den Oſten gegen den Weſten Deutſchlands in den Kampf führt, die uns aller Rechte einer großen, mächtigen Nation verluſtig macht.

Wir wollen hier nicht ausführlicher auf den Urſprung der territorialen Zerriſſenheit Deutſchlands zurückgehen**), aber erinnern wollen wir wenigſtens daran, daß die Lehnsträger und Beamten des Reichs die Landeshoheit nach und nach erſchlichen und zuletzt durch hochverrätheriſchen Bund mit dem Reichsfeinde zur vollen ſogenannten Souverainetät erweitert haben. Dieſe Souverainetät nun iſt der große Rechtstitel, in deſſen Namen alle Anſprüche der Nation auf eine würdige Stellung in der Reihe der großen europäiſchen Völker ſchnöde abgewieſen werden; die Souverainetät einiger und dreißig fürſtlichen Familien ſteht der politiſchen Einigung Deutſchlands entgegen, und ſo muß Deutſchland von hiſtoriſchen Rechts wegen auf eine Verfaſſung verzichten, welche im Stande wäre, ſeine locker oder gar nicht zuſammenhängenden Glieder zu einem kraftvollen Staatskörper zuſammenzufaſſen, die Verſäumniſſe der Vergangenheit nachzuholen, die Gegenwart gegen die von allen Seiten her drohenden Gefahren zu ſchützen und unſerm Volke die große Zukunft anzubahnen, zu welcher es den Beruf in ſich trägt.

---

*) Als Fortſetzung und Ergänzung des obigen Aufſatzes werden wir ſpäter einen über das Haus Habsburg und die Auflöſung des deutſchen Reichs folgen laſſen. D. Red.

**) Die geſchichtliche Entwicklung der deutſchen Kleinſtaaterei wird Gegenſtand einer beſondern Abhandlung ſein. D. Red.

Mit Ausnahme Oeſtreichs und Preußens iſt ganz Deutſchland der Kleinſtaaterei verfallen, und der naturnothwendige Gegenſatz der beiden Großmächte iſt nicht geeignet, die verderblichen Wirkungen des zerriſſenen Zuſtandes eines guten Drittheils unſers vaterländiſchen Bodens zu ſchwächen. Laſſen wir indeſſen Preußen und Oeſtreich und den Gegenſatz beider, als außerhalb des Gebiets unſerer gegenwärtigen Erörterung liegend, auf ſich beruhen, ſo finden wir das übrige Deutſchland, von der Nordſee bis zu den Alpen und vom Rhein bis zur Oder, in einige und dreißig verſchiedene Staaten zerſchnitten, deren Gebiete in größern und kleinern Fetzen bunt durcheinander geworfen ſind. Die 16 — 18 Millionen Deutſche, welche die Bevölkerung jener Staaten bilden, ſind durch Erbgang, Tauſch, Kauf, Verpfändung, kurz durch alle Arten von Titeln, unter welchen man einen Privatbeſitz erwirbt, unter eine Anzahl regierender Familien vertheilt worden, welche nun von ihnen nicht blos Gehorſam, ſondern auch angeſtammte Liebe und Treue als die Erfüllung einer heiligen Unterthanenpflicht fordern. Staatsverträge haben jenen Beſitzſtand anerkannt, ihm das Siegel aufgedrückt, und die Souverainetät des unbedeutendſten Fürſten ſteht ſogar, wenn man dem Kurfürſten von Heſſen glaubt, unter europäiſcher Garantie.

Wenn ein großer Staat unter ähnlichen Bedingungen entſtanden iſt und auf keinen beſſern Grundlagen ruht als jene Miniaturkönigreiche und mikroſkopiſchen Fürſtenthümer, ſo findet er die Rechtfertigung ſeiner Exiſtenz gewöhnlich früher oder ſpäter in der eigenen Schwere, kraft deren er frei daſteht, ſich ſelbſt genügend und fähig, allen Zwecken der Geſellſchaft und allen Bedürfniſſen ſeiner Angehörigen Genüge zu leiſten. So Oeſtreich, ſo auch Preußen, welche in ihren räumlichen Verhältniſſen und in ihrer Volkszahl über die Grenze hinausgewachſen ſind, wo man den Staat noch fragen darf, ob er auch das Recht habe, zu ſein; ein Schlag ans Schwert, und die Antwort wäre fertig.

Auch kleine Staaten, welche die Gewähr der Selbſtändigkeit nicht in der eigenen Kraft tragen, können eine gewiſſe Lebensberechtigung haben, wenn ſie die Träger großer politiſcher Intereſſen oder ſelbſtändiger Nationalitäten ſind, wie Sardinien, Dänemark, Griechenland. Ein Kleinſtaat dagegen, welcher aus dem Leibe eines großen Volks willkürlich herausgeſchnitten iſt, deſſen Daſein Niemandem nützt als einer Regentenfamilie, deſſen Fortbeſtand ſeiner eigenen Bevölkerung ebenſo nachtheilig iſt, wie der geſammten Nation, ein Staat, deſſen Verſchwinden kaum Jemand bemerken, den kein rechtmäßiges Intereſſe vermiſſen würde, ein Staat, der nicht einmal die Fähigkeit beſitzt, ſich mit eigener Kraft gegen ſeine einheimiſchen Feinde zu behaupten, ein ſolcher Staat iſt ein Unding, eine Sünde wider die politiſche Natur.

Die deutſchen Kleinſtaaten befinden ſich faſt alle buchſtäblich in dem geſetzten Falle, mit der Beſchränkung jedoch, daß in einigen derſelben leider noch immer ein ziemlich ſtarkes einheimiſches Vorurtheil für die Aufrechterhaltung ihrer Selbſtändigkeit herrſcht. So namentlich in Baiern und Hannover.

Wenn wir die Natur und den Werth jenes Vorurtheils näher unterſuchen, ſo finden wir leicht, daß daſſelbe der Hauptſache nach nichts Anderes iſt, als eine Aeußerung des Geſetzes der Trägheit, welches die Menſchen an ihre Gewohnheiten bindet, ſie gegen jeden das bequeme Herkommen ſtörenden Wechſel einnimmt. Wäre der Wechſel einmal vollbracht, Niemand würde daran denken, ihn rückgängig zu machen. Eine Gewohnheit, welche binnen wenigen Jahren vergeſſen und erſetzt wäre, iſt das einzige Opfer, welches die Aufhebung der Kleinſtaaten den Bevölkerungen derſelben auflegen würde, ein Opfer, welches in den Jahren 1803, 1806 und 1814 Millionen von Deutſchen auferlegt wurde ohne einen andern Zweck, als etwa der Befriedigung einer Laune der Diplomatie oder der Habſucht einiger Fürſten, und welches gleichwol faſt ebenſo ſchnell verſchmerzt als gebracht war. Und man wollte dem großen Nationalzweck der ſtaatlichen Einigung Deutſchlands mit der Berufung auf einen königlich württembergiſchen oder fürſtlich reußiſchen Patriotismus entgegentreten? Wenn ein ſolcher Einwurf Gültigkeit haben ſollte, ſo müßten wir uns beſcheiden, ein Volk von Krähwinklern zu ſein, ſo müßten wir geſtehen, daß jeder Gedanke an die Zukunft einer ſtolzen, mächtigen Nation für uns zu groß ſei.

Zur Begründung der Forderungen, welche wir im Namen der deutſchen Zukunft an die Bevölkerung der Einzelſtaaten und an deren Politik richten, wollen wir die Vortheile und Nachtheile der Kleinſtaaterei gewiſſenhaft gegeneinander abwägen.

Die Lobredner des beſtehenden Zuſtandes beginnen regelmäßig damit, die Wohlthaten einer möglichſt allgemein verbreiteten höhern Bildung zu preiſen, welche Deutſchland der Menge ſeiner verſchiedenen Staaten und Reſidenzen verdanke. Wir geben zu, daß Deutſchland als Einzelſtaat eine geringere Zahl von Univerſitäten, Bibliotheken, Kunſtſammlungen, von fein gebildeten geſelligen Kreiſen beſitzen würde, daß die Vielheit der Regierungen und der Höfe dem Wiſſen, dem Geſchmack, der Politur der Sitten förderlich geweſen iſt. Aber dieſer Vortheil iſt uns nicht geſchenkt, ſondern wir haben ihn theuer erkaufen müſſen. Das Beiſpiel des Hoflebens, an hundert verſchiedenen Orten gegeben, hat durch ſeine Frivolität, ſeine Franzöſelei, ſeine Maitreſſenwirthſchaft eine tief demoraliſirende Wirkung auf Herz und Sinn des Volks ausgeübt; unter dem Einfluſſe der unmittelbaren Nähe ſo vieler winzigen Majeſtäten ſind die Charaktere verkrüppelt und die Seelen zuſammengeſchrumpft, der enge Spielraum, welchen die Kleinſtaaten dem Blicke, dem Geiſtesſtreben, dem Ehrgeize ihrer Bürger geſtatteten, hat ganze Reihenfolgen von Geſchlechtern kleiner Menſchen hervorgebracht. Wie wäre es auch möglich geweſen, unter der täglichen Einwirkung von fürſtlicher und miniſterieller Gunſt oder Ungunſt und gegen die tauſend Mittel der Einſchüchterung und der Corruption, welche die Regierungsgewalt einem in ſeinem ganzen Lande ſo zu ſagen allgegenwärtigen Fürſten in die Hand gab, wie wäre es dem großen Haufen möglich geweſen, gegen ſolche Einflüſſe den männlichen Stolz, den bürgerlichen Muth, ein tapferes Herz ſich unverſehrt zu bewahren. Die moraliſche Feigheit, die Charakterloſigkeit, der Bedientengeiſt, die man dem deutſchen Volke lange genug vorgeworfen, und wahrlich nicht immer mit Unrecht, ſie waren viel weniger eine Frucht der Unfreiheit als der Vielſtaaterei, welche einen Jeden zwang, unmittelbar unter den Augen des Herrn zu dienen.

Weiter hört man behaupten, daß die Mannichfaltigkeit der deutſchen Staaten durch die Stammesunterſchiede geboten werde, welche, aus den urälteſten Zeiten unſerer Geſchichte herrührend, das Geſetz einer ſelbſtändigen Entwickelung für die verſchiedenen Stämme der Nation mit ſich brächten. Um einen ſolchen Rechtfertigungsgrund für die Kleinſtaaterei beizubringen, muß man der Geſchichte und der Geographie Deutſchlands eben ſo fremd ſein wie ſeinem heutigen Staatsleben. Die Stammesunterſchiede, welche einſt die großen hiſtoriſchen Gegenſätze zwiſchen Franken und Sachſen, Baiern und Schwaben hervorbrachten, ſie beſtehen allerdings noch heute fort, aber abgeſchwächt und aller politiſchen Bedeutung ſchon dadurch entkleidet, daß die alten Stammverbände ſeit unvordenklichen Zeiten geſprengt ſind. Das gemeinſchaftliche Leben der einzelnen Stämme und ihr ſtaatlicher Zuſammenhang beſtand ſchon während der letzten Jahrhunderte des alten Reichs blos noch dem Namen nach, und heutzutage haben ſich nur in Baiern und etwa in Schwaben einige Ueberreſte des ehemaligen Geſammtbewußtſeins erhalten. Krieg und Friede haben alle deutſchen Stämme in Stücke zerriſſen, der moderne Staat hat die alten Rechtsgewohnheiten längſt verſchlungen, der Name beſteht nur noch fort im Dialekt und in der häuslichen Sitte. Man nenne uns doch die Eigenthümlichkeiten, welche das Zuſammenleben zweier deutſchen Stämme unter einem gemeinſchaftlichen Geſetze jetzt noch erſchweren oder gar unmöglich machen würden? Der Franke in Würzburg empfängt von München, der Franke in Heilbronn von Stuttgart, der in Heidelberg von Karlsruhe ſein Geſetz — warum ſollten ſie es nicht alle drei gemeinſchaftlich etwa von Frankfurt oder jedem beliebigen andern Orte nehmen können? Der Schwabe lebt nach württembergiſchen, badiſchen, bairiſchen, ſchweizeriſchen, franzöſiſchen Geſetzen — warum ſollte er nicht nach deutſchem Geſetze leben?

In der That, Nichts iſt eitler als die Schwierigkeiten, welche man von den hiſtoriſchen Gewohnheiten der verſchiedenen Abtheilungen des deutſchen Volks gegen die Forderung der ſtaatlichen Einigung Deutſchlands hernimmt. Dank ſeiner kläglichen Geſchichte während der letzten drei- oder vierhundert Jahre, thut es der Deutſche an bürgerlicher Geſchmeidigkeit jedem andern Volke der Erde zuvor, und es iſt nie erhört worden, daß er ſich gegen irgend ein erträgliches Regiment geſträubt, geſchweige denn aufgelehnt hätte. In den baltiſchen Provinzen ein guter Unterthan des ruſſiſchen Zaren, iſt er im Elſaß ein freiheitsluſtiger Franzoſe, in der Schweiz ein tüchtiger Republikaner, in Baiern oder Sachſen ein conſtitutioneller Staatsbürger mit ſehr beſcheidenen Anſprüchen. Und angeſichts dieſer Thatſachen wagt man zu behaupten, daß der Deutſche in Deutſchland Baier und Sachſe, Württemberger und Hannoveraner bleiben müßte, daß es ihm unmöglich ſei, politiſch genommen blos ein Deutſcher zu ſein?

Nochmals, die Stammesunterſchiede ſind ein Hinderniß unſerer ſtaatlichen Einigung nur im Munde Derjenigen, deren Selbſtſucht nach jedem Vorwande greift, um einen widernatürlichen Zuſtand zu entſchuldigen, bei welchem ſie auf Koſten der Geſammtheit ihre Rechnung finden.

Einen dritten Vortheil der Eintheilung des deutſchen Gebiets in eine Reihe verſchiedener Staaten findet man in der Entwickelung des conſtitutionellen Lebens, welche in den Kleinſtaaten zu einer Zeit vor ſich ging, wo die Großſtaaten noch in den ſtarren Feſſeln des abſolutiſtiſch-bureaukratiſchen Regiments gefangen lagen. Wir wollen den Vorſchub, welchen die Rednerbühnen in Baiern, Württemberg und beſonders in Baden dem deutſchen Freiheitsgedanken geleiſtet haben, weder gering anſchlagen noch gar leugnen. Das kühne Wort der kleinen deutſchen Kammern, es iſt wahr, hat ganz Deutſchland wach gerufen, geſpornt, in Wetteifer geſetzt; der Conſtitutionalismus in München, Stuttgart, Karlsruhe war ein ſtarker Haltpunkt für die conſtitutionellen Beſtrebungen in Preußen und Oeſtreich. Glaubt man denn aber, die größere Lebendigkeit des politiſchen Gedankens in den ſüddeutſchen Landen würde wirkungslos geblieben ſein, wenn dieſe mit dem ruhigern und langſamern Norddeutſchland zu einem einzigen Staatskörper verbunden geweſen wären? Bedarf es des Beweiſes, daß die dort in größerm Maße vorhandenen treibenden Kräfte die trägern Maſſen im Norden bei engerer Verbindung mit denſelben in raſchere Bewegung geſetzt haben würden, als es durch die bloße Macht des Beiſpiels möglich war? Bildete Deutſchland auch nur ſeit den Unabhängigkeitskriegen einen einzigen Staat, es würde vielleicht etwas ſpäter zum Repräſentativſyſtem übergegangen ſein als die Kleinſtaaten, welche ſchon vor oder kurz nach dem Jahre 1820 ihre Verfaſſungen erhielten, ſicherlich aber hätte uns das Jahr 1848 nicht im Zuſtande des Abſolutismus überraſcht, welcher beim Ausbruch der letzten franzöſiſchen Revolution als Grundgeſetz für zwei Drittheile des deutſchen Volks galt. Unſere erſten Schritte au[illegible]er Bahn der Selbſtregierung würden langſamer geweſen ſein, dagegen aber wäre auch nicht der größere Theil der Nation in der bürgerlichen Entwickelung hinter dem kleinern ſo weit zurückgeblieben, wie es geſchehen.

Welche Bedeutung man aber auch den genannten und einigen andern Kleinſtaaten für die Anfänge der conſtitutionellen Geſchichte Deutſchlands beilegen möge, ihre Rolle iſt ſeit 1848 ausgeſpielt. Die von dort ausgegangene Anregung hat ihre volle, durch Nichts mehr zu ergänzende Wirkung gehabt, ſeitdem Preußen, um von Oeſtreich nicht zu reden, ein Verfaſſungsſtaat geworden. Mag die preußiſche Verfaſſung noch ſo mangelhaft ſein, ſie wird für Deutſchland immer eine unendlich größere freiheitliche Bedeutung haben als die Verfaſſungen aller Kleinſtaaten zuſammengenommen, jene Verfaſſungen, welche ſchon vermöge der engern Verhältniſſe, in die ſie hineingezwängt werden mußten, in den meiſten Fällen Nichts ſein konnten, als Worte ohne Geiſt.

Es iſt wider die Natur der Menſchen und der Dinge, daß der Freiheitsbrief eines Volks von 16 Millionen Menſchen durch ein Miniſterium Abel, Blittersdorff oder Haſſenpflug zur Lüge gemacht werde; die thatſächliche Vernichtung des Verfaſſungslebens, wie ſie den Regierungen von Baiern, Baden und Heſſen, mit den abſolutiſtiſchen Großmächten im Rücken, ein Leichtes war, iſt für Preußen eine Unmöglichkeit.

Die noch vor kurzem vielfach gehörte Einwendung, daß die vom Hauche des Jahres 1848 neu belebten Verfaſſungen den Kleinſtaaten ein größeres Maß des bürgerlichen Rechts gewähren als die Verfaſſung Preußens, und daß alſo ein richtiges Freiheitsintereſſe den ſelbſtändigen Fortbeſtand derſelben fordere, dieſe Einwendung iſt durch eine Reihe neuer und neueſter Ereigniſſe ſo gründlich widerlegt worden, daß es nur der Hinweiſung auf landkundige ſchreiende Thatſachen bedarf, um ſeine Richtigkeit handgreiflich zu machen. Die Geſchichte ſelbſt hat den Beweis übernommen, daß die öffentliche Freiheit in den Kleinſtaaten, wenn überhaupt mehr als ein bloßer Name, höchſtens ein Beſitz auf Widerruf iſt. Sachſen iſt in ſeinen Verfaſſungszuſtänden über das Jahr 1848 hinaus zurückgeworfen worden und hat wenig Ausſicht, das inzwiſchen vorangeſchrittene Preußen ſo bald wieder einzuholen. Württemberg ſteht inmitten einer Kriſis, welche glücklichſtenfalls mit der Wiederherſtellung der vormärzlichen Zuſtände enden wird und die es ganz der Regierung anheimſtellt, wie weit ſie zurückgeben will. In Mecklenburg iſt die Reaction bis zur Wiederherſtellung der Feudalſtände mit ihrer ganzen monſtröſen Zuſammenſetzung und ihren noch monſtröſern Befugniſſen gelangt. In Heſſen-Darmſtadt wird durch großherzogliche Verordnungen über Geſetz und Verfaſſung vollkommen frei geſchaltet. Heſſen-Kaſſel ſteht im Begriff, ſeinen mannhaften Widerſtand gegen das Haſſenpflug'ſche Regiment unter dem Drucke eines Executionsheeres und der vollen Rache des Kurfürſten zu büßen. Kurz, unter allen deutſchen Kleinſtaaten, die überhaupt des Nennens werth ſind, befinden ſich nur noch zwei, welche nicht einer ſo vollſtändigen Reſtauration verfallen ſind, nämlich Baiern und Hannover. Was aber in aller Welt würde die Regierungen dieſer beiden Staaten verhindert haben, auch ihrerſeits Vergeltung zu üben für die Demüthigungen des Jahres 1848, wenn ihr Sinn danach geſtanden hätte? In Baiern haben ihrer Zeit die

Herren von Abel und Wallerſtein zur Genüge bewieſen, was ſich mit und trotz einer Verfaſſung machen läßt, und was Hannover betrifft, ſo liegt das Jahr 1837 noch nicht ſo weit hinter uns, als daß wir uns nicht erinnern ſollten, daß dort ein königlicher Wille hinreichte, um über Sein und Nichtſein einer Verfaſſung zu entſcheiden. Und man wollte im Namen einer hannoveriſchen und einer bairiſchen Freiheit darauf pochen, daß die Könige von Hannover und Baiern diesmal einige Mäßigung und Klugheit gezeigt? Wer die freiwilligen Zugeſtändniſſe der Machthaber für Freiheit hält, wer die Großmuth der Könige als Recht des Bürgers betrachtet, mit dem wollen wir nicht ſtreiten; wir ſind der Meinung, daß die bürgerliche Freiheit nicht um ein Haarbreit weiter reicht als die bürgerliche Macht, und daß ein bürgerliches Recht, deſſen Beſitz und Ausübung von fremdem Gutdünken abhängt, Nichts iſt als die Maske der Rechtloſigkeit. Mit einem Worte, die geringen Vorzüge, welche die Verfaſſungszuſtände einiger weniger Kleinſtaaten noch vor der preußiſchen voraus haben mögen, ſind ſo zweifelhaften Beſtandes, daß ein vernünftiger Grund des eigenſinnigen Feſthaltens an denſelben, auf Koſten des großen Intereſſes der ſtaatlichen Einigung Deutſchlands, nicht gefunden werden kann. Was aber die große Mehrzahl der deutſchen Kleinſtaaten anlangt, ſo würde die Bevölkerung derſelben in ihrer gegenwärtigen Lage den größten Gewinn davon haben, wenn ſie ihren geſammten Rechtszuſtand gegen den des preußiſchen Bürgers vertauſchte. Die Regierungen ſelbſt laſſen es ſich in Sachſen, Baden, Heſſen u. ſ. w. ſo ſehr angelegen ſein, den Staatsbürgern den thörichten Stolz auf ihre particulariſtiſchen Rechte und Freiheiten auszutreiben, daß an dem beſten Erfolge jener Bemühungen zu Gunſten der deutſchen Einheitsidee durchaus nicht zu zweifeln ſteht.

Zu den wirklichen und angeblichen Vortheilen der Vielſtaaterei, welche wir bisher aufgezählt haben, wiſſen wir keinen mehr hinzuzufügen. Das Verzeichniß der ſchädlichen Wirkungen der nämlichen Urſache wird dagegen zu unſerem Leidweſen viel länger ausfallen.

Durch die Kleinſtaaterei, und das halten wir für das größte ihrer Uebel, iſt dem Deutſchen die Liebe zum Vaterlande, der Stolz auf das Vaterland, ja ſogar der Begriff des Vaterlandes abhanden gekommen. Das deutſche Volk hat keinen Nationalgeiſt und wird keinen Nationalgeiſt haben, ſolange es in eine Menge von Staaten zerriſſen iſt, deren Anſprüche ſich zwiſchen den Bürger und das Vaterland drängen. Das ſtolze Ehrgefühl, welches der Franzoſe und Engländer im Namen ſeiner Nation empfindet, wie könnte es in der Bruſt des Deutſchen entſtehen, welchem ſein Volk nur das Bild der Ohnmacht und des politiſchen Elends darbietet? Was den Briten, den Franzoſen mit kühnſtem Selbſtbewußtſein und mit patriotiſcher Begeiſterung erfüllt, das gibt dem Deutſchen ſelten mehr als Stoff zur Demüthigung und Beſchämung. Der Bürger des Kleinſtaats kann ſein Heimatland nicht nennen, ohne ſich ſelber lächerlich zu werden, geſchweige dem den Andern. Unfähig, dem brennenden Bedürfniſſe der menſchlichen Bruſt, deſſen Befriedigung nur der patriotiſche Stolz zu gewähren vermag, durch den Hinblick auf den Krüppelſtaat, dem er angehört, zu genügen, ſucht er eine Art Entſchädigung in der Verachtung des nicht minder krüppelhaften Nachbarſtaats. Dieſe Selbſttäuſchung iſt die Quelle der jämmerlichen Nebenbuhlerſchaft, welche man nicht ſelten zwiſchen den Bürgern von Kuhſchnappel und Flachſenfingen wahrnimmt und die nur der Mißverſtand oder der üble Wille als einen Beweis von der Unverträglichkeit des Einſchmelzens der Kleinſtaaten ausbeuten kann. Mit dem Augenblicke, wo die Grenzpfähle fallen, werden die kleinlichen Eiferſüchteleien, denen ſie zum Vorwande und Anhaltspunkte dienen, von ſelbſt aufhören.

Nächſt der Kleinſtaaterei ſelbſt haben wir es hauptſächlich ihrer eben genannten Wirkung, dem Abſterben des Nationalgeiſtes, zu verdanken, daß wir Stück um Stück von unſerm Nationalgebiete verloren, daß die Schweiz und die Niederlande abgefallen, daß Elſaß und Lothringen an Frankreich gekommen ſind, daß Schleswig-Holſtein und Luxemburg unter fremder Herrſchaft ſtehen. Wäre Deutſchland ein einiger Staat, wahrſcheinlich hätte nimmermehr ein Eroberer die Kühnheit gehabt, ſeine Hand nach unſerm Gute auszuſtrecken, und niemals wären ganze Provinzen in Verſuchung gerathen, ihr Heil in der Trennung vom Hauptlande zu ſuchen. Wollen wir unſere Verluſte je wieder gut machen, ſo gibt es nur einen Weg zum Ziele, die Einigung zu einem mächtigen Staatsganzen.

Finden wir dieſen Weg nicht, ſo wird uns eine vielleicht nicht ſehr entfernte Zukunft neue Verluſte bringen. Haben wir nicht unlängſt hören müſſen, daß die eigenen Organe der öſtreichiſchen Regierung von Schleswig-Holſtein gerade heraus erklärten: lieber däniſch als preußiſch? Zwei oder drei verlorene Schlachten gegen die Franzoſen, und das linke Rheinufer ſteht auf dem Spiele, wenn anders der Beiſtand Oeſtreichs nöthig iſt, um daſſelbe zu behaupten. Ein glücklicher Einfall der Franzoſen in Süddeutſchland, und Baden, Württemberg, Baiern machen nicht nur ihre Sonderfrieden mit dem Landesfeinde, ſondern ſie werden auch wieder ſeine Bundesgenoſſen, wenn es verlangt wird, wie ſie es ſchon ſo oft geweſen. Ein Bürgerkrieg in Deutſchland, deſſen Möglichkeit uns gerade jetzt ſo nahe gerückt iſt, und Rußland von der einen, Frankreich von der andern Seite miſchen ſich in den Kampf, und wir werden beiden zur Beute.

Darin, daß der unbedeutendſte der deutſchen Staaten, wie wir eben jetzt an dem Beiſpiele Kurheſſens wahrnehmen, unter Umſtänden Krieg und Frieden zwiſchen den beiden Hälften Deutſchlands in der Hand haben kann, offenbart ſich eine ganz neue Seite der Vielſtaaterei, eine Seite, an deren Verhandenſein bisher wol Niemand gedacht hatte. Die einzelnen deutſchen Staaten haben auf das Recht des Kriegs und Friedens förmlich verzichtet, und dennoch war ein Kurfürſt von Heſſen im Stande, ganz Deutſchland in kriegeriſche Bewegung zu ſetzen, und nur durch maßloſe Nachgiebigkeit von der einen Seite konnten wir vor einem furchtbaren Brande bewahrt werden. Ein kleiner Fürſt, ein verächtlicher Miniſter hat Recht über Leben und Tod der deutſchen Nation! Wenn die Barbarei eines ſolchen Zuſtandes der Dinge fortdauert — und ſie wird ſo lange währen, wie die Vielſtaaterei —, ſo iſt uns ein ſchimpflicher Untergang gewiß.

Die kirchlichen Gegenſätze, welche gerade für Deutſchland, und für Deutſchland allein, eine ſo verhängnißvolle Bedeutung gewonnen haben, erhalten ihren gefährlichen Stachel lediglich durch die Spaltung Deutſchlands in proteſtantiſche und katholiſche Staaten. Als einheitlicher Staat würde Deutſchland die kirchliche Einheit entweder gar nicht verloren, oder es würde ſie, und das iſt das Wahrſcheinlichſte, im Proteſtantismus wiedergefunden haben. Dadurch, daß ein Theil unſerer Fürſten an der alten Lehre feſthielt, während ein anderer zu der neuen Lehre überging, erhielten wir katholiſche und proteſtantiſche Staaten, und, als das Unglück wollte, daß ſich eine Art Gleichgewicht der Macht zwiſchen den beiden kirchlichen Gruppen herſtellte, ſo war die Zerklüftung Deutſchlands damit vollendet. Der Spalt zwiſchen dem katholiſchen und dem proteſtantiſchen Deutſchland wurde das breite Thor, durch welches Jahrhunderte lang fremder Einfluß und fremde Heere freien Einzug in unſer Vaterland fanden, was nimmermehr in ſolcher Weiſe hätte geſchehen können, wenn Proteſtanten und Katholiken blos durch den Glauben und nicht auch durch politiſche Grenzen voneinander geſchieden geweſen wären.

Daß dieſe Scheidung ihre Bedeutung auch heute noch nicht verloren hat, darüber kann man ſich nicht täuſchen. Der kirchliche Gegenſatz in Deutſchland wird ein politiſcher ſein und bleiben, ſolange er in proteſtantiſchen und katholiſchen Staaten verkörpert daſteht. Erſt die Auflöſung der einen und der andern in einen deutſchen Geſammtſtaat, welcher als ſolcher überhaupt kein Glaubensbekenntniß hat, wird die gefährlichen Ueberreſte der Eiferſucht und des Mißtrauens zwiſchen Proteſtanten und Katholiken beſeitigen und dem deutſchen Volke eine rückhaltloſe kirchliche Verſöhnung auf dem gemeinſamen Boden einer wahrhaft und durchgreifend patriotiſchen Politik möglich machen.

Der übermäßige Aufwand von Geld und Volkskräften aller Art, welchen die Vielſtaaterei mit ſich bringt, mag hier nur im Vorübergehen berührt werden. Es bedarf blos eines Blickes auf die Budgets unſerer etlichen und dreißig Staaten, um ſich zu überzeugen, daß Deutſchland ſeine Mißregierung ſehr theuer bezahlen muß.

Das Repräſentativſyſtem wird in unſern Kleinſtaaten nur zu oft zur Tragikomödie herabgewürdigt, in welcher ſich die Kammern, bei vielem guten Willen und ſchwachen Fähigkeiten, zu einer dreißigfachen Geſetzgeberei gebrauchen laſſen müſſen, welche Nichts iſt als eine dreißigfache Mißhandlung der Vernunftforderung eines gemeinſchaftlichen deutſchen Rechts.

Dank der Kleinſtaaterei, haben wir noch immer ſechs oder acht verſchiedene Zoll- und ebenſo viele Münzſyſteme, von der Anarchie im Maß, Gewicht, Poſt- und Eiſenbahnweſen gar nicht zu reden.

Das deutſche Heer iſt heute, wie zur Zeit des heiligen römiſchen Reichs, eine Muſterkarte aller möglichen Farben, Formen und Einrichtungen, welche die müßige Phantaſie von erwachſenen Kindern erſinnen mag, die ihre Freude am Soldatenſpielen haben. Der General Peucker, welcher im badiſchen Feldzuge das Reichsheer befehligte, weiß davon zu rühmen, was ſich mit ſolchen zuſammengewürfelten Truppen ausrichten läßt. Wie nun gar, wenn man dieſelben nicht gegen einen undisciplinirten Haufen von Aufſtändiſchen, ſondern gegen einen ernſtlichen Feind zu führen hätte? Ein Nationalheer, und damit den vollen Gebrauch unſerer militäriſchen Kräfte, werden wir erſt dann haben, wenn wir nur noch Eine Fahne kennen und Ein Feldgeſchrei.

Eine würdige Vertretung der deutſchen Nation im Auslande wird ein frommer Wunſch bleiben, ſolange wir zehn oder zwanzig Diplomaten halten, wo ein einziger genügt. Das Recht der ſelbſtändigen diplomatiſchen Vertretung aber werden unſere Kleinſtaaten niemals freiwillig fallen laſſen, und gezwungen nicht ohne den ſtillſchweigenden Vorbehalt, daſſelbe bei der erſten günſtigen Gelegenheit wieder an ſich zu nehmen; unſere vielköpfige Diplomatie lebt und ſtirbt mit der Kleinſtaaterei.

Wir ſchließen die Reihe unſerer Klagepunkte mit der Hervorhebung der brennenden Revolutionsgefahr, welche durch die Vielſtaaterei im Schooſe Deutſchlands fort und fort genährt wird. Die politiſche Zerriſſenheit unſers Vaterlandes beleidigt die guten Köpfe und empört die patriotiſchen Herzen zu ſehr, als daß nicht jede Ausſicht auf deren endliche Heilung willkommen geheißen werden ſollte. Die Vielſtaaterei iſt die beſte Werberin für die Fahne der abſoluten Demokratie. Die Demokratie verſpricht wenigſtens der deutſchen Nation die Einheit, welche die Lebensbedingung ihrer Zukunft geworden, und dieſes Verſprechen iſt es, welches Tauſende und aber Tauſende von warmen Patrioten in ihre Reihen führt. Am erfolgreichſten ſind dieſe Werbungen natürlich in den Kleinſtaaten ſelbſt, welche ihren Bürgern nicht einmal den Schein einer Entſchädigung für das ſchmerzlich vermißte Vaterland zu geben vermögen, und daher dann jenes wilde Fortgähren des Revolutionsgeiſtes ſelbſt unter Belagerungszuſtand und Kriegsgeſetz. Aber auch in Preußen und ſogar in Oeſtreich wendet Alles, was deutſchen Sinnes iſt, ſeine Hoffnungen mehr und mehr nach der Seite der Revolution. Noch einige Jahre der bisherigen Herabwürdigung Deutſchlands, und es wird ſich ein Meer von Groll, Erbitterung und Haß in der Bruſt der Nation geſammelt haben, welches endlich überſtrömen und die bisherigen deutſchen Staaten, ſo viele ihrer ſind, im Sturme hinwegſpülen wird, die kleinen nicht nur, ſondern auch die großen.

Um dem deutſchen Volke die endliche Selbſthülfe der Verzweiflung zu erſparen, gibt es ein ſehr einfaches Mittel, welches indeſſen ſchwerlich nach dem Geſchmacke Derjenigen iſt, die daſſelbe in ihrer Hand haben. Dieſes Mittel beſteht in der Benutzung des ehrenwerthen Beiſpiels, welches die Fürſten von Hohenzollern gegeben haben, in deſſen Nachahmung unter Beobachtung der geeigneten Formen. Wir rechnen, wie geſagt, nicht gerade darauf, daß unſer Rath einen beſonders lebhaften Beifall bei den regierenden Häuſern finden werde, und wir wiſſen überdies nur zu gut, daß die Schwäche und Charakterloſigkeit der gegenwärtigen preußiſchen Politik einen großen Theil der Bevölkerung in den Kleinſtaaten mit dem größten Widerwillen erfüllt gegen den Gedanken des Eintritts in den preußiſchen Staatsverband.

Wie unausführbar unſer Vorſchlag in der heutigen Lage der Dinge aber auch ſein möge, er iſt und bleibt der einzige, durch deſſen Ausführung uns ein furchtbarer Durchgang nach dem Ziele der Einheit erſpart werden könnte, auf welches die Nation nun und nimmermehr wieder verzichten wird. Daß eine bundesſtaatliche Verfaſſung nicht im Stande ſei, Deutſchland diejenige politiſche Conſiſtenz zu geben, deren es bedarf, um der Zukunft mit Selbſtvertrauen entgegenzugehen, darüber konnte ſich wol unſere Unerfahrenheit zur Zeit der Frankfurter Nationalverſammlung täuſchen, ſeitdem aber die Nationalverſammlung mit ihrem Werke der Vermittelung geſcheitert, iſt der längere Selbſtbetrug unmöglich geworden.

So hüten wir uns denn, die Andern zu betrügen! Sagen wir es laut heraus: der deutſche Bundesſtaat, auf monarchiſcher Unterlage, iſt ein Unding, eine Lüge, höchſtens eine Seifenblaſe, die bei dem erſten Luftzuge zerplatzen würde. Will Deutſchland einig, groß und mächtig werden, will es frei und ſeiner Freiheit für den morgenden Tag ſicher ſein, ſo muß es ſich Eine Verfaſſung, Ein Geſetz, Eine Regierung geben.

Bei der demokratiſchen Partei zeugt es, beiläufig geſagt, von einer ſehr geringen Zuverſicht auf die innere Lebenskraft ihres oberſten Staatsgrundgeſetzes, wenn ſie das ungeheure Intereſſe der ſtaatlichen Einheit einer politiſchen Formfrage unterordnet. Dem Mistrauen gegen ihr eigenes Princip kommt nur ihre Kurzſichtigkeit gleich. Als ob es die mindeſte Sicherheit für irgend einen Staatszuſtand in dieſem oder jenem Winkel Deutſchlands gäbe, welcher mit den Staatszuſtänden Oeſtreichs und Preußens zugleich im Widerſpruche ſteht! Als ob die Republik in Baden oder Naſſau möglich wäre, ſolange die Monarchie in Preußen beſteht!

Es iſt eine ebenſo thörichte als ſelbſtſüchtige Anſicht, kraft deren die kleinen Freiheiten und Berechtigungen, welche man hier und da vor Preußen voraus hatte und heute noch voraus haben mag, als eine Art einſtweiliger Entſchädigung für die Vortheile eines großen Staatsverbandes gelten. Die jüngſten Ereigniſſe haben es auf ſich genommen, dieſen egoiſtiſchen Irrthum in ſeiner ganzen Nacktheit zu zeigen, und die Wirkung der bittern Enttäuſchung, welche man in ſo vielen Kleinſtaaten erlitten, wird zur weſentlichen Förderung der Einheitsbeſtrebungen nicht ausbleiben. Man wird weniger ſchwierig werden hinſichtlich der Bedingungen, unter denen man die Einheit will; man wird ſich leichter und vollſtändiger überzeugen, daß bei großen Zwecken, welche große und lange Anſtrengungen erfordern, die nächſtliegenden Mittel die beſten ſind, man wird den Reſt des particulariſtiſchen Vorurtheils und der ſpießbürgerlichen Gewöhnung den großen Intereſſen des Vaterlandes vollends aufopfern lernen.

In dieſen Gedanken liegt die Beruhigung über die gegenwärtige Zerrüttung der öffentlichen Verhältniſſe in den Kleinſtaaten. Wenn bei dem unheilbaren Bruche des Volks derſelben mit ſeinen Regierungen das Recht leiden muß und die Freiheit beeinträchtigt wird, ſo ſind dieſe Beſchädigungen und Verluſte der Sonderintereſſen ein zehnfacher Gewinn für die allgemeine deutſche Sache. Darum wiſſen wir es denn auch den Regierungen von Mecklenburg, Heſſen, Sachſen u. ſ. w. aufrichtig Dank, daß ſie die Einheitspropaganda in die eigene Hand genommen haben und dieſelbe mit einem Nachdrucke üben, welcher den glänzendſten Erfolg keinen Augenblick zweifelhaft läßt. Denn allem deutſchen Volke muß klar und handgreiflich werden, wie jedes Mühen um politiſchen Erwerb fruchtloſe Arbeit iſt, ſolange wir uns nicht einmüthig zu dem allein frei machenden Grundſatze bekennen: Die nationale Einheit vor Allem und über Alles!

Ende November 1850.

A. L. v. Rochau.

Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland.

Erſter Artikel.

(1814 — 1830.)

Wir wollen den Verſuch machen, das conſtitutionelle oder parlamentariſche Leben in Deutſchland von ſeinen erſten Anfängen im Jahre 1814 bis auf die Gegenwart in ſeinem Werden und ſeiner Fortbildung zu verfolgen, die vielen und verſchiedenartigen Verfaſſungen, welche während dieſes Zeitraums entſtanden, ſich entwickelten, zum Theil auch wieder untergingen, nach ihren Vorzügen und Mängeln unter ſich zu vergleichen, den Maßſtab der allgemeinen conſtitutionellen Grundſätze an ſie anzulegen, die Wirkungen einer jeden derſelben auf den Geiſt, das politiſche Bewußtſein, die Selbſtthätigkeit des Volks zu beobachten, endlich zu prüfen, inwieweit dieſe einzelnen Entwickelungsformen parlamentariſchen Lebens im Stande und geeignet waren, den Trieb der Nation nach einem öffentlichen, politiſchen Gemeinweſen zu befriedigen, und wie ſie ſich zu denjenigen Einrichtungen verhielten, deren Beſtimmung es war, das Geſammtleben der Nation in ſeiner Einheit darzuſtellen und zu verwirklichen.

Wir werden uns dabei innerhalb der Grenzen einer allgemeinen Skizze dieſes ſo außerordentlich reichhaltigen Stoffes halten, die Ausführung des Einzelnen aber den Verfaſſungsgeſchichten der einzelnen deutſchen Länder überlaſſen müſſen, wie deren bereits eine vom Kurſtaate Heſſen in dieſem Werke gegeben iſt. Uebrigens wird dieſer erſte Artikel ſich auf die Schilderung der erſten Epoche unſers parlamentariſchen Lebens, vom Ende der Befreiungskriege an bis zur franzöſiſchen Revolution im Jahre 1830 und deren Nachwirkungen in Deutſchland, zu beſchränken haben.

Faſt in allen deutſchen Ländern beſtanden früher ſogenannte landſtändiſche, aus dem Lehenweſen ſtammende Verfaſſungen. Eine Geſchichte dieſer nach ihrer Entwickelung, ihrer Wirkſamkeit und ihrem allmäligen Verfall — für die Erkenntniß unſerer politiſchen Vergangenheit gleichfalls kein unwichtiges Moment — mag, um die nachſtehenden Betrachtungen nicht allzu ſehr auszudehnen, einer beſondern Abhandlung vorbehalten bleiben.

Nur ſo viel ſei hier erwähnt, daß jene ältern Stände, trotzdem daß ſie früher zum Theil ſehr bedeutende Rechte beſeſſen und geübt hatten, doch allmälig faſt überall zur Macht- und Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken, wenn nicht gänzlich verſchwunden waren. Ihre Zeit war vorüber; auf die Bevorrechtung einzelner Claſſen, nicht auf das gemeinſame Intereſſe des ganzen Volks gegründet, fanden ſie keinen wirkſamen Schutz in der öffentlichen Meinung gegen den emporſtrebenden Abſolutismus der Fürſten. In Preußen hatte ſchon der große Kurfürſt die Stände förmlich aufgehoben und „die Souveraineté", wie er ſich ausdrückte, „gleich einem rocher de bronze ſtabiliret." In der Rheinbundsperiode benutzten mehrere der Rheinbundsfürſten die von dem fremden Eroberer ihnen als Preis ihrer Unterwerfung und ihres Abfalls vom Vaterlande zugeworfene Souverainetät, um der alten Verfaſſungen ſich zu entledigen. Einzelne ſetzten an deren Stelle neue, zeitgemäßere, die aber niemals ins Leben traten, ſo die Fürſten von Baiern und Weimar. In dem von Napoleon errichteten Königreiche Weſtfalen ward eine Verfaſſung im franzöſiſchen Stile eingeführt, und ein deutſcher Duodezfürſt, der Fürſt von Anhalt-Köthen, machte ſich das harmloſe Vergnügen, ſeinem Ländchen von wenigen Quadratmeilen eine ſolche nach dem gleichen Muſter ſammt dem vollſtändigen Apparate des großen Kaiſerreichs, Departements, Cantons, Präfecten u. ſ. w. zu verleihen.

Bei den Verhandlungen auf dem Wiener Congreß über die Neugeſtaltung Deutſchlands kam auch der Punkt wegen der Landesverfaſſungen der einzelnen deutſchen Staaten zur Sprache. Je weniger man, trotz der in der Proclamation von Kaliſch ertheilten Zuſicherung, die neue Verfaſſung Deutſchlands „aus dem ureigenen Geiſte des Volkes" auferbauen zu wollen, daran dachte, dieſem Volksgeiſte eine wirkliche Vertretung bei dieſem Verfaſſungswerke oder wenigſtens in der künftigen Verfaſſung Deutſchlands zu gewähren (die Behauptung der Regierungen, daß ſie ihre Völker verträten, erinnerte an jene Fiction des alten Feudalſyſtems, wonach die Grundherren auf den Landtagen ihre Grundholden mit zu vertreten vorgaben und ſich deshalb berechtigt glaubten, in deren Namen Steuern und Laſten zu bewilligen), deſto mehr ſchien die Mehrzahl dieſer Regierungen die Verpflichtung oder doch die Nothwendigkeit zu fühlen, dem einmal erwachten Bedürfniſſe des Volks nach politiſcher Freiheit wenigſtens einige Befriedigung durch die Gewährung zeitgemäßer Landesverfaſſungen zu verſchaffen. Wie weit dabei wirklich guter Wille und klare Einſicht in die Vortheile einer Heranziehung des Volks zur activen Theilnahme am Staatsleben, wie weit bloße ſchlaue Speculation auf die augenblickliche Beruhigung der erregten Gemüther, auch wol gegenſeitige Rivalität der einzelnen Mächte und das Beſtreben, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, im Spiele geweſen ſei, läßt ſich ſchwer berechnen. Gewiß iſt nur das Eine, daß da, wo vielleicht verhältnißmäßig der aufrichtigſte Wille, leider auch die geringſte Energie in Ueberwindung der entgegenſtehenden Hemmniſſe, da aber, wo die entſchiedenſte Abſicht, nichts Rechtes und Ganzes zu Stande kommen zu laſſen, zugleich die zäheſte Beharrlichkeit in der Durchführung dieſer Abſicht ſich zeigte. Preußen, welches ſeit dem Jahre 1807 in der gewaltigſten Wiedergeburt in ſeinem Innern begriffen war, deſſen geſammte Zuſtände und Einrichtungen nach einer conſtitutionellen Neubildung hinzuſtreben ſchienen, tritt auch bei den Verhandlungen zu Wien als Hauptrepräſentant dieſer Richtung in den Vordergrund. Der Stein-Hardenberg'ſche Geiſt war damals noch nicht erſtorben; zudem galt es, durch Vorangehen im liberalen Sinne ein Gegengewicht gegen Oeſtreichs hiſtoriſche Anſprüche auf eine Hegemonie in Deutſchland zu ſchaffen. Daher fehlen in den zahlreichen Entwürfen zu einer deutſchen Geſammtverfaſſung, welche von dem preußiſchen Cabinette ausgingen, nirgend die Anträge auf Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen in den Einzelſtaaten, auf Feſtſtellung eines Minimum ſtändiſcher Rechte, auf Schutz der Unterthanen gegen Regierungswillkür durch Einſetzung eines oberſten Bundesgerichts, und Aehnliches. Oeſtreich ſtimmt dieſen Forderungen meiſtentheils im Allgemeinen bei, iſt jedoch zurückhaltender in Bezug auf das Einzelne. Offenbar wollte es den Schein haben, an Freiſinnigkeit nicht hinter Preußen zurückzuſtehen, ohne doch allzu beſtimmte Verpflichtungen zu übernehmen. Die Regierung Hannovers glänzt nicht minder bei den Verhandlungen in Wien durch einen Liberalismus, der nur leider mit Dem, was ſie im eigenen Lande thut, nicht recht in Einklang zu bringen iſt. Die Souveraine dritten und vierten Ranges, welche anfangs von den Verhandlungen über Deutſchlands Neugeſtaltung ausgeſchloſſen waren und ſich erſt ſpäter durch beharrliches Andringen die Theilnahme daran erzwangen, entwickeln bei dieſer Gelegenheit natürlich einen noch weit höhern Grad volksthümlicher Geſinnung. Sie bedurften zu der öffentlichen Meinung als eines Gegengewichts gegen die Anmaßung der Großen. Auch von dieſen Regierungen hat manche faſt unmittelbar nachher ihr damaliges Auftreten beim Congreſſe daheim Lügen geſtraft! Nur zwei Fürſten zeigen ſich von vorn herein jeder durch den Bundesvertrag feſtzuſtellenden Beſchränkung Deſſen, was ſie ihre „Souveränetät“ nennen, entſchieden abgeneigt, feſt entſchloſſen, in dieſem Punkte ſich keinerlei Vorſchriften machen zu laſſen. Es ſind dies die Beherrſcher von Baiern und Württemberg. Sie berufen ſich auf die Rheinbundsacte — dieſen ſchmachvollen Vertrag deutſcher Fürſten mit einem fremden Eroberer! — und auf den Pariſer Frieden, der ihnen die durch jenen Vertrag gewonnenen Souveränetätsrechte garantirt habe. Vergebens ſtellte ihnen im Namen des Prinz-Regenten von England und Hannover der Graf Münſter vor: „der König von Großbritannien ſei unleugbar ebenſo ſouverain als jeder andere Fürſt in Europa, und die Freiheiten ſeines Volks befeſtigten ſeinen Thron, anſtatt ihn zu untergraben“, vergebens rief er ihnen ins Gedächtniß, „daß ein Repräſentativſyſtem in Deutſchland von den älteſten Zeiten her Rechtens geweſen“. Unwirkſam blieb ſelbſt der noch weit ſtärkere Anruf, der von gleicher Seite her an ihr patriotiſches Gewiſſen und ihre fürſtliche Ehre erging in den beißenden Worten der hannoveriſchen Note, worin es hieß: „Kein Fürſt würde wünſchen in dem Lichte ſich darzuſtellen, als hätte er mit einem fremden Fürſten einen Vertrag gegen ſeine eigenen Unterthanen eingehen wollen.“

Aber nicht Das iſt das Beklagenswertheſte an dieſen Verhandlungen, daß zwei Könige von Napoleon's Gnaden auf ihrem Widerſpruch gegen jede in die Bundesverfaſſung aufzunehmende beſtimmte und bindende Verpflichtung zu Errichtung von Conſtitutionen beharren, ſondern daß ſie damit durchdringen. Mochte das Bedauern, welches mehrere der andern Regierungen bei Unterzeichnung der endlich mühſam zu Stande gebrachten Bundesacte ausſprachen: „daß dieſe Bundesacte die Erwartungen der Nation nur zum Theil erfülle“, aufrichtig oder erheuchelt ſein, es änderte Nichts an der Thatſache, daß wegen des Widerſpruchs zweier unter einigen dreißig Regierungen und wegen der Lauheit der übrigen in Bekämpfung dieſes Widerſpruchs die gerechteſten Erwartungen des deutſchen Volks unerfüllt blieben und daß durch die Unbeſtimmtheit des die Landesverfaſſungen betreffenden Artikel XIII der Bundesacte, ſowie durch die gänzliche Hinweglaſſung der Beſtimmungen über das Bundesgericht ein wuchernder Same des Mistrauens und der Verſtimmung über getäuſchte Hoffnungen im deutſchen Volke ausgeſtreut ward. Schon damals zeigte ſich, was leider ſeitdem bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Thatſachen ſeine ſchmerzliche Beſtätigung gefunden hat: daß bei der Mehrzahl der deutſchen Regierungen der Wille zum Guten und die Energie in Vertheidigung der gerechten Anſprüche ihrer Völker unendlich geringer iſt, als der Trieb zum Schlimmen und der Widerwille gegen kräftige freiheitliche Schöpfungen.

Die Geſchichte des Artikel XIII der Bundesacte iſt in dieſer Hinſicht ſo lehrreich, daß es wol der Mühe verlohnt, dieſelbe etwas näher zu betrachten.

Nach dem erſten von Preußen vorgelegten Entwurfe der Bundesverfaſſung ſollte das Minimum ſtändiſcher Rechte beſtehen in einem beſtimmten Antheil an der Geſetzgebung, dem Rechte der Bewilligung der Landesabgaben und der Vertretung der Verfaſſung beim Landesherrn und beim Bunde. Hannover ſchloß ſich dieſen Forderungen an, erweiterte und präciſirte ſie noch, indem es namentlich die den Ständen einzuräumende Theilnahme an der Geſetzgebung als ein wirkliches Stimmrecht bezeichnete, ihnen auch neben der Bewilligung der Steuern die Mitaufſicht über deren Verwendung, ſowie das Recht, die Beſtrafung der Staatsdiener im Fall der Malverſation zu begehren, zuertheilt wiſſen wollte. Dieſelben Grundſätze verfochten die kleinern Staaten in ihrer gemeinſamen Eingabe an die Conferenz der fünf größern Höfe.

In der zweiten Redaction des preußiſchen Entwurfs erſchien zwar die Forderung eines Minimum der ſtändiſchen Rechte wieder, jedoch ſchon minder beſtimmt, bedeutend abgeſchwächt aber im dritten Entwurf (vom 10. Februar 1815): die ſtändiſche Theilnahme an der Geſetzgebung war zur bloßen „Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Geſetze“ zuſammengeſchrumpft, das Recht der Abgabenbewilligung auf den Fall der Bewilligung neuer oder die Erhöhung ſchon beſtehender Steuern eingeſchränkt, das Recht der Beſchwerde endlich über Misbräuche in der Staatsverwaltung, ein Recht, welches Hannover und die kleinen Staaten ſo nachdrücklich betont hatten, erſchien hier ziemlich bedeutungslos, da ihm keine andere Wirkung beigelegt ward als die, daß die Regierungen den beſchwerdeführenden Ständen eine „Erklärung“ nicht verweigern dürften.

Aber auch das war den beiden ſüddeutſchen Selbſtherrſchern noch viel zu viel. Sie erklärten entſchieden, daß es dem Bundesrathe nicht zuſtehe, über das Minimum oder Maximum der den Ständen zu ertheilenden Rechte etwas zu beſtimmen, daß eine ſolche Beſtimmung, als die Rechte eines jeden Landesherrn kränkend, unmöglich zugelaſſen werden könne, daß die Verbindlichkeit der einzelnen Bundesglieder nicht weiter auszudehnen ſei, als auf die Verpflichtung: „ihren untergeordneten Staaten eine landſtändiſche Verfaſſung zu geben, welche der Landesart, der Localität und den Bedürfniſſen derſelben angemeſſen ſei“.

Dieſer beſtimmten und beharrlich wiederholten Erklärung der Napoleoniſchen Souveraine ward von der andern Seite ein immer ſchwächerer Widerſpruch entgegengeſetzt. „Um nur etwas zu Stande zu bringen“, wie man vorgab, einigte man ſich auf Koſten des bei dieſen Verhandlungen nicht vertretenen Volks, und ſo verſchwand zuletzt das Minimum ſtändiſcher Gerechtſame gänzlich aus der Bundesverfaſſung und an ſeine Stelle trat der bekannte lakoniſche Artikel XIII anfangs in der Faſſung: „In allen deutſchen Staaten ſoll eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden“, aber auch dies war der bairiſchen Selbſtherrlichkeit noch zu kategoriſch, ſie beſtand auf dem bloßen „wird“, und auch dazu gaben die übrigen Regierungen ihre Zuſtimmung.

Ueber den Zeitpunkt, wann dieſe Zuſage verwirklicht ſein müſſe, ward ebenſo wenig etwas feſtgeſetzt. Zwar hatte Oeſtreich in einer Anwandlung von Freiſinnigkeit im December 1814 vorgeſchlagen, man möge beſtimmen, daß „binnen Jahr und Tag“ in allen deutſchen Staaten Landſtände eingeführt werden ſollten. Aber daſſelbe Oeſtreich erklärte wenige Jahre darauf (1822) durch ſeinen Präſidialgeſandten am Bundestage: „Se. Majeſtät der Kaiſer wird es niemals angemeſſen finden, daß den ſouverainen Fürſten der Bundesſtaaten zu Ertheilung von Verfaſſungen in ihren Ländern durch dieſe Verſammlung (den Bundestag) Friſten geſetzt werden.“

Noch weniger als über die Rechte der zu errichtenden Landesvertretungen war über deren Zuſammenſetzung irgend welche Beſtimmung in die Bundesacte aufgenommen. Die einzelnen Aeußerungen hierüber bei den Verhandlungen verriethen eine große Divergenz, zum Theil auch Unklarheit der Anſichten. In den Staaten, wo die alten Landſtände entweder noch beſtanden (wie in Mecklenburg), oder erſt unlängſt kraft der neu geſchaffenen Souverainetät der Landesfürſten aufgehoben waren, lag es nahe, an deren Erhaltung oder Wiederherſtellung zu denken. Das beantragte Minimum der Rechte ſchloß dieſen Gedanken nicht aus, denn die alten Stände hatten vieler Orten ebenſo große, ja noch größere Befugniſſe, zumal im Punkte der Steuerbewilligung, beſeſſen. Allein freilich verlangte die öffentliche Stimme des Volks etwas Anderes als die Rückkehr zu den alten Feudalſtänden; ſie wollte eine Vertretung des ganzen Volks, d. h. aller Claſſen der Staatsbürger, ſtatt der bisherigen Bevorrechtung einzelner Stände. In dem größten reindeutſchen Staate, Preußen, war ohnehin das Syſtem feudalſtändiſcher Vertretung, wenigſtens in den ältern Provinzen, längſt zerſtört, und die Rückkehr zu demſelben ſchien unmöglich gemacht durch die erleuchtete Geſetzgebung der Jahre 1807—11, welche die Grundlagen bürgerlicher Freiheit und Gleichheit im weiteſten Umfange enthielt. Daſſelbe war der Fall in den unter franzöſiſcher Herrſchaft geweſenen Ländern. Eine Wiederherſtellung der alten ſtändiſchen Verfaſſungen erſchien daher nur allenfalls möglich „unter Vorbehalt nöthig werdender Modificationen“, wie ſich Hannover ausdrückte. Weiter ging Preußen, welches in ſeinem Entwurfe vom Mai 1815 verlangte: „die landſtändiſche Verfaſſung ſei in jedem Bundesſtaate ſo zu organiſiren, daß alle Claſſen der Staatsbürger daran Theil nähmen.“ Es ſtand dies im Einklang mit der bekannten Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 22. Mai 1815, welche für die preußiſche Monarchie eine „Repräſentation des Volkes“ verhieß. Der Vorſchlag Preußens blieb indeß unbeachtet, und die Unklarheit, welche über dieſen Punkt (ob mit Abſicht oder nicht, bleibe unentſchieden) bei den Verhandlungen ſich kundgab, ging auch in die Faſſung des Artikel XIII über, der ſchlechthin „landſtändiſche“ Verfaſſungen verſprach, ohne zu beſtimmen, ob damit eine Vertretung des Volks im Ganzen, oder einzelner Stände, vielleicht gar nur der vormaligen Privilegirten, gemeint ſei.

Aehnlich wie mit den Beſtimmungen über die Landesverfaſſungen erging es mit den in nächſter Beziehung dazu ſtehenden Vorſchriften über die den einzelnen Angehörigen der Bundesſtaaten zu ertheilenden Rechte. Der urſprüngliche Entwurf Preußens enthielt auch in dieſer Hinſicht wichtige Zugeſtändniſſe. Danach ſollte jeder Deutſche erhalten: das Recht des freien und unbeſteuerten Auswanderns in andere Bundesſtaaten, mit gewiſſen Ausnahmen; die Freiheit, in Civil- und Militärdienſte eines andern Bundesſtaats zu treten; die Freiheit, ſich auf jeder deutſchen Lehranſtalt zu bilden; Freiheit der Perſon, ſodaß nur nach dem Geſetz und von dem ordentlichen Richter gegen ihn verfahren werden könnte (alſo eine Art Habeas-Corpus-Acte); Sicherheit des Eigenthums gegen jede Beeinträchtigung, beſonders auch gegen Nachdruck; die Freiheit, Beeinträchtigungen der perſönlichen und Eigenthumsrechte gegen Jedermann nach den Geſetzen vor dem ordentlichen Richter verfolgen und wegen verweigerter, verzögerter oder geſetzwidrig geübter Rechtspflege Beſchwerde beim Bunde führen zu können; Preßfreiheit, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftſteller oder, falls dieſe nicht genannt wären, der Buchhändler oder Drucker, doch vereinbar mit der nöthigen polizeilichen Aufſicht auf die Herausgabe periodiſcher Schriften; gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft, wo ſolche noch vorhanden; uneingeſchränkte Religionsübung, gleichförmige Verfaſſung der katholiſchen Religion in Deutſchland unter Garantie des Bundes; Unabſetzbarkeit der Richter, außer durch Urtel und Recht, und Entbindung derſelben von ihrem Unterthaneneid in Klagen gegen den Landesherrn; gleiche Rechte der drei chriſtlichen Religionsparteien nebſt Sicherung der nothwendigen Mittel für die katholiſche Kirche und Schutz des Bundes für die Rechte der Evangeliſchen, endlich für die jüdiſchen Glaubensgenoſſen die Ertheilung der Bürgerrechte gegen die Leiſtung der entſprechenden Bürgerpflichten. Bei den Verhandlungen ſchrumpften auch dieſe Vorſchläge immer mehr zuſammen, bis zuletzt nur das Wenige übrig blieb, was darüber in der Bundesacte von 1815 zu leſen iſt und was ſich auf die Freiheit des Wegziehens aus einem Bundesſtaate in den andern, des Uebertritts in Militär- und Civildienſte in einem ſolchen, die Erwerbung von Grundeigenthum in allen Bundesländern, die Freiheit von der Nachſteuer, die Gleichheit der politiſchen und bürgerlichen Rechte für die Bekenner der chriſtlichen Religionsparteien, endlich einige ſehr unbeſtimmte Vorbehalte hinſichtlich der Preſſe und der Rechte der Juden beſchränkt, welche letztern Vorbehalte bekanntlich theils gar nicht, theils in einem den erregten Erwartungen gerade entgegengeſetzten, der Freiheit nachtheiligen Sinne ausgeführt worden ſind.

So blieb denn alſo die Geſtaltung des Verfaſſungslebens und der politiſchen Zuſtände in den Einzelſtaaten vollſtändig in die Hand der einzelnen Regierungen gegeben. Zwar nahm der Bundestag in den erſten Jahren ſeiner Wirkſamkeit wiederholte Anläufe zu ſcheinbar eifriger Antheilnahme an dieſer Angelegenheit, indem er die Regierungen aufforderte, zu erklären, wann ſie in ihren Ländern den Artikel XIII der Bundesacte verwirklichen würden. Auch hier waren es wieder Oeſtreich und Preußen, welche ihren aufrichtigen Willen, den Erwartungen des Volks und den eigenen Verſprechungen gerecht zu werden, wetteifernd ins hellſte Licht zu ſtellen bemüht erſchienen. Allein es blieb abermals bei ſchönen Worten oder guten Vorſätzen. Der Antrag, den Preußen am 5. Februar 1818 beim Bundestage ſtellte und dem Oeſtreich beitrat, daß binnen Jahresfriſt ſämmtliche Regierungen über den Stand der Verfaſſungsfrage in ihren Ländern dem Bundestage beſtimmte Mittheilungen machen möchten, ward zwar von den übrigen Regierungen mit ſchuldiger Bereitwilligkeit aufgenommen, als aber der feſtgeſetzte Tag kam, fehlte es wie gewöhnlich in ſolchen Fällen an Inſtructionen, und die Sache ward auf unbeſtimmte Zeit vertagt. Wie ſich im Jahre 1822 Oeſtreich über den gleichen Gegenſtand ausſprach, ward oben erwähnt.

Inzwiſchen traten doch ſchon in der nächſten Zeit nach dem Wiener Congreſſe, in Folge freiwilliger Entſchließung der einzelnen Landesherren, in mehrern deutſchen Staaten Verfaſſungen ins Leben. Und, ſonderbar, beinahe allen andern gingen diejenigen beiden Regierungen voran, welche ſich am beharrlichſten geweigert hatten, eine Verpflichtung dazu von Bundeswegen zu übernehmen.

In Baiern und Württemberg begannen ſchon 1814 und 1815, alſo noch während des Congreſſes, die Vorarbeiten zur Aufſtellung neuer Landesverfaſſungen. Welches Motiv dieſe Arbeiten in Bewegung ſetzte und welcher Geiſt ſie leitete, darüber finden wir, wenigſtens rückſichtlich Baierns, in den bekannten Memoiren des Ritters v. Lang (2. Bd. S. 282 ff.) intereſſante Aufſchlüſſe. „Die Nachrichten“, heißt es dort, „welche man von Wien aus über die präliminaren Unterhandlungen zur Bundesverfaſſung erhielt, und die ausgedehnten Rechte, welche nach den erſten Aeußerungen des Enthuſiasmus einiger norddeutſchen Staaten den neuen Landesrepräſentationen zugetheilt werden ſollten, waren die Veranlaſſung, in München ſo ſchleunig als möglich mit einer neuen Verfaſſung der bairiſchen Lande voranzueilen, damit man ſich keinen beſondern Zumuthungen und Aufforderungen von Seiten des Congreſſes nach minder beliebten Grundſätzen ausſetzen und vielmehr die offene Ausrede zur Hand haben möchte, man ſei bereits mit einer ſolchen den neuen Verhältniſſen angepaßten Conſtitution verſehen.“ „Eine Maßregel“, ſetzt Lang hinzu, „welche vom öſtreichiſchen Cabinet, wo nicht ſelbſt eingegeben, doch aufs höchſte belobt wurde, wie denn auch demſelben von dem münchener Hofe die Mittheilung und Cenfür der über die neuen Einrichtungen zu faſſenden Beſchlüſſe zugeſichert werden.“ Es ward zu dem Zwecke eine Commiſſion gebildet, deren Mehrheit, nach der Verſicherung Lang's (welcher ſelbſt Mitglied derſelben war), aus Wortführern der unbedingteſten Ariſtokratie beſtand. „Als Grundlage der Berathungen ſollte die Conſtitution von 1808 dienen. Da man es aber den Augen zu verbergen ſuchte, wie himmelweit die Grundlagen der, den Machthabern nur gar zu liberalen Conſtitution von 1808 von dem neuen Entwurf ſein werde, ſo behielt man ihre eigenen Geſetzesworte ſo viel als möglich bei, ſuchte aber alle neuen Inſtitutionen, oder vielmehr die wiedererweckten alten, in Geſtalt beſonderer Edicte anzuhängen.“ „In großer Mehrheit ging man von der Anſicht aus, die zweite Kammer werde ſich ihrer Natur nach überall als Feindin und Gegnerin der Regierung ausſprechen, es ſei alſo ſchlechterdings nöthig, ſolche Beſchränkungen in die Wahl, die Zuſammenſetzung der Elemente und den Mechanismus der Berathungen und Beſchlüſſe zu bringen, daß ſich überall darin kein Geiſt und keine Kraft zu erkennen zu geben vermöchte. Dagegen hielt man es für außerordentlich klug, das Höchſte auf die adelige Reichskammer zu concentriren, von der man ſich die Vorſtellung machte, daß ſie immer nur nach den Winken des Hofs und der Herren Miniſter zu handeln bereit ſein werde. Durch den vermeintlichen guten Geiſt dieſer Herren ſollte der verſchriene böſe Geiſt der andern beſchworen und gezügelt werden. Von einer Vertretung der unter Grundherrſchaft ſtehenden königlichen und adeligen Bauern wollte man gar Nichts wiſſen: ſie wären ja ſchon von ihren Grundherren vertreten!“

„Am 10. December 1814“, berichtet Lang weiter, „von Wien aus, wurde uns vom Könige unmittelbar unſer langes Zögern verwieſen. Der Präſident ſolle die Mitglieder ernſtlich zurechtweiſen, welche andere Grundſätze geltend machen wollten, als die im Commiſſorium vorgeſchriebenen, als da wären: die Befeſtigung der Adelsrechte, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, des aufrecht zu erhaltenden Lehen- und Grundholdenverhältniſſes; von dieſem hohen und ſchönen Standpunkte müſſe die bairiſche neue Verfaſſung ausgehen.“

Des Königs Wille geſchah. Die ältern, hochgeborenen und hochgeſtellten Mitglieder der Commiſſion ſtimmten unbedingt nach der von oben herab gegebenen Ordre (Ritter von Lang weiß davon gar ergötzliche Geſchichtchen zu erzählen), die jüngern aber, wenn ſie je einmal beſcheidenen Widerſpruch wagten, wurden kaum zum Worte gelaſſen.

Nicht viel anders ſtand es in Württemberg. Auch dort, wie in Baiern, wie in den meiſten Staaten des Rheinbundes, hatten fürſtlicher Abſolutismus und Beamtenwillkür beinahe ein Jahrzehnd hindurch ſchrankenlos und nach Herzensluſt geſchaltet. Während der neun Jahre von 1806—15 waren in Württemberg nicht weniger als 2342 Verordnungen erſchienen. Solch ein Zuſtand konnte nicht dauern. Die öffentliche

Stimme verlangte laut und dringend Abhülfe dieſer Quälerei, geſicherte Rechtszuſtände für die Unterthanen, Erleichterung der durch den Krieg und die Verſchwendungen des Hofs bis zum Unerſchwinglichen geſtiegenen Laſten des Landes. Das entſchloſſene Vorangehen Preußens auf der Bahn eines liberalen Regiments war ein ſcharfer Stachel für dieſe ſüddeutſchen Regierungen, welche von der ihnen ohnehin verhaßten norddeutſchen Großmacht ſich nicht gänzlich verdunkeln und überflügeln laſſen durften. Dazu kamen in Württemberg noch zwei beſondere Momente: einmal die in der Bevölkerung unvertilgbar fortlebende Anhänglichkeit an die alte, im Jahre 1806 aufgehobene Verfaſſung; ſodann das Verhältniß zu den neuerworbenen Landestheilen und insbeſondere zu dem mediatiſirten Adel. Dem letztern namentlich mußte man durch Zugeſtändniſſe ſeine bisherige Unabhängigkeit vergeſſen zu machen ſuchen. Ueberhaupt ſchien es, ſowol zur Verſchmelzung mit den alten Landestheilen, als auch um jene unbequemen Mahnungen an das geſchichtliche Recht der frühern Stände zum Schweigen zu bringen, am gerathenſten, eine neue Verfaſſung für das ganze Königreich zu geben, welche das Anſtößige der fürſtlichen Alleinherrſchaft beſeitigen und doch deren Machtſtellung im Weſentlichen unverändert aufrecht erhalten könnte.

In *Baden* gab ſchon 1815 der Adel die erſte Anregung in der Verfaſſungsfrage. Es mußte als ein bedenkliches Zeichen erſcheinen, daß gerade die Claſſe, welche allerwärts die Wiederherſtellung ihres Einfluſſes und ihrer Vorrechte ſo eifrig betrieb, ſich für Errichtung von Verfaſſungen intereſſirte. Indeſſen blieb damals ſowol dieſer Antrag als auch ein ähnlicher, welchen das Bürgerthum von ſeinem Standpunkte aus in einer von Heidelberg zuerſt angeregten Bittſchrift an den Großherzog richtete, ohne Erfolg; beide Vorſtellungen wurden ungnädig aufgenommen, ihre Urheber ſogar zur Verantwortung gezogen. Zwar erfolgte einige Zeit darauf eine Berufung der Stände, ward aber wieder abgeſagt, unter dem Vorgeben, daß man erſt gewiſſe Uebereinkünfte beim Bundestage abwarten müßte, mit denen die Verfaſſung in Zuſammenhang ſtehe. Als jedoch im Jahre 1818 die bairiſche Verfaſſung erſchien und, trotz ihres eben nicht zu liberalen Charakters, doch im Allgemeinen mit Anerkennung aufgenommen ward, da hielt man auch in Baden den Zeitpunkt für gekommen, wo man nicht länger zögern dürfe. Baiern machte Anſprüche auf die badiſche Pfalz geltend, für deren Verwirklichung die Zeit gekommen ſchien, da der Zähringer Stamm in ſeinen ebenbürtigen Sproſſen nahe am Ausſterben war. Theils um gegen dieſe Anſprüche, denen man durch Erhebung der aus unebenbürtiger Ehe ſtammenden Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden zu begegnen ſuchte, in der Verfaſſung des Landes einen Rückhalt zu gewinnen, theils um ſich, für den Fall eines etwa ausbrechenden Conflicts, des Beiſtandes der öffentlichen Meinung zu verſichern, beeilte man ſich jetzt eine Verfaſſung zu geben, welche allerdings nicht blos die bairiſche, ſondern ſämmtliche in jener Zeit entſtandenen deutſchen Verfaſſungen an Freiſinnigkeit beiweitem übertraf.

Das Großherzogthum Heſſen und das Herzogthum Naſſau gehörten zu den 29 Staaten, deren Regierungen bei den Conferenzen zu Wien ſo lebhaft auf beſtimmte Vorſchriften über die in den Einzelſtaaten zu befolgenden Verfaſſungsgrundſätze drangen. Auch erſchien in Naſſau ſchon 1814 ein Patent, welches, nach Aufzählung einer Reihe bereits ins Werk geſetzter Reformen in der Geſetzgebung und Verwaltung, den Entſchluß der beiden Herzöge von Naſſau-Uſingen und Weilburg ankündigte, durch eine Verfaſſung dieſe Reformen zu krönen und zu befeſtigen. Eine äußere zwingende Veranlaſſung für dieſen Schritt ſcheint nicht vorhanden geweſen zu ſein, wenn man nicht annehmen will, daß den Herzögen daran gelegen habe, durch raſches und freiwilliges Vorgehen Conflicten auszuweichen, welche, wenn es einmal zum Streit über den Verfaſſungspunkt kam, bei den eigenthümlichen Verhältniſſen des Landes, namentlich dem ausgebreiteten Domänenbeſitze der Fürſten, leicht bedenklich werden konnten. Dieſe Vermuthung findet einen Stützpunkt theils in der Hinweglaſſung jeder Beſtimmung über eine Civilliſte in der im Uebrigen ſo ziemlich nach franzöſiſchem Muſter gebildeten Verfaſſung, theils in dem Umſtande, daß trotz dieſes ſo bereitwilligen Entgegenkommens der Regenten gleichwol mannichfache Spuren von Unzufriedenheit während der nächſten Jahre im Herzogthume ſich zeigten, und zwar hauptſächlich wegen der Domänen. Uebrigens verzögerte ſich die Berufung der erſten conſtitutionellen Ständeverſammlung Naſſaus bis zum Jahre 1818.

In Heſſen-Darmſtadt ward die Verfaſſungsfrage, wie in Baden, zuerſt vom Adel, und zwar dem hohen, vormals reichsunmittelbaren, angeregt. Seine Vorſtellungen blieben unbeachtet. Aber bald regte ſich auch im Volke das Verlangen nach einer Verfaſſung, ward immer lauter und dringender, je mehr man ſich von den übrigen ſüddeutſchen Staaten in dieſem Punkte überflügelt ſah und je drückender von Tag zu Tage die Nachwirkungen des vorausgegangenen Willkürregiments wurden. Es kam ſogar an mehreren Orten zu Unruhen. Dennoch zögerte die Regierung bis ins Jahr 1820, und täuſchte auch dann noch die um ſo höher geſtiegenen Erwartungen durch den wenig befriedigenden Inhalt der Verfaſſung.

Mehr oder minder alſo war überall in den genannten Staaten der anſcheinend freie und freiſinnige Entſchluß der Regenten, ihren Völkern eine Verfaſſung zu geben, von äußerlichen Beweggründen und Hintergedanken verdunkelt. Aber die deutſche Gutmüthigkeit vergaß über dem endlichen Beſitz des ſo lange Erſehnten gern den Urſprung der Gabe und die Nebenabſichten der Geber, die Mängel des Inhalts der ertheilten Verfaſſungen aber deckte ſie zu mit der zutrauensvollen Hoffnung, daß der gute Wille der Regierenden ſchon das Uebrige thun werde. Selbſt Männer wie Behr in Würzburg und Karl von Rotteck ſtimmten in der Hauptſache in den Jubel über die neuen Verfaſſungen ein. Der Letztere drückt ſich darüber in den „Allgemeinen politiſchen Annalen" (Neue Folge 1. Bd. S. 35) ziemlich hyperboliſch ſo aus:

„Die Verfaſſungen Baierns, Badens und Württembergs (in annäherndem Maße auch die großherzoglich heſſiſche und die naſſauiſche) athmen den reinen Geiſt des ächten zeitgemäßen Repräſentativſyſtems. Ihren Urhebern gebührt dafür hoher Dank und Preis. Süddeutſchland, wofern ſeine Völker den Geiſt ihrer Charten verſtanden und wofern die Höflinge und Miniſter demſelben ſich zu befreunden vermochten, durfte, dieſen Punkt betreffend, ſelbſt auf das ſtolze Britannien herabſehen."

Ihrerſeits tröſteten ſich die Anhänger der fürſtlichen Selbſtherrlichkeit und die eingefleiſchten Bureaukraten über die Gefahren der neuen Verfaſſungen mit dem Gedanken, daß nicht Alles, was auf dem Papiere ſtehe, darum ins Leben treten müſſe, und daß, wenn man es nur recht zu machen wiſſe, auch mit dieſen Verfaſſungen ſich ganz wohl regieren laſſen werde.

Anders als in Süddeutſchland waren in Norddeutſchland die Verhältniſſe geartet, welche das Entſtehen neuer Verfaſſungen bedingten. Von der einen Seite war hier der Drang nach politiſcher Freiheit und activer Theilnahme am Staatsweſen von unten her ungleich weniger ſtark und ſtürmiſch als im Süden, darum auch weniger abſchreckend für die Regierenden; andererſeits herrſchte in vielen der norddeutſchen Staaten, beſonders den kleinern, noch ein mehr patriarchaliſches Regiment, weniger Beamtendruck, und eine beſſere Finanzwirthſchaft. Mindeſtens war der Abſolutismus dort kaum jemals in ſo nackter Geſtalt aufgetreten und hatte ſo rückſichtslos die Kräfte des Volks zum Wohlleben des Fürſten, ſeiner Umgebungen und ſonſtiger Bevorzugter ausgebeutet, wie unter dem verſchwenderiſchen König Friedrich von Württemberg oder ſelbſt unter dem vielgeprieſenen „guten König" Maximilian von Baiern. In den meiſten dieſer Länder beſtanden außerdem von früher her ſtändiſche Verfaſſungen, welche man ebenſo wenig gänzlich beſeitigen als, bei der herrſchenden allgemeinen Stimmung und den zum Theil weſentlich umgeſtalteten Territorialverhältniſſen, unverändert fortbeſtehen laſſen konnte. Das Verfaſſungswerk hatte daher hier weniger den Charakter eines plötzlichen Ueberganges in eine ganz neue Form des Staatslebens, als vielmehr den einer bloßen Fortbildung und Erweiterung des Beſtehenden. In dieſem Geiſte entſtanden die neuen Verfaſſungen von Sachſen-Weimar, Sachſen-Hildburghauſen, Braunſchweig, Waldeck, Schaumburg-Lippe, etwas ſpäter, im Laufe des dritten Jahrzehnds, die von Gotha-Altenburg, Koburg, Meiningen, Schwarzburg-Rudolſtadt.

Die Regierung Hannovers hatte trotz aller ſchönen Redensarten, die ſie beim Wiener Congreſſe führte, im eigenen Lande das alte Syſtem der Unfreiheit und Ungleichheit, wie es bis 1803 beſtanden, ſo ziemlich wieder hergeſtellt, von der franzöſiſchen Zwiſchenregierung aber Nichts behalten als den vermehrten Steuerdruck. Auf ähnliche Weiſe, d. h. angeblich an das „Hiſtoriſche“ anknüpfend, gleichwol aber ſolches willkürlich modificirend, verfuhr ſie auch rückſichtlich des ſtändiſchen Weſens. Die alten Provinzialverfaſſungen, welche in den meiſten Landestheilen gegolten hatten, wurden nicht hergeſtellt, ebenſo wenig aber eine neue Verfaſſung für das Ganze im Geiſte und nach den Bedürfniſſen der Zeit aus dem Friſchen begründet (Graf Münſter, der damals an der Spitze der hannoverſchen Regierung ſtand, ſprach ſich ſehr verächtlich über die „ſogenannten zeitgemäßen Verfaſſungsurkunden“ aus, die nach ſeiner Anſicht auf „bodenloſen Theorien“ beruhten), ſondern man übertrug die Rechte der Provinzialſtände auf eine allgemeine Landesverſammlung, die man nach Gutdünken zuſammenſetzte. Dem Zeitbedürfniß und den Anforderungen der Gleichheit ward dabei ſo wenig genügt, daß unter den 85 Mitgliedern der Verſammlung nur drei Deputirte der nichtritterſchaftlichen Grundbeſitzer ſich befanden, überhaupt aber dieſelbe faſt ganz aus Adeligen und Beamten beſtand. Da eine beſtimmte Feſtſtellung der Rechte dieſer Verſammlung nicht ſtattfand, vielmehr dieſes Alles, nach der ausgeſprochenen Abſicht der Regierung, ſich „hiſtoriſch entwickeln“ ſollte, ſo gab es natürlich bei den einzelnen Berathungsgegenſtänden viel Unklarheit und manchen Streit über das Maß der ſtändiſchen Befugniſſe. Erſt 1818 legte man der Verſammlung den Entwurf, nicht einer vollſtändigen Verfaſſung, ſondern eines Geſetzes wegen Bildung einer definitiven Landesverſammlung vor. Die Rechte dieſer definitiven Landesverſammlung waren darin nur ſehr ſummariſch beſtimmt: es ſollten im Ganzen dieſelben ſein, welche für die einzelnen Theile des Landes früher die Provinzialſtände beſeſſen hätten. Gegen die Erklärung Hannovers bei den Wiener Conferenzen ſtachen dieſe Beſtimmungen ſehr unvortheilhaft ab: das „Stimmrecht bei neu zu verfaſſenden Geſetzen“, welches dort Hannover als ein Minimum für alle deutſchen Ständeverſammlungen in Anſpruch nahm, erſchien hier zu einem bloßen „Rechte der Berathung“ verkleinert; von der Anklage ſchuldiger Staatsdiener, die man gleichfalls damals für nothwendig hielt, war nicht mehr die Rede. Auch hier fehlte es nicht an ſtolzen Vergleichen, die leider nur um ſo greller die Ungleichartigkeit des Verglichenen hervortreten ließen. „Der Prinz-Regent“, ſagte der Herzog von Cambridge, als er in deſſen Namen die proviſoriſche Verſammlung 1815 eröffnete, „hat Sie berufen, ihm Das zu ſein, was in dem mit uns verſchwiſterten Großbritannien das Parlament iſt: ein hoher Rath der Nation.“

In Kurheſſen, wo der Kurfürſt nach der Rückkehr in ſeine Staaten bekanntlich Alles, bis herab auf die Zöpfe der Soldaten, reſtaurirte, wurden natürlich auch die alten Stände wiederberufen, jedoch unter Zuziehung von Abgeordneten des Bauernſtandes „wegen der veränderten Zeitverhältniſſe“.

So weit ging man im Königreich Sachſen nicht. Hier war die ſtändiſche Verfaſſung niemals außer Wirkſamkeit getreten. Kurfürſt Friedrich Auguſt hatte ausdrücklich, als er zum Rheinbunde trat und den Titel eines ſouverainen Königs annahm, deren Fortbeſtehen garantirt. Um ſo weniger dachte man jetzt an eine Abänderung derſelben oder ſelbſt nur an eine Ausdehnung des Repräſentationsrechts auf andere Claſſen des Volks als die bisher dazu berechtigten. Eine Erweiterung der Rechte zur Standſchaft innerhalb der Ritterſchaft und eine Vertretung der Univerſität durch einen Abgeordneten — das waren die einzigen Spuren, welche hier die große Bewegung der Befreiungskriege hinterließ. Noch entſchiedener blieb in Mecklenburg Alles beim Alten. Hatte doch die mecklenburgiſche Regierung ſchon bei den Verhandlungen in Wien erklärt: „ſie wünſche die Erhaltung oder Einführung auf die urſprüngliche Einrichtung begründeter Verfaſſungen!“

In Holſtein erfolgte ebenſo wenig die von der Ritterſchaft begehrte und vom König-Herzog 1815 zugeſtandene Wiederherſtellung der alten, als die Einführung der 1811 in Ausſicht geſtellten neuen Verfaſſung. Luxemburg ward dem Grundgeſetze für Niederland mit unterworfen, „ſeiner Verhältniſſe zum Deutſchen Bunde unbeſchadet“; der Bundestag ließ ebenſo unbefangen geſchehen, daß ein deutſches Bundesland nach einer fremdländiſchen Verfaſſung regiert und ſomit als integrirender Theil eines fremden Staats behandelt wurde, wie er die Beſchwerden der holſteiniſchen Ritterſchaft wegen Nichterfüllung des Artikels XIII unerledigt ließ. Gleich Holſtein blieben auch Oldenburg, die Reußiſchen und Anhaltiſchen Länder gänzlich ohne eine in Wirkſamkeit beſtehende Verfaſſung. In den vier Freiſtädten traten die alten Verfaſſungen wieder in Kraft, in Frankfurt mit einigen wenigen durch die Zeit gebotenen Abänderungen.

Von den beiden Großſtaaten war Oeſtreich weder in der Lage noch gewillt, dem Artikel XIII in ſeinen Staaten eine andere Folge zu geben, als höchſtens nach provinzialem und altſtändiſchem Maßſtabe. In mehrern ſeiner deutſchen Provinzen beſtanden althergebrachte Landtage, wenn auch zur bloßen Form herabgeſunken, wie die Poſtulatenlandtage in Böhmen und Niederöſtreich. Nicht viel beſſer war die Verfaſſung Tirols, die man jetzt „mit einigen Erweiterungen nach Maßgabe der veränderten Verhältniſſe und des Zeitbedürfniſſes“, wie man ſich rühmte, wiederherſtellte.

Von der Abſicht der preußiſchen Regierung in Betreff der Einführung allgemeiner repräſentativer Einrichtungen für die ganze Monarchie iſt ſchon die Rede geweſen. Die Grundzüge, welche die Verordnung vom 22. Mai 1815 dafür aufſtellte, waren allerdings etwas unklar. Auf der einen Seite ſprach ſie von einer „Repräſentation des Volkes“, was auf eine Vertretung aller Claſſen (wofür ſich Preußen bei der Wiener Conferenz erklärte) mit unmittelbaren Wahlen aus dem Volke und durch das Volk hinzudeuten ſchien, und doch ſetzte ſie feſt, daß die „Repräſentantenkammer“ aus den Provinzialſtänden gewählt werden ſolle! Die Provinzialſtände ſollten, wo ſolche noch beſtänden, hergeſtellt und dem Bedürfniß der Zeit gemäß eingerichtet, wo keine beſtänden, ſollten ſolche ins Leben gerufen werden — aber war es wol möglich, die aus dem Feudalſyſtem hervorgegangenen Provinzialſtände dem Zeitbedürfniß gemäß einzurichten? gebot nicht vielmehr das Zeitbedürfniß und die nothwendige Conſequenz der preußiſchen Geſetzgebung ſeit 1807 die völlige Aufhebung jedes Reſtes feudalſtändiſcher Gliederung des Volkes? Die zu ſchaffenden Reichsſtände ſollten ihre Wirkſamkeit auf die „Berathung“ aller Gegenſtände der Geſetzgebung erſtrecken, welche die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einſchluß der Steuern, beträfen. Das war aber weniger als was die preußiſche Regierung ſelbſt in ihrem erſten Entwurf beim Wiener Congreß für das geringſte Maß der den Ständen zu ertheilenden Befugniſſe erklärt hatte!

Die Verordnung vom 22. Mai 1815 verfügte die Niederſetzung einer Commiſſion, welche ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände und der Landesrepräſentation ſowie mit der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den aufgeſtellten Grundzügen beſchäftigen ſollte. Dieſe Commiſſion trat zuſammen — allein die ſehnlich erwartete Organiſation erſchien nicht, und, als im Jahre 1818 der König in der bekannten koblenzer Adreſſe an die Erfüllung der gemachten Verheißungen gemahnt wurde, gab er, gereizt, den Bittſtellern die verweiſende Antwort: er werde ſein Wort halten, laſſe ſich aber den Zeitpunkt dafür nicht vorſchreiben. Bald darauf erfolgte ein weſentlicher Umſchwung in der Stimmung des Königs rückſichtlich der Verfaſſungsfrage; den Feinden der Fortſchrittsrichtung war es gelungen, ihm ſeine eigenen frühern Anſichten zu verleiden und die Erfüllung ſeiner Verſprechungen als bedenklich für das Wohl des Landes darzuſtellen, und ſo trat Preußen nicht allein nicht in die Reihe der Verfaſſungsſtaaten ein, ſondern es widerſetzte ſich, im Verein mit Oeſtreich, hartnäckig der Entwickelung des Verfaſſungslebens in den übrigen deutſchen Staaten. Darauf wird ſpäter zurückzukommen ſein.

In dem Bisherigen iſt nachzuweiſen verſucht worden, welchen Antheil an dem Entſtehen der neuen Verfaſſungen guter Wille der Fürſten, kluge Berechnung oder äußerer Zwang der Umſtände hatten. Nicht weniger wichtig aber ſcheint es, das Verhalten der Völker hierbei, ſoweit es nicht ſchon mitberührt worden iſt, etwas näher zu betrachten. Denn wenn unſtreitig die Geſinnungen, mit welchen die Regierungen ſich zur Beſchränkung ihrer Machtbefugniſſe durch Errichtung von Verfaſſungen herbeiließen, von nicht geringem Einfluß waren auf die Geſtaltung der ſpätern Ausbildung dieſer Verfaſſungen, ſo kann man vielleicht mit noch mehr Recht behaupten, daß die Völker durch das Maß von Energie und ſelbſtthätiger Antheilnahme, womit ſie zur Begründung verfaſſungsmäßiger Zuſtände mitwirkten, ihres eigenen Schickſals hauptſächliche Schöpfer geweſen ſind.

Daß im Allgemeinen die Völker Deutſchlands nach den Befreiungskriegen den lebhaften Wunſch und die ſichere Erwartung einer zeitgemäßen Umgeſtaltung aller ſtaatlichen Verhältniſſe hegten und zu erkennen gaben, war ſehr natürlich. In Bezug auf das Einzelne, was man wünſchte und erwartete, waren die kundgegebenen Anſichten freilich weder ganz klar noch ganz einig. Auffallen könnte es — dürfte man an das Damals den Maßſtab der gegenwärtigen Anſchauungen und Erfahrungen legen —, daß im Ganzen der Zug der öffentlichen Meinung ſich mehr auf den Ausbau von Landesverfaſſungen für die einzelnen Staaten, als auf die Erlangung einer Geſammtvertretung der Nation mittels einer freien Verfaſſung für das ganze Deutſchland richtete. Zwar ließ auch dieſes Verlangen ſich vielfach vernehmen, allein meiſt doch in ziemlich unbeſtimmten, zum Theil auch unklaren Wünſchen und im Ganzen mit nur untergeordneter Berückſichtigung der eigentlich repräſentativen, parlamentariſchen Elemente. Das Höchſte, wozu man in letzterer Hinſicht gewöhnlich ſich erhob, war der Gedanke einer aus Abgeordneten der Landtage der einzelnen Staaten zu bildenden Repräſentation, welche mit den Fürſten, als vormaligen „Ständen des Reichs“, den „Reichstag“ bilden ſollte, an deſſen Spitze man ſich dann gern einen Kaiſer dachte. Dieſe Unklarheit der Wünſche in Betreff einer Nationalverſammlung kann nicht Wunder nehmen. Der nationale Einheitsgedanke war durch den längſt eingetretenen Verfall des Reichs und deſſen endliches gänzliches Erlöſchen, durch die immer raſcher vorgeſchrittene Abſonderung und Conſolidation der einzelnen Staaten, durch die große Verſchiedenartigkeit ihrer innern Zuſtände wo nicht vernichtet, doch ſehr verdunkelt worden. Der gemeinſchaftliche Kampf gegen den äußern Feind hatte zwar das Bewußtſein nationaler Zuſammengehörigkeit wieder angefacht, aber die raſche Begeiſterung eines Jahres vermochte nicht im Nu zu beſeitigen, was die ſtille Macht von Jahrhunderten ausgebildet hatte. Ohnehin war das brennendſte Bedürfniß der Bevölkerungen auf die Abhülfe der ſie unmittelbar drückenden Laſten und Mißſtände gerichtet, dieſes Bedürfniß aber wies überall zunächſt auf die Mängel der einzelnen Verfaſſung, der einzelnen Verwaltung und Geſetzgebung hin. Daß der tiefere Grund aller dieſer Mängel in dem Mangel einer einheitlichen und freien Geſammtverfaſſung, das einzige Mittel nachhaltiger Abhülfe in der Herſtellung einer ſolchen zu ſuchen ſei, dieſe Erkenntniß war damals das Eigenthum nur einer kleinen Zahl Weiterblickender, wie ſie es ja ſelbſt heutzutage faſt noch iſt, trotz aller ſeit jener Zeit gemachten ſchmerzlichen Erfahrungen. Es lag in dem nothwendigen Entwickelungsgange der Dinge, daß das deutſche Volk erſt in einer Vielheit einzelner Verfaſſungen einestheils die Uebung parlamentariſchen Lebens, anderntheils aber die erfahrungsmäßige und gleichſam handgreifliche Ueberzeugung erlangen mußte, wie ohne eine parlamentariſche Geſammtverfaſſung weder im Ganzen noch im Einzelnen etwas Tüchtiges zu erreichen ſtehe.

Als nun vollends die Verhandlungen zu Wien die Hoffnungen der Patrioten auf eine ſtarke und einheitliche Neugeſtaltung des ganzen Deutſchland von Tage zu Tage mehr vernichteten, als die Idee einer Wiederaufrichtung des alten Kaiſerthums, worauf die Mehrzahl derſelben ihr ganzes Vertrauen geſetzt hatte, ſich wegen des Dualismus der beiden Großmächte, der Zurückhaltung Oeſtreichs und des Widerſtrebens der Mittelſtaaten als unausführbar erwies, als man endlich einſah, daß bei dieſen Verhandlungen nichts Anderes herauskommen werde als eine lockere Föderation ſouverainer Einzelſtaaten, was war da natürlicher, als daß ſich der ganze Drang des Volks nach Verbeſſerung ſeiner Zuſtände auf dieſe Einzelſtaaten warf und wenigſtens hier möglichſten Schutz der Perſonen, des Eigenthums, der politiſchen und religiöſen Freiheit, möglichſte Befriedigung des erwachten reformatoriſchen Dranges zu erreichen ſtrebte.

In Bezug auf die Formen, unter denen man ſich die Neugeſtaltung des Staatslebens in den einzelnen Ländern dachte, gab es verſchiedene Anſichten. Aus den frühern, feudalſtändiſchen Verfaſſungen hätte man wol gern die ausgedehnten Rechte der Stände, beſonders beim Steuerweſen, in die neu zu gründenden Verfaſſungen herübergenommen, denn eine wirkſame Controle des Gebahrens mit den Staatsgeldern und der Steuerkraft des Volks ſchien vor allem nöthig bei der ungeheuern Ueberlaſtung des letztern, bei der Erſchöpfung der meiſten Länder durch den Krieg und die heilloſe Finanzwirthſchaft, welche viele Fürſten, ſeitdem ſie abſolut geworden, getrieben hatten. Ueberhaupt war der Umſtand, daß in den meiſten deutſchen Staaten das Erlöſchen der alten Verfaſſungen mit dem Emporkommen eines ſchrankenloſen Abſolutismus, eines drückenden Polizei- und Schreiberregiments der Zeit nach zuſammenfiel, dem Gedanken einer Wiederherſtellung jener erſtern günſtig. Dieſer Gedanke ward genährt von einer Partei, welcher es bei ihrem Ankämpfen gegen den modernen Abſolutismus nicht ſowol um die Begründung einer allgemeinen bürgerlichen und politiſchen Freiheit, als vielmehr um die Herſtellung alter Vorrechte und Kaſtenunterſchiede zu thun war. Daher das Drängen des Adels auf Verfaſſungen, und zwar meiſt auf Wiederherſtellung der altſtändiſchen oder ihnen ähnlicher. Die Anhänger des Abſolutismus und Bureaukratismus ihrerſeits wollten von einem Wiederaufleben der alten ſtändiſchen Rechte in ihrem ganzen, zum Theil ſehr anſehnlichen Umfange nichts wiſſen, behaupteten vielmehr (und in gewiſſer Beziehung nicht mit Unrecht), daß das Zeitbedürfniß eine andere Stellung der Landesvertretung zur Regierung, als früher, erheiſche, daß namentlich die Bewilligung und Verwendung der Steuern im modernen Staate nach andern Vorausſetzungen erfolgen müſſe als im Feudalſtaate. Dagegen waren ſie der ſtändiſchen Gliederung der Vertretung, der Bevorzugung des Adels oder doch des großen Grundbeſitzes innerhalb derſelben geneigt, weil ſie auf eine Unterſtützung der Regierungen von dieſer Seite gegen das Andringen liberaler Zeitideen rechneten. Die Liberalen hatten alſo die Bureaukraten gegen ſich, wo es auf Ausdehnung der ſtändiſchen Rechte, die Ariſtokraten, wo es auf Ausdehnung des Rechts der Theilnahme an der Vertretung ankam; in jenem Punkte durften ſie zuweilen auf den Beiſtand der Ariſtokraten zählen, der aber auch dann gewöhnlich nur um den Preis allerlei anderer Zugeſtändniſſe zu haben war, die ſie ihrerſeits nicht wohl gewähren konnten; im letztern ſtanden ihnen in der Regel Ariſtokratie und Bureaukratismus engverbunden gegenüber. Uebrigens gab es auch manche im Ganzen liberal Geſinnte, welche gegen die bureaukratiſche Vielregiererei, die ſie mit Recht als das Hauptübel der Zeit betrachteten, kein anderes Mittel zu finden wußten, als die Rückkehr zu den alten Zuſtänden, dem alten Innungsweſen, der patriarchaliſchen Patrimonialherrlichkeit u. ſ. w., und auch dieſe Stimmung ward von den egoiſtiſchen Anhängern des Alten ſehr ſchlau benutzt. Auf der andern Seite war freilich gerade die Aufhebung dieſer veralteten Einrichtungen, die Herſtellung bürgerlicher Freiheit und Gleichheit in den unter franzöſiſche Geſetzgebung gekommenen Ländern als ein weſentlicher Vortheil und als Erſatz für manche Unbill angeſehen worden, und ein Verfaſſungszuſtand, der um den Preis des Wiederaufgebens dieſer Errungenſchaften erkauft werden ſollte, erſchien nicht als ein Fortſchritt, ſondern als ein Rückſchritt. Die neue Verfaſſung, welche Frankreich durch die Charte Ludwig's XVIII. erhalten, ſchien zu beweiſen, daß es möglich ſei, ohne Aufgeben jener modernen Grundſätze der Gleichheit, ohne Herſtellung des feudaliſtiſchen Unweſens, den Abſolutismus mit den nöthigen Schranken zu umgeben. Ueberhaupt erſchien den Meiſten Frankreich als das nächſte Vorbild für eine politiſche Neubildung, die nun einmal nicht, wie die engliſche Verfaſſung, ſich geſchichtlich von ſelbſt gemacht hatte, vielmehr aus dem Friſchen und nach voraus berechnetem Plane zu Stande gebracht werden mußte. Unſtreitig war es leichter, eine Verfaſſung zu machen, welche nur neben das bisher beſtandene Regierungs- und Verwaltungsſyſtem geſtellt ward, als eine, welche damit anfangen mußte, dieſes Syſtem von Grund aus umzugeſtalten, wie dies bei einer Nachbildung engliſcher Inſtitutionen nothwendig geweſen wäre. Die allmächtige Bureaukratie ließ ſich wol allenfalls Verfaſſungen der erſtern Art gefallen, weil ſie mit dieſen fertig zu werden hoffte; gegen eine Umbildung des Staatslebens aus der franzöſiſchen Centraliſation in die engliſche Selbſtregierung würde ſie mit richtigem Inſtincte ſofort eine compacte Oppoſition gebildet haben. Der Widerſtand, den Stein's bekannte Ideen in dieſer Richtung bei der Bureaukratie fanden und woran ſie ſcheiterten, liefert hierfür den ſchlagenden Beweis. Einzelne Einrichtungen aber aus der engliſchen Verfaſſung in die ganz anders gearteten deutſchen Verhältniſſe herüberzupflanzen (z. B. die Pairie), zeigte ſich als unausführbar, und Baſtardformen einer ſolchen, wie die Bevorzugung des hohen Adels durch Ertheilung perſönlichen und erblichen Stimmrechts in den erſten Kammern, neben der Erhaltung deſſelben im Beſitze ſo vieler die übrigen Claſſen des Volks ſchwer drückender Privilegien und Hoheitsrechte, deren Abſchaffung durch eben jene Schöpfung beſonderer Adelskammern unmöglich gemacht ward, ließ man ſich nur mit größtem Widerwillen gefallen.

Dies war ungefähr der Stand der öffentlichen Meinung in Deutſchland über die Verfaſſungsfrage, wie er ſich in der Tagespreſſe, in Broſchüren, in Vorſtellungen an einzelne Regierungen und an die Bundesverſammlung kundgab. Wichtiger als dieſe vereinzelten Kundgebungen war die Stellung, welche in den Ländern, wo die Errichtung neuer Verfaſſungen unter Mitwirkung von Vertretern des Landes vor ſich ging, dieſe letztern bei dem Verfaſſungswerke einnahmen.

In Baiern, Baden und Naſſau ward die neue Verfaſſung ohne Zuziehung irgend eines repräſentativen Organs, lediglich kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit, verkündigt, alſo, nach dem herkömmlichen Ausdruck, octroyirt. Die Vorgänge in Württemberg mochten weſentlich zu dieſer Art von Einführung der Verfaſſungen hingeleitet haben. Dort hatte König Friedrich den Entwurf der Verfaſſung einer von ihm zu dieſem Zwecke berufenen Verſammlung, theils aus perſönlich berechtigten, theils aus gewählten Vertretern beſtehend, vorgelegt, dieſe aber hatten ihn einſtimmig verworfen und die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung des vormaligen Herzogthums Württemberg oder doch die Einleitung von Verhandlungen auf Grundlage derſelben verlangt. Vier Jahre lang, 1815—19, dauerte der Streit hierüber; die Verſammlung ward mehrmals geſchloſſen und wieder berufen; man unterhandelte hin und her, ſchriftlich und durch Commiſſionen; der Verfaſſungsentwurf erfuhr viermal weſentliche Aenderungen, und noch in ſeiner letzten, den Wünſchen der Stände bedeutend angenäherten Faſſung ward er das erſte Mal verworfen, erſt nach abermaliger Entlaſſung und Wiederberufung der Verſammlung endlich genehmigt.

Es iſt über dieſe ſo hartnäckige Oppoſition der württembergiſchen Stände, über ihr Pochen auf „das alte, gute Recht“ ſehr verſchieden geurtheilt worden. Die Einen haben ſie als halsſtarrig getadelt, ihnen zum Theil unlautere Beweggründe untergelegt, Andere haben ihre Beharrlichkeit belobt und auf deren glückliche Erfolge hingewieſen. Dieſes Für und Wider genauer abzuwägen, muß einem beſondern Abriß der württembergiſchen Verfaſſungsgeſchichte vorbehalten bleiben; für den vorliegenden Zweck genügt es, zu bemerken, daß, wenn auch die Stände in ihrem Beharren auf dem „alten Recht“ und ihrer Oppoſition gegen alle, ſelbſt noch ſo ſehr entgegenkommende Vorſchläge von der andern Seite vielleicht zu weit gingen und, ohne die in der That nicht geringe Nachgiebigkeit des inzwiſchen auf den Thron gelangten neuen Monarchen, leicht das ganze Verfaſſungswerk ſcheitern machen konnten, ſie doch eben durch dieſe Beharrlichkeit weſentliche Verbeſſerungen des anfänglichen Entwurfs in Bezug auf die Rechte der Volksvertretung bei der Steuerverwilligung und der Geſetzgebung erreichten. Denn der erſte Entwurf war allerdings ganz dazu angethan, dieſe Rechte zu einer weſenloſen Form zu machen. Dagegen möchte wol die Zuſammenſetzung der Volksvertretung, wie ſie die Vorlage vom 3. März 1817 vorſchlug, derjenigen, welche die wirklich angenommene Verfaſſung enthält, vorzuziehen ſein, indem dort die ſämmtlichen perſönlich

Berechtigten in eine Kammer verwieſen, die andere Kammer aber nach dem reinen Repräſentationsprincip (ähnlich wie in Baden) gebildet war, während die definitive Verfaſſung auch in die Wahlkammer das Princip ſtändiſcher Gliederung zurückführte und dem ritterſchaftlichen Grundbeſitz eine doppelte Vertretung in beiden Kammern zuertheilte. Hier hat, wie es ſcheint, die ſtarrjuriſtiſche Anhänglichkeit der bürgerlichen Abgeordneten an die alte Verfaſſung ſich von dem nach Erweiterung ſeiner Rechte gierigen Adel irreführen laſſen!

Auch in Heſſen-Darmſtadt ward die Bahn vertragsmäßiger Feſtſtellung der Verfaſſung betreten, allerdings von oben her nicht ganz ſo freiwillig wie in Württemberg. Denn das am 18. März 1820 erſchienene großherzogliche Edict ſollte nach der Abſicht der Regierung die fertige Verfaſſung enthalten und ſofort in Kraft ſetzen, der damit zugleich berufene Landtag aber lediglich ein geſetzgebender, keineswegs ein conſtituirender ſein. Allein das Volk, wenig befriedigt durch den Inhalt der ihm ſo lange vorenthaltenen Verfaſſung und den Blick auf die Vorgänge in Württemberg gerichtet, wollte von der einſeitigen Einführung der Verfaſſung nichts wiſſen. In mehren Bezirken ward nicht gewählt, in andern machten die Wähler es ihren Abgeordneten zur Pflicht, den Eid auf dieſe Verfaſſung nicht zu leiſten. Als die Abgeordneten in Darmſtadt zuſammengekommen waren, richteten 31 derſelben an den Großherzog eine Vorſtellung, worin ſie erklärten, ſich nicht als Volksvertreter betrachten und den Eid leiſten zu können, bevor die Verfaſſungsurkunde die unumgänglich nöthigen Abänderungen erhalten haben würde. Als ſolche bezeichneten ſie eine beſtimmtere Faſſung der die Rechte der Stände bei der Steuerbewilligung und Geſetzgebung feſtſtellenden Artikel. Sie beriefen ſich dabei auf die vom Großherzog im Verein mit 27 andern Fürſten beim Wiener Congreß übergebene Erklärung in Betreff der den Landesvertretungen einzuräumenden Befugniſſe, die rheinheſſiſchen Abgeordneten aber außerdem noch auf die ihnen ertheilten Zuſicherungen wegen Aufrechthaltung der Rechte, welche dieſer Landestheil vor ſeinem Anfall an das Großherzogthum genoſſen habe. Der Großherzog wies dieſe Vorſtellung als unſtatthaft zurück, weil die Bittſteller erſt dann, wenn ſie in die Ständeverſammlung eingetreten wären, von dem ſtändiſchen Rechte der Petition Gebrauch machen könnten. Darauf legten 27 Abgeordnete ihr Mandat nieder, der größte Theil der zurückgebliebenen aber überreichte dem Staatsminiſterium eine verwahrende Erklärung in Betreff des zu leiſtenden Verfaſſungseides, worin ſie ausſprachen, daß ſie das Edict vom 13. März nicht als eine fertige und abgeſchloſſene Verfaſſung, ſondern als eine durch Berathung mit den Ständen erſt zum Abſchluß zu bringende Vorlage betrachteten. Erſt nachdem ſie hierüber beruhigende Zuſicherungen erhalten hatten, leiſteten ſie den Eid. An die Stelle der Zurückgetretenen wurden Neuwahlen angeordnet; obgleich aber die Regierung Jene für nicht wieder wählbar erklärte, wurden ſie doch in den meiſten Bezirken von neuem gewählt. So ſehr war der Eifer für Erringung wahrhaft conſtitutioneller Garantien bereits in das Volk eingedrungen. Dieſer Eifer trug auch hier ſeine Früchte: die anſtößigen Beſtimmungen wurden aus dem Edicte beſeitigt, dieſes in gemeinſamer Berathung zwiſchen Regierung und Ständen definitiv feſtgeſtellt und nunmehr erſt als wirkliche Verfaſſungsurkunde am 17. December 1820 verkündigt.

Ungleich friedlicher ging das Geſchäft der Verfaſſungsbegründung in Weimar vor ſich. Mit anerkennenswerther Liberalität und Offenheit kam hier der Großherzog dem Volke entgegen, indem er lediglich ein Wahlgeſetz zur Bildung einer Landesverſammlung erließ, dieſer aber die Aufſtellung der Verfaſſung, im Einvernehmen mit einigen Regierungscommiſſaren, vollſtändig anheimgab, ſich ſelbſt nur die letzte Beſtätigung vorbehaltend. Dieſem Zutrauen begegneten die Stände mit der gleichen einträchtigen Geſinnung, und ſo kam das Verfaſſungswerk in der für deutſche Berathungen unglaublich kurzen Zeit von nicht ganz vier Wochen zu Stande. Der Großherzog gab zu den ſtändiſchen Beſchlüſſen, mit wenigen unweſentlichen Aenderungen, ſeine Zuſtimmung. Die Stände ſelbſt hatten allerdings ein ſehr beſcheidenes Maß bei ihren Forderungen eingehalten. Ihren Antheil an der Geſetzgebung hatten ſie auf die Zuſtimmung zu „neuen, die Landesverfaſſung betreffenden oder die perſönliche Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum der Staatsbürger im ganzen Lande oder in einer ganzen Provinz zum Gegenſtand habenden Geſetzen“ beſchränkt; ihr Recht der Mitwirkung bei Bewilligung und Verwendung der Steuern erſchien zwar als ziemlich ausgedehnt und dem altſtändiſchen nachgebildet, aber gleich dieſem darin lückenhaft, daß es ſich nur auf die ſogenannte Landſchaftskaſſe erſtreckte, dagegen das Kammer- oder Domänengut dem Fürſten zur unbeſchränkten Benutzung überließ, ſtatt, wie die ſüddeutſchen Verfaſſungen nach dem Muſter der franzöſiſchen thaten, eine Civilliſte auszuwerfen. Auch in der Beibehaltung der Separatvota einzelner Stände und der Ausſchließung der Oeffentlichkeit hielt die Verſammlung den altſtändiſchen Standpunkt ein.

In derſelben verträglichen Weiſe kam die Verfaſſung in Hildburghauſen zu Stande, nur daß hier der Herzog, auf vorheriges Anſuchen der alten Stände um zeitgemäße Erweiterung ihres Inſtituts, den Entwurf einer Verfaſſung vorlegen ließ, die Stände aber ihn annahmen. Ebenſo in Altenburg, wo die bis dahin nur dem Adel angehörigen Stände auf von Lindenau's Antrieb ſelbſt auf Zulaſſung der Städte und Bauern zur Vertretung antrugen. In Koburg und Braunſchweig ging die Anregung zu Fortbildung der Verfaſſung von oben aus. Die Theilnahme des Volks am öffentlichen Leben war namentlich in dem zuletzt genannten Lande damals noch eine ſehr ſchwache. In Waldeck und Lippe-Detmold widerſetzten ſich die noch beſtehenden alten Stände der von den Regierungen verſuchten Einführung neuer Verfaſſungen, weil ſie darin ihre Rechte nicht genug gewahrt fanden. Sie brachten es auch wirklich dahin, daß in Lippe die bereits verkündigte Verfaſſung nicht ins Leben trat, in Waldeck aber eine neue auf dem Wege des Vertrags mit den Ständen eingeführt ward, welche den Grundſätzen der Gleichheit und dem allgemeinen Volksintereſſe weniger günſtig war als die zuvor vom Fürſten verkündete.

In Hannover hatten die Stände, obſchon ſelbſt in ziemlich willkürlicher Zuſammenſetzung berufen, ſich gleichwol der von der Regierung aufgeſtellten Selbſtentwickelungstheorie angeſchloſſen und ihre Wirkſamkeit auf Geſetzgebungs- und Finanzfragen beſchränkt, ohne auf eine allgemeine Verfaſſungsreform zu bringen. In ihrer Verſammlung im Jahre 1818 ward ihnen von der Regierung der Entwurf einer neuen Organiſation der Landesvertretung vorgelegt. Die Stände machten dagegen verſchiedene Ausſtellungen und äußerten Wünſche, zum Theil in der Form ausdrücklicher Geſammtbeſchlüſſe, zum Theil nur als Bedenken des einen oder andern Theils der Verſammlung. Zu den erſtern gehörte namentlich der Wunſch nach Oeffentlichkeit der Verhandlungen (welche freilich in einer frühern Diät die Verſammlung ſelbſt zurückgewieſen hatte), ferner auf ſelbſtändige Entſcheidung der künftigen Verſammlung über die Legitimationen ihrer Mitglieder, auf Erweiterung der Wahlfähigkeit für die Deputirten der Städte ſowie auf Vermehrung der Zahl dieſer, daneben freilich auch auf Beſchränkung der Wahlen nach Claſſen und Bezirken. Der Adel ſeinerſeits nahm Anſtoß an der zu geringen Vertretung des Grundbeſitzes in der II. Kammer und an der Bevorzugung eines Theils ſeiner Standesgenoſſen durch erbliches Stimmrecht.

Bei der wenig entſchloſſenen und noch viel weniger volksthümlichen Stellung, welche dieſe Verſammlung von vornherein eingenommen hatte, bei der großen Verſchiedenheit der in ihr vertretenen Intereſſen und dem offenbaren Ueberwiegen des ariſtokratiſchen, bei der völligen Heimlichkeit ihrer Verhandlungen, welche eine lebendige Theilnahme des Volks ſelbſt dann verhindert haben würde, wenn dieſe nicht ſchon aus ſonſtigen Gründen unwahrſcheinlich geweſen wäre: unter ſolchen Umſtänden war nicht zu erwarten, daß dieſes verſpätete, überdies doch nur laue und getheilte Auftreten der Stände einen beſondern Eindruck auf die Regierung machen würde. So groß war unter den Mitgliedern der Verſammlung ſelbſt die politiſche Gleichgültigkeit, daß 30 derſelben gerade während dieſer Verfaſſungsverhandlungen die Hauptſtadt verließen. Die Regierung konnte es daher leicht wagen, die Verſammlung, als ſie nicht unbedingt den gemachten Vorſchlägen beiſtimmte, zu entlaſſen und, ohne ſie wieder zu berufen, den Organiſationsentwurf als Geſetz zu verkündigen.

Mit nicht weniger Zähigkeit, als die Stände Württembergs, aber mit zweifelloſerm Rechte begannen die Stände Kurheſſens ſogleich bei ihrer erſten Wiederberufung im Jahre 1815 einen heftigen Kampf gegen die Regierung, der ſich theils um brennende Finanzfragen, theils um die Forderungen wegen einer neuen Verfaſſung bewegte. Mit richtigem Takte ſtellten ſie ſogleich in den Mittelpunkt dieſer Forderungen das Verlangen einer gänzlichen Trennung des vorhandenen und noch zu erwerbenden Staatsvermögens von dem Privatvermögen des Regenten, der Errichtung einer allgemeinen Staatskaſſe unter Mitaufſicht der Stände. Die nothwendigen Staatsausgaben ſollten jährlich einem ſtändiſchen Ausſchuſſe vorgelegt und es ſollte genau beſtimmt werden, was in die allgemeine Staatskaſſe fließen ſolle. Dahin aber rechneten ſie nicht nur alle directen und indirecten Steuern, ſondern auch das Aufkommen aus den Regalien und Domänen, überhaupt Alles, was nicht zu dem Privatvermögen des Regenten gehöre. Schon im vorigen Jahrhundert hatten die kurheſſiſchen Stände ſcharf zu rechnen gewußt und beſonders ſtreng darauf gehalten, daß nichts, was der Staatskaſſe angehöre, in die kurfürſtliche fließe, auch keine dieſer gebührende Belaſtung auf jene abgewälzt werde. So zeigten ſie auch jetzt ſich in dieſem Punkte ſorglicher und umſichtiger als andere norddeutſche Ständeverſammlungen, welche ihren Landesherren für das Gebahren mit den Domänen und Regalien auch fernerhin freie Hand ließen. Die richtige Erkenntniß Deſſen, was der moderne Staat bedarf — Einheit des Finanzweſens und eine über alle Theile deſſelben ſich erſtreckende ſtändiſche Controle — traf hier zuſammen mit der Zähigkeit und dem Nachdruck des altſtändiſchen Weſens. Feſt und beſtimmt ſtellten die kurheſſiſchen Stände den Grundſatz hin, „daß das weſentlichſte, in Heſſen noch nie beſtrittene Recht ihre Einwilligung zu Steuern ſei“, und, da man ohne dieſe Verwilligung Steuern ausgeſchrieben hatte, die Staatsangehörigen aber mancher Orten ſich weigerten, ſolche zu zahlen, und die Hülfe der Stände in Anſpruch nahmen, ſo erklärten dieſe ausdrücklich, „daß die unterlaſſene Zahlung der Steuern nicht Saumſeligkeit in der Erfüllung einer Verpflichtung, ſondern die Verweigerung einer verfaſſungswidrigen Anforderung ſei, wozu jedes Individuum berechtigt wäre.“

In Betreff der erſehnten neuen Verfaſſung erreichten gleichwol die Stände nichts. Zwar ließ der Kurfürſt ihnen den Entwurf einer ſolchen vertraulich mittheilen — er wollte dafür angeſehen ſein, bei der Verkündigung nur aus eigener Bewegung gehandelt zu haben — und der Landtagscommiſſar Schmerfeld war der Meinung, daß dieſe Verfaſſung keiner Discuſſion unterworfen werden könnte, indem darin der Kurfürſt den Ständen mehr Rechte eingeräumt hätte, als ſie ſonſt beſeſſen. „Bemerkungen“ wollte er entgegennehmen, „die vielleicht zu Verbeſſerungen Anlaß gäben.“ Aber die Stände dachten anders. Sie verlangten für die Verfaſſung die Form eines Vertrags zwiſchen den Ständen und dem Regenten, weil ſie dadurch den Regierungsnachfolger feſter gebunden achteten. „Wenn erſt von der Gelobung die Feſthaltung abhängen ſoll“, ſagten die Bauern, „ſo geht's wie mit den Capitulationen bei den Kaiſerwahlen.“ Die Städte, welche die Anſicht hatten, daß wohlerworbene und durch Landtagsabſchiede verbriefte Rechte der Stände durch dieſe neue Verfaſſung aufgegeben würden, hatten als unerläßlich die Anordnung gewollt, daß der Nachfolger erſt nach Angelobung der Conſtitution Regent werde. Auch in Bezug auf den Inhalt machten ſie gewichtige Ausſtellungen, welche bekundeten, daß ſie recht wohl wußten, worauf es ankomme, um eine Verfaſſung lebenskräftig, vor Uebergriffen geſichert und das Volk ſchirmend hinzuſtellen. Doch, wir gehen nicht tiefer in das Einzelne ein, da eine dieſem Gegenſtand ſpeciell gewidmete Abhandlung im erſten Hefte der „Germania“ die nöthigen weitern Ausführungen hierüber enthält. Wir beſchränken uns daher auf die Mittheilung des Reſultats jener Verhandlungen, welches freilich kein anderes war, als daß die Stände entlaſſen wurden und die Verkündigung der Verfaſſung unterblieb. Erſt 15 Jahre ſpäter ſollte Kurheſſen in die Reihe der Verfaſſungsſtaaten eintreten.

Dies iſt, in kurzen Zügen, die Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Landesverfaſſungen während des erſten Zeitraums nach den Befreiungskriegen und dem Wiener Congreſſe. Wir werfen jetzt noch einen raſchen vergleichenden Blick auf die entſtandenen ſelbſt und ihren Inhalt, wobei wir uns jedoch ebenfalls auf allgemeine Umriſſe beſchränken.

Der Lebensnerv jeder Verfaſſung liegt in den Beſtimmungen über Zuſammenſetzung und Rechte der Landesvertretung. In Bezug auf erſtere hielten alle jene Verfaſſungen mehr oder weniger an dem Princip ſtändiſcher Gliederung des Volks feſt. Am wenigſten die badiſche, welche die Wahlen der Abgeordneten lediglich nach Stadt und Land abtheilte, auch dieſelben weder an den Bezirk noch an die Claſſe der Wähler band, den Adel gänzlich aus der Wahlkammer entfernte und nebſt den Vertretern der Geiſtlichkeit und der Univerſitäten in die I. Kammer verwies. Ihr zunächſt ſtehen, wenigſtens was die Freiheit des Wählens betrifft, die württembergiſche und die heſſen-darmſtädtiſche; doch geſtehen beide dem ritterſchaftlichen Grundbeſitz, neben der perſönlichen Standſchaft des hohen Adels in der I. Kammer, ein Recht der Vertretung in der Wahlkammer zu. Die naſſauiſche thut zwar Letzteres nicht, beſchränkt dagegen die Wähler — Geiſtliche, Lehrer, Gewerbtreibende, Bauern — auf Männer ihrer Mitte. Die gleiche Beſchränkung fand ſtatt in Weimar, Hildburghauſen, Koburg, Waldeck, Meiningen, wo zugleich, bei nur einer Kammer, natürlich auch der Adel ſeine beſondere Vertretung innerhalb dieſer erhielt. In Baiern und Hannover endlich war nicht allein der Adel zweifach vertreten, in der I. Kammer durch perſönliches Stimmrecht der Standes- und Majoratsherren, in der II. durch Wahl, ſondern es waren auch die Wahlen der andern beiden Stände nicht der Geſammtheit ihrer Mitglieder anheimgegeben, vielmehr in die Hände von Wahlcorporationen gelegt (der Magiſtrate und Bürgerrepräſentanten in den Städten, der Gemeindevertreter auf dem Lande), außerdem aber noch die Wahl der ländlichen Abgeordneten in

Hannover, der ſämmtlichen Abgeordneten in Baiern an die Claſſe der Wähler gebunden. Aehnlich in Braunſchweig.

Welche Bedingungen ſonſt noch die verſchiedenen Verfaſſungen für Ausübung des activen und paſſiven Wahlrechts aufſtellten, das kommt hier weniger in Betracht, da es einen durchgreifenden Unterſchied nicht begründet. Beſchränkungen fanden hierin überall ſtatt, wenn auch in verſchiedenen Graden. Im Allgemeinen ſuchte man theils durch indirectes Wahlverfahren, theils durch Feſtſetzung eines gewiſſen Steuerbetrags, Vermögens oder Einkommens, am häufigſten eines Grundbeſitzes von beſtimmter Größe, auch wol durch Bevorzugung der Höchſtbeſteuerten (wie in Württemberg), oder der Staatsdiener (wie in Heſſen-Darmſtadt und Koburg), Bürgſchaften für conſervative Wahlen zu gewinnen. Auffallend iſt, daß die Verfaſſungen der ſächſiſchen Länder in dieſem Punkte minder ängſtlich verfahren als beinahe alle übrigen — ein Zeichen, daß man dort dem conſervativen Sinne der Bevölkerung mehr, als anderswo, vertrauen zu dürfen glaubte.

Ein weſentliches Moment des Widerſtandes gegen allzu ſtarken Fortſchrittsdrang gewannen die Regierungen durch die Bildung beſonderer Adelskammern, wie ſolche in den fünf ſüddeutſchen Staaten und in Hannover ſtattfand. Daß dieſe Kammern ihre Entſtehung wirklich vornehmlich einer ſolchen Abſicht der Regierungen verdankten, dafür iſt ein ausdrückliches Zeugniß bereits angeführt worden; daß ſie dieſer Abſicht in der Praxis auch vollkommen entſprachen, wird die Geſchichte der Wirkſamkeit dieſer neuen Ständeverſammlungen zeigen.

Von entſcheidender Wichtigkeit für die Entwickelung des Verfaſſungsſyſtems war die Frage: inwiefern die Stände ſich als Vertreter und Organe des ganzen Volks, oder nur beſtimmter ſtändiſcher Intereſſen betrachten und bewähren würden. Zwar ſchrieben die meiſten Verfaſſungen ausdrücklich vor, daß jeder Abgeordnete, wes Standes er auch ſei, ſich als Vertreter des ganzen Landes zu betrachten habe. Aber Worte thun's nicht, zumal wo neben ſolcher anſcheinend zeitgemäßen Auffaſſung der Repräſentation ſogleich in dem Vorbehalt von Separatſtimmen für die einzelnen Stände die Hinweiſung dieſer auf ihre Sonderintereſſen Platz findet (wie in der weimariſchen und andern Verfaſſungen). Nur Eines konnte dieſer Abſonderung der Claſſenintereſſen und dem Zurückfallen des repräſentativen in das ſtändiſche Princip gründlich entgegenwirken, eine vollſtändige *Oeffentlichkeit* der Verhandlungen, welche die Landesvertreter der fortwährenden Controle der Volksmeinung unterwarf und ihrer Stellung von vornherein den Charakter einer öffentlichen, nicht, wie es die der alten Feudalſtände geweſen war, einer blos privatrechtlichen aufdrückte. Dieſer Oeffentlichkeit hat man es wol hauptſächlich zuzuſchreiben, wenn das parlamentariſche Leben in den ſüddeutſchen Staaten ſich raſch und kräftig in zeitgemäßem und volksthümlichem Geiſte entwickelte, während die norddeutſchen Verfaſſungen mehr oder minder in das alte ſtändiſche Geleiſe zurückfielen und jedenfalls für die Ausbildung eines lebendigen öffentlichen Geiſtes in den Bevölkerungen weniger wirkſam wurden.

Das Steuerbewilligungsrecht war ein altes Recht der Stände faſt in allen deutſchen Ländern und konnte daher auch den neu errichteten nicht wol verweigert werden. Ohnehin legte das Volk gerade darauf das größte Gewicht, weil es von deſſen kräftiger Handhabung eine Erleichterung und beſſere Vertheilung der drückenden Steuerlaſt erwartete. An die Benutzung deſſelben als eines politiſchen Mittels zur Beeinfluſſung der Regierung durch die Volksvertretung ward von dieſer Seite her wol damals noch wenig gedacht, deſto mehr, wie es ſchien, von Seiten der Regierungen, denn in den Verfaſſungen von Baiern, Württemberg, Heſſen-Darmſtadt fand ſich die Beſtimmung, daß die Bewilligung von Steuern nicht an die Erfüllung von Bedingungen geknüpft werden dürfe, welche nicht unmittelbar deren Verwendung beträfen. Die alten Stände hatten nicht ſelten um den Preis von Geldbewilligungen ſich eine Erweiterung ihrer Gerechtſame erkauft. Dieſe Art von privatrechtlichem Abkommen paßte allerdings nicht zu dem Weſen des conſtitutionellen Staats, in welchem weder der Fürſt für ſeine Perſon, vielmehr der Staat es iſt, zu deſſen Beſtem die nöthigen Geldmittel verwilligt werden, noch auch die Stände beſondere Gerechtſame und Intereſſen, ſondern das allgemeine Wohl des Landes vertreten ſollen. In denjenigen Verfaſſungen, welche das altſtändiſche Princip zu Grunde legten (wie die meiſten norddeutſchen Staaten), fehlte daher auch jene Clauſel. Dagegen erſtreckten dieſe letztern das Recht der ſtändiſchen Controle und Beſchlußfaſſung nicht auf das geſammte Einkommen des Staats und des Fürſten, ſondern ſchloſſen einen beträchtlichen Theil dieſes Einkommens davon aus, nämlich das aus dem ſogenannten Kammergute (wozu die Domänen, hier und da auch gewiſſe Regalien gehörten) fließende, wogegen die ſüddeutſchen Verfaſſungen (mit Ausnahme der naſſauiſchen), im Geiſte und nach den Bedürfniſſen moderner Staatswirthſchaft den bisherigen Unterſchied zwiſchen Staats- und Kammergut gänzlich aufhoben und für den perſönlichen Bedarf des Fürſten eine Civilliſte auswarfen.

Natürlich ward es in dieſen letztern Staaten der Landesvertretung ungleich leichter, den eigentlichen Staatsbedarf und die Anſprüche, welche auf Grund deſſelben mit Recht an die Beutel der Steuerpflichtigen gemacht werden könnten, zu bemeſſen und feſtzuſtellen, als da, wo ein ſo großer Theil des Staatseinkommens ihrer Controle und Verwendung entzogen war. Wenn nun auch in der Praxis ſpäter manche Regierungen verſuchten, das Recht der Stände auf Feſtſtellung des Staatsbedarfs, beziehendlich auf Minderung des von der Regierung feſtgeſtellten, zu beſchränken oder unwirkſam zu machen, ſo war doch nur die Verfaſſung des kleinen Fürſtenthums Liechtenſtein (vom Jahre 1818) ſo naiv, dieſes Recht im voraus ein für allemal ihnen abzuſprechen, indem ſie (§. 11) in den landesväterlichſten Ausdrücken ſich darüber ſo vernehmen ließ: „Unſern Ständen werden Wir jedesmal durch Poſtulate den Bedarf vorlegen laſſen, und, da Wir davon nichts für Uns behalten, ſondern lediglich jene Ausgaben darunter begreifen werden, welche zur innern Verwaltung und rückſichtlich der äußern Verhältniſſe erforderlich ſind, ſo haben Unſere getreuen Stände ſich nur über die Eindringlichkeit der poſtulirten Summen zu berathſchlagen und dafür zu ſorgen."

Kürzer und einfacher drückte ſich über dieſen Punkt die neue Verfaſſung für Tirol (von 1816) aus, das Vorbild der liechtenſteiniſchen, wie letztere ſelbſt im Eingange ganz offen bekennt. Dort hieß es (§. 7): „Das Recht der Beſteuerung wollen Wir Uns ſeinem ganzen Umfange nach vorbehalten wiſſen; jedoch werden Wir die beſchloſſene Ausſchreibung der Grundſteuer den vier Ständen in Form eigener Poſtulate jährlich bekannt geben."

Doch dies waren ja überhaupt nur Caricaturen von Verfaſſungen und die letztere insbeſondere (die faſt unmittelbar nach dem Wiener Congreſſe erſchien) eine bittere Satire auf die heuchleriſche Freiſinnigkeit, welche Oeſtreich dort zur Schau getragen hatte. In allen übrigen Verfaſſungen war die Bewilligung der Steuern und Abgaben unbedingt als ein Recht der Stände anerkannt; nur die bairiſche beſchränkte daſſelbe rückſichtlich der indirecten auf die Erhebung neuer oder die Erhöhung beſtehender.

Ein Mitwirkungsrecht der Stände bei der Geſetzgebung erkannten ebenfalls ſämmtliche Verfaſſungen an, und zwar bezeichneten faſt alle daſſelbe als ein Recht der „Zuſtimmung"; nur die hannoveriſche und die braunſchweigiſche ſetzten dafür den Ausdruck der bloßen „Berathung". Aber verſchieden war der Umfang, der dieſem Rechte in Bezug auf ſeinen Gegenſtand eingeräumt ward. Die meiſten Verfaſſungen, ſelbſt die badiſche, ſprachen nur von „allgemeinen, die Landesverfaſſung, die Freiheit der Perſonen oder des Eigenthums betreffenden" Geſetzen, die naſſauiſche gar blos von „wichtigen" Geſetzen dieſer Art. Schärfer faßten die Sache die beiden durch Vertrag zu Stande gekommenen ſüddeutſchen Verfaſſungen, die württembergiſche und die heſſen-darmſtädtiſche; ſie ſchloſſen in den Kreis des ſtändiſchen Zuſtimmungsrechts auch die das Landespolizeiweſen betreffenden Geſetze ein, ja die erſtere ſogar die Verträge mit auswärtigen Staaten und die jährliche Ergänzung des Armeebeſtandes.

Die Befugniß, dem Landesherrn Wünſche, Anträge, auch Beſchwerden wegen bemerkter Mängel und Gebrechen in der Verwaltung oder Geſetzgebung vorzutragen, hatten ſchon die frühern Stände beſeſſen und geübt; auch war dieſes beſcheidene Recht der Bitte (das „lumpige Petitionsrecht", wie es ein verſtorbener deutſcher Staatsrechtslehrer in ſeinen Vorleſungen zu nennen pflegte) in der That das Mindeſte, was man in Bezug auf die Fortbildung des Staatslebens den Landesvertretern einräumen konnte. Wenn einige norddeutſche Verfaſſungen (die weimariſche, die hildburghauſenſche), ſtatt deſſen von einem wirklichen Rechte des Geſetzesvorſchlags auf Seiten der Stände ſprachen, ſo gingen ſie wol von der ſichern Erwartung aus, daß dieſes Recht in der Praxis ſich ebenfalls nicht über die Grenzen der Bitte um Vorlegung neuer Geſetze verſteigen werde.

Auch gegen einzelne Beamte und namentlich gegen die unmittelbaren Rathgeber des Fürſten hatten die alten Stände oftmals ſehr wirkſam ihre Beſchwerden und Klagen gerichtet. Indeß fehlte es in den ältern Verfaſſungen meiſt an einer beſtimmten geſetzlichen Feſtſtellung der Verantwortlichkeit der Staatsdiener. Eine ſolche ward in mehreren der neuerrichteten verſucht, am ſorgfältigſten in der württembergiſchen und einigen ſächſiſchen, wo insbeſondere durch die Einſetzung eines bleibenden ſtändiſchen Ausſchuſſes vorgeſehen war, daß nicht etwa durch gänzliche Beſeitigung der Landesvertretung deren Einſchreiten gegen Verfaſſungsverletzungen unmöglich gemacht werde.

Bei der ſo unvollkommenen und zweifelhaften Einwirkung, welche den Ständen auf einen zeitgemäßen Fortſchritt der Geſetzgebung zuertheilt ward, war es doppelt wichtig, daß die ſüddeutſchen Verfaſſungen (von den norddeutſchen nur die koburgiſche) gewiſſe, durch das Zeitbedürfniß gebotene Verbeſſerungen des Staatslebens im voraus zuſicherten, gewiſſe Rechte der Staatsangehörigen ſogleich feſtſtellten. Dieſe Verkündigung allgemeiner Menſchen- und Bürgerrechte war im Weſentlichen der franzöſiſchen Charte nachgebildet, welche überhaupt den ſüddeutſchen Verfaſſungen in den meiſten Punkten zum Vorbild diente. Doch offenbarte ſich die Eigenthümlichkeit und der Vorzug deutſcher Staatsauffaſſung in der Aufmerkſamkeit, welche man, neben den allgemeinen repräſentativen Formen für den ganzen Staat, der Begründung localer Einrichtungen für die Selbſtverwaltung des Volks rückſichtlich ſeiner nächſten Angelegenheiten, insbeſondere der Entwickelung eines ſelbſtändigen Gemeindeweſens zuwandte. Wo ſolches nicht in der Verfaſſung ſelbſt oder mit dieſer gleichzeitig geſchah (wie in Baiern, Württemberg, Heſſen-Darmſtadt), da war es wenigſtens immer einer der erſten Gegenſtände der ſtändiſchen Verhandlungen. Auffallen muß es dagegen, daß der öffentlichen Rechtspflege, der Geſchworenengerichte, der Friedens- und Handelsgerichte, insgeſammt Einrichtungen, welche die franzöſiſche Charte enthielt und welche überdies in den ehemals franzöſiſchen Ländern auf dem linken Rheinufer fortbeſtanden, nirgend in den neuen Verfaſſungen gedacht iſt. Es erklärt ſich dies aus dem großen Widerwillen, der gegen dieſe Einrichtungen in den gouvernementalen Regionen herrſchte. So begierig man von dem Napoleoniſchen Regiment alles Dasjenige angenommen hatte, was geeignet ſchien, die fürſtliche Selbſtherrlichkeit und die Macht des Beamtenthums zu kräftigen, ſo entſchieden abgeneigt war man Dem, worin man mit richtigem Inſtincte fruchtbare Keime der Entwickelung eines ſelbſtändigen Volksthums und folglich eine Gefährdung eben jener abſolutiſtiſch-bureaukratiſchen Alleinherrſchaft erkannte.

Der fremdländiſche Urſprung (der übrigens bei dieſen, ihrer eigentlichen Wurzel nach urgermaniſchen Einrichtungen weit weniger in Wahrheit begründet war, als bei der nachgeäfften franzöſiſchen Vielregiererei) mußte zum Vorwand ihrer Wiederbeſeitigung dienen, welche denn auch überall, wo nicht ausdrückliche Verpflichtungen entgegenſtanden, mit größter Haſt vollzogen wurde.

Ein anderes weſentlich unterſtützendes Moment volksthümlicher Staatsentwickelung, die Preſſe, befand ſich zu jener Zeit in den meiſten deutſchen Staaten theils factiſch theils ausdrücklichen Geſetzesbeſtimmungen nach in einem ziemlich freien Zuſtande. In Weimar war zugleich mit der Verfaſſung ein freiſinniges Preßgeſetz erſchienen; Württemberg folgte; Baiern hob die Cenſur wenigſtens für nichtperiodiſche Schriften auf. Die badiſche Verfaſſung verwies die Preſſe auf die von der Bundesverſammlung zu erwartenden allgemeinen Beſtimmungen, denen man damals (1818), nach den Verheißungen der Bundesacte und den erſten Verhandlungen darüber am Bundestage, noch mit Hoffnungen entgegenſah, welche freilich ſehr bald vollſtändig niedergeſchlagen werden ſollten.

Das Verhältniß der einzelnen neuentſtandenen Verfaſſungen zum Bundestage war während der erſten Jahre ihres beiderſeitigen Beſtehens überhaupt ebenſo unklar, wie die Stellung dieſes letztern ſelbſt. Durch ſein erſtes Auftreten in den Jahren 1816—18 erregte der Bundestag bei Vielen die Hoffnung, daß er manches Gute im einheitlichen und ſogar im freiheitlichen Sinne wirken werde. Es erweckte daher wenigſtens keine allzu große Beunruhigung, wenn mehre Verfaſſungen, z. B. ſelbſt die badiſche, ausdrücklich die organiſchen Bundesbeſchlüſſe als bindend für die einzelnen Staaten hinſtellten, auch fand man es natürlich, daß die Mittel für allgemeine nationale Zwecke, wie früher dem Reich, ſo jetzt dem Bunde geleiſtet werden müßten und daß daher in Bezug auf ſolche die Stände ſich den unbeſchränkten Gebrauch ihres Bewilligungsrechts zu verſagen haben würden. Erſt die Entwickelung des Verfaſſungslebens einerſeits, andererſeits die Richtung, welche von dem Jahre 1819 an der Bundestag einſchlug, führten je länger je mehr zu der Erkenntniß der völligen Unverträglichkeit Beider.

Nachdem im Jahre 1818 eine einzige neugeſchaffene Landesvertretung, die naſſauiſche, ihre Verhandlungen, und zwar in ziemlich friedlicher, gegen die Regierung willfähriger Weiſe, begonnen hatte, ſah das Jahr 1819 ſechs derſelben in Thätigkeit, die von Baiern, Baden, Naſſau, Hannover, Weimar und Hildburghauſen. Die bairiſche, als die des beiweitem größten unter dieſen Staaten, zog die allgemeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf ſich. Die Wahlen waren unter ziemlich reger Theilnahme des Volks vor ſich gegangen; auch zeigte ſich alsbald eine lebhafte Oppoſition, während es ebenſo wenig an Elementen des Widerſtandes fehlte. Schon bei der Antwortadreſſe auf die Thronrede gab ſich eine Spannung zwiſchen den beiden Kammern kund. Die Kammer der Reichsräthe hatte eine Phraſe aufgenommen, durch welche die Abgeordnetenkammer ſich verletzt fühlte. „In einer Zeit“, hatte ſie geſagt, „wo ſo viele Einzelne in den Conſtitutionen nur Werkzeuge für ihre Leidenſchaften, nur Uebergänge zu einer eingebildeten Vollkommenheit erblicken, wo eitle Theorien als ewige Geſetze des menſchlichen Geſchlechts dargeſtellt werden, wenngleich das menſchliche Geſchlecht ſie von ſich ſtößt — werden Baierns Reichsherren ihren Stolz in der Vertheidigung des erhaltenden Princips finden, das die Grundlage für unſere Einrichtungen bildet.“ Mehre Abgeordnete verlangten eine directe Entgegnung auf dieſen Angriff; die Kammer begnügte ſich mit einer Proteſtation dagegen zu Protokoll. Bald trat der Gegenſatz zwiſchen beiden Kammern auch praktiſch hervor: die Abgeordnetenkammer beſchloß mit großer Mehrheit, den König um Errichtung von Landräthen oder Kreisvertretungen und um Einführung der öffentlichen Rechtspflege mit Geſchworenen zu bitten; die Reichsräthe lehnten Beides ab, Jenes, weil es dem König allein zuſtehe, die Verwaltung zu ordnen, Dieſes, weil es den Rechten des Adels, beſonders des hohen (der noch die volle Gerichtsbarkeit in ſeinen Herrſchaften beſaß), Abbruch thue. Dieſer ſchroffe Gegenſatz, in den die Adelskammer ſich zur Volkskammer ſtellte, brachte bei einzelnen feurigern Reformfreunden in der letztern den Wunſch nach einer Umgeſtaltung der Verfaſſung in mehr demokratiſchem Sinne hervor; doch blieb es beim Wünſchen und kam nicht einmal zu beſtimmten Anträgen, die auch auf keinen Erfolg in der Kammer zu rechnen gehabt hätten.

Eine brennende Frage ward in der Abgeordnetenkammer angeregt, die Vereidigung des Militärs auf die Verfaſſung. Ein königliches Edict von 1812 hatte dieſelbe in Ausſicht geſtellt. Die öffentliche Meinung intereſſirte ſich lebhaft dafür; die Regierung war in Verlegenheit. Da erklärten mehre Truppenabtheilungen, auf Betrieb ihrer Offiziere, in Adreſſen an die Kammer: ſie würden den Eid, wenn er gefordert werde, nicht leiſten. Die Kammer, eingeſchüchtert, verwarf den Antrag.

Am entſchloſſenſten warf ſich die Oppoſition auf das Budget. Die Regierung hielt zurück mit der Rechnungsablage über die Jahre vor der Verkündigung der Verfaſſung; die Kammer beſtand darauf. Bei den Poſtulaten für die Geſandtſchaften, die Verwaltung, das Militär verlangte die Oppoſition bedeutende Erſparniſſe, namentlich bei dem letztern. Baiern, ward geſagt, ſei nicht mehr, wie zur Napoleoniſchen Zeit, in dem Falle, die Rolle einer Großmacht zu ſpielen; wozu alſo ein ſo koſtſpieliger Armeebeſtand? Der König wollte durch perſönliches Dazwiſchentreten die Oppoſition abſchrecken und erklärte in einem Handbillet an den Feldmarſchall Wrede: er werde aus ſeiner Civilliſte den Ausfall, der durch die ſtändiſche Reduction entſtehe, decken. Dennoch blieb die Abgeordnetenkammer bei ihrem Beſchluſſe ſtehen.

Die Führer der Oppoſition auf dieſem Landtage waren: der Bürgermeiſter von Würzburg, von Hornthal, Profeſſor Behr von ebendaher, Seuffert, Stephani, Cloſen; in der Bekämpfung der Vielregiererei hielt auch von Aretin zu ihr.

Faſt noch lebhafter waren die Debatten in den badiſchen Kammern. Kurz vor deren Einberufung hatte die Regierung durch ein neues Adelsedict die Verhältniſſe der Mediatiſirten geregelt. Dieſes Edict ward, als dem Adel zu viele Rechte einräumend und die in der Verfaſſung verbürgte Gleichheit Aller vor dem Geſetze verletzend, heftig angegriffen. Knapp, Winter von Durlach, Duttlinger, von Liebenſtein ſprachen dagegen. Die Regierung berief ſich auf die Bundesacte, verlangte Achtung vor der Bundesverſammlung, welche ſich inzwiſchen beeilt hatte, die Uebereinſtimmung der Adelsedicte mit den Anforderungen des Artikel XIV der Bundesacte auszuſprechen. Darauf erklärte Liebenſtein: „Wir haben mit dem Bundestage keinen Geſchäftsverkehr und wollen keinen haben. Uns genügt an der Garantie, welche unſere Verfaſſung unſern ſtaatsbürgerlichen Rechten gewährt. Wenn man aber für offenbare Verletzungen dieſer verfaſſungsmäßigen Rechte die Autorität des Bundestags als Schutzwehr anführt, ſo können wir nicht vermeiden, in die Frage über die rechtliche Bedeutung dieſer Autorität einzugehen, ohne den Schein auf uns zu laden, als ob wir uns vor der nähern Erörterung dieſer Frage fürchteten. Solche leere Furcht wohnt weder in uns, noch brauchen wir ſie zu hegen.“ Die I. Kammer verſchob ihre Beſchlußfaſſung über dieſe Frage, um ſich nicht entſchieden ausſprechen zu müſſen; doch ließ ſie es nicht an ſcharfen Seitenhieben fehlen. „Noch ſeien nicht alle die Revolutionsmänner beengenden Schranken gebrochen“, ſo klang es von dort herüber in die Volkskammer. Indeß fand ſich die Regierung doch veranlaßt, die Ausſetzung des Edicts bis zu einer Entſcheidung des Bundestags darüber zu verſprechen. An Anträgen auf Verbeſſerung der Rechtspflege, Ablöſung feudaler Laſten, Verantwortlichkeit der Miniſter u. ſ. w. fehlte es nicht, auch kam die Regierung ſelbſt mit einigen Geſetzen in dieſem Sinne entgegen. Am heftigſten entbrannte aber auch hier der Kampf beim Budget. Wie in Baiern, ward die Civilliſte des Fürſten ohne Widerſpruch und mit Acclamation bewilligt, dagegen bei den Geſandtſchaften und dem Militär weſentlich auf Erſparniſſe gedrungen. Eine ungnädige Vertagung beendete dieſe Streitigkeiten, an denen ſich das Volk lebhaft und ſogar thätig durch perſönlichen Verkehr mit ſeinen Abgeordneten und durch Beifallsadreſſen an die Wahlkammer betheiligt hatte. Jener Verkehr ward jetzt polizeilich unterſagt; man wollte die Abgeordneten vom Volke iſoliren, dem mütterlichen Boden, deſſen Berührung ſie ſtark machte.

Ein ähnliches Verfahren beobachtete man in Naſſau während des zweiten Landtags. Geiſtliche, die ihren Gemeinden Bittſchriften an die Stände aufgeſetzt hatten, erhielten Verweiſe. Die Stände ſelbſt — Dank dem beſchränkenden Wahlgeſetze — zeigten ſich wenig im Einklang mit der ziemlich bewegten Stimmung des Landes. Ein Beamter, Regierungsrath Bergmann, hatte ſich geweigert, eine ohne ſtändiſche Bewilligung ausgeſchriebene Armentaxe einzutreiben, und war deshalb abgeſetzt worden. Die Stände nahmen ſich ſeiner zwar anfangs an, ließen aber bald aus Rückſichten gegen die Regierung die Sache fallen und bewilligten nachträglich die Armenſteuer. Ebenſo entſagten ſie ihren Beſchwerden wegen verfaſſungswidriger Ueberweiſung von Geldern aus der Steuerkaſſe an die Domänenkaſſe. Das adelige Element der Verſammlung trat auch hier in ſchroffer Abſonderung dem bürgerlichen gegenüber. Als den Ständen in der Thronrede wichtige Geſetzentwürfe verheißen wurden, ſcheute ſich die Adelskammer nicht, in ihre Adreſſe die Worte aufzunehmen: „die Mitglieder der Herrenbank vermögen allein in der höchſt wichtigen Angelegenheit der neuen Legislatur ein beſonnenes, reifes Urtheil zu fällen“.

Wie hätte es in dem adeligen Hannover anders ſein können? Dort nahm die II. Kammer, trotz ihrer mangelhaften Zuſammenſetzung, dennoch einige Anläufe zur freiern Bewegung, allein das bleierne Gewicht des Veto der I. Kammer zog ſie jedesmal wieder zum Boden nieder. Die II. Kammer behauptete, daß jede Kammer für ſich das Recht haben müſſe, Auszüge aus ihren Protokollen zu veröffentlichen; die I. Kammer beſtritt dies und beanſpruchte die Befugniß, in den Protokollauszügen der II. Kammer zu ſtreichen was ihr mißfalle. Die Regierung, um Erläuterung der einſchlagenden Beſtimmungen des Reglements angegangen, entſchied zu Gunſten der I. Kammer. Gegen den Beſchluß der proviſoriſchen Verſammlung hatte die Regierung in dem Reglement feſtgeſetzt, daß die Deputirten aus der Landeskaſſe keine Diäten und Reiſekoſten erhalten ſollten, ſondern nur von ihren Corporationen Entſchädigung beanſpruchen könnten. Die Folge war, daß mehre Städte ſich gar nicht vertreten ließen, andere aber angeſehene Staatsdiener in der Reſidenz wählten. Die II. Kammer nahm einen Antrag auf Diäten und Reiſekoſten für alle außerhalb Hannovers wohnenden Deputirten an, allein die I. Kammer lehnte ihn ab. Später kam zwar dieſe ſelbſt zu der Einſicht, daß auch ihr mit einer von der Regierung gänzlich abhängigen Wahlkammer wenig gedient ſei, aber es war zu ſpät, denn nun verwarf die II. Kammer, durch jenes Princip bereits corrumpirt, den Antrag, der ihre Selbſtändigkeit retten konnte.

Der Militäretat ward auch hier ein Gegenſtand der Berathung und des Streits. Die Regierung berief ſich zur Rechtfertigung des ſtarken Armeebeſtandes auf das „Bedürfniß“, obſchon ſie zugeſtehen mußte, daß derſelbe das Bundescontingent beträchtlich überſteige. Zugleich wurden die Stände bedeutet, „daß die innere Organiſation der Armee keinen Gegenſtand ihrer Berathung ausmachen könne.“ Bei ſolcher Beſchränkung, welche die Stände ſich leider gefallen ließen, war freilich eine wirkſame Oppoſition gegen die geforderte Bewilligung nicht möglich. Die proviſoriſche Ständeverſammlung hatte wenigſtens durch ihren Widerſpruch einige Reductionen im Militärweſen veranlaßt.

Die von der letztern erhobenen Anträge auf Reformen im Juſtizweſen und Anderes mehr ließen die neuen Stände auf ſich beruhen und baten „aus Mangel an weitern Vorlagen und Arbeiten“ ſelbſt um Vertagung.

In Weimar wirkte derſelbe verſöhnliche Geiſt, der die Verfaſſung durch gemeinſame Uebereinkunft zwiſchen Fürſt und Volk zu Stande gebracht hatte, auch in den Verhandlungen der erſten Ständeverſammlung fort. Mit bereitwilligem Entgegenkommen ward das Schuldenweſen des Landes geregelt und eine billigere Vertheilungsart der Steuern angebahnt. Beſchwerden der Stände wegen mancher Misbräuche in der Verwaltung gab die Regierung einſichtig Folge; zugleich erklärten ſich Jene gegen zu weit getriebene Bevormundung der Gemeinden, für ein freieres Bewegen und mehr Selbſtändigkeit der Unterthanen in Privatverhältniſſen, „womit keineswegs vereinbar ſei, wenn die Landespolizeibehörden die Unterthanen fortgehend bevormunden oder in das häusliche und rein menſchliche Leben eingreifen.“ Die Regierung ihrerſeits kam den Ständen mit dem Vorſchlag entgegen, „daß künftig in der Regel die Verhandlungen des Landtags öffentlich ſein ſollten.“

Nicht ganz ſo friedlich ging es in Hildburghauſen. Hier gab es ſcharfe Worte über den Militäraufwand; man entſchloß ſich zwar endlich, denſelben noch für die nächſten drei Jahre wie bisher zu verwilligen, doch bemerkte der Abgeordnete Lutz: „Se. herzogliche Durchlaucht könnten ſich gar wol in Friedenszeiten mit einer Ehrenwache begnügen, wodurch dem armen Lande viele Tauſend Gulden erſpart werden würden. Abgeordneter v. Stein nahm ſich des ſtändiſchen Bewilligungsrechts mit Wärme an. Die Stellung des Erbprinzen an der Spitze des Militärcollegiums ward als unverträglich mit dem Grundſatz der Verantwortlichkeit angegriffen, und, als das Militärcollegium ſich wegen der Bemerkungen des ſtändiſchen Syndikus Fiſcher über den Militäraufwand beim Landesherrn beſchwerte und dieſer die Beſchwerde den Ständen durch Reſcript mittheilte, erklärten die Stände, „daß der Mann wegen ſeiner durch Thatſachen bekräftigten Aeußerung nicht zur Verantwortung gezogen werden könne“. Das Volk nahm regen Antheil an dieſen Verhandlungen, die wenigſtens durch den Druck veröffentlicht wurden, was auch in Weimar geſchah, hier jedoch ohne die Namen der Sprecher.

Lehrreich genug und bildend für das Volk war dieſe erſte Diät ſeiner neuberufenen Vertreter. Sie zeigte ihm, was es von der erblichen Adelspairie zu erwarten habe — eine entſchiedene Abneigung gegen alle freiern Zeitideen und ein ſtarres Beharren auf hiſtoriſchen Vorrechten; was von den Regierungen — ihrer Mehrzahl nach einen heftigen Widerſtand gegen jede Beſchränkung ihres Machtgebrauchs und der Mittel dazu, beſonders der

Geldmittel, gegen jede Erweiterung und Kräftigung ſtändiſcher Macht, namentlich durch ein engeres Wechſelverhältniß der Abgeordneten mit dem Volke, einige Geneigtheit zwar zu einzelnen nützlichen Reformen in der Verwaltung, aber durchaus keine zu einer gründlichen Aenderung des ganzen Syſtems bureaukratiſcher Allesregiererei oder zu einem Herabſteigen unter den Einfluß und die Controle der Volksvertreter. Auch lernte das Volk ſchon durch dieſe erſten Verhandlungen, beſonders dort, wo ſolche ſich in voller Oeffentlichkeit bewegten, ſeine wahren Freunde von den nur ſcheinbaren, die energiſchen und beharrlichen Vertreter ſeiner Rechte und der Grundſätze zeitgemäßen Fortſchritts von den ſchwankenden und unbeſtändigen unterſcheiden. Zugleich überzeugte es ſich, wie eine gründliche Verbeſſerung ſeiner Zuſtände, eine Erleichterung ſeiner Laſten, eine Beſeitigung drückender Ungleichheiten, eine Sicherung gegen Beamtenwillkür und fürſtlichen Gewaltmisbrauch nur auf dem Wege einer entſchloſſenen, beharrlichen parlamentariſchen Oppoſition zu erreichen ſei, und dieſe Einſicht erweckte in ihm einen politiſchen Gemeingeiſt, ein lebendiges Intereſſe am öffentlichen Leben, einen regen Eifer in Ausübung ſeiner ſtaatsbürgerlichen Rechte und Pflichten — neue und faſt ungekannte Empfindungen für den ſo lange in Unmündigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine erhaltenen Deutſchen!

Aber auch die Regierungen hatten gelernt. Sie hatten einſehen gelernt, daß mit den neugeſchaffenen Landesvertretungen nicht ſo leicht fertig zu werden ſei, wie mit den alten überlebten Feudalſtänden; daß, während dieſe immer ohnmächtiger geworden waren, je weiter die Zeit vorwärts ſchritt, jene dagegen aus dem fortſchreitenden Volksbewußtſein ſelbſt täglich neue und gewaltigere Lebenskraft ſchöpften, eine Lebenskraft, welche den Bann, worin ſie zu halten man ſich geſchmeichelt hatte, mehr und mehr lockern und zuletzt gänzlich ſprengen mußte. Gern hätte man jetzt ungeſchehen gemacht, was man 1815 verſprochen, zurückgenommen, was man hier und da bereits wirklich gewährt. Das ging nun freilich ſo geradezu nicht wol an; denn es würde die ohnehin ſchon durch die hartnäckige Oppoſition des Adels und der Regierungen gegen zeitgemäße Reformen erweckte Unzufriedenheit auf allzu bedenkliche Weiſe geſteigert haben. Aber etwas mußte geſchehen, um den neuen Geiſt zu dämpfen, der in ſeinem raſchen Wachsthum die alten Formen zu ſprengen drohte, und, was geſchehen ſollte, mußte raſch geſchehen, ehe es zu ſpät ward. So dachten die entſchloſſenen Männer des alten Syſtems, und in ſolchem Geiſt, mit ſolchen Abſichten wurden von ihnen bei den bekannten Miniſterialconferenzen zu Karlsbad im Sommer 1819, neben der Preſſe und den Univerſitäten, auch die Verfaſſungen zum Gegenſtande gemeinſamer Erwägungen gemacht. Das Detail dieſer zu Karlsbad gepflogenen Verhandlungen über Sinn und Auslegung des Artikels XIII der Bundesacte (wie es jetzt offen vorliegt in den aus Klüber's Papieren von Welcker herausgegebenen „Wichtigen Urkunden für den Rechtszuſtand der deutſchen Nation“) liefert einen traurigen Beweis der Unredlichkeit, mit welcher man damals — ſo bald nach den Befreiungskriegen! — gegen die Völker verfuhr, und wirft zugleich einen tiefen Schatten rückwärts auf die Verhandlungen zu Wien, indem es Manches, was dort abſichtsloſe Unklarheit zu ſein ſchien, nunmehr als vorbedachte böswillige Abſicht, Manches, was dort mit der Miene vollſter Ehrlichkeit auftrat, als eine auf bloße augenblickliche Beruhigung der Gemüther berechnete Heuchelei erkennen läßt.

Bei den Verhandlungen zu Wien hatten diejenigen Mächte, von welchen die Sache zuerſt in die Hand genommen ward, Oeſtreich, Preußen, Hannover, desgleichen die 28 verbundenen Regierungen, kurz alle bis auf Baiern und Württemberg, neben dem Bedürfniß einer ſtarken einheitlichen Geſtaltung des Bundes überall den Geſichtspunkt vorangeſtellt, daß man den Erwartungen der Völker gerecht werden, ihnen gewiſſe Freiheiten und Bürgſchaften eines geſicherten Rechtszuſtandes gewähren müſſe. Man erkannte dem Bunde die Befugniß und die Pflicht zu, für dieſe Rechte der Völker einzutreten, nöthigenfalls gegen die einzelnen Regierungen ſelbſt. Aus dieſen Anſichten gingen die Vorſchläge wegen eines oberſten Bundesgerichts, wegen der Landesverfaſſungen, endlich wegen der den einzelnen Unterthanen zu verbürgenden Rechte hervor. Als Württemberg und Baiern darin eine Antaſtung der landesherrlichen Rechte erblickten und auf ihre „Souverainetät“ pochten, da ward ihnen bekanntlich von Hannover, unter Beiſtimmung der andern Regierungen, eingehalten: „der König von England ſei ſo ſouverain, wie nur irgend ein Fürſt in Europa und die Freiheiten ſeines Volks befeſtigten ſeinen Thron, ſtatt ihn zu untergraben.“

Bei den Conferenzen in Karlsbad dagegen ſtellte man an die Spitze der Verhandlungen folgende Grundſätze:

Der Bund beſteht als eine für die Erhaltung des Gleichgewichts und der allgemeinen Ruhe weſentliche, wahrhaft europäiſche Inſtitution. Weil er als ſolche beſteht und beſtehen muß, dürfen in ſeinem Innern keine Grundſätze in Anwendung gebracht werden, welche mit ſeinem Grundbegriff und ſeiner Exiſtenz unvereinbar wären. Der Bund wird durch die Bundesverſammlung repräſentirt; die Bundesverſammlung iſt demnach die oberſte politiſche Behörde in Deutſchland. Alle legalen Beſchlüſſe derſelben müſſen als Geſetze des Bundes unverbrüchlich ausgeführt und gehandhabt werden. Der Bund iſt ein Verein ſouverainer Fürſten; folglich muß auch in den einzelnen Staaten das monarchiſche Princip das herrſchende ſein und bleiben. Dem Bunde liegt die Verbindlichkeit ob, der zu großen Beſchränkung jenes monarchiſchen Princips entgegenzuſtreben. Er darf daher in den einzelnen Staaten keine ſolche Verfaſſungsformen dulden, welche auf die Idee einer Theilung der Souverainetät des Volks mit ſeinem Fürſten entweder von vornherein abzielen oder doch ihrer Natur nach hinführen müſſen*). Schon die unbeſchränkte Theilnahme der Stände an der Geſetzgebung ſteht mit dieſem monarchiſchen Princip, wie es der Bund feſthalten muß, in Widerſpruch, denn Stände, welche an allen Geſetzgebungsacten mitwirkend theilnehmen, werden verlangen, daß auch ſolche Geſetze, die aus gemeinſamen Beſchlüſſen der im Bunde vereinigten Fürſten hervorgehen, nicht eher für das einzelne Land Geſetzeskraft erlangen, als bis ſie, die Stände, ihre Zuſtimmung dazu gegeben haben. Ebenſo iſt es mit dem unbedingten Steuerbewilligungsrecht und der Verantwortlichkeit der Regierungen für Verwaltungsmaßregeln**). Demnächſt aber liegt in der Zuſammenſetzung der Stände,

---

*) Doppelt auffallend iſt es, daß dieſer Grundſatz gerade von einer Seite her geltend gemacht wurde, von welcher beim Wiener Congreß auf das Vorbild Englands Bezug genommen worden war — als ob irgendwo die Theilung der Souverainetät zwiſchen Volk und Fürſt, ja das unbedingteſte Uebergewicht des Volkswillens über den fürſtlichen Willen entſchiedener feſtgeſtellt wäre als in England!

**) „Es genügt die Erwägung des Umſtandes“, heißt es in dem Vortrage des Fürſten Metternich, „daß in den deutſchen repräſentativ-conſtitutionellen Staaten die geſetzgebende Gewalt zwiſchen dem Fürſten und dem Volke getheilt ſein ſoll, um die Unvereinbarlichkeit dieſes Verhältniſſes mit dem Bundesbegriff zu conſtatiren, nach welchem die aus Geſandten der deutſchen ſouverainen Fürſten beſtehende Bundesverſammlung die oberſte geſetzgebende Gewalt iſt.“ Schärfer noch drückte dies das Promemoria aus, welches im Auftrage des Fürſten Metternich Fr. von Gentz den verſammelten Miniſtern vorlegte. „Niemand“, ſagt Gentz, „kann in ein Bündniß mit einem Andern mehr Recht und mehr Macht mitbringen, als er unabhängig von dieſem Bündniß beſitzt. Ein Fürſt, der durch die Verfaſſung ſeines Landes und durch die derſelben gegebene Auslegung für einen der Beſtandtheile der geſetzgebenden Macht erklärt wird oder volksvertretenden Behörden von jeder ſeiner Verwaltungsmaßregeln Rede und Antwort geben muß, kann allerdings ohne Mitwirkung dieſer Behörden an Beſchlüſſen eines reinen Fürſtenrathes nicht Theil nehmen. Was ein einzelner Regent zu Hauſe nicht vermag, kann auch allen deutſchen Regenten deutſcher Staaten, wenn ſie in Perſon oder durch inſtruirte Geſandtſchaften irgendwo zuſammentreten, nicht geſtattet ſein. Durch dieſen klaren Ausſpruch der Orakel der volksthümlichen Lehren (es waren dieſe Anſichten in der badiſchen Kammer von dem Abgeordneten — ſpätern Miniſter — Winter bei dem obenerwähnten Streite über das Adelsedict entwickelt worden) iſt der Bundesverſammlung, ſelbſt für den unwahrſcheinlichen Fall, daß alle deutſche Staaten ſich zum Repräſentativſyſtem bekehrten, der Stab gebrochen. Sie kann aber ebenſowenig beſtehen, wenn ein Theil ihrer Mitglieder mit Landſtänden, ein anderer mit Volksvertretungen, ein Theil nach monarchiſchen, ein Theil nach demokratiſchen Grundſätzen, ein Theil als verfaſſungsmäßige Landesherren, ein anderer als conſtitutionelle Maſchinen regieren. Im Gefühl der Unmöglichkeit, dieſes Ganze, zugleich aber entſchloſſen, dem Götzen der Volksvertretung jedes andere Recht, jedes andere Intereſſe, jeden frühern Vertrag, die Sicherheit Deutſchlands und den Frieden Europas zum Opfer zu bringen, haben verſchiedene erklärte Freunde des Repräſentativſyſtems den Vorſchlag gethan, die Bundesverſammlung ſelbſt durch eine Volksdeputirtenkammer ergänzen zu laſſen. Solchen Vorſchlägen wird freilich Niemand, der eine allgemeine Revolution nicht wenn ſie ſich von dem ſtändiſchen Syſtem entfernt und in eine wirkliche Volksvertretung durch freie Wahlen aus dem Volke übergeht, das Princip der Volksſouverainetät; dieſes Princip wird ſich je länger je mehr geltend machen und zuletzt zur Herſtellung einer wirklichen Volksregierung führen*). Ein hierzu weſentlich mitwirkendes, darum höchſt gefähr-

---

wünſcht oder unabwendbar glaubt, Gehör ſchenken. Allein die Wahrheit iſt, daß wir auf einem äußerſten Punkte ſtehen, von dem nur noch ein einziger Pfad Rettung verſpricht. Wenn die deutſchen Fürſten ſich nicht jetzt noch über eine gleichförmige, mit der Sicherſtellung ihrer Rechte und ihrer Kronen, mit der wahren Wohlfahrt ihrer Völker und mit der Erhaltung des Deutſchen Bundes vereinbare Auslegung der Vollziehung des Artikels XIII der Bundesacte vereinigen, und wenn Denen, die bei der Bildung ihrer Verfaſſungen den einzig wahren, einzig zuläſſigen Sinn dieſes Artikels verfehlten, nicht zu einer geſchickten und anſtändigen (!) Rückkehr die Hand geboten werden kann, ſo bleibt uns Allen nichts übrig, als: dem Bunde zu entſagen.“

*) In einem Vortrage des naſſauiſchen Miniſters von Marſchall ward auseinandergeſetzt: es ſei unmöglich, der Entwickelung des Begriffs vorzubeugen, wonach alle Gewalt als vom Volke ausgehend und die Volksvertretung als ein Theil der Staatsregierung betrachtet werde, wenn die Mehrzahl der Mitglieder landſtändiſcher Verſammlungen aus der ganzen Maſſe des Volks hervorgehe, mithin active und paſſive Wahlfähigkeit nicht an einen bedeutenden Beſitz gebunden ſei. „In den Köpfen auf ſolche Art erwählter Volksvertreter werden, wie die Erfahrung es ſchon erwieſen hat, demokratiſche Ideen erweckt. Auf ſolche Art gewählte Deputirte ſind es, die die an Wahnſinn grenzende Behauptung häufig aufgeſtellt haben: ihr ausgeſprochener eigener Wille ſei als Wille der Mehrzahl des Volks zu verehren und zu vollziehen.“ — Sollte man nicht meinen, die damals errichteten Verfaſſungen hätten bereits das allgemeine Stimmrecht eingeführt, während ſie doch faſt alle eine Claſſeneintheilung des Volks, alle aber einen mehr oder minder bedeutenden Cenſus als Baſis der Wahlen feſtſtellten? Aber man ſieht recht wohl, daß nicht ſo ſehr die Qualität der Gewählten, als vielmehr die Idee, daß Dieſelben auf eine wirklich entſcheidende Mitwirkung bei den Staatsgeſchäften, der Geſetzgebung und den Finanzen, Anſpruch machten, die Regierenden gegen dieſe Art von Verfaſſungsentwickelung einnahm. Und freilich konnten ſie aus der Geſchichte eben jenes Englands, welches ſie ſelbſt fünf Jahre früher als Muſter eines wahren und heilſamen Verfaſſungslebens aufgeſtellt hatten, lernen, daß, ſobald einmal ein Repräſentativkörper ſich nicht als Organ einzelner bevorrechteter Stände, ſondern der Nation oder des Landes im Ganzen betrachtet, die, wenn auch noch ſo ariſtokratiſche Zuſammenſetzung deſſelben das Beſtreben, einen entſcheidenden Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, nicht verhindert, weit eher begünſtigt. Jenes Unterhaus, welches zuerſt die Macht Karl's I. brach und den Grund zur Durchführung der Grundſätze legte, die ſeitdem, wie Guizot in ſeinen Betrachtungen über die engliſche Revolution ſo treffend ausführt, unausgeſetzt die Zielpunkte des engliſchen Volks blieben, bis ſie in der Revolution von 1688 ihre volle Verwirklichung und zweifelloſe Anerkennung fanden: des Grundſatzes, daß die Geſammtvertretung der Nation im Parlamente einen entſcheidenden Einfluß auf die Regierung des Landes haben müſſe, und des zweiten, daß innerhalb dieſer Geſammtvertretung wiederum dem Unterhauſe, als der eigentlichen Volksrepräſentation, ein

liches Moment iſt die unbeſchränkte Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen*).

Aus dieſen Vorderſätzen ward dann gefolgert:

1) daß es Pflicht der Bundesregierungen ſei, durch eine jenen Grundſätzen entſprechende Auslegung des Artikels XIII der Bundesacte ſowol dem Entſtehen neuer auf jenes unzuläſſige Princip einer Theilung der Gewalt begründeter Repräſentativverfaſſungen vorzubeugen, als auch „eine Remedur gegen das bereits Geſchehene und vollkommen oder theilweiſe Ausgeführte zu ſuchen“;

2) daß der Bundesverſammlung die Macht zuſtehen müſſe, allen ihren Beſchlüſſen unweigerlichen Vollzug in allen Bundesſtaaten zu ſichern, nöthigenfalls im Wege der Execution, und daß ſie keinem Fürſten die Befugniß einräumen könne, ſeine ſouveraine Gewalt in der Art zu theilen oder beſchränken zu laſſen, daß dadurch ſeinen Verhältniſſen und Verpflichtungen gegen den Bund der mindeſte Eintrag geſchehe.

Mit ſolchen Grundſätzen, wenn ſie zu Beſchlüſſen, zu Thaten erhoben wurden, war Alles zurückgenommen, Alles verleugnet, was man beim Wiener Congreſſe gewährt, wozu man ſich bekannt, weſſen man ſich gerühmt hatte. Die Anhänger und Urheber dieſer Grundſätze mußten auch, wie durch eine geheime Macht des böſen Gewiſſens getrieben, wider ſich ſelbſt zeugen. So ſagte Fürſt Metternich in ſeinem einleitenden Vortrage: „Die Gefahr, welche für die Ruhe der Staaten aus der Einführung einer Volksrepräſentation, ſelbſt unter den möglichſten Beſchränkungen in der Form,

---

Uebergewicht über den andern Theil, das Oberhaus, zukomme — jenes Unterhaus beſtand aus ſo angeſehenen und wohlhabenden Leuten, daß, wie engliſche Schriftſteller verſichern, die Geſammtſumme ihres Vermögens dasjenige der Mitglieder des Oberhauſes um das Dreifache überſtieg. Was die Herren in Karlsbad eigentlich wollten, das verrieth noch deutlicher der Vortrag des mecklenburgiſchen Bevollmächtigten von Pleſſen, welcher vorſchlug: man möge den Begriff der Volksvertretung als unzuläſſig und unvereinbar mit dem Bundesweſen ſouverainer Fürſten ausſprechen, „denn die Deputirten könnten dann nur ihre einzelne berathende Stimme oder Meinung abgeben, aber weder eine Volksſtimme noch einen Volkswillen durch ihr einzelnes Organ auszudrücken in Anſpruch nehmen.“

*) „So iſt z. B. die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Volkskammer, wenn ſie bis auf den Punkt täglicher Bekanntmachung des Geſammtinhalts der Debatten getrieben wird, ein unmittelbarer Schritt zur Herabwürdigung aller Autorität und zum Untergange aller öffentlichen Ordnung“ (Memoire des Herrn von Gentz). „Die Beibehaltung der offenen Tribune in den vielen deutſchen Ständeverſammlungen würde den Revolutionsfreunden ſtets neuen Stoff darbieten, um das Volk aufzuregen, und die Verbreitung ihrer Declamationen durch die Tribüne würde ihnen die Mittel zur Erreichung verwerflicher Zwecke reichlich erſetzen, welche die Beſchränkung des Unfugs der Preſſe ihnen zu nehmen beabſichtigt. Dieſer Unfug kann in den jetzigen Zeitverhältniſſen nicht geduldet werden“ (Vortrag des Grafen Münſter).

entſtehen könne, habe den Regierungen im Jahre 1815 nicht ſo deutlich vorgelegen, als ſie ihnen heut vorſchweben müſſe, weil damals die Erfahrung noch nicht gemacht geweſen. Der Satz, daß eine Volksvertretung nur das Ende oder der Anfang einer Revolution ſein könne, würde damals von Wenigen anerkannt, von vielen Seiten beſtritten worden ſein.“ Und der württembergiſche Bevollmächtigte von Winzingerode erklärte: „Er wünſche zwar, daß jetzt noch dem Artikel XIII eine das Princip der Volksvertretung ganz ausſchließende Interpretation ſollte gegeben werden können, er halte es aber nicht mehr für möglich, weil mehre von den größern deutſchen Regierungen die Pflicht, den Artikel XIII durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlichſt anerkannt hätten, weil es höchſt bedenklich und revolutionaire Ausbrüche provocirend erſcheinen würde, wenn man ein ſo wichtiges, da, wo es einmal gegeben ſei, vom Volke ſehr richtig gewürdigtes Recht jetzt anfechten wollte, nachdem es auf dem Wiener Congreß eher anerkannt als geleugnet und nachdem die Zuläſſigkeit, den Artikel XIII durch Einführung einer Volksrepräſentation zu erfüllen, von mehren Regierungen ſchon ſeit langer Zeit ohne Widerſpruch des Bundes angewendet worden ſei“.

Nichtsdeſtoweniger hatte man die unbegreifliche Kühnheit, auch in der Bundesverſammlung (Sitzung vom 20. September 1819) die zu Karlsbad vorgebrachte wahrheitswidrige Behauptung zu wiederholen und zu ſagen:

„Nie haben die Stifter des Deutſchen Bundes vorausſetzen können, daß dem Artikel XIII Deutungen, die mit den klaren Worten deſſelben in Widerſpruch ſtehen, gegeben oder Folgerungen daraus gezogen werden ſollten, die nicht nur den Artikel XIII, ſondern den ganzen Text der Bundesacte in allen ſeinen Hauptbeſtimmungen aufheben und die Fortdauer des Bundesvereins ſelbſt höchſt problematiſch machen wurden. Nie haben ſie vorausſetzen können, daß man das nicht zweideutige landſtändiſche Princip, auf deſſen Befeſtigung ſie einen hohen Werth legten, mit rein demokratiſchen Grundſätzen und Formen verwechſeln und auf dieſes Mißverſtändniß Anſprüche gründen würde, deren Unvereinbarkeit mit der Exiſtenz monarchiſcher Staaten entweder ſofort einleuchten oder doch in ganz kurzer Zeit offenbar werden müßte.“

Solche Heuchelei und Unwahrheit erregte tiefe Empörung bei allen redlich Denkenden und fand ihre gerechte Abfertigung und Ueberführung ſelbſt durch Solche, welche als Miturheber der Bundesacte vollgültiges Zeugniß abzulegen vermochten von dem Sinne und den Abſichten, die damals obgewaltet. Der alte Freiherr von Gagern, als Geſandter Niederlands für Luxemburg der Wortführer jener verbundenen 28 Regierungen beim Congreß zu Wien, ſchrieb einen zornigen Brief an Herrn von Pleſſen, worin er Dieſen daran erinnert, wie auch er beim Congreß im Namen ſeines Landesherrn jene vier Artikel, das Minimum ſtändiſcher Rechte, mit unterſchrieben, von denen ſchon der eine, die Bewilligung der Steuern, Das vollſtändig enthalte, was man jetzt hinwegleugnen wolle — einen entſcheidenden Einfluß der Stände auf die Regierung. Was ſolle es alſo heißen, wenn man jetzt von dem „nicht zweideutigen landſtändiſchen Princip“ ſpreche, als ob dieſes Princip jene Rechte nicht kenne, über deren Gebrauch ſeitens der Volksvertretungen man ſo ungehalten ſei. „Sie, der mecklenburgiſche Edelmann“, ruft in edler Entrüſtung der alte Reichsfreiherr aus, „gebrauchen die abgenutzte Liſt, phantaſtiſche republikaniſche Grillen oder rein demokratiſche Grundſätze mit den Anſprüchen auf geregelte Monarchie zu verwechſeln. Dazu haben Sie nicht mehr Recht als Die, welche Fürſtlichkeit oder Monarchie mit Tyrannei oder Despotismus in eine Vaſe werfen, um ſie hernach für eine Büchſe der Pandora zuſammen auszugeben. Das echte demokratiſche Princip iſt kein anderes, als irgendwo eine Hülfe gegen Willkür und Druck..... Wie möchte man wagen, an deutſche Begriffe, deutſche Rechte und deutſche Geſchichte als echte Quellen für die Gegenwart zu appelliren, wo dieſe eben den Kaiſer, die Wahlfürſten, die mildernde Ariſtokratie der Kirche, zwei Reichsgerichte und das beſtändig in Frage und Zwiſt befangene Beſteuerungsrecht fanden? an die Geſchichte, die ihnen ſchon in unſern barbariſchen Zeiten Verbote willkürlicher, übertriebener Abgaben, übertriebener Zölle und Mauthen auf allen Seiten zeigte?... Beſonders iſt es nicht gut“, fährt er fort, „das Beginnen der repräſentativen Verfaſſungen in Deutſchland, den bisherigen Verlauf anzuklagen und heftigen Tadel darauf zu werfen. Wir, die Edelleute, haben einiges Recht dazu, die Fürſten nicht, nicht ohne Undank. In München, Karlsruhe, Stuttgart iſt man ihnen mit Liebe nicht nur, ſondern mit Enthuſiasmus entgegengekommen. Mit dieſem Enthuſiasmus hat man die Civilliſten behandelt. So wenig Sie ein engliſches Parlament nach den Redensarten von Lord Cochrane oder Sir Francis Burdett beurtheilen werden, ſo wenig unſere Kammern nach dieſer oder jener iſolirten Aeußerung. Die ſo urtheilen, haben nicht den entfernteſten Begriff von unſern frühern landſtändiſchen Verhandlungen, ſo oft voll Sinn, Nachdruck und Vaterlandsliebe.“

Stimmen wie dieſe, die natürlich ein noch weit ſtärkeres Echo in den Reihen der mehr demokratiſch Geſinnten fanden, machten ſelbſt die verhärtete Schamloſigkeit einigermaßen ſtutzig. Auch zeigten ſich manche der Regierungen, welche bereits repräſentative Verfaſſungen bei ſich eingeführt hatten, denn doch etwas bedenklich, die Hand zu Maßregeln zu bieten, von denen ſie wußten, welche große und gerechte Aufregung ſie in ihren Ländern hervorbringen müßten; andere, wie z. B. die württembergiſche, fürchteten nichts ſo ſehr, als eine Anerkennung der alten ſtändiſchen Verfaſſungen, deren ſie ſich kaum erſt mühſam entledigt hatten, und ſo kam es, trotz des Drängens der beiden großen Mächte, vorläufig noch zu keinem förmlichen Beſchluß über dieſen Gegenſtand. Erſt im folgenden Jahre, bei Abfaſſung der Wiener Schlußacte, fanden die in Karlsbad entwickelten Anſichten ihren geſetzlichen Ausdruck, obwol in etwas gemilderter und verhüllender Form, in den bekannten Artikeln 57, 58, 59 derſelben, welche ſo lauten:

Art. 57. „Da der Deutſche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus ſouverainen Fürſten beſteht, ſo muß, dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge, die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann durch eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden."

Art. 58. „Die im Bunde vereinten ſouverainen Fürſten dürfen durch keine landſtändiſche Verfaſſung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beſchränkt werden."

Art. 59. „Wo die Oeffentlichkeit landſtändiſcher Verhandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, muß durch die Geſchäftsordnung dafür geſorgt werden, daß die geſetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen ſelbſt noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesſtaats oder des geſammten Deutſchlands gefährdende Weiſe überſchritten werden."

Eine Hauptpulsader des conſtitutionellen Lebens hatte man ſchon im Jahre 1819 durchſchnitten durch das Geſetz, welches in allen deutſchen Ländern die Cenſur wieder einführte.

Die beiden großen, abſoluten Cabinette verfehlten nicht, die Ausführung der in jenen Artikeln enthaltenen Grundſätze in den einzelnen Staaten ſorgfältig zu überwachen. Nachdem durch die ſyſtematiſche Reinigung des Bundestags von allen etwas liberalern Elementen (1822—23) hier ein feſterer Boden für gemeinſame Beſchlüſſe gewonnen, an den Höfen ſelbſt aber durch Einflüſterungen und Einſchüchterungen aller Art die da und dort etwa noch vorhandene volksthümliche Geſinnung zum Schweigen gebracht worden war, regte der öſtreichiſche Präſidialgeſandte im Jahre 1824 die Sache von neuem an, und es ward unter einmüthiger, unbedingter Zuſtimmung aller Regierungen folgender Beſchluß gefaßt:

„Der Deutſche Bund verdankt Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſtreich den durch die heutige Mittheilung bethätigten neuen Beweis der unwandelbaren Sorgfalt Sr. kaiſ. königl. Majeſtät für die Erhaltung und Befeſtigung der innern Ruhe und Ordnung in Deutſchland und ſetzt feſt: Es ſoll in allen Bundesſtaaten, in welchen landſtändiſche Verfaſſungen beſtehen, ſtreng darüber gewacht werden, damit in der Ausübung der den Ständen durch die Verfaſſungen zugeſtandenen Rechte das monarchiſche Princip unverletzt erhalten bleibe und damit zur Abwehr aller Misbräuche, welche durch die Oeffentlichkeit in den Verhandlungen oder durch den Druck derſelben begangen werden könnten, eine den angeführten Beſtimmungen der Schlußacte entſprechende Geſchäftsordnung eingeführt und über die genaue Beobachtung derſelben ſtreng gehalten werde.“

Als man dieſen Beſchluß faßte, war das conſtitutionelle Leben in den meiſten deutſchen Staaten ſchon von ſeinem erſten kühnen Aufſchwunge herabgeſunken zur Machtloſigkeit, hier und da zur Schlaffheit; es ward den Regierungen leicht, den Mahnungen des Bundestages nachzukommen; auch waren ſie ſelbſt nun ſchon eine nach der andern von ihren freiſinnigen Anwandlungen zurückgekommen, von ihren frühern Gewiſſensſkrupeln und Rückſichten auf die öffentliche Meinung geheilt; ſie hatten ſich — Dank den fortgeſetzten Bemühungen der großen Höfe, den Congreſſen zu Laibach und zu Verona (1821 und 1823) — vollkommen in den Beſitz der „zwei großen Mittel des Heils“ geſetzt, auf welche ſchon bald nach den Karlsbader Conferenzen der Fürſt von Metternich in einem Privatſchreiben an den badiſchen Miniſter von Berſtett als auf ſolche hinwies, „welche heut jeder Regierung, die im Gefühl ihrer Würde und ihrer Pflicht *ſich ſelbſt nicht zu verlaſſen entſchloſſen* iſt, geſichert ſind.“ Das eine dieſer Mittel fand der Fürſt „in der beruhigenden Gewißheit, daß zwiſchen den europäiſchen Mächten durchaus kein Mißverhältniß beſteht und, *nach den unwandelbaren Grundſätzen der Monarchie*, auch unter keiner Bedingung Platz greifen kann“ (die Heilige Allianz!); „das andere iſt die zwiſchen den *deutſchen* Regierungen im Laufe der letzten neun Monate (durch die Karlsbader Conferenzen!) gebildete feſte, treue, mit Gottes Hülfe unzerſtörbare Vereinigung.“

Ein gemeinſames Reſultat für Regierungen und Völker war aber doch aus den Conferenzen zu Karlsbad und Dem, was dieſen nachfolgte, hervorgegangen: die Erkenntniß von der Unvereinbarkeit eines lediglich aus Souverainen oder deren perſönlichen Beauftragten beſtehenden, *abſoluten Fürſtenraths*, als „oberſter politiſcher Behörde Deutſchlands“, und eines Verfaſſungszuſtandes in den einzelnen deutſchen Staaten, welcher mehr oder minder das monarchiſche Princip durch eine geregelte Mitwirkung der Stände, als Organe des Volks, beſchränkte. Aus der gemeinſamen Wurzel dieſer Erkenntniß entſprangen zwei völlig divergirende Beſtrebungen: die eine, die wir ſoeben beobachtet haben, auf Zurückdämmung des conſtitutionellen Weſens in den Einzelſtaaten bis zur völligen Ohnmacht deſſelben gerichtet — die andere jener entgegengeſetzt und das Ziel verfolgend, den abſoluten Bundestag, den natürlichen und unverſöhnlichen Feind alles conſtitutionellen Lebens, durch eine kraftvolle Entwickelung dieſes letztern aus ſeiner gefährlichen Machtſtellung zu verdrängen oder aber ſein eigenes Weſen ſo umzugeſtalten, daß er künftig den Verfaſſungen der Einzelſtaaten nicht mehr feindlich gegenüber-, vielmehr mit ihnen in innerer Wahlverwandtſchaft und Wechſelwirkung ſtehe. Dieſe zweite Richtung entwickelte und äußerte ſich aber erſt in der folgenden Periode; damals gelangte jene erſte zur alleinigen, unbedingten Herrſchaft, und ſelbſt das Sträuben der einen und andern Ständeverſammlung oder das ſchwache Ankämpfen der nun wieder gefeſſelten Preſſe gegen dieſe Herrſchaft diente nur dazu, dieſelbe immer mehr zu befeſtigen und die Erfolgloſigkeit jedes Widerſtandes für den Augenblick offenkundig zu machen.

In einzelnen Staaten fanden wenigſtens in den nächſten Jahren nach den Karlsbader Beſchlüſſen noch heftige Kämpfe zwiſchen der Oppoſition und der Regierung, ſogar einzelne Siege der erſtern ſtatt. In Baden trat der 1819 vertagte Landtag im folgenden Jahre wieder zuſammen. Die Regierung verſuchte durch Zurückhaltung des Urlaubs für Männer wie Liebenſtein, Duttlinger u. A. die Oppoſition zu decimiren, gab aber nach, als dieſe gegen ein ſolches Verfahren ſich entſchloſſen erhob. Dafür boten nun auch die Stände zu einer proviſoriſchen Vereinbarung über das Budget die Hand, deſſen definitive Regelung dem nächſten Landtage vorbehaltend. Sogar die I. Kammer ließ ſich durch ihre freiſinnigen Mitglieder K. von Rotteck und den edeln Freiherrn von Weſſenberg bewegen, einem Antrage der II. zu Gunſten der Preßfreiheit beizutreten, von dem ſie jedoch beim Landtage von 1822 wieder zurücktrat. Dieſer zweite Landtag ward unter günſtigen Zeichen eröffnet; die Regierung ging in ihrer Verſöhnlichkeit ſo weit, zwei Häupter der Oppoſition, von Liebenſtein und Winter, zu ihren Commiſſaren bei den Kammern zu ernennen. Vielleicht hoffte ſie auch, dadurch die Oppoſition entweder zu gewinnen oder zu ſchwächen. Aber bald kehrte man zu einem ſchroffern Syſteme zurück; andere Commiſſare erſetzten die beiden volksfreundlichen, und durch ihren Mund wurden Grundſätze proclamirt, welche die ganze Exiſtenz des conſtitutionellen Princips in Frage ſtellten, wie der: daß eine Ueberſchreitung ſtändiſcher Bewilligungen von den Kammern keineswegs als nicht verausgabt verrechnet (d. h. deren Erſatz von den Miniſtern gefordert), ſondern lediglich darüber Beſchwerde geführt werden könne. Ueber das Militärbudget wollte man gar keine Debatte zulaſſen, weil dieſes durch den Bund der ſtändiſchen Controle gänzlich entrückt ſei. Die I. Kammer unterſtützte dieſe unfreiſinnige Richtung der Regierung, verſtümmelte das von der Volkskammer angenommene Gemeindegeſetz, widerſetzte ſich dem Geſetze über Ablöſungen. Endlich, als die II. Kammer dennoch 50,000 Thaler am Militäretat ſtrich, entließ man ſie abermals und ſandte ihr ein großherzogliches Manifeſt nach voll Vorwürfen und Anſchuldigungen. Und ſo ſehr war ſchon, in Folge der ſyſtematiſchen Reaction gegen das conſtitutionelle Leben, der Verfälſchung der öffentlichen Meinung und der Feſſelung der freiſinnigen Preſſe, der Geiſt des Volks wieder erſchlafft und verderbt, daß aus mehrern Gegenden des Landes Adreſſen an den Großherzog einliefen, welche ihm für dieſen Schritt dankten und ihn baten, ohne Landtag und Verfaſſung allein fortzuregieren! Die Regierung aber rächte ſich an den Mitgliedern der Oppoſition, die ihrem Einfluß erreichbar waren, durch Abſetzungen und ſonſtige Feindſeligkeiten. Das Syſtem der Unterdrückung und Corruption feierte auf den folgenden Landtagen einen vollſtändigen Triumph. „Statt mit Volksrepräſentanten (ſagt Rotteck in der Einleitung zu ſeiner Geſchichte des Landtags von 1831) ward der landſtändiſche Saal mit Regierungsagenten erfüllt, und gefeſſelte oder falſche Zungen ſprachen im verhöhnten Namen des Volks.“ Die Kammern thaten, was die Regierung wollte, und unterließen, was ihr mißfällig war. Sie bewilligten das Budget ohne Widerſpruch, änderten ſogar die Verfaſſung in zwei wichtigen Punkten auf das Verlangen der Regierung ab, indem ſie an die Stelle der Partialerneuerung (zu einem Viertel alle zwei Jahre) die Integralerneuerung (nach acht Jahren), an die Stelle der zweijährigen Landtagsperioden dreijährige ſetzten.

In Baiern ſank das parlamentariſche Leben von der Höhe, zu der es ſich 1819 erhoben hatte, bald auf das Niveau einer ruhigen, doch nicht ganz unfruchtbaren geſetzgeberiſchen Thätigkeit herab. Principfragen vermied man möglichſt, und nur in Finanzfragen kehrte noch bisweilen die Oppoſition ihren frühern Stachel gegen die Regierung. Das Phlegma des Altbaiern und die nüchterne Bedachtſamkeit des Schwaben dämpften den lebhaftern Geiſt des Franken und des Pfälzers und trugen unter den jetzigen Umſtänden leicht den Sieg davon. Gefährliche Opponenten, wie den inzwiſchen zum Bürgermeiſter von Würzburg gewählten Dr. Behr, hielt man durch Verſagung des Urlaubs fern, indem man ſchon damals das gefährliche Princip geltend machte, daß auch Gemeindebeamte eines Regierungsurlaubs bedürften. Die Volkskammer ließ ſich dies gefallen. Das wichtigſte Reſultat ſtändiſcher Wirkſamkeit aus dieſer Periode war die Einführung der Landräthe oder Kreisvertretungen, welche, nach wiederholten Verhandlungen zwiſchen beiden Kammern und der Regierung, 1828 ins Leben traten.

In Württemberg und Heſſen-Darmſtadt mußten die beiden Fürſten (ihrer eigenen Geſinnung nach den Volkswünſchen nicht unzugänglich) harte Vorwürfe von ihren mächtigern Bundesgenoſſen erdulden, weil ſie in den Verfaſſungsverträgen mit ihren Völkern Grundſätze zugelaſſen, die mit den Verabredungen zu Karlsbad und Frankfurt nicht vereinbar ſchienen. Der König von Württemberg reiſte ſogar nach Warſchau zum Kaiſer von Rußland, um, wie man annahm, vor Dieſem ſich zu rechtfertigen. Nach ſeiner Rückkehr verſtummten wenigſtens die Befürchtungen, mit denen man vorher ſich getragen hatte, als werde er gezwungen ſein, die eben erſt verliehene Verfaſſung wieder aufzuheben. In Darmſtadt erzählte man ſich von ſehr ernſten Explicationen zwiſchen dem Großherzog und den Geſandten zweier großen Höfe. Die Letztern hätten zu verſtehen gegeben: „Man könne nicht gleichgültig dabei ſein, daß in Deutſchland das gefährliche Beiſpiel abgetrotzter Verfaſſung gegeben werden“, worauf aber der Großherzog erwidert haben ſollte: „Er könne zwar nicht ganz die Art billigen, wie die Ereigniſſe ſich entwickelt, indeſſen habe eine liberale, aufrichtig gemeinte Verfaſſung ſtets in ſeiner Abſicht gelegen, darum wolle er ſeine und ſeines Volks Freude über die hergeſtellte Einigkeit ſich auf keine Weiſe rauben laſſen.“ Aber das beharrliche Andringen der großen Höfe erreichte ſeinen Zweck doch: zwar kam es in keinem der beiden Länder zu einem ſo ſchroffen Bruch wie in Baden; allein die darmſtädtiſchen Stände hatten wiederholt über das ſtarre Feſthalten der Regierung an Dem, was ſie „ihre Autorität“ nannte, die Rheinheſſen zudem über feindſelige Geſinnungen derſelben gegen ihre Inſtitutionen zu klagen, und in Württemberg mußte 1823 zuerſt der allzu liberale Wangenheim vom Bundestag, bald auch Winzingerode aus dem Miniſterium des Auswärtigen weichen, obſchon Letzterer bei den Karlsbader Conferenzen ſelbſt den Wunſch geäußert, nur nicht den Muth gehabt hatte, in die Zurücknahme der bereits dem Volke angebotenen Verfaſſung zu willigen. Uebrigens kamen in Darmſtadt und Württemberg mancherlei nützliche Reformen zu Stande, und auch die Budgetdebatten gingen größtentheils friedlich ab. Nur 1827 beſchwerte ſich die württembergiſche Volkskammer über Budgetüberſchreitungen. In Darmſtadt war nebenbei das Verhältniß der Adelskammer zur Volkskammer ein beſſeres als irgend ſonſt; in Württemberg grollte der Adel mit der Regierung und der Volkskammer, was zu einer engern Verbindung der beiden Letztern führte. Eine garſtige Epiſode in der Geſchichte der württembergiſchen Stände bildet die Ausſchließung des ſpäter als Nationalökonom ſo berühmt gewordenen Fr. Liſt von der dortigen Volkskammer. Liſt hatte einen Antrag auf allerlei Verbeſſerungen im Staatsweſen ausgearbeitet und noch vor dem Beginn des Landtags drucken laſſen. Derſelbe enthielt heftige Angriffe auf verſchiedene Perſönlichkeiten der Regierung. Die Regierung ließ ihn deshalb in Unterſuchung nehmen, und die Kammer war ihrer Selbſtändigkeit ſo wenig eingedenk, vielleicht auch von perſönlicher Voreingenommenheit ſo verblendet, daß ſie auf den Wunſch der Regierung ihn von ſeiner ſtändiſchen Wirkſamkeit bis zum Austrag der Unterſuchung ſuspendirte. Liſt entfloh bekanntlich und ging nach Amerika. Schon damals tauchten in den württembergiſchen Kammerverhandlungen die Namen eines Schott, Uhland u. A. auf, die in der nächſten Periode eine ſo glänzende Stelle in der parlamentariſchen Geſchichte ihres Landes einnehmen ſollten, in Darmſtadt finden wir den Reichsfreiherrn von Gagern (den Vater), von Breidenſtein, Schenk, Eigenbrodt unter den Mitbegründern und erſten Ausbauern der Verfaſſung. Auch E. E. Hoffmann erſcheint ſchon damals, wird aber 1826 vom Landtage ausgeſchloſſen, weil er von der Mainzer Centralcommiſſion in Unterſuchung genommen war; die Volkskammer ließ ſeine Ausſchließung geſchehen.

Die Stände Hannovers nahmen im Jahre 1821 einen ziemlichen Anlauf, indem ſie in einer Sache, wo die Regierung ihre Mitwirkung als eine blos „berathende“ behandelt hatte, ihr Recht der „Zuſtimmung“ in leidlich entſchloſſener Weiſe (die I. Kammer ſogar in entſchloſſenerer als die

II.) reclamirten. Die Regierung ſcheint aber, ſo viel man aus den weitern Verhandlungen erſieht, für gut befunden zu haben, darauf gar nicht zu antworten, und ſo hatte es dabei ſein Bewenden. Ein zweiter Streitpunkt waren die vielen Befreiungen von öffentlichen Laſten, deren Adel und Geiſtlichkeit ſich erfreuten. Die II. Kammer drang auf deren Aufhebung. Die I. Kammer wollte davon Nichts wiſſen, höchſtens einen kleinen Theil dieſer Vorrechte aufgeben, und, als man zu keiner Vereinigung kommen konnte, ergriff die II. Kammer (wie ſchon früher einmal) den ſonderbaren Ausweg, die ſchiedsrichterliche Entſcheidung der Regierung anzurufen, die natürlich gegen ſie ausfiel. Mit jeder folgenden Diät wurden die Verhandlungen der hannoveriſchen Stände bedeutungsloſer, die Gleichgültigkeit aber im Volke gegen ihre Verhandlungen wuchs ſo ſehr, daß man die Protokolle endlich nicht mehr druckte, weil Niemand ſie kaufen mochte. Uebrigens kam dort ein merkwürdiges Beiſpiel von Misachtung der Redefreiheit eines Abgeordneten vor. Der Deputirte von Osnabrück, Hofrath Buch, hatte in einem ſchriftlichen Votum ſich mit etwas ſtarken Ausdrücken gegen die Vorſchläge der Regierung in der Steuerbefreiungsfrage ausgelaſſen. Die II. Kammer hatte ihm darauf einſtimmig einen Verweis zuerkannt. Damit nicht zufrieden, erließ das Staatsminiſterium an die Regierung zu Osnabrück ein Reſcript, vom König Georg in Carltonhouſe (auf dem freien Boden Englands!) unterzeichnet, worin geſagt wird: „Wenn wir unter ſolchen Umſtänden von weitern, wohlverdienten Maßregeln gegen den Hofrath Buch abſtrahiren wollen, ſo geſchieht es hauptſächlich, um unſer Wohlgefallen über das Betragen der II. Kammer an den Tag zu legen. Wir glauben jedoch mit dieſem Entſchluſſe den Befehl verbinden zu müſſen, daß dem Hofrath Buch künftig der Urlaub verſagt werde, von dem Collegio, dem er angehört, zur Beiwohnung der Ständeverſamlung abweſend zu ſein.“

In Naſſau war die Domänenfrage der nie ſchlafende Geier, welcher ſelbſt die im Ganzen ſo friedlichen Stände nicht zur Ruhe kommen ließ. Auf dem Landtage 1822 erklärte ein Abgeordneter, Trempetta: „Sein Gewiſſen geſtatte ihm nicht, an den ſtändiſchen Verhandlungen eher Theil zu nehmen, bis dieſer Punkt erledigt ſei“. Präſident Herber antwortete ihm: „Gegen den beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Landesherrn laſſe ſich in dieſer Sache Nichts mehr thun“, worauf Trempetta und mit ihm vier andere Abgeordnete wirklich austraten. Auch 1823 ward die Domänenfrage wieder angeregt, aber ebenſo auch wieder beſeitigt.

So war kaum ein Jahrzehnd nach dem Wiener Congreß und nach dem Entſtehen der erſten Verfaſſungen in Deutſchland das parlamentariſche Leben allerwärts in Ohnmacht, Bedeutungsloſigkeit, Unfreiheit und Abhängigkeit von dem Willen der Regierungen zurückgeſunken, die Theilnahme des Volks daran abgeſtumpft, hier und da ſogar in offene Abneigung, oder doch in Mistrauen gegen alles conſtitutionelle Weſen verkehrt. Erſt das Jahr 1830 ſollte einen neuen Aufſchwung des deuſchen Verfaſſungslebens herbeiführen.

K. Biedermann.

Die Mischungen deutscher Stämme

mit den Völkern des römiſchen Weſtreichs.

Um ein zureichendes Bild von der weltgeſchichtlichen Bedeutung des deutſchen Volks zu bekommen, müſſen wir uns in die Periode zurückverſetzen, in welcher die deutſchen Stämme die römiſchen Befeſtigungslinien am Rhein und an der Donau ſiegend durchbrachen und ſich unaufhaltſam über die Provinzen des römiſchen Weſtreichs ergoſſen. Wenn je, ſo war damals eine neue Zeit im Entſtehen; die Deutſchen gaben den Anſtoß dazu, und die ganze fernere Entwickelung der abendländiſchen Welt hing an der Frage: Werden die deutſchen Eroberer die römiſche Völkerwelt völlig germaniſiren, vielleicht ſogar bis auf unbedeutende Reſte vernichten? oder werden ſie auf römiſchem Boden ſelbſt zu Römern umgebildet werden? oder endlich wird eine Miſchung der beiden Volksſchichten vor ſich gehen, aus welcher dann neue Volksindividuen entſpringen?

Es ſchien auf den erſten Anblick Nichts unwahrſcheinlicher als das Letztere. Die Germanen kamen in die römiſche Welt als Feinde, zum Theil als ſchonungsloſe Zerſtörer, und, war auch der Stand ihrer Cultur keineswegs ſo niedrig, daß wir ſie mit den amerikaniſchen Wilden paralleliſiren könnten, wie Guizot thut, der fein gebildeten Römerwelt gegenüber konnten ſie immerhin als Barbaren gelten; mancher gallo-römiſche Adelige zog ſich vor den weſtgothiſchen oder burgundiſchen Eroberern als vor Feinden der Bildung zurück auf einen einſamen Landſitz im Gebirge, um ſich da noch der letzten Reſte römiſcher Cultur erfreuen zu können. Dazu kommt, daß die Deutſchen zum Theil noch Heiden oder, wenn auch Chriſten, doch nicht dem römiſchen Glauben zugethan, ſondern Arianer waren — eine Menſchenclaſſe, welche der rechtgläubige Römer faſt noch mehr haßte als die Heiden. Die Deutſchen endlich waren kaum in den Anfängen eines Staatslebens begriffen, die Römer Bürger eines organiſch gegliederten Staats mit ausgebildeter Rechtspflege und complicirter Verwaltung, die Deutſchen frei bis zur Ungebundenheit, die Römer unter dem Druck eines Despotismus, welcher ihre altrepublikaniſchen Inſtitutionen zu leeren Schatten herabgeſetzt hatte oder zum Zweck der Steuererpreſſung grauſam mißbrauchte. Wahrlich Momente genug, welche eine Miſchung Beider unwahrſcheinlich, ja unmöglich zu machen ſchienen.

Und doch ging eine ſolche in dem größern Theile der römiſchen Länder vor ſich, welche von deutſchen Stämmen beſetzt wurden. England freilich kommt für uns vor der Hand (ſ. unten) nicht in Betracht. Die Briten nämlich waren nicht nachhaltig romaniſirt worden und hatten, als die Römer ihre Beſatzung aus dem Lande zurückzogen, römiſche Bildung und römiſche Inſtitutionen vollends abgeworfen; ſo konnten ſie denn auch den deutſchen Eroberern nicht römiſches Weſen mittheilen, um ſo weniger als überhaupt zwiſchen Angelſachſen und Briten keine gegenſeitige Verſchmelzung, vielmehr ein mehr als hundertjähriger Vernichtungskampf ſtattfand. Auf der andern Seite trafen in Nordafrika die Vandalen allerdings römiſche Bevölkerung, römiſches Staatsleben, römiſche Sprache und Bildung. Aber eine Amalgamirung deutſchen und römiſchen Weſens fand auch hier nicht ſtatt. Denn zu feindſelig und zerſtörungsſüchtig waren die Vandalen in jenes Land eingebrochen, eine zu precäre Stellung räumten ſie den Unterworfenen in ihrem Staate ein und zu ſchroff namentlich ſtellten ſie ſich dem katholiſchen Kirchenglauben der Römer gegenüber, als daß ein friedlicher Verkehr und Austauſch zwiſchen Beiden möglich geweſen wäre. Dazu kam, daß die Vandalen in Einer Provinz des eroberten Landes in Maſſe zuſammenwohnten, ſtatt ihre Sitze, wie andere Germanen, zerſtreut unter den Römern zu nehmen. So gingen die Vandalen unter, ohne durch Verſchmelzung mit den Römern einer neuen Nationalität das Daſein gegeben zu haben.

Ganz anders in Frankreich, Italien, Spanien. In allen dieſen Ländern kam es früher oder ſpäter zu einer gegenſeitigen Durchdringung germaniſchen und römiſchen Volksthums. Aber wie war dies möglich trotz jener unausfüllbar ſcheinenden Kluft? Vor allem war ſchon die erſte Begegnung der deutſchen Eroberer und der Römer nicht immer ſo ſchroff und gewaltſam, wie man gemeinhin vorausſetzt und wie dies auch unleugbar bei der vandaliſchen, fränkiſchen und longobardiſchen Reichsgründung der Fall geweſen iſt. Vielmehr gingen die germaniſchen Niederlaſſungen auf römiſchem Boden öfters in friedlicher Weiſe vor ſich, indem die römiſchen Kaiſer oder die Provinzialen ſelbſt eine oder mehrere Provinzen, die nicht mehr zu ſchützen und zu halten waren, deutſchen Heerkönigen und ihren Stämmen vertragsmäßig abtraten. Den römiſchen Bewohnern waren ſolche Landabtretungen für den erſten Anfang zwar empfindlich, weil ſie dadurch einen bedeutenden Theil (ein Drittel, zwei Drittel) ihres Grundeigenthums verloren; aber im Beſitz Deſſen, was ihnen blieb, wurden ſie wenigſtens durch die deutſchen Waffen kräftiger geſchützt als durch die ſinkende römiſche Macht, und an die Stelle der willkürlichen und unerträglichen Steuerforderungen des römiſchen Staats traten beſtimmte, nicht zu drückende Leiſtungen. Die Römer wurden ferner in den neuen germaniſchen Reichen (das vandaliſche immer ausgenommen) von der activen Theilnahme am Staatsleben in Krieg und Frieden nicht ausgeſchloſſen; überhaupt ward ihnen, wenn auch nicht gleich nach der Unterwerfung, doch mit der Zeit eine ſo leidliche und annehmliche Stellung eingeräumt, daß wir z. B. von den galliſchen Provinzialen hören, ſie haben die weſtgothiſche Herrſchaft dem Regiment der römiſchen Kaiſer weit vorgezogen. Zudem hatten die Römer die Genugthuung, zu ſehen, wie manches römiſche Element nach und nach in Verfaſſung und Recht der Deutſchen ſelbſt überging. So war ſchon das politiſche und rechtliche Verhältniß zwiſchen Siegern und Beſiegten von der Art, daß es eine Annäherung beider Völkerſchichten anbahnen konnte und mußte. Freilich lag eben in der rechtlichen Stellung, welche die Römer in den germaniſchen Staaten einnahmen, auch wieder Etwas, was die Trennung derſelben zu verlängern drohte. Es war nämlich zum mindeſten bei einigen deutſchen Stämmen, wie bei den Weſtgothen in den erſten Jahrhunderten ihrer Herrſchaft, bei den Burgundern und Franken, und ſomit auch in dem faſt das ganze deutſch-romaniſche Abendland umfaſſenden karolingiſchen Reiche Staaatsgrundſatz, daß jeder Stamm nach ſeinem Recht, alſo auch die Römer nach dem ihrigen gerichtet werden ſollten. So führten denn die Römer neben den Deutſchen ihr geſondertes Rechtsleben — eine Trennung, deren Spuren in Frankreich und Italien*) ſich bis ins 12., ja 13. Jahrhundert bemerklich machen, während ſie für Spanien ſchon am Ende des 6. Jahrhunderts aufgehoben wurde. Allein im Allgemeinen wurde der Proceß der Völkermiſchung durch dieſe partielle Trennung nicht weſentlich aufgehalten. Von größerer Wichtigkeit für unſere Frage ſind die religiöſen Verhältniſſe geweſen. War die Miſchung zwiſchen Oſtgothen und Römern, welche ſo ſehr im Plane des großen Theoderich gelegen hatte, hauptſächlich deswegen nicht zu Stande gekommen, weil im Arianismus der Oſtgothen, im Katholicismus der Römer einander widerſtrebende Elemente vorlagen, blieben aus demſelben Grunde auch die Weſtgothen in Frankreich von den Römern getrennt: ſo wurde auf der andern Seite durch die Katholiſirung der Franken vom Ende des 5. Jahrhunderts an, der Burgunder und Weſtgothen im 6., der Longobarden im 7. die Verſchmelzung dieſer Völker mit den katholiſchen Provinzialen entſcheidend gefördert. Unausweichlich aber wurde eine ſolche früher oder ſpäter herbeigeführt durch folgenden Umſtand. Die Deutſchen beſetzten gewöhnlich nicht zuſammenhängende Ländereien in Maſſe, ſondern ließen ſich einzeln und zerſtreut mitten unter den Römern nieder. Auch beſtätigt ſich trotz der bekannten Vorliebe der alten Deutſchen für ländlichen Aufenthalt bei genauerer Einſicht der Quellen keineswegs die gewöhnliche Annahme, die Deutſchen (Franken, Longobarden) hätten ſich mit den Römern in die eroberten Provinzen ſo getheilt, daß ſie blos das Land beſetzten, in den

---

*) Die Oſtgothen zwar und wahrſcheinlich auch die Longobarden hatten den Römern kein geſondertes Rechtsleben gelaſſen, aber das karolingiſche Reich führte das Syſtem der Stammes-Rechte auch in Italien ein.

Städten aber die Römer hauſen ließen. Vielmehr hatten in den franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Städten nicht nur die deutſchen Obrigkeiten (Gaugrafen u. ſ. w.) ihren Sitz, ſondern auch außerdem finden wir deutſche Bürger in denſelben anſäſſig. Dieſes Zuſammenwohnen brachte von ſelbſt einen regen ſocialen Verkehr und gegenſeitigen Austauſch geiſtiger und ſittlicher Eigenſchaften zwiſchen Römern und Deutſchen mit ſich. Die Deutſchen, bildungsfähig wie ſie waren, nahmen von den Römern nicht blos den römiſchen Kirchenglauben, ſondern auch Sinn für Literatur und Dichtung, Bildung und feinern Lebensgenuß an, während andererſeits ihre ungebrochene Kraft in den entnervten, an Sklaverei gewöhnten Römern kräftigeres Selbſtgefühl weckte. Wie ſehr ſie auch ihre Laſter gegenſeitig austauſchten — die Laſter der ungezähmten Roheit, des wilden Kriegerlebens, gegen die nicht minder großen der Verfeinerung und des üppigen Genußlebens —, davon weiß namentlich die Geſchichte der merovingiſchen Zeit zu erzählen. Endlich konnte es bei dem erwähnten Zuſammenleben nicht fehlen, daß zwiſchen beiden Völkern auch vielfache geſchlechtliche Miſchung eintrat, und damit ſind wir bei dem eigentlichen Urſprung der neuen Miſchvölker angekommen, welche aus der Vereinigung von Römern und Deutſchen hervorgingen. Anfangs zwar waren die Ehen zwiſchen Deutſchen und Römern theils verboten oder erſchwert, theils ſtanden ihnen, wenn nicht geſetzliche Hinderniſſe, doch gegenſeitige Antipathien, römiſche Verachtung der Barbaren, deutſches Halten auf einen reinen Stamm, oder religiöſe Differenzen im Wege; aus dem letztern Grunde blieben z. B. zwiſchen Oſtgothen und Römern während der ganzen, freilich kurzen Dauer des oſtgothiſchen Reichs in Italien die Ehen ſelten. In der Folge aber wurden ſie immer häufiger, und auch das letzte Verbot ſolcher Miſchehen, das im weſtgothiſch-ſpaniſchen Reiche noch beſtanden hatte, fiel im 7. Jahrhundert, nachdem die Weſtgothen Katholiken geworden waren.

Durch Herſtellung der Rechts- und Glaubenseinheit, Ausgleichung des beiderſeitigen Bildungs- und Sittenzuſtandes, ungehinderte Ehen zwiſchen Römern und Deutſchen war, wie es ſcheint, der Miſchungsproceß beider Völker in Italien und Spanien ſchon im 8. Jahrhundert ſehr weit vorangeſchritten, in jener Zeit, wo über Italien Karl der Große, über Spanien die arabiſche Macht hereinbrach. Sollten ja in letzterm Land zur Zeit des Einfalls der Araber noch Spuren von nationaler Verſchiedenheit zwiſchen Weſtgothen und Römern vorhanden geweſen ſein, ſo mußten doch dieſe vor dem nunmehr eintretenden weit größern Gegenſatz zwiſchen Occident und Orient, Chriſtenthum und Islam vollends verſchwinden. Für Frankreich bildet einen entſchiedenen Wendepunkt die Mitte des 9. Jahrhunderts; hatten nämlich bis dahin die Pipiniden die fränkiſchen Länder mit rein deutſcher und die mit gemiſchter Bevölkerung noch zuſammenhalten können, ſo wurde jetzt dieſes Reich zerſprengt, weil der ganze Charakter der ausgewanderten Deutſchen durch ihre Miſchung mit den Römern nach und nach ſo ſehr verändert worden war, daß ſie mit ihren deutſch gebliebenen Brüdern nicht mehr wol in Einem ſtaatlichen Ganzen zuſammenbleiben konnten, ſondern ſich ſelbſtändig conſtituiren und neue Bahnen einſchlagen mußten. Doch den Schlußſtein einer Völkerverſchmelzung bildet immer die Herſtellung der Spracheinheit. Leider ſind gerade über den Zeitraum, in welchem dieſe eintrat, d. h. in welchem die Franken, Weſtgothen, Longobarden (denn um dieſe handelt es ſich hauptſächlich) aufhörten deutſch zu ſprechen, äußerſt wenig ſichere Angaben vorhanden. Ueber die Weſtgothen in Spanien iſt uns in dieſer Beziehung ſo gut wie gar Nichts überliefert. Für Italien ſcheint allein ſoviel erweislich, daß die Longobarden (in Benevent) im Anfang des 9. Jahrhunderts noch deutſch ſprachen, am Ende des 10. aber nicht mehr. Was Frankreich betrifft, ſo herrſchte das Deutſche bei Hof (zur Zeit der karolingiſchen Dynaſtie) und in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft länger als im Volk. Als im Jahre 842 Karl der Kahle und Ludwig der Deutſche zu Straßburg in offener Heerverſammlung ihren Bundeseid erneuerten, mußte ſich bekanntlich Ludwig der Deutſche des Romaniſchen bedienen, um ſich dem Heere Karl's des Kahlen, das aus Neuſtriern, Burgundern, Aquitaniern, Provençalen beſtand, verſtändlich zu machen. Daraus folgt, daß Romaniſch damals in Frankreich die Sprache der Mehrzahl war. Das Deutſche war jedoch nicht erloſchen; denn in einigen Geſetzen, welche in demſelben Jahrhundert von eben jenem Karl dem Kahlen für ſeine Unterthanen gegeben ſind, werden lateiniſche Worte zu beſſerm Verſtändniß durch beigeſetzte deutſche erklärt. Aber jedenfalls iſt im 10. Jahrhundert das Romaniſche in dieſem Lande durchaus herrſchende Sprache des Volks*) und am Ende deſſelben durch die capetingiſche Dynaſtie auch Sprache des Hofs geworden; Frankreich heißt jetzt bei den Chroniſten Gallia oder Francia Romana, ſeine Bewohner Franci Latini oder Romani, und zwar ausdrücklich „a lingua Romana". Wir werden nicht irren, wenn wir das 10. Jahrhundert als den Zeitraum bezeichnen, in welchem ſich die Verſchmelzung des deutſchen und des römiſchen Volksthums in Frankreich und Italien oder die Bildung der neuen franzöſiſchen und italieniſchen Nationalität vollendet; in Spanien iſt dieſer Miſchungsproceß wahrſcheinlich ſchon früher zu ſeinem Ziele gekommen.

Welches Zahlenverhältniß in den neuen Nationalitäten zwiſchen dem deutſchen und dem römiſchen Element obwaltete, iſt im Allgemeinen nicht ſchwer zu ſagen. Obgleich nämlich nachgewieſen iſt, daß die Bevölkerung der römiſchen Provinzen in den letzten Zeiten des Reichs beträchtlich abgenommen hatte, überwog doch die Zahl der römiſchen Provinzialen immerhin weit die der deutſchen Einwanderer, welche, ohnedies nicht ſehr zahlreich, noch durch lange Heerzüge und Kriege geſchwächt waren. Die Miſchungsverhältniſſe in den einzelnen Gegenden der genannten Länder ſind beträchtlich verſchieden. So kommen in der Zeit Karl's des Großen unter den Colonen auf den Gutern der Abtei St.-Germain-des-Prés, die meiſt im Umkreis von 40 Lieues um Paris gelegen ſind, zehnmal mehr deutſche als römiſche Namen vor. Auf der andern Seite gab es wieder in Südfrankreich Gegenden, wo die römiſche Bevölkerung ſo dicht war, daß man ſagen konnte, hier lebe man nach römiſchem Recht, weil nämlich die nach anderm Rechte Lebenden, einem andern Stamm Angehörenden kaum in Betracht kamen. Endlich machte Erzbiſchof Agobard im 9. Jahrhundert in Lyon die Erfahrung, daß oft unter funf Menſchen Jeder wieder nach einem andern Rechte lebe; hier an der Rhone war alſo die Bevölkerung ſehr gemiſcht. Bekannt iſt, daß Norditalien ſtärker von Deutſchen beſetzt wurde als der Süden dieſes Landes, was ſich noch theils in dem Charakter der Norditaliener, theils in ihrer rauhern Sprache kund gibt. Ebenſo verhielt es ſich in Spanien. Als durchſchnittliches Ergebniß bleibt aber immer das quantitative Uebergewicht des römiſchen Elements; dieſes Miſchungsverhältniß übrigens auf beſtimmte Ziffern bringen zu wollen, wäre ein eitles Bemühen.

---

*) Die nordöſtlichen Striche gegen Belgien hin etwa ausgenommen, wo das Deutſche noch lange fortlebte.

Es fragt ſich aber weiter, wie großen Einfluß auf das innere und äußere Leben der genannten Miſchvölker das deutſche Element, wie großen das römiſche gehabt, auf welche Lebensgebiete jenes, auf welche dieſes mächtiger eingewirkt habe. Wir nennen das franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Volk romaniſche Völker. Damit ſcheint geſagt zu werden, daß das römiſche Element in der Miſchung durchaus dominire. Aber in Wahrheit iſt das deutſche nirgend ganz unwirkſam und blos receptiv, in manchen Gebieten ſogar beſtimmend und ſchöpferiſch bildend. Bekanntlich zwar ſind die Sprachen der romaniſchen Völker Töchter der lateiniſchen oder genauer betrachtet die lateiniſche Sprache ſelbſt, nur in einer modernen Entwickelungsphaſe. Aber eben dieſe Umbildung oder Auflöſung des Lateiniſchen ins Italieniſche, Franzöſiſche, Spaniſche iſt durch die deutſche Eroberung weſentlich gefördert worden. Ferner ſchrumpft zwar die Zahl der einzelnen Fälle, wo das deutſche Idiom auf die grammatiſchen Formen des Romaniſchen eingewirkt haben ſoll, bei genauerer Betrachtung ſehr zuſammen, indem ſelbſt der den romaniſchen Sprachen eigene Gebrauch des Artikels und der Hulfszeitwörter, welche beide man am eheſten aus dem Deutſchen abzuleiten verſucht wäre, ſchon im Lateiniſchen, namentlich in der römiſchen Volksſprache angebahnt iſt. Dagegen iſt der lexikaliſche Sprachſchatz der romaniſchen Sprachen, namentlich der franzöſiſchen, durch das deutſche Idiom ſehr bereichert worden; haben ja doch dieſe Sprachen manches altdeutſche Wort erhalten, welches im Neudeutſchen verloren gegangen iſt. Daß aber die meiſten deutſchen Wörter, welche in die romaniſchen Sprachen übergegangen ſind, der Sphäre des Kriegs oder des Staats- und

Rechtslebens angehören, iſt leicht zu begreifen. Denn eben in dieſen Gebieten waren die Deutſchen die Meiſter, die ſchöpferiſchen, organiſirenden. Es führt uns dieſe Bemerkung um einen Schritt weiter. Stammt bei den romaniſchen Miſchvölkern Cultur und Sprache überwiegend von der römiſchen Mutter, ſo hat dagegen der deutſche Vater ihrem politiſchen und rechtlichen Leben unverkennbar und nachhaltig ſein Gepräge aufgedruckt, und die franzöſiſchen Gelehrten, welche neuerdings, den deutſchen Siegern ſo wenig als möglich Einfluß zugeſtehend, das römiſche Element der franzöſiſchen Geſchichte in allen Gebieten „rehabilitiren“ wollen, werden auf dieſem gerade am wenigſten reuſſiren. Zu verkennen iſt zwar nicht, daß das römiſche Recht in Südfrankreich bei der überwiegend römiſchen Bevölkerung noch während des Mittelalters als Landrecht galt und die Localrechte beſtimmte; bekannt iſt. ferner, daß daſſelbe auf dem Wege der Geſetzgebung durch ganz Frankreich, wie in Italien und Spanien (aber auch in Deutſchland) wieder zur Geltung kam und ſofort die mannichfaltigſten Miſchungen mit dem germaniſchen Rechte einging. Aber das Alles ſind Nebenſachen. Das Lehenswesen beherrſcht im Mittelalter das Leben der romaniſchen wie der germaniſchen Welt. Es iſt nicht römiſchen Urſprungs — denn das römiſche beneficium und das deutſche Lehen ſind gar verſchiedene Dinge —, ſondern ein echter Ausfluß des deutſchen Lehens. Deutſch iſt eben damit die Theilung der Staatsgewalt zwiſchen dem Königthum und Feudalſtänden — eine Phaſe der Staatsentwickelung, welche auch die romaniſchen Staaten durchgemacht haben. Aus Deutſchland ſtammen die Grundſätze, daß das Volk ſein Recht ſelbſt findet und Jeder durch ſeines Gleichen gerichtet werden muß — Rechtsprincipien, welche tief ins Rechtsleben auch der romaniſchen Völker eingreifen, welchen die romaniſchen Gewohnheitsrechte des Mittelalters, das mittelalterliche Schöffenthum wie die moderne Jury Frankreichs ihren Urſprung verdanken. Doch — wenigſtens in der mittelalterlichen Städtefreiheit, wie ſie ſich in den romaniſchen Ländern früher als in den deutſchen ausbildete, glaubt man einen Reſt altrömiſcher Zuſtände finden zu müſſen. Allein je mehr wir der Sache auf den Grund ſehen, deſto mehr löſt ſich die Behauptung eines ununterbrochenen Zuſammenhangs zwiſchen den römiſchen und mittelalterlichen Municipien dahin auf, daß jene unter der Herrſchaft der Franken, Longobarden, Weſtgothen vielmehr als ſolche zu exiſtiren aufgehört hatten, dieſe aber Product einer neuen, ganz ſelbſtändigen Entwickelung ſind und nur für neue Inſtitutionen zuweilen alte Namen und Formen geborgt haben. Iſt aber ſo die mittelalterliche Städtefreiheit jedenfalls keine römiſche Reliquie, ſo iſt dieſelbe ſogar in Nordfrankreich, zum Theil auch in Italien entſchieden deutſchen Urſprungs, indem das deutſche Schöffenthum oder die ebenſo gut deutſche Schutzgilde Baſis und Kern derſelben bilden. Ueberblickt man alle dieſe rechtlichen und ſtaatlichen Inſtitutionen, ſo wird ſich gewiß nicht leugnen laſſen, daß das deutſche Element auf die politiſche Entwickelung der romaniſchen Nationen weſentlich und dauernd eingewirkt habe. Am wenigſten aber wird man behaupten wollen, was ein franzöſiſcher Gelehrter neuerdings behauptet hat, daß das deutſche Element nichts als Unfreiheit und Sklaverei in die romaniſche Welt eingeführt habe; im Gegentheil brachte daſſelbe ein auf Freiheit gegründetes Recht und pflanzte einen friſchen Geiſt der Freiheit, der die römiſche Welt verjüngte und neu belebte. Obgleich übrigens die romaniſche Welt viele Einflüſſe von dem in ihr liegenden germaniſchen Element empfangen hat, laſſen ſich doch in den jetzigen Zuſtänden und dem gegenwärtigen Charakter der romaniſchen Nationen die deutſchen Beſtandtheile nicht wol ausſcheiden; die lange Zeit, welche ſeit ihrer Entſtehung verfloſſen iſt, ihre wechſelvolle Geſchichte hat die Miſchungselemente ganz durcheinander gerüttelt, alte Züge verwiſcht, neue Bildungen hervorgebracht. Und wer wollte z. B. heutzutage noch entſcheiden, ob der männliche Ernſt, der ritterliche Stolz des Spaniers aus dem deutſchen Blute ſtammt, das er in ſich hat, oder nicht vielmehr von dem langen Ringen Spaniens mit dem Islam herzuleiten iſt?

Der Proceß der Umbildung der Franken, Weſtgothen, Longobarden u. ſ. w. zu Franzoſen, Spaniern, Italienern war bereits vollbracht, als auch noch der letzte der in den Provinzen des römiſchen Weſtreichs angeſiedelten Stämme in Gefahr gerieth, ſeine germaniſche Nationalität zu verlieren und in den Kreis der romaniſchen Nationen hereingezogen zu werden. Der deutſche Stamm, den ich meine, ſind die Angelſachſen in England, die Gefahr, von der ich ſpreche, kam von den Normannen. Es hatte ſich nämlich im 10. Jahrhundert ein Schwarm Normannen im Norden Frankreichs niedergelaſſen und war dort ſo überraſchend ſchnell romaniſirt worden, daß ſchon zur Zeit des zweiten Normannenherzogs Wilhelm's I. die alte ſkandinaviſche Volksſprache, durch das neue franzöſiſche Idiom verdrängt, nur noch an der Meeresküſte geredet wurde. Ihre alte Abenteuer- und Kriegsluſt aber hatten ſie noch nicht verloren und ſo eroberten ſie denn im 11. Jahrhundert England. Ein normänniſcher König mit einem zahlreichen normänniſchen Adel beherrſchte hinfort das Land und unterdrückte das angelſächſiſche Volk. Franzöſiſche Sprache herrſchte am Hofe, in den höhern Kreiſen und überall, wo man auf feinere Bildung Anſpruch machte; ſie war Sprache der Geſetzgebung und Literatur, das Engliſche als Idiom des Volks war gering geachtet. Lange beſtanden ungeeinigt und in erbitterter Feindſchaft zwei Stämme nebeneinander, jeder mit ſeiner beſondern Sprache. Den Normannen gelang es nicht, ihre angelſächſiſchen Unterthanen zu romaniſiren. Denn mit hartnäckiger Ausdauer hielt dieſer Stamm an ſeiner deutſchen Sprache feſt, wachte über ſeinen alten Freiheiten und wahrte überhaupt ſein deutſches Gepräge. Wol aber lernten die normänniſchen Adeligen, ſeit die Normandie von England getrennt war, England immer mehr als ihre Heimat betrachten, näherten ſich dem Bürgerſtande in Verfolgung gleicher politiſcher Intereſſen und benutzten ihre Macht als

Feudalſtände dazu, auch dem Volke ausgedehnte Freiheiten und Mitbetheiligung an der Regierung zu erringen. Die wirkliche Miſchung beider Volksſchichten, aus welcher die engliſche Nation hervorging, erfolgte im Laufe des 13. Jahrhunderts. Bei dieſer Miſchung war nun aber das angelſächſiſche Element weitaus überwiegend. Die engliſche Nation, weit entfernt eine romaniſche zu ſein, iſt faſt durchweg von deutſchem Geblüt; denn der (normänniſche) Adel wurde in den vielen Kriegen des Mittelalters nahezu vernichtet. Die engliſchen Inſtitutionen ruhen auf deutſcher Baſis, die engliſche Sprache iſt deutſchen Stammes, wenn auch mit franzöſiſchen Worten bereichert und in Wortbildung und Ausſprache von der franzöſiſchen influirt. Kurz die Engländer ſind, ſo ſehr auch ihre inſulariſche Iſolirung und ihre ganze dadurch bedingte Geſchichte ihnen ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat, nach Abſtammung, Sprache, Charakter, Staats- und Rechtsleben weſentlich deutſch trotz der normänniſchen Eroberung.

W. Heyd.

Deutsches Universitätsleben.

Erſter Artikel.

Das Mittelalter.

Wie der Unterricht der Kinderwelt in den früheſten Zeiten beſchaffen war, davon wiſſen wir wenig. Die höhere Schule, bei den Culturvölkern meiſt in der Prieſterkaſte wurzelnd, war eine Bevorrechtung, ein Geheimgut, kein Gemeingut des Volkes. Höhern und edlern Charakter und Aufſchwung gewann ſie bei den Völkern Griechenlands, und, während Inder, Aegypter, Hetrusker und Hebräer die Gottheit der Wiſſenſchaft in dumpfe und düſtere Tempel und Tempelgrotten einſchloſſen, wandelte ſie bei den Hellenen frei und herrlich in offenen Hallen unter Säulengängen und Blütenbäumen. Der Begriff der Hochſchule auf der Grundlage der Philoſophie bildete ſich am reinſten zu Athen aus, ging von da nach Alexandrien und ſpäter nach Rom über. Als das Chriſtenthum ſich ausbreitete, fand es in den Gelehrtenſchulen des Heidenthums vielfach Halt und Boden. Aber ſchon in den erſten Jahrhunderten ſeines Beſtehens geſtaltete ſich ſein geiſtiges Leben und Streben in ein geiſtliches um; die Geiſtlichkeit warf ſich zur Hüterin und Bewahrerin aller Wiſſenſchaft und Lehre auf, und es entſtanden die Kloſterſchulen, die ſich über die meiſten Länder Europas verbreiteten und zum Theil großen, ja außerordentlichen Rufes theilhaft wurden. In Italien, England, Frankreich, Spanien, Deutſchland blühten ſolche Schulen lange vor Karl dem Großen, welcher ſelbſt mit Weisheit und Vorliebe eifrig bemüht war, ſowol das niedere als das höhere Schulweſen zu fördern. In Spanien gewann die Herrſchaft der Araber mächtigen, geiſtig belebenden Einfluß auf das Schulweſen, und beſonders waren es die Lehren der Mathematik, Aſtronomie und Naturkunde, welche dort zu hoher Blüte gelangten und, ſegensreich weiter wirkend, auch andern Nationen zu Theil wurden. Auch die jüdiſche Weisheit lüftete ihre Tempelvorhänge und ging Hand in Hand mit der arabiſchen in den Lehren der Arzneikunde, des Rechtes, der ſprachlichen Forſchung und der Glaubenslehren. Die Philoſophie der chriſtlichen wie der jüdiſchen und arabiſchen Gelehrtenſchulen neigte ſich mehr und mehr dem Erforſchen theologiſcher und kirchlicher Glaubensformen zu, und von dem Worte Schola, Schule, mit welchem vorzugsweiſe die frühern Kloſterſchulen, wie die ſpäter von Karl dem Großen in ſeinen Reichen gegründeten Wiſſenſchaftsanſtalten bezeichnet wurden, entſtand die Benennung Scholaſtik für die Lehre beſtimmter Glaubensformen, welche Jahrhunderte lang, andere Lehrgegenſtände zur Seite drängend, Das, was damals als höheres Wiſſen und Wiſſenſchaft galt, beherrſchte. Neben den Lehren vom Glauben und Glaubensſatzungen, die als Wichtigſtes galten, lehrte und trieb man noch die ſogenannten ſieben freien Künſte: Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, Muſik, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, letztere vor allen mit beſonderer Vorliebe, und verſchmolz die Lehren der griechiſchen Philoſophie, vorzüglich die des Ariſtoteles, mit dem Geſammtſtreben, die Scholaſtik als die große Wiſſenſchaftsſonne hinzuſtellen, von welcher alles andere Können und Wiſſen der Menſchheit nur als ſchimmernde Strahlen galten.

Die Kirche beherrſchte die Schulen, und die Theologie beherrſchte die Scholaſtik, engte ſie ein und machte ſie mehr und mehr unfruchtbar, bis endlich vom Zwange beider die Wiſſenſchaft ſich frei zu machen ſuchte. Einzelne begabte und hervorragende Geiſter trugen lernbegierigen Hörerkreiſen beſondere Wiſſenſchaften vor, nach Art der Akademiker Griechenlands; mit ihrem wachſenden Ruf mehrte ſich die Schülerzahl, als deren Leiter (rectores) dieſe Männer daſtanden, bis Kreiſe an Kreiſe ſich ſchloſſen, Lehrer und Lernende da und dort in den Städten, zuerſt in Italien, als Geſammtheit (universitas) ſich fanden und fühlten, wenn auch vorzugsweiſe an einer ſolchen Univerſität nur eine Wiſſenſchaft gelehrt wurde. So die berühmte Schule zu Salerno für Arzneikunde, die zu Bologna für Rechtslehre, die zu Paris, die gefeierte Sorbonne, für Theologie. Lange zuvor, ehe auch in Deutſchland Univerſitäten begründet wurden, erfreuten ſich namhaften Rufes die Univerſitäten zu Oxford und Cambridge in England, zu Salamanca in Spanien, zu Padua und Rom in Italien, zu Montpellier, Lyon und Orleans in Frankreich.

Zu dieſen Hochſchulen ſtrömte die lernbegierige erwachſene Jugend aller Länder, nicht immer nur um zu lernen, häufig um allgemeiner Ausbildung willen, um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen, in ungeheurer, fabelhafter, kaum glaublicher Zahl. Zehn-, zwanzig-, ja dreißigtauſend Studenten konnten einzelne Hochſchulen aufzeigen; freilich mag wol auch das Gefolge an Hofmeiſtern, Caplanen, Badern, Stallmeiſtern, Knappen und Knechten, das junge Fürſtenſöhne mitbrachten, zu dieſer überzahlreichen civitas academica hinzu gezählt worden ſein. Daß ſich die aus fremden Landen in ein ihnen nach Sprache, Sitten und Gewohnheiten fremdes Land Gekommenen, während Wiſſenſchaft und Studium ſie vereinigten, wieder völkerſchaftlich trennten, dort abſonderten, hier zuſammentraten, war naturgemäß, und ſo entſtanden auf den Univerſitäten die Nationen, große Körperſchaften, die ſich zu Schutz und Trutz verbanden und zuſammenhielten. In Paris trat dieſe Gliederung und Sonderung der Studirenden zuerſt hervor; dieſe Hochſchule theilte ſich bereits im Jahre 1206 in vier Nationen: Gallicaner (Italiener, Schweizer, Griechen und Morgenländer), Picarden, Normannen und Engländer. Die Deutſchen mögen wol zu den Schweizern gezählt worden ſein. In Bologna ſchieden ſich die Nationen blos in Transalpiner und Cisalpiner. Allmälig mehrten ſich die Lehrſtühle durch innere Nothwendigkeit; wie hätte ein einzelner Lehrer den zuſtrömenden Tauſenden — wie hätte eine einzige Wiſſenſchaft Allen genügen, Alle befriedigen ſollen? Die begabten Lehrer bedurften Gehülfen und wählten ſie ſelbſt aus ihren beſten Schülern nach freier, eigener Wahl, weil ſie dies durften, weil der Staat ihnen nichts gab, aber auch die Lehrfreiheit nicht beſchränkte. Es bildeten ſich Grade des Wiſſens aus, die zu Würden erhoben wurden; es entſtanden die Baccalaurei, die Licentiati, die Magistri, die Doctores, Würdenträger, die nicht ohne Prüfung, nicht ohne Ceremonie, nicht ohne Opfer zu ihren mehr oder minder hohen akademiſchen Rangſtufen emporſchreiten durften. Der Baccalaureus war kein lorbeergeſchmückter Doctorand, wie man vielfach irrig ausgeſprochen hat, das Wort ſtammt von dem franzöſiſchen Bas-chevalier, das man barbariſch genug verlateinte. Die akademiſche Würde verlieh weltlichen Rang, der Doctorgrad ward dem Geburtsadel gleich geachtet, und das iſt in gewiſſer Beziehung noch heute ſo — nur daß man jetzt weder den einen noch den andern ſonderlich hoch anſchlägt. Aber Wiſſenſchaft und Bildung adeln ſtets. Der mächtige Einfluß, welchen die Verbreitung der Wiſſenſchaft in allen Volkskreiſen übte, erwarb ihnen volle Gunſt der Mächtigen, und es entſtand, als das Mittelalter ſeinem Blütengipfel zuſtrebte, der rühmlichſte Wetteifer, Hochſchulen zu begründen und reich zu begaben, ſowol durch umfaſſende Freiheiten (Privilegien) als durch Stiftungen, welche hauptſächlich den löblichen Zweck hatten, unbemittelten Studirenden ihr Studium zu erleichtern. Die Formen, unter denen dies geſchah, waren verſchiedene. Zunächſt wurden Gebäude für gemeinſchaftliches Beiſammenwohnen (ähnlich oder gleich der Einrichtung in den Kloſterſchulen) eingerichtet, und, wie dort die Alumnen, erhielten hier die Studirenden neben der Wohnung auch Koſt und Unterhalt, ja ſelbſt die Nahrung des Geiſtes wurde häufig im gleichen Gebäude verabreicht. Dieſe

Gebäude nannte man Collegien, daher der Name für den Lehrcurſus in einer beſtimmten Doctrin: ein Collegium; die Speiſeſäle und überhaupt der Empfang von Speiſeſtellen hießen Convicte (vom Zuſammenleben und der gemeinſchaftlichen Mahlzeit: convivium). Später geſellte ſich mit gleichem Sachbegriff das Wort stipendium dazu.

Viele ſind auch der Meinung, daß von den Säckelmeiſtern der Collegien, bursarii, welche die Börſe (bursa) führten, das deutſche Wort Burſche für Student entſtanden ſei, allein man darf dieſe Anſicht noch nicht als eine feſtgeſtellte und unumſtößliche betrachten, denn die Hochſchulen außerdeutſcher Länder hatten auch bursarii, aber ſie hatten keine Burſchen. Ueberhaupt, dies ſei hier bemerkt, um im Folgenden ausſchließlich den Blick auf deutſches Univerſitätsleben hinlenken zu können, geſtaltete ſich in keinem Lande der Geiſt des akademiſchen Lebens ſo in ſich gegliedert, eigenthümlich, ſicher und kernhaft, wie in Deutſchland. Die Univerſitäten Spaniens mit ihrer Studentenſchaft machten mit Ausnahme Salamancas und Toledos wenig von ſich reden, jene Italiens pflegten meiſt, jede vereinzelt, nur einzelne Zweige der Wiſſenſchaft, und die Geiſtlichkeit ließ die der Freiheit zuſtrebende Weltlichkeit des Studententhums nicht aufkommen. Ebenſo pflegten, mit Ausnahme der Univerſität zu Paris, die meiſten franzöſiſchen Hochſchulen nur beſondere Facultäten, und England hielt und hält noch heute die junge akademiſche Welt in einem Regelzwang voll Formen und Vorſchriften, davon nur eine der jüngſten Univerſitäten Großbritaniens, die zu London, gegründet 1825, eine Ausnahme macht, indem ſie größere Freiheit gewährt; allein der eigentliche ſtudentiſche Lebenspulsſchlag wird abgeſchwächt in einer allzu großen Stadt, es kann in einer ſolchen kein Univerſitätsleben geben, wie die kleinern Städte Deutſchlands es im Mittelalter aufblühen und bis in unſer Jahrhundert freudig fortblühen ſahen. Es kann genügen, dabei auf Dasjenige hinzuweiſen, was Lord Byron über das engliſche Univerſitätsleben, mit beſonderer Beziehung auf Cambridge, veröffentlicht hat.

Prag war die erſte deutſche Univerſität, im Jahre 1348 unter Kaiſer Karl IV. begründet; auch ſie zählte vier Nationen: Böhmen, Polen (mit Schleſien), Baiern, Sachſen (Nord- und Süddeutſche). Heidelberg wurde von Pfalzgraf Ruprecht II. 1386 errichtet, Wien 1365 von Herzog Albert III. von Oeſtreich — eigentlich nur erneuert, denn ſchon Kaiſer Friedrich II. hatte 1237 dort eine hohe Schule begründet. Leipzig wurde 1409 begründet durch Kurfürſt Friedrich den Streitbaren und deſſen Bruder Wilhelm. Köln kam 1388 auf; es wurde von der Stadt begründet und durch Papſt Urban beſtätigt. Dieſes Beſtätigungsrecht behielten die Päpſte ſich durch das ganze Mittelalter vor. Erfurt 1392 (aufgehoben 1816); Würzburg wurde durch den Fürſtbiſchof Johann von Egloffſtein 1403 errichtet; Roſtock gründeten die Herzoge Johann und Albrecht von Mecklenburg in Gemeinſchaft mit dem Stadtrath 1415 (oder 1419). Freiburg im Breisgau 1450 (oder 1457) durch Erzherzog Albrecht VII. von Oeſtreich; **Greifswald** 1456 (oder 1460) durch Herzog Wratislaw IX. von Pommern; **Baſel** 1459; **Ingolſtadt** 1472 (oder 1459) von Herzog Georg dem Reichen wurde 1802 nach Landshut und 1827 von da nach München verlegt. **Tübingen** errichtete Herzog Eberhard im Barte 1477; **Mainz** in demſelben Jahre Dieter von Iſenburg nach dem Ableben ſeines Gegners Adolf von Naſſau. Dieſe Hochſchule wurde 1798 aufgehoben.

Es begann das 16. Jahrhundert, das des deutſchen Geiſtes gewaltigſte und lebendig ſich fortpflanzende Frucht, die **Reformation**, in ſeinem Schooße trug. **Wittenberg**, deren Wiege, wurde durch Kurfürſt Friedrich III. (den Weiſen) 1502 errichtet (aufgehoben und mit **Halle** vereinigt 1815). Nach ihm wurde **Frankfurt** a. d. O. Sitz einer Hochſchule 1505, begründet von Joachim I., Kurfürſten von Brandenburg (1811 aufgehoben und mit **Breslau** vereinigt).

Noch wogte der Kampf der Geiſter, noch hatte die Lehre Luther's, wie frei ſie auch von den Kathedern Wittenbergs ausſtrahlte, keinen ihr eigenthümlichen Wohnſitz, da gründete ihr der junge, feurige und hochherzige Landgraf Philipp zu Heſſen 1527 den erſten Lehrſtuhl in ſeiner Stadt **Marburg**; **Königsberg** folgte 1544, **Dillingen** 1554, **Jena** 1548, gegründet durch den geweſenen Kurfürſten Johann Friedrich den Großmüthigen, Herzog zu Sachſen, und ſeine Söhne. Dieſer Hochſchule fehlte ſogar eine Zeit lang die kaiſerliche Beſtätigung.

Herzog Julius von Braunſchweig gründete die Univerſität **Helmſtädt** 1575, welche 1809 aufgehoben wurde; **Altdorf** wurde 1578 errichtet und 1807 aufgehoben; **Würzburg** endlich, deſſen erſte Hochſchule entſchlummert war, ſchloß 1582 die Reihe deutſcher Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft im 16. Jahrhundert durch ſeine Wiedererweckung.

Das 17., 18. und 19. Jahrhundert riefen noch folgende deutſche Univerſitäten in das Leben, von denen es jedoch nicht allen gelang, bis zur neueſten Zeit fortzubeſtehen. **Gießen**, begründet 1607 durch den Landgrafen Ludwig von Heſſen; **Paderborn** 1614; **Rinteln** 1621, aufgehoben 1809; **Straßburg** erneut 1621 (hatte ſchon 1521 eine hohe Schule), aufgehoben 1810; **Kiel** 1665 durch Herzog Chriſtian Albrecht von Schleswig-Holſtein; **Innsbruck** 1672, aufgehoben 1810, wieder neu errichtet 1814; **Halle** 1694 durch Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg; **Breslau** 1702; **Göttingen** 1734; **Erlangen** 1742; **Fulda** 1734, aufgehoben 1803; **Berlin** 1809; **Bonn** 1818; **München** 1826.

Die Beſtätigung der Päpſte bei neu in Deutſchland errichteten Univerſitäten erreichte während der Reformationsepoche ihre Endſchaft, ſie blieb blos Vorrecht des Kaiſers und ging dann auch auf die übrigen ſelbſtregierenden Fürſten über.

Auf den deutſchen Hochſchulen nun bildete ſich gar ein eigenthümlicher, freiweltlicher, freiſtrebender, ſelbſtändiger Geiſt in der Studentenſchaft aus, der, im Innern ſtark und kernhaft, auch manchen überüppigen Schoß trieb, manchen Auswuchs nährte. Hier ſich annähernd und anſchließend, dort abgezogen und ſich abſondernd, Ausſchließlichkeit anſtrebend und feſthaltend, in ſich bald feſtgegliedert, bald zerfallend, Phalanx machend gegen das Bürgerthum, dem es gern imponirte, im Bewußtſein, daß es der Städte Blüte förderte, ſo iſt das deutſche Studententhum durch alle Jahrhunderte ſeinem Charakter treu geblieben, wie auch Zeiten und Sitten andere wurden, und mit ihnen das ſtudentiſche Gebahren.

Keine große Idee der Zeit konnte die deutſche Nation bewegen und ergreifen, ohne daß die Studentenſchaft ſich lebhaft und oft nicht ohne tiefere Einwirkung dabei betheiligt hätte, mochte ſie im Glauben wurzeln oder in der Wiſſenſchaft, mochte ſie Krieg heißen oder Politik. Führte dieſe Betheiligung auch durch Ueberſprudeln friſchen und kecken Jugendmuthes bisweilen auf Abwege, gab ſie Anlaß zur Ueberhebung, zum Trotz, zur Gewaltthat, immer lenkte männliche Beſonnenheit wieder in die rechten Bahnen ein, und, was Einzelne Strafbares begingen, darf nicht auf die Geſammtheit gewälzt werden. Wie die Studentenwelt hinaus in das Leben, das vielbewegte und vielgeſtaltige, ſtrebte, ſo auch trat das Leben an ſie ſelbſt heran und lieh ihr, je nach der Zeitperiode, ſeine hellern oder dunklern Farben.

Im Mittelalter konnte es nicht anders ſein, als daß die Ritterlichkeit, die jenes Lebenspulsſchlag war, auch das vorherrſchende Element der Studentenwelt bildete, und dieſer tiefwurzelnde Einfluß erhielt ſich in ihr fortlebig, nachdem das Mittelalter und das Ritterthum längſt abgeblüht waren. Gehörte doch eine große Zahl der Studirenden fürſtlichen und edeln Häuſern an, gab neben dem Studium das Waffenwerk nicht auf, trug und führte Waffen zu Schutz und Trutz, und wehrte mit ihnen jeden Schimpf ab. Dazu half die frühzeitig geübte Fechtkunſt, auf den Hochſchulen treulich fortgepflegt bis auf unſere Tage. Das älteſte Fechtbuch mit trefflichen Holzſchnitten H. Broſamer's gab Hans Lebkommer von Nürnberg heraus.

Der zu Schild und Helm geborene Ritterſohn verſchmähte nicht, akademiſche Würden zu erwerben, und lernte mit und ohne deren Erwerb neben dem Schwert die Feder gar wacker führen — wir dürfen ja nur einige Namen hohen Klanges nennen, denen ſich viele anreihen ließen: Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Dr. Sebaſtian von Rotenhan, Sylveſter von Schaumburg, Luther's berühmter Freund, Nikolaus von Amsdorf und Andere.

Wie die deutſche Studentenwelt ſich an religiöſen, politiſchen und ſocialen Bewegungen mächtig und ausſchlaggebend ſchon in früher Zeit betheiligt, lehrt vor allem die Geſchichte der Univerſität Prag. Dort hatte kaum Johann Huß, vom Geiſte der Lehren Wiclef's getragen, die Fackel der Wahrheit gegen das Anſehen der Päpſte und ihre finſtern Dogmen erhoben, als die gewaltige Bewegung den Erisapfel der Zwietracht unter Prags Studentenſchaft warf. Die Nation der Böhmen auf der Univerſität erhob ſich gegen die drei übrigen Nationen; bewaffnet und geharniſcht umdrängten die Bürger das von den Deutſchen innegehabte große Collegium Carolinum; die Böhmen wählten einen neuen Rector und bedrängten und beeinträchtigten die Deutſchen, Baiern und Polen auf jede Weiſe, bis dieſe drei Nationen, an der Zahl 2000, mit Lehrern, Doctoren und Magiſtern von dannen zogen, welcher Auszug Urſache der Gründung der Univerſität Leipzigs wurde.

Das „Studium“ — ſo nannte man ſchon im Mittelalter den Aufenthalt auf einer Hochſchule, wie das gemeinſame Hören und Lernen, wurde ſehr einfach behandelt. Der arme Student ſah, wie er durchkam, wie er ſich half, der wohlhabendere kam ſelten allein; wenn keine Dienerſchaft zur Begleitung vom Hauſe aus mitgegeben wurde, ſo doch ein Hofmeiſter.

Bald nach der Begründung der Univerſität Leipzig wurde in Erfurt ebenfalls eine Hochſchule errichtet, welche nicht nur von einer zahlreichen Studentenſchaft bürgerlichen Standes, ſondern auch von vielen Fürſten- und Ritterſöhnen belebt wurde; mehrere Herzoge zu Sachſen, Fürſten, Grafen und Burggrafen von Anhalt, Beichlingen, Gleichen, Henneberg, Heldrungen, Hohnſtein, Kirchberg, Mansfeld, Schwarzburg, Stolberg, Herren zu Gera und Plauen und Andere ſtudirten da, und in dem Zeitraum von 1433 — 1521, in welchem ja auch Luther dort Student war (Rector Johann Bonemich von Laasphe trug ihn in die Matrikel ein, derſelbe, der auch die große erfurter Glocke, Maria Glorioſa, taufte), ſtudirten nicht weniger als 11 Söhne des gräflichen Hauſes Henneberg in Erfurt, von denen einer, Berthold, Reichskanzler, Erzbiſchof und Kurfürſt zu Mainz wurde, und zwei, Georg und Otto, die Würde eines erfurter Univerſitätsrectors empfingen. Dieſes Ertheilen der Rectorwürde ging hervor aus dem freien geſammtheitlichen Geiſte der deutſchen Univerſitäten, deren ſelbſtändiges Weſen noch kein ſtaatlicher Zwang einengte. Der Kirche waren ſie zum größern Theil entwachſen (geiſtliche Hochſchulen, wie z. B. Mainz, Köln, Würzburg, vielleicht ausgenommen), dem Staat als ſolchem dankten ſie nichts, denn es gab noch keinen Staat; Kaiſermacht, Fürſtenhuld, Ritterfreigebigkeit und Bürgerreichthum ſchufen und hielten ſie und gönnten ihrer Entwickelung freien und ungehemmten Spielraum. Zur Ritterlichkeit des Studententhums geſellte ſich nicht ſelten die Abenteuerlichkeit, davon uns mancher Zug bewahrt blieb. Ein ſolcher iſt der von Luther ſelbſt irgendwo erwähnte, daß, als er zu Erfurt ſtudirte, ein feiner, ſchöner, junger und anſehnlicher Menſch die Univerſität bezogen, welcher ſich für einen Grafen von Henneberg ausgegeben habe, ſich „auch ſo wohl, ſtill und tapfer gehalten, daß er von männiglich, auch vom Rath und der Univerſität hochgeehrt und alſo werth geachtet worden, daß man ihn zum Rector erwählet“. Aber zuletzt ſei es ausgebrochen, daß er ein Henker oder Schinder geweſen, derowegen er ſich alſobald aus dem Staube gemacht.

Aus einer ſtudentiſchen Ausgabenrechnung vom Jahre 1483 läßt ſich ein Blick in die Lebens- wie in die Wiſſensbedürfniſſe jener Zeit thun. Den erſten Poſten bildet Geld für einen Antrittſchmaus: „vor eyn eſſen, da ...... ſtaudent wart“; dann geht es weiter: „zum trinken, vor wein, zum Bade, vor trinken“ — nun erſt kommt Papier. Ausgaben für Trinken, bald Bier, bald Wein, Bäder, Zeche, mancherlei Kleidungsſtücke und Geräth, Wäſcherinnenlohn, dem Koch, dem Barbier, dem Pedellen, für Licht, Holz, Opfer- und Beichtgeld folgen ſich im bunten Wechſel.

Was wir jetzt Collegia nennen, hieß damals Lection oder auch Exercitium; die erſtern wurden wol meiſt nach Büchern und Heften gehalten, deren Titel zum Theil ziemlich dunkel ſind. Der in Rede ſtehende Student hörte eine Lection, betitelt: secunda pars, eine andere: parva logica, eine über Priscianus, eine über Donatus, eine über Petrus (?) Hispalensis, einige unklare: spe malis — elemorum — physicorum — veteris artis — de anima — posteriorum, und eine lectio laborinti. Die Exercitien bezogen ſich zum größten Theil auf die Lectionen, wie exercitium de anima, novae logicae u. ſ. w., und waren vielleicht Repetitionen.

Wenige Jahre ſpäter nahm Erfurts Studentenſchaft etwas allzu lebhaften Antheil an den innern Zerwürfniſſen und den politiſchen Wirren der erfurter Stadtgemeinde; dies geſchah im Jahre 1510, welches die Annalen der fidelis filia aureae Moguntiae mit dem charakteriſtiſchen Namen des „tollen Jahres“ bezeichnen, allein dieſe Theilnahme bekam den Studenten nicht nur, ſondern auch der Univerſität außerordentlich übel. Das große Collegium wurde von Bürgern, Soldaten und Handwerkern mit Kanonen beſchoſſen, die Studenten wurden geſchlagen, in den Fluß getrieben, beraubt, die Bibliothek der Univerſität wurde geplündert, verwüſtet, Documente und Privilegien zerriſſen, denn der Aufruhr raſet ſtets mit dem plumpen zermalmenden Schritt eines toll gewordenen Elephanten einher — und geſchädigt wie geſchändet zogen Profeſſoren und Studenten traurig aus der einſt ſo reichen, ſo blühenden Metropole Thüringens, deren Blüte jener unheilvolle Bürgerkrieg nachhaltig vernichtete, um „eine friedlichere Freiſtätte der Muſen zu ſuchen“.

Da waren Wittenbergs Studenten ein Jahrzehnd ſpäter glücklicher, als ſie ſich an der reformatoriſchen Bewegung betheiligten, die, ſchon ſeit einem Jahrhundert angebahnt, in Luther den geiſt- und kraftvollſten Kämpfer und — Sieger fand. Die wittenberger Studentenſchaft bereitete zuerſt den Schriften des Ablaßkrämers Tetzel auf offenem Markt ein Autodafé — nicht eben zu Luther's Freude; dann verwendete ſich die ganze Univerſität Wittenberg für Luther, den geliebten und verehrten Lehrer, beim Kurfürſten, und 1520, als Dr. Eck mit der Bannbulle gegen Luther aus Rom angezogen kam, als Luther ſelbſt, zum kühnſten Schritt gänzlicher

Losſagung vom Papſtthum und Papſtweſen entſchloſſen, die Studentenſchaft Wittenbergs aufforderte, Zeugin dieſer Losſagung durch eine lautredende ſymboliſche Handlung zu ſein, da eilte ſie herbei wie zu einem Feſte und zog, Luther und andere Profeſſoren an der Spitze, feierlich aus dem Thore Wittenbergs, wo Luther die Papſtbulle ſammt Decretalen und Gratianus, Clementinen und Extravaganten, das geſammte Kanoniſche Recht, auf einen Holzſtoß, den ein Magiſter mit Hülfe der Studenten geſchichtet und entzündet, nebſt Schriften ſeiner Gegner Eck und Emſer unter Flammenworten in die Flammen ſchleuderte. Auch im feierlichen Grabeszuge Luther's fehlten nicht die Studenten Wittenbergs.

Wenn oben des ritterlichen Elementes, das an die deutſche Studentenwelt herantrat und von ihr gepflegt ward, gedacht wurde, wozu ſich nicht ſelten auch das abenteuerliche geſellte, ſo dürfte hier der paſſende Ort ſein, gleich der „fahrenden Schüler“ zu gedenken, welche von Schulen und Univerſitäten mit leidlichem oder auch geringem Wiſſen und Künſten ſich ausſonderten, theils ein ſeltſames Wanderleben begannen und wol zumeiſt bis an das Ende ihrer Tage fortſetzten, theils aber auch ſeßhaft blieben und durch zucht- und ſittenloſe Aufführung übelſte Beiſpiele gaben und ſchädlichſten Einfluß übten. Die auf niedern Stufen der Bildung und Geſittung ſtanden, ſuchten nur im Vieltrinken und Rauſen ihren Ruhm und ihre Freude, nannten ſich ſelbſt Bacchanten und Vaganten, und lebten gleich ſolchen. Sie begründeten auf Schulen den Pennalismus, der ſich auf Univerſitäten in der Folge zum Fuchsthum umgeſtaltete und von welchem ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird.

Die fahrenden Schüler traten in allen Geſtalten auf, als Heilkünſtler, Aſtrologen, Stern- und Traumdeuter, als Schau- und Gaukelſpieler, Taſchenſpieler und Wunderthäter, als Magier höhern Ranges, als Muſikanten und Sänger, als Kloſterbrüder wie als Schalksnarren. Das Gewand, in dem ſie ſtaken, galt ihnen gleich, immer deckte die Gugel den Schalkskopf. Das Studentenkleid legte gern der jüngere, den Profeſſoren- oder Magiſtertalar der gereiſtere an; Allen war die Waffe, das Schwert, treuer und unzertrennlicher Begleiter.

Ein ſolcher Mann, doch geiſtig wol höher ſtehend als alle übrigen fahrenden Nekromanten ſeiner Zeit, war Doctor Fauſt, um deſſen halbmythiſche Perſönlichkeit ſich ein ſolcher Kranz von Wunderſagen wob, wie um keine zweite, aus denen uns recht friſch und lebendig das deutſche Studententhum des ſpätern Mittelalters, des 16. Jahrhunderts, entgegenblickt. Alle Quellenſchriften über Fauſt laſſen uns dieſen mit dem Studentenleben innig verwachſen, ſelbſt von dieſem ausgehend und in ihm wurzelnd erblicken, ja Fauſt's Leben, wie es uns überkommen, iſt, wenn wir an eine hiſtoriſche Perſönlichkeit dieſes Namens glauben, ſelbſt ein Zauberſpiegel, in welchen ſchauend wir das Studentenweſen ſeiner Zeit in wechſelnden Bildern gewahren, daher wir in Folge ſolch magiſcher Anziehungskraft eine

Zeitlang bei ihm verweilen müſſen. In keinem der zauberbegabten Vorgänger oder Zeitgenoſſen Fauſt's: Virgilius, Gerbert, Theophilus, Albertus Magnus, Johannes Tritheim, Pfeifer von Hameln, Cornelius Agrippa und Andern, tritt das ſtudentiſche Element ſo frei und offen zu Tage, wie bei ihm.

Ein armer Schüler, kommt Fauſt nach Wittenberg, dort Theologie zu ſtudiren, er macht ſein Examen, beſiegt im Disputiren 16 Magiſter und erlangt die theologiſche Doctorwürde. Die Studenten geben ihm den Scherznamen: der Speculirer. Die Theologie genügt ihm nicht, die Magie zieht ihn an, er verläßt Wittenberg und reiſt auf die hohe Schule nach Krakau, die wegen ihrer vorzugsweiſen Pflege dunkler Philoſophie in Deutſchland und Polen ſo berühmt war, wie Salamanca und Toledo in Spanien und Frankreich. Dort ſtudirte Dr. Fauſt die Zauberkunſt, die Nigromanzei, ward „ein Weltmenſch, ein Aſtrologus, ein Mathematicus, und zum Glimpf ward er ein Arzt, half erſtlich vielen Leuten mit der Arznei“ und nannte ſich einen Doctorem Medicinae. Von Krakau nach Wittenberg zurückgekehrt, ſchließt Fauſt in einem nahen Walde den Pact mit der finſtern Macht, und rühmt ſich gegen die Studenten, daß ihm das höchſte Haupt der Erde unterthänig ſei. Als die Studenten bezweifeln, daß ihm Papſt, Kaiſer oder Könige unterthan, erklärt ihnen Fauſt, daß „der Fürſt dieſer Welt“ (ſo nannte ihn Luther, ſo nennt ihn das alte Fauſtbuch) ihm gehorchen müſſe, und beſchwört ihn, und vor der Studenten Augen ſchießt ein Feuerſtrom mannshoch empor, der ſich in hüpfende Lichter auflöſt, die wieder zur Geſtalt eines Feuermannes zuſammenfließen.

In akademiſcher Weiſe disputirt Fauſt mit dem Geiſt Mephoſtophiles, er hält Colloquia mit ihm und nimmt einen jungen Schüler oder Studenten, Chriſtoph Wagner, zum Famulus an, verſpricht auch, aus dieſem einen erfahrenen und geſchickten Mann zu machen, und geht mit ihm in ſtattlich Gewand gekleidet einher.

In ſokratiſch-dialektiſcher Form, wie ſie auf deutſchen Hochſchulen lange im Brauch war, wo der Lehrer — der Meiſter — den Schüler, den Jünger fragte und dieſer antworten mußte, oder umgekehrt (daher Luther das deutſche zeitübliche Wort Jünger auch bei der Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes brauchte und einführte), läßt ſich Fauſt von ſeinem Geiſt über die höchſten Dinge belehren, da iſt der kundige Meiſter ſelbſt ein Jünger und der Teufel iſt Meiſter. „Der Geiſt reſpondirte.“ Als aber alle Antworten und Aufklärungen nicht heiter und froh machten, ließ Fauſt ab von fernern Fragen, machte Kalender, Praktiken und Prognoſtika, wie Regiomontanus und dieſes fränkiſchen Königsbergers naher Nachbar, Meiſter Virdung aus Haßfurt am Main, ſtellte Nativitäten und Horoſkope, und ließ ſich, wo ſein eigenes Wiſſen nicht ausreichte, von dem Geiſt über irdiſche Dinge unterrichten, der ſeinen Unterricht freilich nicht auf die Bibel gründete, aber ihn mit dem Zauber der höchſten Poeſie umwob. Nach acht Jahren ſolcher dauernden Unterweiſung iſt Fauſt noch nicht des Forſchens, Lernens, Fragens und

Diſputirens müde, und der wiſſensdurſtige, nimmerſatte Erdenſohn läßt ſich durch die Abgründe der Hölle und zu den Höhen der Geſtirne tragen. Von dieſer letztern Reiſe berichtet Fauſt an einen ehemaligen Mitſtudenten zu Wittenberg, den Dr. med. Jonas Victor in Leipzig. Da hat Fauſt die Sonne geſehn, „größer denn die ganze Welt, kein Ende an ihr zu erblicken", ein Planet war ſo groß wie die Welt (die Erde), und die Erde lag, einer Spanne lang, in ihrer Dunſthülle unter ihm — „wie der Dotter im Ei". Nun beginnt Fauſt ſeine Weltfahrt. In Paris gefielen ihm „die Studia und hohe Schul" gar wohl; er fährt nach Wälſchland gen Padua, „die Schul da zu beſichtigen". Nicht unbeſucht bleiben von ihm die Univerſitätsſtädte Mainz, Köln, Straßburg, Baſel, Würzburg; in Nürnberg findet er 10 Doctores in Jura und 14 in Medicina. Ferner wird die hohe Schule zu Wien, zu Prag, zu Krakau beſucht und beſichtigt, zuletzt auch Erfurt, „von da lendet er ſich wieder auf Wittenberg zu."

Immer den eigenen Geiſt verjüngend, ſehen wir Fauſt mit der jungen akademiſchen Welt in ſtetem Verkehr. Drei vornehme Grafen, „ſo dazumal zu Wittenberg ſtudirten", führt Fauſt auf ſeinem breiten Mantel durch die Lüfte gen München zur Hochzeitfeier eines Baiernherzogſohnes. In dieſem Zuge der Fauſtſage offenbart ſich, wie in ſo manchem folgenden, die ſtudentiſch-ritterliche Neigung zu Feſtprunk, glänzenden Mahlzeiten und Trinkgelagen, zu Mummenſchanz und Faſtnachtpoſſen, zu Gaukelfuhren und Aufzügen. Wo es dergleichen gab, dahin zog es auch die deutſche, jugendliche, lebensfrohe Studentenwelt, und, wie heute noch, war auch damals der Bruder Studio gern bei allem Dieſem, kein Abenteuer jemals verſchmähend, wenn es ſich ihm geſellte oder zu rühmlichem, ſieghaftem Beſtehen ihm in den Weg trat. Als Bachante führte Fauſt zur fröhlichen Faſtnachtzeit etliche Studenten in gleicher Weiſe auf einer Leiter durch die Luft aus Wittenberg gen Salzburg in des Biſchofs Hofkeller, „allda herrliche Trünke zu verſuchen", entführte den Kellner, der ſie beim Zechen überraſchte, ſetzte ihn unterwegs auf einer hohen Tanne ab, „und kam mit ſeiner Burſch wieder zu Hauß." Die Burſch iſt die im Mittelalter deutſchübliche Bezeichnung ſtudentiſcher Genoſſenſchaft, und das Wort hat dann ſpäter im Worte Burſchenſchaft zu ewiger Lebensdauer ſich verjüngt und umgeſtaltet. Schwerlich war „die Burſch" Dr. Fauſt's eine Burſa, mindeſtens war er kein Bursarius, da er unbezahlt ließ, was man trank. Fauſt's „Burſch" beſtand aus ſieben Studenten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin; davon hatten bereits vier den Magiſtergrad erlangt und wurden in Fauſt's Behauſung am folgenden Faſtnachtdienſtage von ihm auf das trefflichſte mit fremden Speiſen und fremden Weinen tractirt; am Aſchermittwoch aber gab er ihnen noch ein weit herrlicheres Mahl mit Concert und den tollſten Zauberpoſſenſpielen. Dieſe Kurzweil währte bis in die Nacht hinein; dann bat Fauſt die Studenten, ſie möchten bei ihm bleiben zum Nachteſſen und ihn dann zur Mummerei begleiten.

Am darauf folgenden Donnerſtag vergalten die Studioſi mit neuen Bacchanalien, beriefen Fauſt und gaben ihm eine ſtattliche Mahlzeit, nach der er mit ihnen in einem Zauberſchlitten durch die Straßen Wittenbergs kutſchirte.

„Am Weißen Sonntag (Invocavit) kamen die Studenten unverſehens wieder zu Fauſt, brachten ihr Eſſen und Getränke mit und waren angenehme Gäſte". Fauſt zeigte ihnen die Geſtalt der ſchönen Helena in ſchwarzem Purpurkleid, das bis zur Knlebiege herabhängende Haar ſo herrlich ſchön, wie Goldfarbe, dabei mit ſchönen kohlſchwarzen Augen.

Auch auf Abenteuerfahrten außerhalb Wittenberg ſehen wir Fauſt meiſt von der gelehrten akademiſchen Welt umgeben. Als er in Zwickau das Fuder Heu fraß, „leiſteten ihm viel Magiſtri Geſellſchaft". Den Schwank mit dem Naſenabſchneiden, den Goethe in die Auerbachskellerſcene in ſeinem „Fauſt" verlegt, übte Fauſt jedoch nicht in Leipzig und nicht mit Studenten, ſondern in einer Reichsſtadt mit ſtattlichen Herren, die mit ihm zu Gaſte geladen waren. Aber den Faßritt aus Auerbach's Keller zu Leipzig verewigten Bilder und Reimzeilen; vier Studenten aus Polen hatten Fauſt begleitet, leipziger Studenten waren zuſchauend und theilnehmend zugegen. Ebenſo „gerieth Fauſt mit den Studenten zu Erfurt in Kundſchaft", las ihnen den Homer und zauberte ihnen die Geſtalten der homeriſchen Helden ſichtlich vor die Augen, zuletzt aber den gräulichen Rieſen Polyphem.

Einer ernſthaften Paukerei unter 12 wittenberger Studenten ſteuerte Fauſt durch Verblendung; die beſuchenden Verwandten ſtudirender Freunde, Junkherren und Jungfrauen ergötzte er mit einem Zaubergarten zur Weihnachtzeit, mit Blumen und Früchten; einem adeligen Studenten heilte er ſein Liebesweh und half ihm zum Ehebunde mit der Erkorenen.

Und, wie das ganze Zaubererleben Doctor Fauſt's ſich faſt ausſchließlich inmitten der Studentenwelt bewegt hatte, ſo waren es auch Studenten, die treulich bei ihm aushielten bei ſeinem traurigen Scheiden. Als dieſes nahe war, „da gehet er zu ſeinen vertrauten Geſellen, Magiſtris, Baccalaureis und andern Studenten mehr, die ihn zuvor oft beſucht hatten, daß ſie mit ihm in das Dorf Rimlich, ein halb Meil Wegs von Wittenberg gelegen, wollten ſpazieren." Dort aß und trank er mit ihnen zu Mittag und zur Nacht, und nach dem Schlaftrunk hielt er an die begleitenden Freunde noch eine herzliche und wehmüthige Anſprache. Das alte Volksbuch hat ſie Wort für Wort aufbewahrt, dieſe Oratio Fausti ad Studiosos, und er „war ihnen herzlich leid, denn ſie hatten ihn lieb", und beklagten, daß er nicht früher ſich ihnen offenbart, und tröſteten ihn und ſegneten ihn. „Dieſe Studenten und gute Herren, als ſie Fauſtum geſegneten, weineten ſie und umfingen einander." — Und, als ſein ſchreckliches Ende erfolgt war, „da huben die Studenten an ihn zu beklagen und zu beweinen, und ſuchten ihn allenthalben." „Dieſe Magiſtri und Studenten haben ſoviel erlangt, daß man ihn (Fauſt) in dieſem Dorf begraben hat." Sie gingen nach der Stadt zurück in Fauſt's Wohnung und trugen in das hinterlaſſene Buch ſeines Lebens die Kunde von ſeinem Tode ein, die ſie auch ſeinem Famulus mittheilten.

Dieſes ſo innige Verhältniß Fauſt's zur akademiſchen Welt ſetzt ſich auch einigermaßen im Volksbuche über Chriſtoph Wagner fort, obſchon daſſelbe nur ein Schatten des Vorgängers iſt. Gleich im Pact mit ſeinem Geiſt nennt ſich Wagner einen Studioſus; er fährt mit „ſeinen Leuten, darunter Studenten“ und mit Paracelſus auf der Donau, beſucht die Univerſitätsſtädte Wien und Padua, wollte in letzter Stadt weiter ſtudiren und nahm allerlei Autores vor; er disputirte mit Studenten und machte Kundſchaft mit ihnen, lehrte ihnen auch die Nekromantie und bevorzugte einen derſelben, Johann de Luna, ganz beſonders. Beide machten auf Hahnen einen Luftritt nach der ſpaniſchen Hochſchule Toledo, wo über die ſchwarze Kunſt öffentlich geleſen wurde. Sie nahmen in einem Wirthshaus Quartier, darin wohnten etliche Studenten, welche die Schwarzkunſt ſchon ſo wohl gelernt hatten, „daß ſie wohl beſtunden“. Wegen eines Zauberſcherzes, den die Spanier ſich gegen den de Luna erlaubt, verwandelte Wagner dieſe Studenten in Säue. Das iſt aber auch Wagner's ganzer Studentenverkehr.

Der Varianten über Dr. Fauſt's Geburts- und Todesort iſt hier weiter nicht zu gedenken, wol aber des Umſtandes, daß ſpätere Bearbeitungen des Volksbuches Fauſt nicht in Wittenberg, ſondern in Ingolſtadt ſtudiren laſſen. Auch dieſe Hochſchule war berühmt und wetteiferte mit Wittenberg, Leipzig, Erfurt, Heidelberg, Roſtock und Tübingen. Berühmte Männer gingen von ihr aus, ihre Gelehrten waren meiſt Gegner Dr. Luther's.

Ein angeblicher Student Ingolſtadts erhob religiöſen Hader mit der Wittwe Argula von Grumbach, geborenen von Stauff, der eifrigen Freundin und Anhängerin Luther's, Aebtiſſin zu Bildenreut bei Nürnberg, und bekriegte ſie 1524 mit einem Spottgedicht, darin er am Schluſſe ſagt:

„So bin ich Joannes genent
Zu Ingolſtat ain frey Student.“

Die bibelfeſte Nonne blieb ihm nichts ſchuldig, ſie antwortete in ähnlichen Verſen und ſagte:

„An das Licht nit recht fürher gat
Derſelb Student zu Ingolſtat
Nit gar ſo frey als ir euch rümpt
Hett ſonſt eurn nam nit ſo verblümbt.“

Ja dieſe Frau befehdete in ſcharfen Schriften die ganze hohe Schule Ingolſtadts.

Schon in dieſer Zeit hatte ſich auf den deutſchen Univerſitäten dem Geiſt der Ritterlichkeit wie der Abenteuerlichkeit, neben den ernſten Beſtrebungen in der Wiſſenſchaft, jener Erbfehler der Deutſchen, die Trunkſucht, geſellt, zu der Rauf- und Händelſucht, in welche die Ritterlichkeit allmälig umſchlug, hinzutrat, wobei es nicht an Fluchen und Schwören fehlte.

Von der Verſchlimmerung der Sitten gibt die Literatur der Zeit von Luther's Auftreten an bis zum Ende des deutſchen Krieges lautredende Zeugniſſe, und dieſelbe ſetzte ſich naturgemäß fort durch die Jahre roher Kriegsführung von einem Jahrhundert in das andere; nicht minder naturgemäß war es, daß nicht Bacchus allein die Opfer der ſtudirenden Jugend empfing. Die Unhöflichkeit mußte vorhanden ſein, ſonſt wäre das Beſtreben, der Höflichkeit Recht und Geltung zu verſchaffen, wol nicht erwacht, wie es ſich kund gab in Friedrich Dedekind's Büchern: Grobianus und Grobianus et Grobiana, letzteres mit dem aufrichtigen Wunſche an der Stirn: Iron Episcopus *studiosae juventuti civilitatem optat*, und des gelehrten Erasmus von Rotterdam Tractat von Höflichkeit der jugendlichen Sitten wäre vielleicht ungeſchrieben geblieben. Ging einestheils die akademiſche und ſonſtige Höflichkeit ſo weit, daß man einen jungen Gelehrten, welcher die Magiſterwürde erlangte, in zahlreichen Freuden- und Feiergedichten und in allen Zungen anſang und beglückwünſchte, und verboten Fürſten und Stadträthe Kleiderprunk, Völlerei und Zutrinken auf das ernſtlichſte in ſtrengen Mandaten, wie u. A. die Stadt Nürnberg 1526 eins ausgehen ließ, darin einem Vollgetrunkenen fünf Tage Thurmarreſt angedroht ward und jeder Fluch oder Schwur mit einem Batzen Strafe belegt, ſo erſchienen dagegen auch wieder luſtigliche Büchlein, wie Vincenz Obſopöi von Gregor Wickgram 1537 ins Deutſche überſetzte Bücher von der Kunſt zu trinken:

O jr jüngling vnnd erbarleyt
Lernen die kunſt würdt euch nit leydt,

und es lehrt der Dichter zu trinken im Hauſe und außer dem Hauſe, doch verſtändig, ſchreibt den Bauernkrieg der Völlerei zu und vergleicht letztere mit einem Garten, in den Jedermann hinein wolle.

Zu ſauffen ſind wir all bereit,
Trunkenheit iſt der zeit ein Lob,
Wer dawider redt der iſt grob.

Weiter lehrt er, wie ein Trinker recht Beſcheid thun, richtig rund und ringweis trinken ſolle, nicht kreuzweis, u. ſ. w.

Zu Trink- und Luſtgelagen geſellte ſich, wie noch heute, folgerichtig auch Muſik-, Geſanges- und Liederfreude, leider die letztere nicht immer die züchtigſte; auch damals ſchon hatte Jugend nicht Tugend, ja die akademiſche hatte der letztern wol ungleich weniger als jetzt. Das Volkslied artete in dieſer Beziehung leicht zum Schlumperlied und Gaſſenhauer aus, von ſolchen iſt „der Lautenſchläger“ noch eines der glimpflichſten:

Als ein Student ſpatzieret
Mit friſchem freiem Muth
Des Abends und hoſieret
Mit einer Lauten gut. ꝛc.

Später ſpricht die Schöne, die ihn einließ:

Ach mein Studente fein,
Was ſoll ich von Euch ſagen?
Ihr könnt die Lauten ſchlagen
Nach all dem Willen mein.

Und er erwidert:

Jungfrau, das könn'n wir all',
Wir lernen es bei Zeiten
So können wir's bei Leuten,
Studenten können's wol.

Neben allen dieſen Auswüchſen an einem kräftigen, ja überkräftigen Stamm gedieh auf den deutſchen Univerſitäten die Wiſſenſchaft und wurzelte in den höchſten Kreiſen; nicht der Sitten Verwilderung, nicht der Kampf der Parteien, nicht das Getümmel des Krieges vermochte den Genius zu feſſeln, der in ihr lebendig war. Schutz und Pflege weisheitvoller und edelgeſinnter Fürſten wachten dauernd über der Hochſchulen Wohlgedeihen.

Als in den Jahren 1527 und 1535 ein Sterben zu Wittenberg eintrat, ſo ordnete Kurfürſt Friedrich der Weiſe zu Sachſen an, daß die Univerſität eine Zeit lang nach Jena verlegt werde, ein Gleiches geſchah 1552, wo ein Umzug nach Torgau angeordnet wurde. Als ferner im Jahre 1546 Wittenberg eine Belagerung bevorſtand, wurden die Studirenden veranlaßt, in ihre Heimat zu reiſen. Doch ſchon im folgenden Jahre konnte nach überſtandener unglücklicher Kataſtrophe die Hochſchule wieder eröffnet werden. Dies geſchah durch Kurfürſt Moritz, welcher mehr denn einmal laut und öffentlich ausſprach: „Die Univerſität Wittenberg ſoll mit meinem Willen nicht untergehen, denn ſie hat die Unkoſten nur mit Dem verdient, daß die deutſche Bibel alda iſt ausgearbeitet worden.“

Nicht unanziehend bezüglich ſtudentiſcher Trachtenkunde auf den deutſchen Hochſchulen jener Zeit iſt die Verordnung Kurfürſt Johann Friedrich des Großmüthigen vom Jahre 1538, daß alle und jede Studenten Wittenbergs, adelig oder unadelig, keine kurzen Kleider, die nicht wenigſtens die Knie bedeckten, noch zerſchnittene Ueberzüge über die Hoſen (Puffen) oder ſonſt zerhauene und zerhackte (geſchlitzte) Hoſen, mit Seide oder dergleichen unterzogen, tragen ſollten; auch die Kleider mit Sammet oder Seide nicht verbrämen, viel weniger Leibröcke, Jäcklein oder Koller daraus machen laſſen ſollten; Letzteres für Studenten zu thun, warde auch den Schneidern bei Gefängnißſtrafe verboten.

War Jena der Hochſchule Wittenberg und ihren Muſen in bedrohlicher Zeit zweimal eine Zufluchtſtätte geworden, ſo hatte es durch Natur, Eigenſchaft und Lage ſicherlich dargethan, daß ſich's daſelbſt gut akademiſch leben ließ; Wittenberg war dem abgeſetzten Kurfürſten verloren, Weimar war die Hofſtadt, in deſſen Nähe Jena im rebenreichen Saalthale lag. Die Sachſenfürſten gründeten dort eine neue Hochſchule, M. Victorin Striegel war der erſte Rector. Wenige Jahre ſpäter war die Univerſität ſchon im vollen Flor, als der geweſene Kurfürſt ſeiner Gefangenſchaft entledigt wurde und auf ſeinem Heimzuge durch Jena kam. Feierlich von der Stadt eingeholt durch die Bürger- und die Studentenſchaft, darunter bereits acht junge Grafen waren, blickte der alte Fürſt mit Wohlgefallen von ſeinem Wagen, darauf er mit ſeinem Sohn Herzog Johann Friedrich dem Mittlern und Lucas Kranach ſaß, auf die jugendliche, ihn freudig begrüßende Menge und ſagte zum Sohne: „Siehe, das iſt Bruder Studium!“ und hörte mit entblößtem Haupt den Glückwunſch der Profeſſoren. Im Jahre 1557 wurde die Univerſität Jena auch von Kaiſer Ferdinand beſtätigt, doch mit dem Zwang, keine Doctoren der Theologie zu ernennen, bevor die obſchwebenden Religionswirren gänzlich beigelegt ſeien; indeſſen wurde dieſer ungeeignete Druck bald darauf völlig aufgehoben und Jenas Lehrfreiheit blieb eine unbeſchränkte. Im darauf folgenden Jahre kamen die drei Sachſenherzoge mit zahlreichem Gefolge nach Jena, um die Univerſität feierlichſt aufs neue zu weihen. Da trat nach der Predigt der noch junge Herzog Johann Friedrich der Mittlere in der Kirche ſelbſt auf und hielt eine treffliche Rede in lateiniſcher Sprache; dann wurden die Privilegien abgeleſen und M. Joh. Striegel hielt eine weitläufige Rede von Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der hohen Schulen und freien Künſte. Das akademiſche, wiſſenſchaftliche und Studentenleben in dieſer Zeit, in welcher der letzte Schimmer des Mittelalters vollends abbleichte und eine neue, minder glänzende Aera begann, in welcher unſer theures Vaterland durch blutige Kriege zerriſſen wurde und die Wiſſenſchaften ſich in ihrem freudigen Aufſchwung vielfach gehemmt ſahen, theilte ſich zwiſchen dem Studium der claſſiſchen Literatur, die ſeit Luther's Auftreten die Humaniſten treulich pflegten, eifriger, oft heftiger und ſehr unduldſamer Glaubensforſchung und heiterm, oft überüppigem, frivolem Lebensgenuß. Die alte Scholaſtik mit ihren Spitzfindigkeiten war abgethan, wie ſehr auch die viri obscuri darüber im Stillen klagten, ein neuer friſcher Lebensodem wehte durch Hörſäle und Collegien. Von vielen Gelehrten wurde freilich die Claſſicität nicht im Geiſt, ſondern nur in der Form verarbeitet, ein Häufen von Citaten, ein Umſichwerfen mit mythologiſchen und geſchichtlichen Perſonen, Thaten und Redensarten riß ein, ſelbſt die heitere Poeſie konnte ſich ihrer nicht erwehren, ſodaß man ſich ſelbſt mühſam durch die oben angeführte „Kunſt zu trinken“ arbeiten muß, ſo wimmelt ſie von ſchwerfälligen claſſiſchen Anführungen. Dieſe damalige Geiſtesrichtung läßt recht klar eine kleine literariſche Seltenheit erſchauen, ein Büchlein: „Studentes, Comoedia de vita Studiosorum, authore M. Christophoro Stummelio, Colon. 1565.“ Da lauten die Namen der Perſonen nicht etwa deutſch, ſondern ganz wunderlich wälſch und ungenießlich: Philargyrus, Eubulus, Philostorgus (senex), Philomates, Acolastus (filius), Acrates, Colax, Myspolus, Philostasius, Musopulos (studiosi) etc., und die Periocha theilt folgenden Inhalt mit: Dem reichen Philargyrus rathen die Nachbarn, ſeinen Sohn Philomates mit ihren Söhnen zum Studium der freien Künſte zu ſenden, wo derſelbe zur höchſten Gelehrſamkeit gelangte. Aber die guten Sitten verdarb die böſe Studentengeſellſchaft. Acrates verſchwendete im Spiel und Trunk die größten Summen und häufte Schulden auf Schulden. Acolaſtus verführte eine Jungfrau u. ſ. w., auf deren Heirath das Ganze hinausläuft. Acrates überliſtet ſeinen Vater und betrügt ihn, um ſeinen Wirth zu bezahlen.

Viel Geſchmack iſt dieſem küchenlateiniſchen Machwerk nicht abzugewinnen, wenn es auch die Zeit, in der es entſtand, in etwas wiederſpiegelt, und ſo ſchlimm, wie hier die dramatiſche Poeſie das deutſche Studentenleben ſchilderte, war es nun freilich im Allgemeinen nicht. Die Bedürfniſſe eines Studenten, der ſich einzurichten verſtand und ſich wirklich einrichtete, waren nicht allzu groß, gleichwol bewährte ſich zu allen Zeiten das unvermeidliche:

„Gelder muß der Vater ſchicken,
Wenn der Sohn ſtudiren ſoll.“

Folgendes ſchrieb ein jenaiſcher bürgerlicher Student an ſeinen Vater, welcher fürſtlicher Jägermeiſter und Amtmann war, im Jahre 1571:

„Kindliche Lieb und Treu jeder Zeit bevor, freundlicher lieber Herr Vater! Euer Schreiben ſammt den 12 Thalern hab' ich den 5. Sept. empfangen und verleſen, daraus verſtanden, daß ich Euch etwas viel koſte (das ich denn ſelber auch bekenne) und das Geld irgend mit böſer Burſch umbringe und verſchlemme oder ſonſt unnütz ausgebe und verzehre — könnt Ihr ſelber wohl erachten, was es für ein Gelegenheit hab, ſo einer ganz fremd und unbekannt an einem Ort lebet und auch das allergeringſte bezahlen muß, da borgt man einem nicht einen Heller, ſondern es muß immer Geld da ſein.“

In einem zweiten Brief entwickelt derſelbe Student ſeine Bedürfniſſe näher und thut Rechnung von ſeinem Haushalt.

„Auch, freundlicher lieber Herr Vater, thue ich Euch zu Wiſſen, daß ich den 10. Juni 10 Thaler von Euch empfangen, davon ich dann meiner Wirthin 8 fl. an die Koſt geben, und 1 Thlr. zur Studen Zins, item 1 fl. vor die Epitheta Joannis Ravisii *), damit ihr gleichwohl wißt, wozu und wohin ich das Geld habe ausgeben.“

Weiter entwickelt der Student, daß ſeine Wirthin ihm eine eigene Stube einräumen, dieſe im Winter von ihrem Holze heizen, ihm waſchen, Speiſe und zu jeder Mahlzeit ein „Kandelbier“ geben wolle, und dafür auf das ganze Jahr nur 28 Gulden verlange. Soviel habe er zu Schleuſingen (wo er die Kloſterſchule beſuchte) auch geben müſſen und hätte dennoch aus großer Freundſchaft geſchehen ſollen.

„Auch hab' ich eben ſo gut Eſſen, als ich zu Schleuſingen gehabt, und wol beſſer, ohn allein mit dem Trinken will es Sanct Velten haben, doch muß ich mich behelfen wie ich kann, dann es hat Gott Lob noch ei-

---

*) Franzöſiſcher Philolog und Humaniſt.

nen friſchen Bern allhier, der muß das Beſt thun, welcher allen Studenten, ſo kein Geld haben, wohl bekannt iſt.“

Weiter lautet es im Brief: „So will ich Euch auf das allerfreundlichſt gebeten haben, daß Ihr mir wollet doch ein Thaler 2 oder 3 zu Büchern ſchicken, dann ſo Einer ſtudiren will, der muß wahrlich auch Bücher haben, daß er dasjenige, ſo ihm unbekannt, kann nachſuchen.“

Beſſer als aus der oben angeführten Komödie vom Studentenleben läßt ſich daſſelbe aus gleichzeitigen Stammbüchern wahrnehmen, daher noch ein Wort über dieſe.

Die Stammbücher ſind jedenfalls eine Frucht der Hochſchulen. Das Zuſammenleben ſo vieler Jünglinge an einem Ort wob mannichfache Freundſchafts- und Genoſſenſchaftsbande; Landsleute zumal hielten ſich zuſammen, und ſcheidend ſuchte man durch Andenken und Erinnerungszeichen der akademiſchen Zeit Dauer oder doch Nachhall zu geben. Wie in älteſten Zeiten der Ritter an ſeines geſchriebenen Namens Stelle ſein Schildzeichen treten ließ, ſo lag auch nichts ſo nahe, als mit dem Scheidenden das Stammwappen auszutauſchen; dieſe finden wir faſt ausſchließlich in den älteſten Büchern dieſer Art, die dadurch eine gute Erwerbsquelle für die Wappenmaler wurden; ja das Bedürfniß machte ſo ſehr ſich geltend, daß die vervielfältigende Kunſt durch Holzſchnitt und Druck hülfreiche Hand leiſten mußte. So ſchnitt Joſt Ammon ſehr ſchöne mannichfaltige Wappenſchilde, umgeben von Göttern und Göttinnen, Frauen und Jungfrauen, Studenten und Muſikanten (treffliche Trachtenbilder) als Schildhalter, die Schilde aber blieben leer; auch blieb Raum für die Helmkleinodien, damit der Wappenmaler das ihm aufgetragene Stammwappen einzeichne und in Farbe ſetze.

Da die Kunſt ſich ſchon der Allegorie bediente, ſo lag es den Einſchreibenden nahe, dem Namen unter das Wappenſchild auch einen Sinnſpruch beizufügen, zunächſt den eigenen Wahlſpruch, den namentlich Fürſten und Fürſtinnen annahmen und durch ihr ganzes Leben beibehielten, ihn auf Münzen prägen, auf Büchereinbänden anbringen ließen; zu deren Erläuterung geſellte ſich dann wol auch ein ſymboliſches Bild, und endlich nannte man den Gedenkſpruch ſelbſt Symbolum. Bald tauchten neben den eigentlichen Wappenbüchern auch emblematiſch-ſymboliſche Werke voll moraliſch-allegoriſcher Bilderzier auf, dieſe ließ man durchſchießen und ſchrieb ſein Gedächtniß zwiſchen die Bildblätter.

Im Anfang ſchrieb man wenig, faſt nur den Namen in die Stammbücher, welche man Philotheca, Album amicorum, Gazophilazium, Apiarium etc. nannte, ſpäter füllte man ganze Blattſeiten mit Sentenzen in allerlei Sprachen und verdrängte allmälig die Bilder. Michael Lilienthal ſchrieb 1711 eine gelehrte lateiniſche Abhandlung vom Gebrauch und Misbrauch der Stammbücher, darin er deren Führung als eine vornehmlich *deutſche* Liebhaberei bezeichnet. Liebhaber und Bibliotheken legten Stammbücherſammlungen an; eine der reichhaltigſten der letztern beſitzt die großherzogliche Bibliothek zu Weimar, gegen 400 Nummern.

Der Student gönnte noch vor den Freunden und Genoſſen dem verehrten Lehrer den Eintritt in ſein Album-Heiligthum, und das Goethe'ſche:

„Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen,
Gönn' Eure Gunſt mir dieſes Zeichen!“

bezeichnet Zeit und Sitten treffend und trefflich. Aber freilich führte nicht blos der wiſſenseifrige, fleißige und lernbegierige Student ſein Stammbuch, ſondern auch der Bachant, Vagant und Lorant, dem es weit weniger oder gar nicht um klingende Namen, ſondern vielmehr um klingende Gaben zu thun war. Von dieſen Geſellen waren alle deutſchen Hochſchulen und alle deutſchen Lande voll. Von dem durch ſie hauptſächlich mitbewirkten Verfall guter Sitten, wie er ſich von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges nicht nur in der Literatur, ſondern hauptſächlich im deutſchen Univerſitätsleben kundgab, wird im nächſten Artikel ausführlicher die Rede ſein.

L. Bechſtein.

Deutschlands äussere und innere Bodengestaltung

und ihr Einfluß auf die Culturverhältniſſe des Landes.

Der Boden, den wir Menſchen bewohnen, iſt nie ohne Einfluß auf unſere Zuſtände und Sitten, er iſt eine der Urſachen beſonderer nationaler Entwickelung, und zwar eine der unveränderlichſten. Es reichen denn eine Menge Wurzeln des menſchlichen und des ſtaatlichen Lebens tief hinab in das Innere der Erde und zurück in längſt vergangene Zeiten, denn es iſt der Boden, den wir bewohnen, das Reſultat unzähliger, langſamer oder plötzlicher Umwälzungen (Reformen oder Revolutionen). Wo die Reform zu lange zurückgehalten wurde, da brach Revolution aus, da erfolgten zerſtörende Eruptionen, und es ſcheint, ſie ſind in der Geſchichte der Völker ſo unvermeidlich als in der der Erde. Groß und erhaben ſind Ueberreſte ſolcher Revolutionen, doch ſchön erſt dann, wenn die heilende Zeit ſie überwachſen hat. Aber, wohl uns! von dieſen gewaltigen Paroxysmen der Erde iſt meiſt nur das Schöne und Erhabene übrig geblieben in herrlich aufragenden Gebirgen, während die Geſchlechter längſt verſchwunden ſind, deren Exiſtenz von dieſen Ereigniſſen bedroht, verletzt oder vernichtet ward. Der Aufbau der Alpen, ſo allmälig er auch erfolgt ſein mag, koſtete den Bewohnern ganzer Oceane ihr Leben, und ihre verſteinerten Leichen mahnen uns wie Schlachtfelder, auf denen der Untergang ganzer Nationen entſchieden ward und das Heil anderer erblühte. Das Letztere kann ein Troſt ſein in menſchlich bewegter Zeit; aber es iſt ein armſeliger Troſt für die ſtets egoiſtiſchen Zeitgenoſſen, wenn ſie nur für die Nachkommen ihre behagliche Ruhe, häuslichen Wohlſtand oder das theuere Leben opfern ſollen. Den Troſt, den uns ein Blick in die Natur bietet, ſehe ich mehr, als im belehrenden Vergleich, in der Ablenkung des Gemüthes aus dem Sturme der Zeit und in dem Genuß des Erkennens und Nachdenkens. Doch zur Sache!

Gibt es für den Geologen ein Deutſchland? Kaum! Ein Spanien, ein England, ein Norwegen, ein Schweden, ein europäiſches Rußland, auch allenfalls ein Frankreich, ein Böhmen, ein Baiern, ein Würtemberg, das läßt ſich geologiſch nachweiſen, aber ein Deutſchland habe ich immer vergeblich geſucht. Es ſcheint wirklich nur ein künſtlicher Begriff zu ſein, die Grenze zwiſchen andern Ländern, ein geologiſches (wie politiſches) Conglomerat, etwa der geologiſche Centralpunkt, wie der geiſtige, für ganz Europa, ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land.

Vergeblich ſucht man nach umgrenzenden Gebirgen oder Meeren, uns fehlen Pyrenäen, ein Ural oder ein Kaukaſus, nicht einmal die Alpen begrenzen uns, und, wo ſie es könnten, da iſt es uns dieſſeits zu eng, wir ſehnen uns nach einem adriatiſchen Hafen. Vergeblich ſucht man nach einem großen centraliſirenden Becken oder nach einem ganz und durchaus deutſchen Hauptfluß. Uns fehlt das weite Seinebecken oder das der Themſe, unſere großen Flüſſe entſpringen kaum auf eigenem Gebiet, noch weniger münden ſie auf demſelben, da iſt nirgends ein natürlicher Centralpunkt geboten, kein deutſches London oder Paris, höchſtens ein Wien, Berlin und Frankfurt — Mainz. Iſt das nun ein Glück oder ein Unglück? Beides, wenn ich nicht irre.

Die ungemeine Mannichfaltigkeit der deutſchen Bodengeſtaltung und des innern Baues derſelben hat eine ähnliche Mannichfaltigkeit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Induſtriezweige, eine vielfältige geiſtige Durchbildung und in Folge davon eine ähnliche der Staaten und ſtaatlichen Einrichtungen hervorgerufen. Statt eines großen haben ſich eine Menge kleiner Centralpunkte erſten, zweiten und dritten Ranges gebildet, und jeder hat wie eine Sonne ſeine befruchtenden Strahlen um ſich her geſendet. Statt einer homogenen Nation haben ſich eine Anzahl geſonderter Volksſtämme entwickelt.

Der Einfluß der Bodengeſtaltung auf die Bevölkerung iſt ein ſehr vielartiger, ſchwer in ſeinen Einzelheiten zu beſtimmender, noch ſchwerer vorherzuſehender. Denken wir uns gleichartige Bevölkerungselemente gleichartig über ein geognoſtiſch ſehr mannichfaltiges Land ausgebreitet, ſo wird der Boden es ſein, welcher, neben andern Einflüſſen, ſehr allmälig Ungleichheiten in der Bevölkerung, ſowol in ihrer Natur als in ihrer Dichtigkeit hervorbringt. Denken wir uns aber einen kleinen Stamm irgendwo eingewandert und feſtgeſetzt, ſo wird er ſich den gegebenen Bodenverhältniſſen anſchmiegen, ſeine Sitten und ſeine Induſtrie ihnen entſprechend entwickeln, und, wenn er ſich nun mehr und mehr ausbreitet, ſo wird das vorzugsweiſe nach den Richtungen hin geſchehen, wo die gewohnten, durch viele Generationen vertraut gewordenen Bodenverhältniſſe am ähnlichſten ſich vorfinden. Auf dieſe Weiſe entſtehen beſondere Volksſtämme in gewiſſen natürlichen Abgrenzungen, und von dieſen einfachen Normen erfolgen nur Ausnahmen durch äußern oder innern Drang (Krieg oder Uebervölkerung) oder durch das Lockende weit ergiebigerer Landſtriche der Nachbarſchaft.

Das iſt nicht etwa lediglich Folge der äußern Formverhältniſſe, die ohnehin ſtets von den innern abhängen; der Einfluß jener herrſcht freilich vor, aber auch der innere Bau, der geognoſtiſche, iſt nicht ohne Wirkung. Wer gute geologiſche Karten vergleicht, der wird bald erkennen, daß gerade der geologiſch bunteſte Theil Deutſchlands, zwiſchen dem Erzgebirge und dem Rhein, auch der politiſch bunteſte iſt. Doch darf man ſich dabei nicht durch die bloße Buntheit der geologiſchen Karten allein leiten laſſen; dieſe iſt in gewiſſem Grade eine willkürliche, da leider ein Jeder beliebige Farben für beliebige Geſteinsabtheilungen zu wählen pflegt. In dieſem Falle iſt aber wirklich auch der Wechſel heterogener und auf Induſtrie und Bodengeſtaltung einflußreicher Geſteine ſehr groß.

Wie einförmig erſcheinen dagegen geognoſtiſch das alte Preußen, Baiern, Böhmen und das Erzherzogthum Oeſterreich. Dieſer Bau, der für die *Einheit* Deutſchlands jedenfalls ungünſtig war und noch iſt, hat nicht wenig beigetragen zu der geiſtigen Durcharbeitung, Schmiegſamkeit und Vielſeitigkeit unſerer Nation, aber ebenſo auch zu dem Mangel an Einheits- oder Nationalgefühl.

Man wird mir nicht einwenden: das Jahr 1848 habe bewieſen, daß es an letzterm nicht fehle — mir beweiſt es das Gegentheil. Nur als Ideal, nicht für die Praxis war es zu finden. Der intelligente Theil des Volks konnte ſich dafür begeiſtern, aber auch nur begeiſtern, die große Maſſe empfand wenig davon. Ich behaupte damit nicht etwa, daß eine größere Einigung auf ſolchem Boden unmöglich oder nicht wünſchenswerth ſei, ich ſage nur, daß ſie durch denſelben nicht veranlaßt wird. Eine Reihe hervorragender deutſcher Kaiſer, in letzter Zeit vielleicht ein einziger kräftiger Regent, hätte ſie trotz aller Bodengeſtaltung bald moraliſch, bald mit Gewalt erzwingen und auch wol befeſtigen können, ähnlich wie die Könige von Frankreich es gethan haben; aber von ſelbſt kommt ſie bei uns nicht, und auch von unten her iſt ſie kaum zu erwarten. Das Jahr 1848 konnte unter Umſtänden Deutſchland zu *Republiken* umgeſtalten, aber ſchwerlich zu *einer Republik*. Ein Umſtand tritt freilich immer mehr und mehr hervor, welcher der Zukunft erleichtern wird, was der Vergangenheit zu ſchwer war. Das ſind die Eiſenbahnen. Dieſe vernichten gleichſam die örtlichen Ungleichheiten, indem ſie die Entfernungen vernichten. Die niedern deutſchen Gebirgsketten bieten ihnen keine unüberſteiglichen Hinderniſſe mehr dar; die Einwirkung der Flußſyſteme, der Bergketten und ihres innern Baues ſinkt unter dem Einfluß dieſer gewaltigen Schienenwege immer tiefer und tiefer herab. Wo dieſe ſich centraliſiren, da werden große Centralpunkte entſtehen, ſelbſt wenn es der geologiſche Bau nicht bedingen ſollte, oder wenigſtens weit über deſſen natürliche Bedingungen hinausgreifend. Natürlich ſind dabei die ſchon vorher groß gewordenen Städte bedeutend im Vortheil, ſo Berlin und Wien. Sie lenken gewaltſam die Bahnen auf ſich, und dieſe werden die Radien ihrer Macht. Wo nun dieſe Radien, wie in unſerm Falle, von Süd nach Nord aufeinander ſtoßen, wie weit reicht da die Macht des einen und des andern? Die Bodengeſtaltung zeigt uns als natürliche, aber nicht als nothwendige Grenze den Rücken des Erzgebirgs, denn ſein breiter, induſtriereicher Abfall iſt dem Norden zugeneigt, alle ſeine ſteinernen natürlichen Abſatzwege und Verkehrsadern weiſen nach dem Norden, während der ſteile ſüdliche ſchon jetzt ganz dem Süden angehört.

Sollte das unglückliche Deutſchland einſt in ein politiſches, nicht blos ideales Nord- und Süddeutſchland zerfallen, ſo bilden die Bergketten von der Schneekoppe bis zum Inſelsberg die natürliche Grenze. Aber wie dann weiter weſtlich, wo Boden, Volkscharakter, Religion und Geſchichte weit ſchwieriger eine Grenze zwiſchen Süd und Nord ziehen laſſen? Das iſt ſo fraglich als bisher, wo man bei den Verſammlungen deutſcher Naturforſcher gar manchmal im Scherz darüber geſtritten hat, ob Süddeutſchland da anfange, wo man den Wein aus Biergläſern trinkt, oder da, wo man die Butter ungeſalzen ißt, oder da, wo man den Artikel vor den Eigennamen ſetzt, und nicht man ſondern halt in die Rede einſchaltet.

Aber auch die natürlichſten Grenzen können von der Gewalt leicht auf lange überſchritten werden, ſie gelten nur für ruhige Entwickelung von innen heraus, nicht für die Zeit des Krieges und der Willkür.

Wir müſſen jetzt den Bodenbau Deutſchlands etwas näher betrachten.

Es iſt allgemein bekannt, daß der nördliche Theil von Deutſchland beinahe eben iſt und der großen europäiſchen Niederung angehört, die, von Calais bis zum Ural und Schwarzen Meer ausgebreitet, ſich nur wenige hundert Fuß über den Meeresſpiegel erhebt, während die ſüdliche Hälfte überall von Bergketten durchſchnitten wird und endlich ſogar zu den ſchneebedeckten Spitzen der Alpen aufſteigt.

Die Grenzen dieſes deutſchen Hochlandes und der deutſchen Niederung fallen beinahe, aber nicht ganz, mit der Sonderung in ein Süd- und Norddeutſchland zuſammen. Ragt nun auch vom deutſchen Hochland mehrfach ein Stück in Das hinein, was man gewöhnlich Norddeutſchland zu nennen pflegt, ſo iſt doch der allgemeine Unterſchied zwiſchen deutſchem Tief- und Hochland jedenfalls ſehr wichtig und hat ſich auch politiſch ſo bewährt, da die gegenſeitigen Grenzen der beiden größten deutſchen Staaten, der Vertreter von Nord- und Süddeutſchland, wenigſtens im Oſten unſers Vaterlandes, nach und nach immer mehr ſich dieſen natürlichen Grenzen genähert haben und ſomit in einer ganz naturgemäßen Verſchiebung begriffen ſind. Im Weſten iſt das anders, wie denn hier überhaupt die Unterſchiede zwiſchen Nord und Süd weit ſchwankender, die Bodengeſtaltungen weit mannichfaltiger ſind.

Wo, wie im deutſchen Tiefland, keine Gebirgsketten vorhanden ſind, da laſſen ſich auch ihre Richtungen höchſtens in den Stromthälern verfolgen. Doch das iſt ein Umſtand, auf den ich ſpäter zurückkomme; für jetzt wende ich mich dem deutſchen Hochlande zu, um zu zeigen, von welchen innern Richtungen deſſen Oberfläche gleichſam beherrſcht wird. Fünf Hauptrichtungen ſind es, die ich an und in den deutſchen Gebirgsketten zu unterſcheiden vermag, denn eine ſechste erkennbare Zone plutoniſcher Thätigkeit iſt durch keine zuſammenhängende Bergkette bezeichnet, ſondern nur durch vereinzelte baſaltiſche Kegel.

Dieſe fünf Richtungen ſind folgende:

1) Die der mächtigen deutſchen Alpenkette aus WSW nach OSO

2) Die des Erzgebirges aus SW nach NO, welche ſich auch im Böhmer Wald und im innern Bau des rheiniſchen Schiefergebirges, ja ſelbſt in dem der Grauwacke des Harzes und des öſtlichen Thüringer Waldes vertreten findet.

3) Die des Harzes und der ſudetiſchen Gebirgskette aus OSO nach WNW. Das Rieſengebirge, obwol innerlich andere herrſchende Richtungen zeigend, die oberlauſitzer Berge, die Weſerketten und der Teutoburger Wald fallen in dieſelbe gemeinſame Gebirgszone, die wir mit Kohl die herzyniſch-ſudetiſche nennen wollen.

4) Die des Thüringer Waldes aus SO nach NW, alſo einen ſpitzen Winkel mit der vorigen bildend, mit deren Gebirgen die nordweſtlichen Ausläufer der Thüringerwaldhebungen ſich in der That zu vereinigen ſcheinen, ſodaß ſie gleichſam wie Radien von einem Punkte auslaufen. Die ſüdöſtliche Verlängerung des Thüringer Waldes bildet der Böhmer Wald, und auch die ſteilen Südweſtabfälle des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges entſprechen ganz dieſer Richtung, während ihr innerer Bau ſie dem Erzgebirge zuweiſt.

5) Die des Schwarzwaldes aus SSW nach NNO, die im Odenwald und Speſſart ihre Verlängerung findet.

Die ſechste Richtung plutoniſcher Thätigkeit, welche ich oben erwähnte, wird bezeichnet durch eine breite Zone von Baſaltbergen, welche, häufig von Mineralquellen begleitet, ganz Deutſchland von Oſt nach Weſt durchzieht und beinahe am beſten die Grenze zwiſchen Süd- und Norddeutſchland verkörpert. Aber dieſe Baſaltberge bilden, wie geſagt, keine Gebirgskette.

Die mehrfache Kreuzung der genannten Gebirgsrichtungen zerſpaltet das deutſche Hochland in eine Anzahl abgeſonderter Gebiete, die zum Theil (ſo Böhmen) ſehr abgeſchloſſene Becken darſtellen. So ſehr nun auch der Ablauf der Gewäſſer von der Geſtalt der Erdoberfläche abhängig iſt, ſo iſt dennoch der Lauf der ſüddeutſchen Flüſſe nur ſchwer aus den Gebirgsrichtungen abzuleiten. Man kann jedoch ganz im Allgemeinen behaupten, daß er durch ihre Mannichfaltigkeit ſelbſt ſehr mannichfaltig geworden iſt, während dagegen im norddeutſchen Flachlande ſich weit beſtimmter eine vorherrſchende Flußrichtung verfolgen und mit den benachbarten Gebirgen in Beziehung bringen läßt. Dieſe Flußrichtung geht parallel der herzyniſch-ſudetiſchen Erhebung aus OSO nach WNW, ihr folgen die einzelnen Theile der Weſer, der Aller, der Elbe, der Oder und der Weichſel; wo ſie davon abweichen, da läßt ſich gewöhnlich leicht eine Fortſetzung der Richtung als Depreſſion des Bodens oder als neues Flußthal erkennen, ſo z. B. für die Elbe jenſeit Magdeburg im Thale der Aller, für die Oder jenſeit Frankfurt in der Havelmulde und in der untern Elbe.

Es iſt nicht allzu ſchwer, die Urſache dieſer Thatſache zu finden. Das deutſche Flachland iſt von mächtigen Diluvialablagerungen bedeckt; aber unter dieſen beſteht es aus etwas aufgerichteten Geſteinsſchichten von ungleicher Feſtigkeit. Dieſe ſind parallel dem Harz und den Sudeten aufgerichtet, wie man leicht an den wenigen Stellen erkennen kann, wo ſie unter der mächtigen Diluvialdecke an die Oberfläche hervorragen, ſo bei Rüdersdorf und bei Lüneburg. Die ungleiche Feſtigkeit dieſer aufgerichteten Schichten hat eine parallel wellenförmige Oberfläche hervorgebracht, und, wenn auch dieſe Wellen durch dicke Sand- und Lehmauflagerungen überdeckt und ausgeglichen ſind, ſo haben ſie dennoch den Ablauf der Gewäſſer regulirt und ſich dem Auswaſchen von Thälern in andern Richtungen als den übrigen häufig hindernd entgegengeſtellt.

Während alſo das flache Norddeutſchland faſt überall von den jüngſten meeriſchen und noch jetzt horizontalen Ablagerungen von Mergel, Thon, Lehm, Sand und Kies bedeckt iſt, und nirgends ein durch plutoniſche Thätigkeit gebildetes, umgewandeltes oder örtlich erhobenes Geſtein ſich in ihm zeigt, finden wir im ſüddeutſchen Hochland, vom Harz an ſüdlich, eine Anzahl Kerne kryſtalliniſcher Geſteine, welche, von einer größern oder geringern Zahl von Flötzformationen umhüllt, aus dem Erdinnern hervorragen. Solcher Kerne können wir, als mehr oder minder deutlich voneinander geſondert, hauptſächlich 13 unterſcheiden, als: Harz, Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Oberlauſitz, Rieſengebirge, Sudeten, böhmiſch-mähriſches Gebirge, Böhmer Wald, Speſſart, Odenwald, Schwarzwald und die Centralkette der Alpen. Die Porphyre des ſüdlichen Hundsrück und die Baſalte der großen weſtöſtlichen Zone, ſowie des Breisgaues und Schwabens, ſind nicht mit jenen Centralkernen auf gleiche Stufe zu ſtellen, ſie zeigen einen andern, mehr vulcaniſchen als plutoniſchen Charakter, und ſind namentlich nicht von kryſtalliniſchem Schiefergeſtein begleitet. Ebenſo ſind das rheiniſche Schiefergebirge, beſtehend aus Ardennen, Eifel, Hundsrück, Taunus, Weſterwald u. ſ. w., der Teutoburger Wald, die Weſerketten und die Rauhe Alp nicht zu dieſen Kerngebirgen zu rechnen, da ſie zum Theil keine, zum Theil wenigſtens keine ſie bedingenden kryſtalliniſchen Geſteine enthalten, vielmehr nur aus gehobenen Flötzſchichten beſtehen.

Wenn wir nun ferner die Vertheilung der von den Geognoſten nach ihrem Alter und Weſen in Formationen geſonderten Flötzablagerungen im deutſchen Gebiet unterſuchen, ſo ſtellt ſich bald genug eine ſehr ungleiche Vertheilung derſelben heraus, wonach man nicht unpaſſend ganz Deutſchland in vier geologiſche Provinzen eintheilen könnte, die als Ergebniſſe früherer Zuſtände, als Reſultate der örtlichen Erdentwickelungsgeſchichte gewiß recht intereſſant ſind, auf die gegenwärtige Bewohnung des Landes aber einen verhältnißmäßig nur ſehr geringen Einfluß üben, weshalb es mir denn auch nicht einfällt, ſie als Grundlage für irgend eine ideale äußere Eintheilung benutzen zu wollen.

Ihr Einfluß iſt nämlich neutraliſirt theils durch die große mineralogiſche Aehnlichkeit der Flötzablagerungen aus den ungleichſten Zeitepochen, theils und vorzüglich aber durch den Umſtand, daß oft die jüngſten Ablagerungen, alle ältern bedeckend, auf große Strecken beinahe die ganze Oberfläche einnehmen, ſodaß alſo dann die Natur der Oberfläche nicht ſowol von der Zahl und Beſchaffenheit der übereinander liegenden Schichten, ſondern nur von der Natur der oberſten, neueſten Schichten bedingt wird. Auf die phyſiſchen Zuſtände der norddeutſchen Ebenen z. B. haben die unter dem Diluvium liegenden Schichten nur einen höchſt geringen Einfluß, und ähnlich iſt es auch im ſüdlichen Deutſchland da, wo irgend eine Formation einen großen Flächenraum überdeckt.

Die ungleiche Vertheilung der Flötzformationen in vier geologiſche Provinzen Deutſchlands wird ſich am beſten in der hier folgenden Tabelle (S. 207) überſehen laſſen, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß für die einzelnen Provinzen nur Centrallocalitäten, nicht ſcharfe Abgrenzungen angegeben werden können.

Um deren Benennungen alle richtig zu verſtehen, iſt es vielleicht für Manchen nöthig, irgend ein Lehrbuch der Geognoſie zur Hand zu nehmen. Man wird dann genauer erkennen, wie groß die Lücken ſind, die in den Ablagerungen Süddeutſchlands hier und da wahrgenommen werden, während Norddeutſchland in ſeiner Totalität beinahe die ganze Reihe der in Europa bekannten Flötzſchichten überall enthält und darum faſt in allen geologiſchen Perioden von Waſſer bedeckt geweſen zu ſein ſcheint, was ſehr gut mit dem Mangel aller Kennzeichen örtlicher plutoniſcher Thätigkeit in dieſem faſt horizontalen Tieflande übereinſtimmt.

Aber dieſe vollſtändige Reihe der Schichtablagerungen iſt, wie geſagt, vielfach von den neueſten Bildungen überdeckt und tritt vorzugsweiſe nur an den nördlich aufſteigenden Gebirgserhebungen und auch da gewöhnlich nur theilweiſe an die Oberfläche hervor. Man hat darum eine große Zahl einzelner Beobachtungen in Weſtfalen, Thüringen, Sachſen, Pommern und Schleſien miteinander verbinden müſſen, um die vollſtändige Reihe dieſer Schichten zu erhalten.

Norddeutſchland, z. B. Weſtfalen, Thüringen und Preußen.	**Südweſtdeutſchland,** z. B. Schwaben und Franken.	**Südoſtdeutſchland,** z. B. Böhmen und Mähren.	**Alpenland,** z. B. Tirol und Steiermark.
Mächtige Diluvialgebilde mit erratiſchen Blöcken.	Löß. Süßwaſſerkalk	Süßwaſſerkalk und Mergel.	Alte Moränen und Diluvialgebilde.
Braunkohlen?	Mergel, Kalk und Sand mit Meeresmuſcheln.		Obere Süßwaſſermolaſſe mit Braunkohlen.
Mergel mit Meeresmuſcheln, Septarienthon.		Tegel.	Meeresmolaſſe mit Nagelfluhe.
			Untere Süßwaſſermolaſſe.
Braunkohlengebilde.	Braunkohlengebilde.	Braunkohlengebilde.	Fucoidenſandſtein.
—	—	—	Nummulitengeſteine.
Kreide.	—	—	Kreidekalkſteine.
Pläner und Quaderſandſtein.	Spuren bei Regensburg und im Schwarzwald.	Pläner und Quaderſandſtein.	Sandſteine und Kalkſteine.
Neokomien (Hils).	—	—	Neokomien.
Wielden.	—	—	—
Jurakalk und Thon.	Jurakalk und Thon.	—	Alpenkalkſteine mit Steinſalz und mit Mergel-Zwiſchenbildungen.
Lias.	Lias.	—	
Keuper.	Keuper.	—	
Muſchelkalk.	Muſchelkalk.	—	
Bunter Sandſtein.	Bunter Sandſtein.	—	Rother Sandſtein.
Zechſtein.	—	—	—
Rothliegendes.	—	Rothliegendes.	—
Steinkohlen-Formation.	Spuren im Schwarzwald.	Steinkohlen-Formation.	Spuren an der Stangenalp.
Kohlenkalkſtein.	—	—	—
Mächtige Grauwackenbildung.	—	Mächtige Grauwackenbildung.	Grauwacke.

Wir wollen nun, von dem norddeutſchen Tieflande beginnend, durch die einzelnen deutſchen Gebirgsketten und Länderbecken hindurch uns zu den

Gipfeln der Alpen erheben, um von jenen Höhen noch einmal das ganze Vaterland zu überblicken.

Die große norddeutſche Niederung, alles Land nördlich vom Fuß der Sudeten, des Rieſengebirges, der Oberlauſitz, des Erzgebirges, des Harzes, des Teutoburger Waldes und des rheiniſchen Schiefergebirges, mehrfach in die Buchten zwiſchen dieſe Gebirge eindringend, beſteht an ſeiner Oberfläche vorherrſchend aus Diluvialbildungen, aus Lehm, Thon, Mergel, Sand, Kies und erratiſchen Felsblöcken. Zuweilen ſind über dieſe mächtige Diluvialdecke große Torfmoore, ſtarke, fruchtbare Humusdecken, Ablagerungen von Raſeneiſenſtein oder von Infuſorienſchalen ausgebreitet, nur ſelten treten ältere Schichten darunter hervor. Unter dieſen hier und da auftauchenden ältern Schichten ſind wieder die Braunkohlenbildungen die häufigſten, weit vereinzelter erſcheinen Kreide, Jura und Muſchelkalk.

Die an der Oberfläche überall vorherrſchenden Diluvialgebilde zeigen äußerſt ungleiche Grade der Bodenfruchtbarkeit, je nachdem ſie aus Sand, Lehm, Kies oder Mergel beſtehen, von Torfmooren oder von mächtigen Humusſchichten bedeckt ſind. Das Sandland iſt die Heimat der dürren Haiden und ſchattenarmen Kiefernwälder, während Lehm, Mergel und Humus von den üppigſten Fluren bedeckt ſind. Den Mergel, wo er vereinzelt auftritt, beutet der Landwirth für ſeine Felder aus; Lehm und Thon werden in Baumaterialien und in häusliche Geſchirre verwandelt, als Brennmaterial dient hier und da der Torf, der Raſeneiſenſtein wandert in benachbarte Hochöfen, und die großen erratiſchen Felsblöcke, die nach Anſicht der Geologen auf ſchwimmenden Eisſchollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutſchland eingewandert ſind (darum auch nordiſche Geſchiebe genannt), dienen vielfach zu den gemeinſten wie zu den erhabenſten Zwecken. Begierig greift in der felſenloſen Niederung der Straßenbauer wie der Pflaſterer nach dieſen feſten Wanderblöcken; aus Kalkſtein beſtehend, ſind ſie höchſt willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze, die ſchönſten granitnen Findlinge aber wählt ſich der Künſtler aus, um ſie entweder ſelbſt in Kunſtwerke zu verwandeln oder wenigſtens ſeine Statuen darauf ruhen zu laſſen. So ſind ſie im fremden Lande ein reicher Segen geworden und zugleich die Denkſteine einer merkwürdigen geologiſchen Periode, in welcher nordiſche Eisſchollen bis an die deutſchen Gebirge herantrieben.

Zunächſt unter dieſen diluvialen Bildungen folgen, weit verbreitet, aber nur hie und da zu Tage tretend, Thon- und Sandſchichten mit zuweilen ſehr mächtigen Braunkohleneinlagerungen oder auch wol bloße Thonablagerungen mit Meeresmuſcheln (Septarienthone), die nach den Anſichten der Geologen neuerer Entſtehung ſind als die Braunkohlen. Uns intereſſiren, als für das menſchliche Leben einflußreich, beſonders die letztern.

Seit lange ſchon hat man in der Nähe der Gebirgsränder, oder in ihren Buchten, bei Merſeburg, Halle, Grimma, Muskau, Zittau u. ſ. w.

dieſe Braunkohlenlager abgebaut und trefflich verwerthet, aber erſt in neuerer Zeit hat man ſie auch unter die weiten Diluvialſtrecken hinab verfolgt, unter denen ſie ſehr wahrſcheinlich beinahe allgemein ausgebreitet ſind. Seitdem ſind nun auch ſchon an ſehr vielen Punkten mitten in der weiten Niederung Braunkohlengruben eröffnet worden, und es iſt keine Frage, daß dieſes für viele Zwecke ſehr brauchbare, wenn auch nicht ſehr concentrirte Brennmaterial von immer größerm Einfluß auf die Induſtrie des deutſchen Tieflandes werden wird.

Dieſe Braunkohlen umſchließen zugleich, als deſſen urſprüngliche Lagerſtätte, den Bernſtein, der aber häufiger noch, durch die Oſtſee ausgeſpült, an deren Küſten aufgefunden wird und dort in der ſogenannten Bernſteinfiſcherei einen, wenn auch nicht wichtigen, doch ſehr eigenthümlichen Induſtriezweig hervorgerufen hat.

Was unter den Braunkohlenbildungen liegt, ragt, wie geſagt, nur höchſt vereinzelt an die Oberfläche hervor, wenn wir davon das flache Hügelland ausnehmen, welches zwiſchen der Oder und den Quellen der Warthe ſich ausbreitet, in dem die Schichten der Jura- und Triasgruppe in ziemlicher Verbreitung hervortreten, und noch dazu mit einer ganz beſondern, techniſch wichtigen Bedeutſamkeit. Es enthält nämlich hier die Juraformation ſehr ausgebreitete und reiche Thoneiſenſteinlager, während im Muſchelkalk eine mächtige unregelmäßige Einlagerung von Brauneiſenſtein, Galmei und Bleiglanz auftritt. Dazu geſellen ſich nun aber auch noch benachbarte Steinkohlenablagerungen, ſodaß durch den Verein dieſer Mineralſchätze die Umgegend von Tarnowitz ſeit lange ſchon eine große berg- und hüttenmänniſche Bedeutung gewonnen hat.

Zu den ganz inſularen ältern Bildungen in dem weiten Gebiet des Flachlandes gehören die ſchönen Kreidefelſen der Inſel Rügen, die von koloſſalen Steinbrüchen aufgeſchloſſenen Muſchelkalkſchichten von Rüdersdorf bei Berlin und die ähnliche gypshaltige Felſenenclave bei Lüneburg, welche beide nicht nur genau in der verlängerten Richtung der unteren Elbe liegen, ſondern auch ebenſo genau in einer Linie mit der aus gleichen Schichten beſtehenden Inſel Helgoland, ſodaß man hier wol eine Bruch- und Erhebungslinie der geſchichteten Geſteine anzunehmen hat, die aber im größten Theile ihrer Ausdehnung ganz von den jüngern Diluvialbildungen überdeckt und dadurch unkenntlich geworden iſt.

In Flachländern, wie die norddeutſche Niederung, iſt der Verkehr nicht durch die Geſtaltung des Bodens geregelt, die ihn beinahe in keiner Richtung verhindert, ſondern durch die Vertheilung der ſchiffbaren Flüſſe, der Häfen, des vorzugsweiſe fruchtbaren Landes und benachbarter Induſtriediſtricte. Die größern Flüſſe durchſchneiden, wie wir geſehen haben, die norddeutſche Niederung alle in einer beſtimmten Richtung aus OSO nach WNW. Die großen Hauptſtädte haben ſich aber nicht überall an ſie angelehnt, und, da ſie gerade die mächtigſten Anziehungspunkte des Verkehrs geworden ſind, ſo hat ſich ein ſehr complicirtes Netz von Hauptſtraßen entwickelt, welches ſich nur ſchwierig aus einfachen Grundurſachen ableiten läßt. Indeſſen ſind einige Hauptwege denn doch deutlich durch die Geſtalt, Lage und Umgebung unſerer Niederung geboten. Wir finden ſie am leichteſten, wenn ~~wir ihre~~ naturgemäßen Eintritts- oder Ausgangspunkte aufſuchen.

Die Hauptlandverbindung mit Rußland ſtellt nur eine Hauptſtraße her, parallel der Küſte der Oſtſee. Das Oderthal öffnet den Haupteingang aus Polen, Galizien und Mähren, das Elbthal den aus Böhmen und Sachſen, das thüringer Becken die natürliche Verbindung mit dem Rheinland, während das centrale Süddeutſchland nur auf dem etwas künſtlichen Wege über Hof, durch die Bucht von Leipzig, mit dem Tieflande in Verbindung getreten iſt. Zum Niederrhein hat man einen Weg durch die Weſerkette gefunden. Nun folgen an der Küſte die Häfen: Bremen, Hamburg, Kiel, Lübeck, Stralſund, Stettin, Danzig, Königsberg. Dieſe Eingangsthore ſind mit den innern Centralpunkten Berlin, Frankfurt a. d. O., Leipzig, Magdeburg, Braunſchweig, Hannover u. ſ. w. zu verbinden, um die Hauptfäden und Knoten des Verkehrsnetzes zu erhalten.

Es wird jetzt unſere nächſte Aufgabe ſein, den herzyniſch-ſudetiſchen Gebirgswall, welcher ſüdlich die norddeutſche Niederung begrenzt, in ſeiner ganzen Längenausdehnung von WNW nach OSO zu durchwandern.

Der Teutoburger Wald, durch das Weſergebirge mit dem Harz verbunden, ragt von dieſem aus als eine ſchmale doppelte Hügelkette weit in das norddeutſche Tiefland hinein, dadurch das große, mit Kreide- und Diluvialſchichten erfüllte Becken von Münſter abſondernd, welches nur gegen den Rhein hin offen iſt.

Dieſe nordweſtliche Fortſetzung und Endigung der herzyniſch-ſudetiſchen Erhebung wird von den Thälern der Leine und der Weſer quer durchbrochen und geographiſch geſondert, während ſie außerdem durch mehrere deutliche Längenthaler charakteriſirt iſt und in ihrem innern Bau eine große Harmonie zeigt.

Nirgends treten in ihr kryſtalliniſche Geſteine an die Oberfläche hervor, nur unveränderte Flötzſchichten ſind in aufrechte Stellung gebracht und bilden dadurch Hügelketten, die an der Oberfläche aus langen, aber ſchmalen Streifen ungleicher Geſteine beſtehen. Die ganze Flötzreihe vom bunten Sandſtein bis zur Kreide iſt hier auf dieſe Weiſe aufgerichtet und gefaltet. Die älteſten Schichten bilden theils den Boden von wahren Erhebungsthälern, wie bei Pyrmont, während immer neuere ſich terraſſenförmig darüber erheben, theils treten ſie als Gipfel und Kämme auf, die freilich nirgend 1500 Fuß Meereshöhe erreichen, während ſie ihre flachen Umgebungen um 500 bis 800 Fuß überragen.

Zu den auffallendſten Längenthälern gehören hier die der Weſer von Bodenwerder bis Vlotho, der Bega, der Werre, Elſe und Haaſe. Die beiden letztern ſind noch dadurch von beſonderm Intereſſe, daß ihre beiden Flüſſe, obwol nach entgegengeſetzten Richtungen ſtrömend und ungleichen Flußgebieten angehörend, dennoch aus einer Quelle entſpringen, die erſt bei Gesmold ſich in zwei Arme theilt, ähnlich, nur im mikroſkopiſchen Maßſtabe, wie der Orinoco bei Esmeralda.

Der ganze Complex dieſer Hügelketten dankt ſeine Entſtehung offenbar plutoniſchen Hebungen im Sinne und in der Verlängerung der Harzachſe. Die plutoniſchen Geſteine, welche empordrängten, ſind aber alle in der Tiefe geblieben. Die Reihenfolge und die Störung der Flötzſchichten iſt ganz beſonders deutlich erkennbar in dem Querdurchbruch der Weſer in der Porta Weſtphalica bei Minden, und in derſelben aufgerichteten oder ſelbſt umgeſtürzten Lage finden ſich im Teutoburger Wald nebeneinander Kreide und Kreidekalk, Quaderſandſtein, zum Theil chloritiſch, oolitiſcher Mergeleiſenſtein, Sandſtein mit Kohlenflötzen, Kalkconglomerat, ſandiger Kalkſtein und Schiefermergel (dieſe fünf der ſogenannten Wieldenformation zugehörig), Muſchelkalk und Mergel des bunten Sandſteins. Alle dieſe Schichten lagern, wie geſagt, oft ſteil aufgerichtet und in umgekehrter Ordnung; der Mergel des bunten Sandſteins zu oberſt, die Kreide zu unterſt. Dieſelben Formationen wiederholen ſich aber in ähnlicher Weiſe in beiden durch das Längenthal der Haaſe getrennten Parallelketten im Teutoburger Wald wie im Weſergebirge; das breite Längenthal ſelbſt füllt vorzugsweiſe Keuper aus, vielfach treten auch Schichten der Juragruppe hervor, und die aufgerichteten Geſteine werden umhüllt und umlagert von horizontalen tertiären und diluvialen Gebilden.

Herrliche Buchenwälder decken die Höhen, aus denen das deutſche Herrmannsdenkmal hervorragen ſollte, von fruchtbaren Feldern ſind die Niederungen eingenommen, auf denen die großen wohnlichen Bauerhöfe zwiſchen einzelnen Baumhorſten zerſtreut umher liegen.

Es iſt ein ackerbautreibendes patriarchaliſches Land, welches wir von dieſen Hügelketten überblicken, in welches die raſcher belebende Induſtrie nur hier und da erſt eingedrungen iſt, wie z. B. in dem Weberdiſtrict von Bielefeld.

Aber die nach und nach in immer weiterer Verbreitung aufgefundenen Kohlen- und Thoneiſenſteinlager der Wieldenformation dieſer Gegend, die eine Menge foſſiler Ueberreſte von Sumpf- und Süßwaſſergeſchöpfen enthält, werden ſicher im Laufe der Zeit an ſehr viel mehr Punkten Eiſeninduſtrie hervorrufen, als das bis jetzt der Fall geweſen iſt, und dadurch wird das Land einen ſehr veränderten Charakter gewinnen. Bei Ibbenbühren hat man dieſe Kohlenlager ſchon ſeit lange beiläufig abgebaut und benutzt. Aber es iſt als ſehr wahrſcheinlich anzuſehen, daß in wenigen Jahren des Friedens an vielen Orten Schächte eingeſenkt und hohe Eſſen aufgemauert ſein werden.

Es folgt nun der Harz, als das am weiteſten gegen Norden vorgeſchobene unter den höhern Gebirgen Deutſchlands. Seine Baſis bildet eine große Ellipſe von vier Meilen Breite und 13 Meilen Länge, ſeine äußere Geſtalt iſt nicht ſowol die einer Bergkette, als einer plateauförmigen Gebirgserhebung rings um einen Hauptberg herum. Dieſes Plateau erhebt ſich durchſchnittlich 1500 bis 2000 Fuß über das Meer, während der Brocken bis zu 3500 Fuß aus ihm hervorragt.

Der Brocken ſelbſt beſteht aus Granit, aber die Hauptmaſſe des Harzgebirges aus Grauwacke. Noch einmal iſt dieſe am Ramberg von Granit durchbrochen und an vielen andern Orten von kleinen Grünſteinmaſſen, die hier und da niedliche Felskuppen bilden. Den Granit wie den Grünſtein umgibt häufig mantelartig eine ſchmale Zone von Hornfels, der offenbar durch Einwirkung jener erſtern auf Thonſchiefer aus dieſem entſtanden iſt. Rechnet man dazu noch die den Grauwackenſchiefern und Sandſteinen untergeordneten Einlagerungen von Quarz und Kieſelſchiefer, die als Bergrücken hervortreten, Alaunſchiefer, Eiſenſtein und Kalkſtein, ſowie die mancherlei Erzgänge, die vereinzelt oder gruppenweiſe „in Zügen" die Grauwackenbildung durchſetzen, ſo hat man ſo ziemlich Alles genannt, was geognoſtiſch das eigentliche Harzgebirge zuſammenſetzt. Aber eine große Mannichfaltigkeit von Geſteinen tritt nun noch an den äußern Rändern dieſes Gebirges hervor.

Sie ſind ganz ungleich zuſammengeſetzt an der Südweſt- und an der Nordoſtſeite. Südweſtlich, wo die thüringer Flötzmulde ſich anſchließt, folgen von unten nach oben aufeinander: die Kohlenformation und Rothliegendes (bei Ilefeld vielfach von Porphyren begleitet), Zechſtein mit Kupferſchiefer und mächtigen Gypsſtöcken, bunter Sandſtein und erſt jenſeit der Goldenen Aue auch Muſchelkalk. Alle dieſe Schichten ſind nur wenig aufgerichtet. Nordöſtlich dagegen lagern mit zuweilen ſenkrechter Schichtung an der Grauwacke: die Kohlenformation, Rothliegendes, bunter Sandſtein, Muſchelkalk, Keuper, Lias, Jura, Quaderſandſtein und andere Glieder der Kreidegruppe, welche Formationen hier vielfach gegeneinander verſchoben und geknickt die nördlichen Vorberge des Harzes bilden, bis endlich bei Magdeburg auch nochmals Grauwackenſchichten und Porphyre hervortreten.

Die Lücke in der reihenartigen Entwickelung der Flötzformationen auf der Südſeite des Harzes zeigt deutlich, daß ſchon vor der Ablagerung der Jura- und Kreidegebilde eine Erhebung das Meer in zwei Buchten geſondert hat, in denen ungleiche Ablagerungen erfolgten; aus dem Mangel des Zechſteins auf der Nordſeite müſſen wir ferner ſogar ſchließen, daß bereits während ſeiner Ablagerung das thüringer Becken für eine Zeitlang vom großen norddeutſchen abgeſondert war. Auf dieſe Weiſe geſtattet uns die locale Vertheilung beſtimmter Meeresablagerungen einen Einblick in die geographiſchen Zuſtände der entlegenſten Zeiträume, in welchen ganz andere Organismen die Erde bevölkerten als jetzt.

Aus der Unterſuchung des Felsbaues im Harzgebirge ſelbſt ergibt ſich, daß die Hauptmaſſe deſſelben, nach Ablagerung der Grauwackengebilde, zur Zeit der erſten erzgebirgiſchen Erhebungen und in derſelben Richtung von pyroxenreichen Grünſteinen durchbrochen, aufgerichtet und in gewiſſem Grade erhoben wurde, und daß ihn erſt ſpäter Granite und Porphyre, aber alle vor Niederſchlag des Zechſteins, durchſetzten und umformten. Doch hat nach jener Periode keineswegs alle unterirdiſche Thätigkeit in dieſer Region aufgehört. Am Nordrande des Gebirgs deuten gewiſſe Erſcheinungen auf ſpätere gewaltige Störungen hin. Eine weit erſtreckte Umkippung der jüngern Gebilde, welche zwiſchen Goslar und Neuſtadt an der Harzburg die Schichten der Kreideformation die ältern Glieder der Flötzreihe unterteufend und am Adenberg bei Ockerhütte ſogar die Thonſchiefer der Grauwackengruppe den Schichten des Lias aufliegend erſcheinen läßt, ſowie die dem ſteilen Nordrande des Harzes parallelen Hebungslinien, welche ſich in den Flötzablagerungen zwiſchen Immenrode und Gebhardshagen ebenſo wie in der Umgegend von Quedlinburg deutlich zu erkennen geben, machen es wahrſcheinlich, daß der nördliche Harzrand ſelbſt noch zur Zeit der Kreidebildung von dieſen und ähnlichen Störungen der urſprünglichen Lagerung betroffen wurde.

Der Granit, welcher die höchſten Kuppen des Harzes wie die tiefen romantiſchen Felſenthäler an der Roßtrappe und bei Ilſenburg bildet, findet wenig techniſche Anwendung. Seine Oberfläche iſt bis gegen 3000 Fuß über den Meeresſpiegel bewaldet, darüber kahl mit Torflagern oder mit mächtigen Blöcken und ruinenartigen Felſen, „Teufelsmühlen", bedeckt. Der beſondere Gewinn, den er den Bewohnern der Gegend bringt, beſteht hauptſächlich in den romantiſchen Formen ſeiner Oberfläche, die manchen Wanderer anlocken, ſei es auch nur, um auf der Roßtrappe Birkenchampagner und auf dem Brocken Grog zu trinken und ſich im Fremdenbuch über Nebel und Regen zu beſchweren.

Weit wichtiger iſt dem Menſchen die harzer Grauwackenbildung mit den ihr untergeordneten Geſteinen. Auch ihre Oberfläche iſt vorherrſchend bewaldet und von Wieſengründen durchzogen. Wo nicht der Bergmann ſein Fäuſtel ſchwingt oder der Hüttenmann Erze ſchmilzt, begegnet man dampfenden Kohlenmeilern, Waldarbeitern aller Art und einſamen Hirten, die mit helltönenden Glocken geſchmückte Viehheerden weit in die Wälder hineintreiben. Bis zu 1600 Fuß über das Meer, und namentlich am ſogenannten Unterharz, gedeihen überall die herrlichſten Laubwälder, darüber aber weichen ſie den abgehärteteren Fichten.

Zu den beſondern, techniſch wichtigen Geſteinsbildungen der Grauwacke gehören namentlich: Dachſchiefer, Alaunſchiefer, Kalkſtein, Eiſenſtein und Silbererzgänge.

Eiſenſtein, in Verbindung mit den im Verhältniß zu der unmittelbaren Bevölkerung immer noch ſehr beträchtlichen Holzbeſtänden, hat das Eiſenhüttenweſen des Harzes zu erfreulicher Blüte gebracht, aber einen vorzugsweiſen Einfluß auf den Unterhalt der Bevölkerung üben die Blei- und Silbererzgruben der Gegenden von Goſlar, Klausthal, Andreasberg und Harzgerode. Sie verleihen dem Harz einen vorherrſchend bergmänniſchen Charakter. Sie haben 1500 Fuß über dem Meer auf kahlen Höhen ſtädtiſche Anſiedelungen bedingt, die außerdem kaum von ärmlichen Hütten bedeckt ſein wurden.

Ein regeres Leben, eine dichtere Bevölkerung entwickelt ſich rings am Fuß des Harzes; da liegen eine Menge netter Städtchen, die, ſich an die Berge lehnend, den Verkehr zwiſchen Gebirge und Ebene vermittelnd, gerade aus dieſer, zugleich meiſt ſehr romantiſchen Lage beſondern Vortheil ziehen. Die älteſte der randlichen Formationen iſt die Kohlenformation, die beſonders bei Ilefeld und Sachſa hervortritt und auch zu einigen, freilich nicht ſehr reichen Kohlengruben Veranlaſſung gegeben hat. Sie iſt begleitet von Rothliegendem und von allerlei Porphyren, die zum Theil ausgezeichnet ſchöne Achatmandeln enthalten und von vielen, auch des Abbaues werthen Braunſteingängen durchſetzt ſind. Ihres innern Zuſammenhanges wegen darf auch die Kohlenbildung von Wettin und Lobejun bei Halle mit zu dieſen Randgebilden des Harzes gerechnet werden.

Am Nordabhang tritt dieſe Formation, wie es ſcheint, nur in der Gegend von Ballenſtedt hervor.

Weit wichtiger und einflußreicher iſt am Südrand die Zechſteinformation durch den ſehr ausgedehnten und gewinnreichen Kupferſchieferbergbau der Grafſchaft Mansfeld ſowol, als durch die mächtigen Gypsbildungen, die als ein concentriſcher Bergſaum, in blendendem Weiß weit hinleuchtend, den Gebirgsfuß umgeben. Zwiſchen beiden ſenken ſich oft waſſerleere und von vielen trichterförmigen Erdfällen bezeichnete Längenthäler ein, die vielleicht eine Folge der Auswaſchung früher vorhandener mächtiger Steinſalzeinlagerungen ſind, deren einſtige Anweſenheit zum Theil noch jetzt durch unterirdiſche Höhlenräume, ſogenannte Gypsſchlotten, angedeutet wird. Dieſer Gyps wird vielfach gewonnen, um als Alabaſter zur Düngung oder als Mörtel verwendet zu werden.

Von nur geringem national-ökonomiſchen Einfluß und Unterſchied ſind die Flötzformationen vom bunten Sandſtein bis zur Kreide aufwärts, die alle ſchon ganz den äußerſten Vorbergen oder der Niederung angehören, an der Nordſeite des Gebirgs indeſſen oft ſteil aufgerichtet ſind und in dieſer Stellung z. B. die bekannte Teufelsmauer bei Blankenburg bilden. Ihre Fruchtbarkeit iſt ungleich je nach den herrſchenden Geſteinen. Wir werden ſie ſpäter im thüringer Becken näher kennen lernen.

An den Harz lehnen ſich eine Anzahl der kleinen Staaten Deutſchlands an: jeder dieſer Dynaſten hat außer der fruchtbaren Ebene auch etwas Wald und Jagd für ſich haben wollen, und ſo kommt es, daß in dieſem kleinen Gebirge zwei Könige, drei Herzöge und verſchiedene Grafen befehlen, ja es findet ſich ſogar der eigenthümliche Fall, daß der Grund und

Boden dem einen Lande, der Waldbeſtand oder die Jagd dem andern gehört, oder daß Straßen und Brücken gemeinſchaftlich erhalten werden, welcher letztere Umſtand es bei dem Durchzug der badiſchen Truppen durch Braunſchweig nöthig machte, dicht neben zwei vorhandenen Brücken eine dritte zu bauen, da Hannover, dem die Brücke gemeinſchaftlich mit Braunſchweig gehört, den Durchmarſch nicht geſtattete! Man kann nicht ſagen, daß der Harz gerade eine Veranlaſſung ſolcher Zerſplitterung ſei, da aber die Zerſplitterung, durch den Geſammtcharakter Deutſchlands bedingt, einmal da iſt, ſo iſt es natürlich, daß jeder dieſer Fürſten der Niederung auch Etwas von dem Gebirge für ſich haben und behalten wollte.

Eine Eiſenbahn ſetzt den Harz von Harzburg aus in unmittelbare Verbindung mit Wolfenbüttel und Braunſchweig, und dadurch iſt er zum Landſitz wie zum Spaziergang vieler Städter geworden, was keineswegs ohne Einfluß iſt auf die Entwickelung des Lebens an dieſem kleinen Gebirge Norddeutſchlands. Die Hauptverkehrswege haben ihn dagegen umgangen.

Als öſtliche Ausläufer gleichſam ſchließen ſich an den Harz die Porphyrhügel und Steinkohlenablagerungen nördlich von Halle an, welche bei Wettin und Lobejün zu nicht unbeträchtlichem Kohlenbergbau Veranlaſſung geben. Dann drängt ſich die mit Diluvialbildungen erfüllte, noch ganz zur norddeutſchen Niederung gehörige Bucht von Leipzig zwiſchen den hercyniſch-ſudetiſchen Höhenzug herein, der erſt in den Porphyrhügeln bei Wurzen und in dem kleinen Granitgebiet bei Rieſa wieder eine ſchwache andeutungsweiſe Fortſetzung findet, die der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn kaum irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellte. Jenſeit der Elbe wird das Granitgebiet bald zuſammenhängender, obwol es ſich nur zu flachen Hügeln erhebt, die aber ohne Unterbrechung mit dem *oberlauſitzer* **Bergland** in unmittelbarer Verbindung ſtehen.

Alle die Berge und Hügel, die ſich in Sachſen auf der rechten Seite der Elbe erheben, laſſen ſich am zweckmäßigſten der Oberlauſitz zurechnen. Sie beſtehen vorherrſchend aus Granit, und dieſes große Granitgebiet iſt oberhalb Dresden längs der Elbe durch eine mächtige Einlagerung von Quaderſandſtein von dem Erzgebirge geſondert.

Die lauſitzer Granite bilden keine Gebirgskette, ſondern nur ein ungeordnetes Bergland, das durch immer flachere Hügel und Kuppen ſich allmälig in die norddeutſche Ebene verläuft, aus deren mächtiger Diluvialdecke die letzten Vorpoſten nur als ganz flache Geſteinsinſeln hervorragen. Die höchſten dieſer Granitberge ſteigen zwiſchen Neuſtadt und Schandau etwa 1500 Fuß über die Meeresfläche und nur etwa 1000 Fuß über das benachbarte norddeutſche Tiefland auf. Ueber dem Niveau von 1000 Fuß Meereshöhe ſind ſie größtentheils bewaldet, darunter wechſeln Wald, Feld und Wieſe in maleriſcher Weiſe parkartig miteinander ab. Hier und da ragen kleine ruinenartige Granit- oder Quarzfelſen aus ihrer Oberfläche hervor, oder ſie ſind mit mächtigen wollſackförmigen Blöcken bedeckt. Dieſe

Blöcke ſowol als das anſtehende Geſtein ſind ſehr vielfach Gegenſtand der Gewinnung geworden. Ueberall hört man hämmern und picken, und viele Tauſende von breiten Platten werden jährlich aus der Gegend ſüdlich von Biſchoffswerda nach Dresden, Potsdam, Berlin u. ſ. w. geſchafft, um als Trottoirs verwendet zu werden, wozu ſie ſich wegen ihrer Feſtigkeit weit mehr eignen als der benachbarte, leichter zu gewinnende Sandſtein der Sächſiſchen Schweiz.

Der Granit grenzt ſüdlich ganz ſcharf an den Quaderſandſtein, den er mehrfach durch eine merkwürdige Verſchiebung ſteil überlagert, obwol er entſchieden älter iſt als dieſer Sandſtein. Nördlich bei Königsbrück, Kamenz, Weißenberg und Görlitz wird er von Gneiß und von Grauwackenbildungen begrenzt, da aber dieſe Grenze ſchon in das Gebiet des Flachlandes fällt, ſo iſt ſie ſehr häufig überdeckt von mächtigen Diluvialgebilden, nur hier und da läßt ſie ſich an vereinzelt hervortauchenden Geſteinsinſeln auffinden.

Dieſe Diluvialgebilde, beſtehend aus Sand, Lehm und Thon, bringen auch weit in das Bergland vor; während nördlich das feſte Geſtein nur in Geſtalt einzelner kleiner Inſeln aus ihm hervorragt, werden dieſe mehr ſüdlich immer größer und häufiger, endlich verſchmelzen ſie zu einem zuſammenhängenden Granitland, in welches aber die Diluvialablagerung in ſehr vielen Buchten noch tief eindringt. Es laſſen ſich in der That dieſe Diluvialablagerungen mit nichts beſſer vergleichen, als mit einer Flüſſigkeit, einem Meer, welches die Hügel und Berge überall bis zu einem gewiſſen Niveau, 800 — 1000 Fuß über dem Meeresſpiegel, umgibt.

Aber dieſe Diluvialgebilde überdecken zugleich an ſehr vielen Orten Ablagerungen von Braunkohlen, die man beſonders ſeit den letzten zehn Jahren auch hier überall hervorzuziehen ſucht. Am mächtigſten ſind dieſe nützlichen foſſilen Pflanzenanhäufungen in einer beckenförmigen Vertiefung bei Zittau abgelagert, wo man ſie über 70 Fuß, ja bei Olbersdorf 184 Fuß dick erbohrte, nur leider nicht von beſonders guter Beſchaffenheit. Zum Ziegel- und Kalkbrennen und zu ähnlichen Fabrikationszweigen, bei denen es nicht auf ein ſehr compactes und intenſives Brennmaterial ankommt, ſind ſie indeſſen immerhin geeignet.

Dazu geſellt ſich ein anderer durch den Boden bedingter Induſtriezweig, das iſt die Töpferei, zu der in den Gegenden von Kamenz und Königsbrück der Diluviallehm der Granitbuchten verwendet wird.

Aus dem Granit treten hier und da auch kleine Kuppen von Grünſtein hervor, deren Geſtein man nächſt Baſalt gern zum Straßenbau nützt. Dieſe Grünſteine enthalten häufig Schwefeleiſen in kleinen Quantitäten beigemengt, und nicht unwahrſcheinlich ſtammt aus ihnen auch der geringe Goldgehalt, den man im Sande einiger Bäche der Umgegend von Neuſtadt und Sebnitz in frühern Zeiten auszubeuten verſucht hat.

Einen beſondern Reiz verleihen dem ſüdlichen Theil der Oberlauſitz die vielen Baſalt- und Phonolithkegel, welche den Granit wie den Quaderſandſtein übertragen, indem ſie aus Zerſpaltungen derſelben im heißflüſſigen Zuſtande hervorgepreßt zu ſein ſcheinen. Einer dieſer Baſaltberge, welcher den Bewohnern von Löbau als Hauptzielpunkt ihrer Spaziergänge dient, der Stadtberg, beſteht zum Theil aus ſogenanntem Nephelindolerit, einem kryſtalliniſchen Gemenge aus Nephelin und Pyroxen.

Grauwackenſchiefer mit nutzbaren Kalkſteineinlagerungen und Gneiß lehnen ſich nördlich in einer Zickzacklinie an dieſes große Granitgebiet an.

Dieſer in ſeinen allgemeinſten Umriſſen geſchilderte Bau der Oberlauſitz hat die Gegend von jeher vorzugsweiſe auf den Landbau und in ihren bergigen Theilen zugleich auf Spinnerei und Weberei angewieſen. Beſonders hat die veredelte Damaſtweberei hier ihren Hauptſitz aufgeſchlagen und die höchſte Stufe der Entwickelung erreicht.

Der Landbau vermißt allerdings ſchmerzlich in einem großen Umkreiſe um Bautzen jede Einlagerung von Kalkſtein, der ſowol als Mörtel wie als hier ſehr geſuchtes Düngmaterial dienen könnte, denn die nächſten Kalkſteinbrüche liegen immerhin mehrere Meilen weit entfernt, bei Hohenſtein, Daubitz und Görlitz. Die erſtern bauen auf einer geologiſch höchſt merkwürdigen Zwiſchenlagerung von Jurakalk zwiſchen Granit und Quaderſandſtein, die durch plutoniſche Kräfte hier mit dem Granit zum Theil über den Quaderſandſtein geſchoben iſt. Die letztern dagegen gehören dem Grauwackengebiet an und haben wegen ihres Iſolirtſtehens eine beſondere ökonomiſche Bedeutung gewonnen.

Eine Eiſenbahn, welche Sachſen mit Schleſien verbindet, durchſchneidet ohne große Schwierigkeiten den flachhügeligen nördlichen Theil dieſes Gebiets, und die gegenſeitige Eiferſucht zweier deutſchen Volksſtämme veranlaßt jetzt eine doppelte Auszweigung dieſer Bahn nach dem bedeutenden Fabrikorte Reichenberg in Böhmen.

Die ganze Oberlauſitz zerfällt nach ihrem äußern wie nach ihrem innern Bau in einen vorherrſchend auf Landwirthſchaft und einen andern vorherrſchend auf Handinduſtrie angewieſenen Theil. Bei den politiſchen Bewegungen der letzten Jahre haben ſich beide ſehr ungleich betheiligt, die Bevölkerung des letztern hat ſich weit mehr der radicalen Richtung zugeneigt, als die des erſtern, und in ähnlicher Weiſe läßt ſich vielfach in ganz Deutſchland die politiſche Stimmung einigermaßen auf den geologiſchen Bau der Gegenden zurückführen. Kohlenlager und andere Stoffe oder Formen, welche allerlei beſondere Induſtriezweige befördern und dadurch zu Anhäufung ſtarker, dem Wechſel des Lebens preisgegebener Bevölkerung, ſowie zu lebhaftem ſocialen Verkehr beitragen, ſind gar vielfach die Centralpunkte politiſcher Erregung geworden, während die dünner bevölkerten Niederungen, wie Pommern, überall mehr den alten Zuſtänden anhingen.

An die oberlauſitzer Berge ſchließt ſich unmittelbar das Rieſengebirge an.

Ein länglicher, in der Mitte zuſammengeſchnürter und dadurch doppelter granitiſcher Kern ragt aus kryſtalliniſchen Schiefern empor. Dieſer Bau iſt ſehr analog dem des Harzes, nur daß dort die beiden centralen Granitmaſſen noch voneinander getrennt und unmittelbar von unkryſtalliniſchen, nur am Rande in Hornfels umgewandelten Grauwackenbildungen umgeben ſind. Wäre am Harz die feſte Erdkruſte einige tauſend Fuß tiefer aufgeſchloſſen, d. h. ſoviel mehr von der jetzigen Oberfläche zerſtört, ſo würden ſehr wahrſcheinlich auch dort die beiden Granitgebiete des Brocken und des Ramberges ſich miteinander verwachſen zeigen und ſtatt der Grauwacke und des Hornfelſes würden wir eine breite Zone von kryſtalliniſchen Schiefern zunächſt um den Granit herum erblicken.

Die beinahe 8-förmige centrale Granitmaſſe des Rieſengebirges erſtreckt ſich der Länge nach von Reichenberg und Kratzau bis Kupferberg und Schmiedeberg. Ihre ſtärkſte Einſchnürung zeigt ſie in der Gegend öſtlich neben dem Iſerthale.

Dieſes Granitgebiet bildet keineswegs überall den höchſten Kamm des Gebirges, es verbreitet ſich vielmehr ſchräg über denſelben hinweg, bei Reichenberg wie bei Hirſchberg ganz in die Niederung eingehend.

Der Kamm wie die randlichen Aufrichtungen des Rieſengebirges folgen ungefähr der herzyniſch ſudetiſchen Erhebungslinie aus NW nach SO, das Granitgebiet hingegen iſt mit ſeiner längſten Axe aus OSO nach WNW gerichtet.

Obwol ein Theil des hohen Kammes aus Granit beſteht (der hohe Iſerkamm, der Reifträger 4350 Fuß, das Hohe Rad 4630 Fuß, die Sturmhaube 4500 Fuß), ſo liegen doch die höchſten Punkte des ganzen Gebirges, namentlich die 4960 Fuß hohe Schneekoppe, außerhalb des Granits in der Zone der kryſtalliniſchen Schiefer.

Aus allen dieſen Umſtänden geht hervor, daß das Emportreten des Granits und ſeine Oberflächenform in gewiſſem Grade unabhängig ſind von der Erhebung des Gebirges und ſeiner allgemeinen Reliefgeſtaltung, namentlich was die Hauptrichtung dieſes höchſten aller norddeutſchen Gebirge betrifft.

Die kryſtalliniſchen Schiefer, theils Gneiß, theils Glimmerſchiefer mit einigen Kalkſteineinlagerungen, umgeben den Granit der Art, daß ſie vorzugsweiſe die beiden Einſchnürungen ſeines Gebiets ausfüllen und ſo, wenn man ſie mit dem Granit zuſammenfaßt, aus der 8-Form eine unregelmäßige Ellipſe bilden. Aber nicht überall iſt der Granit von kryſtalliniſchen Schiefern umhüllt, an den äußeren langen Enden des Oblonges bei Kratzau, Reichenberg und Kupferberg grenzt er unmittelbar an verſteinerungsleeren Thonſchiefer mit Quarz und Kalkſteineinlagerungen, der weiterhin unmerklich übergeht in Grauwackengebilde. Dieſe Thonſchiefer- und Grauwackenbildung findet ſich rings um den kryſtalliniſchen Kern des Rieſengebirges bei Kratzau, am Jeſchken, bei Eiſenbrod, Hochſtadt, Landshut, Rudelſtadt, Lähn und Lauban.

Anders verhält es ſich mit den neuern Flötzbildungen, dieſe ſind nach drei Seiten hin auf ungleiche Weiſe vertheilt, was ſich am beſten ſo darſtellen läßt:

Nordoſtabhang. Schleſien.	**Südoſtabhang.** Glatzer Kohlenmulde.	**Südweſtabhang.** Böhmen.	**Nordweſtabhang.** Lauſitz.
Braunkohlen.	—	—	Braunkohlen
Quaderſandſtein mit Pläner.	Quaderſandſtein mit Pläner.	Quaderſandſtein mit Pläner.	Quaderſandſtein.
Muſchelkalk.	—	—	—
Bunter Sandſtein.	—	—	—
Zechſtein.	—	—	—
Rothliegendes.	Rothliegendes.	Rothliegendes.	—
—	Kohlenformation.	Kohlenformation.	—
Grauwacke,	Thonſchiefer,	Glimmerſchiefer und Gneiß	
Granit			

Alle dieſe Geſteine werden aber hier und da durchſetzt und überlagert von einzelnen Baſaltkuppen, Thonſchiefer, Kohlenformation und Rothliegendem, auch von Porphyren und Mandelſteinen.

Aus dem vorſtehenden Schema ergibt ſich als eine intereſſante geologiſche Folgerung, daß das Rieſengebirge zur Zeit der Ablagerung des Rothliegenden bereits als eine Bodenanſchwellung vorhanden geweſen ſein muß, welche die Ablagerung dieſer Formation nach der lauſitzer Seite hin verhinderte, indem ſie wahrſcheinlich mit dem jetzigen lauſitzer Granitgebiet noch ganz zuſammenhing. Ebenſo verhinderte dieſes Gebirge, gemeinſam mit allen andern Böhmen umgebenden, das Eindringen der Ablagerungen des Zechſteins, bunten Sandſteins und Muſchelkalkes (auch des Keupers, Leias und Juras) in dieſes Land, während dagegen zur Bildungszeit des Quaderſandſteines theils durch Zerſtörung der urſprünglich erhobenen Maſſen, theils durch continentale Senkung der ganzen Gegend, die Niveauverhältniſſe der Art geweſen ſein müſſen, daß die Ablagerungen dieſer Meeresformation rings um das Rieſengebirge herum überall in ganz gleicher Weiſe erfolgen konnten. Hierauf nun erſt haben ſpätere Erhebungen die Gegend in ihr jetziges Niveau gebracht und wahrſcheinlich auch speciell die herzyniſch-ſudetiſche Bergkette emporgeſchoben, da ihr parallel ſelbſt der Quaderſandſtein oft mit aufgerichtet iſt.

Wenn wir nun dieſe Geſteine, welche den Körper des Rieſengebirges und ſeiner nächſten Umgebungen bilden, rückſichtlich ihres Einfluſſes aufs Leben ins Auge faſſen, ſo bietet ſich allerdings hier wenig beſonders Bemerkenswerthes dar.

Der Granit iſt in ſeinen höhern Regionen mit Wald- und Gebirgsweiden bedeckt, während die tiefern, meiſt von Diluvialablagerungen überlagert, den Feldbau begünſtigen. Der Bergmann hat im Granitgebiet nur hier und da einen Eiſenſteingang erſchroten, während ihm die kryſtalliniſchen und die Thonſchieferbildungen ſchon günſtiger ſind.

Die kryſtalliniſchen Schiefer verhalten ſich in ihren äußerlichen Beziehungen dem Granit ſehr ähnlich. Da ſie zu noch größern Höhen aufſteigen, ſo überſchreiten ſie auch mehrfach die Grenze der Baumvegetation. Die Krummholzkiefer bedeckt dann oft ihre breiten Hochplateaux, oder ſie ſind ganz kahl. Tiefern Regionen gehört im Allgemeinen die Grauwackenbildung an, ihre Oberfläche iſt darum noch häufiger dem Feldbau geweiht. An innern Schätzen bietet ſie wenig.

Die Kohlenformation füllt zwiſchen Landshut, Waldenburg, Glatz, Lewin, Eypel und Schatzlar eine breite elliptiſche Gebirgsmulde, größtentheils überdeckt von Rothliegendem und Quaderſandſtein, vielfach durchbrochen von Porphyren und Mandelſteinen, nur an den äußern Rändern dieſer Mulde zu Tage ausſtreichend und ihre brennbaren Schätze der Benutzung darbietend.

Die wichtigſten Kohlengruben liegen in der Gegend von Waldenburg, und hier gerade ſind durch Bergbau mehrere Stellen aufgeſchloſſen worden, an welchen die Kohlen von Porphyren nicht nur durchſetzt, ſondern auch ſtark verändert, gleichſam verkoakſt ſind, was von den Geologen als ein nicht unwichtiger Beweis für die vulcaniſche Natur dieſer Porphyre angeſehen wird.

Daß dieſe Kohlenlager hier wie überall von großem Einfluß auf die Fabrikinduſtrie der Gegend ſind, verſteht ſich von ſelbſt, und, da ihr Ablagerungsbecken weit größer iſt als der Bereich ihres gegenwärtigen Abbaues, ſo iſt zu erwarten, daß dieſer Einfluß mit den Fortſchritten der bergmänniſchen Intelligenz ſteigt. Aber auch hier werden damit Uebervölkerung und politiſche Anforderungen zunehmen.

Das Rothliegende, welches unſer Gebirge ſüdlich, öſtlich und nördlich umlagert, beſteht, wie gewöhnlich in Deutſchland, vorherrſchend aus braunrothen Conglomeraten, Sandſteinen und Schieferthonen. Während das Kohlengebirge in ſeinen grauen Schieferthonen und Sandſteinen eine Menge Abdrücke von foſſilen Pflanzen enthält, finden wir in ihm an einigen Stellen, namentlich in den Umgebungen von Neu-Paka, unermeßliche Anhäufungen von in Hornſtein umgewandelten Baumſtämmen, bei denen nur die innere Textur gut erhalten iſt, nicht die äußere Form.

Im Rothliegenden dieſer Gegend kommen öfters auch Kalkſteineinlagerungen vor, die benutzt werden und zuweilen eine Menge Ueberreſte von Fiſchen enthalten. In national-ökonomiſcher Beziehung iſt nichts Beſonderes über das Rothliegende zu bemerken, ſein Boden iſt weder ſehr ergiebig, noch das Gegentheil. Die Formen, die es bildet, ſind keine auffallenden, mit Ausnahme der Porphyrberge, die darin auftreten und welche faſt nur der Waldcultur verfallen. Weit charakteriſtiſcher ſind die äußern Formen des Quaderſandſteins, im Allgemeinen denen in der Sächſiſchen Schweiz analog wie das geſammte übrige Verhalten. Am bezeichnendſten treten dieſe Formen in den deshalb berühmten Adersbacher Felſen hervor, die eine Art von Felſenlabyrinth bilden.

An der 2800 Fuß hohen Heuſcheuer erreicht dieſe Formation hier wol die größte Meereshöhe und zugleich die bedeutendſte Mächtigkeit. Mächtige Plänerſchichten ſind zwiſchen den Quaderſandſtein eingelagert, ſodaß ſie denſelben wie in Sachſen in zwei ungleiche Abtheilungen, einen untern und obern Quaderſandſtein ſpalten. Dieſe hohen Gegenden des Sandſteins ſind alle mit Wald bedeckt.

Die Braunkohlenbildung tritt erſt in ſo großer Entfernung vom Rieſengebirge auf, daß ſie kaum zu ſeinem Gebiet gerechnet werden kann. Es iſt dieſelbe, und mit denſelben Einflüſſen, die wir im norddeutſchen Tieflande und in der Oberlauſitz kennen gelernt haben.

Baſaltkuppen ſind hier und da gruppenweiſe vertheilt, ſo bei Gitſchin und Rowensko, bei Böhmiſch-Aicha, Friedeberg, Friedland, Markliſſa, Lauban und Löwenberg. Ja ſelbſt im Innern des centralen Granitgebietes finden wir eine kleine Baſaltkuppe am Buchberg bei Iſer. Ihre Wirkung iſt unbedeutend und der Natur nach ähnlich wie im böhmiſchen Mittelgebirge.

Als ein an innern Schätzen verhältnißmäßig ziemlich armes Gebirge, hat das Rieſengebirge, zum Theil wol eben deshalb, der vom Bodenbau unabhängigen Handinduſtrie vorzugsweiſe Raum gegeben. In den Thälern ſeiner Abhänge dehnen ſich die langen Weberdörfer aus, die in neueſter Zeit ſo tragiſch an das letzte Schickſal übervölkerter Landſtriche mahnten.

Die breite Kohlenmulde, welche die ſattelförmige Vertiefung zwiſchen dem Rieſengebirge und den Sudeten ausfüllt, haben wir bereits beſprochen, und können nun alſo ſogleich in das Gebiet der Sudeten eintreten, welches nach dieſer Seite hin unſern Gebirgszug endet und von den quer vorliegenden jüngern Karpaten gleichſam abgeſchnitten wird.

Der innere Bau der Sudeten iſt zur Zeit erſt wenig genau bekannt. Ein großes kryſtalliniſches, aus Glimmerſchiefer, Gneiß und Granit beſtehendes Gebiet ſcheint beinahe allſeitig von Grauwackenbildungen umgeben zu ſein, nur nach Nord und Nordweſt bilden die kryſtalliniſchen Centralmaſſen ſchmale Ausläufer nach dem Rand des Gebirges hin. Nördlich grenzen daran unmittelbar die Diluvialebenen der Oder und der Neiße, ſüdweſtlich legt ſich zunächſt ein breiter Saum von Rothliegendem an, auf welchen ſogleich die Kreidebildungen des obern Elbgebietes folgen. Südöſtlich hört mit den Sudeten auch das deutſche Gebiet auf.

Beſſer erkannt iſt der äußere Bau. Von einem Hauptknotenpunkt zwiſchen Wilhelmsthal und Freiwaldau laufen drei Hauptketten aus; die eine mit dem hohen Altvaterberg ſüdöſtlich, ſpäter nach Süd umbiegend;

eine zweite mit dem großen Schneeberg gegen Südweſt, dieſe im Verein mit der vorigen umſchließt das Quellengebiet der March; eine dritte, das Reichenſteiner Gebirge, gegen Nordoſt, und einen kleinern Zweig bildet der Hirſchbadkamm in nordöſtlicher Richtung.

Der ſudweſtliche Zweig mit dem hohen Schneeberg liegt beinahe rechtwinklich in der Hauptrichtung des ganzen Gebirgszuges und ſchließt auf dieſer Seite das intereſſante glatzer Gebirgsbecken ab, welches ſüdweſtlich von zwei Parallelketten — dem Habelſchwerdtner Gebirge und den böhmiſchen Kämmen, ſowie von der Heuſcheuer, als ihrer nordweſtlichen Verlängerung, eingerahmt wird, während die Neiße aus dieſem ihrem Quellenbecken nur einen ſehr gewaltſamen engen Ausweg gefunden hat, dadurch, daß ſie die nordöſtliche kryſtalliniſche Hauptkette bei Wartha durchbrochen hat, auf dieſe Weiſe das Eulengebirge von dem Reichenſteiner Gebirge abſondernd.

Zu wenig vertraut mit den äußern Lebensverhältniſſen dieſer ganzen Gegend, wende ich mich ſogleich dem flachen Rücken des Böhmiſch-Mähriſchen Gebirges zu, von dem ich leider ebenfalls nichts weiter zu ſagen weiß, als daß es faſt nur aus kryſtalliniſchen Schiefergeſteinen und Granit gebildet wird. Bei Brünn treten an ſeinem Südoſtrand Grauwacken- und Kohlengebilde auf, welche ſich in Verbindung mit Kreidegliedern durch die Depreſſion zwiſchen dem Mähriſchen Gebirge und den Sudeten bis in den großen böhmiſchen Keſſel hinein verfolgen laſſen.

Der Böhmer Wald, deſſen Südweſtrand man wol auch den Bairiſchen Wald zu nennen pflegt, beſteht ebenfalls wieder aus einförmigen Bergrücken kryſtalliniſcher Schiefer- und granitiſcher Geſteine. Gneiß herrſcht vor, doch iſt ein mächtiger Quarzgang bemerkenswerth, welcher ſich zum Theil als äußerlicher Felsrücken unter dem Namen „der Pfahl“ gegen zwanzig Meilen weit verfolgen laſſen ſoll.

Die Donau ſchneidet dieſe Gebirgskette im Süden ſcharf ab, und hier treten an ihrem Rande, in der Gegend von Paſſau, die graphitreichen Gneiße an die Oberfläche, aus denen man das zu Bleiſtiften, Schmelztiegeln und Maſchinenſchmiere benutzte Material in großer Quantität gewinnt.

Der Böhmer Wald iſt das breite ſüdöſtliche Ende der langen Gebirgserhebung, welche im Thüringer Wald ihre nordöſtliche äußere Spitze findet, durch innere Schichtenſtörungen ſich aber längs der Werra und Weſer bis nach dem Teutoburger Walde hin verfolgen läßt.

Dieſer ſüdöſtliche Theil iſt ſeiner Natur und Zuſammenſetzung nach der älteſte. Er trennt den böhmiſchen Keſſel von dem großen ſüddeutſchen Hauptbecken, in welchen beiden durchaus ungleiche Flötzreihen gefunden werden, weshalb man vorausſetzen muß, daß er ſeit der Steinkohlenperiode eine Ablagerungsſcheide bildete.

Der böhmiſche Keſſel iſt allſeitig von Gebirgen umſchloſſen, die beinahe ein Quadrat bilden, und nur in ſeiner nördlichen Ecke hat ſich die

Elbe einen Ausweg gebahnt. Könnte man das Felſenthal bei Niedergrund verſtopfen, ſo würde der größere Theil Böhmens zum Landſee werden. Ein ſolcher ſcheint ſein nördlicher Theil in der That während der Tertiärperiode geweſen zu ſein. Die Beckenform iſt nun hier zwar ſchon weit älter, aber in den vortertiären Perioden bildete dieſes Becken mehrmals nur eine nördlich offene Meeresbucht. Lange Zeit (in der Steinkohlen-, Trias- und Juraperiode) ſcheint es auch gar nicht von Waſſer bedeckt geweſen zu ſein. Sein ſüdlicher Theil, das ganze obere Moldaugebiet bis zur Einmündung der Sazawa beſteht aus kryſtalliniſchen Geſteinen: Granit, Gneiß, Granulit und Glimmerſchiefer, welche auf dieſe Weiſe den Böhmer Wald und das Mähriſche Gebirge innigſt miteinander vereinen, ſodaß vom geognoſtiſchen Standpunkte eine Trennung beider gar nicht ausführbar iſt. Sie bilden vielmehr gemeinſam mit dieſem Theile des Beckens das größte und zuſammenhängendſte Gebiet kryſtalliniſcher Geſteine in ganz Deutſchland. Dieſes Gebiet iſt nur waldreich, in jeder andern Beziehung für den Menſchen beinahe arm. Es würde der Natur widerſtreben, wenn ſich hier die Bevölkerung verdichtete.

In dem großen Becken können wir das Flußgebiet der Beraun als ein kleineres, der früheſten Erdperiode angehöriges betrachten. Grauwackenbildungen füllen daſſelbe aus und die Schichtenſtellung derſelben läßt uns noch jetzt die Form dieſes ſehr alten Beckens deutlich erkennen. Mehrfach ſind dieſe Grauwackenbildungen von Erzgängen durchſetzt, beſonders in den Gegenden von Przibram und Mies, wo nicht unbeträchtlicher Bergbau auf Blei und Silber zu finden iſt. Dann liegen aber auch noch im Gebiet dieſes Grauwackenbeckens fünf bis ſechs kleine Kohlenmulden, die zu Kohlenbergbau Veranlaſſung gegeben haben, der für das ganze Land ſehr wichtig iſt.

Den Boden des nördlichen Theiles vom böhmiſchen Keſſel bilden Rothliegendes, Kreidebildungen (Quaderſandſtein und Pläner), ſowie ausgedehnte Ablagerungen der Braunkohlenformation. Alle dieſe Schichten ſind vielfach von Baſalten durchbrochen, die ſich zu ſchönen Kegelbergen darüber erheben und deren Hauptgruppe als böhmiſches Mittelgebirge bekannt iſt, dem wir nachher noch unſere beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden wollen.

Das Rothliegende, welches im Innern Böhmens zwiſchen der Beraun und der Eger, an der Planianka und am ſüdlichen Fuß des Rieſengebirges auftritt, erlangt nirgend einen beſondern Einfluß auf das Leben der Menſchen. Quaderſandſtein und Pläner bilden längs der Elbe mehr oder weniger fruchtbare, mit Feld und Wald bedeckte Niederungen. Der erſtere dringt an den Ufern dieſes Fluſſes weit nach Sachſen hinein, dadurch geognoſtiſch das lauſitzer Gebirge von dem Erzgebirge trennend, und wem wären die ſchönen Felsformen unbekannt, die er hier in der ſogenannten Sächſiſchen Schweiz entfaltet.

Ihre beſondere Natur iſt bedingt durch die eigenthümliche ſenkrechte Zerſpaltungsweiſe der horizontalliegenden Schichten. Dieſe zwei Richtungen, die verticale und horizontale, ſind in dieſer Gegend für alle äußern Formen zum Geſetz geworden. Senkrecht ſteigen die Felſen aus der ebenen Thalſohle oder aus ihren ſteilen Schutthalden empor, um plötzlich in horizontale Plattformen zu endigen. Thurmförmig ragen einzelne Felspfeiler aus den mauerartigen Wänden heraus, und weite Höhlen oder Thore ſind tief in die Maſſen eingeſchnitten, deren Oberfläche zuweilen, vom Regen ausgenagt, wie von Bohrmuſcheln durcharbeitet erſcheint.

Ueber eine untere Felsplatte mittlern Niveaus ragen einzelne höhere Maſſen empor als letzte Ueberreſte einer größtentheils zerſtörten obern Felsplatte, während in die untere nur die jetzigen engen Flußthäler mäandriſch eingeſchnitten ſind. An einem duftigen Herbſtmorgen auf der Baſtei ſtehend, ſieht man zuweilen das alte breite Elbthal ganz mit weißem Nebel erfüllt, ſodaß man ſich durch dieſen Nebel von der damaligen Waſſerſtrömung ein deutliches Bild machen kann.

Dieſer Sandſtein bildet nirgend eine beſonders fruchtbare Oberfläche. Er eignet ſich mehr zur Wald- als zur Feldcultur, und ſelbſt in den Wäldern gedeihen vorzugsweiſe nur die anſpruchsloſern Nadelhölzer, Kiefern und Fichten; doch erreichen aus den engen Felsſchluchten zum Licht emporſtrebende Tannen zuweilen eine ungemeine Höhe und werden dadurch vorzugsweiſe zu Maſtbäumen geeignet. Sehr auffallend iſt der Unterſchied der Vegetation da, wo eine, wenn auch noch ſo kleine, Baſaltkuppe ſich auf dem Sandſtein erhebt: ſogleich zeigen ſich dann allerlei Laubhölzer, Buſchwerk und krautartige Pflanzen in ungemeiner Mannichfaltigkeit. Der Große Winterberg trägt eine dieſer ſäulenförmigen Baſaltkuppen, oder vielmehr ſeine Spitze beſteht daraus, und ſogleich zeigen ſich mitten im Kieferwald, 1700 Fuß über dem Meere, einige kräftige Buchen, deren Exiſtenz eine alte Sage in innige Verbindung bringt mit der des ſächſiſchen Königshauſes.

In ähnlicher Weiſe, nur meiſt viel höher und kegelförmiger, erhebt ſich noch eine große Zahl anderer Baſalt- und Phonolithberge aus der von Thälern durchriſſenen Sandſteinplatte, ſo der Roſenberg, der Pfaffenberg, der Poppenberg, der Himmelsberg, der Blitzenberg und vor allem der herrliche Kleiß bei Haida. So vortrefflich aber auch der Boden auf dieſen Baſaltbergen iſt, ſo ſind ſie doch zu ſteil für den Feldbau, und ſo kommt es denn, daß die Oberfläche dieſes ganzen Sandſteinlandes im allgemeinen keine vorzüglichen Ernten liefert. Wald iſt vorherrſchend; außer der gewöhnlichen Handinduſtrie minder fruchtbarer und gebirgiger Gegenden hat ſich hier aber noch eine beſondere entwickelt, das iſt die Glasſchleiferei in den Umgebungen von Haida, wozu ſich die große Spiegelfabrik von Bürkſtein geſellt.

Doch ich darf nicht unerwähnt laſſen, daß auch das vorherrſchende Geſtein, der Sandſtein ſelbſt, manche kräftige Hand beſchäftigt in den

Steinbrüchen, wie in den damit verbundenen Werkſtätten und weiter durch den Transport in die entfernteſten Elbſtädte. Lange Reihen von Steinbrüchen mit ihren hochaufgeſtürzten Schutthalden verunzieren nur allzu häufig die ſonnigen Abhänge des Elbthales und blenden auf unangenehme Weiſe ſelbſt den auf flüchtigem Dampfroß Vorübereilenden. Sachſen allein zählt gegen tauſend Arbeiter in ſeinen Sandſteinbrüchen, und dieſe liefern wol ebenſo vielen Schiffern und Steinmetzen das Material zu weiterer Beförderung und Verarbeitung.

Endlich darf auch nicht vergeſſen werden, daß dieſe Gegend ſelbſt in ihren romantiſchen Formen eine nicht unwichtige Erwerbsquelle findet, da jährlich viele Tauſende Luſtwanderer aus allen Theilen Nordeuropas nach Baſtei, Kuhſtall und Prebiſchthor pilgern.

Die wichtigſte Ablagerung in dem nördlichen Theile Böhmens iſt die Braunkohlenformation. Sie läßt ſich durch das ganze Egerthal und dem Fuße des Erzgebirges entlang verfolgen. An ſehr vielen Punkten liefert ſie ein treffliches Brennmaterial, weit vorzuziehen den norddeutſchen Braunkohlen, welcher Unterſchied wahrſcheinlich bedingt iſt durch die benachbarten Baſalte und ſich ganz ähnlich in der Nähe der heſſiſchen Baſalte wiederholt. Längs dem Fuße des Erzgebirges erheben ſich aus dem böhmiſchen Keſſel eine große Zahl Baſalt- und Phonolithkegel, deren vom Elbthal durchſchnittene Hauptgruppe man das böhmiſche Mittelgebirge zu nennen pflegt. Den höchſten Centralpunkt dieſer Berggruppe bildet der Mileſchauer bei Teplitz.

Von dem 2570 Fuß hohen Gipfel dieſes Berges ſieht man die ſchönen Kegelberge weit hin gegen NO und gegen SW ſich neben, über und hintereinander erheben, während ein kleiner Kranz niederer, wie eine Familie junger Berge alle dem Vater ähnlich, dieſen umtanzt. Dieſe Warzenform iſt der allgemeine Charakter der Oberfläche dieſer Gegend, es iſt ſchwer, Thäler zu unterſcheiden, man ſieht überall nur Berge. Auch der Laie muß durch dieſe Formen an vulcaniſche Thätigkeit erinnert werden. Indeſſen Krater und Lavaſtröme ſucht man überall vergebens. Dadurch gerade unterſcheiden ſich hier und beinahe überall die ältern, olivenreichen baſaltiſchen Berge von den wahren, noch thätigen Vulcanen.

Ganz Deutſchland wird von Oſt nach Weſt, von Schleſien bis zur Eifel, von einem Gürtel ſolcher Baſalt- und Phonolithberge durchzogen, das böhmiſche Mittelgebirge iſt nur ein beſonders entwickelter Theil dieſes Gürtels, in welchem ſich hier, der ſüdlichen Erhebungsſpalte des Erzgebirges folgend, eine große Zahl von Bergindividuen aus dem Erdinnern emporgedrängt hat. Und dieſer verhältnißmäßig neue Eruptionsweg wird noch jetzt charakteriſirt durch eine Anzahl heißer und mineraliſcher Quellen, die wir als letzte Nachwirkungen vulcaniſcher Thätigkeit anzuſehen haben.

Zwiſchen den baſaltiſchen und phonolithiſchen Bergen treten hier und da (vielfach zerbrochen und durchſetzt) Schichten neuerer Ablagerungen hervor, Sandſteine mit einzelnen Pflanzenreſten und Braunkohlen in thonige Schichten eingebettet. Selten nur findet man die darunter lagernden Geſteine der Kreidegruppe oder den noch tiefern Gneiß und Thonſchiefer unbedeckt an der Oberfläche. Aber diluviale Bildungen oder tuffartige, vulcaniſche Zuſammenſchwemmungen haben nicht nur alle Vertiefungen ausgefüllt, ſondern oft ſelbſt den weniger geneigten Fuß der Baſaltkegel umhüllt. Von beſonderm Intereſſe iſt unter dieſen Anſchwemmungen das ſogenannte Granatenland bei Meronitz, in welchen Pyropen, die wahrſcheinlich dem Serpentin entnommen ſind, mit unzählig vielen kleinen Verſteinerungen der Kreidegruppe und mit vielerlei Geſteinsbrocken vereint, in einem Sand- und Mergellager angehäuft ſind. Man ſammelt ſie eifrig, ihre Gewinnung, Verarbeitung und der Handel damit bilden eine kleine Erwerbsquelle.

Alle jene baſaltiſchen Geſteine, in verhältnißmäßig neuer Zeit dem Erdinnern entquollen, tragen noch die Urkraft der Fruchtbarkeit in ſich. Reiche Korn- und Obſtfelder bedecken ſie, wo nur irgend die ſanftere Neigung des Bodens es geſtattet, während die ſteilern Abhänge von Laubhölzern in üppiger Mannichfaltigkeit beſchattet ſind.

Zu dieſer dem Menſchen ſo ergiebigen Oberfläche geſellt ſich aber noch manche innere Quelle des Wohlſtandes. Vor allem die Heilquellen, die dem vulcaniſchen Herde entſpringen und Tauſende von nah und fern anlocken, um hier Geneſung zu ſuchen, wo ſich das Heilſame ſo leicht mit dem Angenehmen verbinden läßt. Dann aber die Braunkohlenlager, die man, wie erwähnt, in zahlreichen Gruben gewinnt und die auf dem Elbſtrom einen weiten Abſatzweg finden.

Dadurch iſt nun endlich auch die geographiſche Wichtigkeit dieſes Elbdurchbruches zur Anerkennung gekommen, während man früher vorzugsweiſe nur ſeine Romantik ſchätzte. Es iſt das aber in Deutſchland eine ſehr allgemeine Erfahrung, daß man in alten Zeiten, noch ungeübt im Kunſtſtraßenbau, zu Verkehrswegen Höhen und Kämme auswählte, während man jetzt überall die Thalwege vorzieht.

Kein anderes deutſches Land iſt ſo geologiſch abgeſchloſſen als Böhmen, und das iſt ſicher der Grund, warum hier das ſlawiſche Element noch jetzt ſo weit in das Herz Deutſchlands hereinragt.

Das Erzgebirge iſt deutlich die Folge einſeitiger Erhebung. Sein ſteiler Abfall erweiſt ſich als die eine Wand der großen Spalte, auf welcher noch jetzt die böhmiſchen Mineralquellen zu Tage treten und an deren Nordweſtſeite die feſte Erdkruſte um 1—2000 Fuß erhoben iſt, während ſich dieſer erhobene Theil weiter gegen Nordweſt ganz allmälig in das leipziger Flachland verläuft. Dieſe einſeitig gehobene Scholle von vierſeitiger Form beſteht vorherrſchend aus kryſtalliniſchen Schiefern (Gneiß- und Glimmerſchiefer), welche vielfach durchſetzt ſind von Graniten, Porphyren, Grünſteinen und weit ſpäter von einzelnen Baſalten. Auf die kryſtalliniſchen

Schiefer lagern ſich minder kryſtalliniſche Thonſchiefer und Grauwackengeſteine, Steinkohlengebilde und Rothliegendes, endlich, als viel neuer und nur im öſtlichſten Theile des Gebirgs, auch Sandſteine und Mergel der Kreidegruppe.

Aus dieſen Geſteinen beſteht ſomit weſentlich der Körper des Erzgebirges, der faſt ein rechtwinkliges Parallelogramm bildet zwiſchen dem Schneeberg bei Tetſchen, Falkenau an der Eger, Reichenbach und Meißen. Daß ſolche Grenzlinien von Gebirgsketten nicht mathematiſch zu nehmen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Indeſſen iſt doch die ſüdöſtliche Grenze unſers Erzgebirges überall recht ſcharf. Gegen Südweſt iſt es durch eine flache Einſattelung und Thonſchieferbucht nur unbeſtimmt vom fichtelgebirgiſchen Hochplateau abgeſondert. Gegen Oſt betrachtet man entweder das Elbthal als ſeine natürliche Grenze, oder, geognoſtiſch wol richtiger, die in der Richtung aus SO nach NO anliegenden Bildungen des Thonſchiefers, der Kohlenformation und des Rothliegenden, in welchem Falle dann z. B. der Plauiſche Grund ſchon nicht mehr zum Erzgebirge gehört. Am unbeſtimmteſten iſt die Abgrenzung gegen Nordweſt. Die natürlichſte Grenze bildet in dieſer Richtung die Kohlenmulde zwiſchen Zwickau und Hainichen.

Wenigſtens die Hälfte der Oberfläche des ganzen Erzgebirges beſteht aus Gneiß, beinahe das ganze Dreieck zwiſchen Noſſen, Oberwieſenthal und dem Schneeberg. Dieſer Gneiß iſt in ſeinem öſtlichen Theile vielfach durchſetzt von granitiſchen und porphyriſchen Maſſen und Gängen, die aber nur wenig oder gar nicht über ſein Niveau hervorragen. Er bildet darum ein bergarmes, ſanft anſteigendes Hochplateau, in welchem die ſchmalen und nicht ſehr tief eingeſchnittenen Thäler einen verhältnißmäßig geringen Flächenraum einnehmen; ſteht man auf den flachen Höhen dieſer Gegend, ſo überſieht man leicht dieſe tiefen Flußbetten und empfängt nur den Eindruck einer flachhügeligen Oberfläche. Anders iſt es freilich, ſobald man an den ſteilen böhmiſchen Abfall herantritt, der von unzähligen Schluchten zerriſſen und oft recht romantiſch geſtaltet iſt. Ueber dieſe Waldſchluchten hinweg blickt das überraſchte Auge in die fruchtbaren Auen von Karlsbad, Kommotau und Teplitz und auf die ſchönen Kegel des baſaltiſchen Mittelgebirges hin.

Das Gneißgebiet iſt zugleich die metallreichſte Gegend im Erzgebirge. Unzählige Zinngänge durchſchwärmen die ihm zugehörigen Granite und Porphyre bei Altenberg und ſind bei Marienberg und Ehrenfriedersdorf auch in Gneiß und Glimmerſchiefer eingedrungen; ſie bilden eine Zone, die, faſt parallel dem Gebirgsrücken, bis nach dem Fichtelgebirge ſich fortſetzt. Der Hauptreichthum aber beſteht im Gneißgebiet in den Silbergängen, welche, in der Nachbarſchaft der freiberger Porphyrdurchſetzungen am reichſten entwickelt, von hier aus eine ſilberhaltige Zone bis nach Joachimsthal bilden, die Zinnzone ſchräg durchſchneidend.

Nur untergeordnet ſind in dieſem Gebiet die Eiſenſteingänge, weshalb denn auch das ſächſiſche Eiſenhüttenweſen ſich am reichſten weſtlich neben dem Gneißgebiet entwickelt hat. In den Gneiß eingelagerte Kalkſteine reichen nur eben hin, ihre nächſte Umgebung zu verſorgen. Einzelne Schollen der Kohlenformation, wahrſcheinlich Ueberreſte einer allgemeinern Bedeckung, welche weſtlich von Altenberg und bei Olbernhau gleichſam hängen geblieben ſind, haben nur bei Schönfeld zu geringem Kohlenbergbau Veranlaſſung gegeben. Die Serpentinmaſſen von Zöblitz rieſen in dieſem Orte eine kleine ſelbſtändige Induſtrie der Steindrechsler hervor, und mächtige Torflager — wenn es erlaubt iſt, dieſe zu den Mineralſchätzen zu rechnen — liefern hier und da einen ſchätzenswerthen Beitrag zu dem auf dieſen Höhen ſo nöthigen Brennmaterial, ganz beſonders z. B. auf der weiten Moorſtrecke bei Marienberg, die man in bitterer Ironie das gelobte Land genannt hat.

Die zweite Rolle ſpielt im Erzgebirge der Glimmerſchiefer. Er bildet einen weſtlichen Saum um das Gneißdreieck von Noſſen bis Elterlein und breitet ſich dann zu einem großen Gebiet aus zwiſchen Schneeberg und Oberwieſenthal. Aus dieſem Gebiet treten mehrfach kleine Granitinſeln hervor, die ſehr oft zunächſt von einer ſchmalen Gneißzone umgeben ſind, ſo bei Schwarzenberg, Aue und Geier. Die allgemeine Oberflächengeſtaltung iſt der des Gneißes ſehr ähnlich. Auch hier wieder in der Nachbarſchaft granitiſcher Kuppen und porphyriſcher Durchſetzungen finden ſich Erzgänge, die aber oft lagerförmig zwiſchen dem ſo deutlich ſchieferigen Geſtein der Schieferung parallel ſich ausgebreitet haben, ſo bei Schneeberg, Schwarzenberg, Geier, Johanngeorgenſtadt, Platten und Joachimsthal. Es ſind Silber-, Kobalt-, Zinn- und Eiſenſteingänge, die letztern zuweilen genau auf der Grenze zwiſchen den Graniten und Schiefergeſteinen, oder als Magneteiſenſtein mit Grünſteinen innig verbunden und dann ſehr auffallend begleitet von Gängen oder Lagern körnigen Kalkſteins. Ueberhaupt ſind die körnigen Kalkſteine in dieſem Gebiet weit häufiger als in dem des Gneißes, und das Geſtein iſt an einigen Orten (Crottendorf) ſo ſchön, daß es als Marmor benutzt wird. Torflager wie im Gneißgebiet. Aber eine Beſonderheit muß ich noch hervorheben, das iſt die Porzellanerde von Aue, die lange Zeit allein zur Porzellanbereitung benutzt ward. Dieſes Weißerdenlager iſt nichts Anderes als die äußere zerſetzte, ihres Kaligehaltes beraubte Hülle eines von kryſtalliniſchem Schiefer überdeckten, alſo unterirdiſchen Granithügels. Indem man die Porzellanerde abgebaut hat, hat man nach und nach die Form dieſer Granitmaſſe aus dem Schiefer ausgelöſt, ganz ähnlich wie man bei Geier einen ſolchen unterirdiſchen Granitberg durch den Abbau der zinnerzhaltigen Contacthülle frei gelegt hat, der nun als ein recht deutlicher Beweis der eruptiven Natur des Granits im Gneiß emporragt.

Nach dem Glimmerſchiefer iſt der Thonſchiefer als ein weſentlicher Beſtandtheil des Erzgebirges zu nennen. Er umſäumt abermals weſtlich den Glimmerſchiefer, von Noſſen bis gegen Kirchberg hin, und ſchlingt ſich dann um eine große Granitmaſſe herum, um mit dem weit ausgedehntern voigtländiſch-fichtelgebirgiſchen Thonſchiefergebiet in Verbindung zu treten.

Auf dieſe Weiſe ſind alſo dieſe drei Schiefergeſteine beinahe diagonal über das Rectangel des Erzgebirges vertheilt. Der Thonſchiefer iſt ſeltener von Graniten und Porphyren, aber viel häufiger von Grünſteinen durchſetzt, als Gneiß und Glimmerſchiefer, und, wo ihn größere granitiſche Maſſen durchbrochen haben, da zeigt er ſich zunächſt um dieſe herum in ein eigenthümlich knotiges Geſtein umgewandelt, welches man Fleck- oder Knotenſchiefer genannt hat.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, daran zu erinnern, daß man dies als eine geringere Umwandlungsſtufe des Thonſchiefers durch Einwirkung granitiſcher Emportreibungen betrachtet, während man glaubt, daß bei längerer oder energiſcherer Einwirkung in größerer Tiefe daraus Glimmerſchiefer und Gneiß hervorgegangen ſein würden. Iſt dieſe Anſicht richtig, ſo muß man ſchließen, daß die Energie oder Dauer der plutoniſchen Einwirkung auf die Schiefer des Erzgebirges in ſeiner öſtlichen Ecke im Gneißdreieck am größten war und von da gegen Weſten abnahm, durch welche Vorausſetzung die diagonale Verbreitung der drei Hauptſchiefergeſteine ſich ſogleich erklärt. Und eine ſolche Annahme ſteht keineswegs in unerklärbarem Widerſpruch mit den großen Granitgebieten, welche im Weſten an der Oberfläche auftreten, da es vorzugsweiſe darauf ankommen wird, wo die größern Maſſen in der Tiefe eingewirkt haben.

Doch ich kehre jetzt zu unſerm Thonſchiefergebiet zurück; an Erzvorkommniſſen iſt daſſelbe durchaus arm, wol aber tritt darin eine Anzahl anderer Geſteine auf, welche techniſche Anwendung finden. Dies ſind die Dachſchiefer, die man bei Lößnitz und Zwönitz gewinnt, die Alaunſchiefer, die bei Reichenbach zu großen Siedereien Veranlaſſung gegeben haben, und die Kalkſteine, die hier noch häufiger auftreten als im Glimmerſchiefer, aber nicht mehr als körnige Marmore, ſondern dicht und dunkel gefärbt, ja am äußerſten Nordrande, z. B. bei Wildenſtein, ſogar ſchon ſehr reich an Verſteinerungen der Grauwackenformation.

Ich habe bisher die großen Granitgebiete übergangen, welche zwiſchen Karlsbad und Kirchberg theils zwiſchen den Glimmerſchiefer, theils zwiſchen dieſen und den Thonſchiefer ſich eindrängen. Dem Bergmanne liefern ſie weſentlich nur Eiſenſtein und früher etwas Zinn. Aber nicht ganz unerwähnt darf ich eine Erſcheinung laſſen, die ſich an ihrem Weſtrande zeigt, wo offenbar ein granitiſcher Ausläufer als ein ganz eigenthümliches, in ſeiner Art einziges Geſtein, als Topasfels, aus dem Glimmerſchiefer hervortaucht. Es iſt dies der ſogenannte Schneckenſtein, ein hausgroßer iſolirter Fels, der ſich ſüdlich von Rautenkranz aus der bewaldeten einförmigen Glimmerſchieferoberfläche erhebt. Unter den Mineralogen iſt dieſer kleine Fels weltbekannt. Er beſteht aus einer Breccie von Turmalinſchiefer, in welcher faſt alle Zwiſchenräume der einzelnen Fragmente durch

Topasdruſen erfüllt ſind. Die ſächſiſchen Kurfürſten haben früher großen Werth auf dieſe, beinahe ihre einzige Edelſteinfundgrube gelegt; ſie haben beſondere Edelſteininſpectoren angeſtellt und ein Geſetz erlaſſen, welches bei Handabhacken verbietet, irgend ein Bröckchen vom Schneckenſtein mit wegzunehmen.

Ob man nun die Kohlenformation, das Rothliegende und den Quaderſandſtein noch mit zum eigentlichen Erzgebirge rechnen ſoll, kann zweifelhaft ſein; indeſſen kommt auf ſolche feine Abgrenzungen nicht viel an. Die Reihe der weſtlichen diagonalen Ablagerungen wird geſchloſſen durch die Kohlengebilde und das Rothliegende, und zugleich wird dadurch der Parallelismus mit dem ſteilen böhmiſchen Abfall wieder hergeſtellt, der bei den innern Grenzen mangelte. Die Kohlenformation, bei Zwickau ſo wichtig durch vortreffliche Steinkohlenlager, iſt größtentheils bedeckt durch das Rothliegende, unter dem ſie nur hier und da an den Rändern hervorragt, wie eben bei Zwickau und ferner unterhalb Chemnitz bei Frankenberg und bei Hainichen. Beide zuſammen füllen eine langgeſtreckte, bei Hainichen ſich auskeilende Vertiefung, die ſogenannte Erzgebirgiſche Kohlenmulde, aus. Dieſe Vertiefung iſt aber durch das Emportreten des Weißſteingebiets zwiſchen Waldenburg und Roßwein bedingt, welches ſich parallel der Abdachung des Erzgebirges, etwas nördlich von deſſen Fuß, erhoben hat. Nur die Steinkohlenlager ſind in dieſer mächtigen Schichtenreihe wichtig, deren oberer Theil aus groben Conglomeraten, Sandſteinen und Schieferthonen von meiſt braunrother Farbe beſteht; denn die Thonſteine, welche bei Chemnitz im Rothliegenden auftreten und treffliche Bauſteine liefern, können ebenſo gut als Tuffbildungen zu den Porphyren gerechnet werden, obwol ſie herrliche Pflanzenverſteinerungen, beſonders Staarſteine, enthalten.

Die Steinkohlen aber gehören zu den wichtigſten Mineralſchätzen Sachſens, auf denen ein großer Theil ſeiner neuern Induſtrie beruht. Dem Botaniker der Vorwelt liefern ſie eine reiche Flora: er ſieht ſich in Wälder untergegangener tropiſcher Pflanzenformen verſetzt.

Eine zweite Kohlenmulde ſäumt den nordöſtlichen Rand des Erzgebirges, indem ſie ſich von Wilsdruff bis Kreiſcha in einer Breite von einer halben Meile an das Gneißgebiet anlehnt. Es iſt dies die potſchappeler Mulde, welche vom Plauiſchen Grunde quer durchſchnitten wird. Auch in ihr ſind die kohlenführenden grauen Schichten (Kohlenformation) meiſt von den braunrothen Conglomeraten und Schieferthonen des Rothliegenden überlagert.

Der Quaderſandſtein überdeckt nur an einigen Stellen als eine nicht ſehr mächtige, horizontal geſchichtete Platte den Gneiß und den Porphyr des öſtlichen Gebirgstheils; ſeine einzelnen inſulariſchen Auflagerungen haben offenbar einſt im Zuſammenhange geſtanden und ſind erſt durch ſpätere Ereigniſſe (Ueberflutungen) voneinander getrennt worden.

Soll ich nun, nach dieſer Darſtellung des Sachverhalts, einen Blick auf die wahrſcheinliche Entſtehung deſſelben werfen? Mit wenigen Worten ſei es verſucht.

Offenbar hat die Erhebung und Umwandlung der Schiefermaſſe in einer ſehr frühen Periode begonnen. Die Steinkohlenbildung, welche ihren Urſprung hier wol aus Torflagern in ſumpfigen bewaldeten Buchten herzuleiten hat, fand ſchon bei Zwickau und Potſchappel aufgerichtete Thonſchiefer vor, auf die ſie ſich abſetzte. Aber die allmälige Erhebung hat, wie wol in den meiſten Gebirgen, ſehr lange fortgedauert. Der Quaderſandſtein hat ſich übergreifend auf das Rothliegende gelagert, d. h.: dieſes iſt vor ſeiner Ablagerung aufgerichtet worden, und auch er ſelbſt iſt ſpäter erhoben, wie nicht nur ſein Niveau verräth, ſondern auch ganz beſonders die aufgerichtete Schichtenſtellung am ſüdlichen Fuße des Schneeberges bei Tetſchen. Alle dieſe Erhebungen laſſen ſich nicht genau zurückführen auf beſtimmte Zeiten und Durchbrüche von Eruptivgeſteinen. Die ältern können zum Theil mit dem Emportreten der Granite oder Porphyre zuſammenfallen, aber nachweiſen läßt es ſich nicht. Der Baſalt hat auch den Quaderſandſtein noch durchbrochen, wie man am ſchönſten am Aſcherhübel bei Tharand ſehen kann, wo er nicht nur Fragmente dieſes Sandſteins, ſondern auch des darunter liegenden Porphyrs enthält. Aber nichts beweiſt, daß der Baſalt gerade die letzten Hebungen des Erzgebirges bedingt habe. Beachtenswerth iſt die große Lücke in der Entwickelung der ſächſiſchen Flötzformationen. Im Erzgebirge wenigſtens fehlt die ganze Reihe vom Rothliegenden bis zum Quaderſandſtein, und, da dies in Böhmen ebenſo iſt, ſo deutet es darauf hin, daß während dieſer Periode das Erzgebirge ſich unter gleichen Verhältniſſen mit Böhmen befand, während nördlich vom Erzgebirge das Auftreten von Zechſtein und buntem Sandſtein gleiche Verhältniſſe mit Thüringen andeutet.

Ich werde nun noch verſuchen, einige Beziehungen zwiſchen dem innern Bau und dem äußern Leben auf dem Gebiete des Erzgebirges hervorzuheben. Lage und Höhe verhindern eine beſondere Fruchtbarkeit dieſer flachen Erdanſchwellung, ſie ernährt durch die eigene Flora ihre Bewohner nur kümmerlich. Die Granite, die Porphyre, die Sandſteine und die hohen Gneiß- und Glimmerſchieferrücken verfallen faſt ganz der Waldcultur, weil ſie ſich für Feldbau wenig eignen. An die ausſchließliche Waldcultur ſchließt ſich von oben nach unten zunächſt der Kartoffel- und Haferbau an, und erſt unter dieſem, bei 15—1600 Fuß Meereshöhe, beginnt erfolgreicher anderer Fruchtbau, Obſt bei 12—1300, Wein im Erzgebirge gar nicht. Die wichtigſten natürlichen Erwerbsquellen ſind und bleiben Erz und Kohle. Darum wird denn auch der Bergbau hier immer das wichtigſte Gewerbe ſein. Alle andere Induſtrie iſt, inſofern ſie ſich nicht unmittelbar auf die Metall- und Kohlenproduction ſtützt, in dieſer Gegend in gewiſſem Grade künſtlich und im Erfolg von äußern Umſtänden (Handelsconjuncturen) abhängig. Aber leider hat die allzu ſehr gehäufte Bevölkerung, um nicht zu verhungern, ſeit lange ſchon ihre Zuflucht zu ſolchen künſtlichen Induſtriezweigen nehmen müſſen; ſie hat ihr Leben dadurch zwar nur dürftig gefriſtet, ſich aber trotzdem ſehr vermehrt. Zu dieſen künſtlichen Nahrungsquellen rechne ich Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Spitzenklöppeln, die Fabrikation von Spielwaaren, Uhren und Muſikinſtrumenten, von denen natürlich einige größere Garantien der Fortdauer in ſich tragen als andere.

Alle dieſe und auch die auf den Bergbau gegründeten Gewerbe finden ihren Abſatz, inſofern ſie nicht die nächſte Umgegend verſorgen, durchaus nur auf dem natürlichen Wege, den auch das Waſſer dieſes flachen Abfalls nimmt, gegen Nordweſt, ſtufenweiſe in Chemnitz, Leipzig und den norddeutſchen Häfen, nicht gegen Süden. Die Waſſerſcheide bildet hier die natürliche wie die wirkliche Handelsgrenze; lediglich die feinern Tiſchlerwaaren, welche man in und um Johanngeorgenſtadt anfertigt, finden als Luxusartikel einen Markt in den böhmiſchen Badeorten; alle andern Fabrikate des Erzgebirges wandern gegen Norden. Dieſer gemeinſame Abſatzweg hat auch von jeher die Intereſſen der Bevölkerung zu gemeinſamen gemacht. Sie neigen, ja ſie fallen nach den Geſetzen der Schwere durchaus Norddeutſchland zu.

Nördlich vom Erzgebirge, unmittelbar wo deſſen Fuß ſich mit dem Flachland verſchmilzt, tritt ein regelmäßig elliptiſches Gebiet kryſtalliniſcher Geſteine aus den Schiefern hervor, die den flachen Abfall des Erzgebirges bedecken, und gerade durch dieſes Hervortreten wird, wie wir geſehen haben, die lange muldenförmige Vertiefung gebildet, in welcher die erzgebirgiſchen Steinkohlen lagern. Wir können dieſes Gebiet mit Recht das erzgebirgiſche Vorgebirge nennen. Seine Hauptmaſſe beſteht aus Granulit (Weißſtein), einem ſehr innigen Gemenge von Quarz und Feldſpath, welches zuweilen noch etwas Glimmer enthält und theils ſchieferig, theils maſſig abgeſondert iſt. Dieſes Granulitgebiet erhebt ſich kaum über ſeine entferntern Umgebungen und wird zunächſt beinahe ringsum überragt von kryſtalliniſchen Schiefern. Flach zwar, aber wallartig erheben ſich rings um dieſe Ellipſe der Glimmerſchiefer und der älteſte Thonſchiefer. Nur an der unmittelbaren Grenze zeigt ſich zuweilen auch etwas Gneiß, der dann oft ſtatt des Quarzes Dichroit enthält. Man hat dieſen Schieferwall, deſſen Schichtung überall nach außen abfällt, nicht unpaſſend mit einem Erhebungskrater verglichen, da allerdings wol dem eruptiven Emporbringen des Granulits dieſe concentriſche Aufrichtung der Schiefer zuzuſchreiben iſt.

Den Granulit ſelbſt durchſetzen wieder Maſſen und Gänge von Granit und Serpentin, während aus dem Schieferwall, beſonders auf deſſen Nordſeite, hier und da Grünſteine mit kuppiger Oberfläche hervorragen.

Dieſes ganze Vorgebirge dehnt ſich der Länge nach von Waldenburg bis Roßwein aus, und, da es nur halb ſo breit iſt als lang, ſo nimmt es eine Oberfläche von etwa acht Quadratmeilen ein.

Der nationalökonomiſche Einfluß eines ſo kleinen und ſo wenig, kaum einige 100 Fuß über die benachbarte Niederung aufragenden Gebirges, welches eigentlich nur vom geognoſtiſchen Standpunkte, nicht vom geographiſchen, ein Gebirge genannt werden kann, iſt natürlich ſehr gering. Seine Oberfläche iſt fruchtbar, dazu wird es von romantiſchen Thälern durchſchnitten, die durch Mannichfaltigkeit den Anbau befördern und durch das Gefälle der quer hindurchſtrömenden Flüſſe vielfach eine nutzbare Waſſerkraft darbieten.

Dies ſind die Umſtände, welche einer landbauenden Bevölkerung, untermiſcht mit einer gewerbtreibenden, hier und da in große Fabrikanlagen zuſammengedrängt, reichlich die Elemente ihrer Exiſtenz darbieten. Der Bergbau berührt nur die äußerſten Ränder dieſes Gebiets (bei Gersdorf, Hainichen, Schönbörn und Hohenſtein), ſein Inneres gehört ganz der Landwirthſchaft und dem Webſtuhle. Es bildet den Kern Sachſens, in welchem die Fabrikdiſtricte ſich mit dem ackerbautreibenden verſchmelzen. Eine Menge wohlhabender Städtchen, aber keine einzige größere Stadt, wozu überall der paſſende Raum fehlt, erheben ſich zwiſchen freundlichen Dorfſchaften, alten Burgen und Ritterſitzen. Aber bemerkenswerth iſt es, daß gerade in dieſem Gebiete die politiſche Bewegung des Jahres 1848 vorzugsweiſe Wurzel gefaßt hat. Nächſt dem Voigtlande war dieſes Mittelgebirge an den unglücklichen Zuckungen Sachſens am meiſten betheiligt.

Man hat auch dieſes Gebiet durch eine Eiſenbahn zu durchſchneiden geſucht; aber noch iſt ſie nicht vollendet, und wer weiß, ob ſie es je wird. Merkwürdigerweiſe hat gerade dieſe flache, im Mittel kaum 900 Fuß über den Meeresſpiegel aufſteigende Weißſteinellipſe dem Bahnbau mehr Widerſtand geboten als irgend eine andere Strecke in Sachſen. Auf die kurze Ausdehnung von einer Meile zählt man bei Waldheim ſieben koloſſale Ueberbrückungen und mindeſtens ebenſo viele, bis 80 Fuß tiefe Einſchnitte in ſehr feſtes Geſtein. Dazu noch Dämme und hohe Mauern; kaum 1000 Schritte der ganzen Meile ſind ohne bedeutenden Unterbau möglich. Die Geognoſten haben alle Urſache, dem Actienverein, welcher dieſe für ſie ſo aufſchlußreiche Bahn unternahm, eine Dankadreſſe zu votiren, aber ſonſt auch wol Niemand, am wenigſten die Actionäre ſelbſt.

Der Weg, den dieſe Bahn nimmt, iſt ein ganz neuer, man kann behaupten, ein früher nie von einem Reiſenden eingeſchlagener. Wer wäre wol je von Chemnitz über Mittweida, Waldheim und Döbeln nach Rieſa gereiſt! Und, da die Verbindung mit Leipzig und Dresden durch dieſe Bahn nur auf großen Umwegen möglich iſt, ſo kann man ſogar fragen: Wie Viele werden künftig dieſen Weg einſchlagen!

Viel näher lag es offenbar, die große Kohlenmulde, die zugleich das Hauptſammelbecken der erzgebirgiſchen Induſtrie geworden iſt (Zwickau, Chemnitz, Frankenberg und Hainichen), der Länge nach mit einer Bahn zu durchſchneiden und dann direct über Freiberg mit der Hauptſtadt zu verbinden. Dies wäre eine Linie, die das ganze Erzgebirge ſeinem Fuße entlang aufſchlöſſe und auf der ſchon jetzt täglich ſich einige hundert Reiſende nach einem ſchnellern Verkehrsmittel vergeblich umſehen.

Den centralen Hauptgebirgsknoten Deutſchlands bildet das Fichtelgebirge. Hier kreuzen ſich die Richtungslinien des Erzgebirges und des Thüringer Waldes beinahe rechtwinkelig und die Gewäſſer fließen nach allen Seiten hin ab, in die Donau, den Rhein und die Elbe.

Aus kryſtalliniſchen Schiefern (Gneiß, Glimmerſchiefer, Hornblendeſchiefer), welche nächſt dem Thonſchiefer die Hauptmaſſe des Fichtelgebirges bilden, erhebt ſich eine kleine Zahl granitiſcher Höhen. Die bedeutendſten ſind der Ochſenkopf, Schneeberg, Köſſein, Kornberg und Waldſtein. Sie ragen als flache bewaldete Berge 500—1500 Fuß über das flache undulirte Schieferplateau hervor, deſſen mittlere Meereshöhe 1500—1700 Fuß iſt, auf welchem überall Städtchen und Dörfer zwiſchen Fruchtfeldern, Wieſen und Waldungen zerſtreut liegen. Faſt nur der Granit ſteigt hier über die Grenzen der Feldcultur auf, und auch auf ihm iſt öſtlich von Weißenſtadt dieſe heimiſch, und würde es noch mehr ſein, eignete ſich nicht ſeine felſige und blockreiche Oberfläche beſſer zur Holzzucht als zu Feld.

Dieſe Granitberge bilden den Kern des Fichtelgebirges und zugleich die ſüdweſtlichen Grenzpfeiler der erzgebirgiſchen Erhebung.

In alter Zeit hat man Zinnerz aus dieſen Graniten gewonnen, die Sage ſpricht ſelbſt von Gold, welches die Venetianer geheimnißvoll ausgruben; aber die Fundſtätten des Goldes kennt Niemand, und das Zinnerz ſcheint nur an der Oberfläche ſo reichlich vorhanden geweſen zu ſein, daß man es zu einer Zeit, wo das Zinn noch eine große Rolle in den deutſchen Haushaltungen ſpielte, mit Vortheil durch Seifenwerke und kleine Schächte gewinnen konnte. Jetzt iſt dieſer Granit für den Bergbau beinahe todt, nur Eiſenſteingänge werden hier und da noch in ihm abgebaut, die oft mit mächtigen Quarzadern in Verbindung ſtehen, ſo z. B. beim Dorfe Fichtelberg.

Den Granit umſäumt zunächſt theils Gneiß, theils Glimmerſchiefer; nur an einer Stelle ſteht er mit der Grauwacke in unmittelbarer Berührung, und hier, unweit Gefreeß, ſcheint er die Urſache der Kryſtalliſation des Hohlſpaths im Thonſchiefer geworden zu ſein. Seine Oberfläche iſt durch ruinenartige Felſen und mächtige Steinblöcke ungleich romantiſcher als die ſeiner ſchieferigen Umgebungen. Die größten landſchaftlichen Reize entwickelt er an der Luiſenburg bei Wunſiedel, wo Block auf Block gehäuft ein merkwürdiges Labyrinth bildet, in dem die Curgäſte des nahen Alexanderbades ihre Geneſung ſuchen. Dieſes Felsmeer an der Luiſenburg gehört wirklich zu den ſchönſten ſeiner Art; die ſehr gewöhnliche Eigenthümlichkeit des Granits, ſeine Oberfläche mit wollſackartigen Blöcken zu bedecken, tritt hier charakteriſtiſcher als irgendwo hervor, und kaum kann man bei dieſem Anblick glauben, daß bloße Verwitterung die Urſache dieſer ganz eigenthümlichen Geſtaltung ſei; unwiderſtehlich wird man vielmehr an gewaltſame

Zerſtörung von Felſen durch Erdbeben erinnert, zumal wenn man ſieht, daß zuweilen zwei benachbarte Blöcke früher zuſammengehört haben, nun aber durch einen gewaltigen Sprung voneinander getrennt ſind, ſodaß ihre Oberflächen noch aneinander paſſen, während andere, wie die Moränenblöcke der Gletſcher, in den wunderbarſten Stellungen übereinander liegen, ſodaß ſie zuweilen nur auf dünnen Spitzen balanciren.

Der Gneiß zeigt ſich im Fichtelgebirge nur hier und da, gleichſam eingekeilt zwiſchen Granit und Glimmerſchiefer; eine viel größere Verbreitung beſitzt der letztere, auch wird er zugleich techniſch wichtig durch die Lager von körnigem Kalkſtein und von Brauneiſenſtein, die er beſonders zwiſchen Wunſiedel, Redwitz und Eger umſchließt. Dieſe — geologiſch höchſt lehrreich — beſchäftigen zugleich gar manche betriebſame Hand in Steinbrüchen und Erzgruben, Kalköfen und Eiſenwerken.

Im Großen bilden die Granite mit ihrer Umhüllung von Gneiß und Glimmerſchiefer ein elliptiſches Gebiet; mit derſelben, bei den kryſtalliniſchen Geſteinen ſich ſo oft wiederholenden Verbreitungsform tritt etwas nordweſtlich von dieſer granitiſchen Ellipſe der Gneiß mit untergeordneten Lagern von Hornblende- und Glimmerſchiefer zwiſchen Hof und Berneck aus dem Thonſchiefer hervor, ohne irgendwo von granitiſchen Bergen überragt zu werden; vielmehr bilden hier die kryſtalliniſchen Schiefer eine ſanftwellige Oberfläche, die der Sächſiſch-Baieriſchen Eiſenbahn an keinem Punkte bemerkenswerthe Schwierigkeiten entgegengeſtellt hat. Geologiſch iſt dieſes zweite kryſtalliniſche Gebiet noch intereſſanter als das erſtere, da es ringsum die Grauwackenbildungen überlagert und von zahlreichen kleinen Omphazit- und Serpentinkuppen durchbrochen wird. Prachtvoll iſt oft das Geſtein der erſtern, in welchem dunkelrothe Granaten aus einer ſpangrünen amphiboliſchen Grundmaſſe hervorleuchten, während das der letztern, z. B. am Peterleſtein, den Drechslern ein recht gutes Material für Reibſchalen, Leuchter und ähnliche Dinge liefert und am Heidelberge ſchon vor funfzig Jahren die Aufmerkſamkeit Alexander von Humboldt's auf ſich lenkte, der die magnetiſche Kraft dieſes kleinen Berges unterſuchte.

Das ſind alſo die beiden großen kryſtalliniſchen Kerne des breiten fichtelgebirgiſchen Hochplateau, von dem aus gegen Südoſt ſich der Böhmer Wald, gegen Nordoſt das Erzgebirge und gegen Nordweſt der Thüringer Wald abzweigt. Die Hülle dieſer Kerne, die Hauptmaſſe des ganzen Hochplateau, bilden Thonſchiefer und Grauwacke mit Einlagerungen von verſteinerungsreichem Kalkſtein und vielfach unterbrochen von allerlei Grünſteinen, die ein unruhiges kuppiges Terrain hervorbringen, während Thonſchiefer und Grauwacke nur einförmige breite Bergrücken bilden, die nach allen Richtungen von höchſt gewundenen Thälern durchſchnitten ſind.

Solches iſt die Zuſammenſetzung des deutſchen centralen Gebirgsknotens, von dem nach drei Richtungen Gebirgsketten und nach ebenſo vielen Flußgebiete auslaufen. Die Abflachung nach den beiden Elbzweigen, die als

Eger und Saale das Erzgebirge umranken, erfolgt ganz allmälig. Gegen das Donau- und Maingebiet hingegen, welche unter ſich nirgend durch einen wahren Gebirgsrücken getrennt ſind, findet eine plötzliche Abſtufung, ein ſteiler, geradliniger Gebirgsabfall ſtatt, der als eine Wirkung der Erhebung des Thüringer und Böhmer Waldes anzuſehen iſt. Bei Goldkronach, Berneck und Wirſchberg ragen die Berge überall ſtolz aus einer breiten, fruchtbaren Flötzgebirgsaue empor, deren Boden die Keuperformation bildet, ſo ſteil, daß ſelbſt die Eiſenbahn ſich bei Kupferberg mit der außerordentlichen Steigung von 1 auf 48 in die Tiefe hinabſenken mußte.

Ich kann das von Grünſteinen vielfach durchdrungene Schiefergebiet nicht verlaſſen, ohne noch einige Bemerkungen über die techniſch beachtenswerthen Vorkommniſſe deſſelben zu machen.

Die Antimongänge bei Goldkronach, in deren Nachbarſchaft man früher aus Kiesgängen auch etwas Gold gewonnen hat, gehören mehr noch dem Gneiß als dem Thonſchiefer an, und neuere Unterſuchungen ergaben, daß ſie ſelbſt nicht unbeträchtlich goldhaltig ſind, wie denn Antimon und Gold ſehr gewöhnlich ſich gegenſeitig begleiten. Bei Steben wird die Grauwacke von Eiſenſtein und andere Erze enthaltenden Gängen durchſetzt, die ſich weit in das Voigtland verzweigen und in denen durch die neuern Fortſchritte der Chemie beſonders auch der Nickelgehalt wichtig geworden iſt. Ein Zug ſolcher Gänge läßt ſich von Schleiz bis in die Gegend von Weida verfolgen, und alte Nachrichten deuten auf einigen Goldgehalt derſelben hin, der ſogar in manchem Flußbett dieſer Gegend durch goldführenden Sand ſich zu erkennen gibt.

Nicht unbeträchtlich iſt die Gewinnung des Kalkſteins, der oft ſtrotzt von undeutlichen Orthoceratiten, Goniatiten und Clymenien, ſowie bei Hof von Leptänen. Auch als Marmor wird dieſer Kalkſtein verwendet, und man beſchäftigt mit dem Sägen und Schleifen deſſelben in Baireuth die Züchtlinge.

Mit dem Schiefer ſelbſt, welcher die untergeordneten Einlagerungen enthält, deckt man Dächer; aus Alaunſchiefer wird Alaun gewonnen. Grünſteine werden zu einem dunkeln Glaſe geſchmolzen, und, da man vorzugsweiſe Hemdenknöpfchen aus demſelben macht, ſo hat dieſer Grünſtein im Munde des Volks die Benennung „Batterleſtein" erhalten, was ſo viel heißt als Knöpfchenſtein.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf den beſondern Einfluß, welchen dieſer Bodenbau auf ſeine Bewohner hat! Im Allgemeinen ſicherlich keinen die Bevölkerung ſehr anziehenden und concentrirenden. Die Lage, die Oberfläche der Gegend iſt zu hoch und zu rauh, zu wenig geſchützt, um beſonders fruchtbar zu ſein; reiche Metallſchätze und foſſile Brennmaterialien fehlen, Holz und Torf können dieſe nur nothdürftig erſetzen. Nur eine Hauptſtraße — jetzt Eiſenbahn — durchſchneidet das ganze Gebiet, und dieſe Hauptſtraße war bisher keineswegs eine der frequenteſten Deutſchlands. Es iſt dies ein Umſtand, an welchem der beſondere Gebirgsbau der Gegend nicht ohne Schuld iſt. Die Thäler ſind in dieſem Gebirgsplateau theils ſo außerordentlich gekrümmt, theils ſo unregelmäßig gerichtet, daß man mit keiner Straße ihrem Laufe lange folgen konnte, ſondern ſich in jeder Richtung genöthigt ſah, eine größere Zahl derſelben zu durchſchneiden, was ſelbſt bei ihrer geringen Tiefe doch mancherlei Schwierigkeiten darbot und auch dem jetzigen Eiſenbahnbau große Koſten und Schwierigkeiten verurſacht, ſo namentlich durch die beiden koloſſalen Brücken — wol die höchſten der Erde —, welche zwiſchen Plauen und Reichenbach die Thäler der Elſter und der Göltzſch überſpannen ſollen.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht begreiflich, daß vorzugsweiſe eine arme, von Viehzucht und Handarbeit lebende Bevölkerung ſich auf dieſem Hochplateau feſtgeſetzt hat — auf einem Hochplateau, welches gerade genug Hülfsquellen darbietet, um ſeine Bewohner nicht verhungern zu laſſen: Wohnung, Heizung, Kleidung und mäßige Nahrung ziemlich billig, aber mehr nicht.

Von dem mitteldeutſchen Gebirgsknoten, dem Fichtelgebirge, ſtreckt ſich gegen Nordweſt als eine ſchmale Bergzunge der Thüringer Wald. Sein breiterer ſüdöſtlicher Theil trägt noch ganz den Charakter des voigtländiſchen Grauwackenplateau. Er beſteht faſt nur aus Grauwackenbildungen, deren innerer Bau — die Richtung und Neigung der Schichten und Schiefer — der Hauptlinie erzgebirgiſcher Erhebung folgt, d. h. alle die unzähligen, miteinander wechſelnden Schichten von Grauwackenſchiefer und Sandſtein ſtreichen aus NO nach SW und fallen mit 30—60 Grad Neigung gegen Nordweſt, alſo dem ſchmälern Ausläufer des Thüringer Waldes zu. Man muß ohne Zweifel dieſe Aufrichtung der Erhebung des Erzgebirges zuſchreiben, während die ſpätern Hebungen der thüringer Bergkette die bereits aufgerichteten Schichten in ihr jetziges Niveau rückten. So haben wir denn hier ein ſehr deutliches Beiſpiel, wie eine und dieſelbe Gebirgsmaſſe von zweierlei Erhebungen in ganz ungleichen Richtungen afficirt worden iſt. Die ältern haben den innern Schichtenbau bedingt, die neuern ein ſcharfbegrenztes Stück aus dem weit verbreiteten und gleichmäßig aufgerichteten Schichtenſyſtem in ein höheres Niveau gerückt.

Das ſo gebildete ſüdöſtliche Hochplateau des Thüringer Waldes erhebt ſich durchſchnittlich 2500 Fuß über den Meeresſpiegel und 800—1200 Fuß über ſeine Umgebungen. Es wird nur von wenigen unbedeutenden Bergen überragt, bildet vielmehr ein flach undulirtes Hochland, in welches eine Menge enger und ſehr gewundener Thäler tief eingeſchnitten ſind.

Die Maſſe dieſes Gebirgstheiles beſteht, wie geſagt, faſt ganz aus Grauwackengebilden. In den einförmigen Wechſel von Schiefern und grauem Sandſtein ſind nur hier und da untergeordnete Flötze von Quarzſchiefer, Kieſelſchiefer, Alaunſchiefer und knotigem Kalkſtein eingelagert. Noch ſeltener ſind ſie durchſetzt von Grünſteinen, Graniten und Erzgängen.

Dürfte man annehmen, daß alle die Schichten, die hier zwiſchen Amt-Gehren und Hof hintereinander an die Oberfläche hervortreten, wirklich einſt übereinander gebildet worden ſeien, ſo würde ſich daraus die ſtaunenswerthe Mächtigkeit von vier Meilen oder etwa 100,000 Fuß für dieſe gleichartigen Ablagerungen ergeben. Es iſt aber wol wahrſcheinlicher, daß bei der Aufrichtung dieſer Schichten auch Verrückungen und Verſchiebungen derſelben ſtattgefunden haben, der Art, daß dieſelben Schichten jetzt mehrmals hintereinander hervortreten, was aber bei der großen Aehnlichkeit aller nicht leicht zu erkennen iſt.

Die Oberfläche dieſes Hochplateau iſt vorzugsweiſe auf den Waldbau angewieſen, der Feldbau hat ſich nur mühſam dazwiſchen gedrängt, ſo weit es das unmittelbarſte Bedürfniß der Bewohner verlangte; doch in den Thälern ſchlingen ſich überall ſaftige Wieſen hin zwiſchen den dunkeln Waldwänden. Die geſammte Vegetation dieſes Gebiets würde nicht ausreichen, ſeine ſehr zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, wenn nicht zu der den meiſten Gebirgsbewohnern eigenen Handinduſtrie ſich noch einige, aus dem Innern des Gebirges entſpringende Erwerbsquellen geſellten.

Die Dach- und Tafelſchieferbrüche findet man beſonders in der Umgegend von Leheſten, die Stiftſchieferbrüche bei Sonnenberg; Alaunſchiefer, Kalkſtein und Eiſenſtein in den Umgebungen Saalfelds.

Der übrige Erzbergbau im Grauwackengebiet, z. B. bei Weitisberga und bei Neuſtadt am Rennſteig, kann zur Zeit nur als Verſuchsbau betrachtet werden.

Unter den weniger durch die örtliche Natur, als durch das Bedürfniß, eine zahlreiche Bevölkerung zu beſchäftigen, hervorgerufenen und durch Holzzucht begünſtigten Induſtriezweigen verdienen am Thüringer Walde auch die vielen Porzellan-Fabriken und Malereien, Glashütten und Spielwaarenfabriken genannt zu werden; indeſſen wird ſich zeigen, daß zu ihrer Anlage doch auch eine benachbarte Gebirgsart, der bunte Sandſtein, einige Veranlaſſung gegeben hat.

Wir wollen nun, ehe wir die randlichen Umgebungen aufſuchen, unſere Gebirgskette zunächſt in ihrem ſchmälern und bergigern nordweſtlichen Theil verfolgen, der frei und kühn hinausragt in die Flötzformationen Frankens und Thüringens. Dieſer Gebirgstheil, der ſo ſchmal iſt, daß man quer herüber bequem in einem Nachmittage wandern kann, gehört unſtreitig zu dem Lieblichſten, was Mitteldeutſchland aufzuweiſen hat. Ueppige Wieſengründe dringen ſchlangenartig tief in die ſchattigen Waldungen ein, beſonders anziehend da, wo der grüne Teppich ſich unter mächtigen Buchen verliert, deren Laub von einzelnen Sonnenſtrahlen durchzittert wird. In ungemeiner Mannichfaltigkeit ſchwellen die bewaldeten Hügel und Berge übereinander an, hier und da gekrönt von Felſen oder alten Burgen, oder unterbrochen von gewerbfleißigen Dörfern. Hinauswandernd in den duftigen Wald, hören wir bald in irgend einem fernen Thalwinkel die harmoniſch geſtimmten Glocken einer Viehheerde oder ſehen aus dichtem Laubmeer eine Rauchſäule aufwirbeln, die uns die einſame Hütte eines Köhlers verräth.

Dieſer Nordweſttheil des Thüringer Waldes iſt vorherrſchend porphyriſcher Natur. Er beſteht aus folgenden, je nach ihrer Verbreitung geordneten Geſteinen: Porphyr, Rothliegendes mit untergeordneten Kohlengebilden, Granit, Glimmerſchiefer, Gneiß und Grünſtein. Den Rand dieſes wie des öſtlichen Theils umſäumen Zechſtein mit Dolomit, Gyps, Rotheiſenſtein und Kupferſchiefer, bunter Sandſtein und Muſchelkalk. Der Keuper hingegen kann kaum noch zum Rand des Gebirges gerechnet werden.

Jene im Gebirge herrſchenden Geſteine ſind nicht regelmäßig gruppirt, ſie wechſeln vielmehr in ſcheinbar ſehr ungeordneter Weiſe miteinander ab. Die hervorragenden Bergkuppen, ſowie die iſolirten Felſen beſtehen vorherrſchend aus Quarzporphyr, dazwiſchen bildet das Rothliegende flachere Bergrücken, und beinahe in Depreſſionen, doch mit ſehr unebener Oberfläche, tritt der Granit auf. Dieſer mit dem Gneiß und Glimmerſchiefer ſcheint der älteſten Bildungsſtufe anzugehören, an ſie ſchließen ſich dem Alter nach die quarzfreien, oft glimmerhaltigen Porphyre an. Dann folgten in einer langen Periode, in welcher dieſe Gegend aus einer vulcaniſchen Inſelgruppe beſtand, die Kohlenbildung und das Rothliegende, und gleichzeitig, aber durch viele aufeinander folgende Perioden, ſcheinen die Quarzporphyre, einige Glimmerporphyre und Grünſteine lavaartig aus dem Erdinnern emporgequollen zu ſein. Hierauf folgten in ununterbrochener Reihe die Ablagerungen des Zechſteins, bunten Sandſteins, Muſchelkalks und Keupers, vielleicht auch des Lias, worauf abermals plutoniſche Kräfte in langſam aber ſicher wirkender Thätigkeit die Bergkette in ihrer jetzigen Hauptgeſtalt emporſchoben, dabei randliche Ablagerungen theils etwas aufrichtend, theils gewaltſam abbrechend.

Von ganz beſonderm Intereſſe iſt der ſo äußerſt deutliche und ſcharfe Rücken dieſes zierlichen Gebirges, den man von einem Ende bis zum andern auf einem gebahnten und fahrbaren Wege, dem ſogenannten Rennſtieg, verfolgen kann und von dem man oft genug gleichzeitig nach beiden Seiten hinabblickt in das flache Land. Auf dieſem Kamme, der natürlich zugleich die Waſſerſcheide iſt, erheben ſich alle die höchſten Kuppen, ſo der Gerberſtein 2250 Fuß, der impoſante Inſelsberg 2860 Fuß, der Beerberg 3060 Fuß, das Donnershaupt 2790 Fuß, der Greifenberg 2800 Fuß, der Schneeberg 3050 Fuß u. ſ. w. Auf dieſem Kamme grenzen ferner die meiſten der vielen kleinen Länder aneinander, deren jedes ſeinen Antheil an Wald und Wild glücklich erhaſcht hat, weshalb man denn hier oft genug den ſogenannten „Dreiherrenſteinen“ begegnet. Auf dieſem Kamme liegen endlich an den Uebergängen der Straßen und ſonſt frei im Walde vertheilt ſo viele Wirthshäuſer, daß man, den Rennſtieg verfolgend, durchaus keine Mahlzeit zu verſäumen braucht.

Was nun den beſondern Einfluß der Geſteinsbildungen des nordweſtlichen Thüringer Waldes auf die Induſtrie ſeiner Bewohner anlangt, ſo beſteht dieſe etwa in folgendem: Granit, Gneiß und Glimmerſchiefer ſind in dieſer Beziehung von ſehr geringer Wirkung, denn die Eiſenſtein- und Schwerſpathgänge, welche hier und da dieſe Geſteine durchſetzen, ſind wol paſſender dem Zechſtein zuzurechnen oder ganz für ſich zu behandeln. Die Steinkohlenformation, welche, vielfach mit dem Rothliegenden innig verbunden, unter demſelben hervortritt, iſt hier nicht ſo ergiebig als z. B. im Erzgebirge. Bei Kammerberg und Mannbach, unweit Ilmenau, ſowie bei Kreck baut man einige ſchwache Kohlenlager ab, und Verſuchsbaue zu demſelben Zweck ſind an mehrern Orten angeſtellt worden, namentlich auch bei Winterſtein und bei Klein-Schmalkalden. Bei Tambach hat man ſogar ein 1300 Fuß tiefes Loch in die Erde gebohrt, um ſich der Kohlen zu bemächtigen, bis jetzt indeſſen in ſo fern vergeblich, als man zwar die grauen Kohlenſchiefer und Sandſchichten, noch nicht aber die Kohlenlager ſelbſt, unter dem Rothliegenden, erbohrt hat. Dennoch aber beginnt man bereits aufs neue, unweit Eiſenach, einen ähnlichen Bohrverſuch, um nirgend etwas von dieſen foſſilen Schätzen ungenutzt zu laſſen. Am bedeutendſten ſind die Kohlenlager bei Neuhaus am ſüdweſtlichen Fuß des öſtlichen Thüringer Waldes entwickelt, wo ſie mit großer Mächtigkeit auftreten, aber unglücklicherweiſe in nicht beſonders guter Qualität und mit ſteilem, dem Gebirgsabfall entſprechendem Einfallen.

Man hat auf dieſe Kohlenlager etwas zu gewagte Eiſenwerkſpeculationen gegründet, die jetzt, nachdem bei den Theilnehmern ſanguiniſche Hoffnungen und bei Hunderten von Arbeitern die Ausſicht auf dauernde Beſchäftigung geweckt waren, an der Unreinheit der Kohlen zu ſcheitern drohen.

Die Porphyre und das Rothliegende, welche oft ſo innig miteinander verbunden ſind, daß man kaum zu beſtimmen vermag, wo die Reibungsconglomerate der erſtern in die Ablagerungsconglomerate des letztern übergehen, ſind beide, mit Ausnahme der berühmten Mühlſteinbrüche von Krahwinkel, an ſich von keinem beſondern Einfluß auf menſchliche Thätigkeit, wol aber bergen ſie beiderſeits in ihren Zerſpaltungen „gangförmig“ große Mengen von Eiſenſtein und von Braunſtein, welche bei Ilmenau, Elgersburg, Friedrichsroda und Suhl zu ziemlich ausgedehntem Bergbau Veranlaſſung gegeben haben.

Die techniſch wichtigſte Formation am Thüringer Wald iſt unſtreitig die des Zechſteins, welcher nicht nur Gyps, Spath- und Brauneiſenſtein, Steinſalz und Kupferſchiefer angehören, ſondern in welcher auch Kobalt und Schwerſpathgänge mehrfach gefunden werden. Den Gyps benutzt man als Düngmaterial und als Mörtel, in Ruhla werden auch Vaſen, Leuchter, Briefbeſchwerer u. ſ. w. daraus gefertigt. Die ſchönſte kryſtalliniſche Gypsmaſſe der Welt vielleicht iſt bei Friedrichsroda durch den Herzog-Ernſt-

Stellen aufgeſchloſſen. Kryſtallprismen von 3—5 Fuß Länge und von der Dicke eines Mannsbeines ſind zu einer glänzenden Felsmaſſe durcheinander gewachſen, die wie ein hausgroßer Klumpen im Zechſtein liegt.

Spatheiſenſtein, hier und da in Brauneiſenſtein umgewandelt, bildet Lager und ſehr merkwürdige ſtockförmige Maſſen im Zechſtein, die man bei Saalfeld, wie an der Mommel und am Stahlberg unweit Herges mit großem Gewinn abbaut. Auf dieſem vortrefflichen Eiſenerz beruht ſogar weſentlich die am Thüringer Wald ſo verbreitete Stahlinduſtrie, die ſich bei Suhl, Zella und Mehlis als Gewehrfabrikation, in Ruhla und Steinbach als Meſſerfabrikation entwickelt hat.

Das Steinkohlenſalz ragt nie an die Oberfläche hervor, nur durch Bohrlöcher iſt es nachgewieſen, aber ſeine geſättigte Auflöſung ſpeiſt die Salinen bei Salzungen und bei Schmalkalden, während die von Kreuzburg ihre Soole aus dem Muſchelkalk erhält.

Der Kupferſchiefer hat beſonders in zwei Gegenden des Thüringer Waldes zu beträchtlichem Bergbau Veranlaſſung gegeben, in der von Saalfeld und in der von Schweina. In beiden ſind es, außer dem Kupferſchiefer ſelbſt, vorzugsweiſe die kobalthaltigen, ihn durchſetzenden Gänge, ſogenannte „Rücken", die man gewonnen hat und noch gewinnt, und die auch bei Katterfeld einigen Bergbau hervorriefen. Der Kupferſchiefer ſelbſt iſt zugleich reich an organiſchen Reſten; außer vielen Fiſchen und Pflanzen hat man einzelne Gerippe von Sauriern darin gefunden, und die bei Schweina über ihm aufragenden, von Höhlen durchzogenen Dolomitfelſen ſind oft voll von Zoophyten und einzelnen Terebrateln.

Mit den kobalthaltigen Gängen ſind gewöhnlich mächtige Schwerſpathgänge verbunden, die aber nicht bloß den Zechſtein, ſondern auch darüber den bunten Sandſtein und darunter den Granit, den Gneiß, das Rothliegende und ſelbſt die Porphyre durchſchwärmen. Man gewinnt dieſen Schwerſpath, um in einigen Farbenfabriken das Bleiweiß damit zu mengen.

So kommt es denn, daß der Zechſtein, der den Thüringer Wald als ein ſchmaler Saum von Neuſtadt und Pößneck an über Ilmenau, Georgenthal und Ruhla, Feuerhof, Mohra, Liebenſtein und Asbach bis gegen Suhl hin umgibt, ganz vorzugsweiſe zu einer beſondern und localen Induſtrie in dieſem kleinen, leider zu ſehr bevölkerten Berggebiet beigetragen hat und noch beiträgt. Auf ſeiner Exiſtenz beruhen nicht nur zahlreiche Eiſenwerke und Stahlfabrikationszweige, ſondern auch Salinen, Blaufarbenwerke, chemiſche Fabriken, Drechslerwerkſtätten und ſogar die vortrefflichen Bierkeller des vielgeprieſenen Wirthshauſes zu Bucha bei Saalfeld.

Der Zechſtein bildet zugleich die ſcharfe Grenzlinie des eigentlichen Gebirges, überall kann man hier ſagen, das Gebirge hört auf, wo der Zechſtein anfängt. In irgend einem der ſchönen Gebirgsthäler herabwandernd, nimmt man augenblicklich eine gänzlich veränderte Geſtaltung, eine Erweiterung und Abflachung der Gehänge oder eine eigenthümliche Einſenkung von Erdfällen und nicht durch den Waſſerlauf modificirten Längenthälern wahr, ſowie man aus dem Granit, Porphyr oder Rothliegenden in den Zechſtein, bunten Sandſtein oder Muſchelkalk eintritt, die zum Theil mit aufgerichteter Schichtung das Gebirge umſäumen, ſich aber nur ganz ausnahmsweiſe in Geſtalt iſolirter Fragmente im Innern deſſelben vorfinden, was wol darauf hindeutet, daß daſſelbe während ihrer Ablagerung bereits eine flache Landzunge oder Inſelgruppe bildete.

Kaum an irgend einem andern Gebirge iſt die äußere Grenze ſo ſcharf ausgeſprochen als am Thüringer Wald, aber freilich der Saum aufgerichteter Schichten, der ihn mehrfach umgibt, bildet eine Art von deutlich geſchiedenem Vorgebirge, welches von Geographen gewöhnlich noch zum Gebirge ſelbſt gerechnet wird, ſo die Berge von Waltershauſen und Moßbach, Markſuhl und Vacha.

Wir aber werden Gelegenheit finden, die nationalökonomiſche Bedeutung dieſer äußern randlichen Formationen bei Beſprechung des thüringer Beckens kennen zu lernen.

Zwiſchen dem Thüringer Wald und dem Harz liegt eine breite Mulde, die ganz mit Flötzformationen erfüllt iſt. Thüringen iſt der allgemeine Name für dieſe Mulde. An ihren Rändern treten Zechſtein und Rothliegendes hervor, in ihrem Innern herrſchen nur die Formationen bunter Sandſtein, Muſchelkalk und Keuper, vielfach überdeckt von Diluvialgebilden.

Sehr untergeordnet zeigen ſich aber im Innern auch Rothliegendes und Zechſtein (am Kyffhäuſer), Lias (bei Arnſtadt, Gotha und Eiſenach), Braunkohlen (bei Frankenhauſen und Artern) und Kalktuff (bei Weimar, Langenſalza u. ſ. w.).

Alle dieſe Schichten liegen im Großen und Ganzen horizontal, nur an den Gebirgsrändern und in gewiſſen Aufrichtungslinien weichen ſie davon ab. Aber ihre Unterlage wird unfehlbar aus jenen ältern Formationen beſtehen, die nur in den benachbarten Gebirgsketten ſichtbar ſind. Ein Bohrloch oder ein Schacht in dieſem weiten Becken, an einer Stelle niedergetrieben, wo alle Schichten noch ungeſtört vorhanden ſind, würde wahrſcheinlich die nachſtehende Reihe von Schichten durchſchneiden:

1) Liasſandſtein mit einer Kohlenſchicht 100—150 Fuß dick;
2) Bunter Keupermergel mit Gyps, etwas ſalzhaltig, 100—150 Fuß;
3) Keuperkalk und Dolomitbänke 5—10 Fuß;
4) Grauer Sandſtein und Schieferthon gegen unten mit Lettenkohle 50—100 Fuß;
5) Oberer Muſchelkalk 300—400 Fuß;
6) Thon, Gyps und Steinſalz 150—200 Fuß;
7) Unterer Muſchelkalk (Wellenkalk) 200—300 Fuß;
8) Rother und grünlicher Schieferthon (Röth) 100—200 Fuß;
9) Gyps, vielleicht mit Steinſalz 30—40 Fuß;

10) Weißer und rother Sandſtein (bunter Sandſtein) mit Schieferthon und Rogenſteinzwiſchenlagen 600 — 800 Fuß;
11) Braunrother Schieferthon 10 — 20 Fuß;
12) Mergeliger und bituminöſer Kalkſtein 30 — 40 Fuß;
13) Thon, Gyps und Steinſalz 200 — 500 Fuß;
14) Dunkler, bituminöſer Kalkſtein (Zechſtein) 50 — 100 Fuß;
15) Dunkler, bituminöſer Mergelſchiefer 2 — 10 Fuß;
16) Kupferſchiefer 1 — 2 Fuß;
17) Kupfererzhaltiger, grauer Sandſtein (Grauliegendes) 1 — 5 Fuß;
18) Braunrothmächtige Conglomeratſchichten, wechſelnd mit braunrothem Schieferthon und Sandſtein (Rothliegendes) 1000 Fuß;
19) Grauer Sandſtein, wechſelnd mit grauem Schieferthon und vielleicht auch mit einzelnen Steinkohlenflötzen (Steinkohlenformation) 1000 Fuß;
20) Grauwackenſchiefer, wechſelnd mit feſtem, grauem Sandſteine und einzelnen Lagen von Quarzſchiefer, Kieſelſchiefer, Alaunſchiefer und Kalkſtein.

Es ergibt ſich daraus, daß man hier überall Ausſicht hat, in gewiſſen, zum Theil aber ſehr großen Tiefen Steinſalz, Kupferſchiefer und Steinkohlen unter ſich zu finden. Das Steinſalz iſt wirklich durch mehre Bohrlöcher nachgewieſen worden, ſo bei Buffleben, Stotternheim, Artern und Köſtritz; die Schwierigkeit, ihm, noch mehr aber dem Kupferſchiefer oder den Steinkohlen durch Schächte beizukommen, iſt indeſſen ſelbſt da noch ſehr groß, wo man die Arbeit in Muſchelkalk oder buntem Sandſtein beginnen kann und alſo Alles, was darüberliegt, nicht erſt zu durchbrechen braucht.

Die Vertheilung der obengenannten Formationen in der thüringer Mulde iſt keine gleichmäßige. Das große Becken ſondert ſich an der Oberfläche gleichſam in zwei kleinere und mehre ganz kleine. Das nördliche, die ſogenannte „Guldene Au“, iſt rings um den Kyffhäuſer in bunten Sandſtein eingeſchnitten, während das ſüdliche durch eine ſchildförmige Muſchelkalkplatte bezeichnet wird, deren nach oben gekehrte concave Seite in einzelnen wieder muldenförmigen Concavitäten, zwiſchen Erhebungslinien, den Keuper und an wenigen Stellen über demſelben etwas Leiasſandſtein enthält.

Beim Anblick einer geognoſtiſchen Karte von Thüringen fällt alsbald eine Anzahl parallel dem Thüringer Walde aus Nordweſt nach Südoſt gerichteter Linien und Streifen in die Augen, die, meiſt aus Muſchelkalk beſtehend, die Gebiete des Keupers und des bunten Sandſteins als flache Höhenzüge durchſchneiden und in kleinere Becken theilen. Sie ſind veranlaßt durch ſogenannte Erhebungs-, Aufrichtungs- oder Bruchlinien. In ihnen ſind die ſonſt horizontalen Schichten aufgerichtet, gefaltet oder verworfen. Ihre Entſtehung verdanken ſie ſehr wahrſcheinlich dem durch die keilförmige Emporſchiebung der feſten Maſſe des Thüringer Waldes und des Harzes ausgeübten Seitendruck. Man kann ſie auch als weite Längenthäler, denen der Alpen oder der Jurakette vergleichbar, betrachten, nur fehlt ihnen hier ein entſprechender Waſſerlauf.

Wir zählen im ſüdlichen Theile des thüringer Beckens 15—20 ſolcher Linien, im nördlichen zwei, welche alle ſich in ſechs, oft durch Hügelketten bezeichnete Erhebungszonen gruppiren. Die erſte dieſer Zonen finden wir zwiſchen Georgenthal und Willershauſen; ſie umfaßt die einzelnen Bruchlinien: a) von Georgenthal über Waltershauſen bis zu den Hörſelbergen; b) von Mosbach bis Eiſenach; c) von Eiſenach bis Willershauſen; d) von Frankenhauſen über die Saline Glücksbrunn nach Iſta zu; e) von Stregda über Madelungen nach Kreuzburg zu. Die zweite Zone erſtreckt ſich von Kulmberg bei Saalfeld bis zum Arnſtein bei Witzenhauſen; ſie beſteht aus den einzelnen Linien: a) Kulmberg bis Stadt Ilm; b) Rudolſtadt bis Remda; c) Eichfeld bei Arnſtadt bis Mühlberg; d) Arnſtadt bis Gotha; e) Beerſtedt bis Reichenbach; f) Hildbrandshauſen bis zum Arnſtein. Die dritte Zone von der Leuchtenburg über Erfurt nach Burgtonna iſt aus weniger einzelnen Theilen zuſammengeſetzt; die vierte von Magdala über Weimar und Tröbsdorf nach Ollendorf läßt ſich jenſeit des weiten Beckens bei Tennſtedt und Schlotheim nur undeutlich verfolgen. Die fünfte iſt die deutlichſte und zuſammenhängendſte von allen; ſie beginnt bei Köſen und erſtreckt ſich dann über Eiſenberg, Kamburg, Sulza, Eckartsberga und Sachſenburg bis in die Gegend von Sondershauſen. Sie iſt es, welche als Finne, Schmücke und Hainleite die Hauptſenkung des großen Beckens bewirkt. Die ſechſte Erhebungszone endlich hat von Memleben bis Artern und am Kyffhäuſer das Hervortreten des Zechſteins und des Rothliegenden veranlaßt.

Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, auch eine nationalökonomiſche Bedeutung dieſer Linien kennen zu lernen. Die eine derſelben, die zwiſchen Eiſenberg und Sondershauſen, bildet zugleich, wie erwähnt, die Grenzſcheide zwiſchen den beiden Abtheilungen des großen thüringer Hauptbeckens, und merkwürdig iſt es, daß der Keuper nicht nördlich über dieſelbe hinausreicht, während ſüdlich davon, mit Ausnahme einer ganz kleinen Partie bei Kranichfeld, die Braunkohlenformation vermißt wird. Doch wir wollten uns ja zunächſt nur in der ſüdlichen Abtheilung weiter umſehen.

Gegen den Südrand der Mulde, am Fuß des Thüringer Waldes, ſowie in den Erhebungslinien, ſind die Schichten bis zum Muſchelkalk aufwärts oft ſehr ſteil aufgerichtet, der Keuper etwas weniger, und noch weniger der Liasſandſtein. Es iſt möglich, daß das zum Theil von der Weichheit und Verſchiebbarkeit der Keupermergel herrührt, wahrſcheinlicher aber haben die Erhebungen von der Zeit der Muſchelkalkbildungen an chroniſch fortgedauert bis zur Kreideperiode, und deshalb natürlich die ältern Schichten öfter, alſo auch mehr geſtört als die neuern, die von weniger Einzelbewegungen betroffen wurden.

Auffallend iſt es, daß vorzugsweiſe der Muſchelkalk die flachen Höhen und Berge Thüringens bildet und in den Erhebungslinien an die Oberfläche tritt; aber das iſt ſicher nur eine Folge der beſondern Feſtigkeit der Kalkſteinſchichten, aus denen dieſe Formation vorherrſchend beſteht, während der bunte Sandſtein wie der Keuper als mürbere Bildungen weit mehr durch die ſpätern Zerſtörungen litten. Der letztere ſcheint aber auch oft nur in ſchon vorhandenen Vertiefungen des Muſchelkalks eingelagert zu ſein, was dafür ſpricht, daß zwiſchen der Bildung beider bereits Schichtenſtörungen eintraten, und daß das Keupermeer kein ſo hohes Niveau einnahm als das des Muſchelkalks.

Der Kalktuff findet ſich, manchmal mit Torf verbunden, nur ganz ſporadiſch über den weit ausgebreiteten Formationen dieſes Beckens, beſonders häufig gerade auf den Erhebungslinien; aber ſehr intereſſant ſind auch ſeine Schichtungsverhältniſſe und die Reſte von Pflanzen, Schnecken, Vögeln und Säugethieren, welche man darin findet und die zum Theil von noch lebenden Arten, zum Theil von ausgeſtorbenen herrühren.

Weit ausgebreiteter ſind die Diluvialgebilde und in den Flußthälern die Alluvionen. Erratiſche Blöcke (nordiſche Geſchiebe) ſind ebenfalls bis in dieſe Gegenden vorgedrungen, aber ſie reichen nur bis an den Muſchelkalkhöhenzug, der ſich ſüdlich von Weimar, Erfurt und Langenſalza erhebt und den ſie nur in dem Thale von Burgtonna etwas überſchritten haben. Südlich von dieſem Höhenzug finden ſich außerdem nur Geſchiebe des Thüringer Waldes.

Den nördlichen Theil der thüringiſchen Mulde, die Güldene Au im weitern Sinne, haben wir durchaus als das Product einer großartigen Auswaſchung durch Meeresſtrömungen vor Ablagerung der Braunkohlen anzuſehen. Die nördliche Grenze der Muſchelkalkplatte iſt hier größtentheils eine ganz plötzliche, beſonders deutlich zwiſchen Heiligenſtadt und Sondershauſen. Die Kalkplatte bildet da einen ſteilen Rand, ein deutliches vorzeitliches Felsufer, welches durch ſtete Unterwaſchung (Auswaſchung des Gypſes und der weichern Schieferthonſchichten) immer weiter gegen Süden zurückgewichen iſt, wodurch die Strömung zwiſchen ihr und dem Harz immer mehr Breite gewann. Und auch auf den Höhen dieſer Kalkplatte kann man noch oft die Spuren von Bohrmuſcheln beobachten, die ſich in die damals wahrſcheinlich nahe unter dem Meeresſpiegel liegende Felsoberfläche eingruben. Eine heftige Meeresſtrömung muß ſonach zu jener Zeit ihren Weg über das jetzige Gebiet der Güldenen Au zwiſchen dem Harz, der Hainleite und dem Kyffhäuſer hindurch genommen haben, während das übrige Thüringen von ruhigerm Waſſer bedeckt war.

Von großem geologiſchem Intereſſe iſt auch die gegenwärtige Hydrographie des thüringer Beckens.

Obwol daſſelbe die Waſſerſcheide zwiſchen der Elbe und der Weſer bildet, ſo iſt doch eine ſolche in der Bodengeſtaltung durchaus nicht erkennbar, ja es iſt im Gegentheil ungemein leicht geweſen, einen Flößgraben (den Leinakanal) aus dem einen Gebiet in das andere hinüber zu führen.

Ziemlich oft kommen die eben erwähnten Erhebungslinien in Conflict mit dem Waſſerablauf und bringen dann manche beſondere Erſcheinung hervor. So iſt die herrſchende Richtung der Ilm die aus SW nach NO, wo ſie aber bei Mellingen mit der trebsdorfer Erhebungslinie zuſammentrifft, da wird ſie durch dieſe bis Weimar gänzlich nach NW abgelenkt. Daſſelbe Ilmthal durchſchneidet dann bei Sulza die ſchönſte und längſte der thüringiſchen Erhebungslinien, um ſich mit der Saale zu verbinden.

Die Unſtrut ſammelt in ſich alle die Quellen des innerſten Beckens und nimmt dazu auch noch die vom Gebirge kommende Gera auf. Dann durchbricht ſie plötzlich bei Sachſenburg den aufgerichteten Muſchelkalkwall, welcher die Hauptſcheidewand des Beckens bildet und welcher der Tradition zufolge noch in geſchichtlicher Zeit hier einen See aufgeſtaut haben ſoll, der aber jetzt theils mit Alluvionen ausgefüllt, theils abgelaufen iſt. Beſonders intereſſant iſt der Lauf der großen Wipper, welche jenſeit Sondershauſen entſpringt, bei Sorge gegen Süd hin den hier gegen 100 Fuß hohen, ſteilen und feſten Kalkdamm der Hainleite durchbricht, um ſich innerhalb des ſüdlichen Beckentheiles mit der Unſtrut zu vereinen, während ſie bei Gellingen ſcheinbar auf einem viel leichtern, geradern und einfachern Wege in nordöſtlicher Richtung zu demſelben Ziele gelangen konnte, ja ſie iſt hier von der kleinen Wipper geradezu nur durch einen 40—50 Fuß hohen Lehmhügelzug getrennt, den man ſehr leicht mit einer Röſche durchſchnitten hat, die bei Bendeleben ausmündet.

Doch, um nicht durch zu ausgedehnte geologiſche Betrachtungen zu ermüden, die ohne Karte nur ſchwer ganz zu verſtehen ſind, wollen wir jetzt zu dem Einfluß des ſoeben geſchilderten Baues auf das äußere Leben dieſer Landestheile übergehen. Auch zu dieſem Zwecke werden wir zuerſt wieder vorzugsweiſe den ſüdlichen und dann den nördlichen Theil ins Auge faſſen.

Der bunte Sandſtein wie der Muſchelkalk bieten im unbedeckten Zuſtande eine wenig fruchtbare, mehr für Wald- als Feldcultur geeignete Oberfläche.

Wo ſich die Hauptglieder des bunten Sandſteins weiter ausbreiten, herrſcht ein trockener, ſandiger Boden vor. Zum Ackerbau eignet er ſich wenig, nur die Kartoffel wächſt, namentlich in feuchtern Jahren, vorzüglich. Von den Baumarten gedeihen beſonders die Kiefer und die Fichte (in den Umgebungen der herrlichen Ruine Paulinzelle, auf der Haide bei Saalfeld, auf einem großen Theile des Saalplateau u. ſ. w.). Ganz anders verhält es ſich, wenn der bunte Sandſtein mit Thon, Gyps und Mergellagen (in ſeiner obern Abtheilung) wechſelt, oder wenn er in Folge ſeiner Oberflächenverhältniſſe durch die Gewäſſer mit ſchwerem, fettem Boden gemengt iſt. Wie günſtig er dadurch dem Ackerbau wird, haben wir

Gelegenheit in der Güldenen Aue, wie in einigen Theilen des Werra- und Saalthals zu ſehen.

Die unfruchtbarſten Gegenden Thüringens haben den Wellenkalk, das iſt die untere Abtheilung der Muſchelkalkformation, zur Unterlage; dahin gehört das Eichsfeld und an der Oſtſeite der thüringiſchen Mulde die Hochfläche zwiſchen Ohrdruf und Plaue, ſowie der größere Theil der Ilmplatte. Die ſchwache Lage eines lehmigen Erdreichs, ein felſiger Untergrund, welcher nach jedem heftigern Regenguß in zahlreichen Fragmenten zur Oberfläche gelangt, und offene Geſteinsklüfte und Schluchten, in welchen das Waſſer einen raſchen Ablauf findet, das Alles hat einen unfruchtbaren, die Mühen des Landmanns kaum lohnenden Boden zur Folge. Dem Laubholz jedoch, beſonders der Rothbuche, iſt derſelbe, wenn die Felsſchichten nicht zu flach liegen, ſehr günſtig; die kräftigen Buchenwaldungen am Hainich, nördlich von Mühlhauſen, und in andern Theilen des Eichsfeldes, liegen im Bereiche des Wellenkalks.

Etwas fruchtbarer iſt die obere Abtheilung dieſer Formation. Aber an den ſteilen Thalgehängen, zwiſchen welchen theilweiſe die Saale, die Ilm, die Gera und die Unſtrut fließen, findet in beiden Abtheilungen häufig nicht einmal Niederholz die nöthige Nahrung.

Vor allem ſind die Südabhänge der Muſchelkalkberge und Thäler oft ſehr trocken und ſteril, und, ſind ſie einmal von Wald entblößt, ſo iſt es ungemein ſchwierig, beinahe unmöglich, ſie wieder damit zu bedecken. Die ſchönen, aber kahlen Berge in den Umgebungen Jenas beweiſen das um ſo ſicherer, da man ſich gerade hier mit ihrem Anbau ſchon ſehr viele vergebliche Mühe gegeben hat.

Der bunte Sandſtein, oft zwar als Bauſtein brauchbar, iſt nur ganz ausnahmsweiſe einer beſondern techniſchen Anwendung fähig, ſo bei Weißenfels, Elgersburg und Tabarz, wo ſein Bindemittel aus Porzellanerde beſteht, und bei Martinsroda, wo er Feldſpath enthält, den man in Elgersburg ebenfalls zur Porzellanbereitung benutzt. Steinſalz kennt man zwar in einem Bohrloch unweit Göttingen, aber im eigentlichen Thüringen noch nicht in der Region des bunten Sandſteins.

Ungleich wichtiger iſt die techniſche Bedeutung der Muſchelkalkformation. Einige Schichten (die Mehlbatzen und die Terebratula-Kalkſteine) liefern vorzüglich Bauſteine, andere Brennkalk, dazwiſchen liegen Gyps und Steinſalz, welches letztere beſonders in Stotternheim und Buffleben erbohrt worden iſt, und dem dieſe Salinen ihre geſättigten Soolen verdanken, während dagegen Heinrichshall, Köſen, Dürrenberg, Frankenhauſen und Artern ihre Soolen aus dem Zechſtein erhalten. Bei Sulza und Kreuzburg ſind die Lagerungsverhältniſſe noch nicht deutlich aufgeſchloſſen. Merkwürdig iſt es aber jedenfalls, daß die ältern thüringiſchen Salinen, die man durch natürliche Salzquellen auffand, ſämmtlich auf Erhebungslinien oder in der Verlängerung von Thalſpalten gelegen ſind. Erſteres iſt der Fall bei Artern, Frankenhauſen, Kreuzburg, Sulza und Köſtritz, letzteres bei Sulza, Köſen und Dürrenberg. Stetternheim und Buſſleben wurden vom alten Glenck blos nach theoretiſchen Principien, ohne alle localen äußern Anzeichen, erbohrt. Es genügte zu wiſſen, daß man den Muſchelkalk unter ſich habe, um ſicher zu ſein, daß man, wenn auch nicht mit dem erſten, doch mit dem zweiten oder dritten Bohrloch Salz finden werde.

Die gegenwärtige oberflächliche Verbreitung des Muſchelkalks hat in Thüringen offenbar einen großen Einfluß auf die Lage der menſchlichen Anſiedelungen, namentlich der Städte, ausgeübt. Seine oft kahlen und waſſerarmen, zuweilen jedoch von dichten Buchenwaldungen überſchatteten plateauförmigen Höhen ſind von allen Städten gemieden, die ſich dagegen gar oft gerade an den Rand der Muſchelkalkpartien angelagert haben, wo derſelbe entweder von Keuper überdeckt iſt, oder wo darunter der bunte Sandſtein hervortritt. Oft hat dabei, wie es ſcheint, noch eine dritte Geſteinsbildung Einfluß auf die beſondere Lage der Städte gehabt, das iſt der Kalktuff, der nicht nur einen vortrefflichen Bauſtein liefert, ſondern auch einen herrlichen Baugrund.

Es iſt gewiß auffallend, wie der Muſchelkalk von den größern Orten und ſelbſt von den Dörfern geradezu gemieden wird; im Innern ſeines Gebiets findet man nur Dingelſtädt, Sulza, Kamburg, und die beiden letztern ſind noch dazu hier durch eine Erhebungslinie bedingt, welche bei Kamburg ſogar die Mergel des bunten Sandſteins bis in die Thalſohle emporgerückt hat. Dieſes Meiden des Muſchelkalks iſt um ſo auffallender, wenn wir ſehen, daß das, ſicher nicht größere Keupergebiet derſelben Gegend 20 Städte enthält. Das Verhältniß iſt ein ähnliches bei den Dörfern, und ſo iſt es denn ganz natürlich, daß gerade die Grenzen des Muſchelkalks oft von beinahe aneinander gereihten Orten bezeichnet werden, da die Bewohner, mit Vermeidung der Kalkſteinplateaus als Wohnplatz, doch überall möglichſt nahe an ihren Feldern zu wohnen wünſchten.

Einen ſehr merkbaren Einfluß auf den Städtebau haben, wie ſchon angedeutet, auch die Erhebungslinien Thüringens ausgeübt. Nicht weniger als 23 Städte, darunter die meiſten thüringiſchen Reſidenzen und Hauptorte, ſcheinen ihren Boden gewaltſamer Erhebung zu danken, die in ihrer Zeit revolutionär, wenn auch nicht im politiſchen Sinne, war. Liegt doch ſelbſt das freundliche Luſtſchloß Belvedere auf einer ſolchen geologiſch revolutionären Linie. Ein ſo vielfaches Zuſammentreffen der gleichen Erſcheinungen iſt ſicher nicht ohne Grund; theils war die Oberflächengeſtaltung beſonders geeignet zum Städtebau oder zur Anlage feſter Burgen; theils ſcheint das Hervortreten guter ſüßer oder geſalzener Quellen weſentliche Urſache dazu geweſen zu ſein.

Der Keuper, zumal die untere Abtheilung deſſelben, füllt die vorzugsweiſe fruchtbaren Vertiefungen des ſüdlichen Beckentheiles. Aber die Geſteine des Keuper haben nur ein Element zu dieſem fruchtbaren Boden geliefert, durch ihre leichte Zerſtörbarkeit. Die vorherrſchenden bunten obern Keupermergel ſind an ſich beinahe unfruchtbar, aber dadurch, daß an den urſprünglich von ihnen eingenommenen Stellen flache Vertiefungen ausgewaſchen und vorzugsweiſe mit Diluvial- und Alluvialgebilden bedeckt wurden, haben ſie dieſe geſegneten Auen Thüringens bedingt, in denen jedoch Mangel an trinkbarem Waſſer häufig der fühlbarſte Uebelſtand iſt.

Mergel und Gyps dieſer Formation werden vielfach zur Düngung der Felder benutzt. Die ſogenannte Lettenkohle hat man an mehreren Orten als Brennmaterial zu verwerthen geſucht, aber ſtets hat ſich gezeigt, daß die Kohle zu erdig, zu kieshaltig und zu wenig mächtig iſt, um ſie mit Vortheil abbauen zu können.

Der Liasſandſtein liefert, trotz ſeiner ſehr geringen Verbreitung bei Gotha und Eiſenach, vortreffliche Bauſteine; eine Kohlenſchicht, die er enthält, iſt, gleich der Lettenkohle des Keupers, unbauwürdig. Der Einfluß dieſes Sandſteins auf den Charakter der Oberfläche iſt aber durch ſeine Feſtigkeit charakteriſtiſch. Er bildet als Ueberreſt einer früher allgemeinern Decke einzelne ſchroffe bewaldete Bergkuppen, gleichſam die obern Kappen von Hügeln, die bei Arnſtadt z. B. zu der Erbauung der ſogenannten drei Gleichen Veranlaſſung gegeben haben. Den fruchtbarſten Boden Thüringens liefern die diluvialen und alluvialen Anſchwemmungen, beſtehend aus Lehm und humusreichem Schlamm, beſonders in den Keupermulden. Mit ihnen ſind an einigen Orten alte Torfbildungen verbunden, die man bei Mühlhauſen z. B. 30 Fuß unter Lehm abbaut, um ſie als Brennmaterial zu benutzen. Dieſer ſo mächtig bedeckte Torf beſteht dennoch ganz aus noch jetzt in unſerer Gegend lebenden Moosarten, beſonders aus Hypnum riparium. Bei Gleichenthal, Wangenheim, Langenſalza und Tennſtädt gewinnt man auch etwas Torf an der Oberfläche.

Zuweilen mit dem Torf verbunden, ſo in den Moorſtrecken zwiſchen Mühlberg und Haarhauſen, zuweilen für ſich allein, findet ſich der Kalktuff, der weit und breit den beſten Bauſtein liefert. Dieſer ſchon mehrfach erwähnte Stein iſt leicht gewinnbar und bearbeitbar, porös und dadurch trocken und leicht, aber dennoch ſehr feſt.

Die Zahl der über Thüringen verbreiteten nordiſchen Geſchiebe iſt zu gering, um einen erwähnenswerthen Einfluß auf die Cultur zu üben.

Auf die Bewohnbarkeit und Fruchtbarkeit eines Landes hat ſein Quellenreichthum den weſentlichſten Einfluß. Im thüringer Becken werden dieſelben hauptſächlich durch die Lagerung der Geſteine, namentlich durch das Ausgehende der thonigen Schichten an der untern und obern Grenze des bunten Sandſteins und in der Lettenkohlengruppe, außerdem aber durch die oft erwähnten Erhebungslinien beſtimmt, welche gleichſam unterirdiſche Waſſerſcheiden bilden. Die thonigen Schichten ſammeln das Waſſer, das in den ſandigen oder offenklüftigen niederſickert, und an ihrer Oberfläche quillt es alsdann hervor. In dem ſehr offenklüftigen Muſchelkalkgebiet verſiegen zuweilen ganze Bäche, um dann an den Rändern in Geſtalt ſehr ſtarker Quellen plötzlich wieder hervorzutreten. So der Sprung bei Plaue, die Quellen bei Mühlberg, bei Groß-Vargula unterhalb Langenſalza, die berühmten Brunnenkreſſequellen bei Erfurt, und vielleicht auch die, allerdings zunächſt aus dem Keuper entſpringende herrliche Quelle bei Mühlhauſen, welche alljährlich zu einem ſchönen Kinderfeſte Veranlaſſung gibt. Dagegen ſind die vom Muſchelkalk gebildeten Plateaus die waſſerärmſten Gegenden Thüringens. Auch das Gebiet des bunten Sandſteins iſt, wo es ſich einigermaßen erhebt, gewöhnlich ſehr trocken. Unter dieſen Umſtänden liegt es nahe, an die Herſtellung arteſiſcher Brunnen zu denken, aber auch dazu iſt wenig Hoffnung vorhanden, da die tief eingeſchnittenen Thäler faſt überall einen natürlichen Waſſerablauf geſtatten. Auch würde man an vielen Punkten befürchten müſſen, ſtatt reinen Waſſers geſalzenes zu erbohren.

Das führt uns zu den Mineralquellen, deren mehre, theils eiſenhaltig und alkaliſch, theils geſalzen oder ſchwefelhaltig, aber alle nicht beſonders kräftig, dem thüringer Boden entſtrömen, ſo bei Lauchſtädt, Köſen, Berka, Raſtenberg, Artern, Frankenhauſen, Tennſtädt und Langenſalza; überall ſind dieſelben zu kleinen Curanſtalten benutzt.

Wenden wir uns nun mehr der nördlichen Abtheilung Thüringens jenſeit der Finne, Schmücke und Hainleite zu! Hier treten am Kyffhäuſer und bei Artern ſowie im Mannsfeldiſchen Rothliegendes und Zechſtein in größerer Ausdehnung an die Oberfläche.

Am Kyffhäuſer und meiſt auch im Mannsfeldiſchen tritt das Rothliegende als waldbedecktes Berggebiet auf, die feinkörnigeren Schichten deſſelben liefern recht gute Bauſteine und bei Steinthalleben auch treffliche Mühlſteine.

Die Oberfläche des Zechſteingebiets iſt größtentheils fruchtbar, beſonders ergiebig für den Menſchen iſt aber ſein Inneres. Es bietet Kupfererze, Steinſalz und Gyps. Der Kupferſchiefer hat im Mannsfeldiſchen wie am Nordabhang des Kyffhäuſer zu ſehr ausgebreitetem Bergbau Veranlaſſung gegeben, iſt jedoch in letzterer Gegend größtentheils abgebaut, wie die unzähligen kleinen Halden und Pingen deutlich lehren, die man hier überall findet.

Das Steinſalz der Zechſteinformation ſpeiſt die Salinen von Artern und Frankenhauſen, deren Abfälle in chemiſchen Fabriken verwerthet werden.

Der Gyps bildet nördlich von Frankenhauſen ein ausgedehntes Hügelgebiet, welches ſich durch originelle Formen, gleichwie durch die blendende Weiße der faſt vegetationsleeren Oberfläche ſehr auffallend auszeichnet. Zahlloſe kleine Kegel erheben ſich auf einem von trichterförmigen Erdfällen zerriſſenen Terrain. Das Alles iſt eine Folge der leichten Zerſtörbarkeit dieſes Geſteins durch Waſſer, während es der eigentlichen Verwitterung und Bodenbildung kaum ausgeſetzt iſt. Man benutzt dieſen Gyps zur

Düngung der Felder, als plaſtiſche Maſſe, und die ſchönſten Varietäten (Alabaſter) als Material für Drechslerarbeiten.

Der bunte Sandſtein iſt auch hier wie im ſüdlichen Thüringen größtentheils bewaldet, nur als Baumaterial findet er Anwendung. Oefters kommen hier in ihm Rogenſteinlager vor.

Sehr wichtig ſind in dieſem Theile Thüringens die Braunkohlen, welche bei Artern, Frankenhauſen, Erdeborn, Sangerhauſen, Eisleben, Halle u. ſ. w. in großer Mächtigkeit entwickelt ſind. Ihre Qualität iſt indeſſen beiweitem nicht der der böhmiſchen und heſſiſchen Braunkohlen zu vergleichen, welche durch die Nachbarſchaft des Baſalts gehärtet erſcheinen. Es werden in dieſen Gegenden faſt nur erdige Braunkohlen gewonnen, welche zum Theil zur Benutzung erſt in Ziegel geformt werden müſſen. Auch haben dieſelben einen ziemlich großen Aſchengehalt. Für den Mineralogen intereſſant iſt in ihnen das Vorkommen des Honigſteins.

Die thüringiſche Flötzgebirgsmulde umfaßt eine große Zahl kleiner Ländergebiete, deren Zerſplitterung man allerdings nicht auf Rechnung des Bodenbaues bringen kann, da das geſammte Thüringen ein einziges, geologiſch recht gut conſolidirtes Land bildet mit Erfurt als natürlichem Mittelpunkt. Die große politiſche Zerſplitterung iſt einigermaßen zwar durch die Eigenthümlichkeit des Bodenbaues bedingt; in ihrer Ausführung hat ſie aber dieſe natürlichen Theilungsbedingungen weit überſchritten. Nachdem es einmal Gebrauch geworden war, die Länder unter die Kinder zu theilen, ſo wollte man bei der Theilung gern jedem von jeder Art Boden etwas zukommen laſſen. Dieſe Abſicht tritt nirgends deutlicher hervor als bei den Fürſtenthümern Schwarzburg-Rudolſtadt und -Sondershauſen, deren jedes eine ſogenannte Oberherrſchaft (mit Gebirge) und Unterherrſchaft (in der fruchtbaren Niederung) enthält. In gleich indirecter Weiſe hat wahrſcheinlich auch bei andern Ländertheilungen die Bodengeſtaltung mitgewirkt. Und nicht nur den Ländern iſt es hier ſo ergangen, ſondern auch den Bauergütern und ihren einzelnen Feldern.

Die Geſammtheit der Bevölkerung lebt in der thüringer Mulde vorzugsweiſe vom Feldbau. Wald und Bergbau ſind untergeordnet, ebenſo Fabrikweſen und Handel. Die vielen kleinen Haupt- und Reſidenzſtädte haben eine große Zerſplitterung des Verkehrs bedingt, aber ſicher ſehr zur Ausbildung des Culturlebens beigetragen. Die Eiſenbahn, welche Thüringen durchzieht, hat mit einiger Mühe ſoviele dieſer kleinen Hauptſtädte als möglich berührt und aus dieſem Grunde einen Weg gewählt, der für ihre Anlage nicht der günſtigſte unter den möglichen iſt. Von Halle über Nordhauſen und Heiligenſtadt nach Kaſſel hätte man leichter eine Bahn bauen können als über Weimar und Gotha, aber dann wären dieſe kleinen Centralpunkte aus dem deutſchen Verkehr auf die Seite geſchoben worden. In einem Lande, welches bereits vollſtändig bevölkert iſt, wird man ſolche Rückſichten nie ganz aus dem Auge laſſen dürfen. Die Verkehrswege müſſen ſich da nach dem ſchon beſtehenden Verkehr richten, man kann nicht verlangen, daß um eines neuen bequemen Weges willen der ganze Anbau ſich umgeſtalte.

Jenſeit der Werra ſchließt ſich an Thüringen das heſſiſch-fränkiſche Gebiet an. Ich rechne hierzu das Land zwiſchen der Werra, dem rheiniſchen Schiefergebirge, dem Vogelsgebirge und der Rhön, die beiden letztern kleinen Gebirge mit eingeſchloſſen.

Der bunte Sandſtein iſt in dieſem Gebiet durchaus vorherrſchend, hier und da tritt unter ihm der Zechſtein mit dem Kupferſchiefer hervor (zwiſchen Riegelsdorf und Allendorf), oder er iſt überlagert von Muſchelkalk, Keuper und Braunkohlengebilden. Dieſe Flötzformationen bilden gemeinſam ein flach bergiges, nach allen Richtungen von freundlichen und meiſt wenig tiefen Thälern durchzogenes Land. Da ſie in der Hauptſache horizontal lagern, ſo treten im Allgemeinen die ältern in der Tiefe der Thäler, die jüngern auf den Höhen auf. Unbedeutende Schichtenneigungen bringen aber hier und da auch Abweichungen von dieſer allgemeinen Regel hervor. Der Einfluß, den die einzelnen Geſteinsbildungen auf das Leben üben, iſt hier ganz derſelbe wie in Thüringen. Den Kupferſchiefer und die ihn durchſetzenden Kobaltgänge gewinnt man beſonders in der Gegend von Riegelsdorf, das Steinſalz des Zechſteins hat an der untern Werra mehrere Salinen veranlaßt. Braunkohlengruben bebaut man namentlich am Meißner und am Habichtswald, wo benachbarte Baſalte einen günſtigen Einfluß auf die Natur der Kohlen gehabt zu haben ſcheinen.

Die genannten Flötzſchichten ſind in Heſſen und Franken ſehr vielfach von baſaltiſchen Geſteinen durchſetzt und kuppenförmig überlagert, und gerade dieſer Umſtand bewirkt, nächſt dem Mangel der Erhebungslinien, den am meiſten charakteriſtiſchen Unterſchied dieſes Landſtriches von dem thüringer Becken, wo die Flötzformationen ganz dieſelben ſind. Eine große Zahl unregelmäßig vertheilter, meiſt üppig bewaldeter Baſaltkuppen erhebt ſich über die flachen Sandſteinplateaux, häufig zunächſt von Braunkohlenbildungen umgeben.

In zwei Gegenden, in der Rhön und im Vogelsgebirge, ſind dieſe zum Theil baſaltiſchen zum Theil phonolitiſchen Berge beſonders dicht zuſammengedrängt, ſie bilden durch ihre Anhäufung kleine Gebirge, die aber nicht ſowol aus verbundenen Bergrücken als vielmehr aus Vereinigungen iſolirter Berge beſtehen, welche ſich ſelbſtändig 1500—2600 Fuß über das von Thälern durchſchnittene Land erheben, deſſen mittlere Meereshöhe zwiſchen 800 und 1600 Fuß ſchwankt.

Das Rheiniſche Schiefergebirge bildet den weſtlichen Grenzpfeiler Deutſchlands. Als ein breites und flaches Hochplateau ſtellt es ſich dem Lauf des Rheins quer entgegen, der es in ſeiner ganzen Breite von Bingen bis Bonn (oder urſprünglich bis Düſſeldorf) hat durchbrechen müſſen, um einen Weg in das Meer zu finden. Durch ſeine Erhebung ſchließt es das breite Rheinthalbecken ſchroff und plötzlich ab. Dieſes große zuſammenhängende und auch geologiſch einheitliche Berggebiet beſteht vorherrſchend nur aus Grauwackenbildungen und ſondert ſich auf ſeiner Oberfläche wieder in mehrere einzelne Bergketten- und Gruppen. Dieſe ſind

A. auf der linken Rheinſeite: 1) ganz im Weſten die Ardennen, 2) nördlich ſich daran anſchließend die Hohe Veen, 3) öſtlich die Eifel, 4) ſüdlich von der Eifel der Hundsrück; B. auf der rechten Rheinſeite: 5) in der nördlichen Verlängerung des Hundsrück der Taunus, 6) von dieſem nördlich der Weſterwald, 7) zwiſchen dieſem und Venn das Siebengebirge, 8) nördlich von der Sieg ein breites Bergland bis zur Ruhr, die Lennengegend.

Außer dem Rhein ſind es weſentlich fünf Flüſſe, welche dieſes Gebiet, ſoweit es deutſch iſt, in mäandriſchen Windungen, wie ſie allen Thonſchiefergegenden eigen ſind, durchſtrömen und durch ihre Thaleinſenkungen hier ebenſo weſentliche Gebiete abſondern, als die zwiſchen ihnen liegenden Berggruppen, deren keine als ein geologiſch ſelbſtändiges Gebirge betrachtet werden kann. Dieſe Flüſſe ſind: die Moſel, die Aar, die Lahn, die Sieg und die Lenne.

Die Baſis des ganzen Gebiets bilden Grauwackenbildungen, beſtehend aus einem Wechſel von Grauwackenſchiefer und Grauwackenſandſtein mit Einlagerungen von Kalkſtein, Dolomit, Quarzit, Kieſelſchiefer, Alaunſchiefer und Schalſteinſchiefer. Die Schichten und Schiefer dieſer Geſteine ſind meiſt ſteil aufgerichtet und ſtreichen im Allgemeinen, wie die Südgrenze des Gebiets, aus SW nach NO parallel den Grauwackenſchichten des Harzes, des Thüringer Waldes und des Voigtlandes, mit denen ſie unterirdiſch zuſammenhängen mögen. Sie ſind durchſetzt von Grünſteinen und Erzgängen, beſonders in den Lahngegenden, von Porphyren und Eiſenerzgängen in den Lennegegenden, von trachytiſchen Geſteinen im Siebengebirge und von Baſaltgebilden beinahe überall. An die äußern Ränder angelagert finden wir im Norden Kohlenkalkſteine, die Kohlenformation und Kreidegebilde, im Oſten Zechſtein, bunten Sandſtein und Muſchelkalk, im Süden die Kohlenformation, Rothliegendes und tertiäre Schichten (Molaſſe), beſonders Braunkohlen, welche letztern auch auf der Höhe des Weſterwaldes vielfach ausgebreitet gefunden werden, endlich im Weſten wieder die Glieder der Triasgruppe, außerdem aber auch Jurabildungen.

Trotz dieſes ſehr einfachen geognoſtiſchen Baues der großen, innig verbundenen Hauptmaſſe wird es doch nöthig ſein, die einzelnen geographiſchen Abtheilungen flüchtig zu durchblicken.

Am einförmigſten iſt der innere Bau der Ardennen und in Folge davon auch ihr äußerer. Thonſchiefer herrſcht hier durchaus vor, andere Einlagerungen ſind eine Seltenheit, Durchſetzungen von Eruptivgeſteinen findet man faſt gar nicht. Ein flacher, breiter, von gewundenen Thälern durchſchnittener Rücken bildet den Ardenner Wald, Holz und Dachſchiefer ſind die weſentlichſten Erzeugniſſe dieſer wenig anziehenden Gegend. Aehnlich iſt der Bau der Hohen Veen.

Nordweſtlich reihen ſich daran die Schichten der Kohlengruppe, Kalkſteine, Sandſteine und Schieferthone mit wichtigen Steinkohlenflötzen, ſowie weiterhin die Kreidebildungen Belgiens.

Mit dieſem Abfall und Geſteinswechſel nimmt nicht nur die äußere Fruchtbarkeit in außerordentlichem Grade zu, ſondern es geſellen ſich dazu auch die belebenden Einwirkungen der Kohlenlager und der Eiſenſteine. Ein Paradies für den Landwirth, bildet dieſe Gegend gleichzeitig den Boden für das regſte Fabrikleben deutſchen und flämiſchen Fleißes. Eine treue Copie der reichſten engliſchen Fabrikgegenden iſt dieſe Strecke, welche man auf der Eiſenbahn von Aachen nach Lüttich durchſchneidet. Und dieſer doppelte Reichthum iſt durchaus bedingt von dem geologiſchen Bau.

An die rauhen Ardennen ſchließt ſich in dem Quellengebiet der Aar, der Lieſer und der Alf die Eifel an. Der innere Bau wird hier ſogleich um vieles mannichfaltiger und ſo auch der äußere. Zu den Schiefern geſellen ſich Sandſteine, mächtige Kalkſteinmaſſen und Dolomite, darüber lagern einige kleine Triasinſeln, und alle dieſe Schichtgeſteine ſind von unzähligen Baſaltmaſſen durchſetzt, die ſich darüber zu regelmäßigen Geſteins- oder Schlackenkegeln erheben, oft mit wohlerhaltenen Kratern und weiterſtreckten Lavaſtrömen. Zu dieſen geſellen ſich auch noch die Anhäufungen vulcaniſcher Geröll- und Tuffbildungen, ſowie die merkwürdigen kraterförmigen Löcher (Maare) im Grauwackengebiet, welche von einigen Geologen durch mächtige Gasexploſionen erklärt werden.

Die Gegend liegt hoch und rauh und iſt deshalb nicht beſonders fruchtbar. An die Eifel ſchließt ſich nordöſtlich unmittelbar das vulcaniſche Gebiet des Laager Sees an. Dieſes ſenkt ſich nach dem weiten Thalkeſſel von Neuwied und Koblenz ein und gehört durch dieſe Lage zu den milden weinbauenden Rheingegenden. Noch häufiger und zuſammenhängender, als in der Eifel, iſt hier der Grauwackenboden von vulcaniſchen Geröll- und Tuffſchichten überdeckt, zu denen ſich auch noch die Lehm, Sand- und Geſchiebeablagerungen eines Landſees geſellen, der ehemals dieſe Gegend bedeckt zu haben ſcheint und deſſen Abfluß durch das Rheinthal erſt in verhältnißmäßig neuerer Periode erfolgt ſein dürfte.

Die baſaltiſchen Durchſetzungen ähneln hier ganz denen der Eifel, zu ihnen geſellen ſich aber auch ſchon trachytiſche und phonolitiſche, die weiterhin im Siebengebirge ganz vorherrſchend werden.

Vom Laager See, einem der Centralpunkte vulcaniſcher Thätigkeit in dieſer Gegend, erſtrecken ſich beſonders zwei techniſch wichtige Geſteinsbildungen ſtromartig in die benachbarten Thäler hinab, die Mühlſteinlava von Niedermendig und der Traß des Brohlthales, die beide vielfach ausgenutzt werden.

Eine andere geologiſch merkwürdige und techniſch nutzbare Eigenthümlichkeit dieſer Gegend beſteht in den ungemein vielen und reichen Kohlenſäurequellen, die theils mit Waſſer verbunden (als Säuerlinge), theils für ſich allein gasförmig der Erde entquellen.

Wenden wir uns nun zunächſt nordweſtlich in das Aarthal! Ungemein ſchroff und mit den merkwürdigſten Windungen iſt dieſes in das Grauwackenplateau eingeſchnitten. Aber trotz ſeiner Steilheit ſind alle gegen Süd gekehrten Thalgehänge bis hoch hinauf mit Weinbergen bedeckt.

Auf längere Strecke, ebenſo ſchroff, aber mit noch mehr Windungen, durchſchneidet ſüdlich das Moſelthal unſer Gebiet. Die Schroffheit der Abhänge und die ſcharfen Windungen des Fluſſes, haben hier oft ſehr ſonderbare Trennungen und Verbindungen der Bevölkerung hervorgerufen. Bewohner von Orten, die geographiſch kaum eine Viertelſtunde auseinander und an derſelben Flußſeite liegen, ſind durch eine ſchroffe Felsmauer von einander getrennt, die der Fluß in weitem Bogen umgeht, und können zuweilen nur auf großen Umwegen zu einander gelangen. Weinbau, Holzhandel und Schiffahrt ſind die natürlichſten Haupterwerbsquellen dieſer Thalbewohner, dazu geſellen ſich aber auch noch die Eiſenhüttenwerke, welche ſich hier und da am Ufer erheben (z. B. bei Alf), begründet auf benachbarte Eiſenſteinlager, auf Holzreichthum, ſaarbrücker Kohlen und Schifftransport.

Auf dem linken Rheinufer haben wir nun noch den Hundsrück flüchtig zu durchwandern, aber da iſt, wenigſtens im Gebirge ſelbſt, wenig zu ſehen. Ein flacher, breiter Rücken, beinahe dem Ardenner Wald gleichend, dehnt er ſich parallel dem untern Moſelthale aus. Seine Maſſe beſteht faſt ganz aus Thonſchiefer, Grauwackenſchiefer und Quarzgeſtein. Letzteres bildet wegen ſeiner Feſtigkeit die hervorragenden Rücken, ſo den Hochwald, die Haardt, den Idarwald, die beiden Soonwälder und den Marker Wald. Dieſe Höhen ſind, wie ſchon ihre Namen lehren, größtentheils mit Wald bedeckt. Aber ſüdlich ſchließt ſich daran ein ſehr mannichfaltiges und induſtriereiches Hügelland an. Es ſind das die Vorberge des Hundsrück zwiſchen Saarbrücken und Bingen. Sie enthalten eine mächtige und flötzreiche Steinkohlenbildung, die vielfach durchſetzt iſt von Porphyren, Mandelſteinen und Grünſteinen und örtlich überlagert von Rothliegendem.

Dieſe Kohlenbildung füllt eine 13 Meilen lange und vier Meilen breite Mulde, in welcher man bereits mehr als 120 übereinander liegende Steinkohlenflötze kennt. Dieſelbe Formation enthält aber zugleich auch einige Thoneiſenſteinlager und wird dadurch um ſo wichtiger für die Induſtrie dieſer Gegend, in der überall ſich Dampfeſſen, Hohöfen und andere Fabrikgebäude erheben. Weniger wichtig ſind die Queckſilbergruben, Achatgruben und Salinen dieſer Gegend, die zum Theil ſchon ganz dem Weinlande zugehört.

Auch der Taunus iſt ein äußerlich ziemlich einförmiger Schieferrücken, aus dem die feſtern quarzigen Geſteine vorzugsweiſe als Berge hervorragen. Hier und da treten aber doch auch einige Baſaltkuppen in dieſem Gebiet auf und die große Zahl kohlenſäurereicher, zum Theil auch warmer Quellen, welche in demſelben entſpringen, laſſen auf noch weit zahlreichere unterirdiſche Verzweigungen dieſer vulcaniſchen Geſteine ſchließen. Die Badeorte Homburg, Wiesbaden, Langenſchwalbach und Selters (dicht dabei auch Ems) ſind in der That von ſolcher Bedeutung für dieſe Gegend, daß ſie als eine wichtige beſondere Erwerbsquelle genannt zu werden verdienen.

Um in den Weſterwald zu gelangen, müſſen wir durch das Lahnthal. Hier tritt uns ſogleich ein viel größerer Wechſel der Geſteine entgegen als im Taunus. Verſteinerungsreiche Kalkſteine, Dolomite und Schalſteinſchiefer wechſeln vielfach mit dem Thonſchiefer und dem feſten Sandſtein der Grauwackengruppe ab, und alle dieſe Geſteine werden häufig durchſetzt von Grünſteinen, von Baſalten und auch von Erzgängen, die zu nicht unbeträchtlichem Bergbau Veranlaſſung gegeben haben, ſo namentlich bei Holzappel und Diez.

Der Weſterwald iſt gänzlich umrankt von der Lahn und der Sieg. In ihm nimmt das große rheiniſche Schieferplateau an ſeiner Oberfläche einen durchaus abweichenden Charakter an durch Auflagerung von mächtigen Braunkohlenbildungen und durch die vielen, oft dicht aneinander gedrängten Baſaltberge, welche in gewiſſem Grade Bedingungen für die Anweſenheit jener tertiären Ablagerungen zu ſein ſcheinen.

Der mannichfaltigere innere Bau des Grauwackengebietes im Lahnthal ſetzt auch auf der Oſtſeite des Weſterwaldes fort und bietet auch in dem Gebiet von Herborn und Dillenburg manches reiche Eiſenſteinlager. Die nordweſtlichſte Spitze zwiſchen dem Rhein und der Sieg nimmt das Siebengebirge ein, welches ſich dicht oberhalb Bonn in ſtolzen Formen neben dem Rhein erhebt. Trachytkegel ragt hinter Trachytkegel, und dazwiſchen einige zierliche Baſaltſpitzen. Stolze Burgen, ſtolz noch in ihren Ruinen, krönen dieſe Bergkuppen, während zwiſchen denſelben die Braunkohlenformation nur hier und da von bimsſteinreichen Trachyttuffbildungen bedeckt wird. Die Baſis bildet aber auch hier noch das Grauwackengebiet, obwol es in der weiten Bucht von Köln und Bonn, zwiſchen Düren und der Ruhrmündung, von tertiären und noch neuern Schichten dick überdeckt iſt.

Wandern wir nun von hier im Thale der Sieg hinauf, ſo gelangen wir recht bald in ein Gebiet, wo der Berg- und Hüttenmann herrſcht, aus edeln Erzen Silber und Kupfer, aus Spatheiſenſtein Eiſen ſchmilzt, welches für die Stahlbereitung dem ſteiermärker beinahe gleich ſtehen ſoll.

Auch die Lennegegend nördlich vom Siegthal iſt reich an Eiſenſteineinlagerungen, und für den Geologen von beſonderm Intereſſe ſind dort gewiſſe Porphyrbildungen, die ſich mitten zwiſchen Grauwackenſchiefer zeigen, ſcheinbar in dieſen übergehend und nach der Vermuthung Einiger aus ihm entſtanden. Die Baſalte ſind dafür in dieſem nördlichen Theil des rheiniſchen Schiefergebirges ganz verſchwunden, und mit ihnen fehlen die Mineralquellen und die Braunkohlen.

Das **Ruhrthal** gehört unſtreitig zu den induſtriereichſten Gegenden Deutſchlands, und die Grundlage dieſer Induſtrie ruht auch hier vorzugsweiſe im Boden. Es gehört nicht mehr dem rheiniſchen Schiefergebirge an, es bildet nur deſſen nördlichen Saum. An die Grauwackenbildungen lagern der Reihe nach Kohlenkalkſtein, die Steinkohlenformation und dann übergreifend Kreideſchichten, deren urſprünglich allgemeinere Bedeckung durch die Thalbildung zerſtört iſt. Die Kohlenkalkſteine und Steinkohlengebilde bilden einen regelmäßigen Saum um alle die Auszackungen des ältern Schiefergebiets, ſie ſetzen ſehr wahrſcheinlich unter dem breiten Becken von Münſter fort und wiederholen ſich ganz analog jenſeit des Rheins in dem Hügellande von Aachen und Verviers, ſodaß ſie in der breiten Bucht von Köln nur bis zu einer gewiſſen Tiefe zerſtört und von viel jüngern Schichten bedeckt ſind. Der Kohlenkalkſtein, ſehr reich an foſſilen Ueberreſten meeriſcher Organismen, enthält beſonders in der Gegend von Iſerlohn ſtockförmige Maſſen von Galmei, die zu nicht unwichtigem Bergbau und zur Zink- und Meſſingfabrikation Veranlaſſung geben. Weit wichtiger ſind aber die trefflichen Steinkohlenlager, die man an ſehr vielen Punkten beſonders in der Gegend von Eſchweiler bergmänniſch gewinnt. Dieſe Kohlen ſind wol die weſentlichſte Grundlage für den außerordentlichen Fabrikbetrieb der ganzen Ruhrgegend; dazu geſellen ſich aber noch die Producte des Eiſenſteinbergbaues in den ſüdlich vorliegenden Gegenden.

Wir haben bisher die einzelnen Theile des rheiniſchen Schiefergebirges, wenn auch nur flüchtig, durchwandert und wollen nun noch einige allgemeine Blicke auf das ganze Gebiet werfen, vom geologiſchen ſowol als vom national-ökonomiſchen Standpunkte.

Obwol man geographiſch in dem betrachteten Gebiet mehrere einzelne Theile unterſchieden und als ſelbſtändige Gebirge unter den Benennungen: Ardennen, Eifel, Hundsrück, Taunus, Weſterwald, Siebengebirge bezeichnet hat, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß daſſelbe in ſeiner Geſammtheit ein geologiſches Ganze, ein gemeinſchaftlich Gehobenes bildet. Es iſt ein abgeſonderter Theil der deutſchen Grauwackenbildung, welcher hier, im Durchſchnitt 500 — 1000 Fuß über ſein mittleres Niveau emporgeſchoben, ein kleines unebenes Hochland bildet. Rings an den Rändern deſſelben haben ſich jüngere Schichten in, wie wir geſehen haben, ungleichen Reihen angelagert. Charakteriſtiſch iſt es dabei, daß in dieſem breiten Gebirgsgebiet nirgend große Maſſen kryſtalliniſcher Eruptivgeſteine oder kryſtalliniſche Schiefer zu Tage treten, ſondern nur ſchmale ſpaltenförmige Durchſetzungen von Grünſteinen und von Baſalten oder Trachyten, welche letztere ſich an der Oberfläche zu Kegelbergen aufgethürmt haben.

Die Reliefformen des ganzen Gebiets ſind weſentlich durch ſehr gewundene Thaleinſchnitte und durch aufgeſetzte Kegelberge charakteriſirt, d. h. wir können uns das ganze Gebiet in der Zeit bald nach ſeiner Erhebung als ein einförmiges Hochplateau denken, in welches ſich Hunderte von Waſſerfäden ſehr gewundene Thalwege einnagten, überall die feſtern Geſteine als beſondere Hervorragungen zurücklaſſend, und welches außerdem von ſehr jugendlichen Eruptivgeſteinen durchſetzt wurde, die an der Oberfläche ſich kegelförmig aufhäuften.

Im Innern des Grauwackenplateau herrſchen Waldungen vor, Naſſau iſt das waldreichſte Land Deutſchlands; vier Zehntheile ſeiner Oberfläche ſind mit Wald bedeckt, ein Zehntheil etwa mit Weingärten, ſodaß nur die Hälfte für Felder und Wieſen übrig bleibt.

Sind die Höhen hier großentheils mit Wald bedeckt, ſo finden wir an allen ſonnigen Thalabhängen den Weinſtock vorherrſchend. Die Induſtrie beſchränkt ſich im Innern unſers Gebiets vorzugsweiſe auf Bergbau, Eiſenhüttenweſen, Dachſchiefer-, Braunkohlen-, Mühlenſtein- und Traßgewinnung. Dagegen ſind die Nord- und Südränder ausgezeichnet durch eine ſehr intenſive Induſtriezone, weſentlich hervorgerufen durch Kohlenlager.

Das breite Rheinthal zwiſchen Bingen und Baſel iſt weſtlich eingeſchloſſen von den Vogeſen und dem Haardwald, öſtlich vom Schwarzwald, Odenwald, Speſſart und Vogelsgebirge. Sein ebener Boden beſteht hauptſächlich aus neuen Anſchwemmungen, Lehm, Sand und Kies, der Sand im obern Flußlauf zum Theil goldhaltig; nur an den Rändern treten, ſich an die Gebirge anlehnend oder ſie bildend, ältere Flötzformationen hervor, Grauwacke am Hundsrück und Taunus, Rothliegendes, Zechſtein und bunter Sandſtein am Vogelsgebirge, Speſſart und Odenwald, die Kohlenformation im Nahegebiet, Trias und Juragebilde von der Neckareinmündung aufwärts. Wer kennt nicht die ungemeine Fruchtbarkeit und das milde Klima dieſes Rheinbeckens, welches einſt ein langgeſtreckter See geweſen zu ſein ſcheint, deſſen Boden und Ufer jetzt überall von Wein umrankt ſind?

Dieſes lange Becken wird geographiſch in mehrere Theile geſondert. Den unterſten bilde das Rheingau oder mainzer Becken. Hier lagern unter den ganz neuen Anſchwemmungen feſtere kalkige Schichten, theils mit Meeres- theils mit Süßwaſſermuſcheln, welche der Tertiärzeit angehören und zum Theil denen im pariſer Becken entſprechen.

Oeſtlich davon breitet ſich an den Mainufern die Wetterau aus, in ihrem Schooße, unter den neuen Alluvionen, wichtige Schätze von Braunkohlen bergend, hier und da von Baſalten durchſetzt.

Weiter oben folgt dann an der linken Rheinſeite die Pfalz, und den oberſten Theil des ganzen Beckens bildet der Breisgau, in deſſen Mitte ſich inſulariſch das kleine baſaltiſche Kaiſerſtuhlgebirge erhebt.

Die weſtlich angrenzenden Gebirge zeigen in vieler Beziehung alle drei denſelben geognoſtiſchen Charakter, wie ſie denn auch offenbar in ein und derſelben Erhebungslinie hintereinander liegen. Im Speſſart, im Odenwald und im Schwarzwald ragen Kerne plutoniſcher kryſtalliniſcher Geſteine (Granit, Syenit, Gneiß, Glimmerſchiefer und Porphyr) unmittelbar aus den, meiſt der Triasgruppe angehörigen Flötzformationen hervor, die aber nicht von ihnen durchbrochen, ſondern von denen ſie umlagert ſind. Die Hervorragung findet jedoch in ſehr ungleicher Ausdehnung und Höhe ſtatt, am geringſten am Speſſart, deſſen Hauptkörper bunter Sandſtein bildet, mehr ſchon am Odenwald, deſſen Weſthälfte, längs der Bergſtraße, ganz aus Syenit, Granit, Gneiß und Porphyr beſteht, am ſtärkſten am Schwarzwald, deſſen ausgedehntes Gneiß- und Granitgebiet zu Bergen von 4—5000 Fuß Meereshöhe aufſteigt und in welchem auch mancherlei Erzgänge einen nicht unwichtigen Bergbaubetrieb veranlaßt haben, der jedoch dem Holzwerthe dieſes Waldgebirges beiweitem nicht gleichkommt. Die weſtliche Begrenzung dieſes Beckens gehört leider größtentheils nicht zu Deutſchland.

Wir wenden uns nun öſtlich in das große ſüddeutſche Becken, welches beinahe ganz Baiern und Württemberg umfaßt.

Seine Grenzen bilden ſüdlich die Alpen, weſtlich der Schwarzwald, Odenwald und Speſſart, nördlich die Rhön, der Thüringer Wald und der Frankenwald, nordöſtlich der Böhmer Wald mit dem geologiſch dazu gehörigen Bairiſchen Wald.

Dieſes große, beinahe dreieckige Becken enthält faſt nur Flötzformationen, und zwar ſind von der Triasgruppe aufwärts faſt alle deutſchen Schichten darin vertreten, nur die ältern fehlen. Aeußerlich zerfällt es in zwei Abtheilungen: das Donauthal und das Main-Neckargebiet, getrennt durch die Rauhe Alp.

Im nördlichen Theile des Beckens treten beſonders die Triasglieder hervor, und zwar die ältern am Rande, die jüngern nach der Mitte zu. Die Schichten der Juragruppe bilden einen breiten Höhenzug, der ſich faſt in der Mitte durch das ganze Becken hindurch krümmt als Rauhe Alp und dann als deren öſtliche Fortſetzung, die ſich von Regensburg aus noch weit nach Koburg zu erſtreckt.

Kreidebildungen treten nur am Rande der Alpen und bei Regensburg auf. Der ſüdliche Beckentheil, die ganze Fläche zwiſchen der Donau und den Alpen, beſteht aus Molaſſengebilden, hier und da überdeckt von noch neuern Ablagerungen. Enclaven bilden außerdem die Tertiärbildungen im Riesgau und die Liasſchichten bei Stuttgart.

Sehr merkwürdig iſt es, daß dieſes große Flötzgebirgsbecken in ſeinem Innern eine große Zahl von Waſſerſcheiden deutſcher Hauptflüſſe enthält. Die Donau, der Rhein (durch Main und Neckar), die Weſer (durch die Werra) grenzen mit ihren Gebieten hier aneinander, und dieſe Stromgebiete ſind keineswegs durch hohe Gebirgsketten voneinander getrennt, ſondern zum Theil nur durch flachhügeliges Land — ein ſehr wichtiger Umſtand, welcher die Kanalverbindung zwiſchen Rhein und Donau möglich gemacht hat.

Das zu beſprechende Gebiet iſt zu groß und dabei in ſich noch zu mannichfaltig, um es auf einmal zu überſehen; ich werde deshalb einzelne charakteriſtiſche Theile deſſelben hervorzuheben ſuchen; als ſolche betrachte ich namentlich die fränkiſche Schweiz, den Steigerwald mit ſeinen Umgebungen, das Riesgau, die Rauhe Alp, die Grafſchaft Pappenheim, das Becken von Regensburg und die münchener Hochfläche zwiſchen den Alpen und der Donau.

Die fränkiſche Schweiz (ſo hat man wegen ſeiner romantiſchen Formen den Theil Frankens genannt, welcher zwiſchen Bamberg, Baireuth und Nürnberg liegt) iſt ein Labyrinth von felſigen Thälern, deren Gehänge aus Dolomit beſtehen und die auch innerlich von einer Menge Spalten und Höhlenräume durchzogen ſind. Dieſer Dolomit, welcher eine mächtige, von Thälern durchzogene Platte auf Leiasſchichten bildet, gehört der Juraformation an; er iſt eine locale Bildung in derſelben; ſeine Stelle, ſein geognoſtiſches Niveau wird anderwärts von dichten Kalkſteinen eingenommen.

Unmittelbar an dieſe Felſenlandſchaft ſchließt ſich weſtlich und ſüdlich die überaus fruchtbare Gegend von Bamberg und Nürnberg an, die der Donau- und Mainkanal durchzieht. Dieſer fruchtbare Boden iſt ein claſſiſcher für deutſches Leben und deutſche Thätigkeit, auch noch der natürlichſte Centralpunkt eines einigen Deutſchland.

Der Steigerwald bedeckt die flachen Anhöhen zwiſchen Bamberg, Anspach und dem Main. Sie beſtehen aus Muſchelkalk, der von Keuper bedeckt iſt, und dies iſt zugleich der einfache Bau der ganzen flachhügeligen Gegend von hier über Nürnberg bis Stuttgart. Die Niederungen ſind zum Theil ungemein fruchtbar, die Höhen bewaldet oder mit Haide bedeckt; große Haideſtrecken haben in dieſem Theile Deutſchlands, wie im Lüneburgiſchen, ſeit alter Zeit die Bienenzucht, das Zaidlerweſen, erblühen laſſen.

Viel bergiger iſt dieſes Gebiet da, wo der Muſchelkalk ſelbſt die Oberfläche bildet: am Main, am Tauber und an der Jaxt. In dieſem Muſchelkalke ſind mächtige Steinſalzlager nachgewieſen, welche zu vielen Salinen, beſonders am Neckar, Veranlaſſung gaben.

Das Riesgau iſt ein weites Becken, eingeſchnitten in den verlängerten Jurahöhenzug der Rauhen Alp. Seinen Boden bilden Jurakalk, Leias und Keuper, aber dieſe ſind im Becken überlagert von Süßwaſſerkalk und von einer überaus mächtigen humoſen, oft moorartigen Decke. Die Wörnitz, die es durchſtrömt, hat ſüdlich nur noch einen ganz ſchmalen Jurakalkſteindamm zu durchbrechen, um dann ſogleich in die Donau einzumünden. Das ganze Riesgau iſt gleichſam eine Erweiterung des Wörnitzthales.

In den weſtlichen Umgebungen des Riesgaues treten einige Baſaltkuppen auf, die den Jurakalk und was darunter liegt durchbrechen und von mächtigen Tuff- und Conglomeratbildungen begleitet ſind.

Das Riesgau ſelbſt bietet einen ungemein fruchtbaren Boden, der von üppigen Feldern und Wieſen bedeckt iſt. Ringsum erheben ſich reich bewaldet die Kalk- und Baſaltberge.

Die bairiſche Hauptbahn hat durch dieſes Becken den einzigen bequemen Durchweg durch den Jurakalkhöhenzug gefunden, welcher Nordbaiern und Südbaiern voneinander trennt.

Die Rauhe Alp ſcheidet den Neckar von der Donau, Stuttgart von Ulm. Dieſer Gebirgsrücken beſteht ganz aus Jurakalk und Dolomit, nur am nördlichen Abhange treten die Leiasſchichten darunter hervor und breiten ſich noch eine kleine Strecke über den Keuper aus. Nur hier und da iſt der Kalkſtein oder Dolomit von Baſalt durchbrochen und kuppenförmig überlagert.

Die Kalkhöhen, die einen flachen Abfall gegen Süd, einen ſteilern gegen Nord bilden, ſind nicht beſonders fruchtbar und beſtehen zum Theil aus Dolomit. Wie in Franken, ſo ſind auch hier die Dolomite häufig von Höhlen und offenen Spalten durchzogen, welche oft Knochenreſte oder auch Ablagerungen von Bohnerz enthalten. Das letztere wird mehrfach bergmänniſch gewonnen und zu Eiſen verſchmelzen.

Während die ſanftere Südabdachung des Gebirges nicht ſehr angebaut iſt, zeigt ſich dagegen am Fuße des ſteilen Nordrandes ſogleich ein dichter Kranz von Ortſchaften, die durch die Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit des Bodenbaues bedingt ſind. Von beſonderer Wichtigkeit in der Reihe der hier ausſtreichenden Schichten ſind Eiſenſandſtein und Eiſenrogenſtein, die an vielen Orten dieſes nördlichen Gebirgsrandes, beſonders aber in der Gegend von Aalen und Waſſeralfingen, zu bedeutendem Bergbau und Eiſenhüttenbetrieb Veranlaſſung geben.

Nur mit äußerſter Anſtrengung, mit einem theilweiſen Anſteigen von 1 auf 40, hat die ſchöne Eiſenbahn von Stuttgart nach Ulm dieſen Flötzgebirgsrücken durch das Thal der Fils überſteigen können, einen Gebirgsrücken, der, wie das ganze ſüddeutſche Becken, außer wenigen Baſaltkuppen gar keine Eruptivgeſteine aufzuweiſen hat.

Die Grafſchaft Pappenheim (und dazu rechne ich hier die Gegend bis unter Eichſtädt) liegt in der öſtlichen Verlängerung der Rauhen Alpkette, jenſeit des Riesgaues, durchzogen vom Thale der Altmühl. Dünngeſchichtete dichte Kalkſteine bilden die oberſte Platte dieſer Gegend, die Oberfläche der bewaldeten Bergplateaux, in welche die Seitenthäler der Altmühl, wie dieſes ſelbſt, eingeſchnitten ſind. Darunter beſtehen dieſe Berge aus ungeſchichtetem Dolomit und dickgeſchichtetem, dichtem Kalkſtein, alle noch der Juraformation angehörig; nur nordweſtlich ſieht man in den Thalſohlen auch die untern braunen oder grauen Juraſandſteine und die Leiasbildungen zu Tage treten.

Dieſer ſehr einfache Gebirgsbau der Gegend würde kaum zu weitern Betrachtungen in unſerm Sinne Veranlaſſung bieten, wenn nicht die obere Schichtenplatte den weltberühmten lithographiſchen Kalkſtein lieferte und die Bohnerzablagerungen in den Spalten und Höhlenräumen des Dolomits auch hier, und beſonders hier, zu ausgedehntem Bergbau und Eiſenhüttenweſen in der Umgebung von Eichſtädt Veranlaſſung gäbe.

Das Becken von Regensburg — zwiſchen den ſoeben beſchriebenen Jurahöhen einerſeits und den aus kryſtalliniſchen Geſteinen beſtehenden Bergen des Bairiſchen Waldes andererſeits — füllen aber überall deutlich auf Jurakalk lagernd, Bildungen der Kreidegruppe, und zwar Sandſteine und Kalkſteine, welche beide den obern Formationen dieſer Gruppe anzugehören ſcheinen.

Das Thal des Regenfluſſes, welches dieſes Becken durchſchneidet, hat in ſeiner Sohle zugleich die Baſis oder Unterlage dieſer localen bairiſchen Kreidebildung, den Jurakalk, frei gelegt. Dieſer tritt aber auch am Oſtrande deutlich hervor und hinter ihm folgen hier bis zu dem Granit parallele Streifen von braunem Juraſandſtein, Leias, Keuper, etwas Steinkohlenformation und etwas Thonſchiefer. Es iſt dies der äußerſte Oſtrand des großen ſüddeutſchen Beckens, und hier zeigt es ſich, daß alle dieſe Schichten das ganze Becken erfüllen, nur ſehr oft überdeckt von den jüngern Bildungen.

Das Plateau von München. Dieſes weite Thalgebiet bildet beinahe eine Ebene, die reizlos von der Donau ſchräg nach den Alpen hin aufſteigt, welche ihrerſeits urplötzlich daraus hervortreten. Die Iller, die Günz, die Mindel, die Wertach, der Lech, die Paar, die Amber und Iſar, der Inn und die Salza rinnen quer über dieſes flache Donauthalgehänge hinweg, alle mit einer kleinen Neigung gegen Nordoſt und ohne eigentliche Thäler in die Fläche eingeſchnitten zu haben, deren Geſammtniveau zwiſchen 1500 und 2000 Fuß liegt.

Den Boden dieſes ganzen Gebietes bilden Molaſſenſchichten, die aber vielfach bedeckt ſind von den geſchiebreichen Alluvionen der Flüſſe und von breiten Moorſtrecken. Die Alpen kann man hier in ihren Trümmern ſtudiren, denn alle die Geſteine, die im Innern der Kette himmelanſtrebende Berge und Felſen bilden, liegen an ihrem Fuße zu kleinen Geſchieben abgerundet bunt über- und nebeneinander.

Die ſüdlich vorliegende Bergmauer hindert und kühlt nicht nur den milden Hauch der ſüdlichen Winde, ſondern (und dies wirkt noch nachtheiliger auf die Witterung dieſer Gegend ein) ſie ſtaut auch die regenbringenden Nord- und Weſtwinde an, ſodaß ſie gerade über dieſer Gegend den Inhalt ihrer Wolken vorzugsweiſe reichlich ausgießen. Dieſe Umſtände, vereint mit der hohen Lage, machen dieſe Gegend zu einer verhältnißmäßig rauhen und haben zugleich ſehr ausgedehnte Torf- und Moorbildungen in derſelben veranlaßt oder befördert. Erſt an der Donau ſelbſt, und beſonders an ihrem linken Gehänge, geſtalten ſich die atmoſphäriſchen Verhältniſſe günſtiger durch die größere Entfernung der Alpen und durch den Schutz der nördlich vorliegenden Hügelketten.

Gegen den Rand der Alpen hin, wo auch die Oberfläche ſich ſchon hügeliger und mannichfaltiger geſtaltet, treten unter der eigentlichen Molaſſe gewiſſe ältere tertiäre Schichten hervor, welche einen weſentlichen Einfluß auf die locale Induſtrie üben: es ſind die Eiſenſteinlager im Nummulitenſandſtein von Laimgruben, Neubeuern, Eiſenärz, Ober-Teiſendorf, Trum und Koſtendorf. Dem Verkehr ſtellt eine ſolche Fläche natürlich nach keiner Richtung Hinderniſſe in den Weg. Die Lage der Bahnen und Hauptſtraßen iſt hier, wie im norddeutſchen Tieflande, weſentlich nur bedingt durch die Lage der Thore oder Uebergänge, welche ſich in den rings umgebenden Gebirgen öffnen.

Die mächtige Bergkette der Alpen bildet vom Bodenſee bis zum Neuſiedler See die natürliche Südgrenze Deutſchlands, und dies iſt zugleich die Hauptrichtung ihrer Achſe, welche ſich weſtlich, in der Schweiz und in Savoyen, mehr gegen Süd umbiegt und öſtlich in drei Arme ſpaltet. Dieſe hohe Bergmauer, die den Po vom Rhein und die Rhone von der Donau trennt, ſondert ſich an der Oberfläche in eine Anzahl einzelner Berggruppen und Ketten, die ihre beſondern Benennungen erhalten haben, aber ihr geologiſcher Bau bildet nur ein Ganzes, begründet keine Trennung und läßt nur eine gemeinſame Entſtehung vermuthen.

Die einzelnen Theile des deutſchen Alpengebiets ſind folgende: in der Mitte als centrale Achſe, die Rhätiſchen und die Noriſchen Alpen, nur durch eine flachere Einſattelung im Quellengebiet der Drau voneinander getrennt; nördlich davor die Kalkalpen, ſüdlich, jenſeit des tiefen Längenthales der Drau, die Karniſchen Alpen, welche ſich gegen Oſt wieder in zwei Arme theilen: das Warasdiner Gebirge, zwiſchen der Drau und Sau, und die Juliſchen Alpen, zwiſchen der Sau und dem Adriatiſchen Meere.

Sowol die Baſis der Alpenkette als ihre Gipfel ſteigen im Allgemeinen von Oſt nach Weſt zu immer größern Höhen an, und daher kommt es, daß die meiſten Flüſſe, ſowol in als neben dem Gebirge, von Weſt nach Oſt fließen. Eine große Zahl von ſehr deutlichen Längenthälern ſpaltet auf dieſe Weiſe die ganze Gebirgsmaſſe in mehrere Parallelketten.

Einige dieſer Längenthäler liegen ſogar, durch den innern Bau bedingt, in großen allgemeinen Depreſſionen oder Thalſyſtemen hintereinander, während ihre Flüſſe bald nach der einen, bald nach der andern Richtung, am häufigſten freilich immer gegen Oſt, abfließen.

Eine dieſer Längendepreſſionen trennt die nördlichen Kalkalpen von der Centralkette; in ihr ſtrömen von Weſt nach Oſt hintereinander Theile des Inn, der Salza und der Enns. Auch die Mur und die gegen Weſt gerichtete Murg gehören zum Theil noch dieſer Depreſſion an, welche der nördlichen Zone der Grauwackenbildung folgt. Eine zweite Depreſſion trennt die ſüdlichen Karniſchen und Warasdiner Kalkalpen von der Centralkette; in ihr ſtrömt gegen Oſt die Drau und gegen Weſt die Rienz.

Die Centralkette beſteht vorherrſchend aus kryſtalliniſchen Geſteinen;

in den beiden Hauptlängendepreſſionen treten Grauwackenbildungen zu Tage und in den äußern Ketten herrſchen die Alpenkalkſteine und Dolomite, welche oft durch rothe Sandſteine von den darunter liegenden Grauwackenbildungen getrennt ſind.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf den Bau der einzelnen Gebirgstheile werfen. Die Centralkette beſteht in den deutſchen Alpen, wie erwähnt, ganz vorherrſchend aus kryſtalliniſchen Schiefergeſteinen: aus Gneiß, Glimmerſchiefer, Talkſchiefer, Talkkalkſchiefer, Kalkglimmerſchiefer und Chloritſchiefer, hier und da mit untergeordneten Einlagerungen von körnigem Kalkſtein und Serpentin, zuweilen durchſetzt von mächtigern Granitmaſſen, ſo namentlich bei Mühlbach an der Rienz und ſüdlich vom Hoch-Golling; jüngere Eruptivgeſteine fehlen ganz. Die Schieferung dieſer Geſteine iſt großentheils ſteil aufgerichtet, in den mittlern Regionen der Kette aber auch zuweilen mehr horizontal. Die Bergformen ſind ſchroff, aber nicht ſo prallig und dem Senkrechten genähert als in den Kalk- und Dolomitalpen.

Dieſe kryſtalliniſchen Schiefergeſteine werden in mehrern Regionen von Erzgängen, beſonders von goldhaltigen Quarzgängen durchſetzt, ſo z. B. im Gaſteiner-, Rauriſſer- und Zillerthal, wo ein nicht ganz unbeträchtlicher Goldbergbau im Gange iſt.

An die kryſtalliniſchen Schiefer lehnen ſich, ohne ſcharfe Abgrenzung, auf beiden Seiten der Centralkette (der ſogenannten Tauern) mächtige Grauwackenbildungen an, die hier durch die größere Weichheit der Geſteine die beiden oben erwähnten Längendepreſſionen vorzugsweiſe bedingt zu haben ſcheinen, obwol auch Längenſpalten dabei mitgewirkt haben mögen. Dieſe Grauwackengebilde, vorherrſchend aus Thonſchiefer mit untergeordneten Kalkſteineinlagerungen beſtehend, enthalten beſonders in Steiermark ſehr viele, oft außerordentlich mächtige Gänge und Maſſen von Spatheiſenſtein, welche die Baſis der ſehr ausgedehnten Eiſeninduſtrie der öſtlichen Alpen bilden. Der mächtigſte dieſer Eiſenſteinſtöcke iſt der des Erzberges bei Vordernberg.

Die rothen, ſandigen Schichten, welche zunächſt über der Grauwacke folgen und wahrſcheinlich dem norddeutſchen bunten Sandſtein entſprechen, ſind von keinem beſondern Einfluß auf die Natur der Alpen und die Cultur in denſelben.

Der Alpenkalkſtein in den nördlichen und ſüdlichen Parallelketten beſteht aus einem ganz vorherrſchend kalkigen, am Südabhange aber auch oft dolomitiſchen Schichtencomplex von 4 — 6000 Fuß Mächtigkeit. Seine gewöhnlich nicht deutlich voneinander geſchiedenen einzelnen Abtheilungen ſcheinen den Formationen Muſchelkalk, Keuper, Leias und Jura zu entſprechen und zuweilen ſogar gewiſſe Glieder der Kreidegruppe mit zu umfaſſen.

Der Alpenkalkſtein bildet an beiden Seiten der Centralkette zwei mächtige, vielfach zerriſſene Felsplatten, deren Trümmer ſich in Geſtalt rauher, zackiger Felsberge neben den Thälern erheben, die zuweilen die Platte völlig durchſchneiden. Die Hochplateaux dieſer Kalkplatte ſind oft vielfach von Schlünden und trichterförmigen Erdfällen durchfurcht, dazwiſchen mit Steinſchutt bedeckt, wüſt und waſſerarm, denn beinahe alles Waſſer rinnt ſogleich durch Spalten- und Höhlenräume in die Tiefe, um am Fuße der Berge in Geſtalt ungemein ſtarker Quellen hervorzuſprudeln. Dieſe Steinwüſten der Alpenkalk-Hochplateaux gehören zu den unwirthlichſten Gegenden des Gebirges.

In ſeinem Innern birgt dieſer Alpenkalk an ſehr vielen Orten mächtige Steinſalzmaſſen (Berchtesgaden, Hallein, Hallſtadt, Ausſee u. ſ. w.), zuweilen auch Bleierzlagerſtätten, dieſe beſonders bei Bleiberg in Kärnten. Der Kalkſtein ſelbſt, z. B. der vom Untersberge, hat als Marmor manchen münchener Palaſt ſchmücken helfen.

In einem großen Theile der ſüdlichen Parallelkette wird der dichte Kalkſtein vertreten durch kryſtalliniſche Dolomite, welche z. B. in den Umgebungen von Faſſa und Ampezzo zu himmelhohen ſenkrechten Felſen aufragen, und in denſelben Gegenden treten auch neuere plutoniſche Geſteine: Melaphyre, aus der Tiefe hervor, welche zuweilen die ganze Reihe der Schichtgeſteine durchſetzt haben. Auch ein großes Gebiet von Quarzporphyr, welches alle Berge in der Umgegend von Botzen bildet, ſteht in den Alpen einzig in ſeiner Art da und bringt in die ſüdliche Abdachung derſelben eine größere Mannichfaltigkeit, als ſie auf der Nordſeite zu finden iſt.

Die Molaſſebildungen treten in den deutſchen Alpen nur an den äußern Rändern der Kette und zwiſchen ihren öſtlichen Gabeltheilungen auf. Sie beſtehen aus eiſenerzhaltigen Nummulitengeſteinen, aus grauen, ſchiefrigen Sandſteinen (Flyſch, Wiener-Sandſtein) und aus Kalkſteinbildungen, hier und da mit Einlagerungen von Braunkohlen, während an der Stangenalpe in Steiermark auch Anthrazite der Steinkohlenzeit unter noch ſehr undeutlichen Lagerungsverhältniſſen auftreten.

In der weiten Bucht, welche vom ungariſchen Becken aus zwiſchen die beiden öſtlichſten Alpenzweige nach Gratz hereinreicht, ſind die Molaſſegebilde von Baſalten und Trachyten durchſetzt.

Das Warasdiner Gebirge gehört größtentheils nicht mehr zu Deutſchland. Die Juliſchen Alpen beſtehen aus hellfarbigen Kalkſteinen, die meiſt wahrſcheinlich zur Kreidegruppe, zum Theil vielleicht (die nummulitenreichen) zur eocenen Molaſſebildung gehören. Sie ſind im Karſt bei Trieſt verrufen durch ihre äußerſt ſterile Oberfläche, faſt alle Bäche rinnen unter der Erde, während Tauſende von trichterförmigen Einſenkungen die mit trockenen Steinfeldern bedeckte Oberfläche durchfurchen. Unter ihnen dehnen ſich meilenlange Höhlenlabyrinthe aus, zu denen die Adelsberger Grotte einen der Eingänge bildet. Wahrſcheinlich dieſelben Formationen umſchließen im Thale von Idria die berühmten Queckſilbererzlager, doch iſt das Geſtein, welches das Queckſilber unmittelbar enthält, kein Kalkſtein, ſondern ein dunkler Mergelſchiefer.

Der Raum geſtattet nicht, hier weiter auf die vielfachen Beziehungen des innern Baues der Alpen zu den Lebensverhältniſſen ihrer Bewohner einzugehen; nur über die wichtigſten Verkehrswege, welche dieſe hohe Bergkette überſchreiten, muß ich mir noch einige Worte erlauben.

Die bequemſten Verkehrswege bieten in den Alpen die meiſtentheils breiten und wenig anſteigenden Längenthäler (oder Längenthalſyſteme) dar, aber ihre Richtung entſpricht keineswegs der des Hauptverkehres, dieſer ſtrebt vielmehr quer über die Bergkette hinweg. In dieſer Richtung bieten ſich nun aber faſt nur enge, ſteil und hoch anſteigende Querthäler mit ihren untern Engpäſſen (Klauſen, Klamms) und obern Verbindungspäſſen dar. Sehr oft folgen dann auch dieſe Querübergänge auf kleinere oder größere Strecken den Längenthälern, um aus einem Querthale, welches in ſeinem untern Theile bequem war, in ein anderes zu gelangen, welches in ſeinem obern Theile beſonders wegſam iſt.

In der Natur des allgemeinen Abfalls von Weſt nach Oſt liegt es, daß der öſtlichſte Uebergang die geringſten Höhen zu überſchreiten hat. Die Straße von Wien über Gratz nach Trieſt gehört darum zu den bequemſten Alpenübergängen, aber ſie überſchreitet die Bergkette da, wo ſie am breiteſten und bereits in drei Arme zerſpalten iſt. Denſelben Weg hat denn natürlich auch die erſte Eiſenbahn eingeſchlagen, welche die Alpen überſchreitet, und nicht ſo leicht wird ihr weſtlich eine zweite folgen. Von dieſer Straße trennt ſich bei Bruck eine zweite ab, welche das Längenthal der Mur verfolgt, um in der Grauwackeneinſattelung bei Neumarkt die Centralkette möglichſt leicht zu überſteigen und ſich dann von Klagenfurt aus abermals in einem Längenthale, dem der Drau, gegen Weſt zu wenden. Aus dem Drauthale gelangt dieſe Straße über den Längenthalpaß bei Brunecken im Puſterthale in das Rienzthal und ſo nach Botzen. Dies iſt der Hauptweg von Wien nach Mailand, während bei Villach ſich der nach Venedig abzweigt.

Ein zweiter, ſchon beſchwerlicherer Hauptübergang führt von Salzburg über Radſtadt und St. Michael nach Villach; als Gebirgsübergang gehört dieſe Straße zu den weniger befahrenen; ihr unterer Theil, der ſich durch den Engpaß Lueg zwängt, ſchließt jedoch zugleich einen großen Theil des Landes Salzburg auf.

Den dritten und bequemſten Hauptübergang bildet der Brennerpaß zwiſchen Innsbruck und Botzen. Er überſchreitet die Centralkette an einer beſonders niedern Stelle, dagegen ſind die nördlichen Kalkalpen von Innsbruck aus über Seefeld nur ſchwierig zu überwinden geweſen, weshalb eine zweite Straße nach München den Umweg durch den Engpaß von Kufſtein einſchlägt.

Außerdem ſind nun die deutſchen Alpen noch an einer vierten Stelle bequem zu überſchreiten, und zwar durch den Engpaß von Finſtermünz über Nauders durch das Vintſchgau nach Botzen, während ein Zweig dieſer ſchönen Straße bei Glurns in ſüdlicher Richtung fortſetzt und das Stilfſer Joch bei 8500 Fuß Höhe überwindet, um an den herrlichen See von Como hinabzugleiten.

Das ſind die Hauptübergänge über die deutſchen Alpen, deren drei bis vier bei Botzen zuſammentreffen, um durch das Thal der Etſch die ſüdlichen Kalkalpen bequem zu durchſchneiden. Dieſe Vereinigung verdankt Botzen, wie es ſcheint, ſeinem Porphyrgebiet, welches hier eine dem alpiniſchen Verkehrsknoten ungemein günſtige Depreſſion hervorbrachte. Botzen hat unſtreitig, und beinahe in jeder Beziehung, unter allen Alpenſtädten die günſtigſte Lage; daß es nicht längſt zu einer weit beträchtlichern Größe und Bedeutung erblüht iſt, muß nothwendig an menſchlichen Verhältniſſen liegen.

Um nun noch einmal ganz Deutſchland mit geiſtigem Auge zu überblicken, wollen wir in Gedanken den Groß-Glockner, den höchſten Berg Deutſchlands, erſteigen, um von ſeiner, beinahe 12000 Fuß hohen Spitze hinaus zu ſchauen ins Land.

Das deutſche Gebiet zerfällt in eine weite Niederung, ein gebirgiges Mittelland und eine geſchloſſene Hochgebirgskette. Dieſe drei Gebiete liegen von Nord nach Süd terraſſenartig hintereinander. Aber dieſer allgemeine Bau ſteht nicht in Uebereinſtimmung mit der Vertheilung und Höhe der einzelnen Gebirge des mittlern Gebiets, ſie nehmen nicht allmälig nach der Alpenkette hin an Höhe zu und ſchließen ſich auch nicht unmittelbar, gleich Ausläufern, an dieſelbe an. Sie ſind vielmehr nach Höhe und Richtung ſehr ungleich vertheilt. Die mittlere Erhebung des Bodens aber — abgeſehen von der der einzelnen Bergketten — von welcher der Lauf der Flüſſe und die Abgrenzung ihrer Gebiete am meiſten abhängig iſt, erreicht ihr Maximum am Fichtelgebirge, dieſem centralen Knoten dreier Gebirgsketten und Quellenſtock der meiſten deutſchen Flüſſe.

Das mittlere Gebirgsland wird durch die Vertheilung der Bergketten in mehre einzelne unregelmäßige Becken geſondert und dieſe ſind für die Cultur, für den Verkehr und für das Staatsleben von beſonderer Wichtigkeit.

Das größte dieſer Becken iſt das der obern Donau, es trennt die Alpen von allen andern deutſchen Gebirgen. Vom Bodenſee bis Linz bildet ſeinen, theils bergigen, theils ebenen, überall aber hochgelegenen Boden eine mächtige Molaſſenbildung, München liegt in ſeinem Centrum, und das iſt die einzige Rechtfertigung für die Lage dieſer Hauptſtadt. Von Linz bis oberhalb Wien iſt es nur als Flußthal verfolgbar, dort aber breitet es ſich aufs neue zu dem wiener Becken aus, welches bei Presburg durch die Ausläufer der Karpathen und ihre geognoſtiſche Verbindung mit den Alpen abgeſchloſſen iſt.

Gegen Nord iſt dieſes ſüdlichſte Hauptbecken (das münchener) geologiſch innig verbunden mit dem geſammten Lande zwiſchen dem Schwarzwald, Odenwald, Speſſart, Rhöngebirge, Thüringer Wald, Fichtelgebirge und Böhmer Wald. Es lehnt ſich dieſer, mit Flötzformationen hoch angefüllte Boden eines weiten Beckens an den Gebirgsknoten des Fichtelgebirges an, und aus ſeinem Gebiete rinnen die Gewäſſer, ohne hervorragende Waſſerſcheiden zwiſchen ſich, zur Donau, zum Rhein und zur Weſer. Sein Verkehrscentrum bildet Nürnberg.

Ein drittes und zwar das ſchönſte unter allen deutſchen Becken iſt das Rheinthal zwiſchen Baſel und Bingen, leider iſt es aber nur zum Theil ein deutſches. Der Schwerpunkt ſeines Verkehres ruht in Frankfurt-Mainz.

Das vierte iſt das böhmiſche, das abgeſchloſſenſte von allen, mit Prag als Mittelpunkt. Thüringen als fünftes iſt das offenſte, denn weſtlich verſchmilzt es mit Heſſenland und öſtlich mit der großen norddeutſchen Niederung, beiden ſeine Gewäſſer ſpendend; in Erfurt laufen ſeine Verkehrsfäden zuſammen. Die übrigen Becken ſind nur Ausbuchtungen der großen Niederung, deren gemeinſames Centrum in Berlin liegt. Die einzelnen Buchten ſind bezeichnet durch die Hauptſtädte Köln, Münſter, Leipzig und Breslau.

Hätten wir ſtatt vieler kleiner ein überwiegend großes deutſches Becken, ſo würde dieſes wahrſcheinlich eine Hauptſtadt enthalten, die das ganze, einige Deutſchland beherrſchte. Dann aber fehlte den Deutſchen vielleicht jene Vielſeitigkeit, die ſie vor andern Nationen auszeichnet.

Die Centraliſation, die Herrſchaft geht ſtets von den Niederungen und großen Becken aus und ſtößt in allen Gebirgen auf natürliche Hemmniſſe, die um ſo größer, je höher und unzugänglicher jene ſind. Es wird nicht nöthig ſein, hierfür Beiſpiele zu nennen; ſie liegen zahlreich genug vor. Die ſtaatliche Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zieht in den Gebirgen die kleinſten Kreiſe, iſt aber ſchon dadurch weniger mächtig und weniger des Wachsthums fähig als in den Niederungen, aus denen die Eroberer allmälig in die Gebirge vorzudringen pflegen.

Der Schutz, den die Berge ihren Bewohnern bei der Vertheidigung bieten, iſt nur ein beſchränkter und wird reichlich aufgewogen durch die Erſchwerung jeder Bewegung und Concentrirung.

General Clauſewitz hat längſt gezeigt, wie wenig in der Strategie die Beſetzung der Gebirge und der Waſſerſcheiden nützt, und daß höhere Standpunkte nur in der Taktik, nur im Gefechte einen Vortheil bieten. Ob der meilenweit entfernte Feind einige tauſend Fuß höher oder tiefer ſteht, iſt ganz gleich; nur wo der Kampf entbrennt, da ſind die Höhepunkte von Werth. Das Heer, welches ſich in der Niederung bewegt, hat den Vortheil, ſeinen Angriff ſchnell und concentrirt auf jeden beliebigen Punkt richten zu können, während das im Gebirge aufgeſtellte ſich nur ſchwierig bewegt und noch ſchwerer concentrirt. Dieſelben Geſetze gelten aber mit einiger

Modification auch für die Entwickelung und Organiſation der Staaten. Die Staaten der norddeutſchen Tiefebene ſind hierdurch in einigem Vortheil gegen die ſüddeutſchen Gebirgsländer. Bildeten jene ein Ganzes, ſo würde es ein gefährlicher Nachbar für dieſe ſein. Aber, wie ich ſchon im Eingange bemerkte, die Einflüſſe der kleinern Bodenunebenheiten und Gebirge verſchwinden allmälig mehr und mehr vor der Macht der länderverbindenden Eiſenbahnen, und das iſt eine kleine Stütze für die Hoffnungen auf ein einſtiges einiges Deutſchland, welches unſere Nachkommen bewohnen werden.

B. Cotta.

Die neueſten Bewegungen auf dem Gebiete des Proteſtantismus.

Proteſtantiſche Freunde. — Freie Gemeinden.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß nicht allein in denſelben Gegenden, an der Elbe und in den alten ſächſiſchen Landestheilen, wo Luther einſt das Werk der Reformation begann, auch die neuern Bewegungen innerhalb des Proteſtantismus zunächſt hervorgetreten ſind, ſondern daß auch im weitern Sinne derjenige Staat der Heerd derſelben geworden iſt, der nach dem Proceß der neuern deutſchen Staatenbildung den Boden ſich einverleibte, wo einſt Luther gewandelt hat. Preußen hat von Sachſen die ganze und volle Erbſchaft der Reformation übernommen; wir haben in neuerer Zeit geſehen, wie dieſer Staat den neuerwachten kirchlichen Reformgeiſt bis an die äußerſten Oſtgrenzen des deutſchen Vaterlandes hintrug und wie ſelbſt in der inzwiſchen von Oeſtreich eroberten Provinz, in der noch weſentlich katholiſche Elemente vorhanden ſind, die Flamme auf dem Schooße der katholiſchen Kirche aufloderte, ein Begebniß, welches dieſer Provinz, wäre ſie nicht von Friedrich dem Großen erobert worden, wahrſcheinlich fremd geblieben wäre.

Die Bedeutung jener religiöſen Bewegungen, die wir jetzt ſchildern wollen, für die Entwickelung unſeres öffentlichen, nationalen Lebens iſt zwar nur eine ſehr zweifelhafte; denn dieſes öffentliche Leben ſoll doch immer mehr ein wahrhaft politiſches werden, während es im Laufe jener Bewegungen nur zu oft den Anſchein hatte, als wolle ſich an deſſen Stelle ein religiöſes ſetzen, aus dem Kämmerlein, von dem die Bibel ſpricht und das immer die eigentliche Heimat jeder wahren Religion bleiben ſollte, auf den offenen Markt hinaustretend. Eine gewiſſe Berechtigung kann indeß auch vom politiſchen Standpunkte aus den Erſcheinungen, die wir auf dieſem

Gebiete entſtehen und zum größten Theil auch wieder verſchwinden ſahen, nicht abgeſprochen werden. Gehörte doch dieſe religiöſe Bewegung, die ſogar in der Form weſentlich als politiſche Oppoſition auftrat, mit Nothwendigkeit zu jenem allgemeinen Kampfe gegen den chriſtlichen Staat, der gleichzeitig directer und mit mehr politiſchem Bewußtſein, als hier, in der Rheinprovinz, in Preußen und Schleſien zum Vorſchein kam.

Die Kirche in Preußen war ſeit Wöllner, der (wie ſelbſt Eiler in ſeiner Schrift: „Zur Beurtheilung des Miniſteriums Eichhorn“ zugibt) mit ſeinem Religionsedicte die Religion nur zu Staatszwecken ausbeuten wollte, in ihrer Kraft völlig gelähmt. Im Jahre 1808 verlor ſie ſogar alle eigentlichen Kirchenbehörden. Nach dem großartigen religiös-ſittlichen Aufſchwunge der deutſchen Nation in den Befreiungskriegen gedachte Friedrich Wilhelm III. der Religion freiern Spielraum zu gewähren und beauftragte eine Commiſſion von Geiſtlichen mit Ausarbeitung eines Gutachtens über zeitgemäße Verbeſſerungen des proteſtantiſchen Kirchenweſens. Anſtatt aber den Bitten dieſer Commiſſion um eine eigene Organiſation der Kirche Gehör zu geben, beſtimmte der König nur, daß der Miniſter des Innern und der Polizei künftig über Glaubensſachen nicht mehr entſcheiden ſolle, und machte in demſelben Jahre, wo das Wartburgfeſt ſo deutlich den religiöſen Aufſchwung der deutſchen Nation bekundete, Herrn von Altenſtein zum Cultusminiſter. In unverantwortlich bureaukratiſcher Weiſe wurde ſodann die Union ins Leben eingeführt und die gehäſſige Agendenangelegenheit durchgeſetzt. Eine ſo willkürlich auf Commando vollzogene Union mußte Separatismus erzeugen. Die Altlutheraner traten hervor und ihre Mitglieder zogen zum großen Theil, nach vielen und argen Plackereien in der Heimat ſeitens der Miniſter des Cultus und der Polizei (der Letztere, der Erfinder des „beſchränkten Unterthanenverſtandes“, Herr von Rochow, hatte ihnen lange die Päſſe vorenthalten), endlich übers Meer.

Friedrich Wilhelm IV. und ſein Miniſter Eichhorn betrachteten ſich offenbar als die Befreier der Kirche von den durch den Staat ihr auferlegten Feſſeln. Der König war frei von der ſelbſtſüchtigen Abſicht, die Kirche durch den Staat auszubeuten; aber ſeine romantiſche Richtung führte ihn von ſelbſt wieder auf den Punkt hin, wo es dennoch geſchah. Nur geſchah es mit weit weniger Klugheit und diplomatiſcher Berechnung als zuvor. Die Ideen dieſes Fürſten in Betreff der Herſtellung einer Kirchenverfaſſung hatten mit ſeinen politiſchen Plänen das gemein, daß ſie nicht durchgreifend genug waren und zu langſam verwirklicht wurden, um einen Damm gegen die hereinbrechenden Wogen des Umſturzes bilden zu können. Faſt könnte man ſagen, ſein Wahlſpruch ſei geweſen bis auf unſere Tage: Alles für die Kirche, nichts durch die Kirche!

Unter dieſen Umſtänden würde die kirchliche Bewegung gar ſehr an Bedeutung gewonnen haben, wenn ſie das einzige wahrhaft praktiſche Ziel, das ſie ſich ſtellen konnte, nämlich die Herbeiführung einer tüchtigen Kirchenverfaſſung und zugleich den Sturz des Miniſteriums Eichhorn keinen Augenblick aus dem Auge gelaſſen hätte. Dies war indeſſen ſo wenig der Fall, daß die ganze Bewegung nur allzu ſehr den Charakter theologiſcher Zänkereien trug, und ſo iſt es gekommen, daß die Kirche, anſtatt durch die lichtfreundliche Oppoſition eine Verfaſſung zu gewinnen, nur einer größern Zerſplitterung verfiel, und daß es der endlichen Herſtellung einer tüchtigen Kirchenverfaſſung vorbehalten bleibt, die Wunden, welche ihr durch Herſtellung der freien Gemeinden geſchlagen ſind, wieder auszuheilen, indem ſie dieſe in ihren Schooß zurückführt.

Der Sintenis'ſche Bilderſtreit und das Entſtehen der Lichtfreunde.

Verfolgen wir die neuere proteſtantiſche Bewegung bis zu ihrem Urſprunge zurück, ſo werden wir auf die Zeit der amtlichen Wirkſamkeit des Biſchofs Dräſeke in der Provinz Sachſen hingeführt. Unſere nüchternen Lichtfreunde (denn ſo ſcheinen ſie ſich anfangs ſelbſt genannt zu haben) bildeten den natürlichen Gegenſatz zu dem phantaſtiſchen Auftreten des Biſchofs, auf welches wir hier daher zunächſt einen Blick werfen müſſen.

Als Paſtor in Bremen einem mäßigen Rationalismus huldigend und ſelbſt an den nationalen und Freiheitsbeſtrebungen von der Kanzel herab ſich lebhaft betheiligend, hatte Dräſeke einen ſo bedeutenden Ruf als Kanzelredner, wie vielleicht kein anderer ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen, ſich erworben. Seine religiöſen und vielleicht auch ſeine politiſchen Anſichten hatte er, als er nach Magdeburg kam, bereits geändert. Was ihn aber am meiſten in eine ſchiefe Stellung brachte, war der Umſtand, daß ſeine Genialität ſich darin gefiel, mit dem Mantel einer biſchöflichen Würde, von der ihm nicht mehr als der bloße Titel verliehen war, zu prunken, anſtatt, wie man verlangte, als ſchlichter Generalſuperintendent nur ein gewöhnlicher Beamter in den Schreibſtuben des Conſiſtoriums und der Regierung zu ſein. Mit der Büreaukratie, welche bis dahin die kirchlichen Angelegenheiten zur vollſten Zufriedenheit der Provinz verwaltet (es war noch unter Friedrich Wilhelm III. und Altenſtein), mußte er alsbald in Conflicte gerathen, da er, anſtatt (wie er nach der Meinung der damals erſchienenen, aber alsbald verbotenen Schrift: „Der Biſchof Dräſeke", welche die Sache dieſer kirchlichen Büreaukratie gegen ihn führte, hätte thun ſollen) ſich mit dem preußiſchen Geſchäftsſtil und den Geſetzen ernſtlich bekannt zu machen, vielmehr „gemüthlich fortgewandert" und dadurch „in die Irre gerathen" war. Seine Kirchenviſitationen wurden von ſeinem literariſchen Gegner „geiſtliche Schauſpiele" genannt, durch welche den Superintendenten ungebührliche Koſten erwüchſen. „Der Biſchof Dräſeke will kommen, wir ſind in der größten Verlegenheit, ruft die Hausfrau aus und verlangt Geld zu Tapeten, Gardinen und Meubeln, die Kinder werden neu gekleidet und die Eltern ſehen ein, daß auch ſie neu ihre Garderobe zu beſorgen haben. Für eine geiſtliche Amtshandlung, welche ihrer Natur nach ſtill und einfach vorübergehen könnte und ſollte, werden Hunderte verausgabt, weil allgemein die Meinung geltend iſt, der Herr Biſchof liebe das Glänzende; ja dieſe Anſicht iſt ſo tief gewurzelt, daß Viele darauf ſchwören wollen, der Biſchof würde meinen, daß alles chriſtliche Leben da erſtorben ſei, wo er nicht mit Serenaden und Ehrenpforten, mit umkränzten Büſten und Gedichten empfangen werde.“ Was Dräſeke auf ſeinen Reiſen amtlich ſprach, erregte ebenfalls vielfachen Anſtoß. Den Geiſtlichen ſagte er: „Ja, meine lieben Brüder, mit den weltlichen Behörden iſt nichts anzufangen, die thun ihre Schuldigkeit nicht, wir müſſen die Hand ans Werk legen, wir müſſen Gewalt brauchen.“ Auch an ſeinen feierlichen Anſprachen hatte man viel zu tadeln, noch mehr zu belächeln, denn ſeine geniale Beredtſamkeit, welche bei der Einweihung des Lützener Guſtav-Adolf-Denkmals ihren letzten großen Triumph feierte, artete zuletzt gänzlich in Manier aus. Lange Zeit begann er als Biſchof ſeine Reden an das Volk überall mit den Worten: „Euer König läßt euch durch mich grüßen“. Seine Art und Weiſe, ſtets unvorbereitet zu ſprechen, die er bis auf einen gewiſſen Punkt ſelbſt den jüngern Geiſtlichen empfahl, wurde endlich ſehr matt, zumal da er mit ſeinen Reden ſich meiſt an Das hielt, was ihm gerade zunächſt vor Augen lag, wie die Inſchrift einer Altardecke, oder was ihn eben zufällig beſchäftigte, wie der Name eines in ſein Amt einzuführenden Superintendenten. Im beſten Falle ſtellte er Reiſebetrachtungen an über den Ort, wo er ſich befand, über ſeine Bewohner und ihre Gewerbthätigkeit. Da er auf ſeinen geiſtlichen Inſpectionsreiſen ſämmtliche Behörden und Collegien vor ſich beſchied und alle öffentlichen Inſtitute beſuchte, ſo ſollen zuerſt die Gymnaſialdirectoren unter Niemeyer's Vorſitz in Halle zuſammengetreten ſein und beſchloſſen haben, ihm den Zutritt zu ihren Anſtalten zu verſagen.

Da in der Provinz Sachſen der Rationalismus durch die Univerſitätslehrer Wegſcheider und Geſenius mehr Boden gewonnen hatte als in irgend einer andern preußiſchen Provinz, ſo machte dieſes ganze Auftreten des Biſchofs hier, beſonders unter den Geiſtlichen, von vorn herein nicht geringen Eindruck. Als die beſondere Veranlaſſung ihres Zuſammentretens aber bezeichneten die Lichtfreunde wiederholt Dräſeke's Einſchreiten gegen Sintenis. Der Paſtor Sintenis in Magdeburg hatte an einem Bilde auf der dortigen Kunſtausſtellung Anſtoß genommen, welches das Gebet einer Bauernfamilie im Walde vor einem Crucifixe darſtellte und dem Kreisſteuereinnehmer Nöbbeck zu einem den Gegenſtand weiter ausführenden Gedichte in der „Magdeburgiſche Zeitung“ Veranlaſſung gab. Bild und Gedicht erklärte Sintenis für katholiſirendes Unweſen, das Gebet zu Chriſto aber überhaupt für Aberglauben, wenn nicht gar für Abgötterei, da der evangeliſche Chriſt nur an Gott ſelbſt ſein Gebet richten dürfe. In äſthetiſcher Hinſicht iſt gegen dieſe Kritik zu bemerken, daß zwar die Dogmatik an und für ſich der Kunſt nur wenig ganz geeigneten Stoff bietet, daß aber das anbetende Subject für alle Zeiten ein würdiger Gegenſtand der Kunſt bleiben wird. In religiöſer Beziehung iſt ſie neuerdings von Prutz für „puritaniſchen Eifer" erklärt worden. Zu einer officiellen Verfolgung des Predigers Sintenis war aber offenbar gar kein Grund vorhanden, da die fragliche Art der Anbetung dem proteſtantiſchen Bewußtſein allerdings fern lag. Dennoch drang Dräſeke auf deſſen Abſetzung. Er erreichte indeſſen ſeine Abſicht nicht, ja er mußte endlich ſelbſt, in Folge der Sintenis'ſchen Streitigkeit, von ſeinem Poſten in Magdeburg weichen.

Um dieſe Zeit ſchrieb der Prediger Uhlich in Pömmelte an den Pfarrer König zu Anderbeck: „Du fragſt deine (geiſtlichen) Brüder: Warum ſteht ihr ſo müßig am Markte des Lebens? Wohlan, wenn es dir Ernſt iſt, ſo greife ſelbſt mit an! Komm zu uns, daß wir berathen und vom Reden zum Handeln ſchreiten!" Eine gewiſſe Unruhe hatte ſich dieſer Landgeiſtlichen bemächtigt: ſie wollten ſich eines entſchiedenen Antheils an den Fortſchritten der Cultur verſichern. „Die Bücher in Ehren!" — ſchrieb Uhlich noch im Jahre 1845 — „aber ihre todten Buchſtaben leiſten uns nie Gewähr, daß der lebendige Geiſt darin wohne." — Am 29. Juni 1841 kamen zuerſt 16 Geiſtliche in Gnadau zuſammen und verabredeten ſchließlich eine Verſammlung für den Herbſt in Halle. Hier fanden ſich bereits 56 ein, worunter viele Nichtgeiſtliche. Die dritte Verſammlung, von 200 Mitgliedern, wurde noch in demſelben Herbſte zu Magdeburg, die vierte, von etwa gleichem Umfange, am Pfingſten 1842 in Leipzig gehalten, wo der Archidiakonus Fiſcher damals bereits die erſten Nummern des von ihm im Namen der Lichtfreunde herausgegebenen „Erbauungsblattes" vorlegte. Im Herbſt 1842 verſammelte man ſich zuerſt in Köthen, wo ſeitdem regelmäßige Hauptverſammlungen zu Pfingſten und Michaelis ſtattfanden. Magdeburg ſetzte ſeine ſich mehr und mehr vergrößernden Kreisverſammlungen fort. Halle richtete zweimonatliche Verſammlungen ein, welche ſeit Anfang des Jahres 1845 in doppelter Form gehalten wurden, Vormittags für Gelehrte, Nachmittags für Jedermann. 1844 bildeten ſich, meiſt halbjährig wiederkehrend, Verſammlungen in Oſchersleben, Halberſtadt und Bütow in Hinterpommern. Hoym in Anhalt hatte ſchon früher halbjährige Verſammlungen. 1845 entſtanden Verſammlungen in Aſchersleben, Eisleben, Naumburg, auf der Aſſe im Braunſchweigiſchen, in Deſſau, Leipzig, Königsberg in Preußen, Berlin (wo ſie verunglückten) und Breslau. Als die hervorragendſten Perſönlichkeiten, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten an den Verſammlungen der Proteſtantiſchen Freunde betheiligten, nennen wir außer Uhlich, König, Fiſcher und G. A. Wislicenus: Director Niemeyer, Prof. Wegſcheider, Prof. Francke, Duncker, Schwarz, Haſemann, Hildebrandt, Schwetſchke, Haym und Eberty aus Halle; aus Magdeburg: Sintenis und Weichſel; aus Quedlinburg: Director Richter; aus Halberſtadt: Weißenborn; aus Köthen: Ilenſer; aus Braunſchweig:

Dr. Hanne; aus Merſeburg: Hicke; aus Freiburg an der Unſtrut: F. L. Jahn; aus Delitzſch und Naumburg: die beiden Balzer; Zſchieſche aus Döſſel; Hildenhagen aus Quetz, und Nagel aus Gatersleben. Ferner die Herren Fubel, Ehricht, Erler, Kluſemann, Hempel, K. Pleißner, Albrecht und Beſcheren.

Die eigentlichen Lichtfreunde haben gewöhnlich, wo es überhaupt geſchah, ihre Meinungen in der etwas willkürlichen Anzahl von ſechs Sätzen vorgetragen, in denen jedoch im Weſentlichen nur die drei Ideen des perſönlichen Gottes, der Unſterblichkeit und des „perſönlichen Heilands" enthalten ſind. Ueberall, wo es ſich darum handelt, ſolche Sätze aufzuſtellen, muß bei ihnen die Unbeſtimmtheit derſelben auffallen. Man war überhaupt gegen alle beſtimmten Glaubensbekenntniſſe, ſelbſt wenn man ſie ſelbſt verfaſſen durfte, weil möglicherweiſe über kurz oder lang der Geiſt durch dieſelben gebunden werden könne. Nach der Unterſchrift unter ſeinem erſten Bildniſſe betrachtete ſich Uhlich ganz im Allgemeinen als Den, der die Sache des Geiſtes gegen die Form zu führen habe. Alle Sätze der Lichtfreunde zeigen uns ihre Glaubensmeinungen nicht als abgeſchloſſen, ſondern als noch im Fluſſe und im Werden begriffen. Daneben ſtellten ſie mit beſonderer Vorliebe ſogenannte „Regeln" auf, nicht allein für die Erforſchung der Wahrheit und den Ausbau des Gottesreiches auf Erden, ſondern auch für ihren eigenen bürgerlichen Lebenswandel. Dieſe Regeln geſtatten uns einen tieferen Blick in das Weſen der Lichtfreunde. „Alles ſo einfach wie möglich", war ihre Hauptdeviſe; mit dieſer und mit allen Mitteln des 19. Jahrhunderts wollten ſie dahin wirken, daß es in der Welt beſſer werde; dazu ſollte Jeder bei ſich ſelbſt und den Seinigen den Anfang machen. Hauptſächlich die Geiſtlichen unter den Lichtfreunden verſprachen einander, ſich in Amt und Leben rein und treu zu beweiſen. Wer nicht Wort halte, gehöre ihnen nicht mehr an.

Es dürfte ſchon nach dem Obigen nicht zweifelhaft ſein, daß man in wiſſenſchaftlicher Beziehung nicht ganz ohne Grund den Lichtfreunden den Vorwurf der Flachheit gemacht hat und daß Uhlich ſehr im Irrthume iſt, wenn er einmal zu verſtehen gibt, dieſer Vorwurf ſei von den Jeſuiten ausgeſonnen, um dem vulgären Rationalismus zu ſchaden. Es tragen aber auch die Verſammlungen der Lichtfreunde anfangs kaum den Charakter der „Wiſſenſchaftlichkeit", vielmehr, namentlich ſo lange als ſich faſt nur Geiſtliche zu den Verſammlungen einfanden, einen vorzugsweiſe *erbaulichen*, ſodaß ſie etwa an die regelmäßigen Beſuche erinnern, welche proteſtantiſche Landprediger ſich abſtatten, um ſich gegenſeitig das Abendmahl zu reichen, eine einfache Mahlzeit miteinander zu verzehren und am Nachmittage ſich über den neueſten Zuſtand der Theologie zu unterreden. Es war dies die *gemüthliche* Periode der lichtfreundlichen Beſtrebungen. Zwar wurde auch ſchon in dieſer Zeit von ihren Gegnern, mit Hinblick auf die leipziger „Erbauungsblätter", die lichtfreundliche Auffaſſung der chriſtlichen Wahrheit und des chriſtlichen Lebens (wie König ſpäter klagte) bald „Infuſionsthier“, bald „ewiger Jude“ oder „graues Männlein“ geſcholten; im Allgemeinen jedoch lebten die Lichtfreunde damals noch mit aller Welt und ſogar mit ihren rechtgläubigen Amtsbrüdern in Frieden. Dieſe Letztern (um dies gleich hier zu erwähnen) bildeten im Herbſt 1842 aus verſchiedenen Zweigvereinen auf Antrag des Paſtor Rhenius den „kirchlichen Centralverein für die Provinz Sachſen“, der ſich von Anfang an bis jetzt (ſpäter unter dem Namen der Paſtoralconferenz) in Gnadau verſammelt hat. Da der Director des Centralvereins, ein Sohn des verſtorbenen Biſchofs Weſtermeier in Magdeburg, gleich Uhlich unweit Gnadau wohnte, kam es nicht ſelten vor, daß beide Vereine am gleichen Tage ihre vorbereitenden Sitzungen dort in demſelben Hauſe hielten, der eine zu ebener Erde, der andere im erſten Stock. Uhlich ſchrieb damals hin und her Friedensbriefe an orthodoxe Amtsbrüder, und erſt nach dem Wislicenus'ſchen Vortrage wurden gewiſſe Verhandlungen zwiſchen beiden Vereinen abgebrochen. Es zeigte ſich nun erſt, daß beide Parteien ſich als zwei vollkommen gerüſtete Heerlager gegenüber ſtanden.

Später, als zu den Verſammlungen der Lichtfreunde mehr und mehr Laien, ſelbſt aus den niedern Ständen, hinzutraten, nahmen die Verſammlungen ſtatt des erbaulichen einen mehr pädagogiſchen Charakter an. Hatten ſie anfangs nur etwa wie die Freimaurer (an welche auch der auf ein perſönliches Verhältniß der Mitglieder zueinander hindeutende Name „Proteſtantiſche Freunde“, nicht minder auch der populärere Name „Lichtfreunde“, und die immer wiederkehrende Bezeichnung ihrer Aufgabe als „Ausbau des Reiches Gottes auf Erden“ erinnerte) in unbeſtimmter und allgemeiner Weiſe wirken wollen, ſo wandten ſie ſich nun unmittelbar an das Volk. Auch die große Maſſe habe das Recht zu fragen: Was iſt Wahrheit? ſagt Uhlich.

Erſt in einer dritten Periode wird ein wiſſenſchaftlicher Charakter in den Verſammlungen ſichtbar, und obgleich dieſer nur zum Vorſchein kam im Kampfe mit den „ſpeculativen Freunden“, welche ſich jetzt als ein urſprünglich fremdes Element lebhaft daran zu betheiligen begannen, und obgleich die Zuſammenkünfte ſpäter noch bedeutend an Umfang wuchſen, ſo kann man doch dieſe die Blütezeit der Lichtfreunde nennen. Damals kämpften ſpeculative Theologie und Philoſophie mit dem alten hausbackenen Rationalismus vor allem Volk um die Popularität, und in Halle wenigſtens gelang es dem Paſtor Hildenhagen aus Quetz, dem Paſtor Zſchieſche aus Dößel und beſonders dem Licentiaten Schwarz, dem letztern dieſelbe zu entreißen.

Dem eigentlichen Glanzpunkte in der vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen Periode, dem Wislicenus'ſchen Vortrage über die Frage: „Ob Schrift? ob Geiſt?“ folgte die vierte und letzte Periode auf dem Fuße, in der die ganze Bewegung durch den Conflict, in welchen ſie mit dem Staate gerieth, einen weſentlich politiſchen Charakter annahm und wo ſich außer Eberty, dem gerichtlichen Vertheidiger von Wislicenus, hauptſächlich Duncker und Haym ihr anſchloſſen.

Wislicenus, K. B. König, Uhlich.

Guſtav Adolf Wislicenus, einer aus Ungarn herſtammenden Familie angehörig, war durch die Theilnahme an der Burſchenſchaft, in der ſein ernſtes und wahrheitsgetreues, beſonnenes und entſchiedenes Weſen ihm eine hervorragende Stellung geſichert hatte, in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt, welche ihn auf die Feſtung führten. Ein hochadeliger Freund und Geſinnungsgenoſſe, mit dem er dort zuſammentraf, ſoll ihm, nachdem Beide amneſtirt waren, alsbald eine Landpfarre, deren Patron er war, ertheilt haben. Von dieſer wurde er an die Kirche der Vorſtadt Neumarkt in Halle verſetzt, nach einer Bemerkung der „Kirchlichen Monatsſchrift“ deshalb, weil man von ihm erwartete, er werde in dieſer Stadt das kirchliche Glaubensleben befruchten helfen.

Wislicenus hatte zu Halle in ſeiner einſam neben dem Wegſcheider'ſchen Hauſe vor dem Kirchthore gelegenen Kirche „wegen ſeiner Ungeſchmeidigkeit im Predigen“, wie einer ſeiner Gegner ſich ſehr charakteriſtiſch ausdrückt, nur wenig Zuhörer und erwarb ſich erſt einen Namen durch ſeinen Köthener Vortrag, noch mehr aber, als er denſelben nach Verlauf einer geraumen Zeit ſorgſam, ja, wie es ſcheint, mühſam ausgearbeitet und von polemiſchen Bemerkungen begleitet, durch die Preſſe in einer Druckſchrift veröffentlichte, in welcher die Einfachheit des lichtfreundlichen Weſens und Denkens gleichſam die claſſiſche Reife erlangt hat. Vielleicht war gerade deswegen die Wirkung dieſes Mannes ſo bedeutend, weil bei ihm die Form zu denken und ſeine Gedanken zu entwickeln noch ganz rationaliſtiſch war, während er doch die Reſultate der Strauß'ſchen Lehre mit der größten Energie ſich zu eigen gemacht hatte.

Der ehrwürdige Profeſſor Wegſcheider, als deſſen Schüler ſich König und Uhlich wol hundertmal, Letzterer auch in ſeiner ſpäter zu erwähnenden Eingabe an den König von Preußen, bekannten und der in den halleſchen Verſammlungen ſtets als Zuhörer zugegen war, hatte auf dem Katheder ſtets ſeinen Schülern eingeſchärft, daß der Geiſtliche auf der Kanzel und vor dem Altare, unbeſchadet der theologiſchen Wiſſenſchaft, an die Lehren und Satzungen der Kirche gebunden ſei. Schleiermacher's Syſtem, dem urſprünglich Uhlich's „ſpeculative Freunde“ angehörten, war bekanntlich durchaus vermittelnd, und ſelbſt die mythiſche Auffaſſung des Chriſtenthums von D. F. Strauß hatte ſich als eine ſolche angekündigt, durch welche den groben Widerſprüchen, in welche der Rationalismus, zumal der vulgäre, mit der Bibel gerathen ſei, begegnet werden ſolle vermöge einer höhern, reinern und idealern Lehre, welche namentlich jeden Verdacht abſichtlicher Hintergehung des Volks durch Chriſtus ausſchließe. Strauß wollte alſo, von ſeinem eigentlichen wiſſenſchaftlichen Zwecke abgeſehen, das über der rohen Auffaſſung des Chriſtenthums verhärtete Gewiſſen der Geiſtlichkeit läutern und ſchärfen, war aber weit entfernt (man weiß dies von ſeinen eigenen Predigten und kirchlichen Gebeten), ſeine mythiſche Auffaſſung des Chriſtenthums zur Kirchenlehre zu machen, was natürlich auch ſchon in ſich ſelbſt ein Widerſpruch geweſen wäre. Mit etwas mehr wahrhaft ſpeculativer Auffaſſung des Chriſtenthums hätte auch in der That die Welt vor den theologiſchen Zänkereien, welche eine ſo traurige Vorbereitung unſerer großartigen politiſchen Erhebung bilden, bewahrt werden können. Es ſcheint aber, daß der Conflict, in den Wislicenus als Menſch und Prieſter zunächſt mit ſich ſelbſt gerieth, ihn drängte, die beruhigende Kraft zu ſuchen, die in dem laut und öffentlich ausgeſprochenen Worte liegt.

Die eigentlichen Lichtfreunde dagegen glaubten — und nicht ohne Grund — den obenerwähnten Rath ihres Lehrers Wegſcheider befolgt zu haben, da ſie ja eben deswegen ihre Anſichten und Grundſätze in ihren Verſammlungen ausſprachen, weil ſie dieſe zwar vor wohlhabenden Bürgersleuten, aber nicht in den Kirchen „vor Witwen, Mühſeligen und Beladenen", vor welche ſie ihrer Meinung nach nicht gehörten, ausſprechen wollten. Die Berichte, welche durch Uhlich ſelbſt in politiſchen Blättern und Kirchenzeitungen veröffentlicht wurden, ſchienen nur dazu beſtimmt, einen Schleier über die Verhandlungen zu breiten. Der erſte wirkliche Bericht über die Verſammlungen, der von einem ſehr beſchränkten Manne ausging, aber in der Art „im kirchenhiſtoriſchen Intereſſe" lag, wurde daher allgemein als eine Denunciation angeſehen und änderte wirklich die ganze Sachlage. Es war der bekannte Bericht des Profeſſor Guericke in Nr. 66 der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" von 1844 über die köthener Verſammlung vom 29. Mai 1844, in welcher Wislicenus ſeinen Vortrag hielt. In Folge deſſelben ſtellte auf dem berliner Miſſionsfeſte am 6. Juni der Superintendent Büchſel den Antrag, die Proteſtantiſchen Freunde durch eine Erklärung gewiſſermaßen aus der proteſtantiſchen Kirche zu excommuniciren. Da dies auf die Anträge von Snethlage und Harniſch unterblieb, kniete am folgenden Tage die Miſſionsverſammlung auf Röttger's Antrag nieder und that eine Fürbitte „für die Bekehrung der irrenden Brüder". Bald darauf wurde auch Wislicenus von der Behörde zur Rechenſchaft gezogen.

Karl Bernhard König, Paſtor zu Anderbeck und Verfaſſer der obenerwähnten folgereichen Flugſchrift über den Biſchof Dräſeke, „ein ſehr toleranter Mann", wie Wienbarg den Antidräſeke einmal mit vier Worten treffend charakteriſirt, hatte ſeinem Nachbar in Köthen zugeflüſtert, während Wislicenus ſeinen Vortrag hielt: „Er geht zu weit!" und endlich die Verſammlung mit Kopfſchütteln verlaſſen; ſobald aber das: Kreuzige! kreuzige! der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" erſcholl, ſtand er den Proteſtantiſchen Freunden und ſelbſt Wislicenus als gewichtiger Anwalt getreulich zur Seite, entſchuldigte noch, was er mit ſeinem „rechten Standpunkte“ nicht mehr rechtfertigen konnte, und geleitete mit ſeiner wahrhaft unverwüſtlichen Toleranz den Radicalismus ſchützend bis zu den äußerſten Grenzen der proteſtantiſchen Freiheit. Unmittelbar nach dem Guericke'ſchen Berichte in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ erſchien in der „Magdeburgiſchen Zeitung“ eine ſcherzhafte Correſpondenz vom 27. Juni aus König's Wohnort, einem Dörfchen am Oſchersleber Bruche, worin verſichert wurde: „hieſigen Orts“ betrachte man ſolche Schritte, wie der Guericke'ſche Bericht, mit vielem Humor und ſei entſchloſſen, wo es Noth thue, auch ferner tüchtig drauf zu klopfen. Auf dieſe luſtige Ankündigung folgte alsbald das erſte Heft des „Rechten Standpunktes“, worin König über die Beſchränktheit des Guericke'ſchen Berichts und die widerwärtige Demonſtration des berliner Miſſionsfeſtes die Geißel ſchwang. König iſt ſeitdem der getreue literariſche Anwalt der Proteſtantiſchen Freunde, in deren Verſammlungen er faſt niemals ſprach, bis an ſein Ende geblieben, und wenn ihm dabei der damalige Diakonus Hildebrandt an der Ulrichskirche in Halle in mehr urbaner und auch vielleicht noch witzigerer Weiſe hin und wieder zur Seite ſtand, ſo hat doch König's ganze Polemik den großen Vorzug, daß ſie in ihrer Behaglichkeit unverkennbar den eigentlichen Typus des ganzen Lichtfreundthums darſtellt. — König war zugleich Das, was man eine „Natur“ nennt, und inſofern ſtand er einzig da unter allen Lichtfreunden. Es fand ſich auch hier der überall in Deutſchland wiederkehrende Gegenſatz von Goethe zu Schiller; war König's Freund Uhlich Idealiſt, ſo war er ſelbſt Realiſt. Dieſer Pfarrer war ein eben ſo praktiſcher Kopf als gewandter Journaliſt. Obgleich als alter Freiwilliger, der in der Schlacht bei Ligny geblutet hatte, ſpecifiſcher Preuße, hatte er doch von allen eigentlichen Lichtfreunden beiweitem das meiſte Intereſſe an einer geſunden politiſchen Entwickelung. Er hat daher auch als Lichtfreund immer mehr als alle Andern die Herſtellung einer Kirchenverfaſſung im Auge behalten, und klagte ſogar, daß die Verſammlungen der Proteſtantiſchen Freunde erfolglos ſeien, ohne Zweifel, weil ſie ſich in theologiſche Zänkereien verliefen. In ſeinen früheſten, theilweiſe noch vor der Zeit, wo er ſich den Lichtfreunden anſchloß, geſchriebenen Büchern und Flugſchriften über Volkserziehung, z. B. im „Schaden Joſef's an unſern Landgemeinden“, hat er ſeine Aufgabe ſtets weit tiefer gefaßt, als die übrigen Lichtfreunde in Bezug auf Volkserziehung dies jemals gethan haben, und da er von wirklichen praktiſchen Beobachtungen ausging, ſo konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, den Schaden Joſef's etwa gleich ſeinem Freunde Uhlich durch die bloße leichte und erbauliche Belehrung ausheilen zu wollen, ſondern er ertheilte Rathſchläge, die von allen Zweigen der preußiſchen Verwaltung mit Dank aufgenommen und theilweiſe ſehr bald verwirklicht wurden, wie z. B. der Vorſchlag zu ſogenannten Ackerbauſchulen, durch welche er verhindern wollte, daß die wohlhabenden Bauern genöthigt wären, ihre Söhne in die ſtädtiſchen Realſchulen zu ſchicken, weil der dadurch etwa zu erzielende Gewinn an zum großen Theil für den jungen Bauernſohn unbrauchbaren Kenntniſſen zu den moraliſchen Gefahren, welche für denſelben ein ſo kurzer Aufenthalt in der Stadt mit ſich bringe, in gar keinem Verhältniſſe ſtehe. Daß er ſeinem Weſen nach immer noch, wie ſchon als Gegner Dräſeke's, eigentlich Bureaukrat war, konnte man einem Manne von ſo viel Mutterwitz, geſunden Grundſätzen und tüchtiger Kenntniß des Volkslebens oder, wie man bei König geradezu ſagen muß, des Bauernſtandes wol verzeihen. Wenn er übrigens auch praktiſch ſich ſtets an die preußiſche Bureaukratie anſchloß und ſogar zuweilen den Anwalt derſelben machte, ſo hatte er auf der andern Seite doch nicht ſelten ſich gegen das Zuvielregieren und dergleichen Dinge ausgeſprochen. Nicht minder erklärte er ſich mit Begeiſterung für Preßfreiheit, Emancipation der Juden und Reichsſtände, was man keinem andern Lichtfreunde mit Beſtimmtheit nachrühmen kann, ſodaß König's geſunde politiſche Grundſätze leider in dem Chaos der lichtfreundlichen Beſtrebungen verſchwimmen wie ein Glas Rheinwein, das in einen Eimer voll Waſſer gegoſſen wird.

König's Schriften für die Proteſtantiſchen Freunde ſind nicht ſeine verdienſtlichſten, dienten aber dazu, ihm zuerſt in weitern Kreiſen einen Namen zu erwerben; der gemüthliche Landpfarrer ſcheint nicht ohne vorhergegangenen innern Kampf ſich entſchloſſen zu haben, in dieſer Sache aufzutreten und dadurch zahlreiche Feinde gegen ſich aufzurufen, von denen, wie er ſagt, oft einer genug ſei, um das Glück einer Familie zu zertrümmern. Durch die Vorſicht, die er mit ſeinem ſtarken Humor und ſeiner oft bittern Ironie zu vereinigen wußte, auch wol durch die auf dem Grunde tieferer Einſicht in das praktiſche Leben ruhende Mäßigung erreichte er den Erfolg, daß er allein zuletzt unter allen Häuptern der Lichtfreunde und ihrer Verbündeten von den Behörden unangefochten daſtand, obgleich kein Anderer von der Geiſtlichkeit ſo gehaßt wurde als gerade König. Nur amtliche Verweiſe ſoll er ſehr zahlreich davongetragen haben wegen der weltlichen Waffen, deren er ſich im Kampfe bediente. Solche Verweiſe nahm er jedesmal ruhig hin, ohne das geringſte Aufheben und den leiſeſten Zeitungslärm davon zu machen, ſowie er ſich auch über die vielen Schererien, welche die Cenſur ihm fortwährend bereitete, vollkommen zu tröſten verſtand. Daß ein ſolcher Charakter auch ſeine Schattenſeiten haben muß, ergibt ſich von ſelbſt, und es war thöricht, daß die Herren Sintenis und Uhlich nach König's Tode ihn im idealen Lichte darzuſtellen verſuchten. Der Ton, der in König's polemiſchen Schriften vorherrſcht, iſt ein ganz eigenthümliches Gemiſch von Gemüthlichkeit, Humor, Pathos und Schalkhaftigkeit, wozu ſich noch die Harmloſigkeit geſellt, die er ſelbſt einmal ausdrücklich von ſich rühmt und die allen ſeinen Schriften einen beſondern Reiz verleiht.

Als ſpäter mit Wislicenus auch König und Uhlich durch mannichfache Erklärungen von orthodoxer Seite der förmlich in Acht und Bann gethan wurden und beſorgte Freunde ſich vielfach nach dem Schickſal der ſo hart Angegriffenen erkundigten, erklärte König (ebenfalls in ſeinem „Rechten Standpunkte“): „Wir danken für gütige Erkundigung und befinden uns recht wohl.“ Im dritten Hefte ſeines „Rechten Standpunktes“ richtet er nach der damaligen Sitte des Tages ein Sendſchreiben an Uhlich, mit dem gemüthlichen Schluß: „Grüße Alle, die zu uns halten, und ſage meinen Freunden, daß ich entſchloſſen ſei zu reden, ſolange Gott mein Leben friſtet und das Proteſtantenvolk mich hören will. Vorwärts, Uhlich, lebe wohl!“ Nicht lange darauf hieß dieſer Pfarrer vom Krankenbette aus die Freunde nach ſeinem Tode von ihm ſagen: „Glücklich iſt er doch geweſen bei allem Krankenſchmerz, und mit rieſigen Armen und ſelbſt ſterbend noch hat er ſie an ſein Herz gedrückt, die einzige, die heißgeliebte Freiheit“, — ſchöne Worte, die wir gern auf ſeinem Grabſteine leſen würden.*)

Für die zahlloſen Gegner der Lichtfreunde war es charakteriſtiſch, daß ſie ſich am liebſten an König's Ferſen hefteten, deſſen harmloſe, nicht ſelten frivole und immer aphoriſtiſche Schreibweiſe mit ſeinen Einfällen zu Erörterungen verleitete, in denen ſie ſich mit breiteſter Gründlichkeit ergingen, obgleich ſie gewöhnlich gar nichts zur Sache thaten. Stets ſuchten ſie auch ihm gegenüber einen Anlaß, ihre wiſſenſchaftliche Ueberlegenheit zu beweiſen, mit welcher aber begreiflicherweiſe bei König, dem Ergrafiker und dem Jules Janin einer preußiſchen Provinz, nie etwas bewieſen werden konnte. An Gegnern, welche ihm an Derbheit ebenbürtig waren, fehlte es nicht, wol aber an ſolchen, die ſich an Geiſt mit ihm meſſen durften. Der Humor, den ſie zuweilen gegen ihn ins Feld führten, ſtand auf einem verlorenen Poſten, denn man ſah, daß ſie ſich nur ſchwer entſchloſſen hatten, es ihm an Bosheit gleich zu thun, nicht aus „göttlichem Leichtſinn", ſondern aus griesgrämlicher Reflexion. Es fehlte überall an der König'ſchen Weinlaune, man bemerkte zu viel Abſichtlichkeit und blieb kalt. — Seine hauptſächlichſten Gegner waren Piſtorius, Müller aus Isleben (der ihm den „Vernunftkeller" vorwarf) und Jehn.

---

*) Da König's Streitſchriften begreiflicherweiſe jetzt bereits mit der übrigen Literatur der lichtfreundlichen Bewegung vergeſſen, vielleicht auch niemals recht über den Umkreis der Provinz Sachſen hinausgedrungen ſind, ſo möge als Probe ſeiner Polemik die nachfolgende Stelle aus ſeiner in Braunſchweig erſchienenen Flugſchrift: „Herr Hengſtenberg anno 1845“, hier Platz finden, die in ihrer Art claſſiſch genannt werden kann und deren zahlreiche Beziehungen und bunte Anſpielungen auf allerlei Aeußerungen der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ dem Leſer nicht unverſtändlich ſein werden. „Ja, Hengſtenbergerin, Kyrie eleiſon! Der Herr ſei dir gnädig und erbarme ſich über dich! Laß die Aſche des alten Dinter in Ruhe und beſudele ſie nicht mit deinem heuchleriſchen Lobe! Hengſtenbergerin, verſchone uns mit deinem lächerlichen Pathos, das Geſetz und die Bibel mit deinem Schutze, die Behörden mit deinen Denunciationen und mache nicht aus der Mücke eines kleinen Zeitungsartikels einen großen Elefanten! Und ſollte dein Weheruf über die Zeit begründet ſein, und ſollte es mit dem unterhöhlten Boden und dem Pulver wirklich ſeine Richtigkeit haben, dann, Hengſtenbergerin, dann erfülle unſer Aller Wunſch, ſetze dich eben darauf und ſei die erſte, welche zum Himmel fliegt! Und ſollte dir bange werden vor der einſamen Reiſe, da das andere Geflügel zur Hölle fährt, ſo ſende, theures Kameel, nach Halle hin, laß deinen [illegible] kommen und reiſe mit ihm gemeinſchaftlich in dieſem Jahre noch, damit es wahr werde, was geſchrieben ſteht: Hengſtenberg und Compagnie anno 1845. Der Führer aber in Pömmelte, der bleibe unter uns und reiſe noch oft auf der Eiſenbahn; er bereite noch viele Jahre aus den vulgären Rationalismus, erlebe viel Freude an der proteſtantiſchen Freundſchaft und empfange noch ſpät zahlreiche Beweiſe unſerer Werthſchätzung und treuen Liebe! Ja, Hengſtenbergerin, das glaube mir, das bischen Welt, was dann noch ſtehen bleibt, wird auch ohne dich fertig werden, und vielleicht geht's dann hier auf Erden beſſer, wenigſtens friedlicher zu, wenn du mit deinem alleinſeligmachenden evangeliſchen Kirchenglauben erſt im Himmel biſt. Sela.“

Ein Fortſchritt in dieſer Streitſchriftenliteratur kam bereits in der Polemik gegen Uhlich zu Tage. Dem Zuchthausprediger Findeis gelang es, den ebenſo vorſichtigen als thatkräftigen Mann aus der Feſtung ſeines literariſchen Stillſchweigens zu locken, indem er ſeinen Angriff gegen Uhlich in die Form eines Sendſchreibens an dieſen einkleidete. Dogmatiſche Beweisführungen wechſelten in dieſem Sendſchreiben mit der Beſchuldigung des Hochmuths und des Aberglaubens, und das Alles war von der ſtets wiederkehrenden Anrede: „Lieber Uhlich" durchzogen. Gegen Findeis ſchrieb Uhlich ſeine „Bekenntniſſe", welche 1845 von dem Prediger Kämpfe in Magdeburg beantwortet wurden. Dieſer Schleiermacherianer, den B. Bauer bei einem Beſuche in Magdeburg zu einer Zeit, wo Uhlich ſich bereits dort befand, für den einzigen wiſſenſchaftlich gebildeten Theologen dieſer Stadt erklärt haben ſoll, war 1844 zuerſt mit einer Controverspredigt gegen die Proteſtantiſchen Freunde aufgetreten, in der er ſagte: die Lichtfreunde wollten Chriſtum und die Apoſtel erſt „zur Vernunft bringen" und es müſſe dieſen überlaſſen bleiben, ſich „bei jenen gelehrten Herren" zu bedanken. In ſeiner Streitſchrift zeigte es ſich, daß er mit Uhlich inſofern auf gleichem Boden ſtand, als er auf die ſymboliſchen Bücher wenig Werth legte und den Geiſt der Bibel als die Norm des chriſtlichen Glaubens betrachtete. Er ſuchte indeſſen ſelbſt in den ſchroffern und frühern Formen und Dogmen des Chriſtenthums nach dem Weſen Deſſelben und hob, was er ſo als weſentlich erkannte, den Lichtfreunden gegenüber mit einer Energie hervor, die ebenſo groß war als die Freiheit der Unterſuchung, die ihm zu ſeinen Reſultaten verholfen hatte. Freund und Feind klagten nun zwar über Kämpfe's Willkür. Allein der Gewinn, den er jenem gebracht, lag ſehr am Tage: denn ſelbſt die bereits erſchienene Wislicenus'ſche Schrift war in einzelnen Punkten durch ihn gelegentlich beſſer beantwortet als durch Guericke und Harniſch. Welchen Schaden aber von ihm den Gegnern zugefügt war, zeigte ſich darin, daß zwar endlich 1846 eine Beantwortung ſeiner Schrift aus der Altmark von Weiterſtorff erſchien, daß dagegen Uhlich ſich beharrlich wieder in den Mantel des Stillſchweigens hüllte. Er begnügte ſich ſeitdem bei allen Angriffen, die ihm zu Theil wurden, auf eine

Reformationspredigt zu verweiſen, die er hatte drucken laſſen über die Worte: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, wodurch er ſeine Sache mit der Sache Luther's in Parallele ſetzen, alle eigentlichen Verhandlungen abſchneiden und die Frage wieder auf das Gebiet der bloßen Popularität und der Volksſympathien hinüberſpielen wollte, ohne zu bedenken, welche gewaltigen Streitkräfte gerade Luther mit ſeinem treuen Melanchthon vom Gebiete der freien Schriftforſchung, der Sprachforſchung und aller Zweige der Wiſſenſchaft für ſich und die Reformation ins Feld geführt hatte.

Mit einigem Glück jedoch hat ſpäter Uhlich ſich in ſeinem „Büchlein vom Reiche Gottes“ als Schriftſteller verſucht, einem vielverbreiteten Katechismus, mit dem er zunächſt der ſchon durch König verſpotteten Ausgabe des Luther'ſchen Katechismus mit Anmerkungen von Harniſch die Spitze bieten wollte und in dem ſelbſt die Gegner ein gewiſſes organiſatoriſches Talent des lichtfreundlichen Agitators erkennen zu wollen ſchienen.

Wir wenden uns jetzt mehr im Allgemeinen zur Charakteriſirung dieſes merkwürdigen Mannes, da ſich dieſelbe am ſchicklichſten an das Erſcheinen der „Bekenntniſſe“ anreihen wird.

Nach der durch Wislicenus und Guericke berühmt gewordenen Pfingſtverſammlung an der Tafel der Lichtfreunde ſang man gemüthliche Lieder von dem ſächſiſchen O'Connel, der ſich ſelbſt ſeinen Wallſack und ſein Regiment in Köthen geſchaffen, der in Pömmelte zwar keine iriſchen Felſen, aber iriſchen Moor genug habe, deſſen Spur die Geiſtlichkeit und ſelbſt ein König — von Anderbeck — halte, deſſen Reden für Hunderttauſende lang genug ſeien und von dem es nach andern Scherzreden endlich hieß:

Den Mann, ſo brav, ſuch ihn nur weiter,
Du findeſt ſo leicht nicht ſein Bild,
Viel tapfrer Trinker und Reiter,
Doch wenig, ſo ernſt und ſo mild.

Dies war ein wohlverdientes Lob, denn die Welt hat keineswegs Ueberfluß an edelſinnigen, gemeinnützigen Männern wie der Pfarrer von Pömmelte, der jetzt längſt aus ſeinem behaglichen Amte vertrieben iſt und auf den man daher, wenn man ſich in die Blütezeit ſeines damaligen Wirkens zurückverſetzt, auch ein anderes damals geſungenes Tiſchlied ſpeciell anwenden möchte, deſſen Schluß alſo lautet:

Was zögerſt Du, für Wahrheit, Tugend, Liebe
Zu ſtehn mit That und Wort?
Du lebſt von Gott; wenn hier kein Gönner bliebe,
Dort bleibt doch Gott, Dein Hort!

Nur Bosheit kann an der Redlichkeit der Abſichten bei einem Manne von Uhlich's ganzem Weſen zweifeln und nur fanatiſcher Eifer den Dualismus, der ſich bei ſo viel Milde, Mäßigung, Gewiſſenhaftigkeit, Wahrheits- und Menſchenliebe, zumal bei einiger Beſchränktheit und in der ſchwierigen Lage eines evangeliſchen Geiſtlichen, bei ihm einſtellt, für Lug, Trug und Heuchelei anſehen. Man muß ihn erzählen hören, wie er, von frommen, einfachen Aeltern erzogen, ſchon früh ſein Nachdenken auf einfache Dinge der Religion richtete, muß ihn ſelbſt über die Schwierigkeiten reden hören, ſich in unſern Tagen ſeine religiöſen Anſichten zu bilden, ihn entwickeln hören, wie jeder einzelne Glaubensſatz auf vielerlei Gründen, jahrelangen Erfahrungen, auf gar verſchiedenen innern und äußern Vorgängen beruhe, um nicht zu lächeln über das ſcheinbar Willkürliche und Zufällige in ſeinen religiöſen Anſichten, wenn er fortwährend von Gott dem Vater redet, ohne jemals Gott den Sohn, ohne etwas Anderes als den „oberſten Geſandten Gottes an die Menſchheit“ folgen zu laſſen, wenn er die ganze Religion zwar nicht mit Wislicenus in gewöhnlichen, obgleich „guten“ Zeit- oder Menſchengeiſt, aber doch in „heiligen Geiſt“ auflöſt, und wenn er dann wieder ſich ſelbſt und ſeinen Freunden eine „chriſtliche Vernunft“ zuſchreibt. Geſtützt auf Einfachheit und gewurzelt in einer guten Häuslichkeit, wie ein Gegner ihm nachrühmt, hatte dieſer Mann offenbar ſchon lange ſegensreich gewirkt, ehe er vor die Oeffentlichkeit trat. An ihm iſt jeder Zoll ein Seelſorger. Das kleinſte Herzenskämmerlein war für ihn kein zu beſchränkter Wirkungskreis und er würde, hätte er nicht ſelbſt die Oeffentlichkeit geſucht und ſich ſtill auf ſeinen Dörfern gehalten, dort in der That noch viele Jahre hindurch für einen Pietiſten haben gelten können. Ob er dabei auch ſchon den Samen der Aufklärung in die empfänglichen Gemüther geſenkt und auf dieſe Weiſe den Satz der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ wahr gemacht habe: „Keiner iſt ſo ſchlau und fiſcht ſo im Trüben, wie Uhlich“, bleibe dahingeſtellt. Die Gabe, das Menſchenleben zu beobachten und das Menſchenherz zu verſtehen, hält dieſer Lichtfreund für das Haupterforderniß eines guten Theologen. Als er zu Anfang des vergangenen Jahres, angeſchuldigt eines politiſchen Vergehens, in Magdeburg vor den Geſchworenen ſtand, trat ein wohlhabender Bürger als Zeuge auf, welcher ausſagte, daß der Angeklagte ihn einſt vom geiſtigen Tode und ſittlichen Untergange gerettet habe — ein in der Geſchichte der politiſchen Proceſſe wol unerhörter Zwiſchenfall. Im bürgerlichen Leben iſt ihm die ungetheilteſte Achtung zu Theil geworden. Einer ſeiner Verehrer deutete ſogar einſt in einem Inſerate der „Magdeburgiſchen Zeitung“ auf ihn mit den Worten: „Seht, welch' ein Menſch!“

Höhepunkt der Bewegung.

Indem wir nun zu dem geſchichtlichen Verlauf der religiöſen Bewegung zurückſehen, muß zunächſt von der Wirkung der mehrerwähnten wichtigen Wislicenus'ſchen Schrift die Rede ſein, welche endlich im Februar 1845 erſchien. Sie hatte den Erfolg einer Brandfackel und ſchon wenige Tage nach ihrem Erſcheinen ſprang der Profeſſor Guericke gleich einem wilden Stier gegen den Autor an, indem er durch ſein „[illegible] für die

Dachpredigt des Pfarrer Wislicenus" fünf Fragen, welche Wislicenus den Orthodoxen vorgelegt hatte, z. B. ob ſie in Wahrheit glauben, daß Bileam's Eſel geſprochen habe, für ſeine Perſon mit einem „lauten und freudigen Ja" beantwortete. Er ging mit ſolchem Enthuſiasmus in die Falle, welche Wislicenus für ſeine Gegner aufgeſtellt hatte, daß ſeine Conſequenz ſeitdem nicht mehr hat bezweifelt werden können und ſeine Freunde noch ſpäter gewiſſermaßen vor dieſer Schrift warnen zu müſſen glaubten. Eine beſondere Antwort auf die fünf Fragen erſchien von dem Zeitzer Müller, dem Gegner König's, der mit vielem Behagen auf dem Abwege herumſprang, auf welchen Wislicenus ſeine Gegner zu leiten geſucht hatte und vor deſſen Gegenſchrift daher ebenfalls im kirchlichen Heerlager gewarnt wurde. Wir nennen außerdem als Verfaſſer von Gegenſchriften Kieſe in Schulpforte, Th. Schwarz zu Wik auf der Inſel Rügen, W. Strauß in Bückeburg, Neuenhaus in Halle, Böhmer in Breslau, Harniſch in Elbeu und Peterſen.

Bereits vor dem Erſcheinen der Schrift von Wislicenus war in Magdeburg eine Provinzialſynode abgehalten, welche zur Hälfte aus Superintendenten, zur andern Hälfte aus meiſt ältern Geiſtlichen beſtand und deren Mitglieder ſich friedlich in die Fractionen A, B und C, wie ſie behutſam die Rechte, das Centrum und die Linke nannten, geſchieden hatten. Weß Geiſtes Kind dieſe Synode war, zeigte ſich ſogleich, da es bei ihrer Eröffnung als ein höchſt ſpaßhaftes Omen von Seiten der zur Sitzung ziehenden Geiſtlichen betrachtet wurde, daß auf dem Fürſtenwalle ein Eichhörnchen in merkwürdigen Sätzen umherſprang. Es ſtellte ſich heraus, daß von 179 Deputirten nur 29 der Bibel unbedingte Geltung zugeſtehen wollten, während — wie die „Evangeliſche Kirchenzeitung" ſagt — „Schrift und Kirche unter täuſchendem Mantel von bedeutend Mehreren geradezu verworfen wurden" und „viele, viele mittelten zwiſchen Beidem, zwiſchen Chriſtus und Belial, zwiſchen Leben und Tod." Auch dieſe Synode drehte ſich weſentlich um die Frage: Ob Schrift? ob Geiſt? und obgleich weder Uhlich noch König oder gar Wislicenus in derſelben ſaß, wurde die Frage dennoch im rationaliſtiſchen Sinne entſchieden. Der Geiſt der Uhlich'ſchen „Bekenntniſſe" ſchwebte unſichtbar über der ganzen Verſammlung, was indeſſen nicht hinderte, daß man auch hier, wie auf den übrigen damaligen Synoden, die Kirche durch Erweiterung der ſeelſorgerlichen Gewalt zu ſtärken ſuchte, deren Durchführung der engliſchen Hochkirche ein Spiel geweſen wäre, der vom Rationalismus beeinflußten preußiſchen Landeskirche aber unmöglich ſein mußte. In den Synoden aller ſechs öſtlichen Provinzen galt damals „Chriſtus und ſein heiliges Wort mehr als Luther oder Auguſtinus, geſchweige denn als Hengſtenberg", der ſich jetzt von der Geiſtlichkeit verlaſſen ſah und deſſen Blatt nun gegen „Schein- oder [illegible]" zu Felde zu ziehen begann, während Harniſch ſpäter von dem „Siege des Unglaubens, der Schwäche des Glaubens und der Schaukelei des Halbglaubens“ ſprach, welche in Magdeburg ſo grell zu Tage gekommen ſei. Die Kluft, welche im Schooße der magdeburger Verſammlung allerdings hervortrat, war aber ſo harmlos wie die alphabetiſche Bezeichnung, welche die Fractionen ſich beigelegt hatten, und ließ ſich bequem mit dem Mantel der amtsbrüderlichen Liebe bedecken. Daß unter dieſen Umſtänden wenigſtens Uhlich und König ebenſo gut als die bedeutende Mehrzahl der Geiſtlichen in der Provinz Sachſen ein Recht hatten, innerhalb der Kirche zu verharren, verſtand ſich ganz von ſelbſt.

Schon aber ſchien es ſich in der geſammten lichtfreundlichen Angelegenheit wenig mehr um die Theologie zu handeln: denn längſt war mehr und mehr das preußiſche Volk, von den eigentlichen politiſchen Fragen der damaligen Zeit keineswegs hinlänglich in Anſpruch genommen, ſelbſt auf den Schauplatz getreten, um zu bezeugen, daß eben die religiöſe Angelegenheit die wichtigſte politiſche Frage jener Zeit geworden war.

Wie furchtbar öde und völlig in der Luft ſchwebend jetzt dem Zurückblickenden unſer damaliger politiſcher Zuſtand erſcheinen muß, bei dem es ſich weſentlich zunächſt um nicht mehr und nicht weniger als etwa um die unbefleckte Empfängniß oder die Höllenfahrt Chriſti handelte, habe ich jetzt wol nicht mehr nöthig weiter auszuführen, wenngleich der feſte Ankergrund eines deutſchen Nationallebens, auf dem unſer politiſches Daſein als ein ruhiges und ſicheres Thun und Walten fußen ſollte, noch immer nicht gefunden iſt.

Man muß übrigens annehmen, daß der proteſtantiſchen Bewegung für ſich allein diejenige Kraft, welche die Maſſen in ſo hohem Grade elektriſirte, nicht innewohnte, ſondern daß eben das Zuſammentreffen der Bewegungen innerhalb der proteſtantiſchen und der katholiſchen Kirche jenen nationalen Aufſchwung erzeugte, welcher offenbar ſchon während der Adreſſen an Johannes Ronge und die Deutſchkatholiken ſeine Blütezeit erlebte. Die Ablöſung eines Theils der katholiſchen Kirche von Rom mußte die Sympathien aller Patrioten hervorrufen und man vergaß darüber ſelbſt im erſten Augenblicke, wie wenig Garantien Ronge's Perſönlichkeit für Dauer und Gedeihen des von ihm begonnenen Werks bot. Man hatte Urſache, ſich zu freuen, daß ein katholiſcher Prieſter den Brief an den Biſchof Arnoldi ſchrieb, aber man vergaß, daß er doch im Grunde ſeinem Weſen nach nicht mehr als ein ſehr gewöhnlicher Zeitungsartikel, daß ſein Verfaſſer im Grunde ein Modeherr war, der auch alsbald die junge Kirche ihrem Geſchick überließ und in Frankfurt neben dem Parlamente mit Demokraten und Communiſten tagte. Erſt Theiner und Czerski, deren Prieſterthum etwas ſchwerer wog als das Ronge'ſche, konnten der Bewegung Gewicht verleihen, aber durch ſie wurde wieder ihr ganzes Weſen modificirt, – denn bei ihnen mußte man fragen, warum ſie nicht ohne Weiteres zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten ſeien, während der eigentliche Deutſchkatholicismus ſich vom Proteſtantismus weſentlich unterſchied. Er, der die katholiſchen Formen möglichſt mit der vollſten proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit vereinigen und ſo die beiden Gegenſätze des deutſchen religiöſen Lebens verſöhnt in ſich aufnehmen möchte, war anfangs, wie die erſten Verhandlungen in Breslau und Leipzig beweiſen, faſt ganz ohne eigentlichen religiöſen Inhalt; er war eben nur ein Gefäß, um die feindlichen religiöſen Elemente Deutſchlands in ihrer nationalen Vereinigung in ſich aufzunehmen. Seine Apoſtel, z. B. der gemüthvolle Kerbler, zogen gleich Lockvögeln umher und zwitſcherten vom deutſchen Vaterlande und von deutſcher Freiheit. Von Leipzig aus erging ein Aufruf zur Begründung einer „allgemeinen deutſchen Kirche“.

Daß ſich bei der Bildung der deutſchkatholiſchen Kirche die Proteſtantiſchen Freunde mit dem Gedanken bereits vertraut machten, ihre proteſtantiſche Freiheit in das auch ihnen ſich darbietende Gefäß dieſer neuen Kirche zu retten, iſt bekannt. Dr. Schwarz verfaßte eine Adreſſe, welche von Halle aus mit zahlreichen Unterſchriften an Ronge abgeſchickt wurde und in der die ſehnſuchtigſten Blicke auf die Gemeindeverfaſſung der neuen Kirche geworfen wurden, während man der Symbole der evangeliſchen Kirche mit Widerwillen gedachte. Man hätte in der That wol erwarten dürfen, daß mindeſtens eine zweite neue Kirche neben der deutſchkatholiſchen ſich nicht gebildet hätte, da offenbar alle Diejenigen, welche ſich weder in der katholiſchen noch auch in der proteſtantiſchen und deutſchkatholiſchen Kirche befriedigt fühlen konnten, gar keine religiöſen Bedürfniſſe mehr hatten. Vergebens aber gab Gervinus in ſeiner Schrift einen wol zu beachtenden Fingerzeig. Die Zeit fühlte nun einmal nicht die Kraft der Einigung in ſich, und hätte dieſe Einigung auch nur darin beſtanden, aus zwei Kirchen eine dritte herzuſtellen, — man mußte noch eine vierte und fünfte, eine Kirche des Paſtor Wislicenus und eine Kirche des Paſtor Uhlich danebenſtellen. In der Geſchichte aber wird hoffentlich der Gedanke eines Gervinus ſchwerer wiegen als die Thaten Ronge's und Uhlich's zuſammengenommen; in Sturm und Krieg vielleicht wird ſie einſt ihn aufnähren, und ſie, welche Macht hat, zu jeder Stunde den Stuhl des heiligen Vaters umzuſtürzen, kann auch einſt mit dem einigen Deutſchland die eine und wahrhaft allgemeine deutſche Kirche erſtehen laſſen!

Der Unterſchied der proteſtantiſchen von der katholiſchen Bewegung beruhte hauptſächlich darauf, daß die Führer der letztern, namentlich Ronge, ſich im Weſentlichen auf die allgemeinen Menſchenrechte beriefen und mit Bewußtſein einen ganz neuen Zuſtand der katholiſchen Kirche herbeiführen wollten, während jene nur die ſchon von Luther errungene proteſtantiſche Glaubensfreiheit wahren wollten, alſo ſich auf hiſtoriſchen Grund und Boden ſtellten, was namentlich für die Proteſte charakteriſtiſch iſt.

Auch die Streitſchriften des Paſtor König legen deutlich Zeugniß davon ab, daß die Lichtfreunde nur in höchſt behaglicher Weiſe den Statusquo der proteſtantiſchen Kirche vertheidigen und ſtörende Neuerungen abwehren wollten. Jede Forderung der Orthodoxie wurde als etwas Unerhörtes angeſehen, und zwar beiweitem mehr noch vom Volke als von den Rationaliſten unter den Theologen ſelbſt.

Indem wir jetzt unſern Blick auf die Kundgebungen der Maſſen über die lichtfreundliche Angelegenheit zu richten und auf die Stimme des Volkes zu hören haben, wollen wir hier nachträglich der „vierzig (lichtfreundlichen) köthener Bürger, ſämmtlich Profeſſioniſten“, gedenken, die gegen Guericke's Bericht proteſtirten und dadurch in einen Streit mit dieſem Kirchenhiſtoriker verwickelt wurden. Sie erklärten ihm endlich auf ſeine Erwiderung: „Kommen Sie auf einige Tage zu uns, wir wollen uns zuſammennehmen, daß wir bei Ihrem Anblicke weder lachen noch uns ärgern. Dann wollen wir Sie in unſern Häuſern, unſern Werkſtätten umherführen, Ihnen jeden gewünſchten Einblick in unſere bürgerlichen Verhältniſſe geſtatten. Wenn Sie dann finden, daß unſer Glaube uns die Kraft gibt, unſere Pflichten zu erfüllen und in Familie, Gemeinde und Staat unbeſcholtene und nicht ganz unnütze Mitglieder zu ſein, dann wollen wir Ihnen ſehr ruhig überlaſſen, auch fernerhin: Das arme Köthen! auszurufen.“ Das iſt zwar nicht eben eine ganz volksthümliche und ſchwerlich von den Bürgern ſelbſt verfaßte, aber geſunde und, weil der Blick vom Felde der religiöſen Zänkereien auf das bürgerliche Leben hingelenkt wird, wohlthuende Erklärung, während man über die Hohlheit der ſpätern Erklärungen nur zu oft erſchrickt, ſodaß man die Maſſen, deren Meinungsausdruck ſie ſind, hin und wieder zu jeder wahren Theilnahme am öffentlichen Leben vom politiſchen Standpunkte aus für unfähig zu halten verſucht iſt.

Den ſpätern lichtfreundlichen Proteſten voraus ſchritt, gleichſam als die Mutter derſelben, die großartige und impoſante politiſche Demonſtration des köthener Pfingſtconvents vom Jahre 1845 gegen den chriſtlichen Staat, welcher die Entſcheidung über die ſchwebende Wislicenus'ſche Angelegenheit aus beſtäubten Acten in eine volkreiche Verſammlung unter freien Himmel verlegen wollte. Auf den Tag von Köthen waren damals in der That die Augen wenigſtens des geſammten nördlichen Deutſchland gerichtet, und wer einſt die Geſchichte des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland ſchreibt, wird nicht umhin können, auch dieſen umfangreichen lichtfreundlichen Convent zu berückſichtigen. Kaum erkennt man auf der diesmaligen köthener Verſammlung die Lichtfreunde wieder, die 1844 über Verrath ſchrien wegen des Guericke'ſchen Berichts. Mit einem wirklichen Anflug von der Würde eines O'Connell eröffnet jetzt der Pfarrer von Pömmelte unter freiem Himmel die Verſammlung. Es ſind Deputationen anweſend, um ihr zu huldigen, und ſtatt des Kirchenhiſtorikers von Halle, welcher nur einen kümmerlichen Bericht in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ veröffentlichte, waren Publiciſten von bekanntem Namen, beſonders aus Berlin, zugegen. Biedermann aus Leipzig, der die Verhandlungen ſpäter in einer Doppel-Beilage zu Nr. 43 des „Herold“ von

1845 veröffentlichte, hatte ſogar Stenographen mitgebracht (was, als es durch den Mund des Präſidenten bekannt wurde, in jener unparlamentari- Zeit noch der Verſammlung in den Augen ihrer Mitglieder einen eigenthümlichen Glanz verlieh und eine gewiſſe Weihe ertheilte).

Dieſer großen Verſammlung ging eine vorberathende Abendverſammlung vorher, in der es ſich hauptſächlich darum handelte, die lichtfreundlichen Geiſtlichen zu beſtimmen, ſich, obgleich die meiſten von ihnen in ihrem Glauben weſentlich von Wislicenus abwichen, unbedingt für dieſen zu erklären. Allerdings handelte es ſich bereits um eine beſtimmte praktiſche politiſche Frage, und indem es namentlich dem (ſpäter, wenn wir nicht irren, bekehrten) königsberger Deputirten Subrector Wechsler gelang, Uhlich zu der gewünſchten Erklärung zu bewegen, wurde die lichtfreundliche Angelegenheit erſt recht entſchieden eine wichtige politiſche Frage im preußiſchen Staate. König und Zſchieſche ließen ſich nicht beſtimmen, der betreffenden Erklärung der Geiſtlichen beizutreten, und Erſterer wartete die Hauptverſammlung nicht ab, in der natürlich auch die Laien durch Unterſchriſt einer Erklärung der Demonſtration die Spitze aufſetzten.

Den erſten fernern Proteſt brachten die breslauer Zeitungen vom 28. Juni. Ihr Inhalt war: wir proteſtiren gegen die Anmaßungen einer gewiſſen Partei, die, mit ſtets wachſender Zuverſicht ſeit Jahren innerhalb der evangeliſchen Kirche hervorgetreten, klein an Zahl, bedeutend durch äußere Stützen, den freien lebendigen Glauben an die ſtarren Dogmen und Formeln vergangener Jahrhunderte feſſeln will und immer kühner und unverhüllter, leider nicht ohne Erfolg, nach äußerer Herrſchaft über das geſammte kirchliche Leben ſtrebt. Ueberall wurde nun alsbald der weſentliche Inhalt dieſer Erklärung wiederholt. Alsbald war namentlich ganz Schleſien von der Proteſtbewegung ergriffen. In der Mitte des Juli kam eine „energiſche Proteſtation“ aus Königsberg. In Berlin und Potsdam wurde am wichtigſten die von den Schülern und Anhängern Schleiermacher's, Sydow, Jonas, Lisko, Schulz, Ebert, Piſchon, Kloß und Hoßbach ausgegangene Erklärung der 86 vom 15. Auguſt, der ſich auch die Biſchöfe Eylert und Dräſeke anſchloſſen, welchem Letztern ſeit ſeinem freiwilligen und von einem bei preußiſchen Beamten, zumal in jener Zeit, noch nicht allzu häufigen Ehrgefühl zeugenden Ausſcheiden aus ſeinem Amte die Geiſtlichen der Provinz Sachſen ohne Unterſchied der Parteien durch die der Guſtav-Adolf-Stiftung verwandte und ſpäter mit derſelben vereinigte „Dräſeke-Stiftung“ einen bei allen Seltſamkeiten dieſes Mannes nicht unverdienten Beweis ihrer Achtung gegeben hatte. Ohne ſich für Wislicenus oder auch nur für Uhlich zu entſcheiden, erklärten ſich die 86 gegen das Treiben der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“, welche fortwährend durch neue Erklärungen von Geiſtlichen Wislicenus, Uhlich und König excommunicirte, und riefen in die religiöſen Wirren der Zeit den Satz hinein: Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit! Mit Unrecht ereifert ſich B. Bauer ungewöhnlich über dieſe Erklärung der „Albinos des Proteſtantismus“: denn ſie war der Stellung ihrer Unterzeichner vollkommen angemeſſen. Sehr komiſch aber war es, daß die ganze Bureaukratie in den von der Bewegung vorzugsweiſe ergriffenen Gegenden, die bisher zu einer andern Erklärung nicht den Muth hatte, bis herab zu den halberſtädter Referendarien, ſich nun noch in der zwölften Stunde an die weihevolle Erklärung der Biſchöfe anſchloß. — Durch die merkwürdige Audienz, in welcher der Magiſtrat von Berlin am 2. October dem Könige eine ausführliche Adreſſe über die kirchlichen Angelegenheiten übergab, gelangte die Proteſtbewegung zu einem förmlichen Abſchluſſe.

Mit den zahlloſen Anſchlußerklärungen zu dem biſchöflichen Proteſte war die Bewegung wieder zurückgekehrt in den Schooß der Provinz Sachſen und der Anhalt'ſchen Lande, welche letztern und namentlich Köthen durchaus mit zu dem eigentlichen Lichtherde gehören, wenngleich ſie neben der Provinz Sachſen nicht beſonders berückſichtigt werden konnten, da die Führer der Bewegung ſämmtlich in dieſer letztern ihren Sitz hatten. Die Verſammlungen, welche hier im Jahre 1845 ſeit der köthener Verſammlung gehalten wurden, waren die intereſſanteſten und belebteſten, die überhaupt ſtattfanden, und zeichneten ſich faſt ſämmtlich durch ein gewiſſes dramatiſches Intereſſe aus, das ihnen ſonſt fremd war. Wenngleich wir oben nicht ohne Grund die kurze Periode, wo die verſchiedenen Elemente der Wiſſenſchaft in dieſen Verſammlungen gegeneinander auftraten, als die eigentliche Blütezeit der lichtfreundlichen Bewegung bezeichneten, ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß die Verſammlungen im Jahre 1845 aller Orten äußerlich glänzender und impoſanter waren als früher. Dies kam ſchon dadurch zu Tage, daß faſt nirgends mehr ſeit dem Tage von Köthen geſchloſſene Räumlichkeiten die Menge der Lichtfreunde faſſen wollten, ſondern dieſe an den meiſten Orten unter freiem Himmel tagen mußte, was nicht wenig dazu beitrug, die Stimmung zu heben und den Enthuſiasmus zu ſteigern.

Doch es wird angemeſſen ſein, hier einmal das Bild einer lichtfreundlichen Zuſammenkunft aus dieſer Zeit aufzurollen.

In allen bedeutenden Städten der Provinz Sachſen hat Uhlich während dieſer Zeit ſeine Freunde, man könnte ſie Agenten nennen, mit denen er im regelmäßigen Briefwechſel ſteht. Am Abende vor dem Tage der Verſammlung langt er in einer Mittelſtadt im Hauſe ſeines Freundes an und wird hier alsbald durch die Liedertafel des Orts freundlich begrüßt. Bald wird er in den Saal eines Gaſthauſes geführt, und hier treten einige hundert Männer zuſammen, welche vor allen Dingen Auskunft über das Weſen der Proteſtantiſchen Freunde begehren. Am folgenden Morgen findet die eigentliche Verſammlung ſtatt. Man muß auch diesmal aus Mangel an Raum vor dem Gaſthauſe im Freien auf einer Terraſſe tagen. Die Lichtfreunde ſind das ſehr wol zufrieden. Wir ſtreben — ſagen ſie — nach Licht, und da unſtrömt uns das Licht; wir betrachten die ganze weite Welt mit ihren mannichfaltigen Erſcheinungen als die Schule für den denkenden Geiſt, und da ſind wir nun in der weiten freien Welt; wir geben uns dem friſchen Drange der Zeit nach Erkenntniß und Fortſchritt hin, und da ſtehen wir nun mitten in den friſchen Trieben und Sproſſen der Natur, vom friſchen Hauch der Luft umweht; geiſtige Freiheit, unbedingte Oeffentlichkeit ſind unſere Elemente: „hier wird Freiheit und Oeffentlichkeit auch nicht einmal von einer Mauer beſchränkt". So ſtehen ſie da, indem kaum die Terraſſe die Menge faßt; der größte Theil der anweſenden Frauen hat die Fenſter des Saales beſetzt, über ihnen allen das ſchöne Dach friſchbelaubter Eichen und darüber der blaue Himmel, ihnen zu Füßen die Stadt; jenſeits derſelben ſchweift der Blick frei über die Felder und Höhen. Zwei Tiſche ſind zuſammen an die Wand des Saales gerückt und mit einem Teppich überbreitet; darauf ein Stuhl und ein kleiner Tiſch als Platz des Sprechers und Ordners üblich. Er tritt auf und fragt in dieſer herzerhebenden Umgebung: „Wollen wir nicht unſere Empfindungen gegen den ewigen Vater, deſſen Nähe wir Alle ſpüren, im Geſange ausſtrömen laſſen?" Man ſingt das Lied: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" u. ſ. w., und wendet ſich dann zu einer Erörterung über das Poſitive im Chriſtenthume nach freier Forſchung. Ein einfaches Mahl mit vielen Trinkſprüchen macht überall den Beſchluß.

Gegenwirkung.

Das dramatiſche Element wurde hauptſächlich durch das Auftreten der Gegner in die Verſammlungen getragen, welches damals an der Tagesordnung war. Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung die eisleber und beſonders die naumburger Verſammlung, welche letztere durch den Vortrag, worin F. von Florencourt die lichtfreundlichen Geiſtlichen für Heuchler und Lügner erklärte, vor allen andern Verſammlungen in kleinern Städten berühmt geworden iſt.

Wenn überhaupt das Auftreten geradezu feindlicher Elemente in den Verſammlungen zu einer Zeit, wo es ſich durchaus nicht mehr um eine wiſſenſchaftliche Verſtändigung handeln konnte, von der Wichtigkeit zeugte, welche die lichtfreundlichen Beſtrebungen erlangt hatten, ſo müſſen wir Florencourt's Auftreten als doppelt erheblich und als den Proteſt einer wichtigen Fraction innerhalb der bewußten rein politiſchen Beſtrebungen gegen die ganze Art der Proteſtantiſchen Freunde, ſich vom religiöſen Gebiete aus in indirecter und gewiſſermaßen verſteckter Weiſe am öffentlichen Leben zu betheiligen, betrachten. Florencourt, der damals Tag für Tag für die einfachſten Forderungen des Liberalismus, für Preßfreiheit, Verfaſſung und Geſchworenengerichte kämpfte, nahm Anſtoß an dieſem ganzen Treiben, zumal da er, obſchon ein politiſcher Nationaliſt und ein eifriges Mitglied der nebſt den vorzugsweiſe ſogenannten „Volksverſammlungen" vom lichtfreundlichen Geiſte ausgegangenen, rein praktiſchen Bürgerverſammlungen in ſeiner Stadt, doch dem Rationalismus auf religiöſem Gebiete keine eigentliche Berechtigung zugeſtehen wollte. War das Letztere einer der vielen willkürlichen Einfälle, die dieſen Mann allmälig völlig zum Apoſtaten der von ihm mit ſoviel Wärme einſt verfochtenen deutſchen Freiheitsſache gemacht haben (verbündete er ſich doch ſogar in Sachſen mit der verfaſſungsfeindlichen Junkerpartei, während er für Preußen die Nichtbeſchickung des erſten Vereinigten Landtages im ſpätern demokratiſchen Sinne predigte), ſo war doch in der That die Religion als politiſches Agitationsmittel — wenngleich ſie als ſolches eine unleugbare hiſtoriſche Bedeutung erlangt hat — höchſt unglücklich gewählt, und es kann jetzt kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß eine rein politiſche Bewegung als Vorläuferin der Revolution unſerer Nation eine ganz andere, ſtrahlendere Rüſtung angelegt haben und ihr eine moraliſche Sicherheit verliehen haben würde, welche nachher den lichtfreundlichen Geiſtlichen ſelbſt am meiſten fehlte. Florencourt empörte es, daß ein Geiſtlicher die groben Widerſprüche, in denen ſich der vulgäre Rationalismus mit der Bibel befand, in Volksverſammlungen ausbreitete, obgleich er ſelbſt damals noch keineswegs der Kirchenlehre huldigte. Im „Herold“ hatte er früher zwiſchen Uhlich und Wislicenus zu Gunſten des Letztern unterſchieden, jedoch ohne an dieſer Unterſcheidung ſpäter conſequent feſtzuhalten. Ohne Zweifel reizte ihn, der als ehemaliger Burſchenſchafter den Reichthum der ganzen deutſchen Culturepoche nach der nationalen Erhebung von 1813 hatte auf ſich wirken laſſen, eine gewiſſe Dürftigkeit im Weſen der Lichtfreunde und Uhlich's beſonders, der an der deutſchen Entwickelung offenbar keinen andern Antheil hatte als den eines ehemaligen Hörers rationaliſtiſcher Collegia in Halle. Nicht ohne Mühe drängte ſich der unſcheinbare naumburger Literat in der lichtfreundlichen Verſammlung durch die Menge, ſtieg auf Uhlich's Einladung zu dieſem auf den Präſidententiſch (auch dieſe Verſammlung fand im Freien, vor dem ſogenannten Bürgergarten, einem vor den Thoren von Naumburg auf einem Berge gelegenen Wirthshauſe, ſtatt), zog das Manuſcript ſeiner Rede aus der Taſche und bat, dieſe ableſen zu dürfen. In der Rede, die er nun las, ſchien Alles, was ſeinen Worten zum Schmuck hätte dienen können, abſichtlich vermieden zu ſein. Kein Bild, nicht einmal eine rhetoriſche Wendung fand ſich in ihr; es lag etwas Fürchterliches darin, ihn in nackten dürren Worten ſeine einfachen moraliſchen Wahrheiten ſagen zu hören. Seine Stimme war klanglos, ſeine Geſtalt erſchien etwas gebückt. Bei den härteſten Stellen ſeines Vortrags wandte er das Geſicht etwas von ſeinem Blatte ab zur Seite, um den Blicken Uhlich's zu begegnen, was den Anſchein gewann, als mache er Demſelben von Zeit zu Zeit eine leichte Verbeugung. Uhlich ſeinerſeits erſchöpfte ſich, während ſein Gegner ſprach, in theatraliſchen Stellungen. Noch immer auf der Tribune poſtirt, richtete er ſich, fortwährend vom Publicum beobachtet, bald hoch empor, correſpondirte mit den Augen, ſchlug den Mantel um, ſetzte ſich nieder und erhob ſich abermals, bis endlich Florencourt ſein Manuſcript wieder in die Taſche ſchob und in die Volksmenge zurücktrat, um hier noch Uhlich's Entgegnung, die er jedoch nur durch eine abgeriſſene Bemerkung aus der Mitte des Volkes erwiderte, mit anzuhören. Die Rede hatte das Eigenthümliche, daß Florencourt mit ſeiner bekannten ritterlichen Objectivität ſich Uhlich gegenüber ganz auf den kirchlichen Standpunkt ſtellte. Es veranlaßte dies Uhlich, ihm mit einer dogmatiſchen Entwickelung über die Wunder zu antworten. Mit Recht war er verwundert, als Florencourt hierauf die kurze Bemerkung hinwarf: er ſelbſt glaube an dieſe nicht.

Bevor Uhlich ſeine Entgegnung begann, neigte der alte Vater Jahn aus dem nahen Freiburg a. d. U. ſein greiſes Haupt aus dem obern Fenſter des Bürgergartens heraus, um Florencourt mit dem „Knüppel aus dem Holzlande“ zu bedrohen. Uhlich ſchien das Auftreten ſeines Gegners wie eine ſtörende Naturerſcheinung zu betrachten, er ſchien die dämpfende Kraft, welche dieſe Rede auf ſeine Beſtrebungen unleugbar geübt hat, zu ahnen;. er ſagte in einem Berichte: die Verſammlung ſei anfangs durch den Regen und dann durch das Auftreten eines Gegners geſtört worden. Die ganze Bedeutung und Wirkung der Rede ſtellte ſich erſt ſpäter heraus, als ſie durch den Druck in weitern Kreiſen bekannt wurde. Statt der bisherigen ſterilen theologiſchen Polemik eines Piſtorius und Müller rückte nach dieſer Rede ſelbſt die Geiſtlichkeit zu einer ungleich friſchern Oppoſition gegen die Lichtfreunde aus. Uhlich, der ſeinen Amtsbrüdern wegen mancherlei perſönlicher Beziehungen und wegen einer gewiſſen ſpießbürgerlichen Biederkeit in ſeinem Weſen bisher — wenn auch die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ bereits geſagt hatte: er ſcheine ein ehrlicher Mann zu ſein — faſt durchgängig als eine ehrliche Haut gegolten hatte, war ihnen Allen jetzt plötzlich ein Heuchler, zum mindeſten ein „ſchlauer Fuchs“ geworden, und den Einfluß der lichtfreundlichen Beſtrebungen auf das gewöhnliche bürgerliche Leben, den man bisher allgemein für einen wohlthätigen gelten ließ, wagte man plötzlich mit Mistrauen anzuſehen. Uhlich war von ſeinen geiſtlichen Amtsbrüdern ſtets mit Auszeichnung behandelt. Welch ein Gewinn nun für den Streit, als plötzlich durch und durch die Moral und die ganze Perſönlichkeit Derer verdächtig gemacht wurde, an denen man bis dahin wenig Verdächtiges gefunden hatte als den Glauben!

Noch in demſelben Jahre 1845 wagten es nun die Behörden (zuerſt im Königreich Sachſen), die zu einer politiſchen Bedeutung gelangten lichtfreundlichen Convente zu verbieten, nachdem ſeltſamerweiſe ſchon früher die ſogenannten Volksverſammlungen in Stumsdorf, wo ſie von Hildenhagen, Beſchoren und dem Grafen Veltheim, und in Schönebeck, wo ſie von Uhlich geleitet wurden, verboten worden waren. Obgleich dieſelben noch harmloſer waren als die lichtfreundlichen Convente in ihrer erſten Periode (man verhandelte über Mäßigkeitsvereine, das Tanzen der Dienſtboten u. dgl.), ſo mußten ſie doch zuerſt fallen, weil man die Maſſe des Volks, wenn ſie, wie hier, beiſammen war, überhaupt fürchtete, und zumal in einem Augenblicke, wo der Staat ſeine Maßregeln gegen die gemäßigtern Häupter der Bewegung ergreifen wollte. Bei dem Verbote der eigentlichen lichtfreundlichen Verſammlungen ſchlug Uhlich ſeinen Freunden vor, ſich hinfort in kleinern, häuslichen Kreiſen zuſammenzufinden, paſſende Schriften unter ſich umkreiſen zu laſſen, durch eigenes Nachdenken, durch „Forſchen in der Schrift und in der Welt“ ſich immer klarere Erkenntniß zu erwerben und, was ja ſtets die Hauptſache ſei, ihre Erkenntniß, ihren Glauben durch treue Pflichterfüllung und fleißiges Guteswirken zu bewähren. War dieſer Rath ſchon ſehr mild, ſo hatte auch das deutſche Volk, das ſo energiſch gegen eine gewiſſe im finſtern ſchleichende Partei proteſtirt hatte, nun keine Proteſte für die kaum gewährte Verſammlungsfreiheit, und die Beamten, welche einſt mit den Biſchöfen gegen Hengſtenberg zu Felde zogen, lächelten dazu, als dieſes köſtliche Gut der Nation wieder aus den Händen gewunden wurde. Die Landeskirche erſtarkte allmälig wieder, die Bewegung der Proteſtantiſchen Freunde zerbröckelte und der Verſuch, ihr ſpäter in der Bildung der Freien Gemeinen wieder eine beſtimmte Form zu geben, kann als geſcheitert angeſehen werden. Von den bisherigen dramatiſchen Scenen und Gruppen iſt hinfort keine Spur zu finden und wir werden daher von nun an nur noch in gedrängteſter Kürze Das aneinander reihen, was in hiſtoriſcher Hinſicht bemerkenswerth iſt und hin und wieder einzelne charakteriſtiſche Züge darbietet.

Seit dem Abgange Dräſeke's, welcher von der Erlaubniß des Königs, noch ferner von Potsdam aus als Biſchof die Provinz Sachſen zu bereiſen, nie Gebrauch gemacht hat, war **Möller** aus Erfurt, von Haus aus ein milder Mann und einer der wenigen beſſern geiſtlichen Liederdichter unſerer Zeit, als Generalſuperintendent nach Magdeburg berufen. Gegen Ende des Jahres 1845 wurde das Conſiſtorium ganz von der Regierung getrennt und demſelben in **Göſchel's** Perſon ein beſonderer Präſident gegeben, deſſen Aufgabe es war, den nivellirenden Zeitbeſtrebungen gegenüber die Kirchenzucht ſoviel als möglich zu beleben. Er hat dieſe Aufgabe theils mit Bezug auf die lichtfreundliche Geiſtlichkeit, theils, ungefähr im Geiſte der innern Miſſion, mit Bezug auf das Volk zu erfüllen geſucht. Um der Wislicenus'ſchen „Kirchlichen Reform“ die Spitze zu bieten, trat zu Anfang des Jahres 1846 die halbofficielle „Kirchliche Monatsſchrift“ unter Rhenius' Leitung ins Leben, durch welche die Polemik gegen die Proteſtantiſchen Freunde in planmäßigerer und gemeſſenerer Weiſe als bisher betrieben wurde.

Mit dem Beginn des Jahres 1846 trat in Berlin die, vermuthlich vom Könige von Württemberg angeregte deutſche evangeliſche Conferenz zuſammen, deren ſchon in ihrem Programm zu Tage gekommenes allzumäßiges Hinſtreben nach einer deutſchen evangeliſchen Kirche ziemlich erfolglos geblieben iſt und die auf die Angelegenheit der Lichtfreunde wenig oder gar keinen Einfluß üben konnte. Ihre Mitglieder begaben ſich im Februar nach Wittenberg zur Säcularfeier des Luther'ſchen Todestages. Auch Friedrich Wilhelm IV. war bei dieſer Feierlichkeit zugegen, bei der Dr. Schmieder an Luther's Grabe in der Schloßkirche mit dem Propheten ausrief: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ und bei der man überhaupt durch geiſtliche Reden das Volk zu überzeugen ſuchte, wie man bei Luther den Maßſtab ſuchen müſſe, an welchem die kleinen Geiſter zu meſſen ſeien, welche in unſern Tagen „Reformation ſpielen“ wollten. Indem man ihm das Bild Luther's ausmalte, wollte man zeigen, aus welcher Arbeit, welchen Anfechtungen, Kämpfen und Gebeten, aus welchen Todesſchmerzen die evangeliſche Kirche und das „Wort von der freien Gnade“ heraus geboren ſei und daß nicht durch „Diners, Proteſte, Luſtreiſen, Volksſchauſpiele und leere Declamationen“ ſich eine neue Kirche machen laſſe. Freilich wäre dieſer Geiſt, mit dem man in Wittenberg das Feſt feierte, faſt mit der Sinnesart des dortigen Magiſtrats in Conflict gerathen, und das Bürgerthum feierte das Erinnerungsfeſt überall auf ſeine eigene Weiſe, wie man denn z. B. aus Quedlinburg der „Kirchlichen Monatsſchrift“ zu melden hat, daß die dortige Liedertafel bei dem Geſange des großen reformatoriſchen Schlacht- und Siegesliedes „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ den zweiten Vers „abſichtlich ausgelaſſen“ habe.

Auch die neuen deutſchkatholiſchen Gemeinden gaben damals den evangeliſchen Frommen manches Aergerniß, und einer von ihnen, der bereits die ſpätere Zuſchauermanier der Kreuzzeitung anticipirte, berichtet ſchadenfroh aus Halberſtadt vom 26. Februar über das linkiſche Benehmen der ehemaligen katholiſchen Prieſter bei Austheilung des Abendmahls in beiderlei Geſtalt: „Brauner gab den Kelch, drehte ihn bei jedem neuen Munde etwas weiter herum und wiſchte den Rand ganz ab, wenn er eine Reihe herunter war, oder (wie zweimal vorkam) wenn unmittelbar nach einer ärmlich gekleideten Frau eine geputzte Dame kam.“ — Im Herbſt erſchien der Generalſuperintendent Möller zum erſtenmal in Gnadau auf der Verſammlung des kirchlichen Centralvereins, von deren Beſuch mindeſtens bis zu Göſchel's Auftreten die Geiſtlichen faſt ebenſo ſehr als von dem der lichtfreundlichen Verſammlungen officiell abgemahnt waren. Ebendaſelbſt aber erregte Schmieder, jener eifrige Prediger bei Luther's Todtenfeier, die Verwunderung ſeiner gläubigen Amtsbrüder durch den leidenſchaftlichen Zuruf: „Thut Buße!“ Außerdem zeigte er einen manche ſeiner geiſtlichen Mitſtrebenden verletzenden Unionsenthuſiasmus, durch den er ſchon ſeit der preußiſchen Generalſynode, die im Sommer 1846 in Berlin tagte, Anſtoß erregt hatte und mit Piſtorius, dem Gegner König's, in eine Fehde verwickelt war.

Die Wogen der freien religiöſen Bewegung gingen damals verhältnißmäßig in Halle am höchſten. Während man an andern Orten vor der nahen Entſcheidung des Conflicts mit dem Staate zurückſcheute, verfolgte der politiſche Liberalismus, der hier ſeinen Hauptſitz für die Provinz Sachſen aufgeſchlagen hatte, die Angelegenheit der Proteſtantiſchen Freunde bis zu ihren äußerſten Conſequenzen. Ein unabhängiger Bürger dieſer Stadt, der Buchdruckereibeſitzer Dr. Schwetſchke, zeigte ſich in dieſem Stadium für dieſelbe beſonders thätig, indem er dem durchreiſenden Könige Vorſtellungen in Betreff des ſuspendirten Pfarrers Wislicenus machte (welchen der König bei dieſer Gelegenheit einen meineidigen Prieſter genannt haben ſoll), Feſtlieder zu den Gelagen auf der Traube dichtete, welche geſungen wurden bei den Erinnerungsfeſten für Friedrich den Großen, Hutten, Schiller, die in Halle an die Stelle der gelehrtern Verſammlungen der Proteſtantiſchen Freunde getreten waren, und im December bei dem zu gleichem Zwecke drei Tage lang außerordentlich feſtlich begangenen Jubiläum Wegſcheider's zuerſt mit dem lateiniſchen Humor hervorrückte, welcher ſpäter in ſeinen „Novae epistolae obscurorum virorum“ ſo populär geworden iſt. In ſeinem lichtfreundlichen provinzialſächſiſchen Sommerliede hieß es:

Der Sommer der zieht in das Land hinein,
Er ſchwinget ſeine Fahne voll Sonn' und Sternenſchein.
Der Sommer der kommt mit Gewitterpracht,
Er läßt die Donner rollen, daß Alles rauſcht und kracht.
Willkommen, o Sommer, du edler Prinz,
Zieh ein zu uns nach Sachſen in deine Leibprovinz!
Der Sommer der macht ein feurig Geſicht:
„Von meinen lieben Sachſen da kann ich laſſen nicht!“ u. ſ. w.

Dieſe freilich nur ſpielenden Worte, welche mit einigem Beiwerk von Tſchahi, Tſchahe nach der Melodie der Vinſchgauer geſungen wurden, zeigen gleichwol vortrefflich die damalige Stimmung in Halle.

Freie Gemeinden, Sieg der Altkirchlichen.

Die Unterſuchung gegen Wislicenus war zuerſt von einer wittenberger Conferenz, dann vom Conſiſtorium geführt und endlich waren die Acten zur richterlichen Entſcheidung einem Herrn von Könen in Halle übergeben worden. Die große Spannung, mit der man der Entſcheidung entgegenſah, verminderte ſich indeſſen, als endlich der Brief von Wislicenus an Wechsler in Königsberg bekannt ward, durch den nun auch dem blödeſten Auge ſichtbar wurde, wie der Conflict, in den Wislicenus mit ſich ſelbſt als Menſch und Prieſter verwickelt war, ſo tief griff, daß im Vergleich damit ſein Conflict mit dem Staate nur die Oberfläche zu berühren ſchien. Was konnte noch mit der Freiſprechung des Geiſtlichen geholfen werden, der keine „excluſiven Prediger“, ſondern nur einen oder mehrere Sprecher in der Kirche dulden mochte, der ausrief: „hinweg mit dem Prieſterrock!“ ſtatt der alten Kirchenlieder neue muntere Lieder verlangte und dieſe nicht mehr nach der alten Leier ſingen wollte, der die Orgel — und ebenſo gut doch wol auch die Glocken? — bevor ſie ferner ihren Dienſt thäten, wievorgeboren wiſſen wollte und ſtatt der Kirchen Säle in jeder Beziehung angemeſſener fand *)? Hier war ſchwer zu helfen und es lag auf der Hand, daß Wislicenus auch im Falle ſeiner Freiſprechung auszutreten und ſeine eigene Kirche zu gründen gedachte. Seine Amtsentſetzung machte daher, als ſie erfolgte, nur noch geringes Aufſehen.

Schon 1845 hatte ſich die königsberger Freie Gemeinde aus merkwürdigen Elementen und mit ſonderbaren Tendenzen (man denke an das brüderliche Du, das ſich übrigens in den meiſten Gemeinden ſpäter ganz von ſelbſt Bahn gebrochen hat) zu bilden begonnen und die Ausſchließung ihres Predigers Rupp aus der berliner Verſammlung von Deputirten der Guſtav-Adolf-Vereine veranlaßte den Austritt zweier Deputirten aus der Provinz Sachſen, der Herren Schwarz und Schwetſchke. Auch hier war es Zeit geworden, an die Bildung der Freien Gemeinden zu gehen. Die Frage nach ihrem Inhalt machte ſich nun aber doch zuvörderſt geltend und man mußte ſich geſtehen, er fehlte faſt ganz. Der evangeliſchen Landeskirche, mochte man ſonſt über ſie denken wie man wollte, mußte man nachſagen, daß ſie dem Laien, der gleich dem Pfarrer Wislicenus überhaupt von der Religion oder doch vom Chriſtenthum frei war, durchaus keine Schranke entgegenſetzte, da dieſe ihre Schranke überhaupt nur dem Geiſtlichen entgegengeſetzt werden konnte. Dem unkirchlichen gebildeten Laien war die Wislicenus'ſche Entdeckung nicht neu, daß auch die deutſchen Dichter gewiſſermaßen „inſpirirt" ſeien, und er lachte, wenn die Prediger der Freien Gemeinde thaten als müßten ſie erſt über ſeinem Haupte ihm den blauen Himmel octroyiren. Hatte man längſt im Concreten an allen einzelnen Fragen der Zeit ſich betheiligt, ſo ſollte man jetzt mit den ehemaligen geiſtlichen Herren „die Durchführung des großen Humanitätsprincips im Ganzen und Großen" verſuchen. Es zeigte ſich bald, daß von den Gebildeten faſt Niemand an der Durchführung einer ſolchen Aufgabe Theil nahm.

---

*) Charakteriſtiſch für die müßige und völlig zweckloſe Verweltlichung der Religion und ihrer Gebräuche, welche ſpäter ganz im Geiſte dieſes Briefes durch die Wislicenus'ſchen Freien Gemeinden in Ausführung kam, die von den Uhlich'ſchen wohl zu unterſcheiden ſind, iſt folgende Anekdote: Am Abende des Confirmationstages ſoll der Prediger einer ſolchen Gemeinde die confirmirten Kinder mit ihren Aeltern zu ſich eingeladen haben, um mit ihm das „Abendmahl" einzunehmen. Den Gäſten habe dann die Hausfrau Butterbrot mit Schlackwurſt, der Hausherr ein Glas Wein vorgeſetzt, und als nun einer der Väter gefragt habe: wo denn das „Abendmahl" ſei, wäre die Antwort erfolgt: Dies ſei das Abendmahl. Obgleich man die Wahrheit der ſchnurrigen Anekdote verbürgen wollte, kann es mir doch nicht in den Sinn kommen, ſie als etwas Anderes als ein Zeugniß des „mythenbildenden Volksgeiſtes" zu geben, der ja aber bekanntlich in ſeiner Weiſe auch die Wahrheit redet. — Ebenſo ſollen die Freien Gemeinden ein Geſangbuch beſitzen, das weſentlich aus Parodien der ältern Kirchenlieder beſteht. So ſingt man z. B. hier in Leipzig: „Ein' feſte Burg biſt du, Natur, u. ſ. w."

Nur dem Handwerker und dem Krämer, der bisher nur mit der rohen Materie zu ſchaffen hatte, war dieſer Cultus des Geiſtes neu und überraſchend; wer jemals nur als Gymnaſiaſt die „Bürgſchaft" mit Andacht declamirt hatte, konnte wenig Intereſſe mehr daran finden, ihn zu einer förmlichen Religion, zu einer Kirche geſtalten zu helfen. Sie ſtehen nun „mit ihrer Dürftigkeit allein", ſagt B. Bauer von Denen, welche aus der Kirche ausgeſchieden ſind, um ſich den Freien Gemeinden anzuſchließen. Wie aber ſelbſt der Volkswitz in den Schichten des niedern Bürgerthums, in denen die Freien Gemeinden beiweitem die Mehrzahl ihrer Erwerbungen machten, durch dieſe Beſtrebungen geweckt wird, beweiſt die in der „Kirchlichen Monatsſchrift" aufgezeichnete charakteriſtiſche Aeußerung eines nordhäuſer Lichtfreundes: er habe anfänglich ſich Baltzer (dem Begründer und Sprecher der dortigen Gemeinde) anſchließen wollen, da dieſer aber bereits die fünfte Religion während ſeines Dortſeins angenommen habe, indem er erſt gar keinen perſönlichen Gott, dann wieder einen bloßen Schöpfer-Gott, dann gar wieder einen heiligen Geiſt angenommen habe und den jetzt wieder abſetze, weil Einſpruch dagegen geſchehen ſei, ſo könne er ſich zu einem ſolchen inconſequenten, von jeglicher Beliebigkeit abhängigen Zugführer nicht halten und werde daher lieber für ſich eine Kirche bilden, worin er ſich conſequent bleibe; im äußerſten Falle aber, ſofern er einer Kirche angehören müſſe, werde er katholiſch werden, damit er alle vier Wochen Abſolution haben und dann wieder friſch ſündigen könne.

In Halle gab R. Haym (ſpäter Deputirter des Mansfelder See- und Gebirgskreiſes beim deutſchen Parlament und dann Redacteur der „Conſtitutionellen Zeitung") ſeine Schrift „Die Kriſis der religiöſen Bewegung" heraus, mit welcher ſich gewiſſermaßen die wiſſenſchaftlichen und politiſchen Elemente von dieſer Bewegung losſagten, um ſich von nun an der Politik anzuwenden und die nationale deutſche Partei in der Provinz Sachſen zu vertreten. Nur Dr. Schwetſchke blieb der Bewegung inſofern getreu, als er ſich zwar nicht der Wislicenus'ſchen Gemeinde anſchloß, wol aber am 3. October 1847 mit einer Anzahl halliſcher Lichtfreunde aus dem Bürgerſtande zu der dortigen deutſchkatholiſchen Gemeinde trat, welche ſich hinfort „chriſtliche freie Gemeinde" nannte. Prediger derſelben war der ehemalige evangeliſche Pfarrer Gieſe aus Arensneſta (ſpäter, bis vor kurzem, der als Schriftſteller nicht unbekannte Friedrich Körner, genannt von Nietleben). Eine durchaus krankhafte Erſcheinung, hatte Gieſe früher einer hyperorthodoxen theologiſchen Richtung gehuldigt, bis er ſich in das Reich des freien Geiſtes warf, in dem er eine Zeit lang als ein kurzſichtiger und beſchränkter Bacchant umhertaumelte, ohne daß ſich deshalb ſein Geſichtskreis auch nur um eine Spanne breit erweitert hätte. Wegen politiſcher Vergehen auf die Feſtung geſchickt, ſoll er in ſeiner dortigen Muße zu ſeinem frühern politiſchen und religiöſen Standpunkte zurückgekehrt ſein und eine bußfertige Eingabe an den König gerichtet haben, welcher ſich auch bereit erklärte, ihn zu begnadigen und ihm einen angemeſſenen Wirkungskreis wieder zu verleihen, jedoch zunächſt moraliſche Garantien für die Dauer ſeiner neueſten Entwickelungsepoche verlangte und ihm deshalb vorſchlug, ſich auf längere Zeit nach dem Rauhen Hauſe in Hamburg unter Wichern's Aufſicht zu begeben.

Als Sprecher der Freien Gemeinde in Halle durften während der erſten Zeit ihres Beſtehens außer Wislicenus auch R. Benſen, der redſelige und begeiſterte Hiſtoriograph derſelben in der damaligen „Trierſchen Zeitung“, und der frühere katholiſche Prieſter Horárik aus Ungarn betrachtet werden. — Am 9. Juni 1847 conſtituirte ſich die „freie evangeliſche Gemeinde“ unter Wislicenus' Bruder in Halberſtadt. Auf gleichem Standpunkte wie die bisher genannten Gemeinden ſteht die zu Quedlinburg (Sprecher: Schünemann).

Sichtlich trat, wie auch beim Erlaſſe des Religionspatents vom 30. März 1847 ganz richtig erwogen wurde, ſchon während die Freien Gemeinden ſich bildeten, eine Stärkung der preußiſchen Landeskirche, namentlich in der Provinz Sachſen, ein. Mit großem Jubel wurde am 13. April auf der gnadauer Conferenz die vom Könige bei Eröffnung des erſten Vereinigten Landtages gehaltene Thronrede vorgeleſen, beſonders wegen der Worte: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herren dienen.“ Der Biſchof Dräſeke hatte einen Kampf mit dem Miniſterium Altenſtein zu beſtehen, ehe er Miſſionspredigten halten und für auswärtige Miſſionsvereine ſammeln durfte; jetzt ward durch den Paſtor Rocholl ein beſonderer Miſſionsverein für die Provinz Sachſen ins Leben gerufen, der mit ſeinen Miſſionsfeſten ſeitdem in der Magdeburger Börde und in der neuhaldenslebener Gegend von Dorf zu Dorf zieht. Ein goldener Ring, der bei dem unter fünf alten Eichen gehaltenen Miſſionsfeſte in Althaldensleben am 25. Juni in das Barett eines Geiſtlichen geworfen wurde, welcher die Gaben für die Heidenwelt in Empfang nahm, legte am beſten Zeugniß ab für das ſtille, aber mächtige Wachsthum des Glaubens im Lande ſelbſt. In Halle organiſirten die Theologen ihre Winterkränzchen, — kurz, man fing an, ſich in der „alten Kirche“ wieder häuslich und bequem einzurichten.

Aber noch befand ſich ja Uhlich in der Kirche, der, wie ſeine Gegner ſagten, „behutſam aber ſtark“ von der Kirchenlehre abwich. Wir müſſen ihn jetzt in Magdeburg aufſuchen, wo er inzwiſchen als Prediger an die Katharinenkirche berufen iſt, ſich einigermaßen cultivirt und ſogar in weitſchichtige literariſche Unternehmungen eingelaſſen hat, denen er ſeitdem treugeblieben iſt, obgleich ihm dadurch höchſtens der Ruhm nicht eines guten Volks-, ſondern nur eines geleſenen Localſchriftſtellers zu Theil geworden, der mit allen Mitteln der Colportage ſeine mit den höchſten Ideen ſich beſchäftigenden, aber ebenſo unbeholfen als flüchtig geſchriebenen Blätter und Hefte in dem Umkreiſe weniger Quadratmeilen zu Tauſenden an den Mann zu bringen weiß. Uhlich, deſſen Recht, als Geiſtlicher in der evangeliſchen Kirche zu verharren, für uns unzweifelhaft iſt und deſſen gezwungenem Ausſcheiden aus derſelben, wenn auch nicht in directem, doch gewiß in indirectem Zuſammenhange die politiſche Revolution auf dem Fuße gefolgt iſt, hatte ſich unterm 16. April 1847 mit einer Bitte um „Schonung und Geduld“ an den König von Preußen gewendet. Etwa dieſelbe Bitte trug für ihn ziemlich um dieſelbe Zeit dem Conſiſtorialpräſidenten Göſchel eine Frauenſchar in feierlicher Deputation vor. Unterm 27. Mai wurde er zuerſt vom Conſiſtorium wegen einer Oſterpredigt zur Unterſuchung gezogen. Unterm 9. Juli wurden ihm die Fragen vorgelegt: „1) Sind Sie entſchloſſen, die kirchenordnungsmäßigen Vorſchriften der Agende von nun an bei **allen** Ihren Amtsverhandlungen treu und pünktlich zu befolgen? 2) Wollen Sie gegen das Bekenntniß der evangeliſchen Kirche, wie es der lutheriſchen und reformirten Kirche gemeinſam iſt, namentlich auch gegen das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, niemals und in keiner Weiſe künftig angreifend verfahren?“ Seine Antworten auf beide Fragen genügten dem Conſiſtorium nicht. So erklärte er, das apoſtoliſche Symbolum in rein hiſtoriſcher Weiſe auch ferner vorleſen zu wollen. Prediger Uhlich, bemerkte einer ſeiner Gegner hierzu — lieſt das apoſtoliſche Symbolum vor mit den einleitenden Worten: „Das apoſtoliſche Symbolum lautet“, und der Chor antwortet im Namen und an der Stelle der Gemeinde durch ein dreimaliges Amen: „Ja, ſo lautet das apoſtoliſche Symbolum, ja ſo lautet es.“ Eingaben des Kirchencollegiums der Katharinengemeinde für „unſern Uhlich“, wie ſie ihn nennen, mit rationaliſtiſchen kirchenhiſtoriſchen Entwickelungen, ſowie des Magiſtrats und der Stadtverordneten von Magdeburg, blieben ohne Erfolg. Väter und Vormünder ſeiner Confirmanden richteten an Uhlich eine Adreſſe; am 4. Auguſt ſchickte der Profeſſor Guericke aus Halle einen Brief an ihn ab, deſſen Veröffentlichung er ihm ausdrücklich freiſtellte und in dem er, als „notoriſcher Anfänger“ des Streits gegen die Lichtfreunde, die Erklärung gab, daß er entrüſtet ſei über die Schritte, welche die unirte preußiſche Landeskirche gegen ihn unternommen habe. Dieſer alte Landsknecht der ſtreitenden Kirche, der früher als Altlutheraner gar Manches hatte leiden müſſen, hatte es ſchon mit Ingrimm geſehen, daß die „Evangeliſche Kirchenzeitung“ in ſeinen berüchtigten Anklageartikeln jede Hindeutung auf das Altlutherthum ſtrich, da er den Kampf nur deswegen begonnen, weil er daran die Auflöſung der unirten Kirche zeigen und ſomit die preußiſche Landeskirche auf den feſten und alleinigen Grund des Lutherthums zurückführen wollte. Selbſt einſt mit der Märtyrerkrone geſchmückt und bei aller nüchternen Proſa ſeiner Natur nicht ganz unempfindlich für den Glanz derſelben, ließ er ſich geduldig jetzt als Spion, als Denunciant vom Liberalismus der Zeit verſchreien, um das große Ziel zu erreichen, das er aber vor der Hand noch verfehlte. Mit Entrüſtung ſah er, wie nun gar noch Uhlich aus der unirten Kirche herausgedrängt wurde, ohne daß ihm ſelbſt dieſe dadurch näher trat. Es hat ſich — um dies ſogleich hier zu erwähnen — ſpäter herausgeſtellt, daß die Lichtfreunde ihren natürlichen Gegenſatz nicht eigentlich innerhalb der unirten Landeskirche, ſondern vorzugsweiſe in verſteckten altlutheriſchen Elementen derſelben gefunden haben. Piſtorius, der Gegner König's, ſteht jetzt — als Altlutheraner — ebenſo gut außerhalb der Kirche als Uhlich, und der wittenberger Kirchentag, zu deſſen Leitern der Conſiſtorialpräſident Göſchel gehört, verfolgt, obgleich noch innerhalb der unirten Kirche ſtehend, eine entſchieden unionsfeindliche Richtung, der in dieſem Augenblicke auch die ehemals reformirten Gemeinden, denen ihre frühere iſolirte Stellung mancherlei Vortheile gewährte, unter Lucanus' und Anderer Leitung im Weſentlichen entgegenkommen.

Mit der Erklärung: „wir ſind und bleiben was wir waren, evangeliſche Chriſten“, bildete ſich endlich in Magdeburg gegen Ende des Jahres 1847 die Uhlich'ſche Freie Gemeinde, kirchlicher zugleich nach ihren Grundſätzen und volkreicher nach ihrem Umfange als alle andern. Nicht ohne einen vorherigen auf Weichſel's Rath verfaßten Proteſt war der mäßige Mann zu einer Losſagung von der Kirche geſchritten, die nach ſeiner Erklärung keine Losſagung ſein ſollte; mit Widerſtreben nur ſchritt er zur Bildung der eigenen Gemeinde, — hatte doch ſelbſt ein alter gewiegter Lichtfreund, der Senior Krauſe, davor gewarnt, weil Gefahr dabei ſei, „ins Fleiſch zu verſinken“. Durfte man dem Prediger Liennet, einem ſcharfen, freilich als Geiſtlicher nicht unparteiiſchen Beobachter, Glauben ſchenken, ſo wäre dieſe Beſorgniß — trotz Uhlich's ſeelſorgerlichem Genie — nicht ganz ungegründet geweſen.

Wenn man nun ſogar der magdeburger Gemeinde den Vorwurf machen konnte, daß die Vergnügungen bei ihr kein Ende nähmen, weil Uhlich, zu deſſen Verherrlichung jede neue Feſtlichkeit dienen müſſe, nicht die Kraft habe, ſie zu beſchränken, daß ſie daher ihre Mitglieder zu einem weit über Stand und Mittel der meiſten hinausgreifenden Luxus veranlaſſe und eine neue Quelle ſocialer Verwirrung werde, ſo kann man, möge es ſich mit der Richtigkeit dieſer Vorwürfe verhalten wie es wolle, doch daraus wenigſtens ſo viel mit Beſtimmtheit abnehmen, daß es mit der Löſung der einen Aufgabe, welche die Freien Gemeinden ſich hin und wieder geſtellt haben (man denke beſonders an Königsberg und Halle), die ſociale Frage entwirren zu helfen, gar ſchlimm ausſieht. Da eine Körperſchaft wie die Freien Gemeinden offenbar ſtets eine praktiſche Wirkſamkeit im Auge haben ſoll und ſich nicht begnügen darf, theoretiſch eine Zeitfrage löſen zu helfen, ſo ſind ſie von dem aufopfernden Sinne und der ganzen Praxis der innern Miſſion ſo ſehr überflügelt, daß die Beſorgniß vor dem wachſenden Einfluſſe dieſer, aus dem neuerſtarkten altkirchlichen Bewußtſein hervorgegangenen Beſtrebungen ziemlich allgemein geworden iſt.

Für die Entwickelung der eigentlichen kirchlichen Beſtrebungen ſind die Kirchentage zu Wittenberg (1849) und zu Stuttgart (1850) beſonders wichtig. Sie galten zugleich auch der innern Miſſion, wohingegen in Stuttgar die nur gelegentliche Einmiſchung einer großen nationalen Sache, welche der Verſammlung in ſo erbaulicher und erhebender Art durch ſchleswigſche Geiſtliche nahe gerückt war, in pfäffiſcher Weiſe von der Hand gewieſen wurde. Die Erhaltung eines Bruderſtammes für Deutſchland liegt dieſer innern Miſſion, welche ſonſt nicht weniger als Alles in ihr Bereich ziehen möchte, fern. Sie empfiehlt die patriotiſche Geiſtlichkeit der Herzogthümer der Fürbitte ihrer Mitglieder — in welchem Sinne, wird nicht klar; man fühlt ſich aber, zumal wenn man an die vorhergegangenen Angriffe der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" auf jene Ehrenmänner denkt, unwillkürlich an den in Folge des Guericke'ſchen Berichts einſt auf dem berliner Miſſionsfeſte geſtellten Antrag erinnert. Und wäre es noch ehrlich gemeint geweſen, daß die Kirche nichts mit der Politik zu ſchaffen haben wolle! Allein kein dienſtwilligeres Werkzeug hat mindeſtens die preußiſche Reaction gefunden als die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, welche allerdings faſt allzu ſehr an den frühern Abſolutismus gekettet war, um in der Politik unparteiiſch bleiben zu können.

Schon vor Ablauf der erſten Hälfte des Jahres 1848 war in der Stille die orthodoxe Geiſtlichkeit nicht müßig. Wie die Reaction überhaupt, ſolange ſie thatſächlich ohnmächtig iſt, ſich mit dem theoretiſchen Widerſtande begnügt, von dem ſie dann erſt im rechten Augenblicke zum praktiſchen übergeht, ſo hatte die Paſtoralconferenz zu Gnadau kurz nach der Revolution erklärt, daß ſie keine Reaction wolle, wenn ſie auch theoretiſch gegen den neuen Zuſtand der Dinge ſei. Von dieſer Erklärung ging ſie in der That ſehr bald zum Widerſtande gegen den frei gewordenen Staat über. Es wurde zunächſt die, zuerſt von einem Herrn S. (Schede?) im Halliſchen Volksblatte öffentlich ausgeſprochene Anſicht in Gnadau geltend gemacht und in einer Petition an den König entwickelt: daß die proteſtantiſche Kirche fortwährend im Staate eine gewiſſe Selbſtändigkeit behauptet habe und daß die Oberhoheit des Staats über die Kirche durch die Reformation lediglich an die Perſon des Fürſten geknüpft ſei. Die proteſtantiſche Kirche könne daher nicht unter einem geiſtlichen Miniſterium ſtehen, das einer von Katholiken und Juden mitgewählten Volksvertretung verantwortlich ſei. Es möge daher Se. Majeſtät ſich perſönlich als den Patron der preußiſchen Landeskirche betrachten und eine nur ihm verantwortliche Behörde zur Verwaltung der innern Kirchenangelegenheiten ernennen. Mit Bezug auf dieſe Petition iſt ſpäter für den preußiſchen Staat der Oberkirchenrath, der ohnehin deutlich an das unmittelbar vor der Revolution begründete und durch dieſe in ſeinen Anfängen geſtürzte Inſtitut des Oberconſiſtoriums erinnert, begründet worden. Sehr früh ſchon hatte auch die Geiſtlichkeit das Land für Petitionen an die preußiſche Conſtituante gegen die beabſichtigte Trennung der Schule von der Kirche in Bewegung geſetzt. Die Lehrer ſind nun (was bei den Geiſtlichen nicht geſchah) noch nachträglich als Staatsdiener auf die Verfaſſung vereidigt, ſo jedoch, daß bei der formellen Trennung der Schule von der Kirche den Predigern die Aufſicht über die Volksſchulen wieder übertragen wurde. Die Leitung der Conſiſtorien iſt in der urſprünglichen Weiſe wieder den Generalſuperintendenten übergeben, nachdem ſie — in den religiös erregten Provinzen wenigſtens — vor der Revolution beſondern Conſiſtorialpräſidenten, wie Göſchel, und nach derſelben, um jede Beunruhigung der leicht erregbaren Gemüther auf kirchlichem Gebiete zu vermeiden, den Regierungspräſidenten zu rein geſchäftlicher Führung übertragen war. Vor kurzem endlich hat die Kirche in Preußen begonnen, gar langſam und mäßig vorſchreitend durch die neue kirchliche Gemeindeordnung eine Verfaſſung anzunehmen, gegen welche in Halle Niemeyer die Maſſen auf den Kampfplatz gerufen hat.

Indem Uhlich ſich (mit zweifelhaftem Beruf) im Jahre 1848 ausſchließlich der Politik zuwandte, wurde er dabei ohne Zweifel von dem richtigen Gefühl geleitet, daß dieſes Jahr für theologiſche Volksverſammlungen wenig geeignet ſei. Einen von ihm damals für ganz Deutſchland nach der Wartburg ausgeſchriebenen Kirchentag beſtellte er ſelbſt wieder ab. Er vergaß aber, daß es deſto mehr geeignet war für eine ſtille und friedliche Beilegung des ganzen lichtfreundlichen Streits, ſoweit es ſich nämlich um die eigentlichen Lichtfreunde, die vulgären Rationaliſten, wie ſie ſich endlich nach ſo manchen Erfolgen mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ſelbſt nannten, handelte; daß ſie billige Wünſche nach Herſtellung einer Kirchenverfaſſung damals hätten geltend und ihre Rückkehr in die Kirche möglich machen ſollen. Als er ſpäter bei bequemer Muße die religiöſe Bewegung wieder aufnehmen wollte, hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die bis dahin für ihn unerhört waren. Die reactionäre Preſſe war inzwiſchen entſtanden und mit den bekannten zuſchauenden Argusaugen wurde jeder Schritt des gemüthlichen Reformators bewacht. War er ihren Anklagen entgangen, ſo vermochte er doch, gewohnt, ſeine Natur ganz nach Belieben ſchalten und walten zu laſſen, den giftigen Pfeilen ihres Witzes nicht auszuweichen. Man malte ihn ab, wie er in nebliger Frühe, bekleidet mit Waſſerſtiefeln und einer Blouſe, aus den Thoren von Magdeburg ziehe, um auf dem Lande bei den Bauern Propaganda zu machen. Als um dieſelbe Zeit, wo es ſich herausſtellte, daß Uhlich's Rücktritt in die Kirche als Prediger an der Katharinengemeinde auf Schwierigkeiten ſtieß, auf Veranlaſſung bairiſcher Proteſtanten, wie es in der Ankündigung hieß, von vielen magdeburger Kirchenvorſtehern eine Verſammlung zur Berathung über eine deutſche proteſtantiſche Kirchenverfaſſung in die von Tilly zerſtörte Stadt berufen wurde — ein kirchliches Vorparlament, welches, wie es ſcheint, den Bruch der Uhlich'ſchen Freien Gemeinde mit der Kirche ungeſchehen machen ſollte, aber gar keine Wichtigkeit erlangte — wurde geſpottet: weil es mit Katharinen nichts ſei, wolle Uhlich nun Papſt der proteſtantiſchen Kirche werden. Ja, als er im Jahre 1850 naiv genug war, die Bauern, welche an den Sonntagen zur Meſſe hereinkommen würden, einzuladen, ein Stündchen anzuwenden, um in der Freien Gemeinde die Predigt zu hören und das Abendmahl austheilen zu ſehen, mußte er es von der Frivolität der magdeburger Zuſchauer erleben, daß ſie ihn aufforderten, ſeinen Gottesdienſt auf der Meſſe ſelbſt in einer Bude, abwechſelnd mit den Vorſtellungen einer vielbeſuchten Kunſtreiterbande, zu veranſtalten. Während Uhlich's Religioſität von ſeinen orthodoxen Gegnern keineswegs bezweifelt wird, konnte ein Vorſchlag wie dieſer, der jedes religiöſe Gefühl verletzt, nur von völliger Irreligioſität ausgehen. In der That wurde auch Uhlich jetzt immer mehr als Politiker denn als kirchlicher Reformer verfolgt. Er gehört mit Unruh, Pax und Banſe zu den Leitern des Vereins zur Wahrung der Volksrechte, in welchem das zähe magdeburger Bürgerthum ſeine Errungenſchaften mit ſo viel Conſequenz zu wahren ſucht, daß man behaupten möchte, es werde keinem zweiten Tilly gelingen, der Magd von Magdeburg ihr Kränzlein zu rauben, das ſie ſo freudig in der Hand emporhält. Dieſe Zähigkeit iſt bewundernswerth, wenn auch die Parteiſache, für welche ſie aufgewandt wird, nicht ganz die unſere iſt.

Wenn nun Uhlich als Politiker nur ſchlecht und recht ein magdeburger Demokrat iſt, ſo kam dagegen auf dem Concil, welches die Freien Gemeinden mit den Deutſchkatholiken gemeinſam in Leipzig hielten, durch andere Sprecher und Glieder Freier Gemeinden ein troſtloſer Wirrwarr ſocialiſtiſcher und communiſtiſcher Syſteme zu Tage, welcher ihnen bei dem wohlhabenden Bürgerſtande, deſſen Theilnahme und Unterſtützung ihnen noch hin und wieder zu Theil wurde, vollends den Garaus machen mußte.

Die ſtrengorthodoxe Geiſtlichkeit gehört faſt ohne Ausnahme auch in politiſchen Dingen der Gerlach'ſchen Partei an. Und ſo ausgeprägt iſt überhaupt der Zuſammenhang der religiöſen Parteien mit den politiſchen, daß die in der evangeliſchen Kirche verharrenden rationaliſtiſchen Geiſtlichen meiſt, ohne gerade Feinde der Verfaſſung zu ſein, in den rettenden Thaten des Novembermannes den wahren Ausdruck ihrer Geſinnung gefunden haben, während nur diejenigen Männer, welche von Anfang an das politiſche Bewußtſein im Kreiſe der Proteſtantiſchen Freunde repräſentirten (Duncker, Haym, Schwarz, Schwetſchke) gegenwärtig als Vertreter des national-conſtitutionellen Princips daſtehen.

Ein harter Schlag für die Freien Gemeinden war im Jahre 1850 eine nachträgliche Auslegung des Religionspatents, auf welches die Exiſtenz derſelben ſich gründet. Die Sektenfreiheit iſt in unſern Augen ohnehin ſchon kein großes Gut, das man wenigſtens nicht noch ausdrücklich verkümmern ſollte. Die Bildung neuer Freier Gemeinden geht indeſſen, zum Theil, wie in Naumburg in Vereinigung mit deutſchkatholiſchen Elementen, hier und da noch fort. Der Eigenſinn der Geiſtlichen wird ihnen auch in Zukunft hin und wieder Proſelyten zuführen, wie in der Geburtsſtadt des Meſſiasſängers, wo ein alter griesgrämlicher Pfarrer ſo lange mit ſeiner Gemeinde proceſſirte, bis die Blumengärtchen, welche in Folge einer auf die Verſchönerung der Kirchhöfe bedachten Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's III. um die Marktkirche her von wohlhabenden Bürgern angelegt wurden, hinweggeräumt, die herrlichen Bäume von Ephen und wilden Roſen, die an den Mauern emporgewachſen waren, niedergehauen wurden, und die Marktkirche nicht allein von außen, ſondern auch innen völlig öde und leer daſtand.

Schluß.

Irgendwie eine bedeutende Zukunft können wir den Freien Gemeinden nicht verſprechen. Die Aufgabe einer ſpätern wirklichen Kirchenverfaſſung — wir wiederholen es — wird auch die ſein, ſie in den Schooß der proteſtantiſchen Kirche zurückzuführen. Pfarrer wie Wislicenus, welche ſich ſelbſt von Kirche und Religion losſagen, werden ſpäter und um ſo mehr, wenn ein wahrhaft geſunder politiſcher Zuſtand in Deutſchland erſt den wahrhaften Kampfplatz für die deutſchen Geiſter eröffnet hat, keine andere Stellung einnehmen können, als die jedes andern gebildeten Mannes, der an den kirchlichen Inſtitutionen factiſch keinen Antheil nimmt. Nach dem ganzen lichtfreundlichen Streite zeigt ſich bereits die Erſcheinung, daß ſchroffere Naturen, ſofern ſie ſich von vorn herein mit der Religion überhaupt nicht irgendwie in Einklang zu ſetzen wiſſen, die Theologie meiden oder noch während ihrer Studienzeit ſich verwandten Wiſſenſchaften, z. B. der Philologie, zuwenden. Kann man dies als völlig naturgemäß nur billigen, ſo darf um ſo weniger allen mildern Naturen, ohne Unterſchied des eigentlichen wiſſenſchaftlichen Standpunktes, der ja eben durch das Studium der Theologie erworben iſt, die pfarramtliche Stellung ſtreitig gemacht werden, wobei gerade das Abſterben des vulgären Rationalismus manches Aergerniß von ſelbſt beſeitigen wird. Ihre Aufgabe aber iſt eine ſchöne und hohe: in ungleich tieferer Weiſe, als dies von der verſtändigen Oberflächlichkeit der Lichtfreunde verſucht iſt, den Geiſt der deutſchen Neuzeit, wie er in den politiſchen und nationalen Beſtrebungen daſteht, mit dem hiſtoriſch überlieferten Volksleben, wie es ſich in Religion und Sitte zeigt, zu vermitteln. Denn nur wenn wir unſere Beſtrebungen vom Gebiete des oberflächlichen und nüchternen Verſtandesthums, auf dem ſie hin und wieder noch einſeitig wurzeln, zugleich auf das Gebiet des deutſchen Gemüthslebens hinüberzuführen vermögen, um hier feſte Wurzeln zu ſchlagen, können wir die ländliche Bevölkerung wahrhaft für die Freiheit erobern, der Scholle, der ſie bisher ausſchließlich angehört, entreißen und dem deutſchen Vaterlande gewinnen, können wir Begeiſterung erzeugen und ſiegen.

Ich ſchließe hiermit dieſe Darſtellung der neuern Bewegungen innerhalb der proteſtantiſchen Kirche, deren Unparteilichkeit, begünſtigt durch die großen politiſchen Ereigniſſe, welche zwiſchen ihnen und der Neuzeit bereits eine ſtarke Scheidewand bilden, wahrſcheinlich keine der religiöſen Parteien, die an jenen Kämpfen Theil genommen haben, in Abrede ſtellen wird. Reich belohnt würde der Verfaſſer für die Mühe ſein, von den bei dieſem

Kampfe gebrauchten Waffen noch einmal den Roſt hinweggewiſcht zu haben, um ihre Güte zu prüfen, wenn es ihm gelungen wäre, den Leſer durch den hiſtoriſchen Verlauf dieſes ganzen Streits, der nicht allein ſein nächſtes Ziel verfehlte, ſondern auch, wenn man ihn als den Herold der neuern politiſchen Bewegung betrachtet, bis jetzt nichts als Elend in ſeinem Gefolge gehabt hat, davon zu überzeugen: daß uns nichts mehr Noth thut als das ehrliche Feſthalten an einer großen, reinen politiſchen und nationalen Bewegung, und daß wir uns vor allen Abwegen, die uns davon nochmals hinweglocken könnten, zu hüten haben. Oder könnte es jetzt noch eine Frage ſein, daß uns in neuerer Zeit ein ganz anderer Segen daraus erwachſen ſein würde, wenn wir während der langen Friedensjahre vor der Revolution nur wenigſtens eine große politiſche Idee, wie etwa die Kaiſeridee, unabläſſig und immer wieder in uns verarbeitet und uns gründlich zu eigen gemacht hätten, ſtatt unſer Volk durch theologiſche Zänkereien noch mehr zu zerſplittern?

H. Pröhle.

Die deutſchen Märzminiſterien.

I.

Das Miniſterium Bekk in Baden.

Eine unbefangene Betrachtung der liberalen Märzminiſterien, die jetzt mit wenigen Ausnahmen überall ſchon der Geſchichte angehören, wird zwar die Fehler, die gemacht worden und die meiſtens der liberalen und conſtitutionellen Partei im Ganzen zur Laſt fallen, nicht verdecken wollen, aber ſie wird doch auch den Schwierigkeiten der Lage Rechnung tragen müſſen — Schwierigkeiten, für die damals, wie heute, der Parteigeiſt der Extreme kein Verſtändniß hatte. Faſt allenthalben überkamen die neuen liberalen Regierungen eine durch die alte Politik erſchütterte Staatsordnung als bedenkliche Hinterlaſſenſchaft ihrer Vorgänger. Vertrauen zum Regiment, Achtung vor dem Geſetz, politiſche Reife für conſtitutionelle Formen, das Alles großzuziehen, war die alte Politik die ſchlechteſte Schule geweſen; jetzt ſollten die Conſtitutionellen die Sünden vieler Jahre raſch gut zu machen wiſſen, und zwar mitten in der unruhigſten Bewegung revolutionärer Stimmungen. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte es ſelbſt einer politiſchen Partei, die weniger Neuling in praktiſchen Regierungsgeſchäften geweſen oder nicht ſo lange nur in der Oppoſition geſtanden wäre, gewiß ſehr ſchwer werden, raſch eine ſtraffe und feſte Ordnung aufzurichten, wo die ſtürmiſche Lage des Augenblicks kaum Zeit ließ, gegen die überſlutende revolutionäre Ungeduld einen Damm herzuſtellen. Zudem waren die neuen liberalen Miniſterien nicht einmal überall im Stande, ſich auf eine entſchiedene und compacte Mehrheit ſtützen zu können. Die vormärzliche Oppoſition ſchied ſich jetzt in ihre natürlichen Elemente: Liberale und Radicale; die vormärzlichen Conſervativen ſchloſſen ſich, weil es die Umſtände ſo mit ſich brachten, zum größten Theile den neuen Miniſterien an. Der Radicalismus legte es meiſtens darauf an, die Befeſtigung und friedliche Entwickelung der neuen Regierungen mit blinder Leidenſchaft zu ſtören; die Altconſervativen waren laue Freunde, die durch die Lage der Dinge unter die Fittige des Liberalismus getrieben waren, die aber eben darum durch eine veränderte Lage auch wieder auf die andere Seite geſcheucht werden konnten. Der eigentliche Liberalismus hatte zwar in den Führern Intelligenz, Doctrin und guten, patriotiſchen Willen genug zu ſeiner Verfügung, aber die Maſſe aus dem Mittelſtande, die ſeine Armee bildete, war, wie die Erfahrung bald bewies, viel zu unklar und unſelbſtändig, um gegen die Eindrücke einer ſtürmiſchen Zeit und den Andrang der Fractionen muthig und entſchloſſen Stand zu halten.

Es haben ſich dieſe Erſcheinungen faſt überall wahrnehmen laſſen, wo die alte Politik in den Stürmen der Revolution das Steuerruder an die liberalen Gegner hingab; am eigenthümlichſten haben ſie ſich aber in Baden gezeigt. Das liberale Miniſterium rührte dort nur zum Theil aus dem März her; es ward nach der Februarrevolution wol ergänzt und in einzelnen Zweigen erneuert, aber in ſeinen weſentlichen Elementen war es ein vormärzliches, der Zeit, nicht der Richtung nach. In Baden hatte man ſich ſchon vor dem März 1848 bequemen müſſen, eine Conceſſion zu machen und das Miniſterium aus der Majorität, nicht aus der Minorität der Volksvertretung zu ergänzen. Die Politik der geheimen Conferenzbeſchlüſſe, die Blittersdorff in Baden hatte durchzuſetzen ſuchen, hatte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung gehabt, als im Sinne der Urheber lag. Bei dem unausgeſetzten Hader zwiſchen Regierung und Landesvertretung hatte die erſtere zuſehends an Einfluß und Anſehen verloren, die letztere gewonnen; die Mittel des miniſteriellen Terrorismus hatten nicht recht verfangen wollen, vielmehr waren die Erfolge überall gegen die Regierung und ihre Werkzeuge, die Beamten, ausgeſchlagen. Faſt jede neue Ergänzungswahl verſtärkte die Kräfte der Oppoſition, machte ſie compacter und hartnäckiger, ließ die Regierung ſchwächer und unbehülflicher erſcheinen. Die offene, drohende Reaction Blittersdorff's gegen den Conſtitutionalismus war nicht glücklicher als die verſteckte, vorſichtigere Thätigkeit ſeiner geduldigern Nachfolger; die Politik, die offen trotzte, wie die, welche mit dem ſpäter eingeſtandenen geheimen Gedanken, „in der Sache nichts nachzugeben", wenigſtens in den Formen nachgiebiger erſchien — beide waren ſchon 1845 und 1846 in einer Sackgaſſe angelangt, aus der entweder nur der Rückzug oder der gewaltſame Durchbruch mit Hülfe eines Staatsſtreichs heraushelfen konnte.

Das conſtitutionelle Weſen war durch das Hin- und Herzerren der kämpfenden Parteien erſchüttert, das Vertrauen zu den Autoritäten untergraben, das kleine Land mit einer Agitation erfüllt, die ſeine Tragkräfte weit überſtieg und das Volk in der Aufregung des Parteikampfes ſeit Jahren großgezogen. Beide Theile trugen Schuld daran; die Regierung, indem ſie gegen den beſtehenden Rechtszuſtand der Repräſentativverfaſſung einen theils offenen, theils verdeckten Krieg eröffnet und denſelben mit allen Mitteln fortgeſetzt hatte; die Oppoſition, indem ſie den Kampf leidenſchaftlich und hartnäckig aufnahm und der antiparlamentariſchen Regierung eine antigouvernementale Agitation entgegenſetzte. So war man an einem Punkte angelangt, der zum Biegen oder Brechen führen mußte; regieren konnte man auf die alte Weiſe nicht mehr, man mußte entweder der Oppoſition in Einzelnem nachgeben oder die Verfaſſung gewaltſam umändern. Die letzte Hoffnung, unter dem Eindruck der katholiſchen Agitation vielleicht die Oppoſition im Wahlkampfe zu beſiegen und eine minder feindſelige Kammer zu erlangen, führte zu einem ganz entgegengeſetzten Ergebniß; die extemporirte Auflöſung vom Februar 1846 brachte die Oppoſition verſtärkt in die Kammer zurück. Damals rieth ſelbſt Blittersdorff zum momentanen Nachgeben. „Eine wiederholte Auflöſung der Stände", ſchrieb er *), „wird nichts helfen; im Gegentheil wird die Oppoſition immer verſtärkter auf dem Landtage erſcheinen, weil man ſich immer weniger mit der reinen Beamtenherrſchaft befreunden wird. Man darf ſich daher keinen Illuſionen mehr hingeben, ſondern muß das parlamentariſche Syſtem annehmen, d. h. ein Miniſterium bilden, das die Majorität der Stände für ſich hat. Vom Bundestage iſt nun nichts zu hoffen; derſelbe wird in ſeiner gegenwärtigen Nullität vorausſichtlich zu keinem Beſchluſſe kommen und iſt längſt gewohnt, Alles geſchehen zu laſſen, ohne jemals die Hand ſelbſt mit anzulegen." Aus dieſen Gründen, meinte Blittersdorff, ſei nunmehr ein Miniſterium Bekk, verſtärkt durch liberale Notabilitäten der II. Kammer, an der Zeit. Der Großherzog müſſe ſich mit dem Gedanken vertraut machen und die verbündeten Regierungen davon benachrichtigen, wie er zu dieſem Entſchluſſe gedrängt worden ſei. Er könne hinzufügen, daß die Folgen der neuen Politik auch dazu führen würden, daß Baden in der Preßgeſetzgebung ſeinen eigenen Weg gehen und die Rechtsinſtitutionen des linken Rheinufers ins Leben rufen müßte.

So legte der Träger der anticonſtitutionellen Fraction in Baden ſelbſt das Geſtändniß ab, daß die Zeit der Umkehr gekommen ſei. In welchem Sinne freilich er ſolchen Rath gab, das iſt aus ſeinen eigenen Worten herauszuleſen. Die Radicalen, ſagt er, wenn man auch ſie vollends

---

*) „Einiges aus der Mappe des Herrn von Blittersdorff", S. 48, 51.

ans Ruder kommen laſſen müſſe, würden ihre Unfähigkeit zum Regieren ſehr bald documentirt haben und es werde dadurch der Nimbus der Popularität zerſtört werden, auf welchem ihre Macht beruhe. Es werde dem Großherzog alsdann die Rolle zu Theil werden, die verletzten und bedrohten Rechte ſeiner Mitverbündeten ſowie ſeiner Unterthanen zu ſchützen und zu ſchirmen, und es werde alsdann nicht ſchwer fallen, das Gehäſſige der ergriffenen Maßregeln den eigentlichen Urhebern derſelben zu überlaſſen. Hier war alſo mit deutlichen Worten eingeſtanden, daß man von der peſſimiſtiſchen Berechnung geleitet ward, es werde durch das Regiment der Oppoſition ſelbſt — denn, was zu ihr gehörte, hieß bei Blittersdorff „radical“ — der Rückweg zum alten Syſtem möglich und die Gelegenheit zu „rettenden Thaten“ von oben erleichtert werden. Indem man das verworrene Werk eigener Verkehrtheit den Gegnern überließ, gab man ſich der frohen Ausſicht hin, es werde unter ihrer Leitung die Verwirrung ſich nur mehren und dann der erſehnte Moment zu Gewaltſtreichen, die Reaction von oben, von ſelbſt eintreten.

Unter ſolchen Ausſichten ward Bekk im Jahre 1846 erſt als Miniſter ohne Portefeuille, dann als Präſident des Miniſteriums des Innern (December 1846) zur Theilnahme und Leitung der Geſchäfte berufen. Als einer der freiſinnigen Beamten aus Winter's Schule früher ſchon im Miniſterium thätig, hatte er dann im Laufe der letzten Jahre dem oberſten Gerichtshofe angehört, war als Sprecher der gemäßigten, man konnte ſagen loyalen Oppoſition in der Kammer immer bedeutender hervorgetreten und ſchon längere Zeit von den ſtillen oder lauten Wünſchen der Gegner des Blittersdorff'ſchen Syſtems als der Chef eines künftigen liberalen Miniſteriums bezeichnet worden. Ein hervorragender und ſcharfſinniger Juriſt, ein klarer und nüchterner Redner, ein Mann von durch und durch humaner und liberaler Geſinnung, hatte er unter dem erbitterten Parteigezänk der letzten Jahre ſich der Achtung aller politiſchen Fractionen erfreut und war inmitten der Leidenſchaft und Erhitzung allezeit das ruhige und verſöhnende Element geblieben, deſſen Baden bedurfte, wenn die Wunden der Blittersdorff'ſchen Periode vernarben ſollten. Es iſt eines der merkwürdigſten Symptome der ſinnloſen Bethörung geweſen, in die nachher ein Theil der Bevölkerung durch die demagogiſche Hetzerei getrieben ward, daß ein Mann von ſo hervorragendem Talent, ſo unangefochtener Integrität und Liebenswürdigkeit des Charakters eine Zeit lang den Maſſen als ein Gegenſtand des wildeſten Haſſes erſcheinen konnte und, ſolange das Delirium währte, keine Gerechtigkeit mehr fand gegenüber den abgeſchmackteſten Verdächtigungen eines durch und durch ſchmutzigen und abenteuerlichen Demagogenthums. Sobald freilich die Beſinnung anfing zurückzukehren, wurde derſelbe Mann mit Huldigungen überſchüttet, und es ſtritten ſich die Wähler um die Ehre, den als Miniſter ſo ſchmachvoll gekränkten und verdächtigten Mann als ihren Abgeordneten in die Kammer zu ſenden.

Die Lage des Landes, wie das alte Syſtem ſie als Erbtheil zurückließ, war ernſt genug: es waren die Keime ſchon vorhanden und zum Theil ausgebildet, die nachher in den Zeiten der Aufregung wild aufgeſchoſſen ſind. Konnte man die materiellen Zuſtände für befriedigend halten und dem abgetretenen Syſtem im Ganzen das Verdienſt einräumen, im Einklang mit den Kammern einen wohlgeordneten Staatshaushalt hinterlaſſen zu haben, ſo waren die politiſchen Stimmungen und Verhältniſſe nicht ſo beruhigend. Schon in der Natur des Landes und Volkes liegt Manches, was einen raſchern politiſchen Kreislauf erklärt. Ein reiches, zum großen Theil überaus geſegnetes Land, das zum phyſiſchen Wohlſein, zur üppigen Lebensfreude reizt und drängt; ein Land von junger Geſchichte und beſchränktem Umfange, eingekeilt zwiſchen die zwei bewegteſten Staaten Europas und nur durch einen Fluß von ihnen getrennt, zudem ohne ein altes traditionelles Daſein und in ſeinen buntgemiſchten Beſtandtheilen vorzugsweiſe durch ein politiſches Band, die Verfaſſung, zuſammengehalten, von regſamen, begabten, aber unruhigen und reizbaren Volksſtämmen bewohnt — ein ſolches Land, gewiſſermaßen an der großen Heerſtraße gelegen, wird überall in politiſchen Dingen ein raſcheres Tempo einſchlagen als Gebiete, deren Verhältniſſe von Natur anders angelegt ſind. Und doch haben wir unter viel bedächtigern Menſchen und in viel abgeſchloſſenern und mehr auf ſich ſelbſt angewieſenen Ländern Deutſchlands die Gährungen und Erſchütterungen des Jahres 1848 heftig genug wirken ſehen. In Baden war, durch dieſe natürlichen Verhältniſſe begünſtigt, die politiſche Bewegung von Anfang an lebhafter, der Kampf gegen das Syſtem der Miniſterialconferenzen und Ausnahmebeſchlüſſe leidenſchaftlicher, die Führer zahlreicher, begabter, einflußreicher geweſen und die Regierung ſelbſt hatte dieſen Eindrücken mehr nachgegeben als in irgend einem andern deutſchen Lande. Die badiſche Geſetzgebung war trotz der bureaukratiſchen und miniſteriellen Praxis überwiegend demokratiſch; von 1831 an bis zum Tode Ludwig Winter's hatte man die Fundamente der Staatsordnung ſtufenweiſe demokratiſirt, und die Politik, die Blittersdorff vertrat, ſuchte eben nur auf dem Umwege der Verwaltung den mißliebigen Liberalismus der Geſetzgebung zu beſeitigen. Dies Alles, zuſammengenommen mit dem erbitterten Kampfe der letzten Jahre, hatte in der Maſſe der Bevölkerung eine viel ausgedehntere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geweckt, aber auch bewegtere und unruhigere Stimmungen genährt, als dies in den übrigen deutſchen Ländern der Fall war.

Die Quelle freilich war nicht in Baden allein zu ſuchen. Hatte die miniſterielle Politik, das Treiben der Cenſur und Polizei, das Gebahren der Beamten innerhalb des Ständehauſes und außerhalb Widerwillen und Erbitterung genug geweckt, ſo war es doch in letzter Inſtanz immer nur die Politik des Bundestages und was daran hing, wogegen das ganze Gewicht der politiſchen Oppoſition reagirte. Von allen den Angriffen, welche gegen die badiſche Regierung gerichtet wurden, waren nicht die unbedeutendſten die, welche die Politik der Ausnahmebeſchlüſſe und der bundestägigen Reaction berührten, und das Miniſterium mußte nicht ſelten Schläge empfinden, die, genau genommen, nach Frankfurt, Wien u. ſ. w. gezielt waren. Dieſes allgemeine Misvergnügen ward wol in allen deutſchen Ländern, namentlich den conſtitutionellen, lebhaft empfunden und geäußert, aber nirgend war es ſo die ſtehende Tagesfrage geworden, wie in der badiſchen II. Kammer, nirgend hatte ſich die Antipathie ſo in weitern Kreiſen feſtgeſetzt, wie dort in der Bevölkerung. Wir begreifen es vollkommen, wenn die Partiſane des Bundestags auch jetzt noch mit auffälliger Animoſität gegen die vormärzlichen Kammern Badens zu Felde ziehen, nur erſcheint uns jene fruchtbare Polemik gegen das bundestägliche Syſtem, in der ſie den Anfang aller deutſchen Revolutionen ſehen, als ein ganz beſonderes Verdienſt. Schlimm genug, daß die ganze Gährung, welche durch die ſchmachvolle Thätigkeit und Unthätigkeit jener oberſten Nationalbehörde geweckt ward, ſich mit beſonderer Wucht auf die kleinen Staaten warf, und daß der gerechte öffentliche Unwille in dem engen Raume der kleinen Kammern allein noch eine Zuflucht und einen unbeſchränkten Ausdruck fand. Man klagt ſo oft darüber, daß die kleinen Staaten ſo groſe Politik getrieben haben und dadurch der Feuerherd von Bewegungen geworden ſind, denen zu widerſtehen ſie zu ſchwach waren — aber es war dieſes Misverhältniß eben nur eine von den vielen unvermeidlichen Folgen der allgemeinen deutſchen Misverhältniſſe. Hätten wir ein Organ gehabt, das die ganze Nation in Wahrheit repräſentirte, oder wären auch nur die ſogenannten Großſtaaten dem Abſolutismus abgerungen geweſen, ſchwerlich wäre dann je den kleinen Staaten und ihren Vertretungen die dornige Aufgabe zugefallen, den Kampf gegen das deplorable Syſtem allein auf ſich zu nehmen. Wir in den kleinen Staaten haben die ſchlimmen Rückwirkungen dieſes nie ruhenden Kampfes in ihrer auflockernden und auflöſenden Geſtalt wahrnehmen und fühlen müſſen; aber es tröſtet uns dabei der Gedanke, daß der Kampf, wenn auch theuer genug bezahlt, doch kein vergeblicher war. Die Kleinſtaaten ſind leichter umzuwerfen und aufzulöſen als die mittlern und groſen; aber es lebt in ihnen auch, eben weil ſie ſich ſelber nicht genügen können, ein viel lebendigeres Gefühl der Miſere, welche die nothwendige Folge unſerer dynaſtiſchen und gouvernementalen Vielheit iſt.

Es lag in dieſen Stimmungen eine unverkennbare Schwierigkeit für jede liberale Regierung vor dem März, zumal wenn die Parteien ſo rührig, ſo einflußreich, ſo gut organiſirt waren, wie die badiſche Oppoſition. Die Regierung hatte ſeit Winter's Tode an Einfluß und Anſehen von Tag zu Tage mehr verloren; ihre Beamten — wie Blittersdorff ſie einmal bezeichnete, „Werkzeuge, die man nach Belieben zerbrechen konnte“ — waren für eine wirklich conſtitutionelle Verwaltung eine ſehr zweifelhafte Hülfe und mußten erſt lernen, wie man in einem Verfaſſungsſtaate regiert. Es war hier

Unkraut in Menge auszujäten, das während der jüngſten Periode emporgewuchert war. Der Großherzog ſelbſt, eine wohlwollende, edle Perſönlichkeit, war von den Trägern des Syſtems viel zu viel in den Parteikampf hereingezogen und mit Einflüſſen umgeben worden, die ihn dem Liberalismus und ſeinen Vertretern abgeneigt machen mußten. Auch hier war das Terrain erſt wieder zu gewinnen.

So war denn die Aufgabe eines liberalen Miniſteriums ſchwierig genug. Es mußte Autorität und Vertrauen wieder hergeſtellt, die vorhandene Gährung beſchwichtigt, eine in der That verantwortliche und conſtitutionelle Regierung aufgerichtet, der Einfluß der Factionen wie die Thätigkeit der Coterien und Camarillen beſchränkt, überhaupt ein aufrichtiges und freiſinniges Regiment neu begründet werden. Man mußte der Oppoſition wie der Bureaukratie gegenüber das Anſehen und die Kraft der Geſetze wiederherſtellen, und zwar mit derſelben durchgreifenden Conſequenz und Rührigkeit, welche das abgetretene Syſtem nach der andern Seite hin bewieſen hatte. In den letzten Wochen des Jahres 1846 trat Bekk an die Spitze des Miniſteriums des Innern; damit erhielt der gemäßigte Liberalismus das Uebergewicht in der neuen Verwaltung. Vorſtand des Geſammtminiſteriums ohne Portefeuille ward Nebenius, deſſen Geiſt, Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſche Celebrität von allen Parteien anerkannt, deſſen humane und liberale Geſinnung auch in den Zeiten, wo man ſeinen Namen zu illiberalen Dingen misbrauchte, von den Unbefangenen immer nach Verdienſt gewürdigt worden war. Das Aeußere behielt Herr von Duſch ungeachtet ſeiner diplomatiſchen und bundestäglichen Antecedentien, ein Mann von aufrichtiger conſtitutioneller und patriotiſcher Geſinnung, die in ernſten Tagen die ſchwierige Probe überſtanden hat. Dieſem feinen und vielſeitig gebildeten, in Wort und Schrift gewiegten Staatsmanne gebührt ein weſentlicher Antheil an der Politik, die nachher in den Verfaſſungskämpfen des Jahres 1848 und 1849 Baden an der Spitze der kleinern Staaten tonangebend einſchlug; es iſt ihm dafür in jenen Tagen der Parteileidenſchaft nur eine ſpärliche Anerkennung geworden, wol aber hat er ſpäter, als der Umſchwung erfolgte, das ganze Maß des Haſſes der Gegner unbeſchränkt empfinden müſſen. Ins Departement des Innern waren von Bekk vorwiegend jüngere Kräfte hereingerufen worden, die ſeiner politiſchen Richtung angehörten; wie einſt das abgetretene Syſtem im bureaukratiſch-reactionären Sinne das Collegium epurirt hatte, ſo that er es jetzt in der entgegengeſetzten Richtung. Misliebige Namen verſchwanden und populäre traten an die Stelle. So waren die wichtigſten Stellen im Sinne eines Reformminiſteriums beſetzt und nur die unwichtigere Hälfte der Portefeuilles ward der altconſervativen Richtung überlaſſen. General von Freydorf, eine politiſch wenig markirte Perſönlichkeit, behielt das Kriegsdepartement, Regenauer die Finanzen, Trefurt bekam die Juſtiz. Von dieſen beiden Letztern neigte Regenauer entſchieden nach der Seite des abgetretenen

Syſtems und hatte in den Tagen des Kampfes zu den eifrigſten Gegnern des oppoſitionellen Liberalismus gehört; Trefurt paßte nach ſeiner innerſten Natur nicht zur bureaukratiſch-reactionären, ſondern vielmehr zur gemäßigt liberalen Partei, aber er war der Wortführer der Altconſervativen und Miniſteriellen geweſen und in der Hitze des Kampfes weiter nach rechts getrieben worden, als es ſeiner Individualität eigentlich entſprach; eine Zeit der Verſöhnung mußte auch ihn das mittlere Tempo wieder finden laſſen. Bei der oppoſitionellen Partei freilich waren damals die unmittelbaren Vorgänge noch in zu friſcher Erinnerung, als daß man nicht dort mit Mißtrauen und Unbehagen die Anweſenheit der beiden Männer im Miniſterium aufgenommen hätte. Sie galten als Vertreter der „Reaction“, und man fand dies um ſo bedenklicher, je mehr man die wiſſenſchaftliche und praktiſche Tüchtigkeit, das adminiſtrative und parlamentariſche Talent beider Männer anerkennen mußte. Es hat dies ſpäter nach einer Seite hin die nachtheilige Wirkung gehabt, daß das Miniſterium vom December 1846 in den Tagen der revolutionären Erſchütterung dem Angriffe der Oppoſition eine zu leichte Handhabe bot und durch den Sturm auf die beiden impopulären Namen ſelber an Kraft verlor.

Im Ganzen überwog indeſſen bei der neuen Verwaltung unzweifelhaft der gemäßigte Liberalismus und die Tendenz der Vermittelung und Ausſöhnung. Aus den einflußreichern Stellen wurden die ſtarren Vertreter des alten Syſtems entfernt, der feindſelige und verfolgungsſüchtige Ton gegen Alles, was nicht unbedingt zur Fahne der Regierung ſchwor, verſchwand, die kleinen Tücken der Bureaukratie und Polizei hörten auf und es kam wieder jener freie und ungezwungene Ton in den Verkehr der Regierung mit den Regierten, der ſeit Winter's Tode aufgehört hatte. Die neue Verwaltung, ſtatt, wie bisher nicht ſelten geſchehen war, abſichtlich taub zu ſein gegen die Forderungen der Oppoſition, ſuchte ſich mit den Wünſchen und Bedürfniſſen des Landes bekannt zu machen und ihnen durch Reformen entgegenzukommen. Die Vorarbeiten zu einer volksthümlichen Verwaltung, die das Beamtenregiment durch eine bürgerliche Selbſtregierung erſetzen ſollte, ſind z. B. nicht erſt nach dem März, ſondern ſchon in dieſer Periode begonnen worden; bei dem Bundestage wurden jetzt zum erſten Male ernſte und dringende Forderungen um eine Reform der Preßgeſetzgebung angebracht und die Andeutung hinzugefügt, wie ein längeres Verzögern leicht zur Folge haben könne, daß Baden ſich genöthigt ſehe, auf eigene Gefahr die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. In dieſen wie in andern Angelegenheiten zeigte die Regierung zum erſten Male wieder einen aufrichtigen, freiſinnigen Willen, war human, verſöhnlich und ohne anticonſtitutionelle Hintergedanken.

Im Lande war die Rückwirkung dieſes Wechſels ſehr bald fühlbar. Ein großer Theil der Bevölkerung war der Hetzerei und des Parteihaders längſt müde und kam mit Befriedigung einer Regierung entgegen, die man mit gutem Gewiſſen unterſtützen konnte. Unbehaglich fühlte ſich nur die äußerſte Oppoſition. Schon auf dem kurzen Landtage des Sommers 1846 — alſo zu einer Zeit, wo Bekk noch kein beſtimmtes Miniſterium übernommen hatte — war als erſtes Ergebniß ſeines Eintritts in die Verwaltung ein verſöhnlicherer Ton zwiſchen Regierung und Kammer hörbar geworden und die erſte merkliche Scheidung eingetreten zwiſchen der conſtitutionellen und ſyſtematiſchen Oppoſition. Seit Bekk Miniſter des Innern geworden, prägte ſich dieſes Verhältniß noch deutlicher aus und man konnte die alte Oppoſition als geſprengt betrachten. Die erſte beſcheidene Conceſſion, die man der Landesvertretung gemacht, hatte alſo bereits den Erfolg, daß die oppoſitionelle Mehrheit zu einer Minderheit ward und die bisher Verbündeten ſich in bitterm Zeitungskriege befehdeten. Die radicale Linke, hauptſächlich durch Struve in der Preſſe vertreten, griff im bitterſten und leidenſchaftlichſten Tone den gemäßigten bürgerlichen Liberalismus an, weil dieſer zur Regierung neigte, und dieſer ſeinerſeits blieb keinen Vorwurf ſchuldig, indeſſen eine Anzahl junger Literaten das Feuer der Entzweiung ämſig ſchürten. Die bisherigen Führer der Oppoſition, Itzſtein, Mathy, Baſſermann, Soiron, blieben dem Hader fremd und ſuchten zu vermitteln; dagegen ward Hecker immer tiefer in das Getreibe des radicalen Theils der Oppoſition hereingezogen und von der extremen Partei als Führer auf den Schild gehoben. Verſuche der Annäherung ſcheiterten; Hecker legte in einem Anfall von übler Laune ſeine Abgeordnetenſtelle nieder (März 1847) und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es das Verhältniß zu ſeinen bisherigen politiſchen Freunden ſei, was ihn zum Rückzug bewege. So traten in Baden zuerſt liberale und radicale Tendenzen geſondert auf; die letztern in ſchärferer Oppoſition als je, die erſtern offenbar geneigt, ſich mit einer aufrichtig freiſinnigen Regierung zu verſtändigen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte die Gründung eines größern Tendenzblattes veranlaßt, der „Deutſchen Zeitung", das ſich die Verfechtung des Conſtitutionalismus recht eigentlich zur Aufgabe ſetzte; die radicale Partei ſonderte ſich ihrerſeits um ſo ſchärfer ab und trat zum erſten Male in ſelbſtändigen politiſchen Demonſtrationen hervor. Die Verſammlung, die im September 1847 zu Offenburg ſtattfand — die erſte und jetzt beinahe vergeſſene unter den drei geſchichtlich wichtig gewordenen Verſammlungen — ging ausſchließlich von der radicalen Partei aus und ſtellte zum erſten Male ein demokratiſch-ſocialiſtiſches Programm auf, das ein ferneres Zuſammengehen mit der conſtitutionellen Partei völlig ausſchloß.

Im Lande machten dieſe erſten Verſuche der Agitation beiweitem den Eindruck nicht, den die ſpätern Verſammlungen hinterlaſſen haben; die Regierung konnte, ohne eine große Aufregung zu bewirken, gegen die ungeſtümſten Redner gerichtliche Schritte thun und die Fortſetzung der Verſammlungen unterſagen — aber es hätte damals wahrſcheinlich nicht einmal dieſer Kraftmittel bedurft, um jede ernſte Gefahr zu beſeitigen. Dieſe wilden Reden, dieſe agitatoriſchen Kraftausdrücke erhielten erſt dann eine wirklich drohende Bedeutung, wenn, wie es ſechs Monate ſpäter geſchah, zugleich die ganze alte Ordnung der Dinge auf dem europäiſchen Continent bis in ihre Grundfeſten erſchüttert war. Dieſe Erſchütterung herbeizuführen oder auch nur zu beſchleunigen, trugen dieſe Winkelagitationen in einem kleinen Lande durchaus nichts bei. Vielmehr hatten ſie damals eher den entgegengeſetzten Erfolg; der liberale Mittelſtand, ſchon durch die fortdauernde Hetzerei gegen den „Bourgeoisliberalismus“ geärgert, zog ſich nun noch beſtimmter auf ſich ſelber zurück und ſchloß ſich eng an die Regierung an. Die Ergänzungswahlen in die II. Kammer, die kurz nach der offenburger Verſammlung ſtattfanden, ergaben inſofern ein ſehr bemerkenswerthes Reſultat, als der „Bourgeoisliberalismus“ allenthalben ein unbeſtrittenes Uebergewicht über die Radicalen erlangte. „Das haben wir dem Herrn von Struve und den jungen Leuten zu verdanken“, äußerte damals Itzſtein, von deſſen Einfluß bei dieſen Wahlen zum erſten Male der bürgerliche Liberalismus ſich anfing loszumachen.

Unter dieſen Verhältniſſen durfte man ſich wol der Hoffnung hingeben, daß es Bekk gelingen werde, die ſchlimmen Nachwirkungen des abgetretenen Syſtems zu überwinden. Das Vertrauen fing an zurückzukehren, es bildete ſich eine freiſinnige aber antirevolutionäre Partei um die Regierung, und die Spannung, die in allen öffentlichen Verhältniſſen eingetreten war, hatte ſchon in der kurzen Zeit, die Bekk am Ruder war, merklich nachgelaſſen. Nun mußten freilich die Spuren des alten Syſtems mit derſelben Energie verwiſcht werden, womit das Syſtem ſelber gepflanzt worden war. Die Herſtellung einer kräftigen conſtitutionellen Regierung erforderte eine gleich durchgreifende Energie gegenüber den factiöſen wie den bureaukratiſchen Beſtrebungen — und hier war es zweifelhaft, ob das neue Miniſterium ſeiner Aufgabe völlig entſprechen werde. Es waren in demſelben wohlwollende, humane und freiſinnige Elemente durchaus vorwiegend, aber es fehlte an einem durchgreifend kräftigen, kühnen und rückſichtsloſen Charakter, wie ihn die Verhältniſſe erforderten. Männer wie Nebenius, Duſch, Bekk waren Charaktere der Vermittelung, hatten eben deshalb eine natürliche Neigung zum Gehen- und Geſchehenlaſſen, während die Lage der Dinge eine ganz beſtimmte und entſchloſſene Haltung gebot. Beide Parteien haben aus dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen gewußt: die Bureaukratie wie der Radicalismus; gegen beide mußte ein liberales Miniſterium in Baden eine ſcharf ausgeprägte Haltung einnehmen, wenn es ſich ſelber und ſeine Sache ſtützen wollte.

Gleichwol zweifeln wir nicht daran, daß es dem Miniſterium vom December 1846 in ruhiger Zeit gelungen wäre, ſeine Aufgabe zu erfüllen. Ein paar Jahre ungeſtörter friedlicher Reorganiſation — und es war einer aufrichtigen Reformpolitik gewiß möglich, die Wunden zu heilen, die das alte Syſtem dem öffentlichen Leben geſchlagen hatte. Brach nicht eine allgemeine Erſchütterung über Deutſchland oder gar über den größten Theil von Europa herein, wurde nicht der revolutionäre Gährungsſtoff eines ganzen Welttheils über das Land verbreitet, ſo konnte ſich immerhin die perfide Berechnung Derer täuſchen, die im Jahre 1846 zu einem liberalen Miniſterium gerathen hatten, weil ſie peſſimiſtiſch hofften, es werde der neuen Verwaltung nicht gelingen, den Knoten, den die alte geſchürzt, glücklich zu löſen.

Die Eröffnung der Ständeverſammlung im December 1847 ſchien die friedlichen Ausſichten zu beſtärken. Seit Jahren zum erſten Male hatte der Großherzog die ſchmollende Zurückgezogenheit, in die ihn das alte Syſtem gedrängt, verlaſſen und den Landtag perſönlich eröffnet. Er ſprach diesmal herzlich und verſöhnend zu den Vertretern des Landes, nachdem lange Zeit eine kalte Entfremdung und nicht ſelten offener Streit die Räthe der Krone und die Repräſentation des Landes entzweit hatte. Die Thronrede gedachte zuerſt der materiellen Noth, welche die Misjahre über das Land gebracht hatten. „Wenn in Zeiten der Noth“, fuhr ſie fort, „die Verſuchung wächſt, die Geſetze zu übertreten, wenn dann leicht von Verblendeten zuweilen beklagenswerthe Auftritte ſtattfinden, die nicht helfen, ſondern die Noth nur vermehren, ſo bin ich meinem Volke das offene Zeugniß ſchuldig, und mit Dank, mit einem Hochgefühle, das meinem Herzen unendlich wohl thut, ſpreche ich es aus: die Ordnung im Lande iſt nirgend auch nur einen Augenblick geſtört worden.“ Unter den politiſchen Eröffnungen ward keine mit ſolcher Theilnahme vernommen wie die, welche verkündete, daß die Regierung bei dem Bunde Schritte gethan habe für ein Preßgeſetz mit Beſeitigung der Cenſur. „Möge — ſo ſchloß die Thronrede — ein freundlicher Geiſt bei Ihren Verhandlungen walten! Eintracht macht ſtark und glücklich — Zwietracht zerſtört. Auch bei der größten Verſchiedenheit der Anſichten kann Friede und Eintracht der Geſinnung beſtehen und aufwühlende Leidenſchaft fern bleiben. Regierung und Stände — beide haben nur ein Ziel: das Wohl des Vaterlandes; ſowie mich nur ein Gefühl leitet: die Liebe zu meinem Volke.“ Die Antwort der Stände entſprach der Anrede. „In der Gewährung einer freien Preſſe“, hieß es darin, „in Verbindung mit einer gerechten Strafgeſetzgebung zur Abwehr von Misbräuchen, in der Erfüllung der dem deutſchen Volke ertheilten Zuſagen, in der Belebung und Erſtarkung des deutſchen Nationalgefühls und in Einrichtungen, die mit Beſeitigung der proviſoriſchen Bundesgeſetze die innere Einheit Deutſchlands kräftigen und auf eine Vertrauen begründende Weiſe die öffentlichen Zuſtände des deutſchen Vaterlandes entwickeln, erblicken wir das ſicherſte Mittel allgemeiner Beruhigung und der Entfernung aller Beſorgniſſe für die Tage der Bedrohung durch einen äußern Feind.“

Der Gang der ſtändiſchen Verhandlungen ſchien die Hoffnung auf eine friedliche Wendung der Dinge zu beſtätigen. Es fehlte nicht an einzelnen Anklängen an die frühern Tage der Bitterkeit, aber gleichwol war der Ton ein anderer geworden. Die große Mehrheit der Kammer, auch wenn ſie den altconſervativen Mitgliedern des Miniſteriums offenbar nicht geneigt war, vertraute doch dem liberalen Theile der neuen Verwaltung und war ſehr bereit, ſich mit dieſem zu verſtändigen. Wurden die alten Misſtände der Beamten- und Polizeiwillkür beſeitigt, die Preſſe in innern Angelegenheiten freigegeben, ſo war mit der Kammer leicht in Frieden auszukommen. Der frühere kleine Hader trat diesmal in den Hintergrund; es war eine Friſche und ein Schwung in den Verhandlungen, den das Parteigezänk der frühern Jahre nicht hatte aufkommen laſſen. Gleich anfangs wurde die Verſammlung mitten in eine wichtige Frage materieller Art eingeführt, die Unterſtützung der drei bedrohten Fabriken, und es waren diesmal die Hauptſprecher der alten Oppoſition, wie Mathy, Welcker, welche die Vorſchläge der Regierung am eifrigſten verfochten; die ſchmutzigſten Vertreter der radicalen Journaliſtik verſäumten nicht, dies als Anlaß zu Verdächtigungen auszubeuten. Wenige Wochen nachher (12. Februar) trat Baſſermann mit ſeinem hiſtoriſch gewordenen Antrage auf Nationalvertretung hervor.

Da kamen die erſten Nachrichten aus Weſten, in gewaltiger, Alles erſchütternder Steigerung: der Sturz Guizot's, die Abdankung Ludwig Philipp's, der Fall der Juliusmonarchie und die Einführung der Republik. Noch iſt die Erinnerung an jene Tage in Allen lebendig genug, um die Wirkung zu bemeſſen, welche die pariſer Nachrichten vom 24. Februar auf Baden, das nächſtgelegene Grenzland, und ſeine erregte und reizbare Bevölkerung machen mußten. Noch iſt die Ohnmacht der alten Gewalten, ihre feige und perfide Nachgiebigkeit, das muthloſe Unterkriechen der ſpätern Vollblutconſervativen, die vertrauensvolle Mäßigung der Conſtitutionellen in zu friſchem und traurigem Gedächtniß, als daß es unſerer Schilderung bedürfte. Die epimetheiſche Weisheit Derer, die jetzt prahlend die Bewegung jener Tage als eine Bagatelle behandeln, während ihnen damals Kopf und Arm zum Widerſtand gelähmt war, kann höchſtens ein verachtendes Bedauern wecken, wenn man ſich der Leichtigkeit und Raſchheit erinnert, womit die alte Politik in den Großſtaaten viel ſchmachvoller als in den kleinen den Rückzug antrat. Auch wo ſie über materielle Mittel verfügte, beſaß ſie zu wenig Kopf und Herz, oder ein zu böſes Gewiſſen, um kämpfend zu ſiegen oder zu unterliegen. Es iſt das eine Erſcheinung, die ſich in den meiſten ähnlichen Bewegungen wiederholt: auch der prahlende und übermüthige Trotz nach der Gefahr und die zuverſichtliche Verſicherung, „ſo etwas werde zum zweiten Male nicht wiederkommen“, ſind nicht neu; es iſt an dieſer Illuſion ſchon manche Gewalt zu Grabe gegangen, die viel klüger und viel fähigen war als unſere heutige Reſtaurationspolitik.

Das badiſche Miniſterium trat ſchon am 29. Februar der zweiten Kammer mit der Erklärung gegenüber, es werde, ohne die Entſcheidung des Bundes abzuwarten, die Cenſur aufheben und zugleich Anſtalten treffen zur Einführung der Schwurgerichte und der Bürgerbewaffnung. Gleichzeitig kamen aus allen Theilen des Landes Maſſenpetitionen mit den bekannten vier Forderungen — Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutſches Parlament —, welche die Runde durch ganz Deutſchland gemacht haben. Am 1. März verkündigte Bekk, unter dem Jubel der Kammer und der zahlreichen Deputationen, die als Zuhörer anweſend waren, die Wiedereinführung des vom Bundestag aufgehobenen Preßgeſetzes von 1831. An demſelben Tage überreichten acht Abgeordnete von der äußerſten Linken, unter ihnen Hecker und Brentano, einen Antrag, der zu den früher gemachten Forderungen noch hinzufügte: Aufhebung der Ausnahmebeſchlüſſe, Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, Gleichſtellung der verſchiedenen Confeſſionen, Aufhebung der Reſte des Feudalweſens, der privilegirten Gerichtsſtände, Einführung einer progreſſiven Vermögens- und Einkommenſteuer, volksthümliche Verwaltung und Errichtung eines Staatsgerichtshofs für Miniſteranklagen. Die Kammer ließ unverzüglich einen Ausſchuß zuſammentreten; ſchon am folgenden Tage ward darüber Bericht erſtattet und Beſchluß gefaßt. Die Kammer nahm die Anträge nicht allein alle faſt einſtimmig an, ſondern fügte noch einige Forderungen hinzu, namentlich auch die: „daß das Staatsminiſterium und die Stelle eines Geſandten des Großherzogthums bei der Bundesverſammlung nur mit Männern beſetzt werden, welche das allgemeine Vertrauen des Volks genießen“. Einige Tage ſpäter (4. März) erklärte Bekk die Zuſtimmung der Regierung zu den gemachten Forderungen und verſprach, die nöthigen Geſetzesvorlagen in kurzem einbringen zu wollen. Die Departementschefs der Juſtiz, der Finanzen und des Krieges traten aus dem Miniſterium aus; Herr v. Blittersdorff ward von Frankfurt abberufen. Dem Verſprechen, die zwölf Forderungen durch Geſetzesvorlagen zu erfüllen, iſt die Regierung, ſoweit es in ihrer Macht lag, gewiſſenhaft nachgekommen.

In dieſen zwölf Forderungen war die Summe Deſſen enthalten, was die äußerſte Oppoſition damals verlangte; das neue Miniſterium war im liberalen Sinne völlig epurirt; man durfte daher billigerweiſe erwarten, daß nun die Kriſis für Baden überwunden ſei. Die größte Gefahr für den deutſchen Süden und Weſten und vielleicht noch weiterhin war allerdings dadurch abgewehrt, daß der ſtärkſte Stoß der Revolution, der mit ungeſchwächter Kraft auf Baden gefallen war, hier abgelenkt ward. Die Exiſtenz eines moderirten Miniſteriums, das ſchon vor der Revolution den Weg der Conceſſionen betreten hatte, war der Eckſtein, an welchem die erſte wilde Kraft der revolutionären Woge ſich gebrochen hat. Daß dieſes Miniſterium bis tief in die Reihen der Oppoſition Sympathien hatte und man dem ehrlichen Willen deſſelben vertraute, das hat damals — zum allerwenigſten — die ſüd- und weſtdeutſchen Kleinmonarchien und vielleicht mehr als das in ihrer Exiſtenz erhalten. Wenn am 24. Februar 1848 in Baden noch die geſpannten und erbitterten Stimmungen vorhanden waren, die erſt Bekk's

Eintritt in die Verwaltung etwas beſchwichtigte, wenn ein verhaßtes Miniſterium am Ruder war und vielleicht Trotz zu bieten wagte, dann fiel jenes Programm der erſten Forderungen, das ſeinen Weg durch Deutſchland machte, ohne Zweifel ganz anders aus, und die Schickſale der deutſchen Revolution waren von vorn herein in eine ganz andere Bahn gewieſen. Es iſt jetzt von allen Seiten anerkannt, daß Hecker's Verſuch, im April 1848 Deutſchland zu republikaniſiren, ein Misgriff von unberechenbaren Folgen war; es iſt uns aber ebenſo wenig zweifelhaft, daß ein ſolcher Verſuch im Februar oder März 1848 im Süden und Weſten Deutſchlands gelungen wäre, ſobald in Baden ſtatt der Politik der Nachgiebigkeit die des Widerſtands am Ruder geweſen wäre. Gegen ein Miniſterium Blittersdorff oder etwas Aehnliches durfte Hecker ſchon am 29. Februar und 1. März die republikaniſche Fahne aufſtecken; der Sieg hätte ihm gehört. Die Verwaltung Bekk's war Urſache, daß Hecker ſelbſt von abenteuerlichen republikaniſchen Projecten noch nicht befangen war; er wie die ganze äußerſte Oppoſition erklärte ſich, wenn die zwölf Forderungen erfüllt ſeien, für befriedigt und dieſe zwölf Forderungen enthielten nichts, was mit dem Beſtande der conſtitutionell-monarchiſchen Formen unverträglich geweſen wäre. Hecker ſelbſt war dem Treiben einer kleinen zügelloſen Bande entgegen, die ſchon in der Nacht vom 28. auf den 29. Februar eine mislungene republikaniſche Demonſtration verſucht hatte, oder die am 1. März mit Gewalt in die Kammer eindringen und berüchtigte Auftritte der franzöſiſchen Revolution copiren wollte. Das fremde und einheimiſche Geſindel, das gleich in den erſten Tagen zahlreich anweſend war und zu Exceſſen provocirte, auch wol einzelne Schandthaten, wie die Brandſtiftung im Miniſterium des Auswärtigen, verübte, war noch nicht zur Armee geworden, welche von den Demagogen disciplinirt und geleitet ward. Vielmehr ſchien es dieſen noch aufrichtig um eine friedliche Entwickelung der Dinge zu thun.

In den gegenwärtigen Tagen, wo ſich die verſpätete Weisheit aller Derer, die damals geſchwiegen, ungebeten und zudringlich geltend macht, haben wir denn auch jene Nachgiebigkeit als eine der Haupturſachen des Fortgangs der Revolution bezeichnen hören. Uns ſcheint, als habe die revolutionäre Partei darin einen viel beſſern Inſtinct bewieſen. Ein Theil ihres Haſſes gegen Bekk rührt unſtreitig von der Einſicht her, daß ohne deſſen Verwaltung ſchon im März 1848 der Republik ein raſcher und unblutiger Sieg zu Theil geworden wäre; und jener Haß hat ſich in dem Maße geſteigert, als ſie die Wichtigkeit des verſäumten Moments hat würdigen lernen.

Die Ergänzung des Miniſteriums ließ die Beſorgniß nicht zu, daß man zum alten Syſtem zurückkehren werde. Der bisherige Miniſterialdirector im Departement des Innern, Brunner, übernahm die Juſtiz; er war ein getreuer Ausdruck der durch Bekk vertretenen Politik, ein Mann von bewährter conſtitutioneller Geſinnung, hervorragender Geſchäftstüchtigkeit und allgemein anerkannt: Integrität und Geradheit des Charakters. Für die Finanzen wurde Hoffmann von ſeinem Exil in Stettin zurückgerufen, einer der Erprobteſten aus der alten Oppoſition. Als Beamter auch unter dem Blittersdorff'ſchen Terrorismus ungebeugt, war er einer der Erſten geweſen, an denen, um mit Blittersdorff zu reden, „ein Exempel ſtatuirt" ward; aus der höchſten Finanzbehörde ward er um mißliebiger Abſtimmungen in der Kammer willen auf eine untere Verwaltungsſtelle im Schwarzwalde verſetzt, und erſt, als man einſah, daß auf dieſe Weiſe eine brauchbare Kraft ganz verkommen müſſe, verbannte man ihn als Vereinscontroleur nach Stettin. Sein Aufenthalt dort hatte eine gewiſſe Berühmtheit erlangt durch den Beſuch, den ihm Itzſtein und Hecker abſtatten wollten und den die famoſe preußiſche Polizeimaßregel glücklich verhindert hat. Hoffmann war, was die politiſche Meinung betraf, unſtreitig der am weiteſten nach links vorgerückte Theil des neuen Miniſteriums und, wie die äußerſte Oppoſition ſelber anfangs zugab, auch ihr eine zuverläſſige Bürgſchaft gegen die Rückkehr zum alten Syſtem. Von einem aufrichtigen, conſequent freiſinnigen Charakter, der den beſten Theil ſeines Lebens in der liberalen Oppoſition geſtanden und um ſeiner Feſtigkeit willen verfolgt worden war, fürchteten ſelbſt die Männer des ſyſtematiſchen Mißtrauens nicht, daß er nun die Ueberzeugungen ſeines ganzen Lebens verleugnen werde. Die Kriegsverwaltung ging an ſeinen Bruder, den Oberſt Friedrich Hoffmann über, einen ausgezeichnet begabten und charakterfeſten Offizier, der zwar, wie dies ſeine Stellung mit ſich brachte, bis jetzt noch an allem politiſchen Treiben unbetheiligt geblieben war, der ſich aber des Vertrauens aller Freiſinnigen erfreute, weil er vor dem März dem widrigen Treiben eines carikirten militäriſchen Corpsgeiſtes, den Exceſſen des Lieutenantsübermuths und der Entzweiung zwiſchen Civil und Militär fremd geblieben und entgegengetreten war. Gegner des hofadeligen Einfluſſes, bürgerlich geboren und geſinnt, dem Nepotismus abgeneigt und dabei ein Mann von Muth und Energie, war er in der damaligen Lage unter den höhern Offizieren der Einzige, der zu einer Verwaltung, wie die neugebildete war, paßte. Seine politiſche Haltung bewies zudem, daß er in allen Hauptfragen mit ſeinen neuen Collegen übereinſtimmend dachte.

So war das neue Miniſterium in einem Sinne zuſammengeſetzt und Bekk mit Collegen umgeben, auf deren Uebereinſtimmung er zählen durfte. An Talent und Arbeitskraft, an ehrlichem, patriotiſchem Willen waren die Mitglieder der neuen Verwaltung ſich einander gleich, ihre conſtitutionelle und deutſche Geſinnung war von zweifelloſer Aufrichtigkeit. Wenn man etwas an der neuen Verwaltung vermißte, ſo war es vornehmlich das Eine, daß in ihr zu wenig energiſche, durchgreifende und aggreſſive Naturen waren, wie es die Lage der Dinge gegenüber den Factionen erforderte. Um ihre Autorität wieder herzuſtellen, mußte die Regierung in allen den unvermeidlichen Veränderungen, welche die Lage gebot, ſelbſtthätig die Initiative ergreifen, ſich nicht erſt von den Kammern dazu drängen laſſen, und dem ſyſtematiſchen Mistrauen nicht die Gelegenheit zur Verdächtigung bieten. Es lag das aber in Bekk's ganzem Weſen, bedächtig und gemeſſen vorzugehen, ſich lieber von der Kammer drängen zu laſſen, als ſelbſt zu drängen; ein gewiſſer ſtoiſcher Gleichmuth und eine Art von paſſivem Heroismus im beſten Sinne des Worts war in ſeinem Charakter ausgeprägt. Selbſt anzuſpornen und zu treiben, kühne und gewagte Schritte zu thun, den Parteien im Angriff zuvorzukommen, das paßte nicht zu Bekk's Natur und nicht zu der ſeiner Collegen. Ein Mann der ſtricten Geſetzlichkeit, handelte er nach gegebenen Normen; das Ungewöhnliche, Revolutionäre und Zugreifende, das in ſolchen Lagen zu einer Nothwendigkeit werden kann, war ihm fremd. Er ging ſeinen ruhigen gemeſſenen Gang, trug die ganze Laſt der laufenden Geſchäfte und war unermüdlich thätig, auf legislativem Wege die Reformen vorzubereiten. So ward der Staat wie in ruhigen Zeiten verwaltet, nicht wie in ſtürmiſchen und revolutionären Zeiten regiert. Gegen die bureaukratiſchen Elemente rückſichtslos und nöthigenfalls mit Härte durchzugreifen, die extreme Partei zur Raiſon zu bringen, ſelbſt wenn es mit draſtiſchen Mitteln geſchehen mußte — dazu waren Bekk und ſeine Collegen zu legal, zu mild und zu human.

Bekk ſelbſt hat in ſeiner Schrift über die badiſche Revolution ſeine Anſicht offen dargelegt und die fataliſtiſche Betrachtung, die ihn leitete, näher begründet. „Je unvorbereiteter“, ſagt er, „ein gewaltſamer Anſtoß den Boden findet, je weniger Volksrechte und Freiheiten vorhanden und ſchon angelebt ſind, je größer der Abſtand zwiſchen der Zeit und den wirklichen Zuſtänden iſt, deſto mehr häufen ſich falſche Anſichten und verderbliche Wünſche, deſto ſtürmiſcher werden ſie geltend gemacht und einen deſto gefährlichern Verlauf nehmen ſie. In ſolchen Zeiten ſtellt ſich der Entwickelungsproceß als eine geiſtige Krankheit dar. Es liegt ein politiſches Miasma in der Luft, welches blendet, betäubt, hinreißt, ohne daß Vernunftgründe dagegen Aufnahme oder Anerkennung finden. Hier hat die Sache der beſonnenen Erwägung und Mäßigung keine Partei mehr, wenigſtens keine nur einigermaßen hervortretende. Das normale Leben, die allmälige naturgemäße Entwickelung iſt geſtört, und es droht allgemeine Auflöſung und der Ausbruch von Gewalt. Die nächſte Aufgabe des Augenblicks beſteht hier darin, durch Befriedigung von Bedürfniſſen und Wünſchen, und was ſonſt immer dazu beitragen kann, ſoweit es möglich iſt zu ſorgen, daß das Staatsſchiff nicht untergehe, bis der Sturm vorüber, der Strom verronnen iſt, oder die dem Donnerwetter folgende Abkühlung der ruhigern Ueberlegung und etwa nöthiger Verbeſſerung begangener Fehler wieder Raum gibt. Es iſt aber nicht immer möglich, dieſes Ziel, ohne daß es zum wirklichen Umſturz kommt, zu erreichen, ſei es, daß die Männer am Ruder dazu nicht ſtark oder nicht-weiſe genug ſind, oder daß der ſchadhafte Zuſtand, der unrettbar macht, von frühern Verhältniſſen herrührt, oder daß der gegebene Anſtoß in Verbindung mit dieſen Verhältniſſen an und für ſich ſo überwältigend iſt, daß keines Menſchen Kraft und Einſicht hinreicht, dagegen Schutz zu gewähren.“

Es liegt in dieſen Betrachtungen unverkennbar eine ſehr treffende Wahrheit, die auf Baden ſo gut wie auf andere deutſche Länder ihre Anwendung hat. In der That ſind die Märzminiſterien allenthalben ſo gebraucht worden, daß ſie dazu dienen mußten, das Staatsſchiff ſo lange vor dem Untergange zu bewahren, bis der Sturm vorüber war, und ſie haben den Hohn beider Parteien tragen müſſen, nicht nur der Gegner links, gegen die ſie gebraucht worden, ſondern auch der Hülfloſen rechts, die ſich damals unter ihre Fittige flüchteten. Die liberale Partei übernahm das Ruder in einem Augenblick, wo die moraliſche Macht der Regierungen durch das alte Syſtem gebrochen war und mit brutaler Gewalt nicht hergeſtellt werden konnte; ſie übernahm die Regierung in einem Moment, wo das Mistrauen gegen jedes Regiment bis zur krankhaften Verirrung ausgebildet und der aufgeregte öffentliche Geiſt mit der äußerſten Schonung zu behandeln war. Noch hatte der Exceß der Unvernunft und Gewaltthat der Maſſen den Rückweg zur Handhabung der Gewalt von oben nicht gebahnt, und jene ſpäter ſo wohlfeil und bequem gewordene Weisheit der Staatsſtreiche, der rettenden Thaten und Octroyirungen — über deren ſittlichen Werth die Zukunft richten wird — war in jenen erſten ſtürmiſchen Tagen der ungeſchwächten Revolution nicht einmal anzuwenden. Die neuen liberalen Miniſterien fanden meiſt eine zerrüttete Verwaltung, eine früher übermüthige, nun kraftloſe Bureaukratie vor; Elemente zu einer zuverläſſigen Partei waren wenige vorhanden. Die Radicalen liefen ſehr bald Sturm gegen die neuen Regierungen, wie früher gegen die alten; ihr Haß war naturgemäß um ſo heftiger, als ſie nun in den Liberalen, ihren ehemaligen Verbündeten, den eigentlichen Hemmſchuh ihrer eigenen Wünſche erblickten. Sie waren rührig, in der Wahl der Mittel nicht verlegen und hatten die Maſſen zur Verfügung. Die Vormärzlichen hingen der neuen Regierung an, aber meiſt als zweideutige Freunde, deren temporiſirende Politik auf die Rückkehr der alten Zeiten wartete. Die Liberalen ſelbſt, ans Opponiren gewöhnt und im Mistrauen gegen die Regierungen aufgewachſen, waren zu einem guten Theil nur laue und ſchüchterne Stützen einer kräftigen Regierung; die liberale Maſſe insbeſondere ließ ſich vom Winde tragen, bald nach der Demokratie hin, bald nach der Reſtauration.

Aehnliche Erſcheinungen ſind in den meiſten deutſchen Staaten wahrzunehmen geweſen, in Baden nur greller und raſcher entwickelt als anderwärts. In den erſten Wochen nach der Erſchütterung vom Februar ſchien die Regierung noch ihr Anſehen behaupten zu können; die Mehrheit der II. Kammer unterſtützte ſie aufrichtig, ſelbſt die radicalen Sprecher ſchienen ſich mit dem beſtehenden Miniſterium vertragen zu wollen und blieben den revolutionären Zügelloſigkeiten noch fremd. Die Gewährungen, welche die Regierung machte, blieben mit wenigen Ausnahmen noch innerhalb verſtändiger Grenzen, nur hier und da, wie bei dem Bürgerwehrgeſetz, ward ſie gedrängt, dieſe Grenze zu überſchreiten. In ſolchen Zeiten feſte und ſtraffe Ordnungen aufzurichten, der Preſſe z. B. und dem Aſſociationsrecht gleich anfangs die geſetzlichen Grenzen zu geben, die das Recht vor dem Misbrauch und vor dem Rückfall in die alte Willkür ſchützen, iſt allen Nationen und ihren Lenkern unendlich ſchwer geworden; wir dürfen nur an die Revolution von 1789 denken, der doch ein Mirabeau zur Verfügung ſtand. Es liegt zu ſehr in der Natur der Menſchen, in dem Augenblick, wo die mit Widerwillen ertragenen Feſſeln abgeſtreift werden, jeden Verſuch einer feſten Ordnung der neuen Verhältniſſe mit dem Mistrauen beunruhigter Freiheitsliebe zu beurtheilen. So war es auch in Baden; bis tief in die Reihen der Gemäßigten ging jene Geſpenſterfurcht vor der „Reaction", bis dieſe an den Misgriffen und Ausſchweifungen genährt in leibhafter Wirklichkeit auftreten konnte. Die frühern Mittel der Herrſchaft waren nun ganz unbrauchbar. Jene übermüthige, nicht ſelten gewaltthätige Bureaukratie des Vormärz mußte machtlos das Feld räumen, und es ließen ſich nun ebenſo viel Beiſpiele von charakterloſer Connivenz wie früher von Hochmuth und Grobheit aufweiſen. Ein intelligentes und humanes Beamtenthum, das unter dem alten Syſtem wie in der Revolution ſeine Würde zu wahren gewußt, das allezeit das Geſetz geachtet und durch ein einſichtiges und entſchloſſenes Verfahren einer ehrlichen conſtitutionellen Regierung als Stütze gedient hätte — ein ſolches Beamtenthum war in Baden vielleicht weniger als in irgend einem andern deutſchen Lande zu finden. Die unter dem alten Syſtem noch vorhandene Disciplin und Thätigkeit beruhte, wie ſich jetzt erwies, mehr auf der Furcht als auf dem freien Willen; ſeit der Schrecken nachgelaſſen hatte, überwog die Laxheit und Unthätigkeit. Auch die frühern conſervativen Elemente erwieſen ſich nun als haltlos. Die altconſervative Partei war jetzt ohne Einfluß, oder, wo ſie ihn noch hätte üben können, gab ſie ihn zum Theil freiwillig auf. Corporationen wie die I. Kammer widerſtanden oder widerſprachen auch ſelbſt dem nicht, was über die Grenze der conſtitutionellen Reformen hinausging. Viele von Denen, die nach der Reſtauration mit ihrer verſpäteten Staatsweisheit ſich am lauteſten vordrängten, die Alles vorausgeſehen, Alles gewußt haben wollten und in dieſer Selbſtgefälligkeit nicht verfehlten, Perſonen und Parteien mit reichen Anklagen zu überſchütten — Viele von Dieſen haben ſich in jenen Tagen ganz unſichtbar und unhörbar zu machen gewußt, und, wenn man ſie aufs Gewiſſen fragte, was ſie eigentlich gethan, ſo müßte die Antwort wol die ſein, die Sieyès nach der Schreckenszeit gab: „Ich habe gelebt".

Es mußte unter dieſen Umſtänden der äußerſten Partei nicht ſchwer ſein, einen überwiegenden Einfluß zu gewinnen. Sie hatte an Hecker ein glänzendes Demagogen- und Agitatorentalent, deſſen gewinnende äußere

Gaben, deſſen rhetoriſche Friſche und Unmittelbarkeit den Mangel eigentlicher politiſcher Schöpferkraft verdeckten; ſie hatte an Struve einen gewandten, unermüdlichen Journaliſten, einen zur demagogiſchen Organiſation und Sektenbildung ſehr geſchickten Parteimann, einen kalten, conſequenten und durch die kalte, unerbittliche Conſequenz der Maſſe imponirenden Doctrinär. Die äußerſte Linke hatte an Itzſtein, dem vieljährigen Führer der Oppoſition, dem gewiegten Wahlagitator und populären Leiter der eigentlichen Parteigeſchäfte, einen einflußreichen Verbündeten; ſie fand in dem aufgeregtern Theile der Bevölkerung den Anklang, den in ſolchen Zeiten die Leidenſchaft, die revolutionäre Rückſichtsloſigkeit immer finden wird. Das Opponiren und Malcontentſein war lange genug Gewohnheit geweſen, um alle Vermittelnden und zur Mäßigung Mahnenden als halbe Apoſtaten erſcheinen zu laſſen; die Doctrin des Mistrauens, die Politik des Peſſimismus hatte hier um ſo leichter Erfolg, je weniger wählig die Demagogie in der Handhabung ihrer politiſchen Mittel war.

Wenn es anfangs den Anſchein hatte, als werde die äußerſte Partei ſich innerhalb der legalen Grenzen halten und die conſtitutionelle Regierung wenigſtens nicht unmöglich machen, ſo galt dies nur ſo lange, als die Bewegung auf die kleinern deutſchen Staaten beſchränkt und die alte Politik in Wien und Berlin nicht unterlegen war. Sie unterlag hier gewaltſam und von dem Augenblicke an trug ſich die radicale Partei mit viel weitergehenden Tendenzen. Schon die offenburger Verſammlung (19. März), die noch nicht unter dem Eindrucke der wiener und berliner Kataſtrophe vorbereitet ward, hatte einen bedenklichen Anfang gemacht, der conſtitutionellen Regierung eine demagogiſche entgegenzuſtellen. Es wurden dort mit Maſſenbeſchlüſſen Maßregeln gefordert, die nur auf dem legalen Wege erreicht werden konnten, es wurden die geſetzlichen Organe gänzlich gelähmt, das ganze öffentliche Leben in Clubs, Wohlfahrtsausſchüſſe und leicht zu dirigirende Volksverſammlungen verpflanzt und zum erſten Male ein Netz clubiſtiſcher Organiſation über das Land verbreitet, das die beſtehende legale Regierung durch eine geheime, illegale zu neutraliſiren ſuchte. Noch wurde dort das verhängnißvolle Schlagwort „Republik“ nicht ausgeſprochen, aber auf den Verſammlungen, die acht Tage ſpäter in verſchiedenen Landestheilen ſtattfanden, trat es unverhüllt in den Vordergrund. Die Zuzügler von außen und ihre Emiſſäre drängten; Fickler arbeitete im Seekreiſe offen auf eine republikaniſche Maſſenerhebung hin — die Hoffnung war nun auf das Vorparlament geſtellt, aus dem man einen revolutionären Convent meinte bilden zu können. Die Hoffnung erwies ſich aber eitel; Fickler's Verhaftung durch Mathy zerriß das faſt fertige Gewebe der Verſchwörung und es entſtand jene revolutionäre Frühgeburt des Heckeraufſtandes, die jetzt wol von allen Parteien als einer der unheilvollſten unter den vielen Misgriffen erkannt iſt, womit die republikaniſche Partei in den letzten Jahren ſich ſelber hat verderben helfen.

Der Aufſtand miſlang, aber ſein Miſlingen machte die Regierung nicht ſtärker. Noch hatten die badiſchen Truppen Stand gehalten, aber es war ein öffentliches Geheimniß, daß man, bevor der Schlag erfolgte, deſſen nichts weniger als verſichert war. Die Ohnmacht und Kopfloſigkeit von Behörden und Beamten ward hier zum erſten Male durch eclatante Beiſpiele an den Tag gelegt; der bürgerliche Mittelſtand, auch wenn er dem Freiſcharenthume noch ganz abgeneigt war, war meiſtens muthlos und ließ ſich durch eine turbulente Minderheit einſchüchtern. Es galt nun den Sieg zu benutzen und aus dem Misgriffe der revolutionären Partei Vortheil zu ziehen. Schon früher hatte das Miniſterium ſich bemüht, einen thatkräftigen und energiſchen Mann ins Miniſterium zu ziehen; man hatte Soiron das Portefeuille der Juſtiz angeboten, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Jetzt ward Mathy als Staatsrath in das Geſammtminiſterium berufen. Die Verhaftung Fickler's, ſein entſchloſſenes Auftreten in Mannheim gegenüber einer wüthenden Volksmaſſe, ſeine kaltblütige, energiſche und durchgreifende Natur ließen erwarten, daß er die Umſtände werde zu nützen wiſſen. Seine That hatte die revolutionäre Partei eingeſchüchtert, die Conſervativen ermuthigt, und ſeine Berufung ins Miniſterium, die ſpäter von Rothen und Schwarzen gleich bitter angefochten ward, fand damals bei allen Gegnern der Revolution, die Schwarzen nicht ausgenommen, ungetheilten Beifall. Ein Führer der ultramontanen und adeligen Partei, Herr von Andlaw, hielt ſich damals für „verpflichtet, in der I. Kammer „der Vorausſicht und patriotiſchen Sorgfalt“ Mathy's rühmend zu gedenken und ſeine Befriedigung über deſſen Eintritt in das Staatsminiſterium auszuſprechen.

Derſelbe Herr von Andlaw fand ſich damals veranlaßt, gegen Bekk und ſeine Collegen in der Sitzung vom 29. April eine förmliche Anklageacte zu begründen und ſie der Mitſchuld an den Plänen der Revolutionspartei zu bezichtigen. Er begründete dieſen Vorwurf, indem er auf die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Wünſche der Volksverſammlungen, auf ihre Connivenz gegen ſchlechte Beamte, ihre Schonung der Rebellen, ihre Toleranz gegen offen aufrühreriſche Verſammlungen, ihre Duldung der am hellen Tage betriebenen Verführung der Truppen hinwies. Die Antwort, die Bekk gab, deckte ehrlich die Urſachen der Schwäche der Regierung auf. Sie deutete einmal auf die allgemeine Lage der Dinge hin und richtete an den Redner die Frage, mit welchen Mitteln der phyſiſchen Gewalt die Bewegung einer europäiſchen Revolution in Baden bewältigt werden ſolle? Sie gab einzelne Thatſachen zu, beſtritt aber die Möglichkeit abzuhelfen. Die Regierung habe den Beamten dieſe und jene Aufträge ertheilt, ſie habe aber überall die Antwort erhalten, es ſei nicht möglich die Aufträge durchzuführen. Sie habe die bewaffneten Volksverſammlungen durch die Behörden unterſagen laſſen, dieſe hätten es aber nicht für gerathen gehalten, das Verbot zu publiciren. So kam zu den allgemeinen Gründen, welche überall Autorität und öffentliche Gewalt erſchütterten, noch der beſondere Umſtand hinzu, daß die Behörden, auf welche die Regierung ſich mußte verlaſſen können, entweder die Befehle von oben nicht vollziehen konnten oder nicht wollten. Daß ſie es nicht konnten, lag viel ſeltener an dem offenen oder geheimen revolutionären Widerſtande, als an der muthloſen Schwäche eines großen Theils der Bevölkerung, der, ohne revolutionär geſinnt zu ſein, doch nicht wagte, dem Treiben der Faction kräftig entgegenzutreten.

Der Eintritt Mathy's gab Hoffnung, daß dieſen Misverhältniſſen mit aller durchgreifenden Strenge werde begegnet werden. Aber freilich, man konnte die Natur des Philiſterthums nicht ändern und eine in ſorgloſem Geſchehenlaſſen verſunkene Beamtenkaſte nicht mit einem Male umſchmelzen. Doch that die Regierung, was in ihren Kräften ſtand. Sie ſetzte den revolutionären Wohlfahrtsausſchüſſen ein Ziel, ſie ſchritt energiſch ein gegen ſäumige Gemeinden und Beamten, ſie ſuchte auch die Geſetze abzuändern, welche in der Art, wie das Staatsdieneredict, der Faulheit und Unfähigkeit des Beamten ein ſchützendes Privilegium gaben. Allein ſie ſcheiterte an der II. Kammer. Jene kurzſichtige Schwäche, die in einem ernſten Augenblicke, wo der Staat auf dem Spiele ſteht, ſich an Formen klammert und um ihre Popularität beſorgt iſt, hatte noch zu viel Einfluß in der Verſammlung; ſie legte bei den Verhandlungen über den Kriegszuſtand, über das Geſetz, welches die Bureaukratie zur Raiſon bringen ſollte, der Regierung einen Hemmſchuh an, ſtatt ſie zur Energie anzuſpornen. Beamte und geheime Anhänger der Revolution wirkten zuſammen, um die Gefahr, welche den trägen und unfähigen Theil bedrohte, abzuwenden. Die Wirkſamkeit Mathy's war zudem von ganz kurzer Dauer; ſeine Thätigkeit in Frankfurt entzog ihn den badiſchen Angelegenheiten. Es war dieſe Entfernung um ſo mehr zu beklagen, als ſein Name dann nur der wieder erſtarkenden revolutionären Partei als Zielſcheibe des Angriffs diente, ohne daß ſeine Gegenwart dem Miniſterium die wirkſame Unterſtützung gewährt hätte, die er der äußerſten Partei gegenüber leiſten konnte.

Unter dieſen Umſtänden war es nicht auffallend, daß die revolutionäre Partei bald nach der Niederlage vom April ihr Haupt kecker emporhob als zuvor. Sie hatte geſehen, daß der Regierung die Mittel fehlten, raſch und durchgreifend den Sieg über die Aufſtändiſchen zu benutzen; daß ſie durch Formen und Menſchen gehemmt war, die Autorität wiederherzuſtellen; kein Wunder, wenn ſie ſich dreiſter geberdete als je. Wurde doch jetzt erſt in ganz Deutſchland die Organiſation und der Zuſammenhang Deſſen, was man Demokratie nannte, vollſtändig ausgebildet; fand doch jetzt erſt die in den einzelnen Landern zerſplitterte Partei in Frankfurt ihren Mittelpunkt und ihren Rückhalt. Eine Wiederherſtellung ſtraffer Normen des Geſetzes und der öffentlichen Autorität war nun ſchwieriger als vorher. In Baden kamen locale Verhältniſſe hinzu, welche dies hinderten. Die unvermeidlichen

Folgen eines Aufruhrs, die auf dem Lande laſteten, die Proceſſe, die leider viel zu ſcrupulös ins Einzelne ausgedehnt und verlängert wurden, waren bequeme Handhaben, die Agitation zu unterhalten. Dicht an der Grenze ſaßen die Führer des Aufſtandes, warfen Brandſchriften ins Land herein und blieben in ununterbrochenem Zuſammenhange mit den Gleichgeſinnten im Lande; die Behörden einzelner Grenzcantone deuteten die ſchweizer Neutralität auf eine unerhörte und unerträgliche Weiſe aus. Die Preſſe und das Vereinsweſen waren überwiegend in den Händen der revolutionären Partei und nahmen jene wüſte und rohe Haltung an, die den badiſchen Radicalismus überhaupt vorzugsweiſe kennzeichnete. Dagegen nachdrücklich zu wirken fehlte es theils an zureichenden Geſetzen, theils an entſchloſſenen und thätigen Behörden, theils an dem Muthe und der Rührigkeit der conſtitutionellen Bevölkerung. Es war eine bittere Ironie des ſouverainen Unverſtandes, daß er in ſeinen Blättern dieſe Regierung, von der man nur bedauern konnte, daß ihr die Mittel der Energie und Gewalt fehlten, in den exaltirteſten Ausdrücken der Härte und Gewaltthätigkeit anklagte.

Es gehörte bei dieſer Lage der Dinge der ganze Muth einer aufrichtigen Geſinnung dazu, unverdroſſen zu organiſiren und zu reformiren im Sinne der neuen Bewegung. Während die angebliche „Demokratie“ Alles that, um jede Staatsordnung überhaupt mehr und mehr unmöglich zu machen oder der Rückkehr des alten Syſtems die Wege zu ebenen, hatten die officiellen Organe des Landes, Regierung und Kammern, die Bahn einer wirklich demokratiſchen Geſetzgebung betreten. Es wurden Erſparniſſe im Staatshaushalte gemacht, die freilich von den Koſten der Putſche raſch verſchlungen wurden; der Großherzog ſelbſt ging mit dem Beiſpiele voran, einen Theil ſeiner nicht beträchtlichen Civilliſte dem Staate zur Dispoſition zu ſtellen. Es wurden Steuern, die lange Zeit Anſtoß erregt hatten, wie z. B. die Schlachtviehacciſe, abgeſchafft, die Wein- und Bierſteuer verändert und andere, auf welche die Kammern ſeit Jahren gedrungen hatten, wie Capital- und Einkommenſteuer, zur Einführung vorbereitet. Es wurde dabei Manches freilich zu ſchnell beſeitigt, Anderes erwies ſich nicht als die Erleichterung, die man davon gehofft hatte, und für Steuern, wie die zuletzt genannten, war eine Zeit der Kriſis, der allgemeinen Stockung und Creditloſigkeit gewiß die allerungünſtigſte. Aber man entſprach damit den laut und wiederholt geäußerten Wünſchen des Landes. Zu gleicher Zeit wurde der Reſt der Feudallaſten beſeitigt, ein neues Jagdgeſetz im Sinne der Forderungen der Zeit vereinbart, über die Penſionsverhältniſſe der Staatsdiener ein Geſetz vorgelegt, das durch bedeutende Reductionen die vielfach laut gewordenen Beſchwerden gegen die Penſionslaſt beruhigen ſollte, eine ganz neue Organiſation der Verwaltung, welche das bureaukratiſche Element verdrängen und dem bürgerlichen das Uebergewicht verſchaffen ſollte, vorbereitet und ein Geſchworenengeſetz entworfen, an dem man nur die eine Ausſtellung machen konnte, daß es dem wirklich conſervativen Elemente in der

Bildung der Geſchworenen nicht genügende Rechnung getragen hatte. War es der angeblichen Demokratie um demokratiſche Inſtitutionen zu thun, ſo mußte ſie ohne Zweifel das Miniſterium unterſtützen; denn deſſen Geſetzgebung vollendete die demokratiſche Organiſation Badens, die durch die Verfaſſung, das Wahlgeſetz und die Gemeindeordnung begonnen war. Allein die Demokratie geberdete ſich vielmehr, als ſei die grauſamſte und gehäſſigſte Reaction in Baden am Steuerruder, und hat der Regierung um ihrer freiſinnigen Organiſationen willen niemals Dank gewußt. Die Zeit der Reſtauration hat einen beſſern Inſtinct gezeigt; ſie hat über den größern Theil jener Geſetzgebung mit der beliebten Phraſe: „damit könne man nicht regieren", den Stab gebrochen und den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen. War damals zu fürchten, daß man in der demokratiſirenden Laxheit zu weit gehe, ſo kann man ſich heute der Beſorgniß oft nicht entſchlagen, daß man nach der andern Seite hin das Kind mit dem Bade ausſchütte.

Mitten in dieſe unverdroſſene Thätigkeit friedlicher Organiſation fiel der Struve'ſche Septemberzug herein: eine Freiſchärlerrazzia, ſo roh, gemein und gewaltthätig, wie nur immer möglich. Es war nicht ſchwer, mit den eigenen badiſchen Truppen dieſe Flüchtlingsinvaſion niederzuwerfen; der Ekel und die Entrüſtung machten ſich ſo laut und allgemein geltend, daß die Partei ſelbſt, die im Stillen mit den Septembermännern ſympathiſirte, einen Augenblick betroffen und erſchrocken war. In der That ſchien jetzt der Zeitpunkt für die Regierung gekommen zu ſein, der Partei der Putſche und Freiſcharenzüge das Haupt zu zerſchmettern, und es iſt ihr oft nachher zum Vorwurf gemacht worden, daß ſie es damals verſäumte, mit Standgerichten die Führer zu ſtrafen, mit Ausnahmegeſetzen und Gewaltmaßregeln dem frechen Gebahren einer zuchtloſen Wirthshausdemagogie ein Ziel zu ſetzen. Möglich, daß damit der revolutionären Thätigkeit ein Ziel geſetzt und die öffentliche Autorität wieder hergeſtellt werden konnte; aber ſo leicht war die Sache nicht, ſolange in den großen deutſchen Angelegenheiten die Zuſtände unſicher und proviſoriſch waren und der verzögerte Abſchluß des Verfaſſungswerkes der revolutionären Gährung immer neuen Stoff zuführte. In jedem Falle waren die Männer, welche in Baden regierten, weder geneigt oder geeignet, ein Regiment der Ausnahmegeſetze und Ausnahmemaßregeln herzuſtellen — auch wenn dies ſo ohne Schwierigkeit durchzuführen geweſen wäre, wie es jetzt aus weiterer Ferne erſcheinen kann. Streng legal und jeder Verletzung geſetzlicher Formen abhold, beſchränkte ſich das Miniſterium auf ſeine Aufgabe: „ſoweit es möglich war zu ſorgen, daß das Staatsſchiff nicht untergehe, bis der Sturm vorüber, oder die dem Donnerwetter folgende Abkühlung der ruhigern Ueberlegung und etwa nöthigen Verbeſſerung begangener Fehler wieder Raum gebe." In dieſen Worten hat Bekk ſelber die Lage, wie ſie war, und das Verhältniß der regierenden Perſönlichkeiten zuſammengefaßt — und es fragt ſich, ob bei der allgemeinen Unſicherheit aller Dinge in Deutſchland, bei der Ohnmacht der oberſten Reichsgewalt, bei der Unfertigkeit aller neuen Formen für den exponirteſten und aufgeregteſten Grenzſtrich eine andere Politik als dieſe lavirende möglich geweſen iſt.

Der extremen Partei im Lande gegenüber hatte dieſe Politik freilich den Nachtheil, daß ihre Kühnheit zunahm. Durch die Struve'ſche Razzia etwas eingeſchüchtert, erhob ſie ſich wieder zur frühern Dreiſtigkeit, ſobald einmal die Erfahrung gemacht war, daß die Regierung auch jetzt nicht in der Lage ſei, dem Treiben der Factionen ein Ziel zu ſetzen. Ein kecker Rabuliſt ohne alle Zucht und Scheu, wie Brentano war, übernahm jetzt der bedächtigen, legalen und ehrenhaften Regierung gegenüber die Rolle des Agitators, um ſie durch alle Phaſen durchzuſpielen, bis die Flammen ihm über dem Kopfe zuſammenſchlugen und er ſelber das kläglichſte Opfer ſeines unmächtigen und gewiſſenloſen Ehrgeizes ward. Er organiſirte jetzt am hellen Tage jene Clubverſchwörung, die ſich in affiliirten Vereinen über das ganze Land verzweigte und deren comité-directeur ein proviſoriſcher Landesausſchuß in Mannheim unter Brentano's Führung war. Er ſchuf damit eine Art von Gegenregierung, die ſich der officiellen und verantwortlichen insgeheim entgegenſetzte; er bildete eine Armee, auf die man bei jedem nöthigen Anlaſſe, bei Sturmpetitionen, Maſſendemonſtrationen, Proteſten u. ſ. w., wie auf eine wohlgeordnete Maſchinerie zählen konnte. Man kann darüber ſtreiten, inwieweit ſich das Vereinsrecht den Forderungen der Staatsordnung accomodiren muß, um damit beſtehen zu können: unbeſtritten iſt in jedem Falle, daß ein ſo organiſirtes und geleitetes Clubweſen mit keiner Staatsform vereinbar und verträglich iſt. Die badiſche Regierung begriff das vollkommen, aber es fehlten ihr die Mittel, die übeln Folgen abzuwenden. Ihre eigenen Gerichte und Geſetze waren unzureichend, die Clubverſchwörung mit Ernſt anzufaſſen, und die Hülfe, die ſie bei der Reichsgewalt ſuchte, um dem allwärts organiſirten Clubweſen ein Ziel zu ſetzen, ward mit dem ſchwachen Troſte beantwortet, ſie ſolle ſich an ihre Gerichte wenden.

Durch die Clubs, in deren Händen ſich der größte Theil der Blätter, namentlich die kleinern, befand, ward nun zunächſt die Agitation gegen die beſtehenden Kammern ausgeführt. Es wurde von keiner Seite beſtritten, daß, wenn einmal die Beſtimmung der Grundrechte, welche die Standesvorrechte aufhob, zu geſetzlicher Geltung gekommen ſei, eine Umbildung der I., auf Standes- und Geburtsvorrechten beruhenden Kammer ſtattfinden müſſe. Aber das war es nicht, worauf die extreme Partei ausging. Es ſollte dies als Anlaß benutzt werden, um ſogleich ohne Verzug beide Kammern aufzulöſen und die Berufung einer „conſtituirenden Verſammlung“ durchzuſetzen. Mit Hülfe der Organiſation der Clubs und der Preſſe hoffte man eine Verſammlung in der Richtung zu erlangen, die man in Baden „Demokratie“ nannte. So konnte mit einem einzigen Acte Regierung und

Landesvertretung beſeitigt und die ganze Gewalt friedlich in die Hände der ehrgeizigen Demagogie geſpielt werden, die durch Leute wie Brentano und ſeine Freunde vertreten war. Wir haben nachher in der ſechswöchentlichen Revolution eine Regierung und eine Verſammlung am Ruder geſehen, die nach dieſem Muſter gebildet und aus dem grünen Holz der badiſchen Demokratie zurecht geſchnitzt war; Brentano ſelbſt hat über dieſe Verſammlung das denkwürdige Wort ausgeſprochen, ſie habe zur Mehrheit aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern beſtanden und das kläglichſte Bild einer Volksvertretung geboten, welche je getagt. Die Verſammlung war eben ein getreuer Abdruck jener unfähigen und unverſtändigen, nur im Schreien und Lärmen excellirenden Partei, aus der ſie hervorgegangen war.

Nur der gewiſſenloſeſte Leichtſinn oder der offene Peſſimismus konnte einer ſolchen Partei die Angelegenheiten des Landes preisgeben und mit dem bequemen Après nous le déluge widerſtandslos ihr die Plätze einräumen. Wer die Augen offen hatte, mußte vorausſehen, daß „conſtituirende Verſammlungen“ in kleinen Ländern jenes alte Bild von Unfähigkeit und Großſprecherei, von Prätenſion und Ohnmacht geben mußten, das ſie überall, wo man den Verſuch gemacht hat, geboten haben. So ohne weiteres dem Souverainetätsgelüſte einer turbulenten Verſammlung Verfaſſung und Landesvertretung preisgeben und in allem Andern auch noch ein Winkelconventchen in Baden aufrichten, das hieß die Verwirrung förmlich organiſiren und den gefährdeten Reſt der öffentlichen Rechtszuſtände dem Spiele der Winde preisgeben. Was das Ende ſolcher Experimente ſein mußte, war ohne große Divinationsgabe vorauszuſehen: es hieß den „rettenden Thaten“ und Gewaltſtreichen von oben die Wege ebenen.

Die II. Kammer war in ihrer Mehrheit entſchloſſen, dem Verlangen der Clubs nicht nachzugeben, ſo ſchwierig ihre Stellung auch war. Gegenüber einer ſo rührigen Organiſation, wie die affiliirten Volksvereine ſie hatten, waren die conſtitutionellen Vaterlandsvereine ſchon ihrer abwehrenden, beſchwichtigenden Natur nach auf die Maſſen von geringerm Einfluſſe; in der Preſſe hatte die conſtitutionelle Sache nirgend eine genügende Vertretung, da weder die Regierung, noch die Partei zur rechten Zeit dafür Sorge getragen hatte, dem Uebergewichte der revolutionären Richtung entgegenzuwirken. Die Kammer ſelbſt war nun lange beiſammen, ermüdet und nach der Natur der Partei, die ihre Mehrheit bildete, mehr defenſiv als aggreſſiv. Die Altconſervativen hatten keine Freude an ihr, weil ihnen die liberale und eigentlich demokratiſirende Richtung der Kammer mißfiel; die revolutionäre Partei haßte ſie aufs bitterſte, weil ſeit März in allen gefährlichen Lagen die Kammer immer noch am treueſten zur Regierung geſtanden war. Die liberale Partei außerhalb der Kammer begriff nur zum Theil, um was es ſich hier handle; muthlos und eingeſchüchtert durch den wachſenden Lärm der Clubdemagogie, iſt ſie der Kammermehrheit in dieſem entſcheidenden Kampfe nur eine unzureichende Stütze geweſen. Doch regten ſich die antirevolutionären Elemente und ſetzten der demagogiſchen Agitation eine andere gegenüber.

Es gehörte eine gewiſſe Selbſtverleugnung dazu, in dem nun wachſenden Sturme auszuhalten. Der Petitionenſturm konnte zwar keinem Verſtändigen imponiren — im Gegentheil erweckte die mit den plumpſten Kniffen betriebene Komödie ein gemiſchtes Gefühl von Verachtung gegen die Urheber und Erbarmen gegen die Werkzeuge — aber das über alle Vorſtellung gemeine Treiben der Preſſe, das immer ungeberdiger und roher werdende Benehmen der Parteiführer in der Verſammlung ſelbſt, die Entmuthigung der noch immer an Zahl nicht unbedeutenden conſervativen Elemente, das Alles konnte auch die Zäheſten ermüden. Gleichwol hielt die Kammer Stand. Indem ſie beſchloß, ihre Arbeiten raſch zu beendigen und eine Wahlordnung für die künftige Landesvertretung mit Wegfall der privilegirten Kammer zu entwerfen, hatte ſie allen billigen und verſtändigen Wünſchen Genüge geleiſtet; alles Uebrige, namentlich die conſtituirende Verſammlung, ward abgelehnt. Es erfolgte dieſer Beſchluß (Februar 1849) mit ſehr großer Majorität; die äußerſte Partei war in der Debatte zerfahren und in Entzweiung gerathen, der moraliſche Sieg der ganzen Verhandlung war auf Seiten der Mehrheit, während Brentano durch ſein Auftreten ſich und ſeine Partei in den Augen aller verſtändigen Menſchen ſchwer compromittirt hatte.

In der Kammer und auf dem legalen Wege war die Partei geſchlagen; ſie fühlte das ſelber und verſuchte ſich in mancherlei Manoeuvres, deren Erfolg freilich zweifelhaft war. Die Linke, ſo verordnete es die Clubregierung, mußte austreten, um die Kammer beſchlußunfähig zu machen; ſo traten denn tropfenweiſe und vereinzelt die Anhänger der äußerſten Partei aus. Es durfte nicht mehr gewählt werden: ein Manoeuvre, das dadurch ſehr erleichtert war, daß die meiſten freigewordenen Sitze ſichere Stätten des Radicalismus waren und nach einer Beſtimmung des badiſchen Wahlgeſetzes eine Minorität hinreichte, um die Gültigkeit einer Wahl zu hindern. Es ſollten Proteſte und Verwahrungen gegen die Beſchlüſſe der Kammer von den Volksvereinen organiſirt werden. Alle dieſe Manoeuvres verfehlten aber inſofern ihr Ziel, als die Kammer beſchlußfähig blieb und mit ungeſtörtem Eifer die Vollendung ihrer Arbeiten zu beſchleunigen ſuchte. Die revolutionäre Demokratie hatte den legalen Boden freiwillig verlaſſen und operirte von einer illegalen Grundlage aus; ſie ſtand als Winkelregierung der geſetzmäßigen Regierung und Landesvertretung gegenüber. Gelang es der Regierung und der Kammer, ihre Poſition zu halten, bis die revolutionäre Kriſis vorüber war und ſich die Zuſtände in Deutſchland wieder befeſtigten, ſo hatte ſie wahrſcheinlich gewonnenes Spiel und der freiwillige Rückzug der äußerſten Partei war ein politiſcher Fehler, der ſich dann bitter rächen mußte.

Aber eben dieſe eine Hoffnung, auf die Alles gebaut war — die

Hoffnung auf einen Abſchluß der deutſchen Kriſis und eine Herſtellung feſter, geordneter Zuſtände — wollte ſich nicht erfüllen. Darum wurde in dem Maße, als die Dinge in Frankfurt ſich troſtloſer verwickelten, auch die Lage der Conſtitutionellen immer verzweifelter. Regierung und Kammer hatten ſich rückhaltlos der Mehrheit der Nationalverſammlung angeſchloſſen und ſoweit es an ihnen war, das werdende Verfaſſungswerk unterſtützt. Schon im December 1848 hatte die Kammer eine Erklärung abgegeben, welche die Sonderbeſtrebungen des dynaſtiſchen Particularismus zurückwies, im Januar 1849 hatten Regierung und Kammer ſich zu jenen denkwürdigen Erklärungen vereinigt, welche für die Politik der deutſchen Kleinſtaaten maßgebend geworden ſind. Damals gab der Großherzog jenen Proteſt ein gegen „jede Wiederholung der wiener Congreßpolitik“ und zugleich die Erklärung: „daß er keinen Anſtand nehmen werde, wenn ein einziges und ſelbſt ein erbliches Oberhaupt an die Spitze des deutſchen Bundesſtaates geſtellt werden ſollte, ſich demſelben in allen großen, gemeinſam deutſchen Angelegenheiten nach den Verfaſſungsbeſtimmungen, wie ſie endgültig zu Stande kommen werden, unterzuordnen.“ Die patriotiſche Reſignation war fruchtlos; die Angelegenheiten in Frankfurt gingen einer traurigen Kriſis entgegen. Mit dem Scheitern des Welcker'ſchen Antrags war der günſtigſte Moment verloren und es blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob man überhaupt zu einem Ergebniß kommen werde. In dieſer Kriſis kam die Verfaſſung vom 28. März zu Stande — ein Werk, das ungeachtet aller Mängel in den Reihen der beſſern Demokratie und des Conſtitutionalismus Freude und Sympathien weckte, weil es das Werk der Nationalverſammlung war und den Abgrund der Revolution zu ſchließen verſprach. Auch in Baden war dies Gefühl das vorwaltende; unter Conſtitutionellen wie unter Demokraten regte ſich eine ungemiſchte ehrliche Freude des Gelingens. Am lauteſten für die Reichsverfaſſung regte ſich die conſtitutionelle Partei; ein Theil der Demokratie und namentlich die Führer wurden erſt lebendig, als die Ablehnung vom 3. April die Verfaſſung zu einem Gegenſtande der revolutionären Agitation gemacht hatte.

Dieſe Ablehnung warf die kleinern deutſchen Staaten mitten in die ungewiſſeſte Kriſis zurück. In Baden zumal hatten das conſtitutionelle Miniſterium und die ihm ergebene Kammer unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, gegenüber einer rührigen, dreiſten und zahlreichen Revolutionspartei, umſpült von der Agitation längs der Grenzen, mit einem kraftloſen Beamtenſtande, einem wenig zuverläſſigen Heere und einer entmuthigten Bevölkerung, das Staatsſchiff hindurch zu laviren geſucht bis zu dem Moment, wo die allgemeinen deutſchen Verhältniſſe eine günſtige Wendung brächten. Dieſe Wendung kam nicht; vielmehr verwickelten ſich die Dinge rathloſer als je. Die revolutionäre Partei, durch den Abſchluß der Verfaſſungskriſe ernſtlich betroffen gemacht, athmete wieder frei auf, ſobald Deutſchland in die Ungewißheit proviſoriſcher Zuſtände zurückgeworfen war.

Die Conſtitutionellen fühlten jetzt, daß ihre Sache verloren ſei; ihre ganze Rechnung, daß das fertige Verfaſſungswerk von Preußen in die Hand genommen und durchgeführt werden würde, erwies ſich als eine verfehlte, und die nächſte Zukunft konnte nur entweder der Revolution oder der Reaction der alten Politik den Sieg bereiten.

Mitten in dieſe Aufregung, die von der Clubdemagogie eifrigſt geſchürt und in ihrem Sinne ausgebeutet ward, fielen die öffentlichen Gerichtsverhandlungen vor den Geſchworenen zu Freiburg. Sie wurden von den Parteiführern wie eine Volksverſammlung und Anlaß der wildeſten Agitation benutzt. Die Angeklagten traten mit einer Dreiſtigkeit und einem geſpreizten Pathos auf, als ſeien ſie die Ankläger; die Advocaten geberdeten ſich wie zügelloſe Club- und Barricadenredner, Brentano ſelbſt feierte wahre Saturnalien demagogiſcher Zügelloſigkeit — ohne zu ahnen, daß einige Monate ſpäter derſelbe Struve, den er jetzt vergötterte, ihn an derſelben Stätte zur nächtlichen Flucht zwingen werde. Das demokratiſche Publicum geſtattete ſich auf die Verhandlungen einen Einfluß, der den Gerichtsſaal zum Schauſpielhauſe erniedrigte, und die Geſchworenen waren feig genug, zwiſchen ihrem Gewiſſen und dem drohenden Terrorismus ein Abkommen zu treffen, aus dem jenes bekannte monſtröſe freiburger Urtheil über Struve und Conſorten hervorgegangen iſt. Der Regierung bereiteten die Verhandlungen die ſchmerzlichſte Niederlage; der Uebermuth der Demagogie, die Sinnverwirrtheit der Maſſen, die Verdrehung und Verkehrung aller geſunden Begriffe und die Entmuthigung der conſervativen Elemente hatten ihren Höhepunkt erreicht.

In dem Augenblicke hatte in Sachſen und der Pfalz bereits die revolutionäre Partei Anſtalten getroffen, die ehrliche Agitation für die Reichsverfaſſung in ihrem Sinne auszubeuten. Für Baden zwar fehlte die äußere Handhabe, welche die ſächſiſche und bairiſche Regierung boten. Die badiſche Regierung hatte (11. April) die Reichsverfaſſung anerkannt, und ſelbſt die ſophiſtiſche Deutung, die man ihrem ganz ehrlich gemeinten Vorbehalte gab, erhielt durch unzweideutige officielle Erklärungen eine genügende Widerlegung. Die Regierung veröffentlichte die Verfaſſung im Regierungsblatte, ſie ließ die Beeidigung anordnen; die II. Kammer ſelber ließ ſich darauf beeidigen. Das Alles hinderte freilich nicht, daß dieſelbe demokratiſche Partei, die noch vor wenig Wochen allen Hohn und allen Schmutz auf das Werk vom 28. März gehäuft, jetzt der Regierung vorwarf: ſie meine es nicht ehrlich mit der Reichsverfaſſung! So gut die himmelſchreienden Lügen und Gräuelſchilderungen, worin die demokratiſche Preſſe Badens ſich erſchöpfte, Glauben fanden, ſo gut fanden ſich auch Leſer, welche an der Aufrichtigkeit der Regierung gegenüber der Reichsverfaſſung Zweifel hegten.

Inzwiſchen hatte in Sachſen, in der Pfalz die Revolution begonnen; aus allen Ecken und Enden waren die Flüchtlinge und revolutionären Reisläufer verſchrieben worden. In Baden zwar fehlte es an einem auch nur mäßig ſcheinbaren Vorwande zu einer Schilderhebung und die bisherigen Führer ſcheuten auch davor zurück — aber ſie waren nicht mehr Herren der Lage. Ohne recht zu überlegen, welchen entſcheidenden Schritt man damit thue, ward die Verſammlung nach Offenburg ausgeſchrieben und damit die Leitung der Parteigeſchäfte einer aufgeregten und ſinnloſen Maſſe überantwortet. Gleichzeitig explodirten, durch alte Misſtände begünſtigt und durch die rührige Thätigkeit der Clubs beſchleunigt, die lange vorbereiteten Militairmeutereien. Wenn jetzt eine Deputation der Volksvereine von Offenburg erſchien (13. Mai) und von dem Miniſterium Kammerauflöſung, Rücktritt, conſtituirende Verſammlung und Amneſtie verlangte, ſo waren dieſe Wünſche faſt ſchon veraltet zu nennen. Nicht nur, daß Bekk den Abgeordneten mit Recht erklären konnte, die Kammer ſei mit ihren Arbeiten faſt zu Ende, werde dann aufgelöſt und von dem Ausfalle der neuen Wahlen hänge das Bleiben oder Weichen des Miniſteriums ab — auch in Offenburg ſelbſt dachten die Leute nicht mehr an dieſe Forderungen und als die Deputation zurückkam, fand ſie ſchon ein neues Programm vor, das die Blüte des ſouverainen Unverſtandes enthielt und jede conſtitutionelle, ja überhaupt jede geordnete Regierung unmöglich machte. Die Kataſtrophe in Raſtatt hatte die Dinge raſch überzeitigt und die bisher tonangebenden Führer fanden ſich im raſchen Fortgange der Dinge ſchon ſehr bald überholt und als „gemäßigt" bei Seite geſchoben. Die Maſſen waren ſeit Monaten künſtlich in eine Aufregung verſetzt worden, die zwar, wie ſich bald erwies, zu einer hartnäckigen revolutionären Schilderhebung lange nicht ausreichte, die aber mächtig genug war, um jede Ueberlegung und jeden beſonnenen Rath durch den wilden Rauſch zu übertäuben; der Regierung waren alle Mittel des Regierens zerſtört, das Militär in Auflöſung begriffen, das Land ſchon gefüllt mit fremden Abenteurern und commis voyageurs der Revolution — es war ein Zuſtand, der den bisherigen Führern und Treibern ſelber über den Fortgang der Dinge zum erſten Male ernſte Sorgen weckte.

Noch war freilich, wenn ſich ein feſter Kern des Widerſtandes zeigte, der völlige Umſturz abzuwehren; aber eben dieſer Kern fehlte. Die Reichsgewalt war ſo ohnmächtig, daß ſie nicht ein Regiment treuer Soldaten zur Verfügung hatte, um die in meuteriſche Hände übergegangene Reichsfeſtung zu ſchützen; dringend und wiederholt ausgeſprochene Bitten der badiſchen Regierung blieben erfolglos. Inzwiſchen flammte die Meuterei überall auf; roh, ſinnlos und abſcheulich im Einzelnen und nicht einmal von einem politiſchen Gepräge, aber in ſolch einem Augenblicke von der mächtigſten politiſchen Wirkung. Der Ausbruch der Meuterei in Karlsruhe entſchied über das Schickſal der Regierung. Der Hof verließ die Reſidenz, ehe noch die Beſtimmungen getroffen waren, die das Miniſterium für dieſe außerordentliche Lage mit beſondern Vollmachten bekleidet hätten. Das Miniſterium folgte dem Großherzoge nach und traf mit ihm in Lauterburg im Elſaß zuſammen. Die extemporirte Flucht, die Kopfloſigkeit einzelner Perſonen, in deren Händen wichtige Stellen lagen, die verunglückte Irrfahrt der noch treugebliebenen Truppen — das Alles hatte einen wohl überlegten und planmäßigen Rückzug der Regierung in irgend einen ſichern Winkel des Landes unmöglich gemacht und der revolutionären Sache den mächtigen Vorſchub geleiſtet, daß der „Landesausſchuß“ die einzige Regierung im Lande war, während die rechtmäßige ſich außer Landes befand. Die Decrete und Proclamationen, welche das Miniſterium aus dem Elſaß erließ, waren daher von geringer Wirkung und der wiederholt angeregte Plan, in einem loyal geſinnten Theile des Landes raſch die Regierung aufzuſchlagen und eine Contrerevolution zu verſuchen, fand keinen rechten Anklang. Es wäre in den erſten Wochen der revolutionären Verwirrung wahrſcheinlich ein Leichtes geweſen den Neckar zu überſchreiten, Mannheim oder Heidelberg zu nehmen und dort die Regierung niederzuſetzen, aber die militäriſchen Autoritäten riethen von jedem kecken Handſtreich ab, da es noch ganz unklar war, wie weit die Revolution in Süddeutſchland um ſich greifen würde und beim kleinſten Unfalle die moraliſchen Folgen unberechenbar waren.

Man war entſchloſſen, nur mit ſolchen Maſſen einzuſchreiten, welche im voraus den Sieg verbürgten. Die Reichsgewalt konnte dieſe Maſſen nicht ſtellen, nur Preußen; dahin wandte ſich der Großherzog in der letzten Woche des Mai von Ehrenbreitſtein aus, wohin er ſich von Lauterburg aus begeben hatte. Es lag in der Natur der Dinge, daß die preußiſche Politik ein ſo liberales und nachgiebiges Miniſterium wie das badiſche nur ungern am Ruder ſehen konnte, und man verhehlte von Berlin aus nicht, daß man einen Wechſel für wünſchenswerth halte. Im Kreiſe der Miniſter, die ſich inzwiſchen in Frankfurt geſammelt hatten, fühlte man ebenfalls, daß eine Politik der Reſtauration mit einem Miniſterium der Conceſſionen unvereinbar ſei; man war im Begriffe, ſich über eine Erklärung zu verſtändigen, als von Ehrenbreitſtein aus die Botſchaft kam, der Großherzog habe ſich entſchloſſen, ein neues Staatsminiſterium zu berufen.

So fiel das Miniſterium Bekk-Duſch-Hoffmann, ohne daß es ihm gelungen war, das bedrohte Staatsſchiff ſo lange durch die Ungunſt der Zeit hindurchzulaviren, bis die Kriſis überwunden war und die ſchwankenden Verhältniſſe ſich wieder befeſtigten. Die Kriſis kam zum übereilten Ausbruch durch die heilloſe Verwickelung der deutſchen Verhältniſſe, und Baden, der vorgeſchobene Poſten Deutſchlands, das aufgeregteſte ſchutzloſeſte Grenzland, iſt dieſer Kriſis mit als Opfer unterlegen. Man hatte Baden früher um ſeiner Erregbarkeit willen geprieſen, als es in den Zeiten der Apathie das politiſche Intereſſe wach erhielt; man durfte ſich nicht wundern, daß es nun in den Tagen der heftigſten Gährung mächtiger von der allgemeinen Bewegung ergriffen und überwältigt ward. Die Verhältniſſe waren hier für ein conſtitutionelles Miniſterium ſchwieriger als irgendwo; alte Sünden und neue kamen zuſammen, die Stellung ungemein zu verwickeln. Ueber dem Grade des Miniſteriums der liberalen Conceſſionen verſtummte manche Leidenſchaft, ſchwieg mancher Vorwurf, um andern Leidenſchaften und Anklagen Platz zu machen. Fing jetzt in den Köpfen der Demokratie die Einſicht an aufzudämmern, daß man ſich recht toll und unvernünftig geberdet, blieb dort das Geſtändniß nicht vereinzelt, das ein ultrarevolutionärer Flüchtling in einer Broſchure abgelegt hat: „daß unter der Regierung Bekk-Duſch die Freiheit thatſächlich in einem Grade vorhanden war, der die äußerſte Möglichkeit bezeichnet, welche der Staat ertragen kann", ſo regten ſich jetzt andere Gegner. Ein Theil der Altconſervativen, insbeſondere die ungeduldig reactionäre Partei, die ſich während der Gefahr durch ein kluges Schweigen ausgezeichnet, klagte das Märzminiſterium der Autorſchaft alles des Unheils an, das Baden betroffen hatte. Noch neuerlich hat Heinrich von Andlaw, der Vertreter des politiſchen und kirchlichen Hochtorysmus in Baden, in einer ſonſt wenig beachteten Schrift eine förmliche Anklageacte gegen Bekk und ſeine Collegen aufgeſtellt. Bei den Ergänzungswahlen zum neuen Landtage erhob ſich gegen die Wahl der Märzminiſter nicht ſelten von der Rechten her eine ähnlich unvernünftige Oppoſition, wie vor der Reſtauration von der Linken; doch konnten die Gegner nicht hindern, daß faſt das geſammte Miniſterium im Ständehauſe Platz nahm. Bekk namentlich erlebte nach dem demagogiſchen Delirium vom Frühlinge 1849, noch ehe ein Jahr vergangen war, die Genugthuung, daß ſich die Bezirke um ſeine Erwählung ſtritten.

Das neue Miniſterium vom 10. Juni 1849 war aus ſtreng conſervativen Elementen der vormärzlichen Zeit gebildet; Staatsrath Klüber übernahm das Präſidium und die auswärtigen Angelegenheiten, von Marſchall das Innere, Regenauer kehrte wieder zu den Finanzen zurück, Stabel ward die Juſtiz, dem Oberſtlieutenant von Roggenbach das Kriegsweſen übergeben. Es iſt in dieſer Zuſammenſetzung erſt vor kurzem eine Aenderung eingetreten durch das Ausſcheiden Klüber's (Ende October), deſſen Portefeuille ein vormärzlicher Diplomat, von Rüdt, übernommen hat. Bis zu dieſem Augenblicke war Baden feſt und rückhaltlos mit der preußiſchen Politik verknüpft geweſen und ſchien die Brücken hinter ſich abgebrochen zu haben, die zu einer Annäherung an Oeſtreich und die kleinen Königreiche führen konnten. Miniſter Klüber galt als der zähe, unbeugſame Vertreter dieſer Politik; begreiflich, daß ſein raſch und unerwartet erfolgter Rücktritt die Erwartung eines Syſtemwechſels anfachte. Die Sendung Friedrich von Andlaw's nach Wien, die Wiederanknüpfung unterbrochener Beziehungen mit Oeſtreich, der Einmarſch einer ſtarken öſtreichiſchen Garniſon nach Raſtatt ſcheint dieſe Erwartung zu beſtätigen. In der That hat eine Schwenkung nach der öſtreichiſchen Seite hin ſtattgefunden, ohne daß man jedoch die freundlichen Beziehungen zu Preußen brüsk abriß oder gar mit jenem Cynismus ins andere Lager überlief, durch den ſich einzelne deutſche Kleinſtaaten bemerklich gemacht haben. Daß Baden von der ſchon todten Union zurücktrat, hatte nichts Auffallendes; am wenigſten wird man ihm daraus in Berlin einen Vorwurf gemacht haben. Dort konnte man nach der neueſten Wendung der Dinge doch wol nur dankbar dafür ſein, daß Baden die Union aufgab und 3000 Oeſtreicher aufnahm; denn es half ja damit Verlegenheiten und Reminiscenzen beſeitigen, deren man ſich in Berlin um ſo ungeſchickter und plumper zu entſchlagen ſucht, je läſtiger und beſchämender die Erinnerung daran iſt.

In Baden war die preußiſche Politik populär, ſolange ſie mit dem Bundesſtaate verknüpft, ſolange die Nationalvertretung auf ihr Banner geſchrieben war. Sie hatte den ganzen Mittelſtand für ſich, die altliberale und altconſervative Partei einigten ſich darin, die II. Kammer gehörte faſt einſtimmig dieſer Anſicht an und die ſogenannten gemüthlichen Beziehungen zu Oeſtreichs Land und Volk änderten darin nichts. Das knappe, trockene, mathematiſche Weſen des Preußenthums ſagt unſerm Volksſchlag nicht zu, aber die Bildung und Sitte des Heeres hat dem preußiſchen Namen während eines ſechzehnmonatlichen Aufenthalts bei allen Parteien nur Achtung erworben. Eine deutſche und ehrliche Politik, welche die hundertmal feierlich wiederholten Verheißungen bewährte, die Deutſchen in den Herzogthümern ſchirmte, die Heſſen vor den Dragonaden ſchützte, war das Bindemittel, das Baden wie den ganzen deutſchen Süden mit Preußen verknüpfte. Die Politik, die ſeit November die Maske abgeworfen hat, kann keine Sympathien erwecken; ihr fehlen ja die nothdürftigſten Anſprüche auf ſittliche Achtung. Je ungeberdiger deren Träger gegen die eigene Vergangenheit Krieg führen und mit Allem brechen, was der Erinnerung der Nation werth und theuer iſt, deſto mehr verrathen ſie das böſe Gewiſſen und erfüllen Camphauſen's Wort: „Das iſt eben das traurige Merkmal der Periode der Revolution, in die wir getreten ſind, daß das Unrecht alle Scham verloren hat."

Daß für eine ſolche Politik keine populären Sympathien zu gewinnen ſind, bedarf kaum der Erörterung; es iſt daher auch der Wechſel, der im auswärtigen Miniſterium zu Ende Octobers eingetreten, mit immer größerer Gleichgültigkeit aufgenommen und beurtheilt worden. Einmal überwog die Einſicht, daß die kleinen Staaten über die Geſchicke Deutſchlands nicht entſcheiden werden, und dann folgten dem Wechſel im October zu raſch die Enthüllungen im November, als daß man die Lockerung der Bande, die mit ſolch einer Staatskunſt verknüpften, mit beſonderm Misvergnügen hätte wahrnehmen können.

Die Heilung und Herſtellung der innern Zuſtände des Landes war die dringendſte Aufgabe, welche dem Reſtaurationsminiſterium geſetzt war. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, die Verhältniſſe, unter denen die neue Regierung ins Land kam, ſehr peinlich, die Erbſchaft der materiellen und ſittlichen Verwirrung, welche die Revolution hinterlaſſen, arg genug. Freilich gewährte eben die Erfahrung dieſer Revolution der Regierung eine

Hülfe, welche den Vorgängern gefehlt hatte; war Bekk unter den Eindrücken und Erinnerungen der Blittersdorff'ſchen Periode eingetreten, ſo kam das neue Miniſterium unter dem entgegengeſetzten Eindruck einer unfähigen und verworfenen Demagogenwirthſchaft. Hatte das Märzminiſterium immer mit dem alteingewurzelten Mistrauen gegenüber einer ſtarken Regierung und mit der Furcht vor Reaction zu kämpfen, ſo rief man jetzt ermüdet nach einer ſtarken Regierungsgewalt und kannte nur noch eine Furcht, die vor der Revolution. Die Bevölkerung überholte darin nicht ſelten die Regierung, und der Fanatismus der Ruhe und Ordnung fand oft unter der Landesvertretung noch eifrigere Vertreter als in den Reihen des Miniſteriums. Die Erfahrung muß zeigen, ob man dieſen Eindrücken nicht zu viel nachgegeben und einem entgegengeſetzten Extreme verfallen iſt als die vormärzliche liberale Geſetzgebung; ob man neben dem Vergänglichen der Märzbewegung nicht manches Bleibende über Bord geworfen und nicht ſelten eben nur dorthin parirt, woher der letze Stoß gekommen war. Geſetze, und zwar ſtrenge, energiſche Geſetze hat Baden nun jedenfalls in Menge; möchte es auch Beamten und Behörden erhalten, die keine höhere Pflicht kennen als die gewiſſenhafte Handhabung und Bewahrung der Geſetze.

In Einem iſt das Reſtaurationsminiſterium ſelbſt mit dem beſten Beiſpiele vorangegangen: es hat nach wilden revolutionären Saturnalien mit der Herſtellung der Verfaſſung begonnen und auf verfaſſungsmäßigem Wege die neuen Einrichtungen eingeleitet. Dieſe Politik war die gewiſſenhafteſte, ſie war aber auch die weiſeſte. Sind wir doch in Deutſchland ſo weit gekommen, daß man es als ein Verdienſt preiſen muß, wenn beſchworene und verbriefte Rechte nicht gewaltſam von oben zerriſſen werden! Haben wir es doch erlebt, daß man in ein loyales Volk die Revolution „hineinverhört“ hat, um der Politik der rettenden Thaten die Wege zu ebnen! In Baden fehlte es nicht an Handhaben und Vorwänden zu dem gleichen Ziele; ein Glück für das Land, daß Gewiſſen und Einſicht dergleichen Gelüſte der Regierenden im gefährlichſten Momente vereitelt haben.

Was uns die Geſchicke Deutſchlands weiter bringen mögen, liegt im Dunkeln; möglich immerhin wäre es, daß den Vollblutsreſtauratoren unſerer Tage das Reſtaurationsminiſterium in Baden, um ſeiner Mäßigung und Geſetzlichkeit willen, nicht entſchieden genug „mit der Revolution gebrochen hat“ und das kaum geneſende Land neuen Experimenten aufgeſpart wird. Es mögen die Gerüchte, die von bevorſtehenden Veränderungen flüſtern, oft mehr fromme Wünſche oder Beſorgniſſe ſein; Thatſache iſt es, daß der Partei, die das Märzminiſterium der Mitſchuld an der Revolution bezichtigte, auch die gegenwärtige Verwaltung nicht genügt. Der frevelhafte Leichtſinn unſerer hohen Politiker verſucht ſoviel heutzutage, daß wir es auch ertragen müßten, wenn der kleinſte Bruchtheil unter allen Parteien im Lande es unternehmen wollte, das Staatsruder zu ergreifen. Man halte ſich freilich dann auch nur die Warnung vor Augen, die in der Geſchichte der letzten Decennien mit flammenden Zügen aufgezeichnet iſt: daß ſolche Verſuche der Anfang vom Ende wären. Einmal hat ein ſolches Experiment das Land in eine Kriſis verſetzt, aus der es kaum ſeine Exiſtenz gerettet; ein wiederholter Verſuch würde noch verhängnißvollere Folgen haben.

Im Januar 1851.

L. Häusser.

Nord- und Süddeutschland

in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutſchlands.

Der vielbeſprochene Gegenſatz von Nord- und Süddeutſchland iſt durch die neueſten Geſtaltungen der politiſchen Dinge wieder drohend vor Augen gerückt worden; denn wenn auch Bundestag und Union, oder was an deren Stelle treten mag, nicht gerade Deutſchland in eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte ſpalten, ſo ſahen wir bisher doch den größern Theil Norddeutſchlands auf der einen, den größern Theil Süddeutſchlands auf der andern Seite ſtehen.

Worauf beruht denn aber in der Wirklichkeit die hergebrachte ſcharfe Trennung und Entgegenſetzung eines nördlichen und eines ſüdlichen Deutſchlands? Wahr iſt es allerdings, daß Landesart und Sitte in Oeſtreich und Tirol, im bairiſchen Oberland und auf der ſchwäbiſchen Alp anders ſind als an den Küſten des Deutſchen oder des Baltiſchen Meeres. Auch hält es gar nicht ſchwer, eine Reihe von Unterſchieden oder Gegenſätzen aufzuſtellen, indem man beiſpielsweiſe ſagt: Schon die deutſche Sprache klingt im Munde des Norddeutſchen und des Süddeutſchen ſo verſchieden, daß beide kaum demſelben Volke anzugehören ſcheinen. Nicht weniger verſchieden ſind ſodann Gewohnheiten und Lebensweiſe: der Süddeutſche liebt die Unterhaltung an öffentlichen Orten und das Wirthshausleben, der Norddeutſche ſucht mehr den häuslichen Kreis und die feinere Geſelligkeit. Im ſüdlichen Deutſchland wird mehr rauſchende Fröhlichkeit getroffen, obgleich den Süddeutſchen, im Vergleich mit den redſeligern und beredtern Norddeutſchen, eine gewiſſe Schweigſamkeit eigen iſt. Hinwiederum hat aber auch, in Folge der mehr häuslichen Gewöhnungen der Norddeutſchen, das öffentliche Leben in Süddeutſchland, in Baden, Württemberg und Baiern, früher als im nördlichen Deutſchland Wurzel geſchlagen und das Volk durchdrungen.

Aber weiß man denn, während man ſo entgegenſetzt und unterſcheidet, auch nur mit einiger Genauigkeit und Zuverläſſigkeit die Grenzmarke anzugeben, wo Süddeutſchland aufhört und Norddeutſchland anfängt? An welchem Kennzeichen mag man ſich ein für allemal verſichern, wohin der

Darmſtädter, der Naſſauer gehört? Nach welcher Grenzberichtigung iſt zu entſcheiden, ob die thüringiſchen Staaten ſüddeutſch oder norddeutſch ſind?

Faßt man vor Allem die natürliche Beſchaffenheit des Landes zwiſchen den Alpen und der Oſt- und Nordſee ins Auge, ſo findet man Deutſchland nicht in zwei, ſondern vielmehr in drei Haupttheile geſchieden. Denn an die Alpen ſchließt ſich zunächſt das Donaugebiet mit Oeſtreich, Baiern und einem Theile von Schwaben an. Dann aber folgt die Region der mitteldeutſchen Gebirge, indem ſich durch das ganze mittlere Deutſchland ein breiter Doppelgürtel von Gebirgen hinzieht. Von dieſen zwei, im Innern Deutſchlands von Oſt nach Weſt laufenden Gebirgszügen iſt der eine von geringer Breite und dacht ſich ſchnell ab; er geht vom Harz aus und umfaßt das Weſergebirge (oder den Teutoburger Wald), das Siebengebirge, den Weſterwald und die Eifel. Der andere beginnt mit dem Rieſengebirge in Schleſien, findet ſeine Fortſetzung durch das Erzgebirge in Sachſen, das Fichtelgebirge und den Thüringer Wald ſammt dem Frankenwalde in Baiern und den ſächſiſchen Herzogthümern, und endigt im Rhön-, Speſſart-, Taunus- und Vogelsgebirge und jenſeit des Rheins im Hundsrück. Noch weiter nördlich aber breitet ſich die große norddeutſche Ebene bis zu den Meeresküſten und der cimbriſchen Halbinſel aus.

Geographiſch iſt alſo die ſtrenge Zweitheilung oder die Scheidung Deutſchlands in ein nördliches und ein ſüdliches nicht begründet, indem Deutſchland nach der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens in das ſüdliche Deutſchland, in ein mittleres Gebirgsland und in das nördliche Flachland zerfällt. Denn jene Doppelreihe von Gebirgen, welche Mitteldeutſchland in oſtweſtlicher Richtung durchſchneiden, iſt keine bloße einfache Grenzſcheide zwiſchen Süd und Nord. Dieſelben bilden vielmehr eine eigene Region, ein beſonderes drittes Ländergebiet, welches den Norden mit dem Süden vermittelt, und das mitteldeutſche Gebirge ſpaltet Deutſchland nicht wie ein Meſſerſchnitt in eine ſüdliche und eine nördliche Hälfte; die angebliche Grenzſcheide zwiſchen Nord- und Süddeutſchland iſt keine ſcharfgezogene Linie, ſondern zwiſchen beiden liegt ein geographiſch unterſchiedener breiter Ländergürtel, ein Mitteldeutſchland, das für ſich zu gelten und als geſchloſſener (relativ ſelbſtändiger) Theil des Ganzen angeſehen zu werden ungefähr ſo viel Anſpruch hat als das Norddeutſchland auf der einen und das Süddeutſchland auf der andern Seite.

Nicht beſſer gerechtfertigt iſt aber auch die ſtrenge Abſcheidung oder Sonderung Deutſchlands in Norddeutſchland und Süddeutſchland, wenn man von der Betrachtung der deutſchen Volksſtämme ausgeht. Wenn wir nämlich in Norddeutſchland die Frieſen und die Sachſen, in Süddeutſchland die Schwaben (oder Allemannen) und die Baiern einheimiſch finden, ſo will in dieſe Eintheilung der große Stamm der Franken (und Thüringer) ſich nicht einfügen, welche als die natürlichen Vermittler zwiſchen dem ſchwäbiſch-bairiſchen Süddeutſchland und dem frieſiſch-ſächſiſchen Norddeutſchland hauptſächlich die Gebirge Mitteldeutſchlands in Heſſen und in Thüringen einnehmen und (während im heutigen Königreiche Sachſen, alſo recht im Herzen Deutſchlands, die deutſche Bevölkerung vorzüglich aus öſtlich vorgeſchobenen Thüringern zu beſtehen ſcheint) den Rhein faſt in ſeiner ganzen Erſtreckung durch Deutſchland umlagert haben. Denn auch unter den Volksſtämmen Deutſchlands herrſcht nicht der kahle Gegenſatz von Süd und Nord, von Schwaben oder Baiern und Sachſen oder Friesländern, ſondern als Vermittler erſcheint, ſowol geographiſch als politiſch, der (thüringiſch-) fränkiſche Stamm, unter dem großen Frankenkönige und Kaiſer Karl der erſte und urſprüngliche Begründer einer deutſchen Einheit, dem überhaupt, als dem am glücklichſten begabten unter den deutſchen Stämmen, eine ſo wichtige Rolle in der Geſchichte Deutſchlands und Europas zugefallen iſt. Und wenn nun hiernächſt auch die heutigen Oeſtreicher in ähnlicher Weiſe dem (ſchwäbiſch-) bairiſchen Stamme angehören, wie die heutigen Preußen dem (frieſiſch-) ſächſiſchen, nur daß bei den leichtblutigern, frohherzigen Oeſtreichern die ſlawiſche Beimiſchung ſtärker als bei den ernſten und ſchwerblutigern Preußen hervortritt, ſo iſt wiederum das heutige Sachſen mit ſeiner fränkiſch-thüringiſchen Bevölkerung (nebſt Schleſien, welches gleichfalls ſehr viele fränkiſche und flämiſche Anſiedler erhalten hat) zwiſchen beiden das natürliche Mittelglied. Daß aber Mitteldeutſchland wirklich ſchon in den früheſten Zeiten auch politiſch die Rolle des Vermittlers zwiſchen Nord- und Süddeutſchland ſpielte, wiſſen wir ſogar aus geſchichtlichen Zeugniſſen. „Silva Bacenis — ſagt Julius Cäſar — pro nativo muro objecta, Cheruscos a Suevis et Suevos a Cheruscis injuriis incursionibusque prohibet.“ Das die Cherusker und die Sueven trennende Waldgebirge bewohnten aber die Katten. Sueven und Cherusker oder Süd- und Norddeutſche wurden demnach durch die Katten oder Heſſen, welche zwiſchen beiden auf den Höhenzügen mitteldeutſcher Gebirge wohnten und in ihrer Verbündung mit den Sigambern um das Jahr 80 den Grundſtock der nachmaligen Franken bildeten, abgehalten einander zu bekriegen.

Endlich entſprechen einer Dreitheilung, wie ſie hier angedeutet und begründet iſt, auch die drei Hauptſtröme Deutſchlands, nämlich im urſprünglich fränkiſchen Deutſchland der Rhein mit dem Main, im ſchwäbiſch-bairiſchen (beziehungsweiſe öſtreichiſchen) Deutſchland die Donau und im ſächſiſchen (ſowol ober- als niederſächſiſchen) Deutſchland die Elbe. Auch wird es wol keiner beſondern Rechtfertigung bedürfen, wenn hierbei die Ströme, im Gegenſatze zu den Gebirgen, nicht als die natürlichen Länder- und Völkerſcheiden, ſondern als von ihren Stromgebieten an beiden Ufern unzertrennlich und mit denſelben ein natürliches Ganzes bildend aufgefaßt ſind, indem die Bewohner beider Ufer eines und deſſelben Fluſſes, zumal bei dem heutigen Stande der Verkehrs- oder Communicationsmittel, ſo gut zuſammengehören, als die Bewohner eines Ortes hüben und drüben an derſelben Landſtraße.

Die Natur hat alſo Deutſchland nicht geometriſch halbirt, und, ſo wenig als die Zertheilung Deutſchlands in 39 Staaten etwas Naturgemäßes iſt, ebenſo wenig läßt ſich eine politiſche Trennung und Sonderung des nördlichen vom ſüdlichen Deutſchland als natürliche Nothwendigkeit erweiſen. Und was die Natur nicht gewollt hat, das ſollten die Menſchen nicht verſuchen!

Wenn nun aber der geographiſche Gegenſatz von Süd- und Norddeutſchland kein ſolcher iſt, der eine politiſche Entzweiung Deutſchlands rechtfertigt oder gar eine feindſelige Zerſplitterung der deutſchen Nation in 39 Staaten begründet und bedingt, ſo kann man andererſeits für die heutige Zerſplitterung und die aus ihr fließende Uneinigkeit Deutſchlands auch nicht die völkerſchaftliche Stammesverſchiedenheit der Deutſchen, insbeſondere der Norddeutſchen und der Süddeutſchen, verantwortlich machen. Denn ſonſt müßte ja die heutige Zerklüftung den Stammesunterſchieden folgen, mit dieſen Hand in Hand gehen und ſich nach denſelben richten: die Mecklenburger, die Liechtenſteiner und Schleiz-Greizer müßten eigene deutſche Stämme ſein. Aber wie hängt es mit den Stammesunterſchieden deutſcher Völkerſchaften zuſammen, oder was kann die Verſchiedenheit der deutſchen Volksſtämme und der Gegenſatz von Nord- und Süddeutſchland dafür, daß aus dem Stamme der Franken Rheinpreußen, Naſſauer, Heſſen und Baiern geworden ſind? daß der thüringiſche Stamm in winzige Bruchtheile unter dem Namen ebenſo vieler beſondern Staaten (der ſächſiſchen Herzogthümer) zertrümmert iſt? daß die alten Sachſen zu Hannoveranern, Anhaltern, Braunſchweigern und Weſtfalen geworden ſind? daß die Frieſen unter däniſcher, holländiſcher, hannöverſcher und oldenburgiſcher Herrſchaft leben? daß der Stamm der Allemannen in Elſäſſer und Schweizer, in badiſche, württembergiſche und bairiſche Oberländer zerriſſen erſcheint? daß ſelbſt der bairiſche Stamm in Baiern und Oeſtreicher zerſpalten iſt? daß in dem preußiſchen Namen ſo viele deutſche Stammtheile aufgegangen ſind?

Mit alle dem ſoll, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht jeder weſentliche Gegenſatz zwiſchen Norddeutſchland und Süddeutſchland in Abrede geſtellt ſein, und es ſoll namentlich nicht geleugnet werden, daß im ſüdlichen wie im nördlichen Deutſchland Aeußerungen einer gegenſeitigen Abneigung und ſelbſt des Haſſes oder der Verachtung nur zu oft vorkommen. Aber begegnet man dergleichen denn nicht auch bei andern einheitlichen Nationen unter den Eingeborenen verſchiedener Landestheile? Reibt ſich der Engländer nicht an dem Schottländer und Irländer, der Pariſer am Gaſcogner, der Andaluſier an dem Catalonen? Trifft man einen feindſeligen Geiſt nicht auch und vielleicht am allerhäufigſten in einem und demſelben Landestheile, in Nachbarorten einer und derſelben Provinz? iſt hier nicht oftmals die gehäſſigſte Eiferſucht zu Hauſe?

Diejenigen, welche an der Spaltung Deutſchlands in eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte und deren feindſeliger Entgegenſetzung beſonderes

Gefallen finden, ermangeln freilig nicht, auch den Katholicismus und Proteſtantismus zu Trägern oder Repräſentanten dieſes Gegenſatzes zu machen und für ihr Lieblingsthema in dem Sinne auszubeuten, als ob Süddeutſchland die natürliche Heimat des phantaſiereichen Katholicismus, Norddeutſchland die des nüchternen Proteſtantismus wäre; und es iſt allerdings wahr, daß der katholiſche Glaube im Süden, der proteſtantiſche im Norden mehr Anhänger zählt. Es kann aber auch hier nur von einem theilweiſen Ueberwiegen, nicht von Alleinherrſchaft des einen Bekenntniſſes geſprochen werden und der Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus fällt keineswegs mit dem Gegenſatze von Süddeutſchland und Norddeutſchland zuſammen. Denn, obſchon im Norden der Proteſtantismus vorherrſcht und im Süden der Katholicismus überwiegt, ſo ſind ja doch nicht nur in jedem größern Gebiete deutſcher Zunge beide Confeſſionen anzutreffen, ſondern es hat auch der Proteſtantismns in einem Theile von Süddeutſchland, nämlich im ſüdweſtlichen (und in der Süddeutſchland in dieſer Beziehung gleichzuſtellenden Schweiz), ſowie der Katholicismus in einem Theile von Norddeutſchland, nämlich im nordweſtlichen, die Oberhand.

Schon dieſe geographiſche Vertheilung der Katholiken und Proteſtanten zeigt, daß Proteſtantismus und Katholicismus kein durch eine innere und urſprüngliche, den deutſchen Stämmen angeborene Verſchiedenheit des norddeutſchen und des ſüddeutſchen Weſens gegebener und bedingter Gegenſatz iſt. Dazu kommt aber noch, daß auch aus hiſtoriſchen Gründen das Vorherrſchen des Katholicismus im Süden, ſowie des Proteſtantismus im Norden, mehr politiſchen oder äußerlichen und inſofern zufälligen Einwirkungen zugeſchrieben werden muß. Geht man nämlich auf die Grundurſachen der Glaubensſpaltung in Deutſchland zurück, ſo erſcheinen als eine Haupttriebfeder dabei die deutſchen Fürſten, welchen, bei der allgemeinen Empfänglichkeit der Deutſchen für die Reformation der Kirche und für den durch ſie gereinigten Glauben, die Religion ein Werkzeug weltlicher Politik geworden war.

Nicht aus dem innern Leben der verſchiedenen Bevölkerungen iſt demnach die kirchliche Trennung Deutſchlands hervorgegangen, denn in ganz Oeſtreich, dem jetzt vorherrſchend katholiſchen Staate, nicht etwa blos in Böhmen, dieſer Wiege der Reformation, machte in der erſten Zeit der Proteſtantismus reißende Fortſchritte. Ganz Deutſchland war reif für die Reformation und wäre ihr auch ohne Zweifel zugefallen, wenn nicht die Politik oder auch die religiöſe Ueberzeugung mancher Fürſten und beſonders des habsburgiſchen Hauſes ihrem Laufe Einhalt gethan, wenn nicht ſeit Rudolf II. und Ferdinand II. der kaiſerliche Hof, anſtatt den Proteſtantismus zu begünſtigen oder wenigſtens zu dulden, auf alle Weiſe ihn bekämpft und verdrängt hätte.

Nicht leugnen läßt ſich allerdings, daß ſo, wie die Dinge jetzt ſtehen, auch die Verſchiedenheit des Glaubensbekenntniſſes als ein Mittel benutzt werden kann und noch bei der kölner Irrung benutzt worden iſt, den Süden oder einen Theil deſſelben mit dem Norden zu entzweien. Aber noch gewiſſer iſt, daß dieſelbe eine Spaltung Deutſchlands nur dann hervorrufen kann, wenn der Streit der Confeſſionen künſtlich angefacht und genährt wird. Dagegen iſt die Verſöhnung des Gegenſatzes in einer höhern Einheit, ſo ungeſchickt und unberufen immerhin die Hände ſein mochten, in welche ſie in jüngſter Zeit gefallen, eine des deutſchen Geiſtes würdige Aufgabe, welche durch die politiſche Einigung Deutſchlands nur gefördert werden und dieſelbe fördern könnte. Jedenfalls bedarf es in der jetzigen Zeit nur eines mäßigen Grades von Einſicht und gutem Willen, um den Geiſt religiöſer Zwietracht in Deutſchland zu bannen und für Deutſchland unſchädlich zu machen. Der Glaubensunterſchied hat im Allgemeinen ſeine trennende Kraft verloren, wenn leider auch zum Theil in Folge religiöſer Gleichgültigkeit.

Dies fühlend, kommen denn die Einheitsgegner immer wieder auf die Verſchiedenheit der Volksſtämme in Deutſchland und deren Unverträglichkeit zurück. Aber jene deutſchen Stämme, deren Verſchiedenheit die Grundurſache der Zerſplitterung Deutſchlands ſein ſoll und deren Unverträglichkeit die Feinde deutſcher Einheit ſtets im Munde führen, ſind höchſt wahrſcheinlich nicht einmal etwas Urſprüngliches, ſondern aus freien Völkerbündniſſen hervorgegangen. Denn wo wären ſonſt die Menge deutſcher Völkerſchaften, welche Tacitus aufzählt, hingekommen, indem zuletzt ja nur die Namen der Schwaben und der dem Tacitus unbekannten Sachſen, Franken und Baiern für alle deutſchen Völker übrig blieben? Dieſe vier Stämme, ihrer Entſtehung nach nicht einzelne Völkerſchaften, ſondern ganze Völkerbünde, wären demnach kein Werk der unabänderlichen Natur, ſondern der Freiheit, aber allerdings einer ſo naturwüchſigen und naturgemäßen Freiheit, daß ſie von dem Beginne des deutſchen Reiches an durch ihre organiſche Gliederung mehr eine Stütze als ein Hinderniß der nationalen Einheit waren. Denn jene Franken und Sachſen, jene Schwaben und Baiern, in welche die von Tacitus beſchriebene Völkerwelt zuſammenſchmolz und ſich zuſammenlebte, bildeten — die Baiern im Oſten und die Franken im Weſten, die Schwaben ſüdwärts und die Sachſen nordwärts wohnend — die Grundbeſtandtheile der einen deutſchen Nation. Auch entſprach die urſprüngliche Gliederung des Reichs nach den genannten vier Stämmen ſo ſehr dem Weſen der Verhältniſſe, daß trotz der Auflöſung der nationalen Herzogthümer unter Karl dem Großen ſchon bei dem Ausſterben der fränkiſchen Karolinger an der Spitze der drei andern Stämme, der Sachſen, Schwaben und der Baiern, wieder Nationalherzöge erſcheinen, die — anfangs weiter nichts als Militärbeamte und Kriegsoberſten der Frankenkönige — aus ſolchen zu ſelbſtändigen Häuptern und Vertretern der verſchiedenen Stämme ſich erhoben. Das Eigenleben dieſer letztern dauerte denn auch von da an mindeſtens noch drei Jahrhunderte; allein obgleich es an Reibungen, Fehden, Spaltungen und Bürgerkriegen innerhalb des Reichs ſo wenig fehlte als um dieſelbe Zeit in Frankreich, in Italien und den ſlawiſchen Ländern, obgleich in ſolchen Kämpfen auch die Stammesverſchiedenheit ihre Rolle ſpielte und die Sachſen öſters den Süddeutſchen feindlich gegenüberſtellte, ſo wußte ſich dennoch das Reich nicht nur aller äußern Feinde zu erwehren, ſondern auch im Oſten, Weſten und Süden beſtändig zu vergrößern. Denn nicht darüber ſtritten die vier Völkerſtämme, ob Deutſchland einen König haben ſolle oder nicht, ſondern aus welchem Stamme der eine König ſein ſolle; die ganze Nation war lebendig durchdrungen von der Bedeutung und Hoheit der deutſchen Königswürde wie vom Gedanken der Einheit des Reiches, und gerade ſolange jeder Stamm für ſich organiſches Leben hatte, ging auch aus ihrer Vereinigung organiſches Leben hervor; ſolange die Deutſchen nach den Stämmen oder, wie man ſie damals nannte, nach den Nationen ihren König wählten, beſaß Deutſchland ſeine ruhmvollſten Kaiſer in den Heldengeſchlechtern des ſächſiſchen, des fränkiſch-ſaliſchen und des hohenſtaufiſch-ſchwäbiſchen Hauſes. Erſt die Zertrümmerung der Stämme bahnte einer Auflöſung des Reichs den Weg; erſt nach Ertödtung des völkerſchaftlichen Geiſtes in den Stämmen erloſch auch der Naturinſtinct einer allen gemeinſamen Nationalität. Denn, während nach dem Ausſterben der ſaliſchen Kaiſer und vor dem Uebergange der Kaiſerkrone an die Hohenſtaufen, die vier Hauptvölker ſich noch einmal zur Königswahl am Rhein verſammelt hatten, gewann vom Ende des 12. Jahrhunderts an die Trennungspolitik der nach einer erblichen geſonderten Hausmacht begierigen Wahlkaiſer und das Streben der im Lehenthume verwilderten und unbotmäßig gewordenen Fürſten nach ſelbſtändigem, wenn auch getheiltem und zerſtückeltem Länderbeſitz, es gewann nach ihrem Vorgange jede Art von Trennung und Abſonderung nach blos örtlichen und perſönlichen Intereſſen ſo ſehr die Oberhand über die zähe, bis auf den heutigen Tag noch nicht erloſchene Individualität der Stämme, daß ſchon zur Zeit des Reiches deren naturgemäßes Sonderleben noch unheilbarer zerriſſen war, als durch die endliche Auflöſung des Reiches ſelbſt das Geſammtleben der Nation vollends zerriſſen wurde. An der Unzahl von Herzogthümern, Fürſtenthümern, Grafſchaften, Bisthümern, Abteien, Reichsſtädten und Ritterſitzen, die, groß und klein, bunt durcheinander gemiſcht, alle nach Selbſtändigkeit ſtrebten, mußte zuletzt die Einheit und Zuſammengehörigkeit eines jeden Stammes wenigſtens äußerlich untergehen, und ſo iſt es dahin gekommen, daß auf den heutigen Tag kein deutſcher Staat gefunden wird, der landſchaftlich und völkerſchaftlich ein natürliches Ganze bildete, indem jeder ohne Ausnahme entweder nur Bruchſtücke eines zerſplitterten Völkerſtammes enthält, die zu ſelbſtändigem Leben nicht befähigt ſind, oder aus abgeriſſenen Gliedern und Gemengtheilen verſchiedener Stämme beſteht, denen wieder die gemeinſchaftliche Seele, der gemeinſchaftliche Lebenspuls entzogen iſt.

Daraus folgt aber auch, daß, wenn in Deutſchland ein naturgemäßes nationales Geſammtleben wieder geſchaffen werden ſoll, dies nur durch eine organiſche Vereinigung aller, nicht auf dem Wege eines fortgeſetzten Sonderlebens der einzelnen deutſchen Staaten, wie ſie jetzt nach reiner Willkür oder bloßem Zufalle abgegrenzt erſcheinen, zu erwarten iſt, — eben weil dieſe Staaten die natürliche Verſchiedenheit der Stämme nicht in ſich darſtellen und deswegen auch die Elemente zu einem naturgemäßen vollen und geſunden Leben nicht beſitzen. Aber nicht der Sondergeiſt der deutſchen Völker, der Sondergeiſt der deutſchen Fürſten hat Deutſchland ſo unnatürlich auseinander geriſſen und zerſpalten, daß, wenn dieſe Trennung dauernd und durch Verhinderung jeder nationalen Einigung künſtlich unterhalten würde, ſich die mishandelte Natur zuletzt gewaltſam rächen müßte.

Wäre die Behauptung wahr, daß die nationale Einheit Deutſchlands an der Verſchiedenheit der Stämme ſich gebrochen habe und ſich habe brechen müſſen, ſo müßten ſich die Deutſchen ja nach Stämmen voneinander abgeſondert haben, was nirgend der Fall iſt. Und wenn zur Zeit des kräftigſten Eigenlebens der Stämme die Stammesverſchiedenheit kein Hinderniß der Einheit war, ſo könnte ſie es heutzutage noch viel weniger ſein, nachdem die alten Stammesgegenſätze bis auf einen faſt erloſchen ſind. Denn nicht der armſelige Nachbarhaß und Nachbarneid naturwidrig zerſtückter Völkerſchaften, wie ihn gelegentlich der Badener gegen den Württemberger, der ſchwäbiſche Oberländer gegen den ſchwäbiſchen Unterländer hegt, aber ein Stammesgegenſatz ſcheint allerdings in Deutſchland weſentlich und unaustilgbar zu ſein: der Gegenſatz Norddeutſchlands und Süddeutſchlands, auf welchen ſchon die Kämpfe Hermann's und Marbod's zurückweiſen, wie denn ſelbſt noch im 12. Jahrhundert häufig alle Deutſchen unter dem Namen Sachſen und Schwaben begriffen und einander entgegengeſetzt werden und beide auch nicht ſelten unter den Waffen ſich entgegenſtanden.

Mag jedoch immerhin im Gegenſatze der Norddeutſchen und der Süddeutſchen noch etwas von der alten Flamme brennen, ſo iſt doch auch dieſer, ſolange er nur nicht thörichter oder böswilliger Weiſe bis zum Haß geſteigert oder künſtlich vergiftet wird, ein lebenfördernder, dem dualiſtiſchen Grundzuge deutſcher Nationalität entſprechender und kein urſprünglicher unabänderlicher Wille der Natur oder des deutſchen Volks ſpaltet Deutſchland feindſelig in eine nördliche und in eine ſüdliche Hälfte, ſondern zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, ſofern ſie nach der Beſchaffenheit des Bodens, des Klima und der Völkerſtämme verſchieden ſind, hat die Natur ſelbſt die Vermittelung in der bereits beſprochenen Weiſe übernommen oder für dieſelbe vorgeſorgt, ſodaß es nur an den Menſchen liegt, das Auseinandergehende, Zerfallende zu einigen und zu binden und den Hader der Dynaſtien, welche Deutſchland zerbröckelt haben, nicht zu einer bleibenden Scheidewand der Völker erwachſen zu laſſen. Denn wenn ein mächtiges und glanzvolles deutſches Reich möglich geweſen iſt zu einer Zeit, als noch die Sachſen, d. h. die jetzigen Hannoveraner, Braunſchweiger und Weſtfalen, ſich faſt als eine von den Schwaben, Baiern und Franken ganz verſchiedene Nation fühlten und noch die Nachwehen ihrer gewaltſamen Bekehrung und Einverleibung in das chriſtliche Deutſchland nicht verwunden hatten; zu einer Zeit, wo ſich die Sachſen nach der Auswechslung ihres von König Heinrich IV. gefangenen Herzogs gegen 70 ſchwäbiſche Ritter höhniſch rühmten: Ein Sachſe ſei ſo viel als 70 Schwaben werth: ſo kann bei ſo ſehr fortgeſchrittener Geſittung jetzt die Stammesverſchiedenheit der Norddeutſchen und der Süddeutſchen unmöglich mehr ein ernſtes Hinderniß der deutſchen Einheit ſein. Wenn vielmehr die natürliche, die phyſiſch-geographiſche Verſchiedenheit Deutſchlands ſo wenig ein Grund ſeiner politiſchen Zerſplitterung und ein Hinderniß ſeiner Einheit ſein muß, als die Verſchiedenheit der Volksſtämme es iſt; wenn Deutſchland keineswegs durch die Natur der Dinge ſelbſt in zwei ſich widerſtrebende und abſtoßende Hälften geſpalten erſcheint, ſondern in drei organiſch unter ſich verbundene Theile zerfällt: ſo iſt wol auch die Verſöhnung eines Gegenſatzes, wie wir denſelben, der nationalen Einheit unbeſchadet, noch bei manchen andern Nationen wahrnehmen, keine Aufgabe, welche Menſchenkräfte überſteigt, ſobald nur die Gebildeten im Norden wie im Süden Deutſchlands ihre Bildung dadurch beſtätigen, daß ſie nicht einſeitig im Gegenſatze hängen und befangen bleiben, ſondern ſich zu der Anſchauung, zu dem Bewußtſein des Naturgemäßen und Wohlthätigen in demſelben erheben mögen. Denn es iſt Mangel an Bildung, alles Nichteinheimiſche mit Argwohn oder Widerwillen anzuſehen und, wie die alten Römer, die für Feind und Fremdling *einen* Namen hatten, in jedem Fremden einen Feind zu ſehen. Sache der Gebildeten iſt es daher, zu verhüten, daß zu ſo vielen wirklichen Hinderniſſen deutſcher Einheit, die ihre Wurzel in der eigenſüchtigen Politik der deutſchen Höfe haben und von den Höfen ihre Anſteckung ins deutſche Volk verbreiten, nicht auch noch eingebildete geſchaffen werden.

Geht man übrigens von einer unbefangenen Würdigung deutſcher Geſchichte und politiſcher Verhältniſſe aus, ſo lag die eigentliche Widerſtandskraft Deutſchlands gegen das Fremde und Ausländiſche von jeher im Norden; Norddeutſchland war ſeit Hermann's Zeiten bis zu den Befreiungskriegen immer recht eigentlich der Träger des deutſchen Elements. Daraus folgt jedoch wiederum kein unverſöhnlicher Gegenſatz des deutſchen Nordens gegen den deutſchen Süden. Vielmehr verhalten ſich Süddeutſchland und Norddeutſchland zueinander wie Gemüth und praktiſcher Verſtand und ſind offenbar weit mehr beſtimmt, ſich zu ergänzen als ſich abzuſtoßen. Je vielſeitiger, univerſeller aber die Weltaufgabe und Beſtimmung einer Nation iſt, um ſo ſtärkere Gegenſätze wird ſie auch in ſich tragen müſſen, und unter den europäiſchen Nationen iſt eine, die mit ihrer Empfänglichkeit das Leben aller Völker in ſich aufnimmt, mit ihrer geiſtigen Kraft es vermittelt und beherrſcht. Es ſcheint, eben vermöge der univerſellen Gegenſätze, die es in ſich ſchließt, die Beſtimmung Deutſchlands, der Vermittler zwiſchen dem Oſten und dem Weſten, der natürliche Schwerpunkt Europas zu ſein, das Schickſal aller europäiſchen Völker in ſich zu durchleben, ihre Errungenſchaften zu ſeinem veredelten geiſtigen und materiellen Eigenthum zu verarbeiten und dennoch ſelbſtändig als das allgemeine europäiſche Volk dazuſtehen. Unter den Völkern Deutſchlands ſelbſt aber iſt wieder eines, welches vorzugsweiſe das allgemeine deutſche Volksthum in ſeiner Allſeitigkeit repräſentirt.

Ein wahres deutſches Geſammtvolksthum bildete nämlich vermöge einer Naturnothwendigkeit ſich im Nordoſten Deutſchlands, in den wendiſch-deutſchen Ländern aus. In dieſen Landſchaften, wo Deutſche aus ſehr verſchiedenen Gegenden zuſammentrafen, löſten ſich, dem ſtärkern Gegenſatz der Slawen gegenüber, alle Stammesunterſchiede in einer größern volksthümlichen Einheit auf, in welcher die Genoſſen ſämmtlicher deutſchen Stämme ſich verbunden fühlten, und während man im übrigen Deutſchland faſt nur noch von einem Recht der einzelnen Volksſtämme wußte, kam gerade dort der Name der Deutſchen (Teutonici) am früheſten in weitverbreiteten Gebrauch, und wurde die Bezeichnung „deutſches Recht“ (jus teutonicum) dort ſchon im 12. und 13. Jahrhundert üblich. Vom Anfang war ſomit der innere Entwickelungsgang der dortigen zahlreichen deutſchen Niederlaſſungen auf Verſchmelzung der Stammverſchiedenheiten zu einer gemeinſamen deutſchen Nationalität hingerichtet, und auch die germaniſirten Slawen wurden als Deutſche, nicht als Franken, Sachſen u. ſ. w., in den Kreis dieſes allgemeinen Volksthums hineingezogen. Im geiſtigen Leben unſerer Nation aber hat dieſes Geſammtvolksthum, wie es ſich im Nordoſten Deutſchlands entwickelte, zuerſt eine ſelbſtändige Rolle übernommen durch die Reformation, welche hier ihren Sieg und Mittelpunkt hatte, indem das Ringen des gerade hier genährten univerſellen Geiſtes die Schranken kirchlicher Ueberlieferung durchbrach und in der philoſophiſchen Richtung des deutſchen Genius bis auf unſere Zeit ſich fortgeſetzt hat.

Die Wiege des preußiſchen Staates nun iſt eine Mark, welche die Natur einer Grenzprovinz am längſten ſich erhalten und deren Volk als die Nachkommenſchaft kühner, durch Thatendrang und Kampfluſt herbeigelockter Einwanderer zu allen Zeiten einen kriegeriſchen Geiſt bewährt hat. Ein glücklicher Stern führte überdies in dem zur Gründung erblicher Herrſchaft günſtigen Zeitpunkte einen Brandenburger auf den preußiſchen Fürſtenſtuhl der Hochmeiſter und bereitete ſo die Verbindung Preußens mit der Mark Brandenburg vor. In dieſe Mark war mitten in die Gährung einer mächtigen Entwickelung zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein an ausgezeichneten Perſönlichkeiten reiches Fürſtengeſchlecht verpflanzt worden, indem der Kaiſer Sigmund die ganze Mark Brandenburg ſammt der Kurwürde an Friedrich von Zollern als Erbeigenthum verkaufte. Auch wurden nach und nach immer mehr urſprünglich deutſche Gebiete, altſächſiſche, thüringiſche und fränkiſche, mit reicher Naturbegabung und einer Fülle mannichfaltigſten Lebens den Stammländern der preußiſchen Monarchie hinzugefügt, und indem alle wirklich lebensfriſchen und berechtigten Beſonderheiten der Regierung gegenüber ihr Recht geltend machten und zur Anerkennung bringen konnten, hat dadurch der Staat im Großen ſeinen deutſchen Charakter, der ihm durch ſeinen Urſprung aufgeprägt war, nur befeſtigt. Er iſt innerlich reicher und vielgegliederter geworden, und erſt im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts hat Preußen mit der Rheinprovinz noch einen bedeutenden Theil des edeln Frankenſtammes in ſich aufgenommen, der ſeine großartig vermittelnde Beſtimmung auch bereits an Preußen neuerdings bewährt und beſonders durch ſeine jetzt auf ganz Preußen übergegangene volksthümliche Gerichtsverfaſſung ſich als ein heilſames Ferment bethätigt hat.

Und ſo ſcheint bei dem Ringen des deutſchen Geiſtes nach einer den Volksbedürfniſſen entſprechenden und unbeſchadet freier Entfaltung der vorhandenen Beſonderheiten einigenden Staatsform nur ein Naturgeſetz ſich zu vollziehen, wenn dem Staate, der von Anfang ſeine Wurzeln in dem gemeinſamen Volksthume geſchlagen hat und der zugleich die einzige reindeutſche Großmacht darſtellt, eine Hauptrolle zugedacht ſein ſollte. Oder wo wäre, wenn in der That unſere Zerſplitterung durch die Verſchiedenheit der örtlichen und particulären Intereſſen, durch die Mannichfaltigkeit der centrifugalen Neigungen hervorgerufen worden iſt, eine ſtärkere und dauerndere Gewähr gegen dieſe auflöſenden Kräfte zu finden, als gerade bei dem im gemeinſamen Deutſchthum wurzelnden und aus demſelben machtvoll ſich entwickelnden preußiſchen Staate, ſofern derſelbe nur von der Größe ſeiner deutſchen Aufgabe tief und innig ſich erfüllt und fortan Deutſchlands Fahne feſt und aufrecht hält!

Und dazu ſteht demſelben, ohne Kriegsdrohung und Gewaltübung, ein friedliches Mittel zu Gebot, das ältere Zeiten weniger gewürdigt und nicht wie unſere Zeit in ſeiner ganzen Unwiderſtehlichkeit begriffen haben: die völker- und länderverknüpfende, weſentlich neuzeitliche Macht des Handels und Verkehrs. Zwar iſt auch auf dieſes friedliche Gebiet der Streit zwiſchen Nord- und Süddeutſchland zu übertragen verſucht worden, zwar hat man auch hier aus dieſem Gegenſatz eine Waffe gegen Deutſchlands Einheit ſchmieden wollen. Allein Sachkundige verſichern, und auch dem Laien muß es einleuchten, daß, wenn der meerumgebene Norden mehr auf den Handel, der Süden mehr auf die Fabrikation hingewieſen erſcheint, dies an ſich kein ſpaltender und trennender, ſondern vielmehr ein ergänzender, die Intereſſen verſchmelzender Gegenſatz iſt, den eigentlich nur Engländer und deren auf den Ruin deutſcher Induſtrie ſpeculirende Handlanger unter den Deutſchen, im Bunde mit dynaſtiſchem Antagonismus, in einen feindſeligen, Deutſchland entzweienden zu verkehren bemüht ſind. Denn es iſt ebenſo falſch als verderblich, dem leidigen Umſtand zu gefallen, daß zwei vorwiegend mächtige Dynaſtien ſich die Herrſchaft über Deutſchland ſtreitig machen, die Einheit der Intereſſen des deutſchen Volks zu leugnen und hintanzuſetzen, um durch Entzweiung und Irreleitung ökonomiſcher Triebfedern eine künſtliche Spaltung von Nord- und Süddeutſchland hervorzurufen und unter dieſem Deckmantel der dynaſtiſchen Eiferſucht einen bequemern, weil verdecktern Kampfraum zu eröffnen, als ob auch die wirthſchaftlichen Intereſſen im Einklang mit den großen Dynaſtien des Südens und des Nordens nach zwei entgegengeſetzten Richtungen ſich ſchieden.

Beſteht nämlich allenfalls auch ein, wenig beſagender Dualismus zwiſchen den Ländern, die nach der Oſtſee, und denjenigen, die nach der Nordſee abdachen, ſo hat es doch mit einem Dualismus zwiſchen Nord- und Süddeutſchland nichts zu ſchaffen, daß die engliſchen Commiſſionaire in Hamburg und in den deutſchen Stapelplätzen der Oſtſee am liebſten keine Induſtrie in Deutſchland entſtehen ſahen, weil in ihr Geſchäft dieſelbe ſtörend eingreift. Die Meinung aber, als ob Handel und Induſtrie in feindſeligem Gegenſatze ſtänden, iſt eine von den Ungereimtheiten, welche Mangel an Einſicht und blinde Selbſtſucht auf dem an Irrthümern ſo fruchtbaren Boden der Nationalökonomie erzeugen. Der Handel an ſich, ſofern er nicht bloßer Zwiſchenhandel iſt, hat ja gar kein von der Production ſeines Landes unabhängiges Daſein, und die deutſche Küſte, welche den Austauſch Deutſchlands mit der übrigen Welt vermittelt, hat daher ein ebenſo großes Intereſſe am Aufblühen der Fabriken im Binnenlande als dieſe ſelbſt; denn je reicher das Hinterland wird, je mehr es dem Auslande zu bieten vermag, deſto mehr tauſcht es auch aus der Fremde gegen ſeine Erzeugniſſe ein; je mehr das innere Deutſchland producirt, deſto mehr haben die Kaufleute von Hamburg, Bremen oder Trieſt umzuſetzen, deſto mehr blüht auch die deutſche Handelsſchifffahrt. Alle ökonomiſch-politiſchen Maßregeln, welche darauf abzielen, eine blühende Induſtrie im Binnenlande zu begründen, müſſen deswegen auch den Beifall des Handelſtandes an der See erhalten, und wenn Hannover, Oldenburg und Mecklenburg dem Deutſchen Zollvereine wegen der Zollerhöhung auf Colonialwaaren, franzöſiſche Weine und andere Verzehrungsgegenſtände abgeneigt ſind, ſo beruht dies wol auf einer Verwechſelung der blos pecuniären oder finanziellen Seite mit der volkswirthſchaftlichen.

Auch die natürliche Verſchiedenheit norddeutſcher Küſtenländer von dem ſüddeutſchen Binnenlande iſt demnach mehr geeignet, durch eine Wechſelwirkung materieller Intereſſen und durch die Rückwirkung des Oekonomiſchen auf das Politiſche die Einheit Deutſchlands zu befördern als die Deutſchen zu entzweien. Aber das wirkſamſte Mittel, noch weit wirkſamer als alle Verſchmelzung rein materieller Intereſſen, um die Stammesunterſchiede, die ſich ſchwerlich jemals ganz verwiſchen laſſen, zu neutraliſiren, ſie unſchädlich zu machen oder auszugleichen, iſt, nicht etwa nach ideologiſcher Vermuthung, ſondern erfahrungsmäßig, eine gemeinſame Vertretung der verſchiedenen deutſchen Völker. Denn als zu Frankfurt in dem erſten deutſchen Parlament alle deutſchen Stämme und Völker durch ihre Abgeordneten ſich zuſammenfanden, theilte und ſpaltete ſich allerdings dieſe große Verſammlung in ihren Mitgliedern auf das mannichfaltigſte. Allein die Bildung der ſo oft genannten und ſo viel beſprochenen Clubs erfolgte nach politiſcher Wahlverwandtſchaft, nicht nach Stammesunterſchied, indem dieſelben durchgängig aus Norddeutſchen und aus Süddeutſchen gemiſcht erſcheinen und kein einzelner Stamm als ſolcher auftrat, ſoweit nicht etwa Schmerling unter ſeinen Landsleuten eine beſondere öſtreichiſche Parole austheilte.

Wie aber dieſes erſte deutſche Parlament alle deutſchen Stämme in ſich vereinigt und einander nahegebracht hat, ſo erging durch daſſelbe auch nicht blos an den Staatsmann und Politiker, ſondern an jeden Stand und jede Claſſe des geſammten deutſchen Volks der Ruf, in ſeinem Kreiſe für die Einigung Deutſchlands mitzuwirken. Und dieſer Ruf ergeht, wie damals, ſo noch heute, ob auch das deutſche Parlament zerſtoben iſt. Geſegnet ſei darum jede Hand, die zu dem größten deutſchen Werke auch nur ein Sandkorn reicht! Schmach aber Jenen, die, ſei es aus eitler Syſtemſucht, aus dynaſtiſchem Sondergeiſte oder aus provinzieller Engherzigkeit, ſich's zur Aufgabe machen und nicht müde werden, durch unaufhörliches Zerren und Nagen an dem Gegenſatze des Nordens und des Südens, Deutſchlands klaffende Wunden offen zu erhalten oder mit ätzendem Gifte zu erweitern!

P. Pfizer.

Gustav Schwab.

Nicht ganz ohne Grund hat man in neuerer Zeit öfter von einer ſchwäbiſchen Dichterſchule geſprochen. War es auch ſinnlos, wenn man Eduard Mörike zu dieſer Schule rechnete, deſſen Poeſie ſo wenig von den Schranken gemüthlichen Schwabenthums begrenzt wird als die philoſophiſchen Meinungen ſeiner Freunde und Entwickelungsgenoſſen Strauß und Viſcher, ſo hatten doch Uhland, Kerner und Schwab und wer ſich, wie Karl Maier, ihnen anſchloß, in ihren Dichtungen in der That einen gemeinſamen Zug echt ſchwäbiſchen Weſens, wie ſie denn auch in der That in ihrer Jugend als perſönlich befreundet dieſelbe Schule des Lebens und der Poeſie durchlaufen hatten. Es verhalten ſich aber dieſe drei Poeten ſo zueinander, daß nicht allein Ludwig Uhland, ſondern auch Juſtinus Kerner ihrem Landsmann Schwab an Talent überlegen ſind. Schwab aber hat vor beiden voraus eine gewiſſe ſchlichte Einfachheit, da ſeine Poeſie keines ſo ſinnlichen romantiſch-mittelalterlichen Apparates ſich bedient, wie Uhland's Muſe, um von dem Geiſterſeher Kerner, deſſen Poeſie durch mannichfache Umſtände überaus complicirt wird, in dieſem Zuſammenhange ganz zu ſchweigen. Schwab, von einem gewiſſen hausbackenen Dilettantismus nicht frei, war der echte ſchwäbiſche Magiſter, in Künſten und Wiſſenſchaften wohl bewandert. Waren alle dieſe ſchwäbiſchen Poeten in einer feſten und ehrbaren Häuslichkeit, in Amt und Würden gewurzelt, ſo war es doch Schwab vor Allen bald als ein ehrlicher Landpfarrer, bald als ein höherer Beamter. Bezeichnend für die Charakteriſtik dieſer drei Poeten ſind die drei vorzugsweiſe populär gewordenen Lieder: „Es zogen drei Burſchen wol über den Rhein“, „Wohlauf, noch getrunken“ und „Bemooſter Burſche zieh' ich aus“. Während die beiden erſtgenannten Lieder einer, wenn auch durchaus edel gehaltenen Phantaſtik huldigen, macht Guſtav Schwab ſchlecht und recht die Rückkehr zur Proſa des gewöhnlichen Lebens zum Inhalte ſeines Liedes, das durch Treuherzigkeit zu jedem Herzen ſpricht.

Guſtav Schwab, der jüngſt verſtorbene Dichter, mit deſſen Leben wir es hier allein zu thun haben, hat die einfachen Gefühle, welche ihm Freundſchaft, Liebe, Patriotiſmus und Religion eingaben, zum Inhalt ſeiner Gedichte gemacht. Hauptſächlich haben ihm ſeine Romanzen Ruf erworben, da er auf dieſem Gebiete der lyriſchen Poeſie mit ſeinen Landsleuten Uhland und Kerner faſt allein ſtand.

Schwab wurde 1792 in Stuttgart geboren als jüngſter Sohn einer ſehr angeſehenen Familie. Sein Vater, Johann Chriſtoph Schwab, damals geheimer Secretär und Profeſſor an der durch Schiller berühmt gewordenen Karlsſchule, war als Schriftſteller und gelehrter Forſcher geachtet. Ein Anhänger der Wolf'ſchen Schule und Gegner des Kantianiſmus, ſoll er der jugendlichen Seele des Sohnes eine entſchiedene Richtung auf ideale Intereſſen gegeben und zugleich ihre Beweglichkeit durch Gewöhnung an ſtrengeres Denken gezügelt haben. Daß Guſtav Schwab, wenn auch von einem gemüthlichern Standpunkte aus, als dem einer überwundenen philoſophiſchen Richtung, conſequent gegen die kritiſche Lehre der tübinger Philoſophen und Theologen ankämpfte, möchte vielleicht ebenfalls auf jene väterlichen Einwirkungen zurückgeführt werden können. Auch ſonſt noch waren dieſe wichtig. Denn, da der Vater Schwab's längere Zeit in der franzöſiſchen Schweiz gelebt hatte, machte er den Sohn ſo vollſtändig mit franzöſiſcher Sprache, Literatur und Bildung vertraut, daß dieſer gleichſam ein geiſtiges Doppelleben zu führen im Stande war und ſein ganzes Leben hindurch mit der Literatur und den öffentlichen Zuſtänden des Nachbarlandes in regem Verkehre blieb. Dies iſt um ſo bemerkenswerther, als ſich, von einigen Ueberſetzungen abgeſehen, bei Schwab nie der leiſeſte Einfluß franzöſiſchen Weſens gezeigt und die Grenzen ſeiner ſchwäbiſchen Dichternatur im Geringſten erweitert hat, während ihm im perſönlichen Verkehr jenes Bildungselement wol zu ſtatten kam.

Im Herbſt 1809 bezog Schwab die Univerſität Tübingen. Damals eben war die Zeit, wo im frohen Verein Uhland's, Kerner's und Schwab's in Tübingen die ſchwäbiſche Dichterſchule heranwuchs. Den Winter von 1814—15 verlebte er als Vicar auf dem Lande. Im Frühling machte ihn dann eine Reiſe nach Norddeutſchland mit Göthe, Chamiſſo, Fouqué und Andern bekannt. Er hatte damals noch nichts als einige Gedichte in einem Kerner'ſchen Almanach drucken laſſen, die ihn aber ſchnell bekannt machten. Geſammelt erſchienen ſeine Gedichte zuerſt 1828, in 3. Auflage 1846, eine „Neue Auswahl" 1838. Im Herbſte 1815 kehrte er in das tübinger Stift zurück. Nicht lange darauf aber klagte der Dichter bereits, daß ſein Geiſt „in einer erſchütterten Hülle wohne und ſich darin nicht gefalle, ſoviel auch Liebe und Freundſchaft zur Aufhülfe thun mögen." Im December 1817 wurde ihm eine Lehrſtelle als Profeſſor am obern Gymnaſium zu Stuttgart, „der geliebten Bildungsſchule ſeiner Jugend", zu Theil. Das Jahr 1818 führte ihn durch ſeine Verheirathung „auf die Sonnenhöhe des Lebens". Wie eigenthümlich und innig er die Ehe auffaßte, beweiſen ſeine Worte: „Das Phantaſieglück mag in allewegen mit dem Hochzeittage ſinken, aber dafür beginnt eine verklärte Wirklichkeit, die das höchſte Glück iſt, nämlich in einer chriſtlichen Liebe das Zuſammenreiſen für das Himmelreich, was wahrlich noch etwas viel Höheres iſt als das Brautleben im Phantaſiehimmel."

Nicht allein aus der Zahl ſeiner begabtern Schüler wuchs ihm mancher treffliche Freund heran, wie Paul und Guſtav Pfizer, auch ſeine Theilnahme an der Redaction des „Morgenblattes" und des „Muſenalmanachs" befreundete ihn jungen Talenten wie Mörike, Freiligrath, Lenau und Anaſtaſius Grün. Bald war ſein Haus eines der gaſtlichſten im ganzen Schwabenlande. Er blieb in Stuttgart bis 1837 und war in eben dieſer Zeit auch, während er „an der wiſſenſchaftlichen Vorbildung von nahe an tauſend Söhnen des Vaterlandes" mitarbeitete, für die Literatur am thätigſten. Charakteriſtiſch für ſeine literäriſche Thätigkeit iſt, was man bei ihm den Gemeinſchaftstrieb genannt hat, das Verlangen, ſich immer wieder leitend an größern Unternehmungen zu betheiligen. Die vielfachen Beziehungen, welche er dadurch nah und fern zu den verſchiedenſten Perſönlichkeiten gewann, lockten ihn zu mehrfachen Reiſen. So durchwanderte er nach und nach alle bedeutendern Gegenden Deutſchlands, unter Anderm mit Uhland im Herbſt 1840 die Thäler des Rheins und der Moſel. Aber auch Frankreich, Dänemark, Schweden, Italien und die Schweiz wurden von ihm beſucht. Nicht ſowol Reiſebeſchreibungen als gute und praktiſche Reiſehandbücher waren gewöhnlich die beſcheidene Frucht ſolcher Ausflüge.

1837 wurde Schwab Pfarrer in Gomaringen zwiſchen Tübingen und der ſchwäbiſchen Alp. 1839 übernahm er die Feſtrede bei der Einweihung des Schillerdenkmals und empfing damals die erſte Anregung, das Leben Schiller's zu ſchreiben. 1841 wurde er Pfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart und zu gleicher Zeit Stadtdekan der Diöceſe Stuttgart. 1845 wurde er von Tübingen aus zum Doctor der Theologie ernannt und trat in den Oberſtudienrath ein. Sein Hinſcheiden erfolgte am 4. November 1850.

Die Versuche zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des Reichs.

Erſter Artikel.

Von der Auflöſung des Reichs bis zum Wiener Congreſſe 1806—1814.

Die aus der Märzbewegung des Jahres 1848 hervorgegangenen Beſtrebungen für Herſtellung einer feſtern Einigung Deutſchlands ſcheinen, nachdem ſie die mannichfachſten Stadien durchlaufen haben, vor der Hand in den Dresdener Conferenzen ihren Abſchluß finden zu ſollen. Irgend ein Verfaſſungszuſtand für Deutſchland — und wäre es auch nur die allſeitige Wiederbeſchickung des Bundestags — wird wol aus dieſen Conferenzen hervorgehen, und die erforderliche Gewalt wird nicht fehlen, um dieſem Zuſtande wenigſtens äußerliche Geltung und Anerkennung zu verſchaffen. Auf wie lange? Das iſt freilich eine andere Frage. Die nationalen Wünſche und Einheitsbeſtrebungen des deutſchen Volks werden darum nicht minder fortleben, denn ſie werden in der von den Regierungen vereinbarten neuen oder wiederhergeſtellten alten Bundesverfaſſung keine Befriedigung finden; ſie werden ihre Zeit abwarten, wo ſie wieder hervortreten und ſich in neuen praktiſchen Geſtaltungen verſuchen können.

In dieſem Momente, wo die Einheitsbewegung abermals für einige Zeit ſtillzuſtehen ſcheint, mag es von beſonderm Intereſſe ſein, rückblickend früherer Phaſen derſelben ſich zu erinnern, zu beobachten, unter welchen Formen ſie damals auftrat, welche Kräfte ſie aufbot, welche Ziele ſie erſtrebte, an welchem Schlußpunkte ſie anlangte. Wenn uns nicht Alles täuſcht, ſo wird dieſe vergleichende Beobachtung, bei aller gerechten Trauer über die ſo oft und wiederholt vernichteten Hoffnungen der Nation auf Erringung der Einheit, doch auch manches tröſtliche Ergebniß liefern. Wir werden ſehen, wie die Einheitsbeſtrebungen des deutſchen Volks im Laufe dieſer letzten fünf Jahrzehnde nicht nur an Umfang und innerer Kraft, ſondern namentlich auch an Klarheit gewachſen und von ziemlich unbeſtimmten und nebelhaften Wünſchen und Träumen, was ſie im Anfang dieſes Zeitraums noch großentheils waren, zu immer beſtimmtern Anſchauungen von der Natur des zu erreichenden Ziels und von den dahin einzuſchlagenden Wegen fortgeſchritten ſind. Wir werden ſehen, wie dieſe Beſtrebungen in immer weitere Kreiſe des Volks eindringen, ſich allmälig allen Ideen deſſelben mittheilen, alle Intereſſen deſſelben in ihren Bereich ziehen; wie endlich das Volk, nicht mehr zufrieden mit der bloßen Zuſchauerrolle, zu welcher man es am Anfange dieſer Periode verdammt und welche es damals ſich ruhig hatte gefallen laſſen, eine thätige Mitwirkung für die Geſtaltung ſeiner nationalen Verhältniſſe beanſprucht und erhält. Zu gleicher Zeit werden wir noch zu andern, nicht minder lehrreichen Beobachtungen Gelegenheit haben: wir werden erkennen, von welchen Seiten her das deutſche Einheitswerk in ſeinen verſchiedenen Phaſen den ſtärkſten Widerſtand erfahren hat, und werden berechnen können, inwiefern dieſer Widerſtand durch den inmittels vorgeſchrittenen politiſchen Zuſtand im Innern der deutſchen Staaten ſich geſteigert oder abgenommen habe, inwiefern er bei dem frühern Syſteme der Verfaſſungsgeſtaltung durch die Regierungen allein (einem Syſteme, zu welchem man jetzt zurückgekehrt iſt), oder bei dem 1848 verſuchten durch die Nation ſelbſt ſtärker hervorgetreten ſei; wir werden endlich dieſe beiden Syſteme überhaupt nach ihren geſchichtlichen Reſultaten miteinander vergleichen und aus dieſer Vergleichung uns ein Urtheil darüber bilden können: ob das eine oder das andere ſicherer zum Ziele zu führen ſcheine, ob keines von beiden für ſich allein, oder ob wol gar das erſehnte Ziel ſelbſt, die Einheit Deutſchlands — wie Manche meinen — etwas Unerreichbares ſei.

Wir beginnen unſere Betrachtungen mit der Zeit der Auflöſung des deutſchen Reichs. Zwar fehlte es auch während des Beſtehens dieſes letztern weder an dem Bedürfniß ſtärkerer einheitlicher Gewalt, noch an mancherlei Bemühungen, eine ſolche zu begründen. Aber ſie fallen theils unter den Begriff der Beſtrebungen für Stärkung und Befeſtigung der Kaiſermacht (von denen der Artikel „Die deutſchen Kaiſerdynaſtien und ihre Beſtrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs“, S. 99 fg. der „Germania“, Rechenſchaft gibt), theils werden ſie unter andern Rubriken abzuhandeln ſein, wie z. B. die Verſuche der Städte im Mittelalter, durch Bündniſſe untereinander diejenige einheitliche Leitung und Macht für große nationale Unternehmungen zu begründen, welche das ſchwache Kaiſerthum und die nur auf den eigenen Vortheil bedachten einzelnen Landesherren der Nation verſagten. Nur auf eine geſchichtliche Thatſache aus den Zeiten des Reichs, die man ebenfalls den Einheitsbeſtrebungen zuzuzählen pflegt, glauben wir einen flüchtigen Blick zurückwerfen zu müſſen, und zwar hauptſächlich in der Abſicht, um deren Verhältniß zu ſpätern, äußerlich ihr ähnlichen Erſcheinungen feſtzuſtellen. Wir meinen **den Fürſtenbund von 1785.**

Rückblick auf den Fürſtenbund von 1785.

Es iſt mehrfach verſucht worden, den Fürſtenbund von 1785 unter den Geſichtspunkt einer nationalen und einheitlichen Politik zu bringen und ihn auf ſolche Weiſe mit ſpätern Beſtrebungen des preußiſchen Cabinets für Herſtellung eines deutſchen Bundesſtaats in Parallele zu ſtellen. Ab-

Schmidt in ſeiner übrigens werthvollen Schrift: „Preußens deutſche Politik. Die drei Fürſtenbünde: 1785, 1806, 1849“, hat dieſe Meinung keineswegs widerlegt, weit eher ihr Vorſchub geleiſtet, indem er den Fürſtenbund von 1785 mit dem Nordiſchen Bunde von 1806 und der preußiſch-deutſchen Union von 1849 paralleliſirt, von ſeinem Standpunkte aus allerdings mit Recht, ſofern es ihm darauf ankam, Preußens geſchichtlichen Beruf zur Gewinnung eines vorwiegenden Einfluſſes in Deutſchland und zur Zurückdrängung Oeſtreichs aus Deutſchland nachzuweiſen. Wir werden ſpäter ſehen, welche Bedeutung von dieſer Seite her Friedrich's des Großen Bemühungen um Stiftung des Fürſtenbundes nicht für Preußen allein, ſondern für Deutſchland und die deutſche Einheitsidee hatten. Aber dennoch würde man unſers Erachtens der Geſchichte Gewalt anthun, Zweck und Weſen des Fürſtenbundes völlig verkennen, wenn man dieſen letzten mit den nationalen, einheitlichen Beſtrebungen unſerer Tage vergleichen wollte. Sicherlich thäte man dem großen Könige und ſeinem Miniſter Herzberg zu viel Ehre an, wenn man ihnen nur das kleinſte Fünkchen von jenem nationalen Enthuſiasmus zutrauen wollte, welchen heutzutage ſelbſt die preußiſche Diplomatie bei ihren Unionsbeſtrebungen nicht ganz abweiſen konnte; ebenſo ſehr aber thut man ihnen wahrſcheinlich Unrecht, wenn man ihren Plänen die Abſicht einer Hegemonie Preußens über Deutſchland in dem Sinne unterlegt, wie ſie neuerdings der Zielpunkt gewiſſer Hoffnungen von der einen, gewiſſer Befürchtungen von der andern Seite geworden iſt. Weder für das Eine noch für das Andere war die damalige Zeit reif. Zwar iſt in den Berichten und Denkſchriften Herzberg's, des Hauptorgans Friedrich's des Großen bei dieſer Angelegenheit, wiederholt die Rede von den „volksthümlichen und gemeinnützigen Zwecken“ (objets populaires et communs) des Bundes, ſowie von dem „patriotiſchen Eifer“ der ſich verbündenden Fürſten, und ein oberflächlicher Blick auf ſolche Stellen könnte wol an eine Vergleichung des damals Erſtrebten mit den neuerdings ſo häufig verkündeten Abſichten einer „Befriedigung nationaler Bedürfniſſe“ denken laſſen. Allein jede derartige Parallele muß ſogleich aufgegeben werden, wenn man lieſt, wie unter den „populären und gemeinnützigen Zwecken“ lediglich ſolche verſtanden ſind, „welche das Wohlbefinden aller Stände des Reichs betreffen“, d. h. aller Fürſten, und wie als einziger Zweck des Bundes glatt und kahl „die Erhaltung und gemeinſame Vertheidigung der Beſitzungen, Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten“ verkündigt wird. Auf eine einheitlichere Geſtaltung des ganzen Reichs war es bei dieſem Bunde der Fürſten ſo wenig abgeſehen, daß vielmehr gerade die Beſorgniß vor centraliſirenden Tendenzen Joſeph's II. das Bündniß ins Leben rief und ihm zum offen ausgeſprochenen Rechtsgrunde dienen mußte. Den Hauptanſtoß dazu gaben bekanntlich Joſeph's Pläne auf Baiern, die, nebſt andern bedenklichen Anzeichen ſelbſtherrlicher Gelüſte dieſes Kaiſers, die Abſicht einer Umſtoßung der alten Reichsverfaſſung, „als nicht mehr zeitgemäß“, und der Beginn dung einer ſouverainen Einherrſchaft des Hauſes Habsburg über Deutſchland befürchten ließen. Die diplomatiſchen Actenſtücke des Fürſtenbundes ſind angefüllt mit Befürchtungen dieſer Art und mit Beweisführungen des Rechts und der Nothwendigkeit, der drohenden Gefahr einer ſolchen Umgeſtaltung Deutſchlands — dieſer „erlauchten Republik von Königen und Fürſten", wie ſich die preußiſche Denkſchrift ausdrückt — mit allen Kräften zu begegnen.

Ebenſo wenig aber, als der Zweck des Fürſtenbundes, waren die Mittel, die man dazu in Anregung ſetzte, national im Sinne der Gegenwart. Sogleich das erſte Memoire von Pfalz-Zweibrücken empfiehlt — „zur Verhinderung der Vergrößerung oder Souverainetät des Hauſes Habsburg" — ohne Scheu ein Anlehnen an Frankreich, „welches nicht dulden könne, daß Deutſchland eine Monarchie werde." Und ſelbſt der große Friedrich ſcheint nicht das geringſte Bedenken darin zu finden, das Ausland zum Schutz der Reichsſtände gegen den Kaiſer herbeizurufen, denn in der Denkſchrift, welche er zur Rechtfertigung des Bündniſſes den fremden Höfen übergeben ließ, werden dieſe ſehr deutlich auf die Gefahr hingewieſen, die ihnen von einem durch Einheit ſtarken Deutſchland drohe. „Sollte das deutſche Reich", wird dort geſagt, „regiert werden von einem einzigen, ehrgeizigen und gewandten Monarchen, ſo würde es leicht einen Nachbarſtaat nach dem andern unterjochen und eine Univerſalmonarchie in Europa gründen. Deshalb ſeien die Nachbarmächte immer den Reichsſtänden zu Hülfe gekommen, wenn ſolche in Gefahr waren, von den Kaiſern unterjocht zu werden." Und als ſprechender Beweis dieſer Fürſorge der fremden Mächte für die Rechte und die Selbſtändigkeit der Reichsſtände wird der unter Schwedens und Frankreichs Garantie abgeſchloſſene „berühmte" Weſtfäliſche Friede angeführt.

Entſprechend dieſem Zweck des Bündniſſes, welches lediglich die Abwehr von Eingriffen in die beſtehende Reichsverfaſſung, keineswegs eine Entwickelung dieſer Verfaſſung im Sinne der Einheit und Gemeinnützigkeit zum Ziele hatte, enthielt auch der eigentliche Bundesentwurf lediglich Verabredungen darüber, wie die Verbündeten jenen Zweck durch gemeinſames Auftreten beim Reichstage und auf ſonſtige Weiſe zu verfolgen hätten. Eine eigentliche Verfaſſung oder Organiſation des Bundes fand daher nicht ſtatt; man beſchränkte ſich auf den Weg der „Correſpondenzen und Geſandtſchaften."

In allen dieſen Beziehungen alſo bietet der Fürſtenbund von 1785 weit eher ein Gegenſtück als ein Seitenſtück zu den neueſten nationalen einheitlichen und auf eine ſtaatsrechtliche Organiſation abzielenden Beſtrebungen dar.

Daß neben dem nächſten und ausgeſprochenen Zwecke des Fürſtenbundes noch ein tieferer und geheimerer in der Seele ſeines Stifters verborgen gelegen, daß Friedrich der Große, mit einem Worte, die Abſicht und Hoffnung genährt habe: den Bund mit der Zeit an die Stelle des Reichs treten zu ſehen, iſt eine Vermuthung, welche erſt noch ſehr der Beſtätigung durch Thatſachen bedürfte und auf ſolche wol kaum zu rechnen haben möchte. Schmidt ſelbſt, der in ſeiner oben erwähnten Schrift dieſe Vermuthnng ausſpricht und zu begründen verſucht, ſcheint durch neuere Forſchungen über den Fürſtenbund, deren Ergebniſſe er in einem beſondern Werke („Geſchichte der preußiſchen Unionsbeſtrebungen“, 1. Theil) niedergelegt hat, weit mehr von dieſer Vermuthung zurückgekommen, als darin beſtärkt worden zu ſein, wie denn ſchon zur Zeit des Fürſtenbundes der Geſchichtſchreiber Johannes von Müller zwar dieſem Bündniß weiterreichende nationale und gemeinnützige Tendenzen unterzulegen bemüht war, allein zuletzt bekennen mußte, daß er ſich getäuſcht habe. Daß Friedrich's II. Abſicht niemals geweſen iſt, ſich ſelbſt an die Spitze des deutſchen Reichs zu ſtellen, kann als zweifellos angenommen werden. Für einen Staat von Preußens Umfang und geſchichtlichen Verhältniſſen wäre die Kaiſerkrone ebenſo ſehr eine Laſt geweſen, als ihm die Stellung an der Spitze einer reichsſtändiſchen Oppoſition gegen Uebergriffe des Reichsoberhauptes Vortheil brachte. Eine gänzliche Auflöſung des Reichsverbandes konnte damals auch nicht in Preußens Intereſſe liegen, denn es ließ ſich vorausſehen, daß in ſolchem Falle die losgegebenen Glieder (deren keins zu einer ſelbſtändigen politiſchen Exiſtenz ſtark genug war) ſich gänzlich zerſplittern und hier dem öſtreichiſchen, dort dem franzöſiſchen, engliſchen oder ruſſiſchen, nur zu einem kleinen Theile aber ſeinem eigenen Einfluſſe anheimfallen würden, da der letztere nur in dem Schutze beruhte, den Preußen den minder ſtarken Ständen gegen Uebergriffe der Kaiſergewalt gewährte. Eine ſo bedeutende Erweiterung und Erſtarkung des Fürſtenbundes aber, daß dieſer die Trümmer des Reichs, wenn es aufgelöſt würde (mit Ausſchluß Oeſtreichs) in ſich aufzunehmen, ſie feſt und dauernd an Preußen zu ketten vermöchte, war — das konnte dem Scharfblick eines Friedrich II. nicht entgehen — ſchwerlich zu erwarten. Preußen hatte damals noch zu viel mit ſeiner Conſolidirung und der Entwickelung ſeiner Kräfte im Innern zu thun, um an eine ſo enge Verſchmelzung mit den übrigen deutſchen Staaten zu denken, wie ſie nothwendig geweſen wäre, um das Riſico einer Sprengung des vielhundertjährigen Reichsverbandes ohne Gefahr für Deutſchlands und für Preußens eigene Sicherheit zu unternehmen. Daher war es bei der getroffenen Verabredung über die künftige Kaiſerwahl wol mehr darauf abgeſehen, das Haus Lothringen-Habsburg zu verdrängen und einen minder Mächtigen an die Spitze zu ſtellen, als auf gänzliche Beſeitigung der Kaiſerwürde. Die damalige Politik, welche die Benutzung und Entwickelung der Volkskraft und des Nationalgeiſtes noch ſo gut wie gar nicht kannte, war in Bezug auf die Verhältniſſe von Staat zu Staat lediglich zu mechaniſchen Geſtaltungen, deren höchſtes Ziel ein Gleichgewichtsſyſtem der Kräfte auf der Grundlage von Allianzen war, nicht aber zu organiſchen Verbindungen, wie wir ſie heute in der Form von Bundesſtaat, Zollverein u. dgl. angeſtrebt ſehen, geeignet und geneigt. Aus dieſem Grunde legen wir auch den Bemühungen Friedrich's des Großen für Militärconventionen mit benachbarten Staaten (von denen ſich Spuren finden) nicht die Bedeutung bei, welche z. B. die neueſten Verſuche Preußens in ähnlicher Richtung unter Umſtänden gewinnen konnten: ſie ſollten damals nur ein Mittel und eine Bürgſchaft feſterer Allianz gegen fremde Uebermacht ſein, weiter nichts; an eine allmälige Verſchmelzung der Nachbarſtaaten mit Preußen auf dieſem Wege dachte Friedrich der Große gewiß nicht.

Die weſentlichſte Bedeutung des Fürſtenbundes für die Gegenwart liegt daher nach unſerer Meinung in der Beſtimmtheit und Entſchloſſenheit, womit Friedrich der Große ſchon damals der preußiſchen Politik die Bekämpfung und Zurückdrängung des öſtreichiſchen Einfluſſes in Deutſchland als eine Hauptaufgabe vorzeichnete. Dieſe Beſtrebungen tragen zwar hier noch den Charakter einer blos dynaſtiſchen Gleichgewichtspolitik, ja gewiſſermaßen einer particulariſtiſchen Oppoſition gegen die anſcheinend auf eine kräftigere Einheit des Ganzen abzielenden Joſephiniſchen Pläne. Allein ein tieferes Eindringen in die Natur und den geſchichtlichen Entwickelungsproceß der beiden Staaten, die hier zuerſt entſchieden um den Vorrang in Deutſchland kämpfend auftreten, läßt uns bereits erkennen, welchem von beiden Staaten der Sieg im Intereſſe Deutſchlands zu wünſchen ſei, welcher von beiden in ſich die größern Bürgſchaften trage für ein organiſches Verwachſen mit den übrigen deutſchen Staaten, für eine Neubelebung des abgeſtorbenen Reichskörpers durch Einſtrömen ſeiner jugendlichen Lebenskraft in denſelben. Das Haus Habsburg hatte ſeit ſeiner Erhebung auf den deutſchen Thron faſt immer nur für Erwerbung und Befeſtigung einer ſtarken Hausmacht, nicht für Kräftigung des Reichs gewirkt; ſein heftiger Widerſtand gegen die Reformation, das in den Verhältniſſen ſeines künſtlich verbundenen Ländercomplexes und deſſen ungleichartiger Bevölkerung tief begründete Syſtem politiſcher wie religiöſer Unfreiheit und einer ſtarren Erhaltung des Beſtehenden ohne lebendige Fortentwickelung (ein Syſtem, deſſen Zauberbann zu durchbrechen ſelbſt einem Joſeph II. auf die Länge nicht möglich war) — alles Dies machte das Haus Habsburg-Lothringen unfähig, eine Verjüngung des in völliger Zerſetzung begriffenen Deutſchlands zu bewirken und ſelbſt an die Spitze eines ſolchen verjüngten Reichs zu treten. Preußen dagegen, durch ſeine Geſchichte, durch ſeine äußere Lage, durch die traditionelle Politik ſeiner Herrſcher ſeit dem großen Kurfürſten auf eine kräftige Entwickelung ſeiner innern Kräfte angewieſen, das Haupt des proteſtantiſchen Deutſchlands und ſeit Friedrich dem Großen der Magnet und das Aſyl für alle in dem deutſchen Volke ſich regenden geiſtigen Fortſchrittselemente, verſprach ſchon damals der Mittelpunkt einer nationalen Geſtaltung zu werden, welche ſich im Laufe der Zeiten aus der emporſtrebenden ſelbſteigenen Kraft des Volksgeiſtes entwickeln mußte, und Friedrich der Große, wenn er auch nach dem damaligen Stande der Staatenpolitik direct zu dieſer Entwickelung den Anſtoß zu geben, dieſe Geſtaltung vorzubereiten nicht vermochte, bahnte ihr doch indirect den Weg, wenn er darauf ausging, den Einfluß Oeſtreichs zurückzudrängen und für die künftigen Entfaltungen des preußiſchen Syſtems die freieſten Bahnen zu eröffnen.

Noch in einigen andern Punkten bietet die Geſchichte des Fürſtenbundes zu den neueſten Ereigniſſen intereſſante Parallelen dar. Auch damals ſehen wir dem preußiſchen Einfluſſe den öſtreichiſchen überall entgegentreten, ſehen Oeſtreich den mittlern und kleinen Reichsſtänden, um ſie von Preußen abzuziehen, eine engere Verbindung mit ſich ſelbſt anbieten und ihnen alle nur gewünſchten Zuſicherungen wegen ſeiner uneigennützigen und patriotiſchen Abſichten machen; wir ſehen von Frankreich aus namentlich die Mittelſtaaten bearbeitet und zu einem Bunde unter ſich veranlaßt; wir nehmen aber auch wahr — und das iſt das weſentlich Unterſcheidende jener Unionsbeſtrebungen Preußens von allen ſpätern —, wie die mit Umſicht gepaarte Energie des großen Königs alle dieſe von ſeinen Gegnern ihm in den Weg gelegten Hinderniſſe zu überwinden und den einmal erfaßten Plan beharrlich und feſt an ſein Ziel zu führen verſteht.

Nach ſeinem Tode beſtand der Fürſtenbund noch einige Jahre lang dem Namen nach fort, aber ohne innere Kraft; der öſtreichiſche Einfluß gewann unter des großen Friedrich kleinem Nachfolger am Hofe zu Potsdam die Oberhand; Herzberg mußte demſelben ſchon 1791 weichen, und das folgende Jahr ſah die beiden bisher feindlichen Mächte vereinigt zur Bekämpfung der in Frankreich entſtandenen neuen Staatsordnung. Das Vorhaben mißlang, und man beging nun preußiſcherſeits den zweiten, noch größern Fehler: nachdem man ſich mit Oeſtreich zum Eingriff in die Selbſtbeſtimmung eines fremden Volks verbunden hatte, trennte man ſich von ihm, als es die Vertheidigung des eigenen gemeinſamen Vaterlandes gegen fremde Eroberung galt. Preußen ſchloß mit Frankreich 1795 den Frieden zu Baſel, bald darauf den Neutralitäts- und Demarcationsvertrag, durch welchen es ſich, nebſt den übrigen norddeutſchen Ständen, der Theilnahme am Reichskriege gegen Frankreich entzog. Man ſah ruhig zu, wie Oeſtreich, welches nun auf ſeine alleinige Kraft geſtützt den Krieg führen mußte, niedergeworfen, wie das deutſche Reich ſeiner Auflöſung entgegengeführt ward. Factiſch erfolgte dieſe, als im Juli 1806 eine Anzahl von Fürſten des weſtlichen und ſüdlichen Deutſchlands unter Napoleon's Protectorat den Rheinbund ſchloſſen, ſich für ſouverain erklärten und ihren bisherigen Verpflichtungen gegen das Reich förmlich abſagten. Bald darauf legte Kaiſer Franz II. die deutſche Kaiſerkrone nieder; das beinahe tauſendjährige deutſche Reich hörte auf zu exiſtiren. Hiermit treten wir in den Zeitraum ein, welcher der eigentliche Gegenſtand unſerer Betrachtungen ſein ſoll. Sogleich an der Schwelle deſſelben begegnen wir einem neuen Verſuche Preußens zur Bildung einer Union deutſcher Staaten, dem ſogenannten „Norddeutſchen Bunde“.

Der Norddeutſche Bund von 1806.

Die Bildung des Rheinbundes unter Napoleon's Protectorat und die ſcheinbar völlige Zurückziehung Oeſtreichs von Deutſchland machten ein engeres Aneinanderſchließen der noch übrigen deutſchen Staaten zur dringenden Nothwendigkeit. An Preußen war es, dieſe Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Aber die Art, wie man dies that, war keinesfalls die rechte. Statt den einen Zweck feſt ins Auge zu faſſen, vor dem jeder andere jetzt zurücktreten mußte, die gemeinſame Vertheidigung gegen den übermüthigen äußern Feind, ſuchte man gleichzeitig weitergehende Pläne zu erreichen und verdarb darüber das Eine mit dem Andern.

Schon ſeit längerer Zeit trug man ſich in den höhern Regionen Preußens mit der Idee einer Hegemonie über Norddeutſchland. Die Demarcationslinie hatte dazu den Anſtoß gegeben, und das ſogenannte Mainlinienproject, d. h. der Plan einer Theilung Deutſchlands zwiſchen Preußen und Oeſtreich, war, wie Stein in einem Briefe an Münſter („Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“, Actenſtücke, S. 218) erzählt, ſchon 1797 ſehr ernſthaft beſprochen und ins Detail ausgearbeitet worden. Mehrfache Projecte, von Perſonen ausgegangen, die dem preußiſchen Hofe nahe ſtanden, hatten dieſer Idee Verwirklichung von Seiten des preußiſchen Cabinets und Eingang bei den andern dabei betheiligten Regierungen zu verſchaffen geſucht. Die Aufnahme, welche bei dieſen letztern derartige Anmuthungen fanden, war eine ſehr verſchiedenartige. Der eine fürſtliche Empfänger meinte: „Preußens Vaſall wolle er nicht werden“, wogegen ein anderer, der Herzog von Braunſchweig, ſich vollkommen mit jener Idee einverſtanden bezeigte und erklärte, wenn Preußen nicht jetzt in Hinſicht auf ſeine Verbindung mit den Fürſten des nördlichen Deutſchlands weiſe und kräftige Maßregeln ergreife, ſo werde Preußen untergehen und die andern Staaten mit ihm (Schmidt a. a. O. S. 184, 185). Der Gedanke ſelbſt war richtig und durch den geſchichtlichen Entwickelungsgang Preußens und Deutſchlands vollkommen indicirt. Aber durch die Haſt, womit man das Endziel dieſer Entwickelung ſogleich in den Vordergrund ſtellte, ſtatt ruhig abzuwarten, daß der Gang der Ereigniſſe von ſelbſt die Frucht reifen würde, ſchreckte man die geſuchte Bundesgenoſſenſchaft zurück; ſtatt allen Eifer auf das im Augenblick Nothwendigſte, die Zuſtandebringung einer Allianz, zu richten, verlor man mit jenen weitausſehenden Plänen eine koſtbare Zeit, ſtand deshalb, als der gemeinſame Gegner ſich endlich auf dieſen letzten Reſt von Deutſchland ſtürzte, verlaſſen und beinahe ohne Bundesgenoſſen da und unterlag dem erſten Anlaufe deſſelben, während die übrigen ebenſo vereinzelten Staaten dem Eroberer noch leichter zur Beute wurden. Der größte Fehler aber lag darin, daß man gerade in einem Augenblicke, wo nur das innigſte Zuſammenhalten mit Oeſtreich die gemeinſame Gefahr abhalten, Deutſchland retten und die der fremden Oberhoheit bereits verfallenen Staaten von dieſem ſchmählichen Joche wieder frei machen konnte, durch jenen auf Oeſtreichs Zurückdrängung aus Deutſchland berechneten Plan dieſe Macht ſich entfremdete und der ſchlauen Politik Napoleon's, die ohnehin darauf ausging, die deutſchen Mächte vereinzelt anzugreifen, zu beſiegen und zu ſchwächen, willkommenen Vorſchub leiſtete.

Bedenklich war ſchon, daß, wenn nicht der erſte Anſtoß, doch die Ermunterung zur Stiftung eines Norddeutſchen Bundes unter Preußens Hoheit, ja zur Errichtung einer norddeutſchen Kaiſerwürde, von dem Erzfeinde deutſcher Macht und Einheit ausging. Napoleon, der ſchon bei Annahme des Kaiſertitels den König von Preußen aufgemuntert hatte, daſſelbe zu thun, ließ in dem Momente, wo er den Rheinbund unter ſeinem Protectorate zu Stande gebracht hatte, durch Talleyrand dem preußiſchen Cabinet inſinuiren: „Es ſei nun an Preußen, eine ſo günſtige Gelegenheit zu benutzen, um ſein Syſtem zu vergrößern und zu befeſtigen; es werde den Kaiſer Napoleon geneigt finden, ſeine Abſichten und Pläne zu unterſtützen; es könne unter einem neuen Bundesgeſetze die Staaten vereinigen, die noch zum deutſchen Reiche gehörten, und die Kaiſerkrone an das Haus Brandenburg bringen; es könne auch, wenn es dies vorziehe, einen Bund der norddeutſchen Staaten bilden, welche mehr in ſeinem Wirkungskreiſe lägen; der Kaiſer billige ſchon jetzt jede Anordnung dieſer Art, welche Preußen für geeignet halten dürfte."

Daß Napoleon einen ſolchen Rath und eine ſolche Zuſtimmung nicht ertheilte aus Liebhaberei für Preußens Vergrößerung, daß vielmehr dahinter ſich Abſichten ganz anderer Art verſteckten, konnte nur eine ſo kurzſichtige Politik verkennen, als die war, welche damals unter Haugwitz im Cabinet zu Berlin herrſchte. Freilich gab es, wie ſich nachmals noch mehr herausſtellte, damals in Potsdam ebenſo eine franzöſiſche Partei, wie neuerlich eine öſtreichiſch-ruſſiſche, und dieſe Partei war nicht ohne Einfluß auf den König. Genug, der König nahm jene Verſicherungen des franzöſiſchen Gewalthabers als baare Münze mit großer Genugthuung auf. „Der König", ſagte Haugwitz zu dem franzöſiſchen Geſandten, „ſieht ſich in ſeinem Freudentaumel nicht nur als den Bundesgenoſſen Frankreichs, ſondern als den perſönlichen Freund des Kaiſers Napoleon an, und als ſolcher wird er eifrig zu Allem beitragen, was deſſen Dynaſtie befeſtigen kann."

Erſt ſpäter, viel zu ſpät, gingen dem Könige die Augen auf über die grobe Täuſchung, in die man ihn verſtrickt; in dem Kriegsmanifeſte vom 9. October 1806 erklärte er jene damaligen Verſicherungen für eine „Lockſpeiſe", die er ſogleich als ſolche erkannt habe.

Ohne Zweifel hatte Napoleon eine doppelte Abſicht, als er dieſe

„Lockſpeiſe“ dem preußiſchen Cabinet hinwarf. Zunächſt wollte er wol deſſen Widerſpruch gegen die Bildung des Rheinbundes beſeitigen; wichtiger aber noch für ſeine Pläne war die tiefe Spaltung, welche durch die Errichtung eines norddeutſchen Kaiſerthums nothwendig zwiſchen Preußen und Oeſtreich entſtehen mußte. Außerdem kannte er hinlänglich die Verhältniſſe in Deutſchland und die Macht, welche ſeine Diplomatie durch ihre Intriguen, nöthigenfalls er ſelbſt durch einen Gewaltſpruch auszuüben vermöchte, um darüber ganz beruhigt zu ſein, daß Preußen mit ſeinem Kaiſerprojecte nicht zum Ziele kommen, weit eher dadurch die andern Staaten ſich noch mehr entfremden und verfeinden würde. Der Erfolg lehrte, daß der ſchlaue Politiker auch hier Alles richtig vorausgeſehen und wohl berechnet hatte.

Die Verhandlungen wegen des „Nordiſchen Reichsbundes“ wurden von Preußen ſehr geheim geführt — man fürchtete Oeſtreichs Widerſpruch. Zunächſt trat man mit Sachſen und Kurheſſen in Unterhandlung, als den beiden angeſehenſten Reichsſtänden des nördlichen Deutſchlands nach der Beſitznahme Hannovers durch Preußen, ſodann ſondirte man Mecklenburg, Dänemark, die Hanſeſtädte. Der erſte Entwurf, den Preußen vorlegte, enthielt folgende Grundzüge: Zweck des Norddeutſchen Reichsbundes ſollte ſein der Schutz jedes Mitgliedes gegen äußere und innere Angriffe. Umfaſſen ſollte er, außer jenen drei Staaten, Dänemark wegen Holſtein, Schweden wegen Pommern, die ſächſiſchen Herzogthümer, Braunſchweig, die beiden Mecklenburg, Oldenburg, Oranien-Fulda, die drei Hanſeſtädte. Der Zweck des Bundes erfordere, hieß es, ein mächtiges Oberhaupt; ein ſolches ſei Preußen. Dieſem ſeien daher alle Rechte einzuräumen, die nach der bisherigen deutſchen Verfaſſung der Kaiſer in den ſtändiſchen Landen ausgeübt. Bei einer Minderjährigkeit des jeweiligen preußiſchen Regenten ſollten die Fürſten von Sachſen und Heſſen abwechſelnd die Regentſchaft führen. Die Angelegenheiten des Bundes wären auf einem beſtändigen Congreſſe der ſämmtlichen Bundesglieder (zu Hildesheim) unter Preußens Vorſitze zu verhandeln. Zum Zwecke der militäriſchen Organiſation ſowie der Geldleiſtungen für Bundeszwecke ſollte das Bundesgebiet in drei Kreiſe getheilt werden, den brandenburgiſchen, ſächſiſchen und heſſiſchen. Die Militairkräfte jedes Kreiſes ſtänden unter dem Commando des ihm vorſtehenden größern Staats; die kleinſten Staaten, d. h. ſolche, welche nicht mehr als ein Bataillon ſtellten, hätten dieſen dreien das Conſcriptionsrecht in ihren Ländern zu überlaſſen. Die Hanſeſtädte ſollten gegen eine entſprechende Geldleiſtung Neutralität genießen. Außer den Militärangelegenheiten würden auch gewiſſe Gegenſtände der höhern Polizei, z. B. gemeinſame Maßregeln gegen anſteckende Seuchen, wie einſt des Reichs, Sache des Bundes ſein, und zum Erſatz der weggefallenen Reichsgerichte wollte man von Bundeswegen für Rechtsinſtitute zum Schutz der Unterthanen wie zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Bundesgliedern ſorgen.

Der Rheinbund war indeß wirklich ins Leben getreten. Seinem Grundvertrage nach erſchien er als auf Vergrößerung durch Aufnahme weiterer Mitglieder berechnet. Dieſer Umſtand machte auch für den norddeutſchen Bund andere Beſtimmungen nothwendig, wenn er jenem nur einigermaßen das Gegengewicht halten ſollte. Außerdem bezeigten Sachſen und Kurheſſen wenig Luſt, ein ſo unbedingtes Vorrecht Preußens anzuerkennen, dagegen ſehr viel, ihrerſeits auf Koſten der kleinern Stände ihre Macht zu erweitern. So entſtand ein zweiter Entwurf folgenden Inhalts:

Alle in dem Rheinbundsvertrage nicht genannten deutſchen Stände ausgenommen Oeſtreich nebſt den beiden Prinzen dieſes Hauſes (dem Deutſchmeiſter und dem Fürſt-Biſchof von Würzburg), gehören mit ihren Ländern zum Norddeutſchen Bunde. Die Hauptglieder deſſelben ſind: Preußen, Sachſen, Kurheſſen. Die Leitung des Bundes führt Preußen, als deſſen mächtigſtes Glied. Als ſouveraine verbündete Fürſten gehören ferner zum Bunde: Dänemark, Schweden, beide Mecklenburg, Braunſchweig, Oldenburg, Oranien-Fulda. Sämmtliche übrigen Bundeslande werden in drei Kreiſe getheilt und kommen ſo unter die Hoheit der drei Hauptglieder. Die Hoheitsrechte der Kreisvorſtände und die Beſchränkungen der Souverainetät der ihnen untergeordneten Stände wurden ebenſo normirt wie beim Rheinbunde. Die oberſten Gerichte der drei Kreisvorſtände ſollten als höchſte Appellationsinſtanz für den ganzen Kreis fungiren, Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander durch den Bundescongreß geſchlichtet werden. Die Execution hätten Preußen, Sachſen und Kurheſſen in ihren Kreiſen und den angrenzenden ſouverainen Ländern zu vollſtrecken. Zum gegenſeitigen Schutz wäre eine gemeinſame Militärmacht aufzuſtellen.

Aber auch dieſer Plan fand nur zögernde Beiſtimmung bei den Regierungen, mit denen er ins Leben geführt werden ſollte. Sachſen namentlich hatte allerhand Bedenken, fürchtete Frankreichs Argwohn, Oeſtreichs Widerſpruch, wollte letzteres und ſogar Rußland mit herbeigezogen wiſſen, was Preußen entſchieden abwies. Kurheſſen fand ſeine Vergrößerungsgelüſte noch nicht genug befriedigt. Nach der inzwiſchen erfolgten Abdankung des Kaiſers Franz kam ein dritter Entwurf zu Stande. Der längſt gehegte Wunſch Preußens, die Kaiſerwürde anzunehmen, dem nun keine Rückſicht auf Oeſtreich mehr im Wege ſtand, trat in dieſem Entwurfe hervor, jedoch in der verhüllenden Form eines Wunſches der beiden Mitpaciscenten, Sachſens und Heſſens, wogegen Preußen ſeinerſeits den Wunſch ausſprach, daß die Fürſten dieſer beiden Länder den Königstitel annehmen möchten. Auch war aus dem erſten Entwurfe die Beſtimmung wieder aufgenommen, daß Preußen als Oberhaupt des Bundes alle Rechte der ehemaligen deutſchen Kaiſer ausüben ſollte. Ueberhaupt ward die Organiſation des Bundes jetzt noch mehr der des Reichs angenähert und der Bund als Etwas hingeſtellt, was an die Stelle und in die Rechte des erloſchenen deutſchen Reichs einzutreten hätte. Dies zeigte ſich namentlich in einer Beſtimmung, welche eine beſonders intereſſante Parallele zu gewiſſen neuern Vorgängen bildet. In einem Separatartikel nämlich ward ausgeſprochen: „Da jede Trennung von den gemeinſchaftlichen Intereſſen unzuläſſig ſei, ſo ſei der Beitritt der widerſtrebenden Staaten nöthigenfalls zu *erzwingen* durch die Erklärung, daß derjenige Landesherr, der ſeine Souverainetätsrechte nach der durch den Drang der Umſtände erzeugten Conſtitution des gegenwärtigen Norddeutſchen Reichsbundes auszuüben Bedenken fände, *derſelben für verluſtig erklärt werden müßte*, welche ſodann an denjenigen der drei paciscirenden Höfe fallen ſollen, in deſſen Kreiſe die ſich ausſchließenden Lande liegen.“ In der That ward Mecklenburg mit einer militäriſchen Beſetzung von Preußen bedroht. Die bevorzugte Stellung der drei Hauptbundesglieder und die Unterordnung der übrigen unter dieſe trat viel ſchärfer hervor als in dem zweiten Entwurfe: nur ſie ſollten abſolut ſouverain, alle andern aber, nach Kreiſen eingetheilt, ihnen untergeordnet ſein, die reichsritterſchaftlichen Beſitzungen überdies mediatiſirt werden, die Beſitzungen des Deutſchen Ordens dem Landesherrn, in deſſen Gebiet ſie lägen, zufallen. Das Beiſpiel des Rheinbundes hatte gewirkt! Nur den Hanſeſtädten, deren Wichtigkeit man fühlte und die ſich beſonders ſpröde erwieſen, weil ſie an England einen Rückhalt fanden, ward eine unabhängige Stellung eingeräumt, ähnlich derjenigen, die ſie im alten Reiche eingenommen, dazu die Neutralität. Die militäriſche Organiſation des Bundes ward ſtraffer gefaßt: die Bundesglieder ſollten ihre ſämmtlichen militäriſchen Kräfte dem Bunde zur Verfügung ſtellen, ſodaß dieſer eine Macht von 240,000 Mann unterhielte. Die Contingente der einzelnen Kreiſe ſollten unter dem Commando des Kreisvorſtehers, die ganze Bundesarmee im Kriege unter dem Bundesoberhaupte ſtehen. Beſtimmungen wegen gleicher militäriſcher Einrichtungen im ganzen Bundesgebiete wurden vorbehalten. Die Glieder des Bundes mußten ſich verpflichten, keine dieſem nachtheiligen Verbindungen mit dem Auslande einzugehen. Gemeinſame Polizeieinrichtungen ſollten wie im alten Reiche ſtattfinden, die oberſte Gerichtsbarkeit wäre durch ein nordiſches Reichsbundestribunal (in einer der Hanſeſtädte) auszuüben, mit Berufung an den Bundescongreß.

Allein, wie fruchtbar man auch in Berlin an neuen und immer neuen Entwürfen auf dem Papiere war, ſo kam man doch in der Hauptſache, der Verwirklichung des Bundes, nicht vorwärts. Franzöſiſcher Einfluß von der einen, öſtreichiſcher (wie wenigſtens zu vermuthen ſteht) von der andern Seite, dazu die alte Eiferſucht der Fürſten gegeneinander und der Egoismus der einzelnen, deren jeder zwar gern ſich auf Koſten der kleinern vergrößern, keiner aber von ſeiner Selbſtändigkeit nur das Geringſte zum Beſten des Ganzen, ja ſelbſt zum Zwecke der eigenen Sicherheit gegen die ſo nahe drohende Gefahr von Frankreich aufopfern wollte — dieſe ewigen Feinde deutſcher Einheit und Größe warfen ſich dem Projecte in den Weg, welches überdies, wie ſchon bemerkt, wol nicht zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe von dem preußiſchen Cabinete eingeleitet worden war. Kurheſſen zwar ſchien durch den neueſten Entwurf befriedigt, aber Sachſen wollte vor allem die thüringiſchen Länder mit ſich vereinigen, und die Hanſeſtädte hätten lieber unter ſich einen Sonderbund mit ſtrengſter Neutralität abgeſchloſſen; ſie wurden in dieſem Beſtreben nicht nur von England, ſondern auch von Frankreich ermuntert. Kurz, von allen Seiten that man ſein Beſtes, um dem kühnen franzöſiſchen Eroberer die Bewältigung des noch übrigen Deutſchlands durch innere Schwäche und Uneinigkeit möglichſt zu erleichtern; die einzelnen deutſchen Staaten ſchienen es vorzuziehen, eine gewiſſe Beute des Fremden zu werden, als einem ihrer bisherigen Mitſtände nur im Geringſten ſich unterzuordnen oder für die Sache der gemeinſamen Vertheidigung irgend einen Theil ihrer Souverainetät zum Opfer zu bringen.

Noch einmal verſuchte die preußiſche Diplomatie, durch eine neue Wendung ihrem Ziele näher zu kommen. Der preußiſche Geſandte am ſächſiſchen Hofe, Herr von Brockhauſen, ſtellte in Berlin vor: „Preußen müſſe die Köpfe dieſer verlaſſenen *Völker* elektriſiren, ihnen die Mittel bieten, eine Einheit von Kräften zu werden: zum Schutze ihrer Religion, ihrer Sicherheit, ihrer Gewohnheiten und ihres Wohlſtandes. Das Uebergewicht Preußens müſſe in dem Vertrage enthalten ſein, *aber ohne Aufſehen* — in der Art der *Leitung*, beſonders der *militäriſchen*.“ Dieſen Grundſätzen gemäß ward ein vierter, „vermittelnder“ Entwurf ausgearbeitet, in welchem die ſtraffere Unterordnung der Einzelſtaaten unter den Bund und deſſen Hauptmächte einer mehr föderativen Einigung Gleichberechtigter den Platz geräumt hatte und durch eine ausdrückliche Erklärung die Unabhängigkeit aller, auch der ſchwächern Staaten gegen Eingriffe der ſtärkern ſichergeſtellt ward. Der Bereich der Bundesautorität war auf das Nothwendigſte, die gemeinſame Vertheidigung und Sicherung gegen das Ausland (wozu hier ausdrücklich auch der Rheinbund gerechnet ward), eingeſchränkt, die Leitung des Bundes durch Preußen trat nur in der beſcheidenen Form des Oberbefehls über die Militärmacht deſſelben auf. Bei ausgebrochenen Bundeskriegen ſollten Separatverträge mit dem Feinde nicht ſtatthaft ſein, alle Verhandlungen durch die drei Hauptpaciscenten des Bundes geführt werden. Auch in Friedenszeiten hätten die Geſandten der verbündeten Staaten überall möglichſt gemeinſam zu handeln und ſich zu dem Behufe alles den Bund Betreffende gegenſeitig mitzutheilen. Durch die Beſtimmung, daß auch fremde Mächte zum Beitritte eingeladen werden könnten, erhielt der Bund noch mehr den Charakter einer blos völkerrechtlichen Vereinigung zu Schutz und Trutz. Von einer geſetzgebenden oder oberaufſehenden Gewalt des Bundes im Innern war nicht mehr die Rede; der Einfluß des Bundes auf die Rechtspflege war beſchränkt auf die Beſtimmung, daß Streitigkeiten unter den Bundesgliedern durch Austräge entſchieden werden ſollten. An einen Zwang zum Beitritt ward natürlich nicht mehr gedacht, ſondern nur an eine „Einladung“. Etwas Neues kam dagegen hinzu, was nicht ohne Bedeutung war: der „Bund des nördlichen Deutſchlands“, wie in dieſem Entwurfe das Bündniß genannt ward, erklärt die evangeliſch-lutheriſche Religion für die herrſchende in ſeinem Gebiete und ſich zum Schutze der freien Uebung derſelben für bereit. So ward die Scheidung Deutſchlands in ein nördliches und ein ſüdliches verſchärft und erweitert zu der eines proteſtantiſchen und eines katholiſchen. Vielleicht wollte man dadurch den Bund noch entſchiedener gegen Oeſtreich abſchließen und deſſen Ausſchluß rechtfertigen; noch wahrſcheinlicher jedoch war es damit auf die Sympathien der ſtreng proteſtantiſchen Bevölkerung Sachſens abgeſehen, deſſen Regierung dem Zuſtandekommen des Bündniſſes die meiſten Schwierigkeiten in den Weg legte und immerfort nach dem katholiſchen Oeſtreich hinüberneigte.

Endlich trat nun auch der ſächſiſche Hof mit ſeinen eigentlichen Abſichten hervor. Dieſelben liefen im Weſentlichen darauf hinaus, das Hauptgewicht der Einigung in die Kreiſe zu verlegen, den Bund dagegen zu einer möglichſt lockern föderativen Verbindung zu machen. Der Bund ſollte nur mit den drei Kreisvorſtehern in directer Beziehung ſtehen; dieſen ſollte überlaſſen bleiben, mit ihren Kreisangehörigen ſich über die Aufbringung der Bundesleiſtungen, die Einrichtung der Militärorganiſation u. ſ. w. zu verſtändigen. Auch die höhere Gerichtsbarkeit ſollte nicht von Bundeswegen, ſondern durch Kreisgerichte ausgeübt werden. Ein Einſchreiten des Bundes „zur Erhaltung der innern Ordnung und bis jetzt beſtehenden Verfaſſung“, zur „Unterdrückung etwaiger Widerſetzlichkeiten der Unterthanen mit vereinten Kräften“ ward zwar ſächſiſcherſeits gewünſcht, ſogleich aber der Vorbehalt hinzugefügt, daß ſolches „nur auf Requiſition des betreffenden Staates“ ſtatthaben dürfe. Für die oberſte Leitung des Bundes ward ein Directorium der drei Hauptmächte vorgeſchlagen mit wechſelndem Vorſitze. „Eigentlich“, war in den Gegenbemerkungen des ſächſiſchen Cabinets zu dem preußiſchen Projecte geſagt, „könne der Kurfürſt nach ſeiner alten Stellung im Reiche die erſte Stelle anſprechen, aber aus perſönlicher Rückſicht auf den König von Preußen wolle er davon abſehen.“ Dieſe kleinliche Eiferſüchtelei und Eitelkeit ward von den andern Mächten, namentlich von Frankreich, eifrigſt benutzt, um gegen den Bund zu intriguiren. Aber Napoleon begnügte ſich nicht damit, dieß im Geheimen bei einzelnen Höfen zu thun, ſondern er erklärte auch öffentlich: „Das Handelsintereſſe Frankreichs geſtatte nicht den Eintritt der Hanſeſtädte in eine beſondere Föderation; den Fürſten des deutſchen Reichs, die nicht zum Rheinbunde gehörten, müſſe es zuſtehen, nur ihre Intereſſen und Convenienzen zu Rathe zu ziehen, ſie hätten ſich als vollkommen frei zu betrachten; er, Napoleon, werde nichts unternehmen, um ſie zum Beitritte zum Rheinbunde zu vermögen, werde aber auch nicht dulden, daß Jemand, wer es auch ſei, ſie zwinge, Etwas zu thun, was entgegen wäre ihrer Willensmeinung, ihrer Politik, den Inter eſſen ihrer Völker.“ Bei der eben geſchilderten Stimmung der mittlen und kleinen Cabinete war dies genug geſagt, um die Verwirklichung des preußiſchen Plans vollſtändig zu hintertreiben. In dem Ultimatum, welches Preußen am 1. October an Frankreich ſtellte, ging daher der zweite Punkt dahin: „daß von Seiten Frankreichs fortan kein Hinderniß irgend einer Art mehr der Bildung des Nordiſchen Bundes entgegengeſetzt werde, der, ohne irgend eine Ausnahme, alle im Grundvertrage des Rheiniſchen Bundes nicht genannten Staaten umfaſſen ſoll.“ Dieſe Forderung ward noch entſchiedener in dem Kriegsmanifeſte vom 9. October wiederholt.

Unterdeſſen war aber auch mit Oeſtreich wegen einer Allianz gegen Frankreich verhandelt worden. Das künftige Verhältniß der beiden Mächte zu den übrigen deutſchen Staaten, falls man ſo glücklich wäre, den fremden Eroberer aus Deutſchland hinauszuwerfen, mußte dabei natürlich zur Sprache kommen. Oeſtreichiſcherſeits ſchlug man vor: das zurückeroberte Deutſchland ſolle in zwei Conföderationen getheilt und ſo den beiden Hauptmächten untergeordnet werden. Die einzelnen Staaten wollte man zwar nicht gänzlich mediatiſiren, wol aber in Bezug auf ihre militäriſche Organiſation unter die Oberhoheit der beiden Mächte ſtellen.

Preußen, in der Lage, worin es war, konnte nicht wol anders als dieſem Vorſchlage beiſtimmen; damit gab es die Idee der Ausſcheidung Oeſtreichs aus Deutſchland, welche dem Projecte des Nordiſchen Bundes zu Grunde lag, factiſch auf. Vollkommen einverſtanden war man beiderſeits darüber, daß, wenn man ſiege, Baiern „die Zeche bezahlen“ und auf einen ſolchen Machtumfang herabgeſetzt werden müſſe, der es ihm unmöglich mache, Deutſchland noch einmal an das Ausland zu verrathen.

Das Theilungsproject hatte übrigens für diesmal keine weitern Folgen, da Oeſtreich es vorzog, Preußen allein dem Kampfe um ſeine Exiſtenz gegen Napoleon entgegengehen zu laſſen. Als dieſer Kampf nun unvermeidlich in Ausſicht ſtand, da war von allen den Staaten, mit welchen man ſo lange wegen des Bündniſſes unterhandelt hatte, auch nur zu einer Allianz gegen den drohenden gemeinſamen Feind nicht einer, Sachſen ausgenommen, zu bewegen; Kurheſſen wollte nicht einmal dulden, daß preußiſche Truppen auf ſeinem Gebiete eine günſtige Stellung gegen die heranrückende franzöſiſche Macht einnähmen. Die Schlacht von Jena machte allen Plänen eines Norddeutſchen Bündniſſes und eines preußiſchen Kaiſerthums ein Ende; Preußen ward bis zur Ohnmacht geſchwächt und iſolirt, das übrige Deutſchland theils dem Rheinbunde angeſchloſſen, theils zur franzöſiſchen Provinz gemacht. Dabei hatte der fremde Eroberer noch die Keckheit, ſich als den Befreier dieſer Staaten von der preußiſchen Herrſchaft zu geriren (z. B. in der Proclamation an das ſächſiſche Volk), und es fehlte nicht an liebedieneriſchen Seelen, welche dieſe Lüge nachſprachen und das Glück prieſen, welchem Deutſchland unter ſeinem hohen Protector entgegengehe. Es bedurfte einer mehr als ſechsjährigen Unterdrückung, einer maßloſen Verletzung aller edelſten Gefühle des Volks ſowol in Bezug auf ſeine Freiheit als auf ſeine Nationalität, endlich der Ausſaugung des Markes der von den Franzoſen in Beſitz genommenen oder zum Bündniß mit ihnen gezwungenen Länder, der Hinopferung ſo vieler Tauſende deutſcher Landeskinder für einen fremden Gewalthaber und zur Unterdrückung der Freiheit anderer Völker, bevor die Gemeinſamkeit des Druckes und der Schande, die auf Allen laſtete, allmälig auch eine Gemeinſamkeit und Einmüthigkeit des Widerſtandes, des Dranges nach Abſchüttelung dieſes unwürdigen Joches in der Nation hervorrief.

Die Einheitshoffnungen des deutſchen Volks in und nach dem Befreiungskriege (1813—14).

Das Gefühl der Einheit und Zuſammengehörigkeit war in den deutſchen Völkerſchaften wol noch nie ſo ſtark und innig geweſen als jetzt, da alle unter dem gleichen Drucke litten. Auch die Fürſten ſchienen dieſes Gefühl zu theilen, appellirten wenigſtens an daſſelbe in den Proclamationen, durch welche ſie ihre Völker unter die Waffen riefen. Doch machte ſich hierbei ſchon ein Unterſchied bemerkbar, der bald darauf, bei den Verhandlungen über Neugeſtaltung des wiederbefreiten Deutſchlands, noch weit ſchroffer hervortrat. Preußen, welches zuerſt, im Bunde mit Rußland und England, zur Vertreibung der Fremdherrſchaft die Waffen ergriff, führte den Krieg durchaus als einen Nationalkrieg, und zwar nicht als einen blos preußiſchen, ſondern als einen deutſchen. In allen Proclamationen der beiden verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland ſpricht ſich dieſer Geiſt aus, nicht allein in jenem bekannten Aufrufe aus dem Lager von Kaliſch, worin den Deutſchen die Wiederherſtellung eines „verjüngten, lebenskräftigen und in Einheit gehaltenen“ Vaterlandes verheißen wurde, welches „aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks“ hervorgehen, deſſen Geſtaltung „den Fürſten und Völkern Deutſchlands“ anheimgeſtellt ſein ſollte, — ſondern noch in vielen andern, ſo z. B. in der Anſprache des preußiſchen Kriegsheeres an die Deutſchen jenſeit der Elbe, worin es heißt: „Wir kommen zurück aus dem Elend und der Knechtſchaft zu den Trümmern unſers ehrwürdigen Vaterhauſes, um es, mit Euch vereint, ſchöner und dauerhafter wieder aufzubauen. ... Ihr ſeid ohne uns, wir ohne Euch verloren; wir haben große Opfer gebracht, wir wollen die größten bringen; es iſt nicht allein um uns, es iſt auch um Euch.“ Ihnen ſchließen ſich in ähnlicher Geſinnung die meiſten norddeutſchen Staaten an: die Hanſeſtädte erheben ſich, Hannover rüſtet ſeine „deutſche Legion“, der Herzog von Mecklenburg ruft ſeine Unterthanen als „deutſche Männer“ zu den Waffen und verheißt, er werde ſich „der Ehre werth zeigen, ein deutſcher Fürſt zu ſein“. Dagegen iſt in den Maniſeſten von Oeſtreich, Baiern und Württemberg nirgend die Rede von Deutſchland und gemeinſamen deutſchen

Kampfeszielen, überall nur von Oeſtreich, Baiern und Württemberg, von deren beſondern Intereſſen und, was die letztgenannten, durch Napoleon groß gewordenen Staaten betrifft, von den „Garantien ihrer Integrität"*).

Schon während des Befreiungskrieges beſchäftigten ſich Staatsmänner und Patrioten lebhaft mit dem Gedanken der Neugeſtaltung des wiederbefreiten Deutſchlands. Hatte doch bereits im Jahre 1809, wo eine ſolche glücklichere Wendung der deutſchen Verhältniſſe kaum von fern gehofft werden mochte, E. M. Arndt das Bild eines wieder zu Unabhängigkeit und Macht gelangten, durch eine neue, einheitlichere Verfaſſung geſtärkten und geſicherten Deutſchlands vor den Blicken der niedergeworfenen und verzweifelnden Nation aufgerollt als tröſtende Fernſicht zur Wiederbelebung ihrer erſchütterten Hoffnungen und ihres tiefgebeugten Muthes. Oeſtreich, ſo ſchlug damals der Verfaſſer des „Geiſtes der Zeit" vor (Theil II, S. 151) ſollte der Vereinigungspunkt des zerriſſenen Deutſchlands werden; das Haus Habsburg ſollte wieder herrſchen, „denn wir wollen einen deutſchen Herrn". Die noch friſchen Erinnerungen an das kaum erloſchene deutſche Kaiſerthum des öſtreichiſchen Hauſes und die Beharrlichkeit, mit welcher Oeſtreich der Uebermacht Napoleon's immer von neuem die Stirn bot, erklärten und rechtfertigten die Bevorzugung Oeſtreichs. Aber auch die geſchichtliche Berechtigung Preußens ſollte nicht verkannt werden, und ſo kam Arndt, obgleich beklagend, daß es nicht möglich ſei, Deutſchland als ein Reich herzuſtellen „von der Oſtſee bis zu den Alpen", auf die Idee einer Theilung deſſelben zwiſchen den Häuſern Habsburg und Hohenzollern, ſodaß jenes Schwaben, Franken, Baiern und die Schweiz, dieſes Sachſen, Braunſchweig, Holſtein, Oldenburg, Weſtfalen, Heſſen und Mecklenburg zu ihren vormaligen Beſitzungen hinzuſchlagen ſollte. Und die Fürſten? Die größern will Arndt den beiden größten Häuſern zugeſellt wiſſen „als Fürſten von Geblüt, mit allen Anrechten der Ehre und Nachfolge, nach dem Maße der Ländermaſſe, die ſie vorher beherrſcht“; die kleinern aber und die Grafen ſollen „Pairs des Reiches“ werden und mit jenen größern zugleich ein Oberhaus des Reichs bilden, ihre Beſitzungen aber als Majorate behalten.

---

*) Zur nähern Charakteriſirung der Geſinnungen jener Napoleoniſchen Könige möge folgendes, von Hormayr in ſeinen „Lebensbildern" mitgetheiltes Actenſtück dienen. Am 14. October 1813 (zwei Tage vor der leipziger Schlacht!) ſchrieb ein Herr von Jasmund an den König von Württemberg: „Ew. k. Maj. lege ich den ehrfurchtsvollſten Dank zu Füßen für das Glück, daß Sie in einem der wichtigſten Augenblicke für das Schickſal Württembergs mich würdig gefunden haben, die erſten Schritte zu thun, um dieſes ſchöne Land wieder mit dem heiligen Intereſſe Deutſchlands zu verbinden" u. ſ. w. Darauf ward ihm im Auftrage des Königs geantwortet: „Se. k. Maj. hätten ſein Schreiben erhalten, müßten darüber Ihr gerechtes Misfallen äußern, indem es einen Geiſt verriethe, welcher zwar benachbarte und entfernte Reiche ergriffen habe, welchen aber Se. k. Maj. in dem Ihrigen zu unterdrücken wiſſen würden. Se. k. Maj. fordern von ihren Dienern nur Intereſſe für Ihren König und ſein Reich (!), und jedes allgemeine Intereſſe enthalte eine ſtrafbare Einmiſchung in die Abſichten des Gouvernements. Endlich ſei es die Pflicht eines jeden getreuen Dieners, nur die Sache, für welche ihr Souverain ſich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzuſehen, und Se. Maj. ertheilen daher dem von Jasmund nicht nur einen ernſtlichen Verweis, ſondern werden auch ihn für die Zukunft dahin ſtellen müſſen, wo dergleichen überſpannte Ideen unſchädlich werden."

In der Folge ging Arndt von dieſer Idee ab und wollte eine Wiederherſtellung des alten Wahlreichs, nur mit verſtärkter Macht des Kaiſers und größerer Einheitlichkeit der gemeinſamen Intereſſen. („Geiſt der Zeit,“ III. Th., S. 358 fg.) Noch ſpäter, in ſeiner Schrift „Ueber ſtändiſche Verfaſſungen“ (1814), ſprach er beſonders für Errichtung eines „Reichstags“, zuſammengeſetzt aus den „Landboten“, welche die Stände der einzelnen Staaten wählen, und die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs in jährlichen Sitzungen mit größter Oeffentlichkeit verhandelnd. Die Idee des Dualismus nahm er wieder auf in ſeinen „Blicken aus der Zeit auf die Zeit“ (1814).

Stein, der 1804 den Plan einer Theilung Deutſchlands zwiſchen Oeſtreich und Preußen betrieben hatte, äußert ſich in ſeinen Briefen an den Grafen Münſter, von Petersburg aus, im Jahre 1812, über die nothwendige Neugeſtaltung Deutſchlands ſo, daß man ſieht, ihm iſt jede Form recht, die eine ſtarke Einheit des Ganzen verſpricht, und kein Intereſſe ſteht ihm zu hoch, um es nicht der Einheit und Macht Deutſchlands zu opfern. „Ich habe nur ein Vaterland“, ſchreibt der ehemalige Reichsfreiherr, „das heißt Deutſchland, und da ich nach alter Verfaſſung nur ihm und keinem beſondern Theile deſſelben angehörte, ſo bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile deſſelben von ganzem Herzen ergeben. Mir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es ſind blos Werkzeuge; mein Wunſch iſt, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtändigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland zu behaupten — das iſt das Intereſſe der Nation und ganz Europas. — Mein Glaubensbekenntniß iſt: Einheit; iſt ſie nicht möglich, doch ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens was Sie wollen; löſen Sie auf, verſtärken Sie Oeſtreich mit Schleſien und der Kurmark und dem nördlichen Deutſchland, mit Ausnahme der Vertriebenen, reduciren Sie Baiern, Würtemberg und Baden, als die von Rußland Begünſtigtſten, auf das Verhältniß von 1802 und machen Oeſtreich zum Herrn von Deutſchland — ich wünſche es, es iſt gut, wenn es ausführbar iſt; nur denken Sie nicht an die alten Montagues und Capulets!“

Während des Krieges 1813 hatte Stein noch kühnere Ideen über die Neubildung Deutſchlands. Er und mit ihm viele preußiſche, auch manche öſtreichiſche Patrioten wollten, daß man von einem gewiſſen Zeitpunkte an, mindeſtens nach der leipziger Schlacht, keinerlei Verträge mehr mit ſolchen deutſchen Staaten ſchließe, die bis dahin ſich der deutſchen Sache entzogen hätten; vielmehr ſolle man dieſe in die Theilungsmaſſe werfen, auch Baiern, deſſen Dynaſtie nach Brüſſel oder Mailand verſetzt und dort entſchädigt werden könne. Gegen Baiern war überhaupt die Stimmung der Patrioten eine ſehr erbitterte. „Dieſe Regierung“, ruft Arndt in ſeinen „Blicken aus der Zeit auf die Zeit“ aus, „die beinahe 10 Jahre lang Alles gethan hat, um Deutſchland in die ſchändlichſten Feſſeln zu ſchmieden, geberdet ſich, als habe ſie um das Reich die größten Verdienſte, und möchte ſich gern zu einer bedeutenden Macht hinauftrotzen.“

Der Vertrag von Ried und die ihm nachfolgenden in ähnlichem Sinne vernichteten jene Hoffnungen Stein's ſowie die noch weit kühnern des Freiherrn von Gagern, welcher, nachdem er früher ein neues Wahlkaiſerthum und die Zurückgabe der Krone an den Kaiſer Franz, jedoch mit verſtärkter Macht, vorgeſchlagen, im October 1813 (in ſeinen Briefen an Stein) folgenden Plan entwickelte: Der Verwaltungsrath, den die Verbündeten über die von Napoleon zurückeroberten deutſchen Länder eingeſetzt hatten und an deſſen Spitze Stein ſtand, ſollte der Ausgangspunkt und Kern der neuen Geſtaltung werden. Oeſtreich, deſſen Kaiſer zur Wiederannahme der deutſchen Krone ſich nicht geneigt zeigte, ſchien gänzlich außer der Berechnung bleiben zu müſſen; Preußen ſollte, wenn es dem zu bildenden Bunde beiträte, der angeſehenſte Theilhaber deſſelben ſein, doch müſſe Alles ſo berechnet werden, daß Preußen „darin und daraus ſein könne“. Die Form des Bundes ſollte eine collegialiſche ſein, „componirt durch die Sendungen und Vollmachten der Verbündeten, unter einem Präſidium gleich dem Landammann der Schweiz oder dem Präſidenten zu Waſhington“. Zu dieſem Präſidenten hatte Gagern für den Anfang Niemand anders auserſehen als den Freiherrn von Stein, zum Vicepräſidenten den Grafen von Münſter. Der Titel ſei aus der alten deutſchen Sprache zu entnehmen: „Gewalthaber, Deutſchmeiſter, Großvorſteher, Lagmann“; das Amt ein- oder zweijährig, hernach Erneuerung durch Wahl; nach abgelegtem Amt Unterſuchung der Führung. Die Abgeordneten der einzelnen Staaten hätten, je nach der Bevölkerungszahl ihrer Länder, eine größere oder geringere Zahl von Stimmen zu führen. Der Zweck und Wirkungskreis des Bundes müßte folgende Punkte umfaſſen: die möglichſte Einheit im Reich deutſcher Nation, die ſtete Sorge für ſeine Unabhängigkeit, die Zuſammenhaltung und Ausbreitung des Bundes, alſo den Zutritt neuer Mitglieder, Krieg und Frieden und Handelsverträge für den Bund, Prüfung und Billigung der von einzelnen Gliedern abgeſchloſſenen, Feſtſtellung und Vertheilung der Bundesleiſtungen, Anordnung, Prüfung und Ueberwachung der Bundesvertheidigungsanſtalten, Schlichtung der Zwiſte im Innern, Bewahrung der Nationalfreiheiten: des Glaubens, der Preſſe, des Handels, des Tranſits, des Briefheiligthums, Prüfung, Billigung und Aufrechthaltung der einzelnen Staateneinrichtungen, die hohe Polizei in Abſicht auf Religion und Sittlichkeit, auf die Abhaltung großer Seuchen und Hungersnoth, auf das Ineinandergreifen des Poſtweſens, auf die Beglaubigung des Münzfußes, Verpönung und Ahndung der Bundesbrüchigkeit, Nationalbelohnungen, allmälig vielleicht die Herſtellung allgemeiner Geſetzbücher, die Verfügung über herrenloſe deutſche Länder, den Bundesſchatz.

Dieſer Plan war darauf berechnet, daß die einzelnen deutſchen Staaten, in dem Verhältniß wie ſie nach und nach mit Hülfe der Verbündeten befreit würden, ſich dem Bunde anſchlöſſen, dieſer Bund alſo nicht ſowol eine Anzahl unabhängiger Staaten unter eine oberſte Einheit zu beugen, als vielmehr die erſt wieder frei werdenden um einen Mittelpunkt zu ſammeln hätte. Als ſolcher Mittelpunkt ſtellte ſich zunächſt Hannover dar, von wo aus durch die Bemühungen Englands die Bewegung zur Befreiung Deutſchlands weſentlich mit begonnen hatte. Angeſchloſſen an den Bund dachte ſich Gagern nicht blos ſämmtliche deutſche Staaten mit Ausnahme Oeſtreichs, dagegen mit Einſchluß Preußens, „wenn es will“, ſondern auch die Schweiz und die Niederlande.

Doch es würde uns viel zu weit führen, wollten wir die zahlreichen Pläne zu einer neuen Bundesverfaſſung für Deutſchland, welche in der damaligen Zeit von allen Seiten her auftauchten, einzeln hier wiedergeben. Wir beſchränken uns darauf, dieſelben nach ihren Hauptgeſichtspunkten zuſammenzuſtellen und zu charakteriſiren.

Im Allgemeinen finden wir darin den Einheitsgedanken ziemlich ſtreng und conſequent durchgeführt. Mit mehr oder minder Uebereinſtimmung werden gefordert: ein allgemeines Reichsbürgerrecht (jeder Unterthan des einen Landes müſſe in dem andern die vollen ſtaatsbürgerlichen Rechte in Bezug auf Gewerbebetrieb, Staatsdienſt u. ſ. w. genießen); Freizügigkeit und Auswanderungsfreiheit ohne Abzugsgeld; Gleichberechtigung aller (beſtehenden) Religionsparteien — (Manche verlangten das Gleiche auch für neu ſich bildende, ſobald deren Bekenntniß vom Reiche als „moraliſch“ anerkannt würde); Aufhebung des Univerſitätsbannes, freier Verkehr im ganzen Gebiete des Reichs, — keine Binnenzölle, keine gegenſeitigen Kornſperren; freie Schiffahrt aller Deutſchen auf allen deutſchen Flüſſen; einerlei Maß, Gewicht, Münze (letztre mit dem Bundes- und Landeswappen); einerlei Poſteinrichtungen und Poſttaxen („unter unmittelbarer Verwaltung des Bundes“, ſetzten Manche hinzu); einerlei bürgerliche, peinliche und Handelsgeſetzgebung nebſt gleichen Proceßordnungen (Manche wollten ſogar das Kirchen- und Schulweſen ſowie die Beſteuerung einheitlich geregelt wiſſen, Andere hielten für nothwendig, daß in allen Bundesſtaaten dieſelbe Landesverfaſſung beſtehe „nach einer von den Bundesfürſten gemeinſchaftlich genehmigten Conſtitution“, während die Mehrzahl ſich auf die Forderung beſchränkte, daß es in allen Staaten Landſtände geben müſſe); endlich gleiche Militärorganiſation mit allgemeiner Landwehr. Sogar die Idee einer allgemeinen Bürgerbewaffnung ward mit Wärme empfohlen und in verſtändiger Weiſe entwickelt in der überhaupt ſehr intereſſanten Schrift: „Deutſchlands Wiedergeburt“ von Schmidt (1814). Noch andere Vorſchläge gingen auf Errichtung eines gemeinſamen deutſchen Militär- und Civilordens, eines Reichsadels an der Stelle des Landesadels, einer Nationaltracht, einer von Reichswegen zu gründenden Nationalzeitung, und ſehr allgemein war der Wunſch nach regelmäßigen Nationalfeſten.

Nächſt ſolchen und ähnlichen Forderungen, welche auf die Herſtellung einheitlicher Einrichtungen und die Verbürgung allgemeiner Rechte für alle Deutſchen („Grundrechte“, würde man jetzt ſagen) abzielen, tritt das Verlangen nach einem gemeinſamen, von Reichswegen zu gewährenden Rechtsſchutze am ſtärkſten und mit der größten Uebereinſtimmung hervor. Man verlangt eine oberſte Gerichtsbarkeit des Reichs zur Annahme von Beſchwerden wegen verweigerten Rechtsſchutzes, zur Beaufſichtigung der Landesgerichte, zur Schlichtung von Händeln zwiſchen den Fürſten und ihren Ständen oder einzelnen Unterthanen, ferner zur Entſcheidung von Streitigkeiten unter den Fürſten ſelbſt.

Auch nach andern Seiten hin dehnte man die Competenz der Reichsgewalt zum Theil ziemlich weit aus. Für den Zweck der gemeinſamen Vertheidigung des Bundes fand man eine „gemeinſame Militärmacht“ unter der Leitung des Bundesoberhauptes oder eines Bundesoberfeldherrn allgemein für nothwendig; ja Einzelne (z. B. Schmidt a. a. O.) wollten, daß dem Oberhaupte des Bundes allein das Militär- und Geſandtſchaftsrecht zuſtehe, daß ein direct von ihm ausgehobenes Reichsheer ſammt Reichsfeſtungen an der Grenze ihm die Macht verleihe, das Anſehen und die Sicherheit des Reichs kraftvoll zu vertheidigen. Natürlich mußte man, von dieſem Standpunkte aus, der Reichsgewalt auch bedeutende und ſichere Einkünfte zuweiſen. Ihr ſollte die Einnahme aus den Zöllen von den in das gemeinſame Zollgebiet des Reichs eingehenden Waaren, ihr der Ueberſchuß aus den Flußzöllen zufallen, endlich ſollte ſie die Befugniß haben, wenn nöthig, auch Reichsſteuern von ſämmtlichen Unterthanen des Reichs zu erheben. Eine unmittelbar eingreifende Thätigkeit der Reichsgewalt zur Herſtellung und Erhaltung allgemeiner Verkehrswege — Land- und Waſſerſtraßen — wird in mehreren jener Vorſchläge in Anſpruch genommen. Stein hatte ſchon 1809 die Idee, daß, wenn man die kleinen Fürſtenthümer beibehalte, man ihnen doch die Theilnahme an der Leitung der äußern Verhältniſſe, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungsanſtalten, nebſt der Befugniß, Bündniſſe mit ausländiſchen Mächten zu ſchließen, entziehen müſſe. „Sie würden nur die übrigen Verwaltungszweige behalten und dieſe nach den Beſchlüſſen des Reichstages, nie nach Selbſtbeſtimmung, ausüben.“ Am liebſten freilich hätte er, mit Aufhebung der Einzelſouverainetäten, das Wohlthätige der Verwaltung kleinerer Staaten, die genauere

Rückſicht auf örtliche Verhältniſſe durch zweckmäßige Einrichtung von ſtändiſchen Provinzial- und Municipalverfaſſungen und eine ausgedehnte Selbſtregierung des Volks in dieſen verſchiedenen Kreiſen erſetzt geſehen (Pertz: „Leben Stein's“, Th. II. S. 159). Dieſer letzte Gedanke Stein's findet ſich wiederholt und weiter ausgeführt in einem Aufſatze in den „Deutſchen Blättern“ (1814, 3. Heft), deſſen Verfaſſer eine Eintheilung Deutſchlands in Gaue, Bezirke, Kreiſe, ohne Rückſicht auf die gegenwärtigen Staatengrenzen, und eine nach dieſen Abtheilungen ſtufenweiſe zu organiſirende Selbſtverwaltung des Volks vorſchlägt, die ſich in einen von den Vertretern der Kreiſe beſchickten „Reichsrath“ zuſpitzen ſollte.

So tritt der Gedanke einheitlicher Geſtaltung des Nationallebens und einer ſtarken Reichsgewalt bereits in dieſer Zeit mit einer Schärfe und Rückſichtsloſigkeit hervor, wie ſie ſelbſt von den am weiteſten gehenden Fractionen der Einheitspartei im Jahre 1848 nicht überboten, kaum erreicht worden iſt. Zwar fehlte es auch damals wie heute nicht an Stimmen, welche eine ſolche einheitliche, mit weſentlichen Opfern für die Einzelſouverainetäten verknüpfte Geſtaltung Deutſchlands für eine Unmöglichkeit erklärten, wol gar (wie wir dies ja auch neuerdings ſo oft haben hören müſſen) dem Gedanken daran die „hohe Eigenthümlichkeit“ der deutſchen Verhältniſſe entgegenhielten, „die alle Patrioten zu den reinſten Hoffnungen für Deutſchlands Zukunft begeiſtert“ (Kohlrauſch: „Deutſchlands Zukunft“). Indeſſen war zu jener Zeit die Souverainetät der deutſchen Einzelſtaaten, wenn auch nicht thatſächlich, doch ihrer formellen Anerkennung nach, etwas ſo Neues und, was namentlich die Rheinbundsſtaaten betraf, etwas ſo Gehäſſiges, die Erinnerung an das Reich und ſeine einigende Gewalt ſo friſch (wobei man freilich dieſes Reich ſich mehr dachte wie es hätte ſein ſollen, als wie es in Wirklichkeit geweſen), endlich hatte die Nation zu ihrer und der Fürſten Befreiung, zur Wiederherſtellung jenes „altehrwürdigen Reiches“ (wie ihm wenigſtens von den Fürſten verſichert worden war) ſo große Opfer gebracht, brachte ſie täglich noch, daß man ſich nicht wundern darf, wenn kühne und patriotiſche Geiſter auch den Preis ſolcher Opfer und das Ziel ſo einmüthiger, ſo hochaufflammender nationaler Begeiſterung nicht zu niedrig ſtecken mochten, wenn ſie für ſo berechtigte Wünſche auf Erfüllung, für die eben erſt wieder ſo fühlbar gewordenen alten Schäden der Nation auf gründliche Abhülfe in dieſem entſcheidenden Momente der Wiedergeburt Deutſchlands mit Sicherheit rechneten.

„Die Verſchiedenheit der deutſchen Stämme“, tröſtete man ſich, „ſei nicht ſo groß, daß ſie das Zuſammenleben derſelben unter einem Haupte oder einem Geſetze hindern ſollte“ („Deutſche Blätter“, 6. Heft).

Neben vielen Hoffenden gab es aber auch manchen Verzweifelnden. „Nichts kann uns retten“, ſo ſchließt ein Aufſatz in den „Deutſchen Blättern“ (2. Heft), nach einer herben, aber wahren Schilderung des kleinlichen Souverainetätskitzels und des gänzlichen Mangels an Patriotismus, der ſich bei der Mehrzahl der Fürſten finde — „als ein fürchterlicher Tyrann, der ſich erhebt und uns ſo peitſcht und zu Paaren treibt, daß wir nicht wiſſen, wo hinaus; der den Haufen Souveraine ſo zu Kreuze zu kriechen zwingt, daß ſie mit aufgehobenen Händen bitten, als Vaſallen aufgenommen zu werden.“ — „In der Theorie“, meint ein Anderer, „wolle man wol die Einheit, allein in der Praxis ſcheue Jeder vor den augenblicklichen Opfern zurück; deshalb gebe es auch für die Zukunft nur ein Mittel im ganzen Reich der Möglichkeit, wodurch ſie herbeigeführt werden könnte: das Schwert eines glücklichen und ſtaatsklugen Eroberers.“ (Merkel: „Ueber Deutſchland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand.“)

Die Hauptſchwierigkeit der neuen Verfaſſung erkannte man ſchon damals in der Bildung der oberſten Bundesgewalt. Wußte doch ſelbſt ein Stein dafür keinen Rath. Eine Rückkehr zu dem alten ohnmächtigen Kaiſerthum war nicht möglich — das ſahen Alle ein. Und doch hatte der Gedanke an Kaiſer und Reich etwas ſo Einſchmeichelndes, lag ſo tief in den Gemüthern begründet! Aber wenig half's, die alten Formen mit frommen Wünſchen und glänzenden Bildern von reicherer Machtfülle zu überkleiden oder die Geiſter Karl's des Großen und Barbaroſſa's heraufzubeſchwören, daß ſie das in Ohnmacht untergegangene Reich in ſeiner einſtigen Glorie wiederherſtellen möchten. Wollte man praktiſch ſein und für die Wirklichkeit, nicht blos in der Phantaſie, Pläne entwerfen, ſo konnte man nicht überſehen, daß vor Allem die Stellung, die neben Oeſtreich in dem letzten Jahrhundert Preußen eingenommen hatte, eine einheitliche Leitung Deutſchlands aufs höchſte erſchwerte. Konnte man ſich zu einer Theilung Deutſchlands unter die beiden Mächte entſchließen, ſo war freilich der Knoten zerhauen, aber auch die Einheit vernichtet. Höchſtens mochte man ſich dann, wie der „Rheiniſche Merkur“, der (obgleich in erſte Linie ein Kaiſerthum Oeſtreichs ſtellend) dieſe Idee verfocht, mit der Hoffnung tröſten: „die Einheit bleibe ſpätern Zeiten vorbehalten“, was die Gegner Preußens dahin auslegten, daß das preußiſche Organ dabei eine künftige Verſchmelzung des übrigen Deutſchlands mit Preußen durch des letztern natürliche Anziehungskraft im Auge habe. Von dem Gedanken einer ausſchließlichen Hegemonie Preußens über das ganze Deutſchland, mit Ausſchließung Oeſtreichs, finden wir in der damaligen Zeit keine Spuren. Das gemeinſame Auftreten der beiden Großmächte im Befreiungskriege und Oeſtreichs engeres Verhältniß zu den ſüddeutſchen Staaten ließ damals einen ſolchen Gedanken nicht wohl aufkommen.

Schier unlösbar war die Aufgabe für Die, welche um jeden Preis Deutſchland als Eines und ein Ganzes erhalten und doch den beiden Großſtaaten die ihnen gebührende Machtſtellung darin einräumen wollten. Die ſonderbarſten Auskunftsmittel wurden verſucht. Eines der gewöhnlichſten beſtand darin, daß man der öſtreichiſchen Dynaſtie die Kaiſerwürde, der preußiſchen aber den Vorſitz im Bundesrathe, die Reichsverweſerſchaft, auch wol eine Art von Ephorat oder Controle über den Kaiſer zudachte. Zur Unterſtützung dieſes letztern Vorſchlags ward in einem Schriftchen, betitelt: „Bedarf Deutſchland eines Kaiſers?“ Folgendes angeführt: Ein erbliches Oberhaupt ſei nöthig zur Controle der Cabinete und zum Schutz der Völker. Dazu nun eigne ſich Oeſtreich am beſten, denn die öſtreichiſchen Völker bedürften für ſich eines ſolchen Schutzes nicht, und um ſo unbefangener könne der Kaiſer von Oeſtreich dieſen den andern Völkern gewähren. Preußen ſei in ähnlicher Lage und werde an moraliſcher Macht gewinnen als „Ephor“ Oeſtreichs. Anderswo („Politiſche Anſichten über Deutſchlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ von Allmendingen) ward geſagt: „Oeſtreichs Intereſſe ſtehe mit Deutſchlands Selbſtändigkeit am wenigſten in Widerſpruch.“

Die Idee eines zwiſchen Oeſtreich und Preußen alternirenden Kaiſerthums fand ebenfalls ihre Vertheidiger. Aber auch an derben Abfertigungen dieſes ſowie der vorhergehenden Vorſchläge fehlte es nicht. Der Verfaſſer eines ſehr verſtändig geſchriebenen Aufſatzes in den „Deutſchen Blättern“ (5. Heft) mit der bezeichnenden Ueberſchrift: „Tantae molis erat, Germanam condere gentem!“ zählt jene Idee zu den „ſinnloſen Hirngeſpinnſten müßiger Stubengelehrten“ und fährt dann fort: „Selbſt wenn die eine Macht der andern das erbliche Kaiſerthum überließe, würde ſie, als Controleur der deutſchen Verfaſſung, ein zerſtörendes Gegengewicht in das Ganze bringen. Oeſtreich könnte nichts Beſſeres thun, als wenn es Deutſchland, in einen ſchlaffen Bund vereinigt, ganz an Preußen überließe und mit ſeiner eigenen überlegenen Macht dieſelbe Rolle ſpielte, die Schweden und Frankreich ſo lange geſpielt.“

Nicht minder chimäriſch war es freilich, wenn die Unterwerfung Preußens und Oeſtreichs unter einen Kaiſer aus einem dritten Hauſe, z. B. Naſſau, verlangt wurde, wie dies in einer Schrift von Dabelow geſchah.

Auch das Verhältniß der nichtdeutſchen Landestheile der beiden Großmächte zum Deutſchen Bunde war ſchon damals ein Gegenſtand ernſter Bedenken. Als „das geringſte Uebel“ erſchien es dem Verfaſſer eines Aufſatzes in Luden's „Nemeſis“ (1814, 3. Heft), „wenn Preußen ganz, Oeſtreich mit allen ſeinen deutſchſprechenden Ländern beiträte, in dieſen aber alle Bundeseinrichtungen ſtreng durchgeführt würden, zugleich alle Kriege Oeſtreichs auch Reichskriege wären, Oeſtreich dagegen mit ſeiner ganzen Macht dem Reiche beiſtände.“

Verzweifelnd an der Möglichkeit, mit Oeſtreich und Preußen einen haltbaren Bund zu Stande zu bringen, und doch nicht gewillt, die ſelbſtändige Exiſtenz der übrigen Staaten jenen zum Opfer zu bringen, griffen wieder Andere (z. B. die Verfaſſer der Schriftchen: „Ideen zur Bildung eines freien germaniſchen Staatenbundes“ und: „Ueber Deutſchlands und Europas Staats- und Nationalintereſſe“) zu einem nicht minder radicalen

Mittel, als die Theilung Deutſchlands in Süd und Nord war: ſie ſchlugen vor, beide Großſtaaten vom Deutſchen Bunde auszuſchließen und dieſen auf das übrige Deutſchland zu beſchränken. Die Oberleitung fiel dann natürlich an Baiern — obgleich auch Württemberg nicht übel Luſt zu haben ſchien, eine gleich bevorzugte Stellung für ſich in Anſpruch zu nehmen. Einen ſolchen Bund, deſſen Schwerpunkt in Süddeutſchland läge, dachten ſich die Einen an Oeſtreich angelehnt, Andere an Frankreich, in dieſem Falle etwa mit Ueberlaſſung der nördlichen Staaten an Preußen, alſo ganz wie 1806. Doch muß hinzugefügt werden, daß letztere Idee nur in franzöſiſchen Blättern oder in ſolchen Schriften auftauchte, von denen man ziemlich beſtimmt annahm, daß ſie von Frankreich aus veranlaßt wären (z. B. die Schrift: „Zum Wiener Congreß"). In der eigentlichen öffentlichen Meinung Deutſchlands fand eine ſolche Anſicht zu jener Zeit wol nur ſehr wenig Anklang, dagegen deſto entſchiedenern Widerſpruch.

Das Gruppenſyſtem, welches in den neueſten diplomatiſchen Verhandlungen eine ſo große Rolle geſpielt hat, fand ſchon damals Anhänger. „Ein Staatenbund von ſechs bis ſieben Königreichen, durch die Beſchränkung der Geſammtzahl von Staaten dermaßen vergrößert, daß jedes 40—60,000 Mann ſtellen kann, iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden die einzige Form, um eine Nation zu bilden" — ſo ſpricht ſich ein Aufſatz in den „Europäiſchen Annalen" (1814, 2 Band) aus. Dieſer Bund ſollte neben Oeſtreich und Preußen beſtehen, doch dachte man ſich das Königreich Weſtfalen in der Hand eines preußiſchen, Lothringen in der eines öſtreichiſchen Prinzen.

In Bezug auf Mediatiſirungen war man überhaupt in jener Zeit nicht blöde. Selbſt Staatsmänner von maßgebendem Einfluß gingen auf derartige Gedanken mit einer Leichtigkeit ein, die gar ſehr gegen die zarte Schonung abſticht, welche im Jahre 1848 die ſouveraine Nationalverſammlung zu Frankfurt auch dem kleinſten deutſchen Fürſtenthume angedeihen ließ. Stein's Anſichten über die Dynaſtien haben wir kennen gelernt. Aber auch Graf Münſter, obſchon dieſe bekämpfend, hatte doch gegen eine „Reducirung der Zahl der Fürſten" wenig einzuwenden. Der Verfaſſer des Aufſatzes: „Tantae molis u. ſ. w." war der Meinung, „daß man durch Mediatiſirungen der kleinen Fürſten, nach dem Beiſpiele Napoleon's, wenigſtens einen Schritt nach der Verſchmelzung hin thun werde."

Die Verbindung eines repräſentativen oder parlamentariſchen Elements mit der zu gründenden Bundesgewalt ward verhältnißmäßig viel weniger betont, als man bei dem durch die Thaten des Befreiungskrieges in der Nation erwachten, durch die Anſprachen der Fürſten ermuthigten und gleichſam legitimirten Selbſtgefühle derſelben hätte vermuthen können. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich theils daraus, daß überhaupt repräſentative Einrichtungen in Deutſchland eine Zeitlang faſt gar nicht mehr in Uebung geweſen waren und man alſo jetzt erſt daran denken mußte, ſolche in den einzelnen Staaten wiederherzuſtellen, theils aus der Neigung, die neuen Bundesprojecte an die Formen des alten Reichs anzuknüpfen. Denn dort begegnete man zwar „Ständen des Reichs“, aber dieſe beſtanden nur aus den Fürſten und allenfalls noch den Reichsſtädten und den jetzt Mediatiſirten. Wenn daher auch in den meiſten Projecten jener Zeit von einem „Reichstage“ und „Reichsſtänden“ die Rede iſt, ſo denkt man dabei faſt immer nur an jene alten Reichsſtände. Nur wenige Einſichtsvollere drangen auf eine wirkliche Repräſentation des Volks bei der künftigen Bundesgewalt, ſo Arndt in der eben erwähnten Schrift, Stein in einem Bundesentwurfe, von dem noch weiter die Rede ſein wird, K. Th. Welcker in ſeiner „Rede an die Fürſten und Völker Deutſchlands“ und einzelne Aufſätze im „Rheiniſchen Merkur“. Der alte Gagern nannte die Idee einer „Vertretung des demokratiſchen Theils der Nation am Bundestage“ eine „unſinnige“. „Ein königlich wurtembergiſcher und ein ſtändiſcher Bevollmächtigter zugleich mit divergirenden Inſtructionen!“ — ruft er ſpöttiſch aus.

Dies ungefähr waren die Stimmungen, Wünſche und Hoffnungen der Nation in Bezug auf die Wiedergeburt eines einigen deutſchen Reichs. Was aber dachten und thaten unterdeſſen die Cabinette?

Darüber zu berichten, wird die Aufgabe des zweiten Artikels ſein.

K. Biedermann.

Schleswig-Holsteins Kriegsmarine.

1848. 1849. 1850.

Schleswig-Holſtein, von zwei Meeren beſpült, mit ſchönen Buchten ausgeſtattet und mit einem Kranze von Inſeln umgürtet, hatte frühe ſchon in der Handelswelt eine Stellung erreicht, wie ſeine geographiſche Lage ſie erwarten läßt. Die Stadt Schleswig erſcheint zur Zeit des heiligen Anſchar als ein Hafenplatz, an welchem Kaufleute aus allen Gegenden zuſammentrafen, zur Zeit des großen Kanut als ein vielbeſuchter, beſonders auch den Engländern ſehr wohlbekannter Sitz des Zwiſchenhandels. In den mittlern Jahrhunderten war es außer Frage, daß ſolche Intereſſen, wo ſie ſich vorfanden, geſchützt werden mußten; eine Handelsflotte ohne alle Seebewaffnung iſt überhaupt ein Begriff, der nur dem Zeitalter des ewigen Friedens oder einem Volke angehören kann, welches gewohnt iſt, von aller Welt ſich übel behandeln zu laſſen. Der Schutz des Seehandels und die Entwickelung der Seemacht ruhte auf der Thatkraft des Hanſebundes, der alle deutſchen Küſtenländer umſpannte. Die Stadt Kiel, im Jahre 1242 mit Lübiſchem Rechte begabt, erſcheint 1284 mit Erich, König der Dänen und Slawen, mit mehrern Biſchöfen, Herzogen und Grafen und mit neun deutſchen Städten verbündet zur Aufrechthaltung von Recht, Geſetz und Eintracht, zur gemeinſamen Abwehr jeglicher Unbill; 1295 muß Kiel bereits Hanſeſtadt geweſen ſein, denn in dieſem Jahre (wie man aus dem Lübecker Urkundenbuch erſieht) erklären ihre Rathmänner ſich einverſtanden, daß von den Urtheilen des Hofes von Nowgorod nur nach Lübeck appellirt werden dürfe. In den hanſiſchen Receſſen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kommt Kiel häufiger vor; um die Mitte des 15. wird es angelegentlich von Lübeck aufgefodert, den Hanſetag zu beſchicken, um mitzuberathen, wie man der Schiffahrt der Holländer in der Oſtſee ſich erwehre. Mindeſtens zwei Jahrhunderte ſcheint Kiel im Hanſebunde geblieben zu ſein; erſt eine Urkunde von 1554 ſagt, die Stadt habe „vor vielen Jahren“ ſich ungehorſam gegen hanſiſche Beſchlüſſe verhalten und dadurch die Privilegien verwirkt. Das war aber eine Zeit, in welcher die deutſche Seemacht bereits, wenn nicht gebrochen, ſo doch geknickt war.

Ein Zuſammentreffen mehrer Umſtände hat es mit ſich gebracht, daß die Seebewaffnung in den Herzogthümern nicht in gleichem Maße eine fremdartige Vorſtellung werden konnte, wie in den meiſten übrigen Küſtenländern Deutſchlands. Man kann in dieſer Hinſicht die nicht unbedeutende Betheiligung beim Walfiſchfang anführen, der in ſeiner Art auch ein Kampf und jedenfalls noch mit einer andern als der gewöhnlichen Seegefahr verknüpft iſt; ſodann allerdings auch den Dienſt auf der däniſchen Flotte, wenngleich er in der unwillkommenen Form einer Aushebung, und zwar für däniſche Zwecke, auftrat.* Die Eingeſeſſenen der ſogenannten Seemilitärdiſtricte, ſowie Jeder, deſſen Erwerb die Schiffahrt oder die Fiſcherei in der See iſt, wurden dazu ausgeſchrieben, und zu dieſem Zweck das Land in Diſtricte eingetheilt. Endlich hat noch in unſerm Jahrhunderte eine Art von Seebewaffnung auf eigene Hand, doch unter Genehmhaltung der Regierung, ſtattgefunden, als nämlich, in Folge der Gewaltthat, welche die Engländer 1807 in Kopenhagen verübten und die ſie jetzt, auf Rußlands Geheiß, durch Nachgiebigkeit gegen die Dänen ſühnen, Dänemark ſeiner lange und geſchickt behaupteten Neutralität entſagte. Das Kaperweſen nahm ſofort einen bedeutenden Schwung; Eingeſeſſene der Herzogthümer betheiligten ſich bei der Wagniß und bei dem Gewinn. So gänzlich hat die Kaperei alle Phaſen dort durchgemacht, die überhaupt und beſonders in den Tagen des Continentalſyſtems vorkamen, daß auch ſimulirte Unternehmungen nicht ausblieben, um die Einfuhr und den öffentlichen Verkauf verbotener Waaren möglich zu machen. In Altona und Rendsburg (ſpäter auch in Schleswig) waren Priſengerichte eingeſetzt, und, obſchon wir nicht im Stande ſind, ſtatiſtiſche Data über die Ergebniſſe mitzutheilen, wird es einigermaßen ein Bild von dem Umfang geben, in welchem die Herzogthümer ſich betheiligten, wenn wir anführen, daß in der chronologiſchen Sammlung der ſchleswig-holſteiniſchen Verordnungen in den Jahren 1807 — 12 nicht weniger als 16 Verordnungen ſich finden, welche ſich auf das Kaperweſen beziehen.

Wär' es anders, wäre für Schleswig-Holſtein im gleichen Maße wie für das übrige Deutſchland die Wehrhaftigkeit zur See eine verſchollene Sage geweſen, ja, hätte dieſe Wehrhaftigkeit gar niemals, auch nicht in fernen Jahrhunderten, beſtanden, ſo hätte dennoch, als Deutſchland im März 1848 ſich zu ermannen ſchien, ein nahe liegender Vorgang mahnen können, mit gutem Muthe Hand ans Werk zu legen. Als der amerikaniſche Unabhängigkeitskrieg ausbrach, beſaß weder der Congreß noch irgend ein einzelner Staat Nordamerikas ein einziges Kriegsſchiff, noch irgend welche Anſtalt, ein ſolches auszurüſten. Es klingt lächerlich, aber ordentlich zu Land und zu Fuß ſind britiſche Kriegsfahrzeuge zuerſt bekämpft und erobert worden; eine amerikaniſche Kriegsflagge hat zum erſten Mal von einer genommenen britiſchen Schaluppe geweht. Mag man bei Thomas Clark oder in einer andern Marinegeſchichte die Erzählung dieſer erſten Actionen (im Mai 1775) nachleſen, man wird ſich überzeugen, daß es in Amerika nicht weniger als in Deutſchland an aller einheimiſchen Rüſtung fehlte. Aber in Deutſchland wie in Amerika waren die Kräfte, war das Material, war eine treffliche Handelsflotte und eine geübte Schule von Schiffsbauern vorhanden. Die Geſetzgebung von Maſſachuſetts nahm zuerſt die Sache in die Hand, autoriſirte die Wegnahme feindlicher Schiffe und wies Gelder an zur Bewaffnung von einheimiſchen. Freilich der Congreß gab den kühnen, entſchloſſenen aber vereinzelten Beſtrebungen (noch vor Ablauf des Jahres) eine nationale Grundlage und oberſte Leitung. Zu Ende des Jahres 1776 konnten dreizehn neuerbaute Fregatten in See ſtechen. Und nun leſe man die Liſten der eroberten feindlichen Schiffe und erinnere ſich, daß es die erſte Seemacht der Welt war, welche die Amerikaner bekämpfte!

Auch in Deutſchland nahm die Centralgewalt die Sache in die Hand, und man hatte keineswegs die erſte Seemacht der Welt zu bekämpfen, ſo wenig, daß däniſche Blätter mit einer im Kriege kaum begreiflichen Offenherzigkeit über den vernachläſſigten Zuſtand der däniſchen Marine, über den Mangel an bewaffneten Dampfſchiffen, über die Führung des Seekrieges dem Marineminiſter unabläſſig die bitterſten Dinge ſagten. Was aber iſt die Geſchichte der deutſchen Flotte?

Wir haben nicht unternommen, ſie zu ſchreiben, meinen aber, herben Angriffen würde durch die Aufzählung der mannichfaltigen und eigenthümlichen Mißgeſchicke zu begegnen ſein, welche die Thätigkeit der Flottenverwaltung zu einem Rennen mit Hinderniſſen werden ließen. Der größte Unſtern bleibt jedenfalls dieſer, daß, als die Anfänge der Flotte ſoweit hergeſtellt waren, um ſich zu verſuchen, die Grundlage ihrer Exiſtenz bereits durch die innern Feinde Deutſchlands mehr als untergraben, die deutſche Einheit ſo jämmerlich geſprengt war, daß Lord Palmerſton erklären durfte, es ſeien vor Helgoland unbekannte Dampfſchiffe unter einer ſchwarzrothgoldenen Flagge geſehen worden; wenn dieſelben ferner auf der See ſich Thätlichkeiten zu Schulden kommen ließen, ſo würden ſie als Piraten behandelt werden. Wenige Wochen ſpäter war vollends die „deutſche Flotte“ zu ruhmloſer Unthätigkeit verurtheilt, weil Preußen mit dem Reichsfeind zunächſt einen Separatwaffenſtillſtand und ein Jahr ſpäter einen Separatfrieden abgeſchloſſen.

So kam es, daß die deutſchen Herzogthümer ihre Vertheidigung zur See einem allerdings gar ſehr überlegenen Feinde gegenüber zu führen hatten. Die Herzogthümer hatten zu keiner Zeit mehr als 11 Stück Geſchütz und etwa 800 Mann Beſatzung auf ihren Kriegsfahrzeugen; die Dänen verfügten über 190 Stück Geſchütz und mehr als 5000 Mann. Eine Ueberſicht der Vertheilung mag man aus der umſtehenden Tabelle erſehen.

Will man wiſſen, was das Land für den Zweck der Seebewaffnung aufgewendet? Das Marinebudget betrug im Jahre 1849, ausſchließlich des Neubaus der Kanonenboote und der Seecadettenſchule, über 218,000 Thlr. Preuß. Courant (547,279 Mark $8\frac{1}{4}$ Schilling), im Jahre 1850, einſchließlich der Seecadettenſchule, etwa 200,000 Thlr. (497,812 Mark $7\frac{1}{4}$ Schilling). Außerdem iſt für das Material der Flotte, für erforderliche Baulichkeiten und Inventar aus der Landeskaſſe (alſo abgeſehen von den durch freiwillige Gaben hergefloſſenen Geldern) verausgabt worden die Summe von 274,000 Thlr. Preuß. Courant (696,015 Mark). Während wir ſchreiben, bieten die Zeitungsblätter zum Vergleich die Ziffer des preußiſchen Marinebudgets für 1851: ſie beträgt 355,188 Thlr. 11 Sgr. 1 Pf.

Die Seerüſtung, welche das ſchwergeprüfte Land mit ſolchen Anſtrengungen beſtritten, hat es nie in einem andern Lichte betrachtet als in dem eines Theils der deutſchen Flotte. Die ſchleswig-holſteiniſche Flottille kennt kein anderes Banner als Schwarzrothgold. Dieſes weht und wird wehen, bis die Oeſtreicher „im Namen der Bundesgewalt“ es entfernen, wie ſie es von dem öffentlichen Platz in Rendsburg entfernt haben.

Gewiß, dieſe ganze Erſcheinung verdient in ihrem Urſprunge und in ihrer Wirkſamkeit gekannt zu werden. Aber wir müſſen den Leſer verwarnen, daß er nicht mehr ſuche als wir ihm bieten können, nichts Anderes ſuche als eine trockene, dürre Chronik der Begebenheiten und der thatſächlichen Verhältniſſe. Kann dieſe Arbeit irgend ein Verdienſt haben, ſo kommt es nur Denjenigen zu, welche entgegenkommend zuverläſſiges Material in unſere Hand gelegt haben, insbeſondere dem Mitgliede der Marinecommiſſion, Herrn Lorenz Karberg in Kiel. Da amtliche Veröffentlichungen über die Marine nach der neueſten Wendung der Schickſale Schleswig-Holſteins nicht mehr zu erwarten ſtehen, ſo erſchien es uns nicht allein erlaubt, ſon-

Schleswig-Holſteiniſche Kriegsfahrzeuge,

welche in den Jahren 1849 und 1850 im Kriege wider Dänemark thätig waren.

Bauart.	Name.	Befehlshaber.	Anzahl der Kanonen.	Vollzählige Anzahl der Beſatzung incl. Offiziere.
Kanonenboot mit archimediſcher Schraube	Nr. 1	Auxiliarlieutenant **Lange**	2 Stück 60pfündige Bombenkanonen	28 Mann
Kanonenboot	Nr. 2	Lieutenant II. Claſſe **Söndergaard**	2 Stück 60pfündige Bombenkanonen	48 -
-	Nr. 3	Auxiliarlieutenant **Rieper**	-	50 -
-	Nr. 4	Lieutenant II. Claſſe **Henſen**	-	48 -
-	Nr. 5	Auxiliarlieutenant **Beck**	-	48 -
-	Nr. 6	Auxiliarlieutenant **Meyer**	-	50 -
-	Nr. 7	Auxiliarlieutenant **Jacobſen**	-	48 -
-	Nr. 8	Auxiliarlieutenant **Lamp**	-	48 -
-	Nr. 9	Auxiliarlieutenant **Wraa**	-	50 -
-	Nr. 10	Auxiliarlieutenant **Bürow**	-	48 -
-	Nr. 11	Auxiliarlieutenant **Kier**	-	48 -
-	Nr. 12	Auxiliarlieutenant **Fiſcher**	-	50 -
Schooner	Elbe	Auxiliarlieutenant **Thomas**	6 kurze 12pfündige Vollkugelkanonen	40 -
Dampfſchiff	Kiel	Auxiliarlieutenant **Bendixen**	4 Stück 18pfündige kurze Kanonen	35 -
-	Benin	Lieutenant II. Claſſe **Schau**	1 84pf. Bomb.-Kan. 1 60pf. - - 2 30pf. - -	80 -
-	Löwe	Lieutenant II. Claſſe **Dittmann**	2 12pf. kurze Kanon. 1 lange 18pf. Vollkugelkanone	60 -
			Reſervemannſchaft circa	60 -

Kanonen: 41 Stück mit circa 800 Mann,
incl. Befehlshaber.

Däniſche Kriegsſchiffe,

welche im Jahre 1850 im Kriege gegen die Herzogthümer Schleswig-Holſtein verwendet wurden.

Gattung	Name	Befehlshaber.	Anzahl der Kanonen circa.	Anzahl der Beſatzung circa.	Station.	Bemerkungen.
Linienſchiff	Skiold	Secher	84	650	Kieler Hafen	im Sept. abgelöſt von der Fregatte Dronning Maria u. wird in Kopenhagen abgetakelt.
Fregatte	Dronning Maria	Secher	56	400	Kieler Hafen	
„	Freya		54	350	„	
Corvette	Havfruen	Meyer	44	280	„	
Fregatte	Thetis		48	300	Eckernförde	
Corvette	Valkyrien	Prößtius	24	200	bei Fehmarn und in der Bucht von Neuſtadt	
Barkſchiff	Saga	Flenßberg	14	120		
Brigg	Oernen	Mureß	10	70		
Dampfſchiff	Helger Danske	Aſchlund	11	165	in der Oſtſee	
„	Hekla	Suenſon	7	130		
„	Skirner	Seidelin	4	80		
„	Eider			70		
„	Aegir			80		
Kanonen-Boote	34					als: 4 bei Eckernförde 18 „ Alſen 4 „ Fehmarn 8 in der Schlei
„	6					an der Weſtküſte, Commandeur Albrecht.
Kanonen-Boote	40		80	2200		
Fregatte	Flora		48	300	Weſtſee	
Dampfſchiff	Geiſer	Wulff	6	100	„	
		Kanonen	490	5535 Mann.		

Außerdem die nicht armirten däniſchen Dampfſchiffe:

Schleswig
Caroline Amalie
Vesper
Hertha
Zephyr
Waldemar
König Chriſtian VIII.
Villanden

Pferdekraft und Beſatzung nicht bekannt.

Anzahl der Transportſchiffe unbekannt.

dern Pflicht, umſtändlicher aus den uns vorliegenden Berichten zu ſchöpfen, um die Kunde Deſſen, was erſtrebt und was geleiſtet worden, für deutſche Leſer zu retten.

Ein Theil der freiwilligen Gaben, die von Deutſchen nah und fern zur Gründung einer Reichsflotte beſtimmt waren, noch ehe eine oberſte Leitung für dieſe Angelegenheit beſtand, ward dem kieler Flottencomite überwieſen und zum Bau von vier Kanonenbooten, ſowie zur Erwerbung von acht Stücken Geſchütz verwendet. Der Bau ward in Kiel im Herbſt 1848 vollendet; die Boote waren unverdeckt und nach dem alten däniſchen Muſter eingerichtet. Einem Verein von Frauen und Jungfrauen in Rendsburg war es gelungen, zum Bau eines fünften ausreichende freiwillige Gaben zu ſammeln. Von der in Folge des Malmöer Waffenſtillſtandes eingeſetzten gemeinſamen Regierung wurden im December 1848 fernere ſieben Kanonenboote, und zwar mit feſtem Decke, darunter ein Dampfboot mit archimediſcher Schraube (deſſen Maſchine von Schweffel und Howaldt in Kiel), in den Städten Kiel, Eckernförde, Glückſtadt, Tönning, in den Flecken Elmshorn und Arnis (bei Cappeln) und im Dorfe Nübbel (bei Rendsburg) in Bau gegeben. Außer dieſen, theils beſchafften, theils beſtellten Kanonenbooten bildeten den Stamm der ſchleswig-holſteiniſchen Marine die folgenden drei Fahrzeuge: der in Altona früher als Wachtſchiff aufgeſtellte Kriegsſchooner „Elbe“, mit acht Stück zwölfpfündiger Kanonen, und zwei Dampfboote, die indeſſen erſt zum Kriegsgebrauch umgebaut und bewaffnet werden mußten, nämlich der „Chriſtian VIII.“ von 180 Pferdekraft, dem Eigenthümer Herrn M. T. Schmidt in Kiel abgekauft, und der „Kiel“, von 40 Pferdekraft, von den Dänen bei Altona zurückgelaſſen.

In dieſem Stande waren die Dinge, als die gemeinſame Regierung beſchloß, eine eigene Behörde für das Marineweſen der Herzogthümer zu errichten. Durch eine Verfügung vom 1. Februar 1849 ward eine Marinecommiſſion eingeſetzt, der das geſammte Marineperſonal untergeordnet und die ihrerſeits unmittelbar unter dem Kriegsdepartement ſtehen und demſelben verantwortlich ſein ſollte. Unbeſchadet der Theilung der Geſchäfte, für welche vorläufig drei Sectionen unterſchieden wurden, ward collegialiſche Berathung und Beſchlußnahme für alle wichtigern Angelegenheiten angeordnet. Ernannt ward der Ingenieurmajor von Jeß als erſtes und vorſitzendes, der Kaufmann Lorenz Karberg (früher in Apenrade) als zweites, und der Seelieutenant Kier als drittes Mitglied der Commiſſion.

Als die Commiſſion am 10. Februar ihre erſte Sitzung hielt, lag vor ihr ein weites Feld der Thätigkeit; und welche Schwierigkeiten, im Einzelnen ſtets ſich wiederholend, thürmten im Ganzen ſich auf! Die Kündigung des Waffenſtillſtandes ungewiß, abhängend von diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen dem Reichsminiſterium und dem Reichsfeind, von der Empfänglichkeit Preußens für fremde Einflüſſe, von der Autorität der vermittelnden Macht, und möglicher aber unberechenbarer Weiſe ſehr nahe bevorſtehend, gewiß nur die Mangelhaftigkeit der Küſtenvertheidigung, die meiſten Kriegsfahrzeuge noch ungebaut, die vorhandenen unbewehrt und (bis auf den Schooner Elbe und das angekaufte Dampfboot) ohne Führer, ohne Mannſchaft, ohne Vorräthe irgend einer Art.

In Ermangelung gedienter und für dieſen Beruf eigens gebildeter Seeoffiziere war man auf tüchtige einheimiſche Schiffsführer und Steuerleute angewieſen. An Meldungen fehlte es nicht; die Gewohnheit, der Seegefahr ins Auge zu blicken, die Vertrautheit mit dem Element durfte nicht gering angeſchlagen werden; es blieb Ehrenſache des Einzelnen, mit angeſtrengtem Eifer die Kenntniß der Behandlung des Geſchützes, ſowie der eigenthümlichen Evolutionen des Seekrieges ſich anzueignen. Am 12. Februar bereits konnte die Commiſſion die Ernennung von 16 Offizieren und 9 Fähnrichen beantragen, die am 20. genehmigt wurde. Selbſt für die oberſte Leitung gelang es erſt ſpäter, und nur vorübergehend, einen im Marinedienſt ausgebildeten Offizier zu gewinnen. Der Seehauptmann Donner aus Altona, der früher in der däniſchen Marine geſtanden, kehrte von Frankfurt a. M. zurück, wo er an einer Berathung über das deutſche Flottenweſen Theil genommen, und ward am 27. Februar zum Mitglied der Marinecommiſſion und zum Höchſtcommandirenden der im Entſtehen begriffenen Flottille ernannt; aber ſchon am 17. März ging er mit den Kanonenbooten nach Holtenau, am 6. April verfügte er ſich nach Eckernförde und trat darauf in den Reichsdienſt, bei welchem Anlaß auch der Seelieutenant Kier, der im Oberbefehl ihm folgte, aus der Marinecommiſſion ausſchied.

Der Eintritt der Mannſchaft ſtand zum 1. März bevor; eine erſte Sorge war alſo die für ihre Unterbringung. Kiel bot kein Local, in welchem auch nur die vollzählige Bemannung eines Kanonenbootes, geſchweige denn die erwarteten 500—600 Mann ſich unterbringen ließen. Die Einquartierung bei den Bürgern ſchien mit der vom erſten Anfange an erforderlichen ſtrengen Ordnung unvereinbar. Am 13. Februar beantragte die Commiſſion die Einrichtung des Kanalzollpackhauſes in Holtenau zur Marinekaſerne, die auch ſofort unter möglichſter Annäherung an die Einrichtungen eines Schiffsraums ins Werk geſetzt, mit Räumen für Segelmacher, für Vorräthe, für Gefängniſſe verſehen, daneben ein freiſtehendes Küchengebäude hergeſtellt und ein nahe gelegenes kleines Haus zum Hoſpital für Leichtkranke verwendet wurde. Ein genügenderes Marinehoſpital ward im nächſten Monat in Kiel ſelbſt hergerichtet, Dr. Valentiner aus Kiel als Oberarzt, Dr. Habroſsky aus Wien (ſtarb am 4. Oct. 1849 in Tönning am Nervenfieber) als Hülfsarzt, und ſpäter noch zwei Unterärzte angeſtellt. Im Februar wurden noch Contracte über Lieferung von Steinkohlen (aus der Carr Hartley Mine in Newcaſtle), von Hängematten

u. dgl., von Mundvorrath *), ſowie über Erbauung eines Pulverthurms abgeſchloſſen, im März ein Laboratorium angelegt und der Kunſtfeuerwerker **Pierau** aus Wilſter ſowie (insbeſondere für Bereitung der Bombenzündröhren nach der neuen preußiſchen Methode) der Oberfeuerwerker **Katte** aus Magdeburg (von der dritten preußiſchen Artilleriebrigade) dafür gewonnen.

Bei der großen Ausdehnung der Küſtenſtrecke und den unzulänglichen Vorkehrungen zu deren Schutz (Strandbatterien hatten nur die Buchten von Kiel und Eckernförde) war ein vollſtändiges und präciſes Signalſyſtem doppeltes Bedürfniß. Die Hauptpunkte: Kiel, die Mündung des Hafens und Eckernförde, wurden mit Schleswig (dem Sitz der Regierung) und der Feſtung Rendsburg unter der Leitung des Schiffsbauconſtructeurs **von Schirach** verbunden. Von den vorjährigen Anſtalten ward nur eine einzige beibehalten, die man dem Patriotismus eines Einzelnen verdankte und die einer beſondern Erwähnung werth iſt. Die vielen Reiſenden, die im Sommer 1849 von Kiel aus Eckernförde beſucht haben, werden ſich einer fabelhaften Conſtruction erinnern, die in Gettorf (an der Landſtraße etwa auf halbem Wege gelegen) über dem Kirchthurm in den Lüften ſchwebte. Auf haſtige Fragen wird ihnen die Antwort geworden ſein, das ſei der Telegraph. Es war die prunkloſeſte und verdienſtlichſte aller Warten, die der Baumeiſter **Callſen** durch ſinnreiche und kühne Handhabung der einfachſten Mittel bis auf 72 Fuß über die Spitze des Kirchthurms erhöht hatte. Sparren an Sparren war hinaufgeſchoben, durch Seile befeſtigt, die an Querbalken geſpannt waren, welche aus den Oeffnungen des Thurmes nach allen Seiten hin hervorragten. Von der oberſten Luke des Thurmes bis zur entſprechenden Höhe, wo einige Bretter quer gelegt waren, um darauf zu ſtehen, war an den Sparren eine Leiter befeſtigt, die man alle zwei Stunden Herrn Callſen (denn er ſelbſt verſah den nicht gefahrloſen Dienſt), das Fernrohr in einer Lederhülſe umgehängt, erklimmen ſah. Oben auf den Querbretern angelangt, band er am Sparren ſich feſt und ſchaute in die Ferne. Von Alſen bis Fehmarn, „von der Woge, die ſich bäumet längs dem Belt am Oſtſeeſtrand, bis zur Flut, die ruhlos ſchäumet an der Düne flücht'gem Sand“, lag die See ſeinem Blicke erſchloſſen. Die Dänen haben bei ihrem flüchtigen Beſuch in Gettorf im vorigen Jahre ſich vergebliche Mühe gegeben, Herrn Callſen aufzuſpüren, der ihre Spur, wie ſie mit Aerger erfahren, zwei Sommer hindurch unabläſſig überwacht hatte.

---

*) Für binnenländiſche Leſer wird es nicht unerfreulich ſein, einige Notizen über die Verpflegung der Matroſen zu erhalten. Der Speiſezettel enthält für je hundert Mann am Sonntag: 100 Pfund friſches Fleiſch, 50 Pfund Reis, 125 Pfund Brot, 12½ Pfund Butter, ½ Pfund Thee, 6¼ Pfund Zucker, 50 Kannen Bier, 4 Kannen Branntwein, 50 Pfund Käſe, ferner Grünes. An den Wochentagen fallen die beiden letzten Nummern weg; die beiden erſten wechſeln ab mit: 100 Pfund geſalzen Fleiſch, 6 Spint Kartoffeln, 3 Spint Erbſen; oder 75 Pfund Speck, 33⅓ Pfund Graupen, 12 Pfund Pflaumen, 18 Pfund Syrup, 3 Kannen Eſſig u. ſ. w. Man ſieht, für des Leibes Nothdurft und Nahrung iſt geſorgt. Rechnet man hinzu den täglichen Bedarf eines Jeden an Salz, Feuerung, Licht und Oel, ſowie an Seife zum Waſchen der Hängematten u. dgl., ſo ſtellen ſich die Verpflegungskoſten für jeden Marinematroſen an Bord täglich auf 9 Schillinge (6¾ Sgr. oder nicht ganz 24 Kreuzer). — Die Monatsgage beträgt für einen Unteroffizier I. Claſſe 36 Mark, II. Claſſe 33 Mark, III. Claſſe 30 Mark; für einen Matroſen I. Claſſe 27 Mark, II. Claſſe 21 Mark, III. Claſſe 15 Mark (2½ Mark oder 40 Schillinge betragen 1 Thlr. Preuß. Cour.; 10 Mark = 4 Thlr. = 7 fl.).

Gegen Ende Februars ward Befehl ertheilt, den Schooner Elbe und die beiden in Glückſtadt und Elmshorn erbauten Kanonenboote nach Kiel zu bringen. Gleichzeitig trafen mit der Eiſenbahn die erſten zehn von den in Lüttich beſtellten vierzig Stück ſechszigpfündigen Bombenkanonen ein; etwa vier Wochen ſpäter überſandte die proviſoriſche Centralgewalt zwei Vierundachtzigpfünder für das Dampfſchiff Chriſtian VIII., welches ſeitdem den Namen Benin erhalten hatte und auf einem kieler Werft zum Kriegsſchiff umgebaut ward. Im kieler Hafen ſollten die Mittel zur Seevertheidigung concentriert werden; ein Kanonenboot nach dem andern ward, halbvollendet, dahin geſchafft, um vollends in den Stand geſetzt zu werden; aber wer ſchützte den kieler Hafen, der dieſe noch unfertigen Vertheidigungsmittel barg? Bereits am 23. Februar hatte die Commiſſion zu dieſem Endzwecke die Anlage einer Strandbatterie bei Düſternbrook empfohlen. Eine ſolche ward am 17. März in Angriff genommen, ward am 26. März fertig; Tags zuvor wurden auch die Schanzarbeiten bei Laboe (an der andern Seite des Meerbuſens) beendigt; aber bereits hatten ſich däniſche Kriegsſchiffe vor dem kieler Hafen gezeigt und man hatte es für keine überflüſſige Vorſicht erachtet, die noch nicht fertigen Kriegsfahrzeuge bis zur effectiven Herrichtung der Strandbatterien im Schleswig-Holſteiniſchen Kanal in Sicherheit zu bringen. Die neue Batterie bei Düſternbrook ward am 2. April mit Matroſen unter einem Marinelieutenant beſetzt; Artilleriſten, hieß es, könnten für dieſen Zweck nicht entbehrt werden. Es mag hier noch bemerkt werden, daß Anfangs Mai der Deichinſpector Chriſtenſen angewieſen ward, ſtatt der düſternbrooker Schanze eine permanente Batterie anzulegen; er wählte dazu einen etwas näher nach der Stadt hin gelegenen Platz; nach zweimonatlicher Arbeit ſtand die Batterie vollendet und erhielt den Namen „Fort Delius“ zum Andenken eines der tapferſten und beliebteſten Offiziere des Stabes, des Hauptmanns Delius, der, bei Snoghoi am 22. Mai 1849 ſchwer verwundet, am 26. geſtorben war.

Am 13. März beſtimmte die gemeinſame Regierung, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsfahrzeuge die deutſche Reichskriegsflagge führen ſollten; die betreffenden Legitimationspapiere ſind den einzelnen Befehlshabern im Juni eingehändigt; ein Uniformirungsreglement unter Zugrundelegung des von der deutſchen Centralgewalt angeordneten ward gleichfalls im Juni entworfen. Vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten war die ſchleswig-holſteiniſche Marine abſeiten der Centralgewalt der Leitung des Oberbefehlshabers der Reichstruppen, Generallieutenant Prittwitz, untergeben worden.

Die Waffenthat des 5. April 1849, der glorreiche Tag von Eckernförde, iſt noch in lebhafter Erinnerung. Für unſern Zweck kommt es nur auf den Antheil an, welchen die ſchleswig-holſteiniſche Marinebehörde an der Bergung der Gefion gehabt. Am 4. April war vom Commando der Batterie zu Laboe die Meldung eingelaufen, daß mehrere däniſche Kriegsſchiffe der Bucht von Eckernförde zuſteuernd geſehen und daß von der däniſchen Fregatte Gefion die Blockade des kieler Hafens angezeigt worden. Am Abend des nächſten Tages, gegen 10 Uhr, kam nach Kiel als ein kaum glaubliches Gerücht die Nachricht von dem Schickſal des Linienſchiffes und der Fregatte im eckernförder Hafen. Das Commiſſionsmitglied Hauptmann Karberg, der Marineoberarzt Dr. Valentiner, der Kaſſirer der Marine, Herr Wulff, und der Schiffbauconſtructeur, Herr Schau, beſchloſſen, ſich ſofort nach Eckernförde zu verfügen, woſelbſt ſie eine halbe Stunde nach Mitternacht anlangten und die Fregatte Gefion noch auf der Rhede liegend fanden. Der Höchſtcommandirende derſelben war freilich ſchon Abends zuvor ans Land beordert und hatte ſein Seitengewehr abgegeben, übrigens hatte die Fregatte noch ihre däniſche Beſatzung, von der noch etwa 220 Mann unverwundet waren, unter dem Befehle des zweiten Commandirenden, Capitainlieutenant Meyer, an Bord, ohne von deutſchen Truppen beſetzt zu ſein. Hauptmann Karberg ſuchte daher ſofort die Beſitznahme der Fregatte zu bewerkſtelligen und veranlaßte zu dem Ende den Commandanten der Stadt, eine Anzahl Soldaten vom 3. ſchleswig-holſteiniſchen Reſervebataillon nach der Hauptwache zu beordern. Bevor die Leute zuſammenkamen, erboten ſich 24 Schiffer aus Schleswig, Cappeln und Arnis, bei der Beibringung der Fregatte zu helfen. Nachdem es gelungen war, von den ſehr ermüdeten Soldaten zwölf herbeizuholen, ward dem Schiffer Bartelſen aus Schleswig das Commando übertragen. Sie ſtießen, im Ganzen 30 Köpfe ſtark, in 3 Booten vom Lande und lagen gegen 2½ Uhr mit dem erſten Boote an der Seite der Fregatte; der Schiffbauconſtructeur Schau war der erſte auf dem Deck. Es wurde ſofort ein Poſten von 4 Mann vor die Pulverkammer geſtellt und die däniſche Beſatzung unter Deck beordert. Ein Theil derſelben folgte dem Befehl. Darauf wurden die übrigen Poſten ausgeſtellt und Steuer- und Ankerketten unterſucht. Der Wind war Oſt und ſtand grade auf die brennenden Trümmer des Linienſchiffes. Die Lage war bedenklich, da die Fregatte verloren geweſen wäre, wenn ſie Steuer und Segeln nicht ſogleich gehorchte. Andererſeits ſchien aber auch ein Zögern nicht mehr rathſam. Zwei Schiffer wurden ans Steuer geſtellt. Der Klüver ward gehißt, darauf das Beſanſegel, wobei einige däniſche Matroſen mechaniſch halfen. Das Kabeltau ward raſch gekappt, die Ankerkette rollte in den Grund, ſchnell wurde auch die Pertline gekappt, womit der letzte Anker losging, und die Fregatte bewegte ſich glücklicherweiſe nach vorn, dem Hafen zu. In dieſem Augenblicke ward ein Dampfſchiff, gleich darauf wurden noch zwei Kriegsſchiffe in Sicht gemeldet. Deſſenungeachtet wurden nicht mehr Segel aufgeſetzt, um die Fregatte nicht hart auf den Grund zu ſetzen. Um 5 Uhr Morgens ward der innere Hafen erreicht, die Fregatte berührte leicht den Grund und ſtand feſt. Es haben ſomit die Berger ihre ſchwierige und gefahrvolle Aufgabe mit Umſicht gelöſt, und wie ſie formell die Erſten waren, die durch Aufziehen der deutſchen Flagge im Namen des Reiches Beſitz von der Fregatte ergriffen, ſo iſt auch wirklich durch ihre Bemühungen die werthvolle Kriegsbeute (der Werth der Fregatte beträgt mindeſtens 500,000 Thlr. Preuß. Courant) geſichert. Am 6. April übernahm der Seehauptmann Donner den Oberbefehl der Fregatte. Die fernern Schickſale der Geſion, die in die Geſchichte der Eiferſucht zwiſchen Oeſtreich und Preußen verflochten ſind, gehören nicht hierher. Als eins von vielen Zeichen der heilloſen Zuſtände mag indeſſen hier erwähnt werden, daß zur Stunde noch den Eroberern ſo wenig als den Bergern dieſer Kriegsbeute der ihnen gebührende Antheil an den Priſengeldern geworden iſt. Ein Antrag des Herrn von Radowitz im frankfurter Parlament hatte die Angelegenheit der Priſengelder, die ſchon 1848 im Allgemeinen (durch Venedey) angeregt war, mit beſonderer Beziehung auf den ruhmwürdigen Kampf vom 5. April 1849 zur Sprache gebracht. Der Antrag, wie ſo mancher andere, verhallte in den Lüften. Im Sommer 1850 ſagte Preußen ſeine Verwendung bei der Bundescentralcommiſſion zu. Nachdem Preußen endlich von Dänemark die ſchon während des Waffenſtillſtandes mit vieler Naivetät, aber vergeblich, nachgeſuchte Erlaubniß erhalten hatte, die eroberte Fregatte unter Begleitung eines preußiſchen Kriegsſchiffes nach einem andern deutſchen Hafen bringen zu laſſen, ward durch die Statthalterſchaft die Priſenangelegenheit der preußiſchen Regierung neuerdings (26. October 1850) in Erinnerung gebracht und, in Ermangelung einer für ganz Deutſchland gültigen geſetzlichen Vorſchrift, die ältern in den Herzogthümern geltenden particularen Verordnungen bei den Vorſchlägen über den Maßſtab der Vertheilung zum Grunde gelegt. Die Denkſchrift der Statthalterſchaft, der wir die obigen Data entlehnen, hat aber, ſoviel uns bekannt, keine Beachtung gefunden. Neben den ungelöſten Verpflichtungen, die man der Nation gegenüber übernommen, kann es nicht verwundern, wenn die Anſprüche Einzelner überſehen werden; noch kann es befremden, wenn in den Tagen von Warſchau und Olmütz die Erinnerung ſich nicht auf ein Ereigniß richten mochte, das den Deutſchen mit Selbſtvertrauen und Stolz erfüllen konnte.

Um die Mitte Aprils war der Lieutenant Kier mit vier Kanonenbooten (Nro. 4, 7, 10, 11; das Kanonenboot Nro. 3 kam Ende Mai noch hinzu) nach der Weſtſee beordert. Der Zweck war der Schutz der Weſtküſte des Landes und die Säuberung der nahe gelegenen Inſeln, welche gleich beim Ausbruch des Krieges im April 1848 von den Dänen beſetzt worden waren. Es ſchien bis dahin die Weſtküſte wenig beachtet worden zu ſein; auch jetzt vernahm man, der Oberfeldherr von Prittwitz könne kein Bataillon entbehren, um den nöthigſten militäriſchen Beiſtand zu leiſten; es ſei deshalb von den Inſel- und Außerfrieſen ein Landſturm organiſirt, um die Inſeln zu befreien und zu behaupten. Wenigſtens war den Frieſen keinerlei Hülfe geworden als nur von den bezeichneten Kanonenbooten; aber dieſe erwieſen ſich auch ausreichend und zwar faſt ohne einen wirklichen Kampf. Nur auf Sylt hatte, nachdem das Verlangen der Auslieferung der bei Liſt liegenden Jachten verweigert war, ein Gefecht zwiſchen den Kanonenbooten und den däniſchen Truppen ſtattgefunden, und die letztern hatten, einer Bekanntmachung des Marineminiſteriums in Kopenhagen zufolge, drei bis vier Todte. Die bei Liſt ſtationirte Corvette Walkyrien (Commandeur Pröſilius; 24 Kanonen, 200 Mann Beſatzung) ſowie ſämmtliche kleine Kreuzer zogen ſich bei Ankunft der Kanonenboote ſofort zurück und ließen während des Feldzuges in dieſen flachen Gewäſſern ſich nicht wieder blicken. Die Inſeln wurden gänzlich geräumt; am 2. Mai flüchteten die Dänen von Föhr mit Zurücklaſſung einer achtzehnpfündigen Kanone und eines Pulverwagens, am 3. Mai von Sylt, wo ſie reichlich 1000 Tonnen Steinkohlen zurückließen, die von einem engliſchen Schooner für ſie gebracht waren, welcher außerdem noch mit Munition und Kriegsbedarf für die Dänen beladen und beim Löſchen beſchäftigt war, es aber nicht gerathen fand, ſeiner Flagge zu vertrauen, nachdem er ihre Neutralität in ſolcher Weiſe blosgeſtellt, ſondern die eintretende Ebbe beim Anſegeln der Kanonenboote zur Flucht benutzte und durch eine dazwiſchen liegende Sandbank der Verfolgung ſich entzog. Außerdem ward noch von der Flottille am 30. April ein däniſcher Schooner, Mary und Metta, von Ballum mit voller Ladung nach Island beſtimmt, ſowie eine däniſche Jacht aufgebracht und ſpäter ein Zollkreuzer genommen. Das „Faedreland“ ſprach ſehr ungnädig darüber, daß man ſich von vier kleinen, mit „aufgerafftem Geſindel“ beſetzten Kanonenbooten von den Inſeln der Weſtſee verjagen laſſe. Die Thatſache des eiligen Entweichens beim Herannahen der Flottille war nicht in Abrede zu ſtellen.

Dem im kieler Meerbuſen zurückgebliebenen, der Zahl nach größern Theil der ſchleswig-holſteinſchen Flottille ward im Laufe des Sommers bis zum Waffenſtillſtand mehrfache Gelegenheit, ſich dem Feinde bemerkbar zu machen. Nachdem der Bonin (80 Mann, 2 Stück ſechszigpfündige, 4 Stück dreißigpfündige Kanonen, unter dem Befehl des Auxiliarlieutenants Wahrlich) bereits am 9. Mai mit däniſchen Kriegsſchiffen einige Schüſſe gewechſelt, ging er am 11., mit fünf Kanonenbooten im Schlepptau, hinaus; circa 3½ Meilen von Bülk lagen der Dampfer Hekla, eine Fregatte und eine Kutterbrigg. Als Lieutenant Wahrlich ſeinen Cours auf ſie zu nahm, ſteuerten die Dänen ihm entgegen; es entſpann ſich ein mehrſtündiges

Feuer, das nach einer Pauſe von Seiten des Bonin aufs neue begann, ohne daß ein weiteres Reſultat zu berichten wäre, als daß der Däne nicht für gerathen fand, den Schleswig-Holſteinern in die Bucht hinein zu folgen. „Wir hatten“, ſagte ein Brief aus Kiel, „das Vergnügen, aus der Ferne ein kleines Seegefecht mit anzuſehen, wenn dieſer Ausdruck nicht noch zu kühn iſt.“ Doch verdoppelte ſich die Vorſicht, mit welcher die Dänen ſich dem Hafen näherten. Nach der Erfahrung von Eckernförde ſcheuten ſie Strandbatterien mit gutem Grund; noch jüngſt (am 3. Mai) war das Kriegsdampfſchiff Geyſer von einer Schanze an der Küſte von Fehmarn ſo ſcharf begrüßt worden, daß es, nachdem von vier Schüſſen zwei getroffen, ſich ſchleunig wieder entfernte. Das herausfordernde Selbſtvertrauen der jugendlichen Seebewaffnung und das Bewußtſein des vernachläſſigten Zuſtandes der eigenen Seemacht kam hinzu.

Der Blockade zum Trotz war der Bonin (unter dem Befehl des Lieutenant Schau) am 2. Juni auf einer Uebungs- und Recognoſcirungsfahrt nach Eckernförde geſendet und ſollte am 4. in der Frühe nach Kiel zurückkehren. In der Nacht poſtirten ſich ſechs Kanonenboote (unter dem Befehl des Lieutenants Köhler) etwa ½ Meile unterhalb Bülk, um den Bonin, falls er angegriffen würde, zu unterſtützen. Vor dem eckernförder Hafen lagen in einer Entfernung von 1½ Meilen vom Lande ein däniſches Linienſchiff und eine Fregatte, dicht vor dem kieler Hafen der Hekla, um den Bonin abzuſchneiden. Bei Ankunft der Kanonenboote verließ der Hekla ſeine Stellung und griff ſie an, während der Bonin, vom eckernförder Hafen kommend, ſichtbar wurde. Die Kanonenboote erwiderten lebhaft das Feuer; der Bonin eilte zu ihrem Beiſtand heran; ehe er aber noch nahe genug gekommen war, hatte der Hekla, von mehreren Kugeln getroffen, ſich zurückgezogen. Der Bonin ſuchte mit ein paar Booten im Schlepptau ihn zu verfolgen, konnte ihn aber nicht mehr erreichen.

Am Abend des 18. Juni waren zwei Kanonenboote zur Sicherung der Schlei nach Schleimünde abgegangen. Um zu erfahren, ob ſie glücklich ins Freie gekommen, und um nöthigenfalls ihnen Hülfe zu bringen, ging um Mitternacht des 19. Juni der Bonin (Lieutenant Schau), begleitet von dem Schraubendampfer Von der Tann (Lieutenant Lange) von Holtenau in See. In einiger Entfernung folgten vier Kanonenboote (Nr. 3, 6, 9 und 12, geführt vom Schiffsfähnrich Spieler), von dem nicht bewaffneten Dampfſchiff Löwe geſchleppt. Die Flottille (14 Kanonen und etwa 300 Mann Alles in Allem), gewahrte, ungefähr 4 Meilen in See, NOzO von Bülk, das Linienſchiff den Skjold (84 Kanonen, 650 Mann) vor Anker liegen, griff denſelben ſofort an und nöthigte ihn, Segel zu ſetzen. Erſt als nach einiger Zeit eine biſher in der Nähe von Schleimünde gelegene däniſche Fregatte mit friſcher Briſe auf das Linienſchiff zuſteuerte, um demſelben Luſt zu ſchaffen, zog die Flottille langſam ſich wieder nach der Bucht zurück. Die nach Schleimünde entſandten Kanonenboote hatten inzwiſchen den Ort ihrer Beſtimmung erreicht, und die Dänen konnten über die Mangelhaftigkeit ihrer Blockade, deren Strenge ſie mit großem Geräuſche verkündigt hatten, ſelbſt nicht mehr im Zweifel ſein.

Am 12. Juli wurden die beiden erwähnten Kanonenboote (Nr. 8, Lieutenant Köhler; Nr. 2, Schiffsfähnrich J. Meislahn) eine gute Meile in See vor Schleimünde von der Fregatte Freya (54 Kanonen, 350 Mann) angegriffen. Die Fregatte gab fortwährend glatte Lagen, von welchen jedoch nur die Geſchütze größern Kalibers die Kanonenboote erreichten, und auch dieſe ohne zu treffen, während in Folge einiger wohlangebrachten Schüſſe und allmälig abſterbenden Windes die Fregatte ſich bewegen fand, vom Lande abzukehren und das Weite zu ſuchen. Die Kanonenboote fingen an ſie zu verfolgen, waren aber ihrerſeits genöthigt, die Verfolgung aufzugeben und in die Schlei einzulaufen, da von Sonderburg her zwei Dampfſchiffe mit dem Linienſchiffe Skjold herankamen.

Am 17. Juli lag etwa drei Meilen NOzO von Bülk der Skjold vor Anker und hatte nur ein unbewaffnetes Dampfſchiff bei ſich. Lieutenant Heeſch, in der Hoffnung, daß es gelingen werde, das Linienſchiff von dem Dampfer zu trennen, in welchem Falle das erſtere bei der herrſchenden Windſtille iſolirt und hülflos ſein würde, ging, begleitet von dem Schraubendampfer (Lieutenant Lange) und von vier Kanonenbooten (Nr. 3, 6, 9 und 12), vom Löwen geſchleppt, hinaus, und ließ, um 1 Uhr Mittags, den Skjold angreifen, wobei der Schraubendampfer das Feuer eröffnete. Die Abſicht ward aber durch das ſehr gute Manoeuvre des Feindes vereitelt. Das däniſche Dampfboot nämlich blieb dem Linienſchiff fortwährend zur Seite, und erſteres ließ ſich in ſolcher Weiſe bugſiren, daß die eine Breitſeite unausgeſetzt glatte Lagen geben konnte. Lieutenant Heeſch folgte wol zwei Stunden lang, da indeſſen das Linienſchiff immer weiter nach Norden ſich ſchleppen ließ, ohne daß Ausſicht vorhanden war, es zu iſoliren, ſo brach er das Gefecht ab und ließ die Flottille nach Bülk zurückgehen. Inzwiſchen war der Bonin, der am Vormittag mit dem Schooner Elbe nach Eckernförde gegangen, herbeigekommen, jedoch zu ſpät, um an dem Gefechte noch Antheil zu nehmen. Die meiſten Schiffe hatten, wenn auch keine Verwundeten, ſo doch die Spuren des feindlichen Feuers; das Schraubendampfſchiff einen Schuß in die Waſſerlinie und einen Streifſchuß, Nr. 3 einen Streifſchuß im Leibholz, Nr. 6 einen Schuß hinten durch die Backbordſeite, Nr. 12 einen Streifſchuß, auch waren zwei Jollen, die es geſchleppt, ihm weggeſchoſſen. Der däniſche Bericht verſicherte, das Linienſchiff ſei nicht getroffen worden; er verſicherte aber auch, das Linienſchiff (das ſich conſequent nach Norden ſchleppen ließ) habe, geſchleppt vom Dampfſchiff Eider, die feindlichen Fahrzeuge „in den Meerbuſen zurückgejagt!“ Gleichzeitig erfuhr man übrigens aus Kopenhagen, daß der

Commandeur Thomſen zurückberufen und an ſeiner Stelle Capitain Aſchebug zum Commandeur des Linienſchiffes Skjold ernannt ſei.

In der mittlern Weile hatte die Ratification des preußiſch-däniſchen Waffenſtillſtandes ſtattgefunden. Zwar nicht der ungeheuerliche politiſche Inhalt deſſelben, aber doch die militäriſche Waffenruhe, als ſolche, ward von der Statthalterſchaft anerkannt, da keiner der Bundesgenoſſen zur Fortführung des Kampfes ſeine Schuldigkeit thun wollte. Somit war denn auch der Thätigkeit der Flottille, nachdem ſie nur eben vor dem Feinde in den heimiſchen Gewäſſern erſchienen war, fürs erſte ein Ziel geſetzt; am 21. Juli erfolgte der Befehl, bis auf Weiteres ſich aller Feindſeligkeiten zu enthalten. Auch ward die Blockade des kieler Meerbuſens, nachdem ſie für neutrale Schiffe außer Kraft geſetzt war, endlich in der zweiten Hälfte des Auguſtmonats aufgehoben.

Im Spätjahr 1849 trat eine, wenigſtens zeitweiſe, Verminderung im Perſonal der Marine ein. Es wurden zum 1. November mehrere Offiziere entlaſſen, unter Vorbehalt des Vorrechts zum Wiedereintritt, andere auf Halbſold geſetzt, mit der Verpflichtung, zum 1. März 1850 wieder in Dienſt zu treten; zum activen Dienſt für die Wintermonate blieben 7 Offiziere beſtimmt. Die Zahl der Seeleute ward für den Winter von 778 auf 107 reducirt. Den auf Halbſold Stehenden ward die vom Marinecommando beantragte Bewilligung zu Theil, an der Artillerieexercierſchule in Rendsburg theilzunehmen.

Schon im Laufe des Sommers hatte die Commiſſion die Anlage eines Schiffswerftes für die Marine in Antrag gebracht. Nach erfolgter Genehmigung des Kriegsdepartements ward zu dieſem Endzwecke am öſtlichen Ufer des kieler Meerbuſens, bei Ellerbeck, ein Stück Vorſtrand erworben und daſelbſt ein Helgen, welcher bei 6½ Fuß Waſſerſtand ausmündet, ſammt den erforderlichen Baulichkeiten hergeſtellt. Der frühe Eintritt des Winters erſchwerte die Arbeit; doch ward ſie ſo gefördert, daß am 21. Januar 1850 das Kanonenboot Nr. 8 auf den Helgen gezogen werden konnte; von acht zu acht Tagen kam ein anderes Kanonenboot an die Reihe; gereinigt und kalfatert, wurden ſie ſämmtlich rechtzeitig wieder dem Waſſer übergeben. Auch ein Zuwachs der Flottille iſt zu melden. Das Dampfboot Löwe, Herrn Joh. Schweffel gehörend, war als Schleppſchiff mehrmals für den Dienſt requirirt und von dem Eigner bereitwillig, unter Vorbehalt eines Erſatzes für etwaige Beſchädigung, übrigens aber ohne fernere Vergütung überlaſſen worden. Ein Bugſirdampfſchiff mußte regelmäßig zur Hand ſein, und als im November ein Kaufliebhaber aus Kopenhagen ſich an den Eigenthümer wandte, ſo beſchloß man, um den Kaufpreis von 45,000 Mark (18,000 Thaler Preußiſch Courant) den Löwen der ſchleswig-holſteiniſchen Marine einzuverleiben. Er erhielt eine achtzehnpfündige Vollkugelkanone (vom däniſchen Linienſchiff Chriſtian VIII.), die er auf einer Drehſcheibe mit Bequemlichkeit trägt.

Es wird hier der Ort ſein, einer Anſtalt zu gedenken, die ſchon vor Niederſetzung der Marinecommiſſion ſich in Wirkſamkeit befand, der kieler **Seecadettenſchule**. Die Direction beſteht aus den Profeſſoren **Scherk** und **Chriſtianſen** und dem Artilleriehauptmann **Liebe**. Eröffnet ward die Anſtalt am 1. December 1848 mit 28 Zöglingen, welche aus der Zahl von 47 Aſpiranten, die ſich zur Prüfung eingefunden hatten, von der Direction als befähigt bezeichnet und am 25. November wirklich aufgenommen worden. Aus einer Anzahl von 30 Geprüften wurden ferner (am 10. Mai 1849) 15 aufgenommen, endlich am 30. October 1849 noch fernere zwei Cadetten. Nach dem Ausſcheiden von drei Zöglingen blieb Ende 1849 ein Perſonalbeſtand von 42, und zwar aus Holſtein 18, aus Schleswig 6, aus Hamburg 5, aus Hannover und Mecklenburg je 3, aus Sachſen, Naſſau, Baiern, Würtemberg, Kurheſſen, Weimar, Bremen je 1. Der ungemein leſenswerthe „Jahresbericht, erſtattet von der Direction der kieler Seecadettenſchule für das Jahr 1849“ (Kiel 1850) gibt Rechenſchaft über die Grundſätze, nach welchen die Anſtalt angelegt iſt und für welche man ſich entſchied, nachdem der Lehrplan der kopenhagener Schule genau geprüft, die muſterhafte niederländiſche Seeſchule zu **Medemblick** durch zwei von der Regierung dorthin geſandte Directionsmitglieder in Augenſchein genommen und die einſchlagende Literatur ſorgfältig zu Rathe gezogen worden. Der Entſchluß, die Cadettenſchule ſelbſt zum Mittelpunkt der Berufsbildung zu machen und dieſe Bildung deshalb, wo möglich, in dem frühen Alter von 12—14 Jahren beginnen zu laſſen (16½ Jahr iſt das vorgerückteſte Alter, in welchem bis jetzt eine Aufnahme ſtattgefunden hat), dieſer Entſchluß wird mit eingehendem Raiſonnement gerechtfertigt, und bei der Neuheit der Sache in Deutſchland glauben wir nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn wir der ſo wohlerwogenen Auseinanderſetzung etwas umſtändlicher folgen.

Es werden die beiden Hauptſyſteme unterſchieden, nach welchen die Marinebildung erzielt wird, das eine vorzugsweiſe ausgehend vom Praktiſchen (wie in der engliſchen und amerikaniſchen Marine), das andere vom Theoretiſchen (wie in der Marine von Holland, Dänemark und Schweden), während die franzöſiſche mehr einen Mittelweg einſchlägt. Der ausſchließend praktiſche Weg wird aus dem einfachen factiſchen Grunde abgelehnt, weil Deutſchland zur Zeit noch keine Kriegsflotte beſitzt; und ſelbſt, wenn es anders wäre, ſo wird aus der Eigenthümlichkeit der deutſchen Schulbildung nachgewieſen, daß dieſelbe, mit der Art von Freiheit und Ungebundenheit, welche ſie in Anſpruch nimmt und gewährt, nicht eben als Vorſchule der als erſtes Erforderniß eines militäriſchen Organismus ſich ankündigenden Disciplin zu empfehlen wäre. Wenn man nun darauf verzichtet, 18jährige Schüler vor der Entlaſſung aus einer gelehrten oder höhern Realanſtalt auf die Flotte zu verſetzen, ſo bliebe zur Ergänzung des Perſonals die Handelsflotte übrig. In dieſer Beziehung findet man in dem „Jahresbericht" die folgenden beherzigungswerthen Bemerkungen: „Man kann ſich geſtehen, und in gewiſſer Beziehung mit wahrer Genugthuung, daß Deutſchland in mehr als hinreichender Anzahl junge Seeleute und Capitaine der Handelsmarine beſitzt, welche einen vortrefflichen Stamm von Seemännern bilden. Viele von dieſen haben in unſern Tagen der Noth, in denen ſie der anfangenden Kriegsmarine ihre Dienſte gewidmet haben, Ueberraſchendes geleiſtet, und das Vaterland iſt ihnen, die ſich mit Geſchicklichkeit und Umſicht ſchnell unter ſchwierigen Umſtänden zurechtfanden, zu hohem Danke verpflichtet. Deſſenungeachtet werden die Beſten unter ihnen zugeben, daß ſchon allein rückſichtlich der militäriſchen und disciplinariſchen Verhältniſſe in der Kriegsmarine ſo hohe Anſprüche gemacht werden müſſen, daß, um mit Ehren den Platz eines Seeoffiziers nach allen Richtungen hin auszufüllen, eine Bildung erforderlich iſt, die ſich die Meiſten unter ihnen, ſelbſt mit dem beſten Willen, nicht mehr werden erwerben können." Der Bericht kommt noch einmal darauf zurück, „daß nicht die Flotte die Offiziere, ſondern die Offiziere die Flotte werden ſchaffen müſſen, und daß Deutſchland, wenn eines zuerſt, früher darauf aus ſein müſſe, jene, als die Schiffe zu erwerben." Indem die Anſtalt ihre Aufgabe darin ſieht, nicht einem augenblicklich dringenden Bedürfniſſe zu begegnen (dazu iſt eben nur jener tüchtig eingreifende, oben anerkannte, friſche Muth gemacht), ſondern vielmehr den Grund eines ſichern Fortſchritts für die Zukunft zu legen, iſt das Ziel, das ſie im Auge hält, eine „gründliche, wahre, theoretiſche Bildung, von der man, wenn ſie iſt, was ſie ſein ſoll, behaupten darf, daß ſie ſtets die Erwerbung der Praxis erleichtert, oft dieſelbe erſetzt, oft dieſelbe corrigirt, daß ſie endlich ihr großes, eigenthümliches Gebiet im Flottenweſen hat, wo ſie ſelbſtändig und allein befähigt auftritt." Dies wird ferner motivirt: „Die meiſten der Aenderungen, welche ſeit 30—40 Jahren in den Syſtemen des Flottenweſens verſucht oder durchgeführt ſind, beruhen keineswegs auf der Praxis in jenem Sinne, d. h. der unmittelbaren Fertigkeit im beſten und umfaſſendſten Sinne des Worts, welche im activen Dienſt, auf der Expedition oder im Gefecht erworben wird; ſondern beiweitem das Meiſte iſt gegenwärtig Ergebniß wiſſenſchaftlicher Combinationen und der Experimente des Laboratoriums, zum Nachtheil der Flotten und Finanzen, wo ſchlechte und halbe Theorie und Experimentirluſt ſich der Sache bemächtigten, zum großen Vortheil für beide, wo wahre Theorie den Schlendrian roher Praxis und die Auswüchſe ſchlechter Theorie beſeitigte." Die Direction faßt endlich ihre Ueberzeugung in dem Gedanken zuſammen, daß die Schule, wenn ſie etwas nützen und leiſten ſolle, grade jetzt beim Anfang, wo die Flotte an wahrhaft bildender Praxis nichts zu bieten im Stande iſt, in theoretiſcher Bildung ein um ſoviel höheres Ziel ſich ſtecken müſſe; ſie verbirgt nicht, daß ſie im Hinblick auf die Gefahren einer zu hohen oder einer zu niedrigen Anlage (nach dem Zuſchnitt etwa einer Unteroffiziers- oder einer gewöhnlichen Navigationsſchule) einen

Fehlgriff lieber nach jener als nach dieſer Seite begangen haben möchte, da man wol von dort herunter-, nicht aber von hier hinaufſteigen könne.

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, ſind die Unterrichtsgegenſtände über einen Curſus von fünf Lehrclaſſen vertheilt, von welchen zur Zeit der Ausgabe des Berichts nur die drei unterſten beſtanden, denen nach dem neueſten, am 1. October 1850 ausgegebenen Stundenplan für den Curſus 1850—51 noch eine vierte (von oben gerechnet die zweite) hinzugefügt worden. Bei voller Beſetzung des Curſus würde das Alter der Schüler zwiſchen 12 und 20 Jahren ſich halten. An der Spitze der Lehrgegenſtände findet man die allgemeinen Bildungsmittel, neben der Religion die neuern Sprachen, Geſchichte und Geographie, Mathematik, Phyſik und Chemie. Als Fachwiſſenſchaften werden gelehrt: Navigation (Schiffskunde mit der Nomenclatur; Anwendung der ebenen Trigonometrie auf die Schifffahrt, Gebrauch und Einrichtung der Seekarten; Anwendung der ſphäriſchen Trigonometrie auf den für die Nautik beſonders wichtigen Theil der Aſtronomie); ſodann Artillerie- und allgemeine Kriegswiſſenſchaft. „Erſt in neuerer Zeit“, ſagt der Bericht, „namentlich in Frankreich, hat man die Verhältniſſe der Marine auch aus dieſem Geſichtspunkte ſcharf ins Auge gefaßt. Längere Zeit hindurch iſt man ſelbſt in den renommirteſten Kriegsflotten nur bemüht geweſen, das Seemänniſche der Marine allein zu möglichſt glänzender Virtuoſität auszubilden; die eigentlich kriegeriſche Ausbildung der Waffe hatte man dagegen größtentheils vernachläſſigt, die daraus entſpringenden Mängel im Kampfe aber durch Kühnheit und Schnelligkeit der Manoeuvres, hartnäckige Tapferkeit und bewundernswürdige Todesverachtung zu erſetzen geſucht. Wenn nun auch manche auswärtige Marine durch den großen Beſtand an älterm Material in ihrem Beſtreben, dafür das erkannte Beſſere zu ſetzen, vielfach beſchränkt ſein mag, ſo muß eine neu ſich bildende Marine dafür um ſo mehr dieſes wichtige Element ihrer kriegeriſchen Thätigkeit berückſichtigen und auch die artilleriſtiſche Ausbildung in ihr gebührendes Recht einſetzen.“

Von den „praktiſchen Uebungen“ ſetzen Zeichnen, Schiffsmannsarbeit (jede Claſſe zwei Stunden wöchentlich, unter Anleitung des Bootsmanns Wahrlich) und Gymnaſtik auch im Winter ſich fort. Die nautiſchen Uebungen bleiben nicht allein, der Natur der Sache nach, auf die geeigneten Jahreszeiten beſchränkt, ſondern es iſt die Abſicht, dieſelben in drei (für die ältern Zöglinge in vier) Sommermonate in der Art zuſammenzudrängen, daß dem ununterbrochenen theoretiſchen Curſus von acht bis neun Monaten ein gleichfalls ununterbrochener praktiſcher Uebungscurſus von drei bis vier Monaten folgt. In dieſer Weiſe wäre dann das Maß und Verhältniß ausgeglichen und das große Gewicht, das auf theoretiſche Bildung gelegt wird, gegen den Vorwurf ausſchließlicher Einſeitigkeit geſchützt. Im erſten Sommer hatten die Verhältniſſe eine ſo geregelte Ausgleichung nicht verſtatten wollen. In den Monaten Juni, Juli und Auguſt 1849 wurde je eine von den drei Claſſen nur auf eine Woche auf den Schooner Elbe (Lieutenant Thomas) commandirt; die beiden andern Claſſen hatten bis zur Ablöſung den Unterricht in der Schule und in den Nachmittagsſtunden Ruder- und Segelübungen in den für dieſen Zweck erbauten Booten. Eine größere Zahl von Cadetten fand neben der damaligen Beſatzung nicht Platz; dieſem Uebelſtande ward durch eine veränderte Einrichtung an Bord des Schooners abgeholfen. Während der Ausführung dieſer Einrichtungen im Monat September wurden ſämmtliche Cadetten täglich in den Stunden von 9—3 Uhr auf Kanonenbooten im Dienſt und Manoeuvre dieſer Fahrzeuge geübt. Der theoretiſche Unterricht beſchränkte ſich während dieſer Zeit auf zwei Morgenſtunden täglich. In der Mitte des Monats erlitten dieſe Uebungen durch anderweitige Verfügung über die Kanonenboote eine Unterbrechung; nach vierzehntägiger Pauſe wurden ſie wieder aufgenommen und der Monat October denſelben ausſchließlich gewidmet. Auf dem Schooner (welcher dem Befehl des Lieutenants Schau untergeben worden) wurden 28 Cadetten neben 12 Mann Beſatzung, auf dem für die Seecadettenſchule eigens erbauten, ſoeben vollendeten Kutter, der Tummler, wurden 14 Cadetten untergebracht, welche auf dieſem Fahrzeuge, unter Befehl des Lieutenants Rieper, mit Ausnahme eines Kochs und eines Jungen, ganz allein die Beſatzung ausmachten. Periodiſch wurde die Cadettenbeſatzung beider Fahrzeuge gewechſelt und alle Arbeiten des täglichen Dienſtes von den Cadetten allein oder mit den Matroſen verrichtet.

Disciplinariſche Vorſchriften enthält das Reglement, das durch ein Reglement für die Quartierwirthe ergänzt, durch Viſitationen überwacht, urch Belohnung und Strafe und die Vertheilung ſämmtlicher Cadetten in Cenſur- und Sittenclaſſen in Kraft erhalten wird.

Gehen wir von der Disciplin der Seecadettenſchule über auf die Disciplin im activen Dienſtperſonal der Marine, ſo finden ſich vom 5. Juni is Ende December 1849 25 Fälle von Verbrechen oder Vergehen, welche urch Kriegs- oder Standgericht oder durch das Obercommando disciplinariſch beſtraft wurden; die ſchwerſte Strafe (für Deſertion), fünf Wochen renger Arreſt und Ausſtoßung aus dem Marinedienſt, iſt ſtandgerichtlich usgeſprochen.

In Bezug auf den Geſundheitszuſtand der Marine ergibt ein Bericht es Oberarztes Dr. Th. Valentiner, daß in dem 30 Betten haltenden arinehoſpital zu Kiel vom 16. Mai bis Ende December 1849 ärztlich handelt ſind 138 Kranke, von welchen einer am Nervenfieber geſtorben; aß von den vor Eröffnung des Marinehoſpitals anderwärts untergebrachten atroſen einer an den Folgen einer beim Falle vom Wagen erhaltenen opfverletzung geſtorben; daß einer ärztlichen Unterſuchung die Leichen von ei Seeleuten unterlegen, deren einer durch unerwartetes Losgehen einer anone, ein anderer durch einen Fall verunglückt, der dritte ertrunken; daß dlich in Holtenau in dem zu 20 Betten eingerichteten Hoſpital von Inſang Mai bis Mitte October 263 größtentheils leichte Kranke behandelt worden, von welchen Keiner geſtorben. Bei der Weſtſee-Diviſion wurden vom 21. April bis 12. October 82 Kranke in dem dort errichteten Hoſpital behandelt, von welchen Keiner ſtarb; ein Mann von der Diviſion war am 10. September ertrunken.

Der klägliche Friede vom 2. Juli 1850, durch welchen Preußen aus dem Kriege ſich zurückzog, war bekanntlich das Signal für den Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern. Die letztern fanden ſich nun ganz ausſchließlich auf ihre eigenen Streitkräfte angewieſen. Die Geſion lag kampffertig hergerüſtet in der eckernförder Bucht, aber ſie durfte ſich nicht rühren; am Kriege ſich zu betheiligen verbot ihr die neutrale Flagge, die ſie führte; friedlich ſich von dannen zu heben und ein ſicheres Plätzchen zu ſuchen, erlaubten ihr die Dänen nicht, ſolange der Friede von den übrigen Regierungen nicht ratificirt war; und es ſteht dahin, ob die preußiſche Regierung ſich bei dem guten Willen der Dänen dafür zu bedanken hat, wenn die Geſion am Tage der miſſunder Affaire nicht von den Flammen des Lange'ſchen Holzlagers mit ergriffen ward.

Die Dänen eröffneten den Feldzug durch die Wegnahme der Inſel Fehmarn. Eine combinirte Land- und Seemacht — mehre Dampfſchiffe, fünf Kanonenboote und etwa 200 Mann Landungstruppen — erſchienen in den Frühſtunden des 17. Juli. Auf der ganzen Inſel war kein einziger Soldat; die junge Mannſchaft ſtand im Heere, eine Beſatzung, um welche die Bewohner nachgeſucht, ward vom Generalcommando abgeſchlagen, weil man die Streitkräfte nicht zerſplittern dürfe. Die Dänen fingen damit an, daß ſie die Fähren und andere Fahrzeuge wegnahmen, um die Verbindung über den Fehmarnſund zu hemmen, und daß ſie am Abend deſſelben Tages Schanzarbeiten begannen. Sie wurden nicht weiter geſtört, als am 19. durch zwei ſchleswig-holſteinſche Kanonenboote (Nr. 2, Lieutenant Söndergaard, und Nr. 5, Lieutenant Beck) — die einzige in der Nähe befindliche Waffenmacht. Lieutenant Söndergaard war den Dänen entgegengeſegelt, um ſie zum Gefecht zu bewegen, und ſuchte ſie ſodann herüber in den Bereich der Strandbatterien von Heiligenhafen zu ziehen, von wo auch ein paar Schüſſe auf ſie abgefeuert wurden, deren einer traf. Während des Gefechts traf eine von Nr. 2 abgeſchoſſene Bombe, worauf das feindliche Boot ſofort Kehrt machte. Nr. 5 blieb in größerer Entfernung und konnte ſich kaum beim Gefecht betheiligen, da eine zu große Bombe aus der Kanone nicht wieder herausgebracht werden konnte. Ein däniſches Dampfſchiff erſchien mit mehrern Kanonenbooten, anſtatt aber den Schleswig-Holſteinern zu Leibe zu gehen, brachen die Dänen auf ein von dem Dampfſchiffe gegebenes Signal das Gefecht ab und zogen es vor, eine Station einzunehmen, wo ſie durch die zwei Kanonenboote allerdings nicht mehr beunruhigt werden konnten.

Der Kampf in der Nacht vom 20.—21. Juli, das Schickſal des Schrauben-Dampfkanonenbootes Von der Tann (Lieutenant Lange) gehört zu den bekannteſten Ereigniſſen des ganzen Krieges. Ein lebhafter Notenwechſel zwiſchen der ſchleswig-holſteiniſchen und der lübeckiſchen Regierung fand ein nicht leidenſchaftloſes Echo in der deutſchen Preſſe, und die Geſchichte des Völkerſeerechts wird in der Reihe der berühmten Rechtsfälle den Vorgang erzählen, deſſen Kunde fern und nah die Gemüther ergriffen und die Sympathien bis zur erregteſten, faſt ungetheilten Parteinahme geſteigert hat.

Früh Morgens am 20. Juli war das Schraubenſchiff von Neuſtadt ausgelaufen, gewahrte bald ein däniſches Kriegsdampfboot (Hekla, Commandeur Suenſon, 7 Kanonen, 130 Mann Beſatzung) und nahm, um demſelben zu entgehen, die Richtung nach Travemünde zu, welches im Süden, unter einem Landvorſprunge geborgen, liegt. Der Däne lief auf Neuſtadt, von wo aus er beſchoſſen ward, ging ſodann wiederum die Bucht abwärts, holte daſelbſt eine Corvette (Valkyrien, Commandeur Pröſilius, 24 Kanonen, 200 Mann Beſatzung) und legte nun vor Neuſtadt hin, um dem Schraubenkanonenboote die Rückkehr abzuſchneiden. Dieſes hatte inzwiſchen eine däniſche Jacht, mit Fellen beladen, von Aarhuus nach Travemünde beſtimmt, genommen. Der Befehlshaber, Lieutenant Lange, fragte in Travemünde vor, ob und wo man ihm geſtatten würde das Schiff hinzulegen. Er erhielt in Bezug auf die Priſe eine abſchlägige Antwort, und da es ihm nicht möglich war, draußen der überlegenen Macht gegenüber ſie zu behaupten, ſo ließ er ſie los. Um 4 Uhr Nachmittags kam er wieder auf die Rhede, um über ſein eigenes Verbleiben mit dem Stadthauptmann Rückſprache zu nehmen, der ſich fürs erſte begnügte, ihm die Wahrung der Neutralität ans Herz zu legen, nach kurzer Zeit aber wieder an Bord erſchien und im Namen ſeiner Regierung verlangte, daß das Kanonenboot entweder augenblicklich bis auf Kanonenſchußweite das neutrale Gebiet verlaſſe oder die Waffen ſtrecke, „welches Letztere“, ſagt Lange in ſeinem Bericht, „ich nicht thun wollte, ſondern beſchloß, meinen Weg durchzukämpfen; um 4½ Uhr hatte ich Dampf.“ Der Gedanke, daß es ein Drittes geben, daß er der unbewehrten travemünder Schanze und den unerhörten travemünder Principien gegenüber eine Freiſtätte mit Waffen ſich vorläufig ſichern könnte, ſcheint dem loyalen Seemanne gar nicht aufgeſtiegen zu ſein; er hat den Entſchluß nicht ſobald gefaßt, als er ſich anſchickt, ihn auszuführen. Er ging hinaus und erwartete nur den Abend, um die Rückfahrt anzutreten. Kaum war er um die Ecke, als mittels eines Spiegels vom Holze bei Travemünde aus dem Hekla ein Signal gegeben ward, worauf die Dänen das Geſchäft des Auflauerns begannen. Lieutenant Lange ſelbſt fand Mittel, nach Neuſtadt hin die Kunde ſeiner Abſicht zu bringen, und es waren auch die Fenſter der ſämmtlichen Häuſer an der Küſte unterhalb Neuſtadt erleuchtet, um ihm das Einlaufen zu erleichtern.

Ergreifend wird der Eindruck geſchildert, als man ſpät Abends am Strande von der See her den Geſang der abgeſchnittenen, von aller Welt verlaſſenen Männer vernahm, denen nur die Geſchicklichkeit des von Travemünde mitgenommenen Lootſen und ihr eigener Muth den Weg nach dem Heimatshafen bahnen konnte. Zwiſchen Haffkrug und Neuſtadt ward das Schraubenſchiff vom Hekla angegriffen. „Wir antworteten“, ſagt Lange's Bericht, „mit Abfeuerung unſerer Geſchütze und mit einem dreifachen Hoch auf das deutſche Vaterland; in demſelben Augenblicke ſetzte der Lootſe das Schiff auf den Grund. Das Feuern hatte etwa 1½ Stunde gedauert, als der Hekla, der Schaden genommen, ſich etwas zurückzog. Die dadurch entſtandene Pauſe ward zu fruchtloſen Verſuchen benutzt, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Inzwiſchen war die Corvette herangekommen und nahm ihrerſeits das Gefecht auf, das etwa noch eine halbe Stunde fortgeſetzt wurde.“ Es zeigte ſich bald, daß man auf die Corvette keinen Eindruck machen könne und daß keine Möglichkeit ſei, das Schiff zu retten. Hätte das Schiff einen Kanonenſchuß weiter kommen können, ſo war es in Sicherheit unter dem Schutze der neuſtädter Batterie. Um es nicht dem Feinde zur Beute werden zu laſſen, beſchloß Lieutenant Lange, es anzuzünden. Es lag dem Lande (unterhalb Wintershagen) ſo nahe, daß die Mannſchaft durchwaten konnte. Auf einer benachbarten Wieſe traf der Befehlshaber mit der Mannſchaft wieder zuſammen; es war wie ein Wunder, und ein Matroſe hatte dafür nur den Ausdruck: „Gott iſt mit den Deutſchen, Herr Lieutenant!“ da Keiner fehlte, Keiner in dem mehrſtündigen, heftigen Feuer verletzt war. Eine Viertelſtunde, nachdem es angezündet worden, ſah man das Schiff in die Luft fliegen. In Travemünde vernahm man die Exploſion und gewahrte das Aufleuchten am ganzen Horizont. Lange's Bericht iſt datirt aus Neuſtadt, 2 Uhr Morgens. Von der Beſatzung, die ſich insgeſammt ſehr brav und muthig benommen, hatten ſich insbeſondere ausgezeichnet die beiden Unteroffiziere, der Feuerwerker Friedrich Martin Kaſch aus Cappeln und der Quartiermeiſter Niels Chriſtian Nielſen aus Eckernförde, welche noch, nachdem das Fahrzeug ſchon hell brannte, ihre Kanonen abfeuerten, ſowie ferner der Maſchinenmeiſter A. Pauſtian aus Kiel.

Wir behalten uns vor, die völkerrechtliche Controverſe zwiſchen Schleswig-Holſtein und Lübeck an einem andern Orte zu erörtern, und wollen hier nur bemerken, daß, wie man auch darüber urtheilen möge, der von ſchleswig-holſteinſcher Seite erhobene Entſchädigungsanſpruch vor allen Dingen von der Beantwortung zweier Thatfragen abhängig ſein wird, über welche es nicht ganz leicht ſein dürfte ſich ausreichende Gewißheit zu verſchaffen — ob nämlich die däniſche Jacht innerhalb des Seegebietes der freien Stadt Lübeck genommen und ob der Untergang des Schiffes als thatſächliche Folge der Wegweiſung zu betrachten iſt; wobei wir indeſſen nicht unterlaſſen können, dem Ermeſſen des Leſers anheimzugeben, ob es einen beſondern Begriff von der Sicherheit des eigenen Rechtsbewußtſeins zu erregen geeignet iſt, wenn der lübeckiſche Senat in dieſen Wirren, wo in Deutſchland zwiſchen den Bundesſtaaten kein Richter und kein Recht zu finden iſt, die ſchleswig-holſteiniſche Berufung auf ein Schiedsgericht ſchnöde zurückwies und auf den wiederholten Antrag zu antworten gänzlich verſchmähte. Daß aus der Staatskunſt, welche die oberſte Regierungsbehörde der öffentlichen Meinung gegenüber geglaubt hat vertreten zu können, ein Rückſchluß auf die Geſinnungen der Bürger Lübecks nicht zu ziehen iſt, das iſt nicht allein in Worten oftmals ausgeſprochen, ſondern bei mehr als einem Anlaß auch durch die That erwieſen.

War der Verluſt auch ſchmerzlich, ſo lag doch etwas Erhebendes in den einzelnen Zügen, wie ſie in jeder, auch in dieſer unſerer ſchmuckloſen Darſtellung hervortreten. „Beſſer, daß es geopfert ward“, rief eine Correſpondenz aus Neuſtadt, „als wenn es dem Beiſpiele des Chriſtian VIII und der Geſion gefolgt wäre.“ Nicht unintereſſant iſt die Auffaſſung dieſes Ereigniſſes durch die Dänen. Der officielle däniſche Bericht geſteht auf dem Hekla einen Todten und drei Verwundete ein, auch daß eine Bombe durch die Schiffsſeite gegangen (in Folge deſſen der Hekla nach Kopenhagen zur Reparatur ſich verfügte). Die Mannſchaft des Hekla wird wegen ihres kalten Muthes, ihrer Ruhe, ihres Eifers vom Geſchwaderchef Bille beſonders belobt, als hätte man einen ganz ungewöhnlich gefährlichen oder gar überlegenen Feind (und es waren zwei Kanonen gegen ſieben, 26 Mann gegen 130!) zu bekämpfen gehabt. Verzeihlich iſt die Darſtellung, daß man däniſcherſeits den Von der Tann in Brand geſchoſſen oder, wie der Armeebericht ſagt, daß man der Inſurgenten armirtes Schraubendampfſchiff vernichtet habe. Flyvepoſten weiß ſchon, daß es der Inſurgenten beſtes Schiff geweſen, hofft, daß geſammte zubehörige Mannſchaft verloren ſei, und läßt ſich auf der Spur der ganz überraſchenden Genügſamkeit betreffen, daß ſie es ausſpricht, „dieſes Gefecht werde den Muth der däniſchen Marine beleben und ein Troſt ſein für den Verluſt bei Eckernförde.“

In der folgenden Nacht fand vor dem kieler Hafen ein kleines Gefecht ſtatt. Am Abend des 21. Juli um 10 Uhr ging der Bonin (Lieutenant Schau, 4 Kanonen, 80 Mann) auf ein von der Feſtung Friedrichsort gegebenes Signal hinaus, nachdem er das Kanonenboot Nr. 7 ins Schlepptau genommen und den Löwen (Lieutenant Dittmann) beordert hatte, mit zwei andern Kanonenbooten (Nr. 3 und 6) nachzukommen. Vor dem Hafen bei Stein traf der Bonin den Holger Danske (Commandeur Aſchlund, 11 Kanonen, 160 Mann), der ſich ihm näherte, worauf ſofort Schüſſe gewechſelt wurden. Der Löwe war indeſſen auch herangekommen und betheiligte ſich mit dem einen Kanonenboot bei dem Gefecht, das andere war gleich nach Friedrichsort zurückgeſendet, weil in ſeiner einen Kanone beim Laden eine Bombe ſtecken geblieben. Nach 1½ſtündigem Gefecht zog der Holger Danske ſich auf das weiter in See liegende Linienſchiff Skjold und auf die Fregatte Freya zurück, bis in deren Bereich die Flottille ihm folgte, welche weder Todte noch Verwundete noch Verluſt an den Schiffen hatte, während bei der Rückfahrt viele Splitter und Stücke vom Holger Danske in See treibend gefunden und aufgefiſcht wurden.

Am 16. Auguſt fand vor dem kieler Hafen ein lebhaftes Seegefecht ſtatt, welches der Schreiber dieſer Zeilen ſo glücklich war bei zufälliger Anweſenheit in Bellevue (Düſternbrook) mit anzuſehen. Am Nachmittag ging der Löwe hinaus mit zwei Kanonenbooten (Nr. 7 und 10) im Schlepptau. Ging er zu recognoſciren, ging er auf Abenteuer aus? Fern am Horizont, für das unbewaffnete Auge wie ein Geſpenſt, lag unbeweglich ein Linienſchiff; es war der wohlbekannte üble Gaſt, der Skjold (Commandeur Secher, 84 Kanonen, 650 Mann). Der Löwe führte eine einzige Kanone (einen Achtzehnpfünder); war es denkbar, daß er den ungleichen Kampf herauszufordern Willens ſei? Und doch ruderten ihm noch zwei Kanonenboote nach, zum Zeichen, daß ein Angriff beabſichtigt werde. Man errieth den Gedanken, die vollkommene Windſtille, alſo die Hülfloſigkeit des Linienſchiffes zu benutzen. Nach einiger Zeit kam auch der Bonin vorbei, anſcheinend aber nur, um Holzwerk nach der Feſtung zu bringen, jedenfalls ohne alle ſichtbare Eile. Inzwiſchen war der Löwe ziemlich weit abwärts gegangen, und nun ſtieg zum erſten Mal eine Rauchſäule in der Gegend des Linienſchiffes auf: es war ein Kriegsdampfſchiff, der Hekla, (Commandeur Suenſon, 7 Kanonen, 150 Mann), welcher, etwa eine halbe Meile unterhalb Bülk, dem Linienſchiff zur Seite lag. Der Hekla fuhr auf den herannahenden Löwen zu, während der Skjold ſofort alle Segel beiſetzte und zu laviren begann. Der Löwe eröffnete das Feuer. Nachdem daſſelbe reichlich eine Stunde gedauert, kam auch der Bonin mit dem Kanonenboot Nr. 12 hinzu und nahm Theil am Gefecht. Einen eigenthümlichen Eindruck gewährte das Linienſchiff mit vollen, von der letzten Abendſonne (bis dahin war bedeckte Luft geweſen) beleuchteten Segeln und trotz dem Auffangen jeglichen Windhauches faſt regungslos. Von der Höhe von Bellevue folgten ſcharfe Augen, pochende Herzen jeder Wendung des Kampfes. Man unterſchied das Aufſpritzen des Schaumes beim Ricochetiren der Geſchützkugeln. Mit einem Male hieß es, auf einem der Kanonenboote ſei Feuer. Die Sache klärte ſich nachher auf. Eine Bombe war in Nr. 10 eingeſchlagen, mitten im Boote crepirt und hatte eine dabei ſtehende Bombe entzündet, welche auch ſofort explodirte. Die Erſchütterung warf den daneben ſtehenden Lieutenant Bürow (den Befehlshaber des Bootes) über Bord. Ein Theil der Mannſchaft, in dem augenblicklichen Wahne, daß Feuer an oder in der Pulverkammer ſei (das Verdeck war allerdings ſtellenweiſe aufgeriſſen und Feuer in die untern Räume geflogen), ſprang über Bord oder in die beiden vom Löwen hingeſchickten Boote. In dieſem entſcheidenden Augenblicke hatte der Feuerwerker Peter Bernhard von Carpein den Muth und die Beſonnenheit, mit einer feuchten wollenen Decke ſich über die Luke der Pulverkammer zu werfen. Andere halfen die brennenden Holzſtucke löſchen. Der Lieutenant war inzwiſchen wieder an Bord geſtiegen, die Geflüchteten wurden zurückgerufen und zehn Minuten nach dem Zwiſchenfall war die Mannſchaft (theilweiſe durchnäßt) wieder bei den Kanonen und nahm das Gefecht mit dem frühern Eifer wieder auf. Mit dem Schwinden des Tageslichts ſah man zwar das Feuern noch fortgeſetzt, aber es war nicht mehr möglich, den Bewegungen der einzelnen Schiffe zu folgen. Und als nun mit einbrechender Dunkelheit das Feuern vollends aufhörte, war unter den zahlreich auf Bellevue verſammelten Zuſchauern peinliche Ungewißheit über den Ausgang des Gefechts. Es dauerte wol eine Stunde, da glaubte man aus der Ferne das Geräuſch eines Dampfers zu vernehmen. Es beſtätigte ſich; man hörte Geſang, ein günſtiges Zeichen. Es war ſo dunkel, daß man nicht unterſchied, ob es der Bonin oder der Löwe ſei (es war der letztere, wie ſich nachher auswies, der Bonin war draußen geblieben), wol aber klangen hell durch die Nacht vom Fahrwaſſer am andern Ufer nach Bellevue herauf die Worte des Liedes:

Gott iſt mächtig in den Schwachen,
Wenn ſie ſeiner Kraft vertrau'n:
Zage nimmer und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen ſchau'n.

Mit eintretender Dunkelheit hatte der Bonin das Zeichen zum Abbruch des Gefechts gegeben. Der Feind hatte nicht im Geringſten Miene gemacht, die zurückgehenden Fahrzeuge zu verfolgen. Zuverläſſig erfuhr man ſpäter, daß der Bonin und der Löwe jeder drei, Nr. 7 zwei Kugeln und Nr. 10 außer jener oben erwähnten noch eine Bombe bekommen; Nr. 7 hatte zwei Todte und einen Verwundeten, Nr. 10 zwei Verwundete. Die Haltung der Mannſchaften während des Kampfes, namentlich auch die Unerſchrockenheit der auf dem Bonin befindlichen Seecadetten ward gerühmt. Am andern Morgen war kein däniſches Dampfſchiff mehr zu ſehen, der Hekla war nach Kopenhagen gegangen, um ſich ausbeſſern zu laſſen. Ein Mechaniker aus Heſſen, den die Dänen aus Sonderburg von der Arbeit wegſchleppten und auf den Hekla zur Bedienung der Maſchine ſetzten, hat, als es ihm gelungen war zu entkommen, dem Feuer der Kanonenboote das Zeugniß gegeben, daß es wohlgezielt geweſen. Gleich anfangs ſchlug eine Kugel in die Kajüte des Capitains, eine zweite zerſchmetterte die Schwungſtange der Maſchine, wodurch augenblickliche Stockung entſtand, die indeſſen durch raſches Einſetzen einer andern Stange gehoben ward. Wenn während dieſer kritiſchen Zwiſchenzeit die Kanonenboote das Schiff der Länge nach beſchoſſen hätten, ſo war der Hekla, wie der Capitain nachher äußerte, verloren, weil das Linienſchiff nicht zu Hülfe kommen, ſich nicht rühren konnte. Bereits hatten die Kanonenboote eine Schwenkung gemacht; aber es gelang durch eine Liſt, ſich ihrer für den Augenblick zu entledigen —

ſie wurden vom Hekla aus zurück ſignaliſirt, die Dänen kannten alle Signale der ſchleswig-holſteiniſchen Marine!

Am 5. September trafen die bei Heiligenhafen ſtationirten Kanonenboote Nr. 2 und Nr. 5 mit einem däniſchen Kriegsdampfer und vier Kanonenbooten im Fehmarnſunde zuſammen. Das Feuern dauerte 2½ Stunden. Gleich zu Anfang ward das däniſche Dampfſchiff von einer aus Nr. 2 geſchoſſenen Bombe getroffen, worauf es ſich ſofort aus dem Gefecht zurückzog, das nun zwiſchen den Kanonenbooten allein fortgeſetzt wurde, von welchen auf däniſcher Seite eins mitten im Gefechte das Feuern einſtellte und zurückging. Als ſpäter Nr. 5, nachdem zwei Leute verwundet waren, ſich zurückzog, ſah auch Nr. 2 ſich genöthigt, ohne übrigens Schaden genommen zu haben, das Gefecht langſam abzubrechen.

Ueber den Antheil der Flottille an der Beſchießung von Friedrichſtadt (29. September bis 4. October 1850) liegt uns ein Bericht vor, den wir zum größern Theil wörtlich hier einrücken, weil bis jetzt nichts Detaillirtes darüber veröffentlicht iſt, während es einleuchtet, daß die Unterſtützung der Operationen des Landheeres durch die Flottille einen weſentlichen Zug der Geſchichte jenes denkwürdigen, ſechstägigen, mörderiſchen Kampfes bildet, wie denn auch das Verdienſt jener Mitwirkung in einem eigenen Tagesbefehle vom Generalcommando (am 8. October) nachträglich anerkannt iſt. Es war überhaupt die letzte größere Waffenthat in dieſem Feldzuge, und worin auch immer, in welcher phyſiſchen Unmöglichkeit oder in welchem Mangel der Anordnung, der Grund des Mislingens zu finden ſein mag, darüber iſt Freund und Feind einig, daß das Heer gethan hat, was Tapferkeit und Todesverachtung vermag. Laſſen wir denn den Bericht reden, der von Tag zu Tag die Bewegungen der auf der Eider ſtationirten Flottille verzeichnet:

„Bereits ſeit dem Anfang Septembers waren auf Befehl des Generalcommandos die Kanonenboote Nr. 7 (2 Stück ſechszigpfündige Bombenkanonen, 50 Mann unter Commando des Auxiliarlieutenants Jacobſen) und Nr. 10 (ebenſo armirt und bemannt mit 48 Mann unter Commando des Auxiliarlieutenants Bürow und Deckoffiziers P. Bernhard) auf der Eider ſtationirt. Ihnen war das nichtarmirte Schleppdampfſchiff Rendsburg beigegeben mit 11 Mann Beſatzung unter Commando des Auxiliarlieutenants Andreſen, dem auch zugleich das Obercommando über die beiden Kanonenboote anvertraut wurde. Auf weitern Befehl folgten in der Nacht vom 26./27. September von Kiel aus die beiden nach altem däniſchen Modell erbauten offenen Kanonenboote Nr. 6 (2 Stück ſechszigpfündige Bombenkanonen, 48 Mann Beſatzung unter Commando des Auxiliarlieutenants Meyer) und Nr. 12 (ebenſo armirt und bemannt unter Commando des Auxiliarlieutenants Fiſcher). Es muß angemerkt werden, daß die beiden zuletzt genannten offenen Kanonenboote, da ihre Geſchütze nicht, wie bei den verdeckten, auf Drehſcheiben ſtehen, ſondern nur auf feſten

Laffeten, immer zur Zeit nur eine ihrer beiden Kanonen gebrauchen können. Das Obercommando über dieſe Flottille führte der Oberlieutenant J. C. Kier, dem vom Generalcommando noch das zwar der Regierung, aber nicht zur Marine gehörige Bugſirdampfſchiff Eider zur Dispoſition geſtellt wurde.“

„Bereits am 27. September hatte der Oberlieutenant Kier Befehl bekommen, daß am Morgen des 28. die Kanonenboote vor Friedrichſtadt ſein ſollten, um daſelbſt im Verein mit der Friedrichſtadt gegenüber errichteten Batterie die von den Dänen dort angelegten Werke zu beſchießen; jedoch, ſchon dort angelangt, wurden die Boote am Morgen dieſes Tages nach der Station Süderſtapel zurückbeordert, da die Kanonen noch nicht hatten in die Batterie gebracht werden können. Nachdem dies im Laufe des 28. gelungen, erhielt die Flottille erneuerten Befehl, in der Nacht vom 28./29. wieder bis in die Nähe von Friedrichſtadt vorzugehen.“

„Am Morgen des 29. September wurden demgemäß ſämmtliche vier Kanonenboote von der Station Süderſtapel bis Bösbüttel von den Dampfſchiffen Rendsburg und Eider geſchleppt, wo ſie 7 Uhr 40 Minuten loswarfen und bis circa 600 Schritt vor die äußerſte däniſche Schanze ruderten. Hier nahm jedes die ihm angewieſene Stellung ein, und nachdem die Batterie Chriſtianſen ihr Feuer 8 Uhr 5 Minuten eröffnet hatte, folgte die Flottille 8 Uhr 7 Minuten, jedoch dieſe gegen die erſte Schanze, beſonders deren Verpaliſſadirung, die Batterie dagegen ſofort auf die zweite Blockhausſchanze. Hier gerieth das Kanonenboot Nr. 10, Lieutenant Bürow, dem der äußerſte rechte Flügel angewieſen war, durch Strom und Wind zu weit nach dem ſchleswigſchen Ufer zu geworfen, bereits um 8 Uhr auf Grund und konnte trotz aller angewandten Mühe, und obgleich beide Dampfboote mit voller Kraft es abzuſchleppen ſuchten, der ablaufenden Ebbe wegen nicht wieder flott gemacht werden, ſondern mußte hier bis zum Auflaufen der Flut, des Nachmittags 5 Uhr 15 Minuten, ſitzen bleiben; doch konnte es von hier aus noch bei der Zerſtörung der erſten Schanze mitwirken. Das Dampfſchiff Rendsburg erhielt hier mehre Schüſſe durch Schanzkleidung, Kombüshaus und am Schornſtein, jedoch ohne erheblichen Schaden zu leiden. Als die Unmöglichkeit des Abbringens eingeſehen war, erhielt das Dampfſchiff Befehl, ſich am holſteiniſchen Ufer vor Anker zu legen, wo ihm 8¾ Uhr ein am Hintertheile befeſtigtes Boot weggeſchoſſen wurde. Der Feind beſchoß von der erſten Schanze die Kanonenboote mit Espingolen und Spitzkugeln, wodurch auf Nr. 6 ein Matroſe, Joh. Singelmann aus Herſt, Kloſters Ueterſen, erſchoſſen wurde. Nachdem 9 Uhr 45 Minuten die Dänen, mit Zurücklaſſung der Espingolen, die erſte Schanze verlaſſen hatten, rückten die Kanonenboote Nr. 6, Lieutenant Meyer, Nr. 7, Lieutenant Jacobſen, und Nr. 12, Lieutenant Fiſcher, bis zu dieſer vor und beſchoſſen jetzt auch von hier aus die etwa 1500 Ellen davon liegende, in der Stadt beim Fährhauſe errichtete Blockhausſchanze, von wel cher die Kanonenboote mit Granaten beſchoſſen wurden, jedoch ohne Schaden zu leiden. Da Nr. 10 jetzt nicht mehr mitwirken konnte, ſo wurde ein Theil ſeiner Munition an die übrigen Boote vertheilt. Um 11½ Uhr war auch dieſe Schanze zum Schweigen gebracht und wurde ein Sturmangriff auf die Stadt unternommen. Die Boote Nr. 6 und Nr. 12 erhielten zugleich Befehl, weiter vorzudringen und bei zwei, etwa 500 Ellen der Stadt näher liegenden Kauffahrteifahrern Poſition zu nehmen. Nr. 6 erhielt, ehe es dieſe Stellung erreichte, mehre Granatſchüſſe, zuletzt fuhr eine Bombe quer durchs Oberſchiff, wodurch der Beſanmaſt umgeworfen (die daran wehende Flagge wurde an einem Bootshaken wieder aufgeſetzt), der Commandeur, Lieutenant Meyer, der Feuerwerker Lund und der Matroſe J. Hagenfeldt, Beide von Sylt, verwundet wurden, ſodaß das Boot ſich genöthigt ſah, umzukehren, und wieder in der Nähe von Nr. 7 zu Anker ging. Nr. 12 erreichte dagegen dieſe Poſition und blieb dort bis gegen 1 Uhr, indem es das feindliche Feuer mit Erfolg beantwortete, das ſich, nachdem der Sturm abgeſchlagen, beſonders hierher richtete. Es verlor hier ſeinen Großmaſt und ſeine Steuerbordhaubitze und erhielt einen Granatſchuß ins Backbordbug und einen ins Heck. Nachdem es hier 35 Schüſſe gethan und die Munition beinahe verbraucht, auch das Fahrzeug des ſtarken Windes wegen hier nicht mehr geſteuert werden konnte, ging daſſelbe nach den übrigen Booten zurück. Es darf nicht unterlaſſen werden, ſchon hier die Ruhe und Entſchloſſenheit des Lieutenants Fiſcher und ſeines Unteroffiziers, J. Bethmann aus Flensburg, lobend hervorzuheben; dieſelben bewährten dieſen Muth auch während der folgenden Tage. Nachdem das Fahrzeug einigermaßen wieder in Stand geſetzt war, warf es gleich den übrigen beiden Booten, die, um nicht alle Munition zu verſchießen, auch ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo lebhaft ſchoſſen als früher, auf circa 1000 Schritt Entfernung bis gegen 3½ Uhr fortwährend einige Bomben in die Stadt; dann zogen ſie ſich nach Bösbüttel zurück. Um 5 Uhr 15 Minuten wurde Nr. 10 wieder flott; es ging noch etwas gegen die Stadt vor und that einige Schüſſe in dieſelbe, jedoch zog es ſich gegen 5 Uhr ebenfalls nach Bösbüttel zurück. Die Stadt wurde zu verſchiedenen Malen und an verſchiedenen Stellen an dieſem Tage in Brand geſchoſſen, namentlich von Nr. 12, doch wurde das Feuer immer bald wieder gelöſcht. Nr. 10 hat an dieſem Tage 115 Bomben und 2 Kartätſchen, Nr. 12 87 Bomben verſchoſſen; im Ganzen ſind von der Flottille gegen 400 Schüſſe gethan. Um 6½ Uhr wurden alle vier Boote, von der Eider ins Schlepptau genommen, nach Süderſtapel bugſirt.“

„Das Dampfſchiff Rendsburg hatte um 12½ Uhr Befehl erhalten, Balken von Oſtermoor herunter zu ſchleppen; beim Angehen zerbrach es jedoch die Speiſepumpe in der Maſchine, weshalb es ſofort nach Rendsburg zur Reparatur geſchickt werden mußte, woſelbſt es Abends 9½ Uhr anlangte. Am folgenden Tage mußte es dort liegen bleiben und erſt am Dienſtage, den 1. October, Mittags 1 Uhr, war die neue Pumpe an Bord. Das Schiff ging ſofort wieder ab zu der Flottille mit einem Munitionsfahrzeug im Schlepptau, jedoch eine Viertelſtunde von Rendsburg entfernt brach die Excentrikenſchnalle in der Maſchine, es mußte das Fahrzeug gehen laſſen und umkehren; erſt am 3. October Morgens 1 Uhr war der Schaden reparirt und nach einer Probefahrt konnte das Schiff Morgens 9 Uhr, eine mit Munition beladene Jacht ſchleppend, nach Süderſtapel abgehen, wo es Abends 10 Uhr eintraf."

„Am 30. September lagen die Kanonenboote bei Süderſtapel, da das Wetter zu ſtürmiſch und nebelig war, um mit Erfolg bei Friedrichſtadt verwendet werden zu können; ſie beſſerten die erlittenen Beſchädigungen, nahmen neue Munition ein und füllten die eingenommenen Bomben. Am Nachmittage 1 Uhr ward der Lieutenant Bürow beordert, mit dem Dampfſchiffe Eider nach Rendsburg zu gehen und weitere Munition für die Flottille und die Landbatterien zu holen, von woher er erſt am folgenden Nachmittage 2 Uhr in Süderſtapel wieder eintraf."

„Am 1. October Morgens 10 Uhr wurde dem Deckoffizier P. Bernhard, der bisher auf dem Kanonenboot Nr. 10 unter Lieutenant Bürow geweſen war, das Commando des Kanonenboots Nr. 6 übertragen, da der Lieutenant Meyer wegen zerbrochenen linken Schlüſſelbeins ins Hospital hatte gelegt werden müſſen. Um 11½ Uhr Vormittags gingen die Boote Nr. 6, Nr. 7 und Nr. 12 nach Bösbüttel; 2½ Uhr erhielten Nr. 6 und Nr. 12 Befehl, vor Friedrichſtadt zu gehen und ihr Feuer zu eröffnen; 4½ Uhr folgte ihnen Nr. 10; ſie hatten Stellung circa 1500 Schritt von der Stadt und beſchoſſen die Paliſſaden, den Kalkofen und das weſtliche Ende der Stadt bis 6 Uhr 40 Minuten, worauf Nr. 6 und 12 ſich nach Feddershof zurückzogen; Nr. 7 blieb bei Bösbüttel auf Brandwache. Um 7 Uhr kam Nr. 10 von Süderſtapel, jedoch zog es ſich, nachdem es drei Schüſſe gethan, auf Befehl zu Nr. 6 und 12 zurück. Um 9 Uhr etwa verſuchte der Feind einen Ausfall; Nr. 7 begann auf die feindlichen Werke zu ſchießen, jedoch wurde der Feind ſofort, nachdem von Nr. 7 nur drei Schüſſe gethan, von den Unſerigen zurückgeworfen. Nr. 6 hatte an dieſem Tage 78, Nr. 7 51, ſowie Nr. 10 3 und Nr. 12 87 Schüſſe gelöſt, im Ganzen 219 Schüſſe."

„Am 2. October wurden die Boote Nr. 6, 10 und 12 von dem Dampfſchiffe Eider bis in Schußweite von Friedrichſtadt bugſirt; um 8 Uhr eröffneten ſie das Feuer auf die feindlichen Werke, jedoch ſchoſſen ſie an dieſem Tage nur, wenn der Feind ſie beſchoß, Geſchütz aufzufahren oder ſeine zerſtörten Werke auszubeſſern verſuchte. Etwa um 9 Uhr grub der Feind am Deiche durch und fuhr Geſchütze auf; ungeachtet die Kanonenboote Alles anwandten, dies zu hindern, gelang es ihm doch, drei Granatſchüſſe auf die Boote zu thun, bis der Feuerwerker C. Traulſen aus Altona, vom Boot Nr. 6, den Giebel des Fährhauſes einſchoß, das über das feindliche

Geſchütz zuſammenſtürzte und es ſo unbrauchbar machte. Gegen 11 Uhr drang Nr. 12 weiter vor, um das Beſetzen einer Schanze zu verhindern. Um 3 Uhr zogen Nr. 6 und 10 ſich zurück, nachdem ſie ſich verſchoſſen, um 5½ Uhr Nr. 12; Nr. 6 hatte 85, Nr. 12 99 Bomben verſchoſſen. Die Mannſchaft von Nr. 7 war mit dem Ueberbringen von Balken und Brettern beſchäftigt. Nr. 12 bezog die Brandwache."

„Am 3. October Morgens gingen Nr. 6 und 7 bis auf Kernſchußweite vor die Stadt, jedoch nahmen ſie nicht Theil am Kampfe. Nr. 10 und 12 lagen bei FedderShof; erſteres beſſerte den zerbrochenen Schlitten ſeiner hintern Kanone; Nr. 6 hatte die Brandwache."

„Am 4., Morgens 8½ Uhr rückten Nr. 7 und 12 auf Befehl vor, um das Auffahren von 2 Stück Vierundachtzigpfündern, deren Geſchützſtände circa 400 Schritt von den däniſchen Werken entfernt lagen, zu decken; der Feind ſuchte es zu hindern, wurde jedoch in kurzer Zeit von den Booten, die er mit Kartätſchen aus zwei Geſchützen, aber ohne Erfolg, beſchoß, zum Schweigen gebracht; ſpäter ſchoſſen die Boote nur, wenn der Feind ſein Geſchütz zu placiren ſuchte. Am Nachmittage, 2½ Uhr, kam ein Fahrzeug, von den Dampfſchiffen Eider und Rendsburg bugſirt, mit Munition, die ſofort an alle Kanonenboote vertheilt wurde. Um 5½ Uhr wurde von Nr. 10 das Signal zum Sturm auf die Stadt gegeben, und drangen darauf alle vier ſo nahe an dieſe als möglich. — Nr. 12, das erſte in der Linie, lag circa 400 Ellen von der erſten feindlichen Batterie — und unterhielten aus allen Geſchützen ein ſehr ſtarkes Feuer auf den Feind, der die Boote mit Granaten, Vollkugeln und Kleingewehrfeuer, namentlich Spitzkugeln, beſchoß. Um 8 Uhr etwa wurde dem Boot Nr. 6 die Ankertroſſe abgeſchoſſen, wodurch es mit der ſtarken Ebbe auf Grund trieb; jedoch ſtand es ſo, daß die hintere Kanone gut gebraucht werden konnte. Das Dampfboot Rendsburg erhielt Ordre, das Boot abzuſchleppen, jedoch war es, bevor jenes noch dorthin kommen konnte, ſchon wieder flott. Dem Lieutenant Fiſcher ging eine zwölfpfündige Vollkugel dicht bei den Beinen vorbei, zerſchoß ein aufgeſchoſſenes Kabeltau, ging auf Backbordſeite in die Kajüte hinein, durch das Schiffsjournal, auf Steuerbordſeite wieder hinaus und zerſchoß zwei Ruder. Auf Nr. 12 wurden zwei Matroſen durch Gewehrfeuer leicht verwundet, ſonſt Niemand auf der ganzen Flottille. Auf Nr. 10 ſchlug ein Granatſchuß in Steuerbord ein, zerbrach einige Ruder, ohne jedoch weiter zu ſchaden; überhaupt litten die Fahrzeuge keinen erheblichen Verluſt, obwol ſie alle fortwährend im dichteſten Kugelregen lagen. Nachdem ſie ihre Munition gänzlich verſchoſſen, zogen ſich zuerſt Nr. 10 und 12, darauf Nr. 7 und dann Nr. 6 zurück. In der letzten Zeit, etwa ſeit 8 Uhr, hatten ſie ſchon weniger lebhaft geſchoſſen, da ſie mit den Vorgängen auf dem Lande und in Friedrichſtadt nicht genau bekannt waren. Nr. 10 hatte an dieſem Tage 104, Nr. 12 85 Schüſſe gethan. Die Boote zogen ſich nach FedderShof zurück."

„In ſechs Tagen ſind vor Friedrichſtadt von den Kanonenbooten 1124 Bombenſchüſſe und 3 Kartätſchenſchüſſe gelöſt.“

„Es muß noch hervorgehoben werden, daß in dieſen Tagen des Kampfes ſämmtliche Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften, bis auf einen Unteroffizier, im vollſten Maße ihre Pflicht gethan und ſich durch Muth und Hingabe rühmlichſt ausgezeichnet haben.“

Es bleibt nun noch übrig, auf die Weſtküſte und auf die Erlebniſſe der daſelbſt ſtationirten Flottille einen Blick zu werfen. Dieſe beſtand aus dem Dampfſchiff Kiel (Auxiliarlieutenant C. Bendixen, Decksoffizier Prott, 4 Achtzehnpfünder, 34 Mann), den Kanonenbooten Nr. 4 (Decksoffizier P. H. Lauritzen, 2 Sechszigpfünder, 43 Mann), Nr. 8 (Auxiliarlieutenant H. L. Lamp, 2 Sechszigpfünder, 44 Mann) und Nr. 11 (Auxiliarlieutenant W. Kier, 2 Sechszigpfünder, 42 Mann). Den Oberbefehl dieſer Flottille führte der Lieutenant zweiter Claſſe Fr. Henſen.

Einer nicht ſtärkern Streitmacht war es gelungen, im Frühjahre 1849 die Inſeln von den Dänen zu ſäubern. Aber damals waren die Dänen nicht im Stande, die Waſſerverbindung zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte zu hemmen. Seitdem ihnen dies (durch das unerklärte Aufgeben von Friedrichſtadt im Auguſt 1850) möglich geworden, traten ſie in der Weſtſee zuverſichtlicher auf. Und die Dänen haben jederzeit verſtanden, was der Beſitz der frieſiſchen Inſeln werth iſt. Ein Blick auf jede gute Karte enthüllt das Motiv: der Beſitz dieſer Inſeltheile bringt mit ſich den Beſitz des Fahrwaſſers (Schmaltief und Liſtertief) und ſomit die Beherrſchung Nordfrieslands. Iſt nun gleich das Land der Inſelbewohner durch Sturmfluten vielfach geſchmälert, iſt auch die alte Kraft und Sitte des Volksſtammes nicht von drückenden oder verlockenden Einflüſſen unberührt geblieben, und geht ein elegiſcher Zug durch die „Lebens- und Leidensgeſchichte der Frieſen“, wie ein ernſtforſchender und warmfühlender Sohn jener Eilande (K. J. Clement von Amrum) ſie jüngſt noch (Kiel 1845) erzählt hat, ſo bleibt doch noch heute der uralte Wahlſpruch der Frieſen: „lieber todt als Sklav“, und es bleibt die große Bedeutung von Volk und Land und Stromgebiet für Handel, Schiffahrt und Seegeltung. Jeder Leſer, wie fremd ihm auch dieſe Verhältniſſe ſein mögen, wird doch einigen Maßſtab für ihre Würdigung gewinnen, wenn er erfährt, daß noch jetzt auf jenen wenigen Inſeln (man wird die geſammte Bevölkerung auf nicht viel mehr als 12,000 anſchlagen dürfen) reichlich hundert Schiffscapitaine zu Hauſe ſind. Und die Dänen hätten ſäumen ſollen, ſich da wieder feſtzuſetzen, wenn man's ihnen nicht wehren konnte?

Als der däniſche Dampfer Geiſer mit einem zweiten Dampfſchiff und ſechs Kanonenbooten erſchien, war es wol klar, daß der Kiel mit den drei Kanonenbooten ſeine Poſition bei Wyk und Föhr nicht würde behaupten können. Aber das Feld ſollte nicht ohne Kampf geräumt werden. Lieutenant Henſen hatte am 16. September die Station verlaſſen und ward am 17. auf der Höhe von Pellworm von dem einen Dampfſchiffe mit den ſechs Booten verfolgt, von dem Geiſer aber, der ihm vom Süden her entgegenkam, angegriffen. Das Feuer ward ſehr lebhaft erwidert. Die ſechs erſten Bomben ſchlugen bei dem Geiſer ein; bei der fünften glaubte man deutlich zu bemerken, daß an ſeinem Bord Feuer ausgebrochen; ſeine Geſchütze ſchwiegen eine Zeitlang, dann ſchoß er nur noch mit Vollkugeln; aus dieſem Umſtand und aus aufgefiſchten Rappertenſtücken zog man den Schluß, ſeine Bombenkanonen (wie es nachher auch ſich zeigte) ſeien demontirt worden. Einige Tage Reparatur, meinte der däniſche officielle Bericht, würden genügen, um allen Schaden zu beſſern, den der Geiſer im Gefecht erlitten. Dieſer Bericht macht eine verlegene Entſchuldigung, weshalb man den Feind nicht verfolgt: der Geiſer habe die herannahende Verſtärkung (das andere Dampfſchiff, eine Corvette und die ſechs däniſchen Kanonenboote) erwarten wollen, darüber ſei es zu ſpät geworden und die Strömung habe die Verfolgung unmöglich gemacht, da des Feindes Vorſprung zu groß geweſen. Die Lootſen haben nachher ausgeſagt, der Geiſer habe die Abſicht gehabt, über die Kanonenboote „hinwegzumahlen", was ihm nicht gelingen wollte, weil dieſe auf die Flakten (Untiefen) aufgelaufen, wohin er nicht folgen konnte. Der Commandeur des Geiſer hat, wie man ſpäter erfuhr, ſich mit ſehr großer Anerkennung über die Geſchicklichkeit ausgeſprochen, mit welcher der Kiel manoeuvrirt. Der officielle däniſche Bericht geſteht zehn Verwundete ein, von welchen einer geſtorben. Die Flottille unter Lieutenant Henſen hatte vier Todte und ſechs Verwundete. Der Mannſchaft des Bootes Nr. 1 hat ſich beſonders das Bild eines tapfern Seemannes, Gerber aus Altona, eingeprägt: ihm waren beide Beine weggeriſſen, deſſenungeachtet fuhr er fort, das Vaterlandslied zu ſingen, bis er mit einem wehmüthigen Gruß an ſeine ferne Mutter den Geiſt verhauchte. Der Kiel erhielt drei Schüſſe, einen durch den Schornſtein, zwei durch den Rumpf; ſeinem Befehlshaber, Lieutenant Bendixen, fuhr ein Streifſchuß, ohne ihn zu verletzen, durch die Mütze. Das Boot Nr. 1 traf eine vierundachtzigpfündige Bombe (die erſte, die der Geiſer abſchoß) am Heck, fegte von der einen Seite die Mannſchaft bei der hintern Kanone fort, ſchlug über die Pulverkammer hinweg und blieb im Raume in einer Koje liegen, ohne zu platzen. Drei Mann ſind außerdem eingebüßt: ſie waren auf einem amrumer Fahrzeuge an der Nordſpitze von Amrum mit zwei Andern als Wache poſtirt. Die beiden Letztern brachten nach der Südſpitze der Inſel die Nachricht von dem erſten Erſcheinen des däniſchen Geſchwaders und ſchifften ſich mit ihren Landsleuten wieder ein; die drei Zurückgebliebenen meinten ſich über die Watten zur Ebbezeit nach Föhr hinüber retten zu können, aber, des Weges unkundig oder durch den däniſchen Strandvogt irre gewieſen, ſanken ſie tief in den Schlamm und konnten nur mit Lebensgefahr die Küſte von Amrum wieder erreichen, wo ſie von einem däniſchen Seelieutenant (die Scene hatte ſich einſtweilen verändert) gefangen genommen und in Ketten geſchloſſen nach Föhr übergeführt wurden.

Die Flottille unter Lieutenant Henſen ging, ohne daß der überlegene Feind ihr gefolgt wäre, weiter nach Süden, umſchiffte die Weſtküſte von Eiderſtedt, an der Eidermündung vorbei, und langte am 18. in Büſum an, im Süden eines weſtlichen Landvorſprunges von Norder-Ditmarſchen. Hier wurden am 19. die Todten, nachdem in der Kirche an den aufgeſtellten Särgen der Prediger geſprochen, unter drei Gewehrſalven zur Erde beſtattet.

Als man von dem Unternehmen auf Friedrichſtadt hörte, machten die Dänen ſich zum Abzug von den frieſiſchen Inſeln bereit, zum ſichern Zeichen, daß eben die Unterbrechung jener Verbindung mit der Oſtküſte des Landes und der Beſitz der Landſchaft Eiderſtedt die Bedingung einer verläßlichen Oberherrſchaft auf den Inſeln der Weſtküſte war. Als der Sturm auf Friedrichſtadt abgeſchlagen war, richteten ſie ſich ordentlich auf den Inſeln ein. Bei Wyk auf dem ſüdöſtlichen Kliff von Föhr, nahe bei den Badekarren, wurden hohe Erdſchanzen aufgeführt. Freilich es fehlte viel, daß ihnen der Sinn der Bevölkerung irgendwie entgegengekommen wäre. Kein Frieſenmädchen wollte mit den Dänen tanzen. Zu dieſer Abwendung des weiblichen Geſchlechts von den „Tapperen“ geſellte ſich noch die Unannehmlichkeit, daß eine Knabenſchar mit unverdroſſen durchdringenden Stimmen auf „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt“ dieſen Endreim gefunden: „jag' die Pottjüten aus dem Land“. Kein Wunder, daß nach und nach 700 Dänen auf Föhr concentrirt wurden, um der Unfolgſamkeit zu ſteuern, die „Giftpflanzen“ auszurotten und Liebe zum däniſchen Herrſcher auf den Eilanden zu pflanzen, nebenbei auch die Steuern, welche ſeit 1848 an Schleswig-Holſtein entrichtet waren, zum Beſten der Dänen noch einmal einzutreiben.

In Büſum hielt Lieutenant Henſen die Flottille für den Winter nicht ſicher; er ſuchte die Elbe zu erreichen und verließ Büſum mit dem Dampfer Kiel und den drei Kanonenbooten am Nachmittag des 5. November. Schon am nächſten Tage brach unglücklicherweiſe ein Sturm los, der in der ganzen Weſtſee viel Unheil angerichtet hat. Am 10. zuerſt ward gemeldet, das Kanonenboot Nr. 8 ſei gekentert und die ganze Mannſchaft (41 Mann; drei Todte hatte das Boot in dem Treffen vom 17. September verloren) verunglückt. Am 12. ging in Rendsburg der officielle Bericht ein; der Dampfer Kiel und die beiden Boote Nr. 4 und 11 hatten Glückſtadt nach ſchweren Mühen und Gefahren erreicht. Der Kiel brachte nachher die Leiche des braven Führers von Nr. 8, des Auxiliarlieutenants H. L. Lamp (aus Kiel, wo ſeine alte, unbemittelte Mutter noch lebt) nach Glückſtadt. Das Schiff trieb an der Weſtküſte von Ditmarſchen; es iſt ſpäter vom Kiel abgeholt und in ſehr beſchädigtem Zuſtande mit ſeinen beiden Kanonen gleichfalls (2. December) nach Glückſtadt gebracht. Der Umſtand, daß beide große Jollen fehlten, ließ anfangs noch die Hoffnung, daß ein Theil der Mannſchaft ſich gerettet habe; es iſt aber unſers Wiſſens keiner wieder aufgetaucht, und beim Kronprinzenkoog (am Strand, weſtlich von Marne) waren nach und nach 30 Leichen angetrieben. In der Taſche eines Matroſen von Nr. 8, Johann Heinrich Hall aus der Seeſter Marſch, fand ſich ein Taſchenbuch mit folgenden Notizen, deren einfach ſeemänniſche Art über die Irrſale des Bootes bis zum letzten Tage Aufſchluß gibt: „Den 3. ſind wir Nachmittags 1½ Uhr von Büſum gegangen; auf dem Watt geankert. Morgens den 4. Anker wieder auf und wir ſegelten bis zum hohen Waſſer; 1 Uhr zu Anker gegangen. Sturm aus Weſt und NW. Des Morgens trieben hier Maſten und Bugſpriet. Abends ein ſtarkes Gewitter; zwiſchen 8 und 9 Uhr ein St.-Elmslicht am Beſahntopp. Den 5. Sturm. Wir verloren St. B. (Steuerbord-) Anker. Dies kriegten wir den 6. wieder. Den 7. Morgens 5 Uhr Anker auf mit NNW-Wind. Wir kamen auf Buſchſand. Ein blankeneſer Ewer und Dampfer Kiel brachten uns wieder ab von 8—11 Uhr. Nachmittags bekamen wir auf Gelbſand vom Ewer einen Lootſen. Um 3 Uhr im Fahrwaſſer zu Anker. Des Nachts wieder Sturm aus Weſt. Wir lagen vor zwei Ankern. Morgens den 8. wieder hineingelegt hinter dem Sande. 8 Uhr geankert.“ Damit ſchließt das Tagebuch. Nach der Ausſage eines Marineſoldaten von Nr. 4 nahmen im Verlauf des Tages (des 8. November) Sturm und Waſſerſtand bedeutend zu. Beide ſtiegen zur höchſten Höhe wenige Stunden nach Mitternacht zwiſchen dem 8. und 9. Um dieſe Zeit mag denn das Boot gekentert ſein und die ganze Bemannung nebſt den beiden Lootſen den Waſſertod gefunden haben; die Taſchenuhr des Johann Heinrich Hall war ſtehen geblieben auf 2 Uhr. Alle Zeitungsblätter waren voll von den Verheerungen, welche die Stürme in jenen Tagen geübt.

Es iſt ein ſchweres Schickſal, mit welchem die Geſchichte der ſchleswig-holſteinſchen Marine in dieſem abgewichenen Jahre ſchließt. Aber beim Rückblick darf man ſagen: in zwei Feldzügen hat dieſe kaum beginnende Seebewaffnung die Gelegenheiten zum Kampfe mit einem vielfach überlegenen, langgeübten Feinde aufgeſucht; kein Schiff iſt in Feindes Hand gefallen, keins durch ſeine Geſchoſſe zerſtört. Zwei Fahrzeuge ſind verloren; das eine hat der Führer ſelbſt, damit es nicht dem Feind zur Beute werde, in Brand geſteckt, das zweite iſt in einem der ſchwerſten Stürme, in einem der gefährlichſten Fahrwaſſer verunglückt.

Sollen wir nun noch eine Begebenheit erzählen (ſie iſt der Geſchichte der Marine nicht fremd), in welcher zugleich der Unſtern ſich ſpiegelt, der ſo oft die ſchleswig-holſteiniſchen Anſtrengungen zunichte gemacht hat, und der ganz einzige Gleichmuth, mit welchem dieſer Volksſtamm Noth und Gefahr zu tragen verſteht?

Es iſt in öffentlichen Blättern mehr als Noth that von einem Taucherapparat die Rede geweſen, der von dem Erfinder, Unteroffizier Bauer (im Jahre 1849 in bairiſchen Dienſten bei den Reichstruppen in Sundewitt), beſtimmt war, unter dem Waſſer den feindlichen Dampfſchiffen nahe genug zu kommen, um eine Petarde zu befeſtigen, die dann durch einen galvaniſchen Draht entzündet werden ſollte. Sachverſtändige hatten die Conſtruction nicht allein als ſinnreich, ſondern auch als zweckmäßig erkannt. Eine Subſcription war im Heere eröffnet, um die nicht unbedeutenden Koſten zu decken. Der erſte Verſuch mit dem Apparat mislang; eine Verbeſſerung ward angebracht, welche beſſern Erfolg zu verheißen ſchien. Der Krieg war bereits vorüber, als (am 1. Februar d. J.) ein fernerer Verſuch im kieler Hafen angeſtellt ward. Das Taucherſchiff lag auf dem Marinewerft. Der Erfinder nahm zwei Freiwillige von der Marine mit (Thomſen und Witt, letzterer ein Zimmermann), die ihm ſeit vier Wochen zur Seite geſtanden. Er ging mit dem Schiff hinaus, tauchte ein paar Mal leicht unter — es ſchien zu gelingen. Darauf geht er tiefer, das Manometer zeigt 30 Fuß; um ein Unbedeutendes geht er noch tiefer und die Waſſermaſſe drückt ihn auf den Grund, indem ſie das Schiff gewaltſam zuſammenpreßt, wobei Schrauben berſten und das Schiff Waſſer zu ziehen beginnt, was nach und nach den Männern bis an den Leib reicht. Vierzig Fuß Waſſer über ſich, in einem lecken Schiff, das mit Ballaſt etwa 70,000 Pfund wog — das war die Situation. Wir würden Anſtand nehmen, nachzuerzählen, was folgt, wenn wir es nicht ganz übereinſtimmend von zwei glaubwürdigen Männern, von jedem beſonders, erfahren hätten, die es aus dem Munde der Genoſſen des Abenteuers haben. Ueber ihren Köpfen wußten ſie allerdings Rettungsboote beſchäftigt — aber wie ſehr war zu fürchten, daß die niederraſſelnden Ketten den Apparat beſchädigen würden, ohne ihn zu heben. Den drei Männern auf dem Meeresgrunde, das ergab ſich nach einer kurzen, ruhigen Berathung, die ſie pflogen, war von außen keine Rettung zu hoffen. Aber ſie verzweifelten nicht. Es gab ein Mittel — natürlich mit aller Macht mußten ſie es verſuchen —, ſich ſelbſt Hülfe zu ſchaffen. Es war Zeit, dazu zu greifen; die Luft war ſo zuſammengepreßt, daß ſie Alles braun zu ſehen anfingen. Bauer, dem die Leitung zukam, traf die nöthige Anordnung: „Ich will verſuchen, die Klappe zu öffnen — ſtellt euch hinter mich, damit, wenn die Luft mich nach oben wirft, ihr gleich zur Hand ſeid.“ Man ſtellte ſich in Reih und Glied. Aber die Klappe, 22 Zoll im Gevierte, widerſtand aller von Bauer angewendeten Kraft; der Druck der Waſſermaſſe war zu ſtark. Ein Verſuch von Thomſen war gleichfalls erfolglos. Die Reihe kam an Witt. Er erklärte, die Klappe wolle er ſchon öffnen, man möge ſich nur gefaßt halten und Keiner müſſe ſich an den Andern klammern, damit nicht Allen die Möglichkeit der Rettung benommen bleibe. Geht es diesmal gut, ſagte Witt, ehe er die letzte Kraft aufbot, ſo geh' ich das nächſte Mal doch wieder mit! Er ſprengte die Klappe; in einem Nu, von der comprimirten Luft in die Höhe geſchnellt, war er über der Waſſerfläche; Bauer folgte, dann Thomſen; alle Drei waren gerettet; die Mannſchaft der oben kreuzenden Boote nahm ſie auf. Sie haben ſich bald erholt und ſind zu ihren früheren Beſchäftigungen zurückgekehrt.

Wir ſind zu Ende. Wol iſt es ſchwer, die Frage zurückzuweiſen: was wird aus dieſer Marine? Deutſchland hat einen Anſpruch darauf; die Centralgewalt hat ihre Gründung veranlaßt und einige Mittel dazu geboten. Den nächſten Anſpruch hat das Land ſelbſt. Iſt das Heer durch preußiſche Offiziere gebildet, ſo iſt die Marine von Einheimiſchen, in ihren erſten Anfängen durch die dazu beſtellte Behörde, welcher der damalige Kriegsminiſter Jacobſen ſtets ein warm die Sache fördernder Fürſprecher in der Regierung war, organiſirt, durch des Landes Mittel zum größern Theil hergeſtellt, durch deſſen Söhne bemannt und im Kampfe bewährt. Sie hat Schwarz-roth-gold mit Ehren geführt, ſie hat geleiſtet, was wohl ausreichen würde, um ſich eine Flagge zu erkämpfen.

Alſo was wird jetzt aus der Marine? Daß Mancher „das nächſte Mal wieder mitgehen wird", verſteht ſich von ſelbſt. Daß die Herren v. Schwarzenberg und v. Manteuffel in ſchleswig-holſteiniſchen Dingen nicht das letzte Wort zu reden haben, weiß in den Herzogthümern und in ganz Deutſchland jeder Mann, jede Frau, jedes Kind. Aber was wird für die nächſte Zukunft aus der Marine Schleswig-Holſteins?

Es wäre Heuchelei, wenn wir ſagen wollten, wir erwarteten etwas Anderes, als daß man ſie den Dänen überlaſſen werde. Es wird uns nicht überraſchen; auch wird es nicht auffallender ſein, als was ſonſt geſchehen und zugegeben iſt. Die hiſtoriſche Kritik iſt in unſern Tagen beſchäftigt geweſen, die Heldenſagen der alten Römer, wie ſie uns überliefert ſind, auf das nüchterne Maß des Wahrſcheinlichen und Wirklichen zurückzuführen. Umgekehrt wird die Kritik einſt Mühe haben, das Sachverhältniß des Geſchehenen, wie es in den öffentlichen Kunden der Gegenwart niedergelegt iſt, als das Wahrſcheinliche und Wirkliche dem Volke einzureden. Der Volksglaube wird es ſich nicht nehmen laſſen, daß nach einer mörderiſchen Schlacht, in welcher die Dänen und die Ruſſen, zahllos wie der Sand am Meere, obgeſiegt, die Trümmer einer deutſchen Nordarmee ſich nach Rendsburg geworfen und daſelbſt ausgehungert worden. Schon der nächſten oder der zweiten Generation wird es ſchwer fallen, an die Wirklichkeit zu glauben, daß vor Androhung einer (nicht durch ruſſiſche Kriegsknechte zu beſchaffenden) Execution die Thore Rendsburgs ſich aufgethan, und daß man öſtreichiſche Regimenter von der Etſch bis an die Eider habe marſchiren laſſen, um das Kronenwerk den Dänen zu übergeben.

Hamburg, im Februar 1851.

C. F. Wurm.

Deutschland und die innere Mission.

I.

Der Stand der Sache.

Es geht nun bereits in das dritte Jahr, daß in den weitern Kreiſen der Publicums von der „innern Miſſion" die Rede iſt, und man ſollte erwarten dürfen, Jedermann, der auf Bildung Anſpruch macht, habe ſich ein beſtimmtes Urtheil darüber gebildet. Dem iſt aber keineswegs ſo. Diejenigen, welche ſich als Glieder des Vereins betrachten, ſich entweder offen oder im Stillen der *Partei* angeſchloſſen haben, tragen ſich mit der Meinung, daß die Urſache, warum der große Haufe des Publicums noch immer gleichgültig oder doch zweifelnd neben der bedeutungsvollen Sache vorbeigehe, die allgemeine Erkaltung gegen die Intereſſen des Chriſtenthums ſei. Allein ſo, wie dies gemeint iſt, verfängt es nichts gegen die Maſſe Derer, die entweder die chriſtliche Religion ſelbſt verleugnen oder doch den Ausdruck des eigentlichen Weſens derſelben nicht in dem Werke der „innern Miſſion" erkennen. Man muß ſich auf einen relativ höhern Standpunkt ſtellen und, ſelbſt auf die Gefahr hin, von den Vertretern der innern Miſſion mit ſeinem eigenen Urtheil als außerhalb des Chriſtenthums ſtehend von vornherein verworfen zu werden, das allgemein Beſtrittene vorerſt dahingeſtellt ſein laſſen und von dem allgemein Anerkannten und deſſen Verſtändniß ausgehen. Das aber, was alle Vernünftigen heutzutage anerkennen, iſt die Thatſache eines allgemeinen leiblichen und geiſtigen Nothſtandes, zu deſſen Abhülfe eben ſich die innere Miſſion will berufen wiſſen. Daß das Uebel in der That ein wirkliches, kein eingebildetes, ein allgemeines, kein beſonderes ſei, darüber belehren uns alle bedeutſamern Beſtrebungen der letzten Jahrzehnde, die ſämmtlich auf deſſen Bekämpfung unmittelbar oder mittelbar gerichtet erſcheinen. So tritt auch die innere Miſſion auf und bekennt, daß ihr Kampf dieſem vielbefehdeten Feinde der modernen Menſchheit gelte, nur freilich behauptet ſie, ſich, im Gegenſatz gegen alle andern Paniere, unter das Zeichen geſtellt zu haben, unter welchem einzig und allein wir ſiegen könnten.

Die innere Miſſion iſt ein Werk, für welches Tauſende edler Herzen ſchlagen, und die Aufgabe, die ſie ſich geſtellt hat: „*die Rettung des evangeliſchen Volks aus der geiſtigen und weltlichen Noth*", müſſen wir unbedingt als die Geſammtaufgabe, als das Hauptproblem unſerer Tage erkennen. Wer über dieſes Werk urtheilen will, muß vor allem durchdrungen ſein von dem Ernſt, welchen der Gegenſtand fordert, von dem inhaltreichen Bewußtſein aller jener hochwichtigen Fragen, die ein ſolches Werk angeſichts unſerer Zuſtände der Betrachtung erweckt. Wenn wir ſeither in Zeitblättern und ſonſt wo zerſtreute Bemerkungen über die innere Miſſion vernahmen, ſo hat es uns oft ſonderbar berührt, daß ein verwahrloſtes Literatengeſchlecht, deſſen eigene „Rettung" zu den dringendſten Aufgaben der innern Miſſion gehört (vergl. Wichern, „Denkſchrift für die innere Miſſion", erſte Ausgabe, S. 116), ſich mit der oberflächlichſten Suffiſance, ja nicht ſelten mit vornehmer Ironie das Thema zurechtlegt und, unbewußterweiſe, vom Standpunkte des eigenen geiſtigen Siechbetts aus das Weſen der Krankheit und die Arznei, die ihm ſelbſt verordnet iſt, zum Beſten der leidenden Menſchheit unterſucht. Solchen Unterſuchungen gegenüber haben die Vertreter der innern Miſſion freilich recht, wenn ſie dieſelben auf ihrem Unwerthe beruhen laſſen. Wir aber erinnern, ehe wir zu unſerm Gegenſtande ſelbſt übergehen, mit allem Nachdruck daran, daß nicht die Maſſe der ſogenannten bildungsloſen unterſten Stände, ſondern vor allem der tonangebende Haufe der Halbgebildeten und Verbildeten das Arbeitsfeld der Miſſion iſt, deren Zweck und Bedeutung hier in Frage ſteht. Die Vertreter der innern Miſſion haben es ausgeſprochen, daß als ihr Feld nicht nur die Hütten der Armuth, ſondern auch die Luſthäuſer und Paläſte der Reichen zu betreten ſeien; allein damit iſt viel zu wenig geſagt, indem ſich leicht nachweiſen läßt, wie vergeblich alle Arbeit an den untern Volksſchichten ſein müſſe, ſolange keine entſcheidende auf die obern erfolgt. Der Irrthum hängt mit den Principien der innern Miſſion zuſammen und muß bei der Beleuchtung dieſer von ſelbſt ſeinen Grund finden; hier genüge einſtweilen ein bekanntes Bild: es iſt zu zeigen, wie die Grundmauern, wie die Stützen und Pfeiler des Gebäudes, nicht wie die große Maſſe der mehr leidenden als thätigen, mehr getragenen als tragenden Bauſtücke aus dem Gleichgewicht gekommen, morſch und unhaltbar geworden ſeien. Ein altes Haus mag faules Holz in Menge bergen, die Bekleidungen können abgefallen, die Fugen durchlöchert ſein, ſolange die Tragbalken, ſolange die Grundwände noch geſund ſind, fürchtet Niemand den Einſturz; ſind aber dieſe unterhöhlt, innerlich wurmſtichig und dabei von außen trügeriſch übertüncht, ſo iſt der Ausgang nicht nur gewiß, die Gefahr nicht nur drohend, ſondern ſie ſtürzt auch, indem ſie die Unwiſſenden und Argloſen überraſcht, in größern Ruin. Die Zuſtände der ſogenannten beſſern Geſellſchaft alſo, die von des modernen Civiliſation in den Hauptſphären des Lebens durchdrungen iſt, dieſe ſind es vor allem, deren Beurtheilung mit dem Urtheil über das Werk der innern Miſſion aufs innigſte zuſammenhängt.

Wir haben ſomit von vornherein einen Tadel gegen den Verein für die innere Miſſion ausgeſprochen: den nämlich, daß ſich derſelbe nicht klar machen will, wo das eigentliche Hauptobject ſeiner Thätigkeit zu ſuchen ſei. Die genauere Begründung deſſelben werden wir folgen laſſen. Hier ſei zugleich ein zweiter, nicht minder weſentlicher hinzugefügt: der Vorwurf, daß der Verein für die innere Miſſion, ſo ſcharf er ſein Gebiet in confeſſioneller Hinſicht abzugrenzen beſtrebt war, die politiſch-nationale Grundlage als etwas dem Weſen des Chriſtenthums Fremdes von der Hand gewieſen. Als ob hier die chriſtliche Religion an ſich in Betracht käme, und nicht vielmehr deren Anwendung auf ein beſonderes Volk unter beſtimmt gegebenen Zuſtänden! Schon der Schluß iſt falſch, daß ein Werk, je mehr ſeine Anlage auf die Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts gehe, deſto weniger das beſondere Eigenthum eines einzelnen Volks ſein könne: denn Univerſalität und Individualität ſind zwar Glieder eines Gegenſatzes, aber kein Widerſpruch. Doppelt falſch iſt die Behauptung vom Chriſtenthum: daſſelbe ſei in ſeiner (hiſtoriſchen) Verwirklichung nicht an die nationale Grundlage gebunden. Vor einer Nation, die ſich ſelbſt keine ihrer Thaten ſo ſehr zum Ruhme zu rechnen gewohnt iſt, als die, welche ihren eigenthümlichen Geiſt an dem Geiſte des Chriſtenthums offenbar gemacht — die Reformation — ſollte man billig der Beſtreitung derartiger Irrthümer überhoben ſein. Gerade um die Bedeutung der Nationalität ihrem wahren Umfange nach zu erfaſſen, dazu hat es des ſittlichen Ernſtes und der ſittlichen Tiefe des Chriſtenthums bedurft, welches zuerſt eine göttliche Ordnung der Dinge von der menſchlichen klar und ſorgſam unterſcheiden lehrte; aber erſt der neuern Zeit freilich war es vorbehalten, in jener Bedeutung den nothwendigen Grenzſtein nicht nur des Staatsbaues, ſondern der Geſammtentwickelung der Menſchheit klar zu erkennen. Kaum ſollte es nöthig ſein, hier noch ein Wort einzulegen für Principien, welche die Wiſſenſchaft längſt über allen Zweifel erhoben; die Reaction gegen dieſelben iſt aber offen thätig und hat eine gefahrdrohendere Stellung gegen unſere heiligſten Beſitzthümer inne, ſeitdem ſie, aus den Köpfen der Unterrichteten verdrängt, unverſehens zwiſchen ſocialiſtiſcher Philanthropie und Communismus in den Herzen der urtheilsloſen Maſſe ihren Sitz genommen. Wie aber freilich alles Uebel nur dazuſein ſcheint, um ein höheres Gutes zu wirken, ſo müſſen ſelbſt die volksfeindlichen Strebungen eines misverſtandenen Freiheitstriebes die Sache des Patriotismus fördern, den ſie als eine untere Uebergangsſtufe zu dem Gipfel ihres Ziels, als ein an ſich zwar verwerfliches, durch den vermeintlich erhabenen kosmopolitiſchen Zweck jedoch geheiligtes Mittel zu gebrauchen ſcheinen. So ſehen wir ſelbſt von der Menge Derer, welchen der Sinn des nationalen Sonderſeins verborgen iſt, Viele, getrieben von dieſem oder jenem, ſelten dem Patriotismus verwandten Gefühle, mit Begeiſterung hier für die Selbſtändigkeit einer unterdrückten Nation, dort gegen den Treubruch der Zerſplitterung und des Abfalls ihrer Glieder, hier für die Theilung einer zwangsweiſe zuſammengehaltenen Univerſalmonarchie, dort gegen den Verfall eines einzigen Volks in die Vielſtaaterei des dynaſtiſchen Egoismus ſtreiten. Auf den innern Gehalt dieſer Sympathien und Antipathien, welche eine ſo bedeutende Rolle bereits ſpielen und eine bedeutendere noch ſpielen werden, iſt allerdings der unſicherſte Verlaß: nur an den Früchten vielleicht mag erkannt werden, ob z. B. das vornehme Wort der franzöſiſchen Verfaſſung, welches die Anerkennung der Freiheit aller Nationen der Republik zum Geſetz macht, und jene vielſtimmige Sympathie deutſcher Herzen für den ſiegreichen Kampf der Ungarn gegen die öſtreichiſche Armee Kinder Eines Geiſtes geweſen.

Daß aber in weit höherm Grade, als dies ſchon im Allgemeinen ſtattfindet, gerade *unſer* Volk und *unſere* Zeit jedes öffentliche Beſtreben auf den politiſch-nationalen Grund verweiſen, ſodaß, ohne dieſen von Anfang an und aufs genaueſte mit in die Rechnung aufgenommen zu haben, an die befriedigende Löſung irgend eines umfaſſendern ethiſchen Problems unſerer Tage in Deutſchland gar nicht zu denken iſt: dieſe Wahrheit ſoll eben hier zur Anſchauung gebracht werden. Wenn wir dabei näher, als es nöthig erſcheinen könnte, auf die vaterländiſche Geſchichte des letztverfloſſenen halben Jahrhunderts eingehen, ſo bitten wir, das Urtheil hierüber ſolange zurückzuhalten, bis wir, einestheils aus dieſen hiſtoriſchen Rückblicken, anderntheils aus der Betrachtung der gegenwärtigen Generation, die der *zweite* Artikel geben ſoll, im *dritten* Artikel die Reſultate ziehen werden, aus welchen klar werden ſoll, *was für eine Miſſion in Deutſchland jetzt volksthümlich und zeitgemäß, und ob die Thatſache der ſogenannten innern Miſſion dieſem Gedanken entſprechend ſei.* Nur ſoviel wollen wir, um gewiſſen Leſern Zeit und Mühe zu ſparen, jetzt ſchon ſagen: daß der zweite Theil dieſer Frage entſchieden wird verneint werden müſſen.

Es ſcheint Inſtinct zu ſein, der die beſſere Seite der öffentlichen Meinung richtig leitet, wenn ſie an ein Werk der Gegenwart jede Forderung zu ſtellen vergißt über den beiden: daß es zeitgemäß ſei und volksthümlich. Dem tragiſchen Ernſt dieſer Zeit genügt nicht einer oder der andere Verſuch mit dem Schickſale der Menſchheit, noch die aufopfernde Hingabe einer vereinzelten Kraft zu vereinzeltem Zweck, noch etwas Wahres und Gutes an ſich überhaupt, ſondern er iſt ſich bewußt, nur ein einziges nächſtes Ziel verfolgen und nur die Kräfte, die darauf unmittelbar hinarbeiten, ſich aneignen zu dürfen. Deſſenungeachtet hört man nicht ſelten, der Charakter des Zeitalters, in welchem wir leben, ſei der, keinen zu haben; daſſelbe ſei insbeſondere nicht geeignet, den nationalen Tendenzen Vorſchub zu leiſten, ſondern lediglich den „univerſalen“; jede Wirkung in dieſer Zeit ſei nur durch ihre Verwandtſchaft mit einer der letztern ihres Erfolgs gewiß. Geht man dem Sinne ſolcher Redensarten tiefer nach, ſo entdeckt ſich, daß ſie eine Wahrheit verkleiden, deren nackte Schneide ſie fürchten: denn was anders wäre im tiefſten Grunde dieſe univerſale Tendenz, wenn nicht das Bewußtſein von dem Zerfalle des gemeinſamen Lebensfundaments, des Einen, was aller Welt Noth thut, und die Sehnſucht nach totaler ethiſcher Wiedergeburt? Daß den Deutſchen jener Schmerz und die aus ihm geborene Sehnſucht inniger und lebendiger als allen übrigen Völkern zu eigen ſeien, haben ſie ſich ſelbſt gern, auf die Geſchichte der Reformation hinweiſend, nachgerühmt, und ob zwar zwiſchen Dem, was iſt, und Dem, was ſein ſollte und vielleicht geweſen, ein gewaltiger Unterſchied ſtattfinden möchte, ſo wollen wir doch einmal einſtimmen in das gemeinſame Selbſtlob. Ja, es gereicht uns zur Ehre, daß wir beſtimmter als alle andern Nationen wiſſen, was fehlt und was Noth thut, und heißer als alle andern nach der Errettung ſchmachten. Aber wo kam denn das Uebel, das uns jetzt bedroht, her? wie ſind wir ſo von Grund aus haltlos geworden? — Wer unſere Weltbürger hört, könnte faſt auf die Meinung gebracht werden, der Nationalſinn und deſſen Wirkungen trügen die Schuld, obwol die Geſchichte vor ihnen liegt als ein Buch mit ſieben Siegeln, und ſie nur mit dem Heute, das ſie ſelbſt machen, den Beweis ihrer Zukunft führen. *Aber umgekehrt verhält es ſich leider.*

Stets von neuem, wie oft und von welchen Stimmen es auch ſeit dreißig Jahren geſchehen iſt, muß an die Reihe unglücklicher Fehlgriffe und Verſündigungen gemahnt werden, durch welche dem Vaterlande die Wiedergeburt vereitelt und zwei Generationen deſſelben gerade um Das, wodurch beinahe allein ſie, über die Ungunſt des Geſchicks triumphirend, dieſem ernſten Jahrhundert, inmitten fremden Verderbens, eine zeitige ſattſame Ernte abgewonnen hätten, um die politiſche Geſundheit und Kraft ſind betrogen worden. Denn begünſtigt vor den übrigen Völkern Europas betrat die dunkle Schwelle dieſes Jahrhunderts das deutſche. Großgezogen und überſchwänglich genährt hatte der ſeltene Verein gottgegebener Genien ſeines Weſens lauterſten Ausdruck. Hell geworden waren die Köpfe und weit die Herzen. Klopſtock's erhabener Ernſt hatte die Jünglinge begeiſtert, Kant's tiefe ſittliche Kraft die Pforten des Wahns geſchloſſen, Herder's und Leſſing's tauſendfältige Saaten waren gereift, Goethe und Schiller hatten dem Leben den Immortellenkranz der Schönheit auf die Stirn gedrückt, Jean Paul hatte das Lächeln und die Liebe gelehrt, Novalis und Schleiermacher wieſen auf die Wege zum Himmel zurück, und Theodor Körner's Tod ſollte den Kampf des einigen Volks und das Bewußtſein ſeiner Freiheit beſiegeln. Zwar man hat in dem Charakter unſerer großen Literaturepoche, in der Hinneigung zu den abſtracten Idealen, zu dem ſogenannten rein Menſchlichen, wofür ja das Univerſelle und Antinationale konnte angeſehen werden, in der Abneigung gegen die einſeitig unvollkommenen Erſcheinungen des concreten, beſonders des damaligen öffentlichen Lebens, die Keime unſers politiſchen Elends von heute entdeckt zu haben vermeint: ſtatt der Erbärmlichkeit vaterländiſcher Zuſtände, in welche das Leben und Wirken jener Heroen fällt, klagt man dieſe an, daß ſie den Staub und Moder, aus denen ſie die Menſchenwürde hervorziehen mußten, von den Füßen geſchüttelt. Aber ſie wären ihres Ruhmes nicht werth, hätten ſie jener Zeit und jenem Deutſchland in dem Sinne angehört, der an dem Horizonte des modernen Liberalismus als der vollkommene erſcheint. „Eine große Epoche war vom Jahrhundert geboren, aber der große Moment fand ein kleines Geſchlecht.“

Wie jede Epoche zwiſchen zwei Perioden fällt, deren eine ſie mit der Vergangenheit, die andere ſie mit der Zukunft verbindet, und ihre Träger entweder zwiſchen beiden mitten innen ſtehen, oder zu dem einen oder zu dem andern Ende ſich neigen, übrigens alle gleich nothwendig mit ihr verwachſen ſind, ſo gehören jene Männer eineStheils vollkommen ihrer Zeit und ihrem Volke, und ihr Wirken erſcheint zeitgemäß und volksthümlich im ſtrengſten Sinne; anderntheils indeſſen ſtehen ſie in der Maſſe ihrer Zeitgenoſſen ausgezeichnet und vereinzelt dadurch, daß ſie nicht nur alle Stadien ihrer Zeitgeſchichte vom erſten Anfang bis zum letzten Ausgang im eigenen Leben mit dem tiefſten innigſten Bewußtſein durchſchritten und mit ſeltenſter Vollkommenheit künſtleriſch fixirt haben, ſondern auch, in der Vereinigung ureigener Kräfte, durch die ſiegende Macht über die Geiſter des kommenden Geſchlechts ſelbſt die Miterzeuger jener tiefeinſchneidenden politiſchen Epoche geworden ſind, welche mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die vaterländiſche Geſchichte aus der frühern Periode in ein neues, weſentlich von dieſer verſchiedenes Zeitalter geleitet hat. Noch zwar iſt der Uebergang nicht in allen ſeinen Phaſen abgeſchloſſen und überſichtlich; aber die Thatſachen, die ihn mit vielen ſeiner gewaltigſten Wirkungen der deutſchen Nation zum Bewußtſein gebracht, ſind der Misdeutung nicht mehr fähig. Ueber der einmüthigen ſiegesgewiſſen Erhebung des Vaterlandes in den Jahren 1813—15 ſchwebte der Geiſt jener Männer in der ungetrübteſten Reinheit. Nur beſchränkter Zelotismus oder kleinliche Splitterrichterei konnten, mäkelnd am Eigenthümlichen und Einzelnen im Leben und Wirken dieſes oder jenes derſelben, deren Antheil und Vaterſchaft an dem neugeborenen Geiſte ſchmälern oder gar leugnen wollen. So hat man an dem deutſchen Sinne Leſſing's und Goethe's gezweifelt — mit dem eigenen freilich ſchien er unvereinbar —, als ob nicht ſelbſt der ironiſche Schmerz über die Schmach des Vaterlandes und die Verachtung im Gefühle des Abgefundenſeins mit der Schwäche der Zeit, ſo herb ſie an und für ſich die Nachkommen berühren, nur der befruchtende Dünger ihrer echt deutſchen Geiſtesſaat geworden wären. An einen andern Ort gehört es, auszuführen, inwiefern die ſpecifiſche Färbung der nationalen Tendenz, wie ſie ſich in den neueſten Zeiten herausgebildet, unſern größten Weiſen und Dichtern fremd blieb und bleiben mußte; hier genügt es, das heutzutage vielverbreitete, ebenſo unklare als ungerechte Vorurtheil gegen dieſelben bekämpft zu haben, als ſeien ſie alles Andere eher als die Miterzeuger unſerer politiſchen Wiedergeburt geweſen.

Aehnlich verhält es ſich mit dem ſittlich religiöſen Aufſchwung, deſſen umfaſſendere Aeußerungen ſich gleichfalls erſt von der Zeit der Befreiungskriege herſchreiben, und hier konnte jenes Urtheil, welches unſerer Nationalliteratur auch in Bezug auf dieſe Erneuerung des vaterländiſchen Gemeinlebens die Urheberſchaft und den Einfluß abſpricht, um ſo leichter den Schein für ſich gewinnen, als den meiſten unſerer Claſſiker, wie offenkundig, nichts ferner gelegen als eine ſpecifiſch chriſtliche oder gar modern chriſtliche Tendenz. So hat ſich neuerdings ſelbſt *Hundeshagen* in ſeiner vortrefflichen wichtigen Schrift: „Der deutſche Proteſtantismus im Zuſammenhange mit der geſammten Nationalentwickelung" zu der Behauptung verleiten laſſen, jene nationale und religiöſe Erhebung des deutſchen Volks ſei „von keiner der bis dahin maßgebenden Richtungen unſers Nationallebens angeregt worden, weder von der Kunſt noch von der Wiſſenſchaft, weder von der einen noch von der andern unſerer beſtimmt normirten Lebensſphären ausgegangen", ſondern es habe in ihr „etwas durchaus Unmittelbares, aus dem Univerſalismus zum Beſondern ſich Zurücknehmendes, von der Abſtraction zum Leben ſich Hinwendendes, die gemeſſenen Bahnen und Gleiſe Verſchmähendes, an die tiefſten und urſprünglichſten Elemente Appellirendes gelegen." Zwar erinnert er ſelbſt an „die Welt großartiger Ideale, welche die Empfänglichen unſers Volks über die Welt von Schwäche, Elendigkeit, Feigheit, Gemeinheit und ſittlicher Verderbniß emporhob", und kommt unvermerkt auf die Wendung: „der humanitariſche Univerſalismus unſerer großen Literaturepoche *concentrirte* ſich in ſich ſelbſt *zu einem kernhaften Nationalbewußtſein*", allein die innerſte Triebfeder dieſes Vorgangs ſoll doch wieder nicht nur von dem Geiſte unſerer Nationalliteratur vollkommen unabhängig, ſondern demſelben ſogar entgegengeſetzt geweſen ſein. Offenbar wird hier gerade, was wirklich *innerſte* Triebfeder war, der auf das heranwachſende Geſchlecht allmälig übergegangene Geiſt jener Koryphäen, der denn in Gottes Namen humanitariſcher Univerſalismus heißen mag, mit Dem verwechſelt, was eben dieſem Geſchlecht nur *äußerer* Anſtoß ſein konnte: mit dem ſtaatlichen und kirchlichen Verfall. Die Erweckung des gemeinſamen Bewußtſeins hiervon in ſeiner tiefſten, umfaſſendſten, erſchütterndſten Kraft war eben das gewollte und nicht gewollte, das directe und indirecte Reſultat der vereinten mehr als ſechzig Jahre langen Geiſtesarbeit jener Männer. Wie zweifelhaft müßte die ganze Errungenſchaft jener Zeit der *Ideen* erſcheinen, wenn dieſe zu den wichtigſten Beziehungen des Gemeinlebens, den national-politiſchen und den religiös kirchlichen, ſich neutral, ja geradezu oppoſitionell verhalten hätten, wenn ſie vor der „tiefſten ſittlichen Erregung" und Kraftäußerung des Volks in jämmerlicher Impotenz zurückgetreten, vor dem Sturm der Welt wie ein Kartenhaus zuſammengefallen wären? Sofern ſich eine Geſchichtsanſchauung einmal bis dahin verirrt hat, iſt kaum abzuſehen, warum nicht geradezu auch das Unglück bei Jena dem Univerſalismus und Theismus eines Kant, Leſſing, Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, Fichte u. ſ. w. in die Schuhe geſchoben wird, ſtatt daß man ſich beſinne und die Zuſtände jener Periode vergegenwärtige, mit deren bodenloſer Charakterloſigkeit dieſe

Männer den umfaſſendſten Kampf vielſeitig aufgenommen und rühmlichſt durchgeführt haben. Wären ſie freilich patriotiſch und fromm geweſen in der Art, wie man ihnen wol heutzutage von gewiſſen Seiten anmuthet, und nicht vielmehr ſo und nicht anders, als es ihre Zeit und ihr gottgegebener Beruf in dieſer erheiſchte, ſie hätten weder Nationalgefühl noch Religioſität, weder für ihre Zeitgenoſſen noch für das Folgegeſchlecht, ins Leben gerufen.

Nicht über Nacht freilich konnte die Saat gereift, konnte ein neues Geſchlecht herangewachſen ſein, ſondern gleichwie Regen und Froſt das alte Laub zu Grabe tragen, und die Stämme, in denen das kommende Leben ruht, lange einſam und entblößt ſtehen, und zuletzt noch der Märzſturm die verborgenen Kräfte muß emporſchütteln und erproben, ehe die Boten des Frühlings kommen und dieſer ſelbſt ſeinen Einzug feiert: ſo haben wir, wie ſicher auch im Innern die unzähligen Keime des Lebens bewahrt und vorbereitet waren, gar lange auf dieſe Boten gewartet, bis ſie endlich kamen, und wir wußten, woher. Denn ſie kamen mit „Leier und Schwert". Ueber den Geiſt jener Jünglinge, und wer ihn gezeugt, erzogen und „ſtill in beſcheidener Knoſpe" gepflegt hatte, darüber konnte kein Zweifel ſein. Da war die Idee zur That geworden, und der Meiſter Gebote fanden an Tauſenden liebender Herzen ihre feurigen Vollſtrecker. Denn, daß irgend ein ſtarkes Volk die Feſſeln fremder Zwingherrſchaft zerreißt, iſt nichts Außergewöhnliches: in der Geſchichte des Geiſtes kann ein ſolches Ereigniß kommen und gehen ohne bleibende ſelbſtändige Bedeutung: wo aber die äußere That ſo rein nur der Ausdruck des Geiſtes, der ſie geboren, und jeder Einzelne dem Ganzen im freien Bewußtſein des Kampfs für die höchſten Güter ſich hingibt, wo es gilt, nicht nur ein Verlorenes, von altersher Vererbtes wiederzugewinnen, ſondern ein Neues, Niebeſeſſenes auf dem tiefen feſten Grunde der eigenen Geſundheit und Lebenskraft in die beſſere Zukunft hinaufzubauen, da ſchwindet die Glorie des Siegs über den äußern Feind vor dem Licht, das im Innern iſt aufgegangen und die hier ſaßen gebunden in Finſterniß erleuchtet und befreit hat. Wie tief man ſich deſſen bewußt geweſen, davon zeugen nicht allein die beredten Stimmen, welche kurz vor und mitten in dem Schlachtendonner erſchallten, nicht nur Körner's, Schenkendorf's, Arndt's, Rückert's und ſo vieler Andern lange zuvor am deutſchen Geiſt gereifte Lieder, die ja nur wie aus den Gräbern eines Klopſtock, eines Herder, eines Schiller zu kommen ſchienen, ſondern auch, nachdem bereits der letzte Sieg nach außen errungen und die äußere Gefahr vergeſſen war, wußte Jeder, der da mitgeblutet und mitgefeiert hatte, welcher Geiſt ihn getrieben, und prüfte ſich mit dem höchſten Ernſt, ob dieſer Geiſt ihn nicht verlaſſen habe, ſondern fort und fort in ihm wohne und ſchaffe.

Es ſei uns vergönnt, ſtatt vieler eines einzigen unvergeßlichen Zeugniſſes zu gedenken. Am Schluſſe des dritten Jahrhunderts nach der Reforma tion, im dritten Herbſte nach der Völkerſchlacht bei Waterloo, als ſchon die Wolken wieder am hellen Himmel des Vaterlandes heraufgezogen, die Unglücksvögel ſchon hin und wieder vernommen und die Spuren der neuen Verſündigungen am Leben der Nation ſchon hier und dort offenbar wurden: da ſah man die Jünglinge von den Pflanzſchulen jenes Geiſtes, mit Eichenlaub und mit den Ehrenzeichen erprobter Vaterlandsliebe geſchmückt, von dem hochherzigen Fürſten, deſſen Stolz die Freundſchaft Goethe's und Herder's geweſen, von Lehrern, deren Namen die Welt kennt, unterſtützt und geleitet, zur Wartburg hinanziehen, um aus Anlaß des Erinnerungsfeſtes der größten und eigenſten That ihres Vaterlandes dieſem zu zeigen, „was es von ſeiner Jugend zu hoffen habe, welcher Geiſt ſie beſeele, wie Eintracht und Bruderſinn von ihnen geehrt werden, wie ſie ringen und ſtreben, den Geiſt zu verſtehen, der mit Flammenzügen in den Thaten der jüngſten Vergangenheit ſich ihnen kund thue“*). „Der Freundſchaftsbund der Jugend, der Jugendbundesſtaat, ſollte ein Bild werden des vaterländiſchen Staates, deſſen Dienſte ſie ihr ganzes Leben weihen wollten; aus jenem Bunde ſollte der Geiſt kommen in das Leben ihres Volks: denn jünglingsfriſch erwuchs ihnen deutſcher Gemeingeiſt für Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit“**). Und ſie wußten, „daß nur Derjenige frei iſt, der nichts als das Wahre und Rechte will, was Alle wollen müſſen, und für dieſen Willen alles Andere, als da iſt Leben und Gut, aufzugeben jederzeit die Kraft beſitzt. In dem Sturme der gemeinſamen Begeiſterung hatten ſie abgeſchüttelt die letzte Selbſtſucht und die nichtige Eitelkeit, ſich rein gewaſchen im Strome der Andacht, der brüderlichen Liebe und der reinen geweihten Freude. Eine neue Oriflamme erkoren ſie: Volksehre und Freiheit, und ſchloſſen im Geiſt und Herzen einen öffentlich geheimen Bund zur Wiederherſtellung und Erhöhung wahrer deutſcher Würde“***). Und dieſer Bund, „dem der Geiſt der Freiheit und Wahrheit nicht auf der Zunge ſaß, ſondern im Kern des Herzens“†), dieſer ebenſo mäßige als ernſte und gottinnige Bund früherprobter edler Herzen des Vaterlandes, dieſes offene und weit durch die deutſchen Gauen verbreitete Geheimniß des neuen, lebendigſten, zeugungsfähigſten Geiſtes konnte verkannt, gefürchtet, verſpottet, verläſtert, konnte von Denen, deren Ehre derſelbe gerettet, ſtatt genährt und heraufbeſchworen, niedergedrückt, entſtellt, verfolgt, gebrochen werden!

Es hat dazu verhältnißmäßig einer kurzen Zeit bedurft. Der äußere

---

*) Worte aus der Feſtrede des Stud. Riemann, Ritter des Eiſernen Kreuzes.

**) Aus der Rede von Fries.

***) Aus der Rede Carové's.

†) Aus L. Rödiger's Rede. — Der Ernſt, die ſittlich religiöſe Geſundheit des ganzen Feſtes, das bekanntlich mit dem Geſang: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“, eröffnet wurde und mit einer allgemeinen Feier des heiligen Mahles ſchloß, kommt aus dieſen und andern Reden deutlich zur Anſchauung. Und nun vergleiche man dieſe Jugend mit der heutigen!

Friede gab die Muße. Inzwiſchen iſt das dunkle Jahrhundert über dem Vaterlande heraufgewachſen, langſam und drohend wie eine Wetterwolke. Von den Fürſten und Staatsmännern, welche damals über die Geſchicke Deutſchlands walteten, ſind die meiſten vor den höhern Richter gerufen; viele der Jünglinge ſelbſt, die in jenen Tagen fühlten und ſprachen, haben nun in einer andern Welt das Ziel der Freiheit erreicht, nach welchem ſie hier vergeblich gerungen. Die freien Stirnen der Uebriggebliebenen ſind gefurcht, die blonden Locken ergraut und manches volle heiße Herz iſt leer und kalt geworden. Ein neues Geſchlecht hat allmälig und unvermerkt die Rollen des Tages übernommen und verdrängt mehr und mehr die Väter vom Schauplatz. So muß es leider kommen. Denn das Drama iſt ein anderes geworden! „Es rufen“ — ſo rühmt in ſeiner traurigen Rolle einer der Propheten dieſer Zeit, ohne der Worte tiefere Wahrheit ſelbſt zu verſtehen — „es rufen andere Fahnen und Gedanken und andere Götter uns zum Kampf.“ („Ein Lebendiger“ in ſeinem Schmähgedicht: „Arndt's Wiedereinſetzung.“)

Welcherlei Fahnen, Gedanken und Götter dies ſeien, darüber ſind wir im Allgemeinen ſchon aufgeklärt, denn die jüngſte Vergangenheit brachte uns ja Vorzeichen. Auf was für eine Art indeß dieſes neue Geſchlecht allmälig geworden ſei, muß die genauere Betrachtung ſeiner Zuſtände lehren. Hier genügt es zunächſt, nur anzudeuten, daß die beſondern politiſchen Misgeſchicke Deutſchlands ſich zu der modernen nationalen Tendenz verhalten wie der allgemeine europäiſche Nothſtand unſers Jahrhunderts zu der ſogenannten univerſalen. Wird das politiſche Unglück unſers Vaterlandes nicht für ſich, ſondern im Zuſammenhange mit der Entwickelungsgeſchichte der europäiſchen Menſchheit aufgefaßt, ſo kann die Frage, wie ſich ein politiſch geſundes, einiges und freies Deutſchland zu dieſem allgemeinen Bildungsgange würde verhalten haben, von dem gegebenen Standpunkte aus nur ſo entſchieden werden: daß unſer Vaterland in eben dem Maße, in dem es aus jener Epoche des Staatenumſturzes und der Völkerkriege vor allen andern Nationen bevorzugt in dem Einen, was Noth thut, ſeinen Ausgang genommen hatte, nun auch in der neuen Aera durch die meiſte Widerſtandsfähigkeit gegen die Flut des allgemeinen Uebels, durch die ſtärkſte Conſiſtenz gegen die demoraliſirenden Elemente ſich würde ausgezeichnet haben. Erhellt hieraus zwar nicht, daß, nachdem die Geſchichte von 33 Jahren dieſe gerechteſte Hoffnung der edelſten Herzen zunichte gemacht, auch heute noch die Erfüllung derſelben gleichen Erfolg wie damals haben müſſe, ſo ſehen wir doch ſchon, wie alle unſere gegenwärtigen Lebensfragen, mehr als die der andern, übrigens gleichgeſtellten Nationen, auf das engſte mit den nationalen verwachſen ſind. Denn wie damals die meiſten und edelſten Kräfte des Vaterlandes auf die Vollendung der politiſchen Wiedergeburt hinarbeiteten, und dieſe beſondere Energie nun langſam und allmälig durch das Zuſammenwirken der verſchiedenartigſten Reagentien von der Oberfläche der äußern Organe, an welche ſie ſchnell herausgetreten, nach dem Innern zurückgeworfen und ſo dem Schein entzogen wurde, iſt das nationale Intereſſe bis auf den heutigen Tag die — zwar in ihrer Neigung veränderte — Axe geblieben, um welche kreiſend ſich die deutſche Welt fortbewegt. Wer in dieſer Hinſicht noch konnte geirrt haben, mußte durch die Geſchichte des letztverfloſſenen Jahrzehnds völlig enttäuſcht werden. Nicht nur traten alle Fragen, die in unſerm öffentlichen Leben eine beſtimmte Geſtalt gewannen, offen in die Sphäre der Politik und des Rechts, ſondern ſelbſt Erſcheinungen, die an ſich außerhalb dieſer zu liegen ſchienen, wie die religiöſen und kirchlichen von 1844 — 46, verriethen nur zu bald ihre genaueſte innerſte Verwandtſchaft mit der politiſch-nationalen Krankheit. Der Antikatholicismus und Unchriſtianismus wählte den Namen „Deutſch-Katholicismus", und der kirchliche Liberalismus der Lichtfreunde verſchwand mit dem März 1848 ſpurlos im politiſchen Radicalismus. Es fehlt endlich nicht, zur vollſtändigen Beſtätigung unſerer Diagnoſe, das erbauliche Schauſpiel einer Rückverwandlung: wenigſtens berichtete z. B. die „Deutſche Zeitung" ſchon vom 15. Januar 1850 aus Magdeburg (dem Herd der Lichtfreundſchaft), „die wirklich demokratiſchen Vereine dieſer Stadt beabſichtigten, ſich als politiſche Verbindung aufzulöſen und dafür in religiöſe (!) Vereine wieder zuſammenzutreten, wodurch ſie der läſtigen polizeilichen Aufſicht enthoben würden." Das Geſchrei gegen die römiſche Kirchenherrſchaft und die Oppoſition gegen den evangeliſchen Symbolzwang galten beide, weder der päpſtlichen Curie, welche keinen Anlaß gegeben, noch der proteſtantiſchen Orthodoxie, die außerhalb des ſelbſtgefälligen kirchlich gleichgültigen Bewußtſeins lag und nur mit der offenbarſten Abſicht zum activen Widerſtand erſt gereizt wurde, ſondern der innern nationalen Zerfallenheit, dem politiſchen Druck, der die Geiſter niederhielt und eine offenſive Kraftäußerung, die direct gegen ihn wäre gerichtet geweſen, nicht hätte aufkommen laſſen. Wie vermöchten wir anders den ſtets bewährten Ernſt, die gewiſſenhafte Beſonnenheit des deutſchen Charakters, zumal in Glaubensſachen, mit jenen ſelbſt für unſere oberflächlichern romaniſchen Nachbarn augenfällig geweſenen Pfuſchereien zu vereinbaren? — Das vollſtändig entſprechende Verhältniß in allen übrigen Lebensrichtungen unſerer Generation nachzuweiſen, wäre eine faſt überflüſſige Arbeit. Man vergegenwärtige ſich nur die charakteriſtiſche Entſtehung und Verbreitung des deutſchen Socialismus, um die Ueberzeugung außer allen Zweifel zu ſtellen, wie die meiſten und gefährlichſten Giftſtoffe nur in jenem [illegible] kranken Organ ſich ablagern konnten, wie die allmälige Entmiſchung und der Verluſt der beſten Säfte von jenem innern Krebsſchaden ihren Anfang genommen.

Iſt aber unſere Mitleidenſchaft an dem europäiſchen Uebel ſo weſentlich durch den eigenen wunden Fleck des nationalen Defects bedingt, ſo erhellt ſchon hieraus, von welcher eminenten Bedeutung für alle gegen jenes große Uebel gerichtete Wirkſamkeit eine wahrhaft zeitgemäße und volksthümliche Tendenz in Deutſchland ſein müſſe. Ehe wir aber zur Prüfung des Weſens dieſes Uebels und des dagegen empfohlenen Univerſalmittels, der innern Miſſion, ſelbſt uns wenden, bedarf es zuvörderſt einer Verſtändigung über den geſchichtlichen Urſprung und Verlauf des Werks, über die gemeinſamen Hülfsmittel und Endzwecke ſeiner Träger und deren Hoffnungen. Denn dies gehört ſchon zur Charakteriſtik der innern Miſſion, ja es gereicht ihr vielleicht ſchon zum Vorwurf, daß ſie nicht, wie doch ſo manches andere Unternehmen unſerer Tage, z. B. die Gründung einer deutſchen Seemacht oder der Schutz der deutſchen Auswanderung, dem Princip nach ſchlechthin, wenn nicht der thätigen Theilnahme, ſo doch der *Beachtung und Billigung Aller* ſich rühmen darf, ſondern vielmehr nur als die Sache einer Partei, oder, damit auch der leiſeſte Schein des Vorurtheils vermieden ſei, als die Sache einzelner Freunde der Kirche, des Vaterlands, der Menſchheit auftritt, die zwar von Jedermann könnte und ſollte verſtanden, gewürdigt und gepflegt ſein, aber gleichwol, damit dies geſchehe, erſt noch in die Herzen ſich Bahn brechen und den Kampf gegen gleichgültige und antagoniſtiſche Principien beſtehen müßte.

Es iſt nur ſchlimm, daß dieſe Behauptung ſowol bei den Freunden als bei den Gegnern, ja ſelbſt bei Denen, die über ihr Verhältniß zu jenem Werke mit ſich im Unklaren oder völlig unwiſſend ſind, uns der Gefahr ausſetzt, von vornherein misverſtanden zu werden. Sofern hier nämlich als des Werkes Träger eine beſtimmte Partei gedacht werden will, fürchten wir, daß man darunter unverſehens die ſogenannte pietiſtiſche ſich verſtelle. Allein, ohne hierauf jetzt ſchon beſtimmter einzugehen und die Beſchränktheit und den Leichtſinn, welche dieſer Vorſtellung in der Regel zu Grunde liegen, anzugreifen, dürfen wir, was über den Pietismus zu ſagen wäre, hier um ſo mehr ausgeſetzt ſein laſſen, als derſelbe bereits von dem „Centralausſchuß für die innere Miſſion der deutſchen evangeliſchen Kirche“ durch *Wichern's* bekannte Denkſchrift halbofficiell mit den Worten perhorreſcirt iſt: „Die innere Miſſion weiſt das über ſie geſprochene Urtheil, als gehöre ſie dem Pietismus an und ſei aus ihm hervorgegangen, von ſich ab.“ Zwar iſt dieſer Abwehr zugleich eine Verwahrung dawider beigegeben, als achte in dieſer Hinſicht die innere Miſſion „auf jene vulgäre Phraſe und das Geſchrei, wodurch mit jenem Namen Juden und falſche oder verleitete Chriſten ſammt atheiſtiſchen Radicalen alles lebendige Chriſtenweſen bannen und verdächtigen wollen“, und in dem Weſen des Pietismus kein poſitiver Fehler, ſondern nur ein Mangel, nämlich „das Beharren in der negativen Seite des Chriſtenthums“ erkannt, ja die Hoffnung ausgeſprochen, es werde dieſer Mangel ſchwinden, „ſobald das volle Licht der Herrlichkeit des Verſöhners und ſeines ewigen Heilwerks im Glaubensleben aufgehen“ werde; allein es iſt doch zugleich auch nachdrücklich hervorgehoben, daß die innere Miſſion, obwol ſie nicht ohne Geſchichte ſei, als *ein neues und eigen-*

thümliches Werk der Gegenwart, keineswegs für die bloße Fortſetzung älterer, myſtiſch und pietiſtiſch gefärbter oder fälſchlich ſo angeſehener Arbeiten der Träger der Nachreformation, eines Andreä, Spener, Francke u. A. ausgegeben werden wolle. Dieſer letztere, offenbar wohlbegründete Anſpruch der innern Miſſion auf ihre Selbſtändigkeit gegenüber allen ähnlichen, ſelbſt deutſch-proteſtantiſchen Lebensäußerungen früherer Jahrhunderte iſt aber am beſten geeignet, uns zur Unterlage zu dienen.

Denn, wie herrlich auch von den erſten Tagen ſeiner Offenbarung durch alle Zeiten hindurch das Chriſtenthum jenes allen Religionen gemeinſame Beſtreben der Bekehrung vor allem in rettender Liebe zu der gefallenen Menſchheit und mit ihr in allen Tugenden chriſtlichen Bruderſinnes mag bethätigt haben, zwei aus dem Inhalt dieſer tauſendjährigen Apoſtelgeſchichte nicht herzuleitende Momente drücken dem Werke der innern Miſſion ein eigenthümliches modernes Gepräge auf. Alle frühern Miſſionen, auch die evangeliſchen, gingen, wenn nicht aus dem Kirchenregiment ſelbſt, doch aus dem reinen kirchlichen Gemeingeiſt, gleichſam als deſſen Kryſtallſpitzen hervor und bezweckten, Diejenigen in die Arme der Kirche zu führen, mit denen dieſe erſt noch äußerlich verknüpft werden ſollte. Die innere Miſſion iſt weder Organ noch Product des eigentlich kirchlichen Gemeingeiſtes ihrer Zeit. Von dieſem unabhängig, ja gegen denſelben gekehrt, hat ſie ſich herausgebildet. Sie will ihre Wirkſamkeit nicht weiter als auf die wirklichen Glieder der Kirche ausdehnen. Sie tritt ſelbſt innerhalb der Kirche nur als Parteiſache gegen Parteien auf. Sie bezweckt ausdrücklich, die Kirche, deren Noth und theilweiſe Mittelloſigkeit ſie kennt, ſelbſtändig zu ergänzen. Sie hat es nicht mit dem Heidenthum, ſondern mit dem Unglauben und Antichriſtianismus der Getauften zu thun, ſie will die losgeriſſenen und erſtorbenen Glieder der Kirche wiedergewinnen, neu beleben, nicht Proſelyten machen. Sie iſt überzeugt, innerhalb eines chriſtlichen Staats, innerhalb einer chriſtlichen Kirche zu ſtehen; es iſt ihr nicht gleichgültig, ſondern weſentlich, daß ihre Hülfsbedürftigen trotz des Abfalls „chriſtliche Brüder“ ſind. Dem Begriffe des kirchlichen Organismus als einer Gemeinſchaft der Gläubigen muß nämlich hier nicht allein eine äußerliche Erweiterung gegeben werden, indem man Jeden als Glied deſſelben betrachtet, welcher ſymboliſch der Kirche einmal einverleibt worden, wie bei der chriſtlichen durch die Taufe, ſondern zugleich eine innerliche, den realen Gehalt des kirchlichen Weſens betreffende Ausdehnung, inſofern das Symbol ſelbſt ſchon in ſeiner ſacramentalen Bedeutung mehr als bloße Form iſt und die geſammte chriſtliche Erziehung, auch bei den widerſprechendſten Reſultaten, als eine aus dem Gemüthe ſpurlos nie zu vertilgende, für immer in Fleiſch und Bein übergegangene betrachtet und ſo das Chriſtliche auch da noch vermuthet und wahrgenommen wird, wo ſein offenbares Gegentheil zu Tage gekommen zu ſein ſcheint. In dieſem weiteſten Sinne kann die Kirche aber am wenigſten die Mutter der innern Miſſion genannt werden, weil ſie in dieſer ihrer unbeſtimmten Allgemeinheit von der ſpecifiſchen Sonderheit der fraglichen Erſcheinung noch ſchärfer als in der beſtimmtern theologiſchen Faſſung einer organiſchen innerlichen Gemeinſchaft der Bekenntnißgläubigen ſich trennt. Und hiermit ſtimmen denn auch die Träger der innern Miſſion überein, ſich lediglich gegen den allerdings falſchen Verdacht verwahrend, als liege ihre Arbeit an ſich außer und neben dem kirchlichen Berufe.

Dennoch, obſchon ſie kein eigentliches Organ der Kirche iſt, hängt ihre Geſchichte mit der der Kirche aufs genaueſte zuſammen. In Deutſchland ſelbſt iſt ſie nicht geboren, ſondern in England, zu Ende des vorigen, mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Dieſe Heimat und dieſe Zeit der Entſtehung geben Licht über ihr Weſen und über ihre Stellung zur Kirche. Seitdem in England der Proteſtantismus unter den Händen der Staatsgewalt in ſeiner freien Entwickelung gehemmt, durch die politiſche Sanction in der Uniformitätsacte der in ſeinem Weſen tiefgegründete, ſogar in ſeinem Namen ausgeſprochene Prozeß der Entgegenſetzung, Selbſtſetzung und Regeneration niedergeſchlagen war, brach ſich der äußerlich gebundene Gegenſatz des religiöſen Lebens in den bürgerlichen Umwälzungen des 17. Jahrhunderts eine blutige Bahn. Von dem Rigorismus der Staatskirche löſte ſich eine vielgeſtaltige ſektenreiche Volkskirche ab, welche zwar eine ſeltene Fülle praktiſcher Lebenskeime trieb, aber zugleich allem Wechſel, aller Separationsſucht, aller Schwäche und Ausartung entfeſſelter Gemüthskräfte anheimfallen mußte. Als mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die continentale Freigeiſterei, geſellſchaftliche Entmiſchung und Entſittlichung in Frankreich culminirten und das Geſammtleben der europäiſchen Menſchheit aus den Fugen hoben, war auch das kirchliche Leben des proteſtantiſchen Englands bedeutend abgeſchwächt und durch die allmälige Vernichtung der ethiſchen Antriebe die Irreligioſität in den hohlen Formen einer kalten Verſtandesdreſſur oder als indifferentiſtiſche Fäulniß epidemiſch geworden. Erſt dem gewaltigen Rufe jener Zeit der Schrecken und Verbrechen war es vorbehalten, das verſunkene Bewußtſein mit einem Male mächtig aufzuwecken. Es lag dem Charakter der engliſchen Nation am nächſten, ſich mit großer Entſchiedenheit auf die praktiſchen Intereſſen zu werfen; zudem entdeckte ſich das Zurückgetretenſein des chriſtlichen Lebensmotivs auf eine bis daher nicht gekannte Weiſe bereits in dem verlorenen Gleichgewichte der praktiſchen Gegenſätze: in dem phyſiſchen Elende und der ſittlichen Verkommenheit der Maſſen. Denn die dunkle Wolke des kommenden Zeitalters ſtieg dort ſchon verkünderiſch am Himmel auf.

Zu keiner Zeit zwar verloſch die Religion in den Herzen des engliſchen Volkes ſo ganz, daß dieſes nicht ſein unvergleichliches corporatives Talent auch in dem chriſtlichen Gemeingefühle bethätigt hätte: einzelne für das Wohl und Wehe ihrer Mitmenſchen empfängliche oder auch nur ſchwärmeriſche Gemüther hatten ſchon über hundert Jahre zuvor „zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß“ ſich vereinigt und ſchon 1750 war eine Geſellſchaft zur Vertheilung chriſtlicher Bücher entſtanden; allein dieſe ſparſamen und ſporadiſchen, allzu wenig von der kirchlichen Gemeinſchaft getragenen Zeugniſſe genügen nicht, daß der Anfang der eigentlichen innern Miſſionsthätigkeit bis zu ihnen hinaufgerückt werde. Der erſte entſcheidende Impuls zu derſelben war die mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts in London gegründete große Tractatgeſellſchaft, welcher fünf Jahre ſpäter, auf Anlaß des Predigers Hughes, der ſich Beiſteuern zum Ankauf der walliſchen Bibel erbeten, die berühmte British and foreign Bible-society folgte. Im Laufe der nächſten Jahrzehnde wurde dieſe die Mutter von vielen Hunderten untereinander verbundener Vereine. Einen Begriff von dem Umfange und der Ausdauer dieſer welthiſtoriſchen Inſtitute geben die Rechnungsablagen und Verlagskataloge derſelben. Die Tractatgeſellſchaft hat in einem Zeitraume von 50 Jahren für ſich allein gegen 111,000,000 Tractate und Bücher aller Art über die Erde verbreitet. Durch die „britiſch-ausländiſche Bibelgeſellſchaft“, deren Einnahme im erſten Jahre kaum 5500 Thaler betrug (jetzt Millionen), wurde die Heilige Schrift in gegen 150 Sprachen bei allen Völkern in Umlauf gebracht. Man hat längſt, ſelbſt vom proteſtantiſchen Standpunkte, die Methode dieſer Propaganda verworfen und die Reſultate derſelben mehr als zweifelhaft gefunden. Vielleicht mit Recht. Waren doch nach Hume's Zeugniß zur Zeit der Reformation in England politiſches und kirchliches Regiment gezwungen, dem Volke die in der Mutterſprache gedruckten Ueberſetzungen der Heiligen Schrift, wegen der daraus erzeugten, durch das unbewachte Leſen unterhaltenen und geſteigerten Verirrungen und Schwärmereien, aus den Händen zu nehmen. Der gute Wille aber, der zu ſo großartigem und unermüdlichem Thun anfeuern konnte, nöthigt ſelbſt den entſchiedenſten Gegnern der Bibel und des Chriſtenthums Anerkennung und Achtung ab. Das geſammte Miſſionsweſen nahm durch dieſe Geſellſchaften einen bis dahin kaum geahndeten Aufſchwung. Eine Reihe neuer Inſtitute begann ins Leben zu treten. Aus der Bibel- und Tractatcolportage ging allmälig das apoſtoliſche Amt der Reiſepredigt verjüngt hervor; Hausgottesdienſte, Bethäuſer, Bibelſtunden, Enthaltſamkeitsvereine, Armen- und Krankenpflege, Rettungshäuſer u. ſ. w. kamen in Gang, und das Bedürfniß, dieſe einzelnen Zweige eines und deſſelben Stammes praktiſch zuſammenzufaſſen, rief jene mannichfaltigen Aſſociationen und Mittelgliederungen hervor, deren Complex die „Home mission“ darſtellt. Mit dem ſelbſtbewußten Zwecke dieſer einheitlichen Zuſammenfaſſung einer Reihe bisher neben- und durcheinander betriebenen Geſchäfte bildete ſich eine beſondere Geſellſchaft im Jahre 1819. Der Gegenſatz gegen die Heidenmiſſion erhielt eine größere Spannung, das Gebot des Evangeliums: ſorget zunächſt für eure Nächſten! hatte ſich dringender als je zuvor geltend gemacht und eine dem Volkscharakter ſtreng entſprechende Organiſation der frommen Liebesarbeiten vorgezeichnet. Die propagandiſtiſche Univerſaltendenz derſelben war dadurch jedoch nur zeitweilig geſchwächt: denn einerſeits ſtreben von Natur jene Motive der chriſtlichen Caritas, die durch irdiſche Bedingungen geſetzten, der weltbeſiegenden Idee des Chriſtenthums aber untergeordneten Schranken je eher deſto lieber zu überſchreiten und nicht früher zufriedengeſtellt zu werden, ehe ſie nicht die Welt erfüllt haben; andererſeits bringt es eben das Weſen der Religion mit ſich, daß das Fremde und Unvolksthümliche leichter Eingang finde, in die Mutterſprache verſtändlicher überſetzt werde, ſofern es das allen Völkern gemeinſame Gefühl der Abhängigkeit von oben an das Gottesbewußtſein anknüpft. Dem germaniſchen Geiſte ſcheint dieſes Geſetz beſonders tief eingegraben zu ſein. So erklärt es ſich auch ſchon, wie nächſt der emancipirten, aber innerlich anhänglichen Tochter Englands, Nordamerika, vor allem Deutſchland, der Mutterboden aller proteſtantiſchen Kirchen, den Einflüſſen des neuerwachten, von der Brüdergemeinde freilich vorlängſt vorgebildeten chriſtlichen Werkeifers offen ſtehen mußte. Zwar der katholiſche Theil blieb denſelben verſchloſſen, die öſtreichiſche Regierung lieh dem Papismus ihre Autorität gegen die Bibelgeſellſchaften, und von den proteſtantiſchen geſchah nichts zur directen Förderung des Werkes. Aber indirect war in den wenigen Jahrzehnden ſeit den Befreiungskriegen alles Mögliche geſchehen und unterlaſſen worden, nach dem „Geiſte der Erbarmung“, nach der „rettenden Liebe“ die Herzen verlangend zu machen: der kurze Aufſchwung des ſittlichen Lebens hatte nur dazu dienen müſſen, daß der unmittelbar darauf beginnende Verfall tiefer empfunden werden mußte.

Nachdem der Evangeliſche Verein der Guſtav-Adolf-Stiftung in Folge des Zimmermann'ſchen Aufrufs und des königlichen bairiſchen Staatsverbots würdigen Andenkens zum Gegenſtande allgemeiner Theilnahme erwachſen war, trat 1845 zuerſt der Name der innern Miſſion bei uns hervor. Allein, obwol wir inzwiſchen das öffentliche Intereſſe auf Erſcheinungen gerichtet ſahen, die ſeiner viel weniger werth oder geradezu unwerth waren; obwol im Jahre 1845 des Heils Leute wie „der zweite Luther“ und Conſorten in den Städten des proteſtantiſchen Deutſchlands ihre Faſchingsaufzüge halten konnten; obwol die Vereinsmode die Anti-Thierquäler und die Pferdefleiſcheſſer, ja, was ſagen wir, die „Dichter“ und zum Schluſſe des Reigens die „ſpeculativen Denker“ Deutſchlands zum brüderlichen „Austauſch der Ideen“ genöthigt: — dem ernſten Werke der innern Miſſion fehlte bis zum September 1848 nicht nur eine Geſammtvertretung, ſondern ſelbſt jede dem proteſtantiſchen Deutſchland gemeinſame Pflege, ja jede literariſche Behandlung. Mitten in den Tagen der troſtloſeſten Verwickelung unſerer öffentlichen Zuſtände vereinigten ſich endlich in Wittenberg über 500 Geiſtliche und Laien, meiſt aus den nördlichen Gauen des Vaterlands, zur „Gründung eines evangeliſchen Kirchenbundes“, als deſſen weſentlichſte Frucht „die innere Miſſion für die deutſche Kirche“ in ihrer gegenwärtigen Organiſation zu betrachten iſt.

Als Zweck derſelben wird — in den Satzungen des von der Verſammlung eingeſetzten Centralausſchuſſes — „die Rettung des evangeliſchen Volks aus der geiſtigen und leiblichen Noth durch die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der chriſtlichen Liebe“ genannt. Die Aufgabe des Centralausſchuſſes ſoll beſtehen: „in der Förderung der bereits vorhandenen Anſtalten der innern Miſſion, indem er ihnen Rath und Hülfe gewähre und ſeine Vermittelung anbiete zur Herſtellung einer organiſchen Verbindung unter ihnen, in der Anregung zur Gründung neuer Anſtalten der innern Miſſion, in ſelbſtändigen, vorzugsweiſe ſolchen Unternehmungen, die ſich auf das geſammte Arbeitsfeld der deutſchen innern Miſſion beziehen, wie die Sorge für die in Deutſchland ſelbſt wandernde Bevölkerung, ſowie für die im Auslande ab- und zufließende »deutſche Diaſpora« und die Auswanderer nach transatlantiſchen Regionen, endlich die Herausgabe und Verbreitung von Schriften, die Gründung von Bildungsanſtalten für Arbeiter der innern Miſſion oder von Alumnaten in den bereits vorhandenen Anſtalten dieſer Art.“ Die Wirkſamkeit des Centralausſchuſſes ſoll durch milde Gaben und durch die von ihm den verſchiedenen Gebieten, Provinzen und Kreiſen der innern Miſſion beſtellten Agenten, ſowie durch freiwillige Correſpondenten vermittelt werden. Zur Rechnungsablage, weitern Berathung und Beſchlußfaſſung wird der Centralausſchuß jährlich ſeine Agenten und die Deputirten der verwandten Corporationen, die ſich ihm angeſchloſſen haben, wechſelweiſe an den Hauptorten der verſchiedenen Gebiete ſeiner Wirkſamkeit zu einem „Congreſſe für die innere Miſſion der deutſchen evangeliſchen Kirche“ berufen. Als literariſches Organ des Centralausſchuſſes dienen die von Wichern herausgegebenen „Fliegenden Blätter des Rauhen Hauſes bei Hamburg“.

Fragen wir nach dem Erfolge, deſſen ſich das ſolchermaßen ins Leben getretene Werk bis jetzt zu erfreuen gehabt, ſo ſchwindet derſelbe angeſichts der Geſammtaufgabe ins Unmerkliche zuſammen. Allein es liegt im Weſen ſolcher rein ethiſchen und chriſtlichen Beſtrebungen, ſich nicht ſowol extenſiv und am Aeußern, als vielmehr intenſiv, an der Geſinnung der Individuen zu bethätigen: die Freunde der innern Miſſion legen den Maßſtab ihrer Arbeit nicht an die Spitzen und Oberflächen des Gemeinlebens, ſondern an die verborgenen Wurzeln des perſönlichen Einzellebens. Auch nur eine einzige Seele für den Himmel gewonnen zu haben, iſt ihnen reichlicher Lohn, und wenn ſie ſich in den einzelnen Erwartungen getäuſcht ſehen, verſöhnt und ermuthigt ſie die Reinheit ihrer Motive und treibt ſie zu immer neuen Entſchlüſſen. So ſind als Grundzug der im September 1849 und 1850 auf den erſten Congreſſen der innern Miſſion gepflogenen Verhandlungen die Worte des Präſidenten ſehr bezeichnend: „Die Verſammlung iſt frei berufen, nicht um Beſchlüſſe, ſondern um Entſchlüſſe zu faſſen“, ſowie die entſprechende Formel der Abſtimmungen: „Alle, die in dieſem Sinne zu wirken entſchloſſen ſind, mögen durch Aufhebung der Hand es bezeugen.“ Konnte man ſich auch nicht verhehlen, daß das oberſte Problem, welches man bei der Gründung des Vereins vor Augen gehabt, „wie das Evangelium an die Maſſe der Glaubensloſen zu bringen ſei“, durch die bisherigen Reſultate noch nicht gelöſt iſt, ſo glaubte man die genommene Richtung genau, ja ſogar mit „chriſtlicher Vorſicht“ einhalten zu müſſen, „da das Werk nur gelingen und der Kirche Segen und Heil bringen könne, wenn es ein Werk Chriſti bleibe.“*)

Dies iſt der Stand der Sache. Kein Menſch, deſſen Kopf und Herz geſund ſind, der da lebt in der Zeit und nicht vorſätzlich Augen und Ohren verſchließt vor der ſchreienden, auf den Gaſſen und von den Dächern herab hörbaren Noth ſeiner Mitmenſchen, ſeiner Namens- und Glaubensgenoſſen, darf ſich den Fragen: wer hilft? wie wird geholfen? hinfort entziehen. An die Gebildeten unſerer Nation iſt ein lauter, hochernſter Ruf ergangen: von ihnen muß die Wirkung, ſei's welche es will, ausgehen. Die Idee der innern Miſſion iſt umfaſſend, ihre Erſcheinung beſtimmt. Dürft ihr die letztere gutheißen, wohlan, ſo ergreift ſie mit beiden Händen! dürft ihr es nicht, ſo wähnt euch nicht berechtigt, die Hände in den Schoos zu legen und zu warten, bis das Rechte von ſelbſt komme, ſtatt daß ihr ſinnen und ſchaffen ſolltet, es ſelbſt ins Leben zu führen, ſolange es Tag iſt. Denn die Nacht, da Niemand wirken kann, bricht über uns Alle herein und verlöſcht das unheimliche Licht unſerer Selbſtzufriedenheit. Die Zeit der Unwiſſenheit, welche Gott überſicht, iſt für uns vorbei, der Sturm des Gerichts von fern ſchon vernehmbar: er fährt durch die weit geöffnete Kluft zwiſchen dem innern und äußern Leben der Menſchheit. Täuſchen wir uns nicht, zurückblickend auf die Wege der Geſchichte, ſuchen wir zum Troſte nicht vergebens das Neue im Alten! Zwar an ſich iſt der Völker moraliſches und religiöſes Siechthum zu Zeiten größer geweſen — ſo allgemein niemals; nie hat das böſe Princip mit ſo gewaltigen Mitteln gewirkt, wie die tauſendfache Raffinerie der Materie und der gewaffnete Trotz des intellectuellen Ueberfluſſes unſerer Zeit.

W. Gwinner.

---

*) Wichern's „Bericht über die Fortſchritte der innern Miſſion in Deutſchland ſeit der erſten Wittenberger Verſammlung, in den Verhandlungen des erſten Congreſſes für die innere Miſſion der deutſchen evangeliſchen Kirche zu Wittenberg im September 1849.“ (Berlin 1849.)

Die Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Deutschland.

Zweiter Artikel.

(1830 — 1851.)

1) Die lebendigere parlamentariſche Bewegung in Süddeutſchland und das Entſtehen neuer Verfaſſungen in Norddeutſchland.

Die Julirevolution, welche in Frankreich das Königthum von Gottes Gnaden in ein Königthum von des Volkes Gnaden verwandelte, dem Princip der Legitimität das der Volksſouverainetät ſubſtituirte und ſo den großen Schritt gethan zu haben ſchien, an die Stelle eines Abſolutismus unter conſtitutionellen Formen eine wahrhaft conſtitutionelle, parlamentariſche Regierung zu ſetzen, mußte natürlich auch auf Deutſchland mächtig herüberwirken. Hatte man hier ſchon bei der Bildung der erſten neuen Verfaſſungen in den Jahren 1815 u. fg. die Formen des franzöſiſchen Conſtitutionalismus vorzugsweiſe zum Muſter genommen, ſo war es eine naheliegende Conſequenz, daß man jetzt auch den neuen Geiſt, der ſich drüben regte, in die von dort entnommenen Formen einzuführen, daß man auch hier die Verfaſſungen „zu einer Wahrheit zu machen“ verſuchte. Zwar kam es in denjenigen deutſchen Staaten, welche bereits ein Verfaſſungsleben im modernen Sinne beſaßen, im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland, zu einer gewaltſamen Erhebung gegen die beſtehende Ordnung der Dinge (einzelne Exceſſe im Großherzogthum Heſſen abgerechnet) — und es erwieſen ſich ſomit die freiern Staatsformen als das beſte Sicherheitsventil in dieſen kritiſchen Momenten, während die phyſiſchen Gewaltmittel des alten Polizeiſtaats allerwärts, wo es zum Conflicte kam, ihren Dienſt verſagten. Allein ſchon der moraliſche Eindruck jenes gewaltigen Ereigniſſes im Nachbarlande wirkte auf Regierungen und Völker der ſüddeutſchen Staaten ſtark genug ein, um die ſtrengen Feſſeln, in welche der Abſolutismus ſeit einem Jahrzehnd wieder das Verfaſſungsleben dieſer Länder geſchlagen hatte, zu lockern und ihm einen neuen ungekannten Aufſchwung zu verleihen. Der lange in Stumpfſinn eingewiegte Volksgeiſt erwachte wieder; die Preſſe, obſchon durch die bundestägliche Cenſur gefeſſelt, regte dennoch ihre Schwingen und nahm einen Anlauf, den gewaltſam zu unterdrücken man vieler Orten

Bedenken trug; das Verſammlungs- und Petitionsrecht, Jahrzehnde lang theils außer Uebung gekommen, theils polizeilich unterdrückt, trat in ſeine Rechte wieder ein und gewann eine Bedeutung, wie man ſie zuvor nicht geahnt hatte. Ihren natürlichen Mittel- und Brennpunkt aber fanden alle dieſe Regungen des öffentlichen Geiſtes in den parlamentariſchen Verſammlungen, von denen die erſte nach jenem epochemachenden Ereigniß, die der badiſchen Kammern, im Frühjahr 1831 zuſammentrat. Auch in Baden war, wie wir im erſten Artikel (S. 170 fg.) gezeigt, das öffentliche Leben trotz der freiſinnigen Verfaſſung durch heimiſche Reaction und Bundestag zu einem kraftloſen Schattenweſen herabgeſunken. Aber die Juliſonne entwickelte raſch die in der Verfaſſung liegenden Keime eines kräftigen parlamentariſchen Lebens, und der unlängſt auf den Thron gelangte jugendliche Regent — der erſte aus dem Stamme der Hochberge — bot entgegenkommend die Hände dazu. Die bei den letzten Landtagen durch Beamteneinfluß zur Täuſchung gewordene Wahlfreiheit ward durch ausdrückliche Verordnung von oben hergeſtellt und trug, bei der wiedererwachten politiſchen Regſamkeit des Volks, glänzende Früchte. Aus den Neuwahlen ging eine Kammer hervor, wie ſie weder vorher jemals in Deutſchland dageweſen, noch auch bis zum Jahre 1848, ja ſelbſt in dieſem kaum, wieder zu Stande gekommen iſt — eine Kammer, in der es, wie Rotteck ſagt, weder eine Rechte noch eine Linke noch ein Centrum gab, indem alle Deputirte von dem gleichen Geiſte beſeelt waren. Und dieſer Geiſt war kein Geiſt der zielloſen Ueberſchwänglichkeit oder der wüſten Auflehnung gegen das Beſtehende ohne klares Bewußtſein des an ſeine Stelle zu Setzenden — es war der Geiſt vernünftiger Rechts- und Freiheitsforderungen, der ſich nur gegen die Auswüchſe abſolutiſtiſcher Willkür und die Ungerechtigkeiten des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts richtete. Was die Entwickelung dieſes Geiſtes beſonders begünſtigte und ſeinen Aeußerungen einen noch ungetrübtern und erhebendern Charakter verlieh, war das erfreuliche Echo, welches er bei der Regierung fand, das harmoniſche Einvernehmen zwiſchen dieſer und der Volkskammer. Schon vor dem Beginn des Landtags waren, in Folge des Ausfalls der Wahlen, die Träger des bisherigen Syſtems, die Miniſter von Berſtett und von Berckheim, zurückgetreten, hatten bürgerlichen und volksthümlichen Männern, Jolly und Winter, den Platz geräumt, von denen der Letztere ſchon auf den erſten Landtagen zu den Führern der Oppoſition gehörte. Das Princip der parlamentariſchen Regierung, womit man in Baden im Jahre 1822 nur einen ſchwachen, raſch wieder aufgegebenen Verſuch gemacht hatte, ſchien jetzt einen entſchiedenern und dauerndern Triumph feiern zu ſollen. Selbſt die I. Kammer, obgleich ſie ihren Charakter als Adelskammer und die ihr als ſolcher natürlichen Antipathien gegen die Beſtrebungen der Volkskammer nicht gänzlich verleugnete, zeigte ſich doch in Folge der zwiſchen den beiden andern Staatsgewalten herrſchenden Eintracht minder ſchroff als in frühern

Jahren und brachte, wenn auch mit einigem Sträuben, die von ihr geforderten Opfer.

So ging aus dieſem denkwürdigen Landtage eine Reihe der wohlthätigſten Reformen des politiſchen wie des materiellen Zuſtandes des Landes hervor: die Wiederherſtellung der durch den liebedieneriſchen Landtag von 1825 verſtümmelten Verfaſſung in ihrer urſprünglichen Geſtalt, die Aufhebung der 1816 erlaſſenen und damals vergebens von der II. Kammer bekämpften Declarationen über die ſtandesherrlichen Verhältniſſe, eine freiſinnigere Gemeindeverfaſſung, eine neue bürgerliche Gerichtsordnung, verſchiedene Geſetze über Erleichterung der Laſten des Volks, Aufhebung von Staatsfrohnen, Ablöſung grundherrlicher Gefälle u. ſ. w., endlich als die Krone des Ganzen ein Preßgeſetz, welches die Cenſur beſeitigte und ſich ſomit vollkommen außerhalb der engherzigen Ausnahmegeſetzgebung des Bundestags ſtellte.

Gegen dieſen verhielt ſich die badiſche Volksvertretung auf dieſem Landtage ebenſo, wie auf dem von 1819, faſt lediglich abwehrend. Noch während ihres Beiſammenſeins erſchienen einzelne Bundestagsbeſchlüſſe gegen die Preſſe, die Vorboten jener berüchtigten Decrete von 1832. Die badiſche II. Kammer verſäumte nicht, aufs entſchiedenſte nicht blos gegen deren Inhalt, ſondern auch gegen das Recht des Bundestags im Allgemeinen zu derartigen Beſchlüſſen zu proteſtiren, und der Antragſteller Rotteck hob dabei ſcharf die von der Wiener Schlußacte ſelbſt anerkannte lediglich völkerrechtliche Natur des Bundes hervor, welche eine Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Bundesſtaaten durchaus verbiete.

Auf einem andern Wege ſuchte Welcker den Zwieſpalt auszugleichen, der zwiſchen dem abſolutiſtiſchen Bundestage und dem conſtitutionellen Leben der Einzelſtaaten beſtand und deſſen Wirkungen auf dieſes letztere wir ſchon im erſten Artikel betrachtet haben. Er brachte einen Antrag ein, worin die Regierung erſucht ward, „dahin zu wirken, daß der Deutſche Bundesverein eine ſeinen eigenen Grundlagen entſprechende weitere organiſche Entwickelung zur vollſtändigern Sicherung und Förderung der deutſchen Nationaleinigung, der deutſchen ſtaatsbürgerlichen Freiheit und des Geſammtwohls des deutſchen Vaterlandes erhalte“[*]. Ausgehend von dem durch die Erfahrung ſchon damals hinlänglich bewahrheiteten Gedanken: daß eine Bundesgewalt, in welcher die nichtconſtitutionellen Regierungen den Ausſchlag gäben, und welche ſich gleichwol ein Recht der Einmiſchung in das Verfaſſungsleben der einzelnen Bundesſtaaten anmaße, unverträglich ſei mit der freien Entwickelung, ja mit dem Beſtand dieſer letztern, ſtellte Welcker die Nothwendigkeit dar, die Bundesverfaſſung ſelbſt von ihrer bisherigen rein abſolutiſtiſchen Grundlage auf eine conſtitutionelle hinüberzuleiten. Das nächſte Mittel dazu, erblickte er in einer allgemeinen Erfüllung des Artikel XIII der Bundesacte in allen Bundesſtaaten, indem damit der Gegenſatz zwiſchen conſtitutionellen und nichtconſtitutionellen Staaten beſeitigt und dem Bundestage ſelbſt der Geiſt conſtitutioneller Grundſätze eingepflanzt werden würde. Bis dahin jedoch, wo dies geſchehen ſei, ſollten die conſtitutionellen Staaten darauf beſtehen, daß keine Mehrheit am Bundestage in ihre Verfaſſungsangelegenheiten eingreifen dürfe (wie es im alten Reiche hinſichtlich der Religionsverhältniſſe Rechtens geweſen); für Wahrung dieſes Rechts ſollten die Bundestagsgeſandten derſelben den Ständen verantwortlich ſein. Endlich aber beantragte er: „daß eine wahre Nationalrepräſentation, ein Nationalrath oder eine zweite Kammer am Bundestage gebildet werden möge“, und zwar aus den Häuptern des ehemaligen reichsſtändiſchen Adels der einzelnen Länder und aus zeitweiſe in den Bundesländern entweder nach der Kopfzahl oder (was ihm beſſer ſchien) aus den Landſtänden gewählten Abgeordneten. Die aus den fürſtlichen Geſandten gebildete „erſte Kammer“ ſollte die allein entſcheidende Stimme bei Ausübung rein monarchiſcher Rechte, z. B. Beſchlüſſen über Krieg und Frieden, behalten; jener „zweiten Kammer“ dagegen müßte das Recht zuſtehen, überall die Nationalanſichten und Wünſche auszuſprechen; auch müßte ſie ein Zuſtimmungsrecht haben bei Allem, was die Verfaſſungsrechte der einzelnen Staaten und Bürger beträfe und in den einzelnen Ländern der Zuſtimmung der Stände bedürfte, z. B. bei Steuerverwilligung u. ſ. w., ſodaß alſo die Souverainetät der Regierungen durch ſolche Zuſtimmung am Bundestage ebenſo wenig litte, wie durch die am Landtage. Dieſer Nationalrath ſollte öffentlich verhandeln, und auch die Verhandlungen der I. Kammer müßten wenigſtens für den Nationalrath und durch den Druck öffentlich werden, um in lebendige Wechſelwirkung mit der freien Geſinnung und Meinung der freien, gebildeten Nation zu treten.

---

[*] Dieſer Antrag iſt mit ſeiner Begründung gedruckt erſchienen unter dem Titel: „Die Vervollkommnung der organiſchen Entwickelung des Deutſchen Bundes“.

So tritt hier zum erſten Male in der beſtimmten Form eines ſtändiſchen Antrags in einer deutſchen Kammer jener Gedanke des Deutſchen Parlaments auf, welcher beſtimmt war, bei der nächſten großen Bewegung in Deutſchland die allgemeine Loſung der ganzen Nation zu werden! Damals freilich erſchien derſelbe als etwas Ungeheuerliches und höchſt Staatsgefährliches. Die Regierung, den Bundestag fürchtend, wollte die Kammer veranlaſſen, den Antrag nicht zur Begründung zuzulaſſen; als dies dennoch geſchah, verließen die Regierungscommiſſare den Saal. Die Kammer ſelbſt zeigte keineswegs die Entſchloſſenheit, womit ſie ſonſt freiſinnige Anträge aufzunehmen pflegte; auch ihr bangte vor einem Conflicte mit dem Bundestage, welcher auf das Verfaſſungsleben Badens ungünſtig einwirken, alſo die Gefahr beſchleunigen möchte, welche der Antrag abwenden wollte. Nach heftiger Debatte ward die Berathung des Antrags auf den nächſten Landtag verſchoben. **Rotteck** ſprach damals die prophetiſchen

Worte: „Der Antrag geht alſo nicht an die Abtheilungen der Kammer, aber er geht an die Abtheilungen des deutſchen Volks; Berichterſtatter wird die freie Preſſe ſein, und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird darüber zu Gericht ſitzen.“

Die Verhandlungen des badiſchen Landtags von 1831 werden immerfort einen der hellſten Glanzpunkte in der Geſchichte unſers parlamentariſchen Lebens bilden. Selten wol iſt auf ſo kleinem Raume eine ſolche Fülle parlamentariſcher Talente, geſetzgeberiſcher Einſichten, wohlmeinender, patriotiſcher Geſinnungen vereinigt geweſen. Männer wie Rotteck, Welcker, Duttlinger, Itzſtein, Mittermaier, Bekk und Andere wurden mit Recht nicht blos von ihren Wählern, ſondern in den weiteſten Kreiſen des deutſchen Volks gefeiert. Nicht ohne ſchmerzliche Rührung kann man jetzt zurückdenken an jene ſo einmüthigen, ſo aufrichtigen, durch keine Parteiung getrübten Kundgebungen der Volksſympathien für die Männer ihrer Wahl, an jene Naivetät der Begeiſterung, mit welcher damals jedes freiſinnige Bemühen der Abgeordneten, jedes volksfreundliche Entgegenkommen der Regierung begrüßt, und ſelbſt da, wo ein praktiſcher Erfolg nicht zu hoffen ſtand, der gute Wille für die That genommen ward. Wie ungleich verbitterter nach oben, wie ungleich geſpaltener in ſich ſelbſt zeigte ſich die öffentliche Meinung nach der nächſten Erhebung im Jahre 1848!

Jenes günſtige Verhältniß, welches 1831 in Baden zwiſchen Regierung und Volksvertretung beſtand, war freilich keineswegs allgemein, nicht einmal in Süddeutſchland, war auch für Baden ſelbſt nicht von langer Dauer. In andern ſüddeutſchen Staaten zeigten die Regierungen ungleich weniger Neigung, den Volkswünſchen entgegenzukommen, und heftige Kämpfe fanden deshalb ſtatt. Dem bairiſchen Landtage des Jahres 1831 gingen ſcharfe Weiſungen an die Cenſoren voraus wegen ſtrenger Ueberwachung einflußreicher freiſinniger Blätter, Urlaubsverweigerungen gegen Staatsdiener, deren Oppoſition man fürchtete. Einer von dieſen, der Freiherr von Cloſen, mußte den Eintritt in die Kammer mit dem Verzicht auf ſeinen Ruhegehalt erkaufen. Dennoch oder gerade deswegen erſchien eine ſtarke und heftige Oppoſition in der Wahlkammer, an ihrer Spitze die feurigen Rheinbaiern Schüler, Culmann, Schwindel und Andere, dazu die Altbaiern Cloſen, Vetterlein, Seuffert, etwas gemäßigter Graf Drechſel, noch mehr vermittelnd Rudhart. Stürmiſche Verhandlungen begannen; nächſter Gegenſtand des Angriffs waren die Cenſurverordnung; ihre Zurücknahme und der Rücktritt des vorzugsweiſe angefeindeten Miniſters von Schenk war der erſte Triumph der Oppoſition, welche leider ihren Sieg nicht recht zu gebrauchen verſtand, indem ſie, ihre Kraft überſchätzend, das der Kammer vorgelegte Preßgeſetz, welches die Cenſur für innere Angelegenheiten aufhob, für auswärtige beſchränkte, die Aburtheilung für Preßvergehen aber Geſchworenen zuwies, als ungenügend verwarf. Das warnende Wort des Regierungscommiſſars: es dürfte eine Zeit kommen, wo man das jetzt verworfene

Geſetz ſehnlichſt zurückwünſchen werde, ſollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Aber freilich lockte damals das Beiſpiel Badens, hinter welchem man nicht zurückbleiben wollte. Mit aller Macht warf ſich die Oppoſition auch diesmal auf die Finanzfragen. Am Militärbudget ſtrich ſie einen bedeutenden Theil, ließ ſich durch die ihr entgegengehaltene Autorität des Bundes nicht ſchrecken, geſtützt auf die Behauptung, daß die bairiſche Verfaſſung älter ſei als die Bundesmatrikel, und brachte es ſo dahin, einen Nachlaß an den Steuern beſchließen zu können. An Anträgen auf zeitgemäße Verbeſſerungen des Staatsweſens, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit u. dgl., fehlte es natürlich nicht. Als jedoch die Verhandlungen geſchloſſen waren, erklärte der König im Landtagsabſchiede: er könne den Ständen das Recht zu den vorgenommenen Budgetminderungen nicht einräumen. Die geſtellten Anträge aber wurden meiſt als unberechtigt und unzuläſſig zurückgewieſen.

In Naſſau kam die lange hingezögerte Domänenfrage endlich zum Ausbruch. Die Wahlkammer drängte, es fielen drohende Worte von Steuerverweigerung. Da griff die Regierung zu dem Mittel der Vertagung, berief die Kammer erſt wieder, nachdem ſie durch Ernennung neuer Mitglieder der Herrenkammer ſich in dieſer eine ſtarke Majorität geſchaffen hatte. Dadurch noch mehr gereizt, beſchloß die Wahlkammer ſogleich nach ihrem Wiederzuſammentritt eine Miniſteranklage, welche jedoch die Herrenkammer ablehnte; hierauf verweigerte ſie mit 18 gegen 4 Stimmen die Steuern, aber auch dieſer Beſchluß ward durch die Herrenkammer unwirkſam gemacht bei dem verfaſſungsmäßigen Zuſammentritt der beiden Kammern. Jetzt erklärte die Volkskammer die Herrenkammer wegen der von der Regierung vorgenommenen Vermehrung ihrer Mitglieder für geſetzwidrig zuſammengeſetzt und unberechtigt, brach die Geſchäftsverbindung mit ihr ab. Es erfolgte eine Kammerauflöſung ſammt allerhand Maßregeln, um eine fügſamere Kammer zu bekommen, Penſionirungen oppoſitioneller Staatsdiener, Wahleinflüſſe u. ſ. w. Dennoch erfolgten die Wahlen wieder im gleichen Sinne. Aber auch die Regierung ſprach den feſten Willen aus, nicht nachzugeben. Da verließ die oppoſitionelle Majorität der Volkskammer den Landtag, ohne auf ihre ſtändiſchen Rechte zu verzichten. Die Folge war, daß die zurückgebliebenen Fünf ſich als legale Kammer betrachteten, das Budget votirten und die Steuern verwilligten, die Regierung aber die Ausgetretenen nicht nur aller Rechte der Deputirten, ſondern auch der Wählbarkeit bei künftigen Wahlen für verluſtig erklärte. Vergebens proteſtirten dieſe gegen das Gebahren der Minorität als ein unberechtigtes, gegen die Bewilligung der Steuern als verfaſſungswidrig — die Regierung griff mit ſtarker Hand durch, unterdrückte die zu Wiesbaden entſtandenen Unruhen, verhängte über die wenigen Mitglieder der Majorität, welche die Steuerzahlung verweigerten, Unterſuchung, und brachte es ſo dahin, daß der Landtag 1833 ihr wieder eine ruhige Kammer zuführte, indem die wenigen wiedergewählten Freiſinnigen die Wahl ablehnten.

In Württemberg war in den erſten Monaten des Jahres 1830 der Landtag geſchloſſen worden, der ſich ruhig und bedächtig, gleich frühern, mit materiellen Fragen beſchäftigt hatte. Ein neuer ſtand erſt nach drei Jahren in Ausſicht. Nur durch Preſſe und Vereine konnte daher Württemberg ſeinen Antheil an der bewegten Zeit abtragen. Aber die neuen Wahlen erhielten unter ſolchen Einflüſſen und bei ſyſtematiſcher Leitung durch organiſirte Wahlvereine einen überwiegend oppoſitionellen Charakter. Um dieſe Oppoſition im voraus abzuſtumpfen, berief der König den für liberal geltenden Präſidenten der vorigen Abgeordnetenkammer, Weishaar, ins Miniſterium; allein dieſer, bald einſehend, daß man nicht ſeine Grundſätze, ſondern nur ſeinen Namen und Einfluß gebrauchen wolle, trat wieder zurück und ward erſetzt durch Schlayer, einen talentvollen Bureaukraten, der das Syſtem der Regierungsallmacht und Vielregiererei, welches in Württemberg ſchon längſt Wurzel gefaßt hatte und, bei mancherlei materiellen Verbeſſerungen, die es angebahnt, doch nicht für den Mangel ſelbſtändiger Entwickelung des Volks zu entſchädigen vermochte, bis zur äußerſten Conſequenz ausbildete. Der Landtag von 1833 fällt, ebenſo wie der Heſſen-Darmſtadts und Weimars, ſchon jenſeits des Einſchnitts, welchen die Bundesbeſchlüſſe von 1832 wiederum in der Entwickelung des parlamentariſchen Lebens machten.

Während ſo im ſüdlichen Deutſchland die Bewegung in den geſetzlichen Formen eines allerdings zum Theil heftigen parlamentariſchen Kampfes und der dieſen begleitenden Kundgebungen des Volksgeiſtes durch die Preſſe, durch Petitionen, Adreſſen u. ſ. w. ſich entwickelte, nahm ſie in den Ländern, wo theils gar keine, theils nur ganz unzureichende und veraltete Verfaſſungen in Wirkſamkeit beſtanden, einen gewaltſamern Charakter an. In Sachſen, Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel, Hannover, Altenburg fanden Ruheſtörungen ſtatt, die, wenn auch nicht immer zunächſt durch den Drang nach Verfaſſungsreformen hervorgerufen, doch in ihrem Verlaufe überall zu ſolchen führten. In Braunſchweig, wo der tolle Herzog Karl es am ärgſten getrieben, und die Ständeverſammlung ſchon beim Bundestage — damals vergeblich — Beſchwerde geführt hatte, kam es bis zum Sturm aufs Schloß und zur Verjagung des Herzogs. In Sachſen hatten die alten Stände, ſeit 1821 wiederholt auf Reformen gedrungen, beſonders auf Rechnungsablegung über den Staatshaushalt, waren aber — zuletzt noch im Frühjahr 1830 — ungnädig beſchieden worden. Jetzt ließ man ſich raſch zu Verſprechungen viel weitergehender Natur herbei. In Kurheſſen nahmen die ſtädtiſchen Collegien die Bewegung in die Hand und erwirkten ähnliche Zuſagen. In Hannover fand im Frühjahr 1831 (nach vorausgegangenen Unruhen in mehrern Landestheilen) eine ſehr ſtürmiſche Sitzung der Stände ſtatt, indem die II. Kammer auf Reformen drang, die I. ſchroff widerſtrebte. Die Regierung verhieß einen Verfaſſungsentwurf, der denn auch bald einer aus Regierungsorganen und

Ständemitgliedern zuſammengeſetzten Commiſſion zur Vorberathung vorgelegt ward.

In allen den genannten Ländern traten die neuen Verfaſſungen im Wege eines Vertrags mit den beſtehenden, wenn auch zum Theil, wie z. B. in Kurheſſen, ſeit lange außer Wirkſamkeit geſetzten Ständen ins Leben. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn ſie in vielen Grundbeſtimmungen, namentlich bei der Zuſammenſetzung der Landesvertretung, das ſtändiſche Princip mehr oder minder aufrecht erhielten. Doch blieben die neuern Ideen und die ſeit 1815 gemachten Erfahrungen nicht ganz einflußlos. Sachſen und Hannover, als ſchon etwas größere Staaten, nahmen das Zweikammerſyſtem an. In Hannover verwies man den ritterſchaftlichen Grundbeſitz gänzlich in die I. Kammer, wo er neben den Prinzen des königlichen Hauſes, den Standes- und Majoratsherren, den Inhabern gewiſſer Kronwürden, der hohen Geiſtlichkeit und einigen vom Könige zu ernennenden Perſonen ſeine Vertretung erhielt, während die II. Kammer nur aus Abgeordneten der ländlichen und ſtädtiſchen Bevölkerung, der Univerſität und einiger geiſtlichen Corporationen beſtehen ſollte. In Sachſen dagegen erlangte die Ritterſchaft eine doppelte Vertretung, in der II. Kammer durch gewählte Abgeordnete neben denen der Städte, des bäuerlichen Grundbeſitzes, des Handels und der Fabriken, in der I. Kammer theils durch vom Könige auf Lebenszeit ernannte, theils durch von der Körperſchaft ſelbſt aus ihrem Mittel gewählte, ſowie durch das perſönliche Stimmrecht der Standes- und Majoratsherren und durch die Vertreter der in adeligen Händen befindlichen Stifter. Als mäßigende und vergeiſtigende Elemente traten hinzu Vertreter der höhern proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichkeit, ein Mitglied der Univerſität und die erſten Magiſtratsperſonen der größern Städte.

Die kleinern Staaten, Kurheſſen, Braunſchweig, Altenburg, begnügten ſich mit einer Kammer. Die ſtändiſche Gliederung war auch hier beibehalten, nur in Braunſchweig auf eigenthümliche Weiſe gemildert durch eine beſondere Vertretung der Intelligenz, indem ein aus Bevollmächtigten der verſchiedenen Ständeclaſſen zuſammengeſetztes Wahlcollegium eine Anzahl von Abgeordneten „ohne Rückſicht auf Standesverhältniſſe aus Männern höherer Geiſtesbildung" wählen ſollte. Außer der Abſonderung nach Ständen trat auch noch überall eine Beſchränkung der Wahlen auf den Bezirk oder die Provinz ein (in Hannover nur bei den Grundbeſitzern, in Braunſchweig mit Ausnahme der Vertreter der Intelligenz). In Sachſen und Kurheſſen blieb den einzelnen Ständen ein Separatvotum nachgelaſſen. Oeffentlichkeit der Sitzungen ward nur in Sachſen, Hannover und Kurheſſen gewährt, am vollſtändigſten durchgeführt in Sachſen und zwar für beide Kammern.

Die Rechte der Landesvertretungen waren im Ganzen in allen dieſen Verfaſſungen ziemlich gleich normirt. Ständiſche Controle über den Staatshaushalt, Recht der Steuerbewilligung und der Feſtſtellung des Budgets, der Zuſtimmung zu Geſetzen und des Antrags auf ſolche, endlich Verantwortlichkeit der Organe der Staatsregierung — dieſe Hauptſtücke moderner Verfaſſungen fehlten nirgends.

Im Einzelnen fand gleichwol eine bemerkenswerthe Verſchiedenheit ſtatt. Braunſchweig hielt an dem alten ſtändiſchen Verhältniſſe in Bezug auf die Trennung des Kammergutes vom Staatsgute feſt, während in den übrigen Staaten dieſe Trennung beſeitigt und der Regent auf eine Civilliſte angewieſen ward. Dagegen erhielt ſich auch in Braunſchweig das dem Repräſentativſyſteme gänzlich fremde, unter Umſtänden ſehr bedeutungsvolle Recht des eigenmächtigen Zuſammentritts der Stände in gewiſſen Fällen. In Kurheſſen und Altenburg begnügte man ſich ſtatt deſſen mit dem Inſtitut eines permanenten Ausſchuſſes; in Sachſen und Hannover fehlte auch dieſer; ſelbſt das Schatzcollegium, welches die hannoveriſche Verfaſſung von 1819 eingeſetzt, ward aufgehoben, und in Sachſen behielten die Stände nur die Mitaufſicht auf das Staatsſchuldentilgungsweſen durch einen bleibenden Ausſchuß. Das Zuſtimmungsrecht der Stände ward in Kurheſſen auf alle Geſetze erſtreckt, in den andern Ländern nur auf beſtimmte Claſſen derſelben. Geſetzesvorſchläge verſtatteten den Ständen die Verfaſſungen von Hannover und Braunſchweig, bloße Anträge auf ſolche die der beiden Sachſen und Kurheſſens. Das Recht der Feſtſtellung des Staatshaushalts ward in der braunſchweigiſchen Verfaſſung beſchränkt auf die allgemeinen Etats, in Altenburg auf die Abweichungen von dem bisherigen Budget; das Recht der Steuerbewilligung aber überall zugleich als eine Pflicht bezeichnet. Das Anklagerecht der Stände endlich dehnten ſowol die braunſchweigiſche als die kurheſſiſche Verfaſſung nicht blos auf die Mitglieder des Staatsminiſteriums, ſondern auch auf andere Beamte aus, ließen ferner an deſſen Ausübung den bleibenden Ausſchuß theilnehmen.

Die allgemeinen Beſtimmungen über die Rechte der Staatsbürger, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Verhältniſſe der Staatsdiener u. ſ. w. waren im Weſentlichen ſo ziemlich gleich. Endlich erſchienen mit dieſen Verfaſſungen oder als organiſche Theile derſelben überall Gemeindeordnungen, welche den Gemeinden eine leidlich ſelbſtändige Verwaltung ihrer Angelegenheiten ſicherten. In Hannover und Sachſen blieben außerdem die alten Provinzial- und Kreisverfaſſungen, wo ſolche beſtanden, in Kraft.

Ausgezeichnet unter allen dieſen Verfaſſungen durch die Genauigkeit ihrer Beſtimmungen, durch die außerordentliche Sorgfalt und Umſicht, womit ſie die Grundlagen des conſtitutionellen Weſens feſtſtellte und mit Bürgſchaften umgab, war die kurheſſiſche. Dem trefflichen Jordan gebührt das Verdienſt, durch ſeine Beharrlichkeit und ſeinen ſtaatsrechtlichen Scharfſinn eine ſolche Verfaſſung auf deutſchem Boden zu Stande gebracht zu haben.*)

---

*) Das Nähere darüber finden die Leſer in dem Aufſatze von Wippermann: „Die Staats- und Rechtsverfaſſung Kurheſſens ꝛc.“, S. 28 u. fg. dieſes Werkes

Zu den vorgenannten neuen Verfaſſungen geſellten ſich in der Folge noch die von Hohenzollern-Sigmaringen (1833), Lippe-Detmold (1836); Holſtein erhielt eine provinzielle Verfaſſung mit berathenden Ständen (1834); in Oldenburg ward zwar eine Bitte der Burgerſchaft Eutins um eine Verfaſſung abfällig beſchieden, weil das ein gar „ſchwieriges" Werk ſei, doch betrachtete man die 1831 ergangenen Verordnungen über Verfaſſung und Verwaltung der Landgemeinden und über Einrichtung einer Amts- und Kreisverfaſſung wenigſtens als die Anfänge eines öffentlichen politiſchen Lebens. Ein Jahrzehnd ſpäter traten Schwarzburg-Sondershauſen und Luxemburg in die Reihe der Verfaſſungsſtaaten ein.

Vom Boden des Bundesrechts aus betrachtet, wie es in den Karlsbader Verhandlungen theoretiſch, in der Schlußacte geſetzgeberiſch feſtgeſtellt worden war, enthielten freilich alle dieſe neuen Verfaſſungen mannichfache Ketzereien. Einzelne derſelben ſuchten dieſem Widerſtreit dadurch zu begegnen, daß ſie das bundestägliche Axiom von der „untheilbaren Gewalt des Staatsoberhauptes" ſelbſt an ihre Spitze ſtellten, außerdem den Beſchlüſſen des Bundestags unbedingte Geſetzeskraft zuſprachen. Nur in der Verfaſſung Kurheſſens fehlte ein derartiger Vorbehalt. Der Bundestag mochte damals, im Jahre 1831, die allgemeine Sachlage nicht geeignet dazu finden, hiergegen oder überhaupt gegen die neuen Verfaſſungen Einſprache zu thun. Wußte er doch, daß bei günſtigern Zeitverhältniſſen ihm die Kraft nicht fehlen werde, das Misliebige darin unwirkſam zu machen. Und dieſe günſtige Gelegenheit ſollte leider nur zu bald kommen.

Im Norden entwickelte ſich das neugegründete Verfaſſungsleben, dem Charakter dieſer Landestheile entſprechend, ruhig und nüchtern; nothwendige Verbeſſerungen der materiellen und der Rechtszuſtände wurden angebahnt und zum Theil — namentlich im Königreich Sachſen — durch aufrichtiges Entgegenkommen der Regierung glücklich durchgeführt; weitergreifende Wünſche aber wurden gewöhnlich in den Ständeverſammlungen ſelbſt als „Theorien" misfällig aufgenommen und abgewieſen. Dagegen ſchwoll die Bewegung im Süden immer höher an, geſteigert durch den Widerſtand, den der größere Theil der Regierungen ihrem geſetzlichen Ausdruck, den Bitten und Wünſchen der Landesvertreter, entgegenſetzte. Die Agitation nahm einen immer leidenſchaftlichern Charakter an, indem ſie ſich nunmehr durch die Preſſe und in Verſammlungen unmittelbar an das ganze Volk wendete und über die einzelnen Regierungen hinaus ihre Angriffe gegen den Bundestag und die abſoluten Großmächte richtete. Ihren Gipfelpunkt erreichte dieſe Bewegung in dem bekannten Hambacher Feſte, wo ſie aber freilich nicht blos durch manche Uebertreibungen getrübt, ſondern durch die Vermiſchung mit fremden, franzöſiſchen und polniſchen Elementen ihres nationalen Charakters zum großen Theil entkleidet ward. Mit Recht ſchrieb Fürſt Metternich an den öſtreichiſchen Bundespräſidialgeſandten: „Das Hambacher

Feſt, wenn es gut benutzt wird, kann das Feſt der Guten werden, die Schlechten haben ſich zu ſehr übereilt.“

2) Die Bundestagsbeſchlüſſe von 1832.

Der Bundestag hatte der durch die Julirevolution in Deutſchland hervorgerufenen Bewegung zuerſt ruhig zugeſehen, zwar die Aufſtellung einiger Bundescontingente veranlaßt, auch beſchloſſen, daß jede Bundesregierung, ohne vorgängige Aufforderung ſeitens des Bundes, verpflichtet ſein ſolle, dem von einer andern an ſie ergehenden Anſuchen zur Hülfeleiſtung gegen innere Aufſtände Folge zu leiſten, war aber nirgends wirklich eingeſchritten, hatte geſchehen laſſen, daß Herzog Karl von Braunſchweig vertrieben ward, ſogar dieſe vollendete Thatſache nachträglich genehm gehalten. Als aber die Gefahr wieder ſchwand, als in Frankreich der revolutionäre Geiſt durch die Klugheit Ludwig Philipp's gebändigt, als Warſchau gefallen war, da begann der Bundestag aus ſeiner Paſſivität hervorzutreten. Zuerſt richtete er ſeine Streiche wider die Preſſe, deren Sprache in jener Zeit allerdings eine trotzige Herausforderung gegen die Ausnahmegeſetze von 1819 und 1824 war. Unterm 10. November 1831 ward beſchloſſen, den Regierungen die durch jene Beſchlüſſe übernommene Verpflichtung ſtrenger Ueberwachung der Preſſe in Erinnerung zu bringen. Die zur Beaufſichtigung der Preſſe niedergeſetzte Commiſſion trat wieder in Thätigkeit. Die Organe der liberalen Partei wurden eins nach dem andern unterdrückt; man fing mit denen an, deren Uebertreibungen zu einer ſolchen Maßregel einen leichtern Vorwand boten, verſchonte aber auch die gediegenen und gemäßigten nicht. Gemeinſame Petitionen an den Bundestag wurden für unſtatthaft erklärt, gegen die Verfaſſer von Proteſtationen Unterſuchungen verhängt. Endlich krönte der Bundestag ſein Werk durch den Beſchluß vom 5. Juli 1832, der das badiſche Preßgeſetz von 1831 für „unvereinbar mit der beſtehenden Bundesgeſetzgebung“ erklärte und die zuverſichtliche Erwartung ausſprach, die Regierung Badens werde dieſes Geſetz ſofort ſuspendiren. Und die badiſche Regierung — entſprach dieſer Erwartung, indem ſie das mit der Volksvertretung vereinbarte Preßgeſetz einſeitig in den weſentlichſten Punkten außer Wirkſamkeit ſetzte. Blittersdorff vertrat als Bundestagsgeſandter Baden in dieſer zweideutigen Rolle, aber auch Winter bot ſeine Hand dazu und blieb im Miniſterium! In Kurheſſen ward dem Zuſtandekommen eines freiſinnigen Preßgeſetzes durch diplomatiſche Abwehrungen ſeitens der beiden großen Höfe vorgebeugt.

Mit alledem war jedoch die Arbeit der Staatskünſtler in Frankfurt erſt halb gethan. Schon 1819 hatte Metternich ganz richtig den gefährlichſten Feind des Bundestags und ſeines „monarchiſchen“, d. h. abſolutiſtiſchen Princips in den neuen Verfaſſungen und ihrer unwiderſtehlichen Expanſivkraft erkannt. Damals war es ihm nicht gelungen, die Regierungen zu entſchiedenen Schritten gegen dieſelben zu vereinigen. Was die Wiener

Schlußacte und der Beſchluß von 1824 in dieſer Hinſicht enthielten, war, wie ſich jetzt zeigte, nicht ausreichend: „der Bund hatte (wie die gemeinſame Eröffnung Oeſtreichs und Preußens in der verhängnißvollen Sitzung des 28. Juni 1832 erklärte) den einen ſeiner Zwecke, Erhaltung der innern Sicherheit, ſo weit verfehlt, daß die Aufregung der Gemüther und der krankhafte Zuſtand der öffentlichen Meinung eine ſo drohende Geſtalt anzunehmen vermochten.“ Damit dies nicht wieder geſchehe, beantragten Oeſtreich und Preußen jene berüchtigten ſechs Artikel, welche ſofort einſtimmig und unter allſeitigen Dankesbezeigungen für die „weiſe Sorgfalt“ und die „echt föderativen Geſinnungen“ der hohen Proponenten zum Beſchluß erhoben wurden. Sie lauten:

1) „Da nach Artikel LVII der Wiener Schlußacte die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben muß und der Souverain durch eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, ſo iſt auch ein deutſcher Souverain, als Mitglied des Bundes, zur Verwerfung einer hiermit in Widerſpruch ſtehenden Petition der Stände nicht nur berechtigt, ſondern die Verpflichtung zu dieſer Verwerfung geht aus dem Zwecke des Bundes hervor.“

2) „Da gleichfalls nach dem Geiſte des Artikels LVII und der hieraus hervorgehenden Folgerung, welche Artikel LVIII enthält, keinem deutſchen Souverain durch die Landſtände die zu Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfaſſung entſprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürfen, ſo werden Fälle, in welchen ſtändiſche Verſammlungen die Bewilligung der zu Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine mittelbare oder unmittelbare Weiſe durch die Durchſetzung anderweiter Wünſche und Anträge bedingen wollten, unter diejenigen Fälle zu zählen ſein, auf welche die Artikel XXV und XXVI der Wiener Schlußacte in Anwendung zu bringen ſein würden.“ (Dieſe Artikel handeln vom Einſchreiten des Bundes im Falle von Widerſetzlichkeiten der Unterthanen eines Bundesſtaates.)

3) „Die innere Geſetzgebung der deutſchen Bundesſtaaten darf weder dem Zwecke des Bundes (Artikel II der Bundesacte und I der Schlußacte) irgend einen Eintrag thun, noch der Erfüllung ſonſtiger bundesverfaſſungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, und namentlich der dahin gehörigen Leiſtung von Geldbeiträgen, hinderlich ſein.“

4) „Um die Würde und Gerechtſame des Bundes und der den Bund repräſentirenden Verſammlung gegen Eingriffe aller Art ſicher zu ſtellen, zugleich aber in den einzelnen Bundesſtaaten die Handhabung der zwiſchen den Regierungen und ihren Ständen beſtehenden verfaſſungsmäßigen Verhältniſſe zu erleichtern, ſoll am Bundestage eine mit dieſem Geſchäfte beſonders beauftragte Commiſſion, vor der Hand auf ſechs Jahre, ernannt werden, deren Beſtimmung ſein wird, insbeſondere auch von den ſtändiſchen Verhandlungen in den deutſchen Bundesſtaaten fortdauernde Kenntniß zu nehmen,

die mit den Verpflichtungen gegen den Bund oder den durch die Bundesverträge garantirten Regierungsrechten im Widerſpruche ſtehenden Anträge und Beſchlüſſe zum Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit zu machen und der Bundesverſammlung davon Anzeige zu thun, welche demnächſt, wenn ſie die Sache zu weitern Erörterungen geeignet findet, ſolche mit den dabei betheiligten Regierungen zu veranlaſſen hat. Nach Verlauf von ſechs Jahren wird die Fortdauer der Commiſſion weiterer Vereinigung vorbehalten.“

5) „Da nach Artikel LIX der Wiener Schlußacte da, wo Oeffentlichkeit der landſtändiſchen Verhandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, die Grenzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen ſelbſt, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesſtaats oder des geſammten Deutſchlands gefährdende Weiſe überſchritten werden dürfen, und dafür durch die Geſchäftsordnung geſorgt werden ſoll, ſo machen ſämmtliche Bundesregierungen, wie ſie es ihren Bundesverhältniſſen ſchuldig ſind, ſich gegeneinander anheiſchig, zu Verhütung von Angriffen auf den Bund in den ſtändiſchen Verſammlungen und zur Steuerung derſelben, jede nach Maßgabe ihrer innern Landesverfaſſung, die angemeſſenen Anordnungen zu erlaſſen und zu handhaben.“

6) „Da die Bundesverſammlung nach Artikel XVII der Schlußacte berufen iſt, zu Aufrechthaltung des wahren Sinnes der Bundesacte die darin enthaltenen Beſtimmungen, wenn über deren Auslegung Zweifel entſtehen ſollten, dem Bundeszwecke gemäß zu erklären, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß zu einer Auslegung der Bundesacte und Schlußacte mit rechtlicher Wirkung auch nur allein und ausſchließlich der Deutſche Bund berechtigt iſt, welcher dieſes Recht durch ſein verfaſſungsmäßiges Organ, die Bundesverſammlung, ausübt.“

Außerdem erfolgten ſtrenge Beſtimmungen gegen das Vereins- und Verſammlungsweſen, die ausländiſche Preſſe, die Univerſitäten.

Einzelne Regierungen hatten, entweder aus einem Reſte von Schamgefühl, oder aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, der Verkündigung jener ſechs Beſchlüſſe in ihren Ländern Verwahrungen zu Gunſten ihrer Landesverfaſſungen beigefügt. Die Bundesverſammlung erklärte darauf mit allſeitiger Einſtimmung: „daß, wie ſich von ſelbſt verſteht, durch die von einigen Regierungen der Bekanntmachung dieſer Beſchlüſſe beigefügten erläuternden Beiſätze der allgemeinen Verbindlichkeit des Bundesbeſchluſſes vom 28. Juni für ſämmtliche Bundesſtaaten in keiner Beziehung irgend ein Eintrag habe geſchehen können, ſowie Solches ohnehin auch nicht in der Abſicht der einzelnen Regierungen gelegen hat.“

3) Fortgeſetzter Kampf der parlamentariſchen Oppoſition gegen die Reaction.

Die parlamentariſche Oppoſition in den ſüddeutſchen Staaten nahm zwar den vom Bundestage ihr hingeworfenen Handſchuh auf, allein mit welcher Hoffnung auf Erfolg konnte ſie den Kampf beginnen? Die Waffe, womit ſie kämpfen ſollte, war ein in der Scheide feſtgenageltes Schwert, denn gerade die Beſtimmungen, auf welche ſie ſich bei ihrem Widerſtande gegen das ſie bedrohende abſolutiſtiſche Syſtem ſtützte, wurden von dem Träger dieſes Syſtems, dem Bundestage, nicht anerkannt, und ſo fand jede Regierung, die von ihren Ständen bedrängt ward, einen ſichern Rückhalt bei dieſem Bundestage, den man wie eine höhere, unnahbare Macht der Oppoſition entgegenhielt, obwol derſelbe doch nichts Anderes war als die Vereinigung der ſämmtlichen einzelnen Regierungen, deren Mehrzahl nunmehr conſtitutionell war oder wenigſtens hieß. In dieſen Zirkel gebannt, den ſie nicht zu durchbrechen vermochte, arbeitete ſich die conſtitutionelle Oppoſition in vergeblichen Anſtrengungen ab, erſchöpfte ihre Kräfte und mußte ſich begnügen, in papierenen Proteſten und ſonſtigen Kundgebungen ihres tief verletzten ſittlichen und rechtlichen Gefühls an das Urtheil der Geſchichte und die Zukunft des deutſchen Volkes zu appelliren.

Die Kammern des Großherzogthums Heſſen waren die erſten, welche nach den Bundesbeſchlüſſen von 1832 zuſammentraten. Die II. Kammer ſprach in ihrer Adreſſe mit faſt allzu rückſichtsvollem Tone von „neuern unſer Staatsrecht bedrohenden Bekanntmachungen“, welche „unter der großen Mehrzahl der Unterthanen unſelige Zweifel erzeugt haben“. Aber ſchon dieſe Worte erregten das „Mißfallen“ des Großherzogs, der in ſeiner Beantwortung der Adreſſe erklärte: „Er kenne keine das heſſiſche Staatsrecht bedrohenden Bekanntmachungen, und etwas mehr Vertrauen auf ſeine Abſichten würden jene Zweifel nie haben entſtehen laſſen.“

Schärfer faßten denſelben Punkt einzelne Anträge von Abgeordneten ins Auge. E. E. Hoffmann verlangte eine Verwahrung „gegen jede mögliche verfaſſungswidrige fremde Einmiſchung in die innern Angelegenheiten des Großherzogthums“, eine Aufforderung an die Regierung zur Erklärung, „ob und aus welchem Grunde ſie den großherzoglichen Bundestagsgeſandten zum Beitritte zu den fraglichen Artikeln autoriſirt habe“, endlich das Erſuchen an dieſelbe, „ſich dahin zu bemühen, daß der Bundestag für die genaue Vollziehung der Bundesacte nach Wort und Geiſt derſelben hinwirke und durch Förderung deutſcher Nationalintereſſen und deutſcher Nationalität, ſowie durch Befriedigung dringender allgemeiner Nationalbedürfniſſe, alle Keime von Unzufriedenheit aus ganz Deutſchland mit glücklicherm Erfolge zu entfernen ſuche, als es durch die Beſchlüſſe vom 28. Juni möglich ſei, und ſich über ihre Bemühungen den Ständen gegenüber auszuweiſen“. In ähnlichem Sinn beantragten H. von Gagern, Heß, Brunck, Hallwachs und Andere eine Erklärung der Kammer, „daß ſie ihre verfaſſungsmäßigen Rechte ohne alle Rückſicht auf jene Bundesbeſchlüſſe ausüben und feſthalten werde“. Dem ſchloſſen ſich Anträge auf Wahrung des Rechts der freien Preſſe, der Petitionen und Verſammlungen an. Bald ging der Kampf von ſolchen allgemeinern Anträgen zu ſpeciellen Angriffen auf einzelne Handlungen der Regierung über, in denen man eine Verletzung verfaſſungsmäßiger Rechte fand. Beſonders die ungebührliche Ausdehnung der Verordnungsrechts, die langen polizeilichen Verhaftungen politiſch Angeſchuldigter und andere Eingriffe in die unabhängige Rechtspflege gaben Anlaß zu energiſchen Vorſtellungen.

Dieſe letztern Angriffe führten, noch ehe über die Anträge wegen der Bundesbeſchlüſſe verhandelt war, zur Auflöſung der Kammer. Ein großes Manifeſt ward ihr nachgeſchleudert, welches ſie beſchuldigte, Beſchlüſſe gefaßt zu haben, „deren Realiſirung die Folge gehabt haben würde, daß die Rechte der Staatsgewalt, welche der Großherzog allein in ſich vereinigt, zwiſchen ihm und den Ständen getheilt worden wären". Aber bei Worten ließ man es nicht bewenden. Die Mitglieder der Oppoſition, welche Staats- oder Hofdiener waren, wurden ihrer Stellen enthoben oder auf andere Weiſe für ihr Verhalten beſtraft, freiſinnige Blätter unterdrückt, die eingeſchüchterten Beamten zu Wahleinflüſſen misbraucht. Jenes Schickſal traf unter Andern H. von Gagern und Jaup, die Häupter der liberalen Partei. Dennoch fielen die Wahlen wieder freiſinnig aus, und ſelbſt der rückſichtsloſe Gebrauch, den die Regierung von ihrem Rechte der Urlaubsverweigerung machte (11 Staatsdiener wurden dadurch ausgeſchloſſen, darunter der Präſident der vorigen Kammer, Geheimrath Schenk), konnte ein entſchiedenes Uebergewicht der Oppoſition in der Kammer nicht hindern. Dieſe trat denn auch ſofort im Geiſte ihrer Vorgängerin auf. Der Kampf gegen die Bundesbeſchlüſſe ward zwar, als fruchtlos, nicht wieder aufgenommen; doch legte Gagern bei der Adreßdebatte den Finger in die blutende Wunde des Vaterlandes, indem er darauf hinwies, wie die gegenwärtige Unzufriedenheit die nothwendige Folge der unvollkommenen Bundesverfaſſung ſei, beſonders des Mangels eines kräftigen monarchiſchen Princips darin. Um ſo entſchiedener warf ſich die Oppoſition auf die innern Beſchwerden, namentlich jene über verfaſſungswidrige Verordnungen. Bei der Debatte darüber war es, wo H. von Gagern von einer „Partei" ſprach, „welche das conſtitutionelle Princip nicht verſtehe und in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergeſſen zu haben ſcheine, was Recht ſei", und, auf die Frage des Regierungscommiſſars Knapp: was er unter dem Ausdrucke „Partei" verſtehe? dieſem kühn ins Geſicht warf: „er verſtehe darunter die Partei, welche vorzugsweiſe von dem Herrn Geheimen Staatsrath Knapp repräſentirt werde." Der Regierungscommiſſar verlangte nun den Ordnungsruf gegen Gagern. Die Kammer verweigerte dieſen — ſie hatte ſich damit abermals das Urtheil geſprochen. Eine zweite Auflöſung und verſtärkte Wahleinflüſſe führten der Regierung 1835 eine gefügigere Kammer zu. Gagern, an dem Erfolge der parlamentariſchen Oppoſition verzweifelnd, machte ſich wahlunfähig; ſeinem Beiſpiele folgten noch Mehrere.

Aehnlich, wie hier, ging es allerwärts. In Württemberg trat eine zahlreiche, durch Intelligenz und Charakter ausgezeichnete Oppoſition 1833 auf den Kampfplatz. Uhland, Pfizer, Menzel, Schott verpflanzten die allgemeinen liberalen Ideen in den Ständeſaal zu Stuttgart, wo man bis dahin ſich faſt nur mit den praktiſchen Anliegen des nächſten Vaterlandes beſchäftigt hatte; auf dem Gebiete dieſer ſpeciellen Oppoſition dagegen, die ſich beſonders auf Finanzfragen warf, glänzte vornehmlich Römer. Pfizer eröffnete den Kampf gegen den Bund durch einen Antrag, in Bezug auf welchen die Regierung in einem beſondern Geheimrathsreſcripte von der Kammer verlangte: „ſie ſolle denſelben mit verdientem Unwillen zurückweiſen“. Als ſtatt deſſen die Kammer mit großer Mehrheit den Antrag annahm, nachdem der Berichterſtatter Uhland Verwahrung eingelegt „gegen die vorgreifende Einſchreitung, wodurch für die Beſchlußfaſſung ſelbſt die Gemüthsſtimmung angeſonnen werde“, ward auch über ſie die Auflöſung verhängt. Das Volk aber nannte dieſen Landtag den „vergeblichen“, nicht als Vorwurf, ſondern mit ehrender Auszeichnung, eingedenk wol jener Worte, die ſchon 1817 Uhland den damaligen Landſtänden zugerufen:

— So ſprecht nun Euer letztes Wort!
Und, kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß Ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei Euch ein lohnend ſtolzes Glück!

Den neuen Wahlen gingen auch hier Beſchränkungen der Preſſe und der Wahlvereine voraus, folgten Urlaubsverweigerungen nach. Uhland und Römer, um ſich dem parlamentariſchen Leben zu erhalten, verzichteten auf ihre Stellen, Jener an der Univerſität, Dieſer im Staatsdienſte; Pfizer hatte ſchon früher, bei anderer Gelegenheit, gleiche Entſagung geübt. So kamen von den 55, die für den Pfizer'ſchen Antrag geſtimmt hatten, 37 wieder in die Kammer, welche 1833 zuſammentrat. Doch zog ſich die Oppoſition bei dieſem und den folgenden Landtagen mehr in den engern Kreis der praktiſchen und ſpeciellen Fragen zurück. Nur zu Gunſten der Preſſe legte ſie regelmäßig Verwendung und Verwahrung ein. Als auch auf dieſem beſcheidenen Terrain jeder Kampf des praktiſchen Erfolgs entbehrte und die wachſende Theilnahmloſigkeit im Volke der Oppoſition vollends allen Boden entzog, trat dieſe in Maſſe vom parlamentariſchen Schauplatz zurück.

Auch auf dem badiſchen Landtage, welcher 1833 wieder zuſammenkam, kämpfte die Oppoſition, wie ſie ſelbſt vertraulich eingeſtand, nur noch in der Defenſive und für einen ehrenvollen Rückzug. Zwar zeigte ſie äußerlich noch den alten ungeſchwächten Muth und Schwung, allein in den allgemeinen politiſchen Fragen kam ſie faſt nirgends über erfolgloſe Anträge und papierene Rechtsverwahrungen hinaus. Nur für das Vereins- und Verſammlungsrecht erkämpfte ſie einen nach Umſtänden erträglichen Rechtsboden. Die Bundesbeſchlüſſe von 1832 hatten allerdings im ganzen Lande die größte Erbitterung hervorgebracht — trafen ſie doch hier am unmittelbarſten, indem ſie das freiſinnige Preßgeſetz vernichteten und ſo den factiſchen Beweis lieferten, daß ſelbſt eine verfaſſungsmäßige Vereinbarung zwiſchen Regierung und Ständen kein Schutz ſei gegen die Willkürmaßregeln des Bundestags. Dieſe Volksſtimmung gab ſich auch vielfach in Verſammlungen, Adreſſen, Proteſtationen kund. Beſonders von Freiburg, wo **Rotteck** und **Welcker** lehrten, ging eine heftige Agitation aus. Aber die Regierung, gänzlich wieder hingegeben an das von Frankfurt aus vorgeſchriebene Syſtem und ſtark durch die von dort aus ihr verſprochene Hülfe, griff derb zu, ließ die Theilnehmer jener Verſammlungen und Adreſſen gerichtlich verfolgen, ſchloß die Univerſität zu Freiburg für einige Zeit und öffnete ſie erſt wieder nach Entfernung jener beiden Profeſſoren von ihren Aemtern. Der „volksthümliche“ Miniſter **Winter** glaubte ſehr wohlmeinend zu verfahren, wenn er die Kammer vor Ueberſchreitung der durch den Bundestag ihrer Wirkſamkeit gezogenen Grenzen warnte, damit ſie denſelben nicht zu noch weitern Eingriffen herausforderte. So war die Oppoſition auch hier gezwungen, ſich vorzugsweiſe auf praktiſche Fragen der innern Geſetzgebung zu werfen, wo ſie denn manches erſprießliche Reſultat erzielte. Doch hielt ſie unverdroſſen aus, beſſerer Zeiten harrend.

Baiern war in ſeinen weſtlichen Theilen, namentlich der Pfalz, am ſtärkſten von den Ereigniſſen der letzten Jahre ergriffen worden; man hatte ſie aber auch dort am unnachſichtigſten unterdrückt; die Pfalz war mit Waffengewalt pacificirt, die Führer der Bewegung ſchmachteten im Gefängniß oder waren flüchtig außerhalb der deutſchen Grenzen, unter letztern manche Notabilität der parlamentariſchen Oppoſition, z. B. Schüler. Preſſe und Vereine wurden durch ſtrenge Polizeimaßregeln gelähmt. Kein Wunder alſo, daß der Landtag von 1833 ſogleich bei ſeinem Zuſammentritt eine von dem des Jahres 1831 ſo völlig verſchiedene Phyſiognomie hatte, daß der König in der Thronrede mit landesväterlicher Befriedigung ausſprechen konnte: „dieſer Landtag werde ſich unter allen rühmlich auszeichnen.“

Im Norden ging es viel ruhiger her. Zwar wurden auch dort die Bundesbeſchlüſſe von allen Einſichtigern mit Entrüſtung und Beſorgniß aufgenommen; allein die neugebildeten Ständekammern hatten zu viel mit den eigenen Landesangelegenheiten zu thun, um ihre Kräfte an einer allgemeinen Oppoſition zu verſuchen, deren Erfolgloſigkeit thatſächlich vor Augen lag. Nur in **Hildburghauſen** fanden lebhaftere parlamentariſche Kämpfe ſtatt, die bis zu einer Auflöſung der Kammer führten, und in **Weimar** drängte man den Landtag in Petitionen zum Widerſtande gegen die neueſten Freiheitsbeſchränkungen, worauf jedoch dieſer nicht einging. Das Einzige, wozu er ſich verſtand, war ein Antrag auf Oeffentlichkeit ſeiner Sitzungen, der aber nun vom Großherzog abgelehnt ward. Früher war das Umgekehrte geſchehen.

4) Die geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſe vom Jahre 1834 und ihre Durchführung in den einzelnen Staaten.

Die Regierungen waren mit jenem erſten Streiche gegen den Conſtitutionalismus noch nicht zufrieden. Ermuthigt durch das Gelingen ihrer Abſichten, durch die Ohnmacht und theilweiſe Schwäche, welche bei dem Ankämpfen dagegen die Oppoſition verrathen hatte, ſowie durch den ermunternden Beifall jener Fanatiker der Ruhe, welche bei jedem etwas kühnern Aufflammen des Volksgeiſtes ſogleich angſterfüllt nach den Löſchanſtalten der Polizei rufen, beſchloſſen ſie, weiter zu gehen und den verhaßten Geiſt der Freiheit vollends ſyſtematiſch zu ertödten. Wie im Jahre 1819 zu Karlsbad, ſo traten im Sommer 1834 zu Wien ſogenannte Miniſterialconferenzen zuſammen, um gemeinſame Maßregeln in der angedeuteten Richtung zu verabreden. Der Bevollmächtigte Oeſtreichs, Fürſt Metternich, eröffnete dieſelben mit einer Rede, worin er das Beſtreben der liberalen Partei, den Volksvertretungen einen entſcheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu ſichern, als ein revolutionäres, ſtaatsgefährliches und nicht zu duldendes ſchilderte. „Jede Autorität anfeindend“, ſagte er, „weil ſie ſelbſt ſich zur Herrſchaft berufen wähnt, unterhält ſie mitten im allgemeinen politiſchen Frieden einen innern Krieg, vergiftet den Geiſt und das Gemüth des Volks, verführt die Jugend, bethört ſelbſt das reifere Alter, trübt und verſtimmt alle öffentlichen und Privatverhältniſſe, ſtachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu ſyſtematiſchem Mistrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher auf und predigt Zerſtörung und Vernichtung gegen Alles was beſteht. Dieſe Partei iſt es, welche ſich der Formen der in Deutſchland eingeführten Verfaſſungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob ſie dieſen ſcheinbar geſetzlichen, langſamen und ſichern Weg, oder den des offenen Aufruhrs einſchlage, immer verfolgt ſie den nämlichen Zweck.*) Planmäßig vorſchreitend, begnügte ſie ſich zuerſt damit, in den ſtändiſchen Kammern den Regierungen gegenüber eine Poſition zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter; die gewonnene Stellung ſollte thunlichſt verſtärkt werden; dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichſt enge Grenzen einzuſchließen; endlich ſollte die wahre Herrſchaft nicht länger in dem Staatsoberhaupte concentrirt bleiben, ſondern die Staatsgewalt in die Omnipotenz der ſtändiſchen Kammern verpflanzt werden.“

Wie es ſcheint, trafen die Anſichten des Fürſten damals auf größere Bereitwilligkeit und geringere Bedenken bei den andern Regierungen, als im Jahre 1819. Man vereinigte ſich, allerdings nur in der Form vertraulicher Uebereinkunft und unter ausdrücklicher Verabredung „ſtrengſter Geheimhaltung", über ein gemeinſames Verfahren in Bezug auf alle wichtigern Angelegenheiten des innern Staatslebens, Preſſe, Vereinsweſen, Gerichte, Univerſitäten, vor Allem das Verhältniß der Regierungen zu ihren Landesvertretungen. Was über dieſen letzten Punkt, der uns hier vorzugsweiſe intereſſirt, in jener geheimen Verſchwörung der Regierungen gegen die Freiheit und den öffentlichen Rechtszuſtand ihrer Völker (denn ſo kann man mit vollem Fug die Wiener Conferenzen nennen) feſtgeſetzt ward, war der Hauptſache nach Folgendes:

---

*) Wem fallen hierbei nicht die „Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln, und die „Parlamentsdemokraten“ ein, dieſe Schlagwörter, womit heutzutage die Abſolutiſten die ihnen ſo verhaßten Conſtitutionellen verfolgen?

1) Der in Artikel I der Beſchlüſſe vom 28. Juni 1832 aufgeſtellte Grundſatz wird von neuem eingeſchärft. Die Regierungen werden eine mit den Souverainetätsrechten unvereinbare Erweiterung ſtändiſcher Befugniſſe in keinem Falle zugeſtehen. (Artikel IV.)

2) Wenn Stände, um ihre Befugniß zu erweitern, Zweifel über den Sinn einzelner Stellen der Verfaſſungsurkunde erregen ſollten, ſo werden die Regierungen die den obigen Grundſätzen entſprechende Deutung aufrecht erhalten, nöthigenfalls die Entſcheidung des zu dem Ende einzuſetzenden Bundesſchiedsgerichts anrufen (Artikel II, III, XIV). Dieſes Schiedsgericht, welches durch Bundesbeſchluß vom 30. October 1834 ins Leben trat, wurde zuſammengeſetzt aus 34 von den Regierungen ernannten Schiedsrichtern, und zwar aus der Claſſe der Staatsdiener, zur Hälfte richterlichen, zur Hälfte Verwaltungsbeamten. Von einer beſondern Verpflichtung oder einer Losſprechung derſelben von ihren gewöhnlichen Dienſtpflichten war nicht die Rede. Mit Recht mochte Fürſt Metternich in ſeiner Schlußrede von ſeinem Standpunkte aus rühmen: daß dieſes Schiedsgericht „auf den ſchlichten Pfad der natürlichen Verhältniſſe zurückführe".

3) Dieſes Bundesſchiedsgericht hat auch die letzte Entſcheidung zu treffen, wenn Regierung und Stände eines Bundesſtaats ſich über das Budget nicht einigen können. Würden ſich die Stände auch zu einer einſtweiligen, den Fortgang des Staatshaushalts bis zur Entſcheidung ſichernden Steuerbewilligung nicht verſtanden haben, oder ſich einem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche gar nicht unterwerfen wollen, ſo ſteht der Regierung das Recht zu, die zu Erfüllung der Bundespflicht und zur Führung einer der Landesverfaſſung entſprechenden Verwaltung erforderlichen Steuern fortzuerheben, und der Bund wird nöthigenfalls die Bundeshülfe eintreten laſſen. (Artikel III, XXI.)

4) Die Regierungen werden Ständeverſammlungen, welche die zu Handhabung der Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 erforderlichen Leiſtungen verweigern, nach fruchtloſer Anwendung aller verfaſſungsmäßigen Mittel auflöſen, und es ſoll ihnen in ſolchem Falle die Hülfe des Bundes zugeſichert ſein. Ebenſo bei gänzlicher Steuerverweigerung. (Artikel XVIII.)

5) Bedingungen, welche bei Bewilligung der zu Führung der Regierung erforderlichen Steuern nach Artikel II des Bundesbeſchluſſes vom 28. Juni

1832 unzuläſſig ſind, können auch unter der Benennung von Vorausſetzungen oder irgend einer andern Form nicht geltend gemacht werden. (Artikel XIX.)

6) Den Ständen ſteht das Recht nicht zu, einzelne innerhalb des Betrags der im Allgemeinen beſtimmten Etatsſummen vorkommende Ausgabepoſten feſtzuſetzen oder zu ſtreichen, inſofern ihre Zuſtimmung dazu nicht ausdrucklich durch Verfaſſungen oder Geſetze vorbehalten iſt. (Artikel XX.)

7) Werden bereits erfolgte Ausgaben nicht anerkannt (worunter in jenen Staaten, deren Stände in zwei Kammern getheilt ſind, immer beide Kammern verſtanden werden*)), ſo können letztere zwar eine Verwahrung für künftige Fälle einlegen oder nach Umſtänden einen andern nach der Verfaſſung jedes Landes zuläſſigen Weg einſchlagen; es können aber dergleichen als wirklich verausgabt nachgewieſene Summen nicht als effective Kaſſenvorräthe von den Ständen in Anſchlag gebracht werden. Die Frage uber die Rechtmäßigkeit einer erweislich erfolgten Ausgabe wird auf verfaſſungsmäſſigem Wege entſchieden, und wenn dieſe Entſcheidung verneinend ausfällt, ſo ſteht nur der competenten landesherrlichen Behörde, und nicht den Ständen, der Ausſpruch über die Erſatzverbindlichkeit zu. (Ebendaſelbſt.)

8) Die Regierungen werden nicht geſtatten, daß die Stände uber die Gültigkeit der Bundesbeſchlüſſe berathen und beſchließen. (Artikel XVII.)

9) Verordnungen, welche von der Regierung vermöge der Regierungsgewalt in verfaſſungsmäßiger Form erlaſſen worden ſind, haben fur die Unterthanen verbindliche Kraft. Den etwa gegen ſolche Verordnungen gerichteten Competenzübergriffen der Gerichte werden die Regierungen auf jede mit den Geſetzen vereinbare Weiſe ſtandhaft begegnen. Ein Nichtanerkennen ſolcher Verordnungen durch die Stände kann die Regierung in Handhabung derſelben nicht hemmen, ſolange die ſtändiſche Beſchwerde nicht auf verfaſſungsmäßigem Wege als begründet erkannt worden iſt. Ueberhaupt kann der Gang der Regierungen durch ſtändiſche Einſprüche, in welcher Form dieſe nur immer vorkommen mögen, nicht geſtört werden, ſondern dieſelben haben ihre Erledigung ſtets im geſetzlichen Wege zu erwarten. (Artikel XVI.)

10) Man wird den Grundſatz feſthalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritt in ſtändiſche Kammern der Genehmigung des Landesherrn bedürfen. (Artikel XXIII.)

11) Die Regierungen werden einer Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung nirgends und zu keiner Zeit ſtattgeben. (Artikel XXIV.)

---

*) Soll wol heißen: „immer die Nichtanerkennung ſeitens beider Kammern verſtanden wird“.

12) Die möglichſte Beſchränkung der Oeffentlichkeit ſtändiſcher Verhandlungen und die ſtrengſte Ueberwachung der öffentlichen ward von neuem eingeſchärft. (Artikel XXV, XXVI, XXVII, XXXIII)

13) Endlich heißt es in Artikel 59:

„Die vertragsmäßige Verbindlichkeit zur Erfüllung der durch vorſtehende Artikel eingegangenen Verpflichtungen kann durch Hinderniſſe, welche dem alsbaldigen Vollzuge der gemeinſamen Verabredungen in einzelnen Fällen *durch beſtehende Verfaſſungen oder bereits geltende geſetzliche Vorſchriften* im Wege ſtehen, nicht beeinträchtigt werden; *es wird vielmehr auf Beſeitigung dieſer Hinderniſſe von den betreffenden Regierungen hingewirkt werden.*“

So glaubte man den Weg gefunden zu haben, „der, ohne gewaltſame Erſchütterungen, ohne feindliche Gegenwirkungen hervorzurufen, nicht blos aus dem Labyrinthe der im Augenblicke drohenden Gefahren und Bedrängniſſe zu führen, ſondern auch *für alle Zukunft* auf einen beſſern Pfad der *Ordnung*, der *echten Freiheit* und des *Rechts* zu leiten geeignet iſt“*).

Die Reaction war hiermit in ein Syſtem gebracht, nach einem gemeinſamen Operationsplane organiſirt, und die Häupter des Bundes, beſonders Oeſtreich, überwachten ſorgfältig die Ausführung dieſes Planes in den einzelnen Staaten. Erleichtert ward dieſe durch die in natürlichem Rückſchlag dem Aufſchwung der frühern Jahre folgende Abſpannung der Gemüther und die Ablenkung der Theilnahme des Volks von den leider ſo unfruchtbaren politiſchen Beſtrebungen zu den, gerade um jene Zeit, in Folge des neugeſtifteten Zollvereins, ſich ſchwunghafter regenden materiellen Intereſſen. Uebrigens hütete man ſich wol, durch allzu plumpes und heftiges Zufahren den Widerſtand und Argwohn des Volks ohne Noth herauszufordern; vielmehr verfuhr man auch dabei nach einem gewiſſen Syſteme und mit ſchlauer Berechnung — ob ebenfalls in Folge geheimer Verabredungen oder nach eigenem Inſtinct der einzelnen Cabinete, bleibe unentſchieden. Wo man auf entſchloſſenen Widerſtand ſtieß und einen Eclat fürchten mußte, da gab man ſcheinbar oder für den Augenblick nach, ließ den Streit ruhen, um ihn zur gelegenen Zeit wieder aufzunehmen; ſodann griff man nicht auf allen Punkten zugleich an, ſondern verſuchte es das eine Mal hier, ein anderes Mal dort, bald mit dieſem, bald mit jenem Verfaſſungsrechte; war deſſen Beugung oder Durchlöcherung an dem einem Orte geglückt, ſo verſuchte man das Gleiche anderswo und rückte ſo, langſam zwar, aber beharrlich, vorwärts. So begann jener bald heimliche, bald offene Kampf gegen die Verfaſſungen, der, mit wechſelnden Erfolgen und in mannichfacher Geſtalt, beinahe anderthalb Jahrzehnde lang, bis zum Jahre 1848, fortgeſetzt ward. Natürlich nahm derſelbe in den verſchiedenen Ländern einen verſchiedenartigen Charakter an. Wo die Individualität des Regenten oder ſeiner Rathgeber zu ſchrofferm Auftreten hinneigte, da ward mit rückſichtsloſer Offenheit und ohne Scham verfahren, während man anderwärts unter glimpflichern Formen oder ſelbſt wol unter heuchleriſchen Verſicherungen der verfaſſungstreuen Geſinnung oft nicht geringere Entſchiedenheit und Zähigkeit in Verfolgung verfaſſungsfeindlicher Pläne verbarg. Auch die nächſten Angriffspunkte waren nicht überall dieſelben. Den reichlichſten Stoff boten die Finanzfragen, wobei die Regierungen überdies nächſt dem politiſchen noch ein ſtarkes materielles Intereſſe an der möglichſten Beſchränkung ſtändiſcher Befugniſſe hatten. In Württemberg machte Schlayer ſchon 1836 die Theorie von der Unzuläſſigkeit der Specialbudgets geltend und nahm die Verwendung der Ueberſchüſſe für die Regierung in Anſpruch. In Heſſen-Darmſtadt behauptete das Miniſterium du Thil-Hoffmann auf dem Landtage 1838: einmal gemachte Ausgaben, wenn auch ſtändiſcher Genehmigung ermangelnd, könnten nachträglich von den Kammern nicht geſtrichen werden — eine Behauptung, welcher ſelbſt jener ſo gefällige Landtag einen verwahrenden Widerſpruch entgegenſetzte. Hartnäckiger und zugleich von ungleich größerm materiellen Belang war der Streit, der ſich in Baiern wegen der Verwendung der Erübrigungen zwiſchen Regierung und Ständen entſpann. Dieſe Erübrigungen waren — im Belauf von mehr als 20 Millionen Gulden — ſeit vielen Jahren von der Regierung angeſammelt und, ohne Berechnung gegenüber den Kammern, nach Gutbefinden verwendet worden, während die Auflagen unverändert, wichtige gemeinnützige Zwecke vernachläſſigt blieben. Erſt im Jahre 1843 gelang es dem beharrlichen Andringen der Stände, die Regierung wenigſtens zu einer Art Rechnungsablage über jene Verwendungen zu vermögen. Kaum war hier der Streit für den Augenblick beigelegt und der Verſuch einer Beeinträchtigung ſtändiſcher Rechte anſcheinend aufgegeben, ſo begann man daſſelbe Spiel in Baden, wo der Finanzminiſter Böckh der II. Kammer, als dieſe eine ohne ihre Genehmigung verausgabte Summe ſtreichen wollte, höhnend zurief: „Die Summe iſt bezahlt; ſie bleibt bezahlt, auch wenn die Kammer ſie nicht paſſiren läßt.“ Aber auch dort lenkte man ein, als die Kammer entſchloſſenen Widerſpruch erhob. In Kurheſſen griff man derber zu und hielt feſter, was man einmal hatte, wie denn überhaupt Kurheſſen, trotz ſeiner trefflichen Verfaſſung, in dieſer Zeit das wahrhaft claſſiſche Land der Reaction geworden war. Nirgends wurden deren Grundſätze ſo umfaſſend, ſo ſyſtematiſch, ſo rückſichtslos und zugleich in ſo ſchroffer und ſchamloſer Form prakticirt, als hier. Die Neigungen der am Ruder befindlichen Perſönlichkeiten, beſonders Haſſenpflug's und des 1837 an ſeine Stelle getretenen Scheffer, kamen den Wünſchen der abſoluten Höfe von ſelbſt entgegen, überboten dieſelben häufig noch und bedurften eher des Zügels als des Sporns, um nicht durch allzu große Rückſichtsloſigkeit das ganze Syſtem zu compromittiren. Der nicht kraftloſe Widerſtand der Stände erwies ſich, unter den Einflüſſen der allgemeinen politiſchen Conſtellation, als ohnmächtig; wiederholte Miniſteranklagen blieben ohne Erfolg. Eine Aufzählung der einzelnen Willkurhandlungen der kurheſſiſchen Regierung, die ſich zuletzt (1847) bis zum Verſuche einer förmlichen Verfaſſungsaufhebung ſteigerten, ein Verſuch, der denn doch misglückte, findet man in dem oben angeführten Aufſatze von Wippermann (S. 52 u. fg. dieſes Werkes). Auch in Kurheſſen war es vorzugsweiſe der Finanzpunkt, welcher zu Conflicten Anlaß gab, nicht blos in der vielbeſprochenen Angelegenheit der Rotenburger Quart, ſondern wegen Infrageſtellung des ſtändiſchen Steuerbewilligungsrechts überhaupt, wie ſolche zu wiederholten Malen in der ſchroffſten Weiſe verſucht ward. Schon 1838 ſahen ſich die kurheſſiſchen Stände genöthigt, wegen Verletzung ihres Steuerbewilligungsrechts den Bund anzurufen und einen Ausſpruch des Bundesſchiedsgerichts ſich zu erbitten. Dieſes mehr als beſcheidene Verlangen ward ihnen abgeſchlagen. Als 1840 die Stände ein Poſtulat fur eine Luxustruppe des Kurprinzen nicht bewilligen wollten, verausgabte man die Summe dennoch unter Berufung auf Artikel II der Bundesbeſchlüſſe von 1832 und machte ſo die Befürchtungen wahr, im Hinblicke auf welche 1833 in der badiſchen Kammer der Miniſter **Winter** geſagt hatte: „man möge doch erſt abwarten, ob irgend eine Regierung ſo von Gott verlaſſen ſei, daß ſie dieſe Beſchlüſſe in dem Sinne in Anwendung bringen werde, welchen man denſelben untergelegt habe.“ Aber auch das war noch ein loyaler Standpunkt im Vergleiche zu dem, auf welchen ſich ſechs Jahre ſpäter die Regierung Kurheſſens ſtellte, als ſie bei einer abermaligen Differenz den Ständen erklärte: „Ein ſtändiſches Bewilligungsrecht in dem Sinne, daß eine Ausgabe nur unter ſtändiſcher Genehmigung ordnungs- und rechtmäßig ſei, gebe es nicht, und es gehöre zu den größten ſtaatsrechtlichen Irrthümern, wenn nicht zu etwas Schlimmerm, ein Analogon von dem ſtändiſchen Steuerbewilligungsrechte in einem ſogenannten ſtändiſchen Ausgabebewilligungsrechte zu finden. Allerdings ſei es Pflicht der Regierung, den Ständen als Grundlage und Norm für den von ihnen zu bewilligenden Steuerbedarf einen Voranſchlag der Ausgaben vorzulegen und dabei deren Nothwendigkeit nachzuweiſen; allein damit ſei keineswegs vorgeſchrieben, daß eine Ausgabe, die im Voranſchlage nicht vorgeſehen ſei, nicht gemacht werde dürfe. Ob eine Ausgabe im Voranſchlage aufgeführt werden ſolle, hänge vom Ermeſſen der Regierung ab; ob eine Ausgabe, ſie ſei veranſchlagt oder nicht, wirklich gemacht werde, hänge wieder vom Ermeſſen der Regierung ab, weil eine Abweichung zwiſchen Voranſchlag und Verwendung nach der natürlichen Beſchaffenheit der Menſchen und Dinge als unabänderliche Regel ſich ergebe und wie Alles auf einer höhern Ordnung beruhe, in die ſich zu fügen ſei.“ Als die Kammer ſich mit dieſer Theorie nicht einverſtehen wollte, ward ſie aufgelöſt. Das von Kurheſſen aus gegebene Beiſpiel fand in Braunſchweig 1847 Nachahmung, und, damit man nicht zweifle, daß im Punkte der Aufrechthaltung ſchrankenloſer Selbſtherrlichkeit noch immer auch die kleinſten Regierungen mit den größern wetteifern könnten, hatte die von Lippe ſchon 1843 ihren Ständen das Recht der Normirung des zu erhebenden Steuerquantums abgeſprochen und eine nicht bewilligte erhöhte Steuer dennoch beigetrieben.

---

*) Schlußrede des Fürſten Metternich. (Siehe die oben citirte Schrift von Welcker.)

Ein anderer Streitpunkt war die Verweigerung des Urlaubs für die zu Abgeordneten gewählten Staatsdiener. In Baiern hatte man von dieſem Rechte jederzeit einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch gemacht — wiederholtes Ankämpfen der Stände dagegen war erfolglos geblieben. Noch auf dem letzten Landtage vor 1848 gab die Ausſchließung Willich's Anlaß zu heftigen Verhandlungen, bei denen aber die Regierung — dank der Beredtſamkeit und den Intriguen des Miniſters Abel — Siegerin blieb. In Baden nahm Blittersdorff, der Nachfolger des 1838 verſtorbenen Winter, die Urlaubsfrage zum Angriffspunkte, um überhaupt in das conſtitutionelle Syſtem Breſche zu machen. Vertagung und Auflöſung der Kammer, Misbrauch des großherzoglichen Namens zu einem die Kammermehrheit verunglimpfenden Manifeſte, Misbrauch der Amtsgewalt zur Beeinfluſſung der Wahlen — alle dieſe Hebel wurden in Bewegung geſetzt, um eine nachgiebigere Kammer zu bekommen, was denn auch für den Augenblick wirklich gelang. Noch ſchlimmer trieb es die Regierung des kleinen Koburg, welche bei entſtandenem Conflicte mit ihren Ständen (1845) und nach Auflöſung der Kammer von den neugewählten Abgeordneten nur die wohlgeſinnten, für die ihr feindſeligen aber deren Stellvertreter nach Gutbefinden einberief.

Doch wer möchte alle die mancherlei Arten und Formen aufzählen, unter denen die Zurückführung des conſtitutionellen Lebens auf das Maß der bundestäglichen Vorſchriften und der geheimen Wiener Verabredungen in den einzelnen deutſchen Staaten verſucht und leider in der Regel durchgeſetzt ward — bald offen, bald verſteckt, bald mit der Miene wohlmeinender Abſicht und unfreiwilligen Nachgebens gegen „höhere Rückſichten“, bald mit dem Uebermuthe ſelbſteigenen reactionären Behagens, hier unter ſophiſtiſchen Deutungen der Verfaſſungsgeſetze zur vergeblichen Rechtfertigung beabſichtigter Uebergriffe, dort mit trotzigem Pochen auf die nackte Gewalt! Selbſt da, wo man verhältnißmäßig noch die größte Loyalität in Handhabung der Verfaſſung, beobachtete, wie z. B. im Königreiche Sachſen hielt man ſich doch überall an die ſtrengſte und engſte Auslegung der ohnehin von Haus aus ſehr knapp gefaßten und für die Regierung bequemen Verfaſſungsbeſtimmungen, trat jeder Entwickelung derſelben aufs entſchiedenſte entgegen. Beſonders geſchah dies in Sachſen, ſeitdem im Jahre 1841 an die Stelle des milden und wohlwollenden Lindenau der trotzigfeſte und ariſtokratiſch geſinnte Könneritz getreten war. Doch muß man anerkennen, daß im Finanzpunkte die ſächſiſche Regierung ſich bis zum Jahre 1848 niemals auch nur die geringſte Beugung oder Anzweifelung ſtändiſcher Rechte erlaubt hat.

3) Die Verfaſſungsaufhebung in Hannover.

Schlimmer als die bezeichneten Vorgänge war kaum die förmliche Aufhebung des Landesgrundgeſetzes in Hannover, welche 1837 durch den neuen König Ernſt Auguſt erfolgte. Ehrlicher und muthiger wenigſtens war dieſer offene Bruch mit dem beſtehenden Verfaſſungsrechte jedenfalls als jenes heimtückiſche Untergraben deſſelben, jenes feige Sichverſtecken hinter den Bund, jenes zweizüngige Doppelſpiel conſtitutioneller Regierungen, welche in Frankfurt ſich ſelbſt den Freibrief ausſtellen halfen für Verletzungen der daheim beſchworenen Verfaſſungspflichten. Wol zu glauben iſt, daß nicht blos von dieſen letztern mehre mit phariſäiſcher Selbſtüberhebung ſich am Bundestage über das Verfahren Ernſt Auguſt's entrüſtet bezeigt, ſondern daß ſelbſt die beiden abſoluten Cabinete dem hannoverſchen Vorſtellungen gemacht haben wegen jenes allzu ſchroffen und Aufſehen erregenden Schrittes. Auf dem langſamern Wege der Wiener Conferenzbeſchlüſſe kam man ja auch zum Ziele und „ohne gewaltſame Erſchütterungen", ohne ſo widerwärtiges Aufſehen zu erregen, wie jener offene Verfaſſungsbruch durch ganz Deutſchland und noch darüber hinaus hervorrief.

Den Verlauf des hannoveriſchen Verfaſſungskampfes zu ſchildern — von dem Erſcheinen des königlichen Patents an, worin der neue Herrſcher erklärte, an die Verfaſſung von 1833 nicht gebunden zu ſein, weil er ſeine Einwilligung zu derſelben als Agnat nie gegeben habe, ſie aber auch nicht anerkennen zu wollen, weil er glaube, daß ſie nicht zum Heile des Landes gereiche, bis zur Durchſetzung und erzwungenen Anerkennung der den Abſichten des Königs beſſer entſprechenden Verfaſſung von 1840 — zu ſchildern, wie zuerſt jene wackern göttinger Sieben, Dahlmann, Albrecht, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Weber und Ewald, durch Verweigerung des Huldigungseides und Verzichtleiſtung auf ihre Stellen den Anſtoß zu der verfaſſungsmäßigen Oppoſition gaben, welche ſodann von den Corporationen der Städte und Provinzen, von den Wählerſchaften, von der nach der alten Verfaſſung von 1819 berufenen Ständeverſammlung, ja ſelbſt von dem auf Grund der neuen Verfaſſung des Jahres 1840 zuſammengetretenen Landtage aufgenommen und fortgeſetzt ward*), freilich ohne Erfolg, wie der Bundestag, um Schutz gegen die einſeitige Aufhebung einer in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden Verfaſſung (nach Artikel LVI der Wiener Schlußacte) angegangen, ſich für incompetent erklärte, wie man die Verfaſſungstreuen verfolgte und auf jede Weiſe für ihre Gewiſſenhaftigkeit büßen ließ — dies Alles mag, weil es die Grenzen der gegenwärtigen Betrachtung zu weit ausdehnen würde und weil es eine ausführliche Darſtellung verdient, der ſpeciellen Verfaſſungsgeſchichte Hannovers vorbehalten bleiben.

---

*) An der Spitze Derer, welche den geſetzlichen Widerſtand gegen die Aufhebung der Verfaſſung von 1833 leiteten, befanden ſich Stüve und Detmold, derſelbe Stüve, welcher im vergangenen Jahre als hannoverſcher Premierminiſter zur Wiederherſtellung des Bundestags die Hand bot; derſelbe Detmold, welcher

6) Neue Entwickelungsphaſe des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland: nationale Richtung deſſelben.

Ein großes Reſultat — von den Urhebern jenes Kampfes freilich wol nicht beabſichtigt — ging aus demſelben für die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland hervor: das erhöhte Bewußtſein der deutſchen Völkerſchaften von der Solidarität ihrer Verfaſſungsrechte und ihrer verfaſſungsmäßigen Beſtrebungen. Eine gegenſeitige Theilnahme der Bevölkerungen der verſchiedenen Verfaſſungsſtaaten an den Schickſalen ihrer Verfaſſungen, ein inſtinctmäßiges, zuweilen auch verabredetes Zuſammenwirken der parlamentariſchen Oppoſition in den einzelnen Ländern auf denſelben Zweck hin hatte wol ſchon bisher ſtattgefunden und eine gewiſſe Gemeinſamkeit des conſtitutionellen Lebens, beſonders in Süddeutſchland, begründet. Aber jetzt zum erſten Male erſchien dieſe Gemeinſamkeit unter einer beſtimmtern Form, nicht mehr als ein ſympathetiſches Intereſſe oder eine ideale Gleichartigkeit politiſcher Grundſätze und Zwecke, nein, als ein Pflichtgebot, welches an alle deutſchen Ständeverſammlungen erging, für das in einem deutſchen Staate angetaſtete conſtitutionelle Princip mit allen ihren Kräften einzuſtehen, eine Rechtsverletzung zu bekämpfen, welche in ihrer Conſequenz als gegen alle deutſchen Verfaſſungen gerichtet und alle gleichmäßig bedrohend angeſehen werden mußte. „Tua res agitur, paries cum proximus ardet", rief *Braun* in der ſächſiſchen Kammer bei Begründung des Antrags zu Gunſten des hannoverſchen Landesgrundgeſetzes. Und die deutſchen Stände kamen dieſer Pflicht getreulich nach. Faſt kein conſtitutioneller Landtag ging in dem Zeitraume von 1837—40 vorüber, ohne ſeine Stimme für das Recht Hannovers zu erheben, ohne Proteſt einzulegen gegen die dort zur Anwendung gebrachten verfaſſungs- und rechtswidrigen Grundſätze, ohne Abhülfe dagegen zu verlangen von dem Areopag der deutſchen Regierungen in Frankfurt gemäß den klaren Beſtimmungen ſeiner eigenen Grundgeſetze. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Stellung des Bundes zu den Landesverfaſſungen hierbei von neuem ernſt-

---

als hannoverſcher Bevollmächtigter bei dieſem wiederhergeſtellten Bundestage ſeine Stimme zu der Bundesexecution gegen die verfaſſungstreuen Kurheſſen gab und deshalb ſogar von der Regierung Ernſt Auguſt's, des Vernichters der Verfaſſung von 1833, decorirt ward!

lich zur Sprache kam. Der Mangel ausreichender Einrichtungen im Bunde zum Schutz beſtehender Rechte, doppelt fühlbar bei der Unluſt des Bundestags, nach dieſer Richtung hin etwas zu thun, und der Ueberbereitwilligkeit deſſelben zu Einwirkungen im gegentheiligen Sinne, ward vielfach mit Nachdruck gerügt; der Wunſch, daß den conſtitutionellen Staaten feſtere Bürgſchaften des verfaſſungsmäßigen Wirkens ihrer Regierungen am Bundestage zu Theil werden möchten, ſei es durch größere Oeffentlichkeit der Bundestagsverhandlungen (wie ſie anfangs beſtanden), ſei es durch Vorlegung der Inſtructionen ihrer Bundestagsgeſandten an die Stände (ein Wunſch, der ſchon öfters, unter Anderm 1835 in der badiſchen Kammer, ausgeſprochen worden war), tauchte bei dieſer Veranlaſſung wieder auf, und wie wenig auch begreiflicherweiſe alle dieſe Verhandlungen von unmittelbar praktiſchem Erfolge waren, ſo hatten ſie doch den großen Vortheil, das Gefühl der Unverträglichkeit des Bundestags mit der Entwickelung des conſtitutionellen Lebens im deutſchen Volke zu ſchärfen und ihm die Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung der allgemeinen Verfaſſungsverhältniſſe zu immer klarerm Bewußtſein zu bringen.

Von einer andern Seite her näherte man ſich demſelben Punkte. Je mehr ſich die Anhänger des conſtitutionellen Princips der nothwendigen Conſequenzen dieſes Princips bewußt wurden, deſto mehr begannen ſie zu fühlen, daß die Entfaltung dieſer Conſequenzen einen weitern Spielraum und großartigere äußere Verhältniſſe verlange als die engen Dimenſionen von Staaten, die ihre Bevölkerungen oft kaum nach Hunderttauſenden zählten. Früher, in der mehr idealen Jugendperiode des deutſchen Conſtitutionalismus, hatte man darüber hinweggeſehen, hatte mit einer gewiſſen naiven Befriedigung die Formen und Maßſtäbe des engliſchen und des franzöſiſchen Verfaſſungslebens gehandhabt, ohne danach zu fragen, wie die Nachbildung großer Verhältniſſe in ſo ſtarker Verkleinerung ſich ausnehme. Schwere Erfahrungen hatten ſeitdem dieſe poetiſche Sorgloſigkeit und Schwärmerei verſcheucht; der ernüchterte Volksgeiſt wollte nicht blos Blüten, wollte auch Früchte vom Baume des Verfaſſungslebens pflücken — und ſiehe da, man fand, daß dieſer Baum, ſolange er in den engen Rahmen kleiner, noch dazu in ſtrenger Abhängigkeit von abſoluten Großmächten ſtehender Staaten eingezwängt ſei, nur ein verkümmertes Leben zu führen, nur taube Blüten, keine vollſaftigen Früchte zu zeugen vermöge.

Bei denjenigen deutſchen Verfaſſungsſtaaten endlich, die dem großen preußiſch-deutſchen Zollvereine angehörten, kam noch Etwas hinzu, welches ſie mit dem parlamentariſchen Sonderleben, das ſie daneben, jeder für ſich, führten, in eigenthümlichen Conflict brachte. Der Zollverein griff vielfach in das Bereich des ſtändiſchen Zuſtimmungsrechts ein, namentlich im Punkte der Steuern und der Staatsfinanzen. Hatten ſich nun auch die Kammern in den conſtitutionellen Staaten formell dieſes ihr Zuſtimmungsrecht gegenüber den Beſchlüſſen des Zollvereins bei Genehmigung der Anſchlußverträge gewahrt, ſo ward daſſelbe doch praktiſch zur bloßen Form, da die Kammern zu den aus jenen allgemeinen Verträgen fließenden Verpflichtungen und den für die Entwickelung des Zollvereins nothwendigen Maßregeln wohl oder übel ihre nachträgliche Genehmigung geben mußten, wollten ſie nicht die Verantwortung auf ſich nehmen, durch ihren Widerſpruch die wichtigſten Intereſſen des Volks und Vaterlandes zu gefährden. Ohnehin hatte der Zollverein durch den Aufſchwung, den er dieſen Intereſſen verlieh, durch die großartige Perſpective, die er dem geſammten Nationalleben eröffnete, den mehr idealen Beſtrebungen für Verfaſſungsrechte und Verfaſſungsformen nicht wenig Abbruch gethan, und die Regierungen verſtanden es recht wohl, dadurch und durch andere materielle Verbeſſerungen die Aufmerkſamkeit der Völker von den politiſchen Zielen abzulenken. Wo etwa die parlamentariſche Oppoſition, wie z. B. in Baden, in Vorausſicht ſolcher Conflicte und aus Furcht vor dem Einfluſſe des abſoluten Preußens gegen den Anſchluß an den Zollverein ſich ſchwierig gezeigt hatte, da war dieß, als der Zollverein ſpäter ſeine ſegensreichen Wirkungen enfaltete, von ihren Gegnern nicht ohne Erfolg benutzt worden, um ſie beim Volke zu verkleinern.

Andererſeits freilich mußte eben jener Aufſchwung der materiellen Intereſſen, mußte die Vermehrung des Nationalwohlſtandes, mußte die Annäherung der einzelnen deutſchen Völkerſchaften aneinander durch das Fallen der innern Zollſchranken, ſowie durch die unendlich verbeſſerten Verkehrsmittel, mußte der weite Blick, welcher der Nation durch die erhöhte Theilnahme am Welthandel erſchloſſen ward, und die ſich aufdringende Beobachtung der Urſachen fremder Handelsübermacht, eine Beobachtung, welche nothwendig auf ein näheres Studium der Verfaſſungsverhältniſſe dieſer Länder, namentlich Englands, hinleitete, mußte endlich der vielſeitig angeregte und gekräftigte Aſſociationsgeiſt mit ſeinen den parlamentariſchen ſo verwandten Formen, zumal der ihm zum Lebensbedürfniß gewordenen Oeffentlichkeit der Verhandlungen, und das Selbſtgefühl, welches die Erfolge deſſelben in der Nation erzeugten, ſammt dem dadurch geweckten Drange nach ähnlicher Selbſtändigkeit auf andern Gebieten des Volks- und Staatslebens, als mächtige Hebel auf die conſtitutionelle Entwickelung Deutſchlands zurückwirken.

Zu dieſen innern Urſachen eines neuen Aufſchwungs und einer veränderten Richtung des deutſchen Conſtitutionalismus traten nun noch im Jahre 1840 zwei äußere, nicht minder einflußreiche hinzu: der Thronwechſel in Preußen und die von Frankreich her drohende Kriegsgefahr. Durch jenen begann für Preußen und damit natürlich für das übrige Deutſchland eine „lebendigere Zeit“, wie der neue Monarch Preußens ſelbſt verhieß; durch dieſe wurde der Nationalgeiſt zum Widerſtand gegen fremde Anmaßung angeregt, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit der deutſchen Stämme noch in ganz anderm Sinne als vorher durch den gemeinſamen Polizeidruck von oben geweckt, zugleich dem Volke das Bewußtſein der eigenen Geltung und den Regierungen die Nothwendigkeit, dieſe wenigſtens einigermaßen anzuerkennen, aufgedrängt. Die Feſſeln der Preſſe wurden für einige Zeit wieder etwas gelockert, die nationalen Regungen des Volksgeiſtes nicht blos geduldet, ſondern vieler Orten von oben her legitimirt. Die Hoffnung auf ein conſtitutionelles Preußen, ſeit 1819, wie es ſchien, für immer begraben, feierte ihre Auferſtehung und erweckte mit ſich noch größere, kühnere Hoffnungen.

In den bereits conſtitutionellen deutſchen Staaten zeigten ſich die Folgen dieſer zuſammenwirkenden Urſachen hauptſächlich darin, daß, neben dem Kampfe um die Erhaltung, Befeſtigung und Erweiterung der beſondern Verfaſſungsrechte, die Kammern ihre Thätigkeit je mehr und mehr den allgemeinen deutſchen Anliegen zuwendeten; daß ſie durch gleichförmige Anträge gemeinſame nationale Schöpfungen ins Leben zu rufen, ein großartiges öffentliches Leben des geſammten deutſchen Volks zu begründen verſuchten, daß ſie endlich ſogar in letzter Inſtanz ihr Abſehen darauf richteten, nicht allein den bureaukratiſchen Mechanismus des Zollvereins, ſondern ſelbſt den polizeilich-abſolutiſtiſchen des Bundestages mit parlamentariſchen Einrichtungen zu umgeben, um beide Inſtitute womöglich mit dem Princip und den Bedürfniſſen der Einzelverfaſſungen auszugleichen. In dieſem Sinne erklärten ſich 1842 die württembergiſchen Kammern für kräftigen Angriff des Baues der Bundesfeſtungen Ulm und Raſtatt, und zwei Jahre ſpäter mehre Ständeverſammlungen für den Schutz deutſcher Nationalität in Schleswig-Holſtein; in dieſem Sinne beantragten die Stände des Großherzogthums Heſſen 1842 eine allgemeine deutſche Gewerbeordnung; in dieſem Sinne ſprach Welcker 1843 für die Begründung eines deutſchen Staatsbürgerrechts und gegen die „deutſche Ausländerei"; in dieſem Sinne kämpfte man in Baden, Sachſen, Würtemberg viele Landtage hindurch für Herſtellung des urdeutſchen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens; in dieſem Sinne ward in mehrern Kammern, vor allem der badiſchen, unter Anführung des wackern, leider zu früh geſtorbenen Sander, eines Geiſtesverwandten F. Liſt's, einer großartigen Handelspolitik, einer größern Oeffentlichkeit der Zollcongreßverhandlungen und einem induſtriellen Parlamente das Wort geredet; in dieſem Sinne endlich verwandte ſich 1845 ſogar die ſächſiſche Adelskammer für eine „Entwickelung des Bundes", rief Welcker von neuem, wie ſchon 15 Jahre früher, aber mit größerer Zuverſicht, unter allgemeiner Zuſtimmung der Kammern und unter dem Zujauchzen aller deutſchen Patrioten auf dem badiſchen Landtage von 1846 nach umfaſſenden nationalen Einrichtungen und vor Allem nach einem Deutſchen Parlament, drang im nächſten Jahre Gagern in der heſſiſchen Kammer darauf, daß die Adreſſe das Bedürfniß einer kräftigern Nationaleinheit, als der Bund gewähre, ausſpreche, und entwickelte bei dieſer Gelegenheit bereits jene Ideen, welche er ein Jahr ſpäter im Parla mente zu Frankfurt zur Wirklichkeit zu geſtalten ſuchte — bis zuletzt, in den erſten Tagen des Jahres 1848, unter den Vorzeichen des bereits heraufziehenden großen Völkerſturmes, Baſſermann den bekannten Antrag: Berufung eines Deutſchen Parlaments, ſtellte, und bald darauf die Verſammlungen zu Heppenheim und Heidelberg, meiſt aus Häuptern der parlamentariſchen Oppoſition beſtehend, es unternahmen, denſelben Gedanken auf anderm Wege, durch das Volk ſelbſt, zu verwirklichen.

7) Die Verfaſſungsentwickelung in Preußen.

Von der ungeheuerſten Bedeutung für dieſen in den kleinen und mittlern Staaten erwachten Drang nach einem ausgiebigern, in größern Verhältniſſen ſich bewegenden, mit entſprechender äußerer Machtfülle ausgeſtatteten parlamentariſchen Leben war der Zuſammentritt des Vereinigten Landtags in Preußen, welcher im Frühjahr 1847 erfolgte.

Preußen hatte an der Entwickelung des parlamentariſchen Lebens Deutſchlands in ſehr unvollſtändiger Weiſe Theil genommen. Die Verfaſſungshoffnungen des Jahres 1815, welche Preußen an die Spitze der politiſchen Bewegung in Deutſchland zu ſtellen ſchienen, waren ſchon 1818 in ungewiſſe Nebelferne verſchwommen, wie wir bereits in dem frühern Artikel (S. 111 u. fg.) berichteten. Mit dem Austritt der Miniſter W. von Humboldt (den man, weil unter ſeinem Vorſitze die durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 beſtellte Verfaſſungscommiſſion arbeiten ſollte, auszeichnend den „Verfaſſungsminiſter“ nannte), von Boyen und von Beyme ſchwand auch der letzte Reſt der Hoffnungen, und der Vorbehalt, welcher in der Verordnung wegen des Staatsſchuldenweſens (vom 17. Januar 1820) zu Gunſten einer „künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung“ gemacht ward (ohne deren Zuſicherung und Mitgarantie keine neue Anleihe aufgenommen werden ſollte), konnte nur wenig beruhigen, denn, war die Erfüllung des königlichen Wortes von 1815 vom Könige ſelbſt ſpäter ſeinem freien Ermeſſen vorbehalten worden, warum ſollte nicht daſſelbe auch mit dieſem neuen Verſprechen geſchehen können? Am 5. Juni 1823 erſchien ein Geſetz, durch welches, wie es im Eingange heißt, „die ſtändiſchen Verhältniſſe begründet“ und deshalb „Provinzialſtände im Geiſte der ältern deutſchen Verfaſſungen“, jedoch „wie ſolche die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern“, errichtet werden ſollten.

„Im Geiſte der ältern deutſchen Verfaſſungen“ waren allerdings die neuerrichteten Provinzialſtände inſofern, als ſie auf ſcharfer Sonderung der Stände und unbedingtem Uebergewichte des erſten Standes, der Ritterſchaft, beruhten. Der „Eigenthümlichkeit des Staats“ angepaßt erſchienen ſie, wenn man die angebliche Nothwendigkeit, daß in Preußen der König unbeſchränkt herrſchen müſſe, für eine wirklich in dem Weſen des preußiſchen Staats begründete anerkannte, denn dieſe Stände ſollten beſchränkt ſein auf eine lediglich berathende Mitwirkung bei Geſetzentwürfen, „welche die Provinzen angehen", und, „ſolange keine allgemeinen ſtändiſchen Verſammlungen ſtattfinden, auch bei ſolchen allgemeinen Geſetzen, welche Veränderungen in den Perſonen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenſtande haben"; Petitionen und Beſchwerden aber ſollten ſie nur in Bezug auf provinzielle Intereſſen an den Thron bringen können. Was dagegen das „wahre Bedürfniß der Zeit" anlangte, ſo ließ ſich eine Rückſichtnahme auf dieſes höchſtens in der Zulaſſung einiger Vertreter des Bauernſtandes erkennen, ſowie darin, daß die Stände von ihren Standesgenoſſen gewählt werden, nicht kraft perſönlichen Rechts erſcheinen ſollten, was aber freilich noch wenig bedeuten wollte und hinter den Verfaſſungszuſtänden der meiſten deutſchen Staaten weit zurückſtand. Stände dieſer Art, deren Verhandlungen noch dazu ſich in das ſtrengſte Geheimniß hüllten, höchſtens in einem trockenen Abriß ihrer Reſultate an die Oeffentlichkeit traten, konnten unmöglich das preußiſche Volk für ein freieres parlamentariſches Leben erziehen oder gewinnen. Der Sinn für dieſes, welcher nach den Befreiungskriegen wenigſtens in einzelnen Schichten deſſelben ſehr lebendig geweſen war, erſtarb allmälig wieder; der Gegenſatz, den Preußen als Großſtaat ſeinen äußern Verhältniſſen nach zu den kleinern deutſchen Staaten bildete, ward benutzt, um dem Volke die Nothwendigkeit einer gleichen Divergenz auch hinſichtlich der innern Entwickelung, die Unanwendbarkeit der dort beſtehenden conſtitutionellen Formen auf den „Militärſtaat" Preußen vorzudemonſtriren; die traditionellen Erinnerungen an die großen Eigenſchaften früherer Monarchen, welche Preußens Größe und Ruhm begründet, kamen dieſer Anſicht zu Hülfe; die in vieler Hinſicht unbeſtreitbaren Erfolge einer wohlgeordneten Verwaltung, Rechtspflege und Finanzwirthſchaft ließen das Bedürfniß conſtitutioneller Bürgſchaften weniger empfinden, und ſo fanden denn jene banalen Ausſprüche von dem Glücke Preußens, in ſeinen Königen die „beſte Conſtitution" zu beſitzen, von dem „intelligenten Beamtenſtaat", als der ſicherſten Bürgſchaft einer weiſen und gerechten Regierung, u. dgl., auch im Volke vielfachen Anklang. Der preußiſche Stolz, der ſich beſſer dünkte als die kleinen Völkerſchaften rings umher, glaubte für Preußen auch in Bezug auf das innere Staatsleben etwas ganz Apartes beanſpruchen zu dürfen, und ließ ſich gern überreden, daß „der Staat Friedrich's des Großen" nach ganz andern Formen regiert werden müſſe als Sachſen oder Baden.

Dieſe Stimmung behielt in Preußen die Oberhand während des ganzen zweiten und dritten Jahrzehnds. Noch im Jahre 1839 fand ſie einen volltönenden und zuverſichtlichen Ausdruck in der Schrift eines hochgeſtellten ſogenannten liberalen Beamten: „Die Garantien preußiſcher Zuſtände" von Streckfuß; ja ſelbſt eine im Uebrigen oppoſitionelle, radicale Partei, wie die der „Halleſchen Jahrbücher", pries noch 1840 Preußen als den „intelligenten Beamtenſtaat" mit vornehmem Herabſehen auf das conſtitutionelle Weſen der Kleinſtaaten. Einſichtsvollere freilich dachten ſchon damals anders, erinnerten an Stein und Hardenberg, die in einer Durchdringung des Regierungsſyſtems mit repräſentativen Elementen die ſicherſte Kräftigung Preußens und, der Erſtere namentlich, gerade in der bureaukratiſchen Vielregiererei den größten Krebsſchaden des Staatslebens erkannt hatten, und wollten nicht zugeben, daß der Weg, den alle civiliſirten Nationen, ſelbſt die größten und mächtigſten, im Fortgange ihrer Entwickelung betreten hatten, nicht auch für Preußen gangbar und heilbringend ſein ſollte. Anregungen in dieſem Sinne geſchahen von den Ständen der Provinz Preußen im Jahre 1829, von den weſtfäliſchen im Jahre darauf, und auch ein Privatmann, der ſpäter in der parlamentariſchen Geſchichte Preußens ſo bedeutend hervorgetretene David Hanſemann fand ſich durch die großen Ereigniſſe des Jahres 1830 ermuthigt, dem Könige eine Denkſchrift zu überreichen, worin er die Nothwendigkeit der Annahme eines conſtitutionellen Regierungsſyſtems für Preußen und einer damit Hand in Hand gehenden Umgeſtaltung der allgemeinen deutſchen Verfaſſungsverhältniſſe gründlich und ſcharfſinnig entwickelte *). Aber das Eine wie das Andere blieb ohne Erfolg. Friedrich Wilhelm III. hatte ein entſchiedenes Vorurtheil gegen jede grundſätzliche Aenderung der politiſchen Einrichtungen Preußens gefaßt, und die Pietät gegen ihn war im Volke ſo groß, daß ſchon aus dieſem Grunde eine allgemeinere Anregung jener Frage bei ſeinen Lebzeiten nicht zu erwarten ſtand.

Um ſo lebhafter erwachten die Wünſche und Hoffnungen auf eine zeitgemäße Verfaſſungsentwickelung bei ſeinem Tode. Der Charakter des neuen Monarchen, den man für eine freiere und größere Anſchauung der Verhältniſſe empfänglich glaubte, ſowie das Zuſammentreffen wichtiger Weltbegebenheiten mit dieſem Thronwechſel ſchien ſolche Hoffnungen zu ermuthigen, ſolchen Wünſchen Nachdruck und Berechtigung zu verleihen. Alsbald erging denn auch an den König von Seiten des preußiſchen Huldigungslandtags (1840) ein Geſuch um Ausbildung der ſtändiſchen Verfaſſung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815, und eine ähnliche Petition ward von der Stadt Breslau beim ſchleſiſchen Landtage eingereicht. Die Antwort des Königs lautete entſchieden ablehnend, ſogar verweiſend. Die Verordnung von 1815 ſei für ihn unverbindlich, denn ſchon ſein Vater habe ihre Ausführung mit dem Wohle des Volks nicht vereinbar gefunden und deshalb das Geſetz über die Provinzialſtände an ihre Stelle treten laſſen. Ihn ſelbſt habe eine 25jährige Erfahrung von der Unzweckmäßigkeit der modernen Verfaſſungen überzeugt, und er laſſe ſich eine ſolche durch keine Macht der Erde abzwingen. Die provinzialſtändiſche Verfaſſung dagegen habe „eine auf deutſchem Boden wurzelnde geſchichtliche Grundlage";

---

*) Dieſe Denkſchrift findet ſich abgedruckt in der vom Verfaſſer obigen Aufſatzes herausgegebenen Vierteljahrsſchrift: „Unſere Gegenwart und Zukunft", 1846. 4. Band.

„dieſes edle Werk immer treu zu pflegen, einer immer erſprießlichern Entwickelung entgegenzuführen, ſei dem Könige eine der theuerſten Pflichten ſeines königlichen Berufs.“

Darauf verſtummten die officiellen Anträge für einige Zeit: der preußiſche Landtag lenkte ziemlich kleinlaut ein, und die Stadt Breslau ſuchte durch förmliche Abbitte die verſcherzte Huld des Königs wiederzugewinnen. Unbefugte Stimmen einzelner Unterthanen aber, wie die „Vier Fragen eines Oſtpreußen“, wurden alsbald polizeilich zum Schweigen gebracht.

Zu der verſprochenen „Entwickelung“ des provinzialſtändiſchen Inſtituts geſchah indeß vom Könige aus ein erſter Schritt 1841 durch Geſtattung ausgedehnterer Veröffentlichung der ſtändiſchen Verhandlungen, Feſtſetzung regelmäßiger Landtage von zwei zu zwei Jahren und Anordnung der Bildung von Ausſchüſſen, als eines Centralorgans der getrennten Landtage, zur Vermittelung ihrer Anſichten, zur Vorbereitung allgemeiner Geſetze und zur Unterſtützung der Regierung mit ihrem Rath auch bei ſolchen Angelegenheiten, welche bisher in der Regel den Provinzialſtänden nicht vorgelegt worden waren.

Inzwiſchen ging doch dieſe erſte Sitzung der Landtage nach dem Thronwechſel im Ganzen noch ſtill und reſultatlos für das öffentliche Leben vorüber. Sogar jene königlichen Abſichten einer Erweiterung des provinzialſtändiſchen Inſtituts ſtießen hier und da auf Bedenklichkeiten bei dem in provinzieller Abſonderung verknöcherten Ständegeiſte. Aber ſchon bei der im folgenden Jahre veranſtalteten erſten Zuſammenkunft des gemeinſamen Ausſchuſſes zeigte ſich ein merkbarer Fortſchritt. Dem Ausſchuſſe waren die Gegenſtände, mit denen er ſich zu beſchäftigen habe, ſtreng vorgeſchrieben und jede ſelbſtändige Thätigkeit durch eine engherzige Geſchäftsordnung abgeſchnitten. Gegen dieſe Beſchränkung proteſtirte ein oſtpreußiſches Mitglied (von Auerswald); ſein Proteſt ward von der ganzen Verſammlung mit Beifall aufgenommen und durch das Protokoll zur Kenntniß des Königs gebracht.

Ein ungleich regeres Leben gab ſich auf den Landtagen im Jahre 1843 kund. Das vom Könige gewährte Maß der Oeffentlichkeit genügte jetzt ſchon nicht mehr allen Landtagen: vier derſelben — der rheiniſche, poſenſche, preußiſche und ſchleſiſche — wünſchten eine Erweiterung deſſelben. Anträge auf Preßfreiheit gingen von den poſenſchen und preußiſchen, Anträge auf Oeffentlichkeit des Strafverfahrens von den preußiſchen, auf größere Oeffentlichkeit des Gemeindeweſens von dieſen und den poſenſchen Ständen aus. Der poſenſche Landtag mahnte an die Verheißungen von 1815, der rheiniſche und preußiſche baten um die Entwickelung des Inſtituts der Ausſchüſſe zu wirklichen Reichsſtänden.

Wiederum wies der König dieſe Anträge zurück, die zuletzt genannten nicht ohne ſcharfe Rüge des Unterfangens der Stände, ihn auf einen von ſeinem „wohlerwogenen“ Entſchluſſe abweichenden Weg „fortdrängen“ zu wollen.

Aber der Geiſt läßt ſich nicht dämpfen! Wie in den Ständeſälen durch die hemmenden Formen des Reglements und die lähmenden Schranken der verſchloſſenen Thüren, ſo brach er außerhalb derſelben, im Volke, durch die Feſſeln des Polizeiregiments hindurch und ſchlug mit immer wuchtenderm Schwunge gegen den Wall des alten Syſtems. Vergebens verbot man die Verſammlungen zu gemeinſamen Petitionen an die Landtage, unterſagte den ſtädtiſchen Corporationen die Einreichung ſolcher, die ſich auf allgemeine politiſche Angelegenheiten bezögen, ſuchte den Druck der eingereichten zu verhindern — von einer Sitzung zur andern wuchs die Maſſe der Petitionen, welche man von allen Seiten an die Stände richtete, deren Bevorwortung am Throne man von dieſen verlangte — ein Zeichen ebenſo ſehr des geſteigerten politiſchen Intereſſes im Volke als des durch die Haltung der Stände gewachſenen Vertrauens zu dieſen. Allerdings fand dabei ein bedeutender Unterſchied unter den einzelnen Provinzen ſtatt. Den regſten politiſchen Geiſt zeigten die Stände Preußens, Poſens, Rheinlands; dieſen zunächſt ſtanden in manchen Fragen, doch nicht in allen, die Stände Schleſiens und Weſtfalens, während die Sachſens, der Marken und Pommerns theils indifferent gegen den Fortſchritt, theils geradezu ihm feindſelig waren. In der Sitzung von 1845 wurden die meiſten der frühern Anträge wiederholt, und wenn auch die kategoriſche Sprache der letzten Landtagsabſchiede und die Schranke des Geſetzes, welche die Wiederholung einmal vom Könige abgewieſener Anträge erſchwerten, den ſtändiſchen Beſchlüſſen hier und da eine gewiſſe Zurückhaltung in der Form aufzwang, ſo zeigte ſich doch in dem Geiſte derſelben gerade bei den wichtigſten Punkten wiederum ein unverkennbarer Fortſchritt. So waren es diesmal vier Landtage, welche ſich für Reichsſtände, ebenſo viele, welche ſich für Preßfreiheit erklärten, und zwar zum Theil mit einer an Einhelligkeit grenzenden Stimmenmehrheit.

Auch diesmal erfolgten ablehnende Beſcheide, doch in etwas milderer Form. Die Bewegung im Volke wuchs und wuchs indeß immerfort; das Verhältniß zwiſchen ihm und der Regierung ward täglich geſpannter. Auch im übrigen Deutſchland hatte ſich der Drang nach Reformen trotz des gewaltigen Drucks von oben immer weitere Bahnen gebrochen. In Baden mußte ſogar Blittersdorff der heftig andrängenden Oppoſition weichen und einem wenigſtens theilweiſe parlamentariſchen Miniſterium den Platz räumen*). In Sachſen begann das Miniſterium Könneritz auf dem Landtage von 1845, nach langem, hartnäckigem Widerſtande, in der wichtigen Frage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nachzugeben. In Württemberg war ein Theil der alten Oppoſition wieder auf dem parlamentariſchen Kampfplatze erſchienen. In Weimar, in Naſſau, in

---

*) Vgl. den Artikel: „Das Miniſterium Bekk in Baden", S. 307 dieſes Werkes.

Braunſchweig, in Anhalt begann ein friſcheres Leben. Selbſt Mecklenburg, das Land mittelalterlich feudaler Herrlichkeit, fühlte die Zuckungen des neuen Geiſtes und trat in die Bewegung ein, wenn auch vorerſt nur in den beſcheidenen Dimenſionen eines Kampfes um Gleichſtellung der nicht adeligen mit den adeligen Rittergutsbeſitzern in Bezug auf ſtändiſche Rechte. In den Hanſeſtädten hatte die Reformpartei nach langem, beharrlichem Streite das alte ſtarre Syſtem des ausſchließenden und in überlebten Formen verknöcherten Stadtregiments wankend gemacht, und nur in Frankfurt ſtand daſſelbe noch ungebeugt und ungebrochen da. Im äußerſten Norden Deutſchlands aber gaben die wackern Schleswig-Holſteiner allen deutſchen Stämmen das glänzende Beiſpiel eines zähen Kampfes für politiſche Freiheit und nationale Unabhängigkeit mit den Waffen des Geſetzes und der parlamentariſchen Rede. Ja, ſo allgemein war in Deutſchland das Gefühl der Nothwendigkeit politiſcher Reformen, conſtitutioneller Garantien in dieſen letzten Jahren geworden, daß ſelbſt die alten Feudalſtände der deutſch-öſtreichiſchen Provinzen ſich aus ihrem langen Schlummer erhoben, von Wiederherſtellung früherer Gerechtſame, von Rechnungsablegung und Einholung ihres Raths bei Geſetzen zu ſprechen wagten.

Preußen konnte unter dieſen Umſtänden nicht länger zurückbleiben; auf dem Wege, den es ſeit 1840 betreten, mußte ein weiterer, ein entſcheidender Schritt geſchehen. Zwiſchen dieſe Nothwendigkeit und die eigene unüberwindliche Abneigung der Gewährung ganzer und aufrichtiger Verfaſſungszuſtände geſtellt, verſuchte man einen Mittelweg zu finden, um dem drängenden Mahnen an frühere Verheißungen, durch Erfüllung derſelben der Form nach, ein für allemal ein Ende zu machen und doch in der Sache dem eigenen Gutbefinden nichts zu vergeben; um durch das Gewicht der Zuſtimmung einer Nationalrepräſentation die Macht der Krone zu ſtärken, ihren Glanz zu erhöhen, ohne ſie doch weſentlich von derſelben abhängig zu machen oder in ihrem freien Gebahren zu beſchränken; um endlich vielleicht ſogar den allzu ſelbſtändigen Geiſt, der ſich in den äußern Provinzen zu regen begann, durch Zuſammenſchmelzung deſſelben mit dem ganz entgegengeſetzten der innern Provinzen zu neutraliſiren oder in ſeinen Kundgebungen zu hemmen.

Dies ſcheinen wenigſtens die Gedanken geweſen zu ſein, welche das Patent vom 3. Februar 1847 wegen Bildung eines Vereinigten Landtags ins Leben riefen. Der Vereinigte Landtag ward aus ſämmtlichen einzelnen Landtagen zuſammengeſetzt, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die mit Virilſtimmen ausgeſtatteten Standesherren, welche auf den Provinziallandtagen mit Ritterſchaft, Bürgern und Bauern gemeinſam beriethen, hier, nebſt den königlichen Prinzen und einer Anzahl anderer, vom Könige in dieſelbe Kategorie erhobener großer Grundbeſitzer, eine beſondere Herrencurie bilden ſollten. Dieſe Herrencurie ſtimmte in der Regel abgeſondert von der Ständecurie; nur bei Geldfragen traten beide zuſammen und beſchloſſen nach gemeinſamer Stimmenmehrheit. Den einzelnen Ständen und den einzelnen Provinzen war in Fällen, wo ſie ihr Sonderintereſſe verletzt glaubten, ein Separatvotum geſtattet. Bitten und Beſchwerden von außen durfte der Vereinigte Landtag nicht, ſondern nur ſolche von ſeinen eigenen Mitgliedern annehmen. Die Berufung des Vereinigten Landtags behielt ſich der König „nach Bedürfniß" vor. In den Zwiſchenzeiten ſollte derſelbe erſetzt werden durch einen Vereinigten Ausſchuß (von ungefähr 100 Mitgliedern) — deſſen Berufung aber auch an keine ganz regelmäßigen Perioden geknüpft ward — und eine Deputation (von acht Mitgliedern) für das Staatsſchuldenweſen. Die dem Vereinigten Landtage eingeräumten Rechte waren: 1) Das Recht der Zuſtimmung zu neuen Staatsanleihen — im Frieden; im Kriege ſollte, wenn die Einberufung des Vereinigten Landtags vom Könige in Berückſichtigung der politiſchen Verhältniſſe nicht zuläſſig befunden würde, die „Zuziehung" der Deputation genügen; 2) ein Mitaufſichtsrecht bei Verwaltung des Staatsſchuldenweſens, welches aber auch der Vereinigte Ausſchuß in ſeiner Vertretung ausüben könne; 3) das Recht der Zuſtimmung bei der Einführung neuer oder der Erhöhung beſtehender Steuern — mit Ausnahme der Ein- und Durchgangszölle ſowie derjenigen indirecten Steuern, welche Gegenſtand einer Uebereinkunft mit andern Staaten bilden; nur im Kriege ſollten unter der oben angegebenen Vorausſetzung außerordentliche Steuern ohne ſolche Zuſtimmung erhoben werden können; 4) die Einſicht in den Hauptfinanzetat, jedoch nicht die Feſtſtellung deſſelben, welche vielmehr, ſowie die Verwendung der Staatseinnahmen, „ein ausſchließliches Recht der Krone" verbleiben ſollte; 5) das Recht des Beiraths zu ſolchen Geſetzen, welche Veränderungen in den Perſonen- und Eigenthumsrechten oder in den Steuern (abgeſehen von der erwähnten Steuerbewilligung) zum Gegenſtand hätten und die ganze Monarchie oder mehrere Provinzen beträfen — „in dazu geeigneten Fällen" — doch ſollte er dieſes Recht mit dem Vereinigten Ausſchuſſe, beziehentlich auch den einzelnen Provinziallandtagen theilen; nur der Beirath zu Aenderungen der ſtändiſchen Geſammtverfaſſung, wenn der König ſich bewogen fände, ſolchen zu erfordern, ſollte ein ausſchließliches Recht des Vereinigten Landtags ſein; 6) das Recht der Bitten und Beſchwerden wegen innerer Angelegenheiten des ganzen Staats oder mehrerer Provinzen (doch nur bei einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln in beiden Curien). Oeffentlichkeit der Sitzungen ward durch die überhaupt ſehr beſchränkende Geſchäftsordnung ausgeſchloſſen, doch ward eine wörtliche ſtenographiſche Mittheilung der Verhandlungen und, was ein ſehr bedeutſames Zugeſtändniß, Nennung der Redner angeordnet.

Trotz dieſer beſchränkenden Formen, trotz der ſo knapp zugemeſſenen Rechte und der mangelhaften Zuſammenſetzung des Vereinigten Landtags war doch ſchon ſeine Berufung eine Thatſache von ganz außerordentlicher und allſeits anerkannter Bedeutung. Hier zum erſten Male tagte in Deutſchland ein Reichstag im vollen Sinne des Worts*), die Geſammtvertretung eines Staats von europäiſchem Range, ein Parlament, das den vereinigten Willen von 16 Millionen darſtellte und in welchem weit getrennte, nach Stammeseigenthümlichkeit, politiſcher Bildung und Geſetzgebung vielfach voneinander geſchiedene Lande zu einem Ganzen verſchmelzen ſollten. Der ſtolze und erhebende Gedanke eines allgemeinen deutſchen Parlaments erſchien hier thatſächlich vorgebildet: hatten 16 Millionen eine gemeinſame Vertretung erreicht, warum ſollte dieſe ſich nicht auf 30 oder 40 Millionen ausdehnen laſſen? Verſchmolz hier der Rheinländer mit dem Brandenburger, der Pole mit dem Weſtfalen durch die ausgleichende Kraft des parlamentariſchen Mediums, warum nicht auch die andern Stämme Deutſchlands, die einander zum Theil kaum ſo fern ſtanden?

Zwar machte ſich theilweiſe die Anſicht geltend, daß man die königliche Gabe des 3. Februar, die ſtatt des Brotes, wonach das Volk gerufen, nur „einen Stein" ihm biete, zurückweiſen, daß man dem Rufe zum Reichstage entweder gar nicht Folge leiſten oder nur zuſammentreten ſolle, um die Incompetenz dieſer Verſammlung auszuſprechen und auf der Herſtellung wirklicher Reichsſtände im Sinne der frühern Verheißungen zu beſtehen. Aber dieſe Anſicht, wie ſcharfſinnig auch vertreten in H. Simon's epochemachender Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?" fand doch bei den Mitgliedern der Landtage keinen Anklang; der Reichstag trat zuſammen und proteſtirte nicht. Ebenſo wenig gingen die Hoffnungen Derer in Erfüllung, welche von dieſem Reichstage eine That gleich jener der franzöſiſchen Generalſtände im Jahre 1789 erwarteten und nach einem preußiſchen Mirabeau riefen, der das kühne Wort ſpräche: Wir ſind hier im Namen des Volks und werden nicht gehen, bis man der Nation volles Recht gewährt hat! Aber auch Die hatten ſich getäuſcht, welche glaubten, der Vereinigte Landtag werde nur ein gefügiges Werkzeug ſein in der Hand des ſouverainen Willens und ſeiner Diener. Es war nicht blos ein der Zahl nach verachtfachter Landtag, der hier zuſammentrat; eine neue, vorher nicht gekannte und von den kurzſichtigen Staatskünſtlern vielleicht kaum geahnte Macht entwickelte ſich aus dieſen gemeinſamen Berathungen der Vertreter von acht Provinzen, aus dieſer gewaltigen Reibung der Geiſter, aus dieſem durch die geſteigerte Oeffentlichkeit zwiſchen den Ständen und dem Volke geſchaffenen innigern Wechſelverhältniß, aus dieſem Bewußtſein aller Mitglieder des Reichstags, daß „die Augen Europas auf ſie ſähen". Starke Charaktere, ſtaatsmänniſche Geiſter, große parlamentariſche Talente, bisher in dem Dunkel der verſchloſſenen einzelnen Ständeſäle verborgen und nur von der kleinen Zahl ihrer Collegen gekannt, ſtanden jetzt, wie durch einen Zauber hervorgerufen, plötzlich vor dem freudig überraſchten Volke, vor dem neidlos zujauchzenden Deutſchland, vor dem ſtaunenden Europa da: die Namen eines Vincke, Camphauſen, Beckerath, Hanſemann, Auerswald, Dyhrn, Milde und Anderer flogen gefeiert von Mund zu Mund und wurden den glänzendſten angereiht, welche die parlamentariſche Geſchichte Deutſchlands aufzuweiſen hatte. Und wenngleich dieſer Verein lebendigſter Kräfte nicht im Stande war, das Bleigewicht träger Angewöhnung, tiefgewurzelter Unſelbſtändigkeit und höfiſchen Knechtſinnes, welches die Mehrzahl der Abgeordneten niederzog, völlig zu überwinden, wenngleich die Beſchlüſſe des Reichstags zum großen Theil, vollends aber ſeine äußern Erfolge weit hinter den gerechten Erwartungen des Volks zurück blieben, ſo war dennoch auf der Bahn der parlamentariſchen Entwickelung Preußens mit dem Zuſammentritt und den Verhandlungen dieſes erſten Reichstags ein gewaltiger, folgenreicher und nicht leicht wieder ungeſchehen zu machender Schritt gethan. Freilich hatte der König ſelbſt die beſcheidenen Bitten des Reichstags um Erweiterung der im Patent vom 3. Februar ihm eingeräumten Rechte abgelehnt, und die Stände hatten, mit Ausnahme einer Minorität, die vorgeſchriebenen Wahlen für den Vereinigten Ausſchuß und für die Staatsſchuldendeputation vollzogen, damit aber auch den letzten möglichen Widerſtand gegen die Beſtimmungen jenes Patents, welche die weſentlichſten Rechte des Reichstags zur Täuſchung machten, indem ſie ſolche zerſplitterten, thatſächlich aufgegeben; das Einzige, was man erreicht, war die Zuſage des Königs, nach vier Jahren den Reichstag wieder zu berufen und dann mit ihm die weitere Fortbildung der Verfaſſung in Berathung zu ziehen. Vier Jahre! — wahrlich eine lange Friſt für die ſchon ſo hoch geſpannte Ungeduld des Volks, für die ſo lange verzögerte Entwickelung des öffentlichen Lebens!

---

*) Zwar auch der Landesvertretung in Baiern pflegte man den ſtolzen Namen „Reichstag" beizulegen — natürlich! man dünkte ſich ja auch ein „Reich", eine „Großmacht".

Aber die falſche Weisheit ſollte durch ſich ſelbſt zu Schanden werden. Wie hier für Preußen die eigene Regierung, ſo hatte für ganz Deutſchland der Bundestag Jahrzehnde lang die naturgemäße Entwickelung der Nation gehemmt, verkümmert, durch Täuſchungen hingehalten, mit Gewalt unterdrückt; vergebens hatten weiterblickende und wohlmeinende Männer in den Ständeſälen wie in der Preſſe gewarnt, gefleht, beſchworen; man hatte gelächelt und ſich mit Gentz getröſtet: „Uns hält's noch aus.“ Da endlich brach der lange vorauszuſehende Sturm los, warf mit einem Stoß die ſo ſtark gewähnten Säulen des alten Syſtems um und ſchleuderte die Nation, der man früher ſelbſt jeden bedächtigen Schritt auf der Bahn des Fortſchritts ängſtlich gewehrt hatte, mit einem Ruck meilenweit vorwärts. Der Vereinigte Ausſchuß war gerade in Berlin verſammelt, als die Tage des März 1848 eine neue Aera des politiſchen und parlamentariſchen Lebens über Preußen und über ganz Deutſchland heraufführten.

8) Die Richtungen und Zielpunkte der parlamentariſchen Entwickelung nach dem März 1848.

Von den Befreiungskriegen bis zu den Ereigniſſen des Jahres 1830, und von da wiederum faſt 18 Jahre lang hatte ſich das parlamentariſche Leben Deutſchlands innerhalb eines ziemlich engbemeſſenen Kreiſes bewegt. Selbſt in der erregten Zeit des Jahres 1830 waren die Grundlagen, auf welche man in den Jahren 1815—20 die neuen Verfaſſungen gebaut hatte, nicht angetaſtet worden; man hatte ſich begnügt, dieſelben da, wo ſie von der Reaction verrückt oder zerbröckelt waren, möglichſt wiederherzuſtellen, da, wo ſie noch ganz fehlten, die alten Verfaſſungen auf ſie hinüberzuleiten. Ein geſicherter Einfluß der Stände auf die Geſetzgebung, die Beſteuerung und die Finanzen, und eine mit der allgemeinen Culturbewegung und der wachſenden Bildung des Volks Schritt haltende, wenn auch nur allmälige Entwickelung der öffentlichen Zuſtände — das war im Durchſchnitt das gemeinſame Ziel des parlamentariſchen Kampfes, den die ſtändiſche Oppoſition mehr denn 30 Jahre lang unter ſehr ungünſtigen Umſtänden, aber großentheils mit viel Ausdauer, Muth und Mäßigung beſtanden hatte. Nur in der letzten Zeit hatte die ſehr natürliche Ungeduld über den faſt immer erfolgloſen Kampf dieſer gemäßigten Oppoſition hier und da eine heftigere beigeſellt, weniger jedoch in den Ständekammern ſelbſt als außerhalb derſelben. Eine Trennung dieſer radicalen von jener liberalen Partei fand in Bezug auf den letzten Zweck ihrer Beſtrebungen nicht ſtatt, denn auch die Radicalen wollten damals noch nichts weiter, oder gaben wenigſtens vor, nichts weiter zu wollen als: die letzten Conſequenzen des monarchiſch-conſtitutionellen Syſtems zu ziehen, die Verfaſſungen zur Wahrheit zu machen.

Die Idee einer parlamentariſchen Geſammtverfaſſung für Deutſchland war zwar in den letzten Jahren entſchiedener von der liberalen Partei ins Auge gefaßt worden, jedoch meiſt noch unter einer ziemlich unbeſtimmten Geſtalt. Nur das Eine faßte man mit richtigem Inſtincte heraus als Dasjenige, was vor Allem Noth thäte, eine Geſammtvertretung der Nation, in freier, offener Verſammlung berathend und beſchließend. Wäre nur erſt dies erreicht, dachte man, ſo werde das Andere alles ſchon von ſelbſt ihnen zufallen.

Am wenigſten war zeither an eine Erweiterung der Verfaſſungsgrundlagen nach unten hin gedacht werden. Nur beſonders drückende Beſchränkungen des Wahlrechts hatten Anlaß zu Petitionen an die Stände, zu Anträgen im Schooſe dieſer ſelbſt gegeben, ſo die Einengung der Wählbarkeit auf Stand und Bezirk, wie ſie in mehrern Staaten beſtand, oder die allzu unvolksthümliche und zeitwidrige Zuſammenſetzung der preußiſchen Stände. Daß Anträge dieſer Art in den Ständeverſammlungen wenig Glück machten, begreift ſich leicht; Niemand ſtellt ſich gern ein Untauglichkeitszeugniß aus.

Auch die Bewegung des Jahres 1848 richtete ſich anfänglich nur auf jene zwei erſten genannten Punkte. Beide wurden raſch und vollſtändig erreicht. Das parlamentariſche Princip triumphirte in den Einzelſtaaten, indem überall die bisherigen Führer der ſtändiſchen Oppoſition theils als Miniſter, theils in andern einflußreichen Poſten an die Spitze der Geſchäfte traten, ſo in Baden neben Bekk, der ſchon vor 1848 Miniſter geworden war, Welcker als Geſandter, Baſſermann als Vertrauensmann beim Bundestage, Mathy als Staatsrath; in Württemberg Römer, Pfizer, Duvernoy; in Hannover Stüve; in Baiern Lerchenfeld und Willich; in Sachſen Braun, Georgi, Oberländer, Todt; in Heſſen-Darmſtadt H. Gagern; in Heſſen-Kaſſel Eberhard, Wippermann, Jordan; in Naſſau Hergenhahn; in Weimar Wydenbrugk; in Preußen Camphauſen, Auerswald, Hanſemann, ſogar in Oeſtreich der Verſprecher der niederöſtreichiſchen Stände, Schmerling, nebſt zwei der bedeutendſten Mitglieder der quaſi parlamentariſchen Oppoſition, des juridiſch-politiſchen Leſevereins zu Wien, Bach und Somaruga. In Frankfurt tagte zuerſt das Vorparlament, eine ohne Zuthun der Regierungen lediglich als Organ des Volkswillens zuſammengetretene Verſammlung, ſpäter das wirkliche Parlament, welches den Bundestag aufhob, eine neue conſtitutionelle Centralgewalt an ſeine Stelle ſetzte und die Feſtſtellung einer neuen deutſchen Geſammtverfaſſung in die Hand nahm.

Aber die Bewegung blieb bei dieſen beiden Zielen nicht ſtehen: ſie veränderte auch die Grundlage der Verfaſſungen ſelbſt, ſie demokratiſirte dieſelben, vornehmlich durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts.

Dieſe verſchiedenen Richtungen der Bewegung haben ſich meiſt gegenſeitig gefördert, bisweilen doch auch gehemmt. Letzteres gilt namentlich von einem Theile der demokratiſchen Beſtrebungen.

Aber wir haben hiermit erſt die eine Seite dieſer neueſten parlamentariſchen Phaſe bezeichnet; ſie hat auch eine Rückſeite. Der aufſteigenden Bewegung iſt wiederum eine abſteigende, der vorſchreitenden eine rückläufige gefolgt; das Geſetz des politiſchen Kreislaufs hat ſich zum dritten Male an unſerm Verfaſſungsleben erfüllt. Die Erhebung des deutſchen Volks in den Befreiungskriegen, die ſich nach verjagtem Feinde der Entwickelung der innern Verfaſſungszuſtände zuwendete, fand ihren Rückſchlag in den Karlsbader Conferenzen, der Wiener Schlußacte, den Bundesbeſchlüſſen von 1824. Abermals regte ſich der Volksgeiſt 1830 und gewann der Reaction für den Augenblick einigen Boden ab; aber auch auf dieſe zweite kurze Erhebung folgte ein um ſo längerer Druck, anhebend von den Ausnahmebeſchlüſſen im Jahre 1832, planmäßig organiſirt in den geheimen Wiener Conferenzen und fortgeſetzt ſo lange, bis ein dritter Umſchwung nach der Seite der Freiheit und des Fortſchritts erfolgte. Auch dieſer iſt jetzt in ſein Gegentheil umgeſchlagen: die conſtitutionelle Partei iſt von dem poſitiven

Einfluſſe, den ſie auf die Staatsgeſchäfte erlangt hatte, beinahe überall verdrängt; das Parlament zu Frankfurt ſammt ſeinem blaſſen Abbild zu Erfurt iſt längſt zu den Todten geworfen, und geſchäftig ſucht die Reaction aller Orten auch die letzten Spuren ſeiner Wirkſamkeit zu vernichten; die neuen demokratiſchen Verfaſſungen und Wahlgeſetze ſind in den meiſten Staaten wieder aufgehoben, außer Wirkſamkeit geſetzt, „rückwärts revidirt“ oder auf ſonſtige Weiſe unſchädlich gemacht worden. Die Conferenzen zu Dresden verſprechen ein würdiges Seitenſtück zu den Karlsbader und Wiener Conferenzen zu werden: wenn man ſich über nichts einigt, über ein allgemeines deutſches Polizeiſyſtem, über eine neue, verbeſſerte Auflage der gegenſeitigen Aſſecuranz gegen die politiſchen und nationalen Fortſchrittsbeſtrebungen, über eine gemeinſame Zwangsjacke für das parlamentariſche Leben wird man ſich wol einigen.

Erſt wenn dieſes Werk vollbracht, wenn der Kreis, in welchem die Reaction abermals die deutſche Freiheit zu Tode zu hetzen gedenkt, geſchloſſen ſein wird, dürfte die Zeit gekommen ſein, die Geſchichte des parlamentariſchen Lebens Deutſchlands ſeit 1848 eingehender zu ſchreiben und nach durchmeſſenem Kreislauf die Punkte zu bezeichnen, in denen eine neue aufſteigende Bewegung anſetzen wird. Soviel läßt ſich ſchon jetzt mit Sicherheit trotz der entgegenſtehenden Thatſachen der Gegenwart ausſprechen: der Sieg des parlamentariſchen Syſtems in den Einzelſtaaten und eine parlamentariſche Geſammtverfaſſung, das wird und muß der Typus deutſcher Zukunftsgeſtaltung ſein.

Im März 1851. K. Biedermann.

Die Fortschritte der Chemie in Deutschland,

beſonders in ihrer Anwendung auf Landwirthſchaft.

Der jüngſten eine unter den Blüten, welche der altehrwürdige Baum der Naturwiſſenſchaft getrieben, hat die Chemie in der kurzen Vegetationsperiode weniger Jahrzehnde eine Bedeutung und Ausbreitung erlangt, wie keine andere Wiſſenſchaft zuvor, eine Ausbreitung, die noch mit jedem Tage wächſt und nicht eher ſtill ſtehen wird, als bis die Chemie Das geworden, was ſie ihrem Weſen nach werden muß — ein Gemeingut Aller. Der fabelhaften Aloe gleich, hat die Chemie nicht hunderte, ſondern tauſende von Jahren als eine unſcheinbare, lange überſehene Knoſpe vegetirt, ehe ſie ihren reichen Blütenſtrauß, und nun mit zauberhafter Schnelligkeit, entfaltete, während ihre Schweſtern, die andern Zweige der Naturwiſſenſchaft, ſich ſchon über die ganze civiliſirte Welt ausgebreitet hatten.

Die Mathematik war ſchon vor 2000 Jahren ſo weit ausgebildet, daß Plato über ſeine Thür ſchreiben konnte: „Wer nichts von Geometrie verſteht, der bleibe draußen"; die Zoologie ſo weit, daß Ariſtoteles ein Syſtem zu ſchaffen vermochte, welches den heutigen Syſtemen noch zum Theil als Grundlage dient; die Botanik ſo weit, daß Dioskorides ein Werk mit der Beſchreibung von 1200 Pflanzen zuſammenſtellen konnte; die Aſtronomie ſo weit, daß man im Stande war, den Lauf und Wechſel des Mondes, wie deſſen Verfinſterungen und die der Sonne vorher zu beſtimmen. Die Chemie war zu dieſer Zeit nicht einmal dem Namen nach bekannt. Als nach der Nacht des Mittelalters die Naturwiſſenſchaft aus ihrem mehr als tauſendjährigen Schlafe wieder erwachte, da trieb ſie zwar auch einen chemiſchen Sproß hervor, aber es war nur ein wilder, der mit der tauben Blüte der Alchymie oder Goldmacherkunſt wieder abſtarb. Die Zeit, welche einem Kopernicus Klarheit verlieh, eine neue Weltordnung zu ſchauen, hat dieſer Klarheit gegenüber ihre Nachtſeite in dem wirren Treiben der Alchymie, in deren Suchen nach dem geheimnißvollen Steine der Weiſen, durch den man Blei in Gold, Krankheit in Geſundheit und Alter in Jugend verwandeln wollte. Ja ſelbſt hundert Jahre ſpäter, als Galilei, Kepler und Torricelli den Dom der Aſtronomie und Phyſik mit wiſſenſchaftlichem Bewußtſein aufwölbten, in den bald darauf Newton's Meiſterhand den Schlußſtein fugte, war die Chemie noch ein Schutthaufen, in dem außer den Goldköchen und Adepten nur noch Aerzte umherwühlten, um Arzneimittel darin aufzuſuchen. Nach dieſer Zeit erſt machte die Chemie Anſtrengungen, als eine ſelbſtändige Disciplin in die Reihe der Naturwiſſenſchaften einzutreten, und zwar waren es vorzugsweiſe zwei deutſche Chemiker, Becher und Stahl, welche ihr die Bahn hierzu brachen und ſie zum Bewußtſein ihres wahren Zweckes brachten, indem ſie ihr die noch heute feſtgehaltene Aufgabe ſtellten, die Zuſammenſetzung und Zerlegung der Körper und die dabei vorkommenden Erſcheinungen und Geſetze, und zwar ohne Rückſicht auf ſofortige einſeitige Anwendung der gefundenen Reſultate, zu erforſchen. Aber noch hundert Jahre und darüber vergingen, ehe eine naturgemäße Erklärung, eine rationelle Theorie der chemiſchen Erſcheinungen aufgefunden wurde. Dies geſchah erſt, als man die chemiſchen Unterſuchungen, mit der Wage in der Hand, nach Maß und Gewicht anſtellte. Mit ihr erſt beginnt die neuere, wiſſenſchaftliche Chemie.

Was für den Schiffer der Compaß iſt, das wurde für die Chemie die Wage. Man hat zwar die Meere durchſchifft, ehe man den Compaß kannte, aber einem beſtimmten Ziele mit Sicherheit zuſteuern und die Richtung nach dieſem Ziele wieder auffinden, wenn ſie auch noch ſo oft verloren ging, das konnte der Schiffer erſt, ſeitdem ihm die Magnetnadel in die Hand gegeben wurde. So iſt auch in der Chemie erſt ein ſicheres Vorausbeſtimmen, ein planmäßiges Handeln möglich geworden, ſeitdem man wägt. Die Wage wurde ebenſo zur Richtſchnur als zum Prüfſteine bei den chemiſchen Verſuchen; ſie lehrte nicht nur die wahre Zuſammenſetzung der Körper kennen, ſondern ſie zeigte zugleich, ob die Schlüſſe, welche man aus den Ergebniſſen dieſer Verſuche zog, richtig waren oder nicht.

Die Entdeckung des Sauerſtoffs, des verbreitetſten und wirkſamſten Körpers in der ganzen Natur, kann als der Geburtstag der wiſſenſchaftlichen Chemie gelten; ſie erfolgte im Jahre 1774 durch den engliſchen Chemiker Prieſtley; ihr Tauftag aber, mit dem ſie erſt Geſtaltung und Bedeutung erlangte, fällt ins Jahr 1784, wo Lavoiſier in Paris zuerſt die Zerſetzung und Wiederzuſammenſetzung des Waſſers bewirkte und deſſen Beſtandtheile, Sauerſtoff und Waſſerſtoff, quantitativ feſtſtellte, ſowie mit Hülfe der Wage nachwies, daß die Verbrennung in einer Vereinigung des brennbaren Körpers mit dem Sauerſtoffe der atmoſphäriſchen Luft beſtehe. Damit war die alte, falſche Theorie, die ſogenannte phlogiſtiſche, über den Haufen geworfen und eine neue an ihre Stelle geſetzt, die, im Verein mit der veränderten Forſchungsweiſe, mit einem Male volle Klarheit, Harmonie und Sicherheit in das chemiſche Wiſſen brachte und das empiriſche Probiren in ein bewußtes planmäßiges Suchen und Erfinden umwandelte, zumal nach der Entdeckung der bei den chemiſchen Verbindungen und Zerlegungen geltenden Naturgeſetze, welche von den beiden deutſchen Chemikern Wenzel und Richter ermittelt und von Berzelius zu klarer Anſchauung und umfänglicher Anwendung gebracht wurden. Es iſt hier nicht der Ort, den Antheil ſpeciell anzugeben, welchen die Chemiker der verſchiedenen Länder an der weitern Entwickelung und Ausbildung der Chemie und ihrer Einwirkung und Anwendung auf andere Wiſſenſchaften, auf Künſte, Induſtrie und das Leben genommen haben; es genüge die Bemerkung, daß der erſte Ausbau des neuen chemiſchen Gebäudes, außer durch den großen ſchwediſchen Baumeiſter, vorzugsweiſe durch franzöſiſche und engliſche Chemiker gefördert wurde, daß aber gegenwärtig die Chemie als Wiſſenſchaft in keinem Lande höher ſteht und fleißiger angebaut wird als in Deutſchland. Die Namen Liebig, Wöhler, Mitſcherlich, Roſe u. A. m. werden von keinen des Auslandes verdunkelt, und die aus den deutſchen Laboratorien alljährlich hervorgehenden Unterſuchungen weiſen einen Reichthum an chemiſcher Intelligenz nach, welcher von keinem andern Lande übertroffen wird.

Die Urſachen, weshalb die Chemie als naturwiſſenſchaftliche Doctrin ſo lange hinter ihren Schweſtern zurückblieb und erſt ſo ſpät zur Entwickelung gelangte, liegen ſehr nahe und einfach vor uns. Die Chemie hat die Aufgabe, die Zuſammenſetzung der Körper und deren materielle Veränderungen, ſowie die Geſetze, wonach dieſe erfolgen, zu ermitteln. Durch Speculation und aprioriſtiſche Abſtraction läßt ſich hier Nichts ausrichten; der ſchärfſte Denker wird aus dem Zinnober nie herausphiloſophiren, daß er aus Queckſilber und Schwefel beſteht, oder den richtigen Grund dafür auffinden, warum das Eiſen ſich in Roſt verwandelt. Ebenſo wenig reicht hier die bloße Beobachtung aus, wie in den meiſten andern Zweigen der Naturwiſſenſchaft; auch das ſchärfſte Vergrößerungsglas verräth Nichts über die Beſtandtheile des Zinnobers oder die chemiſche Natur des Roſtes. Die chemiſchen Elemente der Körper ſind ſo atomiſtiſch klein und ſo innig miteinander verbunden, daß wir auf eine directe Wahrnehmung der Elementarbeſtandtheile der Körper oder der Veränderungen, welche ſtattfinden, wenn einzelne Beſtandtheile aus ihrem bisherigen Verbande ausſcheiden oder neue hinzutreten, auf immer verzichten müſſen. Die Chemie bildet in dieſer Beziehung den Gegenſatz zur Aſtronomie; wie dieſe die größten Veränderungen im Univerſum zu erforſchen ſucht, ſo ſtudirt die Chemie die kleinſten Veränderungen in der irdiſchen Körperwelt. Der einzige Weg, auf welchem der Chemiker mit der Hoffnung eines ſichern Erfolgs in dieſe Geheimniſſe der Natur einzudringen hoffen darf, iſt der Weg durch Verſuche. Jeder Verſuch iſt eine Frage, die der Chemiker an einen Körper richtet, die Antwort darauf erhält er in der Form einer Erſcheinung, d. h. durch eine Veränderung, die bald durch das Geſicht oder durch den Geruch, bald durch die übrigen Sinne wahrzunehmen iſt. Jede ſolche Veränderung, jede neue Eigenſchaft, die man hierbei an einem Körper bemerkt, iſt ein Buchſtabe in der chemiſchen Sprache; andere Verſuche lehren einen zweiten Buchſtaben, noch andere einen dritten, und ſo gelangt der Chemiker endlich zur Kenntniß von Worten, Sätzen u. ſ. w. Daß dieſer Weg anfänglich ein höchſt mühſamer war und nur überaus langſam vorwärts führte, läßt ſich ſchon daraus erklären, daß dem Chemiker bei ſeinem empiriſchen Probiren kein Leitſtern vorleuchtete und daß er ſich ſogar ſowol das Handwerkszeug wie das Material dazu erſt ſelbſt anfertigen mußte.

War es unter dieſen Umſtänden ſchon ſchwer, eine richtige chemiſche Frage an die Natur zu ſtellen, ſo war die richtige Deutung der Antwort, welche dieſe darauf gab, noch viel ſchwerer, und doch konnten nur dadurch Licht und Leben in die todten Elemente gebracht und die einzelnen chemiſchen Worte und Sätze zu einer geiſtigen Sprache veredelt werden. Ein ſolcher Höhepunkt iſt in einer inductiven Wiſſenſchaft nicht zu erwarten, ehe nicht eine reiche Maſſe von Thatſachen angeſammelt iſt. Die Verſuche, Das, was noch an Thatſachen fehlte, durch Erzeugniſſe der Phantaſie zu erſetzen, führten in der Chemie zu den alchymiſtiſchen und naturphiloſophiſchen Träumereien, welche die Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft Jahrhunderte lang aufhielten, während die ſcharfſinnigen Speculationen und Combinationen der neuern Chemiker, namentlich die eines Berzelius und Liebig, welche aus dem Boden wohlbegründeter Thatſachen emporwuchſen, die geiſtige Einſicht in erſtaunlicher Weiſe förderten und zugleich den chemiſchen Forſchungen neue Bahnen und neue Felder eröffneten, die ein in der That wunderbar ſchnelles Wachsthum dieſer Wiſſenſchaft zur Folge hatten.

Fragen wir nach den Momenten, welche dahin führten, daß eine ſo jugendliche Wiſſenſchaft, wie die Chemie, in gewiſſen Kreiſen ſo überaus ſchnell ſich Achtung und Geltung verſchaffte, ſo ſind dieſe keineswegs in der Anerkennung ihres geiſtigen Werthes, ſondern lediglich darin zu ſuchen, daß man gar bald die Wahrnehmung machte, daß man aus der Anwendung derſelben aufs Leben, namentlich auf das gewerbliche, große materielle Vortheile ziehen könne. Die wiſſenſchaftliche Chemie leiſtet Das jetzt wirklich, was die unwiſſenſchaftliche früher vergeblich erſtrebte, ſie verwandelt unedle Stoffe in edles Geld, nur nicht gerade auf ſo directem Wege, wie die Adepten es glaubten. Die Chemie lehrt den Apotheker die Bereitung der Arzneien; ſie gibt dem Fabrikanten Mittel und Wege an, wie er Soda, Schwefelſäure, Seife, Kerzen, Farben und tauſend andere nützliche Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens auf die einfachſte und billigſte Weiſe darſtellen kann; ſie zeigt dem Bergmann nicht nur die in Geſteinen verſteckten Metalle, ſondern ſie hilft ſie ihm auch ausſchmelzen und verarbeiten. Chemie und Phyſik im Bunde ſind vorzugsweiſe die Hebel geweſen, durch welche ſo viele Künſte und Gewerbe innerhalb der letztverfloſſenen Jahrzehnde zu einer ſo außerordentlichen Ausbildung gebracht wurden; durch ſie ſind uns zahlloſe Bequemlichkeiten des Lebens dargeboten worden, die unſere Aeltern noch entbehren mußten, wie dies bei der Beſprechung der „deutſchen Induſtrie" näher zu entwickeln ſein wird.

Aber nicht blos um des lieben Nutzens willen ſoll chemiſches Wiſſen verbreitet werden; die Zeit dürfte nicht fern ſein, wo man die Chemie als eine Humanitätswiſſenſchaft wie als ein nothwendiges Glied in der Kette der formalen Bildungsmittel gern und willig anerkennt. Worauf ſie dieſe ſanguiniſchen Hoffnungen ſtütze, das dürfte am einfachſten aus einer flüchtigen Skizze der Beziehungen erhellen, welche zwiſchen ihr und der Natur, der lebloſen wie der belebten, ſtattfinden.

Es iſt bekannt genug, daß ein Stück Eiſen ſich beim Ausglühen in Hammerſchlag, beim Liegen in feuchter Luft oder Erde aber in Roſt verwandelt, daß der ausgepreßte Saft der Weintrauben nach und nach zu Wein wird und dieſer wieder zu Eſſig, daß Holz in einem Ofen oder Oel in einer Lampe beim Verbrennen verſchwindet, daß Thier- und Pflanzentheile mit der Zeit verderben, zerfallen und endlich verſchwinden. Hammerſchlag und Roſt ſind verändertes Eiſen; das Eiſen iſt hart, grauweiß, zähe und glänzend, in der Glühhitze wird es unter Gewichtsvermehrung ſchwarz, matt und brüchig, in feuchter Luft braungelb und pulverig. Der Wein iſt veränderter Moſt, von dem ſüßen Geſchmack, den der Traubenſaft beſaß, iſt an ihm nichts mehr wahrzunehmen, er ſchmeckt vielmehr geiſtig und beſitzt eine erwärmende und berauſchende Kraft, die in dem Moſte nicht vorhanden war. Der Eſſig iſt veränderter Wein; er ſchmeckt und riecht ſauer ſtatt geiſtig, und ſein Genuß wirkt nicht mehr berauſchend, ſondern kühlend und niederſchlagend. Das bei der Verbrennung verſchwundene Holz oder Oel müſſen wir in der Luft ſuchen, beide Subſtanzen verwandeln ſich beim Verbrennen in Luftarten; bei dieſer Verwandlung wird zugleich Wärme und Licht erzeugt, ſie erfolgt unter der Erſcheinung von Feuer. Aehnlich ſind die Veränderungen, welche Pflanzen- und Thierſtoffe bei längerer Aufbewahrung erleiden; ſie verwandeln ſich, während ſie verfaulen oder verweſen, nach und nach in Luftarten, die zum Theil einen ſehr unangenehmen Geruch beſitzen.

Solche Vorgänge, bei welchen das Gewicht, die Form, die Feſtigkeit, die Farbe, der Geſchmack und Geruch und die Wirkung der Körper verändert werden, ſodaß aus ihnen neue Körper mit ganz neuen Eigenſchaften entſtehen, ſind als chemiſche Vorgänge oder chemiſche Proceſſe anzuſprechen.

Wohin wir nur blicken auf unſerer Erde, überall gewahren wir chemiſche Proceſſe, auf dem Feſtlande, in der Luft, wie in der Tiefe des Meeres. Der ſtarre Baſalt, die glasartige Lava, ſie werden nach und nach mürbe, ihre dunkle Farbe geht in eine hellere über, ſie zerfallen zu kleinen und immer kleinern Brocken, ſie werden endlich zu Erde. Eine Kartoffel, in die Erde gelegt, wird weich, ihr zuvor mehliger Geſchmack ſüß, endlich faulig. Die junge Pflanze, welche daraus emporwächſt, ſaugt aus der feuchten Erde und der Luft ihre Nahrung ein und ſetzt aus den Beſtandtheilen derſelben neue Körper zuſammen, die vorher weder in der Erde, noch in dem Waſſer oder der Luft zu finden waren. Auch das Wachſen der Pflanzen wird durch chemiſche Proceſſe vermittelt.

Die Knollen der Kartoffelpflanze bilden eins unſerer wichtigſten Nahrungsmittel. Das darin enthaltene Stärkemehl läßt ſich in Waſſer nicht auflöſen, im Magen aber erfährt es ſchnell eine ſolche Veränderung, daß es aufgelöſt und verdaut und ſodann als Flüſſigkeit dem Blute zugeführt werden kann. Das Blut trifft in den Lungen mit der eingeathmeten Luft zuſammen, dabei verändert es ſeine Farbe, dabei verändert auch die Luft ihre Beſchaffenheit, dabei entwickelt ſich zugleich die Wärme, die wir in unſerm Körper fühlen. Wir müſſen aus dieſen Veränderungen ſchließen, daß auch in unſerm Körper chemiſche Proceſſe ſtattfinden.

Solange eine Pflanze oder ein Thier lebt, ſtehen die chemiſchen Proceſſe unter der Vormundſchaft einer höhern geheimnißvollen Gewalt, der man den Namen Lebenskraft beigelegt hat, und werden von dieſer gezwungen, die Stoffe zum Bau der Pflanzen- und Thierkörper zu liefern. Die Lebenskraft iſt gleichſam der Baumeiſter, welcher den Riß macht zum Gebäude und darauf ſieht, daß die erforderlichen Materialien durch die chemiſchen Proceſſe angeſchafft und nach ſeinem Willen hier zu Holz, Zucker, Stärke u. ſ. w., dort zu Fett, Leim, Fleiſch u. ſ. w. verarbeitet werden. Hört aber das Leben in einer Pflanze oder einem Thiere auf, ſo erlangen die chemiſchen Proceſſe die Oberhand, und ſie allein ſind es, welche, als die Todtengräber der Natur, die alte Wahrheit in Erfüllung gehen laſſen: „Was von der Erde iſt, ſoll wieder zu Erde werden." Hierbei verwandeln jene Subſtanzen ſich nach und nach in eine dunkle, pulverige Maſſe, in Humus, ja im Laufe der Zeit verſchwindet auch dieſer vollſtändig bis auf ein wenig Aſche, welche nicht mit flüchtig werden konnte. Was hier in Jahren geſchieht, erfolgt bei der Verbrennung in Minuten. Der chemiſche Vorgang iſt in beiden Fällen ein ganz ähnlicher, die Zeit nur iſt verſchieden, in welcher derſelbe vollendet wird; er geht raſch vor ſich als Verbrennung bei ſtarker Wärme, dagegen langſam als Verweſung bei geringer Wärme. Was uns Vernichtung ſcheint, iſt aber nur Verwandlung. Die bei der Verbrennung oder Verweſung flüchtig gewordenen Stoffe werden aus der Luft wieder durch die Pflanzen zur Erde herabgezogen, denen ſie zur Nahrung dienen.

Sehen wir hieraus, wie die unergründliche göttliche Allmacht ſich die chemiſchen Proceſſe zu Dienern beſtellte, um durch ſie den ewigen Wechſel hervorzubringen, den wir tagtäglich um uns her in der Natur gewahren, und um durch ſie ununterbrochen aus dem Tode immer wieder neues Leben hervorzurufen, ſo muß es von ſelbſt einleuchten, wie bildend und belehrend für jeden Menſchen die Wiſſenſchaft ſei, die ihm dieſen Wechſel erklärt und eine genauere Einſicht in die Wunder der Schöpfung geſtattet, die ihn erſt recht heimiſch macht in ſeiner nächſten Nähe und ihm den Schlüſſel gibt zu den allergewöhnlichſten Naturerſcheinungen. Dieſe tiefere Einſicht wird den menſchlichen Geiſt nicht nur zu höherer Ausbildung und Vervollkommnung führen, ſondern ſie muß ihn zugleich zu größerer Bewunderung und innigerer Verehrung gegen Den erfüllen, der in dieſen Wundern ſeine unerforſchliche Allmacht und Weisheit offenbarte.

In dem deutſchen Unterrichtsweſen hat man der Chemie ſchon eine einflußreiche Stellung angewieſen, aber nur in ihrer Eigenſchaft als profeſſionelles Bildungsmittel, alſo nur in der Region des realiſtiſchen Unterrichts. Ebenſo bricht ſich hier die Ueberzeugung immer mehr Bahn, daß eine gründliche chemiſche Ausbildung nur dann zu erwarten ſei, wenn dem Schüler Gelegenheit geboten wird, chemiſche Verſuche und Unterſuchungen ſelbſtthätig auszuführen. Die chemiſchen Laboratorien haben dadurch eine andere, erweiterte Bedeutung erlangt, als ſie früher hatten; während ſie bis vor kurzem nur als ein individuelles Fortbildungsmittel für den Lehrer und die Wiſſenſchaft galten, haben ſie jetzt den Charakter eines allgemeinen Lehrmittels angenommen, indem ſie den Studirenden zur praktiſchen Unterweiſung eröffnet wurden. Was in dieſer Beziehung von einzelnen deutſchen Regierungen geleiſtet worden, das zeigt das Beiſpiel Sachſens in eclatanter Weiſe, welches gegenwärtig allein zehn vom Staate unterhaltene öffentliche Laboratorien zählt, von denen eins (in Leipzig) der allgemeinen Chemie, eins (in Leipzig) der pharmaceutiſchen und mediciniſchen Chemie, eins (in Tharand) der Agriculturchemie, drei (in Freiberg) der mineralogiſchen und metallurgiſchen Chemie und vier (in Dresden, Chemnitz, Zittau und Plauen) der gewerblichen oder techniſchen Chemie gewidmet ſind. Dieſe Laboratorien ſind zuſammen geräumig genug, um einige hundert Studirende gleichzeitig darin beſchäftigen zu können. In ähnlicher Weiſe zeichnen ſich unter den deutſchen Staaten namentlich noch das Großherzogthum Heſſen und das Königreich Hannover aus, während es Verwunderung erregen muß, wie wenig der preußiſche Staat, deſſen Univerſitäten ſogar öffentlicher Laboratorien in der angegebenen Bedeutung meiſt noch entbehren, die Bedeutung dieſes außerordentlichen Hebungsmittels der Cultur thatſächlich anerkennt.

So erfreulich nun auch dieſe Anerkennung iſt, welche die Chemie in Deutſchland gefunden, ſo bleibt doch im Intereſſe der Humanität das noch zu wünſchen übrig, daß man ſich bald auch des allgemein bildenden Einfluſſes bewußt werden möge, den dieſe Wiſſenſchaft auf den menſchlichen Geiſt auszuüben vermag. Noch hat dieſelbe auf Gymnaſien und Seminarien keine Beachtung gefunden, für welche ſie doch mindeſtens dieſelbe pädagogiſche Berechtigung geltend machen kann als die Phyſik und Naturgeſchichte. Iſt ſie doch der rothe Faden, der ſich durch dieſe Zweige der Naturwiſſenſchaft hindurchziehen muß, wenn ſie ein inneres Leben und eine tiefere Begründung erlangen ſollen. Eine Wiſſenſchaft, die uns Aufſchluß gibt über die gewöhnlichſten, alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur, ſollte nicht jedem nach Bildung ſtrebenden Menſchen von hohem Intereſſe ſein? eine Wiſſenſchaft, die uns zeigt, daß auch im Kleinſten eine ewige Weisheit, Ordnung und Geſetzmäßigkeit herrſcht, ſollte nicht auch einen wohlthätigen Einfluß auf das moraliſche Gefühl des Menſchen ausüben? eine Wiſſenſchaft, welche das Beobachtungs- und Urtheilsvermögen des Menſchen ſchärft, ſollte nicht auch um des pädagogiſchen Nutzens willen, als formales Bildungsmittel, Eingang in höhern Bildungsanſtalten verdienen? Kann ein Geiſtlicher, ein Schulman, ein Gebildeter überhaupt unwiſſend bleiben in den gemeinſten Wahrheiten, die in wenigen Jahrzehnden Eigenthum, wenn auch nicht aller, doch ſehr vieler Handwerker und Landleute ſein werden?

Der beharrliche Widerſtand, den die excluſiv-claſſiſchen Scholarchen dem neuen Eindringling, der von vielen wol ſchon um deswillen ſcheel angeſehen wird, weil er ſo unanſtändig jung iſt und keine beſtäubten Codices und vergilbten Pergamente von ihm erzählen, meiſtens noch entgegenſetzen, ſtützt ſich merkwürdigerweiſe hauptſächlich auf eine Eigenthümlichkeit der Chemie, die dem natürlichen Verſtande eher als eine Empfehlung erſcheinen dürfte, während der philologiſche Verſtand einen Tadel daraus formulirt. Die überaus nützliche, vielverzweigte Anwendung, welche die Chemie geſtattet, iſt es, aus welcher die Befürchtung abgeleitet wird, daß ſie die humaniſtiſche Richtung beeinträchtigen und die materialiſtiſche begünſtigen werde. Zu leugnen iſt allerdings nicht, daß der chemiſche Unterricht, gerade ſo wie der Unterricht in Sprachen, Geographie, Mathematik u. ſ. w., in der Hand eines geiſtloſen Führers zum fleiſchloſen Skelet, zur tönenden Schelle werden kann; der Vorwurf trifft aber dann nicht die Wiſſenſchaft, ſondern den ungeſchickten Prieſter derſelben. Solange man es einer Pflanze nicht als einen Tadel anrechnet, wenn ſie neben einer duftigen Blüte zugleich eine erquickende Frucht trägt, ſo lange wird die Chemie nicht darüber zu erröthen brauchen, daß ſie nicht nur ein Culturmittel für unſern Geiſt, ſondern auch ein Beförderungsmittel unſerer materiellen Wohlfahrt iſt.

Eine zweite, äußerliche Befürchtung, die nämlich, daß durch die Aufnahme der Chemie unter die Unterrichtsgegenſtände für Gymnaſien und Seminarien den übrigen Disciplinen zu viel Zeit entzogen werde, wird kaum als eine erhebliche anzuſehen ſein, da ein halbjähriger Curſus von wöchentlich nur zwei Stunden einem umſichtigen Lehrer ſchon genügen würde, um den Zöglingen der oberſten Claſſe die Grundwahrheiten der Chemie zum klaren Bewußtſein zu bringen.

In der neueſten Zeit hat ſich die Chemie mit aller Macht auf das Studium der Erſcheinungen und Veränderungen geworfen, welche in den *organiſchen Naturkörpern*, den Pflanzen und Thieren, vor ſich gehen. Woraus beſtehen dieſe Körper? Woher erhalten ſie ihre Beſtandtheile, ihre Nährmittel? Welche Veränderungen müſſen dieſe letztern in den lebenden Pflanzen- und Thierkörpern erfahren, um die Ernährung und das Wachsthum derſelben zu bewirken? Dieſe und ähnliche Fragen ſind es hauptſächlich, welche die chemiſche Forſchung zu beantworten ſich bemüht.

Eine unergründliche Weisheit hat in das Samenkorn die Kraft gelegt, in feuchter Erde zu keimen und zu einer Pflanze emporzuwachſen, die Blätter, Blüten und Samen treibt und dann wieder abſtirbt und vergeht. Keimen, Wachſen, Blühen, Samentragen und Welken, das ſind die hauptſächlichen Entwickelungsſtufen, welche die Pflanzen zu durchlaufen haben; ſind ſie bis zur Erzeugung von Samen, d. i. von neuen lebensfähigen Körpern, vorgeſchritten, ſo haben ſie ihre Aufgabe erfüllt, und ihr Lauf geht wieder abwärts, der Verweſung entgegen. Ob ſie dieſer ſchon nach einem kurzen Sommer oder erſt nach Hunderten von Jahren anheimfallen, ändert in der Hauptſache nichts. Der Gotteshauch, welcher dieſe Veränderungen, die Erſcheinungen des Lebens in der Pflanzenwelt, hervorruft, iſt uns ſeinem Weſen nach völlig unbekannt; man hat ihm zwar einen beſondern Namen, den Namen Lebenskraft, gegeben, allein zu einer klaren Erkenntniß ſind wir dadurch nicht gelangt. Sein Wirken geſchieht auf ſo geheimnißvolle Weiſe, daß es ſcheint, als ſolle das Ahnen des forſchenden Menſchengeiſtes in dieſer Hinſicht hienieden nicht ins Schauen verwandelt werden. Wir fühlen zwar das Rauſchen des Lebensſtromes an der Freude, die uns durchdringt, wenn er im Frühlinge die Knospen zerſprengt und die Erde mit einem Blütenmeere übergießt, wie an der Wehmuth, die uns ergreift, wenn im Herbſte das Welken der Blätter ſein Scheiden ankündigt; aber von wannen er kommt und wohin er geht und wie er die Wunder der Pflanzenwelt hervorzaubert, davon wiſſen wir gar nichts. Das nur, *was* er hervorbringt, iſt erfaßbar für unſere Sinne, wie Das, *woraus* er es hervorbringt.

Zwei Wege ſtehen dem Forſcher offen, auf denen er bis zu einem gewiſſen Grade eindringen kann in die verhüllte Werkſtätte des Pflanzenlebens: einmal der Weg der *Beobachtung*, der, beſonders mit Hülfe des Vergrößerungsglaſes, zu einer ſehr genauen Kenntniß des Baues der Vegetabilien und der während des Wachsthums ſtattfindenden *Veränderungen in der Form* der einzelnen Pflanzenorgane geführt; dann der Weg der *chemiſchen Verſuche*, auf dem die Beſtandtheile der Pflanzen, ihre Nahrungsmittel und einige während des Wachsthums der Vegetabilien vorkommende *Stoffveränderungen* ermittelt worden ſind.

Ungleich geheimnißvoller noch und zuſammengeſetzter als in den Pflanzen ſind die chemiſchen Veränderungen, welche in den lebenden Thieren vor ſich gehen. Daß ſolche Veränderungen aber wirklich in dem Thierkörper ſtattfinden, wer möchte dies bezweifeln? Sehen wir doch gerade hier das Charakteriſtiſche derſelben, die Verwandlung der Körper in neue Körper mit ganz neuen Eigenſchaften, noch ungleich deutlicher und auffallender als bei den Pflanzen und Mineralien. Denn kann es wol eine auffallendere Verwandlung geben, als die der Beſtandtheile des Eies (Eiweiß, Eidotter und Eiſchale) in die Beſtandtheile des jungen Hühnchens (Fleiſch, Blut, Knochen u. ſ. w.)? oder die Verwandlung der Milch, welche die alleinige Nahrung vieler jungen Thiere ausmacht, in Fleiſch, Blut u. ſ. w.? Welch ein neues, unüberſehbares Feld eröffnet ſich hier den chemiſchen Forſchungen, und wie erhaben iſt das ideale Ziel, dem ſie zuſteuern: die Erforſchung der Geſetze des Lebens! Daß nächſt dieſem auch reale Zwecke der wichtigſten Art durch dieſe Forſchungen gefördert werden, dafür ſprechen ſchon Thatſachen genug, und deren bedarf es kaum, da es auf der Hand liegt, daß eine tiefere Einſicht in die Zuſtände und Vorgänge im thieriſchen Organismus den Arzt zu einer genauern Erkenntniß und rationellern Behandlung der Krankheiten, eine tiefere Einſicht in die Geſetze und Bedingungen des Pflanzenlebens aber den Landwirth zu einem intelligentern und ſicherern Betriebe des Ackerbaues befähigen muß.

Man hat dieſen Zweig der Chemie im Allgemeinen *phyſiologiſche Chemie* genannt, weil ſeine Endabſicht dahin geht, die Bedingungen der Phyſik, des Lebens, überhaupt zu ermitteln; die *Agriculturchemie* bildet eine engere Abtheilung davon und hat die ſpecielle Aufgabe, die Ergebniſſe der chemiſchen Forſchungen für den Landwirth nützlich zu machen.

Ein deutſcher Chemiker hat den Ruhm, den phyſiologiſch-chemiſchen Forſchungen ein Leben eingehaucht und einen Eifer für dieſelben erweckt zu haben, welche in der That Staunen erregen müſſen; hat insbeſondere den Ruhm, der Agriculturchemie einen Impuls gegeben zu haben, welcher derſelben in wenigen Jahren Tauſende von Freunden und Forſchern zuführte. Mit den Ideen, welche Juſtus *Liebig*, geſtützt auf die Forſchungen von

Sauſſure, Davy, Rückert und Andern, in ſeiner „Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie“ und in ſeiner „Thierchemie“ ausſprach, beginnt eine neue Epoche für dieſe chemiſche Richtung. Ob dieſe Epoche als eine innere, principielle anzuſehen, darüber können erſt ſpätere Zeiten entſcheiden, unbeſtritten aber muß ſie inſofern als eine folgenreiche und charakteriſtiſche gelten, als mit ihr außer dem neuen Leben auch ein neuer Forſchungsgeiſt, eine rationellere Methode, eine ſchärfere Kritik in die Wiſſenſchaft trat. Eine Revolution der Landwirthſchaft haben dieſe Ideen zwar nicht hervorgebracht, wie Enthuſiaſten glaubten, wol aber eine Revolution der Geiſter, und die ſegensreichen Folgen dieſer Revolution werden nicht lange auf ſich warten laſſen.

Den zweiten Ruhm aber, den, dieſe Ideen nutzbringend und fruchtbar fürs Leben zu machen, hat ſich Deutſchland von England entwinden laſſen. Liebig führte ein Gebäude der Agriculturchemie auf, welches, ſchlank und leicht in die Lüfte ragend, ebenſo durch die Einfachheit und Eigenthümlichkeit der Conſtruction als durch die lichten Räume und weiten Fernſichten, welche es darbot, anzog und frappirte. Die Materialien dazu ſtammten meiſtens von dem alten Hauſe her, in dem die Agriculturchemie bis dahin ſtill und eingezogen gewohnt hatte. Ein großer Theil davon, der ſich als unbrauchbar ergab, wurde als Schutt bei Seite geworfen. Der innere Ausbau, der noch gar nicht begonnen, ſollte von andern chemiſchen und landwirthſchaftlichen Bauleuten zuſammen weiter fortgeführt werden. Nun kamen die deutſchen Meiſter vom Handwerk, die Schriftgelehrten, Halbgelehrten und Ungelehrten, und beſchauten den Bau, und ſiehe da, er fand wenig Gnade vor ihren Augen. Die Einen verwarfen ihn, weil ſie die behagliche Ruhe der alten Wohnung in der noch unausgebauten neuen nicht wiederzufinden fürchteten; die Andern, weil ſie der viele Schutt dauerte, der wieder hätte eingebaut werden können; noch Andere, weil zu viel Neues, wieder Andere, weil zu wenig Neues daran ſei; noch Andere endlich, weil hier und da eine Säule zu ſchwach, ein Bogen zu kühn oder eine Brüſtung zu niedrig befunden wurde. Konnten ſolche von Sachverſtändigen ausgeſprochene Urtheile der guten Meinung für den Werth des Baues, des hohen Anſehens des Baumeiſters ungeachtet, bei dem großen Publicum nicht förderlich ſein, ſo ſchadete dieſer ebenſo auch der ungemeſſene, übereilte Eifer mancher Freunde des neuen Bauſtils, die ſelbſt notoriſch richtige Ausſtellungen nicht anerkennen wollten und Das für den letztern verlangten, was gerade ihr Meiſter, dem alten gegenüber, ſo energiſch bekämpfte: Autoritätsglauben. Bei dieſer gegenſeitigen Einſeitigkeit ſo der Freunde wie der Gegner der neuen oder doch neubegründeten Ideen iſt es nicht zu verwundern, daß der Einfluß derſelben auf das praktiſche Leben während eines Jahrzehnds in Deutſchland ein ſehr geringfügiger geblieben, um ſo weniger, als beide Parteien im Weſentlichen zugleich auf ihrem einſeitigen Standpunkte, dieſe auf dem praktiſchen, jene auf dem theoretiſchen, verharrten.

Was thaten aber die engliſchen Landwirthe unterdeſſen? Dieſe waren von vornherein überzeugt, daß ein Werk, von einem ſo ſcharfſinnigen, wenn auch ungünſtigen Meiſter erbaut, nicht ganz verfehlt ſein könne. Sie unterſuchten demnach das Gebäude mit Aufmerkſamkeit, und, als eine unbefangene Prüfung ergab, daß die Hauptpfeiler und Mauern auf feſtem Grunde ruhten, ſo gingen ſie ſofort an den Ausbau und verbeſſerten dabei die kleinern Conſtructionsfehler, die ſie hin und wieder antrafen. Fanden ſie eine Säule zu ſchwach, ſo zogen ſie eine ſtärkere ein, war irgend ein Stein zu mürbe, ſo erſetzten ſie ihn durch einen feſtern; ob dieſer neu oder alt, das kümmerte ſie nicht, wenn er nur die Gewähr der Dauer in ſich trug. So brachten ſie es in wenig Jahren dahin, daß mehre Piecen wohnlich wurden und ſchon bezogen werden konnten, während man in Deutſchland noch darüber debattirte, ob das Gebäude überhaupt ſtehen bleiben werde.

Es bildet in der That einen wunderbaren, für Deutſchland leider nicht ſchmeichelhaften Contraſt, wenn man die Urtheile der deutſchen Landwirthſchaft über die Liebig'ſchen Ideen und Vorſchläge neben die der engliſchen ſtellt. Die erſtere ſteht nicht an, dieſelben für „Afterwiſſenſchaft, Charlatanismus", gelind ausgedrückt für „unpraktiſche Schulweisheit" zu erklären, und findet ſich ſchmerzlich davon berührt, daß man ſich durch einen bloßen Namen ſoweit blenden laſſen konnte, um einen Complex von Widerſprüchen für etwas Neues und Außerordentliches zu halten. Die letztere dagegen iſt der Anſicht, daß Liebig in einer wundervoll klaren, einfachen, aber gründlichen und folgerichtigen Weiſe die wahren Grundſätze des Ackerbaubetriebes dargethan habe, und votirt ihm dafür den Dank nicht nur der Landwirthſchaft, ſondern des ganzen Menſchengeſchlechts. Der engliſche Landwirth, der an der Induſtrie ſeines Vaterlandes leicht erkannte, daß Wiſſenſchaft Macht gibt und die ſicherſte Leuchte für die Praxis iſt, und daß eine einzige Idee oft mehr nützen kann als Tauſende von empiriſchen Erfahrungen und Recepten, rechnete es daher Liebig nicht als eine Anmaßung, ſondern als ein großes Verdienſt an, daß er, obgleich kein Landwirth und mit der Praxis nicht vertraut, doch Ideen für dieſe aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens gegeben. Bei dieſer objectiven Auffaſſungsweiſe fanden ſie es denn auch ganz natürlich, daß einer oder der andern Annahme Liebig's einmal von der Praxis widerſprochen werde, und dann lautete ihr Urtheil, wenn wiederholte gründliche Prüfungen gezeigt hatten, daß jene Annahme ſich nicht beſtätige: der gelehrte Profeſſor von Gießen hat ſich in dieſem Punkte geirrt, deswegen aber bleibt ſein Ruhm und ſein Verdienſt um unſer Fach ungeſchmälert. Anders die deutſchen Landwirthe. Sie wendeten wol einmal den Liebig'ſchen Mineral- oder Patentdünger an, als er aber, wie faſt ſicher vorauszuſehen, nicht wirkte, ſo war das Urtheil bald fertig: er taugt nichts und die ganze Sache desgleichen, und ſo wurde ſie bei Seite geſchoben. Die in England mit dieſem Düngemittel angeſtellten Verſuche ſchlugen auch fehl, man ſchüttete aber hier das Kind nicht mit dem Bade aus, ſondern fragte: *warum* wirkt er nicht? und ſetzte die Verſuche fort, bis man den Grund gefunden. Der Mangel an ſtickſtoffhaltigen oder ammoniakaliſchen Verbindungen war es hauptſächlich, deren Bedeutung für das Pflanzenwachsthum Liebig zu gering angeſchlagen hatte. Nun half man dieſem Mangel ab, indem man die aus den Steinkohlen bei deren Verwendung zur Leuchtgasbereitung nebenbei zu gewinnenden Ammoniakverbindungen hinzuſetzte, und jetzt werden jährlich Hunderttauſende von Centnern ſolcher Düngercompoſitionen, die man in großen Fabrikanlagen darſtellt und unter dem Namen „künſtlicher Guano“ in den Handel bringt, von der engliſchen Landwirthſchaft verbraucht. Die Wirkung derſelben iſt nun ſo allgemein befriedigend, daß ſie in vielen Gegenden Englands den Guano und das Knochenmehl verdrängt haben. Mittels dieſer künſtlichen Düngemittel, deren Verwendung insbeſondere durch die vermehrte chemiſche Einſicht geſteigert und befeſtigt wurde, haben die engliſchen Landwirthe den Ertrag ihrer Felder verdoppelt, und ein Gleiches iſt auch in Deutſchland möglich, wie die ſächſiſche Landwirthſchaft ſchon thatſächlich gezeigt hat.

Hierbei blieb man aber nicht ſtehen. Sowie man einmal die Richtigkeit des erſten Urtheils über die *Liebig*'ſchen Ideen in England erkannt hatte, ſo ging man von dem Strome zur Quelle und ſuchte dieſe mit aller Macht zu erweitern, um ihren befruchtenden Einfluß ſo ſchnell als möglich über das ganze Land ausbreiten zu können. Man errichtete beſondere chemiſche Laboratorien und ſtellte dieſen hinlängliche Arbeitskräfte und Geldmittel zur Verfügung, um ausgedehnte Unterſuchungen, ſo zur Förderung der Wiſſenſchaft als der Praxis, darin ausführen zu können. Man ſtellte chemiſche Feldprediger an, um die Grundſätze der Chemie durch populäre Vorträge in den landwirthſchaftlichen Vereinen zu verbreiten. Man veranlaßte gemeinſchaftliche, wiſſenſchaftliche und praktiſche Verſuche durch Ausſetzung bedeutender Prämien. Man verbreitete die Ergebniſſe dieſer Forſchungen und die chemiſchen Principien auf literariſchem Wege in der umfänglichſten Weiſe u. ſ. w.

So iſt es dahin gekommen, daß wir die Früchte deutſcher Ideen jetzt hauptſächlich aus dem Auslande beziehen müſſen. Man vergleiche nur den Inhalt der neuern deutſchen Literatur mit ihren aufgewärmten, flachgründigen, breitwürfigen Expectorationen über landwirthſchaftliche Erfahrungen, Anſichten, Vermuthungen u. ſ. w. mit den auf breiteſter naturwiſſenſchaftlicher, namentlich chemiſcher Grundlage ruhenden Leiſtungen der engliſchen Literatur, wie ſie in dem „Farmers Magazine“, dem Journal der „Royal Agriculture Society“ und dem Journal der „Highland and Agricultural Society“ in Schottland verzeichnet ſind, um recht deutlich zu erkennen, welchen Vorſprung die engliſche Landwirthſchaft gewonnen. In England ſind es die Landwirthe ſelbſt, welche ſolche wiſſenſchaftlich praktiſche Forſchungen veranlaſten. In Frankreich erwarb ſich Bouſſingault, Landwirth und Chemiker zugleich, daſſelbe hohe Verdienſt. In Deutſchland dagegen wurde für die praktiſche Agriculturchemie in dieſer Zeit ſo gut wie Nichts geleiſtet, obwol der Fleiß deutſcher Chemiker ihr manches ſchätzbare theoretiſche Material zur Verfügung ſtellte.

Unter dieſen Umſtänden hat es die deutſche Chemie als ihre nächſte und wichtigſte Aufgabe anzuſehen, dahin zu wirken, daß der deutſche Landwirth nur erſt Vertrauen zu ihr faſſe. Dieſes hat er jetzt noch nicht, kann es nicht haben, weil einerſeits ihm noch klare Begriffe über das Weſen der Chemie und deren innige Beziehung zur Landwirthſchaft abgehen, andererſeits, weil die Mittel und Wege, welche man einſchlug, um die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu befreunden, nicht immer die richtigen waren.

Ueber das Weſen der Chemie habe ich ſchon oben geſprochen; es ſei mir geſtattet, hier noch anzudeuten, nach welchen Richtungen hin eine nützliche Anwendung von ihr auf die Landwirthſchaft erwartet werden darf, und zwar mögen dieſe Andeutungen an einige Beiſpiele aus der techniſchen Chemie angereiht werden.

Seit langer Zeit weiß man, daß Wein oder verdünnter Branntwein ſich in Eſſig verwandeln, wenn man ſie einige Monate bei gewöhnlicher Temperatur oder einige Wochen in warmen Zimmern an der Luft ſtehen läßt. Da wieſen chemiſche Forſchungen die Beſtandtheile des Weingeiſtes und die des daraus gebildeten Eſſigs nach und zeigten, daß es möglich ſein müſſe, dieſe Umwandlung ungleich ſchneller herbeizuführen, wenn man den Weingeiſt mit recht großen Mengen Luft in Berührung bringe. Dieſer Fingerzeig reichte für die Praxis hin, und es währte nicht lange, ſo waren von dieſer die einzelnen Bedingungen ermittelt, unter welchen dieſe Verwandlung wirklich erfolgt. Der chemiſche Proceß, der ſonſt Wochen, ja Monate währte, wird jetzt, und noch dazu vollſtändiger und ſicherer, bei der Schnelleſſigfabrikation in ebenſo viel Stunden beendigt. Sollte es nun nicht wahrſcheinlich ſein, daß die landwirthſchaftliche Praxis in gleicher Weiſe, wenn auch nicht ſchnellere, ſo doch vollſtändigere und ſicherere Reſultate erlangte, wenn ſie die Beſtandtheile des Bodens, wie die der Pflanzen, die darauf gezogen werden ſollen, genau erführe, und daß ihr hierdurch vielleicht ſelbſt die Möglichkeit eröffnet werden könnte, eine und dieſelbe Fruchtart anhaltend nacheinander auf demſelben Felde mit Vortheil zu bauen?

Im Mineralreiche findet ſich als Seltenheit ein Stein von ſo prachtvoll blauer Farbe, daß ihn die Maler mit Geld aufwogen, um ihn in zerriebenem Zuſtande für ihre Gemälde zu benutzen. Ein franzöſiſcher Chemiker analyſirte denſelben, und einem deutſchen Chemiker gelang es, ihn mit allen ſeinen Eigenſchaften, nach Maßgabe der durch die Analyſe gefundenen Beſtandtheile, künſtlich nachzubilden. Das herrliche künſtliche

Ultramarin oder Laſurblau, welches man jetzt im Handel antrifft, koſtet kaum den hundertſten Theil von Dem, was man für das natürliche bezahlen mußte. Erſcheint hiernach nicht der Schluß gerechtfertigt, daß man auch Düngemittel künſtlich und für billige Preiſe werde herſtellen können, wenn fortgeſetzte Unterſuchungen die für jede Pflanze nothwendigen Düngerbeſtandtheile erſt außer allem Zweifel geſetzt haben werden? Iſt es den Engländern gelungen, einen meilenlangen Gebirgsgang von Phosphorit, einem Steine, der dieſelben Beſtandtheile hat wie die Knochenerde, in Spanien und neuerdings ganze Lager von Coprolithen, die eine ähnliche Zuſammenſetzung haben, in England ſelbſt aufzuſpüren, ſo dürfte ebenſo die Möglichkeit nicht zu bezweifeln ſein, daß man bei genauer chemiſcher Durchforſchung auch an andern Orten, vielleicht ganz in der Nähe, Stein- und Erdarten auffinden könne, welche düngende Kraft beſitzen oder dieſe durch Vermiſchung mit andern Stoffen erlangen.

Wie lange Recepte und wie große Flaſchen voll Medicin wurden ſonſt von den Aerzten verordnet im Vergleich zu jetzt! wie kurz und einfach ſind in ähnlicher Weiſe die Recepte und Vorſchriften geworden, nach denen der Drucker ſeine Beize, der Färber ſeine Farbe, der Tiſchler ſeinen Firniß bereitet! Warum? Weil eine beſſere chemiſche Einſicht den richtigen Werth und die wahre Wirkungsweiſe jedes einzelnen Beſtandtheils dieſer Recepte kennen lehrte und eine Ausſcheidung der unwirkſamen von den wirkſamen möglich machte, während man ſonſt, ſolange das Princip galt: hilft nicht das Eine, ſo doch das Andere, Bedenken tragen mußte, ſolche Aenderungen vorzunehmen, aus Beſorgniß, man könne vielleicht gerade das Beſte aus der Compoſition entfernen. — Iſt die Landwirthſchaft in dieſer Beziehung ſchon zu klarern Principien gelangt? Keineswegs. Man leſe, nicht die agriculturchemiſchen, nein, die praktiſch-landwirthſchaftlichen Schriften; ſind ſie einig über die Wirkungs- und Anwendungsweiſe der einfachſten Düngemittel, des Kalks, des Gypſes, des Humus, des Ammoniaks, des Kochſalzes u. ſ. w.? Nichts weniger als das. Wie aber kann man ſichere Vorſchriften über die Anwendung dieſer Düngeſtoffe geben, wenn man über deren Einwirkung auf den Boden und die Pflanzen noch nicht im Reinen iſt?

Vor 30 — 40 Jahren wurden bereits Phosphorfeuerzeuge benutzt, man ging aber wieder von ihnen ab, weil ſie bei längerm Gebrauche ſich nicht bewährten. Gewiß wäre es voreilig geweſen, hieraus den Schluß zu ziehen, daß der Phosphor ſich nicht zu Feuerzeugen eigne, denn die jetzt ſo verbreiteten und beliebten Phosphor- oder Reibzündhölzchen zeigen ja, daß er ſich vortrefflich hierzu eignet. Der Grund, warum die erſten Verſuche fehlſchlugen, lag lediglich in der falſchen Form, in der man denſelben anwendete. Gleiche Bewandtniß hat es gewiß oft mit den verſchiedenen Erfolgen, die man bei der Anwendung und Prüfung dieſes oder jenes Düngeſtoffs erlangte; man erhielt günſtige Reſultate, wenn man ſie zufällig in der *rechten Form* und zur *rechten Zeit* anwendete, ungünſtige dagegen, wenn dies nicht der Fall war. Auch hier dürfte ſich alſo den chemiſch-landwirthſchaftlichen Forſchungen ein weites, unüberſehbares Feld eröffnen.

Vergleichungen ähnlicher Art ließen ſich noch in großer Anzahl anſtellen, es mag aber mit dieſen wenigen genug ſein, die hoffentlich hinreichen werden, um zu zeigen, daß der Chemie wenigſtens nicht der Beruf und die innere Befähigung zu einer nützlichen Einwirkung auf die landwirthſchaftliche Praxis abgehe.

Wenn nun deſſenungeachtet die Praxis ſich vielfach geſträubt hat und zum Theil noch ſträubt, der chemiſchen Wiſſenſchaft ſoviel Terrain und Zeit zu geſtatten, als nöthig iſt, um dieſe Einwirkung näher zu begründen und zu prüfen, ſo kann dies gerade nicht Wunder nehmen. Ohne Kampf und Widerſtand ſind noch nie neue Ideen zur Verwirklichung gebracht worden. Zudem iſt auch, wie ſchon bemerkt, der Weg, den die Vertreter der Wiſſenſchaft einſchlugen, um dieſe ins Leben einzuführen, nicht immer der richtige geweſen.

Es war voreilig von der Theorie, ihre Vorausſetzungen und Muthmaßungen ohne vorherige praktiſche Prüfung als zweifelloſe Wahrheiten hinzuſtellen und aus vereinzelten Thatſachen allgemeine Schlüſſe abzuleiten; es war unbillig von derſelben, ſofort ein Eingehen auf die chemiſchen Schlußfolgerungen von der Praxis zu erwarten und zu verlangen, da dieſer bislang die Gelegenheit nur ſpärlich oder gar nicht geboten war, ſich die zum Verſtändniß jener erforderlichen Qualificationen anzueignen; es war unverſtändig, daß ſie die praktiſchen Erfahrungen geringſchätzte, ja verachtete, ſtatt ſie zu benutzen, daß ſie überhaupt eine praktiſche Wiſſenſchaft werden zu können glaubte ohne eine genaue Kenntniß der betreffenden Praxis und ohne ein hierdurch allein mögliches enges Anſchließen an dieſelbe.

In denſelben Fehler iſt aber auch die Praxis verfallen, wie denn immer ein Extrem das entgegengeſetzte andere hervorruft. Es war voreilig von der Praxis, ohne Verſuche, oder doch nur nach einigen vereinzelten mangelhaften Verſuchen, den Stab über wiſſenſchaftliche Folgerungen zu brechen; es war unbillig von der Praxis, wenn ſie von der noch ſo jungen Wiſſenſchaft verlangte, daß ſie ſchon ſo ſichern und bedächtigen Ganges einherſchreite, wie ein geſetzter Mann, wenn ſie ſtatt der Principien ſpecielle Thatſachen, ſtatt bloßer Rathſchläge, Winke und Andeutungen erprobte Recepte, Vorſchriften und Erfahrungen von ihr begehrte; es war unverſtändig, überhaupt mehr von der Wiſſenſchaft zu verlangen, als dieſe ihrem Weſen nach leiſten kann.

Gerade hier aber ſtellen ſich den chemiſchen Forſchungen Schwierigkeiten in den Weg, welche die Erkenntniß des wahren Sachverhalts und die Beweisführung durch Gegenverſuche ungemein erſchweren. Der Chemiker hat es hier nicht mit rein chemiſchen Vorgängen zu thun, ſondern er muß der Natur erſt mühſam ablauſchen, welche Abänderungen dieſe letztern durch die den Pflanzen und Thieren innewohnende Lebenskraft erleiden; er kann hier nicht über feſte, unveränderliche Größen und gleichbleibende Umſtände gebieten, um die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe zu prüfen, ſondern er iſt hierbei ebenſo von Boden, Klima, Wind und Wetter abhängig, wie der Landwirth ſelbſt; er kann endlich nicht, wie bei der Mehrzahl ſeiner Arbeiten, beliebig ſchnell und beliebig oft ſolche Controleverſuche anſtellen, ſondern muß Jahre lang warten, ehe er ſichere Reſultate daraus ziehen kann.

Iſt es unter dieſen Verhältniſſen billig, die Chemie nach Dem zu beurtheilen, was ſie in der kurzen Spanne Zeit, ſeitdem man ſie ernſtlich auf die Landwirthſchaft anzuwenden verſucht, bereits geleiſtet hat? oder ſollte es nicht gerechter ſein, vor Abgabe eines abfälligen Urtheils erſt abzuwarten, ob die vielen Knoſpen und Blüten, die ſie, insbeſondere auf Liebig's und Bouſſingault's Anregung, in den letzten Jahren getrieben, ſich in der Folge wirklich alle als taube erweiſen? Die Chemie ſieht dieſem Zeitpunkte ohne Beſorgniß entgegen; mögen auch manche Knoſpen und Blüten ihrer erſten Triebe abfallen, andere werden gewiß ſpäter Früchte anſetzen, und zweifelsohne nützliche, ſehr nützliche Früchte.

Zu dieſem Zielpunkte wird dieſelbe aber um ſo ſchneller und ſicherer gelangen, je mehr ſie ſich vom Katheder und der Schule dem Leben ſelbſt zuwendet, und je bereitwilliger hinwiederum die Praxis die Hand dazu bietet, daß nach dem Zwieſpalt Friede, nein, nicht blos Friede, ſondern innige Freundſchaft geſchloſſen werde. Tritt die Chemie nicht in dem üblichen ſtreng wiſſenſchaftlichen, ſteifen, ſyſtematiſchen Gewande, ſondern in einfacher, verſtändlicher Form, nicht als eine eingebildete, hochfahrende, herrſchſüchtige und naſenrümpfende Lehrmeiſterin, ſondern als eine beſcheiden belehrende und berathende, verträgliche Hausfreundin zu den Landwirthen, ſo iſt Nichts gewiſſer, als daß dieſe ſie willfährig aufnehmen und bald volles Vertrauen zu ihr faſſen werden. Möge es mir geſtattet ſein, die Erfahrungen, welche ich ſelbſt in Sachſen zu machen Gelegenheit gefunden, als Beleg für dieſe Behauptung anzuführen. Durchdrungen von der von vielen Seiten angezweifelten Ueberzeugung, daß die Chemie auch unter den deutſchen Landwirthen Theilnahme finden werde, habe ich ſeit mehren Jahren in den verſchiedenen landwirthſchaftlichen Vereinen Sachſens chemiſche, durch einfache Experimente unterſtützte Vorträge gehalten und mich zugleich erboten, chemiſche Unterſuchungen im Intereſſe der Landwirthſchaft unentgeltlich auszuführen. Der Erfolg dieſer agriculturchemiſchen Thätigkeit hat ſelbſt meine Erwartungen weit übertroffen. Man hat dieſen Vorträgen, den ſogenannten „chemiſchen Feldpredigten", eine ſolche Theilnahme geſchenkt, daß es nicht möglich geweſen iſt, allen Aufforderungen hierzu zu genügen, obwol innerhalb der letzten drei Jahre über hundert dergleichen gehalten wurden. Man hat ſo viele Gegenſtände aus der praktiſchen Landwirthſchaft

(Bodenarten, Düngemittel, Waſſer, Milch, Pflanzentheile u. ſ. w.) zur Unterſuchung eingeſchickt, daß die Zahl dieſer Unterſuchungen bereits auf mehrere Hunderte geſtiegen iſt. Man hat von Seiten der Praxis ſo viele Anerbietungen zur Anſtellung von comparativen Düngungs-, Fütterungs- und andern Verſuchen gemacht, daß der Theorie das reichſte Feld eröffnet iſt zu einem gemeinſamen Wirken mit der erſtern. Nach ſolchen Erfahrungen, die mit den engliſchen im vollſten Einklange ſtehen, wird es wol nicht mehr als voreilig und unmotivirt angeſehen werden, wenn ich daraus die Folgerung ableite: daß die deutſchen Regierungen und landwirthſchaftlichen Vereine es als eine dringende Aufgabe der Gegenwart anzuſehen haben, dahin zu wirken und dafür zu ſorgen, daß noch die jetzige Generation der Landwirthe, der früher keine Gelegenheit zur Aneignung chemiſcher und phyſikaliſcher Kenntniſſe geboten war, in umfänglicherm Maße und möglichſt ſchnell Nutzen aus dieſen Wiſſenſchaften ziehen könne. Wird nur dieſe Forderung erſt befriedigt, ſo wird die Befriedigung der zweiten: *der Agriculturchemie die Mittel zu ihrer Fortbildung als Wiſſenſchaft zu gewähren*, naturnothwendig ganz von ſelbſt nachfolgen.

Was nun ſchließlich die Frage über die praktiſche Ausführung dieſer Aufgaben anbetrifft, ſo iſt die Antwort darauf ſehr einfach und naheliegend: Man thue Das, was man in England gethan und was ſich dort ſo ausgezeichnet bewährt hat!

Man gründe Laboratorien für agriculturchemiſche Forſchungen mit der zwiefachen Beſtimmung, einerſeits die ſpeciellen Anliegen der praktiſchen Landwirthe zu befriedigen, andererſeits die dunkeln Partien der Wiſſenſchaft, an denen gerade die Agriculturchemie noch ſo überaus reich iſt, aufzuhellen!

Man verbreite das chemiſche Wiſſen und den Sinn für daſſelbe durch Veranſtaltung von populär gehaltenen mündlichen Vorträgen ebenſo über allgemein bildende als ſpeciell belehrende Themata aus dem Gebiete der Chemie, Phyſik und Landwirthſchaft! Ein einziger gelungener mündlicher Vortrag wird oft mehr wirken als dicke Bücher und die beſten ſchriftlichen Auseinanderſetzungen.

Man veranlaſſe umfängliche praktiſch landwirthſchaftliche Verſuche nach wiſſenſchaftlichen Principien, d. h. ſo, daß ſie von Landwirthen und Chemikern zugleich vorbereitet, angeſtellt und beurtheilt werden, damit man endlich zu Reſultaten gelange, aus denen ſich zuverläſſige wiſſenſchaftliche Folgerungen zu Nutz und Frommen der Theorie und Praxis ableiten laſſen!

Wird in dieſer Weiſe kräftig Hand ans Werk gelegt, ſo dürfte man vielleicht ſchon in wenigen Jahren in der Lage ſein, von wirklichen und nennenswerthen Fortſchritten der Agriculturchemie in Deutſchland zu ſprechen; für jetzt muß die Andeutung der Wege genügen, die zu dieſem Ziele führen. Mögen ſie bald und mit Energie betreten werden!

J. A. Stöckhardt.

Deutſches Univerſitätsleben.

Zweiter Artikel.

Bis zum Ausbruch des Reichskriegs gegen Frankreich.

Die Zeit begann durch die mächtige Bewegung der Reformation eine ganz andere zu werden, das Mittelalter mit ſeiner hohen Kunſtblüte, ſeiner Ritterlichkeit und Kraft ſtarb ab, nur in der akademiſchen Jugend Deutſchlands rankte es fort, oft freilich eine wilde Rebe, ſelbſt bei geiſtlich Studirenden, deren Studentenleben wir uns ja nicht als ein duckmäuſeriſches denken dürfen, und aus dem einige Züge nachzuholen vergönnt ſein möge.

Die Univerſität Mainz hatte bereits im Jahre 1511 den dort ſtudirenden jungen Grafen Johann IV. von Henneberg zu ihrem Rector erwählt; er hielt ſich wohl und wacker, wie ſein Vorgänger Johann III., Rector zu Erfurt, der ſpäter des Hochſtifts Fulda Feldhauptmann und dann Abt zu Fulda wurde (denn Schwert und Feder vertragen ſich gar wohl miteinander), und wurde ebenfalls erſt Coadjutor, dann Fürſt-Abt zu Fulda. Sein Bruder Chriſtoph, ein flotter Burſche, den die Geſchichtſchreiber ſeines Stammlandes gar nicht loben, wurde 1525 zu Heidelberg Student und war ebenfalls für den geiſtlichen Stand beſtimmt.

Während der Erzieher meldete, wie ſein junger Herr zu leichtfertigen Spielen und Geſellſchaften geneigt und aufs Schießen erpicht ſei, des Studirens nit viel achte, viel Geld auf Armbrüſte, Winden und Bolzen verwende, und der Vater den Sohn ermahnte, ſich ſeines Muthwillens und der hübiſchen Kleidung abzuthun, ſchrieb 1525 der gräfliche Student im gewandten Latein kindlich-ehrfurchtsvolle Briefe nach Hauſe, daß er den Studien fleißig obliege, um ſowol in Sitten als in Wiſſenſchaft des erlauchten Vaters Frömmigkeit Ehre zu machen, und daß weder Nachläſſigkeit noch Schändlichkeit an ihm gefunden werden ſolle, indem „in Anſehung ſeines Fleißes und ſeiner Lehrer Förderung die berühmte Univerſität Heidelberg ihn neulich einſtimmig zum Univerſitätsrector erwählt habe" — meae diligentiae et praeceptorum meorum promotionis respectu universitas nostra clarissima Heydelbergensis me nuper in vigilia etc. unanimi suffragio in rectorem universitatis elegit.

Wie vertrug ſich nun die höchſte Univerſitätswürde mit einem luſtigen Studenten in einer Perſon, und wie wußte man das Heterogene geſchickt zu vereinen?

Der Graf berichtete: „Auch weiter will ich möglichen Fleiß ankeren in Erlernung meines (des geiſtlichen) Standes, höflicher Sitten und Kunſt. Hoff, ob Gott will, nit ohn Merklichkeit Nutz und Frucht von Heydelberg abzugehen, dann ich, als ein Rector, der Hohen Schul beiſitzen muß im Rath, ſo die Sammtheit, das ſind Doctores, Licentiati, Magiſtri, müſſen Nutz und Noth halber der Univerſität rathſchlagen, und ſchier täglich ſich Händel begeben, die ſelbige ich auch helfen verrichten muß.“

Allein während der junge gräfliche Rector getreulich und im echten Wortſinne die täglich ſich begebenden Händel „verrichten“ half, hielt er ſich — einen Rectoratsverwalter. Dieſer heiſchte vom Vater des Grafen Geld für ſeine viele Mühe und führte ihm zu Gemüthe, „was ſich für ſchwere geſchwinde Läuf in Graf Chriſtoph's Rectorat zugetragen, weshalb er mit nicht geringer täglicher Arbeit und großer Mühe beladen am eigenen Studiren verhindert worden und in großen Schaden gekommen ſei.“ Dieſer Mann unterzeichnete ſich: „Martinus Frech, der Prediger Burſe Regent“. Die Univerſität beglaubigte ſeine Anſprüche: „Nun iſt die Wahrheit, als wir Herrn Chriſtoffeln ꝛc. zu unſrer Univerſität Rector gewählt, haben wir gedachten Meiſter Martin dahin betheidingen und erbeten laſſen, Herrn Chriſtoffel's bis zu End ſeines Rectorats Director und Geſchäftsträger zu ſein.“ Gezeichnet: „Willige Rector und Univerſität des Studiums Heydelberg.“

Daraus erhellt das klare Verhältniß jener auf ganz junge Studirende hohen Standes gelenkten Rectoratswahlen, die außerdem ſeltſam erſcheinen dürften. Der Graf ſtrebte ſeinerſeits, mindeſtens nach einer Richtung hin ſeiner Wahl Ehre zu machen, er ſchrieb an einen würzburger Canonicus: „Ich möchte Deine Würden erſuchen, mir ein Faß vom beſſern und edlern Wein zu ſenden, damit ich mit demſelben meine Gönner hier zu Heydelberg ehren und ergötzen kann“, und unterzeichnete ſich: „Canonicus insignis ecclesiae Würtzburgensis etc., nunc Rector florentissimi studii Heydelbergensis.“

Dieſe jungen geiſtlichen Studenten hohen Ranges kamen meiſt ſchon als Domherren oder Canoniker auf die Hochſchule, ja ſie konnten noch des Studiums pflegen, wenn ſie auch bereits die prieſterlichen Weihen geringerer Grade erlangt hatten, wie auch unter Andern bei Calvin der Fall war. Bei ausbrechenden Seuchen in der Univerſitätsſtadt konnten ſie dieſe auf unbeſtimmte Zeit verlaſſen, ſich auch auf eine andere Hochſchule begeben, doch nicht ohne Certificat des Rectors der erſtbeſuchten. Die Domherrenpfründe bildete des Studirenden Univerſitätsſtipendium, entfernte er ſich ohne Urlaub von der Univerſität und kehrte nicht zu dem Hochſtift zurück, in welchem er aufgeſchworen war, ſo verlor er den Genuß der Pfründe vorläufig auf ein halbes Jahr. Die Erlaubniß zum Bezug einer Univerſität ertheilte den jungen Domicellaren das Capitel ihres Stifts mit dem Beding der Zurücknahme derſelben, ſobald der Studioſus 14 Tage „extra studium“ ſein würde. Sechs Wochen lange Ferien und Ferienreiſen ſcheint es damals noch nicht gegeben zu haben. Die Studienzeit wurde länger ausgedehnt als in der Gegenwart, und der bemooſten Häupter gab es nicht wenige. Das kam mit daher, daß Ton und Brauch war, mehr als eine Univerſität zu beſuchen. Ein Graf von Gleichen that ſeinen Sohn Walrab 1573 nach Jena, welches freilich dem älterlichen Schloſſe Kranichfeld in bequemſter Nähe lag, und der Vater erbat von einem befreundeten Verwandten Wildpret zum Antrittsſchmaus, „wann es denn bräuchlichen, daß wenn eine gräfliche Perſon auf eine Univerſität ſich begibt, daß dieſelbige ein Prandium geben muß, dazu dann die Vornehmbſten der Univerſität und zum Theil des Raths daſelbſten gebeten werden müſſen“ — allein es gab damals in Jena nur einen Wirth, bei dem alle Doctores, Licentiati und Magiſtri und die Univerſität ihre Prandia hielten, und bei dieſem befand ſich gerade das Hofgericht im Quartier, deſſen Perſonal man Ehren halber auch hätte einladen müſſen — daher verſchob Graf Karl von Gleichen die Hinführung ſeines Sohnes nach der Univerſitätsſtadt noch eine Zeit lang. Von Jena wurde der junge Graf mit ſeinem alten Präceptor und einem Famulus über den Hof jenes Freundes auf die Univerſität Tübingen geſendet. Neben dem Studium lenkte ſich auch auf das Fechtenlernen des Vaters ritterliche Fürſorge, und er ſchrieb, daß der Sohn von einem geſcheiten, weit berühmten Fechtmeiſter unterrichtet werden ſolle, der ſich anheiſchig gemacht, ihm allerlei Fechtſtücke und Künſte zu lehren und nichts zu verhehlen, leider aber wolle das Fechten ſeinem Sohne etwas ſauer angehen. Damit der Student zu Tübingen nicht ohne Aufſicht ſei, wurde an den berühmten Univerſitätskanzler und Propſt Jakob Andreä geſchrieben und dieſer erſucht, mit dahin zu wirken, „daß gedachter junger Graf etwa mit einer bequemen Herberg und Tiſch, da je zu Zeiten gelehrte Leut zuſammen kamen, von Hiſtorien und andern der Jugend nützlich zu hörenden Sachen redeten und conferirten, und da daneben auch gute Disciplin gehalten und der Jugend der Zaum zum Saufen und anderm unordentlichen Weſen nicht gelaſſen würde — verſehen werden möcht. Auch daß er zuvörderſt in Gottesfurcht und danach auch in allen gräflichen Tugenden, Zucht und Ehrbarkeit auferzogen und in guten Künſten unterrichtet werde.“

Ein Oberpräceptor, ein adeliger Hofmeiſter, ein Famulus und zwei Diener bildeten das Gefolge dieſes ſich nach Tübingen begebenden Grafen von Gleichen, wo derſelbe ſechs Jahre ſtudirend zubrachte. Eine ſo lange Studienzeit war gar nichts Ungewöhnliches ſelbſt bei ſolchen Studenten, die keiner Fachwiſſenſchaft für den künftigen Lebensberuf ſich widmeten; der berühmte Arzt und Theolog Thomas Eraſtus hatte erſt zu Baſel, dann noch drei Jahre zu Bologna und ſechs Jahre zu Padua ſtudirt. Der junge Graf von Gleichen wirkte viele Schulden, namentlich bei Handwerkern in Stuttgart, deren Zahlung dem Vater Verlegenheiten bereitete. Er ſelbſt empfing von ſeinem Oheim ernſtliche Verhaltungsregeln und Zurechtweiſungen, z. B.: „Wir wollen Dich wohlmeinend und väterlich erinnert und vermahnt haben, daß Du Dich nicht Jedermann mit Bankettiren, Prangen und Schwelgen gleichhalten ſollſt, ſondern eingezogen, Dein Vermögen bedenken, Dich demſelben nach richten und dem gemeinen Sprüchwort nach mehr nicht verzehren, dann Dein Pflug kann erehren*). Wir haben uns in unſerer Jugend gar nicht geſchämt, bei der Geſellſchaft unſer Unvermögen und daß uns unſer Herr Vater jährlich nicht mehr als 400 Fl. zum Unterhalt reichete, zu bekennen, und nichtsdeſtoweniger uns gegen die Geſellſchaft alſo gezeigt und gehalten, daß ſie uns lieb und werth gehabt."

Den Vater aber ermahnte der verſtändige Schwager, des Studenten Oheim, dieſen nicht allzu karg zu halten, und gab ihm zu bedenken: „daß es jetziger Zeit, da Einer etwas ſehen und lernen ſoll, viel ein ander Gelegenheit hat, als vor Dero Zeit, da man um einen Pfennig ſoviel als itzt mit dreien hat bekommen können — und iſt doch billig, dieweil E. L. Sohn in ſolchen Schulden ſtecket, daß er ſich heraus wirke und Treu und Glauben rette."

Daß auch bürgerliche Studenten die akademiſche Zeit nicht auf das jetzt beliebte Triennium beſchränkten, beweiſt unter Anderm der im erſten Artikel angeführte Jenenſer, der 1571 einen den geldentblößten Studenten wohlbekannten guten Born zu Jena rühmte und ſich 1576 als Student Ingolſtadts wiederfindet.

Es war in jener Zeit bereits an die Stelle des proteſtantiſchen Glaubenseifers im Kampf für die ewige Wahrheit das theologiſche Gezänk um dogmatiſche Spitzfindigkeiten getreten, das meiſtentheils von den Lehrern der Hochſchulen und ohne alles Maß geführt und durchgefochten wurde. Der erwähnte Student berichtet über die geiſtigen Zuſtände der Hochſchule Ingolſtadt gerade in dieſer unerquicklichen Streitepoche recht ſchlicht und klar: „Was demnach, freundlicher lieber Vater, die Religions- und Glaubensſachen betreffend, ob gleichwohl von den Herren dieſer Stadt ein ſonderliche und auch ſcharfe Aufſehung etlicher ihrer Burger, welche ſie mehr Lutheriſch als Catholiſch zu ſein vermeinen, angeſtellet, ſo laſſen doch unſere Profeſſores und Oberkeit einen jeden, ſo hie ſtudiret, weß Glaubens er auch ſei, vor ſich bleiben, doch daß derjenige, ſo nicht ihrer Religion, ſich vielen Disputirens und Streitens mit ihnen von derer Sachen enthalte, denn ſie derſelbigen in keinem Weg (wie der Wahrheit Eigenſchaft) vertragen mögen."

Man ſieht aus dieſen Andeutungen, wie die Jeſuiten verſtanden, durch Maßhalten mehr zu gewinnen, als durch theologiſches Gezänk erlangt werden konnte. Ueber die leiblichen Angelegenheiten ſchrieb Valtin Dietſch (dies war der Name des Studirenden):

„Das Koſtgeld, ſo man itziger Zeit die Woche über zahlt, iſt 12 Batzen, dazu muß ſich ein Jeder ſeines Vermögens mit eigenem Getrank ſelbſt verſehen, das alſo dießfals gar nicht wie anderswo gebräuchlich (wo nämlich der Trank mit in die Koſt gerechnet wurde).

In einem andern Briefe theilt er mit, daß er „3 Thaler für den

---

*) Soviel wie: Aehren gewinnen.

Intreitum oder Einſtand (Antrittsſchmaus, Prandium, ſpäter Fuchscommerſch), wie gebräuchlich", habe zahlen müſſen.

Im Jahre 1577 war dieſer Student immer noch zu Ingolſtadt, 1578 ward er krank und wirkte viele Schulden — „da es nicht viel Wort bedarf, wenn einer krank und ſchuldig iſt, darzu auch ſonſten kein Geld hat, wie ſeiner gepflegt und aufgewartet werde" — und im Jahre 1582 wird von ihm gemeldet, daß er Vorhabens, ſeinen Hof ſelbſt zu beſtellen, dazu er allerlei, als Pferde, Wagen und anderes Zeug und nicht wenig Geld bedürfen werde. Er hatte acht Jahre ſtudirt und wurde doch kein Gelehrter, ſondern Landwirth, immer noch beſſer, wie viele Andere, die ſo ſtudirten, daß ſie ſich zu Hauſe gar nicht wieder ſehen laſſen durften.

Während im proteſtantiſch-kirchlichen Leben die Sektirerei überhand nahm und die Spaltung an die Stelle der Eintracht trat, erlitt auch das ſtaatliche Leben eine Veränderung, die nicht verfehlte, ihren Einfluß auf die Hochſchulen zu üben. Dieſe hatten mehr und mehr aufgehört, freie, aus dem innerſten Kern der Bevölkerung hervorgegangene, dem geiſtigen Bedürfniß entſprechende Anſtalten zu ſein, und waren Anſtalten in der Fürſten Händen geworden, von deren Gunſt und Ungunſt abhängig. Die Fürſten beriefen die Lehrer, beſoldeten ſie und entfernten ſie, wenn ſie ſich mißliebig machten, ohne Weiteres. So wurden in Folge der kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten 1559 die Profeſſoren zu Jena M. Victorin Striegel und der Univerſitätsſenior M. Andreas Hügel durch 300 Bewaffnete aufgehoben und auf die Leuchtenburg geführt wegen „irriger Lehre", und 1561 wurden die Profeſſoren Matthias Flacius Illyricus und Johann Wigand ihres Amtes entſetzt. Gleiches Loos traf damals eine Menge Theologen da und dort im deutſchen Vaterlande.

Die Berufung des gelehrten Schulrectors zu Naumburg, Juſtus Ludwig Briſemann, zum Profeſſor der griechiſchen Sprache nach Jena beſchenkte die deutſche Sprache mit einem unſterblichen, vorher nicht dageweſenen Wort und Begriff. Der neue Profeſſor war ein etwas ſteifer und pedantiſcher Mann, trug ſelbſt im Sommer einen mit Fuchspelzen verbrämten Mantel, und da er von einer Schule kam, ſo gaben ihm die loſen Studenten den Spottnamen Schulfuchs, der nachher auf jeden von der Schule kommenden Neuſtudenten überging, bis ſpäter der ſtudentiſche Sprachgebrauch mit dem „Schulfuchs" den Schüler, mit dem „Fuchs" den angehenden Studenten, mit dem „Brandfuchs" aber den Studenten bezeichnete, der bereits ein Semeſter den Curſum durchſchmarutzt.

Ehe dieſer Fuchsname aufkam, hieß der junge Student ein Pennal (von der Federbüchſe des Schülers), und dies führt uns nun auf den größten und gröbſten Auswuchs des deutſchen Studententhums in der ſpätmittelalterlichen und nachmittelalterlichen Zeit, den Pennalismus.

Durch das größtentheils unwürdige, ja nichtswürdige Leben des Auswurfs der Univerſitäten, der ſogenannten Bachanten, waren die Sitten verſchlimmert, der Roheit entgegengeführt, und neben einer Menge wunderlicher Worte, Benennungen und Redensarten auch derartige Gebräuche und Misbräuche auf den deutſchen Hochſchulen eingeführt worden.

Ein ſtudenticoſes Idiotikon jener Zeit würde uns eine Fülle von Namen und Redensarten vor Augen legen, die — was ſehr gut iſt — aus der deutſchen Umgangsſprache ſich wieder gänzlich verloren haben. Der Kern des Bachantenthums und des Pennalismus iſt im Empfang neuankommender Studenten unter allerlei Mishandlungen, Thorheiten und Erpreſſungen zu ſuchen und in einem ſo lange andauernden tyranniſchen Druck derſelben, bis Andere nachkamen und die Gequälten nun ſelbſt zu Quälern wurden, welche ſich dann Schoriſten nannten. Ob im Scheren und Geſchorenwerden, wie man glaubt, dieſes Ausdrucks Urſprung zu ſuchen ſei, erſcheint noch zweifelhaft. Die Pennale waren gleichſam des Schoriſten Famuli und Knechte, ſie mußten eine Unzahl Ekelnamen auf ſich ſitzen laſſen, z. B. Bärenhäuter, Spulwurm, Neoviſt, Mutterkalb, Feix, Rabſchnabel (ſoviel wie Gelbſchnabel) u. dgl., mußten dem Schoriſten Geld und Bücher auf Nimmerwiederbekommen leihen, Botengänge verrichten und auch Prügel hinnehmen, wenn es dem Schoriſten ſo beliebte, bis ſie endlich ausgeduldet hatten und die große Stunde kam, wo ſie, nach mancher Demüthigung, vom Pennalismus losgezählt wurden. Dies geſchah unter allerlei poſſenhaften Ceremonien und hieß die Depoſition oder das Deponiren; das war die Aufnahme in den ältern Studentenſtand. Den Pennalen wurden bei der Depoſition Bärte angemalt, unter Reimzeilen, die gar nicht übel klangen, z. B.:

> Ich mal' Dir einen Bart, daß Du hinfort geartet
> Sollſt ſein nicht wie ein Kind, das noch ganz ungebartet.

Es war ein Spiel, das den Studenten zu nicht geringer Ergötzlichkeit diente, wenn es auch Denen, mit welchen oft grauſam genug geſpielt wurde, weit minder gefiel. Schon auf der Akademie zu Athen ſollen die jungen Akademiker mit Neuhinzutretenden allerlei muthwillige Poſſenſpiele vorgenommen haben. Das habe ſich aus Griechenland auf die ſpätern Hochſchulen Italiens vererbt und ſei dann auch auf den deutſchen Brauch geworden. Und wie die akademiſche Welt ſtets etwas vom ſoldatiſchen Geiſt an ſich trage, auch mit Recht die militia litterata genannt werde, und der ordo militaris bei den byzantiniſchen Kaiſern im höchſten Anſehen geſtanden, ſo dürfe der ordo studiosorum für nicht geringer erachtet werden. Wie dort nicht ohne Zeichen und Symbole der neue Scholar aufgenommen wurde und den ältern Kameraden ein Opfer darbringen mußte, wie ſelbſt mit dem Empfang der Ritterwürde ſymboliſche Handlung und die Demüthigung, einen Schlag hinnehmen zu müſſen, verbunden war, ſo mußte auch der neue Altſtudent ſich allerlei Widriges gefallen laſſen. Er ſollte den Schüler und den Pennal ablegen (deponere) und einen neuen akademiſchen Menſchen anziehen. Ein Hut mit Hörnern wurde dem Pennal durch einen Bachanten aufgeſetzt, um ihm zu zeigen, daß er noch ein Thier ſei, daher die volksübliche Redensart, daß einer ſich erſt die Hörner abſtoßen müſſe. Er hieß ein Gehörnter, Wilder, geſchoſſener GEſell, Lanney (umgekehrtes Pennal), Beanus. Es gab Archibeani, Beani und Beanuli, Vielgehörnte, Zweigehörnte und Einhörner. Dann wurde unter lächerlichem Gebahren dem Neophyten der Bachantenzahn ausgenommen, der in einem wilden Schweinszahn beſtand, ein Paternoſter ward ihm aufgedrungen, mit einer hölzernen Säge, mit großem Beil und Hobel wurde der Neuſtudent bearbeitet und ſehr handgreiflich dargethan, wie eruditus nichts ſei als ein e rudi gehauener und gehobelter Klotz. Dann ſpielten Kamm und Scheere, Raspel und Feile, Seife und Bartmeſſer ihre grotesken Rollen, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß der Pennal dabei bluten mußte. Um den Kopf und Geiſt des Studioſen recht hell zu machen, erſchienen ungeheure Ohrlöffel und Bohrer, daher der Sprachgebrauch „Eſel bohren“ noch bis heute ſich erhielt. Dieſe raren Inſtrumente wurden auch dann noch lange Jahre hindurch mindeſtens den Ankömmlingen gezeigt, als die Staatsgewalt gegen den furchtbaren Misbrauch des Pennaliſirens und Deponirens auf den meiſten deutſchen Univerſitäten eingeſchritten war. Weiter wurden die Gehörnten als Kranke angeſehen, die man auscuriren müſſe, zu welchem Behuf man die ekelhafteſten und ſinnloſeſten Formeln in Vorſchlag brachte, Alles in einer übertollen Laune und Freude am Frevel — die Hörner der Wilden mußten ja „erweicht“ werden, der alte Adam „abgeführt“.

Dieſes Unweſen blühte vornehmlich zu Ingolſtadt, Helmſtädt, Jena, Leipzig, Marburg, Heidelberg, Frankfurt a. d. O., Köln und Wittenberg. Man hat viele Schriften über den Pennalismus, unter andern auch einen Tractat: „Disputatio de jure et natura Pennalium“, in welchem ein klares Bild des Pennalismus mit vieler Weitſchweifigkeit gezeichnet iſt, das aber kaum auch nur auszugsweiſe in deutſcher Sprache und in unſerer Zeit wiedergegeben werden kann, da jener Tractat von zeitüblichen Zoten und Unflätereien wimmelt. Die ſich leicht aufdrängende Frage: mußten ſich denn die Ankömmlinge auf den Hochſchulen dem auf alle Weiſe quälenden Zwange unterwerfen? konnten und durften ſie ſich nicht widerſetzen? beantwortet dieſer Tractat mit folgenden Worten: „Injusta est defensio, ubi justa est offensio. Est enim Pennalis in praedicamento passionis.“ Weiter wird angeführt, wodurch der Pennalismus gelöſt werde: Wenn ein Pennal ein Jahr und einen Monat im akademiſchen Studium nützlich verlebt habe, ſo werde von einem ſolchen vorausgeſetzt, daß er die nöthigen Sitten (Mores civiles et bursalicos) gelernt habe und nun für einen Studioſus gelte. Damit erlangte er den Grad der Emancipation, der ebenfalls unter Feierlichkeiten ertheilt wurde, oder vielmehr Lächerlichkeiten, bei denen ein Verſehen wieder Strafen nach ſich zog. Der dritte Modus war die Legitimalio per subsequens Magisterium. Erwarb indeß ein Pennal vor Ablauf ſeiner Pennalzeit ſchon die Würde eines Baccalaureus oder Magiſters, ſo fielen alle ihm anhaftenden pennaliſtiſchen Makel von ihm ab und er galt nun für einen rechten Studenten. Ebenſo konnten auch Fürſten und andere Reſtitutionsfähige den Pennalismus von einem Einzelnen nehmen, und wer einen ſolchen dann noch Pennal ſchalt, beging ein Majeſtätsverbrechen; dazu gehörte aber eine ſchriftliche Ausfertigung in aller Form eines Diploms, und der auf dieſe Weiſe Ausgezeichnete hieß Bullatus.

Die Grade der Gelahrtheit ſtanden, mindeſtens die niedern, nicht in hohem Anſehen. Den Baccalaureen gaben die Studenten die Spottnamen: Backfiſche, Lariſſen, Platteiſen, Speck-Erbes, Stautzenfreſſer, Büffel. Von den Magiſtern hieß es: „Magister cito fit. Magistri quidam inaurati et aurati sunt. Man nimmt Geld und macht etwan einen Magiſter.“ Man wußte den Magiſtern faſt aller Hochſchulen etwas Beſonderes aufzumutzen, Lob und Tadel, wie es fiel. Die Straßburger ſollten vorzugsweiſe gute Magiſter ſein, weil ein guter Magiſter am großen Bart erkannt werde, und ſolche hätten die zu Straßburg am größten. Die Wittenberger hätten auch ein gutes Lob, ſie könnten ſein viel trinken und rieſen im Trinken den faulen Kuckuk (Gluckgluckgluckgluck). Die Marburger Magiſter ſolle man ja nicht ſchelten, denn zu Marburg möge der Teufel promoviren, ſo ſtreng ſei ihr Examen. Zu Tübingen ernenne man, und zwar zweimal des Jahres, in einer Stunde vierzig Magiſter.

Gelehrte Magiſter hießen Magiſtri, ungelehrte Magiſtelli; für ſolche gab es die ſtudentiſchen Spottnamen Stroh-, Heu-, Fiſch-, Haſen-, Butter-, Flachsmagiſter.

Die Doctoren gingen der deutſchen Reckeluſt nicht leer aus. Man ſagte: „Doctor est quasi decoctor“. Von denen, die auf wälſchen Univerſitäten promovirt hatten, hieß es: „Die Italiener nehmen das Geld und ſchicken die Eſel nach Deutſchland“. Es gab Doctores bullati, wie es deren noch heute gibt, die zwar Diplome, aber keine Gelehrſamkeit beſaßen. Doctoranekdoten gingen viele im Schwang, Studentenanekdoten nicht minder, die meiſten aber von ſolcher Färbung, daß ſie nicht mittheilbar ſind; man ſchrieb frei, unehrbar, zuchtlos; man gefiel ſich im Schmutz, man beſang Hanreiſchaft und Löffelei, den Ausſatz und die Flöhe. Ein Gedicht „De lustitudine studentica“, das eine Art Commerſch der Zeitperiode darlegt, welche dieſer Artikel im Auge hat, gibt Proben des damals üblichen Singens und Schreiens in wunderlichen Diſtichen:

Heu falerah vos Spiel- cantetis classica-Leutâ
Et gravis horrisono buccina Marte strepat.
Hei klinck klanck klinck klanck, patulo ne parcite vitro,
Hei klinck klanck klinck klanck, hei klini klanck klini klanck! —
— — — — — —

Hei Bum dum, Bum dum, trompettae classice cantent,
Et gravis horrisono buccina Marte strepat.
Tant tari tant tari tant, tari tant tantant, tari tantant,
Tant tari tant tari tant, tant tari tant tari tant.
Ha viva fratres jam volvi cardine postes,
Ha falala falala ho falala falala! —

Fenſter einſchlagen oder einwerfen, durch die Straßen mit tobendem Geſchrei lärmen, alle Unart und Unzucht treiben und heilles ſaufen, das war mehr als je vorher und nachher gerade in dieſer Zeit die Lustitudo studentica. Die politiſchen Unruhen, mit denen erſt der deutſche Krieg, dann ſo manche andere Heereszüge und zuletzt der Dreißigjährige Krieg, der faſt ganz Deutſchland in ein Heerlager umwandelte, das Vaterland heimſuchte, pflegten und nährten auf den Hochſchulen einen wilden Geiſt völliger Ungebundenheit und Roheit, ein landsknechtiſches Gebahren, und die wunderliche phantaſtiſche Soldatentracht ahmten nur zu gern die Studenten nach. Tumulte waren an der Tages- und Nachtordnung, und da der Geiſt des Zuſammenthuns und Zuſammenhaltens nach Nationalitäten und Landsmannſchaften immer lebendig blieb, und folglich dem obrigkeitlichen Bemühen, Ordnung und Ruhe zu erhalten und herzuſtellen, in Maſſe entgegengetreten wurde, ſo war die polizeiliche Macht nicht immer ſiegreich, oder wurde es doch nur immer erſt nach blutigen Kämpfen. Da hielt Alles feſt zuſammen, Schoriſten, Bachanten und Pennale, denn auch die Letztern, in der Ausſicht, ſelbſt Schoriſten zu werden, mußten zur akademiſchen Fahne halten und thaten es gern. Daher wurden die Beſtrebungen der Fürſten, dem Unweſen des Pennalismus zu ſteuern, nicht nur nicht anerkannt, ſondern mit allem Undank und aller zähen Widerſetzlichkeit aufgenommen. In der ganzen Periode vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs (1648) und weit darüber hinaus, alſo über ein halbes Jahrhundert lang, bietet das deutſche Studententhum uns wenig erfreuende Bilder, während von den Fürſten mit treuem Sinn gar Vieles gethan wurde, die Univerſitäten zu heben, armen Studirenden ihr Studium zu erleichtern und die Sitten zu verbeſſern. Jena z. B. erhielt bereits 1569 durch Herzog Wilhelm zu Sachſen verbeſſerte Statuten und ſechs neue Convictſtellen, wobei der Herzog ſelbſt eine ſchöne Rede hielt. Aehnliches geſchah 1591. Im Jahre 1573 wurde der Bibliothekfonds daſelbſt erhöht und 50 Stipendien feſtgeſetzt.

Im Jahre 1627 wurde ein bedeutendes Capital der Sachſenherzoge Johann Kaſimir und Johann Ernſt zur Gründung eines Penſionsfonds von Profeſſorenwitwen und Waiſen angewieſen, 1629 der botaniſche Garten angelegt; ein Student erhielt über denſelben die Aufſicht und dafür einen Freitiſch. 1640 ſchenkte Herzog Wilhelm den fürſtlichen Kellereigarten der Univerſität zur Anlage noch eines Medicingartens. Vielfache Schutzbriefe wurden im Dreißigjährigen Kriege Jena zu Theil, hinderten aber doch nicht eine furchtbare Plünderung durch die Kaiſerlichen im Jahre 1637. Wittenberg mit ſeinen Profeſſoren und Dörfern erhielt von Axel Lillie einen Schutzbrief, der in Leipzig ausgeſtellt ward am 17. April 1645. Pfalzgraf Karl Guſtav bei Rhein, ſpäter König von Schweden, wünſchte 1649, daß ſein Hofprediger zu Jena „wegen des guten Rufes dieſer Hochſchule“ Licentiat würde und den Doctorgrad erhielte. Sehr feierlich ward die Rectoratertheilung an den Prinzen Bernhard zu Sachſen-Weimar von der Univerſität begangen, als dieſer mit ſeinem Bruder Friedrich 1654 als Student nach Jena ging. Einhundert Studenten, Alle zu Pferde, geführt von zwei Commilitonen, Otto Wilhelm Graf von Königsmark und Hans Baſtian von Zehm, empfingen die Prinzen und geleiteten ſie zur Stadt. Der junge Rector antwortete den glückwünſchenden Profeſſoren mit einer lateiniſchen Rede. Von da an blieb es Sitte, das Rectorat Jenas ſtets an die Landesfürſten zu übertragen.

Zwiſchen dieſe Lichtſeiten fielen tiefe Schatten. Im Jahre 1615 drangſalten und ängſtigten vier Scheriſten Jenas einen Pennal dermaßen, daß er in ſeiner Noth aus dem Fenſter ſprang und an den Folgen des Sturzes elend ſtarb; 1641 waren Paukereien und Balgereien ſo ſehr im Schwang, daß alle Chirurgen und Barbiere bei Verluſt ihres Bürgerrechts und Gewerbes befehligt wurden, die verwundeten Studenten zur Anzeige zu bringen. Ueber ein am ſchwarzen Bret angeſchlagenes Pasquill gegen einige Studenten entſtand ein ſo heftiger Tumult, daß die Studioſen das herzogliche Schloß, in welches ein Betheiligter ſich geflüchtet, erſtürmten, ſodaß der Herzog Wilhelm ſelbſt mit Reiterei von Weimar nach Jena rückte, dieſen Tumult zu ſtillen. Die Folge waren geſchärfte Poenalmandate gegen die ſtudentiſchen Frevel und Unſitten, Gefängniß- und Relegationsſtrafen.

Das Poenalverfahren lag mit dem Pennalweſen in beſtändigem Kampfe, und gegen die Schimpfreden, die Narrentracht, die Schmäuſe u. dgl. erſchienen ſcharfe Verordnungen, nur allein für Jena, 1613, 1616, 1623, 1630, 1638, 1652 fg.

In Leipzig, wo die beiden Herzoge Johann Kaſimir und Johann Ernſt ebenfalls, und zwar der Erſte im 14., der Zweite im 12. Jahre 1578 ſtudirten, ging es nicht anders und nicht beſſer. Es mochte dort recht ſehr bemooſte Häupter geben; die Stadtchronik führt mindeſtens eines derſelben auf, das, als es im Jahre 1658 das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchte, gerade *einhundert* Jahre alt geworden war, ein Urtypus dortigen akademiſchen Bürgerthums. Dieſer alte Burſche hieß *Heinrich Oel*.

In Wittenberg, wo bereits 1546 wegen der Wohnungen, der überflüſſigen Quaſerei, der Schulden, des Nachtzechens, des Deponirens, der Tracht und der Häuſerſperre zur Nachtzeit ernſtliche Verordnungen erſchienen waren, wurde Herzog Auguſt, Sohn Kurfürſt Chriſtian's I., Student und Rector Magnificentiſſimus. Dort ward, wie in Leipzig, 1661 noch einmal Hand angelegt, das ruchloſe und höchſt ärgerliche Pennalweſen gänzlich abzuſchaffen. Alle und jede auf beiden Univerſitäten anweſenden Pennale ſollten ihren bis dahin getragenen liederlichen Habit unverzüglich ablegen, wie auch die neuankommenden Studioſi ſich alſobald ehrbar kleiden. Aber wie die Juden den mittelalterlichen Druck in früherer Zeit gewohnt worden waren, ſo wollten die Pennale von ihrem Druck, ihren Unſitten und ihrer Narrentracht keineswegs laſſen, und zu Leipzig gelobten ihrer 200, feſt dabei zu halten, tumultuirten und warfen dem Rector die Fenſter ein; in Wittenberg wurde zu gleicher Widerſetzlichkeit durch einen Studenten am ſchwarzen Bret aufgefordert.

Doch nicht allein die drei ſächſiſchen Hochſchulen waren es, deren Ausartungen durch die Fürſtenmacht zu ſteuern geſucht wurde, auch andere erließen ſtrenge Edicte gegen den Pennalismus und ſonſtige Ungehörigkeiten, ſo Frankfurt a. d. O. 1616, 1633, 1636, Roſtock 1619 und 1637, woſelbſt die Wohnung und Koſt bei Profeſſoren zu nehmen unterſagt wurde. Dieſes Wohnunggeben der Profeſſoren, das ſchon im Mittelalter aufgekommen war, hatte entſchiedene Mißbräuche im Gefolge. Die bei den Profeſſoren wohnenden Studenten dünkten ſich etwas Höheres und Beſſeres zu ſein, als jene bei ſchlichten Bürgern wohnenden, natürlich weil ſie Geld hatten, theurere Wohnungen zu bezahlen und Privatiſſima zu honoriren.

Im Jahre 1639 verbanden ſich Wittenberg, Frankfurt a. d. O., Straßburg, Tübingen, Marburg und drei andere Hochſchulen gemeinſchaftlich zu Bekämpfung des Pennalismus und zu ſtrengen allgemeinen Maßregeln, allein mit nur geringem Erfolg; ja ſelbſt der Umſtand, daß der Pennalismus einer „Kriegsplage" gleich geachtet und ſeine Abſchaffung auf einem Reichstage berathen wurde, welcher neue Edicte gegen denſelben zu Gießen, Jena, Wittenberg, Leipzig, Würzburg, Frankfurt, Roſtock, Rinteln u. ſ. w. hervorrief, vermochte nicht, dieſe vielköpfige Hydra völlig zu tödten, noch weniger den wilden anarchiſchen Geiſt, der auch außerdem ſich auf den Univerſitäten ſeßhaft gemacht hatte, zu bannen, denn dieſer lag nun einmal in der unruhvollen, wehevollen, kriegeriſch bewegten Zeit. Die Heerhaufen zügelloſer Landsknechte ſahen ebenſo ihre Scharen durch Studenten vermehrt, wie aus ihnen wieder Studenten wurden, und das Vaganten-, Storger-, Landfahrer- und Landſtörzerweſen ſpiegelte ſich im Studentenleben treu und nur allzu natürlich ab. Aus Philander von Sittewald's (Moſcheroſch's) „Geſichten" und Fiſchart's „Geſchichtklitterung" ſpricht der Geiſt jener Zeit lebendig genug, der auch in die Literatur ſich drängte. Man druckte damals dermaßen ungewaſchenes Zeug, daß davor heute bei der vollkommenſten Preßfreiheit jede Druckerpreſſe roth werden würde. Wer an ſolcher Leſerei Luſt hat, der durchſtudire nur das Buch „Luſtige Geſellſchaft" (neu aufgelegt) von Johann Peter Memel. Da findet er in Reim und Proſa allerlei „Luſtiges" von Pennalen und Studenten. Selbſt zum Studentenroman ward Anlauf genommen. In dem Buche: „Lauf der

Welt und Spiel des Glücks" von Hieronymus Dürr (Hamburg 1668), ſchildert der Held ſein Pennaljahr und Studia wie folgt:

„Nachdem ich meine Jünglingsjahre erreichet und nun geſonnen war, wiewohl mit noch nicht recht pflücken Federn, höher zu fliegen, abſonderlich den verhaßten Schulzwang mit der academiſchen Freiheit, womit ich ſchon lange ſchwanger gegangen, einmal zu vertauſchen, erhielt ich — doch wider meiner Lehrer Rath, durch vielfältiges Anhalten meiner Mutter, daß mein Vater mich annoch bart- und federlos dahin ſandte. Ich reiſte fort, langte an und grüßte ſobald bei meiner Ankunft die Pindiſchen Schwellen mit einem gewöhnlichen Pennalſchmauſe, wurde auch mit üblichem Willkomm, damit man der Zeit die neuen Ankömmlinge zu beſchenken pflegte (Ohrfeigen und Naſenſtüber meine ich), von denen alten Pennälen, vornehmlich meinen Landsleuten, gar höflich empfangen. Gedachte meine Landsleute, weil ſie gut Geld bei mir wußten, unterließen nicht, mich zum öftern zu beſuchen (beſchmauſen nennens die Pennäle), wodurch ſie denn meinen Beutel in kurzer Zeit ſeines Eingeweides ziemlich entledigten und um einen guten Theil Ducaten leichter machten. Ich verbracht ſolch Probjahr nach gewöhnlicher Pennalweiſe, ohne Gott, ohne Gewiſſen, ohne Gebet, ohne einzige Uebung der Gottſeligkeit in lauter wüſtem, heidniſchem Faſtnachtleben. (Zwar was ſag' ich heidniſch? wo iſt bei Heiden ein ſolch verteufelt Leben jemals geführt worden?) Freſſen, ſaufen, gaſſaten gehen, ſich mit den Steinen balgen, Fenſter einwerfen, Häuſer ſtürmen, ehrliche Leute durchhecheln, neue Ankömmlinge vexiren, beſchmauſen und recht räuberiſcher Weiſe ihrer armer Eltern Schweis und Blut helfen durch die Gurgel jagen, das war meine tägliche Arbeit; um das Studiren bekümmerte ich mich nicht, ich hatte genug mit andern Poſſen zu thun. Daneben aber wurde des Buhlens keineswegs vergeſſen, denn weil die Pennäle unverſchämt waren und keine großen Complementen gebrauchten, ſondern fein gleich zu gingen, waren ſie bei denen leichtfertigen Weibsperſonen deſto angenehmer und hatten viel freiern Zutritt und Paß bei ihnen, als andere."

Hier werden zwei abſchreckende Unglücksgeſchichten, Folgen ſolchen Lebens, mitgetheilt, dann ergeht der Verfaſſer ſich in erbaulichen Betrachtungen, worauf er fortfährt:

„Wie ich auf ſolche Weiſe ein Pennaljahr mit ſchlechtem Nutzen und geringer Gottesfurcht überſtanden und nun in meinen neuen Studentenſtand getreten war, fing ich ſolchen alsbald gar prächtig an, kleidete mich Fürſten gleich und ſpielte ſonſt in allen Dingen gar weidlich des reichen Mannes, alſo daß ich, ehe ein Jahr verging, über Dreitauſend Reichsthaler durchbrachte, außer was ich im Weinkeller, Seidenkram und andern Orten noch ſchuldig war geblieben. Inzwiſchen kriegt ich Begierde, nicht immer an einem Ort ſtill zu liegen, ſondern mich weiter zu verſuchen, verließ deswegen Oberdeutſchland und reiſte den Rheinſtrom abwärts nach Leiden zu. Sobald ich hier angelangt, fing ich mein luſtiges Leben wieder an, machte mit den vornehmſten Studenten Kundſchaft und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.“

Nun folgt, wie der Held von einer Courtiſane ins Netz gelockt, wie er arm und verhöhnt wird, und dann wird der Zuſtand Deutſchlands im Dreißigjährigen Kriege mit einfach klaren treffenden Zügen geſchildert.

„Deutſchland brannte in vollen Kriegsflammen, und die Gluth nahm mehr und mehr überhand, alſo daß auch die Funken in die benachbarten Königreiche hinüber ſtoben und ſelbige faſt in gleichmäßiges Verderben zu bringen ſchienen. Man hörte nichts als von Schlachten und Blutvergießen, als von Erober- und Einäſcherungen der herrlichſten Städte, nichts als Heulen und Wehklagen der verlaßnen Wittwen oder vaterberaubten Waiſen, oder troſtloſen Eltern, deren zum Troſt ihres Alters erzogene Kinder in ihrer Jahre Blüte vom Würgeſchwert gefreſſen waren.“

So weit Hieronymus Dürr in ſeiner „Geſchichte Jochander's“. Mit ſo mancher Unſitte, die jene Zeit aus ihrem unheilſchwangern Schooße unſerm Vaterlande gebar, kam auch die leidige Sprachmengerei zur Welt, und die Fremdworte, mit denen unſer ehrliches Deutſch verunziert wurde, mehrten ſich wie Blattläuſe an einem Roſenſtrauch. Das Kriegsvolk ſchleppte ſie zum Theil ein, und die Gelehrten nahmen die wälſchen Baſtarde willig auf; gerade auf den deutſchen Univerſitäten fanden ſie, als an den Sitzen der Gelahrtheit, die meiſten Gönner und Freunde. Mit Pracht und Tracht kam fremde Sitte, fremde Artigkeit, fremde Sprache aus Frankreich und Italien. So entſchuldigt ſich noch ſehr naiv der eben angeführte Verfaſſer, daß er ſich des Ausdrucks Complemente bediene, mit den Worten: „Ich muß mich dieſes Worts immer gebrauchen; denn weil das Werk an ſich ſelber nicht altdeutſch und unſern treugeſinnten Vorfahren unbekannt geweſen, kann ich auch kein deutſch Wort finden, ſolches zu beſchreiben.“

Zwar ſträubte ſich der deutſche Genius unter Einſichtvollen und kämpfte in Spottgedichten, Spottbildern und Büchern gegen das hereinbrechende Verderben, und die Alamode-Narren, deren auf den Hochſchulen, unter den jungen Adeligen zumal, es nicht wenige gab, wurden vielfach an den Pranger der Lächerlichkeit geſtellt; doch es half dies Alles ſo wenig, wie die fürſtlichen Strafedicte gegen den Pennalismus. Wie jedes Einzeldaſein, ſo muß auch jedes Geſchlecht, jede Zeit ſich ausleben, da hilft gewaltſames Eingreifen und Gegenanſtreben gar wenig.

Der ſtudentiſche Junker wollte kein Edelmann mehr ſein, ſondern ein Cavalier, der bürgerlich Geborene kein Herr oder Ern, ſondern ein Monſieur, ſpottweiſe auch Munſor und Muſſir geheißen.

Zwei verwandte Spottbildblätter mit Reimzeilen geißelten 1628 dieſes Unweſen ſehr derb; die Bilder zeigten die ſtudentiſch-ſoldatiſche Tracht mit befederten Schlapphüten (die Muſter für 1848), Spitzbärten, langem Haar, weiten ausgelegten Halskragen, leichten Aermelmänteln, geſchlitzten Wämſern, Pluderhoſen, Spornſtiefeln oder Schuhen mit Roſetten und gewaltigen Stoßdegen oder Hiebern.

Der Text iſt im Stile Moſcheroſch's überſchrieben: „Kartell ſtutzeriſchen Aufzugs der durchſichtigen, hochgefiederten, wohlgeſpornten und geſtiefelten, auch langſchwarzhärigen, wohlverneſtelten, langlapphöſiſchen, milztägiſchen, federfußigen, wohlſtaffirten, weltbekannten Cavalieren, A la modo Monsiers. Samt deren hochgeputzten, hochvorgepufften, wohlangeſtrichenen Büchsleinblaſern, wie auch unten, mitten und oben zerhackten, zerſpaltenen und geputzten Corteſi, Concubin, Mätraſſin, des wälſch-franzöſiſchen, jetztmals teutſchen Aufzugs genannt."

Das war die Zeit, in welcher ſich auch die deutſche Anrede aus der in den meiſten abendländiſchen Sprachen üblichen Form des Ihrzens in das unſchöne Erzen verlor, in die dritte Singularperſon aus der zweiten des Plural, die ſo widrig klingt und heute noch nicht ganz verſchwunden iſt aus der Umgangsſprache des Volks.

Während die reichen Studenten prunkten und prangten, voll Hoffart und Uebermuth einherſtolzirten und das Geld verpraßten, erging es in jener unheilvollen Zeit armen Studenten gar übel. Die Stipendien waren der Mehrzahl nach gering, und Geſuche um ſolche, meiſt in lateiniſcher Sprache, aber auch in griechiſcher, ſelbſt hebräiſcher, in Proſa und in Verſen, gingen bei Gönnern, Fürſten und Regierungen ſtoßweiſe ein.

Ein ſolcher armer Student zog 1620 nach Jena, mit einem Stipendium auf zwei Jahre, welches 60 Gulden betrug. Darüber ſchreibt er: „Dieweil aber eben die Kipperzeit in ſolche Jahre mit einfiel, konnte man für das beſte Geld nichts ſchaffen, denn 30 Fl. waren in guter Münze kaum 5 Fl. Zu Jena galt 1621 1 Pfund hausbacken Brod 1 Gr., auch 15 Pf., 1 Maas Bier 1 Gr., 1 Maas Jenenſer Wein 4 Gr., 1 Paar Schuh 3, auch 5 Fl., ein Paar Stiefeln 10 Fl. Wunderbar nährte mich Gott der Herr zu Jena, denn meine 30 Fl. Stipendium hätten nicht 3 Monat gekleckt; ich bekam eine ſtattliche Famulatur bei 2 Hallensibus. Davon hatte ich wöchentlich 3 Gr. und durfte alle Tage vor 4 Pf. Semmeln auf ihr Kerbholz ſchneiden laſſen, denn ſie hielten bei dem Bäcken ein Kerbholz. Der Eine, M. Mengering, hielt Collegia, deren ich auch genoſſe, und ich brachte die Landsleute faſt alle in ſeine Collegia."

Ein anderer armer Student, der 1625 die Univerſität Straßburg bezog, mußte „bei damaligen theuern Zeiten ſein Brot mit informiren („kalmeuſen" pflegte man's zu nennen) verdienen. Wie er denn mehrmals in einer Woche 18 Batzen nur für trockenes Brot hat ausgeben müſſen."

Am meiſten verſchont von den Wehen des Dreißigjährigen Kriegs blieb Königsberg. Ein Student berichtete in ſeinem Lebenslauf darüber: „Mein Herr Hofres zu Helmſtädt perſuadirte mich, die Univerſität Königsberg in Preuſſen zu erwählen, allwo alle arme Purſche vor dem deutſchen Kriegsſturm geſichert, wohl aufgenommen, und verſorget würden. Derowegen reiſete ich nach Braunſchweig, ließ mir ein Stammbuch binden und meldete mich beim daſigen Coadjutor, Herrn Dr. Wellern, an, wie daß ich ein armer Schwart ſei ꝛc. Gab mir Eſſen und Trinken, benebſt einer Verehrung wegen des Stammbuchs, da ich gebeten, als der erſte ſich in dieſes zu inſcribiren, und wünſchte mir zur Reiſe und meinen Studia's Gottes Segen. Am 21. Mai (1612) kam ich zu Königsberg an, da ich noch einen Dreier zu verzehren hatte. Mein Reiſebündel aufzulöſen, verkaufte ich ein Hemd, und behielt davon 2 Gr. übrig, davon lebte ich auf Gottes Berath, bis ich ein freies Hoſpitium, darum ſich die Herren Landsleute ſehr bemühten, bei einem Schuſter erhielt, da ich täglich 5 Stunden informiren und allzeit 1 Stunde weit nach denen Collegiis gehen mußte. Der gehoffte freie Unterhalt in Preußen war aber ſehr ſchlecht, die Armuth druckte den neuen Academicum gar hart, doch half ihm Gott das Penaljahr überſtehen.“

Wie viel geben ſolche ſchlichte urſprüngliche Nachrichten von akademiſchen Zeitgenoſſen zu denken! Mit wie mancher Thräne mag mancher arme fleißige Student ſein trockenes Brot benetzt haben, während die Reichen ſchwelgten und Geld und Geſundheit vergeudeten!

Im Bezug auf den Geiſt der Lehre, wie ſie an den verſchiedenen Hochſchulen ſich kund gab, iſt manche Wahrnehmung von zeitgeſchichtlichem Intereſſe. Die Wiſſenſchaft wurde zwar treulich auf den deutſchen Hochſchulen fortgepflegt, trotz aller Ungunſt der Zeit, trotz allen Drucks, den Noth und Kriegsgetümmel hervorriefen, aber im Ganzen doch ſehr trocken und lange nicht ſo friſch und frei wie kurz vor der Reformation durch die Humaniſten.

Die katholiſchen Hochſchulen hielten, ſoviel als ihnen möglich war, die Neuerungen fern, wie oben aus einem Studentenbriefe ſchon angedeutet wurde; ſie bildeten, faſt auf allen Jeſuiten als Lehrer an der Spitze ihrer Collegien, eine feſte Phalanx und entſchiedene Reaction gegen die ſocialdemokratiſche Geſtaltung, welche das Studienweſen auf den proteſtantiſchen Hochſchulen angenommen hatte. Die Starrheit des damaligen Proteſtantismus war manchem Weiterſchritt in Künſten und Wiſſenſchaften weit mehr nachtheilig als förderlich; ſie und die Philologie nutzte weit minder den Honig im Geiſt der alten Claſſiker, als das Wachs in der Sprache, die Grammatik. Die Jurisprudenz brachte erſtaunlich viele Folianten zur Welt und verbrannte erſtaunlich viele Hexen, doch gab in dieſer Epoche Hugo Grotius dem Völkerrecht eine neue ſittliche Grundlage. Die Medicin mit den verwandten Naturwiſſenſchaften bewegte ſich am freieſten, und ihre Jünger zogen auch am längſten von Hochſchule zu Hochſchule.

Auf Univerſitäten, welche katholiſch und proteſtantiſch zugleich waren wie z. B. Erfurt, übte die kaiſerliche Gewalt nach Ende des Dreißigjährigen Kriegs gar manchen Druck, hob Statuten auf und ſchränkte frühere Rechte der proteſtantiſchen Rectoren und Profeſſoren ein. Während des Kriegs wurde zu Erfurt eine That verübt, die, ſo wenig es in jener traurigen Zeit an blutigen und gräuelvollen Thaten fehlte, doch nicht geringes Aufſehen erregte und — ſeltſamerweiſe — manche Aehnlichkeit mit dem Sand'ſchen Meuchelmord an Kotzebue darbietet, nur daß der Mörder ſein auserſehenes Opfer verfehlte.

Ueber Thüringen lag ſchwerer Druck des Kriegs. In und um Saalfeld lagerten die Kaiſerlichen, in Erfurt und der Umgegend die Schweden, dieſe feindlichen Freunde, die das Land nicht minder gierig und grimmig plagten und ausſaugten, wie die Kaiſerlichen. Banner, der Schwedenfeldherr, hatte ſein Hauptquartier zu Erfurt und machte ſich durch die Härte und den Druck, welcher verübt wurde, in ganz Thüringen einen verhaßten und gefürchteten Namen.

Da faßte ein Student zu Jena den kühnen und verwegenen Entſchluß, ein ſtrafendes Werkzeug in der Hand Gottes zu werden. Er machte ſich auf und ging zu Fuße nach Erfurt, ohne ſich und ſein Vorhaben Jemand mitzutheilen. In Erfurt kaufte er ſich einen neuen Degen und begab ſich nach dem Quartier des ſchwediſchen Generalcommandanten, wo er deſſen Dienerſchaft nach ihrem Herrn fragte. Er habe ihm etwas Wichtiges vorzutragen, was er ihm nur ſelbſt mittheilen könne. Da ihm zur Antwort wurde, daß der Herr Generalcommandant eben nicht zu Hauſe ſei, begab ſich der Student hinweg und nach der Cyriaksburg zu, wo er ſeinen Mann zu treffen hoffte. Da kam ihm ein Kriegsmann entgegen, und wahrſcheinlich erhielt er von Jemand, den er fragte, ob dieſer der Commandant ſei, eine bejahende Antwort, denn er trat Jenem näher, zog ſeinen Degen und ſtieß den Unglücklichen, der ſich keines Angriffs verſah, durch und durch. Es war der Vicecommandant, nicht der Generalcommandant Banner, der einer düſtern und fanatiſchen Eingebung zum Opfer fiel. Einen Hauptmann, der dem Fallenden zu Hülfe eilte, traf gleiches Loos. Es entſtand Lärm, vieles Volk lief zuſammen, die Wache griff zu den Waffen, man umdrängte nun angreifend den Mörder; dieſer wehrte ſich verzweifelt und ſtieß noch einen dritten Soldaten nieder. Endlich wurde er überwältigt und auf die Burg geſchleppt. Die peinliche Frage, die mit allen Martern an dem Thäter vollzogen wurde, richtete ſich zuerſt auf Beweggründe und Mitverſchworene, allein der Student leugnete ſtandhaft alle und jede Mitwiſſenſchaft Anderer an ſeiner That ab, und ſagte aus, er habe es „auf Gottes Befehl“ gethan, damit ein Beiſpiel des höchſten Zornes gegeben ſei über den ſchändlichen Verrath an Deutſchland durch der Führer und Soldaten unerträgliche Bedrückung, Bosheit und Frechheit.

Das Urtheil lautete jener Zeit gemäß; die einfache Todesſtrafe erſchien nicht als geeignete Sühne. Der Meuchelmörder wurde mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt. Er überſtand die erſtgenannte furchtbare Strafe ſtandhaft, blieb unveränderlich, ſang „und ließ ſich nicht einmal in ſeinem Singen ſtören“.

Die erfurter Studenten wagten keinen Verſuch, den armen Sünder zu befreien, wie ſie im Jahre 1510 gethan, als ein Student wegen eines zu Griffſtädt geſtohlenen Kelches gerädert werden ſollte. Dieſer balgte ſich mit dem Scharfrichter auf dem Rabenſtein herum, fiel mit ihm vom Gemäuer herunter, und als der Henker ihn endlich überwältigt und ihm die Hände mit ſeinem Geldgürtel, weil ihm Stricke nicht zur Hand waren, an die Leiter gebunden hatte und hinaufſtieg, Stricke zu holen, da führten die Studenten den Kameraden ſammt der Leiter hinweg, und ſammt des Henkers Gürtel, darin die drei Gulden waren, die für des Studenten Radebrechen ein hochweiſer Stadtrath ihm pränumerirt hatte — unter großem Heiſa und Halloh und des Volks unbändigem Gelächter. Ein echt mittelalterliches Studentenſtücklein!

Vielleicht hätten die erfurter Studenten etwas für den Jenenſer gethan, wäre er ein Landsmann geweſen, denn das Nationalitäts- und landsmannſchaftliche Weſen ſtand noch in voller Blüte, und wie vergebens alles und jedes Anſtreben gegen daſſelbe von Seiten der Staatsgewalt von je an geweſen, zeigt das deutſche Studententhum auf jedem Blatt ſeiner Geſchichte.

Selbſt aus dem kleinen oben mitgetheilten Zuge von dem Studenten aus Franken, der nach Königsberg kam, blickt es hervor, er fand fünf Frankonen dort, die ihm halfen. Und ebenſo brachte dort in Jena der dankbare Famulus faſt alle Landsleute in M. Mengering's Collegium.

In Jena blühten vier Nationen oder Landsmannſchaften und halfen dort zumeiſt den ſtudentiſchen Geiſt aufrecht erhalten, der ſich auch, nachdem der Dreißigjährige Krieg ausgewüthet hatte, noch lange nicht zügeln ließ, und die wilden Exceſſe bis zur Lieferung förmlicher Schlachten ſteigerte. Als im Jahre 1660 wegen böſer Streiche drei Studenten vom Adel im Carcer ſaßen, trat die ganze Studentenſchaft zu deren gewaltſamer Befreiung unter Waffen und erregte einen grauenhaften Tumult, den niederzuhalten die geringe Mannſchaft der Bürgerwache viel zu ohnmächtig war. Vergebens waren Ermahnungen und Drohungen, der Lärm dauerte Tag und Nacht fort und die Einwohner wurden auf das äußerſte geängſtigt. Da kam Befehl Herzog Wilhelm's von Weimar herüber, der den ganzen Bürgerausſchuß gegen die Tumultuanten aufbot. Dieſer trat unter Gewehr, ſuchte jedoch zu ſchonen, ſolange es möglich, allein der Dank war Hohn und Beſchimpfung, endlich thätlicher Angriff und Verſuch, die Bürger mit Gewalt zu entwaffnen. Da wurde Feuer gegeben und ein Haufe Studenten niedergeſtreckt, von denen vier ihre Theilnahme am Tumult, der in völligen Aufruhr ausartete, mit dem Leben bezahlten, andere wurden ſchwerer und leichter verwundet. Nun tobten aber Wuth und Rache noch grauſenhafter, und die Bürgerſchaft mußte hören, wie die Studenten ſchwuren, ihr ganzes Neſt an allen Ecken anzuzünden. Indeß nahte, bevor es zum Aeußerſten kam, ſchnelle Hülfe. Der Herzog hatte die Ritterſchaft und den Landſturm des ganzen Landes aufbieten laſſen gegen die rebelliſche Studentenſchaft, und es folgte, was ſtets folgt: Unterwerfung, Verhaftung, Unterſuchung, Strafe. Achtzehn Rädelsführer wurden nach Weimar in das Gefängniß geführt. Es waren faſt ſämmtlich Ausländer, dem einzigen Inländer wurde wegen der Verdienſte ſeines Vaters um das fürſtliche Haus die Strafe erlaſſen, unter der ſeltſamen Bedingung, daß der Vater dafür den Sohn deſto länger auf der Univerſität laſſen ſolle.

Alle Studenten, welche nicht relegirt wurden, mußten dem Rector von neuem angeloben und allen heimlichen Anſchlägen gegen Stadt und Hochſchule mittels Handſchlags an Eidesſtatt feierlich entſagen.

Nicht ohne Grund erblickten die Machthaber im Pennalismus und den Landsmannſchaften die Urſache vielfacher Störungen der Ruhe und Ordnung daher einigten ſich im darauf folgenden Jahre alle Herzoge zu Sachſen Erneſtiniſcher Linie dahin, abermals ein ſcharfes Edict durch den Rector und die Geſammtheit der Profeſſoren ausgehen zu laſſen, welches „den verfluchten Pennalismus, als eine leibhafte Brut und Geſchmeiße des leidigen Teufels, gänzlich tilgen und mit Stumpf und Stiel ausrotten“ ſollte. Das half und half auch nicht. Wenige Jahre darauf entſtand wieder ein Tumult, in welchem ein Student todtgeſtochen wurde. Nicht lange danach fiel ein adeliger Student im Duell, welches in des Honorarprofeſſors M. Zaiſold's Wohnung am hellen Tage vorgenommen wurde. Faſt gleichzeitig erſchien ein kurfürſtlich ſächſiſches Mandat wegen des höchſtverbotenen Raufens, Balgens, Schlagens und Duellirens. Wieder einige Zeit nachher wurde ein Student Abends in der Saalgaſſe von einem andern mitten durchs Herz geſtochen, und im Jahre 1669 ermordeten zwei berauſcht von Burga kommende Studenten einen Bürger und Kärrner.

Mittlerweile war Jena eine Herzog-Reſidenz geworden, indem Herzog Bernhard zu Sachſen, Sohn Herzog Wilhelm's, der in der Theilung mit ſeinen Brüdern Jena zu ſeinem Antheil erhalten hatte, dauernden Aufenthalt dort nahm und einen Hofhalt gründete. Der neue Regent ließ es gleich im Beginn ſeiner Regierung ſich angelegen ſein, Verbeſſerungen einzuführen, und hob 1675 die Nationalitäten auf, indem derſelbe „wider die von einer Anzahl Studenten unter ſich, zu vermeinter Cognoſcirung oder Beſtrafung der andern geringen Verbrechen ohne Bemühung des Senatus academici aufgerichtete vier unterſchiedene Nationes und denominirte gewiſſe Seniores, auch zugleich angeordnete National-Fiscos, ein ſcharfes Mandat fertigen, in Druck ergehen, auch in der Kirche von der Kanzel ableſen ließ“.

Dennoch übten die Studirenden im Verband der Nationen eine Art Gerichtsbarkeit unter ſich aus, ſchlichteten womöglich ſelbſt ihre Händel, überwachten die Duelle und hielten ihre Fiscale.

Rector und akademiſcher Senat mußten die Studenten mit allem Ernſt ermahnen, von ihrem unbeſonnenen Beginnen abzuſtehen, „auch die zur Unterſcheidung der vier vermeinten Nationen und gleichſam zum Beweiß allbereit angebundene Livreen in continenti wiederum abzuſchaffen wie nicht weniger die verfertigten Matrikelbücher dem Rector ohne Verzug einzuhändigen“.

Alſo ſchon damals bereits nationale, landsmannſchaftliche Abzeichen, Farben, Bänder u. dgl., denn hier hat das Wort Livree nicht die Bedeutung eines Hof- oder Leibdienerkleides, ſondern die ältere: der Leibfarbe, welche angebunden wurde, um die Landsmannſchaft offenkenntlich zu machen.

Wie aus den Landsmannſchaften die Orden entſtanden, wie das deutſchakademiſche Leben ſich weiter entwickelte, die Schoriſten und Bachanten in Renommiſten ſich umwandelten, den Namen, aber nicht die Sache ändernd, muß einem folgenden Artikel vorbehalten bleiben.

L. Bechſtein.

Deutsch-dänische Wechselwirkungen.

Zweiter Artikel.

(1815 — 1848.)

In unſerm erſten Artikel (Seite 72—99) haben wir die allgemeinen Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Dänemark bis auf den europäiſchen Frieden von 1815 fortgeführt, müſſen aber nun wegen der beſondern Beziehungen zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern wieder auf den Einverleibungsverſuch von 1806 zurückgreifen. Wir werden die Geſchichte der däniſch-deutſchen Wechſelbeziehungen nur bis zum 20. Januar 1848 herabführen, bis zum Tode Chriſtian's VIII.; was ſeitdem geſchehen, läßt noch keine abgeſchloſſene Darſtellung zu, während die Einzelheiten dieſer Zeit, beſonders der Kriegsgeſchichte, in zahlreichen Schriften berichtet ſind.*) Doch werden wir in unſerer ganzen Darſtellung Rückſicht nehmen auf die ſpätern Ereigniſſe und beſonders in Bezug auf die wahnſinnigen Verſuche der däniſchen Gewalthaber in Schleswig, die deutſche Nationalität und Sprache auszurotten, die Aeußerungen hervorheben, welche Dänen ſelbſt über die höhere Bildung der Herzogthümer im Vergleich zu Dänemark gethan. Wir folgen dabei vorzugsweiſe dem trefflichen Werke von J. G. Droyſen und K. Samwer:**) „Die Herzogthümer Schleswig-

---

*) Von dieſer letztern werden wir ſpäter eine beſondere Schilderung folgen laſſen. D. Red.

**) Verf. der 1844 in Hamburg erſchienenen Schrift: „Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holſtein“, worin aufs entſchiedenſte das ausſchließliche Recht der männlichen Linie nachgewieſen iſt.

Holſtein und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geſchichte der däniſchen Politik ſeit dem Jahre 1806" (Hamburg, 1850).

Nicht neu iſt der Kunſtgriff einer Regierung, ein Volk auf die Bahn des nationalen Fanatismus zu treiben, um es von unbequemen Freiheitsgedanken abzuleiten. Wie bei uns die Regierungen den Rheinliedenthuſiasmus benutzten, um die gefährliche Aufregung des Jahres 1840 ohne die nöthigſten Reformen vorübergehen zu laſſen, ſo geſchah es zweimal in Dänemark. Einmal nach dem Sturze Struenſee's, wo die eigenſüchtige Ariſtokratie, die ihn aufs Blutgerüſt gebracht, ihm „Verachtung und Zurückſetzung der däniſchen Sprache" als Verbrechen vorwarf und durch das kurzdauernde ultradäniſche Guldberg'ſche Miniſterium dem däniſchen Volke den Verluſt der unter Struenſee erlangten Freiheit weniger fühlbar zu machen ſuchte, indem es ſeiner Nationaleitelkeit ſchmeichelte und den Krieg gegen das deutſche Weſen begann, welches ſich am däniſchen Hofe in der höhern Verwaltung geltend machte. Zum zweiten Male geſchah daſſelbe, als man das politiſche Streben der in Folge der Julirevolution gewährten Provinzialſtände gegen die Herzogthümer leitete, wovon ſpäter ausführlich die Rede ſein wird.

Die Auflöſung des deutſchen Reichs am 6. Auguſt 1806 benutzte die däniſche Regierung, um Holſtein dem däniſchen Reiche einzuverleiben, womit, der geographiſchen und ſtaatsrechtlichen Verbindung zufolge, zugleich eine Incorporation Schleswigs, die man bisher nicht gewagt, verbunden geweſen wäre. Noch in den letzten Tagen des Auguſt befahl der Kronprinz Friedrich (VI.), der für ſeinen geiſtesſchwachen Vater, Chriſtian VII., die Regentſchaft führte, dem Staatsrath, „das Herzogthum Holſtein als unzertrennliches Pertinenz der däniſchen Krone mit derſelben zu verbinden." Aber der Herzog Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, älteſtes Mitglied des Staatsraths und Schwager des Kronprinzen, proteſtirte gegen dieſe Maßregel, und ſo wurde in dem Einverleibungspatent vom 6. September 1806 der bezeichnende Ausdruck unzertrennlich in das ſcheinbar nichtsſagende ungetrennt verwandelt. Ebenſo, wie der Herzog von Auguſtenburg, proteſtirten auch die in Schweden und Rußland herrſchenden Agnaten gegen jede Beeinträchtigung, die dadurch ihrem Erbfolgerecht erwachſen könnte. Dennoch hatten 1838 die däniſchen Staatsſophiſten die Frechheit, zu behaupten, daß das Patent vom 6. September 1806 Verfaſſung und Erbfolge geändert habe, daß der Herzog von Auguſtenburg, daß Rußland und Schweden damit zufrieden geweſen ſeien. In Folge des Patents wurde noch im Jahre 1806 eine Commiſſion niedergeſetzt, um ein däniſches Geſetzbuch für Schleswig und Holſtein auszuarbeiten auf Grundlage des Codex Chriſtian's V., welcher ſofort für das Militär der Herzogthümer eingeführt wurde.

Seit dem Jahre 1807 wurden, „damit die Kenntniß der däniſchen Sprache mehr ausgebreitet werde", alle Geſetze und Erlaſſe zugleich in däniſcher Sprache bekannt gemacht und Beſtallungen ſeit 1809 nur däniſch verfaßt; 1811 wurde Kenntniß der däniſchen Sprache zur Bedingung der Bewerbung um Staats- und Kirchenämter gemacht, und, um indirect die Schleswig-Holſteiner von den Offizierſtellen auszuſchließen, wurde 1812 die deutſche Militärſchule zu Rendsburg aufgehoben und mit der däniſchen in Kopenhagen verbunden. Conſequent fortſchreitend, berührte das Syſtem 1816 auch die finanziellen Verhältniſſe. In dem Staatsvertrage von 1558 (vergl. S. 81) waren nach gemeinſamem Uebereinkommen die beiderſeitigen Leiſtungen an Geld und Mannſchaften für die Herzogthümer auf ein Drittel, für das Königreich auf zwei Drittel feſtgeſetzt. Dieſer Vertrag wurde 250 Jahre lang, davon 150 Jahre, nachdem Dänemark ſeine ſundiſchen Provinzen an Schweden verloren, beobachtet und erſt 1802 gebrochen, als den Herzogthümern verfaſſungswidrig, weil ohne ſtändiſche Bewilligung, eine außerordentliche Steuer auferlegt wurde, von der Schleswig-Holſtein vier Neuntel, Dänemark fünf Neuntel bezahlte. Nach dieſem Maßſtabe wurden von nun an alle gemeinſamen Steuern ausgeſchrieben und 1816 ebenſo einſeitig und willkürlich auch das Verhältniß der zu ſtellenden Truppen von 1 : 2 auf 13 : 19 abgeändert. Die Ausbeutung der Herzogthümer im däniſchen Intereſſe ging aber noch weiter. Im Jahre 1812 bemächtigte ſich die Regierung der ſchleswig-holſteiniſchen Bank und ließ dieſelbe, obgleich ein feierliches königliches Verſprechen für ſie verpfändet war, von Altona nach Rendsburg abführen. Es wurde das ganze Elend einer Papiergeldentwerthung über die Herzogthümer gebracht und ſchließlich noch im Jahre 1813 das bisherige, von dem däniſchen verſchiedene Münzſyſtem der Herzogthümer aufgehoben und die Rechnung nach dem däniſchen bei Vermeidung ſchwerer Strafen und Rechtsnachtheile geboten. Die Unmöglichkeit der Durchführung machte ſchon nach einem halben Jahre wenigſtens die theilweiſe Aufhebung dieſer Maßregel nothwendig. Am 5. Januar 1813 wurde auch eine „Reichsbank" gegründet, zu deren Ausſtattung die Herzogthümer 14,000,000, Dänemark 19,000,000 Thaler beiſteuern ſollten. Jeder Theil ſollte eine Abtheilung dieſer Bank haben. Zur Beitreibung dieſes Geldes erklärte die Regierung 6 % alles Grundbeſitzes für Eigenthum der Bank. Aber ſchon ſechs Monate ſpäter wurden den däniſchen Grundbeſitzern 12½ Millionen erlaſſen und aus der gemeinſamen Staatskaſſe eingezahlt, wovon auf Dänemark etwa ſieben, auf die Herzogthümer noch etwa fünf Millionen kamen. Im Ganzen hatten alſo die Herzogthümer 19, das Königreich 14 Millionen beigetragen. Auch die Einrichtung der ſchleswig-holſteiniſchen Abtheilung wurde nicht zur Ausführung gebracht. Im Jahre 1818 wurde aber aus der ſo überwiegend von den Herzogthümern begründeten Reichsbank eine däniſche Privatbank gemacht und die Actionäre in den Herzogthümern ihres Anrechts faſt ganz beraubt, ſodaß von den eingezahlten 19 Millionen der Herzogthümer 18 Dänemark zufielen und dieſes letztere noch dazu ſeinen ganzen Antheil von 14 Millionen behielt. Nach 1838 kam die Sache wieder zur Sprache. Vergebens forderte der ſpätere däniſche Miniſter Oerſted, daß man in einer ſo wichtigen Angelegenheit die Stände der Herzogthümer, wenigſtens die ſchleswig-holſteiniſche Kanzlei höre; eine nur aus Dänen beſtehende Commiſſion entſchied, auch das Actienrecht der gemeinſamen Staatskaſſe der nunmehr blos däniſchen Bank zu ſchenken, und Friedrich VI. beſtätigte dieſen Beſchluß. Wir wollen hier ſchweigen von den Leiden, welche der im däniſchen Intereſſe um Norwegens Beſitz geführte Krieg 1813 den Herzogthümern brachte. Sie allein waren der Schauplatz dieſes ihren Intereſſen und Sympathien widerſtrebenden Kriegs; ihre Schäden wurden amtlich auf acht Millionen Thaler geſchätzt; ſie mußten ſie allein tragen.

Bei der Neugeſtaltung der europäiſchen Staatenverhältniſſe 1814 und 1815 war Friedrich VI. für Holſtein und Lauenburg zum Deutſchen Bunde getreten. Gerade der Artikel der Deutſchen Bundesacte, welcher landſtändiſche Verfaſſungen vorſchrieb, führte Gefahren herbei, welche die Verbindung der Herzogthümer bedrohten. Die alte Landesverfaſſung Schleswig-Holſteins war nie aufgehoben; indeſſen war der Landtag ſeit 1712 nicht berufen; ſeine Berufung war noch im Jahre 1721, kurz nach der angeblichen Incorporation Schleswigs, verſprochen, ſpäter wiederholt in Anregung gebracht. Seitdem war aber auch dem Lande keine ordentliche Steuer auferlegt, ſodaß in der Nichtberufung des Landtags keine Rechtsverletzung lag. Im Jahre 1802 war trotz des Widerſpruchs der Kanzlei eine neue Steuer ausgeſchrieben. Der Kanzleipräſident Graf Cay Reventlow verließ den Staatsdienſt, die Ritterſchaft bereitete eine Klage bei den Reichsgerichten vor, als der Untergang des Reichs ſie unmöglich machte. Statt dieſe noch zu Recht beſtehende alte Verfaſſung ins Leben zu rufen, behauptete die däniſche Regierung dem Bunde gegenüber, die ſchleswigſche Verfaſſung ſei durch die Incorporation von 1721, die holſteiniſche durch das Patent von 1806 aufgehoben, und ſo erfuhren die Holſteiner aus den Bundesverhandlungen von 1823, daß ihre vertragsmäßig begründete Verfaſſung einſeitig aufgehoben, ihnen unbemerkt abhanden gekommen ſei. Vorher war die däniſche Regierung nie ſo offenherzig geweſen. Auf die Bitte der Deputation der Ritterſchaft, welche 1815 im Juli nach Kopenhagen kam, um bei Gelegenheit der Krönung die Beſtätigung der ſeit 1808 nicht mehr beſchworenen Landesprivilegien der Herzogthümer zu betreiben, hat man ausweichend geantwortet. Zur Bezeichnung der damaligen Stimmung muß angeführt werden, daß, als die Ritterſchaft, durch jene Zögerung und bekannt gewordene Privatäußerungen däniſcher Miniſter beunruhigt, am 22. Auguſt 1815 einen weitern Schritt thun wollte, dieſer darin beſtand, daß die ſchleswig-holſteiniſche Kanzlei bat, über die Verfaſſung, bevor ein unwiderruflicher Beſchluß gefaßt werde, eine Vorſtellung an den Regenten richten zu dürfen! Welcher Rechtsverletzungen und Mishandlungen hat es erſt bedurft, um von dieſer Bitte, bitten zu dürfen, das ganze Volk zum bewaffneten Widerſtande zu treiben! Auch auf jene Bitte kam ein abſchlägiger Beſcheid. Endlich am 17. Auguſt 1816 erfolgte die Beſtätigung der Landesrechte; aber ſchon am 19. wurde dieſelbe wieder durch die Bekanntmachung aufgehoben, daß der König beſchloſſen habe, dem Herzogthum Holſtein eine landſtändiſche Verfaſſung zu geben, und zu ihrer Ausarbeitung eine Commiſſion nach Kopenhagen berufe. Dagegen erhob ſich nicht nur die Ritterſchaft in einer von Dahlmann verfaßten Vorſtellung, ſondern auch faſt alle Gemeinden der Herzogthümer, doch die letztern mehr im flehenden Tone als mit der Sprache des guten Rechts. Vergebens; gegen die Berufungen auf den 17. Auguſt ſtützte die Regierung ſich auf den 19. Die finanzielle Noth des ausgeſogenen Landes gab dieſen Beſtrebungen noch ein praktiſches Intereſſe; das Steuerbewilligungsrecht des Landtags konnte allein gegen die für däniſche Zwecke willkürlich ausgeſchriebenen Steuern ſchützen. In Dänemark traten im Jahre 1816 bedeutende Ermäßigungen der verfaſſungsmäßig ausgeſchriebenen Steuern ein, in Schleswig-Holſtein wurden die verfaſſungswidrig auferlegten rückſichtslos, ſeit 1817 durch militäriſchen Zwang, eingetrieben.

Als die Ritterſchaft alle Mittel erſchöpft hatte und die Sprache der däniſchen Regierung immer drohender wurde, gab ſie 1819 ihre Schritte in Kopenhagen auf und wandte ſich an den Bundestag nach Frankfurt. Dieſer that, was ſeines Amtes war: er erklärte ſich am 12. December 1823 für incompetent.

Nun ging man in Kopenhagen an das früher begonnene Werk: die 1816 eingeſetzte Commiſſion war 1819 mit einer Verfaſſung fertig geworden, welche am 23. Juni die königliche Beſtätigung erhielt. Jetzt wurde ein neuer Ausſchuß ernannt, an der Spitze ein Däne, der Graf Otto Moltke, um das Monſtrum einzuführen, das abenteuerlichſte Ding, das vielleicht jemals mit dem Namen einer Verfaſſung belegt worden iſt. Die Verfaſſungscommiſſion hatte königliche Inſtructionen, „unabänderliche Normen“, nur im Einzelnen durchzuführen gehabt. Unter dieſen ſtand natürlich voran: die Trennung Holſteins von Schleswig. Sodann ſollte Holſtein berathende Stände erhalten, ohne Initiative auch nur der Anregung, dieſelben ſollten in drei Kammern zerfallen: der Ritterſchaft, der bürgerlichen und bäuerlichen Gutsbeſitzer, mit auf den Diſtrict beſchränktem Wahlrecht und gänzlicher Ausſchließung der Intelligenz, d. h. der Aerzte, Wundärzte, Advocaten, Univerſitätsprofeſſoren, Pfarrer und Schullehrer. Nie ſollten zwei Kammern zu gemeinſamer Berathung zuſammentreten können. Alle drei Jahre ſollten ſie auf ſechs Wochen berufen werden. Die Stimmung in den Herzogthümern äußerte ſich ſo ſtark gegen dieſen Entwurf, daß man es für bequemer hielt, ihn nicht einzuführen, ſondern ohne Stände weiter zu regieren.

Trotz dieſer mannichfachen Gründe zur Unzufriedenheit trat ſelbſt 1830, als die Schwingungen der Julirevolution ganz Europa durchbebten, in den Herzogthümern keine große Aufregung zu Tage. So wurde Uwe Lornſen, der nichts als das alte Recht der Herzogthümer in Anſpruch nahm, durch die Apathie ſeiner Landsleute, welche ſelbſt das loyale Mittel der Petitionen verſchmähten, „um die Regierung in ſo unruhiger Zeit nicht in Verlegenheit zu bringen“ (Beſchluß der Stadtbehörden von Kiel), zum politiſchen Märtyrer. Uwe Jens Lornſen, geboren den 18. November 1793 in dem Dorfe Keitum auf dem nordfrieſiſchen Eilande Sylt, ein Mann von geradem, männlichem Sinne, durchdringendem Verſtande und ſeltener Thatkraft, ſeit 1811 auf dem Seminar zu Tondern, ſeit 1816 auf der Hochſchule zu Kiel, ſeit 1817 zu Jena gebildet, begann 1821 ſeine Beamtenlaufbahn in der ſchleswig-holſteiniſchen Kanzlei zu Kopenhagen. Dieſe Anſtellung vertauſchte er am 10. October 1830 mit der eines Landvogts der heimiſchen Inſel. Von der Julirevolution, welche auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, hoffte er dieſelbe Wirkung auf ſeine Landsleute und glaubte den Augenblick günſtig, durch gemeinſame Schritte der Herzogthümer auf friedliche Weiſe die Wahrung ihrer alten Rechte zu erlangen. Er machte zu dieſem Zwecke eine Rundreiſe und hielt zuletzt eine allgemeine Verſammlung in Kiel, welcher er ſeine Schrift: „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein“ verlas, von der, nachdem ſie gedruckt war, 10,000 Exemplare in wenig Tagen verkauft wurden. Dieſe hiſtoriſch höchſt wichtige Schrift verlangte die redliche Durchführung der adminiſtrativen Trennung der Herzogthümer, als eines ſelbſtändigen, nur durch Perſonalunion mit dem Königreich vereinigten Staats, von Dänemark, und eine Verwirklichung des Repräſentativſyſtems mit beſchließenden Ständen. Da aber, wie erwähnt, Uwe Lornſen von den Stadtbehörden Kiels im Stiche gelaſſen wurde, ſo ermannte ſich die anfangs beſtürzte däniſche Regierung gegen den einzelnen Mann; er wurde verhaftet, auf die Feſtung Rendsburg gebracht und am 31. Mai 1831 ohne Entſcheidungsgründe und ohne Anführung irgend eines Geſetzes „wegen Handlungen, die gefährlich hätten werden können“, zu Amtsentſetzung und einjähriger Feſtungshaft verurtheilt. Am 1. Juni 1832 hatte er ſeine Strafe verbüßt; er reiſte nach der Heimat und von da, um ſeine zerſtörte Geſundheit herzuſtellen, im Jahr 1834 nach Rio de Janeiro, wo er bis 1837 blieb; dann wandte er ſich nach Genf, wo er am 10. März 1838 in einem Landhauſe zu Preſſy ſtarb. Im Jahre 1841 erſchien zu Jena, von Profeſſor Beſeler herausgegeben, Lornſen's Hauptwerk, dem er die letzten ſieben Jahre ſeines Lebens gewidmet: „Die Unionsverfaſſung Dänemarks und Schleswig-Holſteins.“

Aber noch während Uwe Lornſen auf der Feſtung ſaß, hielt ſelbſt der Kanzler Brockdorff, ein entſchiedener Abſolutiſt, die Einführung von Ständen für unvermeidlich, „da alles Vertrauen verſchwunden, Treue und Glauben verletzt, das königliche Wort oft gebrochen iſt“. Noch wagten ſelbſt die Dänen nicht, offen von einer Trennung beider Herzogthümer zu ſprechen, und als die Regierung am 28. Mai 1831 berathende Stände für jedes Herzogthum geſondert einführte, verlieh ſie einerſeits auch dem untheilbaren Königreich Dänemark geſonderte Stände für die Inſeln und für Jütland, und andererſeits erkannte ſie durch das Wort *zuvörderſt* in dem Verfaſſungsgeſetz für die Herzogthümer ſelbſt das Ungenügende der neuen Einrichtungen und den Rechtsanſpruch des Landes auf einen beſchließenden einigen Landtag an. Dieſen Rechtsanſpruch wahrte die Ritterſchaft noch ausdrücklich durch eine Erklärung vom 9. Juli 1831, die auch der Graf Karl Moltke, ſpäter ein Hauptwerkzeug des Syſtems Chriſtian's VIII. gegen die Herzogthümer, unterzeichnete. Im Jahre 1834 traten ſeine Provinzialſtände und mit ihnen einzelne wohlthätige Veränderungen in der Verwaltung in Kraft. Aber ſchon in der zweiten ſtändiſchen Diät, im Jahre 1838, forderten die ſchleswigſchen und holſteiniſchen Provinzialſtände ihre Vereinigung, und es blieb dies ſeitdem ein ſtehendes Verlangen derſelben.

Mit den Einrichtungen des Jahres 1834 war von Friedrich VI. wieder dem Volke die Theilnahme an dem Staatsweſen geöffnet. Obwol von den Herzogthümern der Anſtoß zu dieſen Einrichtungen ausgegangen war, ſo waren ſie doch in ihnen nie ganz populär, weil man ein Recht auf Beſſeres hatte. In Dänemark, wo ſeit zwei Jahrhunderten der Abſolutismus herrſchte, warf man ſich mit wachſendem Eifer in immer weitern Kreiſen auf die öffentlichen Angelegenheiten. Bald intereſſirten die Dänen die Verhältniſſe der Herzogthümer mehr als die eigenen, und während die Cabinetspolitik noch fortwirkte, bereitete ſich die Gewalt der Volkspolitik vor.

Dieſes jugendlichen Eifers des däniſchen Volks, um die Staatsangelegenheiten, auch die nicht in ſein Bereich gehörigen Schleswig-Holſteins, ſich zu bekümmern, bediente ſich Friedrich VI., um auf dem Wege der Drohung und Gewalt eine *Aenderung der Erbfolge* zu erlangen, welche mit Güte leichter zu erreichen geweſen wäre, denn in den Herzogthümern war damals, außer bei der heranwachſenden Generation, aus alter Gewöhnung noch Anhänglichkeit an Dänemark. Der Graf Otto Moltke ließ durch den Profeſſor Paulſen 1836 eine Schrift verfaſſen, worin für Schleswig *däniſche* Erbfolge behauptet wurde. Dieſes Buch rief aber ſo lebhaften Widerſpruch in den Herzogthümern hervor, daß man wieder den diplomatiſchen Weg betrat und ſeit 1838 auf die großen Staatsacte von 1721 und 1806 zurückkam. In den betreffenden Unterhandlungen mit Rußland wagten die Dänen ſogar, deſſen eigene Handlungen zu verdrehen, indem dem ruſſiſchen Hofe eine Zuſtimmung zu der Incorporation von Holſtein angedichtet wurde, während er doch dagegen proteſtirt hatte! Angeſichts ſolcher Behauptungen war es noch eine Kleinigkeit, daß auch die Rechtsverwahrung des Herzogs von Auguſtenburg von 1806 weggeleugnet wurde. Da man in Petersburg geſcheitert war, ſo verſuchte man durch Unterhandlung mit den Agnaten in Schleswig-Holſtein zur Abänderung der Erbfolge zu gelangen, aber der König Friedrich VI. ſtarb am 3. December 1839, gerade als der Unterhändler abreiſen ſollte.

Ehe wir zur Betrachtung der Regierung Chriſtian's VIII. übergehen, müſſen wir genauer die nationale und liberale Bewegung Dänemarks betrachten, welche ſich bald gegen die Herzogthümer wenden ſollte. In Kopenhagen hatte ſich eine Geſellſchaft von 200 Perſonen, unter ihnen die Profeſſoren Oerſted, Clauſen, Schouw (ſprich Skau) und andere namhafte Männer, gebildet, um den rechten Gebrauch der Preßfreiheit zu ſchirmen und zu überwachen. Es lag nahe, das Augenmerk zu gleicher Zeit auf die Pflege der Volksbildung zu richten; man gründete ein Volksblatt, das in dieſer Richtung zu wirken beſtimmt war; man veranlaßte Volksſchriften über politiſche Gegenſtände und ſorgte für deren Verbreitung. Bald wurde die Geſellſchaft der Sammelpunkt der Bildung und des Ehrgeizes; ihr Einfluß machte ſich in Kopenhagen geltend. Die erſte Ausſchreitung dieſes Clubs war ein am 4. November 1836 geſtellter Antrag Orla Lehmann's: „in Erwägung zu ziehen, durch welche Mittel die Geſellſchaft ihre Wirkſamkeit auf die däniſch redenden Theile der Bevölkerung von Nordſchleswig ausdehnen könne.“ *) Die Bemühungen, die 1806—15 gemacht worden, das Däniſche als Staatsſprache auch über die Herzogthümer auszudehnen, hatten keine Spuren zurückgelaſſen, außer daß ſeit jener Zeit häufiger als früher an geborene Dänen Prediger- und Schullehrerſtellen auch in der Propſtei Hadersleben gegeben wurden, daß z. B. von 1820—45 die erledigten Predigerſtellen zu zwei Dritteln mit Dänen, zu einem Drittel mit Schleswigern, die Schullehrerſtellen faſt ausſchließlich mit Dänen beſetzt wurden. Selbſt im däniſchen Staatsrath war bei der Berathung der Vorlagen für die erſte ſchleswigſche Ständeverſammlung der Vorſchlag des Kronprinzen (ſpäter Chriſtian VIII.) und des Grafen Otto Moltke auf Einführung der däniſchen Gerichtsſprache in Nordſchleswig nicht durchgedrungen. In der erſten ſchleswigſchen Ständeverſammlung kamen zwei einander entgegengeſetzte Anträge in Betreff der Sprachverhältniſſe vor: ein bäuerlicher Abgeordneter aus Nordſchleswig, Peterſen von Dalbye, beantragte am 6. Mai, die deutſche Sprache auch in allen Schulen Nordſchleswigs zu lehren; dagegen drang am 3. Juni Lorenzen von Lilholt auf Einführung der däniſchen Gerichtsſprache in Nordſchleswig. Beide Anträge kamen nicht zur Berathung. Dieſe Verhältniſſe muß man im Auge haben, um zu würdigen, was der Antrag Lehmann's bedeutete. Er wurde mit Jubel angenommen und ſeitdem wuchs die Zahl der Mitglieder der Preßfreiheitsgeſellſchaft raſch, ſodaß ſie im Mai 1837 deren 4290 zählte, darunter 1162 Beamte, 402 Geiſtliche, 171 Landſchullehrer, 156 Land- und Seeoffiziere und 419 Studenten. Man zählte bald 22, vom Hauptverein gänzlich abhängige Zweigvereine mit 3000 Mitgliedern, darunter den zu Kolding mit der ausdrücklichen Beſtimmung, auf Nordſchleswig zu wirken. Die Geſellſchaftsſchriften gingen bald in 30,000

---

*) In Bezug auf die für unſern Zweck ſehr wichtigen Sprachverhältniſſe in Schleswig, welche zu erörtern hier kein Raum iſt, verweiſe ich auf Bernhardi: „Sprachkarte von Deutſchland“, 2. Aufl. Kaſſel 1849. S. 91—103, und auf Clement's Aufſatz in meiner „Germania“, Frankfurt a. M. 1848. II. 338—357.

Exemplaren ins Land, theils verkauft, theils durch Unterſtützung des Kronprinzen unentgeltlich vertheilt. Es begannen die Agitationsreiſen in Schleswig, um dem däniſch redenden Volke Mitleid mit ſich ſelbſt einzuſtoßen, als unter deutſchem Beamtendrucke ſchmachtend. Dennoch zählte im Mai 1837 der Preßfreiheitsverein bei ſeiner großen Anzahl von Mitgliedern nur 60 Schleswiger, und noch zu Ende des Jahres klagte Orla Lehmann, an die 120,000 däniſch redenden Schleswiger werde faſt kein däniſches Buch verkauft, wie auch keine däniſche Zeitung im Herzogthum erſchien. Für den Stand der Anſichten in Dänemark im Jahre 1838 iſt es bezeichnend, daß für die zweite ſtändiſche Seſſion die Vereinigung beider däniſchen Ständeverſammlungen das Hauptziel wurde, das man ſich ſteckte.

Indeß ſetzte die Preßfreiheitsgeſellſchaft ihre Angriffe gegen Schleswig fort. Um dem Mangel eines däniſchen Blattes in dieſem Herzogthume abzuhelfen, wurde das däniſche Wochenblatt „Dannevirke“ in Hadersleben gegründet, und endlich auf der von der Geſellſchaft herausgegebenen Karte des däniſchen Staats von Olſen der Name Schleswig in Südjütland verwandelt. Indeß war dieſer Schritt jetzt noch zu voreilig und die Geſellſchaft hielt es für nöthig, ſich darüber zu entſchuldigen und es für „Unverſchämtheit oder Leichtgläubigkeit“ zu erklären, wenn man ihr den hinterliſtigen Plan zuſchriebe, damit die Einverleibung Schleswigs als vollzogen zu bezeichnen. 1848 erklärten aber dieſelben Männer, welche damals Leiter der Geſellſchaft waren, als Miniſter Jeden für einen Hochverräther, der dieſe „Leichtgläubigkeit“ oder „Unverſchämtheit“ nicht hatte!

In der im Mai 1838 eröffneten zweiten Ständeverſammlung Schleswigs wurde der Antrag auf Vereinigung beider Ständeverſammlungen der Herzogthümer mit 34 gegen 4, der Antrag Lorenzen's von Lilholt auf Einführung der däniſchen Gerichtsſprache in Nordſchleswig (wobei derſelbe erklärte, daß er damit keine nähere Verbindung des däniſch redenden Schleswig mit Dänemark beabſichtige), mit 21 gegen 18 Stimmen angenommen. Zum Beweis, daß Lorenzen's Antrag nicht aus däniſcher Geſinnung Nordſchleswigs hervorgegangen war, diente der Umſtand, daß das däniſch geſinnte Blatt „Dannevirke“ keinen Boden im Herzogthume fand, ſondern faſt ausſchließlich nach Dänemark ging. Gegen die beabſichtigte Gründung eines däniſchen Schullehrerſeminars in Schleswig erklärte ſich einer der eifrigſten däniſchen Propagandiſten ſelbſt mit den Worten: „Die däniſchen Seminarien ſind zu ſchlecht, um gute Schullehrer, wie ſie in den Herzogthümern gefordert werden, liefern zu können. Das Schulweſen ſteht bei den von altersher freien und ſelbſtändigen ſchleswigſchen Bauern auf einem ganz andern Standpunkte, als Diejenigen glauben, die blos die däniſchen Volksſchulen kennen. Die däniſchen Seminariſten ſind auf einem ſolchen Standpunkte, daß ſie keineswegs die Stelle in der Geſellſchaft einnehmen können, welche man den in Schleswig gebildeten Seminariſten einzuräumen gewohnt iſt.“ — Gegen dieſen Plan wendeten ſich die nordſchleswigſchen Bauerſchaften von Apenrade, Lügumkloſter u. ſ. w. an ihren Propſt mit der Bitte, er möge doch ja dafür Sorge tragen, daß der Unterricht im Deutſchen in ihren Dorfſchulen nicht aufgehoben werde.

Schon im Anfange des Jahres 1839 hatte Paſtor Grundtvig, ein bekannter däniſcher Fanatiker, einen „däniſchen Verein zur Entwickelung des Volksgeiſtes“ geſtiftet, und im Mai that ſich, ebenfalls zu Kopenhagen, ein „ſchleswigſcher Verein“ auf zur Verbreitung däniſcher Literatur in Schleswig.

Als der ſtille Beförderer aller dieſer Umtriebe, der Kronprinz, unter dem Namen Chriſtian VIII. den Thron beſtieg, war die Bankfrage gegen alles Recht zum Nachtheil der Herzogthümer entſchieden, wurden in Holſtein ſämmtliche Beſtallungen und Naturaliſationen däniſch ausgefertigt, wurden die Truppen in däniſcher Sprache befehligt und nach däniſchen Kriegsartikeln gerichtet, war die Forſtſchule von Kiel, die Kriegsſchule von Rendsburg nach Kopenhagen verlegt. Es lag in der Stellung, welche Chriſtian VIII. als Kronprinz zu den national-däniſchen Beſtrebungen eingenommen hatte, daß bei ſeinem Regierungsantritt die fanatiſche Partei jubelte und jetzt offen mit ihrem Plane „der Wiedereroberung Schleswigs“ hervortrat. Die Taktik wurde immer allgemeiner, die Abneigung der Herzogthümer gegen Verſchmelzung mit Dänemark und ihr Beharren auf dem alten Rechte als ein Werk der Ariſtokraten, deutſchen Beamten und Advocaten, beſonders aber des Herzogs von Auguſtenburg darzuſtellen. Der Operationsplan dieſer Partei war kein geringerer, als, einerſeits durch den Reiz einer, der norwegiſchen ähnlichen, Verfaſſung, wie ſie Holſtein, der deutſchen Bundesverhältniſſe wegen, doch nicht gewinnen könne, Schleswig zu Dänemark herüberzuziehen; andererſeits den König, deſſen Abneigung gegen die liberalen Ideen man bald erkannte, durch die Ausſicht, daß nur auf dieſem Wege Schleswig an Dänemark gekettet werden könne, zu Zugeſtändniſſen in der Verfaſſungsfrage zu beſtimmen. Dem ſchleichenden und lauernden, durchaus unwahren Charakter des Königs dagegen bot ſich der ſchleswigſche Sprachſtreit als Mittel dar, die ganze Gewalt der Bewegung, welche 1840 die conſtitutionelle Umgeſtaltung Dänemarks ertrotzen zu wollen ſchien, nach außen, auf die ſchleswigſche Frage überzulenken. Damals war noch keineswegs ſeine Abſicht, die Herzogthümer voneinander zu reißen. Er hatte namentlich ſeit ſeiner Anweſenheit daſelbſt im Sommer 1840 eine Zuneigung für dieſelben gefaßt; es hatte ihm, nach dem wüſten und anmaßlichen Adreßweſen in Kopenhagen, die ruhige Haltung und der herzliche Empfang in den Herzogthümern ſehr wohl gethan; „er werde da nicht mit Gnadengeſuchen überlaufen, wie in Kopenhagen“, äußerte er. Es konnte ihm wol in den Sinn kommen, ſich in ihnen eine Stütze gegen den Radicalismus jenſeits der Königsau zu ſuchen; er ſelbſt erinnerte bei jener Anweſenheit an das alte Wort von der Holſten-Treue. Er billigte mit nichten die exaltirten Phraſen von „Dänemark bis zur Eider“; am wenigſten auf ſeinen Beifall konnte Orla Lehmann rechnen, wenn er bei dem Maifeſte 1842 erklärte, Holſtein müſſe man aufgeben, aber dafür, daß Dänemark bis zur Eider reiche, werde man den hochverrätheriſchen Schleswig-Holſteinern den blutigen Beweis mit dem Schwerte auf den Rücken ſchreiben. Wenn der König am 14. Mai 1840 das Reſcript wegen Einführung der däniſchen Gerichtsſprache in Nordſchleswig erließ, ſo handelte er nur in Folge eines Beſchluſſes der ſchleswigſchen Stände; dagegen war die im Frühjahre 1842 erfolgte Auflöſung ihres nationalen Heeres ein tiefer Eingriff in die Selbſtändigkeit der Herzogthümer. Bisher hatten dieſelben ihre eigenen alten Regimenter gehabt, und nur ein kleiner Theil ihrer Aushebungen war zur Leibwache nach Kopenhagen gekommen. Sie hatten ihre Beſatzungen in den Herzogthümern und führten das ſchleswigſche, holſteiniſche, oldenburgiſche Wappen in den Fahnen. Die neue Formation löſte die alten Regimenter in numerirte, nach den däniſchen folgende, Bataillons auf, ihre alten Fahnen wurden mit däniſchen vertauſcht, was beſonders die langgedienten Unteroffiziere aufs bitterſte empfanden. Das Wichtigſte aber war, daß von der bedeutend reducirten Truppenſtärke der Herzogthümer fortan drei ſchleswigſche Bataillone nach Fridericia und Kopenhagen verlegt wurden, um dort daniſirt zu werden. Welchen Einfluß auf die Beſetzung der Offizierſtellen die Aufhebung der rendsburger Kriegsſchule geäußert, geht daraus hervor, daß zu Ende des Jahres 1847 unter 179 Zöglingen der kopenhagener Militärſchulen 17 Schleswig-Holſteiner waren; unter den 782 Offizieren des Heeres 101 Schleswig-Holſteiner (13 %), und zwar unter 325 bis zum Hauptmann herab 50 (15⅖ %), unter den 121 Oberlieutenants 30 (12½ %), unter 218 Unterlieutenants 21 (9⅗ %). Unter den 26 Auditoren des Heeres waren 5, unter den 31 Oberärzten 6 Schleswig-Holſteiner. An jenen Procentſätzen kann man ſehen, wie richtig das Syſtem darauf berechnet war, allmälig alle ſchleswig-holſteiniſchen Offiziere verſchwinden zu laſſen.

Die an die Stände gebrachten Anträge, welche auch eine Daniſirung des Unterrichtsweſens, ſowie die, welche durch „eventuelle Vereinigung von Ausſchüſſen aller vier Ständeverſammlungen bei beſonders wichtigen Angelegenheiten“ eine Verſchmelzung derſelben anbahnen ſollten, wurden in den Herzogthümern mit großer Mehrheit verworfen; aber es fiel auch ein Antrag auf Einverleibung Schleswigs in den Deutſchen Bund (welchem die Regierung übrigens jedenfalls doch keine Folge gegeben hätte) vor der wohlbegründeten Abneigung gegen die nach außen ebenſo ohnmächtige, als nach innen freiheitsfeindliche Bundesgewalt. Wichtiger als die Verordnungen vom 10. October 1842, daß die ſchleswig-holſteiniſchen Civilbeamten im Dienſte die däniſche Cocarde zu tragen hätten, und vom 7. Juni 1846, daß die Knöpfe der Zollbeamten mit dem ſchleswig-holſteiniſchen Wappen abzuſchaffen ſeien, war die verſuchte Einführung des Reichsbankgeldes, welche wegen des allgemeinen Widerſtandes in den Herzogthümern nicht zur Ausführung kam; viel däniſches Kupfergeld wurde zum Hermannsbild im Teutoburger Walde eingeſchmolzen. Auch die Errichtung der ſchleswig-holſteiniſchen Landesbank als Oppoſition gegen die flensburger Filialanſtalt der däniſchen Nationalbank kam trotz aller von Kopenhagen aus angeregten Hinderniſſe zu Stande.

Bei dieſem feindlichen Benehmen gegen die Herzogthümer überraſchte um ſo mehr die im März 1842 erfolgte Ernennung des Herzogs von Auguſtenburg zum Statthalter beider Herzogthümer; der Graf Joſeph Reventlow-Criminil wurde auf ſeinen Vorſchlag zum Vorſteher der ſchleswig-holſteiniſchen Kanzlei ernannt. Dieſer Schritt erregte bei der däniſchen Partei um ſo mehr Erbitterung, als kurz zuvor ihr Haupt, Orla Lehmann, „wegen ſeines geſetzwidrigen und höchſt vermeſſenen Verhaltens“ verurtheilt worden war. Die ſkandinaviſche Partei trennte ſich immer ſchärfer von der Regierung; das Volksintereſſe ſei, behaupteten ſie, Holſtein wegen ſeiner Verbindung mit Deutſchland preiszugeben und alle Kraft auf Einverleibung Schleswigs zu richten; die Regierung dagegen ſchone im dynaſtiſchen Intereſſe die Herzogthümer, um ſich auch Holſtein zu erhalten.

In eine neue, wichtigere Phaſe trat die Sprachfrage 1842 in der ſchleswigſchen Ständeverſammlung. Es war der däniſchen Partei gelungen, den frühern Abgeordneten für Hadersleben, P. H. Lorenzen, der in den beiden frühern Seſſionen der Stände ebenſo energiſch für die Freiheit wie für die Landesrechte geſprochen, namentlich 1838 auf Trennung der ſchleswig-holſteiniſchen von den däniſchen Finanzen angetragen hatte, für ſich zu gewinnen. Diesmal in Sonderburg zum Abgeordneten gewählt, begann er, der vortrefflich deutſch und ſehr mittelmäßig däniſch ſprach, nachdem er wochenlang in der Diät, wie immer, deutſch debattirt hatte, am 11. November einen däniſchen Vortrag zu halten. Daß der Präſident der Geſchäftsordnung gemäß, welche nur Abgeordneten, die des Deutſchen nicht vollkommen mächtig, däniſch zu reden geſtattete, dem Peter Hiort Lorenzen, als dieſer am folgenden Tage abermals mit ſeinem ſchlechten Däniſch, das ſelbſt das Witzblatt „Corſar“ in Kopenhagen verſpottete, auftrat, das Wort entzog, wurde in Dänemark als Beleidigung der Nationalehre aufgefaßt. Trotz des Widerſpruchs des königlichen Commiſſars erlaubte ſich die jütiſche Ständeverſammlung zu Viborg, über dieſen ihr ganz fremden Gegenſtand eine in unpaſſenden Ausdrücken abgefaßte Adreſſe, welche mit 16 gegen 3 Stimmen angenommen war, an die ſchleswigſchen Stände zu erlaſſen. Dieſe proteſtirten unter dem Vorgange des Herzogs von Auguſtenburg gegen jene Einmiſchung, Lorenzen aber reiſte nach Kopenhagen und erntete in Ehrenbezeigungen der Dänen den Lohn für den muthwillig von ihm hervorgerufenen Hader. Auch der König empfing Lorenzen und wollte das natürliche Recht der däniſch redenden Abgeordneten, in ihrer Sprache zu verhandeln, auch auf dieſen Fall, wohin es gar nicht paßte, angewendet wiſſen. Dem betreffenden Reſcripte vom 2. December fügte ſich der Präſident, und P. H. Lorenzen ſprach hinfort däniſch. Nun war ein zweiter großer Schritt gewonnen, indem, wie 1840 in der Rechtsverwaltung, ſo nun im Ständeſaal der Danismus ſeine Stelle ertrozt hatte. Das Weitere durfte der Propaganda überlaſſen bleiben, welche, da die ſchleswigſche Geſellſchaft etwas eingeſchlafen war, im December zur Aufrechthaltung und Förderung der däniſchen Sprache in Schleswig eine Markſubſcription durch ganz Dänemark ausſchrieb.

In Deutſchland hatten ſeit 1840 die äquilibriſtiſchen Regierungsexperimente der preußiſchen Regierung die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß man zu wenig auf jene Vorgänge achtete. Erſt als ſie in die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen traten, feſſelten ſie das deutſche Publicum, beſonders da gleichzeitig in Preußen die mit großen Erwartungen begrüßten „Vereinigten Ausſchüſſe“, die Unterdrückung der Preſſe und die Rundreiſe des Miniſters Eichhorn dem Volke die Hoffnungen auf Beſſerung der eigenen Zuſtände raubten. Nun wandte ſich der Blick auf den Kampf jenſeits der Eider, und dem bewährten Kämpfer Dahlmann, ſowie beſonders auch dem Kieler Profeſſor L. Stein gebührt der Ruhm, ſeit 1843 in der „Allgemeinen Zeitung“ unermüdlich auf die Rechte der Herzogthümer und ihre Wichtigkeit für Deutſchland hingewieſen zu haben. Auch die „Weſer-Zeitung“ und die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ trugen dazu bei, den Herzogthümern den Rückhalt zu ſchaffen, deſſen ſie zur Verfechtung ihrer Sache in Deutſchland bedurften, und den Kampf derſelben ſo populär zu machen, daß er fortan auf allen öffentlichen Feſten in Deutſchland ſeine Stelle einnahm.

Die wachſende Erbitterung zwiſchen den beiden Haupttheilen ſeiner Lande glaubte der König beherrſchen und zum eigenen Vortheil lenken zu können. Durch Unterſtützung des fanatiſchen Volks gegen die Herzogthümer hoffte er, deren Recht zu brechen, und durch Einführung der weiblichen Erbfolge den Kindern ſeiner Schweſter den Thron des Geſammtſtaats zu ſichern. Als der Herzog von Auguſtenburg auf dieſen Plan einzugehen offen und männlich zurückwies, verwickelte Chriſtian VIII. den ruſſiſchen Hof in ſeine Pläne: 1843 im Juli wurde Prinz Friedrich von Heſſen, des Königs Schweſterſohn, mit der Großfürſtin Alexandra verlobt, im Januar 1844 verheirathet.

Indeſſen wollte die Daniſirung Schleswigs nicht recht vorwärts gehen; ſelbſt die „Kopenhagener Poſt“, ein einflußreiches Blatt, erklärte ſich dagegen: „Man möge zuerſt für Bildung und Geiſtesveredelung in Dänemark ſelbſt ſorgen; die ſchleswigſchen Bauern ſeien weit wohlhabender und gebildeter als die däniſchen“. Es wurde jetzt eine ſkandinaviſche Geſellſchaft gegründet, und mit dieſem ſcheinbar größern Rückhalt, der wenigſtens im Namen lag, ſteigerten ſich auch die Anmaßungen der Dänen ins Unerträgliche. Schon wurden die Deutſchen in Schleswig als „eingewanderte, gaſtfrei aufgenommene Fremdlinge“ bezeichnet, ſchon für Verlegung der Ständeverſammlung aus dem „verdeutſchten“ Schleswig nach Flensburg petitionirt. Das Herannahen der ſtändiſchen Zeit gab den kopenhagener Führern Gelegenheit, am 11. Mai über den Gebrauch der däniſchen Sprache in Schleswig eine Bittſchrift an die Regierung zu richten und, als das Sprachreſcript vom 29. März, welches, bei unzulänglicher Kenntniß des Deutſchen, däniſch zu reden erlaubte, aber nur ein deutſches Protokoll zuließ, ihren Anſichten nicht entſprach, bei dem Maifeſte auf der Skamlingsbank die 12,000 verſammelten Dänen mit Haß und Erbitterung zu erfüllen. Um die Verwirrung zu ſteigern, wurden die vier däniſch redenden Abgeordneten veranlaßt, diesmal in die ſchleswigſche Ständeverſammlung nicht einzutreten. Indeſſen waren in der Preſſe und bei den Volksfeſten die radicalen Elemente diesmal ſo ſehr hervorgetreten, daß der König bedenklich wurde und noch vor dem Zuſammentritt der Stände, welcher am 9. Juli erfolgte, am 8. Mai ein Preßgeſetz erließ. Bei Eröffnung der Stände trat die Stellung des Königs ſchroffer als früher hervor; die jütiſchen belobte er wegen ihrer bei Gelegenheit der Adreſſe (bezüglich des Sprachſtreits in der ſchleswigſchen Kammer) gezeigten „patriotiſchen Geſinnung“, den ſchleswigſchen bezeigte er „ſein allerhöchſtes Mißfallen“ wegen ihres Verfahrens in derſelben Angelegenheit. Die unermüdlichen Agitatoren in Kopenhagen ruhten nicht: eine Adreſſe mit 20,000 Unterſchriften wurde am 17. Juli gegen das Sprachreſcript vom 29. März überreicht und beunruhigende Nachrichten von der über daſſelbe in Nordſchleswig herrſchenden Mißſtimmung verbreitet. Der treue Rathgeber des Königs, der Kammerherr von Tilliſch (der zu früh verſtorbene, ſehr unähnliche Bruder des Paſcha von Schleswig, welcher die deutſche Sprache in dieſem Herzogthume auszurotten ſich unterfangen), ermahnte den König, ſich durch eigene Anſchauung von dieſen Zuſtänden in Nordſchleswig zu unterrichten. Der König ward überall, in den deutſchen Städten wie beim däniſchen Landvolke, mit größter Herzlichkeit und Freude empfangen, überall war man mit dem Reſcript, mit den Beamten zufrieden und wünſchte nur „die Einmiſchung der däniſchen Unruhſtifter beſeitigt zu ſehen“, wie der König ſelbſt an den Herzog-Statthalter ſchreibt.

Die jütiſche Ständeverſammlung hatte in acht Jahren raſche Fortſchritte gemacht. Was war „das natürliche Recht der Nordſchleswiger“ von 1836 gegen den mit allen gegen eine Stimme angenommenen Antrag von 1844: „Der König möge in Bezug auf die 1842 von ihm erklärte ſtaatsrechtliche Selbſtändigkeit Schleswigs verkündigen, daß er damit nicht der däniſchen Krone etwas habe vergeben wollen“. Dieſem Antrage widerſetzte ſich damals der königliche Commiſſar Oerſted mit der Erklärung, daß an den beſtehenden Erbrechten auch der unumſchränkteſte Monarch nichts ändern könne; dennoch wurde derſelbe in der im October zu Rothſchild eröffneten Ständeverſammlung der Inſelſtifte von Algreen-Uſſing eingebracht, und zwar mit dem allem Recht und aller Freiheit hohnſprechenden Zuſatz: „Der König möge die nöthigen Maßregeln treffen, um jedes Unternehmen von Seiten der

Unterthanen zu verhindern, welches darauf abziele, die Verbindung zwiſchen den einzelnen Staatstheilen zu löſen." Sei es, daß man die Aufregung ſcheute, welche dieſer Antrag in den Herzogthümern erregte und die ſich durch unzählige Anſchreiben an die gleichzeitig verſammelte holſteiniſche Ständeverſammlung ausſprach; ſei es, daß viele Dänen ſelbſt fühlten, daß dieſes Verbot jeder Discuſſion auch ihren ſkandinaviſchen Plänen hinderlich werden könnte — genug, trotz Orla Lehmann's wüthenden Reden und der gewandenen Befürwortung Oerſted's fiel die Kraftſtelle des Antrags und es blieb nur die gemeinſame Erbfolge nach dem Königsgeſetz übrig. Wiederholt erklärte der König in ſeinen Briefen an den Statthalter zu Ende des Jahrs und zu Anfang des folgenden, „daß Niemand, am wenigſten die Regierung, daran gedacht habe, die Herzogthümer incorporiren zu wollen"; dieſelben Worte wiederholte der König am 16. September 1845 in Kiel vor den anweſenden Decanen der Facultäten. Während der ſtändiſchen Ferien trat ſcheinbare Waffenruhe ein, aber nur ſcheinbare. Der Kampf wurde aus dem Ständeſaale in das Cabinet verlegt, Staatsſchriften im däniſchen Sinne an die großen Höfe geſandt; den Herzog von Auguſtenburg ſuchte der König ſelbſt am 16. September 1845 auf der Inſel Föhr in längerer Unterredung für ſeine Pläne zu gewinnen, und als dies nicht gelang, der Statthalter feſt auf ſeinem Rechte beharrte, trat eine merkliche Erkaltung ein. Man verfolgte die Farben der Herzogthümer, (die man nicht incorporiren wollte!), die unſchuldigen dreifarbigen Fahnen der Liedertafeln (Reſcript vom 28. Juli 1845), und benutzte einen am 30. September 1845 gegen einen däniſchen Artillerielieutenant in Rendsburg, der ſich eine empörende Schmähung des deutſchen Namens erlaubt hatte, ausgebrochenen Tumult, um am 20. April 1846 die bürgerliche Artillerie zu Rendsburg aufzulöſen und ſo mit Entwaffnung der Herzogthümer zu beginnen.

Die abſolutiſtiſche Wendung, welche ſeit der rothſchildſchen Ständeverſammlung die däniſche Regierung hervortreten ließ, beſtimmte die nationale Propaganda, deren Operationskaſſen für die Daniſirung Schleswigs immer noch über eine Einnahme von mehr als 7000 Thalern verfügten, dem Herzog von Auguſtenburg ſich zu nähern. Der Plan, den der Bauernführer Lauritz Skau dem Herzoge vorlegte, ging dahin, die Erbfolge in der Art zu ändern, daß der Herzog in Dänemark und Schleswig, ſein Sohn in Holſtein ſuccedire; eine Verſammlung von Notabeln ſollte unter Unterſtützung der nationalen Partei dies feſtſetzen; der Herzog dagegen eine freiſinnige Verfaſſung einführen. Der Statthalter wies dieſe Verlockung, gegen das Recht der Herzogthümer zu handeln, ebenſo zurück, wie er mit den früheren ſeines Schwagers gethan. Mit jener Beſorgniß der däniſchen Volkspartei um ihre Freiheit hing auch die 1845 geſchehene Gründung der Geſellſchaft der Bauernfreunde zuſammen, deren Verſammlungen bei wachſender Agitation durch eine Verfügung der däniſchen Kanzlei vom 8. November 1845 verboten wurden. Am 12. Mai 1846 wurde dieſes Verbot wieder aufgehoben.

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß der däniſche Hof die Zwiſchenzeit der ſtändiſchen Sitzungen zu diplomatiſchen Unterhandlungen benutzte. Ein Hauptaugenmerk wurde auf die Gewinnung des franzöſiſchen Cabinets gerichtet. Anfangs Mai 1846 wurde einer der erſten Hofleute nach Paris geſendet, um den König der Franzoſen in Veranlaſſung der glücklich überſtandenen Lebensgefahr zu beglückwünſchen, was ſonſt bei ähnlichen Anläſſen nicht geſchehen war. In Erwiderung dieſer Höflichkeit kam der Herzog Decazes nach Kopenhagen und wurde mit Artigkeiten, Orden und Geſchenken überhäuft. Er nahm den Elephantenorden mit für den Miniſter Guizot, „den erſten Bürgerlichen, der ihn erhalten“, wie die kopenhagener Blätter bemerkten. Vertrauliche Briefe des Königs an Decazes ſollten auch nach deſſen Rückkehr nach Paris das freundliche Verhältniß unterhalten.

Im Juni beſuchte der Herzog von Auguſtenburg mit ſeinen beiden Söhnen den König auf Schloß Sorgenfrei und wurde ſcheinbar höchſt freundlich aufgenommen; die verſchiedenen Anſichten über die Erbfolge, welche beide Schwäger entzweit, ſchienen vergeſſen. Am 30. Juni reiſte der Herzog nach Schweden, um dort Güter zu kaufen, und am 8. Juli ward der „Offene Brief“ erlaſſen. Der „Beobachter am Sunde“ aber berichtete in einem Artikel, der von der Polizei mit Beſchlag belegt, durch einen aus dem Cabinet veranlaßten Kanzleibefehl jedoch wieder freigegeben wurde: „Des Herzogs Anweſenheit in Kopenhagen habe den Zweck gehabt, ſeine durch Unterſtützung der ſchleswig-holſteiniſchen Partei zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen und den König um eine Anleihe zu bitten, welche ihm jedoch nicht zugeſtanden werde.“ Der Herzog hatte noch in Schweden den Offenen Brief zugeſchickt erhalten, zugleich mit der Andeutung, nichts gegen denſelben zu thun, da es für ihn im äußerſten Maße gefährlich ſein könne. Völlige Entſchädigung etwa gekränkter perſönlicher Rechte ward ihm durch ein Schreiben vom 15. Juli 1846 zugeſichert. Die Antwort des Herzogs war: Niederlegung ſeines Statthalteramts, da die Bedingung verletzt ſei, unter welcher er es übernommen: die Unzertrennlichkeit der Herzogthümer; ferner ein Proteſt in Kopenhagen, dem die übrigen Agnaten ſich anſchloſſen; endlich die Niederlegung ſeiner Militärwürden.

Der Offene Brief hatte in den Herzogthümern auf alle Claſſen der Bevölkerung einen kaum zu beſchreibenden Eindruck hervorgebracht. Am 6. Juli traten die holſteiniſchen Stände zuſammen; der königliche Commiſſar eröffnete ihnen, daß er Befehl habe, keine Petition oder Vorſtellung in Betreff der ſtaats- und erbrechtlichen Verhältniſſe der Herzogthümer entgegenzunehmen. Dennoch wurde eine Adreſſe beſchloſſen; der König wies ſie am 25. Juli zurück, und nun löſte die Verſammlung, nachdem ſie bei dem Bundestage proteſtirt, am 11. Auguſt ſich auf; von 11 Mitgliedern, gewählten wie ernannten, blieben nur ſechs; der König ernannte neue Mitglieder, berief die Stellvertreter; ſie kamen nicht oder nur um zu proteſtiren. Da hob er die Stände wegen ihres „pflichtwidrigen Benehmens“ auf, ernannte den Grafen K. Moltke zum Präſidenten der deutſchen Kanzlei, den berüchtigten Kammerherrn von Scheel mit erweiterten Vollmachten zum Regierungspräſidenten. Es ward die Preſſe völlig niedergehalten, das Briefgeheimniß nicht mehr geachtet; es erfolgten Abſetzungen auch richterlicher Beamten und Verhaftungen durch Cabinetsbefehl. Es ging bis an das äußerſte Maß der Gewalt und Willkür; jeden Augenblick ſchien die Erbitterung des Volks losbrechen zu müſſen. Dennoch ging eine Volksverſammlung in Nortorf am 14. September, der gegenüber man eine ſtarke Militärmacht aufſtellte, auf die Vorſtellung des Amtmanns und der Vorſitzenden auseinander. Die Volksverſammlung in Neumünſter am 30. Juli hatte ſich mit großer Energie für das Recht des Landes ausgeſprochen. Der König war Anfang Auguſts, und zwar auf einem Kriegsdampfſchiffe, nach Flensburg gekommen, um nach Föhr zu reiſen. Nicht wie ſonſt, wie noch vor zwei Jahren, erboten ſich die ſchleswigſchen Bauern, ihren Landesherrn von Ort zu Ort zu fahren und im feſtlichen Zuge zu geleiten; für vieles Geld nicht wollten ſie ihre Pferde hergeben; man mußte Poſtpferde herbeiſchaffen. Dann nach der Badezeit ging der König über Schleswig nach Plön; nicht wie ſonſt empfing ihn Jubel und herzliche Ehrerbietung in den Städten und Dörfern; überall Stille, öde Straßen, leere Fenſter; hinter ihm her, da und dort, Pfeifen und Schreien gegen Moltke, gegen Scheel. Nur wen ſein Amt nöthigte, erſchien auf dem Schloſſe zu Plön. — Von dort erließ, an ſeinem Geburtstage, den 18. September, der König den zweiten Offenen Brief, der in einem ſüßlichen und frömmelnden Tone die Abſicht ausſprach, keines der Rechte der Herzogthümer zu kränken, obgleich alle Anſprüche des erſten Offenen Briefs beſtätigt wurden. Am 17. September faßte dann die Deutſche Bundesverſammlung ihren bekannten Beſchluß. Dem Offenen Briefe ging die Berathung einer Commiſſion von Dänen und deutſchen Renegaten über die Erbverhältniſſe vorher, aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Offene Brief theilweiſe gegen die Beſchlüſſe ſelbſt dieſer Commiſſion verſtoßen habe. Gegen das „Commiſſionsbedenken“ dieſes Ausſchuſſes verfaßten, trotz der Drohungen des Königs, neun Kieler Profeſſoren, verſchiedenen Fächern angehörig, eine Widerlegung, welche im Druck erſchien.

Am 21. October traten die ſchleswigſchen Stände zuſammen; ihre Sitzung nahm weſentlich denſelben Verlauf, wie die der holſteiniſchen. Zahlreiche Bittſchriften gegen den Offenen Brief waren aus allen Theilen des Landes, auch den däniſch redenden, eingelaufen, aber der königliche Commiſſar von Scheel weigerte ſich, eine auf die Erbverhältniſſe bezügliche Adreſſe anzunehmen, und wußte die Verſammlung bis zum 4. December mit Chicanen hinzuziehen, bis ſie endlich am genannten Tage bis auf ſechs Mitglieder auseinanderging; doch hatte er nicht verhindern können, daß die Verſammlung mit 34 gegen 5 Stimmen den Antrag auf Aufnahme Schleswigs in den Deutſchen Bund annahm. Am 14. December wurde dann der Landtag aufgelöſt. Gegen den genannten Beſchluß agitirte die däniſche Propaganda in Nordſchleswig mit der Behauptung: dann müßten die Bauern ihre Söhne nach Oeſtreich gegen die Türken ſchicken!

Nicht wie in andern Ländern trennte ſich in dieſem Kampfe um das Recht die Ariſtokratie von dem Volke, um dem Glanze des Hofs und der Krone nahe zu bleiben; der Abtrünnigen waren nur wenige. Graf Eugen Reventlow gab ſeinen Geſandtſchaftspoſten in Berlin, Graf Otto Rantzau den in Petersburg, Andere ihre weniger bedeutenden Stellen auf; zehn ſchleswig-holſteiniſche Prinzen dienten ſpäter im vaterländiſchen Heere.

Prälaten und Ritterſchaft vereinigten ſich am 19. Januar 1847 zu einer Eingabe an die Regierung, auf ihre langbewährte Treue, aber auch auf ihr altes Recht ſich berufend; ſie ward als „unangemeſſen" zurückgeſandt, ebenſo eine Vorſtellung vom 5. Mai. Man rechnete in Kopenhagen auf die großen Mächte. Etwa ein Jahr nach dem Tode der Großfürſtin Alexandra hatte Chriſtian VIII., ohne ſeine Miniſter zu fragen, ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiſer von Rußland gerichtet, in welchem er erklärte, daß das Erbrecht des einſt großfürſtlichen Antheils von Schleswig im Fall des Erlöſchens der königlichen Linie im Mannsſtamme der ruſſiſchen Linie zuſtehe. Die Antwort aus Petersburg war: „man werde gern die Hand zur Vermittelung mit den jüngern Linien des Gottorf'ſchen Hauſes bieten im Intereſſe der Integrität der däniſchen Monarchie". Nun wandte man ſich nach Wien und Berlin, wo man ſich ebenfalls nur mit Verhandlungen einverſtanden erklärte, aber gegen die Unterordnung der Rechtsfrage unter das Princip des Geſammtſtaats. So waren die bisherigen Mittel der däniſchen Politik erſchöpft, und Chriſtian VIII. mußte einen von den beiden Hauptpunkten aufgeben, nach denen er gerungen: die Erhaltung der abſoluten Herrſchaft in Dänemark oder die Einführung der weiblichen Erbfolge in den Herzogthümern. Er entſchloß ſich, die erſte aufzuopfern und hoffte, daß die Herzogthümer für die ihnen gebotene Freiheit bereitwillig ihre verfaſſungsmäßige Selbſtändigkeit und Nationalität hingeben würden, zumal da die ruſſiſche Erbfolge im Hintergrund drohte. Seit der Mitte des Jahres 1847 hatte K. Moltke im Auftrage des Königs den Entwurf einer Verfaſſung bearbeitet. Aber der Tod raffte den König am 20. Januar 1848 dahin. Mit dieſem Tage ſchließen wir, wie wir in den Einleitungsworten zu dieſem Artikel geſagt, unſere Darſtellung, denn was ſeitdem geſchah, gehört bereits der Geſchichte der Erhebung der Herzogthümer im März an. Wie troſtlos auch in dieſem Augenblicke (März 1851) die Angelegenheiten Schleswig-Holſteins ſtehen mögen, ſo beſtärkt doch die lange glorreiche Geſchichte der Herzogthümer in der Hoffnung: daß auch dieſer Sturm die unzerſtörbare Doppeleiche nicht brechen werde!

W. Stricker.

Deutſchland und die innere Miſſion.

II.

Das lebende Geſchlecht.

Daß „die geiſtige und leibliche Noth des evangeliſchen Volkes“ kein pietiſtiſches Hirngeſpinnſt, ſondern die betrübteſte Wahrheit ſei, darüber ſind ja die entgegengeſetzteſten Parteien einverſtanden. „Das leidende Volk“ iſt's, von dem jeder der ſtreitenden Theile behauptet, daß es ihm vor allem am Herzen liege; nur über den Sitz des Uebels und wie es zu heilen ſei, darüber ſtreiten ſie heftig. Wie ſich nun überhaupt die Extreme leicht berühren, ſo ſehen wir auch hier die beiden grundſätzlich am weiteſten voneinander entfernten Hauptparteien nach Einer Seite hin zuſammentreffen: beide nämlich richten ihre Wirkung auf die Maſſe des Volks; den Mühſeligen und Beladenen, den Unterdrückten und Darbenden ſoll geholfen werden, von der einen Seite durch das „Evangelium“, von der andern durch die „ſocial-demokratiſche Republik“. Dies ſind die beiden Panaceen, zu deren Anwendung das Publicum von entgegengeſetzten Seiten nicht nur durch Rede und Schrift, ſondern auch durch mehr oder weniger erfolgreiche That angefeuert wird. Was von andern Seiten als Heilsplan geboten wird, iſt entweder, als bloßer Plan, mit jenen Thatſachen nicht auf eine Linie zu ſtellen, oder es macht ſich nicht, wie dieſe, als Univerſalmittel geltend. Es iſt deshalb keineswegs befremdend, wenn ſich der beiweitem zahlreichere Theil des handlungsfähigen Publicums in die genannten beiden Lager vertheilt, da die Reife des Urtheils, welches etwa ſich gegen beide entſcheiden müßte, niemals bei der Maſſe geſucht werden darf, und für dieſe, ſofern ſie zwar die Einſicht nicht, aber doch den guten Willen zum Handeln hat, außer jenen beiden entgegengeſetzten Wegen kein dritter, der ein großes Ziel verſpräche, praktiſch auch nur angebahnt, geſchweige allgemein betreten erſcheint. Damit indeſſen dieſe Zuſammenſtellung der Sache der innern Miſſion mit der Sache des Socialismus und Communismus nicht frivol erſcheine, iſt an den himmelweiten Abſtand zu erinnern, der die beiden Parteien rückſichtlich ihrer geſammten Weltanſchauung voneinander trennt. Sittlicher Ernſt kann zwar auch einzelnen Vertretern der „ſocial-demokratiſchen Republik“ — welche ja mit dem Communismus oder doch mit dem „Recht auf Arbeit“ dem praktiſchen Gehalte nach zuſammenfällt — nicht abgeſprochen werden; aber die geſammte Weltanſchauung, insbeſondere die Begriffe von Familie, Geſellſchaft, Staat und Kirche ſind hier ſo arg verworren und dem wirklich Natürlichen entrückt, daß ſich die Sache der innern Miſſion in dieſer Beziehung gar leicht als die der Wahrheit, gegenüber der eines grenzenloſen Wahns und Irrthums, erweiſt. Dies iſt denn auch das unbedingt Anerkennenswerthe des ganzen Beſtrebens, daß die allgemeinen Nothſtände nicht ſowol in Fehlern der äußern Verfaſſung unſers Gemeinlebens, als vielmehr in den Gebrechen der innern geſucht werden, daß, im Gegenſatz gegen das Feldgeſchrei des Radicalismus, die innere Miſſion nicht zum Kampf gegen die beſtehende Geſellſchaft, den beſtehenden Staat, die beſtehende Kirche zu Gunſten des „Volks", aus dem ſie beſtehe, ſondern umgekehrt gegen dieſes (verwahrloſte und verlüderte) Volk zu Gunſten der Kirche, der ſichtbaren wie der unſichtbaren, aufruft. Dem ſocialen, politiſchen, kirchlichen Radicalismus iſt dieſes Volk ja ſtets das vortreffliche, unſchuldig leidende und unterdrückte, ſeinem innerſten Weſen nach ſelbſtgenugſame, ſtarke und herrliche, die höchſte Inſtanz, an welche er appellirt, das abſolute Rechtsſubject, das keine Pflichten hat, folglich auch keine verletzt; der innern Miſſion iſt dieſes Volk ein armes, ſchwaches, ſeinen göttlichen und menſchlichen Pflichten untreu gewordenes und daher der göttlichen und menſchlichen Barmherzigkeit mehr als je bedürftiges, eine Heerde, die ſich zerſtreut und den Hirten verloren hat. Die innere Miſſion ſieht tiefer als der Radicalismus, der überall nur die äußere Knechtſchaft wahrnimmt und die innere, den eigentlichen Grund jener, verleugnet und durch die Entfeſſelung der Begierden fort und fort ſteigert. Selbſt die ſonſt vielleicht wohlbegründete Unzufriedenheit mit der äußern Verfaſſung der verſchiedenen Formen unſers Gemeinlebens weiſt deshalb die innere Miſſion mit Recht zurück, wo es ſich einzig und allein um den innern Grund des Uebels und um ſeine Hebung handelt. Der Grundtext aller dieſer Beſtrebungen iſt: „Wie murren denn die Leute im Leben alſo? Ein Jeglicher murre wider ſeine Sünde!" (Jeremias' Klagelieder 3, 39).

Aber wie ſehr auch ſolchergeſtalt die innere Miſſion ſich erhaben zeigt über das frech materielle, nur die Außenſeite der Erſcheinungen angreifende Treiben der Socialiſten, es entdeckt ſich bei näherer Betrachtung nur zu bald, daß auch ihre Wirkung nicht in die Tiefe geht, nicht die innerſte Wurzel der Krankheit angreift, ſondern auf der Oberfläche ſich verliert und die ohnedies beſchränkte Kraft vollends ſchwächt. Wichern hat in ſeiner Denkſchrift ein vielumfaſſendes Bild von den weiten „Arbeitsfeldern der innern Miſſion" gegeben, und nicht grundlos rufen die Arbeiter: „wie iſt doch die Ernte ſo groß und der Schnitter ſind wenige!" Aber wenn es nur mit dieſer Ernte, wie ſie der innern Miſſion vorſchwebt, gethan wäre, wenn nur damit, daß allerorten erſt Rettungshäuſer erbaut, Tractate vertheilt, das „Evangelium" verkündigt und chriſtliche Vereine gegründet wären, wenn nur damit das nächſte Ziel als erreicht betrachtet werden könnte! Uns will es bei dieſer Arbeit ſcheinen, als ob der Strom der Zeit floſſe, unbekümmert um Diejenigen, welche, die verderbliche Flut beſchwörend, am Ufer ſtehen und nun, ſie auszuſchöpfen, Hand ans Werk gelegt haben. Geben uns die Vertreter der innern Miſſion mit der ſtets erneuten weitläufigen ſtatiſtiſchen Vergegenwärtigung der „maſſenhaften Armuth und Demoraliſation" denn ein Bild von dem lebenden Geſchlecht? ſind wir damit den Sitzen des Uebels nahe gekommen? haben wir damit eine feſte Handhabe gewonnen, die moderne Geſellſchaft in Dem, was in ihr, nicht in Dem, was außer ihr liegt, zu erfaſſen und von da aus umzubilden? Nein, denn gerade diejenigen Glieder dieſer Geſellſchaft, deren Einfluß auf den ganzen Organismus maßgebend iſt, die von der modernen Cultur durchdrungenen, leiblich und geiſtig freier geſtellten Mittelclaſſen der Geſellſchaft — das Hauptobject unſerer ethiſch reformirenden Thätigkeit — ſtehen von der innern Miſſion und deren Beſtrebungen ſo gut wie unberührt da.

Auch wir wollen, wie dies Wichern gethan hat, aber im Gegenſatze zu deſſen Darſtellung, uns ein Bild entwerfen von dem Geſchlechte, mit dem wir es zu thun haben. Alle Züge dieſes Bildes müſſen auf einen einzigen Grundzug zurückweiſen, wie bei Wichern, aber wir können uns nicht dabei beruhigen, dieſen in der unbeſtimmten Allgemeinheit des „unchriſtlichen Weſens“ zu laſſen; wir müſſen uns klar machen, was es damit für eine gemeinverſtändliche Bewandtniß habe. Zwei Verwahrungen ſchicken wir voraus: der Leſer erinnere ſich, daß unſer Weg nicht auf der Lichtſeite, ſondern auf der Schattenſeite der modernen Welt hinführt, und daß hier einzig und allein der ethiſche Geſichtspunkt in Betrachtung kommt. Aus dieſem letztern Grunde müſſen wir auch ausführlicher auf diejenigen Formen des Gemeinlebens eingehen, welche ſich enger an die Bildung der Individuen anſchließen, und dürfen, nachdem wir die Ehe, die Familie, die Erziehung und die Schule betrachtet haben, flüchtiger über Geſellſchaft, Staat und Kirche hinweggehen, da in dieſen nur die Reſultate des individuellen Bildungsganges vorliegen. Es wäre gut, wenn der Darſtellung geſchichtliche Belege zur Seite gehen könnten; dieſe aber würden die Grenzen eines Aufſatzes weit überſchreiten.

Vorlängſt und vielfach haben wir uns zum Bewußtſein gebracht, daß die höhere Cultur der Menſchheit nie zuvor ſo weit wie in dieſem Jahrhundert gegen die niedere zurückgeblieben. Klagend, mit unverſtandenem Ernſt haben ſich prophetiſche Stimmen über das wachſende Unheil dieſes Geſchlechts vernehmen laſſen. Von Wenigen nur ſind ſie begriffen; es wird ja den Meiſten im ganzen Leben oft kaum ſo gut, hinter dem Gerüſte, an dem ſie mit unfruchtbarer Mühe arbeiten, des Baues der Menſchheit ſelbſt auch nur von außen anſichtig, geſchweige im Innern deſſelben heimiſch zu werden. Denn dieſes Gerüſte iſt ſo groß und weitläufig, die Arbeit daran und darin ſo mannichfach, verworren, langwierig und mühevoll geworden, daß die große Maſſe der Menſchen ihre Hütten darin aufgeſchlagen und ſich allmälig gewöhnt hat, Das für den Zweck ihres irdiſchen Daſeins zu halten, was nur deſſen Mittel iſt, das hinfällige Stangenwerk für die Säulen des Tempels, den es entſtellt. Selten nur, wenn der Sturm an den lückenhaften Bretterwänden rüttelt, oder die leuchtende Kuppel des Doms durch die unreinen Fenſter hereinſieht, gedenken ſie ihres hohen Beruſt und überreden ſich ſelbſt, mit dem Stückwerk ihrer Civiliſation das Werk der ewigen Liebe und Schönheit verwechſelnd.

Es war uns vorbehalten, mehr und mehr zu verſtehen, was Jean Paul geſagt hat, daß die Cultur und die Gewalt die Menſchen wie Dunſttropfen ungeheurer Dampfmaſchinen Eines Geiſtes zuſammenfügen. Des Vortheils einer ſolchen Compreſſion zwar ward man, ſchon wegen des glänzenden Beiſpiels der materiellen Krafterzeugungen, gleich anfangs inne; aber allen Nachtheil und Verluſt deckte erſt allmälig die Geſchichte eines halben Jahrhunderts auf. Furchtbar nämlich rächt ſich die Natur an unſerm Geſchlecht, wenn es vergißt, daß „die Bildung zur Menſchlichkeit, die Menſchenbildung und alle ihre Mittel in ihrem Urſprunge und Weſen nie Sache der Civiliſation, ſondern ewig die Sache des Individuums und ſolcher Anſtalten ſind, die ſich eng und nahe an daſſelbe anſchließen, daß es ſich weſentlich nur von Angeſicht zu Angeſicht, nur von Herz zu Herz menſchlich bilde“ *), und daß jeder Verſuch, mit den unſterblichen Seelen im Großen zu handeln, die ſträflichſte Verachtung ihres innerſten Willens iſt. Dann verläßt recht eigentlich Gott den Menſchen, weil dieſer ſich ſelbſt verlaſſen hat: an die Stelle der allgenugſamen Vorſehung, welche über dem Haupt eines Jeden wacht und deſſen Haare gezählt hat, drängt ſich ein blindes Geſchick, Alle umſchlingend, Keinen wahrnehmend, Jedem die ſelbſtverſchuldete Blöße verdeckend. Denn Jeder ſucht, was nur inwendig zu finden iſt, außer ſich, und knüpft ſein eigenes Wohl und Wehe an das zweifelhafte Werk der gemeinſamen Klugheit, welche keine Gewalt hätte noch haben dürfte über den Geringſten, der frei wäre. Gelehrt, ſogar von Lehrern der Weisheit, daß der Einzelne nichts ſei und vermöge durch ſich, geben ſie die von Gott verliehene Kraft, ja das eigenſte Weſen ſelbſt an ein Phantom des Ganzen hin, und wundern ſich noch, wenn ſie um Brot baten und Stein empfingen. Um die Nahrung, deren der Einzelne bedarf, kümmert ſich jene Klugheit nicht, die ſtets nur bedacht iſt, wie ſie Alle in ihr Eines, nicht wie ſie Alles in Jeden bringe. Es iſt ihr ein Gräuel, ihr Geſchäft geſtört und immer neue Bedürfniſſe der Individuen erwachen zu ſehen; berechtigt erſcheint ihr nur das „Bedürfniß des Ganzen“, und wie ſie dieſes einmal gefaßt hat, ſo müſſen Alle, ſie mögen wollen oder nicht, durch die ſchmale Pforte hindurchgehen, und jeder neue Menſch wird von Kind auf ſorgſam zu dieſer Einſicht erzogen. Nach ihr beſtimmt ſich jedes Verdienſt und jede Tugend: der Vortrefflichſte iſt — deſſen Mund und Hand offen des Marktes lauteſte Arbeit verkünden. Ein allgemeiner Wetteifer um die Betheiligung am öffentlichen Intereſſe mußte ſich entſpinnen; daß jedes Einzelweſen zunächſt und zumeiſt für ſich ſelbſt auf der Welt ſei, ſcheint vergeſſen oder wird als ungeiſtiger grober Egoiſ-

---

*) Peſtalozzi: „An die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes“.

mus verſchrien, während doch die niedrige Publicität mit dem Scheine der Bildung, die Verleugnung des innerſten Weſens derſelben gerade die ſchlimmſte Selbſtſucht, die verderblichſte Eitelkeit nähren. Denn auf wen zuletzt ſollte „der Glanz der Civiliſation“ zurückfallen als auf Perſönlichkeiten, welche ſich ſchmeicheln, deren Träger zu ſein? der Perſon gilt es, die Sache muß den Vorwand geben: nur durch das äußerliche Gepränge kann der äußerliche Werth, deſſen man bedarf, nur durch die Beſchäftigung mit dem Publicum deſſen Aufmerkſamkeit und Gunſt gewonnen werden; der innern Welt anzugehören, iſt ein überläſtiges Bewußtſein, und man gewöhnt das Gewiſſen an die Umkehr der Seume'ſchen Sentenz, die nun lautet: „Was kümmr' ich mich, wie's innen ſteht, wenn's leidlich nur da außen geht.“ Die Geſinnung tritt überall hinter den Erfolg zurück, die Wahrheit hinter den Vortheil; That iſt nur, was unmittelbar in die Gewohnheit des öffentlichen Lebens hineingreift, und deſto größere That, je mehr es ſich anmaßt, Allen zu nutz zu kommen. Jeder möchte die Menſchheit mit etwas Beſſerm begaben, Keiner den Menſchen mit dem Menſchen, und indem Allen nur dieſes eine Ziel vor Augen ſchwebt, hindert Einer den Andern, rennen ſie dicht neben- und durcheinander und iſt Keiner müßig genug, auch nur einen Augenblick nach der eigenen, geſchweige nach ſeines Nächſten innerer Wohlfahrt zu fragen.

Wie die Geſundheit des perſönlichen Menſchen, ſo beruht auch die eines Volks auf dem Gegenſatze und Gleichgewicht des ſinnlichen und des geiſtigen Lebens; und wie wir Alle in unſerm Einzelleben beides, zuerſt das Uebergewicht des ſinnlichen, dann das Uebergewicht des geiſtigen erfahren und über dieſe gefährlichen, folgenreichen Epochen ſchonend und vorſichtig hinübergeführt werden müſſen, ſo laſſen ſich auch in dem Leben eines jeden Volks dieſe Uebergänge deutlich in ihrem ganzen Verlauf fühlen. Soll nämlich überhaupt ein weſentlicher, plötzlicher Fortſchritt geſchehen, ſo ſetzt dies voraus, daß die Spannung des Gegenſatzes, in dem unſer Leben begriffen iſt, nach irgend einer Seite hin ſchwach ſei oder erſchlaffe und dadurch nach der andern, von welcher die neue Entwickelung ihren Anfang nehmen ſoll, der Kraft nachgebe. Denn fände ſich auf keiner Seite eine ſolche Nachgiebigkeit, ſo müßte die plötzliche Erhöhung der einen Function auf den Organismus, ſtatt erweiternd, zerſtörend wirken. So ſehen wir das geiſtige Leben in der Kindheit gleichſam ſchlummern, während das leibliche mächtig emportreibt, und kaum iſt jenes allmälig zu dieſem herangezogen, ſo erhebt es ſich mit unvorhergeſehener Gewalt im Jugendalter über daſſelbe hinaus und wuchert ſchon in der üppigſten Kraft, ehe der Körper ihm nachreift, die Vermählung vollzieht und den Menſchen in den Zenith ſeines Daſeins ſtellt. — Eine ſolche Betrachtung könnte nun ſcheinbar über unſer Zeitalter vollkommen beruhigen, ja es fehlt nicht an falſchen Propheten, welche aus allem Unglück dieſer Tage nur verborgenes Glück und nie geſehene Herrlichkeit weiſſagen; allein das Sittliche, um deſſen Ausfall es ſich hier handelt, ſteht gar nicht innerhalb des Gegenſatzes, ſondern über demſelben. Iſt die ſinnlich geiſtige Entwickelung eines Menſchen einmal auf den Punkt gekommen, daß ethiſche Fragen geſtellt und vom Gewiſſen beantwortet werden, ſo verliert in allen Fällen, in welchen dieſer unfehlbare Richter zur Entſcheidung kommt, jener Gegenſatz als ſolcher ſeine Bedeutung, weil das gebilligte Ja, mitten hineintretend, Leib und Seele in ſich vereinigt, das verworfene Nein aber, aus beiden herausfallend, in keinem mehr eine bildende, ſondern nur gegen jedes eine zerſtörende Function haben kann. Gibt es aber auch auf dieſer Stufe menſchlicher Entwickelung ein ſittlich Gleichgültiges, ſo kann dies nur in der Beſchränktheit des Selbſtbewußtſeins ſeinen Sitz haben: je mehr ſich letzteres erweitert, deſto mehr ſchmilzt jenes zuſammen, und für den vollkommenen Menſchen gäbe es überhaupt nichts Gleichgültiges mehr. Inſofern freilich für Einen etwas noch ſittlich gleichgültig iſt, hat ein natürlicher Gegenſatz zwiſchen dieſem Gleichgültigen und dem ſittlichen Bewußtſein ſtatt; allein es ſteigert ſich nicht beides, wie die Pole in der organiſchen Schwingung, wie ſich Leib und Seele ſteigern und wechſelſeitig nachziehen und erheben, ſondern der Gegenſatz iſt ein unverſöhnlicher Antagonismus, welcher nothwendig mit der Vernichtung entweder des ſittlichen Bewußtſeins oder der daſſelbe hemmenden Unempfänglichkeit endigen muß. Der Kampf, welchen jenes gegen dieſe zu unternehmen gezwungen iſt, wird deſto ſchwieriger und verwickelter, je mehr der Stoff, welcher erſt überwunden ſein muß — es gibt auch andern — ſich anhäuft. Da nun unſere Generation ſich rühmen kann, eine größere Menge dieſes Stoffs geſammelt zu haben als irgend eine zuvor, ſo muß man allerdings die erhöhte Schwierigkeit und Vervielfältigung der ethiſchen Probleme einräumen. Allein es fällt ihr dieſer Stoff ſelbſt zur Laſt: denn im Begriffe ſchon verräth ſich, daß es nicht der rechte Stoff ſei, welcher letztere dem ſittlichen Bewußtſein keinen oder nur weit geringern Widerſtand leiſten dürfte, ſondern daß es eben Schätze ſeien, die Motten und Roſt freſſen.

Durch alle unſere Lebensſphären hindurch, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Staat und Kirche, in der Geſellſchaft, in der Schule, ja ſelbſt im Schoße der Familie finden wir das praktiſche Selbſtbewußtſein gegen dieſes ſtets wachſende Uebergewicht des todten Stoffs im unfruchtbaren Kampfe begriffen. Theils treibt die verborgene Ahnung eines beſſern Schickſals oder die philoſophiſche Sehnſucht nach Licht und Einheit dazu, theils aber auch führt die Strömung des Zeitgeiſts nur eine bewußtloſe Menge mit ſich fort. Nach unzähligen Richtungen ſchweift der zerſtreute Blick, verknüpft mühſam die Gegenſtände und verlangt nach Ueberſicht und Ausſicht; aber die Einſicht wird nicht gewonnen, in den eigenen Buſen wird nicht zurückgegriffen, die geheime Werkſtätte des höhern Lebens ſteht verlaſſen, und wenn hier und da ein Einſamer darin arbeitet, ſo ſehen wir nur „ein Feuerwerk, das unterm Regen abbrennt, unverbunden mit zerriſſenen Geſtalten glänzend, halbe Flammenauge malend“ (Jean Paul). Der Geiſt taglöhnert Jedem zu fremden Zwecken, Alles ſoll er beſchaffen: der Eine ſucht Dies, der Andere Jenes bei ihm, ſich ſelbſt Keiner. Daß das Leben kurz und die Kunſt lang ſei, werden ſie beinahe ſchon in der Wiege gelehrt, und müſſen dennoch dieſes kurze Leben in jedem Momente weiter verkürzen, dieſe lange Kunſt endlos verlängern. Denn je mehr Einer heranwächſt, deſto ungeheuerlicher thürmt ſich vor ihm der fremde Stoff auf, deſto flüchtiger verhaucht ihm die Flamme des eigenen Weſens; ja, indeſſen das Herz friert, muß es oft die letzten Kohlen hinaustragen, um dem Strebfeuer der Welt den gewohnten Tribut nicht ſchuldig zu bleiben.

Die Urſachen dieſer *allgemeinen Irritation des höhern innern Organs der Menſchheit* tiefer zu verfolgen, führt allzu weit, als daß wir nicht davon abſtehen und uns auf eine nur andeutende Zeichnung der vorliegenden Zuſtände beſchränken ſollten. Wir machen den Anfang mit der *Familie*, aus deren Schooße ſich das Einzelleben zunächſt entwickelt. — *Wie werden die Ehen geſchloſſen?* — denn daß die Mehrzahl der Menſchen in den übervölkerten Staaten Europas in erzwungenem Cölibat lebt, daß im „guten Deutſchland“ ſelbſt manche der großen Städte (wie München und Wien) eine Progreſſion der unehelichen Geburten gegenüber den ehelichen aufweiſt, die geeignet wäre, in wenigen Jahren das Inſtitut der Ehe aus ihrer Geſellſchaft zu verdrängen, wollen wir nicht auf die Waagſchale legen, wo es gilt, *den Kern der Nation* zu prüfen.

Aus alten Ueberlieferungen wiſſen wir, daß die Liebe eine erhabene, furchtbare Leidenſchaft ſei — wer ſäh' es ihr heutzutage noch an? Die Ideale, welche die Bruſt ſchwellen und den Arm ſtählen konnten, dienen, ihres geweihten Inhalts entleert, kaum noch als Formen der Geſelligkeit und werden an Feſttagen wie gemachte Blumen getragen, die durch Sommer und Winter ohne Frucht in der Schublade fortblühen. Wie ſollte auch in einer Zeit, in der des Lebens Nothdurft ſo viel erfordert, über einen Bedarf, der ſelbſt die Ueberhebung über dieſe Nothdurft vorausſetzt, ein milderes Urtheil herrſchen als das, wonach er den entbehrlichen Verſchönerungen des Lebens, der freundlichen Mitgift des jugendlichen Alters wie ein verhüllender und ſchützender Schleier eigne, deſſen Gebrauch nur von der Wiege an die klügſte Mäßigung erfordere, um nicht zu den Fehltritten der Schwärmerei und des Traumlebens zu verleiten? Dürfte ſich denn ein Jüngling von heute eher für gereift halten, ehe er die „Geſchmackloſigkeit des ſentimentalen Weſens“ gründlich von ſich abgethan hätte? Flöhe und verabſcheute er noch irgend welche Gedanken mehr als die „Mondſcheingedanken“? ſchämte er ſich, vom Gefühle überraſcht, irgend einer Aeußerung deſſelben mehr als eben der Scham? wird nicht mit Abſicht jeder kühnere, freiere Bau, den die Phantaſie beginnen möchte, vereitelt?

Iſt die Andacht nicht geſchwunden aus allen Verhältniſſen des Lebens? Von der Wiege bis zum Grabe kennzeichnet die Aftercultur ihre

Hörigen. Wie das Kind reden lernt allmälig durch die bloße Gewohnheit der Nachahmung, ſo lernen die jetzigen Menſchen nicht nur dieſe und jene Kenntniß oder Fertigkeit, ſondern ſelbſt die eigenſte Sprache ihres Herzens, ihr Hoffen und Fürchten, ihr Thun und Leiden, ihre Liebe und ihren Haß, ja beinahe ſelbſt ihre Tugenden und ihre Laſter! Das freigeborene Selbſtbewußtſein des Einzelnen frohndienſtet der gemeinſamen Berechnung, und je weniger dieſe von jenem ſich anzueignen im Stande iſt, deſto mehr wird weggeworfen. Wie viel könnte nun da von fruchtbringender Liebe bleiben? Ja, wenn ſich auch dieſe aſſecuriren ließe durch die Beiſteuer zu irgend einer Geſellſchaftskaſſe, wenn etwa der Staat für ihre Nieten Prämien ausſetzen und den ausdauernden Mitſpieler ſchadlos halten könnte; wenn die Heirathsbureaux erſt zum Ideal einer ſocialiſtiſchen Organiſation der Arbeit und des Genuſſes herangereift wären — denn die Freiheit wähnen ſie dadurch zu retten, daß ſie deren letzte Wurzel vertilgen —: ſo könnte man ſich noch einiger Garantie in dieſer wichtigen Angelegenheit, die nun einmal vom Beruf nicht zu trennen iſt, erfreuen, und wäre doch ſo ganz nicht dem Zufall preisgegeben. Aber ſo muß nun in dieſen Dingen das Herz mehr, als ihm lieb iſt, auf ſich ſelbſt rechnen und darf ſich nicht wundern, wenn die Rechnung fehltrifft. Jeder iſt daher beſtrebt, ſich dieſes Geſchäft zu erleichtern: die Meiſten ſchreiten erſt dann zur Ehe, nachdem ſie ſchon herabgekommen von dem Gipfel ihres ſinnlichen und geiſtigen Blütemondes, nachdem das Herz durch Routine ſchon mürber geworden und leichter mit dem gemeinſchaftlichen ſteten Gange der Dinge zuſammentrifft, wenn ſeine Anſprüche beſcheidener, der verſtändigen Berechnung folgſamer ſind, wenn es ſeinen geheimen Wünſchen nur ſo weit noch nachzugehen wagt, als es dadurch nicht mit dem „Lebensplan“ mit der „Carriere“ in offenen Conflict geräth. — Feiger als der moderne Liebesdienſt iſt nichts, und wo die Schwäche nicht auf völliger Blaſirtheit beruht, da überredet man ſich mit den tollſten Zirkelſchlüſſen, daß die Zeit zu ernſt, zu ſehr den wichtigern, öffentlichen Intereſſen zugewendet ſei, um ein tieferes Erfaſſen des Familienlebens zu verſtatten.

Indem ſie — nicht ſelten aus niedern Nebenmotiven — die Ehe ſuchen, umſpielen die beiden Geſchlechter einander mit den flüchtigen Blicken des Verlangens, und hier und dort haftet der Eine oder der Andere mistrauend oder vertrauend an der äußern Erſcheinung. Vertrauen und Mistrauen nämlich geben ſelten den Ausſchlag, denn beide werden von gegentheiligen Rückſichten und Abſichten aufgewogen, und der „freie Entſchluß“ gleicht in der Regel dem des pointirenden Hazardſpielers. Eine Weile hindurch verbirgt der natürliche Reichthum, den die innigſte Verbindung des Menſchen mit dem Menſchen hervorzaubert, jeden individuellen Defect, ſowie die pathologiſche Erfahrung lehrt, daß ſelbſt unheilbare körperliche Krankheiten, zumal am weiblichen Organismus, während des erſten Verlaufs dieſer Gemeinſchaft zurücktreten oder völlig verſchwinden. Nur zu bald aber kommt er in den meiſten Fällen vergrößert wieder ans Licht. Alsdann iſt bei der klarſten Erkenntniß des Uebels — denn der fertige Genuß öffnet die Augen — nicht von der muthigen Idee eines ſittlichen Heilplans, einer ausdauernden ſittlichen Diätetik die Rede, die, wenn keine ausreichende, doch die würdigſte Hülfe böte; ſondern das blaſirte Gefühl findet ſich feig in ſein Schickſal, duldet und entblößt ſich lieber Stück für Stück, ehe es im Widerſtreite der Empfindungen unterläge und das liebe Ich den Kürzern ziehen ließe. Dieſe Principien, wenn man ſie ſo nennen kann, gibt die moderne Geſellſchaft Jedem, der nur eine entfernte Richtung darauf genommen, von ſelbſt an die Hand. Das Haus der Familie hat hundert Thüren, welche die beengten, gedrückten Gemüther auf die Spielplätze des Lebens hinausladen, ja es iſt nicht einmal ſchwierig, den Schein für ſich zu gewinnen, als wolle man nur friſches Waſſer und Feuer zum Herde tragen, und lebe nur außer dem Hauſe — dem Hauſe zu lieb. Denn heutzutage ſcheint ſo Vieles zum Beſtand eines vollſtändigen Hausweſens zu gehören, was außer demſelben liegt, daß der Hausvater und die Hausmutter, denen das Haus verleidet iſt, des drückenden Berufs ſich entledigen können, ohne das Anſehen der beſtändigen Fürſorge für ihre Familie zu verlieren.

Aus ſolchem Boden keimt nun das neue Menſchenleben hervor. Einer unter Auſpicien, wie die beſchriebenen, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſteigenden Degeneration zwar ſcheint das klare Geſetz der Natur für alle Zeiten vorgebeugt zu haben; denn die Anthropologie beweiſt, daß der Art und dem Grade der Zeugungspotenz kein entſcheidender Einfluß des menſchlichen Willens auf die Entſtehung und Entwickelung des neuen Lebens von der Natur geſtattet wird. Mit der Geburt aber beginnt die *Erziehung*, und das Pfand der Liebe wird ſeinen Eigenthümern zurückgegeben. Die Erziehung iſt das Werk der Freiheit. Obſchon das Kind von ſelbſt zum Jüngling, der Jüngling zum Manne wird, macht doch ſie allein den Menſchen zum Menſchen, und ſollte dieſer — ein Kaspar Hauſer — die verſpätete ſich ſelbſt geben müſſen. Es verſteht ſich, daß wir Erziehung hier im weiteſten Sinne nehmen, in welchem neben den eigentlich pädagogiſchen alle übrigen Einwirkungen auf das perſönliche Leben, ſofern dies überhaupt vom menſchlichen Willen beſtimmt wird, inbegriffen ſind. Aber nur ſo weit iſt Freiheit, ſoweit wirklich Wille iſt. Wenn heutzutage zugleich von der Geſchichte, vom Geiſt der Zeit, vom Volksgeiſt, vom Staat, von der Geſellſchaft geſagt wird, ſie erzögen den Menſchen, und die neueſte Philoſophie, mit vornehmer Verachtung der Schul- und Hauspädagogik, ſich deſto freier fühlt, je vollkommener ſie den geiſtigen Embryo als Theil der Eingeweide der „Weltgeſchichte“ ins Allgemeine verwickelt, ſtatt dieſes immer vollkommener von ihm zu entbinden, ſo iſt damit gewöhnlich der wahren Erziehung, dem Werke der ſittlichen Freiheit wenig Vorſchub geleiſtet; denn je weiter die Wände der Schulſtube auseinandergerückt werden, deſto zweideutiger wird die Lehre, und unſere Weltſchüler, ſtatt Einem Lehrer Tauſenden geverſäumend, werden nachgerade „univerſell“ genug erzogen zur perſönlichſten Ungezogenheit. Auf die Frage: wer hat dich erzogen? hörte man ehedem den Jüngling mit Stolz eine fromme Mutter, einen rechtſchaffenen Vater, einen treuen Lehrer nennen; dem modernen Weltſchüler erſchiene dies kindiſch und unreif: heutzutage erzieht das Subject ſich ſelbſt, es treibt die leere Mühle ſeiner Eitelkeit mit dem allgemeinen Wind. „Welt und Schickſal“, die „Literatur“, das „Leben“ ſind die modernen Erzieher. Was vermag der perſönliche Wille — und dieſer allein iſt's, der erzieht — über unſere Geſchichte, über unſern Staat, über unſere Geſellſchaft? bilden ſich dieſe jetzt etwa durch eine gemeinſame freie That, in welcher gleichſam der Wille des einzelnen Erziehers gegenwärtig und lebendig wäre? ſind nicht vielmehr weitaus die meiſten Einwirkungen, die von ihnen auf das heranwachſenden Geſchlecht ausgehen, nach wie vor ungewollt, unwillkürlich und zufällig, nicht viel anders als die Einflüſſe der Witterung auf unſern Körper? Wie umfaſſend und durchgreifend ſie ſonſt ſein mögen, dieſe Bedeutſamkeit macht ſie des Namens der Erziehung nicht mehr werth, als dies die roheſte Naturgewalt iſt, die den menſchlichen Organismus ergreift, ohne daß ſein Wille dabei auch nur entfernt betheiligt wäre, ohne daß er auch nur wüßte, von wannen ſie kommt.

Es iſt das Zeichen einer rettenden Verſehung, daß unter unzähligen verfehlten noch immer ſo viele erträgliche Menſchen heranwachſen; den Verluſt der koſtbarſten aber werden wir ſelten gewahr: denn „die Geſellſchaft hat wol dafür geſorgt, daß das vergängliche Erbtheil der Unmündigen im ſichtbaren Vermögen keinen Schaden leide, aber die weſentliche, unvergängliche Ausſteuer, die jedes Kind aus der Hand ſeines Schöpfers empfängt, das perſönliche Capital, das in dem Inbegriff ſeiner Anlagen zur Sittlichkeit und aller ſeiner Fähigkeiten beſteht, von dem der Erwerb ſelbſt der äußern Reichthümer und deren würdiger Genuß, von dem die Erhebung des Menſchen über alles Vergängliche abhängt, iſt gewöhnlich der unbedingten und ſehr oft blinden Willkür der häuslichen oder bürgerlichen Erzieher überlaſſen, ohne daß ſie dafür auf irgend eine Weiſe verantwortlich gemacht würden.“ *) Eben um deswillen aber, weil hiergegen keine gemeinſame Garantie beſteht, und die Geſellſchaft, geſchweige der Staat von heute völlig unfähig ſind, eine ſolche zu ſchaffen, würde es ungerecht ſein, die ganze Verantwortung jenes Irrthums an der Zeit den in dieſer ſelbſt befangenen Erziehern aufzuladen; nur ſofern deren perſönliche Freiheit wirklich offene Hand hat und an die Stelle des Willens, der dem göttlichen — im Kinde deutlich ausgeſprochenen — entſpricht, die eigene Willkür, an die Stelle der Liebe und deren heiliger Scheu die wechſelnde Laune ſetzt, muß das ganze Gewicht der Schuld auf die Erzieher zurückfallen.

---

*) Fellenberg, dem dieſe Worte entlehnt ſind, ſetzt hinzu: „An dieſer furchtbaren Schuld wollte ich keinen Antheil haben.“

Die eigentliche und nächſte Erziehung, die häusliche, muß man zunächſt ohne Rückſicht auf die öffentliche, die Familie zunächſt ohne Rückſicht auf die Schule betrachten. Denn wollte man das Urtheil über die letztere in das Urtheil über die erſtere hereinziehen, wozu die vorhandenen Zuſtände allerdings verleiten, ſo würde dieſes nicht nur verfälſcht, ſondern für die meiſten Fälle vollkommen unwahr, inſofern theils die Schule vom Haus und das Haus von der Schule nichts weiß und jedes nur für ſich verantwortlich erſcheint; theils eines das andere vertritt, wo völlig außer dem Hauſe und außer der Schule erzogen wird. Dieſer letztere Fall pflegt in den höchſten, der erſtere in den unterſten Ständen der modernen Geſellſchaft einzutreten. In den mittlern dagegen theilen ſich Haus und Schule gewöhnlich in das gemeinſame Werk, entweder getrennt voneinander oder gegeneinander oder auch — wenn es gut kommt — miteinander wirkend. Nun wird ſchlechthin zwar jene Familienerziehung getadelt, die nicht zum wenigſten die Tendenz, Hand in Hand zu gehen mit der Schule, zur Richtſchnur hat, und ſelbſt da, wo dieſe Tendenz vorhanden iſt, nur ohne Erfolg, im Allgemeinen an der rechten Bemühung des Hauſes, nicht der Schule gezweifelt; aber wie ſollen wir ohne Verwirrung und Ungerechtigkeit dem erſtern für alle Fälle eine Tendenz anmuthen, welche Vorausſetzungen in ſich ſchließt, die in den wenigſten zutreffen? oder wie könnte z. B. wol das Beſtreben eines Hausvaters auf die Uebereinſtimmung ſeiner Arbeit mit der Arbeit außer dem Hauſe gerichtet ſein, wenn ihm das eigentliche Weſen der letztern völlig unbekannt iſt? genügt es etwa, daß er im Allgemeinen wiſſe, die Schule wolle „das Beſte“ des Kindes? er könnte unglücklicherweiſe beim Handeln gerade das fürs Beſte halten, was die Schule für das Schlimmſte hält, und umgekehrt. Eine innerliche Uebereinſtimmung iſt zweifelhaft, und jedenfalls von dem erſtern nicht zu fordern, ſobald dieſem die eigene Bildungsſtufe, ſobald jener (der Schule) ihre Einrichtung nicht erlaubt, ſich über den Bereich und den beſtimmten untheilbaren Zweck der beiderſeitigen Thätigkeit zu verſtändigen. Wie häufig aber beide Mängel vorkommen, darüber täuſcht ſich Niemand, der nur einigermaßen mit dieſen Fragen empiriſch vertraut geworden, und wenn wir eine kleine Anzahl glücklicherer Familien des gebildeten Mittelſtandes, an die jene Forderung mit Recht zu ſtellen iſt, ausnehmen, ſo dürfen wir, ohne die mannichfachſte Ungerechtigkeit, die ganze Maſſe der übrigen mit der Schule nicht in Berührung bringen, wo es ſich um den moraliſchen Werth oder Unwerth der häuslichen Erziehungsarbeit handelt. Es läßt uns auch dies wieder in eine weitgeöffnete Kluft zwiſchen unſerm öffentlichen und häuslichen Leben hinabſehen, und die Entſchuldigung, die wir, deſſen bewußt, manchem getäuſchten Familienhaupt angeſichts der mißrathenen Saat gönnen, vermag den gemeinſamen Schaden nicht gut zu machen.

Allein wie Viele ſind es, wenn auch ſchon der bloße gute Wille und die Liebe den Erzieher von jeder Verantwortung freiſprechen, wie Viele ſind es, die deshalb vorwurfsfrei ausgehen? iſt nicht eben der allgemeinſte, verbreitetſte Mangel der Mangel an Wille und Liebe? ja würde uns, hätten wir dies Eine, was Noth thut — denn beide ſind hier in der That nur eins — irgend ein Anderes auf die Dauer abgehen, oder wäre, nun uns dies Eine gebricht, irgend ein Anderes uns ſicher? — Zwar ſcheinen ſie bemüht, dies Unerſetzbare zu erſetzen und ein Intereſſe an ihren Kindern zu bewähren, frühe ſchon in vielen nützlichen Dingen, in Kenntniſſen und Fertigkeiten aller Art dieſelben zu unterweiſen, für deren äußeres Wohlergehen und Fortkommen in der Welt Sorge zu tragen, ja dabei auch nicht ſelten uneigennützig ſich ſelbſt zu vergeſſen und den Eigenwillen nachgiebig zu beugen unter die leiſeſten Wünſche jener: — aber es nützt dies Alles ihren Hoffnungen wenig, ſchadet in der Regel noch Denen, für die ſie ſich ſo zwecklos opfern.

Wie ſchon bei der Stiftung der Familie durch die Ehe von Nebendingen nicht leicht ein einziges vergeſſen wird, aber die Hauptſache, die reine geweihte Begeiſterung im Grunde der Herzen, die feurige Oriflamme des Glaubens vor dem innern Tempel daniederliegt, in den Staub getreten, oder flickenhaft aufgerichtet, nur zum Aergerniß und Geſpötte der Welt: ſo fehlt auch nun im erweiterten Kreiſe den zu Aeltern gewordenen Gatten die leitende, mit ſich einige und einigende Kraft. Viel verbreitet iſt der Irrthum, als ſei nichts leichter als die Liebe, am leichteſten aber die der Aeltern zu den Kindern. Freilich, was man darunter verſtehen mag, der natürliche Trieb, iſt ohne ſittlichen Werth und erhebt den Menſchen nicht höher über das Thier, als ihn die Natur ſeiner unveräußerlichen Anlage nach ſchon geſtellt hat. Aber die ſittliche Liebe iſt Kunſt, und wie die echte Gattenliebe nur dem echten Menſchen gelingt, ebenſo auch die echte älterliche Liebe; wo der Grundſtein des Menſchenbaues nicht das unerſchütterliche tiefe und innige Bewußtſein iſt, daß nur allein ſittliche Freiheit und heilige Sehnſucht, nur der Gott in ihm und der Gott über ihm den Menſchen zum Menſchen erheben, bleibt alles Wiſſen und Thun eitel.

In thörichtem Streit mit ſich ſelbſt ſorgen ſie ämſig, die Maſſe des unlebendigen Stoffs, der ſie ſelbſt niederdrückt, ſchon an der Wiege des ſchlummernden Geiſtes aufzuhäufen und meinen nicht früh genug das junge Leben zur Eroberung der Welt ausrüſten zu können. Alles möchten ſie gern aus ihm machen, nur nach dem Einen, wozu ſein himmliſcher Vater es berufen habe, fragen ſie wenig; was das Leben erfreut und in den Augen der Welt Werth hat, ſoll ihm nach Kräften — womöglich noch über dieſe hinaus — zu Theil werden; Alles ſoll es finden und gewinnen, Alles ſchätzen lernen nach Schein und Gehalt — nur ſich ſelbſt nicht. Und wenn dann die Natur und das eigene Wohl des keimenden Geiſtes ſich mächtiger erweiſen als die ſtümpernden Hände der Erzieher, wenn die unverdorbene Seele, nachdem ſie mit den aufgenöthigten Kenntniſſen und Empfindungen eine Weile mehr geſpielt als dieſelben in ſich aufgenommen und mit dem innern Leben vereinigt, mit einem Male das Spielzeug wegwirft, in ſich ſelbſt zurückgeht und in geheimnißvollen Blicken und Bildern, in ſüßen Träumen und Wundern den innern ethiſchen Reichthum ſich und den Seinigen zu offenbaren beginnt: — daß ſie innehielten auf dem verkehrten Wege, und eine kühne That dem ſteigenden Genius von der hochanſtrebenden Bahn noch zeitig die Steine und Dornen hinwegräumte, daß ſie ſich freuten über die glückliche, ohne und gegen alle ihre Mühe gemachte Entdeckung! — ſtatt deſſen nehmen ſie nun den Ernſt für Scherz, die erſte Regung des eigenthümlichen höhern Selbſtbewußtſeins für das letzte Aufflackern der kindlichen Phantaſie, dem ſie halb lächelnd, halb ängſtlich zuſchauen, beruhigt nur bei dem Gedanken an ein baldiges Verlöſchen. So werden Muth und Stolz des Kindes — die erſten Keime der Sittlichkeit — ſyſtematiſch gebrochen: zu bald nur lernt es der goldenen Ausſicht die graue Rückſicht entgegenſetzen und ſeiner beſten Kraft ſpotten, die Freiheit opfern, während es im Wahne ſteht, ſich über ſich ſelbſt erhoben zu haben!

Das iſt der gemeine Verlauf der innern Lebensgeſchichte; aber den Schaden, den dabei Jeder leidet, deſſen er ſich früher oder ſpäter bewußt werden muß, beruhigt das äußere Leben mit der Ueberfülle ſeiner Blendwerke und Zerſtreuungen und läßt allmälig die höhern Keime austrocknen, ſodaß zuletzt bei den Meiſten — die ohnedies die äußere Sorge niederdrückt — nur der Wechſel zwiſchen Befriedigung und Begierde Denken und Thun beſtimmt.

Aber ſehen wir nicht vielleicht mit phantaſtiſchen Anſprüchen an die Menſchen, die dieſe in ihrer Mehrheit niemals befriedigt haben noch auch befriedigen werden, nur uns ſelbſt und die Geſchichte ins Schöne? hat es je ein chriſtliches oder überhaupt ein Zeitalter gegeben, in dem die Ideale der Liebe und des Glaubens, über der häuslichen Kinderzucht gleichſam wie Sonne und Sterne ſchwebend, allgemein oder auch nur in weitern Kreiſen unzweideutige Blüten hervorgebracht? war das Gute dieſer Art nicht zu allen Zeiten vielmehr nur der ausgezeichnete Erfolg einzelner wenigen geſegneten Familien, inmitten allgemeiner Unfreiheit und ſinnlicher Verkommenheit? — allein die modernen Phaſen der Entwickelungsgeſchichte der europäiſchen Menſchheit verlangen eine ganz andere Meſſung als alle frühern, indem die unendlich, außer allem Verhältniß zu den Zeiträumen, geſteigerte Cultur des äußerlichen Gemeinlebens und die dadurch bewirkte beiſpielloſe Verbreitung der äußerlichen Intelligenz, in Schichten der Geſellſchaft, denen dieſelbe in ähnlichem Maße nie zuvor zugänglich geweſen, und eine ſolche Anſpannung, einen ſolchen Aufwand und Umfang der ſittlichen Potenzen zum Geſetz machen, wie ſie für jede andersgeartete, in einer ähnlichen Kriſis und Entgegenſetzung ihrer Elemente nicht begriffene Generation übertrieben, ja vielleicht ſtörend erſcheinen mußten. Das Außerachtlaſſen dieſer unbezweifelten Thatſache läßt uns die heutigen Lebensfragen ſo wenig, ſo vereinzelt und ungenügend mit der Unbefangenheit und dem Ernſte erfaſſen, die allein für deren glückliche Löſung einzuſtehen vermöchten. Wir täuſchen uns fortwährend mit den falſchen Analogien der Vorzeit und beſchönigen unſere himmelſchreienden Mißſtände mit einer fremden Erfahrung, welche der täglich wachſende Widerſpruch, den derſelben unſere eigene entgegenſetzt, für uns vollkommen aufhebt. Wollen wir freilich darauf warten, daß uns dieſe unſere eigene Erfahrung bis zu den äußerſten Extremen das verborgene Schickſal zu Geſicht bringe, ehe wir daſſelbe ahnen und mit allen Kräften ihm zu entfliehen lernen: ſo ſind auch die drohenden Feuerzeichen der jüngſten Vergangenheit, ſo ſind die deutlichſten, ſelbſt ſchreckhaft gegenwärtigen Vorſpiele des kommenden Verderbens (man denke an die „Junirevolution") nur in den Sand gezeichnet. — Es gereicht der jetzigen Generation, welche mit dem Bewußtſein ihrer Vorzüge ſich gewaltig weiß, am wenigſten zum Lobe, daß ſie, ſo ſcharfſichtig bei der Breitlegung fremder Schwächen und Gebrechen, nicht Verachtung genug gegen die „Barbarei des Alterthums", gegen die „Verwahrloſung der finſtern mittlern Zeiten" an den Tag legen und ſelbſt da, wo das eigene Gewiſſen ſie verdammt, in Moralität und Religioſität, ſich für beſſer als ihre Vorgängerinnen ausgeben kann. In der That, ſie würde ſich nicht täuſchen, wenn ſie, auf die Reihe der Ahnen zurückgehend, die meiſten unter denſelben in dem Einen, was Noth thut, beſſer als ſich ſelbſt beſtellt fände. So namentlich auch, was die chriſtliche Erziehung betrifft. Von dem äußern Erfolge muß man hier abſehen, wo es blos auf die leitende Geſinnung, auf das Bewußtſein Deſſen ankommt, was für den Menſchen dieſſeits und jenſeits den höchſten Werth oder Unwerth haben, was für ſein Heil weſentlich und was unweſentlich ſein ſolle. Daß in dieſer *Geſinnung*, in dieſer *Grundſchätzung des menſchlichen Lebens* unſere Väter uns weit übertroffen haben, daß ihrem Familienweſen und ihrer Kinderzucht die einfachen, ewig richtigen Principien entſchieden gegenwärtiger innegewohnt, daß ſie, auch bei der mangelhafteſten Erkenntniß, mit den beſcheidenſten Mitteln die Hauptſache des Erziehungswerks redlicher gefördert und alles Accidentelle weislicher beſchränkt und an ſeine Stelle geordnet, mit Einem Worte, daß der Geiſt ſittlicher Liebe und Frömmigkeit in ihnen mächtiger geweſen: Das konnte Jeder aus ſeiner Familienchronik gelernt haben und ſoll in dieſem Zuſammenhange, der die Gegenwart betrifft, nicht ausgeführt werden. Genug, wenn wir uns von der zwiefachen Wahrheit überzeugt haben, *daß an uns weit höhere und umfaſſendere pädagogiſche Forderungen als an die vorausgegangenen Geſchlechter geſtellt ſind, und daß wir trotzdem dieſe nur im Außerweſentlichen überflügeln, im Weſentlichen aber hinter ihnen zurückſtehen.*

Das Familienleben, auf deſſen reinſte und vollſte Entwickelung die Deutſchen von altersher ſtolz geweſen, iſt unter den Händen der gegenwärtigen Generation zum Zerrbilde geworden, ſein hoher Beruf, ein eigenthümlicher, in ſich vollendeter Ausdruck des Geiſtes zu ſein, völlig verkannt und verabſäumt. Wie wir ſchon von der neueſten Philoſophie gelernt haben, daß die Familie nur ein Durchgangselement des Geiſtes zum „Staat“ und zur „Geſchichte“ ſei, in welchem er ſeiner Freiheit noch nicht vollkommen theilhaft werde, ſo ſehen wir auch im praktiſchen Leben die zum Bewußtſein dieſer ihrer „Freiheit“ gelangten Subjecte theils, von der allgemeinen Strömung fortgezogen, ſo früh als möglich, meiſt ehe noch der Bart gewachſen iſt, an der Abſtreifung dieſer „untern Form des Bewußtſeins“ arbeiten, und das Werk der Erziehung gibt gerade zu ſolchen Richtungen die erſten Antriebe, deren Erfolg ſchon am unreifen Knaben wahrzunehmen die höchſte älterliche Freude zu ſein pflegt. Die moderne Familie hat vom erſten Moment ihrer Gründung an die Tendenz ſich aufzulöſen, und je mehr ſie wächſt, deſto mehr ſteigert ſich dieſe. Zur Dienſtmagd des „Staats“ oder der „Menſchheit“ iſt ſie erniedrigt und muß von Anfang bis zu Ende gehorchen, wo die Natur will, daß ſie herrſche und gebiete. Jedes Winks von außen gewärtig, darf ſie nicht ihr eigenes Geſetz haben, iſt genöthigt, ſich beſtändig nach Anderm zu richten, bei Anderm ſich Raths zu erholen. Als ein noch nicht entbehrliches Mittel — Vorſchläge zur gänzlichen Abſchaffung kommen aus der Schweiz und aus Frankreich, wo man weiter iſt, öfters zu uns herüber — als ein Mittel, die Individuen zur „ſocialen Freiheit“ heranzubilden, ſoll ſie nur dazu da ſein, ſich ſelbſt überflüſſig zu machen. Darum iſt auch, was von ihr geſchieht, meiſt nur Sklavenarbeit, und was aus ihrem Schoße hervorgeht, ein Baſtardgeſchlecht, dem der Stempel der Hörigkeit ſein Leben lang auf die Stirne gedrückt bleibt.

Unſere Väter dachten, Gehorſam erziehe zur Freiheit, und glaubten ihre Kinder dem öffentlichen Leben, dem ſie weniger als ihrer Liebe trauten, nicht lange genug vorenthalten, ſie ſpäter nicht oft und innig genug in ihre ſchützenden Arme zurückziehen zu können; wir laſſen dem Unmündigen im Hauſe „ſeine Freiheit“ und tragen ihn faſt als geiſtigen Säugling auf die Gaſſen hinaus, damit ihm ſo früh ſchon ja nichts entgehe, wonach er im Leben und das Leben in ihm einmal verlangen könnte. So wird er der Sklav der Welt. Nicht genug zu bereichern wiſſen ſie das arme Geſchöpf mit Dingen, deren es nicht bedarf; aber ein Vaterherz, ein Mutterherz, deſſen lebendiger Schlag die junge Seele zu allem Guten und Schönen ſpielend entzündete, ſchenken ſie ihm nicht, oder verfälſchen die Gabe durch unnütze ſchädliche Zuthat, und entziehen ihm ihre Bruſt, entwöhnen es von der Milch des Gemüthes, ehe die zarten Organe entwickelt und der herben gefährlichen Koſt, die ihm die Welt vorſetzt, gewachſen ſind. Dieſer Welt anzugehören mit allen Schwächen und Thorheiten, iſt ja das Schickſal der Aeltern, die bei ſich ſelbſt nie eingekehrt, die miteinander nur dem ſinnlichen Scheine nach vermählt ſind: wie ſollten alſo die Kinder ihm entgehen? Wenn unſere bürgerliche Geſellſchaft ein Bild der platoniſchen Ideale wäre, nicht eifriger und zuverſichtlicher könnten die Aeltern ihre Kinder ihr anvertrauen, nicht beſcheidener die Hand zurückziehen und die Wirkungen des Gemeingeiſtes erwarten, als ſie jetzt thun, in einer Zeit, die wenn irgend eine geeignet iſt, ſelbſt den im reinen Schoße der Familie ſchon aufgeblühten Jüngling über Nacht anzuſtecken und das koſtbare Werk der ſittlichen Liebe zu Schanden zu machen. In den ſchroffen Gegenſatz zwiſchen Gemüth und Welt das junge Leben planlos hineinwerfend, beſchönigen ſie ihren Unverſtand mit der Abſicht, die Kräfte durch Uebung zu wecken und durch die Mannichfaltigkeit einander widerſtreitender Eindrücke zur Ausdauer geſchickt zu machen. Wie unſere Vorfahren, die Bewohner der Wälder und Berge, ihre Neugeborenen in den Fluß tauchten, ſo meinen ſie die Seele von Kindesbein an abhärten zu ſollen im lebendigen Strome der Zeit, und tauchen die geiſtigen Säuglinge in den Pfuhl einer abgeſtandenen Geſellſchaft, deren Lügengift den empfänglichen Organen ſich unvertilgbar einimpft und den Kern des ſittlichen Lebens allmälig durchfrißt.

Eine häusliche Erziehung, die in ſich einig, ſelbſtändig und vollſtändig wäre, kann um ſo weniger unter uns allgemein werden, je mehr den meiſten Familien ſchon die äußere Lage verbietet, ſich dieſem allerdings ſchwierigen und zeitfüllenden Geſchäft zu widmen, je weniger ſich die Geſellſchaft, je weniger ſich der Staat noch die Aufgabe geſtellt hat, ſeine geſammte pädagogiſche Wirkſamkeit nicht nur für ſich, deſſen er nicht müde wird, ſondern für die Familie ſelbſt vor allem nützlich zu machen. Dieſer als ſeiner mächtigſten Bundesgenoſſin zuvorkommend die Hand zu reichen, daran denkt er nicht, ſondern ſein nächſtes Thun geht gerade darauf, die Bande der Familie zeitig zu lockern, dem Kinde Vater, Mutter, Geſchwiſter zu erſetzen und entbehrlich zu machen, ſich ſelbſt aber des möglichſt unbeſchränkten Alleinbeſitzes ſeiner edelſten Kräfte zu verſichern. Deshalb heißt er es gut, wenn das fünfjährige, an Leib und Seele ſchwächliche, nach Belieben biegſame Weſen der ſtärkenden Ruhe, dem ſättigenden Genuß des Hauſes entzogen und für den größern Theil des Tags zur Schule geſchickt wird. Mit dieſem Schritt übergibt der argloſe Vater ſein Kind der Geſellſchaft, um es in der Regel an ſie zu verlieren.

Es iſt dies das härteſte Urtheil, welches über die Schule, wie wir ſie haben, gefällt werden kann, und wir müſſen zu einer, wenn ſchon nur andeutenden, Rechtfertigung deſſelben übergehen.

Wie man den Verfall der Familie nicht ſowol in der allerdings ſtark um ſich greifenden Eheloſigkeit und Unzucht, in denen nur die äußern Symptome, nicht das innere Weſen der Krankheit zu Tage kommt, als vielmehr in der ſittlichen Fäulniß der vor den Augen der Welt meiſt makelloſen Ehen ſelbſt nachzuweiſen hat, wie wir den Wurm nicht in den abgefallenen, ſondern in den am Baume des Lebens mit bunten Farben gleißenden Früchten aufgeſucht haben: ebenſo müſſen wir nicht über den Mangel, über das Zuwenig an Erziehung und Unterricht, nicht über den vielbeklagten „Nothſtand" der verwahrloſten Jugend, nicht über die Menge der tauben Blüten, über den Abfall und den Auswurf der Geſellſchaft untheilen, ſondern gerade über die Glieder, für welche nach der gewöhnlichen Meinung in Erziehung und Unterricht am beſten geſorgt iſt, ja welche nichts mehr zu wünſchen hätten, wenn man der Weisheit aller Derer, die ſich mit ihrem Schickſal beſchäftigen, trauen dürfte.

Daß Wiſſen und Bildung, ſchlechte ſowol als gute, eine reale Macht ſeien, will heutzutage Jeder zugeben; gleichwol kämpfen die Meiſten nur gegen die Unwiſſenheit und Ruſticität und nehmen einſeitig die „Volksbildung“ in Angriff, ohne den nächſtliegenden Fehdehandſchuh der in unſerer eigenen Geſellſchaftsſphäre übermächtig gewordenen falſch Wiſſenden und Scheingebildeten aufzuheben. Und kann etwa jenes nicht ſelten in zweifelhafter Abſicht unternommene Geſchäft, die „rohe Maſſe“ zu bilden und ihr ſo die Waffen gegen den Feind in die eigenen Hände zu geben, von irgend günſtigem Erfolg ſein, ſolange das üppige Lager dieſes Feindes mitten im Lande ſteht und täglich neue Scharen von Ueberläufern empfängt, die über Nacht die verliehene Wehr gegen ihre betrogenen Freunde kehren? oder aus welchen Claſſen der Geſellſchaft werden die dichten Reihen der vornehmen Sünder reichlicher recrutirt als gerade aus denen der Halbgebildeten? muß nicht das zu hebende Volk nothwendig über gewiſſe Mittelſtufen hinweggeführt werden, auf denen die Gefahr, daß es zur Misbildung übergehe, größer iſt als auf der ſo ſchrecklich geſchilderten unterſten der Unwiſſenheit und Roheit? wollen wir nicht endlich durch die Erfahrung klug werden, dieſes ängſtliche Werk der Belehrung und Aufklärung an einem andern Ende erfaſſen und nicht länger die Macht der Maſſe, ſondern die Macht der Claſſe — der tonangebenden — fürchten lernen? Ueber die Mittel, die uns zu Gebote ſtehen, haben wir uns völlig getäuſcht; die Aftercultur, die Hauptquelle alles Elends, welches über das jetzige Geſchlecht gekommen iſt, haben wir mit unſerer „Volksbildung“ recht eigentlich in ihrem reißenden Strome gefördert: wir haben die Kanäle gegraben, in denen die verderbliche Flut nur ſchneller und bequemer nach allen Richtungen hin ſich verbreiten konnte. Den Schlangen der Eitelkeit, der Genußſucht und Selbſtſucht, die alle Glieder der Geſellſchaft in tauſend Ringen gefangen halten, haben wir, wie ein Laokoon, nur vergeblichen Widerſtand entgegengeſetzt, indem wir an tauſend Enden uns mühſam und künſtlich herauszuwinden verſuchten und ſtets nur in neue Verwickelungen hineingezogen wurden. Aber abzuſchlagen den Kopf mit dem zweiſchneidigen Schwerte des Willens, wo wir ihn träfen; uns ſelbſt zu helfen, ehe wir Andern helfen wollen, uns ſelbſt zu befreien, ehe wir Andere frei machen wollen; in den eigenen Buſen zu greifen und den Selbſtbetrug vom Throne zu ſtoßen; die Gedrückten und Entblößten ein warmes, weiches, ſich ſelbſt aber ein hartes Herz fühlen zu laſſen; die Laſter und Thorheiten aus den Paläſten und Luſthäuſern der Gemüther zu bannen, ehe wir ſie aus den Hütten und Schlupfwinkeln treiben wollen: der modernen Civiliſation in ihren höhern und höchſten Organen, in ihren vornehmen, nicht in der willenloſen Maſſe ihrer niedern Repräſentanten den offenen Krieg zu erklären, die ganze Verachtung und Schärfe des ſittlichen Unmuths gegen unſere eigene Verlüderung zu kehren: — das wäre die praktiſche That, die das Volk aufklären könnte, daß es Gott danken müßte, ohne ſolche Bildung geblieben zu ſein, das wäre auch das große Problem der Erziehung, an welcher nie ſo viele Hände gearbeitet als jetzt und welche nie zuvor ihren allgemeinen Zweck vollſtändiger verfehlt hat.

Es iſt eine verbrauchte Handhabe der Selbſtbeſchönigung, die Erziehung vermöge nichts gegen die Natur und den Zeitgeiſt, und Niemand pflegt ſich dreiſter darauf zu ſtützen als eben die Schulmeiſter, deren Theorie, von der koloſſalſten pädagogiſchen Allmacht ausgehend, in einer Praxis der erbärmlichſten Unmacht endigt. Wo ſie in der That Nichts vermögen, geberden ſie ſich, als vermöchten ſie Alles; und wo ſie Macht hätten, fehlt ihnen der Wille und das Wiſſen darum. Den Samen, den ihnen Gott gibt, in das Feld einzuſäen und der Kraft des Bodens und dem Segen des Himmels zu vertrauen, daran denken ſie kaum, oder es ſcheint ihnen ein allzu gemeines Geſchäft; aber den keimunfähigen Wuſt ihrer eigenen Fruchtbarkeit, die tauben Nüſſe ihrer Hirngeſpinnſte, können ſie nicht unermüdlich, nicht frühe und beharrlich genug dem widerſtrebenden aufzwingen, und zerarbeiten ſich, ihrer Saat nicht allein Pflege und Dünger, ſondern auch Regen und Sonnenſchein, ja die innerſte Triebkraft ſelber zu beſchaffen. Wenn ſie dann nach ſolchem Beginnen das Unkraut überall emporwuchern ſehen, wundern ſie ſich, daß es wider ihren Willen gekommen ſei, und ſchreiben den ſchlimmen Erfolg dem „Geiſte der Zeit“ oder der „böſen Natur“ ihrer Zöglinge zu, worüber keine Macht zu haben ihnen keineswegs ſchimpflich däucht. Aber es iſt feiger Selbſtbetrug und barbariſcher Götzendienſt, den ſie dem Zeitgeiſt und der Natur opfern, und die größte Mißachtung beider geht Hand in Hand damit, indeß die Liebe die reichſte Gewalt hätte über beide. Denn nach dieſer, und nach ihr vor allem, ſucht man auch hier vergebens.

Was erſtlich die Individualität, die angeborene Natur betrifft, ſo würde der Lehrer an einer höhern Bürgerſchule oder an einem Gymnaſium ſich heutzutage freilich nur lächerlich machen, wollte er die auf Grund derſelben geſtellten Anſprüche mit der doppelten Irrphraſe zurückweiſen, ihre Beachtung gehöre nur dem Hauſe, nur der „Erziehung“, nicht dem Unterricht, alſo nicht der Schule an; und kaum dürfte die, doch meiſt in ſchwachen Händen liegende, moderne Literatur der Pädagogik ein neues Votum zu Tage fördern, in dem nicht der Gemeinplatz der „Individualitätsbeachtung“ mit ſelbſtgefälligem Nachdruck betreten wäre. Was aber damit geſagt und gewollt, welche Anforderungen damit an die Praxis geſtellt ſeien, bleibt in den pedantiſchen Kram ohnmächtiger Lehrſätze verworren: ja das Princip ſelbſt läuft Gefahr, ſcurril und zur Unform zu werden, wenn man bedenkt, wie nun ein gewiſſenhafter Mann ſich abmühe, ſeine hundert und etlichen Strobelköpfe über ebenſo viel individuelle Kämme zu ſcheren. Andere reden auch wol — und dies iſt das Neueſte aus der politiſchen Phraſenfabrik — von organiſcher Entwickelung, die der Erzieher nicht ſtören, in die er nicht eingreifen dürfe, ohne ſich an der „perſönlichen Freiheit“ zu verſündigen, und es kümmert ſie wenig, daß dieſe Freiheit, daß der ſittliche Geiſt, den ſie von Kind auf in die Formen der Willkür zu gießen trachten, von einer ſolchen Entwickelung nicht weiß, noch wiſſen kann, ſondern mitten hineingreift in den Organismus des Fleiſches und der Knechtſchaft, die Kette der Gewohnheit zerreißt, die Triebfeder der Selbſtſucht ſprengt und das königliche Geſetz ſeiner ureigenen Machtvollkommenheit rückſichtslos vollſtreckt. Schon viel wäre geſchehen, hätten ſie ſich nur einmal dieſe unerbittliche Strenge und Sicherheit des ſittlichen Willens gegen ihre Zöglinge zum unverbrüchlichen, ausnahmsloſen Geſetz gemacht; ſtatt daß ſie blöde und ſchlaff zuſehen, wie ihrer Autorität fortwährend Abbruch geſchieht, verderbliche Schonung nicht ſowol gegen die Einzelnen, als gegen die Geſammtheit üben, von Dem, was ſie wollen, ſich immer etwas abmarkten laſſen, weil eben der allgemeine Hang iſt, es nicht oder nur halb zu wollen, und auf Rechnung einer nothwendigen Selbſtentwickelung des Zöglings ſchreiben, was in ihr eigenes Schuldbuch gehört. Aber mit Recht klagen ſie auch, daß dem ernſteſten Willen unüberwindliche Hinderniſſe den Weg vertreten, daß ihr energiſcher Arm nicht über die Schule hinausreiche, und das Kind, außer derſelben, Richtungen folge, die der befohlenen entgegenſtehen. Natürlich, es fehlt ja der einzige Talisman: es fehlt die ſittliche Liebe. Verſtänden ſie nämlich dieſes eine Wort, ſie wüßten, was die Lehre meint, welche ſie die Individualitäten beachten heißt.

Daß der Lehrer philanthropiſch erregt vor ſeine Claſſe hintritt und ſich vornimmt, dieſelbe „mit Liebe zu umfaſſen“, führt freilich zu Nichts. Eine ſolche umfaſſende Liebe, die ihren Gegenſtand gern in Bauſch und Bogen nähme, von den lebendigen Schülern nur den todten Sammtbegriff der Schule abzieht, vor den gefüllten Reihen der Schulbänke wie der Offizier vor der Linie ſteht, iſt nicht Liebe, ſondern Liebhaberei und wie dieſe bequem und unfruchtbar. Niemand pflegt ſich ſtolzer mit der „Liebe zum Beruf“ zu brüſten als der Schulmeiſter, deſſen Herz an Katheder und Stock hängt, unfähig ſich an die Herzen zu knüpfen; und doch iſt Niemand weniger zum Lehrer berufen als Der, dem zu dieſer perſönlichen Liebe Sinn und Geſchick fehlen. Erfaßt, getragen, gewonnen ſein will das menſchliche Weſen von der Wiege bis zum Grabe; nicht unterrichtet, nicht zurechtgewieſen, nicht gemeiſtert! Macht hat über das kindliche Herz nur, wer ſich ihm hingibt, wer ſeine früheſten Regungen belauſcht, ſeine geheimſten Bedürfniſſe kennen lernt, die unausgeſprochenen Wünſche erräth, die fernſten Hoffnungen hervorlockt, die ſelbſtſüchtigen Wächter zurückdrängt und die Pforten des Gemüthes ſich öffnet. Dann mag er hineingehen, wann er will, und einführen was ihm recht iſt. Aller Unterricht als ſolcher iſt einſeitig und trifft nicht den *ganzen* Menſchen; aber dieſer allein iſt Gegenſtand aller wahren Jugendbildung. Auch dem Kinde kann Niemand geben, ohne zu nehmen, und es zeugt nur von Misachtung des Beſten im Menſchen, zu wähnen, er komme als geiſtiger Bettler auf die Welt, während er reich ausgeſtattet erſcheint mit einem Herzen voll Liebe, deren er nicht bedarf, es ſei denn, daß er ſie aus den Händen ſeiner Erzieher zurückempfange: denn des Kindes Liebe iſt wie ein Same, der in trockener Kapſel den Keim des Lebens verſchloſſen hält, bis wir ihn aufnehmen und ihm auf fruchtbarem Boden fröhliches Wachsthum und hundertfältige Ernte gewähren.

Der Sinn des Räthſels, der den Meiſten entgeht, iſt nichts Anderes als die vollkommene *Harmonie*, in der die Natur *alle* Theile in der *Einheit* des individuellen Lebens fortbildet, ſodaß deſſen Schwerpunkt in keinem Moment ſchwankend und der Charakter des ganzen Syſtems ſowol, als jedes einzelne ſeiner Organe durch die verſchiedenſten Phaſen ſeiner Entwickelung hindurch erhalten wird. In der geiſtigen Welt vermag der Menſch dem Menſchen eine ſolche bindende und leitende Centralſonne des Lebens zu ſein, ſolange dieſer die eigene noch nicht im freiern Selbſtbewußtſein entdeckt hat, und den *Inbegriff der auf dieſen Erſatz gerichteten Geiſtesarbeit nennen wir die Erziehung*. Der einzige Urtypus, das Grundgeſetz dieſer, iſt aber nirgends zu ſuchen, außer in der Liebe. Alle andere Richtung, ſofern ſie den Ausſchlag geben ſoll, iſt Abweg. Die ſittliche Liebe allein, indem ſie ſich hingibt, vermag einem fremden Leben Das zu ſein, was es ſich ſelbſt ſein will. Sie allein, indem ſie nichts für ſich ſucht und an ſich heranzieht als das eigenſte Weſen des Geliebten ſelbſt, dieſes aber auch in ſeiner ungetheilten Einheit, iſt fähig, daſſelbe vollkommen zu beherrſchen und ohne die Gefahr der Entſtellung oder Irritation allſeitig zu erweitern und zu bereichern. Wo ſolche vom Geiſt getragene, im Geiſte thätige Liebe wirklich iſt, da iſt auch die ſiegende Gewalt der Erziehung, und wenn wir jetzt nach allen Seiten nur die klägliche Ohnmacht derſelben, nur die blinde Herrſchaft der von dem perſönlichen Willen und deſſen berechnender That losgebundenen Naturkräfte gewahren, werden wir den Mangel dieſer Liebe nicht erſt zu beweiſen haben.

Und ſo dürfen wir denn auch in der Herrſchaft des *Zeitgeiſtes*, ſofern derſelbe als wirkende Macht dem ſittlichen Handeln der Erzieher entgegengeſetzt wird, ſchon von vornherein, ſelbſt ehe wir die gegenwärtige Geſtalt dieſes Geiſtes geprüft hätten, die allgemeine Unterordnung und Knechtſchaft des Gemüths ahnen. Wie die phyſiſche Geſundheit des menſchlichen Organismus deſto vollkommener erſcheint, je weniger eine beſondere Conſtitution oder Anlage in ihm ausgeſprochen, je mehr das Einſeitige im organiſch Allſeitigen gebunden iſt: ſo deutet ähnlich jeder ausgeſprochene Zeitgeiſt, je unbedingter er vorherrſcht, auf eine deſto krankhaftere Verfaſſung hin.

Der Zeitgeiſt als ſolcher iſt daher nie das Gute, ſondern immer das Ungleichmäßige, das Verlaute, das Excentriſche, deſſen Correctiv außer ihm geſucht werden muß. Er gibt mithin der Jugend des beſtimmten Geſchlechts eine allgemeine Dispoſition zur anomalen Entwickelung, und es wird mit Grund verlangt, daß alle Erziehung gegen den Zeitgeiſt gerichtet ſei. Der Menſch, der nur für ſeine Zeit erzogen wird, wird nothwendig ſchlechter als dieſe. In dieſer Hinſicht zeigt ſich die Zweckwidrigkeit der modernen Erziehung unzweideutig. Als Werkzeuge des Geiſtes wirken die Schulen, ohne das Verſtändniß, ja häufig ohne das Bewußtſein der ſtets allgemeiner und kundbarer werdenden Knechtſchaft. Das verlorene Gleichgewicht des innern Menſchen ſtellt ſich ihnen in tauſendfachen, immer deutlichern Geſtalten der Verkommenheit dar; die Misverhältniſſe, in denen der fruchtbare Keim des Gemüths vergebens aus dem erſtickenden Wucher des Unkrauts emporſtrebt, und Zweck und Weſen des geiſtigen Daſeins nutzlos verloren gehen unter nichtigem Schein, ſteigern ſich inmitten ihrer Arbeit von Tag zu Tag. Dennoch — mit ſeltener Ausnahme — verkennen ſie ſo ſehr ihren Beruf, daß ſie ſich ungeſtraft glauben beſchränken zu dürfen, dem werdenden Sohne der Zeit mehr wider, als mit deſſen Willen das Repertorium techniſcher und intellectueller Fähigkeiten abzugeben. Je vollſtändiger, der vorangeſchrittenen Cultur entſprechender ihnen die Darſtellung eines ſolchen gelingt, deſto vollkommener däucht ihnen der Zweck erreicht, und es lautet unglaublich, beſtätigt aber den Urſprung und die Verbreitung des Uebels am unzweideutigſten, daß die ſogenannten höhern Schulen in dieſer Hinſicht am tiefſten ſtehen. Denn nicht allein ſchaden dieſe mehr durch die größere Abundanz ihrer techniſchen und intellectuellen Cultur an ſich, durch das größere Uebergewicht ihres Einfluſſes gegenüber dem des Hauſes; ſondern es werden unter ihren Händen ſelbſt jene Bildungsſtoffe, deren Aneignung dem Gemüthe am nächſten läge, die den Mittelpunkt, den innerſten Kern des Lebens in ſeiner Einheit durchdringen und conſolidiren könnten, ſoviel nur möglich dem natürlichen Gefühl verleidet, der Phantaſie verſteckt, damit der unreife Verſtand, der ſchwache Wille mühſam und gewaltſam ſich nicht nur mit Dem überlade, was er wirklich verdaut, ſondern auch mit disparater, dem hungernden Gemüthe entzogener Nahrung. So wandelt die Cultur dem Kinde ſelbſt die ſüße Milch der Liebe zu Gott und den Menſchen in ſchales, geſchmackloſes Waſſer um.

Alles Wiſſen, ſofern es nicht um ſeiner ſelbſt willen dem Organismus organiſch eignet, ſondern nur den Kreis der Anſchauungen willkürlich nach dieſer oder jener Seite hin erweitert, muß den Menſchen nothwendig aus dem Gleichgewicht ſeiner Kräfte in eine verkehrte Tendenz werfen und Zwecken dienen, die der urſprünglichen Abſichtsloſigkeit und Lauterkeit der Erkenntniß total widerſprechen. Wie aber der Unterricht in unſern heutigen Schulen, namentlich den ſogenannten höhern, faſt ohne Ausnahme zu einer ſolchen falſchen Erkenntniß planmäßig hinführe, ſodaß noch von Glück zu ſagen iſt, wenn nicht das volle Maß des Verderbens über den Lehrling hereinbricht, ſondern meiſt nur der Acker des Herzens, auf dem Gott ernten will, taube Früchte bringt und zum beſſern Theil brach liegt: dies wäre leicht im Einzelnen darzuthun, wenn es nicht zu weit von unſerm eigentlichen Thema abführte.

Sehen wir ſo ſchon in der Schule den Grund zu einem theoretiſchen und praktiſchen Bewußtſein gelegt, welches, dem Weſen der Wiſſenſchaft und der Kunſt fern liegend, nur dazu da iſt, den Sinn in den hundertfältigen Banden der Selbſtſucht gefangen und gegen das Ganze verſchloſſen zu halten: ſo offenbart ſich vollends dieſes Abgewichenſein von dem Mittelpunkt aller perſönlichen, aller geiſtigen Kraft in der umfaſſendern Sphäre des Gemeinlebens, in der *Geſellſchaft*. Dieſe erſcheint uns hier als der Tummelplatz aller jener mündig gewordenen Intereſſen, in deren Vereinzelung und Verwirrung die vornehmſten Reſultate der modernen Erziehung zu Tage liegen. Die Zeit, in der ein gefälliger Schein äußerlich geregelter Verhältniſſe über die innern Schäden täuſchend hinwegführen konnte, iſt lange vorbei; die Widerſprüche vertreten uns ſo zu ſagen auf den Gaſſen den Weg und drängen ſich ängſtigend in die ſtille Zuflucht unſers Hauſes. Je mehr die innerlichen Scheidewände, welche das urſprüngliche Auseinander- und Nebeneinanderſein der verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft bedingten, zuſammenſtürzen und mit dieſem Sturz eine weſentliche Gleichheit aller Menſchen offenbaren, deſto gebrechlicher werden auch die äußern Stützen, vermöge deren ſich die einzelnen Claſſen und Stände gegeneinander behaupten. Alles, was der Geſchichte angehört und ehedem ſchon um deswillen geheiligt ſchien, weil ſein Urſprung Jahrhunderte oder Jahrtauſende weit zurückführt, wird jetzt gerade deswegen, weil es eine blos hiſtoriſche Geltung zu haben ſcheint, für die Gegenwart und vollends für die Zukunft verleugnet, damit allein das „Lebende" Recht behalte und der Menſch dieſes ſein angeborenes Recht als das einzige Erbtheil begreife, das er mit dem natürlichen Vorgange der Geburt antreten dürfe. Zwar die nach einer mehr als tauſendjährigen Lehre Bevorzugten zeigen noch wenig Verlangen, den neuen Principien zu huldigen, obwol der größere Theil insgeheim ſie bewundert, und nur die Wenigſten erkennen, wie eine neue furchtbare Barbarei inmitten unſerer theuer erkauften Cultur mit den gröbſten Mitteln hereinbricht; die Maſſe Derer dagegen, auf deren Geſchlechtern ein ebenſo alter Druck laſtet, die Millionen der Armen und Entbehrenden haben mit dem Bewußtſein dieſer ihrer Armuth und Entbehrniſſe den Glauben und die Hingebung an die ewige Vorſehung, in denen ihre Väter lebten und ſtarben, vertauſcht, und ſehen mit den Augen der betrogenen Begierde in die Kluft hinab, welche ſich zwiſchen dieſer und dem gelobten Lande des Genuſſes immer weiter ſpaltet. Die entfeſſelten Triebe der Selbſtſucht ſpotten einer Moral, die, von ihren eigenen Predigern übertreten, im Leben und Thun der heutigen Menſchen die unbedeutendſte Rolle ſpielt. Umſonſt appellirt die bedrohte Geſellſchaft an die Macht des Gewiſſens, deſſen ſie ſich ſelbſt entſchlagen hat: die gute Lehre verfängt nichts gegen das böſe Beiſpiel, gegen das allgemeine öffentliche Aergerniß, welches die Welt ſich ſelbſt gibt. Dicht beiſammen wohnen die höchſte Luſt und das tiefſte Elend; vor den Augen des Hungers ſchwelgt der Leichtſinn und nährt den Neid mit den Brocken, die er wegwirft. In den Zwangsformen der Mode und der Gewohnheit, welche das Geſetz lügen, dem ſie fremd ſind, verfolgt ein tauſendgeſtaltiger Eigennutz ſeine Zwecke. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht iſt zufrieden mit den Verhältniſſen, in welchen ſie ſtehen; Jeder ſtrebt nach einem Gewinn, der ſein beſſeres Beſitzthum gefährdet, jagt Erfolgen nach, die ihm gewöhnlich die eigene Natur verſagt. In demſelben Maße, in dem die ſittliche Kraft vermindert iſt, ſind die egoiſtiſchen Anſprüche an das Leben vermehrt; im Namen der Menſchheit fordert das Subject für ſich, wozu dieſe ſelbſt kaum ein Recht hat; den Vorwurf, den die Stimme des Gewiſſens dem eigenen Herzen macht, wendet dieſes frech gegen die Geſellſchaft, gegen den Staat, gegen die Kirche — warum nicht gegen die ewige Liebe ſelbſt? Die Ueberzeugung von den eigenen gröbſten, ja oft ſchon ſchwer gebüßten Sünden ſitzt dem modernen Subject weniger feſt als dieſer Glaube an die Schlechtigkeit im Großen und Ganzen und ſein individuelles Leiden unter derſelben.

Daß bei ſolcher Stimmung der Individuen eine geſellige Verfaſſung, die zu den höhern, ſittlichen Zwecken führte, geradezu unmöglich ſein muß, leuchtet ein. Man überzeuge ſich aber auch, wie ſelbſt jene Reihe erſtaunenswerther, den Scharfſinn und Erfindungsgeiſt der jüngſten Geſchlechter verherrlichenden nützlichen Anſtalten des öffentlichen Lebens, zu Gunſten des Gemeinwohls beſtändig ergänzt und erweitert, mit dazu dient, den ſelbſtgenugſamen Hochmuth zu nähren, die in den Banden der ſinnlichen Welt gefangenen Geiſter mehr und mehr zu verblenden und von dem Einen, was Noth thut, auf unzählige bequemere Wege des Wahns und der Sünde abzulenken. So ſcheint die Geſellſchaft in den umfaſſendſten Reformen begriffen: nach allen Seiten hin begegnen wir neuen und immer kühnern Unternehmungen, hier das Alte zu reſtauriren und zu beſſern, dort es hinwegzuräumen und zu erſetzen, mit einer Anſtrengung und Unabläſſigkeit, zu welchen nur das ſichere Vorgefühl des Erfolgs den Muth gibt. Zuſammen treten die Einzelnen nicht nur zur Erreichung von Zwecken, welche die Vereinigung der Kräfte naturgemäß fordern oder durch dieſelbe in hohem Grade gefördert werden, ſondern oft ſogar zur Betreibung eines ſolidariſchen, eines perſönlichen Berufs, deſſen Schein durch ſolche Gemeinſchaft gewinnt, während das Weſen verliert, blos zu Liebe dem Geiſt der Zeit, welchem alle Formen menſchlicher Thätigkeit ſo ſehr in die Vereinsform gefallen ſind, daß er die Geheimniſſe des einſamen Herzens als rechtlos verachtet. Die geweihte ideale Begeiſterung, welche vormals die Bruſt ſchwellte und zur geheimen Werkſtätte des Willens erkor, iſt der mechaniſchen Berechnung, dem profanen Calcul gewichen, vermöge deſſen ſich die Einzelnen nur als mehrende Nullen an „die Einheit der allgemeinen Idee“ reihen, um die eigene Nichtigkeit im gemeinſamen Curs zu verwerthen. Auf die Gaſſe hinaus tragen ſie um die Wette ihre Weisheit und den Schatz ihrer innerſten Gefühle und tauſchen ſie aus gegen jedweden Plunder. So ſind zum Dienſt eines nichtigen Scheins auch Wiſſenſchaft und Kunſt, die der freieſten Geſelligkeit gehören, herabgezogen. Des äußern Erfolgs gewärtig vertheilt die öffentliche Meinung ihre Gunſt an den Unwürdigſten, ſobald er nur verſteht, ihrer Schwäche beizuſtehen, die Laune des Augenblicks zu belauſchen und den blaſirten Sinn mit neuen Reizen zu überraſchen. Eine charakterloſe, unwahre, ſelbſtgefällige Literatur affectirt ein geiſtiges Leben, deſſen Zerrbild die Wirklichkeit iſt, und jeden Nothſtand dieſer letztern wähnt man überwunden zu haben, weil man ſich darüber „ein Urtheil gebildet“. Denn im Urtheilen und ſich Abfinden mit den großen Problemen übertrifft Einer den Andern: von Allen wird das Große im Leben geſucht; aber es ſelbſt durch ſittliches Thun hineinzulegen, ſcheint ihnen ein mühſames und am Ende vergebliches Unternehmen. Es häuft ſich Wort auf Wort, das täglich geredet und geſchrieben wird, zu der ſchweren Laſt einer Verantwortung, der ſich dieſes Geſchlecht nur wieder durch Geſchwätz entziehen zu wollen ſcheint.

Je mehr ſich die Bildung von innen nach außen, vom Perſönlichen in das Allgemeine verliert, deſto größern Spielraum gewinnt die Tendenz zu einem umfaſſenden juridiſchen Gemeinweſen, das ſtatt des Inhalts der Rechtsidee, deſſen man ſich nicht zu bemächtigen vermag, die Form derſelben hypoſtaſirt. Und hiermit iſt der moderne Staat, das einſeitige leidenſchaftliche Intereſſe für ihn, welches wir bis zur Vergötterung geſteigert ſahen, in der Hauptſache bezeichnet. Wir ſetzen uns keiner geringern Gefahr aus, als wenn wir das Licht ſelber ins Trübe ſähen, indem wir die politiſchen Reſultate unſerer Zeit verdächtigen. Allein ſelbſt auf die Gefahr hin, in dieſen Dingen für urtheilslos gehalten zu werden, ſollte man ſich nicht mehr ſcheuen, die falſchen Modebegriffe von „Volksfreiheit“ und „Volkshoheit“ vorurtheilslos an den Pranger zu ſtellen. Was die Freiheit betrifft, ſo haben wir geſehen, wie ſich mit dem wildeſten Geſchrei nach den Grundrechten die ungeſcheute Verachtung der Grundpflichten vertrug; die Idee der Volksſouverainetät, als der ſchrankenloſen Machtvollkommenheit der Geſammtheit der Staatsbürger, verführte leicht zu der Vorſtellung, als ob die gemeinſame Willkür nicht mehr Willkür, ſondern die Vernunft ſelber ſei; und ſo ward auch der Begriff des „Volks“ ſelbſt dahin entſtellt, daß man darunter nur die rohe Maſſe Jener verſtand, welche durch ihren geſetzloſen Kampf gegen die Staatsgewalt den wahren, der Staatsidee entſprechenden Begriff vom Volke gerade zerſtörten. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Grundſchäden des politiſchen Zeitbewußtſeins tiefer aufzudecken, doch würde unſer Urtheil nur dem Vorwurf der Beſchränktheit ſich blosſtellen, wollten wir die traurige Wahrheit umgehen: daß durch die große Schuld verblendeter Regierungen die Spaltung zwiſchen jenem Bewußtſein und den öffentlichen Zuſtänden, an welchen Deutſchland daniederliegt, nahe dem Punkte gekommen, wo beide durch die bloße eigene Schwere auseinanderfallen und die redlichſten und thätigſten Vaterlandsfreunde ſich, bei der Unmacht, hier zu vermitteln, mit der Vorſtellung eines unvermeidlichen gewaltſamen Durchbruchs der Wahrheit tröſten müſſen. Es bedarf nicht der Erinnerung, wie Jeder, welchem das Bild unſerer Geſammtentwickelung auch nur in den Umriſſen vor Augen ſteht, eine Politik verachten oder bemitleiden müſſe, die, ſtatt „Dem, was die Zeit ſucht, einen heilſamen Sinn unterzulegen“ und es mit dem Muthe und der Selbſtverleugnung, welche die Noth gebietet, ſich anzueignen, den Sturm beſchwören will mit den kleinlichen Mitteln eines kleinlichen Sinnes. Mitleiden erregt das reactionäre Princip, weil es nicht ermißt, wie es in der von ihm als unklug und zweckwidrig erkannten Steigerung ſeiner ſelbſt und ſomit zu ſeinem Sturze unaufhaltſam getrieben wird; Verachtung und Entrüſtung weckt es, ſofern die hohe und allerhöchſte Selbſtſucht — angeſichts der großen Intereſſen der Menſchheit — hinter ihm ſich verſteckt.

Haben wir ſo durch alle Sphären der geiſtigen Welt die Richtung unſerer Generation auf das Aeußerliche, das Scheinleben verfolgt, welche Erwartungen dürfen wir zu der Betrachtung der innerſten und höchſten Gemeinſchaft, der Kirche, mitbringen? Gegen ſie erhebt ſich offen eine allgemeine Antipathie, und die Mehrzahl Derer, die ihr äußerlich angehören, haben ſich im Herzen und in der Wahrheit längſt von ihr losgeſagt. Zur Familie zwingt die Menſchen die Neigung; zur Geſellſchaft der Eigennutz; zum Staat die Noth des Geſetzes; — zur Kirche führt nur der Glaube. Neigung, Eigennutz und Noth ſchaffen ſich ſelbſt ihr Recht; der Glaube will getragen ſein, getragen von dem Geiſte der Wahrheit und der Liebe. Damit der Menſch, ſeine Armuth und Schwäche erkennend, von frommer Sehnſucht nach der unendlichen Fülle und Kraft Gottes ergriffen werde, muß er vor allem den Punkt im eigenen Innern beſitzen, an welchem ſeine Seele dem ewigen Quell des Lebens entſpringt. Von dieſem Punkte aus erfaßt er das Bewußtſein der Welt: die ewige Liebe öffnet ſeine Augen. So bezieht ſich der rechte Unglaube „auf keine einzelnen Sätze und Gegenſätze, ſondern auf die Erblindung gegen das Ganze“ (Jean Paul). Allein die Beſchönigung dieſer Blindheit bringt es mit ſich, daß ein beſonderes Bekenntniß des Glaubens, zu welchem die Kirche verpflichtet, den Vorwand des Aergerniſſes geben muß. Iſt das Gemüth einmal aus der innern Einheit ſeiner ſelbſt herausgeworfen, ſo beredet es ſich leicht, daß nur der unauflösliche Widerſpruch dieſer Einheit, an welche es ſich zufällig gebunden ſieht, die Urſache ſeines geheimen Unfriedens und das Zeugniß zum offenen Zerwürfniß ſei. In der Geſchichte der Reformation ſchon findet ſich dieſe pſychologiſche Wahrheit vielfach bewährt; die Feindſchaft gegen die Kirche in unſerer Zeit aber, und insbeſondere die neuern Bewegungen in der evangeliſchen Kirche vermögen wir ohne ſie kaum zu erklären. Das Intereſſe, womit Viele an gewiſſen kirchlichen Fragen der Gegenwart ſich betheiligen, iſt entweder überhaupt nur ein Vorwand ihrer kirchenfeindlichen oder unkirchlichen Geſinnungen, oder es erſtreckt ſich doch nicht weiter, als wohin die verneinende Tendenz der Zeit führt. Wenn ſie den innerlichen Druck des Gewiſſens, die Folgen der eigenen Sünden, empfinden, verlangen ſie die „Gewiſſensfreiheit“, und wenn ſie fühlen, daß durch ihre eigene Schuld die unſichtbaren innerlichen Bande, womit die Macht der Wahrheit an die Kirche ſie feſſelt, erſchlafft ſind, ſo heucheln ſie ein Beengtſein von den äußerlichen und zerreißen dieſe mit dem Effect eines tragikomiſchen Heroismus. Dieſes und Aehnliches haben wir erlebt. Aber, was ſchlimmer iſt, daß den Menſchen von heute nicht nur die Kirche, ſondern die Religion ſelbſt entfremdet iſt, daß nur darum der Kampf ruht und die Stimmen ſchweigen, weil eine allgemeine Fühlloſigkeit, ein barbariſcher Stumpfſinn gegen das höchſte Intereſſe der Menſchheit über uns gekommen und die gemeinſame Arbeit uns mehr und mehr in das Vergängliche, Gemeine verſtrickt: darauf, als auf das Ziel, führt uns dieſer unerfreuliche Weg längs der Schattenſeite unſerer Welt nun zuletzt.

Als der Erlöſer, von Pilatus zur Verantwortung gezogen, ſagte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt; ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll; wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme“, ſo fragte ihn Jener: „Was iſt Wahrheit?“ Eine ſolche Frage, in der ſich das niedere Selbſtgefühl mit der Unwiſſenheit ſpreizt, ſtellen heutzutage Millionen Menſchen an das Evangelium; aber die Löſung muß ihnen entgehen, denn ſie hören ſeine Stimme ja nicht, weil ſie nicht aus der Wahrheit, ſondern Hörige im Reiche dieſer Welt ſind. Dazu, daß in dieſer ſie heimiſch ſeien, daß dieſe mit unendlich geſteigerten und vervielfachten Anſprüchen auch das reichſte Maß ihrer Kräfte ausfülle und der Sinn verſchloſſen bleibe und leer von den Gaben des Heiligen, dazu werden ſie ja von Kind auf angewieſen. So lernen ſie ſich abfinden mit Dem, was nicht die Wahrheit iſt, und nur wenn das Schickſal eine vernehmlichere Sprache mit ihnen redet oder ſie von Natur zur Religion beſonders geſtimmte Gemüther haben, werden ſie nachmals ihres höhern Urſprungs inne und verfallen in das umgekehrte Extrem des Widerwillens und der Feindſchaft gegen die Welt. „Daher kommt es, daß ſeit langem alle wahrhaft religiöſen Gemüther ſich durch einen myſtiſchen Anſtrich auszeichnen und daß alle phantaſtiſchen Naturen, die zu luftig ſind, um ſich mit den derben und ſtarren weltlichen Angelegenheiten zu befaſſen, wenigſtens Regungen von Frömmigkeit haben. Dies iſt der Charakter aller religiöſen Erſcheinungen unſerer Zeit, dies ſind die beiden Farben, aus denen ſie immer, wenngleich in den verſchiedenſten Miſchungen, zuſammengeſetzt ſind.“ *)

---

*) Schleiermacher, Reden III. Nur Eine, als die dritte Farbe, iſt ſeit dem hinzugekommen; im Uebrigen gilt dieſe Darſtellung heute wieder wie vor einem

Nicht günſtiger ſtellt ſich das Verhältniß von der ethiſchen Seite dar. Es könnte ſcheinen, als müſſe einem ſo ausgebreiteten Verfalle der ſittlichen Lebensträger, wie ihn die Gegenwart darſtellt, ein gleich ſehr verbreitetes Bedürfniß nach der Erlöſung entſprechen, denn die Sünde iſt, wie Novalis treffend ſagt, der größte Reiz für die Liebe der Gottheit. Allein wir haben ja eben einen weſentlichen Schickſalszug des heutigen Menſchen darin gefunden, daß ſich ihm jedes energiſchere perſönliche Schuldbewußtſein in der überwiegenden Gemeinſchuld, im Geſammtleiden verſteckt und verliert, und die Kraft des Willens von äußern Zwecken abſorbirt wird. Der moderne Wille hat nicht den Halt in ſich, nicht in der realen Einheit und Freiheit des Individuums, ſondern in den Phantomen einer vermeintlich höhern Einheit und Freiheit des Staats, der Geſellſchaft, der Geſchichte, deren Entwickelung er ſich ſelbſtgefällig unterordnet und inmitten ſeines eigenen Jammers noch zu dienen wähnt. Ihre Verwirklichung iſt der unfruchtbare Traum ſeines Daſeins; von ihnen hofft er — und von ihnen allein — ſeine Erlöſung. Nicht nur die Erlöſung von allem Uebel, deſſen Laſt er mit Unwillen und unter beſtändigem Reiz zur Empörung trägt, ſondern nicht weniger auch die Erlöſung von der Schuld. Unter allen chriſtlichen Dogmen iſt ihm das von der Sünde am meiſten zuwider; was ihn aber ſo leicht über die Schuld beruhigt, iſt eben wieder die Beſchränktheit und Leerheit des Sinns, die Gefangenſchaft in dem für ihn weiten Reiche der Welt, die ihm in früher Kindheit ſchon die Flügel des Glaubens geſtutzt hat. — An die Herrlichkeit, welche der Erlöſer Denen verheißen hat, die Gott lieben durch ihn, glauben die Menſchen nicht mehr; daß Chriſtus Macht habe über den Tod, glauben ſie nicht mehr; daß er kommen werde, zu richten über die Lebendigen und Todten, glauben ſie nicht mehr; von einem Reiche, das nicht von dieſer Welt wäre, wiſſen ſie nichts: — woher käme dieſen der Glaube und wohin ſollte er ſie führen?

Darum wundert es uns nicht, daß die Tempel leer ſtehen wie die einſamen Denkmale einer vergeſſenen Kunſt; daß unſer Gottesdienſt und die Ertheilung der heiligen Sacramente mehr nur einer mechaniſchen Gewohnheit, aus welcher ſeit Menſchengedenken der Sinn gewichen iſt, gleicht; daß Der, welcher von ſich geſagt hat: „Von nun an wird es geſchehen, daß ihr ſehen werdet des Menſchen Sohn ſitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels“, in unſerer aufgeklärten Mitte muß vorlieb nehmen als ein Mann, welcher mit Andern zählt, die da manches Gute geſagt und gethan haben, als ein Weltweiſer, deſſen Geboten zu folgen die Kinder unterwieſen werden und deſſen Predigt das hinfällige Alter erbaut. Uns rufen „andere Götter“ zum Kampf, uns, die Träger des Zeitbewußtſeins, die glücklichen Verboten des neuen „Völker-

---

halben Jahrhundert. Welche neue Farbe hinzugekommen, werden wir im folgenden Artikel beleuchten.

frühlings“ und der „Religion der Zukunft“. Sie wäre freilich beſſer die Religion der Zukunftsloſigkeit geheißen: denn ſoll ſie nicht ihre Anhänger gründlich heilen von dem „jahrtauſendalten verderblichen Wahne“, daß er nur ein Pilger ſei hienieden und ſein Weg aufwärts führe? Dieſes Leben mit der Bedingung des Todes ſcheint zwar ein verächtliches Geſchenk, wenn man bedenkt, daß der Menſch langſam und allmälig ſterben muß; aber zwiefach koſtbar ſind einem ſolchen die Momente des ungeſtörten Genuſſes, und glücklich preiſt er ſich, wenn die verhängnißvolle Stunde nicht ſchlägt, ehe der letzte Tropfen von der Begierde geſchlürft ward.

W. Gwinner

Die beiden Moser.

Wenn es in der Aufgabe der „Germania“ liegt, dem deutſchen Volke die Bildniſſe der Männer vorzuführen, die durch ihr Wirken und ihre Schickſale mit der Entwickelung unſerer Nationalangelegenheiten weſentlich verknüpft ſind, ſo gebührt ſicherlich den beiden Moſer darin nicht der letzte Platz. Sie haben Beide für dieſe Entwickelung mit der Waffe des Geiſtes furchtlos und unermüdlich gekämpft; ſie haben Beide dafür ſchwer gelitten. Durch Fleiß und maſſenhafte Gelehrſamkeit vollgültige Repräſentanten des gründlich forſchenden, ämſig ſammelnden deutſchen Geiſtes, ſcharfſinnige Kenner und Bearbeiter des öffentlichen Rechts, waren ſie zugleich echte Patrioten an Freimuth, unbeſtechlicher Geſinnung, warmem Eifer für das Wohl des Ganzen und die geſetzliche Freiheit aller ſeiner Theile. Der ältere Moſer, Johann Jakob (geboren 1701, geſtorben 1785), ward der Begründer einer neuen Epoche des deutſchen Staatsrechts, namentlich durch den großen Reichthum praktiſcher Erfahrungen von ſtaatsrechtlichen und diplomatiſchen Verhältniſſen, die er mit den umfaſſendſten gelehrten hiſtoriſchen Studien verband. Sein Sohn Karl Friedrich aber (geboren 1723, geſtorben 1798) erwarb ſich nicht minderes Verdienſt durch die Flüſſigmachung jener ſtrengern Gelehrſamkeit des Vaters, durch die mehr populäre, zum Theil ſelbſt journaliſtiſche Behandlung wichtiger Zeitſtoffe aus dem nationalen Leben — er iſt neben J. Möſer, Schlözer und Andern ein Hauptvertreter dieſer Art von Publiciſtik im vorigen Jahrhundert.

Der jüngere Moſer hat ſeinem Vater aus der Fülle kindlicher Liebe und patriotiſcher Wahlverwandtſchaft ein ehrendes Denkmal geſtiftet, indem er ausruft: „Wer mehr kann unter unſern Zeitgenoſſen ſich einen Patrioten nennen laſſen als Er, der länger denn ein gewöhnliches Menſchenalter mit Lehren und Schriften, Thaten und Handlungen für die Rechte, Geſetze und Freiheiten unſers allgemeinen und ſeines beſondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, geſtritten und gelitten, in mehr denn einem Kampfe den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotiſchen Märtyrerkranz errungen und ſelbſt am Ziele ſeiner ehrenvollen Laufbahn ſeinen Prophetenmund noch aufthat, zum in ſeinen Werken, den Früchten fünfzigjähriger Erfahrung, unſern Nachkommen Zeugniß und Weiſſagung zu hinterlaſſen, wer wir waren, was wir ſind, und was Deutſchland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines Andern Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger einer Partei zu ſein, leiteten ihn in ſeinen Lehren und Rathſchlägen nur das Geſetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt; dieſe allein erfüllte ſeine reine, edle Seele; dieſer allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und Eigennutz, alle andern Rückſichten mit gleich ſtandhafter Beharrlichkeit auf.

J. J. Moſer's Leben, Werke und Schickſale beſtätigen die Gerechtigkeit dieſes Lobes. Seine Werke bekunden einen wahrhaft koloſſalen Fleiß neben der unabhängigſten und unparteiiſchſten Geſinnung. Schon im Jahre 1761, alſo 24 Jahre vor ſeinem Tode, betrug die Zahl der Schriften J. J. Moſer's über 200! Und doch fällt ſein zweites größeres ſtaatsrechtliches Werk (eine Reihefolge von Abhandlungen über die einzelnen Theile des deutſchen Staatsrechts, wohin z. B. das bekannte: „Von der Reichsſtände Landen, Landſtänden, Unterthanen u. ſ. w.“ und Anderes dergleichen gehört) erſt in eine ſpätere Zeit! Seine geſammten ſyſtematiſchen Werke über deutſches Staatsrecht füllen 50 ſtarke Quartanten, ſein „Deutſches Staatsrecht“ allein hat 53 Theile. Außerdem bearbeitete er das Staatsrecht einzelner deutſcher Staaten, beleuchtete viele ſtaatsrechtliche Fragen in Monographien und Rechtsgutachten, lieferte wichtige Beiträge zur deutſchen Staatsgeſchichte, ſammelte Reichshofrathsgutachten, Urkunden und Staatsſchriften aller Art (z. B. in ſeiner „Reichsfama“ von 23 Bänden, ſeinem „Deutſchen Staatsarchiv“ von 13 Bänden, ſeinem „Diplomatiſchen Archiv des 18. Jahrhunderts“), ſchrieb daneben über Völkerrecht, ja trat auch als theologiſcher und moraliſcher Schriftſteller, als geiſtlicher Dichter und als Humoriſt auf, kurz er war eines jener Wunder allſeitiger maſſenhafter Thätigkeit, welche die heutige Welt, freilich bei vielfach anders gearteten Verhältniſſen, nur anſtaunen, ſchwerlich mehr erreichen kann.

Aber J. J. Moſer war nicht blos ein gewaltiger Gelehrter und raſtloſer Arbeiter, er war auch ein ganzer Charakter. Unter wechſelnden äußern Schickſalen und manchen Widerwärtigkeiten ſchlug er ſich durchs Leben, wegen ſeiner Talente und ſeines Wiſſens von den Großen vielfach geſucht, ausgezeichnet und belohnt, aber jeden äußern Vortheil verſchmähend, für den das geringſte Opfer ſeiner Ueberzeugung verlangt ward, lieber in ſtolzer Unabhängigkeit ſich auf ſeine eigene Kraft zurückziehend als in zweideutiger, wenn auch glänzender Dienſtbarkeit lebend. Schon als junger Mann von 20 Jahren vom Kaiſer Karl VI. mit einer goldenen Gnadenkette und Medaille für eine gelehrte Abhandlung belohnt, ſchlug er eine ihm angebotene anſehnliche Anſtellung bei der böhmiſchen Kanzlei aus, weil er die Religion wechſeln ſollte, ging in ſein Vaterland Württemberg, wo er in allerlei Reichsſachen gebraucht ward; las dann in Tübingen über deutſches Staatsrecht und Völkerrecht, verließ aber endlich ganz die württembergiſchen Dienſte aus Verdruß über die Schwierigkeiten, welche ſeine Schriften bei der dortigen Cenſur fanden, und privatiſirte, bis der neue Herzog ihn abermals in ſeine Dienſte berief. Später eine kurze Zeit in kurbrandenburgiſchen Dienſten, zog er ſich abermals zurück, um — diesmal acht Jahre lang — in ſchriftſtelleriſcher Muße zu privatiſiren, war dann von neuem als Geſchäftsmann thätig, bald von verſchiedenen Fürſten mit einzelnen Anträgen betraut, dann wieder einmal als des Landgrafen von Heſſen einziger Miniſter (Anträge zu Reichshofrathsſtellen, die von Karl VII. wie von Franz I. an ihn ergingen, lehnte er ab), verſuchte inzwiſchen auch die Stiftung einer Staats- und Kanzleiakademie in Hanau, bis er endlich 1751 die Stelle eines Landſchaftsconſulenten in ſeinem Vaterlande annahm. Hier war es, wo der ſchon bejahrte Mann für das gute Recht der Landſtände, welches er in ſeinen Schriften ſo oft gründlich verfochten hatte, auch mit ſeiner Perſon einſtehen, wo er durch vieljähriges Leiden ein lebendiges Beiſpiel werden ſollte von der Herrſchaft jener rohen Gewalt des Stärkern, welche ſein Sohn Karl Friedrich damals bezeichnend „das Regale des Leviathan“ nannte, und welche wir auch heute wieder, nach faſt 100 Jahren, ähnliche Acte nackteſter Willkür und Rechtsverhöhnung unter dem blasphemiſchen Titel des „Rechts der Obrigkeit von Gottes Gnaden“ vollziehen ſehen. Am 12. Juli 1759 ward der faſt 60jährige Moſer vor den Herzog Karl von Würtemberg (der ja auch Schiller's Peiniger war) citirt und ihm folgender fürſtlicher Vorhalt gemacht: „Weil alle Meine gegen ihn erlaſſenen Reſolutionen nichts gefruchtet, ſondern die Landſchaft mit ihren reſpectswidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, ſo ſehe ich Mich genöthigt, Mich ſeiner als des Concipienten Perſon zu verſichern und ihn nach Hohentwiel zu ſchicken. Ich werde die Sache durch die allerſchärfſte Inquiſition unterſuchen laſſen.“ Hier blieb Moſer in ſtrengem, ja grauſamem Gewahrſam fünf Jahre lang, ohne daß die vom Herzog ihm angekündigte Inquiſition erfolgte, wo er auch nur zur Rede geſtellt und zur Verantwortung zugelaſſen wurde. Seine Frau ſtarb unter der Zeit vor Gram, ohne daß ihm vergönnt war, ſie noch einmal zu ſehen. Die Landſchaft that wiederholt Schritte für ihn, erhielt aber abſchlägige oder verſchiebende Beſcheide. Die Sache machte allgemeines Aufſehen. Friedrich der Große verwendete ſich 1763 zu Wien beim Kaiſer dafür, „daß dem Herzog von Württemberg ernſtliche Anmahnung geſchehe, dieſen alten, würdigen und hartbedrängten Mann aus ſeinem Gefängniſſe loszulaſſen.“ Aehnliches geſchah vom Könige von Dänemark als deutſchem Reichsſtande. Endlich wandte ſich die Landſchaft 1761 klagend an den Reichshofrath, vorſtellend: „es ſei um weniger nicht als um gänzliche Mundtodtmachung derjenigen landſtändiſchen Mitglieder zu thun, welche für die Aufrechthaltung der landſtändiſchen Gerechtſame zu wachen mit ſchweren Eiden belegt ſeien.“ Jetzt erließ der Herzog an den Commandanten von Hohentwiel eine Ordre, worin geſagt war, der Herzog wolle Moſer aus ſeinem Arreſte entlaſſen, „wenn Moſer ſothane Entlaſſung als eine unverdiente Gnade erkennen und um Solches ſchriftlich unter Bekennung ſeiner großen Fehler und Vergehungen bitten werde.“ Natürlich weigerte ſich deſſen der ſchuldlos Gekränkte. Am 6. September 1764 erging endlich ein Reichshofrathsſchluß, der dem Herzog Moſer's Entlaſſung gebot. Da erſt kam Moſer in Freiheit, mußte zwar geloben, ſich allezeit zur weitern Unterſuchung zu ſtellen, erhielt aber dieſen Revers bald zurück. Zahlreiche Beweiſe der herzlichſten Theilnahme kamen dem Befreiten entgegen, für welchen in bedeutenden Städten der Schweiz ſogar öffentliche Gebete gehalten worden waren. Der däniſche Miniſter Bernſtorff beglückwünſchte ihn in einem eigenen Schreiben, zugleich im Namen ſeines Königs. Mit echt deutſcher Gutmüthigkeit vergaß übrigens Moſer das Geſchehene und freute ſich, als der Herzog ihn ſpäter zu ſich entbieten ließ und ſich „gnädig“ gegen ihn äußerte: „Er wiſſe nun, daß Moſer ein ehrlicher Mann, guter Patriot und getreuer Unterthan ſei.“ Den Reſt ſeiner Tage verbrachte Moſer, mit einer Penſion aus ſeinem wiedererlangten Amte geſchieden, in wiſſenſchaftlicher Muße.

Aehnlich ſeinem würdigen Vater an Geiſt, Geſinnung, raſtloſer Thätigkeit und leider auch an unverdienten Leiden war der (von Kaiſer Joſeph II. in den Reichsfreiherrnſtand erhobene) Karl Friedrich von Moſer. Auch er führte ein vielbewegtes, zwiſchen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und praktiſch ſtaatsmänniſchen Geſchäften getheiltes Leben. An Zahl und Umfang kommen ſeine Schriften zwar denen ſeines Vaters nicht gleich, ſind aber immerhin bedeutend genug, und wenn er für die Förderung der Wiſſenſchaft nicht ſo Großes leiſtete als Jener, ſo regte er den öffentlichen Geiſt der Nation vielleicht noch mehr an durch die eindringliche, klare und männliche Beredtſamkeit, womit er die Schäden des Vaterlandes aufdeckte und den Sinn der Freiheit, Gerechtigkeit und des Patriotismus zu wecken ſuchte. Seine Schriften: „Der Herr und der Diener“ und „Ueber den deutſchen Nationalgeiſt“, ſeine „Patriotiſchen Briefe“, ſein „Patriotiſches Archiv“ und Aehnliches ſind glänzende Zeugniſſe ſowol einer vortrefflichen Geſinnung, als auch eines noch heutzutage in vielen Stücken als muſterhaft anzuerkennenden Stils. Geſicherter Rechtsſchutz für Alle und Jeden, die Größten wie die Kleinſten, im ganzen Reiche, gemeinſame Aufrechthaltung der Würde, Unabhängigkeit und Integrität Deutſchlands gegen die andern Nationen, das ſind die hauptſächlich leitenden Gedanken in allen ſeinen Betrachtungen über die vaterländiſchen Zuſtände, und man begreift, zu wie bittern Klagen, zu wie ſcharfen Rügen, zu wie dringenden Ermahnungen dieſe beiden Geſichtspunkte einem patriotiſchen Geiſte wie K. F. Moſer Anlaß geben mußten. Stärkung der kaiſerlichen einheitlichen Gewalt, ſtrengere Unterordnung der einzelnen Landeshoheiten unter ſie, entſchloſſenere Handhabung namentlich der oberſtrichterlichen Befugniſſe ſeitens des Kaiſers ſelbſt und ſeiner Organe — das iſt es, was Moſer beinahe auf jeder Seite ſeiner Schriften predigt. Außerdem erblickte er für die Verwaltung der einzelnen Länder das ſicherſte Heil in redlichen, dem Lande wie dem Fürſten aufrichtig ergebenen Räthen. Den Fürſten ſeiner Zeit hält er einen Spiegel vor, deſſen grelle Bilder nur zu treu ſein mochten. Nicht blos an ſeines Vaters traurigem Schickſal, auch an dem eigenen ſollte er erfahren, was in Deutſchland Fürſtenwillkür wagen dürfe und daß Gerechtigkeit zum Spott geworden trotz Kaiſer und Reichsgerichten. Nachdem Moſer von den Höfen von Heſſen-Darmſtadt und Heſſen-Kaſſel mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen gebraucht, ſodann in kaiſerliche Dienſte übergegangen und zum Reichshofrath ernannt worden war, trat er 1772, auf Veranſtalten der geiſtvollen und edlen Gemahlin des neuen Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, Ludwig IX., (einer Frau, von der Wieland ſagte: es wäre zu wünſchen, daß ſie über ganz Europa herrſchte, deren auch in Goethe's Leben ehrend gedacht iſt) an die Spitze der geſammten Verwaltung des genannten Landes. In dieſer Stellung ſuchte er die Ideen zu verwirklichen, die er über die Pflichten und den Einfluß eines Miniſters auf die Wohlfahrt des Landes 13 Jahre vorher in ſeinem Buche „Der Herr und der Diener“ ausgeſprochen hatte. Er war unermüdlich in Reformen, ſchonte dabei freilich nichts, was er mit des Landes und des Fürſten wahrem Wohl unverträglich fand, und machte ſich dadurch viele unverſöhnliche Feinde. Als dieſe nach der Landgräfin Tode ihm allzu mächtig wurden und ſein Wirken hemmten, trat er 1780 zurück. Der Landgraf ſtellte ihm damals in einem Schreiben an die Finanzkammer das ehrende Zeugniß aus: „Ich muß Moſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mich aus dem Kothe gezogen hat.“ Eine ſogleich nach ſeinem Austritt auf Betrieb ſeiner Gegner angeordnete Unterſuchung des Kammervermögens ergab nicht das Geringſte, worüber man ihn hätte zur Verantwortung ziehen können. So ſicher fühlte ſich Moſer im Bewußtſein redlichſt gethaner Pflicht, daß er bei ſeinem Rücktritt dem Landgrafen ſämmtliche von ihm erhaltene anerkennende Briefe zurückgab. Doch ſchrieb er, gleichſam vorahnend den Undank, unter dem er bald ſo ſchwer leiden ſollte, an einen Freund: „Manches Gute würde ich nun, nach ruhiger Prüfung, noch beſſer machen, manches Gute dagegen gar nicht thun, weil den Fürſten gewiſſer Art und ihren Unterthanen nur alsdann wohl iſt, wenn man blos dafür ſorgt, das ihnen das Waſſer nur bis an den Hals und nicht bis in den Mund hinein laufe. — Ich finde Gottes Weisheit und Erbarmung darin, daß ſich immer noch gute Menſchen, ſtarke, edle Seelen finden, die nicht aus Ehrgeiz und Tagelöhnersnoth, ſondern aus warmem Herzen ſich hingeben, um zum Zweck des öffentlichen Wohls gegen den Strom zu ſchwimmen, zu ringen, bis ſie es Andern abgewonnen und durchgeſetzt haben, und dies Alles mit der täglichen Erwartung, daß die alſo Geretteten ihnen nach gelöſchtem Brande den Feuereimer auf dem Kopfe entzweiſchlagen.“

Drei Jahre nach ſeinem Rücktritte ward Moſer plötzlich der Veruntreuung von Geldern bezichtigt, in einem Geheimrathsreſcript mit den gröbſten Beſchuldigungen wegen Misbrauchs ſeiner Gewalt, Mishandlung der Unterthanen, Misleitung des Fürſten u. ſ. w. überhäuft und ſchließlich ohne Urtheil und Recht des Landes verwieſen. Moſer klagte beim Reichshofrath, und von dieſem erging 1782 an den Landgrafen die Weiſung: „Dem Freiherrn von Moſer wegen deſſen verletzter Ehre die gebührende Genugthuung ſammt Erſatz alles daraus entſprungenen Schadens angedeihen zu laſſen.“ Der Landgraf leugnete die Zuſtändigkeit des Reichshofraths in dieſer Sache; letzterer aber erließ (1783) ein Rescriptum paritorium, wobei dem Landgrafen, „wenn er erſt werde Folge geleiſtet haben“, freigeſtellt wurde, gegen Moſer „in rechtlicher Ordnung“ zu verfahren. Der Landgraf reichte eine Befolgungsanzeige ein, dachte aber nicht daran, dem reichsgerichtlichen Spruche wirklich Folge zu leiſten. Ohne zuvor Moſer in ſeinen frühern Stand herzuſtellen, ſetzte er in Gießen eine Unterſuchungscommiſſion ein, und dieſe begann den Proceß gegen Moſer ſogleich mit der Execution — ſie belegte den größten Theil ſeines Vermögens mit Arreſt. Ein drittes Reichshofrathserkenntniß (1784) verfügte hierauf: „Der Landgraf ſolle bis zu erfolgter Parition die aufgeſtellte Commiſſion ſammt deren Verfügungen, namentlich den Arreſt, ſofort wieder einziehen.“ Auch dieſem Erlaß gab der Landgraf keine Folge, ward deshalb mit der Erkennung der Execution bedroht, die aber freilich 14 Monate auf ſich warten ließ. Da entſagte Moſer ſelbſt ſeiner Injurien- und Schädenklage beim Reichshofrathe, „da die dem Landgrafen angedrohte Execution nur allein ſeine unſchuldigen Unterthanen belaſten, hingegen ſeine Rathgeber alle Kunſt des modernen Staatsrechts aufbieten würden, um die Vollziehung der reichsoberſtrichterlichen Urtheile zu verzögern und zu entkräften“. Er überließ es „dem eigenen Gewiſſen des Fürſten, ob derſelbe, da er ihn nach 25jährigen, von dem Fürſten ſelbſt als treu und uneigennützig geprieſenen Dienſten zum armen Manne gemacht, auch noch vollends den zu ſeinem dürftigen Unterhalt und zur Verſorgung ſeiner Ehegattin nach ſeinem Tode übrigbleibenden, von ihm gewaltthätig eingezogenen geringen Reſt ſeines Vermögens gleichfalls behalten, und wie er dieſe Behandlung dereinſt vor Gott verantworten wolle“. Die Commiſſion ſetzte ihr Verfahren gegen Moſer trotz des reichsgerichtlichen Spruches fort, ſchloß, da Moſer ſich nicht ſtellte, die Acten und verſandte ſie an die Juriſtenfacultät nach Frankfurt a. d. O. Dieſe erkannte gegen Moſer und publicirte, da Moſer auch ihrer Ladung nicht folgte, das Urtheil einem von Amtswegen beſtellten Anwalt deſſelben, legte aber dieſem das tiefſte Stillſchweigen auf. Das Urtheil lautete auf ſechsjährige Feſtungsſtrafe. Moſer wandte ſich nun nochmals (1786) an den Reichshofrath, und dieſer caſſirte das ganze Verfahren, befahl dem Landgrafen, eine „unparteiiſche“

Commiſſion entweder aus ſeinem Lande zu ernennen oder von einem andern fürſtlichen Hauſe zu erbitten, jedenfalls dem Verklagten die volle Möglichkeit der Vertheidigung zu geſtatten, nach geſchloſſener Unterſuchung die Acten an unparteiiſche Auswärtige zu ſchicken und dem Reichshofrath binnen zwei Monaten über den Stand der Sache Bericht zu erſtatten. Auf ein Friſtgeſuch des Landgrafen antwortete der Reichshofrath (1787) bedrohend. Der Landgraf reichte nun eine Anzeige der Folgeleiſtung ein, ließ auch den Arreſt auf das Moſer'ſche Vermögen aufheben, bald aber wieder erneuern. Tiefgebeugt und faſt gebrochen durch dieſe beinahe fünfjährigen Quälereien, durch die nun an ſich ſelbſt gemachte ſchmerzliche Erfahrung von der Gewiſſenloſigkeit eines deutſchen Fürſten und der Rechtloſigkeit der allgemeinen Zuſtände Deutſchlands, erklärte der 65jährige Greis in einem Schreiben an den Landgrafen, „ſich, als wenn er keine Widerrede hätte, dem frankfurter Urtheile unterwerfen zu wollen, falls der Fürſt dies ſelbſt auf ſein Gewiſſen und ſeine Verantwortung übernehme. Nicht nur den letzten Heller ſeines Vermögens wolle er zur Confiſcation darbringen, ſondern auch ſich ſelbſt in den Feſtungsarreſt ſtellen, um dort mit literariſchen Arbeiten ſein letztes Thränenbrot zu verdienen". Nur bat er ſich aus, ſeine Frau und Dienſtboten mitnehmen zu dürfen. Als Antwort auf dieſe Erklärung brachte die officielle „Darmſtädter Zeitung" einen Artikel, worin Moſer als ein Miſſethäter geſchildert und die „überwiegende Gerechtigkeitsliebe und Großmuth des Landgrafen" gerühmt ward — „ſonſt würde man es mit Moſer kurz machen". Voll höchſter Indignation nahm nun Moſer jene Erklärung feierlich zurück. Der Landgraf mußte, auf Befehl des Reichshofraths, eine neue Commiſſion bilden — ehe jedoch die Sache hier zum Abſchluß kam, ſtarb (1790) Landgraf Ludwig IX.; ſein Nachfolger, der 1830 verſtorbene erſte Großherzog von Heſſen, ließ alsbald den ganzen Proceß niederſchlagen, hob den auf Moſer's Vermögen gelegten Arreſt auf, erſetzte ihm den durch deſſen lange Dauer verurſachten Schaden und verlieh ihm eine Penſion von 3000 Fl.*). — Moſer zog ſich in ſein Vaterland, nach Ludwigsburg, zurück. Sieben Jahre lang war er das ſchutzloſe Opfer roheſter Willkür geweſen, ſieben Jahre lang hatte ein deutſcher Fürſt allen im Namen des Kaiſers an ihn gerichteten Befehlen, Ermahnungen, Drohungen getrotzt, und das oberſte Gericht des Reichs hatte dieſem Trotze gegenüber nichts zu bethätigen vermocht als ſeinen guten Willen und — ſeine Ohnmacht.

Das war der Rechtszuſtand Deutſchland vor 100 Jahren! Und der heutige?

---

*) Ausführlicheres über die Schickſale beider Moſer, ſowie über des jüngern Leben und Wirken enthält die Schrift: „Fr. K. von Moſer, aus ſeinen Schriften ſein Geiſt an das 19. Jahrhundert." Von H. vom Buſche. Stuttgart 1846.

Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft

von den älteſten Zeiten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

1) Aelteſter Zuſtand der deutſchen Landwirthſchaft, 100 J. n. Ch.

Die erſte Kunde vom innern Zuſtande unſers Vaterlandes kommt uns aus jenen Zeiten, in welchen Rom unter Trajan's und Hadrian's Regierung glückliche Tage durchlebte, alſo etwa 100 Jahre nach Chriſti Geburt.

Damals war freilich Deutſchland in allen ſeinen Verhältniſſen und beſonders auch in ſeinem landwirthſchaftlichen Betriebe dem benachbarten römiſchen Reiche ſehr ungleich. In Italien und Gallien hatte die hohe Cultur der Bevölkerung überall einen vortrefflichen Anbau des Landes hervorgerufen, blühende Städte und regen Handelsverkehr zum Umſatz der Waaren geſchaffen und zu dem Nützlichen noch das Schöne gefügt. Aus den lachenden Fluren hoben ſich dort die Zinnen prachtvoller Landhäuſer, deren nächſte Umgebung reizende Gärten verzierten. Dagegen ſtand Deutſchland noch auf der tiefſten Stufe in allen Zweigen des landwirthſchaftlichen Gewerbes, hatte ſchlecht bebaute Aecker, geringe Culturpflanzen, unanſehnliche Hausthiere, und wenn es auch manche ſchöne Wieſen beſaß, ſo war es doch im Ganzen noch meiſt von großen Waldungen und Sümpfen bedeckt. Städte erblickte man nicht, das Gewerbeweſen war unbekannt und der Handel hatte noch kaum die Grenzen des Landes gefunden.

In jener alten Zeit waren unſere Urväter ſämmtlich Grundbeſitzer, die auf ihren größern oder kleinern Gütern lebten. Nach der Sitte der verſchiedenen Volksſtämme lagen ihre Wohnungen entweder zerſtreut umher, oder ein Theil derſelben bildete Dörfer, während der andere nur aus einzelnen Weilern beſtand. Zerſtreut liegende Höfe hatten ihr Feld in geſchloſſenem Gute rings um das Haus und mehrere derſelben bildeten eine Gemeinde, in welcher gemeinſchaftliche Wälder und Weiden gehörten; dagegen theilten die Dorfſchaften ihre Feldflur, wegen der verſchiedenartigen Beſchaffenheit des Bodens, in mehrere Gebreite, und das Gut jedes einzelnen Dorfnachbars beſtand aus getrennt liegenden Feldern, die in den verſchiedenen Gebreiten umherlagen. Dabei beſaß die Dorfgemeinde ebenfalls noch gemeinſchaftliche Wälder und Weiden.

Neben ſolchen zahlreichen größern oder kleinern Bauergütern gab es auch große Güter, die ſo bedeutend waren, daß ſie ihre eigenen Weiden und Wälder hatten; ferner andere von beträchtlicher Größe, deren Vieh eine beſondere Heerde bildete und mit der Bauernheerde zugleich die Gemeindetriften und Waldungen behutete.

Alle dieſe Bodenverhältniſſe findet man in den Beſchreibungen der Römer nur unklar angedeutet, deſto beſtimmter aber erkennt man ſie aus den uralten Geſetzen unſerer verſchiedenen Volksſtämme. Sie haben ſich aus jenen längſt vergangenen Tagen durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unſere Zeit erhalten und liefern uns den Beweis, wie beharrlich der Landmann an alten Einrichtungen feſthält.

Werfen wir nun zuerſt einen Blick auf die Gehöfte damaliger Zeit, ſo finden wir das Wohnhaus halb in die Erde, halb über dieſelbe gebaut, von Piſé oder aus Fachwerk errichtet und mit Stroh oder Rohr gedeckt, im Winter mit Dünger belegt, um es gegen die ſtrenge Kälte zu ſchützen. Vom Wohnhauſe führte die Thür zum Speicher und von dieſem wahrſcheinlich zur Stallung. Noch war ein Schoppen für Wagen und Ackergeräth und ein anderes kleines Haus zum Brauen in der Nähe, und das Ganze umſchloß ein Zaun. So war die Beſchaffenheit eines deutſchen Hofes aus der älteſten Zeit, indeſſen doch nur im Allgemeinen, weil gewiß ſchon damals die Höfe der verſchiedenen Volksſtämme ebenſo ihr Eigenthümliches hatten, wie jetzt.

Im Stalle finden wir Pferde von kleiner, unanſehnlicher Art, aber ſo ausdauernd und gelehrig, daß die Deutſchen ſie den im Wuchſe weit ſchönern galliſchen Pferden vorzogen. Auch die Rinder waren klein und weit kürzer behornt als die römiſchen, doch wahrſcheinlich ſtark von Körper und milchergiebig. Außer dieſen beiden Hausthierarten werden noch Schafe, Ziegen, Schweine und Gänſe erwähnt, und die Römer ſchätzten die deutſchen Flaumen unter allen andern am meiſten. Wahrſcheinlich hatten das Gebirge und das ebene Land von jeder Art dieſer Hausthiere ihre eigenthümlichen Racen, es waren die Urracen, die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben; indeſſen finden wir darüber in der Geſchichte nichts Näheres, ſie berührt die Viehzucht der Deutſchen nur im Allgemeinen und berichtet höchſtens, wie ſchon damals die Deutſchen die Käſebereitung verſtanden, desgleichen butterten und ſich dabei ſolcher Gefäße bedienten, die nach der gegebenen Beſchreibung unſern jetzigen Butterfäſſern vollkommen glichen.

Im Sommer trieb der Hirt die Heerden auf die Weiden der gemeinſchaftlichen Triften und Wälder, im Winter fütterte man das Vieh mit dem auf den Wieſen gewonnenen Heu.

Betrachten wir die Felder damaliger Zeit, ſo ſehen wir Gerſte, Hafer, Lein und einige Wurzelgewächſe in Cultur. Roggen war unbekannt und wahrſcheinlich auch Weizen; indeſſen iſt möglich, daß man ſchon Einkorn oder Pferdedinkel (Triticum monococcum) baute.

Kleine Bauern beſtellten ihr Land mit eigener Hand, nur wenn der Mann in den Krieg zog, übernahm die Frau die Aufſicht über die Geſchäfte des Feldbaues, während ſie ſonſt lediglich dem Hauſe vorſtand. Größere Grundbeſitzer hatten mehrere Knechte und Hörige, unfreie Leute, welche die Arbeit im Haus und im Feld beſorgten. Sie überließen der Frau die Aufſicht über die ganze Wirthſchaft, zogen hinaus in den Krieg, oder vertrieben ſich die Zeit mit der Jagd.

Der Feldbau wurde nicht in wilder Weiſe, ſondern nach einem gewiſſen Felderſyſtem betrieben, und zwar in ſehr extenſiver Art. Ob man damals ſchon düngte, bleibt ungewiß, doch kannten überrheiniſche Stämme ſchon die gute Wirkung des Mergels. In einigen Ländern brauchte man Rinder, in andern Pferde zum Zuge, und dann nahm man immer die Stuten dazu, während die Hengſte allgemein zu Streitroſſen benutzt wurden. Man bediente ſich der zwei- und vierrädrigen Wagen, auch wol ſchon eines unvollkommenen Pfluges, ſowie der Eggen, Spaten, Hacken und anderer kleiner Hausgeräthe.

Im Haushalte ging es ſehr einfach zu. Aus Hafer kochte man Brei, aus Gerſte braute man Bier und aus beiden buk man Brot. Die Jagd verſorgte die Küche mit Fleiſch, die Viehzucht mit Milch, Butter und Käſe, das Feld mit einigen Wurzelgewächſen, und die Beeren des Waldes erſetzten das Obſt. Der heimiſche Kümmel und der Honig, den man den Waldbienen nahm, bildeten die Zuthaten der Speiſen, indeſſen galt das Salz als das vorzüglichſte Gewürz und wurde überall hochgeſchätzt. Man fertigte es auf eine eigene Weiſe, indem man die Soole über glühende Kohlen goß und auf dieſe Art ihres Waſſers beraubte.

Ebenſo einfach war die Kleidung. Die Frauen bereiteten damals wie noch jetzt den Lein zu Flachs und ſpannen ihn in den langen Abenden des Winters. Zugleich verſtanden ſie die Fäden zu weben, die Leinwand zu färben und zu Kleidern zu verarbeiten. Frauen trugen ein Gewand, das an der Bruſt einen Ausſchnitt hatte; Männer ein anliegendes Kleid, über das ſie einen Pelzüberwurf ſchlugen, der mantelartig herabhing.

In allen dieſen erwähnten Beziehungen ſtanden unſere Vorfahren den damaligen Römern und Galliern um Vieles nach, doch waren ſie ihnen in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben ebenſo weit voraus.

Das Familienleben der Deutſchen galt den Römern ſelbſt als Muſter. In Ehrfurcht gegen die Götter und in Reinheit der Sitten lebten Mann und Frau miteinander, in Unſchuld und Frömmigkeit wuchſen ihre Kinder empor, die Knaben vom Vater in der Führung der Waffen geübt, die Mädchen von der Mutter in der Leitung des Hausweſens belehrt. Kam nun die Zeit, in welcher der Jüngling als ſelbſtändiger Mann auftreten, einen eigenen Herd ſich ſchaffen und eine Jungfrau zur Lebensgefährtin ſich wählen wollte, ſo brachte er, nach getroffener Wahl, ſeiner Braut ein Joch Ochſen, ein Streitroß und ſeine Waffen zur Mitgift dar. Das ſollte bedeuten, daß Beide fortan, im Krig und im Frieden, in Leid und in Freuden, bis in den Tod vereinigt blieben, es waren die ſtärkſten Pfänder, die heiligſten Gottheiten der Ehe, die der Vater nach würdigem Gebrauch auf den Sohn vererbte.

Desgleichen war das öffentliche Leben der Deutſchen vortrefflich beſchaffen. Große und kleine Grundbeſitzer lebten auf ihren Gütern als freie Männer, hatten gleiche Rechte vor dem Geſetz und gleiche Stimme in der Gemeinde. Zwar gab es auch unfreie Leute, jene oben erwähnten Knechte und Hörigen, die den Herren meiſtens der Krieg zugeführt hatte; aber ſelbſt dieſe genoſſen ein weit beſſeres Loos als die römiſchen Sclaven, waren als Knechte die dienenden Glieder in der Familie und beſaßen als Hörige ihr eigenes Hausweſen, für das ſie ihren Herren Dienſte und Abgaben entrichteten. Waffen zu tragen war ihnen jedoch verſagt, auch blieben ſie von allen Berathungen ausgeſchloſſen. Noch gab es Freigelaſſene, nämlich ſolche, die zwar frei geworden waren, aber keinen Grundbeſitz bekommen hatten. Dieſe beſaßen keine Stimme in der Gemeinde, weil nur der freie Grundbeſitz das Recht dazu verſchaffte; ſie ſtanden daher unter dem Schutze eines vollkommen freien Mannes und konnten nur dann zu Anſehen gelangen, wenn ſie die Waffengefährten und Freunde mächtiger Freien wurden.

Auf dieſe Weiſe bildete das germaniſche Leben mit der überfeinerten römiſchen Welt einen ſcharfen Contraſt. Dazu kam, daß die Deutſchen ihren alten Sitten lange treu blieben, während die immer höher ſteigende Cultur der Römer mit der Vermehrung ihres Luxus und der Verderbniß ihrer Sitten gleichen Schritt hielt und zuletzt den Untergang ihres Staates herbeiführte.

2) Weitere Entwickelung der Verhältniſſe bis zum 6. Jahrhundert.

Auf den Trümmern des alten römiſchen Reichs erſtand eine Anzahl deutſcher Reiche: in Gallien die Reiche der Franken, Burgunder und Weſtgothen, jenſeit der Donau das Reich der Allemannen und Baiern, in Italien das Reich der Oſtgothen und ſpäter das Reich der Lombarden. Selbſt im Innern Deutſchlands war eine Veränderung der Staaten erfolgt, denn jene zahlreiche Menge kleinerer Stämme hatte ſich zu wenigen größern vereinigt. Am Oberrhein wohnten die Allemannen, am Niederrhein die Oſtfranken, von dieſen öſtlich die Thüringer, nördlich die Sachſen und an der Küſte der Nordſee ſaßen die Frieſen. Die Gothen aber hatten Deutſchland wieder verlaſſen, und in die entvölkerten Gegenden waren die Slawen gedrungen, die nun alles öſtliche Land bis zur Regnitz und Saale und bis über den Jetzefluß einnahmen.

Dieſe gewaltigen Veränderungen konnten auf das deutſche Leben im Allgemeinen und auf ihren landwirthſchaftlichen Betrieb im Beſondern nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben. In einer ſo langen Zeit von vier bis fünf Jahrhunderten hatten die Deutſchen auf ihren Zügen Vieles geſehen und gelernt, die romaniſchen und ſlawiſchen Länder Europas waren ihnen bekannt geworden, und der Wechſelverkehr mit den neuen deutſchen Staaten im Weſten und Süden ſowie mit den ſlawiſchen Stämmen im Oſten dauerte fort. Wenn wir die deutſche Landwirthſchaft im 7. Jahrhundert betrachten, ſo finden wir ſie in folgendem Zuſtande:

Im Wirthſchaftshofe hoben ſich die Häuſer größerer Grundbeſitzer jetzt ſchon über die Erde empor und man baute ſie öfters von Stein; denn man hatte Steinbrüche und Kalköfen errichtet, wußte Ziegeln, Backſteine und Schindeln zu fertigen und Mörtel zu bereiten. Indeſſen blieb das Haus der dienenden Frauen nach wie vor in der Erde und wurde noch ebenſo wie vor 500 Jahren im Winter mit Dünger belegt.

Im Hofraume ſah man unter den Gänſen und Enten jetzt auch Hühner, außerdem Bienen, die man, durch ein Dach vor dem Wetter geſchützt, in Stöcken und Körben zog. An dem Eingange des Hofes bewachte der Hofwart, der treue Haushund, das Gebiet ſeines Herrn.

Die Heerden hatten Schellen bekommen, die Thiere wurden im Freien durch Barken vor Unwetter geſchützt, und Geſetze regelten das ganze Weideweſen durch eine Hutordnung. Ein Marſchalk hatte 12 Stuten und 1 Hengſt zu hüten, ein Soniſchalk 12 Kühe und 1 Bullen, ein Sauhirt 30—50 Schweine, ein Schafhirt gegen 80 Schafe und Ziegen. Kamen die Thiere im Herbſt nach Hauſe, ſo lag in Scheuern und Feimen das Futter für den Winter bereit.

Auf den Feldern gab es ganz neue Getreidearten, denn in dieſe Periode fällt die Einführung des Roggens, Speltes und Weizens. Die Baiern, Oſtfranken, Thüringer und Sachſen hatten von den ſlawiſchen Stämmen die Roggencultur kennen gelernt und führten dieſes neue Gewächs als Brotfrucht ein. Die Allemanen (die heutigen Schwaben) fanden in Rhätien die Speltcultur, die Weſtfranken in Gallien den Weizenbau; beide Stämme nahmen die neuen Getreidearten als Brotfrucht an. So iſt es gekommen, daß unſer Deutſchland drei verſchiedene Brotfrüchte hat, die ſich, bei allem Wechſel ſpäterer Zeiten, bis auf die Gegenwart ſtandhaft erhielten.

Um ſich aber die bald darauf erfolgte Ausbreitung des Weizens als Nebenbrotfrucht erklären zu können, die ſich, mit Ausnahme des Nordweſtens, ſehr raſch über alle deutſchen Länder erſtreckte, muß man erwägen, daß ſich die Franken in kurzer Zeit ſämmtliche deutſchen Stämme bis zu den Grenzen der Sachſen unterwarfen, daß ſie, nebſt andern Dingen, auch die Weizencultur in das öſtlichere Deutſchland brachten, von wo aus ſie erſt nach zwei Jahrhunderten in das Sachſenland kam. Den Spelt dagegen erhielten die andern Stämme nicht, er blieb fortwährend auf Schwaben beſchränkt, indem die Allemanen auf ihre Nachbarn keinen beſtimmenden Einfluß übten.

Auch andere Gewächſe ſah man auf den Feldern: es gab jetzt Erbſen, Linſen und Saubohnen auf Aeckern, mehrere Küchenkräuter im Hausgarten und Obſtplantagen an dazu geeigneten Orten. Die Deutſchen verſtanden das Pfropfen der Bäume, legten neue Plantagen an, die durch weiſe Geſetze beſchützt wurden, und waren ſogar mit dem Weinbau bekannt. Sie ſahen die Reben am linken Ufer des Rheins, wohin ſolche die römiſchen Soldaten ſchon ſeit 280 nach Chriſtus auf Befehl ihres Kaiſers Probus verpflanzt hatten. Seitdem war der Weinbau auch an die Moſel und Donau gekommen; die Deutſchen brachten ihn nun an das recht Ufer des Rheins und in die nahe gelegenen Gegenden.

Ueberhaupt wurde der Feldbau jetzt mit größerer Geſchicklichkeit und beſſern Werkzeugen getrieben. Man hatte ein gewiſſes Feldersyſtem, pflügte mit Räderpflügen, die ein Segg beſaßen, vermaß die Felder mit Schnuren, vermarkte die Aecker mit Steinen und hegte die Saaten durch Aufſtecken von Strohwiſchen. Selbſt die Waldungen bekamen einigen Schutz; das Roden derſelben war zwar für neue Anſiedelungen erlaubt und wurde ſogar ſehr gern geſehen; indeſſen verbot man das planloſe Schlagen, das Umhauen der Bäume zur Zeit des Fruchttragens. Solche Geſetze galten beſonders für die Wälder des Königs und der Großen des Staats, die man von den Gemeindewäldern der Bauern unterſchied und Forſte nannte.

Auch das Gewerbeweſen hatte ſchon in ſeinen erſten Anfängen begonnen. Die großen Grundbeſitzer hielten ſich auf ihren Gütern für gewiſſe techniſche Arbeiten eigene Leute; es gab Schmiede, Wagner, Brauer, Bäcker u. ſ. w., die freilich Knechte waren, indeſſen ſich doch nur mit ihrem Handwerk beſchäftigten. Sogar Waſſermühlen waren ſchon bekannt; die erſten ſah man an der Moſel, von wo aus ſie ſich ſchnell über Deutſchland verbreiteten.

Das Familienleben der Deutſchen blieb unverändert; auch die äußere Stellung der Grundbeſitzer hatte keine weſentliche Umgeſtaltung erlitten. Zwar gab es ſchon unter den Freien mehrere Claſſen, die ſich allmälig durch Größe des Beſitzthums und ſonſtigen Einfluß unterſchieden; aber noch war kein Freier eines andern Freien Unterthan oder ihm zu Dienſten und Abgaben verpflichtet.

So ſtanden die Verhältniſſe in Deutſchland bis zu den Zeiten, wo die Franken im 6. Jahrhundert allmälig die chriſtliche Religion annahmen und nach und nach ihre Herrſchaft über Schwaben, Thüringen und Baiern ausdehnten.

3) Einführung des Chriſtenthums und des Lehnsweſens in Deutſchland, 650—814.

Aus Frankreich herüber kam das Lehnsweſen in unſer Land. Die Franken hatten ſich zu Herren von Gallien gemacht, ihr König belehnte die treuen Gefährten mit Gütern und dieſe verſprachen ihm ihre fortwährende

Hülfe im Kriege, bildeten ſein Gefolge. Um mit zahlreichen Kämpfern zum Heere des Königs ſtoßen zu können und auf ſolche Weiſe ihr Anſehen zu mehren, verliehen die Großen und Reichbegüterten wiederum ihre Beſitzungen mit gleichen Bedingungen an ſolche Freie, die noch kein Lehngut beſaßen, und dieſe nahmen ihre Begleitung zum Kriege aus der Mannſchaft der Hörigen und Knechte. Letztere aber waren die alten Bewohner des Landes, die meiſtentheils um ihre Freiheit kamen und unter verſchiedenen Bedingungen den Franken zins- und dienſtbar wurden.

Als nun die Franken ihr Reich auch nach Oſten erweiterten, die Allemannen, Thüringer und Baiern unter ihre Herrſchaft brachten, wurde das Lehnsweſen auch den deutſchen Verhältniſſen angepaßt; die Großen zwangen, ſo weit wie ſie konnten, die Kleinen, ſich als Lehnsmannen unter ihren Schutz zu ſtellen, und durch dieſe neuen Stände unter den Freien ſanken die Hörigen immer tiefer herab.

Mehr noch griff das Lehnsweſen um ſich, als das Chriſtenthum im 7. und 8. Jahrhunderte allmälig die heidniſchen Götter verdrängte, als die Kirche durch biſchöfliche Sprengel Halt und Feſtigkeit gewann. Damals entſtand der Glaube, es ſei ein großer Gewinn, ſein freies Gut von der Kirche zu Lehen zu tragen, und kleine Freie meinten Gott wohlgefällig zu handeln, wenn ſie ihr Gut dem Altar opferten, um daſſelbe von Gott unter allerlei Bedingungen, entweder Zinſen in Wachs, Geld, Frucht oder Vieh, oder Dienſtleiſtungen, als Lehen zurückzunehmen. Solche Bauern waren oft von Hörigen nur durch ihre perſönliche Freiheit verſchieden.

Am meiſten jedoch thaten die damaligen Kriegseinrichtungen dem Lehnsweſen Vorſchub. Jeder Freie war im Kriege Soldat, mußte ſich zur Wehre des Landes mit Waffen und Mundvorrath unter ſein Banner ſtellen; ſämmtliche Freie bildeten dann den Heerbann. Es war dies die uralte Landwehr. Solange die Könige aus dem Merovingiſchen Hauſe ſich durch Familienhader Macht und Anſehen ſchwächten, waren der Kriege gegen das Ausland nicht viele, und der Freie konnte ſich über die Laſt des Heerbanns weniger beklagen; als aber 771 Karl der Große den Thron beſtieg, jährlich zu Felde zog und ſämmtliche Kriege für Schutzzüge des Reichs erklärte, wurde der Heerbann zur drückenden Bürde. Viele Freie, namentlich kleine Leute, gaben ihr Gut an Große zu Lehen, verſprachen Heerſteuer oder Zinſen und Dienſte, um von der Laſt des Heerzuges frei zu ſein.

Auf dieſe Weiſe verlor man in Franken, Schwaben, Baiern und Thüringen eine Menge von Freien, ja auch in Sachſen (Hannover und Weſtfalen) ging, nach der Einverleibung des Landes in das fränkiſche Reich, die alte Verfaſſung zu Grunde. Die Großen wurden vom Könige begünſtigt, die Kleinen durch ſie in der Freiheit beeinträchtigt und die Hörigen ſanken, wie überall in Deutſchland, zur ſchwerbelaſteten Leibeigenſchaft hinab. Nur am Saume der Nordſee wahrten noch Frieſen und Marſen die alte Freiheit.

Obgleich dieſes Neue der alten germaniſchen Freiheit Verderben und Untergang drohte, ſo barg es doch ſchon Keime beſſerer Zukunft in ſich. Gerade die chriſtliche Kirche, die viele Güter der Freien verſchlang, that zuerſt dem Handel mit Hörigen Einhalt, gab jedem Unfreien die Freiheit, ſobald er die Prieſterweihe empfing. Sie begünſtigte wol das Verhältniß zins- und dienſtpflichtiger Leute, nicht aber aber die Leibeigenſchaft, von der ſie behauptete, daß ſie gegen den chriſtlichen Glauben ſtreite.

Auch die neuen deutſchen Colonien im Oſten, die thüringiſche Mark an der Saale, die fränkiſche Mark an der Regnitz und Mainquelle (Oberfranken) und die bairiſche Mark jenſeit des Inn (Oberöſtreich), gereichten den kleinen Freien zum Vortheil. Dieſe wendiſchen und avariſchen, von den Deutſchen eroberten Länder wurden mit deutſchen Bauern germaniſirt und ſolche fanden in jenen neuen Provinzen ein Nutzgut unter beſſern Bedingungen, als ſie es in ihrer alten Heimat verließen.

Ihren Haushalt führten die Deutſchen in dieſer Zeit gerade ſo wie früher fort, nur in ihrem landwirthſchaftlichen Betrieb traten einige Veränderungen ein. Das landwirthſchaftliche Gewerbe hatte in mancherlei Weiſe gewonnen. Die Gebäude waren zwar immer noch ſchlecht, doch fing man bei Kirchen und Paläſten ſchon an, in kunſtvoller Weiſe zu mauern. In der Viehzucht richtete man das Augenmerk beſonders auf die Pferde: große Güter, namentlich kaiſerliche Domänen, beſaßen ſchöne Stutereien, wovon die Inſtructionen, die Karl der Große ſeinen Amtleuten gab, ſicheres Zeugniß ablegen. Die Mönche hatten vom Ausland manches Neue in die Gärten gebracht und von da aus war es in die Felder gekommen. Man baute jetzt Waid, Krapp, Weberdiſteln, Mohn und Oelſaat, hatte ein Heer von Küchengewächſen und pflegte Roſen und Lilien zur Zierde in Gärten. Faſt durch ganz Deutſchland bewirthſchaftete man die Güter nach dem Dreifelderſyſteme mit reiner Brache, düngte die Felder und wandte an verſchiedenen Stellen auch Mergel an. Nur im Norden bildete ſich die Koppelwirthſchaft und an den Alpen das Egartenſyſtem weiter aus. Die Wieſen wurden nach der Frühlingsweide an gewiſſen Tagen gehegt, die Forſten genoſſen größern Schutz, denn man durfte in Forſten wol Reisholz zum Brennen ſammeln, nicht aber nach Willkür ſchlagen; ſelbſt über Neubrüche erſchienen Geſetze.

Endlich hoben ſich auch die Gewerke. Die Sitze der Biſchöfe und Aebte hatten ſich an Zahl der Bewohner bedeutend vermehrt und bekamen vom Kaiſer das Marktrecht. Dieſes lockte die Kaufleute dahin, ſpornte die Handwerker zu größerm Fleiße, brachte einen Austauſch techniſcher und landwirthſchaftlicher Waaren hervor, legte alſo den Grund zum Kleinhandel, der für die Landwirtſchaft ſo wichtig iſt. Die Landesproducte ſtiegen dadurch im Preiſe, ein Scheffel Roggen koſtete ſchon 3 Denare, eine Kuh 21 Denare, und ſolcher höhere Ertrag der Güter veranlaßte ihre Beſitzer zu ſorglicherer Bewirthſchaftung. Jene größern Orte wurden aber zugleich die erſten Anfänge deutſcher Städte, durch welche dem deutſchen Leben bald ein neues Palladium der Freiheit erwuchs.

b) Umgeſtaltung der innern Verhältniſſe von Karl dem Großen bis zum Tode Heinrich's des Finklers, 814 — 936.

Schon Karl der Große bemerkte die böſen Folgen, die aus der Begünſtigung der Mächtigen auf Koſten der kleinen Freien erwuchſen, denn der Heerbann, des Thrones Stütze, kam in Verfall, und die Gefolge, dieſes Machtmittel der Großen, ſtiegen im Anſehen. Bald ſuchte er durch neue Geſetze die kleinen Freien zu ſchützen; thätiger noch war darin ſein Sohn Ludwig der Fromme. Allein deſſen Sohn, Ludwig der Deutſche, glaubte ſeine Selbſtändigkeit gegen den Bruder Lothar nur dadurch erhalten zu können, daß er die Großen durch neue Begünſtigungen für ſich gewönne.

Kaiſer Lothar, von ſeinen Brüdern ſchwer bedrängt, rief im Jahre 842 die ſächſiſchen Bauern und Laſſen zur Empörung gegen die Großen des Landes auf. Ihr Aufſtand, Stelling genannt, verbreitete ſich ſchnell über Thüringen, Franken und Schwaben, hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Die letztern drei Länder brachte man bald durch Güte zur Ruhe, Sachſen aber bezwang man mit Waffen und rächte ſchwer die kühne That.

Doch auch Ludwig's Nachfolger ereilte die Strafe ihrer unglücklichen Politik. In kurzer Zeit waren die Könige ſo machtlos geworden, daß ſchon im Jahre 880 Normannen und Wenden in Deutſchland ungeſtraft plündern konnten.

Im Jahre 907 brachen ferner die Ungarn in Deutſchland ein, und das in mehrere Herzogthümer zerriſſene Land war durch innern Hader kraftlos geworden. Vier Jahre lang kam über alle Gaue unendliche Noth. Erſt dem mächtigen Herzog Heinrich als erwähltem König von Deutſchland gelang es, die innern Zwiſte zu dämpfen, den äußern Feind zu beſiegen und des Reiches Glanz zu verjüngen.

Die Einrichtungen dieſes gefeierten Königs hatten für unſer Vaterland, und namentlich für ſeine bäuerlichen Verhältniſſe, große Veränderungen im Gefolge.

Zuerſt von jetzt an gab es in Deutſchland in größerm Umfange wirkliche Städte, die ſich von den Dorfſchaften trennten und nicht nur das Privilegium des Marktrechts beſaßen, ſondern auch vom Könige die Begünſtigung erhielten, daß nur in ihnen fortan große Feierlichkeiten, Concilien und Reichstage gehalten werden durften. Ihre Einwohner, zum Unterſchiede von den Bauern nunmehr Bürger genannt, vertheidigten durch eine Stadtmiliz (den Reſt des alten Heerbanns) den Platz und lockten durch die Sicherheit ſolcher Orte viele Freie in ihre ſchutzgebenden Mauern. Der ſtädtiſche Grundbeſitz bildete die Stadtflur und dieſe zeichnete ſich bald vor den Dorffluren durch ſorgſamern Feldbau aus. Der lebendige Verkehr lockte die Kaufleute herbei und dadurch ſchwang ſich der Kleinhandel empor, welcher den Bürgern höhern Wohlſtand brachte.

Aus der neuen Militäreinrichtung, welche die Reiterei zur Hauptmacht des Heeres machte, ging ein neues Inſtitut, die Ritterſchaft, hervor.

Beide Einrichtungen wirkten auf den Bauernſtand und die Landwirthſchaft zurück. Der gehobene Kleinhandel ſteigerte die Fruchtpreiſe, und der höhere Güterertrag reizte zu Verbeſſerungen und ſorglicherm Betriebe. Die neuerrichtete Heeresmacht aber entwand dem Bauer die Waffe, er ſank im Range unter den Bürger herab, und eine tiefe Kluft ſchied ihn fortan vom Ritter; ja ſelbſt die wohlgerüſteten Knechte dieſes letztern ſahen auf den Bauer mit Verachtung herab. Es kam allmälig die Zeit, in welcher der Bauer neben dem Hörigen zum niedrigſten Stande des Volks herabſank. Indeſſen thaten ſich dem Bauer die Thore der Städte auf, in welchen er einen Zufluchtsort gegen Bedrückungen fand, und nicht nur Freie, ſondern auch Hörige eilten bald dieſen Freiſtätten ſcharenweiſe zu.

Wenngleich das bäuerliche Leben durch dies Alles beträchtlich litt, ſo ſchwang ſich doch der deutſche Gewerbfleiß im Ganzen mit neuverjüngter Kraft empor. Die Frauen entwickelten eine höhere Kunſt in Fertigung ihrer Gewebe, und hierin wetteiferten die vornehmſten mit den niedrigſten. Bergleute entdeckten am Harz und im Fichtelgebirge neue Erzſchätze und lieferten den Gewerken reicheres Material. Der Gewerbeſtand gewann durch das Zuſammenſein der Handwerker an Ausbildung der Kunſt und ſchuf bald beſſere Waaren in Leder, Holz und Metall. Die Kaufleute bemühten ſich, den Abſatz ihrer Waaren zu ſteigern, und ſchlugen die Bahnen ihrer Handelsſtraßen durch ganz Deutſchland über die Alpen, nach Frankreich, Polen und über das Meer hinweg. Selbſt die Geiſtlichkeit nahm den größten Antheil an der Fortbildung der Nation, denn ſie war der Träger der Intelligenz und ihr verdankte Deutſchland ſeine erſten Schulen.

5) Die großen Colonien, die Kreuzzüge, das Raubritterweſen und andere wichtige Ereigniſſe bis zum Interregnum.

Bald aber nahm der Lauf der Dinge eine für Deutſchland höchſt ungünſtige Wendung: Otto I. wurde in die Angelegenheiten Italiens verwickelt, konnte der nach Selbſtändigkeit ringenden Willkür der Großen nicht mit geeignetem Nachdruck begegnen und brachte ſeine Nachfolger in eine für unſer Vaterland ſehr verderbliche Laufbahn. Die Kaiſer geriethen mit den Päpſten in Streit, der kurz nachher in offene Feindſchaft umſchlug und ſich unter Zerrüttung des Reichs mit dem völligen Sturz des Kaiſerthrons endigte.

Dieſe verhängnißvollen Zeiten brachen ſchon 1069 unter Heinrich's IV. Regierung in einem faſt 50jährigen, ſchweren Bürgerkriege an. In jene ſtürmiſche Periode fällt unter Anderm der Zehntenkrieg (1073—85), den die Thüringer ſiegreich beſtanden, und der Abfall des nordöſtlichen Küſtenlandes vom deutſchen Reiche. Im Jahre 1074 erhob ſich das Slawenland zu einem ſelbſtändigen Staate, dehnte ſich über Holſtein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg aus und ſein König vertilgte das dort ſchon ſeßhaft gewordene deutſche und chriſtliche Leben.

Aber das mächtig erregte 11. Jahrhundert hatte bei allen Drangſalen doch auch Gutes geſchaffen. Während Fürſten und Ritter Burgen erbauten und ihr Gefolge vermehrten, ſorgten kluge Biſchöfe für Beſſerung ihrer Finanzen. Solche beruhten jedoch hauptſächlich im Ertrag der Landgüter und darum wandte ſich ihr Auge auf die Landwirthſchaft. Anfangs genügte ihnen, im Wirthſchaftsbetrieb zweckmäßige Aenderungen einzuführen und ſtörende Hinderniſſe zu beſeitigen; aber durch Friedrich, Erzbiſchof zu Bremen, begann im 12. Jahrhundert eine neue Weiſe der Bodenbenutzung, die ſehr wichtige Folgen hatte.

Friedrich von Bremen faßte im Jahre 1106 den Entſchluß, moraſtige Landſchaften durch holländiſche Anſiedler urbar zu machen, und legte zu dem Zwecke eine nicht unbedeutende Colonie an. Ihr folgten andere, die ſich ſpäter nicht blos auf Bremen beſchränkten, ſondern ihre Sitze auch in Holſtein und der Elbe entlang bis nach Sachſen und Thüringen hin aufſchlugen. Weil aber die Holländer nur mit holländiſchem Rechte ſolche Colonien ſtifteten, gab es jetzt im nördlichen Deutſchland wiederum Bauern, die in freien Gemeinden lebten, ſich ſelbſt Recht ſprachen und keine andern Laſten trugen, als daß ſie der Kirche den Zehnten und dem Staate eine mäßige Geldſumme entrichteten.

Auch die Freiheit der Städte wuchs raſch empor. Die Kaiſer begünſtigten ihre Städte und ſchützten ſie durch neue Privilegien gegen die Eingriffe der Fürſten. Freilich waren in den Städtegemeinden bisher nur die Patrizier eigentlich frei, die Handwerker und Landbebauer mehr oder minder gedrückt; aber ſchon nahte die Zeit, in welcher die letztern ſich Sitz und Stimme im Rathe erkämpfen ſollten.

Endlich erhob ſich im 11. und 12. Jahrhunderte Deutſchlands Ritterſchaft zu ihrer höchſten Blüte. Die Fahrten nach dem gelobten Lande verliehen ihrer Kampfluſt eine höhere Weihe. Aber freilich hatte die wilde Zeit auch viele Ritter entmenſcht; ſchon 1118 begann die Zeit, in welcher Raubritter wehrloſe Kaufleute plünderten, arme Bauern brandſchatzten. Weder der Kaiſer noch die Fürſten vermochten während der innern Unruhen dieſem wüſten Treiben Einhalt zu thun, bis im Jahre 1141 ganz unerwartet ein neues Ereigniß dazwiſchentrat, das wenigſtens für die nächſte Zeit einen allgemeinen Landfrieden bewirkte und dem deutſchen Leben eine andere Wendung gab.

Die Kreuzzüge, bisher in Deutſchland nur Sache der Einzelnen, wurden in Folge der Bedrängniß, worin ſich die chriſtliche Herrſchaft in Jeruſalem befand, zur Volksſache gemacht. Kaiſer Konrad III. nahm ſelbſt das Kreuz, mit ihm 70,000 geharniſchte Ritter und außer dieſen eine Viertelmillion andern Volks. Der Papſt ertheilte neue Geſetze, welche die Fahrt begünſtigten. Wer das Kreuz nahm, kam aus allem Drucke der Lehns banden heraus, war als Streiter jedem Ritter gleich an Rang, brauchte geliehene Gelder vor ſeiner Rückkunft nicht zu zahlen und konnte ſein Gut trotz aller ſonſtigen Lehnsverhältniſſe verkaufen.

Das war der erſte Stoß, den das Ritterweſen erlitt. Viel Grundbeſitz ging dadurch der Ritterſchaft auf immer verloren, gerieth in die Hände der Geiſtlichkeit oder der Städte, die jetzt noch mächtiger wurden und zu gefährlichen Gegnern des Ritterſtandes erwuchſen. Auch die zurückgebliebenen Bauern genoſſen die guten Folgen der Züge, denn aus eingetretenem Mangel an Arbeitern mußte man ihnen billigere Bedingungen ſtellen und ihre Laſten erleichtern. Durch die Fahrt ſelbſt wurde der Geiſt aller Stände mächtig erregt. Keiner kam ſo, wie er ging, zurück, bei Allen hatten ſich die Lebensanſichten verändert und erweitert.

Nur die Sachſen ſonderten ſich von jenem Zuge nach dem heiligen Lande ab; ſie nahmen zwar auch das Kreuz, führten aber ihr Schwert gegen die Heiden im ſlawaniſchen Reiche. Dort hatte der Herzog von Holſtein ſchon den öſtlichen Theil ſeines Landes erobert, die Slawen auf einen Winkel bei Kiel zuſammengedrängt und die verödeten Gegenden mit Holländern, Frieſen, Weſtfalen und Holſteinern germaniſirt, die als freie Bauern ihre neuen Beſitzungen erhielten. Auf gleiche Weiſe gedachte man jetzt auch Mecklenburg, Pommern und Brandenburg umzugeſtalten.

Zwar mislang dieſer Plan damals, aber Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachſen, zwang im Jahre 1157 die Mecklenburger zur Unterwerfung; Lauenburg wurde völlig germaniſirt, Mecklenburg blieb unter ſeinen alten Fürſten, behielt ſeine alte Verfaſſung und Grundvertheilung, obſchon auch dorthin, zumal in die Städte, viel deutſches Leben eindrang. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß Mecklenburg, wie ſpäter auch Pommern, ſeine großen Güter behielt, nur an wenigen Stellen mit freien grundbeſitzenden Bauern bevölkert wurde und bis auf die neueſte Zeit jenen zahlreichen freien Bauernſtand entbehrt, welchen das übrige Deutſchland beſitzt. In dieſen Ländern gab es fortan nur begüterte Herren und leibeigene Häusler.

Mit Heinrich dem Löwen drang Albrecht der Bär, Markgraf zu Sachſen, in den öſtlichen Theil Slawaniens ein, germaniſirte die jetzige Altmark und das Anhaltiſche Land, beſetzte den Flämming mit niederländiſchen Coloniſten, eroberte die Mittelmark und die Priegnitz und brachte überall hin Niederländer und Deutſche, mehr jedoch in den ſüdlichen Theil als weiter nach Norden.

Zur Vertreibung der Slawen und Coloniſirung freier deutſcher Bauern wirkte hauptſächlich der Wunſch der Fürſten nach Vermehrung des Einkommens. Die Slawen waren zwar im Feldbau nicht ungeſchickt, bedienten ſich jedoch blos des Hakens, der nur im leichten Boden gebraucht werden konnte und ſelbſt da nicht einmal den Pflug zu erſetzen im Stande war. Die Slawen alſo, im Feldbau hinter den Deutſchen zurück, konnten die Abgaben nicht ſo zahlen wie die Deutſchen, lieferten auch nur ein gewiſſes Maß an Getreide vom Morgen, wogegen die Deutſchen eine Quote des Ertrags, den Zehnten, entrichteten. Daher iſt es begreiflich, wie die Fürſten, abgeſehen von der größern Sicherheit, welche die deutſchen Coloniſten als Unterthanen boten, auch in finanzieller Beziehung deutſche Coloniſten wünſchenswerth fanden. Daß die Geiſtlichkeit in ihren Bezirken ihnen in der Vertreibung der Slawen nicht nachſtand, verſteht ſich von ſelbſt.

Ebenfalls aus finanziellen Gründen ging ein Jahrhundert ſpäter die Germaniſirung Nieder- und Mittelſchleſiens vor ſich. Die Geiſtlichen fingen daſelbſt 1252 die Vertreibung der Polen an, ſetzten Deutſche mit deutſchem Recht in ihre Gebiete ein und erhöhten dadurch ihre Einkünfte bedeutend. Die Fürſten ſahen dieß, vertrieben ihre leibeigenen Leute, brachten Deutſche an ihre Stelle und verliehen ihnen gleiche Begünſtigungen. So entſtanden in dieſem Lande deutſche Dörfer und deutſche Städte.

Dieſe Verbreitung freier Leute in Gegenden, wo es früher blos leibeigene Bauern gab, hat in der Folge auf Deutſchland großen Einfluß gehabt und wirkte ſchon damals vortheilhaft auf die alten Länder Deutſchlands zurück. Die großen Auswanderungen von Bauern aus Thüringen und andern deutſchen Herzogthümern ſchützten die Länder vor Uebervölkerung und brachten auch die Zurückbleibenden in beſſere Lage; denn die Herren wurden genöthigt, durch Nachlaß von Zinſen, Steuern und Dienſten ſich vor allzu großer Auswanderung ihrer Bauern zu ſchützen.

Aus allen dieſen Umſtänden, die damals faſt gleichzeitig einwirkten, aus den Wirkungen der Kreuzzüge, aus den großen Coloniſirungen und aus dem ſteigenden Handel entwickelte ſich die Folge, daß der Zuſtand der Bauern, trotz ihrer Beunruhigungen durch die beſtändigen Fehden der Ritter, damals und ſelbſt zur Zeit des Interregnums weit weniger drückend geweſen ſein muß als ſpäter im 15. und 16. Jahrhundert.

6) Zuſtand der Landwirthſchaft zur Zeit des Interregnums.

Seit jenen längſt vergangenen Tagen, in welchen das Lehnsſyſtem zuerſt in deutſche Verhältniſſe eingriff, bis zum Beginne des Interregnums, wo es in völliger Ausbildung daſtand, hatte ſowol die bürgerliche Stellung der Bauern als auch der politiſche Zuſtand Deutſchlands große Umgeſtaltungen erlitten, indeſſen blieb doch gerade das häusliche Leben des Landmanns, trotz allem Wechſel der Dinge, im Weſentlichen daſſelbe wie ſonſt. Feſt am Alten hangend, ändert der Bauer ſchwer und nur dann, wenn die Noth gebeut oder der Vortheil klar in die Augen ſpringt.

Sein Hof war noch wie ſonſt, nur hatte das Wohnhaus Fenſter und Eſſe, konnte geheizt werden und beſtand bei begüterten Leuten öfters aus Stein. Die Ritter hatten die Thäler verlaſſen, wohnten in ihren feſten Bergſchlöſſern, welche dienſtpflichtige Bauern zu errichten gezwungen worden waren. Von den Klöſtern lag ein Theil in den Städten, ein anderer war vor plötzlichen Ueberfällen durch hohe Mauern geſchützt und dadurch dem offenen Lande entrückt. Nur die Ortsgeiſtlichen wohnten noch in der Mitte ihrer Gemeinden und theilten nicht ſelten mit den Bauern die Drangſale der feindlichen Verheerungen.

Auf größern und kleinern Gütern ſah man den Viehſtand zwar merklich gehoben, jedoch in Bezug auf die Art der Zucht noch immer in alter Weiſe. Bei dem Kleinvieh herrſchte durchgängig noch die Schweinezucht vor und bei dem Großvieh widmete man auch jetzt der Pferdezucht das meiſte Capital und die größte Aufmerkſamkeit. Es gab gut eingerichtete Marſtälle, die Zucht junger Pferde wurde ein Gegenſtand großer Sorgfalt, weil die Ritterſchaft eine Menge edler Roſſe in Anſpruch nahm und gut bezahlte.

Auch in der Feldwirthſchaft hatte ſich Einzelnes vortheilhaft geändert, während der ganze Betrieb immerfort in alter Weiſe ſeinen Fortgang nahm. Durch Ausroden vieler Waldſtriche war das Areal der Aecker bedeutend erweitert, durch beſſere Communication vermittels Landſtraßen und Brücken hatte man die Zufuhr ſehr erleichtert und durch Feſtſetzung gewiſſer Tage für gewiſſe Verrichtungen wurde in den Geſchäftsgang mehr Ordnung gebracht. Man behütete bis St.-Georgen oder Walpurgis die Wieſen, man ackerte, beſtellte und erntete an beſtimmten Heiligentagen, nach der Ernte durfte das Vieh die Stoppeln beweiden, nach der Grummeteinfuhr konnten die Heerden den Nachwuchs benutzen. Auch die Geräthe hatten ſich ſehr verbeſſert und die Feldfrüchte waren durch einige neue Arten vermehrt. Jedoch das Fruchtſyſtem blieb beim Alten; auch weidete man das Vieh wie früher den ganzen Sommer hindurch auf Gemeindeweiden und in Gemeindewaldungen.

Der Weinbau hatte ſich bereits über alle milden Thäler Deutſchlands verbreitet und bekam für viele Gegenden eine große Bedeutung. Die Winzer verſäumten keine der gewöhnlichen Arbeiten, als Düngen, Pfählen, Hacken und Beſchneiden und nach Lage oder Jahrgang unterſchied man ſehr wohl die verſchiedenen Sorten.

Der Obſtbau war am Rheine zu Hauſe, doch wurde er überall in Deutſchland von den Geiſtlichen ſehr gefördert, die ſich auch der Gemüſecultur befleißigten. Die Brauerei dagegen verbeſſerten die Bürger und manche Stadt erhielt einen Namen durch ihr gutes Bier. Die Teichwirthſchaft fand durch die Klöſter viel Aufnahme, indeſſen kannte man damals die Karpfen noch nicht. Die Bienenzucht bekam ein immer größeres Gewicht, denn der Verbrauch an Wachs und Honig war ſehr bedeutend. Deſſenungeachtet bezog man noch einen nicht unbedeutenden Theil dieſer Producte von Waldbienen, deren Ertrag der Forſteigenthümer an gewiſſe Perſonen pachtweiſe gab.

In Betreff der Wälder unterſchied man Gemeindewaldungen und herrſchaftliche Forſten. Letztere hatten ſich während der drei letzten Jahrhunderte auf Koſten der erſtern ſehr vermehrt und wurden von den Förſtern beaufſichtigt, über welchen ein Forſtmeiſter ſtand. Die Holzpreiſe hatten ſich bereits ſehr gehoben, namentlich wurde das Bauholz gut bezahlt, und im 13. Jahrhundert war es ſogar an vielen Orten ſo weit gekommen, daß die bedeutenden Renten der Forſten dem Roden der Wälder Einhalt thaten. Indeſſen mußte man damals beim Holzeigenthume das Holzrecht, Hutrecht und Jagdrecht wohl unterſcheiden und öfters kam der Fall vor, daß dieſe drei Rechte in drei verſchiedenen Händen waren.

Die Jagd zerfiel in gemeine und edle. Die erſtere, nur von gemeinen Leuten betrieben, begriff das Fangen der Thiere durch Schlingen und Fallen; die letztere aber übte ausſchließlich der Adel und ſie diente ihm in Zeiten der Ruhe faſt zur einzigen Beſchäftigung. Weil das Land in jenen Jahrhunderten noch viel wilde Thiere beſaß, ſo gereichte das Jagen derſelben dem Bauer in der Regel zum Vortheil, es gab damals noch viele Wölfe und Bären in Deutſchland, die auch der Gemeine erlegen konnte, ſobald er ſich nur dabei der Fallen und Schlingen bediente. Daß der Adel ſich in ruhigen Tagen blos mit Jagen beſchäftigte und ſich um Landwirthſchaft gar nicht bekümmerte, hat ihm nachmals gar ſehr geſchadet und ihn hauptſächlich von ſeiner Höhe geſtürzt.

Die Städte dagegen trieben Handel und Künſte. Durch den lebendigen Verkehr mit dem In- und Auslande hob ſich ihr Wohlſtand und ſtieg ihre Volkszahl. Welchen Einfluß ſie im Verlaufe der Zeit auf die Landwirthſchaft übten, beweiſen am beſten die allmälig geſtiegenen Preiſe der Landesproducte. Zu Karl's des Großen Zeiten koſtete eine Kuh noch 1½ Schilling, im 12. Jahrhundert ſchon 2 Schillinge, im 13. Jahrhundert wurde ſie mit 4 Schillingen bezahlt.

Solches rüſtige Streben weckte auch die ſchlafende Freiheit; in den Städten errangen die Gemeinen Sitz und Stimme im Rathe, unter den Bauern trat gleichfalls ein Streben nach Unabhängigkeit hervor, für jetzt freilich noch beſchränkt auf die nördlichſten Grenzen Deutſchlands. Im Jahre 1227 erkämpften die Ditmarſen ihre Freiheit und ſchloſſen das öſtliche Ende der langen Kette von freien Bauernſchaften, die ſich nach Weſten zu über Hadeln, Wurſten, Oldenburg, Varel, Kniphauſen, Jever, Oſtfriesland und Gröningen bis zu den Weſtfrieſen am Zuiderſee fortſetzte. Im Jahre 1268 dehnte ſie ſich weiter noch über ganz Holland aus und bildete nun ein bedeutendes Land, in welchem der Adel keine andern Vorrechte beſaß, als die ein größeres Beſitzthum und höhere Bildung gewähren.

7) Die Geſtaltung der Verhältniſſe vom 13.—15. Jahrhundert.

Bald darauf gelangte Deutſchland durch Rudolf I. wieder zu größerer Ordnung und Ruhe. Dieſer beſonnene Kaiſer beſchränkte ſein raſtloſes Wirken auf Deutſchland, begegnete dem Raubritterweſen und den Fehden der Großen mit gutem Erfolg, gewann dadurch die Geiſtlichkeit und die Städte zu treuen Anhängern und ſtieg von Jahr zu Jahr an

Anſehen und Macht. Die Umſtände weiſe benutzend, erweiterte er ſeine Erbländer beträchtlich und hoffte dadurch ſeinem Geſchlechte eine bedeutende materielle Macht zu vererben. Rudolf's Sohn und Nachfolger Albrecht I. wollte, um ſeinen zahlreichen, aber zerriſſenen Beſitzungen in Schwaben Zuſammenhang und Rundung zu verſchaffen, die dazwiſchenliegenden reichsunmittelbaren Gemeinden durch allerlei Druck zur Unterthänigkeit von ſeinem Hauſe zwingen. Bei vielen ging es nach Wunſch, doch bei den Bauernſchaften von Schwyz, Uri und Unterwalden ſcheiterte ſein Plan. Der Aufſtand der Schweizer begann im Jahre 1306, ſetzte ſich nach Albrecht's Tode für die Bauern erfolgreich fort, wuchs nach jedem Siege an Ausdehnung und Macht und hatte nach einem Jahrhundert ſchon den Rhein als Grenze gewonnen. So entſtand hier an der Südgrenze des Reichs ein Gegenſtück, und zwar ein noch vollkommeneres, zu der Freiheit der Ditmarſen im Norden. Im Uebrigen jedoch erweiterte und befeſtigte ſich in Deutſchland immer mehr und mehr die Landeshoheit der Fürſten, wuchs das Beſtreben, ſolche auch über bis jetzt noch freie Gebiete auszudehnen. Solchem Beſtreben wirkten die Ritter und Städte durch große Bündniſſe entgegen; die freien Bauerngemeinden, deren es namentlich in Schwaben und Franken viele gab, ſtanden vereinzelt und konnten ſich gegen die wachſende Fürſtenmacht nicht behaupten, weshalb ſo wenige von jenen reichsfreien Bauernſchaften auf die neuere Zeit gekommen ſind.

Auch auf die bisherigen Unterthanen der Reichsfürſten blieben ſolche Vorgänge nicht ohne Einfluß. Die Bauern bekamen im Namen des Staats allerlei Laſten zu tragen, unter welchen ſich beſonders viele Jagdfrohnen befanden; auf die gemeinen Leute legte man ſämmtliche Staatsabgaben, die in Kriegszeiten zur drückendſten Bürde erwuchſen. Glücklicherweiſe hatte das 13. Jahrhundert die Lehnsabgaben merklich gemildert, die ungemeſſenen Dienſte in gemeſſene verwandelt, ſodaß die Willkür der Lehnsherren jetzt nur noch geringern Spielraum fand. Außerdem trat ein anderer günſtiger Umſtand ein. Die Grundeigener pflegten ſeither die kleinern Güter an ihre Leute pachtweiſe zu vergeben. Solche Pächter nannte man Meier. Der Pacht hatte ſich immer vom Vater auf den Sohn fortgeerbt und ſo war aus dem Zeitpacht ein Erbpacht geworden. Das Meierweſen ſtand auch jetzt noch in Mode, d. h. man fuhr fort, Meiergüter entweder mit Erb- oder Zeitpacht anzulegen. Die Bedingungen waren ſehr verſchieden. Indeſſen hatten ſich, wie eben erwähnt, die Preiſe der Producte ſchnell gehoben, und alle Meier, die ihren Kanon theilweiſe in Geld bezahlten, kamen dadurch in beſſere Umſtände.

Selbſt die Bauern, die ein Nutzgut beſaßen, entrichteten öfters einen Theil ihrer Zinſen in Geld und beſſerten durch den höhern Werth der Waaren ihr Einkommen. Nur den leibeigenen Leuten half das nichts und namentlich den armen Häuslern in jenen ſlawiſchen Ländern, wo der ganze Bauernſtand nur aus großen Grundbeſitzern und beſitzloſen Katenleuten beſtand.

Was die Verbeſſerung der Landwirthſchaft ſelbſt betrifft, ſo ging dieſe fortwährend ihren langſamen Schritt. In der Viehzucht begann die Schafzucht mehr emporzuſteigen, denn der Verbrauch an Wolle mehrte ſich jährlich. Indeſſen betrafen die Fortſchritte derſelben nur die Zahl, nicht die Art der Thiere.

Im Feldbau bemerkte man hier und da eine neue Erſcheinung. Bereits war allenthalben das Getreide die Hauptfrucht der Felder geworden und auf deſſen größtmögliche Erzielung hatte man überall die Wirthſchaftsweiſe geſtellt. Jetzt ſchwangen ſich ſtellenweiſe neue Früchte empor, deren Bedarf der Gewerbsſtand erzeugte und deren Ertrag den der Halmfrucht weit überſtieg. Man nannte ſie Handelsgewächſe, weil eigene Handelshäuſer ſich mit ihrer Verſendung beſchäftigten. Vor allem ſind hier der Waid, der Lein und die Oelſaat zu nennen, die man jetzt im Großen zu bauen begann. Thüringen war das Land des Waids, Erfurt die Haupthandelsſtadt dafür; Rheinland und Holland wurden durch Mohn und Oelſaat berühmt, welche Mainz und Köln verſchickten. Auf den Gebirgen aber herrſchte der Lein, der zahlloſen Webern das Material für ihre Beſchäftigung reichte. Außerdem ſah man auf den Feldern verſchiedene Gewürze, z. B. Koriander, Fenchel, Anis und Süßholz; desgleichen Farbepflanzen wie Krapp, Saflor, Safran und Wau; obgleich ſolche Gewächſe ſchon früher bekannt geweſen waren, erhielten ſie doch erſt jetzt durch ihren Anbau im Großen eine höhere Bedeutung. Beſonders zeichneten ſich die Fluren vieler Städte durch ſorglichern Anbau aus und manche erwarben ſchon damals durch ihre ſchöne Cultur einen bedeutenden Ruf.

8) Die großen Ereigniſſe des 15. Jahrhunderts und deren Folgen.

Mit Ruprecht ſtieg ein neues Jahrhundert empor, das die Keime großer Veränderungen in ſich trug. Die Ereigniſſe, die es brachte, ſchienen anfangs nur unbedeutend zu ſein, erſchütterten aber ſchon im 16. Jahrhundert den Bau des Feudalſyſtems und brachen ihn ſpäter nach ſchwerer Durchgangszeit. Daß ſich an dieſen großen Umgeſtaltungen der Dinge gerade das landwirthſchaftliche Leben vorzugsweiſe betheiligen mußte, verſteht ſich von ſelbſt, denn es bildete ja die Baſis aller mittelalterlichen Inſtitutionen. Deshalb iſt es nöthig, jene Ereigniſſe aufzuführen und in ihren Folgen zu ſchildern, obwol dieſelben anfangs mit der Landwirthſchaft nicht in Berührung kamen.

Zuerſt trat die Wiſſenſchaft aus den Kloſterzellen hervor und erkor ſich auf den Univerſitäten einen neuen freiern Sitz. Die Geiſtlichkeit machte nicht mehr allein den Lehrſtand aus und die Klöſter galten nicht mehr wie ſonſt als Träger der Intelligenz, fingen vielmehr an in ihrem Anſehen zu ſinken. Dagegen hoben ſich die Univerſitäten, und ihren wiſſenſchaftlichen Verkehr erleichterte die neue Erfindung des Lumpenpapiers, welches ſchon

1390 die erſte Papiermühle in Nürnberg verkaufte. Aber als eine weit mächtigere Bundesgenoſſin der Wiſſenſchaft entſtand in der Mitte dieſes Jahrhunderts die Buchdruckerkunſt. Sie gab dem Gedanken Schwingen und bildete auf den Univerſitäten eine Macht, die ſchon nach 60 Jahren ſtark genug war, um den Thron des Papſtes zu erſchüttern. Selbſt in die niedrigſten Sphären des Volks brachte ſie neue Anſichten des Lebens.

Zweitens änderte ſich die Kriegskunſt gänzlich durch die Erfindung des Schießpulvers. In dem Huſſitenkriege, der zum Verderben des öſtlichen Deutſchland 17 Jahre (1419–36) währte, ſah man zum erſten Male den Erfolg der neuen Waffe im Großen. Kaum ein Jahrhundert ſpäter war die Ritterſchaft nicht mehr der alleinige Wehrſtand; die neue Bewaffnung zwang ſie, von ihren Burgen herabzuſteigen, ihre ſchwerfällige Reiterei machte dem Fußvolk Platz, welches nun der Kern der Armee ward. Weil man zur Infanterie nur weniger Ritter bedurfte, wurde der Adel zu anderer Lebensweiſe gezwungen und verlor einen großen Theil ſeines bisherigen Unterhalts und Einfluſſes.

Drittens ſtieg der Handel von Jahr zu Jahr. Er brachte die Schätze anderer Welttheile auf unſere Märkte, führte neue Stoffe in Kleidung und Schmuck, neue Gewürze und Speiſen, neue Producte für Kunſt und Gewerbe herbei. Es ſtieg der Wohlſtand der Bürger zum Reichthum, ihre bequemere Lebensweiſe zu Luxus und Verſchwendung empor. Der hohe und niedere Adel wollte dem Städter nicht nachſtehen, das einfache Leben, das man ſeither auf den einſamen Burgen geführt hatte, verſchwand. Die größern Ausgaben forderten höhere Einnahmen, und, um ſie zu beſchaffen, wurde beſonders der ärmere Theil des Adels zu Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten gegen die pflichtigen Bauern und Hörigen verlockt. Dieſe Armen ſollten den Ausfall decken.

Viertens wurde am Ende dieſes Jahrhunderts Amerika entdeckt und der Seeweg nach Oſtindien gefunden. Die edeln Metalle kamen in Maſſen nach Spanien und Portugal und verbreiteten ſich über ganz Europa. Das Gold und Silber ſank im Werth, die Waaren ſtiegen raſch im Preiſe. Ein Scheffel Korn, noch kurz vorher mit 3 Groſchen bezahlt, kam jetzt auf die doppelte Summe zu ſtehen. Geiſtliche und Ritter, deren Einkommen oft zur Hälfte und mehr aus Geldabgaben beſtand, ſahen ſich plötzlich ganz verarmt und konnten den Aufwand, den ſie machten, aus ihren Einnahmen nicht mehr beſtreiten. Sie nahmen zu neuen Erpreſſungen und, wo es ging, zur Gewaltthat ihre Zuflucht und vermehrten dadurch die Unzufriedenheit und den Haß der Bauern. Die Verhältniſſe dieſer Armen waren nicht ſo beſchaffen, daß ſie die Production ihrer Felder zu ſteigern vermochten, denn dazu fehlte ihnen das nöthige Capital.

Endlich erlitt durch die zuletzt genannten Ereigniſſe der zuvor ſo hoch geſtiegene Wohlſtand der deutſchen Städte einen empfindlichen Rückſchlag, der ſich allmälig in immer ſteigendem Maße fühlbar machte. Der neugeſtaltete Welthandel ſuchte neue Straßen auf und berührte die Städte nicht mehr, durch welche er früher gezogen war. Viele deutſche Handelsplätze verloren ihre bisherige Bedeutung, manche ſanken nach und nach bis zum bloßen Kleinhandel herab, in allen bemerkte man ein Sinken der Volkszahl.

Unter ſolchen Verhältniſſen erſchien das 16. Jahrhundert und fand in allen Ständen, doch beſonders unter den Bauern, große Unzufriedenheit mit den beſtehenden Verhältniſſen. Ueberall lag der Zunder zur Empörung bereit.

9) Die Folgen der Reformation für die Landwirthſchaft.

Das Ereigniß, welches die glimmenden Funken der Empörung unter den Bauern zu hellen Flammen anfachte, war die Reformation. Manche Verſchwörungen derſelben hatte man ſchon im Keime erſtickt; der große Druck, unter welchem ſie ſich fortwährend befanden, ſtellte immer neue Verſuche der Art in Ausſicht; indeſſen wäre wol keiner von ſolcher Ausdehnung und von ſolchem Erfolge geweſen, wenn nicht die neuen, von Vielen misverſtandenen religiöſen Lehren dazu mitgewirkt und die Erbitterung des Landvolks geſteigert hätten.

Schon 1493 entdeckte man im Oberelſaß eine Verſchwörung, die den Namen Bundſchuh *) trug und ſich namentlich über Schwaben erſtreckte. Die Artikel der Verſchworenen gingen gegen die Geiſtlichen, von welchen beſonders die Bauern Oberſchwabens, das reich an unmittelbaren und mittelbaren geiſtlichen Stiftern war, viel zu leiden hatten. Ein neuer Bundſchuh entſtand 1502 im Kraichgau, breitete ſich wiederum über Schwaben und Elſaß aus und bezweckte ſowol die Vertheilung des Kirchengutes als die Löſung der Feudallaſten. Auch er wurde vor ſeinem Ausbruche geſprengt. Ein dritter Bundſchuh ward 1513 im Breisgau geſtiftet. Seine Mitglieder waren, nach Art des Zunftweſens, in Meiſter, Geſellen und Lehrlinge getheilt; Erſtere hatten 14 Artikel entworfen, die eigentlich blos eine Wiederholung der Forderungen des frühern Bundſchuhes waren. Obgleich dieſe Verſchwörung ſich über ganz Schwaben und Elſaß erſtreckte, ſo beſtand ſie doch nur aus armen oder herabgekommenen Leuten, welchen ſowol die nöthigen Mittel als auch die paſſenden Führer fehlten. Indeſſen hatten die Stifter des Bundes faſt alle das Glück, nach der Entdeckung deſſelben zu entkommen.

Im Jahre 1514 that ſich in Württemberg der „arme Konrad" **) gegen die Bedrückungen des Herzogs Ulrich auf, und gleichzeitig tobten die Bauernaufſtände in Steiermark, Kärnten und Krain gegen den Adel. Der erſtere wurde theils durch Güte, theils durch Gewalt zur Ruhe gebracht und die letztern endigten nach Beſeitigung mehrerer Uebelſtände von ſelbſt.

---

*) Bundſchuh war die Fußbekleidung der Bauern, Stiefel die Fußbekleidung der Ritter, daher Bundſchuh der Name einer Bauernverſchwörung.

**) Konrad ſollte ſo viel als „kean Rath" heißen, war alſo ein ſchwäbiſches Wortſpiel für „ohne Rath".

Darauf begann 1517 die Reformation. Die neue Lehre bewegte alle Gemüther und brachte in alle Stände große Aufregung. Die Freiheit, welche Luther im kirchlichen Sinne forderte, wurde von Vielen, in Folge des herrſchenden allgemeinen Druckes, auch auf politiſche und ſociale Verhältniſſe übergetragen; dabei fehlte es weder unter den Geiſtlichen noch unter den Rittern an Männern, die einen Umſturz der Dinge erſehnten.

Zu den erſtern gehörte vor Allen Thomas Münzer mit ſeiner zahlreichen Schule. Seine Anhänger lehrten in Thüringen, Franken und Schwaben das neue Evangelium, das nicht blos gegen die Satzungen der katholiſchen Kirche, ſondern auch gegen die Laſten des Feudalweſens und gegen die Ungleichheit des Vermögens ſich richtete. Bauern und Bürger ſchenkten den Predigten großen Beifall, ja es gab ſogar Ritter, welche in der Hoffnung eines Umſturzes die großen Bewegungen unter den Bauern nicht ungern ſahen.

Auf Veranlaſſung der unbilligen Forderungen, die man an ſie ſtellte, ſtanden zuerſt im Sommer 1524 die Bauern in der Landgrafſchaft Stühlingen in Oberſchwaben auf. Der kleine Haufe nannte ſich evangeliſche Brüder und brachte die ganze Umgegend in große Gährung. Aufgewiegelt durch die Lockungen des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg wie durch die herumziehenden Prädicanten und empört durch die grauſame Art, mit welcher die Regierungen einige Bauern und Prädicanten beſtraften, brach im Jahre 1525 der Aufruhr in ganz Schwaben los und dehnte ſich bald über Franken, Rheinland, Heſſen und Thüringen bis nach Weſtfalen hin aus.

Der geſunde Sinn der Verſtändigen unter den Bauern hatte indeſſen Münzer's communiſtiſche Ideen verlaſſen, ihre Artikel erſtreckten ſich blos auf Beſeitigung der Uebergriffe und Bedrückungen der Lehnsherren, Abſchaffung der drückendſten Feudallaſten und Einrichtung einiger Verbeſſerungen im Cultus. Selbſt die Form der Artikel war meiſtentheils ſehr gemäßigt.

Deſſenungeachtet bildeten die Haufen der Bauern eine ordnungsloſe Maſſe, zum Theil aus racheluſtigen Menſchen beſtehend, die in wilden Ausbrüchen der Roheit Grauſamkeiten gegen Schuldige und Unſchuldige übten. Waffen mangelten nicht, doch fehlte die Mannszucht, die Uebung des Krieges und ein fähiges Haupt. Die Bauernhaufen konnten deshalb den wohlgeordneten Heeren der Fürſten nicht widerſtehen und wurden ſämmtlich zerſprengt.

Die Reformation nahm dagegen ihren ungeſtörten Verlauf, entriß der Kirche eine bedeutende Menge von Grundbeſitz, der nun in die Hände der Staaten und Privaten kam. Während der ganzen Zeit arbeiteten auch Kaiſer und Fürſten an der Verwirklichung des Landfriedens, der jetzt den letztern als Landesherren ebenſo wie dem Kaiſer am Herzen lag. Beide

Ereigniſſe brachten der Landwirthſchaft großen Vortheil. Als zuletzt im Jahre 1556 der Friede zu Augsburg wenigſtens vorläufig dem offenen Streite der beiden Religionsparteien ein Ende machte, kamen die langerſehnten Zeiten der Ruhe und Ordnung, in welchen die Landwirthſchaft bedeutende Fortſchritte machte.

Ein neues Leben begann. Das Studium der Alten führte zur Leſung und Ueberſetzung ihrer landwirthſchaftlichen Werke und ſomit zur Gewinnung neuer Kenntniſſe auch in dieſem Fache. Die erſten landwirthſchaftlichen Schriftſteller traten auf und ihre Bücher erſtreckten ſich nicht allein auf Ackerbau, Wieſencultur und Stutereien, ſondern handelten auch über Bienenzucht, Gärtnerei und die Cultur des Weins.

Die Zeit des allgemeinen innern Friedens brachte die Fürſten gar bald zu der Einſicht, daß ſie die ihnen gewordene Muße nicht beſſer verwenden könnten, als wenn ſie der Landwirthſchaft Schutz und Hülfe verliehen; denn durch Vermehrung der Production erblühte nicht nur der Staat, ſondern ſtiegen auch ihre eigenen Renten. Wie früher die Biſchöfe, begannen nun die Fürſten an der Hebung der Landwirthſchaft zu arbeiten; allen ging darin Auguſt von Sachſen mit ſeinem Beiſpiele rühmlichſt voran.

Damit das durch Kirchengüter bedeutend vermehrte Domanium beſſere Einkünfte brächte, befahlen die Fürſten ihren Juſtizamtleuten, welche die Oberaufſicht derſelben führten, die einzelnen Güter an geſchickte Bauern pachtweiſe auszugeben. Es zeigte ſich, daß der Zeitpacht beſſere und ſichere Renten trug als die ſchlecht bewirthſchafteten Felder leibeigener Bauern. Damit aber der Ausſaugung des Bodens vorgebeugt werde, entwarf man Vorſchriften, nach welchen die Pächter wirthſchaften mußten.

Bald fand das Verfahren der Fürſten auch unter dem Adel viel Beifall, und in kurzer Zeit gab es eine nicht unbedeutende Menge jener neuen Art von Landwirthen, die ſich damals zwar ſchon durch beſſere Vermögensumſtände, aber noch nicht durch höhere Kenntniſſe und Bildung von andern Bauern unterſchieden.

Um auch den beſitzloſen Bauern aufzuhelfen, ließ man Wälder ausroden, Seen und Sümpfe entwäſſern, Triften urbar machen, und gab den Anſiedlern das Neuland entweder als Laßgut oder in Erbpacht. Desgleichen entwarf man Landesordnungen, in welchen die auf Landwirthſchaft bezüglichen Angelegenheiten durch Geſetze geordnet wurden.

In dieſer Periode hob ſich alſo namentlich der Fleiß, den man der Landwirthſchaft widmete. Die Pächter, durch den Gewinn angetrieben, boten alle Kräfte auf, den Ertrag ihrer Felder zu mehren, und gaben den übrigen Bauern das Beiſpiel energiſcher Bewirthſchaftung. Aber an große Verbeſſerungen des Bodens und an zweckmäßigere Weiſe des Betriebs war noch nicht zu denken; darin ſtand damals Deutſchland dem benachbarten Oberitalien nach, welches ſchon den Kleebau hatte und die Beſömmerung des Brachlandes kannte. Nur in einigen Stadtfluren beſtand eine inten ſivere Weiſe der Wirthſchaft und ſolche zeichneten ſich namentlich durch den ſtarken Anbau der Handelsgewächſe aus. Freilich begann auch in jener Zeit der Indigo allgemeiner zu werden und bedrohte durch die Verdrängung des Waids viele Länder mit großem Verluſte, dagegen zeigte ſich ſchon in Gärten der Taback, damals nur erſt ein Arzneigewächs, ſpäter jedoch ein vollkommener Erſatz des Waidbaus für den Weſten Deutſchlands.

In der Viehzucht dauerte die beſondere Pflege der Pferde in den Stutereien der Fürſten ununterbrochen fort, doch fing man ſchon an, den Rindern einige Beachtung ſchenken und die Heerden der Schafe ſehr zu verſtärken, ja in Pommern begann ſogar die Kreuzung mit ausländiſchen Böcken, die man aus England brachte.

Die Teichwirthſchaft wurde durch die Aufhebung ſo vieler Klöſter beſchränkt, gewann indeſſen an Ausbildung des Betriebs und an Mannichfaltigkeit der Fiſcharten, unter welchen ſich jetzt auch Karpfen befanden. Die Bienenzucht fand unter den Geiſtlichen große Beförderer; die Waldbienen wurden ſeltener und der Betrieb der Korbbienen verbeſſerte ſich immer mehr. Auch der Gemüſebau, der am Rhein in Flor war, bekam im öſtlichen Deutſchland mehr Bedeutung, denn man vermehrte die Gärten, brachte das Gemüſe auf Felder und fing ſchon an, die Nahrung des Viehs durch Anbau von Blatt- und Wurzelgewächſen zu mehren, um dem Viehſtande aufzuhelfen. Mit dem Gemüſebau ſchwang ſich zugleich die Obſtcultur merklich empor; es gab jetzt Kunſtgärtner, die ſich auf Obſt- und Blumenzucht legten und in den Gärten der reichen Patricier Beſchäftigung fanden. Der Weinbau breitete ſich in allen Gegenden Deutſchlands aus und erlangte auch da Bedeutung, wo er jetzt nur noch eine kleine Rolle ſpielt oder gar nicht mehr zu finden iſt. Die ſchlechten Straßen erſchwerten nämlich die Zufuhr fremder und beſſerer Sorten, machten dem Luxus den heimiſchen Wein unentbehrlich, und, um ihn trinkbarer zu machen, verfehlten die Kaufleute nicht, durch Zuthaten die Säure zu mindern. In der Forſtcultur war man in Sachſen am weiteſten vorgeſchritten. Kurfürſt Auguſt gebot, die Forſten in Schläge zu theilen und dieſe nach der Ordnung zu fällen. Er ließ ſogar ſchon einige Forſten vermeſſen und gab auch für Bauernwaldungen Geſetze, die der Verwüſtung des Holzes vorbeugen ſollten. Schon jetzt begann in einigen Gegenden der Holzmangel fühlbar zu werden.

Was aber in dieſer Periode der Landwirthſchaft und vorzüglich dem Bauernſtande beſſere Ausſichten auf eine frohere Zukunft gewährte, das waren die Volksſchulen, deren Einrichtung wir der Reformation verdanken. Durch die Dorfſchulen begann die Roheit und Unwiſſenheit der Bauern zu entweichen. Ihr Herz wurde veredelt, ihr Verſtand erhellt, und gewiß wäre die Landwirthſchaft im 17. Jahrhunderte zu größerer Vollkommenheit fortgeſchritten ohne jenes Ereigniß, welches dem ganzen deutſchen Leben und vorzüglich der Landwirthſchaft einen plötzlichen Stillſtand, ja in vielen Dingen einen Rückſchritt brachte.

10) Der Dreißigjährige Krieg und ſeine Folgen.

Dieſes unglückliche Ereigniß war der große innere Krieg, hervorgerufen durch die Zwietracht zweier Religionsparteien, genährt durch den Einfluß fremder Staaten. Dreißig Jahre lang tobten die Heere durch alle Länder, zertraten die Saaten, raubten die Heerden, plünderten das Eigenthum, mordeten die Menſchen und verbrannten die Dörfer. Erſt nach einem Menſchenalter kam der Friede zurück, fand aber Deutſchland anders, als er es verlaſſen. Künſte und Wiſſenſchaften waren nach dem Auslande geflohen, Handel, Fabriken und Manufacturen geſunken, die Städte verarmt, die Dörfer verödet, die Felder verwüſtet, und ſelbſt die Waldungen zeugten von dem großen Unglücke des Landes, indem dort wieder Bären und Wölfe hauſten.

Ganz beſonders war die Landwirthſchaft in tiefem Verfall und zu ihrer Aufhülfe fehlte es an Capitalien wie an Menſchenhänden, ja oftmals an Arbeitsluſt und Arbeitsgeſchick. Der lange Krieg hatte nicht nur den frühern Reichthum des Landes verſchlungen und die Zahl der Einwohner um ein Drittel vermindert, ſondern im wüſten Treiben waren auch die Menſchen verwildert und der Arbeit entwöhnt. Zu dieſem Allen geſellte ſich die trübſte Ausſicht auf die nächſte Zukunft. Man konnte von ihr nicht mehr wie früher erwarten, daß der wiedergekehrte Friede die Blüte der Städte ſchnell erneuen und den Wohlſtand des Ganzen bald zurückführen würde; denn die Quelle des frühern Wohlſtands, der deutſche Großhandel war gänzlich verſiegt. Schon längſt ſtand unſerm Deutſchland eine ungünſtige Aenderung der Handelsverhältniſſe in Ausſicht und der lang andauernde Krieg hatte den Eintritt derſelben beſchleunigt, indem er Italien ſeines Welthandels gänzlich beraubte. Der Sitz des Weltverkehrs war nun in Holland, die Straßen des Großhandels durchzogen nicht mehr das Feſtland, ſondern durchſchnitten die Meere; Deutſchlands Städte aber blieben fortan von ihnen unberührt. So kam es, daß die Städte tiefer als jemals geſunken waren, daß der Wechſelverkehr zwiſchen Stadt und Land bedeutend verloren hatte, daß die Nachfrage nach Landesproducten ſich ſehr verminderte, daß der Preis der Güter ſank und die noch vorhandenen Capitalien nicht der Landwirthſchaft, ſondern dem Gewerbeweſen zufloſſen.

Dies war der traurige Zuſtand Deutſchlands zur Zeit des Weſtfäliſchen Friedens. Indeſſen traten mehrere Umſtände ein, die der Landwirthſchaft einzelner Gegenden eine zwar langſame, doch ſichere Hülfe verſprachen und auf das Ganze zuletzt von günſtiger Rückwirkung waren.

Zuerſt übte der Großhandel Hollands auch auf die übrigen Häfen der Nordſee allmälig einen günſtigen Einfluß, und in dem Maaße, als die Oſtſeeſtädte herabſanken, erhoben ſich die Städte an den Küſten des Deutſchen Meeres. Das Emporkommen derſelben brachte ihrer Umgebung, der fruchtbaren Marſch, großen Gewinn, und die Landwirthſchaft von Friesland, Oſt denburg, Bremen und Holſtein begann zu ſteigen. Es belebte ſich dort ſchneller als im Binnenlande der Verkehr; Getreide, Oel, Pferde, Butter und Käſe bekamen guten Abſatz, und durch die vermehrte Nachfrage ſtieg mit dem Wohlſtande der Bauern auch der landwirthſchaftliche Betrieb und die Production an Früchten.

Sodann war in Sachſen, Thüringen, Franken und Schwaben der Adel wieder auf ſeine Güter gezogen und hatte ſich in den Dörfern Wohnungen gebaut. Anfangs fand er an der Landwirthſchaft wenig Geſchmack, vertrieb ſich daher die Zeit mit der Jagd oder mit Reiſen nach Frankreich und mit Beſuchen am Hofe; indeſſen gab es doch damals ſchon Einige, die aus eigenem und allgemeinem Intereſſe ſich mehr mit der Landwirthſchaft befreundeten, Verbeſſerungen begannen und dadurch den Bauern nützlich wurden. Dergleichen Männer mehrten ſich mit jedem Jahrzehnd, und Viele aus der übrigen Zahl bewog wenigſtens der eigene Anblick ſo großer Noth zu milder Behandlung ihrer pflichtigen Bauern. Zu dieſem Allen kam noch das eifrige Streben der Fürſten, durch Erlaſſung von Steuern und zweckmäßige Verordnungen dem Bauernſtande emporzuhelfen. Zwar ging das langſam, denn bei dem geringen Handel fehlte die Nachfrage nach Landesproducten und die Bereitwilligkeit, Capitalien der Landwirthſchaft zu widmen; auch nahmen die nunmehr errichteten ſtehenden Heere, die ſich vorzüglich aus Bauern rekrutirten, keinen unbedeutenden Theil der Arbeiter in Anſpruch; dennoch verwiſchte die Zeit allmälig die Spuren der Verheerung, indem ſich nach und nach der Kleinhandel wieder belebte. Statt der Reichsſtädte wurden die zahlreichen Reſidenzen der Fürſten bedeutend, bekamen theilweiſe ſogar einen Antheil am Großhandel und führten allmälig auch in die Dörfer ein regeres Leben zurück.

Endlich brachte das Ausland zu manchem Böſen doch auch Gutes. Zwar erfuhr das linke Rheinland und beſonders die Pfalz von Frankreich eine Mißhandlung, wie ſie nicht ſchlimmer von den roheſten Barbaren geſchehen konnte; Worms und Speier, die alten Städte der Kaiſer, lagen nebſt unzähligen Dörfern in Aſche und das geſegnete Land wurde zur Wüſte gemacht. Dennoch erhob ſich die Rheinpfalz, trotz des ſchweren Unglücks, ſchneller als man anfangs glaubte, es wurde der Unterpflug in jenem Lande erfunden und eben dort begann ſchon zu Ende dieſes Jahrhunderts der Kleebau, den Flüchtlinge der ſpaniſchen Niederlande dahin brachten. Durch Ludwig's XIV. Intoleranz kamen ferner im Jahre 1685 eine große Menge flüchtiger Proteſtanten aus Frankreich zu uns und fanden, beſonders in den preußiſchen Landen, in Sachſen und Franken ein Unterkommen. Ueberall, wohin ſie ſich wendeten, veranlaßten ſie einen Aufſchwung der Gewerbe und brachten in das verfallene Manufacturweſen neues Leben. Manche deutſche Stadt verdankt ihnen ihre jetzige Bedeutung. Selbſt ein Verſuch der Seidenproduction wurde von ihnen angeregt und von einigen Fürſten begonnen.

Einzelne deutſche Länder waren vom Dreißigjährigen Kriege minder heimgeſucht worden als andere; zu ihnen gehörte das alpiniſche Oeſtreich. Obſchon daher dieſes Land am Anfange des Krieges andern deutſchen Gegenden nachſtand, war es doch am Ende deſſelben ihnen voraus. Höchſt wahrſcheinlich begann ſchon damals in einigen dortigen Gegenden der Kleebau, und im Jahre 1663 erfand man in Kärnten die erſte Säemaſchine.

Die Menge der landwirthſchaftlichen Schriften war im Steigen begriffen; unter allen Zweigen der Landwirthſchaft hob ſich jedoch eigentlich nur die Pferdezucht, und zwar durch den großen Bedarf an Pferden, den die fürſtlichen Marſtälle und die ſtehenden Heere forderten, was ſowol die Stutereien als auch die Pferdezucht der Küſtenländer in höhere Aufnahme brachte. Man kaufte Beſchäler aus ſpaniſcher Race und trieb ſowol eine reine Inzucht, wie auch Kreuzzucht mit heimiſchen Pferden. Dagegen blieben, im Vergleich zu frühern Zeiten, die übrigen Zweige der Viehzucht zurück. Die Schafzucht hatte in dem öſtlichen Theile von Deutſchland zwar der Menge nach einige Bedeutung gewonnen, die Rindviehzucht ſtand wol in den Marſchen und den Alpen noch im alten Anſehen und die Schweinezucht hatte in Weſtfalen wiederum einigen Ruf; aber wirkliche Fortſchritte wurden in dieſen Betriebsarten der Landwirthſchaft nicht gemacht. Auch die Bienenzucht und die Teichfiſcherei ſanken, während die Flußfiſcherei ſtieg.

Unter den Pflanzenculturen hob ſich der Weinbau im Weſten und der Hopfenbau im Oſten von Deutſchland am erſten wieder zu ſeiner frühern Ausbildung, und unter den Handelsgewächſen der Felder bemerkte man ſtatt des Waids den Taback, den man jetzt rauchte und ſchnupfte.

Zu den Gartenkräutern kamen die Arzneipflanzen, welche für die kleinen Grundbeſitzer eine ergiebige Geldquelle zu eröffnen verſprachen, und in den Luſtgärten breitete ſich beſonders die Blumenzucht immer mehr aus. Die Holländer hatten ſie in die Mode gebracht, die Fürſten kauften von ihnen die Tulpen und der Handel mit dieſen Blumenzwiebeln wurde in Holland von großer Bedeutung.

11) Das 18. Jahrhundert mit ſeinen großen Veränderungen in der Landwirthſchaft.

Mit dem 18. Jahrhundert begann für die deutſche Landwirthſchaft eine neue Epoche, jetzt erſt trat ſie eigentlich aus dem Mittelalter heraus in die neuere Zeit, nahm vom Auslande das dort Neugeſchaffene auf, paßte es den heimiſchen Umſtänden an, ſtürzte die althergebrachte Betriebsweiſe um und brachte in die bäuerlichen Verhältniſſe große Veränderungen.

Es konnte nicht anders kommen, als daß gerade jetzt die deutſche Landwirthſchaft von den bisherigen Fortſchritten des Auslandes nähere Kenntniß nahm und daß zugleich die deutſchen Fürſten in ihren Bemühungen, den Bauernſtand zu heben, noch eifriger wurden. Früher bluteten die Wunden des Krieges zu ſtark und Deutſchland war durch die Heilung derſelben nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt; jetzt hatte es ſich in ſo weit erholt, daß es bei einer Betrachtung des Auslandes leicht zu erkennen vermochte, wie ſehr die deutſche Landescultur den Nachbarſtaaten des Südens und Weſtens nachſtand und welchen Vortheil Holland und England aus der höhern Ausbildung der Landwirthſchaft zogen. Solche Erkenntniß führte Fürſten und Volk zum eifrigen Handeln. Die Fürſten ſahen immer mehr ein, daß Deutſchlands Wohlſtand auf der Landwirthſchaft beruhe und daß, wenn ihre Staaten ſich heben ſollten, es ihre Aufgabe ſei, für deren Förderung thätig zu ſein. Anderſeits wurde den Gutsbeſitzern klar, welche geringe Renten ihr Boden ihnen bisher gebracht habe und daß eine zweckmäßigere Bewirthſchaftungsweiſe mit größerm Capitalaufwand erforderlich wäre, wenn er beſſere Einkünfte bringen ſollte. Und ſo geſchah es, daß die Regierungen, in Gemeinſchaft mit dem gebildeten Theile der Gutsbeſitzer, bald in alle Zweige der Landwirthſchaft ein neues Leben brachten. Es kam nicht plötzlich und nicht in allen deutſchen Staaten zugleich; indeſſen nahmen doch die Fortſchritte im Allgemeinen ihren raſchen Lauf, und ſchon mit dem Eintritte des 18. Jahrhunderts bemerkte man deutlich die Vorboten der neuen Zeit.

In theoretiſcher Hinſicht begann gleich zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Cameralwiſſenſchaft ihren Einfluß auf die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe zu üben. Es traten Docenten auf, hielten über Cameralwiſſenſchaft und Landwirthſchaft Privatvorleſungen, und bald ſahen die Regierungen die Nothwendigkeit ein, für ſolche Wiſſenſchaften auf Univerſitäten eigene Lehrſtühle zu gründen. Preußen machte 1727 mit Frankfurt a. O. und Halle den Anfang, andere Staaten folgten in kurzer Zeit nach.

Dieſes Ereigniß blieb für die Landwirthſchaft nicht ohne große Bedeutung; denn, obſchon die Gelehrten auf die landwirthſchaftliche Praxis direct faſt gar keinen Einfluß übten, ſo brachten ſie doch allerhand wichtige Fragen zu öffentlicher Beſprechung. Man ſchrieb über Statthaftigkeit der Leibeigenſchaft, über Zweckmäßigkeit des Gemeinguts, der Frohnen, der Herrendienſte, der großen oder der kleinen Güter, der Waldhutung, der Jagd u. ſ. w. und beleuchtete dieſe Gegenſtände mit den Reſultaten nationalökonomiſcher Forſchungen. Bald dachte die gebildete Welt über alle dieſe Dinge anders als zuvor, und kurzer Zeit bedurfte es nur, um Das im Staate zu verwirklichen, was man in der Wiſſenſchaft als wahr und richtig erkannt hatte.

Für die Praxis lernte man dagegen vom Auslande neue Betriebsweiſen und neue Culturpflanzen. Schon mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts kam die Kartoffel aus Schottland in das Voigtland, aus Belgien in die Pfalz und nach Württemberg, es begannen hier und dort die Verſuche mit Klee und mit Sömmerung der Brachen durch Grünfutter, man ſäete Luzerne und Eſparſette und prüfte eine ganze Menge anderer Culturgewächſe des Auslands. Der Anfang ſolcher Culturen war freilich unbedeutend, blos ſtellenweiſe in einigen Ländern zu finden und oft nur auf die Gärten beſchränkt; doch gingen die Verſuche weiter, wurden in Schriften beſprochen, und ſchon am Ende der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts war der Kartoffelbau im Voigtlande und auf dem Erzgebirge ſehr verbreitet, der Kleebau in Erfurt, in der Pfalz und mehrern andern Gegenden Deutſchlands allgemein. Man wurde dadurch auf die Frage geführt, ob nicht die reine Brache überhaupt ganz entbehrlich wäre und ob es nicht bei der Erzielung einer größern Futtermenge wünſchenswerth würde, für das Rindvieh die Stallfütterung einzuführen. Einige ſprachen dagegen, Andere dafür, es begann ein hitziger Streit, der aber ſchon in den neunziger Jahren zu Gunſten der neuen Betriebsweiſe entſchieden war.

Es gereichte der Landwirthſchaft zu nicht geringem Vortheil, daß ein Theil der Bürgerſchaft Landwirthſchaft trieb, daß die größere Hälfte des Adels auf dem Lande wohnte und daß die Geiſtlichen ſich mit mehrern Zweigen des Landbaus beſchäftigten. Wenn man auch immer noch unter den ſogenannten ſtädtiſchen Oekonomen viel Roheit fand und wenngleich die Mehrzahl des Landadels es vorziehen mochte, ihre Zeit mit Jagen hinzubringen und ihr Geld durch nutzloſen Aufenthalt in Paris zu verſchwenden, ſo gab es dennoch Ausnahmen genug. Dieſe gebildetern Städter und verſtändigern Landadeligen repräſentirten damals, in Gemeinſchaft mit einem Theile der Geiſtlichkeit, die Intelligenz der praktiſchen Landwirthſchaft. An ſie ſchloſſen ſich bald mehrere begüterte Bauern und Pächter an.

So ſtanden in Deutſchland die Verhältniſſe, als 1740 der Oeſtreichiſche Erbfolgekrieg ſtörend dazwiſchentrat und 1756 der Siebenjährige Krieg durch ſeine Verheerungen einen abermaligen kurzen Stillſtand bewirkte. Sobald jedoch der Friede 1763 zurückkehrte, nahm der Fortſchritt wiederum ſeinen gewohnten Gang, ja die allgemeine Anregung im deutſchen Volke, die ſich auf alle Zweige des Wiſſens erſtreckte, erhöhte noch den Eifer für die Ausbildung der Landwirthſchaft. Selbſt die große Theuerung und Hungersnoth in den Jahren 1770—72 führte nur dahin, daß Fürſten und Volk mit doppeltem Fleiße an der Hebung des landwirthſchaftlichen Betriebs zu arbeiten fortfuhren.

Zuerſt begannen die Fürſten das Feudalſyſtem zu brechen, welches dem Emporkommen des Bauernſtandes bisher noch hindernd im Wege geſtanden. Maria Thereſia erklärte, daß auf allen ihren Domänen ſowol die Leibeigenſchaft als auch die Frohnen aufgehoben ſeien, und ihr Sohn Joſeph II. ſetzte es durch, daß der böhmiſche Adel alle Leibeigenen frei gab. Zugleich zog dieſer ruhmwürdige Fürſt 84 böhmiſche Klöſter und Stifter ein und gründete mit dem großen Geldſchatze eine Menge von Schulen für Bauern und Bürger. In Holſtein, Hannover und Lippe hob man nicht allein die Leibeigenſchaft auf, ſondern verwandelte alle Naturalleiſtungen der Bauern in einen billigen Geldkanon, und Graf Bernſtorff erließ ſeinen Bauern die Frohndienſte ohne Entſchädigung. In Brandenburg, Heſſen-Darmſtadt und Baden ſtellte man die Gemeindeweiden ab, und in Brandenburg, Sachſen und Böhmen beſchränkte man die äußerſt läſtig gewordene Jagd. In Sachſen zerſchlug man zum Nutzen der Bauern viele große Güter, in Brandenburg ließ Friedrich der Große den Netze-, Warthe-, Oder-, Havel- und Rhinbruch entwäſſern, woraus dort die fruchtreichſten Gegenden entſtanden, und auch in Baiern wurden mehrere Mooſe in gutes Land umgeſchaffen. Um den tiefverarmten Adel vor dem Wucher zu ſchützen, und ihm zur Hebung der Güter Capitalien zugänglich zu machen, errichtete Friedrich der Große die noch beſtehenden Creditanſtalten und ſorgte zugleich durch einen Befehl, der das ſogenannte Legen der Bauern verbot, für die niedere Claſſe der Landbewohner. In mehrern Staaten ernannte man beſondere Deputationen, welche die Mängel im Landbau unterſuchen und die Mittel zu ſeiner Hebung angeben ſollten; hier und dort theilten die Fürſten Prämien für Solche aus, die ſich in den verſchiedenen Zweigen des Landbaus auszeichneten, und zu dieſem Allen kam noch die Errichtung von Thierarzneiſchulen, ökonomiſchen Gärten, Modellſammlungen und Lehrinſtituten.

Im Volke ſelbſt arbeitete man aus allen Kräften, durch Wort wie durch That, um das alte Betriebsſyſtem zu ſtürzen. Schon waren eine Reihe von Schriftſtellern vorangegangen, die ſich bemüht hatten, die Kenntniſſe der Landwirthe zu bereichern und ihre Anſichten über die Wirthſchaftsweiſe zu läutern; unter ihnen verdienen Otto von **Münchhauſen**, der Herausgeber des „Hausvaters", und **Reichard**, der Verfaſſer des „Land- und Gartenſchatzes", einer beſondern Erwähnung. Aber bis zu den ſiebziger Jahren hatte die Landwirthſchaft in dieſer Beziehung eigentlich nur in Holſtein und Mecklenburg weſentliche und allgemeinere Fortſchritte gemacht. In Holſtein war für die Dreſchländer der weiße Kleebau gebräuchlich geworden, und in Mecklenburg hatte die verbeſſerte Koppelwirthſchaft das alte Syſtem faſt ſchon gänzlich verdrängt. Im übrigen Deutſchland fühlte man zwar die Nothwendigkeit einer Reform, und Einzelne ſuchten ſie hier und dort auch einzuführen; doch hatten die Anhänger des alten Syſtems noch das Uebergewicht. Auch Friedrich der Große verwendete vergebens bedeutende Summen, um den engliſchen Betrieb in Brandenburg gebräuchlich zu machen; er mußte freilich bei der Art und Weiſe, wie dies geſchah, ſeinen Zweck gänzlich verfehlen. Endlich kam in den ſiebziger Jahren die Sache zum Durchbruch, die Theuerung brachte den Kartoffelbau in Aufſchwung, die ſogenannten Gemeinheiten wurden aufgehoben, Kleebau, beſömmerte Brache und Stallfütterung eingeführt, und an der Spitze der Neuerer ſtand **Schubart**, der rüſtige Kämpfer, den Joſeph II. für ſeine Verdienſte mit dem Beinamen „von Kleefeld" in den Adelſtand erhob.

In Sachſen und Thüringen war der große Streit über Beſömmerung der Brachen, Kleebau und Stallfütterung ſchon in den neunziger Jahren entſchieden, Brandenburg, Heſſen, Hannover, Franken und Baiern folgten ſpäter nach, Rheinland und Schwaben hatten damals in vieler Hinſicht ſchon einen Vorſprung. In der Pfalz blühte der Tabacksbau, in Baden der Hanfbau, in Württemberg der Leinbau, und in dem Maße als ſich auch im übrigen Deutſchland die Linnenmanufacturen vervollkommneten, ſchwang ſich hier und dort, in Weſtfalen, Sachſen und Schleſien der Flachsbau empor. Desgleichen ſah man in einigen Ländern viel Rübſencultur, in andern den Krappbau und im Kleviſchen beſonders den Spergbau. Nicht minder machte man Verſuche mit allerlei mineraliſchen Düngerarten, mit Kalk, Mergel, Gyps und Salz, wendete Compoſt und Erddüngung an und brachte auch in die landwirthſchaftlichen Geräthſchaften große Verbeſſerungen. Hierher gehören z. B. neuerfundene Pflüge, Exſtirpatoren, Eggen, Haken, Säemaſchinen, Dreſchmaſchinen, Fegemaſchinen, Wieſenhobel u. ſ. w.

In der Viehzucht zeichnete ſich vorzüglich der bedeutende Aufſchwung der Schafzucht aus. Sachſen hatte nach dem Siebenjährigen Kriege eine Heerde ſpaniſcher Schafe bekommen, die in Stolpen und Hohenſtein weiter gezüchtet und zu Kreuzungen mit heimiſchen Thieren benutzt worden waren. Obgleich auch andere Staaten, wie Preußen, Pfalz, Württemberg und Oeſtreich, ſich ſpaniſche Schafe kommen ließen, behielt dennoch Sachſen einen bedeutenden Vorſprung und erhielt durch ſeine Electoralwolle in kurzem einen großen Ruf.

In der Pferdezucht fuhr man wie früher mit Kreuzungen edlerer Racen fort, in der Rinderzucht fing man mit ſchweizer und frieſiſchen Thieren zu züchten an, auch machte man mit Ziegen aus Angora und mit Seidenhaſen Verſuche. Die Bienenzucht aber fiel in ihrer Ausdehnung durch den bereits wohlfeiler gewordenen Zucker, obſchon der Betrieb ſelbſt von Schirach, Chriſt, Riem und vielen Andern weſentlich verbeſſert worden war. In der Seidenzucht gab ein nochmaliger Verſuch kein beſonders günſtiges Reſultat.

Der Weinbau ſteigerte ſich im Weſten Deutſchlands zu immer größerer Vollkommenheit, man brachte neue und beſſere Trauben, erfand zweckmäßigere Betriebsmethoden, und Gaupp, Knecht, Sander nebſt einigen Andern arbeiteten an der Ausbildung ſeiner Cultur. Dagegen verſchwand er im Oſten Deutſchlands faſt gänzlich, indem der zunehmende Kartoffelbau die Weinberge beſetzte und ihren Beſitzern einen ſichereren und beſſern Ertrag zu gewähren verſprach. Der Obſtbau jedoch, der ſchon längſt am Rhein und in Schwaben große Bedeutung hatte, erhielt jetzt in Thüringen, Sachſen, Hannover, Heſſen und Franken ein größeres Feld. Die Regierungen empfahlen den Bauern die Anlegung neuer Plantagen, ſetzten Preiſe auf zahlreiche Pflanzungen, und Sickler, Chriſt nebſt mehrern Andern ſuchten die feinern Obſtarten allgemeiner zu machen.

Im Hopfenbau that ſich Böhmen und Franken, in der Holzcultur Thüringen hervor. Man begann die Wälder zu vermeſſen, in Schläge einzutheilen, die Anſaat kunſtmäßig zu beſtellen, mit neuen amerikaniſchen

Bäumen Verſuche zu machen, und eine Anzahl Gelehrter, unter welchen ſich Zanthier, von Lengefeld, Burgsdorf, Cotta und König befanden, bemühten ſich, dieſen wichtigen Zweig des Landbaus auszubilden. In dieſe Zeiten fällt auch der Anfang der zum Theil mißglückten Akaziencultur, der Lärchencultur, der Verſuch mit Weymouthskiefern, Platanen und andern ausländiſchen Bäumen.

Selbſt in der Gartencultur erfolgte ein Umſchwung. Es ſchwanden die ſteifen franzöſiſchen Lauben und Wege, die in ſtarre mathematiſche Formen eingezwängten holländiſchen Blumenbeete und die Statuen der Italiener. Man wandte ſich an den engliſchen Geſchmack, ſuchte in bogigen Wegen, Wieſenflächen und Baumgruppen die Natur nachzuahmen und fügte nach eigener Erfindung Blumengruppen und Waſſerkünſte hinzu. Auf dieſe Weiſe wurden die berühmteſten Gärten deutſcher Fürſten jetzt eingerichtet, während die Privaten ihren alten Geſchmack noch einige Zeit behielten.

Endlich thaten ſich in dieſem Jahrhundert die Brennereien einiger Städte hervor, unter welchen Nordhauſen wol den erſten Platz behauptet. Die Production und Conſumtion des Branntweins nahm merklich zu und letztere ſtieg namentlich in Weſtfalen, Mark und dem Norden ſehr bald zu einer beklagenswerthen Höhe. Dagegen wurde in der Brauerei, trotz des guten Hopfens, den man in Böhmen und Franken baute, wenig gethan, woran die vielen Privatbrauereien der Rittergüter und Klöſter, welche ſchlechtes, doch wohlfeiles Bier bereiteten, keine geringe Schuld hatten.

Ueberſchaut man Alles, was in den drei letzten Jahrzehnden des 18. Jahrhunderts geſchah, ſo kann man nicht leugnen, es war ein neuer Geiſt in das landwirthſchaftliche Leben gekommen, hatte alle Zweige deſſelben berührt und war in alle Stände gedrungen. Dieſes neue Leben entſprang aus der Vergleichung Deutſchlands mit andern Ländern, aus dem Studium der Nationalökonomie und aus der allgemeinen höhern Bildung, zu welcher ſich Deutſchland damals erhob. Zeugen dieſes regen Strebens ſind nicht nur die zahlreichen und beſſern Schriften, nicht blos die landwirthſchaftlichen Vereine, ſondern auch die großen Reſultate, welche die Praxis gewann. Die Naturwiſſenſchaften fingen an, ihren Einfluß zu üben, wie die Streitfragen über das flachere und tiefere Pflügen, über die Urſache der Bodenfruchtbarkeit, über die Krankheiten der Pflanzen und andere Dinge beweiſen. Indeſſen war mit dieſem Allen dennoch im Ganzen nur ein Anfang gemacht, und dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, dieſe Reformen erſt zu höherer Ausbildung zu führen [*]).

Chr. E. Langethal.

---

[*]) Ueber dieſe weitere Ausbildung und den gegenwärtigen Stand der deutſchen Landwirthſchaft wird ein beſonderer Artikel handeln. D. Red.

Statistik der deutschen periodischen Presse ausserhalb Deutschlands.

I. Frankreich. 1) Paris. Der erſte Verſuch, eine deutſche Zeitſchrift zu gründen, wurde ums Jahr 1805 durch einen Arzt, Dr. Seyffert, gemacht. In deſſen „Pariſer Laufberichten“ erſchien die deutſche Sprache noch weit geſäuberter als in Campe's Wörterbuch. Seyffert hatte ſich nämlich zum Geſetz gemacht, kein fremdes Wort in die deutſche Sprache aufzunehmen; alle fremdartigen Wörter, die bereits das Bürgerrecht erlangt hatten, wurden von ihm ohne Ausnahme verworfen und dafür neue geſchaffen, die freilich ein wunderliches Anſehen hatten und ein eigenes Wörterbuch erfordert haben würden, um verſtanden zu werden. So nannte Seyffert den Telegraphen eine Wortſchleuder, den Monat Vendémiaire Träublermonat u. ſ. w. Die Zeitung dauerte ein paar Monate und ging dann unter. Während der erſten Beſetzung von Paris durch die verbündeten Heere 1814 gründete Lamert aus Metz eine „Deutſche Zeitung“, die ebenfalls nur einige Monate ſich hielt. Etwa zehn Jahre ſpäter unternahm ein Franzoſe, der mit Deutſchen und Elſäſſern in Verbindung ſtand, eine dritte, die ebenfalls nach einigen Monaten das Schickſal der andern theilte. Selbſt die nur mit Deutſchland ſich beſchäftigenden, aber in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Zeitſchriften: „La Balance“, von einem Manne wie Börne und zu einer Zeit herausgegeben, wo ſo lebhaft wie je die Aufmerkſamkeit von Frankreich und Deutſchland aufeinander gerichtet war, und Savoye's „Panorama d'Allemagne“ konnten ſich nicht halten. In die Zeit von 1843—45 fällt der Beginn und baldige Untergang des „Stern“, der „Franzöſiſch-Deutſchen Jahrbücher“ von A. Ruge und des „Vorwärts“, welches zuletzt der berüchtigte Bernays leitete. Der dem „Vorwärts“ folgende „Deutſche Steuermann“ (bis 1846) und die „Horen“, herausgegeben von Germain Mäurer (ſeit 1. Januar 1847) unter Mitwirkung von Herwegh, Heine, Venedey u. ſ. w., theilten bald das Schickſal ihrer Vorgänger. Seitdem iſt kein neuer Verſuch gemacht worden.

2) Im Elſaß erſcheinen zu Straßburg, Colmar, Mülhauſen und in einigen kleinern Städten Zeitungen in beiden Sprachen, ſodaß dem franzöſiſchen Texte die deutſche Ueberſetzung gegenüberſteht. Sodann erſcheinen zu Straßburg in Monatheften zwei Kirchen- und Schulblätter für den Elſaß, das eine proteſtantiſch, das andere katholiſch, beide blos deutſch.

II. England. — Die „Londoner Deutſche Zeitung“, 1845 gegründet, wurde bald das Organ des Herzogs Karl von Braunſchweig, der darin über ſeine ehemaligen Collegen ſchimpft und jährlich einmal die Braunſchweiger unter ſeine väterliche Herrſchaft zurückruft.

III. Belgien. — Ebenfalls ein Scandalblatt der gemeinſten Art war die von Adalbert von Bernſtedt geleitete „Brüſſeler Deutſche Zeitung“, 1847 gegründet und beſonders auf den Einzelverkauf in Gaſt- und Kaffeehäuſern berechnet. Die Betheiligung ihres Herausgebers an Herwegh's Einfall in Baden 1848 machte ihr ein Ende.

IV. Schweiz. — In der Schweiz erſchienen 1850 unter 204 Blättern 152 deutſche, 46 franzöſiſche, fünf italieniſche und ein romaniſches, alſo etwa im Verhältniſſe der Bevölkerung, da deutſch die Mutterſprache von drei Vierteln, franzöſiſch die von einem Fünftel, italieniſch die von einem Zwanzigſtel der ſchweizeriſchen Bevölkerung iſt und die Romanen nur in der Zahl von 40—50,000 vorhanden ſind.

V. Dänemark und Schleswig. — In Kopenhagen wurde am 1. October 1845 unter Leitung von Helm Peters der „Beobachter am Sund“ gegründet, um ſtatt der im Ausland gänzlich wirkungsloſen däniſchen Blätter die Idee der Staatseinheit zu vertreten, welche nachher in dem „Offenen Briefe“ formulirt wurde. Damals wurde auch im Herzogthum Schleswig die in däniſcher Sprache zu Hadersleben erſcheinende „Dannevirke“ zu Verfechtung der däniſchen Anſprüche gegründet, denen die deutſche Partei die ebenfalls in Hadersleben zweimal wöchentlich herausgegebene „Nordſlesvigsk Tidende“ entgegenſetzte. Alle übrigen Zeitſchriften Schleswigs erſcheinen in deutſcher Sprache: der „Flensburger Correſpondent“, das „Schleswiger Intelligenzblatt“, das „Huſumer Wochenblatt“, die „Wagriſch-Fehmarn'ſchen Blätter“, die „Ditmarſen-Zeitung“ und der „Ditmarſer und Eiderſtedter Bote“, beide in Friedrichſtadt erſcheinend.

VI. Im Großherzogthum Poſen erſcheint neben 10 polniſchen Zeitſchriften nur eine deutſche politiſche Zeitung in Poſen, ſodann deutſche Localblätter in Liſſa und Bromberg.

VII. In Geſammtöſtreich gab es 1850 120 deutſche Zeitſchriften, 58 ſlawiſche, 58 italieniſche, 11 ungariſche und zwei romaniſche (walachiſche). Davon erſcheinen in den nicht zum Deutſchen Bunde gehörigen Kronländern Oeſtreichs: die „Peſther Zeitung“ mit 1800, das „Peſther Morgenblatt“ mit 1200, die „Preßburger Zeitung“ mit 800, die „Agramer Zeitung“ mit 800, die „Südſlawiſche Zeitung“ (ebenfalls in Agram ausgegeben) mit 500 Exemplaren, die „Lemberger Zeitung“. Ueber den jetzigen Stand der ſiebenbürgiſchen deutſchen Preſſe fehlen uns die Nachrichten. Im Jahre 1845 erſchienen außer den erwähnten Blättern noch folgende in Ungarn und Siebenbürgen: die „Ofen-Peſther Zeitung“, welche Ende 1845 einging; der „Siebenbürger Bote“, geleitet durch Benigni von Mildenberg; das „Siebenbürger Wochenblatt“, beide zu Kronſtadt, geleitet und verlegt von Gött und Nemeth; ferner die Unterhaltungsblätter: „Der Ungar“, herausgegeben von Klein; „Der Spiegel“, redigirt von Roſenthal; „Das Vaterland“ (ſeit 1847 in magyariſcher Sprache), geleitet von Roiſſer zu Raab; das „Peſther Tageblatt“, redigirt von

Sigmund Saphir, welches 1845 in die erwähnte „Peſther Zeitung" ſich verwandelte; das „Temeswarer Wochenblatt", geleitet von Klazlen; ein Anzeigeblatt, das „Peſther Kundſchafts- und Auctionsblatt"; „Peſther allgemeine Zeitung für Handel und Gewerbe", geleitet von Geibel ſeit Juli 1845; „Magazin für Geſchichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens", ſeit 1846 zweimal wöchentlich herausgegeben von Anton Kurz in Kronſtadt; „Der Satellit" und „Blätter für Geiſt, Gemüth und Vaterlandskunde", Unterhaltungsblätter zum „Siebenbürger Wochenblatte" in Kronſtadt; „Transſylvania", Beilage zum „Siebenbürger Boten"; „Der Volksfreund", zu Hermannſtadt erſcheinend, und eben da „Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde", in Heften, Fortſetzung von Prof. J. K. Schuller's „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart".

VIII. Donaufürſtenthümer. In Belgrad erſcheint ſeit 1844 ein halb deutſches halb ſerbiſches Blatt, „Der Serbe", ſeit 1848 unter Leitung des Miloſch Popowitſch als Wochenſchrift. Zweimal wöchentlich erſcheint in Bukareſcht mit Unterſtützung der Regierung die „Bukareſchter Deutſche Zeitung" von Karl Schweder herausgegeben.

IX. In Rußland (ohne Finnland und Polen) wurde 1849 die Zahl der Zeitſchriften auf 154 angenommen, davon 108 ruſſiſche, 29 deutſche, 8 franzöſiſche, 3 lettiſche, 5 polniſche, 1 italieniſche (in Odeſſa). Davon erſcheinen 64 in Petersburg, 22 in den deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, 13 in Moskau und 5 in Odeſſa. In dieſer Aufzählung ſind wahrſcheinlich mehrere Localblätter nicht mitgerechnet, denn die folgende Ueberſicht gibt die Zahl von 33. In Petersburg erſcheint ſiebenmal wöchentlich in einer Auflage von 500 Exemplaren die älteſte Zeitung Rußlands, „Deutſche St. Petersburger Zeitung" ſeit 1726, ſodann eine „Handelszeitung", ein „Preiscourant" und eine „Waarenliſte"; „Mittheilungen der kaiſerlich freien ökonomiſchen Geſellſchaft"; „Monatſchrift der Petersburger archäologiſchen Geſellſchaft" (550 Exemplare); die „Verhandlungen der kaiſerlich ruſſiſchen mineralogiſchen Geſellſchaft"; „Zeitſchrift für Natur- und Heilkunde, herausgegeben von der kaiſerlich mediciniſch-chirurgiſchen Akademie"; „Mediciniſche Zeitung Rußlands", herausgegeben von den DD. Heine, Thielemann, Krebel; Gauger, „Repertorium für Pharmacie und praktiſche Chemie in Rußland"; „Nordiſches Centralblatt für die Pharmacie". In Kronſtadt kommt eine „Waarenliſte" und eine „Schiffsliſte" heraus. In Riga erſcheinen: „Riga'ſche Zeitung"; „Der Zuſchauer" nebſt literariſchen Beilagen (ſeit 1806); „Livländiſches Amtsblatt"; „Riga'ſche Stadtblätter"; „Sendungen der livländiſchen Geſellſchaft für Literatur und Kunſt"; „Mittheilungen aus dem Gebiete der Geſchichte Livlands, Eſthlands und Kurlands"; „Correſpondenzblatt des naturforſchenden Vereins zu Riga", ſeit 1845. In Dorpat erſcheint dreimal wöchentlich die „Dorpat'ſche Zeitung", ſodann „Livländiſche Jahrbücher der Landwirthſchaft"; „Das Inland", eine Wochenſchrift für Livlands, Eſthlands und Kurlands Geſchichte, ſeit 1836; zwei evangeliſche Kirchenzeitungen und „Verhandlungen der gelehrten eſthniſchen Geſellſchaft". In Mitau die „Mitauer Zeitung" ſeit 1762 und ein „Amts- und Intelligenzblatt". In Pernau und Libau Wochenblätter. In Reval ein Wochenblatt und ein „Archiv für die Geſchichte Livlands, Eſthlands und Kurlands", von der eſthniſchen literariſchen Geſellſchaft herausgegeben durch Dr. Bunge, ſeit 1845. Außerdem enthalten die „Verhandlungen der petersburger Akademie der Wiſſenſchaften" und die „Moskauer Akademie der Naturforſcher" neben lateiniſchen und franzöſiſchen zum größern Theile deutſche Arbeiten. In Warſchau gründete 1845 Berthold eine deutſche Zeitung, welche keinen Beſtand gehabt zu haben ſcheint.

Betrachten wir die deutſchen Zeitſchriften in Europa in ihrer Stellung im Allgemeinen, ſo müſſen wir die in Schleswig, der Schweiz und dem Elſaß, als in Ländern mit deutſcher Grundbevölkerung erſcheinend, abrechnen, zwiſchen den übrigen aber findet die Hauptverſchiedenheit ſtatt, daß die in den weſtlichen Länder erſcheinenden Zeitungen Pflanzen ohne Wurzel ſind, wie ſchon ihr raſcher Wechſel und ihre kurze Dauer beweiſt, welche, nur zu beſondern Zwecken gegründet, auch nur unter beſtimmten Verhältniſſen fortbeſtehen. Eine weit höhere Beſtimmung haben die im Oſten von Deutſchland, in Rußland und den Donauländern erſcheinenden. Sie ſind die Vermittler der Cultur dieſer Länder, welche weſentlich eine deutſche iſt, ſie ſind in der Sprache verfaßt, welche ſelbſt zwiſchen den Slawen das Verſtändniß vermittelt. Daher die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts; der hohe wiſſenſchaftliche Werth vieler unter ihnen, daher ihre lange Dauer, welche z. B. bei der „Petersburger Zeitung" auf 125 Jahre hinanſteigt.

X. Eine ganz eigenthümliche, aber lange nicht ſo geachtete Stellung als die eben erwähnte, nehmen die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erſcheinenden deutſchen Zeitſchriften ein, welche trotz ihrer Menge doch von gar keinem politiſchen Gewicht ſind. Dennoch ſchreitet ihre innere Verbeſſerung vorwärts, wozu beſonders die große Zahl gebildeter deutſcher Flüchtlinge ſeit dem Jahre 1830 und 1848 beigetragen. Während es vor der Julirevolution nur ſogenannte „Pennſylvanier Blätter" in der Miſchſprache der deutſchen Pennſylvanier gab, ſind ſeit 1830 auch einzelne wohlgeſchriebene und gediegene Blätter entſtanden, und das vorige Jahr hat die Entſtehung der erſten wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift, des „Amerikaniſchen Monatsberichts für Natur- und Heilkunde" von Keller und Tiedemann, geſehen, welcher wohl redigirt und deſſen Fortbeſtand geſichert erſcheint.

Ueber den Stand der deutſchen Zeitungsliteratur in Nordamerika im Allgemeinen ſpricht ſich Löhr in ſeiner trefflichen „Geſchichte der Deutſchen in Nordamerika" aus: „Der ärmere Deutſche iſt ans Leſen nicht gewohnt. Die übrigen ſind der Mehrzahl nach ſolche, die in Deutſchland nur dann und wann einmal in die Zeitung hineinſahen; ihrer Auffaſſungsweiſe müſſen ſich die meiſten Blätter anbequemen. Bedeutender Geldkräfte haben ſich nur wenige zu erfreuen, ſelten ſind regelmäßige Correſpondenten und leitende Artikel; Zuſendungen aus Deutſchland erhalten nur drei bis vier Blätter, regelmäßig nur eins. Ueberſetzungen aus den engliſchen Zeitungen bilden den Hauptſtoff und zuweilen kommt eine Mittheilung von einem Leſer oder Freunde. Die Begründer oder Herausgeber des Blattes halten ſich, wenn ſie eine einigermaßen hinreichende Abnehmerliſte haben, einen ſchreibenden Tagelöhner, der die Nachrichten aus den andern Blättern einrückt oder überſetzt und den Anfang der Spalten mit ein paar eigenen Zeilen einführt, die ſich in der Regel auf örtliche Angelegenheiten beziehen. Nur alle paar Tage ſetzt der Herr des Blattes ein Pfundgewicht von eigener Hand ein. Ins Feuer gerathen die Blätter bei den Wahlen und bei perſönlichen Streitigkeiten, dann hagelt es in ihnen von großen und kleinen Artikeln in jeglicher Form und Schreibart. Ein Aufſatz von einigem Gehalte macht gewöhnlich die Rundreiſe durch die Blätter gleicher Farbe. Wenn man vom Oſten in einem Striche nach dem Weſten reiſt und die „Deutſche Schnellpoſt“ von Neu-York mitnimmt, ſo kann man an jedem Platze, in welchem eine deutſche Zeitung erſcheint, die Artikel eben gedruckt leſen, die man in jenem Blatte in der Taſche hat. Der geſammte Leſeſtoff einer Woche wird am Ende derſelben auf ein größeres Blatt gerückt, welches auf das Land geht. Ein Grundübel, an welchem ſo viele dieſer Blätter leiden, iſt ihr Hunger nach Perſönlichkeiten und wochenlangen Schimpfereien. Es iſt nicht zu ſagen, welchen übeln Eindruck das ſittliche Gefühl und das Selbſtbewußtſein der Deutſchen empfängt, wenn ſie täglich die Gemeinheit ſchwarz auf weiß vor ſich ſehen, und die Männer ſind hoch zu achten, welche einen edlern Ton anſchlagen. Ihr Beiſpiel hat auf Sprache und Haltung der andern Zeitungen einen vortheilhaften Einfluß gehabt. Auch hat ſich ſeit einigen Jahren das beſſere Gefühl der Deutſchen geltend gemacht und man bemüht ſich, die letzten der Schimpfblätter zur Ruhe zu bringen.“

1) Pennſylvanien. — Germantown. Die erſte deutſche Zeitung wurde hier gegründet bei Gelegenheit der Kämpfe zwiſchen der engliſchen (Gentlemen's) und der amerikaniſchen (Freemen's) Partei, von welchen die erſtere das Colonialverhältniß in ſeiner ganzen Strenge aufrecht erhalten wollte, während die zweite, Quäker und Deutſche, größere Freiheit der Gemeinden erſtrebte. Dieſe Zeitung war „Der Pennſylvaniſch-Deutſche Berichter“, von 1729—44 von Chriſtoph Saur in Germantown und von 1744—77 als „Germantowner Zeitung“ geführt. Ein Mitglied der engliſch-ariſtokratiſchen Partei klagt darüber im Jahre 1755, daß dieſe vielgeleſene Zeitung die Deutſchen aufrege, ſie den Quäkern freundlich und dem Statthalter feindſelig mache (Löhr S. 89). — Philadelphia. Im Mai 1743 begann Joſef Crell in Philadelphia „Das hochdeutſche Pennſylvania-Journal“. Es folgte „Der Philadelphia- (ſpäter Pennſylvaniſche) Staatsbote“ von Heinrich Miller, 1771—79. Eins der beſſern Blätter der neuern Zeit war die 1834 von Weſſelhöft gegründete „Alte und neue Welt“, welche 1843 aufhörte. „Die Stadtpoſt“,

täglich erſcheinend, iſt ein Whigblatt; Seidenſticker redigirte 1846—47 den „Demokrat“ und dann kurze Zeit den „Bürgerfreund“. Bloß zu nennen ſind: „Der Religionsfreund“ und „Der Beobachter am Delaware“. Neugegründet wurden 1850 als Organ der ſocialiſtiſchen Arbeitsverbrüderungen der Schreiner, Schuſter u. ſ. w., die Monatſchrift „Die Republik der Arbeiter“ und der „Nordamerikaniſche Monatsbericht für Natur- und Heilkunde“ von Dr. W. Keller und Dr. H. Tiedemann, wovon das erſte Heft im Juli 1850 erſchien und bereits das Decemberheft vorliegt. Bereits hat vom Jahre 1851 an eine Erweiterung des Umfangs der anfangs nur auf zwei Bogen berechneten Monatshefte eintreten müſſen. Den Inhalt bildet a) eine Ueberſicht der Fortſchritte in der Natur- und Heilkunde nach europäiſchen und amerikaniſchen Zeitſchriften und Einzelwerken; b) die Darſtellung der eigenthümlichen Krankheiten der Vereinigten Staaten und ihrer Behandlung; c) ein kritiſcher Anzeiger und d) eine bibliographiſche Ueberſicht der neuen Erſcheinungen. — Reading. Hier erſcheint ſeit 1797 der „Readinger Adler“, den 1826 F. Liſt eine kurze Zeit lang redigirte; der „Berkscounty-Adler“ ſeit 1827, und der „Liberale Beobachter“. — Pittsburg: „Der Freiheitsfreund“; „Der Beobachter“; „Der Adler des Weſtens“; „Der Courier“. — Harrisburg: die „Harrisburger Morgenröthe“; „Der Vaterlandswächter und Dauphin-, Cumberland- und Perry-Counties-Gegenfreimaurer-Demokrat“, ſeit 1837; „Der Deutſche in Amerika“, Vierteljahrſchrift 1842 von Alfred Schücking gegründet. — Libanon: „Der Libanoner Morgenſtern“, ſeit 1806; der „Pennſylvaniſche Beobachter“, ſeit 1817; der „Libanon-Demokrat“, ſeit 1831, und eine landwirthſchaftliche Zeitſchrift, „Ceres“, ſeit 1839. — Flottsville: „Der Leuchtthurm“, ein Wochenblatt, von Brentano, dem Dictator Badens, 1850 gegründet. — Allentown. Hier wurde 1835 durch Weſſelhöft und Dr. C. Hering eine „Akademie der homöopathiſchen Heilkunde“ geſtiftet, welche kurze Zeit ein „Correſpondenzblatt“ (1835), redigirt durch Dr. Hering und 1837 vier Hefte „Denkſchriften“ erſcheinen ließ. — Northampton. „Der unabhängige Republicaner“, ſeit 1810. — Briſtol. „Der Bucks-County-Bauer“. — Neu-Berlin. „Der demokratiſche Republicaner“. — Orwigsburg. „Die Stimme des Volkes“, ſeit 1831. — Sumnytown. „Der Bauernfreund“, ſeit 1828. — Skippacksville. „Der Freiheitswächter“, ſeit 1836. — Hannover. „Hannover-Gazette“. — Mercersburg. „Der Kirchenfreund“, Monatſchrift, Organ der gemeinſamen Intereſſen der deutſch-amerikaniſchen Kirchen, herausgegeben vom Prof. Ph. Schaf.

2) Neu-York. — Stadt Neu-York. „Neu-Yorker Staatszeitung“, ein Blatt von vielen Hülfsmitteln und ein talentvoller Vertheidiger der Demokratie, jedoch noch immer der Chorführer der Gemeinheit. „Schnellpoſt für europäiſche Zuſtände, öffentliches und ſociales Leben Deutſchlands“, zweimal wöchentlich herausgegeben von W. von Eichthal und Bernhard, ein treffliches Blatt, deſſen Gründer und Hauptleiter Eichthal ſchon 1847 ſtarb.

1845 wurde dazu ein „Wochenblatt zur deutſchen Schnellpoſt" gegründet, welches wichtige Nachrichten über deutſch-amerikaniſche Statiſtik brachte. „Allgemeine Zeitung von Neu-York"; „Der Demokrat" und „Der Beobachter". Zwei ſocialiſtiſche Blätter wurden 1846 gegründet: „Die Zeit", redigirt von Fröhlich, und „Der Volkstribun", geleitet von H. Krieger, den wir 1848 zu Berlin als Mitglied des demokratiſchen Congreſſes finden.

3) Ohio. — Cincinnati. „Das Volksblatt" wetteifert mit der „Neu-Yorker Staatszeitung" in Gemeinheit; „Der Hochwächter"; „Der Freiſinnige"; „Die Volksbühne"; „Der deutſche Republicaner", Whigblatt; die „Weſtliche Staatszeitung"; der „Erzähler am Ohio", ein Volksblatt zur Unterhaltung für Stadt und Land, ſeit 1850; „Ohio Intelligencer"; „Weſtlicher Volksfreund"; „Fliegende Blätter", eine illuſtrirte Zeitung, herausgegeben von Klauprecht. Das bedeutendſte unter den Unterhaltungsblättern ſind nach Löhr die „Fliegenden Blätter", reich an Geiſt und eine neue Bahn brechend, auch mit Zeichnungen geſchmückt. „Der chriſtliche Apologet und evangeliſcher Zuruf an die Deutſchen in Nordamerika", ein Blatt der biſchöflichen Methodiſten; „Der Wahrheitsfreund", ein katholiſches Blatt, geleitet von dem übergetretenen Stephanianer Max Oertel. — Columbus. „Der Weſtbote", ein demokratiſches Blatt, redigirt von Reichardt und Fieſer; der „Ohio-Staatsbote". — Cleveland. „Germania".

4) Miſſouri. — St.-Louis. „Anzeiger des Weſtens", ein gediegenes Blatt von weitgreifendem Einfluſſe; „Die deutſche Tribune", ein Whigblatt; „Der Miſſouridemokrat", ein Locofocoblatt; „Der Antipfaff", ein religiöſes Blatt. — Hermann. „Hermanner Wochenblatt".

5) Illinois. — Quincy. „Wochenblatt", ſeit 1850, Redacteur L. Richter, Verleger G. Linz; „Der Sturm". — Belleville. „Illinois Beobachter". — Chicago. „Volksfreund".

6) Maryland. — Baltimore. „Der demokratiſche Whig"; „Der freiſinnige Beobachter"; „Der Baltimore-Correſpondent".

7) Michigan. — Detroit. „Allgemeine Zeitung für Michigan".
Buffalo. „Der Weltbürger"; „Der Telegraph".

8) Wisconſin. — Milwokhi. „Wisconſin Banner", von Moritz Schöffler geleitet; „Volksfreund", ein unabhängiges demokratiſches Blatt, 1847 begründet, geleitet von Fratny und C. Herzberg, mit Jefferſon's Spruch: „Ich habe jeder Form der Tyrannei des menſchlichen Geiſtes ewige Feindſchaft geſchworen" als Motto. Die Hauptquelle für ſeine deutſchen Nachrichten iſt die „Londoner Deutſche Zeitung".

9) Kentucky. — Louisville. „Beobachter am Ohio".

10) Indiana. — Indianopolis. Die „Indianazeitung".

11) Südcarolina. — Charleston. „Der Teutone".

12) Virginien. — Wheeling. „Virginier Staatszeitung", Wochenblatt, 1850 gegründet, redigirt von Dietz.

13) Maſſachuſetts. — Boſton. „Merkur".

14) Luiſiana. — Neu-Orleans. „Der deutſche Kurier".

15) Texas. — Galveſton. „Galveſton Zeitung", ſeit 1. Juli 1847.

Außerdem in Berlin in Canada das „Canada Muſeum" und während des Beſtehens der deutſchen Colonie Tovar in Venezuela 1843—46 ein halb ſpaniſches, halb deutſches Blatt: „Boletin de la Colonia de Tovar".

XI. Auſtralien: die zu Adelaide ſeit 1848 erſcheinende Wochenſchrift: „Die Deutſche Poſt für die auſtraliſchen Colonien", geleitet von Joh. Menge und Dr. Beyer, ſeit 1850 von Dröge, Dr. Mücke und O. Schomburgk, und die „Südauſtraliſche Zeitung", welche ſowol die Zuſtände der dortigen Colonie als die Ereigniſſe in Deutſchland beſpricht. Auch an ihr ſind die drei letztgenannten Gelehrten betheiligt.

W. Stricker.

Deutschland und die innere Mission.

III.

Zweck und Mittel der Miſſion.

Es ſcheint auf den erſten Blick der Verein für die innere Miſſion in ein bedenkliches Dilemma geſtellt: entweder der Zweck wäre zu hoch und zu weit gegriffen, weil die Beſchränktheit der Form dem gewaltigen Inhalt verſagt; oder das Ziel wäre zu nah und zu eng geſteckt, weil die Größe der Aufgabe umfaſſendere Mittel fordert. Beides hat man gegen das Werk von verſchiedenen Seiten in der That eingewandt. In Anſehung des Zwecks — „die Rettung des evangeliſchen Volks aus ſeiner geiſtigen und leiblichen Noth" — fand man die Gründung eines Privatvereins angeſichts der genügenden allgemeinen Formen, die uns für eine ſo vielſeitige Thätigkeit in Staat und Kirche gegeben ſeien, weder nöthig noch paſſend. In Anſehung des Mittels — „die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der chriſtlichen Liebe" — lag der Vorwurf nahe, daß die Fähigkeit oder der Wille fehle, beim Entwurf des Heilplans allen Anlagen des Geſchlechts und dem zufälligen Gange ſeiner Bildung die nöthige Rechnung zu tragen. Sofern von dieſen Bedenken das letztere aus dem Unglauben, das erſtere aus der Beſorgniß entſpringt, Staat und Kirche möchten ſich dadurch, daß man ihnen einen weſentlichen Theil ihres Berufs aus der Hand nehme, nur immer mehr discreditiren, rechtfertigt ſich die Sache der innern Miſſion wol von ſelbſt. Denn ihr offen durch Wort und That bekannter Zweck iſt nicht, die Wirkſamkeit des Staats oder der Kirche zu ſchmälern, ſondern im Gegentheil zu einer praktiſchen Neubelebung, zu einer den Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechenden Reorganiſation derſelben eingreifend hinzutreiben; und was das Mittel betrifft, ſo wird kein der Sache Kundiger von den Gläubigen verlangen, daß ſie ihr Handeln aus dem Glauben gegen den Unglauben verantworten ſollten. Allein wenn wir auch davon abſehen, ob das Chriſtenthum als ſolches gerade die beſondere Noth, an der wir leiden, zu heben berufen ſei — eine Frage, die denn doch wol von achtbarer Seite her aufgeworfen und ſogar verneint wird —, wenn wir uns ſofort auf den Standpunkt ſtellen, zu welchem der evangeliſche Chriſt ſich mit der felſenfeſten Gewißheit erhebt, daß Chriſtus allein der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt, immer behälten wir für die Kritik des Zweckes und Mittels der innern Miſſion den weiteſten Spielraum noch in den Fragen offen: *welcher Art muß die Erkenntniß des Evangeliums, deſſen Mittheilung das Volk zu retten vermag, und welcher Art die Verkündigung deſſelben, die zu dieſer Erkenntniß führen ſoll, ſein?*

Wir kommen mit der Behandlung dieſer Fragen auf unſere eingangs gegebenen Geſichtspunkte des Volksthümlichen und Zeitgemäßen zurück. Werfen wir allererſt jedoch einen Blick auf den — in §. 1 der Statuten als weſentlich inbegriffenen — Wirkungskreis der innern Miſſion nach der *materiellen Seite* hin. Mit der geiſtigen Hülfe, und um dieſe zu ermöglichen und zu fördern, ſoll ſich der Kampf gegen die finſtere Macht des *Pauperismus* verbinden. Denn daß ein ſolcher Kampf nicht zu umgehen, ja daß er in den meiſten Fällen vor aller eigentlichen Miſſion zu beſtehen ſei, konnte bei der Anlage eines ſo ganz für die Praxis beſtimmten und aus dieſer hervorgewachſenen Planes unmöglich verkannt werden. Wie ſehr man auch von der Ueberzeugung durchdrungen ſei, theils daß der Verein für ſich allein eine ſo gewaltige Arbeit nicht präſtiren kann, theils daß unter den Waffen, die er jenem ſinnlichen Feind entgegenzutragen hat, die überſinnlichen die beſten ſind: die Beſchaffung der ſinnlichen bleibt in zweifacher Hinſicht ein Hauptanliegen, vielleicht eine Lebensfrage des Werks. Damit der Same des göttlichen Worts auf culturfähigen Boden fallen könne, muß die harte Rinde des irdiſchen Lebens von den Herzen der Verirrten gelöſt ſein; und damit er allerorten nach Bedürfniß könne ausgeſtreut werden, müſſen viele und koſtbare Hände gewonnen ſein, die in der Arbeit auch ihren äußern Beruf haben.

Daß nun in dieſer Hinſicht der Verein für die innere Miſſion der deutſchen evangeliſchen Kirche, deren Gemeinde ſo viele Millionen Seelen begreift, angeſichts ſeiner großen Aufgabe bis jetzt nur ein Bild der Ohnmacht darſtellt, mögen ſeine Freunde nicht überſehen. Noch ſcheint zwar vielleicht die auf vielen Stationen nur unvollſtändige Organiſation des Vereins, insbeſondere die nur ſporadiſch gelungene Coalition deſſelben mit den beſtehenden Kirchengemeinden über die Mangelhaftigkeit der zu Gebote geſtellten äußern Hülfsmittel beruhigen zu können; allein es wäre doch eine zweckloſe Täuſchung, wollte man, nachdem der Verein nun ſchon im zweiten Jahre beſteht, ſich damit begnügen, das eine Deficit mit dem andern zu entſchuldigen, während für keines von beiden die Deckung in der Hand liegt. Unmöglich kann überdies die Kirche, deren gegenwärtigen Nothſtand ſich die innere Miſſion ja am wenigſten verbirgt, zu gleicher Zeit hülfsbedürftig und hülfreich in der Weiſe ſein, daß ſie dem Vereine deſſen Lebensfähigkeit gleichſam garantiren könnte.

Die ungenügenden Mittel des Vereins laſſen die entſprechende Propaganda in Rede und Schrift, welche durch Vorurtheil und Gleichgültigkeit hindurch den Weg zu den Herzen ſich bahnen müßte, keinen der Höhe des Ziels gewachſenen Aufſchwung nehmen; und dieſes Vorurtheil und dieſe Gleichgültigkeit kündigen ſich mächtig genug an, von den weiten Gebieten, die ſie beherrſchen, die Wirkſamkeit des Vereins völlig auszuſchließen. Laut Bericht über das erſte Geſchäftsjahr des Centralausſchuſſes betrug deſſen Geſammteinnahme nicht mehr als 1569 Thlr. 28 Ngr. 5 Pf. Es wird hierbei „eine Reihe größerer Spenden von 20 bis 50 Thalern und eine Gabe von 1000 Thalern“ erwähnt und hinzugefügt: „Wir haben aber auch mit nicht geringerm Danke derjenigen Spenden zu gedenken, die aus minder reichlichen Mitteln und insbeſondere aus Sammlungen aus armen und den ärmſten Kreiſen unſers Vaterlandes und des Volks zugefloſſen ſind.“ Allein wenn man jene großen Gaben „einzelner, für die Sache der innern Miſſion erwärmter Freunde“ von der Geſammtſumme abzieht, ſo bleibt für die Maſſe des Volks ſo wenig übrig, daß auch der geringfügigſten Spenden nur eine ſehr kleine Anzahl geweſen ſein kann. Der Ausſchuß iſt freilich nur das Centralorgan der innern Miſſion: die einzelnen ſelbſtändigen Inſtitutionen derſelben verfolgen aus eigenen Mitteln ihre Zwecke; allein damit iſt dem Werke nur ſein früherer Beſtand geſichert, und die neue, entſcheidende, weſentliche Aufgabe, deren Bedeutung in Wittenberg zum gemeinſamen Bewußtſein kam: die Einigung der zerſtreuten und der Gewinn umfaſſender neuer Kräfte iſt nicht gelöſt. Die äußerlichen Hülfsleiſtungen, wie Geldbeiträge und dergleichen, ſetzen auch keineswegs jene Energie der ſittlichen Geſinnung, jenen heroiſchen Werkeifer voraus, den wir den großartigſten Beſtrebungen der Menſchheit anfangs immer nur im Kleinen zugezählt ſehen; ſondern wenn wir die Zeichen der Zeit beachten und den beſprochenen Erfolg der innern Miſſion mit Wirkungen vergleichen, wie ſie z. B. der Aufruf für die Abgebrannten in Hamburg (Frankfurt a. M. allein brachte in kürzeſter Zeit bei 200,000 Fl. zuſammen), oder der Aufruf für eine deutſche Kriegsflotte hervorgerufen, ſo können wir uns nicht verhehlen, daß die große Sache in den Augen der Meiſten, die ihr helfen müßten, ſo gut wie nicht vorhanden ſei.

Doch wir gehen zu den Principienfragen über.

Welcher Art muß die Erkenntniß des Evangeliums ſein, deſſen Mittheilung das Volk zu retten vermag?

Die Gefahr, mit der wir uns bedroht wiſſen, liegt nicht innerhalb des gewöhnlichen Ganges der Geſchichte; wir erkennen in ihr die Nothwendigkeit eines außerordentlichen Anlaufs und Uebergangs, welchen wir ſelbſt, unter Anſpannung der höchſten Kraft, wagen müſſen, oder zu welchem das Schickſal uns gewaltſam fortreißt. Nur zweimal ſtand die Menſchheit ſchon auf einer ähnlichen Stufe des religiöſen Bewußtſeins: zur Zeit der Entſtehung der erſten chriſtlichen Kirche und zur Zeit der Entſtehung der evangeliſchen Kirche. Beide Male ſehen wir ſie irr geworden an Dem, was allein ihr Halt und Richtung zu geben vermag — am Gewiſſen. Die Menſchen hörten zwar fort und fort deſſen Stimme und fühlten ſich erinnert an den göttlichen Willen; aber der Sinn entfiel ihnen, das Vertrauen hatten ſie verloren, und zugleich mit dem Glauben an Gott büßten ſie den Glauben an die Menſchheit ein. Der Wille hatte keinen Reiz mehr, jener Stimme zu folgen, und gehorchte der Lüge, weil er die Wahrheit nicht kannte.

Als das Evangelium zuerſt erſchien, trat es mitten hinein in den Zwieſpalt der Civiliſation und der Barbarei: die heidniſche Welt in dieſer Doppelgeſtalt mußte des großen Werks nothwendige Grundlage werden. Aus dem feindlichen Zuſammenſtoß einer alternden, überſättigten Bildung mit der Begier des rohen Inſtincts entſpann ſich jener welterſchütternde Kampf, welcher die Völker kommen und gehen hieß und alle Bande, welche die Menſchheit künſtlich zuſammengehalten, ſchonungslos zerriß. Da offenbarte ſich Gott in ſeiner ewigen Herrlichkeit durch die Erlöſung, ſenkte das Licht ſeines Geiſtes in die Nacht der Leiden und ließ die blöden Augen deren Urſprung und Ende ſehen. Aus goldenen Wolken winkte die Verheißung und wies die Verlaſſenen über die Gräber hinaus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Daher die eigenthümliche Ueberſchwänglichkeit des Gefühls, welche den Glauben jener Zeit ſo weſentlich als Wunderglauben kennzeichnet; daher die Weltverachtung, die Strenge der Werkgerechtigkeit bis zum Opfertod in der Gewißheit des himmliſchen Lohnes; daher die Kraft des Vertrauens und der Selbſtverleugnung; daher die volle Befriedigung in der Lehre und der fromme Gemeinſinn, als deſſen älteſtes Denkmal wir die katholiſche Kirche bewundern.

Jahrhunderte wichen und die Kirche erſtieg den höchſten Gipfel der Macht; aber je mehr ſie ſtieg, deſto mehr entfernte ſie ſich von ihrem Urbild, von dem ſichern Grunde, auf den ſie der Herr geſtellt hatte. Das im Glauben verſöhnte Herz, jener Felſen, welcher die Kirche tragen ſollte, nachdem es allmälig unter dem todten Material des Geſetzes vergraben, mit dem hohlen Gerüſte hierarchiſcher Formen erſetzt worden, brach auf neuen Wegen, außerhalb der Kirche, zur Wahrheit durch. Offenbar war es hier die der Wahrheit entfremdete Autorität der Kirche, welche, indem ſie ſich künſtlich zwiſchen das Gewiſſen und deſſen Urheber als Vermittlerin einſchob, dieſes Gewiſſen beirrte und zur Selbſtbefreiung hintrieb. Dies iſt das Weſen der Reformation. Das Vertrauen auf die göttliche Heilsord mung in der ſichtbaren Kirche hatte dieſe im Laufe der Jahrhunderte ſelbſt untergraben, ja in Haß und Verachtung verkehrt; zu der unſichtbaren Gemeinſchaft der Gläubigen fühlten die Herzen des beladenen Volks aufs neue ſich hingezogen, aber diesmal nicht ſowol zu der überirdiſchen, als vielmehr zu dem Reiche Gottes auf Erden. Es leuchtet ein, daß dieſem Verlangen eine tiefere Erregung des ſittlichen Willens entſprach: die Wiedergeburt ſollte ins Leben treten, das alte Wunder der Kirche genügte den Herzen nicht mehr, ein praktiſches Princip mußte deren Garantie übernehmen. Daher der Rechtfertigungsglaube. Das gewiſſe Gefühl der Sünde und der Unzulänglichkeit aller und jeder Werke wurde wieder der Reiz zur Liebe des Erlöſers, auf deſſen Mittleramt ſich der Glaube direct und ausſchließlich bezog.

Daß auch der proteſtantiſche Glaube mit der Zeit verloren gehen, daß auch ſeine Motive veralten und dem Leben verſagen konnten — wie haben wir dies zu verſtehen?

Mit der Reformation war nicht nur eine Erneuerung des kirchlichen Lebens, ſondern es war mit ihr eine neue Wiſſenſchaft, ein neuer Staat geſetzt. Die Freiheit, welche ſie gab, wurde nach allen Richtungen auf die Gebiete des Lebens geführt. Die contemplative Selbſtbeſchränkung, von einer Autorität erzogen, deren Gewalt nun für die Proteſtanten gebrochen war, machte den mächtigern Impulſen zur That, zum mannichfaltigſten Wirken in offener Welt Platz. Begleitet von Entdeckungen, deren Einfluß auf die Culturgeſchichte der Menſchheit an Gehalt und Umfang ſeines Gleichen nicht hat, erhob die Reformation den menſchlichen Geiſt zu einer bis dahin unerhörten Herrſchaft. Man darf ſich, zur Vergegenwärtigung des wahren Erfolgs der Reformation, am wenigſten auf die deutſche Geſchichte beſchränken; denn es iſt merkwürdig und gibt uns einen Fingerzeig für unſere Zukunft, daß gerade die Nation, welche den Proteſtantismus unter Schmerzen geboren hatte und mit den größten Opfern in ihrem Schooße groß zog, ſehen mußte, wie ihr von Andern, ſelbſt von Solchen, bei denen er nicht einmal zur nationalen Geltung kam, deſſen Früchte vorweggenommen wurden. Nicht auf den Dreißigjährigen Krieg, nicht auf die Spaltungen Deutſchlands, nicht auf die Politiſirung ſeiner Kirche und nicht auf den, für das Verſtändniß des germaniſchen Geiſtes ſo inhaltsvollen Bau der Scholaſtiker wollen wir hinſehen, ſondern auf die Nation, an deren Geſchichte ſich der welthiſtoriſche Beruf des Proteſtantismus in praktiſcher Hinſicht bis jetzt am reinſten und vollkommenſten herausſtellt — auf die engliſche. Seit der finſtere Knecht des Despotismus und der Hierarchie ſeine unüberwindliche Flotte vor den Geſtaden Englands zerſtieben ſah, war es weder falſche Beſcheidenheit noch das Gottvertrauen des alten Wunderglaubens, die den Siegern die Worte eingaben: Afflavit Deus, et dissipati sunt! ſondern: „Hilf dir, ſo hilft Gott!“ war die Loſung geworden, und der befreite Geiſt des Volks gab fortan in Thaten ſeines Glaubens Zeugniß ab. Wie ſchwierig die Vereinigung einer intenſiven Religioſität mit dieſem in alle Bahnen des thätigen Lebens ergoſſenen Selbſtgefühl ſein müſſe, bedarf nicht des Beweiſes. Das Auseinandergehen der innern und äußern, der ſittlichen und intellectuellen Bildung war unvermeidlich; die innerliche „Erleuchtung“ mußte gegen die mit gewaltigen Schritten ihr Ziel ereilende äußere „Aufklärung“ mehr und mehr zurückſtehen; das Leben füllte ſich mit dem erſtaunenswerthen Reichthum des Fleißes; zahlloſe neue Bedürfniſſe tauchten aus den erweiterten Formen des Gemeinlebens auf, deren Befriedigung von Geſchlecht zu Geſchlecht eine immer ſteigende Häufung, eine immer ſublimere Cultur der Kräfte aufbot. Neuerwachte hohe Intereſſen der äußern Welt zogen die Gemüther von den individuell ſubjectiven ſo zu ſagen ſchon in der Wiege ab, und die vielarmige Gewaltherrſchaft, welche unter dem Mantel dieſer Intereſſen ſtets weiter vm ſich griff, entzog der höhern Autorität des Gewiſſens nach und nach völlig den Boden, auf dem ſie nur erſt ſich hätte orientiren können.

So entſtand die der urſprünglichen Geſtalt des Proteſtantismus durchaus fremde Entgegenſetzung des intellectuellen Princips gegen das religiöſe, eine Entgegenſetzung, welche bald zur offenen Feindſchaft beider Elemente des Bewußtſeins führen mußte, da dem erſtern ſtets neue und mächtigere Impulſe der einſeitigen Selbſtſteigerung zuſtrömten, während das letztere in ſeiner antiquirten Form zu verharren, oder aber ſeine Entwickelung, im Verfolgen des erſtern, zu überſtürzen gezwungen war. Der deutſche Charakter, bei ſeiner energiſchen Richtung auf das Gleichmaß der geiſtigen Kräfte, bei der überwiegenden Innerlichkeit und Idealität ſeines Weſens, wandte die Thatkraft weniger nach außen und auf die erſcheinende Welt als nach innen und auf die Theorie. Daher blieb Deutſchland in ſeiner äußern Entwickelung zurück, während es im Reiche der Gedanken weite und feſte Beſitzungen erwarb. Die formalen Principien des Proteſtantismus und das wiſſenſchaftliche Intereſſe an denſelben traten unverhältnißmäßig hervor; die realen aber, ſolange ſie nicht in den Herzen des Volks ihre lebendigen Träger hatten — und dies konnten ſie nur in der Kirche und durch die Kirche — mußten ſich um ſo baldiger abſchwächen, als die Kirche unter der gefährlichen Curatel des Staats ihre urſprüngliche Furcht vergeſſen hatte und, indem ſie ſich des ruhigen Beſitzes freute, über den wahren Stand ihres Vermögens in Unwiſſenheit und Täuſchung verfiel. Dennoch würde ſich, bei der Wachſamkeit der theologiſchen Forſchung, bei der ſittlichen Geſundheit im Kern des Volks, bei dem Ernſt und der Liebe, womit ſo viele bedeutende Männer, über die Schwäche ihrer Zeit ſich erhebend, die wahren Intereſſen der Kirche ins Bewußtſein zurückriefen und die Grundſteine des Neubaues legten — Bemühungen, deren leuchtende Spur von Spener bis auf unſere Tage herabführt — würde ſich die deutſche evangeliſche Kirche aus den Stürmen des vorigen Jahrhunderts noch als Muſterbild vor den Augen Europas aufgerichtet haben, wäre ſie nicht mit ſo vielen andern köſtlichen Errungenſchaften des deutſchen Geiſtes dem gemeinſamen Schickſale erlegen, vermöge deſſen das politiſche Zerwürfniß uns nicht nur am Vaterlande, ſondern zuletzt an jedem, auch dem feſteſten Beſitzthum irre werden ließ, und zu einem Bewußtſein, welches allem Poſitiven zuwider iſt, gewaltſam hinaustrieb. Nun iſt es umgekehrt dahin gekommen, daß, während die proteſtantiſchen Kirchen des Auslandes, während die katholiſche in Deutſchland ſelbſt, obwol ſie alle nicht die Depotenzirung des Glaubens verleugnen, immer noch eine beſtimmte, innerhalb des Lehrbegriffs ſtehende Gemeinſchaft lebendig darſtellen, in unſerer deutſchen evangeliſchen Kirche, wenn man die Maſſe ihrer blos äußerlichen Bekenner von den Wenigen, die bei ihrem Dogma innerlich noch zuſammenhalten, abzieht, die Gemeinde in den meiſten Orten als illuſoriſch erſcheint. Zugleich hat der proteſtantiſche Glaube in Deutſchland, wo ſein urſprüngliches Princip, die ſogenannte Gewiſſensfreiheit, am vollkommenſten zur Entwickelung gedieh, das Schickſal, daß unter ſeinem eigenen Schilde die Willkür in den mannichfaltigſten, oft unkirchlichen und kirchenfeindlichen Beſtrebungen ungeſcheut ſeine letzten Stützen untergräbt. Und gerade mit dem Moment, in welchem das moderne Bewußtſein in den Vollgenuß der vermeinten Freiheit tritt, indem es ſich losſagt von jeder Rückſicht gegen das „pfäffiſche Lügengewebe“ und die Erbſchaft der „finſtern Vorzeit“ triumphirend ausſchlägt, iſt die Verwirrung des innern Richters eingetreten, das Gewiſſen hat ſich gefangen gegeben, gefangen an eine geſetzloſere Autorität, als jemals die Kirche geübt; und, wie dann doch wieder der kategoriſche Imperativ gegen die Lügen des Zeitgeiſtes ſich zu empören beginnt, iſt der unauflösliche Widerſpruch und mit ihm der Unfriede in der Seele geboren. Mit welchen Gefahren aber dieſe Unzufriedenheit, in der ſich der Abfall von der Religion von jeher am deutlichſten ausſprach, einer Geſellſchaft drohen müſſe, die der Blößen ſo viele aufweiſt, wie die heutige, iſt unberechenbar. O daß wir uns täuſchten! Aber ſo viel iſt mit den Händen zu greifen, daß, wenn die Begierden, auf deren Entfeſſelung jetzt im Geheimen ſo Manches hinarbeitet, wovon wir uns deſſen nimmer verſähen, auch nur einmal die Möglichkeit ihrer Obmacht im Großen und Ganzen erprobt hätten, die neuerlich ſo viel beliebte „organiſche Entwickelung“ unter uns ihre letzte Rolle geſpielt haben würde.

Noch einmal ſteht die Weltgeſchichte an den Thoren unſers Vaterlandes, Einlaß und Durchgang fodernd von einem Epigonengeſchlechte, das ihre gewaltigen Schritte ſchon abſeits liegen zu laſſen drohen. Es iſt ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth: Mitgründer der Zukunft zu ſein. Aber der kurze Augenblick der Berufung verlangt einen raſchen einhelligen Entſchluß, verlangt die Sammlung aller unſerer Energie in Einem Punkte. Könnt ihr euch jetzt nicht beſinnen auf das Eine, was noth iſt, zögert ihr jetzt noch, „hinauszugehen auf alle Wege und die Irrenden hereinzuholen“, auf daß Ein Rath und Eine That den

Beſſern gemein werde: ſo laßt nur ab, euch ferner mit der Hoffnung auf „beſſere Zeiten“ zu tragen; denn ihr werdet ſie nicht ſehen, ſondern ein Geſchlecht, das euer Andenken verleugnet, wird — nachdem das Gute, deſſen ihr euch rühmt, mit dem Böſen zu Grunde gegangen — die neue Saat auf den theuer gewordenen Boden ſtreuen. Die wahrhafte Anarchie iſt nicht in dem äußern Zerfall der Geſellſchaft, ſondern in dem innern zu ſuchen, und, indeß wir jener, deren Erſcheinen wir fürchten, zuvorkommen möchten, überſehen wir, daß *dieſe*, die im Verborgenen ſchleicht, uns wirklich zuvorgekommen iſt. Dieſer innere Zerfall aber, worin beſteht er? und wie iſt uns von ihm zu helfen? „Durch das Erwachen des Gewiſſens und der ſittlichen Macht im Menſchen?“ Ja, wenn dieſe möglich wäre ohne den Glauben! Was iſt Wahrheit, was iſt ſittliche Macht? fragt das moderne Bewußtſein und weiß ſich in ſeinem Rechte, wenn es auf eine Antwort wartet, die aber ausbleiben muß, ſolange der Glaube fehlt. Darin liegt ja eben das große Uebel, daß die beirrten Gewiſſen unfähig geworden, ſich aus ſich ſelbſt zu erneuern. Man appellirt an eine Macht, die nicht mehr vorhanden iſt, oder möchte ſich mit einer Schwäche vergleichen, die für ſich ſelbſt nicht mehr einſteht.

So wäre es denn in Wahrheit der Glaube und der Glaube allein, was uns helfen mag: die Furcht vor einer gewiſſen, über allen Widerſpruch erhabenen Autorität und die freudige Zuverſicht auf die ewige Liebe. Zweimal ſahen wir dieſe durch Offenbarung in die Herzen der Menſchen zurückkehren, nachdem ſie im Großen und Ganzen verſchwunden geweſen: das erſte Mal (wie)*) durch ein Wunder, das andere Mal durch das Bewußtwerden des Bruchs mit einer äußerlichen Autorität, welche ſich den Platz der göttlichen angemaßt hatte. Und nun, da eine dritte noth thut, nach welcher Offenbarung ſollen wir uns jetzt noch umſehen? Die Geſchichte der Menſchheit ſteht nicht ſtill, noch kehrt ſie auf die großen Entwickelungspunkte früherer Jahrhunderte zurück; es iſt in dieſer Hinſicht der proteſtantiſche Glaube mit nichten — wofür man ihn anſehen konnte — die bloße Wiederherſtellung des erſten Chriſtenglaubens geweſen; vielmehr bezeugt die evangeliſch-proteſtantiſche Geſtalt der *Rechtfertigung* in dem praktiſchen Gleichgewicht ihres ſittlichen Factors mit dem religiöſen und in dem Losgebundenſein von dem letzten ſinnlichen Band (der Kirche) gegenüber dem alten Glauben eine Erweiterung des religiöſen Bewußtſeins, der ſich die Merkmale einer mehr als tauſendjährigen Vorbereitung nicht verſagen. Die drei Jahrhunderte aber, welche der Reformation folgten, wären inhaltsärmer, wären weniger vorbedeutend? Nur das Verſchwinden des alten Glaubens, nicht auch das Werden eines neuen ſollten ſie anzeigen?

---

*) Der Zuſatz iſt für Alle, welche über den Anſtoß, den ihnen das Wort „Wunder“ gibt, nicht hinauszukommen vermögen. Ebendamit bezeugen ſie, welcher Zeit Kinder ſie ſind, und daß mit dem *alten* Glauben ihnen nimmer zu helfen iſt

Wir haben geſehen, welcher Art die großen Antriebe jener theuerſten Errungenſchaft der europäiſchen Civiliſation ſein mußten; wir ſind auf ein Wort geſtoßen, deſſen Sinn unſern Zeitgenoſſen, mögen ſie zu den Gebildeten zählen oder zu den Ungebildeten, geläufig iſt wie kein anderes, ein Wort, in dem die verwickelte vielſeitige Frage ſich gleichſam in Einem Brennpunkt zuſammenfugt: — die Aufklärung. Bedarf es noch des Beweiſes, daß der Glaube, auf den wir rechnen ſollen und der ſich uns, den Gläubigen, in den Zeichen der Zeit auch genugſam ankündigt, daß dieſer Glaube der Aufklärung nicht zuwider ſein dürfe, nein, aus ihr herauswachſen müſſe? und wird man uns jetzt noch misverſtehen, wenn wir dieſen Glauben Vernunftglauben nennen und auch ihm eine Offenbarung, und zwar die höchſte und reinſte, zu Grunde legen wollen? Die Kraft der Erlöſung bleibt ſich gleich, ſie kann nicht wandeln: den Menſchen iſt kein anderer Name gegeben, darin ſie können ſelig werden, als der Name Deſſen, der einmal in den Tod gegangen, um als der gleiche und ſelbe ewig für ſie zu leben; aber iſt uns nicht auch geſagt, daß Gott die Zeit der Unwiſſenheit überſieht und nur zu den Wiſſenden redet durch den Mund des Sohnes? Wem gleichen unſere Zionswächter, die es der Menſchheit verargen möchten, mit dem Pfund, das ihr vertraut ward, zu viel gewagt zu haben? Soll ſie ſich fürchten, weil Gott ein harter Mann wäre, den Centner in die Erde verbergen, um nur allezeit hervortreten zu können: „Siehe, da haſt du das Deine!" Weiß der Herr etwa nicht, wann er das Seine zu fordern hat, und will er es einziehen vor den Tagen der Ernte? Das Geſetz, von dem geſchrieben iſt: „Ich bin nicht gekommen, es aufzulöſen, ſondern es zu erfüllen; bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtabe noch ein Titel davon, bis daß es Alles geſchehe", dieſes Geſetz faßt nicht allein Moſes und die Propheten, ſondern bis auf den heutigen Tag dauert der alte Bund — in dem Grundgeſetz des menſchlichen Geiſtes, in der Vernunft. Die Gerechtigkeit ſelbſt kommt freilich nicht aus dieſem Geſetz; „denn es iſt kein Geſetz gegeben, das da könnte lebendig machen", und von neuem wird es „beſchloſſen unter die Sünde"; aber ſofern ſeine zwingende Macht unter uns in immer weiterm Umfang ſich kund macht, wäre das nicht wieder die alte phariſäiſche Heuchelei oder Feigheit, die gern aufgelöſt ſähe durch Chriſtum, was er aufs ſtrengſte zu erfüllen verheißt?

Was unter dem wenig ſchicklichen, aber doch ſeit geraumer Zeit legitimirten Namen „Vernunftglaube" ſich Alles verbergen möge, darüber dürften wir uns endlich wol der Sorge entſchlagen, nachdem der Streit über Namen in Geſellſchaft mit jener Schule der neuern Theologie, welche dazu den unſchuldigen Anlaß gegeben, vorlängſt zu Grabe getragen worden und auf der andern Seite eine fünfzigjährige Erfahrung uns genugſam überzeugen konnte, wie für den Menſchen unſers Jahrhunderts die einzige Garantie der Reinheit und Dauer ſeines Glaubens — ſei dieſer übrigens von Haus aus beſchaffen wie er wolle — in der von ihm ſelbſt vollzogenen Feuerprobe des Gedankens zu ſuchen iſt. Die Nöthigung des modernen Bewußtſeins, die alten Vorſtellungen durch neue Begriffe zu vermitteln und ſich auf dieſem Wege eine dem Leben im Geiſte und in der Wahrheit congruente religiöſe Denkart anzueignen, läßt ſich nun einmal ſelbſt von der gröbſten Bigoterie nicht mehr wegraiſonniren. Das wahrhaft Kunſtvolle für die Löſung des Problems beſteht deshalb darin: nicht allein zu verhindern, daß eine ſolche Nöthigung die Herzen des Volks blindlings in ſich verſtricke und mit ſich fortziehe, ſondern auch zu ſorgen, daß dieſelbe mit den Antrieben der ſittlichen Freiheit und mit der Kraft des neuen Glaubens — in deſſen Beſitz ſich nur erſt die wenig Erleuchteten wiſſen — ſo viel als möglich zuſammentreffe. In dieſer Hinſicht mußten religiöſe Erſcheinungen wie die des Jahres 1845 ungemein lehrreich ſein. Leicht überredeten ſich Lichtfreunde und Deutſch-Katholiken von der Wahrheit des — doch „längſt überwundenen“ — Chriſtenthums, nachdem ſich daſſelbe nur mit ihrem Faſſungsvermögen, mit ihrer Denkart auf gleiches Niveau geſetzt zu haben ſchien. Zweifeln wir noch, wohin es führen müſſe, wenn man die Halbmündigen ſich ſelbſt oder dem Ehrgeiz geſinnungsloſer Führer überläßt? Werden wir noch weiterhin den Experimenten der „Gewiſſensfreiheit“ und des „geſunden Menſchenverſtandes“, bis ſie uns Haus und Hof in Brand geſteckt, mit Spannung, mit Bedauern, mit Entrüſtung, mit Gottvertrauen und den übrigen Masken des Müſſiggangs zuſehen? — Nein! „Die innere Miſſion tritt dieſer Zügelloſigkeit, dieſer unabſehbaren Verwirrung des Geiſtes handelnd entgegen.“

Wenigſtens ſcheint es in ihrer Abſicht zu liegen. Aber nimmt ſie in der That den Faden der Verwickelung auf? Iſt ihr, was nicht aus dem alten Glauben ſelbſt kommt, unentbehrliches Werkzeug oder nur ſtörendes Hinderniß? Und ſchiebt ſie nicht, indem ſie das wahre Bedürfniß der Zeit — die Vermittelung zwiſchen Aufklärung und Erleuchtung — ignorirt, eben dieſer Zeit, in einer mit dem Bewußtſein derſelben unverſöhnten Erkenntniß, ein fremdes Bedürfniß unter? Es liegt außerhalb der Aufgabe dieſer Abhandlung, ſolche Fragen im Einzelnen an den Erſcheinungen des fraglichen Werks zu löſen; allein ſchon die Unbeſtimmtheit, in welcher „die Verkündigung des Evangeliums“ als nächſter und letzter Zweck der innern Miſſion hingeſtellt worden, zeigt, wie das eigentliche Problem, als beſtimmt und weſentlich, in dieſer Allgemeinheit keineswegs befaßt ſei. Die Verkündigung des Evangeliums im Sinne der innern Miſſion iſt das Ausſtreuen einer Saat, für welche Gott allein ſorgen, welche Gott allein ernten ſoll. Wie weit die Erſcheinung des Werks — und wir wollen ſie von einer möglichen Idee getrennt halten — ſich in dieſer Hinſicht von den ältern Zeugniſſen des kirchlichen Gemeingeiſtes in Deutſchland, insbeſondere von den Liebeswerken der Reformation und ihrer ſpätern Ausläufer, entferne, bedarf keiner Erinnerung. Die innere Miſſion iſt genau ihrem engliſchen Vorbilde gefolgt, und wenn wir z. B. nur die Art, in welcher Luther die Erkenntniß des Evangeliums im Volke beſorgte, mit der neuern Methodik des engliſchen Miſſionsweſens vergleichen, ſo tritt der Gegenſatz in ſeiner wahren Bedeutung ans Licht. An Umfang gewinnt er obendrein durch die eigenthümliche Steigerung, welche daſſelbe Problem im Laufe der Jahrhunderte erfahren mußte; ſodaß wir leicht erkennen, der engliſche Proteſtantismus habe mit allen den gewaltigen Anſtrengungen, deren Triebfedern wir unſere Achtung ſchwerlich verſagen können, die ihm beſonders geſtellte Aufgabe im Weſentlichen nicht gelöſt, geſchweige denn uns Deutſchen zu der unſerigen, zweifelsohne höhern und umfaſſendern, den rechten Impuls und das vollſtändige Schema gegeben. — Wir ſind hiermit ſchon in das Gebiet der zweiten Frage hinübergetreten:

Welcher Art müßte die Verkündigung des Evangeliums ſein, die zu der für uns allein möglichen Erkenntniß deſſelben führen könnte?

Es iſt bequem, den Samen des Geiſtes auszuſtreuen, unbekümmert, auf welchen Boden er falle; ob dieſer jenen, ob jener dieſen ertrage; über Gedeihen und Ernte dem Herrn derſelben allein die Verantwortung zuzuſchieben. Wer ſein Gewiſſen einmal ſo weit erleichtert hat, warum ſollte er ſich nicht auch der letzten Sorge, der Ausſaat ſelbſt entſchlagen? Gott, ohne deſſen Wiſſen kein Haar von unſerm Haupte fällt, der ſchon für die Vögel ſäet und erntet, ſollte nicht dafür ſorgen, daß der Acker des Herzens beſtellt werde? Nein, wahrlich nicht! ſolange er die beſſere Gabe der Freiheit nicht zurücknimmt. Der menſchliche Geiſt für ſich weiß nichts von einem ſolchen Gange der natürlichen Dinge, nichts von der vielgeprieſenen organiſchen Entwickelung. Er fährt gewaltſam mitten durch dieſe hindurch, hungernd und dürſtend nach der Gerechtigkeit; er wuchert mit dem vertrauten Pfunde rückhaltlos und ſeiner ſelbſt gewiß bis zum Tage der Rechenſchaft. Alſo eingreifen, alſo künſtlich corrigiren ſollen wir den Lauf der Welt? herſtellen in ihr das heilige Geſetz, das der Schöpfer mit unvertilgbarer Flammenſchrift in unſere Herzen geſchrieben? — Wenn wir es vermöchten, ſo wäre dies wahrlich die Aufgabe. Aber leider nicht, wie dieſes Geſetz im Einzelleben mit ſteter Machtvollkommenheit vollzogen wird oder, wenn es unterdrückt war, wieder zur Herrſchaft kommt mittels einer Wunderrevolution, die kaum eine Spur zurückläßt — nicht ebenſo gelingt es im Geſammtleben. Anders wirkt die Idee im Individuum, anders im geſammten Geſchlecht. Leicht ſtellt das untheilbare Bewußtſein des erſtern in ſich eine Einheit her, der ſich das letztere in ſeiner unendlichen Getheiltheit und Discrepanz nur in langſamen ſchwerfälligen Schritten unter den gefährlichſten Kriſen zu nähern vermag. Wenn das Gewiſſen eines einzelnen Menſchen über die Sünde obſiegt oder ihr unterliegt, ſo weiß, außer ihm ſelbſt, oft Gott allein darum; wenn aber das Gewiſſen eines Volks erwacht und nach der Wiedergeburt ringt, dann erfahren es viele Gewiſſen und empfinden die Schläge eines Schickſals, deſſen Kommen und Gehen ſie nicht in ihrer Gewalt haben. Auch wir, die Träger der Gegenwart, werden den Sturm, falls er kommen ſollte, nicht beſchwören; auch wir, die wir die morſchen Stützen eines alternden Gemeinlebens auseinanderweichen ſehen, werden im klaren Bewußtſein unſerer Ohnmacht uns nicht vermeſſen, den Sturz, wenn er naturgemäß mit den vorhandenen Zuſtänden außer uns gegeben iſt, hindern zu können.

Ein neues Evangelium ſoll der irrenden Menſchheit verkündigt werden — denn die Wahrheit des alten muß ihr ja neu erſcheinen: — das Geſetz ſoll erfüllt werden von der lebendigen, von der einigen und einigenden Kraft des Glaubens. Aber wie? Sollen etwa die Adepten der Wiſſenſchaft die geſchloſſenen Kreiſe, in denen ſie leben und wirken, verlaſſen? Sollen ſie hinaustreten auf die Gaſſen des Lebens und ihre Weisheit predigen vor den Ohren der Menge? Sollen die Schulen, aller Widerſprüche vergeſſend, ſich vielleicht zu einer Propaganda des Vernunftglaubens vereinigen? Soll unſer Beruf ſein, das Volk aufzuklären über die Aufklärung und es, das geiſtig ſich reich dünkt, reicher zu machen? — Ein ſo thörichtes und zweckwidriges Thun muß uns fern liegen. Unſere Miſſion kann nur ein beſcheidenes und praktiſches Werk ſein. Wir wiſſen, daß unſere Schulen noch lange nicht die Schulen der Menſchheit ſind. Soll das Geſchlecht als ſolches dem Leibe dieſer Sünde abſterben, um von neuem geboren zu werden — und wer zweifelt daran, daß wir vor einer ſolchen Nothwendigkeit ſtehen —, dann ergreift eine mächtigere Hand als Menſchenhand den Faden ſeines Geſchicks, und das Unglück erzieht uns nach Grundſätzen, für welche unſerer Erkenntniß und unſerm Willen jeder Maßſtab gebricht. Und zwar läßt dieſe ihres Erfolgs gewiſſe, unwiderſtehliche Zucht des Unglücks nicht länger auf ſich warten, als gut iſt. Weder ſie zu beſchleunigen, noch ſie aufzuhalten, haben wir Beruf; ſondern, uns mit der Prüfung Deſſen beſcheidend, was unſers Amtes iſt, müſſen wir das Ihrige nehmen, wie und wann es kommt. Warum erinnern wir aber ausdrücklich an dieſe faſt triviale Wahrheit? Um die nächſtliegende, am meiſten zu fürchtende, am meiſten verbreitete und folgenreichſte Täuſchung über die Natur des Problems abzuſchneiden! Nicht wir ſind — ſofern es ſich um die Geſammtregeneration handelt*) — die Wecker des allgemeinen Sündenbewußtſeins, nicht wir ſind die Verkündiger des neuen Glaubens: Beides behält ſich die Vorſehung ſelbſt vor, oder wahrhaftig! ſie beruft dazu ein anderes Geſchlecht als das heutige.

---

*) Denn die Tendenz kann eine hiervon weſentlich verſchiedene ſein, wie z. B. die des Vereins für die innere Miſſion ſelbſt nur auf „die Rettung des (jetzt lebenden) evangeliſchen Volkes“ als einer beſtimmten Vielheit von Seelen gerichtet iſt, ohne daß hierbei die Geſammtheit als ſolche, wenn man auch ſelbſt an die kirchliche denkt, ins Auge gefaßt wird. Wir werden hierauf ſchließlich zurückkommen, damit es nicht ſcheine, als ſollte der Tendenz des Vereins die volle Würdigung, welche ſie gerechterweiſe beanſprucht, entzogen und ihr ein Vorwurf gemacht werden, der ſie in Wahrheit nicht trifft.

So verſchieden die Wege ſein mögen, auf welchen die Religion zu den Menſchen kommt, ſo Viele namentlich bei unſerer aus der ſichern Regel des praktiſchen Lebens herausgetretenen, höchſt verworrenen literariſchen Scheinexiſtenz auf eigenthümliche Art erſt in den Jahren des gereiftern Selbſtbewußtſeins ihres Gottes inne werden: die natürliche Norm der Bildung, Erhaltung und Fortpflanzung des Glaubens von Geſchlecht zu Geſchlecht, wie ſie mit dem Begriff der Kirche gegeben iſt, ſtellt ſich allein in der Erziehung dar. Dieſer gegenüber erſcheinen jene übrigen Bildungsweiſen in höherm oder geringerm Grade abnorm und verſpätet. Ein Volk will zum Glauben erzogen ſein. Iſt es aber nicht dazu, iſt es gar, wie das unſerige, zum Unglauben erzogen, ſo vermag keine Anſtrengung mehr das fremde Element in die Geſammtheit der erwachſenen Generation als ſolcher künſtlich hineinzubilden. Wir dürfen nur die nationalen Entwickelungsgänge, wie ſie der Entſtehung aller Religionen, auch der heidniſchen, gleichlaufen, das allmälige Werden eines Volksglaubens, die merkwürdigen ethniſchen und politiſchen Metamorphoſen, die daſſelbe begleiten, ſorgfältig prüfen, um zu dem ſichern Schluß zu kommen, daß eine Kirche den volksthümlichen Grund, auf dem ſie ruht, ſich ſelbſt und aus neuen Elementen baut. So vermögen auch wir, in Bezug auf unſere evangeliſche Kirche, ſofern ſie als Neubau dem ahnungsvollen Gemüthe vorſchwebt, wir, die hoffende Gemeinde ihrer beſſern Zukunft, mehr nicht zu thun, als ein anderes Geſchlecht zu erziehen, auf deſſen neuen gewiſſen Geiſt ſie ſich gründen mag. Denn in dem lebenden hat ſie mehr nicht als „Gäſte und Fremdlinge“; in ſeinen Kindern erſt wird ſie vielleicht wieder „Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenoſſen“ beſitzen.

Wie aber ſoll die Erziehung zum Glauben durch ein Volk geſchehen, dem er ſelber entſchwunden iſt? oder ſoll vielleicht die Maſſe der Glaubensloſen zurücktreten, damit das Häuflein der Gläubigen das Werk vollführe? ſoll das Band der Familie zum guten Zwecke noch weiter gelockert und gelöſt, etwa der Sohn dem Vater, die Tochter der Mutter entzogen werden, damit planmäßig der gute Geiſt, nur „unter höherer Aufſicht“, der Jugend ſich mittheilend, zum Gemeingut erwachſe? Die Erziehung zur Religion außerhalb der Familie vermag zur Löſung einer Geſammtaufgabe, wie die unſerige, nichts. Der pädagogiſche Heilplan, wie wir ihn wollen, iſt entweder ein ins Blaue gemalter Schemen, oder das ganze Volk in der Integrität ſeiner natürlichen Formen des Gemeinlebens muß zu ſeiner Verwirklichung berufen ſein.

Es zerfällt die große Maſſe der Berufenen in Bezug auf dieſen ihren Beruf gewiſſermaßen in drei Factoren, in welchen zuſammen unſer kirchliches Ganze als vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges lebt. Die

Träger der Vergangenheit ſtehen im alten, mit dem Zeitbewußtſein nicht vermittelten, demſelben indifferenten oder feindſeligen Glauben; die Träger der Gegenwart mitten in dieſem Bewußtſein, außerhalb jedes oder außerhalb des wahren Glaubens; die Träger der Zukunft endlich in einer wirklichen oder nur erſt ideellen Einheit beider. Der Natur dieſes Verhältniſſes entſprechend, fallen weitaus die Meiſten in die mittlere Kategorie: die Meiſten ſind Kinder ihrer Zeit. Sie ſollen nun einen eigenen weſentlichen Theil des gemeinſamen Berufs erfüllen, aber aus der beſtimmten Beſchränktheit ihrer geiſtigen Lebensſphäre heraustreten, als Erzieher ein Chriſtenthum mittheilen, das ſie ſelbſt nicht haben; dies können ſie nicht, und wenn ſie könnten, ſo würde es immer nur widernatürlich ſein, wollten ſie aus irgend einem äußern Antrieb in ihren Kindern ein dem eigenen innerſten Gefühl widerſprechendes Bewußtſein erzeugen. Denn die Erziehung iſt das Werk der Freiheit und der Liebe. In dieſen aber iſt ſie auch von wunderbarer Macht und ihr von allen Einflüſſen, welche ein Menſchenſchickſal nach der Geburt noch beſtimmen, keiner an Tiefe und Umfang gleich zu achten. Auf einer falſchen Vorausſetzung beruht die Meinung, daß es leichter ſei, ſich ſelbſt zu erziehen, als ſeine Kinder, und daß, wer jenes nicht vermöge, zu dieſem völlig verdorben ſei; im Gegentheil erſchwert die Selbſtſucht jenes ebenſo ſehr, wie die Liebe dieſes erleichtert. Weshalb alſo — da dieſe Kraft der Liebe als die natürliche köſtliche Mitgift für die Sorgen des Vaters und die Schmerzen der Mutter auch dem entartetſten Geſchlecht noch aus unverſiegbarer Quelle fließt — weshalb ſollten wir, wohl wiſſend, was gut iſt, aber an uns ſelbſt die Herrſchaft des Schlechten erduldend, nicht wenigſtens ſtark genug in der Liebe ſein, unſere Kinder vor dem gleichen Knechtsdienſte zu bewahren? Ja wahrlich, dies vermögen auch Alle auf gleiche Weiſe, wenn es nur recht ſtet und beharrlich der Menge zum Bewußtſein gebracht wird. Den Mühſeligen und Beladenen, den Irrenden und Getäuſchten, den Muthloſen und ſogar den Uebermüthigen kommen mehr und mehr die Augenblicke, in denen ſie ſchmerzlich die niedrigen Schranken fühlen, die ſie ſelbſt ihrem Leben geſetzt haben, und ſie täuſchen ſich nicht mehr über den Verluſt jenes höchſten Guts, das, dem Schein der Welt unzugänglich, nur im ſittlichen Willen wohnt. Einfach und leicht verſtändlich iſt die Vorſchrift: *Erzieht eure Kinder zur Freiheit durch die ſittliche Liebe!* Die geknechtete Vaterſeele erhebt ſich gern an der liebevollen Sorge für die Freiheit des Kindes und bereitet ſich mit mäßiger Mühe in dieſem den Frieden und das Glück, für welche in ihr ſelbſt der Boden verloren iſt. Aber werden wir im Volke, in der ſtumpfen, der Sinnenwelt und deren Anſprüchen dienſtbaren Menge dieſe Energie der ſittlichen Motive ohne die Hülfe des Glaubens erzeugen können? Wir nicht, aber vielleicht die Zuchtruthe des Schickſals.

Wir ſtehen hier an der Grenze menſchlicher Zurechnung; die Löſung der Aufgabe kann der Geſammtheit, der ſie obliegt, nicht von Einzelnen aus der Hand genommen werden; nur hinweiſen auf den einzig möglichen Weg durch unſer Wort und unſer Beiſpiel, nur vorbilden und befördern können wir das gemeinſame Werk. *Eine Totalreform der öffentlichen Jugendbildung wäre die erſte umfaſſende, wahrhaft praktiſche That.* Wie eine ſolche Reform zu verſtehen ſei, geht nun aus dem Bisherigen wol zur Genuge hervor. Nur geringe zerſtreute Anfänge*) — bedeutſam als ſolche — zeugen von der Einſicht, dem Ernſte und dem Muthe, auf deren Erſcheinung der Geiſt der Geſchichte wartet. Alles Uebrige, ſo viel in der Sache neuerdings geſchehen, geredet und geſchrieben worden, iſt eitel Stückwerk und mehrt nur die grenzenloſe Verwirrung. Die Schule, die *uns* helfen ſoll, darf ſich länger nicht biegen und winden wollen nach dieſer oder jener Forderung des Tages; ſie muß ſich ſchlechthin entgegenſetzen, gewaltſam muß ſie brechen mit dem unglückſeligen Triebe, welcher Stoff auf Stoff häuft und nur im Stoff wühlt; rigoriſtiſch zurückweiſen muß ſie den Schein in jeder Geſtalt; ſie muß es bündig ausſprechen, daß ſie *keins* der ſeitherigen „Bedürfniſſe" befriedigen, daß ſie vor allen dieſen Bedürfniſſen nur behüten und bewahren will; ihr Programm muß kurz ſein: *Geiſtige Armuth, Einheit des Gemüths im ſittlichen Willen.* Da bisher deſſen Gegentheil: intellectueller Ueberfluß und ſittliche Zerfahrenheit, in unſern Schulen von Jahr zu Jahr wächſt, ſo kann Hülfe nur von einer gänzlichen Umkehr des Princips erwartet werden.

Die praktiſchen Handgriffe, deren Gebrauch uns hier vor Augen ſchwebt, wird man vergebens bei der ausübenden Pädagogik unſerer Tage ſuchen, und es iſt ſchwer zu begreifen, aber wahr, daß ſogar die in den letzten Jahren immer geſpreizter auftretende pädagogiſche Literatur in Deutſchland — ſelten zerſtreute Lichtblicke ausgenommen — in völliger Unwiſſenheit oder Verblendung in dem Einen, was noth thut, befangen geblieben iſt. Dem Jahre 1848 war es vorbehalten, die koloſſale Selbſttäuſchung unſerer Pädagogen dem gebildeten Publicum und ihnen ſelbſt aufzudecken. Wir können uns, der Verdeutlichung der Sache wegen, nicht enthalten, an dieſer Stelle einen Augenblick ins Einzelne zu gehen und an einem intereſſanten Beiſpiel den Sinn der angeregten Frage zu veranſchaulichen. Im Herbſte 1839, als der Verein deutſcher Philologen und Schulmänner zu

---

*) Wir erinnern an die Bildungsanſtalten zu *Hofwyl* in der Schweiz und — zum Zeugniſſe jener alten Wahrheit, die ſchon *Salluſt* beſtätigt, daß der Einzelne, wenn er ganz will, vermag, was Tauſenden, die halb wollen, nicht gelingt — an den Geiſt ihres unſterblichen Stifters. Der Umfang dieſer Abhandlung geſtattet es nicht, dem Leſer das leuchtende Bild der *Fellenberg*'ſchen That hier vor Augen zu ſtellen. Vielfach und faſt in allen Sprachen der gebildeten Welt iſt darüber geſchrieben worden, für uns und unſere Aufgabe insbeſondere von K. H. *Scheidler*: „Die Lebensfrage der europäiſchen Civiliſation und die Bedeutung der Fellenberg'ſchen Bildungsanſtalten zu Hofwyl für ihre befriedigendſte Löſung" (Jena 1839), auf welche treffliche Schrift wir Jeden verweiſen, der in der praktiſchen Begründung der obigen Principien nach Einſicht verlangt.

Mannheim ſeine zweite Verſammlung hielt, ſtellte ein daſelbſt erſchienener, durch ſeine Vorſteherſchaft der Niederländiſchen Geſellſchaft für moraliſche Beſſerung der Gefangenen und durch ähnliche Beſtrebungen bekannter Holländer, Herr W. A. Suringar, die Preisfrage: „Welches ſind die Urſachen, warum ſo viel Gutes, was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, ſobald und nachdem ſie die Schule verlaſſen? Welche Mittel können gegen dieſen Verluſt nach dem Verlaſſen der Schule angewendet werden durch die Kinder ſelbſt, durch Aeltern, Lehrer, Geiſtliche, Privatperſonen und Vereine, auch durch den Verein der deutſchen Philologen und Schulmänner, und endlich durch den Staat, beſonders in Hinſicht auf ſolche Kinder, welche nicht für den gelehrten Stand und damit zum Beſuche der Univerſität beſtimmt ſind?" Es wurde die weitere Erläuterung hinzugefügt: „Bei der Beantwortung dieſer Frage ſolle man unterſuchen, ob nicht vielleicht in dem Unterrichte ſelbſt der Keim des Verluſtes liege, theils weil viel von Dem, was die Kinder in den Schulen lernen, wenn es auch den Samen eines guten Unterrichts trägt, eigentlich nicht gut iſt und alſo vermöge ſeiner Beſchaffenheit wieder verloren geht, und theils, wenn es auch gut iſt, nicht auf eine ſolche Weiſe gelehrt und gelernt wird, die es wahrſcheinlich macht, daß es nicht wieder verloren gehe." Die Commiſſion der Preisrichter beſtand aus hochgeſtellten, zum Theil ſogar berühmten deutſchen Schulmännern. Ein ſowol in theoretiſcher als praktiſcher Beziehung namhafter Pädagog, der Director des evangeliſchen Schullehrerſeminars zu Friedberg, Dr. Curtmann, trug unter 65 Mitbewerbern den Preis davon durch ſeine Schrift: „Die Schule und das Leben" (2. Auflage 1847). Dieſe auf 216 Seiten enggedruckte, mit Noten reichlich colorirte „gekrönte Preisſchrift", welche man alſo damals für die höchſte pädagogiſche Weisheit unter uns hätte anzuſehen gehabt, enthält, neben der verblendeten Lobrednerei über den ins Schöne geſehenen Zuſtand des deutſchen Schulweſens, eine Auswahl in ihrer Art ſchätzenswerther pädagogiſcher Nebendinge, ſo gut wie nichts dagegen von einer den Kern jener Lebensfrage wirklich treffenden Antwort. Eine höhere Preisrichterin, die Geſchichte, hat inzwiſchen ihr Urtheil geſprochen und demſelben Manne das beſchämende öffentliche Geſtändniß*) abgenöthigt: daß ſeine Begeiſterung eine leere geweſen, daß er ſich über den Beruf der modernen Erziehung, wie dieſelbe ihm und ſo vielen Andern ſeither vor Augen geſtanden, von Grund aus getäuſcht, und daß die ihm durch „tauſend Erfahrungen", am meiſten aber durch die Geſchichte der letzten Jahre gewordene „Enttäuſchung" „eine Zeit lang ſo niederſchlagend auf ihn gewirkt habe, daß ihm ſein Beruf ſelbſt ein verfehlter, ein in ſich ſelbſt vernichtender ſchien". Indeſſen erkannte er, „daß man mit dem anerkannt Heilſamen nicht nachlaſſen dürfe, wenn der Ruin der Civiliſation nicht noch mit raſchern Schritten einbrechen ſolle."

---

*) In der Schrift: „Die Reform der Volksſchule" (Frankf. a. M. 1851).

„In dieſer Stimmung“ las er die von dem Alt-Landammann Schindler in Zürich geſtellte Preisfrage: „Wie kann der Unterricht in der Volksſchule von der abſtracten Methode emancipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden?“ und „fühlte ſich mächtig angeregt durch den Geiſt der Regeneration, aus dem dieſe ohne Zweifel entſprungen“. Die Schrift, in welcher Curtmann dieſe Frage weitläufig beſpricht, iſt merkwürdig, nicht etwa wegen einer darin zu findenden befriedigenden Löſung unſers Problems, ſondern weil ſie, freilich unter einer Menge ſtörender Seitenblicke, die erſten ſchüchternen Schritte auf dem Wege zu einem von der Vernunft urſprünglich deutlich vorgeſchriebenen, gleichwol jedoch von der modernen Pädagogik total verfehlten Ziele unternommen hat. Man darf wol erſtaunt ſein, wenn man hier hören muß, wie ein deutſcher Pädagog, angeſichts der Werke eines Jean Paul, Schleiermacher, Peſtalozzi, Fellenberg u. A., jetzt, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit den Rudimenten ſeiner Wiſſenſchaft als mit Entdeckungen und Erfahrungen vor das Publicum tritt, als ob dieſelben erſt ſeit 1848 ans Licht gekommen wären! Da leſen wir nun als etwas Neues, daß „die Sittlichkeit eines Menſchen wie eines Volks ſeiner Intelligenz nicht proportional iſt“, daß ſie „ihr Fundament im Gemüth beſitzt“, daß „in dieſem Worte etwas national Deutſches liegt“, daß „das ABC der Beſſerung iſt, erſt die Gemüthskräfte zu ſteigern“, und zugleich daß „die Ideen über die Wirkſamkeit des Unterrichts auf das Gemüth bisher vereinzelt ſtehen“ — ja in einer Note erfährt man ſogar, daß es „ein Gleichgewicht zwiſchen ſittlichem und intellectuellem Fortſchritte gibt, welches nicht ungeſtraft geſtört werden darf“.

Und von dieſer Seite, wo die Kunſt noch in der Wiege liegt, konnten wir eine beſſere Anwendung derſelben erwarten? Die ſchweizeriſche Preisfrage, welche Herr Dr. Curtmann ſo „mächtig angeregt“, erfaßt das Problem, um welches allein es ſich handeln kann, immer noch ſchief und äußerlich. Nicht das ſogenannte Lernen, nicht der Unterricht, der bei der Frage, wenn ſie richtig gefaßt wird, nur von untergeordneter Bedeutung iſt, nicht die „abſtracte Methode“ hat das Uebel verſchuldet, nicht der Unterricht noch deſſen Methode können es gut machen. Die „individuelle Methode“ iſt eine leere theoretiſche Form ſo gut wie die abſtracte Methode, kein praktiſches Princip, geſchweige denn die regenerative Potenz, deren wir bedürfen. Wir fragen nicht nach neuen Regeln des Unterrichts, wir fragen nach neuen Antrieben des Handelns. Nicht der Unterricht ſoll fruchtbarer gemacht werden — er hat uns ſchlimme Früchte genug getragen — ſondern die Herzen der Jugend ſollen es, und zwar fruchtbar an Dem, was niemals aus der Lehre, aus dem Unterrichte noch aus deſſen Methode, was einzig und allein wiederum aus dem Herzen (des Erziehers) kommt, an der ſittlichen Liebe. In ihr erfaſſen wir das lebendige Princip, deſſen Ausfall es iſt, was dem oberflächlichen Urtheil die „abſtracte Methode“ oder ſo etwas ſein muß, nachdem die Folge des Uebels dem Grunde deſſelben hypoſtaſirt worden. Wenn wir von einer Reform der Erziehung reden, ſo liegt der praktiſche Kern der Frage 1) darin: wie kann eine andere Geſinnung, wie kann der lebendige Geiſt ſittlicher Liebe in den Erziehern geweckt werden, wie regeneriren wir Aeltern und Lehrer? mit andern Worten: von welchen Seiten aus iſt unſer modernes Gemeinleben zu ergreifen, damit durch öffentliche Veranſtaltungen die ſittlichen Kräfte der Einzelnen auf die Geſammtaufgabe nothwendig hingedrängt und in bleibenden organiſchen Inſtituten zweckgemäß beſtimmt werden können? Sodann 2) darin: was für Organismen entſprechen dieſem Bedürfniſſe, und iſt ihre Begründung Sache der Gemeinheit oder der Individuen oder beider zugleich? — Es kann an dieſem Orte, wo nur allererſt die Aufgabe klar zu machen, natürlich nicht die umfaſſende Beantwortung einer ſo complicirten Frage, welche nicht die Reform der Schule allein, geſchweige der Volksſchule, ſondern die Reform der geſammten Jugendbildung betrifft, erwartet werden; doch laſſen wir weiter unten, wenn wir auf die national-politiſche und zeitgemäße Bedingtheit der geforderten Miſſion zurückkommen, den leitenden Fingerzeig folgen.

Man ſagt, im Bewußtſein des Volks beruhe das Sittliche durchaus auf dem Religiöſen, es ſei mithin doch nur das Letztere, bei welchem jeder Anfang einer möglichen Miſſion, alſo auch der der Erziehung, gemacht werden müſſe. Allein ſo gern wir dieſer Behauptung in ihrer Allgemeinheit ſchon um der täglichen Erfahrung willen beipflichten, ſo wenig können wir uns verleiten laſſen, den Beruf zur ſittlichen Jugendbildung, in welcher allerdings religiöſe Motive ſchon bei den Gebenden, geſchweige denn bei den Empfangenden vorausgeſetzt werden, mit dem kirchlichen Berufe zur Entfaltung des kindlichen Gemüths in einer hiſtoriſchen, confeſſionellen Glaubensform vermiſchen, oder jenen von dieſem gar ſchlechthin abhängig machen zu wollen. Die Religion des Kindes iſt das Gefühl ſeiner Abhängigkeit, nicht allein von Gott, ſondern von Allem, was ſein Gemüth tief und innig berührt; ſeine Kirche ſteht nicht feſt an einem beſtimmten Orte, ihr Lehrbegriff iſt nicht ausgeſprochen und fertig, ſondern das unendliche Gefühl ſchwankt zwiſchen Himmel und Erde und erfüllt ſich wechſelnd mit den Vorſtellungen des Erhabenen. Dies iſt, wie Jean Paul ſagt, „die Tempelſtufe zur Religion; ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Uebelthat, eine Edelthat ſind Bauſtätten einer wandernden Kinderkirche.“ So doch trägt dieſer unſichtbare, luftige Bau auch das glaubenloſe Herz des Erziehers, daß er der ſichtbaren Kirche und ihrer Satzungen nicht bedarf, um das kindliche Gemüth fortzuführen zum Guten und Schönen mit jener reinen, ſtarken Begeiſterung, die das wachſende Glück des geliebten Weſens ihm eingibt. Nur fehlt uns leider eine genügende Verbreitung des Bewußtſeins von der Sünde als der Quelle des Unglücks und des Bewußtſeins von der ſittlichen Freiheit als der Quelle des Segens. Wäre beides in der Maſſe des ungläubigen Volks allgemeiner, ſo würde die Liebe in der Erziehung Wunder thun.

Hier ſchließt ſich alſo nothwendig der beſondere weitere Beruf der Gläubigen, einerſeits der Altgläubigen, die in ihrer Selbſtbeſchränkung auf das Vergangene weiſen, andererſeits Derjenigen, die, in die Zukunft deutend, ihr Chriſtenthum mit den bewegenden Ideen der Zeit bereits glücklich verſöhnt haben, zu beiden Seiten vermittelnd an. Was die Erſtern betrifft, ſo ſind ſie freilich keineswegs vermöge ihres Gegenſatzes zum Zeitbewußtſein, ſondern nur vermöge des wahrhaft ſittlichen Antheils, den ſie als der zurückhaltende, hiſtoriſche, poſitive Factor an der Jugendbildung haben, zu einer vermittelnden Thätigkeit befähigt. Die Treue und der Ernſt, mit welchem ſie an dem Alten feſthalten, der unerſchütterliche Glaube an eine allgenugſame, geſchichtlich offenbarte Autorität und die kindlich ſich unterwerfende Selbſtverleugnung ſind zugleich weſentliche Elemente jedes vernünftigen Verhältniſſes der Jugend zu den Aeltern und Lehrern. Jeder, der da erziehen will und erziehen muß, huldige er ſonſt dem verneinenden und umſtoßenden Geiſte der Zeit aufs höchſte, empfindet die Nothwendigkeit, zu ſetzen und zu erhalten, Autorität zu üben und Unterwerfung zu fordern. Auch das verworrenſte, zügelloſeſte Gemüth verleugnet unwillkürlich ſeine Natur und wird beſtimmt und geregelt, ſobald es in der Lage iſt, nicht für ſich, ſondern für Andere die Geſetze finden zu müſſen. So wirkt der alte Glaube im Volke, wie fremd daſſelbe ſeinem Inhalt zu ſein wähne, als correctives und regulatives Princip durch die bloße Methode*). Und wie dieſer nun in ſeinen Trägern die Erziehung recht eigentlich von der moraliſchen Seite vorbilden und vermitteln ſoll, ſo bleibt Denen, die das Zeitbewußtſein mehr oder minder im Glauben beherrſchen, den prophetiſchen Bürgern einer erſt werdenden Gemeinſchaft, die Vorbildung und Vermittelung von der ſcientiviſchen Seite übrig. Je mehr der jugendliche Geiſt nämlich heranreift und ſeine Selbſtändigkeit begreifen lernt, deſto mehr verlangt er die bisher im Gefühl und im Willen gewachſene Ueberzeugung als eine vernunftmäßige nun auch zu wiſſen. Mit gewiſſem Erfolg dürfen wir dann aber auch die Keime eines neuen Geſchlechts dem Lichte der neuen Lehre anvertrauen, und hier erſt nimmt die Kirche ihre Arbeit, die ſie an die Aeltern fruchtlos verlieren muß, zum Segen der Kinder wieder allumfaſſend auf.

Welcher Art nun dieſer neue, im Willen erzeugte, im Gedanken empfangene Glaube ſein möge, welcher Art die Thätigkeit der Kirche, den neugeborenen groß zu ziehen — dies ſind Fragen, deren Löſung nicht zu der Miſſion, von der wir reden, ſondern einzig und allein zur Vollendung eines Werks gehören, welches wir, willig oder wider Willen, dem glücklichern Folgegeſchlecht, deſſen Aufgang zu befördern und zu beſchleunigen unſer heiliger Beruf iſt, überlaſſen müſſen. Genüge es uns, an der erhabenen Zuverſicht feſtzuhalten, daß, wie unter Anderm ein moderner Theologe ſagt, „der Geiſt der deutſchen Nation die Wiedergeburt und Vollendung des Chriſtenthums als ſeine eigenthümliche Arbeit überkommen hat, daß in Deutſchland die Kämpfe ausgeſtritten werden, aus welchen die zukünftige Geſtalt und Offenbarungsform des Chriſtenthums als Reſultat hervorgehen wird“*). „Die Veredlung einer geiſtigen Exiſtenz aber geht aus von der Schonung ihres innerſten Lebens. Man veredelt einen Baum nicht dadurch, daß man ſein Holz zu einem nützlichen Geräthe verarbeitet, ſondern dadurch, daß man ſeine Natur durch Verpflanzung auf einen beſſern Boden, durch Pflege ſeiner Wurzel erhöht. Die Abſicht der Vervollkommnung hat ſich einzuleben in die Meinung vom Urſprunge, ſie ergreift von unten herauf das Ganze und reißt mit einer vollen und warmen Hingabe das ganze Weſen in erweiterte Bahnen fort. Solch eine Läuterung zieht mit unwiderſtehlichem Drange durch den ganzen Organismus dieſer geiſtigen Exiſtenz, indem ſie von der Wurzel herauf in nie unterbrochener Berührung die Kraft empfängt, die ſich ſchwellend durch alle Glieder ergießt. In dieſem Sinne iſt eine umfaſſende Läuterung des Chriſtenthums der Geſchichte heimzuſtellen, ein Ereigniß, das offenbar hoch über den Köpfen ſeiner Verächter wie der meiſten ſeiner Verehrer ſich vorbereitet und, wenn es hereingebrochen, nur ein neugebildetes Geſchlecht wird ergreifen können. Wir vermögen nichts weiter, als die Möglichkeit dieſes Geſchehens mehr zu ahnen als ſicher zu bezeichnen“**).

---

*) In bedeutungsvoller Verwandtſchaft mit dieſem Beruf der Altgläubigen ſteht die geſammte weibliche Wirkſamkeit der Erziehung.

Es bleibt aber übrig, hier an die Gedankenreihe anzuknüpfen, womit wir unſer Thema im erſten Artikel eingeleitet, zu zeigen, wie nun die erziehende Miſſion, die wir der „innern Miſſion“ als praktiſches Problem entgegengeſetzt haben, ſich im wahrſten und höchſten Sinne als volksthümlich und zeitgemäß erweiſe und ſich rechtfertige gegenüber den bedeutſamen Anforderungen, die wir jedem umfaſſendern Wirken auf die gegenwärtigen vaterländiſchen Zuſtände mit hiſtoriſcher Folgerichtigkeit geſtellt ſahen. Mit andern Worten: der praktiſche Fingerzeig auf unſere Gegenwart, auf unſer Deutſchland, der Nachweis der Keimfähigkeit des gefundenen Princips unſerer Miſſion — der ſich in der Erziehung bethätigenden ſittlichen Liebe — wäre noch zu geben. Aus der Kennzeichnung der ethiſchen Verfaſſung unſers Gemeinlebens in deſſen verſchiedenen Formen haben wir zunächſt die Ueberzeugung gewonnen, daß der Sitz des Uebels nicht in der fehlerhaften Beſchaffenheit dieſer Formen, ſondern in der der realen ſittlichen Lebensträger ſelbſt, in den Individuen gelegen iſt. Dieſe Erkenntniß, wie wir ſie als eine Grundbedingung aller modernen Miſſion voranſtellen, begegnet uns freilich, ſchon praktiſch ins Leben geführt, in eben dem Werke, an deſſen Erſcheinung wir dieſe Betrachtungen knüpfen, die uns ſo weit von den Grundſätzen der „innern Miſſion" entfernt haben. Allein was unſere Miſion betrifft, ſo haben wir uns ja vergegenwärtigt, daß, wenn die Individuen der Gegenſtand derſelben ſind, wir dieſe Individuen uns nicht, wie die innere Miſſion thut, beliebig im eigenen Bewußtſein zurecht legen, aus dem lebendigen Boden, in dem ſie wurzeln, herausreißen und in das Erdreich einer abgeſtorbenen Vergangenheit überpflanzen dürfen; ſondern daß wir gezwungen ſind, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſich ſelbſt und wie die Verhältniſſe ſie gemacht haben, anzuknüpfen an die Fäden, die uns die Geſchichte an die Hand gibt, die Continuität unſerer Ahnungen und Erwartungen von der Zukunft mit den Erſcheinungen der Gegenwart zu begreifen, die ſcheinbar verworrenen, ſich kreuzenden Wege der Vorſehung, wie ſie überall die nächſten ſind und dem Ziele am meiſten entſprechen, gewiſſenhaft aufzudecken und zu verfolgen. In dieſem Geiſte äußerte ſich ſchon Wilhelm von Humboldt: „Die Aufgabe der nächſten Jahre und Jahrzehnde werde ſein, die Zeit über ſich ſelbſt zu belehren, Dem, was ſie ſuche, einen heilſamen Sinn unterzulegen, und dies, indem man den Sturm beſchwöre, friedlich ins Leben zu führen", und er hielt dies, „wenn man es mit heller Einſicht, großem Muth und beharrlicher Liebe zur Gründung alles Edeln auf Erden anfange, für möglich." Das aber, was die Zeit ſucht, der neue Staat, die neue Geſellſchaft, die neue Kirche, ſollte ihnen nicht ein heilſamer Sinn untergelegt, ſollte nicht gerade in der gerügten Veräußerlichung des innern Lebens, in dem unleugbar vielſeitigen Intereſſe an der äußern Formgebung, an der Ausgleichung und Verallgemeinerung der praktiſchen Ideen ein nothwendiger Anſatz zur Erneuerung der Menſchheit erkannt werden müſſen? Könnten wir dem übermächtigen Drange unſerer Zeit und unſers Volkes nach umfaſſendern Reformen des Gemeinlebens ausweichen und die Entſcheidung über deren Gehalt bis zu der Zeit verſchieben, wo ein neues Geſchlecht als das erſte würdige Subject jener Rechte erzogen wäre? Niemals würde uns eine ſolche Erziehung gelingen, die in falſcher Vorſicht mit ihrem Gegenſtande ſich abſcheiden und ausſchließen wollte von der organiſchen Rechtläufigkeit des Gemeinlebens, geſchweige nun in einer Zeit, in welcher deſſen allgemeinere und offenere Formen vermöge einer außergewöhnlichen, krankhaften Entwickelung als zwingende Gewalten der individuellen Freiheit ſo zu ſagen die Hände führen.

---

*) L. Noack, „Das Myſterium des Chriſtenthums“ (1850).

**) R. Haym, „Die Kriſis unſerer religiöſen Bewegung“ (1847. S. 37 fg.)

Diejenige Form unſers Gemeinlebens aber, welche heutzutage die Menſchen weitaus am meiſten und am vielſeitigſten beſchäftigt, iſt, wie wir geſehen haben, die des Rechts und des Staats. Es ſcheint beinahe, als ob der ganze Inhalt des modernen praktiſchen Bewußtſeins ſich in dieſen beiden Formen concentriren und in dieſer Geſtalt den Beweis führen wollte, daß die juridiſch-politiſchen Principien in der civiliſirten Menſchheit die allein durchgreifenden ſeien. Für jeden umfaſſenden praktiſchen Vorwurf iſt mithin das Inachtnehmen dieſer merkwürdigen Vorherrſchaft der Rechtsidee, mit deren Merkmalen der Gleichheit und Allgemeinheit das moderne Bewußtſein zugleich auch den Inhalt der Staatsidee erſchöpft, das unumgängliche Erforderniß. An dieſe das lebende Geſchlecht ſo machtvoll bewegenden Ideen muß die wahre Miſſion anknüpfen, der modernen Rechts- und Staatsordnung, ſei dieſe noch im bloßen Gedanken oder realiſirt, muß ſie organiſch ſich einfügen, dem allgemeinen Rechtsſinne, der öffentlichen Meinung muß ſie ſich anvertrauen, beim Staate muß ſie ſich Anerkennung und Schutz verſchaffen — nicht, wie der Centralausſchuß für die innere Miſſion, durch die verſteckte Parteigängerei mit gewiſſen hohen und allerhöchſten Sympathien, ſondern durch die moraliſche Nöthigung der grundſätzlichen Verwandtſchaft, durch die lebendige Energie, mit der ſie dem Staate an das eigene Herz greift und ſo die öffentliche Gewalt zur gleichen Bewegung mit ſich fortreißt. Dem Staate und ſeinen Organen fehlt das energiſche Bewußtſein, daß die *wahre* innere Miſſion weſentlich ſeine eigene, nicht etwa nur die der Kirche oder die der Geſellſchaft iſt. Dieſes Bewußtſein in ihm zu erzeugen, ja es ihm durch Handlungen gewaltſam aufzudrängen, iſt die weſentliche Vorbedingung des Werks, ohne welche ein entſcheidendes Wirken angeſichts des Geiſtes der Zeit ſchlechterdings unmöglich iſt. Damit ſehen wir aber die indifferente, ohnmächtige Stellung, welche die „innere Miſſion“ dieſen zeittragenden Ideen und dem durch ſie bewegten Staate, der von ihnen begeiſterten Geſellſchaft gegenüber einnimmt, im bedauernswürdigſten Widerſpruch befangen.

Es muß nothwendig Partei genommen werden für die eine oder die andere politiſche Fahne; die Miſſion, die mit dem Staate und durch ihn zu wirken hat, muß nothwendig wiſſen, in welcher Verfaſſung ihr mächtigſter Bundesgenoſſe ſein ſolle. Wir haben nicht nöthig nachzuweiſen, wie *unſere* Miſſion, ſchon ihrem Princip zufolge, auch dem modernen Staat und allen ſeine Entwickelung berührenden Streitfragen mit der größten ſittlichen Strenge begegnet. Ihre Parteiſtellung wird immer nur diejenige ſein können, welche ebenſowol der Geſetzloſigkeit von oben als der von unten den Weg vertritt. Indem ihr Zweck auf die Wiederherſtellung der *höchſten Autorität* im Menſchen, der göttlichen Autorität des Gewiſſens und der Offenbarung gerichtet iſt, hat ſie zunächſt alle Kräfte in Bewegung zu ſetzen, damit der *Scheineifer* für Freiheit und Gleichheit ſich zur *Wahrheit* der Rechtsidee hinwende und der Reſpect vor dem allgemeinen Willen auch wirklich der Autorität des beſtehenden Geſetzes, der öffentlichen Ordnung zu Ruhe komme. Denn wo nicht einmal das weltliche, ſelbſtgegebene Recht ſich allgemeine Geltung verſchaffen kann, wie ſollte da das zwangloſe Geſetz des Glaubens durchbrechen können? Vor allem alſo, wer im Sinne unſerer Miſſion wirken will, der wirke dahin, daß die aller Orten bedrohte *Autorität des Geſetzes* wieder anerkannt werde. Bevor er auf die Neuerfüllung der Gemüther mit der verlorenen Gottesfurcht denkt, ſorge er doch dafür, daß nur allererſt der wahren Menſchenfurcht, der unerläßlichen Pflichttreue und dem Gehorſam, ohne welche nichts Gutes in der menſchlichen Geſellſchaft auszurichten iſt, ihr volles Recht werde. Das wäre vor allem die wahrhaft deutſche und zeitgemäße Politik; in dieſer Richtung lägen vor allem unſere öffentlichen Aufgaben, deren Löſung die Miſſion mit dem Bewußtſein aufzunehmen hätte: den beſtehenden Staat und ſeine legitime Gewalt auch dann noch auf ihrer Seite zu haben, wenn ſie in den Principien des Handelns von beiden ſich nothgedrungen trennen müßte. Denn das echte conſervative Princip, ohne welches kein Staatsweſen beſtehen kann, hat ſein Merkmal darin: daß es jede Berechtigung des Einzelnen gegenüber der des Ganzen nur inſofern anerkennt, als das Organ des letztern, die Staatsgewalt ſelbſt, ſich genöthigt ſieht, die Sache des erſtern zu der ihrigen zu machen. Oder, wie Hegel ſich ausdrückt: „Ein Volk hat ſo viel Freiheit, als ihm gebührt.“

Ebenſo aber wird Jeder, der von dem ſittlichen Ernſte unſerer Aufgabe durchdrungen iſt, wenn er den Glauben an Gott und deſſen ewige Liebe in die Herzen zurückrufen will, vor allem auch darauf denken und handeln müſſen, daß der Glaube an die Menſchheit, daß namentlich das Vertrauen auf den Staat und deſſen höchſte Güter, daß die Hoffnung auf Freiheit und Gerechtigkeit nicht zu Schanden werde. Nicht folgen darf die läſſige Hand dem Pfluge, ſondern in neue Spuren muß ſie ihn ablenken, das Geſchick der Nation will als Lebensfrage Aller und jedes Einzelnen ergriffen ſein. Es iſt ein betrübtes Charakterzeugniß geweſen, wenn die deutſchen Regierungen ſich dem Rath und der That Derer, die das Gute wußten und wollten, entzogen, um angeſichts der allgemeinen Verwirrung ſich mit dem falſchen Scheine des Rechts hinter diplomatiſche Winkelzüge und willenloſe Bayonnette zu verſchanzen. Kein echter Deutſcher, geſchweige denn ein echter Proteſtant kann mit den gegenwärtigen Zuſtänden unſerer Staatsleitung zufrieden ſein. Er ſteht unbeirrt auf Seiten der Einheit und des verfaſſungsmäßigen Fortſchritts, läßt ſich von dem allernatürlichſten Rechte ſeines Volks, einig und ſtark zu ſein, kein Haar breit umbiegen zu Gunſten der dynaſtiſchen Selbſtſucht und der ſpitzfindigen Feigheit des Staatslakaienthums. Und indem er auf der andern Seite ebenſo wenig irgend einer geſetzloſen Willkür, trüge ſie auch den ſchönſten Namen, dienen mag, ſo ſteht er eben da, wo wir ihn als Glied des großen, öffentlich-geheimen Miſſionsbundes, der ſeit Jahrzehnden ſchon unter den guten Männern und Frauen des Vaterlandes ohne Verabredung beſteht und in ſeiner Art wirkt, auch als unſern Bundesgenoſſen gern heranzögen; er ſteht in dem Mittelpunkte, in dem Gleichgewichte ſeiner Kräfte, fähig nach allen Seiten hin zur Bethätigung ſeiner Grundſätze und gleichweit entfernt von den beiden Extremen des ungerechten, anarchiſtiſchen Sinnes.

Von dieſer Partei, und von ihr allein, vermag denn auch die von uns angedeutete, das Hauptproblem der Miſſion erfüllende Reform der geſammten Jugendbildung ins Leben gerufen zu werden. Denn wie wir ihre Glieder ſchon als Familienhäupter nach Kräften bemüht ſehen, mit dem Beiſpiel eines unverdroſſenen Kampfes gegen das Civiliſationsverderben der Zeit zum Schutze alles Guten und Heiligen voranzugehen, ſo dürfen wir auch nur auf dieſen, in Wahrheit gebildeten Mittelſtand rechnen, ſofern wir durch öffentliche Anſtalten die Heranbildung eines neuen Geſchlechts gewährleiſten wollen. Dafür aber, daß wirklich gemeinſame Veranſtaltungen auch das an ſich individuelle und ſolidariſche Geſchäft der ſittlichen Erziehung fördern müſſen, ſpricht eben der Geiſt der Zeit und alles Das, was durch ihn Gutes zu Stande gebracht worden iſt. Indem wir die Mittel zu unſern höchſten Zwecken einer weſentlichen Richtung der Zeit anpaſſen, folgen wir nur dem lobenswerthen Beiſpiel, welches uns das Inſtitut der innern Miſſion gegeben hat. Die organiſirende Gemeintendenz dieſes Werks, wie ſie ſich in mannichfaltigen, höchſt wohlthätigen Vereinen kundgibt, macht daſſelbe zum legitimen Kind unſerer Zeit, deren Vaterſchaft an demſelben von dieſem Geſichtspunkte aus ſogar ſeine ſpecifiſche Bedeutung genannt werden kann. Die innere Miſſion in Deutſchland hat aber nur das engliſche Vorbild nachgeahmt und gewährt den nationalen Elementen keinen neuen Antrieb. Daher fehlt ihr auch die rechte Theilnahme, ganz abgeſehen von der Unzeitgemäßheit ihres regenerativen Princips. Gründen wir unſere Erziehung auf den echt deutſchen Boden der Familie und der dieſe nachbildenden Geſellſchaft, auf den ſittlichen Ernſt und die tiefe Innerlichkeit des deutſchen Gemüths, auf die echt deutſche Achtung vor der eigenen Natur jedes Weſens, vor der Perſönlichkeit des Menſchen, auf die echt deutſche Beſonnenheit und Gründlichkeit in allem Wachsthum — mit Einem Worte auf das echt deutſche Gleichmaß der Kräfte; und genügen wir dabei der zweiten ebenſo unerläßlichen Forderung: fügen wir dieſe nationale Erziehung dem Geſetze der Zeit, ergreifen wir achtſam die Mittel und Wege, welche dieſe uns an die Hand gibt — ſo haben wir Hoffnung auf Erfolg.

Die Erziehungsſache, welche ſeither nur allzu ſehr ſchon dem Mechanismus der Vielregierung verfallen war, darf ferner nicht mit den grundfalſchen radicalen Tendenzen des Tages nivellirt, ſie muß vielmehr im wahren Sinne des Worts Volksſache werden. Dem Intereſſe jedes Einzelnen ſie näher zu rücken, iſt das erſte Erforderniß. Man erhebe ſie zur richtigen Tagesfrage! Nach Vereinigung und Ausgleichung der Kräfte ſtrebt die moderne Cultur in allen Dingen: ſie verſuche es in der Erziehung! Wie vielfach zerſtreuen ſich unſere Kräfte in Richtungen, deren untergeordnetes Ziel die aufgewandte Mühe nicht belohnt. Wie raſch treten wir zuſammen zu Lebensaſſecuranzen, zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer, zur Verſorgung der entlaſſenen Sträflinge, zur Beförderung der Auswanderung, zur Begründung von Sparkaſſen und Volksbibliotheken und zu unzähligen andern Zwecken! Wie ſammeln wir für die Abgebrannten, für die deutſche Kriegsflotte, für Schleswig-Holſtein und Heſſen, für die Flüchtlinge, für die Freien Gemeinden u. ſ. w.! Wie laufen wir dem Außerordentlichen nach, wie intereſſiren wir uns für alle möglichen Dinge, für Gewerbeausſtellungen, Goldminenactien, Blinden-, Taubſtummen-, Blödſinnigenanſtalten! Wie organiſiren wir eifrig in Sachen, die nicht einmal zum Normalſtand des ſtaatlichen Organismus gehören! Laßt uns die zahlloſen Anſtrengungen und Opfer doch auf Einen Punkt zurückführen, der vielleicht die meiſten davon entbehrlich macht; laßt uns Vereine ſtiften zur Rettung unſerer eigenen Kinder, zur Erziehung eines neuen Geſchlechts; laßt uns die Mittel ſchaffen, den verachteten kümmerlichen Stand des Jugendbildners zum höchſten Ehrenſtande zu erheben; laßt uns deſſen Pflanzſchulen, die Seminare und Univerſitäten, zum Vorwurf unſerer Theilnahme machen, das große Werk der Erziehung, das der Radicalismus in ſeinem Unverſtande vollends dem Staate aufzubürden gedenkt, vielmehr ſelbſt in die Hand nehmen und ihm die freieſte Organiſation in dem Sinne geben, daß jeder Einzelne darin ſeine ſittliche Kraft vollkommen rein bethätigen kann und nicht durch regelloſes Gegenwirken geſtört wird; laßt uns gemeinſame Veranſtaltungen treffen, die pädagogiſchen Pflichten der Einzelnen wie der Geſammtheit, der Familie, des Staats, der Kirche unter eine unwillkürliche wechſelſeitige Controle zu ſtellen; laßt uns unſere vielgetheilte Liberalität endlich auf die preisgegebenen eigenen höchſten Intereſſen zurückweiſen und Inſtitute ins Leben rufen, welche die Principien der Einheit und Gleichberechtigung, deren Durchſetzung wir im Großen ſo leidenſchaftlich und bis jetzt leider faſt erfolglos betrieben, im Kleinen auf die freieſte Weiſe verwirklichen und einen neuen Geiſt allmälig über das degenerirte Geſchlecht ausbreiten könnten! Dieſen Inſtituten müßte, im engſten Anſchluß an Alles, was der moderne Staat mit Recht erſtrebt, die Idee einer individuell organiſirten, echt deutſchen Staatspädagogik nach dem vortrefflichen Muſter der Fellenberg'ſchen Bildungsanſtalten zu Grunde liegen, d. h. ſie müßten wie dieſe, im Gegenſatz gegen die andern modernen Erziehungsinſtitute, welche blos die Tendenz haben, einzelnen Individuen oder Ständen die Vortheile einer verbeſſerten pädagogiſchen Methode zuzuwenden, gleich von Anfang darauf berechnet ſein, dem allgemeinen Civiliſationsverderben unſerer Zeit entgegenzuwirken durch die (in Hofwyl thatſächlich erprobte) Darſtellung eines alle verſchiedenen Claſſen und Stände des Volks zugleich umfaſſenden, die phyſiſche, intellectuelle und induſtrielle Ausbildung mit der moraliſch-religiöſen organiſch zuſammenſchließenden, in ſich ſelbſtändigen Erziehungsganzen*). Die Möglichkeit einer nachhaltigen Umſtimmung der menſchlichen Bildung mittels ſolcher Inſtitute, die an allen Orten wie die neuen Keime aus dem abgeſtorbenen Laube hervorbrechen müſſen, hat die vieljährige glänzende Praxis Fellenberg's und Anderer, die deſſen Anſtalten nachgeahmt (was freilich meiſtentheils nur halb geſchah, z. B. im landwirthſchaftlichen Fache, und deßhalb mit Verfehlung des Hauptzwecks) längſt zur Genüge bewieſen. Es wären übrigens derartige verjüngte Staatsorganismen der Erziehung, gleichſam die friſchen Triebe des abgeblühten Geſammtſtaats, nur eine unter der Bedingtheit unſers Volks- und Zeitcharakters modificirte, geläuterte und erweiterte Wiederholung der pädagogiſch-politiſchen Praxis des claſſiſchen Alterthums, deren unübertroffene Vorbilder in ihrer ewigen einfachen Wahrheit für alle Zeiten als politiſche Leitſterne glänzen. Welche bedeutſame Aufgabe ſehen wir alſo auch hier dem germaniſchen Geiſte in der originalen Vereinigung vor- und nachchriſtlicher Bildungselemente geſtellt!

---

*) Vergl. K. H. Scheidler, a. a. O. S. 9. 17. 21.

Wo aber zu Radicalmitteln im angedeuteten Sinne die Energie fehlt und man vorerſt gezwungen iſt, unſelbſtändig an das Beſtehende anzuknüpfen, da ſollen die Aeltern aller Stände, wie ſie die Gemeinde verbindet, zuſammentreten und ihre eigene Schulbehörde darſtellen, indem ſie ſich wechſelſeitig zur Ermunterung, Unterſtützung, Berathung, Leitung und Ueberwachung der Erzieher verpflichten und das neuerlich ſo arg misbrauchte Princip der Selbſtregierung hier auf den vernunft- und naturgemäßeſten Boden verpflanzen. *Alle Stände* müßten bei dieſem echt deutſchen und echt liberalen „Aelternrathe“ betheiligt ſein und die höhern mit den niedern gerade hier, bei der gemeinſamen Liebespflicht gegen die Jugend, mit dem conſervativſten Princip, welches die Welt hat (von unſern Demagogen zum unwahren Zerrbilde verunſtaltet) mit der Humanität des kategoriſchen Imperativs brüderlich Hand in Hand gehen lernen. Solange die Jugendbildung nach den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft wie bisher von der Wiege an zerklüftet bleibt, iſt an keine Ausgleichung der ſocialen Widerſprüche zu denken. Führt deßhalb eure Kinder, eben weil ſie noch Kinder und *dieſem Hauptſtande nach alle gleich* ſind, unter einer vernünftigen Leitung nur getroſt zuſammen, ſtiftet *gemeinſame Elementarſchulen* im Sinne der Miſſion, *gemeinſame Turnplätze, gemeinſame Jugendprüfungen und Jugendfeſte*, eine dem Beruf nach für die Einzelnen geſonderte, dem Verdienſt nach für Alle gleich gerechte *Vertheilung der jugendlichen Güter* (des Geiſtes)! In Hofwyl ſind Fürſten- und Bettlerſöhne eng beieinander aufgewachſen und jeder iſt geblieben nicht nur, wozu er geboren war, ſondern er iſt es neidlos und freudig geblieben! Die Bettlerkinder aber, denen die eurigen im Vorübergehen die Brocken des Ueberfluſſes zuwerfen, werden zuverſichtlich über euch und eurem Geſchlecht die rothe Fahne des Umſturzes ſchwingen, ſobald der günſtige Augenblick des Umſturzes gekommen iſt.

Dies ſind die Grundgedanken einer ebenſo volksthümlichen als zeitgemäßen Aufgabe. Faſſen wir zum Schluſſe kurz die Reſultate zuſammen, ſo zeigt ſich, daß dem Miſſionswerke in Deutſchland eine dreifache Bedeutung unterliegen kann, daſſelbe aber nur in einer einzigen ſeiner wahren Idee genützt.

Das Problem der innern Miſſion in ſeiner nothwendigen Congruenz mit dem Bedürfniſſe unſers Volks und unſerer Zeit iſt weſentlich pädagogiſchen Inhalts. Es muß ein neues Geſchlecht auferzogen werden. Das jetzige Geſchlecht als ſolches darf ſich nicht mit der Hoffnung auf eigene Wiedergeburt ſchmeicheln; nur in ſeinen Kindern vermöchte es ſich die Vaterſchaft einer beſſern Zukunft zu retten, fände der große Moment nicht ein kleines Geſchlecht.

Der Zweck directer Steigerung eines ſpecifiſch religiöſen Lebensfactors, der Zweck einer unvermittelten Erregung des chriſtlichen Sinnes und einer unmittelbaren Neugeſtaltung der Kirche erweiſt ſich in Bezug auf die Geſammtaufgabe als falſch.

Die bloße Wohlthätigkeitstendenz des evangeliſchen Werkeifers endlich, wie ſie nach engliſchen Vorbildern unter uns mit bewußtem Zuſammenhange neuerdings ins Leben getreten, iſt nicht nur an ſich, ſondern vorzüglich gegenüber dem wachſenden Elend unſerer Mitmenſchen und der daher drohenden allgemeinen Gefahr im höchſten Grade gefordert; allein, welche Anerkennung die bisherigen Zeugniſſe einer ſolchen Geſinnung auch verdienen, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß weder die Wahl noch der Umfang noch die Tragweite ihrer Mittel der gewaltigen Aufgabe gewachſen ſind.

Was immer die Vorſehung mit dem Vaterlande beſchloſſen habe, die feſten Säulen unſerer Kirche werden ſtehen im Sturm und die Zerſtreuten ſammeln unter ihrem Dache. Ihr gehört gewiß eine große Zukunft, dieſe hatte ſie feſt im Auge; aber ſie verzichte auf die Herrſchaft über die kleine Gegenwart. Die Anarchie, welcher die europäiſche Menſchheit ſich entgegendrängt, „iſt das Zeugungselement der Religion: aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt als neue Weltſtifterin empor" (Novalis).

W. Gwinner.

Albrecht Dürer und ſeine Zeit.

1) Allgemeine Charakteriſtik des 15. und 16. Jahrhunderts in ihrem Einfluß auf die bildende Kunſt.

Die großen Künſtler der modernen Welt, welche den erſten Decennien des 16. Jahrhunderts angehören, ſind gewiſſermaßen allgemeine Bezeichnung für alles Schöne und Vollendete geworden, was der Einzelne ſich im Gebiete der bildenden Künſte zu denken vermag. Die Namen eines Rafael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Dürer, Holbein werden als bekannte Münzen ausgegeben, die man nicht erſt wägt, deren Wappen und Umſchrift man nicht erſt prüft, deren hoher Goldwerth unmittelbar in die Augen fällt, ja man würde es ſich ſelbſt nicht recht verzeihen, ſie ohne dieſe Zugabe einer gewiſſen Bewunderung auszuſprechen. Vieles trägt dazu bei, dieſe durch Jahrhunderte gehende Tradition zu heben; dem Einen imponiren die hohen Summen, welche für ein oft kleines Werk eines der Künſtler ausgegeben werden, dem Andern der Wettſtreit gekrönter Herrſcher, die vielleicht ihre politiſche Bedeutung in die Wagſchale legten, um in den Beſitz eines ſolchen Werks zu gelangen; einem Dritten die faſt geheimnißvolle Weiſe, mit welcher der in das Myſterium der Kunſt Eingeweihte, der ſogenannte Kunſtkenner, ſeinen Schatz bewahrt oder ſein Urtheil darüber abgibt. Endlich knüpft ſich der hohe Ruf jener Künſtler meiſt an eine geringe Anzahl von Werken, die über ganz Europa zerſtreut ſind, deren vollſtändige Anſchauung nur Wenigen zu Theil wird und nur in ſehr verſchiedenen Zeitepochen und Stimmungen. Hier nur, oder dort, heißt es, kann man den Künſtler kennen lernen, und nationale Eiferſucht wacht darüber, dem eigenen Lande wo möglich das Beſte zuzuweiſen. Aber die Stellung, die jene Künſtler in der Culturgeſchichte und für jeden höhergebildeten Menſchen einnehmen, beruht nicht allein, ja nicht vorzugsweiſe auf dieſem oder jenem einzelnen Werke, das ihnen zugeſchrieben wird, ſondern auf dem allſeitigen, durchgreifenden Einfluſſe, den Eine Perſönlichkeit in allen oder doch vielen Richtungen künſtleriſcher Thätigkeit gewonnen hat, und in der innigen Wechſelwirkung, in welcher der Künſtler zu den treibenden Ideen ſeines Zeitalters ſtand, ſodaß dieſe in dem Spiegel einer ſchönen Farben- und Formenwelt für immer niedergelegt ſind. Ja wir lernen das einzelne Meiſterwerk erſt recht verſtehen, aus ihm das Schöne als Solches herausfinden, wenn wir mit einem lebendigen Bilde der Geſammtthätigkeit des Künſtlers, mit einem den geiſtigen Richtungen und Strebungen ſeiner Zeit geöffneten Auge an daſſelbe herantreten. Der wahrhaft große Maler jener Zeiten fühlte ſich nicht blos an Staffelei, Palette und Pinſel gefeſſelt, nein, mit dem Stift, der Kreide, dem Gänſekiel, ſelbſt der Radirnadel oder dem Grabſtichel, auf dem ſchwebenden Gerüſte an der Wand, im raſchen Auftragen des Freſco oder der langſamern Arbeit der Tempera, im Einſchmelzen der Glasfarben verſtand er es, Geſtalten zu ſchaffen, die das Gepräge ſeines Geiſtes trugen. Während hier die Malerei in engſte Beziehung zur Architektur tritt und ſich der reichen, üppig emporſtrebenden Gliederung der gothiſchen Pfeiler und Bogen anſchließt oder in die einfachen Felder antiker Pilaſter und Säulenabtheilungen einrahmt, wird ſie an einer andern Stelle mehr plaſtiſcher Natur und verſucht, an einzelnen Geſtalten das Körperhafte durch Licht und Schatten beſonders hervorzuheben; dann iſt es wieder der engere Raum eines Bilderrahmens in der Fenſterecke des Wohnzimmers, ja das einfache Blatt im Buche, endlich der Rand des Blattes, worauf der Künſtler ſich und ſeine Entwürfe zu beſchränken verſteht. Und ebenſo haben wir es nicht mit einem eng abgegrenzten Gebiet der Naturauffaſſung zu thun, nicht allein mit der Landſchaft als ſolcher und in dem Landſchaftlichen allein wieder etwa nur mit dem Seeleben oder dem Hochgebirge oder dem Flachlande, noch mit dieſer oder jener Gattung von Thieren, auf die oft anerkannte Meiſter der folgenden Jahrhunderte ihre ausſchließliche Thätigkeit richteten; — vielmehr erſcheint dies Alles nebeneinander, den Mittelpunkt aber bildet doch immer der Menſch und das menſchliche Leben, der Kreis perſönlicher Geſtalten, an die der Glaube den Menſchen feſſelt oder als welche ihm die Mächte des eigenen Herzens und der Natur erſcheinen, und zwar in den mannichfaltigſten Abſtufungen vom heitern Spiel und äußern Reiz zum tiefſten Ernſt und zu den erhabenſten Erſcheinungen. Die ganze Natur mit ihren Formen und ihrem Farbenſchmuck iſt dieſen Künſtlern aufgegangen, ſie dringen mit dem ernſteſten Studium in das Geſetz der Körperwelt, beſonders des menſchlichen Körpers ein, ſie werden Anatomen und Mechaniker, aber noch überwältigt ſie nicht die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen, noch verſtehen ſie es, hier und da nur anzudeuten und Alles in beſtimmte, allgemeine Anſchauungen zuſammenzufaſſen. Dieſe Allſeitigkeit, die aber nichts weniger als Flachheit und Flüchtigkeit war, hebt jene Namen an dem Scheidepunkt von Mittelalter und Neuzeit ſo hoch aus der Reihe ihrer Vorgänger empor, die meiſt noch gehalten wurden von einer ſtreng kirchlichen Ueberlieferung oder nur theilweiſe und unvermittelt die Naturanſchauung zu reproduciren ſtrebten; auf der andern Seite knüpften an die verſchiedenen Richtungen einer einzigen Perſönlichkeit eine große Zahl mannichfacher kleinerer Talente an, die, auf ganz verſchiedenen techniſchen Gebieten, in ganz verſchiedenen Ideenkreiſen thätig, doch immer einen Rafael, Michel Angelo, Albrecht Dürer als ihre Meiſter anerkannten. So mochte der Wellenſchlag künſtleriſcher Ideen von einem Mittelpunkte aus in immer weitern Kreiſen ſich ausbreiten, ſelbſt bis dahin, wo die Kunſt mit dem Handwerk oder der Wiſſenſchaft zuſammentraf.

Zugleich war kein Zeitpunkt der Geſchichte, ſeitdem mit dem Chriſtenthum und den germaniſchen Nationen eine neue Culturepoche eingetreten, ſo geeignet geweſen, den bildenden Künſtler als einzelne freie Perſönlichkeit in die ihn beherrſchenden Ideen zu verweben und zum Propheten derſelben zu machen, als gerade der Scheidepunkt des 15. und 16. Jahrhunderts. Die weltbeherrſchenden Ideen des Mittelalters von einem Gottesreich auf Erden hatten in den großen Architekturwerken der gothiſchen Dome mit all ihrem Beiwerk an bildneriſchem Schmuck ſich künſtleriſch ausgeſprochen und daran die allgemeine Thätigkeit großer Verbrüderungen, mochten es nun geiſtliche Orden oder bürgerliche Zünfte ſein, offenbart, während Namen einzelner ſchöpferiſcher Geiſter noch kaum auftauchten. Noch war zwar nicht der große Bruch mit dem ganzen religiöſen und politiſchen Gebäude geſchehen, noch war der ganze Bilderkreis Gemeingut des Volks, das ſich an den vielfachſten Wiederholungen deſſelben nicht ſatt ſah, da es hier ſich ganz heimiſch fühlte und die heilige Geſchichte von neuem unter ihm lebendig ward in ihrer Ausdrucksweiſe, ihren Trachten und Sitten. Aber die allgemeine, faßliche Darſtellung dieſer Gegenſtände war doch bereits eine leicht zu überliefernde, zu lernende Fertigkeit, ja vielfach Manier geworden; dem Einzelnen, den der eigene Sinn, der innere Trieb zum Schaffen führte, konnte dies nicht mehr genügen, er war nicht mehr beherrſcht von einer allgemeinen, durchgehenden Gedankenrichtung, wie ſie in den vorigen Jahrhunderten gewaltet, noch von dem Geiſte engerer Verbindungen, die, bereits vielfach entartet, eine nur äußere Form geworden waren; *ſein perſönliches, religiöſes* und *ſittliches Leben*, ſeine Auffaſſung himmliſcher und irdiſcher Dinge mußte er darſtellen, wennſchon er, in eigener Scheu vor der Tradition, die allgemeinen Formen der Anordnung und den Stoff der Legende noch nicht änderte. Dieſe Richtung der Kunſt traf zuſammen mit dem ganzen Streben und Ringen nach einer innern religiöſen Reformation, nach der Wiederherſtellung jenes rein *perſönlichen* Bezugs des Menſchen zu dem Himmel, nach innerer, ſittlicher Wahrheit im Gegenſatz zur äußern Inſtitution. Und ſo ſtehen in der That die bedeutendſten religiöſen Werke jener Meiſter auf *reformatoriſchem* Grunde, auf dem Grunde *freier, perſönlicher* Andacht oder doch religiöſer Anſicht. Die innere Geiſtesverwandtſchaft, die ſich auch äußerlich ausſprach, zu der beſtimmten lutheriſchen Reformation werden wir an Albrecht Dürer näher kennen lernen; ja wir werden ſehen, wie er ſeine innerſte religiöſe Ueberzeugung an der Grenze ſeines Lebens im mahnenden Bilde ausſprach.

Aber es war auch ſtärker als je das *Nationalgefühl* am Ende des 15. Jahrhunderts hervorgetreten, und beſonders die zwei Nationen, die damals jene hohen Meiſter unter ſich erſtehen ſahen, waren bei großem materiellen Wohlſtand, bei einer weitreichenden Geltung im Völkerverkehr erfüllt von dem Drange, aus allem innern Kampf und Zwieſpalt zu einer neuen politiſchen Einheit zu gelangen. Das gab einem Alexander VI., einem Julius II., einem Leo X. den großen Rückhalt bei ihren ſonſt ſehr wenig geiſtlichen Beſtrebungen, das brachte in Deutſchland endlich den allgemeinen Landfrieden zu Stande und den wirklichen Verſuch einer Reformation der Reichsverfaſſung. Aber dieſes Nationalgefühl war damals nicht blos das Eigenthum der gebildeten Claſſe oder, wie jetzt, nur einer kleinen Partei derſelben, eine ſolche Scheidung gab es noch nicht, es war nicht auf dem Wege bewußter Erziehung errungen, vielmehr wurzelte es damals in Deutſchland vorzugsweiſe im Bürgerthume und den kleinen freien Herren und ſprach ſich in einer Menge unmittelbarer Aeußerungen von Scherz und Ernſt, von Sitte und Recht, in der häuslichen Umgebung wie in dem Leben auf der Straße aus. Während in Italien das Nationalgefühl von den Mediceern und den Päpſten mehr geleitet wurde, erſcheint es in Deutſchland ſchon in einer Menge kleiner Kreiſe feſtgebannt, und ein Maximilian war zwar nicht der Mann, dieſe Kreiſe zu erweitern, wol aber, ſich ſelbſt mit ganzer Hingebung darin zu bewegen. Nur auf dieſem Boden konnte ein Künſtler Anklang und Anerkennung finden; je offener ſein Sinn für Aufnahme der Außenwelt war, um ſo mehr mußte dieſe nationale, ja in Deutſchland dieſe volksthümliche, vielfach derbe Anſchauung in ſeinen Werken heraustreten. War ſie doch im Weſen dieſelbe, die am kaiſerlichen Hofe wie im Hauſe des nürnberger Bürgers oder auf der Burg des rheiniſchen Ritters herrſchte!

Endlich aber iſt es noch eine dritte Geiſtesrichtung, die damals mit unwiderſtehlicher Macht, trotz aller Kämpfe und Anfeindungen, ſich Bahn brach, die, in Italien ihren Anfang nehmend, in Deutſchland ihre vollendetſte Durchbildung erlangte: ich meine den Humanismus, jene rückhaltloſe Freude und Bewunderung für die in der reinen, edlen Form der antiken Literatur zuerſt wieder dargebotene Auffaſſung des Menſchenlebens und der Natur, jenes Streben, dort wieder anzuknüpfen und von da aus ſelbſtändig zu reproduciren. In Italien hatte die bildende Kunſt die unmittelbarſte Rückwirkung dieſer Richtung erfahren; wie die Bibliotheken ihre lange vergeſſenen Codices eines Homer, eines Platon und Anderer wieder herausgaben, ſo öffnete die Erde ihre Schätze und die Antiken wurden Gegenſtände des eifrigſten Studiums in Padua, Florenz und Rom, ſodaß ein Michel Angelo, ein Fra Bartolommeo, ein Mantegna, auch ein Rafael an ihnen großgebildet werden konnten. Anders in Deutſchland. Hier fehlten theils die Objecte ſelbſt, theils nahm die ganze Bewegung einen andern, mehr wiſſenſchaftlichen Charakter an; endlich widerſprach der fromme, religiöſe und zugleich volksthümliche Sinn der Deutſchen vielfach den ſinnlich ſchönen Formen der ſpätern römiſchen Kunſt, die ja zuerſt faſt ausſchließlich zur Anſchauung kamen. Aber dennoch mußte die Freude an der ſchönen Form, wenn ſie auch nur in der wohlklingenden Periode oder dem Rhythmus lateiniſcher Odenmaße beſtand, die überall auf dem Gebiete der Literatur ſich geltend machte, und zwar nur im Sinne der humanen, allgemeinen Bildung, nicht des Gelehrtenlebens, auch in der eigentlichen Welt der Formen, der bildenden Kunſt Verwandtes anregen. Eine Menge poetiſcher Stoffe aus der alten Geſchichte und Mythologie drang in weitere Kreiſe ein, freilich gleich von vornherein mit der beſondern Färbung der Allegorie, des Ausdrucks neuerer, moderner Gedanken in antiken Kleidern, während man in Italien ſich mehr unmittelbar des Wiedererſcheinens des antiken Olymps in der Gegenwart erfreute. In Deutſchland ſchloß dieſe Allegorie ſich, wie wir ſehen werden, zuerſt an einzelne, bereits volksthümliche Geſtalten an und baute ſo auf dem ſchon gelegten Grunde fort.

Wichtiger noch als der beſtimmte Stoff, als die Gewöhnung des Ohres an Rhythmus und Euphonie, war der friſche, geiſtige, freie Sinn, der von den humaniſtiſchen Geſellſchaften in Straßburg, Schlettſtadt, Heidelberg, Mainz, Nürnberg, Eichſtädt und anderswo ausging, wo Jeder ſo viel galt, als er regſam, lebendig und ſchöpferiſch war. In dieſer Luft, in ſolcher Wechſelwirkung konnte auch der bildende Künſtler erſt die Freiheit und Friſche gewinnen, die ſeinen Werken den Charakter freier, geiſtiger Schöpfung gab. Endlich waren es ſo auch jene humaniſtiſchen Studien, welche die neuere Wiſſenſchaft begründeten, welche in Euklid zu den mathematiſchen Geſetzen, in Ariſtoteles und Theophraſt zur Naturgeſchichte, in Ptolemäus zur Aſtronomie und Geographie, in Platon zur Philoſophie hinführten; man wollte damals nicht einen Schriftſteller kritiſiren, interpretiren, mit gelehrtem Apparat verſehen, nein, man wollte die Natur ſelbſt kennen lernen an der Hand der Alten, und man kam bald weiter als Dieſe. Dieſe Wiſſenſchaften aber gaben der Kunſt regelnde Maße an die Hand, um den menſchlichen Körper in ſeinen feinſten Proportionen, in ſeinem Bau und Muskelſpiel, um die Perſpective, die Geſetze des Reflexes u. dgl. im Zuſammenhang zu erforſchen und als beſtimmte Lehre zu entwickeln.

Um aber alle dieſe ſo hochbedeutſamen Entwickelungsmomente jener Zeit in wirklichen Kunſtſchöpfungen auszuprägen und nach allen Seiten künſtleriſcher Thätigkeit bahnbrechend und maßgebend aufzutreten, dazu bedurfte es großer Individualitäten von geiſtiger und ſittlicher Stärke. Eine ſolche Perſönlichkeit, deren Entwickelung ein den Betrachter ſelbſt innerlich förderndes und erhebendes Schauſpiel bietet, haben wir in Albrecht Dürer vor uns.

2) Albrecht Dürer's Jugendgeſchichte, Lehrzeit und Wanderjahre.

In Oberungarn, auf den ſumpfigen Niederungen der Körös, zwiſchen Großwardein und Arad, lebten die Voreltern Albrecht Dürer's, mit Roß- und Rindviehzucht beſchäftigt. Sein Großvater, Antoni Dürer, verließ zuerſt die dörfliche Heimat und kam nach Gyula zu einem Gold ſchmied, deſſen Thätigkeit und Tochter er bald lieb gewann. Drei Söhne gingen aus der Ehe mit ihr hervor, deren älteſter, Albrecht, des Vaters Beruf folgend, durch dieſen in die Fremde getrieben ward. Deutſchland und die Niederlande waren damals Sitze großer Thätigkeit und Kunſtfertigkeit in der Bearbeitung des edlen Metalls. Lange hielt ſich Albrecht in letzterm Lande auf und verkehrte hier viel mit den großen Künſtlern, zwar nicht mehr mit Jan van Eyk, ſicherlich aber mit deſſen unmittelbaren Schülern, Rogier von Brügge, Gerhard van der Meeren, Chriſtophſen und Andern. Im Jahre 1455 kam er, wie es ſcheint, auf der Rückkehr begriffen nach Nürnberg, an einem Tage, als ein großes Hochzeitsfeſt der Familie Pirkheimer die Bürgerſchaft auf der Burg um die große Linde verſammelte, und fand hier in der Werkſtätte des Hieronymus Haller, eines der reichſten und angeſehenſten Goldſchmiede, dauernde Beſchäftigung. Nach zwölfjähriger Thätigkeit führte er die fünfzehnjährige Tochter Haller's, Barbara, als Frau heim und begann nun als ſelbſtändiger Meiſter den neuen Haushalt. So kam es, daß Nürnberg die bleibende Stätte dieſer Familie und der Name Dürer in ſeinem Sohne mit dem der Stadt Nürnberg für alle Jahrhunderte verknüpft ward.

Wer über den breiten Stadtgraben, durch die ſtarken, epheubewachſenen, mit 365 Thürmchen verwahrten Mauern in Nürnberg einzieht und es nach ſeinen verſchiedenen Richtungen auf der Lorenzer- und der Sebaldusſeite durchwandert, endlich die Burgſtraße zur Burg hinaufſteigt, die mit ihrem Lug ins Land weit die große Ebene und den Reichswald beherrſcht, dem tritt, wie faſt nirgends ſonſt in Deutſchland, das Bild eines wohlgeordneten, reichen, in großen, herrlichen Denkmalen ſich verewigenden Bürgerweſens entgegen. Stolz erheben hier ſich die Façade und die Thürme der Lorenzkirche, und dort gliedert ſich nach Oſt und Weſt der Doppelchor von St.-Sebald. Reich in Stabwerk und Statuen baut ſich am Markt die zierliche Frauenkirche mit ihrer Vorhalle auf, von der die neue Kaiſerwahl dem Volke verkündet wurde, und als leichtdurchbrochener Thurm hebt ſich Schonhofer's ſchöner Brunnen, neben den ernſten Kurfürſten, den Helden des Alten Teſtaments und der weltlichen Geſchichte die mannichfaltigſten Thier- und Menſchenköpfe zeigend. Noch ſind zum Theil die Häuſer mit ihren Giebeln, den Erkern, den Eckſtatuen, den ſcharfgegliederten Fenſtern, dem großen, freien Raum im Innern und den engen, getäfelten Stuben im Beſitze jener Familien, wie der Tucher, Pfinzing, Scheurl, Haller, Kreß, die bereits vor vier und fünf Jahrhunderten den Freiſtaat geleitet. Noch erinnert in manchen der engen Straßen und an der Ringmauer das gewerkliche Leben mit ſeinen Eiſen-, Meſſing- und Holzarbeiten an die frühere Zeit, und in der Kleidung, im ganzen Sinn und Weſen der Bewohner ſpricht ſich vielfach jener alte, behagliche Bürgerſinn aus. Aber das heutige Nürnberg iſt, trotz Eiſenbahn und Ludwigskanal, nur ein Schatten von dem Nürnberg der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Eine Gründung des eigentlichen Mittelalters unter Konrad II. dem Salier, war es binnen vier Jahrhunderten zum Mittelpunkte des gewerklichen Lebens, des Binnenhandels und der geiſtigen Regſamkeit von Deutſchland emporgeſtiegen. Treu von jeher an den Kaiſern hängend und dieſe Treue in manchem Kampfe bewährend, war es von den Saliern, den Hohenſtaufen, von Ludwig dem Baier, endlich noch von Sigismund mit wichtigen Vorrechten ausgeſtattet worden, hatte von Letzterm ſogar die kaiſerlichen Kleinodien in Verwahrung erhalten. Die immer drohenden Eingriffe und Bedrückungen der Burggrafen, jener Grafen von Hohenzollern, denen die Vorſehung ſpäter eine ſo hohe Aufgabe für Deutſchland geſtellt, dienten nur dazu, die Bürger auf ihr Münz- und Geleitsrecht, auf ihre Beſitzungen um ſo eiferſüchtiger und wachſamer zu machen, die ſie noch 1450 tapfer im Lorenzer Walde ſchützten. Die Verfaſſung war eine ariſtokratiſche, mit engerm und weiterm Rath der angeſehenen Familien, deren Intereſſe, da ſie ſelbſt Kaufleute und Gewerbtreibende waren, mit dem der ganzen Stadt verbunden blieb. Ein gewaltiger Sturm von Seiten der mehr demokratiſchen Innungen, beſonders der Metallarbeiter, hatte 1348 die Verfaſſung umgeſtürzt, aber ein kaiſerliches Heer führte den Rath zurück, und der Schein eines Volkstribunats, die „Genannten", beruhigte die Bürgerſchaft, während der Rath die neugewonnene Macht mit Mäßigung handhabte. Die einſt mächtige und reiche Judenſchaft hatte dabei die Erbitterung des Volks in furchtbarer Weiſe erfahren und ihre günſtige Stellung verloren; man baute mit großer Pracht auf der Stätte ihrer Synagoge die Frauenkirche. Schon ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts wird uns die Gewerbthätigkeit Nürnbergs gerühmt; beſonders die Arbeiter in Metall, die Glockengießer, die Roth- und Gelbgießer, die Verfertiger von Waffen und kurzen Waaren, aber auch die Bearbeiter von edlen Stoffen, die in Gold, Silber, Elfenbein, Perlemutter reichen Schmuck mit Ciſelir- und eingelegter Arbeit herſtellten, waren in vielen Werkſtätten beſchäftigt. Bildſchnitzer verarbeiteten Holz zu heiligen Geſtalten, und an die Technik ihrer Färbung ſchloß ſich die ganze Reihe von Briefmalern und Malerinnen an, welche die Karten, jenes ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts auftretende und mit der größten Leidenſchaft in Italien, Deutſchland und Frankreich geübte Spiel, zierlich ausmalten. Wir werden uns nicht wundern, wenn daneben auch bald eigentliche Tafelmaler ſich zeigen. Der Farbenſchmuck ſollte die Fenſter der Kirchen und Kapellen decken, und faſt jede der bedeutenden Familien wollte mit ihrem Namen eine der kunſtreichen, einheimiſchen Glasmalereien bezeichnet ſehen. Dieſe große Induſtrie, die den einzelnen Geiſt ſelbſtändig beſchäftigte und das Auge für das Praktiſche, Nette, Zierliche ſchärfte, eine Menge von Erfindungen hervorrief, regte zum Handel an, wie ſie umgekehrt von ihm bedingt war. An der großen Straße gelegen, die Venedig, das damalige Emporium des orientaliſchen Handels, mit dem Norden Deutſchlands und beſonders dem Rhein und den Niederlanden verband, war Nürnberg bald der Hauptſtapelplatz zwiſchen Antwerpen und den ſo bedeutenden niederländiſchen Fabrikſtädten einerſeits, dem Oſten andererſeits. Einer der wichtigſten Artikel der heutigen leipziger Meſſen, Rauch- und Pelzwaaren, wurde damals in Nürnberg umgeſetzt; kein Wunder, wenn der nürnberger Bürger, auch ein Albrecht Dürer, ſich gern im koſtbaren Pelz abgebildet ſah. Nürnberger ließen ſich in Venedig wie in Antwerpen und in Spanien nieder. Nürnberg hatte ſeinen Syndicus in Rom, ein Nürnberger führte daſelbſt die Geſchäfte der Fugger, ein anderer, Laſanus, lebte als Factor der Hirſchvogel (einer nürnbergiſchen Malerfamilie) in Sevilla, wieder ein anderer, Martin Behaim, kam nach Portugal, ſetzte ſich auf den Azoren feſt, unternahm Entdeckungsreiſen an die afrikaniſche Küſte und trug durch ſeinen erſten Erdglobus viel bei zur Anregung neuer Unterſuchungen und zur wiſſenſchaftlichen Einordnung des Neuentdeckten. So ward fremde Sitte und Kunſtfertigkeit auch der Heimat nahegebracht.

Einem ſo reichen, thätigen, ſelbſtändigen Bürgerleben fehlte es natürlich auch nicht am Schmuck der Feſte und volksmäßiger Dichtung, die ſich in und neben den Zünften der Meiſterſänger geltend machte. So war es Nürnberg, wo das Drama als geiſtliches Oſterſpiel und als Faſtnachtsſpiel am erſten und meiſten gedieh, wo die Urältern der Menſchheit, die Propheten und Erzväter, dann die heilige Geſchichte des Neuen Teſtaments, mit manchen komiſchen Zuthaten, leibhaftig in Geſtalt und Tracht nürnberger Bürger erſchienen. Ein Hans Roſenplüt der Schnepperer ſtand hierbei noch in den ſechziger Jahren des 15. Jahrhunderts an der Spitze. Aber daneben machte ſich bald in Nürnberg, das von jeher eine ſehr ſelbſtändige, ja herrſchende Stellung gegen das kirchliche Weſen in ſeinen Mauern einnahm, die neue humaniſtiſche Richtung geltend, ſo in Georg von Heimburg, der in Rom freimüthig die Rechte der Nation gegen den päpſtlichen Stuhl vertrat, in Regiomontan (1470—75), dem Mathematiker und tiefen Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Literatur, und in ſeinen Schülern. Es hatte ſich bereits eine ältere Geſellſchaft um Sebald Schreier, Peter Dannhäuſer, Anton Koberger gebildet, welche die Förderung dieſer Studien ſich als Ziel ſteckte.

In dieſes Leben hinein ward Albrecht Dürer der Jüngere am 20. Mai 1471 geboren, der dritte von 18 Geſchwiſtern, die der Tod zum großen Theile frühzeitig hinwegraffte, ſodaß 1524 Albrecht nur noch zwei Brüder beſaß, Andreas den Goldſchmied, welcher bei ihm geblieben war, und Hans, den Hofmaler des Königs von Polen. Jener eben genannte Anton Koberger, der erſte Druckherr von Nürnberg, aus deſſen Officin eine Menge alter Schriftſteller hervorgingen, war der Pathe unſers Albrecht. Während der erſten Jahre ſeiner Kindheit wohnten ſeine Aeltern im engen Hinterhauſe Philipp Pirkheimer's, was zu dem Irrthum Veranlaſſung gab, daß damals bereits die beiden ſo nahen Freunde Albrecht und Wilibald Pirkheimer ihre Kinderſpiele getheilt hätten, obgleich der Vater Wilibald's, Johann, als Rath am Hofe des Biſchofs von Eichſtädt lebte. Nach vier Jahren konnte Albrecht der Aeltere ein eigenes Häuschen in der Schmiedegaſſe kaufen. Welcher Art das Leben des geſchickten Goldſchmieds geweſen, welche Eindrücke und welches Vorbild Albrecht im Aelternhauſe empfangen, das ſchildert das eigene Zeugniß des Sohnes am beſten, der in ſeinen ſpäten Jahren über Vater und Mutter ſchriftliche Erinnerungen aufgeſetzt hat. Er ſagt: „Item dieſer Albrecht Dürer der Aeltere hat ſein Leben mit großer Mühe und harter, ſchwerer Arbeit hingebracht und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er für ſich, ſein Weib und Kinder mit ſeiner Hand gewonnen hat; darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt ein ehrbar, chriſtlich Leben, war ein geduldig Mann, und ſanftmüthig, gegen jedermann friedſam, und er war faſt dankbar gegen Gott. Er hat ſich auch nicht viel weltlicher Freud gebraucht; er war auch weniger Wort, hat nicht viel Geſellſchaft, und war ein gottesfürchtiger Mann. Dieſer mein lieber Vater hat großen Fleiß auf ſeine Kinder, ſie auf die Ehre Gottes zu ziehen, denn ſein höchſt Begehren war, daß er ſeine Kinder mit Zucht wohl aufbrächt, damit ſie vor Gott und den Menſchen angenehm würden, darum war ſein täglicher Spruch zu uns, daß wir Gott ſollten lieb haben, und treulich gegen unſern Nächſten handeln.“ In welcher Achtung er bei der Stadt ſtand, geht daraus hervor, daß man ihn zum Genannten des größern Raths und zum Gaſſenhauptmann machte. In ähnlicher Weiſe ſchildert Dürer ſeine Mutter in ſpätern Jahren, die durch Peſtilenz und ſchwere Krankheit, durch Armuth und Verſpottung hindurch das feſte Gottvertrauen ſich bewahrt, auch ſpäter noch beſorgt um das Seelenheil ihrer Söhne ſie oft ermahnte, ſtrafte und ihnen das tägliche Wort zurief: „Gehe in dem Namen Chriſto!“ Auch ſie war ſanft, „nie rachſüchtig“, nach Dürer's Worten. So erſcheint uns hier ein echt bürgerliches Familienleben, vielfach durch Krankheit und äußere Bedrängniß betroffen, aber auf einem tief religiöſen Grunde ruhend und in allen Beziehungen religiös geſtimmt. Dieſe Gewöhnung hat ſich in unſerm Meiſter mit der Zeit zur wahrhaft ſchönen perſönlichen Frömmigkeit ausgebildet. Zugleich mußte der ſanfte, ernſte, denkende, mit ſeinem Gewerbe es ſehr ſtreng nehmende Sinn des Vaters auf die Kinder zurückwirken, beſonders auf ſeinen Lieblingsſohn Albrecht, der ſchon frühzeitig durch großen Eifer im Lernen ſich auszeichnete. Er beſuchte die Schule, lernte Leſen und Schreiben, wahrſcheinlich auch Latein, das er wenigſtens ſpäter verſtand. Sein Vater nahm ihn dann in die Werkſtätte, und er lernte dort ſäuberlich arbeiten, wie er ſelbſt ſich ausdrückte. Das Goldſchmiedehandwerk kann in vieler Beziehung die Mutter der modernen Kunſt genannt werden, in dem Treiben ganzer Statuen von Heiligen, in dem Ausarbeiten umfangreicher Reliefplatten, in der feinen, teppichartigen Zeichnung und dem Guſſe mannichfach farbiger Stoffe des Niello für Reliquiarien und Kirchengefäße bildete der Zeichner, der Plaſtiker ſich aus, ſelbſt der Farbenſinn ward geweckt, und in den letzten Jahrzehnden, ehe Dürer auftrat, hatte ſich unmittelbar an die Metalleinzeichnung eine Technik geknüpft, die für die raſche Verbreitung der Zeichnungen im Publicum und die Bildung des Auges deſſelben, für die Mittheilung künſtleriſcher Entwürfe wie wiſſenſchaftlicher und populärer Darſtellungen von größter Bedeutung war, nämlich der Kupferſtich. Noch gehörte dieſer damals ganz und gar den Goldſchmieden an, wie in Italien und Deutſchland, den beiden früheſten Stätten deſſelben, leicht nachzuweiſen iſt. Und hat nicht Brunelleschi aus eigener Wahl als Goldſchmied gelernt, um dann der epochemachende Plaſtiker und Baumeiſter zu werden, trägt nicht Domenico Ghirlandajo noch in ſeinem Namen das Zeichen ſeines frühern Geſchäfts, war nicht Francesco Francia, der tiefgemüthvolle Maler von Bologna, bis in die ſpätere Zeit Goldſchmied? Wol nicht mit Recht war daher der Vater Albrecht's wegen der verlorenen Zeit unzufrieden, als ſein Sohn, von beherrſchender Leidenſchaft ergriffen, erklärte, ſich ganz und gar der Malerei widmen zu wollen.

Schon mochte er manches Portrait aus ſeiner Familie entworfen haben; die erſte noch erhaltene Zeichnung zeigt uns ihn ſelbſt als dreizehnjährigen Knaben, wie er nach dem Spiegelbilde ſich aufgefaßt hat. Es galt jetzt, nachdem der Vater in den feſten Willen ſeines Sohnes ſich endlich gefügt, einen Meiſter zu wählen, dem Dürer auf einige Jahre in die Lehre verdingt würde, denn die Tafelmalerei ward damals zunftmäßig betrieben und Jeder hatte eine oft nicht leichte Schule vom Farbenreiben an durchzumachen. Malerakademien mit einzelnen Unterrichtsſtunden und Vorträgen allerlei Art kannte man nicht, um ſo enger ſchloß ſich dagegen an einzelne ausgezeichnete Meiſter eine Menge von Geſellen an, und man zog weithin dem Rufe eines ſolchen nach. So war damals der Name eines Martin Schongauer oder des „hipſch Martin" in Oberdeutſchland weit verbreitet. Aus einer Goldſchmiedfamilie ſtammend, mit ſeinen Brüdern Kaſpar und Paul, die Goldſchmiede geblieben, zuſammenlebend, hatte er den Kupferſtich in Deutſchland zuerſt künſtleriſch betrieben, und ſeine Blätter wurden eifrig in Frankreich, Italien und Spanien gekauft. Zwar ein Schüler des Rogier von Brügge und ſomit ganz in jene feine, miniaturartige, treue Auffaſſung der Natur eingeführt, wie ſie die Eyck, die erſten Begründer einer wirklichen Oelmalerei, geübt und wie ſie raſch mit der Oelmalerei ſelbſt als unabweisliche Forderung über Deutſchland und hier und da in Italien ſich ausbreitete, legte Martin doch in ſeinen Gemälden, beſonders in der Anordnung des Ganzen und im Ausdruck ſeiner Geſichter, einen tiefen, denkenden Ernſt und beſonders einen Sinn für ideale Schönheit dar, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen. Durch ihn ward Kolmar im Elſaß der Sitz einer ſehr thätigen Schule; wetteifernd ſtrömten nach ſeinem Tode noch

Maler dahin, um ſeine Gemälde zu copiren; dort, wie am Oberrhein, ſind noch heute ſchöne Denkmale ſeiner Kunſt zu ſehen. Von ihm hatte oft Dürer mit ſeinem Sohn geſprochen, zu ihm dachte er ihn wol zu thun, bereits war ein Brief an Martin abgeſendet, jedoch die Verhandlung ward nicht weiter geführt und durch Martin's Tod im Anfang des Jahres 1488 ganz unterbrochen. Und ſo hat Dürer den ihm ſo geiſtesverwandten Meiſter, nach deſſen Bekanntſchaft er ſich oft geſehnt, durch deſſen Kupferſtiche er ſichtlich angeregt wurde, nie perſönlich kennen gelernt. In Dürer's unmittelbarer Nähe, in Nürnberg, fehlte es nicht an tüchtigen Meiſtern: ſchon ſeit einem Jahrhundert, ſeit der großen Kunſtförderung, die unter Karl IV. vorzugsweiſe in Prag, aber auch in Nürnberg eine bedeutende Thätigkeit hervorgerufen, finden wir Malernamen erwähnt und ſind uns Werke von beſtimmtem Charakter erhalten, der ſich jetzt gerade in Meiſter **Michael Wohlgemuth** und ſeinen Zeitgenoſſen **Jakob Walch**, **Bänerlein** und Andern ſcharf ausprägte. Die Hauptaufgaben des Malers bildeten vor allem die Altarſchreine, die im Innern meiſt plaſtiſche Darſtellungen in Holz, auf den Flügelbildern Scenen der evangeliſchen Geſchichte und der Legenden im Gemälde darſtellten; daneben die Gedenktafeln, mit denen einzelne Familien oder Perſonen beſonders glückliche oder ernſte Momente ihres Lebens kirchlich bezeichneten, wo die Portraitfiguren unmittelbar als Betende oder Errettete neben den heiligen Geſtalten erſchienen. Mit beſonderer Schärfe wurden von dieſen Meiſtern die Umriſſe der Geſtalten hervorgehoben, die Gewandung ward in ſcharfen Falten, oft ins Kleinliche, ausgeführt. Während die heiligen Frauen in Geſicht, Bewegung und Ausdruck einen deutſchen, aber durchaus idealen Typus tragen und ſichtlich erfüllt ſind von frommen und edlen Gefühlen, ſtrebt man danach, um ſo greller das rein Naturaliſtiſche, Rohe, Leidenſchaftliche in den Nebengeſtalten, dem zuſchauenden Volke, den jüdiſchen Hohenprieſtern und den Kriegsknechten darzuſtellen. Man ſieht, wie mit wahrem Behagen hier Geſtalten des niedern Volks und humoriſtiſche Scenen in die heilige Geſchichte verflochten ſind. Dazu gilt es vor allem, ein buntes Farbenſpiel auf der Tafel zu verbreiten und dem Auge nicht ſowol einen Totaleindruck als eine Menge einzelner, fein ausgeführter Geſtalten nahezubringen. Neben der Tafelmalerei aber und der Ausſchmückung großer Wandflächen, beſonders in Kreuzgängen, erhielt jetzt die Zeichnung als ſolche im Holzſchnitt ein weites, ſelbſtändiges Feld. Natürlich iſt nur das Wenigſte von vielbeſchäftigten Männern, wie Wohlgemuth und dann von Dürer, als Form ausgeſchnitten worden, aber ſie verſtanden auch wol das Meſſer raſch und geſchickt zu führen; jedoch dafür gab es eigene Meiſter, wie **Pleidenwurf** in Nürnberg; nur die Zeichnung ward von Jenen, meiſt direct auf das Holz, entworfen. Der Holzſchnitt, zunächſt ausgehend von rohen Karten- und Heiligenbildſtempeln, war ſo recht das Feld, wo der Künſtler im Volkstone und für das Volk ſeine bildlichen Gedichte hinwerfen konnte; jetzt wurden in der deutſchen „Biblia pauperum", im „Entkriſt", in der „Kunſt des Sterbens" ganze Reihenfolgen von Darſtellungen gegeben, und der oft keke, unſern Sitten anſtößige Humor führte den Zwieſpalt, in den Liebe, Greiſenalter, Geld und Geiſtlichkeit vielfach verfielen, in wenig Strichen ſcharf und treffend aus. Auch in die eigene geſchichtliche Vergangenheit griff man zurück und eröffnete ſo der Erfindung ein reiches Feld.

In dieſe Richtung der Malerei und des Holzſchnitts ward Dürer als Lehrling jenes Michael Wohlgemuth, den ich eben erwähnte und der gerade in dieſer Zeit durch ein großes Altarwerk in Zwickau Anerkennung und Ruhm erwarb, eingeführt. Drei Jahre hatte er bei ihm gelernt mit Glück und Fleiß (zwei Dinge, die er dankbar auf Gott zurückführt), aber bei ſeinem ſanften, mehr innerlichen Weſen mußte er von den andern Geſellen viel leiden. Schon damals regte ſich wol in ihm als dunkles Gefühl das Bedürfniß, über dieſes mehr handwerksmäßige Lernen und Gewinnen einer freien Hand hinauszugehen und der Natur ſelbſt auf eigenem, mühevollem Wege die Geſetze abzulauſchen, die er im Alter als faßliche Lehre für angehende Künſtler hingeſtellt hat; aber die Freude am bunten Farbenſpiel und der kunſtreich gefälteten Gewandung beherrſchte ihn, und mit Dankbarkeit hing er auch noch ſpäter an ſeinem Lehrer, als er lange ſchon ihm überlegen war; noch im Jahre 1516 hat er ihn als zweiundachtzigjährigen Greis in Oel gemalt — ein kluges, offenes Geſicht. Nicht unintereſſant iſt es, den Gegenſtand zweier Handzeichnungen von ihm aus dieſer Lebezeit anzugeben, die ſeine damalige Richtung auf das deutſche, ritterliche Weſen bezeichnen; die eine ſtellt die drei Schweizer auf dem Rütli vor, kräftige Geſtalten, feſt, mit den Füßen auseinandertretend; die andere eine felſige Bergſchlucht mit der Ausſicht auf eine Ritterburg, ſechs Reiter in feſtlicher Tracht reiten zu ihr heran, während verſchiedene Reitergruppen zur Begrüßung ihnen entgegenkommen. Eine dritte Zeichnung zeigt uns bereits ein von ihm ſpäter auf das tiefſte und vollendetſte benutztes Motiv: drei Ritter, die im Engpaß vom Tod überfallen werden (Federzeichnung in Stuttgart, ſ. „Kunſtblatt" 1851. n. 101).

Im Jahr 1490 verließ Dürer ſeinen Meiſter und trat eine vierjährige Wanderung durch Deutſchland an. Wo er dabei überall geweilt, ob in Nördlingen bei Herlen, in Augsburg bei Holbein dem Aeltern, in Ulm bei Zeitblom, ob in Köln, wo eine ſehr große Malerthätigkeit damals herrſchte, wiſſen wir nicht; daß er in den Niederlanden, dem damaligen Kunſtlande dieſſeits der Alpen, ſich aufgehalten, iſt unwahrſcheinlich, da er bei ſeinen ſpätern Reiſeaufzeichnungen, 30 Jahre nachher, durchaus die Niederlande als Einer ſchildert, der ſie zum erſten Male ſieht. Nur eine für uns nicht unwichtige Thatſache ſteht feſt, daß er die Stätte, wo Martin Schongauer geweilt, aufſuchte und hier in Kolmar bei den drei Brüdern deſſelben, ſowie bei dem vierten in Baſel, ſich länger aufhielt. Hier war es wol vor allem, wo er mit der Radirnadel umzugehen lernte, wo er jene Leichtigkeit und jenen Schwung der Linienführung auf der Kupferplatte ſich erwarb, die uns ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt.

Ein neuer, reicher Ideenkreis eröffnete ſich ihm in dieſer Zeit, es war der der antiken Mythe, wahrſcheinlich durch Kupferſtiche des Andrea Mantegna, die auch dieſſeits der Alpen bekannt waren, eines Meiſters, der zuerſt in größern Compoſitionen das antike Leben, beſonders in einem Triumphzuge Cäſar's, behandelte. Wenigſtens legte Dürer den Meiſtern in Nürnberg zur Prüfung eine Federzeichnung vor mit der Darſtellung eines Bachanals, bei dem Orpheus von Bachantinnen geſchlagen wird; Scenen von Tritonen und Nereiden, der Raub der Amymone, Apoll und Diana, das Urtheil des Paris ſchließen ſich bald an. Antike Stoffe wählt er überhaupt mehr nur in ſeiner frühern Lebensperiode, dabei aber tritt immer das Volksthümliche und Deutſche, auch wol irgend eine humoriſtiſche Beziehung hervor: die Nereiden werden zu Meerweibern, Perſeus zu einem ſein Roß anſchirrenden Kriegsknecht.

3) Erſte Periode ſchöpferiſcher Künſtlerſchaft Albrecht Dürer's
1495 — 1506.

Dreiundzwanzig Jahre alt, trat Dürer als ſelbſtändiger Meiſter in ſeiner Heimat auf; die Lehr- und Wanderjahre ſind vorüber, es öffnet ſich unſerm Blick eine vierunddreißigjährige Thätigkeit, die ihm ſeinen hohen Platz in der Kunſtgeſchichte anweiſt und uns zugleich den ganzen geiſtigen Reichthum ſeines Innern, aber auch das Herz eines Mannes offenbart, in dem jede nähere Betrachtung nur neue Tiefen erſchließt. Während wir bei ſeinem großen, hochbeglückten Zeitgenoſſen Rafael den ganzen adäquaten Ausdruck ſeines innern Lebens in ſeinen Werken finden, ja vielfach ſagen müſſen, daß ihm, wie dem glücklichen Dichter, oft ein tiefſinnigeres Werk gelungen, als er ſelbſt geahnt, ſo tritt bei Dürer der umgekehrte Fall ein; bei ihm haben wir immer mehr geiſtigen Gehalt vorauszuſetzen, als er gerade geben will; ſeine Werke ſind nur ein Theil ſeines geiſtigen Weſens; konnte doch Melanchthon von ihm in ſeinen ſpätern Jahren ſagen, an Dürer ſei die Malerkunſt, ſo hoch ſie geſtanden, nur das wenig Bedeutendſte im Vergleich zu ſeinem Geiſte, mit dem er alle Dinge erfaßt und in ſich verarbeitet habe.

Ein ſo bedeutender Menſch iſt gleich von vornherein vielſeitig angelegt und die eigenthümlichen Richtungen treten bald heraus, aber zugleich bleibt er am wenigſten früh auf einem Punkte ſtehen, ſondern nimmt immer noch neue Elemente an, wird von großen, geiſtigen Bewegungen immer aufs neue ergriffen und verändert. Wir haben daher auf dieſe Wendepunkte wohl zu achten und an ihnen uns zu orientiren. In Dürer's Leben treten zwei derſelben beſonders hervor, es ſind zwei Reiſen, von denen die eine ihn nach dem Süden, in das Land der Kunſt führt und ſeine Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit an dem reichen Widerſpiel des italieniſchen

Lebens erproben läßt, die andere ihn als hochberühmten Künſtler noch einmal aus der Heimat weg in eine ganz entgegengeſetzte Welt, in jene behagliche, die Aeußerlichkeit des Lebens und die einzelnen Individualitäten ſcharf hervorhebende niederländiſche Kunſtthätigkeit verſetzt. Gleichzeitig mit dieſer zweiten Reiſe bricht die langverhaltene religiöſe Bewegung aus, welche den ganzen Grund und Boden erſchüttert, auf dem alle Kunſt, auch die Dürer's, bis dahin geſtanden. So zerfällt das ſelbſtändig thätige Leben Dürer's in drei Epochen: die Zeit von 1494 — 1506, wo Dürer in den verſchiedenſten Richtungen ſich Bahn bricht und ſeinen Namen begründet, wo bereits eine Menge von Planen hervortreten, die erſt ſpäter ihre Ausführung finden, wo auch die Lebensverbindungen ſich knüpfen, die für das ganze Leben ihm folgereich werden. An die Reiſe nach Venedig ſchließt ſich dann die productivſte Periode ſeines Lebens an, 1507 — 1520; hier, wo jedes Jahr neue Schöpfungen aufzuweiſen hat, wo der nahe geiſtige Verkehr mit den bedeutendſten Männern ſeine Früchte trägt, wird es uns am erſten gelingen, von einem Mittelpunkt alle auch noch ſo verſchiedenen Richtungen ſeines Lebens zuſammenzufaſſen. Der Tod Maximilian's, die niederländiſche Reiſe, die Reformation führen uns endlich in die ſpätern Lebensjahre des Künſtlers ein, nicht etwa eine Zeit behaglicher Ausruhe und ungeſtörter Fortübung, ſondern erneuten, ernſten Strebens im Sinne reformatoriſcher Bewegung und zugleich der erſten wiſſenſchaftlichen Bethätigung auf dem Gebiete der Kunſt.

Dürer war kaum zu Pfingſten 1494 nach Hauſe zurückgekehrt, als ſein Vater mit einem für ſein ganzes Leben entſcheidenden Plane heraustrat, auf den der Sohn, wie man deutlich ſieht, aus kindlichem Gehorſam einging. Es war dies die Verheirathung des Sohnes mit der Tochter eines dem alten Dürer bewährten Freundes, der bereits Pathe bei einem der Geſchwiſter unſers Albrecht war, des als mechaniſcher Künſtler und Muſiker damals bekannten **Hans Frey** (von ihm rührt das in jener Zeit bewunderte und oft hergeſtellte Spielwerk des Heronbrunnens her). Dürer ſpricht die ganze Art des Vorgangs in wenig Worten aus: „Da handelt Hans Frey mit meinem Vater, und gab mir ſeine Tochter, mit Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Fl. und hielt die Hochzeit, am Montag vor St.-Margarethen.“ Die Mitgift ward zum Ankaufe eines kleinen, einfachen Hauſes, deſſen obere Stockwerke hölzernes Fachwerk haben, verwendet, es iſt dieſes das „Dürer's-Haus“ unterhalb der Burg, das, jetzt vom Dürer-Verein wohl ausgeſtattet, von jedem Fremden beſucht wird; leider iſt der Erker, in dem Dürer zu arbeiten pflegte, ſeit 40 Jahren abgebrochen. Später mochte es im Innern mit Geſchenken und mancherlei Merkwürdigkeiten, die ſich Dürer auf ſeinen Reiſen geſammelt, wohl ausgeſtattet ſein, ſo war ſein Söller mit ausgezeichneten Hirſchgeweihen geſchmückt, einem Gegenſtand, den man oft weither damals ſich verſchrieb. Man iſt gewohnt, das Verhältniß Dürer's zu ſeiner Frau als ein höchſt unglückliches zu betrachten, ſie als eine wahre Xanthippe hinzuſtellen, die die Geduld des ſanftmüthigen Mannes auf eine harte Probe geſtellt. Man erzählt ſich wol von mannichfachen Verſuchen des unglücklichen Ehemannes, ſich von ihr gänzlich zu entfernen. Der Ungrund dieſes letzten Gerüchts iſt längſt erwieſen. Allerdings ruhte dieſe Verbindung nicht auf dem Grunde tiefer perſönlicher Zuneigung, einer innern Seelenharmonie, in der das Verſchiedenartige ſich auflöſt und ergänzt, ſondern mehr nur auf dem freundſchaftlichen Verhältniß der Familien; bei mancher Gelegenheit ſpricht ſich die verwandtſchaftliche Liebe Dürer's zu ſeinem Schwiegervater, der nur fünf Jahre vor ihm ſtarb, und zu deſſen Frau lebendig aus, ſowie er auch auf ſeiner Reiſe nach Venedig mit ſeiner Frau fortwährend in Briefwechſel ſteht und für ſie ſorgt; auf ſeiner zweiten Reiſe begleitet ſie ihn ſelbſt, und er unterläßt nicht, jede Freundlichkeit, die ihr geworden, aufzuzeichnen. Agnes Dürer war eine ſchöne Frau und Dürer mochte mit Freude ſie in mancherlei Coſtüm zeichnen, auch werden wir vielfach an ſie bei ſeinen Frauenbildungen erinnert, aber es lag in dem Geſichte der Frau, trotz des freundlichen Lächelns, nach dem erhabenen Bruſtbilde, das wir beſitzen, etwas Hartes und Kaltes; und es war dies auch in der That eine Seite ihres Charakters neben geiſtiger Beſchränktheit. Pirkheimer mußte ihr wol das Lob einer ehrbaren, frommen Frau geben, er wünſcht freilich, ſie ſei lieber eine „Bübin“ geweſen; nur fehlte ihr ganz und gar das Organ für das höhere, freiere Geiſtesleben, in dem Dürer ſich bewegte, worin ſie eben nur ein Ueberſpringen ſittlicher Schranken ſah, eine Zeit- und Geldverſchwendung. Denn ihr wohnte jener praktiſche, häusliche Sinn inne, wie er ſich gerade in ſolchen rein bürgerlichen, auf den Erwerb baſirten Verhältniſſen der Reichsſtädte zum Uebermaß ausbilden konnte, ein Sinn, der an der Seite einer freiern, höhern Richtung ſich leicht nur noch mehr verſteckt und zu Geiz, Rechthaberei und keifendem Weſen ausbildet. So wollte ſie überall den Erfolg der Arbeit ſehen und ſpornte ihren Mann zu übermäßiger Thätigkeit an. Eiferſüchtig auf ſeinen Beſitz, ſuchte ſie die Freunde vom Hauſe fernzuhalten, was Dürer am tiefſten kränken mochte. Jedoch traten alle dieſe Eigenſchaften mehr erſt in den ſpätern Lebensjahren hervor. In ihren jüngern Jahren bezeichnete man Beide als ein ſchönes Paar. Dürer ſelbſt war eine hochbedeutende, einnehmende Erſcheinung, eine der ebenmäßigen Geſtalten, bei denen die Seelenſchönheit auch äußerlich Ausdruck gefunden hat; er ſelbſt erfreute ſich daran, wandte gern einige Sorgfalt auf ſein Aeußeres und hat uns ſich ſelbſt in zwei trefflichen Oelbildern, aus ſeinem 26. und 29. Jahre, überliefert. Das erſtere zeigt ihn, mehr friſch und keck, von der Seite, im weißen, offenen Gewand, mit leichter Mütze und weißen Handſchuhen, zu einem Fenſter hinausſchauend, hinter ihm, durch ein anderes offenes Fenſter, eine weite Landſchaft; auf dem andern tritt er uns ganz von vorn, auf dunklem Hintergrund, ernſt und ruhig entgegen; die eine Hand liegt gelaſſen am Pelzrock, er ſchaut tief und feſt der Welt ins Antlitz, aber unwillkürlich zeigt ſich uns in ſeinem Ausdrucke die ihm eigenthümliche, religiös ſittliche Weltanſchauung. Ueber der hohen, breiten Stirn erheben ſich die Haare im Wirbel und fallen in den ſchönſten, reichſten Locken auf die Schultern, über den Pelzkragen herab. Die Augen ſind mehr lang geöffnet und haben hier etwas von dem Blöden, das den Tiefſinn beurkundet, während ſie auf andern Bildern mehr lebendig, faſt ſtechend ſind. Die breite, edle, etwas gebogene Naſe führt zu der Mundgegend herab, die weich und freundlich gebildet iſt; man ſieht dem Munde an, wie leicht und angenehm er geſprochen, eine Eigenſchaft, die Camerarius an Dürer ſehr hervorhebt. Ein runder Bart umgibt das Geſicht, ein ſchlanker Hals erhebt dieſen ſo männlichen Kopf, in dem ſich Tiefſinn und Weichheit eng verbinden, über der gleichfalls ſchlanken, aber kräftigen Statur. Seine Hände fielen durch ihr beſonderes Ebenmaß und Schönheit auf.

Obgleich nun ſelbſtändig im eigenen Hauſe, bewahrte Dürer doch eine tiefe Pietät gegen ſeine Aeltern, wenn ſie auch dem vielſeitigen Streben, dem Ideenkreiſe, in welchem er ſich bewegte, wo er weiter und weiter ſich auszubreiten ſuchte, meiſt wol fremd blieben. Jene Weichheit ſeines Gemüths, die, wohlbewußt des religiöſen Grundes ſeiner ganzen Lebensanſchauung, welchen die Erziehung in ihm gelegt, auch ſpäter von Vater und Mutter ein mahnendes, ja ſtrafendes Wort gern aufnahm, tritt uns in der Schilderung des Hinſcheidens ſeiner Aeltern in ergreifender Weiſe entgegen; zum Glück beſitzen wir hier noch ein Bruchſtück ausführlicher Lebensaufzeichnungen. Es war im Jahre 1502, als Albrecht Dürer der Aeltere, von der Ruhr heftig befallen, ſeinem Ende ſich nahte; willig, mit großer Geduld gab er ſich darein, nahm die heiligen Sacramente, befahl ſeinem Sohn die Mutter und ermahnte ſie, göttlich zu leben. Tief in der Nacht erhebt er ſich noch einmal, kehrt tief erſchöpft auf das Lager zurück, ſeine Frau zündet das Licht an und ſpricht die Sterbeverſe des heiligen Bernhard ihm vor; aber er war verſchieden, ehe die Magd den Sohn noch geholt, der herbeieilend mit großem Schmerze ſah, daß er nicht würdig geweſen, bei ſeines Vaters Ende zu ſein. Feſt nahm er ſich vor, ſeine Mutter, die betrübte Witwe, nimmer zu laſſen, und er hat es treulich gehalten. Nach zwei Jahren, als das kleine Vermögen, das der Vater hinterlaſſen, ganz aufgezehrt war, nahm er die Mutter zu ſich ins Haus, ſowie ſeinen Bruder Hans, den er im Malen unterrichtete; auch für Andreas den Goldſchmied ward geſorgt. Zehn Jahre hat die Mutter bei ihm gelebt, im letzten hart krank daniederliegend. Dürer ſpricht es freudig aus, wie ſie ihm ſterbend ihren Segen gegeben und den göttlichen Frieden gewünſcht habe, daß er ihr ſelbſt habe vorbeten dürfen und in ihrem Todeskampf ihr beiſtehen, er bittet Gott auch um ein ſeliges Ende für ſich und daß Vater, Mutter und Freunde ihm dann entgegenkommen mögen.

So ſehr dieſes engere Familienleben in Dürer durch mancherlei Entſagungen und Geduldsprüfungen das tiefere Gemüthsleben ausbildete und ihn mehr in ſich ſelbſt zurückwies, ſo war es doch wenig geeignet, ihm den freien Blick in die Welt zu geben, ihm neue Geſtalten und Ideen zuzuführen. Dazu waren ergänzende Elemente, anregende Perſönlichkeiten nöthig, die ſo recht eigentlich in dem großen Strome der Zeitrichtung ſich bewegten. Es kann auffallen, daß wir keine Notiz von einem engern Verhältniſſe finden, in welches Dürer zu den Meiſtern der bildenden Kunſt getreten, die damals gerade Nürnberg ſchmückten: zu Adam Kraft dem Steinbildner, Peter Viſcher dem Erzgießer, Veit Stoß dem Bildſchnitzer. Jene zwei Erſten kamen, das wiſſen wir, Sonntags zuſammen mit einem Dritten, Lindenaſt, um ſich im Zeichnen zu üben, aber ſie waren Beide viel älter als Dürer, dazu ganz und gar ihrer Kunſt als einem bürgerlichen Berufe lebend, Adam Kraft noch obendrein ein komiſcher, etwas barſcher Geſell; Peter Viſcher erſt ſpäter durch ſeinen Sohn Hermann fremden Richtungen geöffnet. Allerdings hat Dürer in ſeiner Behandlung, beſonders der heiligen Geſtalten, ſich mit nach Adam Kraft gebildet, wie er die Manier Michael Wohlgemuth's in dem bunten Farbenwechſel, in den ſcharf- und kleingebrochenen Gewandungen lange, wie eine einmal gegebene wohlgefällige Sache, beibehielt, und zu der berühmten Glasmalerfamilie der Hirſchvogel ſtand er in gutem Vernehmen. Für Veit Stoß entwarf er wol manchmal die Zeichnung, wie zu dem kunſtreichen, von einem Drachen gebildeten Leuchter in der nürnberger Regimentſtube (Kunſtbl. 1847. n. 36). Dazu waren vielleicht wenig große Künſtler ſo offen für Anerkennung fremder Tüchtigkeit und zu einem freundlichen Verhältniſſe mit andern Künſtlern geneigt. So haben wir noch ein kleines Bruchſtück aus einem ſehr ſcherzhaften Briefwechſel Dürer's mit einem ulmer Maler. Von Hans Baldung Grien, dem Meiſter des Hochaltarbildes zu Freiburg im Breisgau, nahm Dürer Bilder mit in die Niederlande, um ſie da zu verſchenken. Derſelbe war es, dem ſpäter eine Haarlocke Dürer's ein koſtbares Kleinod war. Von den augsburger Künſtlern ſtand er beſonders mit Hans Burgkmayer in Verkehr, auf deſſen Zeichnungen zum Triumphzuge und „Weißkunig" er den entſchiedenſten Einfluß übte. Und es hat ſich noch das milde Wort erhalten, das der Meiſter bei den vielen, oft unbedeutenden, ihm zur Beurtheilung vorgelegten Bildern wol zu äußern pflegte: „Warlich, er hat ſeinen Fleiß darin gethan". Aber Das, was Dürer gerade ſuchte, ein vielſeitiges, geiſtiges Leben, das über den ſtreng religiöſen und bürgerlichen Standpunkt, über die Sphäre blos künſtleriſcher Thätigkeit hinausführte, das fand er dort nicht, vielmehr nur im Kreiſe der Humaniſten.

Wilibald Pirkheimer, der Letzte eines berühmten Patriciergeſchlechts, war von ſeinem Vater Johann ſchon als Knabe auf Geſandtſchaftsreiſen an den kleinen Höfen mitgenommen worden, hatte am Hofe des Biſchofs von Eichſtädt in ritterlichen Künſten ſich ausgezeichnet; zugleich war in der dortigen humaniſtiſchen Schule und dem Kreiſe gleichſtrebender Männer eine

Begeiſterung für die Studien des Alterthums in ihm geweckt worden, die ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitete. Auch hatte er Jahre lang in Bologna und Pavia unter berühmten Lehrern, ſo einem Picus von Mirandola, ſtudirt und das ganze, damals ſo reichbewegte, künſtleriſche Italien kennen gelernt. Im Jahre 1497 kehrte er nach Nürnberg zurück, um hier im Rath, bald auch im Kriege gegen die Schweizer als Oberanführer ſich auszuzeichnen; ſeit 1500 dem Kaiſer Maximilian bekannt, von ihm hochgeehrt, wurde er bald einer der politiſchen und geiſtigen Mittelpunkte nicht allein Nürnbergs, ſondern des ganzen Deutſchlands. Schon früher mochte die Familie Dürer's an der Pirkheimer's eine Beſchützerin gefunden haben. Jetzt entwickelte ſich zwiſchen den zwei faſt gleichalterigen jungen Männern die innigſte Freundſchaft, die ununterbrochen bis zu ihrem Lebensende dauerte, ja durch alle Umwälzungen und geiſtigen Kämpfe hindurch nur noch inniger und feſter wurde. Es iſt ein erfreulicher, erhebender Anblick, zwei Männer ſo nahe verbunden zu ſehen, die in ganz verſchiedenen Berufskreiſen, mit verſchiedenem Charakter, in verſchiedenen äußerlichen Verhältniſſen leben, ſich gegenſeitig ergänzend, vielfach zuſammenarbeitend, in den wichtigſten und entſcheidendſten Lebensanſichten immer mehr ineinander verwachſend: hier der Sohn einer reichen Familie, mit Glücksgütern geſegnet, im Rathe ſeiner Stadt einer der Erſten, ein tüchtiger Feldherr, ein gewandter Redner, betraut mit den ſchwierigſten Geſandtſchaften, hochgebildet in den claſſiſchen Studien, ein eifriger Beförderer national-hiſtoriſcher und geographiſcher Kenntniſſe, ſelbſt ein Muſter des hiſtoriſchen Stiles, der wiſſenſchaftlichen Betrachtung des Himmels oft ſeine nächtlichen Stunden weihend, dabei ein geſchmackvoller Sammler von Büchern, Münzen, Statuen und Bildern, ein Mann des fröhlichen Lebensgenuſſes, von einem oft ausgelaſſenen Humor, aber immer zur ernſten Lebensauffaſſung zurückkehrend, beweglich, auffahrend in ſeinem Charakter — und ihm zur Seite der ſanfte, milde Künſtler, in engen, oft nicht gerade ſehr aufheiternden Verhältniſſen ſich bewegend, mit ſeiner Hände Arbeit ſeine Exiſtenz ſchaffend, aber dadurch nicht gebeugt, nur mehr auf ſich gewieſen, in ſich alle Seiten des religiöſen Lebens, den tiefen Schmerz der Sünde, das leuchtende Bild des für die Welt leidenden Erlöſers, das Gefühl der Erlöſung tragend, mit offenem Auge die Welt und jede Erſcheinung in ihrer genaueſten Form auffaſſend, immer nach neuen, größern Anſchauungen ſtrebend und dieſe wieder verarbeitend in tiefere ſittliche und religiöſe Geſammtbilder des menſchlichen Lebens, unabläſſig nach der Auffindung beſtimmter Geſetze in den äußern Erſcheinungen, in den Wirkungen des Lichts, der Farbe, nach Zahl und Maß in den Verhältniſſen der Körpertheile, in der Perſpective ſtrebend, voll Freude an jedem Volksthümlichen, Derben und Nationalen, dabei ein Gemüth, das der Freundſchaft bedurfte und ihr rückhaltlos ſich hingab. Es wird uns berichtet, daß die Freunde faſt täglich ſich ſahen, daß Pirkheimer wol öfter ſeinen Freund auf ſeine Weiſe unterſtützte, um ihm ungeſtörter ſeinen Entwürfen leben zu laſſen; aber wir wiſſen auch, mit wie großer Gewiſſenhaftigkeit Dürer die ihm vorgeſtreckten Summen zurückzahlte. Eins der erſtern größern Oelbilder Dürer's, vom Jahre 1504, führt uns in die Familie Pirkheimer's ein, in einem tief ergreifenden Momente: es iſt das Sterbebett der noch jugendlichen Gattin des Freundes, Crescentia Pirkheimer, die kaum ſieben Jahre mit ihm verheirathet war. Die Sterbende liegt im Bett, an das Crucifix faſſend und die brennende Todtenkerze in der Hand, in ihrer Nähe betende Auguſtinermönche und die Schweſtern ihres Mannes, die hochgebildeten zwei Nonnen des Claraſtiftes, am Ende des Bettes Pirkheimer im Schmerze abgewandt und das Geſicht ſich verhüllend, in der Thür ſtehend als theilnehmender Freund Dürer ſelbſt. Schon in dieſen jüngern Jahren ſtand das Haus Pirkheimer's gaſtlich den durchreiſenden Gelehrten offen, und Dürer hat hier manche intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Hatte doch während der Thätigkeit des neuen Reichsregimentes (1500—1) zu Nürnberg die literariſche Geſellſchaft, deren Mitglieder Konrad Celtes, Johann von Dalberg, Trithemius, Stein Entelwolf, Pirkheimer, Werner, Stabius und Andere waren, unter kaiſerlichen Privilegien ſich conſtituirt. Doch fällt der größere geſellige Verkehr erſt in die mittlere Lebensperiode des Meiſters.

Ueberblicken wir nun die künſtleriſchen Leiſtungen in dieſem erſten Lebensabſchnitte, ſo tritt im Ganzen die Technik der Oelmalerei gegen die freie Handzeichnung und die Darſtellung derſelben auf der Kupferplatte und im Holzſtocke zurück: ein Beweis, wie Dürer mehr eigene Entwürfe darzuſtellen als auf Beſtellung zu arbeiten ſuchte; denn für die letztern — und hier war es vorzugsweiſe die Altartafel, die in ihrer Anordnung ſchon eine beſondere Sitte und dazu die beſtimmte Angabe des Donators zu befolgen hatte, wo daher auch untergeordneten Händen des Geſellen ganze Theile, oft die Ausführung im Einzelnen überlaſſen werden konnte — ward in den großen Werkſtätten, wie denen eines Michel Wohlgemuth, nur in Oel gemalt. Aber wir haben neben den zwei eigenen Portraits und jenem Familienbilde noch ein paar andere, darunter ein weibliches Bild der Katharine Fürlegerin. Welche Meiſterſchaft er in der Auffaſſung des Portraits ſchon damals beſaß, beweiſt eine im Jahre 1508 von Scheurl (Praef. orat. ad liter. praestant.) als ſicher erzählte Thatſache: Als Dürer ſein eigenes nach dem Spiegel gemaltes Bild vollendet und zum Trocknen an die Sonne geſtellt hatte, ſprang das treue Hündchen des Meiſters, das in ſeinen Bildern uns oft begegnet, freudig auf daſſelbe zu und damals exiſtirten noch Spuren dieſer Liebkoſung darin. Auch aus dieſer Zeit ſtammt Dürer's erſtes religiöſes Gemälde, das er auf Beſtellung des Kurfürſten Friedrich des Weiſen malte, des mächtigſten und einflußreichſten deutſchen Fürſten, der gerade in jenen Jahren durch die Gründung der Univerſität Wittenberg dem Humanismus eine wohnliche Stätte bereitete und, an die Spitze des Reichsregiments geſtellt, in Nürnberg 1500 und 1501 länger verweilte. Hier hat er wol Dürer perſönlich kennen gelernt und iſt ihm ſeitdem beſonders gewogen geweſen. Höchſt wahrſcheinlich hat Dürer die Holzſchnitte zu den Werken der Hroswitha gemacht, die 1501 von Celtes herausgegeben und dem Kurfürſten dedicirt wurden. Das für denſelben beſtimmte Bild zeigt uns die Anbetung der Könige; mit wahrer Freude greift das Chriſtkind in das ihm von dem älteſten König dargereichte Käſtchen mit Gold; die Landſchaft und der Vordergrund mit umgeſtürzten Säulen und dem ganzen Frühlingsleben von Inſecten und Schmetterlingen auf Blumen iſt auf das ſchärfſte durchgeführt. Spricht ſich der liebevolle Fleiß, dieſes ſich Verſenken auch in die Einzelheiten, z. B. der Köpfe, der Haarbehandlung, die faſt eine lupenartige Betrachtung geſtatten, hier vorzugsweiſe aus, ſo eröffnet ſich uns auf dem andern oben bezeichneten Felde die eigenthümlich ſchöpferiſche Thätigkeit des Künſtlers: es iſt hier das Gebiet der tiefſten chriſtlichen Myſtik und zugleich des volksthümlichen, aber veredelten, an die Ritternovellen grenzenden Genre, in welches ſich auch mythologiſche Stoffe einweben müſſen, dem die bedeutendſten Blätter angehören. Wir würden aber ſehr irren, glaubten wir, Dürer hier nun auf einmal ohne alle Beziehung zu ſeinen Vorgängern auftreten zu ſehen, vielmehr hat er in einzelnen Blättern noch an die Anordnung älterer Meiſter ſich gehalten, und es war nicht etwa blos ein wunderbarer Einfall von ihm, daß ſeine größten, zuſammenhängenden Darſtellungen im Holzſchnitte, 15 Blätter aus dem Jahre 1498, an die Apokalypſe Johannis, jenen Urquell aller ſpätern chriſtlichen Anſchauungen von dem Endziel der Weltgeſchichte, ſich ſtreng anſchloſſen. Vielmehr ruht dies auf der in jener Epoche ſo ſtark ſich ausſprechenden, zur Bibel zurückkehrenden Myſtik und dem Drange, das reine Bibelwort neben der Tradition und der prieſterlichen Ausſchmückung hervorzuheben. Bereits vor dem Dürer'ſchen Werke war die Apokalypſe mit ſehr rohen Holzſchnitten, zum Illuminiren beſtimmt, wenigſtens in fünf verſchiedenen Behandlungen herausgegeben worden. Auch Dürer ließ unmittelbar auf die Rückſeite ſeiner Blätter die deutſche Ueberſetzung abdrucken. Hier tritt uns nun zuerſt die große Kluft zwiſchen einer frühern naiven, vielfach ungeſchickten, nur durch die einmal feſtſtehenden kirchlichen Typen in Schranken gehaltenen Darſtellung und einem innern Verarbeiten, einer großartigen, durch die Schilderungen der Bibel ſelbſt begeiſterten Auffaſſung entgegen. Wir wollen gern zugeben, daß manche dieſer Blätter als Compoſitionen unmaleriſch ſind, was theilweiſe in dem Weſen der orientaliſchen Anſchauungsweiſe der Apokalypſe, theilweiſe in einem eigenthümlichen Mangel der deutſchen Schule begründet iſt. Aber ſolche Geſtalten, wie der Herr mit den feuerflammenden Augen oder wie die drei über die Erde hinreitenden Reiter mit Schwert, Bogen und Wage, die Bringer des Krieges, der Peſt, der Theuerung, mit dem Tode als viertem im Bunde, ſind ſelbſt eine neue künſtleriſche Viſion. Dürer iſt mit dieſen Blättern, die er nach 13 Jahren neu herausgab, maßgebend für dieſes Feld geworden, und wir können ſeinen Einfluß bis auf die neueſten großen Cartons von *Cornelius* verfolgen.

Neben jenem großen Stoffe ſchlug Dürer in ſeinen Kupferſtichen bereits eine Richtung ein, die wir am beſten als *religiöſes Genre* bezeichnen können, wo nämlich die Mittelpunkte unſerer heiligen Geſchichte in anmuthigen Situationen, als in unſere beſchränkte Umgebung ſelbſt eintretend, gedacht werden. Hier hat der Künſtler vor allem ein Feld für zarte, ſinnige Auffaſſung des Familienlebens, der Mutterliebe, des Kinderſpiels, der Vaterſorgen, frommer Jungfräulichkeit, dabei einer Natur im Frühlingskleide und kleinerer oder größerer Häuslichkeit. Faſt alle großen Meiſter jener Zeit haben in dieſem Genre zum Theil ihre beſten Werke geſchaffen; ich erinnere vor allem an die Reihe derartiger Bilder von Rafael. Allerdings ſelten im Farbenglanz, meiſt als feine Federzeichnung hat Dürer viele Scenen dieſer Art uns dargeſtellt. Hier iſt es nun gerade das national Deutſche in der meiſt reichen Landſchaft, in dem ganzen Benehmen und Behaben der Perſonen, das uns wunderbar anzieht; jede Zuthat iſt hier mit einer Schärfe behandelt, die wir nirgends ſo wiederfinden, dazu fehlt es nicht an feinen, ſelbſt heitern Beziehungen. Ich hebe nur eines der erſten Bilder als Beiſpiel hervor: wir blicken in den Hof eines alten, ziemlich zerfallenen Wirthshauſes; eine offene Halle nimmt hier Maria mit dem Kinde auf, die um daſſelbe ſorgſam beſchäftigt iſt, während ein Hirt ſich ehrfurchtsvoll genaht hat; in der Mitte des Hofes ſteht ein Plumpbrunnen, an dem ſoeben Joſeph einen Krug gefüllt, um ihn der Familie zu bringen. Das dem Einſturze ziemlich nahe offene Thor zeigt uns den Proſpect auf ein anſteigendes Weideland, wo zu den Hirten noch die Botſchaft der Engel gelangt. Aber das Wirthshaus muß ſein Zeichen hoch hinaus, am Dache hängend, haben, und dieſes bildet Dürer's Monogramm.

Solche Bilder führen uns unmittelbar hinüber zu der früher hervorgehobenen Gattung des volksmäßigen *humoriſtiſchen Genre*. Dürer hat auch hier in ſeiner erſten Lebensperiode bereits die engen Grenzen jener oft rohen Zuſammenſtellung von Alter, Liebe und Geld durchbrochen und ſeine Situationen aus den verſchiedenſten Lebenskreiſen des Bauers, des reichen Bürgerthums, der Landsknechte, der höfiſchen Galanterie des Ritterthums entnommen oder, wo es ihm darauf ankam, ſittliche Mißverhältniſſe ans Tageslicht zu bringen, die antike Mythe, beſonders das Satyrleben, aber wieder mehr in nordiſcher, an die deutſchen Anſchauungen der Meerweiber, der pferdefüßigen Teufel u. dgl. anklingender Weiſe behandelt, wie in den vier Hexen, in dem großen Satyr oder der Eiferſucht, dem Bade, den Entführungen von Nymphen. Wer verfolgt nicht gern mit ſeinen Blicken jene vornehme Dame auf ihrem Spaziergange in einer reichen Landſchaft mit dem jungen, zierlichen Ritter in flatterndem Federhut und kurzem, modiſchem Mantel; wie feurig und feſt verſichert er ſeine Liebe mit der ausgeſtreckten Rechten; doch halt! ſchon erwartet der Tod, den er wohl oft dabei genannt, das Paar hinter dem Baume mit der mahnenden Sanduhr!

So ſehen wir ſchon in dieſer Periode unſern Künſtler nach den verſchiedenſten Richtungen hin durch Holzſchnitte und Kupferſtiche auch außerhalb Deutſchlands bekannt werden. Am Ende des Jahres 1505 tritt er eine Reiſe nach Venedig an, die ihn faſt das ganze Jahr 1506 daſelbſt feſſelt und für ihn von großer Bedeutung wird. Die äußere Veranlaſſung dazu kennen wir nicht; eine perſönliche Klage bei dem Rath von Venedig wegen des Nachſtiches ſeiner Werke durch Marc Antonio Raimondi, der damals kaum 17 Jahre alt war und noch bei Francesco Francia in der Lehre ſtand, gehört, ſo unwahrſcheinlich ſie an ſich überhaupt iſt, jedenfalls in eine viel ſpätere Zeit. An Veranlaſſungen konnte es nicht fehlen bei dem großen Verkehr zwiſchen Nürnberg und Venedig; waren doch mehrere angeſehene Nürnberger in Venedig anſäſſig oder hatten Comptoire daſelbſt. Gerade in dieſem Jahre ging eine nürnberger Geſandtſchaft, dabei Konrad Imhof, dahin, um von dem Dogen und Rath die Geſetze über Vormundſchaft ſich auszubitten, die auf Nürnberg dann übertragen wurden. Aber vor allem war es gewiß der Drang Dürer's, das für den Künſtler wie für jeden höhere Bildung Suchenden damals hochwichtige Italien zu ſehen und ſich mit den dortigen Leiſtungen zu meſſen. Eine ſolche Reiſe mußte einem Manne wie Dürer, deſſen Auge geöffnet war für die ſchärfſte Auffaſſung der Außenwelt, der Landſchaft, des Menſchenlebens, die reichſte Anregung geben; er war eine zu ſelbſtändige Perſönlichkeit, um ſich von dem Einfluſſe einer fremden Schule noch beherrſchen zu laſſen, er trug klar genug im Bewußtſein, was der Deutſchen eigenthümlicher, unveräußerlicher Vorzug ſei, aber gerade unter fremdem Himmel, unter fremden Eindrücken reifte dieſe eigene Weiſe um ſo raſcher. Die freie Reiſeluſt, die bevorzugte, angeſehene Stellung, die der Künſtler überhaupt in Italien genoß, die vielſeitige Anerkennung ſeiner Leiſtungen, der Wetteifer mit der fremden Nation heben ſeine ganze Lebensfreudigkeit. Einen intereſſanten Beweis davon liefert uns der Briefwechſel mit Pirkheimer, der zwar ſich anſchließt an eine Menge von Aufträgen, den Ankauf von Edelſteinen, geſchnittenen Steinen, griechiſchen Büchern, Teppichen, Papier u. dgl. betreffend, welche dem Maler oft etwas beſchwerlich fallen, der aber, von Brief zu Brief ſteigend, den friſchen, gehobenen Sinn des Künſtlers, ſeine geſunde, einfache Auffaſſung der Dinge uns vorführt. Natürlich fand er ſeinen nächſten Haltpunkt dort in den Deutſchen, die im Handel die bevorzugteſte Nation damals waren. Soeben hatte der Staat von Venedig das große Etabliſſement derſelben, welches 1505 niedergebrannt war, il fondaco dei Tedeschi genannt, neben der Rialtobrücke mit der größten Pracht von dem Baumeiſter Fra Giocondo, der bald darauf mit Rafael den Bau der Peterskirche leitete, im claſſiſchen Stile wieder aufbauen laſſen; eine dreifache Säulenhalle umgibt den Hof, und nach dem Canale Grande öffnet ſich das reiche Portal zur Landung der Waaren; wol erſt nach Dürer's Aufenthalt ſchmückten die beiden jugendlichen Meiſter Tizian und Giorgione die Außenſeite mit Fresken, welche die Barbarei der Oeſtreicher bei der Umwandlung des Palaſtes in ein Finanzgebäude zerſtört hat. Hier weilte Dürer meiſt, wir haben von hier aus eine Zeichnung des Canale Grande von ihm. Ganz in der Nähe dieſes Gebäudes ſollte das von den Deutſchen bei ihm beſtellte Gemälde die deutſche Kirche San-Bartolommeo ſchmücken, ein Probeſtein der deutſchen Kunſt unter den Wälſchen. Mit ſteigendem Eifer arbeitet Dürer an dem Werke, gibt jede andere Arbeit auf, aber länger und länger zieht es ſich hinaus und er ſieht den gehofften Gewinn ganz dahinſchwinden. Endlich nach ſechs Monaten iſt die Tafel fertig und übertrifft des Künſtlers eigene Hoffnungen. Der Gegenſtand war ein nationaler, natürlich in kirchlicher Form, als Altarbild: vor einem reichen Vorhange thront Maria mit dem Kinde, von Engeln bekrönt, während dieſes mit Roſen die heilige Katharina bekränzt, welche andere Heilige umgeben; ſie ſelbſt reicht den Kranz dem vor ihr knieenden Maximilian und ſeiner Gemahlin Maria Blanca, die von Herzog Erich von Braunſchweig und einem Kreiſe anderer Fürſten, Geiſtlichen und Frauen umgeben ſind; der Kaiſer hat die Krone vor der Königin des Himmels niedergelegt, lautenſpielende Engel preiſen den Vorgang, dem im Hintergrunde Dürer und Pirkheimer freudig zuſchauen. Dieſe Verherrlichung des Kaiſers, dem Dürer ſchon damals mit ganzem Herzen ergeben war, gleichſam bei einer feierlichen himmliſchen Cour, erweckte um ſo mehr nationale Freude bei den Deutſchen, als Venedig damals an Frankreich ſich enger angeſchloſſen und dem Kaiſer unfreundlich den Durchzug nach Rom verweigert hatte. Aber die feine Durchführung, die leuchtenden Farben, die ganze feſtliche, glänzende Stimmung riefen allgemeine Bewunderung hervor, Doge und Patriarch kamen, die Tafel zu ſehen, zum Schweigen waren nun die fremden Maler gebracht, die immer behaupteten, Dürer ſei wol im Stechen gut, nicht im Malen. Voller Freude ſchreibt Dürer an Pirkheimer: „Wiſſet, daß meine Tafel einen Ducaten darum geben wollte, daß Ihr ſie ſeht, ſo gut und ſchön von Farben iſt ſie. Wie iſt uns Beiden ſo wohl, ſo wir uns gut gedenken, ich mit meiner Tafel und Ihr con vostra Weisheit, ſo man uns glorificirt, ſo recken wir die Hälſe über uns und glauben's, doch da ſteht hinter uns Einer, der die Zunge herausſtreckt und unſerer lacht!" So geht mit der naivſten Freude bei ihm der ernſte Humor Hand in Hand. Die Herrſchaft von Venedig bietet Dürer 200 Ducaten jährlich, wenn er ſeinen Wohnſitz daſelbſt nehme; jede Beſtellung ſolle ihm beſonders bezahlt werden. Dürer ſchlägt es ab aus Liebe und Treue zu ſeiner Vaterſtadt, die ihm fünf Jahre ſpäter die von Kaiſer Maximilian für ihn verlangte Freiheit von ſtädtiſchen Abgaben verſagte! Neben dieſer Hauptarbeit iſt noch manches Andere von ihm dort gefertigt und verkauft worden; ſeine Stiche werden von nun an weit verbreitet und von den Italienern ſtillſchweigend benutzt

Dürer fühlt ſich außerordentlich wohl in dem Kreiſe vornehmer gebildeter Italiener, der ſchon damals in Venedig beſtand und ſpäter in reformatoriſcher Beziehung ſo bedeutend ward. Er wünſcht Pirkheimer zu den Gelehrten, Lautenſchlägern und Pfeifern, er meint: die Frau Rechenmeiſterin würde zu Thränen dabei gerührt werden. Sein Italieniſch bringt er gar komiſch in Briefen vor, er will, daß ſein Bruder es bald lerne. Auch ſeine äußere Erſcheinung ward die eines Gentiluomo; er freut ſich über ſeinen franzöſiſchen Mantel, ja er will tanzen lernen, geht zweimal auf die Tanzſchule und zahlt 2 Ducaten dafür, da bringt ihn aber kein Menſch mehr hinauf. Aber dabei begleitet ihn im echten Humor das Gefühl, wie raſch Alles ſich ändern werde: „O! wie wird mich nach dieſer Sonne frieren", ruft er aus, „hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer! und wird der hochgelehrte, weiſe Herr Pirkheimer, der mit Markgrafen jetzt nur verhandelt, noch auf der Gaſſe mit einem armen Maler Durer reden wollen, mit einem ſolchen Poltrone di pittore!"

In Venedig hatte damals eine ſelbſtändige, hochbedeutende Schule der Malerei ſich ausgebildet, als deren Mittelpunkt der greiſe Giorgio Bellini anzuſehen iſt. Früher als anderswo in Italien hatte hier die Oelmalerei der Eyck mit ihrem bunten Farbenſpiel durch Antonello da Meſſina Eingang gefunden, daneben aber war die Paduanerſchule mit ihrer ſtrengen, oft harten Zeichnung des Körperlichen nach anatomiſchen Studien und dem Vorbilde der Antike von großem, faſt herrſchendem Einfluß geweſen, aber beide Richtungen hatten ſich mit dem echt venetianiſchen, ſchon in dem ältern Vivarini hervortretenden Sinn für weiche Form, für Farbenpracht, für ein edles, gemäßigtes äußeres Benehmen, für feſtlichen Schmuck verſchmolzen. Und ſo bilden die heiligen Converſationen in reicher Umgebung, religiöſe Scenen des Volkslebens, daneben Situationen aus der gebildeten Welt mit tieferliegenden Bezügen die Aufgabe der Venetianer dieſer Zeit. Dürer fand für ſich eine Menge von verwandtſchaftlichen Punkten, und er hat in der Anordnung der Bilder und beſonders in dem Farbenſchmelz, ſowie dem Gebrauch einzelner Farben, z. B. des echten Ultramarin, den er in einem Bruchſtücke ſeiner Lebensgeſchichte genau angibt, von den Venetianern gelernt. Aber er war dieſen ſelbſt ein gefährlicher Nebenbuhler, und ſo benahm ſich der größte Theil der Maler feindſelig gegen ihn, er mußte dreimal eine Abgabe an die Malerſchule geben, man warnte ihn davor, nicht mit Allen zu eſſen und zu trinken; während ſie ihm vorwarfen, daß ſeine Art und Weiſe nicht antikiſch ſei, copirten ſie ſeine Werke in den Kirchen. Um ſo erfreulicher iſt es zu hören, wie gerade der Meiſter der Schule, Bellini, Dürer überall in Geſellſchaft ruhmt, wie er ſelbſt im hohen Alter zu dem jungen Deutſchen kommt, mit der Bitte ihm etwas zu malen. Man erzählt ſich, wie Bellini vor allem ſeine feine Haarbehandlung bewundert habe und gefragt, mit welchen Pinſeln er dieſe feinen, langen, geſchwungenen und doch ſich parallelen Striche ausführe; da habe Dürer ihm Pinſel aller Art hingeſtreckt und mit allen daſſelbe geleiſtet.

Der Gedanke, von Venedig noch nach Rom zu gehen und zwar im Gefolge Maximilian's, der damals ſeinen Römerzug vorhatte, ward, ſowie dieſer letztere unterblieb, wieder aufgegeben, und Dürer beſchloß im October 1506 nur nach Bologna zu reiſen und ſich dort heimlich in der Perſpective zu unterrichten, worin allerdings die deutſche Malerei beſonders hinter den Beſtrebungen Mantegna's, des großen Meiſters von Ferrara, ſehr zurückſtand. Dieſer, ſeit lange an den kunſtſinnigen Hof von Mantua gefeſſelt, hatte, bereits ein 70jähriger Greis, die Ankunft Dürer's in Italien mit großer Freude und Theilnahme vernommen; er beklagte oft im Geſpräch, daß ihm Dürer's Wiſſenſchaft, daß Jenem ſeine fehle, und wünſchte lebhaft den deutſchen Meiſter noch zu ſehen. Doch der Tod übereilte ihn vor der Erfüllung dieſes Wunſches, und Dürer ſprach es ſpäter aus, wie ihm nichts Traurigeres hätte begegnen können. Aber Mantegna hatte eine Reihe von Schülern gebildet und an einen derſelben hat ſich Dürer gewandt.

Bologna war unter dem Schutze und durch die großen künſtleriſchen Unternehmungen ſeines Herrſchers Bentivoglio eine der blühenden Kunſtſtätten geworden, wie Oberitalien deren damals mehrere beſaß: die jüngern ferrareſer Maler wie Lorenzo Coſta und Coſſa waren dort beſchäftigt; beſonders aber ſtand Franceſco Francia, jener Meiſter in frommen, lieblichen Madonnenbildern, an der Spitze einer großen Werkſtätte. Hier fand Dürer die ehrenvollſte Aufnahme; ſein Landsmann Scheurl, der berühmte Juriſt, welcher damals auf der Univerſität dort ſich aufhielt, hörte die Maler offen ausſprechen, wahrſcheinlich den berühmten bejahrten Francia ſelbſt; nun würden ſie lieber ſterben, nachdem ſie den erſehnten Alberto geſehen: ſie nannten ihn den Fürſten der Malerei.

Die Apeninnen hat Dürer nicht überſtiegen, jenſeits deren in Florenz ſoeben der berühmte Carton zu dem Schlachtgemälde von Michel Angelo dem des Leonardo gegenüber aufgeſtellt war und Rafael die Studien zu ſeiner „Grablegung“ machte. Aber geiſtig ſind Rafael und Dürer ſich nicht fremd geblieben. Die Kupferſtiche Dürer's wurden nach Rom gebracht, und Rafael erklärte, dieſer würde ihrer Aller Meiſter werden, wenn es ihm vergönnt ſei, zu Rom unter der Anſchauung antiker Meiſterwerke zu leben. Er ſandte ihm im Jahre 1515 Röthelzeichnungen, die Dürer mit Kupferſtichen und ſeinem eigenen Oelbilde erwiderte. In den Niederlanden erhielt Dürer die Nachricht von Rafael's Tode und verkehrte hier viel mit einem ſeiner Schüler, Thomas Polonius, dem er alle ſeine Kunſtwerke ſchenkte. Dieſe freudige gegenſeitige Anerkennung der beiden höchſten künſtleriſchen Größen vielleicht der ganzen modernen Welt iſt für ſie ſelbſt das ehrendſte Zeugniß. Anders ſtand es freilich mit den Malern zweiten Ranges, die wie ein Giacomo da Pontormo, Andrea del Sarto, oft ganze Gruppen, ja Landſchaften aus Dürer's Kupferſtichen entnahmen, ohne irgendwie ihre Abhängigkeit zu geſtehen. Dies wurde ihnen um ſo mehr erleichtert, als Marc Antonio, der Schüler Francia's, derſelbe, der die Zeichnungen Rafael's in wahrhaft genialer Weiſe im Kupferſtiche darſtellte, auch die bedeutendſten Holzſchnitte und Kupferſtiche Dürer's nachbildete, nach längerm Streite mit demſelben wenigſtens deſſen Zeichen auslaſſend. Ueberhaupt hatte Dürer viel von Nachbildnern zu leiden. So war bereits 1502 von der „Offenbarung Johannis" ein Nachdruck von Hieronymus Greff erſchienen und 1508 hielt ein Mann unter dem nürnberger Rathhauſe Kunſtbriefe (Kupferſtiche), darunter Dürer'ſche Nachſtiche, feil. Dies veranlaßte die ſchweren Bedrohungen des Nachdrucks von Seiten des Kaiſers bei den ſpätern Kupferwerken, trug aber zur Verbreitung Dürer'ſcher Zeichnungen in die entfernteſten Gegenden bei, wie ſie uns Cochleus, der Lehrer im Pirkheimer'ſchen Hauſe, lebendig ſchildert.

4) Zweite Periode 1506—1520.

Dürer kehrte nach Deutſchland zurück, zwar nicht mit Geld und Gut — er hatte vielmehr von ſeinem Freunde Pirkheimer eine Summe borgen müſſen, die er ihm nach einem Jahre zurückerſtatten konnte, was er bei Aufzählung ſeiner Habe mit Freuden berührt —, aber reich an neuen Anſchauungen, an Erfahrungen in der Technik ſeiner Kunſt, an friſchem Lebensmuthe. Wir treten hiermit in diejenige Lebensperiode des Künſtlers ein, welche in jeder Beziehung die productivſte war, wo wir von Jahr zu Jahr bedeutende Werke von ihm, oft mehrere nebeneinander, entſtehen ſehen. Es kann nicht in unſerm Plane liegen, auch nur die bedeutendern alle in ihrer Mannichfaltigkeit zu ſchildern, vielmehr ſtreben wir nur danach, die einzelnen Hauptgruppen, wie ſie in der Zeit ſich darſtellen, anzugeben und die menſchlichen Bezüge, unter denen ſie entſtanden und durchgeführt wurden, hervorzuheben, dann noch einmal zuſammenfaſſend die Allſeitigkeit ſeines Strebens zu charakteriſiren.

Zeiten, in denen in irgend einer künſtleriſchen Richtung Talent an Talent ſich reiht und aus der Menge heraus Einzelne als hohe Genien ragen, ſind ihrer Natur nach auch Zeiten großer Empfänglichkeit für die Kunſt: bedarf der ſchaffende Künſtler doch mehr als jeder Andere der Anregung, der Stellung großer Aufgaben und jener Wirkung ſeiner Werke, die ihm ihre innere Wahrheit, ihren allgemein humanen Charakter verbürgt. Iſt es ein großer, nur zu häufiger Irrthum gekrönter Herrſcher geweſen, mit einem Zauberſchlag um ſich eine Kunſtwelt hervorzaubern, das Talent an ihre Seite feſſeln zu wollen, ſo hat es in wirklich künſtleriſch hocherregten Zeiten immer einzelne Perſönlichkeiten gegeben, die mit Einſicht, äußern Mitteln und jener Freiheit des Geiſtes ausgeſtattet, die gerade die Selbſtändigkeit des andern Geiſtes zu achten verſteht, große Aufgaben der bildenden Kunſt ſtellten und ihre Durchführung forderten. In unſerer Periode war dies in Italien der Fall: erſt die Mediceer in Florenz, dann die Päpſte

Julius II. und Leo X. in Rom bildeten ſolche Mittelpunkte; wir würden ohne die Letztern vergebens nach den großen zuſammenhängenden Werken eines Rafael, Michel Angelo, Bramante und der ganzen Zahl ihrer Schüler fragen; jetzt umſchließt ein Palaſt, der Vatican, mit der Peterskirche zur Seite, die Meiſterwerke derſelben. Eine ſolche Stellung iſt Albrecht Dürer nicht geworden und dadurch ward auf dem Höhepunkt ſeiner Thätigkeit dieſe zerſplittert und vereinzelt, ſeine Werke zerſtreut und ſpäter oft der Unbill und dem Unverſtande preisgegeben; nur der eigene, ſich treu bleibende Grundton ſeiner innern Anſchauungen hat uns die Reihen von Darſtellungen gegeben, an die ſein Name vor allem ſich knüpft. Dürer kehrte, wie wir ſahen, nach Nürnberg zurück und lebte dort als ein bald von Fürſten und Herren hochgeehrter Künſtler, aber der Freiſtaat, welchem er angehörte, welcher damals bei dem bairiſchen Succeſſionskrieg ſein Gebiet ſehr bedeutend vergrößert hatte und an Geldreichthum nur vielleicht von Augsburg übertroffen ward, hat nichts für ihn gethan, hat ihm kein Werk von großer Bedeutung übertragen. Obgleich Dürer das erſte bedeutende Oelbild nach ſeiner Rückkehr aus Italien, in welchem er ſeine gewonnene Durchbildung des Körperlichen, den Reiz ſeines Colorits glänzend darlegt, die vielbewunderte, aber jetzt verſchollene Gruppe von Adam und Eva ſeinen gnädigen Herren wahrſcheinlich ſchenkte, fanden dieſe ſich nicht veranlaßt, ihn viel zu beſchäftigen. Nur ein ſichtlich für den Rath zu Nürnberg gearbeitetes Bild, das aber jetzt verſchwunden iſt, wird uns beſchrieben, ein Bild, auf dem bei einer Kreuztragung alle nürnberger Rathsherren erſchienen. Nicht einmal die von dem Kaiſer für ihn verlangte Steuerfreiheit ward ihm bewilligt, und nachdem Dürer 30 Jahre lang in der Stadt gelebt und gewirkt, mußte er 1524 in einem ausführlichen Schreiben den Rath um die Gunſt erſuchen, ihm 1000 Fl. mit 5 % zu verzinſen, indem er dazu nachweiſt, wie er der Gemeinde und dem Rathe mit ſeiner Kunſt mehr umſonſt als um Geld gedient, wie er die vergangenen 30 Jahre hindurch in der Stadt nicht um 500 Fl. Arbeit gefunden habe, was ja ein Geringes und Schimpfliches ſei. Nicht böſer Wille war es, nicht Parteitreiben, das etwa einen andern Künſtler vorgezogen hätte, nein, es war die Indolenz und der ſpießbürgerliche, ſchwerbewegliche und ſchwache Sinn einer Familienoligarchie, die aber damals ſich ſehr behaglich in ihrem Regimente fühlte. Ihre Glieder waren im Einzelnen hochachtbare, gebildete und Dürer nahe befreundete Männer, wie Pirkheimer, Lazarus Spengler, der Rathſchreiber, Jakob Müffel, der Bürgermeiſter, Chr. Scheurl, der Conſulent der Stadt, und Andere mehr, aber als Corporation haben ſie ihre freilich über das Weichbild der Stadt hinausgehende Aufgabe nicht begriffen. Die einzelne Familie ſuchte durch Stiftung von Altar- oder Gedenktafeln in die Kirche bei bedeutenden traurigen oder erfreulichen Ereigniſſen einer religiöſen und wol auch künſtleriſchen Pflicht zu genügen; natürlich war hiermit das Streben verbunden,

den heiligen Vorgang ſelbſt in die engſte Beziehung zur Familie und ihren Gliedern zu ſetzen, indem dieſe entweder als kniend, anbetend erſchienen oder indem unmittelbar die bei der Handlung mit beſchäftigten heiligen Perſonen, mit Ausnahme vielleicht der heiligen Familie ſelbſt, in die Familienphyſiognomien eingingen und ſo das Ganze ein nur vom religiöſen Geiſte belebtes Familienbild ward. In dieſer Weiſe haben wir einige vortreffliche Bilder Dürer's für die Holzſchuher, Baumgärtner, Tucher. Aber auch ſolche Aufträge wurden ihm erſt zu Theil, als er bereits die bedeutendſten Oelbilder nach auswärts gefertigt hatte. Nur eine einzige umfaſſende, vielleicht für den engen Raum einer Holztafel nur zu umfaſſende Aufgabe ward ihm von dem Stifter des Landauer'ſchen Brüderhauſes und der damit verbundenen Kirche: die Verehrung der Dreieinigkeit von den himmliſchen Schaaren und der Menſchheit auf Erden.

Friedrich der Weiſe von Sachſen war es, der Dürer die erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Italien für den Mittelpunkt ſeines Kurfürſtenthums, für die neue aufblühende Univerſität beſchäftigte. Aber leider hat Wittenberg alle Schätze ſeiner Allerheiligenkirche verloren; einige der Bilder ſind nach Wien gekommen, vielleicht die gelungenſten von allen aber, die aus der Geiſtesrichtung Dürer's am meiſten hervorgingen, ganz verſchwunden, ſo Chriſtus in Gethſemane. Als ein Bild von ungeheuerer Arbeit und Sorgfalt, in deſſen geiſtreicher Auffaſſung nach dem Urtheil Scheurl's, des damaligen wittenberger Profeſſors, der Meiſter ſich ſelbſt übertroffen, ward ſchon damals die Darſtellung der 10,000 kriegeriſchen Märtyrer genannt, die uns noch erhalten iſt; ſie ſchmückte den Hauptaltar. Unter allen Gemälden von Niederländern, Italienern, Franzoſen, denen des Lucas Kranach, welche die Kirche ſchmückten, konnte doch Scheurl in der Feſtrede 1508 mit Stolz auf die ſeines Landsmannes als die Krone aller hinweiſen.

Das bedeutendſte und ganz von der Hand des Meiſters ausgeführte Bild dieſer Zeit war für Frankfurt beſtimmt. Wir beſitzen glücklicherweiſe noch den hierüber geführten Briefwechſel, der uns einen intereſſanten Blick in die Art und Weiſe der Arbeit, in die ſo vielfach beengenden äußern Verhältniſſe, endlich in die noble Geſinnung Dürer's thun läßt, dagegen iſt der Gegenſtand der Verhandlungen leider lange ein Raub der Flammen geworden und nur durch eine Copie in ſeiner Compoſition noch erkennbar. Bereits 1507 hatte der reiche frankfurter Bürger, Jakob Heller, für die Predigerkirche daſelbſt, wo er ſich und ſeiner Frau ein herrliches erzgegoſſenes Grabmonument errichten ließ, bei Dürer perſönlich eine Krönung der Maria beſtellt für 130 Fl. Krankheit und die Arbeit für Kurfürſt Friedrich hatten den Beginn verzögert; als ſich Dürer endlich daran ſetzte, erklärte er, daß ihm keine Arbeit noch ſo viel Freude gemacht, daß er hier ſeine Gedanken ganz durchführen und, ſo viel ihm Gott nach ſeinem Vermögen verleihe, etwas machen wolle, das nicht viele Leute machen könnten; an dem Hauptbilde ſolle kein Anderer einen Strich malen. Aber

Dürer ſieht ſofort, wie der geſtellte Preis mit der Arbeit und ihrer Länge in keinem Verhältniſſe ſteht: er will keine gemeinen Gemälde machen, die er in einem Jahre haufenweis vollenden könnte, er erklärt, daß er ein Angeſicht in einem halben Jahr, ſeinem Sinne entſprechend, kaum ganz vollenden könne, und hier hat er deren mehr als 100 auf dem Bilde. Wie viel Mühe und Verdruß koſtet es ihm, den Preis von 200 Fl. zu erlangen! Von anderer Seite wird ihm viel Höheres geboten; allein ihm iſt an der Freundſchaft und dem guten Willen Heller's Alles gelegen und er wünſcht nirgends anders als in Frankfurt dieſe Tafel aufgeſtellt zu ſehen. Mit großer Freude überſendet er ſie im Herbſte 1509 mit einer Zeichnung für das Altarwerk, noch Sorge für ihre Erhaltung tragend. Das Bild ward bald der größte Kunſtſchatz Frankfurts, die Kirche erhielt eine reiche Einnahme durch das Oeffnen der Tafel, (unter den vielen ſchönen Einzelheiten bewunderte man beſonders den Fuß eines knienden Apoſtels, den Manche um hohen Preis herauszunehmen wünſchten) und noch nicht hundert Jahre ſpäter bot Kaiſer Rudolf II., der eifrigſte Verehrer Dürer's, der ſeine Galerie in Prag mit deſſen beſten Werken ſchmückte, vergeblich 10,000 Fl. dafür. „Glücklicher war der mit dem Kaiſer wetteifernde Maximilian von Baiern, aber der Schloßbrand zu München vernichtete dieſes Werk, dem der Meiſter eine mehr als fünfhundertjährige Dauer in Ausſicht geſtellt hatte.

Die Betrachtung der bedeutenden, noch erhaltenen Oelgemälde aus jener Zeit beſtätigt uns dieſen nie ſich genügenden Fleiß, dieſe faſt miniaturartige Behandlung der einzelnen Gruppen, und des Grundes und Bodens, auf dem ſie ſtehen, endlich dieſes Eingehen auf die beſondern Zuſtände, wie wir ſolches Alles aus dem eben erwähnten Briefwechſel kennen lernen, dabei ein oft keckes, humoriſtiſches Hineintretenlaſſen der eigenen Perſönlichkeit in das Bild, die dann als Beſchauer den Vereinigungspunkt der einzelnen Gruppen bildet. Aber wir fragen hier wol bei manchem nach dem genialen, freien Entwurf des Ganzen und dem Ausdruck der innerſten Perſönlichkeit des Künſtlers. Dürer fühlte wol ſelbſt, daß dieſe Behandlungsweiſe ihm nicht ganz entſpreche, daß ohnedies ſie ihm bei ſeiner Gewiſſenhaftigkeit keine äußere Exiſtenz ſichere. Er ſpricht es aus, daß er ſich jetzt ganz dem Stechen hingeben wolle. Und in der That beginnt ſeit 1509, beſonders aber ſeit 1511 eine kurze Periode, die wunderbar raſch ſeine bedeutendſten Werke in Holzſchnitt und Kupferſtich, die drei Paſſionen und das Leben der Maria aufeinander folgen läßt, nebſt einer großen Anzahl anderer theils religiöſer, theils tiefſinniger pſychologiſcher Blätter. Auch die techniſche Seite des Kupferſtichs und Holzſchnitts wird von Dürer in dieſen Jahren durch zwei wichtige Erfindungen oder vielmehr zum Theil nur ſelbſtändig erweiterte Anwendung fremder Erfindungen ausgebildet, die Aetzung eiſerner Platten und den Druck mit verſchiedenen Holzſtöcken, um die Abſtufung der Schärfe und Stärke der Linien, beſonders des Umriſſes oder der Schattirung zu erreichen. Wir haben früher darauf hingewieſen, wie das durch eine fromme Erziehung in Dürer geweckte Bewußtſein menſchlicher Sünde, gegenüber der Hoheit und Reinheit des für die Menſchheit leidenden Herrn, ſich bald zu einer vollen, reichen Ueberzeugung ausbildete, worin jede letzte Auffaſſung des Menſchenlebens ihren Grund fand, freilich nicht zu einer krankhaften Schwärmerei, wie ſie in der Neuzeit hier und da als katholiſirende, ſchwächliche Richtung unter den Künſtlern geherrſcht hat, ſondern ruhend auf tiefer, eigener Selbſterkenntniß und zum kräftigen Handeln im Leben anregend. Daher trat bei ihm ſchon in der Wahl des Gegenſtandes, noch mehr in der ganzen Behandlung das ſittliche Urtheil entſcheidend ein und Camerarius (Praef. ad op. Durer.) hatte volles Recht ihn bereits im Gegenſatz zu gleichzeitigen Malern einen aufmerkſamen Wächter der Keuſchheit und Lebensreinheit zu nennen. Und dennoch, welches Feld der Naturauffaſſung war ihm geöffnet, welche Friſche und Keckheit auf demſelben hat er bewährt! Schon vor der venetianiſchen Reiſe ſind uns eine Anzahl Handzeichnungen bewahrt, die in dieſem Kreiſe der Erlöſung durch Chriſtus ſich bewegen, auch ein trefflicher Kupferſtich, in dem das Geſicht des verlorenen, eben am Troge der Schweine niederknienden Sohnes an Dürer ſelbſt erinnert. In der Blüte des Mannesalters hat jene innerſte, religiöſe Ueberzeugung in den oben genannten Darſtellungsreihen ſich ausgeſprochen, die, alle drei voneinander verſchieden theils an Blätterzahl (ſo enthält die große Holzſchnittpaſſion von 1511 12, dagegen die kleine 52 und die Kupferſtichpaſſion von 1512 10 Blätter), theils an Ausdehnung des Ideenkreiſes, (die zweite Holzſchnittpaſſion knüpft an den Sündenfall das Erſcheinen des Erlöſers auf Erden), endlich in jeder einzelnen Darſtellung, doch als gemeinſames Titelblatt den Eccehomo tragen. Während hier die Compoſition von allen Feſſeln der Convenienz frei um einen Mittelpunkt gruppirt, während vor allem der Ausdruck des Chriſtuskopfs an Hoheit und Milde unübertrefflich iſt (wie denn auch ſeinem Oelbilde von 1508: „Chriſtus am Kreuze" ſich vielleicht keine zweite Darſtellung des Gegenſtandes gleichſtellen läßt), hat Dürer in dem Leben der Maria ganz ſeiner feinen, ſcharfſinnigen Auffaſſung eines häuslichen Lebens ſich hingegeben und in dieſer Beziehung ein Meiſterwerk geſchaffen.

An dieſe Darſtellungen der heiligen Geſchichte ſchloſſen ſich dann andere an, die uns das Verwalten eines innerlichen, contemplativen Lebens im Künſtler auch äußerlich in beſtimmten Perſönlichkeiten vergegenwärtigen: es iſt dies vor allem das entweder büßende, betrachtende oder in geiſtigem Schaffen verſenkte Einſiedlerleben eines Hieronymus oder Antonius, mögen ſie im altdeutſchen Studirzimmer im Scheine eines wunderbar durch die Rundſcheibe ſich brechenden Lichts an dem Pulte ſitzen, oder im wilden Felſengeklüfte am Meeresgeſtade knien, oder vor der ſtolzen hoch ſich erhebenden Stadt auf dem Frühlingsraſen gelagert eifrig leſen. Auch das ritterliche Leben, aus dem wir die früheſten künſtleriſchen Verſuche Dürer's entnommen haben, geht nun in die tiefere Beziehung des Menſchen als chriſtlichen Streiters ein, deſſen gefährlichſter Feind in dem Irdiſchen, Vergänglichen und der Sünde liegt. Der berühmte Kupferſtich: „Ritter, Tod und Teufel“, zu dem bereits eine Federzeichnung von 1491 den Vorläufer bildet und der in den Randzeichnungen zu des Kaiſers Gebetbuch zwei verwandte Darſtellungen erhält, zeigt den Ritter in ſchwerer Rüſtung auf dem leicht geſchirrten Roſſe, neben ſich den treuen Hund, feſt, in ſich gekehrt, nicht rechts noch links blinkend, ſeines Weges durch die Felſenſchlucht zu dem Schloß hinauf ziehen, während der mit Schlangen gekrönte Tod ihm höhnend auf elendem Roſſe in den Weg tritt und der Teufel von hinten ihm beizukommen ſucht. Man hat ſeit langer Zeit Franz von Sickingen, den bedeutendſten Vertreter der deutſchen Ritterſchaft in jener Zeit, darin geſehen. Daß an ihn Dürer gedacht haben kann, wollen wir nicht in Abrede ſtellen, da er an perſönliche Bezüge gern anknüpfte; jedoch gehört das jedenfalls noch zweifelhafte Bild, auf dem Sickingen neben Erzbiſchof Albrecht von Mainz ſich befindet, ſpätern Jahren an.

Wir begegnen endlich einer Darſtellung, die einen geiſtigen Zuſtand, ein rein innerliches Weſen zur äußern Erſcheinung bringen will. Nirgends tritt ſo wie hier wahrhaft Erlebtes dem Beſchauer entgegen, während eine oberflächliche Betrachtung vielleicht mit dem Worte „Allegorie“ ihr Urtheil darüber ſchon ausgeſprochen zu haben glaubt. Es iſt die berühmte „Melancholie“, Nr. 1. bezeichnet, jedoch nie wirklich gefolgt von Darſtellungen der übrigen Temperamente. Wer konnte dieſe geflügelte Jungfrau, mit wild herabhängenden Haaren, den düſter bekränzten Kopf in die linke Hand geſtützt, den Blick über das in ihrem Schooſe liegende geſchloſſene Buch weit hinaus, ſtarr in die Ferne gelenkt, mit dem tiefſten Verlorenſein in einen unfaßbaren Gedanken, wer dieſen in Unordnung aufgeſchichteten Reichthum von mathematiſchen, chemiſchen, phyſikaliſchen, mediciniſchen Inſtrumenten und den auf dem Rande des Mühlſteins ſitzenden Knaben mit der Tafel, auf welcher er eben den Gedanken einzeichnen will, den die Jungfrau ihm geben ſoll, wer konnte dies Alles bilden, ohne in ſich jenen Zuſtand des Strebens und Suchens nach Wiſſen und Wahrheit, jenes düſtere Verſunkenſein wirklich durchlebt zu haben? Wir haben von der entgegengeſetzten Stimmung bei Dürer eine intereſſante Notiz; die uns Pirkheimer in einem Briefe vom Jahre 1523 (Pirkh. op. ed. Goldast p. 235) aufbewahrt hat. Die Freunde ſchauten einſt von ihrem Fenſter einem Manoeuvre zu; Alles erdröhnte von Trompeten, Waffen, Geſchrei und Speergeklirre; am Ende erzählte Dürer, wie er bei dieſem Anblicke in ein tiefes, wachendes Träumen verſunken ſei, und wie er, wenn die Dinge ſeinen damaligen Gedanken entſprächen, ſehr glücklich erſcheinen müßte. Auch wirkliche Träume warf Dürer wol beim Erwachen auf das Papier nieder, ſowie er es gleich Michel Angelo verſucht hat, gleichſam ein objectives Bild eines Träumenden und lockender, verführeriſcher Traumbilder zu geben. Aber jener Schein von Glück und Freude läßt uns auf die vielen tief ernſten und traurigen Stunden ſchließen, in denen ein Geiſt wie Dürer verſunken war und die er dann künſtleriſch überwindend als ſichtbares Gebilde hinausſtellte.

Jedoch wir verlaſſen dieſes Gebiet des rein Innerlichen und treten hinaus in den äußerlichen Verkehr des Künſtlers mit den bedeutendſten Geiſtern der Zeit, ſuchen uns ihren Einfluß zu vergegenwärtigen.

Pirkheimer ſtand in dem zweiten Jahrzehnd dieſes Jahrhunderts auf der höchſten Stufe ſeines vielſeitigen Einfluſſes: fortwährend im Rathe der Stadt ſitzend, zu allen ſchwierigen Unterhandlungen gebraucht, mit der Aufſicht der Schulen betraut, an deren jede er einen Profeſſor für claſſiſche Literatur berief, hatte er doch noch fortwährend zu eigenen Arbeiten Zeit gefunden und unterſtützte andere in der Veröffentlichung; ſeine Bibliothek war vielleicht die bedeutendſte damals in Deutſchland, die er dann gern zur Benutzung preisgab (literariſche Neuigkeiten wurden aus Italien ihm zuerſt mitgetheilt); ſein Haus war ein Aſyl der Muſen, wie es die Lobgedichte eines Cochleus und Buſch nennen; gern und häufig ſah er Gäſte bei ſich, und ſeine Gaſtmäler waren durch Heiterkeit und Reichthum bekannt. Es war ſoeben der Streit Reuchlin's mit den Kölnern ausgebrochen; hatte Pirkheimer zuerſt zu mäßigen geſucht, ſo ward er bald der Mittelpunkt der Reuchlin'ſchen, humaniſtiſchen Partei; ſeit 1506 wandte ſich Hutten an ihn und beſuchte ihn im folgenden Jahre. Pirkheimer betheiligte ſich an dem zweiten Bande der „Epistolae obscurorum virorum" und trat in ſeinem „Piscator" mit der Apologie für Reuchlin gegen den Obſcurantismus in die Schranken. Die erſten Regungen der lutheriſchen Reformation fanden hier ihren Widerhall, und „der gehobelte Eck" ward Pirkheimer's erbitterter Feind. So fand Dürer in Pirkheimer's Hauſe alle aufſtrebenden, kämpfenden Talente der Zeit, die begeiſtert die Sache der geiſtigen Freiheit verfochten und zugleich bemüht waren, immer neue Schätze der jungen humaniſtiſchen Wiſſenſchaft zu heben. Mehr oder weniger ſchloſſen ſich auch an Pirkheimer die bedeutendſten Männer Nürnbergs an: ein Lazarus Spengler, Andreas Imhof, Laurentius Behaim, Muffel, Nützlin, Pfinzing, Kreß, Scheurl. Der geiſtvolle, im Geſpräche gewandte Künſtler verſuchte es wol, in dieſer Geſellſchaft auch die Feder zu ergreifen zum Dichten; der Gegenſtand iſt ein ernſter, „die acht Wahrheiten", von denen die höchſte iſt: Gott lieben, jedoch die Form gefällt den Freunden nicht; Lazarus Spengler, der gewandte Schreiber der Stadt, ſchickt ihm ein Spottgedicht zu, wie jetzt der Maler mit krauſem Haar und Bart, der je und je ein Maler geweſen, die Kunſt der Schreiberei treiben wolle; er räth ihm, bei ſeinem Leiſten zu bleiben. Jedoch Dürer, dem wol ein tieferer Drang das Wort in die Feder gab, verſtummt nicht auf den Spott; er gibt dem Schreiber es tüchtig wieder und erklärt, noch wolle er lernen, die Zeit ſei noch früh für ihn; es folgt eine ſcharfe Caricatur von Apoll, den Muſen, Satyr und König Midas mit den Worten:

ich will dennoch Verſe machen,
ſollſt Du Schreiber noch mehr lachen,
und der haarig bartig Maler
wird durch dies Gemäl Dein Zahler.

In einem andern dichteriſchen Ueberreſt vom Jahre 1520 ſchildert der Künſtler die guten und böſen Freunde mit feinem Sinn und warmem Gefühl. Dies ſpricht ſich auch in folgenden wenigen Worten ergreifend aus: „Darnach macht ich zwei Reimen, auß Urſach einer betrübt mich viel, dem ich treu was und mich vil guets zu ihm verſahe, —

Den Freundt magſt wohl mit Ehrn meiden
Von den Du allweg muſt leiden.“

Einige längere deutſche Gedichte zu Holzſchnitten aus dieſem Jahre rühren wol von Dürer ſelbſt her. Geſelliges Leben und Muſik waren damals mehr als je unzertrennliche Dinge, und ſo hat Dürer, der ſchon in ſeinem Schwiegervater Frey einen ausgezeichneten Muſiker in ſeiner Nähe hatte, an Muſiker ſich gerne angeſchloſſen, ſo in Venedig, ſo in den Niederlanden an den Hauptmann Felix Hungersberg, den köſtlichen Lautenſchläger. Ja er ward ſelbſt für den Componiſten manches Liedes gehalten.

Ein zweiter Kreis, welchem Dürer naheſtand, fand ſeinen Mittelpunkt in dem Kaiſer Maximilian. Allerdings kann hier nicht die Rede von einem örtlichen Mittelpunkte ſein; führten doch theils die Hausintereſſen, theils die Intereſſen des nach neuem, engerm Zuſammenſchluß ſtrebenden Reichs den Kaiſer bald in die Niederlande, bald nach Tirol, nach Oeſtreich, in das venetianiſche Gebiet oder in die Pfalzen des Rheines, zu oft nicht ehrenvollen Kriegen und ſchleppenden Verhandlungen; ebenſo wenig freilich von einer auf Reichthum und äußere Macht ſich ſtützenden centraliſirenden Kraft, die der deutſchen Kunſt ein großartiges Feld der Thätigkeit, hohe Aufgaben und Mittel zu deren Ausführung dargeboten hätte; erſcheint doch gerade Maximilian, bei aller Erkenntniß der großen Krebsſchäden der Zeit, bei allem nationalen Sinn, immer beengt durch äußere Verlegenheiten, oft den richtigen Zeitpunkt verſäumend und in fruchtloſem Streben ſich abmühend. Nein, nicht viel Geld und äußeres Wohlergehen, nicht ein großes Feld der Thätigkeit konnte der Kaiſer dem Künſtler geben, aber er ſtand ihm gemüthlich nahe und zeichnete den Maler gerne aus vor dem ſtolzen Edelmann. Er ſelbſt war ja voll von poetiſchen oder richtiger literariſchen Entwürfen, zu denen er die Beihülfe des Künſtlers ſuchte. Einſt gedachte er ihm wol ſelbſt mit der Kreide ſeine Gedanken anzugeben, als ihm die Reißkohle brach; Dürer führte es geſchickt aus und antwortete dem darüber ſich wundernden Maximilian fein: „Ich wünſchte nicht, daß Ew. Majeſtät ſo künſtlich malen könnten wie ich.“ Bereits vor 1506 war Dürer dem Kaiſer bekannt geworden, 1511 hatte er ſchon manche Zeichnung für ihn gemacht, und ſeitdem wird dieſe Beziehung eine immer engere. Das Nächſte und Liebſte, was den Kaiſer umgab, rührte von Dürer's Hand her: der Knopf auf dem Degen oder das Medaillon am Hute war eine feine, gravirte Metallplatte, desgleichen ſein Feldaltar von Dürer's Hand, das von dem Kaiſer ſelbſt geordnete lateiniſche Gebetbuch (1515) ward durch Dürer mit Randzeichnungen verſehen, die neben den größern, immer zum Texte in tiefer Beziehung ſtehenden Darſtellungen als leichte Pflanzenarabesken, als Verſchlingungen kalligraphiſcher Linien doch wie unbewußt zu dem tiefern Zuſammenhang des Ganzen zurückkehren. In dem Euſtachius, dem ritterlichen Jäger, welcher im Wald vom Roſſe niedergeſtiegen vor der Lichterſcheinung des auf dem Kopfe des Hirſches leuchtenden Kreuzes niederkniet, hat der Künſtler, ſchon nach alter Tradition, ſeinen Kaiſer gezeichnet. Und als der Kaiſer ſeinen letzten Reichstag zu Augsburg hielt, vielleicht den glänzendſten ſeines Lebens, reiſte Dürer dahin und zeichnete den Kaiſer — wie er ſelbſt darunter ſchrieb, „in ſeinem kleinen Stübli hoch oben auf der Pfalz". Dieſe Zeichnung ward zu dem trefflichen, gleich nach des Kaiſers Tode herausgekommenen Holzſchnitte benutzt. Auch die bedeutenden Männer in der Umgebung Maximilian's ſtanden Dürer nahe; dem Cardinal Mathias, Coadjutor von Salzburg, werden Zeichnungen dedicirt, näher noch war das Verhältniß mit Johann Stabius, dem kaiſerlichen Hiſtoriographen und Aſtronomen, mit Laurentius Staiber, Konrad Heinfogel, von Tſcherte, dem Bau- und Bruckenmeiſter des Kaiſers, ſpäter eifrigem Anhänger der Reformation, vor allem mit Ulrich Varnbühler, dem kaiſerlichen Staatsſecretär, deſſen Bildniß Dürer 1522 als trefflichen Holzſchnitt herausgab, um den von ihm einzig Geliebten der Welt bekannt zu machen. Ein intereſſantes Oelgemälde unſers Meiſters, nach Inſchrift und Wappen für den Biſchof von Wien, Georg von Zlatkoeia gemalt, vom Jahre 1518, vereinigt den ganzen Kreis dieſer Männer noch einmal mit dem gebeugten, greiſen Kaiſer um das Sterbebett der Maria, über welcher der Erlöſer in himmliſcher Glorie erſcheint; wie an die Stelle der Apoſtel die Männer der Gegenwart getreten ſind, ſo nimmt Maria die Aehnlichkeit jener ſchönen burgundiſchen Fürſtentochter an, welche über das Jugendleben des Kaiſers den erſten Glanz ritterlicher Liebe geworfen, und ihr früh verſtorbener Sohn Philipp reicht als Johannes ihr die Sterbekerze.

Der jugendliche Cardinal Albrecht von Brandenburg, der zwei Erzbisthümer, Mainz und Magdeburg, in ſich vereinigte, prachtliebend und der neuen humaniſtiſchen Richtung huldigend, ſoweit ſie nicht fürſtliche und Kirchenrechte antaſtete, damals noch der Schützer von Hutten, mit Sickingen, Philipp von Reineck, Reuchlin befreundet, bildete ebenfalls den Mittelpunkt eines Kreiſes bedeutender Männer. Halle und Aſchaffenburg ſollten vor allem mit Kunſtwerken geſchmückt werden, Kirchengemälde, Werke des Erzguſſes, eine Galerie von intereſſanten Portraits, die kirchlichen Bücher mit koſtbaren Miniaturen und Holzſchnitten ausgeſtattet, ſollten ihn verewigen. Unmittelbar unter den Augen des Cardinals arbeitete ein Mathias Grünewald, ihm zur Seite theilweiſe Lucas Kranach, auf Beſtellung Hans.

Baldung Grien, die Gebrüder Viſcher, der Goldſchmied Heinrich Ritz; mit Dürer ward viel brieflich verkehrt, er ſtach die trefflichen Portraits des Kurfürſten, unter ſeiner Leitung wurden die Miniaturen von Glockendom und Sebald Beham nach ſeinen Zeichnungen gefertigt.

Wie bedeutend und verſchiedenartig die von ſolcher Umgebung und ſolchem Verkehr ausgehende Anregung auf Dürer und ſeine Productionen war, iſt im Vorhergehenden hier und da ſchon einzeln angedeutet. Den hohen Grad ſeiner Empfänglichkeit für dieſelbe beweiſt uns treffend ein Wort, das er öfters ausſprach: Genie ohne Bildung ſei ein Spiegel ohne Politur. Bald war es ein religiöſes Titelblatt zu einem ritualen oder theologiſchen Werke, bald ein bunter Wechſel von religiöſen und heitern, neckiſchen Lebensſcenen, wie im Gebetbuch des Kaiſers, bald eine Satire auf den Obſcurantismus, wie zu dem „Piscator" von Pirkheimer, dann die Portraits bedeutender Männer, dann die Zeichnungen von Himmelsgloben zur Ausgabe des Ptolemäus, dann Familienwappen, Angaben zu Leuchtern, Brunnen, Pokalen oder das Bild eines ausgezeichneten Stuckgeſchützes oder intereſſanter Thiere, ja Zeichnungen für Stickereien und Teppiche, was von ihm gewünſcht wurde und wobei der Künſtler ſich fremden Angaben anſchließen mußte. Unter allen dieſen Werken ragen zwei als die bedeutendſten hervor, die Dürer lange beſchäftigten, theils durch die nationale und allgemeine Aufgabe, theils durch die mit einer großen Gelehrſamkeit verbundene Arbeit, der Triumphwagen Kaiſer Maximilian's (1518 vollendet) und die Triumphpforte deſſelben, 1515 begonnen. Sie ſollten die Regierung des Kaiſers, mit ihr das deutſche Kaiſerthum in ſeiner ganzen Geſchichte verherrlichen: wahrlich eine hohe geſchichtliche Aufgabe, die ſich wol dem eben damals zu Rom ſeiner Vollendung ſich nahenden Werke Rafael's, der Darſtellung der geiſtigen Macht des Papſtthums in den Fresken des Vatican, an die Seite ſtellen konnte. Aber ſchon die Technik der Ausführung entſprach der Aufgabe nicht, welche große Verhältniſſe und eine breite Behandlung verlangt, zugleich gehoben durch eine entſprechende Architektur, die gleichſam ein Nationalheiligthum repräſentiren mußte. Der Holzſchnitt und das Papier, das hier allerdings eine faſt unförmliche Größe erhielt, machte das Ganze zu einem Werke gelehrter Liebhaberei, zu einem Curioſum der Bibliotheken, ſtatt zu einem künſtleriſchen Eigenthum der Nation. Und der große künſtleriſche Aufbau auf dem einen Werke, ein Triumphbogen des Alterthums, ausgeſtattet mit mittelalterlichen Thürmen, mit Säulenbau, ohne Rückſicht auf die Geſetze des Stiles behandelt, konnte wol die ungeheuere Mannichfaltigkeit einzelner Darſtellungen ordnen und gruppiren, aber nicht als Geſammtheit einen Totaleindruck machen. Dazu kommt, daß der Künſtler unmittelbar nach den Angaben der Gelehrten zu arbeiten hatte, bei dem Triumphwagen nach denen Pirkheimer's, bei der Pforte nach denen des Hiſtoriographen Stabius, die ihre Gelehrſamkeit echt augenfällig zeigen wollten. Dennoch iſt in dem Reichthum allegoriſcher Frauengeſtalten, die den Wagen des Kaiſers ſtützen, umgeben, leiten, eine Schönheit der Bewegung und der Gewänder niedergelegt, wie ſie bis dahin nur die Italiener beſaßen, und in der Erfindung der ungeheuren Anzahl von hiſtoriſchen Portraits tritt uns der unerſchöpfliche Erfindungsgeiſt des Künſtlers entgegen, der nichts Charakter- und Gedankenloſes ſchuf. Er hatte in dieſen Werken, Zeugniſſen zugleich des vortrefflichſten Holzſchnitts, wenigſtens gezeigt, daß er großen, weltlich hiſtoriſchen Aufgaben vollkommen gewachſen ſei, und ſo war kein Gebiet maleriſcher Auffaſſung ihm fremd, von der feinſten Miniatur ſchillernder Vögel oder eines Veilchenſtraußes, von der genauen Studie eines menſchlichen Armes, von der ſchärfſten Darſtellung verwickelter baulicher Maſſen mit der Feder bis zu dem religiöſen Bilde, von dem Genrebild geputzter Nürnbergerinnen oder des feinen Ritters bis zu der rein innerlichen, faſt geiſterhaften Auffaſſung von Seelenzuſtänden, von dem Portrait in ſeiner größten Beſonderheit bis zu dem Mittelpunkt großer hiſtoriſcher Scenen aus längſt vergangenen Zeiten. Die Hand, die mit dem Rothſtift, mit der Feder, mit der Kohle kühn die Contouren hinwarf, die Kreislinie frei, für den Zirkel unverbeſſerlich zeichnete, die mit Pinſel und Oelfarbe auf der Tafel, mit Waſſerfarben auf dem Pergament die feinſte Durchführung ohne alle Verzeichnung der Contouren zu Stande brachte, die mit der Radirnadel und dem Schnitzmeſſer ihre Linien ſcharf und rein aufriß, ſie verſtand es auch, in Sandſtein, Elfenbein, Holz die Rundbilder und Reliefs zu ſchaffen, ja im Eiſen die Stempel für Medaillen zu ſchneiden. Man ſieht es Dürer's Zeichnungen an, wie die Hand des Künſtlers keck, ja übermüthig Linien von den verſchiedenſten Enden begonnen, um ſcheinbar abſichtslos doch ein wohl proportionirtes Ganze hervorzubringen. Wahrlich, ein Künſtler, dem nichts fremd geblieben, der im Großen das Kleine hervorzuheben, dem Kleinen den großen Stil zu geben verſtand und der doch immer die gleiche, geiſtig volle, ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeit blieb!

5) Dritte Periode, 1520—28.

In dem funfzigſten Lebensjahre, 1520, trat Dürer ſeine zweite große Reiſe an, die, in Verbindung mit andern gleichzeitig eintretenden Ereigniſſen, den letzten entſcheidenden Abſchnitt für ſeine künſtleriſche Thätigkeit ſowie ſein geiſtiges Leben überhaupt bildet. Er war freilich nicht mehr der jugendliche Mann, dem erſt im fremden Lande die Anerkennung der Welt das Bewußtſein der eigenen Tüchtigkeit und Selbſtändigkeit gab, der die freie italieniſche Lebensluſt hochgebildeter Kreiſe mit vollen Zügen genoß, der als Junggeſell reiſte und ſich im fremden Coſtum gefiel zu dritt, mit Frau Agnes und ſeiner Magd Suſanne reiſt er diesmal ab, dazu mit einer gehörigen Ladung von Kupferſtichen, Holzſchnitten und einigen Oelgemälden, denn es ſoll auf dieſer Reiſe auch ein gut Stück Geld verdient werden. Der Verkauf der Blätter war damals ganz in den Händen der

Künſtler ſelbſt, die wol Geſellen als Colporteurs ausſchickten, beſonders auf die Frankfurter Meſſe, aber auch weiter bis Rom. Dazu ſuchte Dürer dem jungen Kaiſer Karl V., der am 1. Juni in Vliſſingen gelandet war und dem die Hoffnungen der verſchiedenſten Parteien, vor allem der Humaniſten und Patrioten, auch eines Ulrich von Hutten entgegeneilten, bald nahe zu kommen, um von ihm dieſelbe Stellung mit Gehalt zu erhalten, die ihm von Maximilian ſeit der Beſchäftigung mit der Triumphpforte zu Theil geworden war. Alſo praktiſche, finanzielle Gründe waren es zunächſt, welche die Reiſe veranlaßten; aber tiefer lag für Dürer noch der Wunſch, die Niederlande, dieſe Stätte der reichſten Kunſtentfaltung, zu ſehen, wo unter den burgundiſchen Herzogen, beſonders einem Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen, die Neigung und Achtung der vornehmen Welt, der Reichthum eines großartigen Fabriklebens und Handels ſich der Malerei zugewandt hatte, von wo zuerſt der Glanz und die Farbenpracht der modernen Oelmalerei ausgegangen war, wo jetzt neben dem behaglichen Beſitze des Errungenen tüchtige Meiſter neue Richtungen begründeten und die Uebung in den zeichnenden Künſten eine Beſchäftigung der Gebildeten überhaupt wurde. Wie Dürer mit unermüdetem Eifer die Anſchauung der Meiſterwerke geſucht, wie einfach und friſch er ſie aufgefaßt hat, dies ſpricht ſich in ſeinem Tagebuch in klaren Worten aus, welches für uns, bei der Einfachheit der Aufzeichnung, die neben wichtigen Erlebniſſen auch jede Ausgabe auf Heller und Pfennig bemerkt, von unſchätzbarem Werthe iſt und welchem als köſtliche Ergänzung das Skizzenbuch des Künſtlers mit der ganzen Reihe von Portraits meiſt bedeutender Menſchen zur Seite ſteht.

Im Juli des Jahres 1520 reiſte Dürer von Nürnberg ab, zunächſt nach Bamberg, wo damals noch der gebildete, milde und der neuen Richtung zugethane Biſchof Georg von Limburg auf dem biſchöflichen Stuhle ſaß. Schenkte er dieſem ein Oelbild, Kupferſtiche und Holzſchnitte, ſo erhielt er dafür einen Zollbrief und drei Empfehlungsſchreiben, welches Beides ihm auf dem Main und Rhein, bei der Menge der Zölle, von günſtigem Erfolge war; nur mußte zuweilen verſichert werden, daß er keine gemeine Kaufmannsware führe. Freunde wie Dr. Robert in Schweinfurt und J. Heller in Frankfurt brachten ihm Wein als Freundesgruß entgegen. Beſonders ehrenvoll war die Aufnahme in Mainz: Veit Varnbühler, Kanzler des Kurfürſten, den Dürer „meinen gnädigen Herrn“ nennt, lud ihn zu ſich, aber deſſen eigener Wirth hielt es für einen Ehrenpunkt, nichts dafür anzunehmen. Die Maler und Leonhard Goldſchmied verſorgten ihn mit Wein und Vögeln für die Reiſe. In Köln war der Vetter Dürer's, Nikolaus der Ungar genannt, welcher bei Dürer's Vater gelernt, als Goldſchmied anſäſſig. Die Freundlichkeiten deſſelben erwiderte Dürer auf eine für uns jetzt etwas auffallende Weiſe, indem er ſeinen neuen, ſammtverbrämten Rock dem Vetter und 1 Gulden ſeiner Frau ſchenkte. Ein Fugger und andere Kaufleute, ſowie die Mönche im Barfüßerkloſter beeiferten ſich, ihn auf jegliche Weiſe zu ehren. Auf dem nächſten Wege über Stockheim an der Maas gelangten die Reiſenden nach Antwerpen, woſelbſt bei Jobſt Plankfeld bleibende Herberge gefunden ward. Antwerpen, das damals bereits Brügge an Handelsbedeutung und Reichthum weit hinter ſich gelaſſen hatte, das eine von der flandriſchen Schule ſich vielfach emancipirende große Malergenoſſenſchaft mit Quintin Metſys und Joachim Patenier an der Spitze beſaß, blieb der Mittelpunkt aller der kleinen Reiſen und Streifzüge, die Dürer unternahm. Die Wintermonate vom Januar bis Oſtern weilte er ruhig dort, auch einen Theil des Frühjahrs und Sommers. Es eröffnete ſich nun für Dürer ein reiches, vielſeitig anregendes, aber auch beſchäftigtes Leben, denn das Betrachten intereſſanter Dinge, der Umgang mit gebildeten Männern verſchiedener Nationen, beſonders den Malern, war verbunden mit der größten eigenen Thätigkeit; vor allem ſind es Röthel- und Kohlezeichnungen von Portraits, daneben Oelbilder, theils Portraits, theils heilige Darſtellungen, ſo ein Veronicabild, ein heiliger Hieronymus, ein Chriſtuskind, Zeichnungen von dem Oelberg, die er fertigt; bald erſuchen ihn die Goldſchmiede um Angaben für eine Degenſcheide, bald gute Freunde für einen Faſtnachtsſpaß, aber auch der Riß zu einem Hauſe wird entworfen, die Malerei der Außenſeite eines andern angegeben. Vornehme Herren, ſo ein Herr von Roggendorf, Statthalter von Friesland und ein Mann von großem Einfluß bei Karl V., dann ein Engländer (wol der engliſche Geſandte) laſſen ſich ihre Wappen von ihm auf Holz malen. Und daneben werden die bedeutendſten Kirchen zu Antwerpen, Aachen, Middelburg genau aufgenommen, der niederländiſche Charakter der Landſchaft hervorgehoben. Mit Freuden betrachtet Dürer die Hauptkirchen Antwerpens, rühmt die treffliche Muſik im Dome, dann das Haus des Bürgermeiſters mit den herrlich gezierten Thüren, den Palaſt der Fugger mit Thurm und großen Gartenanlagen. Im vollſten Glanze wurden, noch unberührt vom Sturm der Reformation, die kirchlichen Feſte daſelbſt gefeiert; feierliche Aufzüge, von Künſtlern geordnet und geſchmückt, gehörten dort, wie auch heute wieder, zu den regelmäßigen und nothwendigen Unterbrechungen des bürgerlichen Lebens. Dürer iſt ganz erfüllt von dem feierlichen Umzuge, der acht Tage nach Mariä Himmelfahrt zur Kirche Unſerer lieben Frauen gehalten wurde und über zwei Stunden dauerte. Laſſen wir nach ſeiner Beſchreibung ihn an uns vorbei ziehen! Voran die großen Muſikbanden mit den altfränkiſchen Poſaunen, Pfeifern und Trommelſchlägern, dann der lange Zug von Goldſchmieden, Malern, Steinmetzen, Seidenſtickern, Bildhauern, Schreinern u. ſ. w., ſowie die Krämer, Kaufleute und ihre Helfer, alle in ihren beſondern Trachten, mit ihren Zeichen und den köſtlichen Stangkerzen. Es folgen die Schützen mit Büchſen, Bogen, Armbrüſten, dann herrlich gekleidete ritterliche Leute, endlich die geiſtlichen Orden, darunter eine große Schar Witwen, die eine beſondere Regel hat ten, große, weiße, lange Tücher von dem Kopf bis zu den Füßen herabhangen laſſend, gar ſehnlich zu ſehen, zuletzt die Domherren mit den Prieſtern und Schülern der Domkirche. Außer der von 20 Perſonen getragenen Statue der Jungfrau erſcheinen noch eine Menge Darſtellungen auf Wagen, Schiffen und anderm Bollwerk, „gar viel freudenreiches Dings gemacht und gar köſtlich zugerichtet". „Und ſiehe der Propheten Schaar und Ordnung, das neue Teſtament als der engliſche Gruß, die heiligen 3 Könige auf Kamelen, die Flucht der Maria und die ganze Reihenfolge von teſtamentlichen Scenen. Knaben und Mägdlein gar zierlich und auf das köſtlichſte bekleidet, auf mancherlei Landſitten zugerichtet, reiten hinterdrein als Heilige. Zuletzt kommt der große Drache an einem Gürtel von Margaretha und ihren Jungfrauen geführt, und dann der heilige Georg mit ſeinen Knechten, die beiden Hauptperſonen von auserleſener Schönheit." Hier verſtehen wir erſt die farbenglänzenden, mit großen Gruppen bedeckten, faſt überfüllten, ſo reichen und lebensfrohen Bilder eines van Eyck, Rogier von Brugge, H. Hemling; hier waren die kirchlichen Geſchichten und Legenden völlig wiedergeboren in der Gegenwart und ihrem freundlichen Gewande. Wir begreifen, wie wahrhaft berauſchend dies auf einen künſtleriſchen Sinn, wie Dürer ihn beſaß, wirken mußte.

Noch einen andern großartigen Anblick, abgeſehen von dem heitern Maskenſpiele und den glänzenden Carnevalsbanketten, hatte Dürer in Antwerpen. Der Einzug des neuen, jugendlichen Kaiſers ſollte glänzend gefeiert werden; ſchon Monate vorher waren Künſtlerhände beſchäftigt, im Zeughaus auf 400 Bögen, von denen jeder 40 Schuh Länge maß, Darſtellungen zu malen, welche die beiden Seiten der Straßen zwei Stockwerk hoch bedeckten, während eine köſtliche Triumphpforte mit Anordnung lebender Bilder dazu einführen ſollte. Die damals bedeutende Summe von 1000 Fl. verwandten die Künſtler freiwillig darauf. Mitte September fand der Einzug ſtatt; aber der blaſſe, ſchmale ſpaniſche Königsjüngling ritt, vor ſich hinblickend, ernſt und ſtumm durch das heitere Spiel, durch die Reihen ſchönſter Jungfrauen der Stadt, die künſtleriſch auf der Pforte geordnet in leichten Draperien als ein Kreis olympiſcher Geſtalten ihn begrüßten, während der 50jährige deutſche, ernſte Maler freudig und keck ſeine Augen an dem Schauſpiel weidete.

Dieſer feſtliche, großartige und wohlwollende Sinn der Niederländer ſprach ſich auch unmittelbar gegen Dürer glänzend aus; war doch ſein Name hier längſt ein berühmter, vielgenannter. Hören wir nur, um ein Beiſpiel aus vielen herauszuheben, die Beſchreibung Dürer's von dem ihm zu Ehren angeſtellten Malerfeſte („Reliquien" S. 80): „Am Sontag was auf Sanct Oswaldtag da luden mich die Mahler auff ihr Stuben mit meinem Weib und Magd und hatten allding mit Silbergeſchirr und andern köſtlichen Gezierd und über Köſtlich eſſen. Es waren auch ihre weiber alle da, und da ich zu tiſch geführt ward da ſtund das Volk auf beiden Seiten als führet man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch gar trefflich Perſonen von mannen, die ſich alle mit tieffen Neigen auf das allerdemüthigſte gegen mich erzeigten und ſie ſagten ſie walten alles das thun als viel möglich was ſie weſten das mir lieb were und ich alſo ſas da kam der herrn von Antorff Rathspoth mit zweien Knechten und ſchenket mir von der Herrn von Antorff wegen 4 Kannen wein und lieſſen mir ſagen Ich ſoll hiemit von ihnen verehret ſein und ihren guten Willen haben. Das ſagte ich ihnen Unterthänigen Dank und erbot meine Unterthänigen Dienſte. Darnach kam Meiſter Peter der Statt zimmermann und ſchenket mir 2 Kannen wein mit erbietung ſeinen willigen Dienſt. Alſo da wir lang frölich bey einander waren, und ſpatt in die Nacht, da belaithen ſie uns mitt Windlichtern gar ehrlich heim, und baten mich, ich ſoll Ihren guten Willen haben und annehmen und ſolt machen was Ich wolt darzu wollen ſie mir Allbehilflich ſein. Alſo danke Ich Ihnen, und legt mich ſchlafen." Der Rath ließ es nicht bei dem Ehrentrunk bewenden, er bot Dürer 300 Philippsgulden Beſoldung an, wollte ihn frei ſetzen von allen Abgaben, ihm ein wohlerbautes Haus verehren und dazu jede Arbeit noch beſonders bezahlen („Reliquien" S. 60), aber wieder überwog die treue, tiefe Anhänglichkeit an ſeine Vaterſtadt, er ſchlug es aus.

Schon das Malerfeſt zeigt uns die freudige Anerkennung, welche die damals in Antwerpen lebenden Maler dem deutſchen Künſtler ſchenkten, es geſtaltete ſich dieſe bei mehrern zu enger Freundſchaft. Von **Quintin Metſys**, dem berühmteſten unter ihnen, welcher durch großartige Auffaſſung der kirchlichen Aufgaben einen Gegenſatz zur flandriſchen miniaturartigen Malerei bildete, zugleich die ihn umgebende kaufmänniſche Welt, die in ihr liegenden ſozialen Gegenſätze als Grundlage bedeutender Genrebilder benutzte, erwähnt Dürer nur, daß er in ſeinem Hauſe geweſen, dagegen verkehrt er viel mit **Joachim Patenier**, dem erſten Begründer der ſelbſtändigen niederländiſchen Landſchaft, der ihm zum Malen ſeinen Knecht und Farben lieh, unter Anderm auf ſeiner Hochzeit alle Ehre erwies; ſie beſchenken ſich gegenſeitig mit Oelbildern anderer Meiſter. Auch die Glasmaler, ſo Meiſter **Dietrich**, **Art**, **Höning**, und die bedeutenden Goldſchmiede ſchließen ſich ihm an. Staunen erregt bei Dürer die 18jährige Tochter des Illuminiſten Meiſter Gerhard durch ihre Kunſt, er kauft ſich ſofort von ihr einen Salvator. Aber auch fremde Künſtler weilen in dieſer Zeit länger oder kürzer in Antwerpen, ſo **Thomas Polonius** von Rom, der Schüler Rafael's, der Dürer einen ſchön geſchnittenen Edelſtein mit einer Lucretia verehrt und durch den Dürer für ſeine Kupferſtiche Rafael'ſche Zeichnungen eintauſcht; auch Meiſter **Jacob** von Lübeck, der jenen Herrn von Roggendorf begleitet, endlich erſcheint auch **Lucas** von **Leyden**, Dürer in vieler Beziehung beſonders als Kupferſtecher verwandt, freilich ohne die tiefe Grundſtimmung ſittlich-religiöſen Ernſtes, damals aber bereits mit ihm im Wettkampfe, da ſeine Kupferſtiche in Frankfurt auf der

Meſſe ſchon häufiger waren als die Dürer's, „ein kleines Männlein“, wie ihn Dürer bezeichnet; ſie vertauſchen, wie die homeriſchen Helden ihre Waffen, ihre Werke.

Noch angenehmer und wichtiger als der Verkehr mit den Künſtlern war für Dürer das nahe Verhältniß, in welches die angeſehenſten Kaufleute und Staatsmänner zu ihm traten: hier ſah und hörte er Gegenſtände, die ihm den Blick in die damals eben aus dem Dunkel auftauchenden fremden Welttheile eröffneten und ihn aus allen engen, drückenden Verhältniſſen weit heraus hoben. Portugal hatte ſeine Entdeckungsreiſen nach Oſtindien vollendet, und das Gold und Elfenbein der afrikaniſchen Küſte, die Früchte, Gewürze, Thiere, Gewänder und Gefäße von Indien kamen auf die europäiſchen Märkte. Der Handel mit Portugal, von Deutſchland aus durch die Fugger betrieben, war damals im höchſten Flor. In dem Hauſe des Vertreters Portugals in Antwerpen, bei dem bereits bejahrten portugieſiſchen Factor Francisco Brandao, bei Roderigo, dem Escrivao de Portugal, verkehrte Dürer täglich; während er ihnen nach und nach alle ſeine Kupferſtiche und auch Oelbilder ſchenkte, erhält er bald einen Papagei von Malakka, bald kalikutiſche Tücher, bald geſchnittenen Sammet und Atlas, bald koſtbare Muſcheln und Korallen oder indiſche Nüſſe, Cederholz, Zuckerrohr, eingemachten Zucker, dann Goldmünzen und Porcellan. Jeder neue Gegenſtand der Art hat für ihn Intereſſe, ein ſcharfes, offenes Auge ſieht ſich überall um nach Bereicherung der Anſchauung. Ein zweites hochangeſehenes Haus, das den deutſchen Künſtler auf jegliche Weiſe ehrte und förderte und wo ein wirklich freundſchaftliches Verhältniß ſich entſpann, war das der Brüder Tomaſin, Florian, Vincenz und Gerhardus, aus Genua; faſt alle Glieder des Hauſes werden von ihm gemalt, wenigſtens gezeichnet. Nehmen wir dazu noch die deutſchen Herren, wie den Factor der Fugger, dann Wolfgang von Roggendorf, Alexander Imhof und Andere, ſo werden wir das Leben Dürer's in Antwerpen nicht bewegt genug uns denken können.

Aber in Antwerpen war der Reiſezweck Dürer's nicht erfüllt. Vor allem galt es, dem Kaiſer nahe zu kommen, der damals in Brüſſel mit ſeiner Tante, der Herzogin Margaretha, Hof hielt, umgeben von glänzenden, bewillkommnenden Geſandtſchaften, aber auch umgeben und ziemlich beherrſcht von den fanatiſchen Gegnern der Kirchenreformation und der ſtändiſchen Freiheiten. Dürer ging daher bereits Anfang Septembers 1520 nach Brüſſel und fand hier bei den im Dienſte Margarethens ſtehenden Künſtlern, dem ausgezeichneten Bildhauer *Konrad*, ſowie Bernhard von *Orley*, dem Maler, der zuerſt auf niederländiſchen Boden die Schule Rafael's verpflanzte, eine ſehr wohlwollende Aufnahme. Die Statthalterin ließ ſofort nach Dürer ſchicken und verſprach ſeine Fürſprecherin bei Karl V. zu ſein. Vor allem galt es, Jakob de Banniſſe, den Geheimſecretär des Kaiſers, zu gewinnen, und dies geſchah durch *Erasmus* von *Rotterdam*, den Dürer hier zuerſt kennen lernte und zu malen begann, auch vielfach mit ſeinen Sachen beſchenkte. „Dies Männlein, das die Supplikation geſtellt“, ſpricht in einem Briefe an Pirkheimer die Freude über dieſes Zuſammentreffen aus und erklärt, Dürer ſei würdig, nie zu ſterben. Aus den Schilderungen Brüſſels mit dem Palaſte des Königs, dem Rathhauſe, vor allem dem Hauſe des Grafen von Naſſau, heben wir nur einen Punkt hervor: Dürer ſah die ſoeben aus dem neuen Goldlande Mexico angelangten Koſtbarkeiten, die goldene, eine Klafter breite Sonne, den ſilbernen Mond, die Kammern voll Rüſtung, Kleidung und Hausrath. Ganz erfüllt davon ſchließt er ſeine Beſchreibung: „Und ich hab aber all mein Lebtag nichts geſehen, das mein Herz alſo erfreut hat, als dieſe Ding. Denn ich hab darin geſehen wunderliche künſtliche Ding, und hab mich verwundert der Subtilen Ingenia der Menſchen in fremden Landen, und der Ding weiß ich nit auszuſprechen, die ich da gehabt hab.“ So tritt uns lebendig in dem denkenden Künſtler der Eindruck entgegen, den die Entdeckung der Neuen Welt damals auf das ganze gebildete Europa machte, wir ſehen, wie auch dieſe gewaltige neue Bewegung in den Augen und dem Gemüthe eines Dürer ſich widerſpiegelt.

Wir begleiten nun Dürer von Brüſſel mit dem kaiſerlichen Hoflager nach Antwerpen zurück, dann nach Aachen zur Kaiſerkrönung und endlich nach Köln. Es iſt ein heiteres und glänzendes Leben, in dem er ſich bewegt; bei den nürnberger Krongeſandten hat er freies Quartier und Tafel, man drängt ſich von allen Seiten an ihn, um ſich zeichnen zu laſſen, öfter als ſonſt auf der Reiſe ſind Ausgaben für Spiel und Bad angemerkt. Aber dabei vergißt er nicht, den aachener Dom ſich genau anzuſehen, vor allem die aus Rom von Karl dem Großen hingeſchafften Säulen, an denen er die Angaben Vitruv's beſtätigt findet. Ebenſo wird die berühmte Tafel Meiſter Stephan's im Rathhauſe zu Köln, das kölner Dombild, das herrlichſte Erzeugniß der altdeutſchen Schule, für ihn aufgeſchloſſen, und Dürer antwortet den neben ihm ſtehenden Rathsherren, die ihm mit der Freude einer aller Kunſt abholden geiſtigen Beſchränktheit von der Armuth und dem im Hoſpitale erfolgten Tode des Künſtlers erzählten, treffend und beſchämend genug. Endlich erfolgt am 4. November die Beſtätigung Dürer's als kaiſerlicher Hofmaler mit einem Gehalt von 100 Fl., wofür er an der Triumphpforte zu arbeiten hat. Aber Jahre vergingen, ehe Dürer einen Pfennig erhielt, das große Werk und andere Zeichnungen waren vollendet und Dürer mußte ſchreiben und petitioniren; die erſte Quittung über die Auszahlung rührt aus dem Herbſte 1527 her. Und wie benahm ſich Frau Margaretha gegen ihn? Im Sommer 1521 beſuchte er ſie wieder, ſie zeigt ihm ihre Bibliothek und treffliche Bilder, aber das von ihm mit aller Sorgfalt gefertigte Bild des Kaiſers nimmt ſie nicht an, iſt damit unzufrieden, und gibt ihm für alle ſeine Kupferſtiche und Zeichnungen nichts; mißmuthig vertauſcht der Künſtler ſeinen Kaiſer gegen ein weißes engliſches Tuch.

Von Köln kehrte Dürer um die Mitte November über Nymwegen und Herzogenbuſch nach Antwerpen zurück. Doch bald ſehen wir ihn wieder unterwegs; die Nachricht von einem ungeheuern Walfiſch, der in Seeland ſich gezeigt, zugleich der Wunſch, ein Bild des Johann von Mabuſe zu ſehen, lockt ihn an die See. Mit geborgtem Gelde reiſt er im December nach Bergen, dann auf die Inſel Walcheren. Unmittelbar bei dem Landen ſchon wird das Schiff in die See hinausgetrieben; der Capitain iſt in Verzweiflung, aber Dürer bleibt feſt, und mit Anſtrengung aller Kräfte entkommen ſie glücklich der Gefahr. Middelburg mit ſeinem Rathhauſe, den köſtlichen Schnitzwerken der Abteikirche, dem Bilde des Mabuſe entſchädigt ihn reichlich für alle Mühen einer Winterfahrt. Im Frühjahre werden noch die zwei Hauptſtätten niederländiſcher Kunſt, Brügge und Gent, beſucht: die Hauptwerke der Gebrüder Eyck, ihrer großen Schulen, des Rüdiger von Brügge und Hugo van der Goes und Anderer betrachtet; hier wurde ihm auch zuerſt der Anblick eines Werkes von Michel Angelo, der Alabaſtergruppe Maria's mit dem Kinde, zu Theil. Die Nachricht von der Anweſenheit Albrecht Dürer's hatte hier Alles in Bewegung geſetzt: Maler, Goldſchmiede, Kaufleute richteten in Brügge ein großes Banket an, und in Gent begleitete der Dechant der Maler mit der ganzen Schar den Gaſt von früh bis Abend. So folgte dem Künſtler überall Anſehen und Ehre, aber der äußere Gewinn blieb ein geringer; als der Rechnungsabſchluß in Antwerpen am Peter- und Paultag gemacht wird, erklärt Dürer: „Ich hab in allem meinem Machen, Zeichnungen, Verkaufen und anderer Handlung nachtheil gehabt im Niederland, In all meinen ſachen, gegen großen und niedern ſtänden, und ſonderlich hat mir Frau Margareth für das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts gegeben.“ Schon war Dürer im Begriffe abzureiſen, als der König von Dänemark, Chriſtian II., der gewaltige Bedränger Schwedens, anlangte, ihn zu ſich rufen ließ und ihn nach Brüſſel mitnahm, um ſich malen zu laſſen. Der König, welcher nur zu dritt, zum großen Erſtaunen des Volks, die Reiſe machte, hatte den Künſtler immer in ſeiner nächſten Umgebung und zog ihn zu dem großen Banket, das er dem Kaiſer gab.

Von Brüſſel trat Dürer Mitte Juli die Rückreiſe über Löwen, Tirlemont und Aachen an, und kehrte ſo nach mehr als einjähriger Abweſenheit nach Nürnberg in ſeine Heimat zurück, die er auch diesmal allen glänzenden Anerbietungen vorgezogen hatte. Welche Erfriſchung, welche Erweiterung des geiſtigen, auch des künſtleriſchen Geſichtskreiſes ihm dadurch geworden, haben die einzelnen Thatſachen zur Genüge gezeigt. Nur das heben wir noch hervor, daß dieſe Reiſe in ſeinem künſtleriſchen Stile den gänzlichen Bruch mit aller, wenn auch noch ſo freien Manier der Nürnberger Kunſtſchule bezeichnet, daß Größe der Formen, ein edler Faltenwurf, das Zurücktreten der ſcharfen Contour vor der Färbung, ſeitdem von ihm vollſtändig errungen iſt. Jetzt bedurfte es nur noch des Wohlwollens und der Unterſtützung eines großdenkenden Fürſten, der Theilnahme der Nation, eines freien Spielraums für die künſtleriſchen Kräfte Dürer's, um ihn Werke ſchaffen zu laſſen, in denen Geiſt und Natur, Form und Gehalt in völligem Gleichgewicht ſtanden, die das Gepräge einer freudigen Begeiſterung trugen und im Stande waren, der deutſchen Kunſt ſelbſtändig neben der italieniſchen gleiche Anerkennung, gleichen Erfolg zu ſichern. Doch bereits waren Ereigniſſe eingetreten, an und für ſich zwar nicht feindſelig dieſer neuen Kunſt, vielmehr mit ihr auf gleichem Grunde entſprungen, aber mit überwiegender Macht die Gemüther dem Gebiete des geſchriebenen Gedankens zuwendend, Bewegungen, die gleichfalls vergebens den genialen Herrſcher ſuchten, der ſie durchführe und regele, die aber jetzt, ſchnöde von dieſer Seite zurückgeſtoßen, die tiefſten Schichten der Geſellſchaft aufwühlten, die ganze Cultur und Kunſt dem Fanatiſmus wüthender Bauern zu opfern ſchienen. Dennoch haben gerade die Meiſter der Kunſt aus innerer Ueberzeugung ſich der Bewegung der Reformation angeſchloſſen, haben es verſtanden, freiwillig ſich beſchränkend auf die ihr verwandten Aufgaben, dieſe tiefſinnig und ſchön zu behandeln; ich erinnere nur an Lucas Kranach den Aeltern, an Niklas Manuel zu Bern, an Holbein zu Baſel, der freilich bald ſeinem Vaterlande den Rücken kehrte, um in England die Geſchichte jener blutigen Umwälzungen unter Heinrich VIII. in ihren Hauptrepräſentanten als Maler zu ſchreiben. Hat die Reformation auch dazu beigetragen, die einzelnen Richtungen der Malerei, wie die Landſchaft, das Genre, die geſchichtliche Malerei, zu emancipiren von dem kirchlichen Einfluſſe und ſelbſtändiger hinzuſtellen, was man neuerlich allein als ihre Wirkung hervorzuheben pflegt, ſo iſt damit ihr Verhältniß zur bildenden Kunſt doch nur erſt als negatives bezeichnet. Wie wir uns keine wahre Kunſt denken können, ohne daß ſie eine ihrer ſtärkſten, edelſten Wurzeln im religiöſen Glauben finde, ſo iſt umgekehrt ein fröhliches, nicht in einſeitiger Oppoſition beruhendes Gedeihen des kirchlichen Lebens kaum zu denken ohne gleichzeitigen Ausdruck der religiöſen Gedanken im Gebiete der bildenden Kunſt, und der wahrhaft reformatoriſche, evangeliſche Geiſt treibt ſelbſt zu dieſem Ausdruck hin.

In keinem der damaligen Künſtler iſt tiefer und ergreifender das innere Miterleben und Miterleiden der Bewegung erſchienen als in Dürer; war ja doch perſönliche Frömmigkeit der Mittelpunkt ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit, ſtand er doch zugleich mitten unter den die Bewegung vorzüglich leitenden Männern! Bereits 1518 hatte er mit Pirkheimer und Lazarus Spengler ſich für Luther erklärt und ihm ein Geſchenk, ſicherlich ein Bild, überſandt, wodurch Luther ganz beſchämt wird und die Nürnberger bittet, nicht zu viel von ihm zu erwarten. Er hatte ihn dann auf dem glänzenden Reichstage zu Augsburg, wo Cajetan mit Luther verhandelte, geſehen, auch Melanchthon hatte 1518 bei Pirkheimer freundliche Aufnahme auf der Reiſe gefunden. Pirkheimer war ſeitdem der Mittelpunkt aller Nachrichten gewerden, die über Luther's und Reuchlin's Sache aufgingen, hier in Nürnberg hörte man Alles zuerſt, bekam Alles zuerſt zu ſehen, Luther nennt es geradezu „das Auge und Ohr Deutſchlands" und wendet ſich dorthin, um Neuigkeiten zu erfahren. Im Jahre 1520 war Pirkheimer ſelbſt mit der geharniſchten Schrift: „Der gehobelte Eck" in die Schranken für Luther und Reuchlin getreten, und der bitterſte Haß entlud ſich über ihn und Lazarus Spengler von Seiten der Eck'ſchen Partei. Im Herbſte 1520 brachte Eck die Bannbulle nach Sachſen, in der auch Pirkheimer und Spengler begriffen waren. Der Rath von Nürnberg, in dem ebenfalls bittere Gegner Pirkheimer's ſaßen, die jede Thätigkeit deſſelben zu hemmen ſuchten, ward auch von außen beſtürmt, und ſo entſchloß ſich Pirkheimer endlich, eine Abſolutionsformel von Eck anzunehmen, die der Papſt aber nicht anerkannte. Auch Dürer hatte bereits von derſelben Partei einen Angriff erfahren: jener Edward Lee, ein Engländer, der, aufgeſtachelt und vorgeſchoben von der pariſer und wol auch löwener Univerſität, 1520 eine verketzernde Schmähſchrift gegen Erasmus erlaſſen, der ſpäter auch als Verfaſſer der Invectiven Heinrich's VIII. gegen Luther hingeſtellt ward, befand ſich Anfangs 1520 in Nürnberg und ſprach hier eine rügende Kritik über die Gemälde Dürer's aus. Dürer verließ unterdeſſen Nürnberg, aber auch inmitten der neuen Umgebung, am glänzenden Hofe Karl's V., verfolgt er mit großem Intereſſe die Bewegung im Vaterlande. Ende Octobers 1520 kauft er in Köln einen Tractat Luther's um 5 Weißpfennige und gibt einen Weißpfennig für die „Condemnation Lutheri des frommen Mannes", ſowie er im Sommer 1521 die Schrift von der babyloniſchen Gefangenſchaft geſchenkt erhielt. Am Freitag vor Pfingſten 1521 erhielt er in Antwerpen die Nachricht von Luther's Gefangenſchaft; in ſeinem Tagebuch ſchüttet er ſein von Schmerz und Trauer übervolles Herz aus, da er natürlich nicht ahnte, daß dieſes Verſchwinden von einer ſchützenden Hand eingeleitet ſei. Er erzählt, wie ſie verrätheriſch den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiſte erleuchteten Mann hinweggeführt: „der da war ein Nachfolger des wahren chriſtlichen Glaubens, und lebt er noch, oder haben ſie ihn gemördert, das ich nicht weiß, ſo hat er das gelitten um der chriſtlichen Wahrheit Willen, und um daß er geſtraft hat das unchriſtliche Pabſtthum." Das Schwerſte iſt ihm, „daß uns Gott vielleicht under der falſchen, blinden Lehre will laſſen bleiben, dadurch uns das köſtliche Wort an viel Enden fälſchlich ausgelegt wird oder gar nichts fürgehalten". Mit inbrünſtigem Gebet wendet er ſich zu dem Herrn, daß er ſeine weit zerſtreuten Schafe wieder ſammeln möge, daß er auch die durch Anmaßung der Päpſte abgetrennten Indianer, Moskowiter, Reußen und Griechen wieder zuſammenrufen, vor allem aber das durch die päpſtliche Gewalt am meiſten beſchwerte deutſche Volk erleuchte über die Gebote, welche es zu halten gebunden ſei. „Gleichwie Chriſtus leiden mußte, aber danach Jeruſalem zerſtöret ward, ſo wird auf des Martinus Untergang der des päbſtlichen Stuhles folgen: dann möge der Herr das neue apokalyptiſche Jeruſalem geben, mit dem klaren, heiligen Evangelium". „Aber", ſo fährt er fort, „o Gott! iſt Luther todt, wer wird uns hinfüro das heilige Evangelium ſo klar fürtragen? Ach Gott! was hätte er uns in 10 oder 20 Jahren doch ſchreiben können! Oh ihr alle frommen Chriſtenmenſchen helft mir fleißig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen und ihn bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann ſende." Und hier wendet ſich Dürer an Erasmus, den Vorkämpfer des Humanismus, den er im vorigen Jahre näher kennen gelernt: „O Erasme Roterodame", ruft er aus, „wo willt Du bleiben? — Hör Du Ritter Chriſti, reite hervor neben dem Herrn Jeſus Chriſtus, beſchütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Kron, du biſt doch ſonſt ein altes Männeken. Ich hab von Dir gehört, daß Du Dir ſelbſt noch 2 Jahr zugeben haſt, die du noch tugſt etwas zu thun, dieſelben leg wohl an, dem Evangelio und dem wahren Chriſtenglauben zu Gut." Am Schluſſe fordert er die Menſchen auf, Gott um Hülfe zu bitten, denn ſein Urtheil nahe und ſeine Gerechtigkeit werde offenbar; ſchon ſei die Zahl der unter dem Altar liegenden Märtyrer voll. Wir ſehen, wie hier glühende Begeiſterung, ruhend auf der perſönlichen Frömmigkeit und verbunden mit einem freien Blick über die ganze Kirche, Dürer die Worte in die Feder gegeben.

Erasmus ſchwieg, in Baſel verborgen lebend, ja er weiſt bald ſchnöde ſeinen frühern Kampfgenoſſen Hutten ab, aber Luther lebt noch unverſehrt und das Werk der Reformation ſchreitet unaufhaltſam vorwärts. Dürer fand bereits bei ſeiner Rückkehr nach Nürnberg im Auguſt 1521 hier eine große Veränderung vor. Der bis dahin ſehr ängſtliche, in der Pirkheimer'ſchen Sache um jeden Preis das Einverſtändniß des Papſtes ſuchende Rath ließ jetzt den Dingen freien Lauf; bereits waren zwei Klöſter in der Stadt lutheriſch geworden, und die beiden jungen, von den Pröpſten von Sebald und Lorenz angeſtellten Prediger, Thomas Venatorius und Andreas Oſiander, erklärten ſich offen für Luther; Flugſchriften aller Art erſchienen und verbreiteten ſich mit ungeheurer Schnelligkeit über das Land. Während der Reichstag 1522 hier gehalten wird und der päpſtliche Legat dabei erſcheint, predigt man in den Hauptkirchen evangeliſch. Bei dem zweiten daſelbſt gehaltenen Reichstag (Anfang 1521) erkannte Cardinal Campegius wohl, wie in einer ſo bedeutenden evangeliſchen Stadt ein für den Papſt günſtiger Beſchluß kaum zu Stande kommen könne, und nur nach der Abreiſe der meiſten Geſandten ward der zweite ſtrenge Beſchluß ganz tumultuariſch abgefaßt.

Es war natürlich, daß in einer ſo großen, ſeit langer Zeit als Sitz der freiſinnigen Bewegung geltenden Stadt wie Nürnberg die verſchiedenen Richtungen der Reformation oft ſcharf und feindſelig gegeneinander auftraten. Prädicanten aller Art ſtrömten hier zuſammen, umgeben von Nonnen und Mönchen, die, der Kloſterzucht entlaufen, ſich beſtrebten, durch freies, freches Umhertreiben die Ohnmacht der Werke gegenüber dem Glauben kund zu thun. Die myſtiſchen und communiſtiſchen Ideen eines Thomas Münzer wurden von Schwerdfiſch und Reinhard gepredigt, natürlich kamen die Bilder und „Oelgötzen" dabei ſchlimm weg. Der Bauernaufſtand, welcher in Franken den gefährlichſten Charakter angenommen, erſtreckte ſich bis in die Nähe Nürnbergs. Allgemeine Gütertheilung ward ein lockendes Loſungswort. Jedoch blieb die freie Reichsſtadt verſchont von Plünderei und Bilderſturm und bewahrte daher bis auf den heutigen Tag mehr als irgend eine andere proteſtantiſche Stadt in Deutſchland den mittelalterlichen Charakter. Aber eine andere, nicht minder gefährliche, excentriſche Richtung gewann in Nürnberg Boden, eine neue theologiſche Hierarchie, die den Gegenſatz des Glaubens zu den Werken auf die Spitze trieb, die Abendmahlslehre auf das ſtrengſte verfocht, offen erklärte, die weltliche Wiſſenſchaft, das Studium der Sprachen und Künſte ſei unnütz, ja gefährlich gegenüber der göttlichen Wiſſenſchaft, Andersdenkende mit Unduldſamkeit von ſich ſtieß, ja vertrieb und ihren Einfluß rückſichtslos auch in weltlichen Dingen geltend machte. Vor allem war es Andreas Oſiander, der in ſeinen Predigten gegen den Bilderſchmuck eiferte, welcher die Lorenzkirche zierte, die berühmte Maria in dem engliſchen Gruße von Veit Stoß die „goldene Grasmagd" nannte und es dahin brachte, daß dieſelbe in ein graues Tuch gewickelt ward. Ein großer Theil des Raths fügte ſich in alle ſeine Forderungen, aus Furcht, ſonſt nicht für rechtgläubig gehalten zu werden.

Inmitten aller dieſer ſtreitenden, excluſiven Richtungen ſtand Dürer unerſchütterlich an der Seite ſeines Freundes Pirkheimer. Tief verletzte die beiden Freunde die rohe, leidenſchaftliche Sprache unwiſſender, aufgeblaſener Prädicanten; das Werk, woran Pirkheimer ſein Lebelang gearbeitet, die Belebung claſſiſcher Studien, der Geſchichte und Naturwiſſenſchaft, ſollte jetzt als eine überflüſſige Sache über Bord geworfen werden; die Reformation ſchien ſich gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut zu wenden. Wahrhaft ergreifend ſpricht ſich der Schmerz Pirkheimer's, der faſt an der Reformation verzweifelte, in einem Briefe an Tſcherte aus, der zugleich die Todesſtunde von Dürer enthielt. Dürer mußte ſehen, wie in Nürnberg die Kunſt der Malerei „durch etliche ſehr verachtet und ausgeſprochen ward, ſie diene zur Abgötterei, denn ein jeglicher Chriſtenmenſch würde durch Gemäl oder Bildniß als wenig zu einem Afterglauben gezogen, als ein frommer Mann zu einem Mord, weil er Waffen an ſeiner Seite trägt" (Dürer's Vorrede zur „Unterweiſung der Meſſung" ꝛc.) Er kann ſich nicht enthalten, hinzuzufügen: „muß warlich ein unverſtändig menſch ſein, der gemel, holz, oder ſtein anbetet, darumb gemel mehr beſſerung denn ergernuß bringt, ſo das erbarlich, künſtlich und woll gemacht iſt". Aber dennoch hielt Dürer mit innerſter Seele feſt an der lutheriſchen Lehre. Luther's Schriften las er mit großer Aufmerkſamkeit und erklärte, darin unter ſcheide ſich Luther ganz von den übrigen Theologen, daß man gleich auf der erſten Seite beim dritten Satze wiſſe, was überhaupt zu erwarten ſei im Werke, während man andere Bücher oft bis ans Ende leſe, ohne zu wiſſen, was der Schriftſteller wolle, ja worüber er ſpreche (Manl. Loc. Comm. p. 414). Er war erſt mit Oſiander befreundet, machte Zeichnungen zu einem denſelben vertheidigenden Büchlein, bis er freilich nach bitteren Erfahrungen ſich von ihm trennte. Auch Zwingli und die zürcheriſche reformatoriſche Geſellſchaft kennt er wohl und grüßt ſie in Briefen freundlich. An der damals ſoviel verhandelten, beſonders durch das ſchroffe Auftreten des Oekolampadius und die Entgegnungen Pirkheimer's in den Vordergrund gedrängten Frage über das Abendmahl nahm Dürer den lebendigſten Antheil. Lebhaft und warm ſprach er für die Zwingli'ſche Auffaſſung in einer Geſellſchaft bei Pirkheimer, der endlich heftig in die Worte ausbrach: „Ei Meiſter Albrecht! es läßt ſich Chriſtus nicht im Abendmahl hinmalen, wie mit einem Pinſel auf die Tafel." Aber Dürer erwiderte, die entgegengeſetzte Anſicht könne man nicht einmal ſich vorſtellen. Mit wahrer Freude begrüßten die Freunde Pirkheimer und Dürer im Jahre 1526 Melanchthon, welcher nach Nürnberg gerufen ward, theils um jene Händel mit dem Kloſter zu ſchlichten, theils und vorzugsweiſe um die neue Lehranſtalt, das Gymnaſium, einzurichten, welches nach manchen Verzögerungen nun doch ins Leben treten ſollte, um die humaniſtiſchen Studien zu heben, für die, ſo klagten damals ſchon Manche, das Intereſſe ſehr geſchwunden war. Jene Einweihung war noch ein Glanzpunkt für Nürnberg: ein Joachim Camerarius, ein Eobanus Heß als Philologen, ein Johann Schoner als Mathematiker und Geograph waren als Profeſſoren gewonnen; die äußern Verhältniſſe waren glänzender als ſonſt wo, und wieder ſammelten ſich bei Pirkheimer die Freunde zu fröhlichen Mahlen. Hier traten Melanchthon und Dürer ſich nahe; die Liebenswürdigkeit, der Geiſt, die Gewandtheit des Künſtlers im Streite mit dem hitzigen Pirkheimer gewannen den fein gebildeten, milden Reformator völlig; Dürer erzählt ihm manches Intereſſante aus ſeinem Leben, und in ihren religiöſen Anſichten begegnen ſie ſich. In dieſe Zeit gehört der treffliche Kupferſtich, den Dürer von Melanchthon entwarf. Zu gleicher Zeit trat Hans Sachs, ſeit 1518 nach Nürnberg zurückgekehrt, an die Spitze des rein bürgerlichen, der Reformation zugewandten Lebens und Treibens. Dürer hatte in ſeiner humoriſtiſchen, volksthümlichen und didaktiſchen Weiſe eine dem Volksdichter verwandte Seite: er hat zu einem Gedichte deſſelben auf die Thorheit der Welt einen Holzſchnitt geliefert, oder eher umgekehrt Hans Sachs zur Zeichnung das Gedicht gefügt.

Welche Rückwirkung hat nun dieſe geiſtige Umwälzung des Lebens auf die künſtleriſche Thätigkeit Dürer's geäußert? Natürlich war ſie zunächſt eine äußerlich ſehr ungünſtige: größere Beſtellungen für Altarbilder und Votivtafeln wurden in allen Gegenden, wohin die Reformation gedrungen war, ſelten, ja hörten ganz auf; konnte doch jeder folgende Tag die Zerſtörung des eben Erhaltenen bringen! Wir kennen nur ein Altarwerk aus dieſer Zeit von Dürer's Hand, welches für die Familie Jabach in Köln gefertigt wurde. Dagegen trat die Liebe zum Portrait immer bedeutſamer hervor; man wollte die bedeutenden, vielgenannten Männer auch leiblich vor ſich ſehen, man ſtrebte danach, ſie in Holzſchnitt, Kupferſtich, als gegoſſenes Reliefbild oder als Oelgemälde in der eigenen Häuslichkeit zu beſitzen. So ſchickt Pirkheimer ſein gegoſſenes Bild und ſein Portrait von Dürer's Hand an Erasmus, ein anderes Bild an Egnatius nach Venedig; ſo beſpricht Erasmus mit großer Sorgfalt die Art, wie ſein Relief in Bronze zu gießen ſei, beklagt, daß in Baſel noch Niemand mit Erzgießen umzugehen verſtehe, von ihm gehen Portraits nach England, nach Frankreich, er läßt von Dürer aus der Erinnerung ſich zeichnen, wartet mit Spannung auf die Ankunft des Bildes, denkt darauf, Dürer's Namen zu verherrlichen. In dieſem Fache war daher Dürer's Thätigkeit damals eine ſehr bedeutende: wir beſitzen von ihm aus den Jahren 1523—26 eine Anzahl ausgezeichneter Portraits in Kupferſtich, ſo Albrecht von Mainz, Friedrich den Weiſen, Pirkheimer, Erasmus, Melanchthon; ferner Oelgemälde von drei nürnberger Patriciern, unter denen das von Holzſchuher, das noch jetzt in der Familie aufbewahrt wird, das vollendetſte Portrait aus Dürer's Hand iſt. Aber einer ſo reichen innerlichen Natur, wie Dürer, der zugleich die große religiöſe Bewegung ganz in ſich auf ſeine Weiſe verarbeitete, konnte die Auffaſſung einzelner Perſönlichkeiten nicht genügen. Er tritt jetzt als proteſtantiſcher Künſtler auf: theils iſt es Chriſtus ſelbſt in ſeinen Leiden, theils und vorzugsweiſe die Apoſtel, die ihn beſchäftigen, ferner jener Chriſtophorus, das Bild menſchlicher Kraft, die demüthig und freiwillig ſich vor dem göttlichen Kinde beugt. Auch hier war es wieder ein innerlich Empfundenes, welches er künſtleriſch zu offenbaren ſuchte.

Es drängte ihn aber auch, ſein eigenes mahnendes Wort in den Wirren der Zeit in einem Bilde niederzulegen, und er hat dieſes mit einem Briefe dem Rathe überreicht, worin er ihn erſucht, dieſe mit beſonderm Fleiße gemalte Tafel zu ſeinem Gedächtniß zu bewahren. Sie war in der nürnberger Rathsſtube aufgeſtellt, bis dieſes Symbol der Reformation dem Vorkämpfer des Katholicismus, Maximilian von Baiern, in die Hände fiel. Es ſind die berühmten vier Apoſtel und Evangeliſten, je zwei auf eine Tafel gemalt, ſodaß beide Tafeln in Wechſelbeziehung zueinander ſtehen und zuſammengehören. Während auf der einen Johannes, eine hohe jugendliche, blonde Geſtalt, in das Leſen eines Buches verſenkt ſteht, in welches mit ihm von der Seite der greiſe Petrus mit dem Ausdruck eines verſtändigen, überlegſamen Alten aufmerkſam hineinſieht, tritt auf der andern von der entgegengeſetzten Seite Paulus ganz in den Vordergrund, auch ein Buch haltend, aber geſchloſſen, die Hand am Schwertgriff, den Adlerblick ſeines Auges mit einer kleinen Wendung ſeines Kopfes aus dem Bilde heraus ſendet; Marcus dagegen weiter im Hintergrunde, ein lebhaftes, noch jugendliches Geſicht mit krauſem Haar, zu dem Begleiter gewandt, ſcheint ihm lebhaft zuzuſprechen. Wir wollen nicht auf die treffliche Ausführung der Köpfe und den prachtvollen Faltenwurf aufmerkſam machen, der in großartiger Einfachheit ganz die in ſich verſunkene Ruhe des Johannes und die blitzſchnelle Thatkraft des Paulus ausſpricht, nicht auf die ſo klaren Wechſelbezüge zwiſchen beiden Bildern, aber wir müſſen die tiefer liegenden Gedanken herausheben, die dieſes Bild ſo ganz zum Ausdruck der innerſten Ueberzeugung Dürer's machen. Gerade dieſe vier Apoſtel ſind gewählt und zuſammengeſtellt als Hort des reinen Wortes und Abwehr aller falſchen Lehre, ſie ſollten als mahnende Zeugen deſſelben dem Rathe der Stadt dieſes reine Wort vergegenwärtigen. Es iſt dies ausdrücklich in den, freilich von dem Kurfürſten nicht nach München mitgekommenen Unterſchriften ausgeſprochen, die jetzt der Copie in Nürnberg angefügt ſind. Der Eingang lautet: „Alle weltliche regenten, In dieſen ferlichen zeitten: Nemen billig acht, das ſie nit für das göttlich wort menſchliche verfürung annehmen. Dann Gott will nit Zu ſeinem wort gethan, noch dannen genommen haben. Darauf hören dieſe trefflich vier menner Petrum, Johannem Paulum und Marcum Ihre warnung.“ Es folgen dann vier Stellen aus den Epiſteln des Johannes, Petrus, Paulus und dem Evangelium Marci, in denen gewarnt wird vor den verſchiedenen Verfälſchern des wahren Evangeliums, vor den falſchen Propheten und Sektenſtiftern, vor Denjenigen, die die menſchliche Erſcheinung Chriſti leugnen, vor Denen, die die Predigt als Deckmantel der Hoffart und Unzucht gebrauchen, endlich vor den Schriftgelehrten in langen Kleidern. Wahrlich, nicht treffender konnte Dürer wählen, um die damals in Nürnberg nach Herrſchaft ſtrebenden Richtungen des wiedertäuferiſchen Prophetenthums und der hoffärtigen Orthodoxie zu treffen. Aber noch haben wir damit den Sinn des Bildes nicht vollſtändig bezeichnet: die alten Verzeichniſſe nennen die vier Männer geradezu „die vier Temperamente“, und in der That hat Dürer in ihnen die vier verſchiedenen Grundſtimmungen des menſchlichen Weſens, aber alle in Beziehung und in Unterordnung zu dem Evangelium, dargeſtellt. Wir ſehen die mehr nach innen gehende Richtung des Menſchen, das Melancholiſche im Johannes ausgedrückt, ſehen Petrus mit beharrlichem Phlegma in das Verſtändniß des Wortes eindringen, den Cholericus raſch zur blitzſchnellen That ſchreiten, den Sanguinicus mit leichter Beweglichkeit ihm zureden. So führte Dürer in dieſem ſeinem letzten größern Werke durch, wozu er ſchon in der Blüte ſeiner Jahre den Anfang, freilich in ganz anderer Weiſe, gemacht hatte. Wol in beſonderm Bezuge zu dieſem Bilde ſteht daher die Dedication der erſten Ausgabe der Charaktere des Theophraſt, die Pirkheimer an Dürer richtet und worin er Beide als Seelenmaler zuſammenſtellt.

Dürer hatte in dem Verlaufe ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit eine große Entwickelung ſeines Stiles, ſeiner Darſtellungsweiſe durchlebt; mit voller Klarheit war er ſich in ſpätern Jahren dieſer Verſchiedenheit bewußt und ſprach einſt Melanchthon gegenüber aus, wie er als Jüngling die bunten und mannichfaltigen Bilder beſonders geliebt und mit freudiger Bewunderung ſeine Werke deshalb angeſehen habe; jetzt als Greis fange er an, der Natur in ihr urſprüngliches Antlitz zu ſchauen, und da erſt begreife er, wie die Einfachheit die größte Zierde der Kunſt ſei, dieſe könne er nicht ganz mehr erreichen, und ſo ſeufze er oft bei dem Anblick ſeiner Bilder und denke ſeiner Schwäche. Dieſe Ueberzeugung war ihm durch das genaueſte und eingehendſte Naturſtudium und durch die nähere Bekanntſchaft mit den Werken des Alterthums, wenigſtens ihren wiſſenſchaftlichen Behandlungen nach, mit dem Plinius, Euklides, Vitruvius, geworden; er fühlte ſich gedrungen, ſie auch wiſſenſchaftlich auszuſprechen und ſo zuerſt in Deutſchland, gegenüber der handwerksmäßigen Ueberlieferung der bildenden Kunſt, eine auf Naturbeobachtung und mathematiſche Geſetze gegründete Unterweiſung aufzuſtellen. Gewiß hat er in dieſer Weiſe auch als Meiſter ſeine Geſellen zu bilden geſucht, und bedeutende Künſtler, wie Hans von Kulmbach, Altdorfer, ſind aus ſeiner Werkſtätte hervorgegangen; allein ſein Einfluß ruht viel weniger auf dieſer unmittelbaren Tradition als auf ſeinen weitverbreiteten Kupferſtichen und Bildern, auf ſeiner Stellung im Mittelpunkt geiſtiger Bewegung und endlich auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſen!

6) Albrecht Dürer als Schriftſteller.

Bereits 1515 erwähnt Scheurl ein Buch von Dürer „Ueber die Methode des Malens“ (de ratione pingendi) und ſtellt daſſelbe mit den Verſuchen des Apelles zuſammen; ſchon damals alſo hatte Dürer zu ſeinem Privatgebrauch eine ſolche wiſſenſchaftliche Grundlage ſeiner Kunſt ſich aufgezeichnet, die er ſpäter auf die dringenden Bitten ſeiner Freunde, beſonders Pirkheimer's, in einzelnen Schriften veröffentlichte. Gerade 10 Jahre ſpäter iſt ſein Werk: „Unterweiſung der Meſſung mit dem Zirkel und Richtſcheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern“ gedruckt, als Grundlage jeder Formauffaſſung und Perſpective. In der Vorrede an Pirkheimer ſpricht er ſeinen Zweck, allen kunſtbegierigen jungen Leuten ein rechtes Verſtändniß in der Kunſt zu eröffnen, klar aus und fordert zum Fortſtreben auf dieſem Wege auf. Obgleich er nun zwar in der Entwickelung des Ganzen vom Punkte zur Linie, Fläche, Körper dem Euklid folgt und in rein mathematiſcher Weiſe die Geſetze über Proportion der Linien, Verdoppelung der Körper u. ſ. w. darſtellt, ſo tritt doch überall die praktiſche, auf die Anwendung in Kunſt und Handwerk gerichtete Tendenz, ſowie die freie, geniale Weiſe in der Behandlung neuer Aufgaben dem Leſer entgegen. So behandelt er die Conſtruction der Spirallinien, der Eilinien, des geſtreckten

Bogens ſehr ausführlich, ſo gibt er eine Menge von Zeichnungen für Fußboden, Deckenmalerei und Moſaik an, ſo weiſt er darauf hin, wie wichtig die Verdoppelung des Cubus ſei für Bilder, Kanonenkugeln, Fäſſer u. ſ. w., ſo gibt er eine genaue Anordnung für das Aufſtellen der Sonnenuhren an Baulichkeiten; ja die Buchſtaben werden ſelbſt bei ihm mathematiſche Figuren und er iſt in der That Begründer der neuen Schreibweiſe geworden, wie ſie durch ſeinen Schüler Neudörffer beſonders weit ſich verbreitet hat. Den Vitruv erkennt er zwar als beſten Lehrmeiſter der Architektur an, aber, wie er eben zur Uebung der Jugend eine und die andere Säule conſtruiren will, da „ergreift ihn der Geiſt der Deutſchen, die, wenn ſie etwas Neues bauen wollen, auch eine neue Art des Baus zu haben wünſchen". Der deutſche Säulenbündel findet auch bei ihm ſein Recht. Und wie überläßt er ſich ganz der freien Künſtlerlaune, wenn er ein Siegesdenkmal aus Kanonen, Pulverfäſſern und Waffen erbaut, oder den trauernden Bauer auf dem Hühnerkäfig hoch oben auf den Aufbau der Trümmer ländlichen Reichthums ſetzt, oder dem Trunkenbold ſeinen Denkſtein errichtet! Daran ſchließen ſich tiefeingehende Unterſuchungen über die Proportionen der menſchlichen Geſtalt und ihrer einzelnen Theile, die normalen nach Geſchlecht und Alter, die abweichenden, veränderlichen, über die Arten der Bewegung und ihre Zurückführung auf die Ortsveränderung der den Gliedern zu Grunde liegenden mathematiſchen Körper. Es war dies nicht möglich ohne das Vorausgehen zahlreicher empiriſcher Verſuche; es wird uns berichtet, wie die ehrſamſten Matronen und Jungfrauen Nürnbergs es nicht verſchmähten, dem ſittlich ſtrengen Künſtler als Modell dazu zu dienen. Bereits 1525 war das erſte Buch ausgearbeitet, 1526 noch einmal verbeſſert, aber erſt ein halbes Jahr nach Dürer's Tode erſchienen alle vier Bücher, von ſeiner Witwe unter kaiſerlichem Privilegium herausgegeben, vier Jahre darauf die noch von Dürer ſelbſt angeregte lateiniſche Ueberſetzung des Joachim Camerarius. Es iſt der ausgeſprochene Zweck Dürer's, an die Stelle der verlorenen Bücher der Alten über die Malerei dieſe mit vieler Mühe, Fleiß und Zeitaufwand gemachten Entdeckungen treten zu laſſen; er weiß, daß die deutſchen Maler mit ihrer Hand und im Gebrauch der Farben nicht wenig geſchickt ſind, wiewol ſie bisher an der Kunſt der Meſſung und der Perſpective Mangel gehabt haben, „darum auch zu hoffen ſteht, wo ſie auch dieſe erlangen, werden ſie keiner andern Nation den Preis mehr überlaſſen". Auf die Natur weiſt er den Künſtler zurück, dort hat er unaufhörlich Bilder zu empfangen, Maß zu nehmen, nach der Natur unmittelbar zu arbeiten. „Geh nicht von der Natur", ſpricht er aus, „in deinem gut gedenken, daß du welleſt meinen das beſſer von dir ſelbſt zu finden denn wahrhaftig ſteckt die Kunſt in der Natur; wer ſie heraus kann reißen, hat ſie. — Dein Vermögen iſt kraftlos gegen Gottes Geſchöpf." In Gott allein iſt das Bild der höchſten Schönheit, menſchliches Urtheil iſt darüber ſchwankend und veränderlich, es kommt darauf an, beſtimmte Geſetze aufzufinden, um ſich jener höchſten Schönheit zu nähern, nicht, ſie zu erreichen. Wichtig iſt es, neben der Natur oft mancherlei ſchöne Bilder zu ſehen, beſonders die der berühmten Meiſter, aber nicht in unbedingter Bewunderung, vielmehr ſind ihre Fehler wohl zu merken: nicht einerlei Art ſoll der Künſtler ſich hingeben, ſondern in vielerlei Weg und allerlei Art geübt ſein. Aber Dürer denkt nicht daran, bei jedem Kunſtwerk dieſe ängſtliche, bewußte Vorarbeit zu verlangen, nein, nach allgemeiner, gründlicher Vorübung in der Meſſung thut ein geübtes Augenmaß und geübte Hand das Beſte: „ſo daß du dich nicht lange bedenken magſt, ſo dir der Kopf voll Kunſt ſteckt; durch ſolches erſcheint dein Werk künſtlich, lieblich, gewaltig, frei und gut, wird löblich von männiglich denn die Gerechtigkeit (d. h. Richtigkeit) iſt mit eingemiſcht.“ Wahrlich, Gedanken, die heute und allezeit nicht wahrer und treffender ausgeſprochen werden können! Schon hatte Dürer neue Pläne; eine ausführliche Perſpective ſollte niedergeſchrieben, die Kunſt der Farben, das Weſen der Landſchaft erörtert werden, aber es war ihm nicht vergönnt, ſie auszuführen. Ein Werk „Ueber die Proportionen der Pferde“ hatte er bearbeitet, einen Theil der Meßverſuche dazu gemacht, aber treuloſe Hinterliſt von Leuten, die ihm nahe ſtanden, hatte das Fertige ihm entzogen und er dadurch alle Luſt verloren, die Sache von neuem anzufangen; wahrſcheinlich iſt in der kurzen Abhandlung ſeines Schülers Sebaſtian Behaim Einiges von dieſem geſtohlenen Gute veröffentlicht.

Jedoch hiermit iſt der Kreis ſeiner wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen noch nicht erſchöpft: damals hingen mehr denn je alle bildenden Künſte unter ſich zuſammen und ſtanden in engſter Beziehung zum praktiſchen Leben. Wie ein Leonardo da Vinci zugleich Baumeiſter des Herzogs von Mailand war, wie er großartige Canalanlagen durchführte, wie ein Michel Angelo, als Maler und Bildhauer gleich groß, die Befeſtigung ſeiner Vaterſtadt leitete dem kaiſerlichen Heere gegenüber, ſo hatte Dürer eine genaue Kenntniß der Architektur frühzeitig gewonnen. Seine Zeichnungen beweiſen dies zur Genüge, das Studium des Vitruv beſchäftigte ihn ſehr und er hat in der That ſeine Anſichten und Vorſchläge über ein ſehr praktiſches Feld der Baukunſt: „Die Befeſtigung der Städte“, über die Umwandlung und Benutzung der alten Befeſtigungsmittel für die neue Kriegführung, über Anlage einer großen, vollkommen ausgeſtatteten Feſtung, ſowie kleinerer Clauſen am Gebirg, am Meere, in einer Schrift an König Ferdinand, die 1527 erſchien, niedergelegt. Hier ſind es wieder beſondere Verhältniſſe, die ihn dazu veranlaſſen: die damals ſo drohende Gefahr vor den Türken, die bald genug vor den Thoren Wiens ſtanden, die Unruhe der Zeiten, in denen ein ſicherer Mittelpunkt des Reiches ſehr nothwendig erſchien; endlich ſchien ihm in der Anordnung ſolcher Bauten ein Mittel gegeben, die arme, neuerungsſüchtige Menge zu beſchäftigen. Namentlich hatte Dürer ſich mit erfahrenen Kriegsmännern verſtändigt, aber man muß ſtaunen über die bis ins Einzelnſte gehende Genauigkeit der Angaben, die unterſtützt werden durch treffliche Auf- und Grundriſſe. Hier ſprechen ſich die Forderungen der neuen Zeit gegenüber der bisherigen Befeſtigungsweiſe gebieteriſch genug durch die Herrſchaft der Feuerwaffen aus.

7) Dürer's Tod.

Wol mochte Dürer fühlen, daß der Faden ſeines Lebens ſich nicht allzu lang mehr abzuſpinnen habe, mit um ſo raſtloſerer Thätigkeit hatte er die letzten Jahre gearbeitet, hatte auch bereits Weihnachten 1524 den Rückblick auf ſein und ſeines Vaters Leben aufgeſetzt, von dem wir nur einen koſtbaren Ueberreſt beſitzen, aber der Körper erlag auch um ſo raſcher der geiſtigen Anſtrengung. Die jugendliche Fülle und Schöne ſeines Körpers war dahingeſchwunden, ſein Lockenhaar kurz geworden, ſein Geſicht ernſt und hager, aber ſein Auge leuchtete noch von innerem Leben. So ſchied er, noch nicht 57 Jahre alt, in einer raſch abzehrenden Krankheit, nur wenige Tage auf das Krankenbett geworfen, am Charfreitag den 6. April des Jahres 1528 aus dieſem Leben. Noch ſtand unvollendet auf ſeiner Staffelei ein Salvator, recht wahrhaft das Bild ſeines Erlöſers, wie acht Jahre früher auch auf Rafael's Todtenbett (gleichfalls an einem Charfreitag) die Verklärung Chriſti herabgeſchaut, beiden Künſtlern ein ſchönes Symbol der ihrer harrenden höheren Anſchauung. Am erſten Oſtertag ward Dürer auf dem Johanniskirchhofe vor der Stadt in dem Begräbniß der Familie Frey begraben; noch einmal öffneten die Künſtler das Grab, um ſeine Todtenmaske zu nehmen, und eine Haarlocke von ihm wird als koſtbares Kleinod noch heutiges Tages bewahrt. Ein einfacher Stein deckt ſeine Ruheſtätte, mit der kurzen Grabſchrift: „Was an Albrecht Dürer Sterbliches war, iſt unter dieſem Grabhügel geborgen, er iſt dahingegangen am 6. April 1528."

Der Ruf ſeines Todes verbreitete weithin Trauer und Schmerz; in Briefen, in Gedichten ſprach ſich dies aus. Erasmus, Thomas Venatorius, Eobanus Heß beſangen ihn; der Letzte fordert Alle, die in ſich die Gabe der Sprache fühlen, auf, mit ihm vereint einen Kranz von Epigrammen auf Dürer's Grab niederzulegen. Am tiefſten traf ſein Verluſt ſeinen Freund Pirkheimer. Wir haben zwei ergreifende Briefe von dieſem, an Tſcherte und Udalrich Hutten, die den ganz gebrochenen Lebensmuth desſelben bezeugen. Er ſpricht gegen den Letztern aus: obgleich er ſchon öfter den Tod lieber Verwandten erlitten, habe ihm doch keiner ein ſolches Leid gebracht, wie der plötzliche Hingang ſeines lieben Freundes Albrecht. „Mein Udalrich", fährt er fort, „da ich weiß, daß dieſes Unglück dich auch trifft, ſo wage ich es gerade bei dir meinem Schmerze die Zügel zu laſſen, um zuſammen einem ſolchen Freunde gerechte Thränen zu weinen. Geſtorben iſt unſer Albrecht, lieber Udalrich! o unerbittlicher Gang des Schickſals! o armſeliges Menſchenleben! o bittere Herbe des Todes! Ein ſolcher ſo großer Mann mußte uns entriſſen werden, während ſo viele nichtsnutzige Menſchen indeſſen Glück und langes Leben genießen.“ Es ſind nicht blos tönende Worte, wenn er, in einem lateiniſchen Gedichte ſeines Freundes gedenkend, unter Anderm ſagt:

Könnten Thränen zurück dich führen ins Leben, mein Albrecht,
Nicht die deckte den Leib hier mit der Scholle das Grab.
Aber des Schickſals Wege verändern nicht Thränen noch Weinen,
Nun ſo bleibt nur in Treu'n dir zu erfüllen die Pflicht.

Der Freund iſt dem Freunde bald nachgefolgt und ruht nahe bei ihm auf dem einfachen Kirchhof. Sein Name iſt dem des hehren Künſtlers unauflöslich verknüpft, deſſen bronzenes Standbild die Jetztzeit in ſeiner Vaterſtadt aufgeſtellt hat, deſſen Perſönlichkeit aber dem deutſchen Volke und vor allem uns Proteſtanten lebendig bleiben möge, als Vorbild eines deutſchen, frommen Meiſters der Kunſt.

G. B. Stark.

Die Entwickelung des deutschen Strafrechts

in Theorie und Praxis ſeit dem 16. Jahrhundert.

Das Strafrecht hatte in Deutſchland vor dem Privatrechte den großen Vortheil, daß in der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiſer Karl's V. vom Jahre 1532 ein gemeines deutſches Recht, wenn auch nicht aus blos einheimiſchen Quellen, fixirt und dadurch dem romaniſirenden Fanatismus der Jurisprudenz des 16. Jahrhunderts ein geſetzliches Organ entgegengeſtellt wurde, das als gemeinverbindliche Rechtsquelle nicht abgewieſen werden konnte.

Wenn gleichwol trotz dieſes Vortheils das deutſche Strafrecht ſeiner Fortbildung als eines gemeinen deutſchen Rechts im Gegenſatze zum engliſchen oder franzöſiſchen Rechte nur auf ſehr bedingte und kümmerliche Weiſe ſich zu erfreuen hatte, ſo wirkten hierzu verſchiedene Urſachen mit, die aber alle auf dem verkümmerten politiſchen Zuſtande Deutſchlands als auf ihrem letzten Grunde ruhten.

Die Peinliche Gerichtsordnung war allerdings ein Reichsgeſetz, wie von Wächter neuerdings treffend bewieſen worden iſt. Aber ein Reichsgeſetz war eben zu jener Zeit nichts mehr als eine Vereinbarung der factiſch ſelbſtherrlich gewordenen Reichsſtände. Der Eine Staat des Reichs hatte ſich zu einer Conföderation von Territorialſouverainetäten umgeſtaltet. Das Princip der Landeshoheit war in die Reichsverfaſſung aufgenommen.

Dieſes Verhältniß machte ſich an der Peinlichen Gerichtsordnung ſelbſt in der ſogenannten ſalvatoriſchen Clauſel, welche ſie enthält, deutlich genug geltend. Mag man hier noch ſo ſehr mit Recht darauf dringen, daß ihre

Stellung neben dem Territorialrechte keineswegs eine ſelbſtloſe, der Willkür der Landesherrſchaften Alles überlaſſende geweſen ſei, daß ſie vielmehr eine Reihe von Grundſätzen aufgeſtellt habe, welche abſolutes, nicht blos ſubſidiäres Recht ſein ſollten, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß die Zahl dieſer abſoluten Sätze verhältnißmäßig ſehr klein und daneben dem Particularrecht ein außerordentlich weiter Spielraum gelaſſen war, und zwar mit der Befugniß, das Reichsgeſetz auszuſchließen.

War nun dies ein Misſtand, der bei der politiſchen Zeitlage als unabweislich erſchien, ſo trug die Peinliche Gerichtsordnung noch einige andere oder wenigſtens den Keim dazu in ſich.

Sie war in verſchiedenem Sinne nicht vollſtändig. Einmal beſchränkte ſie ſich durchſchnittlich auf ſchwerere Verbrechen und ließ einen ſehr großen und wichtigen Theil des ſtrafrechtlichen Gebiets brach liegen; ſodann verwies ſie unzählige Male auf andere eingreifende Rechtsquellen, beſonders auf das Römiſche Recht, deſſen Geltung ſie entſchieden anerkannte. Dem erſtern Mangel konnte nun freilich abgeholfen werden und wurde abgeholfen durch eine Reihe anderweitiger Reichsgeſetze, namentlich Reichspolizeiordnungen, die großentheils in die offengelaſſenen Lücken eintraten. Die zweite Unvollſtändigkeit hing mit unleugbaren Vorzügen des Geſetzbuchs zuſammen.

Die Peinliche Gerichtsordnung wollte zunächſt gar nicht neues Recht ſchaffen, ſondern nur in der Gährung ihrer Zeit eine gemeinrechtliche Grundlage erhalten, indem ſie einerſeits dem reformatoriſchen Bedürfniſſe der Zeit huldigte, aus welchem eben die Aufnahme des Römiſchen Rechts hauptſächlich hervorgegangen war, andererſeits aber von dem geſunden Kerne des einheimiſchen Rechts ſoviel als möglich zu retten ſuchte. Dabei beſtand ihr hoher Vorzug vor andern aus demſelben Bedürfniſſe entſprungenen geſetzgeberiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten ihrer Zeit darin, daß ſie von dem herrſchenden Fanatismus des Romaniſirens ſich frei zu erhalten und ſowol in den allgemeinen Grundſätzen als in der Auffaſſung einzelner Verbrechen das deutſche Element taktvoll feſtzuhalten wußte, überdies aber gerade in dem Kerne des Strafrechts, namentlich der Entwickelung des Schuldbegriffs, ſowol über das römiſche als über das bisherige deutſche Recht hinausging und, unterſtützt durch die in Italien neu aufgeblühte Jurisprudenz, beide Rechte zu einem neuen, eigenthümlichen Ganzen verſchmolz.

Wenn hiermit die Peinliche Gerichtsordnung denn doch immer in ſehr großem Umfange auf das Römiſche Recht zurückging, ſo verwies ſie nicht auf den todten Buchſtaben dieſes Rechts, ſondern auf daſſelbe, wie es als lebendiges Recht, theils mit dem Recht der Kirche, theils mit ſtädtiſchem Statutarrecht germaniſchen Urſprungs verſchmolzen, in der italieniſchen Doctrin und Praxis ſich geſtaltet hatte. Sie verwies „auf den Rath der Rechtsverſtändigen“, d. h. auf die lebendige Rechtswiſſenſchaft und ihre fortſchreitende Entwickelung; ſie wollte alſo die Entwickelung des Rechts nicht bannen, ſondern erkannte, ebenſo weiſe als beſcheiden, ihre eigene Perfectibilität an.

Natürlich konnte aus dieſem Vorzuge des Geſetzbuchs den ſpätern Generationen nur dann Segen erwachſen, wenn die Wiſſenſchaft die ihr geſtellte Aufgabe begriff, wenn ſie der Vollziehung derſelben gewachſen war und von der Staatsgewalt darin gefördert oder doch nicht gehindert wurde. Im Folgenden wird ſich jedoch zeigen, daß es gerade an dieſen Bedingungen, zwar nicht ganz, aber doch großentheils fehlte.

Sehen wir zuvörderſt auf den Gang der allgemeinen politiſchen Entwickelung, auf Grundlage deſſen allein ein Verſtändniß der Geſchichte des deutſchen Strafrechts möglich iſt, ſo ergeben ſich als die hauptſächlichen Reſultate folgende.

Die Landeshoheit wurde in ihrer, die Einheit des Reichs beeinträchtigenden und allmälig factiſch auflöſenden Wirkſamkeit vornehmlich gefördert durch die in Folge der Kirchenreformation entſtandene und durch den Weſtfäliſchen Frieden befeſtigte Religionstrennung. Die Reichsgeſetzgebung drehte ſich ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts vornämlich nur um die nähere Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Kaiſer und Reichsſtänden, wobei die Gewalt des Erſtern in immer engere Grenzen eingeſchränkt und der Begriff der kaiſerlichen Machtvollkommenheit mehr und mehr zum Schattenbilde, dagegen für die Reichsſtände mehr und mehr der Grundſatz herrſchend wurde, daß der Landesherr in ſeinem Lande die Rechte des Kaiſers habe. Der Weſtfäliſche Friede erklärte das Reich in der That für eine bloße Conföderation, über welche der Kaiſer nur beſtimmte Oberherrſchaftsrechte auszuüben habe. Während mithin faſt das ganze bürgerliche Recht lediglich der Landesgeſetzgebung überlaſſen wurde, während für die wichtigſten allgemeinen Angelegenheiten, wie namentlich den Handel, von Kaiſer und Reich keine oder nur eine verderbliche Thätigkeit entwickelt wurde, beſchäftigte ſich der Reichstag, mit Ausnahme von verhältnißmäßig wenigen Gegenſtänden, vornehmlich nur mit den Rechten und Verhältniſſen der Reichsſtände ſelbſt. Die kaiſerlichen Rechte bei der Reichsregierung ſanken mehr und mehr zum bloßen Rechte der Verwaltung der Reichsgeſchäfte mit Zuziehung der Reichsſtände herab. Die Reichseinkünfte wurden fortwährend geſchmälert. Man gewöhnte ſich, die dem Kaiſer übriggebliebenen Hoheitsrechte als Reſervatrechte anzuſehen, wohin dann hauptſächlich nur noch die Verleihung von Reichslehen und Regalien, Ertheilung von Standeserhöhungen und Errichtung von Univerſitäten gehörten. Andere Privilegien konnte der Kaiſer nur noch mit Einwilligung der Kurfürſten ertheilen, und mehrere, wie namentlich das Recht der Begnadigung, wurden bereits auch den Landesherren vindicirt. Auch mehrere Regalien wurden unter dem Titel des unvordenklichen Beſitzes als landesherrliche Gerechtſame ausgeübt. Beſonders ſprach man aber den Landesherren das Recht zu, Geſetze auch ohne kaiſerliche Beſtätigung zu erlaſſen und darin dem Gemeinen Rechte nur ſogar den Reichsgeſetzen zu derogiren, ſoweit dieſe nicht eine öffentliche Einrichtung ausdrücklich für das ganze Reich feſtſetzten oder eine Verbotsbeſtimmung gegen jenes Verfahren enthielten; daher ſich der Gebrauch, die kaiſerliche Beſtätigung nachzuſuchen, bei den Landesgeſetzen ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlor. Außer den angeführten Rechten blieb dem Kaiſer vornehmlich nur die Ausübung der kaiſerlichen Gerichtsbarkeit durch den Reichshofrath, wozu namentlich die peinlichen Sachen reichsunmittelbarer Perſonen gehörten. Dagegen hatten ſich die Landesherren das Inſtitut der Austräge zu erhalten gewußt und die Privilegien de non evocando immer vortheilhafter auszubeuten verſtanden. Die Kreisverfaſſung wurde das Mittel zur bequemern Ausübung des den Ständen garantirten Bündnißrechts, wodurch ſie ſich oft genug dem Kaiſer und den gemeinſamen Intereſſen entgegenſetzten. Einige Fürſten wurden im Laufe der Zeit auf auswärtige Throne erhoben und dadurch noch unabhängiger von dem Reichsverbande. Durch Hausgeſetzgebungen conſolidirte ſich die Macht der fürſtlichen Häuſer, indem ſie das überall in Europa zur einſeitigen Herrſchaft aufſtrebende monarchiſche Princip in ihren innerſten Kern aufnahm. Die zum Zeitbedürfniß gewordene Einführung der ſtehenden Heere beförderte die darin liegenden Anſprüche, während es zugleich in der Richtung der Zeit lag, daß die landſtändiſche Verfaſſung ſchon im 17., noch mehr im 18. Jahrhundert an Bedeutung und Wirkſamkeit immer mehr verlieren mußte. Dagegen beeiferte ſich die ſervile Dienſtbefliſſenheit der Theorie, auch das landesherrliche Beſteuerungsrecht immer mehr zu ſteigern. Unterdeſſen hatte den deutſchen Städten der Umſchwung des Welthandels ihre Bedeutſamkeit geſchmälert und eine Reihe von Kriegen ihren Wohlſtand zerſtört. Die Räthe der Landſtädte wurden landesherrliche Behörden und ſie ſelbſt mußten ſich dem landesherrlichen Beſatzungsrechte unterwerfen. Noch tiefer aber wurde, namentlich durch verkehrte Anwendung des Römiſchen Rechts, der Bauernſtand zu Boden gedrückt. So erlagen außer dem Adel, der allein von dem Vordringen des monarchiſchen Princips unbewältigt blieb und ſich auf fremde Koſten eine ſelbſtſüchtige Freiheit erhielt, alle übrigen Stände jener einſeitig vorſchreitenden Macht, die durch die Reichsverhältniſſe an völliger Befreiung kaum mehr verhindert wurde. Die Entkräftung des Reichsverbands ſteigerte ſich aber endlich zur völligen Ohnmacht, ſeit an die Stelle der perſönlichen Zuſammenkünfte ein diplomatiſcher Congreß trat, der ſich lieber mit Rangſtreitigkeiten als mit den dringendſten Angelegenheiten des gemeinſamen Vaterlands befaßte.

Obgleich indeſſen das Princip dieſes Umſchwungs der Dinge ſchon im Anfange wirkſam war, ſo kam es doch erſt ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu bewußter Entfaltung, und erſt im 18. zu völliger Herrſchaft. Dies zeigt ſich auch in der Geſchichte des Strafrechts, ſofern im erſten Jahrhundert nach der Peinlichen Gerichtsordnung das gemeinrechtliche Element auch in den Landesgeſetzgebungen noch das herrſchende blieb, wogegen nachher der Particulariſmus die Oberhand erhielt und die Einheit des Rechts und der Rechtspflege ſich in ſteigender Progreſſion verlor.

Nicht nur das Strafrecht im Sinne der Peinlichen Gerichtsordnung war im 16. Jahrhundert Gegenſtand der Reichsgeſetzgebung geworden, ſondern dieſelbe erſtreckte ſich auch auf noch mehrere verwandte, nur unter anderm Titel aufgegriffene, in der That aber zum Strafrecht gehörige Gegenſtände (Kammergerichtsordnungen, Reichsabſchiede, Entwickelungen des ewigen Landfriedens, Reichsmünzordnungen u. ſ. w., beſonders aber die Reichspolizeiordnungen).

Wie aber die Reichsgeſetzgebung ſich bis zum Dreißigjährigen Kriege hin immer noch im Geiſte der Peinlichen Gerichtsordnung oder doch mit Anſchluß an ſie thätig erwies, ſo wurde die Peinliche Gerichtsordnung in dieſem ganzen Zeitraume auch von den Landesgeſetzgebungen durchaus als allgemeinverbindliches Reichsgeſetz angeſehen. Es iſt neuerdings als Irrthum nachgewieſen worden, wenn behauptet wurde, daß dieſelbe als Reichsgeſetz ſo gut als gar nicht beachtet und erſt im Verlauf der Zeit da und dort ſpeciell eingeführt worden ſei. Vielmehr wurde ſie als Reichsgeſetz förmlich promulgirt und in Folge davon nach und nach (wie es eben durch die damaligen Verkehrsverhältniſſe bedingt war) auch allgemein eingeführt, wenngleich nicht überall auf dieſelbe Weiſe. Dabei iſt zu bedenken, daß die Peinliche Gerichtsordnung dem Inhalte nach im Ganzen kein neues Recht ſchuf, ſondern das Meiſte als ſchon beſtehend annahm und überdies gegen Landesſtatuten und Gewohnheiten, ſoweit ſie ſich nur irgend mit ihren Fundamentalgrundſätzen vereinigen ließen, äußerſt tolerant war. Insbeſondere findet ſich nun, daß die Landesherrſchaften bald ihre Gerichte geradezu auf die Peinliche Gerichtsordnung verwieſen, bald, die Gültigkeit derſelben vorausſetzend, nur ihr Verhältniß zum Landesrechte und den Landesgewohnheiten durch Geſetze näher zu beſtimmen oder zu vermitteln oder auch nur mit Rückſicht auf ſie das Landesrecht zu revidiren unternahmen. Selbſt wenn ohne Rückſicht auf die Peinliche Gerichtsordnung ältere Landesſtatuten revidirt oder neu aufgelegt wurden, ſo war dies nicht als Oppoſition gegen die Peinliche Gerichtsordnung aufzufaſſen, da ja dieſe gar nicht die Abſicht gehabt hatte, das Landesrecht ganz zu verdrängen. Ueberdies wurde eine fortdauernde Gemeinſamkeit des Rechts dadurch vermittelt, daß vielfach das eine Landesrecht von einem andern zu Grunde gelegt oder auch wol wörtlich aufgenommen wurde.

Der Dreißigjährige Krieg hemmte nun freilich die Thätigkeit der Landesgeſetzgebung ebenſo wie die der Reichsgeſetzgebung; was ſeit dem Ausgange dieſes Kriegs von particular-geſetzgeberiſchen Reſultaten ans Licht trat, war nicht mehr geeignet, das Element der Gemeinſamkeit zu befördern. Gleichwol erhielt ſich dieſes noch bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin mittels der Wiſſenſchaft und der durch ſie beſtimmten Praxis, welche ſich von unſcheinbaren Anfängen allmälig zu Mächten ausbildeten, denen das geſchriebene Recht ſich beugen mußte. Eben dieſes eigenthümliche Verhältniß zwiſchen dem geſetzlichen und dem durch Wiſſenſchaft und Praxis gebildeten Rechte war für die Weiterbildung des deutſchen Strafrechts ſeit der Peinlichen Gerichtsordnung entſchieden beſtimmend, ſo zwar, daß dieſes Verhältniß mit der Zeit ſich geradezu umkehrte. Während nämlich bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die Theorie ſammt der durch ſie beſtimmten Praxis ſich im Weſentlichen noch an das geſetzliche und zwar an das Gemeine Recht hielt, dieſes mithin als das Beherrſchende in dem Verhältniſſe erſchien, ſo traten von jenem Zeitpunkte an verſchiedene Umſtände hervor, welche einerſeits zu einer immer größern Particulariſirung des Rechts, andererſeits — zum Theil in Verbindung hiermit — zu einer allmäligen Unterwerfung der Geſetzgebung und der Rechtspflege unter die ſelbſtändiger gewordene Theorie führten.

Obgleich gerade bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hin die Landeshoheit ſich zu ihrem Zenith ſteigerte, ſo bildete doch dieſer Zeitraum erſt den Uebergang zu der förmlichen Zerſplitterung der Rechtseinheit und war im Weſentlichen noch durch das gemeinrechtliche Element beherrſcht.

Die Haupturſache davon lag in der durch die einſeitige Entwickelung der fürſtlichen Macht begünſtigten neuen Geſtaltung der Gerichtsorganiſation und des Strafverfahrens, wodurch das Strafrecht nach und nach dem Volke entzogen und in die Hände der fürſtlichen Räthe und Gerichte, der Univerſitäten, überhaupt des gelehrten Juriſtenſtandes gelegt wurde. Dieſer Stand wurde in der Geſetzgebung, in der Theorie und in der Rechtſprechung gleichmäßig wirkſam und ging, wie die gleichzeitige Geſetzgebung, im Weſentlichen nicht über die Peinliche Gerichtsordnung hinaus. Durch die gedachte Stellung des Juriſtenſtandes kam die theoretiſche und praktiſche Entwickelung des Rechts in eine Einheit, die unfehlbar wohlthätig wirkte, ſofern überhaupt ſchon die Einheit ein Gewinn war, zugleich die Hauptorgane der Entwickelung, Schöppenſtühle und Juriſtenfacultäten, ſich in einer politiſch (wenigſtens relativ) unabhängigen Lage befanden, und durch ſie Wiſſenſchaft und Praxis vor der völligen Verwilderung der Zeit, wie ſie namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg ausbrach, wenigſtens einigermaßen geſichert blieben. Dabei traten aber freilich manche Nachtheile hervor, beſonders ſofern dadurch das Strafrecht und noch mehr das Strafverfahren den nationalen Boden verlor, im letztern das Inquiſitionsprincip zur verzerrteſten Einſeitigkeit ausgebildet wurde, die unabhängige Stellung der Schöppenſtühle und Facultäten die willkürlichſte Cabinetsjuſtiz keineswegs abhalten konnte, der Juriſtenſtand aber eben durch ſeine bevorzugte Stellung eine Macht über die Praxis erlangte, welche nach und nach immer mehr in Ungebundenheit überging.

Vorerſt und langehin blieb allerdings die Theorie noch ganz auf empiriſchem Boden. Geraume Zeit hindurch waren die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ungemein dürftig. Sie erheben ſich in der Regel nicht über bloße, zum Theil ſinnloſe, jedenfalls geſchmackloſe Compilationen aus der Peinlichen Gerichtsordnung, dem Römiſchen und Kanoniſchen Rechte, der italieniſchen Literatur und einer beliebigen Anzahl heiliger und Profanſchriftſteller. Es iſt zwar irrthümlich, wenn behauptet wurde, daß die Jurisprudenz des 16. Jahrhunderts die Peinliche Gerichtsordnung ganz oder doch nahezu ignorirt habe, da man vielmehr nur ſagen kann, daß ſie dieſelbe nicht verſtanden habe, weil ſie ſelbſt noch ganz im Stande der Kindheit und von dem fremden Rechte und der fremden Wiſſenſchaft recht eigentlich bethört war. Gleichwol kann auch nicht geleugnet werden, daß die Verkennung und der Mangel an Verſtändniß bis zu einem ſehr hohen Grade gingen, und daß die jedenfalls untergeordnete Rückſicht, welche der Peinlichen Gerichtsordnung geſchenkt wurde, insbeſondere auch aus der Anſicht hervorging, daß dieſe ſelbſt nur ein Erzeugniß des romaniſirenden Zeitgeiſtes ſei, und daher die unmittelbar aus den Quellen ſchöpfende Wiſſenſchaft (die ſich hierbei freilich gar ſehr überſchätzte) es auch wol beſſer wiſſen könne. Vornehmlich trifft die in deutſcher Sprache verfaßten Schriften (von Perneder, Gobler und Andern) der Vorwurf kritikloſer Romanomanie, in Folge deren das germaniſche Element nur, wo es unabweislich war, Beachtung fand und auch dann noch in verkehrteſter Weiſe auf römiſche Grundlagen geſtützt wurde. Immerhin erſcheint aber auch in dieſen Schriften die Peinliche Gerichtsordnung formell ſtets als das neueſte Gemeine Recht, womit wenigſtens das aus ſonſtigen Quellen gewonnene Reſultat bekräftigt wird, wobei ſich freilich die Autoren meiſt damit begnügen, ihren Inhalt geradezu abzuſchreiben oder im Auszug zu geben, oft ohne ſie nur namentlich zu erwähnen. Durchgängig höher ſtanden die lateiniſch geſchriebenen Werke (von Vigel, Gilhauſen u. ſ. w.), die bereits eine Wiſſenſchaft des Strafrechts auf der Grundlage des Römiſchen Rechts und der Peinlichen Gerichtsordnung anzubahnen unternahmen, wenn auch mit noch unzulänglichen Kräften. Denſelben Charakter hatten auch die aus einzelnen Abhandlungen oder akademiſchen Vorträgen entſtandenen Syſtembildungsverſuche, nur daß hier das deutſche Element meiſt in ungebührlicher Weiſe hinter dem römiſchen Gelehrtenkram zurückgeſetzt erſchien. Entſchiedener vorbereitet wurde die ſelbſtändigere, von der Feſſel des geſetzlichen Buchſtabens und der Ordnung im Corpus Juris unabhängigere Bearbeitung durch die der Anwendung des Rechts im Leben zunächſt zugewandte Thätigkeit, deren Reſultat in den Conſilienſammlungen vorliegt. Indeſſen reichte die exegetiſche und commentirende Richtung noch in die folgende Periode hinein und überdauerte ſie ſogar. Was aber darin geſchah, war von geringem Werthe, und erſt unter dem Einfluſſe des wiſſenſchaftlichen Geiſtes einer noch ſpätern Zeit erſchienen die erſten tüchtigen Commentare der Peinlichen Gerichtsordnung.

Hatten nun die bisherigen Arbeiten mehr oder weniger nur das Verdienſt gehabt, überhaupt das geltende Recht im Gedächtniſſe und ſeine Verbindung mit ſeinen Quellen flüſſig zu erhalten, zu ſeiner weitern Erkenntniß und Entwickelung aber wenigſtens unverarbeitetes Material zuſammenzutragen, ſo bemächtigte ſich nun dieſes Stoffs im 17. Jahrhundert der praktiſche Geiſt der ſächſiſchen Jurisprudenz. Berlich gab in ſeinem, erſt durch Wächter wieder zu verdienten Ehren gebrachten Werke eine ausführliche Darſtellung des gemeinen und ſächſiſchen Strafrechts nach Ordnung der ſächſiſchen Conſtitutionen, ausgezeichnet durch praktiſchen Geiſt und Reichhaltigkeit an dogmengeſchichtlichen Bemerkungen. Auf ſeine Schultern ſich ſtellend, gab danach Benedict Carpzov ein vollſtändiges, praktiſchgehaltenes Syſtem des deutſchen Strafrechts.

Wie die geſetzliche Grundlage des deutſchen Strafrechts ſeit der Peinlichen Gerichtsordnung eine Vermittelung und Ineinsbildung nationaler Rechtselemente mit der in Italien zu neuem Leben gekommenen Wiſſenſchaft und Praxis des Römiſchen Rechts war, ſo ſchöpfte auch die im 17. Jahrhundert ſich ausgeſtaltende Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts ihre Nahrung aus den gleichen Elementen. Nicht nur aber aus italieniſchen, ſondern auch aus franzöſiſchen, ſpaniſchen und deutſchen Juriſten ſchöpfte ſie, freilich durchaus nicht in dogmengeſchichtlichem Sinne, ſondern ganz nur in Advocatenmanier, um Autoritäten für dogmatiſche Behauptungen zu häufen. Wenn hierbei in Beziehung auf den Reichthum des Details, den gelehrten Apparat und den Gedankengang Carpzov großentheils von Berlich borgte, ſo war er dagegen reicher in der Detailentwickelung des Syſtems, ausführlicher in deſſen Begründung, tüchtiger in Beachtung des deutſchen Elements, reichhaltiger in der Nachweiſung und Benützung einer ungemein umfänglichen Praxis. Sein Syſtem war freilich noch ſehr mangelhaft. Philoſophiſches Bewußtſein ging ihm ganz ab, und ebenſo dürftig war die hiſtoriſche Seite beſtellt. Gleichwol iſt es nicht minder falſch, wenn ihn ein Neuerer ein juriſtiſches Ungeheuer, als wenn ihn ein Anderer einen der größten Köpfe unter den Juriſten nennt.

Durch die Thätigkeit Carpzov's und ſeines Vorgängers war immerhin ein Großes geſchehen: die Wiſſenſchaft des Strafrechts war vom Banne der geſetzlichen Buchſtabenordnung erlöſt und auf eigene Füße geſtellt, eben damit aber wenigſtens der Boden für eine künftige tiefere Begründung gelegt. Zugleich war ſie aus der Schule in das Leben übertragen und im Wechſelverhältniſſe mit einer reichen Praxis befruchtet. Eine ſolche Darſtellung derſelben als eines in ſich ſelbſt kreiſenden lebendigen Ganzen erſetzte in Deutſchland den Mangel an höchſten gemeinſamen Gerichten und verſchaffte dem Werke Carpzov's über ein Jahrhundert lang eine faſt geſetzliche Autorität. Wie jeder echte Dogmatismus, ſo machte denn auch dieſer die Wiſſenſchaft für lange Zeit ſtationär.

Auch unter der Carpzov'ſchen Dictatur hielt ſich die Praxis im Ganzen noch an die Peinliche Gerichtsordnung; wo ſie von dem Buchſtaben des Geſetzes abwich, da geſchah es wenigſtens auf gleichförmige Art in Form eines wahren, durch den Geiſt der Zeit beſtimmten Gewohnheitsrechts. Zugleich geſchah es in einer Weiſe, die deutlich zeigte, daß man mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit den Schein der Geſetzlichkeit zu wahren bedacht war.

Dabei war es für die Gleichförmigkeit der Praxis förderlich, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein faſt überall in Deutſchland noch das gleiche (grauſame und verkehrte) Strafenſyſtem herrſchte, deſſen Grundzüge nach der Peinlichen Gerichtsordnung folgende waren. Von den Vermögensſtrafen des Römiſchen Rechts waren nicht allein beſtimmte Geldſtrafen und Confiſcationen einzelner Sachen, ſondern theilweiſe auch die verwerflichen allgemeinen Vermögensconfiſcationen beibehalten. In Beziehung auf Ehrenſtrafen hätte man ſich mit dem deutſchen Herkommen begnügen können, das die Strafe ausdrücklicher Ehrloserklärung, beziehungsweiſe der Entziehung beſonderer Ehrenrechte kannte. Allein daneben fand auch die römiſchrechtliche Lehre von der Infamie Aufnahme, und es kam dadurch in das deutſche Recht eine faſt grenzenloſe Verwirrung, da eine Reihe der römiſchen Fälle dem deutſchen Leben ganz fremd waren, andere wenigſtens im höchſten Grade controvers wurden, beſonders aber die Eigenſchaft dieſer Ehrenſchmälerung, als Folge anderweitiger Strafarten aufzutreten, bei den ſpätern Umgeſtaltungsverſuchen des geſammten deutſchen Strafſyſtems zum Theil zu den ſonderbarſten Ergebniſſen und zuletzt zu einer faſt völligen Anarchie der Begriffe in dieſem Gebiete führte. Von den ſogenannten demüthigenden Strafen nahm die Peinliche Gerichtsordnung nur wenige auf, dagegen wucherte in den Particularrechten in dieſer Richtung eine zum Erſchrecken reiche Erfindungsgabe. Während nun aber in Beziehung auf Strafen an der Ehre das deutſche Recht an einer höchſt gefährlichen Unbeſtimmtheit litt, welche den größten Misbräuchen Thür und Thor offen ließ, ſo fand gerade diejenige Strafart, die heutzutage aus ſo vielen Gründen die herrſchende iſt, die Freiheitsſtrafe, nur eine theils ſehr nachtheilige, theils ſehr untergeordnete Anwendung: Erſteres, ſofern ſie in der Form der Verweiſung, namentlich der Landesverweiſung auftrat, welche bei der vollendeten Kleinſtaaterei gar nichts heißen wollte, Letzteres in der Form der Detention (Einſperrung), welche bei gänzlicher Kindheit des Gefängnißweſens nur in ſeltenen Fällen vorkam, wie ſie denn auch von der Peinlichen Gerichtsordnung nicht als eigentliche Strafe, ſondern mehr nur als Sicherheitsmaßregel aufgefaßt wurde. Die einzige Strafart alſo, die nach unſerer Anſchauung den Vorrang vor allen übrigen verdient, war faſt ſo gut als gar nicht gekannt; das tägliche Brot dagegen war die Landesverweiſung, wodurch man immer den Schaden nur dem Nachbar zuwälzte, freilich aber in der Regel nur, nachdem man den Straffälligen am Pranger ausgeſtellt und ausgepeitſcht oder verſtümmelt hatte. Denn ſeinen größten Reichthum entfaltete jenes Strafſyſtem in dem barbariſchen Wüthen gegen die Integrität des menſchlichen Körpers. Nicht nur körperliche Züchtigung war in doppelter Form gebräuchlich, als Stäupung und Stockſchilling, ſondern es wurde überdies mit Verſtümmelungen, Zungenausſchneiden, Augenausſtechen, Ohrenabſchneiden, Handabhauen, Fingerabhauen u. ſ. w. der gräßlichſte Luxus getrieben. Den Schluß bildeten dann die vielfach variirten Todesſtrafen, theils die ordinären: Hängen, Ertränken und die ehrliche Pön des Schwerts, theils die geſchärften: Viertheilen, Lebendigverbrennen, Rädern, Lebendigbegraben und Pfählen, mit der Zugabe des Schleifens zur Richtſtätte, des Kneipens mit glühenden Zangen u. ſ. w.

Gleichwol wurde aber die durch Carpzov der Praxis verſchaffte Macht der Geltung des Geſetzes gefährlich, weil jene ſich auf die eigenen Füße zu ſtellen lernte und ſofort vom Geſetze abzuweichen ſogar gezwungen war, ſobald deſſen Inhalt mit dem veränderten Rechtsbewußtſein der Zeit in Widerſpruch gerieth. Dies mußte aber geſchehen, da die Geſetzgebung, ſolange ſie noch thätig war, im Weſentlichen Alles beim Alten ließ, hernach aber, gerade wo ſie hätte weiter bilden ſollen, in Stillſtand gerieth. Erleichtert wurde überdies noch die Eigenmacht der Praxis beſonders durch die Einrichtung der Peinlichen Gerichtsordnung ſelbſt, welche mehrere die Freiheit des Gerichtsgebrauchs nicht wenig begünſtigende Momente enthielt, daher ſich denn auch in der That neben der Peinlichen Gerichtsordnung, befugt und unbefugt, manche löblichen und ſchlechten Gebräuche noch lange Zeit forterhielten. Die Peinliche Gerichtsordnung verwies zudem faſt überall auf das Römiſche Recht, deſſen Auslegung ſie dem Rathe der Rechtsverſtändigen überließ, deſſen Beſtimmungen aber in vielen wichtigen Punkten den deutſchen Grundanſichten entgegen, oder ſehr unbeſtimmt und ſchwankend, oder (wie in Beziehung auf die meiſten römiſchen Strafarten) geradezu unanwendbar waren.

Je mehr aber der Juriſtenſtand ausſchließlich in den Beſitz der Strafrechtspflege kam und beſonders den Strafproceß zu ſeiner Domäne machte, um ſo mehr wurde der Geiſt der Willkür bei ihm genährt, vollends in einer Zeit wie die des Dreißigjährigen Kriegs, welche alle Schranken der geſellſchaftlichen Ordnung zuſammenbrechen ſah und die Pflicht der Sorge dafür auf den Richter allein überzuwälzen ſchien.

Es kam dazu, daß von der Mitte des 17. Jahrhunderts an auch die Landesgeſetzgebung großentheils ruhte. Vom Anfange des 18. Jahrhunderts an wurde ſie zwar wieder thätiger, jedoch mehr für das Strafverfahren als für das Strafrecht. Wo ſie aber dieſem ſich zuwandte, trug ſie einen Charakter, der keineswegs geeignet war, vortheilhaft auf die Strafrechtspflege einzuwirken. Schon im 17. Jahrhundert hatte ſich Doctrin und Praxis allmälig gewöhnt, das particularrechtliche Element hinter dem gemeinrechtlichen, welches des gelehrten Krams halber beſſer zuſagte, hintanzuſetzen, und hierdurch namentlich zur allmäligen Unterdrückung mancher deutſchrechtlichen Inſtitute beigetragen. Gegen die vorerwähnte Geſetzgebung des 18. Jahrhunderts war nun aber freilich dieſe Willkür nur zu ſehr gerechtfertigt. Dieſe deſultoriſche, aus der Laune des Moments geborene, allen heilſamen

Schranken des Verhältniſſes zum Reich und zu den Landſtänden entwachſene, dem Kitzel gemeiner despotiſcher Willkür dienende Geſetzgebung war der reine Ausdruck der zu ſchneidender Einſeitigkeit entwickelten fürſtlichen Gewalt. Wie nun dieſer die Macht des Juriſtenſtandes ihre Förderung hauptſächlich zu danken hatte, ſo wirkte die letztere auch wieder begünſtigend auf jene zurück, ſofern ſie das Recht zu einem dem Volke entzogenen Monopol einer Kaſte und hiermit zu einem für die Zwecke des Abſolutismus leicht zu verwendenden Mittel machte, der es ſich dann freilich auch andererſeits gefallen laſſen mußte, wenn die Geburten ſeiner unſittlichen Laune gar nicht beachtet oder doch nur ſo lange reſpectirt wurden, als die Furcht dazu trieb.

Wenn jedoch die Willkür und Eigenmacht, woran ſich die deutſche Jurisprudenz unter dem Schutze des unnatürlich ſich aufblähenden monarchiſchen Princips gewöhnte, in mancher Beziehung vortheilhaft wirkte, wohin man unbedenklich auch eine große Anzahl ihrer Abweichungen von dem Buchſtaben der Peinlichen Gerichtsordnung rechnen darf, ſo wirkte ſie leider auch nach der andern Seite hin auf eine zum Theil empörende Weiſe. Trug dazu der ſchon berührte Umſtand bei, daß in der Periode der kirchlichen Wirren und des Dreißigjährigen Kriegs die Richtergewalt ſich gar wohl als die natürliche Vertreterin der gelähmten geſetzgebenden Gewalt anſehen konnte, ſo wurde ihre Willkür nothwendig durch die ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden in voller Gewalt hervortretende Tendenz der fürſtlichen Macht zum Abſolutismus noch geſteigert. Sie ſah ſich insbeſondere von der allgemeinen Richtung, Alles in polizeiliche Feſſeln zu ſchlagen, zu einer ſchrankenloſen Ausdehnung des Gebiets des Strafrechtlichen fortgezogen, und, wie ſie die Peinliche Gerichtsordnung mildern gelernt hatte, ſo lernte ſie dieſelbe auch verſchärfen. Wie die öſterreichiſche Landesgerichtsordnung vom Jahre 1657 in vielen Punkten die um 125 Jahre ältere Peinliche Gerichtsordnung an Grauſamkeit der Strafdrohungen überbot, ſo und noch mehr machte die rohe Tendenz der Sicherung und Abſchreckung ſich auch in der Jurisprudenz auf eine furchtbare Weiſe geltend, beſonders in dem Grundſatze, daß bei den ſchwerſten Verbrechen der Richter an die geſetzlichen Proceßformen und Beweisvorſchriften nicht gebunden ſei. Daher denn die gräulichſten Misbräuche mit der Folter und die rückſichtsloſeſte Willkür im Beweisverfahren. Nirgends aber traten dieſe Scheußlichkeiten ſchauerlicher hervor als in derjenigen Verbrechensſphäre, welche der religiöſe Fanatismus und der Aberglaube als ihre Domäne betrachteten, namentlich in den Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts, „jenem Drama von unermeßlicher Ausdehnung, mit welchem an Jammer, Verzweiflungsſcenen und Elend ohne Namen, Maß und Ziel auf der einen, und an Aberglauben, Unſinn und Barbarei auf der andern Seite kaum etwas in unſerer Geſchichte verglichen werden kann.“

Unterdeſſen hatte ſich ſeit dem 17. Jahrhundert die zu neuem Leben erwachte Philoſophie allmälig auch an Recht und Staat gemacht und die empiriſche Erſcheinung auf ihre letzten Gründe zurückzuführen angefangen. Allein Spinoza und Leibnitz waren unverſtanden geblieben, und nur Fragmente der Philoſophie des Letztern gingen in die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrſchende Popularphiloſophie über. Die ſogenannte Naturrechtsphiloſophie, die ſich mit Leibnitz'ſchen Lappen ſchmückte, zog allerdings auch das Strafrecht in den Kreis ihrer Betrachtung. Allein ſelbſt Thomaſius, ſo ſehr er ſich als Philoſoph wollte ſehen laſſen, bemühte ſich noch, alle Anwendung der Speculation auf das Leben zu bekämpfen, ja ſogar auf ſcurrile Weiſe vor einem breiten Publicum ins Lächerliche zu ziehen.

Wenngleich nun aber die in Deutſchland aufgekommene philoſophiſche Richtung durch ſchwächliche Halbheit ſich auszeichnete, ſo war es doch unfehlbar eine vortheilhafte Wirkung jener ſpeculativ dürftigen Syſteme, daß ſie in dem Gebiete von Recht und Staat nur überhaupt der Philoſophie Platz machten. Wie von Baco das Reich der Natur, ſo mußte von Grotius das Reich des Rechts und des Staats erſt für den Gedanken erobert werden, nachdem er bis dahin unter den Riegeln der ſcholaſtiſchen Theologie gelegen und — bei allem Ariſtoteliſiren — immer die Offenbarung zum Princip gehabt hatte. Die Proclamation eines ewigen und unwandelbaren Naturgeſetzes, wenngleich mit der ſupranaturaliſtiſchen Tradition noch lange nicht völlig gebrochen wurde, war ein Schritt von größter Wirkung. Denn, einmal angeſteckt, konnte das Licht des prüfenden Gedankens nicht wieder erlöſchen.

Obwol nun aber bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weder Geſetzgebung noch Doctrin des poſitiven Strafrechts nach den Reſultaten der Philoſophie ſich beſtimmte, ſo iſt doch ſchon lange vorher die letztere als die das Zeitbewußtſein überhaupt beſtimmende Macht zu bezeichnen. Davon war die nächſte Folge, daß ſich das beſtehende Recht und der beſtehende Staat der praktiſchen Kritik derſelben nicht mehr entziehen konnten. Wie ſie nun übrigens ſelbſt bis zur franzöſiſchen Revolution hin noch nicht zerſtörend war, vielmehr am Gegebenen feſthielt und mit den inhaltſchwerſten Begriffen noch ziemlich harmlos ſpielte,. ſo trat ſie auch gegen die Wirklichkeit im Ganzen noch nicht feindſelig auf, ſondern begnügte ſich mit einem, freilich unter den Zeitumſtänden oft ſehr ſchwierigen und höchſt verdrießlichen Kampf gegen einzelne Misbräuche. Vor allem griff ſie den religiöſen Fanatismus an, der ſich in Hexenproceſſen proſtituirt hatte, und in Verbindung hiermit ſignaliſirte ſie die Inhumanität des beſtehenden Strafſyſtems und der Folter. Der philanthropiſche Geiſt der Aufklärungsperiode ergriff vornehmlich geiſtreiche Fürſten (die Revolutionäre des 18. Jahrhunderts), von welchen dann allmälig theils umfaſſende Reformationen der geſammten Strafgeſetzgebung, theils einzelne Reformen in den zunächſt ſaulen Punkten ausgingen. Dahin gehörte zunächſt eine immer umfaſſendere Umwandlung des geſammten Strafſyſtems und die allmälige Abſchaffung der Folter, des Reinigungseides und anderer Misbräuche. Beſonders angeregt und beſchleunigt wurden die Reformen durch den Einfluß franzöſiſcher und italieniſcher Schriftſteller, deren glänzende und gewandte Darſtellungen der beſtehenden Misbräuche Eingang in die fürſtlichen Cabinete fanden, wie beſonders die Schriften von Montesquieu, Voltaire, Beccaria. Sie wurden aber zugleich unterſtützt durch den allgemeinen Geiſt der Zeit, welcher auf eine vernunftgemäße Umgeſtaltung der beſtehenden Rechtszuſtände, auf eine folgerichtige Durchführung des allmälig ins allgemeine Bewußtſein tretenden modernen Staatsbegriffs, auf Vollziehung des Princips der Humanität, namentlich auf das Entbehrlichmachen ſtrenger Strafen durch die Thätigkeit einer vielſeitigen und umſichtigen Polizei drang. In der That wurde dieſem Drange im Lauf des 18. Jahrhunderts vielfach genügt, beſonders durch Verbeſſerung der Polizeianſtalten und des Unterrichtsweſens, durch Abſtellung der Strafe der Landesverweiſung und der verſtümmelnden Strafen und allmälige Subſtitution beſſer geordneter Detentionsanſtalten.

Eben dieſe Reformen mußten, in Verbindung mit dem allgemeinen Geiſte der Aufklärungsperiode, auf die poſitivrechtliche Praxis einen großen Einfluß ausüben. Schon unter Carpzov's Herrſchaft hatte dieſe ſich daran gewöhnt, unter Beibehaltung des Scheins der Geſetzlichkeit vom Geſetze abzuweichen. Dies konnte um ſo leichter geſchehen, als in der That die Strafen des Römiſchen Rechts größtentheils gar nicht anwendbar waren, und zugleich das Gebiet des Strafrechtlichen immer mehr in das Polizeiliche hinein erweitert wurde, wo man ſich von vornherein zu arbiträren Strafen berechtigt glaubte. Jetzt aber mußte man nachgerade auch den Schein der Geſetzlichkeit aufgeben. Der Geiſt der Zeit verdammte eine Reihe der gemeinrechtlichen Strafen unbedingt, und die Gerichte ſahen ſich im Falle, zum Theil ganz neue zu ſchaffen, wo denn die Erfindung nicht immer ſehr glücklich ausfiel (z. B. Einſperrung in Spitäler, Anhalten zum Wegemachen, Abgabe zu türkiſchen Kriegsdienſten, an die genueſiſchen oder venezianiſchen Galeeren u. ſ. w.). Als aber die Regierungen ſelbſt eingriffen, und allmälig geſetzlich ein neues Strafenſyſtem ſich ausbildete, ſo geſchah dies nicht auf gleichförmige Weiſe und meiſt ohne alle genauern Beſtimmungen über Coordination und Subordination der Strafmittel. Je ungleicher aber die neuen Strafanſtalten (Zucht- und Arbeitshäuſer) in den verſchiedenen Ländern waren, um ſo mehr mußte die Praxis in Beziehung auf das Strafmaß ſich particulariſiren. Die ihr aufgezwungene Willkür griff dann unbedenklich immer weiter um ſich, wobei man ſich auch wol mit einer ſtillſchweigenden Billigung des Geſetzgebers beruhigte, da man meiſt den Gebrauch hatte, alle wichtigern Criminalurtheile den Regenten, die damals allein Geſetzgeber waren, zur Beſtätigung vorzulegen. Eine Rechtfertigung hatte aber jene

Willkür in dem immer tiefer klaffenden Widerſpruche zwiſchen dem Inhalte des Gemeinen Rechts und der gegenwärtigen Culturſtufe. Viele Todesſtrafen kamen ab, und die meiſten übrigen wurden arbiträr. Zugleich bildete ſich für die gemeinrechtliche Praxis kein Anhaltpunkt, wie ſie ihn an Carpzov gehabt hatte. Der Geiſt der Zeit hätte ſich keinem einzelnen dogmatiſchen Syſteme mehr gebeugt.

Die Doctrin des poſitiven Rechts trug ihrerſeits nichts dazu bei, dieſe Tendenz der Praxis zur Willkür und Zerſplitterung aufzuhalten; ſie konnte dieſelbe vielmehr nur beſchleunigen. Zuvörderſt traten nämlich zweierlei Richtungen hervor, deren eine ſich der Herrſchaft über die Gegenwart ſelbſt begab, die andere aber in den Strudel der Praxis fortgeriſſen wurde.

Die erſtere hatte eine dem unmittelbaren Leben abgewandte, einſeitig wiſſenſchaftliche Tendenz, indem ſie ſich bemühte, die gemeinrechtlichen Quellen beſſer aufzuhellen und ein richtiges Verſtändniß derſelben anzubahnen, wobei freilich den nothgedrungenen Abweichungen der Doctrin und Praxis nicht gehörig Rechnung getragen wurde. Ein neues Leben und eine univerſellere Richtung erhielt dieſes Streben jedoch erſt im 19. Jahrhundert durch die Arbeiten der ſogenannten hiſtoriſchen Schule. Somit entwickelte ſich freilich dieſe Thätigkeit für die Quellen des Gemeinen Rechts und ſeine Geſchichte in ihrer vollen Verdienſtlichkeit erſt in einer Zeit, wo der Untergang dieſes Gemeinen Rechts als ſolchen bereits entſchieden war. Gleichwol war ſie nicht allein an ſich, beſonders wo ſie zugleich die Dogmengeſchichte mit befaßte, ſondern auch durch die Materialien, die ſie für die Geſetzgebung lieferte, in hohem Grade ſchätzenswerth.

Die andere dogmatiſche Richtung dagegen theilte das Schickſal der Praxis, an welche ſie ſich zunächſt anſchloß. So vorübergehend daher ihr Werth war, ſo war er doch für die Zeit ſelbſt nicht gering anzuſchlagen. Es wurde jetzt, was im 17. Jahrhundert verſucht worden war, mit beſſern Kräften unternommen: das ſtrafrechtliche Wiſſen zu ſyſtematiſiren, den Stoff auf allgemeine Principien zurückzuführen und ebendadurch ihn neu zu geſtalten. Die Verwandlung des Gegebenen in Gedankenbeſtimmungen, die aus ſich ſelbſt leben, konnte aber freilich nur erſt in mangelhafter und blos formaliſtiſcher Weiſe geſchehen, ſolange das wiſſenſchaftliche Element noch in einer logiſchen Verbindung der als gegeben aufgenommenen Thatſachen gefunden wurde, wie dies unter dem Einfluſſe der *Wolff*'ſchen Philoſophie herkömmlich war. Das Verdienſt dieſer Richtung ging daher in der einfachen Thatſache auf, daß dem Strafrechte die wiſſenſchaftliche Form gewonnen wurde. Ein Gewinn für die Erkenntniß des Geiſtes der gemeinrechtlichen Quellen und ihrer Geſchichte konnte dabei um ſo weniger entſtehen, je einſeitiger ſich jenes formaliſtiſche Intereſſe und daneben der Kitzel, im Einzelnen die Geſetze corrigiren zu wollen, geltend machte. In der That findet ſich auch das Studium der Geſchichte des gemeinen Strafrechts im 18. Jahrhundert gänzlich vernachläſſigt. Es wurde demſelben nur durch die in anderm Intereſſe vorgenommenen Bemühungen um die Alterthümer des deutſchen Rechts ſeine locale Entwickelungsgeſchichte vorgearbeitet. Zwar wurde das Strafrecht ſchon früher nicht nur in Schriften, ſondern auch auf Univerſitäten abgeſondert vorgetragen, allein nur nach der Legalmethode, und, ſeit die Juriſten ſich einerſeits in Civiliſten und Germaniſten, andererſeits in Civiliſten und Publiciſten zu ſondern begannen, war das Strafrecht in der Regel nur von den Civiliſten ins Schulplan genommen und ſo ſein Zuſammenhang mit dem öffentlichen Rechte und beſonders mit der Geſammtheit des deutſchen Rechts in Vergeſſenheit gebracht, eben dadurch aber der Willkür der Praktiker das Geſchäft erleichtert worden.

Die ältern der mit 1729 beginnenden Lehrbücher von dem oben bezeichneten Charakter ſind noch überaus dürftig ſowol in philoſophiſcher als in hiſtoriſcher Hinſicht. Die ſpätern zeigen einen Vorzug mehr in letzterer als in erſterer Beziehung, da man wenigſtens die nächſte Quelle, die Peinliche Gerichtsordnung, beſſer zu behandeln anfing. Sie fallen aber großentheils in die Blütezeit der Wolff'ſchen Philoſophie und tragen deren formaliſtiſchen, in Beziehung auf das Poſitive kleinmeiſterlichen, in Beziehung auf den Begriff ſeichten Charakter an ſich. Gerade der Mangel an philoſophiſchem und geſchichtlichem Halte erleichterte und beſchleunigte aber ihre Theilnahme an der ſtets wachſenden Willkür der Praxis, welche ſich hinwiederum auf die ephemere Autorität dieſer Theorie ſtützte. Die in der Praxis angeſehenſten Juriſten (Schilter, Leyſer, Hommel u. ſ. w.) brachten es doch nicht zu der Bedeutung, die Carpzov gehabt hatte, und konnten den Zerfall der Praxis in Particularismus nicht aufhalten. Jene Doctrinäre aber, die in einem Bund mit der Willkür der Praxis getreten waren, ſuchten zwar den Schaden zu verdecken, indem ſie fortwährend von einer gemeinrechtlichen Praxis ſprachen; allein dieſe beſtand nur auf dem Papier, während ſie in der Wirklichkeit geradezu unmöglich geworden war.

Hierzu hatte nun freilich gerade diejenige Richtung in der Wiſſenſchaft beigetragen, welche allein das weiter treibende Element enthielt — die aus dem Schooſe der kritiſchen Philoſophie am Ende des 18. Jahrhunderts hervorgegangene.

Zwar hatte der Matador dieſer Sphäre, Feuerbach, den Verſuch gemacht, die Praxis auf den Standpunkt des geſchriebenen Rechts zurückzudrängen, allein mit um ſo weniger Erfolg, als er ſelbſt in ſehr wichtigen Punkten mit jenem Beſtreben in offenen Widerſpruch gerieth und als der ganze Geiſt ſeiner Behandlung des poſitiven Rechts das Programm einer gänzlichen Reconſtruction in ſich ſchloß. In der That trug eben dieſe philoſophiſche Richtung, wo ſie auf das poſitive Recht angewendet wurde, vorzüglich dazu bei, dieſem vollends allen poſitiven Kern zu rauben und denſelben in criminalpolitiſche Erwägungen zu verflüchtigen. Um ſo wohlthätiger war dagegen ihr Einfluß auf das Element der Geſetzgebung, von deſſen Thätigkeit, bei dem immer bodenloſer werdenden Zuſtande des gemeinen Strafrechts, allein noch Hülfe zu erwarten war.

Es hatte nun zwar in der Natur der vor Kant herrſchenden Philoſophie gelegen, auf die Doctrin und Praxis des poſitiven Rechts nur einen formellen und mannichfach beſchränkten Einfluß auszuüben. Gleichwol muß ihrer Thätigkeit eine mittelbare Wirkung zugeſchrieben werden, ohne welche der raſche und durchgreifende Erfolg der aus der Kant'ſchen Philoſophie hervorgegangenen Beſtrebungen ſich nicht begreifen ließe. Sie ſtreute den Samen des Kriticismus in kleinen Doſen aus, aber ſie ſtreute ihn in das allgemeine Bewußtſein, beſonders unter Staatsmänner und Geſchäftsleute, und bereitete die Anſicht vor, daß rechtliche Inſtitutionen ſich nicht halten laſſen, die mit den Forderungen der Vernunft nicht zuſammenſtimmen. Solche Anſichten gingen während des 18. Jahrhunderts mehr und mehr aus der Schule in das Leben über und fanden theilweiſe ſchon in der Doctrin des poſitiven Rechts und in geſetzgeberiſchen Erzeugniſſen Eingang, riefen aber jedenfalls eine Stimmung der offentlichen Meinung hervor, welche im Anfang des folgenden Jahrhunderts dem Ruf nach neuen Geſetzgebungen über das Stafrecht als mächtigſte Verbündete zur Seite trat.

Während die an Grotius anknüpfende naturrechtliche Theorie in weiteſten Kreiſen Anhang und Verbreitung fand, nahm die ſolche Halbheit verſchmähende wahre Speculation eine Richtung, die zunächſt freilich die Grundlage jener noch am Gegebenen klebenden Weltanſicht aufhob, gleichwol aber durch den, wenn auch mäßigen Kriticismus, worin dieſe ſich gefiel, die Geiſter für die Reſultate ihres kühnern Gedankengangs vorbereitet fand.

Von den drei eigenthümlichen Richtungen, in welche die gemeinſame Tendenz der wahrhaft vorwärtsſtrebenden Philoſophie im 18. Jahrhundert ſich ſpaltete, war es vornehmlich der franzöſiſch-engliſche Materialismus, der am meiſten und ſtärkſten auf die öffentliche Meinung einwirkte. Alle hieraus entſprungenen Lehren ſtimmen darin überein, daß ſie die ideelle Weſenhaftigkeit des Sittlichen verneinen und vielmehr im Rechte wie in der Moral von dem Individuum als einem beſtimmten Gliede in der Reihe der Naturproducte ausgehen, dem ſein Wohl das einzige und höchſte Geſetz ſei und welches eben in dem Beſtreben, dieſes ſein Wohl zu verwirklichen, auf die Anerkennung gewiſſer moraliſcher und rechtlicher Geſetze und beſonders auf die vertragsmäßige Errichtung des Staats geführt werde. Man pflegte dem Staate einen Naturzuſtand vorauszuſetzen, deſſen Vorſtellung und Verhältniß zum geſellſchaftlichen Leben aufs verſchiedenſte ausfiel, je nachdem man der Natur des Menſchen einen mehr materialiſtiſchen oder idealiſtiſchen Inhalt gab, hiernach entweder der Staat als ein blos nothwendiges Uebel oder als das Höhere und Werthvollere gegen den Naturzuſtand dachte. Jedenfalls ſah man in ihm nur ein Erzeugniß des gemeinſamen Willens der Menſchen zum Wohle der Einzelnen oder der Geſellſchaft; und, je mannichfaltigere Intereſſen unter dem vieldeutige Begriffe des Wohls ſich zuſammenfinden, um ſo verſchiedenartiger konnte auch der Zweck des Staats und ſeiner einzelnen Inſtitute beſtimmt werden. So ſehr ſich hiernach die einzelnen Syſteme voneinander trennten, ſo feſt hielten ſie doch alle an dem Grundgedanken, daß Recht und Staat nicht Selbſtzweck, ſondern blos Mittel für das Wohl der Individuen und daher auch von der Autonomie des Willens dieſer Individuen abhängig ſeien. Die Folgerung für das Strafrecht war, daß auch dieſes keine Nothwendigkeit in ſich habe, das Verbrechen daher nur die Bedeutung einer gefährlichen Handlung haben konnte, welche die gemeine Wohlfahrt bedrohe.

Indeſſen waren es nicht ſowol die beſondern Begründungen des Strafrechts in dieſen Schriften, was die Geiſter gefangen nahm, als vielmehr der allgemeine Geiſt derſelben, in welchem die überall vorhandene Unzufriedenheit mit morſchgewordenen Rechts- und Staatszuſtänden ihren ſcharfen und energiſchen Ausdruck fand. Nur in dieſem Sinne wirkte auch Beccaria in beſonderer Beziehung auf Strafrecht und Proceß.

Jener Geiſt war nicht mehr der zahme, in kleinen Plänkeleien gegen das Beſtehende ſich gefallende Geiſt des alten Naturrechts, ſondern der revolutionäre Geiſt einer umfaſſenden, in der Geſchichte der Philoſophie mit Nothwendigkeit hervorgetretenen Weltanſicht. In der Beziehung auf Recht und Staat trafen aber die franzöſiſchen Philoſophen, namentlich die von Rouſſeau's Farbe, bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen, nahe genug mit dem in der deutſchen Wiſſenſchaft als Revolution auftretenden Kriticismus und dem daraus hervorgehenden ſubjectiven Idealismus zuſammen. So verſchieden nämlich das Ich iſt, von dem die Einen und die Andern ausgehen, ſo verſchieden demnach auch die Schöpfung des allgemeinen Willens bei den Einen und bei den Andern ausfallen mußte, ſo haben ſie doch dies gemein, daß ſie Recht und Staat blos zum Mittel und Product des als abſolut vorausgeſetzten Ichs machen, daher auf Vertrag gründen, und als nächſten Zweck des Staats nur die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums aufſtellen. Obgleich daher die deutſchen Idealiſten nicht von dem empiriſch-egoiſtiſchen Ich der franzöſiſchen Philoſophen ausgehen, daher auch als den Inhalt des Staats nicht blos das einfache oder multiplicirte Wohl des empiriſchen Individuums ſetzen, da vielmehr als das zu verwirklichende wahre Wohl des Ichs von ihnen eben nur das Recht, als die vernünftige Regel des geſellſchaftlichen Lebens, bezeichnet und ſomit nicht um des Nutzens willen das Recht als das allein Nützliche gefordert wird, ſo war ihnen doch neben der allgemeinen Grundlage mit den franzöſiſchen Philoſophen auch die feindſelige Stellung gegen die beſtehende Wirklichkeit, die Auffaſſung der Idee in der Form des Ideals, daher die ausgeſprochene oder verſchwiegene Forderung gemein, die ſchlechte Wirklichkeit dieſem Ideale gemäß umzugeſtalten. Darin waren ſie denn gleichfalls weit über ihre deutſchen Vorgänger hinausgegangen. Gleichwol waren aber auch für ihre Lehren eben durch dieſe Vorgänger die Geiſter allmälig vorbereitet und, was die Begründung des Strafrechts insbeſondere betrifft, bereits eingeſchult worden.

In Deutſchland hatte nämlich die Reihe der das Naturrecht pflegenden Philoſophen ſich mit **Wolff** geſchloſſen, deſſen Lehre ihrem ganzen Charakter gemäß das breiteſte Publicum finden konnte und fand. Einerſeits ſchloß ſie ſich an den von Grotius angeregten und ſeitdem von Puffendorf, Thomaſius und Andern weitergepflegten Gedankenzug an, andererſeits ſuchte ſie auch höhere Anſprüche zu befriedigen, indem ſie ſich als Verarbeitung Leibnitz'ſcher Ideen angeſehen wiſſen wollte. Jedenfalls ſagte ſie der Menge der Gebildeten dadurch zu, daß ſie die gegebene Wirklichkeit anerkannte und dieſe nur vernünftig zu begründen, dabei aber zugleich ihren geſammten Reichthum methodiſch zu ſyſtematiſiren unternahm, wodurch freilich nur eine innerlich flache Popularphiloſophie zu Stande kommen konnte. Eben der Empirismus und Formalismus dieſer Philoſophie machte ſie aber ſehr geſchickt, zum bloßen Rahmen für die Darſtellung des poſitiven Rechts in ſeinen gegebenen Reſultaten zu dienen, wie denn auch die meiſten der Strafrechtslehrbücher aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nichts Anderes ſind als ſolche Verbrämungen des poſitiven Rechts mit Wolff'ſchem Schulraiſonnement. An der beſtehenden Wirklichkeit wollte man in jener Zeit nur im Einzelnen beſſern und flicken. Wenn nun gleichwol auch jene ältere Philoſophie das Loſungswort des vernünftigen Fortſchritts ausſprach, daher auch die erſten philoſophiſchen Geſetzgebungsverſuche der von ihr beherrſchten Aufklärungsperiode angehören, ſo bildete doch gleichwol erſt der Wechſel des Jahrhunderts einen entſchiedenen Wendepunkt, ſofern die neue Philoſophie ſofort eine ganz andere Stellung zur Wirklichkeit einnahm und nicht mehr von „vernünftigen Gedanken des Herrn Geheimderaths Chriſtian von Wolff" über dies und jenes, ſondern von völlig neuen Schöpfungen aus der Autonomie der denkenden Vernunft heraus die Rede war.

Die Geſetzgebungen ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts ſcheiden ſich hiernach in verſchiedene Claſſen. Die frühern haben ihre Quelle noch ganz im poſitiven Gemeinen Recht und fixiren nur deſſen particulären Gerichtsgebrauch. Damit halfen ſie nun freilich für ihre Territorien der allgemeinen Rechtsunſicherheit ab, riſſen aber auch zugleich die Rechtsbildung faſt ganz von dem gemeinrechtlichen Entwickelungsgange los. Gerade der Umſtand, daß das geſetzgeberiſche Element jetzt überall nur noch particularrechtlich thätig wurde und werden konnte, wirkte auch wieder auf die ohnedies vorhandene particulariſirende Tendenz der Praxis zurück. Nicht nur nämlich daß überhaupt ein der Peinlichen Gerichtsordnung derogirendes wahres gemeines Gewohnheitsrecht nur in den gröbſten Umriſſen ſich nachweiſen ließ, daß auch das Inſtitut der Actenverſendung an Schöppenſtühle und Juriſtenfacultäten allmälig Beſchränkungen erlitt, und in den einzelnen Ländern nicht ſelten die Cabinetsjuſtiz ſich in die Strafrechtspflege miſchte, überdies aber die Praxis eines Landes in der Regel gar keine Kenntniß von der Praxis der übrigen erhielt: — ſondern, je mehr nun in einzelnen und gerade in den bedeutendſten Territorien particuläre Geſetzgebungen entſtanden, um ſo mehr wurde das Gemeine Recht in den ihm noch übrigen Ländern ſelbſt zur Bedeutung eines bloßen Landesrechts zurückgedrängt, da man von einer gemeinrechtlichen Geſetzgebung ohnedies ſchon faſt die Erinnerung verloren hatte. Zu den gedachten Geſetzgebungen gehört die bairiſche vom Jahre 1751 und die der Maria Thereſia vom Jahre 1768. Wenn in dieſen der Standpunkt der durch Carpzov beherrſchten, unphiloſophiſchen, dogmatiſch-praktiſchen Entwickelungsperiode ſtrict erſcheint, ſo hatten dagegen die folgenden bereits den philoſophiſchen Geiſt der Zeit in ſich und wurden dadurch zum Ausdruck beſtimmter wiſſenſchaftlicher Epochen.

In die Epoche der Wolff'ſchen Philoſophie und der von ihr beſtimmten Aufklärungsperiode fällt in Deutſchland: die öſtreichiſche Geſetzgebung Joſeph's II. in den Jahren 1787, 1788, das unverkennbarſte Product des den Staat als polizeiliche Sicherungs- und Beglückungsanſtalt, daher die Strafe blos unter dem Geſichtspunkt der Zweckmäßigkeit, beſonders der Prävention auffaſſenden Zeitgeiſtes. Charakteriſtiſch iſt vornehmlich die Behandlung der die Religion und der die Familie betreffenden Verbrechen, die Sparſamkeit mit der Todesſtrafe und deren theilweiſe Erſetzung durch grauſam eingerichtete Arbeitsſtrafen u. ſ. w. Dieſes Geſetzbuch wurde jedoch verdrängt durch die Geſetzgebung vom Jahre 1803, welche eine bedeutende Reaction gegen die joſephiniſche Philanthropie enthielt, indem ſie die Todesſtrafe in großem Umfang wieder aufnahm, ohne darum jene andern grauſamen Strafmittel aufzugeben, überhaupt die Sicherungs- und Abſchreckungstendenz im Uebermaß vorwalten ließ und dabei die der Beſſerung kaum berückſichtigte. Ferner gehört hierher das preußiſche Allgemeine Landrecht vom Jahre 1794 (Thl. II, Tit. 20). Daſſelbe iſt zwar in ſeinem ſtrafrechtlichen Theil großentheils auf das Gemeine Recht gemäß ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Entwickelung am Ende des 18. Jahrhunderts gebaut. Allein ſchon die Geſetze Friedrich's II. hatten den Geiſt ausgeſprochen, der vorhin als Charakter der joſephiniſchen Geſetzgebung bezeichnet wurde. Derſelbe ſtellt ſich denn auch in dem Allgemeinen Landrechte dar. Die Auffaſſung des Staats als Polizeiſtaats erhellt aus der Aufhebung der Grenze zwiſchen Verbrechen und Polizeivergehen, aus der Abſtufung der Strafbarkeit, wobei die das Privat- und Gemeinwohl materiell angreifenden Verbrechen am ſchlimmſten, dagegen die gegen das ſittliche Recht [illegible] Familie, der Kirche u. ſ. w. gerichteten am leichteſten wegkommen, und in dem offenen Hervortreten des Sicherungs- und Abſchreckungszwecks. Dieſe Geſetzgebungen, wie auch die für Bamberg vom Jahre 1795 und die Entwürfe von Quiſtorp und Nettelbladt u. ſ. w., waren recht aus dem Schooſe der Wolff'ſchen Philoſophie ausgegangen. Das Ende des 18. Jahrhunderts war außerordentlich fruchtbar an ſolchen Entwürfen und Verbeſſerungsvorſchlägen, die nicht über den Geſichtskreis der allgemeinen, ziemlich vagen Aufklärungstendenz hinausgingen.

Einen weſentlich verſchiedenen Charakter hatte dagegen die aus dem Schooſe der kritiſchen Philoſophie hervorgegangene bairiſche Strafgeſetzgebung vom Jahre 1813. Der Uebergang zu dieſer Behandlungsweiſe bildeten die Darſtellungen des Strafrechts von Kleinſchrod, Stöckel, Grolman u. ſ. w., welche ſämmtlich ſchon mehr oder weniger dem poſitiven Strafrechte ein philoſophiſches als Ideal gegenüberzuſtellen unternahmen und nur die praktiſche Folgerung noch nicht machten, welche Feuerbach zog, daß nämlich nach dieſem Ideale die Wirklichkeit umgeſtaltet werden müſſe. Das Verhältniß ſtellt ſich am bezeichnendſten dar in Kleinſchrod's Entwurf eines Geſetzes für die kurpfalzbairiſchen Staaten und Feuerbach's vernichtender Kritik deſſelben, deren poſitive Seite ſofort in ſeinem eigenen Entwurfe und dem hierauf gebauten bairiſchen Strafgeſetzbuche ſich darſtellte. Dieſes war, abgeſehen von den Modificationen, die es gegen den Willen Feuerbach's erlitt, eine folgerichtige Durchführung ſeiner Rechtsphiloſophie, darum freilich einſeitig, wie dieſe Philoſophie ſelbſt, und bald der geſetzlichen Nachhülfe bedürftig. Gleichwol war dieſe legiſlative Erſcheinung von höchſter Bedeutung dadurch, daß ſie zuerſt thatſächlich dem Gedanken das Recht zuerkannte, die Wirklichkeit zu beſtimmen. Dieſes Verdienſt bleibt ihr, wenn auch alles Einzelne an ihr untergeht. Sie iſt dadurch die Chorführerin aller neuern Geſetzgebungen geworden. Allerdings mußte die Ausführung in demſelben Maße unpraktiſch ausfallen, als das Princip ſelbſt einſeitig war. Daher mußte man nicht nur ſehr bald durch Novellen nachhelfen, ſondern auch an neue Entwürfe denken. Allein die beſondern Mängel, welche man vom Standpunkte des concreten Lebens aus dem Geſetzbuche vorzuwerfen berechtigt war, ſind weſentlich nur die Folgen jener wiſſenſchaftlichen Einſeitigkeit, welche mit dem gegebenen philoſophiſchen Standpunkte nothwendig verbunden war und ſich in den zwei Hauptrichtungen äußerte, daß ſie einmal die Idee überhaupt nur in der Form des der Wirklichkeit und damit dem geſchichtlich gegebenen Entwickelungsgange feindlichen Ideals auffaßte, und daß ſie zweitens in dem Begriffe des Strafe ſelbſt nur die Eine Seite (die relative) als deren Abſolutes hervorhob.

Eben um dieſes Urſprungs aus der kritiſchen Philoſophie willen iſt das bairiſche Strafgeſetzbuch nahe verwandt mit dem durch die politiſchen Stürme des 19. Jahrhunderts auch in die deutſchen Rheinlände verpflanzten franzöſiſchen Strafgeſetzbuch, welches als Erzeugniß der dem deutſchen Kriticismus parallelgehenden Entwickelung der romaniſchen Philoſophie zum materialiſtiſchen Utilitätsſyſtem in Sachen von Recht und Staat zu bezeichnen iſt. Beide Geſetzbücher haben ihr Recht in der Eroberung des Principats für den Gedanken, und eben damit haben ſie mächtig beſtimmend für die Folgezeit gewirkt.

In Deutſchland namentlich ſind dem bairiſchen Strafgeſetzbuch eine ganze Reihe von Entwürfen gefolgt, die größtentheils Geſetzeskraft erlangt haben. Dieſe neuern Geſetzbücher nun (für Sachſen, Würtemberg, Hannover, Braunſchweig u. ſ. w.) gehören ſämmtlich einer wiſſenſchaftlichen Uebergangsperiode an. Ohne ſich irgendwie geradezu der modernen, als Gegenſatz zur kritiſchen aufgetretenen Philoſophie anzuſchließen, huldigen ſie doch deren Grundſätzen in doppelter Richtung wenigſtens indirect, indem ſie einmal von der abſtracten Tendenz, die Wirklichkeit lediglich nach einem aus der ſubjectiven Vernunft herausgeſponnenen Ideale zu beſtimmen, zurückgekommen ſind und wenigſtens neben den mancherlei Zwecken, die ſie als Erbſchaft aus der Feuerbach-Grolman'ſchen Zeit noch beibehalten haben, der geſchichtlich gewordenen Entwickelung wieder ihr Recht zukommen laſſen —, in welcher Beziehung ſie durch die Beſtrebungen der neuern Criminaliſten weſentlich gefördert worden ſind — und indem ſie zweitens von dem immer deutlicher gewordenen Bewußtſein ausgehen, daß der volle Begriff der Strafe ſich nicht in dem einen oder andern der damit zu erreichenden Zwecke, ſondern nur in deren Geſammtheit erſchöpfe, welche Einſicht freilich vorerſt noch nicht zu einer organiſchen Erkenntniß der vollen Idee der Strafe, ſondern nur zu einem durch das vage Princip der Gerechtigkeit übertünchten, mehr oder weniger noch immer von dem Geiſte der abgelaufenen Periode beherrſchten und eben deshalb auch von dem Einfluſſe der einſeitigen Abſchreckungstendenz noch keineswegs freigewordenen Eklekticismus geführt hat.

Durch die förmliche Auflöſung des deutſchen Reichs im Jahre 1806 hatte ſich im innern Rechtszuſtande der einzelnen Territorien nur wenig verändert, im Strafrechte namentlich nur Das, was ſich eben auf das Reichsverhältniß bezogen hatte. Indeſſen war dadurch das Gemeine Recht auch in denjenigen Ländern (etwa dem dritten Theil von Deutſchland), wo es bisher als ſolches fortbeſtanden hatte, formell in die Kategorie eines bloßen Landesrechts herabgeſetzt worden. Von einer gemeinrechtlichen Praxis konnte nicht mehr die Rede ſein, weil es an dem gemeinſamen Staatsverbande fehlte, der ihr allein formellrechtlichen Beſtand hätte geben können. Seitdem wurde aber nach und nach faſt in ganz Deutſchland das Gemeine Recht durch neue Landesſtrafgeſetzgebungen verdrängt, für die es nur die Bedeutung einer geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Vorausſetzung behielt.

Neue Elemente, welche eine Gemeinſamkeit des Rechts vermitteln konnten, waren nur der Deutſche Bund und der Zollverein. Indeſſen konnte durch beide jedenfalls nur ein völkerrechtlich gemeines Recht entſtehen, da jeder formellen Rechtseinheit im ſtrengern Sinne die Souverainetät der einzelnen Staaten entgegenſtand. Abgeſehen davon hat aber der Bund im Gebiete des Strafrechts nichts geſchaffen als ein Verbot der Cabinetsjuſtiz und des Nachdrucks, der politiſchen und communiſtiſchen Vereine, der Volksverſammlungen und der Actenverſendung in Criminal- und Polizeiſachen und eine Cartellconvention. Auch der Zollverein hat nur zu einer gemeinſchaftlichen Zollſtrafgeſetzgebung geführt.

Die Erhebung des Jahres 1848 iſt ohne Erfolg geblieben; die ſtrafrechtlichen Beſtimmungen der Grundrechte ſind nur particularrechtlich zur Geltung gelangt; die Aufhebung der Ausnahmegeſetze des Bundestags verſuchte man wegzudemonſtriren; Standrecht und Recht des Belagerungszuſtandes ſind praktiſch zu höchſter Blüte gekommen, und neuerdings iſt unter den Auſpicien des Bundes in die Reihe der Strafmittel die „Bequartierung" eingeführt worden.

Aus allem bisher Angeführten ergibt ſich, daß ein gemeines deutſches Strafrecht als praktiſches Recht nicht mehr exiſtirt. Der Unterſchied gegen die Zeit des Gemeinen Rechts iſt aber darum minder groß, weil auch in jener Zeit die Gemeinſamkeit der Grundzüge die Particulariſation ſo wenig ausſchloß, daß dieſe vielmehr bis zu dem Punkte fortwuchern konnte, wo eine völlige Lostrennung der einzelnen Territorialrechte unumgänglich nothwendig wurde, umgekehrt aber jetzt die neuen Strafgeſetzgebungen bei aller formellen Beſonderheit gleichwol die gleichen Grundzüge haben. Zwar zeigen ſie philoſophiſche und criminalpolitiſche Ingredienzien in ziemlich verſchiedener Miſchung, ſchöpfen auch mannichfach aus ſchon früher abgeſondertem Particularrecht; auch nimmt nicht ſelten die eine Geſetzgebung eine oder mehrere andere, auch wol außerdeutſche Geſetzgebungen zum Vorbild. Trotzdem aber ſind gleichwol die neuen Geſetzgebungen mehr oder weniger nur Darſtellungen der gemeinrechtlichen Doctrin und Praxis in ihrem letzten Entwickelungsſtadium; ohne Zweifel enthalten ſie ſogar noch mehr materiell Gemeines Recht, als es die einzelnen Territorien während des vorigen Jahrhunderts hatten, woraus nur am allerwenigſten zu folgern iſt, daß etwa durch Abſtraction des Gemeinſamen aus den einzelnen neuen Strafgeſetzgebungen ein — nicht mehr exiſtirendes — Gemeines Recht gebildet werden könne. *)

R. Köſtlin.

---

*) Dieſem Artikel, welcher nur eine allgemeine Ueberſicht der Entwickelung des deutſchen Strafrechts gibt, werden ſpäter noch zwei andere, von demſelben Verfaſſer, folgen, welche die Fortſchritte der Strafrechtswiſſenſchaft und der Strafrechtspflege in Deutſchland während des gleichen Zeitraums mehr im Einzelnen nachweiſen ſollen.
D. Red.

Inhaltsverzeichniß
des erſten Bandes.

Seite

Einführungsworte von E. M. Arndt. V

Vorwort der Herausgeber IX

Preußen und Oeſtreich in ihrem Verhältniß zu Deutſchland. Von **P. A.** 1

Preußen als Mittelpunkt, Oeſtreich als Bundesgenoſſe eines deutſchen Bundesſtaats (S. 1). — Die Oppoſition der Mittelſtaaten gegen Preußen, auf ihr wahres Motiv zurückgeführt (S. 7). — Die verſchiedenen Projecte einer Union Deutſchlands mit Oeſtreich auf ſolcher Grundlage (S. 10).

Die deutſchen Denkmäler. Von **W. Stricker.** 17

Hauptepochen der Gründung deutſcher Denkmäler, monarchiſche, ariſtokratiſche und demokratiſche Denkmäler (S. 17). — Gegenſtände monumentaler Verherrlichung: die Erfinder der Buchdruckerkunſt (S. 18), die Reformatoren (S. 18), Kaiſer und Fürſten (S. 19), Staatsmänner (S. 20), Feldherren (S. 21), Gelehrte, Dichter, Muſiker, bildende Künſtler u. ſ. w. (S. 24). — Denkmäler Deutſcher auf fremder, Fremder auf deutſcher Erde (S. 25). — Sogenannte Nationaldenkmäler: Walhalla, Hermannsdenkmal, Kölner Dom (S. 27).

Die Staats- und Rechtsverfaſſung Kurheſſens in ihrer geſchichtlichen Entwickelung. Von **K. W. Wippermann.** 28

Aeltere Geſchichte Kurheſſens vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zur Wiedereinſetzung Wilhelm's I. (S. 29.) — Vergebliche Verfaſſungsunterhandlungen 1815 und abſolutes Regiment bis 1830 (S. 41). — Die Verfaſſung von 1831 (S. 49). — Reaction dagegen: das Haſſenpflug-Scheffer'ſche Syſtem (S. 51). — Das Jahr 1848; das Eberhard'ſche Miniſterium, ſeine Reformen und ſeine deutſche Politik (S. 57). — Der Wiedereintritt Haſſenpflug's und die neueſten Verfaſſungskämpfe (S. 62).

Deutſche Nationalerziehung, ihre Bedeutung, ihr Zweck, ihre Mittel. Von **F. A. W. Dieſterweg.** 64

Der echte Nationalgeiſt und die Nothwendigkeit einer Entwickelung desſelben durch die Erziehung (S. 65). — Mittel dazu (S. 69).

Deutſch-däniſche Wechſelwirkungen. Erſter Artikel. 808—1815. Von **W. Stricker.** 72

Früheſte Kämpfe der Deutſchen mit den Dänen (S. 73). — Die Waldemar'ſche Conſtitution (S. 75). — Der Vertrag von 1460 (S. 77). — Kampf der Ditmarſen gegen die Dänen (S. 79). — Einführung der Reformation in Dänemark (S. 82). — Erbtheilungen Schleswig-Holſteins und Stammtafel der verſchiedenen erbberechtigten Linien (S. 84). —

Kämpfe der Hanſa mit Dänemark, Jürgen Wullenweber und Marcus Meyer (S. 86). — Dänemarks Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege (S. 89). — Die Wiedervereinigung des herzoglichen Theils von Schleswig mit dem königlichen [1721] (S. 92). — Willkürhandlungen gegen die Herzogthümer (S. 93). — Herrſchaft des deutſchen Elements in Dänemark durch deutſche Staatsmänner, Gelehrte und Dichter (S. 95). — Verhältniſſe der däniſch-deutſchen Herzogthümer nach Auflöſung des Deutſchen Reichs und bei Stiftung des Deutſchen Bundes (S. 98).

Die deutſchen Kaiſerdynaſtien und ihre Beſtrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs. Von **C. Abel.** 99

Das deutſche Königthum (S. 99). — Die Merowinger (S. 101). — Die Karolinger (S. 102). — Die ſächſiſchen Kaiſer (S. 104). — Die fränkiſchen Kaiſer (S. 107). — Die Hohenſtaufen (S. 109). — Die Habsburger und Lützelburger (S. 111).

Die deutſche Kleinſtaaterei und ihre Folgen. Von **A. L. von Rochau.** 117

Rückblick auf die Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Kleinſtaaterei (S. 117). — Vermeintliche Vortheile und wirkliche Nachtheile der Kleinſtaaterei (S. 119). — Abhülfe dagegen (S. 126).

Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland. Erſter Artikel. 1814—1830. Von **K. Biedermann.** 128

Verhandlungen über die Landesverfaſſungen beim Wiener Congreß (S. 129). — Entſtehungsgeſchichte der einzelnen deutſchen Verfaſſungen (S. 135). — Vergleichende Zuſammenſtellung derſelben (S. 151). Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in den einzelnen Ländern bis zum Jahre 1819 (S. 156). — Reaction dagegen: die Karlsbader Conferenzen (S. 161). — Das parlamentariſche Leben der Einzelſtaaten von 1819—1830 (S. 170).

Die Miſchungen deutſcher Stämme mit den Völkern des römiſchen Weſtreichs. Von **W. Heyd.** 171

Durchdringung des germaniſchen und romaniſchen Elements in Frankreich, Italien, Spanien; deren Folgen für die Entwickelung des Rechts, der Religion, der Sprache (S. 175). — Antheil eines jeden der beiden Elemente an den nationalen Neubildungen (S. 179). — Conflict des germaniſchen (angelſächſiſchen) und des romaniſchen (normänniſchen) Elements in England und deſſen Ausgleichung (S. 181).

Deutſches Univerſitätsleben. Erſter Artikel. Das Mittelalter. Von **L. Bechſtein.** 182

Entſtehung und erſte Einrichtung der deutſchen Univerſitäten (S. 183). — Das deutſche Studententhum und ſein Zuſammenhang mit dem mittelalterlichen germaniſchen Weſen (S. 187). — Aeußere Lebensweiſe, Sitten und Studium des deutſchen Studenten (S. 188). — Die „fahrenden Schüler“ und Dr. Fauſt (S. 190). — Verſchlimmerung der ſtudentiſchen Sitten (S. 195). — Pflege der Univerſitäten durch die Fürſten (S. 196).

Deutſchlands äußere und innere Bodengeſtaltung und ihr Einfluß auf die Culturverhältniſſe des Landes. Von **B. Cotta.** 200

Allgemeine Betrachtungen über den Einfluß der Bodengeſtaltung auf die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands (S. 200). — Geologiſche Eintheilung Deutſchlands (S. 203). — Die norddeutſche Niederung (S. 208). Der Teutoburger Wald und das Weſergebirge (S. 210). — Der Harz (S. 211). — Das oberlauſitzer Bergland (S. 215). — Das Rieſengebirge (S. 217). — Die Sudeten (S. 221). — Das böhmiſch-mähriſche Gebirge (S. 222). — Der Böhmerwald (S. 222). — Die ſächſiſche Schweiz (S. 223). — Das böhmiſche Mittelgebirge (S. 225). — Das

Erzgebirge (S. 256). — Das Fichtelgebirge (S. 256). — Der Thüringer Wald (S. 257). — Das heſſiſch-fränkiſche Gebirge (S. 257). — Das rheiniſche Schiefergebirge (S. 257). — Das Rheinthal (S. 258). — Das große ſüddeutſche Becken (S. 259). — Die ſchwäbiſche Schweiz (S. 260). — Der Schwarzwald (S. 260). — Der Kaiſerſtuhl (S. 260). — Die Rauhe Alp (S. 261). — Die Grafſchaft Pappenheim (S. 261). — Das Becken von Regensburg (S. 262). — Das Plateau von München (S. 262). — Die Alpen (S. 263). — Rückblicke und Schlußbetrachtungen (S. 267).

Die neueſten Bewegungen auf dem Gebiete des Proteſtantismus. Proteſtantiſche Freunde. Freie Gemeinden. Von **H. Pröhle** 269
Der Sintenis'ſche Bilderſtreit und das Entſtehen der Lichtfreunde (S. 271). — Wislicenus, König, Uhlich (S. 276). — Höhepunkt der Bewegung (S. 282). — Gegenwirkung (S. 290). — Freie Gemeinden, Sieg der Altkirchlichen (S. 295).

Die deutſchen Märzminiſterien. I. Das Miniſterium Bekk in Baden. Von **L. Häuſſer** 305
Bekk's Eintritt ins Miniſterium 1846 (S. 308). — Der politiſche Zuſtand Badens im Jahre 1846 (S. 309). — Bildung eines liberalen Miniſteriums (S. 311). — Entwickelung der Dinge bis zum Jahre 1848 (S. 312). — Die Bekk'ſche Verwaltung im Jahre 1848 (S. 316). — Die Mairevolution 1849 (S. 331). — Das Miniſterium Klüber (S. 335).

Nord- und Süddeutſchland in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutſchlands. Von **P. Pfizer** 338
Die ſtrenge Scheidung von Nord und Süd weder geographiſch noch ethnographiſch, weder auf kirchlichem noch handelspolitiſchem Gebiete gerechtfertigt (S. 339). — Der Stammesgegenſatz, zum Theil künſtlich erzeugt, bei gegebener Einheitsform leicht verwiſchbar (S. 343). — Zeuge deſſen das erſte deutſche Parlament (S. 349).

Guſtav Schwab. Eine Skizze 350

Die Verſuche zur Einigung Deutſchlands ſeit der Auflöſung des Reichs. Erſter Artikel. Von der Auflöſung des Reichs bis zum Wiener Congreß. 1806—1814. Von **K. Biedermann** 353
Rückblick auf den Fürſtenbund von 1785 (S. 354). — Der Norddeutſche Bund von 1806 (S. 360). — Die Einheitshoffnungen des deutſchen Volks in und nach dem Befreiungskriege [1813—14] (S. 368).

Schleswig-Holſteins Kriegsmarine 1848, 1849, 1850. Von **Ch. F. Wurm** 378
Die Gründung einer ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsmarine im Jahre 1848 (S. 381). — Die Waffenthat von Eckernförde (S. 388). — Wirkſamkeit der Marine im Jahre 1849 (S. 389). — Die Seecadettenſchule zu Kiel (S. 394). — Untergang des „Von der Tann“ [1850] (S. 399). — Die Gefechte bei Kiel (S. 401). — Theilnahme der Flotille an der Beſchießung von Friedrichſtadt (S. 404). — Die Station an der Weſtküſte (S. 409). — Das Taucherſchiff im Hafen von Kiel (S. 412). — Schlußbetrachtungen (S. 414).

Deutſchland und die innere Miſſion. I. Der Stand der Sache. Von **W. Gwinner** 415
Die Aufgabe der innern Miſſion vom politiſch-nationalen Standpunkte aus betrachtet (S. 416). — Die nationalen und ſittlichen Zuſtände Deutſchlands nach den Befreiungskriegen, verglichen mit denen der

Gegenwart (S. 419). — Geſchichtliche Entſtehung, Zweck und bisheriger Erfolg der innern Miſſion (S. 426).

Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland. Zweiter Artikel. 1830—1851. Von **K. Biedermann**. 433

Die lebendigere parlamentariſche Bewegung in Süddeutſchland und das Entſtehen neuer Verfaſſungen in Norddeutſchland nach der Julirevolution (S. 433). — Die Bundestagsbeſchlüſſe von 1832 (S. 443). — Zerſplitterter Kampf der parlamentariſchen Oppoſition gegen die Reaction (S. 445). — Die geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſe vom Jahre 1834 und ihre Durchführung in den einzelnen Staaten (S. 450). — Die Verfaſſungsaufhebung in Hannover (S. 457). — Neue Phaſe des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland; nationale Richtung deſſelben (S. 458). — Die Verfaſſungsentwickelung in Preußen (S. 462). — Die Richtungen und Zielpunkte der parlamentariſchen Entwickelung nach dem März 1848 (S. 471).

Die Fortſchritte der Chemie in Deutſchland, beſonders in ihrer Anwendung auf Landwirthſchaft. Von **J. A. Stöckhardt**. 473

Fortſchritte der Chemie im Allgemeinen und Deutſchlands Antheil daran (S. 473). — Die Chemie als Unterrichtsgegenſtand in Deutſchland (S. 479). — Die Begründung der Agriculturchemie durch Liebig (S. 482). — Aufnahme und Benutzung der Liebig'ſchen Lehren in Deutſchland und England (S. 483). — Nothwendigkeit einer durchgreifenden Anwendung der Chemie auf die Landwirthſchaft und Mittel dazu (S. 486).

Deutſches Univerſitätsleben. Zweiter Artikel. Bis zum Ausbruch des Reichskriegs gegen Frankreich. Von **L. Bechſtein**. 491

Das ſtudentiſche Leben in dieſem Zeitraum (S. 491). — Einfluß der Reformation auf das Univerſitätsleben, deren wiſſenſchaftliches Leben und Stellung zu den Fürſten (S. 494). — Der Pennalismus und ſeine Aeußerungen (S. 495). — Der Druck der Kriegsjahre auf die Univerſitäten (S. 505). — Die Nationen oder Landsmannſchaften (S. 507).

Deutſch-däniſche Wechſelwirkungen. Zweiter Artikel. 1815—1848. Von **W. Stricker**. 509

Daniſirungsverſuche in den Herzogthümern ſeit 1807 (S. 510). — Streitigkeiten wegen Einführung einer Verfaſſung in den Herzogthümern (S. 512). — Die däniſche Agitation gegen das deutſche Element in Schleswig (S. 515). — Chriſtian VIII. und ſeine Politik gegen die Herzogthümer (S. 518). — Die Sprachfrage in der ſchleswigſchen Ständeverſammlung [1842] (S. 520). — Neue Propaganda von Dänemark aus; die ſkandinaviſche Geſellſchaft (S. 521). — Der Offene Brief des Königs im Jahre 1846 und ſeine Folgen (S. 524).

Deutſchland und die innere Miſſion. II. Das lebende Geſchlecht. Von **W. Gwinner**. 527

Mängel und Fehler unſers gegenwärtigen Culturlebens (S. 529). — Die Familie (S. 533). — Die Schule (S. 535). — Die Geſellſchaft (S. 548). — Der Staat (S. 550). — Die Kirche (S. 551).

Die beiden Moſer. Ein Zeit- und Charakterbild. 554

J. J. Moſer (S. 555). — K. Fr. von Moſer (S. 557).

Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft, von den älteſten Zeiten bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Von **Ch. E. Langethal**. 561

Aelteſter Zuſtand der deutſchen Landwirthſchaft, 100 Jahre n. Chr. (S. 561). — Weitere Entwickelung der Verhältniſſe bis zum 6. Jahrhundert (S. 564). — Einführung des Chriſtenthums und des Lehnsweſens in Deutſchland [650—814] (S. 566). — Umgeſtaltung der innern

Verhältniſſe von Karl dem Großen bis zum Tode Heinrich's des Finklers [814—935] (S. 569). — Die großen Colonien, die Kreuzzüge, das Raubritterweſen und andere wichtige Ereigniſſe bis zum Interregnum (S. 570). — Zuſtand der Landwirthſchaft zur Zeit des Interregnums (S. 573). — Die Geſtaltung der Verhältniſſe vom 13.—15. Jahrhundert (S. 575). — Die großen Ereigniſſe des 15. Jahrhunderts und deren Folgen (S. 577). — Die Folgen der Reformation für die Landwirthſchaft (S. 579). — Der Dreißigjährige Krieg und ſeine Folgen (S. 583). — Das 18. Jahrhundert mit ſeinen großen Veränderungen in der Landwirthſchaft (S. 585).

Statiſtik der deutſchen periodiſchen Preſſe außerhalb Deutſchlands. Von **W. Stricker.** 591

Frankreich (S. 591). — England (S. 591). — Belgien (S. 592). — Die Schweiz (S. 592). — Dänemark und Schleswig (S. 592). — Polen (S. 592). — Geſammtöſtreich (S. 592). — Donaufürſtenthümer (S. 593). — Rußland (S. 593). — Nordamerika (S. 594). — Auſtralien (S. 598).

Deutſchland und die innere Miſſion. III. Zweck und Mittel der Miſſion. Von **W. Gwinner.** 598

Die bisherigen Zwecke und Mittel der innern Miſſion (S. 599). — Die rechte Erkenntniß des Evangeliums und deren Ausbreitung durch Erziehung eines ganz neuen Geſchlechts als weſentliche Aufgabe einer wirkſamen innern Miſſion (S. 609). — Verhältniß dieſer erziehenden Miſſion zu den religiöſen und politiſchen Richtungen der Gegenwart (S. 615). — Mittel und Wege derſelben (S. 621).

Albrecht Dürer und ſeine Zeit. Von **K. B. Stark.** 625

Allgemeine Charakteriſtik des 15. und 16. Jahrhunderts in ihrem Einfluß auf die bildende Kunſt (S. 625). — Albrecht Dürer's Jugendgeſchichte, Lehrzeit und Wanderjahre (S. 629). — Erſte Periode ſchöpferiſcher Künſtlerſchaft Albrecht Dürer's [1495—1506] (S. 637). — Zweite Periode [1506—1520] (S. 650). — Dritte Periode [1520—28] (S. 660). — Albrecht Dürer als Schriftſteller (S. 675). — Dürer's Tod (S. 678).

Die Entwickelung des deutſchen Strafrechts, in Theorie und Praxis ſeit dem 16. Jahrhundert. Von **R. Köſtlin.** 679

Die Peinliche Gerichtsordnung Karl's V. als Grundlage eines gemeinen Rechts im Gebiete der Strafgeſetzgebung (S. 679). — Die Reichsgeſetzgebung im Kampfe mit den Landesgeſetzgebungen (S. 681). — Verdrängung der volksthümlichen Gerichtsorganiſation und in Folge deſſen herrſchender Einfluß des gelehrten Juriſtenſtandes auf Entwickelung des Strafrechts (S. 684). — Die Jurisprudenz im 16. Jahrhundert (S. 685). — Die des 17. Jahrhunderts; Carpzov (S. 686). — Die Praxis des Strafrechts bis ins 18. Jahrhundert (S. 687). — Einwirkungen der Philoſophie des 18. Jahrhunderts auf das Strafrecht (S. 690). — Neue wiſſenſchaftliche Bearbeitungen deſſelben: die hiſtoriſche Schule (S. 692). — Die philoſophiſche Schule, Feuerbach (S. 693). — Die Strafgeſetzgebungen des 19. Jahrhunderts: die öſtreichiſche, preußiſche, bairiſche (S. 696). — Die Auflöſung des deutſchen Reichs, der Deutſche Bund, der Zollverein, die Ereigniſſe des Jahres 1848 in ihren Einwirkungen auf das deutſche Strafrecht (S. 699). — Schlußbetrachtung (S. 700).

Germania.

Zweiter Band.

Germania.

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
der
deutschen Nation.

Herausgegeben
von einem
Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes.

Eingeführt
durch
Ernſt Moritz Arndt.

Zweiter Band.

Leipzig:
Avenarius & Mendelsſohn.
1852.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Die chriſtlich germaniſche Staatslehre,

ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geſchichtlichen Chriſten- und Germanenthum.

Die politiſche Lehre, mit der wir uns auf den folgenden Blättern beſchäftigen wollen, ſteht jetzt wieder, wie zur Zeit ihrer Entſtehung, in der erſten Linie des Kampfes gegen das demokratiſche Princip. Damals, als ſie nach Napoleon's Sturz eine durchgreifende Reſtauration der geſellſchaftlichen Ordnung anzuſtreben behauptete, ſchmückte ſie ſich eine Zeit lang eifrig mit dem ſchönen Anſpruche, nicht die Gegenrevolution, ſondern das Gegentheil der Revolution zu bezwecken. Man weiß, bei welchen Anläſſen ſie, einmal zur Macht gelangt, der Verſuchung erlegen iſt, die Macht auch gegen das Recht zu gebrauchen, mithin ſelbſt revolutionär zu werden. In unſern Tagen haben wir denſelben Hergang in größerm Maßſtabe und mit unverhüllterer Offenheit zum zweiten Male erlebt. Die thatſächliche Macht in Deutſchland ſteht bei der Partei dieſer Schule oder den Männern, die ſich ihrer Lehre zu bedienen lieben. Die Prüfung eines ſo einflußreichen Syſtems wird daher in jeder Beziehung von Intereſſe ſein, richte ſie ſich nun auf die augenblicklichen Thaten der Praxis oder auf die theoretiſche Beweisführung der Schule. An dieſer Stelle iſt es ausſchließlich auf die letztere abgeſehen: von ihrer heutigen Praxis ſoll hier nicht die Rede ſein *). Unſer Zweck iſt vielmehr, darzulegen, daß dieſe Schule, weit entfernt, ein an ſich gutes Syſtem nur zuweilen durch übertreibende Praxis entſtellt zu haben, kraft ihrer Lehre ſelbſt zu keinem andern Syſtem gelangen kann, als zu der Bekämpfung der Revolution durch revolutionäre Mittel, zu der Verdrängung des demokratiſchen durch einen monarchiſch-feudalen Radicalismus. Unter dem Worte Radicalismus verſtehen wir hier nichts Anderes als die Schule ſelbſt, nämlich die Beugung des Geſetzes unter ein angebliches Staatswohl, den Sieg der augenblicklichen Nützlichkeit über die Ewigkeit des Rechtes.

Entſcheidend für die ganze Richtung der Schule war von Anfang an der Umſtand, daß ſie nicht die freie That einer poſitiven Schöpfung, ſondern ein Act der Reſtauration, mithin abwehrenden und verneinenden Charakters war. Sie entſprang aus dem Gegenſatze zu der großen franzöſiſchen Revolution. Sie ging von dem richtigen Gedanken aus, daß dieſe Revolution nicht das Werk einer Handvoll Verſchwörer und Wühler, auch nicht blos ein Kampf gegen einzelne monarchiſche oder feudale Mißbräuche, geweſen, ſondern daß ſie mit der Gewalt einer Naturkraft aus einer völlig veränderten Weltlage und Weltanſicht emporgewachſen ſei. Von den Radicalen und Jacobinern fühlte man ſich in Staat und Geſellſchaft, in ſittlichen, religiöſen und intellectuellen Anſchauungen gegenſätzlich getrennt. Man glaubte von der Revolution gelernt zu haben, wie viel in der Politik auf ganze und energiſche Entſchlüſſe ankomme. Es war ein Irrthum, aber es was unter dieſen Umſtänden begreiflich genug, daß man jede Unterſcheidung zwiſchen poſitiven und negativen Elementen der revolutionären Zeit aufgab, daß man nicht die Methode des Umſturzes und die formelle Berechtigung des Rechtsbruches, ſondern die reale Aenderung der Verhältniſſe und den tiefen Ernſt der Bedürfniſſe leugnete, alſo nicht die Verbeſſerung, ſondern die Wiederherſtellung zur Ueberſchrift des Zeitalters erwählte. Es genügte dieſen Kreiſen, daß die Revolution etwas gewollt hatte, um es zu verwerfen; daß die Revolution in Feindſchaft zu etwas getreten war, um es zu empfehlen.

---

*) Eine vergleichende Betrachtung der Praxis dieſer chriſtlich-germaniſchen Reſtauration in ihren verſchiedenen Erſcheinungsphaſen, nach ihren einzelnen Aeußerungen und Wirkungen, bleibt einem beſondern Artikel vorbehalten. Die Red.

Die Revolution war republikaniſch geweſen, alſo wurde die Reſtauration monarchiſch. Jene hatte Religion und Kirche bekämpft, alſo feierte dieſe die Rechte der Prälaten und das Bedürfniß rechtgläubiger Frömmigkeit. Jene hatte alle Standesunterſchiede hinweggekehrt, alſo machte dieſe die Unterſcheidung und die Hervorhebung der höhern Stände zu ihrem oberſten Grundſatz. Jene hatte nur die ſogenannten natürlichen und abſtracten Menſchenrechte anerkannt, alſo ſtellte ſich dieſe auf den Boden der wohlerworbenen und geſchichtlich begründeten Rechte.

Eine kurze Weile mochte ſich dies ſyſtematiſch genug ausnehmen. Je kräftiger aber nicht blos Gedanken, ſondern auch Intereſſen, und zwar nicht ſelten ſehr lebhafte und eigenſüchtige Intereſſen, in verſchiedener Richtung einwirkten, deſto wirrer mußten die einzelnen Sätze des Syſtems ſich abſtoßen und verwickeln. Indem man für die Politik die geſchichtliche Methode als die einzig heilſame feierte, war es ein Widerſpruch, daß man die Geſchichte der letzten dreißig Jahre mit allen ihren Schöpfungen und Folgen aus der Geſchichte ſtreichen wollte. Indem man Königthum, Adel und Kirche der alten Zeit herzuſtellen unternahm, kam man nicht blos mit den neueſten Zuſtänden, ſondern auch mit den alten innern Zerwürfniſſen jener drei Potenzen in das Gedränge. Man hatte es über den demokratiſchen Stürmen vergeſſen, daß in den letzten Jahrhunderten der Adel gewöhnlich ſehr feindſelig gegen die Kirche geſtanden hatte, das Königthum mit ſeinen Beamten auf beider Koſten emporgewachſen war. Man war einig in dem Argwohn gegen die Kräfte, die ſich bei der Revolution ganz unmittelbar betheiligt, das Bürgerthum, die Induſtrie, die moderne Literatur, die materielle Wucht endlich des vierten Standes; ſobald man aber nach den mittelbaren Urſachen der großen Stürme fragte, ſo gerieth man auf der Stelle untereinander in Hader: Adel und Kirche rechneten dem Königthum vor, wie es in zerſtörender Aufklärung und Gleichmacherei der Revolution ein Beiſpiel gegeben, und begehrten Verminderung der Militär- und Beamtenmacht; das Königthum wies auf die Ohnmacht der Staatsgewalt hin, welche durch die Eigenſucht und die Sonderrechte der Privilegirten überall nach innen und außen erzeugt worden, und wie die gerechte Erbitterung darüber die Völker der Revolution geneigt gemacht habe. So ſetzten ſich innerhalb der Reſtauration zwei Hauptrichtungen einander entgegen, die eine ariſtokratiſch-kirchlichen, die andere monarchiſchen und bureaukratiſchen Stoffes. Die eine wollte völlige Vereinigung aller Rechte und Kräfte des Staats in der Hand des Monarchen und ſeiner Diener, die andere möglichſte Ungebundenheit der einzelnen großen Stände im Staate. Wären ſie allein geweſen, ihr Streit wäre gleich nach 1815 nicht blos in Frankreich, ſondern in ganz Europa ausgebrochen. Aber da gab es zwiſchen ihnen die große Partei der conſtitutionellen Reformer, die eine kräftige Staatsgewalt unter Betheiligung der Stände und des Volks erſtrebte, da ſtand ihnen gegenüber eine immer zahlreiche revolutionsluſtige Maſſe, von deren Aufwogen man eine neue Zertrümmerung befürchtete. So erfolgte eine Reihe mannichfach ſchwankender Gruppirungen. Wir haben Bündniſſe zwiſchen der monarchiſchen und conſtitutionellen, der conſtitutionellen und feudalen, der feudalen und revolutionären Partei, je nach den Intereſſen des Augenblicks, erlebt. Zuletzt aber war bisher das bleibende Ergebniß ſtets, daß irgend eine bedeutendere Regung der Revolution die alten Genoſſen, die Monarchie und die Feudalpartei, unter Vertagung der innern Händel wieder zu engerm Anſchluſſe brachte.

Wir ſetzen die Erinnerung an dieſe Schwankungen voraus, indem wir in dem Folgenden verſuchen, einen Durchſchnitt der dabei zu Grunde gelegten Theorie zu liefern. Nach der Aufgabe dieſes Werks halten wir uns dabei zunächſt an die deutſchen Erzeugniſſe der Schule. Wir hoffen, daß auch ohne einzelne Quellenbelege die Sätze ſelbſt die Richtigkeit der Anführung darthun werden.

Alle Gewalt im Staate, heißt der oberſte Grundſatz dieſer Schule im ausgeſprochenen Gegenſatze zu den Lehren von 1789, alle Gewalt im Staate kommt von oben. Dies lehrt die thatſächliche Entſtehung unſerer Staaten, vor allem der germaniſchen. Es iſt nie ein Vertrag unter der Maſſe, wodurch ein Fürſt geſchaffen und erhöht wird, ſondern ein Starker erhebt ſich auf eigene Hand, und die Andern beugen ſich entweder ſeiner Kraft oder freuen ſich ſeines Schutzes. Die deutſchen Völker insbeſondere haben nie den Fürſten und ſein Recht geſetzt, ſondern durch die Fürſten und ihre Geſchlechter ſind die einzelnen Staaten zuſammengebracht und die einzelnen Völker erſchaffen worden. Auch iſt dies kein blos thatſächliches und zufälliges Verhältniß. Es läßt ſich vielmehr als das einzig naturgemäße und heilſame aus der Natur des Menſchen, dem Begriffe des Rechts und der Pflicht, endlich der Geſchichte aller Staaten erhärten. Vor allem aber, es iſt das einzig chriſtliche, denn es ſteht geſchrieben: ihr ſollt unterthan ſein der Obrigkeit und dem Könige als dem Höchſten, denn alle Obrigkeit iſt von Gott.

Der König hat alſo die Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten allein und, wenn er ſelbſt es nicht etwa einmal anders belieben ſollte, unbeſchränkt. Kein Unterthan ſoll gegen ihn Rechtsſtreit erheben, ohne zuvor Gehorſam und Ehrfurcht bekannt zu haben. Kein Recht der Unterthanen begründet durch angebliche Verletzung bewaffneten Widerſtand; hat doch Paulus ſogar dem Kaiſer Nero Gehorſam zu ſpenden gelehrt. Am wenigſten wäre die Auflehnung gerechtfertigt durch angebliche Verletzung der Staatsverfaſſung. Denn dieſe kann durch die von Gott geſetzte Obrigkeit gar nicht verletzt werden, da ſie ganz ausſchließlich deren Werk und Wirkungskreis iſt. Die Obrigkeit kann und muß das öffentliche Recht ändern, wenn ſie bedenkliche oder ſchädliche Elemente darin bemerkt. Sich dem zu widerſetzen, dazu iſt kein Unterthan befugt, auch wenn die Obrigkeit etwa eine Zeitlang einem Theil derſelben auf Landtagen u. dgl. eine gewiſſe Mitwirkung bei Geſetzen und Steuern bewilligt hatte. Dieſe Bewilligung war ein ſouverainer Act der Obrigkeit; es liegt im Weſen der Souverainetät, dieſelbe auch jederzeit zurücknehmen zu können.

Dagegen wird der König nach ſeinem göttlichen Berufe die wohlerworbenen Rechte der einzelnen Unterthanen mit allem Nachdrucke pflegen und ſchirmen. Hierhin gehört gar Vieles und Mannichfaltiges; gegenüber aber dem gottloſen und gleichmachenden Treiben der Gegenwart ſind vor allem die wohlerworbenen Rechte der Corporationen, der Stände und der Kirche zu erwähnen. Gott hat nicht gewollt, daß die Menſchen gleich ſeien, nach ſeinem Worte ſind die ſtändiſchen Unterſchiede ebenſo wie das Amt der Obrigkeit zu ehren, und das fromme und treue Volk der Deutſchen hat ſich denn auch die Jahrhunderte hindurch einer reichen und organiſchen Gliederung erfreut. Erſt in den letzten Zeiten hat die Revolution, ebenſo ausländiſch als gewaltthätig geſinnt, die Mannichfaltigkeit dieſer Rechtskreiſe in eine unterſchiedsloſe Maſſe zu zerſtampfen und alles Hohe in den Staub zu treten geſucht. Dieſe Verletzung des Rechts und der nationalen Sitte wieder zu heilen, wird eine chriſtlich-deutſche Obrigkeit als ihr Hauptaugenmerk betrachten.

Es wird ſich dies endlich auch in Rückſicht auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ſelbſt empfehlen. Wenn die Obrigkeit dafür im Volke nach zuverläſſiger Unterſtützung ausſchaut, ſo wird ſie keine beſſere Hülfe finden als gerade die Opfer der Revolution, den großen Grundbeſitz und die Kirche. Die Kirche bringt ihr als geweihte Steuer die Kräftigung der Sitte und der Treue im ganzen Volke, dafür hat ſie aber auch von dem Staate ein eifriges Bekenntniß des wahren Glaubens und ſteten Kampf gegen das Gift des Unglaubens zu begehren. Der Adel iſt von jeher die Mauer um die deutſchen Throne geweſen, er iſt durch die Stätigkeit ſeines Beſitzes und die Tradition ſeiner Denkweiſe ganz anders zur Theilnahme an der Regierung befähigt als die unruhige Induſtrie und die ungebildete Maſſe.

Der ganze Inhalt dieſes Syſtems iſt nur in einzelnen aufgeſuchten Fällen im neuern Europa zur Entfaltung gekommen. Allein die Ausflüſſe dieſer Lehre ziehen ſich durch die wichtigſten Ereigniſſe des neuern deutſchen Staatslebens hindurch, bald mit vorwiegender Betonung des monarchiſchen, bald der ſpecifiſch feudalen Richtung, in der Regel jedoch unter Vereinigung beider auf Koſten der übrigen Claſſen der Bevölkerung. Auf die feudale Seite gehören weſentlich die Regungen der ultramontanen Partei, und was dieſer auf proteſtantiſchen Gebieten entſpricht; was wir dagegen von der Monarchie angeführt haben, iſt in mannichfaltiger Anwendung bei den Beſchlüſſen des Deutſchen Bundes praktiſch geworden.

Indem wir nun mit dieſer Prüfung der Doctrin beginnen, wollen wir zunächſt uns hüten, nicht in den Fehler, den wir den Anhängern dieſer Partei vorwarfen, ſelbſt zu verfallen, jeden Gedanken deshalb zurückzuweiſen, weil er hier im üblen Zuſammenhange vorkommt. Wir wollen vielmehr gleich hier den Grundſatz der folgenden Erörterung dahin ausſprechen, daß auch wir den Staat und ſeine allgemeinen Geſetze als eine Schöpfung von oben anerkennen. Von oben nämlich in dem Sinne, daß dieſe Geſetze unabhängig von der Willkür des Einzelnen ſind, und wären es auch alle Einzelnen; daß Niemand, weder Fürſt noch Volk, ſich ungeſtraft der Pflicht entzieht, eine Verheißung zu erfüllen, einen Vertrag zu halten, eine anerkannte Rechtsſphäre zu achten; daß Niemand, weder König noch Unterthan, ungeſtraft dem Laufe der Natur Gewalt anthut, ſich von ſeiner Nationalität abtrennt, von dem geſchichtlich Gewordenen losreißt, dem Strom der neuen Entwickelung in den Weg tritt. Dies Alles ruht auf höhern Geſetzen, welche älter ſind als der Einzelne, deſſen Leben erſt durch deren Herrſchaft entſteht und unter derſelben verläuft. So heißt es mit Recht: der Staat iſt älter als der Menſch, und wenn es in dieſem Sinne chriſtlich iſt, den Staat und ſeine Gewalt auf Gottes Einſetzung zurückzuführen, ſo iſt es in dieſem Sinne auch politiſch, ja der einzige Grund für alle wahre Politik.

Auch von dieſem Standpunkte aus erſcheint jede Revolution, inſofern ſie mit bewußter Abſicht vorbereitet wird, in der Regel als verwerflich und verderblich. Sie enthält ſtets einen Bruch ſittlicher Verpflichtung, wäre es auch nur der Pflicht der Wahrhaftigkeit, zu beobachten, was man einmal verſprochen hat. Sie enthält meiſtens auch einen Sprung in der naturgemäßen Entwickelung des Volks, und ſo die Gefahr, in das völlig Bodenloſe zu gelangen. Sie wird nur dort gerechtfertigt, wo durch die Unterdrückung jene ſittliche Pflicht bereits völlig zerriſſen und zugleich die natürliche Entwickelung völlig gehemmt iſt, wo alſo der ſittliche Maßſtab überhaupt verſchwindet und die Nothwehr der Naturkraft eintritt. Aber auf der andern Seite iſt es klar, daß die Revolution ebenſo von oben wie von unten eintreten kann, daß der König ebenſo wie das Volk unter jenen höchſten Geſetzen ſteht, und daß der Schöpfungsact des Staats, den wir vorher einen göttlichen nannten, nicht in der Aufrichtung eines Königsthrons, ſondern in der Schöpfung des ſittlichen Menſchen beſteht, deſſen Natur den Staat und ſeine Geſetze begehrt. „Von Gottes Gnaden“, ſagt vortrefflich der Führer der franzöſiſchen Legitimiſten, „iſt die Entſtehung der bürgerlichen Geſellſchaft“. Von Gottes Gnaden, kann man fortfahren, iſt das Recht und der Staat, ſei die Form ſeiner Erſcheinung welche ſie wolle. In welcher Form aber und durch welche Behörden nun der einzelne Staat in Raum und Zeit ſich bildet, iſt eine thatſächliche, von mannichfachen Umſtänden abhängige Frage. Daß gewiſſe Formen eine Zeit lang beſtanden, iſt an ſich nicht einmal ein Grund für ihre ewige Dauer, ſondern nur eine Aufforderung, nicht auf unſittliche Weiſe und in dreiſter Unerfahrenheit mit ihnen zu brechen.

Hiernach, ſo ſcheint es, können wir mit aller wünſchenswerthen Unbefangenheit an die Prüfung der Frage gehen, wie es gekommen, daß gerade in Deutſchland jene Lehre aus den ganz Europa gemeinſamen Grundlagen chriſtlicher Welt- und germaniſcher Rechtsanſicht emporgewachſen iſt. Eine ſolche Prüfung iſt immer am Orte und keineswegs mit der Hinweiſung auf jeweilige Herrſchſucht und Eigenliebe zu erſetzen. Auch der Abſolutismus, wenn er auf die Dauer wirken will, muß irgendwo ſein Gewiſſen anheften und findet ſeine thatkräftige Stellung erſt in dem Rückhalt irgend eines geſchichtlichen Bewußtſeins.

Unſere Bemerkungen holen nur ſcheinbar weit aus. Bei aller Mannichfaltigkeit des Aeußern haben ſich die Grundſtoffe des modernen Europa äußerſt ſtetig entwickelt. Eine Unterſuchung wie die unſere kürzt man ab, wenn man bis auf die erſten Quellen zurückgeht.

Das Chriſtenthum weiß nichts von einem „chriſtlichen Staate“ im Sinne der modernen Schule. Es iſt hier kein Raum zu dem kirchengeſchichtlichen Beweiſe dieſes Satzes: hier genügt ſo viel, daß ihm die ſpecifiſche Weihe des Königs und der Obrigkeit, die jenes Syſtem ganz weſentlich charakteriſirt, ganz unbekannt iſt. Manchen ſtrengern Richtungen des Urchriſtenthums erſcheint die Welt und jeder weltliche Staat als gründlich bös und Eigenthum des Satans, und zwar nicht blos weil die damaligen Könige Heiden waren, ſondern umgekehrt: weil ſie dieſer Welt angehören, ſind ſie dem Heidenthum und mithin dem Satan verfallen. Gerade gegen ſolche Anſchauungen erhebt ſich der freier geſinnte und weiter blickende Apoſtel Paulus und der ihm zuſtimmende erſte Brief Petri. Der Staat und ſeine Obrigkeit iſt von Gott — er iſt nicht teufliſchen Stoffes, ſo wenig wie z. B. das Fleiſch der heidniſchen Opfer, ſondern er iſt, wie alle Dinge dieſer Welt, von Gott geſchaffen. So ſollen auch die Sclaven ihren Herren dienen um Gottes willen, weil auch dieſes Verhältniß, wie alle Ordnungen dieſer Welt, von Gott geordnet iſt. Dieſe Vorſchriften haben nur die Abſicht, ein revolutionäres Verhalten gegen die Dinge dieſer Welt auszuſchließen, wie es in Zeiten religiöſer Begeiſterung bei Huſſiten, Wiedertäufern, Puritanern vorgekommen iſt. Der Geiſt ſoll die Welt nicht zertrümmern, ſondern dieſelbe, die mit ihm aus derſelben Wurzel ſtammt, läuternd durchdringen. Der Chriſt ſoll die weltliche Obrigkeit wie jedes beſtehende Rechtsverhältniß achten. Aber kein Gedanke, daß dieſer Obrigkeit oder gar den einzelnen augenblicklichen Vertretern derſelben eine beſondere Weihe und ein ſtärkeres Recht als alle andern Rechte beigelegt wäre. Im Gegentheil, ſehr leicht iſt nachzuweiſen, daß jene allgemeine Erwägung die weltlichen Inſtitute überhaupt geſichert, ſonſt aber die urchriſtliche Anſicht gerade bei den Aufgaben der Staatsgewalt eine Reihe der wichtigſten Bedenken und Anſtöße gehabt hat. Es ſchien lange Zeit ganz undenkbar, daß ein guter Chriſt Staatsoberhaupt ſein könne.

Jene Sanction alſo des Königthums, die dem Inhaber eine qualitativ höhere Berechtigung als jedem andern Menſchen beilegt, hat ihre wahre Quelle nicht im Neuen Teſtamente. Es iſt immer der Mühe werth, daran zu erinnern, woher ſie der modernen Welt zugeführt worden iſt.

Man weiß, wie die erſten römiſchen Kaiſer Jahrhunderte hindurch bei aller militäriſchen Allmacht die Souverainetät des römiſchen Volks im Grundſatze anerkannten und nur ſehr allmälig das republikaniſche Staatsrecht zu einem monarchiſchen umformten. Eins ihrer Mittel unter andern war die Vergötterung des verſtorbenen Vorgängers. Entſcheidende Schritte aber auf dieſem Wege that Diocletian. Er griff mit gelehrter Auswahl das Bild der perſiſchen Großkönige auf, führte deren Etiquette an ſeinem Hofe ein, umgab ſich nach ihrem Muſter mit ſacroſancter Majeſtät und nannte bei Leibesleben ſich und ſeine Mitregenten Götterſöhne. Bald nachher nahm Kaiſer Conſtantin das Chriſtenthum an. Die perſiſche Etiquette blieb und iſt als byzantiniſche an Franken, andere Deutſche und ſonſtige Europäer gekommen. Der Götterſohn mußte natürlich verſchwinden; der heidniſche Titel wurde mit dem chriſtlichen „Von Gottes Gnaden“ vertauſcht, darauf aber das Bild des über das Menſchliche hervorragenden Charakters übertragen. Wie wenig übrigens der chriſtlichen Denkweiſe dergleichen auch damals geläufig war, zeigten die kirchlichen Beſtrebungen, ſich jene Würde deutlich zu machen. Eine ſolche ſpecifiſche Weihe war den Chriſten bis dahin nur bei Apoſteln und Biſchöfen bekannt geweſen: ſie nannten den Kaiſer, der als Heide Pontifex Maximus geweſen und deſſen Schutz ſich die Kirche gern gefallen ließ, den Biſchof der auswärtigen Angelegenheiten, den Apoſtelgleichen, den Engelähnlichen.

Seitdem verſchmolz in dem römiſchen Weltreiche Staat und Kirche vollſtändig. Der Staat übernahm die Aufgabe, dem kirchlichen Glauben die Herrſchaft über die Welt zu bereiten, die Kirche erſchuf ſich juriſtiſch zwingende Ordnungen wie der Staat und umgab deſſen Gewalthaber mit dem vollen Glanze religiöſer Sanction. Dieſe Einrichtungen fanden die Germanen vor, als ſie in den Provinzen des Reichs ihre neuen Staaten und die Zukunft Europas gründeten.

Bis dahin hatten die deutſchen Stämme in höchſt einfachen politiſchen Zuſtänden gelebt. Große Staatsverbände gab es nicht; in den einzelnen Gemeinden lag die Fülle der Gewalt in den Händen aller Genoſſen; die Gemeinde beſchloß über Krieg und Frieden, hegte das Gericht und ſetzte deſſen Bann, beſtimmte über Vertheilung und Bewirthſchaftung der Aecker und band durch dieſe Vorſchriften den Fürſten wie den Geringſten aus der Maſſe. Der Fürſt, der im Kriege den Heerbefehl, im Gericht das Amt des geſetzkundigen Richters, in der Feldflur ein ausgezeichnetes Ackerſtück und im Hauſe ein reiſiges Dienſtgefolg hatte, der Fürſt wurde aus einem im Volke hervorragenden Stamme durch die Geſammtheit der Bürger gewählt. Er galt als Abkömmling berühmter Ahnen und meiſt der Götter; allein denſelben Ruhm nahmen, wenn auch nicht mit ſo einzelnen Belegen, alle Geſchlechter des Volks in Anſpruch. Ueberhaupt war von hervorragender Herrſchaft keine Rede; das Dienſtgefolge hielt zu dem Führer mit ritterlicher Treue; ſonſt galt es aber für etwas Beſonderes, wenn ein deutſches Volk ſich einigermaßen regieren ließ.

Man ſieht, daß die chriſtlich-germaniſche Staatslehre ſo wenig aus urgermaniſchen als aus urchriſtlichen Beſtandtheilen zu gewinnen iſt. Forſchen wir, ob etwa die Miſchung beider Elemente mit dem byzantiniſchen einen Niederſchlag jener Gattung erzeugt hat!

Im fränkiſchen Reiche iſt fürs erſte nicht viel davon zu ſpüren. Der Staat der Merowinger erwuchs überhaupt nicht aus der nationalen Erhebung eines geſchloſſenen Volks unter angeſtammten Königen; vielmehr löſten kecke und ehrgeizige Stammesfürſten ſich und ihren Stamm aus dem einheimiſchen Verbande ab, ſammelten auf dem Boden des verfallenden Römerreichs eine Armada um ſich, die man beinahe mit den Heeren des Dreißigjährigen Krieges vergleichen möchte, eroberten damit halb Gallien, bald als kaiſerliche Generale gegen rebelliſche Provinzen, bald als Reichsfeinde gegen römiſche Feldherrn kämpfend, dann als Herren auf eigene Hand mit den Provinzen ſich vertragend, endlich auch von der übrigen Maſſe des fränkiſchen Volks anerkannt. Der Urſprung dieſer Macht war alſo weit von aller Legalität entfernt. Aus der bunteſten Miſchung von offener Gewalt und zweifelhaften Rechtstiteln ſetzte ſie ſich zuſammen. Daß jedoch die Merowinger dieſen Mangel empfanden, iſt deutlich genug. Denn nachdem man thatſächlich die Macht bereits unbeſtritten beſaß, war man doch ſehr zufrieden, aus der Hand des Kaiſers einen Schein von Belehnung, und aus der Hand der Kirche die Anerkennung als chriſtliche Obrigkeit, damit eine doppelte Legalität zu der factiſchen Herrſchaft hinzu zu empfangen.

Die unbeſtrittene Erblichkeit der Königswürde fiel der regierenden Familie aus dieſen Vorgängen anheim. Der gewaltſame Charakter ihres Urſprungs blieb auch ſpäter erkennbar, wenn dieſe Könige nicht ſelten über Geſetz, Bräuche und Rechte hinwegſchritten, wo ihre Hand gerade die ſtärkſte war. Er blieb es aber nicht weniger, wenn ſie bald durch die Maſſen eines kriegsfertigen Volks, bald durch den Ehrgeiz eines heranwachſenden Adels in den königlichen Rechten verletzt, in ihren fürſtlichen Anſprüchen gedemüthigt wurden. Wie die Praxis des Staats, kam auch die politiſche Doctrin nicht zu ſyſtematiſchem Abſchluß. Die Könige ſtrebten mit möglichſtem Eifer, ſich alle Rechte der römiſchen Kaiſer beizulegen, die Unbändigkeit der Nation aber gab durchgängig den Einrichtungen und Anſchauungen des Despotismus ſelbſt eine populäre Wendung. Am auffallendſten erſcheint dieſes Verhältniß an einer Stelle, die recht eigentlich den Gegenſatz zwiſchen antikem und germaniſchem Staatsweſen charakteriſirt und auch für unſere Erörterung in entſcheidenden Betracht kommen muß. So viel nämlich auch die Germanen aus dem römiſchen Staate erlernten, Eins, und zwar ein ſehr Wichtiges, vermochten ſie ſich nicht anzueignen, den Begriff des öffentlichen Rechts und einer repräſentativen Staatsgewalt. Daß gewiſſe Befugniſſe ihren Urſprung in der Kraft der einzelnen Perſon, andere ihren Titel in der Entwickelung der geſammten Nation, daß beide Claſſen demnach verſchiedenen Werth und Charakter haben, blieb ihnen völlig unzugänglich. Der König hatte ſeine Herrſchaftsrechte nicht als Organ der Nation und Repräſentant des Staats, ſondern er beſaß ſie als privates und perſönliches Eigenthum wie ſeine Gelder und Aecker. Dieſer Mangel in der politiſchen Anſchauung hat das Mittelalter beinahe durchgängig beherrſcht; er iſt an verſchiedenen Stellen in die neuere Zeit hinübergeſchleppt worden; er bildet, wie wir geſehen, ein weſentliches Moment in der heutigen Lehre des chriſtlich-germaniſchen Staats. Es leuchtet ein, wie er hier den Ausgangspunkt für alle Arten des Despotismus abgeben kann: es iſt aber ebenſo gewiß, daß eine derartige Anwendung ſeinen altgermaniſchen Urhebern nicht in den Sinn gekommen iſt. Im Gegentheil, der Gedanke, daß dem Könige die Gerichtshoheit ebenſo als Eigenthum gehöre wie ein Stück Geld oder Weide, hatte damals faſt nur die Folge, daß der König ſeine Hoheitsrechte ebenſo freigebig verſchenkte wie ſeine Landgüter, daß die Staatsgewalt in eine Menge privater Inhaber zerſplittert und das Reich in eine Anzahl Gutsherrſchaften aufgelöſt wurde. Zuletzt war ſo gut wie nichts mehr vorhanden, die Dynaſtie rieb ſich durch innere Familienfehden auf, der Staat ſchien zu zerfallen.

Da ſetzte ein Theil der Großen noch einmal einen ihrer Führer als neuen König an die Spitze des Reichs. Er eroberte darauf die übrigen Provinzen mit Waffengewalt. Die fehlende Legitimität wurde bei den Merowingern durch den Segen der Kirche und die Sanction des Papſtes erſetzt; wenn die Karolinger alſo, was ihre Vorgänger nicht gethan, in Geſetzen und Urkunden ſich Könige von Gottes Gnaden nannten, ſo lag darin das gerade Gegentheil moderner Legitimität, *die Anerkennung des Gottesurtheils durch den Erfolg und den Sieg*. Der erfolg- und ſiegreichſte dieſes Geſchlechts, Karl der Große, befahl bald nachher dem Papſte, ihn mit der Kaiſerkrone der lateiniſchen Chriſtenheit zu ſchmücken. Damit war der äußere Kreis politiſcher Inſtitutionen geſchloſſen, in dem ſich die ſtaatsrechtlichen Anſchauungen des deutſchen Volks lange Jahrhunderte hindurch bewegen ſollten. Ein chriſtlich-germaniſches Weltreich — oder doch das Programm dazu — war geſchaffen.

Wir ſind an der Stelle angelangt, wo dem Scheine nach das geſchichtliche Vorbild der modernen Theorie ſich vorfindet. Die Grundgedanken des Syſtems, wie ſie vom 10. bis zum 14. Jahrhundert die europäiſche Welt beherrſchten, ſind folgende.

Die Chriſtenheit iſt ein Ganzes, deſſen Wohlfahrt durch eine von Gott unmittelbar abſtammende Gewalt beſorgt wird. Dieſe Gewalt hat zwei Functionen oder, nach dem damaligen Ausdruck, zwei Schwerter, das weltliche und das geiſtliche, die von Gott zunächſt den beiden höchſten irdiſchen Würdenträgern, dem Kaiſer und dem Papſte, verliehen ſind. Beide gehören untrennbar zuſammen; welcher an erſter Stelle ſteht, iſt unausgemacht und ſteter Gegenſtand des Streits, in dem bekanntlich das Papſtthum zuletzt wenigſtens thatſächlich die Oberhand behielt. Wenn aber die Päpſte hiernach den letzten Schritt thun und die kaiſerliche Gewalt geradezu als einen Ausfluß der ihrigen darſtellen wollten, ſo blieb dies zu keiner Zeit ohne Widerſpruch. Sie beriefen ſich unter Anderm auf die Form der Kaiſerkrönung, wo der Kaiſer die Krone aus den Händen des Papſtes empfing: weltlicherſeits nahm man hiervon Anlaß zu der auch ſonſt wichtigen Unterſcheidung, daß die Kaiſerkrone, wie die päpſtliche, von Gott ſei und nur dem jedesmaligen Inhaber vom Papſte überliefert werde. Daraus ergab ſich die für den Staat ſelbſt belangreiche Folgerung, daß bei aller Göttlichkeit der Würde der jedesmalige Inhaber durch die freie Wahl der Fürſten ermittelt werden müſſe.

Dieſe höchſten Gewalten ſind nun die Quelle aller andern, der Biſchöfe auf dem kirchlichen, der Fürſten auf dem ſtaatlichen Gebiete. Auch dieſe haben alſo ihre Herrſchaft nicht aus einem Auftrag ihrer Untergebenen, ſondern von oben herab, durch Vermittelung des Kaiſers und Papſtes aus der göttlichen Quelle, wie ſie ſich denn auch nach dem Vorbilde des Kaiſers von Gottes Gnaden nennen. Sie führen ihre Gewalt nicht als ein Amt, ſondern — dem fränkiſchen Weſen entſprechend — als ein Lehen, d. h. ſie empfangen ſie von dem Kaiſer zu eigenem Rechte und ehren denſelben dafür nicht durch den Gehorſam des niedern Beamten, ſondern durch die Verpflichtung perſönlicher Treue. Mit andern Worten, ſie unterliegen in der Ausübung der einmal übertragenen Rechte keiner Controlle des Kaiſers, es iſt genug, wenn ſie den Kaiſer in deſſen Reſervatrechten nicht hindern, ſondern unterſtützen.

Anſchauungen ganz ähnlicher Art ſetzen ſich dann auf den niedern Stufen, in dem Verhältniß der Fürſten zu ihren Vaſallen und Hinterſaſſen fort. Die Gewalt, die Jemand ausübt, wird durchgängig als eine Gabe von oben betrachtet, die Ausübung iſt aber dem Grundſatze nach von jeder obern Aufſicht unabhängig, die Rechte des Vaſallen beſchränken den Wirkungskreis des Herrn, die Pflicht des Vaſallen beſteht darin, die reſervirten Rechte des Herrn zu achten. Schon an dieſer Stelle werden wir über Aehnlichkeit und Verſchiedenheit des Syſtems mit ſeinem heutigen Nachbilde ein Urtheil gewinnen können.

Beiden gemeinſam iſt der erſte Grundſatz, daß alle Gewalt von oben komme, daß die Obrigkeit von Gott ſei. Gleich bei dem nächſten Schritte aber gehen beide diametral auseinander. Das Mittelalter weiß hier wie in ſeinen erſten Anfängen noch nicht das Geringſte von dem repräſentativen Charakter der Staatsgewalt. Sie iſt ihm ein Eigenthum wie jedes andere Vermögensſtück, ſie kann getheilt, veräußert, übertragen werden, ſie hat keine ſtärkere Rechtskraft als jedes andere Rechtsverhältniß, ſie hat keine feſtere Qualität in der Hand des Kaiſers als in der eines Fürſten oder einer Stadtgemeinde. Iſt ein Recht einmal übertragen, ſo kann es der Geber nicht mehr zurücknehmen. Hat eine Perſon oder ein Stand einmal ein Privilegium erhalten, ſo muß der König die darin liegende Beſchränkung ſeiner Gewalt anerkennen. Das Kaiſerthum iſt eine erhabene, von Gott eingeſetzte Ordnung, der jedesmalige Inhaber kann ſich aber den vorhandenen Rechten und Pflichten des irdiſchen Zuſtandes nicht entziehen. Verletzt er das Recht, ſo weiſt ihn das Geſetz perſönlich vor Gericht. Wenn ſeine äußerliche Macht eine geſetzliche Abhülfe verhindert, ſo hat kein Menſch ein Bedenken, ſeiner Gewaltſamkeit eine gewaltſame Erhebung entgegenzuſtellen und wo möglich den gottgeweihten Thron von einem ſo ungerechten Inhaber zu befreien. Was von dem Kaiſer im Verhältniß zu den Fürſten, gilt auch von dem Fürſten im Verhältniß zu deſſen Vaſallen und Unterthanen. Will er von dieſen eine Leiſtung, die über die vertragenen oder herkömmlichen Rechte hinausgeht, ſo muß er ſich an ihre freie Zuſtimmung wenden, und, ſucht er dieſe durch gewaltthätigen Zwang zu ertrotzen, ſo gibt nicht ſelten ſelbſt das Geſetz die Befugniß zum bewaffneten Schutze des Rechts. Der ganze Staat iſt das gerade Gegentheil eines despotiſchen; wo ſich despotiſche Willkür zeigt, erſcheint ſie entweder als factiſcher Bruch des Syſtems oder als Folge nicht einer zu ſtarken, ſondern zu ſchwachen und deshalb anarchiſchen Regierung. Kein Gedanke, daß dem zeitweiligen Inhaber einer gottentſtammten Würde eine beſondere Weihe und deshalb eine rechtvernichtende Machtfülle zukomme. Keine Sorge, daß ein König, weil von Gottes Gnaden, die Freiheit der

Bürger abſorbiren könne. Gerade umgekehrt lag der Mangel des Syſtems in der Abſchwächung jeder Centralgewalt, die aus der Abweſenheit des politiſchen Gedankens mit Nothwendigkeit ſich ergeben mußte.

In dieſen Vorſtellungen iſt alſo keine Ader von den praktiſchen Tendenzen der heutigen Schule. Vielmehr müßte einem Chriſtlich-Germaniſchen modernen Stoffes unter jener derben Rüſtigkeit aller Rechtskreiſe, wo die Ehrfurcht vor der göttlichen Krone höchſt unbefangen neben keckem Widerſtand gegen jeden Rechtsbruch liegt, äußerſt unheimlich zu Muthe werden. Es würde ihm wie ein gottloſer und beſonders wie ein anſtandswidriger Frevel erſcheinen, wenn jeder Stand es natürlich findet, daß ohne ſeine Zuſtimmung aus ſeinen Taſchen auch dem Kaiſer kein Heller Geldeswerth zufließen darf, wenn auch auf dem Standpunkte des Kaiſers es ſich von ſelbſt verſteht, daß gemeine Angelegenheiten der Landſchaft nicht ohne Beirath der guten Männer geordnet werden, wenn es zu göttlichem und menſchlichem Geſetze ſtimmt, daß auch der gekrönte Frevler durch das Schwert umkommt. Dies Alles aber erſcheint in jener Zeit nicht als revolutionäre Ausnahme, ſondern als charakteriſtiſcher Zug des politiſchen Zuſtandes. Man ſieht, daß die Lehre: alles Recht entſpringt von Gott, hier gar keinen andern Sinn hat, als wir ſelbſt ihr oben zuwieſen. Die ewigen Grundgeſetze der Geſellſchaft ſind der menſchlichen Willkür entrückt: das iſt die Bedeutung des Staates von Gottes Gnaden, nicht aber, daß die jedesmaligen Machthaber über dem irdiſchen Geſetze ſtänden. Papſt und Kaiſer, die von Gott berufenen Schwertträger, haben weniger Befugniſſe auf dem Felde der Verwaltung und der Fiscalität, als heutigen Tages der Kleinſte unter den Kleinen der hohen deutſchen Bundesfürſten. Die Göttlichkeit ihres Amts beſteht nur darin, daß man auf daſſelbe die ideale Haltbarkeit des ganzen Zuſtandes zurückführt.

So viel über die monarchiſche Seite des Zuſtandes im Vergleiche mit den Anforderungen der heutigen Schule. Kein anderes Ergebniß erſcheint, wenn wir nach den geſchichtlichen Vorausſetzungen des feudalen Strebens im engern Sinne, des Adels und des großen Grundbeſitzes fragen.

Auf den erſten Blick ſcheint die Aehnlichkeit unverkennbar. Das Mittelalter ſtattet überall den adeligen Grundbeſitz mit den reichſten politiſchen Vorrechten aus. Der Grundherr hat zu Hauſe die Gerichtsbarkeit über ſeine Inſaſſen, ſeine Vogtei beſeitigt die Wirkſamkeit der Staatsbeamten und muß durch Dienſte, Frohnden und Abgaben aller Art geehrt werden, die landloſen Landleute ſinken mehr und mehr in volle perſönliche Unfreiheit hinab. Der Grundherr hat im Staate neben dem Fürſten alleinigen Antheil an der Regierung, nur er hat Zutritt zu der landſtändiſchen Verſammlung, eben weil in dieſer nur ſolche Männer ſitzen, die bereits zu Hauſe wirkliche Herrſchaft geübt und gelernt haben. Dies Alles liegt, ein reiner Gegenſtand bewundernder Nacheiferung, vor den Augen der heutigen Feudalen. Sie finden in der Berechtigung des Grundbeſitzes den echten greifbaren

Grund für die von ihnen behauptete Feſtigkeit des mittelalterlichen Staatsweſens; ſie wiſſen gegen das Schwanken des heutigen Zuſtandes kein beſſeres Mittel als die Rückkehr auf jenen einzig feſten Boden der Gutsherrlichkeit.

Es leuchtet ein, daß die Kraft dieſes hiſtoriſchen Schluſſes der Vorausſetzung bedarf, das Mittelalter habe den Grundbeſitz wegen ſeiner innern Vorzüge vor andern Erwerbsquellen politiſch bevorrechtet. Die Anwendbarkeit des Syſtems aber auf unſere Zuſtände müßte offenbar höchſt mißlich werden, wenn es ſich herausſtellte, daß das Mittelalter zu ſeinem Verfahren nur aus ſeiner Unfähigkeit, mit andern Mitteln zu operiren, gelangt, und daß dieſes Verhältniß bei uns vollkommen verſchwunden, ja in ſein Gegentheil umgeſchlagen wäre. So aber verhält es ſich.

Ungermaniſch zunächſt iſt die Macht des Grundbeſitzes ſo wenig wie das Königthum von Gottes Gnaden. Es iſt wie dieſes den Deutſchen aus dem ſinkenden Römerreiche zugeführt worden. Schon hier wird im Keime bemerklich, und im Mittelalter allgemeine Regel: Tauſch- und Naturalwirthſchaft ließ ein vollſtändiges Geld- und Creditſyſtem nicht aufkommen. Zinſen und kündbare Anleihen wurden verboten. Der gewöhnliche Verkehr bewegte ſich überall in den engſten Kreiſen. Das Princip der Arbeitstheilung war unbekannt und alſo von fabrikmäßigem Betriebe eines Arbeitszweiges keine Rede. So wie im Weſentlichen jede Provinz mit ihren Erzeugniſſen, ſo kam faſt jedes Landgut mit ſeiner Arbeit aus; bei einfachern Sitten war man ſehr ſelten in dem Falle, ein phyſiſches Bedürfniß auswärts befriedigen zu müſſen. Mit einem Worte: das Vermögen überhaupt im Volke war unbeweglich und das Gewerbe ſtationär. Alles mithin, was man heutigen Tages als Folgen des Beſitzes überhaupt rühmt, Selbſtändigkeit, Bildung, Rechtsübung, wurde damals ganz von ſelbſt zu einem ausſchließlichen Titel des Grundbeſitzes.

Zu dieſer ökonomiſchen Unfähigkeit des Mittelalters, neben dem Grundbeſitz ein anderes politiſch erhebliches Vermögen zu erſchaffen, kam ſodann die Schwierigkeit, den Gedanken einer Polizeigewalt zu faſſen und auszubilden. Wer irgend in Anſpruch genommen werden ſollte, war dem Gerichte, den Gläubigern und den Verletzten ſicher, wenn er liegende Gründe beſaß. Bei einem landloſen Manne aber wußte man zu dieſer Sicherheit auf keinem andern Wege zu gelangen, als indem man einen Gutsbeſitzer für ihn bürgen ließ, welcher dafür natürlich ein gewiſſes Aufſichts- und bald ein ausgebildetes Herrſchaftsrecht über Jenen erwarb. Erinnert man ſich nun, daß der König ſelbſt vom öffentlichen Rechte nichts wußte und hervorragende Bürger ebenſo gern mit Regierungsbefugniſſen als mit Vermögensſtücken beſchenkte, ſo ſieht man leicht, wie in den Händen der Grundbeſitzer als der allein Hervorragenden die politiſchen Privilegien zuſammenfließen mußten. In der That waren ſie damals, was man heute ohne Grund von ihnen rühmt, ein feſtes Element im Staate und von Haus aus in der Herrſchaft geübt.

In dieſem Syſteme alſo hängt Alles zuſammen, bedingt und erläutert ſich gegenſeitig. Die Unvollkommenheiten des Zuſtandes ſelbſt mußten dazu dienen, ihn erträglich zu machen. Eine Unvollkommenheit war es doch offenbar, daß man die Staatsgewalt wie ein Privateigenthum des Königs auffaßte und die Hoheitsrechte veräußerte — dadurch aber verlor das Syſtem die despotiſche Wendung durchaus, die ſeine moderne Nachahmung charakteriſirt. Eine Unfähigkeit war es nicht weniger, daß man kein bewegliches Gewerbe und Vermögen erzeugte — dadurch aber verlor jenes Staatsrecht den Zug adeliger Ausſchließlichkeit, welcher heutigen Tages, wo der größte Theil des Volks auf beweglichem Boden ſteht, der buchſtäblichen Wiederholung deſſelben anhaften müßte. Es iſt klar: die ſcheinbare Gleichheit der alten und neuen Formeln verwandelt ſich auch hier, wenn man den wirklichen Dingen näher tritt, in den tiefſten Gegenſatz.

Der dritte Factor des heutigen Syſtems, neben Königthum und Grundadel, iſt die rechtgläubige Kirche. Sie macht denſelben Anſpruch auf unbedingte Herrſchaft über das Gemeinweſen wie jene beiden. Sie ſucht ſich auf dieſelbe geſchichtliche Anlehnung wie jene beiden zu ſtützen: ſie beweiſt die Nothwendigkeit ihrer Forderungen vor allem aus dem Zuſtande des Mittelalters, wo die kirchliche Rechtgläubigkeit die Bedingung jeder politiſchen Exiſtenz war. Ein Rechtstitel, der nicht auf eine Inveſtitur von Gottes Gnaden zurückging, der nicht eine Gutsherrlichkeit zur körperlichen, kirchliche Religioſität zur geiſtigen Grundlage hatte, wurde im Staate gar nicht zugelaſſen. Damals, ſo hält die heutige Partei uns vor, damals gab es keine Revolution, die für weite Strecken Sitte und Zucht, Recht und Geſetz zerrüttete, damals lag der Staat an feſten Ankern und war durch die Weihe von oben gekräftigt.

Wir haben ſoeben geſehen, wie es ſich mit Krone und Grundbeſitz in Wahrheit verhielt. Sehen wir zu, ob vielleicht auf dem kirchlichen Gebiete eine ähnliche Täuſchung obwaltet, wie wir ſie bei jenen aufgedeckt haben!

Es iſt offenbar, daß die Geſetze und Behörden des Staats zu ihrem Daſein einer gewiſſen ſittlichen Grundlage im Volke bedürfen und dieſe ſich nicht erſt ſelbſt zu ſchaffen vermögen. Eine Reihe von ſittlichen und rechtlichen Anſchauungen müſſen in Fleiſch und Blut der Nation übergegangen ſein, ehe die Thätigkeit der Staatsbehörden beginnen kann. Wenn nicht der Zeit, jedenfalls der logiſchen Ordnung nach muß die ſittliche Cultur des Volks dem Handeln des Staats vorausgehen. Es iſt eine Unbeſcheidenheit des Staats, wenn er dieſes Grundverhältniß verkennt und jener Momente entbehren zu können glaubt. Macht er den Verſuch, ganz ohne Rückſicht auf die Pflege der Sitte durch Gewalt und Polizei zu regieren, ſo muß er bald ſeine Ohnmacht erkennen. Strebt er aber, jene Pflege ſelbſt zu übernehmen, ſo wird dieſer empfindlichſte Stoff unter ſeinen rauhen Händen ſchnell verkümmern. Um nur die geringſte Wirkung zu erzielen, muß er einen unerträglichen Deſpotismus entwickeln, an dem er ſelbſt zuerſt zu Grunde geht.

Im Mittelalter aber lag die ſittliche Pflege des deutſchen Volks wie aller andern Nationen faſt ausſchließlich in den Händen der Kirche. Wir ſahen, wie unentwickelt die Begriffe des Rechts waren, wir bemerkten, wie herrſchend die Forderungen der Kirche auftraten. An ſich liegt es nicht im Weſen der Religion überhaupt oder in dem Stoffe des urſprünglichen Chriſtenthums, daß die Wirkungen deſſelben nur in einer äußern und geſchloſſenen Gemeinſchaft ſichtbar werden. Seit dem 3. Jahrhundert aber hatte die ganze Denkweiſe der Völker dieſe Wendung genommen. Extra ecclesiam nulla salus! — dieſer Satz war nicht eine willkürliche Erfindung klerikaler Herrſchſucht; er war eine thatſächliche Wahrheit nach der ſittlichen Beſchaffenheit der Menſchen. Den ſeltenen ſchöpferiſchen Führern der Jahrhunderte iſt es zuweilen gegeben, das Richtmaß ihres ſittlichen Lebens allein aus der Tiefe der eigenen Bruſt zu entnehmen: die Maſſe der aufeinander folgenden Generationen aber bedarf wie zur geiſtigen ſo auch zur ſittlichen Bildung der Macht der Ueberlieferung. Wird ſie plötzlich einmal von dem Boden des Herkommens losgeriſſen, ſo treibt ſie ſteuerlos und wüſt in die Weite. Dies bewährte ſich im Mittelalter vollkommen. Etwa im 13. Jahrhundert begann man in weitern Kreiſen das Bedürfniß einer kirchlichen Reformation zu fühlen; es begannen die Verſuche, ſich von der römiſchen Kirche zu trennen. Aber ſogleich zeigte es ſich, daß man ohne den Anhalt dieſer Kirche auch in Sitte und Recht nicht beſtehn konnte. Albigenſer, Lollarden, Huſſiten — Alle wurden ſofort in die wildeſten Strudel ſocialer Auflöſung fortgeriſſen. Familie und Eigenthum, Geſetz und Bildung ging in dieſen Kreiſen zu Grunde. Die Welt bedurfte eines Stadiums von drei Jahrhunderten, um ohne das Band der römiſchen Kirche gehen zu lernen.

Wir ſtehen alſo hier bei der Kirche demſelben Verhältniß gegenüber, wie oben bei dem Grundbeſitze. Der Staat des Mittelalters hatte guten Grund, die Kirche zu privilegiren, nicht wegen ihrer unübertrefflichen Tüchtigkeit, ſondern wegen ſeiner Unfähigkeit, neben ihr noch andere Mittel zu gebrauchen. Damals gab es keinen andern Beſitz als den unbeweglichen, damals gab es keine andere Religion und Sitte als die unbewegliche. Weil damals nichts Anderes exiſtirte, kann man deshalb folgern, daß dieſe alten Exiſtenzen unter völlig verwandelter Umgebung einen Anſpruch auf Erſchaffung eines neuen Monopols haben?

Ziehen wir die Summe!

Im deutſchen Mittelalter galt die Monarchie als eine Einſetzung von Gottes Gnaden. Aber kein Monarch dachte daran, dieſe Weihe auf ſeine Perſon zu übertragen — es hätte jenerzeit für eine Gottesläſterung gegolten — und dem Rechte irgend eines andern Standes gleiche Qualität und Stärke zu leugnen.

Der Grundbeſitz war politiſch höchſtberechtigt. Aber er war deshalb weder ausſchließend noch privilegirt, denn es gab keinen andern Beſitz.

Die kirchliche Rechtgläubigkeit war die Bedingung politiſchen Daſeins. Aber ſie war deshalb kein Monopol, denn es gab keine andere Sitte noch Religioſität in der Welt.

Die heutige Schule der chriſtlichen Germanen nimmt von dieſen unzweifelhaften Thatſachen die Vorderſätze an, aber wünſcht die Nachſätze zu ſtreichen. Sie ſtreckt die Hand nach der Macht aus, aber ſie ſetzt ſich über die Bedingungen hinweg, unter denen die Macht im Mittelalter zum Rechte und zum Segen wurde. Damals war es ein in den wichtigſten Beziehungen unvollkommener Zuſtand, deſſen einzelne Theile aber ſich in völligem Gleichgewichte hielten — die heutige Nachahmung ſammelt aus dem Syſteme alle Keime der Gewalt und zertritt die umgebende Saat der Freiheit. Offenbar iſt ihre Anſchauung keine geſchichtliche, ſondern eine revolutionäre. Sie wird es nie zu einer Herrſchaft des Rechtes, ſondern immer nur zum Despotismus bringen.

Vergegenwärtigen wir uns die weitere Entwickelung dieſer Dinge aus dem Feudalſyſteme des Mittelalters bis zu den modernen Staatstheorien!

Was zunächſt die monarchiſche Gewalt betrifft, ſo hat die Erfahrung gezeigt, daß das Feudalſyſtem für eine Reihe ſehr verſchiedenartiger Formationen den Ausgangspunkt abgeben konnte.

Es war nicht möglich, daß der weſentliche Mangel des Feudalſyſtems, die Abweſenheit des politiſchen Gedankens, die privatrechtliche Behandlung der öffentlichen Verhältniſſe, auf die Dauer unbemerkt blieb. Theils die Forderungen der Staatspraxis, theils die Lehren des griechiſchen und römiſchen Alterthums erweckten ganz neue Vorſtellungen von Staat und Politik. Man begann einzuſehen, daß das Gemeinweſen über den Einzelnen ſtehe, daß die politiſchen Rechte und Pflichten ein anderes Maß als Privatverträge und perſönliche Befugniſſe hätten. Man überzeugte ſich, daß die Vertreter der Geſammtheit und die Organe des Staats über allen privatrechtlichen Beziehungen in einer beſondern und höhern Sphäre ſtänden.

Je nachdem in den einzelnen europäiſchen Ländern der eine oder der andere Factor des alten Syſtems ſich dieſer neuen Anſchauungen bemächtigte und in der Ausbildung des neuen Staatsrechts die Initiative ergriff, gingen verſchiedene Verfaſſungen aus dem Feudalſyſteme hervor. In England beeiferten ſich Könige, Adel und Communen um die Wette, die Vertretung des Gemeinweſens zu handhaben und die Pflichten der Souverainetät zu erfüllen; ſo wuchs dort unter hundertjährigen Kämpfen die conſtitutionelle Monarchie heran. In Frankreich war es der König allein, der ſeinen perſönlichen Vortheil mit den öffentlichen Intereſſen zu identificiren und ſich an die Spitze der nationalen Bewegung zu ſetzen verſtand: Klerus, Adel, Parlamente, Bürgerthum verharrten auf dem alten particularen Standpunkte und verloren durch ihre egoiſtiſche Beſchränktheit ihren politiſchen Einfluß an die abſolute Monarchie.

In Deutſchland ſchlug die Entwickelung einen ganz beſondern Weg ein. Das Kaiſerthum rieb zuerſt ſeine Kräfte in Streitigkeiten mit dem Papſtthum und den deutſchen Fürſten auf. Nachdem es dann unter den Habsburgern wieder zu materieller Macht erwachſen war, hatte es ſeinen deutſchen Charakter verloren. Es war burgundiſch, ſpaniſch, italieniſch, amerikaniſch, es war alles Andere, nur nicht deutſch. Es war eine Großmacht, welche die deutſchen Kräfte nur als Mittel zu eigenen beſondern Zwecken verbrauchen wollte. Es war in größerm Maßſtabe daſſelbe, was ſein Nachfolger, das Haus Oeſtreich-Lothringen, bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Während die franzöſiſchen Könige wuchſen, weil ſie die Intereſſen ihrer Nation vertraten, verhielten ſich die deutſchen Kaiſer antinational, und die Sache der kaiſerlichen Monarchie war damit in Deutſchland verloren lange vor dem Bürgerkriege der Religionstrennung. Die Summe der nationalen Gewalt kam vollends an die hohe Ariſtokratie des Reichs, an die deutſchen Fürſten.

Es wäre möglich geweſen, daß ſich hieraus für Deutſchland eine der engliſchen ähnliche Verfaſſung entwickelt hätte. Es gab im 16. Jahrhundert einige Augenblicke, wo die Fürſten ihre Aufgabe in dieſem nationalen Sinne aufzufaſſen ſchienen. Bald genug aber zeigte es ſich, daß ſie an Weite des Blicks und patriotiſcher Geſinnung mit den engliſchen Großen nicht zu vergleichen waren. Es erſchien ihnen ein höheres Ziel, ein Jeder auf ſeiner Scholle unbedingt zu herrſchen, als an der Souverainetät über das Geſammtvaterland einen gemäßigten Antheil zu empfangen. Während der engliſche Feudalſtaat ſich in ein conſtitutionelles Königthum verwandelte, zerfiel der deutſche in eine große Zahl abſoluter Monarchien. Denn hier, in dieſen engern Kreiſen des Territoriums, trat die ſtarke Seite des Fürſtenthums hervor. Hier zeigten ſie ſich den übrigen Ständen innerlich ebenſo überlegen, wie Ludwig XIV. in Frankreich. In der Regel waren ſie die einzigen Menſchen in ihrem Territorium, die für die Geſammtintereſſen deſſelben Sinn und Einſicht bethätigten. Hier waren ſie die Vertreter des Staats, es war ganz in der Ordnung, daß ſie die Vertreter der Standes- und Ortsintereſſen ſich unterwarfen.

Im Reiche alſo ſiegten im 16. Jahrhundert die Fürſten über den Kaiſer, weil ſie zwar nicht viel, dieſer aber, ein Fremder, gar nichts für das Reich that, ſondern umgekehrt das Reich für fremde Zwecke misbrauchte. In den Territorien ſiegten im 17. Jahrhundert die Fürſten über die Stände, weil dieſe nur für ihr Privatrecht, jene aber damit zugleich auch für das Ganze ſorgten. So viele Schwächen bei ihnen vorkommen mochten, es gab einmal in Reich und Landſchaft keine beſſern Vertreter der Nation als ſie. Das iſt der Titel ihrer Herrſchaft geweſen.

Es iſt hiernach ganz richtig, wenn die chriſtlich-germaniſche Schule die politiſche Gewalt in Deutſchland nicht aus einem Auftrage von unten her, von einer Einſetzung durch das ſouveraine Volk herleiten laſſen will. Das deutſche Fürſtenthum iſt auf eigenen Füßen herangekommen, und wenn es deshalb ſich von Gottes Gnaden nennen will, ſo iſt dagegen ſo wenig zu erinnern, wie einſt bei König Pipin, der in dem Umſturz des alten Königthrons eine göttliche Beſtätigung ſeines Waffenſieges ſah. Die Formel iſt trefflich und tief, ſolange die Inhaber, ihrer Herkunft getreu, als Vertreter des öffentlichen und nationalen Rechts unübertroffen bleiben und ſo das Recht und deſſen göttliche Autorität durch den Glanz ihrer Würde bekräftigen.

Wunderlich aber und den Thatſachen wenig entſprechend erſcheint es, wenn die Schule, an jene Formel und die Einſetzung der Staatsgewalt von oben anknüpfend, Fürſtenthum, Legitimität und Recht dermaßen identificirt, daß die Monarchie in Deutſchland niemals Unrecht gehabt, daß außer und neben ihr kein anderes Recht exiſtirt habe und demnach jede Beſchränkung des fürſtlichen Rechts eine Verletzung des Princips der Legitimität enthalte. Im Gegentheil iſt es ſicher: ſo ſehr das heranwachſende Fürſtenthum das Recht der geſchichtlichen Entwickelung für ſich gehabt hat, ſo wenig haben die einzelnen Schritte auf dieſer Bahn den Charakter formeller Legitimität. Der Sieg über das Kaiſerthum, innerlich, wie wir ſahen, höchſt begründet, vollzog ſich gegen formelles Reichs- und Kirchenrecht durch Waffengewalt. Der Sieg über die territorialen Stände, innerlich nicht minder nothwendig, gelang gegen Reichs- und Landrecht durch bewaffnete Revolution. Wer die Herrſchaft der deutſchen Fürſten als eine legitime anerkennen will, muß anerkennen, daß es auch berechtigte Revolutionen gibt.

Dann aber war, wenn man auch im Allgemeinen die Herrſchaft der Fürſten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert als eine abſolute bezeichnen muß, das Recht derſelben doch an keiner Stelle unbeſchränkt. Es galt nicht für die Verletzung eines gottentſtammten Princips, wenn einmal ein Fürſt von Gottes Gnaden einen politiſchen Proceß verlor und ein politiſches Unrecht eingeſtehen mußte. Die Rechte der Stände waren geſchmälert, wie in Frankreich die Rechte der Parlamente, aber Niemand dachte daran, bei einem ſtändiſchen Veto über Auflöſung göttlicher und menſchlicher Ordnung zu ſchreien und an die Gewalt eines unbedingten Despotismus zu appelliren. Es kam ſelbſt bei den Reichsgerichten zuweilen die Meinung vor, es diene zur Stärkung des fürſtlichen Anſehens beſſer, wenn ein fürſtlicher Fehlgriff verbeſſert, als wenn er ſanctionirt würde. So viel mittelalterlicher oder germaniſcher Rechtsſinn war noch, wenn nicht in geſchriebenen Verfaſſungen, doch in der Luft und in den Herzen der Menſchen.

Es war der franzöſiſchen Revolution vorbehalten, dem monarchiſchen Capitel der heutigen Staatstheorie Anlaß und Stoff zu liefern. Unter dem Schutze des franzöſiſchen Kaiſers und in offener Feindſchaft gegen das Reich und die deutſche Nation gewann eine große Menge deutſcher Fürſten erweitertes Gebiet und in demſelben eine ſchrankenloſe Regierungsgewalt. Während gleichzeitig in Preußen die Regeneration des Staats gelang, indem die Monarchie alle Stände des Volks zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten herzuberief, Freiheit und Berechtigung durch das ganze Land verbreitete, ſchloſſen die Rheinbundsfürſten alle Claſſen von dem Staate völlig aus und erkannten keine Berechtigung neben der ihrigen an. Dieſes Treiben ging auf eine politiſche Anſchauung zurück, deren letzte Wurzel leicht erkennbar iſt. Der Grundſatz derſelben läßt ſich dahin ausſprechen, daß die Staatsraiſon dem Rechte vorangeht, und vor dem augenblicklichen Staatswohle jedes Recht ſich beugen muß. Es hieß nicht mehr: eine Revolution könne in einzelnen Fällen nöthig ſein, ſondern man hielt die Revolution überall für erlaubt, wo ſie nützlich erſchien. Dieſe Anſicht war die officielle Schöpfung der franzöſiſchen Revolution. Die Revolution hatte den Klerus geplündert, den Adel vernichtet, den Bürgerſtand gebrandſchatzt, den König guillotinirt, nicht als durch Nothwehr dazu gezwungen, ſondern als berechtigt dazu durch Staatswohl und Staatsraiſon. Gewaltthätig war man ſonſt auch geweſen, die Revolution aber definirte zum erſten Male die Gewalt als das höchſte Recht in menſchlichen Dingen. Napoleon übertrug dieſe Theorie auf die auswärtigen Verhältniſſe, der Rheinbund nahm ſie nach allen ihren Beziehungen an. Kleine Nachbarfürſten, Klerus, Adel, Bürger und Bauer wurden unter die abſolute Herrſchaft gebeugt im Namen des Staatswohls. Wie König Pipin nannte man die Frucht der Gewalt und des Sieges eine Herrſchaft von Gottes Gnaden.

Da nun aber bei den Vaſallen des neuen Charlemagne weniger echtes Staatswohl im Spiele war als bei dem alten Kaiſer und ſeinem Geſchlecht, ſo mußte freilich der Erfolg auch anders fallen. Mit der erſten Niederlage Napoleon's war die Exiſtenz der Rheinbundfürſten und ihrer Politik bedroht: es iſt bekannt, wie die leitenden Geiſter der Epoche, wie Stein und Münſter von ihnen dachten. Das entſcheidende Ereigniß war hier die Dazwiſchenkunft Oeſtreichs. Die öſtreichiſche Regierung, hier wie vor 500 Jahren nur zur Hälfte deutſch, hatte Gründe außerhalb der deutſchen Politik, die Fortdauer jener Staaten zu wünſchen. Sie war ferner der Meinung, daß die Bekämpfung der Revolution nur mit den eigenen Waffen derſelben gelingen könne. Die Revolution hatte die Allmacht der Staatsraiſon zu Gunſten der Demokratie verkündet — man meinte, ſie, einmal ausgeſprochen, nun auch zur Stütze der Monarchie verwenden zu können. Aeußere Verwickelungen traten hinzu; die entgegenſtehende preußiſche Anſicht gab zuerſt in der Frage der Gebietsverhältniſſe, ſpäter auch in den Fragen des innern Staatslebens nach. Sie war allerdings nicht ganz zu verdrängen; es machten ſich außer ihr neben den abſolutiſtiſchen Wünſchen auch der Adel und die Kirche nach langem Dulden und Schweigen geltend; aus einer ſolchen Miſchung entgegenſtrebender Elemente entſtand die Politik des Deutſchen Bundes.

Die chriſtlich-germaniſche Staatstheorie nahm dieſelben Widerſprüche in ihr Syſtem auf. Fürſtliche Allmacht und Reſtauration der Adelsvorrechte, Einheit der Staatsgewalt und Erweckung der kirchlichen Kräfte wurden nebeneinander geſtellt und für den Augenblick durch den gemeinſamen Gegenſatz gegen die populären Anſprüche nothdürftig miteinander verkittet. In welchem Verhältniß der Theil des Syſtems, der von der Monarchie handelt, zu den Zuſtänden der Gegenwart ſteht, haben wir eben geſehen: es iſt noch zu prüfen, wie ſich dazu die im Namen des Adels und Klerus erhobenen Anſprüche verhalten.

Wenn im Mittelalter der Grundbeſitz faſt allein politiſche Berechtigung beſaß, ſo hatte dies, ſahen wir, ſeinen guten Grund darin, daß überhaupt kein anderer, qualitativ verſchiedener Beſitz exiſtirte. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts aber begann die geſchichtliche Laufbahn des beweglichen Vermögens. Der Handel löſte ſeine alten Bande und entfaltete freie, mächtige Schwingen; es entſtand die Induſtrie des Gewerbes und der Fabrikation, ja, was dem Mittelalter ein unverſtändliches Räthſel geweſen wäre, es entſtand eine landwirthſchaftliche Induſtrie, es entwickelte ſich, als eine ganz neue Grundlage des Geſammtwohlſtandes, das Syſtem des öffentlichen Credits. Einmal dieſe Wege eingeſchlagen, gingen die Verhältniſſe ihren Gang mit unaufhaltſamer Naturnothwendigkeit. Man hatte nicht einmal die Wahl mehr, ob man an der neuen Blüte Theil nehmen oder in dem engern Wohlſtande der alten Formen beharren wollte. Wer nicht in der neuen Weiſe reich zu werden ſtrebte, ging ganz ſicher in völliger Armuth zu Grunde. Bequemte ſich doch im 17. Jahrhundert ſogar der Jeſuitenorden zu induſtriellen Speculationen, und der franzöſiſche Adel bat um Erlaubniß, Großhandel treiben zu dürfen. Das bewegliche Vermögen war eine Macht geworden, deren politiſche Ausſchließung von Tage zu Tage unmöglicher wurde. Der Adel, der ſeinem Weſen nach unbeweglichen Beſitz vorausſetzt, konnte ſein Monopol nicht behaupten. In England verzichtete er freiwillig darauf und errettete ſich dadurch eine höchſt einflußreiche Stellung neben den neuen Ständen; in Frankreich ſuchte er es eigenſinnig feſtzuhalten und wurde in der Revolution vollkommen zerſchmettert.

In Deutſchland iſt es, bei der Zerſplitterung der Territorien, auch auf dieſem Gebiet zu keinem ſo reinen Ergebniſſe gekommen. Der Adel ging nicht zu Grunde wie in Frankreich, aber er wurde arm und einflußlos. Die Regierungsgewalt kam an die Fürſten und deren Beamte; nur als königlicher Diener bedeutete der Edelmann noch etwas. Das Einzige, was er aus der alten Zeit bewahrte, war eine unheilvolle Ausſtattung für die neue: reines Blut durch Abwehr aller Mißheirathen und gutsherrliche Rechte über die Inſaſſen ſeiner Ländereien. Der engliſche Adel hatte beides längſt abgeworfen, der deutſche verſtand es, ſich dadurch ohne Vortheil von den übrigen Ständen zu iſoliren und zu den Bauern, die ſonſt mit ihm gleiche

Intereſſen hatten, in feindſelige Stellung zu bringen. Seine Verarmung nahm zu, ſein beſter Titel für politiſche Macht verkümmerte damit; um ſo unerſchütterlicher erklärt die chriſtlich-germaniſche Schule die Beibehaltung und Stärkung jener Verhältniſſe für das einzige Fundament unſerer politiſchen und ſocialen Errettung.

Es iſt hier natürlich nicht der Ort, dieſe Frage in ein ſolches Detail zu verfolgen, wie es zu ihrer praktiſchen Erledigung nöthig wäre. Eine Menge techniſcher, ökonomiſcher und politiſcher Rückſichten kommen dabei zur Sprache, die ſich nicht über das Knie abbrechen laſſen. Es iſt für unſern Zweck ganz ausreichend, die Grenze dieſer Rückſichten feſtzuſtellen und die Linie zu bezeichnen, wo die Thatſache ſich von den Vorurtheilen der Kaſte und der Schule ſcheidet.

Es iſt einleuchtend, daß auch heute, wo die Landwirthſchaft einen induſtriellen Charakter angenommen hat und der Grundbeſitz beweglich geworden iſt, immer noch der Ackerbau ein eigenthümliches Gepräge behauptet und auch in politiſcher Hinſicht eine eigenthümliche Stellung in Anſpruch nimmt. Nicht als ob er im Raume den Menſchen an den Boden oder den einzelnen Staatsverband mehr als ein anderer Beſitz feſſelte: die meiſten Fabricationen haben ja auch eine beſtimmte territoriale Grundlage und fordern zu ihrer Verpflanzung gleiche Mühe und Koſten, wie ein im Ackerbau angelegtes Capital. Wol aber iſt in der Zeit keine Thätigkeit ſo weitausſehend wie die des größern Oekonomen. Jede erhebliche Verbeſſerung fordert eine Reihe von Jahren, es gibt hier keine hazardirende Speculation auf den Augenblick; Feſtigkeit aller Verhältniſſe, Gleichmäßigkeit der Entwickelung, ein ruhiger Uebergang in die Zukunft iſt keinem Stande ſo wie dieſem an das Herz gelegt. Hierin erſcheint, was man im gutem Sinne den conſervativen Charakter des Grundbeſitzes nennt, hierin iſt der Anſpruch begründet, eine ſolche Natur durch den Staat geſchützt und politiſch berechtigt zu ſehen. Nach dieſem erſten und tiefſten Grundzug des Gewerkes begreift es ſich, wie ariſtokratiſche Regierungen, ſolange ſie auf großem Ackerbeſitze ruhen, Vorausſicht, Gleichmäßigkeit und Beſtändigkeit entwickeln; es begreift ſich, wie ein thätiges Landleben ſich ſo oft als die beſte Vorſchule des Staatsmannes, ſei es im Cabinete ſei es im Parlamente, bewährt hat. Es iſt geiſtige und körperliche Arbeit zugleich, es iſt ſtete Praxis und weiſt unaufhörlich an die Theorie, es pflegt ununterbrochene Gemeinſchaft mit Nachbarn, Dorf- und Markgenoſſen und hegt doch bei jedem Einzelnen das Gefühl unbedingter Selbſtändigkeit. Kein tieferes Unglück für eine Nation als der Verluſt oder die Verkümmerung dieſes Standes, keine würdigere Aufgabe für die Politik als ſeine Hebung und geſunde Blüte.

Nur ſieht man ſogleich, daß dieſer Werth des Grundbeſitzes mit den Anſprüchen unſerer germaniſchen Schule nicht das Geringſte gemein hat. Seine charakteriſtiſchen Züge beſtehen in natürlichen Verhältniſſen, die bei Jedem eintreten, der den heimiſchen Boden mit ſeinem Fleiße, ſeinen Gedanken und Capitalien befruchtet. Man kann erwägen, bei welcher Ausdehnung des Bodens ein ſolcher Proceß am beſten von Statten geht, ob das Ueberwiegen des großen oder des kleinen Beſitzes frommt, ob demnach das bäuerliche Erbrecht freizulaſſen oder zu modificiren iſt, ob eine größere oder geringere Quote politiſchen Einfluſſes im einzelnen Falle dem Ackergewerbe neben den ſonſtigen Berufsarten im Staate gebührt. Gewiß iſt aber, daß zu der Darſtellung einer ergiebigen Landwirthſchaft — ergiebig im ökonomiſchen und im ſittlichen Sinne — an keiner Stelle ein Monopol gehört. Damit der Grundbeſitz ſeine politiſch erziehende Kraft äußere, braucht er nicht allein in den Kammern zu ſitzen; er braucht nicht zu Hauſe mit Herrenrechten über mißvergnügte Grundholden ausgeſtattet zu ſein und ausſchließlicher Hoffähigkeit in der Reſidenz zu genießen. Er bedarf nicht, um den künftigen Miniſter oder Deputirten zu bilden, des Aufputzes der Gutspolizei, des Patrimonialgerichts und der Steuerfreiheit: bei all dieſen ſchönen Dingen iſt geringe Nahrung für den Kopf und ſchwere Verkümmerung des Charakters für den künftigen Staatsmann zu erwarten. Wer einer großen politiſchen Thätigkeit entgegengeht, thut nicht wohl, eine kleine Caricatur des ganzen Staats auf ſeiner Scholle einzurichten und dadurch ſelbſt ohne ſeinen Willen den Trieb nach Abſonderung von dem großen Ganzen in ſeine Bruſt zu ſenken. Wer einer freien und unbeneideten Einwirkung auf das Staatsganze eine junkerhafte Herrlichkeit auf ſeinem Dorfe vorzieht, zeigt dadurch hinreichend, daß gerade die vortheilhafte Einwirkung des Grundbeſitzes, die Erweckung von Vorausſicht und Gemeinſinn, bei ihm nicht ſtattgefunden hat. Wir kommen auch hier wieder auf das frühere Urtheil zurück: die chriſtlich-germaniſche Schule, indem ſie die feudalen Zuſtände auf einen völlig verwandelten Boden verpflanzt, holt ſich aus dem Mittelalter nur die Unvollkommenheiten deſſelben, während ihr die guten Seiten unter der Hand zerrinnen. Das überall von feſten Rechten umgebene Königthum von Gottes Gnaden verwandelt ſich ihr in einen ſalbungsvollen Despotismus; für die Ariſtokratie findet ſie keinen beſſern Beruf als das vom Staate abgewandte und die übrigen Claſſen abſtoßende Junkerweſen des 17. Jahrhunderts.

Unſere Radicalen und Socialiſten mögen damit von Herzen einverſtanden ſein. Wer aber Sinn hat für die Tüchtigkeit der materiellen Grundlagen und die Autorität der ewigen Grundrechte in unſerer Geſellſchaft, muß es tief beklagen, wenn durch ſolches Treiben jede Autorität zum Spotte und der Name der Ariſtokratie zum Vorwurfe wird.

Nach dem chriſtlich-germaniſchen Syſteme erhält alſo der Adel die Tendenz, ſeine Rechte nicht in einem bedeutenden Antheil an der Staatsgewalt, ſondern in möglichſter Ungebundenheit ihr gegenüber zu ſuchen. Ganz ähnlich wird dort der Staat in ſeinem Verhältniß zur Kirche benachtheiligt. Die Kirche hat nicht blos die Aufgabe, in dem Bewußtſein des Volks die ſittlichen Vorausſetzungen für die Rechtsbegriffe des Staates zu pflegen, ſondern ſie miſcht ſich in die politiſche Thätigkeit, ſetzt ſich als politiſche Gewalt und erhebt ſchnell genug den Anſpruch, die höchſte aller politiſchen Gewalten zu ſein. Indem ſie mit dem Satze beginnt, daß ohne ihre Rechtgläubigkeit keine Moral und folglich kein Recht und kein Staat Beſtand haben könne, gelangt ſie ſofort zu der Rechtgläubigkeit als höchſter Bedingung der politiſchen Rechte insgeſammt.

Im Mittelalter hatte dergleichen ſeinen beſtimmten Sinn. Seitdem aber iſt das Zweifache geſchehen, daß die in ſich zerſpaltene Kirche die ſittliche Grundlage des Staats nicht mehr abgeben kann, und daß andere, dem Mittelalter fehlende Momente dafür ergänzend eingetreten ſind.

Die Kirche verlor durch die Reformation nicht blos einige Millionen Anhänger, ſie verlor ihre bisherige Weltſtellung überhaupt. Was Philipp der Schöne, Ludwig der Baier, Eduard von England in einzelnen Fällen verfochten, daß der Papſt in weltliche Dinge nicht einzureden, die Kirche dem Staate keine Regel noch Richtſchnur zu geben habe, wurde ſeit dem 16. Jahrhundert das officielle Recht des geſammten Europa. Auch wer es hätte beklagen wollen, hätte es nicht hindern können. Denn die alte Stellung der Kirche ſetzte unwiderruflich ihre Einheit voraus. Es iſt unmöglich, den kirchlichen Glauben zum Maß der Politik zu erheben, ſobald derſelbe dreifach geſpalten iſt; es iſt unmöglich, die Ketzer aus dem Staat auszuſchließen, wenn gewiſſe Ketzereien einmal die öffentliche Sanction erhalten haben. Der Weſtfäliſche Frieden, der die drei großen Confeſſionen als politiſch brauchbar und berechtigt anerkannte, hat das alte Syſtem begraben.

Man ſage nicht, daß die für Sitte und Rechtsgefühl wichtigſten Momente den drei Bekenntniſſen gemeinſam ſeien — womit dann der Weg zu der Folgerung gebahnt wäre: wenigſtens dies Gemeinſame müſſe der Staat von ſeinen Activbürgern begehren — das wichtigſte Dogma für die ſittliche Erziehung iſt ohne Frage die Lehre der Rechtfertigung, und eben dieſe bildet den brennenden Streitpunkt in dem Hader der Confeſſionen, ja man muß ſagen: ſie bildet ihn gerade wegen ihrer ſittlichen Wichtigkeit, ſodaß es nie zu ernſtem Kirchenſtreite und neuer Kirchenbildung kommen wird, wo nicht die Frage über die Heilsmittel und die Stärkung der Sitte durch die Religion in der erſten Linie der Bewegung ſteht. Es hat ſich denn auch in der Anwendung auf den Staat gezeigt, daß, ſolange der kirchliche Sinn überhaupt lebendig war, Sitte, Recht und Politik der einzelnen Staaten und Parteien je nach ihrer Auffaſſung der Rechtfertigungslehre ſcharf auseinandergingen. Die Lutheraner wurden quietiſtiſche Conſervative, die Calviniſten fanatiſche Republikaner, die Janſeniſten trachteten nach einem pedantiſch ſtrengen Rechtsſtaate, die Jeſuiten nach einer ganz revolutionären Staatsraiſon. Verſammelt man ſie Alle nach den Grundſätzen des Weſtfäliſchen Friedens in demſelben Staatsweſen, ſo iſt offenbar, daß in dieſem das mittelalterliche Princip ohne den rechten Glauben keine Moral noch

Rechtsſicherheit! alle Bedeutung verloren hat. Gelingt es, in einem ſolchen Staate den innern Frieden zu erhalten und der Nation, trotz der verſchiedenen Religionen, eine gleichmäßige Tendenz in Sitte und Politik zu geben, ſo iſt durch dieſe Thatſache der unwiderſprechliche Beweis geliefert, daß Frieden und Sitte hier aus andern Quellen als den kirchlichen ihre Nahrung ziehen. Auch iſt es nicht ſchwer, deren Ort und Inhalt nachzuweiſen.

Was zunächſt die Organe ſittlicher Erziehung betrifft, ſo war im Mittelalter die Kirche allein deren Trägerin wie der Brennpunkt faſt aller Bildung. Außer ihrer unmittelbaren Einwirkung durch Lehre, Predigt und Sacrament hatte ſie den ſtärkſten Einfluß auf Familienleben, Schule und Literatur, während dieſe Factoren in unſerer Zeit unabhängig von der Kirche geworden und dennoch zu ungleich ſtärkerer Entfaltung und Thätigkeit als im Mittelalter gelangt ſind. Für Schule und Literatur bedarf dies gar keines Beweiſes, und für die Familie erhellt er ſogleich, wenn man ſich an die ungeheure Einwirkung des Cölibats und Kloſterlebens, an den Wechſel brutaler Erniedrigung und überſchwänglicher Feier des weiblichen Geſchlechts, endlich an die, nicht blos bei dem Adel gewöhnliche Zurückſetzung der Töchter und jüngern Söhne erinnert. Das Familienleben in Deutſchland iſt ohne Frage geſunder und ergiebiger geworden; die Schule wirkt auf die Jugend, die Literatur auf die Erwachſenen aller Claſſen in einem Maßſtabe, von dem das Mittelalter gar keine Ahnung hatte — und dies Alles findet ſtatt, obgleich der Einfluß der Kirche mit jedem Jahrhundert abgenommen hat. Man ſage auch nicht, daß zwar die Quantität der Kirchen und der Schulen gewachſen, die Qualität aber geſunken ſei; die ſchlechten Elemente der Gegenwart liegen allerdings auch in dieſen Kreiſen grell genug zu Tage, ſie drängen ſich aber im Mittelalter in nicht geringerer Maſſe dem Blicke auf.

Fragt man nun, welcher neue Bildungsſtoff hier neben dem religiöſen überliefert wird, ſo macht nur die Auswahl des Wichtigſten unter der Menge Schwierigkeit. Seit dem 17. Jahrhundert erſchloß zunächſt die antike Welt den Deutſchen eine äſthetiſche Sinnesweiſe, die, einmal angeregt, ihre Wirkungen weit über das Kunſtgebiet hinaus auf Wiſſenſchaft und Leben erſtreckte. Die ſchöne Literatur, welche auf dieſem Boden emporwuchs und in Deutſchland faſt ohne allen Zuſammenhang mit der Kirche war, hat uns mehr als irgend etwas Anderes den Stoff des gegenwärtigen Nationalbewußtſeins geliefert: ſie hat zugleich — man braucht nur an Herder und Schiller zu erinnern — im höchſten Grade veredelnd, reinigend und begeiſternd gewirkt und der Sitte der Nation einen bisher unbekannten, zugleich milden und warmen Ton gegeben. Das 18. Jahrhundert lehrte die Schätze des Alterthums zum erſten Male mit wahrhaft geſchichtlichem Auge betrachten; daran knüpfte ſich auf der Stelle eine Anſicht des Staats und der Souverainetät, der Fülle der Bürgerpflichten und der nationalen Einheit, die ohne Zaudern den weitgreifendſten praktiſchen Einfluß bewährte, deren Adern ſich durch die ganze Bewegung der nationalen Wiedergeburt hindurchziehen, deren Antrieb in der edelſten Begeiſterung, die jemals exiſtirt hat, in den Befreiungskriegen ſich auf das engſte auch mit religiöſer Andacht verſchwiſtert. In gleicher Weiſe entwickelte ſich die Naturwiſſenſchaft auf der einen Seite zu einer ganz neuen Anſchauung des Weltalls und ſeiner Geſetze, auf der andern zu einer vollſtändigen Umgeſtaltung der Technologie und Induſtrie. Das geſellige und durch deſſen Rückwirkung auch das politiſche Leben erhielt einen neuen Impuls; das ganze materielle Daſein ſteigerte und bereicherte ſich, und wenn dabei die „ſociale Frage“ drohend genug zum Vorſcheine kam, ſo entſtanden zugleich auch Antriebe und Garantien für Ordnung, Thätigkeit und Frieden, die unſern Vorfahren geradezu märchenhaft erſchienen wären.

Dies Alles iſt ſeinem ganzen Stoffe nach weltlich und profan; aber es gibt dem Charakter unſerer Zeit ſo unwiderſtehlich ſeine Farbe, daß auch die ausgeſprochenſte kirchliche Geſinnung ſich ihm nicht zu entziehen vermag. Steht es aber einmal ſo, hat demnach die ſittliche Bildung der Zeit noch andere Organe als die kirchlichen, und einen geiſtigen Inhalt von außerkirchlichem Weſen, ſo ſteht der Anſpruch der chriſtlich-germaniſchen Schule, das politiſche Recht an kirchliche Orthodoxie zu knüpfen, von vornherein in der Luft. Es iſt nicht weiter nöthig, ſeine einzelnen Beweisgründe zu wiederholen und aufzulöſen. Die Welt iſt deshalb nicht ſchlimmer geworden, vielmehr ſind die Uebelſtände, an denen wir leiden, auch früher vorhanden geweſen, und, daß ſie jetzt ſo ungleich nachdrücklicher bemerkt werden, iſt viel mehr ein Zeichen geſchärfter Beobachtung als geſteigerter Krankheit. Man richte nur die Vergleichung, ſtatt auf einzelne Symptome des Uebels, auf die Summe des geſammten Zuſtandes; man prüfe etwa das 6., 16. und 19. Jahrhundert in Bezug auf die Dichtigkeit und Arbeitskraft der Bevölkerung, die Reinheit der ſexualen Verhältniſſe, die Achtung für das einzelne Menſchenleben, die Sicherheit der bürgerlichen Ordnung, die Milderung des Kriegszuſtandes, das Streben nach Wohlſtand und Bildung für alle Claſſen, und man wird ſich bald überzeugen, daß an keiner Stelle von Rückſchritt die Rede ſein kann. Mag der neuen Zeit hier und da eine Genialität vergangener Perioden fehlen, ſo iſt ſie allen frühern in der Durchſchnittsſumme der Sitte und Humanität überlegen. Ein ſolches Reſultat aber wäre undenkbar, wenn das Verſchwinden des confeſſionellen Geiſtes und der Sturz der Kirchenherrſchaft über Staat und Geſellſchaft zugleich auch ein Abſterben religiöſer Geſinnung bedeutet hätte. Ja es wäre undenkbar, wenn die neuen Beſtrebungen des Menſchengeiſtes gar keine Berührungspunkte mit dem Chriſtenthum enthielten, wenn ſie nicht als geſchichtliche Fortentwickelung, ſondern als revolutionärer Sturz deſſelben aufzufaſſen wären.

Es ſei uns verſtattet, dieſes Verhältniß noch etwas näher zu entwickeln, ſo wenig es in den engen Schranken dieſes Aufſatzes erſchöpft oder mehr als angedeutet werden kann. Der leitende Gedanke, mit dem das Chriſtenthum belebend in die antike Welt eintrat, auf den als Mittelpunkt alle ſeine Ausſtrahlungen zurückgehen, war das Bild der Kindſchaft Gottes, durch welche die Menſchen zum Heile berufen ſeien. Darin lag auf der einen Seite die Erklärung des Werthes der ſo hoch gewürdigten Menſchennatur, woraus dann die Pflicht der Achtung ſeiner ſelbſt und der Liebe des Nächſten hervorging, auf der andern der Ausſpruch der Unfähigkeit, ohne Gottes Mitwirkung von der Sünde zu geneſen, und ſomit die Aufforderung, den Geiſt von Sinnlichkeit und Eigenſucht hinweg der Gemeinſchaft mit den Brüdern und dem Vater zuzuwenden. Jener Grundgedanke enthielt alſo den Antrieb zugleich zu Freiheit und Gehorſam, zu Liebe und Strenge, zu Selbſtgefühl und Demuth, zu Selbſtändigkeit und Hingebung. Er adelte jeden Menſchen ohne Rückſicht auf Stand, Amt und Nation, weil jeder zur Liebe Gottes berufen war; er warnte zugleich jeden vor Selbſtſucht und Ueberhebung, weil das Verdienſt des Menſchen nur in der Verbindung mit einem Höhern lag. Nach dieſen Punkten und nach ihnen allein hat man zu ermeſſen, inwieweit ſich frühere oder ſpätere Bildungsſtufen zu der chriſtlichen verwandt oder feindſelig verhalten. Ueberall wo die menſchliche Würde auf ein höheres, geiſtiges und univerſelles Princip zurückgeführt und damit die Freiheit nicht in der Ungebundenheit ſinnlicher Selbſtſucht, ſondern in der Abhängigkeit von idealen Geſetzen gefunden wird, da iſt die Tendenz der chriſtlichen Sitte lebendig und der Zuſammenhang der chriſtlichen Weltentwickelung vorhanden.

Dieſes Weſentliche aber, dieſes Streben zugleich nach Freiheit und Autorität, kann ſich ein Einzelner und eine Nation zur Aufgabe ſtellen auch ohne gewiſſe theologiſche Dogmen und kirchliche Organiſationen. Es iſt ſtets der höchſten Erwägung werth, welche religiöſen Vorſtellungen ſich am beſten eignen, jenem Streben Kraft und Ausdauer zu verleihen, und Niemand kann leugnen, daß die chriſtlichen Dogmen der Menſchwerdung, der Auferſtehung, der Gnadengaben mit unermeßlicher Energie und Volksthümlichkeit das Bewußtſein der Gotteskindſchaft, des engſten Zuſammengehörens alſo von Gott und Menſchen geſchärft und ſo auf die Stärkung zum Guten hingewieſen haben. Dieſe Heilsökonomie hat gewaltigere Erfolge für die Erziehung der menſchlichen Sitte, als irgend eine frühere, gehabt, aber nimmermehr wird der Beweis zu führen ſein, daß jede Modification derſelben ohne Weiteres zum ſittlichen Verderben führe. Die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß ſolche Modificationen ſehr früh und in mannichfaltiger Weiſe eintreten mußten. Um es mit einem Worte auszuſprechen: das Chriſtenthum hatte in ſeinem Streben, den Menſchen zum Ueberirdiſchen zu erhöhen, ihn zu ſtark vom Irdiſchen getrennt. So, wie es in der apoſtoliſchen Zeit auftrat, konnte es auf die Dauer in dieſer Welt nicht beſtehen; die Vorſtellung der baldigen Paruſie und des Weltendes war einer ſeiner nöthigſten Beſtandtheile, deſſen Beſeitigung in den folgenden Jahrhunderten denn auch mit Nothwendigkeit zu einer durchgreifenden Reviſion aller Dogmen und zu einer neuen Geſtaltung der Kirchenverfaſſung führte. Aber auch dann gelangte man zu keinem Abſchluſſe, vielmehr ſchwankten die chriſtlichen Kirchen in dem Verhältniſſe, das ſie ſich zu den Dingen dieſer Welt und vor allem zum Staate gaben, von einem Extreme zum andern: abſolutiſtiſcher Beherrſchung durch die Päpſte im Mittelalter, quietiſtiſcher Unterwerfung bei den Lutheranern, revolutionärem Radicalismus bei Puritanern und Jeſuiten. Die Wurzel aller dieſer Tendenzen war aber ſtets dieſelbe, Verachtung nämlich der Weltlichkeit, die man dann entweder unbeirrt gehen ließ, wie die Lutheraner, oder fanatiſch zu unterwerfen ſuchte, wie die Jeſuiten. Die orthodoxe Kirchlichkeit iſt alſo heutigen Tages nicht blos nicht nöthig zur ſittlichen Geſundheit, ſie hat ſelbſt weſentliche Schattenſeiten als Grundlage der Politik. Alles kommt hiernach darauf an, die ſittliche Grundaufgabe des Chriſtenthums feſtzuhalten und ihre Löſung nach den Bedürfniſſen jeder Culturſtufe und Nationalität auf ſelbſtändige Weiſe zu verſuchen. Inwieweit der einzelne Weg gerade und ſicher iſt, kann in letzter Inſtanz erſt der Erfolg lehren; der einzelne Menſch wird ſeine Hoffnung darauf ſetzen müſſen, daß in geiſtigen Dingen jedes gute Streben an ſich ſchon ein Gewinn iſt, und für unſere Zeit hat, wie wir ſahen, der Geſammterfolg ein nicht ganz verwerfendes Urtheil bereits geſprochen. Wer könnte denn auch in Abrede ſtellen, daß die beiden großen Forderungen, welche die chriſtliche Sitte weſentlich charakteriſiren, Achtung vor der Menſchenwürde auch im Geringſten und Demuth der menſchlichen Schwäche auch im Stärkſten, daß beide auf den einflußreichſten Gebieten des deutſchen Geiſteslebens, in unſerer Poeſie und Philoſophie, in unſerm Studium der Natur und der Antike anzutreffen ſind? Feindſelige Gegenſätze ſind auch hier nicht ausgeblieben, aber ihr Gebiet fällt wahrlich nicht mit den Grenzlinien unſerer kirchlichen Orthodoxie zuſammen, und insbeſondere auf dem politiſchen Felde wird die chriſtlich-germaniſche Schule am wenigſten im Stande ſein, die Erfüllung jener chriſtlichen Aufgabe in ihren Lehren nachzuweiſen. Denn gerade umgekehrt heißt es bei ihr: unbedingte Achtung gegen die Würde der Stärkſten und unbedingte Demuth bei den Geringen und Schwachen.

Aber, ſagt man vielleicht, es gibt alſo doch feindſelige Gegenſätze nicht blos gegen den Glauben, ſondern auch gegen die Sitte; ihr ſelbſt räumt es ein und fordert dennoch, daß man durch Aufgeben des confeſſionellen Bekenntniſſes die politiſchen Rechte dem Feinde zugänglich mache? Wir wiſſen nur mit einer Gegenfrage zu antworten. Seit wann ſchreibt man es in die Verfaſſungsurkunden, daß ſittenloſe oder unfähige Menſchen nicht Miniſter werden ſollen? Iſt einem Volke überhaupt noch zu helfen, welches für ſolche Wahrheiten einer andern Garantie, als der des eigenen Kopfes und Herzens, bedarf? Und findet man endlich, wie jetzt die Sachen ſtehen, ein größeres Quantum niedriger und rechtloſer Geſinnung bei den ehrlich Nichtorthodoxen, die man ausſchließen möchte, oder bei den äußerlich Kirchlichen, die ſich durch eine inhaltsloſe Lüge der Ausſchließung entziehen?

Der poſitive Gehalt, den das Chriſtenthum dem Staate liefert, iſt das Selbſtgefühl Aller nach ihrem hohen Berufe und die Demuth Aller nach ihrer Schwäche und Buße; die Vereinigung beider Gefühle ergibt die thätige und allgemeine Liebe des Einen gegen den Andern. Soll dieſe Stimmung in den irdiſchen und politiſchen Verhältniſſen wirkſam erſcheinen, ſo bedarf es dazu nicht, daß der Staat ſich zum Miſſionär gewiſſer theologiſcher Dogmen oder zum Handlanger geſchloſſener kirchlicher Geſellſchaften mache. Es bedarf noch viel weniger, daß er einzelne politiſche Kräfte unverhältnißmäßig bevorzuge, das Recht des Grundbeſitzes zum ausſchließlichen Monopol und das Recht der Krone zur ſchrankenloſen Allmacht ſteigere. Die echte Stimmung der chriſtlichen Sitte wird vielmehr nur da ſich bekunden, wo die Achtung gegen die Rechte Anderer und die Strenge in der eigenen Verpflichtung an allen Punkten zu Tage tritt. Der Rechtsſtaat alſo iſt der irdiſche Abglanz des chriſtlichen Willens, wie er das uranfängliche Ziel des germaniſchen Gemeinweſens iſt. Habe er Namen und Formen welche er wolle, lege er die Macht in die Hände eines Einzigen oder Vieler oder Aller, der in Wahrheit chriſtlich-deutſche Staat iſt gegründet, ſobald ſeine Obrigkeiten, ſeine Organe und ſeine Bürger von dem Durſte nach Gerechtigkeit erfüllt ſind. Aber auch im chriſtlichen wie im germaniſchen Sinne vernichtet der Staat das Princip der Freiheit, ſobald er das Recht des Geringſten verletzt, und das Princip der Autorität, ſobald der Stärkſte ſich nicht der Autorität des Rechtes beugt. Möge er dann auch Kirchen bauen und Symbole vor ſich her tragen, möge er reden über Zucht und Sitte, über Glauben und Treue: von der Wurzel des chriſtlichen Evangeliums und der deutſchen Nationalität iſt er unwiderruflich geſchieden.

H. v. Sybel.

Skandinavien,

Deutſchlands Stammverwandter und Nachbar.

Aelteſte Wohnſitze und Wanderungen der germaniſchen Hauptvölker.

Wenn wir den ſpärlichen Winken und Berichten der Griechen und Römer, den Sagen und dem Glauben unſers Alterthums und den bleibenden geographiſchen und ſtatiſtiſchen Lagen und Verhältniſſen der Länder und Völker folgen, ſo finden wir von den beiden älteſten Hauptvölkern des nordlichen und weſtlichen Europas, den Celten und Germanen, die Celten mehr im Süden, die Germanen mehr im Norden. In welchen Jahrtauſenden vor unſerer Zeitrechnung dieſe Völker auch aus der alten Wiege des Menſchengeſchlechts, aus den Gebirgen des öſtlichen Hochaſiens einſt entſprungen ſind und ſich aus dem Oſten gegen den Weſten zur Wanderung aufgemacht haben, wir finden die Celten und einzelnen zerbröckelten und zerſprengten Nachlaß derſelben ſüdlich der Karpaten, an beiden Ufern der Donau, an beiden Seiten der Alpen bis an den Rhein und Po und hin und wieder über den Rhein und Po hinaus, endlich in Gallien, Britannien und bis in Hispanien hinein. Nördlich über ihnen werden uns die Germanen gemeldet, ſowie die Geſchichte über denſelben aufzudämmern beginnt mit der ausdrücklichen, ſeit Julius Cäſar oft wiederholten Meldung und mit ſpäterer hiſtoriſcher Beſtätigung, „daß die einſt viel mächtigern und weiter im Norden hinauf herrſchenden und wohnenden celtiſchen Völkerſchaften von der anſchwellenden Macht und Gewalt der Germanen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer nach dem Süden hinunter gedrängt worden ſeien“, wie denn auch ſpäter nicht allein die celtiſchen Stämme, ſondern auch faſt alle Reſte der ältern Völker und Reiche Europas endlich von den Germanen zuſammengefaßt und bezwungen und zu neuem Leben durch ſie und mit ihnen geführt worden ſind.

Gerückt alſo ſind die frühern Germanen immer weiter von dem Nordoſten nach dem Südweſten hin, ohne daß wir irgend Zeit und Veranlaſſung ſolcher Verrückung und weitern Ausbreitung des Namens und der Herrſchaft wüßten. Bei dieſem hiſtoriſchen Umblick treffen wir auch auf den Namen Sveven. Daß dieſer Name in Cäſar's und Tacitus' Tagen die große germaniſche Mehrheit, wol zwei Drittel des Ganzen, umfaßt habe, darüber kann kein Zweifel ſein. Er weiſt darauf hin, daß zunächſt aus dem Nordoſten, von den Küſten und Inſeln der Oſtſee, von der Newa bis zur Elbe und Weſer hin, die Germanen immer weiter nach oben zu der Donau und dem Rhein hin vorgerückt ſind, womit wir nicht ſagen noch behaupten wollen, daß in früheſter germaniſcher Zeit einzelne andersartige Stämme des Volks nicht ſchon gegen Weſten bis an die Nordſee vorgedrungen ſeien. Uns aber bleibt vor allen andern germaniſchen Großnamen der Name Sveven ein germaniſcher Hauptname. Er heißt nichts Anderes als Seeländer*), weil wir annehmen, daß die Germanen bei ihrer erſten Einwanderung in den Nordweſten Europas die alte, auch im Mittelalter, wie in den neueſten Kriegszügen der Völker, leichteſte und gangbarſte Kriegs- und Handelsweltſtraße längs dem Dnepr hinauf zur Newa und Düna an die Küſten der Oſtſee vorgedrungen ſind und dieſe und die Inſeln und Halbinſeln derſelben, alſo auch Skandinavien, beſetzt und nach und nach bevölkert haben. Sveven heißen alſo ſchlechthin Seeländer, ſtatt welches Namens Plinius den Namen Vandalen als einen Großnamen gebraucht, welcher im Grunde daſſelbe bedeutet*). Uns kümmert nicht, daß auch kleinere Volkstheile (vielleicht einzelne abgeriſſene und zerſtreute Bruchſtücke des einſtigen Hauptſtammes) ſpäter mit den Einzelnamen Sveven und Vandalen in Spanien auftreten, daß unſer gegenwärtiges Schwabenland nur ein kleiner Theil Deutſchlands iſt. In der Geſchichte ſind die Erſcheinungen häufig, daß das Große im Einzelnen als ein Kleines, das Kleine im Ganzen als ein Großes erſcheint: ſo iſt England nach der wenigen Schar der Angeln, nicht nach der viel größern Menge der Sachſen genannt worden.

---

*) Sve, Svi, nichts als die germaniſchen Wörter Sä, Sea, Sjö, See bei Isländern, Engländern, Schweden und Deutſchen. Das breite V, wobei das Maul etwas vollgenommen wird, iſt allmälig ausgefallen, wie der Isländer und Engländer jetzt die Wörter Sva (Se) und Swerd (Schwert) ausſpricht, wie der Schwede Simma ſpricht und ſchreibt, nicht Svimma.

Alſo von den Küſten und Inſeln der Oſtſee im weiteſten Sinn waren die germaniſchen Völkerſchaften von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter gegen den Südweſten hinaufgezogen. So erzählten ſich die meiſten Germanen, ſie ſeien weiland in Schiffen gekommen. Dies war namentlich bei den Sachſen und Franken der Fall. Später leſen wir Aehnliches bei Jornandes, Prokop und Agathias über Gothen, Langobarden, Rugier, Heruler, Gepiden, wo Mythen und Geſchichte freilich kaum zu ſcheiden ſind; ebenſo klingt es aus den Tagen des großen Gothenkönigs Dietrich von Verona: Völker, Fürſten und Fürſtengeſchlechter, einſt dort hoch im äußerſten Norden heimiſch, allmälig immer weiter zu dem Süden hinabkommend. Bei aller ſchwankenden und wogenden Unſicherheit der Hinwinkungen und Erzählungen doch ein uralter Zuſammenhang der edlen Stämme, ein Zuſammenhang, den der Geiſt des großen Oſtgothenkönigs ſcheint zu erhalten oder den abgeriſſenen wieder anzuknüpfen geſucht zu haben.

Skandinavien und ſein Sagenkreis.

Hier begegnet uns nun am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gerade in den Tagen, als der hohe Glanz des Nordens mit dem letzten großen Schwedenhelden, mit Karl XII., zu erbleichen begann, daß der ſkandinaviſche Patriotismus der Dänen und Schweden, vorzüglich aber der Schweden, aus den ſpärlichen und dünnen Nachrichten und Fabeln der römiſchen, griechiſchen und mittelalterlichen Schriftſteller und noch mehr aus den in Island geborgenen oder auch gedichteten älteſten Liedern, Sagen und Fabeln ſich eine ſo großartige ſkandinaviſche Götter-, Helden- und Rieſengeſchichte geſchaffen hat, als ſie auf Erden nimmer beſtanden und in dem Skandinavien, wie es vor zweitauſend oder dreitauſend Jahren war und ſein mußte, nimmer geweſen iſt noch ſein gekonnt hat. Sie haben Göttergeſchlechter, Rieſengeſchlechter und Enakskinder, ſie haben einen luſtigen, ewig heitern und paradieſiſchen Himmel, ſie haben eine gewaltige, in Fülle der Güter und Heldenkraft ſchwebende wimmelnde Volksmenge geträumt und gedichtet, die dort nimmer geweſen iſt. Hier muß ich die Namen Olaf Rudbeck, Verelius und Peringſkiöld nennen. Der Name Suithiod (Land der Suionen oder Seeländer) ward zu dem Namen Scythia umgedreht, und Skandinavien und alle Lande, welche die Gothenſtämme nördlich den Karpaten und dem Schwarzen Meer bis zur Weichſel und Oder hin weiland wenigſtens eine Zeitlang beherrſcht haben, laufen bei ihnen unter dem prächtigen Namen Scythia magna, „Suithiod hin mickla", aus welcher das Gewimmel aller germaniſchen Völker wie aus einer Degenſcheide (ſie nannten es vagina gentium) einſt hervorgeſprungen ſein ſollte. Kein Wunder dies. Man hatte aus den Bergwerken Hölzer und Blüten von Palmen und andern tropiſchen Pflanzen in verſteinerten Abdrücken, man hatte aus den Hünengräbern die Rieſenknochen von den mitbegrabenen Roſſen der Helden für Menſchenknochen genommen. Man folgerte: „Vor vielen Jahrtauſenden war hier ein wärmſter Himmel und eine Fülle irdiſcher Herrlichkeiten und eine Menge und Gewaltigkeit der Menſchen, wie ſie im 17. und 18. Jahrhundert auf der immer kälter und ärmer werdenden Erde nicht mehr ſein konnte"; man träumte von Trauben und Pomeranzen, von Weizen und Reis, welche in jener glücklichen Vorzeit die Fluren Lappmarkens und Islands bedeckt hätten, auf welchen jetzt keine Kornähre und keine Haferſtaude reifen, kein Baum wachſen will.

---

*) Wand, Wat, Wet, Wate, Vate: Waſſer und Naß; Wanda: wäſſern, tränken. (S. „Svenſka Fornſånger", wo es in dieſem Sinne mehrmals vorkommt.)

Wie man ſich dieſe Außerordentlichkeiten und Herrlichkeiten herausphantaſirt und ſich und Andern eingebildet hatte, nicht beſſer iſt es mit den Geweben gegangen, welche man aus den allerdings herrlichen Liedern und Mythen der „Edda" und aus den älteſten norwegiſchen und isländiſchen Sagen heraus- und zuſammengeſponnen hat. Von was für Göttern und Helden wimmelt es auch hier, welche die Spätern, die lange nach der alten „Edda" geboren wurden, aus den älteſten verſchollenen Sagen, Namen und Geſchichten Aſiens unter dem Nordpol zuſammengebaut haben! Die Völker und vor allen die Herrſchergeſchlechter der Völker ſind einmal ſo geartet, daß ſie mit dem erſten einfachen alten Adam Gottes nicht vorlieb nehmen wollen. Wir wiſſen, wie die germaniſche Vorgeſchichte faſt in allen Stämmen geſtrebt hat, ſich mit den Allerälteſten und Erſtgeborenen der Geſchichte zuſammenzuſpinnen, wie auch eine verworrene und oft pedantiſche Gelehrſamkeit, welche nirgends von vorn oder von einer unbekannten Wiege anfangen wollte, nach Troja und Rom, ja nach Jeruſalem und Memphis für ihre Ahnen ausgeſehen hat. Nicht blos die Römer, auch die fränkiſchen Merwinger wollten Trojaner ſein, ja viele Geſchlechter und Städte — in unſerer ſchönen alten Stadt Trier kann man einen ſolchen Ruhm in einer goldenen lateiniſchen Inſchrift leſen — wollten wol ein Jahrtauſend vor Babylon, Troja und Rom ſchon beſtanden und geſtanden haben. Auch unſere Skandinaven ſind mit ihren Aſen nicht blos nach Aſien zurückgelaufen, ſondern mit ihren alten Göttern und Heroen ſogar auf den troiſchen Ida geſtiegen. So mächtig zur eitlen oder ſtolzen Verführung ſind oft einzelne Wörter. Zum Beiſpiel: Bei der Erneuerung und Verjüngung des neuen Himmels und der neuen Erde (laut der „Edda") und der herrlichen Aſen (Götter und Helden) ſammeln ſie ſich wieder um eine neue Stätte der Seligkeit, wo ſie der alten Herrlichkeit und der jungen Luſt gedenken. Da lautet es: „ſie ſammeln ſich auf Ida Wall" *). In dieſen Worten ſind manche Skandinaven auf den Berg Ida über Ilion geſtiegen, und Viele ſind ihnen unvorſichtig nachgeklettert und haben Odin und ſeine Aſen wol mit Priamus' Söhnen und Helden verbunden, als hätten die früheſten Isländer auch die alten Sagen von Troja gehabt. Es heißt aber jener Ida Wall nichts Anderes als die Grüne Au **) oder Pindar's elyſiſches Gefild der Seligen. Wall bedeutet im Nordiſchen nichts Anderes als Au und Wieſe, die Bedeutung Wall für Mauer, Burg und Feſtung aus den romaniſchen Sprachen iſt eine ſpätere Einführung in die ſkandinaviſchen. Auch mit dem Wort Aſen (Aſar), wie hat man in und durch Aſien auch da mit allerlei Worten hin und her geſpielt, ja, um einmal unſerm alten Voß nachzuſprechen, geaſet. Es iſt aber das Wort As oder Ans, welches in unſerer deutſchen Sprache auch in vielen Namen (Ansbert, Ansfried, Anſelm) mitklingt, von dem Worte Asius oder Asiaticus ein himmelweit verſchiedenes; die Aſen heißen nichts Anderes als die Einzigherrlichen, die Göttlichen, ganz was das lateiniſche Divi, das nordiſche „Diar". Auch mit den herrlichen älteſten Eddaliedern, mit den nordiſchen Natur- und Götterfabeln hat man in tauſendfältig verſchiedenen Deutungen und Herleitungen ebenſo viel hin und her geſtunkert und gefaſelt. Dieſe Mythen ſind ſeltenſte Glanzerſcheinungen, man möchte ſagen aus nordiſchen Lichtern und Scheinen, von auf Fels, Metall und Eis geſpiegeltem Sonnenſchein geboren, einzelne ausgeſpritzte Lichtfunken eines höhern und edlern geiſtigen Daſeins, echte Abſpiegelungen des gewaltigen heidniſchen Nordens, aus mächtigen Herzen gequollen, eiſerne und felſige Kraft und Stärke zu zeugen und für unüberwindliche Arbeiten und Kämpfe zu ſtählen. Es iſt überhaupt das mislichſte Ding, Mythen und Fabeln einer alten Urwelt auszulegen und aus gewöhnlichen Köpfen und Herzen der Menſchen zu deuten, oder ſie mit der Geſchichte eines Volks zuſammenzulegen oder von derſelben auseinanderzulegen. Solche Ahnungen oder Fabeln des kindlichen oder kindiſchen Herzens der Völker ſind gleichſam ihre Urdichtung. Solcher Urdichtung, wie überhaupt jeder Urkunſt des menſchlichen Gemüths bis in den tiefſten Grund, bis zu dem Webſtuhl des ſchaffenden Geiſtes ſelbſt, nachdringen und das Ganze und Große in dem Einzelnen und Kleinen zeigen und erklären zu wollen, iſt faſt ein Wagniß, wie mit den Augen in die Sonne ſchauen und in den Abgrund des Oceans bohren zu wollen. Man ſchwebt bei ſolchen Unterſuchungen gleichſam um die Urkunft des Geiſtes; man wird von tauſend wechſelnden Lichtern und Schatten umflattert und ſieht zu gleicher Zeit Alles und Nichts.

---

*) i Idhavelli. S. die „Voluſpa", die Ausgabe nach Rask von Afzelius. (Stockholm 1818.)

**) Wall, isländiſch Völl: Weide, Wieſe, Wonne; in alter und in mittelalterlicher nordiſcher Sprache und auch heute noch valla: weiden; an der Oſtſee in der Schifferſprache: die grün hervorſpringende Küſte, der Kuriſche Wall, Pommeriſche Wall u. ſ. w.

Kurz, man hat mit den allerwunderlichſten Ungeheuerlichkeiten über die altnordiſche Natur- und Götterlehre und über die gefundenen verſchiedenen Götterdynaſtien genug phantaſtiſirt und hin und her geflunkert von Olaf Rudbeck bis zu dem däniſchen Suhm und deſſen verſchiedenen Odinen aus den Niederſteigungen des Budda und Brama hin; ja ſogar den Namen Scandia für Skåne hat man bis aus Indien her deuten gewollt, nicht bedenkend, wie viel Zufälliges oft in Klängen und Gleichklängen iſt. Gottlob, das tropiſche Paradies des Nordens mit ſeinen Palmen und Ananas und ſeinen göttergleichen Rieſenmenſchen iſt vor der Kritik und Naturlehre unſerer Tage verſunken, und die Lügen, die ein Saxo Grammaticus, um die Dänen ſeines Biſchofs Abſalon zu erheben, in die wirklichen, echten Sagen und Geſchichten mit hineingewebt hat, wie die Phantaſtereien der Peringſkiölde, ſind mit allen ihren bunten Dämmernebeln der Vorwelt dahingeſchwunden. Die Dinge ſind ſeit dem letzten halben Jahrhundert immer mehr in die wahren Verhältniſſe zwiſchen Wahrheit und Fabel in die richtige Mitte geſtellt worden. Schlözer in ſeiner ſonſt ſehr verdienſtlichen „Nordiſchen Geſchichte“ hatte doch mit etwas zu plumper und roher Fauſt in das ſchöne nordiſche Farbengewebe hineingegriffen; es fehlte dem ſonſt ſehr wackern Manne durchaus der feinere Sinn für das Schöne, der fromme Sinn für das Unmittelbare und Urſprüngliche, was als Grundgeſchichte des Lebens der Völker in der Fabel und dem Mythus liegt; er gießt hier im puritaniſchen Eifer immer das Kind mit dem Bade aus. Männer wie der Däne Rasmus Müller und unſer einziger und unvergleichlicher erſter und beſter Heſſe Jakob Grimm haben auf dieſem irrſalvollen Gebiet das Maß gefunden und geſtellt. Auf jenem andern Felde, wo die Palmen und Rieſen wachſen ſollten, haben die erdkundigen und ſternkundigen Männer, die Humboldts, Aragos, von Buchs u. ſ. w. uns ziemlich klar gezeigt, daß der Bauch der Erde, wenn anders in ihm ein glühender Ofen flammt, ſich ſeit Moſes' und Homer's Tagen wenig abgekühlt hat, daß die Klimate der Länder ziemlich ſo ſtehen wie vor dreitauſend Jahren, und daß die Grenzen des Weinſtocks, Oelbaums, Weizens und Reiſes faſt noch ebenſo liegen wie damals.

So hat die gewachſene Wiſſenſchaft die wirklichen und gemachten Fabeln und Mythen berichtigt. Sie hat überhaupt, wie die Erfahrungen und Begebenheiten der jüngſtverfloſſenen ſechzig, ſiebenzig Jahre für die menſchliche und politiſche Geſchichte der Völker den Blick erhellt, erweitert und geſtärkt haben, uns gelehrt, die Zeit und ihre lange, unendliche Fortrollung um viele Jahrtauſende zurückzuſtellen. Es wird jetzt im Himmel und auf der Erde immer mit Myriadenzahl und Millionenzahl der Welten und der Jahre gemeſſen, wo man ſonſt ſchüchtern kaum mit der Tauſendzahl voranzugehen wagte. Moſes und die Zeitrechnung ſeiner Welt mit dem Alter von 6000 bis 7000 Jahren ſind längſt veraltet und abgeſchafft. Mit der Länge der Zeiten iſt auch die Länge des Alters der Völker gewachſen. Wir dürfen über das Jahrtauſend der germaniſchen Einwanderung aus dem aſiatiſchen Oſten in den europäiſchen Nordweſten uns jetzt nicht mehr den Kopf zerbrechen; die uns übrigen Denkmäler der ältern Geſchichte ſind völlig ſtumm darüber. Jetzt ſollte es billig Keinem mehr einfallen, da noch nach der Zeit zu fragen, noch in einzelnen, in Herodot's Tagen nördlich über dem Schwarzen Meer wohnenden Völkerſchaften, die er etwa als blond, rothhaarig und blauaugig bezeichnet, Brudergenoſſen der alten Germanen zu finden und in ihren Wohnſitzen germaniſche Urſprünge zu ſuchen. Doch gibt es noch einzelne ſolcher Käuze, wie Jene geweſen ſind, die aus den Bewegungen und Erſchütterungen, welche des Perſers Cyrus Feldzüge über den Kaukaſus oder noch weiter öſtlich über den Oxus hinaus gegen Norden verurſachen konnten, oder gar aus den viel ſpätern der gegenmithridatiſchen Feldzüge eines Lucullus und Pompejus ſich Auszüge und Auswanderungen der Germanen und ihrer zweiten oder dritten Odine gegen Weſten zurechtgefabelt haben. Wahrlich, Völker, welche der römiſchen Weltmacht unter einem Cäſar und Auguſtus mit fürchterlichen Heermaſſen die Spitze bieten konnten, hatten vielleicht ſchon ein Jahrtauſend oder mehr vor Cyrus in ihrem Europa geſeſſen!

Wirkliche Geſchichte Skandinaviens. Zuſtand des Landes im 9. und 10. Jahrhundert.

Doch gehen wir von Fabeln und Phantaſiereien weg und zur wirklichen Geſchichte über! Was hinſichtlich unſerer ultima Thule und ihrer Grenzlande in einzelnen Sagen, Hindeutungen und Namen bei den alten Griechen und Römern vor Cäſar und Tacitus übrig iſt, haben fleißige und ſtrenge Gelehrte (Schöning, Stritter, Schlözer, Thunmann) ungefähr zuſammengeleſen und geſichtet. Die gewonnene Ausbeute iſt eine ſehr geringe; auch aus Plinius und Tacitus lernen wir über dieſen Norden ſo gut wie nichts: bruchſtückige und märchenhafte Erzählungen über Bernſtein und Pelzhandel, und aus der „Germania" des Tacitus die Meldung, daß bei den Suionen ſchon eine feſte, faſt unumſchränkte Königsherrſchaft beſtehe. Hinfort, wie laut und fürchterlich der Name der Gothen über dem Schwarzen Meer und den Karpaten den Ohren der Römer auch erklingen muß und wie gern die Schweden und Dänen ihre Oſtgothen und Weſtgothen mit jenen des 4. und 5. Jahrhunderts auch zuſammenknüpfen — aus dem hohen Norden kommen keine andern als Fabeltöne zu uns herüber.

Erſt mit dem 9. Jahrhundert, in den Tagen Karl's des Großen und ſeines Sohnes Ludwig's des Frommen, geht Skandinavien vor den Blicken der nun beginnenden deutſchen und europäiſchen Geſchichte des Mittelalters auf, auch erklingt aus dem äußerſten Oſten her unter Ludwig zuerſt der Name Rus oder Ros in Weſteuropa als der Name eines Volks. Karl rüſtete in ſeinen letzten Jahren ſchon gegen die Dänen und Normänner, die anfingen ſich zu bewegen; unter Ludwig's Söhnen und Enkeln im 9. und 10. Jahrhundert, länger als hundert Jahre, erſchienen ſie als fürchterliche Wikinger, Seefahrer und Räuber und wurden das Schrecken der Welt.

Nach außen machten ſich alſo die Skandinavier oder Normänner nur zu bekannt, aber über das Innere ihrer Länder, über ihre eigentlichen Heimats- und Hauszuſtände haben wir doch nur abgeriſſene und ſpärliche Nachrichten, welche wir den von Ludwig und ſeinen Nachfolgern durch den Erzbiſchof von Bremen in den heidniſchen Norden abgeſandten Boten und Verkündern des Evangeliums und einzelnen deutſchen Schiffern und Kaufleuten u. ſ. w. aus Schleswig und andern Seehäfen zunächſt verdanken.

Die Sendeboten des Evangeliums, welche aus dem Lande Angeln über die däniſchen Inſeln hin das ſkandinaviſche Hauptland bereiſen und bis zu den Herrſcherſitzen Sigtuna und Upſala gelangen, finden wider ihre Erwartung im Reiche der Schweden ein nicht wildes, ſondern ein durch Ackerbau und Viehzucht leidlich glückliches und angebautes Land; ſie finden in den Heiden und ihren Häuptlingen freundliche und gaſtliche Menſchen, die von dem Chriſtenthum noch nichts hören wollen; das Reich wohl eingerichtet mit Königthum und Hohenprieſterthum, und einen Opfer- und Gottesdienſt, der nicht von geſtern her zu ſein ſcheint. Kurz, nach ihren Berichten und nach Dem, was ich in Hinſicht auf die nordiſchen Wikinger bald weiter berühren werde, hat man ſich das Schweden und Norwegen des 9. Jahrhunderts wol beinahe ſo vorzuſtellen, wie ſie eben heute beſtehen, vielleicht ſogar fruchtbarer, blühender und volkreicher.

Wir ſprechen hier von Ländern zwiſchen dem 55. und 65. Breitengrade, alſo von ſehr kalten Ländern. Sie würden noch viel kälter und zum Theil noch weiterhin öd ſein, wie das breite, in unendlicher Weite ausgedehnte, von allen Stürmen und Eis- und Schneeflocken des Nordoſtwindes überwehte und übergoſſene Nordrußland und Sibirien, wenn nicht ein Waſſerathem ſie allenthalben umhauchte. Daß ſie Halbinſeln und Inſeln und rings vom Meere umfloſſen oder durchſchnitten ſind, gibt ihnen einen weichern und mildern Lufthauch, als der öſtlichſte Norden Europas und Aſiens hat. Wiederum hat der Norweger, als Derjenige, welcher aus der Weſtſee faſt immer von feuchten Winden angeweht wird, gewöhnlich einen gelindern Winter, auch mit häufigern Wechſeln zwiſchen Froſt und Thauwetter, als der im breitern dickern Binnenlande wohnende Schwede.

Wir haben uns alſo jenes Skandinavien des 9. und 10. Jahrhunderts in großer Aehnlichkeit mit dem, was dort jetzt beſteht und entwickelt iſt, zu denken, ungefähr wenigſtens in demſelben Umfange und Maße zu denken: ein milderes Klima, ein um viele Stufen milderes Klima als des nördlichen

Rußland, dreißig, vierzig Meilen höher nach dem Norden hinauf, als das in Rußland möglich iſt, noch Anbauung und Gewinnung von Korn, Gerſte und Haſer, auch die Buche und Eiche, unter den Föhren und Birken ſüdlicher nur noch gedeihend, etwas weiter gegen Norden hin noch lebend. Wie geſagt, dies Alles mit Maß.

In welchem Jahrtauſend der Weltgeſchichte die Germanen in Skandinavien einſt eingewandert waren, welche Völker ſie dort gefunden, abgelöſt, bezwungen oder vertilgt hatten, davon weiß uns keine Geſchichte zu erzählen. Sagen und mythiſche Spuren, Erſcheinung einzelner Fremdwörter, vorzüglich aber eine auffallende Aehnlichkeit des ſkandinaviſchen und finniſchen Zauberweſens und des ganzen eigenthümlichſten und wunderlichſten Zauberglaubens machen wahrſcheinlich, daß vor ihnen finniſche Stämme dort wohnten. Das Land hatte damals wol, was es jetzt hat: mittelmäßigen Ackerbau und Viehzucht, reichen Fiſchfang, aber noch wenig Metallbau, welcher erſt ſeit dem 16., 17. Jahrhundert mehr gefördert und erweitert worden iſt, viele und reiche Geflügeljagd, wol etwas mehr Bären- und Wolfsjagd, mehr Elenne *) und Reene, als heute dort weiden, gewiß auch ergiebigere Seen und reichere Wälder als gegenwärtig. Wir haben darüber natürlich keine genauen ſtatiſtiſchen und geographiſchen Berichte, aber wir können es ſchließen aus einer ziemlich ſichern Wahrſcheinlichkeits- und Einleitungsrechnung, die leider häufig eine böſe Verleitungsrechnung wird; bei dieſer Rechnung laufen uns die Wikinger in den Weg, oder vielmehr ſie helfen uns auf dem ungebahnten und mislichen Wege unſerer Betrachtung über die wahrſcheinliche Lage der nordiſchen Dinge, Zuſtände und Menſchen in jenen Jahrhunderten.

Raub- und Eroberungszüge der Normänner.

Wir kommen denn auf die Wikinger oder Seefahrten und Seeräubereien der Normänner. Ich habe oben erwähnt, daß neue Bewegungen und Bildungen im Norden der Elbe die letzten Jahre Karl's des Großen ſchon beunruhigten, daß er Rüſtungen gegen ſie machte. Bei Jornandes leſen wir von frühern Wanderungen, welche Rugier, Heruler und Gepiden gegen Süden hinab einſt aus den nordiſchen Inſeln gemacht haben ſollen; wir leſen ſie neben den älteſten Sagen über die Geſchlechter der oſtgothiſchen und weſtgothiſchen Könige, die ſchon am Schwarzen Meer und um die Karpaten herrſchend geworden waren. So wenig wir wiſſen, wann jene Auswanderungen der germaniſchen Völkerſchaften geſchehen noch wodurch ſie veranlaßt worden ſind, ebenſo wenig Gewiſſes wiſſen wir über die nächſte Veranlaſſung der Rüſtungen und Auszüge jener nordiſchen Krieger,

---

*) Heißt nordiſch „älg" (Cäſar's alces). Unſer Elendthier iſt ein verdorbenes Wort; das Thier heißt ſeiner Größe und Stärke wegen Ellenthier: das Thier der Stärke, lat. animal magnum et forte.

welche länger als ein Jahrhundert die Schrecken der Küſtenlande Britanniens, Frankreichs und Deutſchlands geweſen und ſelbſt den Spaniern und Italienern an einigen Orten fürchterlich bekannt geworden ſind. Sie werden uns meiſtens geſchildert als gräuliche, unwiderſtehliche und unbeſiegbare, faſt rieſenhafte Recken, die mit Schwertern, Streitärten und Enterbeilen einhieben. Sie erſchienen den Angelſachſen, Franzoſen und Deutſchen jener Tage faſt unter dem Bilde, unter welchem die Römer des Julius Cäſar und Germanicus die Krieger des ſueviſchen Arioviſt und des cheruskiſchen Arminius und die Soldaten Julian's die Sachſen und Franken des 4. Jahrhunderts erblickt und den Menſchen ihrer Heimat ausgemalt hatten Jene waren durch die Anfänge des Chriſtenthums, welches die wilden, trotzigen Heidennaturen in dem Mörſer der Reue und Buße zerſtoßen mußte. damit ſie für eine edlere Bildung zermürbt und für die Empfangung des feinern Samens eines neuen geiſtigen Lebens zubereitet würden, gemindert und geſchwächt — kurz, ſie waren ſchon ſehr zerquetſcht und zermürbt, als dieſe Recken der friſchen, blutdürſtigen, alten Heidenkraft über ſie kamen und ihnen faſt wie unüberwindliche Rieſen däuchten, wie jene Aeltern einſt den Römern gedäucht hatten. Sie erſchienen aber nicht blos rieſenhaft, ſondern zahlreich. Was den Norden jener Jahrhunderte zuerſt aufgerührt und aufgeſchüttelt hat, wiſſen wir nicht. Einige haben gemeint, eine ſich drängende Fülle der Volksmenge, Andere weiſen auf dort ſich ergebende neue Entwickelungen hin, wie die Geſchichte der Völker in den verſchiedenen Epochen derſelben ſie den Blicken des Betrachters häufig in einer gewiſſen Aehnlichkeit zeigt: nämlich Strebungen zu größerer Ordnung der Einheit und Gewalt, d. h. *monarchiſche Strebungen*. Die chriſtlichen Sendeboten des Evangeliums fanden im 9. Jahrhundert etwas einer alten geordneten Monarchie Aehnliches in Schweden; die nordiſchen, aus Island überlieferten Sagen und Geſchichten berichten uns aus jenen Tagen das Entſtehen von geſchloſſenern, feſtern und größern Königthümern, beide in Norwegen und Dänemark, und das Kämpfen vieler Kleinkönige und Häuptlinge gegen Die, welche für ihren Untergang Großkönige werden wollten. Aus Furcht und Flucht vor neuen Herrſchern und Tyrannen ſeien die Auswanderungen nach Island und Grönland und bis nach Amerika hin für die Bewahrung der alten heiligen Unabhängigkeit und Freiheit erfolgt, und nachdem die Unruhen und Erſchütterungen endlich immer allgemeiner geworden und das ganze Volk erfaßt hätten, hätten ſie die Männer auf die weiteſten Seezüge und auf die Landungen und Räubereien aller ſüdweſtlichen Länder und Küſten hingetrieben. Wie dem immer ſei und welche auch die Urſachen und Veranlaſſungen jener fernen, lange fortgeſetzten Wikingsfahrten der Normänner geweſen ſein mögen, ihre Geſchichte im Ganzen geht uns hier nichts an; wir berühren ſie blos für unſere hiſtoriſche Anleitungs- und Ueberleitungsrechnung, nämlich für die Vorausſetzung und Annahme, daß der ſkandinaviſche Norden in jenen genannten Jahrhunderten ebenſo bevölkert, wo nicht mehr bevölkert war, als er jetzt iſt. Die Wikinger zogen ein gutes Jahrhundert lang und länger mit Flotten nicht nur von 5000 und 10,000 Mann, ſondern wol von 30,000 und 40,000 aus; ſie kamen ſpäterhin nicht allein, um zu plündern und zu verheeren und Beute zu machen, ſondern auch um Lande zu beſetzen und für immer zu bewohnen. So iſt von ihnen die Normandie beſetzt und bevölkert worden, ſo ein großer Theil der nordöſtlichen Küſten Englands und namentlich Schottlands und viele der nördlich und weſtlich liegenden ſchottiſchen Inſelgruppen, ja ſie haben im Anfang des 11. Jahrhunderts ein Menſchenalter in England die Oberherrſchaft gehabt; ſo ſind ſie von ihrem äußerſten Oſten, von den öſtlichen ſchwediſchen Küſten mit großen Scharen den Weg, auf welchem ihre Vorfahren weiland zum Norden hinauf gezogen waren, gleichſam wieder nach Süden zurückgegangen, ſind längs der Düna und dem Dnjepr hinauf- und hinabgezogen und haben mit ihren Fürſten und Adel dort erſte monarchiſche Fürſtenthümer Rußlands gegründet und einem großen Volke nach einer Landſchaft in ihrem Oberlande *) den Anfang und Namen gegeben. Dieſe Züge und Auszüge haben Menſchen gekoſtet, denn wie bei jetzigen Heerfahrten ſind von den vielen Tauſenden, welche jährlich auszogen, nach den Schickſalen der Schlachten, Schiffbrüche und Seuchen doch wol die Hälfte der Ausgezogenen nimmer in die Heimat zurückgekehrt. Wir ſchließen alſo ganz richtig, daß der Norden eine durch viele ſtille Jahrhunderte geſchaffene und geſammelte Volksmenge haben mußte: denn ſchicke jetzt nur etwa ein Jahr ums andere 30,000 oder 50,000 der rüſtigſten Männer aus Norwegen und Dänemark aus, laß die gute Hälfte nicht wieder kommen, und ſetze das ſo über ein Jahrhundert fort — und wir wollen ſehen, wie die keineswegs dichte Bevölkerung dieſer Länder das ertragen ſoll.

Skandinaviens innere Verhältniſſe vom 11. bis 16. Jahrhundert.

Natürlich haben dieſe Heerzüge und Auswanderungen gegen Weſten und Süden die rüſtige und reiſliche Jugend ſehr vermindert und geſchwächt. Bei dieſem kurzen Ueberblick über den germaniſchen Norden kommt es uns mehr darauf an, wie er, unſer nächſter und faſt ungemiſchter Blutsfreund, ſich zu uns und unſern Zuſtänden und Entwickelungen verhält, als wie er zu den fremdern und fernern Völkern ſteht. Wir haben bei dieſem unſerm Vorſatz und Geſichtspunkt gleichſam mehr ſein inneres, heimiſches und eigenthümliches Leben und Treiben als ſeine allweltlichen, menſchlichen und politiſchen Strebungen und Wirkungen nach außen hin zu beachten und zu betrachten. Wir wollen vor allen Dingen zuerſt und zumeiſt achten und bemerken, wie er ſich zu uns verhält, wie und worin er uns etwa ähnlich

---

*) Roslag (Rosbezirk) in Upland.

oder unähnlich iſt. Genug, der Norden, nachdem er durch ſo gewaltige und faſt erderſchütternde und weltumkehrende Donnerſchläge und Wolkenriſſe wie ein herabbrauſendes und vernichtendes Schickſal die Welt mit Schrecken lange erſtaunt und durch Rieſenthaten faſt bezaubert hatte, war für Jahrhunderte ſtiller geworden und faſt nur in ſich verſchloſſen und auf ſich beſchränkt, hatte von der Mitte des 11. bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kaum einen allgemeinen europäiſchen Ton und Klang. Nun hatte ihn gleich der übrigen barbariſchen und heidniſchen Roheit und Gräulichkeit Europas das chriſtliche Prieſterthum auch zu zerarbeiten und zu zermürben, damit er allmälig zu einer höhern, menſchlichern und geiſtigern Bildung hinübergeleitet werden konnte. Solche Zerarbeitungen und Verwandlungen der Völker vollbringen ſich gleich andern Geburten nicht ohne bittere Schmerzen und ſchneidende Wehen; es wird auch, indem das Gewaltige und Trotzige des kräftigen und muthigen Heidenthums, wenn auch nicht zerbrochen, doch mit brennenden Mitteln angegriffen und ſo geſänftigt und gemildert werden muß, durch ſolche medeiſche Zermalmung und Ausbrennung der rohen und wüſten Gewalt manche heldige und freudige Macht und Kraft der That und der Männertugend für eine Zeitlang wenigſtens gebeugt und geknickt, damit ſie unter anderer Sonne und bei andern Winden in neuer Weiſe künftig wieder grad aufſtehen und wachſen könne. Wir ſehen alſo jetzt den Norden auf ſich und auf ſeine kleinen, für die Geſchichte unbedeutenden Händel und Entwickelungen beſchränkt. Seine Geſchichte bleibt faſt ungewußt in der Heimat ſtecken. Wir erblicken hier ähnliche Kämpfe, Strebungen, Entwickelungen und Umwandlungen, wie in den ſüdweſtlichen, germaniſchen und romaniſch-germaniſchen Ländern und Reichen, nämlich Zerwerfungen und Hinſtrebungen des Einzelnen und Verſchiedenen zu mächtigerer Einheit, Zuſammenſchlagung der vielen kleinen Häuptlinge und Völkerſchaften zu monarchiſchen Königreichen. Auf dem nordiſchen Feſtlande beſteht und befeſtigt ſich, freilich unter manchen Wechſeln und Stürmen der Geſchlechter, das alte Königreich der Schweden und Gothen, indem bald der eine, bald der andere große Volksſtamm zu überwiegen ſcheint. An der Weſtſeite dieſes Feſtlandes, wo ein hoher Gebirgrücken, die nordiſchen Fjällen genannt, gleichſam Skandinaviens Apenninen, vom 59. bis zum 72. Breitengrade, vom Süden bis zum Nordcap das Land durchſchneidet, iſt durch Bändigung und Unterdrückung vieler ſtolzen und ſelbſtherriſchen Häuptlinge eine Monarchie entſtanden, deren Entſtehung zu der Beſetzung und Bevölkerung Islands und zu den welthiſtoriſchen Fahrten und Abenteuern der Wikinger vielleicht mit den Hauptanſtoß und Fortſtoß gegeben hat. Ich ſpreche hier von Norwegen. Auch in Dänemark und auf ſeinen Inſeln und Halbinſeln finden wir zu derſelben Zeit ganz ähnliche Erſcheinungen und Entwickelungen. Dies wurzelt, ſprießt und wächſt, nachdem der wilde Wogenſchlag der Wikingsfahrten ſich zu ſtillern Wellen niedergeſtürmt und geebnet hatte, nun einige Jahrhunderte ſo fort; es wächſt und entwickelt ſich in dem einen Theile glücklicher und freier, in dem andern unglücklicher und knechtiſcher. Das große, durch die hohen Fjällen getheilte Feſtland behält ſeine altgeborenen Ordnungen und Geſetze und entwickelt daraus eine im Ganzen glückliche gemeine Freiheit. Zwar unter mehrern Königen, welche vom Glanz und Stolz der Ritterſchaft und von der Pracht der Hofhaltungen gelockt wurden, wird zuweilen ein Anlauf genommen zur Schaffung und Entwickelung einer Art Lehensherrlichkeit und eines hohen mitherrſchenden Adels; dies geſchieht aber mit wechſelndem Steigen und Sinken, und obgleich im Ablauf der Zeit unter verworrenen und ſchwachen Regierungen einige Vorzüge und Vorrechte von den Adelsgeſchlechtern erkämpft oder errungen wurden über den nordiſchen Brauch und die uralte Freiheit der Männer und Bauern hinaus, ſo hat hier doch mehr als in den meiſten andern europäiſchen Ländern die gemeine Freiheit meiſtens den Sieg behalten, und kaum iſt es in Schweden und Norwegen in einzelnen Landſchaften wol zu einigem Schein der Hörigkeit, nirgends aber zur Leibeigenſchaft gekommen; die große Menge der Bauern hat ihre uralte Freiheit und Unabhängigkeit entweder für immer behauptet oder das in ſchlechten Zeitläuften davon Abgeriſſene ſpäter doch größtentheils wiedererkämpft.

Ganz anders aber und viel unglücklicher und knechtiſcher haben die Dinge ſich in Dänemark entwickelt und geſtaltet. Einzelne tüchtige Könige Dänemarks hatten, zumal in Vereinigung mit Norwegen, zum Beiſpiel Sven und Knut der Große, im 11. Jahrhundert Oberkönige Englands, und die Waldemare, der Erſte und Zweite, im 12. und 13. Jahrhundert, eine Zeitlang mit Glück in Norddeutſchland nach der Herrſchaft der Küſtenlande (Pommern, Rügen, Mecklenburg, Holſtein) greifend, um höhere und weitere Macht für ihr Volk geſtrebt, aber dieſe Macht doch nicht feſthalten können. Nach dieſen kurzen Erſcheinungen einer flüchtigen Herrlichkeit hatte Dänemark (wie die Dänen ſagen und klagen, nach dem Beiſpiel Deutſchlands, was aber für Deutſchland nicht allenthalben gelten darf) ſich immer mehr zu dem Schlechtern und Schwächlichern entwickelt. Es war eine übermüthige Adelsherrſchaft entſtanden mit völliger Unterdrückung der gemeinen germaniſchen Freiheit, in mancher Hinſicht faſt ſchlimmer als die ſüdländiſchen Lehnsverhältniſſe, zumal da dieſe Adelsherrſchaft oft in die böſeſte aller Herrſchaften, in die Oligarchie weniger vorragenden Familien ausartete. Dieſe ſchlimmſte aller Tyranneien hatte das unglückliche und niedergetretene Volk im Zorn und Grimm über die Ohnmacht und Schmach, wozu die übermüthigen Oligarchien ſie und König und Reich erniedrigt hatten, um die Mitte des 17. Jahrhunderts nur zerbrochen, um ihrem Könige für die Herrſchaft der Junker die vollſte unumſchränkteſte Sultansgewalt zu übergeben. So iſt hier der Ausgang und Erfolg der Empörung gegen das Böſe ſo geweſen, wie die Geſchichte ihn leider alle Tage zeigt: man zertrümmert die eine Gewalt und läuft blind und wie mit gebundenen Händen der andern freiwillig in die freundlich geöffneten Arme. Der Adel war nun freilich von ſeinem hohen Stuhl heruntergeworfen, aber durch den orientaliſchen Abſolutismus der Könige waren die Kleinen weder freier noch glücklicher geworden.

Kurz, in dieſem Norden eine ſtille und von dem übrigen Europa kaum vernommene Entwickelung, jedoch mit Ausnahme der deutſchen Hanſa, welche beinahe vier Jahrhunderte die Oberherrſchaft in der Oſtſee und über den Handel und die Gewerbe Skandinaviens behauptet hat. In dieſer Entwickelung iſt eine gewaltige Störung und auf jeden Fall eine große Schwächung der nordiſchen Kraft eingetreten durch die vielberufene große Peſt, welche zwiſchen den Jahren 1347 und 1351 mit ihrem giftgeſchwollenen Bauche wie eine Mordſchlange über die ſchönſten Länder Europas hingeſchlichen iſt. Ueber die Verheerungen, welche ſie im Norden angerichtet hat, fehlt es uns an allen klaren und beſtimmten Nachrichten; wir haben nur einzelne und dunkle Bezeichnungen in Chroniken und in Volksliedern und Sagen, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht laufen; in Zahlen können wir, wie es uns überall mit den meiſten Erzählungen aus jenen Jahrhunderten geht, nichts Genaues angeben, aber auf dem ſkandinaviſchen Feſtlande, in Norwegen und in Schweden, ſoll die Verwüſtung die gräulichſte und fürchterlichſte geweſen ſein und in manchen Landſchaften über die Hälfte der Sterblichen weggerafft haben. Noch heute ſchweigt die Sage und das Lied davon in Schweden nicht; in manchen Kreiſen und Kirchſpielen werden große Wälder und Einöden gezeigt mit Spuren von Gräben und Wällen, wo einſt Dörfer und Häuſer geſtanden, und von Feldrainen und Furchen, welche einſt der Spaten aufgeworfen und der Pflug geriſſen hat und welche jetzt von mächtigen Bäumen bewachſen oder mit Dorn und Geſtrüpp bedeckt ſind. Dieſer europäiſche allgemeine Tod, bei welchem der Franzoſe noch heute mit ſeinem Mort bleue flucht, in andern Ländern der Schwarze Tod genannt (wie man in Amerika und Spanien jetzt auch von einem Gelben Tode zu erzählen weiß), hieß im Norden der Große Tod oder „Diger Död“, woraus einige deutſche, der nordiſchen Sprache unkundige Geſchichtſchreiber, als die gräulichſten Schrecken bezeichnend, einen Tigertod gemacht haben.

Still alſo war der Norden geworden, ſchwach und ohnmächtig, ſowol durch die Auswanderungen und Ausleerungen in Folge der Wikingsfahrten, als ſpäter durch dieſen Großen Tod. Dieſe Schwäche zeigt ſich auch fort und fort durch das ganze 15. und 16. Jahrhundert hin während der Strebungen, Kämpfe und Empörungen, welche die ſkandinaviſche Kalmar-Einigung der Königin Margaretha vom Jahr 1397 eingeleitet und fortgeſetzt hat. Wir fragen uns hier: Wie groß ſind in dieſen unruhigen und unglücklichen nordiſchen Zeiten die Heere, mit welchen die Schweden und Dänen gewöhnlich gegeneinander ziehen? Aus welcherlei Hauptleuten und Kriegern beſtehen in der Regel die meiſten Beſatzungen der nordiſchen Feſtungen? — Wir antworten: Selten ziehen größere Scharen als 15,000 bis 20,000 Mann gegeneinander, und die Hälfte dieſer Heere beſteht meiſtens aus deutſchen oder ſchottiſchen geworbenen Regimentern. In den Feſtungen ſtehen häufig deutſche Hauptleute mit ihren Söldnercompagnien als Commandanten. Dies iſt nicht blos der Fall, wenn Prinzen aus deutſchen Herrſcherhäuſern (Pommern, Mecklenburger, Baiern) auf Thronen des Nordens ſitzen oder um ſeine Kronen werben und kämpfen, ſondern es iſt die gewöhnliche Weiſe, welche ſo fortgeht durch die großen ruſſiſchen, liefländiſchen, polniſchen Kriege der Schweden bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein. Wie viele deutſche und ſchottiſche Adelsgeſchlechter haben jene fremden Oberſten und Hauptleute in jenen Jahrhunderten nach Schweden verſetzt! Selbſt die arge und berüchtigte Schwarze Bande, die in Wälſchlands Gränzen entſtanden, in Dietmarſen halb vernichtet, in Weſtgothland mit ihren Reſten größtentheils gefangen ward, hat Schweden einen ſeiner größten Feldherren, den Pontus de la Gardie aus dem Hainegau, geliefert.

Schwedens Aufſtreben im 16. und 17. Jahrhundert.

Kommt jetzt die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts, die neue nordiſche Zeit, wo nach den gewaltigen Wikingerfahrten, deren blutiges Gedächtniß glücklich faſt erloſchen und vergeſſen war, der zweite nordiſche Glanz mit den Schweden aufſtrahlt, ein Glanz von zwei Jahrhunderten, wenn man von der beginnenden Laufbahn des weiſen und tapfern Guſtav Erichſon Waſa an zählt. Es iſt das eine ganz eigene Erſcheinung, wo ſich die lebendige aufſteigende Schwedenkraft gleichſam mit der neuen Zeit paart, zugleich die neue Zeit erfaßt und von ihr erfaßt wird und durch dieſe glückliche Einigung und Ergreifung der neuen Zeit oder vielmehr des neuen Zeitgeiſtes und durch ihr Wandeln mit ihm und unter ſeinen Flügeln, oder ſoll ich ſagen auf ſeinen Flügeln und von ſeinen Flügeln getragen, mächtig an Glanz und Herrſchaft ſtolz in die Welt hinein und über die Völker hin ſchreitet. Die Geſchichte hat ihre Räthſel, und der Gott im Himmel führt die Völker und Könige oft auf die räthſelhafteſte Weiſe auf dem Welttheater vor uns auf und vor unſern ſtaunenden Blicken vorüber. Die Ergreifungen, von welchen ich hier ſpreche, dieſe Ergreifungen des Geiſtes, oder ſage ich beſſer dieſes Ergriffenſein der Völker von dem Geiſte, der eben die Welt beherrſcht und regiert, läßt ſich allerdings an einzelnen großen äußern Zeichen zeigen, aber in dem Innern derſelben, in den vor uns hinwandelnden Zeiten und Perſonen bleibt immer doch ein tiefer verborgener Grund, und auch aus ſeinen geſchichtlichen, auf das Feld des Lebens hervorſpringenden Geſtalten, wenn man ſie nämlich aus dem Geſichtspunkte der Geſchichte betrachtet und beleuchtet, dämmert uns doch immer etwas gleich einem göttlichen Geheimniß entgegen. Ich will mit dieſen Worten nur ſagen, daß wir manche plötzliche Aufſteigungen und Senkungen der Völker aus den äußerlichen Erſcheinungen und aus äußerlich gezeigten Urſachen oft gar nicht erklären können, ſondern dabei wie an einen verborgenen Rathſchluß Gottes denken müſſen. Wir Chriſten ſollen ja auch ſo glauben und beten. Genug, es traf Doctor Martin Luther mit ſeinem Proteſtantismus, es traf der deutſche Geiſt der Zeit mit den großen Königen Schwedens zuſammen, welche dieſen Geiſt zu erfaſſen und auf glänzenden Bahnen mit ihm fortzulaufen verſtanden. Ich nenne nur Namen: Guſtav Erichſon Waſa, der das Lutherthum in Schweden zur Herrſchaft brachte, das Lutherthum, gleichſam den rechten Nordgeiſt Germaniens, Karl IX., ſein Sohn, Guſtav Adolf, ſein Enkel, dann die Urenkel: Chriſtina und die drei großen Wittelsbacher, die Pfalzrheingrafen Karl X., XI. und XII. Welche Reihe ſeltener Menſchen und ſeltener Helden! Die nördliche Welt rings um die Oſtſee war jetzt alſo geſtellt: alle Skandinaven Lutheraner geworden, alle Deutſche in einer Länge von beinahe dreihundert Meilen, von der Newa bis zu den Ausflüſſen der Elbe und Weſer wohnend, auch Lutheraner. Den Eſthen, Liefen, Kurländern, Preußen, Pommern, Mecklenburgern, Holſteinern u. ſ. w. graute gleich ſehr vor der Herrſchaft und den Religionen der Ruſſen und Polen und vor dem mit den Jeſuiten und ihren Schrecken und ihren Drachenbannbullen heranrückenden Ferdinandiſchen Oeſterreich jener Tage. Nun kamen Schwedens große Könige zugleich mit der Stärke des Degens und der Kraft des Glaubens und eroberten in einem halben Jahrhundert die Herrſchaft über die ganze Oſtſee zu Waſſer und zu Lande. So mächtig ward dieſes Schweden, daß Dänemark, welches mit Norwegen verbunden doch immer noch ein ganz anſehnlicher Staat war, auf dem nordiſchen Feſtlande ſeine reichſten und älteſten Landſchaften, die Wiege der däniſchen Macht und den Urſprung des däniſchen Namens, an daſſelbe verlor und ein paar Mal unter Karl X. und Karl XII. ganz nahe daran war, von dem Uebergewicht deſſelben ganz erdrückt und zermalmt zu werden, und nur durch die Eiferſucht der weſtlichen Seemächte von wegen der Oſtſeeherrſchaft und des Seehandels vor der Vernichtung gerettet worden iſt. Schweden hatte ſo den Glanz der Macht und Stärke; als aber der Jüngling Karl XII. ſein Glück und ſeine Heldenkraft übermaß, iſt offenbar worden, daß die ſchwediſche Stärke doch mehr eine künſtliche als eine natürliche war: denn als mit dem Jahre 1721 alle ſüdlichen deutſchen Oſtſeelande mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stücke, die man ihm nur wie Erinnerungszeichen vergangener Größe zu laſſen ſchien, von ihm losgeriſſen worden, erſchien Schweden ſogleich was es wirklich war, ein Reich von ſehr ſchwachen natürlichen Kräften.

Gerade hier in der Geſchichte Schwedens von dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zum Tode Karl's XII. zeigte ſich der oft ſo verborgene Geiſt Gottes und jene geheime Kraft, welche, den beſonderen Geiſt dieſer und jener beſondern Epoche mit einzelnen großen Männern vergeſellſchaftend, Außerordentliches und Wunderbares ſchaffen und vollbringen kann. Als die Schweden auf der europäiſchen Weltbühne am glänzendſten und mächtigſten auftraten, unter den Königen Guſtav Adolf, Karl X. und Karl XII., hatte das Stammland des Reichs, das eigentliche Schweden mit Finnland, wol kaum zwei Millionen Menſchen. Uns Deutſchen wird bei der Nennung dieſer Zahl und dieſer Namen das wehmüthige Gefühl erweckt, was auch durch manche Erſcheinungen und Begebenheiten unſerer Tage wieder erweckt werden könnte, daß wir mit unſerer beſten Stärke immer fremden Glanz haben ſchaffen, uns ſelbſt aber für die Fremden, wie damals für die Schweden, haben mindern und zerreißen geholfen. Es gehen uns in dem Augenblicke, worin wir leben, über die verhängnißvollen Schickſale unſers großen Volks immer mehr die Augen auf, aber ach! auch die Augen über. Wir empfinden nicht nur, nein wir wiſſen jetzt, wodurch wir unter den Völkern der Welt klein und vernichtet geworden ſind und wodurch manche Kleine groß und berühmt geworden ſind. Wir ſehen nicht allein die ſchwediſchen Geſchichten hell und klar aufgerollt vor uns liegen, um darein wie in einen Warnungsſpiegel zu blicken, ſondern wir lernen noch viel mehr aus manchen in unſern Tagen zuerſt veröffentlichten Denkbüchern der Wälſchen aus den frühern Jahrhunderten, daß auf den großen europäiſchen Schlachtfeldern des Mittelalters ohne deutſche Degen wenig Thaten gethan ſind, daß da in den langen franzöſiſchen und engliſchen Kriegen zwiſchen dem 13. und 17. Jahrhundert der deutſche Kriegsmann, der gewaltige deutſche Kriegsmann, der Fürchterliche und Allenthalbene, der nur ſelten da gebraucht ward, wo er waffengerüſtet hätte auftreten und kämpfen ſollen, nämlich auf Feldern, wo für deutſche Ehre und deutſches Vaterland geſtritten ward, daß dieſer Kriegsmann immer mit dabei geweſen iſt und meiſtens vor allen Andern die blutige Entſcheidung gebracht hat. Wie oft und wie viel rühmen ſich unter Anderen die Franzoſen ihrer Schlacht bei Marignano unter Franz I. und daß ſie die gewaltigen Schweizer dort niedergeſchmettert haben. Hört, hört die Wahrheit, die ihre Denkbücher uns berichten! Es ſtanden in jener Rieſenſchlacht nicht weniger als 26,000 deutſche Landsknechte und Reiter unter ihren Fahnen und halfen die ſchweizeriſchen Landsleute mit zuſammenhauen. In derſelbigen Weiſe haben leider die Schweden und die Franzoſen mit deutſchen Offizieren und Soldaten einſt in jenem gräulichſten Dreißigjährigen Kriege und viel ſpäter noch, ſogar bis in unſere Tage, bis in die Jahre 1805 und 1809 und 1813 hinein, die kaiſerlichen und preußiſchen deutſchen Heere beſiegen und ihr Vaterland mindern und zerreißen geholfen. In dem ſchwediſchen Heere aber von Guſtav Adolf bis zu Karl XII. ſind, wann Heere von 50,000 und 60,000 Mann unter den Fahnen aufmarſchirten, ſelten mehr als 20,000 oder 30,000 eingeborene Schweden dabei geweſen. Zwei Drittel derſelben waren meiſtens Deutſche. Die Schweden aber haben ſich allen Ruhm und alle Ehre der Schlachten und der Eroberungen ſo beigelegt, als ſeien ſie durch ihr tapferſtes, unüberwindlichſtes nordiſches Heldenherz einzig und allein erfochten und gewonnen, und wenn die Urenkel noch zuweilen an die lange verroſteten Degen ſchlagen, ſo ſchweigen ſie von der Macht und Stärke der norddeutſchen Lutheraner, auf welcher ihre großen Könige im 16. und 17. Jahrhundert am meiſten geſtanden haben.

Schwedens Wiederverfall im 18. Jahrhundert.

Karl XII. war ermordet, und durch dieſen Mord hatten die Schweden ſich die letzte mögliche Hoffnung der Erhaltung und Wiederherſtellung ſelbſt abgeſchnitten. Die Ermordung dieſes nordiſchen Achilles — oder nennen wir ihn Sivar Snarenſven, Sigurd den Schnellfüßigen? — war ein Werk des Haſſes des ſchwediſchen Adels von wegen der Wiederherſtellung des Reichs unter ſeinem Vater und der Wiedereinziehung der in Schweden und in den eroberten deutſchen Landſchaften verſchenkten und verſchleuderten Königsgüter, welche die alten Geſchlechter unter ſchwachen vormundſchaftlichen Weiberregierungen unter ſich vertheilt hatten. Es war auch deutſche Schande bei dieſer Ermordung geweſen: Karl's jüngſte Schweſter und Nachfolgerin auf dem Thron, Ulrika Eleonora, und ihr Gemahl, der Landgraf Friedrich von Heſſen-Kaſſel, ſtanden an der Spitze der Verſchwörung, die ihn an einem Decembermorgen des Jahres 1718 vor den Laufgräben von Friedrichshall durch die Kugel einer Windbüchſe wegblies. Nun war den Ruſſen das Feld der Vergrößerung an der Oſtſee ganz geöffnet, und ſie würden wahrſcheinlich lange ſchon völlig Herren derſelben ſein, wenn Gott ihrem Sinn für das Waſſer ſolche Flügel gegeben hätte, als ſie auf dem feſten Landboden tüchtig ſtehen und tapfer vorſchreiten. Schwedens Macht, in der That doch mehr eine künſtliche als natürliche Macht, war gebrochen; unter den rottenſüchtigen und dem Auslande verkauften Ränken und Zettelungen ſeines armen Adels und den Anſtiftungen, Schüttelungen und Empörungen deſſelben, welche auch den letzten unglücklichen Waſa und ihr Vaterland mit verdorben und zerriſſen haben, und unter ſchwachen liederlichen und halb verrückten Königen hat es ſich ſeit der Ermordung ſeines Achilles nicht wieder erholen können. Die Ruſſen haben ihm vor einem Menſchenalter ſein letztes köſtliches Juwel, das reiche und fruchtbare Finnland, zugleich das Land ſeiner härteſten und unerſchrockenſten Kriegsmänner, entriſſen und ſtehen jetzt nur auf drei Tagesmärſche vor den Mauern ſeiner offenen Hauptſtadt.

Dänemark vom 16. Jahrhundert an.

Die Dänen ſind als die Schwächern neben den einſt glänzenden Schweden mehrere Jahrhunderte wie im Schatten geſtanden und wie nebenher oder hinten gegangen, haben aber mit einem alten und im 16., 17. Jahrhundert verzeihlichen Haß, wie die ſchleichende Schlange, immer die Zeit der möglichen Ferſenbiſſe erlauert und zu ihrem eigenen Verderben dem gemeinſamen Feind, dem liſtigen Moskowiter, den Weg der Oberherrſchaft über den Norden öffnen und erweitern geholfen. Mit ihren Königen haben ſie wenig Glück gehabt, in Jahrhunderten gab ihnen Gott nur Einen tüchtigen und würdigen König, Chriſtian IV., und da die Regierung einmal eine ſultaniſch abſolute geworden war, ſo mußten ihr Staat und ihr politiſches Leben begreiflicherweiſe immer tiefer und tiefer ſinken. So iſt ihnen Norwegen an die Schweden verloren gegangen und in den Tagen, worin wir eben leben, ſtreben ſie durch Liſt, Trug und Gewalt ſich auf Koſten unſers Vaterlandes mit deutſchen Landen für immer zu ſtärken und zu vergrößern. Ich werfe hier einen Schleier über das Weh und den Jammer von Schleswig-Holſtein. Was ſoll ich wieder erzählen, was wir Alle nur zu gut wiſſen, verſtehen und empfinden? Es hat, um dieſe traurigſten Händel zu ſchlichten und Großes und Edles an der Oſtſee zu erhalten und aus den erſchütterten und verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 Ordnung und Macht zu machen, der große Mann gefehlt, ein deutſcher Guſtav und ein preußiſcher Friedrich II. Die Dänen ſind aber gottlob noch nicht durch mit ihren Anſchlägen und werden trotz alles ſchlimmen Anſcheins des von ſich ſelbſt verlaſſenen Deutſchlands nicht hindurch kommen; ſie haben durch Tücke und Haß zwiſchen ſich und den Deutſchen Gränzpfähle eingerammt, die ihnen künftig am wenigſten Heil bringen werden, und wie weit ſie dieſe politiſchen Gränzpfähle durch deutſche Schwäche und Zwietracht und Zerriſſenheit des Augenblicks auch gegen Süden hinab werden ſtellen dürfen, ſie mögen der Nemeſis gedenken, die auch über den Völkern waltet, und der wandelnden Zeit, welche trotz aller widerwärtigſten Zeichen des Augenblicks eine mächtige deutſche Wiederherſtellung und Einigung zu Macht und Herrlichkeit als ein unverkennbares Siegel der Zukunft an der Stirn trägt. Auch der deutſche Tag wird kommen.

Skandinaviens gegenwärtige Verfaſſungszuſtände und Verfaſſungskämpfe.

Wir werfen den Blick wieder auf Skandinavien als ein Ganzes; es muß doch ein Blick der Liebe ſein. Sie ſind in Europa unſere natürlichſten nächſten Verwandten, man möchte ſagen unſere Brüder. Alle unſere andern Stammgenoſſen ſind mehr oder weniger von uns abgekommen und abgeartet oder ausgeartet: ſie ſind zu ſehr mit fremden Stoffen vermiſcht, verbaſtardet und verwandelt; an vielen von ihnen erkennt man kaum noch dürre germaniſche Zeichen des Urgepräges. Die Skandinaven und die Deutſchen ſind in Europa die einzigen übrigen echten Germanen, die Deutſchen in ihrer Art und Natur jedoch mehr verändert und hin und wieder mit fremden Stoffen und Keimen vermiſcht als die Nordländer.

Es ſtreben die Skandinaven ſeit dem letztverfloſſenen Menſchenalter und ſchon länger, nicht nur ihre häuslichen und gewerblichen Zuſtände, ſondern auch die bürgerlichen und ſtaatlichen Ordnungen und Verfaſſungen ihrer Lande den Anforderungen und Bedürfniſſen der Zeit gemäß zu ordnen und zu beſſern. Wie ich oben erzählt habe, war den Schweden und Norwegern von den alten Bräuchen und Geſetzen der nordiſchen Vorzeit das beſſere Theil geblieben; die Dänen waren zu ſchlechtern und knechtiſchern Verhältniſſen und Zuſtänden hinabgedrückt und erniedrigt worden. Jetzt iſt auch dieſer Norden von der Krankheit oder von der Gewalt eines die Welt neu geſtalten wollenden Geiſtes, welcher ſeit 60, 70 Jahren, genauer geſprochen ſeit 80, 90 Jahren, ſeit der Theilung Polens und der Losreißung der nordamerikaniſchen engliſchen Colonien von ihrem Mutterlande, nach und nach den größten Theil Europas ergriffen und manche Länder ſchon umgeſtaltet hat, gleich den meiſten übrigen Völkern angeſteckt und ergriffen worden. Indem wir ſelbſt bei uns zu Hauſe die Wehen ſolcher Umwandlungen mit allen ahnungsvollſten Vorgefühlen einer ungewiſſen Zukunft empfinden, können wir begreifen, wie auch der Norden davon bewegt und erſchüttert iſt. Von den drei Völkern hat das nördlichſte, die Norweger, bei Gelegenheit ſeiner Trennung von Dänemark und neuen Verbindung mit Schweden, gleichſam als Preis dieſer Verbindung, eine faſt zu demokratiſche Verfaſſung bekommen, welche aber ein rauhes und armes und, wie mir däucht, nur für freie Bauern und Fiſcher und Schiffer gemachtes und beſtimmtes Land vielleicht nicht ohne Glück ertragen und weiter fortbilden kann. Die Schweden, welche in ihren verſchiedenen Ständen mit verſchiedenen Rechten und einigen äußerlichen Vorrechten des Adels doch immer eine noch ſehr freie und erträgliche Verfaſſung haben, arbeiten ſeit vielen Jahren, beinahe ſchon ein Menſchenalter, ſich in die Zeit zu ſchicken und das Kleid für eine ihr angemeſſene politiſche Ordnung zuzuſchneiden. Sie haben bis jetzt die rechten Zuſchneider und Zuſammennäher nicht finden können. Sie trauen der neuen Lehre noch nicht recht und ſcheinen vor communiſtiſchen Keimen, die einige Narren auch bei ihnen auszuſäen ſuchen, ein gerechtes Grauen zu haben und wehren ſich bisher noch gegen die Verwiſchung und Vermiſchung aller Stände und gegen die, das fürchterliche Proletariat zeugende, nur zu lockende Losbindung des Grundbeſitzes der Erde. — Die Dänen haben mit dem ſauſenden und brauſenden Niederſturz des Frühlings von 1848 unter ihrem ſchwächlichen König dem Abſolutismus ein plötzliches Ende gemacht und ſuchen nach ihrer Weiſe Freiheit und Gleichheit des Volks. Wir wollen ihnen, obgleich ſie im Haß gegen uns ſchwelgen, alles Gute und Glückliche gönnen, was ſie aus den Trümmern ihres alten Zuſtandes aufbauen und mit Verſtand und Tüchtigkeit für ſich entwickeln und gewinnen können.

Und nun noch einen letzten Rückblick und Ueberblick des ganzen germaniſchen Skandinaviens, welches auch nach der Abreißung Finnlands faſt noch ebenſo viel Landinhalt hat als unſer altes Deutſchland!

Skandinaviens materielle Lage und nationale Zukunft.

Dieſes Land hat auch ſeine Reize und Schönheiten, ganz beſondere Schönheiten der Sonne und des Meeres, faſt mehr als unſer Vaterland ſie hat; es hat ſeine ganz eigenen Gaben und Güter der Natur; aber gegen ſeinen Norden hin ſteht das Blühen und Wachſen dieſer ſeiner Natur doch ſehr ſtill und ſchläft und trauert vielfach in ſteinerner und eiſiger Erſtarrung. Wo das Ellenthier und Reen und der Wolf ihr letztes mageres Gebiet haben, wo das Geheul des Seebären zuweilen ſchon gehört wird, wo das Korn nicht mehr durchwintert und die Sommergerſte nicht mehr reift, da kann der Menſch auf der Erde wenig mehr wirken und werben, hier und da nur die Jagdhütte und Fiſcherbude aufſchlagen. Die Nähe des Nordpols und Froſt und Kälte haben hier eine unüberſteigliche Gränze geſetzt. Aber einen noch viel größern unverbeſſerlichen Mangel trägt dieſer Norden: Gott hat ihm die unerſchöpfliche Fülle der Metalle unter den Boden gelegt, aber keine unverwüſtlichen Brennſtoffe; bei der wachſenden Volksmenge müſſen die Wälder abnehmen, die im Norden überhaupt nur ſehr langſam wieder nachwachſen. In den Lappmarken zum Beiſpiel liegt trefflichſter reichſter Eiſenſtein mit 75 bis 80 Procent Inhalt; man kann das Metall nicht ausbeuten und verwerthen, weil man keine Steinkohlen hat und weil die Birke und Tanne auf jenen Erzfeldern nur noch als Zwerg kriecht. Welche ganz andere Ausſichten und Hoffnungen würde der Norden für kräftige Blüte des Wohlſtandes und der Gewerbe haben, wenn er gleich England, Schottland und Spanien neben dem Reichthum an Metallen den Reichthum an Steinkohlen unter dem Boden beſäße! Von dieſem Norden ſind Dänemark und Norwegen mit ihrem Anbau und ihrer Gebietsentwickelung ſo ziemlich fertig, ſie ſind ungefähr ſo weit gediehen, als ſie gedeihen konnten. Schweden, welches in ſeinen mittlern und ſüdlichen Landſchaften noch viele mit Steinen beſäete und durch Sümpfe und Moräſte verödete und verwilderte Räume hat, kann allerdings ſeinen Ackerbau noch ſehr vermehren und erweitern, welchen es mit dem jetztlaufenden Jahrhundert von Jahrzehnd zu Jahrzehnd auch wirklich ſehr gebeſſert und gefördert hat; es kann durch ſolche Erweiterung an Güterkraft und Menſchenſtärke wol noch um einige Millionen wachſen, ohne daß durch dieſes Wachſen Noth und zu großes Menſchengedränge entſtehen. Eine fröhliche Ausſicht: denn was dem Menſchen unter dem Pfluge und Spaten erwächſt, iſt ſein glücklichſtes und beſtes Gewächs und hinter dem Pfluge bleibt er der ſtärkſte und leicht auch der frommſte und ſittlichſte.

Alſo, wie wir oben geſehen, zu der fabelhaften Größe, welche ſeine alteddiſchen Träumer ihm einſt angedichtet haben, welche die Degen Guſtav Adolf's und Karl's X. ihm erkämpften und erkämpfen wollten, muß der Norden ſich beſcheiden, nimmer wieder aufzuſteigen. Rußland läßt ſich nimmermehr in die aſiatiſche Barbarei und Ohnmacht zurückdrängen; auch die Deutſchen und Preußen werden nicht auf immer die Gedanken ihrer Größe und Macht an der Oſtſee aufgeben. Durch glücklichſte Verhältniſſe und Ereigniſſe zu einer tüchtigen Einheit verbunden, könnte wol ein ganz ſtattliches ſkandinaviſches Reich von 10 — 12 Millionen Menſchen werden. Eine ſolche Einheit des Nordens iſt bis jetzt nur ein Traum der Weiſern und vor allen Solcher, die da nach Weisheit ſtreben, der Profeſſoren und Studenten von Kopenhagen und Upſala u. ſ. w. Wie Vieles liegt auch da den wichtigſten Einſichten und beſten Wünſchen im Wege! vor allem Uebrigen die Herrſcherdynaſtien und zwei große nebenbuhlende Hauptſtädte, von welchen keine ſich für ſolche Einheit wird ins Waſſer werfen laſſen wollen. Freilich Liebe und Sehnſucht ſtehen vor keinen Hinderniſſen ſtill und ſie ſchaffen endlich durch alle Hinderniſſe hindurch den allmächtigen ſiegenden Gedanken. Wir Deutſchen werden eben von ähnlichen Sehnſuchten angefallen und geplagt.

Volk und Land.

Wir haben bisher meiſtens von dem Leibe Skandinaniens, von ſeinem Aeußerlichen und von ſeinen Strebungen und Wirkungen nach außen hin geſprochen; wir wollen nun zuletzt mehr von ſeinem Innerlichen, von ſeinem Geiſte ſprechen, uns zuvor beſcheidend, daß ſich dieſes Innerliche, der Geiſt eines Volks, viel ſchwerer finden und zeigen und erklären läßt als ſein Aeußerliches, ſein Leib und alle die Arbeiten und Wirkungen, welche mehr Arbeiten der Fauſt als des Gemüths ſcheinen. Der Geiſt eines Landes, ſein Innerlichſtes, kann neben gewiſſen Natürlichkeiten und Aeußerlichkeiten deſſelben, die Einem oft ein mehr geiſtiges als körperliches Daſein zu haben dünken können, in den Begebenheiten und Entwickelungen deſſelben wenigſtens ein großes Mitſpiel haben; aber bei allem Mitſpiel der Naturdinge, welches in dem einen Lande mächtiger, in dem andern geringer iſt, muß man doch endlich vor dem Menſchen ſtehen bleiben; wenn von dem Geiſt eines Landes die Rede iſt, wird doch zuerſt und meiſt nur an den Menſchen gedacht. Alſo zum Schluſſe noch etwas über den nordiſchen Menſchen! Indem ich nun dieſes nordiſchen Geiſtes und meines Zuſammenlebens mit demſelben in längſt verſchienenen Tagen gedenke, überfällt mich gleichſam etwas Schamaniſches, eine Verzückung und Entrückung, ich werde wie aus meinem deutſchen Leibe heraus und in ein Leben zurückgeriſſen, welches ein ſehr glückliches und reiches geweſen iſt; es iſt mir, als müßte ich die verroſteten Sporen wieder anſchnallen und den weitausgreifenden Rappen meiner Jugend wieder ſatteln und durch die Zauberlieder und über die Berge des alten Nordens hingaloppiren: es iſt mir, als müßte ich mit unſerm alten oberoniſchen Wieland ausrufen:

Auf! ſattelt mir den Hippogryphen, ihr Muſen,
Zum Ritt ins alte romantiſche Land!

Ich weiß nicht, was mir bei ſolchen Gedanken und Erinnerungen begegnet; ich weiß nicht, iſt es das alte gothiſche Blut in meinen Adern, das ſich noch regt — denn mein Urgroßvater war nach der Familienſage ein geborener Schwede und ein Krieger Karl's XII. geweſen — oder iſt es der eigene wunderbare Zauber, den das nordiſche Land mit ſeinen ganz eigenthümlichen Erſcheinungen und Bildern nicht allein auf die Eingeborenen, ſondern auch auf die meiſten Fremden übt? Doch genug! Ich will mich in Acht nehmen, mich nicht zu ſehr ergreifen und entrücken zu laſſen, will, ſo viel ich kann, alle bunten Zauber wegſcheuchen und von dem Leben des Nordens, das heißt von dem nordiſchen Menſchen, mit der Ruhe und Unbefangenheit zu ſprechen ſuchen, wie ſie der Zweck dieſer Betrachtungen verlangt.

Ich habe in verſchiedenen Zeiten vier volle Jahre in Schweden gelebt, habe auch die Norweger und Dänen genug geſehen in dem eigenen Lande und in der Fremde, um ſie mit dem größern Norden vergleichen und die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten aus ihnen herausziehen zu können. Man hört und lieſt bei uns in Deutſchland hin und wieder das Urtheil: „Der Schwede iſt urſprünglich ein Deutſcher, ebenſo wie der Schweizer und Holländer, er iſt den Deutſchen in den meiſten Beziehungen ähnlich, in manchen faſt gleich, er iſt gleichſam nur ein etwas abwärts wohnender Volksſtamm mit einer eigenen Mundart.“ Man hört und lieſt das ſo leichthin, und glaubt es auch wol ſo; wenn man aber den Norden ſelbſt geſehen, wenn man unter ſeinen Menſchen lange gelebt hat, ſo ſtellt ſich das Alles ganz anders, und der endliche Ausſpruch lautet: „Freilich ein in der Sprache und in ſeiner urſprünglichen Schablune den Deutſchen ſehr ähnliches, aber in mancher Hinſicht, in vielen ſeiner Geſtaltungen und Strebungen ein gar anderes und ſehr verſchiedenes Volk“. Wie ſollte es auch anders ſein? Zeit, Klima und Land mußten auf den nordiſchen Menſchen ihre ewigen unvermeidlichen und nothwendigen Einflüſſe und Einwirkungen äußern. Die Zeit, die mächtigſte Göttin der ſterblichen Menſchen, auch wo ſie für neue Verwandlungen und Geſtaltungen oft Alles wegzuräumen und wegzuſpülen ſcheint, macht in den Dingen und in den Menſchen in allen Wechſeln Manches doch wie eiſern und unvergänglich feſt. Ich erinnere nur wieder daran, daß die Germanen vielleicht ſchon einige Jahrtauſende vor unſerer bekannten Geſchichte Europas auf ihren Halbinſeln und Inſeln geſeſſen haben, daß dieſer Norden, auch ſeitdem ein erſter, ſchwacher Lichtſtrahl der Kunde von ihm zu dem Süden gekommen iſt, durch keine gewaltſamen Störungen, Einwanderungen und Ueberziehungen von Seiten fremder Völker berührt, in ſeinem Daſein unzerrüttet geblieben iſt und in ſeiner fernen Entlegenheit und faſt ungewußten Abgeſchloſſenheit viel mehr, als das allen andern germaniſchen Theilen vergönnt worden iſt, aus eigenen Keimen ſich hat entwickeln und geſtalten können. Es iſt hier in der That ein eigenthümlichſtes beſonderſtes Volk geworden, welches in Geſtalt, Blick und Geberdung etwas Eigenſtes hat, was ich ein Autochthoniſches nennen möchte, etwas was dir mit einem gewiſſen ruhigen Stolz zu ſagen ſcheint: „Hier iſt mein Heim, hier bin ich geboren, hier haben meine Ahnen ihren eigenen Adam gehabt; aus dieſer Erde bin ich hervorgegangen, ein echtes, älteſtes Naturkind des Nordens, und möchte aus keiner andern Erde entſprungen ſein.“ Kurz, der Nordländer fühlt ſich viel mehr als irgend ein anderer europäiſcher Menſch wie einen Autochthonen, dieſes Wort in dem dunklen, myſtiſchen Sinne der Alten genommen.

Ich habe oben geſagt, daß Schweden und Norwegen kalte und nicht reiche Länder ſind, aber ſie haben doch auch ihre Gaben, daß Menſchen glücklich in ihnen wohnen und zu Tüchtigkeit und Stattlichkeit erwachſen und gedeihen können. Es iſt etwas Allbekanntes, daß gegen den äußerſten Norden und den äußerſten Süden hin die Gebilde der Natur in ihren Arten und Geſtalten einförmiger und ſtarrer werden und ihnen die liebliche ſpielende Mannichfaltigkeit immer mehr zu fehlen beginnt. Schweden und Norwegen können nicht die Mannichfaltigkeits- und Schönheitsſpiele haben, wie einzelne Landſchaften Griechenlands und Hiſpaniens und ſelbſt unſers Deutſchlands; aber doch hat Gott auch ihnen einen Reichthum von Bildern und Reizen gegeben, welche ein Fremder über den 55. Breitengrad hinauf nicht vermuthen ſollte. Dieſe Länder ſind keine Hochgebirgslande; wären ſie das, hätten ſie ihre Brenner und Schreckhorne, ſie würden dem Menſchen wegen der grimmigen Kälte nicht mehr brauchbar und genießbar ſein. Ihre höchſten Bergſpitzen ragen noch nicht ſo hoch, als der ſchweizeriſche Rigi, zwiſchen 4000 und 5000 Fuß hoch über den Meeresſpiegel empor. Aber ſie haben vor vielen andern einen ſo mannichfaltigen und reichen Wechſel von Bergen, Hügeln, Wäldern, Seen, Strömen und Waſſerfällen, ſie haben in dem Lande und um das Land ſo viel Waſſer und Meer, daß ſie tauſend Meilen weit von der reizloſen, dumpfen und dumpf und dumm machenden Einförmigkeit und Farbenloſigkeit weg ſind, wodurch die unendlichen ſtarren Flächen und Ebenen Polens und Rußlands den Menſchen durch Langeweile tödten und in öder Reizloſigkeit hinſtarren laſſen. Es iſt doch viel Reiz und viel Schönheit hier; Eines aber vor allem Andern iſt hier, was ich bei dem Wort Klima zuerſt und zuletzt nennen muß: das Licht. Was will ich mit dieſem Lichte? oder vielmehr was will dieſes Licht mit den Normännern?

Zuerſt ſpreche ich es ganz kurz aus: das große breite Schwedenland iſt faſt durch und durch ein von vielen Seen, Flüſſen und Bächen durchſchnittenes Hügelland und genießt im Ganzen einen hellen und heitern Himmel. Jene oben genannten Länder der weiten Ebenen, Polen und Rußland und ſelbſt unſer nordweſtliches Deutſchland und noch viel mehr das meerumflutete Großbritannien ſind viel mehr und viel öfter von einem trüben Himmel beſchattet und von kalten und feuchten Nebeln bedeckt. Man hat ungefähr berechnet, daß Schweden während des Jahres im Sommer und Winter ſiebenzig, achtzig Tage mehr hat, wo die Sonne hell am Himmel ſteht, als unſer Deutſchland. Sonne und Leben der Erde ſind ja ganz daſſelbe: wie das Licht insgemein nicht blos Leben und Lebensluſt, ſondern auch friſchen und ſtarken Leib und hellen Geiſt und heitern muthigen Sinn der Menſchheit zeugt, lehrt die ganze Naturkunde und Geſchichte. Der Norden hat auch ſeine Phantaſien und Narren; aber Narren der Schwermuth und des Trübſinns, wie ein trüber, feuchter und matter Himmel ſie zeugt, Narren des engliſchen Spleen und der deutſchen Schwerenoth begegnen Einem da faſt gar nicht. Das Licht hat hier aber auch noch eine andere, viel tiefere Bedeutung, es übt eine wunderbare Zauberei aus auf dieſe Natur und aus dieſer Natur heraus wieder auf ihr höchſtes Gebild, auf den Menſchen und auf ſeine Anſchauungen und Einbildungen, auf Alles, was auf einem unſichtbaren, geiſtigen Wege aus ihm heraus- und in ihn hineingeht. Tag und Nacht müſſen hier, näher dem Nordpol, ein ganz anderes Spiel ſpielen als an dem Po oder an dem Rhein. Die längſten Tage, wo die Sonne hier kaum untergeht, die kürzeſten Tage, wo man ſie nur vier, fünf Stunden ſieht und die übrigen Dämmerſtunden des Morgens und Abends ein langſam erbleichendes Roth am Himmel mit bunteſten Farben aufglüht und verglüht, alle die ſeltſamſten, wunderſamſten Gebilde, welche zwiſchen dem Lebendigen und dem Starren und Unbeweglichen, zwiſchen den Lichtern und Schatten, die von den verſchiedenen Jahreszeiten hier ſo eigenthümlich gezeigt werden, hinſchweben, ſchimmern und zerflattern — könnte ich das doch malen, wie ich es empfunden und geſehen habe! Aber wer kann die Lichtſpiele der Natur auf das Menſchenauge und das Menſchenherz, wer kann Unbeſchreibliches beſchreiben? Man muß hier gelebt haben, man muß in den mit mancherlei Luftſcheinen ſpielenden Winternächten, man muß in den nimmer ganz dunkelnden Sommernächten durch Schwedens Wälder und zwiſchen ſeinen Seen und Felſen hingefahren ſein, man muß die eigenthümlichen Bilder zwiſchen Lichtern und Schatten vor ſich hinſchweben und tanzen geſehen haben, um von den Zauberſcheinen und den wunderſamen Träumen, die Einen im Norden überfallen, eine Vorſtellung zu haben. Kurz, das Licht iſt hier ein wahrer Zauberer auf und über die ganze Natur und durch dieſe Natur in der Zurückſpielung auf den Menſchen, es macht den Menſchen durch dieſe allbelebenden und allgeſtaltenden Zaubereien, durch dieſes erhabene Alles und Nichts fröhlich und wahnſelig. Nirgends in der Welt, glaube ich, leben ſo viele beglückende und ſpielende Wahne als hier neben einem feſten Glauben an das Leben und an den Himmel. Ich kann nur ſagen, ich habe unter ſo fröhlichen und wahnſeligen ſchwediſchen Menſchen einſt glückliche Jahre verlebt, auch zuweilen nordiſch mit ihnen geſchwärmt und geträumt, obgleich ich mit voller ſchwediſcher Phantaſie — oder ſage ich mit luſtiger nordiſcher Phantaſterei? — doch nimmer ganz habe träumen können. Doch genug und übergenug vom Lichte! Wir können in dieſe wunderlichen Nebenlichter, die das Licht umherſtreut und in allen ſeinen blendenden und zauberiſchen Spiegelungen und Geſtaltungen vor uns hinſchweben läßt, beſonders in ihre Nacht- und Sterngeſtalten doch nicht ſchauen, ohne ſelbſt blind zu werden. Ich will nur erzählen, daß ich ſolche nordiſche Anwandelungen, ſolche wunderſame Phantaſtereien, wie ſie wirklich heute noch aus jedem ſchwediſchen Felſen und See hervorſpringen, zuletzt im Jahre 1812 empfunden habe, als ich in den hohen Sommermonaten in ſchlafloſen träumeriſchen Nächten durch die Wälder und Sümpfe Polens und Rußlands hinfuhr.

So iſt das Land, ſo ſind die Wirkungen und geiſtigen Spiele der Sonne und der Geſtirne und die wunderſamen Erleuchtungen und Spiegelungen des Nordens, alle die in tauſendfaltig wechſelnden Geſtalten hin- und herſchwebenden Schimmerungen und Dämmerungen zwiſchen Tag und Nacht, daß durch einen unbeſchreiblichen Zauber alles Todte belebt und alles Starre und Gebundene durch Licht wie bewegt, entbunden und beflügelt wird. Dies lebt und webt in den Augen und Köpfen und Herzen des Nordländers; jeder Fels, jeder Berg, jeder Stein und Baum, jeder See und jede Quelle haben ihre lebendigſten Geiſter: die Troll (Zaubergeiſter) und die ſchwarzen und weißen Elfen mit ihren Tänzen, Reigen und Geſängen auf den Blumenwieſen und unter Lieblingsbäumen (z. B. Eſchen, Ahornen, Hollundern) begegnen dem Schweden und Normann auf jedem Schritte; der Reiſende, welchem ein Bär oder Wolf über den Weg hinſtreicht; die ſehnſüchtige Jungfrau, welche aus den Frühlingszweigen den erſten Kuckuck ſingen hört, und welcher der Auerhahn und Specht über Liebestreue und Hochzeit Geheimniſſe zurufen; die Amme, welche das Kind aus der Wiege nimmt oder es wieder hineinlegt; der Jäger, welchem eine Elſter oder Krähe über den Kopf fliegt — Alle haben ſie mit Geiſtern zu thun, haben dieſe durch alte bekannte und bewährte Mittel zu verſöhnen und anzulocken oder zu verſcheuchen und abzuwehren, je nachdem ſie ſchwarzer oder weißer Farbe, böſer oder freundlicher Natur ſind. Noch heute herrſcht die alte Eddalehre in den Herzen der Menſchen, noch heute entführen die Bergelfen, die kleinen kunſtreichen Schmiede und Juweliere des Goldes und Silbers, die wie die Kabiren und Vulkane des Alterthums oft hinkend und purzlich und bucklig ſind, die Weiber und Dirnen der Schweden in ihre von Gold und Diamanten ſtrahlenden unterirdiſchen Bergpaläſte, zeugen Söhne und Töchter mit ihnen und laſſen ſie dann nach Jahren zum Erſtaunen der Menſchen wie Fremdlinge wieder in die Oberwelt an das Licht des Tages heraus. Dieſer Zauberglaube geht vor allem Andern durch alle Volkslieder des Nordens und wohnt nicht blos in den Spinnſtuben und Hütten der Bäuerinnen und Hirtinnen, ſondern hat in den Köpfen vieler der gebildetſten Schweden noch heute ſeinen feſteſten Sitz. So habe ich's von alten Oberſten und Pröpſten und Profeſſoren erzählen gehört. Hier iſt eine Familie, welche oft Kinder kürzeſten Wuchſes, kleine Pipine und Kurzbolde oder gar zuweilen Bucklige auswirft, dort eine andere, wo zuweilen ſechs Finger oder ſechs Zehen zur Welt kommen oder wo ein anderer Ueberfluß weggeſchnitten werden muß — wie lautet dann die Erklärung, welche dir jene Gebildeten und Studirten geben? Die Urgroßmütter ſind weiland in die Bergpaläſte der Elfen oder in die Kryſtallpaläſte unter dem Meere von Elfen und Necken entführt worden und die Nachkommen müſſen deswegen bis auf den heutigen Tag die Zeichen ſolcher abenteuerlichen Vermählungen an ſich tragen; ja ſogar in Seehunde, in welchen wie in den Bären Manche verzauberte und verwandelte Menſchen zu ſehen meinen, heißen Urgroßväter einiger Geſchlechter.

Wunderlich und wunderſam — aber in allen dieſen Zaubereien, vorzüglich in der leiblichen Naturzauberei des Nordens liegt ein unendlicher Reiz und eine bunte, ſchimmernde, leuchtende und ſpielende Luſt des Lebens, die wie eine unſterbliche Naturpoeſie gleichſam eine ewige Jugend des Volks enthält und unwiderſtehlich mit ſich fortreißt. Dieſe nordiſchen Menſchen haben das Glück des Beſitzes einer alten Götterlehre, ſie haben älteſte, ihnen beſonders angehörige Ueberlieferungen in Sagen und Volksliedern, welche noch täglich aus dem Munde des Volks erklingen; aber ſie haben auch allenthalben an hundert und tauſend Stellen die Namen und Zeichen und Denkmäler alter Götter und Helden; ſie zeigen die Stellen, wo weiland die Götter herabgeſtiegen, wo die Helden ihrer Sagen und Märchen gefallen, wo ihre Hügel erhöht ſind und wo die Geiſter dieſer Gräber noch zuweilen ans Licht heraufgezaubert werden. Alles Dieſes ganz friſch und natürlich lebendig bei ihnen bis auf den heutigen Tag, alles Dieſes ganz luſtig und unſchädlich neben der Lehre des heiligen Evangeliums und des Apoſtels Deutſchlands und Sängers des Liedes: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott. So vertragen ſich hier in zarter Zuſammengeſtaltung gleichſam die Kindheit und das Mannesalter des Geiſtes. Indem ich dies erzähle, male ich ſchon den nordiſchen Menſchen mit und einen Theil ſeines eigenſten, von dem deutſchen doch ſehr verſchiedenen Weſens und Seins. Ich habe oben erwähnt, wie ich der Meinung Einiger, dieſer Stamm ſei gleichſam nur eine beſondere Art und Mundart Großdeutſchlands, dieſe Stolzen, welche einſt bei ſich ein Großſcythien gemeint haben, ſeien nur wie eine einzelne deutſche Völkerſchaft, widerſprechen müſſe. Man darf dieſe Anſicht gar nicht vor ihnen ausſprechen, ſie werden zornig, wenn man ſie zu halben Deutſchen erklären und umdeuten will, ſie wollen durchaus ein anderes Volk als die Deutſchen ſein, ſie werfen den Namen Germanen, in welchem wir ſie mit uns zuſammenwerfen, weit von ſich — ſie wollen durchaus etwas Beſonderes für ſich ſein und nur Gothen heißen, als läge in dieſem Laute etwas, was ſie ihren alten Glanz- und Grünauen, Gläſisvoll und Idavoll, näherrückte. Ich beſchreibe weiter:

Als ich, auch ein Sohn der Oſtſee und der Inſeln, wo mancher Zauber und auch das berühmte Zweite Geſicht (second sight) mit manchen andern Meerdämmerungen und Meerwundern noch heimiſch iſt, zuerſt nach Schweden kam, war mir's die erſten Monate wirklich, als hätte ich nur eine etwas veränderte Ausgabe meiner norddeutſchen Heimatslaute vor mir gehabt. Beſonders war es mir bei den Bauerngeſchlechtern ſo vorgekommen. Wirklich hier und da eine erſtaunliche Aehnlichkeit, eine gleiche oder ähnliche Langmüthigkeit, Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit, manche Sittenzüge auch den plattdeutſchen Menſchen ähnlich. Wie ich aber tiefer in Schweden hineinkam, wie ich in das wirkliche ſchwediſche Leben mich mehr hineinlebte, wie ich im Bürgerſtande und bei den gebildeten und vornehmen Schweden doch ganz andere und eigene Strebungen, Entwickelungen und Geſtaltungen des Lebens erblickte, ſo ging mir von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr die große Verſchiedenheit auf und mein Ausſpruch war: Ein ſehr verwandtes Volk, aber doch ein ſehr anderes Volk. Es bleibt dabei, es bleibt der Cirkel, der aber nie ein lösliches Quadrat werden kann, ſondern immer ſeine unlöslichen Brüche behalten wird: wie die Natur hier mit dem Menſchen ſpielt und auf dem Menſchen ſpielt, ſo ſpielt er ihr Spiel in ſeinen Erſcheinungen wieder zurück. Der große Unterſchied zwiſchen dem Deutſchen und dem Schweden und Normann iſt: der Norländer ſucht allen Leib zu begeiſtigen, allen Körper zu beſeelen, aber es widerfährt ihm dadurch, daß der Geiſt auch da, wo er dünnſtes πνεῦμα, ein Zarteſtes und Feinſtes ſein und bleiben muß, etwas ſehr Leibliches und Körperliches erhält. Macht der Deutſche ſein geiſtiges Leben in der Darſtellung wie in der Idee oft zu dünn, zu unfaßlich und ungreiflich, ſo macht der Schwede es zu greiflich und körperlich, er gibt ihm, wie man zu ſagen pflegt, zu viel Fleiſch und Bein. Svedenborg's Geſichte und Phantaſtereien ſind die wahrſten Bilder und Ausſprünge des ſchwediſchen geiſtigen Daſeins. Dieſe Unterſchiede und verſchiedenen Ausſpiegelungen der verſchiedenen Völker mit ihren innern Grundanlagen ſind aber überhaupt ſo fein, daß man ſie mehr andeuten als beſchreiben kann; man müßte ein rechter Svedenborg, ein in Bergen und Seen von Elfen gezeugter Urenkel ſein, kurz, um nordiſch zu reden, man müßte der feinſte Kleinſchmied und Feinſchmied ſein, um ihr Innerſtes erklären und darſtellen zu können.

Es lebt ſich alſo menſchlich ganz gut, es lebt ſich luſtigpoetiſch, phantaſtiſch und auch chriſtlich-lutheriſch ganz hübſch bei dem Skandinaven; er iſt ein dem Deutſchen ähnlicher, für geiſtige, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Entwickelungen geborener und begabter Menſch; er iſt auf allen geiſtigen Lebensbahnen des höhern Gebiets von Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft nach dem Maße ſeines Umfangs ganz anders fortgeſchritten als der große weitverbreitete ſlawoniſche Völkerſtamm; er hat in Kunſt und Wiſſenſchaft unſterbliche Namen — ich nenne nur: Linné, Berzelius, Oerſted, Bellmann, Franzén, Tegnér, Thorwaldſen, Ewald, Oelenſchläger u. ſ. w. In dem Gemeinen, Gewöhnlichen des Lebens, wie es alle Tage auf den Straßen umhergeht oder in den Geſchäften des Hauſes wandelt, iſt er den Deutſchen doch ſehr ähnlich, wie ich ſchon geſagt habe, in einer gewiſſen Gutmüthigkeit und Langmüthigkeit, in einer freundlichen, heitern Ruhigkeit, ſodaß ihm das Wort Ruhigkeit (Rolighet) ſogar den Begriff aller Freuden und jedes Vergnügens in ſich trägt. Trübſinn und ein gewiſſes dumpfes und ſchlotteriges Weſen, woran ſo viele der Unſerigen kranken, hat er wenig und trägt — was er wol ſeinem hellen Sonnenhimmel verdankt — äußerlich ein mehr heiteres und gleiches Gepräge als der deutſche Menſch. Ueberhaupt, wie er ſein ganz eigenes, oben genug angedeutetes, eigenthümliches Lichtſpiel der äußern Natur hat, iſt der Zauber des Lichts, der Reiz und die Sehnſucht nach allem Lichte, Glanz und Schein bei ihm ſehr mächtig und verführeriſch. Was dies auf der einen Seite Poetiſches und Hübſches hat, das zeigt es auf der andern Seite als etwas Kindiſches und Eitles. Man braucht nur das Verzeichniß der zum ſchwediſchen Ritterhauſe gehörigen Geſchlechter und Namen zu überleſen und wird lächeln, wie ſie Alles, was in Sternen, Blumen, Metallen, heroiſchen Thieren und Ehrenkränzen und Ehrenblättern Glänzendes iſt, geplündert und ſich zugeeignet haben. Man bildet ſich gar nicht ein, wenn man den einfachen, treuherzigen und treugläubigen Schweden und Normann in der Bauerhütte oder auf dem Felde und Schiffe ſieht, daß dieſer ſelbige Menſch, wenn er in die großen Städte und in die Kreiſe feinerer Bildung gebracht wird, ein ſo glatter und prächtiger und glänzend eitler Menſch werden könne, als man dies bei den Skandinaven oft faſt mit voller franzöſiſcher, bewußter Eitelkeit viel mehr gewahrt als bei uns Deutſchen. Die menſchlichen Triebe und Leidenſchaften ſind, wenn man will, in allen Landen und Völkern auf den verſchiedenen Entwickelungsſtufen der Menſchheit faſt dieſelben, auf jeden Fall ſehr ähnliche, ihre Ausſprünge und Ausbrüche, ihre äußern Bezeigungen meiſtens nur klimatiſch verſchieden geſtaltet und gefärbt. Dieſer Nordmenſch, wie freundlich und menſchlich gutmüthig und herzig er in ſeiner ganzen menſchlichen Art und Weiſe auch iſt, wie hoher und feiner geiſtiger Ausbildung er immer fähig iſt, hat doch in ſeinen Gemüthsäußerungen, in den Ausſprüngen und Ausbrüchen ſeiner innerſten geiſtigen Natur mehr Härte und Gewaltſamkeit als der weichere und mildere Deutſche; er muß in ſeinen Leidenſchaften doch auch den Fels, das Eis und das Metall, woran er überreich iſt, darſtellen. Dies erſcheint ſelbſt in dem Gemeinſten und Alltäglichſten der gewöhnlichen äußern Lebenserweiſungen; es erſcheint vor allem Andern in der Volksſage und dem Volksliede weit mehr als in den Volksliedern des europäiſchen romaniſchen Südens und in unſern Volksliedern des Mittelalters. Was uns bei der erſten Durchmuſterung und flüchtigen Durchleſung oder Anhörung derſelben das Auffallende iſt, das muß das von dem Unſerigen, von unſern Empfindungen und Anſichten am meiſten Verſchiedene ſein. Das Auffallende iſt: die Skandinaven haben außer einigen Nachklängen der alten eddaiſchen Götter- und Heldenſagen keine Ritterlieder wie die Spanier, Franzoſen und Engländer; auch war die ſüdeuropäiſche, chriſtliche Ritterlichkeit in Norddeutſchland und in dem hohen ſkandinaviſchen Norden nimmer ausgebildet; eine Ritterſchaft gleich der ſpaniſchen und franzöſiſchen haben dieſe nimmer gehabt. Durch einen großen Theil ihrer Lieder weht der volle Geiſt und wandelt die volle Geſchichte des myſtiſchen, nordiſchen Zauber- und Hexenglaubens. Die Fels-, Eis- und Gewaltnatur, die in den alten Edden und Sagen lebt, offenbart ſich auch in den Volksliedern, ſie haben weit mehr als die Lieder der ſüdlichen Völker ungeheure und finſtere Verbrechen der Unnatur und roheſten und ſcheußlichſten Gewalt zum Gegenſtande; es iſt als ob den härtern und ſtraffern Menſchen für die Erregung ihrer Gefühle und für die Flügelſpannung ihrer Phantaſie Grauſameres und Gewaltſameres vor Augen geſtellt werden müßte.

Soll ich über die Geſtalt und die äußern Gebäude dieſer Nordiſchen noch etwas Beſonderes ſagen, ſo bleibt der erſte und letzte kurze Ausſpruch: ſie ſind im Ganzen uns Deutſchen ähnlich, ſie tragen vorzugsweiſe den germaniſchen Stempel und in Augen und Locken und in den Roſenwangen der Jugend die blonden und blauen germaniſchen Farben. Es gibt unter ihnen viele ſchöne und ſtattliche Männer und Frauen, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich außerordentliche, gleichſam göttliche oder rieſenhafte Bilder der Stärke und Schönheit dort mehr als hin und wieder bei uns gefunden hätte. Denn das Hin und Wieder gilt auch von Schweden und Norwegen. Es gibt dort Landſchaften und Kreiſe, wo beſonders ſchöne und wohlgeſtaltete Menſchen wohnen, andere, wo mehr Schwächlichkeit und Häßlichkeit vorkommt, wo die Geſtalten verkümmert und verknorpelt und hier und da durch den Misbrauch des ſcheußlichen Branntweinſaufens verdorben ſind. Aber nicht allein der nordiſche Dichter, ſondern der nordiſche Menſch überhaupt hat ſich zu ſehr gewöhnt, mit irdiſcher Schönheit und Stärke zu prahlen, als wenn das alte Rieſen- und Göttergeſchlecht der Sage bis dieſen Tag vorzugsweiſe bei ihnen heimiſch wäre, als wenn ſie ihren ſchnellfüßigen Achill Sigurd Snarenſven, ihre Rieſenhelden Starkoddur und Ramundr in jeder Landſchaft noch heute dutzendweiſe aufzeigen könnten. Wir Deutſchen können in unſern Bauern in Weſtfalen, Thüringen oder Oeſtreich wol einzelne ſolche Exemplare der Stärke und Reiſigkeit aufweiſen, als ſie uns aus irgend einer ihrer Landſchaften vorführen können. Ich habe oben von dem Gefühle eines eigenen nordiſchen Stolzes, von dem Stolz auf ein Etwas geſprochen, was ich Gefühl der Autochthonie nennen möchte. Das hat der Norden, er hat das Glück gehabt, die Götter und Helden ſeiner früheſten Vorzeit und älteſte Erinnerungen des Volks bei ſich behalten zu haben; er hat das Glück und den Stolz gehabt, ſeine ſpätern Helden (die Guſtave, Karle) auf eine ganz eigene Art ſich einzuverleiben und ſie in ſeinem Leben, in Rede und Geberde mit ſich zu tragen. Er tritt immer einher und ſchaut um ſich, als ſtünde er auf einem geweihten Götterboden. Dieſes Gefühl iſt ein großes Glück und bei Gelegenheit ein mächtiger Sporn zur Männlichkeit. Solchen Stolz auf ſeine Geſchichte und auf die Vorfahren legt ſich jeder ſchwediſche Bürger und Soldat zu. Wo haben wir Deutſche unſere Götter und Helden? — Wir dürfen ihnen dieſes Glück nicht misgönnen, müſſen ihnen dieſen Stolz auf alte Größen verzeihen; ſonſt aber iſt ihr menſchliches Maß nicht über das unſerige hinaus.

Es ſtreiten die verſchiedenen Völker untereinander über einzelne Vorzüge der Geſtalt und über manche andern Eigenheiten; ſo thun auch die Nordländer, wie bei uns gelegentlich Sachſen und Schwaben, Thüringer und Pommern. Es kommt dabei nichts heraus. In Schweden haben ſich einſt die Gothen und Schweden als verſchiedene Hauptſtämme oft ſogar um die Herrſchaft geſtritten; jetzt ſtreiten ſie ſich zuweilen auch wol um Schönheit und Stärke und mitunter um die Gaben des Geiſtes, welche verſchieden vertheilt ſein ſollen. In Schweden wohnt nämlich der eigentliche Schwede mehr im Oſten, der Gothe im Süden und Weſten. Auch der Norweger iſt Gothe. Bei den Schweden findet man mehr Dunkelköpfe, bei den Gothen herrſcht die Blondheit und das allgemeine blaue Auge und die Roſenblüte auf den Wangen der Jugend vor. Der Schwede wird härter, ſpröder, heftiger und bei Gelegenheit grimmiger und grauſamer genannt, der Gothe als der weichere, feinere und zarter organiſirte Menſch geglaubt. Es iſt einige Wahrheit in ſolchen Bezeichnungen, doch darf man ſie nie zu allgemeinen Charaktergemälden ausmalen.

Der Norweger, im Ganzen den Bildern ähnlich, welche wir von den Schweden haben malen müſſen, hat doch ſeine große Beſonderheit, die wol mehr von der Beſchaffenheit und von den Eigenthümlichkeiten ſeines Landes und von damit zuſammenhängenden Arbeiten und Gewerben des Volks als von einer urſprünglichen Anlage herrühren. Norwegen iſt durch die, „große Fjällen" genannte Bergſtrecke und im Süden durch große Seen von Schweden geſondert; es läuft, bei einer Breite von 10—20 Meilen, in der Länge von 200 Meilen bis zum höchſten Norden an der Weſtſee hinauf, ein von einer Unendlichkeit von Bächen, Bergſtrömen und Seebuchten oder Wiken durchſchnittenes Land. Bergbau, vor allem aber Fiſchfang und Schiffahrt ſind ſeine vorzüglichſten Gewerbe. Der Norweger iſt ein echter Gothe und hat die größere Beweglichkeit und Weichheit, wodurch der Gothenſtamm ſich vor dem Schweden auszeichnet. Will man ihn mit den Menſchen in den ſchwediſchen Landſchaften vergleichen, ſo hat er am meiſten Aehnlichkeit mit den Weſtgothen: ein ſtattlicher, lebendiger, luſtiger und geſchmeidiger Menſch, von frühher durch ſeine Lage am großen Nordmeere und durch die Lockungen deſſelben mehr in die Fremde geführt und auch des reichen Fiſchfangs wegen mehr von Fremden beſucht als das öſtliche Feſtland. Hier war ſchon im Mittelalter ein geſegneter Fiſchfang und iſt es noch. Dies veranlaßte den Beſuch vieler Fremden und den Verkehr mit fremden Sitten. Daher zum Theil auch wol die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit des Norwegers, die häufig als Liſt und Windbeutelei angeklagt wird. In manchen Bezirken haben die Sitten auch durch Fremdenverkehr und durch den an den Küſten zu häufigen Gebrauch des Branntweins gelitten. Kurz, der Norweger ſchaut luſtig in die Welt und kühn ins Meer hinein, bei Gelegenheit ein friſcher, tapferer Waghals und Abenteuer. Was an ihm hin und wieder als ein Leichtfertiges und Prahleriſches erſcheint, kann man der Gewalt der See, ich möchte ſagen dem Seehauche zuſchreiben, den Portentis nautarum, von welchen ſchon Tacitus ſpricht; der Franzoſe nennt ſeinen Normann an der Seine heute noch le Normand fanfaron. Dieſe fröhlichen Norweger haben den Dänen, durch welche ſie manche Verluſte erlitten haben, ein großes Unglück zu verdanken. Durch die beinahe 500jährige Verbindung Norwegens mit Dänemark hat die däniſche Sprache die alte Kernſprache, die einſt nach Island verpflanzte, gar verdrängt und faſt erſtickt. Das Däniſche mit ſeinen dünnen, magern, faſt klangloſen Tönen, mit zerquetſchten, verſchliffenen und faſt gebrochenen Mitlautern iſt bei ihnen leider die Schrift- und Landesſprache geworden. Hinſichtlich der Sprache ſtehen alle andern Skandinaven jetzt weit hinter den Schweden, die eine in Wohllaut, Biegſamkeit und Kraft ſchöne und mächtige Sprache entwickelt haben. Sie ſelbſt ſagen gern: Unſere Sprache klingt, wie wir ſind, klar, hell und ſtark.

Ueber die Dänen will ich mich kurz faſſen, weil die Dänen mich beſchuldigen, ich wiſſe nichts als Schlechtes und Böſes von ihnen zu ſagen; ich will mich kurz faſſen, weil es nach der ziemlich breiten Beſchreibung des übrigen Nordens, mit welchem die Dänen doch Vieles gemein haben, nur der Bezeichnung Deſſen bedarf, wodurch ſie ſich von den andern Skandinaven beſonders unterſcheiden. Die Dänen ſind lange halbirt, ſchon ſeit zwei Jahrhunderten, das heißt, ſie haben das Hauptland und Stammland ihres Daſeins verloren, die ſchönen und reichen ſüdſchwediſchen Landſchaften, das nordiſche Niederland, welche ſich von dem norwegiſchen Glommen und ſeinen Seen bis an die große ſchwediſche Berg- und Steinlandſchaft Småland erſtrecken. Sie ſind jetzt nur Inſelbewohner, ſie haben ein eigenthümliches, ganz ſpecifiſch däniſches Leben nur in eine einzige Stadt zuſammengezogen, in Kopenhagen. Man kann noch viel mehr, als man zu ſagen pflegt: Paris iſt Frankreich, wenn man von den Dänen ſpricht, ſagen: Kopenhagen iſt Dänemark. Stockholm iſt nicht Schweden, ſondern der Schwede in Stockholm erſcheint eben als der Kerl, wie er ſich in allen andern Landſchaften des Reichs zeigt. Der Däne von Kopenhagen iſt der Däne für ſich, aber mit der Macht und Anziehungskraft, daß er das Däniſche der andern Inſeln und Halbinſeln ganz beſtimmt. Soll man die rechten Dänen, die als echte Dänen nur noch übrig ſind, ſoll man die Dänen Seelands und der andern Inſeln mit Ausnahme Fühnens, welches in Geſtalt, Art und Sitte einen verſchiedenen, dem gegenüberliegenden Feſtlande mehr ähnlichen Charakter hat, beſchreiben, ſo gewahrt man ſogleich, wenn man aus dem alten Schonen und Blekingen oder aus Fühnen und der cimbriſchen Halbinſel auf ſie hinüberblickt, in Geſtalt, Farbe, Art und Streben ein von jenen eben Erwähnten ſehr verſchiedenes Volk: mehr kleine, ſchmächtige, beweglichere und ſtatt der Blondheit dunklere und ſchwarzfarbige Menſchen, die meiſten fern von der nordiſchen Stattlichkeit, aber munter, lebhaft, geſchwätzig, reizbar und witzig, fern von der alten, breiten, nordiſchen Langmüthigkeit und Ruhigkeit, ſondern immer aufgeregt und bewegt wie ein aufgeſtörter Ameiſenhaufen und Bienengewimmel. Das iſt der Eindruck, welchen Kopenhagen und ſeine nächſten Inſelbewohner machen. Wie dieſe Eigenthümlichkeit zwiſchen den Jüten und Schonen in der Mitte entſtanden iſt, davon gibt uns keine Geſchichte Kunde. Ich wiederhole hier die von mir oft ſchon ausgeſprochene Vermuthung, daß man in jenen Wikinger- und Seeräuberzeiten, wo die Dänen Sven, Knut der Große und ſeine Söhne ein Menſchenalter hindurch faſt die Oberherren Englands waren, Dänemark an Menſchen zu ſehr ausgeleert hatte und Gefangene fremden Stammes, von den Oſtſeeküſten, aus Kurland, Preußen, Pommern u. ſ. w., eingeführt und unter den Dänen auf den Inſeln angeſiedelt hat. Was Kopenhagen betrifft, ſo heißt ſein Name Kaufmannshafen; es war wie Wisby auf der Inſel Gottland ein Hauptſeepoſten des Mittelalters für die Eigenen und für die Fremden und beherrſcht ja heute noch den Sund und die Einfahrt und Ausfahrt der Oſtſee. Es iſt wol eben wegen ſeiner günſtigen Lage von Anfang an aus vielerlei verſchiedenem Volk von Kaufleuten und Schiffern entſtanden und iſt bis auf die neueſte Zeit immer ſehr aus der Fremde gemehrt und ergänzt, vorzüglich von deutſchen Kaufleuten und Handwerkern. Wie dem immer ſei, die Dänen ſind ſehr andere Menſchen als ihre nächſten ſkondinaviſchen Nachbarn. Daß ſie in Kopenhagen geiſtreich, witzig, lebendig ſind, daß ſie ſich dieſer Vorzüge ſehr bewußt ſind, wollen wir an ihnen nicht tadeln; daß ſie ſich gern ein großes Volk nennen, müſſen wir lächerlich finden, können es jetzt aber kaum, da wir Deutſche alles Mögliche gethan und gelitten haben, den Wahn der Größe in ihnen zu nähren und zu erhalten. Die Eitlen und Uebermüthigen triumphiren eben — wie ſollten ſie nicht? In den Kriegen mit Deutſchen und Schweden ſeit Jahrhunderten an Niederlagen gewöhnt, frohlocken und triumphiren ſie heute, als hätten ſie große Siege erfochten. Der deutſche Krieg gegen ſie iſt mit ſo kleinlicher und hin und her wankender Politik, gleichſam mit einer Politik wie die der Schwachen und Feigen, geführt worden, daß man ihnen die Feier von Siegen erlaubt, ja faſt geſchenkt hat.

E. M. Arndt.

Deutſches Univerſitätsleben.

Dritter Artikel.

Vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Begründung der deutſchen Burſchenſchaft.

Wie nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nach dem Weſtfäliſchen Friedensſchluß nicht plötzlich und mit einem Male für das zertretene Deutſchland Ruhe, Friede und Wohlſtand zurückkehrten, ſondern die Wunden, die jener unheilvolle Krieg geſchlagen, ſtark und lange nachbluteten, ſo wich auch nicht im deutſchſtudentiſchen Geiſt der wilde und wüſte

Hang zu mancherlei Ausſchreitungen und Ausſchweiſungen, das landsknechtiſche Gebahren, und was dahin einſchlug, mit einem Mal einer edlern Geſittung. In Wort und Schrift, in Buch und That kam noch gar zu viel Rohes und Unerfreuliches zur Erſcheinung, die Literatur krankte noch gewaltig an allerlei eklem Ausſatz. Wenn wir jetzt jene Bücher und Tractätlein voll ſchaler Tiraden, voll albernen Weſens, meiſt witzlos und noch mehr poeſielos, durchblättern, wird uns wunderlich genug zu Muthe. In ſolchem Geiſt iſt Joh. G. Schoch's „Comoedia vom Studentenleben“ (Leipzig 1657) gehalten. Als luſtig und fröhlich, aber auch als verachtet wird das Studentenleben ſchon im Prolog vom Gott Merkur bezeichnet, und dem geduldigen Zuſchauer zu Gemüthe geführt, wie Unrecht Diejenigen thäten, welche es für ein leichtes, liederliches und wüſtes Leben ausſchrien, und dabei nicht wüßten, welche Mühe, Kraft und Zeit nebſt unzähligem Ungemach (!) das Studiren mit ſich bringe. Des Stückes Vorwurf iſt: im Guten und Böſen Anfang, Mitte und Ende eines Studenten vor Augen zu führen. Auch durch dieſes deutſchgeſchriebene Studentenſtück ſpuken noch die lateiniſchen und wälſchen Namen Amandus, Floretto, Petralto, Gerſon, Clariſſa und andere, und der Pickelhering erſcheint als die luſtige Perſon, die die jungen Studenten auf die Hochſchule als Diener begleitet. Da wird denn im Verlauf des Stückes allerlei vorgeführt, auch ein Depoſitor und die Scene des Deponirens, dem ſich der Pickelhering ebenfalls unterziehen muß, ferner ein Gelag mit Landsleuten, Rundeſaufen und Tabakrauchen, dann entſtehender Scandal und eine Ausforderung, Duell und Verſöhnung. Bald ſind die Perſonen redend eingeführt, bald wird nur in der Weiſe eines Programms mitgetheilt, was auf der Bühne zu geſchehen hat. Von Pennälen und Landsleuten iſt viel die Rede. Zuletzt kommen die Studenten noch in gar ſchlimmes Pech. Sie müſſen wegen Tumultuirens vor dem Magnificus erſcheinen, Einer wird auf drei Jahre relegirt, der Andere zum Carcer verurtheilt, und nun kommen Schuſter, Schneider, Krämer, Wäſcherin, Wirthin, Fechtmeiſter, Tanzmeiſter, Trinchirer (Vorſchneider), Ballmeiſter, Weinſchänk und — eine Dame. Alle wollen bezahlt ſein, Pickelhering fertigt ſie ſpöttiſch ab, die Dame aber kommt wieder und führt ſogar ein Kind mit ſich. Auch ein Comitat kommt ſchon vor u. ſ. w.

Von dem damaligen Studentenleben mag dieſes Stück, gut aufgeführt, ſchon ein lebendig anſchauliches Bild dargeboten haben. Auch damals fehlte wol nicht mancher Hieronymus Jobs. In einem Studentenroman ähnlichen Stils, wie die angezogene Comödie, betitelt: „Der politiſche Maulaffe“ (Leipzig 1680), voller Schmutz und Unfläterei, heißt es von einem Solchen:

Herr Peterus kennt die Bibel
Kaum nur auf dem Titul-blatt,
Aber die bier-vollen Kübel
Beſſer er durchleſen hat,
Daß, wenn dieſes hieß ſtudiren,
Könnte er bald doctoriren.

In den Stammbüchern der Periode von 1640 — 1700 verdrängten bildliche Symbole mehr und mehr die Wappen, vorherrſchend blieben lateiniſche Sinnſprüche, häufig noch frommen, gläubigen oder erbaulichen Inhalts, ſpäter wichen dieſe dem deutſchen Reim und der feinern oder derbern Zweideutigkeit, auf die jenes bekannte Albumblatt des witzigen Käſtner: „Herr, erlaube, daß ich unter dieſe Säue fahre!“ wol tauſendfache Anwendung finden konnte.

Das ſcheidende 17. Jahrhundert gab dem neubeginnenden 18. in Bezug auf das deutſche Studententhum keinerlei Verheißung höhern Aufſlugs, geiſtiger Entwickelung. Es lagerte noch über der Civiliſation ein drückender Nebelſchleier.

Die alten Poſſen des Deponirens waren noch immer nicht ganz und nicht überall abgethan, ja ſie waren ſogar auf außerdeutſchen Hochſchulen eingebürgert, und neuere, ſchlimmere traten hinzu. Noch im Jahre 1715 kam in der Wirklichkeit, wie durch den Druck, mit Abbildungen ſogar, die Narrtheidung zur Erſcheinung, und zwar in einer ſehr ausführlichen Depoſitionsrede. Da geht der Depoſitor in reputirlicher Tracht vor den Bachanten, die im Narrenhabit einherſchreiten, her; ſie tragen die bereits früher erwähnten Werkzeuge. Ein zweites Bild zeigt den Schul- und den abnormen Hörnerhut, auf einigen folgenden ſind die Operationen mit dem gräulichen Kamm und der Haarſcheere (wie eine Baumſcheere groß), des Ohrlöffels (größer als ein Kochlöffel), der Schmiedekneipzange zum Ausziehen des Bachantenzahnes, die ungeheure Raspelfeile zum Poliren der Fingernägel abgebildet. Der Bart wird mit einem an einem langen Stecken befindlichen Tünchepinſel in das Geſicht gemalt, davon vielleicht die Redensart: Einem etwas anſtreichen, ihren Urſprung genommen hat. Mit einem Holzbeil werden die Hörner abgeſchlagen, wobei der Deponent am Boden liegt. Später wird mit Axt und Beil und Bohrer ihm bedrohlich zugeſetzt, und auch der Hobel muß ſeine Schuldigkeit thun. Der Redner beweiſt eindringlich, daß die zu Deponirenden als Bauhölzer da lägen, an denen Beil und Zimmeraxt, Grob- und Schlichthobel, Zirkel und Bohrer, Maß und Feile ihr Möglichſtes thun müßten. Kein Wunder, daß ſich davon in deutſcher Umgangsſprache die Metaphern: gehobelt und ungeſchliffen, für geſittet und deſſen Gegentheil, einbürgerten. Kartenſpiel und Würfelluſt wurde den Deponirten ernſtlich unterſagt, nur iſt nicht zu glauben, daß dieſe Warnung viele Frucht getragen, dagegen wurde die Muſik empfohlen und nur vor Buhlliedern gewarnt. Nach allen dieſen zum Theil ſchmerzlichen Purgatorien wurde dem ſehr feierlich und ſteif gekleideten neuen Altſtudenten Salz und Wein dargereicht.

Nehmt hin der Weisheit Salz, nehmt hin den Wein der Freuden!
Ich wünſche, daß Euch Gott vermehr' an allen beiden.

Beſonders wurde dieſe letzte Ceremonie, nachdem die übrigen bereits nicht mehr üblich waren, noch lange von der Univerſität Halle beibehalten. Endlich war nun der vollkommene Student fertig, welcher 1715 einen dreieckigen Hut, langfriſirtes Haar, einen weiten Rock mit breiten Schößen, Knöpfen und Litzen bis zum unterſten Saume, breite Aermelaufſchläge, kurze, ſchwarze Beinkleider, einen Paradedegen, ſchwarze Strümpfe und Schnallenſchuhe trug. Dieſe Tracht, der Hauptſache nach ſich lange gleichbleibend, wurde von Geſchmack und Mode vielfach ausgeſchmückt und zur Entfaltung des höchſtmöglichſten Luxus geſteigert, ſodaß die Koſten eines reichen Studentenanzuges jener Zeitperiode wol die jedes ſpäter an den Tag gelegten Kleiderluxus überboten.

Die Zeit war finſter, ſie verbrannte immer noch ihre Hexen, und der Glaube an den Teufel war vielleicht ſtärker als zu Lebzeiten Doctor Fauſt's. Schauderhafte wie poſſenhafte Greuelgeſchichten von Schatzgräbereien und mit dieſen verbundenen Teufelsbeſchwörungen tauchten auf; liſtige Betrüger ſpielten dem Volke für ſchweres Geld magiſche Tractate in die Hände, Fauſt's Höllenzwang und Meergeiſt, den ſchwarzen Raben und die Clavicula Salomonis. Mehrfach liehen leider Studenten dieſem unſaubern Treiben ihre Feder, ihre thätige Hülfe. Großes, allgemeines Aufſehen machte in Deutſchland die bekannte Jenaiſche Chriſtnachts-Tragödie. Weber, ein Student in Jena, erfuhr von einem Schneider, daß ein Schäfer in der Nachbarſchaft einen bedeutenden Schatz wiſſe, zu deſſen Hebung man indeß Doctor Fauſt's Höllenzwang und die Springwurzel bedürfe. Es wurden noch mehrere Perſonen in dieſes Geheimniß gezogen, und der Handel gedieh dahin, daß nach Herbeiſchaffung von allerhand Schriften, Formeln und Gegenſtänden behufs der Geiſtercitation und der Anfertigung von Brutpfennigen und Heckthalern in der Chriſtnacht des Jahres 1715, in einem Weinberghäuschen unweit Jena, der Student, ein Schäfer und ein Bauer eine wirkliche Teufelsbeſchwörung vornahmen. Es lag von Seite des Studenten ganz ſicher nicht die Abſicht zum Grunde, die Bauern zu betrügen, ſondern er glaubte an ſeine That und hoffte von ihr Erfolg, nämlich Hebung des einige Königreiche werthen Schatzes. Tags darauf fand man den Studenten zwar noch lebend, aber der Sinne und der Sprache nicht mächtig, denn halb lallte, halb brüllte er — hinter dem Tiſche auf einer Bank ausgeſtreckt liegend. Die Bauern beide waren todt. Weber wurde nach der Stadt geſchafft und ärztlich behandelt. Zu den Leichnamen im Weinberghäuschen wurden Wächter beſtellt, die aber am nächſten Morgen ſich in einem dem Tode nahen Zuſtande befanden, Folge von Holzkohlendunſt, der auch Weber betäubt und ſeine Gefährten getödtet hatte. Der Student wurde über die bei ihm gefundenen Zaubermittel, Sigille, Talismane und magiſche Amulette gerichtlich vernommen, und es kam dabei eine Fülle des im Schwange gehenden graſſen Aberglaubens zum Vorſchein; die Richter aber nahmen Alles gar ernſt und wichtig, denn ſie glaubten ja ſelbſt ſteif und feſt an alle den Unſinn. Man holte von theologiſchen, juriſtiſchen und mediciniſchen Facultäten auswärtiger Hochſchulen Gutachten und Urtheile ein. Eine noch grauenvollere Geſchichte ereignete ſich ein Jahr ſpäter in Halle; dort zechten zur Oſterzeit 1716 eine Anzahl Studenten im Gaſthof zum grünen Hut und tranken ſich ſo toll und voll, daß ſie auf den nichtswürdigen Gedanken fielen, die Paſſion Chriſti zu agiren, das heilige Abendmahl mit Bier und ſtatt der Hoſtien Rettigſcheiben ſich zu reichen, an welcher Orgie der Wirth und zwei Töchter deſſelben Theil nahmen. Sie behingen auch Einen aus ihrer Mitte mit einem rothen Mantel, geiſſelten ihn und banden ihn an ein Kreuz. Eine Stunde darauf waren Elf von ihnen todt, war auch der Wirth ſammt ſeinen zwei Töchtern todt, und die am Leben Gebliebenen erkrankten ſchwer, fielen in Naſerei oder in tiefe Melancholie. Die Hand Gottes hatte ſie getroffen, aber nicht auf übernatürliche, ſondern auf natürliche Weiſe, gerade wie die Teufelsbeſchwörer im jenaiſchen Weinberg. Der Wirth hatte aus Verſehen ſtatt Waſſers einen Eimer ſcharfe Lauge in das Bier geſchüttet und ſo hatten ſie Alle ſich ſelber zum Gericht getrunken. Aber Niemand glaubte an die natürliche Urſache; zitternd erblickte das Volk die Strafruthe der ſchwer beleidigten Gottheit.

So traurig ſtand es um Sitte, Einſicht und Kenntniß natürlicher Dinge ſelbſt auf deutſchen Hochſchulen. Das Leben war farblos; ein dumpfer Glaube, ein finſterer Aberglaube drückten es nieder, und andererſeits artete es wieder aus in rohe Genußſucht und Schwelgerei. Karten- und Würfelſpiel, Branntweintrinken und Straßenrumor wurden von der Studentenwelt nur allzu ſehr geliebt und geübt und nebenbei der Rauf- und Händelſucht obgelegen.

Die deutſche Poeſie hatte die Zeit ihres tiefſten Verfalles erlebt. Wol gab es Studentenlieder, aber in nur wenigen war ein edler Gedanke, ein höheres Gefühl, ein erhebender Schwung. Von Günther, Opitz, Hoffmannswaldau ward manches geſungen. Folgende Anfänge und Proben von Liedern aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts mögen ſelbſt das Urtheil über die Poeſie dieſer Zeit fällen laſſen:

Wer iſt, der nicht gerne ſauffet? —
Roſen und [illegible]
Mögen immer helen
Kinder dieſer Zeit.
Das, was meinen Sinn erfreut
Und aus meiner Pfeiſe brennt,
Wird Tobak genennt.

(Der Tabak wurde in der Zeit, als er ſich als Modeartikel Bahn gebrochen, vielfach beſungen.)

Ihr Schönen, höret an,
Erwählet das Studiren,
Kommt her, ich will euch führen
Zu der Gelehrten Bahn,
Ihr Schönen, höret an!

Letzteres Studentenlied hat mindeſtens den Vorzug eines geſunden Humors, es parodirt das ganze Studentenleben und entſtand in Leipzig. Studentiſches Weſen ging auch in Soldatenlieder über; war ja des ſoldatiſchen Weſens eine Fülle in das Studentenleben gedrungen. So heißt es in einem Kriegslied dieſer Periode:

Die Fürſten in der Schlacht
Sind unſre Profeſſores.
Wir geben Tag und Nacht
Ab wackre Auditores,
Mars iſt Magnificus,
Allwo ſein Stab regieret,
Den Purpurmantel führet,
Der Alles ſchlichten muß.

Das Burſchenlied: „Ich empfinde faſt ein Grauen“ hat in der Schlußſtrophe den hübſchen Gedanken:

Nichtes, dünkt mich, ſchickt ſich baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.

Es gab alſo doch ſchon nach *guten* Liedern ein Verlangen in dem jungen akademiſchen Volke. Auch die Freiheit, die ewige Jugendgöttin, die Hebe mit der berauſchenden Nektarſchale, wurde geprieſen:

Freiheit iſt ein edles Leben,
Freiheit iſt ein edler Schatz,
Dem hab' ich mich ganz ergeben,
Amor findet keinen Platz.

Ein ähnliches Lied begann:

Freiheit ſoll mir lieber ſein
Als das Lieben!

Das allbekannte Lied von Doctor Eiſenbart iſt auch ein Studentenlied, entſtand in Jena und ward bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das Original beginnt:

Hiermit ſei Allen kund gethan, hum, hum,
Daß hier in Jena kommen an, ha, ha,
Ein weit berühmter Oculiſt,
Der im Bruchſchneiden glücklich iſt, hum, hum.

Die Trinklieder prieſen Bier und Wein. Ein Bierlied begann:

Schenkt Braunbier ein,
Vergeßt der Pein
Und laßt die Sorgen hin
Nach Nova Zembla ziehn.

Dem jenaiſchen Wein wurden jedoch keine Hymnen geſungen. In dem Liede: „Im Garten ging ich ſchlafen“ heißt es:

An dieſem ſaal'ſchen Strande
Wo Bachus den edlen Krätzer verkauft.

Ein anderes Trinklied ſchließt ziemlich lebhaft und mit einem Seitenhieb auf den Stand der Häſcher und Schnurren:

Runda, runda, runda!
Ein Burſch ſetzt tapfer an
Und zeigt, daß ein Student
Mehr als ein Schnurbart kann.

Das ſtudentiſche Liebeslied blieb nicht unvertreten. Das noch immer bekannte: „Mir iſt auf der Welt nichts lieber“ iſt ebenfalls jenaiſchen Herkommens und begann urſprünglich:

Nichts iſt mir in Jena lieber
Als mein Stübchen, wo ich bin,
Denn da ſeh' ich gegenüber
Die galante Nachbarin,
Die an Schönheit und an Ruhme,
Nicht nur hier in dieſer Stadt,
Sondern in dem Herzogthume
Wenig ihres Gleichen hat.

Ueberhaupt nahm Jena unter den deutſchen Hochſchulen in Bezug auf Annehmlichkeit des Studentenlebens eine vielſeitig anerkannte bevorzugte Stelle ein, in welcher es ſich auch dauernd zu behaupten wußte. Jena war eben durch und durch Studentenſtadt, akademiſche Welt, voll einfachen und doch fröhlichen Lebens. Daher prieſen es auch die ſtudentiſchen Muſen. Ein Lied beginnt:

Leipzig ſchweig, ſchweig Wittenberg und Halle,
Mir gefällt
Nur das ſchönſte Saal-Athen.
Hier kann man ſich in den beſten Freuden
Immer weiden
Und auf ſteten Roſen geh'n.

Auch die allbekannte Studententrübſal, der ausbleibende Wechſel, empfing ihren Liederzoll. Ein ſolches Klagelied ging nach der Eiſenbart-Singweiſe:

Was iſt der Burſch doch ohne Geld? hum, hum,
Ein unbeſtelltes Weizenfeld — hum, hum,
Das keine rechte Früchte bringt,
Nicht eher, bis es recht gedüngt. Ha, ha!

Ebenſo wurde der Abſchiedsſchmerz im Liede gefeiert:

Gute Nacht! :,:
O du edler Saalen-Pracht,
Der Du haſt :,:
Uns ſo manche Luſt gemacht.

Ach wie ſüß :,:
Iſt mir Jena ſtets geweſt,
Das anitzt :,:
Mein betrübter Sinn verläßt.

Der wüſte Zeitgeiſt gefiel ſich noch immer in blutigen Schlägereien und Tumulten, deren Entſtehungsurſachen ſehr häufig die über Duellanten verhängten Strafen wurden. Die Duelle waren in dieſer Zeit häufiger als je, weil zu der Händel- und Streitſucht, die ſie früher meiſt herbeigeführt, die Ehrſucht und Rangſucht getreten war. Der Rang hatte ſich im deutſch-ſtaatlichen Leben zu einem mächtigen Phantom aufgeſchwungen, der Rangſtolz war entſchieden vorhanden und aus den ſtarren Formen des Staatslebens trat er an das Studentenleben heran, und ſuchte auch dieſes zu verknöchern; er fand ergiebigen Boden, denn die ſtarr feſtgehaltenen Unterſchiede des akademiſchen Alters, die Eintheilung in Füchſe, Brandfüchſe, junge Burſche, alte Burſche und bemooſte Häupter, gaben ja den ältern Studirenden an ſich Rang und Bevorzugung; wer nun vollends Senior einer Landsmannſchaft war, mußte mit aller Strenge darauf halten, die Studentenehre vor jeder Antaſtung zu bewahren, und mußte ſtets kampf- und ſchlagfertig ſein, er mußte den Comment, das hieß die ganze Art und Kunſt, Sitte und Lebensweiſe des Studenten nach jeder Richtung hin, in jeder Beziehung inne haben, einen völligen Codex von Formen, Vorſchriften, Geſetzen des Corporationsgeiſtes, und durfte ſich, ſeiner Landsmannſchaft und deren Normen und Formen kein Jota vergeben. Der wahre Student, der Ehrenpunkte Auspunkter, hatte demnach immer doppelt Front zu machen, einmal gegen das Studententhum, das ihn bald da bald dort, bald an dieſer bald an jener Seite bedrohte und beeinträchtigte, und gar wenig Neigung zeigte, ihn in Ruhe zu laſſen — und Ruhe war auch nicht ſein Element —, dann gegen das geſammte Philiſterthum.

Philiſterthum! Welch inhaltſchweres Wort auf der Wagſchale der Studentenwelt! Welcher Inbegriff alles Anti-Studentiſchen, aller Proſa, aller Gegenſätze gegen das flotte, freie, frivole akademiſche Leben! Und auch dieſes Wortes und Begriffes Mutter das unſterbliche Jena! Vergebens ſuchen wir das Wort in der ſtudentiſchen Beziehung im Mittelalter, vergebens im Dreißigjährigen Krieg. Es gibt zwar geſuchte Auslegungen, nach denen die Benennung Philiſter daher entſtanden ſein ſoll, daß Herzog Julius von Braunſchweig 1576 der Univerſität Helmſtädt den Simſon, der den Löwen zerreißt, in ihr Siegel verliehen habe; aber wäre dem auch ſo und wollten wir die nahe Beziehung von Simſon zu den Philiſtern gelten laſſen, wie käme das Bild der Löwenbändigung dazu, Urſache zu werden, die Bürger einer Hochſchulenſtadt Philiſter zu nennen? Solch ſteinern Gebild eines Löwenbändigers iſt auch unter Anderm auf der Wartburg zu ſchauen, wer könnte daran denken, deshalb die Bürger Eiſenachs Philiſter zu ſchelten? Nicht beſſer iſt die an den Haaren herbeigezogene Ableitung vom Namen der alten Armbruſtſchützen: Balistaei, Balistarii — die man in Ungarn Philistaei genannt habe. Weit eher läßt ſich die Sage hören, daß es im Jahre 1693 zu Jena vor dem Lobedaer Thor eine Holzerei gegeben zwiſchen Studenten und Gnoten (plattdeutſch für: Genoſſen einer Handwerksinnung), bei denen ein Student halbtodt geſchlagen worden. Das habe der damalige Paſtor Götz am darauf folgenden Sonntag in die Predigt gebracht, und dabei die Bibelſtelle angezogen: Simſon! Philiſter über dir! Er hätte gar nichts Beſſeres, Paſſenderes anführen können, das Bild und Wort fand in allen Herzen ein lautes Echo, es wurde zur Parole des Tages und der Nacht, und die Bürger Jenas hießen Philiſter auf ewige Zeiten. Solche Namengebung zu rechter Stunde bei vorgefundener Stimmung wirkt elektriſch ſich fortpflanzend über Länder und Meere. Auf ſolche Weiſe entſtanden die Feldſchreie: Hie Welf, Hie Waibling! und hundert andere Parteinamen, die noch heute leben, und da es aller Orten und immerdar leider, leider, leider Philiſter in außerordentlich beträchtlicher Ueberzahl gibt, ſo wurde das Wort von ſelbſt unſterblich. Nun war ein Ausdruck gegeben, der lange gefehlt hatte, ein Stichwort für die ſtete Oppoſition des Studententhums gegen das Bürgerthum, und im Ernſt wie im Scherz ging es nun auch in Stammbücher und Lieder über, wobei das naheliegende, ſeit längerer Zeit ſchon eingebürgerte Analogon Fuchs eine ſo willkommene beſondere Beziehung darbot. Wie hübſch lautet nicht der Stammbuchvers:

Simſon, welcher hundert Füchſen ihre Schwänze abgebrannt
Und mit einem Eſelsknochen die Philiſter überwand,
Ward durch eines Weibes Liſt, durch die Delila geſtürzet,
Als ſie ihm mit frecher Hand ſeine Haare abgekürzet.
Iſt dem Helden dies geſchehn — Himmel, wie wird's Manchem gehn,
Wenn um ſein verliebtes Herz die Philiſter-Töchter flehn!

Kampf gegen die Philiſter! hieß in dieſer Zeit das ſtete ſtudentiſche Feldgeſchrei, vor allem in Jena, Leipzig und Halle, gegen welche drei Hochſchulen faſt alle übrigen bezüglich des ſtudentiſchen Gebahrens in Schatten traten, obſchon auch zwiſchen dieſen drei Schweſtern und ihren Söhnen ein großer Unterſchied beſtand. Der jenaiſche Student war κατ' ἐξοχήν roh und rüd, der leipziger galant und gepudert, der hallenſer hielt die Mitte zwiſchen beiden; aber wie alle drei dreieckige Hüte und Zöpfe trugen, ſo hatten ſie auch jene Raufluſt und jenen ſtudentiſchen Immerdurſt gemein, die den Muſenſohn damaliger Zeit erſt als Das erſcheinen ließen, was er ſein ſollte und wollte. Das Renommiſtenthum erreichte allmälig ſeinen Solſtitialpunkt, ſein Perihelium.

Als die viel- und mancherlei „Geſpräche im Reiche der Todten" ſich in die Literatur eindrängten, machte die ſtets ſchnellfertige Nachahmungsſucht auch „Geſpräche im Reich der Herren Studenten" zurecht, und auch dieſe gaben eine klare Anſchau, wie das wiſſenſchaftliche, akademiſche Leben ſich nach Ablauf der erſten drei Jahrzehnde des 18. Jahrhunderts geſtaltet hatte. Da lautet es in der Vorrede ganz hübſch und wahrheitgetreu: „Kein Menſch ſtreicht die Haare ſo munter aus dem Geſicht, als ein Student, keiner will ungezwungener leben, als ein ſolcher, der auf etwas Großes losſtudiert und nicht weiß, was er in der Welt für eine Figur machen wird. Niemand iſt im Denken freier, und Niemand ſetzet ſeinem Raiſonniren weniger Grenzen, als ein edler Unterthan im Reiche der Studenten.“ Im Buche ſelbſt disputiren nun die Studioſen Frömmlin, Wackermann und Raſo in länglich breiter Weiſe und ziemlich unerquicklich, damals für philoſophiſch gehalten. In einem zweiten Geſpräch disputiren Raſo, Wackermann und Sincerus. Frömmelei, Myſticismus und Pietismus werden mit Hohn abgefertigt. Die Lange-Wolf'ſchen Streithändel werden gehechelt, im Ganzen aber iſt doch Alles ſehr nüchtern und farblos. Nur das wildſtudentiſche Gebahren, die Renommiſterei, hielt Farbe. Saufen und Raufen, Schreien und Juchheien, Hetzen und Wetzen, Letzteres mit dem blanken Schläger auf Pflaſter und Eckſteinen, daß ſie helle Funken ſprühten, das war echter Comment, wie es auch in einem der ſchlechteſten Lieder hieß:

Ihr Burſche ſchreit und wetzt
Und fordert die Philiſter h'raus,
Die euch ſo oft verletzt,
Beſtürmt ein jedes Haus.
Wer in der Stadt
Courage hat!
Wer außen bleibt
Den ſchimpft — und ſchreit,
Daß er ein Hundsfot ſei.

In einem andern Lied ſingt der ſtudentiſche Dichter:

Da bombardiren wir
Mit ſteinernen Kanonen
Wo die Philiſter wohnen,
Daß die Dächer
Und Gemächer
All' zu Trümmern geht, (sic!)
Wer aber klüger iſt
Und läßt uns ungeſtört,
Der wird von uns geehrt
Mit Gedichten
Und Geſchichten
Weil die Welt beſteht.

Als Schilderung dieſer Epoche bleibt Zachariä's „Renommiſt“ ein claſſiſches Gedicht. Stets erneuter Kampf mit Schnurren und Pedellen und ein ewiges unverwüſtliches Trinken, nur von Ausbrüchen roheſter Roheit unterbrochen, zeichnet den Renommiſten aus. Selbſt in Bezug auf die Tracht und das in Leipzig blühende Studententhum ſchildert das erwähnte Gedicht gut und treffend. Auch hier ſind es ausſchließlich Jena, Leipzig und Halle, von deren Studentenleben der Dichter ſeine Bilder zeichnet. Wie oft mögen in Wahrheit ſolche nächtliche Kämpfe mit den Häſchern vorgekommen ſein! Selbſt in den Stammbüchern fanden ſie Erwähnung, wie unter Anderm:

Dies iſt die Helden-Art der edlen Jen'ſchen Muſen,
Sie hegen Witz im Kopf und Feuer in dem Buſen,
Man laſ' das Schnurren-Volk mit ihren Waffen drehn,
Ein lautes Pereat ſei ihrer Warnung Lohn.

Kam es dann nach blutigen Schlägereien dahin, daß die Schnurren das Feld behaupteten, daß ſogar die Niederlage der Raufbolde einen tödtlichen Ausgang nahm, dann zürnten, wie oben geſagt, ja, dann zürnten die Muſen und machten ihrem Grimm und Gram in Liedern Luft. Ein ſolches beginnt:

Mein Leipzig, Adieu! Wir meiden dich nun,
Weil Du uns nicht länger in Friede läßt ruhn.
Die Häſcher, die ſchmeißen,
Sie ſchlagen und reißen
Uns Burſche hinweg.

In Jena büßten in einem Tumulte zwei Studenten ihr Leben ein, und die Erbitterung veranlaßte einen Auszug, bei welchem ein Lied von zwölf Strophen geſungen wurde, deren jede ſtets mit den Worten: „Falſches Jena, gute Nacht!“ beginnt und ſchließt. Einen ähnlichen Liedesanfang legt ja auch der Dichter des „Renommiſten“ ſeinem aus Leipzig ſcheidenden Helden in den Mund: „Mein Leipzig, gute Nacht!“

In dem erwähnten Klage- und Auszug-Liede lauten einige Strophen:

Falſches Jena, gute Nacht!
Du biſt ja ſo hoch gefallen,
Als man ſonſt hat hören ſchallen
Weit und breit von Deiner Pracht.
Falſches Jena, gute Nacht!

Falſches Jena, gute Nacht!
Man ſieht jetzt in Deinen Mauern
Auch die Muſen ſelbſten trauern,
Weil zwei Burſch ſind umgebracht.
Falſches Jena, gute Nacht!

Falſches Jena, gute Nacht!
Kommt, ihr Burſch, verlaßt die Stuben,
Ziehet aus den Mörder-Gruben!
Schlagt das Jena aus der Acht!
Falſches Jena, gute Nacht!

Das gute Jena war viel beliebt und viel berufen; während in Leipzig die Ars amandi blühte, blühte in Jena hauptſächlich die Ars bibendi. Die Fechtmeiſterfamilie Kreißler übergab ihren Namen der Unvergeßlichkeit, ſpäter trat an deren Stelle die Familie Le Roux mit nicht geringerem Ruhm. Das Tragen der Degen wurde dort freilich ſchon 1592 durch ein Mandat verboten, es wurde 1612 wieder verboten und 1624 abermals und 1627 nochmals, ein Beweis, daß die Studenten immer den Degen trugen. Der Fechtcomment war auf den Hieb. Im Jahre 1729 regnete es förmlich Verbote und es ergab ſich das nie Dageweſene, nie Wiedergekehrte, die Polizei wurde poetiſch, die Verbote erſchienen in lateiniſchen Verſen. Dies klingt unglaublich, doch muß es wahr ſein, es ſteht in Wiedeburg's „Beſchreibung der Stadt Jena", Band 2, Seite 632. Da wurden die Faſtnachtsmummereien verboten und der Pennalismus und wiederum das Degentragen, das Nachtſchwärmen, das Stehlen in den Gärten und noch Anderes.

Gar tragikomiſch krümmt und windet ſich der obengenannte Verfaſſer, Das, was einmal war, wenn nicht abzuleugnen, denn dies ließ ſich nicht wol thun, doch ihm ein Mäntelchen umzuhängen. Er gibt zu, daß Jena hauptſächlich der häufigen Schlägereien, der nächtlichen Unruhen und wol gar Tumulte (und was für welche!), und periodenweiſe des Trinkens halber berufen ſei, und ſchreibt dies zum Theil der Abgunſt anderer Akademien zu. Die nächtlichen Unruhen ſeien nicht zu leugnen, die Nacht ſei eine Sirene; bezüglich der Tumulte tröſtet ſich der Verfaſſer, daß es deren auf andern Akademien öftere und größere gegeben habe, und ſagt ſehr gut und treffend: „Die Wogen des Parteigeiſtes der Jugend ſind leicht erregt und bleiben brauſend."

Köſtlich iſt, wie er den Trunk entſchuldigt: „Ganz Deutſchland trank, der Laie trank, die Kleriſei trank, und der Hof pflegte zu trinken. Die Väter tranken und die Söhne dürſteten immer, und ſelbſt die Aerzte empfahlen den Trank bei der ſitzenden Lebensart und der angeblichen trocknenden hieſigen Luft." Was ließe ſich gegen ſolche ſchlagende Argumente anführen? Gewiß ſind das die unumſtößlichen Beweggründe, weshalb in Jena und überall anderswo noch immer getrunken wird.

Die Sitten milderten ſich mit der Zeit, wie ja der fromme Gellert, der einſt ein Semeſter mit einer Rede „von den Fehlern der Studirenden bei der Erlernung der Wiſſenſchaften" ſchloß, auch ſchon ſang: „Die wilde Hitze roher Jugend wird mit den Jahren Sittſamkeit." Mit den Jahren erwachte in Deutſchland wieder ein guter, ſtrebſamer, reiner Geiſt, aber die Poenalmandate waren es nicht, die dieſen Geiſt weckten.

An die Stelle der Nationalitäten waren längſt die Landsmannſchaften getreten und auch dieſe erlitten ernſtliche Verfolgung, ohne jemals ganz unterdrückt werden zu können. Endlich ſchwand der Pennalismus, und auch hierin hat Jena den Ruhm, denſelben zuerſt gänzlich ausgerottet zu haben. Mehr und mehr waren im Laufe ſtaatlicher Entwickelung der Länder auch die deutſchen Univerſitäten Staatsanſtalten geworden, obſchon eine jede ein status in statu, mit mancherlei Rechten und Freiheiten, über denen ängſtlich gewacht wurde. Jede Univerſität war ein Körper, deſſen Haupt der Rector Magnificus, deſſen belebende Organe die Profeſſoren, deſſen Glieder die Studenten waren. Ein ſo vielgliederiger, lebenvoller Organismus konnte keine Körperſchaft bilden, ohne daß der Corporationsgeiſt ihn beſeelte, der aber, von eigenthümlicher Zähigkeit und Hartnäckigkeit, fort und fort mit Staatsregierung und Staatsverwaltung im Streite lag, der nach oben den Miniſterien, nach unten der Polizei das Leben ſo ſehr als möglich erſchwerte. Die Studentenwelt hielt hoch und frank das Panier der Freiheit, denn nur durch ſie konnten dem Staate künftige tüchtige Diener erzogen und gebildet werden. Die Lehrer hatten alle Gründe, zu ihrer Welt, zu ihren Hörerkreiſen, zur Akademie zu halten, und, ärgerte auch bisweilen ein und das andere Glied, mußte es ausgeriſſen werden (wenn es nicht von ſelbſt ausriß und wegbrannte), ſo war es bald ergänzt. Um aber ſtudentiſche Freiheit und Freiheiten zu erhalten, mußte man ſich verbinden, treu dem bekannten „vis unita fortior“, man mußte jeden Zoll Freiheit mit vereinter Macht vertheidigen, den fort und fort die großen Staats- und Senatsſcheeren abzuſchneiden bemüht waren.

Je mehr Deutſchland in Einzelſtaaten zerfiel, um ſo zahlreicher wurden die Landsmannſchaften. Der Corporationsgeiſt wurde Corpsgeiſt, der aus den Landsmannſchaften naturgemäß hervorging, weil jede einzelne Landsmannſchaft wiederum zugleich eine Körperſchaft, ſtreng und ſtarr gegen andere in ſich abgeſchloſſen, bildete.

Gerade in jener Zeit, in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die Staatsgewalt mit aller Strenge die Landsmannſchaften auf den Hochſchulen zu unterdrücken ſtrebte, knospte am Baum der Menſchheit eine der edelſten Blüten, die Freimaurerei, aus dem Samen früherer Jahrhunderte zunächſt in Schottland aufgekeimt. Sie geſtaltete ſich zu einem Orden, der ſeine Einrichtungen, Grundſätze und Gebräuche geheim hielt. Neugierdevoll blickte die profane Welt nach dem verhüllten Tempel, nach dem verſchleierten Bilde. Man ſah hohe Geiſter zu dieſen, Vielen unſichtbaren Tempeln wallen, und es wurde unter verſchiedenen, oft wunderlichen, ja lächerlichen Formen dem Nachahmungstriebe gefröhnt, es entſtanden da und dort Geheimbündniſſe, die ſich auch Orden nannten und manches Aufgeſchnappte oder Erlauſchte und Erlauerte vom Maurerorden in ihre Rituale webten. Der ewige Reiz, der das Geheimniß umfließt, wie ein verhüllender Schleier das Iſisbild, zog und lockte Tauſende an, und wie hätte die ſtudirende Jugend unbetheiligt bleiben können an Dem, was als ein Kind des Friedens, der Geſittung, des Edeln und Beſſern nun auch in die germaniſche Welt getreten war?

Da flüchteten ſich nun die hart und ſchwer verfolgten Landsmannſchaften durch die geweihten Pforten in die ſchirmende Hülle geheimer Orden und übten da ein ungleich ſchöneres Prieſterthum, in welchem ſie ihren ewig heiligen Göttinnen, der Freiheit und der Ehre, dienen konnten und dienten. In den Orden gab es keine Landsleute, ſondern nur Freunde, nur Brüder. Die Freundſchaft war der Stern, unter deſſen reinem Strahle jetzt Bündniſſe für die Dauer des Lebens geknüpft wurden, und wenn auch die akademiſchen Orden zunächſt aus unter ſich verbundenen Landsmannſchaften hervorgingen, ſo ſchloſſen ſie doch Andere nicht aus, und nicht die

Zufälligkeit gleicher Herkunft aus einem und demſelben Lande, ſondern die gleiche Geſinnung, die gleiche Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit verband die Glieder des Bundes meiſt zu ſchönem und edlem Thun. War es doch dieſer akademiſche jugendfriſche Bundesgeiſt, der den, obſchon nicht geheimen Hainbund in Göttingen ins Leben rief, und wie hat dieſer mit goldenen Strahlen das deutſche Vaterland verklärt! Denn auch die Poeſie verjüngte ſich in dieſer Zeit, die alten, ſchlechten, mattherzigen Studentenlieder wurden durch beſſere verdrängt, von denen vielen das Siegel der Unſterblichkeit aufgedrückt erſchien.

Der älteſten Ordensbündniſſe eines war jenes des Moſelbundes, bereits 1746 in Jena aus einer Rhenanen- und Moſelaner-Landsmannſchaft hervorgegangen und begründet.

Ueber dieſe und die etwas ſpätere Periode verbreitet ſich ein Buch, welches ſeiner Zeit einiges Aufſehen machte: „Annalen der Univerſität zu Schilda, oder Bocksſtreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutſchland u. ſ. w.“ von Friedrich Chriſtian Lauckhard (1798, drei Theile). In ziemlich breiter Weiſe, mit großer Hinneigung zur Darſtellung des Niedrigen und Gemeinen, ſchildert es Scenen und Vorgänge des akademiſchen Lebens, ſowol der Lehrenden als der Lernenden, die größtentheils mehr ekel- als vergnügenerregend ausfallen. Die Idiotismen der Studentenſprache ſind häufig angebracht und erklärt, über die Sitten der Zeit läuft manche ſie geißelnde Derbheit mit unter, während das ganze Buch ſelbſt im höchſten Grade unſittlich gehalten iſt. Ueber die Kränzchen, Societäten, Clubs, Orden, Renommiſtenthum, Facultätswesen und Unweſen und dgl. hat der Verfaſſer Manches beigebracht, Alles aber iſt mit einer Schlammkruſte überzogen.

Der Moſelbund erlangte unter allen übrigen Studentenorden, deren es eine Menge gab, nach der Hand die meiſte Bedeutſamkeit. Es gab Concordienorden, Lilienorden, Schwertorden, Faßbinderorden, Unitiſten, Harmonien und viele andere. Vom Logenweſen liehen ſie mehr oder minder die äußern Formen, ja ſie nannten auch ihre Verſammlungen, gleich den Freimaurern, Logen, bedienten ſich heimlicher Erkennungszeichen, beſonderer Symbole, hatten verſchiedene Grade, ließen die Aufzunehmenden mehr oder minder ſchwierige Proben und Prüfungen beſtehen, und pflegten, je mehr ſie ſich aus dem Schmutz der frühern Roheit emporrangen, die Freuden der Geſelligkeit in edelharmoniſcher Weiſe, ſtrebten den hohen Jugendidealen Freiheit und Ehre, Tugend und Freundſchaft, Muth und Tapferkeit, Treue und Bruderliebe nach.

Der Moſelbund ſchritt langſam zum Beſſern voran, bildete ſich aber immer mehr und mehr organiſch aus und gewann im Jahre 1771 eine förmliche Neugeſtaltung, er wurde zum Amiciſtenorden. Vivat vera amicitia! (ein verſchlungenes V und A) war jetzt ſein Symbol, „Die wahre Freundſchaft der Ehre Frucht“, hieß ſeine Loſung. So mächtig wirkte das gute Beiſpiel, daß allmälig nicht in Jena allein, ſondern auch auf den Hochſchulen Halle und Erfurt, Gießen, Erlangen, Tübingen und Würzburg, ja ſelbſt in Wien der Amiciſtenorden ſich Anhänger gewann und gleichſam Töchterlogen begründete. Doch, wie kein Sieg ohne Kampf iſt, ſo blieb auch der Amiciſtenbund nicht ohne Anfeindung und Anfechtung. Selbſt in ſeinem Innern erwuchſen ihm Gegner; mit Landsmannſchaften und feindlich ihm gegenüberſtehenden andern Orden, wie z. B. mit Unitiſten und Conſtantiſten, hatte er zu kämpfen, und endlich verfolgte ihn auch die Staatsgewalt, die nun einmal befugt iſt, im Organismus des Staats nichts zu dulden, was dieſen Organismus zu ſtören oder zu ſchädigen droht, die ſich an einem Staate im Staate und zumal an einem Geheimſtaate, der ſeine Zwecke und Thätigkeiten ihr verbergen will und verbirgt, nicht erfreuen kann.

Sehr ernſt und feierlich, mit mancherlei ſymboliſchem Gepränge, waren die Aufnahmen in den Amiciſtenorden. Alles, was auf die Sinne mächtig einwirkte, wurde benutzt, den Neophyten die Wichtigkeit des Schrittes, den er that, und die Auszeichnung, deren man ihn durch die Aufnahme würdigte, recht lebendig empfinden zu laſſen. Die Schauer der Mitternachtſtunde, dumpfe Glockenſchläge, geheimnißvolles Pochen an Pforten, Hammerſchläge auf Altartiſche, Verbinden der Augen, Gelübde ewigen Schweigens, ſchwere Eide, Blitz und Donner, klirrende gezückte Degen, Sanduhren, Todtenköpfe, Spiritusflammen und ſchwarze Kerzen, Farben und Bänder, Kreuze und Cocarden — Alles wurde benutzt, tiefen Eindruck auf das Gemüth hervorzurufen.

Ein völlig nach den Formen der Amiciſten gebildeter Orden blühte in Leipzig unter dem Namen der Unzertrennlichen — Indiſſolubiliſten — auf, welcher ſich im Jahre 1792 ganz mit Jenas Amicitia verſchmolz.

Aber, je inniger ſich im Schooſe der Orden das akademiſche Leben geſtaltet: und ausbildete, je mehr es vom äußern Leben ſich abſchloß und nur mit ſchlägerbewaffneter Hand tapfer und heldenhaft ihm gegenübertrat, je mehr es ſo weit ſich erhob, daß es ſeine innern Händel ſelbſt ſchlichtete, eigene Gerichtsbarkeit ausübte und ſie forderte, wo man ſie nicht anerkennen wollte, jemehr die Orden dahin ſtrebten, mehr als blos akademiſche Verbindung zu ſein und ihre Formen und Geſetze in das bürgerliche Leben überzutragen, um ſo mehr mißtraute ihnen die Staatsgewalt, und nicht ohne Grund und Berechtigung. Denn neben den Lichtſtrahlen einer lebenveredelnden Beſtrebung lagen tiefe Schatten. Schon der Abſonderungsgeiſt, der nirgend ein guter iſt, wurde durch die Orden genähret; wer nicht im Orden war, wurde wenig geachtet, erfuhr Bedrückung, der Pennalismus hallte in einem ſeufzenden Echo nach. Daher mußte der Gegendruck, die Widerſtrebung, wach werden, und dies legte den Grund zu dem Corpsweſen, das die Orden überdauerte. Ein Reichstagsbeſchluß zu Regensburg hob die Orden plötzlich auf und verbot ſie für immer.

Als dieſer und jener und namentlich der Amiciſtenorden dennoch und aller Verbote ungeachtet heimlich fortgepflegt wurde, erfolgte die ernſteſte Einſchreitung. Im Jahre 1798 relegirte der akademiſche Senat zu Jena die letzten zwölf Mitglieder cum infamia, gleichſam als Hochverräther, und theilte die Namen der Relegirten allen Regierungen, allen auswärtigen Hochſchulen mit, ihnen ſo überall Aufnahme wie künftige Anſtellung verſchließend.

Freilich war Fürſorge, Wachſamkeit nöthig; die franzöſiſche Revolution erhob ihre Jakobinermütze und färbte ſie in Königsblut. Das große Stichwort vom Siege der Freiheit und der Menſchenrechte hallte über Europa; wäre es nicht ein Wunder geweſen, wenn feurig ſchlagende, junge, für die Freiheit ſtets flammende Herzen ihm nicht mit Beifall gelauſcht hätten!

Von jeher waren die deutſchen Hochſchulen des Zeitgeiſtes treue Spiegel geweſen. Es tauchte keine neue Zeitidee auf, es trat kein friſches Bild in den Rahmen der Gegenwart, die nicht wiedergeſpiegelt worden wären in und auf den deutſchen Univerſitäten. Die Zerriſſenheit Deutſchlands gab ſich auch im Studententhum kund, das dem Volksthum längſt entfernt und entfremdet war. Indem das Studententhum die Freiheit zu ſeinem Palladium erhob, mißhandelte es die perſönliche Freiheit Anderer auf eine barbariſche und tyranniſche Weiſe, maßte ſich Polizeigewalt an, übte deſpotiſchen Druck. Steter Kampf gegen das verachtete, verhöhnte, gefoppte Philiſterthum ſetzte ſich fort, bis der Studio unter Klageliedern von der Hochſchule ſchied, um ſelbſt in das Philiſterium überzugehen.

Die Studentenwaffe, der Schläger, war das Scepter der akademiſchen Tyrannis, er war die Feder, die den Comment niederſchrieb, er war der Commandoſtab, der die Feldſchlachten ungeheurer Commerſche regelte, er war der parteiiſche Richter, der die verletzte und verlorene Ehre durch Machtſprüche wiederherſtellte.

Die Füchſe hatten es nicht viel beſſer, als es früher die Pennäle hatten, allein ſie fügten ſich, wie die Pennäle ſich auch gefügt; ſie duldeten, was nicht zu ändern war, und machten mit, was ihnen geſtattet war, in Hoffnung, nach dem Purgatorium des Fuchsthums in den Paradieſesgarten des Jung-Burſchenthums eintreten zu dürfen. Selbſt das Herbe, Unbequeme, Drückende verſchönte ihnen der eigenthümliche Reiz des ſtudentiſchen Lebens, deſſen ſchöne Romantik, deſſen hohe Poeſie, wie ein Zauberſchloß, von einem weiten ſumpfigen See umfloſſen, ihre Zinnen dem Kuß des Morgenrothes entgegen hob. Die edelſten Dichter hatten neue Lieder geſchaffen, und über den alltäglichern Burſchenliedern dieſer Zeit: „Sa ſa geſchmauſet“ — „Crambambuli“ — „Der Burſch vom echten Schrot und Korn“ — „Laſſet die feurigen Bomben erſchallen“ — „Herr Bruder, dir zu Ehren“ — „Vivat Bacchus, Bacchus lebe!“ und vielen andern ähnlichen ſchwebten, neben dem ewig fortklingenden alten „Mihi est propositum“ und dem „Gaudeamus“, Schiller's unſterbliches Lied an die Freude, Clemens Schmidt's anakreontiſches: „Hier ſitz' ich auf Roſen, mit Veilchen bekränzt“, Naumann's allbeliebtes: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude“, J. M. Miller's: „Auf ihr, meine deutſchen Brüder!“, Bürger's: „Ich will einſt bei Ja und Nein vor dem Zapfen ſterben“, Günther-Ramler's: „Brüder, laßt uns fröhlich ſein, weil der Frühling währet“, Cramer's: „Lauriger Horatius“, das heitere: „Mein Lebenslauf iſt Lieb und Luſt“, Stolberg's Maurerlied: „Laßt uns, ihr Brüder, Weisheit erhöhn“, ſtudentiſch umgewandelt und als Ordens- und Freundſchafts-Bundeslied vielfach geſungen, und auch das elegiſche Scheidelied: „Traurig ſehen wir uns an“ — wie oft erklang es, ehe Schwab's ſpäteres: „Bemooſter Burſche zieh' ich aus“, minder ſentimental gehalten, daſſelbe verdrängte.

Als nun das Ordensweſen zerſchlagen, ſein Wiederaufbau ſtreng verpönt war, regte ſich wieder der landsmannſchaftliche Geiſt, doch in veränderter Geſtalt, in zeitgemäßer Metamorphoſe, es traten nun die Corps als geſchloſſene Studentenverbindungen entſchieden hervor, welche gleich den Orden auf die gemeinſchaftliche Heimat kein Gewicht legten, nur von freier Wahl den Eintritt abhängig machten. Freilich ging auch dieſe „freie Wahl“ in engen Banden und es ſtand übel genug um dieſelbe. Es wurde geworben auf Tod und Leben, mit der Macht der Rede, mit der Schärfe des Schwerts, und wer nicht eintrat in irgend ein Corps, war ſchlimm daran, er hieß „ein Finke“, „ein Wilder“, „eine Renonce“ und das Leben ward ihm ſo ſauer gemacht als möglich. Den Cocarden, die man in Jena ſchon 1765 abzulegen begann, folgten als Abzeichen die farbigen Bänder, auf welche man (wie noch heute) alle Scandäle und Paukereien zeichnete. Ebenſo ſchnitt man deren Data zum Gedächtniß auf die Zigenhainerſtöcke, welche die Lieblinge der Studentenwelt nicht nur in Jena, ihrer Heimat, ſondern bald überall wurden. Beim Dorfe Ziegenhain bei Jena liegt eine ſehr alte Pflanzung von Cornelkirſchbäumen (Cornus mascula, Linn.), deren Holz liefert ausſchließlich die ſchönen, nußbraungebeizten Knotenſtöcke von beſonderer Feſtigkeit und Dauer, je dicker, je ſeltener, je näher die gleichpaarigen Knoten der Jahresgeſchiebe aneinanderſtehen, um ſo vorzüglicher. Ein Studentenziegenhainer durfte wol einen runden Knopf von dunklem Büffelhorn, aber kein metallenes Beſchläg, auch unten keine Zwinge oder Stachel haben, ſonſt galt er für gnotig. Er wurde im erſten Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts nächſt der buntbequaſteten Tabackspfeife und dem ebenfalls farbigen Cerevismützchen der unzertrennliche Begleiter des Bruder Studio, deſſen ſchönes Bild vollendet daſtand, wenn auch noch ein treuer Pudel oder ein tüchtiger Paukhund ſo nebenbei lief.

Und immer, trotz ſo mancher Feſſel des Corpsgeiſtes, trotz manchen Zwanges der Verbindungen, unter der Schale manches Oberflächlichen, Rohen und Gemeinen, blieb die auf den Hochſchulen gepflegte deutſche Wiſſenſchaftlichkeit in ſtetem Fortſchritt, in lebendiger Entwickelung. Hohe Dichtergeiſter hatten der Jugend friſches Leben eingehaucht, ihre Herzen und

Sinne erſchloſſen für das ewig Schöne; die Zeit hatte die Samenkörner neuer, großartiger Ideen allüberall ausgeſtreut, der Humanität war Boden gewonnen, die Theologie entrang ſich der ſtarren Feſſel des dogmatiſchen Glaubenszwangs und betrat den Weg gründlicher, freier Forſchung an der Hand der Philoſophie. Hochbegabte Weltweiſe, wie Mendelsſohn, Jeruſalem, Spalding, Hamann, erleuchteten die Welt mit den Strahlen ihres Geiſtes, bis Kant und Fichte kamen und ihr Ruhm als deutſche Philoſophen alle Vorgänger überglänzte.

Während die Eiſenhand des Napoleon'ſchen Druckes ſchwer auf Deutſchland laſtete und die Kräfte niederhielt, vermochte ſie nicht, die Ideen und Gedanken in Bande zu ſchlagen. Was den Geiſt der deutſchen Nation in deren tiefſter Erniedrigung aufrecht erhielt, was Hoffnung nährte und Treue gegen das Vaterland befeſtigte, das waren die liberalen Ideen, deren Pfleger und Träger jetzt faſt ausſchließlich die deutſchen Hochſchulen wurden. Beſonders waren es die großen Lehrer der Geſchichte und Philoſophie, welche dieſe Ideen im Gemüth der deutſchen Jugend weckten, nährten, beſtärkten. Neben der liberalen Geiſtesrichtung, die für die Freiheit glühte — nicht für die Freiheit des Sansculottismus, die Freiheit des entfeſſelten, racheſchnaubenden Sklaven, ſondern für die ſittliche Freiheit, die Selbſtbeſtimmung des Willens, welcher dem Recht und dem Geſetz ſich unterordnet —, ging eine andere Richtung, die romantiſche, von der Poeſie geweckt und getragen, die den Blick ſo der deutſchen Vergangenheit zuwandte, wie jene der Zukunft, die an edeln Vorbildern heldenmüthiger Kämpfe, hoher Minne, ritterlicher Tugend das Gefühl der Vaterlandsliebe erſtarken ließ.

Lange bevor Deutſchland ſich einmüthig gegen die Napoleon'ſche Knechtung erhob, wurde auf den Hochſchulen das Bedürfniß lebhaft fühlbar, das akademiſche Leben zu reformiren, beſonders in Hinſicht auf das leidige Duellweſen. Dieſe Reformation konnte, ſollte ſie Erfolg haben, nur von Studenten ausgehen; denn daß Gebote und Verbote durch die Staatsgewalt nichts oder doch nur ſehr wenig ausrichteten, hatte bereits die Geſchichte einiger Jahrhunderte gelehrt. Das ſollte nun unter Anderm ſchon 1791 in Jena geſchehen. Eine große Anzahl Studirender vereinigte ſich zum Entwurf eines Planes zur Abſchaffung der Duelle und reichte denſelben mit einem begleitenden Schreiben den fürſtlichen Tutoren der Univerſität Jena ein. Darin beklagten ſie den Mangel eines Vereinigungspunktes der vernünftig denkenden Studenten gegen den Despotismus der zu Schlägergeſellſchaften Verbundenen, das bekannte Vorurtheil im Punkt der Ehre, und trugen darauf an, wie bei dem Militär zu dem Kriegsgerichte auch einige Soldatenabgeordnete zugelaſſen würden, auch bei dem akademiſchen Gerichte über Ehrenſtreitigkeiten einige Studenten hinzuzuziehen. Die Beſchaffenheit der bisherigen akademiſchen Gerichte über Ehrenhändel, die Geld- und Carcerſtrafen wurden mißbilligender Kritik unterſtellt, ein freundſchaftliches

Auſträgegericht und ein Ehrengericht wurde beantragt und ein Entwurf zur Organiſation der Landsmannſchaften übergeben. Die Nachricht von dieſem Beſchluß der Studentenſchaft Jenas wurde ſogar im „Moniteur universel“, Nr. 359, anerkennend beſprochen, doch wie lange die Einrichtung des Ehrengerichts Beſtand gehabt und vorgehalten, obſchon über 300 Studenten die Eingabe oder doch den Entwurf dieſer neuen Einrichtungen unterzeichnet hatten, iſt nicht zur allgemeinen Kunde gekommen. Auch Kiel und mehrere andere Univerſitäten hatten Ehrengerichte angeſtrebt.

Ueber das mehr Nützliche oder mehr Schädliche größerer Städte, ja ſelbſt der Nähe ſolcher an Univerſitätsſtädten in Bezug auf die akademiſche Jugend gab es widerſtreitende Anſichten. Ein geiſtesklarer und hochherziger deutſcher Fürſt, Herzog Georg zu Sachſen-Meiningen, reiſte zu Anfang des neuen Jahrhunderts durch Erlangen und ſchrieb folgende Bemerkung in ſein Reiſetagebuch nieder: „Die Univerſität zu Erlangen wäre vielleicht blühender, wenn mehr auf die dortigen Profeſſoren gewendet würde, und gewiß beſſer, wenn die Studirenden weniger Zerſtreuung hätten. Die nahegelegenen größern Städte: Nürnberg, Anſpach, Fürth u. ſ. w. ziehen die jungen Leute zu ſehr von ihren Studien ab.“

Dieſer Anſicht gegenüber trat wenige Jahre ſpäter (1810) die Errichtung der Univerſität Berlin ins Leben, zu deren Rector Magnificus Fichte 1811 berufen wurde. In ſeiner Antrittsrede am 19. October deſſelben Jahres ſprach der geiſtvolle Mann über die einzig mögliche Störung der akademiſchen Freiheit, die nur durch das alte rohe Studentenleben bewirkt werden könne, wobei er auf ſehr entſchiedene Weiſe gegen das Landsmannſchaftsweſen und die Studentenduelle ſich ausſprach. Sogleich vereinigten ſich eine Anzahl Studenten zur Einrichtung eines Ehrengerichts und richteten an den berühmten Lehrer ein gehaltvolles Schreiben, worin ſie das Phantom der Studentenehre verwarfen und es offen ausſprachen, daß ſie das elende Vorurtheil verachteten, welches für eine vermeintliche Beleidigung blutige Rache fordere, daß ſie die cannibaliſche Roheit einer grauſamen Selbſtrache verabſcheuten, daß ſie die Errichtung eines Ehrengerichts von Studenten über Studenten wünſchten und dieſe zu beſchleunigen bäten. Endlich war hinzugefügt, daß nicht Feigheit die Bittſchrift dictirt habe. — In Frankfurt a. d. O., wo zu Gunſten Berlins die Hochſchule aufgehoben wurde, hatte vorzugsweiſe ein roher Burſchencomment vorgewaltet. Es erſchien damals in dieſen Angelegenheiten manches Gute im Druck, worunter F. W. M. von Zienitzki's „Das akademiſche Leben im Geiſte der Wiſſenſchaft“ namentlich angeführt zu werden verdient, da dieſe Schrift das Weſen des Zweikampfes ſcharf, aber gründlich beleuchtet, ohne das Maß der Abhandlung zu überſchreiten und ſo dickleibig zu werden, wie manche andere Schrift über die Duelle.

Aber alle ehrenhaften Beſtrebungen von Gelehrten, Profeſſoren und ſelbſt Studenten vermochten nicht, das Phantom der Ehre zu bannen, das

Ungeheuer des Duells zu bändigen; das glich ſo recht der lernäiſchen Hydra: wo ein Haupt fiel, wuchſen dafür zwei andere; daher auch wieder auf dieſen Gegenſtand im letzten Abſchnitt zurückzukommen ſein wird. Nur das ſei hier noch bemerkt, daß Fichte an dem ihm von den jungen Studirenden vorgelegten Plane noch gar mancherlei auszuſetzen und zu tadeln fand; ſo wollte er ſchon das Wort *Burſche* nicht als deutſch und überhaupt nicht gelten laſſen und ſchlug dafür *Deutſch-Jünger* vor. Indeſſen hat bei aller Verehrung des großen Geiſtes Fichte's von Seiten der deutſchen Nation Deutſchland zwar eine Burſchenſchaft, aber keine Deutſch-Jüngerſchaft erlebt; denn in nationalen Dingen, die im Volke echt und kräftig lebendig ſind, wird ſelten die Autorität eines Individuums mit einer Einzelanſicht ſiegreich durchdringen. Eine weitere Aeußerung, daß das deutſche Jugendleben wie deſſen friſche und freudige Lebenskraft ſich bei Beſchränkung in andern Ständen auf die Univerſität gerettet habe und Burſchenleben geworden ſei, wurde von Fichte ſowol hiſtoriſch als philoſophiſch für unrichtig erklärt.

Es kam die Zeit der Erhebung, die Zeit der Freiheitbegeiſterung, Preußens König rief ſein Volk zu den Waffen, die hochherzigen Jünger der Hochſchulen und viele ihrer, an Geſinnung und Thatkraft ihnen herrlich vorleuchtenden Lehrer folgten den Fahnen zum Kriege, zum Siege. Die Begeiſterung rauſchte auf Adlerflügeln über den deutſchen Univerſitäten, und ein Hochgefühl ward wach, wie es nie unſer Volk durchglühte und wol auch ſobald nicht wieder durchglühen wird. Freiheitsdrang, Freiheitsjubel in Paläſten wie in Hütten, tauſend freudige Opfer auf dem Vaterlandsaltar, tauſend freudige Herzen, die ihr Blut ihm weihten!

Und die Schlachten waren geſchlagen und die Sieger, die nicht die kühle Erde deckte, kehrten heim.

Wie die Hörſäle der Univerſitäten ſich wieder füllten, da fühlte man, daß eine neue Zeit gekommen, daß vieles Alte abgeblüht, abgeſtorben ſei für immer. Auf allen Hochſchulen regte ſich der lebendige Drang, der neuen Zeit zu genügen; beſonders waren es Jena, Berlin, Leipzig und Halle, welche nach einer Einheit im Studentenleben ſtrebten, welche lebhaft fühlten, daß Höheres, Beſſeres, Edleres treten müſſe an die Stelle des Reſtes alterthümlicher Roheit und Sittenloſigkeit, daß das deutſche Burſchenleben ſich verjüngen müſſe wie der Phönix nach ſeinem Läuterungsbrande. Der deutſch-akademiſche Geiſt war geläutert im Feuer blutiger Schlachten, er ſenkte ſich voll ernſter Hoheit als Flamme auf ſeine Jünger nieder. Ein edelfreies, ein deutſcheinheitliches Streben wollte man verfolgen, eine Einung aller deutſchen Stammgenoſſen zu Stande bringen, aber das ließ ſich nicht machen *in einem* Monde oder *einem* Jahre, das wollte, nach deutſcher Art und Spruch, als „gutes Ding“ *Weile* haben, ſo wenig als Nationalverfaſſungen und Reichsäpfel unreif vom Baume der Zeit abfallen dürfen. Jene Studirenden, die ſich ſo vertrauend an Fichte gewendet, oder doch ein Theil derſelben, oder die Nacherben ihrer Gedanken führten auf eigene Hand die Idee aus, ſie begründeten in Berlin eine neue Verbindung und nannten ſie Burſchenſchaft.

War ſie auch noch nicht Das, was ſpäter erſtrebt wurde, der Name war doch da und der weiterzündende, unſterbliche Gedanke. In Halle behauptete das meiſte Anſehen die noch auf landsmannſchaftlicher Baſis fußende Teutonia; Leipzig hatte Franconen, Saxonen, Luſaten, Montanen; Jena hatte ebenfalls eine Franconia und eine Saxonia, dann noch eine Vandalia und eine Thuringia. Dort ward lange und eifrig im Seniorenconvent berathen, ob man nicht auch eine Burſchenſchaft begründen ſolle und wolle! Während dies geſchah, wurde in Jena eine fünfte Landsmannſchaft begründet, die Sulphurea, welche den löblichen Grundſatz feſthielt, dem Duell nicht nur zu entſagen, ſondern daſſelbe ganz abzuſchaffen, womit ſie indeß nicht durchzudringen vermochte.

Ganz beſonders anregend und den Einheitsgeiſt in der Studentenwelt fördernd und hebend war in dieſer Zeit die durch GutsMuths und Profeſſor Jahn ins Leben gerufene Turnerei, welche echtes Deutſchthum, Körperkräftigung, Gewandtheit und Wehrhaftigkeit bezweckte und auf allen Hochſchulen bei der kräftigen akademiſchen Jugend lebhaften Anklang fand.

Nach manchen Berathungen, nach manchen ernſten Schwertkämpfen begründete ſich im Jahre 1815 in Jena eine Burſchenſchaft nach wohlgeprüften Grundregeln mit Beibehaltung Deſſen, was in den Satzungen der Thuringia und Vandalia gut befunden wurde, mit der neuen Feſtſetzung, daß die bisher übliche Aufnahme durch Kugelung wegfallen ſolle, und mit der früher gar nicht üblichen Beſtimmung, daß neben dem Vorſtande auch ein Ausſchuß beſtehen ſolle. Die Gründung der Burſchenſchaft Jenas erfolgte am 12. Juni 1815 mit einer Zahl von 113 Mitgliedern unter 9 Vorſtehern und 21 Ausſchußmitgliedern.

Es war wichtig, daß auch hierin Jena wieder mit lobenswerthem Eifer andern Hochſchulen vorging, weil ſeine Hochſchule Anſehen und Ruf im ganzen deutſchen Vaterlande genoß und weil Jenas Beiſpielgeben nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Dennoch, ſo weit ging ſelbſt in jener hocherregten Zeit der deutſche Sonderungsgeiſt, dennoch blieben neben der Burſchenſchaft in Jena noch drei Landsmannſchaften beſtehend, die ihr feindlich entgegentraten. Sie wußte ſich indeß in Anſehen zu erhalten und behauptete ſich tüchtig und ehrenhaft, ſie wurde gehoben durch den Geiſt inniger Verbrüderung, frommer vaterlandsanhänglicher Geſinnung — denn des Vaterlands Schmach und Noth hatte wieder beten gelehrt — und durch die Weihe der Poeſie. Welche hochherrlichen Lieder, die Lieder Arndt's, die Lieder Körner's, Schenkendorf's, Rückert's, erklangen nicht damals im Burſchenkreiſe! Kein Gaſſenhauer ward mehr gehört, und, indem man nur Gutes ſang, ſtrebte man, es auch rein und harmoniſch zu ſingen. Unbefangen ging neben dem hohen ſittlichen Ernſt der Burſchenſchaft und dem gewohnten Weſen des

Corpslebens der ſtudentiſche Humor her. Man hielt ſcherzhafte Aufzüge und Maskeraden, und das Herzogthum Lichtenhain, der Bierſtaat, zählte der treuen und treueſten Unterthanen nicht wenige. Deſſen Verfaſſung beſtand in einem ergötzlichen Saufcomment, ſein Oberhaupt war Herzog Tuk, von 1. ad infinitum, deſſen Hofſtaat gar wunderliche Würdenträger bildeten und der ſich in ungeheuern Saufturnieren, grotesken Aufzügen und cannibaliſcher Luſtigkeit manifeſtirte.

Auf den übrigen Univerſitäten ging es mit Einrichtung von Burſchenſchaften nicht ſchnell vorwärts; Viele mochten gar nichts davon wiſſen, oder Die, welche ſie begründen wollten, drangen nicht durch, denn nach dem Comment mußte jede neue Verbindung, die ſich aufthat, ſich ihr Beſtehen durch Paukereien im großen Stil erſt erkämpfen, ſo gebot es der Corpsgeiſt, oder ſie waren und blieben gleich von vorn herein im Verruf. Denn keine ehrenhafte Verbindung durfte Feiglinge in ſich und neben ſich dulden, und ein Solcher war Jeder, der nicht auf die Menſur trat. Die äußerſte Roheit wurde weit eher zu Gute gehalten als die mindeſte Furchtſamkeit. Auf die makelloſe Ehre wurde auf das allerſtrengſte geachtet. So wurde ein halliſcher Student, der ſich mit dem Vertrieb eines nachgedruckten Werkes befaßt, von den Teutonen dort auf offener Straße am hellen Tage förmlich ausgepeitſcht.

In Leipzig machten je zwei Landsmannſchaften gegeneinander Front und fochten ihren gegneriſchen Ingrimm in großen Pro-Patria-Suiten aus, das heißt, es traten mit blanker, tödtlicher Waffe die Chargirten der einen Partei den Chargirten der andern und die Corpsburſchen ebenſo einander gegenüber. Da gab es viele gekreuzte Hieber und Pariſer auf die Corpsbänder zu zeichnen.

Aber gerade von Leipzig, Halle, Berlin und noch einigen der bedeutendſten Hochſchulen Deutſchlands hoffte die Burſchenſchaft Jenas die Erweiterung ihrer Verbindung, deren Grundgedanke von Anfang an der geweſen, eine allgemeine deutſche Burſchenſchaft zu begründen; daher ward nicht nur von Seite der erſtern lebhafter Briefwechſel mit jenen Univerſitäten angeknüpft, ſondern es wurden auch Abgeordnete, denen Zeit, Neigung und Verhältniſſe geſtatteten, ein ſolches Amt als Ferienreiſe zu übernehmen, entſendet, um anzuregen und berathen zu helfen. Schon zeigten ſich Berlin, Heidelberg, Gießen bereitwillig, auf die gethanen Vorſchläge einzugehen, ja in Berlin nannten ſich immer noch die vereinigten vier Landsmannſchaften, die Marchia, Neomarchia, Vandalia und Pomerania, bereits Burſchenſchaft, allein der Geiſt, der ſie belebte, war noch nicht gereift genug für die Idee einer deutſchen Allgemeinheit, das Band, das ſie umſchlang, war noch zu locker gewebt. Nun wirkte aber in Berlin Friedrich Ludwig Jahn einestheils durch ſeine Vorleſungen über deutſches Volksthum, anderntheils durch die Turnerei dahin, wohin man von Jena aus wollte, und ſo war für Erreichung des hohen und ſchönen Zwecks von

Berlin zunächſt das Meiſte zu hoffen. Die häufig unternommenen Turnfahrten belebte ſchon ganz ein burſchenſchaftlicher Geiſt. Immer aber fehlte ein Kernpunkt, wo die erſehnte allgemeine Verbindung beginnen und Boden gewinnen ſollte, da half ein glücklicher Gedanke ihn finden. Ein jenaiſcher Student, ein Turner, Maßmann, dachte dieſen Gedanken. Die Burſchenſchaft Jenas ſollte das 300jährige Jubelfeſt der Reformation durch Doctor Martin Luther auf der Wartburg würdig feiern; mit dieſer Feier, die ſtatt auf den 31. October auf den 18. zu verlegen ſei, jene der Wiederkehr des deutſchen Siegesfeſtes verbinden, und alle deutſchen Burſchen nach der Wartburg entbieten, um dann dort das vorſchwebende Ideal der Begründung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft zu verwirklichen. Dieſer Gedanke erregte in Jena unter den Verbundenen ungetheilten Enthuſiasmus. Briefe und Sendboten eilten nach allen Winden, und bald langten von den meiſten Hochſchulen willkommene Zuſagen an. Nur einige Univerſitäten, wie z. B. Halle und Breslau, konnten, an innern Störungen leidend, keine unbedingten Verſprechen geben, aber Leipzig, Göttingen, Gießen, Marburg, Heidelberg, Tübingen, Erlangen verſprachen Theilnahme und Vertretung. Mit der dankwürdigſten Bereitwilligkeit gab die ſachſen-weimariſche höchſte Staatsbehörde die Erlaubniß zum Begehen des Feſtes und zur Benutzung der Wartburg, die Stadt Eiſenach rüſtete ſich zum Empfang der Gäſte und ſchmückte die Kirche wie die Burg ſchön und feſtlich.

Es kam der große Tag, und ſchon an ſeinem Vorabende wanderte und wallte es mit Sang und Klang zu Eiſenachs Thoren von Norden und Süden und Weſten in nicht enden wollenden Zügen. In dem am Markt gelegenen Gaſthof zum Rautenkranz war ein Anmelde- und Quartieramt errichtet, und der von Jena vorausgekommene Feſtausſchuß ordnete und regelte alles Nöthige. Es kam die ſchöne Burſchenfahne, ein Geſchenk von Jenas Frauen und Jungfrauen an die jenaiſche Burſchenſchaft, es kamen außer den Jenenſern Studenten und Abgeordnete von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Roſtock und Würzburg, von mancher Hochſchule in ziemlicher Anzahl, ſo von Göttingen 70—80; die Geſammtzahl überſtieg 500. Viele brachten Lieder, die geſungen, Reden, die geſprochen werden ſollten, mit und vertheilten ſie gedruckt. Es waren junge Männer unter ihnen, deren Namen die deutſche Geſchichte, Literatur und Wiſſenſchaft jetzt mit hoher Achtung nennt, wie Binzer, Carové, Heinrich Freiherr von Gagern, Graf Keller, Maßmann, Michelſen, Scheibler und Andere mehr. Von Jena kamen auch die Profeſſoren Fries, Kieſer, Oken und Schweizer. Von den meiſten hinlänglich durch Abgeordnete vertretenen Hochſchulen wurden je drei Mitglieder zu einem Ausſchuß gewählt, der nun die große allgemeine Angelegenheit in Berathung nehmen ſollte, und in der Vorberathung gaben zunächſt die Abgeordneten Bericht, wie es auf den Hochſchulen ſtehe, denen ſie angehörten. Durch alle Berichte ſchlang ſich der dunkle Faden der Hemmung einheitlichen Burſchenlebens durch den Corpsgeiſt. Gießen, wo vorzugsweiſe der Parteienkampf lebendig war und eine Conſtantia und Haſſia der Burſchenſchaft ſchroff gegenüberſtand, hatte dennoch eine chriſtlich-deutſche Burſchenſchaft, eine Turngemeinde, einen Ehrenſpiegel (Geſetzbuch für ein Ehrengericht) und letzteres ſelbſt erſtrebt, allein vom Beginn an war dieſe gießener Burſchenſchaft auch der härteſten Verfolgung und Verleumdung ausgeſetzt.

Die Verdächtigung traf leider nicht nur in Gießen, ſie traf überall das reine, jetzt noch der Politik faſt gänzlich ferne Streben nach Einigung und ſah mit ſcheelem Blick aus manchem Cabinet nach der Wartburg, nichts Gutes hoffend, Unheil prophezeiend.

Student Scheidler wurde zum Ordner des ganzen Wartburgfeſtes erwählt. Er eröffnete am Morgen des folgenden Tages den Feſtzug auf die Wartburg in der wohlkleidenden altdeutſchen Tracht, vom Barett wehten die ſchwarzrothgoldenen Federn, in der Hand trug er das mächtige, glänzende Burſchenſchwert, vier erwählte Burgmannen folgten ihm ebenfalls mit blanker Wehr, unter ihnen der gemüthliche Binzer, als Dichter tief ergreifender Burſchenlieder unvergeßlich. Ein Muſikchor folgte, hinter dieſem ward von dem aus Thüringen gebürtigen Grafen Keller die Burſchenfahne getragen, von vier Fahnenſchützen geleitet. Einer derſelben war Karl Ludwig Sand. Daran reihte ſich Paar an Paar der lange Zug der Studenten. Droben auf der Burg waren im großen Minneſängerkampfſaale für die Profeſſoren, die Beamten der Stadt und die Geiſtlichkeit Ehrenplätze bereitet, ein Rednerſtuhl war errichtet, und als Alle in den Saal eingetreten waren, ertönte das Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“. Ein begeiſterter Redner, Riemer aus Mecklenburg, früher Offizier, Ritter des Eiſernen Kreuzes, trat auf und ſprach Worte voll Kraft, Innigkeit und Weihe, in denen er die edle Freiheit und des Vaterlands Einigung pries und feierte.

Man ſang das Lied: „Nun danket Alle Gott“, dann richtete Profeſſor Fries einige gewichtige, ermahnende Worte an die deutſchen Burſchen. So nannte er ſie wiederholt; er fand weder das Wort undeutſch noch ihre Einigung unhiſtoriſch und unphiloſophiſch. Hierauf wurde der Segen geſprochen, und die Verſammlung ging ruhig und ernſt auseinander und zerſtreute ſich zur Beſichtigung der Burg.

Im Burghofe richtete Profeſſor Oken Worte voll Herzlichkeit an einen Kreis von Burſchen. Sein klarer Sinn erkannte das Nächſtnöthige, er bat, er ermahnte, jetzt zu handeln, jetzt, in der ungetrübten, ſchönen Stimmung, die allgemeine deutſche Burſchenſchaft zu begründen, aber dabei eingedenk zu bleiben, daß ſie nicht über Das hinausgehe, was ſtudentiſch ſei. Aber es hörten ihn nicht Alle, denn die Scharen waren verſtreut, dort ſprachen Andere, dort tranken ſie, dort wurde geſungen aus einem mitgebrachten Liederbuche, und bald riefen ſchmetternde Trompetenklänge zum frugalen Feſtmahle, bei dem es nicht an manchem guten Wort, an manchem feurigen Lebehoch fehlte für die Lebendigen und die Todten. Nach der Beendigung des Mahles wurde zum Begehen einer kirchlichen Feier des hohen Tages wieder nach Eiſenach hinabgezogen, dem Gottesdienſt beigewohnt, und die ſpätern Nachmittagsſtunden brachte man in gemüthlicher Heiterkeit hin.

Als es Abend geworden, entwickelte ſich ein großartiger Fackelzug nach dem der Wartburg auf Eiſenachs entgegengeſetzter Seite gegenüberliegenden Wartenberge, wo ſowol die Burſchenſchaft als der mit ihr vereinigte, auf dem Berge ſie erwartende eiſenacher Landſturm ihre großen October- und Siegesfreudenfeuer wollten flammen laſſen. Und da wurde jenes denkwürdige Feuer entzündet, das ſo viel von ſich reden machte, das ſo vielen Haß entflammte, das in der Geſchichte des deutſchen Studententhums wie ein gluthrother Stern leuchtet. Ein herrliches Lied, Flamme zur Flamme, ward geſungen, voll erhabener Gedanken; ein Redner trat auf, Rödiger, wieder mit Feuerworten, voll Freiheitsbegeiſterung, voll Vaterlandsliebe. Aber auch manche Klage und Anklage enthielt die Rede, manches zürnende, ſtrafende Wort. Auch was die deutſchen Hochſchulen werden ſollten, ward ausgeſprochen: „Pflanzſtätten des ewig jungen Geiſtes der Menſchengeſchichte, damit er wurzele und blühe in dem Gemeinſinn des ganzen kräftigen, beſonnenen Volks, welches werth, den Tag des Herrn zu ſchauen“. Ebenſo ließ der begeiſterte Redner nicht unberührt, was der große Bruderbund der deutſchen Burſchenſchaft erſtreben und erringen wolle: „Kraft und Schönheit des Geiſtes wie des Leibes, Mäßigkeit und Frömmigkeit, Gemeinſinn und Selbſtvertrauen“ — und ſchloß mit dem Preiſe des ewigen Lichts der Ideen.

Von den aus Jena zum Feſte gekommenen Profeſſoren war nur einer mit auf dem Wartenberge und dieſer eine ſprach nicht, er ging hinab zur Stadt, als der Redner geendet hatte.

Nun waren in damaliger Zeit gar mancherlei Schriften erſchienen, welche den von der Zeit getragenen liberalen Ideen entgegenarbeiteten, welche ſelbſt gegen das damalige Leben der Hochſchulen geradezu eiferten, die Volksvertretung misachteten und bekämpften, die in allen deutſchen Ländern ſo lebhaft gewünſcht, ja gefordert wurde, Schriften welche den denkenden Studirenden, denen es um ihre Sache, um die Sache der ſittlichen Freiheit und des Vaterlands ein heiliger Ernſt war, in tiefſter Seele zuwider ſein mußten. Und da war von einigen Wenigen heimlich beſchloſſen, an dieſen Schriften ein ſymboliſches Feuergericht zu üben, wie dergleichen ja nichts Unerhörtes war in der Geſchichte. Die Kirchenconcilien hatten Wiklef's und Huß' Schriften verbrannt und Huß dazu, man hatte Luther's Schriften verbrannt und Luther hatte des Papſtes Schriften und Bullen im Geleit der Studenten dem Holzſtoß übergeben; das ſchöne große Feuer der Erinnerung an ſeinen und andere glorreiche Siege, ſollte es ſo ungenutzt flammen?

Und ſo wurden der freiheit- und burſchenfeindlichen Schriften ein gutes Theil verbrannt, mindeſtens deren Titel, und wurde manche derſelben erſt dadurch dem Maculaturboden der Vergeſſenheit entriſſen. Endlich flogen auch noch drei Symbole der Zwingherrſchaft, ein Schnürleib, ein Zopf und ein Corporalſtock, in die Flammen.

Am andern Tage ſchritten die Burſchen noch einmal die ſteile Höhe zur Burg hinan, ſammelten ſich im großen Saale, und Scheidler nahm das Wort und eröffnete die Verhandlungen. Zunächſt wurde durch Rödiger eine Rede des Profeſſors Fries vorgeleſen, welche zur Einigung und Vereinigung durch die große Kette der Freundſchaft, zu einem großen Freundſchaftsbunde ermahnte. Andere Reden folgten der erſten, Jeder brachte gute, kernhafte Worte, treue Geſinnung. Einmal ging es auch etwas ſtürmiſch her, die Geiſter platzten, nach Luther's Ausdruck, aufeinander. Aber Scheidler trat verſöhnend dazwiſchen und es erfolgte eine rührende, innige Scene der allgemeinſten Verbrüderung. Die deutſche Burſchenſchaft war im Geiſte begründet. In der Kirche zu Eiſenach nahmen die Mehrzahl der Studenten in Gemeinſchaft das heilige Abendmahl und dann ſchieden ſie voneinander mit Schwüren der Treue.

Aus den eifrigſten Corpsburſchen und Landsmannſchaftern waren feurige Anhänger der Burſchenſchaft geworden und es hätte das Wartburgfeſt die ſchönſte, nachhaltigſte Wirkung haben können, wäre die Begeiſterung ſelbſt eine nachhaltige geblieben, und hätte nicht jene Bücherverbrennung dem Haß, dem Argwohn, der Verfolgungsſucht die willkommenſte Nahrung gegeben. Die Verfaſſer dieſer, wenn auch nur ſymboliſch durch den Brand geächteten Schriften, oder doch deren Mehrzahl, fühlten ſich furchtbar beleidigt und zogen mit eigenen und mit fremden Federn gegen das Studententhum zu Felde. Man ſcheute und ſchämte ſich nicht, daſſelbe beim ſachſen-weimariſchen Hofe als vaterlandsgefährlich zu denunciren, man log, man verleumdete, man ſchrie und ſchrieb es aus, die Studenten hätten die Bundesacte und die Symbole des chriſtlichen Glaubens verbrannt. Weil Zacharias Werner's Tragödie: „Doctor Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, verbrannt worden, ſollte — ſo ward dem Volke glauben gemacht — Doctor Luther verbrannt worden ſein. Das Alles war noch nicht genug. Der begriffloſe und böswillige, überallhin horchende, aber überall nur halbhörende Unverſtand wußte der Märchen noch mehr, die mit Eifer verbreitet und gern geglaubt wurden, denn die Welt liebt nicht nur „das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen“ nach des Dichters Wort, ſondern ſie liebt auch das Abſurde zu glauben und das Alberne weiter zu verbreiten. So ſollte und mußte das Feuer durchaus auf der Wartburg geweſen ſein, wo es doch nicht war, und ſo ſteht es noch 1838 im neueſten „Converſationslexikon für alle Stände“, wie in manchem andern Buche. Und das heilige Abendmahl, das mußten die Studenten durchaus in der Lutherzelle auf der Wartburg genommen haben, welche ſo klein iſt, daß 20 Menſchen ſie überfüllen. Man glaubte Alles, nur nicht, daß die Sache ſich vielfach anders verhalte, wie ſie dargeſtellt wurde, und wer es beſſer wußte, that Niemand einen Gefallen, wenn er es ſagte, denn ſo, wie es dargeſtellt wurde, ſo und nicht anders ſollte es geweſen ſein. Die racheſchnaubende Verfolgung durchwühlte die höchſten Kreiſe, ſie ruhte und raſtete nicht, bis ſelbſt die höhere Diplomatie der Sache Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man ſandte an Zeitungsredactionen ſchamlos erlogene Artikel; da ſollte Oken ſelbſt die Hand geboten haben, die Acte der Heiligen Allianz zu verbrennen, da nannte man die Verbrennung jener Schriften einen Brandbrief gegen Deutſchlands Ruhe und Sicherheit. Andern — politiſchen Schwärmern — war das Wartburgfeſt und die Wendung namentlich, die es bezüglich jener Schriftenverbrennung genommen, Waſſer auf ihre Mühle, ſie glaubten ſchon, den politiſchen, den revolutionären Ideen, die ſie nährten, die ganze deutſche Studentenwelt gewonnen, und wäre dieſe es geweſen, welch eine bedeutende geiſtige Macht konnte ſich nicht aus ihr entwickeln! Da ſchrieb man Floskeln wie die folgende: „Das Wartburgfeſt iſt das Heraufziehen des blutgoldenen Morgenrothes der Freiheit nach langer Knechtſchaft" — je mehr man aber von oben verdächtigte und unterdrückte, je mehr gewann die Unzufriedenheit Boden, um ſo leichter war es den Schwarmgeiſtern, die Murrenden, die Gekränkten auf ihre Seite zu locken, ſie ſich zu gewinnen. Man nannte nun alle Studenten, welche dem idealen Göttinbilde der Freiheit anhingen, welche eine Einheit des deutſchen Vaterlands erſtrebten, Demagogen.

Die Demagogie wurzelte aber urſprünglich durchaus nicht im Studententhum, ſie war ein Kunſtproduct der Cabinete, und erſt als inquiſitoriſch gegen dieſes urſprüngliche Phantom des Wahns vorgeſchritten wurde, ſtellte ſich manches Gemüth, empört über Verkennung und Verleumdung und über die Unbilden, welche geliebten Lehrern widerfuhren, unter ihre Fahne, und nun erſt gab es eine Demagogie.

Denn dieſe Lehrer konnten nicht mit ruhiger Gleichgültigkeit es geſchehen laſſen, daß man ſie als Verführer der Jugend hinſtellte, daß man dieſe für das Vaterland von Liebe erfüllte Jugend verketzerte. Sie bedienten ſich der Waffe der Wiſſenſchaft, der Preſſe, zur Abwehr und Vertheidigung, aber da wurden Unterſuchungen verhängt und die Preſſe ward unterdrückt. Und da ſich der Hof und das Staatsminiſterium von Sachſen-Weimar auf der Höhe der Vorurtheilsfreiheit hielt, erfuhr ihm die Ehre, mitverdächtigt zu werden.

Auf den Hochſchulen ſelbſt erneuerten ſich die alten Kämpfe, das alte Widerſtreben der Landsmannſchaften gegen die Burſchenſchaft, und überall herrſchte mehr Uneinigkeit und Zwietracht als Einheit und Eintracht. Der deutſche Sondergeiſt zeigte ſich auch hier thätig und hinderte das völlige Zuſtandekommen des Großen und Guten. Doch kam auch vor, daß es Noth gethan, die Burſchenſchaft hätte gebetet, ſie vor ihren Freunden zu behüten. Da wollte Einer allen Ernſtes die Menſchenalter in Vorburſchen (Kinder und Knaben), Burſchen (Jünglinge und Männer), Nachburſchen (Greiſe) getheilt haben, die Weiber Burſchinnen genannt wiſſen. Die Profeſſoren ſollten Lehrburſche heißen, das Vaterland Burſchenturnplatz, die Hochſchule Vernunftturnplatz, und was ſonſt im Unvernunftturnplatze des Gehirns dieſes Diſtlers keimte, um die gute Sache ins Lächerliche zu ziehen. Dennoch, trotz der Kämpfe mit Gegnern und trotz der Narrheiten überſpannter Freunde, fand auf den Univerſitäten beſſerer Ton Anklang und Nachhall, bildete ſich ein edlerer Geiſt, die Roheit trat mehr und mehr zurück und die Geſittung behielt die Vorhand. Daß der wiſſenſchaftliche Sinn bei Vielen ſich auch auf nähere Ergründung ſtaatlicher Verhältniſſe und politiſcher Rechtsfragen lenkte, war völlig naturgemäß, oder hätten eine große Zahl junger Männer, die für des Vaterlands Freiheit gefochten und zum Theil geblutet hatten, ſich nicht um deſſen ſtaatliche Entwickelung kümmern ſollen? Das ließ ſich nicht wol thun, nicht wol gebieten. Die Krebsſchäden der nicht gehaltenen Verſprechungen und die dem deutſchen Volke, auch den Edelſten, Loyalſten und Beſten dieſes Volks nicht genügenden Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes lagen ja offen zu Tage.

Die Burſchenſchafter trugen fort und fort ihre einfache, ſchlichte, altdeutſche Tracht, den kurzen ſchwarzen Waffenrock mit über den ſteifen Kragen gelegten weißen Hemdkragen, bloßen Hals, langes Haar, auf dem Kopfe ein ſchwarzes Barret mit Federn und goldener Eichel, Viele gingen auch beſtändig im linnenen Turnanzug. Die Phantaſtiſchen unter den erſtern ließen wol ihre Hemdekragen reich ſticken und auszacken, zierten den Rand des Rocks mit Zacken und Goldfranzen. Die Landsmannſchafter, Neudeutſche gegenüber dieſen ſogenannten Altdeutſchen ſich nennend, florirten in bunter Tracht, welche ſehr mannichfaltig war, Reitcollet und Kanonenſtiefeln mit Pfundſporen, Stürmerhüten, Uhlanencaskets und Huſarendolmans, polniſchen Röcken mit Schnüren überladen, handbreiten Borden auf den Beinkleidern, Mützen aller Arten und Formen. Leipzig und Göttingen leuchteten im Kleiderprunke voran, und beide brachten nicht minder abnorme Modeformen und Schnitzeleien zur Erſcheinung, wie die Rococozeit gebracht, in welcher Seladon ſich zum Ball parfumirte und der Renommiſt auf die Menſur trat.

Die oft und viel den Burſchenſchaftern zum Vorwurf gemachte Deutſchthümelei, der beiweitem nicht Alle huldigten, ſchadete mehr als ſie nützte. Häufig ging ſie ſogar mit myſtiſcher Frömmelei Hand in Hand und immer trat ſie gegen Andere ſchroff und abſchließlich auf. Dies zerſtörte oder beeinträchtigte ſogar die Neigung auswärtiger Landsmannſchaften, zur Burſchenſchaft zu treten. Andere wurden ihr entzogen durch Theilnahme an den da und dort auftauchenden Vereinen und Kränzchen, die auch außerhalb der Landsmannſchaftskreiſe ſtanden und der Politik mehr Antheil zuwandten als gut und nöthig war. Gerade in dieſen Kränzchen waren die meiſten Wühler der damaligen Zeit die Agitatoren, ſie freuten ſich, wenn es ihnen gelang, geiſt- und gemüthvolle Burſche ihren Ideen und Plänen geneigt zu machen. Dieſer Kränzchen gab es nun nicht blos in den Univerſitätsſtädten, wie in Heidelberg, Gießen, Jena, Freiburg, ſondern auch in Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Kaſſel und anderorts, und ſie arbeiteten hauptſächlich an Plänen zum Umſturz aller deutſchen Regierungen.

Jena hielt aber getreulich an der Idee einer allgemeinen Burſchenſchaft feſt, war für ſie unabläſſig thätig und berief einen großen Burſchentag zu Oſtern 1818. Die meiſten Univerſitäten ſandten Abgeordnete zu demſelben, und man wurde ſich in den erſten Berathungen völlig klar über die leitende Grundidee, über die möglichſte Erreichung des Ideals vaterländiſcher Einheit und volksthümlicher Ausbildung. Leider baute die junge hoffnungsreiche Welt zu viel auf ſich ſelbſt, auf ihre Ausdauer, auf den guten Willen, auf die eigene Kraft. Doch es gab günſtige Zeichen; in Halle war jetzt eine Burſchenſchaft gegründet, in Leipzig kam gleiche Einigung zu Stande; mit Gießen, mit welchem man in Zwieſpalt lag, ward Verſöhnung angebahnt, Göttingen hingegen und Breslau lehnten die Burſchenſchaftidee entſchieden ab.

Mitten in dieſer äußerlich ruhigen, innerlich vulcaniſch-bewegten Zeit, wo einestheils der Zunder der Unzufriedenheit mit den politiſchen Zuſtänden heimlich fortglomm wie ein ſchädlicher Erdbrand, anderntheils Argwohn und Mistrauen fort und fort nach den deutſchen Hochſchulen blickten und Alles von ihnen fürchteten, erlebte die Burſchenſchaft eine hohe und reine Freude, eine Kräftigung durch das edelſte, hochherzigſte fürſtliche Vertrauen. Dem Erbgroßherzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach, dem Sohne Karl Auguſt's, wurde ein Sohn geboren, der jetzige Erbgroßherzog. Die Studirenden der Landesuniverſität beſchloſſen, ihre glückwünſchende Theilnahme durch einen großen Feſtaufzug in Weimar darzulegen, und führten dieſe Idee glänzend aus. Der Erbgroßherzog that einen ihm alle Herzen gewinnenden Schritt: er lud die geſammte Studentenſchaft Jenas zur Taufzeugin ſeines Erſtgeborenen. Unter den Abgeordneten, die als Vertreter der Geſammtheit dem feierlichen Act der Taufhandlung beiwohnten, war auch der Führer des Feſt- und Fackelzugs, Heinrich von Gagern, ein Mitbegründer der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft.

L. Bechſtein.

Das Volksschriftenwesen in Deutschland.

Das alte Volksbuch und die neuere Volksſchrift; die Volksſchriftenvereine.

Ein Zweig der Literatur, welcher der neuern Zeit in Deutſchland eigenthümlich genannt werden muß, iſt das Volksſchriftenweſen. In frühern Jahrhunderten ſchuf das Volk, jene große Maſſe, die nach der Seite des Geiſtes hin „ihre Lebens- und Weltanſchauung vorzugsweiſe aus ſelbſtändiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht“, auch in literariſcher Beziehung das Material, woran ſie ſich geiſtig bildete und übte, ſelbſt. Und ſogar, wenn die alten Volksbücher von Gelehrten geſchrieben wurden, ſo war doch gerade damals die Kluſt zwiſchen Volk und Bildung noch keineswegs ſo groß, daß nicht eine gewiſſe volksthümliche Kraft ſich gleichmäßig durch alle Stände und namentlich auch über den Gelehrtenſtand verbreitet hätte. Der Gelehrte ging meiſt aus niederm Stande hervor, ernährte ſich als Schüler durch Umſingen im Chor und empfing ſelbſt als Student noch hier und da einen Thaler zum Geſchenk; an ſeiner Bildung bauen zu helfen, war ein Nationalwerk, zu dem jedes Scherflein willkommen war. Kein Wunder daher, wenn nicht allein die Sage ihn als eine echte Volksgeſtalt hinſtellen konnte, wie den Doctor Fauſt, ſondern wenn er auch ſelbſt nicht ſelten echte deutſche Volksſchriften verfaßte. Hatte doch der verſtändige Prätorius noch ſo viel Sinn für Aberglauben und allerlei Schwänke, die er aller Orten unmittelbar dem Volke, beſonders den Weibern niedern Standes nacherzählte, daß ſeine, vorzugsweiſe geographiſchen Schriften eine Hauptquelle für den erſten Band der Grimm'ſchen Sagen wurden, wobei faſt ſtets ſeine Worte beibehalten ſind, da ſelbſt ſeine Zweifel an der Wahrheit des Erzählten ſo naiv erſcheinen, daß ſie ihn nicht vom Boden des Volksthümlichen entfernen. Aehnliche naive Berichte von Gelehrten konnten die Brüder Grimm noch mehrfach wörtlich aufnehmen. Ja, eine in ihrer Sammlung wörtlich den Tiſchreden des Doctor Luther nacherzählte ſagenhafte Begebenheit, welcher Luther, weit entfernt, das Wunder darin zu bezweifeln, eine religiöſe Wendung gibt, beweiſt, wie bei ihm die volksthümliche Kraft ebenſo groß war als ſeine reformatoriſche Bedeutung. Luther, der an die Wiederkehr des Kaiſers Rothbart glaubte, als ſich auf dem Kyffhäuſer Jemand für dieſen ausgegeben hatte, und der während ſeiner Bibelüberſetzung dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf warf, konnte daher auch noch Bücher ſchreiben, welche, wenngleich ſie ſich durch ihr ernſtes Streben für die Entwickelung des deutſchen Geiſteslebens von jenen oben bezeichneten Volksbüchern weſentlich unterſcheiden, doch in Wahrheit Volksbücher genannt werden müſſen.

Eigentliche Volksbücher, in jenem oben angedeuteten Sinne, entſtehen heutzutage natürlich nicht mehr, wenn man nicht etwa die aus den letztvergangenen Jahren ſtammenden zahlloſen Aufzeichnungen von meiſt ultramontanen Prophezeiungen des Spielbähn und Anderer dahin rechnen will. Auch die, urſprünglich lateiniſchen, lehniniſchen Prophezeiungen (deren Unechtheit und Abfaſſung durch einen huysburger Abt neuerdings von Lücke nachgewieſen worden iſt) haben ſich mit ihrer deutſchen Ueberſetzung tief ins Volk eingewühlt. Sie waren ſchon ſo gut wie vergeſſen, als die neueſten Geſchicke Deutſchlands, beſonders ſo weit der König Friedrich Wilhelm IV. dabei in den Vordergrund trat, ihnen wieder Beachtung verſchafften. Soll doch dieſes preußenfeindliche Volksbuch auf die Frevelthat des wahnſinnigen Sefeloge Einfluß gehabt haben! Einigermaßen in eben dieſe Kategorie könnte man die in immer neuen Ausgaben fürs Volk erſcheinenden und immer neu fabricirten „Blumenſprachen“ und „Traumbücher“ rechnen. — Etwas von jener volksthümlichen Kraft des frühern deutſchen Gelehrtenſtandes findet ſich auch in neuerer Zeit bei den beſten Schriftſtellern, welche mit Bewußtſein für das Volk ſchrieben. So war in Hebel etwas von der „Harmloſigkeit des alten Volksſpiels, das ſich nirgends ſcheut, eine geſunde Prügelſuppe einzubrocken“. Er ſoll in ſich ſelbſt eine Luſt zu tollen Streichen verſpürt und ſolche für ſeine kleinen Erzählungen ausgeſonnen haben. Aehnliches möchte man nach ihren Schriften auch von Auerbach und noch mehr von Jeremias Gotthelf vermuthen.

Jene Einheit des Gelehrtenthums und des Volks hörte aber in Deutſchland auf, als das erſtere ſich durch ſeine abſtracte Richtung immer weiter vom Volk und ſeiner Auffaſſung entfernte. Damit verſiegte die Quelle der unmittelbar aus dem Volke kommenden und ſeinen Geiſt athmenden Bücher, dagegen trat allmälig das Bedürfniß einer für das Volk berechneten, abſichtsvollen Schriftſtellerei ein. Deutſchland unterſcheidet ſich in dieſem Punkte weſentlich von England und Frankreich. England hat noch immer keine beſondern Schriften für das Volk, während die Schilderungen aus dem Volke dort niemals ganz ausgeſtorben ſind; das macht, es beſteht dort nicht die Kluft in der ganzen religiöſen und philoſophiſchen Bildung zwiſchen den verſchiedenen Schichten des Volks, wie ſie dem Deutſchen eigenthümlich iſt, und namentlich iſt es das gleichmäßige politiſche Intereſſe, welches dort Alles vereint. Aehnlich verhält es ſich mit Frankreich, wo man ebenfalls kein Volksſchriftenweſen in der Weiſe des deutſchen kennt. Für Deutſchland muß ohne Zweifel die allgemeiner werdende politiſche Bildung noch jene Kluft ausfüllen, welche das Volksſchriftenweſen hervorgerufen hat. Schon hat in der That die geſammte deutſche Literatur angefangen, eine mehr volksthümliche und nationale zu werden, und wenn wir damit auch nicht die Poeſie einſeitig in den Kreis der niederen Stände gebannt wiſſen wollen, ſo liegt doch ſo viel am Tage, daß diejenigen Schriftſteller, welche nur das Leben des Salons und ſeine

Tendenzen zum weſentlichen Inhalte ihrer Romane und Novellen machten, keinen Grund hatten, ſich über jene, von ihnen ſelbſt feſtgehaltene und erweiterte Kluft zu beklagen, welche ihre Schriften für einen großen Theil des deutſchen Publicums unzugänglich machte. Nur einzelnen großen Geiſtern gelang es, trotz ihrer idealiſtiſchen, alſo von dem eigentlichen Volksthum abgewandten Richtung, in gewiſſer Art Volksſchriftſteller, Lieblinge des Volks zu werden. Namentlich gilt dies von Schiller.

Hatte nun im Allgemeinen die deutſche Literatur eine dem Volke entfremdete vornehme Richtung eingeſchlagen, ſo lag zugleich in der damit zuſammenhängenden einſeitigen Ausbildung des abſtracten Literatenthums der Grund, daß man vom Standpunkte der gewöhnlichſten Buchmacherei aus daran ging, auch das Bedürfniß zu befriedigen, das ſich in Folge dieſer Einſeitigkeit auf Seiten des Volks zeigte oder doch bei demſelben vorausgeſetzt wurde. Wenn neuerdings ſogar der Criminaliſt Dr. Demme ſein vierbändiges „Buch der Verbrechen" ein Volksbuch genannt hat, ſo beweiſt dies, daß es abſtracte Literaten und gewöhnliche Buchmacher in allen gelehrten Ständen gibt. Mit dieſen vereinigte ſich natürlich die buchhändleriſche Speculation zur Ausbeutung dieſes neuen Zweiges der Literatur. Im Ganzen konnte jedoch letztere bei der nothwendigen großen Wohlfeilheit der Volksſchriften und den dadurch bedingten überaus ſtarken Auflagen, welche ſich mit der Unſicherheit des Abſatzes auf dem gewöhnlichen Buchhändlerwege nicht vertragen, in dieſer Beziehung noch weniger nachtheilig wirken, wohingegen für die Vereine, welche ſich des Volksſchriftenweſens annahmen, die Gefahr groß war, eine Unmaſſe ſchlechter Schriften hervorzurufen, welche ſie auf eigene Koſten drucken ließen und denen ſie eine Verbreitung gaben, die zu ihrem Werthe nicht im entfernteſten Verhältniſſe ſtand.

Wir geben hier zunächſt ein Verzeichniß dieſer Vereine. Der „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften" in Zwickau verbreitete Schriften von folgenden Autoren: E. Duller, Glümel, Gotthelf, Beyer, J. Kell, Nikodemus, Körner, K. L. G. Schmidt, Heßler, C. Kirſch, H. Müller, Nieritz, Panſe, Reichert, Schwabe, Wohlfahrt und Zeune. Der „Allgemeine deutſche Volksſchriftenverein in Berlin" vertheilt Bücher von J. H. L. Fiſcher, H. v. Gerdauen, J. Gotthelf, Nieritz, F. Schmidt, H. Smidt, Schwalbe und Wander. Der „Verein zur Hebung und Förderung der norddeutſchen Volksliteratur" in Berlin brachte Schriften von O. Ruppius, C. Mücke, R. Schneider und Albert Fränkel. Dem „Badiſchen Volksſchriftenvereine" gehören an G. Boſſert, Glümel, Dieterich, J. Metzger und F. A. Pitſchaft; dem „Württembergiſchen Volksſchriftenverein" Albrecht Butterſack, Dieterich, C. Lappe, Glaubrecht, Immermann, Gerber und Süßkind. Außerdem exiſtiren an religiöſen proteſtantiſchen Volksſchriftenvereinen: der Hauptverein für chriſtliche Erbauung in den preußiſchen Staaten, die Tractatgeſellſchaft in

Barmen und die Miſſionsgeſellſchaft in Baſel. Größere Expeditionen für den Verlag von Volksſchriften und Erbauungsbüchern ſind ferner in Halle, Eisleben und im Rauhen Hauſe zu Hamburg, welches letztere mehr und mehr auf das Volksleben Einfluß gewinnt.

Der bedeutendſte unter den obengenannten Vereinen iſt der Volksſchriftenverein zu Zwickau, der im Jahre 1840 gegründet wurde. Er zählte ſchon im Jahre 1843 über 7,600 Mitglieder und hatte damals ſchon 17 Volksſchriften in 58,000 Exemplaren verbreitet. Im Jahre 1843 unterwarf ein Mitglied des Vereins, Profeſſor J. Gersdorf*) in Altenburg, denſelben einer ebenſo ſcharfen als geſunden Kritik in einer Schrift, worin er verlangt, daß der Zwickauer Verein, damit er Beſſeres leiſten könne als bis dahin, die Rückſicht auf den Bürgerſtand aufgeben, auch nicht mehr ganz Deutſchland im Auge behalten, ſondern erklären ſolle: Der Verein faßt ausſchließlich die Bedürfniſſe der Landbewohner und zwar nur der Bewohner des Voigtlandes und des ſächſiſchen Erzgebirges ins Auge. Dieſe überaus praktiſche Forderung iſt indeſſen unerfüllt geblieben. Der Verein hat bis auf die neueſte Zeit den, bei einem Vorſtande von Kaufleuten, Lehrern, Geiſtlichen und Beamten unbegreiflichen Fehler begangen, durch ſeine Unternehmungen eine handwerksmäßige Buchmacherei zu befördern, anſtatt das Volksſchriftenweſen dem wirklichen Leben anzupaſſen. Theoretiſch hat nun zwar neuerdings der Zwickauer Verein beſſere Grundſätze aufgeſtellt, indem er einen Preis für die beſte Volksſchrift ausſchrieb, für welche er keinen andern Maßſtab aufſtellt als den wirklicher Volksthümlichkeit. Wenn uns dies ein neuer Beweis iſt für die ſiegreiche Gewalt ſchlichter Wahrheit über den hohlen Schein, wenn es beweiſt, daß die ſtille, aber großartige Volksſchriftſtellerei des Schweizerpfarrers Jeremias Gotthelf am Ende dieſem ganzen Zweige der Literatur Richtung, Bahn und Maß angewieſen hat, ſo tritt doch ein Umſtand von zunächſt freilich untergeordneter Bedeutung hinzu, der aber wahrſcheinlich verhindern wird, daß dieſe Preisausſchreibung einen Einfluß auf das Volksſchriftenweſen übe und insbeſondere die Zwickauer Volksſchriften über die fabrikmäßige Bücherproduction erhebe. Der ausgeſetzte Preis iſt nämlich für den verlangten Umfang ſo gering, daß neue Kräfte von wirklich ſchriftſtelleriſcher und dichteriſcher Begabung dadurch dem Volksſchriftenweſen ſchwerlich zugeführt werden möchten.

---

*) Außer ihm haben hauptſächlich über die deutſchen Volksſchriften geſchrieben: R. Prutz in einem Aufſatze über „Die deutſche Unterhaltungsliteratur" im „Literarhiſtoriſchen Taſchenbuche für 1845"; Berthold Auerbach in „Schrift und Volk: Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeſchloſſen an eine Charakteriſtik J. P. Hebel's" (1846); Ludwig im „Wegweiſer im Gebiete der Volksliteratur für Vorſteher von Volksbibliotheken" (Darmſtadt 1847); A. Merget im „Verſuch einer Charakteriſtik deutſcher Volksbücher" (Brandenburger Schulblatt von 1847, 6. und 7. Heft); E. Otto im „Aufruf zur Gründung von Dorfleſevereinen und Dorfbibliotheken nebſt einem Verzeichniſſe guter Volksſchriften" (Mannheim 1847) und Taillandier in der „Revue des deux Mondes", 3. livr., p. 466—497 (Le Romancier populaire de la Suisse allemande Jérémie Gotthelf et ses oeuvres). Manches Gute, worunter wir die „Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen" von W. Körte hervorheben, enthält die Brockhaus'ſche Volksbibliothek (ſeit 1845); ein verfehltes Unternehmen war dagegen die (hiſtoriſche) „Wohlfeilſte Volksbibliothek" (Hamburg 1840—48), unter deren zahlreichen Mitarbeitern ſich Niemand befand, der zum Volksſchriftſteller berufen war.

Lediglich die Verbreitung ſchon vorhandener Bücher, die er zum Theil vom Zwickauer Vereine übernimmt, hat ſich der ſeit 1843 beſtehende magdeburger „Zſchokke-Verein" zur Aufgabe geſtellt. Da es ihm zunächſt darauf ankommt, die Bücher wohlfeil zu liefern, ſo hat es nicht an argen Misgriffen gefehlt. Im Allgemeinen muß man nach den jetzigen Erfahrungen ſagen, daß der gewöhnliche Gang des Buchhandels den Vorzug vor den Machinationen des Vereinsweſens verdient, wenn es gilt, dem Volke ſeine geiſtige Nahrung zuzuführen. Hat jener zwar wol manches Tüchtige verloren gehen laſſen, ſo hat dieſes verhältnißmäßig weit mehr Mittelmäßiges und Schlechtes gefördert. In ſehr vielen Fällen ſind von den Buchhändlern gerade die Volksſchriftenvereine benutzt worden, um ihre Ladenhüter abzuſetzen. Die Neigung des Buchhandels, das Bedürfniß des Volks nach Lecture einſeitig in ſeinem Intereſſe auszubeuten, würde ohne die Hülfsleiſtung ſolcher Vereine viel weniger erhebliche Folgen haben. Profeſſor Gersdorf, in ſeinem tüchtigen Streben nach echter Volksthümlichkeit, wollte die Jahrmärkte, wo man noch jetzt die alten deutſchen Volksbücher verkaufen ſieht, auch zum Markt für das neuere Volksſchriftenweſen machen. „Unſere Buchhandlungen" — ſagt er — „paſſen nicht für Landleute; das Neueſte gilt dem Buchhändler oft für das Beſte, und muß das gewünſchte Buch erſt verſchrieben und dann eingebunden werden, ſo wird dem Bauer oft die Luſt zum Kauf vergehen, oder er fürchtet übertheuert worden zu ſein, weil er nichts abhandeln kann." Er wollte deshalb einen Verein begründen, welcher ſich mit paſſenden Handelsleuten in Verbindung ſetzen und durch dieſe den Verkauf guter und volksthümlicher Bücher auf Jahrmärkten leiten ſollte. Das hieß freilich etwas ſehr Einfaches mit zu künſtlichen Mitteln ins Leben rufen wollen, was natürlich nicht möglich war. Das „Organ für das geſammte deutſche Volksſchriftenweſen", das er 1846 mit Ruppius herausgab, konnte keinen Einfluß gewinnen.

Charakteriſtik der bedeutendſten neuern Volksſchriftſteller Deutſchlands.

Wir gehen jetzt an eine Muſterung der Autoren, welche als deutſche Volksſchriftſteller betrachtet werden dürfen. Auf der Grenze der neuen und der alten Zeit ſteht, noch halb dem mittelalterlichen Feudalſtaate angehörend, der Mann, mit dem wir hier beginnen müſſen:

Juſtus Möſer.

Die literariſche Thätigkeit Juſtus Möſer's iſt kaum zu verſtehen ohne Kenntniß der Stellung, die er im praktiſchen Leben einnahm. Er gehörte einer aus der Kurmark ſtammenden Familie an und wurde 1720 zu Osnabrück geboren, wo ſein Vater Canzleidirector und Conſiſtorialpräſident war. Aus ſeiner Kindheit hat er ſelbſt uns einen Zug aufbewahrt, der beweiſt, wie wenig Neigung im Ganzen Möſer hatte, ſich einfach von den Geſetzen der Moral leiten zu laſſen, wie er denn auch in ſeinen Schriften fortwährend nur auf den Nutzen und die Vortheile der meiſt vortrefflichen Handlungen, die er empfahl, zurückging. 15 Jahre alt, entwandte er aus dem Geldſchranke ſeines Vaters eine kleine Summe Geldes; als ſein Hauslehrer dies entdeckte, ergriff er die Flucht und kam „in Geſellſchaft einiger preußiſcher Ausreißer, worauf er von ungefähr geſtoßen", nach Münſter. Hier vagabondirte er ohne Geld einen ganzen Tag lang auf den Gaſſen umher, bettelte und wurde endlich von einem Domherrn ermahnt, nach Hauſe zurückzukehren. — 1740 und 1741 ſtudirte er in Jena, 1742 in Göttingen. 1746 verheirathete er ſich und wurde 1747 Advocatus patriae in Osnabrück.

Aus den eigenthümlichen Verhältniſſen des kleinen Staatsweſens, dem er ausſchließlich ſeine Thätigkeit widmete, kann allein auch ſein ſchriftſtelleriſcher Charakter erklärt werden. Dieſer kleine Staat wurde damals durch den Siebenjährigen Krieg erſchüttert, Feinde durchzogen ihn, welche ohne Bedenken nahmen, was der Kriegsgebrauch geſtattete; die Freunde, welche hindurchzogen, erlaubten ſich daſſelbe und wollten noch außerdem als Freunde behandelt ſein. Solche Zuſtände müſſen eigenthümliche Charaktere hervorrufen, und man darf ſich nicht wundern, daß ein in ſolchen Verhältniſſen geſchulter Advocatus patriae auch in ſeinen Schriften eine gewiſſe an Raffinement grenzende Schlauheit zur Schau trägt, wenn er ſich auf dieſe mehr als auf feſte moraliſche Grundſätze verläßt. Schon die innern Verhältniſſe von Osnabrück waren viel zu verwickelt, als daß ein einflußreicher Beamter dort hätte über alle Dinge, wie etwa ein Publiciſt unſerer Zeit, ſeine Meinung frei ſagen können, ohne überall anzuſtoßen. Osnabrück war ein geiſtlicher Staat von ganz beſonderer Art, von katholiſchen und proteſtantiſchen Domherren und Staatsbeamten regiert, einem Landesherrn und Biſchofe aus beiden Confeſſionen wechſelsweiſe unterworfen, der alſo wechſelsweiſe zum Cölibat gezwungen oder verheirathet, wechſelsweiſe ein deutſcher, katholiſcher Edelmann von ſechzehn Ahnen oder ein Prinz aus dem hannöverſchen Kurhauſe, d. h. ein engliſcher Prinz war. Die Intereſſen der Ritterſchaft oder der Eigenthümer der Burgſitze, welche die Landtagsfähigkeit im ritterſchaftlichen Collegium hatten, waren denen des regierungsfähigen Domcapitels, welches aus alten Edelleuten beſtand, oft entgegengeſetzt, da der größte Theil der landtagsfähigen Ritterſchaft proteſtantiſch, der größte Theil des Domcapitels dagegen katholiſch war. In ſolcher Lage gewöhnte ſich Möſer's tüchtige Natur immer mehr daran, bald dieſe, bald jene Sache zu führen und ſeinem Vaterländchen dadurch zu nützen, daß er diplomatiſch verfuhr, ſelbſt auf Gebieten, auf welche wir heutzutage der Diplomatie keinen Einfluß mehr geſtatten mögen. Vertheidigte er doch ſelbſt für das gewöhnliche bürgerliche Leben menſchliche Schwächen, wenn er glaubte, ſie für das Wohl des Familienlebens u. ſ. w. benutzen zu können, wie er denn z. B. den Müttern rieth, ihre Töchter allein durch den Spruch „was werden doch die Leute dazu ſagen“? an ein ſittſames Leben zu gewöhnen. Möſer ſchrieb ſeine „Patriotiſchen Phantaſien“ durchaus als Juriſt und Advocat, er nahm für dieſe oder jene Seite Partei, verfocht ſie in irgend einer gutgewählten Maske, z. B. als Kornhändler, alter Edelmann, durchreiſender Franzoſe, Hageſtolz u. ſ. w.; in jeder dieſer Masken erſchöpfte er einſeitig die Gründe, welche für eine Sache vorzubringen waren, und es fiel ihm ſo wenig ein, auch die Gegengründe zu erwähnen und ſo die in der Mitte liegende Wahrheit zu ſuchen, als es dem Rechtsanwalt einfällt, der für Jemand einen Proceß gewinnen will. Höchſt merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht, daß Möſer auch als Beamter ſich ſträubte, ſeine Stellung als Advocatus patriae zu verlaſſen und Richter zu werden, weil ſein Weſen ſich gegen das richterliche Entſcheiden ſträubte. „Er lernte früh“, ſagt ſein Biograph Fr. Nicolai, „ſich in Menſchen aller Art, auch von den entgegengeſetzteſten Geſinnungen und von den entgegengeſetzteſten Intereſſen, ſchicken. Daher ſeine Toleranz gegen menſchliche Meinungen und Geſinnungen; daher ſeine Neigung, alle Gegenſtände von mehreren Seiten zu betrachten, zuweilen abſichtlich von denjenigen, von welchen man ſie am ſeltenſten zu betrachten pflegt; durch welche Neigung bei ihm ſo viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freilich auch ſeine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxien und zu ſkeptiſchen Sätzen, welche zum Theil auch durch die Rückſicht auf die verſchiedenen Perſonen und Parteien, die er zu ſchonen hatte, hervorgebracht, allemal aber ſowol durch ſeinen hellen geſunden Verſtand als durch das hohe Wohlwollen, welches weſentliche Beſtandtheile ſeines Charakters waren, nicht nur gemildert und unſchädlich, ſondern auch nützlich gemacht ward.“ Dabei war er als Beamter freimüthig und rückſichtslos, wo er es für nöthig hielt, auch da, wo Niemand außer ihm es zu ſein wagte. 1761 wurde Möſer nach London beſchieden, wo er acht Monate lang verweilte. 1765 ſchrieb er an Nicolai, daß er „dem kleinen Biſchofe (von Osnabrück) zugeordnet und ſchlechterdings inſtruirt ſei, in allen Dingen vorher ſein Gutachten abzugeben.“ Erſt 1766 begannen die „Osnabrück'ſchen Intelligenzblätter“ unter Möſer's Aufſicht und blieben unter derſelben bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in dieſen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Geſetzen und der Verfaſſung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus ſeinem eigenen Geſchäftskreiſe nahm; aber eine andere Abſicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: „nützliche Wahrheiten, die ihm von ſeiner Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen“, menſchlichere Geſinnungen zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, für feinere Empfindungen und beſſern Geſchmack mehr Raum zu ſchaffen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere, ſelbſt vornehmen Standes, noch ziemlich roh waren, einer beſſern Cultur näher zu bringen und eine gewiſſe Vereinigung der cultivirten Menſchen unter ſich zu bewirken. „Hierzu“ — ſagt Nicolai — „wendete er ſeinen Geſchäftskreis, ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen Witz, ſeine Welterfahrung und ſeine ernſthafte und Erholungslecture an. Er war gleich einer arbeitſamen Biene, welche, ihrem kleinen, wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebaut hat und ſodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beſchienene Gefilde, Honig aus den ſchönen Blüten zu ſaugen, aber mit dem Honig Stoff zu neuen Zellen einbringt und alſo durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.“ So entſtanden die „Patriotiſchen Phantaſien“, welche in der 1843 durch B. R. Abeken neu geordneten und vermehrten Ausgabe von Juſtus Möſer's ſämmtlichen Werken mit den „kleinern, den Patriotiſchen Phantaſien verwandten Stücken“ den erſten bis fünften Theil bilden. Um das Bild, das wir dem Leſer von Möſer's populärer ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit zu geben ſuchten, zu vollenden, müſſen wir noch folgende Stelle aus ſeiner Vorrede zum dritten Bande der „Phantaſien“ anfuhren. Er ſagt: „Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei geſagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen hatte; und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger ebenſo wichtig waren als das Recht und die Wahrheit, ſo habe ich, um jenes nicht zu verlieren und dieſer nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müſſen, die mir, wenn ich für ein großes Publicum geſchrieben hätte, vielleicht zu klein geſchienen haben würde. — Der wahre Kenner wird ſich durch dieſe Blendung nicht irre machen laſſen. — Das Sonderbarſte aber iſt, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums und auswärts als den eifrigſten Vertheidiger deſſelben angeſehen hat.“ Ueber den zuletzt berührten wichtigen Punkt erklärt er ſich noch deutlicher in einem Briefe an Nicolai, worin es heißt: „Ich wünſchte nicht gern in dem Verdacht zu ſein, daß ich das Pro und Contra über viele Gegenſtände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Localgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibeigenthume einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hieſige Miniſterium und die ganze Landſchaft aus lauter Gutsherren beſtände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verſcherzen kann, ohne allen guten Anſtalten zu ſchaden.“ Schwerlich wird man dieſe Entſchuldigungsgründe jetzt noch gelten laſſen. Faſt wichtiger aber, als das moraliſche Urtheil, welches man hierüber fällen muß, iſt der Umſtand, daß ein Schriftſteller, der überhaupt in die Lage kommen konnte, die Leibeigenſchaft vertheidigen zu müſſen, oder der ſie doch zu vertheidigen ſchien, jedenfalls in dieſem und in vielen andern Punkten einer Anſchauungsweiſe huldigen muß, welche uns ſchon längſt völlig fremd geworden iſt. Und in der That herrſcht in dieſer Beziehung ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen Möſer und den um etwa zwanzig Jahre jüngern Volksſchriftſtellern Claudius und Stilling, ſowie dem noch jüngern Bürger. Was aber in Möſer's Volksſchriften noch keineswegs veraltet iſt, das iſt überhaupt ſeine geſunde Anſchauung des Lebens, ſein praktiſcher Sinn und jene „nützlichen Wahrheiten“, die er zu ſagen ſich vorgenommen hatte und die von Niemand nach ihm ſo friſchen Muthes und ſo wirkſam geſagt worden ſind. Auch läßt ſich, mag man über Das, was Möſer in politiſchen Dingen vertheidigte, denken wie man will, nicht leugnen, daß nach ihm in Deutſchland Niemand aufgetreten iſt, der die öffentlichen Angelegenheiten ſo treffend in populärer Weiſe zu behandeln verſtanden hätte.

Von Möſer's übrigen Schriften iſt die ſpäter geſchriebene „Osnabrückiſche Geſchichte“ die wichtigſte; auch in dieſer knüpft er an die Entwickelung der localen Verhältniſſe ſehr bedeutende Winke und Unterſuchungen von allgemeinerm Intereſſe an. Möſer ſtarb im Jahre 1794.

Claudius, Stilling, Bürger.

Juſtus Möſer iſt der Vorläufer unſerer neuen volksthümlichen Literatur, welche ſich bald nach ſeinem Auftreten als eine beſondere Richtung während der claſſiſchen Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts entwickelte. Ihre Eigenthümlichkeit lag zunächſt in der Form, wie das ſogleich bei Claudius deutlich wird, der oft Recenſionen von dem Volke ſehr fernliegenden Büchern in ſeinem „Wandsbecker Boten“ veröffentlichte, während man ſpäter vor allem nach volksthümlichem Inhalte ſtrebte und noch ſtrebt. Mathias Claudius, geboren am 15. Auguſt 1740, (wie Karl Gödeke feſtgeſtellt in ſeinem Buche: „Deutſche Dichtung“, I, S. 728) zu Rheinfeld im Zweibrückiſchen, ſtudirte zu Jena, privatiſirte dann in Wandsbeck, wo er von 1770 an ſeinen „Wandsbecker Boten“ herausgab, wurde 1776 als Oberlandcommiſſar nach Darmſtadt berufen, fühlte ſich dort aber nicht heimiſch und kehrte ſchon 1777 nach Wandsbeck zurück, wurde 1778 erſter Reviſor der holſteiniſchen Bank in Altona, wohnte fortwährend in Altona und ſtarb am 21. Januar 1815. Sein „Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten“ erſchien zuerſt von 1775–1812, dann 1819, 1829, 1838 und 1844.

Der „Wandsbecker Bote“ handhabt die auf ſeiner Drolligkeit beruhende Popularität eigentlich nur als eine Maske, hinter der ſich die Oppoſition gegen die Aufklärung ſeiner Zeit verſteckt. Er iſt daher noch heute der Poet der politiſch-religiöſen Reaction, und ſein Lied:

Ein neues Licht iſt aufgegangen,
Ein Licht ſchier wie Karfunkelſtein!

iſt neuerdings in Preußen in jedem Treubund geſungen worden. Zuweilen wurde der treffliche Mann bei aller Popularität durch Einmiſchung ſeines Klopſtock'ſchen Bardenthums und ſeiner Göttinger Dichterbundsſchwärmerei recht unerquicklich.

An Mathias Claudius reiht ſich **Johann Heinrich Jung** (**Stilling**). Dieſer wurde geboren 1740 als Kind armer Aeltern, verlebte eine vielfach intereſſante Jugend, ſtudirte zu Straßburg, nachdem er vorher Schneider und Schullehrer geweſen war, wurde Arzt in Elberfeld, 1778 Lehrer an der Kameralſchule zu Lautern, lebte dann zu Marburg und Heidelberg, wo er am 2. April 1817 als badiſcher Geheimrath ſtarb. Er beſchrieb ſein Leben unter dem Titel: „Heinrich Stilling's Jugend", „Heinrich Stilling's Jünglingsjahre", „Heinrich Stilling's Wanderjahre" in 3 Bänden. Hiervon iſt „Heinrich Stilling's Jugend" am meiſten volksthümlich; der alte Stilling, Wilhelm und Dortchen, d. h. der Großvater, der Vater und die Mutter des Erzählers, verwandeln ſich bei Stilling in wirkliche Typen, nicht unähnlich dem Vetter Andres mit ſeiner Braut in der Claudius'ſchen Zeitſchrift. Störend wirkt dabei die Einmiſchung und Begünſtigung des pietiſtiſchen Sektenweſens des vorigen Jahrhunderts und die Eitelkeit des Wunderkindes, als welches Jung-Stilling ſich darſtellt, ſodaß man glauben möchte, die neuern däniſchen Dichter, namentlich Anderſen, hätten von ihm gelernt, wenn ſie den Glanz ſchildern, den ihr funkelndes Genie in ihrer Jugend durch arme Bauernhütten verbreitet.

Von jener geſunden volksthümlichen Kraft, von der wir oben ſprachen, findet ſich unter den neuen Literaturproducten die kräftigſte Spur in „Des Freiherrn von Münchhauſen wunderbaren Reiſen und Abentheuern zu Waſſer und zu Lande, wie er dieſelben bei der Flaſche im Zirkel ſeiner Freunde ſelbſt zu erzählen pflegte", einem Buche, das ſich, wenn auch nicht der Zeit, doch dem Inhalte nach in der That unmittelbar an die alten Volksbücher anreiht. Der Verfaſſer dieſes Buches hat ſich nie genannt, aber die Literaturgeſchichte bezeichnet als ſolchen **Gottfried August Bürger**, und ein Nachdruck von Bürger's Werken hat ohne Weiteres Münchhauſen's Reiſen als einen beſondern Band aufgenommen. Aus der Vorrede zur Ausgabe der Münchhauſen'ſchen Lügen von 1840 erfahren wir, daß Bürger zwar einen bedeutenden, ja wol den größten Antheil an dieſem Werke gehabt und als Herausgeber deſſelben angeſehen werden müſſe, jedoch ſchwerlich alleiniger Autor deſſelben geweſen ſei, denn es erſcheine als nicht minder gewiß, daß auch ſeine berühmten Zeitgenoſſen an der göttinger Hochſchule, **Käſtner** und **Lichtenberg**, an demſelben mitgearbeitet. Wahrſcheinlich ſei das Werk aus heitern Tiſchgeſprächen dieſer genialen Männer entſtanden, indem ſie ſich gegenſeitig an Uebertreibungen zu überbieten ſuchten und einer von ihnen, nämlich Bürger, ſie in diejenige Form goß, in welcher das Werk im Jahre 1788, angeblich als aus dem Engliſchen überſetzt, zum erſtenmal und zwar mit der Angabe London als Verlagsort, jedoch in Wahrheit im Verlage der Dietrich'ſchen Buchhandlung in Göttingen, gedruckt wurde. Der Gedanke, es als die deutſche Ueberſetzung eines engliſchen Originals, wie bis 1840 alle rechtmäßigen Ausgaben bezeichnet waren, erſcheinen zu laſſen, lag ſehr nahe, da nur dieſe Myſtification manchen Anſtoß beſeitigen konnte, den ſonſt die ſatiriſche Laune der drei göttinger Profeſſoren ohne Zweifel erregt haben würde. Lieſt man dieſe Lügenabenteuer mit einiger Aufmerkſamkeit, ſo ſtaunt man über die mannichfachen Beziehungen zu dem wiſſenſchaftlichen Leben jener Zeit, welche darein verwebt ſind, ohne dem volksthümlichen Charakter des Ganzen Abbruch zu thun. Nur in jenem Zeitalter, wo die Naturwiſſenſchaften anfingen ihr Licht über die Wunder der Natur zu verbreiten und wo man außerdem noch einen friſchern Eindruck von den großen Weltentdeckungsreiſen hatte, als wir, konnte dieſe derbe Satire geſchrieben werden. Daß übrigens eine oder die andere engliſche Quelle für das Werk benutzt iſt, ſcheint uns unzweifelhaft und geht auch ſchon aus der Analogie mit dem Entſtehen der meiſten Bürger'ſchen Balladen hervor.

Wenn Bürger in dieſem anonymen Werke ganz ſeine volksthümliche Natur walten ließ, ſo ſtellte er dagegen als Volksdichter für ſeine Balladen u. ſ. w. ſelbſt beſtimmte Principien auf, in denen er keineswegs mit Bewußtſein die Idee der Volksthümlichkeit in unſerm Sinne geltend machte. Die „Popularität", welche er als das Siegel der Vollendung an einem übrigens ſchon vortrefflichen Gedichte betrachtet, iſt von der ſpätern Volksthümlichkeit eines Jeremias Gotthelf himmelweit verſchieden. Sie iſt eine abſtracte Deutlichkeit. Charakteriſtiſch iſt dabei, daß er, faſt allein von allen Volksdichtern, nie verſucht hat im Dialekt zu dichten. Bürger wollte, wie geſagt, allgemein verſtändlich ſein, aber er hat niemals gleichſam aus Sinn und Geiſt ſeines Volks heraus dichten wollen. Jene Deutlichkeit machte ihn zum Lieblinge des halbgebildeten deutſchen Bürgerſtandes, etwa wie ſpäter Zſchokke. Seine „Lenore", die künſtliche Ueberarbeitung eines alten Balladenſtoffes, iſt keineswegs zum Volksliede geworden, wie dies vielen Dichtern neuerer Zeit begegnet. Seine erzählenden Dichtungen in Verſen ſcheinen für ſeine Zeit Das geweſen zu ſein, was für das neuere Publicum die Novelle geworden iſt: Stoff zur Unterhaltung. Nur in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" wie in einigen andern Balladen iſt die Form volksthümlich, unter welcher der Dichter die zarteſte und ſinnigſte Naturbetrachtung von weſentlich elegiſcher Grundſtimmung ins Volk einſchmuggelt. Auch unter ſeinen eigentlichen Liedern ſind viele wahrhaft volksthümlich.

Bürger war geboren am 31. December 1747 (nicht am 1. Januar 1748) in der Sylveſternacht, zu Molmerswende (nicht Wolmerswende, wie faſt überall zu leſen iſt) in der jetzigen Grafſchaft Falkenſtein im Halberſtädtiſchen. Dort war ſein Vater, geboren in Pansfelde (nicht Pomsfelde), Prediger. Er ſoll nach ſeinen Biographen 1760 auf die Stadtſchule, 1762 auf das Pädagogium nach Halle gekommen ſein, iſt jedoch nach halliſchen Schulacten ſchon am 8. September 1760 in Halle recipirt. 1764 ſoll er nach zweifelhaften Nachrichten die Univerſität Halle bezogen haben. Seit 1768 ſtudirte er in Göttingen, wo er mit dem Dichterbunde in Verbindung trat. 1772 wurde er Juſtizamtmann im Gerichtsſprengel Altengleichen bei Göttingen, verheirathete ſich 1774 mit der ältern Tochter des Beamten Leonhardt, knüpfte aber bald mit der jüngern Schweſter, die er als Molly feierte, das bekannte Verhältniß an. Nach dem Tode der ältern Schweſter wurde er 1785 mit der jüngern getraut und ging als Docent nach Göttingen. Nach Molly's 1786 erfolgtem Tode ſchloß er 1790 eine dritte Ehe mit dem bekannten „Schwabenmädchen", welche 1791 gerichtlich getrennt werden mußte. Bürger ſtarb am 8. Juni 1794 in großem Elend.

Von Peſtalozzi bis zu Zſchokke.

Ehe noch Bürger's „Münchhauſen" erſchienen war, hatte ſchon Heinrich Peſtalozzi den Anfang ſeines Volksbuches „Lienhard und Gertrud" (das Ende erſchien ſpäter) herausgegeben und ſo der neuern pädagogiſchen Schriftſtellerei fürs Volk die Wege gebahnt. Peſtalozzi war 1746 zu Zürich geboren, ſtudirte anfangs Theologie und dann Jurisprudenz, wurde aber, durch Rouſſeau's „Emile" mit Abneigung gegen den gelehrten Stand erfüllt, Oekonom. Er lernte auf ſeinem kleinen Gute bei Lenzburg ſeit 1768 die Verwahrloſung der niedern Volksclaſſen kennen und begann 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit der Aufnahme verlaſſener Bettelkinder in ſein Haus. Er galt anfangs als Sonderling und mußte mancherlei Anfechtungen erdulden. Durch ſeinen Mangel an Menſchenkenntniß und Geſchäftskunde gerieth er in Verlegenheiten und mußte ein Unternehmen nach dem andern aufgeben. 1804 zog er nach Münchenbuchſee und ſpäter nach Yverdun. Er ſtarb 1827. Seine Volksſchrift „Lienhard und Gertrud" erſchien zuerſt in Baſel 1781—89 in 4 Bänden. Ein anderes Volksbuch von ihm iſt „Chriſtoph und Elſe" (Zürich 1782). Seine eigentlich pädagogiſchen Schriften, z. B.: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Zürich 1801), das „Buch der Mütter" (Leipzig 1803), ſowie ſeine Selbſtbiographie (Leipzig 1826), gehören nur inſofern hierher, als ſich darin die ganze Innigkeit und Hingebung dieſes reichen Gemüths für die Sache des Volks abſpiegelt.

Wie Peſtalozzi ſeine Thätigkeit als Volksſchriftſteller auffaßte, zeigt ſich am deutlichſten darin, daß er ſeinem Volksbuche „Lienhard und Gertrud" ein Göthe'ſches Lied in Noten geſetzt beifügte, was einerſeits zu ſehr an Schulen, andererſeits aber an die neueſten Verſuche zur Beſſerung von Sträflingen erinnert, während ſonſt zwar von jeher der Holzſchnitt, niemals aber die Muſik und künſtlicher Geſang mit der Volksſchrift verbunden war. Uebrigens war „Lienhard und Gertrud" bis zum Erſcheinen von Gotthelf's „Uli der Knecht" das beſte größere Volksbuch, wenngleich Peſtalozzi ſchon in der zweiten Auflage, wie er bei allen ſeinen ſchönen Sachen that, es verballhornte. Mit Recht wurden daher ſpäter die beiden erſten Theile (in Einem Bande, Zürich 1844) nach der urſprünglichen Ausgabe wieder abgedruckt. Indeſſen macht die veraltete Geſprächsform, welche in den meiſten Capiteln vorherrſcht, das Buch gegenwärtig faſt unlesbar. Die ſchönſten Stellen, namentlich der Tod der Großmutter, welche von ihrem Sterbebette hinweg ihren kleinen Enkel zu Gertrud ſchickt, der er aus Hunger einige Kartoffeln geſtohlen hat, ſind ohnehin ſo elfenhaft zart, daß ſie mehr für Kinder als fürs Volk geſchrieben ſcheinen. Gertrud iſt überhaupt mehr eine Fee als eine Bauernfrau und ebenſo iſt der Gutsherr ein überirdiſches Weſen. Durch Beide wird mit Hülfe des Pfarrers der Vogt, der mit mehrern andern Bauern geradezu ein Teufel iſt, gebeſſert. Am meiſten Lebenswahrheit findet ſich am Schluſſe in der tiefergreifenden „Lebensbeſchreibung des Vogts Hummel". Dieſer Abſchnitt iſt im bezeichneten Abdrucke der urſprünglichen Ausgabe der Peſtalozzi'ſchen Ueberarbeitung in deſſen ſämmtlichen Schriften entnommen. Urſprünglich hatte Peſtalozzi — was ſehr charakteriſtiſch iſt — die Lebensgeſchichte des Vogts in Form einer Predigt angehängt, welche der Pfarrer über den armen Sünder hielt, während der Verurtheilte unter der Kanzel allem Volk zur Schau dargeſtellt wurde. Allerdings hat der Geiſt der Zeit ſeitdem eine merkwürdige Umwandlung erfahren in Rückſicht auf öffentliche Strafen, indem man allgemein einſieht, daß öffentliche Ausſtäupungen, Pranger und Stuhlpredigten weder dem Unglücklichen ſelbſt noch dem Volke frommen. Allein das Befremdende, das „Lienhard und Gertrud" jetzt für uns hat, liegt keineswegs nur in dieſen einzelnen altväteriſchen, für die Culturgeſchichte merkwürdigen Stellen, welche jetzt Niemand mehr in der Form ſchreiben könnte, wie ſie Peſtalozzi urſprünglich geſchrieben hat. Wenn wir den Wunſch ausſprechen, daß man ſich bei einem ſpätern Abdrucke von „Lienhard und Gertrud" ganz an die urſprüngliche Ausgabe halten möge, ſo geſchieht dies keineswegs im rein literarhiſtoriſchen Intereſſe, ſondern weil zu dem haarſträubenden Inhalte des Lebenslaufs (welcher übrigens mit der neuerdings gewonnenen größern ſittlichen und intellectuellen Aufklärung des Volks ebenſo gut als die Form ſelbſt veraltet iſt) dieſe furchtbar erſchütternde Form in ganz richtigem Verhältniß ſteht, ſodaß ſchon von ſelbſt ein Mißverſtändniß nicht aufkommen kann.

Etwas ſpäter durchzog ein guter Geſell und gerader ehrlicher Charakter, J. G. Seume (geb. 1763 zu Poſern bei Weißenfels), nach mannichfaltigen Schickſalen, die für die damaligen Zuſtände, beſonders Heſſens, ein ſehr bedenkliches Zeugniß ablegen, das deutſche Vaterland und wanderte zu Fuß durch Oeſtreich und Italien bis nach Syrakus. Später kehrte er nach Leipzig und Grimma zurück, wo er in der beſcheidenen Stellung eines Correctors lebte. Er ſtarb 1810 zu Teplitz. Ueber ſeine Reiſe veröffentlichte er 1803 als Reiſebericht den „Spaziergang nach Syrakus", der nicht allein in einer an Reiſewerken noch armen Zeit eine Bedeutung erlangte, ſondern wegen ſeiner friſchen, ſchlichten und originellen Darſtellungsweiſe und ſeiner zu gleicher Zeit freimüthigen und edeln Sprache noch jetzt als ein gutes, allgemein anſprechendes Volksbuch betrachtet werden kann.

Sowie Schiller und Goethe, der Eine in ſeiner rein idealen, der Andere in ſeiner wenigſtens dem Leben der Nation entfremdeten Stellung nur ſehr wenig hervorbrachten, was in unſerm Sinne volksthümlich genannt werden kann, wenngleich wir ihnen eine Volksthümlichkeit in anderm Sinne nicht abſprechen können, ſo haben auch die Romantiker verhältnißmäßig wenig geſchrieben, was ſich zur Lectüre für das Volk eignet. Zwei vorzügliche Dichtungen indeß haben wir namentlich von ihnen anzuführen, in denen das Streben nach Volksthümlichkeit klar zu Tage liegt: die „Undine“ von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, von der 1814 die zweite Auflage erſchien, und die „Geſchichte vom ſchönen Annerl und braven Kasperl“ (zuerſt erſchienen 1817) von Clemens Brentano. Allein die erſtere Geſchichte, ſo reizend ſie vorgetragen iſt, leidet an der Widerſinnigkeit der Vermählung des Menſchen mit jenen Elementargeiſtern, denen die Undine entſtammt, und der ſcharf auf die Spitze getriebene Begriff von Ehre, an dem der Unteroffizier Kasperl und ſogar die ſchöne Annerl, eine Magd, zu Grunde gehen, iſt doch am Ende nur aus den ritterlichen Kreiſen der Romantik auf das Volksleben übertragen, wenn auch in einer durchaus ſachgemäßen, natürlichen und edeln Weiſe. Ebenſo hat die Volksthümlichkeit Ludwig Jahn's (ſein „Deutſches Volksthum“ erſchien 1810) mit derjenigen Volksthümlichkeit, von der wir hier reden, nur wenig gemein. Wer das Volksthum ſeiner Nation künſtlich reproduciren will und zu dieſem Zwecke ſelbſt neue Wörter bildet oder ganz veraltete wieder aufnimmt, kann weder ſo ſchlicht noch ſo einfach und verſtändlich ſchreiben, wie wir es vom Volksſchriftſteller verlangen. Dagegen hat der durch das Turnen mit Jahn verwandte Schriftſteller GutsMuths*) in ſeinem Buch: „Deutſches Land“, (welches jedoch der Jahreszahl nach, die es trägt, 1821—34, ſtrenggenommen einer ſpätern Epoche angehört), ein Werk geliefert, das, allerdings jetzt vielfach veraltet, nach ſeinem Inhalte als ein vortreffliches Volksbuch betrachtet werden darf. Ebenſo hat ſich der Pädagog Salzmann und, um auch dies ſogleich zu erwähnen, ſpäter ſein Enkel Lenz um die Volksſchrift verdient gemacht, Letzterer (1835) als naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller.

In der edelſten Weiſe waren auch bereits um die Zeit jener Jahn'ſchen Wirkſamkeit die Brüder Grimm für deutſches Volksthum thätig, indem ſie dieſem durch die Darbietung der deutſchen Sagen und Märchen einen paſſenden und wirklich volksthümlichen Inhalt zu geben ſuchten. Indem die „Kinder- und Hausmärchen“ (1812–15) und die „Deutſchen Sagen“ (1816) auf der einen Seite für die Wiſſenſchaft ein außerordentlicher Gewinn waren und die eigentliche Grundlage der deutſchen Mythologie wurden, wirkten ſie zugleich befruchtend auf das Volk zurück und belebten aufs neue die ſchon erſterbende Sage im Volksmunde. Bekanntlich verhält es ſich ähnlich mit der unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“ durch Achim von Arnim und Clemens Brentano herausgegebenen Sammlung von Volksliedern. Die Grimm'ſchen Sammlungen ſind die einzigen noch jetzt geleſenen Volksbücher, welche wir der damaligen Richtung auf die Wiedererweckung der deutſchen Nationalität verdanken.

---

*) J. Chr. Fr. GuthsMuths, geboren 1759 in Quedlinburg, iſt der eigentliche Vater der gymnaſtiſchen Uebungen in Deutſchland, wurde 1784 Lehrer in Schnepfenthal, lebte dann in Ibenhain bei Gotha und ſtarb 1839 in Schnepfenthal

Zu denjenigen Autoren, welche ihre Bücher ſelbſt hin und wieder als Volksſchriften bezeichneten, gehört Johann Daniel Falk (geboren 1770 zu Danzig als Sohn eines Perückenmachers, geſtorben 1826 zu Weimar als Legationsrath; er gründete an letzterm Orte eine Anſtalt für verwahrloſte Kinder, der ſpätern des Rauhen Hauſes in Hamburg ähnlich; ſein „Volksſpiegel“ erſchien 1826). Sein Leben in dem rein literariſchen Weimar ließ ihn, wie es ſcheint, zu keiner rechten Klarheit über ſeine Aufgabe kommen und ſeine Volksſchriftſtellerei drang nicht bis zu jener ſchlichten Einfachheit durch, welche für den guten Volksſchriftſteller unerläßlich iſt. Gute Beobachtungsgabe und Talent für Sittenſchilderungen iſt bei ihm nicht zu verkennen; doch ließ er ſich meiſt von Nebenzwecken leiten, welche der guten Volksſchrift fremd ſein müſſen, und machte unter anderm mit Rabener'ſcher Abſichtlichkeit ein Geſchäft aus der Satire.

Als die eigentlichen Väter unſerer Volksſchriftſtellerei, wie ſie in der Gegenwart iſt, müſſen, außer Peſtalozzi, Johann Peter Hebel und Heinrich Zſchokke betrachtet werden. Von Hebel hätte längſt die Rede ſein ſollen, wenn nicht ſein Name ſpäter, da wo insbeſondere von der Volkszeitſchrift und da wo von der Dichtung in Dialekten zu ſprechen ſein wird, mit Auszeichnung genannt werden müßte. Von Heinrich Zſchokke (geboren zu Magdeburg am 22. März 1771, geſtorben 1849) erſchien „Das Goldmacherdorf“ (zuerſt etwa 1826), „Meiſter Jordan“ und „Die Branntweinpeſt“, welche mit „Des Schweizer Boten Spruch und Schwank“ auch als „Geſammelte Volksſchriften“ herausgegeben wurden. „Das Goldmacherdorf“ reiht ſich unmittelbar an Peſtalozzi's „Lienhard und Gertrud“ an. Wie jenes Peſtalozzi'ſche Buch, iſt es weſentlich pädagogiſch gehalten und in ſeiner Art unübertrefflich, obgleich es von der Zartheit, der ſeltenen Innigkeit und dem ganzen eigenthümlichen Reiz von „Lienhard und Gertrud“ nichts aufzuweiſen hat.

Jeremias Gotthelf

Jeremias Gotthelf bildet zu Peſtalozzi einen charakteriſtiſchen Contraſt durch die Art und Weiſe, wie der Eine und der Andere zur Volksſchriftſtellerei kam. Wenn Peſtalozzi vom Ueberdruß an der abſtracten Theorie darauf geführt wurde, Landmann zu werden, um ſodann Lehrer des Volks zu ſein, als Landwirth aber zu Grunde ging, ſo war Jeremias Gotthelf zuvor Landwirth, ehe er daran dachte, als Schriftſteller und Lehrer des Volks aufzutreten. In ſeinem 39. Lebensjahre erſchien ſein erſtes Buch: „Der Bauernſpiegel“, und langſam und ſchwer fügte ſich ſeine, an das Leben in Feld und Wieſen gewöhnte Natur der Einhegung in die Studirſtube.

Albert Bitzius (denn das iſt der eigentliche Name des Pſeudonymen J. Gotthelf) wurde am 4. October 1797 im Städtchen Murten geboren, wo ſein Vater, Bürger von Bern, Pfarrer war. Mit dieſem kam er nach Utzenſtorf und wurde dort bis zum 16. Jahre unterrichtet. Mit der Pfarre war eine bedeutende Oekonomie verbunden und hier legte er, ohne es zu wiſſen, den Grund zu ſeinen Volksſtudien. Darauf kam er nach Bern, ward 1820 Candidat der Theologie und kehrte zu ſeinem Vater als Vicar zurück. Hierauf ging er noch ein Jahr nach Göttingen und reiſte im Frühling 1822 über Leipzig und durch Böhmen heim. Bis zum Frühling 1832 war er hier und da Vicar, zuletzt in Lützelflüh, wo er endlich die Pfarre erhielt. Nun verheirathete er ſich im Jahre 1833 und begann 1835 zu ſchreiben. „Vorſtudien“ — ſo ſchreibt er mit ſeiner kräftigen Ausdrucksweiſe in einem Briefe — „hatte ich keine gemacht, ich plumpte ins Ding hinein, ung'ſinnet, wie wir hier ſagen.“ Die Wirkung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit war, obgleich er auch für den Zwickauer Verein arbeitete, hauptſächlich auf die Schweiz beſchränkt, da er im Dialekt ſchrieb. Im Jahre 1846 erſchienen in Berlin die erſten Uebertragungen ſeiner Schriften ins Hochdeutſche, von ihm ſelbſt beſorgt. Damals wieſen die berliner Socialiſten zuerſt auf ihn hin, ſie glaubten in ihm den Meſſias der ſocialen Poeſie gefunden zu haben, weil er das Volksleben nicht idealiſirt, ſondern ganz naturgetreu mit all ſeinen Schwächen und Gebrechen darſtellt. Die ſpätern Freunde dieſes ſchweizeriſchen Boz erfreuen ſich im Gegenſatz hierzu an der relativ vollkommenen Geſundheit des Volkslebens, welche in dieſen Schilderungen zu Tage kommt.

Daß überhaupt die Uebertragung der Gotthelf'ſchen Erzählungen möglich und wirkſam war, daß die, urſprünglich als Volksſchriften verfaßten Arbeiten von den Gebildeten geleſen wurden und jetzt ſogar in prachtvollen Ausgaben in die höhern Kreiſe der Geſellſchaft eindringen, gibt zu mancherlei Betrachtungen über das Weſen der Volksſchrift und ihr Verhältniß zur übrigen Literatur Anlaß und zeugt von einem wichtigen Fortſchreiten in unſerer Literatur. Auerbach, der ſich ſelbſt als Meiſter ſowol in der Volksſchrift als in den für die Gebildeten geſchriebenen „Dorfgeſchichten“ gezeigt, hatte auch theoretiſch in ſeinem „Schrift und Volk“ zuerſt ſcharf geſchieden zwiſchen der Dichtung **aus** dem Volke und den Schriften **für** das Volk. Die Dichtung aus dem Volke war ſeit dem Auftreten **Joſeph Rank's** und **A. Weill's** in einer Richtung cultivirt, welche man im Vergleich zu Jeremias Gotthelf's chriſtlich-germaniſcher Richtung die jungdeutſche nennen könnte, ohne deshalb im Entfernteſten die Autoren derſelben dem ehemaligen Jungen Deutſchland beizählen zu wollen. Ihre Darſtellung des Volkslebens verhält ſich zu der von Jeremias Gotthelf wie die künſtleriſche Beobachtung zum Leben ſelbſt. Gotthelf hat fortwährend an dem Schweizerleben den innigſten Antheil gehabt. Er iſt faſt ſelbſt einer jener Schweizerbauern, die er uns ſchildert, und nur deshalb konnte es ihm bei ſeinem großen Talent, wenn auch unbewußt, gelingen, die Kluft zwiſchen der Dichtung für und über das Volk wieder auszufüllen. Daß dabei die ſtreng künſtleriſche Form faſt ganz geopfert wird, iſt nicht zu leugnen und ein Uebelſtand, den wir keineswegs gering achten wollen, wenngleich wir namentlich ſeit der Revolution faſt überall dieſelbe Auflöſung der Form durch den Inhalt der Dichtung erblicken, was ohne Zweifel viel dazu beigetragen hat, daß auch Gotthelf trotz ſeiner Formloſigkeit mehr und mehr Anklang findet. Werden einſt ſich die Formen der Dichtung harmoniſch wieder ſchließen, ſo wird dies auch der volksthümlichen Dichtung zu Gute kommen und dann wird es ſich zeigen, daß in dieſen Skizzen aus dem Bauernleben in der That ſchon die Anfänge einer allen Ständen gemeinſamen Unterhaltungsliteratur vorgelegen haben, wie ſie Engländer und Franzoſen in den, vor der Hand auch noch ziemlich unkünſtleriſchen Schilderungen ihrer Boz und Sue bereits beſitzen.

In ſeiner erſten Schrift, dem „Bauernſpiegel“, verräth Gotthelf noch den Einfluß Peſtalozzi's und des Zſchokke'ſchen „Goldmacherdorfes“, wenngleich ſeine Schilderungsweiſe ihn bereits vor allen ſeinen Vorgängern auszeichnet. In allen ſpätern Büchern aber ſteht er vollkommen ſelbſtändig und mit ſeinem Humor einzig da. Für Leſer aus den gebildeten Ständen, welche Gotthelf kennen lernen wollen, ſind beſonders zu empfehlen außer dem „Bauernſpiegel“ (3. Aufl., Berlin 1851), „Uli der Knecht“ (2. Auflage, Berlin 1850), „Die Käſerei in der Vehfreude“ (Berlin 1850), auch „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“ (4 Theile, Berlin 1848), und „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz“ (2 Theile, Berlin 1850). Seine übrigen Volksſchriften ſind: „Die Armennoth“ (2. Aufl., Berlin 1851), „Dursli, der Branntweinſäufer“ (3. Aufl., Berlin 1851), „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“ (Bern 1838), „Die Waſſernoth im Emmenthal am 13. Auguſt 1837“ (Burgdorf 1838), „Bilder und Sagen aus der Schweiz“ (6 Bändchen, Solothurn 1842—46), „Der Geldstag“ (Solothurn 1846), „Jacob's des Handwerksgeſellen Wanderungen durch die Schweiz“ (Zwickau 1846, Verein zur Verbreitung von Volksſchriften), „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit den Doctoren geht“ (2 Theile, Solothurn 1843—44), „Der Knabe des Tell“ (Berlin 1848), „Eines Schweizers Wort an den Schweizeriſchen Schützenverein“ (Solothurn 1844), „Uli, der Pächter“ (2. Aufl., Berlin 1850), „Hans Jöggeli der Erbvetter, und Harzer Hans, auch ein Erbvetter“ (Berlin 1848), „Käthi, die Großmutter, oder

der wahre Weg durch jede Noth" (2 Theile, Berlin 1847), „Doctor Dorbach der Wühler und die Bürgerlenherren in der heiligen Weihnachtsnacht anno 1847" (Leipzig 1849).

Karl Immermann.

Kurz nach Jeremias Gotthelf's „Bauernſpiegel", der indeſſen damals auf die Entwickelung der volksthümlichen Literatur keinen merklichen Einfluß hatte, weil er erſt nach den Auerbach'ſchen Schriften in Deutſchland bekannt wurde, erſchien: „Münchhauſen. Eine Geſchichte in Arabesken", von **Karl Immermann** (1838—39). Hier war die Geſundheit des weſtfäliſchen Volkslebens als Gegenſatz aufgeſtellt zu dem Verfalle und der Verkommenheit des Junkerthums auf der einen und zu der Blaſirtheit der modernen Literaturzuſtände auf der andern Seite. Dieſe letztern namentlich wurden ſo lebhaft und natürlich geſchildert, daß man ſah, wie das Weſen des begabten Dichters ſelbſt zum großen Theil von ihnen umſtrickt war und ſich zu ſeiner eigenen Erquickung in das Idyll einer weſtfäliſchen Bauernwirthſchaft gerettet hatte. Gerade ſo hatte ſchon viel früher der ſchwäbiſche Dichter **Juſtinus Kerner** (geboren 1786 zu Ludwigsburg, ſeit 1818 Oberamtsarzt in Weinsberg) in ſeinen bunten „Reiſeſchatten des Schattenſpieler Lux" (zuerſt erſchienen in Heidelberg 1811) ſich in den Urwald volksthümlichen Lebens zu retten geſucht, ohne indeſſen die kleinen literariſchen Plänkeleien vergeſſen zu können. Während jene ſatiriſchen Partien des „Münchhauſen" jetzt ihr Intereſſe großentheils verloren haben, zeugen die auf dem Oberhofe ſpielenden Partien noch immer von dem tiefſten Verſtändniß des Volkslebens bei einem Manne, der zwar nicht eigentlich unter dem Volke lebte, aber als preußiſcher Gerichtsbeamter Gelegenheit genug hatte, daſſelbe in denjenigen Momenten zu beobachten, wo die Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters am meiſten hervortreten. So ſtellt er das Volk im Kampfe mit der modernen Cultur, die bäuriſchen Schöppenſtühle der Weſtfalen im Streit mit der Bureaukratie dar. Zu bedauern iſt, daß in dieſer Schilderung des Bauernlebens, an und für ſich betrachtet, gar keine Entwickelung ſtattfindet, ſondern nur Bild ſich an Bild reiht, während die eigentliche Fabel des Stückes ſich an die Liebſchaft zweier jungen Leute aus den höhern Ständen anreiht, von denen mindeſtens Oswald, eine der Romantik angehörende Figur, wenig wirkliches Intereſſe zu erregen im Stande iſt. Trotz dieſer Dürftigkeit ſeiner Bauernidylle bleibt dem preußiſchen Dichter der Ruhm, das Volksleben in Dem, was er davon gibt, tiefer als irgend ein anderer, mit wahrhaft großartigem hiſtoriſchen Sinne und recht eigentlich von der Höhe ſeiner Zeit aus im Kern ſeines jetzigen Weſens erfaßt zu haben.

Karl Immermann war geboren am 21. April 1796 zu Magdeburg, wo ſein Vater Kriegs- und Domänenrath war. Von einem der Gymnaſien zu Magdeburg aus bezog er 1813 die Univerſität Halle und machte als halliſcher Student unter den Freiwilligen namentlich den Feldzug von 1815 mit. Auf die Univerſität zurückgekehrt, wurde er das Haupt der ſogenannten Sulphuriſten, welche den Teutonen, der erſten halliſchen Burſchenſchaft, opponirten. Er verklagte die Teutonen ſogar bei Friedrich Wilhelm III. und ſchickte die Darſtellung eines beſtimmten, allerdings empörenden Exceſſes, welchen ſich die Teutonia gegen einen ihrer Commilitonen zu ſchulden kommen ließ, an verſchiedene hervorragende Perſönlichkeiten ſeiner Zeit, die ihr Urtheil über das Geſchehene abgeben ſollten, was indeſſen zu ſeiner großen Verſtimmung nicht von allen geſchah. Noch in ſeinen „Epigonen“ ſpiegelten ſich ſeine halliſchen Studentenerlebniſſe wieder. 1823 wurde er Diviſionsauditor in Münſter, 1827 Oberlandesgerichtsrath in Düſſeldorf. Seine dortigen Beſtrebungen für das deutſche Theater ſind bekannt. Nicht lange nach ſeiner Verheirathung ſtarb er am 25. Auguſt 1840 zu Düſſeldorf.

A. Weill und Joſeph Rank.

Der Zeitfolge nach reihen ſich zunächſt an Immermann's „Münchhauſen“ 1843 die „Sittengemälde aus dem elſäſſiſchen Volksleben“ von **A. Weill** (einem geborenen Elſaſſer, der in Paris als Journaliſt lebt), — ein frivoles Buch, an dem nur die Schilderungen einzelner ländlicher Feſtlichkeiten einen gewiſſen Werth haben, ohne daß das Ganze deshalb irgendwie als Volksbuch gelten kann. Weit edler gehalten waren die, ebenfalls 1843 erſchienenen Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ von **Joſeph Rank** (geboren in Deutſchböhmen, 1848 eine kurze Zeit Mitglied des Deutſchen Parlaments, noch in Frankfurt). Doch gehört dieſe Schrift weſentlich derſelben Richtung an; zwar unterſcheidet ſich Rank von Weill vortheilhaft dadurch, daß er wirkliches Verſtändniß für das Volk beſitzt, allein in ſeiner Darſtellung verräth er zu viel Abſichtlichkeit. Seine geſammelten Schriften erſchienen, ebenfalls unter dem Titel: „Aus dem Böhmerwalde“, 1851 in Leipzig.

Berthold Auerbach.

Wir haben bereits der von Auerbach in „Schrift und Volk“ aufgeſtellten Scheidung der Schriftſtellerei aus dem Volk und für das Volk gedacht, ein Gegenſatz, der in der That als überwunden betrachtet werden muß, ſeit die Wirkung Jeremias Gotthelf's auf die deutſche Literatur begonnen hat. Zu dem volksthümlichen Inhalt wird ſich in den meiſten Fällen auch die volksthümliche Form finden laſſen, und wenngleich das Volk keineswegs ausſchließlich Schriften über ſich ſelbſt leſen ſoll, ſo wird man ihm doch Das, was ſeine eigenen Zuſtände von richtigen und geſunden Geſichtspunkten aus darſtellt, ſtets als eine höchſt paſſende Lectüre in die Hand geben können. Keinem Andern als **Berthold Auerbach** ſelbſt war es vorbehalten, für die Schilderung des Volkslebens ſowie für die Schilderung des wahrhaft geſunden Lebens überhaupt wieder ſo freie Bahn zu brechen.

Als Schriftſteller für das Volk iſt Auerbach mit großem Erfolg aufgetreten in ſeinem „Gevattersmann“. Wir dürfen ihn in dieſer Beziehung, jedoch lediglich wegen des Beiden gemeinſamen landsmannſchaftlichen Charakters, als Hebel's Nachfolger betrachten. Wie bei Hebel, ſo ſehen wir auch bei Auerbach die Aufklärung in Verbindung mit einer wirklichen geſunden Anſchauung des Volkslebens das Beſte leiſten. Zu der Schalkhaftigkeit, die wir an Hebel kennen, geſellt ſich bei dem „Gevattersmann“ noch die tüchtigſte deutſche Geſinnung, welche allein ſchon im Stande iſt, ſeiner, leider nur zu wenig umfangreichen Volksſchriftſtellerei großen Werth zu verleihen. Auerbach's Schreibart charakteriſirt, nicht allein im „Gevattersmann“, ſondern gewiſſermaßen auch in den „Dorfgeſchichten“, eine faſt epigrammatiſche Kürze, die den geradeſten Gegenſatz bildet zu Gotthelf's wahrhaft homeriſcher Breite.

Berthold Auerbach, gleich Weill und Rank von jüdiſcher Herkunft, wurde geboren am 28. Februar 1812 zu Nordſtetten im württembergiſchen Schwarzwald, wo ſeine Mutter noch jetzt in hohem Alter lebt. Er iſt das drittjüngſte Kind unter ſechs Schweſtern und fünf Brüdern, wurde zum Studium der jüdiſchen Theologie beſtimmt und erhielt ſeine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er zugleich das Gymnaſium theilweiſe beſuchen konnte. In Stuttgart vollendete er den Gymnaſialcurſus und ſtudirte dann von 1832—33 in Tübingen, München und Heidelberg. Bald ging er von der jüdiſchen Theologie zur Philoſophie und Geſchichte über. Auch gehörte er der Burſchenſchaft an, und die gegen dieſelbe geführten Unterſuchungen brachten ihn 1833 einige Monate lang auf die Feſtung Hohenasperg. Von jetzt an widmete ſich Auerbach der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit und war namentlich auch journaliſtiſch bei der Redaction von Lewald's „Europa“ beſchäftigt. Die erſte Volksſchrift mit ſeinem Namen erſchien 1842 unter dem Titel: „Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelſtand“, welche er gegenwärtig in zweiter Auflage erweitert und erneuert herauszugeben gedenkt. Schon früher oder gleichzeitig ſoll er anonym eine größere auf das Volk berechnete Schrift über Friedrich den Großen in Lieferungen herausgegeben haben. 1843 erſchienen zuerſt die „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ in zwei Bänden, an welche ſich 1849 eine „Neue Folge“ anſchloß. Sie wurden ins Engliſche, Holländiſche und Schwediſche überſetzt. Auerbach's Kalender „Der Gevattersmann“ erſchien für die Jahre 1845—48. Alle dieſe, zunächſt im ſüddeutſchen Leben wurzelnden Schriften entſtanden meiſt in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegend. Im Winter 1844 lebte Auerbach in Karlsruhe, mitten im badiſchen Landtagsleben, im lebhaften Verkehr mit den Abgeordneten der liberalen Partei, die damals noch eine einige war und Hecker und Mathy als treue Genoſſen in ſich ſchloß. Andeutungen von ſeiner damaligen Stellung finden ſich in der Vorrede zu „Schrift und Volk“, ſowie ſeines Lebens am Rhein im Vorwort zu erſten Auflage der „Deutſchen Abende“ gedacht iſt.

Den Sommer 1844, von dem er unter dem Titel „Der letzte Sommer Lenau's“, ſeine Erinnerungen veröffentlicht hat, verlebte er mit dem genannten unglücklichen Dichter hauptſächlich in Baden-Baden. Zu Anfang des Jahres 1845 ging Auerbach nach Norddeutſchland, wobei er auch in Weimar längere Zeit verweilte. In Halle wurde der ſüddeutſche Poet von einer Anzahl Studirender feſtlich begrüßt; in Berlin, wo er ſich mit Dieſterweg befreundete, nahm er an dem damaligen Handwerkerverein lebhaftes Intereſſe, bei welcher Gelegenheit ſich jedoch der Contraſt ſeiner gemüthlichen ſchwäbiſchen Natur mit dem Berlinerthum lebhaft herausſtellte. Von Berlin ging er zu längerm Aufenthalte zuerſt nach Leipzig, dann nach Breslau. Nachdem er ſich an letzterem Orte verheirathet hatte, zog er nach Heidelberg, wo damals durch Gervinus und die „Deutſche Zeitung“ ein reges politiſch-literariſches Leben aufgegangen war. 1848 trat er in ſeinem heimiſchen Wahlkreiſe als Candidat für das deutſche Parlament auf, wurde indeſſen ſeiner Religion wegen nicht gewählt. Nach dem Tode ſeiner Gattin zog er zwiſchen Oſtern und Pfingſten 1848 über Köln und Berlin wieder nach Breslau, ging von da im Herbſt nach Oeſtreich und kam nach einer Alpenreiſe am 6. October, dem Tage der Ermordung Latour's, zu einem längern Aufenthalte in Wien an. Er erlebte hier die Octoberrevolution, was auf ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Im November kehrte er nach Breslau zurück, wo er ſich an den Bewegungen des Jahres 1848 als Mitvorſteher eines der dortigen Vereine in gemäßigt demokratiſchen Sinne betheiligte und von wo aus ihn unter Anderm die Frankfurter Kaiſerwahl im Jahre 1849 voll freudiger Begeiſterung nach Berlin rief. Gegenwärtig lebt er, zum zweiten Male verheirathet, in Dresden.

Geiſtliche Volksſchriftſteller.

Wie wir, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, bereits mehrfach erwähnen mußten, hat Jeremias Gotthelf, ſo früh er auch als der Erſte unter den neuen Volksſchriftſtellern ſich ans Werk machte, dennoch wegen ſeines ſpäten Bekanntwerdens in Deutſchland bisher nur wenig Einfluß auf die volksthümliche Literatur gehabt. Nur unter den neuerdings bekannt gewordenen Volksſchriftſtellern befinden ſich einige, welche ihm verwandt ſind, nicht ſowol weil ſie in Bezug auf die Darſtellung von ihm gelernt haben, als weil ſie ſich mehr oder weniger ſeiner politiſch religiöſen Richtung anſchließen. Dahin gehört **Friedrich Ahlfeld** (geboren 1810 als Sohn armer Bauersleute zu Mehringen in Anhalt-Deſſau, nach Bekleidung verſchiedener Stellen als Lehrer und Prediger, 1851 als Nachfolger des Dr. Harleß an die Nikolaikirche zu Leipzig berufen). Bei gleicher religiöſer Grundſtimmung und gleichen moraliſchen Abſichten bildet er in anderer Beziehung dennoch zu Gotthelf den directen Gegenſatz. Die Erzählungen Ahlfeld's (etwa 1845 erſchienen) ſpielen in den fruchtbaren Saalgegenden von Anhalt und Preuſiſch-Sachſen und haben ihre Leſer in den Kreiſen der innern Miſſion, welcher der Verfaſſer angehört, gefunden. Ahlfeld iſt allerdings einer der Wenigen, welche das Volk kennen, aber er hat keine eigentliche Freude am Volksthümlichen. Es iſt ein merkwürdiger Misgriff, daß bei ihm nicht allein die Religion, ſondern auch die Moral als feindliches und auflöſendes Element dem Volksleben gegenübergeſtellt ſind. Einem Müller, deſſen Leben und Untergang durch liederliche Wirthſchaft er übrigens gut erzählt, legt er als jungem, unverdorbenem Burſchen auf ſeiner Wanderung ein ſchönes Volkslied in den Mund und ſagt, es würde ſpäter beſſer mit ihm geſtanden haben, wenn er damals geiſtliche Lieder geſungen hätte. Während bei Jeremias Gotthelf Chriſtenthum und Religioſität überall im Volke Vorausſetzung ſind und ſich mit noch ganz andern Dingen als dem Geſange eines Volksliedes ſehr wohl vertragen, werden uns hier gerade die beſtgezeichneten und volksthümlichſten Geſtalten als irreligiös vorgeführt, was doch nicht einmal im Intereſſe der Religion ſelbſt liegen kann. Jene Schweizerbauern ſind ſämmtlich gute Chriſten, dieſe ſächſiſchen, ſofern der Verfaſſer ſie begünſtigt, Pietiſten. Man freut ſich über das Stück Heidenthum, das Ahlfeld in ſeinen Erzählungen blind nebenherlaufen läßt, und tröſtet ſich z. B. in „Des Spielers Gang und Ende“ über den Untergang dieſer ehrlichen Burſchen, die es repräſentiren, einigermaßen mit der Betrachtung, daß es wenigſtens nicht, wie der Verfaſſer andeuten will, ihr ſo vortrefflich geſchildertes kerniges und geſundes Weſen war, was ihnen den Untergang bereitete; ja, man wird verſucht anzunehmen, daß die unvolksthümliche Frömmelei, welche die Lieblingsgeſtalten des Verfaſſers verunziert, wenn ſie überhaupt im Volke möglich wäre, eine gute und anſehnliche Wirthſchaft ebenſo gut als das Kartenſpiel zu Grunde richten könnte. — In ſeiner erſten Erzählung: „Der Verwalter und ſein Kind“, in der er als warmer Anwalt des Volks auftritt, hat Ahlfeld die Entſittlichung deſſelben auf großen Gütern geſchildert in einer mehr für die Oekonomen, denen er dieſe Entſittlichung ſchuldgibt, als für das Volk beherzigenswerthen Begebenheit. Er hat alſo den Kreis, auf den er in moraliſcher Hinſicht als Volksſchriftſteller wirken will, ſich nicht ſo ſtreng abgegrenzt als der durchaus praktiſche Jeremias Gotthelf, den Alles, was extra Iliacos muros von Käshändlern und andern Leuten geſündigt wird, nicht kümmert. — In der Erzählung: „Der Ausziehvater“ (welche vor den andern ſich dadurch unterſcheidet, daß in derſelben nicht die religiöſen Gegenſätze in den Hauptperſonen vertreten ſind) nähert ſich Ahlfeld mehr als ſonſt dem Inhalte nach Jeremias Gotthelf, der Form nach Auerbach, deſſen Schüler er überhaupt in Betreff der Darſtellung iſt. Außer dieſen bereits genannten erſchienen von Ahlfeld noch folgende Erzählungen für das Volk: „Das Knecht-Jubiläum“, „Berend Stein, der Knechte Paſtor“ und „Das verachtete Kind“.

Auch der ſchon früher aufgetretene Volksſchriftſteller W. O. v. Horn (wie man hört, ein katholiſcher Pfarrer in der Rheingegend, Pfarrer Oertel zu Horn) wird hier am paſſendſten ſeinen Platz finden. Er iſt der Herausgeber der „Spinnſtube“ (1846—51) und veröffentlichte außerdem: „Friedel, eine Geſchichte aus dem Volksleben“ (Darmſtadt 1848), „Auch ein Menſchenleben“ (Erlangen 1851) und „Geſammelte Erzählungen“ (2 Bände, Frankfurt a. M. 1850—51). Es waltet darin ein leichter, etwas an Zſchokke's Novellen erinnernder Erzählungston vor. Endlich erſchienen von dem ſächſiſchen Pfarrer A. Wildenhahn die Schriften: „Sächſiſche Wanderluſt“ und „Erzgebirgiſche Dorfgeſchichten“ (letztere 1848—50).

Die Dialektdichtung.

Die Anregung zur neuern Dichtung im Dialekt ſcheint Johann Heinrich Voß gegeben zu haben durch ſeine niederſächſiſchen Gedichte. Durch ihn wurde Hebel zu ſeinen „Alemanniſchen Liedern“ angeregt. Hebel, geboren am 11. Mai 1760 zu Hauſen bei Schopfheim im Badiſchen, ſtudirte in Erlangen, wurde 1808 Director des Lyceums zu Karlsruhe, 1819 Prälat und ſtarb am 22. September 1826 als Conſiſtorialrath zu Schwetzingen. Außer dem „Rheiniſchen Hausfreund“ und den „Alemanniſchen Gedichten“ gab er auch „Bibliſche Geſchichten“ heraus. Nächſtdem wurden am meiſten bekannt die altmärkiſchen plattdeutſchen Gedichte von Bornemann (welcher unlängſt in Berlin als Juſtizminiſter außer Dienſt verſtarb) und Holtei's ſchleſiſche Gedichte. Auch erſchienen neuerdings Gedichte in elſäßer Mundart vom Drechslermeiſter Hirtz, „Harzgedichte“ (in oberharziſcher Mundart), geſammelt von Schulze (2. Aufl., Klausthal 1851); ferner Gedichte in mansfelder Mundart von Gibelhauſen unter dem Titel: „Mansfelder Sagen“ (2 Bändchen), endlich Gedichte im nordhäuſiſchen und braunſchweigiſchen Dialekt, letztere von Schmelzkopf. Ausgezeichnet zu werden verdient die Dichtung: „Littge Hoep, dat Neſtkiken“ (von einem Anonymus, Namens Müller, Beamten der Seehandlung in Berlin), im oſcherslebenſchen Dialekt geſchrieben, weil ſie zugleich eine Dichtung (und zwar eine der beſten und volksthümlichſten) für das Volk iſt, was bei jeder Dialektdichtung der Fall ſein ſollte. Im Ganzen genommen werden die Dialektſchriften jetzt ziemlich zahlreich. Auerbach ſcheint auch hierzu durch ſeine den Dorfgeſchichten hier und da eingemiſchten ſchwarzwälder Dialektproben angeregt zu haben.

Die belehrende Volksſchrift.

Es muß jetzt auch von den belehrenden Schriften fürs Volk die Rede ſein. Hier bieten ſich vorzugsweiſe hiſtoriſche Schriften der Beachtung dar. Zu dieſen lieferten beſonders die Befreiungskriege Stoff. Namentlich hat Chriſtian Niemeyer, der, ein liebenswürdiger Greis, als hochbetagter Pfarrer zu Dedeleben bei Oſchersleben noch lebt, auf geſchickte Weiſe dieſen großen Stoff fürs Volk verarbeitet. Vielleicht fanden ſeine Schriften auch deshalb ſo große Verbreitung, weil ſie den Geiſt der Zeit, in der ſie entſtanden und der Niemeyer, mehr noch unbewußt durch ſeine Auffaſſung der Dinge, als in gefliſſentlicher Hervorhebung, ein Denkmal geſetzt hat, ſo treu wiederſpiegeln. Niemeyer iſt der Volksſchriftſteller der Heiligen Allianz. In ganzen Frachtladungen ſollen ſeine Schriften nach Oeſtreich verſandt worden ſein und ihm Wohlſtand und Reichthum erworben haben. Napoleon iſt ihm ein Ungeheuer, ſeine Soldaten Böſewichter und die Befreier Deutſchlands nicht nur Helden, ſondern auch Vorbilder aller Vortrefflichkeiten. Im „Buch der Tugenden" führt er die einzelnen Tugenden auf und erläutert ſie durch Beiſpiele edler Handlungsweiſe, die er meiſt aus der Geſchichte und aus dem Leben der Prinzen und Prinzeſſinnen nimmt, auch da wo es ſich um bloße Privattugenden handelt.

Eine hiſtoriſche Volksſchrift voll edler Einfachheit beſitzen wir über Guſtav Adolf von K. B. König.*) Auch die preußiſchen hiſtoriſchen Volksſchriften von Hahn ſind lobenswerth wegen ihrer einfachen und edlen Sprache, wenngleich ihr Verfaſſer ſeine Stoffe etwas zu manierlich und epigrammatiſch zuſtutzt. Mit Recht gilt auch als treffliche hiſtoriſche Volksſchrift: „Johann Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet" (Leipzig, 2. Aufl., 1845). Unter den allgemeinen Werken über deutſche und europäiſche Geſchichte, welche ſich, wie die von Duller, Held und Flathe, als Volksbücher geben, iſt uns keines bekannt, das dieſen Namen verdiente, da in denſelben überall zu ſehr die Phraſe vorherrſcht.

Auf dem Gebiete der Geographie und Reiſebeſchreibung, jedoch nur hier, wird ſich manche der bekanntern Schriften für die Jugend zugleich als Volksſchrift benutzen laſſen. So die Reiſebeſchreibungen von Campe, auch von Wilhelm Harniſch. Als eine treffliche populäre Schrift führen wir hier an: „Der deutſche Reiſende der neuern Zeit", von K. C. Andree (Karlsruhe, 1845).

Von ſehr weit verbreitetem, faſt durchweg aber ſchädlichem Einfluſſe auf die ungebildeten und halbgebildeten Schichten des Volks iſt die zu einer ganzen Flut von Werken angewachſene populäre wiſſenſchaftliche Literatur, welche ſich bemüht, die Reſultate der Wiſſenſchaft praktiſch für Haus und Hof auszubeuten, dabei nicht ſelten Wohlfahrt und Leben ihrer Schüler gefährdet, hin und wieder auch, namentlich in medieiniſchen Dingen, mit denen ſie ſich vorzugsweiſe gern beſchäftigt, dem Gebrauch von allerlei Hausmitteln eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Weihe zu ertheilen ſucht, welche den gemeinen Mann die einfachſten Dinge von der Welt, wie Kirſchen und ſaure Milch, als Univerſalmittel gegen alle Uebel betrachten lehrt. Dieſe ganze Literatur, welche noch fortwährend ihre ſchädlichen Wirkungen ausübt, beruht auf dem doppelten Betruge, daß die Verfaſſer derartiger Schriften weder die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit beſitzen, welche das Volk bei ihnen vorausſetzt, noch auch die praktiſche Erfahrung, die ſie ihm ausdrücklich verſchwindeln. Welche wiſſenſchaftlichen Werke für eine ſolche populär-wiſſenſchaftliche Schrift benutzt werden, hängt vom Zufall ab; die geſammte Literatur über einen Gegenſtand wird niemals ausgebeutet, ſondern nur an dieſem und jenem Buche ein ſinnloſes Plagiat begangen; oft wird auch ein populär-wiſſenſchaftliches Werk aus zwei bis drei andern gleichen Schlags zuſammengebraut, was um ſo ungefährlicher iſt, da der Verleger oder Verfaſſer eines populär-wiſſenſchaftlichen Werkes faſt nie eine Nachdrucksklage erheben kann, weil ſeine Schrift ſelbſt nur ein Plagiat iſt. Unternehmungen wie Dingler's „Polytechniſches Journal", die, wie trefflich ſie in ihrer Art ſein mögen, doch keinen Gegenſtand erſchöpfen und ſich, bei der Breite des Materials, von der Oberflächlichkeit nicht immer freihalten können, werden Tag für Tag von der populär-wiſſenſchaftlichen Literatur ausgebeutet. Um den großen Haufen über ihre Stellung und Bedeutung auf dem Gebiete deutſchen Geiſteslebens zu täuſchen, ſetzen die Verfaſſer ihren gewerblichen und mediciniſchen Schriften bekannte Namen vor, die theils leiſe verändert werden, wie F. A. Bechſtein, A. von Bornſtadt, B. Heid; theils, wie Riemer, Börne, Ammon, unverändert und nur mit einem Raths- oder Profeſſoren- oder mindeſtens Doctorentitel verziert auftreten. Auf der andern Seite ſprechen dieſe Autoren auf den Titeln ihrer Schriften die Autorität von Praktikern an, welche Alles und Jedes ſelbſt verſucht haben: Tabak-, Eſſig-, Cognac- und Zuckerfabrication aus Kartoffeln, Karpfen- und Spargelzucht, Gartenkunſt, Wildzucht, Jagd, ſelbſt auf Wölfe, weil dieſe Schriften ſtark nach Rußland und Polen gehen, u. ſ. w. Sind es mediciniſche Schriften, ſo haben die Verfaſſer gewiß alle Krankheiten an ſich ſelbſt erfahren und ſind von den unheilbarſten Leiden durch die Mittel, die ſie empfehlen, glücklich befreit worden. Einer der fruchtbarſten und ſomit auch gefährlichſten unter den Schriftſtellern dieſer Gattung iſt der, 1845 und 1846 von Karl Schneitler, damals Buchhändler zu Stolberg am Harz, und dem dortigen praktiſchen Arzt Dr. Kröning entlarvte Doctor der Philoſophie Karl Schöpfer. Schon 1840 hatte er 170 Werke geſchrieben. 62 falſche Namen, deren er ſich bediente, ſind ihm von Schneitler nachgewieſen worden. Da alle die hierher gehörigen Schriften niemals zur literariſchen Beſprechung gelangen, ſo wäre es auch ferner die Aufgabe ehrenwerther Buchhändler, dieſem Unweſen zu ſteuern. Ihnen dabei ſich anzuſchließen, liegt namentlich im Intereſſe der Aerzte.

---

*) Vgl. über König den Aufſatz: „Die neueſten Bewegungen auf dem Gebiete des Proteſtantismus" im 1. Bande der „Germania", S. 277—281.

Schon 1843 beklagte ſich in Biedermann's „Deutſcher Monatsſchrift" Dr. med. A. Krug „über die Nachtheile der wachſenden Theilnahme des Publicums an der ärztlichen Kunſt" und ſchlug Mittel vor, um der populären mediciniſchen Literatur zu ſteuern. Eben daſelbſt ſchrieb 1845 der Dr. med. Coß (in Travemünde) „über mediciniſche Pfuſcherei und Volksaufklärung in Deutſchland."

Allerdings aber darf ſich die Wirkſamkeit der Aerzte, wie Coß richtig andeutet, hier nicht rein negativ verhalten, ſondern ſie müſſen, indem ſie die ſchlechte populäre mediciniſche Literatur unterdrücken, einer beſſern Bahn brechen helfen. Schon vor mehr als 60 Jahren ſchrieb P. Frank: „Die Unwiſſenheit des Volks in mediciniſchen Dingen iſt gewiß die erſte Quelle der Quackſalberei und der zahlloſen Misgriffe, welche Geſundheit und Leben gefährden". Beſſere mediciniſche Schriften für Nichtärzte werden es in der Regel nur mit der Diätetik, nicht mit der Behandlung und Vertreibung der Krankheiten zu thun haben. In dieſem Sinne ſchrieb Hufeland ſeine „Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern" und vom gleichen Standpunkte ſind in neuerer Zeit mehrere nützliche Schriften erſchienen. Auch die Geiſtlichen Klaus Harms, Rövers und der Kanzler Niemeyer gaben nützliche diätetiſche Schriften vom paſtoralen Geſichtspunkte heraus.

Die periodiſche Volksſchrift.

Wir gehen jetzt zu einer Muſterung der Volkszeitſchriften über, wobei wir jedoch auf das verweiſen, was bereits oben über Juſtus Möſer, Claudius und einige Andere geſagt wurde. Auch auf dieſem Gebiete des Volksſchriftenweſens ſind in neuerer Zeit die Schriftſteller der Schweiz am glücklichſten geweſen. Als die Regierung der helvetiſchen Republik noch ihren Hauptſitz in Luzern hatte, gab Heinrich Peſtalozzi mit Heinrich Geßner, dem Sohne des Idyllendichters, ein „Helvetiſches Volksblatt" heraus, das die Menge über öffentliche Angelegenheiten belehren ſollte, aber wenig Anklang fand, theils weil ſeine Verbreitung durch eine Regierung, welche nicht des allgemeinen Vertrauens genoß, befördert wurde, theils weil die Sprache des Blattes weit über die Faſſungskraft des Volks hinausging. Gewiſſermaßen eine Fortſetzung des „Helvetiſchen Volksblattes" war Heinrich Zſchokke's „Schweizerbote". Die, zuerſt zu Anfang des Jahres 1799 erſchienenen Stücke deſſelben erregten ſogleich allgemeines Aufſehen. Wegen amtlicher Geſchäfte des Herausgebers wurde die Wochenſchrift jedoch bald aufgegeben und erſt 1804 wieder begonnen, um dem Volke „die edlern Früchte der Revolution" zu retten. Der „Schweizerbote" wollte außerdem das Geheimniß lehren, „luſtig zu leben und ſelig zu ſterben" und Gold zu machen, das man in der Schweiz zwar nicht in Töpfen koche, ſondern mit dem Pfluge aus der Erde ziehe, vom Acker ſchneide, aus dem Viehſtall hole oder aus dem Walde, wo es am Baume wachſe. Nur hin und wieder wurden manche Eigenthümlichkeiten ſchweizeriſcher Sprechart in dieſem neuen Blatte eingemiſcht, von dem doch beinahe nach einem halben Jahrhundert 2—3000 Exemplare in der Schweiz verbreitet waren.

Wenn Auerbach verlangt, ein Grundton, eine Melodie gleichſam ſolle ſich durch jede Volksſchrift hinziehen, auf die Alles zurückweiſe, ſo gilt das ſelbſt für periodiſche Unternehmungen. Das bunte Durcheinander einer Zeitſchrift hat für das Volk nur dann einen Reiz, wenn bei allem Wechſel doch etwas Feſtes und Bleibendes ſich vorfindet. Daher die ſtehenden Figuren in faſt allen wirklichen Volkszeitſchriften und Kalendern. Die Geſtalt eines Boten iſt da am beliebteſten und populärſten, ſodaß ſelbſt Zeitungen und Blätter, welche nicht auf das Volk berechnet ſind, durch ihre Titel daran erinnern und der Journaliſt überhaupt als ein Bote daſteht. Claudius ſchuf ſich den „Vetter Andres“ und außerdem den „Görgel“ als Mitarbeiter, welcher Letztere in Wien als „Hans-Görgel“ wieder auferſtand und ſogar während der Revolution als Reactionär eine Bedeutung erlangte. Hebel trat als „Hausfreund“ auf, Auerbach als „Gevattersmann“. Noch in unſern Tagen unterhält ſich der General mit dem „Dorfbarbier“ und der „Schulze Gottlieb“ ſchreibt in dem „Halliſchen Volksblatte“, in welchem der Ton des alten Claudius nachgeahmt wird, ſeine Briefe an den „Ackermann Hoffegut“. Auch ſonſt aber ergeben ſich allerlei harmloſe Späße aus dem Verkehr mit der Menge bei der Leitung einer ſolchen Zeitſchrift, welche Niemand ohne wahrhaft kindlichen Sinn und volksthümliches Gemüth übernehmen ſollte.

Sogar Berlin hat, nachdem die Geſellſchaft der „Ewigen Lampe“ aufgelöſt und der „Krakehler“ verſchwunden iſt, außer dem veralteten „Beobachter an der Spree“ noch ſeine „Pieſke und Puſke“, ſeine „Müller und Schulze“, ſeinen „Buddelmeyer“ und ſeine „Gelehrten des Kladderadatſch“. Es braucht aber kaum bemerkt zu werden, daß hier ein raffinirter Witz ſich nur des Contraſtes wegen der volksthümlichen Formen bedient. Aehnlich, jedoch nicht ganz auf gleiche Weiſe verhielt es ſich mit den Zeitſchriften von Held. Sie waren die Frucht einer überreizten politiſchen Stimmung und verſchafften ſich durch ihre phraſenhafte Halbbildung vielfach bei Bürgern und Bauern Einlaß. Die Popularität der „Dorfzeitung“ beruht, ohne weitere volksthümliche Elemente, im Gegenſatz zu den Held'ſchen Blättern auf anſpruchsloſer Beſcheidenheit, edler Einfachheit und ſinniger Freimüthigkeit.

Als einen der tüchtigſten unter den neuen politiſchen Volksſchriftſtellern und populären Journaliſten müſſen wir **Friedrich Harkort** bezeichnen, der, halb und halb ein Landsmann Möſer's, ſchon während der Märztage des Jahres 1848 bis zum Ende der preußiſchen Revolution dem Volke die allergeſundeſten Grundſätze predigte in einer klaren und wahrhaft überzeugenden Sprache. Manchem Leſer der „Germania“ möchte es nicht unintereſſant ſein, bei dieſer Gelegenheit einige Nachrichten über das Leben dieſes Mannes zu erhalten, deſſen Thätigkeit als Volksſchriftſteller mit ſeiner Stellung als einer der Führer der conſtitutionellen Partei in Preußen Hand in Hand ging. **Friedrich Harkort** wurde 1793 geboren. Sein Vater war Kaufmann und Gutsbeſitzer, ein patriotiſcher Mann von claſſiſcher Bildung. Der Sohn genoß den Unterricht auf der Handelsſchule zu Hagen in Weſtfalen und trat, 16 Jahre alt, als Lehrling in eine Handlung. 1813—15 nahm er Theil an den Befreiungskriegen, wurde zweimal bleſſirt bei Ligny und erhielt das Eiſerne Kreuz. Bis 1833 diente er noch als Hauptmann in der Landwehr. 1819 errichtete er in Wetter eine Maſchinenbauanſtalt und war von da an thätig für die gewerblichen Fortſchritte des Vaterlandes. Er hat manche Bahn gebrochen und, wie er ſagt, das Lehrgeld gezahlt für ſich ſelbſt wie für Andere. Der Kreis Hagen wählte ihn zuerſt zum Mitgliede des weſtfäliſchen Provinziallandtags, dann 1848 zum Abgeordneten in die preußiſche Nationalverſammlung; nach deren Auflöſung trat er auch in die II. Kammer der nächſten Volksvertretung ein, worin er noch jetzt ſeinen Sitz hat. Das Parlament in Erfurt beſuchte er ebenfalls als Mitglied des Volkshauſes. Sein politiſches Glaubensbekenntniß iſt das conſtitutionell-monarchiſche. Förderung der Volksbildung und der materiellen Intereſſen war und iſt ſein Beſtreben. An kleinen Schriften verfaßte er: „Die Geſchichte des erſten Weſtfäliſchen Landwehrregiments“, „Bemerkungen über die preußiſchen Volksſchulen“, „Ueber die Hinderniſſe der Emancipation und Civiliſation der untern Claſſen“, „Ueber die Grundſteuer“, „Ueber die Eiſenbahnen“, „Ueber Volksbanken“, „Ueber den Weſtfäliſchen Flachsbau“, „Flachsmartha“, „Gärtner Heinrich“ und manche fliegende Blätter fürs Volk. Auch iſt und war er Mitarbeiter der conſtitutionellen Journale und redigirte die preußiſche lithographirte Parlamentscorreſpondenz. Auf die praktiſchſte Weiſe ſuchte er ſich Menſchenkenntniß zu erwerben, indem er die meiſten Länder Europas durchreiſte. Vor kurzem ward er wegen ſeiner „Bürger- und Bauernbriefe“, worin er das gegenwärtige preußiſche Syſtem in populärer Form und mit handgreiflichen Argumenten, namentlich auf dem materiellen Gebiete, angriff, in Anklageſtand verſetzt, jedoch freigeſprochen.

Eine falſche Popularität herrſcht vor bei dem „Sonntagsblattſchreiber“ der „Neuen Preußiſchen Zeitung“, der ſich bisher wöchentlich einmal zum Volke herabließ, um vor ſeinen Augen eine wilde Meute von Flüchen und Lügen auf das edle Wild der deutſchen Freiheitsbeſtrebungen loszulaſſen. Es iſt eine verwilderte Popularität, die hier ihr Weſen treibt, das Junkerthum, das ſich mit dem Bauernſtand „gemein macht“. Georg Heſekiel, der Schreiber des Sonntagsblattes, dem vor kurzem eine ſelbſtändige Erzählung für das Volk: „Das liebe Dorel“, nicht übel gerieth, ſollte billigerweiſe ſelbſt fühlen, daß der Ton, in dem er zu ſeinen „lieben Landsleuten“ redet, unſchicklich, weil nur auf das dumme Volk berechnet iſt.

Wir halten es für überflüſſig, hier die Titel der Blätter aufzuführen, die ſich ſelbſt neuerdings Volksblätter nennen oder nannten und von denen viele an den neuerdings von den Regierungen verlangten Cautionen zu Grunde gegangen ſind. Als ein wahrhaft volksthümliches Blatt heben wir die ſeit 1844 erſcheinenden münchener „Fliegenden Blätter“ hervor. Von den Volkskalendern verdienen empfohlen zu werden: der Auguſt'ſche (ſeit 1851), welcher ſich unter Anderm mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigt, der Gubitz'ſche (ſeit 1835) wegen ſeiner vielen und guten Holzſchnitte, und der Wigand'ſche (ſeit 1843) wegen der Betheiligung einzelner ſehr tüchtiger

Mitarbeiter daran, wenngleich die literariſche Wirkſamkeit jenes Herausgebers Nieritz auf dem Gebiete der Volks- und Kinderſchriften für deſſen taktvolle Leitung wenig Bürgſchaft gewährt. Ein wüſtes und unerquickliches Durcheinander findet man in dem Kalender von Stieber („Steffens") — ſeit 1841. Zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt dagegen der „Illuſtrirte Volkskalender in Monatsheften", von welchem der vielgeleſene Volksſchriftſteller Franz Hofmann bereits mehrere Hefte herausgab. Um ſo mehr müſſen wir das treffliche Unternehmen vor dem berliniſchen und grimmaiſchen Witzeln warnen, welches der Tod aller echten Volksthümlichkeit iſt.

Schriftſteller aus dem Volke.

Noch können hier die Männer nicht ganz unbeachtet bleiben, welche, nach Herkunft und Bildung dem Volke ſelbſt angehörend, das Bedürfniß geiſtigen Schaffens empfanden. Schon der Umſtand, daß dieſe Schriftſteller faſt ſtets ſich der gebundenen Rede bedienen, läßt uns von vornherein wenig für unſere Zwecke von ihnen erwarten. Dazu kommt, daß wenigſtens die ſogenannten Naturdichter in der Regel über ihre ganze Lebensſphäre hinausſtreben und ſich auf Grund einer oft höchſt unerquicklichen Lecture in den Phraſen einer ſentimentalen Halbbildung ergehen. Seichte Aufklärung, gemiſcht mit einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Religioſität, ſind dieſen Männern meiſt eigenthümlich — beides keine empfehlenden Eigenſchaften für die Volksſchrift.

Im vorigen Jahrhundert wurde in Halberſtadt der Schäfer David Claus von Gleim und ſeinen Freunden bewundert; aus ſeinen Manuſcripten, die jedoch meiſt nur die Excerpte des außerordentlich beleſenen frommen Mannes enthielten, erſchien eine Auswahl im Druck.

Als einen Nachfolger des erſten deutſchen Naturdichters, Hans Sachs, kündigte ſich noch im vorigen Jahrhundert deſſen Landsmann an, „der Meiſterſänger Johann Konrad Grübel zu Nürnberg am Graben". Er wurde 1736 zu Nürnberg geboren und war der Sohn eines Flaſchners, trieb zuerſt deſſen Profeſſion, verfertigte nebenher mechaniſche Arbeiten und ſtarb 1809. Er ſchrieb „Gedichte in nürnberger Mundart" (Nürnberg 1802, 3 Bändchen, 4. Aufl. ebend. 1823—25, 4 Bändchen), „Correſpondenzen und Briefe in Nürnberger Mundart" (ebend. 1808). Seine ſämmtlichen Werke erſchienen 1835 zu Nürnberg in 3 Bänden.

Falk ſagt in ſeinen „Grotesken, Satiren und Naivitäten" über Grübel Folgendes: „Wodurch ſich Grübel ſehr zu ſeinem Vortheil von Herrn Hebel unterſcheidet, iſt der bewunderungswürdige Grad von objectiver Darſtellungsgabe, ſowie ihm Herr Hebel ſeinerſeits eben ſo ſehr an Kenntniſſen und ſentimentalen Vorzügen aller Art überlegen iſt. Mit einem Wort — denn ſo iſt das Räthſel gleich gelöſt: Grübel iſt Klempner und ſitzt noch bis auf den heutigen Tag zu Nürnberg am Graben und klopft ſein Blech; Herr Hebel dagegen iſt Profeſſor zu Karlsruhe und hält Vorleſungen. Hebel beſitzt mehr lyriſches, Grübel mehr ausſchließend dramatiſches Talent. Viele ſeiner Stücke ſind kleine allerliebſte Dramen, die in ihrer Art nichts zu wünſchen übrig laſſen, und im Punkt der Objectivität, wie geſagt, kann er es nicht nur mit Hebel, ſondern mit den erſten Künſtlern der Nation aufnehmen und wird ſogar die meiſten beſchämen. Es ſcheint mir immer, ſo oft ich den Grübel zur Hand nehme und leſe, als habe die Natur gleichſam zum Scherz ſo ein Pack verlegener Albrecht Dürer'ſcher Zeichnungen aus einem alten Nürnberger Wandſchrank, wie von ohngefähr, hervorgelangt, um dadurch die Aufgeblaſenheit, den Schwulſt, die Schminke, die Regenbogenfarben der meiſten unſerer poetiſchen Modefiguren bei Welt und Nachwelt zum bitterſten Spott zu machen." Weit weniger bedeutend war der Naturdichter Hiller. Welches Aufſehen er gleichwol im vorigen Jahrhundert erregte, kann man am beſten aus der Goethe'ſchen Recenſion entnehmen. Auch die Karſchin wurde zu den Naturdichtern gerechnet, und in Oeſtreich tauchte eine Naturdichterin Namens Kemeter auf, welche ein Gedicht an Kaiſer Joſeph II. richtete, worauf dieſer ihr erwiderte: „Meine liebe Kemeter, mach' Sie lieber Hemeter!" (Hemden). Einer der bekannteſten lebenden Naturdichter, der ſchongenannte Drechslermeiſter Hirz, wohnt zu Straßburg und dichtet im elſäſſer Dialekt; ein anderer, der Gaſtwirth Beyer am Fuße der Rothenburg unweit des Kyffhäuſers, iſt bekannt in der dortigen Gegend unter dem Namen des „Rothenburger Einſiedlers". Außer den Genannten ſind mir noch aus neuerer Zeit folgende Naturdichter bekannt, von deren keinem jedoch eine Gedichtſammlung im Druck erſchienen iſt: der Bote Hagedorn aus Nordhauſen, der verſtorbene Schuhmacher Wohlthat zu Halberſtadt und mehrere Bauern.

Als proſaiſcher Schriftſteller hat ſich der Buchbindermeiſter, Stadtälteſte und Landtagsabgeordnete Adam Henß in Weimar bekannt gemacht durch ſeine 1845 herausgegebenen „Wanderungen und Lebensanſichten", in denen er ſeine frühere Lebensgeſchichte und ſeine nach Handwerksbrauch durch verſchiedene Länder gemachten Wanderungen ſammt den dabei gemachten Beobachtungen und Betrachtungen mittheilt. Obgleich nicht frei von gewiſſen kleinbürgerlichen und zünftigen Beſchränktheiten, ſtellen doch dieſe „Wanderungen" mit ihrem cultivirten Ausdruck und ihrer im ganzen ziemlich freien Auffaſſung der Lebensverhältniſſe und Weltbegebenheiten das erfreuliche Bild eines gebildeten und doch nicht überbildeten, tüchtigen und wohlgeſinnten Bürgers und Gewerbsmannes dar.

Die mancherlei Beſtrebungen der kleinern Gewerbtreibenden und vorzüglich der eigentlich ſogenannten „Arbeiter", ihre materielle Lage und ihre geiſtige Bildung durch eigene Thätigkeit und namentlich auch durch einen regen wechſelſeitigen Gedankenaustauſch mit den Mitteln der periodiſchen Preſſe zu fördern, woraus eine Menge von Handwerker- und Arbeiterzeitungen unter allerhand Titeln hervorgingen, werden beſſer bei der Beſprechung der ſocialen Zuſtände dieſer Claſſe ihre Stelle finden.

Vorſchläge und Winke.

Wir haben im Obigen die Anforderungen, welche wir an jede gute Volksſchrift ſtellen, ſo beſtimmt als Maßſtab an die bereits erſchienenen angelegt, daß wir im Folgenden nur noch wenige allgemeine Bemerkungen nachzutragen haben.

Nach Auerbach's Aufſtellungen, auf die wir ſchon einmal hindeuteten, ſoll die deutſche Volksſchrift im Allgemeinen dichteriſch ſein, und die volksthümliche Dichtung ſoll einen ſolchen Kern und Mittelpunkt haben, „der, von der Inſtrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch weſentlich ſeine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrſchen.“ Wir dürfen dies wol als das Grundgeſetz der unterhaltenden Volksſchrift, ſofern ſie auf künſtleriſche Abrundung Anſpruch macht, betrachten. Alſo keinen Luxus an Empfindungen, wie ein moderner Roman, verlangt die gute Volksſchrift, ſondern nur überhaupt eine gleichmäßig über ſie ausgebreitete Stimmung, eine Oekonomie, welche unſere Autoren am beſten den alten Volksliedern ablernen können.

Es macht ſich nun auch die Frage nach dem Inhalt der guten Volksſchrift geltend. Der Wunſch, daß die Schriftſtellerei aus dem Volke mehr und mehr zugleich (nicht ausſchließlich) eine Schriftſtellerei *für das Volk* werde, iſt keineswegs auch umgekehrt ſo zu verſtehen, daß die Schriftſtellerei *für das Volk* auch immer oder nur in der Regel *aus dem Volke* ihre Stoffe wählen ſolle. Daß in neuerer Zeit die Unterhaltungsſchriften für das Volk auch meiſtens in den Kreiſen des Volkslebens ſpielen, iſt in dieſer Ausdehnung offenbar ein ſchreiender Misbrauch. Allerdings mag die Detailſchilderung, zu der dieſe beſondern Anlaß bieten, für das Volk vorzugsweiſe geeignet ſein. Wie gern aber der Volksgeiſt die höhern Regionen des menſchlichen Lebens aufſucht, beweiſt die Sage und das Märchen, das ſich ſo viel mit Königen und Kaiſern beſchäftigt und dabei in den großartigſten und kühnſten Umriſſen zu zeichnen gewohnt iſt. In dieſer Beziehung alſo läßt ſich für den Inhalt der unterhaltenden Volksſchrift keine Vorſchrift geben. Kann man aber für Form und Behandlung in der Volksſchrift überhaupt eine ganz ſpecielle Aufſtellung machen, welche in der That die volle künſtleriſche Entfaltung in Form und Darſtellungsweiſe beſchränkt, ſo muß man, wie wir glauben, auch für den Inhalt der Volksſchrift überhaupt etwas Gemeinſames aufſtellen können — jedoch nur auf ſo lange, als eben unſer Volksſchriftenweſen und die Kluft zwiſchen ihm und der übrigen Literatur beſteht. Das Volk kennt keinen rein poetiſchen Genuß, wenigſtens läßt ſich derſelbe nicht vom Gebiete des Volksliedes auf die Proſa ausdehnen. Die eigentliche Volksſchrift muß daher vorläufig einen beſtimmten Inhalt, einen *Zweck* haben. Dies gilt auch für die bloße Unterhaltungsſchrift. Das ſentimentale Publicum, welches an einer Erzählung blos deshalb ein Intereſſe nimmt, weil die darin auftretenden Liebenden ſich „kriegen“, alſo das Publicum der Zſchokke und Clauren, gehört den eigentlichen Volkskreiſen ſchon nicht mehr an, und Derer, die an einer größern künſtleriſchen Compoſition ein rein poetiſches Wohlgefallen finden, ſind weniger als man gewöhnlich glaubt. Deshalb muß eben die Unterhaltungsſchrift fürs Volk auch einen beſtimmten Inhalt haben, ſie muß moraliſch ſein, muß eine moraliſche Tendenz haben. Der Landmann fühlt ſich in der Regel beleidigt, wenn man ihm zumuthet, ſich an dem reinen Spiel der Phantaſie, z. B. am Märchen, zu ergötzen. Die Volksſchrift braucht darum nichts weniger als prüde zu ſein, im Gegentheil es verträgt ſich alle mögliche Ausgelaſſenheit damit, daß aus Allem ein moraliſcher Nutzen gezogen wird. Bei kleinen Erzählungen und Geſchichten ſchicken die beſſern Volksſchriftſteller, z. B. Hebel, gern die Moral voran als Eingang und laſſen dann dieſer allgemeinen Betrachtung als Beleg das Detail einer Erzählung oder geradezu eines Schwankes nachfolgen, ohne ſich weiter um die Anwendung jener Moral zu kümmern.

An guten belehrenden Volksſchriften fehlt es faſt noch mehr als an unterhaltenden. Unter ihnen verdienen diejenigen, welche einen beſtimmten, faßlichen Inhalt, namentlich aus dem Gebiete der realen Wiſſenſchaften, haben, vor denen, die das Volk im Allgemeinen aufklären wollen, den Vorzug. Die Aufklärung hat überhaupt nur Bedeutung entweder gleichſam als eine perſönliche Errungenſchaft ernſten Nachdenkens oder als Ausfluß der höhern Wiſſenſchaft. In der erſtern Weiſe, in der ein großer Theil der Ungebildeten ſie ſich ſelbſt aneignet, kann ſie überhaupt Niemandem, in der zweiten wenigſtens dem Volke nicht gegeben werden, und die traditionellen Phraſen, in denen ſie dieſem von den Schriftſtellern geboten wird, haben gar keinen Werth und keine andere als eine erſchlaffende Wirkung. Der bloßen Aufklärung fehlt es an jedem eigentlichen Inhalte. Wahre Belehrung iſt diejenige, welche dem Geiſtesleben in der That neue Stoffe zuführt und mit den natürlichen Verhältniſſen, z. B. des Bauernſtandes, in eine organiſche Verbindung tritt, wie die naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Diejenige Belehrung und Aufklärung, welche den Wohlſtand hebt, das Gedeihen und die Blüte eines Bauergutes zu fördern vermag, wird auch in das ſittliche und Geiſtesleben ſeiner Bewohner am wenigſten verwirrend, vielmehr weſentlich fördernd eingreifen. Die Chemie z. B. iſt eine ſehr geſunde geiſtige Nahrung für den Landmann, die durchaus nichts verderben kann, und die Kalender, welche ſich mit Naturwiſſenſchaften in populärer Weiſe beſchäftigen, ſollten auch in Deutſchland allgemeiner werden, wie ſie es in England ſchon geworden ſind. Gute Anfänge auf dieſem Gebiete ſind bei uns die „Chemiſchen Feldpredigten“ Stöckhardt’s, die ganz neuerlich auch gedruckt ins landwirthſchaftliche Publicum gekommen ſind.*)

---

*) Vergl. „Die Fortſchritte der Chemie in Deutſchland, beſonders in ihrer

Auf dem Felde der Geſchichte werden die Befreiungskriege noch lange einen ebenſo großen als dem Volke naheliegenden Stoff für die Volksſchrift darbieten. Die Form von Biographien wird hier immer die angemeſſenſte ſein, um den Stoff, den die allgemeinere Geſchichte liefert, für die Menge mundrecht zu machen. Ueberhaupt iſt die Biographie, mag ſie nun mit wirklichen hiſtoriſchen oder mit erdichteten Perſonen ſich beſchäftigen, für die Volksſchrift in hohem Grade zu empfehlen, was auch in Bezug auf die Unterhaltungsſchrift gilt. Namentlich intereſſirt nichts ſo ſehr den gemeinen Mann als die Geſchichten von Leuten, welche durch Verſtand und Glück aus geringem Stande zu großen Reichthümern oder auch zu großem Einfluß und zu großen Ehren gelangt ſind. Daher ſeine bedenkliche Vorliebe für Napoleon. Wenn Jemand ein Buch ſchreiben wollte, das in unſerer Zeit auf dem Gebiete der Volksſchriften daſſelbe würde, was der „Robinſon“ auf dem Gebiete der Kinderſchriften iſt, ſo müßte er unbedingt das Leben eines Mannes wie Nathuſius oder dergleichen zum Stoffe wählen.

Das größte Intereſſe wird übrigens immer noch die Specialgeſchichte haben, da das Volk ſich nur mühſam von der Scholle losreißt und vom Beſondern zum Allgemeinen erhebt. Dies ſollten unſere Geſchichtsforſcher, auch wenn ſie nicht zunächſt Volksſchriftſteller ſind, beachten, da nur dieſe eigenthümliche Neigung des gemeinen Mannes ihnen Gelegenheit gibt, ganz ſpecielle Forſchungen ſelbſt über hiſtoriſch minder bedeutende Gegenden, Städte und Dörfer zu veröffentlichen und ſo ſelbſt kleinere Gebiete der Geſchichtsforſchung anzubauen, die der Geſammtforſchung zu Gute kommen und da, wo ſie ein locales Intereſſe haben, noch von Kind und Kindeskind geleſen werden.

Unter den Volkszeitſchriften ſind die einzigen, zu deren Hebung es ſich lohnt beſtimmte Vorſchläge zu machen, die Localblätter, wir meinen die ſogenannten Kreis- und Wochenblätter. Die übrigen populären Zeitſchriften unſerer Tage ſind unverbeſſerlich, weil ſie ihre Exiſtenz nur dadurch friſten, daß ſie extremen Richtungen dienen. Wenn aber die Männer, welche danach ſtreben, dem Bürger- und Bauernſtande eine für ihn geeignete Lectüre zu verſchaffen, hier und da die Leitung der Kreis- und Wochenblätter übernähmen, ſo würde ihnen dies ohne Zweifel zur Realiſirung ihrer Ideen die beſte Gelegenheit bieten, und es iſt keine Frage, daß ſich durch die an den einzelnen Orten aufgeſtellten Preſſen dem gemeinen Manne leichter eine geſunde geiſtige Nahrung bieten ließe, als durch den nach Gersdorf's Vorſchlage mühſam zu organiſirenden Bücherhandel auf Jahrmärkten.

Der Anbau der Dialektſchrift iſt nicht gerade ausdrücklich zu empfehlen. Selbſt der Bauer und der Kleinbürger ſind längſt durch Bibel, Ge-

---

Anwendung auf die Landwirthſchaft“, von J. A. Stöckhardt, im 1. Bande der „Germania“, S. 69.

ſangbuch und **Katechismus** in der Art an die hochdeutſche Sprache gewöhnt, daß ihnen dieſelbe vollkommen zur Schriftſprache geworden iſt. Es wird daher ſchwer ſein, der Dialektſchrift beim Volke eine andere Aufnahme zu verſchaffen, als die einer Curioſität. Wo ſie aber ſich einmal darbietet, darf man, abgeſehen davon, daß ſie ſtets in wiſſenſchaftlicher Hinſicht von Bedeutung iſt und der deutſchen Sprachforſchung in die Hände arbeitet, was in vielen Gegenden noch ſehr nöthig iſt, ſie auch in der Literatur inſofern willkommen heißen, als ſie ſtets durch einzelne Ausdrücke und Bezeichnungen unſere Anſchauungen vom alltäglichen Leben und außerdem durch neue Wurzelwörter die deutſche Sprache bereichert. Hierbei möge die Bemerkung Platz finden, daß Fremdwörter in jeder guten Volksſchrift ganz vermieden werden müſſen, da ſolche den Landmann, dem ſie unverſtändlich ſind, ohnehin ſchon in amtlichen Erlaſſen — gleich der unleſerlichen Namensunterſchrift der Juriſten — oft wahrhaft zur Verzweiflung bringen.

Noch eine Frage bleibt uns zu beantworten, und nicht die unwichtigſte. Es iſt die: wer ſoll eigentlich für das Volk ſchreiben und bei wem iſt — abgeſehen vom Talent, um das es ſich offenbar hierbei nicht allein handelt — im Allgemeinen der meiſte Beruf zum Volksſchriftſteller vorauszuſetzen? Daß es ein großes Unglück iſt, wenn die Schriftſtellerei fürs Volk den gewöhnlichen Buchmachern vom Handwerk überlaſſen bleibt, iſt ſchon oben ausgeſprochen. Aber ſelbſt vor den begabtern und höherſtehenden Schriftſtellern, ſofern ſie eben nur Schriftſteller ſind, werden in dieſer Beziehung diejenigen Autoren im Allgemeinen den Vorzug verdienen, die im Leben eine beſtimmte praktiſche Stellung, beſonders auf dem Lande, einnehmen. Es gibt ganze Stände, unter deren Mitgliedern zahlreiche Schriftſteller ſich befinden, die nach Ton und Haltung ihrer literariſchen Erzeugniſſe niemals über den Standpunkt der Volksſchriftſtellerei hinauskommen, weil ſie trotz ihrer Bildung doch ganz innerhalb des Gedankenkreiſes des Volks leben und weben. Dies gilt z. B. von den Landpredigern. Für diejenigen Schriftſteller, welche wir hier vor Augen haben, bedürfte es oft nur einer mehr planmäßigen literariſchen Thätigkeit, um aus unbekannten Schriftſtellern, welche nirgends einen eigentlichen Leſerkreis haben, in weiſer Beſchränkung höchſt tüchtige und nützliche Autoren fürs Volk zu werden.

Auch bei den Naturdichtern wäre ſtatt einer zweckloſen literariſchen Thätigkeit, welche kein höheres Ziel kennt, als ſich durch das Mitleid der Gebildeten auf Subſcription gedruckt zu ſehen, nur etwas mehr Plan von Nöthen, um durch dieſe eigenthümliche Gattung von Schriftſtellern gute und nützliche Volksbücher zu Tage gefördert zu ſehen. Es würde ſich höchſt wahrſcheinlich vollkommen der Mühe verlohnen, wenn Vereine, die Volksſchriften anfertigen laſſen, mitunter ſolche Männer zu ihren Zwecken heranzuziehen und innerhalb der dieſen Männern von ihrer Bildung angewieſenen beſchränkten Sphäre ſie für eine erſprießliche geiſtige Thätigkeit zu gewinnen ſuchten.

Daß die ganze Kluft, auf der die Nothwendigkeit der Schriftſtellerei fürs Volk beruht, ſich allmälig füllen und daß ſomit das geſammte Volksſchriftenweſen zuletzt verſchwinden müſſe, iſt ſchon oben angedeutet worden. Dies wird durch das Allgemeinwerden der politiſchen Bildung in Deutſchland ſicherlich geſchehen. Alle Verſuche, daſſelbe auf anderm Wege zu erreichen, können nur ſchädlich wirken. Wenn aber erſt bei der fernern Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland der gewöhnliche Bürgersmann täglich ſeine gute politiſche Zeitung zur Hand nimmt, ſo werden alle weitern Verhandlungen über die Lecture des Volks überflüſſig ſein, denn das öffentliche Leben, welches ſich dann überall Bahn brechen muß, wird auch der Unterhaltungsſchrift einen volksthümlichen Geiſt einhauchen, bei dem es ſich nicht mehr um dieſen oder jenen Stand oder Bildungsgrad, für den ſie insbeſondere abgefaßt wäre, handelt. Dann wird zwar auch unſer oben für die Bedürfniſſe des jetzigen Volksſchriftenweſens aufgeſtellter Satz: ſelbſt die unterhaltende Volksſchrift müſſe einen moraliſchen Zweck haben, von ſelbſt überflüſſig werden, aber freilich wird dann ein größerer ſittlicher Ernſt anſtatt der jetzigen, noch immer vielfach vorherrſchenden Frivolität die Geſammtliteratur durchdringen.

Vor der Hand iſt die Darbietung einer geſunden und angemeſſenen Lectüre für das Volk noch immer eine Nothwendigkeit. Und ſo ſei ſchließlich auch dem Unterzeichneten geſtattet, auf eine von ihm veranſtaltete Auswahl der beſten volksthümlichen Stücke aus der deutſchen Literatur ſeit der claſſiſchen Literaturperiode bis auf die Gegenwart hinzuweiſen *), durch welche er zur Förderung des bisherigen Volksſchriftenweſens ebenfalls ſeinen Antheil abzutragen bemüht geweſen iſt.

H. Pröhle.

Der alte und der neue Bundestag

nach ihrer Wirkſamkeit für die Aufrechthaltung des allgemeinen Rechtszuſtandes in Deutſchland.

Die verhängnißvollen Zuſtände der Gegenwart — ſo unheilbringend für das engere, ſchwer bedrängte Vaterland des Verfaſſers dieſer Abhandlung, aber nicht minder bedrohlich für den beiweitem größten Theil der ſämmtlichen Bundesſtaaten, welche die bleibende Erhaltung ihrer bundesverfaſſungsmäßigen Selbſtändigkeit immer mehr ins Ungewiſſe geſtellt und ſich im

---

*) Dieſelbe erſcheint in kurzem unter dem Titel: „Hausbüchlein für das Volk und ſeine Freunde. Eine Auswahl des Beſten auf dem Gebiete deutſcher volksthümlicher Literatur.“ (2 Abtheilungen. Leipzig, Avenarius u. Mendelsſohn.)

Einzelnen der Gefahr eines gleichen gewaltthätigen Einſchreitens in die innern Landesangelegenheiten, wie es in Kurheſſen ſtattgefunden, ausgeſetzt ſehen — mahnen auf das dringendſte an eine Vergleichung der bis zur Mitte des Jahres 1848 in Thätigkeit geweſenen Bundesverſammlung — des alten Bundestags — mit der im September 1850 anfänglich nur partiell wiedererweckten, nicht lange nachher durch den Beitritt auch derjenigen Bundesglieder, welche ſich bis dahin fern von derſelben gehalten hatten, vervollſtändigten Bundesverſammlung — dem neuen Bundestage, unter deſſen Auſpicien das weltbekannte Drama in Kurheſſen aufgeführt wurde.

Um einen feſten Anhaltspunkt für dieſe Vergleichung beider, ſowie für eine gerechte Würdigung der amtlichen Wirkſamkeit des einen und des andern im Intereſſe der Aufrechthaltung des allgemeinen Rechtszuſtandes in Deutſchland zu gewinnen, iſt es nöthig, auf die Zeit zurückzugehen, wo dieſer Rechtszuſtand zuerſt eine poſitive Anerkennung und grundgeſetzliche Befeſtigung erlangte, und daran in chronologiſcher Folge die hauptſächlichſten politiſchen Ereigniſſe anzuknüpfen, welche von weſentlicher Einwirkung auf deſſen weitere Entwickelung, beziehungsweiſe Verkümmerung bis in die allerneueſte Gegenwart geweſen ſind. Die nachſtehende Ausführung zerfällt hiernach in vier Zeitperioden, die man ganz treffend als ebenſo viele Perioden der Entwickelung des Abſolutismus in Deutſchland wird bezeichnen können — des Abſolutismus nämlich in der Bedeutung einer durch keine poſitiven Schranken gebundenen oder ſich bindenden Herrſchergewalt, nicht zu verwechſeln mit Despotismus, als einer misbräuchlichen Ausübungsart oder Ausartung des Abſolutismus.

Dieſe vier Zeitperioden, ſehr ungleich nach ihrer Dauer, aber in ſich ſelbſt abgeſchloſſen durch die Eigenthümlichkeit einer jeden nach ihrem Einfluſſe auf den allmäligen Fortſchritt des abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtems, ſind: die Periode der ehemaligen Reichsverfaſſung; die des Uebergangs zur Deutſchen Bundesverfaſſung; die des alten Bundestages und die des neuen Bundestages.

Die ehemalige Reichsverfaſſung*).

Der Kaiſer von Deutſchland — grundgeſetzlich anerkannt als Oberhaupt des „Reiches deutſcher Nation“ und deſſen oberſter Gerichtsherr — gebot im Jahre 1495 den „allgemeinen Landfrieden“, und alle ſeine und des Reiches Vaſallen — die damaligen Reichsfürſten, namentlich Baiern, Sachſen, Brandenburg, Würtemberg und die beiden Heſſen — gelobten feierlichſt mit Hand und Mund, „bei ihren fürſtlichen

---

*) Die urkundlichen Belege zu dem Inhalte dieſes Abſchnittes findet man, ſoweit ſie nicht hier beſonders angegeben ſind, in meiner jüngſt erſchienenen Schrift: „Ueber die Selbſtändigkeit des Richteramts“, §. 2 und 4, vollſtändig zuſammengetragen.

Treuen und Glauben", für ſich und ihre Nachkommen, dieſen Landfrieden mit Ernſt und treuem Fleiß zu halten und zu handhaben, ohne ſich der hierdurch übernommenen Verpflichtung durch irgend eine Ausflucht oder Mentalreſervation *) zu entziehen. Bis dahin war das ſogenannte *Fauſtrecht* als eine mit Gewalt der Waffen ausgeübte Selbſthülfe in Uebung geweſen, als öffentlich anerkanntes Recht jedoch nur für den Fall der Unmöglichkeit, die Gewährung eines Rechtsſpruches durch den Richter zu erlangen, welchem es an der Macht oder dem Willen dazu fehlte **). Um auch dieſen einzigen Fall der erlaubten Selbſthülfe (außer dem der nothgedrungenen Vertheidigung gegen unmittelbare perſönliche Gewaltthätigkeit) mit Erfolg zu beſeitigen, bedurfte es der Aufrichtung eines *ſelbſtändigen und unabhängigen Richterſtuhls*, vor welchem jeder in ſeinem Rechte Gekränkte kräftigen Schutz finde wider Jeden, welcher ihm gegenüber die Gewalt an die Stelle des Rechts zu ſetzen unternehmen würde, „von wes Würden, Stands oder Weſens Der ſei, geiſtlich oder weltlich", er ſelbſt oder durch die Seinigen. Man hat daher als den nächſten und wichtigſten Zweck des in jener Weiſe befeſtigten Landfriedens die Begründung eines vollkommen geſicherten Rechtszuſtandes, mittels deſſen fortan *das Recht an die Stelle der Gewalt trete*, zu betrachten. Hieraus folgte als nothwendige Bedingung die Einführung eines geregelten Juſtizganges, dem ſich zu entziehen oder in den ſtörend einzugreifen keinem der deutſchen Reichsfürſten, und wenn es der Kaiſer ſelbſt wäre, bei Vermeidung der auf den Landfriedensbruch geſetzten Strafe der Reichsacht, geſtattet ſein ſollte. Auch wurde alsbald, zur erfolgreichen Verwirklichung dieſes Zweckes, mit der Verkündigung des Landfriedens, als deſſen weſentlicher Beſtandtheil (indem derſelbe „ohne redlich, erbar und förderlich *Recht* ſchwerlich im Weſen beſtehen möchte"), die Errichtung des *Reichskammergerichts* verbunden, welchem ſpäterhin der *Reichshofrath* an die Seite geſetzt, ſodann die Anordnung von untern und obern Landesgerichten nach dem Muſter des erſtgedachten Reichsgerichts allen Ständen des Reichs als reichsverfaſſungsmäßige Verpflichtung auferlegt wurde, ſodaß inskünftige, wer an Einen Anſpruch zu haben vermeine, „ſolches ſuchen und thun ſolle an den Enden und Gerichten, da die Sach' hievor oder jetzt in der Ordnung des Kammergerichts zu Auſtrag verthädinget ſeien oder künftiglich würden, oder ordentlich gehörten". Zur Sicherſtellung der Unabhängigkeit dieſer Gerichte von jeder oberherrlichen Einwirkung auf ihre Rechtſprechung verfügt ſchon die auch in der Anwendung auf die Landesgerichte zur reichsgrundgeſetzlichen Norm dienende Reichskammergerichts-Ordnung von 1495 ausdrücklich: „daß die Mitglieder des Kammergerichts ſich an dem rechtlichen Erkennen nach ihrem beſten Verſtändniſſe durch keine andere Pflicht irren und auf keine Weiſe ſich dagegen bewegen laſſen, daß auch dieſes Gericht bei ſeiner Rechtſprechung ſeinen geſtrackten Lauf haben ſolle, unverhindert einiger Avocation der vor daſſelbe gehörigen Sachen oder irgend eines gewaltthätigen Verfahrens“. Zugleich wurden die Landesherren in den einzelnen Reichslanden angewieſen, ihre Unterthanen in ihren ordentlichen Gerichten und Rechten bleiben zu laſſen und zu halten. In gleichem Sinne, nur in noch erweitertem und verſtärktem Maße, wiederholten dieſelbe Vorſchrift mehrere der nachfolgenden Reichsgeſetze. Namentlich wurden darin Commiſſionen, welche von dem Kaiſer oder den Reichsfürſten ausgehen würden, Gewalt und Befehle, von wem ſie auch herrühren möchten, als dergleichen von dem Reichskammergericht für unwürdig, kraftlos und nichtig zu haltende Hinderniſſe bezeichnet, und dies insbeſondere auch auf die Vollſtreckung der gerichtlichen Erkenntniſſe angewendet. Gegen Bedrohungen, welche von Perſonen ausgingen, die denſelben dem Landfrieden zuwider Nachdruck zu geben vermöchten, ſollte das Reichskammergericht mit Strafbefehlen vorſchreiten. Die Mitglieder des Reichshofraths, welchem, neben ſeiner Function als Geheimerathscollegium des Kaiſers, Alles, was nach der unfehlbaren Juſtiz dirigirt und decidirt werden ſolle, überwieſen war, wurden durch die Reichsgerichtsordnung noch beſonders angewieſen: „die Gerechtigkeit mit Fleiß, Ernſt, Tapfer- und Aufrichtigkeit, wie es beherzten Leuten und welche die Juſtiz eifrig lieb haben, vor Gott zuſtehe und gebühre, zu handhaben und insbeſondere auch in den den Kaiſer ſelbſt betreffenden Sachen allein Gott und ihren zu der wahren Juſtiz geſchworenen Eid allezeit vor Augen zu halten, ſodaß ſie mit unverletztem Gewiſſen jederzeit vor Gott, dem höchſten Richter, davon Rechenſchaft geben könnten.“ Die Forderung einer ſo ſtrengen Unparteilichkeit, die ſchon ihrem Weſen nach Unabhängigkeit der Gerichte von jeder Einwirkung einer äußern und höhern Gewalt vorausſetzt und erheiſcht, motivirte Kaiſer Joſeph II. damit, „daß die Adminiſtration der heilſamen Gerechtigkeit die wahre Grundfeſte alles Regiments ſei, und ohne ſolche kein Reich in ordentlichem friedlichem Weſen erhalten werden könne“. Auch wurde noch in der letzten, nicht lange vor der Auflöſung der Reichsverfaſſung zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsſtänden im Intereſſe der „deutſchen Nation“ vereinbarten und von Erſterm feierlich beſchworenen Wahlcapitulation von demſelben die Zuſicherung ertheilt: „Recht und Gerechtigkeit im Reiche aufzurichten, die Juſtiz bei den Reichsgerichten unparteilich adminiſtriren zu laſſen, denſelben durch keine kaiſerlichen Reſcripte die Hände zu binden und ihnen überhaupt keinen Eintrag zu thun noch von Andern im Reiche direct oder indirect geſchehen zu laſſen; auch nicht zu geſtatten, daß die kaiſerlichen Räthe und Miniſter dem Reichshofrath in cognoscendo vel judicando Maß und Ziel gäben“. Ferner ſollte es bei Dem, was einmal in einem der Reichsgerichte ordentlicherweiſe abgehandelt und geſchloſſen worden, allerdings verbleiben und nirgend anders von neuem in Cognition gezogen werden, das Reichskammergericht aber in den bei demſelben anhängigen Sachen ganz unabhängig von dem Reichshofrath ſein und, was dagegen vorgenommen werde, von dem Kammergerichte als null und unkräftig gehalten werden; die Execution der von den Reichsgerichten rechtskräftig entſchiedenen Sachen werde der Kaiſer in keinerlei Weiſe oder Wege hemmen oder hindern, viel weniger dieſelben verſchieben. Alle dieſe zur Sicherſtellung der Gerechtigkeitspflege im ganzen deutſchen Reiche und ihrer Unabhängigkeit von aller dieſelben beeinträchtigenden Einwirkung des Kaiſers und der Reichsſtände gereichenden Beſtimmungen erhielten noch eine wirkſame Beſtärkung durch die der Wahlcapitulation im Allgemeinen beigefügte Clauſel, „daß, was einem der darin enthaltenen Punkte zuwider erlangt oder ausgehen würde, kraftlos, todt und ab ſein ſolle“ *).

---

*) „Straks ohne Einrede" — „aufrichtiglich und ohne alle Gefährde".

**) „Das Fauſtrecht war blos die Befugniß, Selbſthülfe zum Schutze ſeines Rechtes zu üben, wenn man durch die Gerichte keine Hülfe ſich verſchaffen konnte. In einem ſolchen Falle konnte der Beeinträchtigte ſich ſelbſt Recht und Genugthuung verſchaffen; das Fehderecht wurde mithin blos ein Nothrecht, von welchem nur dann Gebrauch gemacht werden ſollte, wenn der Richter kein Recht verſchaffen konnte oder wollte": von *Wächter*, im „Staatslexicon", Bd. IV, S. 633 fg., 2. Ausgabe.

Wie ſolchergeſtalt den Gerichten der kräftigſte Schutz bei der ungeſtörten Ausübung ihres Richteramts gegen jede von der Regierungsgewalt ausgehende Beeinträchtigung durch die Reichsgeſetzgebung zugeſichert war, ſo haben auch die Reichsgerichte — ſtets eingedenk jener reichsgeſetzlichen Mahnung: „die Gerechtigkeit zu handhaben, wie es beherzten Leuten und welche die Juſtiz eifrig lieb haben, vor Gott zuſtehet und gebührt“ — dieſer ihrer anerkannten Amtspflicht fortwährend, von der Zeit ihrer Errichtung an bis zu ihrer Auflöſung, zu genügen ſich angelegen ſein laſſen, indem dieſelben nicht nur ſelbſt den an ſie gelangten kaiſerlichen Anmuthungen, inſoweit ſie ſolche für unvereinbar mit der Selbſtändigkeit und Unparteilichkeit der Rechtspflege hielten, ſtandhaft entgegengetreten, ſondern auch gegen einzelne Reichsſtände, welche ſich Beeinträchtigungen der Gerechtigkeitspflege in Ausübung ihrer landesherrlichen Gewalt erlauben zu dürfen geglaubt hatten, mit Strafbefehlen vorgeſchritten ſind, dieſelben auch bei weiterm Widerſtreben in Vollziehung zu ſetzen keinen Anſtand genommen haben. Unter mehrern hundert, im zweiten Paragraphen meiner vorangeführten Schrift mitgetheilten Erkenntniſſen der Reichsgerichte, wodurch die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts gegenüber den in den geſetzlich geregelten Juſtizgang eingreifenden Verfügungen der Regierungsgewalt wirkſam geſchützt worden, will ich nur einige, theils in ſubjectiver, theils in objectiver Hinſicht vorzüglich bemerkenswerthe hier anführen.

So hielt das Reichskammergericht bei einer durch die Einmiſchung

---

*) Ein Erkenntniß des Reichskammergerichts vom 2. October 1792 ward ausdrücklich durch die Bezugnahme auf den durch die Wahlcapitulation „auch den mittelbaren Unterthanen des Reichs zugeſicherten allerhöchſten Schutz“ motivirt.

des kaiſerlichen Fiscals in ſeine Gerechtigkeitspflege und einen darauf bezüglichen Befehl des Kaiſers entſtandenen Colliſion ſich ſtreng an ſeine Ordnung, „worauf es kaiſerl. Majeſtät und dem Reiche ſelbiges gelobet und geſchworen habe“. Und mit gleichem Nachdrucke wies dieſes Reichsgericht ein Anſinnen des Kaiſers, in einer bei demſelben anhängigen Sache wegen der über deſſen Competenz obwaltenden Zweifel mit weiterm Verfahren einſtweilen einzuhalten, unter Berufung auf die ihm nach der Reichskammergerichtsordnung obliegende richterliche Amtspflicht mit Entſchiedenheit zurück, indem es nur aus beſonderer Rückſicht gegen Se. kaiſerl. Majeſtät noch einen Monat ſtille zu ſtehen ſich erbot, nach deſſen Ablauf es ſodann, ohne Zulaſſung des weiter vom Kaiſer erbetenen Aufſchubs, ſein Erkenntniß in der Sache ertheilte. Nicht weniger ſtandhaft in der Behauptung ſeiner richterlichen Unabhängigkeit bewies auch der Reichshofrath ſich dem Kaiſer Joſeph gegenüber. Als derſelbe die Namen der Mitglieder dieſes Reichsgerichtes, welche bei einer ihm misfälligen Entſcheidung „ſo reichsverderbliche als der kaiſerlichen Autorität unangemeſſene Grundſätze hätten behaupten wollen“, zu wiſſen begehrte, lehnte dies der Reichshofrath mit Beſtimmtheit ab, weil es eines der weſentlichſten Erforderniſſe ſei, daß alle Räthe frei nach ihrem Gewiſſen, ohne die mindeſte Nebenrückſicht oder einige Beſorgniß, ungeſcheut ihre Stimmen abzugeben im Stande ſeien.

Auch dem Könige von Preußen gegenüber hatten die Reichsgerichte Gelegenheit, ihr ſtrenges Feſthalten an dem Grundſatze, daß der geregelte Gang der Juſtizpflege vor den geſetzlich dazu beſtimmten Gerichten durchaus nicht geſtört werden dürfe durch eigenmächtige Anordnungen der Regierungsgewalt, wiederholt zu bethätigen. Nachdem von dem Könige, als Grafen zur Mark und Herzog zu Kleve, eine gewiſſe Gattung von Rechtsſtreitigkeiten der Competenz der ordentlichen Gerichte entzogen und der daſigen Kriegs- und Domänenkammer zur Entſcheidung überwieſen worden war, reſcribirte demſelben der Reichshofrath auf Veranlaſſung der wider ein von Letzterer ertheiltes Erkenntniß bei ihm eingebrachten Beſchwerde, „daß gedachten Kammern zu ſchädlicher Zerrüttung des Juſtizweſens ſich eines Richteramts anzumaßen nicht gebühre, und daher ihre Verfügungen für Richterſprüche und gerichtliche Acte keineswegs, vielmehr jederzeit für unrechtskräftige, an ſich unzuläſſige und ungültige Handlungen anzuſehen ſeien“. In einem auch dahin einſchlagenden Falle wurde dem Könige, als Herzog zu Magdeburg, von dem Reichshofrathe reſcribirt, „daß, was von der niedergeſetzten Commiſſion, welche der Beſchwerdeführer zum Richter zu agnosciren wider Willen nicht ſchuldig geweſen, diesfalls ergangen ſei, demſelben, als incompetenter geſchehen, an ſeinen Gerechtſamen keineswegs präjudiciren möge“.

Als der Landgraf zu Heſſen-Kaſſel, mit Hintanſetzung mehrerer auf eine bei dem Reichshofrath wider denſelben erhobene Klage ertheilten Erkenntniſſe, ſein vermeintes Recht im Wege der Gewaltthat durchzuſetzen verſuchte, wurde von dem Reichshofrathe, „da Se. kaiſerl. Majeſtät ſolch ungerechtes, judicatwidriges Verfahren unmöglich dulden könnten", Alles, was der Landgraf hierunter gethan, als reichsgeſetz- und landfriedenswidrig annullirt und aufgehoben.

Gegen den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach wurde ſogar, als er einen vermeinten Rechtsanſpruch, mit Vorbeigehung der Gerichte, mit gewaffneter Hand durchzuſetzen drohte, auch ein auf die Beſchwerde der dadurch bedrängten Partei von dem Reichskammergericht an ihn erlaſſenes Abmahnungsſchreiben unbeachtet ließ, die Reichsacht erkannt und vollzogen. Wie noch in vielen andern Fällen die Reichsgerichte der verſuchten Beeinträchtigung des durch eine unabhängige Gerechtigkeitspflege bedingten Rechtszuſtandes mittels landesherrlicher, vermöge der Regierungsgewalt in Vollzug geſetzter Verfügungen, unter kaiſerlichem Schutze wirkſam zu begegnen wußten, davon kann ferner zum Beleg dienen das Einſchreiten der Reichsgerichte gegen Cabinetsreſolutionen in Juſtizſachen unter der Firma des landesherrlichen Oberaufſichtsrechts, gegen die Niederſchlagung rechtskräftiger Erkenntniſſe, gegen die unzeitige, eine Störung der Gerechtigkeitspflege mit ſich führende Verlegung des bisherigen Amtsſitzes der höhern Gerichte, gegen die Intimidirung und Bedrückung der in eine Rechtsſtreitigkeit mit dem Landesherrn verwickelten Unterthanen u. ſ. w. Kurz, gegen jede Art von Rechtsbeeinträchtigung — willkürliche Verhaftung, Ausweiſung, Dienſtentſetzung, Beſteuerung, Expropriation, wie gegen ſonſtige Verletzung der Landesverfaſſung und Verweigerung der Juſtiz wurde die reichsgerichtliche Hülfe gewährt.

Mit Rückſicht auf dieſe Ergebniſſe einer conſtanten Praxis der vormaligen Reichsgerichte von der Zeit ihrer Errichtung bis zu ihrer Auflöſung, alſo als Reſultat einer 300jährigen Erfahrung, läßt ſich ausſprechen, daß von jeher bis in die neueſte Zeit die Inhaber der oberſten Gewalt ſich durch ihre fürſtliche Macht den Schranken des geregelten Rechtsganges enthoben geglaubt haben, daß dieſelben jedoch in jedem Falle einer desfallſigen Beſchwerdeführung durch die unter kaiſerlicher Autorität und kaiſerlichem Schutze kräftig einſchreitenden Reichsgerichte auf die Bahn der Gerechtigkeit zurückgeführt worden ſind, und daran knüpft ſich gerade unter den jetzigen, ein unumſchränktes Walten der Herrſchermacht ſelbſt im Gebiete der Gerechtigkeitspflege ſo ſehr begünſtigenden Verhältniſſen ſo nahe der Gedanke an eine patriotiſche Herzensergießung eines gründlichen Kenners der damaligen öffentlichen Zuſtände: „Geſegnet ſeien doch die Schritte der Reichsgerichte, welche dahin abzielten, den Ausbrüchen der Willkür und des Despotismus auf deutſchem Grund und Boden zu ſteuern; geſegnet um ſo mehr, als in unſerm militäriſchen Jahrhundert das Syſtem vom blinden Gehorſam aus den Klöſtern in die Staatsverfaſſung übergegangen zu ſein ſcheint, und manche Staaten in Gefahr ſtehen, aus bürgerlichen Geſellſchaften militäriſche Subordinationsſyſteme zu werden!"

In der Entwickelungsgeſchichte des Abſolutismus in Deutſchland zählt dieſe *erſte* Zeitperiode, von der Verkündigung des Landfriedens bis zur Auflöſung der Reichsverfaſſung, noch *nicht* mit, da, wie wir eben ſahen, in dem ganzen Gebiete des Reiches deutſcher Nation, ſolange dieſes beſtand, eine abſolutiſtiſche Regierungsform nirgends geduldet und jeder thatſächliche Ausbruch derſelben ſofort durch die Geſammtmacht des Reichs auf dem geſetzlichen Wege unterdrückt wurde.

Uebergang zur Bundesverfaſſung.

Durch die in Folge der Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung im Jahre 1806 eingetretene Entlaſſung der bisherigen Reichsfürſten aus dem Reichsnexus, der eine Beſchränkung in der Ausübung ihrer Regierungsgewalt durch die Unterordnung unter Kaiſer und Reich von ſelbſt mit ſich geführt hatte, iſt denſelben zwar auf ſolchem rein factiſchen Wege der Charakter *ſouverainer Herrſcher* zugefallen; es hatte aber dieſe blos negativ erworbene Souverainetät keineswegs die Bedeutung einer unbeſchränkten Willkürherrſchaft. Der beiweitem größte Theil dieſer Reichsfürſten beugte ſich oder wurde gebeugt unter das Protectorat des Kaiſers der Franzoſen. Die Fundamentalnorm des hierdurch begründeten Protectionsverhältniſſes, die Rheinbundsacte, legte nun zwar den darunter begriffenen Reichsfürſten die „volle Souverainetät“ bei; ſie enthielt jedoch durchaus keinen poſitiven Erwerbungsgrund, mittels deſſen dieſelben unumſchränkte Herrſcherrechte (ein Recht zur Willkürherrſchaft) über ihre Unterthanen erlangt hätten, welche ſie niemals, ſolange das Reich deutſcher Nation beſtand, früher gehabt hatten; es war vielmehr nur der negative Act ihrer Entledigung von dem Reichsverbande, welcher ſie zu Souverains im Sinne der Befreiung von einem über ihnen ſtehenden Oberherrn machte*); eine größere Herrſchergewalt, als *dieſer ſelbſt* gehabt hatte, konnte ihnen dadurch keinenfalls verliehen werden. Zwar glaubten einzelne der Rheinbundfürſten durch ihre Erhebung zu Souverains eine unabhängige Herrſchermacht in der obigen Bedeutung erworben zu haben**); wie wenig aber eine ſolche abſolute Herrſchermacht von Napoleon ſelbſt, dem eigentlichen Autor ihrer Berechtigung zu der von ihnen eingenommenen höhern politiſchen Stellung, als weſentliches Attribut ihrer neu erlangten Souverainetät betrachtet wurde, beweiſt die bald nachher von ihm ſelbſt einem der Rheinbundsſtaaten —

---

*) „Die neu erlangte Souverainetät ſchloß in ihrem Urſprunge rechtlich mehr nicht in ſich, als Befreiung von der Staatshoheit“: Klüber, „Oeffentliches Recht des Deutſchen Bundes“, 3. Auflage, §. 49.

**) So der Großherzog von Heſſen, welcher „aus unumſchränkter Machtvollkommenheit“ die Aufhebung der Landſtände ſeiner ſämmtlichen Provinzen verfügte, wogegen der Herzog zu Sachſen-Koburg es noch nach ſeinem Beitritt zum Rheinbunde für ein „verleumderiſches Gerücht“ erklärte, daß er die Abſicht habe, ſeine getreue Landſchaft aufzulöſen.

dem Königreiche Weſtfalen — verliehene Repräſentativverfaſſung, ſowie die unter ſeinen Auſpicien von einem andern Rheinbundfürſten, dem Großherzoge von Berg, obgleich demſelben ſeine Beſitzungen ausdrücklich „avec *la pleine* souveraineté" zugetheilt worden waren, verordnete und wirklich erfolgte Zuſammenberufung der bisherigen Landſtände der verſchiedenen Provinzen zur Berathung über eine gemeinſchaftliche Conſtitution. Das eigene officielle Schreiben Napoleon's an den Fürſten-Primas vom 11. September 1806 ſpricht es vollkommen deutlich aus, daß die Rheinbundsfürſten nur, als nunmehrige „Souverains indépendans", nicht mehr einem „Suzerain" unterworfen, d. h. in der Ausübung ihrer Herrſcherrechte *von oben her* nicht mehr beſchränkt ſein ſollten, ohne daß hierbei an eine Erweiterung des Umfangs dieſer Herrſcherrechte *nach unten*, ihren Unterthanen und deren Anſpruche auf Erhaltung der in uralten Geſetzen und unverrücktem Herkommen gegründeten Volksfreiheiten und Volksrechte gegenüber, irgend gedacht worden wäre. Allerdings war auch ſchon in dem der Entſtehung des Rheinbundes vorausgegangenen Preßburger Frieden mehrern der bedeutendſten Reichsfürſten die volle Souverainetät in ihren Staaten zugeſichert worden; in welchem beſchränkten Sinne aber dieſer Ausdruck hier gebraucht wurde, ergibt die ausdrücklich hinzugefügte Modification: in derſelben Weiſe, wie ſolche dem Kaiſer von Oeſtreich und dem Könige von Preußen in ihren deutſchen Staaten zuſtehe „et non autrement", in welchen Staaten aber mehrentheils landſtändiſche Verfaſſungen (mit denen der Abſolutismus unverträglich iſt) beſtanden, ſowie der weitere Vorbehalt, daß jene Fürſten, der ihnen beigelegten höhern Würde ungeachtet, nicht aufhören ſollten, dem Deutſchen Reiche anzugehören, wodurch ebenfalls die Zuſtändigkeit einer abſoluten Herrſchergewalt ausgeſchloſſen wurde. In demſelben Sinne aber muß jener bald nachher in die Rheinbundsacte übergegangene Ausdruck um deswillen verſtanden werden, weil dieſe Acte in der desfallſigen Anzeige bei dem Reichstage ausdrücklich als natürliche Folge und nothwendige Ergänzung des Preßburger Friedensvertrags bezeichnet wurde. Doch war der ganze Zwiſchenact der Rheinbundsverfaſſung nur von ephemerem Beſtande; denn noch im Laufe des Jahres 1813, alſo nach ſiebenjähriger Dauer ihrer Exiſtenz, erfolgte mit dem Sturze Napoleon's auch die Auflöſung des von ihm geſchaffenen Bundes.

Dieſe Uebergangsperiode, während welcher, wie damals in öffentlichen Blättern unverhohlen ausgeſprochen wurde, „kein *Deutſchland* mehr exiſtirte", gewährt wenig mehr Ausbeute für die Entwickelungsgeſchichte des Abſolutismus in Deutſchland als die frühere während des Beſtandes der Reichsverfaſſung. Zwar konnten nicht, wie unter letzterer, die hier und da üppig genug emporſproſſenden Keime des Abſolutismus durch das kräftige Einſchreiten einer höhern, den allgemeinen Rechtszuſtand ſichernden Macht unterdrückt werden, weil die Rheinbundsverfaſſung eine ſolche Macht nicht kannte, aber ebenſo wenig konnte das abſolute Regierungsſyſtem einen poſitiven Boden gewinnen, da es, ſelbſt unter Vorausſetzung einer bei den Verbündeten, allen oder ihrer Mehrzahl, obwaltenden enſchiedenen Hinneigung zu dieſem Regierungsſyſteme, an einem daſſelbe ſanctionirenden Organe des Geſammtwillens fehlte, indem die durch die Rheinbundsacte in Ausſicht geſtellte Bundesverſammlung, von welcher eine feſte Geſtaltung einheitlicher Regierungsformen hätte ausgehen können, nicht zu irgend einer lebendigen Thätigkeit gelangt iſt. Jedenfalls würden einzelne Auswüchſe einer allzu weit ausſchreitenden abſolutiſtiſchen Richtung ſelbſt von Napoleon, der als Protector des Rheinbundes ſich zur Vermittelung zwiſchen den Schwachen und Starken ſtets bereit erklärt hatte, ſchon aus einer naheliegenden Klugheitspolitik nicht zugelaſſen worden ſein.

Alsbald nach der Auflöſung des Rheinbundes begannen allſeitig die Beſtrebungen, an deſſen Stelle entweder die ehemalige Reichsverfaſſung — das alte Reich deutſcher Nation — unter der Obhut des wiederaufzurichtenden Kaiſerthrones (mit den durch die Zeitverhältniſſe bedingten Modificationen), oder eine neue Bundesverfaſſung mit weſentlich gelockertem Einheitsbande zu ſetzen. Die Anhänger jener alten Verfaſſung, „die ſo viele Werke der Weisheit unſerer Väter für die in jeder Lage zu ertheilende Juſtizpflege in ſich enthielt und wobei das Volk, als unter der Aegide ſeiner Freiheit, Jahrhunderte hindurch vor andern Völkern glücklich und zufrieden war“, mußten jedoch ſehr bald den ſich mit allem Nachdrucke Bahn brechenden ſonderthümlichen Souverainetätsideen der napoleoniſchen Könige weichen, denen auf dem Wiener Congreſſe zunächſt der hannoverſche, dann auch der öſterreichiſche Geſandte vergebens begreiflich zu machen ſuchten, daß ihrem Widerſtreben gegen eine die gerechten Anſprüche ihrer Unterthanen befriedigende und den allgemeinen Rechtszuſtand ſichernde Verfaſſung lediglich eine erſt in der neuern Zeit aufgekommene Verwechslung der Souverainetätsrechte mit rein despotiſchen Rechten zum Grunde liege. So war denn von der Wiederaufrichtung der Kaiſerwürde weiter keine Rede *), und es wurde nun auf dem Wiener Congreſſe nur über die Neugeſtaltung eines Staatenbundes verhandelt. Auch bei dieſen Verhandlungen wurde noch die Nothwendigkeit einer grundgeſetzlichen Sicherſtellung der Rechte der Unter-

---

*) Es iſt ein ſehr auffallendes Zeichen der Zeit, daß man damals die von Seiten Hannovers zur Unterſtützung des in Uebereinſtimmung mit 31 deutſchen Fürſten geſtellten Antrages auf Herſtellung der Kaiſerwürde ausgeſprochene Vorausſetzung, daß man die Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone nur als einen erzwungenen Schritt, daher das Reich mit ſeinem Haupte als den Rechten nach fortwährend zu betrachten habe, nicht gelten laſſen wollte, und gleichwol heutzutage die von dem allgemein anerkannten Reichsverweſer ſanctionirten Beſchlüſſe der mit Zuſtimmung ſämmtlicher Regierungen gewählten Nationalverſammlung, mit Berufung auf den Drang der damaligen politiſchen Ereigniſſe, ohne Weiteres umzuſtoßen kein Bedenken findet.

thanen gegen etwaigen Misbrauch der ſouverainen Herrſchermacht von den Bevollmächtigten mehrerer der angeſehenſten Theilnehmer an dem Congreſſe auf das eindringlichſte bevorwortet. So ſprach Fürſt Metternich ſich ſehr kategoriſch dahin aus: „daß eine ſolche Feſtſetzung ſchlechterdings nothwendig ſei, daß auch in der vorigen Verfaſſung den deutſchen Unterthanen gewiſſe Rechte zugeſichert geweſen, in den letzten Zeiten aber in den einzelnen Staaten ſolche Bedrückungen eingetreten ſeien, wider welche die Unterthanen in der Zukunft geſichert werden müßten“; und in gleichem Sinne der preußiſche Geſandte: „die Errichtung einer deutſchen Verfaſſung (mit einem Bundesgericht und landſtändiſchen, durch den Bundesvertrag geſicherten Verfaſſungen) ſei nothwendig, nicht blos in Abſicht auf die Verhältniſſe der Höfe, ſondern ebenſo ſehr zu Befriedigung der gerechten Anſprüche der Nation, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichen Ereigniſſe untergegangene Reichsverbindung, von dem Gefühl durchdrungen ſei, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortbeſtehen echt vaterländiſcher Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen feſten Staatskörper abhänge“; am kräftigſten aber der Vertreter Hannovers: „er müſſe darauf beſtehen, daß die Rechte beſtimmt würden, welche den deutſchen Unterthanen von Alters her zugeſtanden hätten — auf Geſetzen oder Verträgen beruhende Landesverfaſſungen, mit weſentlichen Rechten verſehene Landſtände, unabhängige, nur nach den Geſetzen ſprechende Richter; nur durch ſolche liberale Grundſätze könne man, bei den billigen Forderungen der deutſchen Nation, hoffen, Ruhe und Zufriedenheit herzuſtellen“. Auch mahnten die in eine engere Verbindung unter ſich getretenen 31 deutſchen Fürſten ernſt genug an die Erfullung der in dem bekannten Aufrufe aus Kaliſch vom 25. März 1813 feierlich gegebenen Erklärung, wodurch „den deutſchen Völkern die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reiches (aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks) angekündigt und verſichert worden“. Dennoch fiel bei dem durch Napoleon's Invaſion übereilten Abſchluſſe der Bundesacte deren Inhalt ſo dürftig und unbefriedigend in jener Beziehung aus, daß ſelbſt in der Mitte des Congreſſes vielſeitig das Geſtändniß laut ward: dieſe Bundesacte könne die Erwartungen der deutſchen Nation nur zum Theil erfüllen; man müſſe bei der augenblicklichen Nothwendigkeit, den Bund ſogleich wirklich zu ſchließen, ſich für jetzt mit ſeinen weſentlichen Grundlagen begnügen, deren nähere Ausführung aber ruhigern Zeiten vorbehalten, man vermöge den ſolchergeſtalt abgeſchloſſenen Bund nur als ein gemeinſchaftliches Band anzuerkennen, welches Zeit, Erfahrung und ſteigendes Zutrauen erſt beſſern müſſe. „Großes iſt noch zu vollbringen übrig!“ So dachte damals Jeder, der von der neuen Bundesverfaſſung viel Anderes und inſonderheit feſte Garantien für die unverletzliche Aufrechthaltung des allgemeinen Rechtszuſtandes in ganz Deutſchland erwartet hatte.

Der alte Bundestag.

War nun gleich bei der Gründung der neuen Bundesverfaſſung das anfänglich von allen Theilnehmern an dem Wiener Congreſſe erſtrebte und von der geſammten deutſchen Nation mit voller Zuverſicht erwartete Endziel — Wiederherſtellung einer alle einzelnen Beſtandtheile von Deutſchland zu einer *Staatseinheit* verbindenden Verfaſſung, alſo das Wiederaufleben eines *deutſchen Reiches* — unerreicht geblieben, indem die an die Stelle des vormaligen Reichstags getretene Bundesverſammlung nur ein in ſich unzuſammenhängendes Aggregat deutſcher Fürſten bildete, die untereinander, ſoviel insbeſondere die *innern* Verhältniſſe der Einzelſtaaten betrifft, kein anderes Band als das der gemeinſamen Förderung und Sicherſtellung ihrer dynaſtiſchen Intereſſen *) zuſammenhält; und war auch die bei dem Wiener Congreſſe, in Uebereinſtimmung mit 31 der mindermächtigen Staaten, offen ausgeſprochene rühmwürdige Abſicht der beiden deutſchen Großmächte, nicht blos im Intereſſe der Regierungen, ſondern auch dem der Unterthanen, einen vollkommen geſicherten Rechtszuſtand durch *ſpecielle* poſitive Beſtimmungen zu begründen, an dem Unabhängigkeitsſinne der rheinbündiſchen Könige wenigſtens inſoweit geſcheitert, daß die Aufnahme ſolcher Beſtimmungen in die Bundesacte unterbleiben mußte, ſo enthielt jedoch dieſe, nebſt der zu ihrer weitern Ausbildung dienenden Wiener Schlußacte, mehrere ſolche *allgemeine* grundgeſetzliche Normen über das Verhältniß der Regierungen zu ihren Unterthanen und deren Vertretern, mit denen die Zulaſſung eines abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtems in den deutſchen Staaten als durchaus unverträglich erſcheinen mußte.

Die beiden Fundamentalſätze, welche die Bundesacte hierüber enthält, ſind die Beſtimmungen der Artikel XII und XIII: „daß zur Ausübung der Rechtspflege in allen Bundesſtaaten Gerichte dreier Inſtanzen angeordnet werden ſollen", und „daß in allen dieſen Staaten landſtändiſche Verfaſſungen ſtattfinden werden". Der erſte dieſer Sätze erhielt ſchon durch die proviſoriſche Competenzbeſtimmung für die Bundesverſammlung (vom 12. Juni 1817) eine authentiſche Erläuterung, beziehungsweiſe Ausdehnung auf den Fall einer Juſtizverweigerung dahin: „daß, wenn nach Artikel XII, welcher die Juſtizpflege nach drei Inſtanzen als einen im Deutſchen Bunde feſtgeſetzten Grundſatz ausſpreche, jede deutſche Regierung verbunden ſei, drei Inſtanzen anzuordnen und in dieſer Art Juſtizpflege zu gewähren, die ſonſt (im Unterbleibungsfalle) begründete Beſchwerdeführung um ſo mehr bei wirklicher Juſtizverweigerung müſſe eintreten können"; demzufolge

---

*) Die „Solidarität der *conſervativen* Intereſſen", wie es die Sprache der heutigen reactionären Politik mit bewunderungswerther Offenheit ausdrückt, nämlich conſervativ im Gegenſatze zu den für revolutionär erklärten Beſtrebungen der aufrichtigen Anhänger der *monarchiſch-conſtitutionellen* Regierungsform.

wurde, ausdrücklich zu dem Zwecke: „dem Misbrauche der Gewalt der Regierungen noch Möglichkeit vorzubeugen“, wie die officielle Erklärung Oeſtreichs und Preußens in der Bundestagsſitzung vom 28. Juni 1832 beſagt, in den Artikel XXIX der Wiener Schlußacte die grundgeſetzliche Beſtimmung aufgenommen: „daß, wenn in einem Bundesſtaate der Fall einer Juſtizverweigerung eintrete und auf geſetzlichen Wegen ausreichende Hülfe nicht erlangt werden könne, der Bundesverſammlung obliege, erwieſene, nach der Verfaſſung des Landes und den beſtehenden Geſetzen jedes Landes zu beurtheilende Beſchwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hülfe bei der Bundesregierung, die zu der Beſchwerde Anlaß gegeben hat, zu bewirken“ *). Der zweite der obigen Fundamentalſätze hatte in ſeiner behutſamen Faſſung hin und wieder Zweifeln über die bundesgeſetzliche Verpflichtung ſämmtlicher Regierungen zur Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen, wo noch keine beſtänden, Raum gelaſſen. Um dieſen Zweifeln über die wahre Bedeutung des Artikels XIII mittels einer „angemeſſenen und beruhigenden Auslegung“, wie ſich die obengedachte officielle Erklärung ausdrückt, zu begegnen, ward ſodann jenem problematiſchen Ausdruck „werden“ in dem Artikel LIV der Wiener Schlußacte der kategoriſche Imperativ ſubſtituirt, daß „in allen Bundesſtaaten landſtändiſche Verfaſſungen ſtattfinden ſollen, und die Bundesverſammlung darüber zu wachen habe, daß dieſe Beſtimmung in keinem Bundesſtaate unerfüllt bleibe“. Die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen aber ſollten nach Artikel LVI der Schlußacte „nur auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden können“.

Vermochten nun auch dieſe der durch die Aufhebung des Reichsverbands ſo ſehr erleichterten Ausübung einer abſoluten Willkürherrſchaft bundesgeſetzlich geſteckten Schranken den vertrauungsvollen Erwartungen des deutſchen Volkes und den ihnen entſprechenden Verheißungen hochgeſinnter Fürſten nur eine ſehr dürftige Befriedigung zu gewähren, ſo erſchienen ſie doch der Mehrzahl der in der Bundesverſammlung vertretenen Regierungen noch allzu beengend für die vollkräftige Entfaltung ihrer Herrſchermacht gegenüber jeder, auch noch ſo beſcheidenen Geltendmachung althergebrachter Rechte und Freiheiten des Volks, und ſo fand man bei der Anwendung der betreffenden bundesgeſetzlichen Beſtimmungen auf vorkommende Fälle durch Beſchlüſſe der Bundesverſammlung eben in der allgemeinen Faſſung dieſer

---

*) Hierzu bemerkt Klüber gewiß mit vollem Rechte: „Zufolge der Rechtsanalogie e contrario wäre es widerſinnig, den Artikel XXIX ſo auszulegen, daß des Schutzes der Bundesverſammlung nur Der ſich ſolle zu erfreuen haben, dem der Rechtsweg erſchwert oder verſperrt wird, nicht auch Der, dem ſogar das auf dem Rechtswege durch förmlichen Richterſpruch erworbene Recht von dem Inhaber der Staatsgewalt durch abſolute Kaſſirung des Richterſpruchs willkürlich von Gewalt wegen vernichtet ward“: „Quellenſammlung“, S. 395. „Oeffentliches Recht“, S. 192.

Beſtimmungen ein willkommenes Mittel der Auslegung derſelben in einem ſo beſchränkten Sinne, daß dadurch die innerſten Lebenskeime der zu Befolgung des Artikels XIII der Bundesacte und Artikels LIV der Schlußacte neu eingeführten und durch den Artikel LVI der Schlußacte in ihrem Fortbeſtande garantirten Verfaſſungen, ſomit die wirkſamſte Stütze der im Artikel XXIX der letztern verbürgten Rechtsſicherheit innerhalb der einzelnen Bundesſtaaten, auf das äußerſte gefährdet und ſolchergeſtalt dem ſo verderblich gewordenen Schein-Conſtitutionalismus (Willkürherrſchaft unter conſtitutionellen Formen) Thür und Thor geöffnet wurde. Zwar ließen die Mitglieder der Bundesverſammlung keine Gelegenheit vorübergehen, um grundſätzlich die unabweisliche Nothwendigkeit eines geſicherten Rechtszuſtandes im ganzen Bereiche der Bundesſtaaten und die Bundesgeſetzwidrigkeit einer Verletzung der beſtehenden Landesverfaſſungen durch einſeitige landesherrliche Anordnungen offen auszuſprechen, nur leider zur Anwendung dieſer geläuterten Anſichten von dem rechtlichen Verhältniſſe der Staatsregierungen zu ihren Unterthanen auf wirklich vorliegende Fälle kam es nicht. Schon die Eröffnungsrede des Präſidialgeſandten enthielt die hochtönende Phraſe: „Das Nationalbedürfniß ſei die Schöpferin und der Leitſtern bei allen nationellen Formen; alsdann gehe man verbürgt zum wahren, zum höchſten Ziele“, und der erſte Vorfall, wobei der Bundesverſammlung eine Veranlaſſung dargeboten wurde, ihre Sorge für eines der werthvollſten Nationalbedürfniſſe, das eines allenthalben geſicherten Rechtszuſtandes, zu bethätigen, fand dieſelbe an dem ihr durch jenen Ausſpruch angewieſenen Platze. Als nämlich ſehr bald nach Eröffnung der Bundesverſammlung eine Beſchwerde wider einen der Bundesfürſten, wegen factiſchen Vorſchreitens zur Geltendmachung von Rechtsanſprüchen gegen einzelne Unterthanen mit Umgehung der Gerichte, an dieſelbe gelangte, und Jener ſich dagegen jede Einmiſchung der Bundesverſammlung in dieſe, blos die innere Staatsverwaltung betreffende Angelegenheit verbitten zu müſſen erklärte, legte dieſelbe auf den Antrag des Präſidialgeſandten in ihre Protokolle die feierliche Verwahrung nieder: „ſie werde ſich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten laſſen, innerhalb der ihr vorgezeichneten Schranken ſelbſt bedrängter Unterthanen ſich anzunehmen und auch ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß nur darum die Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zuſtand an die Stelle der Willkür trete“. Derſelbe Präſidialgeſandte ſprach es als unzweifelhafte Vorausſetzung aus: „daß die deutſchen Regierungen ſeit der Erneuerung ihres Nationalbundes bei allen hierauf bezüglichen Verhandlungen den Rechtszuſtand ſtets als Ziel ihres Strebens und als Regel ihres Benehmens vor Augen und ſicher auch bei der Entwerfung der hochwichtigen, auf das ſtändiſche Weſen der Nation bezüglichen Grundgeſetze nicht die Abſicht gehabt hätten, dieſen Rechtszuſtand der einfachen Thatſache unterzuordnen“. Vorzüglich bemerkenswerth iſt eine Aeußerung des preußiſchen Geſandten, die ſich in ihrer hohen praktiſchen Bedeutung völlig an das ſehr wahre Wort des Geſandten der freien Städte: „daß die Ruhe Deutſchlands, mit welcher die Wohlfahrt der Einzelſtaaten auf das innigſte verbunden ſei, durch das Vertrauen der deutſchen Völker in den Rechtsſchutz des Bundes bedingt werde“, anſchließt. Jene Aeußerung nämlich ging dahin: „Gefährlicher erſcheine es aus dem Standpunkte der Politik für das monarchiſche Princip, wenn die Unterthanen der dem deutſchen Charakter beſonders eigenen Achtung des geſetzlich Beſtehenden entwöhnt würden, indem ſie ſo bald von oben herab in Frage geſtellt ſähen, was die Sanction der Monarchen erhalten habe, und wenn ſie im raſchen Uebergange Dasjenige als ungültig und verwerflich betrachten ſollten, was ſie kurz vorher noch angewieſen waren als unverbrüchlich und unverletzlich zu verehren; für eines der größten Uebel, von welchem einzelne Bundesſtaaten ſowol als der Bund ſelbſt bedroht werden könnten, wäre gewiß die Erſchütterung des Glaubens und Vertrauens auf einen feſten Rechtsbeſtand unter dem Schutze der Bundesverfaſſung zu betrachten“. Insbeſondere wurde es als zum Beruf der Bundesverſammlung gehörig ausdrücklich anerkannt: „die Selbſtändigkeit der Gerichtshöfe, innerhalb der ihnen in jedem Lande durch Geſetze und Verfaſſung geſetzten Grenze, gegen äußere ungeſetzliche Einwirkungen (namentlich von Seiten der Regierungsgewalt), und dadurch eine geſicherte Rechtspflege in den verſchiedenen deutſchen Staaten ſicher zu ſtellen“. Noch viele andere Fälle, aus deren Beurtheilung innerhalb der Bundesverſammlung die Ueberzeugung derſelben von der Bundesverfaſſungswidrigkeit eines jeden Eingriffs der Regierungsgewalt in das Rechtsgebiet deutlich genug hervortritt, theilt meine oben gedachte Schrift mit. Leider jedoch iſt dieſe Verſammlung durch die immer mehr zur Gewohnheit gewordenen Incompetenzerklärungen nur allzu oft verhindert worden, ihre ſo nachdrucksvoll ausgeſprochene Ueberzeugung in der Anwendung auf vorkommende Fälle zu bethätigen, obwol bereits im Jahre 1817 der herzoglich ſächſiſche Geſandte ausdrücklich davor warnte, nicht auf dieſem Wege einen Schein von Wahrheit auf die ungegründeten Vorwürfe fallen zu laſſen, die man dem Deutſchen Bunde gemacht habe, als ob ſein Zweck nur dahin gehe, die durch den Umſturz des deutſchen Reichs erworbenen Souveränetätsrechte zu ſichern und den Unterthanen die Rechte ferner vorzuenthalten, welche ihnen die vormalige Verfaſſung verheißen habe. Unter ſolchen Fällen von einiger Bedeutung iſt der bekannte braunſchweigiſche der einzige in ſeiner Art geblieben, in welchem jene den Forderungen der Gerechtigkeit ſo ſehr entſprechenden Worte der Bundesverſammlung zur That erwachſen ſind.

Für die Geſchichte des Abſolutismus in Deutſchland gewährt ſonach dieſe dritte Periode das immer noch nicht ganz unerfreuliche Reſultat, daß die aus den oben angeführten bundesgeſetzlichen Beſtimmungen ſich klar ergebende Unverträglichkeit des abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtems mit den weſentlichen Grundlagen der Bundesverfaſſung in ihrer Anwendung auf alle Bundesſtaaten auch während dieſer Periode im Princip nicht aufgegeben, vielmehr daran in Worten jederzeit feſtgehalten worden iſt, wenn gleich thatſächlich — bei dem Mangel wirkſamer durch die Bundesgeſetzgebung dargebotener Repreſſivmittel, bei der ſehr beſchränkten Competenz der Bundesverſammlung zur Einwirkung auf ſtreitige Rechtsverhältniſſe in den einzelnen Bundesſtaaten, und bei der in der Mitte dieſer Verſammlung und in ihren Beſchlüſſen nach und nach immer deutlicher hervortretenden Geneigtheit zur Begünſtigung der dynaſtiſchen Intereſſen — der Abſolutismus innerhalb der deutſchen Bundesſtaaten fortwährend an Boden gewonnen, und ſo das grundgeſetzlich mißbilligte Regierungsſyſtem in mehreren dieſer Staaten, deren Regierungen demſelben, unter Beibehaltung eines gewiſſen Schein-Conſtitutionalismus, praktiſche Geltung zu verſchaffen wußten, bei dem paſſiven Verhalten der oberſten Bundesbehörde, immer feſtern Fuß gefaßt hat.

Der bis in das Jahr 1848 in Thätigkeit geweſenen Bundesverſammlung — dem alten Bundestage — kann man gleichwol, bei allen ihren anerkannten Mängeln, die Anerkennung nicht verſagen, daß dieſelbe wenigſtens der ihr verfaſſungsmäßig obliegenden Verpflichtung: „die Grundgeſetze des Bundes ſich zur unabweichlichen Richtſchnur dienen zu laſſen“, auf das ſtrengſte nachgekommen iſt und ſich niemals eine zweifelloſe Zuwiderhandlung gegen dieſelben, inſonderheit rückſichtlich der auf Sicherſtellung des allgemeinen Rechtszuſtandes abzweckenden Beſtimmungen der Bundesgeſetze, hat zu Schulden kommen laſſen.

Der neue Bundestag.

Der neue Bundestag — anfänglich nur aus neun mühſam zuſammengebrachten Stimmen, beziehungsweiſe Bruchſtücken einzelner Stimmen beſtehend, ſpäterhin bis auf ſeinen frühern Beſtand vervollſtändigt — hat ſeine wiedererweckte Thätigkeit damit begonnen, die offenkundigen und vielfach bewährten Traditionen ſeines Vorgängers nicht minder offenkundig zu verleugnen. Er hat ſogar in ſeiner fortgeſetzten Wirkſamkeit kein Bedenken getragen, mehrere der für die Aufrechthaltung eines allenthalben geſicherten Rechtszuſtandes in Deutſchland vorzüglich wichtigen Beſtimmungen der Grundgeſetze des Bundes, in deren fortdauernder Gültigkeit doch allein die wieder zuſammengetretenen Regierungen den Grund ihrer Berechtigung zur Reactivirung des im Jahre 1848 entſchlafenen alten Bundestags gefunden haben, hintanzuſetzen.

Allbekannt ſind die Verfaſſungszerwürfniſſe zwiſchen der kurheſſiſchen Regierung und den Landſtänden im Jahre 1850[*], deren Veranlaſſung und weitere Entwickelung ſich dahin kurz angeben läßt, daß von erſterer, ohne die vorgängige, der Verfaſſung gemäße Vorlegung eines Budgets, die wiederholte Verlängerung der im Jahre 1849 ausdrücklich nur auf ein Jahr wegen der damals obwaltenden ganz beſondern Verhältniſſe von den Ständen bewilligten Steuererhebung begehrt, eine ſolche Verlängerung zwar von letztern einſtweilen abgelehnt, dagegen die Beibehaltung des vor zwei Monaten von der Regierung ſelbſt proponirten und während derſelben ſtattgehabten Proviſoriums zugeſtanden, dieſe Ablehnung jedoch von der Regierung für eine bundesgeſetzwidrige Steuerverweigerung und für den erſten Schritt zur Rebellion erklärt, daß, nach Auflöſung der Ständeverſammlung, durch einſeitig erlaſſene Verordnungen die Forterhebung der Steuern verfügt, auch das ganze Land in Kriegszuſtand verſetzt, hiernächſt aber, als die Vollziehung dieſer allgemein für verfaſſungswidrig gehaltenen und ſelbſt von den Gerichten bis zur höchſten Inſtanz dafür erklärten Verordnungen an der Gewiſſenhaftigkeit der höhern Staatsbeamten ſcheiterte, jener Partialbundestag von der Regierung zum thätlichen Einſchreiten gegen den vorausgeſetzten Aufruhr aufgefordert und von demſelben wirklich dieſer Aufforderung durch den bekannten Beſchluß vom 21. September 1850 Genüge geleiſtet, in Folge deſſen auch eine Executionsarmee aufgeboten und ſo mit fremder Waffengewalt die Befolgung der gedachten Verordnungen erzwungen worden iſt. Faſt gleichzeitig mit dieſen letzten Vorgängen hatte die ſogenannte Olmützer Convention zwiſchen Oeſtreich und Preußen vom 29. November genannten Jahres in Beziehung auf die kurheſſiſchen Zuſtände die Erklärung aufgenommen, daß die endliche und definitive Regulirung dieſer Angelegenheit durch die gemeinſame Entſcheidung aller deutſchen Regierungen herbeizuführen und, um deren Cooperation möglich zu machen (vorzubereiten), zwei Commiſſarien zu ernennen ſeien, welche über die gemeinſchaftlich zu treffenden Maßregeln in Einvernehmen zu treten hätten, bis dahin jedoch, ohne Präjudiz für die künftige Entſcheidung, der Action der von dem Kurfürſten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegenzuſtellen ſei*). Es traten zu dieſem Zwecke Bevollmächtigte der beiden Großmächte, die ſich hierbei als Repräſentanten der ſämmtlichen Bundesglieder gerirten, in Kaſſel zuſammen, bis in den Juni 1851 ohne alle in die äußere Erſcheinung fallende Thätigkeit, ſeitdem jedoch mit einer ſo kräftigen Einwirkung auf die kurheſſiſchen Verhältniſſe lediglich im Intereſſe der Regierung, daß dabei, ſelbſt den Schein einer vermittelnden Ausgleichung der in Beziehung darauf obwaltenden Zerwürfniſſe zu wahren, für unnöthig geachtet wurde. Der zuerſt daſelbſt aufgetretene preußiſche Commiſſar, der ebenſo wohlmeinende, als die hier vorgefundenen Zuſtände ganz im Sinne der damaligen, in officiellen Erlaſſen kund gegebenen Anſchauung der preußiſchen Regierung*) auffaſſende General von Peucker, hatte die von ihm mit Eifer betriebene Vorbereitung zu einer ſolchen vermittelnden Ausgleichung damit begonnen, durch perſönliche Erkundigung bei einer genügenden Anzahl der ſachkundigſten und wegen ihrer Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit allgemein geachteten höhern Staatsbeamten und Mitglieder der Ständeverſammlung ſich eine vollſtändige und wahrheitsgetreue Kenntniß von den hier obwaltenden Verhältniſſen zu verſchaffen. Von dem an deſſen Stelle getretenen Staatsminiſter Uhden erwartete man ein gleiches Benehmen um ſo mehr, als ihm aus ſeiner frühern Amtsführung als Juſtizminiſter jene erſte Grundregel der Schlichtung ſtreitig gewordener Rechtsverhältniſſe — das goldene „audiatur et altera pars“ **) — noch unvergeſſen ſein mußte; es ward jedoch nach deſſen Eintritt gerade die entgegengeſetzte Verfahrungsweiſe befolgt, und ſo kam es denn, daß die im Juni und Juli unter Aſſiſtenz der Bundescommiſſare erlaſſenen Verordnungen lediglich als Ergebniß einer durch vertrauliche Beſprechungen zwiſchen Haſſenpflug und Uhden bewirkten Verſtändigung zur Unterſtützung des von Jenem befolgten Regierungsſyſtems betrachtet wurden. Die Aufgabe der in Gemäßheit der Olmützer Convention hierher geſandten Bundescommiſſare beſtand nicht darin, die vermeintlich geſtörte Autorität des Landesfürſten wiederherzuſtellen; dafür war bereits durch die in das Land eingerückte Executionsarmee hinreichend geſorgt; die Regierungsorgane ſelbſt hatten ſchon die zu Stande gekommene Wiederherſtellung der landesherrlichen Autorität laut verkündigt, und gegen jede etwa noch zu beſorgende Störung leiſtete die fortdauernde Anweſenheit der Executionstruppen genügende Bürgſchaft. Die jenen Commiſſaren zur Richtſchnur ihres Handelns dienende Aufgabe beſtand vielmehr lediglich in der, wenngleich nur vorbereitenden, Erledigung des rechtlichen Verhältniſſes zwiſchen dem Landesherrn und den Landſtänden, zwiſchen dem die Regierung repräſentirenden Miniſterium und den auf die Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfaſſung beeidigten Staatsbeamten, ſowie in der Löſung des Conflicts, in welchen das ganze Volk durch eine ſolche Stellung zwiſchen Beiden gedrängt worden war. Es ſollte dieſes wählen zwiſchen der Befolgung oberherrlicher Verfügungen, in Beziehung auf welche die verfaſſungsmäßig angeordneten und von allem höhern Einfluſſe unabhängig geſtellten Gerichtsſtellen wiederholt erklärten, daß dieſelben nicht ohne ſtrafbare Verfaſſungsverletzung befolgt werden könnten, und der regierungsſeitig als ſtrafbare Widerſetzlichkeit und Aufruhr bezeichneten Nichtbefolgung derſelben.

---

[*] Vollſtändige Auskunft hierüber findet man in den S. 331 meines oft genannten Buches angeführten Schriften, zu welchen noch hinzukommt: F. Pfeiffer, „Der Verfaſſungsſtreit in Kurheſſen“, in der „Zeitſchrift für deutſches Recht“, Bd. XIII, S. 9.

---

*) Alſo Execution vor dem Richterſpruch (der jetzt, nach 10 Monaten, noch nicht erfolgt iſt)! Vergl. meine angeführte Schrift, S. 239 Note 68. — Sprach doch ſelbſt Ludwig XIV., deſſen Abſolutismus nur allzu oft in Despotie überging, es als ſeine Regierungsmaxime aus: „[illegible]"

---

*) Miniſterielle Noten vom 12., 21. und 26. Sept. 1850, im „Staats-Anzeiger“, Nr. 269. — Preußiſche Denkſchrift zur Olmützer Punctation. — „Vier Wochen auswärtiger Politik“, 2. Ausgabe, S. 31.

**) Denn „Eines Mannes Red' iſt eine halbe Red'; man ſoll ſie hören beed'“.

Dieſe Aufgabe hatten die Commiſſare in Uebereinſtimmung mit der beſtehenden und während 20 Jahren in anerkannter Wirkſamkeit geweſenen Landesverfaſſung, ſie hatten ſie, in ihrer Eigenſchaft als Bundescommiſſare, vor allem in Uebereinſtimmung mit der ihnen, wie ihren Vollmachtgebern, zur unabweichlichen Richtſchnur dienenden Bundesgeſetzgebung zu löſen. Die weitere Darſtellung aber wird ergeben, wie ſtatt deſſen der vielbeſprochene Bundesbeſchluß vom 21. September 1850*) zur Quelle und Baſis derjenigen Schritte gemacht wurde, mittels deren in Kurheſſen der in alten, ſtets heilig gehaltenen Geſetzen begründete und durch die im Jahre 1831 zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen vereinbarte Verfaſſung**) von neuem urkundlich befeſtigte Rechtszuſtand aufs tiefſte erſchüttert, ja in der That aus allen Fugen geriſſen worden iſt.

Nach Artikel LIII der Wiener Schlußacte „ſchließt die den einzelnen Bundesſtaaten garantirte Unabhängigkeit im Allgemeinen die Einwirkung des Bundes in die innere Staatseinrichtung und Staatsverwaltung aus“, und hiernach gilt es insbeſondere nach Artikel LXI als Regel: „daß die Bundesverſammlung nicht berechtigt ſei, in landſtändiſchen Angelegenheiten oder in Streitigkeiten zwiſchen den Landesherren und ihren Ständen einzuwirken“, ſolange dieſe nicht den im Artikel XXVI bezeichneten Charakter (unmittelbarer Gefährdung der innern Ruhe und der Beſorgniß der Verbreitung aufrühreriſcher Bewegungen, oder eines wirklichen zum Ausbruch gekommenen Aufruhrs) annehmen, welchen Ausnahmefällen jedoch durch den Bundesbeſchluß vom 28. Juni 1832 auch der, wo eine ſtändiſche Verſammlung die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern durch die Durchſetzung anderweiter Anträge bedingen wollte, gleichgeſtellt worden iſt. Selbſt dieſe ausnahmsweiſe geſtattete Einwirkung des Bundes iſt aber bedingt durch die Vorausſetzung des Anrufens deſſelben von Seiten der betheiligten Regierung, und dieſes Anrufen wieder nach dem, einſtimmig gefaßten, Bundesbeſchluſſe vom 30. October 1834 namentlich auch für den Fall der analogen Anwendung auf die Steuerverweigerung von dem vorausgehenden Verſuche einer Entſcheidung durch das neu angeordnete Bundesſchiedsgericht abhängig gemacht, zugleich auch die vorgängige Betretung dieſes Weges, nachdem alle verfaſſungsmäßigen und geſetzlichen Mittel zur Beſeitigung der entſtandenen Irrungen ohne Erfolg eingeſchlagen worden ſind, von ſämmtlichen Bundesgliedern als eine ihnen obliegende Verpflichtung anerkannt worden. Der im September

---

*) S. meine kleine Schrift: „Zur Würdigung des Bundesbeſchluſſes vom 21. Sept. 1850“. Kaſſel 1850, und Zachariä: „Die Rechtswidrigkeit der Reactivirung der Bundesverſammlung“, S. V.

**) Die „als feſtes Denkmal der Eintracht zwiſchen Fürſt und Unterthanen“ und „in ſpätern Jahrhunderten“ [illegible] beſtimmt war

1850 zuſammengetretene Partial-Bundestag *) fand aber kein Bedenken, die einſeitige Darſtellungsweiſe der kurheſſiſchen Regierung, nach welcher die einſtweilige Ablehnung der von ihr begehrten, nicht einmal durch die Vorlegung eines Budgets motivirten, nochmaligen Verlängerung der Steuererhebung nach längſt abgelaufener Bewilligungsperiode von Seiten der Stände den Charakter einer allgemeinen Steuerverweigerung im gehäſſigſten Sinne an ſich tragen ſollte (ſ. oben S. 139), ſich ohne Weiteres anzueignen und hiernach den in dem Bundesbeſchluſſe von 1832 vorgeſehenen Fall einer durch die Erreichung anderweiter Wünſche bedingten Steuerbewilligung als in Kurheſſen wirklich eingetreten anzunehmen. Obgleich das dem ſtändiſchen Beſchluſſe zum Grunde liegende Begehren der vorgängigen Mittheilung eines Budgets nichts Anderes als die Erfüllung einer der Regierung verfaſſungsmäßig obgelegenen, von ſämmtlichen Bundesgliedern ſelbſt durch den Wiener Conferenzbeſchluß vom 12. Juni 1834 beſtimmt anerkannten Verpflichtung bezweckte, und es ohne jene Mittheilung gänzlich an einer Nachweiſung darüber fehlte, daß die von der Regierung begehrten Steuern wirklich zur Führung einer „den Bundespflichten und der Landesverfaſſung entſprechenden Regierung“ (nach den eigenen Worten jenes Bundesbeſchluſſes) erforderlich ſeien, glaubte der Partial-Bundestag doch, dieſer ſehr erheblichen Zweifelsgründe ungeachtet, jene einſeitige Auffaſſung der kurheſſiſchen Regierung der eigenen Beurtheilung der dortigen Zuſtände zum Grunde legen zu dürfen; es ließ derſelbe ſogar den in dem Bundesbeſchluſſe von 1832 ausdrücklich gemachten Vorbehalt, daß die deſſen Beiſtand anrufende Regierung ſelbſt zuvor die „verfaſſungsmäßigen und geſetzlichen Mittel erſchöpft habe“, gänzlich unbeachtet, kehrte ſich auch ebenſo wenig daran, daß ein Einſchreiten ſeinerſeits zum Zwecke der Beſeitigung der zwiſchen der kurheſſiſchen Regierung und den Ständen über die Ausübung der landesherrlichen Rechte in Beziehung auf die Steuererhebung entſtandenen Irrungen nicht eher eintreten durfte, als nachdem die Regierung, gemäß der durch den Bundesbeſchluß von 1834 von ſämmtlichen Bundesgliedern übernommenen Verpflichtung, zur vorgängigen Betretung des geſetzlichen Weges einer ſchiedsrichterlichen Entſcheidung angewieſen worden. Der bis zum Jahr 1848 beſtandene Bundestag würde ganz unzweifelhaft ein ſolches von der kurheſſiſchen Regierung in ihrem Intereſſe begehrtes Einſchreiten, als zu frühzeitig und daher ſeine bundesverfaſſungsmäßige Competenz überſchreitend, auf das entſchiedenſte abgelehnt haben **). Zu einiger Rechtfertigung der von den bundesgeſetz-

---

*) Noch in der preußiſchen Denkſchrift zur Olmützer Punctation als „ſogenannter Bundestag“ bezeichnet. „Vier Wochen ꝛc.“, S. 51.

**) War doch von dem Präſidialgeſandten ſelbſt in der Sitzung vom 30. October 1834 das neu einzuführende Inſtitut des Schiedsgerichts als die „ſicherſte Gewähr für die Bewahrung des beſtehenden Rechtszuſtandes und der rechtmäßiden Beſtimmungen ſo auffallend abweichenden Verfahrungsweiſe des neuerſtandenen Bundestags läßt ſich auch nicht einmal anführen, daß die damaligen Bundesverhältniſſe die Anordnung eines Bundesſchiedsgerichts nicht verſtattet hätten; denn entweder hielt jener Partial-Bundestag ſich für ermächtigt zur Repräſentation der Geſammtheit der Bundesglieder und demzufolge für das „verfaſſungsmäßige Organ ihres Willens und Handelns“ (Artikel VII der Wiener Schlußacte), war dann aber auch ebenſo berechtigt als verpflichtet, die der Bundesverſammlung für einen Fall der vorliegenden Art beſonders zugewieſene Function der Bildung eines Schiedsgerichts in Ausübung zu bringen; oder es kam demſelben ein ſolcher Repräſentativcharakter nicht zu, und dann konnte er ſich um ſo weniger für competent zur Faſſung eines ſo tief in die innern Verhältniſſe eines Einzelſtaates eingreifenden Beſchluſſes, wie der vom 21. September, und deſſen nachgefolgter executiven Vollziehung, halten.

Noch viel weiter als der anfangs nur unvollſtändig zuſammengetretene Bundestag iſt ſodann in der Hintanſetzung der für die Aufrechthaltung des Rechtszuſtandes in Deutſchland wichtigſten Beſtimmungen der Bundesgrundgeſetze zur Förderung der ſogenannten conſervativen Intereſſen die ſeit dem März 1851 in Wirkſamkeit getretene vervollſtändigte Bundesverſammlung vorgeſchritten — vorausgeſetzt, daß die Theilnahme der nach Kurheſſen abgeſchickten Bundescommiſſare an den Verordnungen der dortigen Regierung, welche ſeit dem 26. Juni dieſes Jahres als „unter Zuſtimmung“, theilweiſe ſogar „auf Veranlaſſung“ jener Commiſſare verkündigt worden ſind, als von der Bundesverſammlung ſelbſt ausgegangen zu betrachten ſeien, worauf wenigſtens die künſtliche Faſſung der hierauf bezüglichen Formel in den betreffenden Verordnungen *) hinzuweiſen zu ſollen ſcheint.

Nach Artikel LIV der Wiener Schlußacte ſollen in allen Bundesſtaaten landſtändiſche Verfaſſungen ſtattfinden. Mit der Subſtitution dieſes kategoriſchen Imperativs an die Stelle des minder unzweideutigen Ausdrucks in der Bundesacte wurde nichts Anderes bezweckt, als damit eine den gerechten Anforderungen der deutſchen Nation (im Sinne der Wiener Congreßverhandlungen) entſprechende und für dieſelbe „beruhigende“ Auslegung der frühern unbeſtimmten Faſſung zu ertheilen (ſ. oben S. 135); es würde dieſen Zweck geradezu vereiteln heißen, wenn in irgend einem Bundesſtaate ſogar die bereits vorhandene Verfaſſung durch einſeitige Verfügung der Regierung deſſelben außer Wirkſamkeit geſetzt, insbeſondere das ver-

---

gen Freiheiten aller Unterthanen der deutſchen Bundesregierungen“ bezeichnet werden.

*) Auf Veranlaſſung, beziehungsweiſe mit Zuſtimmung „der beiden Commiſſare von Oeſtreich und Preußen, als der durch Bundesbeſchluß vom 11. Juni dazu bevollmächtigten beiden Regierungen“.

faſſungsmäßige Zuſammentreten der Landſtände verhindert oder, mit Hintanſetzung der in der Verfaſſung feſtbeſtimmten Landtagsperioden, auf eine ungewiſſe, von dem einſeitigen Belieben der Regierung abhängende Zeit hinausgeſchoben werden dürfte. Wenn aber ein ſolches bundesgeſetzwidriges Verfahren von der Bundesverſammlung ſelbſt, welche doch, darüber zu wachen, daß in keinem Bundesſtaate jene Vorſchrift unerfüllt bleibe, durch den erwähnten Artikel der Schlußacte ausdrücklich angewieſen worden iſt, nicht blos geduldet, ſondern auch durch eigene Mitwirkung zu demſelben unterſtützt würde, ſo wäre das eine thatſächliche Abweichung von den Grundnormen der Bundesverfaſſung zu Gunſten der unbeengt durch conſtitutionelle Schranken waltenden Herrſchermacht des betreffenden Bundesgliedes. Nun finden ſich aber in der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde die bündigſten Vorſchriften über die Zeit der Einberufung der Landſtände ſowol unter den gewöhnlichen Verhältniſſen (wenigſtens alle drei Jahre) als für den Fall einer Auflöſung der Ständeverſammlung (innerhalb der nächſten ſechs Monate), und dieſe Einberufung iſt dem Miniſterium des Innern als verfaſſungsmäßige Pflicht, bei Vermeidung einer von dem permanenten Ausſchuſſe zu erhebenden Anklage vor dem Staatsgerichtshofe, auferlegt (§. 80, 81, 83). Demzufolge mußte die Einberufung der Stände, nachdem die letzte Ständeverſammlung am 2. September 1850 aufgelöſt worden war, ſpäteſtens am 2. März 1851 erfolgen; die regelmäßige Landtagsperiode lief mit dem October 1851 ab, und es mußte alſo abermals die Einberufung der neugewählten Stände „im Anfange des Monats November“ dieſes Jahres geſchehen. Allein während die Neuwahlen zu dem erſtern Zwecke, ſoweit ſie nicht bereits ſtattgefunden hatten, noch im Gange waren, war ſchon durch ein Miniſterial-Ausſchreiben vom 3. Februar 1851, in Gemäßheit einer desfallſigen „beſtimmten Aufforderung des Bundes-Civilcommiſſars“, dieſem Wahlverfahren Anſtand gegeben worden, und es wurde ſogar, als im Juli 1851, nach ausdrücklicher Vorſchrift der Verfaſſungsurkunde und des „einen Theil der Staatsverfaſſung“ bildenden Wahlgeſetzes, die Einleitung zu den Wahlen für die mit dem gänzlichen Ablauf der Landtagsperiode im November einzuberufende Ständeverſammlung begonnen hatte, durch ein „auf Veranlaſſung der beiden Bundescommiſſare“ erlaſſenes Staatsminiſterial-Ausſchreiben vom 12. Juli vorläufig die Vornahme aller auf die Wahlen zu dem nächſten Landtage ſich beziehenden Geſchäfte verboten, ſomit den nur noch in der Idee, nicht mehr in der Wirklichkeit fortdauernden Ständen jede Möglichkeit der Erfüllung des ihnen durch die Verfaſſungsurkunde angewieſenen Berufs: „die verfaſſungsmäßigen Rechte des Landes geltend zu machen“, entzogen.

Doch reichte dies Alles noch nicht hin, um in Kurheſſen eine jeder conſtitutionellen Schranke enthobene Regierung zu begründen und namentlich jedem Verſuche einer desfallſigen landſtändiſchen Anklage vorzubeugen; vielmehr wurde die Fortdauer der ſtändiſchen Wirkſamkeit auch in ihrer äußern Erſcheinung gänzlich vernichtet, indem ſogar dem zur ununterbrochenen Fortſetzung dieſer Wirkſamkeit „im Namen der Landſtände“ während der Zeit, wo dieſelben nicht verſammelt ſeien, verfaſſungsmäßig berufenen und in dieſer Eigenſchaft durch gerichtliche Erkenntniſſe ausdrücklich anerkannten permanenten Ausſchuß „jedes amtliche Zuſammentreten, ſowie jede amtliche Thätigkeit überhaupt“, bei Vermeidung kriegsrechtlicher Ahndung, unterſagt wurde, zuerſt ſchon durch eine Verfügung des Bundesexecutions-Commiſſars vom 26. December 1850, dann aber auch, als deſſenungeachtet der Ausſchuß die ihm verfaſſungsmäßig obliegende Miniſteranklage erhoben hatte und deshalb wirklich vor das angeordnete Kriegsgericht geſtellt worden war, durch eine „auf Veranlaſſung der beiden (Olmützer) Bundescommiſſare“ noch am Tage vor dem Erlöſchen ihrer Vollmachten, am 30. Juli dieſes Jahres, erlaſſene kurfürſtliche Verordnung.

Nach Artikel LVI der Wiener Schlußacte ſollen „die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden landſtändiſchen Verfaſſungen nur auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden können“. Vorzugsweiſe kommt jenes Gebot des Artikels LVI der Schlußacte nach dem Sinne und Zwecke dieſer grundgeſetzlichen Beſtimmung bei denjenigen Verfaſſungen zur Anwendung, die, wie die kurheſſiſche (ſ. oben S. 141), auf dem Wege der freien Vereinbarung zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen zu Stande gekommen ſind, welche Entſtehungsform in der Mitte der Bundesverſammlung ſelbſt, bei Gelegenheit der für die weimariſche Verfaſſung ertheilten Garantie, als ſpecielles Motiv für die Gewährung des desfallſigen Antrags hervorgehoben wurde *). Der verfaſſungsmäßige Weg aber, auf welchem allein die kurheſſiſche Verfaſſung abgeändert oder authentiſch erläutert werden kann, iſt nach §. 153 der Verfaſſungsurkunde ein Beſchluß durch „völlige Einhelligkeit der auf dem Landtage anweſenden ſtändiſchen Mitglieder, oder eine auf zwei nacheinander folgenden Landtagen ſich ausſprechende Stimmenmehrheit von drei Vierteln derſelben“. Gleichwol iſt eine mehrfache, ſehr weſentliche Abänderung und Erläuterung der Verfaſſungsurkunde, ohne dieſen in derſelben vorgeſchriebenen Weg zu betreten, mittels der unter Mitwirkung der Bundescommiſſare von dem Landesherrn einſeitig erlaſſenen Verordnungen vom 26. Juni, ſodann 1., 9., 14. und 21. Juli, unternommen worden.

Eine ganz directe und unverhüllte Abänderung der kurheſſiſchen Verfaſſung mittels Aufhebung einer der wirkſamſten Garantien zur Aufrechthaltung derſelben, die auch früher unter ſehr bedrohlichen Umſtänden ihre rettende Kraft bewährt hat **), enthält die Verordnung vom 26. Juni, wonach „die Verpflichtung zur Beobachtung und Aufrechthaltung der Landesverfaſſung aus dem Dienſt- und Fahneneide der Offiziere des kurfürſtlichen Armeecorps wegzulaſſen iſt“, in Verbindung mit der vom 21. Juli, welche den Offizieren und Militärbeamten die ihnen durch die Verfaſſungsurkunde beigelegte Staatsdienereigenſchaft entzieht. Es ſind nämlich in der Verfaſſungsurkunde wiederholt die „Staatsdiener des Civil- und Militär-Standes (Offiziere und Militärbeamten) einander völlig gleichgeſtellt (§. 51 u. 61), und das, „unter dem Schutze der Verfaſſung ſtehende“, Staatsdienſtgeſetz ſpricht es in §. 61 poſitiv aus, daß „dem Militärdienſte durch die Verfaſſungsurkunde die Eigenſchaft des Staatsdienſtes beigelegt worden ſei“. In den Dienſteid eines jeden Staatsdieners aber ſoll nach §. 60 der Verfaſſungsurkunde „die Verpflichtung zur Beobachtung und Aufrechthaltung der Landesverfaſſung“ mit aufgenommen werden, und die Beeidigung hierauf nach §. 13 des Staatsdienſtgeſetzes noch vor dem Antritte des Amts bewirkt werden. Auch ſind dieſe beiden Verfaſſungsbeſtimmungen ohne irgend ein dagegen erhobenes Bedenken ins Leben getreten, indem die Beeidigung der Offiziere ꝛc. von der Verkündigung der Verfaſſungsurkunde an bis auf die neueſte Zeit wirklich ſtattgefunden und die Staatsdienereigenſchaft derſelben eine wiederholte förmliche Anerkennung durch Entſcheidungen des oberſten Gerichtshofs erhalten hat. Gleichwol unterſagt die Verordnung vom 26. Juni ohne Weiteres die Aufnahme der Verpflichtung zur Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfaſſung in den Dienſteid, und nachträglich ſpricht die Verordnung vom 21. Juli, welche, gleich jener, „auf Veranlaſſung der Bundescommiſſare“ erlaſſen worden iſt, geradezu die Aufhebung der vorangeführten Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde und des Staatsdienſtgeſetzes aus.

---

*) Namentlich von Hannover, folgerungsweiſe auch von Oeſtreich und Preußen. S. Protokolle der Bundesverſammlung, Bd. I, S. 114; Bd. II, S. 104 fg.

**) S. Wippermann: „Kurheſſen ſeit dem Freiheitskriege“, S. 316, und deſſen Aufſatz: „Die Staats- und Rechtsverfaſſung Kurheſſens in ihrer geſchichtlichen Entwickelung“, im I. Bande der „Germania“, S. 36.

Durch eine fernere, gleichfalls „auf Veranlaſſung der beiden Bundescommiſſare“ von dem Landesherrn einſeitig erlaſſene Verordnung vom 1. Juli ward eine „Erläuterung“ zweier, bisher allgemein, inſonderheit auch von den Gerichten, in einem hiervon abweichenden Sinne verſtandenen und angewendeten Paragraphen der Verfaſſungsurkunde ertheilt. Der §. 61 der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde ſpricht, unmittelbar nach dem Gebote der Beeidigung der Staatsdiener auf die Verfaſſung, ebenſo allgemein als beſtimmt aus: „Ein jeder Staatsdiener bleibt hinſichtlich ſeiner Amtsverrichtungen verantwortlich“, und fügt, damit über die Art dieſer Verantwortlichkeit, und daß es nicht blos eine ſolche gegen ſeine Vorgeſetzten ſei, kein Zweifel obwalte, ſogleich weiter hinzu: „Derjenige, welcher ſich einer Verletzung der Landesverfaſſung, namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfaſſungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchſten Staatsbehörde, ſchuldig macht, kann auch von den Landſtänden oder deren Ausſchuſſe bei der zuſtändigen Gerichtsbehörde angeklagt werden“. Durch die hier gebrauchten Ausdrücke „bleibt“ und „auch“ wurde die in jenem Paragraphen begründete Selbſtändigkeit der Verantwortung der Staatsdiener bezeichnet, denn ſonſt hätten ſie keine praktiſche Bedeutung gehabt und ihre Aufnahme wäre überflüſſig, daher ſprachwidrig geweſen; ſonſt wäre es entſprechender geweſen, den Ausdruck: „iſt verantwortlich“, zu wählen, anſtatt zu ſagen: „bleibt verantwortlich“. Durch die letztere Wendung wurde darauf hingewieſen, daß zwar etwas in der Mitte liegen könne, wodurch etwa der Staatsdiener ſich der eigenen Verantwortlichkeit enthoben halten möchte (wie namentlich die von ſeinem Vorgeſetzten auf ſich genommene Verantwortlichkeit), daß aber der Staatsdiener ſich eines ſolchen anſcheinenden Befreiungsgrundes nicht zur Entſchuldigung ſeiner Pflichtverletzung ſolle bedienen können, vielmehr unbedingt dafür verantwortlich bleibe. Ebenſo war der weiter gebrauchte Ausdruck „auch“ dazu beſtimmt, zu zeigen, daß die Verantwortlichkeit eines Staatsdieners noch wegen anderer Verfaſſungsverletzungen als der durch Vollziehung einer der verfaſſungsmäßigen Form entbehrenden Verfügung einer höchſten Staatsbehörde begangenen (alſo namentlich durch Vollziehung einer ſolchen mit dieſer Form bekleideten Verfügung, inſofern dieſelbe eine mit den Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde im Widerſpruche ſtehende Anordnung enthielte) mittels einer Anklage bei dem zuſtändigen Gericht geltend gemacht werden könne. So wenig hiernach der §. 61 der Verfaſſungsurkunde dazu geeignet war, auf dem Wege einer bloßen „Erläuterung“ — auch wenn, eine ſolche in der Form einer Verordnung zu ertheilen, der Regierung verfaſſungsmäßig zugeſtanden hätte — in einer von jenem Wortſinne ſo weſentlich abweichenden Weiſe gedeutet zu werden, wurde doch eine ſolche nach Form und Inhalt verfaſſungswidrige Erläuterung des §. 61 der Verfaſſungsurkunde mittels der „auf Veranlaſſung der beiden Bundescommiſſare“ erlaſſenen Verordnung vom 1. Juli dahin ertheilt: „daß die in dem vorerwähnten Paragraphen angeordnete Verantwortlichkeit aller Staatsdiener hinſichtlich ihrer Amtshandlungen nicht eintrete, wenn dieſelben zu deren Vornahme durch ihre vorgeſetzte Behörde angewieſen worden ſeien“. Dieſelbe Verordnung enthielt noch eine weitere Erläuterung der Verfaſſungsurkunde von gleicher Beſchaffenheit. Nach §. 108 erhalten die vom Regenten in Bezug auf die Regierung und Verwaltung des Staats ausgehenden Anordnungen und Verfügungen durch die denſelben beizufügende Contraſignatur des Departements-Miniſters „allgemeine Glaubwürdigkeit und Vollziehbarkeit“. Hierdurch ſollte nur eine formelle Bedingung der Wirkſamkeit landesherrlicher Verfügungen feſtgeſtellt und blos negativ die Nichtvollziehbarkeit ſolcher der Contraſignatur des betreffenden Miniſters entbehrenden Verfügungen ausgeſprochen werden *), oder, nach der tref-

---

*) Vergl. die landſtändiſche Erwiderung auf die Denkſchrift der Regierung vom 19. September, S. 51, die in der Anmerkung zu S. 128 angeführte Schrift von B. Pfeiffer, S. 54 fg., und ganz vorzüglich die von Zachariä herausgegebene rechtliche „Beleuchtung der kurheſſiſchen Septemberverordnungen, von B. P.“, S. 20 f. und S. 100.

ſenden Aeußerung eines, den kurheſſiſchen Verfaſſungswirren gänzlich fern ſtehenden Staatsrechtsgelehrten *): „Der §. 108 hatte nur den Zweck, das unmittelbare Regieren des Kurfürſten, die Cabinetsregierung, auszuſchließen; er erklärt die Nichtverbindlichkeit landesherrlicher Verfügungen, welche nicht von dem zuſtändigen Miniſterialvorſtande gegengezeichnet ſind; er enthält kein Gebot an die Staatsbeamten, alle contraſignirten, wenn auch verfaſſungswidrigen, Anordnungen zu vollziehen, ſondern nur ein Verbot des Vollziehens nicht contraſignirter Verordnungen.“ Dieſe Auslegung iſt auch wiederholt von den kurheſſiſchen Gerichten ihren Erkenntniſſen zum Grunde gelegt worden. Die Gerichte aber waren hierüber zu erkennen vollkommen ermächtigt; denn dieſelben ſind ſchon durch das Organiſationsedict von 1821 angewieſen: „nach den Geſetzen, allein und ohne Einwirkung irgend einer andern Behörde, zu erkennen“, eine Vorſchrift, welche im §. 123 der Verfaſſungsurkunde, mit Rückſicht auf die in dieſer getroffene Aenderung in der Form der Geſetzgebung, dahin wiederholt worden iſt, daß „die Gerichte, ohne irgend eine fremde Einwirkung, nach den beſtehenden Rechten und den verfaſſungsmäßigen Geſetzen zu entſcheiden haben“; wodurch es ihrer gewiſſenhaften Prüfung und Beurtheilung anheimgeſtellt iſt, ob eine ihnen dargebotene Entſcheidungsnorm wirklich ein Geſetz, beziehungsweiſe ein verfaſſungsmäßiges Geſetz ſei und alle weſentlichen Merkmale eines ſolchen an ſich trage **). In geradem Widerſpruche hiermit ward nun durch die vorgedachte Verordnung der §. 108 der Verfaſſungsurkunde dahin erläutert, daß „die durch denſelben angeordnete allgemeine Glaubwürdigkeit und Vollziehbarkeit ohne alle Ausnahme ſowol für die Gerichte als für alle andern Staatsbehörden maßgebend ſei, ſodaß nur den Landſtänden vorbehalten bleibe, wegen des Erlaſſes von Verordnungen mit der Regierung in Verhandlung zu treten“. Daß dieſer letztere Vorbehalt aller praktiſchen Bedeutung unter Verhältniſſen, wie die hier vorliegenden (ſ. oben S. 144, 145), ermangele, ward in einem Aufſatze in der „Conſtitutionellen Zeitung“ ebenſo klar als einfach dargelegt mit den Worten: „Das heißt nur ein Spiel mit Landſtänden treiben, inſofern die Wahl von Landſtänden verhindert, deren Berufung unterlaſſen, der landſtändiſche Ausſchuß, falls er dieſerhalb Klage erhebt, eingeſteckt, und dem Staatsgerichtshofe ein Erkenntniß auf die Klage unterſagt wird“.

Nach §. 35 der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde „bleibt es Jedermann frei, über das ſein Intereſſe benachtheiligende verfaſſungs-, geſetz- oder ordnungswidrige Benehmen oder Verfahren der öffentlichen Behörden bei der unmittelbar vorgeſetzten Stelle Beſchwerde zu erheben und ſolche nöthigenfalls bis zur höchſten Behörde zu verfolgen. Ebenwol bleibt in jedem Falle, wo Jemand ſich in ſeinen Rechten verletzt glaubt, ihm die gerichtliche Klage offen". Nach §. 113 ſoll überhaupt „Niemand an der Betretung und Verfolgung des Rechtsweges vor den Landesgerichten gehindert werden, die Beurtheilung aber, ob eine Sache zum Gerichtsverfahren ſich eigne, dem Richter nach Maßgabe der allgemeinen Rechtsgrundſätze und ſolcher Geſetze, welche mit Beſtimmung der Landſtände werden erlaſſen werden, gebühren". Längſt vor dieſem poſitiven Ausſpruche der Verfaſſungsurkunde ſtand es nach einer conſtanten Praxis des oberſten Gerichtshofs feſt, daß in allen Fällen ohne Unterſchied, wo wegen erlittener Rechtsverletzung Klage erhoben werde, der Rechtsweg von den Gerichten unweigerlich eröffnet werden müſſe, daß die Gerichte für jede Beſchwerde über Verletzung von Privatrechten, ſelbſt die auf einer landesherrlichen Verfügung beruhende, zugänglich ſeien und der angeblich Verletzte dabei nicht auf die Einwirkung blos adminiſtrativer Behörden beſchränkt ſein könne; auch wurde in ſpätern Erkenntniſſen nur eine Beſtätigung des allgemeinen Satzes, daß geſetzwidrige Handlungen der öffentlichen Behörden, wenn ſie ein erworbenes Recht verletzen, unmittelbar im Rechtswege angefochten werden können, in jener Beſtimmung des §. 35 der Verfaſſungsurkunde gefunden und daher mehrmals die verſuchte Unterſcheidung zwiſchen ſolchen Gegenſtänden, welche dem Gebiete des Staatsrechts, und ſolchen, die dem des Privatrechts angehören, entſchieden zurückgewieſen *). Der hierdurch verfaſſungsmäßig begründete Anſpruch eines jeden Staatsbürgers auf gerichtlichen Schutz gegen die Rechtskränkungen, woher dieſelben auch kommen, hat nun durch die in der „auf Veranlaſſung der beiden Bundescommiſſare" erlaſſenen Verordnung vom 9. Juli enthaltene Erläuterung des zweiten Satzes des §. 35 der Verfaſſungsurkunde — des damit im engſten Zuſammenhange ſtehenden erſten Satzes iſt hierbei gänzlich keine Erwähnung geſchehen — die ſehr weſentliche Beſchränkung erfahren, daß „die gerichtliche Klage überall nicht eröffnet werden ſolle, wo die angeblich erlittene Rechtsverletzung auf einer durch die Verfügungen der Staatsbehörden geſchehenen Anwendung der Staats- und Hoheitsgerechtſame beruhe". Wenn man hierbei, was nach der factiſchen Veranlaſſung des ganzen Verfaſſungsſtreits am nächſten liegt, unter den Staats- und Hoheitsrechten insbeſondere auch das Beſteuerungsrecht und die auf deſſen Ausübung ſich beziehenden Verfügungen der Staatsbehörden mit begriffen hat, ſo ſteht die aus dem Inhalte der Verordnung ſich ergebende Folgerung, daß auch dabei eine gerichtliche Klage überall nicht eröffnet werden ſolle, mit der frühern Geſetzgebung (Verordnung vom 30. April

---

*) Des Appellationsraths Seuffert in der Beilage zu Nr. 37 der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ von 1851, S. 587.

**) Vergl. meine Schrift: „Ueber die Selbſtändigkeit des Richteramts“, S. 190 fg., 218, 224; ausführlicher in meinen „Praktiſchen Ausführungen“, Bd. III, S. 290 fg., 470, Bd. V, S. 544 f.; ſodann die in der Anmerkung zu S. 120 angeführte Schrift von F. Pfeiffer, S. 5 f.

---

*) S. meine Schrift: „Ueber die Selbſtändigkeit des Richteramts", S. 198, 201 f., 237, 239, 139.

1819) ſowol, als der damit übereinſtimmenden ältern und neuern Praxis des oberſten Gerichtshofs *), in dem auffallendſten Widerſpruche. Deſſenungeachtet hat man jener Verordnung den Charakter einer bloßen Erläuterung der Verfaſſungsurkunde beigelegt und die für eine ſolche in der Verfaſſungsurkunde ſo bündig vorgeſchriebene Form unter der bundestäglichen Firma hintangeſetzt.

Der §. 56 der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde verordnet: „Ohne Urtheil und Recht darf kein Staatsdiener abgeſetzt oder wider ſeinen Willen entlaſſen, noch demſelben ſein rechtmäßiges Dienſteinkommen vermindert oder entzogen werden“, vorbehaltlich der im Staatsdienſtgeſetze in Beziehung auf Penſionirung und zeitweiſe Suspenſion enthaltenen Modificationen. Auch Verſetzungen braucht ein Staatsdiener, nach §. 57 der Verfaſſungsurkunde, ſich nur, wenn ſie ohne Verluſt an ſeinem Gehalte geſchehen, gefallen zu laſſen. Lange vor dem Erſcheinen der Verfaſſungsurkunde, ſchon im Jahre 1816, hatte jedoch der, in der Ausübung der geſetzgebenden Gewalt noch völlig unbeſchränkte Kurfürſt Wilhelm I. den Landſtänden einen Conſtitutionsentwurf zur vertraulichen Berathung mitgetheilt, welcher als Verfaſſungsgrundſatz ausſprach: „Kein Staatsdiener kann ohne Urtheil und Recht ſeiner Stelle oder ſeines rechtmäßigen Dienſteinkommens verluſtig erklärt werden“; und als ſpäterhin die Auflöſung der Ständeverſammlung in Folge finanzieller Zerwürfniſſe erfolgte, gab der Kurfürſt aus eigener Machtvollkommenheit am 4. März 1817 ein Haus- und Staatsgeſetz, deſſen „allenthalbige genaue Befolgung ſeinen Nachfolgern in der Regierung zur Pflicht gemacht“ und worin nunmehr landesgrundgeſetzlich feſtgeſtellt wurde, daß „kein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht ſeiner Stelle entſetzt, oder demſelben ſein rechtmäßiges Dienſteinkommen entzogen werden dürfe“ **). Eine mehrfache, ſehr weſentliche, das Princip ſelbſt zerſtörende Abweichung von den mit dieſen frühern Normen in Einklang ſtehenden obigen Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde enthält nun das am 14. Juli 1851 einſeitig von dem Landesherrn „mit Zuſtimmung der beiden Bundescommiſſare“ unter dem Vorbehalt der demnächſt einzuholenden landſtändiſchen Zuſtimmung erlaſſene, Abänderungen des (unter dem Schutze der Verfaſſung ſtehenden) Staatsdienſtgeſetzes bezweckende, proviſoriſche Geſetz. Denn danach ſoll 1) die Verſetzung zu einem andern Amte mit Verminderung des Dienſteinkommens, die Suspenſion vom Amte mit Verluſt der Beſoldung oder des ſonſtigen Dienſteinkommens, ſogar die Dienſtentlaſſung mit gänzlichem oder theilweiſem Verluſt des Einkommens, als Disciplinarſtrafe von einer Behörde erkannt werden, welcher zwar der Name eines Disciplinar-Gerichtshofs beigelegt worden iſt, die aber, neben den ordentlichen Gerichten ſtehend, aus Mitgliedern der höhern Collegien und andern dazu qualificirten Perſonen mittels landesherrlicher Ernennung auf jedesmal fünf Jahre gebildet werden und jene Strafen nach ihrer freien, an poſitive Beweisregeln nicht gebundenen Ueberzeugung wegen ſolcher Handlungen ſoll verhängen können, die kein wirklicher Gerichtshof auf dem in der Verfaſſungsurkunde wie in der ältern Geſetzgebung vorgeſchriebenen Wege „durch Urtheil und Recht“ für ein zu ſolcher Beſtrafung geeignetes Vergehen erkennen würde*). Es ſoll danach 2) den durch Veränderungen in der Organiſation der Staatseinrichtungen einſtweilen entbehrlich gewordenen Staatsdienern nur ein Anſpruch „auf drei Viertel ihres Gehalts als Wartegeld“ zuſtehen, und dieſe Beſtimmung ſogar mit rückwirkender Kraft zur Anwendung kommen, obwol auch ſolchen auf Wartegeld geſetzten Perſonen von der Regierung ſelbſt ſtets ohne alle Schwierigkeit ihr volles Dienſteinkommen in Gemäßheit des §. 56 der Verfaſſungsurkunde zugeſtanden ward (wovon zahlreiche Beiſpiele insbeſondere bei der im Jahre 1832 ſtattgehabten Verminderung und anderweiten Formation des Armeecorps eingetreten ſind), wie denn auch durch die Praxis des oberſten Gerichtshofs eine gleiche Auslegung des gedachten Paragraphen wiederholt anerkannt worden iſt. Daß der im Eingange dieſes ſogenannten proviſoriſchen Geſetzes gemachte Vorbehalt einer demnächſt einzuholenden landſtändiſchen Zuſtimmung aller praktiſchen Bedeutung ermangele, iſt bereits oben (S. 148) bei einer andern Veranlaſſung gezeigt worden.

---

*) S. meine oft angeführte Schrift, S. 204 f.

**) Es iſt daher eine durchaus irrige, ſelbſt von dem preußiſchen Miniſterpräſidenten adoptirte Meinung, daß die hierdurch begründete Selbſtändigkeit der Staatsdiener (mit welcher ſich nicht regieren laſſe, obwol es während 34 Jahren vor und nach der Verfaſſung vollkräftig genug geſchehen iſt) ein durch die Verfaſſungsurkunde neu geſchaffenes Verhältniß, wol gar erſt ein Erzeugniß der ſogenannten Märzerrungenſchaften ſei!

Die in dem Artikel XII der Bundesacte begründete Verbindlichkeit einer jeden der Bundesregierungen, mittels Anordnung von Gerichten dreier Inſtanzen Juſtizpflege zu gewähren, in Verbindung mit der, ausdrücklich zu dem Zwecke: dem Misbrauche der Gewalt der Regierungen nach Möglichkeit vorzubeugen, in dem Artikel XXIX der Wiener Schlußacte als bundesverfaſſungsmäßiger Grundſatz aufgenommenen Beſtimmung, wodurch die Bundesverſammlung ermächtigt, beziehungsweiſe verpflichtet worden, im Falle der in einem Bundesſtaate eintretenden Verweigerung oder Hemmung der Rechtspflege die gerichtliche Hülfe zu bewirken (ſ. oben S. 135), wurde bis dahin für eine vollkommen ſichernde Bürgſchaft gegen jeden etwaigen Eingriff einzelner Bundesregierungen in den geregelten Gang der Gerechtigkeitspflege im ganzen Umfange des Staatenbundes gehalten. Jetzt hat aber die Bundesverſammlung ſelbſt zu ſolchen

---

*) Beiſpielsweiſe mag hier nur die Verfügung der Paragraphen 13 und 15 angeführt werden, wonach namentlich auch ein Mangel der „Energie“, welche der Beruf eines Staatsdieners erfodert, regelmäßig mit Dienſtentlaſſung beſtraft werden ſoll.

Maßregeln einer der Bundesregierungen die Hand g[illegible]en, mittels deren die freie Ausübung der in der Landesverfaſſung verbürgten Juſtizpflege durch die geſetzlich beſtehenden ordentlichen Gerichte gehemmt und theilweiſe völlig unwirkſam gemacht wird; ſie hat ſich ſolchergeſtalt zum Theilnehmer, wo nicht intellectuellen Urheber der Juſtizverweigerung gemacht und der dagegen ſonſt bundesverfaſſungsmäßig begründeten Beſchwerde die Hoffnung auf einen günſtigen Erfolg abgeſchnitten. Unter diejenigen Verordnungen der kurheſſiſchen Regierung, welche „in Ausführung der von der hohen Bundesverſammlung gefaßten Beſchlüſſe zur Vollziehung zu bringen“ der von dieſer Verſammlung ernannte Executionscommiſſar ermächtigt war, gehört, außer der den Kriegszuſtand eröffnenden vom 7. September 1850, zunächſt und hauptſächlich die in Folge des Bundesbeſchluſſes vom 21. September 1850 erlaſſene und bis auf die neueſte Zeit, unter den Augen der von dem vervollſtändigten Bundestage ernannten Commiſſare, zur Vollziehung gebrachte Verordnung vom 28. deſſelben Monats, wodurch — in offenbarem Widerſpruche mit dem §. 114 der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde, nach welchem „Niemand ſeinem geſetzlichen Richter, ſei es in bürgerlichen oder peinlichen Fällen, entzogen werden ſoll“, und „demnach außerordentliche Commiſſionen oder Gerichtshöfe, unter welcher Benennung es ſei, nie eingeführt werden dürfen“ *) — die Unterſuchung und Beſtrafung auch gegen nicht zum Militär gehörige Perſonen wegen Ungehorſams und Widerſetzlichkeit gegen die nächſtvorausgegangenen Verordnungen und einer Reihe ſonſtiger Vergehungen beſondern Kriegsgerichten übertragen wird, deren Beſetzung nach dem Einrücken der Bundesexecutionstruppen theils unmittelbar durch den Bundesvollziehungscommiſſar, theils mittelbar, indem derſelbe die ihm untergeordneten öſterreichiſchen und bairiſchen Offiziere und Soldaten zur Beſetzung des ſogenannten kurheſſiſchen permanenten Kriegsgerichts hergeliehen hat, erfolgt iſt. Nach dem Schlußſatze des genannten Paragraphen der Verfaſſungsurkunde kann zwar gegen Civilperſonen die Militärgerichtsbarkeit in dem Falle, wenn der Kriegszuſtand erklärt worden, jedoch „nur innerhalb der geſetzlichen Grenzen“, ſtattfinden; im vorliegenden Falle lag aber die Erklärung des Kriegszuſtandes gänzlich außer den geſetzlichen Grenzen, indem die einzig darüber beſtimmende, unter Mitwirkung der Landſtände erlaſſene Verordnung vom 22. October 1830 die Verkündigung des Kriegszuſtandes durch das Vorhandenſein eines Aufruhrs bedingt, der eine ſolche Wendung genommen hat, daß die Obrigkeit

---

*) Schon das durch die Verfaſſungsurkunde in ſeiner fortbeſtehenden Kraft ausdrücklich anerkannte landesherrliche Edict vom 26. Nov. 1743 verordnet, daß „keine Sache, welche in die Juſtiz einſchlägt und ihrer Eigenſchaft nach durch einen Spruch Rechtens zu erörtern iſt, anders wohin als vor die ordentlichen, hierzu beſtellten Juſtizcollegia gezogen und alles Andere, was dagegen geſchieht, als ungültig, null und nichtig betrachtet werden und jetzt und zu ewigen Zeiten davor erkannt und erklärt ſein ſoll.“

die Ruhe nicht alsbald bewirken kann, vielmehr deren Sicherſtellung dem Militär überlaſſen werden muß, welche Vorausſetzung aber, nach dem eigenen Zeugniſſe des Miniſteriums des Innern*), hier nicht eingetreten war; auch war es kein Innehalten der geſetzlichen Grenzen, wenn zur Ausübung der Militärgerichtsbarkeit gegen Civilperſonen außerordentliche Kriegsgerichte mit fortdauernder, den ordentlichen Gerichten entzogener Competenz, dem ſtrengen Verbot der Verfaſſungsurkunde zuwider, eingeführt wurden. In noch viel ſchrofferer Geſtalt trat jedoch die Verordnung vom 28. September dem §. 123 der Verfaſſungsurkunde entgegen, welchem zufolge „die Gerichte für die bürgerliche und Strafrechtspflege innerhalb der Grenzen ihres richterlichen Berufes unabhängig ſein und in ihrem Verfahren, namentlich auch in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile geſchützt, und ihnen hierzu von allen Civil- und Militärbehörden der gebührende Beiſtand geleiſtet werden ſoll“. Denn es verfügte die Verordnung vom 28. September, daß „jede Cognition über die rechtliche Gültigkeit der gegenwärtigen, ſowie der unterm 4. und 7. September erlaſſenen Verordnungen, ausgeſchloſſen ſein ſolle, und jedes Verfahren für unſtatthaft erklärt werde, welches zum Zweck haben ſollte, einen gerichtlichen Ausſpruch über die Frage nach der rechtlichen Gültigkeit oder Wirkſamkeit jener Verordnungen herbeizuführen; ingleichen alle auf die angebliche Verfaſſungswidrigkeit der beiden letztern gegründeten Ausſprüche der Gerichte für unwirkſam erklärt und jedes deshalb bereits eingeleitete Verfahren hierdurch aufgehoben ſein ſoll“; wenebeu dem Oberbefehlshaber (an deſſen Stelle nicht lange nachher der Bundesvollziehungscommiſſar getreten iſt) die Verpflichtung auferlegt wurde, „alle und jede bereits eingetretenen Folgen ſolcher Ausſprüche mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu beſeitigen“**). Man mag wol bei dieſen Beſtimmungen eine Incompetenz der Gerichte zum Erkenntniß über die auf Verfügungen der Staatsbehörden bei der Anwendung von Staats- und Hoheitsgerechtſamen beruhenden Rechtsverletzungen einſtweilen fingirt haben, obgleich dieſelbe erſt zehn Monate nachher, durch die Verordnung vom 9. Juli (ſ. oben S. 149), zum neugeſetzlichen Recht zu ſtempeln verſucht worden iſt; doch erinnert das Caſſiren der bereits erlaſſenen gerichtlichen Ausſprüche nur allzu lebhaft an einen gleichartigen, obwol in derberer Form ausgeführten Eingriff in die Unabhängigkeit der Juſtizpflege von Seiten des Herzogs Karl zu Braunſchweig im Jahre 1830, der von dem damaligen Bundestage als unzuläſſige Hemmung der Rechtspflege, welche durch die landesherrliche Machtvollkommenheit nicht gerechtfertigt werden könne, ſehr hartem Tadel unterworfen und dagegen ſofort in Gemäßheit des Artikels XXIX der Schlußacte die bundesgeſetzliche Remedur durch einen förmlichen Bundesbeſchluß gewährt wurde. Ferner gehören zu den in Kurheſſen unter den Auſpicien des Bundes und ſogar unter der poſitiven Mitwirkung der beiden Bundescommiſſare vollführten Eingriffen in die Unabhängigkeit der Gerichte, die, wenn ſie nicht von dem Bunde ſelbſt gebilligt worden wären, eine Beſchwerde über Juſtizverweigerung bei der Bundesverſammlung zu begründen vollkommen geeignet ſein würden, noch zwei Beſtimmungen des oben bereits erwähnten, „mit Zuſtimmung der beiden Bundescommiſſare“ erlaſſenen proviſoriſchen Geſetzes vom 14. Juli 1851. Durch deſſen §. 52 nämlich „wird ausdrücklich beſtimmt, daß die Ergreifung des Rechtsweges vor den gewöhnlichen Gerichten hinſichtlich aller Verfügungen, welche unter Anwendung, ſei es der in dem Staatsdienſtgeſetze von 1831 enthaltenen und in Wirkſamkeit bleibenden Beſtimmungen, oder der Vorſchriften des gegenwärtigen proviſoriſchen Geſetzes erlaſſen würden, ausgeſchloſſen ſei“, und dieſe Ausſchließung insbeſondere auf einen Fall ausgedehnt, in welchem das Staatsdienſtgeſetz ausdrücklich den Rechtsweg für zuläſſig erklärt hat, mit Aufhebung der betreffenden Stelle deſſelben. Sodann iſt im §. 20 dieſes ſogenannten proviſoriſchen Geſetzes, mittels Abänderung der Vorſchrift des §. 15 des Staatsdienſtgeſetzes, daß „niemals von einem Mitgliede des Oberappellationsgerichts noch irgend eine Staatsſtelle — — bekleidet werden könne“, die Verwendung von Mitgliedern dieſes höchſten Gerichts (nach der regierungsſeitig zu treffenden Auswahl) zur Beſetzung der Disciplinargerichte — alſo einer Behörde, die, der weſentlichſten Attribute des Richteramts, der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Rechtſprechens, entbehrend, blos in der Form eines gerichtlichen Erkenntniſſes eine von den geſetzlichen Regeln der Beweisführung entbundene Entſcheidung über Fälle zu ertheilen hat, die nach der Verfaſſungsurkunde nur „durch Urtheil und Recht“ erledigt werden können — für ſtatthaft erklärt worden. Dadurch kann der Argwohn, daß unter dem beſorglichen Einfluſſe der Regierung auf die amtliche Thätigkeit ſolcher Oberappellationsgerichtsmitglieder, deren richterliche Gewiſſenhaftigkeit ins Gedränge kommen könne, leicht Spielraum gewinnen, und folgerungsweiſe das Vertrauen der bei dem Oberappellationsgerichte Rechtſuchenden in die Unparteilichkeit dieſes Gerichtes ſelbſt, an deſſen Rechtsſprüchen Jene fortwährend Theil nehmen, geſchmälert werden.

---

*) In dem officiellen Erlaß vom 10. September 1850, der Denkſchrift der Regierung vom 19. September als Anlage 21 beigedruckt.

**) Einen wirklichen Fall, in welchem, dieſer Vorſchrift gemäß, der Oberbefehlshaber die an ihn vermöge des §. 123 der Verfaſſungsurkunde gerichtsſeitig ergangene Aufforderung zur Mitwirkung bei der Vollziehung eines in Rechtskraft getretenen Erkenntniſſes verweigerte, findet man in meiner Schrift: „Ueber die Selbſtändigkeit des Richteramts“, S. 345 fg.

Dieſe mehrſeitige unter den Auſpicien des Bundes vollbrachte Umgeſtaltung einer ſeit zwanzig Jahren in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden Verfaſſung in mehreren ihrer weſentlichſten Beſtandtheile iſt mit den vorangeführten ganz unzweifelhaften Beſtimmungen der Grundgeſetze des

Bundes, und namentlich des Artikels LVI der Wiener Schlußacte durchaus nicht in Uebereinſtimmung zu bringen.

Ueberblickt man nun die lange Reihe der hier geſchilderten, das Gemüth eines jeden wahren Vaterlandsfreundes mit tiefer Trauer und Wehmuth erfüllenden Vorgänge aus dem hochwichtigen Standpunkte ihrer politiſchen Bedeutung für die fernere ungeſtörte Fortdauer des während vierthalbhundert Jahren aufrecht erhaltenen Rechtszuſtandes in Deutſchland, ſo möchte man ſich der niederſchlagenden Ueberzeugung wol nicht erwehren können, daß bei allen dieſen Vorgängen das uralte, ſchon im Jahre 1495 reichsgrundgeſetzlich ſanctionirte, während der nächſtfolgenden 300 Jahre durch die Reichsgerichte, unter kaiſerlichem Schutze, vielfältig, ſelbſt den vornehmſten und mächtigſten Reichsfürſten gegenüber, zu wirkſamer Geltung gebrachte, auch nach der Auflöſung der Reichsverfaſſung in der Zwiſchenperiode bis zur Errichtung des Deutſchen Bundes ſtets reſpectirte, ſodann durch die Bundesgeſetzgebung von neuem begründete und von dem als thätiges Organ des Bundes eingeſetzten, im Juli 1848 außer Wirkſamkeit getretenen Bundestage bei jeder Gelegenheit offen anerkannte, auch, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, wirklich bethätigte, Fundamentalprincip jeder wohlgeordneten, die Erhaltung des innern Friedens bedingenden, Staatsverfaſſung: daß die Gewalt dem Recht, nicht das Recht der Gewalt weichen müſſe, in der neueſten Zeit nicht mehr zur Anwendung gekommen ſei, daß demſelben vielmehr durch eine lange Reihe von Gewaltſchritten offenkundig entgegen gehandelt und dadurch in der That das allgemeine Vertrauen auf Rechtsſicherheit in den einzelnen deutſchen Staaten für ihre Bewohner und deren verfaſſungsmäßige Vertreter auf das tiefſte erſchüttert, theilweiſe vernichtet worden ſei, und man kann es den dadurch unmittelbar Betroffenen nicht verargen, wenn ſie ſich ſolchergeſtalt in den Zuſtand vor der Verkündigung des Landfriedens zurückverſetzt glauben, einen Zuſtand, der unter der ehemaligen Reichsverfaſſung, insbeſondere aus dem Geſichtspunkte einer gewaltthätigen Verhinderung an dem geſetz- und verfaſſungsmäßig den Gerichten obliegenden Rechtſprechen, unbedenklich als Landfriedensbruch betrachtet und als ſolcher von den Reichsgerichten geahndet ſein würde.

Hierbei nun eine unmittelbare Mitwirkung der Bundesverſammlung ſelbſt, in geradem Widerſpruche mit den der ganzen Bundesverfaſſung zur rechtlichen Baſis dienenden Grundgeſetzen des Bundes, vorauszuſetzen — eine unmittelbare Mitwirkung dieſer Verſammlung, welche, „aus den Bevollmächtigten der ſämmtlichen Bundesglieder gebildet und den Bund in ſeiner Geſammtheit vorſtellend, als das verfaſſungsmäßige Organ ſeines Willens und Handelns ſich hierbei die Bundesacte und Wiener Schlußacte, als Grundgeſetze des Bundes, zur unabweichlichen Richtſchnur dienen laſſen ſoll“ (Artikel III, VII, LXV der Schlußacte), erſcheint allein unvereinbar mit dieſer hohen Stellung der Bundesverſammlung und daher in der That allzu *unglaublich*, als daß man nicht vorzugsweiſe der ziemlich allgemein verbreiteten und, wie es ſcheint, nicht unverbürgten Meinung ſich anſchließen ſollte, daß (abgeſehen von dem Beſchluß des Partial-Bundestags vom 21. September 1850) die zur Ermöglichung einer gemeinſamen Entſcheidung der ſämmtlichen deutſchen Regierungen über die endliche und definitive Regulirung der kurheſſiſchen Angelegenheit in Gemäßheit der Olmützer Convention ernannten Commiſſare in Folge einer mißverſtändlichen Auffaſſung des ihnen ertheilten Auftrags ſich durch die, dem Vernehmen nach blos auf die *Vorbereitung* jener hiernächſt von der Bundesverſammlung ſelbſt zu bewirkenden endlichen Erledigung der kurheſſiſchen Verfaſſungsangelegenheit*) gerichtete Vollmacht zur *eigenen*, wenngleich nur proviſoriſchen, doch auf ungewiſſe Zeit hin fortbeſtehenden und in ihren Folgen nicht ohne die größte Verwirrung in den öffentlichen Zuſtänden wieder rückgängig zu machenden *Regelung* jener Angelegenheit ermächtigt gehalten haben, wobei ſie dann natürlich nur auf ihre perſönliche Verantwortlichkeit gehandelt hätten. Und an dieſe Vorausſetzung ſchließt ſich die *letzte Hoffnung*, aber zugleich auch ſichere Erwartung aller Treu- und Gutgeſinnten in unſerm ſo ſchwer heimgeſuchten Vaterlande, daß doch endlich noch *von der Bundesverſammlung aus* eine rettende Hülfe kommen werde aus den harten Bedrängniſſen, die im Laufe dieſes Jahres über das in ſeinem ſchweren Trübſale *von Allen verlaſſene* Land und ſeine Bewohner unter einer gewiſſen Form des Rechts verhängt und mit der Waffen Gewalt zur Wirklichkeit gebracht worden ſind.

Gehen wir nun zurück auf die Ergebniſſe der Entwicklungsgeſchichte des Abſolutismus in Deutſchland während der drei frühern Perioden ſeit der reichsgrundgeſetzlichen Feſtſtellung eines allenthalben geſicherten Rechtszuſtandes, wie ſie am Schluſſe der drei nächſtvorhergehenden Abſchnitte (S. 129, 131, 138) aus der jederzeitigen Geſtaltung der öffentlichen Verhältniſſe entwickelt wurden, ſo unterſcheidet ſich das Reſultat der letzten, *hier* vorliegenden Periode von dem der nächſtvorhergegangenen in wenig erfreulicher Weiſe dadurch, daß, während noch unter der Bundesverfaſſung bis zur Auflöſung des alten Bundestags jener grundgeſetzliche Rechtsſchutz wenigſtens im Princip laut anerkannt, jede Verletzung deſſelben durch einzelne Bundesglieder von der Bundesverſammlung ganz offen mißbilligt wurde, wenngleich dieſelbe durch die Bundesverfaſſung allzu beſchränkt in den Mitteln zur praktiſchen Geltendmachung ihres achtungswerthen Strebens war, dagegen *in dieſer neueſten Zeitperiode* der inmittels zu voller Manneskraft herangereifte Abſolutismus ſich durch offenes Handeln ſogar *gegen das Princip ſelbſt* — durch Unterordnung des Rechtsſchutzes unter die Regierungsgewalt — kund gegeben hat. Die unzweideutigſten Zeugniſſe in Schrift und That weiſen darauf hin, und ganz unverhohlen wird es als Maxime der Herrſchermacht, ſoweit dieſelbe in ihrer Ausübung ſich über ganz Deutſchland ausdehnt, wie in ſo vielen Einzelſtaaten, ausgeſprochen, daß es gegenwärtig, wo nicht allein, doch vorzugsweiſe, nur auf die eiferſüchtige Wahrung und unverletzliche Erhaltung der dynaſtiſchen Intereſſen ankomme, gegenüber dem Anſpruche und der Geltendmachung von Volksrechten und Volksfreiheiten, die man in dieſer neueſten Zeit als revolutionäre Ideen zu betrachten ſich gewöhnt hat und in dieſem Sinne mit der „Revolution", nöthigenfalls durch der Waffen Gewalt, zu brechen feſt entſchloſſen iſt, ſei es auch mit ſchonungsloſer Hintanſetzung vorhergegangener feierlicher Verheißungen und der auf das bündigſte verbrieften Rechte. Die bekannten Vorgänge in Oeſtreich und Preußen und den ihrem dermaligen Regierungsſyſtem anhängenden Bundesſtaaten liefern dazu die thatſächlichen Beweiſe, vor allem aber die ſchmähliche Behandlung des kurheſſiſchen Volks und ſeiner als vollgültig ſtets anerkannten Landesverfaſſung unter den Augen und der mehr als paſſiven Aſſiſtenz des Bundestages — des bundesverfaſſungsmäßigen Repräſentanten der Geſammtheit der Bundesregierungen. Und gewiß ſehr wahr iſt in dieſer Beziehung der Ausſpruch des Verfaſſers eines Aufſatzes in der „Conſtitutionellen Zeitung", daß, „wenn die conſtitutionelle Staatsform, wie ſie jetzt in Deutſchland die vorherrſchende ſei, eine Rechtsbeſtändigkeit jener kurheſſiſchen Verordnungen geſtatte, dieſelbe ſich in ihrem innerſten Weſen überhaupt nicht mehr vom Abſolutismus unterſcheide, ſondern mit dem letztern ſo innig zuſammenfalle, daß ſelbſt das unabhängige Richteramt aufhören müſſe!"

---

*) In Uebereinſtimmung mit dem wörtlichen Inhalte der in der erſten Anmerkung zu S. 149 angeführten Denkſchrift.

Im October 1851.

G. W. Pfeiffer.

Hippolithus a Lapide,

eine Stimme über das Verhältniß Oeſtreichs zu Deutſchland aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Wenige politiſche Schriften mögen in Deutſchland — in neuerer und älterer Zeit — ſo gewaltiges Aufſehen erregt und ſo großen Eindruck gemacht haben, als das Büchlein, welches zuerſt 1640, dann, in vermehrter Ausgabe, wieder 1647 erſchien und den Titel führte: „Dissertatio de ratione status in imperio nostro romano-germanico, in qua tum, qualis revera in eo status sit, tum, quae ratio status observanda quidem, sed, magno cum patriae libertatis detrimento, neglecta hucusque fuerit, tum denique, quibusnam mediis antiquus status restaurari ac firmari possit, dilucide explicatur autore Hippolitho a Lapide." Die Wirkung des Buchs ward nur vermehrt, als der kaiſerliche Hof daſſelbe verbieten und verbrennen ließ. Die Widerlegungen, welche erſchienen, vermochten nicht, deſſen Eindruck zu ſchwächen, denn ſie ſtanden hinter demſelben an Scharfſinn und Gelehrſamkeit weit zurück. Ueber den wahren Namen des verkappten Verfaſſers zerbrach man ſich lange den Kopf; neben vielen minder bekannten Namen richtete ſich der Verdacht auch auf den ſchwediſchen Reichskanzler Oxenſtierna und den ſchwediſchen Geſandten Camerarius. Erſt viel ſpäter entdeckte man mit ziemlicher Gewißheit, daß es Bogislaus Philipp von Chemnitz war, der ſich unter dem Namen des Hippolithus a Lapide verbarg, ein Enkel des berühmten Theologen Martin Chemnitz, Hiſtoriograph in ſchwediſchen Dienſten.

Was enthielt denn nun dieſes merkwürdige Buch, welches, gerade zu einer Zeit erſchienen, wo der Kaiſer durch den Prager Frieden den Widerſtand der proteſtantiſchen Reichsſtände gebrochen glaubte, nach Pütter's Bemerkung (in ſeiner „Literatur des deutſchen Staatsrechts"), „nicht wenig dazu beitrug, daß jene Abſicht vereitelt wurde, und in der Folge dem kaiſerlichen Hofe vielleicht größern Schaden als manche verlorene Schlacht gethan hat?" Es war in der That, wenn auch unter der unbefangenen Form einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des deutſchen Staatsrechts, vom Anfang bis zum Ende nur eine heftige, tiefeinſchneidende Philippika gegen das Haus Habsburg.

Es beſtanden damals in Deutſchland zwei entgegengeſetzte Schulen des Staatsrechts, wovon die eine für das monarchiſche, die andere für das ariſtokratiſche Element der deutſchen Staatsordnung, jene für das Recht des Kaiſers, dieſe für das Recht der Stände den Vorrang behauptete. Hippolithus a Lapide ſtellt ſich entſchieden auf die letztere Seite, um die Macht des Hauſes Oeſtreich zu bekämpfen. Er behauptet, daß nach altem Recht und hergebrachter Verfaſſung nicht der Kaiſer, ſondern nur die Geſammtheit der Stände die oberſte Macht und Majeſtät des Reichs in ſich darzuſtellen und auszuüben befugt ſei, daß nur mißbräuchlich der Habsburger Schlauheit, unterſtützt von der Reichsſtände Fahrläſſigkeit und Uneinigkeit, dieſes Verhältniß in das entgegengeſetzte verkehrt habe. Er beſchwört die Stände des Reichs, um der gemeinſamen Gefahr willen und zur Rettung der „ruhmreichen Freiheit" ihre Privatſtreitigkeiten zu vergeſſen und nicht ferner durch ihre Eiferſucht und Feindſchaft untereinander der bedenklichen Vermehrung kaiſerlicher Macht Vorſchub zu leiſten. Auch die katholiſchen Stände möchten ſich nicht dadurch fangen laſſen, daß Oeſtreich die katholiſchen Intereſſen zu vertreten ſcheine, denn dieſes unerſättliche Haus werde, wenn es erſt die Evangeliſchen verſpeiſt habe, auch der Katholiſchen nicht ſchonen. „Die Römiſch-Katholiſchen in Deutſchland ſollten ſich billig von den Spaniern und Jeſuiten ſondern."

Und nun enthüllt der Verfaſſer jener Schrift ſchonungslos ſeinen letzten Gedanken, welcher kein anderer iſt als: die gänzliche und ewige Ausſtoßung Oeſtreichs aus Deutſchland, ſammt der Zurückgabe aller von dieſem Hauſe aus den Mitteln des Reichs erworbenen Beſitzungen an das Reich.

„Wenn es wahr iſt“, ruft er aus, „was Machiavell ſagt, daß es in den einzelnen Staaten gewiſſe Familien gebe, welche zum Verderben der Staaten entſtanden ſcheinen, ſo iſt dieſe Familie ſicherlich eine ſolche verhängnißvolle für Deutſchland, ſie, die, von kleinen Anfängen ausgegangen, zu einer ſolchen Machtfülle ſich erhoben hat, daß ſie dem ganzen Reiche furchtbar, ja verderbenbringend geworden iſt.“ Mit Hülfe des Reichs ſei das Haus Habsburg, von Rudolf I. an, aus ſeiner Dunkelheit herausgetreten, zu Macht und Anſehen gelangt. Was aber ſei indeſſen aus dem Reiche geworden? Der Ruhm der Treue und Tapferkeit, welcher einſt die Deutſchen vor allen Völkern ausgezeichnet, habe unter der öſtreichiſchen Herrſchaft viel von ſeinem alten Glanze verloren; die Ruhe des Reichs ſei durch öſtreichiſche Intriguen geſtört, die allgemeine Freiheit in Knechtſchaft verwandelt, die Ehre des Reichs preisgegeben und zum Spott der Nachbarn gemacht, ſein Gebiet von allen Seiten beſchnitten und verringert. Und nicht Fremde blos, nein, das Haus Oeſtreich ſelbſt habe dem Reichsaar die Federn ausgerupft. „Nicht Mehrer des Reichs ſollten die Kaiſer aus dieſem Hauſe genannt werden, ſondern Verengerer des Reichs“ (der Verfaſſer macht hier ein Wortſpiel mit den ähnlich lautenden Worten augustus und angustus). Und nun zählt er eine Reihe von Fällen auf, in denen die Habsburger den Vortheil ihres Hauſes auf Koſten des Reichs geſucht.

„Möchten doch“, ruft er dann aus, „die Kurfürſten dem Verſprechen treu geblieben ſein, welches ſie, wie man ſagt, zur Zeit Ludwig's des Baiern einander gegeben: daß zu ewigen Zeiten keiner vom Hauſe Oeſtreich zum römiſchen Kaiſer erwählt werden ſollte“. Wenigſtens nun, nach ſolchen weitern Erfahrungen, ſolle man nicht mehr zaudern und das Aeußerſte wagen, um das Joch Oeſtreichs abzuſchütteln. Von ſelbſt werde es von ſeiner Höhe nie herabſteigen; man müſſe es daher herabſtoßen. Durch Einigkeit aller Stände ſei dies möglich — auch werde auswärtige Hülfe nicht fehlen, denn Schweden und Frankreich hätten das höchſte Intereſſe, dieſes Spaniſch-Oeſtreichiſche Geſchlecht nicht über Deutſchland und das Baltiſche Meer herrſchen zu ſehen.

Nach Beſeitigung der Oeſtreicher ſolle man die eigentliche Macht des Reichs in die Hand des wieder regelmäßig zu berufenden Reichstags zurücklegen, dieſem ein ſtändiges Heer und feſte Einnahmen durch Reichsſteuern zur Verfügung ſtellen, die vom Reiche abgekommenen Beſitzthümer des öſtreichiſchen Hauſes und der Kurfürſten dem Reiche zurückerſtatten, die kaiſerliche Gewalt aber nicht länger als höchſtens auf drei Generationen in einer und derſelben Familie belaſſen.

Ueber zweihundert Jahre ſind vergangen, ſeit dieſe Philippika gegen das Haus Habsburg geſchleudert, ſeit der Untergang oder wenigſtens die Zurückdrängung dieſes Hauſes außerhalb des deutſchen Gebiets als die einzige Rettung für Deutſchland dargeſtellt wurde. Und eben jetzt herrſcht dieſes ſelbe Haus ſchrankenloſer und unbeſtrittener denn je über Deutſchland; wie damals wehen ſeine Fahnen an Deutſchlands Nordküſte, haben Eiferſucht und Feindſchaft der übrigen deutſchen Fürſten untereinander der Macht Oeſtreichs als Schemel gedient — dieſer Macht, welche, ſo oft ſchon am Rande des Unterganges, immer von neuem emporgeſtiegen iſt und ſo den alten Spruch des Hauſes zu bewähren ſcheint: Austria Erit In Orbe Ultima.

Doch, die Wege der Zukunft zu erforſchen, iſt hier nicht die Abſicht. Wol aber mögen einige vergleichende Betrachtungen am Platze ſein zwiſchen den Tendenzen, die damals, im 17. Jahrhunderte, unter der Firma der „Freiheit“ und der „allgemeinen Wohlfahrt des Reiches“ gegen Oeſtreichs Uebermacht ſich wendeten, und den ſcheinbar verwandten der neueſten Zeit. Wie viel äußerlich Aehnliches bei wie tiefer innerer Verſchiedenheit! Dort, bei Chemnitz, das centrifugale Streben nach ariſtokratiſcher Ungebundenheit und Selbſtherrlichkeit der vielen hundert großen, kleinen und kleinſten Stände des Reichs — hier der Drang nach Einheit der Nation, nicht ſelten geſteigert bis zu dem Wunſche völliger Aufhebung der trennenden dynaſtiſchen Schranken; dort alles Gewicht auf die Schwächung der Kaiſergewalt und die Verhinderung erblicher Feſtwurzelung derſelben gelegt — hier ein erbliches Kaiſerthum gefordert als nothwendiger Schwerpunkt des wieder aufzurichtenden deutſchen Reichs; dort die Idee der „gemeinen Freiheit“ nicht über den Kreis des hohen Adels, der regierenden Herren ausgedehnt, vom gemeinen Volk keine Rede — hier das Volk im weiteſten Sinne als Theilhaber der Souverainetät des Reichs, im Beſitze der ausgedehnteſten politiſchen Freiheit gedacht; dort endlich die Hülfe der Fremden zur Befreiung Deutſchlands von der habsburgiſchen Herrſchaft angerufen und als ſelbſtverſtändlich betrachtet — hier die Fernhaltung des Auslandes von der Erledigung unſerer innern Kämpfe faſt allerſeits als Princip anerkannt. Endlich, was das Ziel ſelbſt anlangt, ſo hat unſere Zeit das merkwürdige Beiſpiel von Mäßigung erlebt, daß, trotz ſo vieler inzwiſchen wieder gemachter Erfahrungen von den verderblichen Einwirkungen Oeſtreichs auf Deutſchland, die monarchiſche Einheitspartei in Deutſchland zwar wol Oeſtreichs Austritt aus dem zu errichtenden deutſchen Bundesſtaate, aber ſo wenig Oeſtreichs Schwächung oder gar Vernichtung wollte, daß ſie ſogar bereit war, koſtbare Theile des ehemaligen deutſchen Reichs, die deutſch-öſtreichiſchen Lande, dem von Deutſchland getrennten Oeſtreich zu überlaſſen, um die ſtaatliche Einheit und Stärke dieſes letztern unangetaſtet zu erhalten. Es bedurfte der neueſten Thaten des öſtreichiſchen Cabinets, um dieſe Mäßigung als Thorheit erkennen und den Wunſch nach Fortbeſtand eines ſtarken einheitlichen Oeſtreichs neben einem verjüngten Deutſchland als eine bittere Täuſchung zu den vielen andern Täuſchungen dieſer letzten Jahre werfen zu laſſen.

Süddeutsche Städte und Städtebündnisse im Mittelalter.

Allgemeine Vorbetrachtungen über Entſtehung und Bedeutung der deutſchen Städte.

Je weniger es dem deutſchen Reiche gelingen wollte, eine monarchiſche Einheit darzuſtellen, deſto mehr mußten die landſchaftlichen und örtlichen Sonderbildungen politiſche Bedeutung gewinnen. Stammesverſchiedenheiten, noch mehr aber die Erblichwerdung der großen und kleinen Lehen bildeten ſchon frühe die Grundlage zu fürſtlichen Landesherrſchaften, die wie Schmarozerpflanzen das Kaiſerthum ausſogen und ihm allmälig alle wirkliche Macht entführten. Neben der fürſtlichen Territorialgewalt tauchte aber auch in den Städten, die theils aus der altrömiſchen Städteverfaſſung, theils aus der altdeutſcher Volksgemeinde eine größere Selbſtändigkeit gerettet hatten, als der Feudalſtaat zuließ, eine Localmacht auf, die, obgleich von geringer räumlicher Ausdehnung, durch Reichthum ihrer Mittel und Regſamkeit ihrer Leiter eine intenſive Bedeutung gewann, welche ſie zu einem ſtarken Damm gegen die um ſich greifende Herrſchaft der Fürſten machte. Zu derſelben Zeit, in welcher das Fürſtenthum die rechtliche Grundlage ſeiner Unabhängigkeit der Reichsgewalt abzudringen wußte, erhoben ſich die Städte zu einer politiſchen Macht, die ein Kitt für das zerbröckelnde Reich zu werden verſprach. Freilich war auch die Entwickelung des Städtethums ſo gut wie die des Fürſtenthums ein Ergebniß der centrifugalen Neigung, welche die Glieder des Reichs ergriffen hatte, aber, da die Städte nicht wie die Fürſtenthümer einen eigenen Mittelpunkt in ſich hatten, ſondern, in ihrem Innern auf Gemeinſamkeit gebaut, denſelben gemeinſam in Kaiſer und Reich ſuchten, ſo waren ſie mit ihrem Bedürfniß ſich zu verbünden die letzte Zuflucht nationaler Einheitsbeſtrebungen.

Das Eigenthümliche, was die Grundlage der Macht für die Städte bildete, war, daß ſie ſchon früh ein Gemeinweſen beſaßen, das nur durch Ausnahme von der Gliederung des Gauſyſtems und der Lehensherrſchaft beſtehen konnte, aus welchen beiden ſpäter die erblichen Fürſtenthümer erwachſen. Die einen dieſer Gemeinden waren alte Handelsplätze, an denen ſich Reichthum und Bildung concentrirten, andere waren Anwohner eines königlichen Landaufenthalts, der Ritter, Kaufleute und Handwerker an ſich zog, wieder andere waren durch einen Biſchofsſitz gebildet. Eine ſolche Gemeinde konnte nicht wol unter die Gerichtsbarkeit des benachbarten Gaugrafen geſtellt werden, der König ſetzte ſeinen eigenen Vogt oder Schultheißen ein, zuerſt nach dem Wunſch oder Vorſchlag der Stadt, ſpäter überließ er ihr die Wahl ganz und behielt ſich nur die formelle Beſtätigung vor. War die Stadt ein Biſchofsſitz, ſo ſuchte der Biſchof natürlich das Recht, ſelbſt die ſtädtiſchen Behörden einſetzen zu dürfen, und erlangte in der Regel Exemtion, zu deren Verleihung die Kaiſer aus politiſchen Gründen geneigt waren. Den Biſchof, der in ihrer Mitte wohnte, konnte die Stadt immerhin leichter nöthigen, ſich nach ihren Wünſchen zu richten, als einen entfernten und unabhängigen Fürſten, und ſo wurde die Exemtion, die der Biſchof für ſich erlangt hatte, eine Brücke für die Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Wo nun ein ſolcher Anfang des ſtädtiſchen Selbſtregiments gemacht war, da vermehrte ſich raſch die Bevölkerung, indem regſame, unternehmungsluſtige Leute ihr zuſtrömten, Handel und Gewerbe blühten auf, Reichthum und Intelligenz ſammelten ſich und fingen an, ihren Einfluß geltend zu machen. Dabei vermochte zwar der Einzelne wenig, aber die Kräfte verbanden ſich zu Genoſſenſchaften, Gilden, Zünften, die Alle, welche Gemeinſames erſtrebten, durch ſtarke Intereſſen verknüpften. Die Gilden und Zünfte der einen Stadt traten in Beziehung zu denen der benachbarten, Handelswege verknüpften auch entferntere Städte miteinander, und ſo wurde eine Verbindung der Städte angebahnt, die ſich auf immer weitere Kreiſe ausdehnte und ihre Glieder auf natürliche Weiſe auch zu politiſchem Zuſammenwirken erzog.

Von ſolchen ſtädtiſchen Einungen ging eine Reihe von Verſuchen zur Bildung eines deutſchen Bundesſtaats aus, der früh ſchon an die Stelle der zerfallenden Monarchie zu treten beſtimmt ſchien. Zuerſt nach dem Fall der Hohenſtaufen ſind es die rheiniſchen Städte, welche in den Zeiten des anarchiſchen Interregnums dem deutſchen Reiche einen Halt geben. Sodann im 14. Jahrhundert, als unter den Luxemburgern Deutſchland über den Beſtrebungen für Bildung einer Hausmacht vernachläſſigt wurde, entſtand in Süddeutſchland als nationale Oppoſition gegen fürſtlichen Particularismus der Schwäbiſche Städtebund, im Norden die mächtige Hanſa, aber freilich ohne bleibenden Erfolg, indem auch hier die zerſplitternde Neigung zu kleinern Kreiſen ſtörend wirkte, ſodaß die ſüddeutſchen Städte in vereinzelten Kämpfen mit den Fürſten ihre Kraft verzehrten und endlich den Territorialgewalten unterlagen, die Hanſeaten aber auf den Boden materieller Intereſſen ſich zurückzogen und darüber die Ausbildung politiſcher Garantien verſäumten. Einen neuen Anſatz zu einem deutſchen Föderativſtaate finden wir am Ende des 15. Jahrhunderts, als im ſogenannten Schwäbiſchen Bunde (nicht zu verwechſeln mit dem um hundert Jahre frühern Schwäbiſchen Städtebunde) die habsburgiſche Diplomatie den Verſuch machte, auf den Stamm der alten Städte- und Adelseinungen eine Bundesverfaſſung für ganz Deutſchland zu pfropfen. Auch dieſer Verſuch, mit welchem ſich die wohlgemeinten Reformbeſtrebungen der edelſten unitariſchen Staatsmänner verbanden, mislang, weil die Reichsſtände bereits zu ſchroff einander gegenüberſtanden, als daß ſie zu einer lebendigen Einheit hätten zuſammenwachſen können, zum Theil auch, weil das Haus Habsburg, in weitgehende Pläne zur Gründung einer europäiſchen Weltmonarchie verflochten, wenig Sinn für deutſche Nationalität beſaß und deshalb auch überall mit Mistrauen zu kämpfen hatte.

Die Städte am Rhein eilten den übrigen Städten in Deutſchland an politiſcher Bildung voran; im Kampf mit ihren Biſchöfen errangen ſie Freiheit und Selbſtändigkeit, durch weitverbreiteten Handelsverkehr gewannen ſie ſtaatliche Kenntniſſe und Einſichten. Bei dem Kampfe Heinrich's IV. mit den Fürſten und dem Papſte nahmen ſie entſchieden Partei für den Kaiſer und die nationale Einheit. Als Heinrich im Jahre 1073, von den Fürſten verrathen, an den Rhein eilte, zogen die Bürger von Worms ihm bewaffnet entgegen, verſprachen ihm treue Hülfe und anſehnliche Beiträge zur Fortſetzung des Kriegs gegen die Fürſten; die Kölner zwangen ihren dem Könige feindſeligen Erzbiſchof Hanno zur Flucht, der freilich bald wieder zurückkehrte und grauſame Rache nahm. Die Mainzer wollten Heinrich's Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, ermorden, und nur mit Mühe konnte ſich der Neugekrönte mit dem Erzbiſchofe flüchten. Auch andere Städte des ſüdweſtlichen Deutſchlands blieben im Eifer für den rechtmäßigen Kaiſer nicht zurück, namentlich Ulm, Augsburg, Regensburg, Nürnberg zeichneten ſich aus. Mit den Rheinſtädten ſtellten ſie dem Könige Heinrich nach ſeiner Rückkehr aus Italien im Sommer 1077 ein ſtarkes, aus lauter wehrhaften Kaufleuten gebildetes Heer zur Verfügung. Dieſelbe Treue bewieſen ſie dem Kaiſer, als er am Ende ſeines Lebens, durch den Aufſtand ſeines treuloſen Sohnes Heinrich zur Flucht genöthigt, hoffnungslos nach Köln gekommen war. Sogleich brachten ſie ein Heer von 20,000 Mann auf die Beine und gaben dem Gebeugten, der ſeine Sache ſchon verloren glaubte, neuen Muth. Die Frucht ihrer Treue waren zahlreiche Privilegien, welche Heinrich IV. ſelbſt und ſein Sohn ihnen verliehen; beſonders Speier, Worms, Straßburg erſcheinen als hoch begünſtigt.

Unter Barbaroſſa erhielt Worms ein ſtädtiſches Gericht, welches allmälig die unbeſchränkte Herrſchaft über die Stadt an ſich brachte, ſodaß die biſchöfliche Oberhoheit nichts mehr zu bedeuten hatte, und ſo erlangte dieſe kleine Stadt eine hervorragende Stellung. Die mächtigſten und reichſten Städte am Rhein aber waren Mainz und Köln. Köln hieß die Königin des Rheins; hier wie in Regensburg waren die erſten Großhändler Deutſchlands; die Kölner vermittelten durch Schelde und Maas den Binnenhandel mit der See und fuhren mit ihren eigenen Schiffen nach England, wo ſie ſich bald bedeutende Vorrechte für Aus- und Einfuhr erwarben. Auf ihren jährlichen Meſſen kamen Kaufleute aus allen Gegenden Europas zuſammen; der Einfluß der Kölner auf die Handelsverhältniſſe zeigt ſich auch darin, daß die rheiniſchen, niederländiſchen und weſtfäliſchen Städte kölniſches Maß und Gewicht führten. Von ihrer Kriegsmacht kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß, als der Pfalzgraf Konrad der Hohenſtaufe der Stadt eine Fehde ankündigte, 120,000 Mann aus der Stadt und ihrem Gebiete ausrückten, auf dem Rhein eine ganze Flotte aufſtellten und den Pfalzgrafen nöthigten, ſich zurückzuziehen. Mit Köln wetteiferte Mainz, ſchon in alten Zeiten von dem Reichthum ſeiner Bewohner und der Pracht ſeiner Gebäude „die goldene“ genannt. Hier war ein Hauptſtapelplatz für den Rhein- und Mainverkehr, aber auch ein beſonders lebendiges politiſches Intereſſe. Schon zu Barbaroſſa's Zeiten wußten die Mainzer ihrem Erzbiſchof umfaſſende Freiheiten in Beziehung auf ſtädtiſche Verwaltung und Gerichtsbarkeit abzubringen. Als der Nachfolger die Zugeſtändniſſe ſeines Vorgängers nicht anerkennen wollte, erhob ſich die Gemeinde zum Aufſtand, wobei der Biſchof erſchlagen wurde. Der aus Italien zurückgekehrte Barbaroſſa glaubte das deutſche Mailand exemplariſch beſtrafen zu müſſen, vernichtete alle ſeine Vorrechte und ließ die Mauern von Mainz niederreißen. Aber wie Mailand wurde auch Mainz in ſeinem Freiheitsſtreben nicht gebrochen, und im Jahre 1244 gelang es endlich der Stadt, von ihrem Erzbiſchof Sigfrid einen Freiheitsbrief zu erpreſſen, welcher ihr eine wahrhaft republikaniſche Unabhängigkeit gewährte, die ſpäter von König Wilhelm beſtätigt wurde.

Der Rheiniſche Städtebund.

Nach dieſen Vorgängen war es natürlich, daß ſich die rheiniſchen Städte fühlen lernten und auch in allgemeinen Angelegenheiten ein Wort mitſprechen wollten. Sie ſchloſſen Bündniſſe zu gemeinſamer Vertheidigung ihrer Rechte gegen die Fürſten und zum Schutz ihres Verkehrs, zu Erhaltung des Landfriedens, für deſſen Handhabung die vielfach beſchränkte Gewalt des Kaiſers immer weniger genügen wollte. Schon im Jahre 1226 finden wir eine engere Verbrüderung der Städte Mainz, Worms, Speier, Frankfurt und anderer, zunächſt gegen den Erzbiſchof von Mainz gerichtet. Dieſe Verbindung war den Fürſten ſehr unbequem, und ſie wußten den Reichsverweſer König Heinrich VII. zu einem Mandat zu veranlaſſen, worin er dieſes Bündniß, weil es zum Nachtheil der mainzer Kirche gereiche, auflöſte und für nichtig erklärte. Die Städte ließen ſich aber dadurch nicht irre machen, ſodaß die Fürſten für nöthig fanden, den Kaiſer zu einem neuen, allgemeinern Verbot zu veranlaſſen. Auf einem Hoftag im Jahre 1231 wurde den verſammelten Fürſten die Frage vorgelegt, ob überhaupt die Städte das Recht hätten, Vereine, Gilden und Zünfte, welchen Namen ſie auch haben würden, untereinander aufzurichten. Die Fürſten antworteten natürlich mit Nein und erklärten, daß man das nimmermehr dulden dürfe. Es wurde ein Beſchluß gefaßt, daß auch der König nie einem ſolchen Städteverein ſeine Beſtätigung ertheilen dürfe ohne die Zuſtimmung der Fürſten. Es folgten nun noch ſchärfere Maßregeln, ſowol gegen die Bündniſſe als auch gegen die ſtädtiſchen Freiheiten, zu deren Schutz die Verbindungen errichtet waren. Eine frühere Verordnung Kaiſer Friedrich's vom Jahre 1220, worin er die biſchöflichen Städte zu gänzlicher Unterwerfung unter ihre Biſchöfe angewieſen hatte, wurde von ſeinem Sohne Heinrich im Jahre 1231 verſchärft. Der Kaiſer ſelbſt erließ im Januar 1232 von Ravenna aus eine Verordnung, worin er alle Gemeindeverfaſſungen, Stadträthe, Bürgermeiſter oder andere Obrigkeiten, welche von den Städten ohne Einwilligung ihrer Biſchöfe aufgerichtet wären, aufhob und für nichtig erklärte. Dies mußte natürlich eine um ſo erbittertere Stimmung der Städte gegen ihre Fürſten und ein um ſo innigeres Zuſammenhalten derſelben untereinander zur Folge haben. Als nun das Reich nach dem Sturze Friedrich's II. vollends in Anarchie gerieth, übernahmen die Städte am Rhein den Beruf der abhanden gekommenen königlichen Macht, indem ſie durch Gründung des erſten großen Städtebundes im Jahre 1254 ſich in den Stand ſetzten, nicht nur den Landfrieden auf eine früher ſelten erreichte Weiſe zu handhaben, ſondern auch dem zerfallenden Reiche die Anfänge einer neuen Einheitsform darzubieten. Die nächſte Veranlaſſung zu dem rheiniſchen Bunde gab der Beiſtand, den die Stadt Mainz ihrer Nachbarin Worms gewährte, welche letztere, beharrlich hohenſtaufiſch geſinnt, von ihrem Biſchof Richard bedrängt und mit Schmälerung ihrer Freiheiten bedroht war. Worms ſchloß mit Mainz einen Vertheidigungsbund, nicht nur für den nächſtliegenden Zweck, ſondern für die Herſtellung eines allgemeinen Friedenszuſtandes in den von mannichfaltigen Fehden beunruhigten Rheingegenden. Ein angeſehener Bürger von Mainz, Arnold, der Walpode genannt, ſprach begeiſtert für dieſen Plan und ſchlug ſeinen Mitbürgern vor, ſie ſollten ſich zu Wiederherſtellung des Friedens eidlich verbinden. Sein Vorſchlag fand Anklang, nicht nur bei ſeinen Mitbürgern, ſondern auch bei vielen andern benachbarten Städten. Die Vertreter von Mainz und Worms, denen bald auch Oppenheim und Bingen ſich anſchloſſen, erklärten: da durch den Unfrieden dem Lande viel Schaden und Ungemach widerfahren, viele gute ehrbare Leute daniederlägen und die Unſchuldigen widerrechtlich bedrückt ſeien, ſo hätten ſie ſich verbunden zu Hülf und Rath wider Die, ſo ſolches Unrecht thun. Sie wollen nicht blos die Großen unter ihnen, ſondern auch die Kleinen, Geiſtliche und Weltliche, ſelbſt die Juden, ihres Schutzes theilhaftig werden laſſen. Um Mißhelligkeiten und Fehden unter den Bundesgenoſſen ſelbſt zu vermeiden, ſollten aus jeder Stadt vier ehrbare Männer des Raths erwählt werden und Macht haben, auf ihren Eid hin über alle Anſprüche zu entſcheiden, alle Streitigkeiten zu ſchlichten und überhaupt zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung das Nöthige vorzukehren. Einige Monate darauf, am 13. Juli 1254, finden wir zu Mainz außer den urſprünglichen Bundesmitgliedern nicht nur Boten von einer großen Anzahl rheiniſcher Städte, wie Köln, Straßburg, Baſel, ſondern auch die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, die Biſchöfe von Worms, Straßburg, Metz, Baſel, ſowie viele Grafen und Edelleute, um auf den Grund der von Worms und Mainz verabredeten Verpflichtungen einen Landfriedensbund für zehn Jahre zu errichten. Um eine Haupturſache dieler Feindſeligkeiten zum voraus zu beſeitigen, erklärten die Fürſten und Herren ſich bereit, ihre vielen Zölle zu Waſſer und Land ohne Entſchädigung aufzuheben. Friedbrecher ſollten von Bundeswegen zu einer entſprechenden Buße gezwungen werden. Jede Stadt und jede Herrſchaft ſollte vier Geſchworene für das Friedensgericht wählen, das in jedem einzelnen Falle aus 12 Mitgliedern zu beſtehen hätte. Die Vollziehung des Spruches ſollte, wenn Weigerung erfolgte, mit Hülfe der bewaffneten Macht des Bundes ausgeführt werden. Im October deſſelben Jahres wurde die gegenſeitige Hülfleiſtung noch beſtimmter geregelt, Mainz und Worms zu Vororten erwählt, welche die Correſpondenz beſorgen und in Nothfällen die Hülfe mahnen ſollten. Die Städe von der Moſel bis Baſel ſollten hundert bewaffnete Schiffe, die Städte am untern Rhein fünfzig mit Bogenſchützen bemannte Schiffe zur Verfügung des Bundes ſtellen, jede Stadt außerdem noch je nach Vermögen eine Anzahl Fußvolk und Reiterei gerüſtet halten. Das ſtehende Heer des Bundes betrug ſomit, wenn wir auf jedes Schiff nur 40 Mann rechnen, 6000, eine Anzahl, wie ſie ſelten ein Fürſt damaliger Zeit zuſammenbrachte. Durch die imponirende Stellung, welche die Bundesſtädte gegenüber dem abgeneigten Adel einnahmen, wußten ſie wirklich Frieden zu ſchaffen. Dem Reichserbtruchſeß Werner von Bolanden, welcher dem Bunde nicht hatte beitreten wollen und von ſeiner Burg Jngelheim aus die Straßen weit und breit unſicher machte, belagerten ſie ſeine Burg und zerſtörten ſelbe von Grund aus. Werner's Freunde und Kampfgenoſſen rüſteten nun mit aller Macht zu einem Rachezug gegen die Stadt Mainz, aber die Städte rüſteten auch, und es kam eine Uebereinkunft zu Stande, nach welcher Werner und ſeine Genoſſen die Bundesgewalt anerkennen, die ungerechten Zollplackereien aufgeben und dem Bunde beitreten mußten. Es läßt ſich denken, daß dieſes Verfahren, wie Albert von Stade berichtet, den Fürſten und Rittern, beſonders denen, welche beſtändig die Hände zum Raube bereit hatten, ſchlecht gefiel und daß ſie meinten, es ſei doch ſchändlich, wenn Kaufleute über Herren vom Adel die Herrſchaft führen ſollten. Kein Wunder, daß ſie danach trachteten, den Bund allmälig durch innern Unfrieden zu lähmen. Dazu bahnten ihnen die Städte ſelbſt den Weg, indem ſie Fürſten und Ritter, von denen doch hauptſächlich die Friedensbrüche und die Untergrabung der Reichsgewalt ausgingen, arglos mit in ihren Bund aufnahmen, und jedes Mitglied die Verpflichtung hatte, Nachbarn und Verwandte hereinzunöthigen. Sie bezweckten damit freilich eine möglichſt weite Ausdehnung und Abrundung des Bundes, eine annähernde Einigung ſämmtlicher Reichsſtände; aber viele Fürſten und Ritter glaubten eben, ihren Vortheil beſſer bei Uneinigkeit und Anarchie verfolgen zu können. Es wurden wol Manche aufgenommen, welche mehr danach trachteten, den Bund zu lockern als zu befeſtigen. Auch das Patronat des Scheinkönigs Wilhelm von Holland, das die Städte ſchon im Sommer 1254 angelegentlichſt nachſuchten, konnte wenig nützen, zumal da er die Bedingung beifügte, daß der Adel im Genuß ſeiner Rechte und Gerichte bleiben und die Befugniß haben ſollte, von Denen, welche in ſeinem Gerichtszwange wohnten, die Leiſtungen zu fordern, welche ſeine Vorältern ſeit 30 — 50 Jahren empfangen hätten.

Die Mitglieder des Bundes erſehen wir aus einem Abſchied des Städtetags vom 15. Auguſt 1255, in welchem die rheiniſchen Kurfürſten, 12 Grafen und Herren und mehr denn 60 Städte als Mitglieder aufgeführt werden. Der mächtigſte Fürſt des Bundes, ſowol nach erblichem Länderbeſitz als durch perſönliche Begabung, war der Pfalzgraf Ludwig, zugleich Herzog von Baiern. Er ſpielte gewiſſermaßen die Rolle eines Bundesdirectors und ſoll viele ſeiner Standesgenoſſen zum Beitritt veranlaßt haben. Durch ihn, ſowie durch die Städte Worms und Speier mit ihren Biſchöfen, auch Heidelberg, Neuſtadt und die Grafen von Leiningen war die Pfalz beim Bunde vertreten; die Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier brachten ebenfalls ein anſehnliches Gebiet herzu, das Bisthum Köln umfaßte auch einen großen Theil von Weſtfalen, deſſen Städte kurz vorher ein ähnliches Bündniß untereinander errichtet hatten; von ihnen werden beſonders Münſter und Soeſt genannt; aus Heſſen finden wir den Abt von Fulda, die Grafen von Katzenellnbogen, von Ziegenhain, die Landgräfin Sophie von Thüringen, die Städte Marburg, Alsfeld und Grüneberg; die Wetterau war mit Frankfurt, Wetzlar, Friedberg, Gelnhauſen darin; Franken nahm durch Seligenſtadt und Aſchaffenburg Antheil, ſpäter traten auch Würzburg und Nürnberg bei; vom Elſaß, wo das ſtädtiſche Element durch den zahlreichen und mächtigen Adel ſehr gedrückt war, finden wir Straßburg mit ſeinem Biſchof, auch Colmar, Schlettſtadt, Weißenburg, Hagenau, aus dem obern Alemannien nur Freiburg im Breisgau, ferner die Stadt Baſel, aber ohne ihren Biſchof; Zürich, mit Straßburg enge verbündet, iſt ebenfalls in dem Bunde, dagegen keine der ſpäter ſo einungseifrigen ſchwäbiſchen Städte, ebenſo wenig Regensburg, das doch bei ſeinem großen Handelsverkehr Intereſſe genug an der Zollfreiheit des Rheines gehabt hätte.

So umfaßte der rheiniſche Bund ein ziemlich großes, vielfach zuſammenhängendes, aber auch von Nichttheilnehmern durchſchnittenes Gebiet des ſüdweſtlichen Deutſchlands, und dieſer Theil von Deutſchland war gerade der, in welchem ſich das öffentliche Leben und die Macht concentrirte. Gegen Süden ſind Baſel und Zürich die weiteſten Ausläufer, gegen Oſten Nürnberg und Erfurt, im Norden Münſter und Bremen, doch ſcheint letztere Stadt ziemlich vereinzelt, ohne Einverſtändniß mit den Hanſeſtädten, Antheil genommen zu haben. Auch intenſiv nahm der Bund immer mehr zu und bildete auf häufigen Bundestagen ſeine Verfaſſung aus. Es wurde feſtgeſetzt, daß jährlich vier allgemeine Verſammlungstage gehalten werden ſollten, nach Neujahr zu Köln, nach Oſtern zu Mainz, um Johanni zu Worms und im September zu Straßburg. Am Rheine herrſchte nun eine

Ordnung und Sicherheit des Verkehrs, wie man ſie ſeit Barbaroſſa's Zeiten nicht mehr erlebt hatte; aber über die Handhabung des Landfriedens ging der Einfluß des Bundes doch nicht hinaus. Die Verhältniſſe hatten zwar den Städten die Aufforderung nahe genug gelegt, einen Antheil an der Leitung der Reichsangelegenheiten ſich zu erobern, ihre Erfolge mußten das Gefühl ihrer Stärke beleben, der Vorgang der italieniſchen Städte konnte ihnen zeigen, was freie Gemeinden ſelbſt gegen mächtige Fürſten vermögen, ſie hatten unter Friedrich II. und ſeinem Sohne Heinrich deutlich geſehen, wie ſchlimm es die Fürſten mit den Freiheiten und Rechten der Städte meinten — und dennoch kam es zu keinen beſtimmten Veranſtaltungen, um dem Umſichgreifen der Fürſten für die Dauer Schranken zu ſetzen. Dies kam hauptſächlich daher, daß den Städten von ihren Mitverbündeten, den vielen Fürſten und Rittern, die ſie aufgenommen hatten, die Hände gebunden waren.

Wenn der Bund im Stande war, etwas Nachhaltiges für die Einheit Deutſchlands zu leiſten, ſo mußte es ſich bei der nächſten Erledigung des Kaiſerthrones zeigen. Zwei Jahre nach der Stiftung des Bundes ſtarb König Wilhelm (15. März 1256). Jetzt mußten die Städte mit aller Kraft dahin zu wirken ſuchen, daß dem neu zu wählenden Reichsoberhaupt eine ſtarke Executivgewalt und ein großes Reichsgut nicht ſowol erhalten als wieder beigelegt würde. Dazu war aber feſtgeſchloſſene Einigkeit die erſte Bedingung. Die Verbündeten machten auch wirklich ernſtliche Anſtalt, ſich ihren Einfluß auf die Kaiſerwahl zu ſichern, und beſchloſſen ſchon einige Tage nach Wilhelm's Tode auf einem Bundestage zu Mainz, daß jede Stadt ſich auf den Kriegsfuß ſetzen und der Bund die Reichsgüter mit aller Macht ſchützen ſolle. Auch ſchickte man Geſandte an die Fürſten, denen man das Recht der Wahl eines Reichsoberhaupts unbedingt zuerkannte, um ſie inſtändig zu bitten, daß ſie ſich für das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes zu einer einſtimmigen Wahl vereinigen möchten. Für den Fall einer zwieſpältigen Wahl ſetzte die Verſammlung durch Eidſchwur feſt, daß keiner der Gewählten in einer Stadt des Bundes Aufnahme finden, daß keinerlei Dienſt ihm geleiſtet, keine Lebensmittel gereicht, kein Geld ihm geliehen werden dürfe; wer dawider handle, ſolle als ehrlos, als Eid- und Friedensbrecher behandelt werden. Die Fürſten aber täuſchten durch ihr Verhalten in der Wahlangelegenheit das Vertrauen der Städte gar ſehr. Unglücklicherweiſe war kein Fürſt von ſo hervorragenden Eigenſchaften vorhanden, daß ihn die öffentliche Meinung als künftiges Reichsoberhaupt einſtimmig hätte bezeichnen können. Dies machte es den Wahlfürſten leicht, den neuen Kaiſer nur in ihrem Intereſſe zu wählen. Sie Alle wollten einen ſolchen Kaiſer, der nur den leeren Namen führen, die wirkliche Gewalt aber ihnen überlaſſen ſollte. Darum warfen ſie ihr Auge auf einen Fremden, waren aber doch unter ſich uneins, ob ſie den Grafen Richard von Cornwallis, oder den König Alfons von Caſtilien, einen Enkel Philipp's von Hohenſtaufen, wählen ſollten. Ein Theil der Wahlfürſten wählte nun den Engländer, ein anderer Theil den Spanier. Gegenüber von dieſen Ränken der Fürſten zeigte ſich der rheiniſche Bund in einer kläglichen Schwäche. Anſtatt der Uneinigkeit und Selbſtſucht jener mit um ſo feſterer Einheit für das nationale Intereſſe entgegenzutreten, ließen ſich die verbündeten Städte von den Fürſten verführen und erklärten ſich die einen für Alfons, die andern für Richard. Köln ließ ſich durch einen Freiheitsbrief von Richard gewinnen; Mainz, das Haupt des Bundes, nahm ohne Umſtände Richard in ſeine Mauern auf, die wetterauiſchen Städte huldigten ihm, glaubten aber ihr Gewiſſen zu wahren, indem ſie die Bedingung machten: ihr Eid ſolle nichts gelten, wenn der Gegenkönig durchdringe. Worms, Speier, Oppenheim, Baſel, Nürnberg und andere erkannten Alfons an. Nachdem Richard durch ſeine Anweſenheit in Deutſchland und durch größere Geldmittel das Uebergewicht über ſeinen Gegner davongetragen hatte, fehlte es ihm doch ſo ganz am wirklichen Beſitz der Macht, daß er den Landfrieden nicht aufrecht zu halten vermochte; die Städte aber, deren Bund in Folge der Wahluneinigkeit auseinandergeſtoben war, konnten auch nichts mehr ausrichten, denn ihr Anſehen war dahin. Nur Bruchſtücke des Städtebundes verſuchten in engern Kreiſen den Landfrieden leidlich zu handhaben. Nach dem Tode König Richard's (1272) trafen Mainz und Worms mit den wetterauiſchen Städten dieſelben Verabredungen für den Fall der Wahluneinigkeit unter den Fürſten, kamen aber diesmal glücklicherweiſe nicht in Verſuchung, ihrem Worte abermals untreu zu werden, da Graf Rudolf von Habsburg die Einſtimmigkeit der Wähler für ſich hatte. Die politiſche Bedeutung der ſüddeutſchen Städte trat nun für längere Zeit in den Hintergrund, denn bei den Einungen, die allerdings auch unter Rudolf zum Behuf des Landfriedens geſchloſſen wurden, war die Leitung ganz in den Händen der Fürſten.

Indeſſen war im Norden Deutſchlands der Anfang eines mächtigen Städtebundes entſtanden, der zunächſt nur Schutz des Handels und Erwerbung neuer Vorrechte für denſelben im Auslande bezweckte, aber auch eine politiſche Macht von weit größerm Gewicht als der rheiniſche Bund begründete und nicht blos einige Jahre, ſondern einige Jahrhunderte dauerte. An der Spitze des Bundes ſtand das von Heinrich dem Löwen gegründete Lübeck, welches, bald durch Handel reich und mächtig geworden, im Jahre 1226 von Kaiſer Friedrich II. Privilegien erhalten hatte, die es ihm möglich machten, ein von Kaiſer und Reichsfürſten völlig unabhängiges Gemeinweſen zu errichten. Ungefähr gleichzeitig mit der Entſtehung des rheiniſchen Bundes ſchloß es Handelsverträge mit Hamburg, an die ſich ſchon zur Zeit König Richard's die Grundzüge der nachherigen Hanſa anknüpften *). Außer Lübeck und Hamburg bildeten Wismar, Roſtock, Stral-

---

*) Der Geſchichte des Hanſabundes wird ein beſonderer Artikel gewidmet werden. Anm. d. Red.

ſund, Greifswald und Stettin den Grundſtock des Vereins, in den aber bald das geſammte Küſtenland der Nord- und Oſtſee hereingezogen wurde. Schon unter König Rudolf fand Lübeck, welches über Eingriffe und Schmälerung ſeiner Rechte durch die Markgrafen von Brandenburg zu klagen hatte, die als Pfleger des Landfriedens für Norddeutſchland eingeſetzt waren, in ſeinem Bunde mit den Seeſtädten weit kräftigern Schutz als bei dem Reichsoberhaupte. Der Norden Deutſchlands erſcheint bereits am Ende des 13. Jahrhunderts vom Reiche ſo gut wie emancipirt, und die Fürſten, die wir auch hier im Bunde mit den Städten finden, waren mehr ihre Diener und Vaſallen als ihre Herren. Im ſüdlichen Deutſchland dauern die Städteverbindungen, welche die immer wieder hervortretenden Mängel der Reichsgewalt decken müſſen, noch fort, ohne jedoch zu einer ſelbſtändigen Bedeutung zu gelangen. Einmal war die Politik König Albrecht's I. nahe daran, ſich entſchieden auf Seite der Städte zu ſchlagen und mit ihrer Hülfe die Macht der Fürſten zu brechen, aber die nicht eben bürgerfreundliche Perſönlichkeit Albrecht's und ſein baldiger Tod ließen es zu keiner planmäßigen und dauernden Verbindung kommen.

Die ſchwäbiſchen Städtebundniſſe.

Ein neues Stadium für die Städtebündniſſe beginnt mit der Regierung Ludwig's des Baiern. Die königliche Gewalt war durch Zerſplitterung des Reichsgutes und der Reichsrechte bereits auf das Maß beſchränkt, welches dem Reichsoberhaupte ſeine Hausmacht gewährte, und es war ein dringendes Bedürfniß, dem Königthum einen neuen Boden zu ſchaffen. Ludwig, der ſchon in dem Kronſtreit mit Friedrich dem Schönen von Oeſtreich ſich an den Beiſtand der Städte gewieſen geſehen hatte, war der erſte Kaiſer, welcher die klare Einſicht gewann, daß der kaiſerlichen Macht, nachdem ſie von den Fürſten zu einem Schattenbild abgeſchwächt war, nur durch Verbindung mit dem ſtädtiſchen Bürgerthum wieder aufgeholfen werden könne. Es finden! ſich manche Spuren von ſeinem planmäßigen Streben, die Städte zu heben.

Außer den bisher genannten treten nun mehrere bisher minder mächtige Städte tonangebend in den Vordergrund. Frankfurt, welchem Ludwig einen vierzehntägigen Faſtenmarkt verliehen hatte, wurde jetzt einer der bedeutendſten Handelsplätze und gewann dem benachbarten Mainz den Vorrang ab. Großhändler aus den niederländiſchen Städten, aus Danzig, Breslau, Prag, Nürnberg, Augsburg und Ulm tauſchten hier ihre Waaren um. Durch Privilegien Ludwig's wurden die Frankfurter von allen Zöllen zu Waſſer und Land befreit, auch ward ihnen geſtattet, die in Frankfurt und in der Nähe befindlichen Reichsgüter einzulöſen. Unter den Städten Frankens erhob ſich Nürnberg zur erſten Stelle und zeichnete ſich nicht allein durch Handel, ſondern auch durch Kunſtfleiß aus. Es gelangte dadurch zur Unabhängigkeit, daß König Ludwig das Reichsſchultheißenamt an einen Bürger der Stadt um 6000 Pfund Heller verpfändete. Auch ſtand Nürnberg mit 72 andern Städten auf dem Fuße der Zollfreiheit. Regensburg, welches ſchon am Ende des 12. Jahrhunderts die bevölkertſte Stadt Deutſchlands war, aber bisher unter der Herrſchaft ſeines Biſchofs und der Herzöge von Baiern geſtanden hatte, erhob ſich im 14. Jahrhundert zu politiſcher Selbſtändigkeit. Es hatte ſeine Bedeutung hauptſächlich durch den Handel mit dem Orient, deſſen Producte es in die Rheingegend und nach Norddeutſchland verſendete und dafür die Erzeugniſſe deutſchen Gewerbfleißes die Donau hinab führte. Zu den großen Reichsſtädten, die jetzt eine bedeutende Rolle zu ſpielen anfangen, gehören unter den ſchwäbiſchen Augsburg und Ulm. Die kunſtreichen Goldarbeiter und Waffenſchmiede Augsburgs waren weltberühmt, und die Waffen, die ſie verfertigten, wußten ſie auch ſelbſt zu führen, denn die Stadt konnte 7—8000 waffengeübte Männer ins Feld ſenden. Ulm, welches in den Zeiten des Interregnums zu dem Rechte gelangt war, ſeinen Schultheißen aus eigener Mitte zu erwählen, und unter Ludwig IV. der Schauplatz heftiger Kämpfe zwiſchen der öſterreichiſchen und bairiſchen Partei geweſen war, verdrängte um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit ſeinem Alles überwältigenden Gelde zwei der mächtigſten Grafenhäuſer Schwabens, die Werdenberg und Helfenſtein, aus allen ihren Beſitzungen und erwarb ſich ein fürſtliches Gebiet. Neben Augsburg und Ulm zählte Schwaben eine ſo große Menge größerer und kleinerer Reichsſtädte, wie keine andere Landſchaft im deutſchen Reiche. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß Schwaben unter dem Hohenſtaufen Friedrich II. unmittelbar zum Reiche gezogen wurde und längere Zeit kein mächtiger Fürſt im Lande aufkam, der die Städte in ſeine Abhängigkeit zu bringen gewußt hätte. Als nun allmälig doch größere Dynaſten emporkamen, die es gelüſtete, die Städte zu unterjochen, da wehrten ſich dieſe mit großer Zähigkeit ihrer Reichsunmittelbarkeit; weil ſie ſich aber bei ihrer Kleinheit einzeln zum Widerſtande zu ſchwach fühlten, ſuchten ſie durch Bündniſſe ihren Zweck zu erreichen. Ludwig der Baier machte den Verſuch, mit dieſen ſchwäbiſchen Städten in Verbindung zu treten, um dadurch einen Stützpunkt für ſeine Macht zu gewinnen. Er leitete es durch ſeinen „lieben Heimlichen", den Grafen Berthold von Marſtetten und Graispach, ein, daß 22 ſchwäbiſche Reichsſtädte mit ſeinen Söhnen, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg und den Herzögen Stephan und Ludwig von Baiern, (20. November 1331) einen Bund zur Wahrung des Landfriedens und ihrer beſtehenden Rechte ſchloſſen, der für die Lebenszeit Ludwig's und noch zwei Jahre nachher gelten ſollte. Es waren die Städte: Augsburg, Ulm, Biberach, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, Ravensburg, Pfullendorf, Ueberlingen, Lindau, Konſtanz, St.-Gallen, Zürich, Reutlingen, Rottweil, Weil, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Hall, Eßlingen, Gmünd. Im folgenden Jahre beſtätigte Ludwig dieſen Bund und verpflichtete ſich, die Städte, ſolange der Bund währe, auf keine Weiſe zu zertrennen (d. h.

durch Verpfändung loszureißen), ſondern bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Aehnliche Bündniſſe wurden im Elſaß und am Rhein geſchloſſen, ſo beſonders von Mainz, Worms, Speier, Oppenheim und Straßburg, welche ein ſogenanntes Siebenergericht aufſtellten, das ſich in den Rheingegenden damals großes Anſehen erwarb. Sie wirkten alle nicht ohne Erfolg für den Landfrieden, konnten aber doch dem Kaiſerthum nicht die Stütze gewähren, welche Ludwig gehofft hatte und die für eine Einigung des geſammten Deutſchlands ſo wünſchenswerth geweſen wäre. Ein großer Theil der Städte war durch innere Bewegungen, namentlich durch Kämpfe der Zünfte mit den Patriziern, gehindert, in Reichsangelegenheiten die nöthige Thätigkeit zu entwickeln. Dieſelben Urſachen, welche die Rivalität der Städte gegen die Fürſten erzeugt hatten, rieſen auch in ihrem Innern eine Erhebung der neu herankommenden Bürger gegen die alten Geſchlechter hervor, welche im Beſitz der Macht waren. Der wachſende Reichthum der Handwerker, der ſie an Beſitz und Bildung den Kaufleuten gleichſtellte, ließ ſie auch gleichen Antheil an den Rechten und am Stadtregiment fordern; dazu kam noch der Uebermuth, den die Patrizier häufig gegen die Zünfte übten und den ſich die in der Mehrzahl befindlichen neuen Bürger nicht mehr gefallen laſſen wollten. In Speier, Mainz, Regensburg, Nürnberg, Köln, Zürich, Konſtanz kam es über dieſe Verhältniſſe zu heftigen Ausbrüchen, in Folge deren die patriziſchen Regierungen die öffentliche Gewalt mit den Zunften theilen mußten. In andern Städten, in denen es nicht gerade zu eigentlichen Unruhen kam, waren die Obrigkeiten wenigſtens durch die vorhandene Gährung genöthigt, große Vorſicht zu beobachten oder den Zunften freiwillige Zugeſtändniſſe zu machen. Waren ſo einerſeits die Städte durch ihre eigenen Angelegenheiten abgehalten, dem Kaiſer die nöthige Unterſtützung zu gewähren, ſo zeigte ſich andererſeits auch Ludwig, durch Rückſichten auf Erweiterung ſeiner Hausmacht befangen, ſchwach gegen den Papſt und den König von Frankreich und konnte nicht verhindern, daß noch bei ſeinen Lebzeiten der luxemburger Markgraf Karl zum Gegenkaiſer gewählt wurde, der auch, noch Ludwig's Tode nochmals und einſtimmig gewählt, den deutſchen Kaiſerthron beſtieg. Karl IV., ein Fürſt von ungewöhnlicher politiſcher Bildung, ſah gewiß ganz gut ein, wie ſchlimm es mit der kaiſerlichen Gewalt in Deutſchland ſtehe, und verzichtete wol von vornherein auf Wiederherſtellung derſelben. Dagegen benützte er die ideale Macht, die ihm die kaiſerliche Würde gewährte, um als Landesfürſt aus den Trümmern des deutſchen Reichs eine neue dauernde Macht zu ſchaffen. Er verfolgte ſein Ziel, aber nicht offen und geradezu, wie einſt König Albrecht, mit Mitteln der Gewalt, ſondern mit den feinen Künſten politiſcher Klugheit, die er von ſeinem Vater König Johann und in der Schule franzöſiſch-italieniſcher Politik gelernt hatte. Es gelang ihm wirklich, eine Hausmacht zu ſchaffen, die ſpäter ſammt der Tradition ſeiner Politik auf das Haus Habsburg übergegangen iſt und einen entſcheidenden Einfluß auf die Geſchicke Deutſchlands ausgeübt hat. Seine Politik ging nämlich darauf hinaus, die verſchiedenen Parteien im Reiche, Fürſten, Adel und Städte, aneinander aufzureiben und keine feſte Geſtaltung aufkommen zu laſſen, die ſeinem Plane der Gründung einer luxemburgiſchen Hausmacht hinderlich werden könnte. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt auch ſein Verhalten gegenüber den Städtebündniſſen aufzufaſſen. Er begünſtigte und gebrauchte die Städte, damit die Fürſten und Ritter nicht zu mächtig würden, und unterſtützte andererſeits die Fürſten, damit die Städte es zu keiner republikaniſchen Grundlage eines nationalen Föderativſtaates bringen ſollten. Jene wiederholten Verpfändungen der Städte, welche man Karl IV. ſo oft als Wankelmuth und Treuloſigkeit zum Vorwurfe gemacht hat, waren eine Finanzmaßregel, wozu ihn die reine Nothwendigkeit trieb, indem das Reich faſt gar keine eigenen Einkünfte hatte. Die Reichsſtädte waren noch das einzige Reichsgut, durch deſſen zeitweilige Verpfändung an Fürſten das nöthige Geld flüſſig gemacht werden konnte; die Maßregel war weder den Städten ſo ſchädlich noch den Fürſten ſo vortheilhaft, als ſie ausſieht, denn die wiederholten Privilegien und das oft gegebene Verſprechen, die Städte nicht verpfänden zu wollen, bewirkten wenigſtens ſo viel, daß die Fürſten nicht auf die Dauer in ihrem Beſitz bleiben konnten. Aber eben dieſe Politik vermehrte die gegenſeitige Erbitterung zwiſchen Fürſten und Städten, und es entwickelte ſich ein Principienkampf, aus dem, wären die Städte ſiegreich daraus hervorgegangen, eine nationale Einigung mit republikaniſcher Grundlage und monarchiſcher Spitze hätte hervorgehen können, wenn Karl IV. ſich nicht bereits dafür entſchieden gehabt hätte, die Erweiterung ſeiner Hausmacht auf der Grundlage fürſtlicher Landeshoheit zu ſuchen. Dieſer Weg ſagte auch ſeinem, mehr auf die Künſte der Diplomatie als auf Eroberung gerichteten Weſen beſſer zu, ſodaß für ihn vielleicht der Zweifel nicht unbegründet war, ob bei der bereits ſo weit gediehenen Zerſplitterung und der feſtgegründeten Territorialgewalt das nationale Element ſtark genug ſein werde, die Fürſtenthümer zu ſtürzen und die durch verſchiedene Intereſſen getrennten Städtebündniſſe zu einigen.

Als Karl IV. im Jahre 1347 die Reichsregierung antrat, beſtand noch jener Bund der 22 ſchwäbiſchen Reichsſtädte. Sie hielten auch jetzt zuſammen, und als er auf einer Rundreiſe durchs Reich in Ulm einzog, traten ihm die Boten der 22 Städte entgegen mit der Erklärung, ſie ſeien bereit ihm zu huldigen und zu ſchwören als dem römiſchen König, wofern er ihre Freiheiten und Rechte beſtätigen und ihnen die Verſicherung urkundlich ertheilen wolle, daß er ſie nie mehr verpfänden oder ſonſt wie vom Reiche entfremden werde. Karl willfahrte ihrem Verlangen und gab ihnen ſowie einer Anzahl elſäßiſcher und rheiniſcher Städte, welche die gleiche Bedingung geſtellt hatten, jeder Stadt in einer beſondern Urkunde, die verlangte Zuſicherung, worauf er ihre Huldigung entgegennahm. Einen Beweis ſeiner freundlichen Geſinnung gegen die Städte gab er gleichzeitig dadurch, daß er Donauwörth, welches die Herzöge von Baiern kürzlich ihrer Landesherrſchaft einverleibt hatten, wieder zum Reiche zurücknahm und den Bundesſtädten zutheilte. Aber der günſtige Eindruck dieſes Verfahrens wurde gar ſehr geſchwächt, als er wenige Tage nachher den Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher es ſchon längſt darauf abgeſehen hatte, die ihm benachbarten Städte um ihre Reichsfreiheit zu bringen, zum Landvogt über Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall, Gmünd, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg und Weil einſetzte. In Folge davon ſchloſſen im Jahre darauf 25 Städte in Schwaben ein neues Bündniß, und es wäre dieſes vielleicht jetzt ſchon zu größerer Ausdehnung gelangt, wenn nicht eine durch ganz Deutſchland verbreitete Seuche, der ſogenannte Schwarze Tod, von Hungersnoth begleitet eine ungeheure Sterblichkeit herbeigeführt hätte, ſodaß nur der dritte Theil der Bevölkerung am Leben blieb. Hierdurch trat natürlich eine große Erſchlaffung ein; Jeder ſorgte nur für ſeine nächſten Angelegenheiten; auch lenkten religiöſe Verirrungen, wie die Geißelfahrten und Judenverfolgungen, von politiſcher Thätigkeit ab. Doch wachte dieſe, namentlich bei den Städten, bald wieder auf, da die Dynaſten immer unverkennbarer mit ihren Uebergriffen gegen die ſtädtiſche Selbſtändigkeit hervortraten und ein kräftiger Schutz von Seiten des Reichsoberhaupts nicht zu erwarten war. Sie erneuerten ihr Bündniß, das jetzt auf 29 Gemeinden anwuchs (1350), der König beſtätigte es und geſtattete ſogar, daß ſie einander ausdrücklich Waffenhülfe gegen die Fürſten zuſagten. Aber bald darauf ließ er ſich von den Fürſten und von ſeiner eigenen Berechnung zu einem Reichsgrundgeſetz bewegen, der ſogenanten Goldenen Bulle (1356), worin, neben Ertheilung großer Vorrechte für die Kurfürſten, die Städtebündniſſe verboten oder wenigſtens an die Erlaubniß des Kaiſers und der Fürſten gebunden wurden. Die hierdurch begründete Stärkung der fürſtlichen Gewalt, ſowie die fortwährende Verminderung des Reichsgutes, welche den Kaiſer nöthigen mußte, ſeine Geldbedürfniſſe durch Verpfändung der Reichsſtädte zu decken, machte die Städte mit Recht für die Erhaltung ihrer Freiheiten beſorgt und ſie fuhren trotz der Goldenen Bulle fort, ihren Schutz in Bündniſſen zu ſuchen. Eine neue Zuſicherung des Kaiſers, daß er ſie nicht mehr verpfänden, ihnen keine misliebigen Landvögte ſetzen, die neuen Zölle der Fürſten aufheben und ſie nicht zur Verantwortung ziehen wolle, wenn ſie in des Reiches Namen ausziehen würden, um Unrecht und Unthat zu ſtrafen, konnte die zunehmende Gährung der Städte nicht beſchwichtigen. Die Veranlaſſungen zu Fehden mehrten ſich, die Spannung zwiſchen Fürſten und Städten wurde immer größer, bis am Ende ein allgemeiner Krieg ausbrach, bei dem es ſich nicht mehr um Wahrung einzelner Rechte und Freiheiten, ſondern um die Exiſtenz landesherrlicher Macht und ſtädtiſcher Reichsfreiheit handelte.

Die Verwickelungen wurden noch größer durch die Ritterbündniſſe, die um dieſe Zeit entſtanden und ſich abwechſelnd bald gegen Fürſten, bald gegen Städte kehrten. Dieſe Rittergeſellſchaften, welche wol nicht, wie man gewöhnlich meint, aus Turniergeſellſchaften hervorgingen, ſondern, nachdem der Ernſt der Fehde abgeſchwächt war, in das ritterliche Spiel der Turniere und adeliger Ehrenceremonie ausgelaufen ſind, hatten urſprünglich, wie die Städtebündniſſe, zunächſt den Zweck, die Fehden durch Friedens- und Schiedsgerichte theils zu verhüten, theils beizulegen, ſodann aber auch die Reichsfreiheit und ſonſtige Privilegien gegen Beeinträchtigung der Landesherren mit Waffengewalt zu wahren. Inſofern hatten ſie gleiches Intereſſe mit den Reichsſtädten und wären deren natürliche Verbündete geweſen, aber da die Vorrechte und Freiheiten des Adels häufig durch das Wachsthum der ſtädtiſchen Macht gefährdet wurden, da die mit Schulden behafteten Ritter oft ihre Güter den reichen Städtebürgern überlaſſen mußten, ſo entwickelte ſich beim Adel eine feindſelige Stimmung gegen die Städte. In dieſer Richtung waren die Ritterbündniſſe darauf angewieſen, gemeinſchaftliche Sache mit den Fürſten zu machen, von denen wir hin und wieder einzelne als Genoſſen der Adelsbündniſſe finden. Mitunter machten aber die Ritter auch den Fürſten heiß. Bekannt iſt, wie einſt Graf Wolf von Wunnenſtein mit ſeinen Bundesgenoſſen den ſtädtefeindlichen Grafen Eberhard von Würtemberg in Wildbad überfiel und ſo hart bedrängte, daß derſelbe ſeine Rettung durch den Beiſtand der Städte ſuchen mußte (1367).

Auch dem Kaiſer ſchienen die Ritter allzu gefährlich zu werden, und er dachte darauf, dem Adel durch neue Begünſtigung der Städtebündniſſe ein Gegengewicht zu geben. Er ſchickte einen böhmiſchen Ritter, Borſch von Rieſenburg, an die Städte Augsburg und Ulm als Vertreter der übrigen, um mit ihnen über Errichtung eines Bündniſſes zu unterhandeln. Dies gelang, und 31 Reichsſtädte in Schwaben vereinigten ſich am 6. December 1370 zu einem Landfrieden auf vier Jahre, wobei genauer als bisher feſtgeſetzt wurde, wie man den Friedensbrechern auf friſcher That nacheilen und jeden Beſchädiger zum Erſatz anhalten ſolle. Als Vorort wurde Ulm und als Bundeshauptmann Graf Ulrich von Helfenſtein beſtellt. Es war dem Kaiſer hierbei nicht allein um einen Damm gegen die fehdeluſtigen Ritter zu thun, ſondern er wollte auch den Fürſten Beſchäftigung geben, damit ſie ihn an dem Erwerb der Markgrafſchaft Brandenburg, die er eben einzuthun im Begriff war, nicht hindern ſollten. Zunächſt wurde der Städtebund gegen eine Rittergeſellſchaft „von der Krone“ aufgeboten, überhaupt ſeine Unterſtützung zur Unterdrückung aller derartigen Ritterbündniſſe in Anſpruch genommen. Dies gab dem Bündniß den Charakter einer Verſchwörung gegen den Adel. So faßte es wenigſtens dieſer auf und machte auf einer Verſammlung zu Weißenhorn am Erſcheinungsfeſt 1372 eine Gegenverſchwörung, bei welcher eine Art von Acht gegen ſolche Mitglieder des Adels ausgeſprochen worden zu ſein ſcheint, die ſich in den Dienſt der Städte begeben würden. Der Graf von Würtemberg und die Herzöge von Baiern ſtanden im Hintergrund, und vergeblich ſuchten nun die erſchrockenen und kurzſichtigen Städte des Würtembergers Freundſchaft. Kurz darauf überſielen einige ſeiner Dienſtleute den Oberfeldhauptmann der Städte, Grafen von Helfenſtein, nahmen ihn gefangen und ſetzten ihn auf ein feſtes Schloß, Neipperg im Zabergäu. Ehe die Städte hinlänglich gerüſtet waren, um die Gefangenſchaft ihres Hauptmanns zu rächen, überfiel der Graf von Würtemberg ihre Mannſchaft bei Altheim unweit Ulm und brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, in welcher 300 Städtiſche, unter ihnen ihr Hauptmann Heinrich Beſſerer von Ulm, erſchlagen und 800 gefangen genommen wurden. Während nun die Städte unter Vermittelung des Kaiſers den Frieden unterhandelten, wurde der Graf von Helfenſtein, nicht ohne dringenden Verdacht der Mitſchuld des Würtembergers, im Gefängniß meuchlings ermordet. Denſelben Eberhard von Würtemberg, welcher in dieſen Dingen eine ſo zweideutige Rolle geſpielt hatte, beauftragte nun der Kaiſer, außerordentliche Kriegsſteuern von den Städten einzutreiben.[*] So wurden von Ulm 52,000, von Konſtanz 40,000, von Eßlingen und von Reutlingen 15,000 Fl. bezahlt. Ihm verſetzte auch der Kaiſer, um die nöthigen Beſtechungsgelder für die Wahl ſeines Sohnes Wenzel zum römiſchen König aufzubringen, verſchiedene nutzbare Hoheitsrechte in Eßlingen und andern Städten und eröffnete ihm Ausſicht auf weitere derartige Erwerbungen. Dies mußten die Städte als eine Kriegserklärung gegen ihre Selbſtändigkeit anſehen. Noch ehe die Verpfändungen vollzogen waren, traten im Juli 1376 14 ſchwäbiſche Städte unter Ulms Leitung in ein Bündniß, um ihre vom Kaiſer wiederholt verbriefte Unveräußerlichkeit vom Reiche mit den Waffen zu ſchützen, wenn es nöthig wäre gegen den Kaiſer ſelbſt, der ſich ſeinerſeits gegen die drohende Stellung der Städte durch ein Aufgebot der Fürſten und Ritter rüſtete, und nun entbrannte eine Fehde, die ſich durch ganz Süddeutſchland verbreitete. Der Vortheil war anfangs entſchieden auf Seiten der Städte, welche mehr Geld und Mannſchaft hatten und den Fürſten manchen Schaden zufügten. Bei Ulm wurde eine Abtheilung des Fürſtenheers geſchlagen und den Herzögen von Baiern ihr Panier genommen, der Sohn Graf Eberhard's von Würtemberg, Ulrich, wurde bei Reutlingen von den Städtern überfallen, wobei viele Ritter ſielen und er ſelbſt verwundet wurde. Dem Kaiſer ſelbſt wurde bange vor den Städten, es ſchien ihm hohe Zeit, ihre Freundſchaft zu ſuchen. Er ließ, unter Betheiligung der bairiſchen und würtembergiſchen Fürſten und des Pfalzgrafen vom Rhein, durch ſeinen Sohn Wenzel eine Sühne mit den Städten aufrichten, wobei die merkwürdige Erklärung abgegeben wurde: „weil ſich dieſe verbündeten Städte ſo geneigig, ſo unterthänig und ſo beſtändig bei Kaiſer und Reich erwieſen hätten, ſo wolle man ſie in keiner Noth verkaufen oder verpfänden. Wenn dies geſchehen wäre oder ferner geſchehen würde, ſo ſolle ſolches gänzlich ab und ohne geſetzliche Kraft ſein, und wenn Jemand, wer es auch ſei, ſie von dieſen Vorrechten drängen wollte, ſo ſollten ſie befugt ſein, einander dagegen beizuſtehen, ſoweit ihr Vermögen reiche." Bald fanden ſie Gelegenheit, von dieſer Befugniß Gebrauch zu machen, zunächſt gegen den Grafen von Würtemberg, der ſeine Pfandbriefe nicht herausgeben wollte, noch mehr aber gegen König Wenzel, der bald nach ſeines Vaters Tode (November 1378) gegen gegebene Verſprechungen den Herzog Leopold von Oeſtreich mit der ganzen Landvogtei Schwaben und insbeſondere den Städten Augsburg und Giengen belehnte, mit der Befugniß, alle vom Kaiſer verpfändeten Güter und Gülten einzulöſen. Dies war eine noch weit gefährlichere Begünſtigung der territorialen Fürſtenmacht als die frühern Verpfändungen an den minder mächtigen Grafen von Würtemberg, denn die ſüddeutſchen Reichsſtädte waren damit der Gefahr preisgegeben, öſtreichiſche Landſtädte zu werden. Es entſtand nun ein neuer Städtebund, dem 33 Städte und der bisherige Landvogt Schwabens, der Pfalzgraf am Rhein, beitraten (Juni 1379). Die principielle Bedeutung der Städtebündniſſe kam jetzt den Betheiligten immer klarer zum Bewußtſein, und ſie ſuchten ihre Verbindung auch außerhalb Schwabens auszubreiten. Eine Anzahl rheiniſcher Städte, Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Frankfurt, Hagenau und Weißenburg, traten zu Speier am 17. Juni 1380 auf vier Jahre in Verbindung mit den fränkiſch-ſchwäbiſchen Städten, gegen den Rath Straßburgs, das dringend abmahnte, weil ſeine Vertreter fürchteten, daß ſie in mannichfaltige dynaſtiſche Händel mit verwickelt würden. Die Bundesverfaſſung machte damit einen bedeutenden Fortſchritt, daß die Stadt Eßlingen zum Vorort erwählt und ihrem Rath die Befugniß ertheilt wurde, zur Hülfe zu mahnen, die Stärke des Zuzugs zu beſtimmen, den Oberbefehlshaber und die Hauptleute zu ernennen. Im October 1382 traten auch Regensburg, Wetzlar und einige elſäßiſche Städte bei, und man ſetzte den Bund auf neun Jahre feſt. Es trat immer mehr die Abſicht hervor, den Bund auf ſämmtliche Reichsſtädte Deutſchlands auszudehnen. Der Gedanke an die Herſtellung eines Reichs mit einem Kaiſer ohne Fürſten, Biſchöfe und Adel tauchte auf. Doch blieb es beim Gedanken, denn es fehlte noch an zu Vielem, namentlich an einer politiſchen Verbindung mit der Hanſa, die der ganzen ſüddeutſchen Bewegung fern blieb. Aber auch in Süddeutſchland herrſchte in einem Theil der Städte große Unklarheit über die Mittel und Zwecke des Bundes. Sie wollten immer noch ihre beſondern Einungen mit einzelnen Fürſten feſthalten, und ſo konnte es den Fürſten gelingen, eine Verſchmelzung der Fürſten- und Ritterbündniſſe mit dem Städtebunde einzuleiten und dadurch den principiellen Gegenſatz zu neutraliſiren. Die drei größten beſtehenden Adelsbündniſſe, die Löwengeſellſchaft, die zu St.-Wilhelm und der Bund von St.-Georgenſchild, traten in Ein Bündniß miteinander und ſchloſſen einen Vertrag mit den Städten. Auf einer Verſammlung ſchwäbiſcher Stände zu Ehingen an der Donau wurde am 9. April 1382 eine dreifache Einung zwiſchen 34 Reichsſtädten, dem Herzog Leopold mit ſeinen vorderöſtreichiſchen Landen und den drei vereinigten Rittergeſellſchaften auf ein Jahr zur gemeinſamen Aufrechthaltung des Friedens abgeſchloſſen. Dadurch war für die Fürſten der wichtige Vortheil erreicht, daß die Städte in ihren Unternehmungen gebunden waren. Aber dies war den Fürſten noch nicht genug, ſie wollten die politiſche Bedeutung des Städtebundes ganz beſeitigen und gewannen den König Wenzel für weiteres Vorgehen in dieſer Richtung. Auf einem Reichstage zu Nürnberg im März 1383 wurde der Plan zu einem umfaſſendern Fürſten- und Adelsbündniß entworfen, dem ſämmtliche Reichsſtände beitreten, dagegen ihre Bündniſſe mit den Städten abkünden ſollten, was um ſo leichter geſchehen konnte, da der ehinger Bund nicht ohne kluge Berechnung nur auf ein Jahr abgeſchloſſen war. Es handelte ſich darum, dem Einungsweſen, das einmal die Zeit dringend forderte, eine ſolche Form zu geben, bei welcher die Fürſten das Uebergewicht hätten. Dazu waren in andern Gegenden Deutſchland bereits Anfänge gemacht, die norddeutſchen Fürſten von Brandenburg, Sachſen und Mecklenburg hatten mit einigen Biſchöfen unter dem Präſidium des Erzbiſchofs von Magdeburg im Jahre 1362 zu Tangermünde ein Bündniß errichtet, und zehn Jahre ſpäter vereinigte ſich in ähnlicher Weiſe der Erzbiſchof von Mainz mit den thüringiſchen Fürſten und Städten zur Wahrung des Landfriedens. Der bedeutendſte Bund dieſer Art war aber der weſtfäliſche, welchen im Jahre 1371 Kaiſer Karl mit dem Erzbiſchof von Köln und den Biſchöfen von Paderborn, Münſter und Osnabrück errichtete, von dem ein aus adeligen Freigrafen der weſtfäliſchen Vehme beſtehendes Schiedsgericht beſtellt wurde. Auch die weſtfäliſchen Städte Dortmund, Soeſt, Münſter, Osnabrück und einige kleinere ſchloſſen ſich an, ſowie die thüringiſchen Fürſten, nachdem ihr eigener Verein ſich aufgelöſt hatte. Die Form des weſtfäliſchen Landfriedens, bei welchem die Fürſten den Grundſtock bildeten und das Schiedsgericht aus lauter Herren vom Adel zuſammengeſetzt war, ſollte nun auf ganz Deutſchland ausgedehnt werden. Das Reich wurde in vier Landfriedenskreiſe eingetheilt, der erſte Kreis ſollte die luxemburgiſchen Erblande Böhmen und Brandenburg, dazu noch Sachſen und Lüneburg umfaſſen, der zweite die rheiniſchen Kurfürſtenthümer Mainz, Köln, Trier und Pfalz ſammt Heſſen und Baden, der dritte Baiern, Oeſtreich und Würtemberg, der vierte die thüringiſchen und fränkiſchen Biſchöfe und Fürſten. Die Städte ſollten denjenigen Kreiſen zugetheilt werden, zu denen ſie geographiſch gehörten. Das ganze Gebiet der Hanſa aber wurde hierbei außer Berechnung gelaſſen. Die Mitglieder der ſpeierer Einung vom Jahre 1381 wollten ſich dieſe Sprengung ihres Bundes nicht gefallen laſſen und verlangten, daß man wenigſtens ihnen als Geſammtheit den Beitritt zum Fürſtenbund geſtatte. Dieſe Forderung bevorwortete Wenzel, welcher der conſolidirten Fürſtenmacht gegenüber doch wieder eines Gegengewichts zu bedürfen glaubte. Er berief eine neue Verſammlung von Reichsſtänden nach Heidelberg, wozu auch die ſtädtiſchen Abgeordneten eingeladen wurden. Nach Beilegung der einzelnen Streitigkeiten wurde am 26. Juli 1384 ein dreijähriges Bündniß zwiſchen Fürſten und Städten abgeſchloſſen, bei welchem die verſchiedenen Bundeskreiſe der Städte ſelbſtändig vertreten waren. Die Ausdehnung des Bundes war doch nicht ſo bedeutend, als beim nürnberger Entwurf vorgeſehen worden; während dort Böhmen, Brandenburg, Sachſen und Lüneburg mit in Rechnung genommen waren, wird jetzt der Thüringerwald, die Lahn und der Hundsrücken als Grenze gegen Norden, der Böhmerwald als nordöſtliche Grenze angegeben. Auch das innere Band war locker und die Bundeszwecke unbedeutend, denn es handelte ſich nur um Aufſtellung einer kleinen berittenen Polizeimannſchaft. Man ſchien zufrieden, das formale Zuſtandekommen irgend eines Bundes erreicht zu haben. Der Friede konnte um ſo weniger von Dauer ſein, da eben jetzt Herzog Leopold von Oeſtreich, der bisher ſeine Landvogtei in Schwaben noch nicht ausgeübt hatte, nun wirklich in dieſelbe eingeſetzt wurde, ſich ſtädtiſche Reichsſteuern verpfänden ließ und auf die Grafſchaft Hohenberg, welche von ihrem frühern Beſitzer den Städten verpfändet war, Eigenthumsanſprüche machte. Die Städte hatten alle Urſache, ſich der wachſenden öſtreichiſchen Macht zu erwehren, ſie ſuchten für ihren Widerſtand Bundesgenoſſen, und da war es ſehr natürlich, daß ſie ſich der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft näherten, die im Anfang des Jahrhunderts aus dem Kampfe gegen öſtreichiſche Landeshoheit ſich zur Freiheit emporgerungen hatte, jetzt aber durch die Ausbreitung öſtreichiſcher Herrſchaft in Schwaben aufs neue bedroht war. Das gemeinſame Intereſſe gegen Oeſtreich ſchien ein feſtes Bündniß begründen zu müſſen. Die ſchwäbiſchen Städte machten den Schweizern den Antrag, dem großen ſüddeutſchen Städtebund beizutreten. Aber da zeigte es ſich, daß die Schweizer bereits dem deutſchen Reich entfremdet waren, bei ihnen war es nicht mehr ein Kampf für die Reichsfreiheit gegen fürſtliche Landeshoheit, ſondern nur die Oppoſition gegen den unmittelbaren mächtigen Nachbar. Uri, Schwyz und Unterwalden widerriethen das Bündniß mit den Deutſchen als eine unnöthige Verwickelung in fremde Händel. Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Zug gingen auf den Antrag der Schwaben ein, aber freilich war auch bei ihnen, wie der Erfolg zeigte, kein nachhaltiges Bewußtſein einer gemeinſamen Sache. Doch kam zunächſt eine großartige Verbindung ſüddeutſcher Städte zu Stande. Auf einem Verſammlungstage zu Konſtanz am 21. Februar 1385 ſchloſſen 55 rheiniſche, fränkiſche, ſchwäbiſche und ſchweizeriſche Städte auf die nächſten neun Jahre ein Bündniß und gelobten, „einander treulich beholfen zu ſein gegen Alle, die ſie an Leib und Gut, an Ehren, Freiheiten, Rechten und guten Gewohnheiten mit Gewalt oder wider Recht bekümmern würden“; alle Anſprüche der Herrſchaft Oeſtreich ſollten nicht von Einzelnen, ſondern gemeinſam vom Bunde beantwortet und keine fremde Einmiſchung angerufen werden. Aber auch hier wurde eine Sonderſtellung der ſchweizeriſchen Städte feſtgehalten, ſie ſollten nur innerhalb ihres Kreiſes Bundeshülfe leiſten, die deutſchen Städte aber den Schweizern auf ihr Anrufen zuziehen.

Sogleich nach dem Abſchluß des konſtanzer Bündniſſes trat die Getheiltheit der Intereſſen hervor. Herzog Leopold bemühte ſich ſehr, die Schweizer, beſonders die Stadt Zürich, vom Bunde mit den deutſchen Städten abzuziehen, und als ihm dies nicht gelang, machte er ſich mit ſeinen Lockungen an die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städte. Dieſe hatten ſchon im Frühjahr 1385 einen Angriff auf Leopold vorbereitet und die Schweizer gemahnt, auch ihrerſeits ihm Krieg zu erklären, aber von ihnen eine abſchlägige oder wenigſtens hinausſchiebende Antwort erhalten. Dies machte ſie nun geneigt, den verſöhnlichen Anerbietungen Oeſtreichs entgegenzukommen, und ſie ſchloſſen im Widerſpruch mit den konſtanzer Verpflichtungen einen Separatfrieden. Nun konnte Leopold um ſo ungehinderter ſeine Macht gegen die Schweizer kehren, und nach fruchtloſen Vermittelungen der ſchwäbiſchen Städte, die nur dazu dienten, dem Herzoge zu ausgedehnten Rüſtungen Zeit zu verſchaffen, überzog er, unterſtützt von dem geſammten Adel Schwabens, im Sommer 1386 die Schweiz mit großer Heeresmacht. Die Eidgenoſſen aber erwarteten ſeinen Angriff mit ſolchem Selbſtvertrauen, daß ſie nicht einmal die bundesmäßig zugeſagte Hülfe der ſchwäbiſchen Städte in Anſpruch nahmen. Mit noch größerm Selbſtvertrauen ſchritt Leopold zum Angriff, und am 9. Juli kam es zu der berühmten Schlacht bei Sempach, wo die Schweizer einen glänzenden Sieg erfochten und Leopold mit der Blüte des ſchwäbiſchen Adels ſeinen Tod fand. Jetzt wäre es Sache der ſchwäbiſchen Städte geweſen, den Sieg für ſich auszubeuten und den Krieg gegen den gemeinſamen Feind fortzuſetzen, ſtatt deſſen aber fürchteten ſie die Rache der Beſiegten und ſuchten zu vermitteln. Gleichwol konnten ſie den Krieg nicht vermeiden, denn Fürſten und Adel hatten ſich gegen die Städte verſchworen, um ihre Macht zu brechen. Im November 1386 ſchrieben die von Ulm an Speier, es ſei eine Geſellſchaft und ein Bündniß auferſtanden, die ſogenannten Vehmgrafen, Speier ſolle es allen Städten und Eidgenoſſen verkünden, damit man ſich unterrede. Man vermuthete nämlich, es beſtehe eine Verabredung der Fürſten mit ihren Dienſtleuten, vermöge deren dieſe ſich verpflichtet hätten, bei den Städten keine Dienſte zu nehmen und ſich in kein Bündniß mit ihnen einzulaſſen. Jene weſtfäliſchen Landfriedensgerichte, denen Vehmgrafen vorſtanden, wurden als Werkzeuge zur Bedrückung der Städte und zur Untergrabung ihrer Freiheiten angeſehen. Es entſtand ein erbitterter Haß gegen die weſtfäliſchen Vehmgerichte.

Indeſſen ſchien Kaiſer Wenzel nach der Schlacht bei Sempach, welcher im Sommer 1388 ein neuer Sieg der Schweizer bei Näfels folgte, mit den Städten freundſchaftliche Verhältniſſe anknüpfen zu wollen. Er dankte in einem Erlaſſe vom 1. September 1386 den fränkiſchen und ſchwäbiſchen Städten für ihren Widerſtand gegen den Gegenpapſt Clemens VII. und bevollmächtigte ſie, deſſen Anhänger unter dem Beiſtand der Reichslandvögte anzugreifen. In einzelnen Streitigkeiten der Städte mit den Fürſten ſuchte er zu vermitteln; die Landvogtei Schwaben, deren Uebergabe an Leopold zu dem großen Städtebündniſſe die Veranlaſſung gegeben hatte, verlieh er an mehrere minder mächtige Herren; 39 Städten in Schwaben und Franken gab er die Zuſicherung, daß ſie bei allen ihren Rechten, Freiheiten, Privilegien und guten Gewohnheiten bleiben ſollten und er ſie gegen Jeden, der ſie davon drängen wollte, ſchützen und ſchirmen werde. Auch mündlich machte er den Städteboten, die in Nürnberg vor ihm erſchienen, die ſchönſten Verſprechungen, daß er ihren Bund ſeiner Lebtage nicht auflöſen und ſie beſtändig im Schirme des Reichs halten wolle. Der Beweggrund war nicht ſowol die Ueberzeugung von dem Rechte der Städte, als das Bedürfniß, an ihnen einen Halt zu bekommen gegen die Fürſten, welche ihn mit Abſetzung bedroht hatten. Jetzt erklärten ſich aber auch die Fürſten zu einem neuen Bündniſſe mit den Städten bereit, um dadurch ihre Oppoſition zu lähmen. In Mergentheim wurde im November 1387 ein neuer Landfriedensbund geſchloſſen, der im Weſentlichen die Beſtimmungen des heidelberger Bündniſſes erneuerte und die Städte als Geſammtheit aufnahm, nur mit dem Unterſchiede, daß die rheiniſchen Städte ſich diesmal nicht betheiligten, da ſie bereits wieder in ernſtliche Zwiſtigkeiten mit dem Pfalzgrafen gekommen und beſonders mißtrauiſch wegen der weſtfäliſchen Vehmgerichte waren. Auch die dem Bunde beigetretenen Städte hatten ſchwerlich im Sinne, ihn lange zu halten, und ſetzten im Stillen ihre Operationen gegen die Fürſten fort. Die gefährlichſten fürſtlichen Nachbarn in Süddeutſchland waren nach dem Tode Herzog Leopold's von Oeſtreich die Herzöge von Baiern. Glücklicherweiſe fand ſich in der Reihe der Fürſten auch ein eiferſüchtiger Nachbar Baierns, der Erzbiſchof Pilgrim von Salzburg. Mit ihm hatten die Städte, wie es ſcheint geraume Zeit vor der mergentheimer Einung, insgeheim einen Bund geſchloſſen, durch welchen ſich beide Theile einander zum Beiſtand gegen die drei Herzöge von Baiern, Stephan, Friedrich und Johann, und ihre Bundesgenoſſen verpflichteten, wobei ſelbſt der Kaiſer nicht ausgenommen war, falls er die Herzöge unterſtützen würde. Als nun 14 Tage nach dem mergentheimer Bündniſſe bei einer Vergleichsverhandlung zwiſchen dem Erzbiſchofe Pilgrim und den bairiſchen Herzögen des Erſtern Bündniß mit den Städten entdeckt worden war, überfiel Herzog Friedrich den Erzbiſchof auf dem Rückwege von der Verhandlung und nahm ihn gefangen. Dieſer an dem Erzbiſchofe verübte Friedensbruch gab das Signal zum Kampfe. König Wenzel ſchickte ſelbſt dem Herzoge von Baiern einen Fehdebrief und bot die Städte gegen ihn auf, die einen großen Verheerungszug in das bairiſche Gebiet machten. Die rheiniſchen

Städte griffen gleichzeitig einen Verwandten des bairiſchen Hauſes, den Pfalzgrafen Ruprecht, an, damit er ſeinen Vettern nicht zu Hülfe kommen könnte. Dagegen zog als Bundesgenoſſe der Herzöge von Baiern der Graf Eberhard von Würtemberg gegen die Städte aus, die, unterſtützt von König Wenzel, einen wohlgerüſteten Zug von etwa 4000 Mann in das würtembergiſche Gebiet ſendeten, aber vom Grafen mit großer Uebermacht empfangen wurden. Es kam bei Döffingen, einem befeſtigten Dorfe zwiſchen Stuttgart und dem Schwarzwalde, am 23. Auguſt 1388 zum Treffen, und der Sieg entſchied ſich nach hitzigem Kampfe, in welchem auch der Sohn Eberhard's, jener Graf Ulrich, welcher das Treffen bei Reutlingen verloren hatte, getödtet wurde, zum Theil durch Verrath des nürnbergiſchen Hauptmanns, eines Grafen von Henneberg, für Eberhard. Die ſchwäbiſchen Städte hatten nun eine noch verderblichere Niederlage erlitten als die Fürſten zwei Jahre früher bei Sempach, und eine allgemeine Muthloſigkeit bemächtigte ſich ihrer. Neben dieſem Hauptſchlage bei Döffingen wurde der kleine Krieg in Schwaben, Franken, in der Pfalz und im Elſaß in ſehr erbitterter Weiſe geführt; beſonders Kurfürſt Ruprecht von der Pfalz und die bairiſchen Herzöge fügten den Städten vielen Schaden zu. Der ſtraßburger Chroniſt Jakob von Königshofen berichtet, es ſeien damals mehr arme Leute gemacht worden als in hundert Jahren vorher. Man ſchätzte die Anzahl der in Schwaben allein verbrannten Dörfer auf mehrere hundert. Aller Zuſammenhalt der Städte löſte ſich nun auf und der Widerſtand war gänzlich gebrochen. Was die Ermattung der Städte vorbereitete, vollendete der Eifer der Fürſten, die, während die Städte ſich iſolirten, deſto inniger zuſammenhielten und dem Könige Wenzel beſtändig anlagen, den läſtigen Städtebündniſſen gänzlich ein Ende zu machen. Wenzel, der einſah, daß ihm die Städte keinen Halt gegen die Fürſten gewähren könnten, ſah ſich genöthigt, auf dieſes Anſinnen einzugehen. Beſonders Herzog Friedrich von Baiern, der durch die Gefangennehmung des Erzbiſchofs Pilgrim den letzten Krieg veranlaßt hatte, ſetzte Alles daran, um Wenzel für die Sache der Fürſten zu gewinnen. Lehmann, der Chroniſt von Speier, ſagt, Friedrich ſei dem Kaiſer lange nachgeritten, bis er ihn überredet mit Liſten, daß er ſich zu den Fürſten geſchlagen. Auch andere Fürſten reiſten zu ihm und beſchickten ihn durch Geſandte. Er ſcheint ſich wirklich in großer Verlegenheit befunden zu haben, was zu thun ſei, und ſoll eine Zeitlang ernſtlich mit dem Gedanken umgegangen ſein, die Krone niederzulegen. Einerſeits fühlte er ſich zu ſchwach, die auf das Uebergewicht der Städte gebaute Einigung des Reichs durchzuführen, zumal da er keineswegs auf deren energiſches Zuſammenwirken rechnen konnte, andererſeits mochte er ahnen, daß die Fürſten, wenn er ſich einmal ganz in ihre Arme geworfen habe, ihn auch opfern würden, wie es nachher geſchah. Doch gab er ihrem Drängen nach und berief auf das Frühjahr 1389 einen Reichstag nach Eger, der, von den Fürſten zahlreich beſucht, ein kaiſerliches

Mandat beſchloß, welches den Städten, deren Rechte und Freiheiten Wenzel zwei Jahre vorher urkundlich beſtätigt, denen er auch mündlich verſprochen hatte, ihren Bund nimmermehr aufzulöſen, denen er ausdrücklich jeden Widerſtand gegen ihre Dränger erlaubt hatte, gebot, ihre Bündniſſe, die wider Gott, den Kaiſer und das Reich ſeien, abzuthun und dem allgemeinen Landfriedensbund, der unter Leitung der Fürſten errichtet werden ſolle, beizutreten. Auf die Einrede der Städte, daß dies den frühern verbrieften Verſprechungen zuwiderlaufe, wurde keine Rückſicht genommen, ſie mußten, nachdem auf einer Zuſammenkunft zu Nürnberg ſich herausgeſtellt hatte, daß auf einmüthiges Zuſammenhalten und ausdauernden Widerſtand nicht zu rechnen ſei, ihre Bündniſſe auflöſen und ſich dem erfolgloſen Landfriedensbunde einverleiben laſſen, der nun auf ſechs Jahre zu Eger errichtet wurde.

So war die Macht der Städtebündniſſe, welche der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Phyſiognomie eines ſo bewegten Lebens gaben, gebrochen. Wenn man dieſe reiche Mannichfaltigkeit von Bundesgeſtaltungen, von denen immer eine die andere verdrängt und auflöſt, überblickt, ſo ſollte man glauben, eine an politiſcher Bildungskraft üppig reiche Zeit und eine wichtige Kriſis des deutſchen Reichs vor ſich zu haben. Aber fragt man nach dem bleibenden Ergebniß, ſo erſcheinen alle dieſe wechſelnden Bündnißbildungen als ohnmächtige Verſuche einer zu politiſchen Neugeſtaltungen unfähigen Zeit. Mehrere dieſer Bündniſſe, welche uns von den Geſchichtsſchreibern mit allem Apparat urkundlicher Förmlichkeit überliefert werden, als wären ſie epochemachende politiſche Schöpfungen, ſind in der That nur papierene Entwürfe, die auf die wirklichen Verhältniſſe gar keinen Einfluß übten. Dahin gehören die ehinger, mergentheimer, heidelberger und egerſche Einung, und ſelbſt das ſpeieriſche und das konſtanzer Städtebündniß, welche eine republikaniſche Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung anzubahnen ſchienen, ſind nie als wirkliche Mächte ins Leben getreten. Das eigentliche Reſultat dieſer Bündniſſe iſt nur ein negatives, nämlich der Beweis der Unmöglichkeit, bei der beſtehenden Territorialzerſplitterung und der verfaſſungsmäßigen Ohnmacht des Kaiſers zu einer befriedigenden Form der Reichseinheit zu gelangen. Der weſentliche Inhalt jener Bewegungen war freilich der Sieg der Fürſtenmacht über die Städte, aber dieſer Sieg war nicht ſo wichtig, daß dadurch erſt die künftige Geſtalt des Reiches entſchieden worden wäre. Wir können kaum glauben, daß, wie z. B. Wirth meint, wenn damals die Städte die Oberhand behalten hätten, die Macht des Territorialfürſtenthums gebrochen und nun auf der Grundlage freier ſtädtiſcher Gemeinden ein Reichsverband ähnlich der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, nur mit monarchiſcher Spitze, zu Stande gekommen wäre. Die Entſcheidung lag viel weiter rückwärts; ſchon zur Zeit Rudolf's von Habsburg hatte die einheitſpaltende Fürſtengewalt den Sieg gewonnen. Auch wenn die Städtebündniſſe ſich länger und kräftiger erhalten hätten, ſo würden ſie doch ſchwerlich mehr erreicht haben, als ein gleichberechtigtes Beſtreben neben den Fürſten, bei dem die Einheit nichts gewonnen hätte.

Während in Süddeutſchland die Städte ſich im Kampfe mit den Fürſten vergeblich abmühten, erhob ſich im Norden die Hanſa zu reichſter Blüte und erreichte die größten Erfolge. Sie führte, ungeſchwächt durch die Acht, welche der Kaiſer gegen ſie ausgeſprochen, ſiegreiche Kriege gegen den Dänenkönig Waldemar und zwang ihn zu einem Frieden, welcher ihr die Herrſchaft auf der Nord- und Oſtſee ſicherte. An eine Rückwirkung der hanſiſchen Siege auf die Stellung der ſüddeutſchen Städte zu ihren Fürſten war aber nicht zu denken.

So nachtheilig auch der Ausgang des Krieges im Jahre 1388 auf die ſtädtiſchen Einungen wirkte, ſo konnte er ſie doch nicht ganz auflöſen. Die Städte blieben immer in einiger Verbindung miteinander und nahmen häufig als eine größere oder kleinere Geſammtheit Antheil an den Landfriedenseinungen, welche bei dem ungenügenden Schutze, den die Reichsgewalt gewährte, einzelne Reichsſtände miteinander abſchloſſen. Auch eigentliche Städtebündniſſe tauchen hin und wieder auf. So berief, als ums Jahr 1416 Kaiſer Sigmund in Geldnoth wieder zu dem alten Mittel der Städteverpfändung griff, Ulm eine Verſammlung nach Konſtanz, und es wurden hier wenigſtens Entwürfe zu einer großartigen Einung ſämmtlicher Reichsſtädte in Schwaben, Franken und Elſaß gemacht, die aber nicht zur Ausführung kamen. Doch bildeten ſich zu wiederholten Malen kleinere Bündniſſe. So ſchloſſen ſich die Städte am Bodenſee aneinander an, während Ulm mit den niederſchwäbiſchen und fränkiſchen eine Verbindung unterhielt. Bei wichtigen Reichsunternehmungen werden die Städte im Bund zu Schwaben immer als ein Ganzes behandelt. Im Huſſitenkriege ſtellen ſie ein gemeinſames Contingent. Gefahren und Fehden, welche mehrere Städte gleichzeitig betrafen, führten zu neuer Erweckung des alten Bundes. Dieſer Fall trat bald nach dem Regierungsantritte Kaiſer Friedrich's III. ein, nachdem derſelbe mit Hülfe des ſchwäbiſchen Adels den vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die habsburgiſchen Stammlande in der Schweiz wiederzuerobern. Da der Adel überhaupt immer kriegs- und fehdeluſtiger gegen die Städte und ihre Bürger wurde und theils das Raubhandwerk in ausgedehnter Weiſe trieb, theils auch kleinere Streitigkeiten gern zu langen Fehden benutzte, ſo ſahen ſich die Städte genöthigt, zur Gegenwehr ſich zuſammenzuthun und den Rittern den Ernſt zu zeigen. In den Jahren 1441—46 finden wir mehrere aus dieſer Veranlaſſung entſtandene Bündniſſe. Das eine Mal machen die Städte einen gemeinſamen Zug ins Hegau, um dort die Raubritter zu ſtrafen, ein andermal an die fränkiſchen Grenze, um das Schloß Neuenfels, einen berüchtigten Raubritterſitz, zu zerſtören. Die Augsburger nahmen wiederholt Edelleute gefangen und ließen ihnen den Kopf abſchlagen, während die Herzöge von Baiern ſolche Ritter beſchützten. Einen Einblick in den Aufwand, welche die Städte für ſolche Zwecke machten, ſowie in ihre Rangordnung, gewährt folgende Jahresrechnung, welche auf einem Städtetag zu Ulm im Frühjahre 1446 abgelegt wurde:

Der Beitrag der verſchiedenen Städte betrug folgende Summen: Augsburg 800 Gulden, Nürnberg 800, Ulm 750, Eßlingen 400, Rotenburg a. d. T. 400, Heilbronn 300, Nördlingen 300, Memmingen 300, Hall 300, Schaffhauſen 300, Biberach 250, Reutlingen 200, Ravensburg 180, Rottweil 175, Dinkelsbühl 150, Windsheim 150, Kaufbeuren 150, Gmünd 100, Kempten 100, Wimpfen 100, Pfullendorf 100, Iſni 100, Wangen 100, Weil 100, Radolfszell 50, Aalen 50, Leutkirch 48 Gulden. In einer andern Rechnung aus dieſer Zeit ſind auch die folgenden angeſchlagen: Donauwörth 150 Gulden, Weißenburg 100, Giengen 100, Bopſingen 80 Gulden.

Nachdem mehrere Jahre in einzelnen Fehden hingegangen waren, kam es im Sommer 1449 zu einem allgemeinen Kriege zwiſchen den Städten und Fürſten. Auf beiden Seiten wurde planmäßig gerüſtet, und die Städte bildeten nun wieder einen engen Bund, der auf 31 Mitglieder anwuchs. Dieſes Bündniß unterſchied ſich aber von den frühern dadurch, daß es nur zur Vertheidigung geſtiftet war und auf keine längere Dauer Anſpruch machte. Man wollte ſich nur des augenblicklichen Drucks der Fürſten erwehren, nicht aber ſie principiell bekämpfen. Dieſer Städtekrieg beſtand aus vier beſondern Fehden. Die bedeutendſte war unſtreitig die zwiſchen dem kampfluſtigen Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Anſpach und der Stadt Nürnberg mit ihren 30 Verbündeten. Dieſer Markgraf Albrecht, der in ſeinem politiſchen Teſtamente den ſehnlichen Wunſch ausſpricht, daß doch das ganze Reich, Herren und Städte, geiſtliche und weltliche Fürſten, ein Ding werden möchte, der durch ein ganzes Syſtem von Erbverbrüderungen Anſtalt getroffen hatte zu einer über ganz Deutſchland verbreiteten Territorialherrſchaft, der durch engere Verbindungen mit den weltlichen Reichsfürſten die Macht der geiſtlichen zu beſeitigen trachtete, dieſer Fürſt mußte ſeiner ganzen Politik gemäß jede Gelegenheit ergreifen, die ihm nahe gelegenen Reichsſtädte ſeinem Territorium einzuverleiben. In dieſer Beziehung hatte er es beſonders auf das reiche und mächtige Nürnberg abgeſehen, das ſich ihm gegenüber nicht blos einzelner ſtreitiger Rechte, ſondern ſeiner Reichsfreiheit zu erwehren hatte. Er iſt als der eigentliche Urheber des ganzen Städtekriegs anzuſehen, um ſo mehr, da er durch ſeine Bündniſſe viele andere Fürſten mit hereinzog. Ein zweiter Handel war der, welchen die Stadt Eßlingen mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg wegen Erhöhung eines Zolles hatte. Gleichzeitig wollte der Markgraf Jakob von Baden, Albrecht's Schwiegervater, einen alten Schaden rächen, den die Städte ihm fünf Jahre vorher zugefügt hatten; der Erbiſchof von Mainz zog die Städte wegen der Einnahme des Schloſſes Neuenfels zur Verantwortung, welches ein kurmainziſches Lehen war. Eine fünfte Fehde kam im folgenden Jahre hinzu durch Herzog Albrecht von Oeſtreich, welcher die

Städte dafür ſtrafen zu müſſen glaubte, daß ſie gewagt hatten, die Herrſchaft Hohenberg ſich verpfänden zu laſſen, auf welche er Erbanſprüche machte. Da der Angriff von den Fürſten ausgegangen war, ſo gewann die ganze Sache den Anſchein, als ob es eine Art Verſchwörung gegen die Städte wäre, und dieſe hatten alle Urſache, mit voller Energie gegen die Fürſten zuſammenzuhalten und auch ihrerſeits einen gemeinſamen Vertheidigungsplan zu befolgen, der ihnen bei ihrer Ueberlegenheit an Geldmitteln wol den Sieg hätte verſchaffen können. Dies geſchah aber nicht; die Kriegführung der Städte war eine zerſtückelte, blos auf Abwehr einzelner Angriffe berechnete und eben deshalb in ihrem Erfolg wechſelnde. Auch lag die Laſt des Kriegs auf den ſchwäbiſchen und fränkiſchen Städten allein, die rheiniſchen und noch mehr die ſchweizeriſchen beobachteten eine unthätige Zurückhaltung. Die Eßlinger erlitten durch den Grafen von Würtemberg großen Schaden, und wenn dagegen auch die Nürnberger im folgenden Jahre (11. März 1450) über den Markgrafen Albrecht einen Sieg erfochten, ſo war der Vortheil doch im Ganzen auf Seite der Fürſten, die durch größere Einheit in ihren Unternehmungen und den ſtetigen Zuſammenhang ihrer Gebiete den in Feindesland zerſtreuten Städten weit überlegen waren. Das Ergebniß eines ins zweite Jahr mit großer Erbitterung geführten Krieges war ein Frieden, in welchem die Städte die Entſcheidung der ſtreitigen Punkte dem von Fürſten berathenen Kaiſer überlaſſen mußten. Der weitere Verlauf war, wie 60 Jahre früher, Auflöſung des Städtebundes und Anlehnung einzelner Mitglieder an die nächſtgelegenen Fürſten. Aber noch war die Rolle der ſüddeutſchen Städtebündniſſe nicht ausgeſpielt. Je weniger das alternde Kaiſerthum — ganz abgeſehen von den nationalen Einheitsbedürfniſſen — auch nur dem nächſten Verlangen nach Kirchenreform und Handhabung des Landfriedens genügen konnte, deſto mehr ſah man ſich zu neuen Planen einer das ganze Reich umſchließenden Bundesverfaſſung hingetrieben.

Der Schwäbiſche Bund, von 1488—1533.

Auf einem Reichstage zu Ulm im Jahre 1466 wurde der Gedanke ausgeſprochen, es werde wol am beſten ſein, wenn man zur Einleitung eines allgemeinen deutſchen Landfriedensvereins zunächſt mit einer Art Landes den Verſuch mache. Der Vorſchlag wurde damals nicht weiter beachtet, aber 20 Jahre ſpäter wieder aufgenommen und von verſchiedenen Seiten ernſtlich betrieben. Als man nämlich 1486 auf einem Reichstage zu Frankfurt eine neue Landfriedensordnung auf zehn Jahre beſchloſſen hatte, aber ſchon im folgenden Jahre fand, daß dieſelbe ſo wenig nütze als die frühern, erklärte der Kaiſer auf die Vorwürfe der Fürſten, er allein könne den Landfrieden nicht durchführen, die Reichsfürſten müßten ihm dazu rathen und helfen. Jetzt wurde ein Plan zu einer allgemeinen Bundesverfaſſung entworfen, welche alle Stände des Reichs zur Mitwirkung für den

Landfrieden herbeiziehen ſollte. Der Kurfürſt Berthold von Mainz ergriff die Idee mit allem Eifer, der junge römiſche König Maximilian intereſſirte ſich lebhaft dafür, und ſelbſt dem alten Kaiſer Friedrich, der ſonſt den Neuerungen ſo wenig geneigt war, leuchtete die Sache ein. Die Landſchaft Schwaben, wo noch kein großes fürſtliches Haus die Verbindung der Reichsſtädte mit dem Oberhaupt abgeſchnitten hatte, ſchien zu einem Verſuche beſonders paſſend. Man legte nun ernſtlich Hand ans Werk, doch ſchon im Entſtehen des Planes wirkten zwei einander fremde Elemente zuſammen: die deutſche nationale Partei, welche auf dem Wege der Landfriedensverbindung zu einer gründlichen Reform der Reichsverfaſſung gelangen zu können hoffte, und das habsburgiſche Hausintereſſe, das in Schwaben eines Damms gegen das Umſichgreifen der bairiſchen Herzöge bedurfte. An der Spitze der erſtern ſtand Erzbiſchof Berthold von Mainz, ein Fürſt, der an Klugheit und politiſcher Einſicht ſeine Zeitgenoſſen weit überragte und zugleich von echt deutſcher Geſinnung beſeelt war. Schon als Reichserzkanzler hatte er großen Einfluß, und der junge König Maximilian hörte auf ſeinen Rath wie auf den eines Vaters. Der Grundgedanke ſeiner Plane war ein aus Fürſten oder deren Vertretern zuſammengeſetzter Reichsrath, welcher die höchſte Gewalt in einer Weiſe ausüben ſollte, daß der Kaiſer nur die Stellung eines conſtitutionellen Fürſten daneben gehabt hätte. Ein höchſtes Reichsgericht ſollte die Einheit der Rechtspflege vertreten; das Ganze war auf die Vorausſetzung einer Bundesverfaſſung gebaut, in welcher ſowol fürſtliche als ſtädtiſche Obrigkeiten ſollten Raum finden können. Ebenſo eifrig wurde der Bund vom Kaiſerhauſe betrieben, aber weniger, um vermittels deſſelben eine Reform der Reichsverfaſſung zu verwirklichen, als um dieſelbe zu beſeitigen und nebenbei particulare Zwecke zu verfolgen. Freilich wollte man auch zugleich einige Bereitwilligkeit zu Reformen zeigen; aber der hauptſächliche Beweggrund zu Errichtung des Schwäbiſchen Bundes war die Abſicht, ſich vor den Herzögen von Baiern zu ſchützen, welche bereits einen großen Theil der vorderöſtreichiſchen Gebiete durch Verpfändung des verſchwenderiſchen Erzherzogs Sigmund von Oeſtreich in Händen hatten. Eine Nebenabſicht war, durch Vorſchieben der Städtebündniſſe eine Anziehungskraft auf die entfremdeten ſchweizeriſchen Eidgenoſſen auszuüben. Was die Städte betrifft, ſo nahmen ſie den Entwurf in verſchiedener Weiſe auf, die einen mit patriotiſchem Eifer, andere mit zögernder Bereitwilligkeit, wieder andere mit entſchiedener Abneigung. Einerſeits ſchmeichelte es ihrem Ehrgeiz, daß ihnen bei Umgeſtaltung der deutſchen Verfaſſung eine ſo wichtige Rolle zugedacht ſei und ſie als Geſammtheit darin eine Stelle finden ſollten. Schon im Jahre 1487 waren ſie auf den Rath Berthold's zu dem Reichstage nach Nürnberg eingeladen worden, man ließ ihre Geſandten nicht nur an den Berathungen Theil nehmen, ſondern ſie wurden auch in die Ausſchüſſe beigezogen, zum erſten Male ſaßen neben ſechs kurfürſtlichen und zehn fürſtlichen auch drei ſtädtiſche Mitglieder. Ein Theil der Reichsſtädte, beſonders die an der Grenze von Baiern liegenden, hatten ein ähnliches Intereſſe wie Oeſtreich bei einer Verbindung ſchwäbiſcher Reichsſtände, denn bereits hatte ſich das mächtige Regensburg der Landeshoheit des Herzogs Albrecht unterwerfen müſſen, Ulm wurde von Herzog Georg durch Zölle bedrängt, Nördlingen hatte ein ähnliches Schickſal zu fürchten. Bei den von Baiern weiter entfernten Städten überwog dagegen meiſtens das Mistrauen gegen das Haus Oeſtreich. Sie argwöhnten, daß man nur ihr Geld brauche und ſie zu den Koſten beiziehen wolle, auch fürchteten ſie, in manche Händel mit den Fürſten gegen ihr Intereſſe verwickelt zu werden.

Am 26. Juni 1487 erließ der Kaiſer ein Mandat, worin er die ſchwäbiſchen Reichsſtände auf Jakobi nach Eßlingen berief und zu Errichtung eines Bundes aufforderte. Er ſagt darin: „Da das Land Schwaben ihm und dem Reiche ohne Mittel vor andern zugehörig und unterworfen ſei und keinen eigenen Fürſten habe, auch Niemand, der ein gemein Aufſehen darauf hab, ſo halte er ſich als Kaiſer beſonders verpflichtet, die ſchwäbiſchen Stände beim Landfrieden, bei ihren Freiheiten und Rechten zu bewahren, und bitte ſie daher, ſich miteinander in freundliche Verſchreibung zu thun". Auf der Verſammlung in Eßlingen legte nun Graf Hugo von Werdenberg, Hauptmann des St.-Georgenbundes, welcher die Sache hauptſächlich beim Kaiſer betrieben hatte, den Entwurf einer Bundesverfaſſung vor, über welchen man hier und auf mehrern ſpäter folgenden Verſammlungstagen Berathungen hielt und der dann im folgenden Frühjahr definitiv angenommen wurde. Der Bund beſtand aus drei Gruppen: den Ritterbündniſſen, den Städten, dem Erzherzog Sigmund von Oeſtreich, der mit den ſchwäbiſchen Beſitzungen, mit Tirol und Elſaß eintrat, und dem Grafen Eberhard dem Aeltern von Würtemberg. Viele Reichsſtände zögerten mit dem Beitritt, der Kaiſer erließ dringende Mandate und drohte mit hohen Geldſtrafen und Verluſt der Gnaden und Privilegien. Auch die Markgrafen von Brandenburg wurden zum Beitritt genöthigt, ihre Theilnahme ſchien beſonders wünſchenswerth, da ſie Rivalen der Herzöge von Baiern waren. Dagegen wollte der Kaiſer den Erzbiſchof von Mainz, der ſich auch zum Beitritt meldete, nicht dabei haben, er ſchrieb den Bundeshauptleuten: „es wolle ihm unfruchtbar dünken, den Erzbiſchof aufzunehmen, ſonderlich aus der Furcht, daß ſolche groſſe Häupter dem Bunde mehr Zerrüttung denn Nutzen bringen möchten." Es war deutlich, der Kaiſer fürchtete Berthold's Reformplane. Doch geſtattete er ſpäter deſſen Aufnahme, mit dem Bedeuten, die Theilnahme am Bunde dürfe ſeinem Gehorſam gegen das Reich keinen Abbruch thun. Der Kreis der Fürſten erweiterte ſich immer mehr, auch der Erzbiſchof von Trier und der Markgraf von Baden wurden Mitglieder.

Die Leitung der Bundesangelegenheiten wurde durch einen Bundesrath beſorgt, Städte und Adel wählten je neun Räthe und einen Hauptmann auf ein Jahr, die aber zwei ganz getrennte Collegien bildeten; die Fürſten hatten anfänglich keinen eigenen Rath, ſondern, wenn ſie eine Bundesangelegenheit zu betreiben hatten, ſchickten ſie ihre Geſandten zu Städten und Adel. Später, da ihre Zahl wuchs, bildeten ſie auch einen eigenen Bundesrath. Zur Schlichtung der Rechtshändel unter den Bundesgliedern beſtand ein eigenes Bundesgericht. Die kriegeriſche Macht des Bundes wurde zunächſt für das erſte Aufgebot auf 12,000 Mann zu Fuß und 1200 zu Roß feſtgeſetzt. Davon hatten die eine Hälfte die Fürſten, die andere Adel und Städte zu ſtellen. Später wurde die Rüſtung auf 18,000 Fußknechte, 2500 Reiter und 750 Wagen feſtgeſetzt. Bedürfte man mehr Leute, ſo ſollte jeder Bundesſtaat, als wäre es ſeine eigene Sache, mit ſeiner ganzen Macht ausrücken. Ueber die Verpflichtung zur wirklichen Hülfeleiſtung hatte eine Commiſſion zu erkennen, bei welcher der hülfeſuchende Theil nur in der Minderheit vertreten ſein durfte. War eine größere Kriegsunternehmung auszuführen, ſo wählte man einen oberſten Feldhauptmann; ſpäter wurde derſelbe vom Kaiſer ernannt. Ihm wurden dann je von einem Stand zwei Kriegsräthe beigegeben.

Wir können hier keine Geſchichte der Kriegsunternehmungen und Proceſſe des Bundes geben, beſchränken uns vielmehr darauf, ſeine Reſultate kurz zuſammenzufaſſen. Anfänglich ſpielten die Städte eine Hauptrolle dabei; um ihren guten Willen zu erhalten, gewährte man ihnen ziemlich viel Einfluß, ihre Klagen und Wünſche wurden berückſichtigt, und ſie genoſſen durch den Bund einen ſtarken Schutz ihrer Rechte und ihres Handelsverkehrs. Später haben die Fürſten, beſonders das Haus Oeſtreich, das Uebergewicht. Zum Theil verſchuldeten die Städte ſelbſt die Verminderung ihres Einfluſſes; ſie wirkten auf die ohnehin ſchwerfällige Bundesverfaſſung vielfach lähmend dadurch, daß ſie die meiſten Anträge, die an ſie gebracht wurden, nur auf Hinterſichbringen annahmen, das heißt, zuvor nach Hauſe darüber berichten wollten. Beſonders zähe waren ſie, wo es ſich um Geldverwilligungen handelte, ſie ſperrten ſich ſo lange als möglich dagegen und wollten lieber Mannſchaft und Kriegsgeräthe ſchicken. Hatten ſie endlich Geldbeiträge bewilligt, ſo ſuchten ſie deren Ausbezahlung ſo lange als möglich zu verſchieben und warteten, bis die Fürſten ihre Beiträge bezahlt hatten und die fragliche Ausgabe wirklich gemacht war. Die meiſte Rührigkeit und Bereitwilligkeit zu Opfern zeigte die Stadt Ulm mit ihrem thätigen und hochangeſehenen Bürgermeiſter Beſſerer. Meiſtens waren die Bundeshauptleute Ulmer Bürgermeiſter, häufig auch Augsburger. Die Bundesverſammlungen wurden in der Regel in Ulm und Eßlingen gehalten. Bezeichnend für die Geſinnungen der Städte war die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie im Jahre 1519 an dem Zuge gegen Herzog Ulrich von Würtemberg Theil nahmen, ſowie im Jahre 1523, als es ſich darum handelte, die Burgen des fränkiſchen Adels zu brechen. Mit ungewohnter Schnelligkeit bewilligten ſie alle Gelder und ſtellten ihre Geſchütze zur Verfügung. Auch da, wo der Adel als Vorfechter nationaler Ideen auftrat, zeigten die Städte nur wenig Theilnahme; die Unternehmungen Sickingen's und Hutten's fanden bei ihnen keinen Anklang. Ueberhaupt kann man nicht gerade ſagen, daß die Städte im Schwäbiſchen Bunde darauf hingearbeitet hätten, denſelben zu einer Verfaſſung für das ganze Reich zu entwickeln, im Gegentheil machten ſie diesmal gegen die Reformbeſtrebungen und die Anſtalten, welche daraus hervorgegangen waren, hartnäckige Oppoſition. Als das Reichsregiment und Kammergericht, welche endlich zur Ausführung gekommen waren, mit der Bundesgewalt in Colliſion geriethen, gingen von den Städten die ſtärkſten Klagen und Beſchwerden dagegen aus. Beſonders unpopulär hatte ſich das Reichsregiment durch den Vorſchlag eines allgemeinen Grenzzollſyſtems bei den Städten gemacht, deſſen Einführung doch ein ſo großer Gewinn geweſen wäre, indem dadurch die Reichsſtände feſter miteinander verbunden und der Reichsgewalt die finanzielle Grundlage gegeben werden konnte, die bisher immer gefehlt hatte. Hier zeigten ſich nun die Reichsſtädte äußerſt engherzig. Alle Belehrungen und Ermahnungen, ſie ſollten ihren eigenen vermeintlichen Vortheil nicht höher anſchlagen als den gemeinen Nutzen, wollten nichts fruchten, ſie behaupteten fortwährend, der neue Zoll an den Grenzen werde nur dem Handel ſchaden. Den Gewinn, der aus der Abſchaffung der Binnenzölle hervorgehen mußte, ſchlugen ſie gering an, denn dadurch gingen auch ihre mühſam erworbenen Handelsprivilegien und Zollbefreiungen verloren, die Handelsverhältniſſe mußten einfacher werden und die Geheimthuerei konnte nicht mehr beſtehen. Sie wollten das Reichsregiment durchaus abgeſchafft wiſſen und klagten, daß ſie von demſelben in ihren Rechten beeinträchtigt würden. Wirklich brachten ſie es durch eine Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Spanien, wo ſie bei den kaiſerlichen Räthen das Geld nicht ſparten, dahin, daß das vom Kaiſer bereits genehmigte Grenzzollſyſtem aufgegeben wurde. Sie näherten ſich überhaupt der Politik des Kaiſers und machten ihm möglich, das ihnen und ihm unbequeme Reichsregiment zu ſtürzen. Damit war nun der letzte Halt der Reformpartei vernichtet.

Ueberhaupt war es ſchon nach einigen Jahren klar, daß der Schwäbiſche Bund nicht geeignet ſei, eine allgemeine Bundesverfaſſung für das Reich aus ſich heraus zu geſtalten. Schon die Schwerfälligkeit des Geſchäftsgangs, der durch die Theilung der Gewalt in drei getrennte Bundesbehörden eine einheitliche Leitung unmöglich machte und die Gebrechen des Reichstags noch vergrößerte, konnte andere Provinzen nicht zur Nachahmung reizen. War ſo die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Reichs getäuſcht, ſo erfüllte der Bund doch die Zwecke, für welche er zunächſt errichtet war. Der Landfrieden wurde in der That kräftiger gehandhabt als bisher. Zwar hörten die Fehden keineswegs auf; oft wurde der ungerecht Angegriffene Jahre lang hingehalten, bis der Bund bei ſeinem ſchleppenden Geſchäftsgange im Stande war, ihm Hülfe zu leiſten. Aber bei großen und allgemeinen Ruheſtörungen oder Bedrückungen ſchritt er denn doch kräftig ein, wie z. B. gleich anfangs gegen die bairiſchen Herzöge und ſpäter gegen den Bauernaufruhr, der hauptſächlich durch die energiſchen Maßregeln des Schwäbiſchen Bundes ein ſchnelles Ende fand. Am meiſten hatte das Haus Habsburg Urſache, mit ſeinen Leiſtungen zufrieden zu ſein, denn die Abſicht, Baiern zurückzudrängen, wurde vollſtändig erreicht. Schon im Jahre 1489 brach der Krieg gegen die bairiſchen Herzöge los, die Bundesgenoſſen zeigten ſich ſogar eifriger, als dem Kaiſer wegen der Hülfe gegen Ungarn und Frankreich lieb war; Herzog Albrecht mußte Regensburg, Georg viele pfandweis übernommene und liſtig erkaufte Güter herausgeben. Auch als im Jahre 1504 der pfalz-bairiſche Erbfolgekrieg ausbrach, bekam König Maximilian durch den Bund die Entſcheidung in ſeine Hand, was ſeiner Macht in Deutſchland einen neuen Aufſchwung gab. Noch nützlicher für Oeſtreich wurde der Executionszug gegen Ulrich von Würtemberg, wodurch das ganze Herzogthum in die Hände König Ferdinand's kam. Dagegen mislang der Plan, die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft vermittels des Bundes wieder an das Reich zu bringen, gänzlich. Die gleich anfangs gemachten Verſuche, ſie zum Eintritt in den Bund zu bewegen, ſcheiterten an dem Mistrauen gegen Oeſtreich. Als dann ſpäter im Jahre 1499 zwiſchen dem Bunde und der Schweiz ein Krieg ausbrach, zeigte ſich von beiden Seiten ein großer Stammeshaß, aber der Krieg wurde von den Schwaben doch keineswegs ſo zweckmäßig und eifrig geführt, daß er ein günſtiges Ergebniß hätte herbeiführen können. Eiferſucht gegen den Kaiſer lähmte die Unternehmungen und ließ die Schwaben mehrere ſchmähliche Niederlagen erleiden, und die Frucht davon war eine noch entſchiedenere Lostrennung der Schweiz vom Reiche als bisher. Es war natürlich, daß Oeſtreich den Schwäbiſchen Bund, an dem es in ſo manchen Beziehungen eine Stütze hatte, möglichſt lange zu erhalten ſuchte; die Erneuerungen deſſelben, welche in Friſten von zehn bis zwölf Jahren ſtattfanden, wurden hauptſächlich auf ſeinen Betrieb durchgeſetzt. Sowol die Städte als die Fürſten hatten in der letzten Hälfte ſeines Beſtandes keine ſonderliche Freude mehr daran, und um ſo weniger, je mehr Oeſtreich das Uebergewicht darin hatte. Als es ſich im Jahre 1533 um eine neue Erſtreckung handelte, ſo war dieſelbe nicht mehr zu Stande zu bringen, da die bisherigen Mitglieder durch den Religionszwieſpalt zu ſehr getrennt waren. Mehrern, beſonders den ſchwächern Ständen, war dieſe Auflöſung ſehr willkommen. Der Bund hatte nun volle 45 Jahre gedauert und mithin einen längern Beſtand gehabt als alle die frühern Bündniſſe. Aber er war weniger von innen herausgewachſen, als vom Kaiſer octroyirt und künſtlich erhalten geweſen. Johannes von Müller gebraucht das treffende Bild, die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft verhalte ſich zum Schwäbiſchen Bunde wie eine freie Jugendneigung zu einer auf väterlichen Befehl geſchloſſene Vernunftheirath.

Mit der Reformation veränderte ſich die politiſche Parteiſtellung gänzlich. Bündniſſe für und gegen Glaubensfreiheit kamen nun auf; doch finden wir auch noch im 17. Jahrhundert verſpätete Ausläufer jener frühern Bündniſſe zur Wahrung ſtädtiſcher Reichsfreiheit. Merkwürdigerweiſe kommt es jetzt, freilich zu ſpät, zu einer Verbindung der Hanſaſtädte mit den ſüddeutſchen Reichsſtädten, deren Mangel früher immer fühlbar geweſen war. Es ſcheint, die gemeinſame Religionsgefahr habe die proteſtantiſchen Hanſeaten getrieben, den meiſt ebenfalls proteſtantiſchen Reichsſtädten im ſüdlichen Deutſchland ſich zu nähern; aber auch mit paritätiſchen, wie mit Augsburg, wurden Verbindungen angeknüpft. Dazu kam, daß der Handelsverkehr zwiſchen Nord- und Süddeutſchland lebendiger geworden war. Im Jahre 1605 begegnen wir beſtimmten Verhandlungen darüber, und im folgenden Frühjahr beſchicken die Hanſaſtädte einen von Frankfurt ausgeſchriebenen Städtetag in Worms, auf welchem der Entwurf einer Defenſiveinung zwiſchen den freien Reichs- und Hanſaſtädten vorgelegt und berathen wurde. Der Zweck des Bündniſſes ſollte Handhabung des Landfriedens und Abwendung aller feindlichen Gewalt und Ueberfalls ſein. Die Religionsangelegenheiten ſollten aus dem Spiel bleiben. Schon in dem Entwurf finden ſich Beſtimmungen über Eintheilung der Städte in Quartiere und Anlegung einer gemeinſchaftlichen Kaſſe. Ein förmlicher Beſchluß wurde nicht gefaßt, aber Bremen und Magdeburg mit den weitern Verhandlungen beauftragt, die jedoch zu keinem wirklichen Bündniß führten. Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ſchnitt alle weitern Verſuche ab. Im Weſtfäliſchen Frieden blieb dem größten Theile der ſüddeutſchen Städte die Reichsunmittelbarkeit erhalten; aber nur wenige wußten ein ſelbſtändiges politiſches Leben zu bewahren. In den meiſten erhielt ſich jedoch ein bürgerlicher Unabhängigkeitsgeiſt und Widerwille gegen die Fürſten, und wenn ſie auch politiſch keine Bedeutung mehr hatten, ſo lebte doch bei ihnen viel mehr als bei den fürſtlichen Unterthanen die Tradition von Kaiſer und Reich fort.

K. Klüpfel.

Die deutschen Hülfs- und Bildungs-Vereine im Auslande.

Die Deutſchen bedürfen wegen ihrer ungenügenden Vertretung im Auslande, und weil durch ihre politiſche Ohnmacht ihre Sprache am wenigſten von allen gebildeten Sprachen großer Völker im Auslande bekannt iſt, weit mehr als die Engländer und Franzoſen eigener Vereine und Anſtalten zum Schutz vor Verwahrloſung und zur Bewahrung der Nationalität. Der erkrankte Franzoſe findet nicht nur in Deutſchland und dem ganzen romaniſchen Europa, ſondern auch in Rußland, der Engländer faſt in jedem Lande der Erde in jedem Hoſpitale einen Arzt, dem er ſich verſtändlich machen kann;

in jeder höhern Schule aller Länder erlernen die Kinder der Angehörigen dieſer Nationen ihre Mutterſprache. Welche Anſtalten die in dieſer Hinſicht ungünſtigere Stellung der Deutſchen hervorgerufen, wollen wir im Folgenden kurz angeben.

Wir beginnen mit der Südweſtſpitze Europas, mit Portugal. In Liſſabon beſteht ein deutſcher, Hülfsverein im Zuſammenhang mit der proteſtantiſchen Gemeinde. Dieſe ſchloß ſich zuerſt an die holländiſche Geſandtſchaft an, deren Geiſtliche bald in franzöſiſcher, bald in holländiſcher Sprache predigten (1750—68), ſpäter ſtand ſie zwar unter däniſchem Schutz, hielt aber ihren Gottesdienſt in deutſcher Sprache. Im Jahre 1804 hörte die däniſche Geſandtſchaft in Liſſabon auf, und nun conſtituirte die deutſch-lutheriſche Gemeinde ſich ſelbſtändig und richtete 1818 in ihrem Eigenthum Pfarrwohnung und Capelle ein. Seit 1846 hat die Regierung von Preußen, aus welchem Lande ſchon ſeit 1828 ſämmtliche Prediger berufen waren, den Schutz der Gemeinde und die Beſoldung des Geiſtlichen übernommen, und in Folge davon heißt die Gemeinde nicht mehr lutheriſch, ſondern evangeliſch. Sie zählt etwa 300 Glieder, davon ein Drittel ganz Arme. Aus alten Zeiten beſitzen die Deutſchen noch die reiche Bartholemäus-Stiftung, aus welcher 30 verarmte Kaufmannsfamilien eine monatliche Unterſtützung erhalten; unter der Königin Maria I. wurde 1782 ein Waiſenhaus auf dem St.-Georg's Caſtell bei Liſſabon gegründet. Im Jahre 1845 wurde ein deutſcher Hülfsverein geſtiftet, der unter ſeinen Mitgliedern auch Schweizer, ſowie deutſchredende Ruſſen, Engländer und Franzoſen zählt. Im Jahre 1849 ſtieg die Zahl ſeiner Ehrenmitglieder, an deren Spitze der König Ferdinand II. ſteht, von 15 auf 21, die der wirklichen Mitglieder von 53 auf 62. Außer ſeinem wohlthätigen auch den nationalen Zweck im Auge behaltend, gibt der Verein einen Beitrag zu der ſeit Auguſt 1848 durch Unterſtützung des Guſtav-Adolf-Vereins beſtehenden deutſchen Schule, welche gegenwärtig (1851) 19 Schüler, darunter 1 Engländer und einige Portugieſen, und 5 Schulerinnen zählt. Die Einnahme im Jahre 1849 betrug 1641 Fl., die Ausgabe 1590; ſodann beſitzt der Verein ein Capital von 6200 Fl. Vorſitzer des Vereins iſt der königliche Leibarzt Dr. Keßler aus Preußen, Schriftführer H. Röder, Vorſtand der deutſchen Schule und Kaſſenführer J. Finger aus Frankfurt a. M.

Die große Anzahl der in Paris lebenden bedürftigen Deutſchen veranlaßte daſelbſt die Bildung eines deutſchen Hülfsvereins, der am 1. November 1844 253 Mitglieder mit einer Geſammteinnahme von 7220 und einer Ausgabe von 3700 Francs hatte. Er wurde ſpäter noch erweitert und hielt am 9. December deſſelben Jahres eine conſtituirende Verſammlung. Als Vorſtand wurden erwählt zwei Vorſitzer und vier Stellvertreter derſelben, welche nächſt drei Aerzten den engern Ausſchuß bilden, ſodann ein weiterer Ausſchuß von 16 Mitgliedern; zur Controle wurden drei Cenſoren vorgeſchlagen. In der allgemeinen Verſammlung am 29. April 1845 ſtellte ſich eine Einnahme von 13,663, eine Ausgabe von 9885 Francs heraus, ſodaß der Ueberſchuß aufs Jahr 1845 3778 Francs betrug. Die Zahl der Beitragenden wie die der Unterſtützten war 400. Für Arznei wurden 228, für Reiſegeld in die Heimat 1474, für monatliche Unterſtützung 618, für Brot 1065 Francs bewilligt. Einen Hauptpoſten bildete damals die Erziehung von deutſchen Waiſenkindern, für welche, ſowie für Kinder der Handarbeiter, eine deutſche Kinderbewahranſtalt als ein dringendes (leider noch heute, 1851, nicht befriedigtes) Bedürfniß erkannt wurde. Preußen (mit 1000 Fr. jährlich) und Baden (mit 500 Fr.) waren den übrigen Regierungen mit Zuſicherung eines jährlichen Beitrags vorangegangen; die Privatunterſtützung aus Deutſchland war ſehr ſchwach. In dem zweiten Vereinsjahr (bis Ende März 1846) betrug die Einnahme bei 393 Beitragenden 13545 Francs. Zu jährlichen Beiträgen hatten ſich jetzt auch Hannover, Sachſen und beide Mecklenburg entſchloſſen, andere Regierungen, wie Heſſen-Darmſtadt, Weimar und Koburg-Gotha, gaben wenigſtens namhafte Geſchenke. Dazu kam noch das Erträgniß zweier Lotterien mit der Geſammtſumme von etwa 5600 Francs, ſodaß mit dem Ueberſchuß des erſten Jahres die Geſammteinnahme auf faſt 24,000 Francs, 10,000 mehr als im erſten Jahre, ſtieg, wobei noch der günſtige Umſtand eintrat, daß die Verwaltungskoſten von 20 Procent auf 10 Procent ſich vermindert hatten. Es meldeten ſich 777 Bittſteller mit 2427 Geſuchen, wovon 228 mit dem Aufwande von 5662 Francs in die Heimat zurückgeſchickt wurden. Dem Vaterlande nach ſtanden die Unterſtützten aus Preußen (mit 220), Baiern (163), Heſſen-Darmſtadt (99), Baden (57), Oeſtreich (52), Würtemberg (39) an Zahl voran. Auch in dem Jahre 1846/7 hielt ſich die Einahme auf 25,000 Francs, im folgenden ſank ſie theils in Folge des Nothſtandes durch dir Miſernte, theils durch die Februarrevolution auf 12,000 herab. Beſonders die Erſchütterung dieſer letztern war es, welche viele Beitragende ihres Erwerbs beraubte, andere von Paris vertrieb. Freilich wurde durch den Auszug der Flüchtlinge und zahlreicher deutſcher Geſellen zu Herwegh's und Anderer Unternehmungen im Frühjahre 1848 auch die Zahl der Bedürftigen vermindert. Im Jahr 1848/49 betrugen die Beiträge nur 5000 Francs. Von den vier Stellvertretern des Präſidiums war nur der Dr. Cohn in Thätigkeit geblieben und hatte während faſt drei Jahren die Laſt der Verwaltung allein getragen. — Eine am 2. December 1850 gehaltene Verſammlung ernannte die Geſandten von Oeſtreich, Preußen und Baiern zu Präſidenten. Nur Preußen, Hannover, Sachſen und Mecklenburg-Strelitz hatten nicht aufgehört, den Verein zu unterſtützen.

Die Geſellſchaft für evangeliſche Miſſion unter der nicht anſäſſigen deutſchen Bevölkerung in Paris hat alles Das zum Gegenſtand ihrer Wirkſamkeit gemacht, was man gegenwärtig mit dem Ausdruck „innere Miſſion" bezeichnet. Die evangeliſche Kirche Augsburgiſcher Confeſſion beſteht faſt ganz aus Mitgliedern deutſcher Abkunft und wurzelt in den Traditionen des deutſch-nationalen Proteſtantismus. Es ſind Elſäſſer, Lothringer, eine große Menge eingewanderter Deutſcher, die entweder fixirt oder nur vorübergehend als Reiſende ſich hier aufhalten; außerdem Schweden, Dänen und Mömpelgarder. Die Zahl der Lutheraner läßt ſich ſchwer beſtimmen; man ſchlägt ſie auf 15000 an, wenn man nur Diejenigen rechnet, die hier anſäſſig ſind; man muß aber wenigſtens 30,000 zählen, wenn man Diejenigen mitrechnet, die nicht fixirt ſind. Vor dem Jahre 1809 hatte dieſe Kirche keine öffentliche und vom Staate geſicherte Exiſtenz in Paris. Alles, was damals kirchlichen Sinn und religiöſe Bedürfniſſe hatte, konnte nur auf fremdem Gebiete, nämlich in der ſchwediſchen oder däniſchen Geſandtſchaft, am evangeliſchen Gottesdienſt Theil nehmen, zu deſſen Bedienung die betreffenden Höfe Capellane unterhielten. Den deutſchen Reformirten bot die preußiſche Geſandtſchaft eine kleine Capelle mit zwei Predigern.

Seit dem Jahre 1809 aber trat für die evangeliſchen Chriſten Augsburgiſcher Confeſſion in Paris eine große Veränderung ein, indem die franzöſiſche Regierung ſelbſt ſich ihrer evangeliſchen Unterthanen annahm, ihr kirchliches Beſtehen öffentlich anerkannte und gewährleiſtete. Durch ein kaiſerliches Decret ward ihnen die Kirche des Billettes in der Straße gleiches Namens mit einem Kloſtergebäude zu ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen eingeräumt und zugleich die Beſoldung für zwei Geiſtliche bewilligt. Es ward ein Conſiſtorium zur Leitung der Gemeindeangelegenheiten gebildet und das ganze lutheriſche Kirchenweſen dem Organismus der evangeliſchen Kirche Augsburgiſcher Confeſſion, deren Directorium ſeinen Sitz in Straßburg hat, einverleibt.

Obgleich die Mitglieder dieſer neu organiſirten Gemeinde größtentheils deutſcher Abkunft ſind, ſo wollte doch der deutſche Gottesdienſt, der anfangs mit dem franzöſiſchen abwechſelte, nicht gedeihen. Man fing daher an, den franzöſiſchen Gottesdienſt ſonntäglich zu halten und den deutſchen monatlich nur einmal. Später aber, als die Zahl der deutſchen Arbeiter zunahm und ſich das Bedürfniß nach einem ſonntäglichen Gottesdienſt in deutſcher Sprache herausſtellte, führte man denſelben ein und hielt ihn regelmäßig nach Beendigung des franzöſiſchen um 2 Uhr. Bald wurde auch der dritte, im Jahre 1841 der vierte Geiſtliche angeſtellt, und 1842 erhielt die Gemeinde die zweite Kirche (de la Redemption in der Rue Chauchat), an welcher anfangs franzöſiſcher Gottesdienſt abwechſelnd von allen vier Geiſtlichen gehalten wurde, bis man 1846 zur Individualiſirung der Seelſorge das Parochialſyſtem einführte, wonach jeder Paſtor mit ſeiner geiſtlichen Thätigkeit ausſchließlich an eine Kirche geknüpft und auf einen beſtimmten Stadttheil hingewieſen iſt. Man theilte die Stadt Paris nach der Lage der beiden Kirchengebäude in zwei Hälften, und zwar die eine Hälfte mit der Erlöſungskirche in zwei und die andere mit der Billettes-Kirche in drei Kirchſpiele. Zwei Paſtoren wurden nun ausſchließlich für den Dienſt an je einer Kirche beſtimmt. Man ernannte zugleich einen Pfarradjuncten (Beyer aus der Provinz Brandenburg) und beſtimmte ihn für den deutſchen Gottesdienſt in der Kirche des Billettes und für die Seelſorge in dem fünften Pfarrſprengel (Faubourg St.-Antoine), in dem faſt alle Kirchenmitglieder deutſche Arbeiter ſind. Für alle Glaubensgenoſſen, die in den vielen Gemeinden unmittelbar um Paris zerſtreut leben und ſich nach neueſter Berechnung mindeſtens auf eine Zahl von 2000 belaufen, hatte man ſchon ein Jahr vorher einen eigenen Pfarrer (Hoſemann) ernannt, der zuerſt in Puteaux ein Bethaus gründete, dann in Corbeil, ſpäter in La Chapelle St.-Denis und Gentilly (dieſe beiden 1848 eingegangen), endlich in Vaugirard. Der große Betſaal im Faubourg St.-Antoine (Hauptſtraße Nr. 25) dient zweimal wöchentlich zu religiöſen Abendverſammlungen, auch iſt ſeit 1849 eine Volksbibliothek daſelbſt aufgeſtellt.

Im Laufe des Jahres 1840 iſt es gelungen, die Miſſion auf das linke Seineufer auszudehnen, wo ſchon 1847 (im Faubourg St.-Marcel) eine Schule für Knaben und Mädchen errichtet worden, welche wenigſtens den Religionsunterricht in der Mutterſprache erhielten. Abends wird das Schullocal zu ähnlichen Verſammlungen Erwachſener, wie im Faubourg St.-Antoine, benutzt. Auf dem linken Seineufer wohnen eine Menge, größtentheils evangeliſcher, deutſcher Tagelöhnerfamilien, die ſich während ihres längern oder kürzern Aufenthalts in Paris faſt ausſchließlich mit Straßenreinigen beſchäftigen und durch ihre Trunkſucht und ihre öffentlichen Schlägereien nicht eben zur Ehre des deutſchen Namens beitragen. Seitdem der Pfarradjunct in dem erwähnten Schullocal dieſen verwilderten Menſchen Vorträge zu halten begonnen, hat ſich ihr ſittlicher Zuſtand bereits gebeſſert. Folgendes war der Stand der Einnahmen und Ausgaben des evangeliſchen Miſſionsvereins für Paris in Francs.

	Einnahme:	Ausgabe:
1844—5	11302. 32	5919. 44
1845—6	10810. 21	7580. 95
1846—7	7267. 71	5563. 15
1847—8	6544. 64	5755. 25
1848—9	4759. 60	4563. 68.

Der Handwerkerverein, Rue Neuve des Petits-Champs 6, Paſſage Colbert, bietet ſeit 1844 dem Deutſchen in Paris Gelegenheit, die Sonntagsabende von 5—10 Uhr mit Leſen deutſcher und franzöſiſcher Zeitungen und Bücher, mit belehrenden Vorträgen und Geſang hinzubringen. Für einen jährlichen Beitrag von nur 6 Francs erhält er nicht nur Bücher nach Hauſe, ſondern kann im Falle der Erkrankung auch auf den Beſuch der übrigen Mitglieder und im Nothfall ſelbſt auf Unterſtützung rechnen.

Der Verein deutſcher Aerzte in Paris wurde am 1. Mai 1844 durch die DDr. Szokalski und Otterburg begründet und am 12. December beſtätigt. Unter dem Vorſitz des Dr. Strohmeyer hielten 48 Mitglieder am 8. Januar 1845 ein Feſteſſen. Der Verein hält monatliche Verſammlungen und hat ein Leſezimmer mit deutſchen und franzöſiſchen Büchern und Zeitſchriften. Die Mitglieder theilen ſich in ordentliche, welche ganz in Paris wohnen, Aemter bekleiden können und über die Aufnahme der zum Eintritt ſich Meldenden entſcheiden, und außerordentliche, welche ſich nur zeitweiſe in Paris aufhalten und denen durch den Verein die günſtige Gelegenheit geboten iſt, in dem Gewirr der pariſer Anſtalten, Schulen, Anſichten und Lehrmeinungen ſich raſch zurecht zu finden; außerdem gibt es correſpondirende und Ehrenmitglieder. Für die beiden erſten Claſſen beträgt das Eintrittsgeld 10 Francs, der monatliche Beitrag 2 Francs.

Von andern franzöſiſchen Städten iſt nur noch Lyon zu erwähnen. Hier beſtand ſchon ſeit längerer Zeit der Cäcilien-Geſang-Verein, geſtiftet von Täſchner. Ein Hülfs- und Bildungs-Verein der Deutſchredenden wurde am 15. December 1844 gegründet und am 30. November 1845 beſtätigt, der gleich anfangs über 1200 Francs Einkünfte verfügte. Der König von Würtemberg ſchenkte ihm 1000 Francs, die Leipziger Buchhändler 250 Bände und einen Geldbeitrag zur Erweiterung der Bücherſammlung. Vorſteher war der Prediger Hoffet, ein Ausſchuß ſorgte in drei Abtheilungen für Ordnung und Bildung, für die Haushaltung und für die Pflege der Kranken, deren Behandlung zwei deutſche Aerzte übernommen hatten. Nach mündlichen Nachrichten hatte der Verein im Jahre 1848 eine ſocial-politiſche Richtung genommen; ob er ſeitdem zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückgekehrt iſt, habe ich nicht erfahren können.

In London leben zahlreiche deutſche Arbeiter, welche, in Zuckerraffinerien, Fabriken und mit Zubereitung und Färbung des Pelzwerks beſchäftigt, für nur geringen Lohn die anſtrengendſten und ihrer Geſundheit nachtheiligſten Arbeiten verrichten. Es gibt daher zu allen Zeiten viele Kranke unter ihnen, welche in den londoner Spitälern keine Unterkunft finden, da dieſe oft überfüllt ſind, die Aufnahme nur an Einem Tage in der Woche erfolgt und in vielen die Empfehlung eines Subſcribenten nöthig iſt. Daher war die Stiftung des deutſchen Krankenhauſes in Dalſton, welches durch die Bemühungen des Herzogs von Cambridge und des preußiſchen Geſandten Bunſen zu Stande kam, eine große Wohlthat. Die preußiſche Regierung ſchenkte 300 Pfund Sterling dazu und ſicherte einen jährlichen Zuſchuß von 100 Pfund zu, der gleich nach dem erſten Jahre auf das Doppelte erhöht wurde. Dieſe, für Alle, deren Mutterſprache die deutſche iſt, beſtimmte Anſtalt wurde am 30. Jahrestage der Schlacht von Waterloo gegründet und am 15. October 1845 durch den Prinzen Georg von Cambridge eröffnet. Die Aufnahme geſchieht unentgeltlich und zu jeder Zeit. Die ganze Geſchäftsführung leiten 30 von der Geſammtheit der Gründer der Anſtalt gewählte Perſonen, welche alle 14 Tage ſich verſammeln. Ein beſoldeter Schreiber muß den ganzen Tag über in der Anſtalt anweſend ſein. Ein Theil des Ausſchuſſes bildet die Unterſuchungscommiſſion, welche das Krankenhaus zwiſchen den Sitzungen mehrmals beſucht und dem Ausſchuß darüber berichtet. Der Ausſchuß ſelbſt legt jährlich am Stiftungstage vor einer öffentlichen Verſammlung Rechenſchaft ab über den Stand der Anſtalt. Die ärztlichen Angelegenheiten leitet ein dirigirender Arzt, der zugleich praktiſcher Arzt der Anſtalt iſt und beide Amtspflichten unentgeltlich verrichtet. Das geſammte ärztliche Perſonal beſteht aus zwei conſultirenden Aerzten, drei conſultirenden Wundärzten, die alle auch Engländer ſein können, aus dem leitenden Arzte, dem zweiten Arzte und den Aerzten der Dispenſaries, welche alle unentgeltlich dienen, ferner dem im Hauſe wohnenden beſoldeten Arzt, der vorzüglich Wundarzt ſein muß, und dem gleichfalls im Hauſe wohnenden Apotheker. Der erſte und zweite Arzt ſowie der Apotheker müſſen Deutſche von Geburt und in Deutſchland promovirt ſein. Die beiden Aerzte der Dispenſaries dürfen auch Engländer ſein, wenn ſie nur der deutſchen Sprache mächtig ſind. Alle ärztlichen Perſonen, mit Ausnahme des Hausarztes, den der Ausſchuß anſtellt, werden von der allgemeinen Verſammlung gewählt. Die geiſtliche Pflege haben zwei Geiſtliche, ein proteſtantiſcher und ein katholiſcher, übernommen, und zwar unentgeltlich; in der Hauscapelle wird jeden Sonntag Gottesdienſt gehalten. Die Krankenpflege beſorgen Diakoniſſen aus Kaiſerswerth. — Die Anſtalt beſteht aus folgenden Haupttheilen: a) dem eigentlichen Hoſpital, vier Sälen für Kranke aus der armen und arbeitenden Claſſe, mit anſtoßendem Garten; b) aus dem Sanatorium, einer vom Krankenhauſe ganz geſonderten Abtheilung, welche acht einzelne, bequem eingerichtete Zimmer mit einem oder zwei Betten enthält und zur Aufnahme von Kranken aus der gebildeten Claſſe der Deutſchen beſtimmt iſt; die Aufnahme geſchieht entweder gegen eine billige Entſchädigung an die Anſtalt, oder bei Armen ohne dieſe; c) aus dem Dispenſatorium, einer ambulatoriſchen Klinik in der Anſtalt, wo die Armen unentgeltlich mit ärztlichem Rath und Heilmitteln verſehen werden und wo auch viele Engländer Hülfe ſuchen; d) und e) aus den Dispenſatorien im Oſt- und Weſt-Ende Londons, für entfernt wohnende Deutſche. Von der Eröffnung bis zum 18. Juni 1848 wurden in allem 1154 Perſonen innerhalb und 3870 außerhalb der Anſtalt behandelt, im Jahre 1847/8 allein 467 Perſonen, darunter 407 Männer, innerhalb und 1918 außerhalb, im Ganzen alſo 2385. Von jenen 407 Männern waren 128 Preußen und 103 Hannoveraner, 109 Zuckerſieder und 43 Schneider.

Der Hülfsverein für nothleidende Ausländer beſteht ſeit 1808 und hat bisher in mehr als 80,000 Fällen Hülfe geleiſtet. Am 8. Mai 1850 hielt die Geſellſchaft ihr Jahresfeſtmahl in der London-Tavern. Gegenwärtig waren unter Andern der Freiherr von Wydenbrugk von der öſtreichiſchen Geſandtſchaft, der hannoverſche Geſandte Graf Kielmansegge, der Graf Moltke, Herr F. Huth, der Pfarrer Dr. Küper u. ſ. w. Der

Herzog von Cambridge führte den Vorſitz. An dieſem Tage ſchenkte die Königin von England 100 Pfund, Herr Huth 50, der Kaiſer von Oeſtreich 50, der preußiſche Geſandte Bunſen ebenſo viel, der Herzog von Cambridge 20 Pfund u. ſ. w.

Die deutſchen Namen ſtehen auf dieſer Liſte voran, doch mögen ſich unter den Deutſchen auch die meiſten Nothleidenden befinden.

Das Verdienſt, den erſten Gedanken zur Errichtung einer Hülfsanſtalt für deutſche Landsleute in Petersburg gefaßt zu haben, gebührt dem Dr. med. Wilhelm Spieß, der bereits 1841 ein Krankenhaus für deutſche Handwerksgeſellen zu gründen verſuchte in Verbindung mit Dr. med. Meyer und dem königlich ſächſiſchen Miniſterreſidenten, Freiherrn von Seebach. Aber dieſe drei Männer ſtießen auf ſo viele Schwierigkeiten, worunter die Lauigkeit des deutſchen Handwerkerſtandes (über welche ſpäter auch der pariſer Verein zu klagen hatte) nicht die geringſte war, ſodaß ſie dahin übereinkamen, ihrem erſten Entwurf eine größere Ausdehnung zu geben und, indem ſie allen bedürftigen Landsleuten Hülfe zu leiſten verſprachen, nicht blos an den Gemeinſinn Eines Standes, ſondern an die Mildthätigkeit aller dortigen Deutſchen ſich zu wenden. Auf dieſer Grundlage entſtand der petersburger deutſche Wohlthätigkeitsverein, der ſich zum Zwecke ſtellte, durch directe Unterſtützungen, durch Gewährung der Mittel zur Heimreiſe und durch Nachweiſung von Arbeit die Noth der Deutſchen in Petersburg zu lindern. Die Satzungen wurden im December 1842 vom Kaiſer beſtätigt, und Graf Benckendorff übernahm den Schutz der Geſellſchaft, welches Amt nach deſſen Tode (1844) an den Herzog von Leuchtenberg überging. Der Verwaltungsausſchuß, der ſich monatlich einmal verſammelt und ein Bureau unterhält, in welchem täglich Meldungen geſchehen können, beſteht aus neun Perſonen, worunter auch der Vorſteher der 1845 geſtifteten Verſorgungsanſtalten für alte Männer und Frauen und des Waiſenhauſes; dem Vorſtand ſtehen 12 Armenpfleger zur Seite, welche vor jeder Sitzung berichten.

Zu jährlichen Beiträgen verpflichteten ſich von deutſchen Regierungen die preußiſche (mit 2000 Rubeln), die öſtreichiſche (mit 1000 Rubeln), die hannoverſche (mit 660 Rubeln), die ſächſiſche (mit 245 Rubeln), die oldenburgiſche (mit 175 Rubeln). Größere Geſchenke gaben: die Stadt Hamburg 1750, die ſächſiſche Regierung 1620, die weimariſche 1620, die Städte Frankfurt und Lübeck je 1050, die mecklenburg-ſchwerinſche Regierung 525 und die ſachſen-altenburgiſche 320 Rubel. Auch der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland gaben reiche Spenden. Nach dem vierten Bericht über das Jahr 1847 betrug am Schluſſe dieſes Jahrs die Einnahme 11941, die Ausgabe 9082, das Vermögen des Vereins 12671 Silberrubel. Damit wurden 1240 Menſchen unterſtützt, von denen 439 Preußen, 146 Sachſen und Thüringen, 114 Mecklenburg, 113 Oeſtreich, 73 Hamburg, 57 Kurheſſen, 53 Hannover, 44 Würtemberg, 36 Lübeck, 29 Baiern u. ſ. w.

angehörten. Von Handwerkern waren dabei die Schneider mit 116, die Glasarbeiter mit 75, die Bäcker mit 66, die Tiſchler mit 64, die Schuhmacher mit 51, die Goldarbeiter mit 42, die Schloſſer mit 36 u. ſ. w. vertreten. Am [illegible] Januar 1848 enthielten die Verſorgungsanſtalten des Vereins 23 Frauen, 20 Männer und 6 Kinder. Im Jahre 1849 betrug die Geſammteinnahme 31957 Rubel Silber, 10 Kopeken, davon baar in der Hauptkaſſe 13057. 95, von 315 Vereinsmitgliedern 4539. 56, Ertrag einer Geſchenke-Lotterie 7257. 70 und Zinſen 587. 28. Die Ausgabe betrug 15392. 12, davon Penſionen an 35 Familien und 81 einzelne Perſonen 3184. 50, einmalige Unterſtützungen an 127 Familien und 227 einzelne Perſonen 1168. 21, für Aufenthaltsſcheine an 194 Perſonen 851. 83, für Reiſegeld an 82 Perſonen 201. 50, für Holz 298. 80, für Medicin 106. 91, Koſten des Armenhauſes 1930. 75 und 5500 Rubel Silber Anzahlung auf ein für das Armenhaus, welches bisher in einem gemietheten Locale war, angekauftes Grundſtück von 1440 Geviertruthen mit zwei Häuſern im Werth von 18000 Silber-Rubel. Das Magazin des Vereins verkaufte im Laufe des Jahres für 6106 Rubel Silber Waaren, d. h. von den Verinspfleglingen gefertigte Kleidungsſtücke, wofür 1064 Rubel Silber Arbeitslohn bezahlt wurden und noch ein kleiner Gewinn blieb. Die Zahl der Pfleglinge war durch die ruſſiſche Grenzſperre etwas vermindert; während es früher durchſchnittlich 1200 waren, meldeten ſich dießmal nur 1039. Der Heimat nach waren unter den Unterſtützten 324 Preußen, 140 Sachſen, 102 Oeſtreicher, 99 Mecklenburger, 79 Heſſen, 61 Hannoveraner, 52 Hamburger, 36 Würtemberger, 35 Lübecker, 24 Holſteiner, 23 Baiern, 22 Braunſchweiger, 18 Badener u. ſ. w.; dem Stand und Gewerbe nach: 108 Schneider, 66 Bäcker, 56 Glasarbeiter, 42 Schuhmacher, 35 Schreiner, 32 Schloſſer, 30 Sattler, 26 Gelehrte und Künſtler u. ſ. w.

Auch in Odeſſa beſteht ein deutſcher Hülfsverein; er wurde zu Ende des Jahres 1845 durch die Bemühungen des Herrn E. Jacobi geſtiftet und begann ſchon am 1. November deſſelben Jahres ſeine Thätigkeit,. indem die Beiträge den Verwaltungsrath in den Stand ſetzten, ſogleich Unterſtützungen zu ertheilen, die ſeitdem ohne Unterbrechung fortgeſetzt wurden. Die Verwaltung beſteht aus einem Präſidenten (Herrn Jacobi), deſſen Stellvertreter, acht Beiſitzern und dem Schriftführer, wovon ſich erſterer und letzterer, nebſt zwei bis drei Beiſitzern, jeden Donnerſtag Abend verſammeln, um mündliche Geſuche entgegenzunehmen. Die Ausgabe beſteht: 1) in einmaligen Spenden; 2) in monatlichen Unterſtützungen; 3) in Vorſchüſſen gegen Sicherheit; 4) in Verſchaffung von Päſſen zur Heimreiſe. Eingenommen wurden bis Ende 1846 von 154 Mitgliedern 1483 Silberrubel; 1847 von 182 Mitgliedern 1624 Silberrubel; 1848 von 167 Mitgliedern 1443 Silberrubel; 1849 von 168 Mitgliedern 1430 Silberrubel. Der Verein hatte Extraeinnahmen zum Belauf von 985 Silberrubeln, die durch den Ertrag einer Lotterie, eines Concerts und durch Zinſen entſtanden, ſodaß die Geſammteinnahme bis Ende 1849 6965 Silberrubel betrug, wovon bis dahin 5900 Rubel Silber ausgegeben waren.

Im Auguſt 1844 kamen vier deutſche Handwerker auf dem gewöhnlichen Wege ihrer Fußwanderung von Belgrad über den Balkan nach der türkiſchen Hauptſtadt. Erſchöpft von Entbehrungen und Anſtrengungen, todtmüde langten ſie in der größten Sommerhitze hier an, legten ſich nieder und 14 Tage nach ihrer Ankunft waren drei von ihnen im fremden Boden begraben. Am Grabe des Einen machte der preußiſche Geſandtſchaftsprediger darauf aufmerkſam, wie die Deutſchen hier ohne alle Hülfe in ſolchen Fällen ſeien und wie vielem Uebel vorgebeugt werden könnte, wenn die Reiſenden einen Ort vorfänden, um ſich von ihrer Erſchöpfung zu erholen und im Erkrankungsfalle Pflege und Heilung zu finden. In Folge dieſer Anregung traten im September 40—50 Deutſche zuſammen, um einen Verein zu bilden für Verſorgung kranker Landsleute. Regelmäßige monatliche Beiträge dieſer Mitglieder machten nach Jahresfriſt die Errichtung eines Krankenhauſes möglich, das am 6. April 1846 eröffnet, aber ſchon von Kranken in Anſpruch genommen wurde, ehe noch die nothwendigſten Einrichtungen vollendet waren.

An einem Orte wie Konſtantinopel, wo es leicht vorkommen kann, daß ein fremder Handwerker, welcher der Sprache und Oertlichkeit unkundig iſt, gänzlich unbemerkt in einem Winkel der Stadt erkrankt, iſt es nicht hoch genug zu ſchätzen, daß eine Anſtalt beſteht, in welcher ein Solcher ohne alle Schwierigkeit Aufnahme und Pflege findet. Dieſe Wohlthat hat ſich denn auch an Ankommenden und Anſäſſigen vielfach bewährt, und im November 1846 mußte das anfangs gemiethete kleine Haus in Galata, in dem nur ſechs bis acht Kranke Aufnahme finden konnten, mit einem größern in demſelben Stadttheil, welches Raum für zehn bis zwölf bietet, vertauſcht werden. Doch auch jetzt bleiben ſämmtliche Betten faſt beſtändig beſetzt. Aus zwei Orten namentlich, die eine ungeſunde Lage haben und wo Fabriken beſtehen, in welchen Deutſche arbeiten, nämlich aus Jsmid in Aſien und aus Barut-Hane an der Seite des Marmora-Meeres kamen viele Kranke, welche meiſt Wechſelfieber oder Typhus mitbrachten und theils zu wiederholten Malen aufgenommen wurden theils viele Wochen im Spitale bleiben mußten. Außerdem brachten die deutſchen Kauffahrteiſchiffe zuweilen kranke Matroſen mit. Arzt der Anſtalt iſt Dr. Stoll aus Aſchaffenburg. Da von der anfangs gezeichneten Summe drei Viertel zur erſten Einrichtung verwandt waren, ſo ſah ſich der Vorſtand genöthigt, im October 1847 zu beſtimmen, daß blos Mitglieder und neuankommende Kranke, ſo lange ſie arbeitslos ſind, verpflegt werden ſollen. Von Preußen und den Hanſeſtädten hat der Verein bedeutende Geſchenke erhalten; außerdem von Privatperſonen aus Deutſchland, doch noch lange nicht genügend. Am 18. Februar 1850 wurde in Konſtantinopel eine deutſche Frei- und Sonntagsſchule in einem gemietheten Local, einem neuen ſteinernen Hauſe, eröffnet. Durch freiwillige Beiträge iſt dieſelbe auf zwei Jahre gedeckt. An Sprachen wird gelehrt die deutſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche, alt- und neugriechiſche, lateiniſche, türkiſche, osmaniſche und illyriſche, ſodann Geſchichte und Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte, Mathematik, Geſang, Zeichnen und Schönſchreiben. Durch Unterricht außer den Schulſtunden und an Sonntagen wird dieſe Anſtalt zugleich für Erwachſene eine nützliche Fortbildungsſchule ſein. Religionsunterricht wird in der Schule nicht ertheilt.

In Aſien und Afrika iſt uns nichts von ſolchen deutſchen Vereinen bekannt; deſto zahlreicher ſind ſie in Amerika, beſonders in den Vereinigten Staaten.

Die deutſche Geſellſchaft in Neu-York, gegründet 1784, hat, ihrer Stiftung ſowie dem ihr ertheilten Freibrief zufolge, einen doppelten Zweck: „deutſchen Auswanderern beizuſtehen“, und „hülfloſen Deutſchen und deren Nachkommen Unterſtützung zu leiſten“. War der letztere Theil dieſes Zweckes in frühern Jahren, als verhältnißmäßig nur wenig Einwanderer anlandeten, der beiweitem überwiegende, ſo iſt der erſtere Zweck mit der Zeit der wichtigere geworden. Der Verein beſtand früher aus ältern Männern, welche etwa jeden Monat einmal zuſammenkamen, ſich über das Wohl der armen Landsleute beſprachen und mitunter eine Geldſammlung für ſie machten, ſo z. B. im Jahre 1830 765 Dollars zu dem Zwecke, um armen Einwanderern die Reiſe ins Innere zu erleichtern. Da dies nicht genügte, wählte man ſpäter einen jüngern Vorſtand und führte jährliche Beiträge ein. Im Jahre 1831 wurden drei Mitglieder beauftragt, über die Fährlichkeiten, denen hier ankommende Auswanderer zunächſt ausgeſetzt ſind, zu berichten, zugleich einen guten Rath zu entwerfen, wie Auswanderer am beſten und billigſten in das Inland reiſen und den ihrer hier wartenden Betrügereien entgehen könnten. Dieſe Commiſſion arbeitete im Jahre 1832 die Flugſchrift: „Guter Rath an Einwanderer“, aus, welche damals in 2000 Exemplaren gedruckt, unentgeltlich vertheilt und namentlich durch die dortigen Conſulate zur Vertheilung nach Deutſchland geſandt wurde. Dieſe Schrift wurde, obgleich inmittels bereits veraltet, noch im Jahre 1847 in Deutſchland dreimal neu aufgelegt und in vielen Exemplaren verkauft. Im März 1837, ſowie im April 1838 wurden Ausſchüſſe zur Vorbereitung der Errichtung einer Agentur ernannt, und im Jahre 1838 gab J. J. Aſtor, der damalige Vorſitzer der deutſchen Geſellſchaft, die erſten 25,000 Fl. zur Errichtung einer Agentur, welcher Gabe er im Juni 1838 und im März 1844 anderweite 25,000 Fl. in zwei gleichen Hälften folgen ließ. Die Agentur der deutſchen Geſellſchaft konnte demnach ſchon Ende Juni 1838 errichtet werden; ihr jetziges Local iſt Greenwichſtreet Nr. 95. Der Vorſtand zählt jetzt elf Mitglieder, worunter zwei Aerzte; ſie beſuchen jedes Auswandererſchiff, ſorgen für die Kranken und befördern die Uebrigen nach dem Innern, um ſie vor den Mäklern der deutſchen Wirthe zu ſchützen, welche die Ankömmlinge unter manchen Vorwänden oft ſo lange aufhalten, bis ſie ihr Reiſegeld verzehrt haben. Die von den Aerzten und Diſtrictspflegern unermüdlich und mit dem erfreulichſten Erfolge gewährte Unterſtützung hieſiger deutſcher Einwohner iſt nach und nach zur Aufgabe einer großen Anzahl von Geſellſchaften und Verbrüderungen geworden. Alljährlich im März wird im Aſtor-Haus, umgeben von Erinnerungen an die alte Heimat, das Erinnerungsfeſt des Vereins begangen.

In dem Rechnungsjahre 1845—46 belief ſich die Einnahme der Geſellſchaft auf 6080, die Ausgabe auf 5411 Dollars, und 38 neue Mitglieder waren beigetreten. Das Hauptvermögen betrug 70,000, der Aſtor-Fonds 20,000 Dollars. Zum Behuf der Armenpflege war Neu-York in 26 Bezirke getheilt, in deren jedem ein Mitglied wohnte und die Aufſicht führte. Am Schluſſe des Jahres 1846—47 zählte die Geſellſchaft 428 Mitglieder, von denen durchſchnittlich jedes 8½ Dollars jährlich bezahlte. 18 Aerzte und 24 Armenpfleger waren unentgeltlich für die Geſellſchaft thätig; die erſtern behandelten gegen 2200 Krankheitsfälle. Die Einnahme betrug 6987, die Ausgabe 5156 Dollars.

Von dem großartigen Wirkungskreiſe des Vereins mag die Angabe einen Begriff liefern, daß an deutſchen Einwanderern im Hafen von Neu-York landeten: 1846 52,326; 1847 70,735; 1848 52,620; 1849 55,615; 1850 45,768. Von der letztgenannten Anzahl kamen 12,814 von Bremen und 4878 von Hamburg.

Von dem 22. Februar 1850 bis dahin 1851 iſt durch den Verein für 9427 deutſche Einwanderer Beſchäftigung nachgewieſen worden; davon waren 6042 Handarbeiter, 1468 weibliche Dienſtboten, 517 Feldarbeiter, 295 Schreiner und Zimmerleute, 128 Schmiede und Schloſſer, 111 Schuhmacher, 93 Schneider, 81 Weber, 68 Sattler und Tapezierer, 48 Gärtner, 36 Maler, 34 Gerber, 28 Poſamentirer u. ſ. w.

Unterſtützt	wurden	1842—43	1073	Perſonen	mit	1437	Dollars.
"	"	1843—44	1868	"	"	2294	"
"	"	1844—45	1824	"	"	2449	"
"	"	1845—46	2584	"	"	3685	"
"	"	1846—47	2464	"	"	3863	"
"	"	1847—48	3721	"	"	5126	"
"	"	1848—49	4139	"	"	4444	"
"	"	1849—50	3969	"	"	4136	"

Zu dem beſondern Zwecke: die Auswanderer vor Betrug und Unbilden zu ſchützen, bildete ſich 1847 zu Neu-York der *deutſche Volksverein*, welcher bald 800 Mitglieder zählte und während der kurzen Dauer ſeines Beſtehens (bis 1849) ſehr wohlthätig gewirkt hat. Der Verein hatte ſechs Beamte (einen Vorſitzenden, zwei Stellvertreter deſſelben, zwei Schriftführer und einen Kaſſirer), ſieben Directoren und einen monatlich wechſelnden Beaufſichtigungsausſchuß von 24 freiwillig angemeldeten Mitgliedern *).

Ferner trat in New-York 1845 ein Bildungsverein der Deutſchen zuſammen, um einen geſelligen Vereinigungspunkt zu bilden und durch Leſen und Unterhaltung für geiſtige Nahrung zu ſorgen. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes von drei Dollars ſollte für Localmiethe, Beleuchtung und Bücher verwandt werden.

Ebenſo wenig, wie von dem Fortgange dieſes Vereins, iſt mir von der Geſchichte einer deutſchen ärztlichen Geſellſchaft bekannt, welche 1847 in New-York geſtiftet worden ſein ſoll.

Endlich beſteht daſelbſt ſeit 1842 eine gegenſeitige deutſche Witwen- und Waiſenunterſtützungsgeſellſchaft, welche 1845 216 Mitglieder und 12,972 Dollars Vermögen hatte.

In Philadelphia beſteht neben einer ältern Deutſchen Geſellſchaft zur Unterſtützung der Einwanderer (mit etwa 250 Mitgliedern, engliſcher Geſchäftsſprache und engliſch-deutſcher Bücherſammlung) die am 28. Juli 1845 gegründete Deutſche Einwanderungs-Geſellſchaft, welche den Zweck hat: die hier einwandernden Deutſchen mit Rath und That zu ihrem gedeihlichen Fortkommen zu unterſtützen. Um deren möglichſt ſchnelle, ſichere und wohlfeile Beförderung aus der Heimat bis zur Meeresküſte und von da übers Meer zu erleichtern, ſollen geeignete Verbindungen in Deutſchland angeknüpft werden; gegen Erpreſſungen und böswillige Verlockungen habſüchtiger Wirthe, Mäkler und anderer Perſonen ſoll ihnen Schutz gewährt und Denen, welche ſich ankaufen oder ein Geſchäft beginnen wollen, die nöthigen Belehrungen über die zu beobachtenden Geſetze und Rechtscautelen ertheilt werden. Der Vorſtand beſteht aus einem Vorſitzenden und deſſen Stellvertreter, zwei Schriftführern, einem Schatzmeiſter und neun Verwaltungsräthen.

Wie im alten Vaterlande, ſind auch in Amerika die Männergeſangvereine die Hauptträger des national-deutſchen Lebens. Eine unzählige Menge ſolcher Geſellſchaften, in den kleinſten Orten oft nur aus wenigen Mitgliedern beſtehend, iſt über die ganze Union verbreitet. Nach dem Vorbild des Mutterlandes verſammeln ſie ſich ſeit einigen Jahren zu gemeinſamen Wettgeſängen an wechſelnden Orten. So fand am 18. und 19. Juni 1850 das deutſche Geſangfeſt zu Philadelphia ſtatt. Es wirkten mit: aus New-York Liederkranz, Sängerrunde, Eintracht und Verein der Socialreformer; aus Boſton der Sängerverein; aus Baltimore der Liederkranz und Sängerbund; aus Reading (Pennſylvanien) der Männergeſangverein; aus Bethlehem (Pennſylvanien) der Geſangverein; aus Philadelphia Männerchor, Liedertafel, Eintracht, Sängerbund, Cäcilien-Verein, zuſammen 16 Geſangvereine mit etwa 400 Mitgliedern. Die fremden

---

*) Vergl. Künzel's „Deutſcher Auswanderer" Nr. 16. 17. Darmſtadt 1848.

Sänger wurden von den deutſchen Bürgern Philadelphia's mit der größten Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Am erſten Tage des Feſtes wurden Concerte in der Unabhängigkeitshalle und Abends in der Muſikhalle vor zahlreicher aufmerkſamer Zuhörerſchaft gegeben, der zweite Tag im Freien zugebracht. Kein Mißton ſtörte die feſtliche Zuſammenkunft, deren Wiederholung im nächſten Jahre zu Baltimore beſchloſſen wurde; im Jahre 1849 war das Feſt in Cincinnati gehalten worden.

In St.-Louis wurde nach dem Beiſpiele von Neu-York und Philadelphia am 4. März 1848 eine Deutſche Geſellſchaft gegründet, über deren Thätigkeit uns folgende Angaben vorliegen.

Vom 4. März 1848—49 landeten im Hafen von St.-Louis 9000, von 1849—50 über 14,400 deutſche Einwanderer. In dem Geſchäftsjahre 1849—50 wurden von der Geſellſchaft für 901 Perſonen Beſchäftigungen ausgemittelt, 114 im Hoſpital unterhalten, 55 auf Vereinskoſten beerdigt, 17 Kinder ins Waiſenhaus gebracht und 140 Perſonen unterſtützt. Die geſammte Einnahme betrug 1205, die Ausgabe 1176 Dollars. Eine Thatſache iſt in dem Berichte angeführt, welche in Bezug auf die Geltung des deutſchen Namens in Amerika höchſt unerfreulich iſt, zumal da ſie von einer Stadt gilt, wo das deutſche Element gerade beſonders zahlreich iſt. Die Stelle heißt: „Alle Diejenigen, welchen das Glück zu Theil wurde, das Hoſpital wieder zu verlaſſen, ſind einſtimmig in ihrer Beſchwerde über daſſelbe; die Behandlung, insbeſondere gegen die Deutſchen, ſoll im höchſten Grade brutal ſein, und die Hülfe in den meiſten Fällen aus dem Grunde unzulänglich, ja in manchen Fällen ſogar ſchädlich, da auch nicht Ein Mann unter dem wartenden Perſonal ſich befindet, dem die Einwanderer in ihrer Mutterſprache ihre Leiden klagen und ihre Bedürfniſſe ſchildern können!"

Die im Jahre 1847 gebildete Deutſche Geſellſchaft in Neu-Orleans beſoldet einen thätigen und tüchtigen Mann (Geſchäftslocal St.-Louisſtraße Nr. 25), der bei den Einwanderern unentgeltlich die Stelle der bisherigen Mäkler und Dolmetſcher verſehen ſoll. Er ſteht ihnen mit Rath und That zur Fortſetzung ihrer Reiſe ins Innere bei und ſucht Arbeit für die Hierbleibenden. Die Geſellſchaft geht von dem Grundſatze aus, daß Jeder für ſeinen Lebensunterhalt arbeiten muß, und reicht daher keine Geldunterſtützungen. In dem erſten Geſchäftsjahre des Vereins (mit dem 1. Juni beginnend), 1847—48, landeten 17,548, 1848—49 19,166 und 1849—50 12,707 deutſche Einwanderer in Neu-Orleans. In dem letzten Jahre (1849—50) meldeten ſich auf der Geſchäftsſtelle 5066 Arbeitſuchende, von denen 1909 Beſchäftigung erhielten. Unter 15,558 im Jahre 1849 im Stadthoſpitale unentgeltlich verpflegten Kranken waren 2194 Deutſche.

Die Einnahmen der Geſellſchaft im Geſchäftsjahre 1848—49 betrugen 3465, die Ausgaben 3361 Dollars.

Die im Jahre 1847 in Boſton und Cincinnati geſtifteten Deutſchen Geſellſchaften folgen ganz der Einrichtung der neuyorker.

Dieſes Beiſpiel ſchwebt auch den Deutſchen in Louisville (Kentucky) vor, welche nicht nur zwei recht brave Sängervereine, Orpheus und Liederkranz, beſitzen, ſondern auch unter dem Eindrucke der deutſchen Märznachrichten 1848 einen Bildungsverein und einen Patriotiſchen Verein ſtifteten, welcher letztere eigentlich zur Unterſtützung der deutſchen Revolution beſtimmt war, in der That aber nur einigen Flüchtlingen zu gute kam. Auch der Turnverein, welcher 1848 entſtand, ſtarb mit der Bewegung, der er ſein Daſein verdankte.

In dem Staate Süd-Carolina, wo früher das deutſche Element verhätnißmäßig zahlreicher war, beſteht in der Hauptſtadt Charleſton unter den Deutſchen und ihren Nachkommen eine German Friendly Society, welche 1716 Kalteiſen, ein Würtemberger, gründete, und in dem Städtchen Columbia, das nur 2500 weiße Bewohner hat, ein kleiner deutſcher Geſangverein Philarmonia, der im Jahre 1847 die Summe von 578 Dollars durch ein Concert für die Nothleidenden in Deutſchland zuſammenbrachte.

Sogar im neuen Staate Michigan hat ſich zu Saginaw am 10. December 1849 eine kleine deutſche Geſellſchaft gebildet, um den deutſchen Einwanderern mit Rath und That beizuſtehen *).

In Mexico wurde am 1. März 1844 ein Deutſcher Hülfsverein conſtituirt. Es wurden errichtet: 1) eine Kaſſe zu gegenſeitiger Unterſtützung für diejenigen Deutſchen, welche durch monatliche Zahlungen zu Erhaltung derſelben beitragen, in den Fällen von länger dauernder Geſchäftsloſigkeit und von Krankheit; bei dem Tode eines Mitgliedes bezahlt der Verein das Begräbniß; 2) eine Mildthätigkeitskaſſe, welche durch freiwillige Beiträge zu Stande kommt und den Nichtmitgliedern dieſelben Unterſtützungen, ärztliche Hülfe, freie Arznei u. ſ. w., außerdem auch die Heimreiſe gewährt. Den eigentlichen Vorſtand des Vereins bildet ein Verwaltungsrath; ihm zur Seite ſteht ein Hülfsausſchuß, deſſen Mitglieder als Armenpfleger functioniren.

Seit dem Pfingſtſonntage 1849 haben die in Mexico lebenden Deutſchen aller Staaten und Stände einen Verein: das deutſche Haus gebildet. Der Zweck ſeiner Einrichtung iſt, landsmannſchaftlich, treu und herzlich miteinander zu ſein, mit Rath und That in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten zuſammen zu wirken und, wie die Stunden des Ernſtes und der Erhebung, ſo auch die der Freude und Erholung miteinander zu theilen. Alle Angelegenheiten, welche die Geſammtheit der in Mexico lebenden Deutſchen betreffen, werden gemeinſchaftlich berathen. Der Verein bewahrt das Verzeichniß ſeiner Mitglieder in einem Stammbuche auf, in das jedes Mitglied

---

*) Vergl. Stricker, „Der deutſche Auswanderer" Frankfurt 1850 Nr. 13.

Namen, Herkunft, Alter, Stand und Beſchäftigung, und nach ſeinem Gutbefinden eine Angabe früherer Lebensſchickſale eigenhändig einträgt.

Fernere Ergebniſſe gemeinſamer deutſcher Beſtrebungen ſind: eine Sparkaſſe, ein Leſeverein und eine Liedertafel.

In Südamerika hat Caracas (Venezuela) einen deutſchen Hülfsverein aufzuweiſen (Sociedad alemana de beneficencia), ebenſo Pernambuco in Braſilien, wo auch ein deutſches Krankenhaus in einem gemietheten Local mit einem deutſchen Arzte beſteht.

In Rio de Janeiro gibt es, außer einem deutſchen Hülfsverein und einer Schule, auch einen geſelligen Verein, Germania, welcher ein treffliches Local mit herrlicher Ausſicht über den ganzen Hafen beſitzt. Eine befriedigende Anzahl von deutſchen und andern Zeitſchriften iſt aufgelegt, und eine bedeutende Bücherſammlung, auch wiſſenſchaftliche Werke enthaltend, entſpricht den Bedürfniſſen der Beſucher.

Nach dem Zuſchnitt dieſes geſelligen Zirkels gibt es deutſche Clubs in Lima, Valparaiſo und Buenos-Ayres, wo auch ein deutſcher Sängerverein beſteht.

Im fünften Welttheile endlich, wo das in Adelaide zahlreiche deutſche Element auch literariſch bereits feſten Fuß gefaßt hat, fand am 4. Februar 1850 zum Zwecke der Gründung eines deutſchen Krankenhauſes in Adelaide eine Verſammlung ſtatt, in der bedeutende Summen dafür gezeichnet wurden.

So ſehen wir überall, und zwar in den letzten Jahren mit wachſendem Eifer und Erfolg, unſere Landsleute bemüht, durch eigene Anſtrengung ſich die Stellung in fremden Ländern zu verſchaffen, welche andern, ſelbſt weit minder zahlreichen Nationen eine wirkſame Vertretung und eine anerkannte Kriegsflagge ſichert.

W. Stricker.

Deutsche Musik im 16. Jahrhundert,

insbeſondere am Hofe Albrecht's von Preußen.

Einen tiefen Sinn für das Reich der Töne und auch eine eigenthümliche Erfindungskraft auf dieſem Gebiete hat noch Niemand der deutſchen Nation abſprechen wollen. Der Geſang iſt ſchon bei unſern Altvordern die natürliche Steigerung des Wortes geweſen. Aber ein Anderes freilich iſt die natürliche Muſik, die aus dem Herzen zur Kehle dringt und aus der Kehle in die Luft erſchallt, ein Anderes die künſtliche Muſik. Die erſten Schritte zur Ausbildung der letztern ſind unter den jetzigen europäiſchen Völkern, wie die Anfänge aller höhern Geſittung, auf die chriſtliche Kirche und ſomit auf ihren Mittelpunkt, Italien, zurückzuführen.

Die Befähigung für eigene nationale Schöpfungen in der künſtlichen Muſik, zumal in der kirchlichen, hat unſer Volk nicht vor dem 16. Jahrhundert erreicht. Man darf nur Luther's Namen nennen, um darauf hinzuweiſen, wie unſere große Kirchenverbeſſerung auch eine reinere, einfachere Geſtaltung der Kirchenmuſik mit ſich gebracht hat. Aber in mehr als einem Zweige des geiſtigen Lebens iſt es bemerkt worden, daß unſer Deutſchland erſt einer Anregung, eines vorläufigen Einfluſſes von außen her bedurft hat, den es ſchnell in ſich verarbeitet, um dann in ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe ſelbſt Werke des erſten Ranges zu ſchaffen.

So dürfen wir uns wahrlich nicht ſchämen, daß das 15. Jahrhundert in der Geſchichte der deutſchen Muſik mehr nur die Annahme und Aneignung des Fremdländiſchen zeigt. Daneben finden wir ſehr bald auch deutſche Erzeugniſſe, freilich im Stil fremder Schulen, aber doch von ſelbſtändiger Erfindung. Die künſtliche oder Figuralmuſik iſt von zwei oder drei Seiten her durch Deutſchland verbreitet. Begreiflicherweiſe iſt die bedeutendſte Einwirkung von Italien ausgegangen, dem Mutterlande der neuern Muſik. In Schwaben und Franken finden wir die erſten Anſtalten für Figuralmuſik, theils als Schmuck fürſtlicher Höfe, theils bei Schulen für kirchliche Zwecke. Die Sammelpunkte des muſikaliſchen Verkehrs wurden die Reichsſtädte Nürnberg und Augsburg, ſie, die überhaupt den deutſchen Verkehr mit dem Lande jenſeit der Alpen vermittelten. Dieſes Land aber, im 15. Jahrhundert von Kriegen und Verfaſſungskämpfen erſchüttert, konnte damals die Künſte der Muſen nicht pflegen; ſelbſt in der päpſtlichen Kapelle führte man faſt nur von frühern Meiſtern geſchaffene Werke auf.

Zu jener Zeit hat auch Frankreich in der Muſik wenig geleiſtet. Auch hier wie in Deutſchland war es die niederländiſche Schule und ihre Weiſe, die den Ohren das Willkommenſte gab. Der geiſtvolle Josquin iſt als ihr Haupt zu betrachten. Die von ihm gepflegte Gattung, die künſtliche Fügung von Motetten und Miſſen, ihre Anordnung für vier, fünf oder ſechs Singſtimmen, iſt bis weit in das 16. Jahrhundert hinein eine Lieblingsweiſe der deutſchen Geſangfreunde geweſen. Gunſt und Bewunderung wurden ihm in ſolchem Maße zu Theil, daß man nur ſeine Werke oder die ſeiner Schüler hören wollte. Er galt unter den Componiſten für das, was Virgil unter den epiſchen Dichtern; man nannte ihn den Erzcomponiſten, den Vater der künſtlichen Muſik. Seine Anordnung war nicht nur geſchickt, er wußte nicht nur die Stimmen auf die vortheilhafteſte und kunſtvollſte Weiſe zu verweben, worauf man damals einen übermäßigen Werth legte: auch ſeine Melodien waren anſprechend, dem Textinhalte gemäß. Selbſt Luther, ein gediegener Kenner auch der ſogenannten Figuralmuſik, hat ihm ſeinen Beifall nicht verſagt. Er ſagte einſt, nachdem er eine Josquin'ſche Motette angehört: „Josquinus iſt ein Meiſter der Noten. Dieſe haben thun müſſen, wie er gewollt; andere Componiſten müſſen thun, wie die Noten wollen." — Die deutſchen Pflanzſtätten der

Josquin'ſchen Schule ſcheinen wieder die obengenannten, Nürnberg und Augsburg, geweſen zu ſein. Er ſelbſt nahm nur Schüler von entſchiedenem Talente an, wenigſtens in der Kunſt der Compoſition nur ſolche. Es iſt erklärbar, was von ihm erzählt wird, daß er bei ihrer Ausbildung wenig Zeit auf die Mittheilung der Theorie verwandte und ſie vielmehr bald zur Ausübung ſchwieriger Stücke hinleitete, alſo durch das Beiſpiel heranzubilden ſuchte.

Ob unter den uns bekannten deutſchen Componiſten des 16. Jahrhunderts einige von Josquin's unmittelbaren Schülern ſein möchten, iſt leider nicht mehr zu entſcheiden. Der Zeit nach dürfte es wahrſcheinlich ſein, denn Josquin ſtarb erſt nach dem Jahre 1531. Aber er hat die letzten Jahrzehnde ſeines Lebens in Flandern und am franzöſiſchen Hofe zugebracht, und es findet ſich keine Spur davon, daß man junge Deutſche dorthin zu ihrer muſikaliſchen Ausbildung geſchickt hätte. Indeß hat ſich die Gattung, die er durch ſein Genie in Aufnahme brachte, ziemlich unverändert in den deutſchen Werken fortgepflanzt. Merkwürdig iſt übrigens, daß man in Deutſchland die niederländiſche Schule nicht als eine für ſich beſtehende hat anerkennen wollen, ſondern ſie im Gefühle der Verwandtſchaft ohne Weiteres zur deutſchen Muſik zog. Dennoch beſtand ſie von der ſüddeutſchen getrennt, und dieſe erblühte erſt, nachdem jene ſchon ziemlich ausgelebt. Von denjenigen ihrer Vertreter in Deutſchland, die noch ganz in die Zeiten vor der Kirchenreformation fallen, nennen wir nur **Johann Godenbach** und den auch durch ſeine weltlichen deutſchen Lieder ſehr beliebten **Heinrich Iſaak**.

Nun iſt es keineswegs unſere Abſicht, die deutſchen Tonkünſtler des 16. Jahrhunderts vollſtändig aufzuführen, ihr Leben zu ſchildern, noch weniger ihre Erzeugniſſe zu durchmuſtern *). Ohne Zweifel ließe ſich in dieſer Beziehung noch ein beträchtlicher Stoff aus den fürſtlichen und ſtädtiſchen Archiven Deutſchlands zu Tage fördern. Wir haben ein Fascikel Briefe vor uns, die meiſt an den Herzog Albrecht von Preußen gerichtet ſind oder von dieſem ausgehen. Auf ſie geſtützt, bieten wir einen Beitrag zur Schilderung des damaligen muſikaliſchen Treibens.

Die älteſte muſikaliſche Verbindung des Herzogs war, ſo viel wir wiſſen, die mit **Thomas Stolzer**, einem geborenen Schleſier, der bei König Ludwig von Ungarn Kapellmeiſter und auch bei deſſen Gemahlin, der Schweſter Karl's V., hoch geachtet war. Er war einſt in Preußen geweſen, wol nur zum Beſuch bei dem, Sang und Klang liebenden Albrecht. Beim Abſchiede mußte er dieſem verſprechen, ihm auch aus der Ferne ſeine

---

*) In Betreff der deutſchen Componiſten des 15. Jahrhunderts verweiſen wir den Leſer auf **Forkel**: „Allgemeine Geſchichte der Muſik", 2. Bd. (Leipzig 1801), in Betreff derer des 16. Jahrhunderts auf des trefflichen **von Winterfeld**: „Der evangeliſche Kirchengeſang" u. ſ. w., Thl. 1 (Leipzig 1843).

neuen Compoſitionen aufkommen zu laſſen. Demgemäß ſchickte er dem Herzoge im Jahre 1526 den von Luther verdeutſchten Pſalm Noli aemulari, zum erſten Male „motettiſch geſetzt", und zwar mit der außergewöhnlichen Anwendung von Krummhörnern, dann auch den lateiniſchen Pſalm Exaltabo te, den er jüngſt, wie er ſagt, aus beſonderer Luſt an den überſchönen Worten geſetzt habe. Von Stolzer's Leben haben wir übrigens nur die dürftigſten Kenntniſſe.

Weit bekannter, ſchon durch ſeine Verknüpfung mit Luther bedeutender, iſt **Johannes Walter**, kurſächſiſcher Kapelldiener am Hofe Friedrich's des Weiſen, ſpäter Cantor oder, wie er ſich ein andermal nennt, Regent der Cantorei zu Torgau. Die Geſchichte der deutſchen Muſik iſt ihm ein ehrenvolles Andenken ſchuldig, ſchon weil er der unermüdliche Genoſſe des Reformators bei der Anordnung des neuen evangeliſchen Gottesdienſtes war. Nach ſeinem „Geiſtlichen Geſangbüchlein", an dem er ſo viele Jahre treu gearbeitet, wird ihm von Kennern eine höhere Befähigung erſten Ranges zwar ab-, dennoch aber ein ſchönes Verdienſt mit Freuden zugeſprochen. Der Herzog von Preußen war ihm als Gönner der Muſik wohlbekannt. Es ſcheint, daß Walter vom Uebertritt des Herzogs zum lutheriſchen Glauben Gelegenheit nahm, ihm 1526 ein fünfſtimmiges Lied auf den Text: „Albrecht ſeyn wir worden tauft", zu überſenden, das er ihm zu Ehren componirt. In ſpätern Jahren folgten noch mehrere Male allerlei Geſangſtücke, unter andern ein ſiebenſtimmiges, „dem heiligen lieben Evangelio und dem Churfürſten zu Sachſen zu Ehren geſtellt und ſonſt ein klein deutſch Liedlein von dem jüngſten Tag auf eine alte Melodey". Mochten nun die Geſänge oder der Sänger nicht behagen, es erfolgten keine Antworten vom Herzoge, der doch ſonſt dergleichen Aufmerkſamkeiten niemals unerwidert ließ.

Unter den deutſchen Componiſten des 16. Jahrhunderts war der gerühmteſte und in ſeiner Art wirklich ein vorzüglicher **Ludwig Senfl**, nach ſeinem Vaterlande oft nur der Schweizer genannt *). Seinen Lehrer **Heinrich Iſaak** haben wir als den trefflichſten Vertreter der Joſquin'ſchen Schule im vorigen Jahrhundert aufgeführt. Unter ihm bildete ſich **Senfl** in der Kapelle Kaiſer Maximilian's, ſpäter lebte er lange Jahre unter dem Titel eines fürſtlichen Componiſten zu München. Er wußte wie kein Anderer ebenſowol die Schönheit des Gedichtes durch die Melodie zu verherrlichen, wie die Melodie durch paſſenden Tonſatz für mehrere Stimmen aufs lieblichſte zu umſpielen. Die künſtliche Figuration that ſeiner gemüthvollen Weiſe keinen Abbruch. Er war der Liebling ſeiner zeitgenöſ-

---

*) Ueber ihn verweiſen wir insbeſondere auf den Abſchnitt in von **Winterfeld's** ebengenanntem Werke S. 168 fg. Da findet der Leſer **Senfl's** Leiſtungen mit den muſikaliſchen Wünſchen und Beſtrebungen ſeiner edelſten Zeitgenoſſen geiſtvoll zuſammengeſtellt.

ſiſchen Muſikfreunde, wegen ſeines Talentes verehrt, wegen ſeiner Gefälligkeit und Beſcheidenheit auch als Freund hochgeſchätzt. Luther ſpricht an einigen Stellen ſeiner Tiſchreden und Briefe mit der wärmſten Neigung von ihm. Wir können nicht umhin, die Worte aus Luther's Lobrede auf die Muſik anzuführen, die uns zugleich zeigen, wie der Sänger des „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ auch die anſprechenden Eigenthümlichkeiten der niederländiſch-deutſchen Schule mit begeiſtertem Kunſtſinne zu faſſen wußte. Sie können ſo angeſehen werden, als ſeien ſie insbeſondere auf unſern Senfl geſchrieben:

„Wo aber die natürliche Muſica durch die Kunſt geſchärſt und polirt wird, da ſiehet und erkennt man erſt zum Theil — denn gänzlich kanns nicht begriffen noch verſtanden werden — mit großer Verwunderung die große und vollkommne Weisheit Gottes in ſeinem wunderbarlichen Werke der Muſica, in welcher vor allem das ſeltſam und zu verwundern iſt, daß einer eine ſchlechte Weiſe oder Tenor (wie es die Muſici heißen) herſinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch geſungen werden, die um ſolche ſchlechte einfältige Weiſe oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum her ſpielen und ſpringen, und mit mancherlei Art und Klang dieſelbige Weiſe wunderbarlich zieren und ſchmücken, und gleich wie einen himmliſchen Tanzreyen führen, freundlich einander begegnen, und ſich gleich hertzen und lieblichen umbfangen, alſo daß Diejenigen, ſo ſolches ein wenig verſtehen, und dadurch bewegt werden, ſich deß heftig verwundern müſſen, und meynen, daß nichts ſeltſameres in der Welt ſey, denn ein ſolcher Geſang, mit viel Stimmen geſchmückt. Wer aber dazu keine Luſt und Liebe hat, und durch ſolch lieblich Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß warlich ein grober Klotz ſeyn, der nicht werth iſt, daß er ſolche liebliche Muſica, ſondern das wüſte, wilde Eſelgeſchrei des Chorals, oder der Hunde oder Säue Geſang und Muſica höre.“

Im Jahre 1531 ſchickte Senfl dem Herzoge von Preußen zum erſten Male einige Motetten und Lieder zu, dieſer zum Entgelt 22 Ellen preußiſchen Damaſt, wie es heißt, als „Verehrung“. Seitdem gingen mehrere Jahre hindurch freundliche Briefe hin und her. Von Seiten des Fürſten begleiteten ſie oft Geſchenke; einmal ein ſchön gearbeiteter vergoldeter Doppelbecher, in Nürnberg gefertigt, 50 Gulden an Werth, mit dem Wappen des Herzogs und ſeiner Gemahlin verziert; außerdem 50 Gulden an Gelde. Ein andermal beſtand die Verehrung nach der ungezierten Sitte jener Zeit nur in einer Anzahl Hoſenfelle. Der Künſtler war hocherfreut über ſolche Anerkennungen. Als Gegendank ſandte er dem freigebigen Gönner ſeine ſechsſtimmige Compoſition zu dem Texte: „Quid retribuam Domino“, außerdem zwei Pſalmen: „Deus in adjutorium“, und „De profundis clamavi“, der eine für vier, der andere für fünf Stimmen geſetzt; der Herzog möge „ſolch kleine und ſchlechte Muſica“ von ihm annehmen; er möge ihm nur noch mehr Arbeit zuſenden und anzeigen, in welcher Manier er ſie gern hätte. Es war nämlich ganz gebräuchlich, dem Componiſten den Text mit dem Tenor, d. h. der Melodie, zu ſchicken und ihn um die Anordnung der künſtlichen Stimmenſetzung zu erſuchen. So haben wir einen Brief Luther's, in welchem er **Senfl** bittet, ihm den Satz für mehrere Stimmen auf das „In pace in idipsum" zu ſenden; „denn ich habe ſchon angefangen, dieſe Antiphonie für mich zu ſummen und möchte ſie gern ordentlich ausgeſetzt hören." — Auch Lieder erhielt der Herzog von **Senfl**, „auf die Hofweiſe geſetzt" (more Palatino), d. h. ſolche, die wegen ihrer verſchlungenen Figuration nur von Hofſingſchulen aufgeführt werden konnten. Sie waren eine Liebhaberei, die noch aus dem vorigen Jahrhunderte ſtammte. Im freudigen Stolze, daß auch an ſeinem Hofe würdige Werke geſetzt würden, ſchickte Albrecht dem Meiſter einmal eine preußiſche Compoſition zur Anſicht, „ein Geſchichtding und deſſen Compoſition", woraus er ſehen werde, „was für Componiſten in dieſen weitentlegenen Landen und faſt in der Wildniß ſeien .

Senfl iſt auch nach ſeinem Tode bei denjenigen ſeiner deutſchen Landesgenoſſen im beſten Andenken geblieben, denen ſeine reindeutſche Geſangsweiſe und Geſinnung theuer war. Wie man ſelbſt Josquin gern als Landsmann betrachtete, ſo wurde auch **Senfl's** ſchweizeriſche Geburt vergeſſen. Hatte er doch ſeit ſeinen Knabenjahren in Deutſchland gelebt. Hören wir die Worte des wackern **Veit Ortel**, eines Profeſſors zu Wittenberg, bekannter unter dem Namen ſeiner Vaterſtadt als „der Windsheimer"! Er beklagt ſich in einer ſeiner lateiniſchen Reden: „Die Muſik der Deutſchen, wie die eines Josquin, Senfl, Iſaak u. ſ. w., übertrifft die Muſik der andern Nationen ſowol in Hinſicht der Künſtlichkeit, wie des Liebreizes und der Würde. Aber heutzutage werden mit der Muſik und mit der Kleidung auch die Gemüther der Menſchen umgewandelt. Die durchaus leichtfertige Muſik der Franzoſen und Italiener zeugt von einem ebenſo leichtfertigen Sinne."

Manche Muſiken des Senfl ſowie andere Compoſitionen aller Art erhielt Albrecht von Preußen durch einen Altiſten in der Kapelle des Fürſten von Baiern, den Senfl in freundlicher Herablaſſung auch wol ſeinen Geſellen nannte, durch **Lukas Wagenrieder**. Dieſer ſcheint ſelbſt nicht componirt zu haben, er ſchrieb meiſtens nur die neuen Werke Senfl's für den Herzog ab oder ließ ſie durch Andere abſchreiben; ſo das gefeierte „Vita in ligno", ſo den Pſalm „Ecce quam bonum", das „In principio"; aber auch ältere Stücke, wie Vieles von dem verſtorbenen Josquin, ſchickte er nach Preußen. Selbſt das damals beliebte „Naſenlied" erhielt der Herzog durch dieſen ſeinen Geſchäftsträger in München, obgleich Letzterer für gut fand, dabei zu bemerken: „Wie ich mich beſonnen habe, ſo dünkt es mir faſt ſchimpflich, Seiner fürſtlichen Gnaden ein ſolches rotziges Naſenlied zu ſchicken." Indeß war ein von Senfl componirtes Badelied dabei. Uebrigens erhielt auch dieſer gefällige Abſchreiber und Agent Geſchenke für ſeine Mühe.

Daß die Ehrenbezeugungen, die Albrecht den verdienten Meiſtern des Geſanges erwies, auch untergeordnete Talente, ja wol abenteuerliche Stümper bewogen, ſich ihm zu nähern, erfuhr er wie jeder Mäcen. Componiſten, ihm wie uns völlig unbekannt, ſandten ihm Angebinde zu, aber mit keinem derſelben ſehen wir ihn in dauerndem Briefwechſel, ja an wenige ſcheint er nur eine Antwort erlaſſen zu haben. Wir nennen einige, ohne deshalb gerade ſie zu den Stümpern zu rechnen. **Paulus Prätorius** aus Stettin iſt ſonſt unbekannt; vielleicht gehörte er ſchon zu der Familie Prätorius, aus der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehrere gediegene Künſtler entſproſſen ſind. Er fügte den Meſſen, die er dem Herzoge zukommen ließ, ein Schreiben bei, worin der hohe Werth der Muſik durch viele Beiſpiele aus der alten Geſchichte, von den Zeiten Homer's an, dargethan wird. Ob ſeine Compoſitionen der Gelehrſamkeit entſprachen, mit der er ſie empfiehlt, muß dahingeſtellt bleiben. Indeß ſcheint ſie der Herzog anerkannt zu haben: er vergalt ſie durch ein Geſchenk von 15 Thalern.

In Polen war die Muſik nicht unbekannt, aber wol wenig gepflegt; gerade polniſche Künſtler ſuchten oft in Preußen Empfehlung. Einen Muſikus, Namens **Bekfarg**, empfahl Polens König dem Herzoge ſelbſt. Ein anderer nannte ſich **Cyprianus Heraklides Baſilikus**; er war aus Wilna gebürtig. Sein Brief ſpricht ſeine Abſicht ſehr offen aus: „Er habe ſich ſtets bemüht, die Gunſt hoher Herren zu erlangen, und da er gehört, wie der Herzog Geſänge von andern hohen Meiſtern ſo gütig angenommen, ſo wolle auch er es verſuchen.“ In Elbing — dem damals polniſchen — ſtarb 1557 ein „Sänger“ unbekannten Namens, den man nur als Muskateller zu bezeichnen pflegte, vielleicht weil ſeine Geſänge ſüß und lockend waren wie jener Wein. Der Herzog bemühte ſich bei dem Rathe der Stadt um diejenigen Stücke, die Muskateller bei ſeinem Tode zurückgelaſſen habe.

Der Verkehr und Handel mit Muſikſtücken war nirgends ſo lebhaft und ſo ausgebreitet wie in Deutſchland. Das Land, in welchem die Buchdruckerkunſt erfunden iſt, hat ſchon dadurch auch zur Förderung des muſikaliſchen Umgangs unberechenbar beigetragen. Die erſten Verſuche, ſie auch für die Notenverbreitung anzuwenden, fallen freilich ſchon in die letzten zehn Jahre des 15. Jahrhunderts, und zwar meiſt nach Italien. Hier wird **Ottavio de Petrucci** als der Erſte genannt, welcher Figuralnoten in Holz ſchnitt; er erhielt von Papſt Leo X im Jahre 1513 ein Privilegium auf ſeine Erfindung, und zwar auf 20 Jahre. Wie es aber immer geht, hinderte auch hier das Privilegium die Vervollkommnung; es lag in den Zeitverhältniſſen, daß man es in Deutſchland hielt: gerade in ſolchen Dingen mochte man dem päpſtlichen Gebote am wenigſten entgegenhandeln. Vielleicht lenkten auch die Bauernkriege und ihre Folgen die Geiſter zu ſehr vom Gewerbfleiße ab. Die italieniſchen Drucknoten waren unreinlich, kaum zu leſen; überdies wurden nur die gerühmteſten und immer nur einzelne Stücke des Druckes gewürdigt; Josquin genoß dieſe Ehre faſt allein.

Kaum aber war die Zeit des Privilegiums abgelaufen, ſo betrieben die nürnberger und neben ihnen vorzüglich die ſtrasburger Buchdrucker den Notendruck mit erfolgreicherm Bemühen. Etwa ſeit 1537 ſind die deutſchen Noten ſauber und klar wie die beſten geſchriebenen. Ganze Sammlungen von Werken eines Meiſters oder auch verſchiedener Meiſter gingen von Nürnberg aus, und bald wetteiferte Augsburg. Nicht nur die ältern Werke von Josquin und Iſaak, auch die der damals gerade blühenden Deutſchen, eines Stolzer, Senſl und Anderer, kamen bewundernswürdig ſchnell an die Kirchen- und Hofſchulen, in welchen ihrer begehrt wurde. Ohne dieſe Sammlungen würden auch wir die damalige Muſik wenig kennen; denn daß einzelne Stücke ſich bis auf unſere Zeit erhalten hätten, davon finden wir nur ſelten Kunde. Selbſt manches Volkslied kennen wir nur durch den Notendruck; denn neben den Meſſen und Motetten gingen auch künſtlich geſetzte weltliche Lieder aus, wie: „Es het ein Bauer ein Töchterlein, Das wolt nit länger ein Maidlein ſeyn“, oder: „Es wolt ein alt Mann auf die Buhlſchaft gahn“. Sind doch viele Melodien unſers evangeliſchen Kirchengeſanges aus denen von Volksliedern entſtanden. Der Titel einer Sammlung von weltlichen Liedern, die zu Nürnberg 1544 bei Johann Ott erſchienen, iſt folgender: „Hundertundfünfzehn guter und neuer Liedlein, mit 4, 5, 6 Stimmen, vor nie in Truck ausgegangen, Deutſch, Franzöſiſch, Welſch und Lateiniſch, luſtig zu ſingen, und auf die Inſtrument dienſtlich, von den berhümbteſten dieſer Kunſt gemacht.“

Sich dieſe Werke zu verſchaffen, war einem deutſchen Fürſten natürlich ein Leichtes. Einem Muſikfreunde aber, wie dem Herzoge von Preußen, kam es darauf an, ſie möglichſt ſchnell und vollſtändig zu erhalten, des Ungedruckten nicht verluſtig zu gehen, ferner auch auf die neuern Stücke der mittel- und ſüddeutſchen Meiſter nicht warten zu dürfen. Wie ihm in Betreff Senſl's der fleißige Wagenrieder behülflich war, haben wir ſchon erwähnt. Aehnliche Geſchäftsträger wie dieſen zu München hielt Albrecht auch zu Nürnberg und Augsburg. In Nürnberg war es der Bürger Georg Wilzel. Durch Kaufleute, die mit Italien und den Niederlanden im Handelsverbindung ſtanden, erhielt er, was hier in der Tonſetzung geleiſtet war und geleiſtet wurde, und beförderte es wieder nach der Oſtſee zu. Durch Wilzel erhielt der Herzog zu ſeiner Hochzeit 1549 „eine Meſſe, die ein Bürger und Kaufmann allhier zu Nürnberg, ein Singer und ſonderlicher Liebhaber der Muſik, zu Venedig auf ſeinen Namen und Koſten durch einen berühmten Componiſten, Poriſon genannt, machen und ſetzen laſſen, und ſonſt noch niemandem bekannt iſt.“ Anbei kamen mehrere Lieder und Motetten an, die der Herzog zur Erheiterung ſeiner Hochzeitgäſte ſingen laſſen könne. Daß ein Mann wie Wilzel höher geachtet wurde als ein bloßer Handelsagent, ſehen wir aus der zarten Form des

Verkehrs. Der Herzog ſchickte ihm zum Dank ſilberne Trinkgeſchirre, auch baare Geldgeſchenke, und wiederum in Form des Dankes dafür erhielt er neue Kunſtgeſänge. — In Nürnberg war eine Zeit lang auch der Inſtrumentenmacher Georg Neuſchel, von dem als ſolchem wir ſpäter noch erzählen werden, geſchäftig, dem Herzoge Motetten für ſechs bis acht Stimmen mit zugehöriger Inſtrumentalbegleitung zuzuſchaffen.

Auch in Augsburg war es ein Stadtbürger, Silveſter Raid, der die preußiſche Kapelle verſorgte. Er war ein feuriger Liebhaber der Muſik; dadurch und durch ſeinen geraden lutheriſchen Sinn nahm er den Herzog für ſich ein, als er 1539 nach Königsberg zum Beſuche kam. Zum Dank für den freundlichen Empfang ſchickte er ihm bald nach ſeiner Heimkehr eine Sammlung neuer Geſänge und einige muſikaliſche Merkwürdigkeiten, „nämlich das Verbum Domini in einem Lacanet (?) und alsdann ein Kunſtſtück in ſchwarz und weiß Felder gedruckt, ob die in Preußen oder Polen noch nicht offenbar wären“. Im folgenden Jahre ſchickte er wieder einige drei-, vier- und fünfſtimmige Geſänge aus Venedig mit dem unklaren Bemerken, leider hätten die geiſtlichen Geſänge wegen der Privilegien des Kaiſers nicht mit verbunden werden können. Während ſich zu Nürnberg das muſikaliſche Leben mehr der induſtriellen Seite zuneigte, im Notenhandel und der Inſtrumentenfertigung ſeinesgleichen ſuchte, war Augsburg ſchon im Beginne des Jahrhunderts als Muſikſchule berühmt. Damals konnte nur noch eine norddeutſche Stadt, Lüneburg, neben ihm genannt werden, beide als Pflegerinnen der niederländiſchen Schule. Von den beliebteſten Motetten derſelben iſt die erſte Sammlung zu Augsburg gedruckt. Hier war die Kunſt der Muſik auch unter der gemeinen Bürgerſchaft im Schwunge, wie nirgends in Deutſchland.

Der Natur der Sache gemäß kam die deutſche Figuralmuſik viel früher an den Höfen in Aufnahme als etwa an Kirchen oder gar Stadtſchulen. Schon der erforderliche Koſtenaufwand machte ſie in der Regel nur bedeutendern Fürſten möglich. Auch ſuchten die Künſtler ſelbſt einen mächtigen Schutz, wie ihn zur damaligen ſtürmiſch bewegten Zeit nur Fürſten und auch nicht alle Fürſten gewähren konnten. Es mußten manche Jahre ungeſtörten Wirkens hingehen, ehe ein Muſikmeiſter eine tüchtige Kapelle zuſammenbringen, einüben und zum Vortrage der ſchwierigen Muſikart, die man einmal am meiſten liebte, befähigen konnte. Wir haben den kurſächſiſchen Hof, an dem Luther auch für ſeine edle Muſica begeiſterte, ferner den bairiſchen erwähnt, deſſen Zierde Ludwig Senſl war; wir gehen jetzt näher auf den muſikaliſchen Hof des Herzogs Albrecht von Preußen ein.

Den bewegenden Stoß hat auch hier die Reformation und der große deutſche Reformater gegeben. Darin, daß Herzog Albrecht ein eifriger Verfechter der erſtern und daß er, wie den religiöſen und wiſſenſchaftlichen, ſo auch den künſtleriſchen Beſtrebungen Luther's nahe befreundet war, in dieſem evangeliſchen Geiſte nahm er Anlaß, ſeine perſönliche Neigung zur Muſik auch ſeinen Unterthanen einzupflanzen. Gelegentlich verſuchte er ſich ſelbſt als Componiſt. Als dilettantiſch mögen wir indeß ſein muſikaliſches Streben nicht bezeichnen; den Dilettantismus verhinderte überhaupt ſchon die ſchwierige Tonſetzung, zu der nur ernſte Vorſtudien befähigten. Die Lieblingsneigung trat hinter den Regentenpflichten zurück, niemals aber finden wir eine Spur von der eiteln Hoffahrt, die kunſtfähigen Herrſchern ſo nahe liegt. Wie Luther in ſeinem traulichen Hauſe, ſo ſtand Albrecht in ſeinem Lande dieſer Kunſtpflege vor. Im Jahre 1537 ſchickte der Herzog drei Geſangſtücke an den geliebten Luther: ein Lied von ſeinem Rathe Paul Speratus, Biſchofe von Pomeſanien, den 121. Pſalm, welchen der Herzog ſelbſt, und den 39., welchen ſein Hofcomponiſt Hans Kugelman geſetzt hatte. Dazu fügte er die freundliche Bitte: „Ihr wollet dies alles euerem Hohen von Gott verliehenen Verſtande und euerer Geſchicklichkeit nach corrigiren, beſſern und mehren und uns dergleichen auch bisweilen zuſchicken und mittheilen“. — Albrecht ließ ſich weder Koſten noch Mühen verdrießen, um dieſer Kunſt auch fern von den Sammelpunkten Deutſchlands eine Stätte zu bereiten, auf der ſie nicht minder herrlich emporblühen möge. Die ſchönſte Frucht ſeiner biedern Kunſtpflege hat er freilich nicht erlebt; daß er aber den Baum gepflanzt und genährt hat, muß die Geſchichte ihm zuerkennen. Wo blühte die Tonkunſt am Schluſſe des 16. Jahrhunderts und am Anfange des 17. wie in Preußen, welche Schule war damals gefeierter und verdienter als die preußiſche?

Adrian Rauch, genannt Stöberle, war vielleicht der älteſte Muſikmeiſter in Herzog Albrecht's Hofſingſchule; er iſt als Componiſt ſonſt unbekannt. Wir wiſſen aus ſeinem Leben nur, daß er von Kugelman angeklagt wurde und in des Fürſten Ungnade fiel. Vergeblich hatte dieſer den Zwiſt der beiden Muſiker auszugleichen geſucht. Später lebte Rauch in München und ſuchte von hier aus wieder das Vertrauen ſeines frühern Herrn zu gewinnen.

An ſeine Stelle war Hans Kugelman getreten, ein Augsburger von Geburt, deſſen Compoſitionen nur von wenigen ſeiner Zeitgenoſſen, vielleicht nur von Senfl, übertroffen wurden. Unter dem beſcheidenen Titel eines oberſten Trompeters, den er lange Zeit führte, ſcheint er ſich durch ſein Talent zu immer höherer Achtung emporgeſchwungen zu haben. In ſeiner Stellung als Kapellmeiſter hatte er nicht nur die Oberleitung über die Hofmuſik, ſondern auch in allen Beſprechungen über die neu einzuſetzende evangeliſche Kirchenmuſik und über den Muſikunterricht auf den Schulen galt ſeine Stimme beim Herzoge als die erſte. Er war auch der Verfaſſer des älteſten lutheriſchen Geſangbuches in Preußen, das er „den Kirchen und Schulen zu Nutz“ bearbeitete. Aus den Beſtellungen des Herzogs in andern Städten dürfen wir ſchließen, daß es in ſeinem Lande damals noch keine Notendruckerei gab. Um aber die Kugelman'ſchen Geſänge vervielfältigen zu laſſen, ſchickte ſie Albrecht nach Augsburg an den obenerwähnten Silveſter Raid. Dieſer nahm ſich der Compoſitionen ſeines Landsmanns aufs wärmſte an, er hatte gerade vom Bürgermeiſter der Stadt, den ein beſonderes Wohlgefallen am geiſtlichen Geſange bewog, einen Auftrag bekommen, den Druck der ſchönſten geiſtlichen Lieder zu fördern. So erſchienen durch ſeine Vermittelung 1540 die dreiſtimmigen Lieder Kugelman's unter dem Namen „der preußiſchen Trium“. Ihnen waren noch einige andere geiſtliche Compoſitionen zugefügt. Der Herzog erhielt 300 Exemplare und zugleich das Verſprechen, daß auch die künftigen Erzeugniſſe ſeines Kapellmeiſters gern zum Drucke angenommen werden ſollten. Das war ihm keine geringe Freude. Denn er hielt viel auf Kugelman und auch deſſen Gattin ſtand bei ihm in beſonderer Gnade. Eine Bitte des Componiſten um Erhöhung ſeines Gehalts auf 100 Mark beantwortete er gnädig und freundlich, bewilligte aber doch nur 80 Mark jährlich und verhieß dabei noch Nebeneinkünfte, wenn ſolche fallen ſollten. Dieſe neue Beſtallung vom 18. Auguſt 1541 zeigt uns klar, welcher Ehren und Begünſtigungen der damals ſchon betagte Künſtler würdig geachtet wurde. Statt des Hoftiſches, den er aus Schwachheit ſeines Körpers nicht genießen konnte, erhielt er jährlich 15 Mark, ferner den Schlaftrunk, „gleich den herzoglichen Edelleuten“, ſein Häuslein frei, auch freie Hofkleidung für ſich und freien Tiſch und Kleidung für einen Lehrling, den er ſich zugleich zu ſeiner Bedienung hielt. Falls ſein Bruder ihn überlebte und in des Herzogs Dienſten bliebe, ſollte ihm die Wohnung belaſſen, und ſeiner Gattin Eliſabeth in demſelben Falle eine Hoſpitalsſtelle nebſt einem Jahrgehalte geſichert werden. Das alles zur Belohnung des Talentes, des Fleißes und der treuen Dienſte. Kugelman ſtarb aber ſchon im Jahre 1542, wie wir aus dem Rathsbuche dieſes Jahres erfahren.

Wer nach ihm an ſeine Stelle getreten, wiſſen wir nicht; denn der einzige von ſeinen Nachfolgern, der einen Namen von bekannterm Klange führte, hat das Amt nicht vor dem Jahre 1547 antreten können.

Adrian Cölico, auch Coclico genannt, war früher Biſchof in Rom geweſen und hatte, vom Papſte geehrt und von Reichthum unterſtützt, hier mit Vorliebe die Muſik gepflegt, ſogar in der päpſtlichen Kapelle in hohem Anſehen geſtanden. Er war ein Schüler Josquin's und hat ein Compendium der praktiſchen Muſik verfaßt, worin er ſeinen Meiſter mit unermeßlichen Lobeserhebungen überſchüttet. Da er aber der neuen Lehre zuneigte, wurde er ſeiner Pfründen beraubt und des Landes verwieſen; ſo gibt er ſelbſt wenigſtens den Grund an. Seitdem erſcheint er als ein talentvoller, aber durchaus liederlicher und laſterhafter Vagabunde. Er durchſtreifte einen Theil von Frankreich und Spanien und predigte in vielen Städten allerlei wüſtes, wol auch ketzeriſches Zeug, wie er ſchon zu Rom gethan. Das verächtliche Achſelzucken, mit dem man ihn überall fortwies, ſicherte ihn vor härterer Strafe. Er geſteht ſelbſt, daß man ihm meiſt nachgeſagt: „Er iſt ein Muſiker, ein Phantaſt, er weiß nicht was er ſpricht, er ziehe ſeiner Wege!“

In Deutſchland angekommen, wurde er Profeſſor der Muſik an der Frankfurter Akademie, aber der geringe Sold, für den er ſeine Kunſt lehrte, brachte ihn in drückende Lagen. Dem Herzoge Albrecht empfahl er ſich, als derſelbe einſt in Wittenberg war; Philipp Melanchthon überreichte einen Geſang in des Künſtlers Namen, dem dieſer noch mehrere folgen ließ. Der Herzog zeigte ſich anfangs durch Geſchenke erkenntlich und zog Cölico endlich ganz in ſeine Dienſte. Seine Geſänge erfreuten Albrecht, ſodaß er ihn „den Kunſtreichen“ zu nennen pflegte. Aber das lockere Leben des Italieners bereitete ihm fortwährende Unannehmlichkeiten und brachte ihn endlich wieder um ſeine Stellung. Zuerſt nahm er ſich heraus, wieder ſeine wirren Lehren in Kirchenpredigten hören zu laſſen, wenngleich nur wenige Leute ſein lateiniſches Geſchwätz verſtanden. Das wurde aber vom proteſtantiſchen Fürſten ſtrenger genommen als in den katholiſchen Ländern. Herzog Albrecht verlangte öffentlichen Widerruf. Deſſen ſchämte ſich der eitle Prälat; in ſeiner Eingabe an den Herzog verſuchte er allerlei Ausflüchte und mitleiderregende Bitten: er habe nur vor drei bis vier Menſchen geſprochen und zwar lateiniſch; wie könne er da deutſch widerrufen? er kenne „dieſe niedere Sprache“ wenig und würde ſich vor dem Volke nur lächerlich damit machen; er gelte hier für einen Heiden, weil das Volk noch ſehr roh ſei. Dann aber heißt es aus einem andern Tone: er ſei ein ſchwacher Greis, ſtehe allein in der Welt da, wolle gern den letzten Reſt ſeines Lebens beim Herzoge bleiben, wenn man gelinder mit ihm verführe und ihm einen Sold gebe; man möge ihn jetzt zur Winterszeit nicht fortgehen heißen. In der Unterſchrift dieſes Briefes nennt er ſich „Muſikus und gefangner Vogel“. Wunderliche Miſchung wälſchen Dünkels mit wälſcher Kriecherei!

Der Herzog ſcheint ihm für diesmal aus Rückſicht auf ſeine Kunſtfähigkeit verziehen zu haben. Nach wenigen Jahren aber gab es einen neuen, noch ärgern Skandal mit ihm. Den „ſchwachen Greis“ verführte die Sinnenluſt, ſich mit einer armen Witwe von höchſt zweifelhaftem Rufe zu verheirathen. Allerhand unſaubere Geſchichten kamen dabei noch zum Vorſchein. In ſolchen Dingen war der Herzog, ſelbſt ein Muſter häuslicher Tugend, unnachſichtig. Vergeblich verſchwendete Cölico abermals ſeine jammervollen Worte. Die Verhandlungen zogen ſich noch über ein Jahr hin; dann hieß ihn der Burggraf von Preußen das Land verlaſſen, wo er ſo manche Wohlthat genoſſen hatte. Im ſtrengen Winter mußte der alte Sünder nach Nürnberg wandern auf beſchwerlichen Wegen, und noch immer ſchrieb er demüthige Briefe an ſeinen vormaligen Gönner, ſchickte ihm auch Pſalmen zu, die er geſetzt. Aber vergebens! er ſcheint bald geſtorben oder doch verſchollen zu ſein. Sein Leben iſt ein widriges Gegenbild zu dem ehrenhaften und religiöſen Wandel der meiſten deutſchen Muſiker, die wir genannt.

Obwol der Herzog nach Cölico's Abgang keinen bedeutenden Künſtler mehr für ſeinen Hof gewinnen konnte, blühte ſeine Kapelle dennoch fort. Sie zählte manches ausgezeichnete Mitglied. So berief der Herzog etwa um dieſelbe Zeit wie Cölico einen gewiſſen Quirin Braun aus Nürnberg, „Muſikus und Lauteniſt“, von deſſen Kunſtfertigkeit auf mehrern Inſtrumenten man ihm Rühmliches erzählt hatte.

Die Trompeter bildeten eine Art Genoſſenſchaft, ſie kamen zur Uebung zuſammen, erfreuten dann auch hochgeſtellte Perſonen durch eine dargebrachte Muſik und vermehrten durch das Geſchenk, welches ſie dafür erhielten, ihre Einkünfte. Dieſes ſogenannte Gefälle, Schank- oder Trankgeld war öfters Gegenſtand eines Haders, bei dem es zu heftigen Schmähungen, ja zu Verwundungen kam. Durch ein Erkenntniß des Herzogs wurde aber die gleichmäßige Vertheilung angeordnet; nur wenn ein einzelner Trompeter von einem oder mehrern Edelleuten „ein Wapen“ als rein perſönliche Auszeichnung erhielt, blieb es ihm allein. War der Trompeterchor nicht gerade bei Hofe oder beim Herrn nothwendig, ſo erhielt er bisweilen die Erlaubniß, auch außer Landes ſich ein Verdienſt zu machen. Nach dem Tode des Herzogs geſchah ſolches auf längere Zeit wegen der eintretenden Trauer, in welcher keine fröhliche Muſik ertönen ſollte; ſie gaben vor, ſich auswärts noch mehr üben und ausbilden zu wollen, mußten ſich aber verpflichten, nach abgelaufener Friſt wieder ins Land heimzukehren. Ihr Inſtrument war übrigens nicht die Trompete allein, alle wußten auch die Sackpfeife zu handhaben und jeder Einzelne mußte außerdem eines beſondern Inſtrumentes kundig ſein, als der Poſaune, des Fagotts u. ſ. w.

Die Freudenmuſiken, welche bei Hoffeſtlichkeiten gehört wurden, bedurften natürlich noch einer beſondern Inſtrumentation, die für den geſchloſſenen Raum paßte, wo begreiflicherweiſe ein Chor von 21 Trompetern mit den zugehörigen Keſſelpauken Alles überſchmettert hätte. Wir haben einen höchſt belehrenden und ſaubern Kupferſtich vor uns, die Abbildung eines großen zu Würzburg befindlichen Teppichs*), auf welchem die Hochzeitfeier des letzten Hennebergiſchen Grafen, Georg Ernſt, dargeſtellt iſt. Demnach iſt der Teppich zwiſchen den Jahren 1568 und 1583 gefertigt. Nach der bejahrten Geſtalt des Bräutigams zu ſchließen, iſt es ſeine zweite Ehe, die wir vor uns ſehen, eben jene, deren Unfruchtbarkeit den alten Grafen das Erlöſchen ſeines Namens vorausſehen ließ. Die Mitte des Teppichs nimmt das Hochzeitspaar ein, offenbar in der Stellung des Trauactes; dazu ſtimmt denn auch das ihre Geſtalten umgebende, in Diſcantus, Altus, Tenor und Baſſus geſetzte Lied: „Ein veſte purg iſt unſer Gott“. Den Kranz um ſie herum füllen nun die Figuren von 12 Muſikern, alle in Feſtkleidern. In ihrer Mitte ſteht der Kapellmeiſter, in der linken ein Blatt, in der rechten einen Stab, etwa von der Länge der Ritterdegen und oben in ein kleines Kreuz auslaufend. Er trägt einen Talar, der dem Grafenmantel des Bräutigams gleich ſieht, nur daß die Armſchlitzen tiefer gehen. Uebrigens iſt die ganze Figur der des Grafen ſehr ähnlich gehalten, wozu beſonders der lange weiße Bart beiträgt, der Beiden vom Kinne herabfließt und ſich unter dem Mantel verliert. Merkwürdigerweiſe ſind ſie auch die beiden einzigen männlichen Figuren des Blattes, die keinen Degen tragen. Die Muſiker ſtehen in gemiſchter Reihe, abwechſelnd eine männliche und eine weibliche Geſtalt. Sie werden wieder von den vier Stimmen einer Tanzmuſik umſchloſſen, und die äußerſten vier Seiten des Blattes nehmen dann die Tanzpaare ſelbſt ein. Da mithin die Muſiker zwiſchen dem Traupaare und den Tänzern aufgeſtellt ſind, da über ihnen das Kirchenlied, unter ihnen die Tanznoten, ſo vermögen wir nicht zu entſcheiden, ob ſie als zur Trauung oder zum Tanze aufſpielend gedacht ſind. Auf die ſechs Frauengeſtalten fallen folgende Spielinſtrumente: der Baß, eine kleine in der Hand gehaltene Harfe, zwei guitarren- oder lautenähnliche Inſtrumente, der Triangel; eine ſechste, etwas ältliche und ſehr beleibte Geſtalt bläſt die Poſaune. Die fünf männlichen Figuren — denn der Kapellmeiſter iſt die ſechste — führen: die Clarinette, ein langes dünnes Horn, die Querpfeife (Flöte), die Violine, das Krummhorn. Unregelmäßigerweiſe befinden ſich ein Trompeter mit dem üblichen Fähnlein an ſeinem Inſtrumente und ein ſitzender Keſſelpauker, der zwei Pauken auf einem kleinen Geſtelle vor ſich hat, mitten unter den tanzenden Paaren, deren ſonſt auf jeder Seite vier, auf dieſer aber nur drei gruppirt ſind. Wir möchten ſie für Repräſentanten des äußeren, nicht für das Zimmer berechneten Muſikchores halten, und ihre eigenthümliche Stellung ſcheint unſere Meinung zu beſtätigen.

---

*) Er befindet ſich im Beſitze eines wackern Freundes deutſcher Alterthümer, des Herrn Zollinſpector Becker in Würzburg, deſſen Güte der Verfaſſer auch die beſagte Abbildung verdankt. Sie iſt übrigens bei der ſehr ſorgfältigen Ausführung von höchſtem Intereſſe auch für die Kunde von der damaligen Ritter- und Damenkleidung. Ferner gibt ſie in 15 verſchiedenen Situationen eine lebendige Anſchauung von einem damaligen Feſttanze, wie wir ſie ſonſt nirgendher zu ſchöpfen wüßten.

Die Vocalmuſik wurde in einer Cantorei gepflegt unter dem Vorſtande eines Cantors, deſſen Amt vielleicht oft mit dem des Kapellmeiſters zuſammenfiel. Von Zeit zu Zeit wurden Geſangſtücke bei Hofe aufgeführt; welche Vorübung dazu erforderlich war, leuchtet aus der Beſchaffenheit der damals beliebten Tonſetzung ein.

Völlig getrennt ſowol von der Heermuſik wie der Hofkapelle ſtand der Organiſt da. Für die Orgel derjenigen Kirche, in welcher der Fürſt ſeine Andacht zu verrichten pflegte, wünſchte er natürlich einen Künſtler zu haben; ſolche ſcheinen aber ſelten geweſen zu ſein. An Herzog Albrecht's Schloßkirche zu Königsberg bekleidete um das Jahr 1548 ein gewiſſer Albrecht Buſch oder Buchs, wahrſcheinlich ein Salzburger von Geburt, das Amt eines Hoforganiſten. Im Jahre 1561 finden wir Andreas

Schulz aus Rieſenburg, einen jungen Mann, dem bei vielverſprechenden Anlagen doch die nothwendige Ausbildung unter den Augen eines Meiſters mangelte. Gern nahm der Herzog daher eine Verwendung an, nach welcher Schulz zu dem brandenburgiſchen Hoforganiſten Johann Hornburg gethan und dort auf herzogliche Koſten unterhalten wurde; ſie betrugen jährlich 52 Thaler und außerdem 30 Thaler als Lehrgeld. Hier blieb „der Diszipel" fünf Jahre lang. Albrecht genoß nicht mehr die ſo theuer erworbene Kunſtfertigkeit, da er vor der Rückkehr des Schulz ſtarb. Wenn er für die Ausbildung eines jungen Muſikers ſo viel verwendete, ſo werden wir die Bedingung nicht auffällig finden, die er in einem andern Falle ausdrücklich ſtellte: daß der Schuler zum Danke für ſolche Koſten ohne des Herzogs Willen in keine andern Dienſte gehen werde. Wahrſcheinlich ſollte ein Organiſt außer dem Orgelſpiel auch den Orgelbau lernen. Aus Mangel dieſer Kunſt in Preußen mußte nämlich Albrecht Orgeln von auswärts kommen laſſen, und zwar wiſſen wir, daß es in einem Falle aus Halle geſchah; in einem andern, 1539, für die königsberger Schloßkirche, wurde der Organiſt Hans Gerpel vom Hofe des Kurfürſten Joachim von Brandenburg nach Preußen berufen.

Die Verfertigung der mannichfachen muſikaliſchen Inſtrumente iſt ohne Zweifel derjenige Zweig des Gewerbfleißes, der nicht nur die höchſte Genauigkeit, die ämſigſte Uebung und eine geſchickte Hand erfordert, ſondern ebenſowol auch die Kenntniß aller Technik, mit der ein Inſtrument gehandhabt werden ſoll, und ein gebildetes Ohr. Handwerk und Kunſtſinn müſſen ſich dazu vereinigen. In dieſer Beziehung ſtand Deutſchland völlig ſelbſtändig da, und vor allen iſt die Stadt zu nennen, die zugleich als muſikaliſche Pflanzſtätte und als Mutter gewerblicher Geſchicklichkeit den Vorrang in Deutſchland behauptete. Mit Nürnberg ſtand die ganze muſikaliſche Welt in Verbindung. Fürſten ſchickten nicht nur Beauftragte hin, um einzelne Einkäufe zu beſorgen, ſondern, wenn ſie die Tonkunſt an ihrem Hofe recht pflegen wollten, hielten ſie oft ſtehende Unterhändler in Nürnberg, die auf jede neue Erfindung wie auf jede neue Compoſition ein wachſames Auge hatten. Albrecht von Preußen hat den ganzen Inſtrumentenbedarf ſeines Hofes und Landes längere Zeit aus Nürnberg bezogen.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts war es vor Allen Georg Neuſchel, der zwar nur den beſcheidenen Titel eines Trompeten- und Poſaunenmachers führte, in der That aber in allen Gattungen von Inſtrumenten, außer etwa der Orgel, als Deutſchlands erſter Meiſter galt. Seine Werkſtätte verſorgte die meiſten deutſchen Kapellen, aber auch mit den Königen von Polen, Dänemark und England ſtand der betriebſame Mann in Geſchäftsverknüpfung. Mochte er ſich damit gern ein wenig brüſten, ſo durfte er doch ohne Uebertreibung ſagen: „Ich weiß, daß mir's keiner in Deutſchland und Wälſchland nachmachen ſoll mit dem Stimmen und der Arbeit“. Wir nennen eine Reihe von Inſtrumenten, die wir von ihm erwähnt finden, wenn es auch außer unſerm Bereich liegt, manches Schwierige dabei zu erklären.

Vorzüglich waren ſeine Trommeten beliebt; man betrachtete immer 20 oder 24 derſelben als zuſammengehörig, und zwar waren jedesmal die Hälfte ſogenannte wälſche, auch franzöſiſche genannt, die Hälfte deutſche Trommeten. Es ſcheint, als ob die erſtern nur größer und von mächtigerm Klange waren. Die Kunſt beſtand nun darin, ſie in einem beſtimmten Verhältniſſe zueinander zu ſtimmen. Natürlich waren ſie weniger für die Hofmuſik brauchbar und gehörten beſonders dem Heere zu. Die geraden Röhre pflegte man mit Schnüren und Fähnchen zu bekleiden, Kaiſer und Könige in der Regel mit „Damaſtkat“, wer es minder koſtbar und dauerhafter wünſchte, mit Seide oder Taffet. An 12 ſolcher Trommeten, ſchreibt Reuſchel einmal, arbeite er ein halbes Jahr, bis er ſie recht ſtimme. Zu einem ſolchen Trommetenchor gehörten zwei große Heerpauken. — Zinken waren damals wichtiger als jetzt, ſie wurden zum Vortrage der eigentlichen Melodie angewendet. Den Trommeten analog, gehörte auch hier eine beſtimmte Zahl zuſammen, etwa fünf, „eine immer eines Loches kleiner als die andere“; ferner wurden auch ſie in deutſche und wälſche unterſchieden. Statt der gewöhnlich hölzernen und mit Leder überzogenen Röhre hatte man oft eine elfenbeinerne und mit Silber beſchlagene. Die Krummhörner waren den Zinken verwandt, doch wol ſeltener im Gebrauch. Die Poſaune, auch Paſſaune oder Rauſchpfeiſe genannt, gehörte wol auch zur Kiegsmuſik; die für die Kapelle beſtimmten waren oft von Silber. — Den Gebrauch der Pfeiſenſorten müſſen wir unbeſtimmt laſſen. Die Zwerg- oder Querpfeiſe konnte man von Elfenbein, aufs ſchönſte beſchlagen und vergoldet, haben, ihre Hauptbeſtimmung war jedenfalls die Tanzmuſik. Was mögen Zwergpfeiſen „in zwei Futtern“ bedeuten? — Der „große Pumhart“ oder Bumhart, den wir öfters erwähnt finden, iſt der italieniſche Bombardo, in Deutſchland auch häufig Pommer genannt, ein jetzt nicht mehr gebräuchliches Blaſeinſtrument vom Tone unſers Fagotts. Es gab Pumharts für Sopran, Alt, Tenor und Baß, ſie waren unbequem, aber unentbehrlich, ſo lange man ſie nicht durch eine beſſere Erfindung zu erſetzen wußte. Von einer ſolchen wurde im Jahre 1535 dem Herzoge von Preußen als von etwas ganz Neuem geſchrieben: „Es werden hie in Nürnberg Pfeiſen oder Flöten gemacht, iſt die größte viel höher und länger denn ich, aber dermaßen mit einem Rohr zugerichtet, daß man über ſich pfeift oder bläſt und gleichwohl auch alle Löcher greifen kann; es werden der Stücke ſieben, ſollen alle laut ſein als die Poſaunen — Es iſt was neues und nicht mehr geſehen. Wie man mich aber berichtet, ſo werden ſie kaum um 30 Gulden zu kaufen ſein.“ Es bleibt kein Zweifel, daß hier von der Erfindung des Fagottes die Rede iſt und daß wir den älteſten Bericht darüber vor uns haben. Daß Ottomar Luſcinius es in ſeiner Muſurgia noch nicht erwähnt, iſt kein Beweis dagegen, da das Werk ſchon 1536 zu Straßburg gedruckt erſchien und möglicherweiſe alſo zur Zeit der Erfindung ſchon geſchrieben ſein konnte. In Nürnberg ſoll beſonders Sigmund Schnitzer ſie in vorzüglicher Güte verfertigt und in alle Welt verſandt haben.

Doch wußte alle dieſe Inſtrumente und noch manche andere, als: Laute, Triangel, auch Neuſchel aufs ſorgfältigſte zuzurichten. Die Preiſe allerdings ſetzte er ſeiner Meinung von der Güte ſeiner Waaren gemäß an, ſie waren ſtets etwas höher als bei den übrigen nürnberger Arbeitern. Darüber gerieth er mit Herzog Albrecht in einigen Zwiſt, der, ſo freigebig er ſonſt gegen Künſtler war, ſich doch nicht gerne übertheuern ließ. Neuſchel forderte für 21 Trommeten 160 Gulden, verſprach aber dabei, ſie ſollten ſo herrlich ſein, daß weder Kaiſer noch Könige ſolche hätten. Das war dem Herzoge zu viel, er machte den Künſtler darauf aufmerkſam daß man eine deutſche Trommete für drei, eine wälſche für ſechs Gulden haben könne. Ein Pfuſcher in Nürnberg gebe ſie freilich dafür, antwortete Neuſchel; die Arbeit ſei auch danach; wer *ſeine* Arbeit verſtehe, werde einen Preis von über 200 Gulden rathen. Wir ſehen übrigens, daß andere Fürſten ſeine Inſtrumente wirklich noch höher bezahlten. — Eine Heerpauke koſtete 18, eine gemeine Poſaune neun bis zehn Gulden.

Inſtrumente, die zur Hofmuſik gebraucht werden ſollten, hatte man gern von edlerm Stoffe, die Pfeifen etwa von Elfenbein und mit Beſchlägen von Silber oder vergoldet. Der Herzog von Preußen hatte eine Liebhaberei an dergleichen. Da er aber ſo koſtbare Dinge nicht gern ungeſehen kaufen mochte, ſchickte ihm der Nürnberger mitunter die Muſter auf Papier zur Anſicht. Die ſchönſten Arbeiten der Art kamen damals aus Lyon und Venedig, ohne Neid gab ſich Neuſchel zum Unterhändler her. Er ſelbſt war mehr bemüht, muſikaliſch-vorzügliche Sachen zu liefern. Daß aber die Trefflichkeit derſelben ihrem hohen Preiſe entſpreche, war nicht die Meinung des Herzogs; dieſer brach die Verbindung mit Neuſchel ab und bezog ſeine Inſtrumente ſeitdem aus Solingen, wo Georg Hayd ſie zu einem mäßigern Preiſe, die Trommeten durchſchnittlich zu fünf Gulden, lieferte.

Joh. Voigt.

Die Versuche zur Einigung Deutschlands seit der Auflösung des Reichs.

Zweiter Artikel.

1814—1848.*)

Diplomatiſche Vorverhandlungen über die neue Bundesverfaſſung Deutſchlands 1813—14.

Den Hoffnungen und Wünſchen, mit welchen das deutſche Volk, wie im vorigen Artikel gezeigt worden, der Neugeſtaltung ſeiner Verhältniſſe entgegenſah, entſprachen wenig die diplomatiſchen Vorverhandlungen, welche Anlage und Grenzen der künftigen deutſchen Bundesverfaſſung feſtſtellten. Zwar verhieß die Proclamation von Kaliſch den Fürſten und Völkern Deutſchlands die vollkommenſte Freiheit in Regelung ihrer innern Verhältniſſe, in Aufrichtung einer Verfaſſung aus „dem ureigenen Geiſte des Volks". Allein es war ſchon von übler Vorbedeutung, daß dieſes Verſprechen gegeben werden mußte, daß eine fremde Macht, Rußland, von vornherein in der Rolle eines Befreiers und Beſchützers Deutſchlands auftrat, daß überhaupt die Regelung der deutſchen Verhältniſſe nicht als eine rein innere Sache der deutſchen Nation und ihrer Fürſten, ſondern als eine gemeinſame Angelegenheit der alliirten Mächte angeſehen und behandelt ward. Selbſt Oeſtreich und Preußen ſahen die Sache nicht anders an. Die mittlern und kleinern deutſchen Staaten, welche theils in den Beſitz der Fremden gefallen waren und erſt zurückerobert werden mußten, theils freiwillig ſich denſelben angeſchloſſen und von Deutſchland losgeſagt hatten, erſchienen wie eine große flüſſige Maſſe, die ſich nicht ſelbſt kryſtalliſiren und organiſiren könne, ſondern in irgend eine Form gebracht oder den wenigen, allein noch auf eigenen Füßen ſtehenden Staaten angeſchloſſen werden müſſe. Ein Deutſchland hatte ja ſchon ſeit 1806 nicht mehr exiſtirt, wie hätte man jetzt daran denken ſollen, den Begriff eines ſolchen, als einer nothwendig und vor allem wiederherzuſtellenden Einheit, in den Vordergrund zu rücken? Es kann daher nicht eben Wunder nehmen, daß ſelbſt Preußen, trotz ſeiner von deutſcher Geſinnung angewehten Proclamationen, ſich im Kaliſcher Vertrage von Rußland nicht blos die Wiederherſtellung ſeines Beſitzſtandes von 1805, ſondern auch „Vergrößerungen in Norddeutſchland" ausbedungen hatte. Der Kaiſer von Rußland, ſo berichtet Stein (ſ. „Leben Stein's" von Pertz, III. Band), betrat die neue Bahn mit der Abſicht, Deutſchland, in zwei große feſte Maſſen verbunden, Preußen und Oeſtreich anzuſchließen. Stein ſelbſt, der damals in der Nähe des Kaiſers lebte, hielt dieſen Plan für den einzig ausführbaren und vortheilhaften. Er dachte ſich die Sache ſo, daß die größern Staaten: Baiern, Württemberg, Baden im Süden, Hannover, Oldenburg, Heſſen, Braunſchweig im Norden in das Verhältniß großer Vaſallen zu den beiden Hauptmächten träten, zurückgeführt auf die Gebiete und Würden, die ſie vor 1802 beſaßen, und mit Verzichtleiſtung auf das Recht der Bündniſſe und der Geſandtſchaften. Die übrigen Länder und Ländchen ſollten zu einem ſüddeutſchen und einem norddeutſchen Königreiche unter Oeſtreichs und Preußens Herrſchaft mit einer Verfaſſung für jedes derſelben vereinigt werden.

---

*) Vergl. den erſten Artikel im I. Bande der „Germania", S. 353—378.

Freilich verriethen die Staaten zweiten Ranges in Deutſchland wenig Luſt, ſich verſchlucken oder unterſtecken zu laſſen. Hannover ſchien ſogar ſtolze Pläne eigener Vergrößerung zu hegen. Graf Münſter, der hannoverſche Miniſter des engliſchen Königs, dachte, wie man aus ſeinem Briefwechſel mit Stein im Jahre 1813 ſieht, ganz ernſtlich an die Errichtung eines großen Welfiſchen Reichs zwiſchen Elbe und Schelde, welches die alten Beſitzungen des Welfiſchen Hauſes ſammt den herrenloſen Königreichen Weſtfalen und Niederland enthalten ſollte. „Preußens Macht“, ſchreibt er an Stein, „lebt nur noch in der Erinnerung. Sie mag zwiſchen Weichſel und Elbe als Macht zweiten oder dritten Ranges aufſtehen.“ Bis zur Weichſel dachte ſich Münſter Rußlands Gebiet vorgerückt. Als Münſter dies ſchrieb, herrſchte allerdings in Preußen, trotz des im Volke ſich regenden Geiſtes und trotz der dringenden Mahnungen der beſten Männer, in den obern Regionen noch eine ſo große und wie es ſchien unbeſiegbare Verzagtheit und Unentſchloſſenheit, daß ſelbſt ein Gneiſenau in ſeiner Verzweiflung an Preußens Erhebung ſo weit ging, zu wünſchen, England möge ein Heer in Norddeutſchland landen, Alles für ſich erobern und dieſen Ländern, als einer engliſchen Beſitzung, ſeine Verfaſſung und den vollen Antheil an allen Vortheilen des Hauptlandes verleihen. Nur Stein ward nicht irre an Preußen, und ſeine Zuverſicht ſah ſich bald glänzend belohnt.

Die oben erwähnten Abſichten Rußlands und Preußens in Bezug auf Deutſchland erlitten ſchon im Teplitzer Vertrage mit Oeſtreich eine weſentliche Aenderung. Oeſtreich ſcheint bei dieſen Verhandlungen entweder förmlich auf die Herſtellung der deutſchen Kaiſerwürde verzichtet oder doch den beſtimmten Willen, ſolche nicht wieder anzunehmen, erklärt zu haben. Allein ebenſo wenig ging es auf die Idee einer Theilung Deutſchlands ein. Vielmehr verlangte es für ſich wie für Preßen lediglich den Beſitzſtand von 1805, für alle andern deutſchen Staaten aber gänzliche Unabhängigkeit. „Oeſtreich“, ſagt Graf Münſter in einem Briefe an Stein, „ſcheint die Kaiſerwürde nicht zu wollen. Man glaubt im wiener Cabinet die deutſchen Fürſten zu gewinnen, indem man ihnen ihre von Bonaparte gegebenen Provinzen und ihre Souverainetät zu laſſen verſpricht.“ Man gab, wie es ſcheint, den Foderungen Oeſtreichs nach. Ob gleichzeitig eine Art von Theilung des Einfluſſes, der diplomatiſchen Leitung Deutſchlands nach

Nord und Süd zwiſchen den beiden Großmächten vereinbart worden ſei, mag dahingeſtellt bleiben*). Eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit erlangt dieſe Vermuthung durch den Umſtand, daß, als Baiern einige Zeit darauf ſich an Preußen wendete, um wegen ſeines Beitritts zur Allianz zu unterhandeln, es von dieſem an Oeſtreich gewieſen ward. Dieſer Umſtand ward verhängnißvoll für die künftige Neugeſtaltung Deutſchlands. Der Vertrag von Ried, den Oeſtreich mit Baiern abſchloß, vollendete die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit einer kräftigen Wiedergeburt des deutſchen Reichs. Denn darin ward dem letztern die unbeſchränkte Aufrechterhaltung ſeiner Rheinbundsſouverainetät (la plénitude de la souveraineté) zugeſichert, ohne irgend welchen Vorbehalt zu Gunſten einer künftigen Geſammtverfaſſung für Deutſchland. Aehnliches geſchah in den nach gleichem Muſter formulirten Verträgen mit Württemberg und Heſſen-Darmſtadt, welche gleichfalls Oeſtreich im Namen der Alliirten abſchloß. Der Vorbehalt, der hier in Bezug auf eine künftige Beſchränkung der Einzelſouverainetäten mit Rückſicht auf das Ganze geſtellt ward, erwies ſich als unzureichend, ſeinen Zweck zu erfüllen, zumal da die Berufung auf den unter gleichen Verhältniſſen abgeſchloſſenen Vertrag von Ried jederzeit den Anmaßungen der Rheinbundsſouveraine zur Seite ſtand. Beſſer nahm Preußen das Intereſſe der Geſammtheit wahr. In dem mit Baden abgeſchloſſenen Vertrage über des letztern Beitritt zur Allianz legte es dieſem die Verpflichtung auf: „denjenigen Anordnungen ſich zu fügen, welche die definitive Ordnung zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Deutſchlands erheiſchen würde“.

Man hat den Vertrag von Ried mit der Nothwendigkeit zu rechtfertigen geſucht, um ſolchen Preis Baiern von dem Bunde mit Napoleon abzuziehen und für die Allianz zu gewinnen. Dieſe vorgebliche Nothwendigkeit erſcheint jedoch mehr als zweifelhaft, wenn man in dem bairiſchen Manifeſte ſelbſt Bekenntniſſe wie das folgende lieſt: „Die franzöſiſche Armee“, heißt es darin, „welche ſich bei Würzburg verſammelt hatte, erhielt, ſtatt die bairiſche zu unterſtützen, plötzlich eine andere Beſtimmung, ſodaß die bairiſche Armee auf mehr als 50 Stunden von den franzöſiſchen Armeen iſolirt, von aller Verbindung mit jener abgeſchnitten und den Angriffen weit zahlreicherer Armeen, welche Oeſtreich gegen ſie ausſchicken konnte, oder Streifereien, welche den Ruin des Landes vollendet hätten, ausgeſetzt blieb. Auf dieſe Art ſo gänzlich verlaſſen, hätten Se. Maj. die heiligſten Ihrer Pflichten verletzt, wenn Sie nicht, dem täglich lauter ausgeſprochenen Wunſche Ihrer Unterthanen nachgebend, dieſelben aus einem gewiſſen Untergange zu retten geſucht hätten“. (S. „Sammlung der Actenſtücke für die Deutſchen“ 1813).

---

*) Schaumann in einem Aufſatz über die Bildung des Deutſchen Bundes in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“ (Jahrgang 1850) behauptet es und verſpricht den Beweis dafür anderswo zu führen.

Man kann ſich daher des Verdachts kaum erwehren, daß Oeſtreich abſichtlich in einen für die Geſammtheit ſo ungünſtigen Vertrag gewilligt habe, weil es die Erhaltung der Rheinbundsſouverainetäten für ſich ſelbſt vortheilhafter gefunden, als deren Beugung unter eine ſtarke einheitliche Geſammtverfaſſung. Eine ſolche, das wußte es wol, mußte den Einfluß Preußens, welches durch ſeine innern Zuſtände dem übrigen Deutſchland und den Sympathien der Nation näher ſtand, auf Koſten des eigenen Einfluſſes vergrößern; lieber wollte es daher ein loſes Nebeneinanderbeſtehen unabhängiger Staaten begünſtigen und als Schirmherr der Fürſtenſouverainetät gegen die befürchteten Vergrößerungsgelüſte Preußens erſcheinen. So waren in gewiſſer Hinſicht jetzt die Rollen vertauſcht gegen die, welche 1785 Preußen und Oeſtreich ſpielten.

Während des Waffenſtillſtandes im Jahre 1813 drang Stein darauf, daß man ſich immer ſchon mit der künftigen Ordnung der deutſchen Verhältniſſe beſchäftige. Nachdem das Theilungsproject durch den Teplitzer Vertrag geſcheitert, kam er auf die Idee einer Herſtellung des Kaiſerthums in verbeſſerter Geſtalt mit Reichstag und Reichsgericht und repräſentativen Verfaſſungen in den einzelnen Staaten zurück. Hardenberg und Humboldt wollten aber von Kaiſer und Reich nichts wiſſen. Oeſtreich fand es am beſten, wenn Deutſchland in einige zwanzig unabhängige Fürſtenthümer zerfiele, ohne Verbindung untereinander und mit den beiden Großmächten, wogegen Preußen (im Auguſt 1813) die Errichtung eines Deutſchen Bundes vorſchlug, welcher die kleinen Staaten mit Oeſtreich und Preußen vereinigen ſollte. Entwürfe dazu wurden von Stein und Humboldt ausgearbeitet, kamen aber erſt im folgenden Jahre zur Berathung. Von ihnen wird ſpäter die Rede ſein. So ward die deutſche Verfaſſungsangelegenheit ſchon in dieſen vorbereitenden Stadien immer mehr auf das enge Ziel eines bloßen Föderativverhältniſſes hingetrieben. Die Diplomatie konnte nur tödten, was der Volksgeiſt lebendig gemacht, den Gedanken an die Wiedergeburt eines ſtarken und einigen deutſchen Reichs, und nur zu bald ſollten die Federn wieder verderben, was die Schwerter geſchaffen. Schon damals ſtellte Graf Münſter dem Staatenbunde, deſſen Embryo immer ſichtbarer aus der Hülle diplomatiſcher Verhandlungen hervortrat, folgendes ſchmerzliche, leider nur zu ſehr durch die Folgezeit bewahrheitete Prognoſtikon: „Ich kann mir Bündniſſe unter den deutſchen Staaten denken“, ſagte er, „die auch ohne Kaiſerwürde eine Art von Conſiſtenz erlangen würden. Dabei würden aber die Fürſten allein der contrahirende Theil ſein, die *Unterthanen bloße Sklaven werden.* — Das Schickſal der Deutſchen würde höchlich zu beklagen ſein, wenn ſie künftig dem Willen kleiner Despoten unterworfen ſein ſollten.“

Der Vertrag zu Chaumont (1814) und der darauf folgende Pariſer Friede beſiegelten vollends die Vernichtung der deutſchen Einheitshoffnungen und die Verewigung der Zerriſſenheit Deutſchlands. Der Gedanke einer

Wiederherſtellung der deutſchen Kaiſerwürde ward hier definitiv beſeitigt und die Grundlage der künftigen Verfaſſung für Deutſchland in den Worten feſtgeſtellt: „Les états allemands seront indépendants et unis par un lien fédératif.“

So waren denn im voraus dem Congreß zu Wien, auf den man, wie alles Uebrige, ſo auch die deutſche Verfaſſungsfrage zur definitiven Anordnung verwies, die Grenzen dieſer Anordnung ſo eng gezogen, daß ſchon jetzt beinahe alle Hoffnungen, die man auf das neue Einigungswerk geſetzt hatte, alle Erwartungen, welche durch die Proclamationen der Fürſten erregt worden waren, alle Träume der Patrioten von der Wiedergeburt eines ſtarken und ehrwürdigen deutſchen Reichs dem nüchternen Beobachter als Täuſchungen erſcheinen mußten.

Erſte Verhandlungen auf dem Wiener Congreß über die deutſche Verfaſſungsangelegenheit.

Oeſtreich und Preußen nahmen zuerſt die Sache in die Hand. In einer Conferenz zu Baden bei Wien (am 13. Sept. 1814) überreichte der preußiſche Staatskanzler, Fürſt Hardenberg, dem öſtreichiſchen, Fürſten Metternich, den Entwurf einer deutſchen Bundesverfaſſung. Derſelbe beruhte auf folgenden Grundlagen:

Alle Staaten Deutſchlands vereinigen ſich auf ewige Zeiten in einen föderativen Körper. Von den öſtreichiſchen Ländern treten bei: Salzburg, Tirol, Berchtesgaden, Vorarlberg, und was Oeſtreich am Oberrhein erhalten wird; von den preußiſchen alle links der Elbe.

Die Bundesſtaaten werden in ſieben Kreiſe getheilt; an der Spitze jedes Kreiſes ſteht ein Kreisoberſter. Dieſe Kreiſe ſind: der vorderöſtreichiſche (Oeſtreich), der bairiſch-fränkiſche (Baiern), der ſchwäbiſche (Württemberg), der oberrheiniſche (Oeſtreich, Baden, Hohenzollern — Kreisoberſter: Oeſtreich, Stellvertreter: Baden); der niederrheiniſch-weſtfäliſche (Preußen, Naſſau, Lippe, Waldeck — Kreisoberſter: Preußen); der niederſächſiſche (Hannover, Braunſchweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, die Hanſeſtädte — Kreisoberſter: Hannover); der oberſächſiſch-thüringiſche (Sachſen, die thüringiſchen Länder, Mecklenburg, beide Heſſen, Frankfurt — Kreisoberſter: Preußen, Stellvertreter: Kurheſſen).

Die Bundesverſammlung beſteht aus:

einem *Directorium* — Oeſtreich und Preußen (Oeſtreich führt den Vorſitz bei *allen* drei Verſammlungen);

einem *Rathe der Kreisoberſten* — er hat die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht der Verträge, des Kriegs und Friedens, der Geſandtſchaften, des Militärweſens, überhaupt die Vollziehungsgewalt des Bundes; in ihm führen Oeſtreich und Preußen je drei, Baiern, Hannover, Württemberg, Baden, Kurheſſen je eine Stimme;

einem *Rathe der Fürſten und Stände*, beſtehend aus allen den Fürſten, welche Länder mit einer Seelenzahl von 50,000 beſitzen, mögen ſie ſelbſtändig oder mediatiſirt ſein (mit je einer Stimme), aus den vier freien Städten (ebenſo), endlich aus ſechs Curiatſtimmen der ſämmtlichen Grafen und Herren, welche ehemals die Reichsſtandſchaft hatten.

Dieſe drei Körper bilden zuſammen die *geſetzgebende* Gewalt des Bundes, die ſich mit Allem beſchäftigt, was deſſen Wohlfahrt im Innern und ein allgemeines Intereſſe betrifft. In Bezug auf ſolche Intereſſen darf nie ein Landesgeſetz einem Bundesgeſetze widerſprechen. Die beiden Räthe berathſchlagen geſondert und beſchließen nach Stimmenmehrheit; bei mangelnder Einheit entſcheidet das Directorium.

Ein *Bundesgericht*, von den Bundesgliedern („Stände“ heißen ſie hier) gewählt, ſoll Streitſachen dieſer unter ſich entſcheiden, auch Beſchwerden der Unterthanen über Verletzungen der durch den Bundesvertrag ihnen zugeſicherten Rechte und Juſtizverweigerungen entgegennehmen. Civilklagen gegen die Landesherren gehören vor die höchſten Gerichte der Kreisoberſten, welche auch in andern Civil- und Criminalproceſſen eine Reviſionsinſtanz bilden. Die Execution der Urtheile liegt dem betreffenden Kreisoberſten ob, in den Fällen aber, wo ſie gegen einen Kreisoberſten gerichtet iſt, der Geſammtheit aller übrigen Kreisoberſten.

Die Kreisoberſten ſind die *Oberbefehlshaber* des ganzen Kreismilitärs, haben auch die ſtete Oberaufſicht auf die ganze Kreiskriegsverfaſſung. Beſtimmte Einkünfte ſind in jedem Lande dafür anzuweiſen. Nur Stände, die ein ganzes Regiment ſtellen, dürfen eigene Truppen halten; die andern ſtellen eine zu beſtimmende Zahl Rekruten zu dem Heere des Kreisoberſten. Es ſoll eine allgemeine *Landwehr* eingerichtet werden. Gewiſſe Plätze werden zu *Bundesfeſtungen* beſtimmt. Die Bundesſtaaten dürfen ſich untereinander nicht bekriegen. Wird ein Bundesſtaat von auswärts angegriffen, ſo ſind alle andern zu ſeiner Vertheidigung verpflichtet. Solche Bundesglieder, die zugleich Länder außerhalb des Bundes beſitzen, haben in Bezug auf dieſe keinen unbedingten Anſpruch auf Bundeshülfe, vielmehr hängt deren Gewährung von einem Beſchluſſe des Kreisoberſtenraths ab. Doch ſoll mit Oeſtreich und Preußen ein beſtändiges Schutz- und Trutzbündniß errichtet, ein gleiches auch der *Schweiz* und den *Niederlanden* angeboten werden.

Bundesglieder, die nicht außerhalb des Bundes Länder beſitzen, dürfen allein und ohne den ganzen Bund weder Krieg führen noch mit fremden Mächten unterhandeln.

Allgemeine nützliche Einrichtungen zum Wohl des Ganzen werden in Ausſicht geſtellt: z. B. ein allgemeines Geſetzbuch, gleiches Münzweſen, eine zweckmäßige Regulirung der Zölle, des Poſtweſens, Beförderung des Handels und gegenſeitigen Verkehrs u. ſ. w.

Allen Bundesunterthanen werden gewiſſe „*deutſche Bürgerrechte*“

zugeſichert. In jedem Bundesſtaate ſollen Landſtände mit einem Minimum ſtändiſcher Rechte beſtehen.*)

Die politiſche Exiſtenz des Bundes iſt von den Congreßmächten zu garantiren.

Schon am 10. März 1814 (nach dem Vertrage von Chaumont) hatte Stein dem Kaiſer Alexander den Entwurf einer deutſchen Bundesverfaſſung überreicht, welcher ebenfalls ein Directorium an die Spitze ſtellte, beſtehend aus Oeſtreich, Preußen, Hannover und Baiern, neben den Fürſten aber auch den Ständen der einzelnen Länder eine Vertretung auf dem Bundestage einräumte, der Bundesgewalt allgemeine Bundesſteuern nebſt den Grenz- und Rheinzöllen zuwies, die innern Zollſchranken aufhob und den einzelnen Staaten das Recht entzog, die Waaren anderer Bundesſtaaten von ihrem Gebiete auszuſchließen**).

---

*) Rückſichtlich dieſer beiden letzten Punkte, welche mehr die Freiheit der Einzelnen als die Einheit des Ganzen betreffen, verweiſen wir noch ſpeciell auf den Aufſatz: „Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland“ im I. Bande der „Germania“, S. 128 fg.

**) Aus dem, während des Drucks dieſer Abhandlung erſchienenen vierten Bande des „Lebens Stein's“ von Pertz lernt man die Bemerkungen kennen, mit welchen Stein den erſten, vom Staatskanzler entworfenen und ihm mitgetheilten Plan einer deutſchen Bundesverfaſſung begleitete. Es findet ſich darin manches höchſt gewichtige und beſonders im Hinblick auf die Gegenwart bedeutungsvolle Wort. So ſagt er in Bezug auf die Bezeichnung der Bundesfürſten als ſouverainer: „Man muß ausdrücklich beſtimmen, daß die Souverainetät in Deutſchland keine unbegrenzte, ſondern eine durch Geſetze beſchränkte ſei.“ Ferner in Betreff des Verhältniſſes Oeſtreichs zum Bunde: „Oeſtreich wird dieſer, ſo tief ins Innere greifenden Veränderung große Schwierigkeiten entgegenſetzen, oder man wird die Verfaſſung für das übrige Deutſchland ſo loſe bilden müſſen, daß ſie gegen den Sultanism nur wenig Schutz gewährt.“ Stein hatte damals die Anſicht gefaßt, daß es wol am beſten ſein möchte, die Kreiseintheilung und die Bundesverfaſſung nur auf die Länder zwiſchen dem Inn, der Elbe, der preußiſchen Grenze, der Eider und den Grenzen des Auslandes zu erſtrecken; Preußen (mit ſeinen Ländern rechts der Elbe) und Oeſtreich ſollten in ihren innern Einrichtungen ungeſtört bleiben und nur Garants der deutſchen Verfaſſung werden. Das Verhältniß der Bundesgeſetzgebung zur Territorialgeſetzgebung wollte er ſo beſtimmt wiſſen, daß der Bundestag ſich nur mit Verordnungen zu beſchäftigen hätte, „die das allgemeine Intereſſe angehen“. Ausführlich berührte Stein die allgemeinen durch die Bundesverfaſſung zu ſichernden Rechte der Einzelnen, die Zuſammenſetzung und Wirkſamkeit der Stände in den einzelnen Bundesländern, endlich die Militärorganiſation, welche nach ſeiner Meinung Linie, Landwehr und Landſturm umfaſſen ſollte. Er ſchlug vor: in Friedenszeiten ⅓ Procent Linientruppen, ⅙ Proc. Landwehr, das Uebrige Landſturm.

Viele dieſer Bemerkungen wurden berückſichtigt, hierauf ein neuer Entwurf ausgearbeitet und abermals Stein zur Begutachtung mitgetheilt. Stein drang vornehmlich immer wieder auf ſtrenge Beſtimmungen und Bürgſchaften gegen bundesfeindliche, ſeparatiſtiſche Tendenzen der Einzelſtaaten. Von ihm ſtammte die An-

Am 14. October 1814 begannen die eigentlichen Verhandlungen über die Bundesverfaſſung. Zunächſt bemächtigten ſich derſelben die Regierungen von Oeſtreich, Preußen, Hannover, Baiern und Württemberg, indem ſie ſich als ein ſogenanntes „Deutſches Comité“ conſtituirten. Als Grund gab man an: „theils daß eine größere Zahl zur Beförderung des Geſchäfts nicht rathſam, dieſe fünf Höfe aber die mächtigſten ſeien, theils daß die übrigen durch ihre mit den Alliirten geſchloſſenen Verträge zum voraus denjenigen Beſtimmungen ſich unterworfen hätten, welche die zur Erhaltung der deutſchen Freiheit (!) definitiv feſtzuſetzende Ordnung der Dinge erfordern würde.“ Dies ſollte den übrigen Regierungen zu erkennen gegeben werden, mit der Zuſicherung jedoch, „daß man die von dem Comité feſtzuſtellenden Grundlagen der künftigen Verfaſſung nicht eher zur Vollziehung bringen würde, als bis ſie ihnen mitgetheilt worden wären“. Man hielt ſich überzeugt, „daß das einſtimmige und kräftige Zuſammenwirken dieſer fünf Höfe das kräftigſte Mittel an die Hand geben werde, um bei den übrigen Ständen Grundſätze annehmlich zu machen, welche nur auf das wahre Intereſſe von Deutſchland im Ganzen und in ſeinen Theilen abzwecken ſollten“.

Darin freilich hatte man ſich getäuſcht. Baden war der erſte Staat, der ſofort gegen die von den fünf Höfen ſich angemaßte Prärogative nachdrücklich proteſtirte, und die öffentliche Meinung, wenig erbaut von der Art, wie man die allgemeinen Nationalangelegenheiten anzufaſſen Miene machte, unterſtützte dieſen Proteſt, der jedoch vor der Hand keinen andern Erfolg hatte, als daß er die fünf Regierungen zu dem Beſchluſſe veranlaßte, „die beabſichtigte Mittheilung an die andern Regierungen zur Zeit noch zu verſchieben und die Verhandlungen möglichſt geheim zu halten“.

---

drohung der „Acht“ gegen Verletzungen des Bundesvertrags; „alſo keine Separatbündniſſe wie 1795, 1796“, merkte er dazu an. Das Minimum der ſtändiſchen Rechte, insbeſondere ihr Recht der „Zuſtimmung zu wichtigen, das Eigenthum, die perſönliche Freiheit und die Verfaſſung betreffenden neuen Landesgeſetzen“ betonte er ſcharf; bei den „gemeinnützigen Einrichtungen“ genügte ihm das bloße Inausſichtſtellen nicht; er ſchlug vor: „Gemeinſame Bundesangelegenheiten ſind: Handelseinſchränkungen, Münzſachen, Zollweſen, Poſtweſen.“ — „Dieſe Verwaltungsgegenſtände“, ſchreibt er, „können den einzelnen Landesherren nicht überlaſſen bleiben, ohne die Nachtheile einer zerſtückelten und das Ganze ſtörenden Maßregel zu erzeugen.“ Seine Idee einer ſtändiſchen Vertretung beim Bundestage brachte er auch wieder vor: „Es iſt ſehr wichtig“, ſagte er, „daß die die Verfaſſung ſchützenden Elemente in dem Bundestage vermehrt werden, und dieſes würde am beſten geſchehen durch Zulaſſung von Deputirten der Territorialſtände. — Beſteht der Bundestag allein aus Fürſten, ſo iſt die Bürgſchaft für die Dauer der innern Territorialverfaſſungen gerade Denjenigen anvertraut, die ein Intereſſe haben, ſie zu untergraben und ihre eigene Gewalt auszudehnen.“ — Welche prophetiſche Worte, und wie hat die Geſchichte denſelben leider nur zu ſehr Recht gegeben!

Als Grundlage dieſer Verhandlungen dienten zwölf Artikel, welche von Oeſtreich, Preußen und Hannover dem Comité vorgelegt wurden. Dieſelben wichen von dem Hardenberg'ſchen Entwurfe in folgenden Punkten ab:

1) Der Rath der Kreisoberſten war auf ſieben Stimmen beſchränkt, wovon Oeſtreich und Preußen je zwei, Baiern, Hannover, Württemberg je eine führen ſollten.

2) In dem zweiten Rathe ſollten nur die „altfürſtlichen“ Häuſer und von den neufürſtlichen die, welche über 200,000 Unterthanen beſäßen, Virilſtimmen, alle andern Stände bloße Curiatſtimmen haben.

3) Unter Wegfall des zweiköpfigen Directoriums mit entſcheidender Stimme war ein blos geſchäftsleitender Vorſitz in beiden Räthen dem Kaiſer von Oeſtreich eingeräumt.

Dieſer Entwurf ſtieß auf entſchiedenen Widerſtand von Seiten Baierns und Württembergs, die ihre Rheinbundsſouverainetät darin aller Orten und Enden gekränkt fanden *). Der Vertrag von Ried trug ſeine Früchte! Baiern pochte auf den Beiſtand, den es durch ſeinen Zutritt zur Allianz der „deutſchen Freiheit“ geleiſtet hätte (während es doch in dem oben citirten Manifeſte ſelbſt bekennt, daß es dieſen Schritt zur eigenen Rettung habe thun müſſen), auf die ihm gewährleiſtete Souverainetät, auf ſeine Bedeutung als „dritte große Macht“ in Deutſchland, und verſicherte trotzig, „wenn es in den Bund eintrete, ſo thue es dies nur dem Ganzen zu Liebe, da es die Vortheile, die derſelbe ihm verſpreche, ebenſo gut durch eine ſelbſtändige Verbindung mit einer der größten Mächte Europas erreicht haben würde“. Faſt noch ſtolzer ſpreizte ſich Württemberg **). Das Widerlichſte war, daß man zur Unterſtützung dieſer

---

*) Stein drückt ſich darüber in einem Schreiben an Kaiſer Alexander ſo aus: „Die Verhandlungen über dieſen Bundesvertrag haben bisher keinen andern Erfolg gehabt als den, von Seiten Baierns und Württembergs ein Syſtem des Ehrgeizes entgegen den Fürſten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund, des Despotismus gegen ihr eigenes Land ans Licht zu bringen.“ Stein bewog den Kaiſer, mit Berufung auf die Proclamation von Kaliſch, um Erlaſſung einer vertraulichen Note an die Mitglieder des deutſchen Comité, um dieſelben zur Annahme jenes Bundesvertrags zu veranlaſſen. In dieſer Note, deren Entwurf von Stein abgefaßt war, heißt es unter Anderm: „Ce n'est que dans un pareil systeme que l'Europe peut retrouver la garantie de la tranquillite intérieure de l'Allemagne et par conséquent l'espoir, que les forces désormais soumises à une direction concentrée, ne soient employées que pour l'intérêt général, que l'état d'irritation, qui existe encore, cesse, que les abus de l'autorité soient prévenus, et que les droits de tous soient déterminés et protégés par des institutions fortes, sages et libérales.“ Gleichzeitig betrieb Stein jene Note der kleinern Staaten (von der ſogleich die Rede ſein wird), die den ſeparatiſtiſchen und despotiſchen Tendenzen Baierns und Württembergs entgegentrat.

**) Pertz (a. a. O.) erzählt: „Wrede (der bairiſche Geſandte) äußerte gegen Linden (den württembergiſchen Geſandten): man müſſe ſich vereinigen und gemeindynaſtiſchen Prätenſionen die „Zufriedenheit der Völker“, deren „gerechten Nationalſtolz“, die „Verantwortlichkeit der Regierungen gegen ſie“ u. ſ. w. mit dreiſter Heuchelei anrief, während man doch in demſelben Augenblicke die von anderer Seite geforderte Selbſtbeſchränkung der Souverainetätsrechte nach innen, die Gewährung beſtimmter Garantien zum Schutz der Rechte eben dieſer Völker hartnäckig zurückwies. Die ſtärkſte Oppoſition der beiden genannten Regierungen richtete ſich gegen die bevorzugte Stellung Oeſtreichs und Preußens im Rathe der Kreisoberſten. Württemberg beſtand auf gleicher Stimmenvertheilung; Baiern wollte ſich die Doppelſtimmen jener gefallen laſſen, wenn man ihm, als „dritter Großmacht“, ebenſo viel einräume; auch verlangten beide einen Wechſel im Vorſitz. Dagegen hätten ſie gern die übrigen Sttaten zu größter Abhängigkeit von ſich herabgedrückt. Mit Widerſtreben fügten ſie ſich in die Anerkennung derſelben als „Bundesglieder“; Württemberg wollte, daß ſie von vornherein nur als „Kreisſtände“ bezeichnet würden, fand auch für unumgänglich nothwendig, daß den Kreisoberſten eine ausgedehntere, „die ausübende Gewalt in ihrem Kreiſe vereinigende Wirkſamkeit“ eingeräumt werde. Oeſtreich und Preußen mußten ſich der kleinern Staaten gegen ſolche Mediatiſirungsgelüſte annehmen und daran erinnern, daß die Abſicht nicht ſei, Deutſchland unter fünf Mächte zu theilen, ſondern nur, eine größere Concentration der Executivgewalt herbeizuführen. Von ihrer Souverainetät im Intereſſe der allgemeinen Einheit das Geringſte aufzuopfern, waren jene beiden opponirenden Regierungen weit entfernt. Weder bundesgerichtliche Sprüche zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Mitgliedern oder gar über Beſchwerden der Unterthanen, noch eine allgemeine Geſetzgebung zur Herſtellung gemeinnütziger Einrichtungen wollten ſie ſich gefallen laſſen, vor allem aber beſtanden ſie auf dem Rechte der Bündniſſe mit fremden Mächten und der ſelbſtändigen Theilnahme an auswärtigen Kriegen. Vergebens ſuchten Oeſtreich und Preußen dieſe Einſprüche dadurch zu entkräften, daß ſie erklärten, mit ihren ſämmtlichen ehemals zum Reiche gehörigen

---

ſchaftlich handeln, der beiderſeitige natürliche Verbündete ſei dennoch Frankreich: dieſes werde ſich ſchon wieder heben.“ Dagegen ſtellte Stein dem Kronprinzen von Württemberg und dieſer wiederum ſeinem Vater vor: „er möge vor Baiern auf ſeiner Hut ſein, welches ihn früher oder ſpäter unterdrücken werde“. Andererſeits bearbeitete Gentz den Kronprinzen, indem er ihm eine Denkſchrift mittheilte, worin ausgeführt war, „daß Oeſtreich ſich mit dem ſüdlichen Deutſchland und Frankreich zur Erhaltung des Gleichgewichts gegen Rußland verbinden müſſe, da dieſes immer Preußen und das nördliche Deutſchland in ſein Intereſſe verwickeln werde.“ Stein ſchilderte dem Kronprinzen das Verderbliche dieſes Syſtems, „welches die Einigkeit in Deutſchland, nach der man ſtrebe, vernichte, das ſüdliche Deutſchland dem Einfluſſe Frankreichs, das nördliche dem Einfluſſe Rußlands preisgebe und einen unſeligen Zwieſpalt zwiſchen Preußen und Oeſtreich erhalte.“

Ländern dem Bunde beitreten zu wollen, wo dann ihre bevorzugte Stellung gewiß gerechtfertigt ſei; vergebens gingen ſie noch weiter und verzichteten darauf, durch ihre vier Stimmen allein gegen die der drei andern Kreisoberſten eine unbedingte Entſcheidung herbeizuführen, wollten vielmehr in ſolchem Falle zwei der übrigen Fürſten den Ausſchlag geben laſſen; vergebens machten ſie Vorſchläge über Vorſchläge, um hinſichtlich des für die Sicherheit des Bundes wichtigſten Punktes, des ſelbſtändigen Kriegs- und Allianzrechts der Einzelſtaaten, einen annehmbaren Vergleich herbeizuführen — man konnte ſich nicht einigen, und nach vierwöchentlichem fruchtloſem Unterhandeln brach Württemberg ziemlich ſchroff die ganzen Verhandlungen ab.

Betheiligung der kleinern deutſchen Staaten an der Verfaſſungsangelegenheit.

Unterdeſſen hatte aber auch der von anderer Seite erhobene Widerſpruch gegen die ausſchließliche Berathung der deutſchen Verfaſſungsangelegenheit durch die fünf größern Höfe eine Geſtalt angenommen, die nicht länger geſtattete, ihn ſo kurz weg von der Hand zu weiſen. Nicht Baden allein, ſondern die ſämmtlichen übrigen unabhängigen deutſchen Staaten hielten ſich durch den Pariſer Frieden für berechtigt, an den Verhandlungen über die künftige Verfaſſung des Bundes, der ja auch ſie in ſich einſchließen ſollte, Theil zu nehmen, und fanden es damit nicht vereinbar, „daß außer den als Paciscenten beim Pariſer Frieden aufgetretenen hohen Mächten, Oeſtreich und Preußen, auch einige in ähnlicher Kategorie mit mehrern nicht Eingeladenen ſtehende deutſche Höfe als Repräſentanten für die Mehrzahl ihrer deutſchen Mitſtaaten auftreten zu wollen ſchienen“. Hätten ſie auch, ſagten ſie, in ihren Beitrittserklärungen ſich bereit erklärt, den Maßregeln beizupflichten, welche zur Behauptung der Unabhängigkeit Deutſchlands für nöthig erachtet werden würden, ſo liege doch in dieſem Verſprechen keineswegs ein Verzicht auf das Recht, zur Anordnung jener Maßregeln mitzuwirken; vielmehr ſei hierzu die Befugniß aller in den Geſellſchaftsvertrag des Deutſchen Bundes eintretenden Staaten die gleiche. Mit ſolchen Verwahrungen wendeten ſich am 14. November 1814 die Bevollmächtigten von 29 deutſchen ſouverainen Fürſten und Städten, unter Vortritt des naſſauiſchen Abgeſandten Freiherrn von Gagern, in einer gemeinſchaftlichen Note an die Vertreter von Oeſtreich, Preußen und Hannover. Zugleich ſprachen ſie ihre Bereitwilligkeit aus, „zum Beſten des Ganzen denjenigen Einſchränkungen ihrer Souverainetät ſowol im Innern ihrer Staaten als im Verhältniß gegen Auswärtige beizupflichten, welche als allgemein verbindlich für alle werden beſchloſſen werden“, und fügten endlich als ihre gemeinſame Ueberzeugung hinzu: „die deutſche Verfaſſung werde ihren feſteſten Beſtand alsdann erſt behaupten können, wenn *ein* gemeinſames Oberhaupt an der Spitze der deutſchen Verbindung dem von den Ständen des Bundes gemeinſam Beſchloſſenen die unverbrüchliche Vollziehung ſichere, die Säumigen oder Weigernden ohne Unterſchied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrags anhalte, der Bundesjuſtiz ſchnelle und vollkommene Folge verſchaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite und ſo im Innern und nach außen allen Staaten deſſelben, auch den mächtigſten, als Beſchützer, erſter Repräſentant der deutſchen Nation und Gegenſtand allgemeiner Ehrfurcht, der Verfaſſung aber als kräftigſter Garant, als deutſcher Freiheit Aegide ſich darſtelle.“ In einer Verbalnote des braunſchweigiſchen Bevollmächtigten, Schmidt-Phiſelbeck, ward in Uebereinſtimmung mit den übrigen Bevollmächtigten der Umfang der dem Oberhaupte einzuräumenden Befugniſſe noch weiter dahin präciſirt, daß daſſelbe auch das Perſonal des Bundesgerichts ernennen, in der Bundesverſammlung den Vorſitz führen und nach außen den Bund repräſentiren, daß ihm ferner die Direction der Bundesverfaſſung und die Anführung im Reichskriege zuſtehen ſolle. Dieſe Attributionen, ward geſagt, würden „billige Anſprüche auf Auszeichnung einer vor der andern der vorzüglichſten deutſchen Mächte zulaſſen“. Die jetzt in Deutſchland exiſtirenden Königskronen könnten kein Hinderniß gegen die Aufrichtung einer Kaiſerwürde ſein, denn auch die Krone Böhmen habe vormals unter Kaiſer und Reich geſtanden, von dem preußiſchen Hofe aber ſei bekannt, wie ſehr derſelbe auch nach erhaltener Königskrone die Freiheit Deutſchlands und die Aufrechterhaltung der deutſchen Verfaſſung bereitwillig gefördert habe; daher ſei zu erwarten, daß beide genannte Kronen gern zu gleichem Zwecke ferner zu wirken ſich bereit finden laſſen würden. Von Baiern, Hannover und Württemberg aber ſtehe dies um ſo ſicherer zu erwarten, da alle drei lediglich deutſche Staaten wären, die künftige Verfaſſung auch ihnen, ohne den übrigen deutſchen Ständen nachtheilig zu werden, ſolche Attributionen beilegen könnte, welche ein billiges Sachverhältniß erfordern, dagegen ihr eigener Beſitzſtand durch eine kräftige Verfaſſung Deutſchlands um ſo mehr befeſtigt und beruhigt werde. Die Frage der Erblichkeit glaubte man, als „von verſchiedenen politiſchen Hinſichten abhängig“, „für dieſen Augenblick“ noch unberührt laſſen zu müſſen.

Die ſehr offene und freimüthige Antwort des hannoverſchen Bevollmächtigten, Grafen Münſter, auf die Note der Abgeordneten der 29 Staaten erklärte: der Prinz-Regent von England und Hannover habe von der Zeit des Beitritts Oeſtreichs zur großen Allianz an alle Mittel der Ueberredung angewandt, um Oeſtreich zu bewegen, die deutſche Kaiſerkrone von neuem anzunehmen; allein kaiſerlich öſtreichiſcherſeits habe man ſich auf eine Art erklärt, daß endlich im Pariſer Frieden die bekannte Beſtimmung erfolgt ſei, wonach die unabhängigen Staaten Deutſchlands durch ein föderatives Band vereinigt werden ſollten. Der Wunſch des Prinz-Regenten bleibe zwar in obiger Hinſicht unverändert, allein dieſer Wunſch könne jetzt, nach dem Pariſer Frieden, dem England und Hannover beigetreten ſeien, nur noch durch eine freie Uebereinkunft mit den paciscirenden Theilen zur

Wirklichkeit gebracht, nicht aber im Widerſpruch mit Negociationen, die ſich auf jene Vereinigung gründeten, durch den Miniſter dieſes Hofs aufgeſtellt werden.

Die Abgeordneten der 29 Staaten ſtellten hiergegen wiederum vor: „Sie müßten noch immer dafür halten, daß durch ſolche auswärtige Negociationen der innern Einrichtung des deutſchen Staatenbundes und der daraus hervorgehenden Wahl eines Bundesoberhauptes, auch nicht einmal der Auszeichnung deſſelben durch die kaiſerliche Würde, kein Hinderniß habe entgegengeſetzt werden wollen noch mögen. Sie hielten ſich zu dieſer Vorausſetzung um ſo mehr berechtigt, wenn ſie kein wohlbegründetes Intereſſe fänden, welches eine oder die andere der hohen contrahirenden Mächte gegen eine von den Theilnehmenden beliebte Verknüpfung des Deutſchen Bundes, da ſelber auf keinen Fall eine offenſive Stellung einnehmen könne, haben werde.“ Zur Bekräftigung dieſer ihrer Hoffnung beriefen ſie ſich auf die vom Kaiſer von Rußland in Gemeinſchaft mit dem König von Preußen aus dem Lager von Kaliſch erlaſſene Proclamation, „worin ſie den deutſchen Völkern die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reichs ankündigen und verſichern ließen, daß die Geſtaltung dieſes großen Werks ganz allein den Fürſten und Völkern Deutſchlands anheimgeſtellt werden ſollte, damit ſie aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks deſto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener hervorgehen möge.“

Die hannöverſche Note hatte noch einen andern wichtigen Punkt berührt, nämlich die Frage wegen der Mittel, die man dem künftigen Kaiſer würde anvertrauen wollen und können, um ihn in den Stand zu ſetzen, mit Nachdruck handeln zu können. „Schwerlich“, fügt die Note hinzu, „würde ſelbſt die geringe Gewalt, die ein römiſcher Kaiſer im Reiche in den letzten Zeiten beſaß, anders als durch die Aufſtellung einer militäriſchen Macht, z. B. einer permanenten Reichsarmee, erſetzt werden können. Ohne eine Verfügung der Art würde Oeſtreich eine Würde ohne Realität und Einfluß nicht leicht übernehmen. Aber die Uebertragung ſolcher Mittel würde auf der andern Seite in den Anſichten der größern deutſchen und einiger europäiſchen Höfe große Schwierigkeiten finden.“*)

---

*) Münſter's perſönliche Anſicht war nicht nur der Wiederaufrichtung der deutſchen Kaiſerwürde, ſondern auch der Ausſtattung derſelben mit größerer Macht als vordem wenigſtens nach dem Jahre 1813 entſchieden zugeneigt. „Ich bin ganz Ew. Excellenz Meinung“, ſchreibt er an Stein, „daß wir der Kaiſerwürde Gewicht beilegen müſſen. Warum ſollte nicht ein größeres Gewicht durch eine militäriſche Einrichtung des Reichs hervorgebracht werden können? Was liegt denn Außerordentliches in dem Gedanken einer permanenten Reichsarmee, die unter kaiſerlichem Oberbefehl eine Reihe zu errichtender Reichsfeſtungen und Reichsſtädte beſetzen könnte? Eine ſolche Einrichtung allein würde Intriguen der Stände mit fremden Mächten verhindern.“

Auch darauf blieben die Neunundzwanzig ihre Antwort nicht ſchuldig. „Betrachtet man“, heißt es in ihrer Gegennote, „wie es die erklärte Abſicht aller Theile iſt, die deutſche Nation als ein vereintes Ganzes, ſo wird deren Geſammtwille auf dem Bundestage ausgeſprochen und durch die kaiſerliche, näher zu beſtimmende, Sanction allgemeines Geſetz, deſſen Ausführung dem Kaiſer obliegt und wozu derſelbe vermöge ſeiner Würde berechtigt iſt. Zu dieſem Behuf würde ihm die geſetzmäßige Dispoſition über die aus den Contingenten der Bundesglieder beſtehende Bundesarmee anvertraut, theils um dieſelbe nach außen dahin, wo Gefahr droht, zu dirigiren, damit bis zur Erklärung des Bundestags über Krieg und Frieden die nöthige Vertheidigung nicht verabſäumt werde, theils um damit auf dem geſetzmäßigen Wege Ordnung im Innern zu erhalten und den Beſchlüſſen des Bundes ſowie den Erkenntniſſen der oberrichterlichen Behörde Kraft und Nachdruck zu geben. Eine ſolche Dispoſition über die Bundesarmee dürfte zu gegründeten Beſorgniſſen möglichen Misbrauchs um ſo weniger Veranlaſſung geben, als durch die Bundesacte ſelbſt die Ausübung dieſer Befugniſſe an conſtitutionelle Formen gebunden und daneben den mächtigern Bundesſtaaten das nöthige Gegengewicht eingeräumt werden könnte.“

Man darf nicht vergeſſen, daß hier unter „Nation“ immer nur die Geſammtheit der „Stände“, d. h. der ehemals reichsunmittelbaren, jetzt ſouverainen Fürſten und freien Städte, unter „conſtitutionellen Formen“ eine der alten Reichsverfaſſung ähnliche Mitwirkung eben jener „Stände“ bei der Ausübung kaiſerlicher Gerechtſame verſtanden wird. Auch den Fürſtenbund von 1785 nannten ſeine Urheber eine Ligue constitutionnelle. Bekanntlich gingen jene Noten der Neunundzwanzig hauptſächlich aus der Feder des Freiherrn von Gagern hervor, welcher eine Vertretung des demokratiſchen Theils der Nation eine „unſinnige Idee“ genannt hatte.

Auch abgeſehen von dieſem Punkte zeigt ſich die Kaiſeridee der Neunundzwanzig in mehrfacher Hinſicht als eine mangelhafte und unklare. Bald erſcheint ihr Kaiſer als der Träger einer wirklich ſelbſtändigen Executive, bald nur als der geſchäftsleitende und ausführende Vorſitzende eines mit der eigentlichen Vollgewalt des Bundes bekleideten Bundestags; auch wird den beſtehenden Verhältniſſen der Einzelſtaaten, namentlich der größern, ſo viel Rückſicht geſchenkt, daß eine wahrhaft ſtarke Einheitsgewalt auf dieſem Wege ſchwerlich zu erreichen geweſen wäre. Zum Theil erklärt ſich dieſe Unbeſtimmtheit der damaligen Kaiſeridee daraus, daß man für dieſelbe kein anderes Vorbild und keinen andern Anknüpfungspunkt kannte als die alte Reichsverfaſſung, in welcher freilich das Reichsoberhaupt ſchon längſt eine ebenſo unklare als ohnmächtige Stellung eingenommen hatte. Die Mängel dieſer Verfaſſung glaubte man nach den Erfahrungen der neueſten Zeit und den Anfoderungen der gegenwärtigen politiſchen Lage verbeſſern zu können, ohne doch ihre Grundlage, die Unabhängigkeit der Einzelſtaaten und die lediglich dynaſtiſche Vertretung derſelben im Bunde, aufzugeben, und da man ſich auf allgemeine Andeutungen und Principien beſchränkte, die Ausführung derſelben im Einzelnen überall vorbehaltend, ſo kam man nicht einmal bis zur vollſtändigen Erkenntniß der eigentlichen Schwierigkeiten dieſer Aufgabe. Man braucht deshalb den 29 Regierungen in ihrer Geſammtheit noch nicht ſolche Hinterhaltsgedanken unterzulegen, wie ſie nach einer Angabe Schaumann's (a. a. O.), einer der damaligen Abgeſandten dieſer Höfe ſpäter einmal von ſich ſelbſt eingeſtanden haben ſoll, als ſei es mit der Aufſtellung des Kaiſers nur auf eine Oppoſition gegen die fünf größern Mächte abgeſehen geweſen, als habe man nur den Kopf aus der Schlinge ziehen wollen, indem man allein zum Beſten eines Kaiſers Opfer zu bringen behauptete. Sicherlich hatten alle dieſe kleinern Staaten ſo viel wirkliches Intereſſe daran, lieber einem Kaiſer als einer Fünfherrſchaft der größern Mächte ſich unterzuordnen, daß man, an ihrer Aufrichtigkeit bei jenem Vorſchlage zu zweifeln wol keinen Grund hat. Schon im alten Reiche war der Kaiſer gewöhnlich der beſte, oft der einzige Schutz der ſchwächern Stände gegen die übermüthigen großen, und auch die neuere Zeit hat wiederum gezeigt, wie lebhaft das Intereſſe der kleinern Staaten an einer ſtarken Centralgewalt, wie groß und wie berechtigt ihre Furcht vor Unterdrückung durch die Mittelſtaaten ſei. Die Abſichten, welche bei den erſten Conferenzen über die deutſche Verfaſſungsfrage Baiern und Würtemberg in Bezug auf die Stellung der kleinern Staaten geäußert hatten, waren vollkommen geeignet, in dieſen das Bedürfniß eines ſtarken Rechtsſchutzes gegen ſolche Herrſchergelüſte zu erwecken.

Daſſelbe Bedürfniß empfanden freilich in ebenmäßigem Grade, gegenüber nicht blos den größern, ſondern auch dieſen kleinern Souverainetäten, die vordem gleichfalls reichsunmittelbaren, jetzt zur Unterordnung unter ihre ehemaligen Mitſtände verdammten Fürſten und Grafen. Eine Anzahl dieſer wandte ſich mit Verwahrungen wegen ihrer altherkömmlichen Rechte, ſowie mit Geſuchen um einen ihnen zu gewährenden Antheil an der künftigen Verfaſſung Deutſchlands und um Herſtellung der kaiſerlichen Gewalt direct an den Kaiſer von Oeſtreich. Sie bezogen ſich dabei nicht blos auf ihr eigenes Intereſſe, ſondern auch auf „den Wunſch und die ſehnſuchtsvolle Erwartung ihrer Unterthanen, welche ebenſo einer Berichtigung ihres zeitherigen Verhältniſſes entgegenſehen“.

Zuletzt kam endlich auch noch der ehemals reichsfreie Adel beim Congreſſe mit einer Bitte um Herſtellung ſeiner Rechte ein, geſtützt, wie er ſagte, auf den „Zeitgeiſt“, der ſolcher Foderung durchaus nicht entgegen ſei.

Sonderbar! Im Namen und im angeblichen Intereſſe ihrer Völker erhoben die Rheinbundskönige ihre ſelbſtherrlichen Anſprüche; im Namen des deutſchen Volks behaupteten die 29 Regierungen das Recht der Selbſtconſtituirung Deutſchlands, die „Geſammtheit der Nation“ war es, was ſie im Bundestage vertreten ſehen wollten; im Namen ihrer Unterthanen proteſtirten die Mediatiſirten gegen ihre Ausſchließung vom Verfaſſungswerke, und endlich berief ſich auch der Adel auf die Zuſtimmung des „Zeitgeiſtes“ zu ſeinen Forderungen. Und doch dachte Niemand daran, bei der Geſtaltung der Verfaſſung, die aus dem „ureigenen Geiſte des Volks“ hervorgehen, den „Fürſten und Völkern“ Deutſchlands anheimgegeben bleiben ſollte, dem wirklichen Volke eine Stimme einzuräumen oder ihm eine Vertretung bei dem künftigen Bunde vorzubehalten!

Die Fiction, welche eine damals erſchienene Schrift: „Ueber deutſche Verfaſſung“, von W. Müller, als Rechtfertigung hierfür anführt: „Die Abgeſandten der Fürſten ſeien zugleich mandatarii praesumtivi (vorausſetzliche Vollmachtträger) der Völker, und wenn ſie nur dieſe mit verträten, ihre Rechte und Intereſſen wahrnähmen, ſo ſei Alles wohlgethan“ — dieſe Fiction wird wol heutzutage, angeſichts der damaligen und der neuern Erfahrungen, Niemand gelten laſſen mögen.

Die preußiſchen und öſtreichiſchen Bevollmächtigten ſcheinen von den an ſie gerichteten Vorſtellungen der 29 Regierungen damals gar keine Notiz genommen zu haben. Auch Graf Münſter ließ nichts weiter von ſich hören, Kaiſer Franz aber antwortete der Deputation der Standesherren:

„Ich bin ſchon von mehrern Seiten angegangen worden, die deutſche Krone wieder anzunehmen, und es iſt auch mein Wunſch, wenn deſſen Erfüllung ſich mit dem Intereſſe meiner eigenen Länder vereinigen läßt“*).

Es begreift ſich, daß Preußen für eine Wiederherſtellung der Kaiſerwürde keine ſonderliche Leidenſchaft hatte. Eine Theilung der Herrſchaft würde es ſich wol haben gefallen laſſen. Kombſt in ſeiner Schrift: „Der Deutſche Bundestag“ (1832) weiß von einem Plane zu berichten, nach welchem eine Erneuerung der deutſchen Kaiſer- und Königswürde (jener für Oeſtreich, dieſer für Preußen) hätte ſtattfinden ſollen. Damit hätte man preußiſcherſeits die Forderung einer wechſelnden Vorſtandſchaft in dem neuen Bunde und einer getheilten Hegemonie über die andern Staaten in Verbindung geſetzt. Dieſer Gedanke ſei jedoch bald wieder beſeitigt worden**). Man hat auch wol die Note des Fürſten Metternich an den Für-

---

*) Noch im Februar 1815 kam Stein auf die Idee des Kaiſerthums, ungefähr im Sinne der obigen Note der 29, zurück, theils um der „Fünferherrſchaft“ ein Ende zu machen, theils um Oeſtreich, welches durch die Lage ſeiner Länder von Deutſchland entfremdet werden, durch Banden des Intereſſes und der Pflicht an daſſelbe zu ketten. Er verhandelte darüber mit den ruſſiſchen Staatsmännern, welche der Idee geneigt waren und darin eine Bürgſchaft für Europas Ruhe erblickten, die ein ſtarkes, in ſich befriedigtes Deutſchland als politiſchen Schwerpunkt, als Schranke gegen Frankreichs Uebergriffe verlange, mit den öſtreichiſchen, welche ſich abwartend verhielten, mit den preußiſchen, welche entſchieden widerſprachen. (Pertz a. a. O.)

**) Aus dem IV. Bande des „Leben Stein's“ von Pertz erfährt man hierüber Folgendes: „Es hatten Stein und Hardenberg (ausgehend von der Idee eines vollkommenen Gleichverhältniſſes Oeſtreichs und Preußens) in ihrem Plane eine ſten Hardenberg vom 22. October 1814 als ein Anerbieten ſolcher Art gedeutet; ſie enthält aber lediglich eine Verwahrung gegen die zu weite Ausdehnung der beabſichtigten territorialen Vergrößerungen Preußens und ſucht zu dem Ende eine Scheidelinie zwiſchen den beiderſeitigen ſtrategiſchen Machtgebieten zu fixiren. Was darüber hinaus in der Note zu liegen ſcheint, iſt nur ein Ausfluß der bekannten, neuerdings wieder ſo oft zum Vorſchein gekommenen Politik Oeſtreichs, welche, um einen augenblicklichen Zweck zu erreichen, nicht karg iſt mit der Erweckung unbeſtimmter Hoffnungen nach einer andern, fern liegenden Seite hin, Hoffnungen, welche zu erfullen, wenn die Zeit dazu gekommen, ſie leider ſich immer verhindert ſieht. So erging es auch damals. Als bei Eröffnung des Bundestags Preußen auf das Verſprechen wegen einer getheilten Leitung des Bundes zurückkam, ward ihm erklärt, Oeſtreich ſeinerſeits würde recht gern dazu bereit ſein, allein die Mittelſtaaten möchten ſich eine ſolche Bevorzugung Preußens ſchwerlich gefallen laſſen. Humboldt, damals preußiſcher Geſandter am Bundestage, rieth hierauf ſelbſt, auf dieſen Punkt, nachdem er aus einer Machtfrage zu einer bloßen Etiquettenfrage geworden, kein Gewicht zu legen.

Preußens Zeit war damals noch nicht gekommen. Auf dem Wege diplomatiſcher Verhandlungen, aus den Händen der Cabinette hatte es eine bevorzugte Stellung in Deutſchland nicht zu erwarten (wie es dieſe niemals zu erwarten haben wird); denn den Regierungen gewährte die traditionelle conſervative Politik Oeſtreichs weit größere Garantien des ungekränkten Beſtehens ihrer Souverainetät (wenigſtens dem äußern Scheine nach, und dieſer iſt ja für die meiſten die Hauptſache), als die, nothwendig auf Ausdehnung und Arrondirung ihrer Grenzen geſtellte Politik der aufſtrebenden Großmacht Preußen. Nur durch die unwiderſtehliche Wahlverwandtſchaft der materiellen und geiſtigen Intereſſen der Völker konnte Preußen den Einfluß Oeſtreichs überflügeln und die deutſchen Staaten enger an ſich ketten. Aber dieſe materielle und politiſche Entwickelung war damals noch nicht intenſiv genug, um die widerſtrebende Politik der Cabinete zu neutraliſiren. Durch eine mächtige Propaganda freiſinniger und nationaler Ideen, mit kühner Erfaſſung der gewaltigen Bewegung, die vom Befreiungskriege her noch allerwärts in der Nation nachzitterte, hätte vielleicht Preußen jenen Proceß beſchleunigen und Deutſchland oder wenigſtens einen großen Theil davon ſchon damals enger

---

Theilung der Bundesſpitze in der Art beabſichtigt, daß Oeſtreich der Vorſitz in der Bundesverſammlung, Preußen das Directorium, alſo die Geſchäftsleitung nebſt deren Mitteln, der Kanzlei, dem Archiv, der Protokollführung zuſtehen ſollte, wie einſt am Reichstage Kurmainz als Reichserzkanzler das Directorium geübt hatte. Dieſe Beſtimmung aber ward jetzt (in den Verhandlungen mit dem Fürſten Metternich) weggelaſſen, wahrſcheinlich gegen mündliche Zuſicherung ihrer ſpätern Anerkennung — und als man nach Jahren darauf zurückkam, ward es Oeſtreich leicht, die Erfüllung einer mündlichen Zuſage zu vereiteln."

an ſich ketten können. Einzelne kühne Geiſter mochten wol zuweilen an ſo etwas denken. Allein die leitenden Perſönlichkeiten und beſonders der König ſelbſt waren zu einer ſolchen, in gewiſſem Sinne revolutionären Politik (revolutionär war freilich auch die innere Politik Preußens nach 1806 geweſen) weder befähigt noch geneigt. So kam es, daß Preußens Verhalten in der deutſchen Verfaſſungsangelegenheit unentſchloſſen und gleichſam gelähmt erſchien. Es fühlte die Nothwendigkeit, im freiſinnigen und nationalen Sinne voranzugehen; allein, gebunden an Oeſtreich und entſchloſſen, nichts ohne dieſes zu thun, nicht energiſch genug, um auf eigene Hand und ohne Rückſichten vorzuſchreiten, ſah es ſich durch die abwartende und zurückhaltende Politik Oeſtreichs immer weiter von ſeinem Ziele zurückgeworfen und zuletzt zum Stillſtehen auf halbem Wege verdammt.

Was Oeſtreich betrifft, ſo konnte dieſes ſeinen Vortheil nicht beſſer wahrnehmen als durch ein ruhiges Gehenlaſſen der Ereigniſſe, durch Abwarten und Zögern. Metternich hatte daher ganz Recht, wenn er die drängenden Abgeſandten der 29 Staaten zur „Ruhe“ mahnte, wie Gagern berichtet, wenn er zu verſtehen gab, man ſolle die Sache „aus ſich ſelbſt hervorgehen laſſen“. Oeſtreich wußte, daß die natürliche Gravitation der Politik aller dieſer Cabinete zu einem Zuſtande der Dinge führen müſſe, wie er für ſein Intereſſe der vortheilhafteſte ſei, zu einem Stabilitätsſyſtem, welches Preußens Machtentwickelung hemmen, Oeſtreichs diplomatiſchen Einfluß aber höher ſteigern werde, als es der leere Name des Kaiſerthums ohne entſprechende äußere Mittel (die doch nicht zu erlangen waren) vermöchte. Oeſtreich verfuhr daher ganz klug, indem es ſich gegen die Anmuthungen der 29 Regierungen paſſiv, ſchweigend verhielt, im Uebrigen aber den Schein annahm, als ob es das allgemeine Intereſſe Deutſchlands, die Selbſtändigkeit der Mindermächtigen und einen erträglichen Rechtszuſtand im Innern unter ſeinen Schutz nehme. Daß darin nicht zu weit gegangen und insbeſondere die Einheit nicht zu ſtreng formulirt werde, dafür bürgten ihm die Tendenzen der ſüddeutſchen Mittelſtaaten. Haben wir doch anderswo geſehen, wie zu derſelben Zeit, wo der öſtreichiſche Bevollmächtigte in den deutſchen Conferenzen Baierns Hartnäckigkeit in Verweigerung allgemeiner Verfaſſungsgarantien bekämpfen half, zwiſchen Wien und München über die Grundzüge der bairiſchen Verfaſſung verhandelt und dafür Sorge getragen ward, daß dieſe nicht zu freiſinnig ausfalle *).

Die 29 Regierungen, die ſpäter durch den Zutritt der beiden Hohenzollern und Badens auf 32 ſtiegen, ließen es bei jenem erſten Anlaufe nicht bewenden, ſondern blieben zu fernern gemeinſamen Schritten verbunden. Es war ſogar die Rede von einer engern organiſchen Verbindung derſelben unter ſich, einem *Fürſtenbunde*, der dieſe ſämmtlichen kleinern

---

*) Man ſehe den Aufſatz: „Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland“ im I. Bande der „Germania“ S. 135.

Staaten umfaſſen und unter einem beſondern Director und Fürſtenrath als ſelbſtändiges Glied in dem größern Deutſchen Bunde auftreten ſollte. Wenigſtens glaubte man, daß eine um dieſe Zeit am Sitze des Congreſſes erſchienene Schrift unter dem Titel: „Tantae molis esset, Germanam condere gentem?“, die ſolche Ideen entwickelte, nicht ohne Mitwirkung der 32 Regierungen abgefaßt und verbreitet worden ſei. Gagern (in einem Privatſchreiben an den Grafen Münſter) ſchlug ein anderes Auskunftsmittel vor: entweder möchten Oeſtreich und Preußen ausſcheiden, die Uebrigen aber ſich einigen, oder man möchte Alle „im rechten Maße“ an den Rechten und Pflichten des Bündniſſes Theil nehmen laſſen.

So war der Widerſpruch der Intereſſen und die Verwirrung der Anſichten allerwärts groß. Die Verhandlungen der Conferenz kamen ins Stocken. Zwar hatten Oeſtreich und Preußen auf die Note Württembergs, welches die Erledigung der Verfaſſungsangelegenheit von der vorherigen Entſcheidung der noch ſchwebenden Territorialfragen abhängig machte, ziemlich energiſch geantwortet: „es könne den einzelnen deutſchen Fürſten keineswegs freiſtehen, dem Bunde beizutreten oder nicht, noch bedürfe es anderer als der Vortheile, die für das Ganze der deutſchen Nation entſpringen würden, um die Entſagungen zu leiſten und die Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen beförderten. Europas Intereſſe fodere, daß Deutſchland durch ein ſolches Band beruhigt und befeſtigt werde, und es würde ebenſo wenig mit dem wohlverſtandenen Intereſſe von Europa zu vereinigen ſtehen, wenn man einem deutſchen Staate geſtatten wollte, ſich durch Ausſchließung vom Bunde mit dem Wohle des Ganzen geradezu in Widerſpruch zu ſtellen, als wenn man dies auf indirecte Weiſe zulaſſen wollte, indem man die Verwerfung der Mittel, die allein zum Zweck führen können, zuließe“.

Dennoch und obgleich ſelbſt Rußland zur Nachgiebigkeit mahnte, beharrte Württemberg auf ſeiner Weigerung, ſich über Zugeſtändniſſe im Einzelnen zu erklären, bevor der Plan des Ganzen und namentlich die Ueberſicht der Gebietstheile, mit denen die größern Staaten dem Bunde beizutreten gedächten, klar vorläge.

Neue Verfaſſungsentwürfe.

Während in Folge dieſer Verwickelungen ſowie der durch die ſächſiſche Frage zwiſchen Oeſtreich und Preußen erzeugten ernſthaften Spannung die Verhandlungen über die deutſche Verfaſſungsangelegenheit mehrere Monate ruhten, entſtanden manche neue Entwürfe einer Bundesverfaſſung. Zuerſt einer vom December 1814, von Oeſtreich ausgegangen, anſcheinend zwar nur die Privatarbeit eines einzelnen Miniſters (Weſſenberg), auch nur für eine „einſtweilige“ Vereinigung der deutſchen Staaten berechnet (weil die förmliche Einrichtung des Deutſchen Bundes wegen mangelnder Ausgleichung verſchiedener Territorialverhältniſſe noch nicht habe zu Stande kommen können), immerhin jedoch als „Grundlage des Deutſchen Bundes“ bezeichnet.

Darin war die Kreiseintheilung gänzlich beſeitigt, im Gegentheil „allen Staaten des Bundes“ Gleichheit der Rechte garantirt und jede „Oberherrſchaft des einen Staats über den andern“ ausdrücklich ausgeſchloſſen. Ein Bundesrath, aus Bevollmächtigten ſämmtlicher Mitglieder, theils mit Viril-, theils mit Collectivſtimmen, beſtehend, ſollte die Angelegenheiten des Bundes nach Stimmenmehrheit leiten, Oeſtreich darin den Vorſitz und die Aufſicht über die materielle Leitung des Geſchäfts haben, für die Initiative der Geſetzgebung aber und für ſolche Fälle, wo die Vertretung des Bundes gegen Auswärtige eine ſchleunige Behandlung erfodern würde, ein permanenter Ausſchuß beſtellt werden, neben Oeſtreich aus zwei Mitgliedern beſtehend und jährlich neu zu wählen. Das Recht der Bündniſſe, jener Hauptanſtoß bei den bisherigen Verhandlungen, ward den Einzelſtaaten nachgelaſſen; verpönt wurden nur ſolche Verbindungen mit Auswärtigen, „die gegen den ganzen Bund und deſſen einzelne Mitglieder gefährlich werden könnten“. Streitigkeiten unter den Bundesgliedern ſelbſt ſollte der Bundesrath entſcheiden; von einem Bundesgericht war nicht mehr die Rede. Der Punkt wegen der Landſtände erſchien ſehr weit gefaßt, die Garantie allgemeiner Unterthanenrechte war auf die Bundesſtaaten eingeſchränkt, „die nur deutſche Länder beſitzen“.

Die Abſichten Oeſtreichs treten hier ſchon offener hervor. Ein möglichſt lockerer Bund, eine formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder, welche jeden berechtigten Einfluß der größern Staaten auf die kleinern ausſchloß und nur den Oeſtreichs, als des leitenden Vorſtandes, beſtehen ließ, eine Executive, in die ſich Oeſtreich muthmaßlich mit Preußen und abwechſelnd einem der Mittelſtaaten zu theilen hätte, wobei die Wahrſcheinlichkeit einer Mehrheit für Oeſtreich und eines Alleinſtehens Preußens ungefähr wie 2 zu 1 ſtand, eine völlige Unabhängigkeit des innern Zuſtandes ſeiner eigenen Länder vom Bunde durch die Beſeitigung des Bundesgerichts und die weite Faſſung des Paragraphen wegen der Landſtände und der Freiheitsrechte — Das war es, was Oeſtreich nach den Verhältniſſen ſeines Staatencomplexes und getreu ſeiner conſervativen, nicht ſowol auf Erweiterung als auf Erhaltung ſeines Einfluſſes in Deutſchland abzielenden Politik wünſchen und erſtreben mußte. Das Intereſſe Oeſtreichs an der Kreiseintheilung war vom Anfange an ein ſehr ſchwaches geweſen; denn dieſe Einrichtung, welche den kreisvorſitzenden Staaten eine Art geſetzlicher Oberhoheit über ihre Kreisſtände verlieh, kam in ungleich höherm Maße Preußen zu ſtatten, welches zwei Kreiſe beherrſchen ſollte, als ihm ſelbſt, von deſſen beiden Kreiſen nur der eine ein paar kleinere Staaten in ſich ſchloß; es verſchwand aber vollends, ſeitdem die Verhandlungen über die Territorialausgleichungen dahin geführt hatten, daß Oeſtreich nicht wieder am Oberrhein feſten Fuß faßte. Von da an war der ganze Vortheil der Kreiseintheilung auf Seiten Preußens; der größte Theil Norddeutſchlands war dadurch unter deſſen Botmäßigkeit geſtellt, während Oeſtreich und ſein natürlicher Bundesgenoſſe gegen Preußen, Baiern, völlig leer ausgingen.

Preußiſcherſeits ſchien man dieſen Vortheil wohl zu begreifen. Unterm 10. Februar überreichten die beiden preußiſchen Bevollmächtigten dem Fürſten Metternich zwei neue Pläne zu einer deutſchen Bundesverfaſſung, den einen mit, den andern ohne Kreiseintheilung. Schon vorher war auf nochmaliges Drängen der kleinern Staaten und Preußens befürwortendes Mahnen die Wiederaufnahme der mündlichen Verhandlungen über die Verfaſſungsangelegenheit, und zwar unter Zuziehung ſämmtlicher deutſcher Staaten, beſchloſſen worden*). Die preußiſchen Bevollmächtigten waren dabei ehrlich genug, einzugeſtehen, „daß, wenn es bisher Gründe geben konnte, aus welchen eine Berathung unter wenigen Fürſten vorgezogen wurde, dieſe jetzt hinwegfallen“. Der öſtreichiſche Staatskanzler dagegen hatte die Kühnheit, zu behaupten, „daß ſein allerhöchſter Hof die einſtweilige Berathung zwiſchen den mächtigern Ständen nur als eine Vorbereitung in dieſer Angelegenheit von jeher angeſehen habe“.

Offenbar legte man preußiſcherſeits das größte Gewicht auf die Beibehaltung und noch weitere Ausbildung der Kreisverfaſſung. Insbeſondere ſollten durch regelmäßige Kreisverſammlungen (ähnlich den im alten deutſchen Reiche eingeführten) die Intereſſen der Mitglieder der einzelnen Kreiſe enger verſchmolzen und eine Art gemeinſchaftlicher Organiſation unter denſelben angebahnt werden. Daneben war die Gewalt der Kreisvorſteher ſo abgegrenzt, daß ſie möglichſt wenig Beſorgniſſe vor eigenmächtigen Uebergriffen in die Selbſtändigkeit der Kreisſtände erwecken konnte. Den kleinern Staaten und ſelbſt den Mediatiſirten ward an den gemeinſamen Bundesberathungen ein Antheil eingeräumt, der wol geeignet war, den Mittelſtaaten die Wage zu halten, die Concentrationspolitik der Großmächte zu verſtärken, ganz beſonders aber Preußens Einfluß zu vermehren, mit welchem die meiſten dieſer kleinern Staaten als Kreisſtände in nähern Beziehungen ſtehen würden. Es ſollte nämlich der Rath der Kreisoberſten in gewiſſen Fällen durch einen Ausſchuß aus dem zweiten Rathe verſtärkt werden.

---

*) Daneben betrieb Stein, daß die Theilnehmer der Chaumonter und Pariſer Verträge durch eine nachträgliche Erklärung des dort aufgeſtellten Artikels über die deutſchen Angelegenheiten den Anmaßungen Württembergs und Baierns die Spitze abbrechen und „den gerechten Wunſch nach Einführung geſetzlicher Sicherheit und Freiheit auf eine dem Wohle des Volkes, der Fürſten, des übrigen Europas völlig angemeſſene Weiſe befriedigen“ ſollten. Er überreichte zu dem Ende dem ruſſiſchen Cabinet eine Denkſchrift, worin die Grundſätze kurz und ſcharf bezeichnet waren, welche als nothwendige Grundlagen der Neugeſtaltung Deutſchlands von den verbündeten Mächten ſofort zu proclamiren wären. Deren Ausführung möge dann einem nach Frankfurt zu berufenden deutſchen Congreſſe überlaſſen bleiben. Aber er fand keine Unterſtützung, ſelbſt nicht von Seiten der preußiſchen Congreßgeſandten, welche die Bundesverfaſſung in Wien fertig zu bringen hofften. (Pertz a. a. O.)

Um ſolchen Preis konnte dann allenfalls wol Preußen — wozu es ſich bereit erklärte — auf ſeine zweite Stimme im Kreisoberſtenrathe verzichten, natürlich unter Vorausſetzung der gleichen Verzichtleiſtung ſeitens Oeſtreichs. Auch ſollte Oeſtreich nur im erſten Rathe den Vorſitz führen, im zweiten das dort dem Range nach erſte Mitglied, womit man wahrſcheinlich Kurheſſen meinte. Außerdem ſchlug der Entwurf einen ſehr vollen nationalen und freiheitlichen Ton an; die „gerechten Anſprüche der Nation“, das „allgemeine Verlangen nach einer nationalen Verbindung“ und ähnliche Worte von volksthümlichem Klange ſpielten hier eine große Rolle und fanden allerdings auch ihre Bekräftigung in den ſehr entſchiedenen und ſorgfältig ausgearbeiteten Beſtimmungen über das Bundesgericht, die Rechte der Unterthanen und die Landesverfaſſungen.

In allen dieſen Beziehungen ſtimmte der zweite Entwurf mit dem erſten vollſtändig überein; nur die Kreiseintheilung fehlte hier und ward erſetzt durch ein unmittelbares Wechſelverhältniß der Bundesbehörde mit ſämmtlichen einzelnen Bundesſtaaten.

Ehe noch die Verhandlungen ſelbſt wieder aufgenommen wurden, trat ein Ereigniß ein, welches auf den Gang derſelben von weſentlichem Einfluß war. Napoleon kehrte am 1. März von Elba nach Frankreich zurück; der Krieg der Verbündeten gegen den gemeinſamen Feind mußte aufs neue beginnen. Vorher wollte man die Conſtituirung Deutſchlands wenigſtens ſo weit vollenden, daß einer Wiederholung der Rheinbundsverhältniſſe vorgebeugt würde. Wieder waren es die kleinen Staaten, welche am entſchiedenſten darauf drangen, theilweiſe wol aus wirklichem Patriotismus, theilweiſe vielleicht auch aus Furcht, bei einer neuen Kriſis ebenſo verſchlungen zu werden, wie es ſo vielen ihrer frühern Mitſtände ergangen war. Indem ſie einſtimmig ihre Bereitwilligkeit erklärten, „mit aller Anſtrengung durch eine ihren Kräften angemeſſene Militärleiſtung zur endlichen Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in Europa und zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutſchlands mitzuwirken“, trugen ſie zugleich darauf an, „daß unverweilt die weſentlichſten Grundlagen eines die Rechte aller Theile ſichernden Bundesvertrags in gemeinſame Berathung genommen, ein ſolcher Vertrag hier wirklich abgeſchloſſen und in demſelben nicht blos das rechtliche Verhältniß der Bundesgenoſſen unter ſich im Allgemeinen beſtimmt, ihre Selbſtändigkeit und Integrität garantirt, ſondern auch den deutſchen Staatsbürgern eine freie geordnete Verfaſſung durch Ertheilung gehöriger ſtaatsbürgerlicher Rechte geſichert werde“.

„Je mehr die deutſchen Fürſten und Völker (ſagten ſie in ihrer gemeinſamen Note an den Fürſten Metternich) zu der vollen Ueberzeugung gelangen, daß die bereits dargebrachten Opfer, ſowie die neuen Anſtrengungen, für ihre höchſten und theuerſten Intereſſen geleiſtet werden, um ſo viel mehr werden ſie mit Vertrauen und Freudigkeit, mit Kraft und Muth einen neuen Kampf beginnen.“

Wiederaufnahme der Verfaſſungsconferenzen.

Ein nochmaliger, faſt zehnwöchentlicher Aufſchub liegt zwiſchen jener Mahnung der kleinern Fürſten und der Wiederaufnahme der Verhandlungen. Wiederum gingen dieſen zwei neue Entwürfe, beide von preußiſcher Seite, voraus. Die preußiſche Politik war auch damals, wie ſchon 1806 und wie auch neuerdings, unermüdlich in Noten, Entwürfen, Deductionen; aber mit all ihrer Geſchäftigkeit entfernte ſie ſich nur weiter und weiter von ihrem Ziele, während Oeſtreich durch Schweigen und Abwarten dem ſeinen immer näher kam. In dieſen beiden Entwürfen (die nur wenig voneinander abwichen) war die Kreiseintheilung aufgegeben oder vielmehr der künftigen organiſchen Geſetzgebung des Bundes anheimgeſtellt, die Trennung der vollziehenden und geſetzgebenden Gewalt des Bundes unter dem Namen des „Vollziehungsrathes“ und der „Bundesverſammlung“ beibehalten, desgleichen das Bundesgericht und die Garantie freiſinniger Landesverfaſſungen und allgemeiner Volksrechte.

Jetzt endlich trat auch Oeſtreich officiell mit einem Verfaſſungsentwurfe hervor. Derſelbe war ſehr kurz, faßte hauptſächlich nur das Verhältniß der Stimmen in der Bundesverſammlung (im Ganzen 13) und der zu ſtellenden Bundescontingente ins Auge, ließ manche wichtigen Punkte der bisherigen Entwürfe völlig bei Seite, berührte andere nur ganz lakoniſch, wie z. B. die Landesverfaſſungen. Ein „Ausſchuß“, aus drei Mitgliedern außer dem Vorſitzenden (Oeſtreich) beſtehend, ſollte in außerordentlichen Fällen den Bund vertreten. Die Errichtung eines Bundesgerichts war „vorbehalten“; unter den Freiheitsrechten fehlte die Preßfreiheit. Dagegen war das Intereſſe der verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien (wie auch ſchon in den letzten preußiſchen Entwürfen) vollſtändig gewahrt, insbeſondere „jeder Confeſſion die ausſchließliche Verwaltung der Gegenſtände ihres Cultus und ihrer Kirchengelder“, den Juden aber nicht nur der Genuß der bisher erworbenen Rechte, ſondern auch die Fähigkeit zur Erwerbung bürgerlicher Rechte inſoweit zugeſprochen, „als ſie ſich der Leiſtung aller Bürgerpflichten unterziehen“.

Aber auch dieſer Entwurf ward nur nach einer abermaligen Abänderung den neuen Conferenzen als Grundlage ihrer Berathungen vorgelegt, und zwar mit der Erklärung, „daß Solches im Einverſtändniß mit Sr. Maj. dem König von Preußen geſchehe“. Mancher weſentliche Punkt war in dieſer neuen Verfaſſung — auf Preußens Andringen, wie es ſcheint — wiederhergeſtellt, ſo das Bundesgericht, die beſtimmtern Verpflichtungen der Bundesglieder zu gegenſeitigem Schutz und bundesmäßigem Zuſammenhalten bei äußern Gefahren, die Freiheit der Preſſe, letztere freilich nur in der unbeſtimmten Form einer Zuſage künftiger organiſcher Beſtimmungen darüber.

Endlich begannen die neuen Verhandlungen (am 23. Mai 1815) wirklich, boten aber kein erfreulicheres Bild dar als die frühern. Rangſtreitigkeiten nahmen, wie damals, einen nicht geringen Theil derſelben in Anſpruch. Es war eine würdige Beſchäftigung für einen conſtituirenden Nationalcongreß Deutſchlands, auszumachen, ob Lippe den Platz vor Schaumburg zu nehmen, oder ob Luxemburg die ehemalige burgundiſche Stimme zu führen habe! Nächſtdem fingen die beiden ſüddeutſchen Königreiche ihr altes Spiel von neuem an und fanden dabei an Baden einen Dritten im Bunde. Die württembergiſchen Bevollmächtigten eröffneten dem Vorſitzenden in einer franzöſiſch geſchriebenen Note, daß ſie ſich leider ohne Inſtructionen befänden, daher an den Berathungen nicht Theil nehmen könnten, beharrten auch bei dieſem Verfahren bis zum Schluſſe der Conferenzen. Der badiſche Bevollmächtigte wohnte den fünf erſten Conferenzen zwar bei, aber gleichfalls ohne Inſtructionen, dann entfernte er ſich mit der Erklärung, daß ſein Hof in Allem mit Baiern und Württemberg gehe. Dagegen führte Baiern wie früher ſo auch jetzt das große Wort, kämpfte gegen Alles, was nur irgendwie einer Beſchränkung der Einzelſouverainetät zu Gunſten der Einheit des Ganzen oder der Freiheit der Unterthanen glich, und drang faſt überall mit ſeinem Widerſpruche durch, dem ſich leider auch einige von jenen 32 Regierungen anſchloſſen, die noch vor kurzem eine ſo patriotiſche Sprache geführt hatten. Dank dieſer hartnäckigen Oppoſition verſchwand aus dem Entwurfe nunmehr gänzlich das von Preußen erſt mühſam hineingebrachte Bundesgericht, wurden die Beſtimmungen wegen des Verhaltens der Bundesglieder bei Bundeskriegen und überhaupt dem Auslande gegenüber abermals laxer gefaßt, verwandelte ſich in dem, ohnehin beinahe zur leeren Form ausgehöhlten Artikel XIII über die Landesverfaſſungen das kategoriſche „Soll“ in das völlig unbeſtimmte „Wird“ (anfangs wollte Baiern überhaupt von gemeinſamen Verpflichtungen der Bundesglieder zur Einräumung gewiſſer Rechte an die Unterthanen nichts wiſſen, ſondern blos „Berathungen“ deshalb in Ausſicht ſtellen), ward dagegen die „Souverainetät“ der einzelnen Bundesglieder — und zwar nicht der Staaten, ſondern der Fürſten — ſogleich im erſten Artikel feierlich ausgeſprochen, ward endlich die einfache Stimmenmehrheit bei Bundesbeſchlüſſen für die meiſten und gerade wichtigſten Angelegenheiten theils zu einer erſchwerenden Zweidrittelmehrheit hinaufgeſchraubt, theils einer Einſtimmigkeit geopfert, welche nichts Anderes war als ein Freibrief für den ſouverainen Egoismus, ſich auch künftig jeder Entwickelung der Bundesverfaſſung und jeder Beſchlußnahme über gemeinnützige organiſche Bundeseinrichtungen mit Erfolg zu widerſetzen. Es war daher eine eitle Hoffnung, mit welcher mehrere der beſſergeſinnten Regierungen ihr eigenes Gewiſſen oder die, wie ſie ſelbſt bekennen mußten, in ihren Erwartungen getäuſchte Nation zu beſchwichtigen ſuchten, wenn ſie in ihren Beitrittsurkunden dieſe letztere auf die Berathungen der Bundesverſammlung vertröſteten, welche den Mängeln der Bundesacte abhelfen ſollten.

Und nach allen dieſen Zugeſtändniſſen, die man dem Particularismus auf Koſten der Einheit gemacht, ſchien es dennoch, als werde dieſe Einheit nicht einmal äußerlich zu Stande kommen, als werde ein Theil der Renitenten, nachdem er die Bundesverfaſſung durch ſeine Oppoſition auf das tiefſte Maß der Unvollkommenheit herabgedrückt hatte, ſchließlich auch noch den Beitritt dazu verſagen. Baierns Unterſchrift ward nur durch neue verlängerte Unterhandlungen und um den Preis noch weiterer Lockerung des Einheitsbandes gewonnen; Württemberg und Baden nahmen an dem Abſchluß der Bundesacte nicht Theil, kamen zwar nachträglich hinzu, wollten aber auch dann noch Bedingungen ſtellen, gewiſſe Artikel (namentlich die, welche Verpflichtungen gegen die Völker enthielten) nicht unterzeichnen, bis ſie endlich ſich herbeiließen, ihren unbedingten Beitritt in der Form von Acceſſionsurkunden zu erklären.

Das Werk der Einigung Deutſchlands war ſomit nach achtmonatlichen Bemühungen zu Stande gebracht. Aber in welcher Geſtalt! In der loſeſten Form, die es nur gab, einer Form, die kaum über das Maß des blos völkerrechtlichen Staatenbundes hinausreichte. Keine einheitliche oberſte Leitung, ſondern an ihrer Statt eine ſchwerfällige, aus inſtruirten Bevollmächtigten beſtehende, an umſtändliche Geſchäftsformen gebundene Verſammlung; dieſe Verſammlung in den wichtigſten Fragen, namentlich der Anordnung großer nationaler Maßregeln im Innern, an ein Stimmenverhältniß gebunden, welches jedem derartigen Beſchluß die Natur eines neuen Vertrags unter ſämmtlichen Mitgliedern verlieh, ihn alſo mit ganz denſelben Schwierigkeiten umgab, unter deren Druck der Bundesvertrag ſelbſt eine ſo traurige Geſtalt angenommen hatte; keinerlei organiſche Einrichtung durch die Bundesacte ſelbſt geſchaffen, welche eine einheitlichere Entwickelung des Bundes, ein engeres Verwachſen der Intereſſen ſeiner Mitglieder auf natürlichem Wege hätte herbeiführen mögen — beinahe nichts als die vertragsmäßige Zuſicherung eines gegenſeitigen Friedensſtandes und eines Schutz- und Trutzbündniſſes unter den Bundesgliedern, wobei noch ungewiß blieb, inwiefern für die Aufrechterhaltung jenes Friedens und für die allſeitige Erfüllung der aus dieſem Bündniſſe fließenden Verpflichtungen eine andere Garantie vorhanden ſei als der gute Wille und der Patriotismus der einzelnen Souveraine (nach den Erfahrungen unſerer ganzen Geſchichte eine Größe von ſehr zweifelhaftem Werth!), denn die „organiſche Einrichtung des Bundes in Bezug auf ſeine auswärtigen, militäriſchen und innern Angelegenheiten“ ſollte erſt Gegenſtand künftiger Berathungen der Bundesverſammlung ſein; ein oberſter Bundesgerichtshof zur Entſcheidung von Streitigkeiten unter den Mitgliedern oder zum Schutz der Rechte der Unterthanen fehlte; für jenen Zweck gab es nur das Mittel der Austrägalgerichte, für dieſen gar nichts; überhaupt waren für den Rechtsſchutz der Unterthanen, für die Erweckung eines kräftigen öffentlichen Lebens in der Nation, für die Beſeitigung der trennenden Schranken zwiſchen den Angehörigen der verſchiedenen Bundesſtaaten und die Herſtellung einer Gleichheit und Gegenſeitigkeit von Rechten unter den Bewohnern des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes —

„Rechte der Deutſchheit“ nannte es einmal während der Verhandlungen der Fürſt Metternich — nur wenige karge, zum Theil noch zweifelhafte und offenbar nur mit halbem Willen gegebene Zugeſtändniſſe in der Bundesacte enthalten.

So war die Verfaſſung beſchaffen, welche, „hervorgegangen aus dem ureigenen Geiſte der Nation, Deutſchland verjüngt und kräftig und in Einheit gehalten hinſtellen ſollte unter den Nationen Europas“! Das waren die „ſtarken, weiſen und freiſinnigen Einrichtungen“, welche Bürgſchaft leiſten ſollten, „daß die hinfort einer einheitlichen Leitung unterworfenen Kräfte niemals anders als zum Heil des Ganzen verwandt werden könnten, daß Mißbräuchen der Herrſchergewalt vorgebeugt würde, daß die Rechte Aller Anerkennung und Schutz fänden“!

Wie wenig der am 8. Juni 1815 geſchloſſene „Deutſche Bund“ ſelbſt in jener Richtung, welche bei ſeiner Begründung die am meiſten maßgebende geweſen war, der Vertretung Deutſchlands nach außen, etwas Tüchtiges zu leiſten vermöge, zeigte ſich ſogleich bei dem bald darauf folgenden zweiten Pariſer Frieden. Wäre Deutſchland damals als ein einheitlich verbundener, von einem gemeinſamen Intereſſe bewegter Körper in den Krieg mit Frankreich und in die darauf folgenden Friedensverhandlungen eingetreten, oder hätten auch nur die beiden Großmächte einen Theil der erhabenen Empfindungen für die „Befeſtigung Deutſchlands“ und das „Wohl der deutſchen Nation“, von denen ſie beim Wiener Congreſſe überfloſſen, dazu angewendet, ihre gegenſeitige Eiferſucht im deutſchen Intereſſe (welches ja doch auch das ihre war) einigermaßen zu zügeln, wären ſie einmüthig und energiſch für das Recht und den Vortheil Deutſchlands in die Schranken getreten, ſtatt einander gegenſeitig zu hemmen, ſo hätte Deutſchland vielleicht ſeine natürlichen Grenzen gegen Frankreich oder wenigſtens die für ſeine Vertheidigung wichtigſten Punkte wiedergewonnen, ſo wäre vielleicht einigermaßen jener verhängnißvolle Vertrag von Münſter wieder gutgemacht worden, welcher zuerſt die Spaltung des deutſchen Reichs im Innern und ſeine Ohnmacht nach außen als eine völkerrechtliche Thatſache documentirte. Statt deſſen war von einer Vertretung des ganzen Deutſchlands beim zweiten Pariſer Frieden ſo wenig als beim erſten die Rede; außer den beiden Großmächten ward von den deutſchen Staaten keiner zu den eigentlichen Verhandlungen zugezogen; jene beiden aber mißgönnten ſich gegenſeitig ſo ſehr jeden Länderzuwachs, daß ſie lieber Frankreich im Beſitze der ehemals deutſchen Provinzen belaſſen, als die Macht des Nebenbuhlers in Deutſchland dadurch verſtärkt ſehen wollten*).

Die öffentliche Meinung zeigte ſich mit Recht entrüſtet ſowol über dieſe

---

*) S. Schaumann's „Der zweite Pariſer Friede“. Etwas anders erſcheint die Sache bei Pertz: „Leben Stein's“, IV. Band; doch wird auch hier zugegeben, daß Oeſtreich in ſeinen Beſtrebungen für Widergewinnung einer beſſern Grenze für Deutſchland bald nachgelaſſen und dem Widerſpruche Rußlands und Englands das Feld geräumt habe.

Preisgebung der wichtigſten Intereſſen der Nation nach außen als über die durch den Wiener Congreß ſo ſchnöde getäuſchten Hoffnungen auf eine Conſolidation Deutſchlands im Innern, auf die Begründung eines freien und kräftigen Nationallebens. Weiterblickende hatten ſchon während des Congreſſes ſolch ein unbefriedigendes Reſultat vorausgeſagt. „Die politiſche Geſtalt“ (hieß es in jenem mehrerwähnten Aufſatze der „Deutſchen Blätter“ mit dem Motto: «Tantae molis erat, Germanam condere gentem»), „welche man Deutſchland auf dem Congreſſe geben wird, wird blos vorübergehend ſein; in ihr haben wir nur die Veranlaſſung zu neuen großen Stürmen zu erwarten, deren letztes Reſultat die erſte große Geburtsſtunde Deutſchlands ſein wird.“ **Görres** („Deutſchland und die Revolution“, 1819) prophezeite, da ein deutſches **Reich** jetzt nicht zu Stande gekommen, für die Zukunft eine „Föderativ-Republik“ — ein fürſtliches Oberhaus und ein demokratiſches Unterhaus — ohne monarchiſche Spitze. Viel heftiger noch ſprachen andere Stimmen ſich aus. Manche waren zwar im Allgemeinen mit dem eingeſchlagenen Wege einer bloßen Föderation einverſtanden, hatten jedoch in Bezug auf das Maß der Einheitlichkeit und Stärke der zu ſchaffenden Bundeseinrichtungen Wünſche und Erwartungen gehegt, die ſie nun als vollſtändig getäuſcht erkennen mußten. Noch Andere freilich beſaßen ein ſo unverwüſtliches Vertrauen zu der Einſicht und dem guten Willen der Fürſten, daß ſie ſelbſt jetzt, nach ſo gewaltigen Enttäuſchungen, ihre Hoffnung auf die Bundesverſammlung ſetzten, von dieſer allerhand gemeinnützige Anſtalten, überhaupt eine Entwickelung der Bundesverfaſſung im Geiſte der Einheit und Freiheit erwarteten. Zeuge deſſen waren die zahlreichen Wünſche, Vorſchläge, Geſuche in ſolchem Sinne, die während der erſten Zeit bei der deutſchen Bundesverſammlung eingingen.

Die Handhabung der Bundesverfaſſung durch die Bundesverſammlung.

Wirklich hatte es anfangs das Anſehen, als wolle die Bundesverſammlung gut machen, was die Conferenzen zu Wien geſündigt. Ein edler Geiſt ſchien dieſe Verſammlung von Bevollmächtigten der Regierungen zu beſeelen und aus ihr, ſelbſt gegen die Natur ihrer Stellung, ein Organ nationaler Wünſche und Bedürfniſſe machen zu wollen. Die raſche und ſorgfältige Rückſichtnahme, welche dieſelbe den bei ihr eingehenden Beſchwerden angedeihen ließ, die Ausſichten, welche ſie auf Inbetrachtziehung gemeinnütziger Vorſchläge eröffnete, die Energie, welche ſie in einzelnen Fällen in Wahrung gekränkter Unterthanenrechte und in Aufrechthaltung des Rechtszuſtandes auch den Fürſten gegenüber bewies, konnte wol die tiefgeſunkenen Hoffnungen des Volks wieder aufrichten. Der denkwürdige Beſchluß vom 17. März 1817, worin die Bundesverſammlung den Kurfürſten von Heſſen, der ſich die „Einwirkung derſelben in innere Verwaltungsangelegenheiten“, die „Annahme der Beſchwerden der Unterthanen gegen den Landesherrn“

ziemlich trotzig „verboten" hatte, ab- und zur Ruhe verwies, ſchlug wieder den längſt entwöhnten Ton jener unvergeſſenen Proclamationen des Befreiungskriegs an und erregte allgemeine Befriedigung. Hieß es doch darin: „Bei den zahlreichen bereits aus den kurheſſiſchen Landen eingekommenen Beſchwerden über landesherrliche Verfügungen wird die Bundesverſammlung, eingedenk der hohen Beſtimmung, zu der ſie berufen worden, und der Vorſchriften und Zwecke der Bundesacte, ſich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten laſſen, innerhalb der ihr vorgezeichneten Schranken ſelbſt bedrängter Unterthanen ſich anzunehmen und auch ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß Deutſchland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit ein rechtlicher Zuſtand an die Stelle der Willkür trete."

Leider ſollte dieſe Täuſchung nur zu bald enden. Die ſorgfältig geſammelten gemeinnützigen Vorſchläge blieben in der Bundeskanzlei ruhen; der Anlauf zu einem vernünftigen und freiſinnigen Preßgeſetz, welchen der gründliche Bericht des mecklenburgiſchen Bundestagsgeſandten von Pleſſen angebahnt, verwandelte ſich in den bekannten Bundesbeſchluß von 1819, welcher die Cenſur in allen Bundesſtaaten wieder einführte und deſſen anfänglich proviſoriſcher Charakter 1824 durch Verlängerung auf unbeſtimmte Zeit in einen thatſächlich definitiven verwandelt ward; welches Schickſal die Angelegenheit der Landesverfaſſungen am Bundestage erfuhr, iſt an einem andern Orte nachgewieſen worden*). Die zahlreichen Beſchwerden über Juſtizverweigerungen und Rechtskränkungen, welche beim Bundestage einliefen, blieben trotz jener oben angeführten ſchönen Worte faſt gänzlich ohne thatſächliche Abhülfe (wir erinnern nur an die Sache der weſtfäliſchen Domänenkäufer); noch weniger hatten Anrufungen der Bundesverſammlung wegen Nichterfüllung des Artikels XIII oder wegen Verletzung ſchon in Wirkſamkeit beſtehender Verfaſſungen auf geneigtes Gehör zu rechnen, wie die Geſchichte der holſteiniſchen, der braunſchweigiſchen, der hannöverſchen Reclamationen beweiſt. Nur die Anſprüche der Mediatiſirten fanden allezeit die bereiteſte Unterſtützung und die günſtigſte Auslegung bei der hohen Verſammlung. Von den gemeinnützigen Anſtalten, deren Ausführung theils die Bundesacte ſelbſt, theils das Vertrauen der Nation und das dringende Bedürfniß der Bevölkerungen dem Bundestage zuwies, kam ſo gut wie nichts zu Stande. Zwar beſchäftigte ſich derſelbe in den erſten Jahren ab und zu mit ſolchen, z. B. mit der Auswanderungsfrage — aber er gelangte nicht weiter als zu einer empfehlenden Ueberweiſung der Sache an die einzelnen Regierungen; mit dem Poſtweſen — es kam bis zur Einforderung von Inſtructionen, die aber nicht eingingen; mit den Handelsverhältniſſen —

---

*) „Die Entwicklung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland", im I Bande der „Germania" S. 135.

nicht einmal der freie Verkehr mit den erſten Lebensbedürfniſſen zwiſchen den Bundesländern war zu erreichen; mit der Schiffahrt auf den deutſchen Flüſſen — man überließ dieſe Angelegenheit beſondern Verhandlungen zwiſchen den Uferſtaaten. Was der Bundestag im Fache nationaler Geſetzgebung während ſeines mehr als 30jährigen Beſtehens leiſtete, beſchränkt ſich auf eine ziemlich dürftige Regelung der in der Bundesacte verheißenen Abzugs- und Nachſteuerfreiheit, die Errichtung einer Austrägalinſtanz für Streitigkeiten unter den Bundesgliedern, eine Bundesexecutionsordnung, die aber niemals zur Anwendung kam, da man weder in regelmäßigen Zeiten den gekränkten Unterthanen einen Schutz ihrer Rechte, noch in Zeiten der Bewegung den Regierungen Unterſtützung gegen die Ausbrüche des Volksunwillens angedeihen ließ; ein Geſetz gegen den Nachdruck (von 1837) und eine Verabredung wegen der öffentlichen Spielbanken (von 1845), die aber wenig Erfolg gehabt hat; endlich eine Bundeskriegsverfaſſung, welcher Sachverſtändige zwar das, freilich etwas zweideutige Lob ſpenden, daß ſie von allen Einrichtungen des Bundes noch die beſte ſei, welche aber doch nicht verhindert hat, daß der ſo nothwendige Bau der Bundesfeſtungen an der Südweſtgrenze, für welche die Gelder aus den franzöſiſchen Contributionen ſeit 1815 bereit lagen, erſt in Folge der neuern Kriegsgefahr von Frankreich 1840 begonnen ward und noch immer nicht vollendet iſt, daß die Inſpectionen der Bundestruppen und die Zuſammenziehungen der Bundesarmeecorps nur auf eben jene Veranlaſſung bis zum erſten und, ſo viel uns bekannt, auch zum letzten Male ſtattfanden, daß ein Theil der deutſchen Bundestruppen in fremder Sprache und von nichtdeutſchen Offizieren commandirt werden durfte, und daß man es ruhig geſchehen ließ, als nach dem Manoeuvre des 10. Bundesarmeecorps an die dabei betheiligten holſteiniſchen Truppen ein däniſcher Tagesbefehl erging, worin dieſelben belobt wurden, weil ſie den Ruf der däniſchen Armee bewährt hätten!

Nicht beſſer ſtand es um den Bundestag in ſeinen Beziehungen nach außen. Zwar ſprach ſich derſelbe das Recht der Geſandtſchaften, das active ſowol als das paſſive, ausdrücklich zu, aber nur das letztere übte er, indem er auswärtige Geſandtſchaften bei ſich accreditiren ließ; von einer Vertretung des Bundes im Auslande durch eigene Geſandte war nicht die Rede, ſelbſt da nicht, wo es ſich, wie in der luxemburgiſchen Frage, um die wichtigſten Territorialintereſſen des ganzen Deutſchland handelte. Oeſtreich und Preußen führten bei dieſen Verhandlungen das Wort für ihn — mit welchem Erfolge, iſt bekannt. Der Bundestag verhinderte weder den Abfall Luxemburgs von ſeinem rechtmäßigen Souverain, ließ alſo eines ſeiner Glieder ohne den bundesmäßigen Schutz, noch wußte er, als durch die Londoner Uebereinkunft ein Theil Luxemburgs gänzlich verloren ging und durch das holländiſche Limburg erſetzt ward, in Bezug auf dieſes ſeine Rechte klar und vollgültig zu wahren, was ſpäter (1848) zu mannichfachen Streitigkeiten zwiſchen Holland und Deutſchland Anlaß gab. Eine wohlgemeinte Anrezung, welche gleich in der erſten Zeit der Bundesverſammlung von einem der Geſandten wegen des der deutſchen Schiffahrt gegen die Barbaresken zu gewährenden Schutzes erging, führte zu dem für Deutſchland tief beſchämenden Beſchluſſe: man wolle die ſeefahrenden Mächte um ihre Vermittelung in dieſer Angelegenheit angehen. Der Gedanke, ſelbſt eine Kriegsflotte zum Schutze des ſo ausgebreiteten deutſchen Seehandels zu gründen, blieb dem Bundestage ſo lange fern, bis er im Jahre 1848 durch den allmächtigen Impuls des erwachten Nationalgefühls und durch die handgreifliche Nothwendigkeit eines ſolchen Schutzes zur See in dem Kriege mit Dänemark dazu hingedrängt ward. Nur in zwei auswärtigen Fragen bewies ſich der Bundestag eifrig und entſchloſſen, ſogar trotzig; aber in beiden Fällen galt es freilich nicht dem Schutze großer nationaler Belange, ſondern der Verfolgung kleinlicher abſolutiſtiſcher Polizeizwecke. Das eine Mal handelte es ſich um die Ausweiſung der politiſchen Flüchtlinge aus der Schweiz, welche der Bundestag mit dem gebieteriſchen Uebermuthe eines Großen gegen einen Kleinen verlangte; das zweite Mal um die Aufrechthaltung der polizeilichen Machtvollkommenheit des Bundes über einen Bundesſtaat gegenüber den verſuchten Einreden Frankreichs und Englands. Es betrafen dieſe die Beſetzung Frankfurts durch öſtreichiſche und preußiſche Truppen nach dem Attentate von 1833.

Wir wüßten kein vernichtenderes Urtheil über den Bundestag auszuſprechen als das, welches in folgenden Worten jener von Radowitz verfaßten, vom König von Preußen gutgeheißenen Denkſchrift vom 20. November 1847 niedergelegt iſt: „Auf die Frage: Was hat der Bund ſeit den 32 Jahren ſeines Beſtehens, während eines faſt beiſpielloſen Friedens, gethan für Deutſchlands Kräftigung und Förderung? iſt keine Antwort möglich. — 32 Jahre verfloſſen, ohne daß auch nur ein einziges Lebenszeichen der Bundesverſammlung erſchienen wäre, aus welchem die Nation hätte entnehmen können, daß ihre dringendſten Bedürfniſſe, ihre wohlbegründetſten Anſprüche und Wünſche im Rathe des Deutſchen Bundes irgend eine Beachtung fänden.“

Die ganze Thätigkeit der Bundesverſammlung concentrirte ſich in der polizeilichen Ueberwachung und Unterdrückung der Freiheitsregungen in den einzelnen deutſchen Staaten. Hierin allerdings ſchuf ſie eine gewiſſe Einheit und Einförmigkeit, freilich der ſchlechteſten Art. Daß die Truppen des Bundeslandes Holſtein von däniſchen Offizieren däniſch commandirt wurden, dawider that der Bundestag nichts, aber die däniſche Preßfreiheit durfte das Bundesland Holſtein nicht mitgenießen. Von einer Einheit des deutſchen Volks, einem allgemeinen deutſchen Staatsbürgerrecht war nicht die Rede; aber für das „monarchiſche Princip“, d. h. den Abſolutismus, führte man eine Solidarität ein, welche es ſogar den einzelnen Bundesregierungen unmöglich machte, ihren Völkern über ein gewiſſes Maß hinaus Rechte zu ertheilen.

Die ganze Abnormität einer ſolchen, in den auswärtigen und nationalen Beziehungen bis zur lockern Form des blos völkerrechtlichen Vertrags abgeſchwächten, in Betreff des innern Polizeiregiments dagegen aufs äußerſte angeſpannten Einheit tritt in wahrhaft monſtröſer Weiſe zu Tage in dem zweiten großen Grundgeſetze des Bundes, welches die Principien der Bundesacte weiter entwickeln und ausführen ſollte, der Wiener Schlußacte von 1820. Hier wird der völkerrechtliche Charakter des Bundes ausdrücklich an die Spitze geſtellt, die in der Bundesacte vorbehaltene Beſchlußfaſſung „über gemeinnützige Anordnungen“ aufgegeben und ſolche der bloßen „Vereinbarung“ der einzelnen Bundesglieder anheimgeſtellt, gleichwol aber (in den Artikeln XXV ff., LVII ff.) dieſem völkerrechtlichen Vereine ein maßgebender Einfluß auf die innern Verfaſſungsverhältniſſe der einzelnen Staaten eingeräumt, wie ſie ſelbſt in einem auf ſtaatsrechtlicher Grundlage ruhenden Bundesſtaate kaum zuläſſig ſein würde. Wie dieſe Einwirkung und ſomit, bei ſich gleich bleibender, ja wo möglich noch vermehrter Paſſivität des Bundes in Bezug auf alle nationalen Einheitszwecke, jene Abnormität der Bundesverfaſſung ſich immer höher ſteigerte, beſonders durch die Ausnahmegeſetzgebung des Bundestags in den Jahren 1832 und 1834, das iſt anderswo, in der „Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland“, näher geſchildert worden. Daß der Bundestag unter ſolchen Umſtänden, im Bewußtſein ſeiner durchaus unvolksthümlichen Wirkſamkeit, dieſe der Nation möglichſt zu verbergen ſuchte und deshalb die Oeffentlichkeit, die er anfangs ſeinen Verhandlungen gegeben, ſeit 1824 gänzlich einſtellte, war ſehr natürlich.

Der Bundestag ſelbſt hat gegen ſich das ſchlagendſte Zeugniß abgelegt ſowol Deſſen, was er in dieſer letztern Hinſicht zu viel, als Deſſen, was er in jener erſtern zu wenig gethan. Im Jahre 1848 faßte derſelbe binnen weniger Tage eine Reihe von Beſchlüſſen über nationale Anliegen, an welche er im Laufe von 33 Jahren nicht gedacht hatte, hob er mit einem Male die ſämmtlichen Ausnahmegeſetze auf, welche er ſtets für die Säulen der Ordnung und Sicherheit des Bundes ausgegeben hatte. Hätte der Bundestag von 1816—48 nur zur Hälfte den guten Willen, den nationalen und volksthümlichen Geiſt bethätigt, der jetzt plötzlich über ihn gekommen zu ſein ſchien, ſo wären uns wahrſcheinlich die Stürme dieſer letzten Jahre erſpart und die Möglichkeit einer friedlichen und befriedigenden Ausbildung unſerer Bundesverfaſſung geboten worden. Aber freilich, die Stürme mußten erſt kommen, ehe der Bundestag ſein verderbliches Syſtem änderte, und kaum ſind ſie für den Augenblick vorüber und ſchon verſucht man, dieſes Syſtem von neuem aufzunehmen!

Das Verhältniß der einzelnen Regierungen zum Bunde und zu den nationalen Ideen.

Wir müſſen an dieſer Stelle einen Blick auf die Stellung werfen, welche die einzelnen Bundesſtaaten zur Bundeseinheit und zu den nationalen Ideen im Volke einnahmen. Die An- und Abſichten, mit welchen die beiden Großmächte in den Bund eintraten, ſind früher charakteriſirt worden. Was Oeſtreich betraf, ſo war deſſen Weg ſo beſtimmt vorgezeichnet, deſſen Politik eine ſo traditionell feſtſtehende, daß es ihm nicht ſchwer ward, derſelben treu zu bleiben. Sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, dieſer Politik auch am Bundestage und bei den einzelnen Regierungen Eingang zu verſchaffen, was, wie der Erfolg zeigt, vollſtändig gelang. Man kann die ganze Bundestagspolitik von 1816—48, vornehmlich in ihrer negativen, die innere Entwickelung der Einzelſtaaten hemmenden Richtung als das Werk Oeſtreichs anſehen, welches dabei, wie wir oben andeuteten, einen doppelten Zweck im Auge hatte, einmal: durch Zurückhaltung der politiſchen Entwickelung Deutſchlands ſein eigenes Staatenſyſtem vor den Einflüſſen einer Bewegung zu ſchützen, an welcher Theil zu nehmen daſſelbe wenigſtens nach der Anſicht des Leiters dieſer Politik, des Fürſten Metternich, unfähig war; zweitens aber: Preußen, welches gerade in der Entfaltung der politiſchen und nationalen Fortſchrittsideen, in den Sympathien der deutſchen Völkerſchaften die ſtärkſten Hebel ſeiner Macht zu ſuchen hatte, dieſer Waffe zu berauben, daſſelbe an ſich zu feſſeln und ſeinem eigentlichen mütterlichen Boden, der Berührung mit dem lebendigen Volksgeiſte, zu entfremden.

In Preußen kämpfte die richtige Einſicht in den Beruf dieſes Staats, durch eine freiſinnige und nationale Politik ſich an die Spitze Deutſchlands zu ſchwingen, mit der Angſt vor zu weit gehenden „demokratiſchen" Ideen*), mit der Pietät gegen Oeſtreich, mit der Anhänglichkeit an Rußland. Dieſe letztere Richtung ſiegte: Preußen ſchloß ſich enger und enger an die beiden großen öſtlichen Nachbarn an, gab an die Heilige Allianz mit ihrem ſtarren Stabilitätsſyſtem ſein Lebensprincip, den Fortſchritt, hin, machte ſich am Bundestage zum bloßen Nachtreter Oeſtreichs. Als ſolcher erſcheint es ſchon bei den Karlsbader Conferenzen. Nach der Julirevolution ſchien man in Berlin eine den Zeitverhältniſſen angemeſſenere Richtung einſchlagen zu wollen: man verwandte ſich bei Oeſtreich für Wiederherſtellung einer beſcheidenen Oeffentlichkeit der Bundestagsverhandlungen, ließ ſich aber bald wieder belehren, daß dies nicht wohlgethan ſei, und nahm hierauf ohne Sträuben an den heilloſen Acten des Bundestags von 1832—34 Theil.

---

*) In einem Schriftchen: „Die Verwaltung des Staatskanzlers von Hardenberg" von Benzenberg (1821) finden wir folgende Andeutung, die wir hier mittheilen, ohne ihre Richtigkeit verbürgen zu wollen: Nach den Befreiungskriegen, ſagt der Verfaſſer, ſei unter den preußiſchen Staatsmännern ein Zwieſpalt entſtanden. Die Einen wollten, daß Preußen ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle, die Einheit Deutſchlands mit einer freien Verfaſſung ins Werk ſetze und ſich dadurch, ſei's auch auf die Gefahr eines neuen Kriegs, zum Herrſcher Deutſchlands mache. Andere hielten es für gefährlich, dem demokratiſchen Elemente einen entſchiedenen Einfluß einzuräumen; man wiſſe nicht, wie weit dies führen könne. Sie wollten die Einheit von dem Ausſterben der einzelnen Dynaſtien erwarten. Hardenberg war dieſer letztern Anſicht; er ſuchte daher durch Zaudern die Bewegung der Gemüther zu brechen.

Die öffentliche Meinung, durch die Reſultate der Wiener Conferenzen getäuſcht und zum Theil wol durchſchauend, von wannen dort hauptſächlich die Hemmung gekommen, auf welcher Seite der gute Wille des Beſſermachens geweſen ſei, ſchien nach dem Abſchluß der Bundesverfaſſung ſich beinahe mehr nach Preußen hin zu neigen als während der Verhandlungen ſelbſt. Die norddeutſche Preſſe namentlich predigte eine Hegemonie Preußens, wenn auch zum Theil nur in der unbeſtimmten Form eines Vorangehens deſſelben in freiſinnigen, zeitgemäßen Fortſchritten, und ſelbſt in Süddeutſchland wirkten die im Befreiungskriege entſtandenen „Deutſchen Geſellſchaften“ in gleichem Sinne. Die Organe der öſtreichiſchen und bairiſchen Regierung freilich machten dagegen heftige Oppoſition, und da von der preußiſchen Regierung nichts geſchah, um die in ſie geſetzten Hoffnungen zu ermuthigen, im Gegentheil vom Jahre 1818 an alles nur Mögliche, um ſolche gründlich zu vernichten, ſo hörte jene Bewegung bald auf, machte ſogar in den inzwiſchen conſtitutionell gewordenen ſüddeutſchen Staaten einer tiefen Abneigung gegen das im Abſolutismus beharrende preußiſche Regiment Platz*). In Preußen andererſeits warf die zur Herrſchaft gelangte Richtung, als deren Programm die berüchtigte Schmalz'ſche Schrift gelten kann, die nationalen Ideen mit den demokratiſchen oder vielmehr demagogiſchen und anarchiſchen ungefähr auf ähnliche Weiſe durcheinander, wie es heutzutage wieder geſchieht — ganz im Geiſte ihres Vorbildes Metternich, der die 1814 auf Oeſtreich geſetzten Hoffnungen der Herſtellung einer kräftigen deutſchen Einheit in einem Briefe an den Grafen Münſter des idées subversives nannte. Die edelſten Patrioten, wie E. M. Arndt, die beiden Welcker, Jahn und Andere, wurden wegen ihrer nationalen Ideen von der preußiſchen Regierung aufs ſchnödeſte verfolgt und gemißhandelt.

Die ſüddeutſchen Staaten, welche beim Wiener Congreß eine ſo hartnäckige Oppoſition gemacht hatten, ſuchten nun innerhalb des Bundes eine Art ſelbſtändiger Stellung gegenüber den beiden Großmächten einzunehmen. Schon während der zweiten Pariſer Friedensunterhandlungen waren dieſelben, verletzt durch ihre Nichtzulaſſung zu dieſen, auf Anregung des bairiſchen Geſandten Grafen Rechberg in Beſprechungen wegen eines ſüddeutſchen Bündniſſes eingetreten. Zweck deſſelben ſollte namentlich gemeinſames Handeln am Bundestage ſein — Vorbild war der Fürſtenbund von 1785. Später ergriff Württemberg, in der Perſon ſeines Geſandten am Bundestage, von Wangenheim, die Initiative zu einer Separateinigung, welche namentlich eine gewiſſe militäriſche Föderation, innerhalb der allgemeinen Kriegsverfaſſung des Bundes, zum Zweck hatte. Allein der eine wie der andere Plan ſcheiterte an der gegenſeitigen Eiferſucht dieſer Mittelſtaaten und dem energiſchen Zuſammenhalten der beiden großen Höfe für Sicherung ihres gemeinſchaftlichen Einfluſſes über Deutſchland.

---

*) „Man ſei den hohlen Phraſen von dort im Süden nicht hold“, ſagt ein damals erſchienenes bairiſches Blatt (die „Alemannia“), und bekennt zugleich ganz ungeſcheut: „man wolle nun einmal erſt Baier und Oeſtreicher ſein, dann erſt Deutſcher“.

Ein neues Mittel der Oppoſition gewannen die ſüddeutſchen Regierungen an den conſtitutionellen Ideen, zu deren Vertreterinnen ſie ſich machten. Allein auch dieſe Oppoſition ward bald überwältigt und die Eintracht der Regierungen in Bezug auf die gemeinſame Unterdrückung der Völker glänzend hergeſtellt. Das Nähere hierüber iſt anderwärts*) ausgeführt.

Im deutſchen Volke verklangen allmälig die Einheitsideen, welche die große Zeit des Befreiungskrieges erzeugt hatte**). Durch eigene Theilnahme ſie zu verwirklichen, gab es kein Mittel und keine Form; unter den Händen der Diplomaten aber ſah man dieſelben theils in Rauch aufgehen, theils in ihr gerades Gegentheil, die geträumte Einheit einer großartigen nationalen Entwickelung in die traurige Einförmigkeit gleichmäßigen Polizeidrucks verwandelt. Im conſtitutionellen Süden ſuchte man, dieſem allgemeinen Polizeidruck gegenüber, die Freiheit und das Verfaſſungsleben der Einzelſtaaten zu entwickeln; in Preußen gab man die Politik ganz auf und faßte Beruhigung bei dem Gedanken, einem großen Staate anzugehören, vergaß beinahe, daß es außerhalb Preußen auch noch ein Deutſchland gebe. Nur auf den deutſchen Univerſitäten, von denen die patriotiſche Bewegung im Jahre 1813 vorzugsweiſe ausgegangen war, pflanzte ſich die Tradition der deutſchen Einheit, der Traum von einem deutſchen Reiche und ſeiner Herrlichkeit fort, freilich nur in abſtracten und zum Theil phantaſtiſchen Formen. Die Burſchenſchaft, deren Geburtsfeſt, die Wartburgsfeier, geweiht war durch große vaterländiſche und nationale Gedanken und Entſchlüſſe, blieb auch während der troſtloſen Oede, die ſich von 1819—30 über Deutſchland ausbreitete, eine treue, ja beinahe die einzige Bewahrerin der Ideen von deutſcher Einheit und Größe, mochten nun ihre Mitglieder die Verwirklichung dieſer Ideen unter der Geſtalt einer deutſchen Republik mit myſtiſch-religiöſem Hintergrunde, oder durch ein Kaiſerthum, oder in welcher Form ſonſt erwarten und erſtreben. Darüber wird L. Bechſtein's letzter Artikel über „Deutſches Univerſitätsleben“ nähere Aufſchlüſſe geben. Hier ſei nur noch erwähnt, daß von den Gründern der Burſchenſchaft mehrere ein volles Menſchenalter ſpäter, 1848, die Fahne deutſcher Einheit im Parlamente zu Frankfurt, wie damals auf der Wartburg, hoch emporhielten — voran Heinrich Gagern, Ludwig Jahn, der als Einer der Erſten wegen ſeiner Begeiſterung für das eine deutſche Vaterland im Kerker hatte ſchmachten müſſen, und noch mancher Andere.

---

*) In dem mehrerwähnten Aufſatze „Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland“, im I. Bande der „Germania“, S. 148 ff.

**) „Der Gedanke der Einheit Deutſchlands iſt verpönt und verhöhnt“, klagt ein politiſches Journal aus jener Zeit.

Wiederbelebung der nationalen Ideen im Jahre 1830.

Das Jahr 1830, welches Deutſchland aus langem politiſchen Schlummer zu neuem Leben wachrief, mußte auch die nationalen Einheitsideen mächtig wieder anregen. Die vorausgegangene, mehr als zehnjährige, wenngleich vielfach gehemmte Entwickelung parlamentariſcher Einrichtungen in den Einzelſtaaten, andererſeits die gemachte Erfahrung von der Unzulänglichkeit einer rein diplomatiſchen Bundesbehörde zu Befriedigung nationaler Intereſſen und von ihrem grundſätzlichen Widerſtande gegen die nationalen Freiheiten — beides zuſammen gab den Einheitsbeſtrebungen diesmal ſchon eine etwas beſtimmtere Richtung, als ſie 1814 gehabt hatten. Eine Hinüberführung des dynaſtiſchen Staatenbundes in einen mit repräſentativen Einrichtungen umgebenen oder (um uns des heutzutage gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen) in einen parlamentariſchen Bundesſtaat: das war im Weſentlichen das gemeinſame Ziel der meiſten der zu dieſer Zeit in der Preſſe und von der Tribüne gemachten Vorſchläge. In der badiſchen Kammer ſtellte Welcker 1831 den Antrag auf eine Nationalrepräſentation (einen „Nationalrath“) beim Bundestage, beſtehend aus Abgeordneten aller Bundesländer, entweder frei aus dem Volke zu wählenden oder von den Ständen zu entſendenden. Dieſer Antrag*), wenn auch in der badiſchen Kammer ohne Erfolg (man fürchtete das Einſchreiten des Bundestags), fand weithin in Deutſchland lebhaften Anklang; aus den beiden Heſſen, aus Koburg u. ſ. w. erhielt Welcker Beiſtimmungs- und Dankadreſſen. Einen ähnlichen Antrag entwickelte Jordan in der kurheſſiſchen Ständeverſammlung. In der darmſtädtiſchen II. Kammer mahnten H. von Gagern, Jaup, E. E. Hoffmann an die eigentliche Beſtimmung des Bundestags, „die Nationaleinheit zu fördern“; ſchon damals fand Gagern den hauptſächlichſten Grund, weshalb der Bundestag dieſe Beſtimmung verfehlt, in dem „Mangel eines monarchiſchen Princips in der Bundesgewalt“. Die Kaiſeridee des Vaters war auf den Sohn übergegangen.

Die Preſſe verarbeitete dieſe Idee weiter. An erſter Stelle iſt hier P. Pfizer's „Briefwechſel zweier Deutſchen“ zu nennen. Pfizer erklärte ſich ſchon damals für eine Hegemonie oder ein Protectorat Preußens über Deutſchland. Oeſtreich betrachtete er als durch ſeine Geſchichte bereits für Deutſchland verloren, im beſten Falle neben und zu Deutſchland ſtehend als deſſen natürlicher Bundesgenoſſe, aber nicht innerhalb deſſen organiſcher

---

*) Ausführlicheres über Schickſal und Inhalt deſſelben iſt ebenfalls mitgetheilt in dem Artikel: „Die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland“, im I. Bande der „Germania“, S. 406.

Entwickelung. Er dachte ſich die Möglichkeit, „wie ohne alle gewaltſame Umwälzung, auf ganz naturgemäßem Wege, eine freie und organiſche Vereinigung Deutſchlands durch die Vermittelung Preußens ſchnell genug zu Stande kommen könnte“. „Es dürften ja nur die Landſtände, welche (mit Ausnahme Oeſtreichs) in allen deutſchen Ländern eingeführt ſind oder nach der Bundesacte eingeführt werden müſſen, nach Verhältniß der Menſchenzahl, die ſie repräſentiren, aus der Mitte ihres Landes eine beſtimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem Deutſchen Bundestage wählen, der ſich am Sitze der preußiſchen Regierung verſammelte und die Beſtimmung hätte, alle gemeinſamen Intereſſen Deutſchlands zu vertreten und durch Geſetze, deren Initiative ihnen zuſtände, feſtzuſtellen. Es bedürfte dann nur noch der weitern Beſtimmung, daß dieſer Bundesverſammlung gegenüber die preußiſche Regierung die übrigen deutſchen Fürſten in gleicher Art, wie die Bundesverſammlung das deutſche Volk, repräſentirte und die Vollſtreckung der für ganz Deutſchland verbindlichen Bundesbeſchlüſſe garantirte und übernähme. So wäre auf einmal nicht nur Deutſchland im Geiſte des conſtitutionellen Syſtems, welches eine unabweisbare Forderung der Zeit und für die deutſche Nation als ſolche ein weit dringenderes Bedürfniß als für die einzelnen Provinzen geworden iſt, ſondern auch die Individualität der verſchiedenen Volksſtämme für die Zukunft gerettet.“

Es ſei erlaubt, noch eine Stelle aus jenem Buche Pfizer's anzuführen, welche durch die neueſten Erfahrungen eine traurige prophetiſche Wahrheit erhalten hat. Der eine der beiden Freunde, zwiſchen denen jener Briefwechſel geführt wird, hält dem andern die Unausführbarkeit ſeiner Vorſchläge wegen des preußiſchen Protectorats entgegen und ſagt zu dem Ende:

„Du theilſt gewiß meine Ueberzeugung, daß der Verſuch, die ſämmtlichen Monarchien Deutſchlands mit Gewalt in eine Republik umzuwandeln, nichts als grenzenloſe Verwirrung und namenloſes Unglück über Deutſchland bringen könnte. Dennoch behaupte ich: es iſt möglicher und wahrſcheinlicher, daß dieſer wahnſinnige Verſuch gelinge, als daß die Einheit Deutſchlands durch eine freiwillige Unterwerfung deutſcher Fürſten unter einen ihresgleichen zu Stande komme. Den Franzoſen unterwirft man ſich in Deutſchland gern, denn man anerkennt und man iſt ſogar (aus welchem Grunde, weiß der Himmel!) ſtolz darauf, daß dieſe größer ſind als wir. Aber einem Stammes- und Volksgenoſſen eine ſolche Ehre zu gönnen, wäre für die Fürſten wie für die Völker eine Demüthigung, die ſelbſt deutſche Demuth übertrieben findet.“

Zwar glaubt der andere Freund (in deſſen edlen patriotiſchen Geſinnungen wir den Verfaſſer ſelbſt erkennen), auf die Frage: „Ob die Fürſten Deutſchlands auf ihre Souverainetät, dieſes unheilvolle Geſchenk des gefährlichſten Feindes der Deutſchen, jemals freiwillig und ohne einen Kampf auf Leben und Tod Verzicht leiſten werden?“ mit Ja antworten zu dürfen. „Denn“, ſetzt er hinzu, „ſie ſelbſt müſſen eine feſte, bindende Vereinigung, ſobald ſie überzeugt ſein dürfen, daß ihr Opfer kein fruchtloſes, ſondern in Wahrheit der guten Sache gebracht ſei, wünſchen, wenn ſie anders deutſche Fürſten und nicht lieber die Speichellecker und Schleppträger von Frankreich ſind. Nur dadurch ſehen ſie ihre, ſonſt früherm oder ſpäterm Untergange geweihten Kronen unter eine ſichernde Garantie geſtellt, die Sache Deutſchlands gegen den Verrath Derjenigen, die es nicht redlich meinen ſollten, geſichert.“

Aber leider ſcheint jener Andere Recht zu behalten, der den Selbſtherrlichkeitsdünkel deutſcher Fürſten höher anſchlug als ihre Aufopferungsfähigkeit für das Gemeinwohl, ja ſelbſt als den richtigen Inſtinct ihrer eigenen Selbſterhaltung.

W. Schulz (in ſeiner Schrift: „Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation“) empfahl eine aus den einzelnen deutſchen Ständeverſammlungen hervorgehende Nationalvertretung beim Bundestage, welcher letztere, wie er ſagte, die Stelle des „deutſchen Kaiſers“ einnehme. Bekanntlich ward dem Dr. Schulz für dieſe und andere „ſubverſive“ Ideen der Proceß gemacht und er ins Gefängniß geworfen, aus dem er aber in die Schweiz entkam. Siebzehn Jahre ſpäter hatte er die Genugthuung, als zurückgekehrter Flüchtling in das erſte deutſche Nationalparlament einzutreten. Auch Jürgens, welcher in eben dieſem Parlamente mit der öſtreichiſchen Partei gegen das Zuſtandekommen eines lebensfähigen parlamentariſchen Bundestags intriguirte, ſchrieb 1832 „Ueber die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in Deutſchland“ und rechnete zu dieſen nothwendigen Reformen in erſter Linie die Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesſtaat, die Vertretung der Nation am Bundestage und die Einſetzung eines Bundesgerichts. Wieder ein anderes Schriftchen, außerhalb Deutſchlands (in Strasburg) erſchienen, jedoch aller Vermuthung nach von einem Deutſchen, jedenfalls mit deutſchem Sinne verfaßt („De l'unité germanique, ou de la régénération de l'Allemagne“, 1832), ging auf dem von Pfizer angedeuteten Wege ſchon viel kecker vorwärts. Es ſchlug vor: ein erbliches deutſches Kaiſerthum der Hohenzollern, eine Verwandlung der übrigen Fürſten in Pairs des Reichs, endlich neben dieſer Pairskammer eine Wahlkammer, entweder aus den Grundbeſitzern oder den Ständen der Einzelſtaaten hervorgehend und bekleidet mit dem Geſetzgebungs- und Steuerbewilligungsrechte.

Wir übergehen andere Schriften, die nur im Allgemeinen eine einheitlichere Organiſation Deutſchlands empfahlen, ohne über deren Modalität beſtimmte und klare Vorſchläge zu machen. Natürlich fehlte es aber auch damals nicht an Stimmen, welche eine engere politiſche Einigung Deutſchlands nach den gegebenen Verhältniſſen für unausführbar, auch wol für unnöthig, wenn nicht gar ſchädlich erklärten. Die abſolutiſtiſche Partei wollte natürlich von einer conſtitutionellen Verfaſſung des Bundes nichts wiſſen, ſah überhaupt auf das conſtitutionelle Weſen im weſtlichen Deutſchland theils verächtlich, theils nicht ohne geheimes Grauen hin. Von dieſem Standpunkte aus erklärte ſich z. B. *Ranke* in ſeiner „Hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift“ (1832) gegen die Idee einer politiſchen Einheit Deutſchlands. Selbſt der preußiſchen Regierung mochten die dort entwickelten Anſichten zu ſchroff erſcheinen; man hielt, wie wir oben ſahen, einiges Entgegenkommen gegen die liberale Bewegung für nicht unzweckmäßig, und ſo ſprach, mit Beziehung auf jene Aeußerungen, die „Preußiſche Staatszeitung“ von der „Nothwendigkeit einer Wiederherſtellung der mit dem Reiche untergegangenen nationalen Einheit, die auf eine beſſere Weiſe zu erreichen ſein müßte als diejenige, mit der man das Reich erſetzen wollte“. Aber dieſer Lockruf verhallte ungehört. Preußen war damals im ganzen conſtitutionellen Deutſchland unglaublich verhaßt, mehr beinahe als ſelbſt Oeſtreich. Denn von dieſem hatte man nie etwas für die Freiheit gehofft, von jenem aber waren die Erwartungen, die es ſelbſt erregt, war das Vertrauen, das Viele ihm geſchenkt, ſchnöde getäuſcht worden. Der von *Rotteck*, *Welcker* und *Duttlinger* herausgegebene „Freiſinnige“, den man wol als das Hauptorgan der conſtitutionellen Partei in jener Zeit betrachten kann, drückt ſich über das Verhältniß Deutſchlands zu Preußen einmal ſo aus: „Bis Preußen, ſtatt Deutſchland zu entzweien, die moraliſche Mauth zwiſchen ihm und uns zu heben verſteht, ſchreiben wir: Deutſchland *und* Preußen, *nie* aber, das geloben wir, Deutſchland *in* Preußen.“

Die Verhältniſſe waren in dieſer Hinſicht 1830 weſentlich andere als 1814. Damals erglänzte Preußen im Nimbus einer freiſinnigen Geſetzgebung und großer patriotiſcher Thaten im Befreiungskriege; es ſchien an der Schwelle einer conſtitutionellen Entwickelung in ſeinem Innern zu ſtehen und ging in ſolchem Geiſte auf dem Wiener Congreſſe allen deutſchen Regierungen voran. Jetzt dagegen drohte ein engeres Anſchließen an Preußen beinahe nicht minder als eines an Oeſtreich den ſchon erreichten Fortſchritt des innern Staatslebens wieder rückgängig zu machen. Damals, nach dem Befreiungskriege, verband ſich der Drang nach nationaler Einheit und Macht ganz natürlicherweiſe mit einem lebhaften Haſſe gegen Frankreich, deſſen Joch das zerriſſene Deutſchland ſoeben abgeſchüttelt hatte; jetzt erſchien Frankreich im Glanze der Julirevolution als der natürliche Verbündete aller freien oder nach Freiheit ſtrebenden Länder, als der Hort des conſtitutionellen Lebens gegen die von Oſten drohende Knechtſchaft. Die liberale Partei in Deutſchland gerieth durch dieſe Verhältniſſe mit ſich ſelbſt in einen eigenthümlichen Zwieſpalt: der Gedanke einer Abſonderung des conſtitutionellen Deutſchlands von den abſolutiſtiſchen Großmächten, welche deſſen Selbſtändigkeit fortwährend durch den Bundestag bedrohten, drängte ſich unwillkürlich auf*), und ſelbſt eine Anlehnung dieſes conſtitutionellen Deutſchlands an das gleichgeſinnte Frankreich ſchien unter gewiſſen Vorausſetzungen, z. B. bei einem Principienkampfe zwiſchen letzterm und den öſtlichen Mächten, nicht blos gerechtfertigt, ſondern geboten. Aber freilich, die Idee nationaler Einheit war mit einem ſolchen Gedanken unverträglich, und die Erinnerung an die Rheinbundszeiten warnte vor jeder Hingebung an Frankreich, ſelbſt bei ſcheinbarem Vortheil für die innere Freiheit. Unglückſeliges Geſchick der deutſchen Nation, welches eine einſeitige und ſelbſtſüchtige Cabinetspolitik ihr bereitete, daß ſie faſt nur zu wählen hatte zwiſchen einer Freiheit um den Preis einer Hingebung an Fremde und der Aufopferung nationaler Einheit, und einer Einheit, die ihr lediglich aus der Perſpective polizeilicher Uniformität geboten ward! Jener Theil der liberalen Partei, welcher vorzugsweiſe den „Freiſinnigen“ inſpirirte, ging von der Anſicht aus, daß man vor allem die Freiheit erſtreben müſſe, durch dieſe aber die Einheit. „Laßt zuvörderſt die Freiheit in den Staaten ſich befeſtigen“, heißt es in einem ſeiner Leitartikel, „dann wird, wenn der Staatenbund ſpäter eine kräftigere Centralgewalt erhält, der Geiſt derſelben ein freiheitlicher ſein.“ Er eifert gegen die „Deutſchthümelei, die von einem Deutſchland unter Preußen faſelt.“ Rotteck namentlich ſchien dieſen Ideen ſich zuzuneigen. Die Worte, die er darüber bei einem Feſte zu Badenweiler im Mai 1832 ſprach, ſind ſo bezeichnend, daß ſie eine ausführlichere Erwähnung verdienen. „Ich bin“, ſagte er, „für Deutſchlands Einheit; ich wünſche, verlange und fordere ſie, inſofern ſie in äußern Dingen die deutſche Nation als achtunggebietende Macht auftreten läßt, welche das übermüthige Ausland von Beleidigung unſerer Nationalrechte abſchrecke und insbeſondere jeden Angriff von Nord und Oſt und auch — wiewol hier geringere Gefahr obwaltet — von Weſten abwende, und inſofern ſie in einheimiſchen Dingen der deutſchen Nation diejenigen Vortheile des bürgerlichen Verbandes, welche nach Maß der Ausdehnung immer fruchtbringender werden, im vollſten Maße, d. h. nach der vollen Ausdehnung der deutſchen Erde ſichere, als: die Freiheit des Verkehrs und Handels, der Niederlaſſung und zumal des freien Wortes in allen Ländern der deutſchen Zunge, d. h. der freien deutſchen Preſſe. Aber ich will keine Einheit, welche uns in Gefahr ſetze, nach außen etwa in einen Kriegszug gegen die uns natürlich Verbündeten (allgemeiner Beifall), überhaupt unſern theuerſten Intereſſen und innigſten Gefühlen entgegen geſchleppt zu werden, oder welche in einheimiſchen Dingen, in Sachen der Geſetzgebung und Verwaltung, uns Bewohner des lichten Rheinlandes nöthige, mit dem Maße der Freiheit uns zu begnügen, welches etwa für Pommern oder Oeſtreich taugt oder von den Machthabern allda für hinreichend erkannt werden mag. Ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit, und will lieber Freiheit ohne Einheit als Einheit ohne Freiheit. Ich will keine Einheit unter den Flügeln des preußiſchen oder des öſtreichiſchen Adlers (allgemeiner lauter Beifall); ich will keine unter einer etwa noch zu ſtärkenden Machtvollkommenheit des ſo wie gegenwärtig organiſirten Bundestags (lauteſter Beifall) — und will auch keine unter der Form einer allgemeinen deutſchen Republik (abermaliger Beifall), weil der Weg, zu einer ſolchen zu gelangen, ſchauerlich, und der Erfolg oder die Frucht der Erreichung höchſt ungewiß erſcheint. Ich will alſo keine in äußern Formen ſcharf ausgeprägte Einheit Deutſchlands — ein Staatenbund iſt, laut dem Zeugniß der Geſchichte, zu Bewahrung der Freiheit geeigneter als die ungetheilte Maſſe eines Reichs —, ſondern, neben der, freilich unerläßlichen Reform der gegenwärtig beſtehenden antipopulären Verfaſſung unſerer Bundesautorität, nur eine innere, aber lebenswarme Einheit oder Vereinigung der Völker Deutſchlands, welche gegenüber der drohend beſtehenden Vereinigung der Fürſten und jener der Ariſtokraten Deutſchlands zum Schirme der Volksrechte geſchloſſen werde. Ich verſtehe darunter eine innige, lebenskräftige Theilnahme aller deutſchen Bruderſtämme an den Schickſalen und zumal an den Verfaſſungsangelegenheiten jedes einzelnen, ein allgemeines Mitempfinden des Guten und Böſen, welches irgend einem deutſchen Bürger oder Stamme widerfährt, eine Gemeinſchaft der Erſtrebung und Abwehr auf jedem geſetzlichen Wege, Gemeinſchaft der Liebe und des Vertrauens für die Freigeſinnten überall auf deutſcher Erde, einen gemeinſchaftlichen Haß, eine gemeinſchaftliche Entrüſtung gegen jede Rechtsverletzung und jeden Verletzer in irgend einem deutſchen Lande, eine wechſelſeitige Wortführung und Handreichung, überhaupt Einheit der Geſinnung, der Richtung und — wenn die geeignete Stunde ſchlägt — der That. Mit dieſer Einheit iſt gar wohl verträglich, ja zur Begründung derſelben trefflich wirkſam die Selbſtändigkeit der einzelnen, zumal der conſtitutionellen deutſchen Staaten. Ihre Befeſtigung und Behauptung erſcheint als nöthigſte Vorbedingung einer auch für die Bundesverfaſſung zu erringenden volksthümlichen Reform, ſowie als unentbehrliche Gewährleiſtung des Rechtszuſtandes jedes einzelnen Staats". („Der Freiſinnige", Nr. 106).

---

*) Auch in Pfizer's „Briefwechſel“ wird dieſe Idee von dem einen Freunde vertreten, von dem andern aber entſchieden bekämpft.

Sechszehn weitere Jahre nationaler Schmach nach außen, allgemeiner Unfreiheit im Innern und troſtloſer Ohnmacht des conſtitutionellen Weſens in den durch kein gemeinſames Verfaſſungsband verknüpften „ſelbſtändigen" Staaten haben uns die Unzulänglichkeit jener blos „innern" oder „idealen" Einheit erkennen laſſen, welche damals ſelbſt von politiſchen Wortführern wie Rotteck als das allein Wünſchenswerthe und zu Erſtrebende empfohlen werden konnte.*) So kam es, daß man es im Jahre 1848 mit der entgegengeſetzten Anſicht verſuchte: die Freiheit durch die Einheit oder doch nur in engſter Verbindung mit ihr zu erſtreben. Iſt auch dieſer zweite Verſuch vor der Hand ebenſo geſcheitert wie jener frühere, ſo wird doch das deutſche Volk auf das Streben nach einer blos „idealen“ Einheit ſchwerlich je zurückkommen.

---

*) Minder auffallend erſcheint eine ſolche Empfehlung, ſo weit ſie von Schriftſtellern ausging, die keinen entſchiedenen politiſchen Standpunkt hatten, wie z. B. Mundt in ſeiner Broſchüre: „Die Einheit Deutſchlands in politiſcher und idealer Entwickelung" (1832).

Seinen Höhepunkt erreichte der nationale Aufſchwung der dreißiger Jahre in dem großen Volksfeſte zu Hambach am 27. Mai 1832. Als ein Nationalfeſt, als die Einweihung einer neu erblühen ſollenden deutſchen Nationaleinheit ward daſſelbe angekündigt; Einladungen dazu ergingen in alle Gauen Deutſchlands; die meiſten deutſchen Länder, bis hinauf nach Holſtein und hinab nach Tirol, betheiligten ſich daran durch perſönlichen Zuzug oder durch Adreſſen; daſſelbe geſchah aber auch — was freilich zu der Idee eines „deutſchen Nationalfeſtes“ weniger ſtimmte — ſeitens des Polencomité zu Paris und verſchiedener politiſcher Geſellſchaften in den franzöſiſchen Nachbarſtädten. Man war damals noch ſo wenig in derartigen öffentlichen Handlungen geübt, daß nicht einmal an die Wahl eines Leiters bei dem Feſte oder einer parlamentariſchen Ordnung für die Redner gedacht ward. Wie ganz anders vorbereitet kamen die Vertreter der deutſchen Einheitsidee 1848 zu dem Vorparlament in Frankfurt, und doch hatte auch dieſe Verſammlung noch viel zu ſehr den Charakter einer improviſirten. Eine dritte Gelegenheit ähnlicher Art wird die nationale Partei beſſer organiſirt, ihrer Zwecke und Mittel bewußter finden müſſen. Beim Hambacher Feſte gab es überhaupt beſtimmte Parteien noch gar nicht — nach echt deutſcher Weiſe fuhr Alles nach individuellen Richtungen und Stimmungen auseinander. Die Sehnſucht nach Einheit war das Allen Gemeinſame, aber faſt jeder Redner brachte eine andere Formel dafür mit. Neben dem „einen und untheilbaren Deutſchland“, welches man feierte, ſpielte die Verbrüderung mit Frankreich, mit Polen, mit allen freien Völkern eine Hauptrolle; neben der deutſchen Republik hatte das Kaiſerthum ſeine, wenn ſchon ſeltenern Fürſprecher. Die bedeutendſte Rede war die des Dr. Wirth, bedeutend theils wegen der beſtimmtern Formulirung der Einheitsidee, theils wegen der entſchiedenen Abweiſung fremder Einmiſchung in die deutſchen Angelegenheiten. „Eher müſſe man mit dem Abſolutismus in gleicher Linie fechten“, erklärte Wirth, „als nur das kleinſte Theil von Deutſchland an Frankreich opfern.“ Sein Freiheitsideal war die deutſche Föderativrepublik mit einer Nationalkammer, frei gewählt aus dem ganzen Volke nach allgemeinem Stimmrecht, und mit einer Nationalregierung als vollziehender Gewalt, beſtehend aus einem Präſidenten und einem Miniſterium, ſämmtlich ernannt von der Nationalvertretung. Dieſer Nationalregierung ſollte die ganze Militärmacht des Bundes allein unterworfen ſein. *)

Mehrere Redner hatten beim Feſte zur Wahl von Vertrauensmännern

---

*) G. Wirth's Schrift: „Die politiſche Reform Deutſchlands“ (1832).

aus den einzelnen Landsmannſchaften aufgefordert, um in näherer Verbindung untereinander geſetzmäßige Mittel zu berathen, wie dem Volke die errungenen Rechte geſichert, neue Bürgſchaften ſeiner Ehre, Macht und Wohlfahrt gewonnen werden möchten. Die Wahlen erfolgten auch wirklich und die Gewählten traten zuſammen — allein von einem Reſultate ihrer Berathungen hat man nichts gehört; die bald darauf erfolgten ſtrengen Polizeimaßregeln haben wol weitere gemeinſame Schritte unmöglich gemacht. Strenge Unterſuchungen und Verfolgungen gegen die Theilnehmer begannen; mancher edle Patriot mußte ſeine Begeiſterung für die deutſche Einheit mit dem Verluſte der Freiheit oder des Vaterlandes büßen; **Wirth**, **Schüler** von Zweibrücken und Andere entflohen ins Ausland. Das folgende Jahr, mit dem wahnſinnigen frankfurter Attentate, dehnte den Kreis dieſer Verfolgungen, Einkerkerungen und Verbannungen noch weiter aus. Die deutſchen Farben, ſchon einmal verpönt als das Symbol der Burſchenſchaft, jetzt aufs neue zum Erkennungszeichen der Patrioten geworden, mußten abermals verſchwinden, um erſt nach 16 Jahren wieder zum Vorſchein zu kommen, eine kurze Zeit lang ſogar als officielles Bundesſymbol an den Fahnen und Helmen deutſcher Krieger zu glänzen und dann noch einmal dem Banne des Abſolutismus zu verfallen.

Abermaliges Hervortreten der Einheitsidee im Jahre 1840.

Nachdem ſolchergeſtalt die Einheitshoffnungen zugleich mit den Freiheitshoffnungen abermals zu Grabe getragen werden waren und viele Jahre lang geſchlummert hatten, traten ſie zum dritten Male im Jahre 1840 hervor. Diesmal wieder unter ganz andern Verhältniſſen. Frankreich war ſchon ſeit Jahren nicht mehr das Land der Hoffnung und Verheißung — Ludwig Philipp's kleinliches Juſte-Milieu-Syſtem hatte über die Revolution triumphirt, die Verfaſſung war auch dort keine Wahrheit, vielmehr wieder nur ein bequemes Mittel des perſönlichen Regiments und ein Tummelplatz ehrgeiziger Portefeuillejäger geworden. Ein ſolcher bedrohte jetzt, um der Nationaleitelkeit zu ſchmeicheln, die Grenzen Deutſchlands: der alte Ruf nach dem linken Rheinufer ward aufs neue die Parole einer ſtarken Partei in Frankreich. In Deutſchland ſelbſt hatte die Bewegung der Ideen während der letzten Jahre eine etwas veränderte Richtung genommen. Der ſchwungvolle Liberalismus der Jahre 1830—33 hatte theils durch die Gewaltmaßregeln von oben, theils bei der natürlichen Abſpannung, welche auf die Erhebung jener bewegten Zeit gefolgt war, viel Terrain verloren. Dagegen war dem deutſchen Geiſte ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet worden, weniger reich an idealen Perſpectiven als an beſtimmten praktiſchen Erfolgen, weniger die Phantaſie und das Gefühl anregend als den nüchternen Verſtand übend und bildend, zwar den Sinn des Volks einigermaßen für den Augenblick von der Beſchäftigung mit den politiſchen Formen abziehend, aber das Bewußtſein nationaler Zuſammengehörigkeit durch ein noch wirkſameres Mittel als die politiſche Wahlverwandtſchaft, durch die Gemeinſamkeit und Verkettung der materiellen Intereſſen ſtärkend und befeſtigend. Wir ſprechen von dem ſeit Anfang des Jahres 1834 ins Leben getretenen preußiſch-deutſchen Zollverein. Preußen hatte die Miſſion, welche es auf politiſchem Gebiete in engherziger Verkennung ſeiner Beſtimmung und ſeines Vortheils von ſich gewieſen, wenigſtens auf dem materiellen aufgenommen: durch die Stiftung des Zollvereins kam es dem nationalen Bedürfniß nach Freiheit des innern Verkehrs und einem gemeinſamen Auftreten gegen das Ausland, inſoweit dies im Wege freier Vereinbarung außerhalb des Bundestags möglich war, entgegen, umfaßte es mit einem ſtarken Band gleichzeitig den größten Theil des Nordens und den ganzen Süden Deutſchlands außer Oeſtreich, ſtumpfte es die Antipathien der ſüddeutſchen Bevölkerungen und die Oppoſition der conſtitutionellen Partei gegen den abſolut regierten nordiſchen Staat ab durch die unwiderſtehliche Macht der materiellen Intereſſen und das Vorangehen mit großartigen gemeinnützigen Maßregeln. In dem Zollvereine begrüßten Weiterblickende den Keim und Kernpunkt einer künftigen politiſchen Einigung Deutſchlands. „Kaiſer von Deutſchland iſt dermalen der deutſche Zollverein", ſchrieb Giehne 1840 in ſeiner Schrift gegen den ruſſiſchen Pentarchiſten; Fr. Liſt agitirte mit einer zuvor bei uns kaum gekannten Energie, Ausdauer und populären Eindringlichkeit in zahlloſen Artikeln der „Allgemeinen Zeitung" und der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift", ſowie in ſeinem 1841 erſchienenen Werke: „Nationales Syſtem der politiſchen Oekonomie" für eine großartige nationale Handels- und Seegeltung Deutſchlands, für ein nationales Eiſenbahn- und Kanalſyſtem, für die Begründung deutſcher Conſulate im Auslande, die Gewinnung deutſcher Colonien und die Schaffung einer deutſchen Marine, zu welchen Zwecken er den Ertrag eines Zuſchlagzolls von 10 % auf alle Manufactur- und Colonialwaaren nebſt einem Theile alles künftigen Zuwachſes an den Eingangszöllen verwendet wiſſen wollte. Während den kriegsluſtigen Franzoſen auf ihr Feldgeſchrei nach der Rheingrenze von diesſeits das vieltauſendſtimmige Echo des Becker'ſchen „Sie ſollen ihn nicht haben" antwortete, unterſtützt durch die Kriegsbereitſchaft Preußens am Rheine und die, freilich ſehr verſpäteten, Vorkehrungen des endlich aus ſeiner Lethargie wachgerüttelten Bundestags für Vertheidigung der Weſtgrenze und Durchführung der bisher auf dem Papiere gebliebenen Bundeskriegsverfaſſung, ſuchte Liſt, unter der Form eines nationalen Schutzſyſtems, einen Krieg auf Leben und Tod gegen Englands Handels- und Manufacturſuprematie zu organiſiren.

So ſchienen jetzt wiederum, wie vor 25 Jahren, die deutſchen Einheitsbeſtrebungen ihre Hauptſtärke aus dem Haſſe und Widerſtande gegen das Fremde zu ſchöpfen. Für eine richtige, fruchtbare und nachhaltige Bethätigung dieſer Beſtrebungen war damit noch keine Bürgſchaft gegeben. Die Regierungen ermunterten gern den Rheinliedenthuſiasmus und den Franzoſenhaß, nicht blos um der augenblicklichen äußern Gefahr willen, ſondern weil ſie darin zugleich eine willkommene Ablenkung der Gemüther von den politiſchen Sympathien mit Frankreich und franzöſiſchem Weſen erblickten. Die „Preußiſche Staatszeitung" pries im Gegenſatz zu der „dem deutſchen Geiſte völlig widerſprechenden" „romaniſchen Freiheit", die „germaniſche", unter der ſie aber nichts weniger als die echt germaniſche, wie ſie etwa in dem engliſchen Staatsweſen aufbewahrt iſt, vielmehr den „chriſtlich-germaniſchen" Staat mit dem abſoluten Patrimonialkönigthum, der adeligen Feudalherrſchaft, dem alten Corporations- und Zunftweſen verſtand. Eine mittelalterliche Romantik ſollte jene Abſichten überkleiden, um der erwachten Begeiſterung der Nation eine ungefährliche Ableitung zu geben. Selbſt an ſich lobenswerthe Zwecke, wie die Vollendung des kölner Doms, wurden auf dieſe Weiſe ausgebeutet. Einzelne Wortführer und Organe der nationalen Partei, wie z. B. die „Oberdeutſche Zeitung" Giehne's, ließen ſich verleiten, in den officiellen Dombauenthuſiasmus einzuſtimmen, die „Franzoſenfreſſerei" zu predigen und für die romantiſchen Schnörkel mittelalterlichen Corporationsweſens ſich zu begeiſtern.

Das war nur ein vorübergehender Rauſch. Bleibend dagegen und von tiefergreifender Wirkung erwieſen ſich die Folgen der angebahnten materiellen Einigung. Auf dieſem Gebiete concentrirten ſich in den nächſten Jahren nach 1840 weſentlich die nationalen Beſtrebungen. An Gegenſätzen fehlte es auch hier nicht. Der Schutzzollagitation, die hauptſächlich vom Süden ausging, ſtemmte ſich der freihändleriſche Norden entgegen. Aber eben dieſer Kampf brachte dem Volke eine Thatſache zum Bewußtſein, die für deſſen Einheitshoffnungen von größter Bedeutung, leider aber ſpäter oft wieder verkannt worden iſt, die Thatſache nämlich, daß die Gegenſätze der Intereſſen in Deutſchland keineswegs mit den politiſchen Grenzen der einzelnen Länder zuſammenfallen, alſo kein nothwendiges Trennungsmoment, vielmehr ein ſehr wichtiges Ausgleichungsmoment der politiſchen Abſonderung bilden. Der württembergiſche, bairiſche, badiſche Schutzzöllner fand an dem rheinpreußiſchen und ſchleſiſchen ſeinen natürlichen Verbündeten, wie umgekehrt der frankfurter Freihändler an dem leipziger und ſtettiner.

Aber auch auf rein politiſchem Gebiete bereitete ſich eine wichtige Veränderung vor. Wenn im Jahre 1830 die kleinern Staaten und namentlich die ſüddeutſchen einen neuen Aufſchwung genommen hatten, während Preußen in ſeiner ſtarren Unbeweglichkeit verharrte, ſo war es jetzt dieſes letztere, welches in ein neues Stadium der innern Entwickelung einzutreten, für welches eine „lebendigere Zeit" zu beginnen ſchien. Der Tod des alten hochverehrten Königs, deſſen entſchiedene Abneigung gegen alle modernen Fortſchrittsrichtungen man kannte und aus Pietät achtete, die Thronbeſteigung eines neuen Monarchen, deſſen geiſtreiches und ſchwunghaftes Weſen noch mehr, als dies ohnehin jeder Thronwechſel zu thun pflegt, die Hoffnung eines neuen, ſchöpferiſchen Waltens von oben her erweckte, ließ die lange zurückgehaltenen Wünſche des preußiſchen Volks nach politiſchen Reformen nun um ſo lebhafter ſich äußern. Für die Einheitsbeſtrebungen ging daraus eine zweifache, aber in einem Punkt zuſammentreffende Wirkung hervor. Preußiſche Staatsmänner und Schriftſteller, den Vortheil erkennend, welchen dem preußiſchen Staate das Wiedereinlenken in freiere Bahnen, ja ſchon der Schein eines ſolchen, in Bezug auf ſeine Stellung zum übrigen Deutſchland verſprach, nahmen die lange verſchollene Idee einer Hegemonie Preußens über Deutſchland wieder auf. Nichts erſchien natürlicher als daß, ſobald Preußen ſich nur einigermaßen den politiſchen Zuſtänden der kleinern Staaten aſſimilire, wie es bereits in Betreff der materiellen mit ihnen verſchmolzen war, zwiſchen beiden Theilen eine engere politiſche Gemeinſchaft entſtehen müſſe, von welcher Oeſtreich durch ſein ſtarres Stabilitäts- und Prohibitivſyſtem auf politiſchem wie auf materiellem Gebiete ausgeſchloſſen wäre. Einer der Erſten, welcher dieſe Anſicht vertrat, war Herr von Bülow-Cummerow in ſeinem damals epochemachenden Buche: „Preußen, ſeine Verfaſſung, ſeine Verwaltung, ſein Verhältniß zu Deutſchland“ (1842). Von der andern Seite erkannte ein Theil der liberalen Partei in den kleinern Staaten, daß eine gedeihliche Entwickelung des conſtitutionellen Lebens nimmermehr in den engen und abhängigen Verhältniſſen dieſer Kleinſtaaterei, ſondern nur auf der Baſis eines großartigen Nationallebens möglich ſei, und dieſe Erkenntniß bahnte ebenfalls zu einer Annäherung an Preußen den Weg. Steinacker, der Führer der conſtitutionellen Oppoſition in der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung, in ſeiner Schrift: „Ueber das Verhältniß Preußens zu Deutſchland“ (1842), und P. Pfizer in ſeinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“ verſuchten der öffentlichen Meinung in den kleinern Staaten dieſe Richtung zu geben; im gleichen Sinne wirkte die, ausdrücklich als Organ der nationalen Partei auftretende, vom Verfaſſer dieſes Aufſatzes 1842 begründete „Deutſche Monatsſchrift“.

Die Frage nach der beſtimmten Form einer ſolchen engern Verbindung Preußens mit dem übrigen Deutſchland ward freilich zumeiſt entweder im Unklaren oder gänzlich offen gelaſſen, und man begnügte ſich dafür mit allerlei Surrogaten von „Gemeinſamkeit“, „inniger Verbrüderung“ u. dgl. m. Zum Theil waren daran die Cenſurverhältniſſe ſchuld, welche ein offenes Ausſprechen Deſſen, was man eigentlich meinte und wollte, nicht geſtatteten. Doch deutete Steinacker auf Mediatiſirungen hin, glaubte ſogar in dem ſichtlichen Beſtreben mancher Fürſtenhäuſer nach Erhaltung ihrer Domänen ein Anzeichen zu erblicken, daß die Unvermeidlichkeit einer ſolchen Eventualität an den betreffenden Stellen ſelbſt gefühlt werde; in der „Deutſchen Monatsſchrift“ aber ward die „Wiederherſtellung einer monarchiſchen Einheit“ mit Uebertragung der politiſchen Macht und Souverainetät „aus den vielen einzelnen Centren in ein einziges Centrum“ und mit Aufrichtung ſtarker conſtitutioneller Schranken um das monarchiſche Centrum als die allein für Deutſchland zuträgliche, eine wirkliche Nationaleinheit verbürgende Verfaſſungsform empfohlen. P. Pfizer, anknüpfend an das Factum, daß der Deutſche Bund ſich nun einmal aus einem völkerrechtlichen Verein, was er laut der Schlußacte lediglich ſein ſollte, in einen ſtaatsrechtlichen Bundesſtaat verwandelt, ſich eine Souverainetät über die Einzelſtaaten angemaßt habe, hielt es für das einzige Auskunftsmittel, dieſem Bundesſtaate durch eine Nationalvertretung einen freiheitlichen Charakter und durch Zuſpitzung in eine monarchiſche Spitze größere Kraft und Einheit des Handelns zu verleihen. Preußen, ſo erklärte er jetzt wie ſchon 1831, müſſe dieſes eine Oberhaupt des Bundes ſein; Oeſtreich möge zu dem neuen Bundesſtaate in ein Vertragsverhältniß treten. Das war auch Steinacker's Anſicht.

Beiweitem nicht die ganze liberale Partei ſtimmte indeß in dieſen Ruf nach Vereinigung mit Preußen ein. Ein Theil der Conſtitutionellen ſtellte ſich vielmehr auf denſelben Standpunkt, den in den dreißiger Jahren Rotteck einnahm, wollte von einem Anſchluſſe, ja ſelbſt von einer Annäherung an Preußen nichts wiſſen, weil dadurch, wie ſie ſagten, das Verfaſſungsleben in den kleinern Staaten gefährdet ſei. Daneben tauchte eine andere Partei auf, welche, den Begriff der Freiheit in ſeine äußerſten Conſequenzen zuſpitzend, gegen die Idee der Nationalität vollkommen gleichgültig oder vielmehr feindſelig ſich verhielt. Es war dies die ſocialdemokratiſche und humaniſtiſche Schule; ihre Organe fand ſie namentlich in der „Rheiniſchen Zeitung“ und Ruge's „Jahrbüchern“.

Von Seiten der preußiſchen Regierung ward freilich auch damals, wie ſchon ein Vierteljahrhundert früher und wiederum ein Jahrzehnd ſpäter, gar bald die Bahn wieder verlaſſen, auf welcher die nationale Partei ſie entſchieden vorgehen zu ſehen gehofft hatte, und die ganz entgegengeſetzte eingeſchlagen. Die nach der Thronbeſteigung des neuen Monarchen einigermaßen freigegebene Preſſe ward wieder gefeſſelt; die „lebendigere Zeit“, welche nach des Königs eigenem Ausſpruche für das ſtändiſche Weſen beginnen ſollte und in welcher man das Vorzeichen einer Verwirklichung der Verheißungen von 1815 zu erblicken geglaubt hatte, ward erſtickt durch die engbrüſtige Aengſtlichkeit des allmächtigen Bureaukratismus und die abſolutiſtiſch-romantiſchen Idioſynkraſien des Königs; Maßregeln endlich, wie die Ausweiſung zweier ſüddeutſchen Volksvertreter aus Berlin, welche ebenſo ſehr eine Verleugnung der gerühmten freiern Richtung Preußens als eine Verhöhnung der erſten national-einheitlichen Grundſätze bekundeten, mußten die Abwendung der conſtitutionellen und namentlich der ſüddeutſchen Partei von Preußen vollenden, den alten Haß derſelben gegen preußiſches Weſen von neuem anfachen.

Die Erkenntniß der unbedingten Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung der deutſchen Verfaſſungszuſtände, das Bedürfniß kraftvollerer Einheit und freier Geſammtinſtitutionen dauerte aber nichtsdeſtoweniger fort, ſteigerte ſich von

Jahr zu Jahr. Theilweiſe freilich war das Umſichwerfen mit nationalen Stichworten etwas Aeußerliches, eine bloße Modeſache. Wie zu Ende des vorigen und zu Anfange dieſes Jahrhunderts Alles in Deutſchland, womöglich bis auf die Kochkunſt und Pferdedreſſur herab, nach „philoſophiſchen“ oder „kritiſchen“ Principien eingerichtet ſein mußte, ſo wollte jetzt Alles „national“ heißen. Richtungen, die den eigentlich nationalen Zielen, der Förderung politiſch-praktiſchen Sinnes im Volke und der Entwickelung ſeiner öffentlichen und materiellen Intereſſen entſchieden fremd, wol gar feindlich abgewandt waren, behingen ſich mit dem Mäntelchen der Nationalität; ſelbſt der alte wohlbekannte deutſche Kosmopolitismus und Univerſalismus ſuchte unter dieſer Maſke durch die Hinterthür wieder hereinzuſchlüpfen, nachdem man ihn zur Vorderthür hinausgewieſen; man bemühte ſich, dem Volke einzureden, daß gerade die nationale Eigenthümlichkeit der Deutſchen darin beſtehe, nicht national im Sinne der Franzoſen, ſondern univerſell, kosmopolitiſch, human, philoſophiſch — kurz Alles zu ſein, nur nicht eine Nation. Dieſen Ton ſchlug der moderne Humanismus an, der ſtatt der nationalen Einigung und Kräftigung Deutſchlands eine allgemeine ſociale Völkerverbrüderung wollte, dahinter verſteckte ſich aber auch die reactionäre Romantik, welche das Hervortreten kräftiger nationaler und politiſcher Geſinnungen fürchtete.

Aber es war doch mehr als ein bloßer „nationaler Duſel“ (wie die Ruge'ſche Schule gern dieſe neue Richtung verſpottend nannte), was den deutſchen Geiſt erfaßt hatte. Das Streben nach Einheit, anknüpfend an beſtimmte praktiſche Bedürfniſſe und Mängel, grub ſich nach beſtimmten Zielen hin ihre Bahnen, die, wenn auch zur Zeit noch vereinzelt, doch auf einen gemeinſamen Endpunkt zuliefen. Nicht blos auf den ideellen Gebieten der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur, wo ja die nationale Gemeinſamkeit der Deutſchen ſich immerfort lebendiger erhalten hatte als auf dem politiſchen, erhielt dieſelbe jetzt einen ſtärkern und bewußtern Ausdruck — in den deutſchen Lieder- und Muſikfeſten, in den Vereinen und Verſammlungen deutſcher Schriftſteller, in dem Guſtav-Adolfvereine (der freilich, indem er die Einheit einer deutſchen proteſtantiſchen Kirche darzuſtellen verſuchte, die confeſſionelle Spaltung Deutſchlands auf recht grelle Weiſe zur Anſchauung brachte) und in Aehnlichem mehr. Auch auf praktiſchem Gebiete machte ſich die nationale Zuſammengehörigkeit ſtärker denn zuvor fühlbar und geltend. Die Vereinigungen deutſcher Land- und Forſtwirthe gaben das Signal zu mancherlei andern Vereinigungen gleicher Art, in denen man ſich gewöhnte, die Intereſſen, Bedürfniſſe, Fortſchritte jedes einzelnen Theils von Deutſchland in enger Beziehung zu dem Ganzen zu erfaſſen. Aber man beſchränkte ſich bald nicht auf den Kreis derjenigen Intereſſen, deren Förderung lediglich der freien Thätigkeit der Privaten und ihrer Einigung anheimfiel, man verpflanzte den nationalen Gedanken auch auf die Gebiete, wo ſeine Bethätigung unmittelbar den Staat und die Geſetzgebung berührte. Die deutſche Advocatenverſammlung, 1844 in Mainz verboten, 1846 in Hamburg wirklich zu Stande gekommen, bezweckte neben einer Organiſation des geſammten deutſchen Advocatenſtandes auch Reformen der formellen und materiellen Geſetzgebung im einheitlichen und nationalen Sinne — Einheit des Rechts und der Proceßformen auf den altgermaniſchen Grundlagen der mündlich-öffentlichen Rechtsfindung durch Genoſſen aus dem Volke. Was hier die Männer der Praxis, daſſelbe erſtrebten im folgenden Jahre unter der gleichen Form freier Vereinigung die Männer der Wiſſenſchaft, der vorzugsweiſe deutſchen Wiſſenſchaft — die gelehrten Kenner und Pfleger deutſchen Rechts, deutſcher Geſchichte, Sprache und Literatur — die Germaniſten. Nach anderer Seite hin agitirten die Verſammlungen deutſcher Gewerbtreibenden im Geiſte Liſt's für die Herſtellung einer gemeinſamen Handelseinigung gegen das Ausland, einer gemeinſamen Handels- und Patentgeſetzgebung im Innern.

Hatten auch für den Augenblick alle dieſe Beſtrebungen wenig oder keinen unmittelbaren praktiſchen Erfolg, ſo ward doch die Idee der nationalen Einheit dadurch mächtig angeregt, lebendig erhalten und zu immer klarerem Bewußtſein gereift. Nimmermehr wäre die Strömung des nationalen Einheitsgedankens im Jahre 1848 ſo gewaltig und mit ſo unwiderſtehlichem Drange allerwärts in Deutſchland hervorgebrochen, wenn nicht in den vorhergegangenen Jahren dieſer Gedanke ſich ſo viele Kanäle gegraben, in ſo vielfachen Richtungen das ganze Denken und Fühlen der Nation durchdrungen hätte.

Aber nicht blos in der Preſſe und in freien Aſſociationen manifeſtirte ſich der allgemeine Drang nationaler Einheit; auch die geſetzlichen Organe, die Vertretungen der einzelnen Länder gaben ihm kräftigen Ausdruck. Der hannoverſche Verfaſſungskampf im Jahre 1837 brachte zuerſt ein lebhafteres Gefühl der Solidarität in den deutſchen Einzelvertretungen hervor: hoffend und verlangend wandten ſich dieſelben um Rechtsſchutz an die oberſte Behörde Deutſchlands, den Bundestag, und als dieſer durch ſeine Incompetenzerklärung auch dieſe letzte Hoffnung getäuſcht, auch dieſem gerechteſten Verlangen ſich verſagt hatte, da ſchlug von neuem und ſtärker denn je zuvor der Gedanke Wurzel: daß von dieſem Repräſentanten deutſcher Einheit in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nie und nimmer etwas für Deutſchland zu erwarten und daß eine Umbildung oder Entwickelung deſſelben, die Herſtellung mehr einheitlicher und volksthümlicher Einrichtungen dringendes Bedürfniß ſei. Das ſchwächliche Verhalten des Bundestags in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache im Jahre 1846 brachte dieſen Gedanken noch mehr zur Reife. Wie derſelbe in den verſchiedenen deutſchen Ständeverſammlungen unter der einen oder andern Form zum Vorſchein gekommen, darüber iſt das Nähere in dem zweiten Artikel über das parlamentariſche Leben in Deutſchland (im 1 Bande der „Germania", S. 458 ff.) mitgetheilt. Die vereinzelten Anregungen, welche ſolchergeſtalt bald hier bald dort, bald in der bald in jener Richtung auftauchten, fanden endlich ihren Sammel- und Ausgangspunkt immer wieder in Dem, was einzelne weiterſehende Männer ſchon 1815 als die Grundbedingung eines gedeihlichen Nationallebens erkannt, was 1830 bereits ein Theil der Nation verlangt hatte, was aber jetzt die gemeinſame Loſung der ungeheuern Mehrheit des ganzen Volks wurde — in dem Gedanken einer deutſchen Nationalvertretung, eines deutſchen Parlaments.

Verhalten des Bundestags gegenüber dieſen Einheitsbeſtrebungen.

Der Bundestag behauptete, dieſen auf eine zeitgemäßere Einheitsgeſtaltung Deutſchlands gerichteten Beſtrebungen gegenüber, fort und fort ſeine alte Paſſivität und Stabilität. Erſt nach der Märzrevolution von 1848 hat man durch die Schrift des Herrn von Radowitz: „Deutſchland und Friedrich Wilhelm IV.“ erfahren, daß Preußen allerdings wiederholt Schritte zu Reformen des Bundes gethan habe, freilich ohne Erfolg, weil ohne die nöthige Energie und Entſchloſſenheit. „Schon im Auguſt 1840“, verſichert Radowitz, „in einer perſönlichen Unterredung mit dem Fürſten Metternich zu Dresden, ſprach ſich Friedrich Wilhelm IV. über die abſolute Nothwendigkeit aus, den bisherigen Gang in den Bundesangelegenheiten zu verlaſſen und dieſes erſtorbene Inſtitut zu neuem Leben zu kräftigen“. Im October ſendete der König die Generale von Grolmann und von Radowitz nach Wien, um wegen der gemeinſamen Abwehr der von Frankreich anſcheinend drohenden Kriegsgefahr das Nöthige zu verabreden; gleichzeitig ertheilte er dem Letztgenannten die beſtimmte Weiſung, „die öſtreichiſche Regierung daran zu mahnen, daß eine tiefgehende Aufrichtung des Deutſchen Bundes nothwendig ſei“. „Auf dem bisherigen rein negativen Wege könne ſchlechterdings nicht ferner beharrt werden; die Nation erwarte und verlange mit Recht, daß ihre gemeinſamen Intereſſen, ihre unabweisbaren Bedürfniſſe volle Befriedigung fänden“. Der Fürſt von Metternich wies dieſe Anregung nicht zurück; er ſtellte in Ausſicht, daß er nach vorübergegangener Kriegsgefahr ſich mit der preußiſchen Regierung über den einzuſchlagenden Weg verſtändigen, zu dem Ende erforderlichenfalls ſelbſt nach Berlin kommen werde. Die Kriegsgefahr ging vorüber, aber es geſchah nichts. Oeſtreich ward durch dieſelben Schwierigkeiten in ſeinem Innern, die ihm ſchon 1814 lediglich die Aufrichtung eines ganz lockern Föderativverhältniſſes wünſchenswerth machten, auch jetzt abgehalten, auf die Anregung Preußens zur ſtraffern Anziehung dieſes Verhältniſſes einzugehen. Die andern Regierungen zeigten ebenſo wenig Neigung, zu größern Beſchränkungen ihrer Selbſtändigkeit die Hand zu bieten. Freilich ward, wie Radowitz ſelbſt eingeſteht, auch in Berlin dieſen Anregungen „nicht die lebensvolle Theilnahme und die energiſche Thatkraft zugewendet, ohne welche im Guten und Uebeln nichts gelingt“. Wenige nur in der Umgebung des Königs konnten ſich bis zu der Einſicht erheben, „daß Preußen nur in und durch

Deutſchland gewonnen werden könne, daß es deſſen eigenſte Aufgabe ſei, den Bund aus ſeinem trüben Schlummer zu erwecken“; die Einen faßten nur die Opfer ins Auge, welche dabei „dem ſich ſelbſt genügenden Staate Friedrich's des Großen“ angemuthet würden, Andere erklärten den Verſuch, auf dem Boden der Bundesverträge die nationalen Bedürfniſſe zu befriedigen, für eine Phantaſterei.

Bei einer abermaligen perſönlichen Zuſammenkunft des Königs mit dem Fürſten Metternich 1845 zu Stolzenfels kam die Bundesreform von neuem zur Sprache. Der Fürſt verſprach, einen Bevollmächtigten nach Berlin zu ſenden, um die nähern Vorſchläge Preußens entgegenzunehmen. Dies geſchah auch, allein die Verhandlungen blieben ohne Erfolg.

„In Berlin erkannte man nun“, wie Radowitz ſagt, „immer deutlicher, daß es unmöglich ſei, auf dem Wege des bloßen diplomatiſchen Verkehrs zu irgend etwas Gedeihlichen für die deutſche Sache zu gelangen, daß es der Apathie oder dem egoiſtiſchen Widerwillen ſtets gelingen werde, die beſtgemeinten Vorſchläge unwirkſam zu machen, ſo lange ſie nicht aus dem Dunkel der Cabinete heraustraten“, daß man daher, wollte man réuſſiren, „in dem Geiſte der Nation ſelbſt den mächtigſten Verbündeten aufzuſuchen habe“. Aus dieſem Geſichtspunkte ſtellte Preußen am 22. Juli 1846 in Frankfurt den Antrag auf Aufhebung der proviſoriſchen Beſtimmungen über die Preſſe und legte einen Entwurf zu einer neuen Preßgeſetzgebung vor. Dieſer Entwurf, der damals — man wußte nicht, auf welchem Wege — in die Oeffentlichkeit gelangte*), erregte wegen ſeiner durchaus engherzigen Beſtimmungen, namentlich wegen der raffinirten Verſchmelzung präventiver mit repreſſiven Maßregeln, einen allgemeinen Aufſchrei des Unwillens in der Preſſe, und man war froh, als man wahrnahm, daß demſelben keine Folge gegeben werde, da deſſen Erhebung zum Bundesgeſetz den in den Einzelſtaaten beſtehenden Zuſtand der Preſſe theilweiſe ſogar verſchlimmert haben würde. Radowitz ſucht die Unvollkommenheit des Entwurfs, die er zugeſteht, damit zu entſchuldigen, daß man auch diejenigen Regierungen dafür habe gewinnen wollen, die einer freien Behandlung der Preſſe entſchieden abgeneigt waren. Aber auch dieſe Abſicht mislang; der preußiſche Preßgeſetzentwurf fand ebenſo wenig Annahme als der von Württemberg geſtellte, von Preußen lebhaft unterſtützte Antrag auf Rückkehr zu der ſeit 1824 aufgehobenen Veröffentlichung der Bundesprotokolle.

Nach dem Schluſſe des erſten Vereinigten Landtags in Preußen, im Herbſte des Jahres 1847, faßte der König die Angelegenheit der Bundesreform entſchiedener ins Auge. Er berief den General von Radowitz nach Berlin und beauftragte dieſen mit Ausarbeitung einer umfaſſenden Denkſchrift über die Zwecke und Mittel einer ſolchen Reform. Radowitz legte dem Könige am 20. November 1847 die Denkſchrift vor, und der König genehmigte dieſelbe ſofort. Danach ſollte die Entwickelung des Bundes in dreifacher Richtung verſucht werden: in Bezug auf die Wehrhaftigkeit durch organiſche Durchführung allgemeiner Inſpicirungen des Bundesheeres, gemeinſchaftliche Uebungen der Contingente, Vereinigungen in den Reglements und in dem Kaliber, durch Einführung eines Bundesfeldzeichens und Bundeswappens; in Beziehung auf den Rechtsſchutz durch Errichtung eines oberſten Bundesgerichts, durch Einführung eines gemeinſchaftlichen Strafrechts und Strafverfahrens, Handels- und Wechſelrechts, einer Creditordnung, eines allgemeinen Heimatsrechts und allgemeiner Freizügigkeit; endlich in Bezug auf die materiellen Intereſſen durch Ausdehnung des Zollvereins auf den ganzen Bund, durch gemeinſchaftliche Maße, Gewichte und Münzen, allgemeine Poſt- und Eiſenbahnordnung, freien Verkehr mit allen Lebensmitteln, Aufhebung aller Waſſerzölle, allgemeinen Schiffahrtsvertrag, Bundesconſulate, gemeinſame Regulirung der Auswanderung und Coloniſation. Vorangehen ſollte aber allen dieſen Maßregeln eine neue Preßgeſetzgebung und die Veröffentlichung der Bundesprotokolle.

---

*) Er ward unter Andern abgedruckt und kritiſirt in der cenſurfreien Vierteljahrsſchrift: „Unſere Gegenwart und Zukunft“, von K. Biedermann, VII. Band.

Oeſtreich ſollte zunächſt für dieſe Reformen gewonnen und ihm ſodann die Leitung der fernern Schritte am Bundestage überlaſſen werden. Die Feſtſetzung der Normen wäre am beſten einem beſondern Fürſtencongreſſe zu überlaſſen; die dort beſchloſſenen Inſtitutionen ſollten ſofort öffentlich verkündigt werden mit Angabe des Termins, bis zu welchem ſie in Wirkſamkeit treten würden. Alle Verhandlungen des Congreſſes müßten zur Oeffentlichkeit gebracht werden. Wären ſo die allgemeinen Normen feſtgeſtellt, ſo möchte die ſpecielle Bearbeitung der Modalitäten vom Bundestage durch Specialcommiſſionen erfolgen, unter Zuziehung von Sachverſtändigen aus allen Theilen Deutſchlands. „Es war die ausdrückliche Abſicht der preußiſchen Regierung, daß hierbei nach den breiteſten freiſinnigſten Grundſätzen verfahren werde, daß man ſich keineswegs etwa in der Mehrzahl auf Beamte beſchränke, daß man ebenſo wenig nur Männer von gewiſſen politiſchen oder nationalökonomiſchen Richtungen einberufe, ſondern deutſche Capacitäten aus allen Ständen und Geſinnungsweiſen zu Frankfurt verſammle.“

Die Entwürfe dieſer Specialcommiſſionen ſollten dann in den anberaumten Friſten der Bundesverſammlung vorgelegt und durch einfache Majoritätsbeſchlüſſe zu Geſetzen erhoben werden.

Gelänge es nicht, Oeſtreich zur Theilnahme und zum Vorangehen auf dieſem Wege zu vermögen, ſo ſollte Preußen dieſelben Forderungen direct an die Bundesverſammlung bringen und dort mit höchſter Anſtrengung geltend machen. Bliebe auch dies erfolglos, „ſo war der König entſchloſſen, das durchaus Nothwendige außerhalb der bisherigen Wege zu erringen“. „Preußen würde ſeinen Ständen und dem geſammten Deutſchland offene Rechenſchaft abgelegt haben von Dem, was es für Alle gewollt und angeſtrebt. Es würde dann diejenigen Regierungen, bei welchen für die eine oder die andere der neuen Inſtitutionen Anklang erwartet werden durfte, angefangen haben, um eine Reihe von Specialvereinigungen nach Art des Zollvereins zu Stande zu bringen. Immer aber mußte es das nie aus den Augen zu verlierende Ziel ſein, den Gewinn ſolcher Specialvereine wieder dem Bunde zuzuwenden und unabläſſig danach zu trachten, daß die Nation als Ganzes dieſer Wohlthaten theilhaftig werde.“

Dies der Plan des Königs von Preußen. Ein raſches, energiſches, offenes Handanlegen an deſſen Ausführung hätte vielleicht Manches in den ſpätern Ereigniſſen anders gewendet. Aber auch jetzt zögerte man, zögerte, bis es zu ſpät war. Die Urſache dieſer neuen, verhängnißvollen Zögerung lag, nach Radowitz, nicht blos in den Schwierigkeiten, die ſich dem Könige noch an der Schwelle der Ausführung in ſeinen nächſten Kreiſen entgegenſtellten — „durch dieſe hindurchzubrechen war der König diesmal entſchloſſen genug“ —, allein die in der Schweiz, in Italien eingetretenen Verwickelungen, welche Oeſtreich bedrohten, ließen weder die nöthige Geneigtheit des Wiener Cabinets, jetzt auf ſolche Vorſchläge einzugehen, erwarten, noch auch ein Drängen deſſelben rathſam erſcheinen, damit es nicht den Anſchein gewinne, als wolle man die Verlegenheiten Oeſtreichs benutzen, um ihm Zugeſtändniſſe abzudringen. Man beſchloß daher, zunächſt über die Schweizerangelegenheit ſich mit Oeſtreich zu verſtändigen; die Abſicht war dabei, den Deutſchen Bund bei den erwarteten europäiſchen Conferenzen als ſelbſtändige europäiſche Großmacht auftreten zu laſſen. Im Anfange des Februar 1848, als die Verhandlungen über die Schweiz unter den Continentalmächten einen gewiſſen Abſchnitt erreicht hatten, nahm der König von Preußen die deutſche Frage wieder auf und beſchloß, „in kürzeſter Friſt den Wiener Hof zur endlichen Erfüllung dieſer größten aller Pflichten aufzufordern“. Die Nachricht von dem Umſturz des Königthums in Frankreich übte, wie Radowitz verſichert, auf dieſen Entſchluß keinen andern Einfluß aus, als daß die Sendung nach Wien zugleich auf Verabredungen über gemeinſame Vorkehrungen zur Abwehr eines etwaigen Angriffs von Frankreich her gerichtet ward. „Daß ein glücklicher Ausgang eines ſo weit ausſehenden Kampfes nur dann verbürgt werden könne, wenn die deutſchen Regierungen ſich auch mit dem Geiſte der Nation innig verbündeten, daß dies nur erreichbar ſei, wenn den gerechten, langverzögerten Forderungen derſelben wahrhaft genügt werde, darüber war im Cabinet des Königs kein Zweifel.“ Der General Radowitz ward daher am 2. März, „in einem Moment, wo von den Bewegungen, die in mehrern deutſchen Staaten an das pariſer Ereigniß ſich anſchloſſen, in Berlin noch nicht die Rede ſein konnte“, nach Wien geſandt, um mit Oeſtreich die ſofortige gemeinſchaftliche Berufung eines Congreſſes zu verabreden, deſſen Aufgabe theils die Vorkehrung der dringenden militäriſchen Maßregeln, theils die Regeneration des Bundes ſein ſollte. Rückſichtlich letzterer ward die Denkſchrift vom 20. November 1847 als bindende Inſtruction zu Grunde gelegt.

Am 10. März, „vor den politiſchen Veränderungen zu Wien und Berlin“, kam eine Uebereinkunft zu Stande, wonach ſich die beiden Regierungen verpflichteten, gleichzeitig am 15. März die Einberufung des Congreſſes und deſſen Zweck öffentlich bekannt zu machen. Die Anzeige erfolgte auch in den halbamtlichen Blättern beider Regierungen. Schon unterm 7. März hatte das Wiener Cabinet durch Circularnote an ſeine Geſandten bei den deutſchen Höfen dieſe letztern von ſeinem und des berliner Cabinets gemeinſamen Abſichten in Kenntniß geſetzt und unterm 8. März auf gleichem Wege die Anſicht ausgeſprochen, „daß der Zuſammentritt des Congreſſes nicht weiter als bis zum 25. März verſchoben werden dürfe“. (Siehe „Quellenſammlung zum deutſchen öffentlichen Recht ſeit 1848“ von Roth und Merck, 1. Heft.) Inzwiſchen war aber ſchon der Ruf nach einem Deutſchen Parlamente durch alle Gaue Deutſchlands erſchollen, und mehrere Regierungen hatten ſich veranlaßt gefunden, dazu die Hand zu bieten. Als letzter Act der Verhandlungen zu Wien kam daher eine Verabredung beider Höfe zu Stande, auf eine ausgedehnte Reviſion der Bundesverfaſſung gemeinſchaftlich anzutragen. „Neben den bisherigen Bundestag ſollte eine weitere Bundesverſammlung treten, zu welcher jeder Staat eine entſprechende Zahl von ſtändiſchen Deputirten nach der Wahl der Kammern zu ſenden habe. Dieſer weitern Verſammlung ſollten verbleiben: die Abänderung der Grundgeſetze des Bundes, die organiſchen Bundeseinrichtungen, die gemeinnützigen Anordnungen, die Entſcheidung über Krieg und Frieden, die Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund und die Controle aller Bundesausgaben. Ihr ſollte obliegen, die Inſtructionen zu ertheilen, nach welchen der Bund im Auslande durch ſeine diplomatiſchen Agenten zu vertreten ſei.“ Dieſelbe Punctation zählte auch die in der Denkſchrift vom 20. November 1847 aufgeſtellte Reihenfolge von Maßregeln auf, welche auf den Gebieten des Rechtsſchutzes, der Wehrhaftigkeit und der materiellen Intereſſen im Bunde zur Ausführung zu bringen ſeien. Sie ward am 19. März vom General Radowitz dem öſtreichiſchen Miniſterium des Auswärtigen vorgelegt und von dieſem bereitwillig aufgenommen.

Es war zu ſpät. Zu ſpät verſuchte auch der Bundestag, die entfeſſelten Wogen der Aufregung mit dem Oele ſüßer Worte zu glätten, den Haß der Nation, den er in der langen Zeit von mehr als 30 Jahren durch Das, was er gethan und nicht gethan, ſyſtematiſch großgezogen, jetzt plötzlich durch einige abgedrungene Zugeſtändniſſe und ſchönklingende Verheißungen in Liebe und Vertrauen umzuwandeln. Die Feigheit, die ſich in dieſer verſpäteten Anerkennung der in den Zeiten der Ruhe mit Hohn zurückgewieſenen und als verbrecheriſch geächteten Wünſche der Nation kundgab, konnte nur die Verachtung ſteigern, mit der man auf jenes Werkzeug fürſtlicher Zwingherrſchaft im Innern und ſchimpflicher Entmannung der Nation nach außen hinblickte. Was half jetzt die am 1. März öffentlich gegebene Verſicherung, „der Bundestag werde von ſeinem Standpunkte aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutſchlands nach außen, ſowie für die Förderung der nationalen Intereſſen und des nationalen Lebens im Innern zu ſorgen“, und: „Deutſchland werde und müſſe auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebühre“? Auch der Beſchluß vom 3. März, welcher jedem Einzelſtaate freigab, „die Cenſur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, jedoch nur unter ſolchen Garantien, welche die andern Staaten und den ganzen Bund gegen Misbrauch der Preßfreiheit möglichſt ſicherſtellen“, konnte von keiner beſondern Wirkung ſein, nachdem in einem Theile von Deutſchland bereits die Cenſur durch die Verhältniſſe factiſch unmöglich geworden und Preßfreiheit eingetreten war; ebenſo wenig die officielle Erklärung des Bundestags wegen der Bundesfarben und Anderes mehr. Das Volk hatte ſich der großen Angelegenheit der Neugeſtaltung Deutſchlands bereits bemächtigt und war gewillt, diesmal ſelbſt Hand anzulegen und im Wege öffentlicher parlamentariſcher Verhandlungen ſeine Geſchicke zu regeln, nicht wieder deren Regelung den Diplomaten zu überlaſſen.

Doch hier ſtehen wir vor einer neuen Phaſe der deutſchen Einheitsbeſtrebungen, deren Schilderung einer beſondern Abhandlung vorbehalten bleiben muß.

K. Biedermann.

Der politische Journalismus in Deutschland am Ende des Jahres 1851*).

Vermöge alten Beſitzſtandes behauptet die „Allgemeine Zeitung“ immer noch den erſten Rang unter den deutſchen Blättern. Ihr Leſerkreis iſt gleichmäßiger über ganz Deutſchland verbreitet als der irgend eines andern Blattes, er dehnt ſich am weiteſten und nach den verſchiedenſten Richtungen hin über die deutſchen Grenzen hinaus. Die „Allgemeine Zeitung“ gilt im In- und Auslande vorzugsweiſe für das deutſche Nationalorgan, und gewiß iſt, daß ihre bedeutenden Mittel und ihre zahlreichen Verbindungen ſie in den Stand ſetzen, dem Neuigkeitsbedürfniſſe des Zeitungspublicums durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts vollſtändiger zu genügen, als dies irgend einem andern Blatte möglich iſt.

Die „Allgemeine Zeitung“ hat indeſſen während der letzten drei Jahre an Gehalt, Einfluß und Leſerzahl beträchtliche Einbuße erlitten. Neue

---

*) Dieſem Aufſatze, welcher den gegenwärtigen Zuſtand der politiſchen Tagespreſſe in Deutſchland behandelt, wird ſpäter ein Rückblick auf die Geſchichte derſelben folgen. D. Red.

Blätter ſind entſtanden, in Oeſtreich zumal, welche der „Allgemeinen Zeitung" ihr früheres Gebiet ſtreitig machen. Ältere Blätter haben der „Allgemeinen Zeitung" durch freie Sprache und populäre Geſinnung den Vorzug abgewonnen. Mit der Steigerung der politiſchen Thätigkeit und Theilnahme endlich hat die Preſſe an den natürlichen Mittelpunkten des öffentlichen Lebens, in den größern Hauptſtädten, ein Uebergewicht gewonnen, welches ſich nur noch durch beſondere Gunſt der Umſtände, der örtlichen Lage beſonders, einigermaßen ausgleichen läßt; die örtliche Lage Augsburgs aber iſt durch die Lückenhaftigkeit des ſüddeutſchen Eiſenbahnſyſtems in demſelben Maße immer ungünſtiger geworden, in welchem ſich die norddeutſchen Schienenwege erweitert und vervollſtändigt haben. Die größte Schwierigkeit und der unheilbarſte Nachtheil aber iſt für die „Allgemeine Zeitung" dadurch entſtanden, daß ſeit 1848 der unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſtreich auf der einen und die Unmöglichkeit des Conſtitutionalismus in Deutſchland auf der andern Seite offen zu Tage getreten. Das Syſtem dieſes Blattes war auf einen gewiſſen Zuſtand der politiſchen Unſchuld gebaut, deſſen patriarchaliſche Ruhe durch ſanfte Träume von conſtitutioneller Freiheit und nationalem Fortſchritt unter der Doppelleitung der beiden Großſtaaten angenehm bewegt und hoffnungsgrün gefärbt wurde. Man wünſchte von ganzem Herzen die öffentliche Freiheit, man ſchwärmte für nationale Einheit, Macht und Größe; da man ſich aber von dem Weſen dieſer Beſitzthümer und von dem Preiſe, um den ſie erkauft werden wollen, nicht die mindeſte Rechenſchaft zu geben wußte, ſo hoffte man vielmehr, daß ſie uns eines ſchönen Tages vom Himmel in den Schoos fallen würden, als daß man mit Bewußtſein und Plan um dieſelben geworben hätte. Seitdem dieſes Traumleben aufgehört, hat die altliberale Preſſe und mehr als jedes andere Blatt die „Allgemeine Zeitung" den Boden unter den Füßen verloren. Man hat uns handgreiflich gemacht, daß die conſtitutionelle Freiheit für uns nichts iſt als eine Verleihung auf Widerruf, und wir haben außerdem begreifen gelernt, daß die Einheit der deutſchen Cabinetspolitik aus innern und nothwendigen Gründen bei den brennendſten Fragen der Nationalehre und des Nationalvortheils in keinem einzigen Falle zu erreichen ſteht. Wie für die politiſchen Parteien, ſo iſt es für die Preſſe eine Lebensfrage, aus dieſen Erfahrungen der letzten Jahre die ihrem Charakter und ihren Zwecken entſprechenden praktiſchen Folgerungen zu ziehen. Die „Allgemeine Zeitung" hat ſich zwar gegen dieſe Nothwendigkeit geſträubt, ihr aber dennoch weichen müſſen: ſie hat die deutſche Sache verloren gegeben, ihre eigene Sache entſchieden auf Oeſtreich geſtellt und ihre liberalen Herzensneigungen den conſervativen Anforderungen des Tages aufgeopfert. Durch dieſe Wendung iſt ihr natürlich das Publicum in einem großen Theile Deutſchlands entfremdet worden, ohne daß ſie in Oeſtreich eine entſprechende Entſchädigung gefunden hätte, denn, was die „Allgemeine Zeitung" heutzutage noch dem öſtreichiſchen Leſer bietet, das findet er, zwar weniger vollſtändig, aber raſcher und bequemer, auch in den unter dem Belagerungszuſtande erſcheinenden wiener Blättern. Bei dem Zuſammenwirken ſo vieler Urſachen des Verfalls, die zum Theil an der Oertlichkeit haften, wird denn die „Allgemeine Zeitung" ihre Stellung an der Spitze der deutſchen Preſſe unmöglich noch lange behaupten können, wenn ſie ſich nicht von dem Boden losreißt, auf welchem ſie freilich lange Zeit ihr Gedeihen gefunden, der ihr aber jetzt keinen geſunden und hinreichenden Nahrungsſtoff mehr zu bieten hat.

Die unmittelbaren Hülfsquellen, welche einem Blatte zu Gebote ſtehen, das vor dem Thore von München erſcheint, werden von der „Allgemeinen Zeitung" am wenigſten benutzt. Ihre Mittheilungen aus und über Baiern ſind die allerdürftigſten. Ein Wort des freien Urtheils über bairiſche Staatsmänner und Staatshandlungen würde man in der „Allgemeinen Zeitung" vergebens ſuchen. Im Bereiche des bairiſchen Conſtitutionalismus intereſſirt ſie ſich eigentlich nur für die parlamentariſchen Reden des Herrn von Lerchenfeld, von denen dem Leſer kein Wort erſpart wird, obgleich er den Verlauf derſelben und ihren Schlußſatz voraus weiß, den Satz nämlich: daß man geſchehen laſſen müſſe, was man ja doch nicht ändern könne.

Das Hauptquartier der bairiſchen Oppoſitionspreſſe iſt *Nürnberg*. In Franken überhaupt begegnen ſich alle dem Baierthum feindſeligen Elemente, die demokratiſche Geſinnung, der Proteſtantismus, die Hinneigung zu Preußen. Jede dieſer Richtungen fand ihren Ausdruck in einem der nürnberger Blätter, ſo lange ſich dieſelben einigermaßen frei bewegen durften. Gegenwärtig iſt durch die nachdrückliche Anwendung der bekannten Mittel dieſer Uebelſtand beträchtlich vermindert worden, und, was zur gänzlichen Beſeitigung deſſelben etwa noch zu thun übrig bleibt, das wird die erfindungsreiche Politik des Herrn v. d. Pfordten ſicherlich nicht verſäumen.

In *München* ſelbſt hat niemals ein unabhängiges Blatt Fuß faſſen können, und die von der Regierung dort geſtifteten Zeitungen hatten gewöhnlich nur ein kurzes und krüppelhaftes Daſein. Das letztere gilt auch von dem gegenwärtigen Miniſterialblatte, der „*Neuen Münchener Zeitung*", die, von Wenigen geleſen und von Niemandem geachtet, nur durch den Arm der Regierung aufrecht erhalten wird.

Auch der Boden der preußiſchen Hauptſtadt hat ſich der Entwickelung der Preſſe bisher nicht ſehr günſtig erwieſen. Die *berliner* „*National-Zeitung*" iſt das größte und verbreitetſte der wenigen Blätter, welche der demokratiſchen Partei noch übrig geblieben ſind; das größte, aber weder das muthigſte, noch das fähigſte, noch das einflußreichſte. Man ſagt der „National-Zeitung" nach, daß ſie, während ſo manches andere Oppoſitionsblatt den gehäſſigſten Verfolgungen und ſelbſt der gänzlichen Unterdrückung preisgegeben war, ihren ungeſtörten Fortbeſtand durch Zugeſtändniſſe und Vergleiche erkauft habe, welche ſich vor dem Tribunale des guten Gewiſſens ſchwer verantworten laſſen. Namentlich will man wiſſen, daß es eine vertragsmäßig übernommene Aufgabe geweſen, wenn die „National-Zeitung“ die heftige Befeindung der conſtitutionellen Partei unermüdlich fortgeſetzt, als dieſelbe längſt ſchon ebenſo ohnmächtig und gedrückt war wie die demokratiſche, eine Beſchuldigung, welche jedenfalls durch den Umſtand unterſtützt wird, daß es wenigſtens nicht das demokratiſche Parteiintereſſe war, welches bei jenem leidenſchaftlichen Kriege gegen den Genoſſen der gemeinſchaftlichen Niederlage ſeine Rechnung fand. Die „National-Zeitung“ ſchielt überhaupt zu ſehr, als daß ſie ein großes Vertrauen einflößen und eine bedeutende moraliſche Macht ausüben könnte. Statt anderer Beiſpiele verweiſen wir auf die zweideutige Sprache, welche ſie anfangs über den pariſer Gewaltſtreich vom 2. December führte. Durch Hinterhaltigkeit und Achſelträgerei hat die „National-Zeitung“ denn auch ihrem Anſehen bei der eigenen Partei um ſo mehr geſchadet, als das unſtreitige Talent, mit welchem ſie eine Zeit lang redigirt worden iſt, ſpäter zuſehends nachgelaſſen hat und jetzt nur dann und wann noch in den Leitartikeln hervortritt, die ſich im Allgemeinen vorzugsweiſe durch Länge und Breite auszeichnen.

Viel rüſtiger und tapferer wird die Sache der demokratiſchen Partei von der „Urwähler-Zeitung“ verfochten, die überdies eins der beſtredigirten Blätter Deutſchlands genannt zu werden verdient. Feuer, Muth, Leidenſchaft und Willenskraft verbinden ſich in derſelben mit einer ausgezeichneten Handhabung der Sprache, und manche ihrer Leitartikel können für wahre Meiſterſtücke journaliſtiſcher Beredtſamkeit gelten. Durch das gegen ſie verhängte Poſtverbot iſt dieſe Zeitung darauf angewieſen, ihr Publicum ausſchließlich in Berlin zu ſuchen, und es iſt unzweifelhaft, daß ſie dort auf gewiſſe Claſſen der Bevölkerung einen anſehnlichen Einfluß ausübt. Daher denn auch die wiederholten adminiſtrativen Angriffe auf das Leben der „Urwähler-Zeitung“, denen ein Blatt von weniger Ausdauer und Charakterfeſtigkeit unfehlbar erlegen ſein würde.

Die „Conſtitutionelle Zeitung“ unterſcheidet ſich von einem demokratiſchen Blatte nur eben noch durch den Namen. Sie hat die conſtitutionelle Theorie ſtillſchweigend zwar, aber gänzlich fallen laſſen; ſie ſteht auf demokratiſchem Boden und vertheidigt denſelben nicht ſelten kräftiger und herzhafter als die „National-Zeitung“. Den beharrlichen Verfolgungen der Polizei und der dadurch verurſachten Unſicherheit ihrer materiellen Lage mag es zuzuſchreiben ſein, wenn der Redaction der „Conſtitutionellen Zeitung“ hier und da die Beweglichkeit und die allzeit fertige Kampfbereitſchaft zu fehlen ſcheint, und wenn ſie dann und wann an einer augenſcheinlichen Flüchtigkeit leidet.

Man hört ſehr häufig das Talent rühmen, mit welchem die „Neue Preußiſche Zeitung“ redigirt werde, und das ſogar von Leuten, welche die Zwecke und die Taktik dieſes Blattes verabſcheuen. Wir haben in jenes Urtheil niemals einzuſtimmen vermocht, und es hat uns bei der unbefangenſten Prüfung nicht gelingen wollen, in der „Neuen Preußiſchen

Zeitung“ irgend eine blendende oder beſtechende Eigenſchaft zu entdecken. Von Ideen, von Charakter, von Gewiſſenhaftigkeit, von wahrem Rechtsgefühl, von einem klar gedachten politiſchen Syſteme iſt bei dieſem Blatte bekanntlich vorweg nicht die Rede, aber auch die ſtiliſtiſchen, die redneriſchen und dialektiſchen Fähigkeiten deſſelben ſind unſers Erachtens ſo ſchwach, daß ſie kaum einen Gegenſtand der Kritik abgeben. Eine eintönige Declamation, in welcher zwei oder drei trübe Gedanken, in den nämlichen Schwulſt eingewickelt, täglich wiederkehren, das iſt Alles, was wir in den Leitartikeln der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ von je gefunden haben. Das Recht aus Gott, das Recht von oben, das deutſche Recht, die deutſche Freiheit, das Gegentheil der Revolution, und neuerdings überraſchenderweiſe auch die Organiſation der Arbeit, ſo lauten die ſtehenden Formeln, aus denen die leitende Staatsweisheit der Männer der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ zuſammengeſetzt iſt. Ob dieſelben mit jenen Worten irgend welche Begriffe verbinden, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen, da ſie ihre Leſer niemals einer Begriffsentwickelung gewürdigt, ſondern jederzeit ſtillſchweigend verlangt, daß man ihre Formeln auf Treu und Glauben als den höchſten Ausdruck der politiſchen Weisheit annehme. Das ganze Denken und Wollen dieſer Herren iſt in myſtiſche Wolken eingehüllt, aus denen nur hier und da ein vereinzelter Punkt hell hervorleuchtet, zum Beiſpiel die leidenſchaftliche Vorliebe für die beſtehenden Steuerbefreiungen, durch deren Beeinträchtigung ihrer Behauptung nach Staat und Geſellſchaft unrettbar zu Grunde gehen würden. In ihrer Auffaſſung der Ereigniſſe des Tages verräth die „Neue Preußiſche Zeitung“ ihre Unklarheit und Grundſatzloſigkeit oft durch die kläglichſte Unſicherheit des Urtheils. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß ſie heute lobt und freiſpricht, was ſie geſtern tadelte und verdammte, namentlich wenn es ſich um Verletzungen von Recht, Geſetz und öffentlicher Moral handelt, welche ſie nicht grundſätzlich gutheißen kann, aus denen ſie aber wenigſtens nachträglich einen Vortheil für ſich und ihre Partei herausfindet.

Selbſt der Großprieſter der ganzen Partei weiß in den Wortſchwall ſeiner „Rundſchau“ kaum einige Körnchen poſitiven Inhalts zu legen. Formloſe Bilder, phantaſtiſche Gleichniſſe, ein hohles Pathos, ein erkünſteltes Feuer, eine erlogene Begeiſterung bezeugen die Impotenz ſeiner Feder und die Weſen- und Haltloſigkeit ſeiner Grundſätze.

Daß es in der kleinen aber mächtigen Partei mit den journaliſtiſchen Gaben überhaupt ſehr übel beſtellt ſei, ergibt ſich aus der Wahl der übrigen Mitarbeiter der „Neuen Preußiſchen Zeitung“. Soweit dieſelben in irgend einen Betracht gezogen werden können, hat man ſie faſt alle außerhalb der Partei ſuchen müſſen. So wird in der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ der chriſtliche Staat und das Königthum von Gottes Gnaden durch einen Mann gepredigt, welcher mit dem Chriſtenthum nichts gemein hat und der durch alle Stadien der Oppoſition hindurch bei der abſoluten Monarchie in demſelben Augenblicke angekommen iſt, wo er dort ſeine Rechnung gefunden. So gehören zwei Feuilletoniſten der „Neuen Preußiſchen Zeitung“, denen man einiges Talent nicht abſprechen kann, ſtadtkundigermaßen zu den Leuten, deren ganzes Glaubensbekenntniß in dem Egoismus beſteht, mit welchem ſie ihre Feder dem Meiſtbietenden zu Gebote ſtellen. Daß die literariſchen Tagelöhner, welche im „Zuſchauer“ für den Geſchmack des Pöbels arbeiten, derſelben Menſchenclaſſe angehören, muß man menſchenfreundlicherweiſe wenigſtens ſo lange annehmen, als nicht bündig dargethan und erwieſen iſt, daß jene Individuen ſich aus Naturtrieb und Liebe zur Sache im Kothe wälzen.

Daß die „Neue Preußiſche Zeitung“ nun gleichwol einen bedeutenden Platz in der Preſſe einnimmt, iſt freilich eine niederſchlagende Thatſache, aber eine Thatſache, die in bekannten Umſtänden ihre hinlängliche Erklärung findet. Die kleine Partei iſt mächtig, nur weil ſie einen noch Mächtigern hinter ſich hat, und dieſes nämliche Verhältniß gibt ihrem Organe eine Bedeutung, welche über die natürlichen Mittel und eigenen Kräfte deſſelben unendlich hinausgeht. Wie die „Neue Preußiſche Zeitung“ ſpricht, ſo denkt man in Potsdam, das iſt die allgemeine Annahme, welche den Eifer hervorruft und rechtfertigt, mit welchem der Gang dieſes Blattes von Freund und Feind beobachtet und verfolgt wird. Ein einziger Perſonenwechſel, und die „Neue Preußiſche Zeitung“ wird ſammt ihrer ganzen Partei in das Nichts zurückſinken, aus welchem ſie durch perſönliche Gunſt hervorgehoben wird. Der Conſervativismus in Preußen aber kann nur dabei gewinnen, wenn er die faule Stütze verſchmäht, die ihm durch das Neupreußenthum und den Treubund geboten wird.

Die beiden ältern berliner Blätter, die „Berliniſche privilegirte (Voßiſche) Zeitung“ und die „Berliniſchen Nachrichten“ (Spener'ſche Zeitung), können eigentlich nur dem Namen und der Form nach der politiſchen Preſſe beigezählt werden. Ihr Charakter iſt die Charakterloſigkeit, ſie haben weder Grundſatz noch Zweck, und ihre publiciſtiſche Fähigkeit und Kunſt beſchränkt ſich auf das Sammeln und Zuſammenſtellen der Tagesneuigkeiten. Wenn dieſe beiden Blätter gleichwol beiweitem den größten Leſerkreis in der preußiſchen Hauptſtadt haben und kraft des Rechts der Verjährung behaupten, ſo wiederholt ſich damit freilich nur eine Erſcheinung, durch welche ſich auch anderer Orten die Kraft der Trägheit in den Gewohnheiten des Publicums offenbart, die aber in Berlin mehr als an andern Orten von ſchlimmer Bedeutung iſt. Berlin, die wichtigſte Stadt Deutſchlands, kann die alte Anklage der politiſchen Geſinnungsloſigkeit nicht ungeſtraft und ohne den größten Nachtheil für unſere Nationalbeſtrebungen auf ſich laſten laſſen, und gleichwol iſt nichts ſo ſehr geeignet, dieſen Verdacht zu rechtfertigen, als die fortdauernde Gunſt, welche die Bevölkerung Berlins zwei Zeitungen zuwendet, die in öffentlichen Dingen nie eine ſelbſtändige Meinung, geſchweige denn einen ſelbſtändigen

Willen gehabt haben. „Sage mir, welche Zeitungen du lieſeſt und ich will dir ſagen, wer du biſt!“

Die halbamtliche „Preußiſche Zeitung“ iſt nach einigen ſehr unglücklichen Verſuchen, die Politik von Potsdam durch ihr Raiſonnement zu unterſtützen, zu der untergeordneten Rolle des tendenziöſen Berichterſtatters zurückgekehrt, auf welche ſich ihre Vorgänger, die „Staats-Zeitung“ und der „Staats-Anzeiger“ (bevor er ein bloßes Verkündigungsblatt wurde) beſchränkt hatten. Auch dieſes beſcheidene Amt wird übrigens von der „Preußiſchen Zeitung“ mit ſehr mäßigem Geſchick und ſehr mäßigem Erfolge verwaltet, und wenn dieſelbe heute oder morgen aufhörte, zu erſcheinen, ſo würde die Oppoſition ſchwerlich meinen, eines Gegners entledigt zu ſein.

Von dem wiener Journalismus läßt ſich zur Zeit wenig ſagen. Durch „Warnungen“, Ausweiſungen, Stockhausarreſt und andere Maßregeln dieſer Art ſind die wiener Blätter dermaßen disciplinirt worden, daß ſelbſt ein Kroatencorporal an ihrer Subordination ſeine Freude haben muß. Man darf indeſſen nicht glauben, daß dieſes Ergebniß dem Belagerungszuſtande zu verdanken ſei, denn die öſtreichiſche Preſſe gehorcht dem nämlichen Geſetze auch auf den vereinzelten Punkten des Kaiſerſtaates, welche dem Belagerungszuſtande noch nicht unterworfen ſind. Man hat in Oeſtreich das wunderbare Problem gelöſt, Preßfreiheit zu haben ohne den allermindeſten Misbrauch derſelben — ein glänzendes Reſultat, welches begreiflicherweiſe den Neid und die Nacheiferung der übrigen Staaten rege macht, die ſich demſelben erſt bis auf einen gewiſſen Punkt anzunähern gewußt.

Der „Lloyd“ iſt das einzige wiener Blatt, welches den äußern Anſtand, den Schein der Unabhängigkeit noch einigermaßen zu wahren verſteht. Bei der Erörterung von finanziellen und ökonomiſchen Fragen zumal hat der „Lloyd“, gewiſſe Meinungsverſchiedenheiten innerhalb des Miniſteriums klug benutzend, zuweilen eine tapfere Miene angenommen und eine ziemlich ſtarke Sprache geführt, bis ihm ſchließlich durch nachdrückliche militäriſche Weiſung die Unſtatthaftigkeit eines ſolchen Gebahrens begreiflich gemacht wurde. So begnügt ſich der „Lloyd“ denn gegenwärtig damit, ſeine polemiſche Feder von Zeit zu Zeit an Preußen und dem Zollvereine zu wetzen, was denn freilich nur eine andere Art iſt, der wiener Cabinetspolitik den Hof zu machen.

Von den öſtreichiſchen Provinzialblättern verdienen einer Erwähnung nur die „Trieſter Zeitung“ und das „Conſtitutionelle Blatt aus Böhmen“. Die erſte, welche ſich beinahe ausſchließlich mit Handelspolitik beſchäftigt, iſt eine eifrige und geſchickte Verfechterin des Bruck'ſchen Syſtems der Zoll- und Handelseinigung; die genannte „prager“ mit dem anachroniſtiſchen Titel hingegen zeichnet ſich aus durch einen ungewöhnlichen Reichthum an raſchen und zuverläſſigen Correſpondenzen, ſodaß ſie für die geſammte deutſche Preſſe als ein wichtiges Quellenblatt gilt.

Das wichtigſte unter den preußiſchen Provinzialblättern, die

„Kölniſche Zeitung“, hat, nachdem es längere Zeit mit Unerſchrockenheit und Ausdauer der Reaction die Spitze geboten, ſchließlich die Waffen geſtreckt. Die unmittelbare Androhung von „adminiſtrativen Maßregeln“ durch Herrn von Kleiſt-Retzow bewirkte im Sommer 1851 eine bedeutende Herabſtimmung des Tones des kölner Blattes, die man jedoch in Berlin nicht genügend gefunden zu haben ſcheint. Erneute und verſchärfte Drohungen haben ihren Zweck endlich erreicht, vollſtändiger erreicht, als man in Berlin ſelbſt erwarten mochte. Wir finden es ziemlich natürlich, daß, einer unumſchränkten Gewalt gegenüber, die ſich das Recht über Leben und Tod anmaßt, eine ſehr einträgliche Zeitung ſich durch Zugeſtändniſſe zu retten ſucht; wir finden es natürlich, daß man ſchweigt, wo man ohne Gefahr fur die Exiſtenz nicht reden darf. Mit dieſen Worten iſt aber die äußerſte Grenze der Zugeſtändniſſe bezeichnet, welche die Preſſe dem Recht des Stärkern ohne Selbſtbeſchämung machen kann, und es will uns ſcheinen, als ob die „Kölniſche Zeitung“ dieſe Grenze überſchritten habe. So namentlich in ihren Urtheilen über den pariſer Gewaltſtreich vom 2. December, in denen ſich eine ſehr auffallende Uebereinſtimmung mit der im berliner Cabinete herrſchenden Auffaſſung bemerklich macht. Mit Herrn von Manteuffel zu rechten, wäre ſehr überflüſſig; wenn aber ein „freiſinniges“ Blatt den ſchamloſen Meineid, den tückiſchen Verrath, die brutale Gewalt, die freche Lüge und ſcheinheilige Heuchelei in Schutz nimmt, weil ſie dem Syſteme der Ruhe und Ordnung um jeden Preis förderlich zu ſein ſcheinen, dann haben wir das Recht, zu zweifeln, ob dieſes Blatt ebenſo denkt, wie es ſpricht. Die deutſche Verfaſſungsſache iſt von der „Kölniſchen Zeitung“ längſt ausdrücklich aufgegeben worden, nicht in Folge eines äußern Zwanges, ſondern ohne Zweifel, weil man auf den Glauben an den deutſchen Beruf Preußens weder verzichten wollte, noch ſich länger zu demſelben öffentlich bekennen konnte, nachdem er von der herrſchenden preußiſchen Politik durch Wort und That auf das entſchiedenſte verleugnet worden. Sie werde ſich hinfort auf den Boden der preußiſchen Verfaſſung zurückziehen, erklärte die „Kölniſche Zeitung“ im Sommer 1851, als den einzigen, welcher ſich zur Zeit mit Erfolg anbauen laſſe. Wir haben in dieſem „Zurückziehen“ nur eine Deſertion ſehen können, um ſo mehr als der Conſtitutionalismus, zu deſſen Gunſten die „Kölniſche Zeitung“ ihren nationalen Hoffnungen und Pflichten entſagt, der preußiſche Conſtitutionalismus, im Augenblicke jener Erklärung bereits vollſtändig Bankrott gemacht hatte. Die „Kölniſche Zeitung“ ſelbſt wurde bald genug in dieſen Bankrott hineingezogen, indem die oben erwähnten Drohungen des Herrn von Kleiſt-Retzow ſie zu der weitern Erklärung veranlaßten, daß ſie auf jede ſelbſtändige Beurtheilung der einheimiſchen Zuſtände und Ereigniſſe verzichte, daß ſie ſich einſtweilen auf das einfache Berichten der einheimiſchen Thatſachen beſchränken und das Recht der eigenen Anſicht und der freien Kritik nur in Bezug auf die auswärtige Politik ausüben werde. Daß ſie ſich aber auch auf dieſem neutralen Gebiete von dem gebieteriſchen Einfluſſe der preußiſchen Cabinetspolitik nicht frei zu halten gewußt, das wird, wie geſagt, nur allzu wahrſcheinlich durch die Haltung, welche ſie der ſchamloſen Uſurpation Ludwig Bonaparte's gegenüber angenommen.

Die „Deutſche Volkshalle", das Hauptorgan des niederrheiniſchen Katholicismus, hat ſeinen Namen einem Blatte entlehnt, welches Wirth in den Jahren 1839 und 1840 in ſeinem ſchweizeriſchen Exile am Bodenſee herausgab. Aber das kölniſche Blatt hat von dem thurgauiſchen freilich nur den Namen geerbt. Selbſt in Baiern möchte ſchwerlich ein ultramontanes Winkelblatt zu finden ſein, welches die Sache des Abſolutismus in Kirche und Staat mit ähnlicher Offenheit zu verfechten den Muth hätte. Die politiſchen Sympathien der „Deutſchen Volkshalle" ſind begreiflicherweiſe entſchieden Oeſtreich zugewandt, deſſen Intereſſen und Verdienſte beſonders durch die Feder eines bekannten Ueberläufers und Neubekehrten mit großer Gewandtheit, wenn auch ohne tiefere Kenntniß, vertreten werden. Dieſer wiener Correſpondent iſt übrigens nicht blos der begabteſte, ſondern, wie es ſcheint, der einzige begabte Mitarbeiter der „Deutſchen Volkshalle", deren Redaction ſelbſt in jedem der ſeltenen Worte, die ſie in eigenem Namen zu ſprechen wagt, das Bewußtſein der äußerſten Schwäche und Hülfloſigkeit zur Schau ſtellt.

Die freiſinnige Oppoſition beſitzt in Rheinland und Weſtfalen noch eine Anzahl von Organen, allein die meiſten derſelben ſind dergeſtalt eingeſchüchtert, daß ſie kaum wagen, der potsdamer Politik gegenüber eine eigene Meinung zu haben. Auch die rheiniſche Demokratie, nachdem ſie durch die gewaltſame Unterdrückung der „Trierſchen Zeitung" ihren kühnſten Wortführer verloren hat, iſt ziemlich kleinlaut geworden.

In dem öſtlichen Theile des Staats dagegen gibt es immer noch einige demokratiſche Blätter, welche die Sache ihrer Partei mit der größten Unerſchrockenheit führen. Wir nennen nur die „Neue Oder-Zeitung", deren Muth und Ausdauer inmitten der ſchwierigſten Umſtände die Anerkennung ſelbſt ihrer Gegner verdient. Einige kleine Blätter in Magdeburg, Erfurt, Elbing u. ſ. w. ſchließen ſich der „Neuen Oder-Zeitung" mehr oder weniger eng an.

Die Organe der conſtitutionellen Oppoſition, welche in Schleſien und Oſtpreußen einen beträchtlichen Einfluß ausübten, ſind entweder verſtummt oder auf die Seite des Stärkern getreten. Ebenſo iſt in Poſen die nationale Oppoſition der Polen vollſtändig zum Schweigen gebracht. In Pommern und Brandenburg, wo die Preſſe überhaupt von jeher ohne Belang war, gibt es außer der ziemlich farbloſen „Oſtſeezeitung" kaum ein Blatt, deſſen Name auch nur jenſeits des Druckorts und ſeiner nächſten Umgebung bekannt wäre.

Unter den freien Städten hat Lübeck ſo gut wie gar keine, und Hamburg eine zwar ſehr zahlreiche, aber für die größere deutſche Politik wenig bedeutende Preſſe. Mit Ausnahme des „Hamburgiſchen Correſpondenten", welcher zwar von ſeinem ehemaligen europäiſchen Publicum längſt verlaſſen, dem aber ein gewiſſes ofenhockendes Spießbürgerthum in Norddeutſchland bis heute treu geblieben iſt, ſind die hamburger Zeitungen eigentlich nur Localblätter, wenn auch zum Theil Localblätter im großen Maßſtabe. So namentlich die „Hamburger Nachrichten", welche durch gewandte Redaction und ehrenhafte Haltung allen Anſpruch haben, eine größere Verbreitung zu finden, als ihnen bisher außerhalb der Thore Hamburgs zu Theil geworden iſt. Die „Hamburger Nachrichten" waren das letzte Blatt, welches ſich zu erbkaiſerlichen Anſichten bekannte und gelegentlich wohl noch heute bekennt, eine Beharrlichkeit, über welche man angeſichts der gegenwärtigen Lage Deutſchlands und beſonders Preußens immerhin lächeln mag, die uns aber jedenfalls achtungswerther erſcheint als der feige oder ſchlaffe oder rathloſe Verzicht auf die deutſche Verfaſſungsſache, welche die ganze patriotiſche Willensſtärke ſo mancher anderer Blätter ausmacht. Hamburg hat überdies, trotz der öſtreichiſchen Beſatzung und der ebenſo eigenmächtigen als brutalen Preßpolizei, welche dann und wann von derſelben ausgeübt wird, bis auf den heutigen Tag mehrere durchaus demokratiſche Blätter, deren Einfluß indeſſen nicht über das ſtädtiſche Gebiet hinauszureichen ſcheint.

In Bremen hat die „Weſer-Zeitung" ihren alten Ruf in neueſter Zeit dem Drange der Umſtände mehr und mehr preisgegeben. Nachdem ſie durch Verbote in verſchiedenen deutſchen Staaten empfindliche Schläge erlitten und von andern Seiten her mit noch härtern Streichen bedroht worden, hat ſie nicht etwa die Waffen geſtreckt, ſondern dieſelben entſchieden gegen ihre bisherigen Mitkämpfer gekehrt. Sich der Nothwendigkeit fügen, wird in der „Weſer-Zeitung" offen als die höchſte Regel des politiſchen Lebens gepredigt; der Stolz, die Ehre, das Recht treten in ihren Augen nicht nur weit zurück hinter der Geltung der Thatſache, ſondern ſie hat nur Witzelei und Spott für jeden Verſuch, ſich im Namen moraliſcher Intereſſen gegen die übermächtige Thatſache aufzulehnen. Entnervung und Blaſirtheit, das iſt mit zwei Worten der heutige Charakter der „Weſer-Zeitung".

Die „Neue Bremer Zeitung" mag hier genannt werden wegen der ſeltenen Dreiſtigkeit, mit welcher ſie dem Rechtsbewußtſein, dem Nationalgefühl, dem Ehrgeize und dem Freiheitsdrange unſers Volks täglich ins Geſicht ſchlägt. Die Reaction hat kein brutaleres Organ, keins, für deſſen größere Verbreitung wir lebhaftere, aber leider vergeblichere Wünſche hegten.

Frankfurt, dem das Jahr 1848 mehrere neue Tagsblätter gebracht hatte, iſt jetzt wieder auf ſeine drei alten Zeitungen beſchränkt. Die „Deutſche Zeitung" iſt mit der Gothaiſchen Partei, welcher ſie diente, untergegangen, und die demokratiſche „Neue deutſche Zeitung" hat man bald darauf durch die Ausweiſung ihrer Redactoren unterdrückt.

Das „Frankfurter Journal" hat ſeinen langjährigen Ruf eines raſchen Verbreitens der Tagesneuigkeiten zu bewahren gewußt. Dieſer Ruf bezeichnet ſein einziges Verdienſt. Politiſcher Charakter und politiſche Einſicht ſind niemals Sache des „Frankfurter Journals“ geweſen, und wenn daſſelbe eine Zeitlang für demokratiſche Ideen Partei genommen, ſo mag dieſe Verirrung ſeiner unvollſtändigen Zurechnungsfähigkeit und ſeiner ſpätern Beſſerung zu gut gehalten werden.

Die „Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung“ zeichnet ſich vor allen andern Blättern unſers Vaterlandes dadurch aus, daß ſie an den Bundestag glaubt. Demnächſt ſind unterwürfige Bewunderung der öſtreichiſchen Politik und hinterhaltige Feindſeligkeiten gegen Preußen ihre hervortretenden Charaktermerkmale. In der Vollſtändigkeit der Nachrichten und in der ſchleunigen Mittheilung derſelben ſteht ſie hinter dem „Frankfurter Journale“ weit zurück.

Das „Journal de Francfort“ iſt, was es von jeher geweſen, ein Werkzeug der abſolutiſtiſchen Diplomatie, deſſen Griff Rußland in der Hand hat.

In Sachſen, dem Mutterlande der deutſchen Preſſe, iſt der politiſche Journalismus ſo gut wie vernichtet. Die „Sächſiſche Conſtitutionelle Zeitung“ hat mit der Auflöſung der conſtitutionellen Partei und dem Abfall Preußens von ſich ſelbſt den Boden verloren, den ſie bis dahin mit anerkennenswerthem Muthe und Eifer bearbeitet, und das durch die äußern Umſtände ihr aufgezwungene Schweigen erſpart ihr das offene Kundgeben der Verlegenheit, in der ſie ſich rückſichtlich des nunmehr einzuſchlagenden Wegs zu befinden ſcheint. Sie begnügt ſich jetzt mit der beſcheidenen Rolle der Berichterſtatterin von Nachrichten aus andern Blättern. Von der demokratiſchen Preſſe exiſtirt nur noch ein bedeutungsloſes Organ, welches auch dem Eingehen nahe iſt. Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“, das einzige ſächſiſche Tageblatt, welches mehr als provinziale Bedeutung hat, nimmt je zuweilen kühnere Anläufe, zieht ſich aber gewöhnlich bald wieder auf das gefahrloſere Gebiet der einfachen Mittheilung von Neuigkeiten zurück. Doch hat ſie dieſe Rückſichtnahme auf äußere Verhältniſſe in neuerer Zeit wenigſtens nicht mehr auf poſitive Zugeſtändniſſe an die herrſchenden Gewaltfactoren ausgedehnt, überhaupt ihr früheres häufiges Schwanken in eine feſtere Haltung verwandelt. — Ein allzu ängſtliches Bangen um den ungeſtörten idealen Culturfortſchritt hat den „Grenzboten“ ihren ſonſt ziemlich klaren politiſchen Blick zuweilen faſt ebenſo getrübt, wie manchen andern von Haus aus freiſinnigen Blättern die Sorge für ungefährdete Sicherheit der materiellen Intereſſen. Aus dieſem Geſichtspunkte empfahlen die „Grenzboten“ nicht ſelten eine „ſtaatsmänniſche“ Politik der Nachgiebigkeit und des Geltenlaſſens vollendeter Thatſachen auch da, wo nur eine Politik ſtrenger Principien und unerbittlichen Rechtsbewußtſeins wenigſtens die Ehre der Partei in der Gegenwart und die ſittlichen Grundlagen für eine beſſere Zukunft unſers Volks retten konnte. In der Behandlung des franzöſiſchen Staatsſtreichs ſind ſie jedoch mit anerkennenswerther Entſchiedenheit in dieſe letzte Bahn eingetreten. — Die „Freimüthige Sachſen-Zeitung“ ward von der Reaction und insbeſondere der Junkerpartei gegründet und mit namhaften Opfern ein paar Jahre lang unterſtützt. Neuerdings ſcheint ihr eine neue Quelle der Unterſtützung von Oeſtreich her zu fließen; wenigſtens ſteht die Vertheidigung der öſtreichiſchen Politik gegenwärtig bei ihr in erſter Linie.

In Hannover, das bis 1848 nur zwei oder drei Zeitungen hatte, iſt ſeit dieſem Jahre eine Reihe von Blättern entſtanden, welche ſich raſch ein zahlreiches Publicum zu erwerben und ihre Unabhängigkeit bis jetzt vollſtändig zu behaupten gewußt haben. Vorherrſchend iſt in der hannoverſchen Preſſe die demokratiſche Richtung, vorzugsweiſe befördert durch den in Hannover ſtärker als anderswo hervortretenden Gegenſatz zwiſchen einem wohlhabenden und gebildeten Bürger- und Bauernſtande auf der einen, und einem armen, ſtellenjagenden, aber darum nicht weniger hochmüthigen Junkerthume auf der andern Seite.

Auch in Württemberg hat die Preſſe bis jetzt mehr als den Namen der Freiheit gerettet; auch hier iſt die Oppoſition vorzugsweiſe demokratiſcher Natur. Das württembergiſche Hauptblatt, der „Schwäbiſche Merkur“, ſucht und findet ſeinen Vortheil in einer gewiſſen Neutralität, die er inmitten aller Parteien zu behaupten beſtrebt iſt. Das Centralorgan der württembergiſchen Conſtitutionellen, die „Württembergiſche Zeitung“, hat ſich nur durch anſehnliche Opfer ihrer Stifter bis jetzt erhalten können und wird vermuthlich an dem allgemeinem Bankrott des deutſchen Conſtitutionalismus in Bälde zu Grunde gehen. Der demokratiſche „Beobachter“ dagegen iſt eine politiſche Macht im ſchwäbiſchen Lande.

Die badiſche Preſſe, welche vor 1848 die freieſte war in ganz Deutſchland, iſt unter der mehrjährigen Zucht des Belagerungszuſtandes gänzlich verkümmert. Die amtliche „Karlsruher Zeitung“, in die unfähigſten Hände übergegangen, führt ſo ziemlich allein das Wort, und zwar vorzugsweiſe zur Ehre des Ultramontanismus, der Jeſuiten, des willkürlichſten Polizeiregiments und des franzöſiſchen Staatsretters Ludwig Bonaparte.

Von dem Journalismus in den übrigen Kleinſtaaten iſt wenig Anderes zu ſagen, als daß die Localblättchen, aus denen er beſteht und die großen Theils eine lebhafte demokratiſche Farbe angenommen hatten, im Laufe der letzten beiden Jahre zuſehends zuſammengeſchmolzen und verblaſt ſind. Eine nennenswerthe Ausnahme macht nur die in Braunſchweig erſcheinende „Deutſche Reichs-Zeitung“, deren Feſtigkeit in demſelben Maße zugenommen hat, in welchem die Umſtände ſchwieriger geworden ſind, und die ſich deshalb eines Anſehens erfreut, das über den ziemlich engen Kreis ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit weit hinausreicht. Die „Deutſche Reichs-Zeitung“ iſt nächſt einigen berliner, wiener und hannoverſchen Zeitungen das einzige namhafte Blatt, welches im Jahre 1848 entſtanden iſt und ſich bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Die deutschen Märzministerien.

II.

Heſſen-Darmſtadt und ſeine Märzminiſter.

Auch das Großherzogthum Heſſen war, wie die meiſten deutſchen Staaten, dem März 1848 in einem Halbſchlafe entgegen gegangen. Es hatte ſchon vor ſeiner Verfaſſung, einem Kinde des Artikel XIII der Bundesacte, viele wahrhaft conſtitutionelle Einrichtungen gehabt; es hatte an dieſen conſtitutionellen Einrichtungen fortgeſetzt verbeſſert und gebildet; die Verfaſſung ſelbſt, obgleich mehr nach bairiſchem als badiſchem Muſter geformt und die Feſſelſpuren der Wiener Schlußacte bereits an ſich tragend, ſchnitt doch die Möglichkeit der Vervollkommnung nicht ab; auch kleine Stürme innerhalb des Umkreiſes jener Verfaſſung auf parlamentariſchem Boden hatten nicht gefehlt, und wo nöthig ragte verſöhnend und beſänftigend das Antlitz eines Fürſten in dieſelben hinein, welcher, ſelbſtherriſche Angewohnheiten verlaſſend, das Gute aufrichtig wollte und dieſes Wollen mit einem langen Leben beſiegelte.

So unter Ludwig I. bis 1830. Aehnlich unter einem Theile der Regierung ſeines Sohnes und Nachfolgers Ludwig II. (1830 — 48). Deſſenungeachtet aber fehlte der Nachdruck und der Zuſammenhang, das herzhafte Ausbilden des doch nun einmal zur Geltung gekommenen und verbrieften conſtitutionellen Princips und die eigentliche Lebenskraft. Was ſich hindernd bei den größern deutſchen Staaten geltend machte, mußte es noch mehr bei den kleinen, und wo dieſe Kleinheit nicht ſehr voneinander abwich, wie z. B. bei den Großherzogthümern Heſſen und Baden, da ſetzten günſtigere territoriale Verhältniſſe, ausgezeichnetere Talente im Schooſe ſeiner beiden Kammern, der Beſitz zweier Univerſitäten und größerer Städte, anſehnlicherer Wohlſtand, ein freiſinnigeres Wahlgeſetz und eine zweckmäßigere landſtändiſche Geſchäftsordnung Baden politiſch über das Großherzogthum Heſſen, während das letztere in ſeiner Organiſation und Verwaltung dem erſtern bedeutend vorgeſchritten war. Glichen ſich in dieſer Weiſe die Lagen von Baden und dem Großherzogthum Heſſen einigermaßen aus, ſo war, das Großherzogthum Heſſen mit dem Kurfürſtenthum Heſſen zuſammengehalten, das Ergebniß für das erſtere unzweifelhaft günſtiger. Denn, mochte man auch mit gutem Grunde für das Kurfürſtenthum Heſſen in die Wagſchale legen, daß ſeine Bewohner in ihrer Nationalität viel unvermiſchter, dadurch zwar einſeitiger, aber auch mehr im Zuſammenhange geblieben waren, und daß, was es bis 1830 conſtitutionell verſäumt hatte, durch ſeine Verfaſſung von 1831 aufs vollſtändigſte eingeholt ſchien, immerhin fehlten doch die rechten Grundlagen und der durch die Umſtände gegebene Zwang, ſich mit dem Beſſerwerden zu beſchäftigen. Von beſonderm Einfluſſe war aber auch die Verſchiedenheit der in den beiden Heſſen herrſchenden Regentenlinien. Obgleich nämlich unmittelbar von dem herzhaften und wackern Philipp dem Großmüthigen abſtammend, hatte doch in der ältern, kaſſelſchen Linie ſchon ſehr bald ein widerwärtiger Despotismus ſich geltend gemacht, der ſpäter ſelbſt in die verwerflichſte Menſchenhandelei überſchlug und, als dieſe dem nicht mehr abzuwendenden Geiſte der Zeit gewichen war, in Maitreſſenwirthſchaft und Spionage noch ſeine Spuren zeigte. Anders im Großherzogthum, welches zwar nicht wenige ſchwache, aber doch durchweg mild geſinnte, nach Gerechtigkeit ſtrebende und dabei ſelbſt liebenswürdige Regenten hatte. Wie ſehr aber der perſönliche Charakter eines Regenten und gar der eines Regentenſtamms ſich nach und nach in den öffentlichen Verhältniſſen des von ihm beherrſchten Landes auspräge, bedarf keiner Begründung.

Von den drei ſtromgetrennten Provinzen des Großherzogthums Heſſen hatten die beiden ältern, Starkenburg und Oberheſſen, wieder die meiſten Berührungspunkte, vornehmlich den einer gewiſſen Anhänglichkeit an Land und Regierung, vermittelt durch längeres Zuſammengehören wenigſtens eines Kerns derſelben, an welchen allerdings auch viele kleinere Parzellen durch die Spring- und Sturmfluten europäiſcher Kriege, ſowie deutſcher Ländertheilungen und Mediatiſirungen angeſpült werden waren. Ebenſo verknüpfte ſie die, bei aller Verſchiedenartigkeit der Privatrechte doch im Uebrigen gemeinſame Geſetzgebung.

Beides war anders in der dritten Provinz: Rheinheſſen. Dem deutſchen Vaterlande durch längern franzöſiſchen Beſitz entfremdet, dabei beſorgt um ſeine von Frankreich erhaltenen freiſinnigen Inſtitutionen, ſah es in der Kleinheit des Staats, dem es inskünftige angehören ſollte, für ſeine materiellen Bedürfniſſe keine günſtige Zukunft. Außerdem fehlten Misklänge zwiſchen den Bewohnern der Provinz Rheinheſſen und ihren neuen Mitbürgern keineswegs. Der Rheinheſſe, wohlhabender und zugleich wenigſtens politiſch gebildeter, als der Starkenburger und Oberheſſe, wußte und weiß dies auch und ſieht deshalb die Andern etwas über die Achſel an. Es iſt gewiß, daß niemals die Zeit wiederkehren wird, wo, wie im Jahre 1827, ein rheinheſſiſcher Abgeordneter ſich erlaubte, zwei Abgeordnete rechts vom Rhein bei Bieberich in ein Dampfboot zu locken und dieſes mit ihnen abfahren zu laſſen, um bei einer bevorſtehenden wichtigen Abſtimmung der Kammer ihre Gegenwart zu entziehen; es iſt weiter gewiß, daß Manches inzwiſchen dazu beigetragen hat, die Spannung zwiſchen den Bewohnern der beiden Rheinſeiten zu mildern; aber immer blieb noch genug davon übrig, und ſelbſt in den Reihen der Demokratie, wie ſie die jüngſte Zeit ſchuf, würde ſie ſich ſteigend geltend gemacht haben, ſobald neben den Gegenſätzen in Blut und Gewöhnung zugleich noch die materiellen provinziellen Intereſſen an der mühſam zuſammengehaltenen Einigkeit gezerrt und geriſſen hätten.

Dieſen rheinheſſiſchen Antipathien gegen das rechte Rheinufer trat diesſeits die Meinung, daß Rheinheſſen ſehr wenig heſſiſch, aber ſehr viel franzöſiſch geſinnt ſei, und ein gewiſſer philiſtröſer Dünkel entgegen, welcher mit zu viel Einſeitigkeit an das Hergebrachte und Nationale ſich lehnte. Nicht zu verkennen war, daß auch die Regierung inmitten dieſer allerdings ſchwierigen Verhältniſſe groſzentheils eine ſchiefe Stellung einnahm. Von den Fürſten ſelbſt zu ſchweigen, unter denen Ludwig I. nie einen Tritt auf rheinheſſiſchen Boden ſetzte, zeigte auch die Regierung im engern Sinne keine aufrichtige Neigung für die überläſtige, an der Stelle von Weſtfalen ihr aufgedrungene Erwerbung, am wenigſten für ihre Inſtitutionen. Lange vor der „richtigen Mitte“ Ludwig Philipp's hatte ſie ein ziemlich ſonderbares Vermittelungsſyſtem oder richtiger vielleicht ein Tauſchſyſtem in Geſetzgebungsſachen zwiſchen den beiden ältern Provinzen und dem neuerworbenen Rheinheſſen aufgeſtellt, welches keinen Theil befriedigte, während ein aufrichtiges Anerkennen der in ihren Grundgedanken doch gewiß guten Einrichtungen Rheinheſſens und ihre Adoption in allen weſentlichen Beſtimmungen auch für die andern Theile des Landes zugleich Verbeſſerungen an denſelben im Einzelnen erleichtert hätte. Denn die Störrigkeit derjenigen Rheinheſſen, welche aus Eigennutz oder Bornirtheit durchaus gar nichts an ihren Inſtitutionen geändert haben wollten, würde dann der beſſern Einſicht aller Uebrigen haben weichen müſſen, während auf dem Wege, den die Regierung einzuſchlagen für gut hielt, ſich dieſelben faſt in corpore in Oppoſition gegen ſie ſetzten.

Durch jenen Weg verſtimmte man aber nicht nur Rheinheſſen, ſondern entzog auch den übrigen Landestheilen eine Wohlthat. Und das war denn zugleich der Punkt, wo die ſeltenen freiſinnigen zweiten Kammern, wie die von 1832 — 33 und die von 1834, mit der Regierung in Conflict geriethen, indem ſie, aus den Provinzialſchranken heraustretend, rheinheſſiſche Einrichtungen dem ganzen Lande zugute kommen laſſen wollten. Zwar half das poſitiv nicht viel oder gar nichts, aber doch wehrte es Aenderungen von den rheinheſſiſchen Inſtitutionen ab. Die Ausſicht, daß doch noch für eine ſpätere günſtigere Zukunft ein beſſeres Beiſpielnehmen an den rheinheſſiſchen Inſtitutionen, als bisher, ſtattfinden werde, iſt freilich im Laufe der vierziger Jahre mehr und mehr verdüſtert worden. Ein neues Strafgeſetzbuch war fürs ganze Land, allerdings faſt ohne Widerſtand Rheinheſſens und ſeiner Abgeordneten, berathen worden und zur Anwendung gekommen; ein neues, mit größerm Widerſtande zu Stande gekommenes Polizeiſtrafgeſetzbuch ſollte ganz in der Kürze ins Leben treten, und, wenn auch die berathenen Theile des neuen Civilgeſetzbuchs vorerſt nur Torſo waren, ſo konnte doch, vom Geſchehenen zu ſchließen, an einem gleichen Erfolge deſſelben nach dem Vorausgegangenen kaum gezweifelt werden. Einer der hauptſächlichſten Punkte des Anſtoßes für die Rheinheſſen war hierbei die Ausmärzung der Civilehe in ihrer bisherigen Bedeutung.

Dies war im Allgemeinen die Lage der Dinge, als, nach neuen Wahlen und großentheils mit neuen Kammern, der Landtag im December 1847 in Darmſtadt zuſammentrat. Die zweite Kammer, obgleich mehr oppoſitionelle Elemente als ſeit langer Zeit enthaltend, trat doch gemäßigt auf. Natürlich konnte man aber ſeinen Grundſätzen nichts vergeben wollen, und patriotiſche wie freiheitliche Verlangen machten ſich daher ſchon bei Berathung über die Adreſſe auf die Thronrede geltend.

Von den Männern, welche ſich hierbei thätig zeigten, verdienen zwei einer beſondern Erwähnung. Zuerſt Heinrich Gagern, der, nach langer parlamentariſcher Pauſe, ſchon in den vorigen und nun auch, dreimal gewählt, in dieſen Landtag eingetreten war; ſodann der bis dahin nur als geſchickter Advocat bekannte Zitz. Der Erſtere hatte in ſeiner Rede gelegentlich jener Berathung „das unleugbare Misbehagen im Volke“ in ſeinen Urſachen entwickelt und einen Zuſatz in der Adreſſe gewünſcht, welcher die bisherigen Verwaltungszuſtände als Gegenſtand dieſes unleugbaren Misbehagens bezeichnen ſollte. Zitz verlangte in den loyalſten Ausdrücken Erleichterung des gedrückten Zuſtandes der Preſſe. Und — ſonderbar! — der Antrag des ſpätern Radicalen traf in der Kammer auf geringere Schwierigkeiten, als der Antrag Gagern's, deſſen „Misbehagen“ die Mehrheit in „tiefgefühlte Bedürfniſſe“ verwandelte. Aber man wußte, daß ein Verlangen nach Preßfreiheit im Bereiche des Bundestages ins Gebiet der Ideale gehöre, alſo praktiſch ungefährlich ſei, während „ein Misbehagen im Volke“ ſchon ſehr concret auftrat. Dazu kam, daß der Vater dieſes Ausdrucks in den höhern Regionen für nicht viel weniger als einen Demagogen galt.

So, wie bemerkt, modificirt, nahm man den Gagern'ſchen nebſt dem Antrage von Zitz in die Adreſſe auf, welche überhaupt etwas lebhafter als ſonſt ausfiel; deshalb wahrſcheinlich ward die Annahme derſelben zuerſt wegen Unwohlſeins des Großherzogs verſchoben und unterblieb dann ganz.

In die zweite Kammer war auch Jaup gewählt worden, früher Mitglied des Miniſteriums und als ſolches bei der Redaction der Verfaſſungsurkunde ſehr thätig, zuletzt Präſident des proviſoriſchen Caſſationshofs für Rheinheſſen und, als auch dieſes Amt in Folge einer politiſchen Verſtimmung der Regierung ihm entzogen war, College Gagern's auf den Landtagen von 1832 — 33 und von 1834, nach deren Beendigung er kein öffentliches Amt weiter bekleidete als das eines Gemeinderathsmitgliedes in ſeinem Wohnorte. Aber die Regierung hatte ihm, obgleich er nur Penſionär war, keinen Urlaub gegeben, und die Kammermehrheit erkannte die Berechtigung der Regierung dazu an.

Man erſieht aus dieſen Andeutungen, in welchem Stadium das öfſentliche Leben, zunächſt durch die zweite Kammer der Landſtände ausgedrückt, im Großherzogthum Heſſen ſich damals noch befand. Enggezogene Grenzen der Thätigkeit für die Stände; beſcheidenes Sichhalten innerhalb dieſer Grenzen ſeitens der Stände; rückſichtsloſes Verfahren der Regierung auf ein blos formales Recht hin, und eine ſo ſchroffe Feindſeligkeit gegen die conſtitutionelle, gewiß aufrichtig dynaſtiſche Oppoſition, wie ſie nur immer die erklärteſten Demokraten, von denen damals freilich noch keine Rede war, hätte treffen können.

Das beſtimmtere Auftreten der Oppoſition in der badiſchen Kammer und dann die in Frankreich ausgebrochene Revolution brachten die Begebenheiten raſch in ein anderes Stadium der Entwickelung.

Am 28. Februar 1848 hatte die zweite Kammer nach fünfthalbwöchigen Ferien zum erſten Male ſich wieder verſammelt. Die wichtigſte unter den verkündigten neuen Eingaben war ein Antrag von H. Gagern, Wernher, Lehne und Frank, welcher den bekannten Baſſermann'ſchen „auf Vertretung der deutſchen Ständekammern am Bundestage“ angemeſſen erweiterte. Der Antrag war aus der Feder H. Gagern's hervorgegangen, und die drei Andern, zwiſchen denen bald die heftigſte politiſche Feindſchaft herrſchen ſollte, hatten auf den Wunſch Gagern's ihren Beitritt dazu erklärt. Er ſprach von der „Hand eines Cabinets“, in welches die Sorge für den Schutz der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, insbeſondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerweſens und der Volksbewaffnung gelegt werden ſollte; dabei war die Verantwortlichkeit der Miniſter „gegen das interimiſtiſche Haupt Deutſchlands und die Nation“ und die Mitwirkung eines „Rathes des Volks“ bei der Geſetzgebung und Beſteuerung begehrt. Die Berufung der Nationalrepräſentation ſollte gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshaupts erfolgen.

Man ſieht, Gagern ſchlug ſchon hier den Ton an oder ſetzte ihn eigentlich nur von früherher fort, der, wenn man das unbeſtimmt gelaſſene „Cabinet“ in „das preußiſche“ verwandelte, bis tief in die Tage von Frankfurt a. M., Gotha und Erfurt hineinklingen ſollte. Gagern blieb ſich darin immer gleich, und kleine Varianten waren nur Conceſſionen an die Umſtände.

Bald darauf ging man in der zweiten Kammer dem Miniſterium ſelbſt zu Leibe. Dieſem Miniſterium ſtand damals ſeit faſt 24 Jahren der dirigirende Staatsminiſter Freiherr du Thil vor. Einer urſprünglich franzöſiſchen Familie entſproſſen, aber in Deutſchland geboren, hatte er früh heſſiſche Staats- und Hofdienſte geſucht, war raſch in beiden geſtiegen, hatte ſich meiſt diplomatiſch verſucht und, nachdem er eine Zeitlang Finanzminiſter geweſen, nach von Grolmann's Tode (1824) die erwähnte vielbedeutende Stellung eingenommen. In dieſer war ſein Verdienſt namentlich in Sachen der Organiſation und der Verwaltung nicht zu verkennen, dabei verband er angenehme Formen mit lobenswerthem Sichentfernthalten von finanziellen Speculationen, Actienbetheiligungen und Schenknahmen, wozu ſein Amt ihm vielfache und ſichere Gelegenheiten bot. Nur den anſehnlichen Gehalt von jährlich 15000 Gulden, den er ſich ausgeſetzt, und daß er in den letzten Jahren ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit ſein Wohnhaus dem Staate verkauft, um gegen Miethe auch weiterhin darin wohnen zu bleiben, machte man ihm zum Vorwurfe. Daß er im Ganzen perſönlich ziemlich rein daſtand, konnte freilich mit ſeinem Syſteme nicht verſöhnen, welches, zunächſt von Oeſtreich und dem Bundestage ausgehend, vom Prinzen Emil von Heſſen ermuntert und unterſtützt, jeder Freiheitsentwickelung ſich feindlich zeigte.

Gegen dieſes Syſtem waren denn auch, ohne Namen zu nennen, in der zweiten Kammer jene Angriffe gerichtet. In der Sitzung vom 2. März erörterte der Abgeordnete Reh die Frage: „was vor allem geeignet ſei, dem heſſiſchen Volke die Einigung und Kraft zu geben, deren es bedürfe zum Schutz nach außen und im Innern, zum Schutz des großen Vaterlandes und ſeines angeſtammten Fürſtenhauſes?“ und gab die Antwort: „Nur ein Wechſel des bisherigen, mit den Wünſchen und Forderungen des heſſiſchen Volks nicht im Einklange ſtehenden Regierungsſyſtems.“ Mit anerkennenden Worten gegen den Fürſten ward dann der Miniſter bezeichnet „als Träger eines Syſtems, das in allen ſeinen Verzweigungen, mit denen es in das Staatsleben eingreiſe, die geſetzliche Freiheit des Volks und die Entwickelung ſeiner Inſtitutionen gelähmt, das Inſtitut der Kreisräthe zu einer faſt unerträglichen Machtvollkommenheit geſteigert, die Preſſe in Feſſeln geſchlagen, das natürliche Recht der Verſammlung und Beſprechung gemeinſamer Angelegenheiten zum Verbrechen geſtempelt habe.“ Nur in dem Aufgeben dieſes Syſtems fand der Antragſteller das Mittel zur Beſeitigung des durch daſſelbe im ganzen Lande hervorgerufenen Mistrauens. Er wollte, daß ein entgegengeſetztes an ſeine Stelle trete, — „die oberſte Staatsgewalt ſei Männern anvertraut, welche die Sympathien des Volks für ſich haben, welche die Verfaſſung achten und zur Wahrheit werden laſſen!“ Der Schluß des Antrages ging dahin: „die Ständeverſammlung des Großherzogthums wolle in dieſem Sinne eine allerunterthänigſte Bitte Seiner königlichen Hoheit dem Großherzoge ehrfurchtsvoll vorlegen.“

Während dieſe und andere Kammerverhandlungen in Darmſtadt das öffentliche Intereſſe anregten, entwickelte ſich daſſelbe auch ſelbſtändig in den Kreiſen des Volks. In Stadt und Land berieth und beſchloß man Adreſſen, deren Inhalt ſich meiſt ſehr ähnlich war, indem ſie die Befriedigung allgemeiner Zeitbedürfniſſe anſprachen, zumal „die Vertretung des deutſchen Volks durch ein deutſches Parlament“, und nur im Einzelnen Varianten oder Zuſätze enthielten. Ein ſolcher Zuſatz war in der darmſtädter Adreſſe, in Uebereinſtimmung mit dem Antrage des Abgeordneten Reh, das Dringen auf Aenderung des politiſchen Syſtems.

Am 3. März hatte die zweite Kammer keine Sitzung: die Regierung wollte etwas im Sinne des allgemeinen Verlangens thun, und dazu bedurfte ſie einen Tag Zeit.

Am 4. März verlas der Präſident der zweiten Kammer ein an ihn erlaſſenes Schreiben des dirigirenden Staatsminiſters. Danach hatte der Großherzog die ſchleunige Ausarbeitung und Vorlage eines Preßgeſetzes auf Grundlage der damals im Großherzogthum Baden beſtehenden Preßgeſetzgebung anbefohlen und die Errichtung von Bürgergarden in Städten nach einem alsbald vorzulegenden Geſetze genehmigt, ſowie daß dem Strafproceß die Inſtitutionen des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, der Staatsanwaltſchaft, des Anklageproceſſes und des Geſchworenengerichts zu Grunde gelegt werden ſollten. Die Kammer nahm dieſe Mittheilungen im Ganzen genommen gut auf, aber ſelbſt der gemäßigtere Theil der Oppoſition erklärte, daß ſie nicht genügten, und ſuchte zugleich durch eine Menge geſtellter Anträge und befürworteter Adreſſen dieſe Lücken zu ergänzen. Schärfer trat dieſe Nichtbefriedigung hervor, als es ſich um die Frage einer Dankadreſſe auf jene Mittheilungen handelte. Zitz namentlich ſprach heftig gegen eine ſolche Adreſſe, und wirklich unterblieb ſie ſelbſt bei ſpätern, veränderten Umſtänden.

Am nämlichen Tage hatte Wernher über den Antrag Reh's, die Aenderung des Syſtems betreffend, berichtet. Der Ausſchuß war dem Antrage beigetreten, und die Bemerkung im Ausſchußberichte: „Mit dem Wechſel des Syſtems auch ein Wechſel der Männer!“ eröffnete den Kampf nunmehr gegen beſtimmte Perſonen. Daß damit die Galerie übereinſtimmte, bezeugte ihr dreimaliger Bravoruf.

Einige Stunden ſpäter erfolgte die ſehnlich erwartete Rückkehr des Erbgroßherzogs aus München. Er war mit ſeiner Gemahlin bei ſeinem Schwiegervater, dem Könige Ludwig von Baiern, zu Beſuch geweſen, hatte aber deſſen Reſidenz unter bedrohlichen Erſcheinungen verlaſſen, um in der ſeines Vaters ähnlichen entgegenzugehen. Eine Deputation, aus Bürgern und öffentlichen Anwälten beſtehend, den Dr. Duller an der Spitze, erwartete den Fürſten am Bahnhofe. Der Adjutant wollte ſie zur Audienz auf den andern Tag beſcheiden; auf die Verſicherung der Deputation aber, daß es dann zu ſpät ſei, ſollte die Audienz alsbald im Schloſſe ſtattfinden. Das Volk hatte den Fürſten mit dem größten Jubel empfangen. Die breite Rheinſtraße, durch die der Erbgroßherzog fuhr, war vollgedrängt von Menſchen, ſodaß der Wagen, in welchem derſelbe unbedeckten Hauptes ſaß, ſich nur langſam vorwärts bewegen konnte. Eine Zeitlang ſtand ein unbekannter Menſch im Schlage und rieth dem Erbgroßherzog zur Nachgiebigkeit. Dieſer, am Palais vorüberkommend, wo der Großherzog wohnte, machte Demſelben einen kurzen Beſuch und fuhr dann weiter ins Reſidenzſchloß, ſeine Wohnung. Gleich nachher hatte die Deputation die von ihr nachgeſuchte Audienz. Sie ſchilderte ihm die Sachlage mit treuen Farben

Der Erbgroßherzog erklärte, daß die Wünſche des Volks auch die ſeinigen ſeien; man möge ſie in einer Adreſſe zu erkennen geben; er würde bei ſeinem Vater Alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, dafür thun. Aehnliches äußerte er am andern Tage gegen den Stadtvorſtand der Reſidenz, welcher die Wünſche der darmſtädter Adreſſe zu den ſeinigen gemacht hatte.

Neben dieſen durchaus loyalen Demonſtrationen in Darmſtadt begannen drohendere ſich in Mainz zu entwickeln. Man wollte in Maſſe nach Darmſtadt ziehen, und ſelbſt Zitz konnte nur einen Aufſchub von wenigen Tagen bewirken. Zu dieſem Zuge erging denn ein Aufruf an alle Rheinheſſen. Er ſollte am 8. März ſtattfinden.

Die Ueberzeugung, daß ſich mit den alten Perſonen in der alten Weiſe nicht weiter regieren laſſe, hatte ſich inzwiſchen auch in den Kreiſen zunächſt dem Throne geltend gemacht. Die Brüder des Großherzogs: Georg, der auf dem freundlichſten Fuße mit ihm ſtand und im Jahre 1837 die Begnadigung vieler politiſchen Verurtheilten gegen die Abſichten du Thil's bewirkt hatte, Emil, die Hauptſtütze des bisherigen Syſtems, ſowie ſein zweiter Sohn, bei der Kinderloſigkeit des Erbgroßherzogs deſſen präſumtiver Nachfolger, Karl und deſſen Gemahlin drangen in den greiſen Regenten, den Erbgroßherzog als Mitregenten anzunehmen, ein Schritt, der dem alten Herrn ſehr ſchwer fiel. Doch verſtand er ſich endlich dazu. Das bezügige Edict, von du Thil contraſignirt, verfügte, daß künftig alle die Staatsregierung betreffenden landesherrlichen Entſchließungen vom Mitregenten ausgehen, auch deren Ausfertigungen von ihm allein unterzeichnet werden ſollten. Beide Kammern nahmen die Mittheilung dieſes Edicts, welche noch am nämlichen Tage, dem 5. März, ſtattfand, beifällig und mit Lebehochrufen auf den Großherzog und den Mitregenten auf.

Allein weder dadurch, noch auch durch den Erlaß, welchen der dirigirende Staatsminiſter gleichzeitig in die zweite Kammer gebracht hatte — er enthielt die Verſicherung, daß Großherzog und Erbgroßherzog-Mitregent im Allgemeinen ſehr geneigt ſeien, ſtändiſchen Wünſchen über mehrere die öffentlichen Verhältniſſe des Großherzogthums betreffende Anträge, welche bei der zweiten Kammer eingereicht worden, zu entſprechen, worauf ein Geſetz über die Preſſe, die Geſtattung des Petitionsrechts in Verſammlungen und die Beeidigung des Militärs ſpeciell in nahe Ausſicht geſtellt wurden — erledigte ſich die Miniſterfrage.

H. Gagern, ſchon längſt der Liebling des Volks und durch ſeinen längern Aufenthalt in Rheinheſſen auch dort bekannt und geachtet, trat immer mehr in die Gedanken des Volks ein als Mann der Nothwendigkeit für den nur noch nicht factiſch erledigten Miniſterpoſten. Allerdings nicht Allen war dieſer Wechſel ein erwünſchter. Und doch mußten ſelbſt Die, welche ihn als einen bittern anſahen, erkennen, daß in dieſen Tagen des Sturms kein Anderer als Gagern Monarchie und Conſtitution zugleich zu retten vermochte. Unter dieſen Umſtänden erregte denn auch die in einer zu Darmſtadt am 5. März Nachmittags abgehaltenen großen Bürgerverſammlung verkündigte halbofficielle Nachricht von der nahen Schaffung eines Miniſteriums Gagern enthuſiaſtiſchen Jubel. Man zog vor die Wohnungen des Großherzogs und Erbgroßherzogs-Mitregenten und brachte dort Lebehochs.

Gagern ſelbſt war an dieſem Tage früh Morgens nach Heidelberg gereiſt, um dort einer Verſammlung beizuwohnen, aus deren Beſchlüſſen noch am Ende deſſelben Monats das Vorparlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. hervorging. Indeſſen erwartete man um 5 Uhr Abends ſeine Rückkehr. Demnach begaben ſich Tauſende nach dem Bahnhofe, und, als Gagern kam, begrüßte ihn der herzlichſte Empfang. Gagern entzog ſich nur mit Mühe der Menge durch eine Seitenſtraße.

Bald ſetzte ſich der Erbgroßherzog-Mitregent mit Gagern in Verbindung. Aber faſt ebenſo ſchnell traten auch Schwierigkeiten über das zu bildende Cabinet hervor. Der Erbgroßherzog-Mitregent wollte außer Gagern auch den Cabinetsrath des regierenden Großherzogs, Schleiermacher, einen berühmten Orientaliſten, und den Präſidenten des Finanzminiſteriums, Zimmermann, in daſſelbe aufgenommen ſehen. Natürlich konnte Gagern dazu ſeine Zuſtimmung nicht geben. Es war nicht genug, daß du Thil entfernt würde (eine Maßregel, womit der Erbgroßherzog-Mitregent einverſtanden war), ſondern Gagern mußte ihn auch ganz in Perſon erſetzen. Mit der ganzen Verantwortlichkeit mußte auch die ganze Macht der Regierung auf ihn übergehen; er mußte ohne Vorſchrift oder Hinderung die Mitglieder ſeines Miniſteriums ernennen können. Und ſo geſchah es auch, nachdem die Verhandlungen kurze Zeit abgebrochen geweſen waren.

Es iſt im Verlaufe des Vorſtehenden des Erbgroßherzogs, an deſſen Perſon ſich die neue Aera des Landes knüpfen ſollte, mehrmals Erwähnung geſchehen. Dieſer Mann, geboren 1806 und unter Verhältniſſen erzogen, welche ihn mit tiefſter Abneigung gegen die Feſſeln der Convenienz erfüllen mußten, war bis zu ſeinem Regierungsantritte den Geſchäften faſt völlig fremd geblieben. Kaum daß ihm beim Militär einiger Einfluß geſtattet war; als Mitglied der erſten Kammer gab er ſeine Voten ſtillſchweigend ab, und über ſeine Wirkſamkeit im Staatsrathe ward nichts bekannt. Einige von ihm an ſeinen Vater gerichtete Vorſchläge in Regierungsangelegenheiten waren, ſo erzählte man ſich, zuerſt nicht berückſichtigt, dann mit der Bemerkung abgewieſen worden: er möge dann regieren, wenn der Großherzog todt ſei. Auch der dirigirende Staatsminiſter war gegen die Wünſche des Erbgroßherzogs taub. Deſſenungeachtet hatte der Erbgroßherzog fortgeſetzt Gelegenheit geſucht, ſich auf kleinen Reiſen und durch Geſpräche mit Angeſtellten aller Fächer über die Zuſtände des Landes zu unterrichten. Auch nahm man, gewiß mit Grund, an, daß der Erbgroßherzog, im Beſitz natürlichen Verſtandes und redlichen Willens, dereinſt bedacht ſein werde, die ſo erworbene Kenntniß der Verhältniſſe zum Beſten des Großherzogthums zu verwenden.

Gagern hatte das Miniſterium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Vorſitz im Geſammtſtaatsminiſterium erhalten. In der Stille der Nacht ſchrieb er den Entwurf des berühmt gewordenen Edicts vom 6. März und vermittelte die Unterſchrift des Großherzogs. Er ſelbſt contraſignirte es als Miniſter des Innern. Ueberall im Lande ſprach die Offenheit, Herzlichkeit und Herzhaftigkeit dieſes Edictes an; überall trug es dazu bei, die noch hoch gehenden Wellen der öffentlichen Meinung wieder mehr und mehr in ihr Bett zurückzuführen.

Am 7. März erſchien Gagern zum erſten Mal als Miniſter in der zweiten Kammer. Er ſetzte dieſelbe von Dem in Kenntniß, was zur Vollziehung des Edicts vom 6. März im Werke ſei, und bemerkte dann über ſeine neue Stellung Einiges mit beſcheidenen, würdigen Worten. Gagern zur Seite war ſein Freund, der bisherige Fiſcalanwalt und Abgeordnete zur zweiten Kammer, nunmehriger Miniſterialrath Eigenbrodt, ein Mann von durchdringendem Verſtande und unbeflecktem Privatcharakter.

Die erſten Geſetzentwürfe, welche den Kammern vorgelegt und von dieſen angenommen wurden, betrafen die Preſſe (Aufhebung der Cenſur), das Petitions- und Verſammlungsrecht und die Aufhebung des, namentlich in Rheinheſſen ſo übel angeſehenen Polizeiſtrafgeſetzes. Andere Geſetzentwürfe folgten, wenn auch nur langſam. Denn das Miniſterium und namentlich Gagern befand ſich in einem wahren Wirbel von Geſchäften. Es mußten nicht blos die Deputationen mit Dankadreſſen empfangen, ſondern auch Rath und Hülfe geſchafft werden, wo bereits ſchlimmere Symptome der neuen Zeit ſich zeigten — Tumulte in den ſtandesherrlichen Bezirken und andere einreißende Unordnungen, Auflehnungen und Entwendungen. Gagern mahnte in Proclamationen davon dringend ab, warnte, drohte, verſprach den billigen Wünſchen Erfüllung. Auch in der zweiten Kammer ſelbſt hatte Gagern zu kämpfen, zunächſt mit Zitz, ſpäter mit Mohr. Es iſt wahrſcheinlich, daß er nach dieſer Seite hin Verſprechungen wegen Aufhebung der ſogenannten Zapfgebühr (bei Weinverkäufen) gemacht hat, gegen deren Ausführung mit Grund zunächſt das oberheſſiſche Particularintereſſe war und die deshalb auch in der Kammer nicht zur Annahme gelangten. Natürlich ſchärfte dies den demokratiſchen rheinheſſiſchen Zorn.

Inzwiſchen hatte Gagern, nicht ohne Schwierigkeiten, ſein Miniſterium, und was ſonſt damit zuſammenhing, vervollſtändigt. Der ſchon vorhin genannte Präſident des Finanzminiſteriums Zimmermann, eine allerdings ziemlich unbrauchbare Reliquie der alten Zeit, aber genau bekannt mit den fürſtlichen Schuldverhältniſſen, war, der anfänglichen Intention des Erbgroßherzogs-Mitregenten gemäß, doch noch Finanzminiſter, der zweite Präſident der zweiten Kammer und Generalſtaatsprocurator Kilian, ein geborener Rheinheſſe, ein erfahrener, aber einſeitiger Anhänger des franzöſiſchen Rechts, Juſtizminiſter, Geheimer Staatsrath Jaup Präſident des Staatsraths (was nicht viel mehr war als eine Sinecure) geworden; der Rath, welcher ſeit Jahren unter du Thil das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zunächſt geleitet hatte, Geheimerath Hallwachs, verblieb in dieſer Stellung als Geheimer Staatsrath; neben Eigenbrodt war der Kreisrath Maurer von Offenbach, ein tüchtiger Geſchäftsmann von allgemeiner Bildung, als Miniſterialrath ins Miniſterium des Innern berufen worden, während der Hofgerichtsadvocat und Abgeordnete zur zweiten Kammer Emmerling, ein geſuchter und geſchickter Anwalt, Mitglied der frühern Kammeroppoſitionen, als Miniſterialrath ins Miniſterium der Juſtiz trat. Von den Mitgliedern des alten Miniſteriums waren, außer Hallwachs, nur noch die Miniſterialräthe von Kuder und von Lindelof, welche beim vorigen Syſtem ſich am wenigſten perſönlich betheiligt hatten, beibehalten worden. Du Thil's Penſionirung erfolgte „unter Bezeugung der allerhöchſten Zufriedenheit mit ſeinen langjährigen treuen Dienſten" definitiv, die der Miniſterialräthe von Bechtold und von Breidenbach, „bis auf Weiteres". Der Erſte von dieſen war ein derber Bureaukrat vom alten Syſtem, der Zweite ein Mann von gewandtem Talent und beſonders im redneriſchen Vortrage geübt, Beide aber vorzugsweiſe in Rheinheſſen wegen ihrer Bemühungen um das neue, nun wieder beſeitigte Polizeiſtrafgeſetz und die Fragmente des neuen Civilrechts verhaßt. Geheimer Staatsrath von Lehmann trat ebenfalls aus dem Miniſterium und dem Staatsrathe, blieb aber an der Spitze des Oberconſiſtoriums. Miniſterialrath Franck endlich, als Student Burſchenſchafter, als Stadtgerichtsaſſeſſor Demagogenunterſucher und als Abgeordneter zur zweiten Kammer extrem miniſteriell, was ihm, in Verbindung mit kluger Rechtskenntniß, ſchnell nacheinander zum Hofgerichtsrath, Oberappellations- und Caſſationsgerichtsrath und Miniſterialrath verhalf, kehrte in die vorletzt erwähnte Stelle zurück. Mit der Ernennung Kilian's zum Juſtizminiſter war den Rheinheſſen eine große Conceſſion gemacht; ſämmtliche Ernennungen und Penſionirungen aber trugen das unzweifelhafte Gepräge der Freiſinnigkeit in Verbindung mit den der Staatskaſſe zu widmenden Rückſichten.

Mehr konnte mit Grund bezweifelt werden, ob das neue Miniſterium zum größern Theile nach parlamentariſchem Brauch aus der Majorität der zweiten Kammer entnommen ſei. Verneint mußte die Frage werden, wenn man eine hiſtoriſche, bejaht, wenn man eine prophetiſche Majorität der zweiten Kammer darunter verſtand. Gagern und ſeine Freunde hatten nicht ſowol die Majorität, als eine Fraction der zweiten Kammer gebildet, welche nur im Anſchluß an andere Fractionen eine Majorität bildete. Inſofern lag alſo eine hiſtoriſche Majorität für ſie nicht vor. Um ſo mehr aber eine prophetiſche, da vorauszuſehen war, daß die beſtändigen Anhänger aller Miniſterien aus dem du Thil'ſchen ins Gagern'ſche Lager übergehen und ſo dieſem ſelbſt für den Fall einen anſehnlichen Zuſchuß bringen würden, wenn, was wahrſcheinlich, eine neue, mehr extreme Oppoſition ſich bildete.

Dieſer Zuſchuß war aber auch dem Miniſterium Gagern um ſo nöthiger, als ſchon in der Mitte des März ſtarke Antipathien zu Mainz in Comités und in der Preſſe zunächſt gegen Gagern ſelbſt, der feſt am conſtitutionell-monarchiſchen Principe hielt, ſich geltend machten, bald in ſteigendem Maße und mit ſtets mehr republikaniſcher Färbung in Volksverſammlungen und Vereinen ſowie in der Preſſe um ſich griffen.

Unter die wichtigern Berathungen der zweiten Kammer, welche noch im März 1848 ſtatthatten und bei denen Gagern ſich betheiligte, gehörte die, in welcher der von Gagern geſtellte Antrag „auf Kräftigung der Organiſation des Deutſchen Bundes“, ferner die, in welcher das Verhältniß der Stadt Mainz als Bundesfeſtung zur Sprache kam. Namentlich in der erſten Sitzung hatte Gagern Gelegenheit, ſich über Deutſchlands Lage und die von ihm gewünſchte Zukunft, ſowie über die von der Regierung deshalb gethanen Schritte auszuſprechen. Etwas ſpäter verlangte Gagern in Beziehung auf die Bewegungen der deutſchen Flüchtlinge in Frankreich, die dagegen zu treffenden Maßregeln und aufzuwendenden Koſten ein Vertrauensvotum von beiden Kammern und erhielt es.

Unter den von Gagern noch vorgelegten Geſetzentwürfen ward die Wahlordnung für die Abgeordneten zur conſtituirenden Verſammlung in Frankfurt a. M., weil indirecte Wahlen vorſchreibend, ein Grund neuer Angriffe der Demokratie gegen ihn, während das Bürgerwehrgeſetz, nach Hecker'ſchem, aber gutem Muſter verfaßt, nach der andern Seite hin Anſtoß erregte und ſich endlich, gelegentlich der Berathung in beiden Kammern, wie der Rhein im Sande verlor.

Gagern ſelbſt war im dritten Wahlbezirk des Großherzogthums Heſſen zum Mitgliede der conſtituirenden Verſammlung in Frankfurt a. M. gewählt worden. Dieſe neue Beſtimmung entzog ihn noch mehr den Kammerarbeiten in Darmſtadt und überhaupt ſeinen eigentlichen Amtsgeſchäften.

Am 31. Mai hatte er, in Folge ſeiner zum zweiten Mal erfolgten Wahl als Präſident der conſtituirenden Nationalverſammlung, ſeine Stelle als Miniſter des Großherzogthums Heſſen niedergelegt. Es iſt mehrfach darüber geſtritten worden, ob ſein Verbleiben im Amte dem Staate, dem er zunächſt angehörte, nützlich oder ſchädlich geweſen wäre? Wer mag das entſcheiden? Sehr wahrſcheinlich iſt nur, daß ſein in Folge eigener Redlichkeit zu großes Vertrauen in Perſonen und der dadurch getrübte ſtaatsmänniſche Blick, wie ſchon vorher und ebenſo nachher in Frankfurt, auch als heſſiſchen Miniſter ihn fortgeſetzt zu manchen Fehlgriffen verleitet haben möchte, während doch Frankfurt geeignetern Raum für ſein ritterliches, nach großen Dimenſionen greifendes und die ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte (auch die finanziellen) nicht gehörig wiegendes Weſen darbot, als die öffentliche Bühne eines kleinen Staats. Uebrigens würde er hier ſo wenig wie in Frankfurt der zunehmenden Ungunſt der Zeitverhältniſſe entgangen und vorausſichtlich auch auf dieſem Wege dahin gelangt ſein, wo wir ihn jetzt ſehen — als einfachen Privatmann in Monsheim zwiſchen ſeinen Aeckern und Ställen.

War auch Gagern's Verwaltung von Mißgriffen nicht frei geblieben, ſo mußte man doch dringend wünſchen, daß ſie in ſeinem Geiſte ihre Fortführung erhalte. Auch wirkte er, vom Erbgroßherzog-Mitregenten nicht blos auf das ehrenvollſte, ſondern auf das freundſchaftlichſte entlaſſen, offenbar auf die Einrichtung dieſer Fortführung noch ein. Eigenbrodt, der ſich mittlerweile als trefflicher Redacteur von Geſetzen bewieſen, bekam die Leitung des Miniſteriums des Innern, Hallwachs die Leitung des Miniſteriums des Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten, Finanzminiſter Zimmermann wurde mit dem leitenden Vorſitz bei den Sitzungen des Geſammtminiſteriums betraut. Zugleich ſollten alle dieſe Einrichtungen nur „einſtweilen“ ſtattfinden.

Das Miniſterium entbehrte alſo vorerſt eines Miniſterpräſidenten im Sinne eines geiſtigen, das Regierungsprincip verkörpernden Chefs. Der Sache nach war es allerdings Eigenbrodt. Denn er vertrat die Regierung in der Kammer, rechtfertigte die von ihr getroffenen Maßregeln und gemachten Vorlagen. Auch hatte er alle geiſtige Befähigung dazu. Nicht weniger ſtand ihm ein zwar ungeſchmückter und von Leidenſchaft nicht gehobener, aber anſchaulicher, verſtändig entwickelnder und durch Ruhe gewinnender Vortrag zu Gebote. Dagegen hatte er zu kämpfen mit ſeiner bürgerlichen Abkunft und ſeinen bisweilen etwas ſchroffen Formen; ja ſelbſt die Freundſchaft Gagern's war ihm, da dieſer nicht mehr neben ihm ſeine ganze imponirende Perſönlichkeit in die Wagſchale legte, bei der kühler gewordenen öffentlichen Meinung eher ſchädlich als nützlich. Wenigſtens in manchen Regionen.

Mit der zweiten Kammer hatte Eigenbrodt eine kleine Zwiſtigkeit, als er, die Gründe der Regierung gegen eine alsbaldige Auflöſung der Kammer und Wahlen nach neuem Wahlgeſetz entwickelnd, einfließen ließ, daß allerdings in einer nach einem freien Wahlgeſetz gewählten Kammer die Regierung eine größere Stütze finden werde. Eigenbrodt hatte hierbei zunächſt eine moraliſche Unterſtützung im Auge, während der Präſident der zweiten Kammer mit Grund meinte, das Miniſterium hätte ſich keine beſſere (phyſiſche) Unterſtützung als bisher wünſchen können, und in dieſem Sinne eine etwas gereizte Antwort gab. Doch war Eigenbrodt nicht der Mann, der, was er mit Ueberzeugung geſprochen, zurücknahm. — Noch ſchärfer waren die Contraſte der Stellung Eigenbrodt's zur erſten Kammer.

Er ſelbſt fühlte ſich beengt; die Arbeit drückte ſchwer auf ihn; ſeine ohnedies zur Hypochondrie geneigte Stimmung ſank täglich tiefer. Alſo wirkte Alles zuſammen zu einem neuen Miniſterium. Jaup, welcher als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung ſich in neuerer Zeit regelmäßig in Frankfurt a. M. aufgehalten hatte, ſollte, ſo hieß es, Miniſter des Innern werden und Eigenbrodt zurücktreten. Wollte man eine Aenderung treffen, ſo war dies das Beſte. Denn zu den Männern des vormärzlichen Regime zu greifen, würde ebenſo ungeeignet und damals noch unthunlich geweſen ſein, als zu den gemäßigten Demokraten, von denen überhaupt nur Einer — Lehne — hätte in Betracht kommen können. Dabei war Jaup anerkanntermaßen nicht blos ein Anhänger der Monarchie, ſondern auch der ſpeciell-heſſiſchen Hausdynaſtie; er war beredt, kenntnißreich, in Vielem erfahren und, obgleich ſchon im 67. Jahre ſtehend, doch noch körperlich und geiſtig ſehr rege und gewandt. Der Bürger liebte ihn, das Landvolk ſchenkte ihm Vertrauen, und ſelbſt die höhere Ariſtokratie, wenn ſie nicht ſehr unbillig ſein wollte, konnte nichts gegen ihn haben. Alſo ernannte der Großherzog Jaup am 16. Juli 1848 zum Miniſter des Innern mit dem Vorſitz im Geſammtminiſterium.

War auch Jaup's Miniſterium, dem ſtrengen Wortſinne nach, kein Märzminiſterium, ſo war es doch eine Fortſetzung von Gagern's März-, und Eigenbrodt's Juni-Miniſterium, und die drei Miniſterien zuſammen erſchienen als fortgeſetzter Ausdruck des Märzes. Auch nahm Jaup in ſein Programm, welches er am 24. Juli der zweiten Kammer in freiem Vortrage vorlegte, ausdrücklich den 6. März mit allen ſeinen nothwendigen und natürlichen Conſequenzen auf. Bei derſelben Gelegenheit ſagte er der zweiten Kammer, daß ſie, „gewählt unter einem frühern, verwerflichen Syſtem“, den neuen Principien des Märzes mit Freuden gehuldigt, die Staatsregierung in ihren Bemühungen, dieſe freiſinnigen Grundſätze zu verwirklichen, kräftig unterſtützt und ſeines Erachtens hierdurch den wärmſten Dank des heſſiſchen Vaterlandes verdient hätte. Dieſe Apoſtrophe heilte denn auch völlig die von Eigenbrodt der zweiten Kammer geſchlagene kleine Wunde.

Ebenſo ſtand ſich Jaup mit der erſten Kammer weit beſſer als Eigenbrodt. Seine Kunſt der Behandlung, ſein diplomatiſches Weſen, ſeine Freundlichkeit und Höflichkeit reichten weiter als das kalte und trockene, höchſtens von einer Miene der Ironie durchzuckte Weſen ſeines Amtsvorgängers. Hatte Eigenbrodt wichtige Geſetzesentwürfe in die erſte Kammer gebracht, ſo ſorgte nun Jaup dafür, daß ſie dort auch in gedeihlichen Fluß kamen.

Jaup hatte hierzu noch einen Grund in der von ihm beabſichtigten Vertagung des Landtages. War nämlich erſt etwas Umfaſſendes, dem Volke Genügendes von neuen Geſetzen erſchienen, ſo konnte die öffentliche Meinung weniger dagegen haben, wenn das neue Wahlgeſetz zurückblieb und man ſich einſtweilen zur Ruhe verfügte.

Aber die ſich immer mehr ausbildende Linke ſowie ſelbſt viele Gemäßigte waren entſchieden gegen dieſe Vertagung; ſie wollten raſch ein neues Wahlgeſetz und dann Auflöſung der Kammer mit bald angeordneten neue Wahlen. Im Intereſſe der Bewegung lag es, zu eilen; im Intereſſe der Bändigung oder Mäßigung jener Bewegung, zu warten. Jede dieſer Meinungen mochte ſich den Sieg zu verſchaffen ſuchen, vorausgeſetzt, daß ſie der rechten Mittel ſich dabei bediente.

Auf die Spitze war dieſe Frage getrieben worden durch einen von Lehne und zwanzig andern Mitgliedern der zweiten Kammer unterzeichneten Antrag: „die Staatsregierung zu erſuchen, unverzüglich einen Geſetzentwurf zu einer zeitgemäßen Wahlordnung den Ständen zur Berathung und Beſchlußnahme vorzulegen.“ Lehne begründete dieſen Antrag, und Glaubrech fragte als Mitantragſteller den anweſenden Miniſter Jaup: ob er unter allen Umſtänden das Wahlgeſetz bis zur Entſcheidung durch die conſtituirende Nationalverſammlung verſchieben oder einen Termin feſtſetzen wolle, bis zu welchem es vorgelegt werden müſſe? Jaup gab keine beſtimmte Antwort, ſondern nur die Ausſicht, dann, wenn der Bericht erſtattet ſein werde, ſeine Anſicht zu eröffnen. Da, wenige Tage nachher und noch vor der Berathung über den Lehne'ſchen Antrag, erfolgte (am 8. Auguſt) durch Jaup die Vertagung des Landtags auf unbeſtimmte Zeit. Der Großherzog hatte unſtreitig das verfaſſungsmäßige Recht hierzu. Aber nichtsdeſtoweniger traf das Miniſterium Jaup wegen dieſer Maßregel auf den erſten entſchiedenen Widerſpruch auch von einem Theile der conſtitutionellen Partei. Man nannte, was geſchehen, „dem Sinn des conſtitutionellen Syſtems nicht gemäß“, „inconſequent“; man wollte es blos durch die außerordentlichen Umſtänden als gerechtfertigt erkennen, während freilich ein anderer Theil, auch in Adreſſen, ihm vollſtändig beiſtimmte. Das Schärfſte hatte ein Mitglied des vaterländiſchen Vereins in Darmſtadt über jene Vertagung geſagt, indem er ſie „nicht einen Staatsſtreich, ſondern einen Staatsſchlich“ nannte.

Wie hierbei, ſo zeigte ſich auch noch in andern Fällen die große Neigung Jaup's, ſeine endlichen Entſchließungen hinauszuſchieben und von vielleicht eintretenden Zwiſchenfällen etwas Günſtiges zu erwarten. Eine Taktik der Art iſt die Taktik der Klugen, der Schwachen und der Schlauen, und man kann nicht leugnen, daß ſie bisweilen günſtige Früchte trägt. Aber auch ungünſtige kann ſie leicht tragen und unter allen Umſtänden gewinnt das Vertrauen zum Muth und zum Charakter dabei nicht. Erklärt widerwärtig aber werden ſolche Speculationen auf Zeitverlauf, wenn gleichzeitig die Abſicht eines „thunlichſt kurzen“ Aufſchubs ausgeſprochen und dieſe hinterdrein entweder wirklich nicht erfüllt oder — was im Erfolge das Nämliche — das „thunlichſt“ auf eine Weiſe ausgelegt wird, welche es thatſächlich in Null verwandelt.

So war denn auch der am 8. Auguſt 1848 vertagte Landtag erſt auf den 20. November 1848 wieder zuſammenberufen worden. Das neue Wahlgeſetz kam jetzt zuerſt zur Sprache. Im Entwurfe dazu fehlten beim großherzoglichen Titel die Worte: „von Gottes Gnaden“, eine ephemere Erſcheinung, welche aber fortwährend das Miniſterium Jaup feſthielt.

Der Entwurf ſelbſt beruhte auf dem Princip directer Wahlen; nur für die erſte Kammer bedurften, nach den Vorſchlägen des berichtenden Ausſchuſſes, die Wähler eines Cenſus. Die Motive, welche Jaup entwickelte, waren eher gegen als für dieſe der Zeitſtimmung huldigenden Einrichtungen, und ihre Gegner haben ſie daher auch ſpäterhin eifrig benutzt. Im Weſentlichen kam das Wahlgeſetz in dem angedeuteten Sinne zu Stande.

Aber neben dieſen und andern Geſetzen erließ auch die Regierung unter der Contraſignatur von Jaup eine Menge Verordnungen, welche, ausdrücklich oder ſtillſchweigend auf dem Artikel 73 der Verfaſſungsurkunde beruhend, zumeiſt die Aufgabe hatten, „ohne ſtändiſche Mitwirkung“ — „in dringenden Fällen das Nöthige zur Sicherheit des Staats vorzukehren“. Jaup ſelbſt hatte als Mitglied der Oppoſition auf dem Landtage von 1832 — 33 jenem mislichen Rechte der Staatsregierung öfters den Krieg gemacht, und es trat nun bei ihm der, auch bei andern Staatsmännern vorgekommene Fall ein, daß er, wenn auch in einer bedenklichern Lage, als das frühere, von ihm bekriegte Miniſterium, doch ebenfalls von deſſen Maximen und Hülfsmitteln Gebrauch machte.

Natürlich ward Jaup in Folge alles deſſen mehr noch als ſeine Vorgänger im Amte der Gegenſtand täglicher erbitterter Angriffe ſeitens der demokratiſchen Partei. In Volksverſammlungen und in der Preſſe fuhr man wie wüthend über ihn her, namentlich in der „Mainzer Zeitung“, welche noch obendrein ſein Schwiegerſohn, der Hofbuchdrucker von Zabern in Mainz, verlegte.

Bald nachdem Jaup ins Amt getreten, hatte der Kriegsminiſter von Steinling, ein durchaus achtbarer Charakter, wegen vorgerückten Alters ſich penſioniren laſſen und an ſeine Stelle war der als Generalmajor reactivirte Graf Lehrbach getreten. So ſehr eigentlich das Kriegsminiſterium immer ſeinen eigenen Weg gegangen und auch in neuerer Zeit politiſchen Handlungen (wenn ſie nicht geradezu nothwendig waren, wie die dem Reichsverweſer dargebrachte Huldigung) fern geblieben war, ſo konnte doch in der Beförderung des Grafen Lehrbach zum Kriegsminiſter, nach der vorausſetzlichen damaligen Stimmung dieſes unzweifelhaft talentvollen und ehrenhaften, aber freilich unzuverläſſigen und charakterloſen Mannes, nur eine entſchiedene Hinneigung zum Fortſchritt im Sinne des März gefunden werden. Graf Lehrbach, früher regelmäßig Abgeordneter des Adels zur zweiten Kammer und als ſolcher namentlich auf dem Landtage von 1829 und 1830 Träger der extremſten Wünſche des Hofes, hatte in ſpätern Jahren ſeine Stellung in der miniſteriellen Partei nicht nur überhaupt mehr verlaſſen, ſondern ſogar einigemal zu allgemeiner Verwunderung entſchieden opponirt, war aber deſſenungeachtet zeitweiſe wieder zur miniſteriellen Partei zurückgekehrt und hatte namentlich Gagern im Sommer 1847 mit der Creme der Miniſteriellen wegen ſeines Buchs über Rheinheſſen ſcharf angegriffen; ſeine Standesgenoſſen hatten jedoch hierfür ein ſchwächeres

Gedächtniß als für ſeine zeitweiſen Oppoſitionsgelüſte, und ſo war ſeine Wiedererwählung für den letzten Landtag unterblieben. Möglich, daß Lehrbach deshalb um ſo eifriger ſich dem neuen Lichte von 1848 zuwandte, in die conſtitutionellen Vereine ſeines Wohnorts (Darmſtadt) trat und dort keine unbedeutende Rolle ſpielte. Immerhin etwas Anzuerkennendes für einen höhern Offizier, der zugleich Hofmarſchall und Intendant des Hoftheaters war, ſelbſt wenn man unterſtellt, daß dieſe Copulation mit dem Volke und das Darlegen einer Beredtſamkeit, welche recht hübſche Erfolge auf der Tribune der rauhen Bretter hatte, auch höhern Orts mit Rückſicht auf ihre Wirkung nicht gerade ungern geſehen ward.

Beinahe ein Jahr — vom Auguſt 1848 bis zum Juni 1849 — hatte Graf Lehrbach die Stelle eines Kriegsminiſters bekleidet, als ſeine plötzliche Entlaſſung erfolgte. Gewiß war, daß er ſie nachgeſucht hatte, allein über die Motive dazu breitete ſich ein Schleier. Hinreichender Grund dazu war wol nicht ſein Misverhältniß zum Reichskriegsminiſter Prinzen von Wittgenſtein; um ſo mehr Schein hat dagegen die Annahme, daß man ihm preußiſcherſeits eine Aeußerung, welche er als Mitglied des vaterländiſchen Vereins in Darmſtadt in Bezug auf die ſchlimme Lage der preußiſchen Truppen in Berlin in ihrem „Dilemma“ zwiſchen Pflicht und Ueberzeugung gethan hatte, nicht vergeſſen konnte. Ja, es wird verſichert, daß der Prinz von Preußen ſelbſt dem Grafen bei einer Anweſenheit in Frankfurt erklärt habe, Preußen könne zum Großherzogthum Heſſen ſich nicht freundlich ſtellen, ſolange er im Kriegsminiſterium ſei. Lehrbach erhielt den General von Schäffer-Bernſtein zum Nachfolger.

Ein ähnliches Ereigniß hatte ſich faſt um dieſelbe Zeit mit dem Juſtizminiſter Kilian zugetragen. Dieſer Mann, an ſich mild und dabei ſchon in vorgerückten Jahren, war den Strebungen in der Provinz Rheinheſſen, welche die Aufrechthaltung der zu Frankfurt beſchloſſenen Reichsverfaſſung in der Rheinpfalz ernſtlich oder heuchleriſch ſich zum Zwecke geſetzt und deshalb bewaffnete Zuzüge organiſirt hatten, nicht entgegen getreten, weil, wie er behauptete und auch gewiß ehrlich meinte, nach den Geſetzen ſie ſich nicht als etwas Verbotenes darſtellten. Anders ſah es die Regierung an. Und ſo blieb ihr allerdings, bei den wichtigen Conſequenzen, welche Kilian's Anſicht hatte, nichts übrig, als ihn von ſeinem Poſten zu entfernen. Er erhielt ſeine Entlaſſung unnachgeſucht und rückte, wie er ſich vorbehalten, in ſeine frühere Stelle als Generalſtaatsprocurator am Caſſationshof in Darmſtadt wieder ein. Von da an war Kilian, ſchon vorher von den rheinheſſiſchen Demokraten, obgleich weniger von ihren Blättern, geſchont, der Meſſias dieſer Partei, und, wenn ſie auf Miniſterwechſel drang und Namen von Erſatzmännern nannte, der einzige Name, den ſie ausſpielte und auszuſpielen wagen durfte. An Kilian's Stelle kam der Generaladvocat Creve in Mainz, welcher entſchieden gegen die Freiſcharen aufgetreten war und in gleichem Sinne im Miniſterium forthandelte. Später rückte der bisherige Miniſterialrath von Lindelof zum Director des Miniſteriums der Juſtiz vor.

Die beiden neueſten Ereigniſſe in den Miniſterien des Kriegs und der Juſtiz konnten allerdings als eine Reaction gegen den März gelten. Lehrbach, nicht ſowol in ſeiner Wirklichkeit als in ſeiner neueſten Bedeutung liberal, mußte Preußen und einem Manne weichen, der, früherhin jahrelang Adjutant des Prinzen Emil von Heſſen, bis zum März 1848 in Berlin als heſſiſcher Geſchäftsträger functionirt hatte, einem Manne, über deſſen ſtreng conſervative Geſinnungen kein Zweifel war, während der Nachfolger Kilian's zu den entſchiedenen Ultramontanen der Provinz Rheinheſſen zählte.

An die oben erwähnten Aenderungen im höhern heſſiſchen Staatsdienſte hatte ſich die Penſionirung des bisherigen Finanzminiſters Zimmermann und die Beförderung des Miniſterialraths Freiherrn von Schenck zum Director des Miniſteriums der Finanzen angeſchloſſen. Zimmermann hatte namentlich parlamentariſch ſeine völlige Unbrauchbarkeit documentirt, und ſo entſprach es denn ſowol der Zweckmäßigkeit als der bei Hofe waltenden Neigung, daß, nachdem ſchon früher der kenntnißreiche und geiſtvolle, aber durch ſchroffes, herbes Weſen und wegen ſeines angeblichen Nepotismus bei den Kammern und im Publicum übelangeſehene Geheimerath Eckhardt penſionirt worden, an die Spitze des Finanzminiſteriums derjenige Mann geſetzt wurde, der, bei unzweifelhafter Befähigung, daſſelbe bisher ſchon vor den Ständen meiſt vertreten hatte, dabei einer der älteſten und reichſten freiherrlichen Familien des Landes angehörte. Von mehr politiſcher Bedeutung war die Reactivirung Breidenbach's als Director des Oberſtudienraths. Es hatte für dieſe Maßregel die Rückſicht der Erſparniß einer anſehnlichen Penſion als Grund dienen müſſen, während ſie in der That, wenn nicht eine förmliche Rückkehr, doch eine Hinneigung zum alten Syſtem war. Allerdings war Breidenbach von den jüngern Mitgliedern des Miniſteriums du Thil der noch am wenigſten übel angeſehene. Sehr wahrſcheinlich, daß die Reactivirung zuerſt dem noch weit unpopulärern, aber nebſt ſeinen Brüdern an einflußreicher Stelle beſonders beliebten von Bechtold hatte blühen ſollen und das Miniſterium Jaup, dem übrigens ſelbſt gemäßigte Blätter die Reactivirung Breidenbach's ſtark zum Vorwurf machten, in der Pein der Alternative lieber nach Dieſem als nach Bechtold griff.

Eigenbrodt, der nach ſeiner Entlaſſung aus dem Miniſterium des Innern zum heſſiſchen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt worden war, hatte ſich im Auftrage ſeiner Regierung am 25. Juni 1849 nach Berlin verfügt, um dort wegen der Dreikönigsverfaſſung mit Preußen in Unterhandlung zu treten. Indeſſen verblieb er nicht lange in dieſer Stellung. Man erzählte damals, daß Eigenbrodt den Vorſchlägen Preußens gegenüber nicht genug Feſtigkeit bewieſen und dadurch Heſſen in eine üble Lage gebracht habe. Möglich, daß vom Standpunkte eines Miniſteriums aus, welches für die möglichſte Particularunabhängigkeit des von ihm verwalteten Staats beſorgt war, Eigenbrodt ſeinen, namentlich aus ſpätern Ereigniſſen erſichtlichen, entſchieden unitariſchen Neigungen zu ſehr nachging. Indeſſen verknüpften ſich doch mit ſeiner Zurückberufung und ſeiner Erſetzung durch den Geheimenrath Freiherrn von Lepel nicht gerade die Folgen einer Ungnade.

Lepel, der bis zum März 1848 geſchickter und vielbeſchäftigter Hofgerichtsrath in Darmſtadt geweſen und ſchon in dieſer Eigenſchaft als Correferent in der Weidig'ſchen (1837), als Referent in der Görlitz'ſchen (1847) Sache mehrfach öffentlich genannt worden war, hatte von Gagern die Stelle eines Bundestagsgeſandten übertragen bekommen, dieſelbe aber bald wieder in Folge ſeines bekannten, die Verhältniſſe richtig würdigenden und durch die ſpätern Ereigniſſe erſt in ſeinem Werthe beſtätigten Particularvotums verlaſſen müſſen. Eine Zeitlang noch unter Gagern und dann unter den folgenden Miniſterien auf dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt, war er ganz der Mann, um in Berlin für den deutſchen Bundesſtaat mit Nachdruck aufzutreten und die Fürſten an ihre Gelöbniſſe zu erinnern. Etwas herb und nach Mancher Meinung ſelbſt hart, jedenfalls ein Charakter in dieſer verweichlichten Zeit, dabei durch Verſtand und politiſche Bildung ſeines Gegenſtandes vollſtändig mächtig, zeigte er eben ſowol den zum Abfall geneigten Staaten Hannover und Sachſen die Zähne, als er Preußen nach Kräften feſthielt und gewiß in gleichem Sinne bei ſeiner eigenen Regierung wirkte.

Gerade bei dieſer waren aber in ſteigendem Maße Symptome der Gleichgültigkeit und ſelbſt der Abgeneigtheit gegen die Sache der Union hervorgetreten. Zwar hatte Jaup nach dem zu Ende des Jahres 1849 erfolgten Zuſammentritt des nach dem neuen Wahlgeſetze gewählten und ſehr demokratiſch ausgefallenen Landtags der erſten Kammer alsbald Vorlagen über die deutſche Frage gemacht, ſich lebhaft für die auf Grund des ſogenannten Dreikönigsbündniſſes zu ſchaffende Reichsverfaſſung ausgeſprochen und einen Geſetzentwurf für die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshauſe vorgelegt. Ebenſo hatte er, nachdem dieſer Entwurf im Weſentlichen von der erſten Kammer als Geſetz angenommen war, die Berichterſtattung darüber in der zweiten Kammer aufs dringendſte beeilt und, weil er nicht ſchnell genug erfolgte, (zum wenigſten bezeichnete die „Darmſtädter Zeitung“ in einem halb officiellen Artikel „die unverantwortliche Verſchleppung der deutſchen Frage“ durch die zweite Kammer als einen der Gründe der ergriffenen Maßregel) den Landtag aufgelöſt. Am 31. Januar 1850 erſchien das Wahlgeſetz im Regierungsblatt als Ordonnanz. Aber die Wahlen ſelbſt wurden, zur erklärten Unzufriedenheit eines großen Theils der conſtitutionellen Partei, von der Regierung nur ſehr langſam betrieben, und man wollte nicht glauben, daß blos zufällige Hinderniſſe daran ſchuld ſeien. Den Antrag, als Abgeordneter nach Erfurt ſich wählen zu laſſen, hatte

Jaup abgelehnt, weil er in Darmſtadt nöthiger ſei, dagegen betheiligte er ſich als Wahlmann der Stadt Darmſtadt bei der Wahl. Gleichzeitig mit dieſen Anſtalten, welche noch rüſtig auf die Union losſteuerten, machte aber Jaup Einzelnen Eröffnungen abweichender Art. Danach war die Stimmung, von der Union zurückzutreten und Oeſterreich ſich anzuſchließen, bei höchſten Perſonen in dem Maße vorwiegend geworden, daß jeden Augenblick dieſer Schritt erfolgen konnte. Jaup ſelbſt aber ſchien geneigt, denſelben für zweckmäßig zu erklären.

Begreiflicherweiſe ſtieß Jaup hierbei auf Widerſpruch. Man ſuchte ihn in ſeinen frühern bundesſtaatlichen Sympathien aufs neue zu befeſtigen und wünſchte im ſchlimmſten Falle lieber ſeinen Rücktritt, als ſein Uebergehen zu einem Vorhaben, dem, ſo meinten ſeine politiſchen Freunde, er ſeine bisherige Ueberzeugung und ſein ſtaatsmänniſches Verhalten nicht opfern durfte. Jaup war verſtimmt, niedergedrückt; er ſchwieg, ſchien aber zugleich, wie ſchon in manchen frühern Fällen, wenig geneigt, den Vorſtellungen der Parteigenoſſen nachzugeben. Bald darauf gingen die Angelegenheiten in Erfurt einen erklärt unerwünſchten Gang. Die Nachricht, daß Kurheſſen und Heſſen-Darmſtadt im Begriffe ſeien, vom Dreikönigsbündniß abzufallen, trat durch die Zeitungen beſtimmt ins Publicum; ein heftiger Artikel aus Erfurt in der „Deutſchen Zeitung“, welcher von „kaſſeler, darmſtädter und bückeburger Schlechtigkeiten“ ſprach, machte Jaup den Krieg, und die „Darmſtädter Zeitung“ hatte nichts hierfür als eine matte, unbedeutende Antwort. Der Erfurter Reichstag ward vertagt. Der Großherzog von Heſſen ging nicht nach Berlin. Zugleich ſprach man ſich nun ſchon offener gegen die „Erfurter Union“ aus. Ihre Anhänger konnten nun nicht länger ſäumen, ebenfalls offen zu ſein. Mitglieder des geweſenen Reichswahlvereins in Darmſtadt riefen eine Verſammlung zuſammen, welche mit wenigen Aenderungen eine von Reh vorgeſchlagene ausführliche Vorſtellung an das Staatsminiſteriumgut hieß. Es ward darin der Politik der Regierung in den letzten zwei Jahren die vollſtändigſte Billigung ausgeſprochen, aber ebenſo auch, an der Hand geſchichtlicher Daten, deren neueſtem Vorhaben, von der Union abzufallen, lebhaft und warm entgegen getreten. Die Regierung dagegen ſprach in ihrem officiellen Organe von „unwürdigen Inſinuationen“ und pries „die Politik eines kurzen Zuwartens“. Einer von Reh geſchriebenen Erwiderung ward die Aufnahme in die „Darmſtädter Zeitung“ durch ein von Jaup unterzeichnetes Miniſterialreſcript unterſagt.

Indeſſen überflügelten bald die Begebenheiten die unentſchloſſene, zaghafte und zweideutige Politik Jaup's. Der bisherige großherzogliche Territorialcommiſſar von Dalwigk war von Mainz nach Frankfurt a. M. abgegangen, um ſich bei den dort begonnenen Conferenzen zu betheiligen. Wie vorher von Darmſtadt, wurde Jaup nun auch von Rheinheſſen her mit Adreſſen bombardirt, welche auf Feſthalten am Bündniß vom 26. Mai

1849 drangen. Jaup verſicherte wiederholt, daß ein Zurücktreten davon keineswegs in der Abſicht ſei.

Ob Jaup ſich ſo ſehr ſelbſt täuſchen konnte, oder ob ihm ſeine alte Regierungspolitik — die Hoffnung auf ein: interdum aliquid fit — auch da wieder einen Streich, und zwar den ſchlimmſten, ſpielte, oder ob es wirklich ſo ſchwer hält, der Macht zu entſagen, ſelbſt wo der weſentlichſte Theil dieſer Macht ſchon bedeutende Demüthigungen erlitt — genug: erſt am 28. Juni 1850 verlangte und erhielt Jaup ſeine Entlaſſung, der Wirklichkeit nach wegen der deutſchen Frage, der officiellen Bemäntelung nach aus Geſundheitsrückſichten, auf welche Jaup ſeine Bitte um Entlaſſung geſtützt hatte. Und dabei ward noch Jaup wirklicher Geheimerath und Excellenz — eine Anomalie, zwar nicht vom Standpunkte der wiedergekehrten vormärzlichen Zeit, aber nach Jaup's Art und Charakter. Daß er gleichzeitig zweiter Präſident des Oberconſiſtoriums wurde, contraſtirte mit den vorgeſchützten „Geſundheitsrückſichten“ oder der geſchäftlichen Bedeutung ſeiner neuen Stelle.

Faſt unmittelbar darauf folgte die Ernennung von Dalwigk's zum Director des Miniſteriums des Innern und die Reactivirung des Miniſterialraths von Bechtold in dieſer Eigenſchaft. Damit waren die Märzminiſterien im Großherzogthum Heſſen zu Ende.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf Jaup's Geſammtwirken!

Jaup, vielleicht immer zunächſt heſſiſch und dann erſt deutſch, hatte ſich doch durch die große Bewegung von 1848 auf einen andern, erhabenern Standpunkt verſetzt gefunden. Eine Wahl in die Nationalverſammlung zu Frankfurt a. M. eifrig ſuchend und dort in den Ausſchüſſen thätig, lebte er ſich auch formell in eine größere Geſtaltung der Verhältniſſe ein, als der abgeblaßte regensburger Reichstag ſeiner Jugend ihm dazu die Möglichkeit gegeben hatte. Als Miniſter den Verfügungen der proviſoriſchen Centralgewalt treu nachkommend und namentlich auch der Anwendbarkeit der Reichsgeſetze kräftig den Weg bahnend; in Verbindung mit den Nachbarregierungen Sicherheitsmaßregeln zum Schutze der Reichsbehörden und der Nationalverſammlung anordnend, ohne allzu ängſtlich die üblichen Souverainetätsrückſichten dabei zu wahren; in Gemäßheit des Beſchluſſes der deutſchen Nationalverſammlung, obgleich gewiß gegen ſeinen innerlichſten, dem Volke gern Erleichterungen zuwendenden Wunſch, den Ständen ein Geſetz vorlegend, wonach die Truppen auf zwei Procent der gegenwärtigen Bevölkerung vermehrt werden ſollten, und mit dem demokratiſchen Theile der zweiten Kammer, theilweiſe Abgeordneten der Nationalverſammlung, lebhaft hierbei kämpfend; endlich, am 9. Mai 1849, im Regierungsblatt „die Verfaſſung des deutſchen Reichs“ hinausgebend, war er damit zugleich in die ſchwierigſten Wirren eingetreten. Schon vorher hatte ſich in vielen Adreſſen das Verlangen geltend gemacht, daß das Militär auf die eben erwähnte Verfaſſung beeidigt werden ſollte. Es war viel gute, ehrliche Meinung dabei, die aber freilich durch keine politiſche Erfahrung getragen wurde; aber ebenſo ſchmiedete auch ſchon damals durchs Dringen auf die Beeidigung die demokratiſche Partei ihre Waffen. Daß unter ſolchen Umſtänden die Regierung eines kleinen, hierbei doch keinen Stein des Ausfalls in die Wagſchale werfenden Staats zögerte, daß ſie die Sachlage möglichſt zu erhalten ſuchte, konnte man ihr nicht verdenken. Zunächſt mahnte ſie mild und faſt bittend von jenen Dingen ab und verlangte Fortſetzung des bisherigen Vertrauens. Dabei ward allerdings entſtehenden geſetzwidrigen Bewegungen die Autorität der Geſetze im voraus entgegen gehalten. Spätere Veröffentlichungen der Regierung nannten den Streitpunkt deutlicher und bemühten ſich noch mehr, ihn zu ihren Gunſten zu deuten. Aber Jaup hatte dabei die Mehrheit der zweiten Kammer nicht für ſich, obgleich ihm ſonſt dieſe gegen die andringende Linke und ihre Zeitpolitik kräftig zur Seite ſtand. Bald bewältigten jedoch die Zeitereigniſſe die, wirklich mehr theoretiſch intereſſante, als praktiſch wichtige Frage. An die ſächſiſche und rheinbairiſche Bewegung hatte ſich noch weit ausgeprägter die badiſche angeſchloſſen. In Rheinheſſen bereitete ſich Aehnliches vor, und auch im Odenwald fehlten zum wenigſten nicht die Bearbeitungen. Die linke Seite der Kammer, ſtets rückſichtsloſer und hitziger, ſpielte ihre letzten Karten aus, und, wie es gewöhnlich auf der Spitze der Ereigniſſe geht, hatte ſie auch einige ſonſt mehr Gemäßigte zu ſich herübergezogen. Aber ſie blieb nichtsdeſtoweniger in der Minorität, während Jaup, der fortgeſetzt auf den Beiſtand der mittlern Claſſe rechnen konnte, mit der Nothwendigkeit, dem Aeußerſten die Stirn zu bieten, auch die Mittel dazu ſteigen ſah. Es waren dies die mehr und mehr in der Provinz Starkenburg — als Reichstruppen — ſich ſammelnden heſſiſchen Heeresmaſſen, auf deren Untreue zwar die Demokratie zählte und von denen Einzelne auch gewonnen geweſen ſein mögen, die aber durch die ſchändliche Ermordung des Regierungsdirigenten Prinz am 24. Mai 1849 gelegentlich der Volksverſammlung ,bei Oberlaudenbach eine neue, die Regierung ſtützende Haltung erhielten. Wie aber das nämliche Ereigniß nach der einen Seite hin ſtählte und befeſtigte, ſo gab es nebſt Anderm nach der andern Seite hin den begründeten Anlaß, mit äußerſten Maßregeln — Verbot der Volksverſammlungen und Verkündigung des Kriegszuſtandes in einzelnen Theilen des Landes — nunmehr voranzugehen. Denn, waren auch dieſe Maßregeln mißlich, wie alles Außerordentliche, an den äußerſten Grenzen des Geſetzlichen ſich Haltende, ſo that dies doch ihrer Nothwendigkeit und ihrer guten Aufnahme bei der Mehrheit der Bevölkerung keinen Eintrag. Der partielle Kriegszuſtand wurde nach vier Wochen wieder aufgehoben, ebenſo nach einiger Zeit das Verbot der Volksverſammlungen. Und inzwiſchen erlag die Revolution in Baden.

Es muß ſtets ehrende Anerkennung finden, daß Jaup, obgleich der reichbedachte und lachende Erbe ſeines Amtsvorgängers Eigenbrodt in Geſetzgebungsſachen, doch ſelbſt vieles Gute und Zeitgemäße der Art anregte und zu gedeihlichem Ziele führte. Deſſenungeachtet, wie die Angelegenheiten nach außen ſich trübten und das große Vaterland mehr und mehr aus dem Kreiſe baldiger Verwirklichung entſchwand, trübte ſich, wenn auch nur in einzelnen Zeichen, Jaup's innere Politik. Daß ich nicht darunter die von ihm im Mai 1849 genommenen außerordentlichen Maßregeln verſtehe, liegt in dem von mir darüber Geſagten. Auch verſtehe ich nicht die Preßproceſſe darunter, die er namentlich in eigenen Sachen da und dort anhängig machen ließ, denn die Preßfreiheit war ohne Preßgeſetz ertheilt worden und es galt, einer wüthend gewordenen Preſſe gegenüber, doch irgend Maßregeln zu nehmen. Dagegen zähle ich ſchon entſchieden dahin die Verordnung vom 17. September 1849, welche die Verhütung des Misbrauchs der Volksverſammlungen, und die Verordnung vom 23. Februar 1850, welche die Staatsaufſicht über neue Religionsgemeinſchaften und über Verſammlungen zu kirchlichen Zwecken betraf. Denn es konnte keinem Zweifel unterworfen ſein, daß durch dieſes Detaillirte, Bleibenſollende, die Sturmlöcher nach allen Seiten, obgleich vielleicht klug und zunächſt nützlich, Verbauende den großen Grundſätzen des Verſammlungsrechts und der religiöſen Freiheit, wenn nicht direct, doch unterbindend und unterwühlend der Krieg erklärt ward, und daß hier das Aufſichts- und Verwaltungsrecht des Artikels 73 der Verfaſſungsurkunde in einer Weiſe entwickelt worden war, welche in vielen Stücken keinen Beifall verdiente. Aber immerhin konnte man hier noch über die Geſetzlichkeit der ergriffenen Maßregeln ſtreiten, während die gegen die Verſammlung von Bezirksräthen getroffenen Anordnungen ſelbſt in gemäßigten Organen (z. B. der, damals Jaup noch ſehr ergebenen „Deutſchen Zeitung") Widerſpruch fanden, und die Abänderung der geſetzlich feſtgeſtellten Organiſation der Regierungsbehörden erklärt ungeſetzlich war. Freilich hatte man auch da nur zu vollwiegende politiſche Gründe für dieſe Maßregeln. Sie fußten alle in der Einrichtung des Bezirksraths, welcher, aus Volkswahlen hervorgehend und in der Provinz Rheinheſſen faſt durchaus ſocial-demokratiſch, die Geſchworenenliſten mit gleichgeſinnten Mitgliedern bevölkerte, dabei noch neue, concentrirtere Staffeln der Wirkſamkeit an der Hand von Zitz ſuchte. Dieſem Beſtreben ſollten jene Anordnungen, daß ganz Rheinheſſen nicht länger ſeine Geſchworenen vom mainzer Bezirksrath erhalte, ſollte die Theilung Rheinheſſens in zwei Regierungsbezirke, in deſſen ſüdlichem mit Worms als Hauptort die gemäßigte Partei auf Sieg hoffen durfte, ſteuern. Trotz dieſen, ſichtlich nach der Reaction neigenden Maßregeln, hatte aber doch, mit Rückſicht auf die Zeitumſtände und aus Furcht vor den vorausſichtlichen Nachfolgern Jaup's auf dem Miniſterſtuhle, die conſtitutionelle Partei ihm ihre volle Anhänglichkeit erhalten. Wenn aber auch nicht die deutſche, ſo würde die Wahlgeſetzfrage Jaup entweder von ſeinem Platze vertrieben oder ihm die Anhänglichkeit ſeiner Partei entzogen haben, oder Beides. Denn, wenn auch ein Theil dieſer Partei ein anderes Wahlgeſetz, ſelbſt zur Noth ein octroyirtes, wollte, und die ganze Partei nach dem octroyirten Geſetze wählte, ſo hätte ſie doch Jaup, dem Schöpfer des wegoctroyirten Wahlgeſetzes, dieſen Mord des eigenen Kindes nicht verziehen. Um ſo mehr drängte freilich die entgegengeſetzte Partei dazu. Darauf eingehend, wäre Jaup ganz der Ihrige geweſen. Zu ſeinem Glück erlöſten andere, ſchneller ſchreitende Ereigniſſe ihn von dieſer Verſuchung.

Haben wir in Vorſtehendem zunächſt die Perſonen betrachtet, welche die Märzminiſterien im Großherzogthum Heſſen bildeten, und von ihnen aus zu den Sachen uns gewendet, ſo wird, genauern Verſtändniſſes und beſſerer Abrundung wegen, geeignet ſein, Das, was unter den Märzminiſterien an wichtigern Geſetzgebungs- und Verwaltungsmaßregeln ins Leben getreten, nun noch in einem beſondern Ueberblicke zu berückſichtigen.

Von dem Miniſterium Gagern gingen folgende Acte aus: 1) Edict vom 6. März 1848. 2) Edict vom 14. März 1848, die noch unbezahlten Geldſtrafen und noch unverbüßten Gefängniß-, Feſtungs- und Correctionshausſtrafen betreffend. (Die meiſten dieſer Strafen wurden hierdurch erlaſſen.) 3) Verordnung vom 14. März 1848, die Trennung des Miniſteriums des Innern und der Juſtiz in zwei Miniſterien betreffend. (Ein lange gefühltes Bedürfniß.) 4) Geſetz vom 16. März 1848, die Freiheit der Preſſe betreffend. (In der bekannten lakoniſchen Weiſe jener Zeit.) 5) Geſetz vom nämlichen Tage, das Petitions- und Verſammlungsrecht betreffend (dieſes Recht freigebend). 6) Geſetz vom nämlichen Tage, die Aufhebung des Polizeiſtrafgeſetzes betreffend. 7) Edict vom 19. März 1848, die wegen politiſcher Vergehen Verurtheilten oder Beſchuldigten betreffend. (Erlaß der gerichtlich erkannten Strafen; Niederſchlagung der erkannten Unterſuchungen und Unterſagung neuer wegen bis zum Tag dieſes Edicts begangener ähnlicher Vergehen.) 8) Aufruf und Verſtändigung vom 21. März 1848. (Dringende Mahnung, nicht Freiheit mit Geſetzloſigkeit zu verwechſeln.) 9) Edict vom 25. März 1848, die zeitgemäße Entwickelung der innern Verfaſſung der evangeliſchen Kirche des Großherzogthums betreffend. (Ausgeſprochene Abſicht, eine Commiſſion mit dem Entwurfe einer ſolchen Verfaſſung zu beauftragen.) 10) Verordnung vom 25. März 1848, die in der Schweiz beſtehenden Handwerkervereine betreffend. (Aufhebung einer im Februar 1847 erlaſſenen, das Wandern der Handwerker in die Schweiz und aus derſelben beſchränkenden Verordnung und Niederſchlagung der gemäß dieſer Verordnung eingeleiteten Unterſuchungen und erkannten Strafen.) 11) Geſetz vom 19. April 1848, die Wahlen zur conſtituirenden Nationalverſammlung betreffend. (Indirecte Wahlen.) 12) Geſetz vom 12. Mai 1848, die Abſchaffung der militäriſchen Strafe der körperlichen Züchtigung betreffend. 13) Geſetz vom 19. Mai 1848, die Aufnahme einer Anleihe zum Zweck der Beſtreitung außerordentlicher Bedürfniſſe des Staats betreffend. (Im Wege der freiwilligen öffentlichen Subſcription bis zu einer Million Gulden.)

Dem Miniſterium *Eigenbrodt* (Zimmermann) gehören an: 1) Erlaß an die Kriegsdienſtpflichtigen des Großherzogthums vom 12. Juni 1848. (Aufforderung, ſich der geſetzlichen Kriegsdienſtpflicht nicht entziehen zu wollen.) 2) Verkündigung vom 6. Juli 1848, die Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung betreffend. (Appellation an das Volk, gegen die Störer der Ordnung; Aufzählung Deſſen, was an Verheißungen erfüllt oder wozu der geſetzliche Weg der Erfüllung eingeleitet ſei; Aufforderung an die Gerichte und andern Behörden, furchtlos das Geſetz in Geltung zu bringen, und an alle Freunde der Ordnung, die Behörden hierin mit allen Kräften zu unterſtützen.)

Endlich dem Miniſterium *Jaup*: 1) Geſetz vom 26. Juli 1848, die Ausübung der Jagd und Fiſcherei in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen betreffend. (Aufhebung der Jagdberechtigungen und Uebergang der Befugniß zur Ausübung der Jagd auf die Grundeigenthümer, die Ausübung ſelbſt durch die Gemeinde im Wege der Verpachtung für Rechnung der Gemeindekaſſe zum Vortheil der Geſammtſteuerpflichtigen; Wildſchadenerſatzbeſtimmungen und Vorkehrungen gegen übertriebenen Wildſtand; Entſchädigung wegen entzogener Jagdberechtigungen aus der Staatskaſſe, wenn die Berechtigten ihre Jagden innerhalb der letzten dreißig Jahre erweislich durch einen oneroſen Titel erworben haben. Durch die Ausübung der Fiſchereiberechtigungen ſollte der Gebrauch des Waſſers zu ökonomiſchen, gewerblichen oder landwirthſchaftlichen Zwecken nicht beeinträchtigt werden.) 2) Geſetz vom 26. Juli 1848, die Friſt zur Anmeldung von Forderungen gegen Auswandernde betreffend. (Dieſe Friſt ward von drei Monaten auf einen Monat herabgeſetzt.) 3) Geſetz vom 31. Juli 1848, die Organiſation der dem Miniſterium des Innern untergeordneten Verwaltungsbehörden betreffend. (Eintheilung des Großherzogthums in zehn Regierungsbezirke mit ebenſo vielen Regierungscommiſſionen an die Stelle der bisherigen Provinzialcommiſſäre, Kreisräthe und Landräthe, mit collegialiſcher Einrichtung, nebſt Bezirksräthen für jeden Regierungsbezirk, auf breiteſter Grundlage des Wahlrechts gewählt und mit bedeutenden Befugniſſen, namentlich mit Bezug auf die zu ernennenden Geſchworenen.) 4) Geſetz vom 30. Juli 1848, die Aufhebung der ausſchließlichen Handels- und Gewerbsprivilegien betreffend. (Aufhebung, mit Entſchädigung aus der Staatskaſſe, wenn die Berechtigten ihre Berechtigungen innerhalb der letzten 30 Jahre erweislich durch oneroſen Titel erworben haben.) 5) Geſetz vom 2. Auguſt 1848, die religiöſe Freiheit betreffend (Gleichſtellung der verſchiedenen Religionsbekenner in ihren politiſchen oder bürgerlichen Rechten.) 6) Geſetz vom 3. Auguſt 1848, die Beurkundung des Perſonenſtandes und die Ehe der Angehörigen neuer Religionsgemeinſchaften in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen betreffend. 7) Geſetz vom 7. Auguſt 1848, die Verhältniſſe der Standesherren und adeligen Gerichtsherren betreffend. („Nachdem von Standesherren und adeligen Gerichtsherren auf mehrere der ihnen verbürgten Rechte Verzicht geleiſtet worden iſt“.) 8) Geſetz vom 6. Auguſt 1848, die Allodification der Erblehn- und Landſiedelgüter betreffend. (Auf Verlangen des Lehnträgers und mit dreierlei möglichen Verwandlungsnormen.) 9) Verkündigung vom 16. Auguſt 1848, die zeitgemäße Entwickelung der innern Verfaſſung der evangeliſchen Kirche des Großherzogthums betreffend. (Mittheilungen über die unterm Miniſterium Gagern [9] beabſichtigte bezügige Commiſſion, deren Mitglieder theils inzwiſchen ernannt worden, theils neu gewählt werden ſollen, mit Verheißung der Veröffentlichung des durch die Commiſſion berathenen Entwurfs, welche aber nachher nicht ſtattgefunden.) 10) Geſetz vom 12. Auguſt 1848, die Einführung einer außerordentlichen Einkommenſteuer betreffend. (Eine Conceſſion an das Zeitverlangen, aber in keiner Hinſicht vom gewünſchten Erfolge.) 11) Geſetz vom 17. Auguſt 1848, die Einquartierung und Verpflegung der großherzoglichen Truppen bei den Landeseinwohnern betreffend. 12) Geſetz vom 20. Auguſt 1848, einige Abänderungen des civilgerichtlichen Verfahrens in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen betreffend. 13) Geſetz vom 31. Auguſt 1848, die Einquartierung der wegen Erhaltung geſetzlicher Ordnung verwendeten Truppen betreffend. (Ein Antrieb für die Gemeindeangehörigen zur Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung mit eigenen Kräften durch entzogene Vergütung für zu dieſem Zweck angeordnete militäriſche Hilfe.) 14) Geſetz vom 24. Auguſt 1848, die definitive Uebertragung der Polizeigerichtsbarkeit, einſchließlich der Forſtgerichtsbarkeit, in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen, an die Gerichte betreffend. (Das Miniſterium du Thil hatte ſich blos zu einer proviſoriſchen Uebertragung entſchließen können.) 15) Geſetz vom 24. Juni 1848, die Wiederherſtellung der ſtaatsbürgerlichen Rechte der wegen politiſcher Vergehen Verurtheilten betreffend. (Rehabilitation bis zum 19. März 1848 und ſowol die Folgen poſitiver Strafen als ſtattgefundener Abſolutionen von der Inſtanz in ſich begreifend.) 16) Geſetz vom 22. September 1848, die Aufhebung der privilegirten Gerichtsſtände betreffend. 17) Bekanntmachung, die Verbeſſerung des Schulweſens betreffend. (Beſtallung einer bezügigen Commiſſion.) 18) Verordnung vom 1. October 1848 in Bezug auf Forſtſtrafen und auf einige Gegenſtände der Forſtverwaltung. (Darunter viele längſt vom Volke gewünſchte Erleichterungen und Vergünſtigungen.) 19) Verordnung vom 10. October 1848, die Beförderung zum Offiziersgrade und den Beſuch der Militärſchule betreffend. (Aenderungen in freiſinnigem Geiſte.) 20) Bekanntmachung vom 18. October 1848, den Misbrauch der Preſſe und der Volksverſammlungen betreffend. 21) Verordnung vom 26. October 1848, die Abänderung verſchiedener Einrichtungen der Univerſität Gießen betreffend. (Ebenfalls in freiſinnigem Geiſte.) 22) Verordnung vom 1. November 1848, die Bürgerwehr im Großherzogthume betreffend. (Proviſoriſche und theilweiſe Maßregeln, dankenswerth bei Ermangelung des Ganzen.) 23) Geſetz vom 28. October 1848, die Einführung des mündlichen und öffentlichen Strafverfahrens mit Schwurgerichten in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen betreffend. 24) Edict vom 22. November 1848, die von der proviſoriſchen Centralgewalt für Deutſchland angeordnete Vermehrung der deutſchen Streitmacht betreffend. 25) Bekanntmachung vom 25. November 1848, die Titulaturen und Rangbezeichnungen der Behörden und Beamten im Geſchäftsverkehr betreffend. (Beſeitigung dieſer Titulaturen.) 26) Geſetz vom 31. December 1848, das Verfahren in Aſſiſenſachen und die Bildung der Schwurgerichte in der Provinz Rheinheſſen betreffend. (Annäherung der rheinheſſiſchen Inſtitutionen an die freiſinnigern des unter 23) gedachten Geſetzes.) 27) Geſetz vom 16. Januar 1849, die Aufhebung der Perſonalſteuerfreiheit des activen Militärs in Beziehung auf Offiziere und im Offiziersrang ſtehende Militärbeamte betreffend. (Dadurch wurde eine ſeit 1827 beſtehende geſetzliche Ungleichheit beſeitigt.) 28) Geſetz vom 1. März 1849, die Truppenvermehrung auf zwei Procent der gegenwärtigen Bevölkerung, ſodann die Stellvertretung im Staatsdienſte betreffend. (Die Staatsaſſecuranzanſtalt für die Stellvertretung wurde damit aufgehoben). 29) Geſetz vom 25. Februar 1849, einige Abänderungen an dem in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen beſtehenden Strafproceß für Civilperſonen betreffend. 30) Geſetz vom nämlichen Tage, die Abänderung einiger Beſtimmungen des Strafgeſetzbuchs betreffend. 31) Geſetz vom 11. April 1849, die Aufhebung der Todesſtrafe betreffend. 32) Geſetz vom 2. Mai 1849, die Aufhebung des Lehnsverbandes betreffend. 33) Geſetz vom 7. Mai 1849, den Umfang, die Aufhebung, Verwandlung und Ablöſung der Weideberechtigungen auf landwirthſchaftlichem Boden in den Provinzen Starkenburg und Oberheſſen betreffend. 34) Verordnung vom 25. Mai 1849, die Beſchränkung der Volksverſammlungen betreffend. 35) Verordnung vom 28. Mai 1849, Verkündigung des Kriegsrechts für den ſüdlichen Theil der Provinz Starkenburg betreffend. 36) Geſetz vom 4. Juni 1849, die Ausführung der allgemeinen deutſchen Wechſelordnung im Großherzogthum betreffend. 37) Geſetz vom 6. Juni 1849, die Vereinfachung des Verfahrens und die Verminderung der Koſten bei der Eröffnung von Erbſchaften, bei Theilungen, Verſteigerungen, Rangordnungs- und Diſtributionsſachen in der Provinz Rheinheſſen betreffend. 38) Geſetz vom 7. Juli 1849, die Eidesleiſtungen betreffend. (Vereinfachte Formel.) 39) Geſetz vom 3. September 1849, die Zuſammenſetzung der beiden landſtändiſchen Kammern und die Wahlen der Abgeordneten betreffend. 40) Geſetz vom 25. Auguſt 1849, die Aufhebung des Gefährdeeides bei dem zugeſchobenen Eide betreffend. 41) Bekanntmachung vom 13. September 1849, die Verſammlungen der Bezirksräthe betreffend. (Verbot ſolcher Verſammlungen als im Geſetz nicht vorgeſehener Generalverſammlungen). 42) Verordnung vom 17. September 1849, die Verhütung des Misbrauchs der Volksverſammlungen betreffend. (Präventiv-

und Controlmaßregeln.) 43) Geſetz vom 10. October 1849, die landſtändiſche Geſchäftsordnung betreffend. 44) Geſetz vom 3. October 1849, die Ablöſung von Leiſtungen, welche auf Grundſtücken oder Grundrenten haften und nicht dem Artikel 1 des Ablöſungsgeſetzes vom 27. Juni 1846 unterliegen, betreffend. 45) Verordnung vom 14. November 1849, die zeitgemäße Entwickelung der innern Verfaſſung der evangeliſchen Kirche des Großherzogthums betreffend. („Vorbereitende Aenderungen.") 46) Verkündigung vom 21. November 1849, die Wahlen zum Landtage betreffend. (Dringende Mahnung zur Anwendung des Wahlrechts in gemäßigtem Sinne.) 47) Verordnung vom 14. November 1849, die Verantwortlichkeit der Baubehörden betreffend. (Einſchärfung und nähere Ausführung der den techniſchen Behörden gegebenen Vorſchriften gegen ungenaue und unzuverläſſige Veranſchlagungen der Koſten öffentlicher Bauten und Arbeiten und namhafte Ueberſchreitungen der hierzu verwilligten Summen.) 48) Verordnung vom 24. Januar 1850, die Wahl der Abgeordneten im Großherzogthum zum Volkshauſe der nächſten Reichsverſammlung betreffend. 49) Verordnung vom 31. Januar 1850, die Amtspflichten der Mitglieder des Gemeinderaths betreffend. (Einſchärfung derſelben, unter Androhung von Strafen.) 50) Verordnung vom 23. Februar 1850, die Staatsaufſicht über neue Religionsgemeinſchaften und über Verſammlungen zu kirchlichen Zwecken betreffend. (Präventiv- und Controlmaßregeln.) 51) Verordnung vom 17. April 1850, das die öffentliche Sicherheit gefährdende Tragen von Waffen betreffend. (Gegen dieſes Tragen, mit Androhung von Strafen.) 52) Verordnung vom 14. Mai 1850, die Organiſation der Regierungsbehörden betreffend. (Hierin wird, im Wege der Ordonnanz, das oben unter [3] erwähnte Geſetz dahin abgeändert, daß die nur einen Regierungsbezirk bildende Provinz Rheinheſſen in zwei ſolche getheilt wird.)

Das Märchen und seine Behandlung in Deutschland.

Aus dem althochdeutſchen Wort märi ſchuf das Mittelalter das mittelhochdeutſche Wort maere, Mär, und erſt eine ſpätere Zeit gab letzterm die noch heute ſprachübliche Verkleinerungsform Märchen, analog dem mittelhochdeutſchen maget, meit, Magd, Mägdchen, Mädchen, wobei der Diminutivbegriff ſich allmälig verwiſchte und verlor, ſodaß ein Mädchen ſehr groß, ein Märchen ſehr lang ſein kann.

Urſprünglich nun war Märe die mündliche Mittheilung eines Geſchehenen, wie uns das Wort gleich im Beginn des Nibelungenliedes entgegentönt:

Uns iſt in alten Mären Wunders viel geſagt,

und wie es ſelbſt noch im ſpätern Kirchenlied nachhallte:

Vom Himmel hoch da komm' ich her
Und bring' euch gute neue Mär;
Der guten Mär' bring' ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will.

Dieſe Strophe, indem ſie auch der zu ſingenden Mär erwähnt, deutet klar darauf hin, daß neben der geſprochenen Erzählung auch die geſungene, die Dichtung, in der epiſchen Form, den Vorfahren Mär hieß, aber hier in einem ganz andern Sinne, als wie wir in unſern Tagen das Wort Märchen verſtehen und auffaſſen, denn gewiß fiel dem frommen Liederdichter nicht ein, die Botſchaft von der Geburt des Weltheilandes als ein Märchen, als etwas Erfundenes zu bezeichnen, ſondern als eine wunderbare Kunde, Nachricht, Neuigkeit. Ein niuwez maere kommt nicht ſelten in den Minneſingerliedern vor, ebenſo rehte maere, rechte Märe, Wahrheit, alſo gerade der Gegenſatz vom heutigen Wortbegriff, und beim Zeitwort maeren, Kunde geben, das ſich kaum noch provinziell bis auf unſere Zeit erhalten hat, durchaus nicht der gegenſätzliche heutige Begriff: albernes Zeug erzählen, faſeln, etwas Unwahres daherplappern.

Den weiten Kreis des „Geſchehenen“ alſo umfaßte der Begriff Märe durch die „Mittheilung mittels der Sprache, wie der Schrift“ und zog weder für die Wahrheit des Ueberlieferten, noch für die Dichtung enge Grenzen. Da waren Heldenlied und Sage, Abenteuer und Wunder, Heiligenlegende und Fabel noch nicht geſchieden und geſondert, Alles war maere, zur Unterhaltung wie zur Erbauung, in Schimpf und Ernſt, für die Erzählung am Herdfeuer und in der Trinkhalle, wie für die Vorleſung aus dem geſchriebenen Buch im Gemach der Herrin oder der Jungfräulein.

Mythus und Geſchichte, Ueberlieferung und Phantaſie woben dem Leben im Mittelalter die reichſten Poeſiekränze in einer Fülle von erzählenden Gedichten, deren Menge kaum überſehbar iſt, von denen immer noch neue entdeckt werden. Selbſt aus dem Born des claſſiſchen Alterthums zu ſchöpfen ward nicht verſchmäht; die Dichter miſchten ihren eigenen Honig dazu und ſchufen ſo die verjüngenden Zaubertränke der Begeiſterung für ihre Zeitgenoſſen. Vornehmlich bot willkommene Stoffe der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum, während einestheils der ſkandinaviſche Norden mit ſeinen Götter- und Heldenliedern das Gefilde der Poeſie meteoriſch überſtrahlte, anderntheils der ferne Orient die wunderſame Fata Morgana ſeiner Dichtungen über dem heiligen Lande aufgehen ließ, deren Abglanz in der Erinnerung die frommen Kreuzfahrer mit in die europäiſche Heimat brachten; aber auch die keltiſche, die ſpaniſche und die provençaliſche Poeſie blühten in bunten Märchenblumen auf. Da war in den meiſten Fällen der

Mythus der Märe beigeſellt, Zauber und Wunder einer Götter-, einer Geiſterwelt, einer Welt voll Zwerge, Rieſen, Zauberer, Feen, wie ſie noch bis auf den heutigen Tag die vorzugsweiſen Träger der morgenländiſchen Märchen ſind. Die Welt der Engel, die uns in der heiligen Schrift, wie im mohammedaniſchen Glauben begegnet, was iſt ſie anders als eine Poeſieblüte des Orients, Arabiens und Paläſtinas?

Die romantiſche, ritterliche Poeſie des Mittelalters vom 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts geſellte nach und nach dem deutſchen Wort maere das fremdländiſche aventiure, Abenteuer, und ein großer Theil der Heldenſagen und Rittergedichte erſcheint des Zauberapparats entkleidet, oder derſelbe iſt nur, wie z. B. im Nibelungenlied, im Heldenbuch u. ſ. w., mit großer Sparſamkeit angewandt, ebenſo in den Sagenkreiſen Karl's des Großen, wo z. B. in den Heimonskindern das zauberhafte Element blos durch Malegis, Maugis (Magus) vertreten iſt. Doch geſchah es auch, daß die Dichter bisweilen gern morgen- und abendländiſche Wunder ihren Stoffen einwebten, die dann gar bunt und echt märchenhaft nach dem neuern Begriff uns erſcheinen, wie z. B. die Kinder von Limburg in einem niederländiſchen Volksbuch.

Es würde zu weit führen, hier in der reichquellenden Fülle mittelalterlicher Dichtungen in Reim und Proſa überall das Element des Märchenhaften im heutigen Sinne nachzuweiſen, unter welchem Element wir hauptſächlich die Welt der Elementargeiſter, den Zauber und das Wunder zu verſtehen haben. Wir können, ja wir müſſen, um uns über den Begriff des Wortes Märchen klar zu werden, die Sage von ihm ſcheiden, ebenſo wie die Legende und die wirkliche Geſchichte, nicht minder die Fabel und die Allegorie — am ſchwerſten aber iſt es, den Mythus vom Märchen zu trennen, denn Poeſie und Mythus ſind des Märchens Aeltern und die Phantaſie iſt ſeine treue Amme. Wie der Mythus tauſendfach in den Sagen lebendig iſt, ſo auch im Märchen. Was wäre die Märchenwelt und was bliebe ihr, wenn ſie Rieſen und Zwerge, Hexen und Zauberer, Wundergeſtein und Kräuter, redende Thiere und gefeite Theile von Thieren nicht hätte? Was wäre ſie ohne Bergestiefen voll Schätze, voll Wächterdrachen und Feuerhunde, Irrlichter, Gnomen und Kobolde? Was ohne Feen, Elfen und Nixen? Alſo ließe ſich lange fortfragen.

Am Ende wiſſen wir über Märchen, Sage und Mythus in ihrer Einigung und Sonderung nichts Gediegeneres und Beſſeres zu ſagen, als was Jakob Grimm in der Vorrede ſeiner „Deutſchen Mythologie“, 2. Ausgabe, S. XIV ſagt:

„Von der volksſage werden mit gutem grund die märchen abgeſondert, obgleich ſie wechſelſeitig ineinander überſtreifen. Looſer, ungebundener als die ſage entbehrt das märchen jenes örtlichen halts, der die ſage begrenzt, aber deſto vertraulicher macht. Das märchen fliegt, die ſage geht; das märchen kann frei aus der fülle der poeſie ſchöpfen, die ſage hat eine halb hiſtoriſche beglaubigung. Wie das märchen zur ſage, ſteht die ſage ſelbſt zur geſchichte, und, läßt ſich hinzufügen, die geſchichte zu der wirklichkeit des lebens. Im wirklichen daſein ſind alle umriſſe ſcharf, hell und ſicher, die ſich im bild der geſchichte ſtufenweiſe erweichen und dunkler färben. Der alte mythus aber vereinigt gewiſſermaßen die eigenſchaften des märchens und der ſage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich ſich niederzulaſſen.“

Manche altheidniſche Gottheit verjüngte ſich in den Sagen und Märchen des Volks nicht minder, wie in den epiſchen Gedichten des Mittelalters; ja ſelbſt ein Theil der chriſtlichen Lehre, der Marienglaube, wob ſich ein in manches liebliche Märchengebild.

Sagen wurden durch Dichter ausgeſchmückt, in Märchen verwandelt, wozu die Arthurſage lebendige Beiſpiele liefert, welche im Mabinogion, dem rothen Buche von Hergeſt, geſammelt ſind, das uns San Marte deutſch gegeben. Im Buche vom Zauberer Merlin iſt reicher Märchenſtoff enthalten.

Allen bisher erwähnten Dichtungen, mögen auch Einige ſie Märchen nennen, iſt der Begriff des Kindermärchens noch gänzlich fern; dieſer ward erſt ſpäter entwickelt, nachdem der altheidniſche Mythus mehr und mehr in die dem deutſchen Volksglauben gemäße Welt der Elementargötter und Geiſter umgewandelt und der Glaube an die alten Götter geſchwunden war, höchſtens noch in unbewußtem Klängen, in Liedern und Erzählungen der Kinderſtuben nachhallte.

Das ganze reiche Literaturgebiet märchenhafter Stoffe und Dichtungen kann, bei dem uns eng zugemeſſenen Raum, nicht vollſtändig in Betrachtung gezogen werden, nur des Hervorragendſten in demſelben müſſen wir gedenken. Dabei wird auch die Eigenſchaft des Märchens feſtzuſtellen ſein, ſoweit das Hin- und Herſchwanken dieſer lieblichen Poeſieblume, die vom Hauche der Phantaſie lebhaft bewegt wird, es geſtattet. Häufigſt begegnet uns im Märchen die gedrückte und verfolgte Unſchuld, die, oft beſtrickt durch Zauberbande, dieſen ſich durch Flucht entzieht und durch Hülfe gegenwirkenden Zaubers gerettet wird. Jugendlicher Muth beſteht mit Ausdauer große und ſchwere Prüfungen ſiegreich und empfängt beglückende Belohnungen. Haß und Liebe, Unſchuld und Bosheit, Reichthum und Armuth bekämpfen ſich wechſelſeitig; Muth und Liſt, Edelſinn und Treue, Zauberkraft und Geiſterhülfe unterſtützen die Bedrängten. Das Märchen kann und darf lang ſein, nur nicht langweilig, es darf auch kurz ſein, doch kurzweilig dabei. Die höchſte Einfachheit der Erzählung muß es ſchmücken; ſchwülſtigen Stil, romanhafte Verwickelung, Schilderungen, die nicht zur Sache gehören, muß es von ſich weiſen. Das Einſchachtelungsſyſtem des Orients, wo mit Abſicht ein Märchen im andern ruht oder aus ihm hervorgehe, die Epiſoden der Romane und Novellen hat namentlich das deutſche Märchen zu vermeiden.

Oft kleideten die alten Dichter die Allegorie in ein märchenhaftes Gewand und bildeten ſo die Parabel (das Gleichniß) nach, die ein Geſchöpf der Poeſie des Morgenlandes iſt. Anziehende Parabeln finden ſich ſchon in dem urſprünglich griechiſchen geiſtlichen Dichterwerke „Barlaam und Joſaphat“, die zum Theil in Märchenbücher übergegangen ſind. Das Werk ſelbſt wurde frühzeitig in die deutſche Sprache übertragen.

Des Arthurſagenkreiſes ward oben ſchon gedacht; in allen den Heldendichtungen, die ihn bilden, ſpielt Märchenzauber eine Rolle; doch waltet mehr noch als der Zauber das Element des ritterlichen Abenteuers in ihnen vor, und dieſes, das Abenteuer, war das Lieblingskind ſeiner Zeit, dies rief die zahlreichen epiſchen Dichtungen des Mittelalters hervor, die ſich über das ganze Abendland wie ein befruchtender Strom ergoſſen, der ſeine Quellen in allen chriſtlichen Landen Europas hatte.

Die Geſchichte vom Zauberer Virgilius bietet vielen Märchenſtoff, doch können wir ſie ſo wenig als ihre zahlreichen Wiederholungen bis zum Volksbuch vom Dr. Fauſt und dem von ſeinem Famulus Wagner, ungeachtet ihres magiſchen Apparates, Märchen nennen, vielmehr haben wir die urſprüngliche Heimat des echten Märchens nicht in den Dichtungen des Abendlandes, ſondern im Kindheitmorgen des Menſchengeſchlechts und an deſſen Wiege, im Orient zu ſuchen. Von dorther kamen die märchenartigen Fabeln des Bidpai oder Pilpai, auch Kalila ve Dimna genannt, indiſch Hitopadeſa (Unterweiſung), wie jene des Arabers Sendabad oder Sindbad, und gingen zum Theil in abendländiſche Werke, hauptſächlich in die bekannten „Gesta Romanorum“ und die aus dieſen gebildeten „ſieben weiſen Meiſter“ über, nahe verwandt mit dem türkiſchen Buche von den „vierzig Vezieren“. Vieles ſchöpften aus ſolchen Werken die italieniſchen Novellendichter, was echt märchenhaften Charakter an ſich trägt, aber auch die Franzoſen benutzten vielfach dieſe Stoffe, nannten die metriſche, hauptſächlich die ſangbare Erzählung Lai, die in Proſaform Fabliau, welches Wort jedoch keineswegs das ausſagt oder genau bezeichnet, was wir unter Märchen verſtehen, ſo wenig wie Conte, Fable, Nouvelle; doch zieht für unſern Begriff des Wortes Märchen der franzöſiſche Sprachgebrauch das Wort Conte den übrigen vor.

Einem altitalieniſchen, aber auch in Frankreich früh verbreiteten Volksbuche, betitelt: „Hundert alte Novellen“, ahmte einigermaßen, doch ungleich geiſtvoller Boccaccio in ſeinem allbekannten „Decamerone“ nach, wo in vielen der Erzählungen die Maſchinerie des Zaubers eine Rolle ſpielt, aber ohne daß man die Erzählungen ſelbſt Märchen nennen kann. Boccaccio fand zahlreiche Nachahmer, von denen Giovan Franzesco Straparola einer der bedeutendſten iſt, denn in ſeinen Novellen ſind endlich Dichtungen enthalten, die den Anforderungen an echte Märchen entſprechen und wieder ſpätern Märchenerzählern und Erzählerinnen als Vorbilder dienten. Freilich waren auch dieſe theilweiſe dem Orient entlehnt. Eine ſeiner Novellen iſt der urſprüngliche Stoff des Märchens vom geſtiefelten Kater, welches ſeiner heitern Originalität halber von Franzoſen wie von Deutſchen völlig adoptirt wurde und von dem wir ſelbſt neuerdings eine ſelbſtändige illuſtrirte Bearbeitung verſucht haben.

In den mittelhochdeutſchen erzählenden Gedichten vom 12. bis zum Schluß des 14. Jahrhunderts, von denen uns in verſchiedenen Handſchriften ein reicher Schatz aufbehalten blieb, iſt nicht minder, wie im Buche von den ſieben weiſen Meiſtern, märchenhafte Färbung der Erzählung bisweilen vorwaltend. Hundert derſelben gab der um die deutſche Literatur des Mittelalters hochverdiente Friedrich Heinrich von der Hagen unter dem Titel „Geſammtabenteuer“ in drei Bänden heraus. Lieblich miſcht ſich, neben manchem Unſaubern und Derben, die Sage und auch die Kloſterlegende mit dem Abenteuer, dem Schwank und dem Märchen. Die Legende iſt dem Märchen verwandt durch das Wunder, von ihm aber alsbald geſchieden, ſobald ſie beſtimmte Heilige nennt, denn das Märchen kennt keine beſtimmte Perſonen mit irgend geſchichtlichen Namen. Daher darf man die Begriffe Märchen und Legende nie vermengen, wie Muſäus gethan, auf lange Zeit hinaus und nachhaltig ſie verwirrend. Engel und Teufel jedoch wirken in der Legende wie im Märchen frei neben Geiſtern, Feen, Kobolden, dämoniſchen Rieſen und Zwergen.

Das Märchen gewann im Abendlande mehr und mehr Boden in ſeiner mannichfachen, proteiſchen Geſtaltung, bald ernſt und grauenhaft, bald zart und lieblich, bald neckiſch und ſpottluſtig, immer aber wunderſam, poeſie- und zaubervoll.

Dem indiſchen „Hitopadeſa“ nachgebildet, flatterte die Märchenſchar der „Tauſend und einen Nacht“ aus Arabien in das Abendland; ihr folgte aus Perſien ſpäter eine zweite: „Tauſend und ein Tag“. Beide Sammlungen fanden vorzüglich in Frankreich willkommene Aufnahme, vielſeitige Verbreitung und noch vielſeitigere Nachahmung, als deren bedeutendſte Gueulette's „Tauſend und eine Viertelſtunde“ erſcheint, als tatariſches Märchen bezeichnet. Auch „Chineſiſche Märchen“ gab dieſer glückliche Nachahmer heraus, Andere folgten, und es regnete in Frankreich Feenmärchen von männlichen und weiblichen Autoren ohne Zahl. Die waren aber entweder nachgeahmt oder gemacht, erfunden, weder echte Volks- noch echte Kindermärchen, und nur wenige derſelben bürgerten ſich in Deutſchland ein, wohin vorzugsweiſe die von dem franzöſiſchen Akademiker Ch. Perrault vortrefflich erzählten Märchen „Blaubart“, „Aſchenbrödel“, „Däumling“, „Maître chat“ u. ſ. w. gehören. Ein Fehler dieſer franzöſiſchen Schule war jedoch der, daß ſie gern die Märchenſtoffe zu Märchenromanen ausſpann und ſie dadurch verwäſſerte.

Als die deutſche Poeſie des Mittelalters abblaßte und die reimſüchtige, farbloſe Meiſterſängerei ſich ausbildete, flüchtete das Märchen aus dem Zaubergarten jener Poeſie heraus in den Dornenwald, um einen langen

Zauberſchlaf zu ſchlafen, und ſchlummerte in manchem vergeſſenen Buche wol ein Jahrhundert (ſolche Bücher mit köſtlichen Märchenſtoffen waren unter Andern „Der Wegkürzer“, wie „Der alten Weiſen Exempel“, welches letztere treffliche Thiermärchen enthält), oder das Märchen lebte in ſteter Verjüngung in ſinnigen Volksliedern und im Volksmunde ſein unſterbliches Leben fort, während ein großer Theil ſpäterer deutſcher Schriftſteller ſich in Nachahmung der Franzoſen gefiel und die Märchen verdarb, indem dieſelben, in Feengeſchichten umgewandelt, ihre nationale Eigenthümlichkeit einbüßten.

Hier iſt der Ort, einiges Allgemeine über Feen einzuſchalten, da der Begriff wie die Benennung Feen in Deutſchland zwar eingebürgert, aber doch nicht urſprünglich heimiſch iſt.

Morgen- und Abendland bildeten ſchon im frühen Völkermorgen ſelbſtändig ſich weibliche mythiſche Weſen, die neben den verſchiedenen Götterſyſtemen des Mythus in wohlthuender oder feindſeliger Beziehung zum Menſchengeſchlecht gedacht werden, mit allen überirdiſchen Kräften und Eigenſchaften begabt, frei im Raume waltend, den Elementen gebietend, ſchickſalbeſtimmend oder doch lenkend, zukunftkundig, gabenſpendend, dabei ätheriſch, meiſt von hoher Schönheit und vom Glanze göttlicher Abkunft umfloſſen, rein, frei von irdiſchen Gebrechen u. ſ. w. Des claſſiſchen Mythus Nymphen und Oreaden gehören in dieſes Reich; die Parzen, Fatae bei den Alten, als Schickſalgöttinnen den Nornen des ſkandinaviſchen Mythus verwandt, gaben die lateiniſche Benennung für Feen ab, welches die ſpätern Italiener beibehielten, die Provençalen und Spanier annahmen: Fada, Hada. — Aus dem Worte fatare, bezaubern, wurde das franzöſiſche Faer, Faée, Fée. Im Begriff: Zauberweſen war das ganze Feenthum perſönlich wie handelnd ausgeſprochen. In deutſchen Gedichten hießen die Feen Feinen, mit welchem Worte gar zart das ätheriſche Weſen, das Ueberirdiſche dieſer Dämonenwelt bezeichnet war; ſo war Frau Venus eine Feine, und Waldfeinen, geheimnißvolle Waldfrauen, mochten einestheils an die Nymphen der Haine der antiken Welt erinnern, anderntheils Nachhall nordiſcher Mythen von Wald-Jwidien, Diſen und Idiſen ſein.

Der Oſten hatte die überirdiſche Welt mit Weſen höherer Natur übervoll bevölkert, Engel, gute und böſe, Divs, Peris, Dſchinnen, zu denen die Phantaſie der Hebräer noch ein völliges Syſtem von Cherubim, Seraphim, Thronen u. ſ. w. hinzugefügt.

Im Weſten, von Kelten, Bretonen und Iren ausgehend, miſchte ſich der Elfenglaube mit dem in die Romantik Frankreichs, Spaniens und Italiens eingebürgerten Feenglauben und ſchmolz mit ihm zu dem poetiſchen Zaubergolde zuſammen, aus welchem die Dichter manch anmuthiges Gebilde ſchufen. Aus dieſem Wundermetall iſt „Oberon“, der Elfenkönig, hervorgegangen, Spenſer's „Feenkönigin“, Shakſpeares „Sommernachtstraum“ und „Sturm“. Die altnordiſchen Zwergſagen und Elfenmythen ſpielen nicht minder in dieſes Gebiet herein, denn Oberon — was iſt er? Auberon, Alberon, Alberich, Alf, Elf — Zwergenkönig, wie Kunek Luarin im deutſchen „Heldenbuche“.

Engliſche und franzöſiſche Dichter fanden ungemeines Wohlgefallen an dieſer überirdiſchen Maſchinerie, von der irdiſche Helden und Heldinnen verfolgt oder beglückt, auch meiſt hart genug geprüft wurden, und ihr Publicum theilte dieſes Wohlgefallen, daher die Ueberfülle der Feengeſchichten und Feenmärchen in Frankreich. Mit großem Glück baute Jonathan Swift das Märchen in England an und verwob in daſſelbe die Elemente des Humors und der Satire.

In der deutſchen Literatur fand das Märchen, nachdem die Romantik des Mittelalters abgeblüht war, lange keinen Boden. Nur wenige Dichter hatten Kenntniß und rechten Sinn für ſolchen Stoff, wie z. B. Johannes Agricola für Heldengedicht und Sage, Hans Sachs für Fabel, Schwank und Allegorie. Die Fabel gewann in dieſer Zeit breiten Boden, ſelbſt durch Luther empfohlen; Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Hartmann Schopper bauten ſie an, doch ihr gebührt eine eigene Geſchichte.

In und aus der Blutſaat des Dreißigjährigen Krieges konnten keine Märchenblüten aufſproſſen, und die innerhalb deſſelben mit Opitz beginnende neue Poeſieperiode widmete ſich keineswegs ihrer Pflege. Nur Adam Olearius machte eine rühmliche Ausnahme, indem er in ſeinem „Perſianiſchen Roſenthal“ und Lokman's Fabeln die Märchenwelt des Oſtens wieder im Weſten zu verjüngen ſtrebte. — Immer mehr verfiel die deutſche Poeſie, und wenn ja ein märchenhaftes Gebild, wie in Philipp von Zeſen's Dichtungen, aufdämmerte, erloſch es im Nebeldunſt dieſer wäſſerigen Periode. Abraham a Sancta Clara gab in ſeinem „Huy und Pfuy der Welt“ eine anziehende, reiche Thierfabelſammlung, aber das eigentliche Märchenelement blieb ihm fremd, obſchon man ihm Märchen zuſchrieb.

Ein fruchtbarer Romanſchreiber, Auguſt Bohſe, genannt Talander, von 1661—1730 lebend, führte die „Tauſend und eine Nacht“ und den „Tauſend und einen Tag“ in Deutſchland ein; Bodmer ſuchte im Bunde mit Breitinger den Sinn für die nationalen Poeſieſchätze in den Minneliedern und ſonſtigen mittelhochdeutſchen Gedichten wieder zu erwecken; Lichtwer und mehrere ſeiner Zeitgenoſſen thaten ſich in Fabeln hervor, kamen aber nie über deren trockene Moral hinaus; ſie konnten, umirrend im deutſchen Dichterwalde, das ſüße Dornröschen, das ſchlummernde Märchen, nicht finden, nicht wecken, nicht erlöſen. Salomon Geßner, mit ſeinem hervorragenden Talent für die Idylle, hätte vermocht, das Märchen zu beleben; er ging an ihm vorüber auf die grüne Wieſe voll Heerdengeklingel und Hirtengetändel. Beſſer als ihm glückte G. W. Rabener das Märchen im Gewande der Satire; er ahmte Swift nicht ohne Beifall nach.

Mit Wieland begann eine neue Aera der Literatur: ſeine herrliche

Begabung machte ihn heimiſch in allen Gebieten des Schönen; er erfaßte mit großer Sicherheit auch Märchenſtoffe, aber er ſpann ſie weit aus, webte in ihre fliegenden Sommerfäden zu vielen Einſchlag eigener Phantaſie. Daſſelbe that unmittelbar nach ihm Muſäus, aber, indem dieſer mit ſicherem Takt hauptſächlich dem deutſchen Märchenſtoff nachſpürte, ward er unbewußt der glückliche Finder, des Märchens Wiedererwecker. Denn, von ſeinem treuherzig gemüthlichen Erzählerton erfreut, jubelten ihm reifere Kinder wie Erwachſene zu; er fand Nachahmer in Fülle, das beſte Zeichen des Anklanges; ſeine Märchen gefielen, und dem Publicum, dem ſie gefielen, konnte es äußerſt gleichgültig ſein, ob nach ihm Männer kommen würden, welche, von Ueberzeugung geleitet, ſagen mußten: „Muſäus' Volksmärchen ſind keine Märchen“. Es war ſchon ein Gewinn für die deutſche Literatur, daß das faſt verlorene Wort Märchen wiedergefunden war, und zugleich in ſo ſchöner Verbindung mit dem Volke. War doch damals das Wort Volk gar ein verachteter, widerwärtiger, völlig unverſtandener Begriff. Dieſes Verdienſt rechnen wir Muſäus ſehr hoch an.

Uebrigens war zu Muſäus' Zeit und lange nachher an eine, wir wollen gar nicht ſagen kritiſche, ſondern naturgemäße Sonderung der Begriffe von Volksſage und Volksmärchen, ſelbſt jener der Legende, gar nicht zu denken. Das war Allen Alles eins, faſt wie noch heute. Eine Legende war ein Märchen, und eine Sage war ein Märchen, nicht minder umgekehrt, und ſelbſt ſehr einſichtsvolle Köpfe — bis zur Neuzeit — haben ſich in die angedeutete naturgemäße Sonderung nicht ſchicken und fügen mögen.

Die großen Dichter der Nation, wie ſie nun nacheinander und miteinander auftraten, verſchmähten das Märchen und überließen es den kleinern. Bürger bearbeitete romantiſche Sagenſtoffe („Leonore“, „wilder Jäger“, „Abt von St.-Gallen“, den er irrig ein „Märchen gar ſchnurrig“ nennt, u. ſ. w.), ſo auch die Stolberge („Büßerin“), Goethe („Erlkönig“, „Eckart“, „Fiſcher“, „Hochzeitlied“ u. ſ. w.). Das Märchen zog Goethe nicht an ſeinen Buſen heran, in dem er doch die Poeſie der ganzen Welt trug. Wie Goethe vermocht hätte, Märchen zu erzählen, zeigt genugſam das Knabenmärchen in „Wahrheit und Dichtung“.

H. A. O. Reichard erneute für Deutſchland in ſeiner „Bibliothek der Romane“ manchen anziehenden, vom Mittelalter überkommenen Märchenſtoff und gab auch in ſeinem „Blauauge“ eine ſelbſtändige Märchendichtung. Chriſtiane Benedicte Eugenie Neubert, die geiſtvolle und fruchtbare, ahmte — wol zufällig — ſogar in der Bändezahl (5) ihrer „Volksmärchen der Deutſchen“ Muſäus nach; ihr folgten Lafontaine in ſeinen „Sagen aus dem Alterthum“, Gerle in ſeinen „Volksmärchen der Böhmen“ und andern Märchen, Wächter (Veit Weber) in ſeinen „Sagen der Vorzeit“. Eine Menge unbedeutender Märchen- und Erzählungen-Schriftſteller, die ſämmtlich nur auf demſelben breitgetretenen Pfade ſich ergingen, ſind getroſt zu übergehen. Junge Dichter und Schriftſteller fallen gar leicht in den verzeihlichen Fehler, Märchen zu ſchreiben, bevor ſie ſich bewußt werden, was eigentlich ein Märchen und wie ſehr ſchwer es iſt, ein gutes Märchen zu ſchreiben. Als bedeutendere Namen im Gebiete der Märchenerzählung, wenn auch mit der Zuthat willkürlicher Ausſchmückung, dürfen indeß noch genannt werden Chr. Ernſt Graf von Benzel-Sternau, K. F. Gottſchall, Karoline Freiin de la Motte-Fouqué, W. A. Lindau, E. Th. A. Hoffmann, K. Streckfuß, Joh. Rud. Wyß und manche Andere.

Ludwig Tieck erfaßte das Märchen in eigenthümlicher Weiſe; er entkleidete es zum Theil ſeiner Volksthümlichkeit und zog ihm das Gewand ſeines Humors an, der häufig unübertrefflich iſt; allein weniger nachhaltig als ſein Humor iſt ſeine, auch den Märchenſtoffen, die er bearbeitete, beigemiſchte Polemik, und ſo erweiſt ſich Dem, der unter Andern das kritiſche Unweſen am berliner Theater zu Tieck's Zeit nicht gekannt hat, Vieles in deſſen „Geſtiefeltem Kater" als fad und langweilig, was vielleicht einſt fähig war, einen geiſtbelebten Kreis zu befriedigen und zu ergötzen. Mit der Zaubergerte der Forſchung in der Hand, dabei Herz und Geiſt voll Sinn und Begabung und Vorliebe für Poeſie, erſchloß Friedrich Heinrich von der Hagen, oben ſchon erwähnt, aufs neue manchen alten, verſunkenen Märchenhort und beſchwor ihn kundig herauf an das Licht des Tages. So gab er nicht nur „Tauſend und eine Nacht" und „Tauſend und einen Tag" im Bunde mit Karl Schall den Deutſchen aufs neue, gab Erzählungen und Märchen neben ſo vielen andern Schätzen deutſcher Literatur und Poeſie, ſondern er wirkte und wirkt unermüdlich fort auf dieſem reichen Gebiete, gründlich forſchend und tief, neue Bahnen brechend und gleichſam eine neue Schule, die altdeutſche, mitbildend, zahlreiche Jünger ſich gewinnend. Erblicken wir gleichen Geiſtes wirkſam, mit unverſiegbarer Jugendkraft ſtrebemuthig die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, und mit ihnen wie mit von der Hagen im Bunde manchen ſchon Heimgegangenen, manchen noch Lebenden, wie Dozen, Aretin, Mohnicke, Bennecke, Gräter, Böckh, Büſching, Lachmann, Primiſſer, Maßmann, Mone, Haltaus, San-Marte, Mooyer, Haupt, Keller, Wolf und viele Jüngere, ſo ſehen wir auch das deutſche Märchen wieder in ſeine vollen Rechte eingeſetzt, erblicken es an der ihm in der Literatur gebührenden Stelle, von fremden Anhängſeln geſchieden und geſäubert.

Ohne ſpätern Märchenerzählern, wie Wilhelm Karl Grimm („Kindermärchen", 3 Auflagen), Wilhelm Hauf, Lyſer und Andern ihr Recht verkümmern, ihr Verdienſt ſchmälern zu wollen, muß doch ein Unterſchied feſtgeſtellt bleiben zwiſchen dem überlieferten Märchen in ſeiner alten Geſtaltung und dem willkürlich veränderten oder völlig neu gedichteten oder gar dramatiſirten. Auf das Fortleben des Märchens im Volksmunde iſt das größte Gewicht zu legen. Da begegnet es uns ſchlicht, einfach, ohne ungeeignete Zuthat, unmittelbar und oft hochpoetiſch; nur kann nicht ein jedes ſelbſtändig ſein und bleiben, eins fliegt in das andere über, der Volks-

und Kindermund paart die Märchen, und es fallen davon oft prächtige Abwandlungen, wie bei den Singvögeln, die wir in Hecken halten. Fremdländiſches und Einheimiſches miſcht ſich, wechſelt in der Färbung des Gefieders und ergötzt uns durch Ton, Haltung und Farbe auch in der veränderten Geſtalt.

Das nun iſt für den Forſcher wie für den Dichter das Angenehme und Schöne, nachzuweiſen, wo und wie ein erzähltes Märchen ihm ſchon früher begegnet, oder ſagen zu können: dieſes fand ich urſprünglich da und dort und fing es ein wie einen ſeltenen Schmetterling, einen bunten Vogel.

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm gaben uns, neben ſo vielem andern Hochtrefflichen, auch eine treffliche Märchenſammlung, ihre „Kinder- und Hausmärchen“, die ſo ziemlich den deutſchen Märchenſchatz enthält, der bei Anlage ihrer Sammlung erreichbar und zugänglich war; aber das Capital verzinſte ſich gut und wuchs und wächſt immer größer, denn die gegebene Anregung erweckte Nacheifer im Suchen, und bei Vielen kam Glück im Finden hinzu, denn das „Suchet, ſo werdet ihr finden!“ bewährt ſich auch beim ernſten, eifrigen Suchen nach Sagen und Märchen in erfreuender, lohnender Wahrheit. So gelang den Brüdern die ſtete Vermehrung ihres muſterhaften Märchenwerkes, ſie gaben treulichen Nachweis der Fundorte, und in vielen bedeutenden Auflagen trat dieſe Sammlung von 1812 an bis jetzt an das Licht, erfreut noch immer und wird ſtets erfreuen, ſo recht mit echtem deutſchem Ernſt die Einwürfe Jener widerlegend, die ſo gern ſpitzeln und ſpötteln über Ammenmärchen, abergläubiſche Geſchichten u. dgl. und die Liebe zu Mär und Sage wie ein Zurückführen des deutſchen Volksgeiſtes in die Rumpelkammern der Feudalzeit verſchreien, verdammen.

Alles hat ſeine Zeit und Alles hat ſeinen Ort. Wir verkennen wahrlich nicht das ernſte Antlitz der Zeit, nicht ihre Wehen und Kämpfe, nicht ihre Lichter und ihre Schatten, und wir bedürfen keiner Märchen, aber die Jugend bedarf ihrer, wie des friſchen Quellwaſſers, denn die Märchenwelt iſt eine kaſtaliſche Poeſiequelle voll unaustilgbaren Zaubers, ſie iſt das Beſte und Unſchuldigſte für Hand und Auge unſerer Kinder. Daß es ſo iſt und nicht anders, das beweiſt die ungemeine Verbreitung der Grimm'ſchen Märchenſammlung, deren wiederholt aufgelegte Ueberſetzung ins Engliſche wie nicht minder Ueberſetzungen einzelner und vieler Stücke derſelben in das Holländiſche, Däniſche, Schwediſche, Franzöſiſche u. ſ. w.; das beweiſt, neben zahlreichen Märchen, die keine ſind, die ihre Erfinder und Verfaſſer nur ſo nennen, eine reiche Märchenliteratur vom Aufgang zum Niedergang, von einem Ende der Welt zum andern, wenn ſie auch hier und da nicht blos Märchen im ſtrengen und eigentlichen Sinne umfaßt — denn das Märchen iſt an keine Heimat gebunden, es iſt ein Paradiesvogel, dem die Phantaſie die Füße raubte, es findet nicht, wie die Sage, Haft und Boden —; das beweiſt endlich unſer eigenes „Deutſches Märchenbuch“ in nur einem Bande, neben einer großen illuſtrirten Ausgabe (der ſoeben eine noch neuere folgt), nach des Verlegers Verſicherung in mehr denn 63,000 Exemplaren verbreitet. Und welche Stofffülle ließe ſich ſeit deſſen erſtem Erſcheinen (1845) auffinden! wie leicht wäre es, eine zweite, gleich reichhaltige Sammlung aus dem Volksmunde wie aus mittelalterlichen Quellen zu entnehmen!

Die neue Märchenliteratur ungefähr ſeit einem Jahrzehnd hat uns Märchen zugeführt aus faſt allen Theilen der Welt, aus dem Herzen Europas wie aus Haupt und Gliedern der alternden Jungfrau. Wir haben von ſlawiſchen Volksſtämmen, von Finnen, Liven, Eſthen, aus Böhmen, Ungarn, der Walachei, aus Polen und Rußland Märchenſammlungen erhalten. Dänemark, Schweden und Norwegen lieferten reiche Beiträge, England, Schottland und Irland nicht minder, die Bretagne, die Schweiz, das Elſaß, die Ober- und Niederlauſitz, das Rheinland, Baiern, Franken und Schwaben, die Mark, Schleswig-Holſtein, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, Sachſen und Thüringen, Hannover und Weſtfalen ließen ſich vertreten. Unſere Literatur erhielt Märchenzuwachs aus Griechenland und der Türkei, aus Perſien und der Mongolei, aus Oſtaſien, Indien und Sumatra, aus Nordamerika und Südafrika.

So hat das Märchen, die Kunde vom Niegeſchehenen, ſeine Geſchichte, ſo iſt es dauerbar und fortlebend in der Menſchheit, zumal in deren jugendlichem Aufblühen, wie auf dem Büchermarkt, und fortlebend iſt es auch noch doppelt und dreifach, nicht einregiſtrirt in dicke Bände, friſch und frei und lebendig im Munde des Volks, des Landvolks zumal, des Waldvolks und des Bergbauvolks. Das Kind, hat es hundertmal ein liebes Märchen gehört, will es immer und immer wieder noch einmal hören, ſolange es ſelbſt noch Kind iſt; das greiſe Mütterchen freut ſich, im Märchen ein Band zu haben, mit dem es die Enkel an ſein Herz ſchlingt. Um den Rocken der Spinnerinnen windet ſich das Märchen, und aus den Pfeifen der Burſche in den Lichtſtuben kräuſelt ſich's als blaues Wölkchen. Das iſt der echte „blaue Dunſt“ der Poeſie, der Farbe und Duft der Wunderblume in die Lüfte verſtreut wie fliegende Sommerfäden, das iſt der — obſchon bisweilen verſpottete — „Altweiberſommer“, der auch im Lenze zieht und auf den Feldern im Regenbogenfarbenſchimmer von Halm zu Halm, von Stoppel zu Stoppel eine Elfenbrücke baut.

Eines iſt erfreulich, was Wilhelm Grimm ſchon ausgeſprochen hat, „daß trotz dem Lächeln, womit man von den Hausmärchen ſpricht, welches Lächeln vornehm ausſieht und wenig koſtet, die Märchen, wo ſie noch da ſind, ſo leben, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder für geſcheite Leute abgeſchmackt.“

Solcher Geſcheiten und Neu-Geſcheiten, wie man ſie bei uns zu Lande nennt, gibt es in Hülle und Fülle, in Ueberzahl und im Uebermaß, aber ſie ſchaden uns nichts.

„Was (wie das Märchen) ſo mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt ſeine Nothwendigkeit in ſich und iſt gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines zuſammenhaltendes Blatt gefaßt hat, ſo ſchimmert er doch in dem erſten Morgenroth.“ So Wilhelm Grimm in der höchſt anziehenden Vorrede zur großen Ausgabe, der ſechsten vermehrten Auflage der „Kinder- und Hausmärchen“.

Auf eine ſolche Autorität hin läßt ſich getroſt fußen, und es ſeien ſchließlich nur noch einige Worte bezüglich des Verhältniſſes des Märchens zur Thierfabel, oder des Thiermärchens, geſagt. Das Thiermärchen wurzelt in der fabelhaften Annahme von klugen, redenden Thieren, die ſich mit Menſchenſinn und Menſchenwitz und Weisheit unterhalten. Wir wollen Bileam's Eſelin nicht in dieſen großen Kreis ziehen, aber ſie deutet dennoch auch nach dem Urſprung allen Lebens, nach dem Morgenlande hin. Wol aber bilden dieſen Kreis neben Thierfabeldichtungen des Orients die „Batrachomyomachie“ Homer's, deren deutſche Nachbildungen, die Fabeln Aeſop's, der hochbedeutende „Reinecke Fuchs“, der „Mücken- und Ameiſenkrieg“ und Anderes. Dieſer Kreis geht im Einklang mit andern der geſammten Märchenwelt über die ganze Erde; wir finden in der redenden und handelnden Thierwelt Liſt und Verſchlagenheit, Tugend und Treue, Beiſtand in Gefahr und Verlockung in ſolche, Thiere ſprechen unter ſich und mit den Menſchen, kundige Menſchen verſtehen ihre Sprache, inſonderheit die der Vögel, allen lebenden Weſen iſt Mittheilungsgabe verliehen.

Einige Dichter ſind einen gefährlichen Schritt weiter gegangen, am meiſten der beliebte Däne Anderſen; ſie laſſen auch das Unbelebte reden, die Kaffeemühle, den Spucknapf, Beſen und Stiefelknecht. Geſchieht dergleichen mit Geſchick, ſo mögen ſolche Dichtungen wol ergötzen, ſie ſind aber immer nur Fabeln und nicht Märchen zu nennen. Das iſt der feſtzuhaltende Unterſchied zwiſchen dem Ueberlieferten und dem Neuerſonnenen. Außerdem hat das Märchen ein unbegrenztes Gebiet; es iſt ihm geſtattet, ſich mit Humor und Satire zu wappnen, deren Schärfe es durch ſeine milde Form abſtumpft, deren Wunden es heilt; es vermag klein und groß zu erſcheinen, wie der Geiſt aus dem ehernen Gefäße des Fiſchers in der „Tauſend und einen Nacht“; es iſt aller Wandlungen fähig, und überall iſt ſeine Heimat, denn, wie bei uns Nachklänge indiſcher und anderer morgenländiſcher Märchen vernommen werden, ſo werden deutſche Märchen in Aſien erzählt und wandeln durch die Urwälder Amerikas.

So iſt dem Märchen unſterbliches Leben geſichert und ſeine holden Blumen werden fortblühen in allen Landen, ſolange der Menſchen Geſchlechter ſich verjüngen.

L. Bechſtein.

Die materiellen Zustände der untern Classen in Deutschland sonst und jetzt.

Erſter Artikel.

Die materiellen Zuſtände der untern Claſſen in Deutſchland in frühern Jahrhunderten.

Die Klagen über Abnahme des Wohlſtandes und immer mehr ſich ſteigernde Verarmung ſind ſo allgemein durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet, daß es kaum noch Jemand wagt, die Wahrheit dieſes Glaubens ernſtlich in Zweifel zu ziehen. Auf dieſen Glauben ſtützt das Proletariat ſeine Forderungen, aus dieſem Glauben ziehen Communismus und Socialismus ihre kräftigſte Nahrung, und eben deshalb ſchafft dieſer Glaube auch in Tauſenden und aber Tauſenden die Schreckbilder eines demnächſt kommenden Krieges der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden, eines Umſturzes aller ſocialen Zuſtände, kurz, einer Revolution, welche Alles, was uns theuer und werth iſt, über den Haufen werfen und in Trümmer verwandeln werde.

Ob jener Glaube wirklich begründet iſt? ob wir in der That ärmer geworden ſind, als unſere Voraltern waren? und ob wir einer immer mehr zunehmenden Armuth entgegengehen? — das ſind die Fragen, welche einer nähern Unterſuchung unterworfen werden ſollen.

Wohl erkenne ich die ganze Schwere dieſer Aufgabe. Noch ſind dieſe Fragen nirgends — ſo viel mir bekannt — einer ernſtlichen Erörterung unterworfen worden. Sogar an Material ſind wir arm; wenigſtens bietet unſere Literatur nur wenig, und dieſes Wenige findet ſich zerſtreut an den verſchiedenſten Orten, ohne jeden Zuſammenhang, ſodaß das Allermeiſte erſt aus dem Staube der Archive zuſammengeſucht werden muß. Aber nicht nur die Feſtſtellung der Verhältniſſe früherer Zeiten iſt mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verknüpft, auch die Ermittelung der gegenwärtiger Zuſtände iſt nichts weniger als leicht. Genug! ich hatte ein gänzlich unbebautes Feld vor mir.

Ob meine Arbeit irgend einen auf das Leben wirkenden praktiſchen Nutzen haben wird, ob ſie insbeſondere auf jenen Sturm, angenommen, derſelbe ſei wirklich im Anzuge, einen mildernden oder wol gar beſchwichtigenden Einfluß zu üben im Stande ſein würde, laſſe ich dahingeſtellt, ja ich ſelbſt bin weit davon entfernt, dies zu glauben. Auf die Gewißheit eines Erfolges kommt es in ſolchen Dingen am Ende auch weniger an: es iſt die Pflicht eines Jeden, der Wahrheit nach Kräften zu dienen. Komme ich dieſer Pflicht nach, ſo habe ich wenigſtens das Meinige gethan. Der Erfolg liegt in der Wahrheit ſelbſt.

Um bei meiner Unterſuchung ſtets einen nach jeder Seite möglichſt geſicherten Boden zu behalten, werde ich das Ganze in zwei Hälften ſcheiden und in der erſten eine lediglich hiſtoriſche Darſtellung der hierbei in Frage kommenden Zuſtände geben, in der zweiten aber verſuchen, durch genaue ſtatiſtiſche Vergleichungen der Vergangenheit mit der Gegenwart die Zuſtände ſelbſt beſtimmter und ſchärfer zur Anſchauung zu bringen. Hinſichtlich der erſten Hälfte werde ich mich vorzugsweiſe auf die letzten vierthalbhundert Jahre beſchränken, weil erſt ſeit dem 16. Jahrhundert die erforderlichen Materialien in größerm Reichthume ſich bieten; in der zweiten Hälfte dagegen werde ich ſo weit hinaufgehen, als überhaupt Materialien zur Hand ſind.

Die ſtädtiſche Bevölkerung und ihre Nahrungsverhältniſſe ſeit dem 16. Jahrhundert.

Betrachten wir zuerſt die ſtädtiſchen Zuſtände, wie dieſelben uns ſeit dem 16. Jahrhundert ſichtbar werden! Wol finden wir noch keine Fabriken mit ihren aus der Hand in den Mund lebenden Arbeitern. Nur wo der Handel ſein Füllhorn öffnet, iſt hervorragender Reichthum, ſonſt erblicken wir überall eine mit Mühe und Sorge ringende, nichts weniger als wohlhabende Bevölkerung von Handwerkern, von denen der größte Theil nicht mehr als ſeinen nothwendigen Unterhalt ſchafft. Meiſt nur mit ſehr geringen Mitteln beginnend, blieben ſie durch ihr ganzes Leben hindurch auf einen engen Kreis von Thätigkeit beſchränkt, über welchen ſelbſt das entſchiedene Talent nicht hinausſchreiten konnte, weil eben jeder Erweiterung der Thätigkeit die Zunftgeſetze Maß und Ziel ſetzten. Dieſe Geſetze ſind in mancher Hinſicht mit unſern Schutzzöllen zu vergleichen. Ihre Kraft war nur eine hemmende und beſchränkende, keine forttreibende und anſpornende. Statt raſtlos nach Vervollkommnung zu ringen, beobachtete mit mistrauiſchem Auge eine Zunft die andere, lauerte ein Zunftgenoſſe dem andern auf und freute ſich, einen Uebergriff zur Rüge bringen zu können. Der Handwerksneid fand im Zunftzwange eine ſtets ergiebige Nahrung.

Durch das ganze 16. Jahrhundert und die ſpätere Zeit iſt es immer dieſelbe Klage, welche mit wenigen Variationen uns entgegenſchallt, nämlich, daß der heimiſche Handwerker vor dem auswärtigen nicht beſtehen könne, und die daran geknüpfte immer erneuerte Forderung um Schutz gegen die fremde Concurrenz; das Mittel, dieſen Schutz zu gewähren, glaubte man in einem Zolle zu finden, welchen man auf die ausgehenden Rohproducte legte. Am deutlichſten tritt dies bei den Wollentuchwebern in denjenigen Ländern hervor, in welchen eine ſtarke Schafzucht betrieben wurde. Um deren bittern Klagen abzuhelfen, belegte man die Wolle mit einem Ausgangszolle und geſtattete dem Weber ſogar ein Vorkaufsrecht, ja man ging ſelbſt noch weiter, man ließ jeden Weber angeben, wie viel Wolle er nöthig habe, und verpflichtete den Wollverkäufer, ihm dieſe abzulaſſen. Man ſah nicht ein, daß man ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt beſteuere. Natürlich kam der Wollenweber nicht um einen Schritt weiter, da ſein Fabrikat immer daſſelbe blieb. Ich beſitze Stahlen von Tüchern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, welche ganz daſſelbe Fabrikat zeigen, wie es noch heute von dem kleinen Wollentuchweber geliefert wird.

Die Klage wegen Ueberſetzung der Gewerbe kehrt ſeit dem 16. Jahrhundert fort und fort wieder. Inwieweit das im Allgemeinen begründet war, werde ich ſpäter zeigen. Auch die Klagen über die Eingriffe der Dorfhandwerker und die Verderbung der Preiſe durch Pfuſcher ſind nicht neu. Schon ein Gedicht aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ſagt;

Du ſingſt an von armen Leuthen
Nyemands will hacken noch reuthen,
zu dem Bauers Werck ſein wir blöd,
da durch vill Ecker ligen öd,
die noch wol zu bauwen weren,
vil Bauwern ytzt Handtwerck leren,
deshalb der Handtwerck wirt zu vill,
keiner mehr an den Acker will.
Seindt doch ein theyl grob Fantaſten
Ir Handtwerck dien nicht am baſten
gelernet noch gemercket eben
Laſſen ja doch Weyber geben,
wenn ſie die Lerjar auß leren
Meiſter zu ſein ſie de b'geren.
Und das Handtwerck nicht gar
die machen dann vil Lörlins War,
geben es wolfeyl umb ein Tant,
damit man hat erfüllt die Landt;
die gutten Werck ſeindt verworffen,
man findt ſchir auff allen Dorffen
Handtwerck, Kauffleut und Verleger.
So du werſt im Land ein Pfleger
und haſts Gewalt als Landes Herrn,
das müſten ſie gar fleyſſig wern,
auff das die Stett mögen bleyben.
Fiel kein'r dem andern in ſein' Standt
So kam uns wider Glück inß Landt.

In ähnlicher Weiſe klagten die Bäcker zu Kaſſel im Jahre 1611. In billiger Zeit, ſagten ſie, kämen die Dorfbäcker ſchon früh am Tage zur Stadt und verkauften ihr Brot und ihre Wecken, und was ſie übrig behielten, überließen ſie den Bürgern zum Verkaufe vor dem Fenſter; in theuern Zeiten hingegen blieben ſie aus. Auch nähmen die erſt eben aus der Lehre entlaſſenen Jungen ſich heraus zu backen, ohne in die Gilde oder auch nur in die Bürgerſchaft aufgenommen zu ſein. Die Meiſter verfielen darüber in Armuth und müßten deshalb verlangen, daß den Dorfbäckern der Verkauf nur am Samſtag geſtattet werde.

Ebenſo, wie wir dies in neuerer Zeit geſehen haben, glaubten auch ſchon früher die Handwerker, die ihnen ſo verhaßte Concurrenz am einfachſten dadurch beſeitigen und zugleich ihren Verdienſt ohne Rückſicht auf die größere oder geringere Güte ihrer Waare beſtimmen zu können, wenn ſie unter ſich über von Allen einzuhaltende feſte Preiſe übereinkämen. Sogar die Reichsgeſetzgebung ſah ſich veranlaßt, dagegegen einzuſchreiten, und man glaubte jenem Unweſen am beſten durch Taxordnungen zu begegnen, welche ſeitdem auch in zahlloſer Menge erlaſſen wurden. Sogar der Bankrott war eine häufige Erſcheinung und zwar der wirkliche ſowol als der betrügliche. Schon die Reichspolizeiordnung von 1548 ſagt: „Als auch vielmals durch die Handtierer und Gewerbsleute gefährlicher und betrüglicher Weiſe im Scheine von Treue und Glauben Geld und Waare bei andern Leuten aufgebracht, entliehen und genommen worden, fürder ihre Gewerbe und Handlungen damit zu üben und zu treiben, welche zu Zeiten mit ihrer übermäßigen Pracht, unordentlichem Weſen und Leben, und ſonſt in andere Wege in Abnehmen und Verderben kommen, darnach aufſtehen, austreten, ſich unter andere Herrſchaften begeben und von denſelben wider ihrer Obrigkeit und der Kläger, welche ihnen Geld oder Waare geliehen oder zugeſtellt haben, Willen aufgenommen, vergleitet, geherbergt und fürgeſchoben werden.“

Ein wenig älterer Dichter ſpricht ſich in ähnlicher Weiſe aus:

Es iſt auch ſchier kein Handwercksman
Sein Handwerck ſey groß oder klein,
Er wil ein Kaufman darzu ſein
Er tichtet darauf Nacht und Tag,
Ob er's am Gut ſchon nicht vermag.
Er hatt ein Gulden oder neun,
Er borgt und macht vill groſſer Zeun,
Alle die jm borgen neuwer
Er ſchwert ſer vaſt tieff und theuwer,
Er wöll ſie bezaln auf Kotrein
Ich ſprich, ſollt ich gewaltig ſein,
So wolt ich machen Regiment,
Welcher Man ein gut Handwerck künd
Müſt daſſelbe nach Ordnung treyben
Und den Kauffman laſſen bleyben
In ſeinem Handel gleich wie vor.

Die Noth des kleinen vermögenloſen Handwerkers war immer dieſelbe und wird dies — es liegt in der Natur der Verhältniſſe — auch in Zukunft bleiben. Dieſe Noth erkannte man ſchon früh und ſah ebenſo auch die Nothwendigkeit ein, auf Mittel zu denken, mit welchen man dem armen Handwerker helfend an die Hand gehen könne. Am früheſten ſcheinen derartige Pläne in dem reichen Nürnberg verwirklicht worden zu ſein. Der Fonds, welchen man dazu beſtimmte, war freilich ein nichts weniger als ſicherer; er beſtand in dem Ueberſchuſſe, welchen man in der Armenkaſſe behalten würde. Die nürnberger Armenordnung von 1522 ſagt nämlich wörtlich:

„Nämlich wo etwa fromme Handwerksleute, ſo ſich mit harter ſchwerer Arbeit gern ernäheten, und aber, daß ſie ſo gar keinen Anfang gehabt, einigen Vorrath ihres Handels zu machen, oder ja etwa mit viel Kinder überfallen und doch das Almoſen nicht nehmen, ſondern ſtets in Gottes Hoffnung ſtehen und bleiben, denſelbigen ſoll mit ſonderm Fleiß nachgefragt werden, ob die nicht ſpielen, ſaufen, oder ander unehrlich Weſen an ſich haben. Wenn man dann der Frommen wüßt' und findet, denen möchte alsdann mit einer ziemlichen Hülfe vier oder zehn Gulden, mehr oder minder, geholfen und ihnen das geliehen werden auf bequeme Zeit das wieder zu bezahlen; mit ſolchem mancher verzagter Mann aus großer Noth in Wohlfahrt kommen und fleißiger werden möge, denen die offenen Bettler verboten.“

Man wollte dem armen Handwerker alſo kleine Darlehen geben. Ja, man hatte noch größere Pläne im Sinne — für den Fall, daß die Almoſenſtiftungen ſich dergeſtalt vergrößerten, daß die Mittel dazu gereicht werden könnten. Man wollte ein Leihhaus gründen, in welchem der Handwerker ſeine im Augenblicke nicht verkäufliche Waare gegen einen unverzinslichen Vorſchuß von 80 pCt. niederlegen könne. Das Project, welches uns an manches unſerer Zeit erinnert, iſt zu intereſſant, als daß ich die betreffende Stelle der Armenordnung nicht mittheilen ſollte.

„Man iſt auch in Anſchlägen, wo das gemeldete Almoſen alſo am Werth zunehme, daß man das zu thun Fug hat und den Handwerksleuten ihr gemacht Pfennigwerth und Waare, aus Urſachen der Krieg oder ander Läuffen verlegen und nicht zu Geld bringen möchten, und doch ihren Knechten und Helfern nicht verloben (beurlauben) dürften, oder durch die Verleger der Handwerker ſogar gedrungen ſollten werden. Das alles zu fürkommen, ſoll man ein Haus und einen recht verſtändigen Mann zu Wege bringen, und alsdann die genannten Handwerksleute ihre Waare und Pfennigwerth abnehmen, in Ordnung beſchreiben und was hundert Gulden werth iſt, ihm 80 Fl. darauf leihen und ihm dabei ſagen, daß er Fleiß damit hab, ſein Pfennigwerth in halb oder Jahresfriſt, oder ehe, ſo er zu verkaufen vermag, und alsdann die achtzig Gulden zu Dank bezahlen und weiter kein Schaden leiden. Damit manch Handwerksmann das ſonſt gedrungen, in Würden bleiben möcht, auch zu Nutz gemeiner Stadt kommen, damit das Hauſiren auch abkäme und mancher ein fromm Weib behielt.“

Auch die kleinen Landſtädte boten ſchon im 16. Jahrhundert dieſelben Bilder dar, welche wir noch heute ſehen. Der Bürger derſelben war auch damals ſchon Handwerker und Bauer und doch wiederum keines von beiden ganz, ſodaß auch ſchon damals das Sprüchwort: „Wenn der Bauer auf dem Acker, iſt kein Bürger zu Haus“ ſeine volle Geltung hatte. Bereits 1592 wird aus Treiſa in Heſſen geklagt: die Ackerleute ſeien daſelbſt gemeinlich in Armuth gerathen, denn obwol in frühern Zeiten an 30 Pflüge hier geweſen, ſo ſeien doch jetzt nur noch wenige übrig, weshalb alle Ackerbauarbeiten von den umwohnenden Bauern verrichtet würden, denen man ſo viel Lohn geben müſſe, als ſie haben wollten, um ſie nur zu dieſen Arbeiten bekommen zu können.

Die Zuſtände des platten Landes im 16. Jahrhundert.

Noch trüber als die Zuſtände der Städte zeigten ſich die des platten Landes. Man hat zwar den Zuſtand des hörigen Bauers zuweilen in einem ſo roſenfarbig patriarchaliſchen Lichte geſchildert, als ob man damit den heutigen Bauer wieder in die alte Hörigkeit zurücklocken wollte. Sorgenfreier — behauptet man — habe der ehemalige Bauer gelebt und geſichert vor Noth, denn es habe im Intereſſe des Leibherrn gelegen, daß ſein Höriger ſich wohl befunden habe und nicht in Noth untergegangen ſei. Aber dieſer Schluß iſt nur ſcheinbar richtig und läßt ſich ebenſo gut auf das Verhältniß des Plantagenbeſitzers zu ſeinen ſchwarzen Sklaven anwenden. Zwiſchen der theoretiſchen Anſchauung und den Zuſtänden der Wirklichkeit liegt indeſſen meiſt eine weite Kluft und das iſt gerade hier in einem hohen Grade der Fall. Der Menſch pflegt weit weniger mit Ruhe und nach reiflicher Ueberlegung als im Sturme der Leidenſchaft zu handeln; die Leidenſchaft aber wägt nicht erſt die Vortheile und Nachtheile, ſie handelt raſch und zertrümmert auch wol das Theuerſte, ſobald dieſes dem herriſchen Eigenwillen entgegen tritt.

Genug! jene Bilder von einem patriarchaliſchen Zuſtande ſind im Allgemeinen Traumbilder. Jedes Blatt der Geſchichte, jeder tiefere Blick in die Verhältniſſe zwiſchen Herren und Leibeigenen gibt davon Zeugniß. Der hörige Bauer wurde als eine Sache betrachtet und friſtete ſein kümmerliches Daſein nur unter Sorge und Mühen. Sogar die Feinde ſeines Herrn betrachteten ihn nur als Sache. Darum war er auch ſtets deren erſten Angriffen ausgeſetzt. Um ſeinem Herrn zu ſchaden, wurde ſein Vieh weggetrieben, wurde die hoffnungsreiche Saat ſeines Ackers verwüſtet, wurde ſeine Hütte ausgeplündert und niedergebrannt, wurde er wol ſelbſt als Gefangener mit fortgeſchleppt. Und daneben lag nun noch auf dem Armen eine Laſt der mannichfaltigſten Abgaben und Dienſte.

Nicht viel beſſer erging es freilich auch dem freien Bauer, welcher auf einem Meiergute ſaß. Dennoch ſtand dieſem wenigſtens frei, Haus und Hof zu verlaſſen, wenn der Druck der Dienſte und Zinſen ihm zu ſchwer wurde, und viele Tauſende haben ſich dazu entſchloſſen und zahlreiche Dorfſchaften ſind dadurch wüſt geworden.

Sehr bezeichnend nannte man die Bauern „die armen Leute“. Schon mehrmals hatten dieſe armen Leute in ihrer Verzweiflung ſich erhoben, bald hier, bald dort, doch nur mehr vereinzelt als in größerer Maſſe, als die durch die Kirchenreformation hervorgerufene Bewegung auch die Bauern ergriff; ſie glaubten die Morgenröthe einer beſſern Zeit zu erblicken. Allenthalben im ſüdlichen und mittlern Deutſchland begannen ſie ſich zu regen und zu einigen. Sie ſtellten beſtimmte Forderungen an ihre Herren, die ſogenannten 12 Artikel. Darin verlangten ſie insbeſondere das Recht der freien Wahl ihrer Geiſtlichen, die Abſchaffung des Blut- (Vieh-) Zehntens, die Verminderung des übermäßigen Wildſtands, Theil an Jagd, Fiſchfang und Wald, Zurückführung der Abgaben und Dienſte auf den alten Fuß, unparteiiſche Gerechtigkeitspflege u. ſ. w. Ueber das Alles ſollte gütlich gehandelt und dabei Niemandem ſein rechtmäßig erworbenes Eigen geſchmälert werden.

So billig und gerecht dieſe Forderungen meiſt waren, ſo fanden ſie doch kein Gehör, und die Flamme des Aufruhrs wuchs zur lichten Lohe empor, und die bis zum Wahnſinn erhitzten Haufen verbreiteten bald allenthalben Mord und Brand und hatten nur noch eins im Auge, nämlich Rache an ihren Drängern zu nehmen. Das Uebermaß zerbrach ihre Kraft. Sie erlagen, weniger der Ueberzahl, als durch Unordnung und Zwietracht, durch Beſtechung und Verrath, und es folgten nun die blutigſten und grauſamſten Strafen und ſtatt der gehofften Freiheit eine nur noch ſchwerere Knechtſchaft. Die Laſten wurden vermehrt, ja in manchen Gegenden zur Strafe verdoppelt. Auch ſpäter ſehen wir noch oft die willkürlichſte Steigerung der Forderungen von Seiten der Grundherren.[*] Jeder, der ſich weigerte, wurde, nicht ſelten durch Prügel, zum Gehorſam gebracht, oder ſo lange in den Thurm geworfen, bis er gefügig wurde. Klagte er dann auch, ſo war der Herr im Beſitze und der Proceß wurde in die Länge gezogen. Es ſind mir Fälle bekannt, wo man den vollen Dienſt eines Hofes, nach deſſen Theilung in ſechs Theile, von jedem dieſer Theile im alten vollen Maße des Ganzen forderte. Am ſchlimmſten waren die Bauern der Ritterſchaft daran, welche jedoch bald an der erſtarkenden fürſtlichen Landeshoheit einen kräftigen Schutz erhielten.

Daß der Zuſtand des Landmanns unter dieſen Umſtänden kein eben glücklicher ſein konnte, bedarf wol keiner beſondern Ausführung. Natürlich war derſelbe je nach der Verſchiedenheit der Gegenden und der Verhältniſſe ſehr wechſelnd, doch an Armuth fehlte es nirgends. Schon früh hatte in manchen Gegenden die Zerſplitterung der Hufen begonnen, ſodaß wir ſchon im 16. Jahrhundert die Theilung des Grund und Bodens bis zur höchſten Staffel getrieben ſehen. Es ſind zwar Documente, aus welchen man den Grundbeſitz eines jeden einzeln Bewohners erſehen kann, ſelbſt noch im 16. Jahrhundert nicht häufig, aber die wenigen erlauben immerhin ſichere Schlüſſe auf das Allgemeine. So liegt ein Verzeichniß der Einwohner eines Dorfes (Rödenau an der Eder bei Frankenberg) vom Jahre 1573 vor mir, mit Angabe des Beſitzes eines jeden. Von den 89 Familien dieſes Dorfes beſaßen 2 mehr als 30, 4 mehr als 20, 5 mehr als 15, 9 mehr als 10, 19 mehr als 5, 37 weniger als 5 und 13 weniger als einen Morgen oder gar kein Land.

Ein anderes Dorf (Maiches, am Vogelsberg) hatte 1632 zwar 54 Familien, aber nur 234 Morgen Land und 187 Morgen Wieſen. Der reichſte Einwohner hatte 26 Morgen Land und 14 Morgen Wieſen. Der Beſitzſtand der übrigen war dagegen um ſo geringer; die meiſten hatten nur ein, zwei, drei Morgen, und neun ſogar hatten gar keinen Ackerbau.

Noch ärmlicher waren damals die Zuſtände eines andern ebenfalls am Vogelsberg gelegenen Dorfes (Oberbreitenbach), in welchem 41¼ Morgen Land und 25 Morgen Wieſen auf 15 Familien vertheilt waren, von denen die begütertſte 6¼ Morgen Land und 5¼ Morgen Wieſen beſaß. In dem Dorfe Dauernheim in der Wetterau beſaßen 1567 26 Einwohner mehr als 20 Morgen Land, 15 Einwohner mehr als 10 Morgen, 18 Einwohner mehr als 5 Morgen, 23 Einwohner weniger als 3 Morgen und 54 gar keinen Ackerbau. Alle hatten einigen Weinbau, die meiſten kaum mehr als 1 Morgen; der begütertſte Weinbauer hatte 7 Morgen.

Aber auch an reichern und insbeſondere an ſolchen Orten, wo die Hufen noch mehr geſchloſſen waren, mangelte es nicht an Armen und Beſitzloſen, jenen ſogenannten Einläuftigen, welche kein Ortsbürgerrecht und — wie ein Schriftſtück vom Jahre 1646 ſie richtig bezeichnet — „keinen Ackerbau und nichts hatten, als was ſie auf dem Taglohne ſchwerlich verdienten“. Am zahlreichſten war dieſe Claſſe in den Dörfern des Adels, weil die Aufnahme hier immer leichter zu erlangen war als in den größern fürſtlichen Territorien. Häufig beträgt ihre Zahl ſchon im 16. Jahrhundert die Hälfte der Einwohner und nicht ſelten ſteigt dieſelbe ſogar noch weit über die der eigentlichen Bauern.

Das Armen-, Vagabunden- und Räuberweſen der damaligen Zeit.

Armuth, oft bittere Armuth, findet ſich auch ſchon vor Jahrhunderten ebenſo wie heute. Eine Gemeinde, welche noch jetzt zu den ärmſten ihrer Gegend gehört, erklärte 1698, ihre Bewohner ſeien ſo arm, daß ſie „meiſtens das liebe Brot betteln müßten“. Im Jahre 1591 ſtellt ein ganzes Amt vor: „Es macht uns armen Leuten das Brotkorn zu kaufen alſo Angſt und Leid, daß wir bald nicht wol wiſſen wohin oder wohinaus.“ Im Jahre 1596 berichteten die Beamten des Amts Borken, eine der beſten Gegenden Niederheſſens, die Bauern ſeien ſo arm, daß auch die in den beſten Gütern kaum noch ein Paar Schuh, geſchweige ein Kleid kaufen könnten, und ſie (die Beamten) wüßten kaum noch einen Gulden von ihnen herauszubringen. Und dergleichen Klagen kommen ſehr häufig vor. Auch konnten ſchon damals Viele ihren Unterhalt nicht in der Heimat finden und wanderten im Herbſt in beſſere Gegenden, um als Taglöhner ſich ein Verdienſt zu ſuchen. Aus Heſſen zogen ſie theils an den Rhein, theils nach den Niederlanden.

Es fehlte an keinem Orte an anſäſſigen Armen, Menſchen, welche nichts als das nackte Leben beſaßen und ihren Unterhalt lediglich durch Betteln errangen. Schon die Reichsordnungen von 1497, 1498, 1500 u. ſ. w. beſtimmten, daß das Betteln im Allgemeinen verboten und nur Denen nachgelaſſen werden ſollte, welche wirklich arm und durch Körpergebrechen verhindert ſeien, mittels ihrer Hände Arbeit ſich ihren Lebensunterhalt zu verſchaffen; die Kinder ſollten denſelben aber abgenommen und in Dienſte untergebracht oder zur Erlernung von Handwerken angehalten werden. Jeder Ort ſollte ſeine Armen ſelbſt verſorgen, und nur im Falle ihm das nicht möglich ſei, wurde nachgelaſſen, die Armen mit brieflichen Scheinen der Obrigkeit an andere Orte zu ſchicken.

Dieſe Beſtimmungen gingen in alle Ordnungen der einzelnen Reichsſtände über.

Nürnberg errichtete ſchon 1522 eine eigene Armenverwaltung. Es wurden zehn Bürger zu dieſem Zwecke beſtimmt und denſelben vier beſoldete Diener beigegeben. Dieſe letzten ſollten eine Liſte aller Bedürftigen aufſtellen, mit Angabe, wie viel ein Jeder durch den Bettel erwerbe, auch wie viel Jeder Kinder habe und von welchem Alter, damit man die Erwachſenen in Dienſte oder zu Erlernung eines Handwerks unterbringen könne. Auch ſollten ſie über den Lebenswandel Erkundigungen einziehen, um danach abmeſſen zu können, wem von zweien Eheleuten man den Almoſen geben könne, damit man ihn nicht etwa dem liederlichen Theile reiche. Die eigentlichen Hausarmen und die „elenden Franzöſer“ wurden jedoch von dieſen Almoſen ausgeſchloſſen, weil für dieſe bereits beſonders geſtiftete Almoſen vorhanden waren.

Im Württembergiſchen vertheilte man die geſtifteten Almoſen alljährlich auf Fronfaſten, und, um zu verhindern, daß Unwürdige dabei betheiligt würden, traf man 1521 die Einrichtung, daß Diejenigen, welche daran Theil haben wollten, bei der Obrigkeit ſich deshalb nachweiſen mußten; dann ſollte der Richter je nach dem Grade der Dürftigkeit ihnen 1—3 blecherne Zeichen zuerkennen und hiernach die Almoſen in der Kirche vertheilt werden, wozu auch die Waldbrüder, die Beguinen und die Sonderſiechen zugelaſſen werden ſollten.

Beſonders ausführlich und dabei zugleich durch Milde ſich auszeichnend iſt die im Jahre 1533 vom Biſchofe Konrad III. von Würzburg der Stadt Würzburg ertheilte Armenordnung. Die Almoſenpflege ſoll von ſechs redlichen Bürgern beſorgt werden, welche genaue Regiſter über alle Armen aufſtellen und über die Verhältniſſe eines Jeden die genaueſten, ſpeciell vorgeſchriebenen Erkundigungen einziehen ſollen. Jeder für würdig erklärte Arme erhält ein blechernes Zeichen, welches er öffentlich tragen muß. Arme, welche mit „den böſen Blattern oder Schäden der Franzoſen“ beſchwert ſind, ſollen ins Franzoſenhaus, andere Kranke und namentlich auch erkrankte und von ihren Herrſchaften deshalb entlaſſene Dienſtboten, damit dieſe nicht, wie zuweilen geſchehen, hülflos dem Elende erliegen, ins Armenhaus aufgenommen und darin geheilt werden. Ferner ſollten die ihrer Niederkunft nahen armen Frauen unterſtützt werden; armen Waiſen ſollte geholfen werden, damit ſie ein Gewerb erlernen könnten; armen Jungfrauen ſollte man eine Ausſteuer geben, jungen redlichen, aber dürftigen Eheleuten zum Beginn ihres Handwerks einen Vorſchuß bewilligen, ebenſo armen Hökern, damit dieſelben nicht gezwungen würden, das Ihrige mit Schaden hinzugeben ꝛc. Zur Aufſicht über die Bettler wurden ſtatt der bisherigen vier Bettelvögte die vier geſchworenen Stadtknechte beſtimmt, den Sonderſiechen ein beſtimmter Ort zum Sammeln ihrer Almoſen angewieſen und nur ſolchen armen Schülern das Sammeln von Almoſen durch Singen geſtattet, welche auch wirklich die Schule beſuchten. Weiter wurde beſtimmt, daß, wenn für die vom Tagelohn lebenden Weiber die Feldarbeit zu Ende ſei, dieſelben Almoſen erhalten ſollten, wogegen für die Zeit der Arbeit ihnen nur dann etwas gereicht werden ſollte, wenn ſie kranke Männer oder Kinder oder Säuglinge hätten, wodurch ſie von der Arbeit abgehalten würden. Auch ſollten die Almoſenpfleger die armen Kranken beſuchen und ſich über deren Bedürfniſſe unterrichten.

Außer den, ohnehin ſchon zahlreichen, in Städten und Dörfern angeſeſſenen Armen, alſo den eigentlichen Ortsarmen, gab es aber eine noch weit größere Zahl von Beſitzloſen, welche größtentheils heimatlos alle Länder überſchwemmten und, von Ort zu Ort wandernd, theils durch den Bettel theils durch Raub, Diebſtahl oder allerhand Betrügereien ſich ernährten und im vollen Sinne des Worts eine allgemeine Landplage wurden.

Die Klagen hierüber finden ſich im Norden wie im Süden, im Weſten wie im Oſten, ſie ſind durch alle Länder dieſelben, ſie ſind gänzlich allgemein. Alle Geſetzſammlungen deutſcher Länder zeigen ſie in überraſchender Fülle. Die Klage der Reichsordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts über die überhandnehmenden Plackereien, verdächtigen Meutereien, Räubereien und Morde, ſowie das Garden allerhand Geſindels, nämlich das Fechten deſſelben von Haus zu Haus, klingt gleich einem Echo in zahlloſen Erlaſſen der einzelnen Reichsſtände wieder.

Bereits gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts verweiſen Verordnungen alle fremden Bettler aus dem Lande und verbieten das Hauſiren der Knappſäcke und Sonnenkrämer, weil dieſelben meiſt nur gefälſchte Waaren führten, und nicht minder iſt man darauf bedacht, das Stationiren der Bettelmönche zu beſchränken. Derartige Erlaſſe werden dann bald immer häufiger, ein ſicheres Zeichen, daß man mit denſelben wenig oder nichts erreichte. Ja man ſchloß, um dieſem Unweſen zu ſteuern, ſogar Bündniſſe. So ſehen wir z. B. 1550 die fränkiſchen Reichsſtände zu einem Bunde zuſammentreten blos und allein „wegen der ſchädlichen, hochnachtheiligen und beſchwerlichen Plackereien, Meutereien, Mord- und Räubereien, welche ſich vielfältig im heiligen römiſchen Reich zutragen und ereignen“, freilich mit nicht viel beſſerm Erfolge als dem, welchen die Verordnungen der einzelnen Stände bisher gehabt. Aber wie konnte dies auch anders ſein, da das gewöhnliche Mittel, welches man gegen die Vagabunden anwendete, Ausweiſung war? Es war das gewiſſermaßen eine Danaidenarbeit, denn Einer jagte ſie ſtets dem Andern zu und man erhielt ſo dieſes Volk in einer ſteten Flutung und trieb es zuletzt zu den mannichfaltigſten Liſten und Verbrechen.

Zuweilen ſcheinen Schwärme von Gaunern und Bettlern heuſchreckenartig die Länder durchzogen zu haben. So klagte man 1582 in Heſſen, daß alle Dörfer voll fremder Bettler ſeien, und 1590, daß allerlei fremde Bettler, ausländiſches und anderes herrenloſes Geſindel ſich einſchleiche, unter welchem auch Etliche ſeien, welche unter den Freibeutern in den Niederlanden geſtanden. Sie legten Brand an, machten Kundſchaft auf die Reiſenden, wegwarteten auf den Straßen und beraubten die Wanderer, oft ſogar in der Nähe volkreicher Städte.

Schon früher, z. B. 1564 im Braunſchweigiſchen, wird über die Vergewaltigungen geklagt, welche ſich die Bettler erlaubten, wenn ihnen nicht gewillfahrt werde, und wie ſie dann ſelbſt zugriffen und die Leute mishandelten, und auch ſpäter kehren ähnliche Klagen noch oft wieder. Im Jahre 1600 erging eine gräflich ſchaumburgiſche Ordnung gegen die umlaufenden Gardenknechte, Landſtreicher, fremden Bettler, Planetenleſer und dergleichen Geſindel, welche die armen Unterthanen vielfach beſchwerten, ſonderlich aber auf Hochzeiten und Kindtaufen ſich häufig einfänden und die Leute zu Tractationen zwängen. Die bei dergleichen feſtlichen Gelegenheiten ſtattfindenden zudringlichen Betteleien gaben überhaupt zu häufigen Klagen Veranlaſſung. Ja ſogar bei Begräbniſſen nahmen die Bettler ein Almoſenrecht in Anſpruch. Das Trauerhaus wurde von einer Schar von Bettlern und Kindern umlagert, alle begehrten von den Leidtragenden Almoſen, und, wenn ihrem Verlangen nicht gutwillig entſprochen wurde, traten ſie mit Trotz und Drohungen auf. Vorzugsweiſe häufig finden ſich Klagen über die Vermehrung der Landſtreicher im Anfang des 17. Jahrhunderts. Theils einzeln, theils in ganzen Haufen kämen ſie in die Städte und Dörfer, drängen gewaltſam unter dem Scheine des Bettelns in die Häuſer, machten die Straßen unſicher, übten Raub, Mord und Brand. Ein Schreiben des Kurfürſten von Mainz nennt heimiſche und wälſche Bettler, eine naſſauiſche Verordnung „herrenloſe und gardende Knechte, Sonnenkrämer, Knappſäcke, Zigeuner, Mordbrenner, reislaufende Burſchen, loſes Geſindel, Spitz- und Lotterbuben“. Eine norddeutſche Verordnung ſagt: weder mit guten noch Drohworten laſſe ſich das Geſindel abweiſen; ungeſcheut, gleich als ob alle Ordnung im Reiche aufgehoben ſei, durchzöge es Städte und Dörfer und forderte von den Unterthanen allerhand Victualien, Speck, Gänſe, Würſte, Brot, Hühner, Eier und dergleichen; was es nicht in Güte erhielte, ertrotzte es durch Drohungen; ungeladen erſchiene es auf Hochzeiten und Kindbieren und zwänge die Leute, es zu tractiren; allenthalben plünderte dieſes Völklein, und was ihm in den Häuſern zuſage, nehme es mit. In einem andern gleichzeitigen Ausſchreiben heißt es, daß dieſe Landſtreicher und Gardirer meiſt mit fälſchlich erdichteten oder erkauften Urkunden auf angeblich erlittenen Brand- oder Waſſerſchaden und anderes Unglück, welches ſie ausgeſtanden, als durch Gefängniß, gewaltthätigen Ueberfall, unbillige Verweiſung, Dienſtentſetzung, Religionsverfolgung, oder auf Leibesgebrechlichkeit herumzögen und bettelten, daß aber eine genaue Nachforſchung ergeben habe, daß ſolche Urkunden nur als Deckmantel großen Betrugs und fälſchlicher Bosheit gebraucht würden. Im Jahre 1628 waren die Dörfer um Marburg mit Bettlern überfüllt, welche am Tage zur Stadt kamen, Geld und Brot erbettelten und das Brot dann wieder verkauften.

Die Verwüſtungen des Dreißigjährigen Krieges ſteigerten natürlich nicht nur die Zahl der wirklich Bedürftigen, ſondern auch die der Vagabunden und Gauner, ſo daß Raub und Mord zur Tagesordnung wurden., Die Klage, daß fremde Bettler aller Orten in überhäufter Zahl herumliefen, iſt allgemein. „Bei dieſen Kriegszeiten finde man täglich mehr, daß viele ſtarke Manns- und Weibsperſonen ſich auf das Betteln und den Müßiggang legten.“ Aber auch ſpäter iſt noch häufig von unbekannten ſtarken Bettlern und ſolchen die Rede, welche mit contagiöſen oder andern Krankheiten befleckt ſeien.

Allerhand Geſindel — wird 1651 erzählt — habe ſich wieder in Kaſſel eingeſchlichen, welches, ungeachtet es zum Theil noch ſtark und geſund, ſich dennoch auf den Müßiggang lege und durch Betteln ernähre, oder doch die Kinder zum Betteln vor die Thüren ſchicke, wodurch den hieſigen Einwohnern, denen es bei den ohnehin ſorgſamen Zeiten ſchwer genug falle, ihre Nahrung zu ſuchen, Tag für Tag große Beläſtigung geſchehe, zu geſchweigen, daß dadurch den wirklich bedürftigen Armen ihr Unterhalt großentheils entzogen, auch die in der Stadt ohnehin nicht übrigen Lebensmittel gemindert würden, indem die Bettler das geſammelte Brot wieder an Leute verkauften, welche es zur Viehfütterung verwendeten, eine Beſchwerde, welcher man auch ſchon früher begegnet.

Auch die Folgezeit änderte in dieſen Zuſtänden noch wenig, ungeachtet die Verbote allenthalben von Zeit zu Zeit erneuert wurden. So erging z. B. für das Stift Magdeburg 1698 das Gebot, alle fremden muthwilligen Bettler, welche, anderwärts vertrieben, ſich vorzugsweiſe in Halle einſchlichen, auszuweiſen. Ebenſo zogen 1696, 1698 und 1703 dort Haufen von Bettlern, zum Theil Kinder von 6—8 Jahren, auf dem platten Lande herum.

Auch die Entlaſſung der Kriegsheere führte noch immer die alten Misſtände mit ſich. Um nur ein Beiſpiel davon anzuführen, will ich das Mandat erwähnen, welches Markgraf Friedrich III. von Brandenburg 1697 erließ, freilich mit ſo geringem Erfolge, daß er es ſchon nach kaum einem halben Jahre wiederholen mußte. Es heißt darin: nachdem er und ſeine Nachbarn die Miliz entlaſſen, ſeien im Lande viel Desordres und Ungelegenheiten zu beſorgen, inmaßen im Herzogthum Magdeburg unterſchiedene Deuben und Räubereien vorgegangen und auch an andern Orten dergleichen Bosheiten ausgeübt ſein ſollten.

Ein kölniſches Edict von 1715 warnt gegen die Bettler, insbeſondere die, welche als Keſſelflicker, Mauſefallenhändler, Hechler, Glaſer und als Roſenkranz-, Nadel-, Brillen- und Waarenhändler herumzögen.

Faſſen wir die in den vorerwähnten öffentlichen Erlaſſen und den ſonſt ſich noch darbietenden Quellen vorkommenden Proletarier zuſammen und verſuchen es, dieſelben nach ihrer Verſchiedenheit in Claſſen zu theilen!

Als die unterſte Stufe erſcheint derjenige Theil, welcher aus wirklicher Noth dem Bettel nachgeht.

Ein anderer Theil iſt zwar ſtark genug, um durch Arbeit ſich redlich ernähren zu können, zieht aber das Vagabundenleben vor und verſchwelgt häufig das theils gutwillig, theils durch Trotz Erbettelte am Abende in der Herberge. Es gehörten dazu die verſchiedenſten Menſchen aus allen Ständen, und ebenſo verſchieden waren die Titel, auf welche ſie die Mildthätigkeit ihrer Mitmenſchen in Anſpruch nahmen. Ein Theil bettelte auf falſche Briefe, Andere führten einen Haufen von Kindern mit ſich, welche ſie geraubt und oft auf die ſchauderhafteſte Weiſe zu Krüppeln gemacht oder geblendet hatten, wieder Andere ſtellten ſich lahm oder unterhielten die ekelhafteſten Geſchwüre auf ihrem Körper.

Sebaſtian Brand gibt uns von denſelben folgende Schilderung: Viele, noch jung und ſtark und zur Arbeit tüchtig, bettelten und lernten auch ſchon frühe ihre Kinder dazu an. Damit die Kinder recht ſchrien und heulten, bräche man den Kindern wol ein Glied entzwei oder ätzte ſie, um an ihnen Geſchwüre und Beulen zu erzeugen. Der Eine gehe, ſolange er beobachtet werde, auf Krücken, und laufe, ſobald er allein ſei; ein Anderer werfe ſich vor den Leuten hin und wende und krümme ſich, als ob er Krämpfe habe; wieder Andere ſchlichen gekrümmt und gebückt oder bedeckten ſich mit Wunden und Geſchwüren, oder liehen oder raubten einen Haufen Kinder zuſammen und durchzögen damit das Land. Brand fährt dann fort:

Dann es ſint leyder Bettler vil,
Und werden ſtets ye me und me;
Dann bettlen das dut nyeman we,
On den, der eʒ zu Nott muß triben.
Sonſt iſt gar gut eyn Bettler bliben,
Dann bettlen das verdürbt man nit.
Vil bgont ſich wol zu Wißbrott mitt,
Die dryncken nit den ſchlechten Wyn,
Es muß Reynfal, Elſaſſer ſyn.
Mancher verleſt uff Bettlen ſich,
Der ſpielt, bubt, halt ſich üppeklich;
Denn ſo er ſchon verſchlemt ſin Hab,
Schlecht man jm bettlen doch nit ab;
Im iſt erlaubt der Bettelſtab.
Vil neren uß dem Bettel ſich
Die me Gelts han, dann du und ich.

Noch die ſpätere naſſauiſche Polizeiordnung klagt über diejenigen Bettler, welche ihre Kinder ſelbſt lähmten, damit dieſelben ſich mit mehr Schein dem Bettel hingeben könnten.

Ferner gehören jene zahlloſen Herumläufer hierher, welche theils mit betrügeriſchen Waaren, namentlich allerhand Univerſal-Arzneien, von Haus zu Haus wandern und von der Leichtgläubigkeit ihren Tribut erheben, namentlich jene ſchon früh vorkommenden „Knappſäcke“ und „Sonnenkrämer“, theils Diejenigen, welche auf den Aberglauben des großen Hauſens ſpeculiren; da ſind Menſchen, welche die Zukunft vorausverkünden (Planetenleſer und Kryſtallſeher), welche mit Segensformeln alle Krankheiten bei Menſchen und Vieh heilen, wieder Andere, welche die böſen Geiſter bannen, und endlich Solche, welche verborgene Schätze ausfindig machen und heben. Zahlloſe Opfer ſind dieſem Aberglauben gefallen, dem ſich auch noch der alchymiſtiſche Taumel zugeſellte, Tauſende haben in dem Streben, auf leichte Weiſe zu Reichthum zu gelangen, Hab und Gut verſchwendet und, während ſie ihre Verführer bereicherten, ſich in Noth und Armuth geſtürzt. Hans von Falkenberg, welcher 1596 ſtarb, hinterließ über 40,000 Gulden Schulden, wovon allein 3000 Gulden an Geſindel, Schatzgräber und Landläufer verbrieft, alſo nicht einmal bezahlt waren. Nicht minder gehören auch die Bettelorden und die Heiligthümerkrämer hierher. Letztere fanden ſich wenigſtens auf allen Kirchweihen ein und verkündeten laut:

Wie daß ſie führten in ihrem Sack
Das Heu, das tief vergraben lag
Unter der Krippe zu Bethlehein;
Daß ſie von Bilams Eſels-Bein,
Ein Feder von St. Michels Flügel,
Auch von St. Jürgens Roß ein Zügel
Oder die Buntſchuh von St. Klaren.

Endlich findet ſich ein nicht minder beträchtlicher Reichthum an handwerksmäßigen Gaunern und Räubern. Dieſelben hatten bereits im 15. Jahrhundert eine beſtimmte Organiſation, eine eigene Sprache (Rothwälſch), gewiſſe Erkennungszeichen und beſondere Herbergen (Schöchelboß). Dieſe Banden ſind bald größer, bald kleiner; ich habe Nachrichten über einige gefunden, deren Thätigkeit ſich über ganz Deutſchland und bis nach der Türkei erſtreckte. Sie hatten Mitglieder aus allen Ständen: Edelleute, flüchtige Beamte, Geiſtliche, verdorbene Studenten, verlaufene Schullehrer u. ſ. w. Jeder zog, gewöhnlich von einer Concubine (Hornlüten) begleitet, einzeln herum, und zwar unter einem angeblich unſchuldigen Titel; ſobald jedoch eine Kundſchaft eintrat, einigten ſich ſofort ſo viele, als zur Ausführung nöthig ſchienen, und nach der Ausführung und Theilung der Beute wurde ſich ſofort wieder getrennt. Sogar Beamte ſtanden nicht ſelten mit im Bunde, und nicht minder häufig war dies ſelbſt mit den adeligen Gerichtsherren der Fall. Es gibt kaum ein adeliges Geſchlecht, von welchem ſich nicht während des 16. und 17. Jahrhunderts einzelne Glieder am Straßenraub betheiligt haben. War die Theilnahme nicht unmittelbar, ſo nahmen ſie wenigſtens von der Beute und ſchützten die Verbrecher ſo lange als möglich. Mindeſtens waren die adeligen Sitze Zufluchtsſtätten des verworfenſten Geſindels aller Art. Im Jahre 1625 beſtimmte ein Edelmann bei einer milden Stiftung für die Armen ſeines Gerichts, daß von deren Genuſſe „die Miethlingsknechte, welche bei andern inne ſitzen, und die Landläufer, welche die Junker bisweilen zu ſich nehmen“, ausgeſchloſſen ſein ſollten, „weil ſie die Junker ſowol als die armen Unterthanen an Gehölz, Feld und Gärten beſtehlen und ſich überhaupt vom Raube ernähren“. Darum iſt denn auch jene Zeit ſo überaus reich an Räubereien und Mordthaten. War dies aber auch überall der Fall, ſo zeigt ſich dieſes Unweſen doch am meiſten in ſolchen Gegenden, wo viele kleine adelige Bezirke zuſammenſtieſſen, beſonders ſolche, welche edlen Reichsrittern gehörten. Es war hier nicht nur eine Verfolgung unmöglich, weil jeder dieſer kleinen Territorialherren auf ſeine Landeshoheit eiferſüchtig war, nein, es wurde hier auch alles Geſindel geduldet, weil die ſchmalen Einkünfte dadurch um etwas gebeſſert wurden. Ich kenne einen ſolchen ehemals reichsritterſchaftlichen Bezirk — nicht ſehr weit von Frankfurt —, bewohnt von allen Nationalitäten Europas, aus dem noch im Anfange dieſes Jahrhunderts große Räuberbanden ausgingen, von deren Beute der Beamte ſeinen Theil erhielt; noch heute zieht ein großer Theil der bunten Bevölkerung, meiſt mit falſchen Zeugniſſen, die noch vor einem Jahrzehnd von dem Beamten gegen eine beſtimmte Taxe ausgeſtellt wurden, zum Strohmern aus, welches ſo tief und feſt in dieſen Menſchen ſitzt, daß die jeniſche Sprache ſchon von den Kindern geredet wird. Solche Gebiete waren die Pflanzſchulen der Gaunerei und auch ſchon vor Jahrhunderten als ſolche ſo berüchtigt, daß der Reiſende wie der Fuhrmann Umwege von mehreren Tagereiſen nicht ſcheute, um ſich in größern fürſtlichen Territorien zu halten, wo, wenn auch nicht gerade eine volle, doch eine weit größere Sicherheit herrſchte als in der Nähe dieſer Raub- und Mordhöhlen.

Ein Refugium für all dieſes verſchiedene Geſindel, ſowie überhaupt für den kräftigen Armen und Beſitzloſen bildete das ehemalige Heer mit ſeinem Werbſyſteme. Wo die Werbtrommel tönte, gab es Handgeld und man konnte einige Tage ſchwelgen, der Krieg ſelbſt aber verſprach Beute und das genügte, um ſeine Haut dafür zu Markte zu tragen. Der Zweck des Krieges oder etwa zu erwerbender Kriegsruhm kamen dabei nicht in Betracht; Proteſtanten fochten für katholiſche, Katholiken für proteſtantiſche Intereſſen. Auch die grauſamſte Disciplin vermochte wenig über dieſe Horden, die ſelbſt in Freundes Lande allenthalben plünderten und raubten, und Guſtav Adolf übertrieb wahrlich nicht, als er 1632 die deutſchen Truppen alſo anredete: „Ihr Fürſten, ihr Grafen, ihr Edelleute, ihr ſeid Diejenigen, die ihr Untreue und Frevel an euerm ſelbſteigenen Vaterlande beweiſet, welches ihr ſelbſt ruinirt, verderbt und verheert. Ihr Obriſten, ihr Offiziere, vom höchſten bis zum niedrigſten, ihr ſeid Diejenigen, die ihr ſtehlet und raubet, ohne Unterſchied, Keinen ausgenommen; ihr beſtehlet euere Glaubensgenoſſen; ihr gebt mir Urſache, daß ich einen Ekel an euch habe, und Gott, mein Schöpfer, ſei mein Zeuge, daß mir das

Herz im Leibe gellet, wenn ich euer Einen anſchaue, daß ihr meinen guten Geſetzen und Geboten zum Trotz ſolche Frevler und Verbrecher ſeid und Urſache gebt, daß man öffentlich ſagt: der König, als unſer Freund, thut uns mehr Schaden als unſere Feinde.“

Wie war es möglich, daß der Soldat anders ſein konnte?

Da man nun nach Beendigung des Krieges das Heer entweder, wie im 16. Jahrhundert, ganz auflöſte, oder, wie das ſpäter der Fall war, zum größten Theile entließ, ſo bildeten ſich aus dieſen, an ein wildes, zügelloſes Leben und an Raub und Mord gewöhnten, jeder Arbeit gänzlich entfremdeten Soldaten ſofort allenthalben Räuberbanden, welche das ihnen lieb gewordene wilde Leben nur unter anderm Titel fortſetzten.

Moraliſche Urſachen dieſer Misſtände: allgemeine Sittenverderbniß.

Forſchen wir nach den Urſachen dieſer trüben Zuſtände, ſo finden wir eine reiche Zahl derſelben theils moraliſcher theils materieller Natur. Vor allem iſt es eine durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete Faulheit, welche zahlloſe kräftige Menſchen bewog, dem Erwerbe ihres Unterhalts durch die Arbeit ihrer Hände den leichtern und bequemern Erwerb ihres täglichen Brots durch den Bettel vorzuziehen, womit ſich dann auch noch Lüderlichkeit und Völlerei verbanden. Ja ſogar darüber wird häufig geklagt, daß die Aeltern ihre Kinder auf den Bettel ausſchickten, weniger aus Noth, als um die Mittel zu ihren Wirthshausgelagen zu erhalten. Schon 1501 wurde zu Stuttgart befohlen, darauf zu ſehen, daß die Kinder nur bei Tage betteleten und nicht dem Weine und Spiele nachgingen; auch ſollte man die Bürger ermahnen, in guten Jahren zu ſparen, damit ſie in Zeiten der Theuerung zu leben hätten. Ebenſo klagt die württembergiſche Polizeiordnung von 1522, daß Viele zeither Almoſen erhalten, welche noch arbeitsfähig wären und ſpät und früh in den Wirthshäuſern lägen, und beſtimmt, daß Alle, welche Weib und Kinder nach Almoſen ausſchickten, während ſie ſelbſt in den Wirthshäuſern lägen, praßten, ſpielten und andere Ueppigkeiten trieben, beſtraft werden ſollten. In der gleichzeitigen nürnberger Armenordnung heißt es: es komme eine große Menge verlorenen, müßig gehenden Volks aus andern Landen nach Nürnberg, welches das Almoſen faſt ungöttlich nehme und ſich damit leichtfertig zu eigenem und der andern, nothdürftigen Armen Schaden in viele Sünde begebe; auch finde man viele ſtarke, zur Arbeit vermögliche Menſchen, welche, ſich aller Arbeit entſchlagend, lediglich vom Bettel lebten, auch ihre Kinder anders nicht als zum Bettel erzögen und ſich von dieſen das Erbettelte zutragen ließen, während dieſe ſelbſt Froſt, Hunger und Noth litten. Noch ausführlicher ſpricht ſich die würzburger Almoſenordnung von 1533 über dieſe Gebrechen aus. In den ſeitherigen theuern geſchwinden Läuften legten ſich viele Leute auf das Betteln, unter denen ſich manche junge ſtarke Männer, Frauen, Knaben und Mädchen befänden, welche ihr Brot wohl verdienen könnten, aber ohne rechte Noth, aus lauter Faulheit und auch darum ſich auf das Betteln legten, weil das Brot jetzt theuer und zu Würzburg manches Almoſen gereicht werde, ſodaß ſie mehr an Brot ſammelten, als ſie erarbeiten könnten. Folge davon ſei, daß viele ſtarke Perſonen mit ihren Kindern die Arbeit verließen, dadurch Mangel an Taglöhnern entſtehe und der Taglohn ſich übermäßig ſteigere; daß die ſtarken Bettler den verſchämten und ſchwachen Armen den Almoſen entzögen, deſſen ſie häufig ſo viel erbettelten, daß ſie damit Handel trieben; endlich daß das junge Volk an den Bettel, den Müßiggang und die Trägheit gewöhnt und zu jeder Arbeit dergeſtalt untauglich werde, daß wenn man dergleichen Knaben oder Mädchen auch zu einem Handwerker oder in einen Dienſt thue, ſie davonliefen und, wenn ſie ſich auch des Bettelns ſchämten oder ſonſt im Betteln nicht mehr geduldet würden, zur Unzucht griffen. Auch werde mancher Biedermann, welcher gern Almoſen gebe, ſcheu darin, weil er den Müßiggänger nicht in ſeiner Faulheit und ſeinem Muthwillen unterſtützen wolle. In Erfurt wird 1549 darüber geklagt, daß Viele mit überflüſſigem Eſſen und Trinken ihr Hab und Gut verſchlemmten und ihre Zeit in Müßiggang und Saufen hinbrächten. Dieſelbe Klage findet ſich auch in der ſächſiſchen Polizeiordnung von 1550.

Viele müßige Männer und Weiber ernährten ſich von Almoſen und wollten aus muthwilliger Faulheit nicht arbeiten; obwol ſie ihre Nahrung ſich verdienen konnten, zogen ſie doch den Müßiggang und Bettel vor, wodurch es ſchwer werde, Taglöhner und Dienſtboten zu erlangen. Die pfälziſche Polizeiordnung von 1565 ſpricht von vielen müßiggehenden Weinſchläuchen, welche man gemeinlich in den Wirthshäuſern finde, die das Ihrige unnützlich verzehrten, die Arbeit verſäumten, Weib und Kinder Hunger leiden und zu Zeiten ſogar nach Almoſen gehen ließen, ungeachtet ſie dieſelben wohl ernähren könnten. Aehnlich die erfurter Polizeiordnung von 1582: hin und wieder hielten ſich viele verdächtige Müßiggänger, Wein- und Bierſchläuche in den Wirthshäuſern und ſonſten auf, welche das Ihrige unnützlich verzehrten, ihre Arbeit verſäumten, Weib und Kind daneben Hunger leiden und nicht ſelten dieſelben ſogar verlaſſend hülflos zurückließen u. ſ. w.

Als Landgraf Ludwig von Heſſen-Marburg 1571 eine Taxordnung erließ, begründete er deren Nothwendigkeit durch die Klage, daß es an Arbeitern mangelte, und daß die Arbeiter gar häufig einen zu hohen Lohn forderten. Die Erfahrung dagegen zeige, daß der größere Theil ſich des Müßiggangs befleißige, Viele, welche gar wohl ihr Brot verdienen könnten, die Arbeit flöhen und ſtatt deſſen dem Betteln nachgingen, was dann auch nicht nur von ihnen ſelbſt, ſondern auch von ihren Kindern geſchehe. Das nur ſei die Urſache, daß Taglöhner ſo ſchwer zu bekommen ſeien und nicht nur der Pöbel verdorben, ſondern auch der Wohlſtand des Ganzen zerrüttet werde.

Damit dieſem Uebelſtande zeitig zuvorgekommen und künftig nur den alten und unvermögenden, überhaupt dürftigen und frommen Armen mit Almoſen geholfen und dieſen nicht durch böſe Buben und Bübinnen, ſowie durch ſtarke oder junge Bettler und Faullenzer, gleichwie durch die loſen Hummeln den arbeitſamen Bienen, mit der Fäulheit das Brot vor dem Maule weggenommen werden ſolle, auch Diejenigen, welche ihr Brot zu erwerben im Stande, zur Arbeit angehalten würden, und jederzeit Arbeiter zu erträglichem Lohne zu erhalten ſeien, ſo ſollte in Zukunft Niemanden außer den Schülern Almoſen zu ſammeln geſtattet ſein; nur mit ſehr Bedürftigen ſollten die Beamten eine Ausnahme machen; dieſe ſollten dann aber, damit man ſie erkenne, ein Zeichen am Halſe tragen, ſowie auch die Kirche fleißig beſuchen und, wenn ſie Kinder hätten, dieſe nicht zum Betteln, ſondern zur Arbeit anhalten.

Im Jahre 1601 ſchreibt Landgraf Moritz an die Beamten und den Magiſtrat zu Kaſſel und klagt, daß überall im Fürſtenthume, ſonderlich aber in der Stadt und dem Amte Kaſſel, der Müßiggang, dieſe Wurzel alles Böſen, übermäßig einreiße. Viele Unterthanen, Bürger und Bürgerskinder befleißigten ſich des Lediggehens und des Bettelwerks, in Folge deſſen man allgemein über Mangel an Arbeitsleuten klage. Viele Aeltern gewöhnten ſchon die Kinder an den Müßiggang und ließen ſie kein Handwerk oder ſonſt eine ehrliche Arbeit lernen, wobei ſie dann nicht bedächten, daß eine läſſige Hand arm, eine fleißige aber reich mache. Er befiehlt deshalb, dieſem Unweſen ernſtlich zu ſteuern und zu dieſem Zwecke zu Kaſſel zwei Aufſeher zu beſtellen, welche alle arbeitsfähigen Knaben und Mädchen von 7 und 8 und weiter bis zu 18 und 20 Jahren, die in den Straßen bettelnd betreten würden, aufgreifen und Denen, welche ſie zur Arbeit begehrten, zuweiſen ſollten.

In demſelben Sinne erließ derſelbe Fürſt auch 1617 einen Befehl, nämlich alle ſtarken Bettler, alle Bierſäufer, welche ſtetig in den Wirthshäuſern lägen und das Ihrige muthwillig verſöffen, das herrenloſe Geſinde und die Gardenknechte, welche ſich des Bettelns befleißigten, auf die Bergwerke zu bringen und daſelbſt mit Ernſt gegen gebührlichen Lohn zur Arbeit anzuhalten; im Falle aber ſie ſich weigerten, dem zu entſprechen, ſollte man ſie in Eiſen ſchlagen und auf die Bergwerke abliefern.

Obwol die Zahl derartiger Belege ſich noch bedeutend vermehren ließe, ſo möchten die gegebenen doch wol zur Gewinnung der Ueberzeugung genügen, daß eben ein großer Theil der Noth der frühern Zeit ſeine Quelle vor allem in der Trägheit und dem liederlichen Leben der Menſchen ſelbſt hatte. Nicht der Beſitzloſe nur gab ſich dem Nichtsthun hin, auch der Beſitzer von Haus und Hof ließ nicht ſelten, wie dies manche gleichzeitige Nachrichten erzählen, ſeinen Acker wüſt und zog mit Weib und Kindern bettelnd herum. Wodurch die Faulheit weſentlich gefördert, ja, man kann ſagen, wodurch dieſelbe gewiſſermaßen großgezogen und gepflegt wurde, das war vorzüglich das rückſichtsloſe Spenden der Almoſen ſeitens der Klöſter und Stifter. Der Faule wußte, wo er jedenfalls, ohne die Hände zu regen, täglich ſeinen Hunger ſtillen konnte. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſchlug man die Zahl der Armen, welche täglich in dem Hauſe des Deutſchen Ordens zu Marburg Almoſen empfingen, auf 7—800 an, und im Sommer des Jahres 1573 ſtieg deren Zahl nicht ſelten ſogar über 1000.

Zur Faulheit und Völlerei geſellte ſich aber als natürlicher Verbündeter eine Unzucht, welche, wie aus hundert und aber hundert Zeugniſſen hervorgeht, größer und verbreiteter war, als man dies heute gern zugibt. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts ſagt ein Dichter:

Man will ſich in der Kirch nicht ſchamen,
Sie kummen in den Winckeln zamen
Und triben etwan ſolch Spyl,
Das ich weiß und nit nennen will.

Dem entſprechend, klagen auch die Reichsgeſetze von 1530, 1548, 1577 u. ſ. w. darüber, daß viele leichtfertige Perſonen außer der Ehe zuſammen lebten, daß Eheleute einander verließen und ſich zu leichtfertigen Perſonen hielten, daß viele Perſonen ſich zur Kuppelei hergäben; ebenſo die erfurter Polizeiordnung von 1585: daß viele Eheleute gefunden würden, welche um geringer Urſachen willen ſich einander übel tractirten, rauften und ſchlügen und geringer Zwiſtigkeiten willen voneinander liefen.

Der Dichter des „Venustriumphs“ wirft den Bürgermädchen vor, daß ſie ſchon im zehnten Lebensjahre Coquetten ſeien; nehme man ihnen die Schminke und den Schmuck, ſo bleibe nichts Schönes an ihnen. Wein und Gewürze, Zimmt, Pfeffer und Ingwer hätten ihr Blut verdorben, und es werde dereinſt eine ſieche Nachkommenſchaft aus ihnen hervorgehen. Er findet unter ihnen die gefährlichen Folgen verbotener Luſt in dem ſchleichenden Gifte einer aus Wälſchland herübergetragenen Seuche und kennt Kindermord und Abtreiben der Kinder durch innerliche ſchändliche Mittel als allgemein verbreitete Laſter.

In allen nur einigermaßen bevölkerten Städten waren öffentliche privilegirte Häuſer, welche, gegen einen Zins, aus der ſtädtiſchen Kaſſe in Bau und Beſſerung erhalten wurden. Man fand darin ſo wenig Anſtößiges, daß z. B. die Biſchöfe von Würzburg ihre Marſchälle, die Grafen von Henneberg, mit der Vogtei über die würzburgiſchen Frauenhäuſer belehnten, welche zu dieſem Zwecke eigene Beamte hielten. An vielen Orten wählten die Freudenmädchen jährlich ein Oberhaupt, welches im Namen Aller der Obrigkeit den Eid der Treue ſchwur. In Nürnberg bildeten die Freudenmädchen ſogar eine ſogenannte ehrbare Zunft, welche ein ausſchließliches Recht zur Betreibung ihres feilen Gewerbes hatte und alle als Bönhaſen verfolgte, welche in ihr Gewerbe pfuſchten. Man fand den Beſuch öffentlicher Häuſer ſo ſehr in der Natur liegend, ſo ſich von ſelbſt verſtehend, daß man Schuldnern, welche man zum Einlager genöthigt, neben dem Koſtgeld auch noch ein wöchentliches Frauengeld verabreichte. Zu allen großen Verſammlungen, ſowol Reichstagen als Concilien, ſtrömten Tauſende feiler Dirnen herbei. Auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz fanden ſich viele Hunderte von Dirnen ein, welche meiſt in den Gefolgen der Biſchöfe und unter deren Schutze mit einzogen; allein 700 fand man in öffentlichen Häuſern.

Nicht minder gehört hierher der Luxus. Auch der iſt nicht erſt ein Fehler unſerer Tage, er iſt vielmehr weit älter. Findet man doch ſchon im 12. Jahrhundert die Klage, daß durch die Nachahmung franzöſiſcher Moden deutſche Sitte und Einfalt zu Grunde gehe. Den beſten Beweis für meine Behauptung geben für die ſpätere Zeit die zahlloſen Kleiderordnungen. Die Handwerksleute — heißt es in ſächſiſchen Ordnungen von 1543 und 1556 — bedienten ſich übermäßiger und ungebührlicher Kleidung, auch ſonſt großer Zehrung, kauften das Beſte, was zu Markt komme, und warteten des Trunkes mehr denn der Arbeit, woher es dann komme, daß ſie die Leute mit dem Lohne übernähmen und dennoch ſchlechte Waare lieferten. Die Meiſter in den Städten übernähmen zu viel Arbeit auf einmal und förderten die Kunden nicht, vertröſteten dieſelben von einer Zeit zur andern und machten ſie zuletzt unwillig. Ein Schriftſteller des 16. Jahrhunderts klagt ſogar über die Ausartung der Bauern in Luxus, Weichlichkeit und Faulheit, wovon ihre Vorältern nichts gewußt hätten; auch rügt er bitter ihre wilden, ausgelaſſenen Tänze, wobei ſie ſogar bewaffnet erſchienen, weshalb ſich dieſelben gemeinlich in blutige Händel verwandelten.

Außerdem trieb auch die Spielſucht ihr unheilvolles Weſen, und zahlreiche Erlaſſe ſind gegen dieſes Laſter ergangen, ohne daß dadurch viel gebeſſert worden wäre. Ein in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgtes Verbot des Spiels mit Karten und Würfeln bemerkt, daß dieſe Spiele häufig von böſen Menſchen betrüglich geübt würden und daß der gemeine arme Handwerksmann dabei ſeine Arbeit verſäume und in Armuth gerathe, während junge Leute häufig dadurch dermaßen in Lotterei geriethen, daß ſie zuletzt nicht ſelten dem Galgen oder andern peinlichen Strafen verfielen.

Wie Sachſen nach einem alten Sprüchworte ganz Deutſchland mit Trinkern verſehe, ſo verſorge — bemerkt ein Schriftſteller — Franken daſſelbe mit Räubern und Bettlern, Böhmen mit Ketzern, Baiern mit Dieben, die Schweiz mit Henkern und Hurenwirthen, die Rheinlande mit Freſſern, Schwaben mit Huren, Weſtfalen und Friesland mit Meineidigen.

Mit lebendigen Farben ſchildert ein deutſcher Fürſt am Ende des 16. Jahrhunderts im Folgenden die Zuſtände ſeiner Zeit:

An Strafen, Thurmen, Blocken, Bußen, Kanzelſchelten und Kirchenbann habe es nie gemangelt, aber das Alles habe nichts gefruchtet noch die Laſter in Abgang gebracht, weil die Hauptwurzel, der ſchädliche und ſchändliche Müßiggang mit ſeinen Schweſtern, der Wolluſt und Unzucht, nicht hinweggenommen ſei. „Denn auf den Werktagen gehen noch jetzt die Handwerksmeiſter und die Geſellen von ihrem Handwerk, laufen haufenweiſe den Kindtaufen, Hochzeiten und Weinkäufen ungeladen zu oder, wo ſie das nicht haben können, Morgens zur Branntweinſuppe, Nachmittags zum Bierleben in den Trinkſtuben; während dieſer Zeit muß der Käufer auf den Verkäufer (Handwerksmann) acht und noch mehr Tage warten, bis derſelbe ſich wohl ausgezecht hat, und nachher die beſtellte Waare ſo theuer bezahlen, als es dem wohlbegoſſenen Verkäufer gefällig iſt. Daher die Vertheuerung der Waaren. Denn der Handwerksmann nicht für ſein Haus und ſeine Kinder, ſondern für ſeinen Magen ſorgt, ſeine Münze an naſſe Waare legt und, wenn er das Maul nicht mit Wein waſchen kann, fremde Biere, Brühen und dergleichen verlangt, an Sonntagen und Feiertagen auf Rechnung der ganzen Woche Zeche hält, während die Geſellen, welche an den Werktagen nicht ſo oft als der Meiſter ſpazieren gehen dürfen, ihr Wochenlöhnchen ſo wacker im Bier herumſchwemmen, daß ſie Montags nicht einen Heller mehr im Beutel haben, auf den Marktplätzen müßig gehen, die Fenſtergläſer anſehen, lotterbübiſches Geſchwätz oder Bärenhäuterſpiele anfangen, welche weder zum bürgerlichen Leben noch zur Kriegskunſt dienlich ſind, als Kugelſchießen, Kegelſchieben, Luſtbälle und dergleichen Lumpereien, darüber ſie oft Mord, Diebſtahl und andere Bubenſtücke anſtiften. Eine Urſache der Arbeitsſcheu der Meiſter liege darin, daß ſie nicht mit billiger Gewalt zur Arbeit und zur Befolgung des Gebots «ſechs Tage ſollſt Du arbeiten und im Schweiße Deines Angeſichts Dein Brot eſſen» angehalten werden, und weil ſie ſich nicht ſcheuen, Sonntags, ſtatt in die Kirche zu gehen, Das, was ſie in der Woche verſäumt, nachzuholen. Eine Urſache des übermäßigen Trinkens ſei die, daß ſie kein anderes Objectum haben, womit ſie ſich beluſtigen und erholen können, und lieber ihre Büchſen und Spieße verroſten laſſen, welche ſie doch nicht zu brauchen wiſſen, als ihre Gurgel. Eine Urſache des Müßigganges an den Feiertagen liege darin, daß der größte Haufe, der, ungelehrt, ohne Luſt an Büchern und Leſen der Heiligen Schrift, ſich nicht zu Hauſe nützlich zu beſchäftigen wiſſe, außer dem Hauſe nur unnütze Würfel- und Kartenſpieler oder Schwätzer treffe, bis zum gewünſchten Abend, welchen ſowol Unterthanen als ihre mit böſem Beiſpiel vorangehenden Beamten mit Trinken feierten."

Und weiter ſagt derſelbe Fürſt: „Wenn allenthalben die müßigen Stunden mit nützlichen ehrlichen Dingen angewendet würden, ſo würden auch die Werke der Wolluſt, der Vielfraß, der Wein- und Bierſchlauch, des Leibes Ueppigkeit, das Sacramentiren und Elementiren, Katzengebeiß, Balgen, Schlägerei Anrichten, Gaſſiren und Gaſſatengehen, ſammt anderm ungereimten, bachanaliſchen Weſen, zum Lande hinauswandern und Luſt und Gedanke daran vergehen."

Anderweite Urſachen der Verarmung jener Zeit: materieller Druck, Unſicherheit, ſchlechte Verwaltung und Rechtspflege.

Mit den moraliſchen Urſachen ſtehen die materiellen in engſter Beziehung und einer bald mehr bald weniger hervortretenden Wechſelwirkung. Vor allem wirkte in materieller Hinſicht die allgemeine Unſicherheit im hohen Grade nachtheilig, denn Handel und Gewerbe wurden dadurch vielfach gedrückt und geſtört. Und, wie ich ſchon oben angedeutet habe, je kleiner das Gebiet, um ſo erbärmlicher war die Sicherheitspolizei. Doch auch die Verwaltung ſelbſt war nicht beſſer; ihre eigentliche Aufgabe war nichts weniger als die Wohlfahrt des Volks zu fördern, das war Nebenſache; ihre Beſtimmung war lediglich die Füllung der Kaſſen, und Luther übertreibt nicht, wenn er von den Fürſten ſeiner Zeit redet: „Sie können nicht mehr, denn ſchinden und ſchaben, einen Zoll auf den andern, eine Zinſe über die andere ſetzen; da einen Bären, hie einen Wolf auslaſſen, dazu kein Recht, Treu, noch Wahrheit bei ſich laſſen gefunden werden, und handeln, daß Räubern und Buben zu viel wäre u. ſ. w.“ An der Weſer z. B. lagen im 16. Jahrhundert und noch ſpäter 22 Zollſtätten, alſo beinahe auf jede Meile ein Zoll. Von einer Ohm Wein, welche von Kaſſel nach Bremen ging, wurde etwa der neunte Theil — 18 Quart — als Zoll abgezapft. Ein bremer Kaufmann, welcher 65 Pfund engliſches Tuch auf der Weſer nach Nürnberg verſendete, hatte von jedem Pfund auf jeder Zollſtätte 1 Groſchen (alſo 1 Goldthaler 4 Groſchen), zu Lauenförde und zu Herſtelle aber nicht weniger als 28 Thaler 12 Mariengroſchen zahlen müſſen, ein Betrag, der nicht viel geringer war, als früher alle Zölle von Antwerpen nach Venedig. Zu dieſen Uebelſtänden geſellte ſich die Finanzerei — ich brauche den alten Ausdruck —, welche man mit der Münze trieb, deren fortwährend zu geringe Ausprägung oft die größten Verluſte für jeden Einzelnen mit ſich führte. Weiter gehören hierher die unverhältnißmäßig hohen und willkürlich angeſetzten Geldſtrafen. Fleiſchliche Vergehungen belegte man nicht nur mit vier bis zehn Wochen Gefängniß, ſondern auch noch mit einer Geldbuße, welche nicht ſelten den größten Theil der geringen Habe wegnahm. Ein leibeigener Burſch, der den von ſeinem Leibherrn verlangten Loskauf von 10 Gulden nicht aufbringen konnte, weil er ein ganz armer Taglöhner war, wurde, nachdem ſeine Verlobte niedergekommen, in den Thurm geſteckt und in ſechs Gulden geſtraft. Aus derſelben Urſache wird 1602 ein armer Teufel, deſſen ganze Habe auf 13 Gulden geſchätzt wird, mit acht Gulden Strafe belegt, während zu derſelben Zeit ein Mädchen, nachdem ſie 11 Wochen im Thurme geſeſſen „und großen Hunger gelitten“, weil ihr Vater, ein armer Schweinehirt, ihr nichts geben konnte, in ſieben Gulden geſtraft ward. Ebenſo wurden zwei, von denen der Mann nichts als ſeinen Knechtslohn von jährlich ſieben Gulden und das Mädchen weiter nichts als ſeine zerlumpten Kleider hatte, erſterer in acht, letztere in ſechs Gulden geſtraft. In ähnlicher Weiſe ſtrafte man auch andere Vergehungen. Ein Bauer, welcher 1591 15 Kleuder Wolle in ein benachbartes Gebiet verkauft, mußte deshalb 30 Gulden, ein anderer, welcher 1574 herrſchaftliches Heu zu Dienſte eingefahren und ſeinen Pferden beim Aufladen davon gereicht, 10 Gulden, ein Papiermüller, weil er 1693 der fürſtlichen Schmelzhütte am Sonnabend das Waſſer entzogen haben ſollte, 24 Thaler erlegen. Obwol die Zahl ſolcher Beiſpiele noch ſehr vermehrt werden könnte, ſo mögen dieſe doch genügen. Eine andere häufig in Anwendung kommende Strafart, welche gewiſſermaßen nur dazu beſtimmt ſchien, die Zahl der Vagabunden zu vermehren, war die Landesverweiſung. Auch flüchteten gar Viele aus Furcht vor der zu erwartenden Strafe über die Grenze und friſteten, heimatlos herumſtreichend, meiſt durch Betteln und Rauben ihr Leben.

Ein nicht minder auf den allgemeinen Wohlſtand verderblich einwirkender Einfluß wurde durch den Druck erzeugt, welchen viele Beamte in gar mannichfacher Weiſe ausübten. Von den zahlreich vor mir liegenden Belegen will ich nur einen mittheilen, eine Stelle aus dem letzten Willen des Landgrafen Georg II. von Heſſen-Darmſtadt (geſtorben 1661). Darin heißt es wörtlich:

„In den Aembtern und Dienſten finden ſich bisweilen gottloſe, ſtolze, hungrige Leuthe, welche unbeſcheidentlich über die armen Unterthanen herrſchen, bochen und ſchlagen ſie, wenn ſie ihnen nicht eben nach ihrem Sinne antworten, ſaugen ſie aus; und leben, die hochmüthigen Geſellen, herrlich, treiben die arme Leuthe aus Begierde eines ſchädlichen Privatnutzens zu allerlei Frohndienſten, kaufen koſtbare Höfe, Häußer, Aecker und Wieſen auf im Land, die Onera und Beſchwerden aber, ſo darauf ſtehen, an Frohnen, Steuern, Schatzungen, bürden ſie denen ohnedas beläſtigten Unterthanen auf, oder vervortheilen darum ihren Landesfürſten ſelbſt, wo nicht öffentlich, doch heimblich, und mit vielen verſchlagenen Renken; üben ihren unerſättlichen Geitz mit den Frohnfuhren, welche, unterm Praetext der Herrn-Geſchäften, überflüſſig beſtellet und hernach bei ihnen abgekauft werden. Etliche werden befunden, denen der Landesfürſt, neben der Beſoldung, Futter auf Pferde läſſet reichen, da ſie doch entweder gar keine halten, oder, wann ſie mit denſelbigen einigen Dienſt leiſten ſollen, müſſen die armen Unterthanen in des Landsfürſten Nahmen Geſchirr und Pferde darzu geben. Etliche pflegen auch die Verbrechen der Leuthe höher als es iſt zu exaggeriren und ex Musca Elephantem zu machen, hernach wohl plötzlich und uf einmal es wieder ſinken zu laſſen, und dabei mehr auf ſich und Nebenreſpecten, als auf die heilſame Juſtiz ihr Abſehens zu führen, und was der böſen Stücke und Tücke ſolcher ungerechten Haushalter mehr ſeynd. Da hat denn unſer Sohn und Successor treffliche Aufſicht zu gebrauchen, ſolche Gäſte, wenn ſie alſo betretten werden, an Guth, Leib und Ehr zu ſtrafen, gottförchtige Leuthe, die dem Geitz feind ſind, treue und fromme, redliche, taugliche, demüthige und ausrichtſame Diener zu beſtellen, in Anſehung, daß man ſie nicht über Bestias, ſondern rationales Dei Creaturas und, wie die Schrift ſagt, über Fleiſch und Bein ſetzt. —“

Nahmen doch die Beamten ſogar das geſtohlene Gut als ihnen zukommend in Anſpruch, welches den Räubern wieder abgenommen wurde, oder verlangten, daß die Beſtohlenen ſich deshalb mit ihnen abfinden ſollten. Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts erhoben ſich darüber Klagen, doch erſt 1559 wurde dieſer Misbrauch auf dem Reichstage zu Regensburg abgeſtellt.

Daß unter ſo vielfältig auf dem Landmanne ruhenden Drucke die Landwirthſchaft nicht fortſchreiten konnte, bedarf wol keines ausdrücklichen Beleges.

Zu den ſo mannichfaltigen Dienſten, Abgaben und andern Beläſtigungen kam aber auch noch ein übermäßiger Wildſtand, der, auf das ſtrengſte gehegt, die Felder auf eine entſetzliche Weiſe verheerte. Ja, nicht genug, daß der Bauer das Wild mit ſeinem Schweiße ernähren mußte, man kam zuletzt auch noch auf eine neue „Finanzerei“: man zwang den armen Bauer, das Wild zu beſtimmten und zwar keineswegs geringen Preiſen zu nehmen; er mochte wollen oder nicht, man warf es ihm ins Haus, und nicht ſelten in einem Zuſtande, in welchem es nicht einmal mehr zu genießen war.

So war nach allen Seiten hin die Landwirthſchaft gefeſſelt. Vor allem mangelte es an Vieh. Nur Schweine, welche der Wald ernährte, und Schafe, welche auf den ausgedehnten Trieſchern ihre Nahrung fanden, waren zahlreich; um ſo geringer war dagegen die Zahl der Pferde und des Rindviehs. An vielen Orten reichte das Zugvieh nicht aus, um alles Land in erforderlicher Weiſe zu pflügen. Aus dieſem Mangel an Vieh erwuchs natürlich noch ein anderes Gebrechen, nämlich der Mangel an Dünger, den der Umſtand noch höher ſteigerte, daß man das Vieh ſo lange als nur möglich ſeine Nahrung im Freien ſuchen laſſen mußte, weil man mit der Fütterung auf den Ertrag der Wieſen beſchränkt war, und dieſe, wenn auch hin und wieder bewäſſert, ſonſt aber uncultivirt, zu geringe Ernten lieferten. Sogar auf fürſtlichen Domänen kommt es häufig vor, daß man große Strecken ungedüngt, ja ſogar wüſt liegen laſſen mußte.

Bei einem in ſolcher Weiſe betriebenen Ackerbaue konnte es nicht anders ſein, als daß jede Misernte auch eine Hungersnoth mit ſich führen mußte, welcher oft Tauſende elend erlagen. Und zu dieſen Nothſtänden geſellten ſich auch noch verwüſtende Seuchen, ſowol beim Menſchen als beim Vieh, welche bis ins 17. Jahrhundert oft wiederkehren und nicht ſelten ein Viertheil der ganzen Bevölkerung eines Orts ins Grab legen.*)

G. Landau.

---

*) Ein zweiter Artikel wird ſtatiſtiſche Vergleichungen zwiſchen den frühern materiellen Zuſtänden der untern Claſſen in Deutſchland und den gegenwärtigen anſtellen.
D. Red.

Die deutschen Märzministerien.

III.

Preußen und ſeine Märzminiſter.

Die franzöſiſchen Republikaner ſollen in dem gegenwärtigen Augenblick der Anſicht ſein, die Februarrevolution ſei für ihre Intereſſen und Ideale zu früh gekommen. Sie erklären daraus den Umſtand, daß Frankreich nach vier Jahren ſeine junge Freiheit gegen die Demüthigung des 2. December vertauſcht hat.

In Deutſchland wird außer der Reaction wol Niemand glauben, die Märzereigniſſe wären beſſer ſpäter eingetroffen. Wir hatten mit unſern beſcheidenen Wünſchen ſicherlich lange genug gewartet. Die Dauer der erſten deutſchen Reſtaurationsperiode mußte den langſamſten Köpfen und Willensregungen genügend erſcheinen. Es bedarf auch keines übermäßigen Optimismus, um die guten Folgen der Märzbewegung, die dem Uebermuth der Einen und der Verzweiflung der Andern verfehlt erſcheint, anzuerkennen. Das Jahr 1848 war der ſichtbare Anfang dieſer deutſchen Bewegung. Es erließ einen großen Aufruf an das Volk, es gab einen mächtigen Anſtoß zur Organiſation der Parteien, deren Bewußtſein bis dahin durch theologiſche, philoſophiſche und politiſch theoriſirende Unterſuchungen verdunkelt war. Die Vorbereitung zu einer beſſern Zeit war während des Winterſchlafes, den nur der Traum der Freiheitskriege unterbrochen hatte, unmöglich geweſen. Sie hat im März begonnen, und wer ſich umſieht im Vaterlande, dem kann kein Zweifel darüber bleiben, daß inmitten der Brutalität unſerer Zuſtände dieſe Vorbereitung fortdauert, daß die Ziele mit jeder Stunde deutlicher werden, daß die Charaktere ſich kräftigen und ſtählen, daß etwas Anderes, Geſunderes aus dieſer unaufhaltſamen Arbeit der Geiſter entſtehen muß, daß alſo die erlittene Niederlage zu einem höchſt wichtigen Moment der deutſchen Entwickelung ſich geſtaltet.

Mögen die Männer und die Parteien immerhin eine Zeit lang hinter dieſer Entwickelung zurückbleiben; der Gang der Nation wird dadurch nicht aufgehalten. Es kommt nur vor allem darauf an, daß dieſe ſich über ihre Aufgabe, über die begangenen Fehler und über die Mittel, ſie wieder gut zu machen, immer klarer werde. Jeder hat in ſeinem Kreiſe und in ſich ſelbſt unabläſſig in dieſem Sinne zu wirken. Der Cultus der Namen muß aufhören, das geſonderte Parteiweſen mit andern Täuſchungen überwunden werden. Niemand ſoll ſich mehr mit der Hoffnung wiegen, es ſei ſeiner Partei die Ausübung eines ehrlichen, poſitiven Einfluſſes auf die active

Politik der Gegenwart beſchieden, ſie könne allein, außerhalb des Zuſammenhanges mit der öffentlichen Meinung und der Solidarität der Oppoſitionsbeſtrebungen überhaupt, gedeihliche Reſultate erlangen, es bleibe ihr eine andere Thätigkeit übrig als mit unerſchütterlichem Proteſte gegen das Unrecht und die Gewalt die Gemüther zur Selbſtregierung zu erziehen.

Von dieſem Geſichtspunkte aus hat denn auch die hiſtoriſche Kritik die Männer und die Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit zu beurtheilen. Sie kann, von iſolirter Parteiauffaſſung ſich losſagend, zum beſſern Verſtändniß der Zeitgenoſſen und ihrer Werke beitragen. Wir ſind jetzt Alle auf einen Boden gedrängt, wo die perſönlichen Rückſichten ihre Bedeutung verlieren, und wer die Wahrheit nicht zu hören vermag, der erſpart ſchon dadurch der geſchichtlichen Analyſe jede weitere Arbeit.

Am Morgen des 18. März war das Miniſterium Bodelſchwingh in Folge der Vorſtellungen rheiniſcher Deputirten vom Könige entlaſſen und Graf Arnim mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt worden. Dieſe Maßregel, ſowie die andern in jener Stunde getroffenen, ward in Berlin und im Lande mit lauter Freude begrüßt. Man forſchte weder nach den Antecedentien des neuen Miniſterpräſidenten noch nach ſeinem Programm. Ein preußiſches Miniſterium war vor der öffentlichen Meinung zurückgetreten: dieſe Thatſache genügte im erſten Augenblick dem Inſtinct des Volks. Der vom Grafen Arnim berufene Camphauſen ſah in dieſem Punkte klarer. Er wollte in das Miniſterium Arnim nicht eintreten. Auch hatte unterdeſſen der Kampf ſtattgefunden, die Stimmung war eine entſchieden andere geworden. An dem neuen Miniſterpräſidenten waren die Märznacht und die unmittelbar darauf eingetretenen Ereigniſſe vorübergegangen, ohne daß ſeine Initiative oder ſein Widerſtand zu verſpüren geweſen. Es geſchah Alles zuerſt auf andern, dann ohne allen Befehl. Das Miniſterium erwies ſich indeſſen ſchon nach einer Woche als unmöglich. Die Preſſe zwar, die ihrer Befreiung noch nicht recht traute und in den erſten Tagen nach der Revolution einer unbewußten Selbſtcenſur erlag, drückte nur ihr Erſtaunen darüber aus, daß mit all dem vergoſſenen Blute Graf Arnim als Miniſterpräſident erobert worden ſei. Dieſe Verwunderung jedoch war ein hinreichender Fingerzeig für Diejenigen, die ſelbſt den materiellen Kampf noch nicht beendigt glaubten. Graf Arnim mußte zurücktreten und ſein Portefeuille in die Hände des Präſidenten der kölner Handelskammer übergehen ſehen. Er erhielt die nöthige Muße, um die Antwort, die der König am 22. März auf die Petition der Städte Breslau und Liegnitz ertheilte und die Graf Arnim an der Spitze anderer neuen Namen (von Rohr, Graf Schwerin, Bornemann, Freiherr von Arnim, Kühne) contraſignirt hatte, ſo zu erklären, daß mit dem volksthümlichen Wahlgeſetz, das, wie jene Antwort verhieß, eine auf Urwahlen gegründete Vertretung herbeiführen ſollte, Alles gemeint war, nur nicht eine aus unverfälſchtem, allgemeinem Stimmrecht zu erweckende conſtituirende Verſammlung. Dieſe Interpretation ſollte jedoch noch nicht ſogleich das Licht ſehen. Es war die Zeit, wo der Exminiſter, unter dem Eindruck einer ihm damals noch nicht ſehr angenehmen Unpopularität, im Schooße des zweiten Vereinigten Landtages erklärte, die Regierung müßte der Bewegung ſtets um einen Schritt voraus ſein. Erſt im December 1848 erſchien eine Broſchüre des Grafen Arnim, in der die am 22. März verſprochenen Urwahlen als das Ideal der ſpäter vorgezogenen Intereſſenvertretung aufgefaßt wurden. Die abgerungene Antwort an die ſchleſiſchen Deputirten vom 22. März iſt übrigens als der einzig wichtige Act des achttägigen Miniſteriums anzuſehen. War doch das verheißende Patent vom 18. März Morgens als warnendes Symptom noch von den alten Miniſtern unterzeichnet worden!*) Der Umtritt vom 21. erfolgte auf den Rath des Freiherrn Heinrich von Arnim und veranlaßte den Eintritt dieſes Letztern in das Cabinet. Auch die berühmte Proclamation des 21. war das Werk des Freiherrn, der darauf das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Nur den „Aufgang Preußens in Deutſchland“ ſoll Graf Arnim hineincorrigirt haben, was dieſen nicht verhinderte, am 30. Juli 1848, als die Reaction gegen Frankfurt zu ſteigen anfing, in Templin eine Erklärung gegen die geſetzlichen und rechtlichen Befugniſſe der frankfurter Centralgewalt mit zu unterzeichnen und in ſeiner Broſchüre vom Auguſt („Die deutſche Centralgewalt und Preußen“) das Aufgehen Preußens in Deutſchland ähnlich zu erklären, wie ſpäter die Urwahlen des 22. März. Der beſondere Eifer, mit dem der Graf Arnim in derſelben Schrift dieſen Ausdruck: Preußen geht fortan in Deutſchland auf! zu rechtfertigen ſich beſtrebt, während er ſein Verbleiben im Miniſterium, nachdem Heinrich von Arnim die Proclamation vom 21. für ſein Programm erklärt hatte, als ein durch die Umſtände gezwungenes darſtellt, dürfte der Mittheilung über den Urſprung der erwähnten Correctur einigermaßen zur Beſtätigung dienen. Die Cabinetsordre des 21. März endlich, die, weil der König „ſich ganz der deutſchen Sache widme und in der Theilnahme Preußens eine entſchiedene Förderung derſelben erblicke“, der Armee neben der preußiſchen die deutſche Cocarde anzuſtecken befahl und welcher Graf Arnim ebenfalls widerſprochen zu haben verſichert, iſt im „Staats-Anzeiger“ (28. März) von keinem Miniſter contraſignirt abgedruckt.

Heinrich von Arnim ward indeſſen eines der hervorragendſten Mitglieder des Miniſteriums Camphauſen, das mithin Deutſchland gegenüber die Erbſchaft des Umzuges, wenn nicht die Verantwortlichkeit dafür übernahm.

Am 29. März conſtituirte ſich das erſte, wahrhaft aus der Märzrevolution hervorgegangene Miniſterium, welches ſeinen Urſprung ſo bald verkennen ſollte. Die Demiſſion des Miniſters des königlichen Hauſes, des

---

*) Bodelſchwingh ſoll das Patent vom 18. März verfaßt haben. Man fügt hinzu, er habe ſich eines Tages (vielleicht in Erfurt) darauf berufen.

Grafen Stolberg, ſowie der beiden Juſtizminiſter, Savigny und Uhden, die am Nachmorgen des Kampfes noch wie in halber Vergeſſenheit als Collegen des Grafen Arnim ſtehen geblieben waren, hatte der König am 20. angenommen, doch war das Amneſtiepatent deſſelben Tages für alle politiſchen und durch die Preſſe verübten Vergehen und Verbrechen noch von Uhden contraſignirt. Am 29. ward Camphauſen Miniſterpräſident. Das Finanzminiſterium ging von Kühne, der ihm interimiſtiſch ſeinen Namen geliehen hatte, an Hanſemann über. Aus dem Miniſterium Arnim blieben: Heinrich von Arnim für das Auswärtige, Schwerin für den Cultus, Bornemann, am 20. ernannt, für die Juſtiz, ebenſo für das Innere der am 19. berufene und am 24. in die Leitung ſeines Departements eingetretene Alfred von Auerswald. General von Reyher ward an von Rohr's Stelle Kriegsminiſter.

Man konnte mit dem Ende des Märzmonats ſich wol der Hoffnung hingeben, daß dieſes Miniſterium berufen und befähigt ſein werde, den Anfang der Revolution zu organiſiren, ihre erſte Phaſe nützlich und fruchtbringend zu geſtalten. Die Männer ſchienen im Ganzen danach angethan. Camphauſen und Hanſemann vertraten das bürgerliche Element. Einfache Kaufleute, hatten ſie in den rheiniſchen Provinzialverſammlungen und auf dem Vereinigten Landtage die politiſchen Angelegenheiten kennen gelernt. Sie hatten, jeder in ſeiner Sphäre, umfaſſende Kenntniſſe und einen raſchen Verſtand gezeigt. Das Bürgerthum hielt ſie für den Ausdruck der Situation, in welcher der demokratiſch-monarchiſche oder, wie man damals ſagte, der demokratiſch-conſtitutionelle Charakter nicht zu verkennen war. Das Bürgerthum ſagte ſich dies Alles damals nicht in präciſen Worten, aber der dunkle Zug der allgemeinen Sympathien war aus den angeführten Gründen dem Miniſterium günſtig. Und es war nicht nur die Mittelpartei, die ſich freute. Auch die Radicalen konnten ſich in ihrer Mehrzahl demſelben Gefühle der Zufriedenheit nicht entziehen, wofür wir in einer im October des Jahres 1848 geſchriebenen Charakteriſtik Camphauſen's die Belege beigebracht haben *). Allein das Vertrauen, mit dem das ganze Land, theils, in ſeinen conſervativen Beſtandtheilen, gezwungen, theils in freier Selbſtbeſtimmung, dem Miniſterium entgegenkam, ſollte ſich nicht bewähren. Es zeigte ſich bald, daß jene Männer der ungewöhnlichen, wenn auch für ſie noch ſo glücklichen Situation nicht entſprachen. Sie waren bei Gelegenheit der Revolution und in Folge derſelben emporgekommen, aber, da ſie dieſelbe nicht herbeigeführt hatten, da ſie etwas ganz Verſchiedenes wollten, ſo war es ihre oberſte Sorge, das Geſchehene wieder gut zu machen, die Conſervativen damit zu verſöhnen, die Gegenſätze zu vermitteln, einen Uebergang zu finden, wie ſie ſelbſt ſagten, von dem alten Zuſtande in den neuen — ein durchaus ehrenwerthes Beſtreben, das aber

---

*) In der „Gegenwart", Bd. 2. S. 179

in der damaligen Lage der Dinge und mit den dafür angewandten Mitteln nur auf Koſten ſelbſt derjenigen Einrichtungen verwirklicht werden konnte, die Camphauſen und ſeine Freunde im Auge hatten. Die Reaction ließ ſich das Vermitteln gefallen, ſie benutzte den edlen aber ohnmächtigen Willen der jungen Gewalthaber, um wieder fürs Erſte Alles zu erlangen, was ſie noch eben als unwiederbringlich verloren angeſehen hatte. Der Uebergang ward vollbracht, aber in einem den Abſichten der Regierung genau entgegengeſetzten Sinne. Die Bewegung im Ganzen und Großen hat nichts dabei eingebüßt. Das Princip und das Streben der Selbſtregierung verdankt den Verſuchen des Jahres 1848 die koſtbarſten Lehren: die Märzminiſter jedoch ſind darüber gefallen, und es währete lange, bis ſie und ihre Partei die Gründe des Falles erkannten.

Es iſt hier der Ort, die einzelnen Perſönlichkeiten des erſten preußiſchen Märzminiſteriums dem Leſer vorzuführen.

Camphauſen war, trotz ſeines kaufmänniſchen Urſprunges, kein praktiſcher Kopf. Er beſaß vor allem die dem Deutſchen eigenthümliche negative Fähigkeit, ſein inneres Weſen gleichſam zu theilen, ſodaß die Welt der Gedanken von den äußern Erſcheinungen und Vorgängen unberührt bleibt. Dieſe doctrinäre Richtung ward von einem die Einſamkeit ſuchenden, ſchweigſamen, wo nicht verſchloſſenen Temperamente unterſtützt. Seinen Studien, wie ſie in Reden und ſonſtigen Arbeiten hervortreten, ſcheint die hiſtoriſche Baſis zu fehlen. Er hatte den größten Theil ſeiner Vergangenheit in einer Provinzialſtadt zugebracht, die ſich gern an der Spitze der öffentlichen Meinung in Preußen, ja in Deutſchland wähnt, ohne daß dieſe Anſicht von einem lebendigen Zuſammenhange mit den treibenden Kräften des kleinern und größern Vaterlandes getragen wäre. Es fehlte Camphauſen eine der wichtigſten Eigenſchaften des Staatsmannes, die Kenntniß der Menſchen, vor denen er ſich mit einer Art hypochondriſcher Scheu in den Schooß ſeiner Familie zurückzog. Die Leitung einer großen, in Parteitendenzen zerſpaltenen, über ſich und ihr Ziel während einer geraumen Zeit unklaren Verſammlung war von Camphauſen am wenigſten zu erwarten. Er wäre in einem geſchäftlichen Miniſterium, nachdem die Ruhe wiedergekehrt, an ſeinem Platze geweſen — als Miniſterpräſident am Nachmorgen der Revolution war er es nicht. Wir werden ihn die Ereigniſſe gleichſam als ein Object philoſophiſch-politiſcher Forſchung behandeln ſehen. Er wird die Theorie niemals verleugnen und mit ihr eine Niederlage erleiden, die der Schmerz ſeiner Freunde und die Achtung ſeiner Gegner nicht wird verhindern können eine dauernde zu ſein.

Hanſemann war bekanntlich einer der populärſten Männer der Märzverwaltung. Er hat ſeitdem mit der ihm verliehenen Energie und mit dem größten Erfolge daran gearbeitet, ſich bei allen Partejen unbeliebt zu machen. Im geraden Gegenſatze zu Camphauſen hatte er für die mächtige Bewegung der Geiſter, die für die thatſächlichen Anforderungen des

Moments gewonnen werden mußten, keinen Sinn. Camphauſen's Idealismus und Hanſemann's praktiſche Begabung konnten ſich glücklich ergänzen, wenn nicht die Berührungspunkte zwiſchen den beiden Naturen gefehlt hätten. Hanſemann hatte viel mit Menſchen aller Claſſen gelebt, ſeine ſelbſtbewußte Sicherheit indeß konnte wol den minder erfahrenen, minder gewandten oder kenntnißreichen imponiren, aber er mißfiel den meiſten und überzeugte ſelten. Politik und Finanzwiſſenſchaft waren ſeit langer Zeit ſeine Lieblingsbeſchäftigung, er mußte immer Denkſchriften und Broſchüren ausarbeiten, den vormärzlichen Beamten und dem Könige wider ihren Willen und ohne ſonderliches Reſultat Vorſchläge machen, Rath ertheilen. Dieſe Rührigkeit und Vielſeitigkeit, verbunden mit ſeiner in der That tüchtigen Oppoſition auf dem Vereinigten Landtage, verſchafften ihm den Ruf eines volksthümlichen Mannes, den er auch in mehr als einer Beziehung verdiente. Als die Wellen der Revolution hochgingen, ward die Nothwendigkeit erkannt, ein Miniſterium „ſoweit ab vom Hofe als nur immer möglich" zu nehmen. Selbſt die Diplomatie theilte dieſe Meinung und ſagte ihrerſeits: „Il faut prendre du Hansemann!" Der Weg des bürgerlichen Chefs der Finanzverwaltung ſchien daher noch weit geebneter als der ſeiner Collegen. Ein unbeſtrittener Muth, eine gründliche Kenntniß des ihm zugewieſenen Faches, endlich der Beſitz eines ſeltenen, faſt unbegränzten Vertrauens in den Reihen des liberalen Bürgerthums: mit dieſen Vorzügen und mit dem Bewußtſein derſelben trat Hanſemann in das Miniſterium. Sie genügten, um ihn das erſte Zerfallen des Cabinets überdauern zu laſſen. Als er jedoch, die Seele der zweiten Miniſtercombination, in die allgemeine Leitung der Geſchäfte eingriff, entwickelte ſich je mehr und mehr ſeine ausländiſch gouvernementale Weiſe. Hanſemann hatte eine Zeit lang in Brüſſel gelebt und dort den geregelten Gang der Regierungsmaſchine beobachtet, ohne das freie, ſich ſelbſt beſtimmende Gemeindeweſen zu verſtehen, das ihr zur Baſis dient. Er verehrte Ludwig Philipp als den weiſeſten König ſeiner Zeit. Ueber Angriffe gegen die Corruption des Juliregiments zuckte er die Achſeln, ſie galten ihm für Phraſen. Sein Lehrherr in dem weſtfäliſchen Rheda ward bei der Errichtung des ephemeren Großherzogthums Berg zum Maire ernannt und machte ihn, wenn man den Berichten glauben darf, zu ſeinem Maire-Secretär. Hanſemann bedurfte aber ſpäter jedenfalls dieſer Erinnerung nicht, um die bureaukratiſch liberale Centraliſation jeder andern Form vorzuziehen. Für dies Alles fehlte glücklicherweiſe ſchon damals dem deutſchen Volke das Verſtändniß. In Preußen zumal hatte der franzöſiſche Conſtitutionalismus nur ſehr geringen Boden. Mit Erſtaunen und Unwillen ſah man den Miniſter, dem Camphauſen in Folge des Berends'ſchen Antrages auf Anerkennung der Revolution den erſten Platz geräumt hatte, dieſe Revolution in der Praxis verleugnen, wie es Camphauſen in der Theorie gethan hatte. Dazu geſellte ſich ein unbeugſamer Eigenſinn. Zu wiederholten malen ſtellte er plötzlich, ohne ſich mit der Majorität im Einverſtändniſſe zu wiſſen, ja, ohne ſeine Collegen, die andern Miniſter, auch nur davon benachrichtigt zu haben, Cabinetsfragen vor die überraſchte Verſammlung hin. Und dann verſäumte er dies wieder, unter dem Einfluſſe derſelben Siegesgewißheit, gerade in dem Augenblicke, wo die Verſäumniß ſeinen Sturz herbeiführte. So ward ſeine Vorliebe für die louis-philippiſtiſche Bearbeitung der legiſlativen Elemente von dieſem faſt ſtörrigen Selbſtwillen zu ſeinem Schaden gelähmt. Es gelang ihm nicht, ſich mit den Abgeordneten in ein dauerndes gutes Vernehmen zu ſetzen. Die Bewegung im Schooße der Parteien blieb ihm größtentheils unbekannt. Wir werden ſehen, wie wenig er ſelbſt in den bedeutendſten Momenten mit dem einfachen Stimmenverhältniß der Fractionen vertraut war. Seinen eigenen Anhängern, den Parteiführern, der Verſammlung und dem Publicum ward er mit jedem Tage entfremdeter. Sein Rücktritt, von der Verſammlung lange hinausgeſchoben, ward zuletzt unvermeidlich. Man ahnte den ſpäter von ihm öffentlich eingeſtandenen Bruch mit dem Princip der Selbſtregierung und jene a priori gewiſſe Billigung alles Deſſen, was die Reaction gegen die Verſammlung unternehmen konnte, deren er ſich in ſeinen Schriften gerühmt hat. Dahin war der populär bürgerliche Hanſemann gekommen. Als der Staatsmann der Staatsmänner, in ſtetem Widerſpruche mit ſeiner Partei und mit der öffentlichen Meinung, gegen die frankfurter Verſammlung, gegen die Reichsverfaſſung und die erfurter Union ſeine zahlreichen Broſchüren und Hefte vom ſpecifiſch-preußiſchen Standpunkte aus ſchrieb, da war er ſchon ganz iſolirt, und ſeine Unbeliebtheit wurde durch dieſe exminiſterielle Publiciſtik nur noch äußerlich dargethan. Seitdem iſt die Welle der Zeit über die frankfurter Verſammlung, über die Reichsverfaſſung und die erfurter Union hinweggegangen. Auch der preußiſchen beſchworenen Verfaſſung ſteht ihr Untergang auf geſetzgeberiſchem Wege bevor. Hanſemann, in der Minorität der erſten Kammer, bekämpft in vielen, wenn auch leider nicht in allen wichtigen Fragen mit freiſinnigem, des beſten Erfolges würdigem Nachdruck die ſich in treuloſen Reviſionen überſtürzende Rechte. Er gehört zu den Männern, die in der Oppoſition und ſo lange ſie nicht berufen ſind, ihre Ideen zu verwirklichen, nützliche Dienſte leiſten. Um ein ſehr gemäßigt liberales, auf hohem Wahlcenſus beruhendes, franzöſiſch repräſentatives Regiment zu erlangen, hätte er die Reaction gegen die volksthümliche Richtung mit allen Mitteln unterſtützt. Die Junkerwirthſchaft und das Polizeiſyſtem werden ihn oft als einen unermüdlichen und in manchen Fällen gefährlichen Feind auf ihrem Wege finden.

Einen bedeutſamen Einfluß auf den Gang des erſten Märzminiſteriums übte Heinrich von Arnim. Der Verantwortlichkeit für die Art der Kriegführung gegen Dänemark, ſowie für alles Das, was Frankfurt gegenüber damals geſchah, wird er ſich nicht entziehen können. Die großen politiſchen Maßregeln vertrat überhaupt das ganze Miniſterium Camphauſen in ſolidariſcher Weiſe. In Heinrich von Arnim war vielleicht am meiſten Stoff zu einem Revolutionsminiſter, d. h. er war vielleicht mehr als jeder Andere berufen, die Früchte der Revolution für das allgemeine Beſte zu verwerthen. Während der Märzzeit jedoch waren die Fäden noch nicht genugſam gelockert, die ihn in Folge ſeiner langjährigen diplomatiſchen Laufbahn mit dem Regierungsſyſteme in Verbindung hielten, gegen das er allerdings ſchon als Geſandter in Paris und Brüſſel durch die Begünſtigung der franzöſiſch-engliſchen Allianz reagirt hatte. Auch ihn fand die Revolution unvorbereitet. Mit hinreichender Thatkraft begabt, der kühnſten Entſchlüſſe fähig, ward er durch ſeine Pietät für die gedemüthigten Inſtitutionen und durch eine bei preußiſchen Staatsmännern nicht ungewöhnliche religiöſe Richtung in der Verwirklichung ſeiner Pläne aufgehalten, behindert, zurückgeſchreckt. Er unternahm den Krieg mit Dänemark, der in richtiger Conſequenz einen Feldzug gegen Rußland nach ſich ziehen mußte. Man weiß indeſſen, daß die erſten ruſſiſchen Kundgebungen, wenn auch ſtolz genug zurückgewieſen, der däniſchen Campagne thatſächlich eine andere Wendung gegeben haben. Statt mit dem kriegsbereiten und zum Principienkampfe drängenden Frankreich gegen Rußland vorzugehen, hielt Arnim zwar für einen Augenblick die Wage zwiſchen dem Oſten und dem Weſten, aber nur um zu vermitteln, wo es zu entſcheiden galt. Die Anfänge der Zerfahrenheit, in die nur zu bald die Bezüge Preußens zur deutſchen Nationalverſammlung geriethen, reichen nicht minder bis zu dem Miniſterium Camphauſen-Arnim hinauf. Damals ward in einer Reihe von Maßregeln und Unterlaſſungen der Keim zu dem Zwieſpalt gelegt, den die Reaction für ihre Zwecke auszubeuten verſtand. Und doch war Arnim in ſeiner Neigung, in ſeinem Herzen der deutſcheſte der preußiſchen Miniſter! Was ihn indeſſen beſonders bezeichnete, das war die Fähigkeit, von den Ereigniſſen zu lernen, von der Strömung ſich vorwärts tragen zu laſſen. Die Langſamkeit der Märzbewegung, der nach dem erſten begeiſternden Sturm die gewöhnliche bürgerliche Apathie gefolgt war, mochte ihn über die Mittel und Wege der Reform irre machen. Er mochte an den Nachhalt der Kräfte, an die Tiefe der Ueberzeugungen, an die Zuverläſſigkeit der Charaktere keinen rechten Glauben haben und mit den Zweifeln, denen er Gehör gab, für ſein Theil, wenn auch wol ſeiner ſelbſt unbewußt, dazu beitragen, daß ſich die ohnehin ſpröde Maſſe fürs erſte nach der Oberfläche zu wieder kryſtalliſirte. Die äußerlich geſchmack- und geiſtloſe Verwirrung der berliner Zuſtände mißfiel andererſeits dem Diplomaten. Auch er ſah damals nicht ein, daß es die Aufgabe der Regierung war, die Agitation im entſchieden liberalen Sinne zu organiſiren, daß nur ſo, aber ſo auch ohne große Mühe und namentlich ohne jeden Repreſſionsapparat die Ordnung erhalten oder wieder hergeſtellt werden konnte. Er verleugnete ſchließlich die Revolution, und ſein Rücktritt ward beſonders durch die geringe Majorität veranlaßt, welche den Berends'ſchen Antrag verwarf, oder vielmehr durch die große Majorität, die dem Antrage mit der motivirten Tagesordnung eine indirecte Anerkennung zollte. Später ſollte Heinrich von Arnim im unermüdlichen Widerſtande gegen die Reaction nach und nach geſtählt werden. Als der Rechtsbruch entſchieden war, da blieb es für ihn keine Frage mehr, wie viele ſeiner Schiffe wol noch gerettet werden könnten. In Erfurt mußte Gagern, als man ihn über die numeriſche Stärke der äußerſten Linken befragte, (leider!) erwidern, ſie zähle ein Mitglied, Heinrich von Arnim. Seine bedeutſame Thätigkeit in den Kammern iſt bekannt. Ueber die Verfolgungen, mit denen ſein politiſches Wirken belohnt wird, hat die öffentliche Stimme ſchon gerichtet.

Graf Schwerin genoß im März, wie jetzt, der Achtung aller Parteien. Eine derbe, ehrliche, liberal-conſervative Natur, bewies er bei den Exceſſen, welche die Miniſter häufig ſtörten und beunruhigten, Muth genug. Als Miniſter des Cultus verfolgte er in Sachen der Kirche eine Richtung, die mit Rückſicht auf ſeine Vergangenheit eine ziemlich freiſinnige genannt werden kann. Für eine energiſche Reform auf dieſem Gebiete, ſowie auf dem politiſchen, bot er jedoch nicht die genügenden Garantien. Man erinnerte ſich ſeiner ſchwachen Oppoſition in den ſtändiſchen Ausſchüſſen. Er hatte bekanntlich am Vorabende der Revolution als Mitglied eben jener Ausſchüſſe die Zuchthausſtrafe für Beleidigung verſtorbener Mitglieder der königlichen Familie befürwortet und in den Strafgeſetzentwurf aufnehmen laſſen. Die Gegenwart des Grafen Schwerin in dem Cabinet war ein Beweis dafür, daß über einen Anlauf zu einem Reformverſuch hinaus in poſitiver Beziehung von dieſem Miniſterium wenig zu erwarten war.

Derſelben Kategorie eines milden Liberalismus gehörte der Miniſter des Innern, Alfred von Auerswald, an. — In dem minder politiſchen Theile des Miniſteriums befanden ſich ferner der durch ſein tüchtiges Promemoria vom 10. Juni, über die Reform der guts- und grundherrlichen Verhältniſſe, der Reaction verhaßt gewordene von Patow, dem die öffentlichen Arbeiten anvertraut waren, und der Juſtizminiſter Bornemann, deſſen fortwährendes Schwanken die Partei, zu der er ſich zählt, ſeitdem nicht deutlich hat erkennen laſſen. Im Frühling des Jahres 1848 drängte ihn jeder Auflauf auf die Linke. Man weiß indeſſen, daß dieſe radicale Haltung dem Wechſel der Zeiten nicht widerſtehen konnte. Sein Einfluß auf die Politik des Märzminiſteriums war beſonders dadurch bemerkbar, daß er die, namentlich gegen das Ende hervortretende, laue Energie deſſelben in der Beſeitigung des Straßenunfugs nur noch mehr ſchwächte.

Auch der Kriegsminiſter Reyher gehörte zu den reinen Verwaltungschefs; er iſt während der kurzen Dauer ſeiner Amtsführung aus ſeinem Departement nicht hervorgetreten.

Dies heterogene und nur durch die Umſtände zuſammengebrachte Miniſterium ſollte Preußen conſtituiren. Seine Mitglieder hatten ſich bald über ein Programm geeinigt, das der Furchtſamkeit der Einen, dem liberal conſervativen Royalismus der Andern, der doctrinären Natur der Meiſten angemeſſen war. Um jeden Preis ſollte die „Rechtscontinuität“ feſtgehalten, das Revolutionsprincip ſelbſt in ſeiner theoretiſchen Anerkennung bekämpft werden. Die Inconſequenz, die trotz dieſer Auffaſſung ſofort das Miniſterium durch Erlaß vom 30. März, wie ihn der vorangegangene Bericht erläutert, als verantwortlich bezeichnen ließ, obgleich jede Procedur der Anklage, obgleich ſelbſt die Vertretung, der ſie verantwortlich ſein ſollten, gänzlich fehlte, dieſe Inconſequenz that jener hartnäckigen Beurtheilung der Ereigniſſe und jener Auffaſſung der Regierungsmiſſion keinen Abbruch. Das Programm, indem es in der Verleugnung der Revolution ſeinen Mittelpunkt fand, war an und für ſich ein negatives. Zum organiſirenden Schaffen ſchienen die preußiſchen Märzminiſter nicht berufen, und ihr ſchwacher Proteſt ſollte ſchließlich vor allem ſie ſelbſt negiren.

Die erſte Folge der abwehrenden, unbewußt oder bewußt reagirenden, abſchwächenden und vertuſchenden Politik des Miniſteriums war die feſtgehaltene Berufung des Vereinigten Landtages. Es bedarf jetzt nicht mehr vieler Worte, um dieſen Schritt, deſſen größter Fehler der Zeitverluſt war, zu charakteriſiren. Indem man ſich überredete, daß mit dem Vereinigten Landtage der poſitive Rechtsboden wieder gewonnen würde, ergriff man eine Maßregel, die keinen einzigen Reactionär entwaffnet, keine Adelsintrigue aufgehalten, keine Junkeragitation zurückgeſchreckt hat. Die Rechtstheoretiker ernteten ſpäter den Spott ſubtilerer Köpfe, die ihnen zuriefen, ſie hätten doch dieſe und jene wichtige Norm überſehen, ſie hätten die Provinziallandtage nicht darüber befragt, ob es ihnen genehm wäre, ſich ſelbſt zu vernichten u. ſ. w. Während der bedeutende Moment an den mühſeligen Wiederaufbau des zweifelhaften Rechtes verſchwendet ward, geſchah nichts von Dem, was die Anfänge ſelbſt der gemäßigten Reform einigermaßen ſichern konnte. — Daß ſie weder die Bürgerwehr organiſirt, noch eine, ſchon unter Hanſemann wieder nahezu unmöglich gewordene, neue Provinzial-, Kreis- und Bezirksordnung vorbereitet, weder die Bureaukratie gereinigt, noch die Preß- und Aſſociationsfreiheit vorläufig geordnet haben, dieſe Vorwürfe ſind oft und mit Recht den Mitgliedern der Camphauſen'ſchen Verwaltung gemacht worden. Es wird ſich ſogleich zeigen, daß auch für die Regelung des preußiſchen Verhältniſſes zu den Vorgängen in Frankfurt ſo ziemlich Alles verabſäumt wurde. Das Miniſterium begnügte ſich damit, die Revolution zu leugnen: was war jedoch damit gewonnen!

„Es fehlte dem Miniſterium an Zeit; Deputationen folgten auf Deputationen; das an Bevormundung gewöhnte Volk erwartete Alles von den Miniſtern; dieſe ſollten den europäiſchen Brand löſchen helfen und zu gleicher Zeit in jedem Winkel des Staates Ordnung ſchaffen: ſie konnten den ungeheuren Erwartungen und Anforderungen nicht genügen“ — ſo ungefähr lautet die gangbare retroſpective Vertheidigung der Thatſache, daß Vieles unternommen ward, was beſſer unterblieben wäre, und von dem dringend Gebotenen das Meiſte nicht erfolgte. Mag es darum ſein! Die Unmöglichkeit, mit ſolchen Kräften zur Freiheit in Frieden zu gelangen, iſt mit der Entſchuldigung ſelbſt hinlänglich dargethan. Und es wird daran erinnert werden dürfen, daß die Miniſter, wie ein aufmerkſames Leſen der Unruh'ſchen „Skizzen“ zeigt, durch die Ernennung von Staatsſecretären aus den Centren geſunde Kräfte für die Regierung gewinnen, von der Laſt der Einzelnheiten ſich befreien und ihre Thätigkeit dem Großen und Ganzen vorbehalten konnten. — Alle Welt wandte ſich an die Miniſter, ein Beweis mehr, was ihre Energie vermochte, wie es ihnen ein Leichtes geweſen wäre, den König in ſeiner unangetaſteten Machtfülle als Träger des Volkswillens die Verfaſſung und die organiſchen Geſetze octroyiren zu laſſen. Noch am Ende des Märzmonats wäre eine rückhaltlos liberale Conſtitution, gleichviel woher ſie kam und wie ſie entſtand, von der entſchiedenen Mehrzahl mit Freuden begrüßt worden. Und, ſollte ein Rechtsboden gewonnen werden, was verhinderte, für die Annahme der revolutionär octroyirten Verfaſſung Stimmregiſter im ganzen preußiſchen Staate auslegen zu laſſen? Die alſo auf breiteſter Grundlage, mit ehrlichen Mitteln und ohne das weitläufige Gerüſt der conſtituirenden Verſammlung erlangte Zuſtimmung — ſie wäre nicht ausgeblieben — hätte dem Miniſterium eine Kraft verliehen, mit der es getroſt vor die, auf Grund der ſofort und damals gewiß ohne jeden Vorbehalt beſchworenen Verfaſſung zuſammengerufenen Kammern treten konnte.

Es ſollte nicht ſein. Die große Sorge, die faſt ausſchließliche Beſchäftigung des Miniſteriums beſtand darin, die Rechtscontinuität in den Wogen des Märzſturmes zu ſchirmen.

Am 2. April verſammelte ſich der berufene Vertreter dieſer Richtung, der Vereinigte Landtag.

Wunderbarerweiſe wußte das Miniſterium ſchon dieſe Verſammlung, die ihm ihre Auferſtehung verdankte, nicht zu leiten. Der Landtag ging bekanntlich in ſeinen liberalen Forderungen über die Wünſche des Miniſteriums hinaus, erweiterte das Wahlgeſetz und ſanctionirte in ſeiner Adreſſe die Grundſätze der parlamentariſchen Selbſtregierung, die damals jede Bruſt bewegten. Der kräftigen und liberalen Initiative dem Landtage gegenüber alſo ſich begebend, entſagten Camphauſen und ſeine Collegen auch jeder Einwirkung auf den Funfzigerausſchuß zu Frankfurt, in dem das preußiſche Element wenig vertreten war und noch weniger gefördert wurde. Der größte deutſche Staat erhielt die Beſchlüſſe aus Frankfurt durch Vermittelung des Bundestages zugeſchickt, ohne irgendwie zu der Herbeiführung der guten beigetragen oder eine Anſtrengung gemacht zu haben, die minder guten zu verhindern. Es ſcheint mehr als fraglich, ob die Miniſter, ob ihre Freunde irgend einen bekannten, populären und begabten Mann veranlaßt haben mögen, nach Frankfurt zu gehen und, ſei es im Vorparlament oder Funfzigerausſchuß ſelbſt, ſei es in der Nähe dieſer Verſammlungen, für Preußen, für ſeine Regierung, wie es erlaubt und nöthig war, zu ſprechen und zu handeln. Das Miniſterium, jedes Einfluſſes auf jene bewegten Debatten baar, hielt überdies in den Verhandlungen zwiſchen dem Ausſchuß und dem Bundestage zu dem letztern, auch wo er in indirecter Weiſe gegen die volksthümlichen Entſchlüſſe des Ausſchuſſes agitirte. Der Bundestag forderte die Regierungen auf, „in ihren ſämmtlichen dem deutſchen Staatenſyſtem angehörigen Provinzen auf verfaſſungsmäßig beſtehendem oder ſofort einzuführendem Wege Wahlen von Nationalvertretern anzuordnen“ .... Obwol nun in den andern deutſchen Staaten, trotz des Vorhandenſeins von Kammern, die Vertreter zu dem deutſchen Parlament aus Urwahlen hervorgingen, ſollte der ſterbende Landtag in die deutſche Nationalverſammlung Abgeordnete ſchicken, die nur mit ſeinem, des Landtages, zweifelhaften Mandat betraut wären. So wollte es die preußiſche Regierung, die den Bundesbeſchluß zu ihrem Nachtheil interpretirte und obendrein die legale Exiſtenz der Provinzialſtände wieder anerkannte, indem ſie die Wahlen zu dem Frankfurter Parlament am 6. April durch die letztern vornehmen ließ. Vier Tage darauf befreite ein neuer Beſchluß des durch ſeine Furcht vor dem Funfzigerausſchuß beſſer berathenen Bundestages das Miniſterium von den zahlloſen Verlegenheiten, in die jene erſte, buntſcheckig genug ausgefallene Wahl den Staat und die Regierung zu ſtürzen drohte. Ueber Nacht erfuhren die Miniſter, daß die gewählten Abgeordneten caſſirt worden, und es blieb ihnen nur übrig, dem Geſchick zu danken, das ſie zur Verbeſſerung des begangenen Fehlers ohne ihr Zuthun zwingen wollte.

Der Landtag war am 10. April verſchieden, nachdem er dem Miniſterium Geld, Vertrauen und einen neuen Rechtsboden, das Wahlgeſetz vom 6. April, hinterlaſſen hatte. Die vierzig Tage bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung mochten wol die peinlichſten ſein für die aus der Revolution hervorgegangene Verwaltung, die zu proviſoriſcher Dictatur, ſelbſt auf dem nunmehr gewonnenen legalen Fundament, ſich nicht entſchließen wollte. Es war eine verworrene Zeit. Die berliner Straßendemokratie beunruhigte das Bürgerthum, Vereine ohne Zahl ſchickten Deputationen, Volksverſammlungen beſchloſſen Bittſchriften und Vorſtellungen, die ganze ungeregelte Bewegung entwickelte ſich ohne Raſt noch Ziel, den Miniſtern Tag und Stunde verkümmernd. Es geſchah nichts, um dieſem unbeſtimmten Drange der Menge einen beſſern Spielraum anzuweiſen. Der dem Miniſterium günſtige conſtitutionelle Club hatte keinen Einfluß, Regierungsorgane in der Preſſe verſtand man nicht zu gründen noch zu gewinnen. — Und es ſtanden die Wahlen vor der Thür, viele wichtige Maßregeln, unter andern die Rückberufung des Prinzen von Preußen, ſollten noch vor dem Zuſammentritt der Verſammlung ausgeführt werden: es war in der That für Männer, die zu verwalten gedachten ſtatt zu organiſiren, eine der ſchwierigſten Lagen, die eine thatſächlich erfolgte und theoretiſch verleugnete

Revolution nur ſchaffen konnte. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden der Nationalverſammlung in derſelben Verwirrung entgegengeführt wie die andern. Wir wollen hier die ſchleswig-holſteiniſchen Ereigniſſe von dem Briefe des Königs von Preußen am 24. März an bis zur Erſtürmung des Dannewirke durch die Preußen am 23. April und weiter bis zum Rückzuge aus Jütland am 25. Mai *) — ſo nahe ſtehen die widerſprechenden und ſich doch einander ergänzenden Daten zuſammen — nicht ins Einzelne verfolgen. In welchem Sinne der Bundesbeſchluß vom 12. April, der Preußen auftrug, auf den Eintritt Schleswigs in den Deutſchen Bund hinzuwirken, verſtanden und ausgeführt werden ſollte, wie General Wrangel's muthige und vielverſprechende Proclamationen einzulöſen wären, was man überhaupt einſetzen dürfte und müßte, das Miniſterium hatte keinen klaren Gedanken darüber und ahnte am wenigſten die Pläne der Reaction, die ſich damals der nationalen Fragen, wie ſpäter der conſtitutionellen, bemächtigte. Das Miniſterium glaubte, mit den Dänen bald fertig zu werden, und es konnte allerdings nach den errungenen Erfolgen, in der bald darauf eingenommenen Stellung, ſelbſt dem von Europa, Oeſtreich an der Spitze, diplomatiſch unterſtützten kopenhagener Cabinet einen für die deutſche Sache günſtigen Frieden dictiren. Aber der Krieg war begonnen worden, ohne daß man wußte, bis zu welchem Punkte er auszufechten ſei. Rußland, gegen das man anders als in kräftigen mündlichen Antworten auf angekündigte Noten nicht vorgehen wollte und das man doch in Poſen mit den Anfängen einer unklaren Reorganiſation ohne Nutzen für die Polen und ſich ſelbſt reizte, Rußland erwartete, wie immer, den günſtigen Moment. Ueberzeugt, daß Preußen um keinen Preis das Schwert gegen den Kaiſer ziehen würde, erlangte Rußland für Dänemark, was nur ein geſchlagener und in die unvortheilhafteſte Stellung zurückgeworfener Feind hätte gewähren können. Die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit iſt nun ihren troſtloſen Weg gegangen. Das Land liegt blutend und verzweifelnd zu den Füßen der Mächte. Auf Schleswig laſtet der geiſtige und phyſiſche Druck des Siegers. Schon beginnt daſſelbe Schickſal Holſtein zu erreichen. Gewiß, auch die ſchleswig-holſteiniſche Erhebung war eine nothwendige Phaſe der deutſchen Geſchichte. Die Herzogthümer ſollten ihre Kraft, den Umfang und die Tiefe der deutſchen Sympathien für ihre Sache erproben. Sie ſollten lernen, was von den Cabineten zu erwarten, was, in dem Kampfe gegen den gemeinſamen Feind, von der Sonderung der Parteien; es ſollte, mit einem Worte, auch ihnen die bittere Erfahrung zu Gute kommen. Der Kampf und die Niederlage Schleswig-Holſteins ſind daher für Deutſchland und die Herzog-

---

*) Am 28. Mai befand ſich Wrangel's Hauptquartier in Flensburg („Preuß. Staats-Anzeiger", Nr. 30, 1848). Am 24. war ein preußiſcher Courier im Hauptquartier des Generals zu Colding eingetroffen, mit dem Befehl, Jütland zu räumen und die daſelbſt am 18. Mai ausgeſchriebene Contribution aufzugeben.

thümer unverloren. Aber es war das Geſchick, wenn auch nicht durchaus die perſönliche Schuld des Märzminiſteriums, den ohne feſten Plan begonnenen und mit geringer Energie fortgeführten Krieg nach acht Wochen zu einem für Deutſchland nachtheiligen Stillſtande zu bringen.

Kehren wir zu den innern Angelegenheiten zurück! Die ſchleswig-holſteiniſchen Begebenheiten jener Zeit können ohnehin durch das Seitenſtück der Vorgänge in Poſen nicht erhellt werden, wo wiederum widerſprechende Inſtructionen und die nimmer raſtende Reactionspartei die guten, wenn auch unbeſtimmten Reformprojecte des Miniſteriums mit einem grauſamen Bürgerkriege zur Freude Rußlands enden ließen.

Im Innern des Landes, in Berlin ſelbſt, waren vom 1. bis zum 8. Mai die Wahlen vor ſich gegangen, nachdem das Miniſterium den auf das directe allgemeine Stimmrecht gerichteten Demonſtrationen kräftig Stand gehalten hatte. Die Demonſtrationen und ſogenannten Emeuten waren unſchädlich verlaufen. Niemals hat ſich ſo, wie in dem von der Reaction vielgeſchmähten Frühlinge des „tollen Jahres“, gezeigt, mit welcher geringen Anſtrengung die Ruhe in der größten deutſchen Hauptſtadt erhalten werden konnte. Trotz der Fehler der Verwaltung, trotz der von der Demagogie ſo leicht benutzten „Nationalwerkſtätten“ (denn die theuer bezahlten Bauſtellen, wo wenig gebaut und nur die Neigung des Volks zu friedlicher Arbeit irre geleitet wurde, waren nichts Anderes), trotz der Unſicherheit und Unthätigkeit, die die Bürgerwehr wie jede andere im Werden begriffene Inſtitution unorganiſirt ließen — trotz der verworrenen Zuſtände und der in ihren Handlungen ſich vergreifenden Menſchen bewies ſelbſt das berliner Volk in dieſen erſten Wochen einen Sinn für Geſetzlichkeit und Ordnung, der getrübt und verwirrt werden konnte, der aber auch, und in noch höherm Maße, einer kräftigen, beſſern Leitung zugänglich war.

Das Miniſterium brauchte am Ende keine ſeiner Maßregeln zurückzunehmen. Der Vereinigte Landtag, das indirecte Wahlrecht ſowol wie die Berufung des Prinzen von Preußen wurden aufrecht erhalten und durchgeſetzt. Was dieſen letztern Act betrifft, ſo ward ſeitdem von Freund und Feind darauf aufmerkſam gemacht, daß er, geſchickter eingeleitet, erklärt und dem Publicum nahe gelegt, ſelbſt bei ſeiner erſten Ankündigung das Bürgerthum und die Menge weit weniger aufgeregt haben würde. Die Berufung fiel aber plötzlich unter die, über des Prinzen „Miſſion“ ſchlecht und falſch unterrichteten Leute; kein halbofficielles Regierungsorgan hatte darauf vorbereitet: wir haben geſehen, daß ein ſolches nicht exiſtirte; die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ war discreditirt und nur von Beamten geleſen; die dem Miniſterium befreundeten Blätter ſchrieen über Reaction; dazu die diplomatiſirenden und wenig geſchickten Placate des Miniſteriums: der hervorbrechende Sturm war natürlich. Aber es ſoll nicht vergeſſen werden, daß er ſo bald ſich beſchwichtigte, daß er der Demagogie bis zu dem beabſichtigten Aufſtande nicht folgen wollte, daß eine geringe Conceſſion die erhitzten und erbitterten

Gemüther vollſtändig befriedigte. Es hieß, der Prinz ſollte erſt nach dem Zuſammentritt der Verſammlung, und nachdem er ſeine Zuſtimmung ertheilt zu der neu betretenen conſtitutionellen Bahn, wie man ſich unbeſtimmt genug ausdrückte, nach Berlin zurückkehren. Dabei hatte die Sache ihr Bewenden. Diejenigen, die die Erfahrungen jener Tage ſorgſam und gewiſſenhaft ſammeln, mögen hier eine weitere, nicht genug zu erwägende Bürgſchaft für den Fonds geſunden Verſtandes erkennen, der in dem Volke lebte, den ſelbſt der Magiſtrat noch in einer Proclamation vom 6. Juni anerkannte und der als das koſtbarſte Element der Selbſtregierung gepflegt werden mußte.

Geſtützt auf dieſe, durch alle Verirrungen im rechten Moment immer wieder durchbrechende Tüchtigkeit des deutſchen Charakters, überlebte das Miniſterium die ſchwere Zeit bis zur Nationalverſammlung. Es ging am Ende, was die nächſten Sorgen und Verlegenheiten betraf, Alles beſſer, als man befürchtet hatte. Noch war das Volk nicht ganz in den Händen untergeordneter, zum Theil verdächtiger Führer, noch hatte die heimlich ſpinnende Reaction nicht Bürger und Arbeiter gegeneinander gehetzt und verfeindet, noch nicht die Bürgerwehr durch nutzloſes Allarmſchlagen und ähnliche Manoeuvres verſtimmt, ermüdet, des neuen Regimentes überdrüſſig gemacht. Das Miniſterium war auf dem Punkte, von ſeiner gegen die mehr lächerlichen als gefährlichen Demagogen bewieſenen Feſtigkeit den beſten Lohn zu ernten. Warum mußte auch hier der bürgerliche Muth im doctrinären Eigenſinn ſeine Auswüchſe haben? Warum mußte die unpraktiſche Theorie ihre Sondergedanken den gerechten Anforderungen der öffentlichen Meinung gegenüber behaupten wollen und ihren Vertretern zu nichts als zu ihrem Sturze verhelfen? Die Theorie verlangte die gleichzeitige Einberufung der beiden conſtituirenden Verſammlungen und die Verleugnung der Revolution. Jene gleichzeitige Berufung war allerdings für dieſes Miniſterium, das mit genauer Noth das Interregnum zwiſchen dem Landtage und der Nationalverſammlung aushielt, unumgänglich. Eine liberale Dictatur konnten und wollten dieſe von dem beſten Willen und den edelſten Regungen beſeelten Männer nun einmal nicht ergreifen. Zu kräftiger Regierung in dieſer vielbewegten Uebergangsperiode waren ſie nicht eiſern genug geartet. Sie bedurften des legislatoriſchen Halts und eines repräſentativen Körpers an ihrer Seite. Es charakteriſirt ſie genau, daß ihnen die conſtitutionellen Formen und Pflichten gleich ſehr geläufig waren, daß ſie zu parlamentariſchen Miniſtern recht eigentlich paßten. Das war aber gerade das Unglück. Das conſtitutionelle Weſen war noch nicht da, ſeine Bedingungen und ſeine Gewähr mußten erſt geſchaffen, erobert, zum Theil abgetrotzt werden, und dazu genügte nicht die wohlwollende Vorausſetzung von Zuſtänden, die man ſich mit ideellem Behagen in der ſchönen Welt des Gedankens aufbaute. Wie man demnach auch über die vielbeſprochene gleichzeitige Einberufung der beiden conſtituirenden Verſammlungen denken mag, man wird eingeſtehen müſſen, daß die Märzminiſter durch ihre eigene Natur noch mehr als durch die Umſtände und durch die Gefahren, die ihrer warteten, zu dieſem folgenſchweren Act gezwungen waren.

Anders verhielt es ſich mit der unfruchtbaren und unheilbringenden Nichtanerkennung der Revolution. Sie ward von dem Miniſterium, von Camphauſen ganz beſonders, aus freien Stücken aufgeſucht, dann ſtets in den Vordergrund geſchoben und bis aufs äußerſte vertheidigt. Camphauſen wollte lieber untergehen, als die Macht der Thatſachen anerkennen und der Wirklichkeit ſeine abſtracte, einſame Logik unterordnen.

Die Wahlen zur Nationalverſammlung, über deren radicalen Anſchein der Liberalismus damals erſchrak, waren im Ganzen, wie die Folge bewieſen hat, gemäßigt, ja conſervativ ausgefallen. Noch gegen das Ende ihrer Thätigkeit war die überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten für die conſtitutionelle Monarchie, die ſie natürlich in ihrer Wahrheit verlangte. Ueber ein gemäßigt parlamentariſches Regiment gingen lange Zeit, mit Ausnahme der äußerſten Linken, die meiſten Wünſche nicht hinaus. Die Verſammlung ertrug ſogar den Verfaſſungsentwurf des Miniſteriums, jenen lückenhaften Abdruck der belgiſchen Conſtitution mit einer, einem öſterreichiſchen Project entlehnten, I. Kammer. Dieſe berühmte I. Kammer, zuſammengeſetzt aus den Prinzen des königlichen Hauſes, aus 60 vom Könige ernannten Mitgliedern, die ein reines Einkommen von mindeſtens 8000 Thalern jährlich haben mußten und die Würde der Pairie auf ihre ebenſo reichen Nachkommen vererbten, endlich aus 180 ebenfalls hochbeſteuerten oder gewiſſen höhern Beamtenkategorien entnommenen Mitgliedern, die indirect durch Urwahlen zu ernennen waren, trug ganz das Gepräge des Idealismus, der ſich auch für dieſe Körperſchaft eine Verſöhnung ariſtokratiſch-conſtitutionell-demokratiſcher Elemente ausgemalt hatte. Indeſſen jener Fehlgriff wird vielleicht jetzt eine mildere Beurtheilung erfahren können, wenn man erwägt, daß ſeit dem Mai 1848 bis zur gegenwärtigen Stunde die preußiſchen Staatsmänner an dem Inſtitut der I. Kammer herumgekünſtelt haben, ohne ihrerſeits etwas zu Stande zu bringen. Die naturgemäßen Erforderniſſe derſelben müſſen alſo in Preußen wol nicht zu Tage liegen. Auch die Nationalverſammlung ward deswegen an dem neuen Miniſterium noch nicht irre. Sie fühlte ſchon damals mit richtigem Inſtinct, daß der Entwurf aus einem, freilich bedenklichen Compromiß zwiſchen der Krone und ihren Rathgebern hervorgegangen war. Sie überhörte mit derſelben Nachſicht die erſten Kundgebungen des Miniſteriums. Die Conſtituente war zu allem Guten bereit, beſonders zur Arbeit. Aber es ward ihr kein Stoff der Thätigkeit geboten, wenn man den von vornherein als nahezu unmöglich erkannten Verfaſſungsentwurf abrechnet. Die wichtigſten, überdies verheißenen Geſetze blieben aus. Interpellationen und dringliche Anträge ſtellten ſich daher in Ermangelung einer nachhaltigen Beſchäftigung von ſelbſt ein. Das Miniſterium ſorgte unterdeß dafür, daß um Alles in der Welt die Revolution nicht anerkannt würde. Schon am 30. Mai ergriff Camphauſen bei einer gelegentlich revolutionären, aber doch Volk und Krone mit dem Bande des Vertrauens umfaſſenden Aeußerung eines Abgeordneten der Linken das Wort, um ſeine Theorie des geſetzmäßigen Uebergangs, der durch den Vereinigten Landtag bewirkten Rechtscontinuität und des ſtändiſch geregelten Urſprungs der Verſammlung zu entwickeln. Das Miniſterium warf alſo die doctrinären und brennenden Fragen mit eigener Hand in die Debatten hinein und bethätigte ſeine Energie gerade da, wo ſie am vortheilhafteſten vermißt werden konnte.

Am 31. Mai, als es ſich um die Frage handelte, ob eine Adreſſe an den König erlaſſen werden ſollte, nahm das Miniſterium ſchon eine ſehr bedenkliche Haltung an. Die Verſammlung wollte zu den Geſchäften übergehen, das Miniſterium beſtand auf dem Austrag der Principien in einer Adreßdebatte. Hanſemann machte daraus, ſeiner ſouverainen Gewohnheit gemäß, eine Cabinetsfrage. Es fing eine Mißſtimmung an Platz zu greifen, die jedoch durch den Wunſch der conſervativen Majorität, das Miniſterium zu halten, für jetzt ausgeglichen ward.

So hatten Camphauſen und ſeine Freunde die erſten durch ihre unpraktiſche Politik herbeigeführten Schwierigkeiten glücklich überwunden. Sie wurden dadurch in derſelben beſtärkt und hofften noch immer aus dem Schmelztigel der Vereinbarung die preußiſche Verfaſſung hervorgehen zu ſehen. Zwar blieb die Formel der Vereinbarung unklar wie die der polniſchen Reorganiſation. Zwar wußte Niemand zu ſagen, was geſchehen ſollte, wenn die Vereinbarung nicht zu Stande käme, was mit einer Verſammlung anzufangen wäre, die, obgleich ſelbſt die rechte Seite derſelben der Krone die Befugniß der Auflöſung nicht zuerkannte, doch von dieſer Seite und dem Miniſterium als eine conſtituirende nicht angeſehen wurde. Zwar ſprang endlich die Schwierigkeit der Vereinbarung zwiſchen einer unauflösbaren, nicht conſtituirenden Verſammlung und der gleichſam unter vorläufiges Sequeſter geſtellten Krone in die Augen. Aber das Miniſterium beharrte in ſeiner gewöhnlichen fertig conſtitutionellen Zuverſicht. Es erkannte nicht die Gefahr der dicht und dichter anſtürmenden Adreſſen der reactionären Vereine, der Ermüdung des Landes angeſichts der unerquicklichen, von keinem praktiſchen Material genährten Verhandlungen. Das Miniſterium ſah die Majorität geduldig und zuwartend, die Ruhe der Hauptſtadt, wenn man einen Auflauf vor dem Zeughauſe am 31. Mai, der die Verſendung von Waffen verhinderte, ſowie einen in den Bauſtellen gezeitigten brutalen Angriff auf das Hotel des Herrn von Patow an demſelben Tage ausnimmt, in dauernder und ſehr bedenklicher Weiſe nicht geſtört oder doch bald wieder hergeſtellt; das Miniſterium regierte weiter, als lehnte ſich das parlamentariſche Syſtem an eine glorreich durchkämpfte Vergangenheit, als harrte ſeiner eine ungetrübte, ſichere Zukunft.

Dieſer heitere miniſterielle Himmel ward zuerſt am 8. Juni durch das

Auftreten des Prinzen von Preußen in der Verſammlung getrübt. Der Prinz, zum Abgeordneten des wirſitzer Kreiſes ernannt, hatte die, wie erzählt wird, mit Camphauſen entworfene Rede bei Seite gelegt und, zum Schrecken der Miniſter, eine andere improviſirt, in der er die Abgeordneten mit fürſtlicher Herablaſſung willkommen hieß, die conſtitutionelle Monarchie eine Regierungsform, welche der König zu gehen vorgezeichnet habe, und ſich den erſten Unterthan des Königs nannte, zum Schluß aber den Präſidenten erſuchte, ſeinen Stellvertreter einzuberufen, aus dem mit dieſen Worten angeführten Grunde: „Meine übrigen Geſchäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen Theil zu nehmen.“ Der Prinz endigte bekanntlich mit der Deviſe: Mit Gott für König und Vaterland! und verließ die Verſammlung unter dem vergeblichen Beifallsverſuche eines Theils der Rechten. — Die Miniſter mußten nun einſehen, daß, wenn ſie die Revolution verleugneten und mit Vereinbarungstheorien ſpielten, die Gegner, im Bewußtſein ihrer wieder erſtarkenden Macht, Zeit und Kraft mit doctrinären Ausführungen zu verlieren nicht geſonnen waren. „Schon aus den Worten“, ſchreibt ein Zeitgenoſſe, „welche der Prinz von Preußen am 8. Juni in der Nationalverſammlung ſprach, und aus der Art und Weiſe ſeines Auftretens ging ſchlagend hervor, daß der Standpunkt des abſoluten Staates damals ſchon wieder gewonnen und nur noch von freien Conceſſionen die Rede war. Jene Aeußerungen und das ganze Benehmen erſchienen in jener Zeit durchaus ungeeignet, bezeichneten aber ganz richtig die wahre Lage der Dinge. Den Prinzen trifft kein anderer Vorwurf als der, daß er nicht fein politiſch handelte. Die Ereigniſſe haben ihm Recht gegeben, und, daß er den Vorhang zu früh lüftete, hat ſich als gefahrlos erwieſen *).“

Zwei Tage vor dem Erſcheinen des Prinzen hatte Camphauſen in einer verſöhnenden Rede, die zur Vorbereitung jenes Eintrittes dienen ſollte, die Aufgabe des Cabinets dadurch bezeichnet, daß es ſich als ein Schild vor die Dynaſtie ſtelle, um alle Gefahren und Angriffe von derſelben ab- und auf ſich zu leiten. Das Miniſterium begriff nicht, daß nicht die Dynaſtie des Schildes bedurfte, daß im Gegentheil ſelbſt diejenige conſtitutionelle Freiheit, welche die vormärzliche Oppoſition erſtrebt hatte, ſchon wieder in Frage geſtellt und in ihren weſentlichen Vorausſetzungen bedroht war.

Die Linke ſah klarer, wenn ſie auch in der Wahl der Mittel einen Fehler beging. Als Camphauſen am 30. Mai ſeine Idee der Rechtscontinuität und des geſetzmäßigen Ueberganges um jeden Preis in ſpontaner Schroffheit hingeſtellt hatte, war zuerſt, am 4. Juni, ein friedlicher Proteſt des Volks durch den Zug nach dem Friedrichshain erfolgt. Die Demonſtration, an der ſich 40—50,000 Perſonen betheiligten, war trotz der Abweſenheit des Militärs und der Polizei ohne jede Störung verlaufen. Dem Miniſterium

---

*) Vergl. von Unruh, „Erfahrungen der drei letzten Jahre“, S. 66.

drohte keine übermächtige und zügelloſe Anarchie. Es durfte nur für die Principien der Selbſtregierung energiſch eintreten, und die früheren Sympathien wären ihm wieder zugeſtrömt. Durch Vermeidung principieller Streitfragen, durch vorſichtige Betheiligung oder vielmehr Nichtbetheiligung bei denſelben, wo ſie ohne ſein Zuthun auftauchten, durch einiges Nachgeben in der Theorie konnte noch Alles gerettet werden. Es ſollte ja vereinbart, alſo von beiden Seiten etwas bewilligt werden. Die Verſammlung, wenn auch von den neuen Ideen bewegt, war durchaus monarchiſch geſtimmt. Wenn ſie die Revolution anerkannte, ſo geſchah es doch nur auf Koſten des bureaukratiſchen Polizeiſtaates und der ariſtokratiſchen Intereſſen, die Hand in Hand mit der Volksvertretung zu bekämpfen und nicht wieder aufkommen zu laſſen, der Beruf des Miniſteriums war.

Statt dieſe Pflicht energiſch zu erfüllen, lehnte ſich das Miniſterium mit aller Kraft gegen den Berends'ſchen Antrag auf, der am 8. und 9. Juni, in Anerkennung der Revolution, die in der Märznacht Gefallenen feiern ſollte. Der Antrag war unnöthig, zeitraubend, da er aber nöthig ſchien, auch gefährlich. Ohne Camphauſen's vorhin erwähnte Erklärung am 30. Mai wäre derſelbe ſchwerlich eingebracht worden. Jetzt ward nicht einmal der Verſuch gemacht, durch eine Definition des revolutionären Begriffes die Debatte auf ein mehr ſicheres Gebiet zurückzuführen. Das Miniſterium bewahrte nicht ſein kaltes Blut, es glaubte mit der Annahme des Antrags Alles verloren, warf ſich zwiſchen die Parteien und war diesmal ganz damit einverſtanden, daß Hanſemann mit einer ſeiner unvermeidlichen Cabinetsfragen hervortrat. Trotz dieſer Anſtrengungen erhielt das Miniſterium nur 17 Stimmen Majorität: nur 17 Stimmen über die entgegenſtehende Hälfte wollten die Revolution offen nicht anerkennen. Die Regierung hatte eine große moraliſche Niederlage erlitten, die Parteien ſtanden einander in bitterer Entzweiung gegenüber, und in das Volk draußen war ein Ferment der Aufregung geworfen, das ſich in dem Auflauf vor der Singakademie ſofort kund gab. Der Miniſter von Arnim ſagte zu den ihn nach dem Ausgange der Verhandlung ungeſtüm Fragenden: „Wenn ihr die Beſchlüſſe eurer Vertreter nicht zu achten wißt, ſo verdient ihr die Freiheit nicht.“ Er ward hierauf von der Menge inſultirt, von Studenten und zwei Abgeordneten der Linken jedoch befreit und in die Univerſität geführt. Dieſer ſchmähliche Exceß war der Vorbote ſchlimmerer Scenen, die nicht lange auf ſich warten ließen.

Die Männer, welche die Revolution nicht anerkennen wollten, thaten nichts, um der Caricatur derſelben, des Straßenlärms, deſſen hohle Schwäche ſie doch ſelbſt erkannt hatten, ein für alle mal Herr zu werden. Am 14. Juni, nach dem Pfingſtfeſte, nahm die Verſammlung ihre Sitzungen wieder auf. Die Vorgänge des 9. bildeten den Gegenſtand der Berathung. Eine Zahl von Anträgen, die auf den Schutz der Verſammlung und die Verhütung der Wiederkehr ähnlicher Auftritte berechnet waren, wurden eingebracht. Camphauſen legte nochmals das Programm der Regierung auseinander, nicht nur in den Fragen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, ſondern auch in allen andern. Es gab zwei Wege, ſagte er, um das vom wogenden Wellenſchlage bewegte Land zur Beruhigung zurückzuführen ... „Den einen: ſofort alle Conſequenzen des eingetretenen Zuſtandes mit Schnelligkeit und Energie, ohne Scheu vor willkürlichem Eingreifen, zu ziehen, gewiſſermaßen als eine revolutionäre Regierung aufzutreten und dem Volke einerſeits den unverkümmerten Genuß der ihm zugeſagten Rechte und Freiheiten zu ſichern, und ſich dadurch andererſeits ſeiner Zuſtimmung zu den kräftigſten Maßregeln für Ordnung und Ruhe gewiß zu machen. Den andern Weg: mit den geſetzlichen Mitteln, welche die in die Umgeſtaltung eingetretene ältere Verfaſſung übrig ließ, fort zu regieren bis zu der Zeit, wo eine neue Verſammlung von Volksvertretern der Regierung zur Stütze dienen würde. Den erſten, den Weg der revolutionären Dictatur, hat das Miniſterium, auch wenn es ihn hätte einſchlagen können, wie ich bei Gelegenheit ſchon früher geſagt habe, unter keinen Umſtänden einſchlagen wollen. Den zweiten Weg, den des geſetzlichen Ueberganges, ſind wir gegangen, und er war nicht leicht. Es wurde uns dadurch die Aufgabe geſtellt, unſere Stärke, unſere executive Gewalt beinahe ausſchließlich in der öffentlichen Meinung zu ſuchen. Wir mußten mit der öffentlichen Meinung regieren, die zu jeder Zeit, an jedem Ort und im voraus zu erkennen, ungemein ſchwierig iſt, die nicht ſelten nach vollendeten Thatſachen eine andere zu ſein ſcheint als vorher. Wir mußten uns begnügen, unſere Stärke häufig in einer von äußern Schutzmitteln entblößten Paſſivität des Widerſtandes zu ſuchen. Wir mußten häufig Verzicht leiſten auf energiſche Maßregeln, wenn Befürchtungen vorlagen, daß dadurch der Verdacht der Reaction entſtehen würde. Wir mußten namentlich, was die Bewachung der Hauptſtadt und die Aufrechthaltung der Ordnung in derſelben betrifft, uns auf die Bürgerſchaft, auf die Bürgerwehr ſtützen, und manche Maßregeln von ihrer Bereitwilligkeit, ihrer Hülfe und ihrer Geſinnung abhängig machen. Wir konnten endlich nicht überall mit kühner Hand an die Abänderung der beſtehenden Verwaltungseinrichtungen gehen, wiewol dieſelbe für das harmoniſche Zuſammenwirken aller Organe der Regierung nöthig geweſen ſein möchte. Es iſt uns gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden; wir haben die Zwiſchenperiode vom Ende März bis zum Zuſammentritt dieſer Verſammlung zurückgelegt, bis zum Zuſammentritt einer Verſammlung, aus der nothwendig eine ſtarke und kräftige Regierung hervorgehen muß, denn was dieſe Verſammlung im Bunde mit der Regierung anordnet und beſchließt, das muß das Land, das muß die Stadt Berlin als legitimen Ausdruck des Volkswillens anerkennen. Und, ſollte dieſe Verſammlung in der künftigen Zeit auch der Reaction beſchuldigt werden, ſo darf ſie dies doch nicht abhalten, mit freier Ueberzeugung an der Befeſtigung unſerer ſtaatlichen Zuſtände zu arbeiten.“

Camphauſen ſchloß damit, daß er ſich gegen den von einer Seite her angeregten Gedanken einer Verlegung der Verſammlung erklärte. Er hatte es dem Miniſter des Innern überlaſſen, ſich über die in Folge der Vorgänge am 9. getroffenen Maßregeln auszuſprechen. Dieſe beſchränkten ſich indeſſen auf die von dem Magiſtrat und der Bürgerwehr erwirkte Verſicherung, daß dergleichen nicht mehr geduldet werden ſolle.

Der Schwerpunkt der Regierung, wie man ſieht, wurde demnach in eine Verſammlung gelegt, deren Mandat man andererſeits nicht genug als limitirt darſtellen konnte. Es ward die alleinige Stütze in der öffentlichen Meinung geſucht, mit der man ſich je mehr und mehr in Widerſpruch ſetzte. Die Verleugnung der Revolution war in der That nicht einmal negativer, ſondern nur paſſiver Natur. Sie verhinderte nicht ein Ereigniß, deſſen warnende Anzeichen in den Vorgängen des 31. Mai erblickt werden konnten, wir meinen die ſchmachvolle Plünderung des Zeughauſes in der Nacht deſſelben Tages (14. — 15. Juni), an dem Camphauſen den Schwanengeſang ſeiner gouvernementalen Lehre im Schooſe der Verſammlung vollendet hatte. Die Regierung fing an, das Vertrauen aller Parteien zu verlieren. Während die Linke in den Miniſtern ihre principiellen Gegner erblickte, ſah die Rechte die Zügel der Verwaltung ſchlaff am Boden hängen. Das Bürgerthum fühlte ſich weder geſchützt, noch vor allem regiert. Das linke Centrum und die Linke wollten ihrerſeits den Verfaſſungsentwurf des Miniſteriums einer Commiſſion überweiſen, die ihn umarbeiten oder einen andern entwerfen ſollte. Dieſer letztere Antrag Wachsmuth's und Waldeck's ward am 15. Juni mit 188 gegen 142 Stimmen angenommen. Das Miniſterium hatte eine widerſtrebende Stellung zu dem am Ende nothwendigen und keinesweges direct gegen das Miniſterium gerichteten Vorſchlage eingenommen. Camphauſen, nachdem er ſich in ſeiner Rede vom 14. Juni, alſo am Tage vorher, der Verſammlung gegenüber aller Initiative begeben hatte, ſah wunderbarerweiſe ein Mißtrauensvotum darin, daß die Verſammlung in dem wichtigſten Punkte der ihr zugewieſenen Thätigkeit die Initiative ergriff. Drei ſeiner Collegen, die Miniſter des Krieges, des Cultus und des Auswärtigen, verließen ihn und traten aus. Er ſelbſt gab am 20. Juni ſeine Demiſſion. Die Theorie hatte ſich nicht bewährt, es ſollte nunmehr mit der That verſucht werden.

Als der Rücktritt Camphauſen's vollbracht war, durchdrang die Verſammlung, wie ſelbſt die Geſchichtsdarſtellung der linken Fractionen eingeſteht, ein unklares, ſchmerzliches Gefühl. Sie erkannte wohl die Unzulänglichkeit der Menſchen im Angeſichte der großen Zeit. Es mußte ſo kommen; in zwölf Wochen mußte die Revolution ein Miniſterium verbrauchen, deſſen Erſcheinung die energiſchſten Liberalen befriedigt hatte. Aber daß es ſo kommen mußte, daß der geachtete und verehrte Camphauſen, dem ſein bürgerlich ſtilles Weſen keinen warmen Freund geſichert, den es aber auch vor erbitterter Feindſchaft beſchützt hatte, daß der kundige, ſcharfſehende und zu ſpäterer Popularität berufene Arnim den Ereigniſſen ſchon jetzt nicht mehr gewachſen war, ließ den Gedanken aufſteigen, daß auch die Verſammlung ihr Werk nicht vollenden werde.

Die Verhandlungen wegen der Bildung des folgenden Miniſteriums begannen ſchon in den letzten Tagen des Miniſteriums Camphauſen. Die Aufzählung der erſten, fruchtloſen Verſuche, die damals gemacht wurden, die Regierung aus den Reihen der Nationalverſammlung zu verſtärken, hat für uns ein untergeordnetes Intereſſe. Hanſemann, der mit großer Energie und gewohnter Rührigkeit ein, wie ſich zeigen wird, ziemlich loſes, nur ſcheinbar in ſich gefeſtigtes Cabinet zuſammenbrachte, wollte in ſeinem Programm die beiden Fehler vermeiden, die Camphauſen's Rücktritt beſonders veranlaßt hatten. Er wollte der Nationalverſammlung den Gefallen thun, die Revolution in der Theorie nicht mehr zu verleugnen, und zugleich den Straßenpöbel zu Paaren treiben. Auch ſollte nunmehr an die organiſchen Geſetze ernſtlich Hand gelegt werden. In ſeiner Entſchloſſenheit, die Ruhe wieder herzuſtellen, hoffte der noch immer ſehr populäre Mann dem Verdacht der Reaction zu entgehen. Daß er die verſchiedenen Partrien, außer der Linken, durch den Eintritt eines hervorragenden Mitgliedes einer jeden derſelben in ſein Miniſterium gewonnen, wie er meinte, darin ſah er ſelbſt den Triumph ſeiner Menſchenkenntniß und praktiſchen Geſchicklichkeit. Die Rechte hatte durch Milde das Handelsminiſterium erhalten, das linke Centrum mit Rodbertus den Cultus und Unterricht, das Centrum den Ackerbau mit Gierke. Für das Innere war aus Aachen der Regierungspräſident Kühlwetter berufen, der ſich auf dem zweiten Vereinigten Landtage ſehr liberal gezeigt hatte und Hanſemann zu gleicher Zeit als kräftiger Beamter bekannt war. Das Portefeuille der Juſtiz übernahm der in Berlin nicht unbeliebte, freiſinnige Criminalgerichtsdirector Märcker. Zum Kriegsminiſter war ſchon wenige Tage vor Camphauſen's Demiſſion der dem alten Syſtem ergebene, aber im Ganzen gemäßigte General Schreckenſtein ernannt worden. Miniſterpräſident und vorläufiger Miniſter des Auswärtigen ward Rudolf von Auerswald, ein ſanfter, nicht ſehr thätiger, der Ariſtokratie nicht unbekannter Mann aus der altpreußiſchen Schule. Mit dem Könige erzogen, ſollte er zwiſchen dem Cabinet und dem Hofe vermitteln helfen.

Mit dieſem, in kurzer Zeit und ohne gründliche Verabredung zuſammengewürfelten Miniſterium glaubte Hanſemann ein vortreffliches Regierungsgeſchäft gemacht zu haben. Camphauſen hatte die Verſammlung ſich ſelbſt überlaſſen, jetzt ſollte ſie in franzöſiſcher Weiſe geleitet werden. Mit größerer Nachgiebigkeit in der ihm gleichgültigen theoretiſchen Form, hielt ſich Hanſemann verſichert, daß er das Weſentliche und Wichtige nach ſeinem Kopfe durchſetzen würde. Die Verſammlung jedoch, wenn ſie der vormärzlich philoſophiſchen Theorie entwachſen war, konnte ſich mit der in ſich fertigen ausländiſchen Art noch weniger befreunden. Sie merkte bald, daß Hanſemann im Grunde Camphauſen fortſetzte, ohne durch den rein deutſchen Sinn, wie dieſer Letztere, mit der negirenden Politik zu verſöhnen. Camphauſen hatte wiſſentlich und abſichtlich keinen Einfluß auf das Parlament ausgeübt, Hanſemann fuhr fort, es mit plötzlichen Cabinetsfragen zu überrumpeln, und verſuchte durch Hinhalten und Vertagen und Vertuſchen über die wichtigſten Probleme hinwegzukommen. Camphauſen ermüdete mit ſeinem eingeſtandenen paſſiven Widerſtande die beſte Geduld, Hanſemann erregte durch den Widerſpruch zwiſchen ſeinem kühnen Programm und ſeiner am Ende nicht minder läſſigen, aber in der Tendenz reactionsfreundlichen That ein je mehr und mehr unüberwindliches Mistrauen. Camphauſen fiel in Ermanglung des nöthigen politiſchen Gleichgewichtes und ſtaatsmänniſchen-Aplombs, Hanſemann ward von einer erzürnten Majorität geſtürzt.

Das in der Sitzung des 26. Juni von Hanſemann vorgeleſene Programm ſprach ſich über eine mehr volksthümliche I. Kammer, als ſie der 8000-Thaler-Entwurf gewollt hatte, nicht abwehrend aus, verhieß die lang erſehnten Vorlagen über die wichtigſten organiſchen Geſetze, forderte, der Anarchie gegenüber, die Mittel zu einer ſtarken Regierung, verſprach eifrige Mithülfe zur Vereinbarung der Verfaſſung, nicht mehr auf demokratiſch „breiteſter“, ſondern auf bürgerlich' „genügender“ Grundlage und „anerkannte die denkwürdigen Ereigniſſe des Monats März als eine Revolution, deren ruhmvoller Charakter darin beſtehe, daß ſie ohne Umſturz aller ſtaatlichen Verhältniſſe die conſtitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht habe.“ — Dieſes Programm, indem es mit der einen Hand gab, was es mit der andern nahm, jeder Partei eine Phraſe hinwarf und im Grunde Alles in der Schwebe hielt, gab Zeugniß von dem Geiſt, der das Miniſterium beſeelte. Die wichtigſten unter den angekündigten organiſchen Geſetzen betrafen die Bürgerwehr, eine liberale Gemeindeordnung und was damit zuſammenhing, die Befreiung des Eigenthums und die Aufhebung der Steuerexemtionen. Es verblieb jedoch bei den nach und nach eingebrachten, zum Theil ſehr gemäßigt liberalen Entwürfen, bei Intentionen und Verheißungen, und das ſtolze Programm hatte vor allem den Erfolg, daß es die Reaction in ihrem mit ſicherm Blick wieder aufgenommenen Werke zur Eile ſpornte.

Die Geſchicklichkeit, welche bei der Bildung des neuen Miniſteriums und bei der Abfaſſung des Programms bethätigt war, erhielt noch in derſelben Sitzung des 26. Juni ein merkwürdiges Dementi. Schon am 31. Mai hatte Hanſemann von dem Erlaß einer Adreſſe an den König, durch den das Centrum der Monarchie ein Vertrauensvotum geben zu müſſen glaubte, ſtehenden Fußes die Exiſtenz des Gouvernements abhängig gemacht Jetzt verlangte er, daß der vollendete Entwurf an die Commiſſion zurückgeſchickt würde. Dieſe ſollte ihn mit Rückſicht auf den Miniſterwechſel revidiren. Das noch immer nicht ganz verbrauchte, aber ſchon ſehr misliebige Mittel der Cabinetsfrage that auch diesmal ſeine Dienſte. Die Majorität gab nach. Der Mann jedoch, der mit einem Seitenblick auf die Verwaltung ſeines

Vorgängers, deren Mitglied er geweſen, in ſeinem Programme von „abſtracten Erklärungen“ ſich losgeſagt hatte, machte an dem erſten Tage ſeines Auftretens das linke Centrum durch eine ſolche Erklärung ſchwierig und griff zu der ‚ultima ratio jedes Miniſteriums wegen einer Angelegenheit, die er drei Wochen darauf, am 18. Juli, auf den im Einverſtändniß mit dem Miniſterium erfolgten Bericht der Commiſſion hin einfach fallen laſſen ſollte.

Während indeſſen das Miniſterium durch die Forderung der Adreſſe und den in dieſer Beziehung mindeſtens unverkennbaren Sinn ſeines Programmes an der Vereinbarungstheorie feſthielt, beſchloß die frankfurter Nationalverſammlung am 27. Juni, alſo am Nachmorgen des Tages, der die neue Verwaltung vor dem preußiſchen Parlament erſcheinen ſah, eine proviſoriſche Centralgewalt zu errichten auf Grund der Volksſouverainetät und ohne die Regierungen zu fragen. Zwei Tage darauf ernannte ſie den Erzherzog-Reichsverweſer kraft deſſelben Princips. Der Bundestag gab vor ſeinem Scheiden in einem Glückwunſchſchreiben an den Reichsverweſer eine Erklärung, die in tiefer Verhüllung der zuſtimmenden Worte einen Proteſt gegen das Princip der Volksſouverainetät und gegen die eigenmächtige Wahl enthielt. „Ganz beſonders aber gereicht es“, ſagte er, „den in der Bundesverſammlung vereinigten Bevollmächtigten der deutſchen Regierungen zur höchſten Genugthuung, Ew. kaiſerl. Hoheit die Verſicherung ausdrücken zu dürfen, daß ſie ſchon vor dem Schluſſe der Berathungen über die Bildung einer proviſoriſchen Centralgewalt von ihren Regierungen ermächtigt waren, für eine Wahl Ew. kaiſerl. Hoheit zu ſo hohem Berufe ſich zu erklären.“ Es iſt anzunehmen, daß Hanſemann mit dieſer Erklärung durchaus zufrieden war. Wollte er doch in einer Mittheilung an die preußiſche Nationalverſammlung das Recht Preußens zur Genehmigung der Wahl entſchieden wahren. Nur vor dem Widerſtande der liberalern und deutſchern Fraction des Cabinets zog er den erſten Entwurf dieſer Mittheilung zurück. War aber Hanſemann mit der proteſtirenden Ratification des Bundestages ganz zufrieden, ſo hatte er ſo wenig wie der Miniſterpräſident den preußiſchen Geſandten beim Bundestage dazu ermächtigt. Noch ehe ſich das Miniſterium über die zu befolgende Politik in der damals wichtigſten Frage geeinigt hatte, war dieſelbe durch einen andern Willen beſtimmt und entſchieden worden. Als darauf der nach elfſtündiger Debatte feſtgeſetzte Entwurf einer Erklärung an die Verſammlung dem Könige in Sansſouci von dem Miniſterpräſidenten vorgelegt wurde, laſen um dieſelbe Stunde die Mitglieder des Miniſteriums in dem „Staats-Anzeiger“ die Erklärung des Bundestages.*) Man erfuhr, daß auch eine Depeſche des preußiſchen Geſandten in Frankfurt eingegangen war, ohne dem Miniſterium vorgelegt worden zu ſein. Die Entlaſſung des Geſandten war nicht zu erlangen. Rodbertus, der ſich in noch andern Fragen mit dem Miniſterium in Widerſpruch fühlen mochte, benutzte dieſen Umſtand, um aus dem Cabinet zu ſcheiden. Von dem Verdacht des perſönlichen Ehrgeizes und der Abſicht, das in eine ſpecifiſch preußiſche Bahn einlenkende Miniſterium zu ſprengen, um auf Grund eines deutſchen Programmes an die Spitze eines andern zu treten, ſcheinen die Berichte ſeiner eigenen Partei Rodbertus nicht ganz frei zu ſprechen. In der Verſammlung ward am Miniſtertiſche nur ausgeſprochen, daß ſich der Cultusminiſter mit ſeinen Collegen über die deutſche Frage nicht habe einigen können. Am 4. Juli erklärte das Miniſterium, Preußen genehmige die Wahl des Reichsverweſers mit Rückſicht, wie klar genug angedeutet wurde, auf die volksthümliche Perſönlichkeit desſelben. Der ſouveraine Schritt der Nationalverſammlung ward als durch die Umſtände geboten bezeichnet und entſchuldigt. Die Regierung verwahrte ſich jedoch gegen weitere Conſequenzen. Es war alſo auch hier wieder eine gezwungene Zuſtimmung zu der vorliegenden Thatſache, ein Proteſt gegen das Princip erfolgt. Der Vorbehalt des Bundestages war beſtätigt, ja an Deutlichkeit übertroffen. Nehmen wir nun auch an, daß der im Miniſterium in Folge des von Rodbertus und Gierke erhobenen Widerſpruches veränderte Hanſemann'ſche Entwurf verſchärft, im ſeparatiſtiſchen Sinne verſchärft von Potsdam zurückkam, ſo ſind, wie auch Gierke's Verbleiben im Miniſterium beweiſt, die Grundzüge des dem Könige vorgelegten Entwurfs ſicherlich beibehalten worden. Dies beſtätigt für uns die Vermuthung, daß die Erklärung in der deutſchen Frage für den Cultusminiſter nicht die eigentliche Veranlaſſung ſeines Rücktritts war.

---

*) A. Stahr, „Die preußiſche Revolution“ (erſte Auflage), S. 305.

Wie es ſich nun auch damit verhalten mag, Hanſemann's geprieſenes Werk hatte ſich kaum acht Tage bewährt. Das Miniſterium war ſchon wieder durchlöchert, das linke Centrum, dem die Demiſſion ſeines Führers jedenfalls für ein bedenkliches Symptom der Lage galt, aufs neue verſtimmt, die Majorität dadurch für das Miniſterium unſicherer als je. Nichts vermochte indeſſen Hanſemann's Selbſtvertrauen zu erſchüttern. Wie unter Camphauſen vor dem 8. Juni, glaubte das Miniſterium alle Schwierigkeiten überwinden zu können. Es ließ ſich auch zuerſt wieder Alles leidlich danach an. Als die äußerſte Linke gegen die erwähnte miniſterielle Erklärung dadurch auftreten wollte, daß ſie eine Reſolution vorſchlug, die den Grundſatz der Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers bekämpfte, die Souverainetät der frankfurter Nationalverſammlung aber anerkannte und im Namen dieſer ſouverainen Befugniß dem von der Majorität gefaßten, wenngleich ausdrücklich *gemisbilligten* Beſchluſſe in parlamentariſcher Unterwerfung zuſtimmte — als die äußerſte Linke durch einen, jene Gedanken umfaſſenden Antrag des Abgeordneten Jacoby gegen die Erklärung des Miniſteriums vom 4. proteſtiren wollte, enthielt ſich dieſes letztere klüglich jeder Betheiligung an der Debatte, die über ſeinen Kopf wegging. Selbſt das linke

Centrum erſchrak vor der revolutionären Tendenz der Reſolution: dieſe fiel nach zweitägiger Debatte am 12. mit 262 Stimmen gegen 53. Ein Amendement des linken Centrums, das die Befugniß der Nationalverſammlung anerkannte, jede Kritik des Beſchluſſes derſelben aber ablehnte, hatte wieder das ganze Haus, einſchließlich der Linken, gegen ſich und erlitt daſſelbe Schickſal. Das Miniſterium ging mit heiler Haut aus der Debatte hervor. Auch die Huldigungsforderung des Reichsverweſers, der die Hanſemann'ſche, ſpecifiſch-preußiſche Politik im Einklang mit den Preußenvereinen und der Armee widerſtrebte, ward ohne das Zuthun des Cabinets, gewiß aber in ſeinem Sinne, erledigt. Der königliche Armeebefehl vom 29. Juli beantwortete die Aufforderung des Reichsminiſters Peucker zur Huldigung (vom 16.) mit dem Ausſpruch der Erwartung, die preußiſchen Truppen würden uberall für die deutſche Sache auf des Königs Befehl (nicht alſo ohne dieſen Befehl) dem Reichsverweſer ſich unterordnen. Am 6. Auguſt ward nur von der Bürgerwehr, nicht von der Armee, dem Reichsverweſer gehuldigt. Die preußiſche Nationalverſammlung ſchwieg zu dieſem Allen. Das Miniſterium, mindeſtens in ſeinen leitenden Mitgliedern, war damit einverſtanden. Das Miniſterium ſollte nicht durch die deutſche Frage geſtürzt werden, wol aber durch das Princip die Selbſtändigkeit der preußiſchen Armee, das von ihm, wenn nicht im offenen Programm, doch in ſtiller Billigung ohne Vorbehalt anerkannt, aber im entſcheidenden Moment für die Wahrung ſeiner, des Miniſteriums, Intereſſen zu ſpät vertreten wurde.

Unterdeſſen ſetzte die Nationalverſammlung mit erhöhtem Fleiße ihre Berathungen fort. Gleich nach Camphauſen's Rücktritt war, wie bei jedem wichtigen Abſchnitte, die Nothwendigkeit, ihre Aufgabe zu fördern, von den Abgeordneten deutlicher erkannt worden. Sie hatten die von der Commiſſion ausgearbeitete Geſchäftsordnung ohne Discuſſion angenommen und bei den definitiven Bureauwahlen den Vorſitz und die Leitung der Debatte in des trefflichen Grabow Hände niedergelegt. Dieſer wußte in ſeiner einfachen und von unparteilicher Gerechtigkeit beſeelten Weiſe die Stürme zu beſchwichtigen und manchen Zwieſpalt im Keime zu erſticken. Am 28. Juli nahm die Verſammlung den Geſetzentwurf des Miniſteriums über die Aufhebung des eximirten Gerichtsſtandes in Criminal- und fiscaliſchen Unterſuchungsſachen an, zum Theil unbefriedigt zwar, weil die Aufhebung deſſelben Gerichtsſtandes für die Armee und die Univerſitäten mindeſtens vertagt blieb. Die Univerſitäten hatte man ſogar nur hinzugefügt, um die Aufmerkſamkeit davon abzulenken, daß die Privilegien der Armee auch hier geſchützt wurden. Nicht einmal für bürgerliche Vergehen, wie dies ſpäter von Beckrath verlangt wurde, war die Ausnahmeſtellung der Armee aufgegeben. Aber, wie beſchränkt das Geſetz auch war, es war der erſte Schritt zu einer gewünſchten Reform, und die Verſammlung beruhigte ſich dabei. Sie hatte ſich auch die vorläufige Beſetzung des Cultusminiſteriums durch einen Beamten des alten Regime, von Ladenberg, wenn ſchon ungern, gefallen laſſen. Die liberale Parteinahme des Juſtizminiſters für Abſchaffung der Todesſtrafe (4. und 8. Auguſt) machte den günſtigſten Eindruck, und das Votum einer überwiegenden Majorität ſanctionirte, gegen die religiöſen Bedenken der Krone und die unterdrückte Misbilligung der Mehrheit des Cabinets, den preußiſchen humanen Brauch, der ſchon in den letzten zwanzig Jahren die Hinrichtungen auf eine ſehr geringe Zahl beſchränkt hatte. Es ſchien ſich zwiſchen der Verſammlung und dem Miniſterium ein für das Gelingen des Verfaſſungswerkes günſtiges Einvernehmen nach und nach anzubahnen. Das Geſchrei der Radicalen über die reactionäre Politik des Miniſteriums fand eine Zeitlang keinen rechten Boden. Hatte doch der Miniſter des Innern am 15. Juli durch einen vortrefflichen Erlaß die Beamten, welche das conſtitutionelle Regierungsſyſtem anzuerkennen ſich weigerten oder gar ihm zuwider handelten, nachdrücklich verwarnt. Blieb es auch in dieſer tüchtigen Kundgebung, wie in den meiſten übrigen, bei der guten Abſicht, ſo war doch mit der Verwirklichung der neuen Ideen ein Verſuch gemacht und das allgemeine Verlangen nach einem durchgreifenden liberalen Regiment dadurch für den Augenblick zufriedengeſtellt. Die auf den Bericht des Miniſteriums vom 14. Juli am 31. deſſelben Monats erfolgte Abſchaffung der geheimen Conduitenliſten in der Civilverwaltung (ſie fand nur in ſehr bedingter Weiſe für die Armee ſtatt) hatte ihre gute Wirkung nicht verfehlt. — Am 30. ward Herr von Meding, der aber wol ſchon früher ſeine Demiſſion gegeben hatte, in dem Oberpräſidium der Provinz Brandenburg durch den wackern von Patow erſetzt. In der delicaten Frage der Schutzmannſchaft, die vom Miniſterium eigenmächtig errichtet war und die man gegen die Straßenexceſſe mit mehr Eifer als Geſchick und Erfolg anwandte, erlitt denn auch Hanſemann keine Niederlage. Das linke Centrum forderte nämlich die nachträgliche Vorlegung eines Geſetzes über die Schutzmänner. Der Antrag konnte an und für ſich kein Bedenken erregen. Das Miniſterium jedoch erklärte ihn für einen Eingriff in die Verwaltung und widerſetzte ſich mit Glück der Annahme. Die Majorität hielt, trotz des linken Centrums, Stand. Freilich erwies ſich die miniſterielle Mehrheit ſchon damals, am 9. Auguſt, als eine in den Fragen der Competenz zwiſchen der Regierung und der Verſammlung unſichere, denn in derſelben Sitzung, wo 203 Stimmen gegen 152 den Antrag, das Staatsminiſterium um ſofortige nachträgliche Vorlegung eines Geſetzes über die Schutzmannſchaften zu erſuchen, verworfen hatten, in derſelben Sitzung vom 9. Auguſt ging der erſte Stein'ſche Antrag durch, über den bald darauf das Miniſterium und die Nationalverſammlung ſtürzen ſollten. Aber, wie unſicher die Majorität ſein mochte, wo es auf den Austrag der Controverſen um ihr Mandat und ihre Befugniſſe ankam, ſie konnte mit vorſichtiger Handhabung jener Probleme befeſtigt, gegen ihre eigenen Fehlgriffe geſchützt und dem Miniſterium erhalten werden. „Wir werden jenen verhängnißvollen Antrag vom 9., deſſen Abwendung in unverantwortlicher Weiſe verſäumt ward, ſogleich wiederfinden.“ Bevor er jedoch zur Erledigung kam, zeigte es ſich im ganzen Laufe des Monats Auguſt und bis in den September hinein, daß es in der Hand des Miniſteriums lag, für eine günſtigere Majorität beſſere Grundlagen zu gewinnen. Eine Frage über die Richtung der Oſtbahn, am 15. Auguſt, entſchied die Verſammlung ganz im miniſteriellen Sinne. Die Miniſter ſelbſt waren angeſichts der auf der Bahn begonnenen Arbeiten nicht ohne Sorgen wegen des Votums geweſen. Am 2. September ward eine Erhöhung der Steuer auf Rübenzucker, deren Schwierigkeit ein Theil des linken Centrums zu einer Miniſterkriſis zu vergrößern einen ſchwachen Verſuch machte, zu Gunſten des Miniſteriums, gegen den Willen der vielen ſächſiſchen Abgeordneten in den Centren und gegen den Antrag der Centralabtheilung, mit 195 Stimmen gegen 131 angenommen. Die Mittheilungen über den Abſchluß des Malmöer Waffenſtillſtandes am 4. September, an dem Tage, der den Antrag des Abgeordneten Stein in ſeine zweite Phaſe treten ſah, riefen keinen Widerſpruch hervor. Die einzelnen Beſtimmungen des Bürgerwehrgeſetzes gingen vom 28. Auguſt bis zum 5. September in ſo conſervativer und regierungsfreundlicher Weiſe durch, daß die Verſammlung darüber in den Ruf der Reaction gerieth. Mehrere wichtige Vorlagen des Finanzminiſters waren indeſſen in den Abtheilungen günſtig begutachtet worden, und es war zu erwarten, daß auch das plötzlich und aus ſpecieller Veranlaſſung, nämlich nach dem Einwerfen der Fenſterſcheiben im Hôtel des Miniſterpräſidenten, am 24. eingebrachte Tumultgeſetz eine ähnliche Behandlung erfahren würde.[*] Die Verſammlung hatte am 24. Auguſt mit großer Majorität die Dringlichkeit dieſes Geſetzes angenommen und der Centralabtheilung die ſchleunigſte Berathung empfohlen. Aus dieſem Allen geht hervor, daß ungeachtet der heftigen Debatten, der zahlloſen, unnützen Interpellationen, der Ausſchreitungen und parlamentariſchen Exceſſe der äußerſten Linken die Majorität der Verſammlung durchaus nicht geſonnen war, das Miniſterium zu ſtürzen, und daß, wenn es dennoch mit der Annahme des Stein'ſchen Antrags geſtürzt worden iſt, die beſtimmenden Urſachen dieſer Kataſtrophe einestheils in der unverantwortlichen Sorgloſigkeit und Selbſtüberhebung, mit der Hanſemann und ſeine Collegen den Antrag behandelten, geſucht werden müſſen, andererſeits aber in den Fortſchritten der Reaction, die im Widerſpruche mit dem Programme des Miniſteriums und mit ſeinen Verheißungen emporgekommen und der Situation über den Kopf gewachſen war.

In ſeinem Programme hatte das Miniſterium am 26. Juni, wie wir geſehen, „die denkwürdigen Ereigniſſe des Monats März als eine Revolution anerkannt, deren ruhmvoller Charakter darin beſtehe, daß ſie ohne Umſturz aller ſtaatlichen Verhältniſſe die conſtitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht habe.“ Hanſemann hatte es wiederholt als ſeine Aufgabe bezeichnet, der Reaction durch liberale Finanz- und Grundſteuergeſetze die Wurzeln abzuſchneiden und zu gleicher Zeit der Anarchie auf der Gaſſe entgegenzutreten. Ein ſtarkes Regiment war ſein Lieblingswort. Dieſe letztere Miſſion war auch den Miniſtern um Vieles leichter geworden als ihren Vorgängern. Der Zeughausſturm war der Höhepunkt der demagogiſchen Bewegung geweſen. Die Regierung konnte in der Unterdrückung ähnlicher Verſuche ganz anders auf die Stütze der öffentlichen Meinung, ſowie auf die Zuſtimmung des Parlaments rechnen. Nichtsdeſtoweniger kam es gegen das Ende des Monats Auguſt wieder zu Straßendemonſtrationen und zum Straßenkampf. Fanatiſche oder fanatiſirte Royaliſten hatten die Mitglieder eines demokratiſchen Clubs in Charlottenburg am 20. Auguſt in ihren Häuſern aufgeſucht und gröblich gemißhandelt. Tags darauf nahm das berliner Volk ſeine Revanche. Es erſchien vor dem Hôtel des Miniſterpräſidenten; die Polizei ſchritt ein, aber zu ſpät, dazu in ungeſchickter, ungenügender, unnütz erbitternder Art. Es erfolgten die elendeſten Auftritte. Die Façade des Gebäudes ward von roher Gewalt beſchädigt, die bei Herrn von Auerswald verſammelte Geſellſchaft, darunter das diplomatiſche Corps, mußte fliehen. Welch neue, treffliche Handhabe für die reactionäre Agitation! Was war aus dem ſtarken Regiment geworden? Wußte der Miniſter des Innern nichts von Allem, was ſich vorbereitete? War er nach den charlottenburger Vorgängen, trotz der reichlich vorhandenen Polizei, von der Stimmung des Volks und den Plänen ſeiner Führer ſo ſchlecht unterrichtet? Jetzt, nachdem der Unfug geſchehen, hatte das Miniſterium nichts Eiligeres zu thun, als ein Tumultgeſetz einzubringen, das, wie ſchon erwähnt, trotz ſeiner illiberalen Beſtimmungen von der Verſammlung nicht ungünſtig aufgenommen wurde. Nicht in der Verſammlung waren die wirklichen Feinde des Miniſteriums, wol aber in den Preußenvereinen, denen Hanſemann's Haltung in der deutſchen Frage zu Macht und Einfluß verholfen hatte. Das Cabinet glaubte reactionär in Frankfurt und liberal in Berlin ſein zu können. Griesheim's übermüthige, gegen das Ende des Monats Juli herausgegebene Broſchüre war mit einer ſcheinbaren Demiſſion nur geahndet worden, weil auch der öſtreichiſche Geſandte über die Verhöhnung des Reichsverweſers ſich beſchwert hatte.*) Hanſemann verſtand damals ſo wenig wie ſpäter die Solidarität der deutſchen und preußiſchen Freiheitsbeſtrebungen. Die Reaction bemächtigte ſich der erſtern, es war ein Feld, wo ſie auf die Zuſtimmung eines falſchen Patriotismus, auf den ſtillen Beifall des Miniſteriums, auf die Lauheit der in Fragen der Souverainetät nicht von Eiferſucht freien Verſammlung rechnen konnte. Das Vorparlament der Reaction verſammelte ſich zu Berlin am 19. Auguſt, verkündete mit rückſichtsloſem Egoismus die Junkervorrechte als heiliges, unantaſtbares Gut und rief eine weitgreifende Bewegung unter ſeinen Standesgenoſſen, unter den großen Grundbeſitzern, ja den irre geleiteten größern Fabrikanten und Induſtriellen hervor. Das Miniſterium ignorirte das Alles und erklärte, in der Verſammlung vom 1. September interpellirt, keine Kenntniß von dieſen Vorgängen zu haben. Das Miniſterium mußte aber die Bedeutung dieſer Umtriebe erkennen, es mußte wiſſen, daß Gefahr im Verzuge, daß, wenn nicht die Verfaſſungsarbeit mächtig gefördert, die Anarchie niedergeworfen, die organiſchen Geſetze ſchleunigſt berathen wurden, Alles verloren ging. Was that indeſſen Hanſemann? Die Promenaden der Schutzmänner beruhigten ihn über die Straße; zwei, einer gewiſſen Nachſicht beſchuldigte Staatsanwälte, Temme und Kirchmann, deren Stimmen in der Verſammlung übrigens genirten, wurden am 12. Juli verſetzt; das Polizeipräſidium war ſchon am 2. Juli von Minutoli auf Herrn von Bardeleben übergegangen, halbe und zum Theil unrichtige Maßregeln, die weder den 21. Auguſt noch den 7. September verhinderten. Wir haben geſehen, worauf ſich der Wechſel der Beamten beſchränkte. Herr von Meding ward durch Herrn von Patow erſetzt: das war ungefähr Alles. Die Reaction hatte zwar mit dem Geſetz vom 24. Juli, das den Kreisſtänden das Recht nahm, Ausgaben zu beſchließen und die Kreiseingeſeſſenen dadurch zu verpflichten, einen Schlag erhalten. Da er aber faſt vereinzelt blieb, ſo diente er nur dazu, ſie zu reizen. Die andern Geſetzentwürfe über Aufhebung der Grundſteuerbefreiungen, über die unentgeltliche Abſchaffung mehrerer Laſten und Gefälle, über die Gemeindeordnung, dieſer letztere in ziemlich conſervativer Tendenz, waren eingebracht, aber ſie reiften nur langſam zur Debatte heran und theilten daher dreifach das Schickſal des genannten Geſetzes vom 24. Juli, ſie ermunterten die Reaction zur Beſchleunigung ihres Werkes, ſtatt ſie abzuſchrecken. Die Discuſſion jener Vorlagen konnte anders geleitet werden. Hatte doch die Verſammlung das aus ihrer Initiative am 1. Auguſt hervorgegangene Geſetz zum Schutze der perſönlichen Freiheit in raſcher Folge zu berathen und (am 28. Auguſt) anzunehmen gewußt. Indem aber die Reaction, gewarnt durch die Vorlage der ihre Intereſſen gefährdenden Geſetze, vorwärts drang, lockerte ſich je mehr und mehr das Band zwiſchen dem Miniſterium und der mistrauiſch gewordenen Verſammlung. Sie ſtützte noch immer die Regierung, aber es geſchah nicht mehr aus freiwilliger Ueberzeugung, ſondern im Drange der Verhältniſſe und weil ſie der Reaction nicht in die Hand arbeiten wollte. Die Majorität, ohnehin durch die Neuwahlen und die Stellvertreter oft verändert, war eine ſcheinbare, halb gezwungene geworden und es geſchah nichts, um ſie umzuſtimmen, was noch immer ohne große Anſtrengungen zu bewerkſtelligen war. Das Alles trat nun nach den ſchweidnitzer Vorfällen in erſchreckender Ueberſtürzung der Ereigniſſe zu Tage. In Schweidnitz waren bei einem Auflaufe am 31. Juli, mit Verletzung der Geſetze und ohne vorhergegangene Aufforderung, von einer Compagnie Soldaten 102 Schüſſe blindlings abgefeuert, 14 zur Wiederherſtellung der Ruhe mit ihren Kameraden auf das Alarmzeichen pflichtmäßig herbeigeeilte Bürgerwehrmänner theils verwundet, theils getödtet worden. Die Erklärungen des Gouvernements über dieſen Vorfall waren nichtsſagend, die ſchwachen, von ihm zur Unterſuchung und Ahndung getroffenen Maßregeln nur geeignet, die Verſammlung und das Publicum noch mehr aufzuregen. Dieſe Erklärungen erfolgten zuerſt vorläufig am 4. Auguſt, dann, mit größerer Ausführlichkeit, aber in derſelben unbefriedigenden Weiſe am 9., als die Petitionscommiſſion über die Bittſchrift der Stadt Schweidnitz Bericht erſtattete. An demſelben Tage beſchloß die Verſammlung, auf Stein's Antrag, mit überwiegender Majorität die Ernennung einer Commiſſion, welche ermächtigt ſein ſollte, an Ort und Stelle ſelbſt den Thatbeſtand aufzunehmen und die Urſachen der Ereigniſſe zu ermitteln. Gegen die Errichtung einer ähnlichen Commiſſion, um die Ereigniſſe in Poſen zu unterſuchen, welche, auf einen ſchon im Anfange des Monats Juni eingebrachten Antrag, von der Verſammlung am 4. Juli beſchloſſen war, hatte ſich damals die Regierung nicht erklärt, inſofern die Commiſſion den Behörden nicht directe Aufträge geben würde. Es ward aber jetzt, am 9. Auguſt, von dem Abgeordneten Stein vorgeſchlagen, Folgendes zu erklären: „Der Herr Kriegsminiſter möge in einem Erlaſſe an die Armee ſich dahin ausſprechen, daß die Offiziere allen reactionären Beſtrebungen fern bleiben, nicht nur Conflicte jeder Art mit dem Civil vermeiden, ſondern auch durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denſelben zeigen, daß ſie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines conſtitutionellen Rechtszuſtandes mit arbeiten wollen." Dieſer, beſonders in ſeinem letztern Theile doctrinäre, declamatoriſche und aufreizende Antrag ging durch, und zwar mit großer Majorität. Die Miniſter fanden kein Wort der Bekämpfung, des Widerſtandes. Hanſemann ſchienen die Cabinetsfragen, die ſich ſonſt immer zur rechten Zeit einſtellten, vollkommen ausgegangen. Das war aber noch nicht genug. Schultz aus Wanzleben ſtellte das Zuſatzamendement: „und es denjenigen Offizieren, mit deren politiſchen Ueberzeugungen dies nicht vereinbar iſt, zur Ehrenpflicht zu machen, aus der Armee auszutreten". Auch hierzu ſchwiegen die Miniſter, und, als das Amendement bei der Zählung mit 180 Stimmen gegen 179, alſo nur mit einer Stimme Majorität, zum Beſchluß erhoben ward, fiel es ihnen nicht ein, ſelbſt oder durch Vermittelung ihrer Freunde auf den namentlichen Aufruf zu bringen, der unzweifelhaft ein anderes Reſultat ergeben haben würde. Unzweifelhaft, denn am andern Tage proteſtirten 135 Mitglieder gegen das letztere Votum der Verſammlung. Und auch jeƷt noch konnte mit einer umſichtigen Politik das Geſchehene gut gemacht, erklärt, modificirt und die Herausforderung der wieder erſtarkten Reaction ohne Schädigung des parlamentariſchen Princips ausgeglichen werden.

---

[*] Vergl. von Unruh, „Skizzen“, S. 61.

---

*) Der „Staats-Anzeiger“ vom 13. brachte die Ernennung des Generalmajors von Brandt zum Unterſtaatsſecretär im Kriegsminiſterium. Griesheim trat jedoch nur von der officiellen Leitung der bis dahin ihm zugewieſenen Geſchäfte zurück. Das Ganze war eine Demonſtration.

Es iſt erzählt worden, wie in derſelben Sitzung vom 9. Auguſt ein gemäßigter und ganz conſtitutioneller Antrag des linken Centrums, der eine Competenzfrage zwiſchen dem Miniſterium und der Verſammlung hervorrief, mit 203 gegen 152 Stimmen verworfen wurde. Es hatte ſich nur darum gehandelt, ob das Miniſterium um ſofortige nachträgliche Vorlegung eines Geſetzes über die Schutzmannſchaften erſucht werden ſollte. Einundfunfzig Stimmen Majorität entſchieden für das, in dieſem Punkte wenigſtens zweifelhafte Recht der Verwaltung, ein Beweis mehr, daß die Verſammlung die Conſequenzen des Stein'ſchen Antrags nicht genau ergründet hatte und daß es vor allem nicht ihre Abſicht geweſen war, das Miniſterium zum Falle zu bringen. Man erinnert ſich, wie dieſe conſervativ-conſtitutionelle Haltung der Majorität während des Monats Auguſt und bis in den September hinein bei allen Abſtimmungen, auch bei den bedenklichſten, unverändert blieb. Darauf verließ ſich aber Hanſemann: die Vota über die Oſtbahn, die Rübenzuckerſteuer und die Paragraphen des Bürgerwehrgeſetzes galten ihm als die Bürgſchaft für den ſichern Beſitz der Majorität. Er ſah nicht, daß dieſe Majorität eine äußerliche, loſe und lockere war, daß der Stellvertreter Kommen und Gehen, dieſe leidige Erbſchaft des Vereinigten Landtages, den Sitzungsſaal zu einem „Gaſthaus, in welchem die Fremden ſchnell wechſeln“, werden ließ, wie ſich ein warmer Vertheidiger der Nationalverſammlung ausdrückt. Er ſah nicht, daß es dem Miniſterium an jedem innern Zuſammenhange mit der Mehrheit und den beſtimmenden Parteiführern gebrach, daß die erlangten Zuſtimmungen nicht dem unbedingten Vertrauen der Conſtituente, ſondern den andern, oben ausgeführten Umſtänden verdankt wurden, daß aber, wenn die Verſammlung der Reaction nicht die Freude bereiten wollte, das Cabinet zu ſtürzen, dieſe Richtung zu der gerade entgegengeſetzten umſchlagen mußte, ſobald zu Tage trat, daß die Reaction, ob dem Miniſterium bewußt oder nicht, dieſes zu ihrem Werkzeuge zu machen anfing. Das ganze Verfahren des Miniſteriums mußte indeſſen dieſen Verdacht, dieſe Erkenntniß begünſtigen. Man erzählte überall, in der Preſſe wie in den Vereinen, von dem rückſichtsloſen und doch, durch die Art der Anordnung, unwirkſamen Auftreten der Conſtabler, von Hausſuchungen im alten, vormärzlichen Stile und zum Theil geleitet von denſelben vormärzlichen Agenten. Politiſche Vergehen wurden nach dem alten Landrecht von den gewöhnlichen Richtern beſtraft. Noch immer waren keine Geſchworenengerichte organiſirt, noch immer die Grenzen der Preßfreiheit nicht geregelt. Das Junkerparlament und die reactionären Vereine agitirten ohne Scheu und ungeſtraft für ihre Zwecke. Die Vorgänge des 20. und 21. Auguſt waren ganz geeignet, ihrem Treiben Vorſchub zu leiſten. Die Interpellation vom 1. September über die Drohungen der Reaction erhielt die erwähnte kurze befremdliche Abfertigung. Auch war noch immer kein Regierungsorgan geſchaffen, das die Regierung nach rechts und links vertheidigen und das Publicum mit ſeiner Politik verſöhnen konnte. Ein Verſuch Hanſemann's, die Verſammlung dem Hofe zu nähern, hatte kurz vorher einen traurigen Ausgang gehabt. Die Aufnahme der Abgeordneten in Potsdam am 30. Juli hatte durch die Schuld des untern Hofperſonals einen verletzenden Eindruck zurückgelaſſen. Es bemächtigte ſich allmälig der Verſammlung die Ahnung, daß es mit der Freiheit zu Ende gehe und daß von der Regierung zum mindeſten keine Abhülfe zu erwarten ſei. Der lange niedergekämpfte Unmuth brach am 4. September hervor, als das Miniſterium, ohne vorhergegangenen Verſuch der Vermittelung, ohne Sondirung der Parteien, in einem vom 2. September datirten Schreiben erklärte, es könne auf einen allgemeinen Erlaß an die Armee nicht eingehen, es glaube, daß ein ſolcher Erlaß an die Armee von verderblichen Folgen ſein werde, und halte für nothwendig, daß dem Kriegsminiſter die Wahl der Mittel, um den von der Nationalverſammlung erſtrebten Zweck zu erreichen, überlaſſen bleibe, indem derſelbe nur ſo im Stande ſei, mit Erfolg auf das Reſultat hinzuwirken, welches er mit der Nationalverſammlung als das Ziel ſeines Strebens anerkenne und welches mit aller Energie zu erreichen er aufrichtig entſchloſſen ſei.

So das Miniſterium. Der Abgeordnete Stein ſtellte ſofort den Antrag: „Die Nationalverſammlung wolle beſchließen, daß es die dringendſte Pflicht des hohen Staatsminiſteriums ſei, denjenigen Erlaß, welchen die Nationalverſammlung am 9. Auguſt in der 37. Sitzung beſchloſſen hat, ohne Weiteres, zur Beruhigung des Landes und zur Erhaltung des Vertrauens, wie zur Vermeidung eines Bruches mit der Nationalverſammlung, ergehen zu laſſen.“ Eine Majorität von 50 Stimmen ertheilte dem Antrage den Vorrang vor der Tagesordnung und beſchloß die ſofortige Discuſſion. Dieſe war ungemein ſtürmiſch. Nur mit Mühe und mit der geringen Mehrzahl von 17 beſonnenen Stimmen erlangte Unruh die Vertagung auf den 7. September. In der Zwiſchenzeit geſchah von dem Miniſterium nichts zu einer Ausgleichung, die doch ſpäter dem Miniſterium Pfuel ſehr wohl gelungen iſt.*) Hanſemann hielt die Geſchicklichkeit für überflüſſig. Er ſoll noch immer auf eine Majorität von 80 Stimmen gerechnet haben. Erſt in der Sitzung des 7. September, als es zu ſpät, als die Aufregung unüberwindlich geworden war, als die Parteien ſich engagirt hatten, als die Verſammlung ihr Votum nicht widerrufen konnte, ohne ſich zu vernichten, erſt dann ermannte ſich das Miniſterium. Hanſemann geſtand ein, daß das Miniſterium am 9. Auguſt durch ſein Schweigen einen Fehler begangen. Er beſchwor die Verſammlung, von einem Beſchluſſe abzuſtehen, deſſen Annahme Preußens Einfluß ſchwächen und ſeinen Stern ſinken laſſen werde. Vergebens. Die Frage war über die Grenze des urſprünglichen Antrages hinausgerückt. Am 9. Auguſt wollte die Verſammlung einem ſchreienden Unrecht entgegentreten und den Zwieſpalt zwiſchen dem Volke und dem Heere bannen helfen. Sie wählte nicht den richtigen Weg, ein Fehler, den Niemand mehr erkannte als die Mehrheit ſelbſt. Jetzt handelte es ſich jedoch um mehr als Das. Die ehrenhafte Exiſtenz des Parlaments ſtand auf dem Spiele. Daß jetzt ein Erlaß erfolgen mußte, darin waren alle Parteien einig. Es half dem Cabinet nichts, in arger Inconſequenz ein Amendement der Rechten anzunehmen, das in ſeiner Milde den Erlaß noch immer forderte. Das Amendement fiel, ein zweites, für ein künftiges Cabinet eine Vermittelung anbahnendes des linken Centrums hatte daſſelbe Schickſal. Der Antrag Stein's erhielt eine Majorität von 76 Stimmen; er ward von 219 Abgeordneten gegen 143 angenommen. Dem Miniſterium blieb nichts übrig, als am andern Tage ſeine Demiſſion zu geben. In ſeinem Bericht an den König vom 9. September wiederholte es die Bitte der Entlaſſung und fügte zur Begründung derſelben Folgendes hinzu: „Unſerer Anſicht nach muß das von uns vertretene und in der Sitzung der Nationalverſammlung vom 7. d. M. vertheidigte Princip, daß derſelben die Feſtſetzung von Verwaltungsmaßregeln nicht zuſtehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne daſſelbe die conſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann. Wir glauben aber aus dem in jener Sitzung gefaßten Beſchluſſe der Nationalverſammlung einen Mangel an Vertrauen zu unſern Perſonen folgern zu müſſen, welcher es uns in hohem Grade ſchwierig machen würde, jenes Princip aufrecht zu erhalten." Dieſer Bericht, ſowie die Antwort des Königs vom 10., wurden der Verſammlung durch den Miniſterpräſidenten am 11. vorgeleſen. Der König erklärte ſich mit dem in dem Bericht ausgeſprochenen Princip einverſtanden und nahm die Entlaſſung an. Daß die Verſammlung, wie das Miniſterium ſagte, überhaupt in die Verwaltung eingreifen wollte, das hatten die 50 Stimmen der Majorität, die am 9. Auguſt nicht einmal auf das nachträgliche Einbringen eines Geſetzes über die mit großen Koſten verbundene Errichtung von Schutzmannſchaften bringen wollten, im voraus widerlegt. Ja, noch mehr, auch jetzt verlangte die Verſammlung nicht die wörtliche Ausführung des Erlaſſes. Bucher verwahrte ſie dagegen am 7. in ſehr energiſcher Weiſe. „Wer hat dies verlangt?" rief er aus. „Der Abgeordnete Schulz nicht, als er ſein Amendement ſtellte; er hat Dem ausdrücklich widerſprochen. Haben nicht alle Redner, und zwar gerade von jener Seite (der linken), entſchieden erklärt, daß kein Menſch daran denke, daß die wörtliche Faſſung des Beſchluſſes in den Erlaß aufgenommen werde, ſondern wir haben den Beſchluß gefaßt, daß ein Erlaß ergehen ſoll, und haben es natürlich dem Miniſterium überlaſſen, in welcher Form es den Erlaß expediren will.“ So klangen ſelbſt die Stimmen aus dem linken Centrum. Und es hat in der That der ſpätere Pfuel'ſche Compromiß dieſen Forderungen genügt. Ein merkwürdiger Umſtand mag übrigens zeigen, wie wenig das anſcheinend principienfeſte Miniſterium Hanſemann in dieſer ganzen Kriſis von einem klaren Willen geleitet wurde. Am 13. September erließ der Kriegsminiſter, Mitglied der zurückgetretenen und nur noch die laufenden Geſchäfte führenden Regierung, ein Circular an die commandirenden Generale, das in wenig veränderter Faſſung ſelbſt nach dem 9. Auguſt höchſt wahrſcheinlich die Majorität befriedigt haben würde. Das Circular lautet: „Ueberzeugt, daß Ew. ꝛc. mit mir über die Nothwendigkeit einverſtanden ſein werden, möglichſt Alles zu vermeiden, was dazu benutzt werden kann, die Truppen und ihre Befehlshaber, reſp. die Militärbehörden reactionärer Beſtrebungen zu verdächtigen, muß ich mich durch die jetzt in den Verhältniſſen eingetretene Spannung beſonders aufgefordert fühlen, Ihnen wiederholentlich auszuſprechen, daß die Regierung Sr. Maj. des Königs keine reactionäre Tendenzen hegt, ſondern mit redlichem Willen den betretenen conſtitutionellen Weg zu verfolgen und die königlichen Verheißungen zu verwirklichen beſtrebt iſt. Daß ſich dies überall in der Behandlung des Dienſtes und der öffentlichen Angelegenheiten kundgebe, daß dieſerhalb durch alle Inſtanzen auch auf die Untergebenen zur Verhütung von Mißgriffen richtig eingewirkt werde, hierauf iſt mein beſonderes Vertrauen zu Ew. ꝛc. gerichtet.“ *) — Wollte das Miniſterium oder ein Theil deſſelben mit dieſer Erklärung, die ſo wenig dem Beſchluſſe der Nationalverſammlung vom 7. als der Erklärung des Cabinets vom 9. September entſprach, die Möglichkeit einer Vermittelung und Wiederübernahme der Geſchäfte vorbereiten und anbahnen? Darüber wird ſobald keine Aufklärung zu erwarten ſein. Am 11. hatte ſich der Miniſterpräſident, nachdem er den Entlaſſungsbericht und die Cabinetsordre vorgeleſen, mit der Erklärung begnügt, Herr von Beckerath ſei zum Könige berufen worden.

---

*) Es wird uns ſogar der faſt unglaubliche Umſtand mitgetheilt, das Miniſterium habe die Erklärung an die Verſammlung, die am 7. erfolgte, nicht einmal im Conſeil berathen; der Entwurf ſei den einzelnen Miniſtern zugegangen, die ihre ſchriftlichen Bemerkungen anfügten.

Die Hoffnung, eine neue parlamentariſche Regierung, ein neues Märzminiſterium unter Beckerath's Auſpicien ſich bilden zu ſehen, ſollte bekanntlich ſcheitern. Es iſt über dieſen Verſuch manches Unrichtige erzählt worden. Wir werden daher einen Augenblick dabei verweilen müſſen. **) Den Abgeordneten zur deutſchen Nationalverſammlung von Beckerath

---

*) „Deutſche Chronik für 1848“, S. 93.

**) Die Quelle faſt aller Berichte war der Artikel der berliner „National-Zeitung“ vom 23. September über das Beckerath'ſche Programm. Wir glauben im Intereſſe der Wahrheit mit der Bemerkung keine Indiscretion zu begehen, daß die Data dieſes Artikels, der nicht von einem der regelmäßigen Mitarbeiter des Blattes herrührte, dem Verfaſſer deſſelben von einem Freunde Beckerath's in mündlicher hatte ſchon gegen das Ende des Monats Juli, in Folge des eben geſchilderten Zerwürfniſſes zwiſchen Preußen und der Nationalverſammlung, eine Miſſion ausgleichender Verſöhnung nach Berlin geführt. Jetzt durch den Telegraphen von Frankfurt berufen, beſprach ſich Beckerath gleich nach ſeiner Ankunft in Berlin mit Parteiführern der Verſammlung, mit den zurückgetretenen Miniſtern und mit mehreren Freunden. Namentlich Meviſſen, der ſich in einer Privatangelegenheit ſeit einigen Tagen in Berlin befand, ward von ihm zu Rathe gezogen. Beckerath entwarf darauf das Programm, auf deſſen Grund er in das Cabinet eintreten könnte.

Es erſchien ihm vor allem ein feſtes Verhältniß zur Krone nothwendig, an dem es den bisherigen Miniſtern gefehlt hatte. Beſtimmte und klar gefaßte Gedanken ſollten keinen Zweifel über die Grundrichtung des Syſtems beſtehen laſſen. Zum Ausgangspunkte ward daher von Beckerath der aus der Commiſſion der Nationalverſammlung hervorgegangene Verfaſſungsentwurf genommen, vorbehaltlich der Abänderungen, die mit der Verſammlung zu vermitteln oder, wie man damals ſagte, zu vereinbaren wären. Beckerath war im Princip für das abſolute Veto, er betrachtete jedoch dieſen Punkt mehr als eine Frage, deren Löſung von der Lage der Dinge abhängig zu machen ſein würde. Das beſondere, durch die jüngſten Vorgänge als nothwendig erkannte Beſtreben des Miniſteriums ſollte dahin gerichtet ſein, die Kluft zwiſchen der Armee und dem Volke auszufüllen. Unter dieſem Geſichtspunkte ſollte in Erwägung gezogen werden, ob nicht eine Verkürzung der Dienſtzeit und ein raſcheres Avancement der Unteroffiziere die beabſichtigte Annäherung fördern würden. In dieſelbe Ideenreihe gehörte die Reform der Cadettenhäuſer, die ihren excluſiven, ariſtokratiſchen Charakter verlieren ſollten, ſowie die Abſchaffung des eximirten Militärgerichtsſtandes, dieſe letztere jedoch nur für bürgerliche Vergehen. Dieſem verſöhnenden Geiſte gemäß wäre ein Erlaß an die Armee erfolgt, der zwar nicht den Stein'ſchen Antrag zur Ausführung bringen, aber die Verſammlung befriedigen ſollte, ohne dem Princip der conſtitutionellen Monarchie etwas zu vergeben. Während das Miniſterium der Verſammlung mit Entſchiedenheit erklärte, daß die Regierung ihr eine Anordnung von Verwaltungsmaßregeln nicht geſtatten könne, beſtritt ſie ihr nicht das Recht, die Verwaltung einer Kritik zu unterwerfen und in Bezug auf den Gang derſelben Wünſche zu äußern, deren natürliche Conſequenz der Rücktritt desjenigen Miniſteriums ſein müßte, das jene Wünſche nicht glaubte erfüllen zu können. Es war ein neuer Gedanke, den vielbeſpro-

---

Unterhaltung mitgetheilt waren. Es waltete inſofern ein Mißverſtändniß ob, als man über Beſprechungen in jenem Augenblicke noch nicht hinausgekommen war und Beckerath ſelbſt ſein Programm noch nicht feſtgeſtellt hatte. Die gegenwärtige Ausführung ſowol über das Programm als über die Vorgänge in Sansſouci beruht auf Erkundigungen, deren Richtigkeit als unzweifelhaft hingeſtellt werden kann.

chenen Erlaß in eine Anſprache des Königs an die Armee zu faſſen, die ſich der kritiſirenden Debatte des Parlaments entziehen und zu gleicher Zeit dem dunklen Mißtrauen des Volks eine größere Beruhigung gewähren konnte. „Solle die neue Entwickelung, in die das Vaterland eingetreten, einen heilſamen Ausgang erreichen, ſo werde es weſentlich darauf ankommen, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen dem Volke und dem Heere herbeizuführen. Der König ſpreche zu der Armee das Vertrauen aus, auch ſie werde ihre Miſſion in dieſem Sinne auffaſſen und ausführen und, ſowie ſie die Unabhängigkeit des Landes beſchirme, auch ein Schild der verfaſſungsmäßigen Freiheit ſein.“ Dies der ungefähre Gedankengang der Anſprache, in der auch eine Verwarnung der Offiziere wegen reactionärer Beſtrebungen mittelbar enthalten war. In dem Programm waren ferner die Titel als der Abſchaffung bedürftig angezeichnet worden. (Ob die Orden von derſelben Maßregel betroffen werden ſollten, konnte der Verfaſſer nicht genau ermitteln.) In der Stellung Preußens zur deutſchen Frage endlich hielt das Programm den Grundſatz feſt, daß die Beſchlüſſe der deutſchen Nationalverſammlung als maßgebend anzuerkennen ſeien, jedoch nur innerhalb der Grenzen des Patents vom 18. März und mit dem zweiten ausdrücklichen Vorbehalt der freien Entſcheidung für Preußen in der Oberhauptsfrage.

Die Grundabſicht des Programmes war demnach die treue Ausführung des conſtitutionellen Syſtemes, ſowie die offene, rückſichtsloſe Erfüllung der preußiſchen, auf den Eintritt in den deutſchen Bundesſtaat gerichteten Verheißungen.

Es war damals an die Uebernahme des Kriegsminiſteriums durch den General Pfuel gedacht worden. Als ſich Beckerath am 17. September mit Pfuel und dem bisherigen Miniſterpräſidenten von Auerswald nach Sansſouci begab, erklärte ſich Pfuel mit dem ihm mitgetheilten und nach ſeinen Vorſchlägen noch in einigen Punkten modificirten Programm durchaus einverſtanden. Auch der Erlaß an die Armee war von Beckerath und Pfuel gemeinſam feſtgeſtellt.

Der König, der zuerſt Beckerath allein empfing, ertheilte der vorgeſchlagenen Proclamation an die Armee ſeine Zuſtimmung, verlangte jedoch, daß dieſelbe erſt erfolgen ſollte, nachdem eine Botſchaft an die Verſammlung die Stellung der Armee ihr gegenüber feſtgeſetzt haben würde. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß für dieſe Anſprache, die um Vieles milder war als der ſpätere Pfuel'ſche Erlaß, auf das Einverſtändniß der Majorität der Verſammlung um ſo mehr gehofft wurde, als Beckerath in den Beſprechungen der letzten Tage das Terrain der Parteien in genügendem Maße geprüft zu haben glaubte.

Es war zu erwarten, daß der König gegen die Einzelheiten des Programmes mannichfache Bedenken erheben werde. Der Geſammteindruck der Unterredung, die von 10 Uhr Vormittags bis gegen 3 Uhr Nachmittags währte, wird aber beſonders der geweſen ſein, daß die Theilung der Gewalt und die erſtrebten Opfer ſeiner Machtfülle von dem Träger der Krone nicht mehr zugeſtanden wurden. Soll doch ſchon das frühere Miniſterium von den vermeintlichen Freunden des Königs aufgefordert worden ſein, trotz des Widerſpruchs der Majorität weiter zu regieren. War doch in der ſchon erwähnten, von Auerswald contraſignirten Cabinetsordre vom 10. September, die alſo lautete: „Ich bin mit der in Ihrem Berichte vom 9. d. M. ausgeſprochenen Anſicht einverſtanden, daß ohne Aufrechthaltung des darin aufgeſtellten Princips die conſtitutionelle Monarchie nicht beſtehen kann. Gleichwol werde ich Ihnen aus dem von Ihnen angeführten Grunde die Dienſtentlaſſung ertheilen“ — war doch in dieſer Cabinetsordre das unerwartete gleichwol bedeutungsvoll genug. — Dies Alles mußte ſich in der Audienz nach und nach kundgeben, zumal jene Botſchaft an die Verſammlung, die ſie aufforderte, ihr Unrecht einzugeſtehen und ſich zu demüthigen, vom Könige als unumgänglich feſtgehalten wurde. — Beckerath mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß ſein Programm nicht angenommen war. Auf die vorher erlangte Zuſtimmung Pfuel's hatte er ſich natürlich berufen. Später, nach der Tafel, ward Pfuel zum Könige entboten und kurze Zeit darauf auch Beckerath zum zweiten Male. Zu dieſes Letztern höchſtem Erſtaunen erklärte nun der König, General Pfuel theile ſeine, des Königs, Anſichten vollkommen, ein Widerſpruch, der zu ſo vielen andern des vier Tage darauf ernannten Miniſteriums Pfuel gleichſam das erſte Glied in der verhängnißvollen Kette bildete. Pfuel, wie aus ſeinen ſpätern Aeußerungen hervorzugehen ſchien, hoffte den Widerſtand der Krone nach und nach auf dem Felde der Thatſachen überwinden zu können. Beckerath, am Schluß der Conferenz zum Eintritt in das Miniſterium dringend aufgefordert, verſchob ſeine letzte Entſcheidung bis zum folgenden Tage. Er kehrte nach Berlin zurück und überſandte am andern Morgen (18. September) ſein Programm in unveränderter Faſſung. Noch an demſelben Tage ſprach eine ſehr huldvolle ſchriftliche Antwort des Königs die Ablehnung aus, ſowie die wiederholte dringende Aufforderung zur Uebernahme des Portefeuille. Wenn indeß die Hoffnung, Beckerath ſeine Grundſätze aufgeben zu ſehen, dem natürlichen Wunſche entſprang, für das neue Miniſterium einen populären Namen zu gewinnen, ſo konnte Beckerath dieſem Wunſche nicht genügen. Die letzte Combination einer parlamentariſchen Regierung erwies ſich als unmöglich. Noch an demſelben Tage kehrte Beckerath nach Frankfurt zurück.

Am 21. September trat zur allgemeinen Ueberraſchung das Miniſterium Pfuel-Eichmann zuſammen, in dem die Krone ihre Forderungen vertreten glaubte. Man weiß, daß der Miniſterpräſident mindeſtens dieſen Erwartungen nicht entſprach, ſondern nach und nach durch die Gewalt der Ereigniſſe und ſeine natürliche Sorgloſigkeit auf die Seite der Verſammlung gedrängt ward. Derſelbe leichte Sinn aber ließ den im Grunde liberalen

Mann zwiſchen den Parteien und dem Hofe eine Stellung einnehmen, die den Geſchichtſchreiber zwingen wird, ſein Miniſterium als den Anfang der offenen Reaction in Preußen zu bezeichnen.

Die preußiſchen Märzminiſterien waren am 18. September zu Ende. Ob es Beckerath gelungen wäre, ohne Ausführung des Stein'ſchen Antrags die Verſammlung, wie er dies (wol mit einigem Grunde) hoffte, durch den Erlaß der von ihm vorgeſchlagenen Proclamation zu befriedigen, ob die Annahme ſeines Programmes die gewollte ſichere Stellung zum Hofe gewährt haben würde: darüber ſind wir jetzt auf bloße Vermuthungen beſchränkt. Die Reaction hat zwei Monate darauf ihren Sieg gefeiert und im Laufe dieſer Jahre ſcheinbar befeſtigt. Ihre Diener verhöhnen die Nationalverſammlung und die Märzminiſter. In die Verurtheilung der erſtern ſtimmte freilich die Parteileidenſchaft der conſtitutionellen Linken eine Zeitlang mit ein. Auch jetzt ſind dieſe Stimmen nicht ganz verſtummt. Es leuchtet Vielen noch immer nicht ein, daß es, im Angeſichte des gemeinſchaftlichen Gegners, den Männern der Oppoſition nicht geziemt, ihre Angriffe nach jener Seite hin zu richten. Wer könnte blind ſein gegen die Fehler der preußiſchen Nationalverſammlung, die in dem unklugen Hinausſchieben des Verfaſſungswerkes, in übereilten und verkehrten Abſtimmungen, in zweckloſen Interpellationen und Anträgen, in ſtürmiſchen und regelloſen Debatten ihr Anſehen untergrub und ihren mit langer Hand vorbereiteten Sturz erleichtern half? Dies Alles iſt in zahlloſen Schriften und Parlamentsreden ſo breit und ſchonungslos wiederholt, übertrieben und zum wegwerfenden Urtheile zugeſpitzt worden, daß es wol gerechtfertigt erſcheinen dürfte, ein verſöhnendes Wort zu Gunſten der Verſammlung in Kreiſen zu ſprechen, die deſſen bedürfen mögen. Die Reaction iſt jedoch am wenigſten competent, die Verſammlung oder die Märzminiſter anzuklagen. Wenn der zur zweifelhaften Herrſchaft gelangte Liberalismus ſeine Aufgabe nicht verſtand, wenn er die Ereigniſſe und die Lage falſch beurtheilte, wenn er den Beruf verkannte (um mit einem der tüchtigſten Mitglieder des erſten preußiſchen Parlaments zu reden), „die Conſequenzen einer nicht fertig gewordenen Revolution im friedlichen Wege der Geſetzgebung herbeizuführen“, wenn er die Nothwendigkeit ſchleuniger und radicaler Reformen in der Communalverfaſſung, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, im Steuer- und Heerweſen nicht rechtzeitig einſah, wenn ſeine Anhänger und Freunde das ſchmerzliche Eingeſtändniß ſeiner damaligen Ohnmacht und Unfruchtbarkeit nicht unterdrücken können, wenn ſie im geſchichtlichen Rückblick ihm und ſich ſelbſt (denn jene Fehler wie die Ernte derſelben gehören ja uns Allen) zu Anderer und zu eigener Warnung die Wahrheit ſchulden — ſo mag die ſiegende Partei ſich doch nur rühmen, daß ſie den leichtern Theil ihrer Aufgabe in ſo viel Jahren gelöſt hat, als den Ueberwundenen Monde gegönnt waren. Gedeckt durch übermächtige Armeen, hat ſie den Muth gehabt, das von ihr zu ihrem Nutzen aufſtaffirte und ausgebeutete

Geſpenſt der Anarchie in dem Augenblicke zu verſcheuchen, als ſie des Schreckbildes nicht mehr bedurfte. Mit einem Worte, die Reaction hat die äußere Ordnung wiederhergeſtellt. Was ſonſt? Die preußiſche Verfaſſung wird jetzt zum zweiten Male revidirt, ohne daß ein Ende der Penelopearbeit abzuſehen wäre. Die ſchöpferiſchen, conſervativen Ideen geben ſich in der kläglichen Nachahmung clyſeriſcher Machwerke kund. Von ſolch genialer Höhe blickt man auf die mislungenen Verſuche des plötzlich und in vielbewegter Zeit zur Regierung berufenen Bürgerthums herab! Die Reaction hat geſiegt, weil die Völker ſich ſelbſt regieren wollen und weil ſie, da die Bedingungen, hier der Intelligenz, dort der Macht, fehlen, ſich noch nicht überall ſelbſt regieren können. Dieſe Zwiſchenzeit und den mit mephiſtopheliſcher Hand geſäeten Hader der mehr oder weniger vorgerückten Fractionen hat der Feind zu benutzen verſtanden. Aber die Völker wollen doch die Selbſtregierung, die Oppoſitionsparteien nähern ſich, die Erkenntniß von Dem, was die Noth der Zeit verlangt, wird je mehr und mehr zum Gemeingut. Es handelt ſich nicht mehr darum, die Revolution zu bekämpfen, ſondern die Gemüther zu gewinnen und zu überzeugen. Um auch damit fertig zu werden, müßte die contrerevolutionäre Schar nicht ſein was ſie iſt, eine nur durch die höchſte Anſpannung der Gewalt erhaltene Partei des Monopols und der Sonderintereſſen.

Im Februar 1852.

E. Frensdorff.

Die deutsche Strafrechtswissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

Nachdem in dem Artikel „Die Entwickelung des deutſchen Strafrechts in Theorie und Praxis“ *) eine Ueberſicht über den geſammten Entwickelungsgang des deutſchen Strafrechts ſeit drei Jahrhunderten in allgemeinen Umriſſen gegeben und dabei die wichtige Frage erörtert worden iſt, ob und in welchem Sinne man heutzutage überhaupt noch von einem gemeinen deutſchen Strafrechte reden könne, iſt nunmehr näher auf den Inhalt jener Entwickelung einzugehen, wobei freilich, bei dem geſtatteten geringen Raume, auf Vollſtändigkeit nach Inhalt und Umfang kein Anſpruch gemacht, ſondern nur an die Hervorhebung hauptſächlich durchſchlagender Geſichtspunkte gedacht werden darf.

Daß nun aber hierbei die Entwickelung der Wiſſenſchaft beſonders betrachtet und vorangeſtellt werden muß, iſt wiederum in Vergleich gegen

---

*) Derſelbe iſt abgedruckt im erſten Bande der „Germania“, S. 670 f.

England oder Frankreich eine deutſche Eigenthümlichkeit, die in der früher geſchilderten politiſchen Verkümmerung der Nation ihre Erklärung findet.

Wenn nämlich von einem praktiſchen gemeinen deutſchen Strafrechte ohne Selbſttäuſchung nicht mehr geſprochen werden kann, ſo iſt klar, daß der unvertilgbare, in der Zeit des Jubels und der Schmach ſtets kräftige, ja unter dem Drucke dynaſtiſcher Intriguen nur immer gewaltiger in die unterſten Schichten hinab gründende Gedanke der Einheit deutſchen Denkens und Wollens vorerſt nur die deutſche Wiſſenſchaft zur Trägerin hat.

Man hat geſehen, wie ſeit drei Jahrhunderten die particulariſtiſche Selbſtſucht alle Geſetzgebung in nationalem Sinne erſt hemmte und zuletzt geradezu erſtickte, nachher aber mit übrigens wohlwollenden Abſichten nie etwas Rechtes zu Stande brachte, weil man mit allem eigenſinnigen Pochen auf die eigene Selbſtändigkeit doch nie von der gemeinſamen Nationalität abſtrahiren konnte. Ein apartes preußiſches oder bairiſches oder ſonſtiges Strafrecht war doch nicht zu erzwingen, weil ſich durch jahrhundertelangen Druck zwar am Ende der Wille einer gebildeten Nation, nicht aber ihr Denken in Feſſeln ſchlagen und in ſoldatiſcher Manier commandiren läßt. Denn, wie man auch immer es mit allem Abſehen nicht nur von der nationalen Einheit, ſondern auch von den natürlichen Stammunterſchieden dem deutſchen Volke den dynaſtiſchen Sondergeiſt einimpfen mochte, ſo vermochte man doch den letzten idealen Zuſammenhalt dieſes Volks nicht zu zerſtören. Wo anders aber konnte dieſer bei dem Volke der Denker ſich finden, als in der Kunſt und der Wiſſenſchaft?

Leider kann man auch nicht einmal hierüber volle Befriedigung empfinden. Denn es iſt nur allzu kläglich, wenn man bedenkt, wie viele tüchtige Kräfte, die unter beſſern Verhältniſſen der Nation hätten zu gut kommen können, im verdienſtloſen Dienſte der Particularrechtspolitik ſich erfolglos aufgerieben haben. Es gibt Namen in dieſem Gebiete, bei deren bloßer Nennung das Nationalbewußtſein knirſchen muß, weil ihnen eben nur durch die Fäulniß der politiſchen Zuſtände und die Zwangsjacke irgend eines „engern Vaterlands“ ein deutſcher, vielleicht ein europäiſcher Ruf verſagt war.

Welche Kräfte aber auch die Theorie zu ihrer Verfügung gehabt haben möge, gewiß iſt, daß die Aufgabe der Feſthaltung des Gedankens der nationalen Einheit ihr allein zufiel. Die Reichsgeſetzgebung war ſeit dem Dreißigjährigen Kriege ſo gut wie eingeſchlafen. Nachher war durch das Zuſammenlaufen der Fäden der Theorie und Praxis in den Juriſtenfacultäten wenigſtens noch für ein Jahrhundert der Carpzov'ſchen Auffaſſung eine faſt reichsgeſetzliche Geltung geſichert geblieben. Allein ſeit 1751 löſten ſich Baiern, Oeſtreich und Preußen aus der deutſchen Rechtseinheit auf dem Wege der Landesgeſetzgebung ab, und auch in den gemeinrechtlich gebliebenen Ländern wurde die Praxis theils auf dem Grunde einzelner Geſetze, theils auf der Grundlage veränderter Strafſyſteme ſo buntſcheckig, daß gerade an ihr das Moment der nationalen Einheit am gewiſſeſten unterging, wenn es ihr auch in dem hergebrachten Schlendrian theoretiſcher Darſtellungen noch angedichtet, auch wol von kühnern Geiſtern mit Gewalt wieder aufzupfropfen verſucht wurde.

Jetzt freilich, nachdem ein groſer Theil dieſer wiſſenſchaftlichen Arbeit in den neuen Geſetzgebungen abgelagert und dadurch zwar nicht im engern und eigentlichen, aber doch gewiß im weitern Sinne zum dankenswerthen Gemeingute der Nation geworden iſt, jetzt iſt es eine leichte Sache für naſeweiſe, „mit fremden Kälbern pflügende Leute, über die Arbeit der Wiſſenſchaft, deren organiſchen Zuſammenhang ſie in ihrer Kurzſichtigkeit nicht kennen und verſtehen, die Naſe zu rümpfen und namentlich gegenüber von philoſophiſchen Entwickelungen auf ein vermeintlich beſſeres Verſtändniß des Lebens und der praktiſchen Wirklichkeit zu pochen.

Dieſe halbwiſſenden Schwätzer hat ſchon **Mittermaier** in ſeiner Schrift: „Die Strafgeſetzgebung in ihrer Fortbildung“ (Erſter Beitrag. 1841, S. 50) treffend abgewieſen, indem er ſagt: „Man bildet ſich ein, daß dieſe Theoretiker ewig in ihrer finſtern Studierſtube geblieben ſind und die Menſchen im Leben gar nicht kennen. Man vergißt, daß auf größern Univerſitäten die Theilnahme an Spruchcollegien dem juriſtiſchen Lehrer eine Praxis eröffnete, die der Richter eines einzelnen Landes nicht leicht erlangen kann.“

Es iſt jetzt an der Zeit, daran zu erinnern, daß die moderne Geſetzgebung und die moderne Praxis nichts wären, wenn ihnen nicht die deutſche Wiſſenſchaft mit langer und beſchwerlicher, hundertfach geſtörter und erſchwerter, oft unerquicklicher, aber ſtets unverdroſſener Arbeit den Boden geebnet hätte und noch immer zu ebnen fortführe.

Verſchiedene Richtungen der Strafrechtswiſſenſchaft.

Schon früher iſt angedeutet worden, daß verſchiedene wiſſenſchaftliche Richtungen theils in der Zeit ſich abgelöſt haben, theils zu gleicher Zeit aufgetreten und bald indifferent, bald polemiſch nebeneinander hergegangen ſind. Jede dieſer Richtungen hatte ihren rechtfertigenden Grund in den Zeitverhältniſſen; jede hat auch ihren verdienſtlichen Beitrag zur Geſammtentwickelung des deutſchen Strafrechts geliefert, wenn auch nicht alle in demſelben Maße. Dabei hat jede derſelben mit der Zeit ihre Wandelungen erfahren; denn es liegt in der Natur der Sache, daß ſolche Richtungen, einem nächſtliegenden Bedürfniſſe entſpringend, zuerſt einſeitig auftreten, allmälig aber freiwillig oder nothgedrungen durch die ſpätern Errungenſchaften ſich ergänzen und erweitern, und zwar immer um ſo reichhaltiger, je höher ſie ſelbſt in ihrer Einſeitigkeit auf der Scala der Cultur liegen.

1. Die exegetiſch-hiſtoriſche Richtung.

Die erſte dieſer Richtungen war naturgemäß die **exegetiſche** und **commentirende**, die ſich noch an die Ordnung und den Buchſtaben des Geſetzes anſchloß und den Stoff nicht aus freiem Denken ſelbſtändig wiederzugeſtalten wagte. Sie iſt in ihrem Kern die dürftigſte, wenngleich bei vorgeſchrittener Bildung der reichſten und verdienſtlichſten Entwickelung fähig. Nur lagen gerade beim deutſchen Rechte ſo viele Umſtände hindernd im Wege, daß die gedeihlichen Reſultate ſo lange auf ſich warten ließen, bis es für ihre rechte Wirkſamkeit eigentlich zu ſpät war.

Obwol in der Peinlichen Gerichtsordnung ein deutſches Reichsgeſetz vorlag, das noch in demſelben Jahrhunderte und bis zum Dreißigjährigen Kriege hin durch eine Reihe anderer inhaltsreicher Reichsgeſetze ergänzt wurde, ſo gefiel ſich doch die deutſche Wiſſenſchaft die längſte Zeit darin, eben dieſe einheimiſche Geſetzgebung zum wenigſten ſehr über die Achſel anzuſehen. Zur Entſchuldigung dient ihr freilich neben ihrer eigenen barbariſchen Kindheit der ſehr weſentliche Umſtand, daß die Peinliche Gerichtsordnung ſich ſelbſt gewiſſermaßen dem römiſchen Rechte ins Schlepptau gab und durch ihre, weniger im Inhalte als in der Form ausgeſprochene Unterwürfigkeit unter daſſelbe ſehr leicht die Meinung erwecken konnte, als ob ſie ſich ſelbſt für nicht mehr als eine locale Modification dieſes Rechtes angeſehen wiſſen wolle, welches man damals (in Ermangelung philoſophiſchen Bewußtſeins) in überſchwänglichem Enthuſiasmus als die geſchriebene Vernunft ſelbſt zu betrachten gewohnt war.

Wie viel Gewicht man übrigens dieſer, keineswegs in Deutſchland allein verbreiteten Zeitanſicht einräumen möge, ſo muß man doch die eingewohnte üble Sitte aufs höchſte beklagen, die auch damals das Fremde mit einem ſo übermäßigen Nimbus umgab, daß eine an Intelligenz entſchieden unter der Peinlichen Gerichtsordnung ſtehende Doctrin ſich dahin vergeſſen konnte, ſich des einheimiſchen Geſetzes zu überheben, während ſie in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe nichts Beſſeres zu thun gehabt hätte, als dieſes Geſetz zum Wegweiſer in ihrer romaniſirenden Verworrenheit zu nehmen.

Leider wurde ſie freilich in dieſem unverſtändigen Uebermuthe eben durch die unbotmäßige Selbſtſucht der Territorialregierungen beſtärkt, welche ſchon mittels der ſalvatoriſchen Clauſel deutlich genug ausgeſprochen hatten, wie wenig Sympathie für das Reichsgeſetz bei ihnen vorhanden war, und behufs ſeiner Durchführung ſich jedenfalls ſo wenig activ verhielten, daß bis in die neuere Zeit die Meinung ſich erhalten konnte, ſie hätten eigentlich mit geringen Ausnahmen die Peinliche Gerichtsordnung für gar nichts geachtet.

So kam es, daß die erſte eigentliche Ehre, die der Peinlichen Gerichtsordnung von Seiten der Wiſſenſchaft erwieſen wurde, in ihrer Ueberſetzung ins Lateiniſche beſtand und daß, während die Commentare zu ihrem Text ein ſehr dürftiges Anſehen hatten, die beſſer ausgerüſtete Literatur ſich nicht an ſie, ſondern an das Corpus Juris anſchloß.

Gerade mithin in der Zeit, wo dieſe wiſſenſchaftliche Richtung, wenn ſie von nationalem Sinne beſeelt geweſen wäre, ſich höchſt verdienſtlich hätte erweiſen können, verkannte ſie ſich; zudem ſind die brauchbarſten und relativ gediegenſten Werke aus jener Epoche nicht von Deutſchen, ſondern von Niederländern verfaßt. Dagegen zu der Zeit, da die gedachte Richtung über tüchtigere wiſſenſchaftliche Kräfte zu gebieten anfing und ſich nun mit Ernſt und Liebe der deutſchen Reichsgeſetzgebung zuwandte, trat die andere deutſche Nationaltugend ins Licht, vermöge deren das Todte oder wenigſtens halb Todte erſt mit demjenigen Intereſſe gehegt und gepflegt wird, welches dem Lebendigen weit beſſer zuſtattengekommen wäre, vielleicht ſein frühes Abſterben verhindert oder wenigſtens aufgehalten hätte.

Ohne Zweifel haben die ſpätern tüchtigen Commentatoren der Peinlichen Gerichtsordnung (Böhmer, Kreß ꝛc.) ſich um das richtige Verſtändniß des Geſetzes und eben damit der Grundlage des geſammten Strafrechts bleibende Verdienſte erworben. Allein, wenn es auch nicht ihre Schuld war, daß die Peinliche Gerichtsordnung damals ſchon gealtert und praktiſch theilweiſe abgeſtorben war, daß ſie alſo an der Section eines Leichnams Kräfte vergeudeten, die am Krankenbette des noch Lebendigen beſſer verwendet worden wären, ſo iſt doch jedenfalls die Art und Weiſe zu tadeln, wie man dabei verfuhr. Die exegetiſche Richtung war zu jener Zeit nicht mehr die alte kindliche und naive, die aus unmittelbarem Bedürfniſſe im geſetzlichen Buchſtaben ihre einzige und abſolute Grundlage hatte. Sie hatte ſich vielmehr bereits, namentlich im Gegenſatz gegen den Carpzov'ſchen Dogmatismus, zur hiſtoriſchen Tendenz erweitert, d. h. ſie wollte, gegenüber einer vielfach vom Geſetze abgewichenen und mit immer größerer Willkür drohenden Praxis, wieder auf den Standpunkt des Geſetzes zurückführen und dieſen, von allen Misverſtändniſſen geſäubert, in ſeiner urſprünglichen Reinheit wiederherſtellen. Das wäre denn auch an ſich ganz gut geweſen und hatte jedenfalls den wohlthätigen Erfolg, daß überhaupt das Studium der Geſchichte angeregt und auf das allein ſolide Fundament der Quellenforſchung gegründet, der theilweiſe in Vergeſſenheit gerathene Inhalt der Quellen wieder ins Gedächtniß gerufen und das Gewiſſen für das Geſetz wieder aus dem Schlaf geweckt wurde. Allein bei dieſem löblichen Beſtreben vergaß man ganz, daß die ſeit der Peinlichen Gerichtsordnung und der Reception des römiſchen Rechtes verfloſſene Zeit auch ihr gutes Recht gehabt hatte, den vorhandenen Rechtsſtoff weiterzubilden und dem Fortſchritt der Cultur zu aſſimiliren. Immerhin mochten die Wucherbildungen einer von der Geſetzgebung ganz verlaſſenen Doctrin und Praxis ſelbſt einem auf der Höhe der Zeit ſtehenden Kopfe troſtlos abſchreckend und darum der Rückzug zum Buchſtaben des Geſetzes als das einzige wirkſame Heilmittel erſcheinen. Allein bei jener hiſtoriſch-exegetiſchen Richtung mangelte es offenbar an einem klaren und überſichtlichen Verſtändniſſe des Zeitbedürfniſſes. Die Luſt des gelehrten deutſchen Stubenhockers am Alten, Fertigen, an der todten Gelehrſamkeit als ſolcher, die Seligkeit des Grübelns in alten Pergamenten und des dadurch erlangten hiſtoriſchen Beſſerwiſſens, die durch die immer erbärmlicher werdenden politiſchen Verhältniſſe hervorgerufene und immer mehr ausgebildete Scheidung zwiſchen den Gelehrten und den Praktikern und der hieraus erklärliche Uebermuth der erſtern gegenüber einer vermeintlich bloßen Handwerksthätigkeit, deren praktiſche Wichtigkeit freilich der iſolirte Profeſſor in ſeiner Kathedermajeſtät nicht mehr begriff — dieſe Einſeitigkeiten waren es, welche der gedachten wiſſenſchaftlichen Richtung Farbe und Geſchmack gaben und eben damit die unmittelbare Wirkung ihrer unleugbaren Verdienſte großentheils abgruben.

Viel ſpäter erſt wurde unter Savigny's Protectorat die geſchichtliche Richtung in weit großartigerm Maßſtabe erneuert und dabei namentlich die eben bemerklich gemachte Einſeitigkeit ganz und gar abgeſtreift. Denn dieſe Schule mit ihrem Princip der Naturwüchſigkeit des Rechts hatte gerade vor den geſchriebenen Geſetzen einen ſo wenig ausſchließlichen Reſpect, daß ſie vielmehr eher die Neigung zeigte, die mit bewußter Thätigkeit erfolgten Fortſchritte der Rechtsentwickelung gegen deren unbewußtes Fortwachſen und Fortvegetiren in Sitte und Leben ungebührlich herabzuſetzen. Sie war alſo, wenigſtens nach den Grundſätzen ihres Meiſters, weit entfernt, die mehrhundertjährige Entwickelung des deutſchen Rechtsſtoffes in Lehre und Leben für nichts zu achten und kurz und gut durch das Anathema der Ungeſetzlichkeit zu vernichten. Vielmehr hätte man gerade aus dem Schoße dieſer Schule die gründlichſte Ergänzung des zuvor bezeichneten einſeitig geſchichtlichen Verfahrens erwarten ſollen.

Wenn nun dieſe Erwartung gleichwol nicht in Erfüllung gegangen iſt, ſo genügt es zur Erklärung doch wol nicht an der Thatſache, daß in dieſer Schule mehr als in einer andern der Meiſter die Jünger an Geiſt und allſeitig gründlicher Bildung weit überragte. Der Fehler lag vielmehr an dem Grundprincip der Schule ſelbſt, das in ſeiner philoſophiſchen Halbheit zwar einen von Hauſe aus künſtleriſch angelegten Geiſt an dem Reichthum ſeiner „naturwüchſigen“ Entfaltung nicht hindern, aber auch minder begünſtigte Köpfe bei der Bearbeitung eines dürftigen und vagen Schema nicht fördern konnte. Es wäre ungerecht, mancher fleißigen und ſcharfſinnigen Arbeit über die ältere Rechtsgeſchichte, namentlich die Rechtsalterthümer, auch wol über neuere, namentlich dogmengeſchichtliche Partien, ihren verdienten relativen Werth abſprechen zu wollen. Aber ſo viel kann nicht geleugnet werden, daß die Schule beiweitem Das nicht geleiſtet hat, was ſie verſprach, daß namentlich die Geſchichte des Mittelalters und beſonders die Verſchmelzung des deutſchen Rechts mit dem römiſchen ſeit dem 15. Jahrhundert faſt gar nicht beachtet worden, daß ein Aufſchwung in dieſer Beziehung erſt unter dem unabweislich werdenden Einfluſſe der neuen Philoſophie hervorgetreten iſt. Gerade weil nämlich nach dem Princip jener Schule (wir meinen dieſelbe hier nur in ihrer urſprünglichen Reinheit, nicht in ihrer ſpätern Geſtalt als alte Betſchweſter) Exiſtenz und Wachsthum des Rechts nur als eine Naturthatſache und ein empiriſcher

Vorgang erſchien, ſo war der ideenloſen Beobachtungsgabe offenes Feld eingeräumt, welcher natürlich einfachere Zuſtände beſſer zuſagten als verwickelte geſchichtliche Knotenpunkte. Nicht nur aber daß ſie ſich eben dieſer geiſtigen Beſchränktheit halber gerade das Feld der verdienſtlichſten Wirkſamkeit entgehen ließ; auch auf dem verhältnißmäßig ſehr kleinen Gebiet, das ſie bebaute, arbeitete ſie nur immer nach irgend einem beſchränkten hiſtoriſchen Ziele hin, arbeitete dann freilich (zum Vortheil für ſpätere Zeiten) recht ins Volle und Dicke hinein, wußte aber dabei zwiſchen dem Weſentlichen und Unweſentlichen nicht zu unterſcheiden. Daher der geringe innere Gehalt bei großem Umfang der Thätigkeit, wobei noch überdies manche Mitglieder der Schule durch bornirte Oppoſition gegen die Tendenz der Schelling-Hegel'ſchen Weltanſchauung, deren ſie hätten froh ſein ſollen, das an ſich beſcheidene Maß ihrer Verdienſte auf einen noch niedrigern Grad herunterbrachten. Freilich hat ſich das an ihnen ſelbſt gerächt; denn ſie mußten es erleben, daß in die wiſſenſchaftliche Richtung, die ſie für ihr Monopol anſahen, eben erſt unter der Einwirkung jener Philoſophie ein bewußtes Ziel und damit Schwung und wahres wiſſenſchaftliches Leben kam.

Wie viel Schuld an der relativen Unfruchtbarkeit dieſer exegetiſch-geſchichtlichen Richtung nun aber auch ſo manche Erbſünden unſers Nationalcharakters, wie der Iſolirtrieb, der beſchränkte Standesdünkel, die ins Kleinliche gehende Luſt an der Detailmalerei, die Scheu vor großen Entwürfen und vor der dienenden Hingabe an ein höheres Allgemeine, das zähe Feſthalten einmal ergriffener beſchränkter Geſichtspunkte, die Unbeſorgtheit um den praktiſchen Gehalt des geiſtigen Schaffens u. ſ. w. gehabt haben mögen, ſo darf doch nie vergeſſen werden, daß der Hauptſitz des Uebels in der bei andern Völkern und in andern Zeiten ganz unerhörten Kluft zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben lag und daß dieſe in Verhältniſſen ihre Urſache hatte, deren Beſeitigung oder Bewältigung der auf ſich geſtellten Wiſſenſchaft durchaus unmöglich war. Wollte nämlich dieſe in der Rechtsſphäre ihre ideale Höhe behaupten und ihrer Würde gemäß thätig ſein, ſo mußte ſie durchaus den Gedanken der nationalen Einheit des Rechts feſthalten. Gerade dieſer aber wurde während der drei letzten Jahrhunderte durch die ſelbſtſüchtigen dynaſtiſchen Sonderbeſtrebungen immer mehr zerbröckelt und in Geſetzgebung und Rechtspflege, ſoviel an ihnen lag, ganz verflüchtigt. War es denn ein Wunder, wenn im 18. Jahrhundert die an die Quellen des gemeinen Rechts ſich anſchließende commentirende und geſchichtliche Tendenz der Wiſſenſchaft der Praxis als etwas Fremdartiges und Seltſames erſchien, womit ſie nichts anzufangen wußte und das ſie daher gleichgültig auf ſich beruhen ließ? Die Praxis hatte nicht Unrecht; denn der Buchſtabe der geſetzlichen Quellen war damals bereits todt, und ihren in ſteten Wandlungen fortwirkenden, im Rechtsbewußtſein und Rechtsleben der Nation lebendig fortſchreitenden Geiſt hatte man ihr nicht anſchaulich zu machen gewußt. Dieſe höhere Auffaſſung der Rechtsgeſchichte gehört erſt unſerm Jahrhunderte an, wo freilich von einem unmittelbar praktiſchen Zurückweiſen auf den Buchſtaben der gemeinrechtlichen Geſetze gar nicht mehr die Rede ſein konnte, vielmehr die Wiſſenſchaft, aller Illuſionen los, eben nur ſich ſelbſt als den einzigen Altar erkennen mußte, auf welchem das heilige Feuer des von den Mächtigen verrathenen und geächteten Gedankens der nationalen Rechtseinheit noch fortbrennen konnte.

2. Die dogmatiſche Richtung.

Mit den bisher betrachteten Beſtrebungen ſtand die zweite der früher bemerklich gemachten wiſſenſchaftlichen Richtungen, die dogmatiſche, in natürlichem Gegenſatz. Ebenſo ſehr, als jene gegen das Leben des Rechts in der Gegenwart ſich gleichgültig und zum Theil feindſelig verhielten, ſtellte ſie ſich in den innigſten Bund mit demſelben. Wie jene daher blos mittelbar und in die Ferne hin auf den Fortſchritt der Geſetzgebung und Praxis wirken konnten, ſo unmittelbar und in die Nähe wirkte ſie mit beiden zuſammen. Nur freilich kehrte ſich dabei das Herrſchaftsverhältniß mit der Zeit gerade um; denn, während der Carpzov'ſche Dogmatismus infolge der in die Hand der Juriſtenfacultäten und Schöppenſtühle gelegten Rechtſprechung für ein Jahrhundert die Praxis unter ſeinem pedantiſchen Scepter hielt, mußte nachher die Dogmatik des Strafrechts ſich unter die Launen der Praxis bequemen, mußte die Willkür der particulären Geſetzgebung und Rechtspflege regiſtriren, beſchönigen, ſchüchtern corrigiren, jedenfalls aber ſich ſagen, daß ſie das Heft nie wieder in die Hand bekommen werde. Sie büßte mithin eine anderthalbjahrhundertlange Glorie mit einer ebenſo langen Niederlage, deren Schmach jedoch wiederum nur zum kleinern Theile auf ſie ſelbſt fällt.

Am ſchärfſten tritt der Gegenſatz zwiſchen dieſer zweiten und der zuvorerwähnten Richtung in Beziehung auf den Unterſchied zwiſchen der nationalen Rechtseinheit und dem territorialen Sonderrechte hervor.

Während jene erſte, die ſelbſtändige Freiheit der Theorie beanſpruchende Richtung erſt aus langer Unklarheit ſich zu dem deutlichen Bewußtſein des gemeinen deutſchen Rechtsganzen herausarbeitete und dieſes Ziel erſt zu einer Zeit erreichte, wo ſie mit ihrer Auffaſſung zu ſpät kam, ging die dogmatiſche Wiſſenſchaft gerade den umgekehrten Weg.

Mit dem richtigen Takte, den jeder glückliche Dogmatismus hat, griff ſie aus dem Wirrwarr einer nach vielen Seiten hin zerfahrenen und zerfloſſenen Doctrin gerade den praktiſchen Geſammtgehalt des gemeinen deutſchen Rechts heraus, wozu ſie durch die bevorzugte Stellung ihrer Urheber im Rechtsleben beſonders befähigt war. Wenn ihr nun der Stoff ihrer Thätigkeit in ſeiner zweckgemäßen Abgrenzung ohne zu viele Mühe zugefallen war, ſo war es ihre, keineswegs gering anzuſchlagende Arbeit, dieſen Stoff aus der Gefangenſchaft des geſetzlichen Buchſtabens zu erlöſen, ſeine eigene verborgene Gedankenordnung aus ihm heraus zu beſchwören, ihn zu gruppiren, das Einzelne auf höhere Grundſätze zurückzuführen, dieſe zu verbinden und das Ganze zu einem auf ſeinem eigenen Schwerpunkte ruhenden Syſteme zu runden. Die Mangelhaftigkeit dieſes Syſtems zu erkennen, iſt nun freilich von der Höhe der heutigen wiſſenſchaftlichen Bildung herab nicht eben ſehr ſchwer. Aber ein heutiger Beurtheiler ſollte nie vergeſſen, wie viele breite und kräftige Schultern ſeinen Standpunkt tragen. Und, gewiß, zu den breiteſten und tüchtigſten ſind die des ehrenwerthen **Benedict Carpzov** zu rechnen. Mag er durch ſeine Stellung in Leipzig noch ſo ſehr begünſtigt geweſen ſein, mag er ſeinem Vorgänger **Berlich** noch ſo viel zu danken haben, vielfach ſogar als ſein bloſer Abſchreiber erſcheinen, mag er, der bigote, abergläubiſche, hartköpfige, ideenloſe Sohn ſeiner Zeit, noch ſo wenig Zeug zu einem wahren Reformator in ſich gehabt haben — als dieſen hat ihn allerdings die Nachwelt nicht zu feiern (wenn auch der eine oder andere verſchrobene Kopf ſich hieraus ein Vergnügen macht), aber ſie ſoll auch nicht ungerecht gegen ihn ſein. Sie ſoll wohl bedenken, daß unter den gegebenen geſchichtlichen Vorausſetzungen die Aufſtellung eines ſolchen dogmatiſchen Syſtems, namentlich in ſo ſteter lebendiger Berührung und Befruchtung mit einer auſerordentlich reichhaltigen Praxis, wie es durch Carpzov geſchah, immerhin eine ſehr verdienſtliche That war, der denn auch ein ungewöhnlich groſer und dauernder Erfolg nicht fehlte. Ganz gewiß war er kein philoſophiſcher Kopf, was ihm freilich oft genug von Solchen vorgeworfen worden iſt, die um kein Jota mehr Anſpruch darauf hatten. Und, wenn man denn einmal in dieſer Richtung gerecht ſein will, ſo darf man wol daran erinnern, daß denn doch die Philoſophie nicht etwa in der linealmäßigen logiſchen Ordnung beſteht und es daher nicht eben viel verſchlägt, wenn Carpzov den ſogenannten allgemeinen Theil unter der Rubrik der Tödtung, als des Verbrechens, das ihm am wichtigſten ſchien, abhandelt. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß Carpzov die Verbrechen im Kreiſe der Familie, die von Spätern, viel weiſer ſich Dünkenden, auf die kläglichſte Weiſe zerriſſen und da und dort nebenbeigepackt wurden, ganz richtig zuſammenſtellt und dabei überdies eine Wärme des Gemüths zeigt, wie man ſie bei ſpätern Schriftſtellern in dieſem Gebiete vergebens ſucht. Das Wahre iſt, daß man Philoſophie von ihm gar nicht verlangen muß; hätte er nur eine Ader dafür beſeſſen, ſo hätte er gerade Das nicht leiſten können, was er geleiſtet hat und was gerade damals geleiſtet werden mußte. Eine Miſſion, wie die ſeinige, erforderte einen relativ beſchränkten Kopf, wie es auch heutzutage noch manche ähnliche Miſſionen gibt, deren gewiſſenhafter Erfüllung gleichwol ein groſer Werth nicht abgeſprochen werden darf. Beſchränkt war aber Carpzov nicht nur in philoſophiſcher, ſondern auch in hiſtoriſcher Richtung. Denn, wie ſchon angeführt wurde, er wußte ſeine verhältnißmäßig ſehr reſpectable Gelehrſamkeit in deutſcher, italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Literatur entfernt nicht in rechtsgeſchichtlichem oder dogmengeſchichtlichem Sinne fruchtbar zu machen. Allein auch in dieſem Punkte muß man ihn gegen ſeine Tadler in Schutz nehmen. Eine wiſſenſchaftlichere Verarbeitung ſeines maſſenhaft aufgeſpeicherten und advocatenmäßig verwendeten Materials hätte ihn wiederum gehindert, Das zu werden, was er geworden iſt. Ein echter Dogmatismus muß einſeitig ſein, und, je nachdem die Bildung der Zeit ſteht, muß er ſogar eine entſchiedene Verachtung ſonſt wohlberechtigter wiſſenſchaftlicher Anforderungen zur Folie haben.

Die Miſſion der, allerdings beſchränkten, Carpzov'ſchen Weisheit beſtand darin, das praktiſche gemeine Recht Deutſchlands zu einer Zeit, wo es ſeiner quellenmäßigen Geſtalt noch nicht allzu ſehr entfremdet war, zu fixiren und zu einer praktiſchen Wiſſenſchaft zu machen. Daß er dabei mehrfach ſächſiſches Particularrecht in das gemeine eingeſchwärzt hat, iſt ein nicht ſehr hoch anzuſchlagender Fehler, wenn man ſeine Wirkſamkeit im Ganzen in Rechnung nimmt und durch die Combination ſeines Verdienſtes mit einer freilich beträchtlichen Anzahl ungemein gelegen eintreffender Umſtände auf das Facit kommt, daß eben dieſer Carpzov'ſche Dogmatismus faſt ein Jahrhundert lang dem Gedanken der nationalen Rechtseinheit zum Organ gedient hat.

Freilich war unleugbar die Wirkung um ein Gutes größer als das Verdienſt. Sobald die begünſtigenden Umſtände wegfielen, mußte auch die Wirkung aufhören. Und ſie hörte nicht etwa blos allmälig auf, ſondern ſie ſchlug ſogar überraſchend ſchnell ins Gegentheil um. Eine wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die mit abſichtlicher oder durch die Stellung in der Zeit gegebener Verleugnung ihrer tieferen Wurzeln nur in ihrem Verhältniſſe zur Gegenwart ihren Schwerpunkt ſucht, kann nichts Beſſeres erwarten. So wenig es Böhmer mit der praktiſchen Glanzperiode von Carpzov's Wirkſamkeit aufnehmen konnte, ſo fadenſcheinig erſcheint Dieſer in der Kritik des ſpätern, geſchichtlich gebildeten Gelehrten. Ueberhaupt war die ungewöhnlich lange Dictatur der Carpzov'ſchen Formeln mehr durch äußere, als durch innere Gründe gerechtfertigt. Das Schickſal der durch ihn zur Herrſchaft gebrachten Richtung iſt übrigens im Grunde kein anderes als das des deutſchen Juriſtenſtandes im Ganzen, ſoweit er nicht in einzelnen Mitgliedern die gemeine Bahn verließ. Sobald einmal das Recht aufgehört hatte, Sache des Volks zu ſein, und als Monopol an den Juriſtenſtand übergegangen war, war dieſer Stand ins fürſtliche Intereſſe gezogen und mußte dem Volk mehr und mehr entfremdet werden. Seine Thätigkeit war behufs der Organiſation des modernen Staats auf der Grundlage der ſouverainetätsſüchtigen Landeshoheit unentbehrlich. Es lag daher im Intereſſe der fürſtlichen Politik, ihn auf jede Weiſe für ſich zu gewinnen und zu ihrem gefügigen Werkzeuge zu machen. Jeder Schritt auf dieſer neuen Bahn führte ihn aber begreiflicherweiſe von der bisherigen ehrenvollen Aufgabe der Bewahrung der nationalen Rechtseinheit immer weiter ab. Je mehr die Landesjuſtiz durch die Befruchtung mit gelehrten Elementen gehoben und gekräftigt und infolge beſſerer Organiſation der ſonderthümliche Geiſt in ihr geweckt und genährt wurde, um ſo mehr ſahen ſich die Univerſitäten, als die letzten Herde der deutſchen Rechtseinheit, iſolirt und eines immer größern Theils ihrer Wirkſamkeit beraubt. Dazu kam die infolge ſchreienden Bedürfniſſes allmälig auf particularrechtlichem Wege vor ſich gehende Umwandlung des Strafſyſtems, wodurch der bereits erſchütterten Gemeinſamkeit der Praxis vollends der Todesſtoß gegeben wurde, und ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch überdies die vollſtändigen Territorialgeſetzgebungen in den drei größten deutſchen Ländern. Wenn auf ſolche Weiſe die Geſetzgebung, wenn die Rechtspflege, wenn der geſammte praktiſche Juriſtenſtand, der ſeine Thätigkeit keineswegs blos auf die Rechtſprechung beſchränkte, ſondern damit faſt alle Gebiete des Staatslebens umſpannte, — wenn alle dieſe Mächte im Intereſſe und Dienſt der particularrechtlichen Sonderpolitik thätig wurden, ſo war in der That das Schickſal der einſeitig dogmatiſchen Richtung in der Wiſſenſchaft von ſelbſt entſchieden. Eine Theorie, die weſentlich eben nur das Beſtehende darſtellen wollte, mußte ihren Gegenſtand ebenſo nehmen, wie ſie ihn fand, d. h. ſie mußte ſich, willig oder widerwillig, in die particulariſtiſche Wucherbildung mit fortreißen laſſen, und das Meiſte von Dem, was ſie noch als gemeinrechtliche Wahrheit hinſtellte, mußte unabſichtliche oder abſichtliche Lüge werden.

Es iſt wol der Mühe werth, die Aufmerkſamkeit auf dieſen denkwürdigen Bankrott der abſtracten Dogmatik des gemeinen deutſchen Strafrechts zu richten. Selbſt noch in der neuern Zeit, wo ſie ſich längſt mit dem philoſophiſchen und geſchichtlichen Element aufgefriſcht und theilweiſe dadurch ganz verjüngt hat, ſchleppt ſie, ſobald ſie eben aus der Rechtsgeſchichte und der Dogmengeſchichte heraustritt und wirklich dogmatiſch werden will, naturnothwendig noch immer jenes traurige Dilemma mit ſich, daß ſie entweder, wenn ſie wahr ſein will, ſich ſelbſt als blos particularrechtlich bekennen muß, oder aber, wenn ſie den Anſpruch der Gemeinrechtlichkeit aufzugeben ſich ſträubt, zu unwahren, haltloſen, im beſten Fall zu ganz nichtsſagenden, das praktiſche Bedürfniß gänzlich im Stiche laſſenden Aufſtellungen ſich gedrungen ſieht. Erſt in der allerneueſten Zeit haben die Lehrbücher jenen ganzen werthloſen Ballaſt ſogenannter, von Niemand für wahr gehaltener, gemeinrechtlicher Praxis vollends über Bord geworfen. Nur iſt es durchaus kein glücklicher Erſatz zu nennen, wenn ſie uns dafür meiſt eine unvollſtändige und jedenfalls in keiner Weiſe belehrende Beiſpielſammlung aus abgeriſſenen Beſtimmungen der neuen Strafgeſetzbücher darbieten. Sie ſind deshalb für das in ſtrengerm Sinne juriſtiſche Bedürfniß, das überall klare und beſtimmte Umriſſe, unzweideutige, nicht auf Schrauben geſtellte Grundſätze und einen feſten und ſichern Leitfaden durch das Labyrinth der Detailfragen verlangt, unendlich weniger inſtructiv, als einige von den Arbeiten, wie wir ſie in neuerer Zeit (z. B. durch den verewigten von Hufnagel) aus dem Schoße des modernen Landesſtrafrechts erhalten haben.

Wenn aber die Dogmatik ſelbſt in ihrer verjüngten und verbeſſerten Geſtalt einem ſo unheilvollen, ihr innerſtes Leben entnervenden Widerſpruche nicht entrinnen konnte, ſo iſt es doch gewiß wichtig genug, über die Gründe einer ſo ſeltſamen Erſcheinung nachzudenken. Der Hauptgrund, auf den man leider immer wieder zurückkommen muß, liegt nun freilich in der politiſchen Spaltung Deutſchlands, in der ſeit Jahrhunderten gänzlich liegen gebliebenen gemeinſamen Geſetzgebung. Denn, wenn ſich auch unter der Gunſt beſonderer Umſtände noch für längere Zeit eine nationale (freilich in römiſche Farbe getauchte) Gemeinſamkeit der Rechtſprechung erhielt, ſo mußte vollends ſeit dem Abreißen des Fadens dieſer gemeinrechtlichen Praxis die Aufgabe immer peinlicher werden, aus veralteten Geſetzen und den Bedürfniſſen eines ganz veränderten Culturzuſtandes ein Ganzes zuſammenzuleimen. Abgeſehen von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit für eine mit keinerlei gründlichen hiſtoriſchen Studien gewappnete Wiſſenſchaft, ſich durch den Wirrwarr collidirender römiſch-, kanoniſch- und deutſchrechtlicher Beſtimmungen im einzelnen und nicht minder in den weit- und tiefgreifendſten allgemeinen Lehren hindurchzuſchlagen, verlor man auch von Jahrzehnd zu Jahrzehnd immer mehr den Faden durch die unaufhaltſam fortſchreitenden Wandlungen des modernen Rechtsbewußtſeins und ſah ſich mehr und mehr auf die Kenntniß des im nächſten Umkreiſe beſtehenden Rechts beſchränkt.

Wie hoch man indeſſen auch die Ungunſt dieſer äußern Umſtände anſchlagen will, ſo möge man ſich doch an einem ſo auffallenden Beiſpiel einer auf höchſten Glanz gefolgten kläglichen Niederlage eine Lehre nicht verloren gehen laſſen, die noch heutzutage ganz und gar nicht unpractiſch iſt — die Lehre: daß eine kleingeiſtige und mattherzige ausſchließliche Hingebung an das poſitive Recht der Wiſſenſchaft keine dauernde Frucht bringen, daß ſie ihr zwar unter einer glücklichen Conſtellation von Umſtänden großes Anſehen verſchaffen, unter andern Bedingungen jedoch ſie in Verfall und ſchmählichſte Knechtſchaft verwickeln, in keinem Falle aber ihr die unverweſliche Würde ſichern kann, ohne welche ſie ihres Namens nicht werth iſt.

Einfluß der beiden genannten ſtrafrechtswiſſenſchaftlichen Richtungen auf die Geſetzgebung.

Vergleichen wir die bisher betrachteten wiſſenſchaftlichen Richtungen hinſichtlich ihres Einfluſſes auf die Geſetzgebung, ſo finden wir ſie auch hier in einem ihrer beiderſeitigen Natur entſprechenden Gegenſatze. Auch hier nämlich errang die auf die Gegenwart geſtellte und auf das nächſte Intereſſe ſpeculirende Theorie einen unmittelbaren und handgreiflichen Erfolg, während die geſetzestreue Doctrin nur auf vermittelte, niemals ausſchließliche, jedenfalls minder in die Augen fallende Weiſe eine zwar beſcheidenere, aber um ſo nachhaltigere und verdienſtlichere Wirkung entfaltete.

Von der dem Zeitalter der Peinlichen Gerichtsordnung ſelbſt angehörigen Geſetzgebung kann hier natürlich nicht die Rede ſein, da dieſe für beiderlei wiſſenſchaftliche Entwickelungsformen erſt den Ausgangs- und Anhaltspunkt bildete. Auch wäre es ſehr ungerecht, die dogmatiſche Wiſſenſchaft als ſolche für jeden launenhaften Ausbruch despotiſcher Geſetzgebungswillkür verantwortlich zu machen, wie deren im Laufe des 18. Jahrhunderts ſo viele erfolgten, wovon uns Klein in ſeinen „Annalen“ ein ſo bezeichnendes Beiſpiel in dem königlich preußiſchen Edict vom Jahre 1739 aufbewahrt hat, welches beſtimmt, daß — „wenn ein Advocat oder Procurator oder anderer dergleichen Menſch ſich unterſtehen würde, Sr. k. Majeſtät durch Soldaten Memoriale in Proceß- oder Gnadenſachen immediate einreichen zu laſſen, oder auch wenn ein oder anderer von ihnen Leute aufwiegeln würde, um in abgethanen und abgedroſchenen Sachen Sr. Majeſtät immediate Memorialia zu übergeben, alsdann Se. Majeſtät einen ſolchen Advocaten- oder Procurator oder auch den Concipienten eines ſolchen Memorials ohne alle Gnade und Pardon aufhängen und neben ihn einen Hund hängen laſſen wollen.“ Mag immerhin den Juriſtenſtand im Ganzen der Vorwurf treffen, daß er ſich während des 18. Jahrhunderts zum Trabanten des ſich aufblähenden fürſtlichen Abſolutismus hergegeben und daher auch derlei Tollheiten mitverſchuldet habe, ſo muß man doch die Wiſſenſchaft von der Mitſchuld um ſo mehr freiſprechen, als ſich erweiſen läßt, daß ſelbſt die juriſtiſche Praxis wenigſtens gegen ſolche Exceſſe, theilweiſe ſelbſt gegen blos formelle, in geheimen Inſtructionen auf materiell zu billigende Weiſe ſich ausſprechende Willkür einen ehrenwerthen Widerſtand an den Tag legte.

Als eigenthümliche Frucht der Dogmatik des deutſchen Strafrechtes ſind dagegen diejenigen Landesgeſetzgebungen des 18. Jahrhunderts zu betrachten, welche noch vor der Einwirkung des philoſophiſchen Athems in Deutſchland ans Licht traten, namentlich das bairiſche Strafgeſetzbuch vom Jahre 1751 und der Codex der Maria Thereſia. Was das erſtere betrifft, ſo ſtellt ſein, neuerdings mit einem Denkmal auf dem Promenadeplatz zu München bedachter Verfaſſer, der Staatskanzler von Kreittmayr, in ſeinen Anmerkungen allerdings zunächſt den Hauptgeſichtspunkt in den Worten hin: „Man würde zwar früher in Deutſchland ein großes Sacrilegium daraus gemacht haben, ſich an den heiligen Pandekten mittels deren Abänderung oder Aufhebung ſo keck zu vergreifen; praxis hodierna iſt aber nicht mehr ſo abergläubiſch, ſondern ſetzt außer Zweifel, daß ein jeder Stand des Reichs ſowol die römiſchen, als andere gemeine Reichsgeſetze, ſofern die letztern von keinen die Staatsverfaſſung des Reichs angehenden Sachen handeln, in ſeinen Landen nach Gutbefinden abzuändern und andere dagegen einzuführen wol berechtigt iſt.“ Unfehlbar war auch dieſes ſonderthümliche Majeſtätsgelüſte das entſcheidende Motiv für die Abfaſſung dieſes Geſetzbuchs, und ſchon hieraus kann auf den Charakter ſeines Inhalts geſchloſſen werden. Zwar ſpricht der Verfaſſer als die materielle Aufgabe, die man ſich geſetzt habe, die aus: „das bis dahin beſtandene Recht (d. h. das gemeine Recht und deſſen Modificationen durch das bairiſche Landrecht vom Jahre 1616, das oberpfälziſche Landrecht vom Jahre 1657 und einzelne Verordnungen) mit dem neuen zu vergleichen und die Gründe des neuen Rechts und den *geſchichtlichen Verlauf* des neuen Syſtems zu entwickeln, damit man mit Einem Blicke überſehen möge, was von dem Aeltern Brauchbares beibehalten, Unbrauchbares ausgemuſtert, Strittiges decidirt, Zweifelhaftes erläutert, Abgängiges erſetzt, Widerſprechendes vereinigt, Unordentliches rangirt worden". Was indeſſen hier von der Entwickelung des geſchichtlichen Verlaufs bemerkt wird, iſt ſo ſtreng nicht zu nehmen. Denn weder von rechtsgeſchichtlichen, noch dogmengeſchichtlichen Studien iſt viel mehr zu erblicken, als es in dogmatiſchen Lehrbüchern jener Zeit der Fall war. Vielmehr charakteriſirt Wächter die gedachte Arbeit ſehr treffend, wenn er ſagt: „Die Anmerkungen, wie der Codex ſelbſt, zeigen, wie man das gemeine Recht damals auffaßte, was man in Baiern als *Reſultat entſchiedener Praxis* anſah, geben aber zugleich ein nicht erhebendes Bild von dem Standpunkte, auf dem man damals in der Criminalpolitik ſtand. Hauptauctoritäten bei dieſem legislativen Werke waren das römiſche Recht, die Peinliche Gerichtsordnung, das bairiſche Landrecht vom Jahre 1616 und in der Interpretation des gemeinen Rechts hauptſächlich Carpzov und *die von ihm bezeugte Praxis*, ferner Kreß, Leyſer ꝛc.", d. h. mit andern Worten: Philoſophie und Geſchichtskenntniß, ſoweit letztere den unmittelbar praktiſchen Bedarf überſteigt, hatten an jener geſetzgeberiſchen Arbeit keinen Antheil, die vielmehr lediglich als eine Ablagerung der dogmatiſch-praktiſchen Theorie des deutſchen Strafrechts ihrer Zeit erſcheint. Denſelben Charakter hatte denn im Weſentlichen auch die angeführte öſtreichiſche Geſetzgebung, bei deren Abfaſſung die Commiſſion vor Augen haben ſollte: „das Natürlichſte und Billigſte aus den bisher beſtandenen Geſetzen zu erwählen, die Abgänge und Gebrechen nothdürftig zu verbeſſern und ſo eine neue, auf die gemeine Wohlfahrt der Erblande eingerichtete, gleichförmige peinliche Gerichtsordnung zu verfaſſen."

So ſehen wir denn allerdings die ſtrafrechtliche Dogmatik des 18. Jahrhunderts in ziemlich müheloſem Triumphe in zwei durch den Umfang des Gebiets höchſt bedeutende Landesgeſetzgebungen einziehen und ſich darin eine Herrſchaft bewahren, die ſie ſeitdem in der ſogenannten gemeinrechtlichen Praxis immer mehr verlor. Wenn indeſſen dieſe Eroberung ein im Augenblick glänzender Triumph war, ſo war derſelbe doch theils ein vorübergehender, theils ein verderblicher, und zwar beides mit Einem Schlage. Denn eben indem ſie durch die Erringung einer particulargeſetzlichen Majeſtät glänzte, zerriß ſie die bereits precär gewordene deutſche Rechtseinheit vollends ganz. Sie fixirte ſich hier auf Punkten, die ſie anderweitig in natürlicher Fortentwickelung überſchritt; aber eben dieſe Fortentwickelung war keine nationale mehr — ſie war und blieb verſtümmelt, da ſie in bairiſchen und öſtreichiſchen Landen kein Heimatsrecht mehr hatte.

Bei Gelegenheit des Geſetzbuchs der Maria Thereſia macht Wächter die Bemerkung: es wäre doch wol der Stellung Oeſtreichs gerade am entſprechendſten geweſen, den Blick nicht blos auf die öſtreichiſchen Erbſtaaten zu beſchränken, ſondern das Bedürfniß von ganz Deutſchland ins Auge zu faſſen und eine neue gemeinſame Geſetzgebung zu veranlaſſen. Indeſſen gibt er ſelbſt wenige Seiten vorher den Grund, warum dies nicht geſchah, treffend an, wenn er ſagt: „Die Herrſchaft von Kaiſer und Reich über die mächtigeren Reichsſtände war beinahe ganz zu einem Schattenbilde geworden und auch die alte Pietät gegen das vom Reich geſetzte Recht verſchwunden. Wie ſollten dieſe Stände ſich durch Reichsgeſetze über Privat- und Strafrecht und Proceß, mochten ſie auch abſolut gebietende Anordnungen enthalten, weiter gebunden erachten? Ueberdies war gerade im Strafrechte, wenn man dem Geiſte der fortſchreitenden Zeit genügen wollte, ein Anſchließen an die Reichsgeſetzgebung, die Jahrhunderte lang ſtagnirt hatte, jetzt nicht mehr gut möglich. Freilich hätte, als man nun wieder das allgemeine Bedürfniß einer weſentlichen und durchgreifenden Nachhülfe im Wege der Geſetzgebung fühlte, der Gedanke am nächſten liegen ſollen, wieder auf eine gemeinſame Geſetzgebung für ganz Deutſchland hinzuarbeiten und dem Reiche ſein gemeinſames Recht als ein wichtiges Band der Einheit möglichſt zu erhalten oder vielmehr zu reſtauriren. Aber wie ſollte im 18. Jahrhundert bei den unglückſelig zerriſſenen Reichsverhältniſſen, bei dem Mangel an wahrem, tüchtigem politiſchen Sinne, bei dem Alles beherrſchenden Egoismus ein ſolcher Gedanke kommen? und, wenn er auch bei Einzelnen kam, wie ſollte er geltend gemacht werden? Es fehlte der rechte Wille, das für das gemeinſame Vaterland Erſprießliche mit Kraft und Aufopferung durchzuführen. Jeder ſuchte auf iſolirte Weiſe ſeine eigenen Intereſſen zu wahren, ſtatt ſie in der kräftigen Geſtaltung des Ganzen auf ſicherndere und wahrhaft befriedigende Weiſe zu fördern, und Viele glaubten am Ende doch zu gewinnen, je lockerer das gemeinſame Band wurde. Zwar hätte man denken ſollen, daß wenigſtens der Kaiſer in einem andern Sinne zu wirken verſuchen würde. Allein ſchon im 15. und 16. Jahrhundert, bei den Vorberathungen einer peinlichen Gerichtsordnung für das Reich, war es gerade der Kaiſer, welcher gar wenig Intereſſe für eine gemeinſame Reichsſtrafgeſetzgebung zeigte, ſodaß die Stände ihm das neue Geſetz beinahe abzwingen mußten; und auch im 18. Jahrhundert fand ſich hier kein anderer Sinn für Kräftigung und Stärkung der deutſchen Einheit durch eine gemeinſame Geſetzgebung. So ging jeder einzelne Staat immer mehr ſeinen eigenen Weg, der herrſchende Geiſt und die herrſchenden Verhältniſſe fanden in der Reichsgeſetzgebung und Reichsgewalt keine Schranke mehr, nunmehr alles gemeine Recht auch formell gänzlich über Bord zu werfen.“

Waren nun aber die Verhältniſſe wirklich ſo, wie ſie dieſer gründlichſte Kenner der Geſchichte des deutſchen Strafrechts ſeit der Peinlichen Gerichtsordnung ebenſo wahr als beredt ſchildert, dann wird es auch am Platze ſein, den Schatten der guten Maria Thereſia ruhig im Grabe zu laſſen. Das Kaiſerthum hätte damals nichts mehr für deutſche Rechtseinheit durchſetzen können, wenn es auch je vermöge ſeiner politiſchen Stellung im Stande geweſen wäre, nur hieran denken zu wollen. Das iſt es aber nicht allein. Man muß überdies froh ſein, daß damals nichts der Art geſchah. Denn ein ſo dürftiger wiſſenſchaftlicher Standpunkt, wie ihn das bairiſche und öſtreichiſche Sonderrecht zur Grundlage erhielten, hätte einer deutſchen Reichsgeſetzgebung ſehr ſchlecht angeſtanden. Eben damals war erſt die Zeit, wo bei beginnender Entkräftung der dogmatiſchen Richtung die exegetiſch-geſchichtliche einen höhern Aufſchwung nahm und Sinn und Verſtand, Liebe und Achtung für den Jahrhunderte lang mißhandelten wahren Inhalt der gemeinrechtlichen Quellen wieder zu erwecken anfing. In einem ſolchen Zeitpunkt war eine gemeinrechtliche Codification um ſo weniger wünſchenswerth, als ſelbſt dieſer neuere relative Aufſchwung der Wiſſenſchaft doch nur wieder ſehr einſeitiger Natur und ſehr unpraktiſch war. Vielmehr, wenn mit einer neuen Codification des von der Geſetzgebung Jahrhunderte lang gänzlich verwahrloſten deutſchen Strafrechts irgend etwas Erſprießliches, wenn auch nur erſt auf dem Wege particularrechtlicher Experimente, herauskommen ſollte, ſo erwieſen ſich hierzu die Kräfte der bisher aufgetretenen wiſſenſchaftlichen Richtungen als unzulänglich, und es mußte erſt eine neue, der Tiefe des deutſchen Geiſtes in ihrem eigenſten Weſen entſprechende, jedem poſitivrechtlichen Hinderniſſe in ſchöpferiſcher Urkraft gewachſene Richtung ſich Bahn brechen — die philoſophiſche.

Muß man denn nun freilich der reinen Dogmatik des deutſchen Strafrechts nachſagen, daß ſie im 18. Jahrhundert nicht allein ihre, ſo lange Zeit mit pedantiſchem Stolze behauptete Herrſchaft über die gemeinrechtliche Praxis einbüßte, ſondern auch mit ihrem geſetzgeberiſchen Triumphe ſich gewiſſermaßen doch nur im Sande verlor, muß man es zugleich aufs tiefſte beklagen, daß eben infolge der umfaſſenden Sondergeſetzgebungen das gemeine Recht als ſolches für die betreffenden Länder geradezu außer Curs geſetzt und ihre eigene Rechtsentwickelung in eine Sackgaſſe gedrängt wurde, ſo hat der ganze traurige Vorgang doch wenigſtens das Gute gehabt, daß die heutige Rechts- und Dogmengeſchichte in jenen Sondergeſetzgebungen ſehr werthvolle Materialien für die Erkenntniß des Entwickelungsgangs der gemeinrechtlichen Doctrin und Praxis im Laufe des vorigen Jahrhunderts beſitzt.

Im Vergleich mit der gelenkigen, warmblütigen, den Augenblick ausbeutenden Dogmatik kam nun allerdings die trockene, nüchterne, vom Leben abgewandte exegetiſch-geſchichtliche Richtung, wie gegenüber der Praxis, ſo auch gegenüber der Geſetzgebung des 18. Jahrhunderts, naturgemäß ſehr in den Schatten zu ſtehen. Um ſo gewiſſer aber bereitete ſie ſchon damals und noch mehr in der Verjüngung, die ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts erfuhr, eine gründlichere, nicht blos auf Flugſand gebaute, ſondern auf den unentbehrlichen Felſengrund geſchichtlicher Erkenntniß geſtützte Geſetzgebung vor. Nicht minder gewiß iſt jedoch, daß auch dieſe, in ihrem Kerne höchſt tüchtige Wirkſamkeit nicht zur Blüte gediehen und zur Frucht ausgereift ſein würde, wenn ihr nicht eine höher begabte, aus tieferm Geiſtesborne genährte Kraft, die Leben und Thaten ſprühende Philoſophie, den Boden geebnet und auf dem geebneten Boden den rechten Weg gezeigt hätte.

3. Die philoſophiſche Richtung.

Der ungeheure Werth dieſer neuen wiſſenſchaftlichen Richtung iſt auch bei unſern Zeitgenoſſen, wenigſtens bei den ältern derſelben, noch keineswegs zu der vollen verdienten Anerkennung gekommen. Trotz der ſprechendſten, in die Augen fallendſten Beweiſe ihrer unaufhaltſamen Macht verhält ſich die Mehrzahl derſelben noch immer abwehrend dagegen. Im beſten Falle haben ſie davon in bequemem Eklekticismus zu profitiren geſucht, ohne zu ahnen, daß in dieſer Sphäre die Halbheit noch weniger taugt als das Nichts. Andere haben ſich wenigſtens gleichgültig, Einige auch geradezu feindſelig gezeigt, ſei es aus ungründlicher Oppoſition gegen eine einſeitige Richtung der Philoſophie, ſei es aus angeborener Trägheit, welche gewiſſermaßen aus Nothwehr gegen Das kämpft, was ſie zu bewältigen nicht vermag oder nicht zu verſuchen wagt und daher unter allen Umſtänden als unbequem beſeitigt zu ſehen wünſcht. Jetzt beſonders, wo vorzüglich infolge des unabläſſigen Drängens jener unbequemen Wiſſenſchaft ganz Deutſchland nachgerade mit einer Muſterkarte von neuen Strafgeſetzgebungen überſät iſt, die der poſitiven Rechtswiſſenſchaft allerdings erklecklich reichen Stoff darbieten, dagegen tiefere wiſſenſchaftliche Anforderungen theilweiſe ſehr unvollkommen befriedigen, — jetzt meint man eines Alpdrucks, der ſchon bisher ſo läſtig auf der Denkfaulheit gelegen hatte, vollends entledigt zu ſein, und, anſtatt mit der Anſtrengung, die ſich ſelbſt belohnt, ſich den ideellen Entwickelungsgang, deſſen Ziel weit über die gegenwärtige Geſetzgebung hinausliegt, im Geiſte zu reconſtruiren, ſteuert man wieder luſtig nach 20 — 30 poſitiv-rechtlichen Sonderrichtungen hinaus und verräth, meiſtens freilich unwiſſend, aufs neue den heiligen Gedanken der nationalen Rechtseinheit, der gerade jetzt nur in der Philoſophie der Geſchichte ſein Aſyl hat!

Um hier klar zu ſehen, muß man ſich den Stand der Wiſſenſchaft im Ganzen während des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigen. Es war der ſchlimmſte, der ſich nur denken läßt, da eine auf ein unendlich reiches und bisher in ſich einiges Volksrecht gebaute Wiſſenſchaft gleichſam zwiſchen zwei Stühlen niederzuſitzen ſich gezwungen ſah. Wo ſie mit dem Leben fortgegangen war, da ſah ſie den Preis dieſer Hingebung ſich immer mehr und immer ſchneller zwiſchen den Händen zerrinnen. Denn, ganz abgeſehen davon, daß dem Nationalrecht, das ihren Stoff bildete, längſt alle nationalen Lebensadern unterbunden, alle volksthümlichen Verjüngungsquellen abgegraben waren, hatte daſſelbe auch ſeit einem Jahrhundert allen Schutz von Seiten der Staatsgewalt verloren, es war in ſchmählichſter Verwahrloſung gänzlich morſch und brüchig geworden und ſoeben im Zuge, ſich in Geſetzgebung und Rechtſprechung ganz und gar in Sonderrecht aufzulöſen. Wo dagegen die Wiſſenſchaft im bittern Gefühle dieſer Miſère ſich ermannte, um durch Hinwegräumung unendlichen Schutts den Zugang zu den gemeinrechtlichen Quellen wieder zu ebnen und dadurch die zerfahrende und zerfließende Praxis auf ihre urſprünglich einheitliche Wurzel zurückzuführen, da traf ſie leider auf ein veraltetes einheimiſches und ein noch todteres fremdländiſches Recht, womit die lebendige Gegenwart in unzähligen praktiſchen Punkten gar nichts mehr anzufangen wußte. Beide Richtungen mußten ſich ſchon naturgemäß befehden und thaten es auch durch das Organ ihrer namhafteſten Wortführer. Wo ſollte da zwiſchen ſo entgegengeſetzten Polen eine Vermittlung herkommen, wenn die politiſche Entwickelung oder vielmehr Degeneration der Nation nicht nur gar keine entfernte Handhabe dazu gab, ſondern im Gegentheil noch alle möglichen Hinderniſſe in den Weg legte?

Aus den ſo verſchiedenartigen, oft genug ſich widerſprechenden Quellen, wie ſie die Grundlage des gemeinen deutſchen Strafrechts bildeten, war es ſchon an ſich ſehr ſchwer ein einheitliches Syſtem zu geſtalten. Denn man laſſe ſich nur durch die traditionellen Hirngeſpinnſte und frommen Lügen der Lehr- und Handbücher nicht täuſchen! Sie haben von jeher eine Reihe von Kategorien mit poſitiven Reſultaten angefüllt und thun es heute noch, wo eine volle Aufrichtigkeit über die einfache Negation nicht hinwegkommen kann.

Abgeſehen nämlich von vielen Punkten, wo die Praxis und die ſie leitende Doctrin gar keinen Grund hatten ſich um die verſchiedenartige Auffaſſung der gemeinrechtlichen Quellen zu bekümmern, wie z. B. in Betreff der Begriffe von Verbrechen und Strafe überhaupt, oder wo ſie auf dem durch die Peinliche Gerichtsordnung gelegten Fundamente ſich mit mehr oder minder glücklichem Inſtincte forthelfen konnten, wie in allen die Schuldlehre betreffenden Fragen, gab es denn doch eine Menge von unmittelbar praktiſchen Materien, in welchen, bei der grundſätzlichen Verſchiedenheit der römiſchen und germaniſchen Weltanſchauung, der politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der culturgeſchichtlichen Bedingungen und anderer weſentlich das Einzelne beſtimmender Vorausſetzungen, eine irgend ſichere und befriedigende Combination aus den Quellen geradezu unmöglich war — in welcher Beziehung nur an den Maßſtab für die Stafbarkeit, an die Claſſification der Verbrechen und an die, vielfach ganz verſchiedenen Strafmittel erinnert werden darf.

Zwar hätten dieſe Schwierigkeiten ſicherlich überwunden werden können, wenn eine wachſame geſetzgebende Gewalt beſtanden und von Zeit zu Zeit eingegriffen hätte. Aber eben darin beſtand das Unglück der deutſchen Nationalität, daß ſie verrathen und verkauft war, daß ſie von Denen, welche die politiſche Gewalt in Händen hatten, gewiſſermaßen auf den Abbruch verhandelt wurde.

Wenn denn nun aber der nationale Gedanke von den politiſchen Machthabern verrathen und, nach längſt vollzogener Entwürdigung eines um ſeine beſten Rechte betrogenen Volks, einem durchaus zweideutig geſtellten Stande zum Spielball hingegeben war, wenn, gemäß dieſer ganzen traurigen Entwickelung, in dem Juriſtenſtande ſelbſt der ebenſo unvereinbare als unfruchtbare Gegenſatz ſich herausbildete, wovon bisher die Rede geweſen iſt, ſo konnte eine Heilung für einen ſo faulen Zuſtand offenbar nur aus dem Schoße der Wiſſenſchaft ſelbſt hervorgehen. Sie mußte durch Anſchlagung einer tiefern und tiefſten Quelle des deutſchen Geiſteslebens eine Richtung erzeugen, die geeignet war, eine neue einheitliche Bewegung hervorzubringen und den Gegenſatz zwiſchen den bisherigen, in ihrer Iſolirung ſchwach gewordenen Beſtrebungen zu einem höhern, ſchöpferiſchen Leben zu vermitteln.

Eine ſolche, unter den damaligen Verhältniſſen wunderähnliche Wirkung konnte aber eben nur die Philoſophie vollbringen, welcher in Deutſchland die Miſſion der Revolution in der edelſten Form, der Wiedergeburt der Geiſter, zugefallen war. Und ſie leiſtete es auch. Sobald nur einmal ihr Funke im Strafrecht gezündet hatte, ſo ſammelten ſich alsbald die zerfahrenen wiſſenſchaftlichen Intereſſen. Sie errang ſich raſch das unbezweifelbare Principat, und, opponirend oder dienend, mußten fortan alle übrigen Richtungen in ihrem Intereſſe wirken. Sie hatte den edelſten Nerv des geiſtigen Lebens in Deutſchland geweckt, und alle tüchtigſten Kräfte drängten ſich ihrem Dienſte zu.

Schon die noch zahme, das Gegebene anerkennende, vorzüglich nur formaliſtiſch wirkende Wolff'ſche Philoſophie beherrſchte unbeſtritten die Doctrin und Praxis ihrer Zeit und drückte der Geſetzgebung (in Preußen und Oeſtreich) unverkennbar ihren Stempel auf. Freilich war das Principat dieſer Richtung im Ganzen noch ein mehr blos formelles und theilweiſe ſcheinbares, weil ihr Mantel weit genug war, um faſt jede denkbare poſitive Geſtaltung unter ſich unterzubringen, weil es ſich überhaupt noch nicht von einer ſpeculativen Conſtruction des Inhalts, ſondern nur von der Herrſchaft der Form handelte, weil endlich zwar die Kritik im Einzelnen ſehr vielfache verdienſtliche Erfolge errang, aber noch keineswegs daran dachte, die geſammte Wirklichkeit als ſolche aus dem Sattel zu heben und vor dem Forum des Gedankens zur Rechenſchaft zu fordern. Trotzdem aber und obgleich jene Richtung keinen einzigen alle Blicke auf ſich ziehenden Heros hervorbrachte, war ſie doch mächtig genug, alle Gebiete, Lehre, Geſetzgebung und Rechtſprechung, mit dem Siegel ihrer friedlich-pedantiſchen Herrſchaft zu bezeichnen. Sie wirkte breit und maſſenhaft, und, wenn ihre Apoſtel mehr nur die Eigenſchaft von Quartiermachern für den Eroberungszug der Idee hatten, ſo waren ſie doch gut diſciplinirt, und ſchon die Morgenröthe nahm an der zauberhaften Wirkung des anbrechenden Lichtes Theil.

Wollte man aber ja in Betreff der Wolff'ſchen Periode noch an der beherrſchenden Gewalt der philoſophiſchen Tendenz zweifeln, ſo muß vor den Wirkungen, die Feuerbach hervorbrachte, jeder Zweifel ſchwinden. Er war weder der einzige, noch der gelehrteſte oder feinſinnigſte, wol aber der kühnſte, kräftigſte, ſcharfſinnigſte und glücklichſte Vertreter des neuen, mit wahrhaft umwälzender Kraft ausgerüſteten Aufſchwungs, den die deutſche Philoſophie mit Kant nahm. So viele Neider und Feinde er auch hatte, ſo iſt doch die Thatſache nicht zu leugnen, daß ſeit Carpzov kein deutſcher Criminaliſt ſolche Triumphe errungen hat, wie er, und daß er über Jenem ſo hoch ſteht, als ſeine Zeit über der Zeit der Hexenproceſſe Ohne Zweifel war ſeine Philoſophie in hohem Grade einſeitig und hat theils als ſolche, theils in ihrer Anwendung auf das poſitive Recht von verſchiedenen Seiten her eine relativ ſehr wohl berechtigte Polemik gegen ſich aufgerufen. Allerdings iſt auch er ſelbſt, vermöge der eigenthümlichen Miſchung von ſpeculativem Talent und juriſtiſchem Scharfſinn, die ſein Weſen bezeichnete, keineswegs ſtreng bei ſeinem erſten kecken Programme geblieben, ſondern hat ſich nach und nach zu einer ganzen Reihe von Einräumungen herbeigelaſſen. Aber dennoch blieb er eben vermöge jener beſondern Miſchung ſeines Weſens der beherrſchende Mittelpunkt der Entwickelung des Strafrechtes in Wiſſenſchaft, Praxis und Geſetzgebung. Er konnte es nicht verhindern, daß neben ſeinem einſeitigen Syſteme auf gleicher gemeinſamer Grundlage ſich andere, ebenſo relativ berechtigte, freilich ebenſo einſeitige philoſophiſche Syſteme erhoben; aber er ſtand gegen dieſe dadurch im Vortheil, daß ſein Syſtem gerade das am meiſten politiſch praktiſche Moment. aufgefaßt und zugleich in einer dem Weſen des modernen Rechtsſtaats entſprechenden Weiſe durchgeführt hatte, daher es denn auch bei Geſetzgebern und Praktikern bis auf unſere Tage herab ſtets den meiſten Anklang fand. Er mußte ſich, namentlich von Seiten der in neuer Kraft verjüngten hiſtoriſchen Schule, eine große Anzahl unrichtiger, dem poſitiven Rechte willkürlich aufgezwungener Behauptungen nachweiſen laſſen; gleichwol iſt nicht allein ſein Lehrbuch bis in die neueſte Zeit ohne allen Vergleich das weit am meiſten verbreitete geblieben, ſelbſt mit jener merkwürdigen Sammlung unendlich vieler Detailproteſte, die ſeinen neueſten Ausgaben nach dem Tode des Verfaſſers angehängt worden iſt, ſondern es iſt auch leicht nachzuweiſen daß gerade diejenigen Juriſten, welche ihn am eifrigſten bekämpften und gewiß die letzte Feſſel ſeiner Dictatur abgeſtreift zu haben glauben, in großer Selbſttäuſchung befangen ſind, da ſie gerade in den wichtigſten Punkten, z. B. in der Schuldlehre, noch jetzt von dem Einfluſſe jenes mächtigen

Geiſtes, wenn auch unbewußt, beherrſcht und in den von ihm geſteckten Gedankengrenzen feſtgebannt werden. In der That iſt er auch durch ſie zwar oft genug im Einzelnen widerlegt, aber niemals im Ganzen beſiegt worden. Wahrhaft widerlegt, aber eben damit als ein weſentliches Glied der Geſammtentwickelung in ſeinem tiefſten Kerne anerkannt hat ihn nur der Fortſchritt der Wiſſenſchaft im Ganzen.

Wird nun an einem ſo glänzenden Beiſpiele jedenfalls ſoviel anſchaulich genug, daß die philoſophiſche Richtung der Strafrechtswiſſenſchaft einen vorher nie dageweſenen und nicht geahnten Schwung gab, daß ſie das deutſche Geiſtesleben in ſeinem Innerſten ergriff und eben deshalb der, willig oder widerwillig anerkannte, Mittelpunkt für alle übrigen Beſtrebungen wurde, ſo muß der weitern Behauptung, daß ſie allein auch befähigt geweſen ſei, die bisherigen einſeitigen Richtungen zu verſöhnen und in einen höhern und reichern Geſammtproceß als Glieder einzureihen, allerdings noch eine Beſchränkung beigefügt werden.

Auf dem Feuerbach'ſchen Standpunkte nämlich, überhaupt auf jedem philoſophiſchen Standpunkte, der vor dem letzten, maßgebenden Abſchluß der deutſchen Speculation lag, war eine ſo großartige, über theilweiſe feindſelig geſtellte wiſſenſchaftliche Richtungen übergreifende und ſie in einem höhern, harmoniſchen Ganzen verſöhnende Wirkung noch nicht möglich, wie ſie auch nicht nützlich geweſen wäre. Jede epochemachende Richtung, die eine nachhaltige Wirkung zurücklaſſen will, muß ſich erſt in einſeitiger Schroffheit austoben und ſo zu ſagen ihre Hörner abſtoßen; eben darin liegt auch die unleugbare Berechtigung der vielfachen Polemik gegen die Feuerbach'ſche Dictatur. Dabei darf man aber nie vergeſſen, daß die philoſophiſche Richtung weit weniger als irgend eine andere eine willkürlich abgeriſſene Beurtheilung ihrer einzelnen Erſcheinungen duldet, daß vielmehr ſie vor allen andern als ein organiſches Ganzes betrachtet werden muß, das ſich in einem nothwendigen Entwickelungsproceſſe verläuft, daß daher ihr Geſammtwerth für die Ausbildung des deutſchen Strafrechts eben nur nach ihrem letzten, übrigens ſchon in ihrem Anfang im Keim enthaltenen Reſultate beſtimmt werden darf, das freilich noch lange nicht in ſeinem vollen Reichthum entfaltet vor Augen liegt.

Daß von einer Darſtellung dieſer reichhaltigen, in die Wandlungen der ganzen philoſophiſchen Weltanſchauung verflochtenen Geſchichte hier nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt. Eine erſchöpfende Entwickelung verbietet der Zweck dieſes Werks, und eine bloße Ueberſicht wäre ebenſo wenig belehrend, als mit dem Gewiſſen eines Kenners vereinbar. Wir müſſen uns damit begnügen, die Leſer auf unſere diesfallſige Ausführung in der: „Neuen Reviſion der Grundbegriffe des Criminalrechts“ (Tübingen, 1845), S. 764—850, zu verweiſen. Hier kann nur von den Ergebniſſen die Rede ſein, welche die wiſſenſchaftliche Bewegung unmittelbar für die Praxis des Strafrechts in Geſetzgebung und Rechtſprechung zu Tage gefördert hat.

Als die Philoſophie im deutſchen Strafrecht auftrat, fand ſie einer wahren Wiſſenſchaft deſſelben nach zwei Seiten hin vorgearbeitet. Einerſeits waren nach langer Vernachläſſigung die Quellen wieder aus dem Staube hervorgezogen und ſo zu ſagen ſauber geputzt werden. So verdienſtlich nun aber dies war, ſo litt doch dieſes verdienſtliche Streben ſchon von vorne herein an dem groſſen Fehler, daß es aus Oppoſition gegen die, rückſichtlich der Quellen gewiſſenloſe Dogmatik der Gegenwart eben nur auf den Buchſtaben der Quellen pochte und die ſeitherige dogmengeſchichtliche und praktiſche Entwickelung des vielfach nicht mehr lebensfähigen Stoffs groſſentheils ignorirte. Hiervon aber ganz abgeſehen, fehlte es jener exegetiſch-hiſtoriſchen Richtung noch ganz an der Kraft, aus dem ſauber gewaſchenen Quellenſtoff ein zuſammenhängendes Syſtem zu geſtalten. Selbſt die neuere hiſtoriſche Schule hat einen oberflächlichen Schein davon nur dadurch hervorzubringen vermocht, daß ſie ſich einzelner Balken des ſeitdem aufgeführten und von ihr im Ganzen nach Kräften geſchmähten philoſophiſchen Gerüſtes bemächtigte.

Man kann kurz ſagen: die quellen- und geſchichtskundige Jurisprudenz gebrauchte die Philoſophie des Strafrechts in doppelter Weiſe. Sie bedurfte ihrer, um einen Ueberblick über die weſentlichen Probleme der Wiſſenſchaft und hiermit einen Ariadnefaden für die Durchſuchung des Labyrinths der Quellen zu erhalten; ohnedies war es ihr von vern herein gar nicht möglich, ihren Kenntnißreichthum wiſſenſchaftlich genieſsbar und praktiſch fruchtbar zu machen, und lange genug hat ſie ſich auch mit dieſem unentbehrlichſten Anlehnen und Borgen begnügt, meiſt ohne den geringſten Dank dafür zu wiſſen. Sollte jedoch der Reichthum der ſo fleiſſig geſammelten Schätze dieſer geſchichtlichen Gelehrſamkeit eine wahrhaft fruchtbare Verwendung erhalten, ſo genügte ein ſolches blos äuſſerliches Zugaſtegehen nicht mehr, wobei man ſich innerlich fremd und feindſelig blieb. Die Philoſophie muſste ihre aus der Kant'ſchen Zeit hergebrachte Verachtung der gemeinen Wirklichkeit, die hiſtoriſche Richtung ihre kindiſche Luſt an den Aeuſſerlichkeiten der Erſcheinung ablegen. Die Vereinigung beider in der Philoſophie der Geſchichte zeigte erſt das wahre Fundament auf, über welchem allein eine vollbefriedigende, zugleich für das Elend des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes allein praktiſch fruchtbare Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts aufgebaut werden kann.' Freilich iſt erſt das Fundament gegraben; aber das Gebäude ſelbſt wird nicht ausbleiben, ſo gewiß der deutſche Geiſt noch lebendig und in der Trübſal doppelt muthig iſt.

Anders verhielt es ſich mit der zweiten Richtung, welche die Philoſophie als beſtehend vorfand — der dogmatiſchen. Vermöge ihrer queckſilbernen Natur ſtellte ſie ſich weder ſo oppoſitionell gegen jene, noch bot ſie ihr andererſeits ſo viel Material als die geſchichtliche Doctrin. In letzter Hinſicht ergänzte ſie zunächſt die quellenmäſſige Richtung, indem ſie zeigte, was Zeit und vorgeſchrittene Bildung nach und nach aus dem Stoffe gemacht hatten. Dabei war es aber allerdings ein Uebelſtand, daß ſie die Arbeit des Sammelns und Ordnens der allmälig fortſchreitenden Reihe ihrer Reſultate der Dogmengeſchichte und der Philoſophie überließ. Ueberdies wurde der Werth ihres Ertrags immer mehr geſchmälert, ſeit die mancherlei ſchon angeführten Uebelſtände zuſammenwirkten, um die nationale Einheit des Rechts, erſt in der Rechtſprechung, und nach und nach auch in der Geſetzgebung, immer mehr zu zerſplittern. Eben dieſer geringere Grad von poſitiver Conſiſtenz machte aber auch die dogmatiſche Richtung weit weniger ſpröde und pedantiſch gegen den großartigen Aufſchwung, den die Philoſophie in das Strafrecht brachte. Sie hatte im Grunde ſchon längſt, ſchon von ihrem erſten Syſtembildungsverſuche an nach dieſer Seite dilettirend hingeſtrebt und nur eben den rechten Kompaß nicht gehabt. Jetzt wurde ihr dieſer geboten und ſie nahm ihn dankbar an. Seit Tittmann iſt eigentlich die abſtracte Dogmatik aus dem gemeinen deutſchen Strafrechte ganz verſchwunden. Die Lehr- und Handbücher ſuchen ſich mehr oder weniger mit philoſophiſchem oder geſchichtlichem Putz herauszuſtaffiren, und nur das Particularrecht bildet noch das Feld für eine reine, d. h. wiſſenſchaftlich unſchuldige, übrigens in manchem Betracht höchſt verdienſtliche Dogmatik.

Haben wir nun im Bisherigen die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Richtungen aufgezeigt, wie ſie theils nacheinander, feindlich oder freundlich, ſich ergänzend oder ſich abſorbirend, in engerm oder größerm Kreiſe wirkend, einſeitig oder vielſeitig, unter Gunſt oder, mehr noch, Ungunſt der allgemeinen deutſchen Rechts- und Staatsentwickelung im Strafrechte ſich geltend machten, ſo fragt es ſich jetzt, was ſie denn eigentlich in ihrer Geſammtheit für die Ausbildung einer lebendigen und zukunftskräftigen Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts geliefert haben?

Verhältniß der verſchiedenen Richtungen zueinander und zu der Geſammtaufgabe der Strafrechtswiſſenſchaft.

Von ſelbſt verſteht ſich hier, daß die philoſophiſche Thätigkeit den Mittelpunkt bildet, von welchem alle Fäden aus- und in welchen alle zurücklaufen. So gewiß nämlich die empiriſche Nothwendigkeit des Strafrechts in allen geſellſchaftlichen Formen ſeit Anbeginn der Welt eine unbezweifelbare Thatſache iſt, ebenſo gewiß iſt andererſeits, daß dieſe Thatſache als ſolche noch keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat. Vielmehr kommt es eben der Wiſſenſchaft zu, vorerſt aus der Natur der Dinge ſelbſt den Begriff des Strafrechts und den abſoluten Grund ſeiner Nothwendigkeit feſtzuſtellen, ohne deſſen Verſtändniß das geſchichtliche Strafrecht für den denkenden Geiſt eine gleichgültige, nur zu oft ſehr jämmerliche Sache wäre. Auf der Höhe der modernen Philoſophie iſt man nun freilich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Philoſophie und Geſchichte ſich keineswegs feindlich gegenüberſtehen, daß vielmehr jene weſentlich nur die Wirklichkeit ſelbſt in ihrer Vernünftigkeit zu begreifen hat. Nichts wäre jedoch verkehrter, als wenn man meinte, daß die Philoſophie etwa nur die Aufgabe habe, die Thatſachen der Geſchichte zu regiſtriren und in ſchulmäßige Formeln zu bringen. Soweit wir davon entfernt ſind, das leichtſinnige Verfahren der eine Zeit lang beliebt geweſenen geſchichtsphiloſophiſchen Conſtructionen ohne irgend zulängliches reales Wiſſen zu billigen, um ſo gewiſſer müſſen wir doch auch darauf beſtehen, daß man aus dem Misbrauch einer vortrefflichen Sache keinen ungünſtigen Schluß gegen dieſe ſelbſt ziehen dürfe. Ebenſo gewiß wird aber jeder gründliche Kenner des poſitiven Rechts damit übereinſtimmen, wenn wir behaupten, daß eine wahre Philoſophie der Geſchichte nicht blos als Aehrenleſerin hinter der poſitiven Rechtsgeſchichte hergehen dürfe, daß es vielmehr ihr Beruf ſei, die aus dieſer entnommenen Thatſachen erſt in das Läuterungsfeuer einer höhern Kritik zu bringen und zu einem größern Ganzen zu ordnen, deſſen Princip in ſeiner Tragweite über alle Nationalgeſchichten hinausreicht.

Allerdings wurde wol der Philoſophie im Strafrechte nicht ſowol der Vorwurf einer blos ſecundären Stellung und formellen Ausbeutung poſitivrechtlicher Errungenſchaften, als vielmehr der entgegengeſetzte gemacht, daß ſie auf einmal Alles beſſer wiſſen wolle, daß ſie das wirkliche Leben und die Geſchichte ſeines Werdens für Nichts achte und anſtatt deſſen ihre hohlen Ideale und Hirngeſpinnſte als abſolute Geſetze einzuſchmuggeln trachte. Allein gleichfalls mit großem Unrecht.

Zugegeben nämlich, daß eine Zeit lang, und zwar allerdings während der glänzendſten Epoche der auf der Kant'ſchen Grundlage ruhenden Philoſopheme, dieſer Vorwurf relativ nicht unberechtigt war, ſo iſt es doch nur Misverſtand oder gemeine Unwiſſenheit, wenn daraus ein Anathem gegen die philoſophiſche Richtung im Ganzen gemacht wird, da doch jeder halbwegs Kundige weiß, daß einerſeits in der Periode vor Kant das gegebene Recht ſammt ſeiner Geſchichte, ſoweit ſie eben damals überhaupt Gegenſtand des Wiſſens war, ſogar mehr als billig innerhalb der ſchlotterig umgehangenen philoſophiſchen Form ſich breit machte, andererſeits dagegen bei dem letzten Abſchluſſe der deutſchen Philoſophie der Uebermuth des ſubjectiven Begriffs gegen die objective Geſtaltung der Idee in der Geſchichte ganz und gar abgewieſen und beide Seiten in ihr wahres Verhältniß geſetzt wurden. Dieſer letzte, großartige, Jahrhunderte rückwärts und vorwärts erleuchtende Erfolg wäre jedoch nie und nimmer zu erreichen geweſen, wenn nicht vorerſt eben in der Kant'ſchen Periode, mit ähnlichen revolutionären Bewegungen in England und Frankreich parallel gehend, der ſeiner ſelbſt gewiſſe Gedanke mit der Autorität der poſitiven Wirklichkeit rückſichtslos gebrochen und erſt dadurch ſeine Macht und in der Folge die Grenze dieſer Macht kennen gelernt hätte.

Es gehört wenig Witz dazu, über die Menge der auch nur in Deutſchland hervorgetretenen Strafrechtstheorien die Hände überm Kopf zuſammenzuſchlagen und über die Unauffindbarkeit der wahren und wirklichen Wahrheit zu jammern. Wer helle Augen im Kopfe hat, der ſieht leicht ein, daß ohne dieſe vielen und verſchiedenen Verſuche, das eigentliche Weſen und die innere Nothwendigkeit des Strafrechts an ſich und in ſeinem Verhältniſſe zum geſammten geſellſchaftlichen und ſtaatsbürgerlichen Leben zu ergründen, von einer wahren Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete niemals hätte die Rede ſein können. Und gerade aus der großen Mannichfaltigkeit dieſer Verſuche wird er nur auf den Reichthum der geiſtigen Kraft ſchließen, die ſich in dieſer Richtung zum unvergänglichen Ruhme der Nation entbunden hat. Wer freilich dieſe verſchiedenen Strafrechtstheorien nur nebeneinander zu ſtellen und nicht in ihre Wurzeln zu verfolgen, wer ſie nicht ſammt und ſonders in der praktiſchen Ordnung ihrer durch die Idee bedingten Aufeinanderfolge zu begreifen weiß, der mag hier leicht in die traurige Lage kommen, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu ſehen.

Gerade im Gegentheil muß geſagt werden, daß eben der ſcheinbar verwirrende Reichthum ſtrafrechtlicher Philoſopheme in Deutſchland, ja noch überdies die der deutſchen Gründlichkeit eigene ſorgfältige Beachtung der bei Franzoſen, Engländern und Italienern hervorgetretenen Theorien der deutſchen Strafrechtswiſſenſchaft ein Mark und zugleich einen Schwung gegeben hat, worin ſie von keiner andern übertroffen, ja nicht einmal erreicht wird. Wie principlos zerfahren, fragmentariſch zuſammengeſchmiedet, aus tauſend und aber tauſend Einzelheiten in zufälligem Neben- und Nacheinander zuſammengepfropft nimmt ſich daneben das engliſche Strafrecht aus! Wenn es dagegen dem franzöſiſchen an philoſophiſchen Grundlagen, zum Theil in ſcharfſinnigſter und geiſtreichſter Ausführung, allerdings nicht fehlt, ſo fehlt es ihm um ſo gewiſſer an jener nüchternen und beſonnenen Kraft wahrhaft philoſophiſchen Tiefſinns, welche der Maßloſigkeit abſtracter Richtungen und üppig ſprudelnder Einſeitigkeiten Einhalt zu thun, eine weiſe Kritik zu üben und divergirende Momente mit wahrer Gerechtigkeit in eine höhere organiſche Einheit zu bringen weiß. Die meiſten Elemente zu einer ähnlichen höhern wiſſenſchaftlichen Entwickelung, wie in Deutſchland, lagen im italieniſchen Strafrechte; aber eine unleugbare Erſchlaffung des, keiner nachhaltigen Erhebung fähigen Volksgeiſtes hat ſie bloße Elemente bleiben laſſen.

Der eigenthümliche Vorzug der deutſchen Strafrechtsphiloſophie lag gerade in dem Reichthum verſchiedener Geſichtspunkte, welche ſie aufzudecken und, freilich oft in ſchroffer Einſeitigkeit, zu verfolgen nicht müde wurde. Unleugbar waren dieſe Geſichtspunkte, ſeit ſie überhaupt geſondert in philoſophiſcher Schärfe auftraten, zum Theil ſchief, wie alle diejenigen, welche das Strafrecht unter moraliſche oder privatrechtliche Kategorien zu bringen ſuchten, zum Theil wenigſtens einſeitig, und die Wiſſenſchaft in ihrem letzten Abſchluſſe hatte die Aufgabe, eben nur das Geſetz des organiſchen Zuſammenhangs mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen, innerhalb deſſen ſich alle, ſcheindar ſo widerſprechenden und unerträglichen Strafrechtstheorien in ihrer relativen Wahrheit als die einzelnen berechtigten Glieder eines umfaſſenden höhern Ganzen zuſammenfinden. So gewiß man ſich nämlich einerſeits nicht mit dem nackten Gedanken der abſoluten Gerechtigkeit der Strafe, ebenſo wenig aber andererſeits mit der bloßen Rechtfertigung ihrer Zweckmäßigkeit für die verſchiedenſten Intereſſen des gemeinen oder des Einzelwohles (Abſchreckung, Sicherung, Beſſerung ꝛc.) begnügen könnte, ebenſo gewiß muß eine tiefere Einſicht in die Natur der Sache zu der Ueberzeugung führen, daß alle dieſe und andere, einzeln geltend gemachte Momente ſich keineswegs ausſchließen, ſondern gegenſeitig bedingen, und daß es nur darauf ankomme, von der in ihrem vollen Gehalte begriffenen Idee des Staats aus das richtig abgewogene Princip des ſtaatsbürgerlichen Strafrechts zu finden, in welchem neben der abſoluten Gerechtigkeit der Strafe auch ihre verſchiedenen Zweckbeziehungen auf das öffentliche und Privatwohl ihre, je an der betreffenden Stelle als berechtigt nachgewieſene Anerkennung erhalten konnten.

Nur auf dieſem Wege war es möglich, gerade das eigenthümliche Weſen des dem Staate zuſtehenden Strafrechts von verwandten, aber auf verſchiedenem Principe beruhenden Erſcheinungen in andern ſittlichen Kreiſen (Familie, Schule, Kirche) gehörig zu unterſcheiden und feſtzuſtellen, eben damit aber über ebenſo umfangreiche als denkwürdige Partien des deutſchen, ja des europäiſchen Strafrechts ein Licht zu verbreiten, deſſen ſie zuvor entbehrt hatten. Ueberhaupt aber konnte erſt eine vollkommene Einſicht in die Natur des Verbrechens und der Strafe, in deren Beziehung zu den verſchiedenen ſittlichen Sphären und insbeſondere zum Staate, in ihre objectiven und ſubjectiven Seiten, ihre abſoluten und relativen Erforderniſſe und in das richtige Verhältniß zwiſchen ihren vielen verſchiedenen Momenten den Blick für die richtige Beurtheilung der geſchichtlich hervorgetretenen Erſcheinungen im Ganzen gehörig ſchärfen und das Bedürfniß einer tiefern Auffaſſung derſelben wecken. Damit wird das Naturwüchſige in den beſondern Volksrechtsgeſchichten, die liebevolle Rückſichtnahme auf Bedingungen von Ort, Zeit, Nationalität, Culturſtufe u. ſ. w. im Mindeſten nicht beeinträchtigt. Es wird nur mitten durch das Labyrinth dieſer an ſich höchſt verdienſtlichen Bemühungen um die Aufhellung des reingeſchichtlichen Verlaufs hindurch der rothe Faden eines noch höhern Intereſſes verfolgt. Es wird über den einzelnen Volksgeiſtern noch eine höhere ſchaffende Kraft anerkannt, die innere Macht der Idee ſelbſt, welche ſich in der Geſchichte eben nur nach und nach realiſirt, welche für die energiſche Ausarbeitung dieſer Seite die römiſche, für die Durchführung jener Seite die germaniſche Nationalität in Dienſt nimmt. Es wird ſich mithin jede einzelne Nationalrechtsgeſchichte beſcheiden müſſen, immer nur eine Seite des Ganzen, oder vielmehr das Ganze, was natürlich im Keime nirgends fehlen darf, in irgend einer einſeitigen Wendung in Fleiſch und Blut verwandelt zu haben. Die Lücken, welche die eine Nationalrechtsgeſchichte läßt, werden durch die andere ausgefüllt. Was die eine Nation unvollendet oder unberückſichtigt hinterläßt, das fällt einer andern zur gründlichern Durcharbeitung zu, und erſt aus dem vollſtändigen Zuſammen aller nationalen Entwickelungen, die wir freilich nur fragmentariſch kennen, würde ſich die vollendete Identität des ideellen und des geſchichtlichen Proceſſes erweiſen laſſen. Gleichwol ſind wir in der glücklichen Lage, wenigſtens die Rechte mehrer hochgebildeter Völker, und überdies in ihren intereſſanteſten Wendepunkten, verfolgen zu können. Sei es denn auch, daß wir in der Verfolgung der hier angedeuteten Tendenz im Hinblick auf die möglichen Erfolge noch in den Anfängen ſtehen, ſo liegt darin nur um ſo mehr ein Antrieb, einem die höchſte Fruchtbarkeit verheißenden Ziele mit allen Kräften nachzuſtreben. Jedenfalls wird man durch ſolches Streben vor jeder einſeitigen Verliebtheit in dieſes oder jenes Nationalrecht bewahrt bleiben, welche Sentimentalität bis daher in Deutſchland nur zu ſehr im Schwung, aber bei Romaniſten und Germaniſten gleich verdienſtlich und verderblich war. Denn, wenn der Enthuſiasmus für die Naturwüchſigkeit manche Fundgrube geöffnet hat, die außerdem vielleicht verſchloſſen geblieben wäre, ſo hat doch auch der Eigenſinn ſolcher Vorliebe oft genug einen ſonſt hellen Geiſt zur Schwäche und Ungerechtigkeit verführt, beſonders ſeit die Rivalität zwiſchen Romaniſten und Germaniſten entſtanden iſt, die zwar den Vortheil jeder funkenſprühenden geiſtigen Reibung mit ſich gebracht hat, von höherm geſchichtlichen Standpunkte aus aber großentheils als überflüſſige gelehrte Zänkerei bei Seite gelegt werden muß.

Lange Zeit bevor von einer ſolchen Wirkung auf Kritik und Geſtaltung der geſchichtlichen Thatſachen die Rede ſein konnte, hatte der Eintritt der Philoſophie in das Strafrecht jedenfalls die unendlich wohlthätige Wirkung gehabt, daß nur überhaupt auf die wahren Probleme der Wiſſenſchaft aufmerkſam gemacht und damit an die Stelle einer blos formaliſtiſchen Syſtembildung eine wirkliche, aus dem Keim der Sache ſelbſt heraus ſich verzweigende geſetzt wurde. Mochten dieſe Syſteme von noch ſo einſeitigen Grundgedanken ausgehen und deshalb, je conſequenter ſie waren, um ſo unpraktiſcher für den gemeinen Verſtand erſcheinen, ſo war doch eben ohne dieſe Einſeitigkeit von dem faulen Compromiß nicht loszukommen, wozu ſich das ſogenannte Naturrecht unter Thomaſius-Wolff'ſcher Fahne hergegeben hatte. Die Lehrbücher von *Feuerbach* und *Grolman* waren ebenſo philoſophiſch als poſitiv, oder beſſer, ſie waren weder das Eine noch das Andere. Denn in unfruchtbarer Ehrfurcht vor dem Gegebenen wagte Niemand den Rechtsbegriff auf den Kopf, d. h. auf ſich ſelbſt zu ſtellen; man hatte ſich zu allerlei einzelnen kühnen Behauptungen aufgeſtachelt, aber nichts Ganzes zu ſchaffen gewagt und die vielen Lücken ſtets mit poſitivem Stroh auszuſtopfen gewußt.

Mit dem Eintritt der Kant'ſchen Philoſophie wurde dies nun ganz anders. Man ließ die poſitive Autorität eben nur noch gelten, ſoweit es unabweislich nöthig war, und oft nicht einmal ſoweit, wiewol nur keckere Geiſter, wie Feuerbach, ſich dies principiell zu Schulden kommen ließen. Dagegen ſuchte man ein Princip für das Ganze zu finden und dieſes folgerichtig durchzuführen, und begründete damit erſt eine wahre Wiſſenſchaft des Strafrechts, mochte es auch vorerſt mit dem Verhältniſſe dieſer philoſophiſchen Principien zur Geſchichte noch ſo windig ausſehen. Ohne Dieſes wäre gar nicht fortzukommen geweſen, und ſelbſt die verunglückten Verſuche jener Epoche haben wenigſtens das Verdienſt, einer wahren Wiſſenſchaft des Strafrechts auf die Beine geholfen zu haben.

Unfehlbar war es eine nicht geringe Anmaßung, wenn Feuerbach den allgemeinen Theil des Strafrechts (d. h. den Inbegriff aller irgend für das ganze Gebiet maßgebenden Lehren) ohne Weiteres nach ſeiner philoſophiſchen Anſicht zuſchnitt, dieſe Anſicht kurzweg dem poſitiven Rechte octroyirte und daſſelbe nur ſo weit gelten ließ, als es ihm zur Beſtätigung ſeiner Philoſopheme tauglich erſchien. Aber — das Unrecht zugeſtanden, das man dem trefflichen Mann oft genug und in der beſchränkteſten Weiſe vorgerückt und das er ſelbſt großentheils in ſpätern Auflagen ſeines Buchs, nicht eben zum Vortheil deſſelben, geſühnt hat — muß doch gerade jene Anmaßung als eine überaus verdienſtliche befreiende That geprieſen werden.

Man mag darüber ſtreiten, ob ſie es auch in dem Falle geweſen wäre, wenn damals eine dem Zeitbedürfniſſe entſprechende deutſche Geſetzgebung beſtanden hätte. Das Verdienſt einer wohlthätigen Reinigung der Atmoſphäre hätte ſie ohne Zweifel auch dann gehabt. Aber unendlich höher ſteigt ihre Bedeutung, wenn man ſich den damaligen Zuſtand der gemeinrechtlichen Geſetzgebung und Doctrin vergegenwärtigt. Und bilde man ſich nur nicht ein, daß das ein überwundener Zuſtand ſei! Noch die neueſten Lehrbücher des gemeinen Rechts befinden ſich — wenn auch mit beſſerm geſchichtlichen Apparat ausgerüſtet — in derſelben traurigen, durch Phraſen und Formeln ſchlecht verdeckten Lage, welcher Feuerbach ſich durch die relativ tadelnswerthe Tugend aufrichtiger Tyrannei zu entledigen ſuchte.

Aus den Quellen des gemeinen deutſchen Rechts iſt nun einmal weder ein Princip, noch ein Syſtem des Strafrechts zu entnehmen. Wenn dies auch noch ſo oft bis auf unſere Tage verſucht worden iſt, ſo haben ſich die Urheber zum mindeſten in einer höchſt ſonderbaren Selbſttäuſchung befunden. Auch iſt ja das Bedürfniß der Einheit des Denkens freilich nicht das alltägliche, da es ſonſt kaum erklärlich wäre, wie ſich bis auf die neueſte Zeit in den Lehrbüchern des Strafrechts eine mehr oder weniger unverdaute Miſchung von philoſophiſchen und poſitiven Elementen erhalten konnte. Daß aus dieſem, an ſich heilloſen, wenn auch verzeihlichen Eklektismus, den Viele überdies ganz ohne Bewußtſein betrieben, ſehr viel Gutes hervorgegangen iſt, wird kein Einſichtiger leugnen. Aber um ſo weniger wird er gegen den die ganze Epoche beherrſchenden Geiſt ungerecht ſein wollen, wenn dieſer, in der klaren Einſicht, daß ſich aus den gemeinrechtlichen Quellen kein einheitliches Syſtem entnehmen laſſe, die Keckheit hatte, das Ei des Columbus auf den Tiſch zu ſtellen. Formell richtiger war allerdings das Verfahren ſeines Freundes Grolman, welcher einen philoſophiſchen und einen poſitiv rechtlichen allgemeinen Theil geſondert aufſtellte. Aber die tiefere Wahrheit lag doch auf Feuerbach's Seite. Denn in jener Zeit, wo von Philoſophie der Geſchichte noch entfernt nicht die Rede war, mußte einem kräftigen Geiſte, wie der ſeinige war, ein reinpoſitives Ragout als Unſinn und die beliebte Ausbälgung des verkommenen poſitiven Rechts mit philoſophiſchem Werg als wiſſenſchaftliche Miſère erſcheinen. Mag er dadurch manche relativ berechtigte Standpunkte auf brüske Art verletzt haben, — gewiß iſt ſo viel, daß er alle ſeine Epigonen in die Richtung der von ihm vorgezeichneten Bahn nöthigte, wenn auch Mehrere dies gar nicht bemerkten.

Die bisherigen Richtungen waren ausgelebt und im offenbarſten Verfalle begriffen. Mit der Philoſophie mußte der verkommenen Wiſſenſchaft überhaupt ein neuer Odem eingehaucht werden. Denn gerade um Principien und ihre conſequente Durchführung hatte ſich weder die geſchichtliche, noch die dogmatiſche Jurisprudenz bekümmert. Vom Buchſtaben hier, von dem empiriſchen Bedürfniß des gemeinen Hausbrauchs dort beherrſcht, waren ſie zu einer ſolchen Erhebung nicht fähig geweſen. Und doch war dieſe Erhebung nicht nur an und für ſich nöthig, um der Wiſſenſchaft ihre wahre Weihe und Würde zu verſchaffen, ſondern ſie ſteckte auch erſt das wahre Licht für eine fruchtbare Ausbeutung der ſchon bisher bearbeiteten Richtungen auf. Am unmittelbarſten fühlte dies die Dogmatik, welche ſich alsbald ohne allen Widerſtand in den Arm der Philoſophie warf und mehr oder weniger mit ihr coquettirte. Gerade ſie fühlte am leichteſten die Macht des Zeitbedürfniſſes aus den mitunter wunderlichen Sprüngen der neuen wiſſenſchaftlichen Erſcheinung heraus und ſäumte daher keinen Augenblick, ſich jedem Aufſehen erregenden Syſteme beſtmöglichſt anzuſchmiegen und wenigſtens in Aeußerlichkeiten ſeinen Trumpf auszuſpielen. Weit zäher und unbeſtechlicher ſtellte ſich die geſchichtliche Richtung entgegen, und zwar mit Recht, obgleich es ihr im Laufe der Zeit begegnete, daß ſie immer mehr ſelbſt von dem vermeintlichen Gifte angeſteckt und zuletzt von der, gleichfalls ihren jugendlichen Extravaganzen entwachſenen Philoſophie geradezu ins Schlepptau genommen wurde. Möge indeſſen die quellenmäßige Orthodoxie noch ſo viel Recht gehabt haben, ſich über willkürliche Behandlung und tyranniſche Mishandlung des poſitiven Rechts von Seiten der Philoſophie zu beſchweren und ein Zetergeſchrei dagegen zu erheben, das Vergehen wollen wir nicht ableugnen, aber es war das Vergehen des Prometheus. Denn, allen vielfältigen Werth jener orthodoxen Beſchäftigung mit den Quellen zugegeben, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie aus den Quellen nicht herausbringen konnte, was ſie in der Beſchränktheit ihres Geſichtskreiſes nicht darin zu ſuchen im Stande geweſen war — Principien nämlich. Eben dieſen tiefern Gehalt im poſitiven Rechte aufzuſuchen, mußte ſie erſt von der angefeindeten Philoſophie lernen, und zwar nicht nur etwa in Beziehung auf die allgemeinſten, das geſammte Gebiet des Strafrechts umfaſſenden Principien, ſondern auch in Beziehung auf einzelne Materien, wie namentlich die Lehre von der verbrecheriſchen Schuld. Wir ſind gewiß am wenigſten die Vertheidiger der poſitiven Feuerbach'ſchen Reſultate in dieſen und andern wichtigen allgemeinen Lehren; aber die Gerechtigkeit müſſen wir ihm und ſeinen Mitſtreitern widerfahren laſſen, daß durch ihre Erörterungen in dieſen Gebieten (ſ. beſonders die „Bibliothek für peinliche Rechtswiſſenſchaft“) nicht nur überhaupt erſt wieder Leben und Feuer in die Wiſſenſchaft, ſondern namentlich auch in die poſitive Jurisprudenz erſt der rechte Anſtoß gekommen iſt, nach ihren wichtigſten, bis dahin unbekannt oder wenigſtens unverſtanden gebliebenen Schätzen zu graben. Oder ſollte ſich Jemand einbilden, rechtsgeſchichtliche Werke, wie die von Wilda oder Rein (etwa im Vergleich mit dem frühern Verſuch von Henke oder gar dem Machwerke von Tittmann) wären ohne dieſen philoſophiſchen Anſtoß möglich geweſen?

Keineswegs ſoll alſo irgend einem einzelnen von den zu Dutzenden hervorgetretenen Philoſophen ein abſoluter Werth zugeſchrieben werden. Dagegen läßt ſich wol als gewiß feſtſtellen, daß der philoſophiſche Aufſchwung im Ganzen die Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts vor der Verſumpfung gerettet und ſie erſt auf die Höhe wirklich wiſſenſchaftlichen Ranges gehoben hat, daß er aber zugleich das Verdienſt hatte, auch den anderweitigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen neue Ziele zu geben und neues Feuer einzuhauchen, indem er ſie erſt auf die für das Ganze maßgebenden Probleme hinwies und zu einer neuen und werthvollen Ausbeutung ihres eigenen, großentheils verwahrloſten Materials nöthigte.

Wenn aber dieſe ganze epochemachende Bewegung der Geiſter auf theoretiſchem Gebiete zuletzt zu keinem andern Reſultate kommen konnte, als zu einer philoſophiſchen Wiedergeburt der Rechtsgeſchichte, ſo hatte ſie auf praktiſchem Felde ein weit mehr in die Augen fallendes Verdienſt. Gerade das Misverhältniß nämlich zwiſchen ihren Reſultaten und der Orthodoxie des poſitiven Rechts, wie es ſich nach den erſten ſchroffen Octroyirungsverſuchen immer ſchreiender herausſtellte, mußte den kräftigern, inhaltsvollern Geiſtern den Krieg wie den faulen Frieden mit dieſem poſitiven, in ſeinen Quellen veralteten, in ſeiner Praxis unter der Hand zerrinnenden Rechte immer troſtloſer machen und ſie mit Macht auf den geſetzgebenden Weg drängen. Daß dieſe Thätigkeit nicht in dem Glanze gemeinſam nationaler Wirkung auftreten konnte, war die Schuld der Philoſophie nicht; Feuerbach, der auch hier den Reigen anführte, mochte in ſeiner kühnen Weiſe hoffen, durch ſein Beiſpiel Andere in ſeine Bahn mit hineinzureißen; zum Glück iſt es jedoch nicht geſchehen, wieviel Geneigtheit ſich auch da und dort dafür blicken ließ. Denn ſeine Geſetzgebung war in hohem Grade einſeitig und mußte es ſein. Gleichwol hat er auf negativem

Wege erreicht, was auf poſitivem kein Vortheil geweſen wäre. Faſt alle deutſchen Staaten haben neue Strafgeſetzgebungen erhalten oder wenigſtens angeregt, und wenn dieſe nicht mehr von beſtimmten Strafrechtsphiloſophemen ausgehen, wenn ſie vielmehr offen einen hausbackenen Eklektismus zur Schau tragen oder gar eine gewiſſe Verachtung der Philoſophie affectiren, ſo ſind ſie darum doch, wenn auch wider Wiſſen und Willen, um nichts weniger ſehr leicht erkennbare Kinder oder mindeſtens Baſtarde der philoſophiſchen Epoche. Daß irgend eine davon der letzten Entwickelung der Wiſſenſchaft entſpräche, ſoll damit freilich nicht geſagt ſein.

Sind wir nun ſchon im Bisherigen für die Schattenſeiten und Mängel der philoſophiſchen Emancipation nicht blind geweſen, ſo mag jetzt noch ausdrücklich geſagt werden, daß ein weſentlicher Theil ihres heilſamen Erfolgs eben nur in der theils abſtoßenden, theils anziehenden Wirkung lag, die ſie auf andere wiſſenſchaftliche Richtungen ausübte.

Die hiſtoriſche, wie ſchon angeführt, ſetzte ſich von Anfang an mit richtigem Inſtinct in ein oppoſitionelles Verhältniß. Vielleicht daß bei einem minder kecken Angriff ihr mangelhaftes Wiſſen in principiellen Dingen ihr Gewiſſen erweitert hätte; allein, wie die Sache lag, war ihr zu viel zugemuthet. Wenn nun ihre Polemik von Anfang an einen ſehr dürftigen Charakter hatte, ſo hatte ſie doch jedenfalls eine ebenſo glückliche als berechtigte Poſition gewählt. Die Rückſichtsloſigkeit der Feuerbach'ſchen Ordonnanzen zwang ſie geradezu, ſich auf die Hinterbeine zu ſtellen. Aber eben dieſer Zwang ward ihr zum Heil, da ſie jetzt erſt ſich genöthigt ſah, ihre eigenen, bis jetzt leichtſinnig oder in bornirter Weiſe benutzten Schätze einer neuen Muſterung zu unterziehen. Je mehr ſie dieſem wohlthätigen Anſtoß folgte und, aus dem Schlamm hergebrachter Anſichten auftauchend, zu ſelbſtändigen, neuen Forſchungen überging, um ſo mehr Gehalt und Schärfe gewann ihre Polemik, die inſoweit das Recht der wirklichen Geſtaltung der Idee gegen bloße abſtracte Begriffe ganz mit Fug vertrat. Sie hatte aber überdies noch das beſondere Glück, aus dem feindlichen Feldlager ſelbſt eine Stärkung zu erhalten, die ihr ungemein zu gute kam. Denn es iſt bekannt, daß die unter dem Principate Savigny's erfolgte Wiedergeburt der hiſtoriſchen Schule der Schelling'ſchen Philoſophie nicht wenig zum Dank verpflichtet war.

Mag indeſſen die geſchichtliche Richtung Anſtoß und Nahrung empfangen haben woher ſie will, ſo iſt ſoviel gewiß, daß ohne ihre ungemein flüſſige, leider nur oft auf möglichſt unpraktiſche Nebenwege abirrende Thätigkeit die Philoſophie des Strafrechts ihre großen Erfolge nicht hätte erreichen können. Jetzt erſt nämlich wurden die poſitivrechtlichen Quellen, die Rechtsgeſchichte, die Dogmengeſchichte, die Geſchichte der Praxis auf die rechte Weiſe ausgebeutet. Man darf wol ſagen: es entſtand jetzt erſt eine eigentliche Rechtsgeſchichte, beſonders in Beziehung auf das einheimiſche Recht, deſſen Entwickelung vor der Peinlichen Gerichtsordnung auch noch jetzt nur äußerſt fragmentariſch vor unſern Augen liegt. Erſt im Gegenſatze gegen die idealiſtiſche Dictatur der Kant'ſchen Philoſophie bildete ſich die geſchichtliche Richtung auf der breitern, theilweiſe philoſophiſchen, durch Savigny gelegten Grundlage zu einer eigenthümlichen Wiſſenſchaft aus, die ſich freilich oft in überſchwänglichem Realismus ſo ſehr verlor, daß ſie gerade Das nicht leiſten konnte, was man am erſten von ihr hätte erwarten ſollen.

So fragmentariſch jedoch dieſe Leiſtungen erſcheinen mögen, ſo haben doch ſelbſt die dem Umfang nach beſchränkteſten Funde jedenfalls den unſchätzbaren Vortheil gehabt, das idealiſtiſch verdrehte Auge der Philoſophie wieder zurecht zu richten und zu einem geſunden realiſtiſchen Blicke zu gewöhnen. Es iſt zum mindeſten der Philoſophie der Geſchichte mannichfach vorgearbeitet worden.

Aber auch hiervon abgeſehen, hat die geſchichtliche Schule ungemein viel Werthvolles zu Tage gefördert, was ihr in der Geſchichte der Wiſſenſchaft nie vergeſſen werden darf. Es liegt in ihrer ganzen Art, daß dieſes Verdienſt weniger in den allgemeinen, als in den beſondern (der Darſtellung der verſchiedenen einzelnen Verbrechen beſtimmten) Theil fällt. Hier iſt die Literatur mit mehr als Einer muſtergültigen Monographie bereichert worden, ſei es in eigenen Schriften, wie von Klien und Dollmann über den Diebſtahl, von Wächter über die Fleiſchesverbrechen ꝛc., oder in Journalaufſätzen, von denen nur die von Wächter über das Verbrechen der Gewalt, über Selbſtmord, Aufruhr ꝛc. erwähnt ſein mögen. Auch iſt der Einfluß dieſer Monographien in der ſorgſamern und geſchmackvollern Darſtellung des beſondern Theils wol erſichtlich, wie er ſie bei Heffter, Marezoll und Andern, beſonders mit Wächter's dogmengeſchichtlichen Ergebniſſen bereichert, erfahren hat. Noch umfaſſender ſind die ſchon angeführten Werke von Rein und Wilda auf die geſchichtliche Entwickelung wenigſtens einzelner Partien des Strafrechts eingegangen. Aber gerade bei dieſen umfaſſendern Arbeiten tritt es als ſehr bezeichnend hervor, daß die Entwickelung der allgemeinen Lehren aufs entſchiedenſte hinter der Darſtellung des beſondern Theils zurückbleibt. Während wir über letztern einen höchſt anerkennungswerthen Reichthum von rechts- und culturgeſchichtlichen Bemerkungen zu regiſtriren haben, ſo können wir die Ausführung der erſtern größtentheils nur für ſchwächer oder ganz verfehlt anerkennen. Kommt nun dazu, daß wir aus der Geſchichte des deutſchen Rechts überhaupt nur einzelne Partien bearbeitet von uns haben, während gerade die intereſſanteſten noch ganz im Dunkel liegen, ſo gibt ſich hierin doch wol unzweifelhaft die Achillesferſe der bloß hiſtoriſchen Richtung zu erkennen. Es zeigt ſich, daß es mit einer beiläufigen Coquetterie mit der Philoſophie nicht gethan iſt. Denn theils iſt das vortreffliche Einzelne mit unnöthigem Ballaſt überladen, theils erweiſt ſich die Auffaſſung im Ganzen als ſo willkürlich, daß die fragmentariſch werthvolle Ausführung einzelner Partien in ihrem wiſſenſchaftlichen Werthe durchaus vereinzelt bleibt.

Der offenbare Grund dieſes ſeltſamen Misverhältniſſes zwiſchen erhabenem Anlaufe und vergleichungsweiſe mäßigem Erfolge liegt offenbar in dem oppoſitionellen Verhalten der hiſtoriſchen Richtung gegen die philoſophiſche, welches — vermöge des beſchränktern geiſtigen Geſichtskreiſes auf jener Seite — auch dann noch fortdauerte, als der Grund der Trennung längſt hinweggeräumt war.

Hiermit hängt unleugbar zuſammen, daß gerade in den allgemeinen Lehren, namentlich in der Fundamentallehre des geſammten Strafrechts, der Lehre von der Zurechnung und den Arten und Graden der verbrecheriſchen Schuld, die geſchichtliche Schule nicht Das leiſtete, was ſie hätte leiſten können. Bei der Frage von der Aufhebung der Zurechnung fühlte ſie ſich freilich von den Quellen ſehr verlaſſen, und, wenn ſie denn einmal der Philoſophie opponiren wollte, ſo konnte ſie in dieſer Sphäre aus der Geſchichte der gemeinrechtlichen Doctrin und Praxis eben nicht viel Brauchbares zu Markte bringen. Wenn es aber in dieſer Beziehung Klugheitsrückſicht war, welche ſie verhinderte, ihren rechts- und dogmengeſchichtlichen Apparat geltend zu machen, ſo läßt ſich nicht dieſelbe Entſchuldigung für ihre Feigheit in der eigentlichen Schuldlehre geltend machen, in welcher ſie neben einzelnem Brauchbaren, das ſie in kleinmeiſterlichem Gezänk vorbrachte, gleichwol im Ganzen in einer ſchwachſinnigen Abhängigkeit von der mit ſo lautem Geſchrei bekämpften philoſophiſchen Richtung blieb. Denn leider hat Jeder, der noch heutzutage in geſchichtlich-philoſophiſchem Sinne die Schuldlehre zu revidiren unternimmt und nicht allein der Natur der Sache, ſondern ebenſowol den geſchichtlichen Erſcheinungen ihr wahres Recht angedeihen zu laſſen verſucht, die verlorenen Schildwachen aus der Kant'ſchen Zeit nicht weniger zu Gegnern, als die Leute, die ſich ſo gern für Zionswächter des poſitiven Rechts und ſeiner geſchichtlichen Entwickelung ausgeben. Eben Dieſelben, welche froh ſein ſollten, den Feuerbach'ſchen Standpunkt endlich mit ſeinen eigenen Waffen überwunden zu ſehen, hängen noch in irgend einer Maſche des Netzes, worin der überlegene Geiſt des Gegners ſie ſeiner Zeit gefangen hatte. Allein die Nemeſis kommt ſchleunigſt. Denn, wenn die Kleingeiſterei dieſer bornirten Oppoſition bisher im beſchloſſenen Kreiſe der Wiſſenſchaft und unter dem Schilde der modernen, aus ihrem Zeuge geſchnittenen Strafgeſetzbücher ſich noch einigermaßen ſpreizen konnte, ſo fangen im Lichte des öffentlichen Verfahrens ihre Schablonen bereits an, immer verzwickter, abgeſchmackter, aller geſunden Pſychologie widerſprechender zu erſcheinen, und der verdiente Miscredit, der bald genug centnerſchwer auf ihnen zu laſten droht, wird den von ihnen angefeindeten Reformen den beſten Triumph verſchaffen.

Man würde das eben Geſagte jedoch aufs äußerſte misverſtehen, wenn man darin auch nur im Geringſten eine Verkennung des Werths rechtsgeſchichtlicher Forſchungen und Darſtellungen finden wollte. Dieſen anzuerkennen und zur Nacheiferung aufzufordern, was gerade jetzt bei der vollendeten particulargeſetzlichen Zerſplitterung des Strafrechts mehr als je am Platze iſt, kann Niemand bereitwilliger ſein als wir. Eben deshalb darf man aber nicht müde werden, immer und immer zu wiederholen, daß das rechtsgeſchichtliche Studium, wo es nicht etwa von vorn herein die Genügſamkeit hat, ſich auf ganz particuläres Detail zu beſchränken, keinen ſichern und erfolgreichen Schritt thun kann, ohne auf philoſophiſcher Grundlage zu ruhen, daß es daher ſein eigenes höchſtes Intereſſe iſt, ſein lächerliches Schmollen gegen die neuere Philoſophie vollends ganz aufzugeben, daß überhaupt eine Zukunft der Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts, wenn es eine ſolche gibt, einzig und allein in einer philoſophiſch-geſchichtlichen Behandlung derſelben liegt.

Sowie wir nun aber die hiſtoriſche Richtung in ihrem Werthe keineswegs verkennen, vielmehr ihre eifrigſte Mitbetheiligung an der Fortbildung der Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts, wenn auch in beſſer geregelter Weiſe, mit allem Nachdruck fordern, ſo kann es uns auch nicht einfallen, die Verdienſte der dogmatiſchen Behandlung zu misachten, wie ſie ſich namentlich ſeit der Entſtehung der neuen Strafgeſetzgebungen zum Theil auf höchſt anerkennenswerthe Weiſe aus unleugbarem Verfall neu und mit friſchen Kräften erhoben hat.

Die frühere Particularrechtsdogmatik hatte dieſen Werth in weit geringerm Grade. Denn, da die betreffenden Landesrechte ſich auf einen ganz iſolirten Standpunkt begaben, ſo war nur zweierlei möglich: entweder mußte die Jurisprudenz des betreffenden Landes nach Kräften dieſe Schranke aufzuheben und das iſolirte Recht noch ſtets in flüſſiger Verbindung mit dem Entwickelungsgange des nationalen Rechts fortzuerhalten ſuchen, oder ſie mußte hierauf verzichten und ihren Stoff als für ſich beſtehendes Ganzes gelten laſſen', womit ſie denn von der nationalen Grundlage ſich ablöſte und in ſtoiſcher Genügſamkeit ſich in einer Sackgaſſe heimiſch machte. Das Erſtere that die preußiſche, das Letztere die öſtreichiſche Jurisprudenz. Jene hatte den ungeheuern Vortheil, von dem nationalen Rechtsgeiſte fortwährend neu befruchtet zu werden und mit ſeinem Schickſale ſtets in unmittelbar lebendigem Zuſammenhange zu bleiben, wobei denn allerdings das particulär Preußiſche, wie billig, in untergeordneter Bedeutung erſchien. Den entgegengeſetzten Weg ſchlug die öſtreichiſche Jurisprudenz ein, weniger aus eigener Wahl als durch den Druck der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe gegängelt. Bedenkt man das Letztere, ſo muß man ſich billig darüber wundern, mit welcher unverwüſtlichen Ausdauer, mit welcher mühevollen Zähigkeit dieſer edle Volksſtamm unter den traurigſten Regierungseinflüſſen, noch dazu unter dem entmuthigenden Drucke einer faſt gänzlichen Nichtbeachtung im übrigen großen Vaterlande, doch immer ſoviel als möglich an den Geſammtentwickelungsgang deutſcher Strafrechtswiſſenſchaft ſich anſchloß und ſo viel Vortheil davon zu ziehen ſuchte, als ihr irgend erlaubt war. Die Natur der Dinge konnte freilich hierdurch nicht verändert werden: das öſtreichiſche Rechtsleben und ſeine Doctrin ſind ſeit einem halben Jahrhundert dem gemeinſamen deutſchen Intereſſe immer fremder und fremder geworden, und die Literatur, die ſich um das Strafgeſetzbuch vom Jahre 1803 gelagert hat, iſt von untergeordnetem Werthe, ein paraſitiſcher und großentheils todter Zweig am Baume deutſcher Wiſſenſchaft.

Eine ganz andere Bewandtniß hatte es mit den modernen Strafgeſetzgebungen, deren Reigen das bairiſcht Strafgeſetzbuch vom Jahre 1813 anführte. Dieſe waren nicht mehr ſelbſtſüchtig ſelbſtgenügſame Ablöſungen von der nationalen Praxis ohne inneres Leben und Feuer. Sie gingen vielmehr ſämmtlich, unmittelbarer oder mittelbarer, aus dem philoſophiſchen Aufſchwung hervor, welcher in der fraglichen Zeit allein fähig geweſen war, das ganz verkommene und verliederlichte nationale Element in der Wiſſenſchaft wieder aufzufriſchen und mit neuer Lebenskraft zu beſeelen.

Mit dem bairiſchen Geſetzbuch zwar wollte es noch nicht recht gehen. Der Geiſt des Geſetzbuches, der ſich überdies noch mancherlei Entſtellungen hatte gefallen laſſen müſſen, hatte die Grenzen des Kleinſtaats weit überragt und gerade innerhalb deſſen Grenzen keine ebenbürtige Wiſſenſchaft angetroffen. Der Wurf war an ſich zu keck und zu dictatoriſch geweſen. Man beeilte ſich zwar da und dort, unmittelbar davon Gewinn zu ziehen, ward aber abgekühlt und ſchob die Sache vorerſt wieder auf die lange Bank. Natürlich wirkte dieſes geſetzgeberiſche Mistrauen auch wieder auf die Doctrin zurück, ſo ſehr ſie auch im Ganzen in Feuerbach'ſchen Feſſeln lag.

Wie es denn aber in dogmatiſch-praktiſcher Sphäre zu gehen pflegt — man gewöhnte ſich allmälig an die Feuerbach'ſchen Sätze, und um ſo leichter, je mehr nach und nach durch eine wiſſenſchaftlich ſehr untergeordnete Polemik dafür geſorgt war, daß man hier und da auch mit gutem Gewiſſen das Gegentheil anzunehmen glauben durfte. Wie die Geſetzgebungen, ſo biſſen auch die Dogmatiker doch immer wieder an der harten Nuß an, deren Exiſtenz nun einmal nicht mehr geleugnet werden konnte, ſo unbequem ſie auch erſcheinen mochte. Trotz aller Interdicte und verfrühter Anatheme wurde die Codification immer allgemeiner, und ſo wurde auch die Dogmatik des Strafrechts mit Gewalt auf einen neuen Standpunkt geſtellt, der von ihrem frühern ſehr verſchieden war.

Formell zwar erſcheint dieſe Dogmatik, die vornämlich in Geſtalt von Commentaren zu den modernen Strafgeſetzbüchern auftritt, noch mehr particularrechtlich zerſplittert, als ihre, wenigſtens dem Namen nach gemeinrechtliche Vorgängerin; allein eben der Geſammtgeiſt dieſer ganzen, wenn auch nur eklektiſch philoſophirenden Geſetzgebung beherrſchte auch ſie und trieb ſie von ſelbſt auf einen Standpunkt, den ſie früher nie erreicht hatte und auch jetzt zum Theil ohne alles deutliche Bewußtſein einnahm. Für den praktiſchen Gewinn war es unfehlbar ein bedeutender Vortheil, daß eben mit dieſem philoſophiſchen Eklektismus ein großer Reichthum von rechts- und dogmengeſchichtlichem Wiſſen in die neuen Geſetzgebungen einfloß. Bei aller Verſchiedenheit, die ſie im Einzelnen zeigen, kam daher doch in ihre Bearbeitung im Ganzen ein gewiſſer ſolidariſcher Geiſt, der zwar, wie es von gebildeten Praktikern nicht anders zu erwarten iſt, weder in der Philoſophie noch in der Geſchichte ſehr tiefe Wurzeln hatte, aber immerhin von der Vorausſetzung ausging, daß jedes wahre Verſtändniß der formell geſonderten geſetzgeberiſchen Erſcheinungen auf jene gemeinſamen Grundlagen zurückgreifen müſſe und dort allein der, faſt zum Mythus gewordenen Wurzel der nationalen Einheit begegnen könne.

Mit dem beſten Willen kann man nun freilich wol der Mehrzahl der hervorgetretenen Commentare keineswegs das volle Verdienſt des Verſtändniſſes ihrer Aufgabe zuſchreiben. Das Uebel der Kleinſtaaterei greift hier nur zu fühlbar in die Wiſſenſchaft und krähwinkliſirt auch hier auf ebenſo lächerliche als bedauernswerthe Weiſe.

Um ſo ſchätzenswerther erſcheinen aber ſolche particularrechtliche Arbeiten, bei denen das Bedürfniß der ſtetigen Erhaltung des Zuſammenhangs mit der nationalen wiſſenſchaftlichen Grundlage überall hervorleuchtet, wie der oben angeführte Commentar von Hufnagel zum würtembergiſchen Strafgeſetzbuch. Die edle Beſcheidenheit, womit ſolche Werke ſich als von höhern Richtungen abhängig bekennen und ſich überall an ſie anlehnen, verſichert ihnen gerade die große Thätigkeit und Gediegenheit in der Bearbeitung ihres nächſten Gegenſtandes. Eben deshalb iſt aber gerade von ihnen in Beziehung auf die unmittelbare praktiſche Anwendung der wiſſenſchaftlichen Gedanken auf das Leben am meiſten und gründlichſten zu lernen, und keine neue Geſammtdarſtellung des deutſchen Strafrechts wird dieſen reichen Fundgruben ungeſtraft vorübergehen.

Faſſen wir alles bisher Erwogene zuſammen, ſo ergibt ſich als Reſultat: daß es formellrechtlich kein gemeinſam deutſches Strafrecht mehr, ſondern nur noch eine Menge in ihren Grundlagen mehr oder weniger übereinſtimmender Sonderrechte gibt, daß eben deshalb der Gedanke der nationalen Rechtseinheit einzig und allein noch in der Wiſſenſchaft ſein Aſyl findet, daß er aber von hier aus nur dann fruchtbar wirken kann, wenn das deutſche Strafrecht mitſammt den Rechten, aus welchen es ſich im Mittelalter ergänzt hat, in ſeinem geſchichtlichen Verlaufe klargeſtellt, zugleich jedoch dieſe Geſchichte nicht blos als eine Aufeinanderfolge von Thatſachen, ſondern als der in ſich gegliederte Ausdruck der Entwickelung der Idee des Strafrechts ſelbſt auf nationaler Grundlage nachgewieſen und eben damit das allein ſichere Fundament hergeſtellt wird, woraus die an das moderne Sonderrecht ſich anſchließende Dogmatik eine ihr, hoffentlich ephemeres Daſein überdauernde Lebenskraft zu ſchöpfen vermag.

Ein Lehrbuch in dieſem Sinne dem deutſchen Volke darzubieten, iſt die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer der vorſtehenden Bemerkungen ſeit Jahren ſtellt, nachdem er ſich durch ſeine neue Reviſion der Grundbegriffe des Criminalrechts hierzu den Weg zu bahnen geſucht hat.

K. Köſtlin.

Das deutsche Volksschulwesen von Luther bis auf unsere Zeit.

Die Gründung der allgemeinen Volksſchulen in Deutſchland und deren anfängliche Beſchaffenheit.

Nicht blos behufs der Erwerbung Deſſen, was die Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe erheiſcht, iſt der Menſch angewieſen, ſeine Zeit und ſeine Kräfte im Verkehr mit der Körperwelt zu verwenden, ſondern vornehmlich ſoll er in dieſem Verkehr die Entwickelung ſeines Geiſtes fördern und zur geiſtigen Anſchauung einer überſinnlichen Welt gelangen. Ohne Anregung von außen geht aber dem, ſinnlichen Genüſſen hingegebenen Menſchen dieſer Hauptzweck ſeines Erdenlebens gar leicht verloren; das Mittel wird der Zweck, und die geiſtige Förderung unterliegt in der Arbeit um das tägliche Brot. Ohne dieſe Förderung ermangelt aber die Arbeit einer geiſtigen Leitung und eines Fortſchrittes; der Menſch wird Störer ſtatt Beförderer der eigenen und der Wohlfahrt ſeiner fühlenden Mitgeſchöpfe und erliegt dem Gefühle der Zerfallenheit des nach einer ſtetigen Förderung ſtrebenden Geiſtes.

Die geiſtig Gefördertſten unter den Menſchen haben den natürlichen Trieb und die Aufgabe, durch ihre Erfahrungen und geiſtigen Errungenſchaften ihren mit der Materie ringenden Brüdern den Impuls zu einer geiſtigen Lebensrichtung zu geben. Dieſes iſt auch von jeher geſchehen durch Beiſpiel und durch Lehre, und darum iſt Erziehung und Unterricht ſo alt als das Menſchengeſchlecht ſelbſt.

Die natürlichen Erzieher und Lehrer des ſich entwickelnden Menſchen ſind ſeine Aeltern, und der Lebenskreis, welcher die natürlichen Mittel zu der erſten geiſtigen Erweckung und Förderung bieten ſoll, iſt der Familienkreis. Erſt der Mangel an eigener geiſtiger Erweckung und Förderung und an einer höhern Lebensrichtung von Seiten der Aeltern, ſowie die daraus hervorgehende mangelhafte erziehliche Ausbeutung des Familienkreiſes haben die Erziehung, und namentlich den Unterricht, hinausgedrängt aus dem Familienkreiſe, haben die Schulen ins Leben gerufen. Schulen ſind faſt ſo alt wie die Geſchichte der Menſchheit; aber viele Jahrhunderte hindurch hat man die geiſtige Förderung, welche die Schulen verleihen konnten, nur einer Elite der Menſchheit zugewandt und die großen Maſſen des Volks dem troſtloſen Ringen mit der Materie überlaſſen. So in den vorchriſtlichen Zeiten, ſo im Mittelalter, wo man zufrieden war, wenn das Volk den Glauben an das Daſein höherer Mächte hatte und feſthielt, der ihm außerdem von furchtbaren Naturerſcheinungen gepredigt wurde; wo die Geiſtlichen mit dem Unterricht des Volks nichts weiter wollten, als daß das Volk ſie als die Vermittler zwiſchen der Gottheit und den Menſchen anerkännte und verehrte und von ihnen die Verhaltungsbefehle als aus dem Munde der Gottheit annähme. In ihren Kloſterſchulen ertheilten die Geiſtlichen wol einigen Auserwählten Unterricht in etlichen nützlichen Fertigkeiten und Kenntniſſen; aber eine Erleuchtung und Förderung des Geiſtes ihrer Schüler haben ſie ſelbſt damit nicht erreichen wollen, da eine ſolche immer den Nimbus in Gefahr bringen mußte, der ſie in den Augen des Volks umgab.

So fanden die Reformatoren des 16. Jahrhunderts den Zuſtand des Schulweſens in Deutſchland. Der Feind, den ſie bekämpfen wollten, fand in der Unwiſſenheit und in dem geiſtigen Stumpfſinne des Volks ſeine Stützen, und darum mußten ſie ihre Hauptbeſtrebungen gegen die geiſtige Verkommenheit richten und die Unterrichtsanſtalten der Maſſe des Volks öffnen oder neue für ſie errichten. Alſo Volksſchulen nach dem gangbaren Begriffe unſerer Zeit, d. h. Schulen, welche beſtimmt ſind, das Volk in ſeiner Geſammtheit geiſtig zu beleben und zu erleuchten, haben ihren Urſprung erſt in der Reformation der Kirche gefunden. Weſen und Zweck der Reformation geben auch zugleich den Maßſtab für das Feld der Lehrthätigkeit der neuen Schulen.

Die Reformatoren hatten zur Stütze ihrer neuen Lehre nur das Wort der Bibel, und ſie riefen den geſunden Menſchenverſtand auf, ihre Lehre an dem Worte der Bibel zu prüfen. Damit ſetzten ſie aber Kenntniſſe und Fähigkeiten bei den Menſchen voraus, welche keineswegs bei der Maſſe des Volks vorhanden waren und erſt durch die neuen Unterrichtsanſtalten gegeben werden ſollten. Das Volk mußte, um die Früchte der Reformation feſtzuhalten, erſt leſen können und zu einem ſolchen Grade der geiſtigen Förderung gebracht ſein, daß es zu einem richtigen Urtheil über nichtſinnliche Gegenſtände befähigt wäre. Luther hatte dieſe Nothwendigkeit ſehr deutlich erkannt, darum war er mitten in den Kämpfen der Reformation ſo thätig für die Gründung und Verbeſſerung der Schulen. Zur Feſthaltung der Reformation war es auch noch beſonders nöthig, daß das Volk die unterſcheidenden Lehren der neuen Kirche erkannte und ſich einprägte, um ſie den katholiſchen Kirchenlehren gegenüber behaupten zu können. Zu dieſem Zwecke ſtellte Luther die Hauptſätze ſeiner Lehre zuſammen in dem wohlbekannten „Kleinen Katechismus“; dieſer wurde das Schulbuch für die neuen Volksſchulen und ſollte des Volkes Schild und Wehr ſein gegen die Angriffe der katholiſchen Kirche.

Die Form, worin Luther dieſes Lehrbuch abfaßte, beweiſt, daß er die unterredende (ſokratiſche oder katechetiſche) Lehrform bei der Einprägung dieſer Lehrſätze für zweckmäßig oder gar nothwendig hielt; aber die geiſtige Ungewandtheit und die Unwiſſenheit der Männer, welche man zu Lehrern an den Volksſchulen hatte machen müſſen, vereitelten ſogleich dieſe Abſicht des Reformators. Dieſe Lehrer, welche bisher die niedern Kirchendienſte verrichtet hatten oder herabgekommene Perſonen aus verſchiedenen gewerblichen Ständen waren, konnten für ihre Lehrthätigkeit keine andere Form finden und beherrſchen, als die der erzählenden Mittheilung. So geeignet nun auch dieſe Lehrform für geſchichtliches Lehrmaterial ſein mag, ſo wenig geeignet iſt ſie für die abſtracte Lehre, zumal da die Jugend für die Aufnahme der abſtracten Wahrheiten ſelten ein Bedürfniß empfunden hat und darum auch keine natürliche Empfänglichkeit dafür zeigt. Dieſe Unempfänglichkeit ſuchte man nun zu überwältigen, indem man das Lehrmaterial gewaltſam durch Auswendiglernen dem jugendlichen Geiſte aufdrückte. So wurden aber dieſe Katechismuslectionen, welche beſtimmt waren, dem Volke ſein Heiligſtes, nämlich ſeine religiöſe Richtung zu verleihen, durch die Ungeſchicktheit der Lehrer und eine unzweckmäßige Lehrform wahre Marterſtunden für Schüler und Lehrer.

Zum Zweck dieſer Religionsbeſchäftigungen wurde in den Schulen unter unendlichen Mühen und Drangſalen das Leſen gelehrt und gelernt. Die Roheit der Zeit und der Sprache hatte die verſchwindenden, hauchvollen Laute, woraus die Wörter der Sprache beſtehen, mit ausdrücklich vernehmbaren Namen belegt. Dieſe Namen oder Buchſtaben wurden gelernt, in der Reihefolge, wie ſie in den Wörtern vorkommen, genannt, und nun dem Kinde die Rieſenarbeit zugemuthet, unbewußt dieſen Buchſtabennamen die hauchvollen Lautnamen zu entnehmen und ſolche zu Wörtern zu verbinden. Bei dieſer Arbeit entſchwand der Jugend Luſt und Liebe zum Lernen und zu der Schule; Jahre gingen damit verloren, um ſo mehr, da die Kinder faſt durchgängig nur die Winterzeit unter herabſtimmender Geiſtesarbeit in der Schule verbrachten und im Sommer unter dem rohen Verkehr mit der Materie die Errungenſchaften aus der Schule wieder abſtreiften. Auch die Lehrer wünſchten mit der Schuljugend die ſchulfreie und heitere Zeit des Sommers herbei, um ſich dann ihren gewerblichen Nebenbeſchäftigungen, welche ihre kargen Dienſtgehalte nothwendig machten, ungehindert hingeben zu können.

Neben den mühevollen Leſeübungen und Katechismusarbeiten behielten ſehr fähige und ſchulfleißige Kinder nur noch Zeit, in der Schule ſehr nothdürftig etwas ſchreiben oder gar rechnen zu lernen. Doch wurde dieſer Unterricht mehr als ein Privatunterricht betrachtet, woran theilzunehmen Niemand gezwungen wurde, wofür die Lehrer eine beſondere Vergütung erhielten, der deshalb auch nur Kindern wohlhabenderer Aeltern zugänglich war. Die kirchliche Schulinſpection ließ dieſen Unterricht als einen ſogenannten weltlichen unbeachtet, und, hätte ſie ihn beachten wollen, ſo würde ſie doch auch nur geringe Reſultate davon gefunden haben; denn bei der geringen Befähigung der Lehrer brachten es viele Schreibſchüler nicht dahin, Geſchriebenes zu leſen; höchſt ſelten kam Einer ſoweit, eigene Gedanken ſchriftlich darſtellen zu können. Die Rechenübungen waren mechaniſche Zahlenſpiele, die ſelten einen denkkräftigen Schüler zu der Fähigkeit führten, ſeine Kunſt auf Rechenfälle des täglichen Lebens anwenden zu können.

Außerdem wurde in dieſen Schulen täglich mehrere Male eine große Anzahl Gebetsformeln hergeſagt, aber meiſtentheils in einer den Kindern unverſtändlichen Mundart; da indeß dabei die äußere, feierliche Form des Betens beobachtet wurde, ſo bildete ſich die bis auf unſere Tage gekommene Vorſtellung im Volke aus, daß mit dem Herſagen der Gebetsformeln der Gottheit ein ſchuldiges Opfer gebracht werden könne, ja, daß ſogar heilende und ſegnende Wirkungen davon ausgingen.

Der fernere Zuſtand der Volksſchulen in den erſten Jahrhunderten nach der Reformation.

Wie mangelhaft und unzureichend auch die erſten Volksſchulen waren, welche die Reformatoren im Drang der Umſtände geſchaffen hatten, ſo blieben ſie doch nicht ohne fördernde und veredelnde Einflüſſe auf das Volk. Die von Vielen erworbene Leſefertigkeit wurde zur häuslichen Belehrung und Erbauung fortgebildet und ausgebeutet; auch der auswendig gelernte Katechismus und die Gebetsformeln brachte hier und da ein nachdenkender Geiſt ſich zum Verſtändniſſe, und es hätten dieſe rohen Anfänge vortreffliche Grundlagen für ein beſſeres Schulweſen abgeben können, wenn die Pfleger deſſelben überhaupt eine Fortbildung des Unterrichtsweſens ernſtlich beabſichtigt hätten.

Da das proteſtantiſche Volsſchulweſen hauptſächlich zu dem Zwecke geſchaffen war, eine confeſſionelle religiöſe Ueberzeugung im Volke zu pflanzen, zu erhalten und zu pflegen, ſo waren die Geiſtlichen die natürlichen und nothwendigen Aufſeher und Pfleger des Schulweſens, und, wenn auch außerdem die Schulen in den Conſiſtorien noch eine vorgeſetzte Behörde hatten, ſo waren es in denſelben doch wieder Geiſtliche, welche das Schulweſen vertraten, lenkten und beherrſchten. Die Staatsgewalt ſah in der Volksſchule nichts Anderes als eine Dienerin der Kirche, regierte ſie durch dieſelbe und ſchätzte ihren Werth nach dem Maße, wie ſie ſich den Zwecken und Anordnungen der Kirche dienſtbar zeigte.

Es konnte in der katholiſchen Kirche nicht unbemerkt bleiben, wie nützliche Werkzeuge zur Erhaltung ihres Glaubens ſich die Proteſtanten in ihren Volksſchulen geſchaffen hatten, und die Folge davon war, daß man in den katholiſchen Ländern Deutſchlands mit der Errichtung allgemeiner Volksſchulen nachfolgte.

Die Geiſtlichen in den erſten Jahrhunderten nach der Reformation waren weniger befliſſen, durch die Lehre der Kirche das Volk ſittlich zu veredeln, als die Glaubensſätze derſelben andern Confeſſionen oder freiſinnigen Denkern gegenüber zu behaupten. Um bei dieſen Glaubensſtreitigkeiten eine Stütze im Volke zu gewinnen, genügte nicht die Kanzel allein; auch die Schule mußte dazu dienen, die confeſſionellen Glaubensſätze bei dem Volke zu erhalten, zu befeſtigen und deſſen blinden Eifer dafür zu erregen. Da nun aber viele der confeſſionellen Glaubensſätze nicht der Art ſind, daß ſie beſtehen vor den Denkgeſetzen einer geſund entwickelten Vernunft, und da ferner das blinde Eifern für Unverſtandenes nicht gefunden wird bei einer natürlich entwickelten Denkkraft, ſo hatten die Geiſtlichen gegründete Urſachen, ein ſelbſtändiges Denken und die daraus hervorgehende geiſtige Erleuchtung fern zu halten von der Volksſchule, ſowie von den Schulen überhaupt, dieſe vielmehr ſtehen zu laſſen auf dem einmal angenommenen Standpunkte.

Nun war aber die Volksſchule ſchon wegen ihres beſchränkten Lehrmaterials und ihrer geiſtig niederdrückenden Lehrmethode nicht geeignet, weder intellectuell noch ſittlich, ein fördernder Factor der geiſtigen Entwickelung zu ſein; noch ungeeigneter wurde ſie aber dazu durch die geiſtige Beſchränktheit und Geſinnungsloſigkeit der Männer, welche die Kirche als Lehrer an die Schulen ſetzte. Dieſe nämlich ſuchte um ihrer Zwecke willen nur ſtreng dogmengläubige und dabei möglichſt geiſtig unſelbſtändige und abhängige Lehrer für die Volksſchulen aus, Lehrer, welche in der Erinnerung unſerer Zeit noch daſtehen als Zerrbilder der knechtiſchen Demuth und des Affenthums mit gelehrten Bruchſtücken.

Man hat in unſern Tagen die Schule ſo oft eine Tochter der Kirche genannt; nimmer ſteht aber eine Tochter der Mutter ſo abhängig, ſo dienſtbar und ſo demüthig gegenüber, als die Schule jener Zeit der Kirche gegenüber geſtanden hat. Wenn man in Erwägung zieht, wie die Schule unbedingt für die Zwecke der Kirche eine Arbeit übernehmen mußte, die den Geiſtlichen ſelbſt zu mühſam und zu wenig ehrenvoll war, ſo kann die Schule jener Zeit mit vollem Rechte eine Magd der Kirche genannt werden. Und wenn man daneben die völlige Rechtloſigkeit in Erwägung zieht, worin die Schule im Dienſte der Kirche arbeiten mußte, da ſie ohne eigenen Lebenszweck nur Mittel in der Hand der Kirche war, ſo paßt keine andere Bezeichnung für dieſes Verhältniß als: die Schule war die Sklavin der Kirche.

Die Unwürdigkeit ihrer Stellung und ihre höchſt mangelhafte Beſchaffenheit hat die Volksſchule jener Zeit durch ihre Lehrthätigkeit am deutlichſten zu Tage gelegt. Die geiſtige Beſchränktheit der Lehrer und ihre naturwidrigen Lehrmethoden erfüllten die jugendlichen Gemüther mit Widerwillen gegen die Schulen und ihre Thätigkeit; dieſen Widerwillen zu beſiegen, beſaßen die Lehrer keine andern Mittel als die rohe Gewalt; ſo wurden Stock und Ruthe das unzertrennliche Attribut des Schulmeiſters jener Zeit, und die Schule glich einer dunkeln Wolke, welche über dem heitern Lebenshimmel der Jugend lagerte. Das Bild von den Schulen und ihren Lehrern, welches ſich unter jenen Zuſtänden in der Vorſtellung des Volks ausgebildet hat, reicht zum Theil noch herüber bis in unſere Zeit.

Solche unerquickliche Früchte trägt jede menſchliche Einrichtung, welche ihre natürliche Beſtimmung aus den Augen verliert. War die Schule berufen, die mangelhafte Erziehung des älterlichen Hauſes zu erſetzen, ſo mußte ſie ſtreben, den Lebensverkehr im Familienkreiſe annähernd zu erreichen und dieſen Verkehr durch ihre Lehre zu vergeiſtigen. Statt deſſen war ſie aber zu einer Dreſſiranſtalt für willkürliche Parteizwecke herabgeſunken.

Die erſten Beſtrebungen, dem Schulweſen eine beſſere Richtung zu geben.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts beharrte das Schulweſen in einer Starrheit, worin auch das ſchärfſte Auge keinen Fortſchritt oder ſelbſt nur ein Beſtreben dazu entdecken konnte.

Angeregt durch die Schriften denkender Menſchenfreunde, kam der beſſere Theil des deutſchen Volks in dieſer Zeit zu dem Bewußtſein, daß die geiſtige Beſchränktheit der Volksmaſſen und ihr Verkommenſein in rohem Materialismus das wahre Elend ſei, worunter die Menſchheit ſeufze; ſogar Fürſten und Regierungen wollten lieber über ein ſelbſtdenkendes, menſchlich freies Volk herrſchen, als knechtiſch und dumm gehorchenden Menſchen ihre Geſetze geben. Dabei konnte man nicht verkennen, daß Kirche und Schule als die zur geiſtigen Förderung des Volks berufenen Anſtalten ihre Aufgabe bisher nur in einem unzulänglichen Grade gelöſt hatten. Solche Wahrnehmungen und Ueberzeugungen lenkten die menſchenfreundlichen Beſtrebungen beſonders auf das Schulweſen, in der richtigen Annahme, daß dem Menſchen eine beſſere geiſtige Richtung am leichteſten in dem für äußere Eindrücke ſo empfänglichen Jugendalter zu geben ſei. Die Erwartungen, welche man für die plötzliche Umwandlung und Veredlung der Volkszuſtände von der Umgeſtaltung und Verbeſſerung des Schulweſens hegte, waren aber übertrieben und mußten, wie es bis in unſere Tage hinein wol tauſendmal geſchehen iſt, bittere Täuſchungen hervorbringen.

Die Hauptrichtung ſeines Lebens erhält der Menſch durch die häusliche Erziehung. Hier ſtellt der Erzieher bewußt und unbewußt ſeine Perſönlichkeit als Ideal und Endziel der Erziehung auf. Kein Erzieher kann ſchlechthin beſſere Menſchen erziehen, als er ſelbſt iſt; theils ſchon darum, weil Niemand leicht an der Vortrefflichkeit ſeiner Perſönlichkeit zweifelt, vielmehr in der Regel nur wünſcht, daß ſeine Kinder oder Zöglinge werden möchten, wie er ſelbſt iſt; theils aber und beſonders darum, weil das Beiſpiel kräftiger wirkt als die Lehre, und die Zöglinge das Ideal einer anzuſtrebenden Perſönlichkeit bei einer mit Liebe geleiteten Erziehung immer in dem Erzieher ſelbſt erblicken. Darum kann ein geiſtig verkommenes Volk auch meiſt nur wieder ſolche Kinder erziehen, und der von außenher einwirkende Schulunterricht iſt nur ein nothdürftiges Surrogat für die mangelhafte häusliche Erziehung, ein Factor, deſſen Wirkungen vor den Einflüſſen des häuslichen Verderbniſſes immer mehr zurücktreten, ſodaß oft kaum eine karge Spur davon übrig bleibt, die nur eben hinreicht, das Volk im Verlauf mehrerer Generationen allmälig auf höhere intellectuelle und ſittliche Standpunkte zu erheben.

Als ein ſtrahlendes Meteor am pädagogiſchen Himmel, das zuerſt eine lebhafte Bewegung in den trägen und ſtabilen Gang der Erziehung und des Unterrichtes brachte, erſchien die berühmte Schrift des franzöſiſchen Schweizers Jean Jacques Rouſſeau, „Emile“ betitelt, die Göthe mit vollem Rechte das Naturevangelium der Erziehung nannte.

Rouſſeau war 1712 in Genf von armen Aeltern geboren; er genoß faſt gar keine geregelte und bewußte Erziehung, noch weniger einen ordentlichen Schulunterricht. Obgleich deshalb auch ſein Leben nie eine geordnete Richtung gewann und ſeine Sittlichkeit nicht als Muſter aufgeſtellt werden kann (wagte er doch nicht einmal, ſeine eigenen Kinder zu erziehen!), ſo verſchaffte ihm doch ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe und ſeine ungewöhnliche Intelligenz die Ueberzeugung, daß der bisher in der Erziehung und im Unterricht geübte Zwang der natürlichen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes unüberſteigliche Schranken geſetzt habe; er verlangte daher ein freies Walten der natürlichen Neigungen des Kindes bei ſeiner Erziehung; er wollte den Erzieher zum Nachtreter machen auf der Bahn, wohin die freien Triebe den Zögling führen.

Man hat Rouſſeau und ſeinem „Emile“ von der einen Seite nachgerühmt, daß das Buch unendlich für eine beſſere Geſtaltung des Erziehungs- und Unterrichtsweſens gewirkt habe, während man auf der andern Seite behauptet, es habe unendlich geſchadet. Beide Behauptungen enthalten Wahrheit, denn in dem „Emile“ ſind die trefflichſten pädagogiſchen Wahrheiten mit den gefährlichſten Irrthümern gemiſcht.

Der menſchliche Geiſt tritt mit den Keimen zu allen menſchlichen Tugenden und Vollkommenheiten auf die Erde; dieſe Keime erhalten im Verkehr mit den Dingen der Außenwelt ihre Anreizung zum Wachsthum, und für gewöhnlich nimmt der Erzieher das Wachsthum dieſer Anlagen in ſeine willkürliche und mangelhafte Leitung; er betrachtet den kindlichen Geiſt als eine tabula rasa, worauf er ſchreiben könne, was ihm beliebt. Das iſt der gewöhnliche Hergang bei der Verziehung des Menſchen. Die Keime des menſchlichen Geiſtes will aber die Natur keineswegs der Willkür und der beſchränkten Einſicht des Erziehers preisgegeben wiſſen, ſondern die natürliche Neigung des Kindes bezeichnet den Weg, den die Entwickelung derſelben geführt ſein will. Bis hierher enthält der „Emile“ reine Wahrheit. Aber die Entwickelungstriebe des menſchlichen Geiſtes führen denſelben auf Wege, worauf für das Individuum Mühen und Beſchwerden liegen; davor weicht die ſinnliche Selbſtſucht und Gemächlichkeit des Individuums, ſich ſelbſt überlaſſen, zurück, und die Entwickelung geräth dann auf Abwege, ſie verwildert; Ungezogenheit und Zügelloſigkeit tritt hervor. So z. B. offenbart ſich früh in der kindlichen Seele der Thätigkeitstrieb; es iſt der ſchöpferiſche Keim, der die Dinge um ſich her umgeſtalten und veredeln ſoll; er zeigt ſich als Unruhe, im Lärmen und Toben, im Stoßen und Schlagen des ſpielenden Kindes. Die Erziehung hat die Aufgabe, dieſen Trieb zur Arbeit anzuleiten; ſich ſelbſt überlaſſen, weicht aber das Kind vor der Mühe und dem Ernſt der Arbeit zurück, und der zur edeln Thätigkeit beſtimmte Trieb führt zur rohen Zerſtörungsſucht. Da nun aber der „Emile“ dieſe ernſte Leitung der Erziehung nicht zugeſteht, ſo enthält er einen gefährlichen Irrthum, und ſeine Grundſätze ſchützen nicht vor der Zügelloſigkeit und Verwilderung der Jugend.

Rouſſeau war, wie ſchon bemerkt, ſelbſt kein Erzieher; noch weniger war er ein Lehrer; mochten nun ſeine Erziehungsgrundſätze hier und da auch ſchüchterne Anwendung finden, ſo wurden ſie doch noch nicht auf das Feld des Unterrichts verpflanzt; dazu gehörte erſtlich Zeit und ſodann ein zweiter kühner, von der Wahrheit ergriffener Geiſt. Dieſer Geiſt fand ſich in dem deutſchen Schweizer Peſtalozzi. Er war 1746 in Zürich geboren; ſelbſt Schöpfer origineller Ideen, hatte der „Emile“ einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht und ſeinem, urſprünglich der Theologie gewidmeten Leben die Richtung auf das Erziehungs- und Unterrichtsfach gegeben. Kräftiger aber und lebhafter noch als ſeine ideelle Schöpfungsgabe war ſein Gefühl und beſonders hervorragend ſeine hingebende Liebe für die leidende Menſchheit. Aber aus eben dieſem Grunde ging ihm die Ruhe ab, ſeine Ideen mit anhaltendem Ernſte und folgerechter Strenge durchzuführen, weshalb ſeine Wirkſamkeit ſich nicht ſo vortrefflich erwies, als ſeine Ideen und namentlich ſein überſtrömendes Gefühl.

Seine Liebe zur leidenden Menſchheit ließ ihn im Jahre 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit aufgeſammelten Bettelkindern beginnen. Er hatte erkannt, daß die Wahrheit es ſei, was den Menſchen frei und glücklich mache, daß kein materieller Erwerb und Beſitz allein dem Menſchen ein menſchenwürdiges, beſeligendes Gefühl des Glückes verleihen könne. Ebenſowol erkannte er, daß eine ſolche beſeligende Wahrheit nicht auf dem Wege des bisherigen Unterrichts, dem der Ueberlieferung, zu gewinnen ſtehe, daß ſie, wenn ſie ein wirkliches Eigenthum des Menſchen werden ſolle, durch Kraft und Anſtrengung des lernenden Geiſtes erarbeitet werden müſſe. Darum ſtand er ab von dem bloßen Mittheilen der Wahrheit und noch viel mehr von dem gewaltſamen Aufdrängen derſelben, wie der Unterricht es bis dahin durch das Auswendiglernen geübt hatte. Er hatte erkannt, daß jede Wahrheit ein Abſtractum iſt, gewonnen aus der Anſchauung der Dinge und der Lebensverhältniſſe, und daß das Individuum die Abſtraction ſelbſt machen muß, wenn die Wahrheit ſein Eigenthum werden ſoll; darum, ſagt er, kann und ſoll der Lehrer nur die Dinge und Lebensverhältniſſe dem Kinde zur Anſchauung bringen, höchſtens daſſelbe zur Abſtraction anleiten und anreizen. Das iſt die große pädagogiſche Wahrheit, welche Peſtalozzi zuerſt conſequent durchzuführen verſucht hat und durch die er zum Vater des neuen Schulweſens geworden iſt.

Obgleich nun Peſtalozzi dieſe Wahrheit nur im beſchränkten Maße (vornehmlich auf Form und Zahl angewandt) ausführte, ſo fiel ihr Gewicht doch ſo mächtig auf die Geiſter, welche eine Verbeſſerung des bis herigen Schulunterrichtes erſtrebten, daß aus Nähe und Ferne ihm Jünglinge zuſtrömten oder zugeſandt wurden, welche die neue Unterrichtsweiſe aus der Anſchauung kennen und in ihre Heimat verpflanzen wollten oder ſollten.

Aus Peſtalozzi's Unterrichtsanſtalten verſchwand die Abneigung der Jugend gegen das Lernen, die bisher ſo allgemein geweſen war, daß man ſie ohne Weiteres der Erbſünde zugeſchrieben hatte; die Schüler wurden geiſtig wacker und zum ſelbſtändigen Urtheilen geneigt; und wenn ſeine Unternehmungen von keinem dauernden Glücke begleitet waren, ſo lag die Schuld davon nur in ſeiner unſtäten Perſönlichkeit, aber keineswegs in ſeiner ewig wahren, pſychologiſch begründeten Unterrichtsmethode.

Dieſe zwei Männer, Rouſſeau und Peſtalozzi, Beide Schweizer von Geburt, der Eine durch ſeine Sprache Frankreich, der Andere Deutſchland zugewandt, haben durch ihr Nachdenken dem Erziehungs- und Unterrichtsweſen neue Bahnen gebrochen und eine beſſere Richtung angewieſen, obgleich Beide weder Erzieher noch Lehrer waren und die Idee durch die That nicht verwirklichen konnten. Dieſer Umſtand iſt es beſonders, warum dieſe beiden Männer ſo oft verkannt und verleumdet worden ſind.

Die Philanthropen in ihren Beſtrebungen und ihrem Einfluß auf das Schulweſen.

Rouſſeau's „Emile" hatte nicht bloß bei Peſtalozzi, ſondern faſt gleichzeitig auch bei andern Männern auf Verbeſſerung des Unterrichtsweſens gerichtete Beſtrebungen hervorgerufen. Wir nennen zuerſt Baſedow. 1723 in Hamburg geboren, faßte er 1762 den Entſchluß, nach Rouſſeau's Ideen das Erziehungs- und Unterrichtsweſen Deutſchlands zu verbeſſern. Zu dem Zwecke gab er, von einflußreichen Perſönlichkeiten durch Geldmittel unterſtützt, ſein „Elementarwerk" heraus und errichtete darauf eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt in Deſſau unter dem Schutz des dortigen Fürſten, wo ſeine Ideen eine Verwirklichung finden ſollten; er nannte dieſe Anſtalt das „Philanthropin". Salzmann, geb. 1744 bei Erfurt, einer der Lehrer an dem Philanthropin, legte 1781 zu Schnepfenthal bei Gotha eine eigene Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt an, in welcher er mit mehr Ruhe und Beſonnenheit als Baſedow nach deſſen Grundſätzen wirkte. Nicht nur Baſedow, ſondern hauptſächlich Salzmann und manche andere der Lehrer, welche zu Deſſau und Schnepfenthal arbeiteten, haben durch populäre Schriften dieſen Grundſätzen eine weite Verbreitung gegeben, überhaupt für allgemeine Volkserleuchtung gewirkt; alle dieſe Männer erhielten die gemeinſchaftliche Bezeichnung „die Philanthropen". Wir erwähnen außer den beiden Genannten noch Campe, Bechſtein, Gutsmuths, Glatz, Blaſche und Trapp. Von Salzmann's zahlreichen, die philanthropiſche Richtung in populärer Weiſe darſtellenden Schriften ſind beſonders zu nennen: „Das Krebs- und das Ameiſenbüchlein" (Anweiſungen, wie man die Kinder nicht erziehen und wie man ſie erziehen ſoll); „Der Himmel auf Erden“; „Konrad Kiefer oder Anweiſung zu einer vernünftigen Kindererziehung“; „Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend“, u. ſ. w. Ueber die Lehre und Erziehungsrichtung der Philanthropen ſind die verſchiedenſten Urtheile gefällt worden. Wir wollen verſuchen, vom Standpunkte der Erfahrung und einer daraus hergeleiteten Erziehungs- und Unterrichtsanſicht aus die Licht- und Schattenſeiten der philanthropiſchen Richtung nebeneinander zu ſtellen.

Die Philanthropen würdigten richtig und in ihrem ganzen Umfange die vorherrſchende unnatürliche Richtung im Erziehungs- und Unterrichtsweſen; zumal rügten ſie die Willkür und den Zwang, womit die Erzieher den natürlichen Entwickelungstrieben der Jugend entgegentraten und die freie Entfaltung des menſchlichen Geiſtes hemmten oder gar zerſtörten.

Sie ſahen ein, daß Dasjenige, was den Menſchen in ſeiner Entwickelung wahrhaft fördert, von ihm mit Luſt und Eifer aufgenommen wird, daß dagegen Unluſt und Abneigung der menſchlichen Seele die ſicherſten Merkmale einer der natürlichen Entwickelung feindlichen Behandlung ſind. Da nun dieſe Abneigung ſich offenbarte faſt gegen Alles, was bisher in den Schulen getrieben worden war, ſo verwarfen ſie mit Recht den unverſtandenen Wortkram, der mit dem Leben in keiner natürlichen Verbindung ſtand, ferner das gewaltſame Aufzwängen von allerhand Lehrſtoff mittels des Auswendiglernens und des Stockes, wodurch man die menſchliche Natur geneigt machen wollte, das ihr Dargebotene, mochte es ihr auch noch ſo fremdartig ſein, aufzunehmen.

Sie rügten ferner mit Recht die gänzliche Vernachläſſigung der körperlichen Erziehung und ſtellten die Folgen der gehemmten körperlichen Entwickelung in ihrem Einfluſſe auf körperliches und geiſtiges Wohl heraus. Darum erhoben ſie ſich gegen die preſſende Modekleidung der Jugend, gegen das ſtundenlange Stillſitzen derſelben auf den Schulbänken, gegen die künſtliche Diät u. ſ. w.; dagegen hoben ſie die Nothwendigkeit der freien körperlichen Bewegung und der Uebung der Körperkraft hervor, und ſo ſind ſie, unter ihnen beſonders Gutsmuths, die erſten Urheber des deutſchen Turnens geworden.

Sie tadelten an dem beſtehenden Unterrichte, daß er faſt ausſchließlich darauf gerichtet ſei, die Jugend mit einer über das Grab hinausliegenden Welt bekannt zu machen, wobei man ſie über die Erſcheinungen in ihrem irdiſchen Lebenskreiſe unbelehrt und im Dunkeln laſſe, daß man die geiſtige Bewegung der Jugend in ein abſtractes Gedankenreich einhege, da doch der Geiſt in ſeiner natürlichen Entwickelung ſich zunächſt an die ſinnlichen Erſcheinungen anſchließe. Sie zogen daher in den Kreis des Schulunterrichts Naturkunde, Technologie, Mechanik, Geographie, Geſchichte und Reiſebeſchreibungen, und ſo ſind die Philanthropen die Urheber des realiſtiſchen Elements im Schulunterricht geworden.

Ferner gingen die Philanthropen von dem ſehr richtigen Grundſatze aus, daß die Leiſtungen der Schule von der geiſtigen Tüchtigkeit der Lehrer bedingt ſeien, darum erhoben ſie ſich gegen das bisher beſtandene Unweſen, die unbrauchbaren Glieder anderer Stände für das Volksſchulweſen zu verwenden, und drangen mit einer großen Ueberzeugungsgabe darauf, eigene Anſtalten für die Bildung der künftigen Lehrer der Volksſchulen zu gründen, wie denn auch ſchon eine ſolche Anſtalt mit dem Philanthropin in Deſſau verbunden war. So ſind die Philanthropen auch die wahren Urheber der Schullehrerſeminare geworden und haben ſich damit um das deutſche Volksſchulweſen das bleibendſte Verdienſt erworben.

Mit dieſen Lichtſeiten des Philanthropinismus ſind aber auch ſeine Schattenſeiten über das deutſche Volksſchulweſen gekommen; das Zurückdrängen dieſer hat einen langen Kampf gekoſtet, und ſie haben den Feinden des neuen Schulweſens nicht geringe Blößen zum Angriff geboten. Von dieſen Schattenſeiten wollen wir die wichtigſten hervorheben.

Die erſte iſt die, daß ſie dem Schulweſen eine allzu ausſchließliche Richtung auf das blos praktiſch Nützliche gaben.

Es iſt eine begründete pädagogiſche Wahrheit, daß die gedeihliche Erkenntniß des Kindes, welche es geiſtig allſeitig fördert, ausgehen muß von ſeinem Anſchauungskreiſe, daß der Unterricht vor allem den vorliegenden Lebenskreis des Kindes zu beleuchten und zum ſichern Verſtändniß zu bringen hat, daß er ferner dieſen Lebenskreis allmälig erweitern, von ihm aus zur Abſtraction anleiten und ins Reich des Ueberſinnlichen einführen ſoll.

Allein ein pädagogiſcher Irrthum iſt es, wenn man in dieſem Lebenskreiſe nur Dasjenige beleuchten und würdigen will, wovon das Individuum für ſich einen materiellen Nutzen ziehen kann. So erhielt der Unterricht eine blos materielle und ſelbſtſüchtige Richtung, womit jede echt menſchliche und chriſtliche Erziehung, d. h. die Entwickelung und Pflege der Liebe im Menſchengeiſte, verloren geht. Von dieſem Irrthum ſind die Philanthropen nicht freizuſprechen, und es iſt vielleicht nicht ohne Grund, wenn behauptet wird, daß man an der jetzt lebenden Generation des Menſchengeſchlechts die Früchte der philanthropiſchen Erziehungsrichtung offenbart ſehe.

Ferner begnügten ſich die Philanthropen nicht damit, das praktiſch Nützliche dem vorliegenden Lebenskreiſe des Zöglings zu entnehmen, ſondern verſtiegen ſich auch in fernliegende, zukünftige Lebenskreiſe. Nun lebt aber das Kind, mehr noch als der Erwachſene, für die Gegenwart, ihr ſind ſeine Intereſſen ausſchließlich zugewandt, und was den Zögling hinausrückt in eine fernliegende Zukunft, das weiſt ſein natürliches Bildungsbedürfniß mit Abneigung zurück. In dieſem Streben, den kindlichen Geiſt zu einem Magazin für künftige Nützlichkeiten zu machen, verfiel die philanthropiſche Richtung ganz in den Fehler der alten Schulen und erntete noch mehr Unluſt und Abneigung als dieſe; denn für die Schilderung einer über das Grab hinausliegenden Welt wurde das kindliche Intereſſe doch durch Neugier, Furcht oder die Ausſicht auf das Unausbleibliche gewonnen, während die nützliche Zukunft der Philanthropen nicht im Bereich des Unausbleiblichen lag.

In dieſem Streben, das Nützliche zu erkennen und das Erkannte nützlich zu machen, erſchöpfte ſich dieſe Richtung. Alles, was das Gefühl, dieſen wahren Antrieb des echt menſchlichen Handelns, beleben ſollte, trat in den Hintergrund. Ohne das Licht der Erkenntniß ſoll freilich kein Gefühl des Menſchen zur Aeußerung kommen, aber die Erkenntniß darf nimmer durch ihre einſeitige Förderung das Gefühl erſticken. Wenn man den Philanthropen den Vorwurf macht, daß ſie unter dem Secirmeſſer des kalten Verſtandes alle Lebensverhältniſſe zerlegt, daß ihre Zucht der Welt nur kalte, proſaiſche Selbſtſüchtler geliefert, ſo iſt dieſer Vorwurf wol nicht ganz ohne Grund.

Den Philanthropen ſelbſt blieb dieſe Schattenſeite ihrer Unterrichtsweiſe nicht verborgen; aber ſie ſuchten den Mangel durch breite Reden und Ermahnungen zu erſetzen, ſuchten die Liebe, welche durch die That der Erziehung gezeugt ſein will, durch Moraliſiren zu pflanzen. Solchen Reden, welche noch durch ihre verwäſſernde Breite den Geiſt erſchlaffen, leiht die Jugend nicht gern ihr Ohr, noch weniger laſſen ſich dadurch Gefühle pflanzen und dauernd beleben; die kindliche Seele zieht ſich hier vor der Willkür zurück, denn die Moral iſt ein willkürliches Abſtractum, welches der Erzieher aus dem Factum zieht und dem Zögling aufdrängen will; dieſer begehrt aber nur das Factum, er will ſich ſeine Moral ſelbſt machen; nur ſo behält er Spielraum für eine freie menſchliche Entwickelung. Gelingt es einer ſolchen Lehrweiſe dennoch, die Neigung des Schülers zu gewinnen, ſo entſteht das widrige Zerrbild altkluger, moraliſirender Kinder und Jünglinge.

Eine der edelſten und tüchtigſten Perſönlichkeiten unter den Philanthropen war Campe, geboren 1746 im Braunſchweigiſchen, der in der Nähe von Hamburg eine ſehr beſuchte Erziehungsanſtalt gründete, nachdem er das Philanthropin in Deſſau verlaſſen hatte, wo er Baſedow's Nachfolger geweſen. Sein „Reviſionswerk" enthält die trefflichſten Gedanken über eine naturgemäße Erziehung, und ſeine zahlreichen und vielgeleſenen „Jugendſchriften" beweiſen, wie ſehr er es verſtand, dem kindlichen Geiſte die fördernde Nahrung zu reichen. Unter letztern ragt ſein „Robinſon" am meiſten hervor; aber auch darin kann man die Probe der moraliſirenden Breite der Philanthropen finden und zugleich die Erfahrung machen, mit welcher Abneigung das kindliche Entwickelungsbedürfniß darüber hinweggeht.

Da die Philanthropen nach den Conſequenzen ihrer Grundſätze nicht nur den orthodoxen Kirchenglauben, ſondern auch den Werth des claſſiſchen Alterthums anfochten, ſo erwuchſen ihnen Feinde in ungezählten Scharen, und dieſen iſt es zum Theil gelungen, die Wahrheiten der philanthropiſchen Lehrweiſe neben den Irrthümern in Vergeſſenheit zu bringen. Vielleicht entſpringt aus dieſer Feindſchaft auch die oft gehörte Behauptung, daß aus den Schulen der Philanthropen nicht ein ausgezeichneter und wirklich tüchtiger Mann hervorgegangen ſei.

Die Schullehrer-Seminarien und ihr Einfluß auf das Volksſchulweſen.

Wenn auch ſchon hier und da, gewöhnlich als fromme Stiftung, eine Anſtalt beſtand, welche Perſonen aus andern Ständen die nothdürftige Dreſſur zum Schulhalten beibringen ſollte, wie z. B. das im Jahre 1751 in Hannover errichtete Seminar, ſo datirt doch die Entſtehung der Schullehrer-Seminare in dem jetzt gebräuchlichen Sinne erſt aus der Zeit der philanthropiſchen Wirkſamkeit, alſo ungefähr aus dem Jahre 1780.

Obgleich dieſe Anſtalten bei ihrem Entſtehen von vielen Seiten freudig begrüßt wurden, ſo geriethen ſie doch bald, als Schöpfungen der Philanthropen, mit dieſen ſelbſt in Miscredit, und ihre Wirkſamkeit wurde von argwöhniſchen Augen überwacht.

Die Seminare enthielten allerdings viele philanthropiſche Elemente, und die Irrthümer dieſer Lehrweiſe ſind auch von den Seminariſten in die Volksſchule gebracht worden. Man drang daher bald auf eine vorzugsweiſe religiöſe oder vielmehr kirchliche Richtung bei dieſen Anſtalten und ſuchte ſoviel wie möglich Geiſtliche oder Candidaten der Theologie als Lehrer in die Seminare zu bringen.

Die Vorbereitung der aufgenommenen Zöglinge war, wie es nicht anders zu erwarten ſtand, eine ſehr nothdürftige und mangelhafte geweſen; aber die Begeiſterung für Menſchenbildung, welche durch die philanthropiſche Erregung von den Lehrern und aus den Schriften der Philanthropen auch über die Zöglinge kam, wirkte Außerordentliches, ſodaß die geiſtige Förderung, welche die Zöglinge in den zwei bis drei Jahren ihres Seminaraufenthaltes erfuhren, eine ungewöhnliche und bewundernswürdige genannt werden kann.

Sehen wir nun auf die innere Wirkſamkeit der Seminarien, ſo war ſie eine dreifache: eine pädagogiſche, eine realiſtiſche und eine ausübende. Mit der erſten wollte man die eigentliche Lehrbefähigung herbeiführen, man lehrte daher allgemeine Pädagogik, Logik, Methodik, Katechetik u. ſ. w., Gegenſtände, welche als Bruchſtücke eines philoſophiſchen Wiſſens im philoſophiſchen, abſtracten Gewande vorgetragen wurden. Die Hefte der Zöglinge ſchwollen an von dieſem gelehrten Wiſſen, und die gelehrten Klänge haben wol das Ihrige dazu beigetragen, Eitelkeit und Selbſtüberhebung der Zöglinge hervorzurufen. Man überſah hierbei zu ſehr, daß dieſe Wiſſenſchaften Abſtractionen waren aus der Beobachtung der Menſchen in ihrem geiſtigen Fortſchritt; hätte man die Zöglinge zu dieſer Beobachtung angeleitet und eine muſterhafte Lehrmethode bei dem Unterricht ſelbſt angewandt, ſo würde man unfehlbar mehr für ſeine Zwecke erreicht haben. Jetzt aber blieb zwiſchen den pädagogiſchen Wahrheiten in den Heften und ihrer Anwendung in der Schule für die meiſten Zöglinge eine unüberſteigliche Kluft.

Auch für den zweiten Theil der Seminarwirkſamkeit ſtanden die Sachen kaum beſſer. Die Lehrer an den Seminarien waren Gelehrte oder ſchöpften ihr Wiſſen doch aus den Schriften der Gelehrten. Nun hat die Gelehrſamkeit das Eigenthümliche, daß ſie die Wiſſenſchaft als ein Ganzes überſieht, das Material ordnet und abtheilt und ſo ein Syſtem aufſtellt, welches zur Wiſſenſchaft in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie ein Blattgerippe zu einem Blatte. Zum Kennenlehren des Materials der Wiſſenſchaft, woven das Gebäude aufgeführt war, fehlte es in den Seminarien nicht blos an Zeit, ſondern dazu waren die Lehrer ſelbſt ſelten befähigt. In dem Geſchichtsunterrichte waren es Zeitabſchnitte, Namen und Zahlen, was man beſonders auffaßte und feſthielt; in der Geographie Grenzangaben und wieder Namen und Zahlen; in der Naturgeſchichte Abtheilungen und Claſſen, und dabei kam ſehr oft der Schüler nicht einmal zur Anſchauung einer einzigen Species, welche in die Claſſe oder Abtheilung gehörte u. ſ. w.

Wie man gelernt hat, ſo lehrt man auch wieder. Dieſe Wahrheit ſteht feſt und hat für das Volksſchulweſen ſeine tiefeingreifenden Folgen gehabt. Die Gerippe eines realiſtiſchen Wiſſens kamen ſo in die Volksſchulen, wie ſie auf den Seminarien zuſammengeſtellt waren, und haben dort Unheil und Verwirrung angerichtet. Eine Anordnung ſeiner Kenntniſſe iſt dem menſchlichen Geiſte nothwendig; aber es muß erſt Kenntniß des Einzelnen vorhanden ſein, ehe man eine Anordnung treffen kann, ſonſt hat dieſelbe weder Sinn noch Halt.

Nur die dritte Art der Seminarwirkſamkeit war eine wirklich tüchtige und darum fruchtbare. Durch Peſtalozzi und die Philanthropen war der Stab gebrochen ſowol über das Auswendiglernen, als über das Dictiren und die erzählende Mittheilung des Unterrichtsſtoffes; damit waren aber alle Wege abgeſchnitten, auf denen man bisher gewohnt war das Lehrmaterial und namentlich die religiöſen Wahrheiten dem kindlichen Geiſte zugänglich zu machen. In dieſer Verlegenheit kehrte man wieder zurück zu der Lehrweiſe des Sokrates, d. h. der entwickelnden, herauslockenden Unterredung oder der Katechetik (Unterricht durch Frage und Antwort), wie Luther ſie durch ſeine Katechismen ſchon angedeutet oder wie ſie bei dem Examen ſchon Anwendung gefunden hatte. Die examinirende Katechetik iſt aber wol zu unterſcheiden von der entwickelnden, welche man richtiger Sokratik nennt; jene nimmt faſt ausſchließlich das Gedächtniß in Anſpruch, während dieſe vorzugsweiſe die Denkkraft anſpornt; jene erfordert blos ein mechaniſches Durchgehen des vorliegenden Lehrmaterials, während dieſe eine vollkommene Beherrſchung und Anordnung in Rückſicht auf die kindliche Faſſungskraft erheiſcht. Die Sokratik gründet ſich auf die pſychologiſche Wahrheit, daß der Menſch nur Dasjenige mit Erfolg lernt, wovon die Anfänge ſchon in der Seele liegen, und ſie hat die Aufgabe, dieſe Anfänge herauszulocken, zum klaren Bewußtſein zu bringen und weiter auszubilden.

Die Seminarien haben nun nicht blos das Verdienſt, dieſe Lehrweiſe zu einer großen Vollkommenheit ausgebildet zu haben, ſondern ſie haben auch ihre Zöglinge mit derſelben durch Lehre und praktiſche Uebungen vertraut gemacht und dieſe ſo mit einer Lehrgewandtheit ausgeſtattet, ſie mit Kunſtgriffen in Behandlung des Lehrmaterials verſehen, die den ehemaligen Seminarzögling vor den meiſten Lehrern aus andern Bildungsanſtalten vortheilhaft auszeichnen.

Als Meiſter in der katechetiſchen Lehrform, deſſen Katechiſationen noch immer als unerreichte Muſter daſtehen, iſt beſonders Dinter zu nennen. Er war geboren 1760 in Sachſen, war anfangs Geiſtlicher, nachher Director des Schullehrerſeminars in Dresden und ſpäter Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg. Er hat aber nicht blos das ſoeben gerühmte Verdienſt um die Katechetik, ſondern auch für die Bekanntſchaft der Volksſchullehrer mit volksthümlichen Religionswahrheiten und der Bibel, für die Begeiſterung für ihren Beruf und für eine gemeſſene Haltung in demſelben hat er Bedeutendes geleiſtet. Aber Dinter war und blieb Geiſtlicher; darum hat er für die Lehrbefähigung der Volksſchullehrer in den ſogenannten profanen Unterrichtsgegenſtänden weniger gethan und thun können; auch war er der philanthropiſchen Anſicht zugethan, daß aus dieſen Fächern nur das praktiſch Nützliche in die Volksſchule gehöre.

Fortentwickelung der Erziehungs- und Unterrichtsgrundſätze und der Lehrmethoden.

Was Peſtalozzi und die Philanthropen nach verſchiedenen Richtungen erſtrebt und verſucht hatten, wurde von einem andern Schweizer, Emanuel Fellenberg, geboren 1771, zum Theil vereinigt aufgenommen und fortgebildet. Peſtalozzi wollte zur Abſtraction durch die Anſchauung der Form und der Zahl veranlaſſen; dazu ſchuf er willkürliche Anſchauungsverhältniſſe; aber die Willkür erſcheint dem Kinde als Zwang und ſtört darum die freie Entwickelung; eine Anſchauung der natürlichen und nothwendigen Lebensverhältniſſe und Erſcheinungen muß geiſtig anregender und fördernder ſein. Die Philanthropen wollten anſchauen laſſen und beleuchten, was an Nützlichkeiten in dem gegenwärtigen Lebenskreiſe der Kinder lag, und dahinein drängen, was künftige Lebenskreiſe an Nützlichkeiten bringen konnten. Fellenberg erkannte als die vorzüglichſte Nützlichkeit die Arbeit, und was dieſelbe erleichtere und veredele und als Anſchauungsverhältniſſe nahm er eben die Lebenserſcheinungen bei der Arbeit; hieraus ſollten die Zöglinge die Abſtractionen herleiten und ſie wieder zurückführen auf Erleichterung und Veredelung der Arbeit. Nach ſolchen Grundſätzen gründete Fellenberg im Jahre 1801 eine Erziehungsanſtalt in der Schweiz, welche ſich bis in unſere Tage hinein behauptet hat. Hier tritt die Schule in ihrer natürlichſten Geſtalt auf, denn das älterliche Haus, wo die Belehrung an der Arbeit gewonnen und wieder auf die Arbeit angewandt wird, dieſe durchdringt und veredelt, iſt die natürlichſte Schule, und Fellenberg's Anſtalt nähert ſich möglichſt einer ſolchen Familienſchule. Der Gedanke, woraus dieſe Anſtalt hervorging, wird ewig unangefochten daſtehen in ſeiner pſychologiſchen und pädagogiſchen Wahrheit, wenn auch die Ausführung vielen Ausſtellungen ausgeſetzt ſein mag und nicht die erwarteten Erfolge liefern ſollte. Die Gebrechen, woran die Ausführung leiden muß, leuchten unſchwer ein. Erſtlich ſind die Lebensverhältniſſe des älterlichen Hauſes nur annähernd in Erziehungsanſtalten zu erreichen, nimmer in öffentlichen Schulen; aber auch in jenen Anſtalten läßt ſich Kunſt und Abſichtlichkeit nicht fern halten, es fehlt ſo oft das nöthige Vertrauen, die Liebe und die natürliche Offenheit zwiſchen Lehrern und Schülern, Umſtände, welche dem natürlichen Verhältniſſe, wie es der Familienkreis bietet, Abbruch thun. Niemand kann zweien Herren dienen; dieſe Wahrheit tritt auch in ſolchen Anſtalten hervor; ſoll die Arbeit oder die Lehre die Hauptſache ſein, oder ſollen beide gleiche Berechtigung haben? Das geiſtig ſchwache oder träge Kind wendet ſein Intereſſe beſonders der Arbeit zu, woneben ihm die Lehre als ſtörendes Hinderniß erſcheint; wogegen das geiſtig kräftige und wackere Kind ausſchließlich Sinn für die Belehrung behält und die Arbeit als ſtörendes Hinderniß betrachtet.

Eine ältere Einrichtung bei Armenſchulen, wonach die Schüler abwechſelnd Schulunterricht empfangen und arbeiten müſſen in ſogenannten Arbeitsſchulen, liegt der Ausführung der Fellenberg'ſchen Grundſätze fern und kann vom pädagogiſchen Standpunkt aus in keiner Weiſe beifällig beurtheilt werden. Das größte Verderben, welches auf der Lebensſtellung und Erziehung der Armenkinder ruht, iſt ihr geiſtiges Aufgehen im Verkehr und Genuß der Materie; daher bedürfen ſie vor allem des Impulſes zu geiſtiger Erhebung mittels des Schulunterrichtes. Gänzlich verfehlt ſind daher die Vorſchläge, welche von der conſequenten Durchführung oder gar Erweiterung jener alten Einrichtung ein pädagogiſches Heil erwarten.

Jemehr man die menſchenveredelnde Wirkſamkeit eines beſſern Jugendunterrichts anerkennen mußte, deſto größere Verlegenheiten erwuchſen den Staatsregierungen aus dem Beſtreben, dieſen Unterricht auch über die Jugend der ärmern Volksclaſſen zu verbreiten; denn es fehlte nicht blos an der erforderlichen Zahl tauglicher Lehrer, ſondern beſonders an den Geldmitteln, ſolche Schulen zu unterhalten. In dieſer Verlegenheit kamen zuerſt zwei Engländer, Bell und Lancaſter, auf den Gedanken, auch den Schulunterricht nach engliſcher Weiſe, d. h. fabrikmäßig zu betreiben; ſie errichteten zuerſt in Oſtindien, nachher in England Schulen, wo unter Oberaufſicht und Anleitung eines Lehrers an tauſend Kinder mit Beihülfe der geübtern Schüler unterrichtet wurden.

Auf deutſchem Boden erließ man den geförderten Schülern das eigentliche Unterrichten und wollte ihnen nur das Einüben geſtatten. Man nannte dies die wechſelſeitige Lehrmethode.

Dieſe ſogenannte wechſelſeitige Lehrmethode fand beſonders den Beifall des Königs Friedrich VI. von Dänemark und allgemeine Einführung in deſſen Staaten. In Eckernförde war für die deutſchen Herzogthümer Schleswig-Holſtein die Muſterſchule für dieſe Lehrweiſe errichtet, wo alle Volksſchullehrer, die eine öffentliche Anſtellung finden wollten, ſich einige Zeit aufhalten und eine Prüfung beſtehen mußten. Vor einem geläuterten pädagogiſchen Urtheil kann dieſe Lehrweiſe nimmer beſtehen; denn wenn auch damit etwas erreicht werden kann für die mechaniſche Einübung der Fertigkeiten, ſo fehlt doch bei dieſer Einübung die belebende geiſtige Einwirkung des Lehrers, und die Unluſt und Zerſtreuung der lehrenden Schüler gehen über auf die lernenden. Das Lehren iſt eine geiſtige Zeugung, und wie die körperliche Zeugung von der Ausbildung und Reife des Körpers bedingt wird, ſo erfordert auch die geiſtige Zeugung einen beſtimmten Grad geiſtiger Reife, wie er ſelten bei Kindern gefunden wird. Man wußte deſſenungeachtet in Schleswig-Holſtein die Erfolge der neuen Unterrichtsweiſe nicht genug zu rühmen, namentlich geſchah dies von Geiſtlichen, welche einer beſſern Unterrichtsweiſe unkundig waren, und ſchon fing man auch in andern deutſchen Ländern an, ſie einzuführen, als der Seminardirector Dieſterweg in Berlin in ſeiner „Pädagogiſchen Reiſe“ im Jahre 1836 die Werthloſigkeit dieſer Unterrichtsweiſe der Welt vor Augen legte. Seit der Zeit hat ſie keine weitere Verbreitung in Deutſchland gefunden, und mit dem Tode des Königs Friedrich VI. ſind auch ihre Lobpreiſer in Schleswig-Holſtein verſtummt.

Der Peſtalozzi'ſche Grundſatz, die ſinnliche Anſchauung zur Grundlage alles Unterrichts zu machen, fand noch nach einer andern Richtung, als der von Fellenberg verfolgten, eine Fortentwickelung. Man ließ alle Lebensverhältniſſe und Erſcheinungen in den Geſichtskreis der Kinder eintreten, erweiterte dieſen Kreis allmälig zu einem geographiſchen und naturkundlichen Unterrichtsfelde; ja, indem man auch die naheliegenden religiöſen Vorſtellungen bei dieſem Unterricht anzog, ward er nicht blos der erſte Religionsunterricht der Kleinen, ſondern zugleich die naturgemäße Grundlage eines jeden andern Unterrichtszweiges.

Dem Seminardirector und ſpätern Prälaten Denzel in Eßlingen (1773—1838) gebührt das Verdienſt, dieſer Vervollkommnung des erſten Elementarunterrichtes unter dem Namen „Anſchauungsunterricht“ eine allgemeine Verbreitung verſchafft zu haben.

Die Schulfreudigkeit und die augenfällige geiſtige Erweckung, welche ſich als Reſultate dieſes Unterrichtes ergaben, haben ihn vollkommen gerechtfertigt und jede Kritik und Anfeindung deſſelben verſtummen gemacht. Zugleich haben durch ihn die Volksſchullehrer ſich die Anerkennung des Publicums als beſonders qualificirte Elementarlehrer verſchafft. Befremden muß es aber, daß dieſe Art des Unterrichtes in den Elementarclaſſen abſchließt und bisher noch keine conſequente Durchführung bei dem Realunterricht in den Oberclaſſen der Volksſchulen gefunden hat; dieſes würde eine Verbeſſerung des Schulunterrichts ſein, die auch durch ihre Erfolge gerechtfertigt werden würde.

In Folge dieſer augenfälligen Erfolge des verbeſſerten Elementarunterrichtes hat es allerdings nicht an Verſuchen gefehlt, auch für den fortgeſetzten Unterricht ähnliche durchgreifende Verbeſſerungen zu finden. Beſonders verdienen in dieſer Hinſicht die Beſtrebungen des bairiſchen Schulraths **Graſer** (1766—1841) eine rühmliche Erwähnung. Seine „Divinität, oder das Princip der wahren Menſchenerziehung“ enthält vorzügliche pädagogiſche Wahrheiten. Durch ſeine Arbeiten: „Die Elementarſchule in ihrer Grundlage, in ihrer Steigerung und in ihrer Vollendung“ verſucht Graſer alle wahrſcheinlichen künftigen Lebensverhältniſſe der Kinder in die Schule herabzuziehen, ſie hier zu erleuchten und zu erläutern. So wahr es nun auch iſt, daß der Unterricht ſich am natürlichſten und fruchtbarſten in dem Lebenskreis der Schüler bewegt und dieſer mit jedem Lehrmaterial in Verbindung gebracht werden muß, ſo unnatürlich und unfruchtbar erweiſt ſich das ſchon von den Philanthropen geübte Verfahren, künftige Lebenskreiſe in die Jugendzeit herabzuziehen und die Spekulation in einem Alter zu erwecken, wo ſie Unnatur iſt. Dieſes iſt denn auch wol der wahre Grund, warum **Graſer's** Bemühungen keinen nachhaltigen Erfolg für das Schulweſen gehabt haben; weniger möchte der Grund in ſeinen Zerwürfniſſen mit der katholiſchen Geiſtlichkeit zu ſuchen ſein.

Abgeſehen von dem Denzel'ſchen Anſchauungsunterricht hat kein Zweig des allgemeinen Schulunterrichtes eine ſolche Fortbildung zu einer Vollkommenheit der Methode und der Erfolge gefunden, als der erſte Elementarunterricht. Nachdem man verſchiedene Verſuche gemacht hatte, die Buchſtaben beim erſten Leſeunterricht ihrer Namen zu entkleiden und mit den beim Leſen hörbaren Lauten zu bezeichnen, gelang es den Bemühungen des bairiſchen Kirchenraths Heinrich **Stephani**, dieſe höchſte Vereinfachung des erſten Leſeunterrichts zur allgemeinen Anſchauung und Durchführung zu bringen. Dieſer „Lautirunterricht“ hat die Jugend der Barbarei des Buchſtabirens entzogen und ihr unendlich viel Zeit und Mühe erſpart. Wie ſehr die Geiſtlichkeit im Allgemeinen der neuen Richtung des Schulweſens abhold war, mag man daraus entnehmen, daß ein nicht unbedeutender Theil derſelben ſich gegen dieſe augenfällige Vereinfachung und Erleichterung des erſten Unterrichts mit ſehr nichtigen Gründen erhob; doch die überraſchendſten Erfolge haben endlich die Gegner des Lautirunterrichts zum Schweigen gebracht.

So augenfällig nun auch der erſte Leſeunterricht durch die Einführung der Lautirmethode vereinfacht und verbeſſert war, ſo gab er doch den Kindern nicht hinlänglich Gelegenheit zu einer productiven Thätigkeit, und die

Klage über das ſtundenlange Müſſigſitzen der Kinder in einem Lebensalter, wo der Thätigkeitstrieb ſich ſo lebendig zeigt, war noch immer ſehr gerechtfertigt. Ein naturgemäßer Unterricht darf nicht das Kind zu einem anhaltend receptiven Verhalten verdammen, er muß vornehmlich dem Thätigkeitstrieb Nahrung geben, ſodaß der Schüler ſich ſeine Fortſchritte ſelbſt erarbeitet. Dies wurde für den erſten Leſeunterricht erreicht, als man die Kinder neben den gedruckten Schriftzeichen auch die geſchriebenen kennen lehrte und ſie nun anleitete, die letztern zugleich nachzubilden und zu Wörtern zuſammenzuſetzen. So war mit dieſem „Schreibendleſenlehren“ zugleich einem natürlichen Entwickelungsbedürfniſſe des Menſchen genügt, der dahin ſtrebt, das Erlernte auch wieder darzuſtellen.

Die Stellung der deutſchen Volksſchule zu Kirche und Staat.

Die Läuterung des Erziehungsbewußtſeins in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte Fürſten und Regierungen in Deutſchland die Ueberzeugung gegeben, daß in der Volksſchule das wirkſamſte Mittel liege zur Verbeſſerung der Volkszuſtände. Von da an erblickte die Staatsgewalt die Volksſchule aus einem veränderten Geſichtspunkte und blieb keineswegs geneigt, dieſe Anſtalt ausſchließlich im Dienſt der Kirche zu belaſſen. Man ging damit um, die Unterhaltung der Schulen, welche bisher faſt lediglich dem Schulverbande zugewieſen war, aus Staatsmitteln zu verbeſſern, den Geiſtlichen die Oberaufſicht über die Schulen zu nehmen und Schulräthe dafür anzuſtellen, was auch ſpäter in einigen Ländern Deutſchlands wirklich zur Ausführung gekommen iſt.

Zwar waren die Geiſtlichen der damaligen Zeit zum großen Theil einer freiern, nicht ſtrengkirchlichen Richtung zugethan und wollten die Bedeutung einer beſſern Volksſchule wol anerkennen; dennoch wurden ſie nicht angenehm davon berührt, ſtatt der knechtiſch demüthigen, vollſtändig von ihnen abhängigen alten Schulmeiſter mit ſelbſtändigem Wiſſen ausgerüſtete und in Folge deſſen mit mannhaftem Selbſtgefühl auftretende Männer ſich gegenüber zu ſehen, und die Neigung, den freiaufſtrebenden Seminarzögling herabzudrücken in die demüthige Stellung der alten Schulmeiſter, wurde wol nicht ſelten zur That.

Die ſo in ihrem nothwendigen Selbſtgefühl verletzten Schullehrer konnten unſchwer erkennen, daß der ihnen vorgeſetzte Geiſtliche ihnen in manchem Wiſſen, namentlich auf pädagogiſchem und didaktiſchem Felde, beſonders aber in der Lehrgewandtheit und der Katechiſirkunſt nachſtehe. Solche Vorgänge waren die Elemente zu einem heftigen Kampfe und brachten es dahin, daß ſelten ein freundliches Verhältniß zwiſchen den Geiſtlichen und den ihnen untergebenen Schullehrern oder, wie man oft geſagt hat: zwiſchen der Kirche und der Schule ſich bilden und befeſtigen konnte.

Als nun vollends unter den Geiſtlichen die Reaction zu einer ausſchließlich kirchlichen Richtung, d. h. zum ſtarren Feſthalten an den confeſſionellen Dogmen eintrat, da mußte der Kampf entbrennen, der unter dem Namen eines Kampfes um „Emancipation der Schule von der Kirche“ bis in unſere Tage herabreicht. Die orthodox kirchlichen Geiſtlichen beanſpruchten nichts Geringeres als wieder den ausſchließlichen Dienſt der Schule im Intereſſe der Kirche, verlangten das frühzeitige Einzwängen der oft mit einer natürlichen Erkenntniß ſtreitenden Dogmen in die kindliche Seele, unbekümmert darum, wie dabei eine geſunde Entwickelung derſelben gedeihen möchte; ja, ſie verachteten alle ſpeciell pädagogiſchen Kenntniſſe und die Lehrgewandtheiten der neuen Schullehrer als „eitele und überflüſſige Schulmeiſterkünſte“ und ſuchten im Gefühl ihrer kirchlichen Weihe und ihres claſſiſchen Studiums den unkirchlichen, ungelehrten und ihnen widerſtrebenden Schullehrer mit allen Kräften herabzudrücken.

In dieſem unheilvollen Streite hat die Staatsgewalt — vielleicht oft ohne ihre eigene Ueberzeugung, aber nach dem Grundſatze, daß der Vorgeſetzte dem Untergebenen gegenüber Recht behalten müſſe — ſich in der Regel auf die Seite der Geiſtlichen geſtellt und die Schullehrer zum Gehorſam verwieſen.

Dieſer Zuſtand der Dinge hat aber die Schullehrer und damit das Schulweſen herabgeſtimmt. Die kräftigen und ringenden Geiſter unter Jenen haben die Ueberzeugung davongetragen, daß unter der Aufſicht einer, der beſſern Richtung des Volksſchulweſens unkundigen und ihr abholden Geiſtlichkeit kein wahres Gedeihen des Schulweſens zu hoffen ſei, und haben darum die Emancipation der Volksſchule von der Inſpection der Geiſtlichkeit als Grundbedingung einer gedeihlichen Entwickelung des Volksſchulweſens hingeſtellt.

Indeſſen boten in dieſem Emancipationsſtreite viele der ehemaligen Seminarzöglinge ihren geiſtlichen Gegnern nicht geringe Blößen zum Angriffe. Die Katechiſirfertigkeiten wurden von den Schullehrern nicht ſelten gemisbraucht, um ergreifende Religionswahrheiten und kräftige, klare Bibelſtellen zu verwäſſern und ſo gegen dieſen Unterricht Widerwillen bei der Jugend zu erwecken. Die Syſtemskunde und die allgemeinen Ueberſichten in den Realkenntniſſen, welche ſie von den Seminarien mitbrachten, waren ebenſo wenig geeignet, Luſt und Liebe für den Unterricht und brauchbare Kenntniſſe hervorzurufen. Dazu kam noch die unſichere Haltung im geſellſchaftlichen Verkehr und die nach gelehrtem Schein ſtrebende Ueberhebung von Seiten vieler Schullehrer, welche für die Unreife ihrer Lebens- und Berufsbildung Zeugniß ablegte. So haben die Schullehrer oft den kürzern gezogen in dieſem Kampfe, zumal in einer Zeit, wo die Cenſur ihnen den Mund ſchloß, die Angriffe ihrer Gegner aber ungehindert in die Oeffentlichkeit kommen ließ, und ſo iſt es denn gekommen, daß ſo mancher Volksſchullehrer, der die beſſere Richtung des Schulweſens zu verfolgen den Beruf und Trieb hatte, faſt wieder hinabſank zum Standpunkte eines Schulmeiſters aus der alten Zeit.

Die Regierungen in Deutſchland waren ſehr geneigt, die ihnen feindlichen Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution auf Rechnung einer zu großen geiſtigen Erleuchtung und Regſamkeit des Volks zu bringen, und dieſe Meinung würde geradewegs zur Herabdrückung des verbeſſerten Volksſchulunterrichts ausgebeutet worden ſein, wenn nicht das preußiſche Volk ſich auf die Anſprache ſeines Königs im Jahre 1813 wie ein Mann für König und Vaterland erhoben hätte. Da ſah man die Macht des Gedankens im Volke und mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Erhebung dieſer Art nur in einem unterrichteten und gebildeten Volke möglich ſei.

Dieſes Ereigniß hatte das Mistrauen gegen die Wirkſamkeit der neuen Volksſchulen zurückgedrängt, und nach ſeinen glorreichen Erfolgen war Preußens erleuchtete Regierung unter dem Miniſter von Altenſtein ernſtlich darauf bedacht, die begonnenen Verbeſſerungen im Volksſchulweſen allgemein durchzuführen. Dieſe Beſtrebungen wurden bis zum Jahre 1830 fortgeſetzt und hielten die widerſtrebenden Geiſter zurück in den Schranken der Mäßigung. Als aber in dem genannten Jahre eine zweite Revolution in Frankreich ausbrach und die Volkserregung in Deutſchland auch die Fürſtenthrone bedrohte, da traten Verdacht und Mistrauen gegen die Früchte des neuen Volksſchulweſens lebhafter denn je wieder hervor, und die aufſchlagende Flamme wurde von einer orthodox confeſſionellen Geiſtlichkeit eifrig angefacht.

Der Emancipationsſtreit entbrannte heftiger; die Regierungen ſtellten ſich entſchieden auf die Seite der Geiſtlichkeit; dieſe trat immer kühner mit ihren Forderungen hervor, welche nichts Geringeres bezweckten, als alle pädagogiſchen Errungenſchaften der neuern Zeit aus dem Volksſchulweſen zu verdrängen. Von dieſer Zeit her ſchreiben ſich die Zuſtände und Kämpfe der Volksſchullehrer, welche bis auf die Gegenwart herab reichen. Auf der Seite der Volksſchullehrer hat mit ſeltener Selbſtverleugnung und ungewöhnlicher pädagogiſcher Befähigung ein Mann bis auf den heutigen Tag geſtanden, der ſich dadurch in der Geſchichte des Volksſchulweſens einen unauslöſchlichen Namen erworben hat. Es iſt der, im Jahre 1792 am Rhein geborene Adolf Dieſterweg, der die wechſelſeitige Schuleinrichtung aus Deutſchland trieb, in ſeinen ſeit 1826 herausgegebenen „Rheiniſchen Blättern für Erziehung und Unterricht“ den großen Kampf für die Schule kämpft, die Schullehrer geiſtig belebt und zum Ausharren ermuthigt. Seinem furchtloſen Ausharren in dieſem Kampfe hat er ſeine Stellung als Seminardirector zum Opfer bringen müſſen, ohne daß er einen Schritt in demſelben zurückgewichen iſt. Nicht blos in ſeinen Rheiniſchen Blättern, ſondern vornehmlich in ſeinem „Wegweiſer für Lehrer“ hat Dieſterweg den geiſtloſen Schlendrian und die ſchädlichen philanthropiſchen Elemente aus dem Volksſchulunterrichte zu verdrängen geſucht, den echt Peſtalozzi'ſchen Geiſt wieder wachgerufen im Lehrerſtande, ihn fortentwickelt und dem Bewußtſein der Zeit angepaßt *).

P. F. Kirchmann.

Deutsches Universitätsleben.

Vierter und letzter Artikel.

Von 1819 bis 1852.

Die deutſche Burſchenſchaft gewann mehr und mehr Ausbreitung im Vaterlande, ja ſie gewann ſich Theilnahme und Anklang im Volke; mindeſtens erſtreckte ſich jenes Vorbild über ganz Thüringen. Der burſchenſchaftliche brüderliche Geiſt erfaßte ſelbſt die Gymnaſiaſten, auch ſie trugen ſchwarzrothgoldene Bänder und bereiteten ſich mindeſtens äußerlich vor, dereinſt Glieder der großen Bundeskette zu werden. Die Körperſchaften zahlreicher Fabrikanten auf dem Thüringer Walde ſogar kleideten ſich in altdeutſche oder in Turnertracht und ließen ihre langen Tabackspfeifen mit mächtigen ſchwarzrothgoldenen Quaſten und Troddeln prangen. Waren dies auch, wie geſagt, nur äußerliche Dinge, etwas Innerliches war doch dabei, eine Macht des Beiſpiels, ein Hinblick auf das Vorbild, ein Wehen des Brudergeiſtes, das deſſen Blütenſtaubatome befruchtend in die Narben empfänglicher Herzen trug und ſenkte.

Ein beſonderer Vorzug der Burſchenſchaft war das Streben nach Sitte, nach Reinheit in geſchlechtlicher Beziehung, das ſich gar wol vertrug mit den Eigenſchaften des Turnerwahlſpruchs: friſch, frei, fröhlich, fromm. Fromm wollte auch die Burſchenſchaft ſein — ſie war es der Mehrzahl nach, doch gab es Manche, die waren überfromm, und das war vom Uebel. Es bildete ſich in Einzelnen die Neigung zum Pietismus aus, der ſo leicht in Fanatismus umſchlagen kann. Nichts iſt gefährlicher, als die religiöſe Schwärmerei, weil ſie; nur zu leicht Werkzeug unreiner Hände, ſich einredet, Werkzeug in der Hand Gottes zu ſein.

Dazu kam die Gefahr, welche auf noch nicht hinlänglich gereifte Gemüther das Bewußtſein des Werthes ihrer Sittenſtrenge, ihrer Frömmigkeit übte, das zur Ueberhebung, zum geiſtigen Hochmuth und Dünkel wurde, ein Hochmuth, der auch das Gefühl der Vaterlandsliebe, das in ſolchen Gemüthern auf das innigſte mit dem religiöſen Gefühle zuſammenſchmolz, beherrſchte. Das Gefühl der Vaterlandsliebe, in den Freiheitskriegen wachgerufen, herrlich erwacht, zur glorreichen That geworden, durch das Wartburgfeſt neu belebt, ſuchte einen Gegenſatz zur Bekämpfung, da der große Bedrücker Deutſchlands, Napoleon, bekämpft und beſiegt war, und es fand dieſen Gegenſatz in der ſogenannten Tyrannei, es richtete ſich gegen die Tyrannen und, da es eigentlich keine fand, gegen die Diener der eingebildeten Tyrannei, gegen Vaterlands- und Volksfeinde; als Volksfeind erſchien aber damals und erſcheint in jeder leidenſchaftlich erregten Zeit der Fürſtendiener, der Eid und Treue hält, der Staatsdiener, der Beamte; da wird Alles über einen Leiſten geſchlagen, da heißt Jeder „ein Scherge der Gewalt“.

---

*) An dieſen Aufſatz wird ſich ein zweiter anſchließen, der den gegenwärtigen Stand des deutſchen Volksſchulweſens, ſowie deſſen Ausſichten und Strebeziele für die Zukunft behandelt.

Die Redaction.

Als etwas noch Schlimmeres aber erſchien der Studentenwelt Jenas, und insbeſondere der Burſchenſchaft, der Staatsrath August von Kotzebue, welcher lange in Weimar, ſpäter in Mannheim lebte. Vom Kaiſer Alexander von Rußland beauftragt und beſoldet, über die deutſche Literatur, ihren Stand in der Gegenwart und ihre Fortſchritte Bericht zu erſtatten, that er dies leider nicht von deutſchem Nationalgefühl geleitet, ſondern feindſelig, von einem einſeitigen, verächtlich ſervilen Standpunkte aus. Er verdächtigte das deutſche Vaterlandsgefühl der Jünglinge, er verdächtigte mehrere der geachtetſten Lehrer deutſcher Hochſchulen, namentlich Jenas, und zog ſich dadurch nicht nur leidenſchaftliche, verhöhnende Entgegnung in deren literariſchen Organen, ſondern auch den glühenden Haß der an dieſen Lehrern mit Liebe und Verehrung hängenden akademiſchen Jugend zu, einen Haß, der nicht Anſtand nahm, ſich laut und ſtark und öffentlich kund zu geben.

Zu den Studenten, die vorzugsweiſe einer myſtiſchen, frömmelnd exaltirten Denkweiſe ſich hingaben, gehörte der beim Wartburgfeſt bereits erwähnte Karl Ludwig Sand aus Wunſiedel im Fichtelgebirge, ein Jüngling von tief ſchwärmeriſcher Gemüthsart, der ſeine erſten Studienjahre in Tübingen verbracht, wo er 1814 Mitglied der hochpatriotiſch geſinnten Studentenverbindung Teutonia geweſen; von Tübingen war er auf die Univerſität Erlangen abgegangen, wo er, der Ernſteſten, ſittlich Religiöſeſten Einer, eine Burſchenſchaft gründete und dadurch zu Anſehen und hoher Achtung in ſeinem Kreiſe gelangte. Als nun die Idee einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft von Jena ausging, zog es ihn dorthin mit allen Sehnſuchtsbanden eines excentriſchen Gemüths, um im Mittelpunkte Deſſen zu ſtehen, was ſeine ganze, von Vaterlandsliebe geſchwellte Seele füllte.

Sand lebte in Jena als ein wahres Muſter keuſcher Sitte und durch und durch wackerer Geſinnung, voll von den Idealen, die zu ſeiner akademiſchen Zeit die Burſchenſchaft hochſtellten über alle andern Studentenverbindungen früherer wie ſpäterer Epochen; aber ein klarer, beſonnener, in ſich ſelbſt beruhigter Geiſt war er nicht. Ein ſteter Kampf arbeitete in ſeiner Seele. Schon zum Wartburgfeſt hatte er einen gedruckten Aufruf mitgebracht, den er mit eigener Hand vertheilte, in welchem die ehrenhafteſte Geſinnung mit großer Verworrenheit der Begriffe Hand in Hand ging; ſo z. B. ſprach er von einer „wiſſenſchaftlich-bürgerlichen Umwälzung“ und wollte das Wartburgfeſt in einigen Worten des Apoſtels Petrus begründet erblicken. Als nun ſo manche feindlich gehäſſige Schritte gegen die Hochſchulen in Folge des Wartburgfeſtes geſchahen, als die öffentliche Meinung laut und immer lauter ſich gegen Kotzebue, als einen Verräther des Deutſchthums an Rußland, ächtend ausſprach, da flammte in Sand's Seele ein furchtbarer Gedanke auf, der ihn dämoniſch erfaßte und dauernd beherrſchte.

Das Burſchenleben ſtrebte in dieſer Zeit noch immer und immer vergebens der Erreichung des vorgeſetzten Ideals entgegen; es wurde vom Zwieſpalt befehdet und von der Ueberſpannnng unterhöhlt. Man ſteifte ſich allzu feſt auf das Deutſchthum, man maßte ſich an, Bedeutſamkeit im ſtaatlichen Leben behaupten zu wollen, man vergaß, daß man erſt zu lernen hatte, um Lehren zu ertheilen. Auch das angeſtrebte wie das erreichte Gute fand Verkennung und Gegner in der Burſchenſchaft ſelbſt, es bedurfte gar nicht der äußern, deren Zahl doch mehr und mehr wuchs, je mehr die Burſchenwelt dahin gedieh und von unklaren Köpfen dahin gedrängt wurde, ſich als eine ſtaatliche Macht anzuſehen und behaupten zu wollen. In Jena wurde dem monarchiſchen Bierſtaat Lichtenhain gegenüber eine Republik Ziegenhain begründet; in der Burſchenſchaft hörte man nie auf, Geſetzentwürfe zu berathen, und gerieth ſo in das Reden hinein, das der Alp und Fluch iſt aller kräftigen Einigung zum Praktiſchen und Tüchtigen. Daneben liefen da und dort von Seiten der Landsmannſchaften wie auch der Burſchenſchaft nach wie vor Exceſſe mit unter, welche darthaten, daß das deutſche Studententhum immer noch nicht ganz gereinigt und geneſen ſei von der alten Roheit, und die Spaltungen in der Burſchenſchaft ſelbſt — Neudeutſche gegen Altdeutſche — immer ſchroffer hervortreten ließen. Die Altdeutſchen waren die Puritaner der Burſchenſchaft. Sie ſtützten ſich auf Floskeln, auf myſtiſches Frommthun, ſie ſahen kein Mädchen an, ſie tanzten nicht und tranken ſehr mäßig. Sie legten auf das Wort: „chriſtlich-deutſche Burſchenſchaft“ das höchſte Gewicht, ſie kämpften für die Begriffe der Freiheit, Gleichheit, Tugend und Gerechtigkeit in deren höchſter Idealität und ſchloſſen die Bekenner des moſaiſchen Glaubens ganz von der Verbindung aus. Die Gemäßigtern hingegen lebten friſcher und freier, ſie beteten etwas weniger und tanzten deſto mehr; ſie erkannten als den Zweck der Burſchenſchaft keinen andern als: volksthümliche Ausbildung zum Frommen des Vaterlandes, Feſthalten am akademiſchen Leben und am Comment, wie am kräftig gegliederten Bunde, Kraftübung durch Fechten und Turnen. So war es in Jena, ſo war es in Berlin. Dorthin machte auch Sand eine Reiſe, auf der er ſich zum Sendling jener im Verborgenen ſtillthätig wirkenden Revolutionäre mißbrauchen ließ, die den Umſturz der deutſchen Staaten wollten und nachgerade den Fürſtenmord predigten. Er ſchleppte das ſogenannte Große Lied, eine abſurde Ausgeburt des politiſchen Fanatismus eines unreifen, dabei aber über alle Maßen eiteln und mit ſeinem Ich wichtig thuenden Kopfes, nach Preußens Reſidenz, während ſich auf einem abermaligen Burſchentage, am 18. October 1818 zu Jena, endlich die Einrichtungen einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft im Beiſein zahlreicher Abgeordneten deutſcher Hochſchulen begründeten, ſodaß über 300 Studenten dort beiſammen waren. Da gelangte die berüchtigte Schrift des ruſſiſchen Staatsraths Alexander von Stourdza, eines Bojarenſohnes aus der Moldau, die zwar früher ſchon erſchienen war, aber weniger Verbreitung und Beachtung gefunden hatte, in der Ueberſetzung nach Jena und erweckte gegen ihren Verfaſſer den tödtlichſten Unwillen und Ingrimm der Studentenſchaft. Dieſe Schrift hieß „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne" und enthielt Verbeſſerungsvorſchläge für die deutſchen Univerſitäten, Vorſchläge, die, befolgt, allen akademiſchen Freiheitsgeiſt in Bande geſchlagen hätten. Es fehlte nicht an gründlichen Widerlegungen, auch achtete dieſe Vorſchläge keine deutſche Regierung. Es fiel in dieſe Zeit die Gründung der Univerſität Bonn von Seiten Preußens, in deren akademiſches Geſetzbuch kein Stourdza'ſcher Gedanke überging. Sachſen-Weimar gab ſogar das Verſprechen an die Univerſität Jena ab, daß es beim Bundestage die Burſchenſchaft gegen verleumderiſche Angriffe ſchützen werde. Perſönlicher Ausforderung entzog ſich Herr von Stourdza durch feige Flucht.

Kotzebue hatte in früherer Zeit eine Schrift von Stourdza ins Deutſche überſetzt, man glaubte ihn auch bei dieſer neuen, gegen die Hochſchulen gerichteten, nicht unbetheiligt, man hielt dafür, daß jener Verfaſſer nur Kotzebue's ruſſiſche Gedanken ausgeſprochen, und der Haß gegen ihn ſteigerte ſich; im Herzen des Studenten Sand erreichte dieſer Haß ſeinen höchſten, gefährlichſten Gipfel. Stillbrütend und von innern Kämpfen verzehrt, lebte Sand eine Zeitlang hin, ſonderte ſich ab, vertraute ſich Niemand an. Endlich brach er auf und zog die Heerſtraße entlang nach dem Rheine. Er beſuchte auf dieſer Wanderung die Wartburg und ſchrieb ſeinen Namen in das droben aufliegende Fremdenbuch mit dem Verſe:

> Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
> Der deutſchen Freiheit eine Gaſſe!

Und dann zog er weiter von hinnen, bis nach Mannheim, Kotzebue's Wohnort, und vollbrachte an dem im glücklichſten Familienverhältniß lebenden Manne ſeinen blutigen Meuchelmord. Dieſe That, an ſich unſelig, ſchuf dem deutſchen Studententhume und insbeſondere der Burſchenſchaft das bitterſte Weh, während der Meuchelmord da und dort Bewunderer, Lobpreiſer, Vertheidiger fand. Ein Student, ein Burſchenſchafter hatte den Mord begangen, und der Verdacht gegen die ganze Studentenwelt, der ſie bisher nur heimlich umſchlichen hatte, trat nun offen hervor, ſchien gerechtfertigt; überall, auf allen Hochſchulen, witterte man Verſchworene, Meuchelmörder, Aſſaſſinen. Die hohen Staatsregierungen konnten nicht mit Gleichmuth auf Das blicken, was ihnen zu drohen ſchien, denn wenn auch Sand, wie die gegen ihn geführte Unterſuchung ergab, keine Mitwiſſer hatte, Mitſchuldige waren die Ideen, die man in ſo manchen engen Vereinen nährte, überſpannte Freiheitsideen, Schwärmereien, da von einer künftigen deutſchen Republik, dort von einem deutſchen Kaiſerreich (die Kaiſerkrone dachte man dem hochherzigen Großherzog Karl Auguſt zu) — welches Alles in dem einen inhaltſchweren Worte: demagogiſche Umtriebe ausgeſprochen iſt.

Die deutſche Studentenwelt war nicht Urheberin dieſer Umtriebe, allein ſie ward auf die unheilvollſte Weiſe in dieſelben verwickelt und verflochten, namentlich da, wo die akademiſchen Verbindungen über Das, was ſtudentiſch war, hinauszugehen ſtrebten, wie Profeſſor Oken mit prophetiſchem Blick auf der Wartburg geahnt und davor gewarnt hatte. Niemand kann und wird fordern, daß ein lebensvoller, geiſtig begabter Menſch fort und fort ſeinen Blick nur an die Scholle heften, nie zur Höhe richten ſolle, allein überall und in allen Verhältniſſen ſtraft ſich ſelbſt das ungeſtüme Heraustreten aus den Schranken des Berufes und den angewieſenen Lebenskreiſen, um thätig handelnd, ſtörend oder wol auch zerſtörend in andere Lebenskreiſe einzugreifen.

Der Uebel größtes im politiſchen Leben jener Zeit war, daß man in der Bedrängniß mehr verſprochen hatte, als man zu halten geneigt war. Je weniger Hoffnungen erfüllt wurden, um ſo ſtärker, dringender wurden dieſelben, um ſo heftiger und immer heftiger wurden ſie als Forderungen laut in Schrift und Wort. Es wurden Bücher verbreitet, die gerazu den Aufruhr predigten, und Die, welche den Aufruhr wollten, ſuchten naturgemäß das Volk bis zu den unterſten Schichten zu bearbeiten, ihren Zwecken es zu gewinnen, um durch die zerſtörende Kraft roher zügelloſer Maſſen und im allgemeinen Wirrſal ſich zu heben, ſich geltend zu machen. Dieſe Unterwühler des beſtehenden Organismus der Staaten nannte man Demagogen.

Die den Umſturz bezweckenden Schriften wurden Urſache, daß die deutſche Preſſe gefeſſelt wurde, ſie und Sand's blutige That wurden Urſache, daß die Burſchenſchaft aufgehoben wurde, Urſache der ſpätern erſchreckend grauſamen Maßregel, daß Alle, die derſelben angehört, nie ein öffentliches Amt im Staatsdienſte ſollten bekleiden dürfen. Um allen geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen, wurde eine Centralunterſuchungscommiſſion in Mainz vom Deutſchen Bundestage eingeſetzt. Die Turnerei, auch eine Trägerin ſchwärmeriſcher Freiheitsideen in den Scharen vollkräftiger Jünglinge, wurde verboten, alle Turnvereine mußten ſich auflöſen. Gegen die Profeſſoren Jahn, Görres, Oken, de Wette, Arndt und andere geiſtig hervorragende Lehrer deutſcher Hochſchulen wurden Unterſuchungen verhängt; theils Entfernung von ihren Lehrſtühlen, theils ſogar lange Haft ward ihr Loos, und ſelbſt nach der

Haft noch polizeiliche Ueberwachung. Es ſtellte ſich durch das Bemühen der Centralunterſuchungscommiſſion heraus, daß ein geheimer Männerbund beſtehe, welcher, wenn auch keinen plötzlichen Umſturz herbeizuführen beabſichtigend, doch allen Einfluß anwenden ſollte, das heranwachſende Geſchlecht für die revolutionären Ideen zugänglich und empfänglich zu machen. Dies ſollte beſonders geſchehen durch einen, dem Männerbunde untergeordneten Bund der Jüngern, den Jugendbund. Dieſer ſollte ſeine Glieder in den geheimen Studentenverbindungen haben, welche keine Geſetzgebung völlig zu verhindern Macht genug hatte; auch jene Idee Sand's einer „wiſſenſchaftlich-bürgerlichen Umwälzung“ behielt man dabei feſt im Auge.

Mit Gefühlen tiefer Wehmuth löſte die Burſchenſchaft in Jena gebotenermaßen ihre Verbindung auf. Student Binzer gab dieſen Gefühlen ernſte Worte in ſeinem ſchönen Liede:

Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,

einem Liede, das bald durch ganz Deutſchland ſich verbreitete und als unſterbliche Nänie der Burſchenſchaft in allen fühlenden jungen Herzen, auch der Nichtſtudenten, wiederhallte.

Die Burſchenſchaft konnte allerdings verboten, unterdrückt, aufgehoben werden, allein vernichtet wurde ſie nicht, weil ihre Idee eine unſterbliche war und blieb. Selbſt ihre äußern Abzeichen, die ſchwarzrothgoldenen Bänder, wurden heimlich unter den Kleidern fortgetragen. Das Bewußtſein des Edlern und Beſſern, was die Burſchenſchaft gewollt und zu erſtreben geſucht, tröſtete im Leid, erhob die Gemüther, gab der Idee Halt und Dauer. Ihre Aufgabe war keine andere geweſen, als: den Geiſt der Freiheit und Einheit in der geſammten ſtudirenden Jugend des großen Vaterlandes wach zu erhalten und zu beleben, den Sonderungsgeiſt zu bannen und jenen beſſern Geiſt aus dem Studententhum ſelbſt in das Philiſterthum mit hinüber zu tragen und zu retten, damit er ein deutſches Volksthum bilden helfe. Vorerſt ſcheiterte aber die Idee an der ſtärkern Macht des Parteigeiſtes, denn, indem die Burſchenſchaft, gegenüber den neben ihr ſtets fortbeſtehenden Corps und Landsmannſchaften, ſelbſt Partei war, konnte ſie ſich nicht als Allgemeinheit behaupten und zu allumfaſſender Geltung bringen. Allein ſie beſtand fort, obſchon verboten, und erſt recht, weil ſie verboten war. Sie pflegte fromm und treu ihren heiligen Graal, ihre Idee, umwoben und umglänzt vom Schimmer der Romantik, der auch auf Sand's Sühnungstod ſeine Strahlen goß und das Schaffot, auf dem er geendet, verklärte.

Indeſſen war in Karlsruhe eine Unterſuchungscommiſſion für den Sand'ſchen Proceß eingeſetzt worden, und es fanden in deren Folge in Freiburg am 6. Juli 1819 mehrere Studentenverhaftungen ſtatt, ebenſo in Heidelberg, was nicht geringe Aufregung hervorrief, indem dabei die competenten Behörden als nicht vorhanden betrachtet und ganz übergangen wurden. Bald darauf, am 15. Juli, wurden früh Morgens 5½ Uhr in Bonn die Profeſſoren Arndt und die Brüder Welcker von Gendarmen und Soldaten in ihren Wohnungen überfallen, ihre Papiere in Beſchlag genommen, Alles ohne Zuziehung ihrer eigentlichen Behörde. Aehnliches begab ſich zu Berlin, Erfurt und Breslau, überall den tiefſten Unwillen der Bevölkerung hervorrufend, ganz Deutſchland erſchreckend und in Unruhe bringend. Am 19. Juli ſprach ſich die berliner „Staats-Zeitung“ in einem officiellen Artikel über das „ſtaatsgefährliche und verbrecheriſche“ Treiben aus, dem man auf die Spur gekommen, über die Verleitung der ſtudirenden Jugend durch Uebelgeſinnte, welche die Verfaſſung Deutſchlands umſtürzen und „Deutſchland in eine auf Einheit, Freiheit und ſogenannte Volksthümlichkeit gegründete Republik umſchaffen wollten“, und theilte die hochverrätheriſchen Stichworte in dem zu ſpielenden blutigen Drama mit, welche „zum Theil leider! aus Federn gefloſſen, die zur Verbreitung der Grundſätze der Religion und der Moral und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe beſtimmt geweſen“.

Die bekannten Bundestags- und Karlsbader Conferenz-Beſchlüſſe hatten kund gegeben, welche Maßregeln in Anſehung der deutſchen Univerſitäten ergriffen werden ſollten; dieſe waren in nuce: 1) Ueberwachung jeder Univerſität, der Lehrer wie der Lernenden, durch einen von der Regierung bevollmächtigten Commiſſar oder Curator, 2) Entfernung ſolcher Lehrer, die ihren Einfluß auf die ſtudirende Jugend zu ſtaatsgefährlichen Zwecken misbrauchten, 3) geſchärfte Strenge der Verbote gegen alle geheimen Verbindungen, beſonders die Burſchenſchaft, 4) Aufnahmeverweigerung von ſolchen Studenten, die von einer Univerſität verwieſen worden, auf jeder andern. An letztern Beſchluß reihte ſich ſpäter eine langnachhaltig ſchädliche Univerſitätsſperre, die den freien Geiſt der Wiſſenſchaft in harte Feſſeln einengte.

Ein Circularſchreiben des berliner Cabinets an ſeine Geſandten, Miniſter und diplomatiſchen Agenten bei den fremden Höfen enthielt im Bezug auf die Hochſchulen wörtlich folgende Stelle: „Hinſichtlich der Univerſitäten hat man nichts von Dem angetaſtet, was ſie mit Recht dem deutſchen Lande theuer macht, nicht die eigentliche Freiheit des Unterrichts, nicht den Umfang der Studien, die man daſelbſt treiben kann, nicht ihre beſondern und originellen Formen; aber man hat ſie einer ſtrengern Aufſicht unterworfen und geglaubt, das ſicherſte Mittel, den politiſchen und antireligiöſen Verirrungen der Lehrer Einhalt zu thun, ſei, zu zeigen, welche ſchwere Folgen falſche Lehren ihnen für ihr ganzes Daſein zuziehen würden.“ — „Was die Studirenden betrifft, ſo hat man ein Verbot erneuert, an welchem man feſthalten und welches ſie ſelbſt hindern wird, etwas Anderes zu ſein, als was ſie ſein ſollen, nämlich junge Leute, die ſich zu gleicher Zeit für das gelehrte und für das thätige Leben vorbereiten“. — Die Unterſuchungen ergaben nach den officiellen Mittheilungen das Beſtehen von 14 Vereinen entſchieden demagogiſcher Richtung, alle untereinander verbunden durch Schriftenwechſel und geleitet durch vier größere Ausſchüſſe, von denen ſich drei in Univerſitätsſtädten befanden. Dieſe Vereine ſollten ſich ſelbſt „die Schwarzen“ nennen und durchaus nicht blos aus Studenten beſtehen. Ungekannte, unſichtbare Obere, die ſogenannten „Unbedingten“, ſollten die Lenker des ganzen hochverrätheriſchen Beginnens ſein.

Die eigentliche Burſchenſchaft, die urſprünglich nichts gemein hatte mit dieſen Schwarzen, beſtand im Geheimen dennoch fort; wenn allmälig demagogiſche Elemente ſie ſchwängerten und durchſäuerten, ſo lag dies in der Zeit und im Druck der Verfolgung, der ſie belaſtete, allein eben um dieſer Elemente willen ward die äußerſte Strenge auch gegen ſie angewendet. Wer nur die Farben blicken ließ, z. B. an einem Pfeifenkopf, an einer Schnur, wurde ſogleich monirt (verwarnt), wer ein Band trug, auf der Stelle relegirt.

Da einte ſich noch einmal, zum letzten Male, die Burſchenſchaft Jenas zur förmlichen Auflöſung. Dieſe erfolgte 1822 in einem Wäldchen bei Jena, unter wehmuthvollen Reden, da erklang noch einmal Binzer's Lied „Wir hatten gebauet“ — in ernſter Runde. Und jeder der Burſchen trug, wie ſie auseinandergingen, den Gedanken in der treuen Bruſt mit heim:

Das Haus iſt zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geiſt lebt in uns Allen
Und unſre Burg iſt Gott.

Dieſer Geiſt nun, der doch in Allen lebte, flüchtete ſich alsbald in einzelne Corps, deren Hervortreten überhaupt in Jena ſowol wie anderswo nun völlig naturgemäß war; nur verzichtete die in Corps gerettete burſchenſchaftliche Idee darauf, auf die frühere Allgemeinheit Anſpruch zu machen. Manche Corps kümmerten ſich aber auch nicht im entfernteſten um die burſchenſchaftlichen Ideen, blieben ihnen vielmehr völlig fremd, ſogar feindlich geſinnt, lebten nach ihrem Comment fort, ſtanden theilweiſe unter ſich und mit auswärtigen im Cartel und freuten ſich wol noch ſchadenfroh des zertrümmerten Baues. Es gab ſogar Regierungen, welche im Corpsgeiſt einen Pfleger und Erzieher künftiger ſogenannter „Stützen der Throne“ erblickten, ihn ſchätzten und ſchützten.

In Jena blühten damals die Teutonia, die anfangs noch einige burſchenſchaftliche Ideen in ſich aufgenommen hatte, dann die Frankonia, Saxonia, Thuringia und Conſtantia, und in ſolcher verhältnißmäßigen Zahlenfülle wuchs und wucherte das Corpsleben nun auch auf andern deutſchen Hochſchulen friſch und zum Theil übermüthig fort.

Der innere Organismus eines Corps war damals und iſt noch bis dieſe Stunde der folgende:

An der Spitze ſteht ein Vorſtand, gebildet von den „Chargirten“, dieſe ſind der Senior, der Subſenior und der Secretär. Den Kern bildet ſodann das eigentliche „Corps“, den Anhang bilden die „Renoncen“. Dem Senior liegt als dem Haupte der Verbindung die Regelung aller ihrer Verhältniſſe nach innen und außen ob, wobei der Subſenior ihn unterſtützt, der zugleich das Amt hat, die Waffen in Stand zu halten und die Paukereien zu leiten. Der Secretär beſorgt den nöthigen Briefwechſel und zugleich die Kaſſenführung. Das Amt der Chargirten hat nur die Dauer eines Semeſters, dann treten ſie in das Corps zurück, ſind aber immer wieder wählbar. Das Corps bildet das Gremium der Verbindung, es berathet die Geſetze in geheimen Conventen und erhebt ſie zu bindenden Beſchlüſſen, es wählt aus ſeiner Mitte die Chargirten und entſetzt ſie vorkommenden Falles, es nimmt auf und ſchließt aus, auch regelt es die Angelegenheiten der Renoncen. Eine ſelbſtgegebene Conſtitution bindet auch das Corps und beſtimmt genau die Ausübung ſeiner Rechte.

Die Renoncen ſind dem Corps untergeordnet und haben keine Rechte auszuüben; ſie haben beſondere Statuten, durch deren treue Befolgung ſie allmälig ſich der ſpätern Aufnahme in das Corps würdig machen. An den Vergnügungen des Corps nehmen ſie Theil und dürfen ſich bei contrahirten Scandälen der Waffen deſſelben bedienen; geſchieht ihnen ein Unrecht, ſo dürfen ſie beim Corps oder den Chargirten ſchriftlich Beſchwerde führen. Die beſondere Corpsconſtitution bleibt ihnen unbekannt.

Wo auf einer Hochſchule mehrere Corps nebeneinander beſtehen, bilden ſie einen gemeinſamen Seniorenconvent, zu welchem jedes Corps drei Mitglieder ſtellt, um alle gemeinſamen ſtudentiſchen Angelegenheiten nach innen und außen im Auge zu behalten und zu leiten. Auch der Seniorenconvent hält ſeine Sitzungen geheim.

Wer in dieſer Einrichtung einer ſtricten Obſervanz, einer Unterordnung ganzer Geſelligkeitskreiſe unter wenige und bevorzugte Oberhäupter, unter unbekannte Geſetze und Einrichtungen, Geiſt und wiſſenſchaftliches Leben erblicken will und kann, mag es thun. Der Vers aus einem Studentenliede:

Was uns flotten flotten Burſchen ſoll gefallen,
Darf nicht zurücke prallen,
Muß Geiſt, muß Leben ſein!

paßt aber nun einmal nicht auf den Corpsgeiſt und das Corpsleben.

Dieſe Richtung, die das akademiſche Leben in der Zeit von 1820—30 genommen, das ganze Corps- und Landsmannſchaftsleben ſchilderte unter dem Namen eines Freiherrn von Schlumb Dr. Jäger in einem 1835 in Stuttgart erſchienenen Buche: „Der deutſche Student“, ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 19. Jahrhunderts, deſſen Held, Felix Schnabel, ſieben Jahre ſtudirt. Es iſt daſſelbe faſt ein Nachhall jenes Buches: „Annalen der Univerſität zu Schilda“, nur in neuerm, beſſerm Stil, für Gereifte kaum genießbar. Biercomment, Commerſchiren, Duelliren, Schulden contrahiren, Conſiliiren, Relegiren u. ſ. w. ſind die Elemente, um die ſich Alles dreht; es hebt ſich aus der trivialen Sphäre, in der es lebt und webt, in keine höhere, ſittliche und reine.

Ein Anwerbeſyſtem wird bei dem Corps in widerwärtiger Weiſe geübt, mit mancher Verlockung je nach Charakter und Weſen des zu bearbeitenden Neulings; was ihm zuſagt, wird in gewiſſe Ausſicht geſtellt als bei keinem Corps und überhaupt nirgends ſo trefflich, wie juſt bei dem, für welches geworben wird — Sinnenfreuden bis zum Taumel des Genuſſes, Spiel und Tanz, Wein und, Liebe, und, erſehnt ein unverdorbenes Herz höhern Geiſtesflug, Wiſſenſchaft, Poeſie und Ideale, auch dieſe, bis der Bund beſiegelt iſt, bis hinter dem Bruderkuß der triviale, aber doch tauſendfach ſich erfüllende Scherz zur Wahrheit wird:

Bleib mein Freund und pumpe mir!

Es gehört ſchon der ſichere Halt männlicher Jahre und eine gewiſſe entſchloſſene Entſchiedenheit dazu, die dargebotene Brüderſchaft auf ungewiſſe Zeit hinaus höflich zu vertagen und der verlockenden Werbung ein kühles: „Ich danke ſchön!“ entgegenzuſetzen. Darauf folgt dann insgemein die aufreizende Redensart: „Du biſt ein Finke, ein Kameel!“ in der jedoch ein ruhiger und einſichtsvoller akademiſcher Bürger durchaus nichts zu erblicken braucht, was zieht, außer daß der Werber unfehlbar abzieht mit dem Gedanken: oleum et operam perdidi.

Daß, ſeit die Burſchenſchaft in ihrer urſprünglichen Reinheit aufgehört hatte, zu ſein, im Bezug auf die ſtudentiſchen Verbindungen und deren Charakter Rückſchritte geſchahen, iſt unableugbar. Der Schläger behauptete ſich wieder im alten wohlerworbenen Rechte, das Collegium auf dem Fechtboden war das meiſt beſuchte; man ſtellte Commerſche an, um auf denſelben durch vom Zaune gebrochene Häkeleien möglichſt viele Scandäler zu contrahiren, man focht Pro-Patria-Suiten glorreich aus und glänzte in den Viritim-Suiten in der Glorie antiker Helden.

Aber: „der Geiſt lebt in uns Allen“ klang es immer und immer wieder leiſe durch alle das Schläger- und Becherklirren, das wüſte, ideallose Treiben. Immer noch wurde der Graal gehütet.

Es gab keine Burſchenſchaft mehr, und dennoch wurden noch Burſchentage gehalten, obſchon unter dem Schleier des allertiefſten Geheimniſſes. Nie erfuhr die Menge, wann und wo ein ſolcher Tag gehalten wurde; nur die Wenigen, Auserleſenen, die als Abgeſandte hingingen, wußten dies.

Auf dieſen Tagen wurden Mittheilungen gemacht von Allem, was ſich auf den Hochſchulen zutrug. Ein ſolcher Tag wurde in Dresden gehalten, ein anderer in Halle, ein dritter (von Heidelberg aus angeordnet und geleitet) im Odenwalde, und man ſagt, daß der letztere von einer feierlichen Erhabenheit geweſen. Bei Fackelſchein ſei in der ſtillen Mitternachtſtunde im tiefen Walde das Abendmahl genommen worden.

Mehrere der den Hochſchulen entzogenen Lehrer, wie namentlich Arndt und Jahn, die Väter des echtdeutſchen edeln Studententhums, die ſchwer Verkannten und glänzend Gerechtfertigten, ſtanden dauernd mitten im akademiſchen Leben, und, wenn man auch bei dem nach Cölleda (Kuh-Cöln) gebannten Jahn durch die Hinterthüre des Hauſes ſchlüpfte, man kam doch zu ihm, ſah ihn und liebte ihn.

Da der bloße Name Burſchenſchaft ſtreng verpönt war, ihr Geiſt aber ſich doch einmal nicht bannen ließ, aber auch das, ihr urſprünglich fremdartige, demagogiſche Element in ſie getreten war, ſo lag es nahe, daß ſie einestheils ihrer frühern Idee entrückt wurde, durch letzteres aber an um ſo größerer Verbreitung gewann, weil der Reiz, das Verbotene zu thun, größer iſt als die Furcht vor der Strafe. Daß ſie in dieſer Periode ſich ſelbſt nicht mehr ganz klar war, war eine Wirkung der Zeit. Genug, es gab geheime Burſchenſchaften da und dort, und nicht nur auf den Univerſitäten, auch auf Berg- und Forſtakademien erſtreckte ſich ihre Verbreitung. Die berühmte und zahlreich beſuchte Forſtakademie Dreißigacker erfreute ſich, obſchon ihre innere Einrichtung naturgemäß die einer Univerſität nicht war und nicht ſein konnte, doch eines Anſtrichs echt ſtudentiſchen Lebens. Im Herbſt 1822 kam ein junger Edelmann von der Forſtakademie Fulda, wo bereits eine Burſchenſchaft beſtand, nach Dreißigacker, und richtete zunächſt ein Leſekränzchen ein, hinter dem aber eine Burſchenſchaft ſich barg, die auch bald darauf Abgeordnete nach Jena ſandte, um die Anerkennung der dortigen, im Geheimen beſtehenden Burſchenſchaft zu erwirken. Da es nicht an Gegnern fehlte, ſo gab es Ausforderungen, und die neu conſtituirte Verbindung forderte im Namen der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft, ſich ſelbſt aber nannte die Verbindung Germania, und Dreißigacker führte den Geheimnamen Hochwalden. Im März 1823 wurde auch in Brückenau ein Burſchentag gehalten, der von Dreißigacker, wie von Fulda beſchickt wurde. In Fulda beſtand eine Forſtſtudentenverbindung Arminia, außerdem eine ſtudentiſche, Buchonia. An erſterer nahmen auch Forſtpraktikanten Theil, die bereits ihre Laufbahn im Staatsdienſte begonnen hatten. Die Symbole dieſer Verbindung beſtanden in einem viergetheilten Schild, darin eine aufgehende Sonne, zwei verſchlungene Hände innerhalb eines Schlangenkreiſes, ein Baum, Leier und Schwert. Zwei Jünglinge in altdeutſcher Tracht mit Schlägern waren die Schildhalter dieſes Bundeswappens. Von demagogiſcher und hochverrätheriſcher Tendenz waren dieſe forſtakademiſchen Verbindungen frei, obſchon namhafte Forſtmänner auch in jene Umtriebe verwickelt waren.

Die hier zuerſt uns begegnenden Verbindungsbenennungen: Germania und Arminia erlangten ſpäter eine ſehr große Bedeutſamkeit in der Geſchichte des deutſchen Studententhums. Urſprünglich ſollten beide, wie ihr ſprachlicher Laut einestheils das deutſche Volk, anderntheils den erſten Helden der deutſchen Volksgeſchichte bezeichnete, nichts ausdrücken, als

Deutſchthum, die burſchenſchaftliche Grundidee, und ſo erſchien in ihnen überall, wo ſich dieſe Verbindungsnamen fanden, die Burſchenſchaft wiedererzeugt und wiedergeboren.

Allein auch hier war der unheilvolle Geiſt des Zwieſpalts thätig, und es gingen die Strebeziele nach zwei verſchiedenen Richtungen auseinander, wie man ſich auch durch äußerliche Abzeichen ſchied. Wo das beliebte Schwarzrothgold ſich wieder hervorwagen durfte, inſonderheit bei Commerſchen und dergleichen, trugen die Germanen weiße Mützen mit ſchwarzrothgoldenen Bandſtreifen, die Arminen rothe Mützen mit ſchwarz und goldenen Streifen.

Ueberhaupt hatte die übergroße Verfolgungsſtrenge jetzt etwas nachgelaſſen, man wagte wieder mehr hervorzutreten, die Bänder ließen ſich wieder, wenn auch nech unter Rock oder Weſte und an Mützen blicken, und 1826 trat in Jena, welches einmal der Centralpunkt, das Herz des deutſchen Studententhums in allen ſeinen ideellen und originellen Formen war und blieb, wieder eine engere Verbindung zuſammen mit eigentlich deutſchem Element. Sie bildete einen Kern ſehr begabter junger Studirender, die ein glücklicher Zufall gerade in mehr als gewöhnlicher Anzahl in Jena zuſammengeführt hatte, welche auch der ſchönen Literatur ihre Aufmerkſamkeit widmeten, ſich unter Profeſſor Hand's Leitung der Muſikpflege unterzogen und tüchtigen akademiſchen Sinn bewährten. Die Verbindung hatte einen Vorſtand und ein Ehrengericht, der Erſtere beſtand aus dem Sprecher, dem Kneipwart, dem Fechtwart, dem Bibliothekar, dem Schriftführer und einigen Beiſitzern. Allwöchentlich war ein Kneiptag, auf welchem aus den mitgebrachten Commerſchbüchern nur gute Lieder geſungen wurden.

Um den Kern legte ſich die Schale zahlreicher Renoncen, deren Zahlenverhältniß aber bald ein Misverhältniß wurde, es war wie 200 zu 50.

Die engere Verbindung hielt ihre Sitzungen allſonnabendlich in Zwätzen, wo alle Angelegenheiten berathen und die feierlichen Aufnahmen vorgenommen wurden. Dieſe Aufnahmen in die engere Verbindung waren ſehr ſtreng, Hauptzweck war wieder, wie in den glänzenden Tagen der Burſchenſchaft, Aufrechthaltung des Sittlichkeitsprincips; wer irgend eine geſchlechtliche Roheit ſich zu Schulden kommen ließ, die zur Anzeige kam, wurde ſofort ausgeſchloſſen. Dieſe Verbindung ſtand mit Halle, Leipzig, Erlangen u. ſ. w., wo ähnliche ins Leben getreten waren, in ſtetem Verkehr. Doch ſchadeten ihr zwei Dinge: ſie gab und nahm keine Satisfaction, und gerade deshalb war der Zudrang von Renoncen übergroß — durch die Strenge der Aufnahme aber in die engere Verbindung erwuchs ihr aus jedem Abgewieſenen ein Feind.

Indeſſen gewann die Verbreitung dieſer neuen Burſchenſchaften doch immer weitern Boden und bildete ſich zu einer großen Verbindung aus, deren geſchäftliche Leitung alljährlich eine Hochſchule beſorgte. In Erlangen beſtanden zwei Verbindungen burſchenſchaftlicher Tendenz nebeneinander, welche die oben genannten Namen Arminia und Germania führten, aber in Spaltung geriethen, indem die geiſtigen Richtungen, namentlich in politiſcher Beziehung, ſich voneinander entfernten. Die Arminen wollten ein ſittliches, wiſſenſchaftliches und volksthümliches Studententhum, das ein für edle Freiheit reifes Volksthum erwecken helfen ſollte, für welches die monarchiſch-conſtitutionelle Regierungsform die ſicherſte Baſis abgäbe. In der Germania war das conſtitutionelle Element nicht ſo einig und ſtark vertreten, vielmehr das republikaniſche vorherrſchend, man betrachtete die conſtitutionelle Staatsform nur als eine Uebergangsperiode vom Abſolutismus zur Republik.

Vorzugsweiſe lebte in dieſer Germania und in allen ſpätern ihrer Richtung folgenden Verbindungen ein glühender Haß gegen den Bundestag. Da man in Erlangen alſo uneins war, dies aber doch nicht ſein wollte, ſo wurde nach Jena, damals gerade wieder Vorort, geſendet, damit dort der Streit entſchieden werde. Beide Verbindungen ſandten ſehr tüchtige, intelligente Abgeordnete, und in der Berathung kam das Eigenthümliche vor, daß der Sieg eigentlich der Arminia zuerkannt, allein durch Redegewandtheit und kräftigeres Hervortreten der Germania zugelenkt wurde.

Was Erlangen vermeiden wollte, erfolgte nun in Jena, eine entſchiedene Trennung in Germanen und Arminen; aus letztern beſtand die überwiegende Mehrzahl, aber ein neuer Impuls war gegeben, der Sieg der Idee übte ſeine fortzeugende Kraft, und nicht lange dauerte es, ſo hatten Erlangen, Tübingen, Würzburg, Heidelberg, München, Marburg, Gießen, Breslau, Kiel, Greifswalde, Bonn und zuletzt auch Halle Burſchenſchaften von entſchieden germaniſcher Tendenz, während Leipzig und Berlin unbetheiligt blieben, und die Richtung der Arminia nur in Einzelnen fortlebte.

Die Verbindung unter den Univerſitätsſtädten, in welchen jetzt Germanenvereine beſtanden, ward nicht nur lebhaft unterhalten, ſondern auch nach den Hochſchulen der Schweiz ausgedehnt, was freilich ganz geeignet war, ihr einen gefährlichen Anſtrich zu verleihen und neuen Verdacht, neue Unterdrückung herauszufordern.

Die Betheiligung der Hochſchulen an den durch das deutſche Vaterland und deſſen Einzelſtaaten mehr oder minder heftig hintobenden Volksbewegungen des Jahres 1830 war lange nicht die von gewiſſen Seiten her erwartete, vielleicht zuverſichtlich gehoffte. In Braunſchweig, wo im September das Aergſte und Aeußerſte geſchah, waren keine Studenten und keine Demagogen in dem bisher ſprachüblichen Sinne. Berlin, Halle verhielten ſich ruhig. Die Studenten Jenas bewaffneten ſich, weil von Bauernbewegungen die Rede war, und hielten acht Tage lang luſtige Biwachten; die Bauern aber blieben, wo ſie waren. Nur das germaniſche Element fand Verſtärkung durch die Zeitſtimmung; das erwachende Mistrauen drängte indeß auch die Germania Jenas wieder in eine engere Verbindung zuſammen, wodurch es geſchah, daß Mehrere, denen der Eintritt in dieſe verweigert wurde, aus verletztem Ehrgefühl ſich der großen Maſſe hingaben. Eines Tages zogen alle Renoncen mit ihren Fahnen nach Cospeda, ſagten ſich dort von der Germania völlig los, überließen ihr das bisherige Hauptlager, den Burgkeller mit allem Verbindungseigenthum, wählten zu ihrem neuen Hauptlager den Fürſtenkeller und knüpften Verbindung an mit den Erlanger Arminen, indem ſie ſich zugleich ſelbſt als Arminen conſtituirten.

Die Germania blieb dabei, ſich als alte, urſprüngliche Burſchenſchaft zu behaupten, doch hob ſie nun das Verrufsverhältniß mit den Corpsburſchen auf, gab ihnen Satisfaction, und zwar ſo ernſte, daß kurz nacheinander einige Duelle tödtlichen Ausgang nahmen. Von Seiten der berliner Studentenſchaft that ſich in dieſer Zeit nur abſtracter, farbloſer Redensartenliberalismus kund, verhagelt und verhegelt, ohne politiſche oder ſonſtige Bedeutung.

Die pariſer ſogenannte große Woche hatte Leipzigs Studentenſchaft ruhig gelaſſen; da geſchah es, daß Leipzig ſelbſt eine große Woche feierte. Die ſchon ſeit einiger Zeit im Volke im Stillen fortgährende Erbitterung gegen die Polizeigewalt, aufs höchſte geſteigert durch die Brutalität dieſer Polizeigewalt beim Jubiläum der Augsburgiſchen Confeſſion (wo es einen Conflict zwiſchen ihr und der Studentenſchaft gab und ein völlig Unſchuldiger, ein Nichtſtudent, von einem Polizeidiener getodtet ward) fand bei einer neuerdings durch dieſelbe an einem Schloſſerlehrling verübte Mishandlung einen ſtürmiſchen Ausbruch, der ſich gegen Polizei und Magiſtrat kehrte. Das Volk füllte am 2. September gegen Abend in noch unſicherer Bewegung die Straßen, zertrümmerte ſpäter die Laternen und warf dem Polizeipräſidenten die Fenſter ein; dies bewog den Magiſtrat am folgenden Morgen zu einem Aufruf, der gänzlich unbeachtet blieb, denn, als der Abend wieder nahte, wurde die Unruhe größer, die wiederhergeſtellten Laternen wurden aufs neue zertrümmert, Fenſter aufs neue eingeworfen, und die Macht, die gegen ſolche Ruheſtörung aufgeboten war, zeigte ſich gänzlich ohnmächtig. Am Abend des dritten Tages wurden Gefangene befreit, man ſprach von Zuzügen der Bauern nach der Stadt, man ſetzte die Polizei und die Stadtſoldaten ab, ſtürmte und demolirte Wohnungen verhaßter Perſonen und bot Scenen des völligſten Aufruhrs dar. An allen dieſen Dingen nahm die Studentenſchaft in corpore keinen Antheil, ja es iſt ſehr zu bezweifeln, ob auch nur Einzelne ſich in anderer Weiſe, denn als Zuſchauer, dabei betheiligt haben. Nur bei dem Lynchgericht, welches das Volk in misleiteter moraliſcher Entrüſtung gegen gewiſſe von der Polizei geduldete öffentliche Häuſer übte, indem es dieſelben erſtürmte und verwüſtete, waren einzelne Studenten mit thätig.

Am Morgen des nächſten Tages forderte der Magiſtrat die geſammte Einwohnerſchaft Leipzigs durch Anſchläge auf, zur Herſtellung der

Ruhe und Ordnung und Sicherung des Eigenthums mitzuwirken, und es wurde dieſer Aufforderung auf das bereitwilligſte entſprochen, inſonderheit von der Studentenſchaft, die man bald und zuerſt in geordneten Zügen und Abtheilungen durch alle Straßen patrouilliren, die Thore und Wachen beſetzen ſah und jedem Exceß auf das ernſteſte ſich entgegenzuſtellen bereit fand. Wer nun ſelbſt in der Studentenſchaft ſtand und mitten in der allgewaltigen Bewegung einen ruhigen Zuſchauer des tumultuariſchen Spektakels abgab, dem mußte es freilich komiſch genug vorkommen, ſo manchen Stürzebecher und Haupthahn, den er geſtern Abend in vollſter ſtürmiſcher Thätigkeit in gewiſſen Häuſern erblickt, heute Ruhe und Ordnung herſtellen zu ſehen, wobei man die beruhigende Gewißheit haben konnte, ihn acht oder vierzehn Tage ſpäter ſammt Genoſſen auch auf den Schauplätzen der geſtrigen Thaten mit weit minder erregten Moralitätsprincipien wieder zu finden.

Dieſes burleske Zwiſchenſpiel mitten in einem ernſten Drama, mitten im Toben einer wilden entzügelten Volksmenge als eine Sache für ſich belaſſen, darf nicht verſchwiegen bleiben, daß damals Leipzigs Studentenſchaft weſentlich dazu beitrug, einen geordneten Zuſtand ſchnell wieder herbei zu führen, wofür derſelben auch Dank und Anerkennung in ehrender Weiſe zu Theil wurde.

Im Nachzucken der Revolutionsblitze des Jahres 1830 zeigte ſich auch auf kurze Zeit das düſtere Bild einer münchener Neujahrsnacht, in welcher von dortigen Studenten einiger Lärm, ſogar in einer Kirche gemacht wurde, der zum Tumult ausartete, Einſchreiten der bewaffneten Gewalt zur Folge hatte, das Volk allarmirte, mehrere Verwundungen Unſchuldiger veranlaßte doch ſich ohne weitere politiſche Wichtigkeit verlief. Damals führte Profeſſor Maßmann, der Urheber des Wartburgfeſtes, in München die Turnkunſt ein und las höchſt anziehende Collegia über deutſchvolksthümliche Gegenſtände; auch ihn traf Kränkung und Verkennung, daher er auf eine Zeitlang ſeine Vorleſungen ſchloß. Göttingen machte 1831 ſeinen Kravall gegen das Miniſterium Münſter, nicht ohne Betheiligung der Studentenſchaft, der lächerlich und abgeſchmackt endete und keine andere Folge hatte, als daß die Univerſität entvölkert wurde.

Der Aufſtand der Polen, ihre Niederlagen und ihre Fluchtzüge weckten auch in Deutſchland Antheil und Sympathien, die einestheils nur im ſchönen und edlen Gefühl des Mitleids wurzelten, anderntheils die Revolutionsgelüſte in exaltirten Köpfen und Gemüthern auf gefährliche Spitzen trieben. Die feurige Jugend konnte nicht unbetheiligt bleiben, ſie ſah ein unglückliches, zertretenes Volk, ein verwüſtetes Land; die Univerſitäten Warſchau und Wilna waren aufgehoben, die edelſten Kräfte gemordet, gefangen oder verbannt, und das Unglück iſt immer heilig. Noch hielt in Jena die Germania ſtolz und kräftig zuſammen, die Polenflüchtlinge kamen nach Jena, die Germanen nahmen ſie mit offenen Armen auf, ſie mußten bei ihnen kneipen, und ſo groß war die Sympathie für die Flüchtlinge, daß die Arminen die Germanen erſuchten, auch ihnen Gäſte abzutreten. Dies geſchah, man dachte keiner Spaltung mehr, zechte in Gemeinſchaft, und an einem ſchönen Morgen, wo Alles göttertrunken war, ſprang ein junger Pole im Gaſthof zur Sonne auf einen Tiſch, hielt eine feurige Rede über die Spaltung, die nicht fromme, und ermahnte, er, der Ausländer, der Fremdling, die Deutſchen in beſchämender Weiſe zur Eintracht, zum treuen Zuſammenhalten. Man jauchzte ihm Beifall, man ſchrie, man jubelte, man weinte, umarmte und küßte ſich und vereinte ſich für ewige Zeiten.

Dieſes Kind des Rauſches, ſelbſt ein Rauſch, wurde nicht alt; ſeinen Geſchwiſtern, deren es im lieben gemüthlichen deutſchen Vaterlande und auf den Hochſchulen viele hatte, ging es ebenſo.

In der Germania oder, wenn man lieber will, der Burſchenſchaft bildeten ſich jetzt wieder zahlreiche Kränzchen, in welche man ſämmtliche Füchſe ſo vertheilte, daß keiner außerhalb ſtand. Jedes Kränzchen wurde von zwei tüchtigen Burſchen geleitet, die Verſammlungen waren öffentlich, belehrende Aufſätze wurden ausgearbeitet und vorgetragen, und Alles hatte den Anſchein des Zweckes der Fortbildung. Immer aber gab es neben den öffentlichen Kränzchen auch noch geheime. Eins derſelben führte den Namen: „Der ſchwarze Kaffee", welches, obſchon in ihm auch monarchiſch geſinnte Elemente vertreten waren, doch von etwas röthlicher Färbung war und ſehr ſchroffe und ſcharfe „Republiker" umſchloß. Die Verbindung mit der Schweiz wurde fortgepflegt, das frankfurter Attentat im Stillen vorbereitet.

Der revolutionäre Geiſt war im deutſchen Süden ungleich reger als im Norden; die naheliegenden Urſachen davon gehören nicht in die Geſchichte des Univerſitätslebens, unbetheiligt konnte dieſes aber nicht bleiben an allen jenen Ereigniſſen, welche die Zeit theils mächtig bewegten, theils in ihre rollenden Räder eingriffen. Das Deutſchthum war es, blieb es und wird es immer bleiben, was die Burſchenwelt hoch hielt und ewig hoch halten wird; ſie hätte für dieſes, wie für ſich den Wahlſpruch erküren dürfen: Germania pressa, sed non subpressa. Immer und immer wieder trat das Deutſchthum hervor, das in den Jahren der Freiheitkämpfe erwachte Nationalgefühl, das nationale Selbſtbewußtſein, das ſich nicht unterdrücken läßt, das immer wieder aufflammt, wie die Sonne, die keine Erdennacht, keine Erdenmacht begraben halten kann.

Dieſes Deutſchthum trat nun auch bei dem politiſch ſo bedeutſamen und großartigen Volksfeſte auf der Burgruine Hambach zu Tage. Alles trug den Schmuck der ſchwarzrothgoldenen Farben, aus allen Fenſtern wehten ſie in Fahnen und Flaggen, hoch von des Schloſſes höchſter Zinne rauſchte das rieſige dreifarbige Panier mit der Inſchrift: „Deutſchlands Wiedergeburt". Zahlreiche Studenten rheiniſcher Hochſchulen hatten ſich zu dieſem Feſte begeben, nur allein von Heidelberg ſchloſſen deren 150 den endloſen Feſtzug.

Auch hier würde es gewagt ſein, den Studenten insgemein eine andere Theilnahme, als jene der Luſt an heitern und nationalen Volksfeſten, und des Antheils an Dem zuſchieben zu wollen, was die Nation erſehnte: Einheit Deutſchlands, Freiheit der Meinung und der Preſſe, landſtändiſche Vertretung; indeß weckte das Hambacher Feſt aufs neue das Mistrauen der Regierungen und rief ſtrenge Bundestagsbeſchlüſſe hervor. Jenes Feſt trat als eine Thatſache von weiter zeugender und weiter geſtaltender Kraft in die deutſche Geſchichte, ohne aber die Studentenwelt tiefer zu berühren.

Ungleich mehr verwickelt waren Studenten verſchiedener Hochſchulen in das frankfurter Attentat, das als ein blutiger Leuchtſtern im Gegenſchein zu dem im Allgemeinen ordnungs- und friedevoll gefeierten Hambacher Feſt ſteht. Es war in Stuttgart ein Burſchentag gehalten worden, auf welchem, noch voll von den Eindrücken des Hambacher Feſtes, die dort verſammelten Germanen feſtſtellten: es könne und müſſe der Zweck der deutſchen Burſchenſchaft auf keinem andern Wege erreicht werden als auf dem der Revolution. Da nun in Frankfurt a. M. Vaterlandsvereine beſtanden, die das gleiche Ziel im Auge hatten, ſo ſchloß man an dieſe ſich an. Der Plan war, die Bundesverſammlung aufzuheben und das deutſche Volk zum Umſturz der Fürſtengewalt aufzufordern. Man redete ſich ein, die, allerdings aus mancherlei Urſachen aufgeregte Bevölkerung in Heſſen, Naſſau, Württemberg u. ſ. w. würde blindlings zufallen. Auch auf die müſſigen, unruheſüchtigen Polenflüchtlinge, theils in Frankreich, theils noch am Rhein verſtreut, ward Rechnung gemacht, jedoch ohne den Wirth, wie gewöhnlich. Immer war es nur eine Anzahl Hingeriſſener, Verleiteter, keineswegs irgend eine Geſammtheit oder vollzählige Verbindung einer oder der andern Univerſität. In Jena hatten Beſonnene von der Theilnahme ernſtlich abgerathen, als der Plan zu dieſem ganz unbedachten, ganz unüberlegten Verſuch, Deutſchland mit den Schreckniſſen einer Revolution zu beglücken, auftauchte, und die Unbeſonnenen, die ſich nicht rathen ließen, büßten für ihr Vergehen.

Die Wiederkehr der ſtrengſten Maßregeln gegen dergleichen verderbliche Bewegungen traf auf den Univerſitäten Schuldige und Unſchuldige, ohne doch den einmal erwachten, von den liberalen Ideen getragenen Geiſt hemmen zu können.

In Jena bildeten ſich jetzt drei Abſonderungen in der Burſchenſchaft, von denen die radicalſte die den Burgkeller beherrſchende war, welcher letztere auch bis zur neueſten Zeit der Sitz dieſes Elements blieb. Die Unterſuchungen hatten ihren Fortgang, das Corpsleben behielt ſeine Formen und ſeine Weiſe bei, eine durchgreifende Reform der Hochſchulen wurde erzielt, die akademiſche Freiheit möglichſt beſchränkt, die burſchenſchaftlichen Verbindungen wurden zum Erlöſchen hingedrängt, und an die Stelle der frühern Anſchauung des Univerſitätslebens und Studententhums, theils vom praktiſchen, theils vom idealen Standpunkte aus, trat jetzt mehr der doctrinäre, während das eigentliche Studententhum, wo es nicht in den Corps gepflegt wurde, ſo ziemlich verflachte. Das Finkenweſen verbreitete ſich immer mehr, feſt an dem Grundſatz haltend, gar keiner Verbindung anzugehören, was freilich auch ſein Sicheres und Bequemes hatte. Einmal erhob ſich in Jena ſelbſt dieſe Negation zur Poſition, die Finken traten zuſammen, errichteten eine „Finkonia“ und trugen weiß und grüne Mützen. Dies waren ihre Thaten. Auch die Bierſtaaten florirten fort, der Durſt blieb, mochte Revolution oder Reaction das Feldgeſchrei der Parteien lauten. Thus XVII. empfing einſt feierlich eine chineſiſche Geſandtſchaft, die auf Eſeln ritt. Sie führte, da ſie durchaus kein Deutſch ſprach, einen Dolmetſcher mit ſich, der in toller Laune den burleskeſten Humor zu Tage brachte.

Wenn einer oder der andere Bierſtaat dem Volksbewußtſein und dem Verlangen nach conſtitutioneller Vertretung Rechnung trug und einen Landtag berief, ſo dauerte ein ſolcher in der Regel einige Tage, und es wurden in dieſer Diät ein ganzer Ochſe und ein halbes Dutzend Schweine mindeſtens verzehrt, der Quantitäten vertilgten Bierſtoffes nicht zu gedenken.

So lag die Ironie dem Ernſt nahe, und der Schritt vom Erhabenen landſtändiſcher Vertretung zum Lächerlichen des Hervortretens bornirter Eitelkeiten ward, wie er ſo oft in der Wirklichkeit zur Erſcheinung kam, in den luſtigen Studentenlandtagen ſymboliſch zur Schau getragen.

Leider wurden in dieſer Zeit die liberalen Ideen, die ſich unter der ſtudirenden Jugend verbreiteten, immer verworrener und unklarer, ein wahres Chaos confusum, und, je mehr man ſich Mühe gab, Propaganda im deutſchen Freiheits- und Einheitsſtreben zu machen, um ſo greller traten ſpäter die begangenen Misgriffe hervor; man ſäete jetzt die Saat, die 1848 üppig aufging, wo Scharen unreifer Kathederlinge das Gallimathias ihrer Hirngeſpinnſte in Schulen und Gymnaſien zu Markte trugen, auf Wieſen und unter Dorflinden ihre unbedeutenden Perſönlichkeiten zu volksbeglückenden Landtagsabgeordneten ausboten und dem Volke auf ekelerregende Weiſe ſchmeichelten, es mit Lüge und Anmaßung bethörten.

Vorgänge, wie der Wegzug der ſieben Profeſſoren von Göttingen, ungleich ernſterer Art und ungleich würdiger, die Augen des Geſammtvaterlandes auf ſich zu lenken, als die Poſſenſpiele jugendlich überſpannter Freiheitphantaſten, veranlaßten manche Beleuchtung des deutſchen Univerſitätsweſens vom gelehrten, kritiſchen und juridiſchen Standpunkte aus, wovon nur andeutend das Wichtigſte berührt werden kann.

Gegen die Univerſitäten richtete ſich in dieſer Zeit gar manche Feder, namentlich gegen die proteſtantiſchen, in denen vorzugsweiſe das eigentliche deutſche Univerſitätsweſen und Leben wurzelte, hauptſächlich auch deren Stellung zur Staatsgewalt erörternd und beleuchtend. Letztere entzog den deutſchen Hochſchulen mehr und mehr den Schutz des Rechts und beengte die freie Entfaltung des wiſſenſchaftlichen Lebens, ſuchte allen den Hochſchulen von jeher eigenen ſelbſtändigen Corporationsgeiſt zu unterdrücken, die ſchöne, in einer Grundform bedingte Einheit und Gemeinſamkeit zu trennen, nachdem man doch früher in der Eröffnungsrede der hohen Deutſchen Bundesverſammlung die Univerſitäten „ein ſtolzes Denkmal deutſcher Entwickelung“ genannt hatte, und blickte mit dem größten Argwohn nach dem in der Studentenwelt erwachten Gefühl der Berechtigung zur unmittelbaren Theilnahme am ſtaatlichen Leben. Man hätte ſchon damals gern aus allen Hochſchulen Specialſchulen gemacht, und merkwürdigerweiſe war es gerade die ultraliberale und radicale Partei, die ſich in Verfolgungswuth gegen die Hochſchulen mit der ultramontanen begegnete. Wie der Begriff der Freiheit an ſich von den verſchiedenſten Standpunkten aus erfaßt werden kann, ſo wurde auch jener der akademiſchen Freiheit vielfach falſch erfaßt, welche Freiheit in ihrer deutſchen Ureigenthümlichkeit ſich auf den Univerſitäten anderer europäiſcher Länder, die nicht germaniſchen Stammes, gar nicht findet; man ſuchte, wie der akademiſchen Studienfreiheit, ſo auch der akademiſchen Lehrfreiheit Feſſeln und Bande anzulegen, wollte den Profeſſoren ihre Lehrgegenſtände vorſchreiben, den Lernenden nicht mehr die Selbſtwahl ihrer Lehrer überlaſſen, endlich auch das Privatdocententhum abſchaffen, das doch von ungemeiner Wichtigkeit iſt auf die gelehrtakademiſche Ausbildung, auf Wetteifer, Ehre und bildenden Fortſchritt. Wie ſollten ſich auf den Hochſchulen Charaktere bilden in der Zeit, in der ſie ſich bilden müſſen, im Jugenddrang hoher und kräftiger Gefühle, wenn jenen Alles genommen wird, was ihnen lebenskräftige Entfaltung bewahrte? Ohne akademiſche Lehr- und Lernfreiheit wird es keine deutſchen Univerſitäten mehr geben.

Als 1844 die Univerſität Königsberg ihr Jubiläum feierte, ward tief gefühlt und laut genug ausgeſprochen, wie gefährdet und aufs äußerſte bedroht die akademiſche Freiheit ſei. Es wurde nun mehr als je über Univerſitäts- und Studentenleben geredet und geſchrieben; die „Deutſche Vierteljahrsſchrift“ verbreitete ſich ſchon 1841 über den Comment, Herr von Florencourt ſchilderte in unerfreulichen Farben das Studentenleben Göttingens; es war ihm dort die unliebe Wahrnehmung begegnet, die leider auch auf andern Hochſchulen zu machen war: eine Rückkehr vom Guten zum Schlechten, Geſang erbärmlicher, zuchtloſer oder doch fader Lieder, Freude am Klatſch und am Scandalöſen in der Profeſſorenwelt, an Spielwuth und Unzucht, dabei ein albernvornehmthuender, hochtrabender Ton ſelbſt gegen Commilitonen, das Gebahren ariſtokratiſcher Dandies. Mit Ausnahme des letztern, Göttingen vorzugsweiſe eigenen Elementes, war es in Halle wenig beſſer, in unſittlicher Beziehung vielleicht noch ſchlimmer. In Göttingen befehdeten ſich fortdauernd die Landsmannſchaften, dort jetzt Kneipen genannt, und die Corps in zahlreichen Duellen, bis erſtere ein Ehrengericht einſetzten. Die Corps verdächtigten die Landsmannſchaften, burſchenſchaftliche Tendenzen zu verfolgen, ja man ſchlug ſich mit Stöcken, und die Unterſuchung dictirte für 1500, ſchreibe eintauſendfünfhundert Mann Carcerſtrafe. Zu Prügeleien — eine Schande für deutſche Studenten — führte aber immer der allzu große und übergroße Eifer gegen die Duelle, wie wohlgemeint, achtungs- und beherzigenswerth auch die vielfach laut werdenden Stimmen und Vorſchläge gegen dieſelben waren. Selbſt die beſtmeinendſten unter erſtern waren Stimmen von Predigern in der Wüſte, ſie fanden keinen Wiederhall. Was die Philoſophen Reinhold und Fichte gepredigt, was Thierſch, Leo, Delbrück erörtert, was Roſenkranz (1837) in geiſtvoller und eindringlicher Weiſe geſagt, indem er die poetiſche Seite der akademiſchen Freiheit in ein ſchönes Licht ſtellte, das Element des Zweikampfs als ein durchaus und urſprünglich germaniſches nachwies, das jetzige Duell eine „Armſeligkeit" nannte, indem er die inhaltſchweren Worte ſprach: „Die Burſchenſchaft war ernſt und edel. Es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geſchichte, ihr um ihrer politiſchen Ausſchweifungen willen dieſe Anerkennung zu verſagen", und vor allem empfahl, daß die ſtudentiſche Individualität ſich der Humanität befleißige — es war Alles in den Wind geredet und geſchrieben, es zog nicht, das Landsmannſchaft-, das Corps-, das Renoncen-, das Finkenweſen blieb, und die Burſchenſchaft war geiſtig todtgeſchlagen. Es half nichts, daß Wohlmeinende hinter ihrem Arbeitspult Pläne machten, wie die „Deutſche Vierteljahrsſchrift" 1841 (II. Band) einen ſolchen zu einer allgemeinen öffentlichen Studentenverbindung mit Bezug auf das Duellweſen enthielt, zu dem man das Motto fügen konnte: „Alles ſchon dageweſen", oder daß man vom Turnen noch etwas Weſentliches hoffte, wie Klumpp — es frommte Alles nicht, es waren vergängliche Dinge, unſterblich aber waren der Comment, die ſtudentiſchen Idiotismen, die Schläger und Rappiere, die Bierſuiten, der Fürſt von Thoren, die Kuhſchwofe (gemeine Tanzvergnügungen) die Hunde, die Tabakspfeifen und der kleine Krieg gegen Pedelle, Policiſten, Fenſter, Kameele und Philiſter.

Doch zum Heil und zur Ehre des deutſchen Studententhums gewann dieſer Zuſtand nicht überall und auf lange Zeit Dauer; das Gefühl des Beſſern, wie die Sehnſucht nach ihm, war noch nicht todt, „der Geiſt" wenn er auch nicht mehr in Allen lebte, lebte doch wieder auf in Vielen, und das Burſchenleben, das Burſchenthum trat abermals in eine neue Phaſe. Aus dem Verflachen in das Allgemeine hob ſich rettend der Gedanke an die deutſche Allgemeinheit, welche die Burſchenſchaften angeſtrebt, hob ſich und verwob ſich mit Dem, was neben dem Streben nach deutſcher Einheit die Zeit wollte, mit dem Fortſchritt. Von den Zeitideen, vom Kampfe der Allgemeinheit gegen die Beſonderheit getragen, die Gleichberechtigung Aller anerkennend und daher feindlich gegen jeden Druck wirklicher oder vollends eingebildeter Bevorrechtung, wie ſie in den

Corps grell zu Tage trat, begründeten ſich auf den meiſten Hochſchulen um das Jahr 1840 und ſpäter Verbindungen unter dem Namen der Allgemeinheiten oder des Progreſſes, deren Mitglieder ſich Progreſſiſten nannten. Zunächſt entſtanden ſolche Allgemeinheiten in Halle, Leipzig, Königsberg, Bonn und Heidelberg, dann auch in Jena, Tübingen u. ſ. w. Man hatte gefunden, daß alle excluſiven Corporationen, ſelbſt die der Burſchenſchaft, im Laufe der Zeit und ganz beſonders in der Neuzeit die frühere Bedeutung verloren, daß die Spaltungen in der Burſchenſchaft ſelbſt ſie ihren Streberichtungen, der Freiheit wie der Einheit, entfremdeten. Das radicale und das conſervative Element konnte nicht wol in der Burſchenſchaft nebeneinander beſtehen, und in ſolcher Zweiheit konnte ſie ſelbſt eine Einheit nicht mehr darſtellen. Daher jener Uebergang neuen Heraustritts aus Burſchenſchaften und Landsmannſchaften zum Eintritt in die Allgemeinheit. Die Corps konnten aber ihrem innern Weſen und ihrer ganzen Einrichtung nach daran kein Wohlgefallen haben, ihr Geiſt blieb der immer gleiche, ſtabile. Die Allgemeinheiten erkannten die Autorität der Seniorenconvente nicht mehr an, verwarfen den Duellzwang, erklärten das Duell für eines Jeden Privatſache, hoben das Verrufsverhältniß auf und ſprachen als leitenden Grundſatz die Gleichberechtigung aus. In Heidelberg gewann dieſe neue Richtung die meiſte Anhängerzahl, es wurde eine Verfaſſung entworfen, ein Verwaltungsrath gewählt, der mit jedem Semeſter abtrat, um durch einen neugewählten erſetzt zu werden, und ſeine Sitzungen nicht geheim, ſondern öffentlich hielt. Die ganze Studentenſchaft in der Allgemeinheit vereinte ſich in Sectionen zu je 10 Theilnehmern, die aus ihrer Mitte dann Einen in den Verwaltungsrath zu ſenden hatten.

Weitere Grundſätze der Allgemeinheit waren die folgenden: Die Studentenſchaft, aus dem Volke hervorgegangen, kann und darf ferner nicht mehr dem Volke, dem Bürgerthum, wie bisher, ſchroff gegenüberſtehen, am wenigſten als ein bevorrechteter Stand, als eine Corporation. Der Student ſoll nichts Anderes mehr ſein wollen, als ein junger Bürger, der ſich der Wiſſenſchaft widmet, wie Andere ſich techniſchen Gewerben, dem Handel, dem Handwerk widmen.

Eine Zeitſchrift wurde begründet, die freilich nicht allen gehegten Erwartungen entſprach. Studentenzeitungen haben nun einmal weder Glück noch langes Gedeihen. Jene Burſchenzeitung, deren Gründung am Wartburgfeſt beſchloſſen wurde, kam gar nicht zur Welt, ſie wurde in der Geburt erſtickt. Eine akademiſche „Abend-Zeitung", die in München in dieſer Zeit erſchien, hatte auch keine Dauer; doch enthielten die wenigen Hefte, welche zu Tage kamen, manch ſarkaſtiſches Epigramm, z. B. das auf bairiſches Studium:

Hinter den Ofen mit Kant und Fichte, Hegel und Schelling,
Mein Philoſoph iſt der Krug — oder der Leipziger nicht. —

In Wolfenbüttel erſchienen 1844 und 1845 einige Hefte „Academica", deren 3. Heft die Univerſität Halle ſeit den Befreiungskriegen ſchilderte, auch einen Aufſatz über „das Verbindungsweſen und Streben nach einem allgemeinen Studentenleben“ enthielt. Auch anderwärts ſuchte das ſtudentiſche Reformſtreben wie die öffentliche Meinung durch die Preſſe ſich zu rechtfertigen. So brachte die Zeitſchrift „Unſre Gegenwart und Zukunft“ Aufſätze über „die Studentenverbindungen und ihre Reformen in der Gegenwart“ (im I. Bande) und „die Reformenbeſtrebungen und Unterſuchungen auf der Univerſität Halle“ (im II. Bande).

In Jena fraterniſirte man mit den Handwerksburſchen, hielt die Verſammlungen öffentlich und redete viel vom Gemeingeiſt, man trug eben, wie anderswo, das Bannerfähnlein der Zeit und meinte, daß deſſen Farben nie abbleichen würden. Auf dem Burgkeller behauptete ſich die radicalſte Fraction der Burſchenſchaft fortwährend.

Die Allgemeinheiten hatten, indem ſie dem Bürgerthum ſich anſchlieſſen, im Sinne, das ganze, veraltet erſcheinende Facultätsweſen umzuſtoßen, der Bureaukratie das Grab zu graben, das Brotſtudienweſen zu beſeitigen, mit einem Worte, eine neue Welt geiſtigen und volksthümlichen Lebens zu entdecken und anzubauen. Der neumodiſche Socialismus durchdrang ſie mit ſeinen Ideen, und der Atheismus, aus dem Hegelthum hervorgeſchoßt wie eine grüne Miſtel auf dem Fruchtbaum der Philoſophie, trat in grünen Jungen ecklich hervor, brach mit dem alten Gott und dem alten Chriſtenthum. Die Vereinsbibliotheken, die man anlegte, waren ſehr werthvoll, denn ſie enthielten lauter Seltenheiten, nämlich verbotene Schriften.

Vom Rechten und Guten, dem echt Vaterländiſchen, echt Volksthümlichen, von der Verzichtleiſtung auf ſtarre Formen und mittelalterliche Einrichtungen, von dem Edlern und Schönern, wie die Burſchenſchaft es urſprünglich angeſtrebt, drängte man nun nach einem Aeußerſten hin, wollte die Zeit geſtalten, die Staaten lenken, die Politik machen helfen. Wie der Kampf der Allgemeinheit gegen die Beſonderheit im fünften Jahrzehnd unſers Jahrhunderts durch alle Lebenskreiſe ging und mittels der Preſſe geführt wurde, konnte es gar nicht anders ſein, als daß die junge akademiſche Welt, die ſich geiſtig fühlte, an ihm nicht unbetheiligt bleiben wollte. Wie allem Abſolutismus die Zeit den Krieg erklärte, ſo die Studentenwelt dem Abſolutismus des Corpslebens.

Da auf mehrern Univerſitäten, z. B. Leipzig und Tübingen, die Einrichtung ſtudentiſcher Ehrengerichte aufs neue verſucht wurde, ſprachen ſich die Allgemeinheiten dagegen aus, weil ſie jene nach ihren Anſichten vom Duell für ebenſo unſtatthaft als überflüſſig hielten. Die Corps gewahrten nicht ſobald, welch ein nicht zu verachtender Gegner ihrem ganzen Beſtehen in dem Progreß erwachſen war, als ſie überall verſuchten, ſich jenen gegenüber zu behaupten; in Heidelberg wendete ſich eine eigens deshalb niedergeſetzte Commiſſion der Corps an die Sectionen der Allgemeinheit mit Vorſchlägen zu einer Einigung über den Verrufscomment, über

Streit und Klage, über Einſetzung eines allgemeinen Studentengerichts, allein die Abtheilungen wieſen die Vorſchläge ſammt und ſonders zurück und ſprachen aus: daß ſie die Stütze derſelben, die Vorausſetzung der Corps, als ob die Studenten einen im Innern kräftig gegen außen zuſammenhaltenden Stand bilden müßten, geradezu umſtießen, nannten die Verrufserklärungen ein Verfahren, das die rohe Sitte der Aechtungen fortpflanze, und fügten zu mehrern dergleichen den Corps unleidſamen Aeußerungen ſchließlich die Erklärung, daß nur dann mit erſtern in ein Verhältniß getreten werden könne, wenn ſich die Corps ihrer Eigenſchaft als Verbindungen begeben und als Abtheilungen zu 10 Mann ſich mit den Allgemeinheits-Sectionen zu gemeinſamem Wirken vereinigen wollten.

Die Corps ihrerſeits wieſen dieſes Anſinnen mit mehr Höflichkeit ab, als es an ſie gelangt war, und blieben, was ſie waren. Die Allgemeinheiten aber beſtärkten ſich in dem Glauben, als eine mächtige Reformpartei auftreten zu können, die den Abſolutismus der Corps, die frühere Romanidee der Burſchenſchaft, deren chriſtliche und germaniſche Elemente, ſammt allem Beamtenthum, mit dem Beſen des Radicalismus hinwegfegen wollte.

Dieſes Beginnen war von vorn herein planlos und unpraktiſch, ein Kind des Geiſtes, der ſtets verneint, eine der vielen gemüthloſen Ausſtrömungen gewiſſer Philoſopheme oder beſſer Philoſophismen, deren Urhebern es wol nicht an Geiſteshöhe, aber ſehr bedeutend an Gemüthstiefe fehlte und die ihre kalt-abſtracten Lehrſätze an das warme Herz der deutſchen Jugend legten, um es ebenfalls erſtarren zu machen.

Und das Ende vom Liede? Auch die Allgemeinheiten erwieſen ſich als Einrichtungen ohne Beſtand, der Progreß ſtieß an eine Mauer, durch die er nicht rennen konnte. Es kamen wieder Kränzchen, neue Kränzchen, neue Corps, neue Landsmannſchaften, neue Burſchenſchaften auf, wenn auch nicht alle offen ſo hießen, und die Muſterkarte der Farbenbänder ward bunter, als ſie jemals geweſen; die frühere ſtudentiſche Gemüthlichkeit zeigte ihr echtdeutſches unverwüſtliches Weſen, das heiter und ruhig neben dem deutſchen Ernſt herging. Man zog im Lenze, beſonders in den Pfingſtferien, hinaus in die grünen Wälder, freute ſich des Lebens, beſonders und vorzugsweiſe gern an jenen gefeierten Orten, denen deutſche Sage, Poeſie und Geſchichte einen unvergänglichen Nimbus geſichert. Nach berühmten Ruinen, nach Hochgipfeln, nach alten Kaiſer- und Landgrafenpfalzen lenkten ſich dieſe Züge. So pilgerten die Burſchenſchaften von Halle, Leipzig und Jena gern nach dem Kyffhäuſer, weniger um den alten Barbaroſſa heraufzubeſchwören, als um in ſeinem Trümmerſchloß einen tüchtigen Commerſch loszulaſſen, die Corps nach der Rudelsburg und Saaleck, die Göttinger nach der Wartburg und auf den Inſelberg.

Da kam der Februar 1848 mit ſeinen Lärmhörnern, der März mit ſeinen Errungenſchaften und dem ganzen Gefolge der Schäume — und Träume.

Glänzende Hoffnungen, die ſich wie Libellen auf ſchimmernden Flügeln wiegten, auf zeitgemäße Umgeſtaltung veralteter Formen, ſangen der neuen Freiheits- und Meſſiaszeit das Wiegenlied. Die deutſche Studentenwelt konnte nicht ſtill und ſtumm betrachtend als Zuſchauerin von ferne ſtehen, ſie war vollberechtigt, mitzureden, wo ſo viel geredet und gerathen wurde, ſie hatte Klagen und Wünſche, ſie erſehnte eine völlige Wiedergeburt des geſammten akademiſchen Lebens.

Nebenbei betheiligte ſich die Studentenſchaft an allen den öffentlichen Stürmen, bildete Freicorps, half Barrikaden bauen und vertheidigen, tumultuirte und half, wenn ſie des Tumultuirens müde war, auch gern die Ordnung wiederherſtellen. Dabei trat hier und da auch der Gegenſatz der Corps und der Allgemeinheiten wieder grell hervor. In Leipzig ſchloß die letztere ſich der auf politiſche Reformen und den Sturz des Miniſteriums drängenden Bürgerſchaft an, während die zum großen Theil aus Adeligen oder wenigſtens Söhnen der vornehmern Claſſe beſtehenden Corps abweiſend und verachtungsvoll gegen dieſe Reformbewegung ſich verhielten. Ein ernſter Conflict ſchien zu drohen. Die Landsmannſchaften ſuchten eine friedliche Ausgleichung und veranlaßten eine große allgemeine Studentenverſammlung unter dem Vorſitz des Profeſſor Biedermann. Dieſe Verſammlung führte zwar eine Verſtändigung nicht herbei, ſtumpfte aber doch den Conflict inſoweit ab, daß ein ernſter Zuſammenſtoß unterblieb, bis die inzwiſchen eingetretene Löſung der allgemeinen Spannung wenigſtens dieſe Urſache deſſelben entfernte.

Im April wurden reifliche Berathungen da und dort gepflogen und Vieles brieflich verhandelt, bis eine ſchöne und große Idee geboren war. Der Geiſt der Freiheit, der lebendig machende, ſchlug mit ſeinen Flügeln an die dunkeln Pforten des Geheimniſſes, ſie ſprangen auf, und ſiehe, da waren die Burſchenſchaften wieder da, und die Germania erhob ſich, wie Prinzeſſin Dornröschen, aus ihrem Zauberſchlummer.

Die jenaiſche Burſchenſchaft Germania ließ im Mai in der „Deutſchen Zeitung“ an alle deutſchen Burſchenſchaften (nun gab es deren überall), als an den Kern und das Salz deutſcher Hochſchulen, in denen noch die Idee einer allgemeinen Verbindung aller deutſchen ſtudirenden Jünglinge zu körperlicher, geſelliger, ſittlicher, wiſſenſchaftlicher und politiſcher Ausbildung lebendig ſei, einen Aufruf ergehen, ſich zum Pfingſtfeſt an dem Orte zu verſammeln, an welchem ſo viele Erinnerungen an die einſtige Größe der Burſchenſchaft mahnten, um die künftige Richtung deutſcher Burſchenſchaft und eine Reorganiſation der Akademien, wie das Verhalten der erſtern zum deutſchen Vaterlande in Berathung zu ziehen.

Zeitig genug ſah man ein, daß die Abſicht nicht erreicht werden würde, wenn man ſich, wie ſo oft, auf die Burſchenſchaft ſteife und, indem man Allgemeines wollte, durch Abſonderung dieſes zu erlangen hoffe, daher er ging ein neuer „Aufruf an alle Freunde deutſcher Univerſitäten“, der in beſtimmter Form eine Wartburgverſammlung auf den 1. und 2. Pfingſttag ausſchrieb, um dort über Univerſitätsgeſetzgebung zu berathen und eine Petition an das deutſche Parlament zu entwerfen, welches die ſämmtlichen Univerſitäten zu Anſtalten der deutſchen Nation erklären, denſelben unbedingte Lern- und Lehrfreiheit zuſprechen, nächſtdem jede eximirte Gerichtsbarkeit aufheben ſollte.

Auch Bonn erließ einen ähnlichen Aufruf in dem Sinne, daß die Wartburgverſammlung nicht als eine burſchenſchaftliche, ſondern als eine allgemeine betrachtet werden ſolle. Die Vorwoche des Pfingſtfeſtes kam, die Einwohnerſchaft Eiſenachs war bereit, die früher und ſchon öfter bewährte Gaſtfreundſchaft aufs neue zu üben, und es trafen in dieſer Vorwoche zunächſt Abgeordnete von Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, Bonn, Würzburg und Erlangen ein, welche den vorbereitenden Arbeiten ſich unterzogen. Da die Hauptſache, die Berathungen, nicht wol auf der Wartburg ſtattfinden konnten, ſo wurde als eigentlicher Wartburgfeſttag der 3. Pfingſttag beſtimmt; eine gut entworfene Feſtordnung regelte den ganzen Convent; der berathende Ausſchuß ſtellte die Tagesordnung feſt, entwarf die Adreſſen, deren nicht wenige waren, zur Vorlage und zeigte ſich äußerſt thätig.

Der hohe Eigenthümer der Wartburg, Erbgroßherzog Karl Alexander zu Sachſen-Weimar-Eiſenach, hatte die Burg dem Feſte bereitwillig zur Verfügung geſtellt, die beiden bedeutendſten Geſellſchaften Eiſenachs, Klemda und Erholung, räumten ihr die Säle ihrer Locale willig ein, Alles war ſchon in beſter Ordnung, als die Feſtangelegenheit einen ganz eigenthümlich neuen Impuls bekam. Mit dem Nachmittagszuge der Thüringer Eiſenbahn kamen die Abgeordneten von Breslau und die der akademiſchen Legion in Wien, letztere ſechsundzwanzig, mit ſtarken Bärten, in ihrer romantiſchen, faſt theatraliſchen Wehrtracht, mit Calabreſerhüten, mächtigen Schlägern und einer gewaltigen dreifarbigen Fahne. Beide Deputationen wurden mit Lebehoch empfangen und geſellten, da ſie mit beſondern Erwartungen gekommen waren, aus ihrer Mitte je fünf Mitglieder zu dem berathenden Ausſchuß.

Urſprünglich ſollte das Feſt nichts weiter ſein als eine allgemeine Studentenverſammlung zu Adreß- und ſonſtiger Berathung, ohne ausdrückliche Bevollmächtigungen von den einzelnen Hochſchulen. Wien und Breslau aber ſandten Bevollmächtigte mit ausführlichen Mandaten; man hatte dort den Aufruf und das Feſt viel wichtiger und ernſter genommen wie die übrigen Univerſitäten, man wollte neben den Verſammlungen noch ein beſonderes Studenten-Parlament, eine Vertretung der geſammten deutſchen Studentenſchaft beim deutſchen Reichstag. Es entſtand nun am 1. Pfingſtfeiertage lebhafter Kampf um eine Principienfrage, und zwar um die, ob hier eine Verſammlung von Studenten, einerlei ob viel oder wenig von da und dort her, oder eine Verſammlung von Studentenſchaften ſein ſolle?

Jena, Göttingen und Leipzig erklärten, in ſo ausgedehnter Weiſe keine Mandate zu haben, auch an der Feſtordnung ward Dies und Das ausgeſetzt, man ſtritt über Manches, und das in ihr vorgeſchriebene Abſingen des Liedes „Eine feſte Burg“ ward ebenfalls hinweggewünſcht, weil Genoſſen aller Religionsparteien einestheils, anderntheils auch Leute ohne alle Religion in der Verſammlung ſich befinden möchten, Letzteres gewiß eine ſo zarte Rückſichtnahme, als der Atheismus nur immer wünſchen konnte. Die berliner Abgeordneten, wie die Marburger, welche ſpäter kamen, ſtimmten der durch die Wiener und Breslauer gebildeten Oppoſition bei, der auch noch viele Einzelne ſich zugeſellten, und nach manchen Debatten einigte man ſich dahin, daß diejenigen Univerſitäten, die ohne beſondere Bevollmächtigung zwar, doch in genügender Anzahl vertreten wären, proviſoriſche Bevollmächtigte aus ihrer Zahl, einen Abgeordneten auf je 100 von einer Studentenſchaft, ſofort wählen ſollten, was denn auch geſchah.

Präſidenten, Vicepräſidenten und Schriftführer wurden gewählt, und in der erſten conſtituirenden Verſammlung zeigte ſich, daß mit beſonderer, ausdrücklicher Bevollmächtigung die Univerſitäten Wien, Breslau, Berlin, Marburg, München und Greifswalde vertreten waren; Göttingen, Bonn, Königsberg und Gießen wählten proviſoriſche Vertreter, und dem Beiſpiel dieſer Mehrzahl folgten Halle, Jena, Leipzig, Erlangen, Tübingen, Olmütz und Würzburg.

Präſident war Student Lang aus München geworden, welcher im Laufe der Verhandlungen eine bewunderungswerthe Ruhe, Mäßigung, Redegabe und Geſchäftsleitung mit dem ſicherſten Takt an den Tag legte, neben dieſen glänzenden parlamentariſchen Eigenſchaften eine auch äußerlich liebenswürdige Erſcheinung verband.

Am 1. Pfingſttage Morgens 8 Uhr fand auf dem Markt die Zuſammenkunft aller Commilitonen ſtatt, man ordnete ſich zu einem Zuge und ſetzte ſich mit vielen Fahnen, vor allen der alten Burſchenfahne aus Jena, von 1817 her heilig bewahrt, unter Abſingen des Gaudeamus und mit einem voranſchreitenden Muſikchor nach dem Erholungsgebäude in Bewegung. Dort eröffnete Präſident Lang die Sitzung; die Zahl der als anweſend gemeldeten Studenten erreichte faſt 1200, die Parteien ſonderten ſich in eine Rechte und eine Linke, Männer der Reaction und der Revolution; zur letztern ſcharten ſich viele Angehörige der frühern Allgemeinheiten, Progreſſiſten und einzelne Corpsburſchen; die Rechte wurde meiſt von alten Corpsburſchen und Theologen gebildet, Mitgliedern der Verbindung zum hiſtoriſchen Chriſtus, Teutonen aus Jena, Stahlgrauen aus Leipzig und Andern.

Man debattirte und ſtimmte ab über folgende Sätze, welche das Wollen jener Verſammlung klar ausdrückten:

> „Die Univerſitäten ſollen Nationalanſtalten werden."
>
> „Das Vermögen der Univerſitäten ſoll vom Geſammtſtaat, welcher ihre Bedürfniſſe beſtreitet, eingezogen werden."
>
> „Die Oberleitung übernimmt das deutſche Unterrichts-Miniſterium."
>
> „Im Einzelnen wird das Princip der Selbſtleitung anerkannt."

Beſchloſſen wurde ferner: „eine Petition um unbeſchränkte Lehrfreiheit und Hörfreiheit".

> „Alle Facultätsſonderung hört auf. Die Univerſitäten vertreten die ganze Wiſſenſchaft."
>
> „Zur Erlangung eines Staatsamtes ſoll der Beſuch einer Univerſität nicht erforderlich ſein."

Am nächſten Tage, dem Pfingſtmontag, ſetzten ſich die Verhandlungen in der allgemeinen Verſammlung fort. Nach langer und weitläufiger Berathung über die Aufhebung der akademiſchen Gerichtsbarkeit erlangte folgende Faſſung die Majorität:

> „Die deutſchen Studenten entſagen jeder Exemtion, wünſchen namentlich die Aufhebung der bisher beſtandenen akademiſchen Gerichtsbarkeit."

Jetzt trat ein ſtattlicher Mann auf, Graf **Keller**, derſelbe, der beim Wartburgfeſte 1817 die Burſchenfahne getragen, und ſprach aufmunternde Worte zu den Studenten, hauptſächlich über den Punkt 11 der Tagesordnung:

> „Studentenſchaften zu organiſiren mit gleicher Berechtigung Aller und auf Grundlage der Föderation, ſofern es nöthig iſt."

Weiter wurde berathen und angenommen:

> „Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademiſchen Behörden und bei Beſetzung der Lehrſtühle." Ferner:
>
> „Die einzelnen Staaten ſollen den Bundesbeſchluß über Aufhebung der Ausnahmegeſetze ſeit 1819 ſofort in Wirkſamkeit treten laſſen."

Von da an nahm die Verſammlung einen unruhigen und ungeduldigen Charakter an. Manche Vorlage gelangte gar nicht zur Debatte oder wurde oberflächlich erledigt. Die linke Partei legte, weil ſie ein Parlament wollte, wenig Gewicht auf die Beſchlüſſe der allgemeinen Verſammlung, die Rechte erlitt mehrere Niederlagen, und ſo wurde manches Wichtige oder doch in dieſer bewegten Zeit wichtig Scheinende, wie die Anträge „auf Gründung einer Studentenzeitung", „auf Wiederkehr der Studentenverſammlungen", „auf Bewaffnung der Studenten", zur Vorlage an das Parlament aufgeſpart. Auch Vorſchläge wie die der Aufhebung der Collegiengelder und der Immatriculationsbeiträge blieben unerörtert und unerledigt.

Dem Ernſt war für dieſen Tag genug gethan, auch die Feſtfreude verlangte ihr Recht.

Alle die ſtreitenden Partien ließen im Berathungsſaale die Debatte und die politiſche Meinungsverſchiedenheit. Man zog um 5 Uhr Nachmittags hinaus zu dem ſchönen felſengekrönten Marienthal mit ſeinen grünen Alpenmatten, ſeiner idylliſchen Phantaſie, ſeinen hochromantiſchen Reizen. Da waren Alle Brüder, Alle deutſche Studenten, nichts weiter, voll Freimuth, Jugendfrohſinn, Lebensfriſche. Scharen der Bewohner Eiſenachs und des nahen thüringiſchen Gebirges wie des nach dem Hainich hin ſich ſtreckenden Landes wimmelten in dem Thale, Theil zu nehmen an einem der heiterſten Volksfeſte, und mitten unter ihnen die vielen Hunderte der Studenten mit ihren mannichfach bunten Mützen und Bändern, ihren Fahnen, ihrer ungezwungenen natürlichen Fröhlichkeit. Lauter Scherz, lauter Jubel, dort ein erſtürmtes Bierfaß, dort ein improviſirter Tanz mit willigen Schönen, dort Gründung einer Bierrepublik, dort ein Parlament mit permanentem Durſt, dort ein Gänſemarſch. Es war ein Feſt voll großartiger Heiterkeit, das bis zum Dunkel ſich fortſetzte und ſelbſt noch auf den Straßen der Stadt an offenen Tafeln vor den Hausthüren andauerte, bis ein ſtarkes Gewitter all dem fröhlichen Tumult ein Ende machte.

Am Morgen des 15. Juni wurde die Adreſſe an die hohe deutſche Nationalverſammlung angenommen, welche die dringendſten Wünſche der deutſchen Univerſitäten ausſprach, auch nicht unbemerkt ließ, daß die übrigen Punkte einer ſtudentiſchen Verſammlung von Vertrauensmännern zur Feſtſtellung der weitern Bedürfniſſe der deutſchen Studentenſchaft empfohlen ſeien.

Drei Studenten, ein Jenenſer, ein Wiener und ein Bonner, reiſten mit dieſer Adreſſe nach Frankfurt a. M. ab.

Nach dieſem erklärte Präſident Lang die Verſammlung für aufgelöſt.

Am Nachmittage ordnete ſich der Zug nach der Wartburg auf dem Markte, mit Muſik und Fahnen. Die Studenten nach den Univerſitäten, von Scharen des Volkes umwimmelt, ein zahlreicherer, glänzenderer Zug als jener des Jahres 1817, und doch nicht von gleicher Bedeutung. Dem Zuge voran trug Student Stephani, Offizier der akademiſchen Legion in Wien, das mitgebrachte große ſchwarzrothgoldene Banner. Graf Keller trug wieder, wie damals, die Fahne von Jenas Burſchenſchaft. Hoch von der Thurmzinne der Wartburg wehte, von vier ſchwarzrothgoldenen Fahnen umgeben, das große Landespanier, und auch ſonſt war die Burg in geeigneter Weiſe mit Fahnen, Feſtons, Maien und Kränzen durch die thätige Fürſorge des Wartburgcommandanten, Hauptmann Bernhard von Arnswaldt, reich und ſchön geſchmückt, nicht minder war durch viele Tiſche und Bänke Sorge getragen, daß es beim großen Commerſch nicht an Raum zum gemächlichen Trinken mangle.

Lange dauerte es, bis des Zuges bergempor ringelnde bunte Schlange, ein herrlicher Anblick, durch die frühlingsgrünen Laubwölbungen ganz heraufgezogen und durch das alte Wartburgthor hereingewimmelt war, endlich aber bot der Wartburghof das bunteſte, lebenvollſte Bild dem Auge dar.

Da war nun wieder die Studentenverſammlung auf der Wartburg, da wehten wieder die ſchwarzrothgoldenen Fahnen, da war wieder Eintracht und Liebe und Herzlichkeit, aber Eins fehlte: der Ernſt, und noch Eins: die Frömmigkeit von damals. Den Ernſt, nun den hatte man in würdiger deutſcher Weiſe kund gegeben in den Sitzungen der Verſammlungen und des Parlaments, hier oben war er nicht von nöthen — auf die Frömmigkeit aber blickte man mit lächelnder Selbſtgenügſamkeit hin, als auf das Verlebte, Veraltete, als auf eine Reliquie abgeblühter, abgeblaßter Romantik.

Wollten auch Einige zur Verſammlung reden, um mindeſtens dem Ernſt etwas zu retten, ein Band zu ſchlingen zwiſchen 1817 und 1848 — es gelang nicht, der Himmel litt es nicht. Es war kein warmer Pfingſttag, der Himmel war umflort, vom Gebirge herüber wehte ein ſcharfer Oſtwind, wehte Sand und Staub in Augen und Becher und Birkenmaier, und an die Abhaltung eines großartigen Commerſches im Freien, die man beabſichtigt, war nicht zu denken. Ein gutes Witzwort wurde von einem Studenten geſprochen und ging ſchnell von Munde zum Munde: „Die Wartburg iſt und bleibt des Teufels Herberge; einſt mußte ihm Doctor Luther das Tintenfaß an den Kopf werfen, dafür wirft uns heute der Teufel die Streuſandbüchſe ins Geſicht. Laßt uns wieder hinunter ziehen und den Commerſch auf dem Markt zu Eiſenach halten!“

Letzterem Vorſchlag wurde keine Folge gegeben — man blieb, theils im Freien, theils in den geräumigen Rüſtſälen der Burg und wo eben Raum war, trank und war gemüthsfröhlich trotz Oſtwind und Staubwehen. Mächtige Trinkhörner und Birkenmaier, Stübchen und allerlei ſonſtiges Trinkgeräth hielt fleißigen Umgang, man ſang, plauderte, lachte, hielt auch Reden, auf die Keiner hörte und die der Wind verwehte, und ſchrie Vivat hoch!

Auch eine Anzahl Studenten der juriſtiſchen Hochſchule aus Hermannſtadt in Siebenbürgen hielt ſich kameradſchaftlich beiſammen und bot ihr gewaltiges Trinkhorn neu gewonnenen Freunden zum Tranke dar.

Der Humor wuchs, als plötzlich ein vom Kopf bis zum Fuß geharniſchter Eiſenmann erſchien, der ſich als deutſcher Kaiſer, als das Erzeugniß der Vertrauensmänner ankündigte, aber nicht viel reden konnte, weil das Helmviſir zugeſchnappt war und er daſſelbe mit den ungelenken Fingern der Rüſtunghandſchuhe nicht zu öffnen vermochte, was ihm ſehr ſtörend war. Nicht lange, ſo tauchte aus der Menge ein zweiter, ein Gegenkaiſer auf, und nacheinander kamen ihrer noch mehr, und es ging wie in Lortzing's Oper: „Da wollten Alle Zare ſein!“

Neben dem heitern Scherz und der Fröhlichkeit, die mit luſtigem Trinken ſich geſellte, ſprachen Ernſte unter ſich wol auch manch ernſtes Wort, das zu der, zwar an Hoffnungen überreichen, aber nichts weniger als fröhlichen Zeit paßte, wie zu der Stelle, wo man ſich befand. Weit weniger paſſend, vielmehr vom Uebel, erſchien den Meiſten eine zur Unterſchrift herumgereichte republikaniſche Adreſſe, eine Ausgeburt jenes politiſchen Fanatismus, der ſich wie ein ſtymphaliſcher Vogel, wie eine Harpye an jede reine Begeiſterung des Jahres 1848 anklammerte und ſie beſudelte. Indeſſen, es war einmal die Zeit des Vielredens, des Parlamentirens und Adreſſirens. Waren doch an die eiſenacher Wartburgverſammlung ſelbſt eine Menge Adreſſen ergangen, ſo von einigen hundert Studenten Heidelbergs, von einem Verein für Reform der Univerſitäten von Königsberg und andere.

Die Adreſſe der wiener Studenten wurde gedruckt vertheilt, ſie erinnerte daran, daß die wiener Studenten den 13. März, wie den 15. und 16. Mai weltgeſchichtlich gemacht, und äußerte im ſtolzen Selbſtgefühl, daß man die Deutſchheit nicht mehr in eines Königs Walhalla aus Marmor gehauen zu ſehen brauche, auch brauche es keiner Würzburger Sängerfeſte mehr, um die Einheit als romantiſches Lied vorzuſingen und dergleichen; man vergaß nur dabei, daß in den deutſchen Sängerfeſten mehr deutſcher Ernſt, mehr Klarheit, Vaterlands- und Bruderliebe, mehr Freiheit und Einheit war, als in vielen damaligen Volks- und andern Verſammlungen.

Wer wollte und möchte jugendliche Begeiſterung tadeln? Wer möchte Ideale ſchmähen? Dies wird kein edler, kein deutſcher Mann, aber das ne quid nimis hätte wol dem und jenem Zeitungsworthelden jener Zeit vorſchweben dürfen. Wenn man es im Gefühl überſchwellender Kraft ausſprach, daß die deutſche Studentenſchaft berufen ſei, die Geſchichte der Zukunft zu machen, ſo war das eine allerdings nicht übel klingende Floskel. Wenn ein Aufruf in Nr. 70 der „Deutſchen Reform“ ſich mit Phraſen von „glorreicher Revolution“, vom „Aufbau der neuen Burg der Freiheit“, oder: „der Staat iſt die Demokratie“, „das Volk iſt ſouverain“, „Attentate unklarer Köpfe und romantiſcher Schwindler gegen die Früchte der Revolution“ — ſpreizte, ſo ſtellte das die Befähigung des Verfaſſers, in Redensarten zu machen, in ein glänzendes Licht, hatte aber außerdem keine Bedeutung.

Das ganze republikaniſche Adreſſenweſen der Wartburgverſammlung wurzelte in dem vorher gar nicht beabſichtigten ſogenannten Parlament, welches neben den Verſammlungen ſelbſtändig ſich gebildet hatte und deſſen daher noch etwas ausführlicher gedacht werden muß.

Die Partei der wiener, breslauer, berliner, marburger und münchner Studenten, deren Mitglieder zum Theil in den erſtgenannten Univerſitätsſtädten an Barrikaden- und andern Kämpfen thätigen Antheil genommen, hatte am 11. Juni ein beſchließendes Studentenparlament conſtituirt, in welches die Mehrzahl der übrigen Univerſitäten, vorbehaltlich der Ratification ihrer Committenten, eintrat. Dieſes Parlament ſchlug ſeinen Sitz in der Klemda auf, meiſt unter dem Vorſitz des Vicepräſidenten Student Salis-Sewis aus Berlin. Das Parlament ſtellte zunächſt den Modus der Vertretung feſt, und zwar in der Weiſe, daß je 100 Committenten

1 Vertreter haben ſollten; man wollte demnach die Studenten, nicht die Studentenſchaften vertreten ſehen. Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Halle, Jena, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Olmütz, Tübingen, Wien und Würzburg waren durch 101 Mann vertreten; gar nicht vertreten waren, wegen fehlender Anzahl: Erlangen, Heidelberg, Freiburg, Kiel, Roſtock, Innsbruck, Gratz, Brünn, Salzburg, indem den meiſten öſtreichiſchen Hochſchulen die Kenntnißnahme von der Verſammlung abging, Erlangen den Zutritt verweigerte, Heidelberg ſein Votum in einer Adreſſe abgegeben hatte, und Kiel und Roſtock dem Kriege in Schleswig den meiſten Antheil zulenkten.

In der zweiten Parlamentsſitzung wurde Veröffentlichung reſumirender Protokolle beſchloſſen, um jede mögliche Verdächtigung abzuweiſen. Das Parlament war der überwiegenden Mehrzahl nach aus radicalen und ultraradicalen Elementen zuſammengeſetzt; die Tagesordnung wurde feſtgeſtellt, über den Namen, den das Parlament annehmen wollte: „Geſammtausſchuß aller deutſchen Studenten“, über Geſchäftsführung, Vorort, Centralbehörde, Abgeordnete und deren Stellvertreter und Diäten, Majoritätsbeſchlüſſe und Stimmgebung des Breitern discutirt, und in dieſem allen „ein Vorbild der großen Idee deutſcher Einheit erblickt“.

Fernere Beſchlüſſe über Urwahlen, Wahlfähigkeit, Wahlrecht, Wahlkreiſe, allgemeines akademiſches Bürgerrecht und actives Wahlrecht aller Studenten Deutſchlands auf jeder deutſchen Univerſität wurden gefaßt, auch ward ausgeſprochen, daß man nur die Centralgewalt als den Souverain Deutſchlands anerkennen ſolle.

Die Gründung einer Studentenzeitung wurde beantragt, von einer ſtudentiſchen Zeitung, die in Göttingen erſcheinen werde, wurde Meldung gemacht, es ſiel aber dieſe ganze Angelegenheit. In ſpätern Sitzungen wurde Vieles berathen und feſtgeſtellt über die allgemeine deutſche Studentenſchaft, über Generalverſammlungen, über Schiedsgerichte auf demokratiſcher Grundlage, über Collegienhonorare, Prüfungen, Abſchaffung der lateiniſchen Sprache als officieller auf den Hochſchulen, Aufhebung des Promotionszwanges der Mediciner, freie Wahl der zu beſuchenden Univerſitäten, Aufhebung des Gymnaſialzwanges in Baiern und Oeſtreich, Verwirklichung der Idee der Volksbewaffnung durch bewaffnete Studentencorps und mancherlei Adreſſen.

Eine Adreſſe an die Nationalverſammlung ſprach die Geſammtwünſche aus in ſehr kernigen, vom Geiſte der Revolution getragenen Worten und Redewendungen, mit dem Mäßigen und Vernunftgemäßen auch manches Unmäßige ſeltſam paarend; ſie trug auf einen Ausſchuß der Nationalverſammlung zur Reformation der deutſchen Univerſitätsverhältniſſe an. Ferner verkündete ein Manifeſt an die deutſchen Studenten, daß das deutſche Volk dreißig Jahre geſchlafen habe, daß die Revolution die Mutter der ſtudentiſchen Reformen ſei u. ſ. w. Noch wurde beſchloſſen, daß am 25.

Auguſt 1848 der Geſammtausſchuß der deutſchen Studenten in Eiſenach zuſammentreten, und Breslau zum nächſten Vororte beſtimmt ſein ſolle.

Von der eigentlich republikaniſchen Partei gingen noch allerlei politiſche Manifeſtationen aus, die weder die allgemeine Billigung und Zuſtimmung erhielten, noch als Ergebniſſe der Studentenverſammlung in ihrer Geſammtheit zu betrachten ſind. Dieſe waren: eine auf dem Rathhauſe entworfene fälſchlich „von der Wartburg“ datirte Adreſſe an die Nationalverſammlung, für welche nur 153 Unterſchriften zu Wege gebracht wurden; ſodann eine Adreſſe an Hecker, in der man damals „eine bedeutungsvolle That“ hat erblicken wollen, in welcher aber die Nachwelt kaum etwas Anderes erblicken wird als eine Uebung in jenem phraſenhaften Stil überſchwänglicher Revolutionsphantaſien, der ihr einige Hundert Unterſchriften verſchaffte.

Eine anderweite Adreſſe an die Nationalverſammlung verwahrte ſich gegen Vereinbarung der Nation mit den Fürſten wie gegen ein Kaiſerthum; ſie concentrirte ſich in den Worten: „Wir wollen die Republik, das theuer errungene (?) Kleinod unſerer Revolution.“

Gegenüber dieſen Manifeſtationen machte ſich aber auch eine andere, beſonnenere Anſicht geltend. Student Egidy aus Berlin — ein Name, der vom Wartburgfeſte 1817 her noch guten Klanges in der Erinnerung lebte — ſprach ſich warm und begeiſtert für das Princip conſtitutioneller Verfaſſung aus und entwarf ebenfalls eine Adreſſe an die Nationalverſammlung, in welcher die Liebe zum Vaterlande, deſſen Einheit, Macht und Größe, der Freiheit des Volks und der unveräußerlichen Rechte der Nation als nur durch die volle Verwirklichung des conſtitutionellen Princips geſichert dargeſtellt wurden. Man hat von der andern Seite dieſe Adreſſe angefochten, hat es nicht gelten laſſen wollen, daß ſie einen Mittelpunkt des Wartburgfeſtes gebildet habe, hat die Majorität der Unterſchriften nicht anerkannt, hat darin, daß ſie nicht das Werk endloſer Debatten, ſondern der Berathung und Abſtimmung einer kurzen Viertelſtunde geweſen, den Grund gefunden, mit ſchelen Blicken auf ſie hinzuſehen, als auf etwas den floskelreichen republikaniſchen Adreſſen nicht Ebenbürtiges; doch trug ſie ihre Rechtfertigung zu ſehr in ſich ſelbſt, als daß ſie einer andern bedürfte.

Ein beabſichtigtes Manifeſt namens aller deutſchen Studenten an das deutſche Volk kam nicht zu Stande, und nur auf dem Privatwege ſetzte die demokratiſche Partei noch eine kurze Erklärung an das Volk und an die Nationalverſammlung zu Gunſten der „Rechts- und Machtvollkommenheit des deutſchen Volkes“ durch.

Nun noch einmal zur Wartburg zurück, in das lebensvolle fröhliche Getümmel, das bis zum Abend dauerte, mit deſſen ſanftern Strahlen die Luft milder wurde. Da zeigte ſich ein eigenthümliches Phänomen. Während die Sonne ſank und die Wolken des Weſthimmels vergoldete, warf ſie auf Burg und Zinnen, die unter dunkelm Himmel lagen, das grelle Licht einer ganz ſcharfen Beleuchtung, im Oſten ſpannte ſich ein vollſtändiger prächtiger Regenbogen faſt bis zum Scheitelpunkt über das Waldgebirge, hinter dem Inſelberge ſchoſſen im grauen Gewölk Strahlen von lichterer Färbung auf, Verkünder eines Sturms, und große vereinzelte Tropfen, im Sonnengolde wie fallendes Feuer glitzernd und glänzend, fielen nieder. Viele ſchenkten dem wunderſamen Meteor Antheil und ſinnende Betrachtung. Bis zum ſpäten Dunkel blieben Manche auf der Burg im traulichen Geſpräch bei Gerſtenſaft und Wein, voll Mäßigung und ſittlicher Haltung. Nur ein einziger Fall von Betrunkenheit kam vor. Das war das Wartburgfeſt der deutſchen Studenten 1848.

Vieles ließe ſich darüber noch ſagen — vielleicht iſt es beſſer, zu ſchweigen —, hat doch die Zeit von allen gehofften Erfolgen keinen einzigen zur Reife gebracht und verwirklicht und Vieles ſo ganz, ganz anders geſtaltet, als man damals ahnen konnte.

Eins aber dürfte doch noch der Beſprechung nicht unwerth ſein: der Aufruf zu dieſem Feſte, zu dieſer Verſammlung, war an alle Freunde der deutſchen Univerſitäten, alſo nicht nur an Studenten ergangen. Wo waren nun, bei einem Feſte, dem, man beurtheile es günſtig oder ungünſtig, nationale Bedeutung doch gewiß nicht abzuſprechen iſt, außer den Studenten die Freunde deutſcher Univerſitäten? Wo waren ſie? Durch Wen waren ſie vertreten? Wollte man einen Schluß von deren Abweſenheit machen, ſo hätten unſere Univerſitäten keine Freunde, und das wäre doch ſehr, ſehr traurig!

Gymnaſialdirector Kapp aus Hamm war da, Profeſſor O. L. B. Wolff aus Jena war da, welcher in Nr. 263 der leipziger „Illuſtrirten Zeitung" dieſe Tage anziehend und treu beſchrieben hat, aber doch nicht Zeit hatte, am eigentlichen Wartburgtage Theil zu nehmen, und Graf Keller aus Stedten war da, welcher wieder die Burſchenſchaftfahne trug aus alter Liebe und Treue und heiliger Erinnerung. Sonſt iſt uns kein bedeutender Name von Profeſſoren oder Männern geiſtig hoher Stellung genannt worden und begegnet — womit jedoch den Beſuchern aus der Nachbarſchaft, die ſich nur als Zuſchauer verhielten, nicht zu nahe getreten werden ſoll — und doch war Frühlingszeit, Pfingſtferienzeit, eine Zeit voll Freiheitsgefühle und nationaler Hoffnungen. Und die Studenten waren ſo lieb und freundlich, ſie grüßten ſo herzlich Jeden, der ihren Kreiſen nahte, an ihrem Wollen und Streben Antheil zeigte, daß die Poeſie der Jugend in ihren hellſten Strahlen zur Erſcheinung kam. Wahrlich, dieſes Feſt hätte um ſeiner ſelbſt willen, nicht als Ausdruck politiſch bewegter Zeit, ungleich größern Antheil gereifterer Männer verdient, als ihm gewidmet wurde; wenigſtens dem Schreiber dieſes iſt es eine liebe Erinnerung und wird es bleiben.

Aber abgeſehen von dieſem Standpunkte individueller Gefühlsanſchauung iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß Manche ſo ſehr befangen geweſen ſein mögen, von dieſer Wartburgverſammlung etwas zu fürchten, etwa das Ausrufen einer thüringiſchen Republik oder ein ſonſtiges politiſch-chimäriſches Poſſenſpiel — dazu aber war weder Wille, noch Kraft, noch Einheit genug vorhanden, und ein ſolcher Verſuch würde, hätte man noch ſo laut gerufen, im Herzen des beſonnenen Volks doch kein Echo gefunden haben. Andere hingegen waren wol ſo kundigen, vorahnenden Blickes, von vorn herein von dieſer Verſammlung nichts zu hoffen und deren negative Erfolge vorauszuſehen. Dieſe mochten das neue Wartburgfeſt nur als ein Einzelglied in der Kette der großen Confuſion betrachten, welche 1848 unſer armes Deutſchland umſchlang, wo man im Uebermaß ſanguiniſcher Hoffnungen den friedlichen Bau der Einigkeit zerſtörte, um der Einheit einen ſchimmernden Tempel zu bauen. Ob die deutſche Studentenſchaft wirklich ſo politiſch reif war, als ein guter Theil derſelben zu ſein ſich einredete, ob ſie in ihrer angeſtrebten Geſetzgebung und Reformation wirkliche Staatsweisheit entwickelte, bleibt billig in Frage geſtellt. Die Berg-Geburten des Jahres 1848 ſind nach der Hand zu Tage gekrochen, Deutſchland hat Berge von Maculatur empfangen, und ſeine edle Sprache, wie ſein Kanzleiſtil ſind um ein Dutzend neuer Worte und Redensarten, um eine Unſumme von Fremdwörtern bereichert worden. Iſt die Sucht, den Staatsmann ſpielen zu wollen, ohne von Staatswiſſenſchaft etwas zu verſtehen, irgend wem zu verzeihen, ſo iſt es gewiß zuerſt dem Bruder Studio, der noch lernfähig iſt und eine Zukunft vor ſich hat, weit eher als den dünkelvollen Fertigen, die ſich auf großartige Weiſe klein zeigten und lächerlich machten.

Unwürdiges, wie es in der verhängnißvollen Zeit da und dort vielfach geſchehen, geſchah durch die deutſchen Studenten auf der Wartburg und in Eiſenach nicht, das Streben war ein reines und edles, die Begeiſterung für die Freiheit war das Pneuma des Geiſtes der Zeit, Niemand kann, Niemand darf die Begeiſterung verdammen.

Alles kam anders, als man gehofft und erwartet. Man hatte ſich eine Reform des deutſchen Studententhums als etwas gar Leichtes vorgeſtellt, das iſt ſie aber keineswegs, und ein ſolches Abmachen innerhalb weniger Tage ohne alle und jede Rückſichtnahme auf beſtehende Verhältniſſe und die deutſchen Regierungen, die man übermüthigerweiſe bereits als völlig zur Seite geſchoben betrachtete, konnte nicht frommen. Wollte man das deutſche Univerſitätsweſen vom Grund aus reformiren — wie es doch den Anſchein hatte — und nicht blos das deutſche Studententhum, ſo war vor allem den Lehrern der Hochſchulen, den Profeſſoren, ein Wort zu gönnen, war ihre Stimme durch Vertretung ihrer Geſammtheit zu vernehmen. Ein Einzelner, ohne Mandat, konnte nur individuelle Bedeutung haben, und die faſt gänzliche Nichtbetheiligung der Profeſſorenwelt an dieſer Bewegung ſprach ſelbſtredend genug.

Die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. legte die Adreſſen der Studentenverſammlung und des Parlaments einſtweilen ad acta, die Hochſchulen wurden vorerſt keine Nationalanſtalten; mit Lehr- und Hörfreiheit, Facultätsweſen, akademiſcher Gerichtsbarkeit u. ſ. w. blieb es beim Alten.

Darauf iſt es ſehr ſtill geworden und ſtill geblieben. Wenig oder nichts Gemeinſames iſt von Seiten der deutſchen Studentenwelt nach der Hand angeſtrebt worden. Möge ſie ſich tröſten mit dem: in magnis voluisse sat est!

Während die Wartburgverſammlung in friedlicher Weiſe tagte, kämpfte die Swornoſt (akademiſche Legion) in Prag gegen Windiſch-Grätz, der die Aula (das Collegium Carolinum) erſtürmte und viele Studenten gefangen nahm, worauf die Swornoſt aufgelöſt wurde.

Jena beging am 30. Juni den Jubelfeſttag der Gründung der Univerſität, ſchmückte die Straßen und Häuſer mit Laub und Fahnen, hielt Feſtzüge und Feſtreden und trank im Paradieſe. Kirchenrath und Profeſſor Dr. Schwarz brachte dem reformirenden, nicht revoltirenden Princip im Studentenleben ein Hoch, dem manch anderes folgte, beſonders auf die von Alters her treuverbündeten Hochſchulen Leipzig und Halle, nicht minder auf das ſtark vertretene Göttingen. Die burſchenſchaftlichen Verbindungen wie die Corps belebte ein guter Geiſt der Eintracht, nur der Burgkeller, die Feſte des Revolutionsgeiſtes, hatte ſich ausgeſchloſſen und daran wohlgethan.

Am 14. Juli feierte die akademiſche Legion zu Wien mit der Nationalgarde und dem Militär ein großartiges Verbrüderungsfeſt. Eine dortige Zeitung: „Der Studentencourier“ dürfte ſchwerlich noch fortbeſtehen. Es war ein revolutionäres, freches Schmierblatt, das von der wiener Studentenſchaft nicht als ihr Organ anerkannt, vielmehr feierlich durch Maueranſchlag perhorrescirt wurde, obſchon im Schooße der akademiſchen Legion die revolutionären Elemente vorherrſchend erſchienen. Bei den neuen Tumulten und Krawallen im September war auch die Aula bedroht, und die Studenten mußten wieder kämpfen; indeß ſandte die akademiſche Legion eine Schar ihrer Mitglieder zum Freicorps für Ungarn. Von der fernern Betheiligung an den Octoberereigniſſen in Wien ſeitens der Studentenſchaft iſt es wohlgethan zu ſchweigen. Die große Theilnahme derſelben an der Revolution und ihre gefährliche Stellung an deren Spitze wurzelte freilich in Zuſtänden, die auf deutſchen (nichtöſtreichiſchen) Hochſchulen unmöglich waren, und mildert ein allzu ſtrenges Urtheil.

Zu den Dingen, über die ſich am geeignetſten die Schleier des Vergeſſens breiten ſollten, ſofern dies möglich wäre, gehört unſtreitig auch die Lola-Landsfeld-Landsmannſchaft Allemannia in München, die eine große Aufregung gegen ſich hervorrief und wüſte Händel, ja zuletzt ſogar die Schließung der münchener Hochſchule vom 9. Februar 1848 bis zum nächſten Winterhalbjahre veranlaßte. Indeſſen trotzte die gereizte Bürgerſchaft dem Könige den Beſchluß der Wiedereröffnung ſchon nach Oſtern, desgleichen die Aufhebung der Allemannia ab.

Eine, obſchon ganz vereinzelte Folge der Anregung durch das neue Wartburgfeſt war das Zuſammentreten eines Congreſſes zur Neugeſtaltung deutſcher Univerſitäten zu Jena, zuſammengeſetzt aus Lehrern und Lernenden, der am 21. September des Jahres 1848 ſtattfand. Es war nicht mehr Frühlings-, es war Herbſtsanfang. Der ſachſen-weimariſche Kanzler von Wächter wurde zum Vorſitzenden, der ſachſen-altenburgiſche geheime Kirchenrath Dr. Hoffmann zu deſſen Stellvertreter gewählt. Vertretung bei dieſem Congreß hatten die Hochſchulen Bonn, Breslau, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Heidelberg, Jena, Leipzig, Marburg, Roſtock, Tübingen, jede durch 4 Abgeordnete, Erlangen und Würzburg ſendeten deren je 5, München ſchickte 7, Wien 8. Berlin, Kiel, Innsbruck, Königsberg u. ſ. w. blieben unvertreten. Es ſollten als Hauptpunkte der Berathung unterſtellt werden: 1) die innere Einrichtung der deutſchen Univerſitäten, 2) deren Stellung zu ihrer betreffenden Landesregierung, 3) desgleichen zur Centralgewalt, 4) die gegenſeitige Stellung der Univerſitäten gegeneinander und endlich 5) die Lehrplane.

Die Wirbel und Strudel der Zeit haben dieſen Congreß und ſein Wirken hinweggeſpült. In der Zeit der größten Aufregung und Wühlerei auch im Lande Sachſen-Weimar-Eiſenach wehte vom Burgkeller in Jena die rothe Fahne ſtatt der ſchwarzrothgoldenen, und die Volksaufwiegler Dr. Laſſaurie und Dr. Otto (der Mnemoniker Reventlow) gaben dort ihre Tiraden zum Beſten, bis ſie an der Zeit fanden, ſich aus dem Lande zu flüchten, um nicht den auf ſie fahndenden Gendarmen in die Hände zu fallen.

Das ganze Treiben und Gebahren in jener Zeit, ſoweit es ſtudentiſche Betheiligung an dem öffentlichen Leben betrifft, wie überhaupt das Treiben der Studenten gewöhnlichen Schlages in der Neuzeit iſt uns mit ſehr ergötzlichem Humor in einem Gedicht geſchildert, das ſein Vorbild, die „Jobſiade“, darin weit übertrifft, daß es Zeitbilder liefert, zwar mit kecken und grellen Kohlen- und Kreideſtrichen, aber wahrhaft und treu nach dem Leben. Es führet den Titel: „Emanuel Schall. Ein hiſtoriſcher Roman.

Schön zu leſen für Jedermann,
Der in dem Buche kann erſehen,
Was in den letzten vierzig Jahren iſt geſchehen.
Ausgeſchmückt mit ſehr ſchönen Gravüren,
Die man hat thun in Holzſchnitt ausführen.

Die Verſe, die Bilder und das Regiſter
ſind von
Fauſtinus Lux,
der Weltweisheit Magiſter.
Leipzig, Hannover, Berlin.“

Der witzige Autor geiſelt nach rechts und links alle Zeitverhältniſſe vom Jahre 1815 an, ſchildert Burſchenſchaft und Wartburgfeſt von 1817 höchſt ironiſch, z. B. S. 35:

> Man machte dann aus ein einiges Reich,
> Stipulirte den deutſchen Kaiſer ſogleich,
> Wußte nur nicht, wer es ſollte werden,
> Gerad' ſo wie es noch heut iſt auf Erden.

Dann führt er ſeinen Helden Emanuel auf die Hochſchule, gibt ihm das Fuchsthum zu ſchmecken, läßt ihn heimliches Mitglied der Burſchenſchaft werden, welche darauf bedacht ſei, die Idee der Freiheit und den Haß gegen alle Tyrannei anzufachen:

> Unter den Lehrern, den Philologen,
> Den Candidaten, den Theologen,
> Damit ſie beim Unterricht in dieſem Sinn
> Auf die früh'ſte Jugend ſchon wirkten hin.

Nun geht Emanuel nach Göttingen, macht den dortigen Revolutionsputſch 1831 als Zuzugbandenführer mit, dann als Ausreißer. Hierauf zieht der Held nach Jena, deſſen Burgkeller (S. 146) eine verdiente Lection erhält, dann nach Berlin, wo er ſich civiliſirt und berliniſirt. Hier bildet das 24. Capitel einen Glanzpunkt. Nachdem Emanuel aus erheblichen Gründen ſich von der Univerſität Berlin hinwegbegeben, ſpielt er in ſeiner Heimat am Rhein den freien Bürger, wird Ultramontaner, dann Deutſch-Katholik, dann Winkeladvocat und Ultrademokrat, endlich geht er nach Leipzig, von da nach Berlin und wirft ſich in die hochgehenden Wellen der revolutionären Bewegung, wird ein Volksredner des Lindenclubs, verläßt Berlin, geht nach Frankfurt, betheiligt ſich am badiſchen Aufruhr, ſtiehlt Staatsgelder gleich Andern, entflieht damit nach Amerika, wird dort reicher Pflanzer, hält dreißig Sklaven und treibt, als zwei deutſche politiſche Flüchtlinge ihn auf ſeiner Plantage aufſuchen und ſeine Neger über Menſchenrechte aufklären, ſie von dannen.

> — — und daß ſie nicht retourniren,
> Ließ er Jeden mit dreißig Streichen tractiren;
> Denn er wußte von Deutſchland noch gar zu gut,
> Was ein Volksaufklärer für Schaden thut.

Gegenüber dieſer humoresken Auffaſſung eines Studentenlebens darf der Verfaſſer dieſer geſchichtlichen Ueberſicht des deutſchen Univerſitätsweſens wol ſeinen eignen Roman: „Wollen und Werden, oder Deutſchlands Burſchenſchaft und Burſchenleben“ nennen, deſſen erſte Abtheilung: „Berthold der Student, oder Deutſchlands erſte Burſchenſchaft“ 1850 in Halle in 2 Bänden erſchien.

Ein kleines Schriftchen: „Der deutſche Student im Anfang unſers

Jahrhunderts. Ein romantiſch nationales Sittengemälde von Heinrich von Gagern“ (Heriſau 1849) geht tief in Triviales ein und läßt, indem ſein Titel einen edeln Namen verunſtaltet, Sinn und Geiſtesrichtung des Verfaſſers ohne Brille erkennen.

In dieſem Jahre (1852) erſchien zu Göttingen eine Schrift: „Die ſtudentiſchen Verbindungen“, deren ungenannter Verfaſſer ein junger, noch im Studentenleben ſtehender Philolog aus Lüneburg iſt. Dieſe wenigen, *Gervinus* zugeeigneten Blätter erachten wir der beſten Empfehlung würdig, denn ſie ſind der Ausſtrom eines pietätvollen, reinen und tiefgründlichen Geiſtes. Der Verfaſſer beſpricht die *Nothwendigkeit der Verbindungen*, welche Nothwendigkeit er herleitet aus dem Ringen des in das flutende Leben der Hochſchulen plötzlich geworfenen, ohne Halt in ihm fortgeriſſen werdenden Schülers, den das Gymnaſium am ſichernden Schwimmſeil hielt, und daß kaum ein Einzelner ſeinen Platz in der Geſammtheit auszufüllen vermöge, ohne daß ihm irgend eine allgemeine Einrichtung die Hand biete. Dann ſpricht er über die *beſtehenden Verbindungen* und beklagt zunächſt den Mangel einer Tagespreſſe für das geſammte deutſche Studentenleben. Keine der neuern Verbindungen werde über das Jahr 1830 hinaus ihr Beſtehen datiren. Der Corpsgeiſt wird in einfachen, wahren Zügen geſchildert; der Mehrzahl der progreſſiſtiſchen Verbindungen hange die böſe Stunde ihrer Geburt wie ein Fluch an. Treffend nennt der Verfaſſer „alle Verſuche, die Hochſchule in den gewaltigen Kampf der Gegenſätze, die das alte Europa vom Eismeer bis zu den Säulen des Hercules erſchüttert, als Mitſtreiterin zu verflechten, nichts als einen Tropfen fremden Blutes in den Adern des Studententhums.“ Den jetzigen Verbindungen ſpricht der Verfaſſer jede längere Lebens- und Daſeinsfähigkeit ab und geht dann zur Beſprechung der *rechten Verbindung nach Form und Art* über, in der er ſeine „Auffaſſung der Grundtriebe, aus denen die ganze Eigenheit und Beſonderheit des Studentenlebens quillt“, geiſtvoll entwickelt. Er hält „die Verbindung mit landsmannſchaftlichem Charakter“ für die dauerbarſte und lebensfähigſte, und in der That iſt ſie die älteſte, im urſprünglichen Sein deutſcher Hochſchulen wurzelnde. Er räth dem ſtudentiſchen Neuling an, an liebgewordenen Schulfreunden, die er an gleichem Orte trifft, feſtzuhalten, nicht leichtſinnig alte Jugendfreundſchaft aufzugeben und neuer nachzujagen. Den Vorſchlag, akademiſche Convicte zu erneuern oder neu zu gründen, der in neueſter Zeit gethan worden, um das atomiſtiſch zerſplitterte Einzelleben der Studenten zu ſammeln, verwirft der Verfaſſer, weil er Fremdartiges, Tendenzen mönchiſcher Art, innere Miſſion und dergleichen neben engliſcher Studienform darin erblickt, als ganz unvereinbar mit der ſtudentiſchen Freiheit. Endlich entwickelt der Verfaſſer die Idee einer Verbindung, wie ſie *ihm* vorſchwebt, freilich auch ein Ideal, aber der Verwirklichung im hohen Grade fähig. — Hoffen wir, daß dieſer Same eines ſtrebenden, es redlich meinenden Geiſtes voll ſchöner Begabung auf ein gutes Land falle. Hocherfreulich iſt es ſchon an ſich, daß in unſern Tagen aus dem innerſten, eigenſten Leben des Studententhums ſelbſt eine ſolche beſonnene und ernſte Stimme laut wird, die zum *Beſſern* ruft, denn in der jüngſten Zeit hat das „Rauhe Haus zu Horn“ bei Hamburg in ſeinen „Fliegenden Blättern“, IX. Serie 1852 Nr. 5, eine Aufſehen erregende Schilderung: „Vom deutſchen Studententhum“ ausgehen laſſen, nach welcher jeder Vater vor dem Gedanken zittern müßte, ſeinen Sohn auf eine Hochſchule zu ſchicken. Der Verfaſſer beklagt den gänzlichen Mangel der *Zucht* auf den Univerſitäten, malt mit grellen Farben das Hauptübel, die *Liederlichkeit*, und hat, da er nichts will, als die Schatten ſchildern, furchtbar Recht. Er geht alle Trübſeligkeiten durch, berühret mit kalter Sonde jede Wunde des Studentenlebens, das alberne Fuchsweſen, das Kneipenweſen, das Saufen und Beſaufen, das Anwerben für Verbindungen, die Faulheit, das Nichtsthun, den Mangel ſich vertiefenden, treuausharrenden Studiums, das elende Einpauken des zum Examen Nothwendigſten durch verkommene Subjecte. Und die Schuld ſolcher Lebensweiſe? Der Mangel ſichern Anhalts, das Alleinſtehen in der Ferne, das ſeltene ſich der Studenten Annehmen von Seiten der Profeſſoren, daraus die Unordnung, der ſtete Geldmangel, die Oede der Studirſtube, das peinigende Gewiſſen, die Zuflucht zur Kneipe. „Es iſt nicht auszuſagen, welche Capitalien von Jugendkraft in Bier, Grog und Wein erſäuft werden.“ — Aber es kommt noch ärger, wir können es nicht wiederholen — nur andeuten, Unzucht mit allen ihren Folgen, Orgien chriſtlicher Jünglinge, die das Heidenthum nicht frevelhafter erſinnen könne, u. ſ. w. An kirchlichen Sinn ſei, ſelbſt bei ſtudirenden Theologen, meiſt nicht zu denken. Und der Uebergang aus dem Burſchenthum ins Philiſterthum? Ein Gang voll Grauen über die Seufzerbrücke — und „die deutſchen Burſchen werden die deutſchen Philiſter“. Auch dieſer Verfaſſer kommt auf die „innere Miſſion“, wie ſie da und dort auch in Studentenkreiſen zu pflegen verſucht wird; er ſagt, das ſei nicht das Erſte, vielleicht nicht einmal das Richtige. Er bezweifelt auch, daß Uebertragung engliſcher Univerſitätsformen hier helfen könne, er ſagt ſchön und wahr: „Nicht in klöſterlicher Enge wird die deutſche Jugend gedeihen; ſie muß frei bleiben, die Freiheit iſt ihr göttliches Charisma.“ — „In die Studentenfreiheit muß *chriſtliche Zucht* kommen, die muß geübt werden von den *Studenten ſelbſt*, von den *Studentenverbindungen*.“ Auch dez Verfaſſer berührt, und er wünſcht und empfiehlt die Studentenconvicte; die *Privatdocenten* ſollen ſie einrichten, natürlich müßten, die das thun wollten, heirathen. Aber *Privatdocent* und *Convictſpeiſer*? Zu ſolchen Einrichtungen, und wenn jede ſich nur auf ein halbes Dutzend beſchränkte, gehört immer ein Capital — Hausmiethe, Möbel, Betten, Geräthſchaften. Dazu der Verdruß — wenn nun die junge Frau nicht gefällt? oder zu ſehr gefällt? — Eine mißliche Sache! — Schließlich bekommen auch noch Aelternhäuſer und Gymnaſien viel Ernſtes und Wahres geſagt. Auch in den Gymnaſien ſei keine Zucht mehr, weder im Leben noch im Lernen. Dafür können aber die Directoren und Lehrer nicht allein, daran iſt die üble Aufſicht der höchſten Conſiſtorien und Schulbehörden ſchuld, die eben keine Zucht üben, weil ſie zu faul und zu feig ſind — was ſie liberal zu nennen belieben — und entweder über hypergelehrten oder politiſchen Schnurrpfeifereien Das zu thun vergeſſen, was Noth iſt. Daher 1848 die von dieſen Herren ruhig geduldeten Ausſchreitungen ſo vieler Gymnaſial- und Landſchullehrer.

Wir mußten auch dieſe Schilderung der Schattenſeiten des deutſchen Studententhums berühren, wir thun es mit Schmerz, denn, wenn ſchon in Manchem — in Allem iſt der Verfaſſer nicht zu widerlegen.

Auch die muſikaliſche Kunſt hat in der neuern Zeit das heitere Studentenleben zu verklären geſucht, und zwar in den „Burſchenfahrten“ von Julius Otto, die bei allen Liedertafeln die Runde machten. Es iſt ein friſches, gutgezeichnetes Bild des auf der Oberfläche munter dahin ſchwimmenden ſtudentiſchen Alltagslebens, bei dem ſich jahraus, jahrein, wie auch die Zeiten wechſeln und ſich wandeln, immer ans fröhliche Ende der fröhliche Anfang anknüpft.

Nicht gering iſt die Zahl deutſcher Jünglinge, die ſich in unſerer Gegenwart dem Studium der Wiſſenſchaften widmen, wenn ſie auch nicht mehr frühern Zahlenverhältniſſen gleichkommt. Es ſtudirten im Winterhalbjahr 1850—51 in Berlin 2107, München 1886, Bonn 911, Leipzig 902, Breslau 825, Tübingen 806, Göttingen 715, Würzburg 672, Halle 597, Heidelberg 557, Gießen 413, Erlangen 387, Freiburg 359, Jena 358, Marburg 263, Greifswald 189 — alſo nahe an 12,000 Studenten, die doch wol, ungerechnet die zahlreichen Kunſt-, Berg- und Forſt-Akademiker und Zöglinge anderer Wiſſenſchaftsanſtalten höhern Ranges, eine achtungswerthe geiſtige Macht zur Ehre des deutſchen Vaterlandes zu bilden verſprechen, welche ſich fort und fort in neuen Gliedern verjüngt.

Dieſe Macht läßt ſich nicht unterdrücken, wenn dies ja verſucht werden ſollte, es läßt ſich auch kaum denken, daß man es werde verſuchen wollen. Die akademiſche Freiheit wird fortbeſtehen, ein unantaſtbares Erbeigenthum des deutſchen Volks, aber ſie ſei durch Sitte geadelt, durch Würde gehoben, eine Frucht edeln deutſchen Geiſtes und gottgetragenen Bewußtſeins.

L. Bechſtein.

Die deutsche Landwirthschaft im 19. Jahrhundert *).

1) Die rationelle Praxis durch Albrecht Thaer.

Das 19. Jahrhundert erſchien und ſein Anfang erfüllte Deutſchland mit den Schrecken und Laſten des Krieges, der von Weſten her ſich über alle Länder ergoß und große Drangſale ſchuf. Deſſenungeachtet herrſchte im geiſtigen Leben des Landmanns kein Stillſtand, denn, was vorher die Zeiten des Friedens als Keime gepflanzt, das brachten jetzt die Jahre des Krieges zu ſchöner Entwickelung. Gerade in dieſen ſtürmiſchen Zeiten der Napoleon'ſchen Kriege mit Oeſtreich und Preußen beginnt die neue und große Epoche der rationellen Praxis der Landwirthſchaft durch Albrecht Thaer, und, während der deutſche Kaiſerthron bricht und Deutſchlands Staaten ſich löſen, vereint ſich das Streben aller landwirthſchaftlichen Forſchungen mehr und mehr in neu eröffneter Bahn.

Es möchte räthſelhaft erſcheinen, daß jetzt nicht wie früher der Krieg dem Gewerbe des Friedens hemmend begegnete, daß ſelbſt Verheerungen nur ſchnell vorübergehende Störungen brachten, ohne dem Fortſchritt im Ganzen Einhalt zu thun. Doch muß man bedenken, daß das 18. Jahrhundert mit ſeinen ſtillen und langſamen Reformen allmälig große Reſultate gewann und dem 19. Jahrhundert die Landwirthe, Gutsbeſitzer wie Bauern, in ganz anderer Beſchaffenheit übergab, als das 17. Jahrhundert dem 18. Der Landmann, Bauer und Pächter, ehemals arm, roh und verachtet, war in vielen deutſchen Ländern nicht blos perſönlich frei, ſondern auch wohlhabend geworden, und man ſchenkte ihm jetzt von Seiten der Regierungen beſondere Aufmerkſamkeit. Schon fing man an, ihn als Stand zu betrachten, ihn den Grundpfeiler des Staats zu nennen und ſeine wichtige Stellung zu ahnen, die er, dem Fabrikweſen und der Verarmung gegenüber, im Staate einſt einnehmen würde. Solche Bauern, kleine wie große, konnten freilich jetzt weit leichter ſtürmiſche Zeiten beſtehen, als jene der frühern Jahrhunderte, und, kam der Friede zurück, ſich bald den vorigen Wohlſtand durch raſtloſen Fleiß wiedererwerben.

Man hat ſich oftmals gewundert, daß manche Länder, z. B. Sachſen, Thüringen und viele Gegenden des Rheins, obgleich ſie weit härteres Unglück als andere erfuhren, ſich dennoch bald mit verjüngter Kraft aus den Trümmern ihres Wohlſtandes erhoben, auffallend ſchnell den vorigen Zuſtand wieder erreichten und dann nach kurzer Zeit ſogar zu ſchönerer Blüte gelangten als jemals zuvor. Die Auflöſung des Räthſels liegt im beſſern

---

*) Vergl. den Artikel „Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft“, im 1. Bande der „Germania“, S. 561. D. Red.

Zuſtande der Bauern, der großen und kleinen, die, wenigſtens theilweiſe von Hemmungen ihrer Cultur befreit, jetzt mehr Gewinn durch Arbeit bekamen. Gewinn aber ſpornt zum Fleiße, Beides bringt Wohlſtand, zunächſt zwar dem Lande, doch mittelbar auch der Stadt. Der Einzelne freilich erliegt nicht ſelten den Drangſalen des Krieges, das Ganze aber hebt ſich in ſolchen Ländern ſogleich, wenn die Störungen ſchwinden.

Gewiß iſt alſo die Gründung des freien und wohlhabenden Bauernſtandes eine der herlichſten Thaten, welche die Neuzeit vollbracht hat. Mit dem Wohlſtande kehrte zugleich auch die Bildung, deſſen treue Gefährtin, ein, denn, ſolange der Menſch durch ſeine Arbeit kaum die Bedürfniſſe des Körpers befriedigen kann, bleibt ſein Blick zur Erde geſenkt und an die Scholle geheftet; erſt dann, wann er ſich freier von materiellen Sorgen fühlt, erhebt er ſein Haupt, um die geiſtigen Bedürfniſſe zu wahren. Und ſo geſchah es, daß, während im 18. Jahrhundert der Wohlſtand des Landmanns ſtieg, ſich zugleich auch die Bildung in jener Weiſe erhob, die wir früher näher geſchildert haben.

Als das 19 Jahrhundert begann, fehlte es nicht an trefflichen Schriften, die über alle Zweige der Landwirthſchaft handelten und in welchen die tüchtigſten Männer damaliger Zeit ihre Erfahrungen niedergelegt hatten; aber es ſtanden ſolche Erfahrungen vereinzelt und ohne die nöthige wiſſenſchaftliche Begründung da. Die Methode, nach welcher damals die praktiſchen Landwirthe verfuhren, war bloße Empirie, und ihre Erfahrungen, in verſchiedenen Ländern und unter verſchiedenen Umſtänden geſammelt, bildeten ein verworrenes Ganze, in dem weder Einheit noch Klarheit war.

Ihnen gegenüber ſtand eine Anzahl von Männern der Wiſſenſchaft, welche, ganz gegen die Mode damaliger ſteifer Gelehrſamkeit, die Fortſchritte der Chemie, Phyſik, Botanik und Mineralogie zur Förderung der Landwirthſchaft zu benutzen ſuchten, und, obgleich es nur Wenige waren, die ſolche rühmliche Beſtrebungen zeigten, ſo findet man dennoch unter ihnen Gelehrte aus allen weſteuropäiſchen Nationen, ganz beſonders aus England. Indeſſen befanden ſich die Naturwiſſenſchaften auf einer noch zu tiefen Stufe, die es unmöglich machte, die Erſcheinungen des organiſchen Reiches richtig zu deuten. Da nun dieſe Gelehrten auch der landwirthſchaftlichen Praxis ſehr fern ſtanden, ſo bewegten ſie ſich nur im Gebiete der Speculation, und ihre Lehren ſtanden deshalb mit den Ereigniſſen der Erfahrung gewöhnlich im grellſten Widerſpruche. Die Praktiker, wohl wiſſend, daß ſie auf ſicherer Baſis fußten, indem doch ihre Erfahrungen nichts Anderes als Reſultate großartiger Experimente waren, verlachten entweder jene Gelehrten, oder nahmen von ihnen keine weitere Notiz.

Noch gab es einige wenige Männer, wie Arthur Young, Sinclair u. ſ. w., welche als Praktiker, oder der Praxis doch näher ſtehend, in den Naturwiſſenſchaften gut unterrichtet waren und in der Nationalökonomie Kenntniſſe beſaßen. Dieſe fühlten die Mängel der Oekonomie, ſuchten auch ihnen abzuhelfen, doch blieben ihre Verſuche darum ſehr unvollkommen, weil ſie nicht alle Zweige der Landwirthſchaft hinlänglich kannten, oder weil ihnen die Naturwiſſenſchaften noch nicht den gehörigen Verſchub zu leiſten vermochten.

So lagen die Verhältniſſe, als Albrecht Thaer auftrat, der, ausgerüſtet mit naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und unterſtützt durch die neuen Reſultate der Forſchungen des großen Davy, das ganze Gebiet der Oekonomie vollkommen beherrſchte und den Schatz ſeines Wiſſens mit klarem Verſtande durchdrang. Nicht leeren Hypotheſen huldigend, noch breitgebahnter Empirie nachgehend, ſammelte und ſichtete er klug und beſonnen die vielfachen Erfahrungen ſeiner Vorgänger, bildete aus ihnen Regeln und ſuchte für dieſe Geſetze. Das war der neue und richtige Weg der Induction, den er die rationelle Praxis benannte.

Zugleich verſtand er es auch, dieſem Verfahren allgemeine Geltung zu verſchaffen, indem er alle Empiriker durch ſein Loſungswort: „Erſtrebung des höchſten nachhaltigen Reinertrags“ ſehr bald unter ſeine Fahne verſammelte. Wer noch mistrauend zögerte, den gewann er durch die großen Reſultate, die er durch ſeine Methode erreichte, durch die Vortheile ſeiner Wechſelwirthſchaft, ſeines Futterbaus, ſeiner Kartoffelcultur, Thierzucht und Wolltheorie. Es waren nur wenige Jahre vergangen, ſo blickte die ganze ökonomiſche Welt zu ihm als ihrem Führer empor, ſeine Schriften ſah man in den Händen aller gebildeten Landwirthe, der kleinen wie der großen, und nicht in Deutſchland allein, ſondern in allen europäiſchen Staaten erklang ſein Ruhm.

2) Preußens Reformen.

Bevor wir dieſen in der Oekonomie ſo ausgezeichneten Mann in ſeinem Wirken weiter verfolgen, müſſen wir zuerſt einen Blick auf das damals ſehr unglückliche Preußen werfen. Der Friede von Tilſit hatte dieſem Staate die weſtlichen Provinzen, ſeine cultivirteſte Hälfte, geraubt, und der noch übrig gebliebene öſtliche Theil war es gerade, in welchen jene oben gerühmten Reformen des 18. Jahrhunderts noch wenig gedrungen waren. Er ſtand in Landescultur vielen andern deutſchen Staaten nach, namentlich waren Pommern, die Mark, Oberſchleſien und Preußen ſehr zurück. Jetzt nun kam die Zeit, in welcher Preußen mit allem Ernſte Das durch Hebung innerer Kräfte zu erſetzen ſuchte, was ihm an äußerem Umfange gebrach.

Zwar waren Preußens Regenten ſchon ſeit 1572 bemüht geweſen, in ihrem Staate einen freien Bauernſtand zu begründen, indeſſen hatten ſie, bei dem immer widerſtrebenden zahlreichen Adel, doch bis jetzt nur vermocht, den Bauer vor zu hoher Beſteuerung zu beſchützen (Edict von 1717) und ſeinen Hof vor Einverleibung in das adelige Gut zu ſchirmen (Edicte von 1739, 1749 und 1764). Selbſt Friedrich der Große konnte, wie früher erwähnt, nicht weiter bringen, als daß er dem Bauer perſönliche Freiheit verlieh (Edict von 1764). Endlich brach, nach ſolchen blos einleitenden Maßregeln, auch hier für den Landmann eine beſſere Zeit an. Sie wurde durch den Gedanken des Freiherrn von Stein und durch den Willen Friedrich Wilhelm's III. hervorgerufen und kam um ſo glanzvoller herauf, je länger man ihrer gewartet hatte. Das berühmte Edict vom 9. October 1807 machte ſämmtliche hörige Bauern der ganzen Monarchie mit dem 10. November 1810 zu freien Männern, denn mit dieſem Martinstage ſollte in allen Provinzen der Monarchie die Gutsunterthänigkeit fallen. Ein anderes Edict brach die Scheidewand zwiſchen dem Bürger- und Adelſtande, denn es ward dem Bürger und Bauer fortan erlaubt, adelige Güter zu kaufen, und dem Adel ward geſtattet, bürgerliche Gewerbe zu treiben.

Das war aber blos der Anfang der großen preußiſchen Reformation, denn der König, nachdem er ſchon 1808 auf ſeinen Domänen mit rühmlichem Beiſpiel vorangegangen, ließ am 14. September 1811 ein nicht minder berühmtes Edict ergehen, das die Förderung der Landescultur betraf. Nach dieſem wurde der Grundbeſitz zu freier Verfügung des Eigenthümers geſtellt und alle Beſchränkung in der Bewirthſchaftung der Privatforſten gänzlich aufgehoben. Ein folgendes Geſetz, von gleichem Datum, gab den Bauern das Ablöſungsrecht und enthielt die Vorſchriften, nach welchen ſämmtliche Servitute unter billigen Bedingungen abgekauft werden konnten.

Nicht wie der König war der Adel zu ſolchen Reformen geneigt; er ſtellte große Schwierigkeiten entgegen und die Ablöſungen hatten nicht den gewünſchten Erfolg. Dazu kam ein neuer und ſchwerer Krieg über das Land, der des Volkes volle Kraftanſtrengung in Anſpruch nahm und innere Angelegenheiten in den Hintergrund ſchob. Schon war man nach dem glorreichen Frieden zu glauben geneigt, daß Alles in Vergeſſenheit kommen würde, als ein neues Edict vom 31. December 1815 die Ablöſungsſache mit vollem Ernſte wieder aufnahm, und ſpätere Edicte ihren ungehinderten Fortgang nicht allein in den alten, ſondern auch in den neuerworbenen Provinzen ſicherten.

Um die Veränderungen des Bauernweſens in ihrem ganzen Umfange zu faſſen, muß man ſich noch an zwei frühere Edicte vom Jahre 1808 erinnern, die zunächſt zwar die Städter am meiſten berührten, indeſſen doch auch dem Lande von nicht geringer Bedeutung wurden. Sie betrafen die Aufhebung des Zunftzwanges, die Vernichtung der Bannmeilen und die Einführung der Gewerbefreiheit. Die Brennerei, Brauerei und andere landwirthſchaftliche Gewerbe hatten bisher nur auf einigen adeligen Höfen, auf Kloſtergütern und von wenigen zunftberechtigten Städtern getrieben werden dürfen; jetzt wurden ſie frei von ihren läſtigen Banden und erhoben ſich bald zu größerer Vollkommenheit. Dabei wurde das landwirthſchaftliche Leben viel freier: man durfte von nun an ſein Korn nach Geſollten in dieſer oder jener Mühle mahlen, man konnte, je nach Bedürfniß, hier oder dort Schmieden errichten, Backhäuſer bauen und andere dem Dorfe nöthige Gewerbe treiben; kurz alle Feſſeln, die zuvor die Agricultur in ihrem Fortſchritte hemmten, waren gelöſt.

Alle dieſe mächtigen Reformen, die raſch aufeinander folgten, brachten freilich, nebſt den großen Vortheilen, die ſie gewährten, auch manche Nachtheile herbei, wie jedes menſchliche Werk. Wir übergehen, als nicht hierher gehörig, die Schattenſeiten der unbedingten Gewerbefreiheit und wollen blos die Uebel der unbegränzten Zertheilung der Güter näher erörtern. Wol iſt die Veräußerung einzelner Theile des Gutes oftmals des Bauern ſicherſte Hülfe in großer Verſchuldung, bringt ihm bei Geldmangel Betriebscapital zu beſſerer Cultur der übrigen Felder und hat auch das Gute, daß die kleinen Leute, bei Fleiß und Erſparniß, Gelegenheit haben, ſich durch Ankauf einzelner Morgen allmälig ein Gut zu erwerben. Geht aber die Theilung ſo weit, daß ſich der Bauer von ſeinem Beſitzthume nicht mehr zu nähren vermag, was z. B. bei wiederholter Theilung zahlreicher Erben der Fall ſein wird, ſo muß er zu Tagelohn gehen und über dem Beſtellen und Ernten des fremden Feldes das eigene vernachläſſigen. Schlimmer noch wird es, wenn endlich die Zerſtückelung gar bis auf einen oder wenige Morgen herabſinkt, ſodaß der Bauer nicht einmal Spannvieh halten kann. Iſt dann das Land durch Boden und Lage nicht zur Gartencultur geeignet, ſo kommt der Beſitzer gänzlich in Abhängigkeit von andern, größern Bauern und kann die Cultur und Ernte nicht früher beginnen, als bis jene ſie völlig verrichtet haben. Die unbegränzte Zerſtückelung wird alſo zwar die Volksmenge mehren, nicht aber die Zahl wohlhabender Bauern, noch auch die Landescultur, noch weniger ſteigt bei Zunahme ſolcher armen Leute die Bildung.

Dergleichen üble Folgen hat auch die unbegränzte Zerſtückelung der Bauerngüter in Preußen gehabt; merklich ſind dieſelben weniger in den minder volkreichen Provinzen des Oſtens, als vielmehr in den ſtarkbevölkerten Provinzen des Weſtens. Indeſſen müſſen dennoch dieſe Nachtheile gering genannt werden, wenn man die großen Vortheile erwägt, welche jene Reformen nach ſich zogen. Jetzt erſt begründete ſich im Oſten der Monarchie ein Bauernſtand, der bald den der Nachbarſtaaten an höherer Cultur des Landes erreichte, ihn zum Theil in Wohlſtand und Bildung übertraf. Es war recht auffallend, wie Preußens Culturzuſtand nach dem Frieden mit jedem Jahre ſtieg, denn nichts mehr als Unvermögen zur Ablöſung ſtand dem freien Betriebe der Wirthſchaft entgegen. Auch der Bauer genoß jetzt Gleichheit vor dem Geſetze und gleiche Vertheilung der Laſten; in dieſer Beziehung war zwiſchen ihm, dem Bürger und Edelmann kein Unterſchied mehr. Daher kam es denn auch, daß man die Felder zweckmäßiger bewirthſchaftete und die Betriebsweiſe intenſiver einrichtete. Es erweiterte ſich der Anbau der Futterkräuter und der Kartoffeln, es vermehrte ſich der Viehſtand in Menge und Güte, es verbreitete ſich die Oelſaatcultur und der Bau der Handelsgewächſe in Gegenden, die früher ſolche Pflanzen nicht einmal dem Namen nach kannten. Oede Gemeindeländer und ſchlechte Riete wurden in tragbares Land und gute Wieſen verwandelt, Wieſen wurden durch Bewäſſerungsanlagen zu dreifacher Tragbarkeit gebracht, und die landwirthſchaftlichen Gewerbe ſtiegen zu einer früher kaum geahnten Höhe empor. Das Alles wollen wir ſpäter noch genauer erörtern.

3) Zuſtand des Landmanns in den übrigen Theilen von Deutſchland nach dem Frieden von 1815.

Der Friede von 1815 brachte auch dem übrigen Deutſchland ſeinen Segen, denn es kamen nun die langerſehnten Jahre der Ruhe und Ordnung zurück nach ſo ſchwerer Zeit. Der Gegenſatz zwiſchen Sonſt und Jetzt war aber in den nichtpreußiſchen Landen weit weniger groß, als namentlich im öſtlichen Theile von Preußen, weil dort der wiederkehrende Friede, noch keine neuen Reformen findend, blos die Vortheile der Ruhe bot. Die meiſten dieſer Länder waren früher dem öſtlichen Preußen in Reformen vorangeeilt, deshalb war ſpäter bei ihnen das Bedürfniß nach neuen Reformen nicht ſo fühlbar geworden, und aus dieſem Grunde ſtanden ſie gegenwärtig den preußiſchen Ländern in Freiheit des Bauernſtandes im Durchſchnitte nach. Sie zeigten überhaupt in ihren bäuerlichen Verhältniſſen ein recht buntes Gemälde, deſſen Farben nicht nur mit den Gränzen der einzelnen Staaten wechſelten, ſondern auch innerhalb ihrer Gränzen ſehr mannichfach waren. Im Ganzen konnte man aber ſagen, daß es in Mecklenburg und in der Lauſitz noch recht mittelalterlich ausſah, daß in Böhmen, Mähren und Oeſtreich Alles noch ſtand, wie es Joſeph II. verlaſſen hatte, und daß in allen übrigen Ländern: Thüringen, Heſſen, Franken, Schwaben und Baiern, Gegenden freier und wohlhabender Bauern mit Gegenden armer Landleute wechſelten, die durch Dienſte und Frohnen der verſchiedenſten Art mehr oder minder gedrückt waren. Selbſt Sachſen, geprieſen wegen ſeiner hohen Cultur, der Bildung und des Wohlſtandes ſeiner Bauern, hatte noch keine Gleichheit vor dem Geſetze, noch keine gleiche Beſteuerung. Dieſer Zuſtand dauerte indeſſen nicht lange, denn die Spuren des Krieges waren noch nicht verwiſcht, als ſich der Geiſt des Fortſchritts von neuem erhob und zu walten begann.

Blos in Württemberg und Tirol war bereits damals die Bauernſchaft auf dem Landtage vertreten; ſeit 1816 erhielt ſie allmälig auch in andern Staaten dieſelbe Stellung, und damit ſtürzte die Scheidewand nieder, die bisher Adel, Bürger und Bauer durch ungleiches Geſetz und ungleiche Steuern trennte. **Karl Auguſt** von Weimar war der Erſte, der ſeinen Bauern die Thüren der Ständeverſammlung öffnete; Baiern und mehrere andere Staaten folgten; noch andere, wie Sachſen, wurden durch die Verhältniſſe in den dreißiger Jahren genöthigt, ein Gleiches zu thun. Und ſo wurde der Bauer jetzt wieder, was er einſt war, ein freier Bürger des Staats mit ſtändiſchem Rechte.

Deſſenungeachtet blieben in vielen ſolchen Staaten doch manche große Wünſche noch unerhört, die Preußen bereits berückſichtigt hatte und deren Erfüllung auch zu damaliger Zeit den Bauern weit mehr am Herzen lag als alles Recht der Vertretung. Die Laſten der Zinſen, der Dienſtleiſtungen und Frohnen waren die gleichen geblieben, ſie und die Triftberechtigungen, die Jagdgeſetze und der große Wildſtand hemmten die freie Bewegung des Landwirths. Noch beſtand in vielen Staaten kein Landesgeſetz, nach welchem der Bauer ſich dieſer Bürde auf billige Art entledigen konnte. Er fühlte doppelt die Laſt zu einer Zeit, in welcher er ſich als freier Staatsbürger anerkannt ſah und andere Verhältniſſe jenſeits der Grenze bemerkte. Wenn der Bauer damals in vielen Ländern mit Gleichgültigkeit auf das Wirken der Stände blickte, ſo lag gewiß in dieſem Misverhältniſſe ein nicht unbedeutender Grund hierzu.

Bei allen dieſen Hinderniſſen ſuchten dennoch die Bauern bewährte Verbeſſerungen in ihrer Wirthſchaft nach Kräften einzuführen, und man mußte der Wahrheit untreu werden, wenn man bei ihnen Beſtrebungen dieſer Art ableugnen wollte. Verſuche und gewagte Unternehmungen waren zwar nicht ihre Sache, denn hierzu fehlte ihnen die Luſt und gewöhnlich auch das Geld; waren dieſe aber Andern gelungen, ſo ſtanden ſie nicht an, ſich ihrer Vortheile zu bedienen. Auf ſolche Weiſe wurde allmälig bei ihnen, je nach Beſchaffenheit des Landes, der Obſtbau und die Cultur der Futterkräuter verbeſſert, die Anſaat der Oel- und Handelsgewächſe eingeführt, die Viehzucht vermehrt und das Bereich ihres Culturlandes durch Urbarmachung wüſter Stellen vergrößert. Mit der Betriebsweiſe blieb es freilich gewöhnlich beim Alten; herrſchend war ſchon längſt Dreifelderwirthſchaft mit beſömmerter Brache.

Daſſelbe war aber nicht auf Domänen, Ritter- und Freigütern der Fall; hier ſah man gleichen Aufſchwung der Landescultur wie in Preußen. Selbſt Mecklenburg und die Lauſitz ſtanden nicht nach; Böhmen nebſt Mähren waren auf ihren großen Gütern in Manchem wol noch zurück, in Einzelnem aber voraus. Ebenſo ſchritten die großen und kleinen Landwirthe des Südens, theils durch Klima, theils durch den Fortgang der Reformen oder durch ſpecielle Sorge des Staats, in einzelnen Zweigen der Landwirthſchaft und der mit ihr verbundenen Gewerbe den preußiſchen Ländern voran. Hier wollen wir unter Anderm nur den Tabacksbau in der Pfalz, die Obſtcultur in Württemberg und am Rheine, den Hopfenbau in Böhmen und Franken und die trefflichen Brauereien in Baiern erwähnen. Desgleichen ſtand Sachſens Schafzucht noch am höchſten, und Mecklenburgs Pferdezucht war, gleich der Pferde- und Rinderzucht aller Marſchländer, berühmt.

4) Thaer als Lehrer und die landwirthſchaftlichen Lehranſtalten.

Das war der Zuſtand des Landmanns zu einer Zeit, in welcher der Friede auch für alle übrigen Zweige der Cultur beglückend herniederſtieg und ein friſcher Lebenshauch Wiſſenſchaft und Kunſt durchwehte. Nach wenigen Jahren war man hierin ſchon zu Reſultaten gekommen, die von der Vergangenheit kaum geahnt, von der Gegenwart aber mit Erſtaunen begrüßt wurden.

Natürlich machte auch die Oekonomie als Wiſſenſchaft große Fortſchritte, und beſonders ſuchte Thaer, an der Spitze vieler Gelehrten, durch Wort wie durch That ihren Aufſchwung kräftig zu fördern. Längſt ſchon ſtand er nicht mehr allein; eine große Anzahl befreundeter Männer wirkte mit ihm in der Nähe und Ferne, im In- und Auslande, und dieſe waren nicht blos durch ſeine Schriften gewonnen, ſondern er hatte ſie auch zum Theil durch Lehre und Umgang erworben.

Sehr bald war nämlich Thaer zu der Anſicht gelangt, daß ſeine Grundſätze der Landwirthſchaft in den Gemüthern der Jugend einen dankbaren Platz finden würden, und darum gründete er ſchon 1790 die Schule zu Celle, die er ſpäter, nach Preußen berufen, zu Möglin fortſetzte, woſelbſt ſie ſich zur Akademie erhob. Viele treffliche Männer gingen als Lehrer und Schüler aus dieſer Schule hervor, aus deren großer Zahl wir nur den in der praktiſchen Welt Allen rühmlichſt bekannten Koppe namentlich hervorheben wollen, und der gute Erfolg war ſo groß, daß auch andere Staaten zur Nachahmung ſchritten.

Zuerſt erſtand Hohenheim, vom Könige von Württemberg 1818 geſtiftet und durch den in der Praxis hocherfahrenen Schwarz, den Freund Thaer's, als erſten Director begründet. Es hob ſich dieſe Akademie durch bedeutende Unterſtützungen des Staats, die, vereint mit großer Thätigkeit vieler tüchtiger Männer, ihr einen wohlverdienten Ruhm verliehen, den ſie auch jetzt noch behauptet. Faſt gleichzeitig entſtanden in den kleinern Staaten kleinere Lehranſtalten, wie in Weimar zu Tiefurt, in Meiningen zu Dreißigacker und in Naſſau zu Idſtein; nach größerm Maßſtabe wurde dagegen Schleißheim bei München durch Schönleutner 1822 gegründet und 1829 zu Tharandt, unter dem Directorate von Schweitzer, eine landwirthſchaftliche Abtheilung mit der Forſtakademie verbunden.

Außer dieſen durch Hülfe des Staats blühenden Lehranſtalten gab es noch manche Privatinſtitute, unter welchen das zu Hofwyl in der Schweiz, durch Fellenberg geſtiftet, am bekannteſten war. Auch in Oeſtreich geſchah Vieles für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft durch Lehre, Praxis und Schrift. Aus der großen Reihe vielerfahrener Männer, die unſerm Thaer mehr oder weniger nahe ſtanden, doch Alle ſeine Principien bekannten, heben wir unter Andern Burger hervor, deſſen Name überall mit Thaer und Schwarz zuerſt genannt wird.

Im Jahre 1826 entſtand durch Schulze in Jena eine Lehranſtalt neuer Art, nämlich ein Inſtitut in enger Verbindung mit der dortigen Univerſität. Der Gedanke war zwar nicht neu, denn Thaer hatte ſchon mit Möglin dieſelben Abſichten gehabt, doch war ihm der Verſuch mißlungen. Schulze indeſſen zeigte durch den guten Erfolg die Möglichkeit und die Vortheile ſolcher Vereinigung, und Preußen war wieder der Staat, der zur Verwirklichung des neuen Gedankens weiteres Feld bot. Schulze wurde 1834 nach Eldena, einer landwirthſchaftlichen Akademie neben der Univerſität Greifswald in Pommern, berufen, und den guten Erfolg dieſes größern Unternehmens bewies die ſchnelle Blüte der jungen Lehranſtalt.

Eine neue Idee brachte dem neuen Werke beſonderes Gedeihen. Schon im vorigen Jahrhunderte bezeichneten denkende Landwirthe Baierns nicht nur Verſtandesbildung, ſondern auch Charakterveredelung als Ziel des Strebens, und ſelbſt Thaer und die Seinen wollten im Grunde nichts Anderes. Wenngleich ſie in Büchern den höchſten nachhaltigen Reinertrag als Ziel erklärten, ſo zeigten ſie doch im Leben, daß dieſes blos das nächſte ſein müßte, und nahmen unbewußt ſchon ein höheres an. Schulze aber hat das Verdienſt, dem materiellen Ziele eine ſittliche Baſis gegeben zu haben, denn jener höchſte Ertrag iſt ihm nur nächſtes Ziel zum letzten, der Bildung des Geiſtes. Er zeigte den Schülern die Nothwendigkeit einer ſolchen durch die Lehre der Oekonomie des Hauſes und Staates, ſpornte ſie an, dieſes Ziel zu erſtreben, und gab ſo dem Studium der Landwirthſchaft die höhere Weihe. Dadurch gelang ihm, was er vollbrachte, früher in Eldena und, da er nach Thüringen zurück berufen ward, ſeit 1839 in dem landwirthſchaftlichen Inſtitute zu Jena, das mit der Univerſität in engſter Verbindung ſteht. Im Uebrigen iſt Schulze ein hoher Verehrer von Thaer und huldigt in der landwirthſchaftlichen Praxis deſſen Methode.

In den vierziger Jahren erkannte man immer deutlicher die Wahrheit der Worte Thaer's, daß der praktiſchen Lehrzeit des angehenden Landwirths zu ſeiner vollkommenen Ausbildung noch das wiſſenſchaftliche Studium nachfolgen müſſe, und die Nothwendigkeit dieſes letztern als Schlußſtein des Unterrichts leuchtete jetzt ſelbſt den erfahrenen Männern der Praxis, frühern Feinden der Theorie, mehr und mehr ein. Das Bedürfniß landwirthſchaftlicher Lehranſtalten ſtieg und mit ihm die Vermehrung derſelben. So entſtanden an vielen Orten neue Inſtitute, theils durch den Staat, theils durch Privatmittel errichtet, die, von anerkannt tüchtigen Männern geleitet, neuen Segen verbreiteten. Während Pabſt nach Schulze das Directorium Eldenas übernahm und es nach kurzer Zeit in die Hände Baumſtark's legte, um in die Reihe der würdigen Directoren des berühmten Hohenheims zu treten, empfing die Anſtalt von Naſſau, nach Wiesbaden verlegt und von Albrecht geleitet, eine größere Ausdehnung, gründete Sprengel die Anſtalt zu Regenwald in Pommern, entſtand die neue Abtheilung für Landwirthe am Carolinum zu Braunſchweig, wurde die Anſtalt zu Proskau in Schleſien unter Heinrich's Leitung geſtiftet, erhob ſich Schleißheim in neuer Geſtalt, lehrten Stöckhardt und Wolff zu Pröſa in Sachſen, folgte Schweitzer dem Rufe an die neue Akademie zu Bonn, ſein Directorium in Tharandt an Schober abtretend, und ſeit kurzem ſteht Walz der Akademie in Hohenheim vor, indem Pabſt einem dritten Rufe nach dem entfernten Altenburg in Ungarn folgte, welches jetzt, neu organiſirt, als Akademie von ganz Ungarn, Galizien und Siebenbürgen aufblüht. Außer dieſen Akademien erheben ſich mehrere Inſtitute für beſondere Zweige der Landwirthſchaft und viele Ackerbauſchulen für Landleute.

5) Weitere Entwickelung des landwirthſchaftlichen Gewerbes.

Während ſich ſo die Bildungsanſtalten für junge Landwirthe mehrten und an Vollſtändigkeit innerer Einrichtungen gewannen, kam natürlich das landwirthſchaftliche Gewerbe ſelbſt auch zu weiterer Ausbildung, wie ſchon oben im Allgemeinen angedeutet worden iſt. Wir müſſen jetzt dieſen Entwickelungsgang ſchärfer ins Auge faſſen.

Man widmete zuerſt dem Getreidebau durch beſſere Bearbeitung des Bodens eine größere Sorgfalt, und das vermochte man um ſo mehr, je allgemeiner ſchon damals neue und zweckmäßigere Geräthſchaften bekannt geworden waren. Die Gründe dafür lagen in den damaligen Verhältniſſen, welche den Anbau der Cerealien ganz beſonders begünſtigten. Seit dem Beginne dieſes Jahrhunderts waren die Fruchtpreiſe beſtändig ſehr hoch geweſen, 1805 hatte große Theuerung geherrſcht und 1813 konnte man faſt auch darüber klagen. Als der Friede kam, wo die erneuten Speculationen im Getreidehandel ohnedies höhere Fruchtpreiſe ſtellten, trat 1816 ein gänzliches Mißjahr ein und der Fruchtpreis ſtieg 1817 zu einer ſeltenen Höhe (5 Thlr. der preuß. Scheffel Roggen), hielt ſich auch während des Sommers 1818 noch hoch. Bei ſolchen Umſtänden gewährte Getreidebau treffliche Renten, und Jedermann ſtrebte die Kornernte zu mehren.

Als aber 1819 die niedrigen Fruchtpreiſe eintraten, die in den Jahren 1824—26 eine drückende Tiefe erhielten (16 gGr. der preuß. Scheffel Roggen) und manchem Grundbeſitzer viel Noth, manchem Pachter Verderben brachten, war der Landmann genöthigt, auf Mittel ſeiner Erhaltung zu denken. Bei den damaligen hohen Preiſen der hochfeinen Wolle kam die feinere Schafzucht in größere Aufnahme, breitete ſich jährlich mehr aus, ganz beſonders in Sachſen, Thüringen, Schleſien und den öſtreichiſchen Ländern. Feine Wolle aus dieſen Provinzen bekam hohen Ruf und wurde in großen Quantitäten nach England und Belgien geführet.

Mit der Erweiterung der Schafzucht ſtand die weitere Ausdehnung des Futterbaus und der Kartoffelcultur in enger Verbindung, wirkte auch durch die Vermehrung des Düngers auf die Verbeſſerung der Felder zurück. Dadurch wurde die Möglichkeit einer Steigerung des Oelſaatbaus gegeben, der ſich aus einzelnen Gegenden, wo er ſeit längerer oder kürzerer Zeit ſchon üblich war, namentlich von der Marſch, von der Börde bei Magdeburg, von Halberſtadt, Anhalt und Erfurt aus über ganz Norddeutſchland verbreitete und mit ſeinen Blütenfeldern die Fluren verſchönerte. Um vom Getreide ſelbſt höhern Nutzen zu ziehen, vergrößerte man die Brennereien, und der Erfindungsgeiſt war hier ſo thätig, daß man bald in neuen und ſehr verbeſſerten Apparaten ſtatt Branntwein Spiritus fertigte. Die Fabrikation des Spiritus wurde in kurzem ſehr bedeutend, denn, wo der Roggen nicht reichte, brauchte man Kartoffeln, und dieſe Frucht nahm mit jedem Jahre größere Flächen der Güter ein.

Aber im Anfange der dreißiger Jahre ſanken mit der Vermehrung des Angebots die Preiſe der feinen Wollen mehr und mehr, und der ſächſiſche Landwirth wandte nun allmälig auch der Rinderzucht ſeine Aufmerkſamkeit zu, die zwar nicht, wie die Schafzucht, auf einmal großen Reinertrag brachte, jedoch im Ganzen weit ſicherer rentirte. Seither war ſie hier ſo ziemlich vernachläſſigt worden, und nur die Marſchländer, Holſteiner und Gebirgsvölker hatten ſie fortwährend cultivirt. Von dorther bezog man die Thiere zur beſſern Zucht.

Mit der großen Erweiterung des Oelſaatbaus fand ſich auch ein Feind dieſes Gewächſes ein, der Glanzkäfer (*Nitedula aenea Fab.*), der die Befruchtung der Blüten zerſtörte. Es hatte ſich dieſes Thier mit der Zunahme ſeiner Nahrung ſo gewaltig vermehrt, daß es in manchen Jahren völlige Mißernten verurſachte, und der Landmann war gezwungen, neben der Oelſaat noch andere Oelgewächſe zu bauen. Seit dieſer Zeit kam die Mohncultur in größern Flor, und der ſchon begonnene Anbau der Leindotter (*Camelina sativa*) gewann an Bedeutung. Auch mehrere andere Oelgewächſe wurden im Anbau verſucht, doch als unpaſſend wieder verworfen. So kämpfte der Landwirth unverdroſſen gegen die Natur und gegen die Ungunſt der Zeit.

Während dies geſchah, waren in die allgemeinen Verhältniſſe des Grundbeſitzers hier und dort einige Veränderungen gekommen, die aus politiſchen Begebenheiten entſprangen. Schon oben haben wir nach der Erzählung der großen Reformen in Preußen kurz angedeutet, daß ſpäter auch andere Staaten die Hebung der Landwirthſchaft ſehr begünſtigten. Während der zwanziger Jahre that unter allen Württemberg unſtreitig am meiſten für ſie. Als aber die dreißiger Jahre kamen und die Begebenheiten in Frankreich mehrern etwas zurückgebliebenen Staaten Deutſchlands große Aufregung brachten, wurden auch dieſe zum Fortſchritte bewegt, der beſonders für die bäuerlichen Verhältniſſe vortheilhaft war. Im Bezug auf dieſe zeichnete ſich namentlich Braunſchweig durch weiſe Reformen aus, indem dort die zahlreichen Bauerngüter auf Meierrecht unter billigen Bedingungen ablösbar wurden, ſowie Sachſen, wo man die Ablöſung der Frohnden und anderer gutsherrlichen Gefälle durch Gründung einer Landrentenbank erleichterte. Die Bauern ſäumten nicht, die gute Gelegenheit zu benutzen, um ſich wirkliches Eigenthum zu verſchaffen, und dadurch entſtand auch in dieſen Ländern ein nicht unbedeutender wohlhabender Bauernſtand. Ueberhaupt hatten jene Ereigniſſe das Gute, daß der Bauernſtand überall, wo er noch zurückgeſetzt war, das Recht der gleichen Beſteuerung und Gleichheit vor dem Geſetze erhielt.

In der Mitte der dreißiger Jahre entſtand der Zollverein, und auch dieſes erfreuliche Ereigniß brachte für die Landwirthſchaft Neues, nämlich den Aufſchwung der Runkelrübenzucker-Fabrikation. Sie ſelbſt war nicht neu *), hatte ſchon während der Continentalſperre beſtanden, natürlich in unvollkommenerer Weiſe und geringerer Ausdehnung, mußte deshalb auch mit jener wieder verfallen; indeſſen arbeitete man doch, ſowol in Deutſchland als in Frankreich, darin fort, und, als ſich 1835 die Verhältniſſe günſtiger zeigten, erhoben ſich neue Fabriken mit beſſern Einrichtungen **) in allen Ländern. Schon zählte 1841 der Zollverein 141 Fabriken, wovon Preußen 71 beſaß, und dieſe lieferten bereits den fünften Theil des ganzen Zuckerbedarfs. Seitdem hat ſich die Quantität des Rübenzuckers jährlich vermehrt.

In dieſe Zeit fällt auch die allgemeinere Anwendung künſtlicher Düngmittel, die man von Engländern und Franzoſen erlernte, z. B. des Knochenmehls, der Hornſpähne, Urate u. ſ. w. Desgleichen begannen die Vitriol-, Aſchen- und Rußdüngungen, die Verſuche mit Guano, die vermehrte Bereitung des Compoſts und des Moders, vor allem aber hob ſich die Wieſencultur.

Schon ſeit Jahrhunderten verſtanden es unſere Gebirgsbewohner, ihre abſchüſſigen Wieſen zu wäſſern und dadurch den Ertrag derſelben zu mehren. In neuerer Zeit hatte man dieſe Berieſelungsweiſe ſehr vervollkommnet und auch für flache, ja ſumpfige Wieſen anwendbar gemacht. Siegen, Naſſau, das Großherzogthum Heſſen, Württemberg und ſpäter auch Anhalt waren darin beſonders vorgeſchritten, und aus dieſen Gegenden bezog jetzt der Norden von Deutſchland die Wieſenmeiſter, die ſeine moorigen Wieſen zu guter und hoher Tragfähigkeit brachten.

In den vierziger Jahren trat für die Landwirthſchaft ein ſehr ungünſtiges Ereigniß ein, welches die Oekonomen, bei der nun geſteigerten Intenſivität des Betriebes, in nicht geringe Verlegenheit brachte. Es war die Kartoffelkrankheit. Früher hatte man zwar dieſelbe Krankheit an einzelnen Knollen geſehen, auch wol erlebt, daß ſie größere Landſtriche beherrſchte und nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne ſich weiter zu verbreiten, wieder verſchwand. Jetzt aber trat ſie mit epidemiſchem Charakter auf, kam raſch von Weſten her, überzog die Ebenen und erſtieg die Gebirge. Schon 1845 war ſie in Deutſchland ganz allgemein. Was half dem troſtloſen Landwirthe die mikroſkopiſche Beſchauung des verdorbenen Klebers; die einzige Hülfe verſprach ihm das Suchen nach neuen Früchten, die für die Kartoffel Erſatz bieten könnten. Manches iſt bereits unterſucht, das Meiſte jedoch als unpaſſend verworfen werden, und nur der Maisbau verſpricht noch einige Hülfe, wird aber niemals unſere treffliche, ſo vielfach zu benutzende Kartoffel erſetzen.

---

*) Der Chemiker Marggraf entdeckte den Zuckergehalt in der Runkelrübe [illegible], und ſchon [illegible] machte Achard die erſten Verſuche zu ſeiner Gewinnung.

**) Dr. Zier aus Zerbſt errichtete die erſte mit weſentlichen Verbeſſerungen.

6) Die neue Theorie der Düngerlehre von Liebig.

Gerade zu dieſer Zeit, in welcher die Kartoffelkrankheit epidemiſch erſchien, brach in der wiſſenſchaftlichen Welt durch **Liebig's** neue Theorie der Pflanzenernährung und Düngung ein heftiger Streit aus. Der Kampf, beſonders in Deutſchland und Frankreich geführt, dauerte mehrere Jahre und verlief endlich für die Praxis ohne unmittelbaren Erfolg. Indeſſen feſſelte er doch das Intereſſe der ganzen gebildeten Welt, gab auch dem Geiſte der Forſchung mächtigen Anſtoß und iſt deshalb gewiß einer beſondern Erwähnung werth. Bevor wir aber mit der Schilderung deſſelben beginnen, wird es zweckmäßig ſein, als Einleitung einiges Frühere aus der Agricultur-Chemie nachzuholen, um den Standpunkt der Gegenwart klarer zu überſchauen.

Schon im 18. Jahrhundert hatte man ſich in der Naturwiſſenſchaft fortwährend über Pflanzennahrung geſtritten, und damals war einer Behauptung die andere gefolgt. Einige ſuchten die Nahrungsquelle in Waſſer und Luft und erklärten den Boden als bloßen Träger der Pflanze; Andere wollten ſie nur im Boden finden; was es aber ſei, wovon die Pflanze ſich nähre, darin waren die Meinungen wieder getheilt. Man nannte Salze, oder ein nährendes Oel, oder die Erde ſelbſt, die, in unendlich feine Theilchen zertheilt, der Pflanze zugänglich wäre.

Die Praktiker, welche in ihrer Weiſe die Landwirthſchaft auszubilden ſuchten, ſahen dem Streite mit großer Ruhe zu, verlachten entweder die neuen Theorien als leere Hypotheſen, oder zwängten, wenn ſie Notiz davon nahmen, irgend eine Anſicht, die ihnen eben behagte, in ihre gewonnenen Erfahrungen ein. Solche Landwirthe, die auf Bearbeitung des Bodens das Hauptgewicht legten, waren gewöhnlich der Meinung, daß Waſſer und Luft oder fein zertheilte Erde der Fruchtſtoff ſei; ſolche aber, die den Dünger als Seele der Landwirthſchaft prieſen, huldigten der Anſicht von ernährenden Salzen oder Oelen. Auf die Praxis ſelbſt hatte das Alles keinen Einfluß, und wir dürfen wol ſagen glücklicherweiſe, ſonſt wären die Menſchen verhungert, namentlich damals, als die Waſſertheorie in allgemeine Aufnahme kam.

Helleres Licht kam durch die Entdeckung der Endosmoſe und des Achmungsproceſſes der Pflanzen, die Sauſſure für ſeine Unterſuchungen über das Pflanzenleben ſo meiſterhaft benutzte. Seitdem wußte man, daß der Kohlenſtoff durch Athmung aus der atmoſphäriſchen Luft in die Gewächſe eingehe und daß keine andern Stoffe aus dem Erdreiche für ſie eingangbar wären, als ſolche, die ſich in Waſſer löſen. Davy und Einhof arbeiteten an der Ausbildung der Düngerlehre raſtlos fort, mehrere Andere, unter welchen beſonders Hermbſtädt, Körte, Lampadius, Schübler und Sprengel waren, folgten ihnen nach. In den dreißiger Jahren hatten ſich die verſchiedenen Anſichten hierüber noch keineswegs vereinigt, dennoch ſtand im Ganzen wol feſt: daß der Athmungsproceß hauptſächlich den Kohlenſtoff zuführe, daß das Waſſer der Träger der Stoffe ſei, welche die Wurzeln aufnähmen, und daß dieſe Stoffe ſtickſtoffhaltige Verbindungen ſein müßten. Ferner wußte man, daß zum Gedeihen der Pflanzen noch anorganiſche Subſtanzen erforderlich wären, die aber verſchiedene Arten der Gewächſe in verſchiedenem Quale und Quantum enthielten. Endlich lautete der praktiſche Schluß: weil die Pflanzen alle ihnen nöthigen Stoffe enthielten, vegetabiliſcher und animaliſcher Dünger nichts Anderes als das Ergebniß der Ernten ſei, Stalldünger aber aus beiden beſtände, ſo müſſe eben der Stalldünger auch der Normaldünger ſein.

Soweit war die Lehre vom Dünger gekommen, als Liebig das ganze mühevoll erbaute Gebäude mit kühner Hand zu vernichten drohte. Er war nicht gegen die Kohlenſtoffaufnahme aus der atmoſphäriſchen Luft, noch gegen die Waſſer- und Stickſtoffaufnahme der Wurzel; aber er leugnete geradezu, daß der Stickſtoff unmittelbar vom Dünger ſtamme und daß der Dünger dadurch wirke. Er legte ſeine Unterſuchungen vor, erzählte in einer geiſtreichen, höchſt anziehenden Weiſe, wie das kohlenſaure Ammoniak, an die Dünſte der Luft gebunden, durch jeden Regen, Thau und Schnee in den Boden käme und dort, als ſtickſtoffhaltiges Salz fixirt und in Waſſer gelöſt, für die Pflanzen eingangbar würde. Die Luft empfange das Ammoniak durch Verweſung und Fäulniß der organiſchen Welt, das Thierreich von den Pflanzen, die Pflanzen wiederum aus dem Niederſchlägen der atmoſphäriſchen Luft, und ſomit wäre der ewige Kreislauf dieſes für den Bedarf der Pflanzen vollkommen ausreichenden Stoffes erwieſen. Auch Dünger wirke vortrefflich, freilich nicht durch den Stickſtoff, wie man ſeither geglaubt, ſondern vielmehr durch die anorganiſchen Subſtanzen. Alles, was die Pflanze von dieſen Subſtanzen bedürfe, beſitze der Dünger, weil er das Ergebniß der Ernten enthielte. Aber dieſe Subſtanzen blieben auch bei Verbrennung des Düngers ſämmtlich in der Aſche zurück, und darum ſollten die Oekonomen den Dünger verbrennen, um das läſtige, ſchmutzige, koſtſpielige und dennoch ſo unnöthige Geſchäft des Düngerfahrens zu umgehen. Die Aſche deſſelben, gering an Maſſe und leicht zu tragen, wäre eine hinlängliche Düngung. Wollten ſie aber noch beſſer handeln, ſo ſollten ſie ſolche anorganiſche Stoffe, welche die Pflanzen der bevorſtehenden Beſtellung enthielten, in das Erdreich bringen. Er ſelbſt wollte eine Düngerfabrik errichten, in welcher man für jedes zu bauende Gewächs den Dünger beziehen könnte. Der Landwirth könne dann am Schreibpulte den Bedarf der Art und Maſſe berechnen. Zur Bekräftigung ſeiner Theorie wies Liebig auf die Wieſen und Wälder, fragend, wer denn dieſe ſeit ewigen Zeiten gedüngt habe? Er könne beweiſen, daß dieſe, gleich allen Arten von Früchten der Felder, einen ähnlichen, ja gleichen Jahresertrag anorganiſcher Maſſe brächten und doch unbeſtreitbar den Stickſtoff allein dem atmoſphäriſchen Waſſer verdankten.

Liebig irrte. Hätten die Landwirthe damals ſeinem Rathe gefolgt, den er nicht ohne bittere Bemerkungen gab, ſo wäre vielleicht in kurzem große Theuerung und Noth entſtanden. Alle Verſuche mit Düngerpulver aus ſeiner Fabrik mislangen, ja ſelbſt ſeine eigenen, und das war der triftigſte Beweis gegen ihn. Wollen wir uns nämlich mit Dem begnügen, was die Natur uns freiwillig bringt, ſo hat Liebig Recht, es langt dann die natürliche Düngung mit Stickſtoff aus; da das aber nicht iſt, da wir vom Acker weit mehr als ſeine freiwilligen Gaben verlangen, ſo müſſen wir ihm auch weit mehr an Stickſtoff wieder erſetzen, als die Natur ihm bringt, ſonſt gehen die Ernten zurück. Der Erſatz iſt der Dünger und namentlich der Stalldünger.

Eine ausführlichere Darſtellung des Ganzen gehört nicht hierher, nur ſoviel wollen wir noch bemerken, daß Liebig eine Menge von Gegnern fand, die auch nicht immer in gemäßigter Sprache auftraten. Uebrigens war Liebig von der Richtigkeit ſeiner Theorie innig überzeugt, was ſeine eigenen Verſuche bewieſen. Auch müſſen wir ihm immer dankbar ſein, denn er hat uns manches Neue gebracht, manches Alte klarer entwickelt und dem Fortſchritte neuen Anſtoß gegeben. Unter den wiſſenſchaftlich gebildeten Oekonomen, welche gegen Liebig geſchrieben, ſind beſonders Hlubek und Bouſſingault zu nennen, unter den Phyſiologen Hugo von Mohl, unter den Chemikern Mulder u. ſ. w.

Fragt man nun nach der jetzigen Meinung von der Ernährungsweiſe der Pflanzen und von der Wirkung des Düngers, ſo ſind hierüber die Stimmen der Naturforſcher getheilt, doch die Oekonomen huldigen meiſtens der Anſicht: daß die atmoſphäriſche Luft zwar die vorzüglichſte, aber nicht die einzige Quelle des Kohlenſtoffs für die Pflanzen ſei, daß die Blätter unter Umſtänden der Luft Waſſerdunſt und wahrſcheinlich auch Stickſtoff entziehen können, daß aber die Wurzeln den Hauptbedarf des Stickſtoffes und Waſſers nebſt allen übrigen nothwendigen Stoffen dem Boden entziehen, daß der Einfluß des höhern oder tiefern Grades von Licht und Wärme den Ernährungsproceß der Wurzeln und Blätter modificire und daß auch die Verbindungen, unter welchen der Stickſtoff in das Pflanzenreich eingeht, bei verſchiedenen Arten von Pflanzen verſchieden ſeien. Ueber die Verbindungen ſelbſt weiß man wenig und ebenſo wenig über den Aſſimilationsproceß im Innern der Pflanze.

Die Verſuche mit neuen Düngerarten dauern ununterbrochen fort und namentlich ſpielt in neueſter Zeit der Guano eine bedeutende Rolle. Daß dieſer ſtickſtoffreiche Dünger höchſt wirkſam ſei, war ſchon längſt durch die Praxis engliſcher Landwirthe vollkommen beſtätigt; in Bezug auf Deutſchland lag für ſeine Anwendung nur die Schwierigkeit vor, unvermiſchten Guano zu wohlfeilen Preiſen in hinlänglicher Menge leicht zu beziehen. Seit 1844 bemühte ſich Jobſt in Württemberg, durch directe Handelsverbindungen dieſes wichtige Material den Deutſchen wohlfeil und gut zu ſchaffen, und gegenwärtig ſind beſonders im Königreiche Sachſen die Zufuhren von gutem und billigem Guano ermöglicht worden, ſodaß er dort vielfach auf kleinen und größern Gütern mit großem Erfolge angewendet wird, die Production merklich ſteigert und ſtellenweiſe ſogar den Stalldünger verdrängt. Ebenſo arbeitet man in allen andern Zweigen der Landwirthſchaft rüſtig weiter, und an ſämmtlichen Fortſchritten der Oekonomie haben die Naturwiſſenſchaften einen bedeutenden Antheil, der von jedem rationellen Landwirthe dankbar anerkannt wird. Um das Neue ſchnell zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, fehlt es nicht an guten Zeitſchriften.

7) Die übrigen Zweige des Landbaus und der Thierzucht im 19. Jahrhundert.

Auch auf den gegenwärtigen Zuſtand der übrigen Zweige des Landbaus und der Thierzucht wollen wir noch einen Blick werfen und hier zuerſt mit der Forſtwirthſchaft beginnen. Darin hatte man ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts viel geleiſtet, beſonders ſeit Cotta, König und Hartig ihre Thätigkeit in einem höhern Wirkungskreiſe auszuüben begannen. Die Erziehung geſunder Waldbäume war der erſte Gegenſtand ihrer beſondern Aufmerkſamkeit, und eine ſchöne, raſche Verjüngung der Wälder ihrer Arbeit Lohn. Wir müſſen dieſe Männer um ſo höher preiſen, weil nicht ihre Zeit den Segen ihrer Bemühungen empfing, ſondern erſt unſere Generation recht augenſcheinlich erkennt, was ſie zum Wohle des Ganzen geleiſtet haben.

Später bildete ſich der Waldbetrieb in wiſſenſchaftlicher Weiſe aus, und auch hierin hatten die genannten Drei die meiſten Verdienſte. Nachdem nämlich die Forſten gut vermeſſen waren, ſuchte man den jährlichen Nachwuchs verſchiedener Baumarten in verſchiedenem Alter und bei verſchiedenem Standorte zu ermitteln, und die Reſultate dieſer Forſchungen gaben die ſicherſte Baſis für die Beſtimmung der Schlagzeit, der Schlageintheilung und der Taxation der Forſten. Auch der Brennwerth verſchiedener Hölzer wurde unterſucht.

Eine neue Epoche begann mit Hundeshagen, der die Principien dieſer Wiſſenſchaft allgemeiner auffaßte und ſie mit nationalökonomiſchen Grundſätzen beleuchtete. Wir verdanken ihm einen hellern Blick in das Verhältniß der Forſten zum Staate, der Forſtmänner als Staatsdiener, der

Grundſätze des Forſtſchutzes und der Forſtpolizei. Eine weitere Folge der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der Forſtwirthſchaft war: daß man endlich anfing, den Förſter nicht mehr als Jäger, ſondern als Waldbauer zu betrachten, ja einige Regierungen haben ihre Forſtbeamten von dem zeitraubenden Geſchäfte der Jägerei gänzlich befreit.

Um der Jugend eine wiſſenſchaftliche Bildung zu geben, errichtete Cotta ſchon am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts ſeine Forſtſchule in Zillbach im Großherzogthume Weimar. Nach Sachſen berufen, verlegte er ſie 1816 nach Tharandt, wo ſie, zur Akademie erhoben, weit ſchöner aufblühte und durch die Thätigkeit tüchtiger Männer, die Cotta's ſchaffendem Geiſte hülfreich zur Seite ſtanden, einen europäiſchen Ruf errang. Andere Inſtitute und Akademien wirkten ebenfalls mit großem Erfolge; namentlich heben wir hier heraus die ſeit 1830 nach Eberswald verlegte preußiſche Akademie unter Pfeil's Direction, die Akademie in Braunſchweig, welche Hartig leitet, die Anſtalt in Aſchaffenburg unter Mantel, König's Anſtalt zu Eiſenach, deren Leitung nach König's Tode Grebe bekam, und Hohenheim, welches mit ſeiner landwirthſchaftlichen Akademie eine Forſtanſtalt verbindet.

In der neueſten Zeit haben ſich viele Männer in der Forſtwirthſchaft berühmt gemacht; ſie Alle zu nennen iſt hier nicht der Ort. Wir heben nur noch Pfeil und von Wedekind als Geſchichtsſchreiber, Ratzeburg als Forſt-Entomologen hervor.

Die Jagd ſank in unſerm Jahrhunderte zu Dem herab, was ſie in civiliſirten Staaten nur ſein ſoll: zu einem dem Körper Bewegung gebenden Vergnügen für Männer, deren Beruf den Geiſt auf Unkoſten des Körpers in Anſpruch nimmt. Alle frühern Bemühungen, ſie zur Wiſſenſchaft emporzuſchrauben, gingen verloren, ja man fängt ſchon an, ihre Kunſtſprache zu vergeſſen.

Auch die Bienenzucht wurde bei der immer weiter greifenden Cultur des Landes mehr und mehr nach den Haiden verdrängt, zumal ſeit dem Frieden die Preiſe des Zuckers ſich ſo ſehr vermindert hatten. Indeſſen bleibt ſie immer intereſſant und bildet fortwährend ein Lieblingsſtudium einzelner Männer, die auch in dieſem Jahrhunderte manches Neue entdeckten. Daſſelbe Schickſal hatte die Teichwirthſchaft, welche jetzt nur noch in Böhmen und Mähren von einiger Wichtigkeit iſt.

Dagegen kam die, früher oftmals vergeblich verſuchte Seidenzucht empor und macht jetzt beſonders im ſüdweſtlichen Deutſchland und in Oeſtreich gute Fortſchritte. In der Ausbildung dieſes Zweiges verbeſſerte ſich beſonders die Erziehungsweiſe der Raupe, namentlich durch beſſere Beobachtung der Temperaturverhältniſſe und beſſere Reinigung. Der Hopfenbau hat ſeinen Lieblingsſitz zu Auſcha, Saatz und Frankenau in Böhmen und zu Spalt nebſt deſſen Umgebung in Franken genommen, und der Weinbau blüht im Gebiete des Rheins. Zu den weſentlichſten Fortſchritten des letztern möchten reine Beſtände der Weinanlagen von zweckmäſſigen Arten, neue Betriebsweiſen und beſſere Behandlung der Ernte gehören.

In der Gartencultur kehrte der neuere und beſſere Geſchmack aus den groſſen herrſchaftlichen Gärten auch allmälig in die Gärten und Gärtchen der Privaten ein, doch behielt hier die Mode einen Theil ihres Regiments und übte es namentlich im Bereiche der Blumen. Hyazinthen und Georginen löſten Tulpen und Malven ab, und alle Welttheile zahlen fortwährend ihren Tribut, um unſere Gärten alljährlich mit neuen Gewächſen zu ſchmücken.

Der Umfang der Obſtbaumzucht wuchs in Mitteldeutſchland mit jedem Jahrzehnd, ſodaß jetzt auch hier, ähnlich wie am Rhein und in Schwaben, die Straſſen von Obſtbaumreihen begränzt und die Häuſer der Dörfer in Obſtwäldchen zierlich verſteckt ſind. Nur der rauhere und ſtürmiſchere Norden entbehrt noch ſehr dieſes nützlichen Schmuckes. In der Cultur iſt Vieles geleiſtet worden, ſeitdem uns Diel ſein ſchönes Werk mit beſſerer Claſſification der Obſtſorten gab. Faſt jedes thüringiſche und ſächſiſche Dorf des ebenern Landes beſitzt jetzt, neben Obſtarten für den Hausbedarf, auch feinere Tafelfrüchte; doch iſt die Synonymie hier groß und wegen der geringern Beſtändigkeit der Arten wird die Arbeit in dieſem Gebiete ſehr erſchwert.

8) Der deutſche Bauer.

Bevor wir das Ganze nochmals im Ueberblicke vorführen, müſſen wir nothwendig noch den Bildungsgang und den gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Bauern betrachten; denn ſchon der Anzahl nach ſind uns die Bauern wichtig genug, bilden nicht nur die Hauptmaſſe der Landwirthe, ſondern auch den gröſſern Theil der deutſchen Nation. Wollen wir indeſſen ihren Zuſtand im Zuſammenhange mit dem Ganzen faſſen, ſo wird eine kurze Erinnerung an Das, was während des letzten Menſchenalters in den Städten geſchah, nicht ohne Nutzen ſein.

Nach dem Frieden von 1815 hob ſich zuerſt der Handel in einer der Vorzeit gänzlich unbekannten Weiſe. Kunſtſtraſſen wurden gebaut, Poſten verbeſſert, Eilwagen eingerichtet, Dampfſchiffe erfunden, und zuletzt flogen die Wagen der Eiſenbahn mit Wolkenſchnelle von Stadt zu Stadt. Dann kam in das Fabrikweſen ein mächtiger Aufſchwung. England und Belgien dienten zum Muſter, Phyſik und Chemie ſtanden hülfreich zur Seite, eine Verbeſſerung folgte der andern, neue Erfindungen übertrafen die alten, und ſo ging der Rieſenſchritt der Gewerbethätigkeit unaufhaltſam fort. Sie reformirte die in träge Gewohnheit verſunkenen Handwerke, änderte unſere Kleidung, Wohnung, Möbeln, Hausgeräthe, kurz unſere ganze Lebensweiſe um und gab durch Wohlſtand, den ſie beſonders Einzelnen brachte, allen im Kriege verfallenen Städten neuen Glanz.

Solche bedeutende Veränderungen des Stadtlebens wirkten bald auf das Dorf zurück. Natürlich drangen ſie weit langſamer in das Landleben ein, als in die Häuſer der Bürger, wurden jedoch in den Wohnungen wohlhabender Bauern, beſonders innerhalb Mittel- und Weſtdeutſchlands, ſchon nach wenigen Jahren recht ſichtbar.

Zuerſt ſchwanden bei vielen wohlhabenden Bauern die kleinen Tafeln der Fenſter, die alten hölzernen Stühle und die großen maſſiven Tiſche, die hölzernen Speiſegeſchirre und die buntgemalten Schränke. Dann fielen die hölzernen Wände und Decken, zwar warm für die Stube, doch Schlupfwinkel für viele Inſekten. Die zinnernen Gefäße, bis dahin der Hausfrauen Stolz, wurden mit andern aus feinem Porzellan vertauſcht, und endlich mußte ſich hier und dort ſogar der umfangreiche Ofen bequemen, die alte Stube zu verlaſſen, die er Jahrhunderte hindurch erwärmt, um einem neuen, kleinern und zierlichern Platz zu machen. Auch die uralte Tracht beſiegte bei Mehrern die Mode, die ſo lange in einem vergeblichen Kampfe mit der Bekleidung des Landmanns gelegen hatte und zuletzt nun doch hier und da die Herrſchaft errang. Zwiſchen die ſchwerern und haltbarern Stoffe aus Tuch und ſelbſtgefertigtem Leinen drängten ſich glatte und bunte Zeuge der leichten Baumwolle, ja bei reichen Bauern erblickte man Kleider von Seide. Selbſt die alte Wohnung der Väter war Dieſem und Jenem nicht mehr genügend; es wurden neue Häuſer nach neuem Stil mit größerer Bequemlichkeit gebaut, die auch zu der neuen Einrichtung mit modiſchen Möbeln paßten. Auf ſolche Weiſe kehrte in das Haus der Bauern größere Behaglichkeit ein.

Dabei litt die Bildung nicht, denn die Landesregierungen hatten faſt überall für beſſere Einrichtungen der Schulen geſorgt, und die Jugend lernte weit mehr als zuvor. Wohlhabende Bauern waren auch manchmal damit nicht zufrieden; nach dem Vorbilde der Stadt ſollten die Töchter feinere Erziehung erhalten und die Söhne Gewandtheit im Leben bekommen. Nach dem Muſter wohlhabender Bürgerhäuſer wurde jetzt bei Einigen das Zimmer geſchmückt, und nach ſtädtiſcher Mode fügte man zu feinerer Kleidung koſtbaren Schmuck. So brach in die Einfachheit des ländlichen Lebens der Luxus ein.

Zwar hatte ſelbſt dieſer Luxus ſein Gutes, indem die erhöhten Ausgaben den Hausvater zwangen, auf Mittel zu denken, um die Einnahmen zu mehren. Daher griff er nach Büchern, ſtudirte die neuen Erfahrungen und Verbeſſerungsweiſen des Guts, ahmte ſie nach, oftmals mit Glück, und ſteigerte dadurch ſein Einkommen. Aber die Nachtheile waren dennoch weit größer. Bauern dieſer Art ergriffen nicht ſelten nur die Außenſeite höherer Cultur, verließen die einfache fromme Sitte der Väter, zeigten ein bloßes Zerrbild des feinern Lebens, ergaben ſich, ſtatt geiſtiger Genüſſe, dem leeren Gepränge mit Kleidern und Geld und dem Spiele. So entſtand die Verbildung des Landmanns.

Schlimmer noch wurde es im Hauſe und in der Wirthſchaft, wenn die

Einnahmen des Bauern jene geſteigerten Ausgaben nicht deckten, wenn allmälig das baare Vermögen ſchwand, wenn die Schulden ſich häuften, wenn Theile des Gutes verkauft werden mußten und der Mangel begann. Da mit der Abnahme des Wohlſtandes nicht auch die Bedürfniſſe ſchwanden, und der größern Ausgabe dennoch vielmals kein Einhalt geſchah, zerrann bei Manchen der letzte Reſt des Vermögens, und der Hausſtand zerfiel. Das war der Gang der Verarmung des Bauern.

Alle dieſe verſchiedenen Grade des Bildungsganges unſers Landmanns hat uns die Gegenwart vielfach gezeigt. Leider ſind gerade die Schattenſeiten deſſelben: Luxus, Verbildung und Verarmung, gewöhnliche Erſcheinungen geweſen und ſind es noch. Vor dem Kriege waren dieſe Uebel nur ſelten zu finden, ſtanden wenigſtens mit der neueſten Zeit in keinem Vergleiche; nach dem Frieden haben ſie jährlich zugenommen, ſind von einer Gegend zur andern geſchritten und ſcheinen gegenwärtig noch nicht in Abnahme zu ſtehen. Gewiß bilden ſie eine der tiefſten Schattenſeiten der neueſten Zeit. Glücklicherweiſe werden ſie nicht überall in gleichem Maße gefunden, ſind bis jetzt noch manchen Ländern Deutſchlands ganz fremd, in andern wenigſtens ſeltener, und ſelbſt da, wo ſie allgemeiner auftreten, herrſchen ſie nicht in allen Gegenden gleichmäßig. Gewöhnlich ſieht man ſie in der Nähe größerer Städte oder da, wo der Luxus ſich durch günſtige Handelsverhältniſſe und lebhaften Verkehr frühzeitig Bahn brechen konnte.

Als Gegenſatz zu dieſem Bilde findet man aber auch Landſtriche, wohin das Neue noch gar nicht gedrungen iſt, wo der Bauer, der ſchon ſeiner Natur nach Neuerungen abhold iſt, beharrlich Alles von ſich weiſt, was die neue Zeit ihm bietet, und mit ſeinem unbeugſamen Sinne an dem Guten des Alten ſammt ſeinen Mängeln feſthält.

Im Ganzen hat der Bauer unter allen übrigen Ständen die alte Sitte und Gewohnheit, die herkömmliche Tracht und Hauseinrichtung am meiſten bewahrt und iſt der beſte Vertreter der Eigenthümlichkeiten unſerer verſchiedenen Volksſtämme. Während die Städter, als Zeugen oder Theilnehmer des großen Verkehrs, ſich fortwährend bemühten, alles Provinzielle abzuſtoßen, und als fein Gebildete ſich ſogar ihrer Uniformität rühmen, fahren die Bauern in ihren dem lebhaften Handelsverkehre entrückten Dörfern immer noch fort, einer jeden Gegend durch Mundart, Kleidung und Lebensweiſe ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Selbſt das Gehöf hat nach dem verſchiedenen Klima und durch alte Gewohnheit in den verſchiedenen Ländern ein ſehr abweichendes Anſehen. Weit voneinander liegen z. B. die Gebäude eines Hofraumes an der Oſtſeeküſte, nur aus niedrigem Erdgeſchoſſe beſteht das Wohnhaus, blos ein Fenſter hat die meiſtens ungedielte Stube, und gewöhnlich blickt das hohe Dach, nicht von Obſtplantagen umkränzt, weit in die kahle Ebene hinein. Stattlich hebt ſich dagegen das Haus des Bauern an der Elbe, Weſer und

Ems, hoch im Geſchoß, mit gehöriger Tiefe und zur Seite die Stallung des Viehs. Ganz beſonders charakteriſirt ſich das Haus des Weſtfalen durch einſame Lage und durch den Herd, welcher den Sammelplatz der ganzen Familie bildet. Kommt man aber nach Thüringen herüber, ſo erblickt man Dörfer von nahe beiſammen liegenden Gebäuden, welche zwei Stock hoch, fenſterreich und ſo ſehr von Obſtplantagen umgeben ſind, daß nur die Dächer und die Spitze des Thurmes aus dem Fruchtwäldchen hervorragen. Wenn der Nordländer die Ställe *neben* die Stube ſetzt, ſo liebt der Thüringer *über* dem Vieh zu wohnen, obgleich die Erhöhung des Zimmers nicht immer bedeutend iſt. Heſſen, Franken, Rheinland und Schwaben ſind hinſichtlich der Bauernhöfe vom Thüringerlande nicht weſentlich verſchieden, indeſſen hat doch auch jedes Land ſeine Eigenthümlichkeiten, und in Gegenden, wo Weinbau herrſcht, verzieren gewöhnlich die Reben alle Sommerwände des Wohnhauſes. Dagegen trifft man jenſeit der Donau eine andere Bauart, welche durch weit vorſpringende Dächer, durch Galerien am Hauſe und durch eng aneinander ſtehende Fenſter ſchon beim oberflächlichen Anblick ins Auge fällt. Mit der Nähe der Alpen werden dieſe Dächer immer flacher und bekommen endlich das Gepräge des Alpenhauſes, deſſen leichte Schindeln, durch Steine beſchwert, den Stürmen Trotz bieten. Dort an den Alpen ſind einzeln liegende Höfe oder ausgebaute Dörfer nicht ſelten, und es gibt Gegenden, in welchen ſie ebenſo wie in Weſtfalen vorherrſchen.

Fragen wir nun nach der Betriebsweiſe, welche der Bauer in ſeinem Geſchäfte verfolgt, ſo finden wir in Deutſchland hauptſächlich drei verſchiedene Arten. Der Aelpler und der Bewohner der Voralp iſt durch das feuchte Klima genöthigt, auf diejenige Frucht beſondere Rückſicht zu nehmen, welche durch feuchte Luft gedeiht, und das iſt der Graswuchs. Die Natur hat ihn alſo ſelbſt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten an die Viehzucht gewieſen, und, weil das Gras dort üppig emporwächſt, ſo ſind es beſonders die Rinder, die ſeinen Haupterwerb bilden. Daneben beſitzt er auch Ziegen, welche die ſteilen Grasplätze der Alpen erreichen können. Der Getreidebau vermindert ſich auffallend mit der Tiefe des Gebirges. Da, wo er noch einige Bedeutung hat, befolgt er klug ein eigenes Syſtem, das in Abwechſelung des Getreides mit Wieſenwachs beſteht und Egartenwirthſchaft genannt wird.

In dem beiweitem umfangreichſten Theile von Deutſchland, zu welchem Baiern, Schwaben, Franken, Rhein, Heſſen, Weſtfalen, Niederſachſen, Thüringen und Oberſachſen gehören, würde ein Verſuch, die Aecker durch Brache in Grasland umzuwandeln, wegen der trockenen Luft mislingen, und daher erzeugt man hier künſtliche Wieſen, die aus Kleeländern oder aus Wick- oder Spergelfeldern beſtehen. Auf ſolche Weiſe wird das Brachland beſömmert und neben Klee oder Wicken noch für Kartoffeln, Wurzelgewächſe und Gemüſe benutzt. Im zweiten Jahre baut man Wintergetreide, im dritten Sommergetreide. Dies iſt die unter den Bauern dieſer Gegenden allgemein verbreitete verbeſſerte Dreifelderwirthſchaft.

Im Norden endlich, wo natürliche Triften mangeln und die Bevölkerung weniger dicht iſt, hat man, den Verhältniſſen des Landes angemeſſen, ein anderes Syſtem, die Koppelwirthſchaft, eingerichtet, deren Eigenthümliches darin beſteht, daß die Ländereien im periodiſchen Wechſel von Getreidefeldern und Weiden ſtehen. Mit dem Vortheile der verſchiedenen Anwendungen der Felder ſtehen noch manche andere Vorzüge in Verbindung, welche ſich namentlich auf den dort herrſchenden leichten Boden beziehen.

Dieſe drei Hauptarten der Betriebsweiſe geben uns aber immer nur ein dürftiges Bild von dem regſamen Fleiße des deutſchen Bauern. Vollkommener würde es dann erſt werden, wenn wir, von Land zu Land wandernd, betrachteten, wie er klug und berechnend ſeinen Betrieb der Natur des Klimas und Bodens, den Handelsverhältniſſen und ſonſtigen Umſtänden anzupaſſen verſteht und deshalb bald extenſiver bald intenſiver zu wirthſchaften pflegt, bald dieſe bald jene Frucht zum Anbau wählt, hier Obſtbau, dort Weinbau, dort Hopfencultur als Nebengeſchäft betreibt, in einigen Gegenden Schafzucht, in andern Rinderzucht oder Schweinezucht und ſtellenweiſe die Pferdezucht begünſtigt und immer beſonnen fortfährt, ſein Einkommen zu mehren. Wenn wir am Schluſſe der Reiſe das Ganze im Ueberblicke ſchauten, dann dürfte uns wol der Gedanke kommen, daß ein Geſchäft, deſſen Gedeihen von Natur- und Menſchenverhältniſſen ſo abhängig iſt, in verſchiedenen Ländern nicht gleichartig betrieben werden darf, daß es uns lächerlich erſcheinen würde, die rheiniſche Wirthſchaft nach Sachſen zu bringen, die ſächſiſche den Mecklenburgern oder Holſteinern maßgeblich anzuempfehlen, oder die Alpenbewohner zu tadeln, daß ſie nicht ſo wie die Württemberger verfahren. Zwar Manches und Vieles, was der Bauer treibt, iſt mechaniſch, aber es ſtammt von denkenden Landwirthen, welchen er nachgeahmt hat, und wird fortwährend durch Nachahmung verbeſſert.

Beſſere Werkzeuge und Maſchinen haben auch im landwirthſchaftlichen Gebiete weſentliche Verbeſſerungen bewirkt, doch iſt der Einfluß der letztern immer beſchränkt, ſodaß die Landwirthſchaft niemals fabrikmäßig betrieben werden kann. Geiſtloſe Menſchenkraft hat hier keinen Werth, denn ein jedes Geſchäft fordert Verſtand, iſt durch die wechſelnde Witterung und Natur täglich ein anderes und auf jeder Stelle verſchieden. Wegen dieſes Umſtandes erfordert die Ausübung der Landwirthſchaft auch beim geringſten Bauer Anwendung des Verſtandes, und nach dem Maße des letztern erblüht ſein Geſchäft. Daher finden wir bei den Bauern meiſtens einen offenen Blick und nicht ſelten ein geſundes Urtheil, was uns bei ungebildetern Bauern oftmals überraſcht. Ja der Bauernſtand gibt uns das einzige Schutzmittel gegen die Schattenſeiten der Fabriken, welche in unſerer Zeit, mehr und mehr um ſich greifend, in die Gewerbe eindringen, den

Mittelſtand vernichten, nur Reiche und Arme ſchaffen und Letztere als rein mechaniſche Arbeiter gebrauchen. Er gibt uns aber auch noch ſichere Gewähr für die Erhaltung einfacher Sitte, denn, während die größern Städte jährlich an Volksmaſſe zunehmen, während in Fabriken viele Menſchen in engem Raume beiſammen leben, was der guten Sitte ſehr nachtheilig iſt, wohnt der Bauer, getrennt von dem Treiben der Menſchenmaſſen, im einſamen Dorfe, und die Schäden der Verbildung können ihn nur ſtellenweiſe berühren. Ein Sohn der Natur, geht er in ſchlichter Weiſe den gewohnten Gang, und, wenn auch hin und wieder Roheit die Herzensgüte verdeckt, die ſeinen Grundzug bildet, wenn auch öfters ſtarres Feſthalten am Alten ſeinen ſonſt offenen Blick für manche Dinge trübt, ſo bewahret er uns dennoch einen Stand, der mit Recht der wichtigſte Theil des Volkskerns genannt werden muß.

Ueberhaupt iſt der Bauer, der kleine und große, den verſchiedenen Ständen des Städters gegenüber, ein weſentliches Glied im großen Ganzen des Volks und ein wichtiges für deſſen Entwickelung. Wenn der Gelehrte, der Kaufmann, Fabrikant und Gewerbsmann mit Leichtigkeit das Neue erfaßt und es liebgewinnend oft allzu ſehr überſchätzt, ſo iſt der bedächtige Bauer gerade derjenige Theil des Volks, welcher das Neue abwehrt und durch ſein Widerſtreben den Fortſchritt zwar aufhält, aber auch bewirkt, daß der Misgriffe weniger werden. Auf dieſe Weiſe haben ſich im Städter und Bauer zwei voneinander abweichende Charaktere gebildet, in deren Ausgleichung die richtige Mitte liegt. Keins dieſer beiden Glieder darf fehlen, keins zurückgedrängt werden, und es iſt für unſer Deutſchland kein kleiner Gewinn, daß wir gerade beide Arten von Volksclaſſen in ziemlicher Gleichheit der Kräfte beſitzen.

9) Schluß.

Ueberblicken wir endlich die Fortſchritte, welche die Landwirthſchaft ſeit jenem Jahre machte, in dem uns das 18. Jahrhundert verließ, ſo dürfen wir freudig bekennen, daß ſie in dieſen 50 Jahren ſich unverhältnißmäßig raſcher entwickelt hat als in allen Perioden zuvor, daß ſie während ſo kurzer Zeit auf eine Stufe der Ausbildung gekommen iſt, die auch die kühnſten Erwartungen der Männer des verfloſſenen Jahrhunderts übertroffen hat. In unſerer neueſten Periode haben ſich alle Kräfte vereinigt, ihr aufzuhelfen, denn es half der Staat, es half die Naturwiſſenſchaft, es half das verbeſſerte Gewerbsweſen und der vermehrte Handel, es half der erleichterte Verkehr und die geſteigerte Volkszahl. Alle dieſe mächtigen Hebel wirken auch jetzt noch fort zu ihrem erhöhten Gedeihen.

Damals, als Thaer nach England blickte, um aus dieſem Lande für uns Belehrung zu bringen, galt deutſche Landwirthſchaft noch wenig im Auslande; ſeitdem er aber die Landwirthſchaft auf wiſſenſchaftliche Bahn hob, richtete ſich die Aufmerkſamkeit des Auslandes auch auf uns, und ſeit dieſer Zeit haben ſich deutſche Schriftſteller jenſeits der Gränze unſers Vaterlandes mit jedem Jahrzehnd mehr und mehr Geltung verſchafft. Das Ausland erkennt die Thaer'ſche Methode als die allein richtige an, das Ausland rühmt unſere landwirthſchaftlichen Schulen und macht von unſern Erfindungen und Entdeckungen Gebrauch. Wol iſt es wahr, daß in letzterer Beziehung nur ein Austauſch ſtattfindet, daß namentlich Belgien, England und Frankreich uns mit den Reſultaten ihres Fleißes in gleichem Maße beſchenken; aber wir ſtehen ihnen hierin wenigſtens nicht nach. Der Betrieb der deutſchen Landwirthſchaft iſt freilich verſchieden von dem des Auslandes und weniger intenſiv als der Betrieb in Belgien oder in England; doch kann er jenen Ländern auch nicht gleichen, wenigſtens ſo lange nicht, als deutſche Verhältniſſe den belgiſchen und engliſchen noch unähnlich ſind.

Der Geiſt des Fortſchritts, im vorigen Jahrhundert erwacht, in dieſem Jahrhundert mächtig geſtärkt und gehoben, zeigt ſich fort und fort raſtlos thätig; viele tüchtige Männer fördern unermüdlich das Werk, und ſo ſcheint die Hoffnung, daß die nächſten Jahrzehnde dieſen ſo großen und ſchönen Zweig der menſchlichen Thätigkeit in unſerm Vaterlande zu immer ſchönerer Entwickelung führen werden, nicht ohne Begründung zu ſein.

Ch. E. Langethal.

Das deutsche Zeitungswesen während der letzten einundzwanzig Jahre.

Die Bewegung, welche das große Ereigniß des Jahres 1830 in die öffentliche Stimmung und die politiſchen Zuſtände Deutſchlands brachte, ging natürlicherweiſe ohne Verzug auch auf den Journalismus über und verurſachte in den Verhältniſſen, im Ton und in der Haltung deſſelben bedeutende Veränderungen. In einem Theile Deutſchlands wurde die Cenſur durch den Drang der Meinungen und der Ereigniſſe gelähmt, in einigen Staaten oder Landſchaften wurde ſie ſogar geſetzlich abgeſchafft oder doch thatſächlich außer Kraft geſetzt. Der ſchläfrige Ton der Zeitungen belebte ſich, ſie erhoben ſich von der bloßen Berichterſtattung zum eigenen Urtheil, ſie zeigten neben der Meinung einen Willen. Und, während ſich die alten Zeitungen verjüngten, entſtand eine große Anzahl neuer Blätter, in Süddeutſchland zumal, die der Preſſe mit friſchen Kräften neue Bahnen zu brechen ſuchten.

In Baden wurde die Cenſur 1831, im Widerſpruch mit den Bundesbeſchlüſſen von 1819, geſetzlich aufgehoben, und die badiſche Preſſe lernte die

Vortheile der neuen Preßfreiheit raſch genug benutzen. Unter dem Schutze derſelben gründete Rotteck in Freiburg den „Freiſinnigen“, welcher die Forderungen der conſtitutionellen Doctrin gelehrt und gründlich verfocht, während mehrere andere Blätter, namentlich der von Strohmeier und Venedey in Manheim herausgegebene „Wächter am Rhein“, im Dienſte eines freilich noch ſehr unklaren Radicalismus einen kecken Parteigängerkrieg führten.

In dem benachbarten Rheinbaiern wußte ſich die Preſſe mit eigenen Mitteln vom Joche der Cenſur zu befreien. Siebenpfeifer's „Weſtbote“ und Wirth's „Deutſche Tribüne“ nahmen ſich, trotz des geſetzlichen Fortbeſtehens der Cenſur, ein Maß von Freiheit, welches ſelbſt im Jahre 1848 durch die kühnſten Blätter kaum überboten worden iſt. Die ſtolzen, kraftvollen, ſchonungsloſen Worte Wirth's zumal klangen wie kriegeriſche Trompetenſtöße durch ganz Deutſchland und fanden in den Herzen und Köpfen der Jugend einen ſchmetternden Widerhall. Wirth iſt es, von welchem die jetzt lebende Generation die Sprache des patriotiſchen Zornes und des tödtlichen politiſchen Haſſes gelernt hat.

Der Cenſor wurde von den rheinbairiſchen Blättern entweder ganz umgangen, oder ſeine Striche blieben unberückſichtigt, und es bedurfte vieler Monate, ehe man den Muth und die Mittel fand, dieſer friedlichen Anarchie ein Ende zu machen.

Im dieſſeitigen Baiern ſtand das von Eiſenmann in Würzburg redigirte „Baieriſche Volksblatt“, in Württemberg der „Hochwächter“ von Lohbauer an der Spitze der Oppoſition, beide von tiefgreifendem Einfluß auf ein Publicum, deſſen Empfänglichkeit für politiſche Ideen und deſſen Theilnahme an der politiſchen Polemik noch durch keine Gewohnheit, keinen Misbrauch und keine Enttäuſchung abgeſtumpft war. Das „Heſſiſche Volksblatt“ von E. E. Hoffmann hatte für Darmſtadt und die Nachbarſchaft eine ebenſo große Bedeutung.

Die Preſſe ſchien den ſämmtlichen ſüddeutſchen Regierungen über den Kopf wachſen zu wollen, und man ſann auf Mittel der Abhülfe. Zunächſt verſuchte man hier und da die Oppoſitionsblätter durch amtliche Zeitungen zu bekämpfen, aber mit dem allerſchlechteſten Erfolge. Das „Württembergiſche Regierungsblatt“ wurde ſchon nach einigen Monaten wieder aufgegeben, und die „Baieriſche Staatszeitung“ konnte ſich ebenſo wenig auf die Dauer behaupten, obgleich man die äußerſten Gewaltmittel zu ihren Gunſten anwendete, wie man denn zum Beiſpiel die Gemeinden zwang, dieſelbe auf öffentliche Koſten zu halten.

Nachdem Warſchau gefallen war, erholte ſich endlich die Bundestagspolitik von dem Schreck, den ihr die Julirevolution eingejagt, ſo weit, als nöthig war, um Ruhe und Ordnung in Deutſchland und beſonders in der deutſchen Preſſe wiederherzuſtellen. Der Deutſche Bund erwies ſich die Ehre, den freien Ausdruck der öffentlichen Meinung für unverträglich mit ſeiner Exiſtenz zu erklären. Eine Reihe von Oppoſitionsblättern wurde durch Bundesbeſchluß unterdrückt. Die Redactoren derſelben flüchteten theils über die Grenze, theils büßten ſie in langjährigem Gefängniß den kurzen Gebrauch des freien Worts, theils wurden ſie wenigſtens von Bundes wegen für unfähig erklärt, während der nächſten fünf Jahre eine neue Redaction zu führen. Schließlich wurde die bundesgeſetzliche Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Cenſur den einzelnen Staaten von neuem eingeſchärft und gegen alle außerhalb des Bundesgebiets erſcheinenden deutſchen Blätter in Bauſch und Bogen ein Verbot erlaſſen, das hauptſächlich gegen das in Straßburg herauskommende „Conſtitutionelle Deutſchland“ gerichtet war.

Die öſterreichiſche Preſſe war von der Bewegung des Jahres 1830 gar nicht, die preußiſche nur oberflächlich berührt worden. Am Rhein gab es zwar einige des Liberalismus verdächtige Blätter, allein die Cenſur ſorgte dafür, daß die anſtößige Geſinnung ſich nicht ſo laut machte, daß ſie unbequem werden konnte. Die berliner Zeitungen wurden nach wie vor der Julirevolution in hergebrachter mechaniſcher Weiſe redigirt, ſie blieben ohne Plan, ohne Zweck, ohne Charakter, lediglich auf das Sammeln der Tagesneuigkeiten bedacht, wenig befliſſen, das Verſtändniß derſelben zu vermitteln, der Polemik abhold, und unfähig, dieſelbe zu führen.

Im Jahre 1833 war der Sieg der Reaction in Deutſchland vollendet und beſiegelt, ohne daß dieſelbe ſich deshalb Einhalt gethan hätte. Mit der öffentlichen Freiheit überhaupt wurde auch die der Preſſe in den nächſtfolgenden Jahren immer tiefer herabgedrückt. Nach der Vernichtung der hannoverſchen Verfaſſung — es war der erſte der Gewaltſtreiche dieſer Art, die ſich in neueſter Zeit ſo oft wiederholt haben, daß ſie nicht mehr auffallen — ſchien jener Druck ſeinen äußerſten Grad erreicht zu haben, bald darauf aber machten ſich auch die erſten Zeichen einer wiederaufſteigenden Bewegung bemerklich, die anfangs freilich äußerſt langſam von Statten ging und einen raſchern Gang erſt 1840 annahm, welches Jahr, wie in unſerer innern Entwickelungsgeſchichte überhaupt, ſo beſonders auch in der Geſchichte unſerer Preſſe einen bedeutſamen Abſchnitt bildet.

Die große Mehrzahl der deutſchen Zeitungen beſchäftigte ſich während jenes, den größten Theil der dreißiger Jahre umfaſſenden Zeitraums beiweitem mehr mit ausländiſchen als mit einheimiſchen Intereſſen und Angelegenheiten. Eine nationale Regierungspolitik gab es damals ſo wenig wie jetzt, und der deutſchen Volkspolitik war ein unbedingtes Schweigen auferlegt. Vorweg hatte man „die höchſt gefährliche Lehre von der deutſchen Einheit“ durch Bundesbeſchluß geächtet und aus der Preſſe verbannt, in welcher ſie während der durch die Julirevolution entſtandenen Verwirrung hier und da das Wort genommen und ſogar ſchon den Gedanken einer Volksvertretung beim Bundestage ausgeſprochen hatte. Was die Angelegenheiten der Einzelſtaaten betraf, ſo brachte es, abgeſehen von der Cenſur, die Pflicht einer gewiſſen ängſtlichen Klugheit mit ſich, daß die an

Ort und Stelle erſcheinenden Blätter ſich am wenigſten mit denſelben befaßten. Was in Baiern vorging, erfuhr man nicht aus bairiſchen, ſondern vielleicht aus preußiſchen Zeitungen; was ſich in Preußen ereignete, wurde in hamburgiſchen oder ſächſiſchen Blättern berichtet und beſprochen. Ueber die Angelegenheiten des Nachbarſtaats durfte man eine freiere Sprache führen als über die des eigenen Landes, und je größer die räumliche Entfernung, deſto ungezwungener konnte ſich in der Regel das Urtheil bewegen, wie denn zum Beiſpiel die ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheiten in Süddeutſchland frühzeitig mit großer Wärme erörtert werden durften, nicht etwa weil hier ein ſtärkeres Nationalintereſſe im Spiele war, ſondern weil dieſe ganze Sache den münchener und ſtuttgarter Regierungsintereſſen zu fern lag, als daß man ſich die Mühe hätte geben ſollen, die Behandlung zu überwachen, welche ihr die Preſſe zu Theil werden ließ.

Aus dem Erfahrungsſatze, daß die Zeitungen in einheimiſchen Angelegenheiten am vorſichtigſten verfuhren und am ſtrengſten beaufſichtigt wurden, wußte der Bundestag bald einen ſehr wirkſamen Grundſatz zu ziehen. Da nämlich aus den Kammern der ſüddeutſchen Staaten manches ziemlich kühne Wort in die Preſſe drang, da man in Stuttgart druckte, was Rudhardt in München geſprochen, da die frankfurter Blätter die Reden wiedergaben, welche Rotteck oder Welcker in Karlsruhe gehalten, ſo trug der Bundestag Sorge, einem ſolchen Uebelſtande abzuhelfen, und erfand zu dieſem Zwecke die wohlberechnete Vorſchrift: daß Berichte über deutſche Kammerverhandlungen nur den einheimiſchen Blättern ſollten entnommen werden können, d. h. den Blättern desjenigen Staates, über deſſen Kammern berichtet werde. Damit war natürlich allen Anſtößigkeiten der Rednerbühne der Weg in die Preſſe der Regel nach verſperrt.

Bei ſolchen Beſchränkungen in der Benutzung des ohnehin ſehr dürftigen deutſchen Zeitungsſtoffs war es nur zu natürlich, daß die Preſſe ſich vorzugsweiſe nach dem Auslande wandte, um dort die Mittel zur Befriedigung der durch die Geſchichte der letzten Jahre bedeutend geſteigerten Bedürfniſſe der politiſchen Leſewelt zu ſuchen. Das Publicum verlangte vor allen Dingen Neuigkeiten, und da das Stilleben der deutſchen Staaten darin wenig bot, ſo holte man ſie ihm aus Spanien und Algerien, aus Syrien, China und Mexico. Das Publicum verlangte aber auch politiſche Leidenſchaft, Polemik und Debatte, und man borgte dieſelbe in Paris und London. So geſchah es, daß einige deutſche Blätter mit ihren vergleichsweiſe geringen Mitteln die größten engliſchen Zeitungen an Mannichfaltigkeit ihrer fremden Correſpondenzen nach und nach weit überboten, und daß ſie es der londoner und pariſer Preſſe in Ausführlichkeit, Vollſtändigkeit und Lebendigkeit der Berichte über franzöſiſche und engliſche Staats- und Parteiangelegenheiten ſo ziemlich gleichthaten. Wir erinnern uns, manche Nummer unſerer beſten Zeitungen geſehen zu haben, in welcher der Artikel Deutſchland mit fünf Zeilen abgethan, wol auch gänzlich übergangen war, während die Angelegenheiten fremder Länder, und ſelbſt der entlegenſten Welttheile, in unendlichen Spalten abgehandelt wurden.

Der beiweitem größte Raum wurde, wie durch ein ſtehendes Privilegium, von allen deutſchen Blättern den Ereigniſſen in Frankreich zugeſtanden. Der franzöſiſche Conſtitutionalismus war die Achſe, um welche ſich die ganze deutſche Preſſe drehte, der Artikel Paris war weitaus der längſte und wichtigſte eines jeden deutſchen Blattes. Unſer Journalismus und unſer Zeitungspublicum waren nicht nur vollkommen zu Hauſe in den franzöſiſchen Kammern, der franzöſiſchen Verfaſſung, dem franzöſiſchen Parteileben, ſondern ſie betheiligten ſich auch an der franzöſiſchen Politik überhaupt mit einer Lebhaftigkeit und Wärme, die kaum größer hätte ſein können, wenn das Wohl und Wehe des eigenen Vaterlandes unmittelbar davon abgehangen. Eine Cabinetskriſis in Paris, obgleich man vorauswiſſen konnte, daß dabei ſchließlich nichts herauskommen werde als die ungeſtörte Fortſetzung des ſeit 1830 herrſchenden Syſtems, war ein Ereigniß, deſſem Gange ganz Deutſchland mit athemloſer Spannung folgte; wir nahmen leidenſchaftlich Partei für Thiers gegen Guizot oder für Guizot gegen Thiers, wir hörten die Redner der Rechten oder der Linken mit Begeiſterung und folgten einer zweifelhaften Abſtimmung mit Seelenangſt.

Im Allgemeinen hielt die deutſche Preſſe und Leſewelt natürlich zu der liberalen Oppoſition. Von oben herab ließ man dieſer Zeitrichtung auf dem Gebiete der franzöſiſchen Politik ziemlich freien Spielraum. War es doch eine aus der Revolution hervorgegangene, eine illegitime Regierung, der die Anklagen galten, in welche die deutſche Preſſe gegen Ludwig Philipp und ſein Syſtem einſtimmte. Freilich gingen dieſe Angriffe der Zeitungen keineswegs vom Geiſte der Gegenrevolution und der Legitimität aus, allein man ſchien anzunehmen, daß doch zuletzt die eine wie die andere ihren Vortheil daraus ziehen werde. Jedenfalls aber fand der dynaſtiſche Groll gegen die Familie Orleans ſeine Rechnung dabei, die Julimonarchie, die man im eigenen Namen nicht anzufeinden wagte, wenigſtens mit liberalen Waffen bekämpft zu ſehen.

Unter ſolchen Umſtänden und aus ſolchen Rückſichten wurde es der deutſchen Preſſe möglich, auf dem Boden der franzöſiſchen Politik einen neuen Stützpunkt für den Oppoſitionshebel zu finden. Mit Hülfe der Freiheit, welche man ihr auf jenem Gebiete zugeſtand, lernte ſie nach und nach auch in die unmittelbare Sphäre der deutſchen Politik hinüberzuwirken. Die Cenſur war für den Artikel Frankreich mit Blindheit geſchlagen. Was unter der Ueberſchrift Deutſchland Niemand zu ſagen gewagt hätte, das ſchien ſelbſt dem ſtrengſten Cenſor unverfänglich unter der Rubrik Paris. Eine gewandte Feder mochte von der franzöſiſchen Hauptſtadt aus in ihre Correſpondenzen die ſchärfſte Polemik gegen deutſche Politik und deutſche Regierungen einflechten, ohne daß die Preßpolizei Anſtoß daran genommen hätte. Manche Zeitungen wußten dieſen Vortheil dergeſtalt auszubeuten, daß man ohne alle Uebertreibung ſagen kann, daß die Preſſe in dem Zeitraume, von welchem wir reden, die politiſche Meinung und das Nationalgefühl in Deutſchland vorzugsweiſe durch ihre pariſer Correſpondenzen gefördert.

Wenn dadurch der Uebelſtand theilweiſe ausgeglichen wurde, daß unſere Preſſe den Stoff oder doch den Vorwand ihrer Artikel hauptſächlich dem Auslande entlehnen mußte, ſo war jenes Auskunftsmittel der Geradheit und der Wahrhaftigkeit des Charakters der Preſſe allerdings keineswegs förderlich. Das aber iſt überhaupt die unheilvollſte Wirkung des Fluches der Cenſur, daß ſie die Redlichkeit der Preſſe zerfrißt, daß ſie dieſelbe zwingt, anſtatt des offenen ehrlichen Wortes hinterhaltige Redensarten und diplomatiſche Wendungen zu gebrauchen, daß ſie, um es kurz zu ſagen, wie jeder Geiſteszwang demoraliſirt, gar nicht zu reden von der Verderbniß des Stils und der Verdunkelung des Gedankens, welche dieſes nothgedrungene Ränkeſpiel der publiciſtiſchen Feder zur unausbleiblichen Folge hat.

In den am Sitze des Bundestages ſelbſt erſcheinenden Blättern machte ſich die herabwürdigende Wirkung des Preßzwanges am deutlichſten bemerklich. Das „Frankfurter Journal“ war bei gänzlichem Mangel an Geiſt und Kenntniß die verkörperte Charakterloſigkeit; die „Oberpoſtamts-Zeitung“ war die Papier gewordene Gemeinheit. Ihr Redacteur, ein gewiſſer Hofrath Rouſſeau, verſah eine Art litterariſchen Hausknechtsdienſt bei den frankfurter Magnaten, einen Dienſt, dem nichts zu niedrig und zu unſauber war. Als Herr Rouſſeau Frankfurt verließ, um die „Münchener politiſche Zeitung“ zu übernehmen, zeigte es ſich, daß er ſelbſt für Baiern zu plump ſei, ſodaß man ihn eilends wieder verabſchiedete.

Das „Journal de Francfort“ war in den Händen eines würdigen Mitbruders des Herrn Rouſſeau, eines Franzoſen Namens Durand, welcher ſich wegen eines ſchmutzigen Verbrechens, das ihm die Thore des Zuchthauſes geöffnet haben würde, außer Landes geflüchtet hatte, aber von der Diplomatie als der geeignete Mann zur Redaction des genannten Blattes erkannt und erkoren worden war. Mit einer möglichſt vollendeten litterariſchen Niederträchtigkeit verband Herr Durand die Dreiſtigkeit, ſich bei jeder Gelegenheit zum Repräſentanten Deutſchlands aufzuwerfen und ſeine Urtheile im Namen der öffentlichen Meinung abzugeben, eine Anmaßung, die ihm wiederholt empfindliche Zurechtweiſungen zuzog. Nach dem Ablauf der Verjährungsfriſt ſeines Verbrechens kehrte Herr Durand nach Paris zurück und gründete dort im Auftrage des Abenteuerers von Strasburg das bonapartiſtiſche Blatt „La Colonne“, welches ſich mit kaiſerlichen Hochgefühlen bis zu dem lächerlichſten Schwulſte aufblies und Deutſchland unter mannichfachem Hohne mit einer neuen Eroberung bedrohte, die diesmal nicht am Rhein ſtehen bleiben, ſondern bis an den Schwarzwald gehen ſolle, da Flüſſe allerdings keine natürlichen Grenzen und die Bewohner des badiſchen Rheinufers gleichen Stammes ſeien mit denen des Elſaſſes. Was nach dem baldigen Sturze der „Colonne“ aus Herrn Durand geworden, wiſſen wir nicht zu ſagen, und wir verweiſen die Neugierigen deshalb an die Diplomatie, die ihren ehemaligen Schützling und Wortführer wol nicht ganz aus den Augen verloren haben wird.

Die „Oberpoſtamts-Zeitung“ erhielt nach dem Rücktritte des Herrn Rouſſeau in der Perſon des Herrn Berly einen federfertigen Redacteur, der ſein Blatt täglich mit einem feiſt geſchriebenen Leitartikel ausſtattete. Herr Berly beſaß neben der Klarheit und Leichtigkeit des Stils gute publiciſtiſche Kenntniſſe, eine ausgebreitete Beleſenheit und ein vortreffliches Gedächtniß — kurz es fehlte ihm zum ausgezeichneten Journaliſten nichts als eine politiſche Geſinnung und ein männlicher Charakter. — Das „Frankfurter Journal“ glaubte jetzt auch ſeinerſeits mit Leitartikeln nicht zurückbleiben zu dürfen und fing an ein politiſches Räſonnement zu Markte zu bringen, das an Einfalt und Plattheit weder früher noch ſpäter in der deutſchen Journaliſtik je übertroffen worden iſt.

Wir laſſen hier die Charakteriſtik einiger andern Blätter folgen, deren Wirkſamkeit vorzugsweiſe der Reſtaurationsperiode der dreißiger Jahre angehört, indem wir die Beſprechung derjenigen Zeitungen, welche ihre Bedeutung auch im nächſten Jahrzehnd behaupten, für eine geeignetere Stelle vorbehalten.

In erſter Reihe nennen wir den „Deutſchen Kurier“. Der „Deutſche Kurier“ hatte nichts Deutſches als den Namen. Er wurde in Stuttgart von Herrn K. Weil im franzöſiſchen Auftrage und im franzöſiſchen Sinne geſchrieben. Unter dem Vorwande, die Intereſſen des Conſtitutionalismus zu vertreten, wurden die ſüddeutſchen Staaten von Herrn Weil darauf hingewieſen, ihre Stütze in Frankreich zu ſuchen, und gewarnt, ihre äußere Selbſtändigkeit und ihre innere Freiheit nicht durch das Anlehnen an Preußen und Oeſtreich preiszugeben. Trotzdem aber daß dieſe verrätheriſche Lehre auf gewiſſe Erinnerungen und Antipathien Süddeutſchlands ganz gut berechnet war, trotzdem daß ſie die conſtitutionelle Stimmung der Zeit geſchickt zu benutzen wußte, trotzdem daß die Regierung Ludwig Philipp's anſehnliche Geldmittel für den „Deutſchen Kurier“ aufwandte, konnte ſich derſelbe nicht als Tageblatt behaupten. Er ſah ſich vielmehr durch den raſchen Abfall ſeiner, anfangs ziemlich zahlreichen Leſer genöthigt, die Geſtalt eines Wochenblatts anzunehmen, in welcher er noch eine Reihe von Jahren hindurch ſeine franzöſiſchen Lohndienſte unbeachtet und erfolglos fortſetzte. Die Februarrevolution brachte die documentariſchen Beweiſe für das Verhältniß an den Tag, in welchem Herr Weil zu der Regierung Ludwig Philipp's geſtanden und das übrigens längſt kein Geheimniß mehr geweſen war. Herr Hanſemann wurde dadurch indeſſen nicht abgehalten, den glücklichen Griff zu thun, mittels deſſen er den weiland Redacteur des „Deutſchen Kuriers“ an die Spitze der „Conſtitutionellen Zeitung“ ſtellte.

Als freiſinnige Blätter Norddeutſchlands wurden die „Hannoverſche

Morgenzeitung“ und die braunſchweigiſche „Nationalzeitung“ genannt, jene von Harrys, dieſe von Hermes redigirt. Die „Nationalzeitung“, welche in den erſten Jahren nach der Julirevolution der conſtitutionellen Schultheorie gehuldigt hatte, wußte ſich auch in die ſpätern Zeiten vortrefflich zu ſchicken, ſo ſehr daß ihr Wahlſpruch: Nunquam retrorsum darüber zur Satire auf ſie ſelber wurde. Die „Nationalzeitung“ war übrigens eins der erſten deutſchen Blätter, welche ſich nach dem Beiſpiele der engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen in Leitartikeln verſuchten, und zwar nicht ohne ein gewiſſes Geſchick. Als Herr Hermes ſpäter die „Kölniſche Zeitung“ übernahm, wurde die Politik ſeiner Leitartikel wieder liberaler, zugleich aber dermaßen wortreich, daß ſelbſt die deutſcheſte Geduld gegen ihren Phraſenſchwall ſich nicht zu halten vermochte. Von Köln wurde Herr Hermes nach Berlin an die „Staatszeitung“ berufen, die indeſſen an ſeinem erſten Artikel ſo vollſtändig genug hatte, daß ſie keine Zeile weiter von ihm aufnahm. Von jetzt an mußte die Publiciſtik des Herrn Hermes nothgedrungenerweiſe eine Reihe von Jahren harren, bis endlich der proteſtantiſche Jeſuitismus im Bunde mit dem Junkerthum ſie in Sold nahm; Herr Hermes wurde Redacteur der „Neuen Bremer Zeitung“, welche den Liberalismus mit Renegatenhaß verfolgt und ſich beſonders durch die Schamloſigkeit ihrer Denunciationen auszeichnet.

Was die „Nationalzeitung“ betrifft, ſo wurde ſie trotz ihrer Beſcheidenheit und Genügſamkeit von der Weisheit der braunſchweigiſchen Regierung ſchließlich für ſtaatsgefährlich erachtet und ohne Angabe eines geſetzlichen oder politiſchen Grundes unterdrückt.

In Sachſen brachte das im Jahre 1830 verjüngte Staatsleben auch eine größere Bewegung der Preſſe hervor, die ſich jedoch, wie natürlich, faſt ausſchließlich den innern Zuſtänden des kleinen Ländchens zuwendete. Die „Biene“, welche dieſe innern Angelegenheiten am ſchärfſten und eingehendſten beſprach und ſchon vor 1830, ſo weit es die damaligen Verhältniſſe geſtatteten, beſprochen hatte, ward 1833 ein Opfer der erneuten Strenge der Preßpolizei; auch die „Sachſen-Zeitung“, welche gleichfalls der freiſinnigen Richtung huldigte, erlag der Ungunſt der Umſtände, und das „Vaterland“, welches, erſt unter Wachsmuth's, dann unter Bülau's und Weiske's Leitung, einen conſtitutionellen Doctrinarismus vertrat, ging an ſeiner eigenen Trockenheit und der mangelnden Theilnahme des Volks zu Grunde.

Gegen das Ende der dreißiger Jahre, wie wir bereits oben bemerkt haben, ließ der Druck nach, welcher bis dahin den öffentlichen Geiſt und das öffentliche Leben mit wachſender Schwere daniedergehalten hatte. Die Preſſe fühlte augenblicklich, daß ſie Luft bekam, und begann ſich zu rühren. In Leipzig erhob die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ die Stimme, welche bald die kühnſte und einflußreichſte werden ſollte in ganz Norddeutſchland. In Baden erhielt die Oppoſition in der „Oberdeutſchen“ und der „Badiſchen Zeitung“ (jene von **Friedrich Giehne**, dieſe von **Mathy** redigirt) zwei neue Organe, in denen ein Ton des Nationalſinns vorklang, wie wir ihn ſeit den Tagen der Wirth'ſchen „Tribüne“ nicht mehr gehört hatten. Das badiſche Preßgeſetz war auch nach der Wiederherſtellung der Cenſur das liberalſte in ganz Deutſchland geblieben, und ſeinem Schutze verdankte der badiſche Journalismus eine Art Privilegium der freien Bewegung, mit deſſen Hülfe er, auch nachdem die genannten beiden Blätter wieder eingegangen waren, einen Ruf behauptete und einen Einfluß ausübte, der durch ſeine ſonſtigen Eigenſchaften nicht immer gerechtfertigt ſchien. Dies gilt namentlich von der „Manheimer Abendzeitung“, die viele Jahre lang den äußerſten vorgeſchobenen Poſten der deutſchen Preſſe bildete und deren Selbſtvertrauen im umgekehrten Verhältniſſen zu ihren Kräften ſtand.

Das Jahr 1840 förderte die günſtige Veränderung, welche ſeit einiger Zeit in der Lage der Preſſe vorgegangen war, in augenfälliger Weiſe. Zwei beinahe gleichzeitige Ereigniſſe waren es, denen der Journalismus eine Erleichterung des auf ihm laſtenden Druckes verdankte, der Thronwechſel in Preußen und die Kriegsdrohungen des Miniſteriums Thiers.

Die eroberungsluſtige und ſiegesſichere Sprache, welche aus Frankreich zu uns herüberſcholl, traf das Nationalgefühl wie eine blutige Beleidigung und rief unſern ſchläfrigen Patriotismus wach. Die Preſſe, indem ſie den franzöſiſchen Herausforderungen wie mit Einem Munde antwortete, belebte ſich ſelbſt und ihr Publicum mit einer patriotiſchen Wärme, die ſich viele Jahre hindurch unter dem Einfluſſe einer würdeloſen und herabwürdigenden Politik immer mehr nach dem Herzen des deutſchen Volks zurückgezogen hatte. Zum erſten Male ſeit langer Zeit wurde der Name Deutſchland wieder mit Freudigkeit ausgeſprochen, der Nationalſtolz bäumte ſich auf aus langer Erſchlaffung, und der Sinn des deutſchen Volks begann ſich abzuwenden von dem Nachbar, welcher unſere Liebe und Bewunderung bei der erſten Gelegenheit mit Hohn und Drohungen erwiderte und dadurch zu erkennen gab, daß er die Freiheit, als deren Helden wir ihn verehrten, noch nicht einmal verſtehen gelernt, geſchweige denn ſich ihres dauernden Beſitzes würdig oder auch nur fähig gemacht habe.

Der nationale nicht weniger als der Freiheitsgeiſt der Preſſe erhielt einen weſentlichen Vorſchub durch das zweite der oben erwähnten Ereigniſſe. In Friedrich Wilhelm III. war der Gedanke des hergebrachten bureaukratiſchen Regiments und des politiſchen Stillſtandes in Preußen dergeſtalt verkörpert geweſen, daß man längſt jede Hoffnung, die verſteinerten preußiſchen Zuſtände flüſſig werden zu ſehen, auf das Ende ſeiner Regierung vertagt hatte. Die Oppoſition oder, wenn man will, der Liberalismus in Preußen hatte ſich bis dahin durch ſtillſchweigende Uebereinkunft ſelber zum Schweigen und zur Unthätigkeit verdammt; man nannte Das: Pietät. Der Thronwechſel war von vorn herein, und ganz abgeſehen von der Perſönlichkeit des Nachfolgers, als eine Epoche in der Entwickelungsgeſchichte des Staats zu betrachten, denn er mußte eine Menge von Triebkräften entfeſſeln, die aus wunderlichen Rückſichten jeder Wirkſamkeit bis dahin freiwillig entſagt hatten, jetzt aber durch kein Gelübde mehr gehindert wurden, ſich an den ihnen entgegenſtehenden äußern Hinderniſſen zu üben.

Der Charakter der neuen Regierung trug nicht wenig dazu bei, den Spielraum jener Kräfte zu erweitern und ihre Wirkſamkeit zu verſtärken. Man wollte die auf den Thronwechſel geſtellten Hoffnungen zwar nicht befriedigen, aber doch auch nicht ganz abweiſen; man war begierig nach Popularität, wollte dieſelbe aber geſchenkt erhalten, ſtatt ſie zu verdienen; man erkannte manche Uebelſtände des alten Syſtems, aber man ſcheute ſich Hand an dieſelben zu legen; man hatte eine geheime Vorliebe für die Oeffentlichkeit und die Debatte, aber man hätte gern ſich ſelbſt und ſeinen Freunden allein das Wort vorbehalten; man wiegte ſich in ehrgeizigen Träumen von einem großen deutſchen Berufe Preußens, aber man kam über dieſen Punkt ſo wenig wie über die meiſten andern mit ſich ſelbſt ins Reine; kurz es war ein Geiſt der Unruhe und der Neuerung in Berlin eingezogen, aber es fehlte mehr als je an Plan, Conſequenz und Thatkraft.

Alle dieſe Unklarheiten und Unſchlüſſigkeiten kamen der Oppoſition überhaupt und namentlich der Preſſe zu ſtatten — denn zur Oppoſition gehört die Preſſe nun einmal ihrer Natur nach. Je unſicherer die oberſte Leitung war, deſto deutlicher wurde man ſich unter derſelben ſeines eigenen Willens und ſeiner eigenen Kräfte bewußt. Auf der einen Seite fing die Oppoſition der Preſſe an, durch zähe Ausdauer und wachſende Kühnheit die Cenſur zu ermüden, auf der andern Seite konnte man nicht umhin, die Vorſchriften der Cenſoren zu mildern. Man ging einen Schritt weiter und errichtete ein Obercenſurgericht, eine für die Praxis allerdings ziemlich bedeutungsloſe Maßregel, die aber doch Zeugniß davon ablegte, daß die rein willkürliche Preßpolizei innerlich unhaltbar geworden. Bildwerke wurden ſogar für völlig cenſurfrei erklärt, vielleicht nur um einen piquanten Gegenſatz zu der franzöſiſchen Geſetzgebung herzuſtellen, welche umgekehrt gerade die Bildwerke der Cenſur unterwarf. Freilich waren ein paar ſehr unſchuldige Caricaturen die hinreichende Veranlaſſung zur ſchleunigſten Wiederherſtellung der Bildercenſur, freilich wurden die Inſtructionen der Cenſoren bald genug wieder geſchärft, aber die preußiſche Preſſe behauptete ſich gleichwol im Beſitze einer weit ausgedehntern Redefreiheit, als ihr vor dem Jahre 1840 jemals zu Theil geworden war. Selbſt die „Staatszeitung“, zu deren Redaction man den Dr. Zinkeiſen aus Paris berief, wurde von dem Geiſte der Debatte ergriffen und öffnete ihre Spalten nicht blos räſonnirenden, ſondern ſogar liberaliſirenden Correſpondenzen.

Die preußiſche Provinzialpreſſe wußte übrigens von der erweiterten Freiheit einen beſſern Gebrauch zu machen als die Preſſe der Hauptſtadt, welche nächſt dem genannten Regierungsblatt vorläufig auf die beiden alten Zeitungen beſchränkt blieb, deren abſolute Unfähigkeit ein von Haus aus unheilbares Uebel zu ſein ſcheint. Erſt 1847 entſtand unter dem Namen der „Zeitungshalle“ ein neues berliner Blatt, das ſich indeſſen zunächſt gleichfalls auf das Berichten der Tagesneuigkeiten beſchränkte. Unter den Provinzialblättern aber ſtanden die rheiniſchen voran, und unter den rheiniſchen war es beſonders die „Kölniſche Zeitung“, welche durch die Gewandtheit ihrer Redaction als liberales Blatt in dem abſoluten Preußen und als Wortführer des Nationalgeiſtes in dem, immer noch an franzöſiſchen Erinnerungen kränkelnden Rheinlande, eine große politiſche Bedeutung gewann.

Ein nichtpreußiſches Blatt übte indeſſen eine Zeitlang einen noch ſtärkern Einfluß in Preußen und alſo in Deutſchland aus (denn dieſe beiden Begriffe fielen in der vorherrſchenden Auffaſſungsweiſe jener Tage ſo weit zuſammen, daß es einem männlichen Entſchluſſe und einer kräftigen Hand damals beinahe ebenſo leicht hätte werden mögen, wie im Jahre 1849, den Grundgedanken der Frankfurter Reichsverfaſſung zu verwirklichen). Wir ſprechen von der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“, welche mit Hülfe der neuen Eiſenbahnen von Leipzig aus binnen wenig Stunden in Tauſenden von Exemplaren nach Berlin und in die benachbarten Provinzen geworfen wurde. Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ hatte ſich unter der Redaction des Herrn Julius zum Hauptorgane des ſtaatlichen Ehrgeizes, der politiſchen Unzufriedenheit und der bürgerlichen Freiheitswünſche in Preußen gemacht, ſie hatte ſich in dieſer Eigenſchaft binnen kurzer Zeit einen ſehr zahlreichen Anhang erworben und war auf dem beſten Wege, eine Macht zu werden in Preußen und ganz Deutſchland, als man ihr von Berlin aus ein: Bis hierher und nicht weiter! zurief, zum neuen Beweiſe, daß die Preſſe immer noch keine andern Rechte habe als diejenigen, welche das Gutdünken der Regierungen ihr jeweils einzuräumen für zweckmäßig erachte. Die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ wurde unter dem Vorwande, daß ſie einen ehrfurchtswidrigen Brief Herwegh's an den König abgedruckt, in Preußen verboten, und mit dieſem Verbote war eine der wichtigſten deutſchen Zeitungen für eine ganze Reihe von Jahren eingeſchüchtert, entwaffnet und, wenn man will, unſchädlich gemacht. Man kann ſogar ſagen, daß ſich das leipziger Blatt von jenem Schlage nie wieder erholt hat.

In Köln war inzwiſchen unter dem Namen der „Rheiniſchen Zeitung“ ein neues Blatt entſtanden, welches im junghegel'ſchen Stile einen abſoluten Radicalismus predigte, wie er bis dahin in unſerer politiſchen Preſſe noch nicht gehört worden war. Was die „Halleſchen Jahrbücher“ auf literariſchem Gebiete oder doch unter literariſchem Vorwande gelehrt hatten, das wurde von der „Rheiniſchen Zeitung“ unmittelbar angewendet auf den Staat und deſſen Tagesgeſchichte. Mit Hülfe der Schulſprache gelang es der „Rheiniſchen Zeitung“, die altersſchwache Cenſur vollſtändig zu überwältigen; ſie machte Rothſtift und Scheere dienſtunfähig, ſie nahm ſich ſo zu ſagen mit gewaffneter Hand das Recht, in einem Tone zu reden, welchen in den benachbarten Ländern der geſetzlich freien Preſſe kein Blatt ohne Gefahr hätte anſchlagen dürfen. Trotz mancher Gehäſſigkeiten, namentlich einer äußerſt widerwärtigen Franzöſelei, gewann die „Rheiniſche Zeitung“ durch Energie des Gedankens und der Sprache binnen kurzer Zeit einen ausgedehnten Leſerkreis, welcher in fortwährendem raſchem Wachſen begriffen war, als die Regierung, nachdem ſie ſich von der Ohnmacht der Cenſur dieſem Blatte gegenüber hinlänglich überzeugt hatte, zu einem Machtbefehle griff, welcher dem Leben der „Rheiniſchen Zeitung“ ein Ende machte.

Nicht zufrieden, ſich dieſes läſtigen Gegners durch ein Verbot entledigt zu haben, wollte die Regierung den in der rheiniſchen Preſſe leer gewordenen Platz durch ein ihr befreundetes Blatt ausfüllen. Sie beſtellte den „Rheiniſchen Beobachter“ unter der Redaction des Herrn Bercht zum Wortführer der gouvernementalen Lehren und Intereſſen in der Rheinprovinz. Das neue kölniſche Blatt war indeſſen einer ſolchen Aufgabe keineswegs gewachſen, wenn man anders die Fähigkeit nach dem Erfolge bemeſſen darf. Während der „Rheiniſchen Zeitung“ die Abonnenten gleich in den erſten Monaten zu Tauſenden zugeſtrömt waren, konnte es der „Rheiniſche Beobachter“ in einer ganzen Reihe von Jahren nicht über ſechshundert Abnehmer bringen. Das Bercht'ſche Blatt war der Gegenſtand einer man möchte ſagen ſyſtematiſchen Geringſchätzung, welche das Publicum völlig blind machte für einzelne wirklich ausgezeichnete Arbeiten, die in den Spalten deſſelben erſchienen. Wir nennen als ſolche eine Reihe von Aufſätzen unter der Ueberſchrift „Politiſche Gänge“, welche der Feder eines damals noch ziemlich unbekannten Mannes zugeſchrieben wurden, der ſich ſpäter als Verfaſſer von „Unſere Politik“ und einer Menge ähnlicher Schriften einen Namen gemacht hat, Arbeiten, von denen wir bezweifeln, ob irgend eine derſelben an jene „Gänge“ hinanreicht. — Der „Rheiniſche Beobachter“ ſchleppte ſein kümmerliches Daſein auf der Krücke der Subvention bis zu den Märztagen hin, die ihm ein plötzliches Ende machten, indem ſie ihm ſeine miniſteriellen Finanz- und Lebensquellen abſchnitten.

In Bremen war während der Freiheitskriege unter der Redaction des Herrn Bercht, der damals und noch lange nachher zu den Wortführern des Liberalismus und der Oppoſition zählte, eine gute und einflußreiche Zeitung entſtanden, aber die Wohldienerei der bremer Regierung auf der einen, der Geiſt des Spießbürgerthums auf der andern Seite hatten dieſelbe bald genug verkümmern laſſen. Die „Bremer Zeitung“ war zu einem Blatte herabgeſunken, das in der Preſſe ebenſo wenig einen Rang und Namen hatte, wie heutzutage etwa die Zeitung der freien Stadt Lübeck. Der politiſche Witterungswechſel, welchen das Jahr 1840 ankündigte, wurde in Bremen ſofort wahrgenommen, und die berechnende Politik der Hanſeſtadt beeilte ſich, friſche Segel aufzuziehen, um mit dem neuen Winde zu fahren. Die nämlichen Väter der Stadt, die ſich der Preſſe bisher feindſeliger gezeigt hatten als die Mehrzahl der monarchiſchen Regierungen Deutſchlands, wurden plötzlich die entſchiedenſten Gönner und Beförderer des Journalismus. Die „Bremer Zeitung“ wurde durch kräftige Unterſtützung raſch emporgehoben, neben ihr entſtand, mit anſehnlichen Mitteln gegründet, die „Weſer-Zeitung“, und, dank der freien Hand, die man ihnen ließ, zählten dieſe beiden Blätter bald zu den beſten und beliebteſten Zeitungen Deutſchlands. Die preußiſche Regierung, nachdem ſie ſich der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ entledigt, ſuchte nach einem Grunde des Einſchreitens auch gegen die bremer Blätter, welche ihr gleichfalls unbequem geworden waren, allein es gelang ihr nicht einmal, einen Vorwand aufzufinden. So mußte denn das Verbot ohne Grund und ohne Vorwand erfolgen. Beide Blätter behaupteten indeſſen fortwährend ihre liberale Richtung und ihre Popularität im übrigen Deutſchland, indem ſie zugleich auf mannichfache Weiſe die kluge Berechnung rechtfertigten, welche ſie als ein dem neuen Geiſte der Zeit entſprechendes Förderungsmittel des bremiſchen Vortheils ins Leben gerufen hatten. Als ſpäter in der Nachbarſchaft Bremens, zumal in Hannover, mehrere neue Blätter entſtanden, waren die „Bremer-“ und die „Weſer-Zeitung“ wiederum politiſch genug, ſich miteinander zu verſchmelzen, um der fremden Concurrenz mit vereinigten Kräften die Spitze zu bieten.

Das letzte der größern Blätter, welche in dem Zeitraume zwiſchen der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV. und der Märzrevolution gegründet wurden, war die „Deutſche Zeitung“ — das letzte der Zeit nach, aber vielleicht das erſte an Wichtigkeit. Sie erſchien bekanntlich zuerſt in Heidelberg. Das badiſche Preßgeſetz war, wie oben bemerkt worden, das mildeſte in ganz Deutſchland, man durfte die mildeſte Handhabung deſſelben erwarten, nachdem in der Perſon des Herrn Bekk die Oppoſition von der badiſchen Miniſterialgewalt Beſitz genommen; der badiſche Liberalismus war der rührigſte, der tonangebende in Deutſchland, Heidelberg und das benachbarte Manheim beſaßen eine Anzahl fähiger Köpfe und rüſtiger Federn, unter denen das Einverſtändniß zu einem politiſchen Plan und Zweck leicht herzuſtellen war, und ſo konnte denn in vielfacher Hinſicht kaum ein günſtigerer Punkt für die Herausgabe eines allgemeinen Organes der deutſchen Oppoſition gefunden werden als die kleine Univerſitätsſtadt am Neckar. Die erſten Anfänge der „Deutſchen Zeitung“ entſprachen indeſſen den großen Erwartungen nicht, mit denen man ihrem Erſcheinen entgegengeſehen hatte. Man vermißte in derſelben die Leichtigkeit des Stils, die Mannichfaltigkeit des Inhalts, beſonders die zahlreichen Originalcorreſpondenzen, an welche die Leſewelt durch die ältern Blätter gewöhnt war. Außerdem machte ſich die Unklarheit der Oppoſition, in deren Namen die „Deutſche Zeitung“ das Wort führte, gerade in dieſem Blatte nothwendigerweiſe mehr bemerklich als in jedem andern. Die „Deutſche Zeitung“ hatte ſich ausdrücklich die Verfolgung einer allgemeinen Nationalpolitik zur Aufgabe gemacht, und man konnte alſo eine deutliche und beſtimmte Bezeichnung ihrer Endzwecke mit einigem Recht erwarten. Dieſer Erwartung nun wußte die „Deutſche Zeitung“ nicht zu genügen. Sie machte ſich zur Wortführerin der allgemeinen conſtitutionellen Forderungen, ſie ſprach für Preßfreiheit, Geſchworenengerichte, Selbſtregierung der Gemeinden, kurz für alle diejenigen freiheitlichen Neuerungen, welche die Oppoſition in den verſchiedenen Einzelſtaaten überhaupt zum Gegenſtande ihrer Forderungen und Beſtrebungen gemacht hatte; ihre nationaldeutſche Politik aber kam nicht hinaus über den Bereich von allgemeinen Klagen, Wünſchen und Hoffnungen, ſie erhob ſich nicht zu feſten Begriffen oder gar zu einem deutlich gedachten und ſcharf ausgeſprochenen Plane; die Nationalpolitik der „Deutſchen Zeitung“ litt an der Schwäche des deutſchen Patriotismus überhaupt, ſie wußte, mit Einem Worte, nicht recht was ſie wollte. Selbſt der Gedanke einer Volksvertretung beim Bundestage, welcher ſchon im Anfange der dreißiger Jahre mehrfach zur Sprache gekommen war, wurde der „Deutſchen Zeitung“ erſt durch den Baſſermann'ſchen Antrag in der badiſchen Kammer zugeführt.

Jene Unklarheit und Unſicherheit der „Deutſchen Zeitung“ war, wie geſagt, nur der Ausdruck des in der Oppoſitionswelt herrſchenden Zuſtandes der Geiſter, zugleich das Vorbild desjenigen Zuſtandes, welcher bald genug in der Paulskirche zum Vorſchein kommen ſollte. Aber auch die preußiſche Richtung, die in der Nationalverſammlung von vorn herein im Stillen vorwaltete und zuletzt die Oberhand behielt, auch dieſe Richtung trat in der „Deutſchen Zeitung“ von Anfang an deutlich hervor. Die „Deutſche Zeitung“ nahm entſchieden Partei für die Idee der preußiſchen Hegemonie, ohne daß ſie verſtanden hätte, dieſe Idee zu verarbeiten und organiſch zu geſtalten. Die Verfaſſung vom 3. Februar war verkündigt, der Vereinigte Landtag hatte ſich verſammelt, alle Blicke waren nach Berlin gerichtet, alle Hoffnungen einer Umgeſtaltung des deutſchen Staatslebens von Preußen aus waren neu belebt. Die „Deutſche Zeitung“ lieh dieſer Stimmung Worte, aber ſie wußte ihr keine praktiſchen Aufgaben, keine unmittelbaren Zwecke zu geben.

Die entſchiedene Hinneigung der „Deutſchen Zeitung“ nach Preußen brachte es mit ſich, daß dieſelbe ihren Wirkungskreis vorzugsweiſe in Norddeutſchland ſuchte und fand. Je weniger ſie ſich durch ihre Vorliebe für jenen Staat verleiten ließ, die Schwächen ſeiner Regierung zu ſchonen, deſto dankbarer war ihr das preußiſche Publicum. Die „Deutſche Zeitung“ ging in ihrer Strenge gegen diejenige Politik, welche ſie an die Spitze Deutſchlands geſtellt wiſſen wollte, zuweilen bis zur offenbaren Ungerechtigkeit, wie ſie denn z. B. die zu Gunſten der Plünderer des Kartoffelmarktes im Winter 1847/8 ausgeſprochene Begnadigung als eine Erſchütterung der Geſetze des Eigenthums brandmarkte, durch welche eine Allianz des Königthums mit dem Pöbel zur Unterdrückung des conſtitutionell geſinnten Mittelſtandes eingeleitet werden ſolle. So ſehr ſich der geheime Ehrgeiz der potsdamer Politik durch die laute Anerkennung und Verkündigung des hegemoniſchen Berufs Preußens von Seiten der „Deutſchen Zeitung“ geſchmeichelt fühlen mochte, ſo ſchwer ſchien man in Preußen doch auch deren unermüdliche und heftige Angriffe auf das herrſchende Regierungsſyſtem zu empfinden. Schon war wiederholt von einem Verbote der „Deutſchen Zeitung“ in Preußen, ſogar von einem Einſchreiten des Bundestages gegen dieſelbe die Rede geweſen, als die Märzrevolution ins Mittel trat und der Preſſe für einige Zeit eine Freiheit verſchaffte, durch deren raſche Entwickelung die „Deutſche Zeitung“ von der Spitze der Oppoſition in die Reihen der conſervativen Partei zurückgeworfen wurde, ohne daß ſie ſelbſt ihre Stellung in irgend einer bemerkbaren Weiſe verändert hätte. Denn die „Deutſche Zeitung“ war von Anfang an mit ihren Wünſchen und Abſichten nicht über die conſtitutionelle Monarchie hinausgegangen, ſie war von jeher antirepublikaniſch aus Grundſatz, ſie hatte ſich mit der Volksmaſſe politiſch niemals befreundet, ſie hatte den Schwerpunkt des Staats immer in dem wohlhabenden und gebildeten Mittelſtande geſucht, und, was den Gedanken des Erbkaiſerthums betraf, deſſen wärmſte Wortführerin ſie im Verlaufe der Frankfurter Parlamentszeit wurde, ſo war derſelbe nur eine beſtimmtere Formulirung der politiſchen Hoffnungen, welche die „Deutſche Zeitung“ vom Augenblicke ihrer Gründung an auf Preußen geſtellt hatte.

Wenige Wochen nach Eröffnung der Nationalverſammlung wurde die „Deutſche Zeitung“ von Heidelberg nach Frankfurt überſiedelt. Zu gleicher Zeit gab Gervinus die Redaction derſelben ab, welche jedoch unter ſeinen Nachfolgern, deren ſich binnen zwei Jahren nicht weniger als vier einander ablöſten, im Sinne und unter Mitwirkung des Gründers fortgeführt wurde. Die „Deutſche Zeitung“ war und blieb das Organ der Männer, welche von Heidelberg aus das Vorparlament zuſammenberufen hatten, welche in der Paulskirche die Mehrheit um ſich ſammelten, welche endlich die Verfaſſung vom 28. März und die Kaiſerwahl durchſetzten. Als die Frankfurter Verfaſſung geſcheitert war und die Urheber derſelben in Gotha beſchloſſen hatten, auf den von Preußen in Ausſicht geſtellten Verſuch der Conſtituirung Deutſchlands nach Maßgabe des ſogenannten Dreikönigsbündniſſes einzugehen, folgte die „Deutſche Zeitung“ auch dieſer Parteibewegung, zu welcher ſich indeſſen Gervinus von Anfang an mehr beobachtend als theilnehmend verhalten hatte und von der er ſich bald gänzlich losſagte. Sie wurde das Hauptorgan der Gothaiſchen Partei, ſtand fortwährend in unmittelbarer Verbindung mit den Häuptern und den federkundigen Mitgliedern derſelben und verfocht die Union mit dem Muthe der Verzweiflung, als dieſelbe, nach dem kläglichen Ausgange des Berliner Fürſtentages, bereits augenſcheinlich verloren war. Aber das Publicum hatte ſich inzwiſchen von der Union und der Gothaiſchen Partei ſo entſchieden abgewandt, daß die „Deutſche Zeitung“ den Boden unter den Füßen verlor. Von viertauſend Abonnenten war ſie auf ſiebenzehnhundert heruntergekommen, die erforderlichen Zuſchüſſe wurden von der Partei mit karger Hand geſpendet, und, noch ehe der Bankrott der Union förmlich ausgeſprochen war, mußte das Hauptorgan der Unionspolitik ſeine Publication und ſeine Zahlungen einſtellen. Ende September 1850 hörte die „Deutſche Zeitung“ auf zu erſcheinen, mit Hinterlaſſung einiger tauſend Thaler Schulden, zu deren Zahlung ſich Niemand berufen oder verpflichtet glaubte.

Neben den großen Tagesblättern beſchäftigten ſich auch andere periodiſche Schriften — Wochen- und Monatsſchriften — mit der regelmäßigen Beſprechung der Tagesbegebenheiten und vorzugsweiſe der allgemeinen deutſchen Verhältniſſe in leitenden Artikeln oder orientirenden Ueberſichten. Dieſer Theil unſerer periodiſchen Literatur iſt aber ſo umfänglich und wichtig, daß er eine abgeſonderte Beſprechung verdient; wir übergehen ihn daher hier, um den gegenwärtigen Aufſatz nicht allzu ſehr zu erweitern, und wenden uns jetzt zu einer Schilderung der allgemeinen Veränderungen, welche das Jahr 1848 in den Zuſtänden der deutſchen Preſſe hervorbrachte.

Eine der erſten Wirkungen der Märzrevolution war die thatſächliche Beſeitigung der Cenſur, deren Aufhebung bald darauf in Frankfurt ſowol wie in den einzelnen Bundesſtaaten mehr oder weniger förmlich und feierlich ausgeſprochen wurde. Nach dem Wortlaute der deshalb erlaſſenen Verordnungen ſchien ſich herauszuſtellen, daß die Cenſur von allen Seiten längſt als ein ſchwerer Uebelſtand empfunden worden ſei, an deſſen Abſtellung Jedermann mit Anträgen und Rathſchlägen oder doch mit den lebhafteſten Wünſchen gearbeitet haben wollte, ein Uebelſtand, für welchen der Bundestag die einzelnen Regierungen und die einzelnen Regierungen den Bundestag verantwortlich machten, ſodaß man hätte glauben können, die Cenſur habe nur vermöge des wunderbarſten aller Misverſtändniſſe beſtanden. Nicht minder fielen alle übrigen Beſchränkungen der Preſſe von ſelber weg.

Einige Zeitungen, welche bis dahin auf Staatskoſten gelebt hatten, verſchwanden über Nacht aus der Reihe der Lebendigen. So der berüchtigte „Oeſterreichiſche Beobachter“ und, wie ſchon oben erwähnt worden, ſein rheiniſcher Namensvetter, welcher in den fünf Jahren ſeines Beſtehens ſehr bedeutende Summen verſchlungen hatte. Dagegen kamen die neuen Zeitungen im Nu dutzendweiſe zum Vorſchein. Da weder von Conceſſionen, noch von Stempelſteuer, noch von Erſchwerungen der Poſtverſendung oder gar von Cautionen die Rede war, ſo ſchien ſich der Preſſe, abgeſehen von der politiſchen Wirkſamkeit, ein ungemeſſenes Feld der ökonomiſchen Speculation zu eröffnen, deſſen Anbau mit den geringſten Geldmitteln möglich war und nur zu oft mit den geringſten geiſtigen Mitteln unternommen wurde.

In Köln trat an die Stelle des überconſervativen „Rheiniſchen Beobachters“ die überradicale „Neue Rheiniſche Zeitung“ als Fortſetzung der „Rheiniſchen Zeitung“, welche der nämliche Redacteur, Herr Marx, einige

Jahre früher im Geiſte eines gewiſſen demokratiſchen Abſolutismus redigirt hatte, deſſen damalige doctrinär-philoſophiſche Färbung jetzt mehr und mehr in das Roth der ſocialiſtiſch-demagogiſchen Praxis überging, wie ſie in Paris an der Tagesordnung war. In Berlin erſtand der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ eine Schweſter in der von den Herren Ruge und Oppenheim herausgegebenen „Reform“, nur daß dieſe letztere auf dem ſchwierigen Boden der Hauptſtadt um einige Schritte hinter der erſtern zurückblieb und mehr den abſtracten Ton der Schule anſchlug, in welchem die „Rheiniſche Zeitung“ unter der Herrſchaft der Cenſur geſprochen hatte. Vollkommen einig aber waren das berliner und das kölniſche Blatt in der widerwärtigſten Abgötterei gegen das Franzoſenthum, in der Verketzerung der Mittelclaſſen, in der Schmeichelei gegen den großen Haufen, in der Herabwürdigung der Nationalverſammlung, in der Verhöhnung jedes deutſchnationalen Gedankens oder Gefühls. Jede fremde Nationalität ſchien in ihren Augen die ausgedehnteſte Berechtigung zu haben, die franzöſiſche, die polniſche, die italieniſche, nur die deutſche nicht; ſogar in dem Kampfe Schleswig-Holſteins gegen Dänemark ſtand Herr Ruge auf der Seite des Landesfeindes, der den Herzogthümern ja eine freiere Verfaſſung biete, als ſie bei und mit Deutſchland zu erwarten hätten. Solche Anſichten und Lehren fanden indeſſen, zur Ehre des vielgeſchmähten Berlin ſei es geſagt, kein dankbares Publicum in der preußiſchen Hauptſtadt, und, als der Belagerungszuſtand im November 1848 der „Reform“ ein Ende machte, griff er dem natürlichen Laufe der Dinge nur um Weniges vor.

Neben der „Reform“ und im Gegenſatze zu derſelben entſtand die „Deutſche Reform“, deren Redaction Herr Oldenberg mit ganz gutem Willen, aber ſehr ſchwachen Kräften im Geiſte der Paulskirche führte. Die Nachläſſigkeit und Schwäche der Redaction machten das Gedeihen dieſes Blattes unmöglich, und ſo geſchah es denn, daß die Regierung die „Deutſche Reform“ käuflich an ſich bringen konnte. Als miniſterielles Blatt machte dieſelbe alle Schwankungen und Schwenkungen der preußiſchen Politik mit durch, indem ſie, zumal unter der denkwürdigen Redaction des Herrn Selig Kaſſel, manchmal binnen achtundvierzig Stunden von den höchſten Tönen des politiſchen Unternehmungsgeiſtes und des kriegeriſchen Muthes zu den ſanfteſten Lauten der Beſcheidenheit und der Friedensliebe überging. Nachdem Preußen vor Oeſtreich ſchließlich das Gewehr geſtreckt, dem Teufel des Ehrgeizes abgeſchworen und für ſeine frühern Verirrungen mannichfache Buße gethan, hielt man für ſchicklich, die „Deutſche Reform“ dieſen ihren anſtößigen Namen ablegen zu laſſen. Unter dem rechtgläubigen Titel der „Preußiſchen Zeitung“ und unter den ſinnbildlichen Fittigen des preußiſchen Adlers verlor die Reform jede Erinnerung an ihren Urſprung und an ihren bisherigen Beinamen, und überdies ſchien ſie ſich's angelegen ſein zu laſſen, ihre laute und ſogar etwas vorlaute Vergangenheit durch ein ſittſames, ſelbſtverleugnendes Schweigen in Vergeſſenheit zu bringen. Wie weiſe dieſes Schweigen war, wurde man zumal dann recht deutlich gewahr, wenn die „Preußiſche Zeitung“ daſſelbe durch einen ſeltenen Leitartikel unterbrach, wie dies z. B. bei Gelegenheit des pariſer 2. Dec. geſchah. Die „Preußiſche Zeitung“ wird von dem urſprünglich ſogenannten „literariſchen Cabinet“ aus redigirt, welches von dem Miniſterium Auerswald gegründet wurde und gegenwärtig als „Centralſtelle für Preßangelegenheiten“ unter der Leitung eines gewiſſen Herrn Ryno Quehl ſteht, welchem ein großer Credit bei Herrn von Manteuffel zugeſchrieben wird, ſodaß derſelbe ſogar bei der Ausarbeitung der parlamentariſchen Reden des Miniſterpräſidenten zugezogen werden ſoll. Das literariſche Cabinet hatte und hat die weſentliche Aufgabe, die auswärtigen und Provinzialblätter mit miniſteriellen Correſpondenzen zu verſorgen, und die Redaction der „Preußiſchen Zeitung“ ſcheint von demſelben als ein Nebengeſchäft angeſehen zu werden, deſſen Verrichtung Jedermann gern dem Andern überläßt. Die „Preußiſche Zeitung“ muß übrigens in demſelben vollen Sinne des Worts als ein unmittelbares Regierungsorgan angeſehen werden, wie früher die „Staatszeitung“ oder der „Staats-Anzeiger“, als deſſen Beiblatt ſie gilt, nachdem derſelbe ſich im vorigen Jahre in ein bloßes amtliches Verkündigungsblatt verwandelt hat.

Früher noch, als die „Reform“, kaum vierzehn Tage nach dem verhängnißvollen 18. März, war die „National-Zeitung“ ins Leben getreten. Als das erſte neue Blatt, welches von der Preßfreiheit Beſitz ergriff und geſtützt auf dieſelbe eine demokratiſche Haltung annahm, eroberte ſich die „National-Zeitung“ im Sturmſchritt ein ſehr zahlreiches Publicum. Die „National-Zeitung“ fiel zwar ſchon mit ihren erſten Schritten in die ſchwerſte Sünde gegen den Geiſt des Journalismus, in übermäßige Länge, Breite und Ausführlichkeit, ſie wußte aber doch manche ihrer Gegenſtände mit Kraft und Talent zu behandeln, wie denn z. B. ihre Zeitungsſchau, obgleich ſie ſehr viel Worte machte, längere Zeit ein wahres Muſter der journaliſtiſchen Kunſt genannt werden konnte. Nachdem am 9. November 1848 die Reaction in Preußen feſten Fuß gefaßt hatte, wurde der „National-Zeitung“ die Poſtverſendung entzogen, wenige Tage darauf aber wieder zurückgegeben. Seit dieſer Zeit bemerkte man nicht nur, daß die „National-Zeitung“ ihre demokratiſche Fahne beträchtlich ſenkte, ſondern auch, daß ſie mehr Front machte gegen den Conſtitutionalismus als gegen den Abſolutismus. Jene Herabſtimmung des Tones mochte durch das rechtmäßige Intereſſe der Selbſterhaltung erlaubt oder auch geboten werden; dieſer Wechſel der Taktik aber war eine ebenſo unkluge als unredliche Abfindung mit dem gemeinſchaftlichen Feinde. Die „National-Zeitung“ ſollte indeſſen ihre Achſelträgerei bald empfindlich genug büßen, denn ſie gerieth nicht nur beim Publicum überhaupt, ſondern auch bei ihrer eigenen Partei in immer tiefern Miscredit, und ihre Abonnentenzahl ſank binnen zwei Jahren von elf- bis zwölftauſend auf die Hälfte herab.

Neben der „National-Zeitung“ entſtand die „Urwähler-Zeitung“, deren Redaction manchen Vorwurf, der ſie in den Tagen der größten Aufregung mit Recht treffen mochte, durch die Feſtigkeit und die Ausdauer entwaffnet hat, mit welcher ſie den Gefahren der ſchwerſten Zeiten und allen Verfolgungen einer allmächtigen Polizei die Stirn geboten. Die Staatsmänner und Diplomaten des In- und Auslandes, welche etwa neugierig wären an einem Beiſpiele zu lernen, was es heißt, ein politiſcher Charakter ſein, dieſe Herren verweiſen wir auf den viel geſchmäheten, verachteten, ſchutz- und hülfloſen Journaliſten, welcher die „Urwähler-Zeitung“ ſchreibt. Er iſt freilich nur ein Jude, aber ein ganzer Mann.

Als Gegenfüßler der demokratiſchen Blätter trat die „Neue Preußiſche Zeitung“ auf. Dreiſtigkeit und Muth iſt auch ihr nicht abzuſprechen. Sie iſt ſchon im Sommer 1848 der Revolution ebenſo keck entgegengetreten, wie ſie heute der öffentlichen Meinung, dem Volksgefühle und der Staatsmoral ins Geſicht ſchlägt. Ja ſie hat ſogar den Anmaßungen und Uebergriffen des allgewaltigen Herrn von Hinckeldey gelegentlich die derbſte Abfertigung angedeihen laſſen. Nächſt dem Herrn von Bülow-Cummerow und ſeinem Junkerparlamente war es hauptſächlich die „Neue Preußiſche Zeitung“, welche der Reaction in Preußen einen Körper und feſte Halt- und Zielpunkte gab. Was dieſes Blatt und die hinter ihm ſtehende „kleine, aber mächtige Partei“ nach und nach erreicht und durchgeſetzt haben, davon weiß die Verfaſſungs- und Geſetzgebungsgeſchichte Preußens ſeit dem Ende des Jahres 1848 zu reden. Die weitere Charakteriſtik der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ können wir uns hier erſparen, da wir im Weſentlichen das in der „Germania“ darüber bereits Geſagte (Bd. II, S. 280) wiederholen müßten. Nur die Bemerkung möge hier hinzugefügt werden, daß die „Neue Preußiſche Zeitung“ und ihre Partei den Höhepunkt ihres Einfluſſes in den letzten Monaten des vorigen Jahres allem Anſcheine nach überſchritten haben. Die Bethmann-Hollweg'ſche Partei, ſo ungnädig ſie auch bei ihrem Entſtehen begrüßt worden, wird die neupreußiſche wahrſcheinlicherweiſe bei Hof aus dem Sattel heben und jedenfalls den größten Theil des bisherigen Anhanges derſelben im Volke an ſich ziehen. Wie wenig Boden jene Partei überhaupt im Geiſte des deutſchen Volks hat, beweiſt die kümmerliche Exiſtenz der ſämmtlichen Zeitungen, welche das Junkerthum nach dem Muſter der „Neuen Preußiſchen Zeitung“ gegründet hat. Die „Niederſächſiſche“, die „Neue Bremer“, die „Freimüthige Sachſen-Zeitung“, der „Norddeutſche Correſpondent“, ſie alle leben oder lebten nur nothdürftig von den Zuſchüſſen ihrer Partei, völlig unberückſichtigt von der öffentlichen Meinung, dem größern Publicum oft ſelbſt nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die „Neue Preußiſche Zeitung“ ſelbſt verdankt ihre Bedeutung, wie man weiß, lediglich dem perſönlichen Verhältniſſe, in welchem die Hauptmitarbeiter derſelben zu dem Könige ſtehen.

Die „Zeitungshalle“, welche früher für ein Organ des Miniſters Roſter und der Intereſſen der Seehandlung gegolten hatte, warf ſich im März 1848 mitten in die demokratiſche Partei, in deren Namen ſie eine ſtärkere Sprache führte als irgend ein anderes Blatt. Aber die demokratiſche Partei mißtraute der „Zeitungshalle“ und ihrem Redacteur Julius, und, je heftiger und wilder ſich derſelbe geberdete, deſto weniger wollte man glauben, daß es ihm mit ſeinem Radicalismus Ernſt ſei. Der Belagerungszuſtand vertrieb die „Zeitungshalle“ aus Berlin nach Neuſtadt-Eberswalde, wo ſie, nachdem ihr Redacteur nach London geflohen war (wo er unlängſt ſtarb), von Niemand vermißt oder bedauert nach wenigen Wochen einging.

Daſſelbe Schickſal hatte im folgenden Jahre die ſocial-demokratiſche „Abendzeitung“, welche ſich, obgleich ihr einige tüchtige Federn zu Gebote ſtanden, niemals Anſehen oder auch nur einen Namen in der Preſſe zu verſchaffen vermochte. Der geſunde Inſtinct des Publicums fühlte die durch ſtiliſtiſches und dialektiſches Talent ſchlecht maskirte Charakterloſigkeit leicht heraus. Von den Redacteuren der „Abendzeitung“ ließen ſich nach dem Eingehen dieſes Blattes mehrere für das literariſche Cabinet, alſo für den Dienſt des Miniſteriums Manteuffel anwerben.

Was die „Voſſ'ſche“ und die „Spener'ſche Zeitung“ betrifft, ſo blieben ſie nach der Märzrevolution, was ſie zuvor geweſen waren und was ſie noch heute ſind, poſſenhafte Caricaturen der politiſchen Preſſe.

Im Anfange des Jahres 1849 ging ein großes Gerücht durch das ganze deutſche Land. Es ſolle eine Zeitung gegründet werden, hieß es, wie wir noch keine geſehen, ein deutſches „Journal des Débats“. Herr Hanſemann, dem ſeine Eigenſchaft als Staatsminiſter außer Dienſt volle Muße ließ zur Betreibung eines großartigen Unternehmens, welches politiſchen Einfluß und finanziellen Gewinn zu verſprechen ſchien, Herr Hanſemann brachte ein Actiencapital von 100,000 Thalern zuſammen, berief Herrn K. Weil von Stuttgart nach Berlin, und die „Conſtitutionelle Zeitung“ trat ans Licht der Welt.

Niemals hat ein pomphaft angekündigtes literariſches Unternehmen ein glänzenderes Fiasco gemacht. Die Redaction der „Conſtitutionellen Zeitung“ beſtand aus acht oder neun Perſonen, und ihre Leiſtungen waren gleich Null. Als Nullität erſten Ranges erwies ſich der Hauptredacteur, ebenſo unfähig, ſelbſt zu arbeiten, als die Arbeiten Anderer zu leiten. In der ganzen Redaction der „Conſtitutionellen Zeitung“ war weder Willenskraft, noch Plan, noch Eifer, noch auch die nothdürftigſte Uebereinſtimmung der Anſichten oder der Behandlungsweiſe. Nicht nur daß jeder der Mitarbeiter, unbekümmert um die übrigen, ſeinen eigenen Weg ging, kam es auch vor, daß der eine oder der andere der programmmäßigen Politik des Blattes oder dem leitenden Artikel deſſelben in der nämlichen Nummer aus reinem Hohn gefliſſentlich Widerpart hielt, ohne daß ſolche artige Späße vom Hauptredacteur auch nur bemerkt worden wären. War doch in den Leitartikeln ſelbſt das Ende nicht ſelten geradezu die Verneinung des

Anfangs. In den erſten Sätzen wies der Leitartikel grimmig die Zähne, im Schlußſatze wedelte er mit dem Schwanze und leckte die Hände. Kurz, Herr Weil trieb es in der „Conſtitutionellen Zeitung“ dergeſtalt, daß die Abonnentenzahl binnen neun Monaten von anfänglichen 900 auf 600 herunterkam, wodurch ſich denn die Unternehmer veranlaßt fanden, ihre Geſellſchaft vor Jahresfriſt mit einem Verluſte von 60,000 Thalern aufzulöſen.

Die „Conſtitutionelle Zeitung“ wechſelte Eigenthümer und Redacteur zu gleicher Zeit, allein zunächſt geſchah wenig oder nichts, um die verfehlten Anfänge wieder gut zu machen. Die Redaction blieb nachläſſig, unregelmäßig, planlos, bis ſie um die Mitte des Jahres 1850 in die Hände des Herrn Haym überging. Eine Staatsordnung nach den Forderungen der conſtitutionellen Doctrin, Durchführung der Union, Losſagung von Oeſtreich und, wenn es ſein müſſe, Vernichtungskampf gegen daſſelbe wurde jetzt die beharrlich feſtgehaltene Loſung des Blatts. Herr Haym führte eine ſcharfe, furchtloſe Feder, welcher indeſſen die erforderliche Leichtigkeit fehlte, um wahrhaft populär zu ſein. Sein deutſcher Patriotismus hatte bei aller Wärme und Lebendigkeit eine entſchieden preußiſche Farbe, die manches Auge beleidigte und ein falſches Licht auf ſeinen leidenſchaftlichen Haß gegen Oeſtreich warf. Im heißeſten Kampfe gegen die ebenſo unpreußiſche wie undeutſche Politik des Miniſteriums Manteuffel, welche gerade im Begriff war, mit der Union auch Schleswig-Holſtein, Kurheſſen und die preußiſche Kriegsehre aufzuopfern, wurde Herr Haym durch einen Ausweiſungsbefehl getroffen, welcher, auf eine nicht blos hämiſche, ſondern auch verleumderiſche Denunciation der damals von Herrn Selig Kaſſel redigirten „Deutſchen Reform“, unmittelbar von Potsdam ausgegangen zu ſein ſchien. Vergebens bemüheten ſich die politiſchen und perſönlichen Freunde, deren Herr Haym in den damals verſammelten Kammern ſehr viele zählte, dieſen Befehl rückgängig zu machen; Herr von Manteuffel ſelbſt erklärte, daß dies nicht in ſeiner Gewalt ſtehe.

Die „Conſtitutionelle Zeitung“ wechſelte inzwiſchen noch mehrmals die Redaction und wurde, unter beſtändigen Verfolgungen von Seiten der Regierung, im Sommer 1851 zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach ein demokratiſches Blatt. Ein neuer Redactionswechſel, welcher in den erſten Tagen des Januar 1852 ſtattfand, kündigte ſich durch die Erneuerung des frühern monarchiſch-conſtitutionellen Glaubensbekenntniſſes an, welche der „Conſtitutionellen Zeitung“ durch einen Theil der Oppoſition in den preußiſchen Kammern, als deren Organ dieſes Blatt gilt, abgedrungen worden zu ſein ſcheint.

Von der großen Zahl kleinerer Blätter, welche ſeit 1848 in Berlin entſtanden ſind, wollen wir einige wenigſtens im Vorübergehen erwähnen. Der „Hahn“ war urſprünglich ein demokratiſches Blatt, welches unter dem Landvolke der Mark einen anſehnlichen Leſerkreis hatte, ſodaß die conſervative Politik im Sommer 1851 für nöthig erachtete und Mittel zu finden wußte, ſich deſſelben zu bemächtigen. Die „Zeit“ dient dem Miniſterium Manteuffel mit geringem Geſchick und ebenſo geringem Erfolge. Der „Schwarze Adler“ wurde 1851 durch die Junkerpartei gegründet mit dem ausgeſprochenen Zwecke, dem Einfluſſe der „Urwähler-Zeitung“ in den kleinbürgerlichen Kreiſen entgegenzuarbeiten, eine Aufgabe, welche dieſes Blatt zwar mit rüſtiger Hand, aber ſehr zweifelhafter Wirkung angegriffen hat. Einige Spottblätter, die leider vorzugsweiſe auf den gemeinſten Geſchmack berechnet ſind, denen aber doch auch echter Witz zu Gebote ſteht, ſind im Gebrauche einer ungemeſſenen Rede- und Bilderfreiheit bisher nicht geſtört worden.

Schließlich müſſen wir noch der lithographirten Zeitungscorreſpondenzen mit einem Worte gedenken, welche nach dem Beiſpiele von Paris und andern politiſch wichtigen Punkten in Berlin entſtanden ſind, ſeitdem die preußiſche Hauptſtadt aus einer Centralſtelle für bureaukratiſche Verwaltung der Mittelpunkt eines, wenn auch noch ſo unvollkommenen, verfaſſungsmäßigen Organismus geworden iſt. Solcher Correſpondenzen gab es früher zwei, von denen die eine im Intereſſe und Auftrage der Regierung, die andere im Sinne der Oppoſition geführt wurde. Seit einiger Zeit beſteht nur die letztere fort, das ſogenannte „Correſpondenz-Bureau“, deſſen ſich die Regierung indeſſen ſo weit bemächtigt hat, daß ſie daſſelbe je nach Umſtänden benutzen und verleugnen kann. Durch das preußiſche Preßgeſetz werden die lithographirten Correſpondenzen bekanntlich in Bezug auf Cautionspflicht und in allen übrigen rechtlichen Verhältniſſen den Zeitungen völlig gleichgeſtellt. Aehnliche lithographirte Correſpondenzen ergingen während der zweiten Hälfte des Beiſammenſeins der deutſchen Nationalverſammlung von Frankfurt aus, und zwar in dreifacher Richtung, von Seiten der ſogenannten Kaiſerpartei, der Linken und der öſtreichiſch-großdeutſchen Partei. Die verbreitetſte und einflußreichſte darunter war die zuerſt genannte.

In den **preußiſchen Provinzen** leiſtete das Jahr 1848 der Preſſe einen nicht minder wirkſamen Vorſchub als in der Hauptſtadt. Von der Wiederauferſtehung der „Rheiniſchen Zeitung“ in Köln haben wir ſchon geredet. Bald geſellte ſich zu derſelben die „Deutſche Volkshalle“, die ſich anfangs in gut loyalitiſcher Weiſe, dem Geiſte des Tages huldigend, durch demokratiſche Stichwörter einen Freipaß für ihre öſtreichiſchen Geſinnungen und ultramontanen Zwecke zu verſchaffen ſuchte. Mit dem Wechſel der Zeiten änderte ſich die Sprache der „Volkshalle“. Ihr Redacteur, Herr **Hermann Müller**, ehemals Mitglied der Nationalverſammlung, perſönlicher Freund und Secretär Heinrich's von Gagern, nahm die demokratiſche Maske ab, nachdem er ſich durch dieſelbe die Ausweiſung aus Köln zugezogen, die nicht ohne einige Schwierigkeit rückgängig gemacht wurde; er hatte ſich gar zu gut verkleidet. Seit jener Zeit nun hat ſich die „Deutſche Volkshalle“ von dem Verdachte demokratiſcher oder überhaupt liberaler Anſichten vollſtändig gereinigt. Sie macht kein Hehl mehr daraus, daß ihr innerſter Naturtrieb ſich dem Despotismus zuwendet, daß Freiheit und Herrſchaft des Katholicismus gleichbedeutende Worte für ſie ſind, daß in ihren Augen die roheſte Gewaltthat, das ſchamloſeſte Verbrechen ſeine Rechtfertigung findet, ſobald ſie der Sache des Ultramontanismus förderlich zu ſein verſprechen. Nach der unumwundenen Erklärung der „Volkshalle“ würde Ludwig Bonaparte ein Verbrechen nur dann begangen haben, wenn er ſeinen Eid auf die Verfaſſung gehalten hätte. Vorſichtiger iſt die „Volkshalle“ im Ausdrucke ihrer öſtreichiſchen Sympathien, zu deren Vermittelung ſie ſich vorzüglich der gewandten Feder des nach Wien überſiedelten Herrn von Florencourt bedient. Der ehrliche Fanatismus dieſes Neubekehrten wird indeſſen neben der raffinirten Unſittlichkeit und dem jeſuitiſchen Geiſte der „Volkshalle“ allem Anſchein nach nicht lange beſtehen können. Herr von Florencourt wird vielmehr für das ihm anvertraute politiſche Apoſtelamt in demſelben Maße untauglicher werden, je gründlicher er die tiefe Corruption des öſtreichiſchen Staatsweſens und die Leere und Oede des öſtreichiſchen Geiſteslebens in und außer der Kirche kennen lernt.

Die „Kölniſche Zeitung“ gebrauchte die Freiheit, welche das Jahr 1848 mit ſich brachte, im Sinne deſſelben gemäßigten Conſtitutionalismus, zu welchem ſie ſich auch früher ſchon bekannte. Bei kirchlichen Veranlaſſungen nahm ſie nach wie vor eine gewiſſe katholiſche Miene an, die ihr offenbar nicht vom Herzen kam, ſondern als ein nothgedrungenes Zugeſtändniß an ihre nächſte Umgebung angeſehen werden mußte. Auf der andern Seite trat die „Kölniſche Zeitung“ der unzweifelhaften Hinneigung eines Theils der rheiniſchen Bevölkerung nach Oeſtreich ſchroff entgegen. Sie hielt mit der Nationalverſammlung, ohne indeſſen von deren verfaſſunggebender Allgewalt recht gründlich überzeugt zu ſein, ſie war erbkaiſerlich, dann gothaiſch und unioniſtiſch, und im November 1850 mit dem Herzen wenigſtens auf Seite der kriegeriſchen Partei. In Oeſtreich hatte man ihre leidenſchaftliche Feindſchaft ſchon früher mit einem Verbote beantwortet, welches bis jetzt aufrechterhalten worden iſt. Die neueſten Veränderungen in der Haltung der „Kölniſchen Zeitung“ ſind bereits in dem frühern Aufſatze erwähnt worden. Von den 17,000 Abonnenten, welche die „Kölniſche Zeitung“ 1849 zählte, mag dieſelbe inzwiſchen ein gutes Drittheil verloren haben.

Im Gegenſatze zu der „Kölniſchen“ liebäugelte die „Trierſche Zeitung“ nach wie vor 1848 fortwährend nach Frankreich hinüber. Dieſes Blatt war, nachdem die „Rheiniſche Zeitung“ das erſte Mal unterdrückt worden, das einzige in Preußen, welches ſchon vor der Märzrevolution ein radicales genannt werden konnte; es war die erſte und blieb die letzte der preußiſchen Zeitungen, welche ſich offen zu ſocialdemokratiſchen Grundſätzen bekannte. Die „Neue Rheiniſche Zeitung“ war ſeit Jahr und Tag zu Grunde gerichtet, als die „Trierſche Zeitung“ noch immer in ungeſchwächtem Tone einem zahlreichen Publicum ihre ſocialdemokratiſche Lehre vortrug, zu deren

Bethätigung ſie keine andern als revolutionäre Mittel zu kennen ſchien. Erſt im Sommer 1851 machte die eigenmächtige Schließung ihrer Druckerei durch die Verwaltungsbehörde der „Trierſchen Zeitung“ ein Ende.

Um uns nicht in Einzelnheiten zu verlieren, müſſen wir auf die fernere Schilderung des Ganges verzichten, welchen die Preſſe in den preußiſchen Provinzen genommen hat. Genug daß die Zahl der Blätter im Jahre 1848 überall mit unglaublicher Schnelligkeit zunahm, daß das Format mancher der ältern Zeitungen ſich verdoppelte, daß die Redactionen um die Wette eiferten, einander in Freimuth der Sprache und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen zu überbieten. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß viel Unkraut in der Preſſe hervorwucherte, daß der Journalismus in unfähigen oder doch ungeübten Händen oft ein gefährliches Werkzeug wurde, daß Anmaßung, Haß, Gemeinheit und Unverſtand nicht ſelten einen ſchnöden Misbrauch mit demſelben trieben. Aber man hatte Unrecht, darüber zu erſchrecken. Die Waffen der Preſſe nützen ſich um ſo raſcher ab, je unfähiger oder unredlicher die Hand iſt, welche ſie führt, und, iſt das Publicum einmal durch einige Täuſchungen auf die Nothwendigkeit des verſtändigen Selbſturtheils hingewieſen, ſo verliert die Lüge ihre Kraft der Verführung von ſelbſt.

Was wir hier zunächſt von Preußen geſagt haben, gilt nicht weniger von den übrigen deutſchen Staaten. Ueberall erweiterten die beſtehenden Zeitungen ihren Plan und Umfang, überall kamen neue Blätter auf, und zwar vorzugsweiſe Blätter von demokratiſcher Richtung. Selbſt Mecklenburg ſchuf ſich radicale Zeitungen, die erſt im Jahre 1851 durch Gewaltſtreich unterdrückt wurden. Bemerkenswerth iſt indeſſen, daß die republikaniſchen Abſichten, welche die meiſten der ſich demokratiſch nennenden Blätter verfolgten, höchſt ſelten klar und beſtimmt ausgeſprochen wurden, obgleich viele Monate lang nicht die mindeſte Gefahr mit einer ſolchen Offenheit verbunden geweſen wäre.

Nach dem Zuſammentreten der Nationalverſammlung ſchien die Preſſe ihren natürlichen Mittelpunkt in Frankfurt finden zu müſſen. In der That war ſofort die Rede davon, das angeſehenſte der deutſchen Blätter, die „Allgemeine Zeitung“, nach der Parlamentsſtadt zu verpflanzen. Wäre dieſer Gedanke raſch ausgeführt worden, die „Allgemeine Zeitung“ würde ſicherlich nicht dabei verloren haben, trotzdem daß es mit Nationalverſammlung und Centralgewalt ein frühzeitiges Ende genommen. Frankfurt bietet der Preſſe auch heute noch, und ganz abgeſehen von dem glücklich wiederhergeſtellten Bundestage, ſchon vermöge ſeiner Lage, ſeines Verkehrs und der Leichtigkeit ſeiner Verbindungen unendlich größere Vortheile als das öde abgelegene Augsburg, und, wenn vollends das Intereſſe der Unabhängigkeit in Frage gezogen wird, ſo darf man zuverſichtlich annehmen, daß daſſelbe in der freien Stadt am Main trotz des Bundestages immer noch weniger Beeinträchtigung zu fürchten haben würde als in dem unmittelbaren Bereiche der münchener Staatspolizei. Dazu kommt, daß die „Allgemeine Zeitung“ in Frankfurt ein deutſches Blatt wenigſtens ſein *könnte*, während ſie in Augsburg ein öſtreichiſches Blatt ſein *muß*, weil ſie durch die Oertlichkeit auf Oeſtreich als ihren eigentlichen Lebensquell angewieſen iſt.

Die unmittelbare Abhängigkeit, in welcher die „Allgemeine Zeitung“ bis dahin von der wiener Cabinetspolitik geſtanden, war durch die Märzrevolution gebrochen. Solange die Nationalverſammlung in der Paulskirche tagte, traten auch die fortdauernden öſtreichiſchen Sympathien der „Allgemeinen Zeitung“ in den Hintergrund. Sie ſah die Wendung, welche das Parlament den Dingen zu geben ſuchte, ungern, aber ſie wagte nicht ſich derſelben offen zu widerſetzen. Erſt als Preußen ſich ſelbſt aufgegeben hatte, fing die „Allgemeine Zeitung“ an, ſich entſchiedener gegen daſſelbe zu kehren. Daß der „Allgemeinen Zeitung“ die Erfolgloſigkeit der Unionsbeſtrebungen im höchſten Grade erwünſcht war, mochte ihr nicht gerade verargt werden; wenn ſie aber den Executionszügen gegen Schleswig-Holſtein und gegen Kurheſſen im Namen der Einigkeit und des Friedens das Wort redete, ſo war das der Wirkung nach ebenſo viel, als ob ſie auf einmal und mit Vorbedacht die Herzogthümer an Dänemark, die conſtitutionelle Freiheit an den Abſolutismus der wiener Cabinetspolitik verrathen hätte.

Die „Allgemeine Zeitung“ hat ſeitdem mit der Reaction gleichen Schritt gehalten, auf dem kirchlichen ſowol wie auf dem bürgerlichen Gebiete. Von Zeit zu Zeit entſchlüpft ihr indeſſen als ſchüchterne Proteſtation gegen die Gewalt, von welcher ſie ſich fortreißen läßt, eine leiſe Wehklage, ein halb erſtickter Stoßſeufzer, ein unmaßgeblicher frommer Wunſch. Sie hat zu viel Einſicht, um nicht zu begreifen, daß der Weg, den die herrſchende Politik wandelt, im Verderben enden muß, zu viel natürlichen Freiheitsſinn, um an Soldaten- und Polizeiregiment Gefallen zu finden, zu viel patriotiſches Gefühl, um über die tauſendfältige Demüthigung Deutſchlands und die Zerſtörung aller ſeiner ſtolzen Hoffnungen nicht zu trauern, ſie kennt und empfindet die Leiden unſers Zuſtandes, aber ſie zittert bei dem bloßen Gedanken an das chirurgiſche Meſſer, von dem allein die Hülfe zu erwarten ſteht, und ihre Zaghaftigkeit würde uns lieber langſam zu Tode gequackſalbert, als durch einen raſchen Schnitt geheilt ſehen. In der anſtößigſten Weiſe äußert ſich dieſe Schwäche gegenüber den Machthabern in Baiern und Oeſtreich. Was in München und in Wien geſchieht, das gilt der „Allgemeinen Zeitung“ unbeſehen für wohlgethan, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Taktik. Aber, indem die „Allgemeine Zeitung“ auf ſolche Weiſe das Publicum irre zu leiten ſucht, verfälſcht ſie allerdings auch ihr eigenes Urtheil. So iſt es ihr z. B. gelungen, ſich zu überreden, daß die Gewaltherrſchaft Oeſtreichs über ſo manche fremde Provinzen dem deutſchen Vaterlande zur Ehre, Ruhm und Stärke gereiche, während es doch dem einfachſten Verſtande einleuchtet, daß die außerdeutſchen Kräfte Oeſtreichs in unzähligen Fällen *gegen* und nur in einem einzigen Falle *für* Deutſchland ins Feld geführet worden ſind und vielleicht künftig ins Feld geführet werden können, im Falle eines Krieges mit Frankreich nämlich, welchem wir überdies, in uns geeint, ohne Ungarn und Kroaten und ohne einen öſtreichiſchen Staat vollſtändiger gewachſen ſein würden, als wir ihm mit allen fremden Hülfsvölkern unter dem Habsburgiſchen Scepter jemals gewachſen waren. Das Schickſal Schleswig-Holſteins iſt das furchtbarſte Argument, ein Argument ohne Widerrede, gegen jene Phraſenmacherei, welche die Macht und das Intereſſe Oeſtreichs für die Macht und das Intereſſe Deutſchlands ausgibt. Oeſtreich gebietet an der Theiß und am Po, und Deutſchland kann die Elbe und die Eider nicht behaupten; Oeſtreich hat eine halbe Million Soldaten in Waffen, und Dänemark darf ſich als Deutſchlands Sieger geberden; Oeſtreich herrſcht über zehn fremde Völker, und einer der Kernſtämme Deutſchlands wird von dem Landesfeinde unterjocht. Noch mehr: weil es überhaupt einen öſtreichiſchen Kaiſerſtaat gibt, deshalb verlieren wir Schleswig-Holſtein. Und, indem ſie die Herzogthümer an Dänemark ausliefert, thut die wiener Politik nur, was ſie thun muß, was ſie ſich ſelber ſchuldig iſt, und es iſt ebenſo unverſtändig, dem öſtreichiſchen Staat eine nationaldeutſche Politik zuzumuthen, wie, zu erwarten, daß Deutſchland in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung und Verfaſſung jemals eine andere als eine durchaus untergeordnete — um nicht zu ſagen verächtliche — Rolle auf dem Welttheater ſpielen werde.

Wenn die „Allgemeine Zeitung“ die Ueberſiedelung nach Frankfurt zu ihrem und ihres Publicums Schaden verſäumte, ſo wurde dieſelbe durch die „Deutſche Zeitung“ mit raſchem Entſchluſſe ausgeführt. Auf die Urſachen, welche das Gedeihen dieſes Blattes in Frankfurt vereitelten, haben wir nicht mehr zurückzukommen. Frankfurt ſah überdies in raſcher Folge eine ganze Reihe neuer Zeitungen entſtehen, von denen ſich nur ein oder zwei Localblätter bis jetzt erhalten haben. Aus der Paulskirche heraus wurden zwei Blätter redigirt, die Blum-Günther'ſche „Reichstags-Zeitung“ und die Jürgens'ſchen „Flugblätter“, beide, bei ſonſt gegenſätzlichem Charakter, wetteifernd im Gebrauche der unwürdigſten Waffen und der zweideutigſten Mittel. Die „Flugblätter“ verwandelten ſich kurz vor dem Schluſſe der Nationalverſammlung in die ultramontan-öſtreichiſche „Frankfurter Zeitung“, welche es unter der Redaction des Herrn Obermüller, jetzigen Redacteurs der „Kaſſelſchen Zeitung“, bis auf 110 Abonnenten brachte, an denen ſie nach einer Reihe von Monaten verſtarb. Aus der „Reichstags-Zeitung“ wurde die „Neue Deutſche Zeitung“, die für eines der Hauptorgane der ſüddeutſchen Demokratie galt, bis ſie durch die Ausweiſung ihres Redacteurs unterdrückt wurde.

Von den ältern frankfurter Blättern mag erwähnt werden, daß das „Journal de Francfort“ ſich, ſolange die Bewegung währte, in der äußerſten Beſcheidenheit gefiel, während das „Frankfurter Journal“ ſich dem leidenſchaftlichſten Theile der demokratiſchen Partei zuwandte. Was die

„Oberpoſtamts-Zeitung" betrifft, ſo war ſie unmittelbar nach dem März unter der Redaction des Herrn **Wiesner** einige Wochen lang kryptodemokratiſch, ſpäter wurde ſie unter dem unmittelbaren Einfluſſe des Herrn **Baſſermann** ein halbamtliches Organ der Centralgewalt, dann fiel ſie der diplomatiſchen Feder des Herrn von **Blittersdorff** anheim, welcher, ſeitdem er aufgehört hatte, Bundestagsgeſandter zu ſein, einer der rüſtigſten deutſchen Journaliſten geworden war, und ſchließlich wurde ihr die Ehre zu Theil, vom Bundestage zum Herold ſeiner polizeilichen Thaten und zum Advocaten ſeiner nationalpolitiſchen Ohnmacht auserkoren zu werden. Seit dieſer Zeit hat ſich Herr von Blittersdorff von der compromittirenden Gemeinſchaft mit der „Oberpoſtamts-Zeitung" zurückgezogen.

In den beiden Schweſterſtädten Frankfurts an der Elbe und der Weſer brachte das Jahr 1848 keine großen Veränderungen im Beſtande des Journalismus hervor. Nur die Localblätter vermehrten ſich, in **Hamburg** beſonders; die meiſten derſelben hielten zur demokratiſchen Partei, welche jedoch von manchem dieſer Bundesgenoſſen durch Unverſtand und Roheit in ihren Intereſſen vielmehr beeinträchtigt als gefördert wurde. Die ältern hamburger und bremer Blätter gebrauchten die neue Freiheit mit einer großen Mäßigung, die ihnen allerdings ſchon durch den Geiſt der wohlhabenden Kaufmannswelt, welche den größten Theil ihres Publicums bildete, zum Geſetz gemacht wurde. Alle großen Zeitungen **Hamburgs** und **Bremens** bekannten ſich entweder offen zu der erbkaiſerlichen Partei, oder neigten ſich doch unverkennbar zu derſelben hin. Später fand auch die Union bei ihnen eine lebhafte Unterſtützung, und ihre Hoffnungen auf Preußen ſind heute noch nicht ganz erloſchen.

Auch die **ſchleswig-holſteinſchen**, **hannoverſchen** und **braunſchweigſchen** Zeitungen ſchloſſen ſich der Mehrheit der Nationalverſammlung und den in der Paulskirche herrſchenden Ideen im Allgemeinen an. In den Herzogthümern trug indeſſen die „Norddeutſche freie Preſſe" die republikaniſchen Grundſätze ihres Redacteurs **Olshauſen** offen zur Schau. Die aus der hannoverſchen „Morgenzeitung" entſtandene „Zeitung für Norddeutſchland" opferte ihre demokratiſchen Neigungen dem in der Paulskirche ausgeſprochenen Nationalwillen, ihr damaliger Redacteur **Althaus** zog ſich eine ſchwere Verurtheilung dadurch zu, daß er das Volk für die Reichsverfaſſung in die Waffen rief. Unter dem Miniſterium Münchhauſen ſtimmte die „Zeitung für Norddeutſchland" ihren demokratiſchen Ton bedeutend herunter und ſtellte ſich mehr und mehr auf einen particulariſtiſch hannoverſchen Standpunkt. Die im Anfange des Jahres 1850 neben der „Zeitung für Norddeutſchland" entſtandene „Preſſe" wußte ſich bei großer Friſche des Geiſtes und einer für die Zeitläufe ſehr verwegenen Sprache gleichfalls nicht ganz frei zu halten von der Vorſtellung, daß ſich in und für Hannover retten laſſe, was man in und für Deutſchland verloren geben müſſe, ein Irrthum, deſſen Wirkungen wir gerade in Hannover für gefährlicher halten als an jedem andern Punkte, München vielleicht ausgenommen.

Die braunſchweigiſche „Deutſche Reichs-Zeitung“ ihrerſeits, nachdem ſie gut erbkaiſerlich geweſen und dann eifriger als irgend ein anderes Blatt für die Union geſprochen hatte, ging, als alle auf Preußen geſetzten Erwartungen fehlgeſchlagen, mit fliegender Fahne in das demokratiſche Lager über, in welchem ſie ſeitdem einen der wichtigſten Poſten behauptete, bis ſie vor kurzem mitten auf dieſem Wege plötzlich wieder Halt machte. In Folge deſſen trat der bisherige Redacteur, Baumgarten, zurück.

In Sachſen ſchoß in der Temperatur des Jahres 1848 eine dichte Saat demokratiſcher Localblätter hervor, die indeſſen nach dem Aufſtande im Mai 1849 in raſcher Folge theils eingingen, theils durch allerlei Polizeimittel unterdrückt wurden. Im Gegenſatze dazu ſchuf ſich auch die gemäßigte und deutſch-nationale Partei mehrere Organe, die jedoch ebenſo wenig einen mehr als localen Einfluß gewannen. Dagegen gab ſich das wichtigſte Blatt Sachſens, die „Deutſche Allgemeine Zeitung“, unter der Redaction des Herrn Kaiſer, dem unmittelbarſten öſtreichiſchen Einfluſſe hin. Seit der Beſeitigung des Herrn Kaiſer lenkte die „Deutſche Allgemeine Zeitung“ wieder ein in das Geleis einer freiſinnigen Oppoſition, die jedoch in ihren Mitteln durch polizeiliche Willkür ſehr beſchränkt iſt.

Das wichtigſte Organ der bairiſchen Preſſe, die „Allgemeine Zeitung“, haben wir bereits beſprochen. Als Mitbewerberin derſelben verſuchte eine „Conſtitutionelle Zeitung“ aufzutreten, die indeſſen weder in Augsburg noch in München feſten Fuß zu faſſen vermochte, ſondern kurze Zeit nach ihrer Ueberſiedelung nach der Hauptſtadt zu Grunde ging. Die „Augsburger Abendzeitung“ dagegen, ein Blatt ohne Charakter und Gehalt, welches lediglich von Plünderung lebt, thut es vermöge ihres niedrigen Preiſes der „Allgemeinen Zeitung“ an Abonnentenzahl beinahe gleich. Die Auflage der letztern, um dies nachträglich zu erwähnen, ſtieg 1848 und 1849 auf 11,000, eine Höhe, welche ſie nie zuvor erreicht hatte und von der ſie inzwiſchen um ein gutes Drittheil heruntergeſunken ſein mag.

Die ultramontane augsburger „Poſtzeitung“ zeichnet ſich vor andern Blättern ihrer Farbe durch eine gewiſſe Ehrlichkeit aus, welche wenigſtens dann und wann auch dem Gegner ſein Recht angedeihen läßt und die Rechtgläubigkeit nicht als den einzigen Maßſtab des Urtheils betrachtet. Leider pflegt dieſe intellectuelle Toleranz die erſte Regung nicht zu überdauern, vor welcher Talleyrand bekanntlich dringend warnte, weil ſie faſt immer gut ſei. Nach reiferer Erwägung, oder ſobald die äußern Einflüſſe Zeit gehabt haben auf ſie zu wirken, ändert die „Poſtzeitung“ regelmäßig ihre Anſicht oder wenigſtens ihre Sprache, um in den Ton der übrigen Organe des Ultramontanismus einzuſtimmen.

Der Vertreter des proteſtantiſchen Intereſſes in Baiern, der „Nürnberger Correſpondent“, hielt ſich zur erbkaiſerlichen und unioniſtiſchen Partei, bis die Regierung einen Redactionswechſel erzwang, welcher das fränkiſche Blatt zur bairiſchen Geſinnungstüchtigkeit zurückführen ſollte.

Das Muſterbild dieſer Eigenſchaft gab und gibt die „Neue Münchener Zeitung“, das halbamtliche Blatt, in welchem Herr von der Pfordten ſeinen bairiſchen Patriotismus und eine Staatsweisheit leuchten läßt, um welche ihn Herr von Abel beneiden könnte.

Die einflußreichſten Zeitungen Baierns ſind ohne Zweifel die kleinen Volksblätter, die außerhalb der Grenzen des Landes kaum dem Namen nach bekannt ſind, die aber, zumal in München und in Altbaiern überhaupt, ein ſehr zahlreiches, aufmerkſames und dankbares Publicum haben. Wir nennen den „Landboten“, die „Landbötin“, den „Eilboten“, das „Volksblatt“, von denen die einen die Livree der Regierung und des Ultramontanismus, die andern die Farbe einer mehr oder weniger ſcharfen Oppoſition tragen. Verbreiteter als alle jene Parteiorgane aber ſind die ganz farb- und charakterloſen „Neueſten Nachrichten“, in denen man die telegraphiſchen Depeſchen und ſonſtigen wichtigern Mittheilungen der andern Zeitungen auf einem Quartblättchen beiſammen findet, das denn freilich zu dem allerniedrigſten Preiſe abgegeben werden kann. Die Zahl der demokratiſchen Blätter iſt übrigens in Baiern wie im übrigen Deutſchland beträchtlich zuſammengeſchmolzen, und in Rheinbaiern insbeſondere iſt außer der kleinen, von Herrn *Kolb* redigirten „Speierer Zeitung“ kaum ein einziges Oppoſitionsblatt übrig geblieben.

Die *würtembergiſche* Preſſe hatte nach wie vor 1848 im Weſentlichen nur eine ſchwäbiſche Bedeutung. Keines der würtembergiſchen Blätter geht in irgend einer nennenswerthen Zahl von Exemplaren über die Grenzen des Landes hinaus, innerhalb derſelben iſt die Wirkung des Journalismus aber allerdings um ſo größer. Das würtembergiſche Hauptblatt, der „Schwäbiſche Merkur“, neigte ſich, ohne es gerade laut zu geſtehen, zu der erbkaiſerlichen Partei hin, welcher nach Vollendung und Verkündigung der Reichsverfaſſung faſt ganz Würtemberg beitrat wie Ein Mann. Um dieſer Richtung entgegenzuarbeiten, wurde von der Regierung der „Würtembergiſche Staatsanzeiger“ gegründet, von deſſen Wirkſamkeit indeſſen nicht viel hat verlauten wollen. Erfolgreichere Dienſte leiſtete der Regierung die, 1849 nach Stuttgart verlegte, „Ulmer Kronik“, die unter der Redaction eines bekannten Exrepublikaners die Sache der monarchiſchen Ruhe und Ordnung mit Renegateneifer vertheidigt. Daß die demokratiſche Preſſe in Würtemberg, mit dem „Beobachter“ an der Spitze, nicht feierte, ſolange ſie freie Hand hatte, bedarf kaum der Bemerkung. Zur Ehre der würtembergiſchen Regierung mag hinzugefügt werden, daß ſie weniger als irgend eine andere zu willkürlichen und geſetzwidrigen Mitteln der Verfolgung des Journalismus gegriffen hat. Die altliberale Partei, welche durch die von ihr ausgeführte Sprengung des ſtuttgarter Rumpfparlaments einen letzten ſchweren Stoß erhalten hatte, ſchuf ſich im Sommer 1849 in der

„Würtembergiſchen Zeitung“ ein Organ, welches eine größere Beachtung verdiente als ihm zu Theil wurde. Die „Würtembergiſche Zeitung“ brachte oft ausgezeichnete Arbeiten aus der Feder Römer's, allein die Volksgunſt hatte Römer verlaſſen, und man wendete das Ohr weg, wenn er ſprach.

Der Beſtand und die Haltung der badiſchen Preſſe wurde durch das Jahr 1848 nicht weſentlich verändert. Die radicalen badiſchen Blätter hatten ſchon vor den Märztagen eine Redefreiheit genoſſen, welche durch die Aufhebung der Cenſur nicht bedeutend erweitert werden konnte, und überdies waren damals bereits ſo viele Zeitungen vorhanden, als das Leſe- und Parteibedürfniß des Landes erforderte. Nach wie vor dem März ſtanden an den beiden Endpunkten des Landes, in Manheim und Konſtanz, die „Abendzeitung“ und die „Seeblätter“ an der Spitze der demokratiſchen Oppoſition. Das „Manheimer Journal“ dagegen ging mit der erbkaiſerlichen Partei, und die halbamtliche „Karlsruher Zeitung“ zeigte ſich derſelben wenigſtens keineswegs feindlich. Mit der Beſiegung des Maiaufſtandes hörte alle Selbſtändigkeit der Preſſe in Baden auf, und man kann ſagen, daß in den drittehalb Jahren, die inzwiſchen unter der Herrſchaft des Belagerungszuſtandes verfloſſen ſind, kein einziges Blatt ungeſtraft eine Meinung gehabt hat, die der Polizei oder der Militärbehörde im Mindeſten anſtößig hätte erſcheinen können. Was die „Karlsruher Zeitung“ betrifft, ſo iſt dieſelbe in die plumpſten Hände gelegt, die jemals eine Redaction geführt haben, und die badiſche Regierung verliert durch die Taktloſigkeit ihrer Freunde und Diener in der Preſſe mehr, als ſie dadurch gewinnen kann, daß ſie den Haß ihrer Gegner zum Schweigen gebracht.

Es bleibt uns übrig, von der öſtreichiſchen Preſſe zu ſprechen. Man kann von derſelben ſagen, daß ſie durch das Jahr 1848 überhaupt erſt ins Leben gerufen wurde. Der politiſche Journalismus in Oeſtreich beſchränkte ſich bis dahin auf eine kleine Zahl von Blättern, die größtentheils unter der unmittelbaren Leitung der Regierung ſtanden, jedenfalls durch die Cenſur mit einer beiſpielloſen Strenge überwacht wurden. Die freiſinnigen Zeitungen des übrigen Deutſchlands waren in Oeſtreich verboten, und die „Allgemeine Zeitung“, welche in dem Kaiſerſtaate zugelaſſen und ſehr verbreitet war, mußte dieſe Gunſt und dieſen Vortheil dadurch erkaufen, daß ſie unter der Rubrik Oeſtreich auf jedes verfängliche Wort verzichtete, überdies ihre Spalten der wiener Cabinetspolitik zur Verfügung hielt, die ſich des augsburger Blattes in manchen kritiſchen Augenblicken und Fällen bediente, um dem öffentlichen Urtheile die Geſichtspunkte anzudeuten, aus denen ſie Menſchen, Ereigniſſe und Zuſtände aufgefaßt wiſſen wollte.

Der in Trieſt erſcheinende „Lloyd“ war das einzige Blatt in ganz Oeſtreich, welches, dank der Einſicht und Toleranz des dortigen Statthalters, Grafen Stadion, ein eigenes Urtheil haben, ein ſelbſtändiges Wort ſprechen, hier und da ſogar ein wenig Oppoſition machen durfte. Indeſſen der „Lloyd“ war vorzugsweiſe Handelsblatt und als ſolches wenig verbreitet im öſtreichiſchen Binnenlande; dieſer doppelte Umſtand, ohne welchen man das trieſter Blatt und den Grafen Stadion von Wien aus ſchwerlich würde haben gewähren laſſen, machte dem „Lloyd“ unmöglich, einen merklichen Einfluß auf die politiſche Meinung des Landes auszuüben.

Im März 1848 brach die Preßfreiheit über Oeſtreich herein wie ein Dieb in der Nacht. Bis dahin hatte Niemand in Oeſtreich die Preßfreiheit auch nur zu hoffen, geſchweige zu verlangen gewagt, Niemand war auf dieſelbe vorbereitet, das Publicum war ihr ebenſo wenig gewachſen wie der Journalismus ſelbſt — kurz, man wußte nicht recht, wie das als unſchätzbar geprieſene neue Beſitzthum nun eigentlich zu verwerthen oder zu verwenden ſei. Kein Wunder, daß die erſten ſelbſtändigen Schritte der des Gängelbandes gewohnten Preſſe ſehr unſicher waren. Nachdem man ſich von der erſten Ueberraſchung erholt, legte man eilfertig Hand an die Feder, und bald regnete es Flug- und Tagblätter in den Straßen von Wien, aber ſie waren faſt ausſchließlich das Werk blutjunger Leute und unklarer Köpfe, deren politiſche Studien und Erfahrungen und publiciſtiſche Verſuche nicht über den 13. März hinausreichten. Die erſte lebensfähige Zeitung wurde durch den frühern Redacteur des trieſter „Lloyd“, Herrn von Schwarzer, unter dem Namen der „Oeſtreichiſchen Allgemeinen Zeitung“ gegründet. Herr von Schwarzer konnte zwar ſelbſt nicht ſchreiben, aber er verſtand es, geeignete Leute aufzufinden und heranzuziehen, und bald gruppirten ſich um ihn die beſten publiciſtiſchen Köpfe, welche Wien aufzuweiſen hatte — was denn freilich immer noch nicht viel bedeuten wollte. Nach Plan, Zweck und Syſtem der „Oeſtreichiſchen Allgemeinen Zeitung“ durfte man nicht fragen, denn, was man wolle und könne und ſolle, das wußte überhaupt Niemand in der ganzen öſtreichiſchen Bewegungspartei. Die conſtitutionelle Monarchie auf breiteſter demokratiſcher Grundlage wurde freilich bald der allgemeine Wahlſpruch, allein bei dieſen Worten dachte ſich wo möglich Jedermann etwas Anderes oder auch gar nichts.

Im Laufe des Sommers 1848 traten dem Schwarzer'ſchen Blatte mehrere überlegene Mitbewerber entgegen, Zeitungen, deren Stärke weſentlich in ihren fremden oder doch durch fremde Schulen gegangenen Mitarbeitern ruhete. Herr Kuranda, längſt als einer unſerer gewandteſten Journaliſten bekannt, gründete die „Oſtdeutſche Poſt“, die indeſſen durch alle Hülfsmittel des geſchmeidigen Talentes ihres Redacteurs den Mangel eines ernſtlichen Willens und eines deutlich erkannten Zieles nicht verhüllen konnte. Ein raſcheres Glück machte die „Preſſe“, angeblich von Herrn Landſteiner, in Wirklichkeit aber von ihrem Eigenthümer, Herrn Zang, redigirt, einem Manne, welchem Literatur und Publiciſtik bis dahin völlig fremd geweſen waren, der ſich aber dieſer unbekannten Werkzeuge mit dem ſichern Griffe des Geſchäftsmannes zu bemächtigen, ſie als Welt- und Menſchenkenner ebenſo geſchickt wie erfolgreich zu handhaben wußte. Endlich wurde auch der „Lloyd“ von Trieſt nach Wien verlegt, wo er, ſolange Herr Bodenſtedt die Redaction deſſelben führte, ſeinem alten Rufe Ehre machte.

Außer den genannten Zeitungen gab es noch eine Unzahl großer und kleiner Blätter in der öſtreichiſchen Hauptſtadt, Blätter, welche zum Theil einen ſtarken Abſatz hatten und einen bedeutenden Einfluß auf die Jugend und auf die untern Volksclaſſen ausübten; aber die „Oeſtreichiſche Allgemeine Zeitung“, die „Oſtdeutſche Poſt“, die „Preſſe“ und der „Lloyd“ faßten ſo ziemlich die geſammte politiſche Erfahrung und Einſicht des wiener Journalismus in ſich zuſammen. Sie kannten die Bildungszuſtände und die ſtaatlichen Bedürfniſſe Oeſtreichs zu gut, um nicht beſcheiden in ihren politiſchen Anſprüchen zu ſein, und ſie blieben dieſer Mäßigung auch während der Octoberrevolution getreu, deren Mislingen ſie natürlich vorausſahen und der namentlich die „Preſſe“ mit großer Unerſchrockenheit die Spitze bot.

Nachdem das kaiſerliche Heer als Sieger in Wien eingezogen war, wurde die Preſſe zwar unter das Kriegsgeſetz geſtellt, aber der Grundſatz ihrer Freiheit galt einſtweilen noch für unantaſtbar. Der Fürſt Windiſch-Grätz, als Eroberer der nach hartnäckigem Aufruhr eroberten Hauptſtadt, wagte gegen die Preſſe nicht halb ſo viel, als der oberſte Beamte der franzöſiſchen Republik am 2. December mitten aus dem Frieden heraus gegen dieſelbe gefrevelt hat. Am allerwenigſten dachte man daran, den Schimpf der Cenſur zu erneuern, obgleich dieſelbe noch vor wenigen Monaten für eine unentbehrliche Säule des öſtreichiſchen Staatsweſens gegolten hatte. Die Zeitungen wurden einer nach den Umſtänden zu bemeſſenden Selbſtcenſur anheimgegeben und, wenn dieſe nicht mit der hohen Orts erforderten Strenge verfuhr, im Bereiche des Belagerungszuſtandes verboten.

Dieſe Maßregel traf namentlich die „Preſſe“, welche in Folge davon nach Brünn überſiedelte, von dort aus eine erbitterte Oppoſition begann und allen Schwierigkeiten zum Trotze ein ganzes Jahr lang fortführte. Obgleich auf einen kleinen Theil der öſtreichiſchen Monarchie beſchränkt, die ſich zu zwei Drittheilen im Belagerungszuſtande befand, behauptete ſich die „Preſſe“ im Beſitze von 8—10,000 Abonnenten, und die Regierung konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich dieſer beſchwerlichen Gegnerin durch einen brutalen Gewaltſtreich zu entledigen. Endlich fand man Mittel, den brünner Drucker ſo weit einzuſchüchtern, daß er dem Zang'ſchen Blatte ſeine Preſſe entzog, was dann das Aufhören ſeines Erſcheinens zur Folge hatte. Erſt anderthalb Jahre ſpäter gelang es Herrn Zang, ſeinen Frieden mit der Regierung zu machen und ſich die Erlaubniß zur Fortſetzung ſeines Blatts in der immer noch im Belagerungszuſtande befindlichen Hauptſtadt zu erwirken. Die ſeit dem vorigen Sommer wieder in Wien erſcheinende „Preſſe“ iſt begreiflicherweiſe viel weniger kriegeriſch als ſie ihrerzeit in Brünn war, aber die damals erworbene Popularität ſcheint ihr bisjetzt geblieben zu ſein.

Herr Landſteiner, welcher ſich von der „Preſſe“ ſchon vor deren Ueberſiedelung nach Brünn losgeſagt hatte, unternahm die Gründung eines neuen Blattes, der „Oeſtreichiſchen Reichszeitung“, das indeſſen bei ſeiner unfähigen, nur durch Breite und Charakterloſigkeit ſich auszeichnenden Redaction, trotz nachdrücklicher Unterſtützung durch die wiener Bankherren, keine Verbreitung und keinen Einfluß gewinnen konnte und noch vor Ende des vorigen Jahres wieder eingehen mußte.

Die „Oeſtreichiſche Allgemeine Zeitung“ nahm den Namen des „Wanderer“ an. Mit dem Wechſel des Namens trat für das Schwarzer'ſche Blatt ein vollſtändiger Bruch mit ſeiner eigenen Vergangenheit ein; ſtatt ſeiner frühern tiefſinnigen Unterſuchungen über die tranſcendentalen Zwecke des Staats beſchränkte es ſich von nun an auf die Erörterung der Geſetzgebung über den Hauſirhandel und andere Gegenſtände von ähnlichem Belang. Die „Oſtdeutſche Poſt“ befleißigte ſich nicht minder der größten Anſpruchsloſigkeit, Ruhe und Ordnungsliebe, und, wenn ſie ſich ja einmal erwärmen und hinreißen ließ, ſo geſchah es nur durch die Wallungen des öſtreichiſchen Patriotismus. Obgleich aber beſagter Patriotismus die „Oſtdeutſche Poſt“ in gewiſſen Fällen ſogar zu wahrhaft heldenmüthigen Entſchlüſſen begeiſterte, gelang es ihr doch nicht, ſich die Gunſt und das Vertrauen der Regierung zu erwerben, welche vielmehr alle Hingebung des Herrn Kuranda damit belohnte, daß ſie ihn nöthigte, die Redaction niederzulegen und Wien zu verlaſſen.

Der „Lloyd“ kam kurz nach Beendigung des Octoberaufſtandes in die Hände des Herrn Warrens, eines Mannes, deſſen bedeutende Fähigkeiten leider mit einer Gewiſſenloſigkeit ohne Gleichen verbunden ſind. Andere Blätter, um der Ludwig Bonaparte begünſtigenden Politik der Cabinete den Hof zu machen, entſchuldigten die Confiscation der Orleans'ſchen Güter als eine Forderung der Staatsklugheit; der „Lloyd“ rechtfertigte und pries jenen Raub als eine Handlung hoher Sittlichkeit, als eine von der öffentlichen Moral gebieteriſch erheiſchte Sühne des Unterſchleifs, welchen Ludwig Philipp durch die Schenkung vom 7. Auguſt auf Koſten der franzöſiſchen Nation begangen habe. Selbſt das Jeſuitenblatt in Köln, ſo ſtark es auch iſt in der Verrenkung der Begriffe von Recht, Sittlichkeit und Pflicht, ſelbſt die „Volkshalle“ hat Urſache, auf dieſen Meiſterſtreich des „Lloyd“ eiferſüchtig zu ſein.

Ueber die Geſchichte der Provinzialpreſſe in Oeſtreich haben wir nichts hinzuzufügen. Sie blieb im Allgemeinen nach 1848 ebenſo unbedeutend, wie ſie vorher geweſen; die wenigen Organe derſelben, welche überhaupt eine Erwähnung verdienen, haben bereits in dem frühern Aufſatze die geeignete Beſprechung gefunden.

Geſchrieben im Frühjahr 1852.

Zwingli und sein Antheil an der Reformation.

Es iſt eine in der Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Volks zwar ſchon öfters bemerkte, aber noch keineswegs genug hervorgehobene und gewürdigte Thatſache, daß ſich in entſcheidenden Zeiten, wann ſich ſein Geſchick zu erfüllen zu wollen ſcheint, ſtets zwei Richtungen, gewöhnlich dargeſtellt in zwei großen Perſönlichkeiten, feindlich gegenüberſtehen, ja nicht ſelten ſich bekämpfen, wodurch die Vereinigung aller Kräfte zu einer gemeinſam deutſchen That verhindert wird. Man denke nur an Hermann den Cherusker, den früheſten Stifter einer freien Eidgenoſſenſchaft der deutſchen Volksſtämme, und an Marbod, den erſten Gründer einer Monarchie in Deutſchland; an den Hohenſtaufen Friedrich Barbaroſſa, welcher die Macht und Würde des römiſchen Reichs deutſcher Nation wiederherzuſtellen trachtete, und an den Welfen Heinrich den Löwen, den gewaltigen Vertreter deutſcher Sonderthümlichkeit, in dem Erbfürſtenthum dargeſtellt. Und wer hat die Tage unſerer letzten Erhebung und unſers unglückſeligen Falls handelnd oder duldend mit erlebt, dem ſich die Wahrheit dieſer Bemerkung nicht mit unwiderſtehlicher Gewalt aufgedrängt hätte?

Wenn aber irgend eine Strebung hervorging aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volks, wenn ſich in irgend einer Phaſe ſeiner Entwickelung ſeine ganze reiche Eigenthümlichkeit klar und mächtig entfaltete, wenn alſo irgend eine That eine wahrhaft volksthümliche genannt werden darf, ſo iſt es die Reformation des 16. Jahrhunderts. Und gerade in ihr tritt alles Das ins hellſte Licht, was die entſcheidenden Zeitepochen unſerer Geſchichte in den ſich bildenden Gegenſätzen kennzeichnet. Von dieſem Standpunkte gewürdigt, wird darum eine Schilderung Huldreich Zwingli's, ſeiner Beſtrebungen für die Reformation und ſeiner Beziehungen zu Deutſchland nicht nur die mannichfachſten Belege für die aufgeſtellte Behauptung darbieten, ſondern auch einen reichen Beitrag liefern zur Ergründung der Urſachen unſers nationalen Mißgeſchicks.

Das 16. Jahrhundert verſprach in ſeinen Anfängen für Deutſchland ein heil- und ſegenbringendes zu werden. Der Nationalwohlſtand hatte ſich, beſonders in den Reichsſtädten, durch Zuſammentreffen günſtiger Handels- und Gewerbeverhältniſſe mächtig gehoben; der Bürgerſtand und ſelbſt der Adel lernte das Bedürfniß geiſtiger Bildung kennen und empfinden, und dieſem Bedürfniſſe kam das neu erwachte Studium der claſſiſchen Werke des Alterthums in entſprechendſter Weiſe entgegen, ganz geeignet, den Geiſt zu erhellen und das Gemüth zu erwärmen. Die Ideen und Gefühle der Zeitgenoſſen geriethen in eine gewaltige Gährung. Zum erſten Male wieder ſeit langer Zeit erwachte im deutſchen Volke ein Nationalbewußtſein und zugleich damit der Drang nach einheitlicher Leitung ſeiner Angelegenheiten, nach Concentration der Regierungsgewalt.

Sobald aber das deutſche Volk ſich in ſeiner Einheit zu erkennen und zu begreifen begann, mußte es ſich ſeine Befreiung von auswärtigen Einwirkungen als erſte und höchſte Aufgabe ſtellen. Nun hatte ſeit längerer Zeit Niemand ſo entſcheidenden Einfluß auf die innern Verhältniſſe der Deutſchen ſowol in Beziehung auf den Staat, als auf den Einzelnen beanſprucht und geübt, als der römiſche Papſt. Gegen ihn mußten ſich daher die erſten Angriffe richten. Anfänglich, wo dieſe von den Reichsſtänden, beſonders dem Rathe der Kurfürſten und Fürſten ausgingen, betrafen ſie mehr die äußern Verhältniſſe. Man klagte über die Erpreſſungen der päpſtlichen Schatzkammer durch Annaten, Pallien- und Dispenſationsgelder, für welche jährlich ungeheure Summen aus Deutſchland nach Rom floſſen, ſprach wol auch von dem anſtößigen Lebenswandel der Geiſtlichen, wodurch der gemeine Mann geärgert und in ſeinem Glauben geirrt werde. Dieſer Glaube ſelbſt aber und ſeine Entſtellung kam noch faſt gar nicht in Betracht. Doch die Bewegung, welche zuerſt die höhern Kreiſe ergriffen hatte, theilte ſich bald auch den mittlern und niedern Ständen mit. Auch dieſen ging das Nationalbewußtſein auf, auch ſie fühlten ſich tief verletzt durch die römiſch-katholiſche Ausprägung, die das Chriſtenthum in der Glaubenslehre wie in den kirchlichen Gebräuchen erfahren hatte.

Gerade um dieſe Zeit geſchah es, daß der päpſtliche Stuhl zu Rom in keckem Uebermuthe dem eben neu erwachenden Geiſte und dem tief frommen Gemüthe des deutſchen Volks in dem ſchamlos getriebenen Ablaßhandel Trotz bot und ſo einen Kampf heraufbeſchwor, in welchem der Gegenſatz deutſcher Volksthümlichkeit zum römiſchen Papſtthum klar hervortrat. An zwei verſchiedenen Orten zugleich ward der von Rom hingeworfene Fehdehandſchuh aufgenommen, zu Wittenberg und zu Zürich; es geſchah durch zwei Männer, Luther und Zwingli, in welchen, bei gleich hohen Geiſtesanlagen, gleich warmem Gemüthe und gleich ſtarkem Willen, das deutſche Weſen doch nach zwei verſchiedenen Seiten hin zur Erſcheinung kam.

Am 1. Januar 1484, alſo nur anderthalb Monate nach Luther, wurde Huldreich Zwingli zu Wildenhaus im Toggenburgiſchen geboren. Sein Vater lebte in Anſehen und Wohlſtand; als Ammann ſeiner Gemeinde war er beeifert, dieſe von den drückenden Feudallaſten, wozu ſie dem Abte von St.-Gallen verpflichtet war, zu befreien. In der ſtärkenden Alpenluft, zwiſchen hohen Bergen und grünenden Matten wuchs der Knabe friſch und fröhlich heran, Geiſt und Körper gediehen gleich gut. Die trefflichen Anlagen, die er früh zeigte, bewogen ſeinen Vater, ihn für den geiſtlichen Beruf zu beſtimmen, zumal da die nächſten Verwandten ebenfalls dieſem Stande angehörten. In ſeinem zehnten Jahre kam Huldreich in die lateiniſche Schule zu Baſel, und bald darauf ging er nach Bern, wo ihn Wölfli (Lupulus) in das Studium der alten Claſſiker einführte. Seine Mußſtanden erheiterte er durch Muſik, indem er die Behandlung aller zu ſeiner Zeit bekannten Inſtrumente erlernte. Damals mag es wol geweſen ſein, daß ihm, wie er ſelbſt erzählt, bei dem erſten Erwachen des Nachdenkens über öffentliche Dinge der Gedanke aufſtieg, ob nicht die Lüge eigentlich härter zu beſtrafen wäre als der Diebſtahl, da Wahrhaftigkeit die Mutter und Quelle aller Tugenden ſei. Schon jetzt verſprachen des angehenden Jünglings ſich raſch entfaltende Talente ſo viel für die Zukunft, daß die hier in hoher Geltung ſtehenden Dominicanermönche einen Verſuch machten, ihn für ihren Orden zu gewinnen; doch ſein eigener guter Genius und des Vaters und Oheims Warnungen ließen ihn dieſer Lockung widerſtehen. Die eifrige Hingabe an das Studium der Philoſophie und des claſſiſchen Alterthums, dem er ſich mehre Jahre lang auf der Univerſität Wien widmete, diente dazu, ſeinen Geiſt zu bilden und zu kräftigen, ſein Gemüth zu erwärmen und zu veredeln.

Von der Univerſität zurückgekehrt, verweilte er kurze Zeit im älterlichen Hauſe und übernahm dann eine Lehrerſtelle an der Martinsſchule zu Baſel, wobei er aber zugleich die eigenen Studien in Verbindung mit Leo Judä, einem Alters- und Strebegenoſſen, mit welchem er Freundſchaft fürs Leben ſchloß, eifrigſt fortſetzte. Hierzu bot den beiden ſtrebſamen Jünglingen der Unterricht Thomas Wittenbach's, der eben von Tübingen nach Baſel übergeſiedelt war, eine wohlbenutzte Gelegenheit dar. Leo Judä ſagt hiervon: „Unter ſeiner Leitung gingen wir von den ſchönen Wiſſenſchaften, in denen er ebenfalls Meiſter war, zu dem ernſten Studium der heiligen Schriften über. Voraus ſah ſein Scharfſinn die Ereigniſſe der kommenden Jahre, den Sturz päpſtlichen Ablaſſes, anderer grundloſer Lehren, durch welche Rom Jahrhunderte lang die unwiſſende Menſchheit in Feſſeln gehalten. Von ihm empfingen wir, was wir an gründlichem Wiſſen beſitzen, und ihm bleiben wir zeitlebens dafür verpflichtet.“

So, in jeder Beziehung wohl vorbereitet, trat Zwingli in den geiſtlichen Stand ein, indem er 1506, in ſeinem 22. Jahre, zum Pfarrer in Glarus ernannt wurde. Von Natur heiter und einem fröhlichen Lebensgenuß keineswegs abgeneigt, vergaß er doch nicht des Lebens Ernſt und die Pflicht des Mannes, für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu wirken und für das als gut und wahr Erkannte muthig zu kämpfen, und ſo beginnt ſchon hier ſeine reformatoriſche Thätigkeit. Durch ſeine Lebensſtellung war es bedingt, daß ſie eine doppelte wurde. Zwingli war Bürger eines freien Gemeinweſens und fühlte als ſolcher ſich verpflichtet, für deſſen Beſtes zu wirken, ſchädlichen Misbräuchen entgegenzutreten, wie er andererſeits als Geiſtlicher ſich berufen erachtete, über die Reinheit der chriſtlichen Lehre zu wachen und für deren Herſtellung zu ſtreiten. Es lag für ihn in dieſer Wirkſamkeit nach zwei Seiten hin, welche aus einer gemeinſamen Quelle floß, kein Gegenſatz; für ihn waren, wie dies die ſpäter von ihm in Zürich durchgeführte Neugeſtaltung der Kirche zeigt, Staat und Kirche

Eins, ihr gemeinſamer Repräſentant die Gemeinde und die daraus hervorgegangene Obrigkeit.

Um dieſe Zeit begannen die ſchlimmen Folgen eines ſchnöden Misbrauchs an den Tag zu treten, der ſich aus den Zeiten Ludwig's XI. von Frankreich herſchrieb. Seit den Verträgen, die dieſer argliſtige König mit den Schweizern abgeſchloſſen hatte, war es Sitte geworden, daß ausländiſche Fürſten ihre Söldner in der Schweiz anwarben und an die für dieſe Zwecke thätigen und einflußreichen Männer Jahrgelder zahlten. Ganze Familien bezogen ſolchen Sold von fremden Mächten. Die häufigen italieniſchen Kriege ſteigerten dieſes Unweſen auf den höchſten Grad. Abgeſehen von der Unſittlichkeit deſſelben und der Entwürdigung, welche für den Bürger eines freien Staats darin liegt, wenn er um Gold ſein Blut und Leben für fremde Zwecke verkauft, wurde auch das Vaterland dadurch einer Anzahl ſeiner kräftigſten Söhne beraubt und ſeine eigene Unabhängigkeit aufs höchſte gefährdet, zu geſchweigen der Nachtheile, welche der Einfachheit und Sittenreinheit des ſchweizeriſchen Lebens durch die Einführung fremder Laſter und ausländiſcher Ueppigkeit drohte. Zwingli, der mehrmals ſelbſt das Banner von Glarus, ſeiner Pflicht als Hauptgeiſtlicher gemäß, auf den italieniſchen Feldzügen begleitete, erkannte frühe alle die unglücklichen Folgen dieſes Unweſens und begann alsbald ſich in entſchiedener Weiſe gegen daſſelbe zu erklären. Wenn man bedenkt, daß es bis jetzt den angeſtrengteſten Bemühungen patriotiſcher Männer noch nicht gelungen iſt, die freie Schweiz von der Schmach zu befreien, daß ihre Söhne für ſchnöden Sold gegen die Freiheit der Völker kämpfen, ſo muß man den Muth bewundern, mit welchem der junge Pfarrer von Glarus ſchon damals dagegen auftrat. Schon in den Jahren 1510 und 1511 erſchienen zwei Gedichte von ihm: „Das Labyrinth“ und „Ein fabeliſch Gedicht von einem Ochſen und etlichen Thieren“, worin er mit Wärme und Feuer, aber auch mit Spott und Ironie gegen das Söldnerweſen und die Jahrgelder eifert.

Wol erkannte der geſunde Sinn des Volks das Schmähliche und Schändliche dieſes Treibens, und es fanden ſelbſt in mehrern Städten, wie in Luzern, Solothurn, Bern und Zürich, gewaltſame Auftritte gegen „die Deutſchfranzoſen und Kronenfreſſer“ ſtatt; an manchen Orten mußten die großen Räthe „Miethe und Gaben“ verſchwören; ſelbſt auf der Tagſatzung ſprach man ſich dagegen aus. Allein der Vortheil gerade der einflußreichſten Männer und der vielvermögendſten Geſchlechter redete zu laut dafür, und immer fanden ſich thatkräftige, ehr- und goldbegierige Jünglinge und Männer, die ſich gerne anwerben ließen. Je mehr dagegen geeifert wurde, um ſo enger ſchloſſen ſich die Betheiligten aneinander, und es bildete ſich ſo eine wohlgegliederte Partei, welche ihren Einfluß über alle Orte der Eidgenoſſenſchaft erſtreckte und nicht nur mit Schlauheit und Liſt alle Beſtrebungen der Gegner zu vereiteln wußte, ſondern auch durch ihre enge Verbindung und die Macht, die ſie allerwärts übte, ſelbſt die allgemeine Freiheit zu gefährden drohte. Man kann ſich leicht denken, mit welchen Waffen dieſe Partei gegen Zwingli kämpfte. Schlecht gezieme es dem Pfarrer, ſagte man, ſich in Staatshändel zu mengen; dem Bauernſohn aus der Fremde ſtehe es ebenſo wenig an, die Großen des Landes, die alten Geſchlechter anzugreifen und zu verleumden. Das Ende war, daß Zwingli ſich genöthigt ſah, Glarus zu verlaſſen und ein Vicariat im Kloſter Einſiedeln anzunehmen; die Achtung und das Wohlwollen des größten Theiles der Gemeinde von Glarus folgte ihm.

In Einſiedeln, einem vielbeſuchten Wallfahrtsorte, war es, wo Zwingli ſeine reformatoriſche Thätigkeit auch nach der andern Seite, der kirchlichen, wandte.

Noch in Glarus hatte er mit Eifer das Studium der alten Claſſiker fortgeſetzt und beſonders dem Griechiſchen großen Fleiß zugewendet. Der hohe Geiſt und der reine Sinn für das Natürliche und Wahre, der dieſe Schriften kennzeichnet, ſprach ihn lebhaft an und erfüllte ihn mit warmer Begeiſterung. Schon erhob er ſich auf einen Standpunkt, der weit über den Geiſt ſeiner Zeit hinausreichte. Der göttliche Geiſt, ſagte er, ſei nicht auf Paläſtina beſchränkt geweſen; auch Plato habe aus dem göttlichen Borne getrunken. Den Seneca nannte er einen heiligen Mann, und vor Allen verehrte er Pindar, der ſo erhaben von ſeinen Göttern rede, daß ihm eine Ahnung von der einen heiligen Gotteskraft beigewohnt haben müſſe; mit Dank erkannte er an, daß er von ihnen Allen gelernt, daß ſie ihn zur Wahrheit geführt.

In ſolchen Gedanken wendete er ſich nun der Heiligen Schrift zu und las das Neue Teſtament in der Ausgabe von Erasmus; ja er ſchrieb die Briefe des Apoſtels Paulus mit eigener Hand ab und fügte am Rande die Bemerkungen der vorzüglichern Ausleger bei. Wie er die Bibel las, erzählt er ſelbſt im Jahre 1522. „Ich habe wol ſoviel zugenommen in meinen jungen Jahren in menſchlicher Lehre, als irgend welche meines Alters, und als ich vor ſieben oder acht Jahren anhub, mich ganz an die Heilige Schrift zu laſſen, wollte mir die Philoſophie und Theologie immerdar einwerfen. Da kam ich zum Letzten dahin, daß ich gedachte: du mußt doch Alles laſſen liegen und die Meinung Gottes lauter aus ſeinem eigenen, einfältigen Wort lernen. Da hub ich an, Gott zu bitten um ſein Licht, und fing mir die Schrift viel lichter zu werden, wiewol ich ſie blos las, als hätte ich viel Commentarien und Ausſagen geleſen.“ Zu Glarus hielt er ſich noch in den Schranken der kirchlichen Lehre, in Einſiedeln aber war ſeine Ueberzeugung ſchon zu der Klarheit gediehen, daß er unverhohlen erklärte, das Papſtthum habe keinen Grund in der Schrift. Mit Vorſicht, doch mit Wärme und Klarheit ſprach er ſich in ſeinen Predigten gegen manchen kirchlichen Misbrauch aus und drang vor Allem bei Geiſtlichen und Weltlichen auf Verbeſſerung der Sitten und des Lebenswandels, denn nur dadurch, nicht durch äußere Werkheiligkeit könne man ſelig werden. So predigte Zwingli an einem Wallfahrtsorte, der Erfolg zeigte ſich darin, daß die Zahl der Wallfahrer ſich minderte, ja daß manche derſelben die mitgebrachten Geſchenke wieder zurücknahmen. Merkwürdig iſt es, daß er in den Anfängen ſeiner Wirkſamkeit von ſeinem Obern, dem Abte des Kloſters, eher gefördert als gehemmt wurde. Ja er bezog um dieſe Zeit ſelbſt noch eine kleine Penſion von dem Papſte und wurde von demſelben wegen ſeiner Tugenden und Verdienſte belobt. Der Biſchof von Konſtanz war es, welcher Zwingli bei ſeinen erſten Auftreten gegen den Barfüßermönch Samſon, der in der Schweiz den Ablaßhandel auf gleich ärgerliche Weiſe, wie Tetzel in Sachſen, betrieb, ermunterte und ihm Unterſtützung verhieß. Doch mußte hier, in einem Kloſter, ſeine Wirkſamkeit auf einen kleinen Kreis beſchränkt bleiben. Da eröffnete ſich ihm im Jahre 1519 durch ſeine Berufung an das große Münſter zu Zürich als Leutprieſter ein größeres Feld für ſeine Strebungen.

Hier trat er denn auch alsbald als kirchlicher Reformator auf. Die Predigt und die Wiedererweckung eines klaren Verſtändniſſes der Heiligen Schrift in der Gemeinde durch dieſelbe für die weſentlichſte und wichtigſte Verpflichtung ſeines chriſtlichen Berufs erklärend, veränderte er ſofort die gottesdienſtliche Einrichtung, indem er ſtatt des Vorleſens der ſogenannten Perikopen eine zuſammenhängende Erklärung des Neuen Teſtaments begann und damit allſonntäglich fortfuhr. Dabei unterſchied ſich ſeine Predigtweiſe merklich von der herkömmlichen Art, denn er betrachtete die Verhältniſſe und Zuſtände der Gegenwart im Lichte des Evangeliums, rügte und tadelte, was ihm anſtößig war, und ſchilderte die Fehler und Vergehen gewiſſer Perſonen oft ſo deutlich, daß Jedermann ſie erkannte. Dann ſagte er wol: „Nimms dich nicht an, frommer Mann“! Bald zeigten ſich die heilſamen Folgen von Zwingli's unerſchrockener Wirkſamkeit; die Zucht- und Sittenloſigkeit, die nach dem Zeugniſſe glaubwürdiger Zeitgenoſſen vor ſeinem Auftreten in arger Weiſe in Zürich herrſchte, nahm merklich ab. Man fing an ſich zu ſchämen, und der Scham folgte die Beſſerung. Und gerade jetzt, da ein reineres und ſittlicheres Leben ſich zu entfalten begann, kündigte Samſon ſeine Ankunft in Zürich an. Wiederum erhob ſich Zwingli gegen ihn, und die Stadtobrigkeit verbot dem unverſchämten Ablaßhändler den Eintritt in das züricher Gebiet. Die Tagſatzung wandte ſich an den Papſt, und Samſon erhielt von dieſem einen Verweis über die ärgerliche Art, wie er ſein Geſchäft betreibe, nebſt der ſtrengen Anweiſung, in allen Stücken den Eidgenoſſen, den geliebteſten Söhnen des Papſtes, unterthänig und zu Willen zu ſein. Vergleicht man das Verfahren des Papſtes hierbei mit der gegen Luther bewieſenen Härte, ſo wird man leicht einſehen, wie wichtig dem Papſte damals aus politiſchen Gründen das gute Vernehmen mit den Schweizern war.

Es war dies gerade die Zeit, da ſich ein Krieg über den Beſitz von Oberitalien zwiſchen dem neugewählten Kaiſer Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich vorbewirkte. Letzterer bot Alles auf, um die Bundesgenoſſenſchaft der Schweizer und die Erlaubniß zur Anwerbung von Söldnerſcharen in ihrem Gebiete zu erlangen. Wirklich gelang ihm dies auch nach und nach bei zwölf Cantonen; nur Zürich widerſtand den Lockungen. Zwar empfingen auch hier manche vornehme Familien im Geheimen trotz des geleiſteten Eidſchwurs von dem Könige Penſionen, und die übrigen Cantone drangen in Zürich, ſich nicht allein auszuſchließen. Zwingli predigte laut und unverhohlen gegen die heimlichen Ränke der Vornehmen, obwol er durch ſeine freimüthigen Reden bereits den Zorn der Geiſtlichen, ſelbſt der Chorherrn des Stifts, ſeiner Wahl- und Aufſichtsbehörde, gegen ſich gereizt hatte. Zwingli's Stimme drang durch, und mit Zuſtimmung aller Gemeinden und Unterthanenlande erklärte Zürich den zwölf Cantonen und dem Könige Franz, daß es fürſtlichen Jahrgeldern und fremden Bündniſſen hinfort zu entſagen in der Hoffnung auf Gottes Beiſtand unwiderruflich entſchloſſen ſei.

Der Zorn aller Derer in Zürich, die ſich oder ihre Verwandten durch dieſen kräftigen und männlichen Beſchluß in ihrem Intereſſe verletzt fühlten, wendete ſich nun gegen Zwingli, deſſen raſtloſer und unerſchrockener Thätigkeit man denſelben und wol mit Recht zuſchrieb. Und nun fingen dieſe Leute, die ſich früher um kirchliche Dinge gar nicht bekümmert oder wol gar Zwingli's Oppoſition gebilligt und ſeine Predigten mit Wohlgefallen angehört hatten, auf einmal an, für den alten, wahren Glauben beſorgt zu werden und den kühnen Reformator einen argen Ketzer zu nennen. „War ihnen aber“, ſagt ein alter Lebensbeſchreiber Zwingli's, „nit um den Glauben, ſondern um den Kronenſack zu thun.“

Der Umſtand, daß Einige in Zürich zu Oſtern 1522 das Faſtenverbot übertraten, gab Zwingli's Feinden Gelegenheit zu einer Klage über die kirchlichen Neuerungen bei dem Kleinen Rathe und, da dieſer ſich nur zu einem einfachen Verweiſe gegen die Uebertreter herbeiließ, zu einer Beſchwerde an den Biſchof von Konſtanz, zu deſſen geiſtlichem Sprengel Zürich gehörte. Als dieſer nun eine Geſandtſchaft nach Zürich abordnete, ſo erlangte Zwingli, der wol erkannte, daß dieſe Klage gegen ihn gerichtet ſei, obgleich ſein Name nicht genannt wurde, nur mit Mühe und gegen den Beſchluß des Kleinen Rathes für ſich und die beiden andern Leutprieſter Zutritt zu der deshalb ſtattfindenden Verſammlung des Großen Rathes. Hier ſprach er mit ſo überzeugendem Nachdrucke, den Zwang des Faſtengebots für phariſäiſch und im Widerſpruch mit Buchſtaben und Geiſt des Evangeliums erklärend, daß einſtimmig der Beſchluß gefaßt wurde, den Biſchof zu erſuchen, bei den kirchlichen Behörden und vermittels des Rathes von Synoden und Gelehrten eine Erläuterung auszubringen, wie man ſich in Hinſicht der Ceremonien zu verhalten habe, um nicht zugleich gegen die Satzungen Chriſti zu verſtoßen. Zwar erließ der Große Rath noch eine Ermahnung an die Züricher, nicht „ohne merkliche Urſache“ die Faſten zu brechen, und gebot den Leutprieſtern, bis dahin die Beobachtung des Faſtengebots zu empfehlen; aber ſchon war man ſich des Gegenſatzes zwiſchen Chriſti Lehre und den Kirchenſatzungen bewußt geworden, und die rechtmäßige Vertretung der Gemeinde, der Große Rath, hatte denſelben ausgeſprochen; dies war der erſte Schritt zur Reformation von Seiten der Gemeinde.

Bald darauf ereignete ſich ein Vorfall, der günſtige Folgen für Zwingli's reformatoriſche Beſtrebungen in Zürich ſelbſt hatte und zugleich einer der erſten Anknüpfungspunkte für ſeine Beziehungen zu einem deutſchen Fürſten werden ſollte.

Franz Lambert, ein Franciscanermönch aus Avignon, hatte, von eigenen religiöſen Zweifeln bewegt und beängſtigt, Aufklärung und Beruhigung in den Schriften Luther's, die ſich damals über ganz Deutſchland verbreiteten, geſucht und war deshalb von ſeinen Ordensbrüdern, die ihn wegen des Beifalls, den ſeine Predigten fanden, beneideten, angefeindet, an Freiheit und Leben bedroht worden. Er flüchtete in die Schweiz, wo er von dem Biſchof von Lauſanne freundlich aufgenommen wurde. Noch mit einer Kutte bekleidet und auf einem Eſel reitend, hielt er ſeinen Einzug in Zürich. Wie in der Kleidung, haftete er auch noch in manchen Stücken an dem alten Glauben, namentlich vertheidigte er die Ceremonien und die Fürbitte der Heiligen, und in dieſem Sinne predigte er auch im Chore der Frauenmünſterkirche. Da fällt ihm Zwingli mit den Worten in die Rede: „Bruder! Du irrſt!“ Lambert aber fordert ihn zu einem gelehrten Wettkampfe heraus. Da Dieſer ſich gelehrt und ſprachfertig zeigte, ſo hofften ſchon die Altgläubigen auf einen ihre Zwecke fördernden Ausgang. Am 17. Juli fand die Disputation in der Trinkſtube der Chorherren ſtatt. Aber der Erfolg war anders, als Jene erwartet hatten. Dem nach Wahrheit ringenden Geiſte Lambert's konnte die Triftigkeit der Gründe, die Zwingli mit ebenſo viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit, als gewinnender Wärme und Freundlichkeit vorbrachte, nicht entgehen, und ſo erklärte er ſich ſelbſt für beſiegt und rief mit zum Himmel gehobenen Händen: „Die Fürbitte der Heiligen iſt ſchriftwidrig; ich verlaſſe alle Schutzheilige und Roſenkränze und halte mich von nun an in jeder Noth an Gott und Jeſum.“

Dies war derſelbe Lambert, der bald darauf der gewichtigſte Rathgeber Landgraf Philipp's des Großmüthigen von Heſſen bei der Neugeſtaltung der heſſiſchen Kirche auf der Synode zu Homberg wurde und Zwingli's Grundſätze in Lehre und Gebräuchen in die Mitte von Deutſchland zu verpflanzen unternahm.

Von jetzt an wurden die Schritte der züricher Regierung immer entſchiedener. Den Mönchen, die Zwingli und ſeine Lehre gröblich auf der Kanzel ſchmähten, wurde geboten, fortan nur das Evangelium zu predigen. Zwingli, obwol in Zürich ſelbſt mit Meuchelmord bedroht, ſchritt muthig auf der betretenen Bahn fort; er trug in ausführlich begründeten Schreiben, die er an den Biſchof von Konſtanz und die Tagſatzung richtete, auf Geſtattung der Prieſterehe an, warnte einzelne Cantone mit kräftigen Worten vor dem Penſions- und Söldnerweſen, ſchlug ſelbſt eben jetzt die angebotene Verdoppelung ſeiner bisher vom Papſte bezogenen Penſion aus und wies dieſe bald gänzlich zurück. Die Verhältniſſe drängten immer mehr zu einer Entſcheidung, die für Zürich in der Losſagung von dem Biſchofsſtuhle in Konſtanz beſtand.

Ein Hirtenbrief des Biſchofs, worin dieſer vor den eingeriſſenen Irrlehren warnte, wurde die nächſte Veranlaſſung hierzu, indem ſich nun Zwingli an die züricher Regierung wandte und um Veranſtaltung eines Religionsgeſpräches bat, damit ihm möglich gemacht werde, die Schriftmäßigkeit ſeiner Lehre zu erweiſen. Dieſelbe ordnete ein ſolches auf den 3. Januar 1523 an, wozu ſie alle Geiſtliche ihres Gebietes einlud. Obwol auch der Biſchof gebeten wurde, dabei zu erſcheinen, ſo ſtellte ſich doch die züricher Regierung in dem Ausſchreiben ſchon als die höchſte entſcheidende Behörde dar, indem ſie beſtimmte, daß nur mit aus der Heiligen Schrift genommenen Gründen geſtritten werden ſollte, und ſich die letzte Entſcheidung vorbehielt.

Das Religionsgeſpräch fand ſtatt; der für den Biſchof erſchienene Generalvicar Faber, ein ehemaliger Studiengenoſſe Zwingli's, ſuchte zwar anfänglich einen der Würde des Biſchofs angemeſſenen Standpunkt zu bewahren, indem er erklärte, nicht disputiren zu wollen, ließ ſich aber doch ſpäter auf Erörterungen ein und gab dadurch Zwingli die wohlbenutzte Gelegenheit, ihn ſiegreich zu widerlegen. Und ſo faßte der Große Rath den Beſchluß, Zwingli ſolle fortfahren, das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiſte Gottes und ſeinem Vermögen zu verkünden, wie denn auch die andern Geiſtlichen in der Stadt und in der Landſchaft nichts Anderes vorzunehmen und zu predigen angewieſen wurden, als was ſie mit der Heiligen Schrift bewähren möchten. Hiermit ſagte ſich Zürich von der kirchlichen Obervormundſchaft des Biſchofs und ſomit von der römiſch-katholiſchen Kirche los. Dieſem Schritte folgten nothwendig andere, noch entſcheidendere. Die Klöſter wurden aufgehoben, ihr Einkommen zu gemeinnützigen Zwecken, für Kirche und Schule verwendet; die Ehen der Geiſtlichen wurden öffentlich in der Kirche eingeſegnet. Auf einem zweiten Religionsgeſpräch wurden die Bilder und die Meßgebräuche abgeſchafft. Zur Unterweiſung für Prediger und Lehrer verfaßte Zwingli eine kirchliche Einleitung.

Die Reformation war in Zürich vollendet; aber die Stadt war Glied der Eidgenoſſenſchaft, dieſe ſelbſt galt noch als zum deutſchen Reiche gehörig, und beiden, dem Kaiſer und der Eidgenoſſenſchaft, war der Standpunkt, den Zürich in kirchlichen Dingen eingenommen hatte, keineswegs gleichgültig. Zuerſt liefen Schreiben vom Kaiſer und vom Biſchofe ein; dieſe ließ die Regierung nicht einmal anſchlagen oder ſonſt bekannt machen. Doch auch die Majorität der Tagſatzung wurde täglich feindlicher gegen Zürich und ſeinen kühnen Reformator; hier waren es mehr noch politiſche Gründe, die zum Zorne reizten, namentlich die Feſtigkeit, die Zürich bei der Durchführung ſeines Verbots des Annehmens von Jahrgeldern und Anwerbens von Söldnern bewies. Zwingli ſollte um jeden Preis geſtürzt werden. Nun erbot ſich der heftigſte Gegner Luther's, Dr. Eck, auch zu einer Disputation mit Zwingli. Alsbald wurde er nach Zürich eingeladen und ihm alle mögliche Sicherheit zugeſagt, allein die Tagſatzung ordnete, ohne auch nur die züricher Abgeordneten zu fragen, ein Religionsgeſpräch zu Baden an. Da aber Zwingli allen Grund hatte, zu fürchten, man wolle ſich bei dieſer Gelegenheit ſeiner Perſon verſichern und gegen ihn verfahren, wie man es bereits gegen andere evangeliſch geſinnte Geiſtliche gethan, ſo begab er ſich nicht nach Baden. Dagegen trat ein anderer Kämpfer für die Sache des Evangeliums auf, Johann **Oekolampadius** aus Baſel. Im Jahre 1482 zu Weinsberg geboren, war er frühe nach Baſel gekommen und hatte ſich bereits der Reformation in ihren erſten Anfängen zugewendet. Damals wurde er Hauskaplan bei dem kühnen und entſchloſſenen Franz von Sickingen in der allbekannten Herberge der Gerechtigkeit, mußte aber denſelben auf ſeinen ausdrücklichen Befehl verlaſſen, als die Belagerung ſeiner Veſte begann, und begab ſich wieder nach Baſel, wo er Prediger und Profeſſor an der Univerſität wurde. Er war ein Mann von gründlichem Wiſſen, ſcharfem Verſtande, mildem Weſen und einem ſo ehrenhaften Charakter, daß in jener Zeit, wo die Parteien ſich ſo leidenſchaftlich anfeindeten und verläſterten, keiner ſeiner Gegner etwas Nachtheiliges von ihm zu ſagen wußte. Ihm ſchloß ſich Berchthold Haller, Prediger aus Bern, an. Allein obwol Beide, von Zwingli durch täglich eingeholte ſchriftliche Rathſchläge beſtens unterſtützt, mit Scharfſinn- und Gelehrſamkeit ſtritten, ſo waren ihre Gegner Dr. Eck und Dr. Murner, Prediger in Luzern, doch in zu großem Vortheil gegen ſie. Die beiweitem größere Majorität, ja man kann ſagen, faſt alle Anweſende mit wenigen Ausnahmen waren im voraus gegen die von ihnen vertretenen Anſichten eingenommen, und ſo wurden ſie nach 16tägigem Kampfe für vollſtändig beſiegt erklärt. Die römiſch-katholiſche Partei verſprach ſich die günſtigſten Folgen von dieſem Siege. Allein gerade das badener Religionsgeſpräch ſollte der Wendepunkt der Entwickelung der kirchlichen Verhältniſſe in der Schweiz werden. Die Lage der Dinge war damals dieſe. Fünf Cantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug, waren unbedingt der römiſch-katholiſchen Lehre ergeben und in ſchroffer Feindſeligkeit gegen Zürich und Zwingli. Sie hatten nach und nach auch die ſieben andern Cantone zu ſich herübergezogen, und auf der Tagſatzung zu Baden waren die Abgeordneten der zwölf Cantone faſt ohne Ausnahme der alten Lehre zugethan. Allein im Innern der einzelnen Cantone ſah es zum Theil anders aus. So neigte ſich in Baſel und Bern der Mittelſtand, die zahlreichen und thatkräftigen Handwerker begreifend, entſchieden der Reformation zu; ihm entgegen ſtanden die vornehmen Geſchlechter, die das Alte um jeden Preis erhalten wiſſen wollten. Es entſpann ſich daher zugleich ein politiſcher Kampf um die Regierungsgewalt, und da es jetzt das höchſte Gut galt, die religiöſe Ueberzeugung, ſo ſtrengte ſich der Mittelſtand doppelt an, und der Erfolg krönte dieſe Anſtrengungen. In Bern ſiegte die freiſinnige Partei ſchon bei den Wahlen für 1527, und alsbald änderte ſich auch die Haltung der Stadt in den auswärtigen Beziehungen. Bern und Baſel verlangten die Mittheilung der Acten des badener Religionsgeſprächs; dieſe wurden verweigert. Es wurde nun ein Religionsgeſpräch nach Bern auf den 6. Januar 1528 ausgeſchrieben und trotz der Abmahnungen des Kaiſers und der fünf Cantone wirklich abgehalten. Auf ihm erſchienen Zwingli, Oekolampadius und viele Theologen aus der Schweiz und Deutſchland. Der Sieg war entſchieden auf Seite der Evangeliſchen, und nun wurde die Reformation vollſtändig eingeführt, das Kirchenweſen ganz nach zürichſchem Muſter eingerichtet. Auch gegen die Jahrgelder und das Söldnerunweſen wurden kräftige Beſchlüſſe gefaßt.

Schon vor dem berner Religionsgeſpräch hatte Zürich mit der deutſchen Reichsſtadt Konſtanz einen Bund zum gegenſeitigen Beiſtand geſchloſſen für den Fall eines feindlichen Angriffs der eingeführten Reformation wegen. Denn auch hier war die Bürgerſchaft durch ihren Prediger Ambroſius Blaarer, einen Freund Zwingli's, für das Evangelium gewonnen worden; der Biſchof hatte die Stadt verlaſſen, und ihr drohte Gefahr von Oeſtreich, deſſen Beſitzungen an ihr Gebiet grenzten. In dieſen Bund, das „Chriſtliche Bürgerrecht“ genannt, trat nun auch bald Bern ein, welchem Baſel folgte.

Die Neigung für die Zwingli'ſche Lehre zeigte ſich überhaupt an vielen Orten immer offenkundiger, ſo in Graubündten, Glarus und Appenzell. St.-Gallen führte die Reformation wirklich ein und wurde, gleichwie die Städte Biel und Mülhauſen, in das Chriſtliche Bürgerrecht aufgenommen. Dagegen ſchloſſen ſich die fünf alten Cantone eng an den Erbfeind der Schweiz, das Haus Oeſtreich, an. Es geſtalteten ſich alſo die Verhältniſſe in der Schweiz faſt ganz ſo, wie in Deutſchland. Wie hier Kurſachſen und Heſſen an der Spitze der Reformationsfreunde ſtanden, ſo dort Zürich und Bern; hier wie dort lehnten ſich die Gegner an den Kaiſer und ſein Haus an. Das Schickſal der Reformation in beiden Ländern ſtand ſomit in der engſten Wechſelwirkung; der Kaiſer und das Haus Oeſtreich waren ihr gemeinſchaftlicher Feind, und eine Niederlage, die man auf dem einen Kampfplatze erlitt, mußte auch auf dem andern empfunden werden. Die Verbindung und das gemeinſchaftliche Zuſammenwirken der Reformfreunde hüben oder drüben ſchien demnach dringend geboten, und wirklich faßten auch die beiden Männer, die faſt allein auf der Höhe ihrer Zeit ſtanden und die Verhältniſſe mit freiem, unbefangenem Blicke zu würdigen vermochten, den Plan einer ſolchen Vereinigung: von Deutſchland aus Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen, von der Schweiz aus Zwingli. Die Anſichten des Letztern hatten ſich bereits nach Deutſchland Bahn gebrochen. In Straßburg lehrten Bucer und Capito, die am berner Religionsgeſpräche Theil genommen, ganz in Zwingli'ſcher Weiſe, daſſelbe that Blaarer in Konſtanz. In Ulm, Lindau, Memmingen, Augsburg, Reutlingen und vielen andern kleinern und größern Städten Oberdeutſchlands leiteten Zwingli's Geſinnungsgenoſſen die Einführung der kirchlichen Verbeſſerungen, und der Bürgerſtand neigte ſich vorwiegend zu dieſen Anſichten hin. Landgraf Philipp hatte, unterſtützt von dem oben erwähnten Franz Lambert, für ſein Land auf der Synode zu Homberg im Jahre 1526 eine Kirchenverfaſſung eingeführt, die in Lehre und Gebräuchen ganz mit Zwingli's Auffaſſung der chriſtlichen Kirche übereinſtimmte, ja dieſelbe in Bezug auf die Gemeindeverfaſſung noch folgerichtiger durchführte, als dies ſelbſt in Zürich geſchehen war. Die Idee einer Vereinigung aller reformatoriſch Geſinnten zum Zwecke der Durchführung ihrer Beſtrebungen wurde immer reger. Wäre eine ſolche vollſtändig erfolgt, ſo hätte, wie die Dinge damals ſtanden, höchſt wahrſcheinlich die Sache der Reformation nicht nur einen entſcheidenden Sieg davongetragen, ſondern auch ganz Deutſchland für ſich gewinnen und die Schweiz, die ſich immer mehr vom Reichskörper abgelöſt hatte, für immer wieder daran feſſeln können. Damit wäre eine große nationale That vollbracht und die Aufgabe der Zeit gelöſt geweſen.

Aber ſchon war wieder das deutſche Misgeſchick in drohendem Anzuge; ſchon hatten ſich beide Richtungen, die in ihren Anfängen denſelben Zweck verfolgten, geſchieden, jede ihren eigenen Verlauf nehmend; ihre Wortführer, Luther und Zwingli, ſtanden ſich bereits feindlich gegenüber.

Eine kurze Vergleichung des Lebens- und Entwickelungsganges dieſer beiden Männer bis zu dem zwiſchen ihnen entbrennenden Kampfe wird den Gegenſatz, in welchen ſie zueinander geriethen, begreifen lehren.

Luther wird von armen, um das tägliche Brot ringenden Aeltern geboren; die Behandlung, die er in ſeiner früheſten Jugend von Aeltern und Lehrern erfährt, iſt hart und macht ihn auf lange Zeit ſchüchtern. Von Staatsangelegenheiten dringt kein Schall in die dürftige Stube des Vaterhauſes, und er wird früh daran gewöhnt, dieſe als eine Sache der Fürſten und Herren, unbedingten Gehorſam gegen ſie als die Pflicht des Unterthans zu betrachten. Unter Sorgen und Entbehrungen verfließt ihm die Jugend; er muß ſich während ſeiner Vorbereitung auf die Akademie ſein Brot vor den Thüren erſingen. Mit eiſerner Beharrlichkeit und dem ſtrengſten Fleiße durchbricht er die Schranken, welche die äußern Verhältniſſe ſeiner geiſtigen Entwickelung gezogen zu haben ſcheinen, überwindet er die Schwierigkeiten, die ſich ſeiner Bildung entgegenſtemmen. Er bezieht wohlvorbereitet die Univerſität. Hier krönt ein ſchöner Erfolg ſeine Bemühungen; doch ein neuer Kampf ſteht ihm bevor. Der ſtille, in ſich gekehrte Jüngling wendet ſich mit der vollen Innigkeit ſeines tiefen Gemüthes dem Studium der Gottesgelahrtheit zu, während ſein ſtrenger Vater mit allem Ernſte darauf beſteht, daß er Rechtsgelehrter werde. Nach ſchweren, beängſtigenden Kämpfen ſiegt die innere Neigung über den äußern Befehl. Das äußere Leben tritt jetzt immer mehr vor ihm zurück; ſeine Seele verſenkt ſich in die Betrachtung des Göttlichen. Je erhabener ihm dies aber erſcheint, deſto mehr erblaßt die Farbe des Irdiſchen; ja dieſes überkleidet ſich vor ſeinem geiſtigen Auge mit dem Schwarz der Sünde. Sein eigenes Leben erſcheint ihm ſündhaft. Die arme, geängſtigte Seele weiß ſich keine andere Zuflucht, als in der vollſtändigen Ertödtung des Sinnenmenſchen. Er tritt ins Kloſter und legt das Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des unbedingten Gehorſams ab. Hier überläßt er ſich ganz dieſen frommen Schwärmereien; jede Neigung zu weltlicher Luſt erſcheint ihm als ein ſchweres, nicht zu ſühnendes Vergehen gegen Gott, welcher ihm in ſeiner Zerknirſchung ſich als ein ſtrafender und rächender Herr darſtellt, deſſen Gnade er durch die härteſten Bußübungen, durch die ſtrengſten Entſagungen zu erringen trachtet. Allein alle dieſe Selbſtpeinigungen ſind vergeblich; denn ſeinem tiefen Gemüthe kann durch dieſe Aeußerlichkeiten keine echte Beſeligung, kein wahrer Troſt gewährt werden. Er iſt in Gefahr, ſich durch aſketiſche Schwärmerei geiſtig und körperlich zu vernichten. Niemand im Kloſter verſteht ihn; ſeine Beichtväter lächeln im Stillen über die Selbſtanklagen des jungen Mönches und wiſſen für ihn keinen andern Troſt, als daß ſie ihm neue Bußübungen auferlegen. Nur ein alter Mönch erquickt ſeine lechzende Seele, indem er ihn, wie auf eine grünende Oaſe in dieſer glühenden Sandwüſte, auf die Gnade hinweiſt, welche der Menſch durch den Glauben an die durch Jeſum Chriſtum bewirkte Erlöſung erlange. Der Troſt, den ihm dieſe neu eröffnete Ausſicht gewährt, haftet in ſeiner Seele. Dieſe Anſicht wird zu einer immer tiefern und feſtern Ueberzeugung: ſie wird die Grundlage, worauf ſich ſein ganzes Glaubensleben aufbauet. Und gerade jetzt wird er durch die Gunſt ſeiner Freunde, faſt mit Gewalt, der öden Kloſterzelle entriſſen und als Profeſſor zu Wittenberg auf den Markt des Lebens geſtellt. Hier dringt er immer tiefer in das Verſtändniß der Heiligen Schrift ein; eine neue Welt erſchließt ſich ihm. Er wird feſter und dadurch muthiger in ſeinem Glauben. Da tritt die römiſch-katholiſche Kirche in dem Ablaſſe ſeiner innigſten Glaubensüberzeugung ſchroff entgegen. Er wirft ihr den Fehdehandſchuh hin; dieſer wird alsbald aufgenommen, und ſo führt ihn der Kampf Schritt für Schritt zur Losſagung von dieſer Kirche, die ihn bald gänzlich aus ihrem Schoße verſtößt.

Wie ganz anders, heiter und fröhlich haben wir Zwingli's Jugendzeit verfließen geſehen! Welche freie und unbefangene Anſicht der Dinge gewann er ſchon früh! Die Verhältniſſe der Gemeinde und des Staats traten vor die Seele des Knaben, er dachte darüber nach; die Stellung ſeines Vaters lehrte ihn die Pflicht des Bürgers kennen, für das öffentliche Wohl zu wirken. Und wie ſchonend und mild verfuhr die römiſch-katholiſche Kirche gegen ihn in den Anfängen ſeiner reformatoriſchen Thätigkeit!

So zeigt ſich denn auch bereits in ihrem erſten Auftreten dieſe durch ihre ganze Lebensentwickelung bedingte Verſchiedenheit beider Reformatoren.

Luther, der mehr in ſeinem Innern mit dem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott beſchäftigt war, trat zuerſt gegen die Lehre vom Ablaſſe auf, die ſeiner Ueberzeugung von der ſeligmachenden Kraft des Glaubens ſchnurſtracks widerſprach; Zwingli, welcher dem bürgerlichen und geſelligen Leben näher ſtand, erſcheint zuerſt als politiſcher Reformator, dann aber wendet er ſich der Verbeſſerung der kirchlichen Verhältniſſe mit voller Entſchiedenheit zu, ohne jedoch die ſtaatlichen Zuſtände je aus dem Auge zu verlieren. Luther befaßte ſich nur höchſt ungern mit politiſchen Dingen, ſeine Kenntniſſe im Staatsrechte ſeines Vaterlandes waren dürftig. So hatte er von der Stellung der Fürſten zum Kaiſer höchſt einſeitige Begriffe, er vergleicht ſie wol mit der des Bürgermeiſters zu Wittenberg gegen den Kurfürſten von Sachſen.

Auch die Art, wie beide Männer ihre religiöſe Ueberzeugung in ſich ausbildeten und ins Leben einführten, war eine höchſt verſchiedene.

Luther bekämpft zunächſt die Lehre der Kirche; ihre äußern Einrichtungen und Gebräuche behält er noch bei und gibt ſie nur nach und nach, man könnte ſagen, faſt von ſeinen Anhängern gezwungen, auf. Seine Ueberzeugungen ſcheinen ſich erſt im Fortgange des Streites ſelbſt auszubilden. Zuerſt appellirt er an den Papſt, dann greift er die Unfehlbarkeit deſſelben an, beruft ſich auf ein allgemeines Concilium, bald aber verwirft er auch deſſen Autorität und anerkennt nur die Bibel als Glaubensnorm. Dagegen wendet ſich Zwingli mit einem einzigen kühnen Entſchluß ſogleich der Heiligen Schrift als alleiniger Urquelle zu. Eine neue Abweichung zeigt ſich in der Art, wie beide Männer aus dieſer Quelle ſchöpfen und ſie anwenden. Luther will Alles in der Kirche beibehalten, was nicht gegen eine ausdrückliche Stelle der Heiligen Schrift ſtreitet, Zwingli dagegen Alles aus der Kirche entfernen, was nicht die Heilige Schrift gebietet. Daher bewirkt er die Entfernung der Bilder, verbannt das Orgelſpiel und ordnet Liebesmahle an, wie ſie in den erſten Chriſtengemeinden gefeiert wurden, zu deren Einrichtungen er überhaupt die Kirche ſeiner Zeit zurückzuführen trachtet. Selbſt der Begriff der Kirche geſtaltet ſich für beide Reformatoren anders. Man kann ſagen, daß Luther hierüber nie zu vollkommener Klarheit gekommen iſt. Anfänglich erklärte er den Papſt und ein allgemeines Concilium für die Träger der Kirchengewalt; ſpäter aber gibt er die Kirche, gedrängt von ſeinen Feinden, der weltlichen Obrigkeit heim. Jedoch glaubt er ſich immer berechtigt, mit ſeinen wittenbergiſchen Theologen einen großen Einfluß darauf zu üben; geſetzlich wurde in dieſer Hinſicht bei ſeinen Lebzeiten nichts geregelt. Zwingli dagegen erkennt die

Kirche in der Gemeinde und deren Repräſentanten, dem Großen Rathe. Bei ihm fällt die kirchliche und politiſche Gemeinde zuſammen, Kirche und Staat ſind auch ihm Eins, nur daß bei der republikaniſchen Einrichtung des Staats jedes einzelne Mitglied der Gemeinde Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten gewinnt, wie es ihn bereits in den ſtaatlichen übt, und daher eine freiere Bewegung ermöglicht wird, während in den monarchiſchen Staaten der Unterthan, wo die lutheriſche Auffaſſung zur Geltung kam, ſich allmälig bequemen lernte, auch in kirchlichen Dingen Anweiſungen von oben zu empfangen, wie er das bereits in ſtaatlichen Angelegenheiten gewohnt war. Während ferner Beiden die Bibel als Gottes Wort und einzige Glaubensnorm galt, hielt ſich Luther mehr an die einzelnen Stellen und erklärte dieſelben nach ihrem Wortſinne, Zwingli faßte ſie mehr im Großen und Ganzen auf und legte ſie aus mit Hülfe der claſſiſchen Schriftſteller.

Hierdurch gerade ſollte der Gegenſatz, welcher in dem innern Weſen und dem äußern Lebensgange beider großer Männer tief begründet lag, zum offenen Zwieſpalte werden, und zwar in einer Lehre, welche von jeher als eine der wichtigſten und bedeutungsvollſten des chriſtlichen Glaubens gegolten hat.

Beide faßten die Einſetzungsworte des heiligen Abendmahls verſchieden auf; denn, obwol Luther die Lehre der römiſch-katholiſchen Kirche von der Transſubſtantiation verwarf, ſo hielt er doch an dem Wortlaute feſt: „das iſt mein Leib“. Zwingli hingegen nahm dieſe Worte in uneigentlichem, blos bildlichem Sinne. Es iſt hier der Ort nicht, tiefer in eine Erörterung der beiderſeitigen Anſichten einzugehen; wir begnügen uns, die äußere Geſchichte des Streites kurz zu erzählen. Zwingli hatte ſchon längſt über die Richtigkeit der gewöhnlichen Vorſtellungsweiſe Zweifel gehegt, dieſe aber noch nicht ausgeſprochen. Unterdeſſen war in Deutſchland zwiſchen Luther und Carlſtadt über eben dieſe Lehre Streit ausgebrochen, Letzterer näherte ſich den Anſichten Zwingli's, verfocht ſie aber, wie es dieſem ſchien, nicht mit den rechten Gründen. Da nun die Regierungen von Zürich, Baſel und Strasburg, um Unruhen zu vermeiden, den Verkauf der Carlſtadt'ſchen Schriften verboten, ſo ſah ſich Zwingli genöthigt, mit ſeiner Meinung offen hervorzutreten. Ein Gleiches that Oekolampadius, deſſen ſelbſtändige Forſchungen ihn zu demſelben Ergebniſſe geführt hatten. Darob entbrannte ein heftiger Kampf. Die Anhänger Luther's und er ſelbſt erlaubten ſich in ihren Schriften gegen die Schweizer eine Rückſichtsloſigkeit und Heftigkeit, wie ſie nur die Anſicht, deren Lehre drohe der chriſtlichen Kirche Gefahr, zu erklären, keineswegs aber zu entſchuldigen vermag. Zwingli und ſeine Freunde antworteten zwar in einem anſtändigern und gemeſſenern Tone; aber ſie deckten doch manche Blöße, die ſich ihre Gegner gegeben, in ihrer ganzen Nacktheit auf, oft nicht ohne tief einſchneidende Ironie. Die Erbitterung wuchs immer mehr. Dieſen Zwieſpalt im Lager der Evangeliſchen wußte die römiſch-katholiſche Partei auf dem im Frühjahre 1529 zu Speier ſtattfindenden Reichstage ſchlau auszubeuten.

Die Verhältniſſe hatten nämlich in Deutſchland ſeit dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1522 einen gänzlichen Umſchwung erlitten. Auf demſelben war eine entſcheidende, nahe an Einſtimmigkeit grenzende Majorität für die Neubildung einer deutſch-chriſtlichen Kirche in die Schranken getreten. Auf dem Reichstage zu Speier 1526 hatte eine ſtarke Minorität wenigſtens das erlangt, daß die Reform der kirchlichen Verhältniſſe als eine Angelegenheit der einzelnen Territorialregierungen betrachtet und ſo die Wiederherſtellung der alten chriſtlichen Kirche in deutſchem Geiſte, deren Vollbringung von Seiten der deutſchen Geſammtnation die Zerſpaltenheit der Intereſſen der Reichsſtände verhinderte, der ſelbſtändigen Thatkraft der einzelnen Stämme anheimgeſtellt wurde. Noch im Jahre 1528 drang der päpſtliche Hof bei dem Kaiſer darauf, das Zuſtandekommen eines bereits ausgeſchriebenen Reichstags zu verhindern, weil er von einem ſolchen nachtheilige Beſchlüſſe für die römiſch-katholiſche Kirche befürchtete. Und jetzt, im Anfange des Jahres 1529, begrüßte die römiſch-katholiſche Partei das Ausſchreiben eines Reichstags durch den Kaiſer mit dem entſchiedenſten Gefühle der Siegesgewißheit und lautem Frohlocken. Der Kaiſer und der Papſt waren im Begriff, ihre weltlichen Streitigkeiten durch einen Friedens- und Freundſchaftsvertrag zu ſchlichten, mit Frankreich ſtand ebenfalls durch Vermittelung des Papſtes ein Friede in Ausſicht. Schon die Propoſition des Kaiſers, welche auf die Aufhebung des Reichstagsabſchiedes von 1526 drang, zeigte deſſen Abſichten deutlich genug. Aber noch entſchiedener ſprach ſich die Feindſeligkeit der römiſch-katholiſchen Partei gegen die Anhänger der gereinigten Lehre in dem Antrage des zu ihrer Begutachtung niedergeſetzten Ausſchuſſes aus. Während nämlich nach demſelben jeder Landſchaft, welche bisher keine Neuerung in kirchlichen Dingen vorgenommen hatte, eine ſolche bis zu dem allgemeinen Concilium, zu deſſen Verheißung ſich der Papſt endlich herbeigelaſſen hatte, ſtreng unterſagt ward, ſollten die Länder, in welchen die Reformation bereits eingeführt war, gehalten ſein, die Meſſen zu dulden, ja ſollten die geiſtliche Gewalt der Biſchöfe anerkennen. Am gefährlichſten für die Evangeliſchen war der Schlußſatz: „die Sekten, welche dem Sacramente des wahren Leibes und Blutes widerſprächen, ſollte man ganz und gar nicht dulden.“ Hierdurch wollte man die beiden Partrien der Evangeliſchen nicht nur für immer trennen, ſondern ſogar die eine nöthigen, in die Verdammung der andern einzuſtimmen und zur Vernichtung derſelben Beiſtand zu leiſten.

Dieſe Gefahr würdigte in ihrem ganzen Umfange faſt nur ein Mann, der Landgraf Philipp von Heſſen. Seinem hohen Geiſte erſchienen die verſchiedenen Anſichten der beiden Reformatoren nicht als ſchlechthin unvereinbare, ſondern in einer höhern Einheit aufzulöſende Gegenſätze. Mit beiderlei Anſichten erachtete er die Erlangung der Seligkeit für möglich, obwol er ſich mehr zu denen Zwingli's neigte. Vor allem aber hielt er für die nächſte Aufgabe der Zeit die Herſtellung einer chriſtlichen Kirche in deutſchem Geiſte, und ſuchte daher die feindliche Trennung der beiden denſelben Zweck erſtrebenden Parteien mit aller Kraft und Entſchiedenheit abzuwenden.

Wirklich gelang es ihm diesmal, beſonders unter Mitwirkung des mildern Melanchthon, alle Reichsſtände lutheriſcher und zwingliſcher Confeſſion zu gemeinſamen Schritten zu bewegen, deren letzter und entſcheidendſter die Unterzeichnung der ewig denkwürdigen Proteſtation gegen den zu Speier gefaßten Reichstagsabſchied war, ein Act, welchem beide Parteien den gemeinſamen Namen der Proteſtanten verdanken.

Es war aber dem Landgrafen ſchon jetzt klar, und er ſollte bald noch mehr in dieſer Ueberzeugung beſtärkt werden, daß ohne eine geiſtige Verſtändigung beider Parteien auf kein dauerhaftes und einiges Zuſammenwirken derſelben zu rechnen ſei, ohne welches doch die Sache der Reformation in hohem Grade gefährdet erſchien. Er faßte daher bereits auf dem Reichstage den Entſchluß, eine Zuſammenkunft der Häupter beider Parteien zu veranlaſſen, um den zwiſchen ihnen ausgebrochenen Streit zu vergleichen, was ihm bei ſeiner höhern Auffaſſungsweiſe der ganzen Lage erreichbar erſchien. Noch von Speier aus ſchrieb der Landgraf an Zwingli und theilte ihm ſeinen Plan mit. Zwingli billigte höchlich des edlen Fürſten Gedanken und erklärte ſich bereit, ſeinem Rufe zu folgen: der Landgraf möge nur Zeit und Ort beſtimmen; er werde kommen, auch wenn der Rath von Zürich ſeine Einwilligung verſage. Als der Landgraf Marburg dazu beſtimmte, willigte Zwingli ein, obgleich der Weg dahin durch die Gebiete ſeiner erbittertſten Gegner führte. Nur der geheime Rath zu Zürich kannte Ziel und Zweck ſeiner Reiſe; den Großen Rath bat er erſt nach ſeiner Entfernung aus der Stadt um Entſchuldigung, indem er erklärte, er habe die Anfrage unterlaſſen aus Furcht, derſelbe möge wegen der großen Gefahren, denen er auf dieſer Reiſe ausgeſetzt ſei, ſeine Genehmigung verſagen. Er hatte Collin, Profeſſor der griechiſchen Sprache in Zürich, mitgenommen und bat ſich auch noch den Zunftmeiſter Ulrich Funk wegen ſeiner Gewandtheit in der lateiniſchen Sprache zum Begleiter aus, welcher ihm auch alsbald nachreiſte. In Baſel ſchloſſen ſich ihnen Oekolampadius und der Rathsbote Frei an; ſie fuhren zu Schiff nach Strasburg, wo ſie nahe an 14 Tage weilten. Zwingli predigte hier mit dem ungetheilteſten Beifalle; hauptſächlich aber benutzten ſie ihre Anweſenheit zur Verhandlung politiſcher Angelegenheiten. Der gelehrte Rathsherr Sturm, den der Landgraf nebſt den Predigern Bucer und Hedio ebenfalls nach Marburg eingeladen hatte, war in Geſchäften wohl erfahren, auf den Reichstagen von bedeutendem Einfluſſe, und ſeine Verbindungen erſtreckten ſich bis an den franzöſiſchen Hof. Die ganze politiſche Lage der damaligen Zeit, wo Freunde zu gewinnen, wo Feinde zu fürchten ſeien, wurde in Erwägung gezogen, beſonders die Aufnahme Strasburgs in das Chriſtliche Bürgerrecht beſprochen.

Wie die Dinge damals lagen, war man im Stande, dem Kaiſer eine mächtige Oppoſition entgegenzuſtellen, wenn man nur zur Verſtändigung mit Luther und ſeinen Anhängern gelangte. Aber gerade hierfür waren die Ausſichten nicht gut. Auf dem Reichstage zu Speier zwar, im Angeſichte der drohenden Gefahr, hatte man geglaubt über die Meinungsverſchiedenheiten hinwegſehen zu können. Der Kurfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und die Städte Nürnberg, Strasburg und Ulm ſchloſſen ein Bündniß zum gegenſeitigen Schutze für den Fall eines Angriffs um des göttlichen Wortes willen und verabredeten eine Zuſammenkunft in Rotach zur genauern Regelung der Bundeshülfe. Aber bald erwachten die alten Bedenken wieder; Melanchthon bereute bitter ſeine Nachgiebigkeit, Luther tadelte ſie höchlich, und ſein Einfluß vermochte Alles bei dem Kurfürſten von Sachſen; in Nürnberg machte ſich die gleiche Anſicht geltend, und ſo blieb die Zuſammenkunft in Rotach ohne Ergebniß, eine ſpäter nach Schwabach ausgeſchriebene kam gar nicht zu Stande. Vergeblich waren die dringendſten Vorſtellungen des Landgrafen, der nun ſeine letzte Hoffnung auf das Religionsgeſpräch ſetzte.

Luther und Melanchthon betrachteten die Schweizer als radicale Stürmer und gewiſſenloſe Neuerer, die in ihrem republikaniſchen Treiben alle Achtung vor Geſetz und Ordnung verlernt hätten. Bei ihnen fand daher auch des Landgrafen Einladung eine ganz andere Aufnahme, als bei Zwingli und ſeinen Genoſſen. Melanchthon rieth dem Kurfürſten insgeheim, ihnen die Erlaubniß zur Reiſe zu verſagen; Luther erklärte laut, die Zuſammenkunft werde zu keinem befriedigenden Ergebniſſe führen, und endlich machte man von dieſer Seite dem Landgrafen ſogar den wahrhaft komiſchen Vorſchlag, er möge der Unparteilichkeit wegen auch einige römiſch-katholiſche Gelehrten zu dieſem Geſpräche einladen. Aber da der Kurfürſt von Sachſen dem Landgrafen bereits ſeine Einwilligung zugeſagt hatte, ſo mußten ſich die Wittenberger zur Reiſe entſchließen.

Zwingli war abgereiſt, ohne den landgräflichen Geleitsbrief abzuwarten; Luther machte an der heſſiſchen Grenze Halt und war nicht eher zur Fortſetzung der Reiſe zu bewegen, bis ihm ein ſchriftlicher Geleitsbrief Philipp's eingehändigt wurde. Am 29. September langten Zwingli und ſeine Freunde an; erſt am folgenden Tage kamen die Wittenberger.

Es war eine wichtige Entſcheidung. Die trefflichſten Geiſter, die auf beiden Seiten mit ſo großer Kraft die Bewegung geleitet, kamen zuſammen auf die Einladung des hochherzigſten und thatkräftigſten deutſchen Fürſten. Ihnen war es noch möglich, eine deutſch-chriſtliche Kirche zu gründen. In dieſem Sinne begrüßte ſie der heſſiſche Dichter Euricius Cordus in einem ergreifenden Gedichte. Er redet ſie an als Fürſten des Worts: „den ſcharfſinnigen Luther. den ſanften Oekolampadius, den großherzigen Zwingli, den braven Melanchthon“, gibt jedem der übrigen Angekommenen ein paſſendes Beiwort des Lobes und ermahnt ſie, das neue Schisma zu heben. „Die

Kirche“, ſagt er, „fällt euch weinend zu Füßen, fleht euch an und beſchwört euch bei den Eingeweiden Chriſti, die Sache mit reinem Ernſte zum Heile der Gläubigen zu unternehmen, einen Beſchluß zu Stande zu bringen, von dem die Welt ſagen könne, er ſei vom heiligen Geiſt ausgegangen.“

Am 1. October wohnten die Verſammelten gemeinſchaftlich einem feierlichen Gottesdienſte bei; dann fand eine öffentliche Zuſammenkunft auf dem Schloſſe ſtatt. Hier begrüßte ſie in des Landgrafen Namen der Kanzler Feige, ermahnte ſie um des Evangeliums Willen zur Einigkeit und forderte ſie auf, allen Zorn und Haß fahren zu laſſen und ſich auf friedliche Weiſe zu unterreden. Die Verſammlung trennte ſich hierauf, denn Philipp hatte, um den erſten Zuſammenſtoß der heftigſten Gegner, Luther's und Zwingli's, zu vermeiden, es weislich ſo geordnet, daß am erſten Tage Luther und Oekolampadius, Zwingli und Melanchthon in abgeſonderten Zimmern ſich unterreden ſollten.

Den 2. October Morgens 6 Uhr begann vor 50—60 eingeladenen oder zugelaſſenen Perſonen das Geſpräch. An einem beſondern Tiſche ſaßen an der einen Seite Zwingli und Oekolampadius, an der andern Luther und Melanchthon. Ganz in ihrer Nähe hatte der Landgraf ſeinen Sitz genommen, weiter rückwärts befanden ſich die Andern. Hier trat nun zuerſt Luther auf und verlangte, daß nicht allein vom Abendmahl, ſondern auch von andern Artikeln geredet würde, in welchen die Gegner irrig zu lehren ſchienen. Die Schweizer erklärten hierauf, man ſei zwar eigentlich nur zuſammengekommen, um ſich über die Lehre vom Abendmahl zu unterreden; doch ſeien ſie bereit, über jeden Artikel ihres Glaubens Rechenſchaft zu geben; ſie ſtellten Luthern anheim, dieſe Punkte aufzuzeichnen. Man kam nun zur Behandlung der Abendmahlslehre. Luther hatte vor ſich auf den Tiſch geſchrieben: Hoc est corpus meum (das iſt mein Leib) und blieb bei dem Wortlaute, mit wieviel Sanftmuth und Gelehrſamkeit auch Oekolampadius, der zuerſt das Wort nahm, ſeine Gründe vorbrachte. Er ließ ſich nicht einmal auf eine Widerlegung derſelben ein, ſondern ſprach: „Allerliebſte Herren! dieweil dieſe Worte daſtehen, ſo kann ich wahrhaftig nicht vorüber, ſondern muß bekennen und glauben, daß auch der Leib Chriſti da ſei.“ Aufſpringend fragte Zwingli: „Alſo da iſt er, Herr Doctor, körperlich da? Da auch im Sacramente, wird täglich von neuem gebrochen? Worin weicht Ihr denn ab von den Päpſtlern?“ Bitterer wurde nun Luther's Gegenrede, er klagte, Zwingli wolle ihn fangen, ſeine Worte anders deuteln, als er ſie geſprochen. Dieſer hielt wieder etwas an ſich, führte Bibelſtellen zur Erläuterung an, brachte grammatiſche Bemerkungen, Erklärungen der Kirchenväter vor, nahm ſeine Gründe aus der Philoſophie, aus der Naturlehre. Luther beharrte feſt auf dem Wortſinne der Stelle, welcher er „als Gottes Wort“ den Vorzug vor aller menſchlichen Vernunft, von welcher er ſehr geringſchätzig ſprach, zuſchrieb. „Ueber alle Zweifel muß der unbedingte Glaube gehen“, ſagte er, „und wenn Gott der Herr mir Holzäpfel vorlegte und hieße mich nehmen und eſſen, ſo dürfte ich nicht fragen, warum?“ „Gott heißt uns weder Miſt noch Holzäpfel eſſen“, fuhr Zwingli auf. Kam es zu ſolchen ſpitzigen Reden, ſo miſchte ſich etwa der Landgraf ein oder einer der andern Anweſenden. Zu Zeiten nahm Oekolampadius wieder das Wort, oder Melanchthon ſprach für Luther. Zwei Tage dauerte die immer fruchtloſer werdende Unterredung. Denn obwol die Schweizer ſo nachgiebig wie möglich ſich bewieſen und ſich für die geiſtige Gegenwart Chriſti im Abendmahl erklärten, ſo nahmen die Sachſen doch immer ſichtbarern Anſtoß an Zwingli's zwangloſem Weſen und freier Sprache. Und Zwingli von ſeiner Seite gab deutlich ſeine Befürchtung kund, daß in Luther eine Art neuen Papſtes entſtände. „Ich will es nicht haben, ich will es nicht“, war Dieſem einmal entfahren. Da fragte Zwingli mit Bitterkeit: „Muß man denn gerade Alles haben wollen. was Ihr wollt?“

Es ſtellte ſich immer deutlicher heraus, daß eine Verſtändigung unmöglich ſei. Ja ſie hätten ſich vielleicht in vollem Unfrieden getrennt, als Sturm gegen Luther Vorwürfe darüber erhob, daß er auch die Straßburger der Irrlehre geziehen, und Luther mit noch größerer Heftigkeit darauf antwortete. Da trat der Landgraf vermittelnd ein. „Nein“, ſprach der Hochgeſinnte, „auf dieſe Weiſe dürft Ihr nicht von hinnen ſcheiden. Ihr müßt gewiſſe Sätze aufſtellen, worüber Ihr eins ſeid, und gemeinſam ſie unterzeichnen, damit wenigſtens ein äußeres Zeichen Eurer Verſtändniß vorhanden ſei, wenn die innere auch nicht erreicht werden kann. Unterhandelt miteinander, wie und wie lange Ihr wollt; aber eher kann ich Euch nicht entlaſſen.“ Und ſo ſtellte man die gemeinſchaftlichen Ueberzeugungen in der Glaubenslehre in 14 Artikeln zuſammen. Im 15. Art. aber hieß es: „Und wiewol wir uns, ob der *wahre* Leib und Blut Chriſti *leiblich* in Brot und Wein ſei, dieſer Zeit nicht verglichen haben, ſo ſoll doch ein Theil gegen den andern chriſtliche Liebe, ſofern jedes Gewiſſen immer mehr erleiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch ſeinen Geiſt in dem rechten Verſtande beſtätigen welle. Amen!“ Dieſes Schriftſtück wurde unterſchrieben von Oekolampadius, Zwingli, Bucer und Hedio einerſeits, Luther, Melanchthon, Jonas, Oſiander, Brenz und Agricola andererſeits.

Am Schluſſe ermahnte ſie Philipp, als Brüder voneinander zu gehen; da trat Zwingli vor den Landgrafen und erklärte mit Thränen in den Augen: „Es ſei ihm auf Erden nichts lieber, als wenn Luther und die Wittenberger ihn und die Seinigen, da ſie mit ihnen Chriſtum im Nachtmahl bekännten, für Brüder in Chriſto erkenne.“ Vergebens; Luther weigerte ſich, Zwingli's dargebotene Rechte zu ergreifen.

Nutzlos waren alſo des hochherzigen Landgrafen Bemühungen geweſen, aber er und Zwingli lernten ſich hier noch höher ſchätzen. Gewichtige Verhandlungen wurden zwiſchen Philipp, Sturm, Zwingli und ſeinen Begleitern gepflogen, und es entſpann ſich von jetzt an zwiſchen beiden Männern ein Briefwechſel, der alle wichtigen kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe betraf und bis zu Zwingli's Tode fortdauerte.

Um die nachfolgenden Ereigniſſe in der Schweiz klarer ſchildern zu können, müſſen wir der Zeit nach vor das marburger Religionsgeſpräch zurückgreifen.

Durch das Chriſtliche Bürgerrecht auf der einen und das öſtreichiſche Bündniß auf der andern Seite waren die Verhältniſſe zwiſchen den einzelnen Cantonen immer geſpannter und feindſeliger geworden. Der Reformation wandten ſich immer mehr Orte zu, und die fünf ſtreng römiſch-katholiſchen Orte ſahen ſich mit gänzlicher Einſchließung und Abſperrung bedroht. Nun gab es aber zu jener Zeit in der Schweiz eine beträchtliche Anzahl von Gebieten, die ſogenannten Unterthanenlande, über welche theils einzelnen Cantonen, theils mehrern zuſammen die Herrſchaft zuſtand. Waren nun die gemeinſam herrſchenden Cantone verſchieden in der Religion, weſſen kirchlicher Glauben ſollte da gelten im Unterthanenlande? Und, da gewöhnlich ſolche gemeinſam herrſchende Cantone zeitweiſe mit der Einſetzung der Vögte wechſelten, ſollte damit auch der Glaube wechſeln?

Veranlaſſung zu ſteter Kränkung, zu Beſchuldigung und Gegenbeſchuldigung war reichlich vorhanden. Hier wiederholt ſich nun in der Schweiz bei den Evangeliſchen ganz daſſelbe Verhältniß wie in Deutſchland. Während in Deutſchland der Landgraf von Heſſen immer zu entſcheidenden Maßregeln drängt, Kurſachſen dagegen hemmend und lähmend einwirkt, ſo ſtimmt dort Zürich, wo Zwingli's Einfluß vorherrſchend war, für kühnes und entſchloſſenes Handeln; Bern dagegen, wo noch die alten Geſchlechter, die ſich nur höchſt ungern zur Neuerung herbeigelaſſen, bedeutender Geltung genoſſen, ſpricht ſtets für das Zuwarten und für halbe Maßregeln. Doch waren die Verhältniſſe immer ſchroffer und geſpannter geworden, und als ein ſchwyzer Vogt einen durchreiſenden evangeliſchen Geiſtlichen aus dem züricher Gebiete, Namens Jakob Kaiſer, aufgreifen und nach Schwyz bringen ließ, wo er trotz Zürichs Einſprache zum Feuertode verurtheilt wurde, da hielt ſich Zürich nicht länger, ſondern erließ eine Kriegserklärung an Schwyz und ſomit an die fünf Cantone. Alsbald brachen die Züricher auf, wohlgerüſtet und kampfesmuthig; Zwingli ſelbſt begleitete den Zug zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter. Die römiſch-katholiſchen Cantone waren nicht gerüſtet. Die Züricher ſtanden bei Kappel, bereit zum Einzuge in das feindliche Gebiet. Da erſchien der Landammann Abli von Glarus unter ihnen, ſprach zur Verſöhnung und bat um Aufſchub, um Zeit zur Vermittelung zu gewinnen. Da trat Zwingli zu ihm und ſprach: „Gevatter Ammann, Du wirſt Gott müſſen Rechnung geben für dieſen Frieden. Jetzt, weil die Feinde im Sack und ungerüſtet ſind, geben ſie gute Worte. Du glaubſt ihnen und ſcheideſt. Hernach, wenn ſie gerüſtet ſind, werden ſie unſer nicht ſchonen; wer wird dann ſcheiden?“

Dennoch begannen die Unterhandlungen; die fünf Orte gewannen Zeit, ſich zu rüſten, und Bern, in deſſen Händen die Entſcheidung lag, mahnte mit ernſten Worten zum Frieden. Dieſer kam zu Stande. Den Unterthanenlanden wurde die Entſcheidung über den Glauben anheimgegeben, das Bündniß mit Oeſtreich für aufgehoben erklärt, und die Ermittelung der an Zürich zu erſtattenden Kriegskoſten und der Entſchädigung für Kaiſer's Hinterlaſſene den Vermittlern überlaſſen. Zwingli hatte die freie Predigt des Evangeliums in allen Unterthanenlanden und die Abſchwörung aller Jahrgelder und Beſtrafung Derer, die ſie verbreiteten und austheilten, verlangt; aber die Abſchaffung der Jahrgelder auch bei den fünf Cantonen wurde nur einfach als Wunſch ausgeſprochen. Ausdrücklich wurden dagegen Zürich und Bern ermächtigt, wenn die auferlegten Bedingungen von Seiten der fünf Cantone nicht erfüllt werden ſollten, ihnen, bis das geſchehen, die Zufuhr der Lebensmittel zu ſperren.

Noch im Herbſte deſſelben Jahres 1529 ſah Zwingli die Hoffnungen, die er auf eine Verſtändigung mit den Wittenbergern und damit auf die Herſtellung eines kräftigen Bundes zwiſchen allen Anhängern des Evangeliums in Deutſchland und der Schweiz geſetzt, an der Hartnäckigkeit Jener ſcheitern.

Aber immer noch verzagten die muthigen und entſchloſſenen Männer, Zwingli und der Landgraf Philipp von Heſſen, nicht. Sie unterhielten den vertrauteſten Verkehr miteinander; der Dritte in ihrem Bunde ward Sturm in Straßburg. Man ſuchte überall nach Bundesgenoſſen gegen den Kaiſer, bewarb ſich um die Beihülfe Venedigs, betrieb die Wiedereinſetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in ſein Land und fing ſogar an, da die Verhältniſſe in Deutſchland immer drohender wurden, an ein Bündniß mit König Franz I. von Frankreich zu denken, wozu Zwingli bereits einleitende Schritte that. Straßburg wurde in das Chriſtliche Bürgerrecht aufgenommen; der Eintritt des Landgrafen ſcheiterte nur an dem heftigen Widerſtreben Berns, zu Zwingli's großem Verdruſſe. Dieſer ging ſo weit, an eine Abſetzung Kaiſer Karl's V. und an die Erhebung des hochherzigen Philipp auf den deutſchen Kaiſerthron zu denken. In den Briefen, die Beide miteinander wechſelten, wird der Kaiſer nur Pharao benannt, und Zwingli ſchrieb an den Landgrafen am 29. November 1529: „Gnädiger lieber Herr, daß ich ſo kindlich und frei zu Ew. Gnaden ſchreibe, macht, daß ich mich zu Gott verſah, er habe Ew. Gnaden zu großen Dingen erwählt, die ich wol gedenken, aber nit reden darf. Es muß aber ye (einmal) der Katze die Schell angehenkt werden.“ Nicht minder thätig war der Landgraf. Auf dem im April 1530 zu Augsburg beginnenden Reichstage arbeitete er von neuem auf die klügſte und umſichtigſte Weiſe an dem großem Werke der Vereinigung der ganzen evangeliſchen Partei. Schon fürchteten die Wittenberger, er möge ſich offen für die Schweizer erklären, als die Ankunft des Kaiſers und die wachſende Gefahr ihn wieder mehr zu dem Kurfürſten von Sachſen hindrängte.

Die Darlegung ihres Glaubensbekenntniſſes vor Kaiſer und Reich erſchien den Proteſtanten als ihre wichtigſte Aufgabe auf dieſem Reichstage; der Redaction deſſelben unterzog ſich Melanchthon.

Der Geiſt, in welchem er Dies that, war nicht mehr jener freie und kühne, womit die Reformatoren im Anfange der Bewegung die ganze Kirche umgeſtalten zu wollen ſchienen. Theils der erfolgreiche Widerſtand der römiſch-katholiſchen Partei, die auf dem Reichstage die Mehrzahl der Stände und den Kaiſer auf ihrer Seite hatte, theils die Beſorgniß vor den, ihrer Meinung nach zu weit gehenden Tendenzen der Schweizer machte ſie geneigt, den Angriff aufzugeben und ſich auf die Vertheidigung zu beſchränken, um vor allem den Schutz und die Rechte zu erhalten, welche ſie in mehrern Ländern für ihre Lehre erlangt hatten. Von ſolchem Standpunkte aus bearbeitete Melanchthon das Glaubensbekenntniß ſeiner Partei, welches anfänglich ganz bezeichnend *Apologie*, d. i. *Vertheidigung* genannt wurde und unter dem Namen *Augsburgiſche Confeſſion*, den es erſt ſpäter erhielt, eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt.

Sie war, wie Ranke deutlich nachweiſt, in der unleugbaren Abſicht möglichſter Annäherung an den katholiſchen Lehrbegriff abgefaßt, aber keineswegs beſtimmt, für immer eine Norm des Glaubens und der Lehre zu werden.

Für den Landgrafen von Heſſen entſtand jetzt die ſchwierige Frage, ob er ſie unterſchreiben ſollte. Er ſtimmte mit dem Artikel über die Abendmahlslehre nicht ganz überein, und die von ihm vorgeſchlagene Faſſung wurde nicht angenommen; auch war er dem Unterſchreiben ſolcher Glaubensſätze, die *Glaubensvorſchriften* werden konnten, in hohem Grade abgeneigt, und endlich erſchien ihm als das Räthlichſte, in der Mitte zwiſchen den beiden evangeliſchen Parteien eine achtunggebietende Stellung zu behaupten, von der aus er für ihre Einigung wirkſam ſein könnte.

Unterſchrieb er aber nicht, ſo ſagte er ſich von der ſächſiſchen Partei gänzlich los, ſtellte ſich den größten Gefahren blos und verlor jede Möglichkeit einer fernern Wirkſamkeit für die evangeliſche Sache. Daher unterſchrieb er, wiewol ungern und unter freimüthiger Erklärung ſeiner abweichenden Auffaſſungsweiſe des die Abendmahlslehre betreffenden Artikels. Von jetzt an war ſeine Stellung eine minder freie, wenn er auch ſelbſt in dieſer mit kluger Umſicht und feinem Takte ſeine Ueberzeugung zu wahren und ſeine großartigen Plane zu verfolgen verſtand.

Die gegen Erwarten ungünſtige Aufnahme, die ihr Glaubensbekenntniß bei der römiſch-katholiſchen Partei gefunden, und die feindſelige Geſinnung, welche dieſe Partei, an ihrer Spitze der Kaiſer, gegen die Lutheraner immer entſchiedener an den Tag legte, brachte unter dieſen (Luther allein machte davon eine rühmliche Ausnahme) eine an Verzweiflung grenzende Muthloſigkeit hervor. Hieraus ſuchte Philipp Gewinn zu ziehen für ſeinen nie aufgegebenen Plan der Erzielung einer Verſtändigung beider Parteien. Vor Allen waren zur Mitwirkung geneigt die vier oberländiſchen

Städte Straßburg, Konſtanz, Memmingen und Lindau, die als offene Anhänger der Zwingli'ſchen Lehre ſich jetzt in der gefahrvollſten Lage befanden. Sie hatten es nicht einmal erlangt, ihr Glaubensbekenntniß, Confessio tetrapolitana genannt, das ſie ebenfalls dem Kaiſer übergaben, in der Reichsverſammlung verleſen zu dürfen; denn ſie waren beiden Parteien, der römiſch-katholiſchen, wie der lutheriſchen, in gleicher Weiſe verhaßt. Mochten dieſe nun ſich vereinigen oder trennen, ihr, der Zwinglianer, Untergang ſchien gewiß. Im Falle der Verſöhnung waren ſie vorausſichtlich das Opfer, und im Falle eines Krieges hatten ſie den erſten Angriff von der römiſch-katholiſchen Seite zu erwarten, ohne Ausſicht auf Hülfe von den Lutheranern. Darum mied auch Jedermann die Geſandten dieſer Städte; nur Philipp blieb ſich treu. Sturm ſchreibt an Zwingli: „Alle haben ſich gegen uns verſchworen, nicht nur die Papiſten, ſondern auch Die, welche auf der Seite des Evangeliums und der Wahrheit zu ſtehen ſchienen. Niemand vertheidigt uns, außer der Heſſe."

Sie alſo waren beſonders bereitwillig zu einer Verſtändigung; allein die Wittenberger blieben bei ihrer Meinung, ſelbſt Melanchthon beſorgte, gerade durch dieſe Verſtändigung werde der Krieg, den er mehr als Alles fürchtete, herbeigeführt werden, und widerſetzte ſich derſelben mit Lebhaftigkeit. Jetzt ſendete auch Zwingli ſein Glaubensbekenntniß ein, da die Gegner der Reformation in der Schweiz ſich ebenfalls an Kaiſer und Reich gewendet hatten, mit welchen man ſich allerwärts in der Eidgenoſſenſchaft noch verbunden fühlte. Dieſes wich aber auch noch in andern Artikeln, wie in der Lehre von der Erbſünde, von den Anſichten der Wittenberger ab und beſtärkte ſie daher vollends in ihrer Abneigung gegen Zwingli und ſeine Anhänger. Dagegen wurden bald darauf Vergleichsunterhandlungen zwiſchen der lutheriſchen und der römiſch-katholiſchen Partei eingeleitet, in welchen erſtere zu einer faſt unbegreiflichen Nachgiebigkeit ſich herbeiließ. Landgraf Philipp ſchrieb hierüber an Zwingli: „Melanchthon gehe zurück wie ein Krebs und ſei jetzt durch ſeine Blödigkeit ein ſchädlicher Mund; viele Menſchen hingen an demſelben, doch ſolle er ihn nicht mitziehen. Er glaube nicht, daß Luther deſſen Schritte gutheiße, und Gott möge geben, daß Melanchthon dieſes Weichen aus Blödigkeit thue. Gegen die Verdammung der Zwinglianer habe er ſeine Räthe ſtreng inſtruirt; Zwingli möge nur feſt bei der Wahrheit ſtehen und alle Gliedmaßen Chriſti durch eine Denkſchrift ermahnen, ſich nicht durch weltliche Klugheit und Gewalt verführen zu laſſen; es habe keine Noth." Zugleich arbeitete der Landgraf fortwährend in Gemeinſchaft mit Zwingli und Sturm an einem Schutzbündniß zwiſchen Heſſen, den oberländiſchen und ſchweizeriſchen Städten, und ſo kam endlich im November 1530 eine Vereinbarung zwiſchen Heſſen, Straßburg, Zürich, Bern und Baſel auf ſechs Jahre zu Stande, worin man ſich für den Fall eines Angriffs der Religion wegen gegenſeitig Schutz und Beiſtand zuſagte.

Kehren wir nun in die Schweiz zurück, wo Zwingli's Geſchick ſich raſch erfüllen ſollte. Er hatte richtig vorausgeſehen: der 1529 abgeſchloſſene Landfriede mit den römiſch-katholiſchen Cantonen war kein wahrer Friede; die Beſchwerden blieben dieſelben. Ungeſtraft erlaubte man ſich in den altgläubigen Cantonen die unerhörteſten Läſterungen gegen die evangeliſchen Städte; die härteſten Verfolgungen hatten in ihnen die Anhänger des neuen Glaubens zu erdulden. Selbſt in den Gebieten, die unter gemeinſchaftlichem Schutze ſtanden, wurde, wenn die Majorität dem alten Glauben treugeblieben war, während eine oft ſtarke Minorität ſich dem neuen zugewendet hatte, die Predigt des Evangeliums ſtreng verfolgt. Dagegen bot die züricher Regierung Alles auf, dem Evangelium auch hier Eingang zu verſchaffen; ſollte ſie denn zugeben, daß Menſchen, die denſelben Glauben hegten wie ſie, eben um deswillen an Leib und Leben geſtraft würden! Zwar handelte man hier von Seiten Zürichs, wie in der Streitſache mit dem Abt von St.-Gallen, nicht immer ſtreng dem geſchriebenen, hiſtoriſchen Rechte gemäß. Aber dieſes ſelbſt erſchien den neuen Verhältniſſen nicht mehr entſprechend. Schon mehrmals war das Mißverhältniß zur Sprache gekommen, welches darin lag, daß die ſogenannten Waldſtädte, die in den eidgenöſſiſchen Kriegen an Mannſchaft und Geld ſoviel weniger leiſteten als die volkreichen Bürgerſtädte, doch an den Vortheilen des Sieges und der Herrſchaft gleichen Antheil nahmen. Das Schlimmſte aber war, daß ihre Stimmen auf der Tagſatzung gleichviel galten als die von Zürich und Bern, und dies wurde jetzt von ihnen in der Religionsangelegenheit ſchnöde mißbraucht. Alles dies erkannte Zwingli wohl, und ſein Streben ging auf eine Neugeſtaltung der Eidgenoſſenſchaft in ſtaatlicher und religiöſer Hinſicht, ein Unternehmen, deſſen Gelingen nach langen Kämpfen und zwar nur in erſter Hinſicht zu ſehen unſerer Zeit vorbehalten blieb. Ranke ſagt mit Recht von Zwingli: „Er iſt ohne Zweifel in beiderlei (kirchlicher und ſtaatlicher) Hinſicht der größte Reformer, den die Schweiz je gehabt hat.“

Aber ſeinen großartigen Planen ſtellte ſich der ſchnödeſte Eigennutz entgegen. Selbſt in Zürich gab es noch manche Anhänger des Alten, manche Liebhaber der fremden Jahrgelder; zwar brachte ſie Zwingli's Thatkraft für den Augenblick zum Schweigen; doch im Geheimen durchwühlten ſie den Boden, worauf er ſtand. In Bern aber war dieſe Partei noch einflußreicher; ſie wußte unter dem Mantel alteidgenöſſiſcher Geſinnung jedes entſcheidende Handeln zu verhindern. Ihr waren Zwingli's Plane, welche auf die gleiche Betheiligung aller Bürger an Rechten und Pflichten hinzielten und denen die Bevorrechtigung der ſogenannten Conſtaffel, d. h. der adeligen Geſchlechter, in Zürich ſchon zum Opfer gefallen war, mehr verhaßt als die Rückwärtsſtrebungen der in den römiſch-katholiſchen Cantonen herrſchenden bevorzugten Geſchlechter. Daher ſprach ſich Bern dringend für Mäßigung aus; eine ähnliche Sprache führten die andern evangeliſchen Städte, und die noch unbetheiligten Cantone, die weder im Bündniſſe mit den fünf alten Cantonen ſtanden, noch in das Chriſtliche Bürgerrecht getreten waren, boten ihre Vermittelung dringend nach beiden Seiten hin an. Zwingli dagegen wollte von keinem Aufſchube mehr wiſſen. „Kein Heil mehr“, ſprach er von der Kanzel, „bis die Reform überall durchdringt. Schon lange hätten ihre Feinde nachgeben müſſen, hätte man unter uns ſelbſt alle Lauen, alle Gleichgültigen, alle heimlichen Verräther abgeſchafft. Gegen dieſe muß man einſchreiten, auch in den Bürgerſtädten, unermüdet, unerbittlich. Unſere Verbündeten müſſen dahin gebracht werden, uns zu unterſtützen, nicht uns mit ihnen durch ſträfliche Unthätigkeit in den Abgrund zu ziehen.“ In dieſem Sinne wurden auch die züricher Abgeordneten auf dem Städtetage zu Aarau zu reden und zu verhandeln angewieſen. Doch Bern ließ ſich nicht zum Kriege bewegen, und ihm folgten die andern Städte. Es wurden Geſandte von allen nach Zürich abgeordnet; ſie alle waren beauftragt, nur auf die Anordnung einer Getreideſperre einzugehen. Mit überzeugender Klarheit wieſen die Züricher nach, wie nutzlos und doch aufreizend und feindlich, ja wie unchriſtlich eine ſolche Maßregel ſein würde. Endlich jedoch ſah ſich Zürich zum Nachgeben genöthigt, obwol „ſchwerlich und kummerſamlich, nur den Verbündeten zu Ehren und zu Gefallen“, wie es im Abſchiede heißt. Zwingli war im höchſten Grade unwillig über dieſen Beſchluß und predigte ſelbſt dagegen. Die Getreideſperre wurde allein von Zürich ernſtlich, von den andern, umliegenden Cantonen nur läſſig vollzogen. Das Landvolk in den fünf Cantonen, von welchem früher ein nicht unbeträchtlicher Theil der Reform zugeneigt geweſen war, wurde täglich erbitterter gegen die evangeliſchen Städte, namentlich gegen Zürich, und dieſe Stimmung wußten die herrſchenden Geſchlechter trefflich für ihre Zwecke auszubeuten. Auch in den Gebieten der Städte, ſelbſt in Zürich, fing man an, Mitleid mit den ausgehungerten Eidgenoſſen zu empfinden. Die alten Feinde Zwingli’s regten ſich wieder; der Reformator ſtand immer vereinzelter. Da bot er dem Großen Rathe ſeine Entlaſſung an; allein ſo weit war man in Zürich noch nicht gekommen. Man bat, man beſchwor ihn, und nach einigen Tagen Bedenkzeit erklärte er dem Rathe, er wolle treu in ſeinem von der Stadt erhaltenen Amte ausharren bis in den Tod. Von neuem ſchien ſich nun Zürich zu entſchiedener That aufzuraffen. Vor allem galt es, Bern mit fortzureißen. Zwingli trat ſelbſt mit einflußreichen Bernern zu einer nächtlichen Berathung zu Bremgarten in ſeines Freundes Bullinger Hauſe zuſammen. Die Berner verſprachen, ihr Beſtes zu thun. Doch ſchied Zwingli mit kummervollem Herzen. Beim Scheiden ſagte er unter Thränen dreimal zum Freunde: „Bewahre dich Gott, lieber Heinrich, und ſei getreu am Herrn Chriſto!“ Todesahnungen beſchlichen den ſonſt ſo heitern Mann. Als er kurz darauf mit einem Freunde, dem Abte Georg Müller von Wettingen, den damals erſcheinenden Kometen beobachtete, und dieſer nach dem Glauben der Zeit ihn fragte, was dieſer Komet wol zu bedeuten habe, ſo antwortete er:

„Mich, mein Georg, mich und manchen Ehrenmann wird es koſten. Die Wahrheit und die Kirche werden Noth leiden; aber Gott wird ſie nicht verlaſſen."

Unterdeſſen hatten die römiſch-katholiſchen Cantone ihre Rüſtungen beinahe vollendet. Zwar geſchah dies im Geheimen; doch liefen mancherlei Nachrichten ein. In Zürich griff die Rathloſigkeit von neuem Platz; Verworrenheit und Planloſigkeit herrſchten überall. Nur Zwingli blieb ruhig und gefaßt. Noch vier Tage vor ſeinem Tode ſprach er vom Katheder: „Dies nur iſt unſer wahres Eigenthum, Gott, den kein Tod und keine irdiſche Macht uns entreißen kann, zum Freunde zu beſitzen", und dann wieder: „Ich werde meinen Erlöſer nicht verleugnen." Und in ſeiner letzten Schrift ſagt er: „Die erfechten den ſchönſten Sieg, welche handeln und nicht blos zuſchauen. Darum Muth bei den Drangſalen und Gefahren, durch welche die heilige Sache des Evangeliums erſt recht auflebt! Mögen Andere der Früchte unſerer Arbeiten ſich erfreuen! Wir werden Ruhe finden im Himmel."

Immer näher rückte die Entwickelung. Wohlgerüſtet drangen die Feinde von mehren Seiten in das züricher Gebiet ein. Hier war nichts vorgeſehen. Eine kleine Schar wurde ihnen in der Eile entgegengeſendet. Erſt am Morgen des 11. October 1531 wurde das Banner vom Rathhauſe ausgehangen; läſſig und langſam ſammelte ſich die Mannſchaft; nur die Muthigſten und Thatkräftigſten ſcharten ſich zuſammen. Und kaum waren 700 Männer und Jünglinge zugegen, als man zum Abmarſche drängte; denn bereits lief die Nachricht von einem Zuſammenſtoße der vorausgeſendeten Schar mit dem Feinde ein.

Den Abziehenden geſellte ſich, der Aufforderung des Rathes freiwillig entgegenkommend, auch Zwingli bei. Der Abſchied, den er von ſeiner Frau und ſeinen Kindern nahm, bewies, daß er auf das Aeußerſte gefaßt ſei. Während des Zuges betete er laut für Chriſti Kirche. Auf einem Berge, in der Nähe von Cappel, von wo man in das Thal hinabſehen konnte, wo ſchon das Gefecht begonnen, hielt man an; hier hätte man ſich wohl vertheidigen können. Doch Zwingli rief: „Ich in Gottes Namen will zu den biedern Leuten hin, mit ihnen ſterben oder ſie retten helfen." So eilte man hinunter. Die Feinde, obwol an 7000 Mann ſtark, waren ſelbſt unſchlüſſig, ob ſie bei einbrechender Nacht die Züricher angreifen ſollten. Unterdeſſen hatte aber eine Schar feindlicher Schützen ein unbewachtes Wäldchen beſetzt; von hier aus faßten ſie die Züricher von der Seite. So entſpann ſich ein regelloſer Kampf, ein furchtbares Gemetzel begann; die edelſten Züricher fielen. Zwingli ſelbſt wurde in dem Augenblicke, da er einem neben ihm Hinſinkenden zuſprach, von einem geworfenen Steine ſo heftig verwundet, daß der als Siegeszeichen nach Luzern gebrachte Helm noch die Spur davon zeigt; er ſank nieder und erhielt noch mehrere Stiche in die Schenkel. Sterbend ſoll er ausgerufen haben: „Den Leib können ſie tödten, die Seele aber nicht“. Siegestrunken, Fackeln in den Händen, durchzogen die Feinde das Schlachtfeld. Da fanden Einige von ihnen Zwingli noch athmend unter einem Birnbaum, das Geſicht zur Erde gekehrt. Er wurde umgewendet und gefragt, ob er beichten wolle. Verneinend ſchüttelte er das Haupt. „So ſtirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief der Hauptmann Vokinger von Unterwalden, ihm den Todesſtreich verſetzend. Erſt am folgenden Tage erkannte man Zwingli's Leichnam; Alles ſtrömte herbei, ihn zu ſehen. Einer ſeiner Bekannten aus Zug verſichert, das Geſicht des Todten habe den Ausdruck gehabt, wie wenn ihn in der Predigt das Feuer des Gedankens ergriff. Doch ſein Tod beſänftigte die Wuth ſeiner Feinde noch nicht. Durch Trommelſchlag ward ein Ketzergericht berufen, ſein Leichnam durch den Nachrichter geviertheilt, dann verbrannt, und ſeine Aſche mit der getödteter Schweine vermiſcht.

Zwar rüſteten ſich die Züricher jetzt eifrigſt; aber Bern blieb in einer Haltung, die Zürich gerechten Verdacht einflößte. Endlich wurde ein Friede vermittelt, welcher zwar den Cantonen, worin die Reformation bereits geſetzliche Geltung gewonnen, dieſe ſicherte, aber ihrer weitern Verbreitung Schranken ſetzte, die ſie bis jetzt noch nicht zu durchbrechen vermocht hat. Das Bündniß der evangeliſchen Städte mit den oberländiſchen und dem Landgrafen von Heſſen wurde aufgehoben, des Letztern angebotene Hülfe abgewieſen. Und dieſer ſelbſt, der noch vor kurzer Zeit eine Einigung der ſchweizeriſchen Städte mit dem von ihm endlich zu Stande gebrachten Schmalkaldiſchen Bunde zu erwirken die Ausſicht gehabt hatte, ſah ſich bald darauf genöthigt, dem für die evangeliſche Sache höchſt nachtheiligen Nürnberger Religionsfrieden beizutreten.

Von jetzt an hört die Reformation auf eine gemeinſame Sache des deutſchen Volkes zu ſein; ihre Erhaltung in den einzelnen Gebieten wird eine Angelegenheit der Regierungen. Die Gelegenheit, die Schweiz wieder mit Deutſchland zu vereinigen, geht unwiderbringlich verloren. Statt daß die Geſtaltung einer deutſch-chriſtlichen Kirche ein weſentliches Förderniß deutſcher Einheit geworden wäre, ſpaltete ſich unſer armes Vaterland auch noch in zwei bis drei feindliche Kirchen; eine neue Kluft eröffnete ſich zwiſchen den Bewohnern der einzelnen Gebiete. Und der deutſche Geiſt, der ſo kühn ſeine Schwingen entfaltet hatte, wurde auch in religiöſer Beziehung in ſtarre Formen gebannt; denn jede Kirche ſtellte ihr eigenes Glaubensbekenntniß auf, verſah es mit ſtreng abſchließenden Schranken und wachte mit verdoppelter Sorge über der Rechtgläubigkeit ihrer Angehörigen.

G. Venhard.

Fortschritte und Mängel der deutschen Strafgesetzgebung.*)

Der Uebergang von der theoretiſchen zur praktiſchen Betrachtung in dieſer Frage iſt und bleibt ein trauriger. Die Umkehrung der Ordnung hätte uns ein wiſſenſchaftlich verſöhnendes Schlußergebniß garantirt, wie ſolches im vorigen Artikel dargelegt wurde, während wir jetzt aus der Conſonanz wieder in die Diſſonanz übergehen und überdies eine in ſich unfertige, mehrentheils mangelhafte, in keinem Fall abgeſchloſſene und dazu von den bereits dargeſtellten Entwickelungen durchaus abhängige Geſchichte zu erzählen haben.

Allein gerade deshalb, weil es ſich hier keineswegs um eine blos theoretiſche Schönrednerei nach nationalen Sentimentalitätsſchablonen, noch um einen bloßen Schultroſt handelt, wie man ihn zur Noth am Schluſſe einer akademiſchen Vorleſung geben mag, haben wir die natürliche Ordnung nicht verlaſſen wollen, vermöge deren das Begründende dem Begründeten vorangehen muß, mag auch der Geſammteindruck des Letztern tief unter dem des Erſtern bleiben und überhaupt als eine theils an ſich ſelbſt theils ſymboliſch klägliche Thatſache erſcheinen.

Wer die Gegenwart vom deutſchen Standpunkte aus betrachtet, Der iſt überzeugt, daß ihr Elend in der geſcheiterten nationalen Einheit beruht. Nach der Verwirklichung dieſes Gedankens wird er daher mit allen Wünſchen und Kräften ſtreben, ſollte ſie auch nur auf eine Weiſe zu erreichen ſein, die der intellectuell übermüthigen, ſittlich verweichlichten, in geſellſchaftlichen Fragen großentheils unmündigen gegenwärtigen Generation hart und unbequem erſchiene.

Je mehr Scharfſinn, Bosheit, Thorheit und Niederträchtigkeit angewendet wird, um die offenbare Wunde zu verdecken und zu verpflaſtern, um ſo unerläßlicher wird es für Jeden, der die Pflicht der nationalen Energie nicht an irgend eine pietiſtiſche, höfiſche oder ſonſtige Götzendienerei verkauft hat, ſtets wieder jene offene Wunde bloszulegen. In wiſſenſchaftlichem Kreiſe wird dieſe Pflicht doppelt dringend, weil hier ohne alle Perfidie, wie ſie ſonſt jetzt allüberallher thätig wird, in der naivſten Gutmüthigkeit noch immer die Illuſion gepflegt wird, als gebe es ein gemeines deutſches Recht in praktiſchem Sinne. Solche Illuſionen müſſen aber durchaus zerſtört werden, wenn Kräfte für die Herbeiführung eines beſſern Zuſtandes geweckt werden ſollen. Der einfältige Optimismus iſt ein ebenſo ſchlimmer Feind als der boshafteſte Peſſimismus.

---

*) Dieſer Aufſatz ſchließt ſich an die vorausgegangenen: „Die Entwickelung des deutſchen Strafrechts in Theorie und Praxis“, im erſten Bande der „Germania“, S. 679 ff., und „Die deutſche Strafrechtswiſſenſchaft in ihrer geſchichtlichen Entwickelung“, im zweiten Bande, S. 391 ff., an. D. Red.

Soll es je noch einmal zur Verwirklichung des Gedankens eines nationalen deutſchen Rechts kommen, ſo muß jedenfalls vor allem die traurige Thatſache, daß ein ſolches zur Zeit nicht mehr exiſtirt, in ihrer ganzen ätzenden Schärfe ausgeſprochen und begriffen werden. Man muß all den halbwahren, der eminent praktiſchen Natur des Rechts ſchlechthin widerſprechenden Träumereien männlich entſagen, die ein gemeines deutſches Recht anderswo als in der Geſchichte, in irgend welcher nebelhaften Bedeutſamkeit zu einem theoretiſchen Scheinleben bringen wollen. Wie ſoll denn der Arzt an den Kranken kommen, wenn die nächſten Anverwandten die vornehmſten Symptome der Krankheit ſchönredneriſch ableugnen!

Weit entfernt, dem Einzelnen irgend etwas ins Gewiſſen ſchieben zu wollen, halten wir es doch für nöthig, ein öffentliches Geheimniß endlich einmal deutlich und rückhaltslos auszuſprechen. Wir meinen die unleugbare Thatſache, daß kaum in irgend einer wiſſenſchaftlichen Sphäre ſeit einem Jahrhundert mehr Unwahrheit, Halbwahrheit, conventionelle Lüge und offene Willkür in Bauſch und Bogen verkauft worden iſt, als in der des ſogenannten gemeinen deutſchen Strafrechts. Trifft hier die Wiſſenſchaft der Vorwurf der Unaufrichtigkeit, ſo iſt er doch wol größtentheils entſchuldigt durch die Tortur der unleidlichſten und abſurdeſten Verhältniſſe. Denn wie konnte man auch mit dem beſten Willen ein praktiſches Ganze aus einem Rechte machen, das aus den principiell verſchiedenſten, auf ganz widerſprechenden Weltanſchauungen beruhenden Quellen zuſammengeſetzt, in dieſer Zuſammenſetzung von einem wohlwollenden Geſetzgeber als unendlich bildungsfähig, aber ebenſo unbeſtimmt und unverarbeitet ins Leben geſtoßen und in dieſem Zuſtande ſeit Jahrhunderten von der Geſetzgebung ſo gut wie gänzlich verwahrloſt worden war? Wie konnte man es vollends ſeit dem Aufhören der Carpzov'ſchen Herrſchaft thun, wo doch das bereits nur zum Scheine noch mühſam zuſammengehaltene Gemeine Recht ſich immer unaufhaltſamer und unwiederbringlicher in Localgeſetzgebung und Localpraxis zerſplitterte? Erſcheint doch ſelbſt in den neuern Lehrbüchern, die aus Bewußtſein oder Inſtinct ihren eigentlichen Schwerpunkt in Philoſophie oder Geſchichte ſuchen, ohne der traditionellen Nothwendigkeit der Entſtellungen, willkürlichen Behauptungen und erkünſtelten Combinationen ſich entſchlagen zu können, das traurige Misverhältniß nur ſehr oberflächlich verdeckt, da ſie nun einmal conventionell eine Aufgabe zu vollziehen ſcheinen müſſen, die als praktiſche Aufgabe ſchlechthin nicht mehr vollzogen werden kann. Leider hat aber eben die lange Gewöhnung an derlei erzwungene Illuſionen und Halbwahrheiten, die recht eigentlich zu einem conventionellen Syſteme geworden ſind, die ſtrenge Zucht unerbittlicher Wahrheitsliebe aus der Wiſſenſchaft verbannt. Man hat unter dem Drucke elender politiſcher Zuſtände zu lange ſchon gelernt, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſich beſtmöglichſt hinauszuhelfen, auch dem Schlimmſten ein biſchen gute Seite abzugewinnen — und wie derlei Sklavengewohnheiten weiter heißen mögen. Kein Wunder denn, wenn auch heute noch, wo die Blinden ſehend geworden ſein ſollten, noch manche ganz ehrenwerthe Männer von einem gemeinen deutſchen Rechte fabeln, das doch nur noch in der Verworrenheit ihrer Vorſtellungen exiſtirt. Ganz abgeſehen jedoch von dem nächſten Zwecke, worauf es hier ankommt, von der Nothwendigkeit nämlich, durch offene Darlegung der Krankheit ihre Heilung vorzubereiten, iſt es ſchon an und für ſich ſelbſt eine Ehrenſache für die Wiſſenſchaft, endlich einmal aus einer connivirenden Lethargie ſich herauszureißen, die durch die Umſtände aufgezwungene conventionelle Feſſel abzuwerfen, der Wahrheit und nur der Wahrheit die Ehre zu geben und eben deshalb, wo es der Darſtellung der nationalen Einheit des deutſchen Strafrechts gilt, einen neuen Weg, den geſchichtsphiloſophiſchen, einzuſchlagen. Nur auf dieſe Weiſe wird es der Wiſſenſchaft gelingen, wieder zu poſitiven Ergebniſſen zu gelangen. Zugleich wird es ihr nur auf dieſe Weiſe möglich ſein, der modernen Geſetzgebung und Praxis ihr wahres Recht angedeihen zu laſſen.

Thatſache iſt es jedenfalls, daß die Landesgeſetzgebung, wie ſie eben ſeit einem Jahrhundert in großartigem Maßſtabe ſich geltend macht und jetzt unzweifelhaft den Sieg errungen hat, von der gemeinrechtlichen Wiſſenſchaft die längſte Zeit gar nicht beachtet, ſpäter wenigſtens nur über die Achſel angeſehen und erſt in neuerer Zeit einer mehr formellen als materiellen Berückſichtigung gewürdigt worden iſt, ſelbſt von Solchen, die ſonſt von der vergleichenden Anatomie in der Jurisprudenz alles mögliche Heil zu erwarten pflegen.

Dieſes Ueberſehen war nun von keinem Nachtheile, ſolange die particuläre Codification eben nichts weiter war und ſein wollte, als eine Zuſammenſtellung der gerade curſirenden Doctrin und der Reſultate der ihr entſprechenden Praxis. In der That wurden auch durch dieſe blos aus Zweckmäßigkeitsgründen unternommenen, wiſſenſchaftlich überall unſchuldigen Codificationen, wie ſie in Baiern und in Oeſtreich erfolgten, nicht einmal die betreffenden Landesrechte der gemeinrechtlichen Entwickelung eigentlich entfremdet, obwol dies beabſichtigt geweſen war. Denn der particularrechtliche Hochmuth hatte damals noch ſehr unzulängliche Kräfte zu ſeiner Verfügung gehabt. Die Trennung war eine weſentlich nur formelle geblieben, trotz deren man ſich materiell doch wieder dem Gemeinen Rechte ebenſo gut anſchloß als in den Ländern, die nur in größerm oder geringerm Maße in einzelnen Fragen und Lehren eine Sondergeſetzgebung erhalten hatten (wie z. B. Sachſen und Württemberg).

Ein Anderes war es dagegen mit der Sondergeſetzgebung, wie ſie im Wendepunkte des Jahrhunderts auftrat und im bairiſchen Strafgeſetzbuche zunächſt ihren Gipfelpunkt fand. Hier handelte es ſich nicht mehr um einen gleichgültigen Einſchnitt in den alltäglichen Verlauf der poſitivrechtlichen Doctrin und Praxis. Vielmehr kam hier das Princip des ganzen Strafrechts in Frage, und es wurde der Verſuch gemacht, aus dem betreffenden

Princip ein logiſches Syſtem von Conſequenzen herauszuſpinnen, wobei man zwar dem Inhalte nach das vorgefundene poſitive Recht tauſendfältig gebrauchte, immer aber mehr oder weniger auf eine gründliche Verbeſſerung und Neugeſtaltung deſſelben bedacht war. Obgleich nun durch dieſe Codification neuern Stils, vom Joſephiniſchen Geſetzbuche an, das Strafrecht der betreffenden Länder (Oeſtreich, Preußen, Baiern) nicht nur formell, ſondern materiell aus dem gemeinſchaftlichen Verbande losgeriſſen, auf eigene Füße geſtellt und einer Sonderentwickelung überantwortet wurde, ſo muß doch zugleich behauptet werden, daß gerade wegen jener Ablagerung principieller Entwickelungsmomente die fragliche Geſetzgebung, trotz der Sonderſtellung, die ſie einnahm, zu einem wichtigen Gliede in dem Geſammtbildungsproceſſe des deutſchen Strafrechts wurde, ja zu einem um ſo wichtigern, da ſie die betreffenden wiſſenſchaftlichen Principien nicht blos in ihrer theoretiſchen Einſeitigkeit, ſondern in ihrer praktiſchen Anwendung auf den Reichthum des concreten Lebens zur Anſchauung brachte. Denn es iſt ganz irrig, wenn man ſich vorſtellt, daß der philoſophiſche Gedanke in jenen Geſetzgebungen etwa eine bloße unſchuldige Spielerei geweſen, und Alles nur als eine bedauerliche Abartung zu betrachten ſei, worüber ein Naſenrümpfen und Achſelzucken genüge. Zugegeben, daß der geſchichtlich gegebene Rechtsſtoff auch in jenen Geſetzgebungen ſich in ganzer Macht hervordrängt und gegen den meiſternden Gedanken oft ungeberdig beweiſt, zugegeben ferner, daß die erſten Arbeiten der fraglichen Sphäre den philoſophiſchen Gedanken vielfach noch mehr oder weniger blos auf der Oberfläche ſpielend zeigen, was wenigſtens der bairiſchen Geſetzgebung vom Jahre 1813 kein Einſichtiger nachſagen wird, ſo iſt es eben nur eine Folge der mangelhaften Beſchäftigung mit jenen Arbeiten, wenn man die Wirkſamkeit der neuen Principien in denſelben nicht über die allgemeinſten Sätze hinaus zu verfolgen ſich bemüßigt geſehen hat.

Eben dies iſt es aber, was man der gemeinrechtlichen Wiſſenſchaft großentheils bis auf die neuere Zeit zum Vorwurfe machen muß. Indeſſen muß hierbei die Zeit vor und nach Feuerbach wieder wohl unterſchieden werden. In der erſten Periode war die ganze Bewegung noch ſo neu und im Steigen begriffen, daß man im Eifer der gleichartigen Thätigkeit nicht dazu kam, die fraglichen Geſetzgebungsarbeiten als fertige Reſultate zu betrachten, ſondern darin nur Experimente in einer Sphäre ſah, in welcher man ſofort noch Höheres und das Höchſte zu leiſten gedachte. Deshalb wandte ſich auch Feuerbach mit der Macht ſeiner Kritik nicht gegen das preußiſche Landrecht oder gegen das öſtreichiſche Geſetzbuch, obwol ſie auf demſelben wiſſenſchaftlichen Niveau ſtanden, wie die geſetzgeberiſche Arbeit, woran er ſich zum Ritter ſchlug. Er führte ſeinen vernichtenden Streich gegen den Kleinſchrod'ſchen Entwurf für die kurpfalzbairiſchen Staaten, eben nur weil er alle dieſe geſetzgeberiſchen Arbeiten als Verſuche gleicher Art betrachtete, von denen ihm der letzte, als der reifſte und intelligenteſte, der ehrenvollſte Angriffspunkt däuchte. Jedenfalls hat er durch dieſe Beleuchtung, welcher ſein eigenes Strafgeſetzbuch als poſitive Ergänzung folgte, die Aufgabe der principiellen Kritik der vorangegangenen legislativen Richtung gegenüber ſo vollkommen vollzogen, daß von dieſem Augenblicke an von einer Strafgeſetzgebung auf dem breiten Faulbette der Wolff'ſchen Philoſophie und des ſogenannten Naturrechts überhaupt nicht mehr die Rede ſein konnte. Allerdings aber hat er dies als parteiliſch betheiligter Mitſtreiter, nicht als Vertreter höherer, geſchichtsphiloſophiſcher Kritik gethan, und deshalb hat auch die Kurzſichtigkeit ſo vieler zeitgenöſſiſchen Pygmäen den vollen und eigenthümlichen Werth ſeiner Arbeit nicht zu würdigen vermocht. Sie wußte den Kampf einer neuen philoſophiſchen Weltanſicht gegen eine überlebte nur als einen ordinären polemiſchen Proceß zwiſchen den Herren Kleinſchrod und Feuerbach aufzufaſſen.

Nachdem nun aber das bairiſche Strafgeſetzbuch vom Jahre 1813 ſammt dem Hintergrunde der Feuerbach'ſchen Philoſophie ins Leben getreten und erſt ein Gegenſtand eifrigſter Bewunderung und zum Theil blinder Nachbetung, allmälig aber umgekehrt ein Gegenſtand theilweiſe berechtigter, theilweiſe irrthümlicher und hämiſcher Angriffe geworden war, ſo hätte man billig von der ſich ſo ſehr ſpreizenden hiſtoriſchen Schule erwarten dürfen, daß ſie nun das Amt der höhern geſchichtlichen Kritik übernehmen und eben von dem allgemeinern Standpunkte aus üben würde, welchen Feuerbach, von den Zeitumſtänden gehindert und von ſeinem Naturell zurückgehalten, nicht hatte einnehmen können. Allein, abgeſehen von einigen, im Detail ſtecken gebliebenen Experimenten, ſucht man bis auf die neuern Zeiten vergebens nach dem wahren Verſtändniſſe einer ebenſo nothwendigen als dankbaren Aufgabe. Kein Wunder auch. Jene Schule blieb ſelbſt im Vorhof der wahren Rechtsgeſchichte ſtecken, weil ſie von philoſophiſcher Behandlung derſelben keine Ahnung hatte. Wie viel ſie daher auch bei ihrer Tendenz in die poſitivrechtliche Breite geleiſtet haben mag (im Verhältniſſe doch nur wenig), ſo wenig reichte ihre Sonde in die Tiefe. Wollen wir auch hier den Werth ihrer rechtsgeſchichtlichen Bemühungen um das Princip des Strafrechts, um ſeine verſchiedene Auffaſſung und Durchführung bei verſchiedenen Völkern und zu verſchiedenen Zeiten, um die Darlegung der verſchiedenartigen Geſtaltungen des Verbrechens und des Strafbegriffs mit allen ihren weitgreifenden Conſequenzen, um die organiſche Entwickelung der Schuldlehre und anderer Präliminarien einer wahren Geſchichte des Strafrechts auf ſich beruhen laſſen — ſo läßt ſich doch auch von allen, in ſo manchem Betrachte höchſt verdienſtlichen dogmengeſchichtlichen Beſtrebungen bis gegen die neueſte Zeit her mit dem beſten Willen nicht leugnen, daß ſie gleichfalls weit mehr in die Breite als in die Tiefe gehen und gerade in principiellen Fragen den Nerv der Sache zu treffen nicht einmal Anſtalt machen. An die Gewohnheit der abgeſchmackten, zu breiten Büchern ausgeſchwemmten Zuſammenſtellungen der Strafrechtsſyſteme nach den Kategorien: abſolut, relativ u. ſ. w. ohne alles Bewußtſein ihrer innerlich nothwendigen Aufeinanderfolge, ihres organiſchen gegenſeitigen Verhaltens, oft genug ſelbſt ihres wahren Sinnes im Einzelnen, verlohnt es ſich kaum zu erinnern. Mag aber der ſelbſtgenügſame, die Conſequenzen wiſſenſchaftlicher Grundgedanken nicht ermeſſende Sinn der großen Maſſe der Praktiker hierüber etwa hinwegſehen, als handele es ſich um bloße theoretiſche Spielereien, ſo iſt es doch wol ein Anderes mit der großen Anzahl ſolcher Fragen, die in den innerſten Kern jedes concreten Falls hineinreichen, wie Fragen über Zurechnung, über die verſchiedenen Grade der Verſchuldung, über Verſuch und Vollendung, über die Arten der Theilnahme Mehrerer an einem Verbrechen u. ſ. w. Solche Fragen können nicht einzeln entſchieden werden; jeder Einſichtige weiß oder fühlt wenigſtens, daß eine befriedigende Beantwortung derſelben nur in ſyſtematiſchem Zuſammenhange möglich iſt. Was aber in der Regel nicht bedacht wird, das iſt der Umſtand, daß der innere rechts- und dogmengeſchichtliche Entwickelungsgang dieſer wichtigſten Probleme bis auf unſere Zeit im Ganzen ſehr im Argen gelegen hat, und daß gerade die neuern deutſchen Strafgeſetzgebungen in ihrer eklektiſchen Charakterloſigkeit ein ſehr fatales Hinderniß für das Durchdringen der richtigen, durch die neueſte Wiſſenſchaft vermittelten Erkenntniß bilden. Und man glaube nur nicht, daß dies blos eine theoretiſche Klage ſei! Um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, ſo hat in Württemberg die Erfahrung des erſten Jahres des Beſtehens der Geſchworenengerichte in der geſunden öffentlichen Meinung die ſchlagende Ueberzeugung von der theilweiſen Unnatürlichkeit und praktiſch verderblichen Widerſinnigkeit der auf die eklektiſche neuere Theorie gebauten Schuldlehre des württembergiſchen Strafgeſetzbuchs durch zum Ueberfluſſe gelieferte Beiſpiele hervorgerufen; denn es gibt kaum einen Tödtungsfall, der nicht zu bloßer Körperverletzung oder verſchuldeter Tödtung herabgebracht und dadurch aufs unverantwortlichſte privilegirt würde; der Begriff des Todtſchlags geht ganz verloren; der geſunde Menſchenverſtand ſchüttelt den Kopf, und die Demoraliſation des bereits verwilderten Volks muß unter dem Eindrucke einer ſolchen, jede Roheit begünſtigenden Strafjuſtiz Rieſenfortſchritte machen. Gleichwol ſind die Gerichte hieran ganz unſchuldig; alle Schuld trifft vielmehr die Geſetzgebung und ihre wiſſenſchaftliche Halbheit, die ſie mit allen nachfeuerbach'ſchen Codificationen theilt.

Gerade im Hinblicke auf derlei traurige Effecte, denen noch unendlich viele Beiſpiele hinzugefügt werden könnten, wird man es uns nicht verübeln, wenn wir der bisherigen Rechts- und Dogmengeſchichte die allzu ſtiefmütterliche Berückſichtigung der neuern Geſetzgebung im Ganzen zum Vorwurfe machen. Denn eine gründlichere Beachtung derſelben würde in mehr als einem Betracht von Vortheil geweſen ſein. Nicht nur nämlich hätten die betreffenden Geſetzgebungen an ſich ſchon als die willkommenſten Beiſpiele der wiſſenſchaftlichen Epochen dienen ſollen, woraus ſie hervorgegangen ſind, ſondern man hätte ſie doppelt und dreifach berückſichtigen müſſen, weil in ihnen der wiſſenſchaftliche Gedanke nicht in ſeiner Abſtractheit, ſondern in der unmittelbarſten Beziehung auf das concrete Leben fixirt wurde. Hier mithin, wenn irgendwo, war das Feld für eine praktiſche Kritik der einzelnen Ablagerungen des philoſophiſchen Entwickelungsproceſſes gegeben, beſonders wenn man ſich noch die Mühe gab, die lebendige Darſtellung einer ſolchen Geſetzgebung in der Praxis, wenigſtens in ihren Hauptzügen, zu verfolgen.

Sehr Vieles hätte dadurch auch für den beſondern Theil gewonnen werden können. Denn, wenn gerade über die Claſſificirung der Verbrechen in der Theorie nach und nach eine abſolute Anarchie ausbrach, ſo war es offenbar um ſo wichtiger, zu erfahren, wie ſich die Werthſchätzung der einen oder andern Verbrechensgruppe im Leben ausgenommen habe. Noch heute ſtreitet man ſich über die Grenze von wirklich peinlichen Sachen und bloßen Polizeivergehen. Wie Vieles hätte man ſchon in dieſer Beziehung aus jenen Geſetzgebungen abſtrahiren können, was man großentheils unbeachtet gelaſſen oder nur einer voraus fertigen, unzulänglichen Kritik nebenher beigepackt hat! Kann man aber und muß man vielleicht von dieſem Mangel abſehen, weil bis zur neuen Zeit über dieſen Punkt auch die Wiſſenſchaft nicht zu abſoluter Klarheit gekommen und überdies die Geſetzgebung bekanntermaßen durch einen höchſt übel angebrachten Nachäffungstrieb beſtimmt worden iſt, ſo war doch unfehlbar im Gebiete des eigentlichen Strafrechts von den fraglichen Geſetzgebungen ungemein Vieles zu lernen. Die Verbrechen gegen die Perſönlichkeit im Ganzen und nach ihren einzelnen Seiten werden zwar im Weſentlichen überall die gleiche Behandlung erfahren, wie ja auch das Privatrecht, ſoweit es ſich eben nur auf den reinen Begriff der Perſönlichkeit bezieht und nicht mit irgend einer abſonderlichen Staatseinrichtung in Conflict kommt, als Gegenſtand des internationalen Rechts bei allen gebildeten Völkern anerkannt iſt. Und gleichwol wäre ſelbſt in dieſer Sphäre in ſtrafrechtlicher Hinſicht aus jenen Geſetzgebungen im Hinblicke auf den Wechſel der Sitten, der Bildung, der politiſchen Verhältniſſe theilweiſe der lehrreichſte Stoff zu entnehmen geweſen, in welcher Beziehung wir nur an das Verbrechen der Ehrenkränkung und an das des Betrugs in ſeiner mit den Verkehrsverhältniſſen proteusartig wechſelnden Geſtalt erinnern wollen. Ein noch viel reicheres Feld wichtigſter Erfahrungen hätten aber die übrigen Verbrechen dargeboten, die Staatsverbrechen obenan, kaum minder aber die — freilich von der Theorie ſeit langer Zeit auf die abenteuerlichſte Weiſe herumgeworfenen, von Pontius zu Pilatus geſchickten — Verbrechen gegen die Familie, gegen die bürgerliche Geſellſchaft, gegen die kirchliche Gemeinde u. ſ. w. Nehme man nur die erſtgenannten und mache ſich klar, was die modernen Geſetzgebungen, verführt durch die Philoſophie vor und nach Feuerbach, daraus gemacht haben! Es bedurfte hier keines Rückblicks auf die ſittliche Strenge der peinlichen Gerichtsordnung; ſchon der Rückblick auf die Zeit Carpzov's genügt, um den merkwürdigſten Contraſt zur Anſchauung zu bringen, der erſt jetzt wieder in ſein volles Licht tritt, ſeit die widerſinnige Beſchränkung des Verbrechensbegriffs auf Verletzung von perſönlichen Rechten einer tiefern Auffaſſung Platz zu machen angefangen hat. Hier, wenn irgendwo, wäre es am Platze geweſen, zu fragen, ob denn wirklich in Deutſchland die Moralität im Familienleben ſeit funfzig Jahren ſo erſtaunlich geſunken ſei, wie man es nach den unbegreiflich laxen Beſtimmungen der neuern Geſetzbücher anzunehmen hätte. Hatte man aber, wie wir glauben, guten Grund dazu, den politiſchen Sünden des deutſchen Volks dieſe ſeinem eigenſten Weſen widerſprechende nicht auch noch aufzubürden, ſo mußte man ſich um ſo gewiſſer Rechenſchaft darüber geben, wie denn die neuern Geſetzgebungen dazu kommen konnten, ſich in ſolchen Widerſpruch mit dem ſittlichen Geiſte der Nation zu ſetzen, wie er zwar nicht bei den höchſten und bei den niederſten Schichten, wol aber bei dem an Zahl überwiegenden Kerne der Geſellſchaft bewahrt geblieben iſt. Eben hier aber wäre man mit Nothwendigkeit auf den genauen Zuſammenhang der modernen Geſetzgebung mit der Entwickelung der modernen Philoſophie geführt, man wäre ſozuſagen mit der Naſe darauf geſtoßen worden. Denn freilich fand man hier Nothzucht und Entführung eben nur als Verletzungen des freien Verfügungsrechts über den Körper, Ehebruch als gemeinen Vertragsbruch, andere Verbrechen dieſer Claſſe als bloße Vergehen gegen die Bevölkerungspolizei aufgefaßt. Gerade hier hätte alſo ſchon der offenbare Contraſt mit dem Nationalgefühl, es hätte der in die Augen ſpringende Zuſammenhang dieſer Geſetzgebung mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaft aufs beſtimmteſte dazu auffordern ſollen, dieſe legislativen Arbeiten nicht nur mit den trockenen Anführungen oder vagen Bemerkungen über ihren allgemeinſten principiellen Standpunkt abzuſpeiſen, ſondern tiefer in ſie einzugehen und ihnen mit gründlichem Ernſte all die reichen Früchte abzugewinnen, die auch in der Behandlung einzelner Verbrechen und Verbrechensgattungen für die Geſchichte des Strafrechts aus ihnen zu entnehmen ſind.

In noch weit höherm Grade aber gilt dies Alles in Beziehung auf den allgemeinen Theil. Wollte auch im Bisherigen etwa ein oberflächlicher Urtheiler nur die Geltendmachung cultur- und ſittengeſchichtlicher Liebhabereien ſehen, ſo wird doch gewiß hinſichtlich der allgemeinen Lehren kein Einſichtiger zweifeln, daß die geſchichtlichen Erſcheinungen nicht blos ein zufälliges Nebeneinander verſchiedener Spielarten, ſondern die ſtetige Aufeinanderfolge nothwendiger, mindeſtens höchſt überraſchend einander ablöſender und weiterführender Entwickelungsmomente bilden.

Nichts iſt nun gewiſſer, als daß gerade für die wahre Entwickelung der Schuldlehre ſeit etwa 60—70 Jahren nichts belehrender ſein kann als ein genaueres Eingehen auf die Geſetzgebungen, in welchen ſich die Wolff'ſche und die Kant'ſche Philoſophie abgelagert hat. In der That

hat auch Feuerbach nichts verſäumt, um ſeinen Standpunkt in voller principieller Conſequenz gegenüber dem vorhergegangenen aufzuſtellen und dieſen, ſoviel an ihm lag, zu vernichten. Dagegen iſt dem ſeinigen dieſes Recht durchaus nicht im gehörigen Maße widerfahren. Angegriffen hat man allerdings das bairiſche Geſetzbuch genug, nachdem die Periode der blinden Anbetung vorüber war. Aber eklektiſch ſchwächlich, wie die geſammte ſeitherige Geſetzgebung, war auch die Wiſſenſchaft, die ihr zur Hebamme diente. Der beſte Beweis für die traurige Wahrheit dieſes Urtheils ſind eben die Früchte dieſer mattherzigen, kleingeiſtigen, Mücken durchſeigenden und Kameele verſchluckenden Polemik — die neuern Strafgeſetzbücher. Will man auch nicht verlangen, daß dieſe, in geſchichtlichen Leiſtungen vielfach verdienſtliche Wiſſenſchaft aus dem philoſophiſchen Zwiſchenreiche den Feuerbach'ſchen Standpunkt im Ganzen hätte überwinden ſollen, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß ſie ſelbſt in ihren Einzelkämpfen vielfach gefördert und gewiß nicht ſelten auf richtige Bahnen geführt worden wäre, wenn ſie ſich zu einem genauern Studium der vor Feuerbach entſtandenen Geſetzgebungen und der daraus hervorgegangenen Lehre und Rechtſprechung die Zeit genommen hätte. Denn in mehr als einem Falle hätte ſie die beſte Gelegenheit gehabt, durch eine ſorgfältige Vergleichung der frühern Begriffsauffaſſungen und ihrer verdienſtlichen oder verderblichen Wirkungen im Leben herauszufinden, inwieweit die Neuerung Feuerbach's, namentlich ſeine ſcharfe Anatomie der Begriffe, wirklich berechtigt war, inwieweit ſie aber auch nicht ſelten das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet und mehr als einmal ein lebendiges, natürlich zuſammengehöriges Begriffsganze, das früher nur nicht deutlich gedacht oder von ungehörigen Elementen nicht genugſam gereinigt war, gewaltthätig auseinangeriſſen und dadurch eine Menge unnatürlicher Haarſpaltereien in Schule und Leben eingeführt hat, die ſeit Einführung des Geſchworenengerichts in doppelt grellem Lichte daſtehen. Und dies war keineswegs wieder etwa blos im Gebiete der allgemeinen Lehren der Fall, ſondern zeigte ſich in den auffallendſten Conſequenzen bei der Auffaſſung einer ganzen Reihe von beſondern Verbrechen, von denen wir nur die Vergiftung, die Abtreibung, die Ausſetzung, den Todtſchlag, die Tödtung in Raufhändeln u.ſ.w. nennen wollen.

Sollen wir nun zur Bezeichnung der Fortſchritte übergehen, die das deutſche Strafrecht mittels der fraglichen Geſetzgebungen und der daran ſich anſchließenden Praxis gemacht hat, ſo verſteht es ſich wieder von ſelbſt, daß wir uns alles Eingehens ins Einzelne enthalten und auf die Andeutung der weſentlichſten Geſichtspunkte beſchränken müſſen.

Hiervon iſt nun der erſte und wichtigſte, gewöhnlich aber am meiſten verwahrloſte der ſchon bisher von uns beſonders hervorgehobene: daß dieſe neuen Strafgeſetzgebungen mit den verſchiedenen Epochen in der Geſchichte der deutſchen Strafrechtsphiloſophie Hand in Hand gehen und geradezu als Erzeugniſſe des jedesmal vorherrſchenden wiſſenſchaftlichen

Geiſtes erſcheinen. Man iſt gewohnt, alle Strafgeſetzgebungen ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als gleichartige Verſuche aufzufaſſen und von irgend einem abſtracten criminalpolitiſchen Standpunkte aus zu beurtheilen. Damit wird man aber eben ihre ſpecifiſche Eigenthümlichkeit niemals treffen und den wahrhaft praktiſchen Gewinn aus ihnen niemals ziehen. Sei es immer, daß ſie alle großentheils an gewiſſen allgemeinen Fehlern leiden, daß Doctrinarismus, polizeiliche Tendenz, Mangel an Lebenskenntniß, Verkümmerung des nationalen Bewußtſeins u. ſ. w. überall mehr oder minder wiederkehren; ſei es, daß mancherlei Vorzüge und Mängel nur aus der beſondern Art des Zuſtandekommens der neuen Geſetzgebungen ſich erklären laſſen —, alle derlei Geſichtspunkte kann man gelten laſſen und gleichwol behaupten, daß damit für die Erkenntniß des Entwickelungsgangs der neuern Geſetzgebung im größern Stile nichts Weſentliches geleiſtet ſei. Hierfür iſt es ſchlechterdings nothwendig, die verſchiedenen Perioden ſtreng auseinanderzuhalten und nicht in ein pädagogiſch-quantitatives Exempel aufzulöſen, wie es ſchon geſchehen iſt. Denn nicht an dem mancherlei Gemeinſamen, was die drei Gruppen haben, lernt man ſie kennen, ſondern an Dem, was ſie unterſcheidet.

Das preußiſche Landrecht und die öſtreichiſchen Geſetzbücher von Joſeph II. und Franz I. mögen immerhin, wie dies Mittermaier ganz richtig ausführt, in allerlei Modalitäten im Einzelnen voneinander abweichen, z. B. das preußiſche Geſetzbuch caſuiſtiſcher und doctrineller als das öſtreichiſche ſein u. ſ. w. Wären aber dieſe Abweichungen auch noch größer, als ſie ſind, ſo verſchwinden ſie jedenfalls für den wahrhaft geſchichtlichen Blick vor dem gemeinſamen Unterſchiede jener beiden Geſetzgebungen von dem bairiſchen Stafgeſetzbuche vom Jahre 1813 (oder dem Unterſchiede des Geſetzbuchs für Toscana vom Jahre 1786 von dem Code pénal vom Jahre 1810). Jene ältern Geſetzgebungen zeigen immer nur verſchiedene Wallungen auf dem im Ganzen ruhigen und friedlich beſchloſſenen See der Aufklärungsperiode, wobei die Waſſer niemals von Grund aus aufgerührt wurden. Wie ſehr ſie auch im Einzelnen ſich unterſcheiden mögen, ſo kommen ſie doch überein: vorerſt in der offenbaren philoſophiſchen Halbheit, da man zwar bereits verſchiedene beſondere Zwecke mit der Strafe erreichen wollte, aber damit doch gegen ihre abſolute Natur noch keineswegs Front zu machen dachte, eben deshalb auch ferner in einer, zwar nicht wiſſenſchaftlich imponirenden, aber praktiſch um ſo nützlichern Deferenz vor dem poſitiven Rechte und ſeiner zeitweiſen Geſtaltung in der Doctrin und Praxis (was beſonders wichtig für die Entwickelung des allgemeinen Theils wurde, deſſen Hauptlehren in jenen Geſetzgebungen trotz aller philoſophiſchen Anhängſel ebenſo wenig poſitiv auftraten, wie bei den Doctrinären der Wolff'ſchen Epoche), aus dem gleichen Grunde ferner in dem ſchwächlichen Durcheinanderfließen verſchiedener Auffaſſungen des Staats, jetzt als eines auf Vertrag gegründeten Rechtsſicherungsvereins, dann wieder als einer polizeilichvormundſchaftlichen Beglückungsanſtalt, woraus ſich namentlich die gänzliche Unfähigkeit jener Geſetzgebungen, Verbrechen und bloße Polizeiübertretungen irgendwie ſcharf zu trennen, ſowie die verkehrte Auffaſſung einer Reihe von Verbrechen erklärt, deren wahre Natur bei der philoſophiſchen Halbheit des Princips verloren ging.

Der große Unterſchied des bairiſchen Strafgeſetzbuchs von dieſen ſeinen Vorgängern liegt keineswegs etwa blos in der größern doctrinellen Meiſterſchaft und der damit in Verbindung gebrachten vermeinten Lebensunkenntniß ſeines Verfaſſers, wie man es darzuſtellen beliebt hat. Er liegt weſentlich nur in der philoſophiſchen Energie des großen Criminaliſten. Gegenüber der principiellen Halbheit in den vorhergegangenen Geſetzgebungen kam Alles darauf an, das wahre Herrſcherverhältniß des Gedankens auszuſprechen und der Folgezeit nicht ſowol einen unantaſtbaren Inhalt, als vielmehr eine im Weſentlichen ewig gültige Formel für das Verhältniß zwiſchen Idee und Wirklichkeit zu überliefern. Dabei iſt noch wol das eigenthümliche Verdienſt Feuerbach's in Rechnung zu nehmen, daß er, im Widerſpruche mit dem Altmeiſter ſelbſt, der Kant'ſchen Philoſophie erſt ihren wahren Sinn auszubeuten und eben dadurch die Bildung eines ganzen Zeitalters in ſeine Bahn zu lenken gewußt hat. Epochemachende Richtungen ſind von jeher einſeitig in die Welt eingetreten; es liegt in ihrer Natur, mit einem Ueberſchuſſe von Kraft ihr beſtimmtes Ziel um jeden Preis zu verfolgen und andere relativ berechtigte Elemente zeitweiſe zu unterdrücken. Ohne Zweifel war ſogar eben nur eine ſo einſeitig ſchroffe Auffaſſung des Strafrechts auf dem noch ſchwankenden Boden der modernen Staatsidee im Stande, die Miſſion vollſtändig zu erfüllen, die nothwendig erfüllt werden mußte, wenn es überhaupt zu einer klaren Erkenntniß der wahren Aufgabe einer Strafgeſetzgebung kommen ſollte.

Wenn für ſolchen trunkenen Uebermuth des Gedankens der deutſchen Geſetzgebung eine Bußzeit nothwendig war, ſo hat ſie dieſe bis zum Jahre 1848 hinlänglich durchlebt. Denn, wie hoch man auch mit Mittermaier die Verdienſte der ſeitdem hervorgetretenen Codification in vielen Punkten anſchlagen mag — ſoviel iſt gewiß, daß die Geſchichte dereinſt den grundſätzlichen Eklekticismus, mit dem ſie großentheils ſogar coquettirt, als einen Rückſchritt im tiefern Sinne verzeichnen wird. Und dennoch — ſelbſt dieſe neuere Codification mit ſammt ihrer offenen Verleugnung des die Zeit in ihrer Tiefe tragenden Geiſtes gibt gleichwol unbewußt Zeugniß für ſeine überwältigende Macht. Einerſeits ſchleppt ſie, wie ſelbſt philoſophiſch ganz unbefangene oder blinde Beurtheiler bemerkt haben, großentheils noch immer die Feuerbach'ſchen Feſſeln am Fuße nach, andererſeits hat ſie in dem ganz richtigen Beſtreben, dieſer Einſeitigkeit zu entgehen, es doch ſo wenig, als ihre redſelige Gevatterin und Patronin, die ſogenannte „bürgerliche Gerechtigkeitstheorie", zu einer wahren Ueberwindung des bekämpften Standpunkts gebracht. Denn das vage Gerechtigkeitsprincip, wovon dabei die Rede zu ſein pflegt, iſt nur eine ſehr oberflächliche Tünche, unterhalb welcher alle möglichen einſeitigen Auffaſſungen des Strafzwecks, Abſchreckung, Sicherung, Beſſerung u. ſ. w., nach wie vor ihr Weſen treiben, und der praktiſche Vortheil beſteht nur darin, daß eben vermöge des eklektiſchen Verfahrens nach und nach ſo viele verſchiedene Strafzwecke zur Geltung gelangt ſind und eben damit einer auf den tiefern Grund der Sache zurückgehenden Wiſſenſchaft wenigſtens auf äußerliche Weiſe vorgearbeitet worden iſt.

Verlangt man aber, hiervon abgeſehen, nach einem handgreiflichen Beweis für das Verdienſt der echt philoſophiſchen Richtung, ſo heben wir ſtatt vieler andern Beiſpiele nur eines aus, das umfaſſend genug iſt. Zugegeben nämlich, daß die Feuerbach'ſche Auffaſſungsweiſe ganze große Partien von Verbrechen einſeitig aufgenommen und in ein falſches Licht geſtellt hat (das aber großentheils in dem Zwielicht der neuern Geſetzgebungen noch nachwirkt), — zugegeben ferner, daß der bairiſchen Geſetzgebung eine große Menge vortrefflicher geſchichtlicher Materialien noch nicht zu Gebote ſtand, die ſeitdem ans Licht getreten und der neuern Codification zugute gekommen iſt —, ſo möchten wir doch wiſſen, wer es wagen könnte, dem großen Criminaliſten zu beſtreiten, daß er bei der Behandlung der Staatsverbrechen (der wahren nämlich, nicht der vielen Wechſelbälge, welche der Unverſtand darunter einſchiebt) das Ei des Columbus auf den Tiſch geſtellt habe? Gerade in dieſer Beziehung hat ſich die hiſtoriſche Schule mit ihren zum Theil ſehr verdienſtlichen Entdeckungen aus der Geſchichte des römiſchen und des germaniſchen Rechts ſehr viel gewußt. Aber ganz abgeſehen von der ungeheuren Lücke, welche die neue Weisheit in Beziehung auf die ganze, gerade hierfür ſo unendlich viele Fragen anregende Zeit zwiſchen Karl's des Großen und unſern Tagen offen gelaſſen hat, iſt doch ſoviel gewiß, daß die geſammte neuere Geſetzgebung die richtige Einſicht in die Natur der Staatsverbrechen, ſoweit ſie ſolche überhaupt aufgefaßt hat, namentlich deren einfache Unterſcheidung in Verbrechen gegen den Staat nach der Seite ſeiner Allgemeinheit (Hochverrath und Landesverrath), ſeiner Beſonderheit (Verbrechen gegen die verſchiedenen Staatsgewalten) und ſeiner Einzelheit (ſeiner concreten Erſcheinung in der Perſon des Staatsoberhaupts, Majeſtätsbeleidigung) eben nur dem Vorgange Feuerbach's verdankt.

Müſſen wir nun aber entſchieden auf dem Satze beharren, daß in der philoſophiſchen Entwickelung das A und O für den Fortſchritt des deutſchen Strafrechts in der Geſetzgebung, wie in der Theorie, gelegen habe, ſo wiſſen wir doch auch recht wohl die Verdienſte zu würdigen, welche ſich die geſchichtliche Schule zum Theil in der Lehre des allgemeinen Theils, noch weit mehr aber in Betreff der einzelnen Verbrechen durch die geſchickte Reſtauration des oft ganz verdunkelt geweſenen rechts- und dogmengeſchichtlichen Zuſammenhangs erworben und in der neuern Codification niedargelegt hat. Kann nun dabei allerdings von durchſchlagenden und umfangreich folgenſchweren Gedanken, wie davon vorhin ein Beiſpiel angeführt wurde, größtentheils nicht die Rede ſein, ſo iſt doch um ſo gewiſſer in einer Menge von einzelnen Punkten der Stoff der deutſchen Strafgeſetzgebung in wahrhaft gemeinrechtlichem Sinne geklärt und geſäubert worden. Der rühmliche Fleiß ſinnreicher Epigonen hat vielfach untergegangene Schätze zu heben und die faſt abgeſtorbene Arbeit von Jahrhunderten wieder lebendig und fruchtbar zu machen gewußt. Eine ins Kurze gefaßte Zuſammenſtellung dieſer Verdienſte läßt ſich aber eben deßhalb nicht geben, weil ſie ſelbſt nie von einem principiellen Intereſſe ausgegangen ſind und ein ſolches auch, wenigſtens direct, nie gefördert haben. Jeder Kenner der neuern Geſetzgebung weiß aber, daß eben in dieſer Rehabilitation des geſchichtlich entwickelten nationalen Rechtskerns das eigenthümliche, wenn nicht das einzige Verdienſt dieſer eklektiſchen modernen Codification liegt. Eine ſo glänzende Anerkennung, wie die philoſophiſche Richtung, wird ſie niemals beanſpruchen können und auch in der Geſchichte nicht erhalten, eben weil ihr Verdienſt eine durchaus ſporadiſche Natur hat. Unfehlbar wäre die Wirkung dieſes an ſich ſo höchſt verdienſtlichen Elements zehnfach geſteigert worden, wenn ſie ſich irgendwie in einem nationalen Mittelpunkte hätte concentriren können. Gerade das deutſche Erbübel der Verzettelung in den troſtloſeſten Particularismus mußte aber doppelt verderblich in dieſer Sphäre wirken, wo die wiſſenſchaftliche Richtung ſelbſt ſchon ſich durch den Mangel an principieller Einheit und durch die profuſe Hingebung an Beſonderheiten und Einzelheiten charakteriſirte. Jede einzelne Geſetzgebung hat vielfach reichen Gewinn durch die Einwirkung irgend eines bedeutenden Rechtskundigen gehabt, ſo z. B. die hannoveriſche durch Bauer, die württembergiſche durch Wächter, die badiſche durch Mittermaier u. ſ. w. Allein, will man auch den Einfluß dieſer Koryphäen noch ſo hoch anſchlagen, höher vielleicht, als ſie ſelbſt es bei der bekannten Sucht der Praktiker, allein geſcheit ſein zu wollen, werden einräumen mögen, ſo iſt doch jedenfalls ſoviel klar, daß unendlich viel mehr herausgekommen ſein würde, wenn die Kräfte dieſer ausgezeichneten Soliſten in einer nationalen Symphonie vereinigt worden wären, ſtatt ſich krähwinkleriſch zu zerſplittern.

Konnten nun aber, eben um dieſer particulariſtiſchen Miſère willen, die wahrhaft wiſſenſchaftlichen Richtungen, die philoſophiſche wie die geſchichtliche, trotz ihres in die Breite hin verſchwendeten Reichthums doch keine ihrer Tiefe entſprechende äußere Wirkung erreichen, weßhalb denn auch die Geſammtheit der neuern Geſetzgebung entſchieden tief unter dem Niveau der neueſten Geſtalt der Wiſſenſchaft ſteht, ſo hat doch aus einem andern, für den ſtrengen Gedanken zwar minder greifbaren, aber darum doch nicht weniger gewaltigen Medium der Fortſchritt der Geſetzgebung und Praxis im Strafrechte ſehr entſcheidende und überdies ſehr ins Allgemeine ſchlagende Wirkungen empfangen. Wie groß und zum Theil noch heutzutage brachliegend nämlich das Feld der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit im Strafrechte iſt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß hier noch mehr als in irgend einem andern Rechtstheile die Wiſſenſchaft ſich von der allgemeinen culturgeſchichtlichen Entwickelung abhängig bekennen muß. Allerdings kann ſie zwar auch im Gebiete des Privatrechts nicht etwa abſolut ſchöpferiſch verfahren, ſondern empfängt den unmittelbaren Stoff ihrer Thätigkeit aus der wirklichen Geſtaltung der Rechtsidee in einem beſondern nationalen und zeitlichen Rahmen. Aber gerade beim Strafrechte findet doch immerhin noch ein ganz eigenes Verhältniß ſtatt. Sein ſpecifiſcher Gehalt erſchöpft ſich in den Begriffen des Verbrechens und der Strafe und deren Beziehung aufeinander, während es den Stoff ſeiner Anwendung aus ſämmtlichen übrigen Rechtstheilen, aus dem Perſonenrechte, Familienrechte, Kirchenrechte, Staatsrechte u. ſ. w., aus der unendlich wandelbaren Entwickelung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe als gegebene Vorausſetzung zu entnehmen hat. Nicht nur aber die Rechtsbegriffe, deren Verletzung den Inhalt des beſondern Theils im Strafrechte ausmacht, unterliegen dieſer, vom Principe des Strafrechts aus nur theilweiſe zu begrenzenden und zu regelnden Wandelbarkeit; ſondern dieſe greift ſogar in das eigenthümlichſte Gebiet des Strafrechts herriſch herüber, ſofern das Strafenſyſtem gleichfalls nichts a priori Abzuſchließendes, ſondern ein tauſendfach, theils an ſich ſelbſt, theils in ſeinem Verhältniſſe zur Scala der Verbrechen von culturhiſtoriſchen Bedingungen Abhängiges iſt.

Dieſer Einfluß des Fortſchritts der allgemeinen Geſittung, wobei freilich die indirecte Einwirkung der wiſſenſchaftlichen, namentlich der philoſophiſchen Beſtrebungen nicht vergeſſen werden darf, wäre wol bei einer normalen politiſchen Entwickelung ebenſo intenſiv, vielleicht noch intenſiver hervorgetreten. Aber gewiß hätte er ſich nicht ſo prägnant äußerlich bemerkbar gemacht. Denn, wenn er auch in einem einheitlichen Staate den Vorzug der Stetigkeit, des zeitgemäßen Eintritts und der durchſchlagenden Wirkung unzweifelhaft vorausgehabt hätte, ſo hätte er doch ebenſo gewiß die Gefahr einſeitiger Auffaſſungen, relativer Ueberſtürzungen und Rückſchritte, zum Mindeſten eines wiſſenſchaftlicher Rechtfertigung ſich überhebenden Verfahrens zu befahren gehabt. Je mehr natürlicher Vortheile er nun entbehrte, um ſo wichtiger war es, daß dieſer abſolute Fortſchritt der Geſittung ſich in Deutſchland, bei der unvermeidlichen Verwahrloſung im nationalen Mittelpunkte, da und dort und dort und hier, auf einer Menge von einzelnen Punkten Bahn brechen mußte, bald in dieſer Färbung, bald in jener. Wie verſchieden nun auch die größern oder geringern geſetzlichen Aushülfen ſich ausnehmen mochten, ſo wieſen ſie doch immer ſämmtlich auf ein allgemeines Bedürfniß hin, das man anerkennen mußte, wenn man auch mit dieſer oder jener geſetzlichen Aushülfe nicht zufrieden war. Mag denn auch immerhin die allgemeine Entwickelung dieſer unausweichlichen realen Gedankenfolge in Deutſchland langſamer und ſporadiſcher als anderswo vor ſich gegangen ſein, ſo diente doch gerade diesmal der ſonſt ſo unheilvolle Particularismus (damit wir ihm doch irgend einmal auch etwas Gutes nachſagen) am beſten zum ſchlagenden Beweiſe für die Allgemeinheit der Bedürfniſſe, zu deren Befriedigung ſeine, freilich vielfach von einander abweichenden, nicht ſelten durch eine lächerlich eiferſüchtige Winkeloriginalität ſich auszeichnenden Erfindungen dienen ſollten. Gewiß iſt hierdurch Manches der Nation in Saft und Blut geflößt worden, was auf anderem Wege nicht ſo leicht Wurzel gefaßt hätte. Gerade für Deutſchland war es aber ganz beſonders wichtig, daß die errungenen, wenn auch langſamer, ſchwerfälliger und umſtändlicher errungenen Fortſchritte nicht in der Autorität der wohlwollend anordnenden Regierungen, ſondern in der allgemeinen Ueberzeugung ihren wahren Schwerpunkt fanden. Eben dadurch griffen ſie, der Eigenart des Volkscharakters gemäß, um ſo tiefer ein und werden ein um ſo zäheres Leben behalten. Denn bei aller praktiſchen Ungeſchicktheit gebührt uns zum wenigſten der Ruhm, daß wir auf der Bahn des theoretiſchen Fortſchritts ſicherer, mächtiger, conſequenter und allſeitiger fortſchreiten, als irgend ein anderes, ſelbſt ein ſtammverwandtes Volk. Ruht doch auf dieſer Ueberzeugung allein noch eine Hoffnung, welcher jüngſthin alle übrigen Krücken zerbrochen vor die Füße gefallen ſind!

Eben damit kommen wir aber nur wieder auf den Satz zurück, daß das Bezeichnende der deutſchen Zuſtände in dem Misverhältniſſe zwiſchen einer fortgeſchrittenen Theorie und einer zurückgebliebenen Praxis beruht. Es gibt Leute, die gerade hierin einen gewinnreichen Vortheil ſehen. Zu dieſen gehören wir nicht. Wie ſehr wir auch in einzelnen Beziehungen und beſtimmten Zeiten relative Vortheile anerkennen, die aus dem an ſich unnatürlichen Verhältniſſe entſprungen ſind, ſo müſſen wir doch das ganze Verhältniß als ein den Gedanken der Nationalität beleidigendes, eines ſo großen und gebildeten Volks durchaus unwürdiges bezeichnen. Wir leben in einer Zeit, wo ein blos theoretiſches Principat nicht auf die Dauer vorhält.

Ohne Zweifel wird zwar immer naturgemäß die theoretiſche Erkenntniß der praktiſchen Ausführung vorangehen und die Bahn anweiſen müſſen. Aber ebenſo wenig darf man gegen die möglichen Gefahren blind ſein, die aus dieſem Verhältniſſe hervorgehen können. Sie beruhen eben in der Möglichkeit eines einſeitigen Principats der Theorie. Sobald dieſe das Heft allein in die Hände bekommt, wird der große Segen ihres natürlichen Wachsthums ſtets nur allzu leicht in eine Wucherbildung ausarten, es werden üppige theoretiſche Labyrinthe entſtehen, für welche dem geſunden Menſchenverſtande nicht ſelten der Ariadnefaden ausgeht. Den logiſchen Combinationen hängen ſich unmerklich phantaſtiſche an, und es tauchen die abenteuerlichſten Geſtaltungen auf, die ſich auf daſſelbe Recht berufen, wie die normalſten und geſündeſten. Das einzig wirkſame Correctiv gegen eine ſolche Verwilderung der Doctrin iſt die Praxis. Allein eben in dieſer

Beziehung iſt wieder wol zu beherzigen, daß die praktiſche Rechtſprechung allein, wo ſie keinen Rückhalt an einer wachſamen Geſetzgebung hat, jenes Amt der Läuterung nur auf ſehr unvollkommene Weiſe zu erfüllen geeignet iſt. In ihrer Natur liegt es vielmehr, der Doctrin ſich anzuſchmiegen und ihr, wenn auch widerſtrebend, auf falſche und gefährliche Fährten zu folgen; ſelbſt im ſchlimmſten Falle aber, wenn ſie ihr etwa ſchlechthin nicht mehr folgen kann, begnügt ſie ſich damit, die Wiſſenſchaft zu ignoriren und ihre eigene Straße zu wandeln. Eine poſitive Reaction gegen falſche wiſſenſchaftliche Beſtrebungen geht von der Rechtſprechung, wo ſie nur auf ſich ſelbſt ſteht, in der Regel nicht aus. Die Weichheit und Empfänglichkeit ihrer Natur, ihr Mangel an gelehrten Waffen, die ſie, im Beſitze des Inſtincts, entbehren kann, verbietet ihr einen ſolchen Kampf. Gewiß hat nun auch dieſes blos negative Verhalten der Praxis in Deutſchland mannichfach die beſten Dienſte gethan. Aber der vollen Wirkſamkeit dieſer Dienſte ſtand nicht nur der Umſtand entgegen, daß derlei Wirkungen naturgemäß ſehr langſam vor ſich gehen und ſich mehr oder weniger auf die gröbſten Punkte beſchränken, ſondern noch überdies der weit hinderlichere Umſtand der Particulariſation der Praxis. Denn, wenn es auch immer noch Momente für eine materiell gemeinſame Geſinnungsäußerung gab, ſo waren dieſe doch ſeltener, und mit dem Aufhören der formellen Gemeinrechtlichkeit war der Praxis der Hauptnerv ihrer Macht genommen.

Gut! wird man ſagen, — aber an dem Rückhalte von Geſetzgebungen hat es doch der deutſchen Praxis ſeit langer Zeit nicht gefehlt! Gewiß nicht. Aber eben der Ueberfluß hieran hat ihr wieder geſchadet und dabei doch nicht vermocht, die Gefahren der ſchrankenlos ſich ergehenden Selbſtändigkeit der Theorie abzuwenden. Solange die deutſche Wiſſenſchaft an dem Rechte der nationalen Einheit feſthielt, war ſie auch nur durch eine nationale Geſetzgebung zu bewältigen und in Schranken zu halten. Die Particulargeſetzgebungen konnten dieſe wohlthätige Macht nicht ausüben. Ihrer ſpottete ſie, hier und da der Sache nach mit Unrecht, formell aber und im Ganzen ſtets mit Recht, weil ſie ihr nicht mit dem Rechte der Ebenbürtigkeit entgegentraten. So blieb eine Menge von theoretiſchen Auswüchſen unbeſchnitten, deren Entfernung eine nationale Geſetzgebung zum eigenen Vortheile der Wiſſenſchaft längſt bewirkt haben würde, und das Correctiv, das der Geſetzgebung naturgemäß zuſteht, kam theils als hinkender Bote hinterdrein, theils beſchränkte es ſich auf die gröbſten Umriſſe.

In erſterer Beziehung begnügen wir uns, nur ganz allgemein zu erinnern, daß mehrere Gebrechen der deutſchen Strafgeſetzgebung erſt im Jahre 1848 durch die Beſchlüſſe des deutſchen Parlaments radical angegriffen wurden, während ſie vorher, allen einleuchtendſten wiſſenſchaftlichen Beweiſen gegenüber, die zäheſte Widerſtandskraft bewahrt hatten. Auch die wenigen ſtrafrechtlichen Beſtimmungen der Grundrechte ſind ja aber mit geringen Ausnahmen von den wieder auf dynaſtiſchen Fuß geſetzten

Particulargeſetzgebungen zurückgewieſen worden und ſtehen eben nur als vom Volkswillen unterſtützte wiſſenſchaftliche Gutachten da, welche auf Verwirklichung keine Ausſicht haben, ſolange das Erbübel der nationalen Rechtszerſplitterung fortwuchert. Sie bilden mithin den ſchlagendſten Beweis für den Satz, daß die nothwendigſten, von allen Kundigen geforderten Culturfortſchritte der deutſchen Nation theils gar nicht, theils wenigſtens ſo ſpät zu Theil werden, als ob Deutſchland, den ſtammverwandten Völkern gegenüber, mit einer chineſiſchen Mauer umzogen wäre.

Daß nun trotz dieſer qualvollen Verhältniſſe unleugbare Fortſchritte mannichfacher Art in der modernen Geſetzgebung zu Tage getreten und theilweiſe als eine nationale Errungenſchaft zu bezeichnen ſind, wer möchte das in Abrede ziehen? An Optimiſten, die in dieſer Beziehung das Kleinſte nicht vergeſſen, hat es uns nie gefehlt. Eben deshalb wird es hier genügen, mit Hinweiſung auf Mittermaier („Die Strafgeſetzgebung in ihrer Fortbildung"), gerade nur die ſtreitbaren Hauptmomente ins Gedächtniß zu rufen, dagegen aber auch der andern Seite, die weit weniger gewürdigt zu werden pflegt, die nöthige Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Was man nun bei den Fortſchritten nicht ſelten an die Spitze zu ſtellen pflegt, können wir freilich nach allem Bisherigen nicht ebenſo geradezu anerkennen. Man ſpricht viel von dem wahren Gerechtigkeitsprincipe, zu deſſen Anerkennung und Durchführung die moderne Geſetzgebung durch die Irrgänge philoſophiſcher Experimente ſich glücklich durchgerungen habe! Gewiß mit Unrecht, wenn man nicht eine affectirte Principloſigkeit oder einen bequemen Eklekticismus für ein Princip verkaufen will. Das wird man allerdings zugeben müſſen, daß im Vergleiche mit den legislativen Erzeugniſſen der Wolff'ſchen und der Kant'ſchen Periode die moderne Geſetzgebung ſich des Syſtems rückſichtsloſer Durchführung einſeitig beſtimmter Strafzwecke entſchlagen und immer mannichfaltigere Rückſichten nach Gebühr gewürdigt hat. Allein eine ſolche mechaniſche Nebeneinanderſtellung iſt noch lange keine organiſche Durchdringung. Eben dies aber, die gerechte Würdigung des Begriffs und Princips der Strafe und des hierdurch beſtimmten Verhältniſſes ihrer verſchiedenen Momente, die Zuſammenfaſſung des Einzelnen und Beſondern zu einer harmoniſchen Einheit, dies wäre doch wol das Erſte, was man von einer wahren Durchführung des Gerechtigkeitsprincips zu verlangen und zu erwarten hätte. Hiervon iſt jedoch die neuere Strafgeſetzgebung noch ſo weit entfernt, daß ſie vielmehr das Verhältniß der verſchiedenen Strafzwecke zueinander großentheils auf die abweichendſte und willkürlichſte Weiſe beſtimmt und ſich in der Hauptſache als über die Feuerbach'ſche Zeit und ihr Grundprincip noch nicht hinausgekommen erweiſt.

Etwas ganz Anderes iſt es mit der, freilich in die Augen ſpringenden Verbeſſerung des Strafenſyſtems. Welch ungeheure Gebrechen hier zu beſeitigen waren, zeigt der im erſten Artikel gegebene Ueberblick über das

Strafrecht des 16. Jahrhunderts. Vergleicht man hiermit den Verlauf der neuern Geſetzgebung, ſo wird Niemand in Abrede ziehen wollen, daß hier unendlich viel Gutes geſchehen iſt, vor allem durch die Einführung und allmälige Ausbildung des Freiheitsſtrafenſyſtems. Freilich ging es damit immerhin langſam genug. Das Preußiſche Landrecht kennt noch geſchärfte Todesſtrafen (Rad, Feuer, Schleifung zur Richtſtätte) und Schärfungen der Freiheitsſtrafen durch Brandmarkung, Staupenſchlag und öffentliche Ausſtellung; mit der Todesſtrafe iſt noch groſſer Luxus getrieben, lebenslängliche Freiheitsſtrafe häufig noch abſolut angedroht. Auch das öſtreichiſche Geſetzbuch, obwol im Ganzen ſparſamer mit der Todesſtrafe, droht ſie doch noch mehrfach für Fälle, wofür ſie unvernünftig hart erſcheint; auch dieſes behält noch die Strafarten der Brandmarkung, der öffentlichen Ausſtellung, der körperlichen Züchtigung bei. Selbſt im bairiſchen Strafgeſetzbuche findet ſich noch geſchärfte Todesſtrafe, Ausſtellung, körperliche Züchtigung, bürgerlicher Tod. In vielen Ländern wurden die Schärfungen der Todesſtrafe erſt ſeit etwa zwölf Jahren abgeſchafft; die körperliche Züchtigung iſt noch in mehrern der neuern Geſetzbücher beibehalten; die allgemeine Vermögensconfiscation iſt meiſt erſt im laufenden Jahrhunderte als unzuläſſige Strafart erklärt worden. Indeſſen ſind doch wirklich im Laufe von drei Jahrhunderten eine Reihe der grauſamſten oder ſonſt untauglichſten Strafarten nach und nach beſeitigt worden, wenn auch freilich nur wenige Saaten in den letzten Jahren ſo weit gegangen ſind, die Todesſtrafe ganz und die körperliche Züchtigung in jeder Form abzuſchaffen (wie z. B. Württemberg).

Nicht minder iſt es unleugbar, daß die moderne Geſetzgebung überhaupt einen ſtetigen Fortſchritt zur Humanität und Milde zeigt. Zwar hat gerade die Feuerbach'ſche Codification noch den Zweck der Abſchreckung mit einſeitiger Schroffheit durchgeführt und dadurch, z. B. bei der Behandlung des Rückfalls, mancherlei enorme Härten veranlaßt; allein dafür war ſie auch bemüht, auf anderm Wege, namentlich durch eine genaue Claſſification der Verbrechen, durch Abſchneidung einer Unzahl von Unbeſtimmtheiten und Controverſen, durch ſcharfe Bezeichnung des Thatbeſtandes u. ſ. w. wenigſtens alle Willkür abzuſchneiden und auf dieſe Weiſe der Humanität einen ſolidern Dienſt zu thun, als er in einer weichherzigen, die Grenzen von Recht und Moral verwiſchenden Milde liegt, wie man ſie ſpäter oft aus der einſeitigen Auffaſſung des Beſſerungszwecks hat hervorgehen ſehen. Unfehlbar ſind auch eine groſſe Zahl der Härten, die ſich bei der Einführung des bairiſchen Strafgeſetzbuchs ins praktiſche Leben ergaben, gar nicht aus ſeinem philoſophiſchen Principe, ſondern nur aus ſeinem Doctrinarismus hervorgegangen. Gerade die durch das Feuerbach'ſche Princip auferlegte Nothwendigkeit der beſtimmteſten Aufſtellung des Thatbeſtandes der einzelnen Verbrechen war aber um ſo wichtiger, weil ſie nicht allein einen zum dringendſten Bedürfniſſe gewordenen Damm gegen die in Saft und

Blut der gemeinſchaftlichen Praxis übergegangene Gewohnheit der Willkür bildete und für das Particularrecht die Gefahren ſolcher anarchiſchen Rückſichtsloſigkeit abſchnitt, ſondern weil ſie überdies einen Fortſchritt in anderer Richtung allein ermöglichte oder mindeſtens durch ihr Gegengewicht unbedenklich machte — das Ablaſſen von abſoluten oder engbegrenzten Strafdrohungen, bei welchen der Richter ſeiner Aufgabe, die Strafe der Größe der Verſchuldung im einzelnen Falle anzupaſſen, ſo oft nicht nachkommen kann. Schon das preußiſche Landrecht und das öſtreichiſche Geſetzbuch hatten in dieſer Beziehung ſich großes Verdienſt erworben, indem ſie, zwar noch weit davon entfernt, alle abſoluten Strafdrohungen aufzuheben, doch die große Mehrzahl derſelben nur relativ aufſtellten, wozu die Theilbarkeit der Freiheits- und Geldſtrafen das willkommenſte Material darbot. Die neuere Geſetzgebung aber iſt dem guten Beiſpiele in immer größerm Umfange nachgefolgt, wenn ſie auch immerhin noch nicht alle Ueberreſte alter Traditionen und Vorurtheile von ſich geworfen hat. Denn noch mehrfach finden ſich Todes- und andere abſolute Strafen angedroht; nicht ſelten ſind wenigſtens zu enge Strafrahmen gegeben und die Minima zu hoch angeſetzt. Von der Abſchreckungstendenz iſt oft noch mehr zurückgeblieben, als man Wort haben will, z. B. bei Behandlung des Rückfalls; nicht ſelten wird die Humanität im Strafenſyſteme dadurch wieder aufgewogen, daß die Geſetzgebung bei der Beurtheilung des Werths einzelner Verbrechen oder Verbrechensgruppen (z. B. Staatsverbrechen, Verbrechen gegen das Eigenthum) weit über alle richtige Schätzung hinausgeht.

Unleugbar haben die modernen Geſetzgebungen nicht nur in dieſen, ſondern noch in einer Menge von andern Punkten Fortſchritte gemacht, für welche Niemand blind ſein wird. Sie legen eine gereinigtere Schuldlehre zu Grunde, ſie haben überhaupt im Gebiete der Lehre von der Zurechnung, zum Theil von Seiten der Pſychologie und der Heilkunde große Bereicherung erfahren, ſie haben in andern Lehren des allgemeinen Theils nicht nur von der Doctrin des Strafrechts ſelbſt, ſondern zum Theil auch von andern Doctrinen, z. B. der des modernen Staats- und Völkerrechts, mancherlei Gewinn gezogen, ſie ſind ganz vorzüglich im beſondern Theile durch ſo manche ſchätzenswerthe Bemühungen der früher geſchilderten wiſſenſchaftlichen Richtungen hundertfach gefördert worden. Wie hoch man jedoch alle dieſe Vorzüge an ſich ſelbſt und in Vergleich mit der franzöſiſchen und engliſchen Rechtsentwickelung anſchlagen möge, ſo ſcheint es doch, eben um des unleugbaren Vorſprungs willen, welchen das deutſche Strafrecht als Wiſſenſchaft trotz der hemmendſten Verhältniſſe ſich errungen hat, weit zeitgemäßer zu ſein, zu unterſuchen, welche Gründe ſo treffliche Anläufe, ſo wohlausgerüſtete Unternehmungen um mehr als die Hälfte des verdienten Gewinns betrogen haben.

Abgeſehen nun von den großen Mißſtänden, die aus der Berathung der modernen Geſetzbücher in Ständeverſammlungen entſpringen, ſtehen wir keinen Augenblick an, als den Hauptgrund jenes Mißlingens immer wieder die particulariſtiſche Zerſplitterung des deutſchen Strafrechts zu bezeichnen, über die man ſich nicht etwa mit der Analogie von Nordamerika tröſten darf, da die Vereinigten Staaten doch immer wenigſtens ein ziemlich umfängliches Bundesſtrafrecht haben, an welches ſich die einzelnen Geſetzgebungen anſchließen können. Man vergleiche aber einmal die engliſchen Commiſſionsberichte über Strafrechtsreformen, wie ſie ſeit 25 Jahren in anerkennenswerther Trefflichkeit praktiſchen Geiſtes geliefert worden ſind, und frage ſich, was ähnliche Unterſuchungen auf der Grundlage einer Ausbildung der Strafrechtswiſſenſchaft, wie ſie Deutſchland aufzuweiſen hatte, hätten leiſten, um wie viel gediegenere und fruchtbarere Ergebniſſe ſie hätten liefern können!

Freilich muß nicht ſelten die Wiſſenſchaft ſich Alles in die Schuhe ſchieben laſſen, was an der modernen Geſetzgebung als tadelnswerth auffällt, während doch offenbar neben den vielen Nachtheilen, welche die hergebrachte Art und Weiſe der ſtändiſchen Berathungen mit ſich bringt, vor allem auch die Selbſtgenügſamkeit der mit Geſetzgebungsarbeiten betrauten Praktiker, ihr hochmüthiges Abſehen von der Wiſſenſchaft, ihre geringe Vertrautheit mit deren Reſultaten und ihre leichtſinnige Oberflächlichkeit bei Benützung derſelben in Anklageſtand verſetzt werden ſollte. In der That werden in Schriften, denen die deutſche Ehre doppelt heilig ſein ſollte, weil ſie ſich mit Vorliebe auch auf außerdeutſche Zuſtände einlaſſen, der deutſchen Wiſſenſchaft gerade aus Dem Vorwürfe gemacht, wodurch ſie der engliſchen und franzöſiſchen Jurisprudenz entſchieden voran iſt, aus ihrer philoſophiſchen und hiſtoriſchen Richtung. Daß beiderlei Richtungen auf Abwege führen konnten und geführt haben, wollen wir nicht in Abrede ſtellen; aber mit dem von der Straße aufgeleſenen Vorwurf der Phraſenmacherei und antiquariſchen Kinderei laſſen ſie ſich auch nicht abthun. Einige Dankbarkeit wäre hier wol am Platze. Nicht die Sicherheit, ſondern die Unſicherheit in philoſophiſchen Dingen hat ſeit der Ueberwindung der Feuerbach'ſchen Einſeitigkeit die moderne Geſetzgebung in die Irre geführt, wie dies die Motive zum braunſchweigiſchen Geſetzbuche ganz richtig anerkannt haben. Noch auffallender aber iſt der Vorwurf gegen die hiſtoriſchen Beſtrebungen, wenn doch zugleich ſoviel Gewicht darauf gelegt wird, daß das Strafrecht den concreten Bedingungen der Nationalität gemäß ſein müſſe, die doch offenbar um ſo ſicherer erkannt werden, wenn ihre geſchichtliche Wurzel blosgelegt wird. Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß die criminalrechtliche Literatur in Deutſchland im Ganzen hinſichtlich des beſondern Theils ſchwächer vertreten iſt als hinſichtlich des allgemeinen, daß es uns noch vielfach an Monographien und namentlich an praktiſch gehaltenen Entwickelungen einzelner Verbrechen und Verbrechensgruppen fehlt. Daß dies aber nur eine Folge des gänzlichen Verkommens der gemeinrechtlichen Praxis ſeit mehr als hundert Jahren iſt, das zeigt theils die Reichhaltigkeit der praktiſchen Beſchäftigung mit dem Strafrechte in frühern Perioden, theils die nicht minder mit Vorliebe dem Beſondern und Einzelnen der Rechtsanwendung ſich zuwendende literariſche Thätigkeit, wie ſie ſich in Journalen, Commentaren und andern Formen an die moderne Geſetzgebung angeſchloſſen hat. Es war vielmehr taktvoll, wenn die Wiſſenſchaft zu einer Zeit, wo das gemeine deutſche Strafrecht zumeiſt in Beziehung auf die beſondern Verbrechen alle feſten Umriſſe und greifbaren Formen verloren hatte, es vorzog, Klarheit in den allgemeinen Lehren feſtzuhalten oder herbeizuführen und im beſondern Theile durch geſchichtliche Behandlung den Grund zu einer wahrhaft praktiſchen Bearbeitung zu legen, ſtatt eine ſolche im Widerſpruch mit der Wirklichkeit unmittelbar zu verſuchen und damit ins Faß der Danaiden zu ſchöpfen. Faſt komiſch erſcheint es aber, wenn man, die großen Errungenſchaften der deutſchen Wiſſenſchaft in Philoſophie und Geſchichte ganz verkennend, ihr gar in allem Ernſte vorſagt, ſie hätte ſtatt deſſen lieber der Pflege der Criminalſtatiſtik (deren Unzuverläſſigkeit man ſelbſt nicht in Abrede zieht) und — der Phrenologie ſich widmen ſollen!

Ueberhaupt iſt bei Beurtheilung der neuern Strafgeſetzgebung das ſehr verſchiedene Verhältniß, welches die Wiſſenſchaft in verſchiedenen Zeiten zu ihr einnahm, wol in Betracht zu ziehen. Den Höhepunkt ihres meiſternden Einfluſſes erreichte dieſelbe unter Feuerbach, zum großen Vortheil der Sache inſofern, als damit das Principat des Gedankens ſiegreich feſtgeſtellt und eine Nothwendigkeit praktiſch bewieſen wurde, die fortan nie mehr auf die Dauer verkannt werden kann. Gleichwol war jenes dictatoriſche Eingreifen der Wiſſenſchaft, das nur bei einer experimentirenden Particulargeſetzgebung am Platze und wol auch nur unter ſolchen Umſtänden möglich war, von Nachtheil, ſofern es offenbar ein naturwidriges Verhältniß für eine Geſetzgebung iſt, wenn ſie ſich ausſchließlich oder doch vorzugsweiſe auf eine Quelle beſchränkt ſieht. Auch iſt man in Deutſchland nicht läſſig geweſen, dem bairiſchen Geſetzbuche die mancherlei Nachtheile nachzurechnen, die ſein überwiegender Doctrinarismus im Gefolge gehabt hat. Und gewiß war weder die Ueberſchwemmung des allgemeinen Theils mit wiſſenſchaftlichen Lehrſätzen, noch die Eintheilung des beſondern Theils in Staats- und Privatverbrechen, noch die Herübernahme der franzöſiſchen Unterſcheidung von Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen, noch die willkürliche Zuſchneidung ſo vieler einzelner Verbrechensbegriffe nach dem vorausgeſetzten einſeitigen rechtsphiloſophiſchen Princip, noch die mangelhafte Feſtſetzung des Freiheitsſtrafenſyſtems und ſo vieles Andere, was der herriſche Uebergriff der Wiſſenſchaft verſchuldete, empfehlenswerth.

Unleugbar war es daher von großem Werthe, daß ſich die neuere Geſetzgebung ſeit 1838 dieſer abſoluten Vormundſchaft zu entledigen und noch aus andern Quellen zu ſchöpfen ſuchte. Nur freilich hat ſie in erſterer Hinſicht zum Theil zu viel und zum Theil nicht genug gethan. Ein traniger Irrthum war es zuvörderſt, wenn man mit dem Abſchreckungsprincipe alles leitende Princip über Bord werfen zu müſſen glaubte und zu dem

Nothbehelfe eines ſaft- und kraftloſen Eklekticismus griff. Andererſeits haben wir ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß es der neuern Geſetzgebung ſo wenig als der eklektiſchen modernen Wiſſenſchaft gelungen iſt, ſich vollſtändig aus den Schlingen der Feuerbach'ſchen Begriffe zu befreien. Nur um ſo heilſamer war es aber, daß ſie zugleich mehr, als bisher der Fall war und ſein konnte, von der auf geſchichtlicher und dogmengeſchichtlicher Grundlage entwickelten poſitiv gemeinrechtlichen Doctrin Gewinn zu ziehen ſuchte. Man hatte ihr zwar auch dies ſchon zum Vorwurfe gemacht, indem man auf die oft ſo höchſt ungleichförmige, zum Theil unpraktiſche Auffaſſung vieler Verbrechen und ihrer Unterſchiede in der gemeinrechtlichen Doctrin, auch wol auf die große Verſchiedenheit des juriſtiſchen Sprachgebrauchs in Deutſchland hinwies. Jedoch mit doppeltem Unrechte. Denn einerſeits iſt jene ungleichförmige und bei manchen ihrer Vertreter freilich ſehr unpraktiſche Auffaſſung mancher wichtiger Fragen keineswegs eine Schuld der deutſchen Wiſſenſchaft, ſondern die Schuld der gänzlichen Verwahrloſung des nationalen Rechtselements von Seiten der Staatsgewalt, wodurch freilich auch die Wiſſenſchaft mannichfach auf einſeitige Umwege und Abwege getrieben wurde. Andererſeits war gerade jene Mannichfaltigkeit der Auffaſſungen auch wieder von Vortheil, weil ſie eine vielſeitige Beleuchtung des Stoffs hervorbrachte und eine Auswahl des Beſten ermöglichte, wie ſie unter glücklichern politiſchen Verhältniſſen vielleicht weniger Materialien ſich zu Gebote ſtehen gehabt hätte. Nicht nur aber die Errungenſchaft der poſitiv gemeinrechtlichen Wiſſenſchaft wurde ihr mannichfach zum Gewinne, ſondern ſie begann mit Recht daneben immer mehr auch noch aus andern Quellen ſich zu bereichern, namentlich aus der Criminalpolitik und vergleichenden Rechtskunde, und zwar hier wieder beſonders in Beziehung auf die Verbeſſerung des Strafenſyſtems gemäß den Anforderungen der modernen Geſittung überhaupt und dem Zuſammenhange der Strafrechtspflege mit andern Zweigen der Staatsthätigkeit und geſellſchaftlichen Intereſſen.

Wenn nun gleichwol dieſes löbliche Streben noch lange nicht alle die Früchte hervorgebracht hat, welche manche ſanguiniſche Hoffnung davon erwarten mochte, ſo lag die Schuld davon hauptſächlich in dem mehr oder weniger beſchränkten Geſichtskreiſe ſämmtlicher neuern Geſetzgebungen. Auch hier gilt der Satz: Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken. Selbſt der bedeutendſte unter den rein deutſchen Staaten aber würde vergebens ſeinen Lebensinhalt zu dem Umfange des deutſchen Nationalintereſſes hinaufzuſchrauben verſuchen. Immer iſt es der deutſche Geiſt in einer localen Färbung, der jene Geſetzgebungen trägt. Die Beſchränktheit der Verhältniſſe hemmt den Aufſchwung und die Weitſicht des Blicks, beſchneidet das Material der unmittelbaren praktiſchen Erfahrung und den Muth zu irgend großartigern Reformen, wie die Mittel zu ihrer Ausführung. Wer wollte auch auf den Leib eines Zwergs das Gewand eines Rieſen machen? Wie ganz anders würden ſchon die Vorarbeiten ausfallen, wenn es ſich um das Werk einer deutſchen

Nationalgeſetzgebung handelte! Welcher Reichthum an praktiſchen Erfahrungen läge hier zur Benutzung vor, welche treffliche Gelegenheit, die eine an der andern abzuwägen, die eine durch die andere zu ergänzen oder zu berichtigen! Welche Menge der gediegenſten Kräfte unter Staatsmännern und Gelehrten wäre verfügbar und wie ſehr wäre dadurch die Zugrundelegung des vollſtändigſten wiſſenſchaftlichen Apparats, wie die freieſte und beſonnenſte Kritik deſſelben, wie ſehr die ſiegreiche Geltendmachung der unabweislichen Bedürfniſſe des heutigen Culturſtandes und ihrer Befriedigung im großartigſten Maßſtabe, wie ſehr die Entfernung aller provinziellen Vorurtheile, alles engherzigen Standesgeiſtes, wie er ſich in beſchränktern Verhältniſſen durchzuſetzen pflegt, alles matten Schlendrians auf der einen, alles radicalen Unſinns auf der andern Seite gewährleiſtet! Statt deſſen ſehen wir im Deutſchland Stoff und Kraft allſeitig ſich zerſplittern, wir finden eine Arbeitstheilung der ſchlimmſten Art, wobei Jeder das Ganze machen muß und überall nur Halbheit zu Tage kommt, wir ſehen die beſten Kräfte hieran verkümmern und erliegen und mit ungeheuren Koſten nur einen zweideutigen Erfolg mühſam aus tauſend Hinderniſſen ſich herauswinden, während mit weit geringern ein Werk zum Ruhm und Segen der Nation geſchaffen werden könnte.

Wir verlangen zwar entſchieden, daß die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung das beherrſchende Princip liefere, nicht minder jedoch, daß ſie im Uebrigen nur eine ſecundäre Stellung neben andern wichtigen Kenntnißquellen einnehme. Theils finden wir aber das erſtere Moment durchgängig faſt ignorirt, theils das zweite häufig bis zum Uebermaß ausgebeutet. Nicht ſelten begegnen wir hier nämlich jenem ſchon erwähnten lächerlichen Uebermuthe verknöcherter Praktiker, welche wol auch ohne die Wiſſenſchaft fertig werden zu können meinen, jedenfalls, unter wenig verhehlter Verhöhnung alles doctrinären Elements, ſie nur ſprungweiſe zur Beſtätigung ihrer eigenen praktiſchen Weisheit, auch wol zur Ausfüllung ihrer Lücken und zur Verbrämung der Motivirung benutzen, eben darum aber den kritikloſeſten Gebrauch von ihr machen und ſie in einen völlig unverdienten Miscredit bringen. Wo aber auch von irgend ſolcher Brutalität in Sachen der Intelligenz nicht die Rede war, da bewirkte doch die natürliche Beſchränktheit der Aufgabe, daß man nach der einen oder der andern oder nach mehrern Seiten hin nicht gerade nach einer vollſtändigen Benutzung der Quellen geizte, ſondern, ſoweit es eben ſchicklicherweiſe anging, ſich mit einem mehr oder minder angenäherten Streben begnügte, wobei man freilich nicht ſelten in dem Werthe der verſchiedenen Quellen ſich auf eine ziemlich auffallende Weiſe vergriff. Da ſuchte man ſich denn mit dem Principe ſo erträglich als möglich abzufinden und glaubte auch im Uebrigen das Maß der Mittel dem des Zwecks anpaſſen zu müſſen. Man fand es lächerlich, für eine verzettelte Particulargeſetzgebung das große Geſchütz der Wiſſenſchaft aufzufahren, in die Tiefe der Philoſophie zu ſteigen, in die Breite der Politik hinauszugehen. Schon von vorn herein war der ganze reformatoriſche Antrieb weniger ſchwunghaft; man wollte nur ein gewiſſes Maß von mehr oder minder dringenden Bedürfniſſen befriedigen und dachte nicht daran, einen nationalen Neubau zu beginnen. Wie im Principe, ſo verfuhr man auch im Uebrigen eklektiſch. Als Hauptgeſichtspunkt erſchien die Regelung, in zweiter Linie die Verbeſſerung der bisherigen Praxis. Daher machte man nach keiner Richtung hin weite Sprünge. Am ſchlimmſten kam dabei meiſt der wichtigſte Punkt weg, die Verbeſſerung des Strafenſyſtems, wobei das praktiſche Bleigewicht der Gewohnheit und die Scheu vor Koſten jeden energiſchen und ganzen Fortſchritt im Keime erſtickten. Handelte es ſich dann aber von der Feſtſtellung der allgemeinen Lehren und der Thatbeſtände der einzelnen Verbrechen, ſo mochte man ſich auch hier nicht auf das hohe Pferd ſetzen, ſondern begnügte ſich damit, aus dem wiſſenſchaftlichen Vorrath eben nur ſo viel zu entnehmen, als für den nächſten Zweck nothwendig oder wenigſtens nützlich, etwa als Schmuck beſtechend erſchien. Kein Wunder daher, wenn man keine Anſtalt traf, die vorliegenden Schätze irgend vollſtändig und gründlich auszubeuten, ſondern ſich mit dem Nächſtenbeſten zufrieden gab, was gerade zu haben war. Gewöhnlich ſieht man dieſe Geſetzgebungen der nächſtgelegenen vaterländiſchen Berühmtheit, ſei ſie Staatsmann oder Univerſitätslehrer, ſich anſchmiegen, wenn auch der willig anerkannten Autorität im Einzelnen manchmal ein gemüthliches Schnippchen geſchlagen wird. So pflanzt ſich denn die Anarchie, mindeſtens die Buntſcheckigkeit der modernen Doctrin auch in die Geſetzgebung fort. In dieſem Satze erkennen wir *Wächter*, in jenem *Bauer*, in einem dritten *Mittermaier* u. ſ. w. Wenn man dann auch über den nächſten Geſichtskreis hinausblickt, ſo ſind es in der Regel nur die Geſetzgebungen einiger Nachbarländer oder eine und die andere bisher renommirte, die man berückſichtigt. Meiſt klebt man ängſtlich am bisherigen Herkommen, woneben es ſich um ſo ſeltſamer ausnimmt, wenn man da und dort wieder mit kecken Sprüngen darüber hinwegſetzt. Nicht ſelten kommt es auch vor, daß man ſich durch den Eindruck beſonders Aufſehen erregender Fälle, die ſich kürzlich im Lande zugetragen haben, zu ganz eigenthümlichen Beſtimmungen im Geſetzbuche hinreißen läßt (wofür namentlich das württembergiſche Beiſpiele liefern kann). Unter ſolchen Umſtänden iſt es aber ganz natürlich, wenn theils die Grundlage der Erfahrung, worauf die neuen legislativen Gebäude ruhen, vielfach als eine mangelhafte erſcheint, theils bei der Bearbeitung nur zu oft eine Beleuchtung aus mannichfaltigern Geſichtspunkten, wie ſie im Intereſſe der Sache wünſchenswerth geweſen wäre, zu vermiſſen iſt.

Man hat der neuern Geſetzgebung im Vergleich mit dem bairiſchen Strafgeſetzbuche mehrfach nachgerühmt, daß ſie ſich im Punkte des Doctrinarismus bedeutend gemäßigt habe. Gleichwol pflegt man hinzuzuſetzen, daß des Guten noch immer nicht genug geſchehen ſei. Auch hat man damit relativ Recht, wenngleich nicht jeder Tadel, der in dieſer Beziehung erhoben wird, nur ſo ohne Weiteres unterſchrieben werden kann.

Es gibt Stimmen, welche die modernen Geſetzbücher wegen aller und jeder Beſtimmungen abkanzeln, welche irgend das reiche Gebiet der Schuldlehre betreffen. Allein das iſt ein Radicalismus, der nimmermehr gebilligt werden kann. Gewiß kann Niemand mehr, als wir, der Anſicht huldigen, daß die Schuldlehre überhaupt kein ſpecifiſch juriſtiſches Problem ſei, vielmehr der Moral, der Pſychologie und der Jurisprudenz gemeinſchaftlich angehöre. Aber gewiß iſt einmal, daß die Rechtsſphäre dieſelbe unter einem ganz eigenthümlichen Geſichtspunkte enthält, den die Rechtswiſſenſchaft in ſeiner ganzen Schärfe zu entwickeln berufen iſt, und zweitens: daß es politiſche Gründe gibt, welche dringend dazu rathen, nicht alle wiſſenſchaftlich nothwendigen Conſequenzen in die Geſetzgebung aufzunehmen und nicht Alles mit Strafe zu bedrohen, was im ſtrengſten Sinne Strafe verdient. Mag man daher immerhin die Schuldlehre im Ganzen der Wiſſenſchaft überlaſſen, ſo wird man doch für die ebengedachten Punkte im Geſetzbuche Vorſorge treffen müſſen, da es eine falſche Vorausſetzung wäre, daß auch hier die Wiſſenſchaft die Entſcheidung an die Hand geben werde. Es gibt freilich eine eklektiſche moderne Doctrin, die ſchmiegſam und biegſam genug iſt, um ſich allen Forderungen zu bequemen, die von rechts und links an ſie gemacht werden. Aber auf dieſes wohlfeile, principloſe und unſyſtematiſche Raiſonnement, das nicht Fiſch noch Fleiſch iſt, möchten wir die praktiſche Rechtſprechung ganz und gar nicht verwieſen wiſſen. Wenn irgendwo das ſtrenge Regiment des Begriffs durchgeführt werden muß, ſo iſt es in der Schuldlehre, die mehr als irgend eine andere durch den herrſchenden Eklekticismus verwildert iſt. Hier iſt für den Rechtsgelehrten die ſtrengſte Schule nothwendig, nicht nur für die Fälle, in welchen die Juriſten zu entſcheiden haben, ſondern namentlich auch behufs der richtigen Durchführung der Unterſuchung, der angemeſſenen Frageſtellung an die Geſchworenen und der zweckmäßigen Belehrung der letztern. Freilich ergibt auch eine geſunde, d. h. aus der Natur der Sache geſchöpfte Betrachtung der Schuldlehre, daß dieſe keineswegs ein Monopol der Jurisprudenz iſt, ſondern auf allgemein faßlichen, jedem Gebildeten verſtändlichen Begriffen und Grundſätzen beruht, und eben deshalb wird ſie ſich auch leicht für das Bedürfniß der Geſchworenen populariſiren laſſen. Sind dann einmal dieſe Vorausſetzungen erfüllt, ſo wird es allerdings keinen Anſtand haben, die Schuldlehre im Ganzen aus den Geſetzbüchern zu entfernen und ruhig der Pflege der Wiſſenſchaft zu überlaſſen. Dagegen werden einzelne Beſtimmungen über die Grenzen der Strafbarkeit der Fahrläſſigkeit, des Verſuchs und der Theilnahme am Verbrechen in der Geſetzgebung nie zu umgehen ſein.

Von ſolchen geordneten Zuſtänden iſt nun freilich bei der modernen Geſetzgebung nicht die Rede, vielmehr herrſcht darin eine gewiſſe gemüthliche Anarchie. Nicht leicht kann in irgend einem Gebiete die principloſe Zerfahrenheit der modernen Doctrin abſchreckender hervortreten, als gerade in dieſem, welches das wichtigſte von allen iſt. Mehr als jedes andere iſt dieſes der Spiegel der verſchiedenen, durch dieſe oder jene Notabilität beſtimmten Auffaſſungen. Eben aus dieſem Grunde müßte man aber — trotz aller gerechten Antipathie gegen den Doctrinarismus — eigentlich nichts mehr wünſchen, als daß die einzelnen Geſetzgebungen es vorgezogen hätten, nach dem Vorgange der bairiſchen vollſtändige Beſtimmungen zu geben. Denn das iſt gewiß, daß die Halbheit, womit dieſe Sache behandelt zu werden pflegt, ganz und gar nichts taugt. Syſtemlos, wie man da zu verfahren pflegte, ſetzte man oft gerade das als bekannt voraus, was durchaus geſetzlich hätte fixirt werden ſollen, und ſtopfte die Lücken des Geſetzbuchs mit der Entſcheidung von Controverſen aus, die häufig genug nur ganz beſchränkt landrechtlicher Natur waren. Es mag genügen, in dieſer Beziehung auf die fragmentariſchen, eine Legion von Zweifeln hervorrufenden Artikel des württembergiſchen Strafgeſetzbuchs hinzuweiſen, welche wenigſtens hinſichtlich der Theilnahme am Verbrechen ein wahres Muſterbild von Schwachheit in der Codification ſind. Als ein anderes trauriges Beiſpiel mag das ſächſiſche Strafgeſetzbuch dienen, welches ſich unter andern doctrinellen Ungehörigkeiten ſogar dazu verſtanden hat, den freiwillig aufgegebenen Verſuch mit Strafe zu bedrohen. Wie wenig Conſiſtenz aber überhaupt dieſe Materie hat, zeigt am beſten das württembergiſche Geſetz vom 15. Auguſt 1849, worin zwar die ganze codificirte Schuldlehre des Strafgeſetzbuchs aufgehoben, zum Erſatze dafür aber ein ſo abruptes und corruptes Aggregat von Beſtimmungen gegeben iſt, daß die vorherbeſtandenen Zweifel nur um das Doppelte vermehrt wurden, ſo zwar, daß in der Praxis ſogar ſchon die Meinung ſich zu verbreiten beginnt, als wären die uralt heiligen Grundſätze des deutſchen Rechts über die geringere Strafbarkeit des Verſuchs und der Beihülfe nach Vorgang des franzöſiſch-napoleoniſchen Rechts aufgegeben worden.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es natürlich, daß von kritiſchen Seiten her, die ſelbſt kein irgend feſtes Princip zur Unterlage haben, an die moderne Geſetzgebung hinſichtlich ihres Doctrinarismus Lob und Tadel ziemlich willkürlich vertheilt wird. So tadelt z. B. Mittermaier nicht etwa nur die Definitionen der verbrecheriſchen Abſicht, die freilich meiſt um ſo ungehöriger ausgefallen ſind, weil gerade hier am meiſten die moderne Doctrin in der Klemme zwiſchen dem geſunden Menſchenverſtande und Feuerbach'ſchen Reminiſcenzen war, ſondern er verwirft auch die geſetzlichen Beſtimmungen über den Rechtsirrthum und den Einfluß des factiſchen Irrthums auf Beurtheilung der verbrecheriſchen Abſicht, über Verſuch und Theilnahme, über beſtimmte Erſcheinungsformen der verbrecheriſchen Abſicht und Theilnahme am Verbrechen. Derlei abgeriſſener Tadel läßt ſich jedoch kaum durch die zufälligen Veranlaſſungen erträglich motiviren, die ihn hervorgerufen haben, um ſo weniger, wenn ſogar weſentlich verſchiedene Dinge (wie z. B. die Verwechſelung des unmittelbaren Gegenſtandes des Verbrechens und die ſogenannte aberratio ictus) durcheinander geworfen werden oder ſpecielle Idioſynkraſien (wie z. B. gegen den ſogenannten dolus generalis) zum Vorſchein kommen. Jedenfalls nimmt ſich ein ſolches Anathema gegen den Doctrinarismus in einzelnen Punkten ſonderbar aus, wenn daneben ohne alle Spur einer größern Berechtigung von der modernen Geſetzgebung Beſtimmungen über die Aufhebungsgründe der Zurechnung, über den Satz: Volenti non fit injuria u. ſ. w. gefordert werden.

Was die andern Stücke des allgemeinen Theils betrifft (mit Ausnahme des Strafenſyſtems und der Anwendung der Strafe auf das Verbrechen, wovon unten beſonders zu reden iſt), ſo wird Niemand einen Tadel dagegen erheben wollen, daß die modernen Geſetzgebungen Beſtimmungen über das Strafgeſetz, die zeitlichen und räumlichen Bedingungen ſeiner Wirkung, ſeine Auslegung und analogiſche Anwendung aufzunehmen pflegen, wenngleich man mit mehrern dieſer Beſtimmungen, namentlich mit der geſammten Behandlung der hier einſchlagenden völkerrechtlichen Fragen dem Inhalte nach nicht durchaus einverſtanden ſein kann. Ebenſo gewiß bedarf es genauer Feſtſetzungen über die Gründe, wodurch die Strafbarkeit einer Handlung von vorn herein aufgehoben wird (wie Nothwehr, Nothſtand, geſetzlich vollkommen verbindlicher Befehl u. ſ. w.), ſowie über diejenigen, wodurch eine wirklich vorhanden geweſene Strafbarkeit wieder getilgt wird (wie Tod, Verjährung, Begnadigung). Es iſt aber nicht zu leugnen, daß, was die erſtern betrifft, die neuern Geſetzbücher hier beſonders häufig an Lückenhaftigkeit und (in Uebereinſtimmung mit der eklektiſchen Doctrin) an großer Unklarheit der Auffaſſung leiden. Wie oft begegnet man z. B. nur der fatalen Verwechſelung dieſer Gründe mit den Gründen der Aufhebung der Zurechnung! Wie ſchief iſt nicht ſelten die Auffaſſung des Nothſtands, wie verworren gewöhnlich die Behandlung der Nothwehr, ohne ſicheres Bewußtſein über den wahren Grund und Umfang des Rechts, über den Unterſchied zwiſchen ſeiner Ueberſchreitung und den Fällen, wo es an der Vollſtändigkeit der Bedingungen ſeiner Ausübung gebricht u. ſ. w.! Ebenſo iſt hinſichtlich der Gründe der Tilgung der Strafbarkeit meiſt eine ſehr bedenkliche Unvollſtändigkeit in der Entſcheidung der wichtigſten Fragen über die Begnadigung zu beklagen, wogegen in Betreff der Verjährung die neuern Geſetzbücher mehrentheils ſich rühmen dürfen, der beſchränkten Einſicht der herkömmlichen Doctrin, welche hier auch wieder einmal gerade da tadelt, wo ſie loben ſollte, weit vorangeeilt zu ſein.

Haben wir oben, wenngleich nicht im herkömmlichen Sinne, der Forderung beigeſtimmt, daß die weit überwiegende Maſſe des doctrinellen Apparats in der Schuldlehre aus den Geſetzbüchern verbannt werden ſollte, ſo müſſen wir dem dort Geſagten nun doch eine weſentliche Beſchränkung beifügen. Man pflegt hier und da in den Tag hinein zu behaupten, dies Alles müſſe der Entwickelung der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben, die ſich durch die geſetzliche Fixirung beſtimmter Anſichten ja doch nicht bannen laſſe. Darin liegt denn aber die verkehrte Meinung, als ſei es überhaupt denkbar und möglich, daß eine Strafgeſetzgebung gleichſam ganz zwiſchen den Klippen der Schuldlehre durchſteuere und ſich jeder beſtimmten Anſicht über dieſe Grundprobleme des Strafrechts entſchlage. Nichts könnte in der That thörichter ſein als dieſe Meinung, da offenbar eine Reihe der wichtigſten Fragen des beſondern Theils gar nicht entſchieden werden kann, wenn nicht der Geſetzgeber eine ganz beſtimmte Anſicht über die Arten und Stufen der verbrecheriſchen Abſicht, über die Arten und Stufen der ſtrafbaren Fahrläſſigkeit, ſowie über die möglichen Verbindungen beider Erſcheinungsformen der verbrecheriſchen Schuld feſthält. Wie ſollen denn ſonſt die verſchiedenen Arten der Tödtung, Mord, Todtſchlag u. ſ. w. richtig auseinandergehalten werden? Das Gleiche gilt von der Körperverletzung. Wie ſollen ſonſt Verbrechen, wie Ausſetzung, Abtreibung, Duell, Verletzung in Raufhändeln u. ſ. w. ihre treffende Würdigung finden? Wie ſoll die Strafbarkeit der Fahrläſſigkeit auf ihre richtige Grenze eingeſchränkt und das fahrläſſige Vergehen von der Polizeiübertretung gehörig geſondert werden? In dieſen Beziehungen ſind ſchon oben ſchlagende Beiſpiele angeführt worden und es könnten deren noch viele dafür angeführt werden, zu welchen Irrthümern und praktiſch verderblichen, alle geſunde Volksmoral verletzenden Beſtimmungen eine principloſe, eklektiſche Auffaſſung der Schuldlehre führt und fuhren muß, wie ſie den neuern Geſetzgebungen zu Grunde zu liegen pflegt. Ebenſo präjudiciell für den beſondern Theil iſt die Lehre vom Verſuche und der Vollendung, ſowie von der Theilnahme am Verbrechen. So manche beſtimmten Verbrechen ſetzen feſte Anſichten über das Weſen des Complots, über Strafbarkeit der Anſtifter und Anführer, über die Bedingungen des erfolgreichen Rücktritts eines Theilnehmers u. ſ. w. voraus (wie Falſchmunzen, Landfriedensbruch, Aufruhr u. ſ. w.); und wie übel läßt es, zum mindeſten geſagt, wenn dann hier das eine Mal dies, das andere Mal jenes beſtimmt und dadurch die Auslegung aufs kläglichſte verwirrt wird! Wie wichtig wird ferner eine feſt beſtimmte Anſicht über das Weſen der verbrecheriſchen Beihülfe beim Selbſtmord, bei der Selbſtbefreiung, bei den Dienſtverbrechen u. ſ. w.! Auch hier fehlt es nicht an traurigen Beiſpielen für die Folgen geſetzgeberiſcher Unterlaſſungsſünden. Am ſchlimmſten fährt jedoch in der Regel die Anwendung der Lehre vom Verſuche und der Vollendung im beſondern Theile. Wie principlos und ungleich ſind da meiſt die Beſtimmungen über den Anfangspunkt des ſtrafbaren Verſuchs, wobei man ſich nur zu oft einem unſichern Takte, d. h. der Willkür überläßt. Noch fataler iſt das ſo vielfach hervortretende mangelhafte Bewußtſein über das wahre Weſen der Vollendung des Verbrechens. Der Grund hiervon liegt theils darin, daß man für die betreffenden Handlungen den Grundſatz von der Strafloſigkeit des freiwillig aufgegebenen Verſuchs ausſchließen will, theils darin, daß man gewöhnlich ſich über das wahre Weſen ſo vieler einzelnen Verbrechen und daher auch ihrer wechſelſeitigen Grenzen nicht klar iſt. Daraus gehen aber nicht blos manche Unzuträglichkeiten hervor, wie z. B. wenn das württembergiſche Strafgeſetzbuch aus dem Verbrechen des Ungehorſams eine ganze Muſterkarte von beſondern Verbrechen herausentwickelt, ſondern auch wirkliche Ungerechtigkeiten, und überdies entſteht die große Gefahr, daß nun auch ganz entfernte, ja entfernteſte Verſuchshandlungen zur Strafe gezogen werden können.

Daß man über das wahre Weſen vieler Verbrechen ganz im Unklaren iſt, zeigt ein flüchtiger Blick in die Lehrbücher und die neuern Geſetzgebungen, zeigen die wechſelſeitigen Anklagen der Doctrinäre und der Praktiker, zeigt das ſo häufig durch die Entſcheidung der Gerichte tief verletzte geſunde Volksgefühl. Man hat in letzterer Beziehung mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, welch übeln Eindruck die gewöhnlich ſo laxe Behandlung der Thätlichkeiten gegen die Aeltern, der Kuppelei, der Unterlaſſung der Rettung eines in Todesgefahr Befindlichen u. ſ. w., andererſeits die allzu ſtrenge Auffaſſung des Funddiebſtahls, die Vermiſchung des Begriffs der Nothzucht mit ganz verſchiedenartigen Dingen machen müſſe. Man hat es mit Recht als Misbrauch getadelt, wenn ſo häufig aus dem Gattungsbegriffe eines Verbrechens einzelne Fälle beliebig herausgeriſſen und zu eigenen Verbrechen geſtempelt werden. Man hat mit Recht für die Strafbarkeit der Eigenthumsverbrechen nach unten hin eine gewiſſe Grenze verlangt, damit nicht (beſonders bei der herkömmlichen ſingulären Behandlung des Rückfalls in dieſe Verbrechen) die empörendſten Strafurtheile zu Tage kommen. Man hat auf die oft allzu weite Ausdehnung des Strafgebiets aufmerkſam gemacht, z. B. in Beziehung auf Selbſthülfe, Wucher, Inceſt in entferntern Graden, Verrath von Geheimniſſen, culpoſen Meineid u. ſ. w.; man hat zugleich mit Recht die Bemerkung gemacht, daß die modernen Geſetzbücher ſo häufig alles feſte Bewußtſein über die Grenze des peinlich ſtrafbaren Unrechts gegen das blos polizeilich ſtrafbare oder das bürgerliche Unrecht oder gar gegen das Erlaubte vermiſſen laſſen. Man hat ſich mit Recht darüber beklagt, daß bei ſo vielen Verbrechen, wie Fälſchung, Brandſtiftung, ſo häufig der wahre, Alles entſcheidende Geſichtspunkt gar nicht herausgefunden werde. Leider hat man nur die Abhülfe gegen dieſe Uebelſtände gerade da nicht geſucht, woher ſie allein kommen kann, bei der Wiſſenſchaft. Freilich entgegnet man, daß die moderne Doctrin in allen jenen Beziehungen ſelbſt an einer troſtloſen Buntſcheckigkeit leide, daß ſo viele unſerer Rechtslehrer ſich lieber mit hiſtoriſchen Spitzfindigkeiten und exegetiſchen Eleganzen als mit einer geſunden Beobachtung der lebendigen Wirklichkeit abgeben u. ſ. w. Dieſe Vorwürfe ſind leider nur zu gerecht, obgleich wir glauben, daß hier derſelbe Speer, welcher verwundet hat, auch die Heilung bringen muß und bringen wird.

Hinwiederum wird die Criminalſtatiſtik, die Phrenologie, das Studium des Zuſammenhangs des Strafrechts mit der allgemeinen Entwickelung der Menſchheit, und was dergleichen Abſonderlichkeiten mehr ſind, empfohlen. Dagegen wäre auch nichts zu ſagen, wenn nur nicht immer die ebenſo feige als lächerliche Furcht vor der wahren, d. h. auf den Grund der Dinge gehenden Wiſſenſchaft mitunterliefe. Daß die Erfahrung in der ganzen Nacktheit des wirklichen Lebens die Probe abgeben müſſe, wird kein Einſichtiger leugnen. Allein, wem es wahrhaft Ernſt mit der Wiſſenſchaft iſt, Der muß auch wiſſen, daß ſie dieſe Probe beſtehen wird, und kann über eine feige und träge unmittelbare Hinweiſung auf die Empirie nur die Achſel zucken.

Zeit genug wäre es einmal, mit der wiſſenſchaftlichen Kritik Ernſt zu machen und zum Beſten der Geſetzgebung der Philoſophie und der Geſchichte ihr Recht anzuthun. Es kommt nur darauf an, in beiden Richtungen nicht blos den Schaum abzuſchöpfen, ſondern der Sache auf den Grund zu gehen, und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht das Ergebniß mit einer geſunden empiriſchen Anſchauung ganz übereintreffen ſollte. Natürlich muß die geſchichtliche Forſchung ihre volle Aufgabe begreifen, ſie muß nicht beim Corpus Juris oder den deutſchen Reichsgeſetzen ſtehen bleiben, ſondern auf die gründlichſte Herſtellung der römiſchen und der germaniſchen Elemente eine ſorgſame Erörterung der Rechtsentwickelung bis auf unſere Zeit herab folgen laſſen. Wie anders würde ſich dadurch die Lehre von den Staatsverbrechen geſtalten! Wie viele neue und intereſſante Geſichtspunkte würden ſich dadurch bei den Verbrechen ergeben, die ſich auf den allgemeinen Verkehr beziehen! Wenn aber von den Ergebniſſen einer umfaſſenden geſchichtlichen Ergründung in den neuern Geſetzgebungen zum Theil noch nicht übermäßig viel zu gewahren iſt, ſo ſieht es mit dem philoſophiſchen Elemente des beſondern Theils noch ſchlechter aus. Wie kann denn von vornherein eine richtige Auffaſſung einer ganzen Reihe der wichtigſten Verbrechen erwartet werden, wenn das Geſetzbuch eben keinen weitern Unterſchied zu machen weiß als zwiſchen Staats- und Privatverbrechen, wenn die Verbrechen, die den ſittlichen Kreis der Familie betreffen, unter allen möglichen fremdartigen Rubriken herumgezerrt und verzettelt, gemeingefährliche Verbrechen, wie die Brandſtiftung, unter die Privatverbrechen, Landfriedensbruch, Blasphemie, Störung des Gottesdienſtes, Fälſchung und Meineid unter die Staatsverbrechen geſtellt werden? Wie kann eine treffende Darſtellung des Thatbeſtands erwartet werden, wenn man ſo oft das wahre Object des Verbrechens mit dem unmittelbaren Gegenſtande der Handlung verwechſelt ſieht, z. B. als Object des Diebſtahls nicht das Eigenthum, ſondern eine fremde, bewegliche Sache angegeben findet? Beim Diebſtahle mag dies wie bloßer Schulſtreit klingen; aber man denke an Entführung, Nothzucht, Brandſtiftung, denke an die Fälſchung im Verhältniſſe zum Betruge, denke an ſo unzählige andere Fälle, wo durch die falſche oder ſchiefe Bezeichnung des Objects von vornherein die ganze

Auffaſſung des Thatbeſtands verwirrt wird! Wir leugnen nicht, daß gerade in dieſem Punkte die Philoſophie der Kant'ſchen Periode Vieles verſchuldet hat; aber wir ſind auch überzeugt, daß nur die Philoſophie, — die mit der Geſchichte Hand in Hand gehende — eine gründliche Heilung dieſer Schäden bringen kann. Und wer anders als ſie, ſoll den feſten Markſtein gegen das Gebiet des Erlaubten, gegen die Gebiete des bürgerlichen und des polizeilich zu beſtrafenden Unrechts ſetzen? Man vertraue ihr nur! Ihre ſtrenge Zucht iſt heilſamer und trägt den ſegensreichen Keim der Einheit weit ſtärker in ſich als die ſo oft auf den Schild erhobene, allen Launen der Willkür und des Zufalls preisgegebene „Criminalpolitik“.

In einem Punkte wenigſtens wird jeder Unbefangene die Nothwendigkeit einer philoſophiſchen Erledigung der Aufgabe einſehen, wenn irgend eine feſte Haltung in die Geſetzgebung und Rechtſprechung kommen ſoll. Wir meinen die Anwendung der Strafe auf das Verbrechen und den Maßſtab der Strafbarkeit, woraus die Strafzumeſſungsgründe zu entwickeln ſind. Es iſt bekannt und verſteht ſich überdies von ſelbſt, daß in dieſer ganzen Sphäre Alles von dem vorausgeſetzten Strafrechtsprincipe abhängt. Wer es privatrechtlich als Vergütung, materielle Wiedervergeltung und dergleichen faßt, wird nur einen objectiven Maßſtab der Strafbarkeit anerkennen dürfen; wer an der Strafe blos ihre wünſchenswerthen Wirkungen auf den Verbrecher oder Andere als das Weſentliche erkennt, nur einen ſubjectiven. Wie es nun aber der Beruf der neuern, Begriff und Wirklichkeit vermittelnden Wiſſenſchaft iſt, das Weſen der Strafe erſt in der ganzen Fülle ſeiner Momente zur Anerkennung und Geltung zu bringen, ſo iſt es auch ihre Aufgabe, die principiellen Grundlagen des Verhältniſſes zwiſchen Strafe und Verbrechen klar zu ſtellen. Sie hat vor allem darzuthun, daß und warum Verbrechen und Strafe gleichartige Größen ſind, die aneinander gemeſſen werden können. Sie hat das Verbrechen in ſeiner Wahrheit darzuſtellen: als das ſubjectiv Böſe, ſoweit es äußerlich in That ausbricht, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß es ſowol einen objectiven als einen ſubjectiven Maßſtab der Strafbarkeit geben muß (ohne daß dabei Künſteleien nöthig wären, wie ſie Feuerbach u. A. anbringen mußten). Folgeweiſe wird ſie aber auch an der Strafe eine objective und eine ſubjective Seite aufzuzeigen und hieraus die Grundſätze zu entwickeln haben, wonach der Geſetzgeber theils ſelbſt ſchon ſeine Strafdrohungen einzurichten, theils — um Caſuiſtik zu vermeiden — dem Richter Regeln über die Bemeſſung der Strafbarkeit im einzelnen Falle an die Hand zu geben hat. Dabei verſteht ſich denn aber von ſelbſt, daß man nicht, wie es häufig geſchieht, ſchon die Ausdrücke: objectiver, ſubjectiver Maßſtab misverſtehen und den letztern etwa mit einer rein moraliſchen Kategorie verwechſeln darf. Jeremiaden über die moderne Strafgeſetzgebung, die nur aus ſolchen Misverſtändniſſen entſpringen, ſind natürlich ganz abzuweiſen. Leider gibt es aber gerade in dieſem Stücke der gerechten Vorwürfe genug. Nirgendwo begegnet man in der Regel einer größern Princip- und Syſtemloſigkeit als hier. Man findet, um nur das Gröbſte zu erwähnen, nicht ſelten eine faſt unbegreifliche Ungleichheit in den Regeln, welche der Geſetzgeber ſelbſt bei Ausmeſſung der Strafen befolgt, und in denen, welche er dem Richter zur Befolgung vorſchreibt. In Beziehung auf die Schärfungs- und Milderungsgründe iſt meiſt die willkürliche und ungerechte Unterſcheidung der modernen Doctrin zwiſchen bloßen Straferhöhungs- und Schärfungsgründen einerſeits und bloßen Strafminderungs- und Milderungsgründen andererſeits aufgenommen, gleich als fordere die Gerechtigkeit nicht daſſelbe in allen Fällen, und als gäbe es Verbrechen, bei denen eine Reihe von Gründen des Steigens oder Fallens der Strafbarkeit, die man ſonſt zu berückſichtigen gebietet, zur Indifferenz zuſammenſänken. Wunderlich genug erſcheint es übrigens, wenn Dieſelben, welche jene ungerechte Unterſcheidung in der Theorie aufgebracht haben, die Conſequenzen davon der modernen Geſetzgebung zum Vorwurfe machen, wenh da z. B. über die Häufigkeit der abſolut gedrohten Strafen bei den Staatsverbrechen Klage erhoben und beigefügt wird: „Während bei andern Verbrechen verſchiedene Strafarten nebeneinander oder weite Räume von Maximum und Minimum gedroht ſind, weil man die Vielgeſtaltigkeit der Fälle des nämlichen Verbrechens und daher die Nothwendigkeit erkannte, dem Richter die Möglichkeit zu geben, die der Verſchuldung anpaſſende Strafe zu erkennen, ſcheinen die Geſetzgeber plötzlich anzunehmen, daß eine ſolche Verſchiedenheit der Verſchuldung bei den Staatsverbrechen nicht vorliege. Man ſollte glauben, daß die Perſonen, welche Staatsverbrechen verüben, nicht die nämlichen der verſchiedenartigſten Einflüſſe, welche die Zurechnung und die Verſchuldung beſtimmen, fähigen Menſchen ſeien, auf deren Natur die übrigen Strafgeſetze berechnet ſind." Auf ſolche Vorwürfe können doch aber wol die Geſetzgeber mit vollem Rechte entgegnen: Fege jeder vor ſeiner Thür und tadele uns zum mindeſten nicht über die Anwendung von Grundſätzen, die er uns ſelbſt aufgeredet hat!

Muſtert man nun aber die einzelnen Strafzumeſſungsgründe, ſo findet man auch hier gar vieles Ungleichförmige, Schwankende, Zweifelerregende, beſonders aber Willkürliche. Dieſelben Gründe, welche die eine Geſetzgebung in allgemeiner Geltung anerkennt, läßt die andere nur bei beſtimmten einzelnen Verbrechen oder Verbrechensclaſſen wirkſam werden. Ja, dieſelbe Geſetzgebung läßt oft denſelben Gründen bei verſchiedenen Verbrechen eine auffallend verſchiedene Behandlung angedeihen. Als Beiſpiel aus dem württembergiſchen Strafgeſetzbuche können dienen: das geſetz- und ordnungswidrige Verfahren der Obrigkeit bei Amtsehrenbeleidigung und Widerſetzung, der freiwillige Erſatz bei Diebſtahl, Unterſchlagung u. ſ. w., beſonders aber der Affect. So häufig ſind Schärfungsgründe, die nur bei gewiſſen Verbrechen Sinn haben, leichtſinnig verallgemeinert, oder umgekehrt allgemeine Milderungsgründe höchſt ungerecht und unſchicklich beſchränkt. Wir erinnern nur an die Beſchränkung des Milderungsgrunds der ſogenannten verminderten Zurechnung auf todeswürdige Verbrechen im ſächſiſchen, oder an die ungerechte Beſchränkung des Nothwehrrechtes bei der Widerſetzung im württembergiſchen Strafgeſetzbuche. Eben dahin gehört auch die ſo häufig wiederkehrende Unſitte, ein und daſſelbe Verbrechen wegen dieſes oder jenes erſchwerenden Umſtandes ebenſo willkürlich als unnöthig in verſchiedene Gradationen zu zerhacken oder auszurecken und dadurch nicht ſelten in die Lehre von der Concurrenz der Verbrechen den verderblichſten Wirrwarr zu bringen. Beim Rückfall hat die neuere Geſetzgebung, belehrt durch den wachſenden Widerwillen der Rechtſprechung, ſich mehr und mehr von der exorbitanten Behandlung deſſelben nach der Abſchreckungstheorie loszumachen und zur Natur zurückzukehren geſucht. Allein ſelbſt hier iſt man theilweiſe auf halbem Wege ſtehen geblieben, indem man wenigſtens beim Diebſtahle die alten ungeheuerlichen Grundſätze beibehielt. Doch was will man? Selbſt in den einfachſten Punkten dieſes Capitels, wie hinſichtlich der Strafverwandlung aus phyſiſchen, rechtlichen oder politiſchen Gründen, oder hinſichtlich der Abrechnung unverſchuldet erlittener Uebel ſind ja die neuern Geſetzgebungen vielfach lückenhaft, inconſequent, gedankenlos und eben darum, was das Schlimmſte iſt, ungerecht. Von dem ganz unvergleichlichen Durcheinander, der nicht ſelten in der Lehre vom Zuſammenfluſſe der Verbrechen waltet, brauchen wir kaum Erwähnung zu thun.

Daß unter dieſen Umſtänden auch eine ſehr fatale Ungleichförmigkeit in den Ausdrücken entſtehen muß, iſt nur die einfachſte Folge der bisher geſchilderten Verhältniſſe. Ein unwiderſprechlicher Nachtheil iſt doch gewiß die ordnungs- und zuchtloſe Verſchiedenheit in den juriſtiſch-techniſchen Bezeichnungen, nicht blos in der Schuldlehre, ſondern auch in einer Menge wichtiger Fragen des beſondern Theils (z. B. Nachweiſen, Mißhandlung, Volksmenge, Drohung, öffentlicher Diener, Gewerbsmäßigkeit u. ſ. w.) Oft genug erſcheint derſelbe Begriff (z. B. Vorſatz, Fahrläſſigkeit u. ſ. w.) in verſchiedenen Geſetzgebungen unter ganz verſchiedenen Ausdrücken, welche zum Theil ſehr weſentliche Modificationen der rechtlichen Bedeutung in ſich ſchließen; ja nicht ſelten iſt dies in verſchiedenen Theilen derſelben Geſetzgebung der Fall, wofür aus dem württembergiſchen Strafgeſetzbuche die merkwürdigſten Beiſpiele beigebracht werden können, ſogar aus dem allgemeinen, noch viel häufiger aber aus dem beſondern Theile. Unfehlbar wird durch dieſe Verſchiedenheit des juriſtiſchen Sprachgebrauchs die ohnedies ſchon tauſendfältig gehinderte gegenſeitige Mittheilungs- und Aſſimilirungsfähigkeit zwiſchen der Jurisprudenz und Praxis der einzelnen Länder noch mehr erſchwert werden. Die Ungenoſſenſchaftlichkeit der verwandten Zweige des Einen deutſchen Rechtsſtammes, die ſich immer mehr ſteigern muß, je tüchtiger die Particularrechte als ſolche cultivirt werden, ſpitzt ſich auf dieſe Weiſe in einer babyloniſchen Sprachverwirrung zu.

Möchte man aber immerhin alle doctrinellen Gebrechen geringer anſchlagen, weil ſie für einen großartigen Aufſchwung der Wiſſenſchaft nicht unbeſiegbar ſind, ſo iſt nun endlich das ſchwerſte und fühlbarſte Gebrechen die Buntſcheckigkeit der modernen Geſetzgebung in dem ſpecifiſch praktiſchen Theile des Strafrechts, in Beziehung auf das Strafenſyſtem. Wiſſenſchaftliche Grundſätze laſſen ſich mit einem Federſtriche verändern, wenn die Noth an den Mann geht; aber ein Zucht- oder Arbeitshaus läßt ſich nicht über Nacht abreißen und nach einem andern Syſteme neu bauen.

Natürlich können, da die körperliche Züchtigung als verſchwindendes Moment erſcheint, hier nur die Freiheits- und Ehrenſtrafen in Betracht kommen, und auch in Betreff der letztern begeben wir uns jedes Rückblicks auf die frühere Zeit, die neben der römiſchrechtlichen Infamie gerade in dieſem Gebiete aus den feudaliſtiſchen und corporativen Staatselementen des Mittelalters eine ungemein reiche, von einer höchſt lebendigen Volksphantaſie erzeugte, aber der Neuzeit immer fremder gewordene Errungenſchaft mit ſich führte. Die wichtigſte Strafart iſt ohne Frage die Freiheitsbeſchränkung. Aber gerade in dieſer Beziehung zeichnen ſich die Geſetzgebungen der deutſchen Staaten durch eine troſtloſe Mannichfaltigkeit aus. Die Urſache liegt greifbar genug in der politiſchen Entwickelung. Denn die Reformen im Strafenſyſteme, die ſeit etwa zweihundert Jahren immer unabweislicher wurden, da mit Verſtümmelungen und Landesverweiſungen immer weniger auszukommen war, entbehrten aller Leitung von Reichswegen. Jeder Staat mußte ſie auf ſeine Gefahr und auf ſeine Koſten vernehmen; da man nun wenig Geld zu verwenden hatte, erfolgten ſie immer nur beim dringendſten Bedürfniſſe und nach dem Geſetze der Sparſamkeit, namentlich aber ohne alle Rückſicht des einen Staats auf die andern, eben nur nach localem Zuſchnitte. Sehr belehrend über die Schwierigkeiten und Verlegenheiten, worein man hierbei gerieth, iſt die Schrift von Wächter über die Strafarten und Strafanſtalten von Württemberg, woraus man erſieht, daß man längere Zeit im Herzogthume Württemberg die ſchwerſten, nur nicht todeswürdigen Verbrecher an die Galeeren der Republiken Genua und Venedig abgab, daß man ein Zuchthaus mit einem Waiſenhauſe verband und dergleichen. Unleugbar ſind nun im Laufe von zwei Jahrhunderten die Strafanſtalten in den einzelnen deutſchen Ländern (die Duodezausgaben etwa ausgenommen) mannichfach verbeſſert worden. Aber abgeſehen von dem Schlendrian, welchen der beſchränkte Geſichtskreis und die beſchränkten Mittel zu verantworten haben, war jedenfalls in allen dieſen, bald raſchern, bald trägern Reformen durchaus keine Gleichförmigkeit; und trotz mancher Annäherungen im laufenden Jahrhundert iſt dieſe noch immer ſehr zu vermiſſen. Dieſelbe Strafart erſcheint in verſchiedenen Geſetzgebungen mit ganz verſchiedener Einrichtung, verſchiedenen rechtlichen Folgen und verſchiedener Schätzung in der öffentlichen Meinung (z. B. Zuchthaus- und Feſtungsſtrafe). Nicht ſelten variiren aber auch die Benennungen. So iſt z. B. die Kartenſtrafe eine nur wenig gangbare; Arbeitshaus heißt oft daſſelbe, wie Correctionshaus, wenn es das Bindeglied zwiſchen entehrender und nicht entehrender Freiheitsſtrafe vorſtellen ſoll, während anderswo (wie z. B. in Württemberg) Arbeitshaus eine nur um Weniges geringere Infamie nach ſich zieht, als Zuchthaus. Was man aber von gemeinſamen Beſtimmungen herausfinden kann, das iſt nicht eben geeignet, die vorhandenen Zuſtände wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen. Faſt überall findet man nämlich (mit geringer Ausnahme) das Syſtem entehrender Freiheitsſtrafen durchgeführt, ſo zwar, daß an eine gewiſſe Dauer der Strafe die Infamie mit Nothwendigkeit geknüpft iſt, woraus denn folgt, daß einerſeits einem Solchen, der eine längere Freiheitsſtrafe für eine ihn keineswegs in der öffentlichen Meinung herabwürdigende That verdient hat, die Infamie ſich unerbittlich an die Ferſen heftet, andererſeits aber Diebe, Betrüger und dergleichen, die wegen kleiner Summen nur auf kürzere Zeit eingeſperrt werden können, ohne Infamie durchkommen. Faſt überall hat man zwar dieſen craſſen Fehlern bald ſo, bald anders abzuhelfen geſucht, nirgends aber gründlich, immer nur mit Halbheit und Flickwerk. So war z. B. die Anordnung der Feſtungsſtrafe als Parallelſtrafe neben der gemeinen entehrenden (in Württemberg war vor 1849 nicht einmal dies conſequent durchgeführt, da es für Zuchthaus kein Surrogat in Feſtungsſtrafe gab) weſentlich doch nur Folge ariſtokratiſcher Rückſichtnahme auf Standesverhältniſſe.

Die Einführung ſelbſtändiger Ehrenſtrafen möchten wir nicht mit **Mittermaier** an ſich tadeln, da uns vielmehr gerade ihre Lostrennung aus der abſoluten Connexität mit den Freiheitsſtrafen als das Wünſchenswerthe erſcheint. Aber freilich — neben einem ganzen Arſenal entehrender Freiheitsſtrafen ſind ſie keineswegs zu billigen. Eine klägliche Halbheit iſt das hier und da zwiſchen Zuchthaus und nicht entehrendes Gefängniß als Mittelding eingeflickte Arbeits- oder Correctionshaus, oder auch wol die Erlaubniß, die Gefängnißſtrafe ausnahmsweiſe bis auf ſechs Jahre zu erſtrecken. Daneben iſt man mit Confinationen, Recluſionen, Stellung unter polizeiliche Aufſicht und dergleichen Zwitterdingen ſehr freigebig, läßt aber z. B. die ſo überaus wichtige Sorge für beſondere Strafanſtalten behufs der Einſperrung jugendlicher Verbrecher meiſt bei Seite liegen. In dieſer ganzen Materie iſt der Wiſſenſchaft nichts vorzuwerfen. Denn es fehlt ſeit längerer Zeit nicht an den ehrenwertheſten Bemühungen um die Reform des ſo ſehr im Argen liegenden Gefängnißweſens. Allein wie wenig wird darauf Rückſicht genommen! In kleinern Staaten fehlt es am Drange und Triebe von innen heraus, auch wol am Gelde, ſodaß man es nicht einmal der Mühe werth findet, Sachverſtändige in diejenigen Länder auszuſenden, an deren längſt verbeſſerten großartigen Einrichtungen man ſich ein Beiſpiel nehmen könnte, oder man baut gar ein Pönitentiarhaus faſt fertig, ohne nur zu wiſſen, ob es endlich für das penſylvaniſche oder für das auburniſche Syſtem eingerichtet werden ſoll, und in Großſtaaten wartet man ruhig ab, bis franzöſiſche Gelehrte ins Land kommen und in ſcharfer Beleuchtung mit gewohnter Ueberhebung die Schmach des deutſchen Weſens in fremder Sprache aufdecken!

Was die Ehrenſtrafen ſelbſt betrifft, ſo hat man zwar neuerdings die Strafen des bürgerlichen Todes mit Recht faſt überall aufgegeben (nach den Grundrechten hätte es ohne Ausnahme geſchehen ſollen). Außerdem iſt man aber in der Regelung der ſo chaotiſch verworrenen Lehre von der Infamie vielfach nicht ſehr glücklich geweſen. Ohne hier ins Einzelne einzugehen, was uns viel zu weit führen würde, wollen wir nur auf den bedenklichen Punkt aufmerkſam machen, daß nach dem in Deutſchland überall vorherrſchenden Strafenſyſteme ein erſchreckender Luxus mit der Infamie getrieben wird, der ſchon an ſich, doppelt aber deshalb abſtumpfend und entſittlichend wirken muß, weil die Anwendung der geſetzlichen Beſtimmungen ſo oft mit dem richtigen ſittlichen Takt des Volksgefühls in Widerſpruch ſteht und ganz ohne Noth eine große Anzahl gebrandmarkter, von der Geſellſchaft ausgeſtoßener Feinde derſelben erzogen wird.

Ziehen wir nun die Summe des Ganzen, ſo wird der Geſichtspunkt, den wir vorangeſtellt haben, in ſein volles trauriges Licht getreten ſein. Die Grundurſache aller Uebelſtände in unſerer modernen Strafgeſetzgebung, die Urſache, welche ihre Schwungkraft lähmt, ihren Geſichtskreis verengt, ihr das Material beſchneidet, den wiſſenſchaftlichen Apparat verzettelt, die Bearbeitung ſyſtemlos, einſeitig, caſuiſtiſch, lückenhaft macht, jede großartige Reform wegen mangelnder Mittel im Keime erſtickt, der Gemeinſamkeit der Rechtsentwickelung die Axt an die Wurzel legt, die Urſache, welche die neueſte Rechtsgeſtaltung eines reichbegabten Volks ſo tief unter dem Maße der Erwartungen erſcheinen läßt, die man von ihr hegen durfte — dieſe Urſache iſt keineswegs in einem Mangel an wiſſenſchaftlicher Befähigung, praktiſcher Erfahrung, ſcharfſinniger Erkenntniß der Uebelſtände und geiſtiger Regſamkeit behufs ihrer Abſtellung zu ſuchen. Nimmermehr! Das Traurigſte iſt ja eben, daß ſo viele reiche Kräfte durch Zerſplitterung, Iſolirung, gewaltſame Niederhaltung nutzlos vergeudet und um die ſchönſten Früchte ihrer dankloſen Wirkſamkeit betrogen werden. Jene Urſache liegt vielmehr eben nur in der immer weiter gehenden Particulariſation des deutſchen Rechtes.

Möge die Wiſſenſchaft ihre hohe und heilige Aufgabe begreifen und, ſoweit es in ihrer Macht ſteht, wenigſtens dem Rechte Deutſchlands ſeine Einheit zu bewahren ſuchen, wenn auch politiſch vorerſt das theure Vaterland einem unſeligen Verhängniſſe unterliegen ſollte!

R. Köſtlin.

Die materiellen Zustände der untern Classen in Deutschland sonst und jetzt.

Zweiter Artikel.

Statiſtiſche Vergleichung der frühern mit den gegenwärtigen Erwerbs- und Nahrungsverhältniſſen der untern Claſſen in Deutſchland.

Mag auch das im erſten Artikel *) Mitgetheilte dem Leſer ſchon vielfach Gelegenheit zu Vergleichungen mit der Gegenwart geboten und mögen dieſe Vergleiche auch ſchon manche Illuſion über das Leben und die Zuſtände der Vergangenheit in ihr Nichts zurückverſcheucht haben, ſo kann es doch keinesfalls als überflüſſig erſcheinen, die Parallelen noch ſchärfer zu ziehen und in beſtimmten Zahlenverhältniſſen hinzuſtellen, um die gewonnenen Reſultate dadurch in noch größerer und beſtimmterer Klarheit auszuprägen. Da indeſſen derartige Unterſuchungen nur da angeſtellt werden können, wo man Herr über ein reiches Material iſt, ſo bin ich genöthigt, mich hierbei beinahe ausſchließlich auf die Grenzen meines engern Vaterlandes zu beſchränken. Auch zeigen bei aller Mannichfaltigkeit im Einzelnen, derartige Verhältniſſe im Allgemeinen ſich ſo ziemlich allenthalben als übereinſtimmend, und daher gewähren ſelbſt die aus einem beſchränktern Kreiſe hervorgehobenen Thatſachen immerhin einen Spiegel, welcher vollkommen genügt, um auch die Zuſtände fernerer Gegenden darin zu erkennen.

Wie ſchon früher, ſo werde ich auch bei dieſer Unterſuchung wieder mit den Städten beginnen und hier namentlich jene weit verbreitete, auf die angeblich allgemeine Ueberſetzung aller Gewerbe gerichtete Klage ins Auge faſſen. Natürlich hat dieſe Klage nur in den größern Städten eine wirkliche Bedeutung. Auch können hierbei nur ſolche Gewerbe in Betracht kommen, welche der Schaffung der gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe gewidmet und ihrer Natur nach auf den Ort ſelbſt angewieſen ſind, alſo weder einem vorübergehenden Bedürfniſſe dienen, noch vom Handel nach außen abhängen.

Im Jahre 1605 kamen zu Kaſſel auf 1 Schuhmacher 21 Familien oder 95 Menſchen **), auf 1 Schneider 27 Familien oder 122 Menſchen, auf 1 Schreiner 54 Familien oder 245 Menſchen. Nach einer ſpätern Zählung, von 1730, fallen auf 1 Schuhmacher 25 Familien oder 108 Menſchen, auf 1 Schneider 32 Familien oder 145 Menſchen, auf 1 Schreiner 66 Familien oder 300 Menſchen. Dagegen kommen gegenwärtig auf 1 Schuhmacher 119 Menſchen oder 23—24 Familien, auf 1 Schneider 164 Menſchen oder 32—33 Familien, auf 1 Schreiner 273 Menſchen oder 54—55 Familien. Vergleicht man die gegenwärtigen Verhältniſſe von Marburg, wo auf 1 Schuhmacher 73, auf 1 Schneider 184, und auf 1 Schreiner 263 Perſonen kommen, ſo findet man nur bei den Schuhmachern ein weſentlich anderes und zwar ungünſtigeres Verhältniß.

---

*) S. dieſen zweiten Band der „Germania“ S. 329—352. D. Red.

**) Ich habe, auf andere gleichzeitige Materialien geſtützt, für jene Zeit 4½ Perſonen auf eine Familie gerechnet.

Einem gleichen Verhältniſſe der Schuhmacher zur Bevölkerung begegnet man auch zu Berlin und zu Dresden, während daſſelbe wieder gegen das vieler anderer Städte zurückſteht. Das oben angegebene Verhältniß der Schneider iſt beſſer als zu Ansbach, Berlin, Dresden und Wien, ungünſtiger hingegen als an vielen andern Orten, z. B. zu München, Augsburg u. ſ. w. Ebenſo iſt es mit den Schreinern der Fall, hinſichtlich deren die Zahlenverhältniſſe zu Berlin und Wien ungünſtiger, zu München, Paſſau, Karlsruhe u. ſ. w. aber weit günſtiger erſcheinen.

In Bezug auf Kaſſel ergeben die obigen Angaben das gewiß nicht unintereſſante Reſultat, daß die Zahl der Gewerbtreibenden im Verhältniß zu der Einwohnerzahl ſich keineswegs geſteigert, vielmehr gemindert hat. Das heutige Verhältniß erſcheint noch günſtiger, wenn man erwägt, daß der Einzelbetrieb des größern Theils jener Handwerke ſich gegen früher bedeutend erweitert hat. Selbſt da, wo in größern Städten eine Abnahme der Conſumenten gegen früher ſich ergibt, wie z. B. in Berlin, iſt dieſe mehr ſcheinbar als wirklich, weil nicht nur im Allgemeinen die Conſumtion am Orte geſtiegen iſt, ſondern auch viele Wohlhabenden der Provinzen ihre Möbel, Kleider und Schuhe aus der Hauptſtadt beziehen.

Noch weit auffallender iſt aber die Umgeſtaltung des Verhältniſſes der Bäcker und Metzger. Während zu Kaſſel 1605 auf einen Bäcker 18—19 Familien oder 86 Perſonen kamen, hatte ſich dieſe Zahl ſchon im vorigen Jahrhundert auf 200 Perſonen gehoben und ſteigerte ſich auch ferner und zwar dergeſtalt, daß im Jahre 1819 334 und im Jahre 1826 411 Perſonen auf einen Bäcker kamen, gegenwärtig aber 1 Bäcker 584 Einwohner mit Brot zu verſehen hat. Und doch wurde früher — wie oben erzählt worden iſt — auch von den Dörfern noch Brot eingeführt, während jetzt anſehnliche Beträge von Brot aus der Stadt in die Dörfer wandern. Jener kleine Betrieb der Bäckerei findet ſich nur noch in den geringern Städten. So kommen z. B. in Marburg auf 1 Bäcker nur 161—162 Perſonen. Der Grund dieſes Wechſels liegt theils in der Abnahme des Gebrauchs des Hausbackens in den größern Städten, theils in dem Verhältniſſe der Brottaxen zu den Getreidepreiſen. Jene gründen ſich ſtets auf den gleichzeitigen Getreidepreis. Da nun aber das Verhältniß beider zueinander von der Art iſt, daß dem Bäcker nur ein dürftiger Ueberſchuß bleibt, ſo kann er nur durch den Ankauf im Großen mit Benutzung der günſtigen Conjuncturen einen wirklich erſprießlichen Gewinn erzielen. Zu einem ſolchen Geſchäftsbetriebe aber iſt ein anſehnliches Capital erforderlich und deshalb vermögen denn auch Alle, denen dieſes fehlt, nur mit den größten Schwierigkeiten durchzukommen. Dies nimmt mit dem Wachsthum der Städte zu: je volkreicher eine Stadt, um ſo mehr gewinnt die Bäckerei den Charakter eines Fabrikgeſchäfts, und jeder kleinere Betrieb erliegt der Concurrenz des mächtigern Capitals. Man ſieht dies ſchon in Kaſſel. Ungeachtet deſſen Bevölkerung von 1825 bis jetzt von 26,000 auf 36,000 Seelen geſtiegen iſt, ſo hat ſich doch ſeitdem die Zahl der Bäcker um 17 gemindert. Daſſelbe Verhältniß findet ſich auch anderwärts. In Berlin kommen auf 1 Bäcker an 1400, in Wien ſogar über 1750 und in München an 900 Perſonen.

Ganz dieſelben Verhältniſſe zeigen ſich auch bei dem Metzgergeſchäfte. Wie das Hausbacken, ſo verſchwindet in den größern Städten auch das Hausſchlachten mit jedem Jahre mehr und die Schlächterei nimmt immer mehr den Charakter des Fabrikgeſchäfts an. Im Jahre 1605 kamen zu Kaſſel auf 1 Metzger 31 Familien oder etwa 140 Menſchen, wogegen jetzt 1 Metzger 525 Menſchen zu verſorgen hat. Wie noch jetzt ein Metzger zu Marburg für 226 Individuen ſchlachtet, ſo in dem einige Tauſend Bewohner mehr zählenden Ansbach für 235.

Schreiten wir aus den Städten auf das platte Land!

Ich will hier nur vom Einzelbeſitze reden. Mögen auch die wenigen Beiſpiele, welche ich zur Vergleichung vorerſt bieten kann, eben nur Beiſpiele ſein, welche in ihrer Vereinzelung nicht genügen, um eine allgemeine Regel darauf gründen zu können, ſo läßt ſich doch wenigſtens die Ueberzeugung daraus gewinnen, daß man bei weitern Forſchungen ähnliche Erſcheinungen noch in reicher Zahl finden müſſe. Denn, was ich gebe, iſt nicht ausgewählt; ich gebe es vielmehr, wie es der Zufall mir in die Hand gelegt hat.

Daß Dorf Bergshauſen bei Kaſſel hatte im Jahre 1459 1 Bauer mit 105 Morgen Land, 2 mit 75, 2 mit 30 und 1 mit 15 Morgen; jetzt findet man daſelbſt 1 mit 105, 3 mit 60—74, 5 mit 40—50, 1 mit 30 und 1 Bauer mit 20 Morgen Land.

Das Dorf Archfeld, weſtlich von Kreuzburg an der Werra, hatte 1596 31 Familien, woven nur eine keinen Grundbeſitz hatte, und 1415 Morgen Land; jetzt zählt daſſelbe 21 Grundbeſitzer und 19 Familien ohne Grundbeſitz, theils Handwerker, theils Tagelöhner, und 2027 Morgen Land. Dieſer Grundbeſitz war damals auf folgende Weiſe vertheilt: 1 hatte 120 Morgen, 6 hatten 90 Morgen und mehr, 6 hatten 60 Morgen und mehr, 2 hatten 30 Morgen und mehr, 6 hatten 20 Morgen und mehr, 6 hatten 15 Morgen und mehr, 2 hatten 10 Morgen und mehr, 4 hatten 5 Morgen und mehr. Gegenwärtig iſt dagegen der Beſitz dergeſtalt vertheilt: 1 Bauer hat 250 Morgen, 2 Bauern haben 170—180 Morgen, 1 Bauer hat 150 Morgen, 6 Bauern haben 110—150 Morgen, 3 Bauern haben 60—100 Morgen, 6 Bauern haben 40 Morgen und mehr, 1 Bauer hat 35 Morgen, 1 Bauer hat 8 Morgen.

Der kleine Beſitz iſt demnach beinahe gänzlich verſchwunden, der große Beſitz hat ſich dagegen gehoben. Das benachbarte Breitzbach hatte 1596 10 Bauern mit 595¼ Morgen, jetzt 22 Grundbeſitzer mit 674 Morgen Land und außerdem noch 12 Familien ohne Grundbeſitz, über welche früher ſich keine Angabe vorfindet. Im Jahre 1596 beſaßen von den Bauern 6 von 60—75 und 4 30 und mehr Morgen. Heute hat 1 Bauer 142 Morgen, 2 Bauern haben 70—80 Morgen, 11 Bauern haben 30—51 Morgen, 2 Bauern haben 10—20 Morgen, 6 Bauern haben weniger als 10 Morgen.

Die ebenwol benachbarte arme Gemeinde Markershauſen hatte 1596 10 Einwohner und 58⅓ Morgen, und beſitzt jetzt 16 Einwohner mit 80—90 Morgen.

In der in derſelben Gegend liegenden Gemeinde Willershauſen befanden ſich 1596 1 Einwohner mit 120 Morgen, 2 mit 90—100, 3 mit 60—80, 7 mit 20—30, 5 mit 10—19, 5 mit 5—9, 7 mit weniger als 5 Morgen, 12 ohne allen Grundbeſitz.

Das gegenwärtige Verhältniß iſt dagegen: 1 Einwohner mit 303 Morgen, 3 mit 80—90, 2 mit 40—50, 2 mit 20, 1 mit 14, 9 mit 5 und weniger Morgen und endlich 5 Handwerker und 26 Tagelöhner ohne Grundbeſitz.

Dieſe Beiſpiele zeigen uns, daß in den genannten Dörfern die Einwohner hinſichtlich ihres Grundbeſitzes eher wohlhabender als ärmer geworden ſind, denn, wenn auch hin und wieder, und namentlich zu Willershauſen, die Zahl der beſitzloſen Tagelöhner anſehnlich geſtiegen iſt, ſo liegt die Urſache dieſer Steigerung doch keineswegs in einer Verarmung, ſondern in dem Umſtande, daß daſelbſt ſich ein großes Rittergut befindet, deſſen Landbeſitz den des Dorfes mehr als um das Zwiefache übertrifft und alſo, vorzüglich nach dem Wegfall der Dienſte, vieler Hände zu ſeiner Beſtellung bedarf.

Daß auch die Zerſplitterung des Bodens nicht neu iſt, habe ich ſchon oben gezeigt. Mit Recht ſieht man hierin den Untergang des Bauernſtandes, aber dennoch traten nicht immer die Folgen ein, welche man als die allgemein unausbleiblichen zu ſchildern pflegt, vorzüglich da nicht, wo noch Raum genug zu neuen Culturen iſt. Wol iſt es wahr, daß mit der Löſung des Hofverbandes und der Zerreißung des Landes zugleich die Bevölkerung in weit raſcherm Verhältniſſe ſich vermehrt, als an Orten, in welchen die Güter noch geſchloſſen ſind. Mit dieſem Wachſen der Bevölkerung wächſt aber auch, vorausgeſetzt, daß noch Boden zum Urbarmachen vorhanden iſt, in der Regel das Ackerfeld, und es erhält ſich auf dieſe Weiſe ein, wenn auch nicht reicher, doch immerhin leidlicher Beſitzſtand.

Ein beſonders auffallendes Beiſpiel gewährt in dieſer Beziehung das

Dorf Rödenau in Oberheſſen, in welchem, trotz der unbeſchränkteſten Theilbarkeit, welche ſeit mindeſtens drei Jahrhunderten dort waltet, und der ſeitdem bedeutend geſtiegenen Volkszahl, dennoch der Einzelbeſitz ſich gegen früher in überraſchender Weiſe gehoben hat. Rödenau beſaß 1573 89 Familien mit 650 Morgen Land und Wieſen zu 300 Fudern Heu, wogegen jetzt bei 155 Familien 2440 Morgen Land und Wieſen zu mehr als 700 Fudern Heu vorhanden ſind. Es ergibt ſich alſo ſchon im Allgemeinen ein verhältnißmäßig verdoppelter Grundbeſitz, denn, während 1573 auf 1 Familie nur 7—8 Morgen kamen, fallen jetzt auf 1 Familie 15—16 Morgen Land. Nicht minder zeigt ſich die beſſere Stellung der Einzelnen, wenn man deren Beſitz nach Claſſen nebeneinander ſtellt.

30 und mehr Morgen Land hatten 1573:	2,	jetzt 25	Einwohner
20	4,	. 30	.
15	4,	. 20	.
10	10,	. 40	.
5	19,	. 15	.
weniger als 5	50,	. 25	.

Geht ſchon aus dieſer Darſtellung hervor, daß weder von einer eigentlichen Uebervölkerung, noch von einer Ueberſetzung der Gewerbe im Allgemeinen die Rede ſein kann, ſo werde ich in dem Folgenden zeigen, daß auch die Arbeitslöhne ſich ebenſo wenig verringert, als die Preiſe der Lebensbedürfniſſe geſteigert haben, ja daß ſogar das umgekehrte Verhältniß vorwaltet, indem jene meiſt geſtiegen, dieſe dagegen in vielen, wo nicht den meiſten Dingen herabgeſunken ſind.

Um in einer Unterſuchung über das Verhältniß der Arbeitslöhne der frühern Zeit zur Gegenwart zu einem genügenden Reſultate zu gelangen, iſt jedoch der Geldbetrag an und für ſich nicht ausreichend, weil der Werth des Geldes ſtets nur ein ideeller iſt. Man muß vielmehr den Werth des Geldes auf einen andern, ſich gleich bleibenden Werthmeſſer übertragen und dieſen als den Repräſentanten des geprägten Metalls verwenden. Zu einem ſolchen Zwecke eignet ſich aber nur eines der erſten Lebensbedürfniſſe, und unter dieſen iſt wol keines ſo paſſend als der Roggen. Allerdings iſt auch der Fruchtpreis nichts weniger als ſtändig, vielmehr von vielfachen Einflüſſen abhängig und zeigt ſich auch ſchon vor Jahrhunderten in jedem Jahre bald mehr, bald minder wechſelnd; aber zwiſchen dieſen Flutungen des Preiſes läßt ſich doch ein Normalpreis auffinden, ein Mittelpreis, der für eine längere Reihe von Jahren als dauernde Grundlage ſich erhält. Dieſen Normalpreis zu ermitteln, iſt freilich eine ungemein ſchwierige Aufgabe und erfordert ein überreiches, für die ältern Zeiten kaum jemals zur vollen Genüge zu ſchaffendes Material. Dennoch habe ich es verſucht und nach vielfachen und wiederholten Prüfungen für den Raum von beinahe fünf Jahrhunderten eine Scala gebildet. Daß ich dieſelbe in beſtimmte, alſo gewiſſermaßen künſtliche Zeitabſchnitte getheilt, iſt allerdings, ich erkenne das ſelbſt an, ein nicht unweſentliches Gebrechen, aber dieſes Gebrechen war nicht zu vermeiden, weil, hätte ich allmälige Uebergänge ermitteln wollen, dieſe nicht minder künſtlich geweſen ſein würden und eine Unterſuchung, wenn nicht unmöglich gemacht, doch jedenfalls unendlich erſchwert hätten.

Ich habe mich bei dieſer Unterſuchung indeſſen auf ein noch engeres Gebiet, auf das alte Niederheſſen (den fränkiſchen Heſſengau) zurückziehen müſſen, um einen Boden zu gewinnen, auf welchem im Mittelalter ſowol die Währung des Geldes als Maß und Gewicht auf nicht zu weſentlich verſchiedenen Grundlagen beruhten, denn ſchon an der Lahn und an der Diemel waren dieſe gänzlich anders und Reductionen würden kaum ausführbar ſein.

Nach dieſen Bemerkungen, welche ich zur Rechtfertigung meines Verfahrens für nothwendig hielt, ſchreite ich nunmehr zur Sache ſelbſt.

Ich nehme zuerſt den Sommerlohn *) eines Zimmergeſellen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts betrug derſelbe täglich 2 Schillinge oder $2\frac{3}{5}$ Metzen **) Roggen. Durch die erſte Hälfte des 15. Jahrhunderts war der Lohn 4—5 Schillinge oder $2\frac{3}{10}$—$2\frac{7}{8}$ Metzen.

Es kommen dann zwar auch 6 Schillinge oder 2—$2\frac{7}{8}$ Metzen vor, doch nur vorübergehend, und noch gegen Ende deſſelben Jahrhunderts ſind 4—5 Schillinge oder $1\frac{1}{4}$—$1\frac{3}{5}$ Metze der gewöhnliche Lohn. Eine damals gegebene Taxordnung ſetzte denſelben auf 2 Albus (circa 4 Schillinge) feſt. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts war der gewöhnliche Lohn 3 Albus oder $1\frac{3}{13}$ Metze. Später ſtieg derſelbe auf 5 Albus oder $1\frac{1}{5}$ Metze, zuweilen auch 6 Albus oder $1\frac{11}{13}$ Metze. Doch auch noch gegen Ende dieſes Jahrhunderts gelten, ungeachtet der inzwiſchen geſtiegenen Preiſe, 5 Albus oder $1\frac{3}{17}$ Metze als der gewöhnliche Lohn. Die Taxordnung von 1622 hat ebenfalls noch 5 Albus oder $\frac{5}{6}$ Metze, und erſt einige Jahrzehnde ſpäter werden 6 Albus oder 1—$1\frac{1}{5}$ Metze allgemein. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hob ſich der Betrag auf 8 Albus oder $1\frac{1}{5}$—$1\frac{1}{4}$ Metze. Erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchs der Lohn bis 10 Albus 8 Heller oder $1\frac{1}{2}$ Metze und gegenwärtig beträgt derſelbe $12\frac{1}{2}$—15 Silbergroſchen oder $1\frac{1}{2}$—2 Metzen.

Dem Lohne des Zimmergeſellen iſt der des Maurergeſellen ähnlich. In den letzten Jahrzehnden des 14. Jahrhunderts beträgt deſſen Lohn 3 Schillinge oder 4 Metzen. Später, im 15. Jahrhundert, hebt ſich derſelbe auf 6 Schillinge oder $3\frac{1}{5}$ Metzen, und in der zweiten Hälfte auf 8 Schillinge (4 böhmiſche) oder $3\frac{1}{2}$—$3\frac{4}{5}$ Metzen. Dieſer Lohn — 4 Albus oder $2\frac{1}{5}$ Metzen — dauerte auch noch in den erſten Jahrzehnden des 16. Jahrhunderts fort, und ſtieg erſt in der zweiten Hälfte auf 4 Albus 4 Heller oder 1 Metze und ſpäter auf 5—6 Albus oder $1\frac{1}{15}$—$1\frac{1}{5}$ Metze. Indeß iſt doch 5 Albus der mehr ſtändige Betrag und dieſer bleibt bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo er kaum 1 Metze gleich iſt, und ſteigt dann bis 8 Albus oder $1\frac{1}{3}$ Metze. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts werden, jedoch einſchließlich der Haltung und Schärfung der Geſchirre, 14 Albus oder 2 Metzen gezahlt; jetzt aber $12\frac{1}{2}$—15 Silbergroſchen oder $1\frac{4}{5}$—2 Metzen.

---

*) Auch bei den ſpätern Mittheilungen wird ſtets nur der Sommerlohn in Betracht kommen.

**) Wo ich ein Fruchtmaß anführe, iſt daſſelbe ſtets das kaſſelſche Gemäße, von dem 16 Metzen = 1 Viertel ſind und 1 Viertel = 8103,214 pariſer Cubikzoll iſt.

Der Lohn des Tagelöhners iſt auch ſchon früher, je nach der Verſchiedenheit der Arbeiten, nicht immer derſelbe; ich wähle deshalb hier den Lohn des Handlangers. Derſelbe betrug während der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts 3—4 Schillinge oder $1\frac{4}{5}$—$2\frac{1}{5}$ Metzen. In der zweiten Hälfte iſt der Lohn 4, zuweilen auch 5 Schillinge oder $1\frac{1}{5}$—2 Metzen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſteigt der Lohn bis zu 4 Albus oder 1—$1\frac{1}{4}$ Metze. Die Taxordnung von 1622 ſetzt ihn auf 5 Albus oder $\frac{5}{6}$ Metze, und erſt während des vorigen Jahrhunderts hebt ſich derſelbe auf 5 Albus 4 Heller oder $\frac{11}{12}$—$1\frac{1}{16}$ Metze. Gegenwärtig iſt der Lohn $7\frac{1}{2}$—8 Silbergroſchen oder 1—$1\frac{1}{15}$ Metze.

Ein Dreſcher erhielt Ende des 14. Jahrhunderts täglich $1\frac{1}{2}$ Schilling oder etwa 2 Metzen, in der Mitte des 15. Jahrhunderts aber 2—3 Schillinge oder bis zu $1\frac{1}{5}$ Metze. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ſtand der Lohn auf 4 Albus, etwas mehr als 1 Metze, und 1622 wird derſelbe auf $5\frac{1}{3}$ Albus feſtgeſetzt. Jetzt iſt er gewöhnlich dem Lohne des Handlangers gleich.

Auch ſchon früher wurde der Lohn des Dreſchers in einem Theile des Gedroſchenen verabreicht. Dieſer Theil wechſelt im 16. Jahrhundert noch oft und fällt nicht ſelten bis zum 20. und 21. Theile herab. Doch wurde ſchon damals auf den fürſtlichen Gütern in Heſſen die 16. Metze gegeben, und dieſer Betrag iſt auch heute noch der allgemein übliche.

Für einen Morgen Gras zu mähen zahlte man in der Mitte des 16. Jahrhunderts $2\frac{1}{3}$ Albus oder $\frac{10}{15}$ Metze, dieſer Betrag wuchs jedoch und ſtand gegen Ende deſſelben Jahrhunderts auf 4 Albus oder 1 Metze, 1607 4 Albus oder 1 Metze, 1608 $6\frac{1}{3}$ Albus oder $1\frac{1}{5}$—$1\frac{1}{3}$ Metze. Jetzt zahlt man $7\frac{1}{2}$ Silbergroſchen oder 1 Metze, wobei indeß noch ein Frühſtück gegeben wird.

Für 1 Morgen Roggen zu ſchneiden wurde gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts 10—13 Albus gezahlt oder 2—$2\frac{1}{2}$ Metzen, jetzt zahlt man 18 Silbergroſchen oder $2\frac{1}{4}$ Metzen.

Für eine Klafter Holz im Walde zu hauen zahlte man in der Mitte des 16. Jahrhunderts 3 Albus oder $\frac{9}{15}$ Metze, im Anfange des 17. Jahrhunderts 6 Albus oder $1\frac{1}{5}$ Metze, noch im Anfange des gegenwärtigen

Jahrhunderts gab man 9 Albus, ſeit etwa 1813 aber iſt dieſer Lohn fortwährend geſtiegen und ſteht jetzt auf 15 Silbergroſchen oder 2 Metzen.

Das Sägen und Spalten einer Klafter Brennholz wurde in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Kaſſel mit 6 Albus oder 1⅕ Metze bezahlt, während man jetzt 1 Thaler oder 4 Metzen dafür gibt. Für 100 Fuß Brennholz zu ſchneiden gab man 1571 12⅖ Albus oder 3 1/11 Metzen, 1715 ⅕ Thaler oder 3⅕ Metzen, jetzt zahlt man 1 Thaler oder 4 Metzen.

Obwol ich die bisher gegebenen Beiſpiele noch um mindeſtens das Doppelte vermehren könnte, ſo glaube ich doch, daß dieſelben bereits genügen, um ſich eine Anſchauung über die Verhältniſſe zu bilden. Auch in dem Folgenden werde ich mich auf dieſes Maß zu beſchränken bemühen.

Was vor allem aus den obigen Beiſpielen hervorgeht, iſt der außerordentlich hohe Tagelohn während des 14. und eines Theils des 15. Jahrhunderts im Verhältniſſe zu dem Fruchtpreiſe, ein Tagelohn, welcher nur durch den Mangel an Arbeitern erklärt werden kann. Später dagegen ergibt ſich ein beinahe ſtets gleich bleibendes Verhältniß des Tagelohns zum Fruchtpreiſe, denn die kleinen Schwankungen können natürlich nicht in Betracht kommen. Es iſt alſo ſeit vier Jahrhunderten der Tagelohn nicht heruntergegangen, es ſteht vielmehr der heutige Lohn in den meiſten Fällen ſogar noch höher als der frühere. Um jedoch die eben ausgeſprochene Behauptung noch ſtärker zu belegen, will ich auch noch den Verſuch machen, den Arbeitslohn in ein Verhältniß zu ſonſtigen Lebensbedürfniſſen zu ſetzen, und ich nehme hierzu den Lohn des Zimmermanns.

Der Lohn eines Zimmermanns reichte alſo zu den angegebenen Zeiten hin, je die aufgeführte Quantität von den genannten Lebensmitteln zu erkaufen.

In Bezug auf die nebenſtehende Ueberſicht muß ich indeſſen eine ſchon früher gemachte Bemerkung wiederholen und darauf aufmerkſam machen, daß es vorzugsweiſe darauf ankommt, das Verhältniß der Beträge der Gegenwart zu denen der frühern Zeit ins Auge zu faſſen. Der Werth der meiſten jener Victualien iſt bekanntlich nach der Jahreszeit verſchieden, bei der Dürftigkeit des Materials iſt es aber geradezu eine Unmöglichkeit, immer den höchſten und niedrigſten Preis in einer und derſelben Zeit feſtzuſtellen. Man muß meiſt zufrieden ſein, nur einen Preisſatz gewonnen zu haben. Bei den Eiern habe ich jedoch nur den Frühjahrspreis angewendet. Auch habe ich weniger die Preiſe, wie ſie zu Kaſſel ſtehen, wo auch der Arbeitslohn wieder ein höherer iſt, berückſichtigt, als vielmehr mich vorzugsweiſe an die auf dem Lande üblichen gehalten.

Das glaube ich indeß mit jener Ueberſicht gezeigt zu haben, daß der heutige Arbeiter mit ſeinem Lohne jedenfalls beſſer geſtellt iſt als der Arbeiter der frühern Zeit.

Dies wird auch noch durch eine andere Thatſache beſtätigt, welche

		c. 1300	c. 1430	c. 1480	c. 1540	c. 1622	c. 1650	c. 1766	Jetzt
Rind- u. Kuhfleiſch ℔ *)		2⅔—4	8	6—8	7	3⅔—5	4¼—5½	4⅓—5	8⅓—10⅓
Schweinefleiſch	.	2⅔	4⅓—6	3—6		3¾	3⅔	4¼	5—6
Hammelfleiſch*	.	2⅔—4	5⅓—8	4⅔—8	6	5—7⅓	4½—5⅓	5⅓	7—8½
Speck	.	1⅓	3½—4	2—2½	c. 2	1⅔		2⅔	2½—3
Kalbfleiſch	.	4⅔	8—10	8—10		6—7	3⅔—7⅓	7¼	8⅓—10
Butter	.	2	2—2½	1⅓—1½	2	2	2⅔	2½	2⅔—3⅓
Heringe	Stück	10—11	12—15	8—10	11				10—15
Eier	Steige	2	2—2½	2⅔—3⅓	2⅔—3	1⅔	2		3⅔—4⅔
Salz	Metze	2	1—1¼	1—1⅓	1—1⅓	1	1	2	1—1½
Hühner		2⅔—3	2—2⅔	2	2				2—2½

---

*) Die Verſchiedenheit der Preiſe des Rindfleiſches hat darin ihren Grund, daß Ochſen- und Kuhfleiſch in den ältern Rechnungen, trotz ihrer Verſchiedenheit im Preiſe, ſtets nur allgemein als Rindfleiſch bezeichnet werden, alſo in der Regel gar nicht zu ſcheiden ſind.

zugleich noch beſtimmter den Beweis liefert, daß die Lebensbedürfniſſe gegen früher billiger geworden ſind.

Durch das ganze Mittelalter wird nämlich die Beköſtigung eines Arbeiters ſtets im Werthe von mindeſtens der Hälfte des geſammten Tagelohnes berechnet, ſodaß, wenn ein Arbeiter die Koſt erhält, mindeſtens die Hälfte am Tagelohne abgeht. Schon 1564 wurde bei einem Baue zu Kaſſel den Wagenknechten „für Mahlzeit, Morgen- und Unterbrot“ täglich 3 Albus vergütet und in derſelben Weiſe damals auch die tägliche Unterhaltung eines Gefangenen berechnet. Ebenſo wird ſpäter die tägliche Koſt eines Arbeiters ſtets zu 2½—3 Albus in Anſchlag gebracht, und es iſt eine ſicherlich überraſchende Erſcheinung, daß dieſer Betrag bis auf den heutigen Tag derſelbe geblieben iſt, nämlich 2½—3 Silbergroſchen, ja daß er in verſchiedenen Gegenden ſogar noch geringer ſteht, nämlich 2—2½ Silbergroſchen. Der letztere Betrag iſt namentlich auch derjenige, welcher heute für die tägliche Beköſtigung eines Gefangenen vergütet wird.

Viel höher, als der einfache Tagelohn, ſind beinahe alle Preiſe der Handwerkserzeugniſſe und der Dienſtlohn geſtiegen.

Auch dieſe Thatſache will ich durch eine Anzahl von Beiſpielen belegen.

Ein Ackerknecht erhielt im Anfange des 15. Jahrhunderts 4½ Pfund Heller jährlichen Lohn, etwa 45 Metzen. In der Mitte deſſelben Jahrhunderts findet man 8½ Pfund oder 72 Metzen und gegen Ende 9 Pfund oder 58 Metzen. In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnet man öfter einem Lohne von 8 Gulden oder 52 Metzen, Ende deſſelben Jahrhunderts 10—12 Gulden oder 64—77 Metzen; Anfang des 17. Jahrhunderts 14 Thaler oder 65 Metzen, jetzt hingegen ſteht derſelbe auf mindeſtens 30 Thaler oder 195 Metzen.

Ums Jahr 1580 wurde 1 Ruthe Straßenpflaſter mit 6½ Albus oder 2 Metzen bezahlt und in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit 17 Albus 4 Hellern oder 3½ Metzen. Letzteres war jedoch ein ſehr hoher Lohn; man findet nach 1700 die Ruthe mit 13 Albus oder 2½ Metzen verwerthet. Jetzt bezahlt man dieſelbe mit 2 Thalern oder 8 Metzen.

Für eine Ruthe Fußboden zu legen erhielt 1580 ein Schreiner 1 Gulden oder 6—7 Metzen, jetzt 4 Thaler oder 16 Metzen.

Eine Ruthe Steine zu brechen, und zwar in einem und demſelben Steinbruche, wurde 1580 mit 2 Gulden oder 12—13 Metzen, von 1622—1645 mit 2½ Gulden oder 10—11½ Metzen, und jetzt mit 12 Thalern oder 48 Metzen bezahlt. Da jedoch der letztere Preis ſich auf die durch den größern Abraum erhöhte Arbeit gründet, ſo will ich den ſonſt üblichen Lohn annehmen. Dieſer beträgt 10 Thaler oder 40 Metzen.

Eine ſolche Ruthe Steine zu Schiffe vom Steinbruche (oberhalb Kaſſel) bis Kaſſel zu fahren, koſtete in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts 1 Gulden 22 Albus oder 8—9 Metzen, jetzt 7½ Thaler oder 30 Metzen.

Noch 1775 betrug der Brecher- und Fuhrlohn zuſammen 5 Thaler oder beinahe 25 Metzen, während Beides jetzt 70 Metzen ausmacht.

Eine Ruthe Mauer (von 1 Ruthe Steine, 16 Fuß lang und breit und 4 Fuß hoch), wobei der Meiſter alle Zuthaten nebſt den Handlangern zu ſtellen hatte, bezahlte man 1580 zu Kaſſel mit 1 Gulden 23 Albus oder 12 Metzen, 1622 mit 2 Thalern oder 12—13 Metzen, 1645 mit 6½ Gulden oder 14—15 Metzen, wogegen jetzt 7 Thaler oder 28 Metzen dafür gezahlt werden.

Eine Ruthe weiße Platten zu hauen und zu legen koſtete zu Kaſſel 1581 3 Gulden oder 19—20 Metzen, um 1620 4 Gulden oder 20 Metzen, um 1630 6½ Gulden oder 33—34 Metzen, der jetzige Preis aber iſt 16 Thaler oder 64 Metzen.

Von jenen Säulen, welche das Gewölbe des kaſſelſchen Zeughauſes tragen, (10 Fuß hoch und 1½ Fuß ins Geviert), wurde die Arbeit für jede ums Jahr 1581 mit 7 Gulden oder 56 Metzen bezahlt, während dieſelbe jetzt 32 Thaler oder 128 Metzen zu ſtehen kommen würde.

Für 1 Decher Sohlleder zahlte man in der Mitte des 16. Jahrhunderts 25—21 Gulden oder 11 Viertel, ums Jahr 1576 ſtand der Preis 30—35 Thaler oder 14—17 Viertel, 1591 24—28 Thaler oder 12—14 Viertel, ſtieg aber vom Anfange des 17. Jahrhunderts bis zu 40 Thalern oder 16 Vierteln. Jetzt ſteht der Preis an 80 Thaler oder 20 Viertel. Das Leder iſt alſo theurer geworden und zwar — wie man aus dem Folgenden erſehen wird — ebenſo ſehr in Folge des geſtiegenen Preiſes des Rohmaterials, als auch in Folge des erhöhten Gerbelohnes. Eine Ochſenhaut galt ums Jahr 1620 2—2½ Thaler oder 13—16 Metzen, jetzt 6—6½ Thaler oder 24—26 Metzen; eine Kuhhaut 1—1½ Thaler oder 6—7 Metzen, jetzt etwa 4½ Thaler oder 18 Metzen. Der Gerbelohn für eine Ochſenhaut betrug damals 16 Albus oder 3½ Metzen, jetzt 2 Thaler oder 8 Metzen, ebenſo für eine Kuhhaut 14 Albus oder 2½ Metzen, jetzt 1 Thaler 20 Silbergroſchen oder 6½ Metzen. In demſelben und noch einem höhern Verhältniſſe iſt aber auch der Lohn für den Schuhmacher geſtiegen. Ein Paar Schuhe für einen Ackerknecht wurden gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit 20 Pfennigen oder 4 Metzen bezahlt. Im zweiten Jahrzehnd des nächſten Jahrhunderts galten ſolche 6 Schillinge oder 3½ Metzen und ſtiegen dann auf 1 Böhmiſche oder 35 Metzen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſchwankt der Preis zwiſchen 8—10 Schillingen oder 2½—3½ Metzen; ums Jahr 1550 zahlte man 5 Albus oder über 3 Metzen und in den letzten Jahrzehnden des 16. Jahrhunderts 12 Albus oder 3 Metzen; ums Jahr 1635 15 Albus oder 2½ Metzen; 1645 18 Albus oder 3 Metzen; 1765 1 Thaler oder beinahe 4½ Metzen, jetzt 1½ Thaler oder 5 Metzen.

Eine vor mir liegende Schuhmacherrechnung vom Jahre 1594 mit 33 Paar Schuhen für eine adelige Dame, deren Kinder und Geſinde beträgt 6 Thaler 20 Albus, und auf dieſe Summe erhielt der Schuhmacher 1 Viertel Korn zu 2 Thalern berechnet. Ein Paar Schuhe für die Magd iſt mit 8 Albus angeſetzt, es waren alſo zu 1 Viertel Korn $8\frac{1}{4}$ Paar nöthig, jetzt koſtet ein ſolches Paar 1 Thaler und es genügen alſo 4 Paar, um 1 Viertel Roggen anzukaufen.

Das Rohmetall iſt, ungeachtet daß Holz und Kohlen im Preiſe geſtiegen ſind, gegen früher im Preiſe heruntergegangen. Vergleicht man den Preis des Kupfers mit dem Getreidepreiſe, ſo ſteht ſeit wenigſtens der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Centner Rohkupfer ſtets im Werthe von 10—12 Vierteln Roggen, während er gegenwärtig $7\frac{1}{2}$—$7\frac{3}{4}$ Viertel repräſentirt. Der heruntergegangene Werth des Kupfers zeigt ſich auch darin, daß wir heute denſelben Preis haben, nämlich 28—31 Thaler, welcher auch im Anfange des vorigen Jahrhunderts der gewöhnliche war.

Dagegen iſt der Preis für das verarbeitete Kupfer geſtiegen. Im 17. Jahrhundert ſchlug man je nach dem höhern oder tiefern Stande des Rohkupferpreiſes 44—57 Procent für die Arbeit auf; 1821, wo fremde Waaren nur nach eingeholter Erlaubniß und gegen einen hohen Zoll in Heſſen eingeführt werden durften, betrug der Aufſchlag bei Blechen 55, bei Keſſeln aber 65 Procent. Seitdem jedoch dieſes Staatsmonopol gefallen iſt, und für den Kupferhandel freie Concurrenz durch alle Staaten des Zollvereins beſteht, iſt der Aufſchlag für Bleche auf 36 und der für Keſſel auf 40 Procent herabgegangen. Und dennoch kommen die Werke bei dieſem Gewinne, ungeachtet des geſteigerten Brennmaterials, theils in Folge der, insbeſondere durch die Anwendung der Walzwerke, verbeſſerten Technik, theils durch erhöhte Production, ebenſo gut aus als ehedem.

Ebenſo iſt auch das Eiſen billiger geworden.

Eine Wage Eiſen (120 Pfund) galt vor und nach 1450 3 Pfund Heller oder 24—32 Metzen, und hob ſich ſpäter auf $3\frac{1}{2}$—4 Pfund oder 23—26 Metzen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ſteht der Preis auf $3\frac{1}{2}$—4 Pfund Heller oder 19—25 Metzen, und am Ende deſſelben Jahrhunderts 3 Thaler oder 24 Metzen. Dieſer Preis bleibt auch der gewöhnliche noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo er mit 19—20 Metzen gleich iſt; dann hebt ſich der Geldpreis, bis er 1731 auf $3\frac{3}{4}$ Thaler oder etwa 20 Metzen ſteht, und erſt ſeitdem beginnt ein mächtigeres Steigen, ſodaß im Anfange dieſes Jahrhunderts in Heſſen der Preis eines Centners Stabeiſen auf dem Hammer 6, im Handel aber 8 Thaler betrug. Dagegen iſt der gegenwärtige Preis 4 Thaler oder 16 Metzen.

Deſſenungeachtet ſind die Preiſe der Schmiedearbeiten nicht geſunken. Ende des 14. Jahrhunderts galt ein Hufeiſen 2 Pfennige oder $\frac{1}{5}$ Metze; im nächſten Jahrhundert 6—8 Pfennige oder $\frac{7}{13}$—$\frac{9}{11}$ Metze, nach 1450 1—$1\frac{1}{2}$ Schilling oder $\frac{2}{5}$—$\frac{3}{5}$ Metze, gegen Ende deſſelben Jahrhunderts $1\frac{1}{2}$—2 Schillinge oder $\frac{1}{2}$—$\frac{2}{3}$ Metze. Hundert Jahre ſpäter iſt der Preis

2 Albus oder ½ Metze, Mitte des 17. Jahrhunderts 3 Albus oder ¾ Metze, und jetzt 5 Silbergroſchen oder ⅔ Metze.

Eine Art wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit 3½ Schillingen oder 4½ Metzen bezahlt, gegen 1425 mit 6 Schillingen oder 3½ Metzen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit 10 Schillingen oder 4 Metzen, durch die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts hält ſich der Preis beinahe gleichmäßig auf 5 Albus oder 2½—3 Metzen und hebt ſich dann bis gegen Ende des Jahrhunderts auf 7—8 Albus oder 1¾—2 Metzen. Ums Jahr 1625 ſteht derſelbe auf 9—10 Albus oder nicht volle 2 Metzen und um 1650 10—11 Albus oder 2—2½ Metzen. Jetzt aber gilt eine Art nach ihrer Schwere 20 Silbergroſchen bis 1 Thaler oder 2⅔—4 Metzen.

Eine Rotthacke galt um 1625 6 Albus oder ¾ Metze, ums Jahr 1650 7—8 Albus oder ⅔—¾ Metze, jetzt werden dafür 18—20 Silbergroſchen oder 2⅓ Metzen bezahlt.

Für ein Paar neue Wagenräder erhielt der Wagner 1622 1½ Thaler oder circa 10 Metzen, jetzt 3½ Thaler oder 12½ Metzen.

Ungeachtet der weſentlichen Veränderungen, welche das Frachtfuhrweſen gegen ehemals erfahren, worunter insbeſondere die Verbeſſerung der Straßen obenan ſteht, will ich doch auch eine Vergleichung der Frachtbeträge verſuchen. Im Jahre 1500 zahlte man für 1 Centner Fracht von Kaſſel nach Frankfurt 8 Schillinge oder 2¼ Metze, 1560 von Marburg nach Kaſſel (die Hälfte des Wegs) 6½ Albus oder 2 Metzen, von Frankfurt nach Kaſſel aber 24 Albus oder über 7 Metzen, jetzt gibt man hingegen 20 Silbergroſchen oder 2⅔ Metzen. Der Unterſchied liegt indeß mehr in der Ladung. Es iſt noch nicht lange her, daß die Frachtwagen alle noch zweiräderige, meiſt einſpännige, Karren waren; ein ſolcher Karren führte im vorigen Jahrhundert gewöhnlich 3 Ohm Wein oder 10 Centner, jetzt ladet ein Frachtwagen 40—44 Ohm und erhält von Frankfurt nach Kaſſel für die Ohm etwa 3 Thaler, alſo etwa 120—132 Thaler oder 30—33 Viertel Frucht, oder 120—150 Centner Waare und erhält dafür etwa 80—100 Thaler oder 20—25 Viertel Frucht.

Unbeſtritten billiger ſind ferner geworden alle Fabrikerzeugniſſe, insbeſondere alle zur Kleidung dienenden Stoffe, und alle Colonialwaaren, welche im Mittelalter und auch noch im 16. Jahrhundert in enorm hohen Preiſen ſtanden. Ebenſo unbeſtreitbar ſind aber auch wieder theurer geworden die Wohnung und das Brennmaterial, und zwar vorzugsweiſe in den größern Städten. Was die Preiſe der Wohnungen betrifft, ſo laſſen ſich darüber ſchwer Vergleiche anſtellen, weil man hierzu die Preiſe einer und derſelben Wohnung zu Grunde legen müßte. Nur, um wenigſtens einen Anhaltepunkt zu geben, bemerke ich, daß ein fürſtlicher Rath zu Kaſſel als Miethentſchädigung in der Mitte des 16. Jahrhunderts 10—12 Gulden (zu 26 Albus) und im Anfange des vorigen Jahrhunderts neben einer Beſoldung von 300 Thalern eine Entſchädigung von 30 Thalern für ſeine

Wohnung erhielt, während gegenwärtig ein Pedell für ſeine Wohnung mindeſtens 50 Thaler Entſchädigung erhält. Leichter iſt ſchon eine Vergleichung der Preiſe der Brennmaterialien. In der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts war der Marktpreis einer Klafter Brennholz 2 Gulden 12 Albus oder 12⅕ Metzen, jetzt 7 Thaler oder 28 Metzen. Ein Maß habichtswalder Braunkohlen kam zu derſelben Zeit zu Kaſſel 9 Albus oder 1⅕ Metze, jetzt 19 Silbergroſchen oder 2⁷⁄₁₅ Metzen. Auf dem Werke betrug der Preis damals jedoch nur 3 Albus und jetzt 14 Silbergroſchen, denn man zahlte damals 6 Albus Fuhrlohn, während daſſelbe jetzt nur 5 Silbergroſchen beträgt. Damals aber konnte man mit demſelben Geſchirr, wegen des gefährlichen Wegs, nicht die Hälfte von Dem laden, was jetzt auf dem gutgebauten Wege mit Leichtigkeit fortgeſchafft wird. Sonderbarerweiſe iſt es indeß mit dem Preiſe der Holzkohlen ein anderes: im Jahre 1565 erhielt man für 1 Metze Roggen 3¼, jetzt hingegen 4½ Metzen Kohlen.

Ungeachtet der außerordentlich angewachſenen Bevölkerung ſind uns doch jene Hungerjahre fremd geworden, wie ſie die frühere Zeit in ſo reicher Anzahl und mit ſo entſetzlichem Elende aufzuweiſen hat. Auch bei eigentlichen Misernten tritt doch ein wirklicher allgemeiner Mangel an Lebensmitteln nicht ein. Wol liegt eine der vorzüglichſten Urſachen davon in der Einführung und allgemeinen Verbreitung des Kartoffelbaues. Aber auch an Brotfrucht hat ſeit lange kein wirklicher Mangel geherrſcht, denn der des Jahres 1846 war mehr künſtlicher Natur, war mehr durch die Speculation hervorgerufen, als in der Natur begründet. Man kann dies als einen unzweifelhaften Beweis dafür anſehen, daß jetzt mehr Brotfrucht erzeugt wird als ehemals. Es fragt ſich nur, ob dies darin liegt, daß jetzt mehr Felder damit beſtellt werden oder daß durch die Cultur die Productionskraft des Bodens geſteigert worden iſt. Beide Fragen laſſen ſich ebenſo wenig geradezu bejahen als geradezu verneinen.

Ich habe eine reiche Sammlung von Ernteregiſtern der heſſiſchen Kammergüter aus den letzten Jahrzehnden des 16. Jahrhunderts und dieſe ergeben meiſt ſehr hohe, von der Gegenwart wenig verſchiedene Erträge. Es iſt mir indeſſen bis jetzt nicht gelungen, von einer größern Zahl dieſer Güter verläſſige Nachrichten über die Ertragsfähigkeit der Gegenwart zu erhalten, denn nur einige wenige Inhaber ſolcher Güter haben mir den erbetenen Nachweis gewährt. Bei dieſen Gütern ſtellt ſich die heutige Production nur auf etwa ein Fünftel oder Viertel höher als ſie jene Regiſter ergeben. Allerdings wurden dieſe Güter auch ſchon damals auf eine ſehr ſorgfältige Weiſe bewirthſchaftet, und es iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß in der ſpätern Zeit dieſe Sorgfalt nachgelaſſen und erſt die neuere Zeit das Verſäumte wiederum nachgeholt hat. Jedenfalls iſt der Grad der Steigerung des Ertrags bei den Bauerngütern im Allgemeinen weit höher als bei den großen Gütern. Der Mangel an Futter nöthigte den Bauer, ſein Vieh den größten Theil des Jahres Tag und Nacht im

Freien zu halten, und es ging ihm dadurch der größte Theil des Düngers verloren, während ihm andererſeits die mannichfachen Frohndienſte einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Kraft verzehrten. Einen atürliche Folge davon war, daß ſein Ackerbau darunter außerordentlich litt. Dies geht aus zahlreichen Thatſachen hervor. Alljährlich blieb ein nicht unbedeutender Theil des Bauernlandes ungedüngt, und nicht nur das, der Bauer war ſogar genöthigt, oft auf längere Jahre eine Anzahl ſeiner Aecker gänzlich wüſt liegen zu laſſen.

Das iſt jetzt anders. Der Bauer in den meiſten Gegenden Deutſchlands, vom Frohndienſte befreit, iſt Herr ſeiner Zeit und ſeiner Kraft geworden und kann beide jetzt ganz ſeinem Ackerbaue zuwenden, während er zugleich durch den Kartoffelbau, den ſich mehr und mehr ausdehnenden Futterkräuterbau, ſowie durch eine beſſere Wieſencultur in den Stand geſetzt wird, ſein Vieh beſſer zu halten und ſeine Düngungsmittel zu mehren. So iſt es möglich geworden, daß der Ackermann ſein ganzes Feld in einem regelmäßigen Baue halten kann; ja durch die, wenn auch theilweiſe, Beſömmerung des Brachfeldes, welche zwar im 16. Jahrhundert, aber nur in einem ſehr geringen Verhältniſſe und, wie es ſcheint, auch nur bei größern Gütern ſchon gebräuchlich war, hat ſich die Größe des Einzelbeſitzes gewiſſermaßen um ein Drittel erweitert.

Daß jetzt mehr Brotfrucht gewonnen wird, dafür zeugt aber ferner auch der Stand der Getreidepreiſe. Während dieſelben vom Ende des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, alſo in zwei Jahrhunderten, etwa elf- bis zwölffach (natürlich nach dem nominellen Werthe des Geldes) ſich geſteigert haben, haben ſie in den letzten dritthalbhundert Jahren ſich nicht einmal verdoppelt. Wie raſch die Steigerung noch im 16. Jahrhundert war, mag ein Beiſpiel zeigen. Als im Jahre 1570 das Viertel Roggen 2⅓ Thaler galt, ſchrieb ein hoher Beamter ſeinem Fürſten, er möge daraus abnehmen, „mit was Mühſeligkeit und großem Kummer der arme Mann dieſer Zeit lebt und ſich hinbringet!“ Und doch war jener Betrag ſchon nach 30 Jahren ein Mittelpreis. Im Anfange des 17. Jahrhunderts läßt ſich dieſer Betrag überhaupt als Normalpreis annehmen und wurde deshalb auch bei damaligen Güteranſchlägen zu Grunde gelegt. Und daß dieſer Preis nicht zu hoch iſt, ergibt ſich daraus, daß der Roggenpreis von 1601—58 in 30 Jahren bis zu 3 Thalern und höher ſtieg, wogegen derſelbe nur in 17 Jahren unter 2½ Thaler fiel. Der für die Gegenwart angenommene Normalpreis von 4 Thalern läßt ſich für den ganzen Zeitraum von 1785 annehmen. Denn wenn der Preis auch oft höher geſtiegen, ſo ſind geringere Sätze doch ebenſo wenig ſelten, und noch 1820 haben wir 3 Thaler, 1821 2 Thaler 28 Albus, 1823 2⅓ Thaler, 1824 1⅓ Thaler, 1825 1 Thaler 18 Albus, 1826 1 Thaler 20 Albus u. ſ. w., wogegen wir Preiſe, wie 1762 und 1763, wo das Viertel Roggen bis zu 26⅓ und 23⅓ Thalern ſtieg, noch nicht wieder gehabt haben.

Jene raſche Steigerung der Fruchtpreiſe vom 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts findet übrigens ihre einfache Erklärung in dem durch fortgeſetzte ſchlechtere Ausprägung des Metalls immer tiefer ſinkenden Geldwerthe, denn beinahe Schritt für Schritt ſteigen in demſelben Maße auch die andern Lebensbedürfniſſe, ebenſo die Arbeitslöhne. Dieſelbe Erklärung paßt indeß nicht für die ſpätere Zeit. In dieſer iſt die Steigerung des Arbeitslohnes mit dem Preiſe des Getreides nur bei den eigentlichen Tagelöhnern, nicht aber bei den im Tagelohne arbeitenden Handwerkern und noch weit weniger im Verhältniſſe zu den Gedingarbeiten gleich geblieben, denn die letztern haben, im Verhältniſſe zu der frühern Zeit, den Getreidepreis in einem zum Theil auffallenden Grade überflügelt.

Daß trotz der ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bedeutend geſtiegenen Bevölkerung ſich jetzt ein ſolches Verhältniß herausſtellt, kann natürlich nur eine Folge der erhöhten landwirthſchaftlichen Cultur ſein.

Ein nicht minder gewichtiges Zeugniß für dieſe Thatſache ergibt ſich auch aus dem Verhältniſſe, in welchem der Werth des Grund und Bodens geſtiegen iſt. Ich will hier nicht den Kaufpreis vergleichen, weil dieſer inſofern ſelten einen ſichern Anhaltepunkt gibt, als auf dieſen die rechtlichen Verhältniſſe der Grundſtücke und die auf denſelben ruhenden Laſten ſtets einen ſchwer anzuſchlagenden Einfluß üben; ich werde vielmehr den Pachtpreis dazu benutzen.

Im Jahre 1596 gab man bei Felsberg für 1 Morgen Land jährlich ½ Gulden Pachtzins oder 3⅕ Metzen Roggen, jetzt 3—6 Thaler oder 12—24 Metzen, für 1 Morgen Wieſe 1596 1½—3 Gulden oder 7—13⅗ Metzen, jetzt 4—8 Thaler oder 16—32 Metzen. Ebenſo bei Ziegenhain 1596 für 1 Morgen Land 1 Gulden 6 Albus oder etwa 8 Metzen, jetzt 3—4 Thaler oder 12—16 Metzen, für 1 Morgen Wieſe 2 Gulden oder 12⅘ Metzen, jetzt 3—6 Thaler oder 12—24 Metzen. Daſſelbe Verhältniß ergibt ſich auch, wenn man den Pachtpreis größerer Güter vergleicht. Das Gut Marienrode wurde ohne die Dienſte 1733 für 600 Gulden oder (das Viertel zu 3 Thalern angeſchlagen) 141 Viertel Roggen verpachtet, wogegen die jetzige Pacht 1200 Thaler oder 300 Viertel ſteht. Der Schafhof bei Ziegenhain, welcher mit den Dienſten 1733 für 1700 Kammergulden oder 460½ Viertel und 1794 für 2673 Thaler oder 668 Viertel verpachtet war, zahlt jetzt, nach dem Wegfall der Dienſte, 2232 Thaler oder 558 Viertel. Das Gut Heida, welches mit den Dienſten 1733 auf 1200 Thaler Pacht oder 400 Viertel ſtand, gibt jetzt, nach Ablöſung der Dienſte, 2420 Thaler oder 605 Viertel.

Während alſo die Lebensmittel ſich gemehrt, ihre Preiſe im Allgemeinen gemindert, die Löhne aber meiſt geſteigert haben, ſind übrigens noch eine Menge neue Erwerbsquellen geöffnet worden. Die Landwirthſchaft bedarf jetzt weit mehr Arme als früher, und in einem noch viel höhern Grade iſt dies mit der Induſtrie der Fall. Es wird jetzt weit mehr gebaut als ehemals und endlich werden gegenwärtig unzählige Arbeiten verdungen, welche ehedem durch Frohndienſte verrichtet wurden.

In Folge der verbeſſerten Straßen und der Schifffahrt und nun auch der Anlegung der Eiſenbahnen beziehen wir eine Menge ausländiſcher Bedürfniſſe ſchneller und in größerer Maſſe und darum billiger und mit unendlich größerer Sicherheit, als das früher möglich war, und dieſelben Vortheile genießen auch wieder unſere Erzeugniſſe.

Wir haben Aſſecuranzen für Mobilien und Immobilien in Hinſicht auf Feuersgefahr, Aſſecuranzen für Viehſterben und Hagelſchlag u. ſ. w. Wir haben Leih- und Creditanſtalten, Lebensverſicherungen und Sterbekaſſen und noch mehr Einrichtungen, welche alle darauf hinausgehen, durch gegenſeitige Garantien das Vermögen der Einzelnen zu ſichern und die gewöhnlichen Schläge des Geſchickes zu mildern.

Wir leben beſſer als unſere Vorfahren — das iſt nicht zu beſtreiten. Selbſt unſere Wohnungen ſind geräumiger und luftiger und darum auch geſünder geworden. Der einfache Handwerker wohnt jetzt ebenſo gut, als noch vor hundert Jahren der höchſte Beamte.

Das ſind Alles ſichere, unverwerfliche Zeugniſſe ſich mehrender Wohlhabenheit.

Allerdings ſind auch die Staatsausgaben bedeutend geſtiegen. Abgeſehen von Dem, was auf außerordentliche und deshalb vorübergehende Zuſtände kommt, beruht indeß auch deren Steigerung zu einem großen Theile mehr auf einem Scheine als auf Wirklichkeit. Aus jener Zeit, wo noch beinahe alle Einkünfte des Landes in eine Kaſſe floſſen und der Fürſt frei und nach Belieben damit ſchaltete, laſſen ſich freilich keine Anhaltepunkte zu Vergleichungen finden, und nur erſt von dem Zeitpunkte an iſt dies möglich, wo für die Fürſten Civilliſten ausgeſetzt wurden. Wie der Haushalt des einfachen Privatmannes jetzt größere Summen erfordert als früher, ſo iſt das natürlich auch mit dem Staate der Fall. Die höhern Ausgaben ſind aber ebenſo wenig aus der vermehrten Anzahl der Beamten, als aus den geſtiegenen Beſoldungen herzuleiten. Dieſelben Urſachen, welche die Thätigkeit der einzelnen Privaten vermehrten, haben auch die Vermehrung der Beamten veranlaßt, nämlich der geſtiegene Verkehr. Die Behörden ſind jetzt nicht weniger beſchäftigt als vor einem Jahrhundert, wo auch das leidige Zuvielregieren mit ſeiner Schreibſeligkeit ſchon im vollen Schwunge war. Während die Bevölkerung ſich ſeit dem vorigen Jahrhundert etwa verdoppelt hat, hat der Verkehr ſich mindeſtens verzehnfacht. Einen ebenſo ſichern als anſchaulichen Maßſtab gewährt in dieſer Hinſicht die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts allmälig ſtattgehabte Erweiterung des Poſtverkehrs. Noch weniger begründet iſt aber die Klage über die geſtiegenen Beſoldungen. Früher beſtand bekanntlich nur der geringſte Theil der Gehalte aus einem ſtändigen fixen Geldbetrage, der bedeutendere Theil beſtand in Naturalien und Sporteln. Die Naturalien blieben natürlich immer in einem gewiſſen

Gleichmaße zu dem Werthe aller andern Bedürfniſſe, und von den Sporteln läßt ſich ſagen: je mehr Arbeit, deſto mehr Einkommen, wozu auch das noch tritt, daß bei einiger Induſtrie (und an dieſer hat es nie gefehlt) die Sporteln ſich bedeutend vermehren laſſen. So beſaßen denn noch im Anfange dieſes Jahrhunderts in Heſſen Juſtiz- und Rentbeamte Einkommen zu 3—4000 Thalern, alſo Gehalte, wie ſie jetzt nur noch mit den höchſten Staatsſtellen verknüpft ſind. Und Aehnliches wird man allenthalben da finden, wo Beamte noch auf den Bezug von Sporteln angewieſen ſind. Daß aber dieſe Sporteln unmittelbar aus dem Beutel des Volks floſſen, macht keinen Unterſchied, ſie wurden vom Volke gezahlt, ſie waren gewiſſermaßen eine indirecte Abgabe.

Jetzt — um wieder auf die Staatsausgaben zurückzukehren — zahlt die Staatskaſſe die Gehalte, während nur ein kleiner Theil der ehemaligen Sporteln derſelben im Stempel zugute kommt. Dazu kommt aber noch manches Andere. Eine Menge Arbeiten hatte früher der Bauer im Frohndienſte zu verrichten, welche jetzt ſämmtlich aus den Staatsmitteln bezahlt werden; ebenſo lag der Bau der Landſtraßen und der der Flußufer den Gemeinden ob, während dies jetzt vom Staate geſchieht; die Truppen waren ehemals meiſt einquartiert und mußten von ihren Wirthen ohne Entſchädigung verpflegt werden, während dieſelben jetzt meiſt kaſernirt ſind und für etwaige Einquartierungen Entſchädigungen gezahlt werden u. ſ. w.

Viele Ausgaben ſind den einzelnen Unterthanen abgenommen und der Geſammtheit übertragen, und hierin liegt eine der Haupturſachen der geſteigerten Staatsausgaben. Es haben ſich nur die Namen der Zahler geändert.

Ich habe oben gezeigt, daß auch ſchon vor Jahrhunderten der kleine Handwerker in den Städten mit Noth und Sorge zu kämpfen hatte; daß man auch ſchon vor drei Jahrhunderten den bäuerlichen Grundbeſitz hin und wieder im höchſten Grade zerriſſen und zertheilt findet, und endlich, daß die Zahl der Armen in Stadt und Land ehemals noch größer geweſen denn jetzt; ich habe ferner nachgewieſen, daß die Klage über Ueberſetzung der Gewerbe im Verhältniſſe zu ehemals nicht begründet iſt; daß der Wohlſtand ehemals armer Gemeinden ſich gehoben; daß der Tagelohn im Verhältniſſe zu dem Werthe der Lebensbedürfniſſe nicht nur nicht heruntergegangen iſt, ſondern ſich eher gehoben hat, ja daß der Lohn des Handwerkers ſogar auffallend geſtiegen iſt; ich habe endlich gezeigt, wie der Verkehr gewachſen iſt und mit demſelben ſich die Erwerbsquellen vermehrt haben, und will ſchließlich nur noch kurz andeuten, in welcher Weiſe auch die Sorge für die Hülfsbedürftigen ſich erweitert hat.

Die für die Hülfe, Unterſtützung und Pflege der Armen ehemals vorhandenen Anſtalten beſchränkten ſich auf einzelne Hoſpitäler und Siechenhäuſer, welche überdies in der Zahl Derer, welche aufgenommen werden konnten, ſehr beſchränkt waren; auf die Almoſen, welche die Stifter und Klöſter reichten oder welche, in proteſtantiſchen Ländern, aus dem ſogenannten Kirchenkaſten gegeben wurden, und auf die unmittelbar für die Armen geſtifteten Spenden von Lebensmitteln und Kleidungsſtücken. Dagegen haben wir jetzt umfaſſende Krankenanſtalten für Erwachſene und Kinder; Erziehungsanſtalten verſchiedener Art für arme Kinder; Anſtalten, welche die Bedürftigen mit Kleidung, Speiſe und Brennmaterial verſorgen: Sparkaſſen, in welchen der Unbemittelte ſeine Erſparniſſe ſicher niederlegen kann; Anſtalten, in welchen Arbeitsunfähige ein Unterkommen finden u. ſ. w.

Nur der Blinde oder Der, welcher nicht ſehen will, kann noch an ein Rückſchreiten glauben; alle unſere Zuſtände haben ſich im Allgemeinen gebeſſert und ſind noch immer in einem ſichtlichen Fortſchreiten begriffen. Die Sorge um ein mehr und mehr zunehmendes Proletariat beruht auf einer Täuſchung, auf einer Unkenntniß der alten Zuſtände.

Was ich bisher gegeben habe, ſind allerdings nur vereinzelte Bruchſtücke, ſowol in Hinſicht auf Zeit als auf Oertlichkeit, aber der Natur der Sache nach läßt ſich auch nichts Anderes geben. Deſſenungeachtet werden dieſe Bruchſtücke zur Beantwortung der Frage genügen: ob unſere Vorfahren in beſſern Verhältniſſen gelebt, ob überhaupt ihre materiellen Zuſtände blühender als die der Gegenwart geweſen, ob jetzt eine größere Armuth herrſche denn ehemals und ob eine ſogar zunehmende Verarmung anzunehmen ſei?

Ich glaube, die Antwort auf dieſe Fragen dem Leſer ſelbſt überlaſſen zu können. Nur darf bei dieſer Antwort der Parteileidenſchaft, weder der politiſchen noch der kirchlichen, eine Stimme eingeräumt werden. Gerade bei dieſer Frage verdunkelt dieſe Leidenſchaft nur zu häufig ſelbſt das ſonſt hellſehende Auge und wirbt, bald mit klarem Bewußtſein, bald ohne Erkenntniß, die Lüge zu ihrer Dienerin. *)

Aber außerdem darf man auch bei der Beurtheilung dieſer Fragen weder einen zu kurzen Zeitabſchnitt oder einen einzelnen Landſtrich, noch den Zuſtand einzelner Gewerbe ins Auge faſſen, denn bald übt dieſes, bald jenes einen ſtörenden und hemmenden Einfluß, was nur für eine kurze Zeit drückt oder auch nur örtlicher Natur iſt und den großen Strom in ſeinem Ganzen wenig und nur vorübergehend aufhält, während eine Menge Gewerbe von dem Wechſel der Mode und Sitte und andern Einflüſſen abhängen. Mögen durch den Untergang einzelner Induſtriezweige auch oft

---

*) So erzählte neulich ein öffentliches Blatt: „Die Hexenproceſſe hätten ſo lange gedauert, als man die öffentlichen Schöpfengerichte, welche mit unſern neuern Schwurgerichten verglichen wurden, beibehalten habe, und ſeien erſt durch die Einführung des geheimen Inquiſitionsverfahrens beſeitigt worden“, blos um das öffentliche Schwurgericht bei ſeinen Leſern in Mißcredit zu bringen. Und der Mann, der dies behauptete, genießt einen hohen wiſſenſchaftlichen Ruf und iſt insbeſondere einer der anerkannteſten Kenner der deutſchen Sprache und Verfaſſung. Welche Leidenſchaft aber gehört dazu, um einen ſolchen Mann gegen alles beſſere Wiſſen zu einer ſolchen Behauptung zu verleiten!

ganze Claſſen von Arbeitern in Noth gerathen, auf das Allgemeine bleibt dies ohne Einwirkung; andere Gewerbe entſtehen dagegen von neuem, und nach einer Generation iſt das Misverhältniß wieder ausgeglichen.

Um ein richtiges Urtheil zu gewinnen, muß man ſich auf einen höhern Standpunkt ſtellen und vom Augenblicke abſehen.

Der Glaube an eine zunehmende Verſchlechterung der Zeiten hat zu einem großen Theile ſeinen Grund in dem natürlichen Umſtande, daß nur die friſche, noch offene Wunde ſchmerzt, der Schmerz der geheilten aber vergeſſen wird, ſowie überhaupt darin, daß der Menſch nicht derſelbe bleibt, vielmehr verſchiedene Lebensſtufen zu durchlaufen hat.

Uralt, ſo alt als das Menſchengeſchlecht, iſt der Glaube an eine ſchönere, glücklichere und beſſere Vergangenheit, der Glaube an ein für immer hingeſchwundenes goldenes Zeitalter. Schon in den älteſten Geſchichtsquellen wird immer von der Gegenwart auf eine glücklichere und ſchönere Vergangenheit verwieſen, und, wie wenig auch Wahrheit darin liegt, ſo natürlich, ſo erklärlich iſt dies doch. Man höre nur den Greis, mit welcher Freude er von ſeiner Zeit redet, und dieſe ſeine Zeit iſt ſeine Jugend. Er betrachtet ſich kaum noch als zur Gegenwart gehörend. In ſeiner Jugend ſtand er noch geſund und kräftig da, für ſeine Mitmenſchen hatte er noch kein anderes Bild als ſich ſelbſt, die Zukunft barg ihm noch eine Welt voll goldener Hoffnungen. Das hat ſich inzwiſchen Alles geändert. Er iſt alt geworden und die Gebrechen des Alters feſſeln ihn an die Scholle und quälen ſeinen Körper; zahlloſe bittere Erfahrungen haben ihm gezeigt, daß die Menſchen mindeſtens keine Engel ſind; eine Hoffnung nach der andern iſt ihm entfallen und von allen iſt nur eine ihm geblieben, eine Hoffnung, die ſchon nicht mehr dieſer Erde gehört. So führt ihn die Wahrheit zur Täuſchung; obwol nur er ſich verändert, wähnt er doch, die Welt habe ſich mit ihm verändert. Und dieſe Täuſchung trägt der Menſch auch noch von der kurzen Spanne ſeines Daſeins auf die ganze lange Vergangenheit über. Wir ſind geneigt, die Zeiten ſtets um ſo ſchöner zu finden, je weiter dieſelben von uns entfernt liegen. Man kann die Vergangenheit, wie die Geſchichte ſie uns zeigt, füglich mit einem Gebirge vergleichen, welches wir aus der Ebene betrachten. Wir ſehen da auch nur große Maſſen mit ſchönen, unſer Auge feſſelnden Umriſſen, und nur die mächtigern Kuppen werden uns bemerkbar, welche ſich ſtolz über das Ganze erheben. Treten wir aber hinein, dann finden wir ſteile, beſchwerliche Pfade, jähe Abſtürze, moderige Sümpfe und weite, öde Wüſten. Aehnlich die Geſchichte. Auch die Geſchichte zeigt uns nur größere Maſſen, nur vollendete Thatſachen und nur einzelne Männer hoch über denſelben, wie die Kuppen des Gebirges, und das Alles in wohlgeordneten und kunſtvoll colorirten Bildern. Erſt ein tieferes Eingehen läßt uns erkennen, daß Vieles anders iſt, als die Ferne es zeigte, daß der Menſch nie gänzlich rein daſteht, daß er vielmehr immer und überall nur Menſch und immer nur Menſch bleibt. Und nun die

Gegenwart, wo der Menſch mit all ſeinen kleinlichen Schwächen, mit all ſeinem großen und kleinen Schmuze vor uns ſteht; wo Alles noch unvollendet liegt; wo wir kaum wiſſen, ob Das, was geſchieht, ein Anfang oder ein Ende iſt; wo uns das Geſchrei des Marktes wild umbrauſt und wechſelnd bald mit Sorge, bald mit Hoffnung erfüllt; wo aller Jammer und alles Elend mit lebendigen Tönen an unſer Ohr ſchlägt; wo wir ſelbſt geſtoßen und getreten und gewaltſam mit fortgeriſſen werden, fort und fort, ohne daß wir wiſſen wohin.

Darin liegt ein großer Unterſchied und zugleich der Grund dieſer Täuſchung. Die Vielen, welche nicht müde werden, die Vergangenheit auf Koſten der Gegenwart zu erheben, könnten nicht ſchneller geheilt werden, als wenn man ſie nur auf einige Monate in ihre geprieſene Vergangenheit zurückverſetzen könnte. Mit voller Wahrheit ſingt unſer Vater Arndt:

Weiland klingt's und immer weiland
Um die goldne alte Zeit,
Um ſein Vormals, um ſein Weiland
Thut's dem Junker und Pfaffen leid,
Um das Münchlein, um den Knecht,
Um das alte, geſchwinde Recht.

Weg mit vormals, weg mit weiland!
Thoren, laſſet die Todten ruh'n,
Denn das Weiland war kein Heiland,
Und kein Satanas iſt das Nun;
Lebt mit den Lebenden kühn und friſch,
Dieſe nur ladet die Welt zu Tiſch.

Indeſſen iſt dies doch nur eine allgemeine Erklärung über die Entſtehung jenes Glaubens, und noch eine ſpeciellere Frage iſt zurück, nämlich die Frage: wie es komme, daß trotz aller jener Fortſchritte die Klagen über zunehmende Armuth nie größer und nie lauter waren als in den letzten Jahrzehnden und insbeſondere in den letzten Jahren?

Auch darauf will ich, und zwar ſo kurz als möglich, eine Antwort zu geben verſuchen.

Man faſſe nur die Zuſtände der Armen, die frühern wie die jetzigen, und Alles, was damit in Beziehung ſteht, ſcharf ins Auge und man wird ſich überzeugen, daß jene Klagen weit weniger in als außer dem Kreiſe der Armen laut geworden ſind.

Und ſo iſt es denn auch. Zwei Quellen ſind es vorzugsweiſe, aus welchen ſie hervorgegangen ſind: die Philanthropie und die politiſche Agitation.

Erſt in neuern Zeiten iſt man der Armuth näher getreten, hat ihre Wunden unterſucht und nach Mitteln zu ihrer Heilung geforſcht. So ſehr dies eben unſere Zeit adelt, ſo iſt man dabei doch auch häufig in den Fehler des Ueberſchwänglichen verfallen und hat, die Unvollkommenheit der menſchlichen Natur gänzlich aus dem Auge verlierend, nur zu oft mit viel zu trüben Farben gemalt. Statt zu heilen, hat jene Menſchenliebe zu oft in dem Armen nur das Verlangen nach einem beſſern Zuſtande erweckt, ohne ihn auf die wahren Wege zu einem ſolchen Ziele zu führen.

Während hier es wirkliche, wahrhaftige Menſchenliebe war, welche durch Irrthum ſchadete, ſo iſt es mit der politiſchen Agitation ein Anderes. Nicht der Armuth zu helfen, ſondern ſie zu brauchen war die Abſicht. Die Demokratie des Jahres 1848 fand in der Mittelclaſſe des Volks keinen Boden, ſie bedurfte aber einer Grundlage und helfender Arme, und um Beides wendete ſie ſich an die unterſten Volksſchichten. Obwol ſie unmittelbar nichts bieten konnte, ſo waren ihre Anweiſungen auf die Zukunft doch um ſo reicher. Betrachtete man dieſes laut und drohend fordernde ſogenannte Proletariat, ſo erkannte man meiſt kräftige, arbeitsfähige Geſtalten, in deren Geſichtern gerade nicht Spuren der Noth zu erkennen waren oder, wo dieſe wirklich ſich zeigten, häufig untermiſcht erſchienen mit Zügen, welche auf ein wüſtes, in Liederlichkeit verbrachtes Leben hinwieſen. Frug man nach dem täglichen Erwerbe dieſer Menſchen oder der Möglichkeit ihres Erwerbs, ſo fand man, daß derſelbe weit höher war, als er zahlreichen Handwerkern zu Theil wird, welche Steuern bezahlen müſſen und genöthigt ſind, Jahre hindurch zu warten, ehe ſie ihre baaren Auslagen und den geringen Lohn ihres Fleißes erhalten. Das Proletariat der Demokratie war ganz Das, was die Treubünde der heutigen Reaction ſind; auch dieſe hat in der einſichtsvollern Mittelclaſſe keinen Halt, und die Treubünde werden deshalb geworben, um wenigſtens die Stelle einer Volkspartei, wenn auch nur ſcheinbar, auszufüllen, und zum Theil nicht nur mit ähnlichen Mitteln, wie die Demokratie ſie gebrauchte, ſondern häufig auch aus denſelben Elementen.

Es iſt ſeit einigen Jahren unendlich viel darüber geſprochen, berathen und geſchrieben worden, wie dem Proletariate aufzuhelfen ſei, aber deſſenungeachtet hat noch Niemand ein praktiſches, allgemein und dauernd wirkendes Mittel gefunden. Es iſt dies indeſſen auch ganz natürlich, denn man ſuchte nur nach äußerlichen Mitteln, gleichſam nach Pflaſtern, um dieſe auf die Beulen und Wunden zu legen, während die Krankheit doch weit weniger äußerlich, als vielmehr innerlich iſt. Darum kann eine wirkliche Cur auch nur von innen geſchehen. Es muß dieſelbe wenigſtens allen andern vorausgehen und damit beginnen, daß in dem Beſitzloſen der Sinn für Ordnung und Sparſamkeit, für Fleiß und Sittlichkeit, überhaupt ein echt chriſtlicher Geiſt geweckt und gepflegt wird. Schon dadurch wird ein großer Theil der Armuth verſchwinden.

Aeußerlich hingegen iſt eigentlich kein allgemeines Mittel vorhanden. Das einzige, welches ſich allenfalls bietet, beſteht darin, daß alle künſtlichen Hemmniſſe hinweggeräumt werden müſſen, welche das ſtrebende Talent hindern und feſſeln. Das iſt aber bereits zu einem großen Theile geſchehen.

Dem Armen wie dem Reichen ſtehen geſetzlich alle Bahnen offen. Wir haben keine abgeſchloſſenen Stände mehr; ein Stand geht vielmehr in den andern über. Auch dem Sohne des Proletariers ſteht kein geſetzliches Hinderniß im Wege, ein reicher Handelsherr, ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Kriegsführer zu werden. Die Bedingungen dazu liegen vor allem in ihm, und dieſe ſind Fleiß und Talent, zu denen freilich auch noch äußere Begünſtigungen ſich geſellen müſſen, die indeß nicht ſowol in menſchlicher Hand, als in der Hand eines Höhern liegen. Wenn wir uns umſehen, finden wir hierfür allenthalben Belege; da zeigen ſich Männer reich oder doch wohlhabend und in Ehren, an deren Wiege Kummer und Elend ſtanden, und wiederum andere in erbärmlicher, trauriger Geſtalt, mit dem Stempel des Laſters auf der Stirn, deren Jugend in Glanz und Ueberfluß vorüberging, die aber durch eigenes Verſchulden zum vollſtändigen Proletariate herabgeſunken ſind.

Wir haben keine abſolut zu ewiger Armuth verdammten Parias, und es kann deshalb auch von einem Proletariate als Stand, ſtreng genommen, keine Rede ſein.

Ringen und kämpfen, das iſt die Beſtimmung des Menſchen, das iſt die Aufgabe ſeines irdiſchen Daſeins.

Armuth aber wird immer bleiben, ſolange die Natur des Menſchen dieſelbe bleiben wird, ſowol verſchuldete als unverſchuldete Armuth. Und nach beiden Seiten hin wird geholfen werden müſſen. Nicht aber das baare Almoſen genügt, das iſt häufig nur das Verderben fördernde Gift, gleichwie jene chimäriſche Ausgleichung des Beſitzes*), wie wir ſie proclamiren hören, nur eine allgemeine Verarmung und Entſittlichung zur Folge haben würde, wenn ſie wirklich im Großen ausführbar wäre.

Meine Aufgabe war: der Uebertreibung entgegenzutreten und einen Wahn zu brechen, welcher Vielen den Blick umnebelt. Dieſe habe ich gelöſt, ſoweit mir das möglich war. Eine andere Aufgabe iſt es: zu unterſuchen, wie die Noth noch ferner zu mildern und den zahlloſen unter dem Drucke der Armuth Erliegenden ein beſſeres Loos zu bereiten ſei. Dieſe Aufgabe muß ich Andern überlaſſen. Denn wer möchte leugnen, daß, obſchon es im Allgemeinen in vielen Dingen beſſer geworden, doch noch eine reiche Fülle von Elend und Noth, ſowol im Einzelnen als im Ganzen, vorhanden iſt?

Erſt nach Vollendung der vorſtehenden Abhandlung las ich Macaulay's treffliche „Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritte Jakob's II."

---

*) Wie wenig neu dieſe Idee iſt, zeigt z. B. ein Gedicht aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, worin es heißt:

Wo man die richen Geburen vindet
Sie haben Lunge Ros oder Rinder,
Sie ſullent ei teilen als gligh,
Daz die Armen auh werdent rich

und fand hier im dritten Capitel des erſten Bandes eine Unterſuchung über dieſelben Fragen, welche ich oben beſprochen habe. Es gereichte mir zu nicht geringer Befriedigung, daß auch Macaulay, wenn auch auf anderm Boden und mit andern Mitteln, zu denſelben Reſultaten gelangt iſt, welche auch ich oben niedergelegt habe. „Die zahlreichſte Claſſe, nämlich des untern Volkes", ſagt Macaulay, „iſt gerade diejenige, in Betreff deren wir die dürftigſten Nachrichten haben. In jenen Zeiten betrachteten es noch nicht Philanthropen für eine geheiligte Pflicht, und hatten noch nicht Demagogen es als ein gewinnreiches Gewerbe erkannt, ſich über die Bedrängniß des Arbeiters zu verbreiten. Die Geſchichte war zu ſehr mit Höfen und Feldlagern beſchäftigt, um eine Zeile für die Hütte des Landmanns und für die Dachſtube des Handwerkers vorzubehalten. Die Preſſe ſchickt jetzt oft in einem Tage eine größere Maſſe Erörterungen und Declamationen über die Lage des Arbeiters heraus, als während der achtundzwanzig Jahre veröffentlicht worden, welche zwiſchen der (engliſchen) Reſtauration und der Revolution verſtrichen. Doch wird es ein großer Irrthum ſein, aus der Zunahme der Klagen zu folgern, daß hier irgend eine Zunahme des Elends ſtattgefunden.'' Und weiter ſagt Macaulay: „Je ſorgfältiger wir die Geſchichte der Vergangenheit unterſuchen, deſto mehr Grund werden wir finden, von Denen abzuweichen, die ſich einbilden, unſer Zeitalter ſei an neuen ſocialen Uebeln fruchtbar geweſen. Das Wahre iſt, daß die Uebel mit kaum einer Ausnahme alt ſind. Was neu iſt, das iſt die Einſicht, die ſie erkennt, und die Humanität, die ihnen abhilft."

Und weiter lieſt man: „Es mag auf den erſten Anblick befremdend ſcheinen, daß die Geſellſchaft, während ſie mit eifriger Haſt beſtändig vorwärts rückt, doch beſtändig mit zartem Sehnen zurückblickt. Aber, wie wenig dieſe zwei Neigungen zueinander zu ſtimmen ſcheinen, ſie können doch auf daſſelbe Princip zurückgeführt werden. Beide entſpringen aus unſerer Ungeduld über den Zuſtand, in dem wir uns in der Wirklichkeit befinden. Indem dieſe Ungeduld uns antreibt, vorhergehende Generationen zu übertreffen, macht ſie uns zugleich geneigt, das Glück derſelben zu überſchätzen. Es iſt, in gewiſſem Sinne, unbillig und undankbar von uns, daß wir beſtändig mit einem Zuſtande unzufrieden ſind, der ſich beſtändig verbeſſert. Aber fürwahr, eben deshalb findet beſtändiger Vorſchritt ſtatt, weil beſtändige Unzufriedenheit beſteht. Wären wir durch die Gegenwart vollkommen befriedigt, ſo würden wir aufhören, zu erfinden, zu arbeiten und mit Rückſicht auf die Zukunft zu ſparen. Und es iſt natürlich, daß wir, von der Gegenwart unbefriedigt, eine zu günſtige Anſicht von der Vergangenheit faſſen. Wir ſtehen in Wahrheit unter einer ähnlichen Täuſchung wie die, welche den Reiſenden in der arabiſchen Wüſte verführt. Unter der Karavane iſt Alles trocken und kahl, aber weit voraus und weit im Hintergrunde iſt der Schein erfriſchender Waſſer. Die Pilger eilen fort und finden nichts als Sand, wo ſie, eine Stunde vorher, einen See geſehen hatten. Sie wenden ihre Augen zurück und ſehen einen See, wo ſie eine Stunde vorher ſich durch Sand hindurchquälten. Eine ähnliche Täuſchung ſcheint die Nationen auf jedem Stadium des langen Vorſchritts von Armuth und Barbarei zu den höchſten Stufen des Reichthums und der Geſittung heimzuſuchen. Aber wenn wir das Luftbild mit Entſchloſſenheit zurückjagen, ſo werden wir finden, daß es vor uns in die Regionen fabelhaften Alterthums zurückweicht".

Es liegt in dieſen Ausſprüchen des hochgefeierten Geſchichtſchreibers eine für mich zu ſehr befriedigende Beſtätigung der von mir gewonnenen Reſultate, als daß ich mir hätte verſagen können, dieſe Ausſprüche wörtlich wiederzugeben, und zwar um ſo mehr, als eben dadurch der Beweis geliefert wird, daß meine, allerdings aus einer nur auf einem beſchränkten Boden vorgenommenen Unterſuchung hervorgegangenen Reſultate nicht blos für dieſen Boden eine Bedeutung haben, ſondern noch über denſelben hinausreichen und mit vollem Rechte eine allgemeine Geltung in Anſpruch nehmen dürfen.

G. Landau.

Das deutsche Volksschulwesen in der Gegenwart und Zukunft.

Begriff der Volksſchule überhaupt und im Verhältniß zu andern Schulen nach dem pädagogiſchen Bewußtſein der Gegenwart.

Als die Vorſtellung noch die Menſchheit beherrſchte, daß die Schule keinen andern Zweck habe, als Kenntniſſe mitzutheilen, und daß darum auch Jeder Lehrer ſein könne, der das verlangte Maß von Kenntniſſen beſitze: da verſtand man unter Volksſchule eine Anſtalt, welche das geringe Maß von Kenntniſſen, die das niedrige, arbeitende Volk zu ſeinem irdiſchen Fortkommen und zu ſeiner Beruhigung nothwendig gebrauche, mitzutheilen habe. Dieſer Wahn iſt der Alp, der ſo lange auf dem Volksſchulweſen geruht, ſeine Entwickelung gehindert hat und noch keineswegs gänzlich beſeitigt iſt; er hat die Volksſchulen und ihre Lehrer in der öffentlichen Meinung herabgeſetzt, und gegen dieſe Geringſchätzung iſt noch zum großen Theil der Kampf der Volksſchule unſerer Tage gerichtet. Nachdem aber im echt chriſtlichen Geiſte die Beſſern unſerer Zeitgenoſſen ſich erhoben haben zu der Vorſtellung, daß in jedem Menſchen ohne Unterſchied ſeiner Geburt und ſeines Standes zunächſt der Menſch als das göttliche Ebenbild zu ehren ſei, hat man die geiſtige Entwickelung und Förderung des Menſchen zur höchſten Aufgabe der Volksſchule geſetzt. Nicht mehr das Wiſſen, ſondern das Verſtehen iſt die Aufgabe der Volksſchule geworden.

Das Kind ſoll mit Hülfe der Schule ſeinen Lebenskreis verſtehen lernen, d. h. die Vorkommniſſe in ihm in Verbindung zu bringen wiſſen mit ſeinem Lebenszweck; die Schule ſoll ferner dieſen Lebenskreis durch ihr Wiſſensmaterial allmälig immer mehr erweitern und zum Verſtändniß bringen. Hierbei erſcheinen die Kenntniſſe ſelbſt in der Hand der Schule immer nur als Mittel zum Zweck; Selbſtzweck ſollen und dürfen ſie nicht werden. Bei dieſem Verſtehen will die Volksſchule nie einſeitig die Erkenntniß fördern, ſondern das echte Verſtehen iſt das Eindringen des Geiſtes in die Materie oder die Erſcheinung; es iſt demnach das Wachsthum des Geiſtes in ſeiner Geſammtheit; es iſt Das, was man ſonſt, im Gegenſatz zum Unterricht, Erziehung nannte und ausſchließlich dem häuslichen Leben übertragen wiſſen wollte. Die häusliche Erziehung unſerer Zeit beſteht aber größtentheils in einer unbewußten Gewöhnung; die weitere und abſichtliche Förderung des kindlichen Geiſtes reicht über die Kräfte und die Muße, welche im Hauſe walten, hinaus, und die Volksſchule in ihrer beſſern Bedeutung will weiter nichts ſein als die Anſtalt, welche die häusliche Erziehung bewußt und mit den Mitteln der Wiſſenſchaft fortzuſetzen und zu ergänzen hat. Eine häusliche Erziehung, wie ſie nach den Forderungen der Natur und der Vernunft ſein ſollte, würde jede Volksſchule überflüſſig machen. Nach dieſem Begriff der Volksſchule muß dieſelbe die Kinder des Volks in ſeiner Geſammtheit umfaſſen; zwar macht ſie die andern Schulen nicht überflüſſig, aber dieſe erſcheinen neben der Volksſchule nur als Berufsſchulen. Diejenigen Kinder, welche einen Beruf wählen, wozu Kenntniſſe erforderlich ſind, die der allgemein menſchliche Lebenskreis nicht zu ſeinem Verſtändniß erheiſcht, müſſen nach der Volksſchule noch eine Berufsſchule beſuchen; für alle übrigen Kinder muß die Volksſchule die genügenden Mittel zur geiſtigen Förderung reichen können. Solche Berufsſchulen ſind längſt vorhanden; für die Gelehrten ſind es die Gymnaſien und Univerſitäten, für die bürgerlichen Berufsarten die Gewerbs-, Bau-, Forſtſchulen u. ſ. w. Die Realſchule ſollte in ihrer urſprünglichen Beſtimmung nichts mehr ſein als eine höhere und erweiterte Volksſchule mit der Aufgabe, den Lebenskreis mehr zu erweitern und zu einem genauern Verſtändniß zu bringen, als dies die Volksſchule erreichen kann und für ihre allgemeinen Zwecke für nöthig hält.

Die Aufgabe der geiſtigen Entwickelung des Menſchen zum möglichſt höchſten Grad ihrer Förderung haben die Gelehrtenſchulen ausſchließlich für ſich in Anſpruch genommen; ſie behaupten zugleich, für die geiſtige Förderung des Menſchen den geradeſten und beſten Weg zu gehen. Die Volksſchule geht einen entgegengeſetzten Weg und macht den Gelehrtenſchulen den Vorzug des ihrigen ſtreitig; die Volksſchule beruft ſich auf die Natur des menſchlichen Geiſtes, die Gelehrtenſchule auf eine lange Erfahrung. So iſt die Volksſchule in ihrer Entwickelung nach allen Seiten hin eine ſtreitende geworden, nicht blos der Kirche, ſondern auch dem Gelehrtenſchulweſen gegenüber; ihre Feinde haben mächtige äußere Waffen, ſie Nichts als ihre innere Kraft und die Wahrheit ihres Princips.

Die Volksſchule beginnt die geiſtige Entwickelung des Kindes naturgemäß mittels der Anſchauung, wogegen die Gelehrtenſchulen dem kindlichen Geiſte ein fremdes Element, fremde Sprachen aufdrängen.

Die Volksſchule will nichts Abſtractes lehren, Nichts, wovon im kindlichen Geiſte nicht ſchon die Anfänge vorhanden ſind, wofür alſo nicht ſchon ein Wiſſensbedürfniß da iſt; dagegen müſſen die Gelehrtenſchulen lange ohne ein ſolches Wiſſensbedürfniß lehren. Die Volksſchule erweckt und fördert den menſchlichen Geiſt in der Geſammtheit ſeiner Kräfte, wogegen die Gelehrtenſchulen lange Zeit vornehmlich nur das Gedächtniß in Anſpruch nehmen müſſen für Wörter und Sprachformen, welche mit dem Lebenskreiſe der Kinder in gar keiner natürlichen Verbindung ſtehen. Die Gelehrtenſchulen geben und drängen auf; die Volksſchule entwickelt, fördert und ergänzt das Vorhandene. Aus dieſen Andeutungen geht zur Genüge hervor, daß beide Anſtalten ſich in Mitteln und Wegen bei ihrer Wirkſamkeit entgegenſtehen; da ſie nun beide die Kinder wenigſtens zum Theil in einem und demſelben Lebensalter unterrichten, und die menſchlichen Geiſter ſich alle nach denſelben Geſetzen entwickeln, ſo kann nur eine dieſer Anſtalten die naturgemäße und richtige Förderung verleihen; nur eine kann im Recht ſein.

Stellung der Gelehrtenſchulen zu den pädagogiſchen Errungenſchaften der Zeit.

Der Menſch ſoll ſeine geiſtige Entwickelung auf der Erde nicht blos durch den eigenen Verkehr mit der Materie beſchaffen, ſondern dabei auch die geiſtigen Errungenſchaften ſeiner Vorfahren ausbeuten; nur ſo kann die Fortentwickelung des Menſchengeſchlechts von einer Generation zur andern möglich werden.

Als das Gelehrtenſchulweſen in Deutſchland ſeinen Anfang nahm, waren die überlieferten geiſtigen Errungenſchaften der deutſchen Nation noch ſehr geringfügig; dagegen waren von den hingeſchiedenen Völkern, den Griechen und Römern, reiche Schätze einer geiſtigen Erhebung und Wirkſamkeit auf die Nachwelt gekommen. Den Zugang zu dieſen Schätzen zu öffnen, d. h. die Sprachen der alten Völker der Jugend zu eigen zu machen, wurde eine gebieteriſche Nothwendigkeit für die Gelehrtenſchulen. Es konnte hierbei durchaus nicht in Frage kommen, ob dieſer Weg der Jugend eine naturgemäße geiſtige Entwickelung gewähre; es galt dem einen Ziele, und zu dieſem Ziele führte nur der eine Weg. War dieſes Ziel erreicht, ſo fanden die Schüler die erſtrebte Förderung in der Aneignung der geiſtigen Errungenſchaften der Alten. So erreichten die Gymnaſien die erſtrebte geiſtige Förderung, woneben die damaligen Volksſchulen für die geiſtige Entwickelung wenig oder gar nichts zu thun vermochten. Während nun das Volksſchulweſen im vorigen Jahrhundert nach beſſern Zielen und Wegen ſtrebte und ſie auch errang, ſah ſich das Gelehrtenſchulweſen wenig veranlaßt, von dieſem Forſchen und Ringen Kenntniß zu nehmen, und blieb auf der feſtgetretenen Bahn.

Wie ſehr aber das Gelehrtenſchulweſen Urſache hatte, auf die Entwickelungsgeſetze des menſchlichen Geiſtes zu achten und ſeine eigene Bildungsweiſe den Forderungen deſſelben anzubequemen, ergab ſich am klarſten aus dem quantitativen Erfolge ſeiner Wirkſamkeit. Nur eine kleine Zahl der dieſer Bildungsweiſe übergebenen Schüler gelangte zu dem Ziele derſelben, die Mehrzahl mußte, als der wiſſenſchaftlichen Begabung ermangelnd, zurücktreten und war außer Stande, mit dem Bruchſtück ihrer Schulbildung irgend einen fruchtbaren Anknüpfungspunkt im praktiſchen Leben zu finden. Und die Glücklichen, welche das Ziel der Schule erreichten — welch einen Aufwand von Zeit, Kräften, Fleiß und Ausdauer hatten ſie gemacht! Keiner Bildungsweiſe hat noch je ein ſolches rieſenhaftes Maß von menſchlicher Anſtrengung und Zeit zum Opfer gebracht werden müſſen, als der gelehrten. Und dennoch ſtanden die errungenen Schätze dieſer Bildungsweiſe gar bald ſo abgeſondert von dem Leben, daß Lebensforderung und Schulbildung als ein Paar Gegenſätze ſich ſchieben. Da trat denn das Leben in ſeinem Fortſchritt und mit ſeinen praktiſchen Forderungen an die Gymnaſien heran; ſie mußten ſich dieſen Forderungen fügen und neben den altſprachlichen Lectionen noch die modernen Wiſſenſchaften, die Realien aufnehmen. Allein einestheils war dieſer Unterricht den Gelehrtenſchulen aufgezwungen und wurde, ohne Neigung und Geſchick von Seiten der Lehrer, ſtiefmütterlich behandelt; anderntheils erdrückte er nun gar die Schüler, die mit dem Studium der alten Sprachen ſchon über die Maßen beladen waren, und endlich vermißte man in der Methode der Lehrer gar ſehr die Aneignung des pädagogiſchen Fortſchritts der Zeit. Die Volksſchulen, welche daneben wol von dieſem Fortſchritt berührt und in Bewegung gebracht wurden, waren doch noch zu keiner Reife und gar oft nicht einmal zum deutlichen Bewußtſein ihrer Aufgabe gelangt; dabei wurden ſie herabgezogen durch die Verziehung und Verwilderung der ihnen in Maſſe überwieſenen Jugend und hatten außerdem mit manchen äußern Hinderniſſen zu kämpfen, ſodaß ſie auch nicht den Forderungen des praktiſchen Lebens im geſteigerten Maße genügen konnten. Dieſer Zuſtand der Dinge hat die **Realſchulen** hervorgerufen, deren allgemeine Einführung, wenn ſie auch einzeln und in ſchwachen Anfängen hier und da ſchon früher vorhanden waren, erſt in unſer Jahrhundert fällt. Dieſe Anſtalten verdanken ihren Urſprung weder der Kirche noch dem Staate, ſondern allein den dringenden Forderungen des gebildeten Theils unſers Volks. Dieſes Volk war und iſt noch immer in dem Glauben, daß Derjenige, welcher viel weiß, auch viel lehren kann, und, da es an die Univerſalität des Wiſſens eines Gelehrten glaubte, ſo wurden die Realſchulen faſt nur den Händen gelehrter Schulmänner übergeben, welche die ihrer Bildung anklebende Form, die Methode der Gelehrtenſchulen, auch in die neuen Anſtalten verpflanzten. Ja, dieſe Lehrer haben zum Theil ſelbſt das Material des Gelehrtenſchulunterrichts, eine alte Sprache, in die Realſchulen gebracht und dieſe ſo von dem ihnen vorgeſteckten Ziele abgelenkt. In dieſem Sinne iſt das Gelehrtenſchulweſen die Mutter der Realſchulen geworden; aber die Mutter betrachtet die Tochter mit neidiſchen Augen, weil dieſe andere Wege geht als den, welchen ſie ſelbſt betritt und für den alleinſeligmachenden hält, ſie hofft auf das baldige Verſcheiden der Tochter, um die Erbſchaft anzutreten; wenn aber die Tochter ſiech iſt, ſo iſt daran nur die Milch der Mutter ſchuld. In der neueſten Gegenwart ſehen wir aber die Tochter in den Speiſen des Lebens erſtarken und ſich des Milchſchorfes entledigen.

Vocabeln und Sprachformen geben ein ſo ſtreng abgegränztes wie für den Gymnaſialunterricht nothwendiges Lehrmaterial; es darf kein Wort, kein Buchſtabe davon erlaſſen werden; nun iſt der kurzeſte und ſicherſte Weg für die Aufnahme eines ſolchen Lehrmaterials das Dictiren und danach das Memoriren, der kindliche Geiſt mag ſich dabei geberden, wie er will. Dieſe Lehrmethode iſt es, die dem Gelehrtenſchulweſen anklebt; ſie iſt nicht blos von da in die Realſchulen, ſondern auch durch ihre Jünger und Liebhaber in die Seminarien und von da wieder aufs neue in die Volksſchulen gekommen, hat dieſe Anſtalten ihrem wahren Charakter entfremdet und ſie um ihre beſten Früchte gebracht.

Mängel und Bedürfniſſe der Schulen der Gegenwart, wie ſie ſich durch Preisaufgaben kundgegeben haben.

Preisaufgaben entſpringen in der Regel einem dringenden Bedürfniſſe und geben ſo ein ſicheres Merkmal für den Standpunkt und die Mängel des von ihnen beregten Culturzweiges.

Es war im Jahre 1841, als der Holländer Suringar, der ſich für das deutſche Schulweſen lebhaft intereſſirte und in dem Gelehrtenſchulweſen vielleicht die Quinteſſenz aller pädagogiſchen Forſchungen und alles Fortſchrittts vereinigt glaubte, der Verſammlung der ſüddeutſchen Gymnaſiallehrer das Ausſchreiben einer Preisaufgabe übertrug, welche lautete: **„Woher kommt es, daß die Schüler nach der Schulzeit ſo vieles von Dem, was ſie in der Schule Gutes und Nützliches gelernt haben, wieder vergeſſen, und wie iſt dieſem Uebel abzuhelfen?“**

Die Verſammlung nahm dieſen Auftrag an und ſtellte ſich damit nach unſerm Ermeſſen ein Armuthszeugniß aus; denn, war der Inhalt der Frage nicht wahr, ſo hätte die Verſammlung ſie nicht aufnehmen dürfen; da ſie es aber that, ſo erkannte ſie damit an, daß der Schulunterricht in ſeiner bisherigen Verfaſſung ſeiner Aufgabe nicht genügt habe. Der Schulunterricht, wie er naturgemäß ſein ſoll, erweitert, läutert und klärt die Anſchauungen und Lebenserfahrungen, welche in dem Lebenskreiſe der Kinder liegen; ſo verſchmilzt er mit dem bisher erworbenen Eigenthum des kindlichen Geiſtes zu einem unzertrennbaren Ganzen. Der Schulunterricht, wie er ſein ſoll, bringt zum Bewußtſein und vervollſtändigt, was in ſeinen Anfängen im Geiſte des Kindes ſchon vorhanden iſt; er ergänzt das Vorhandene, was bisher in ſeiner Unvollkommenheit und Unklarheit die Seele herabgeſtimmt hat, zu einer erhebenden Klarheit und Vollſtändigkeit. Solche Früchte des Unterrichts können nimmer verloren gehen, und wenn die Kenntniſſe, welche ein geläuterter Unterricht nur als Mittel zum Zweck betrachtet, verloren gehen ſollten, ſo ſind ſie abgebraucht, haben ihre Wirkſamkeit bei der geiſtigen Förderung des Kindes bereits bewieſen, und ihr Vergeſſen iſt kein eigentlicher Verluſt. Kenntniſſe aber, welche gänzlich verloren gehen, wovon keine heilſame Spur im Geiſte zurückbleibt, ſind ſolche, welche in keiner natürlichen Verbindung mit dem Lebenskreiſe des Kindes und darum auch in keiner Beziehung zu ſeinem natürlichen geiſtigen Förderungsbedürfniſſe ſtehen. Solche Kenntniſſe zu vergeſſen, iſt eine Wohlthat; ſie werden als Unbrauchbares, was die Seele unnöthig beſchwert, ausgeſtoßen von der lebensfriſchen, kräftigen Natur. Daß das Gelehrtenſchulweſen dieſe Frage acceptirte, darin lag wol der Beweis, daß es Erfahrungen dieſer Art viele gemacht haben muß. Der Seminardirector Curtmann im Heſſiſchen erhielt den Preis für die Beantwortung der geſtellten Frage. Die gekrönte Preisſchrift: „Schule und Leben", läßt ſich aber wenig ein auf die pſychologiſche, didaktiſche Seite der Frage, als den Cardinalpunkt, ſondern enthält größtentheils allgemeine Andeutungen und mancherlei Tadel der äußern Einrichtung des Schulweſens. Die in dem Buche herrſchende Lebensfriſche der Gedanken und der Sprache hat wol nicht wenig zur Erringung des Preiſes beigetragen.

Zwei andere Preisfragen im Gebiete des Schulweſens haben bisher eine gekrönte Beantwortung noch nicht gefunden; ſie ſind aber nicht weniger als die vorige geeignet, von dem Schulbedürfniſſe der Gegenwart Zeugniß abzulegen.

Die eine iſt von einem Schüler des Profeſſors Beneke in Berlin geſtellt und lautet: „Wie iſt die neue, Beneke'ſche Seelenlehre für das praktiſche Gebiet der Schule fruchtbar zu machen?" Die Concurrenz für die Beantwortung dieſer Frage iſt ſchon zum zweiten Male ausgeſchrieben, weil die für die erſte Concurrenz eingegangenen Schriften die Aufgabe nicht genügend gelöſt hatten.

Die intereſſanten und lehrreichen Forſchungen des Profeſſors Beneke haben zur Genüge dargethan, daß die bisherige Theorie von dem Weſen der menſchlichen Seele eine irrthümliche iſt; zugleich hat er ſeine aus der Erfahrung geſchöpfte Theorie an die Stelle der weſentlich verſchiedenen alten geſetzt. Dieſe neue Pſychologie iſt ſchon über zehn Jahre bekannt und hat die Anerkennung des größten Theils der Lehrer gefunden; aber dennoch ſcheint ſie den praktiſchen Unterricht um kein Erhebliches aus ſeiner eingeſchlagenen Bahn verrückt zu haben; mindeſtens war die Zahl der eingegangenen, überdies nicht genügenden Concurrenzſchriften ſehr klein.

Hierin liegt wol einestheils der Beweis, daß die Lehrer wenig mit Bewußtſein ihre Lehrmethoden auf pſychologiſche Geſetze ſelbſtändig gebaut haben; anderntheils kann es aber auch beweiſen, daß die beſſere Lehrmethode die Beneke'ſche Seelenlehre ſchon anticipirt hat, und daß Beneke durch die Bekanntmachung derſelben nur Dem einen Ausdruck verlieh und Das zum Bewußtſein brachte, was ſchon längſt durch die Lehrererfahrung ſich als wahr erwieſen hatte.

Die zweite der ſchwebenden Preisaufgaben iſt von dem Landammann Schindler in Zürich geſtellt; ſie betrifft die Frage: „Wie kann der Unterricht von der abſtracten Methode emancipirt und fruchtbarer für die Ausbeutung der Gemüthskräfte gemacht werden.“

Die Klage über die Gemüthloſigkeit des Unterrichtes iſt eine gerechtfertigte und hat ihren Grund vornehmlich in dem Druck des Hergebrachten, welchen Kirche, und Gymnaſien auf das geſammte Unterrichtsweſen ausüben. Durch einen das natürliche Entwickelungsbedürfniß des menſchlichen Geiſtes befriedigenden Unterricht wird weder einſeitig die Erkenntniß noch die Gemüthskraft ausgebildet, ſondern er entwickelt und befriedigt den Geiſt in der Geſammtheit ſeiner Richtungen. Ein Unterricht aber, der etwas, was dem natürlichen Lebenskreiſe des Kindes fern liegt, dem Geiſte gewaltſam aufzwängt, wie die lebensfremden Glaubensſätze der Kirche und die noch lebensfremdern Formen der alten Sprachen, kann höchſtens die Erkenntniß, nimmer aber die Gemüthskräfte beleben und fortbilden.

Der Unterricht wird ferner ungemüthlich, wenn er das erwachte Wiſſensbedürfniß des Kindes nicht genugſam befriedigt, wenn er oberflächlich iſt; aber ebenſowol wird er ungemüthlich, wenn er das Wiſſensbedürfniß der Schüler überſättigt und durch übergroße Ausführlichkeit erdrückt. Nun aber hat die Mangelhaftigkeit der Seminarien und die Unreife, worin ihre Zöglinge als Lehrer an die Volksſchulen kamen, wol oft bewirkt, daß der Unterricht in den Volksſchulen des Maßes der Gründlichkeit ermangelte, welches das natürliche Wiſſensbedürfniß des kindlichen Geiſtes fordert, und ſo wendet ſich in der Unbefriedigung das kindliche Gemüth von dem Unterricht ab. Dahingegen ergeht ſich der Mann der Wiſſenſchaft, wie ihn Gymnaſien und Univerſitäten als Lehrer in die Schulen bringen, gar zu leicht in einer übergroßen Gründlichkeit, überſättigt und erdrückt die natürliche Wißbegierde, und das kindliche Gemüth wird ebenfalls abgeſtoßen.

Aber weder die Unbefriedigung noch die Ueberladung, worunter das kindliche Gemüth in der Schule verkömmt, tritt in der Regel vor die Augen des Publicums, und darum ſind dies auch ſchwerlich die Urſachen, welche die Preisfragen hervorgerufen haben. Man will aber bemerkt haben, daß das ſittliche Leben der aus den neuen Schulen hervorgegangenen Generation mit der Intelligenz derſelben in keinem richtigen Verhältniſſe ſtehe;

man brachte die Schuld davon auf Rechnung eines zu einſeitig auf die Erkenntniß gerichteten Unterrichts oder auf den Mangel eines äſthetiſchen Elements in demſelben; wogegen wir glauben, daß, wenn die Erſcheinung überhaupt wirklich da iſt und die Schulen daran ſchuld ſind, dies auch ein Fluch der Unmethode ſei, der bis in unſere Tage noch auf einem großen Theil des Unterrichts in den Volksſchulen laſtet.

Ein guter Unterricht lehrt nicht blos, ſondern übt auch; er vermittelt die That, welche die Lehre erſt recht erklärt; er will den Lebenskreis der Schüler nicht nur erleuchten, ſondern vor allem die Thätigkeit derſelben in demſelben veredeln helfen. Bei einer ſolchen Weiſe und Richtung des Unterrichts wird der Schüler gewohnt, Lehre und That als untrennbar zu betrachten, und in dieſer Gewohnheit wird er auch nach zurückgelegter Schulzeit den Gedanken immerfort die rechte Erſcheinung durch die That geben.

Alſo nicht eine hervorragende einſeitige Richtung auf die Erkenntniß beim Unterricht hat die Klage über den Mangel an Gemüthlichkeit begründet, ſondern vielmehr die Unſitte der Schule, Gedanken über Gedanken im kindlichen Geiſte zu häufen als eine Saat, die der Zufall im ſpätern Leben zum Aufgehen bringen ſoll. Es iſt eine nicht genug zu beherzigende pädagogiſche Wahrheit: „Was das gegenwärtige Leben der Schüler zu veredeln nicht im Stande iſt, das taugt auch nicht in einem naturgemäßen und fruchtbaren Unterricht!“

Die Beſtrebungen der Gegenwart zur Entwickelung und Auffindung beſſerer Lehrmethoden.

Unter allen Wiſſenſchaften hat keine in der neuen Zeit rieſenhaftere Fortſchritte gemacht und mehr einen fruchtbaren und veredelnden Einfluß auf das Leben gezeigt als die Naturwiſſenſchaften. Sie haben nicht blos den Verkehr mit der Materie veredelt und fruchtbringender gemacht, ſondern auch bewährt, daß auf ihrem Gebiete reiche Quellen religiöſer Erkenntniſſe und Gefühle ſprudeln. Aber die hergebrachte Lehrmethode hat ſich lange an den Naturwiſſenſchaften verſucht, ohne dafür ein Intereſſe in der Schule gewinnen und erfreuliche, lebenskräftige Früchte hervorbringen zu können. Todte Syſteme und Ueberſichten zwang man ohne Kenntniß der Einzelheiten dem kindlichen Geiſte auf, der darunter wie unter einem Todtengerippe zuſammenſchauderte. Der natürliche Wiſſenstrieb des Kindes will die Natur friſch und lebenskräftig; will man dem Kinde aber ſtatt ſolcher Naturkenntniſſe todte Syſteme in die Arme drücken, ſo tritt es mit Abneigung davor zurück.

Solche Erfahrungen riefen bei den Lehrern, welche den Glauben an die Vorzüglichkeit der beſſern Lehrmethode nicht fahren laſſen wollten, die Behauptung hervor, daß die Jugend keinen Beruf und keinen Sinn habe für Naturkenntniſſe; ein Wahn, den doch jeder vorurtheilsfreie Blick auf die freien Spiele der Kinder als einen ſolchen hinſtellen mußte.

Auf der andern Seite, wo man vertraut war mit der beſſern Lehrmethode der Anſchaulichkeit, fing man den Unterricht mit der Beobachtung und der Erkenntniß der Einzelheiten an und ſo fand man eine hinreißende Liebe bei der Jugend für die Naturerkenntniß. Nach ſolchen Erfahrungen wurde die Forderung aufgeſtellt: „Der Schüler ſoll nicht blos mit den Reſultaten der Naturforſchung vertraut, ſondern ſelbſt ein Naturforſcher werden!“

Da es aber dem menſchlichen Geiſte Bedürfniß iſt, ſeine Kenntniſſe bei ſich zu ordnen, ſo darf man dem naturforſchenden Schüler die Anordnung und Kenntniß eines Syſtems nicht wol erlaſſen, und ſo iſt es eine Frage der Zeit geworden, wie viel von der Einzelkenntniß und wie viel von einem Syſtem in den Schulunterricht gehöre. Hunderte von neuen Lehrbüchern ſind erſchienen und erſcheinen jährlich, welche die Naturkenntniſſe bald ſo, bald anders erworben wiſſen wollen. Dabei zeigt ſich aber die Neigung vorherrſchend, der Natur ein doctrinäres Element abzugewinnen; aber ohne die Einzelkenntniß iſt die Lehre unfruchtbar wie das Syſtem; Lehre und Syſtem ſind beide Abſtractionen, welche nur gedeihlich aus der Kenntniß der Einzelheiten gewonnen werden können.

Die Gymnaſien haben Jahrhunderte hindurch fremde Sprachen gelehrt, ohne der Berichtigung der Mutterſprache der Schüler eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Als man endlich durch Forderungen von außenher genöthigt wurde, auch der Mutterſprache einige Lehrſtunden zu widmen, geſchah es eben nur in Folge der äußern Nöthigung und darum ohne perſönliches Intereſſe von Seiten der Lehrer; jedenfalls kannte man für den neuen Lehrſtoff keine andere Methode als die, womit man bisher die fremde Sprache gelehrt hatte; ſo wurde alſo den Schülern ihre Sprache gelehrt, als wenn ſie ihnen eine gänzlich unbekannte wäre; ja es gab der Gymnaſiallehrer nicht wenige, welche behaupteten, der Deutſche könne ſeine Mutterſprache nur gründlich durch Hülfe einer alten Sprache kennen lernen.

Dieſe Lehrweiſe für den deutſchen Sprachunterricht ging von den Gymnaſien in die Seminare und von da in die Volksſchule herab. Hier hat man nun viele Jahre deutſche Grammatik getrieben, ohne davon die erwünſchten Früchte zu ſehen; die Schüler kannten alle Formen der Sprache, ohne ſie ſelbſt richtig ſprechen und ſchreiben zu können. Um dies zu erreichen, hat man verſchiedene Wege verſucht, aber bisher noch mit ſo wenig Glück, daß namhafte Schulmänner erklärt haben, die Methode für den Unterricht in der deutſchen Sprache ſei noch nicht gefunden. Und ſo iſt es in der That; das Experimentiren, die heilſame Methode für dieſen Unterrichtszweig zu finden, dauert noch fort. Die gewichtigſten Stimmen haben ſich dahin ausgeſprochen, daß der deutſche Sprachunterricht mit der Lectüre eines guten Leſebuches zu verbinden ſei, und demzufolge erſcheinen Hunderte von neuen Leſebüchern, alle in der Hoffnung geſchrieben, den geſuchten Weg gefunden zu haben. Auch hier möchte die Wahrheit in der

Mitte liegen; hier finden wir dieſelbe Erſcheinung, wie bei dem Unterricht in den Naturwiſſenſchaften. Das Leſebuch gibt die Kenntniß des Einzelnen; die Grammatik iſt das Syſtem; Keins ohne das Andere! Die Frage iſt auch hier nur die, wieviel von der Kenntniß des Einzelnen, wieviel von dem Syſtem? Ueberall dieſelbe Erſcheinung; das Syſtem iſt das Erbtheil der hergebrachten Methode von den Gymnaſien; die Kenntniß des Einzelnen, die Anſchaulichkeit, iſt die Errungenſchaft der neuen Volksſchule; das Syſtem nimmt der Schüler auf in dem Glauben an eine Autorität; die Kenntniß des Einzelnen ſoll er ſich verſchaffen durch eigene Anſtrengung. Ueberall der Kampf des Alten mit dem Neuen, das Ringen nach einer heilſamen Verſchmelzung beider Elemente, ſo auf dem Gebiet des Schulweſens, ſo in andern Zweigen des Culturzuſtandes. Aber in dieſem Kampfe ſind wieder die Streitkräfte ungleich vertheilt; die herkömmliche, aufdrängende Methode und das Syſtem werden gehalten und geſchützt von allen Stühlen der Gewalt herab; wogegen die Methode der Anſchaulichkeit und der Entwickelung nur vertheidigt wird von einigen Wenigen aus dem Lehrerſtande an Seminarien, Real- und Volksſchulen. Dieſterweg hat auch hier viele Jahre in der Hitze und an der Spitze des Kampfes geſtanden; er hat mit rückſichtsloſer Conſequenz die Forderung geſtellt, daß der anſchaulichen und entwickelnden Lehrweiſe, wie ſie bisher im Volksſchulweſen zum Theil geübt ſei, der Eingang nicht blos in die Gymnaſien, ſondern auch auf die Univerſitäten geſtattet werden möchte. Man hat Dieſterweg ob ſolcher Forderung heftig angefeindet, aber in der Sache ſelbſt hat man keine haltbaren Beweiſe gegen ihn aufſtellen können.

Das Schulweſen hat bei dieſen Beſtrebungen brauchbare Werkzeuge und rüſtige Waffen in den pädagogiſchen Zeitſchriften gefunden, welche in allen Ländern Deutſchlands in großer Zahl entſtanden ſind. Viele unter ihnen haben aber den Kampfplatz verlaſſen und ſind herabgeſunken zu Werkzeugen der pädagogiſchen Reaction.

Wünſche und Beſtrebungen, wie ſie bei der Volkserhebung des Jahres 1848 in Betreff des Volksſchulweſens hervortraten.

Der Streit um die Emancipation der Schule von dem Einfluß der Geiſtlichkeit war keinesweges ausgekämpft; aber er war niedergeſchlagen durch die Gewalt der Staatsregierungen, welche die Geiſtlichen nicht ohne Erfolg aufgerufen hatten.

Die Volksſchullehrer wagten nicht mehr, für die Emancipation öffentlich zu ſprechen und zu ſchreiben; deſto lebendiger hatte ſich aber bei ihnen die Ueberzeugung ausgebildet, daß das wahre Gedeihen des Volksſchulweſens erſt nach der erfolgten Emancipation eintreten könne. Das hat ſich gezeigt, als im Jahre 1848 die bisherigen Schranken gefallen waren. Es war kein Streit mehr über dieſe Emancipation, ſondern ſie wurde von den Schulmännern einſtimmig und ohne Rückhalt verlangt, und die Geiſtlichkeit, namentlich die proteſtantiſche, wagte keinen Widerſpruch, nachdem die Staatsgewalt ihr nicht mehr zur Seite ſtand; nur die katholiſche Geiſtlichkeit trat gegen dieſes Verlangen hervor und rief das Volk zur Abwendung einer Neuerung auf, von der, wie ſie vorgab, der Kirche Gefahr drohe.

Eine andere Klage, welche weniger zu ihrer Verdächtigung ausgebeutet werden konnte, hatten die Volksſchullehrer ſchon lange vor der Volkserhebung mit vollem Rechte erhoben als eine Lebensfrage des Schulweſens; es war die Klage über die gedrückte materielle Lage ihres Standes. Die Zöglinge der Seminarien waren eingetreten in die von den alten Schulmeiſtern, die gewöhnlich einen Nebenerwerb trieben, verlaſſenen Schulämter. Hatte die Geſetzgebung nun auch in der Regel veranlaßt, daß für den wegfallenden Nebenerwerb eine Gehaltsverbeſſerung ausgemittelt wurde, ſo war dieſe doch ſelten hinlänglich und nicht geeignet, die wachſenden Bedürfniſſe einer fortgehenden Zeit und die durch die veränderte Lebensſtellung der Lehrer hervorgerufenen Forderungen zu befriedigen. Dies war um ſo weniger der Fall, als die Geiſtlichen, die nächſten Vertreter der Schule, ſelten beſonders eifrig die Hand dazu boten, den Schullehrer, den ſie bisher ſo tief unter ſich zu ſehen gewohnt waren, durch ein auskömmlicheres Dienſtgehalt in den Augen des Publicums ſich näher zu ſtellen. Je mehr nun im Laufe der Zeit das Leben mit ſeinen geſteigerten Bedürfniſſen an die Schullehrer und ihre oft zahlreichen Familien herantrat, deſto größer wurde die materielle Noth derſelben, deſto lauter die Klage, daß das Wohl der Schulen unter der Noth der Lehrer leide. Die Regierungen, ſoweit ſie in den neuen Volksſchulen ein ihnen feindſeliges Element erblickten, hatten nicht immer den Willen, dieſer Noth abzuhelfen, oder es waren nicht die hinlänglichen Mittel dazu vorhanden, denn die großen ſtehenden Heere hatten während der langen Friedenszeit alle Geldkräfte der Staaten an ſich gezogen. Statt nun geradezu dieſes Geſtändniß abzulegen, gab man vor, daß die Erhaltung der Schulen eine Angelegenheit der Communen ſei, wofür der Staat keine Verpflichtung habe, und doch geſchah nichts Ernſtliches, die Communen zu einer ausreichenden Schulverbeſſerung anzuhalten. Als nun gar manche Regierungen den Lehrern die öffentliche Beſprechung ihrer bedrängten Lage unterſagten, nahm ſich das Volk — ſei es aus beſſerer Einſicht oder aus natürlicher Sympathie für die Unterdrückten — deſto mehr der Sache der Schullehrer an. In vielen Ständeverſammlungen wurden Anträge an die Regierungen geſtellt, welche die Verbeſſerung der Dienſtgehalte der Volksſchullehrer bezweckten, in der Regel ohne erheblichen Erfolg. Dieſe ihre troſtloſe Stellung mußte den Volksſchullehrern noch fühlbarer werden, wenn die Regierungen die Gehalte der Lehrer an Gymnaſien und Realſchulen mit freigebiger Hand erhöhten und dabei die Hinweiſung nicht ſchuldig blieben, daß dieſe Schulen

Staatsanſtalten, die Volksſchulen dagegen nur Communalanſtalten ſeien, welche keine gerechtfertigten Anſprüche an die Kaſſen des Staats hätten. Endlich glaubten manche Staatsregierungen gar ein Mittel gefunden zu haben, die Noth der Volksſchullehrer ohne Geldmittel zu heben. Man wollte den wahren Grund dieſer Noth nicht in der geringen Dienſteinnahme, ſondern in dem übermäßigen Lebensaufwand der Lehrer finden. Darum ging man damit um, die Seminarien auf die Dörfer zu verlegen, damit die Zöglinge nie ſtädtiſche Lebensbedürfniſſe zu kennen Gelegenheit fänden.

Wer aber überhaupt nur eine annähernde Vorſtellung hat von der geiſtigen Förderung, welche die Jugend durch den Schulunterricht erfahren ſoll, der kann nimmer den Mann, von dem dieſe Förderung ausgehen ſoll, in ſeiner Lebensanſchauung aufs äußerſte beſchränken und einſeitig machen wollen; im Gegentheil ſollte man ihn durch die verſchiedenſten und großartigſten Lebensanſchauungen befähigen, das Leben in einem richtigen Lichte zu ſehen und die beſten Factoren der geiſtigen Förderung kennen zu lernen. Die Urheber und Beförderer ſolcher Vorſchläge haben entweder ihre gänzliche pädagogiſche Unfähigkeit und Einſeitigkeit oder ihren böſen Willen und ihre grundſätzliche Abneigung gegen eine wahre Veredelung des Volks offenbart — Vorwürfe, welche die meiſten bureaukratiſchen Staatsmänner wie die orthodoxen Geiſtlichen treffen. Der bekannte hochkirchliche Propſt Klaus Harms in Kiel ſpricht es im Jahre 1851 in ſeiner Lebensbeſchreibung ohne Rückhalt aus, daß die Landleute außer den Religionskenntniſſen nur Leſen, Schreiben und etwas Rechnen in der Schule zu lernen brauchten; dies zu lehren, ſei eine Aufgabe, der ein Autodidakt wol gewachſen wäre, und ſo hätte mit der Anſtellung ſolcher Leute als Schullehrer alle Klage über die Noth derſelben ein Ende.

Auf dem Provinziallandtage in Pommern macht in eben dieſem Jahre ein Bureaukrat den Vorſchlag, ſtatt der Seminarzöglinge künftig wieder ausgediente Unteroffiziere als Schullehrer an den Volksſchulen anzuſtellen, welcher Antrag nur mit einer geringen Majorität abgelehnt wurde.

Die nachtheiligen Folgen, welche den Volksſchulen aus der materiellen Noth der Lehrer erwuchſen, liegen klar zu Tage. Auf dem Lande wurden die Lehrer herabgedrückt zu allerhand ſie der Schulwirkſamkeit entfremdenden Beſchäftigungen um des lieben Brotes willen; dabei fehlten ihnen Mittel, Luſt und Zeit, eine geiſtige Richtung zu behalten und ihren geiſtigen Geſichtskreis zu erweitern; ſo verloren ſie ſich in dem engen Kreiſe gewöhnlicher Landbewohner und wurden immer weniger befähigt, auf dieſen Kreis ein Licht des Verſtändniſſes fallen zu laſſen und den Antrieb zu einer geiſtigen Ausbeute deſſelben zu geben.

In den Städten nöthigte die karge Dienſteinnahme zu einem Uebermaß von Privatunterricht. Dadurch bereiteten ſich nicht nur Viele frühzeitig ein Grab, ſondern ſie verloren auch Lebensmuth und Geiſtesfriſche, die nothwendigen Erforderniſſe für einen gedeihlichen Jugendunterricht. Jeder Lehrer hat nur ein gewiſſes Maß von Lehrfonds und Geiſtesfriſche; iſt daſſelbe erſchöpft, was vollkommen durch Abhaltung des öffentlichen Unterrichts geſchieht, ſo überſpannt der Lehrer durch ferneres Unterrichten ſeine Kraft, und ſie erſtirbt immer mehr zum Nachtheil des öffentlichen Unterrichtes. Solche Erfahrungen mögen denn auch das Ihrige dazu beigetragen haben, die Volksſtimme zu Gunſten der bedrängten Lehrer zu gewinnen.

In einer ſolchen Lage der Dinge fand die Volkserhebung von 1848 die deutſchen Volksſchullehrer. In dem erſten ungeſtümen Freiheitsdrange dieſer Volkserhebung trat auch der Wunſch nach gänzlicher Freigebung des Unterrichts hervor. Der Schulzwang, der bisher Manchem im Volke nicht angenehm geweſen war, ſollte aufhören und auch der Schulunterricht ein freies Gewerbe werden; aber eine troſtloſere Ausſicht kann es für den Lehrerſtand nicht geben als eben dieſe; denn das Volk in ſeiner Mehrheit hat die Nothwendigkeit eines fortgehenden Unterrichtes nicht in dem Grade begriffen, daß es ſeine materiellen Intereſſen dafür hintenanſetzen ſollte. In dem häuslichen Kreiſe machen ſo viele unlautere Triebfedern ihren Einfluß geltend, daß man eine ſo wichtige Angelegenheit des Volks, als der Unterricht ſeiner Jugend iſt, dieſem Einfluſſe unmöglich ausſetzen darf. Das Gewerbe muß nach Schein ſtreben, und im Schulweſen verträgt ſich der Schein nicht mit einem gediegenen Inhalte. Darum trat denn auch ein ſolches Verlangen gänzlich zurück, ſobald ſich die Einſichtsvollen im Volke der Bewegung bemächtigt hatten; als nun auch die Volkserhebung ſich für die Emancipation der Schule von der Aufſicht der Geiſtlichkeit und für eine Verbeſſerung der Lehrergehalte ausſprach, da war es eine ſehr natürliche Erſcheinung, daß ſich die Mehrzahl der bisher ſo bedrückten und bedrängten Volksſchullehrer dem Strudel der Bewegung hingab, um aus der Läuterung der Bewegung eine beſſere Lebens- und Berufsſtellung davonzutragen. Und ebenſo natürlich war die Erſcheinung, daß manche der Volksſchullehrer, welche aus langer Nacht hervortraten und nun plötzlich helles Licht vor ſich ſahen, durch dieſen ſchnellen Wechſel veranlaßt wurden, die Schranken der Mäßigung zu überſchreiten; nur Unvernunft und Unbilligkeit kann ſie dafür vor ein ſtrenges Gericht ziehen wollen.

Alle Hoffnungen auf Verbeſſerung ihrer Dienſtgehalte waren den Volksſchullehrern bisher immer abgeſchnitten worden durch den herzloſen Hinweis, daß ſie nicht Staatsdiener ſeien. Die Staatsdiener, waren es auch nur Boten und Polizeidiener, hatten bisher aus den Staatskaſſen reichliche Gehalte bezogen; nur den Volksſchullehrern waren dieſe Kaſſen verſchloſſen geblieben. So war es denn erklärlich, daß der Wunſch nach Staatsdienereigenſchaft unter den Volksſchullehrern ſo lebhaft hervortrat und faſt keinen Widerſpruch fand, daß man nicht Ruhe und Zeit gewann, die Conſequenzen dieſer Forderung ernſthaft zu erwägen. Die Schule war bisher noch größtentheils eine Kirchenanſtalt geweſen; ſie hatte erfahren, was es heißt, den beſondern und oft ihr fremden Zwecken einer andern Anſtalt dienſtbar zu ſein. Wollte ſie nun Staatsanſtalt werden, ſo hieß dies: den Zwecken des Staats mit dem ganzen Umfange ihrer Wirkſamkeit dienſtbar werden, und, da der Staat nicht ſelten Polizeizwecke verfolgt, ſo kam die Schule durch ihre Forderung in Gefahr, Polizeianſtalt zu werden.

Außer dem Druck materieller Noth hatten die Volksſchullehrer den Mangel an Achtung von Seiten ihrer Vorgeſetzten und auch den des Publicums empfunden, hatten ferner erfahren, daß der Bildungsgang durch Gymnaſien und Univerſitäten ein Freibrief ſei, worauf von allen Seiten her Achtung und Anerkennung gezollt wurde. Dieſe Erfahrungen riefen nun die widerſinnige Forderung von Seiten der Volksſchullehrer hervor, daß ſie es für das Gedeihen des Schulweſens für nothwendig erachteten, die künftigen Volksſchullehrer den vorerwähnten Bildungsweg betreten zu laſſen. Zwar mochte die Erinnerung an ihre Bildungszeit auf dem Seminar, wo man ſie zur Demuth dreſſirte, ihnen Glaubensſätze und Syſteme eines todten Wiſſens aufdrang, bei den Schullehrern ſo widerwärtige Vorſtellungen erregen, daß ſie die herzloſe Mutter, welche ihre Kinder für fremde Dienſte erziehen wollte, ohne Rückſicht verdammten. Es war wahr, die Seminarien in ihren beſtehenden Verfaſſungen genügten nicht für eine tüchtige und ausreichende Bildung der künftigen Volksſchullehrer; aber noch hatte das Volksſchulweſen die anſchauliche und entwickelnde Lehrweiſe bei vielen ſeiner Lehrer und in ſeiner Literatur bewahrt und behauptet, der einlehrenden und aufdrängenden Methode des Gelehrtenſchulweſens gegenüber. Was die Volksſchullehrer noch Tüchtiges und Achtungforderndes an ſich hatten, das war eben dieſe Methode, wodurch ſie unableugbare günſtige Erfolge des Unterrichts erzielten und eine gute Disciplin in den Schulen erhielten; und nun verließen ſie plötzlich die Fahne ihrer wahren Mutter und wollten aus eitler Ehrſucht übergehen in das feindliche Lager, wo ſie ohne Gepäck ankommen und darum als Bettler verachtet werden mußten. Dem Gelehrtenſchulweſen iſt aus dieſer verblendeten Eitelkeit der Volksſchullehrer ein nicht verdienter Triumph erwachſen.

Die Deutſchen Grundrechte in Bezug auf das Schulweſen.

Die ungeſchickte Handhabung der jungen Freiheit, die Unbeholfenheit und Verlegenheit, welche das Volk bei der Ausübung der neuerworbenen Rechte zeigte, brachte es mehr als je zum allgemeinen Bewußtſein, daß für eine freie Staatsverfaſſung und überhaupt für die neuen Errungenſchaften des Volks nur in ſeiner geiſtigen Förderung eine haltbare und ſichere Grundlage zu finden, und daß dieſe Grundlage nur zu legen ſei durch eine Verbeſſerung des Volkſchulweſens. In dieſer Ueberzeugung arbeiteten die Abgeordneten des deutſchen Volks in Frankfurt an dem Gebäude, welches ſie zum Heil des Volks von Grund aus ausführen ſollten, und, obgleich wenig Lehrer von Fach ſich unter ihnen befanden, ſo kann doch nicht leicht ein Unbefangener den Deutſchen Grundrechten abſprechen, daß ſie dem Bildungsbedürfniſſe des Volks den angemeſſenſten Ausdruck gaben und den pädagogiſchen Uebeln und Hinderniſſen der vormärzlichen Zeit begegneten.

Eine zügelloſe Freiheit des Volks bei Gründung und Benutzung der Unterrichtsanſtalten mußte bei der geringen geiſtigen Förderung der Volksmaſſen eine Klippe werden, woran ein gedeihliches öffentliches Unterrichtsweſen zerſchellen konnte; aber ebenſo große Gefahr drohte dem öffentlichen Unterricht von einer unbeſchränkten Leitung ſeitens der Staatsgewalt, wodurch ſo leicht ihm alle freie Bewegung genommen wird. Zwiſchen beiden Klippen ſuchten die Grundrechte hindurch zu ſteuern, indem ſie eine geregelte Aufſicht unter dem Schutze der Staatsgewalt für den öffentlichen Unterricht feſtſtellen, aber dem Staate auch nicht mehr als die Oberaufſicht übergeben wollten.

Dem Streben der Lehrer nach Emancipation von der hemmenden Aufſicht der Geiſtlichkeit wurde eine gerechte Würdigung zu Theil, die Geiſtlichen als ſolche, dem Geiſte eines beſſern Unterrichts fremd, wurden von der Schulinſpection ausgeſchloſſen. Durch dieſe Beſtimmungen ſollte aber die bürgerliche Stellung der Lehrer und ihre materielle Lage nicht benachtheiligt werden, vielmehr ſollten ſie in dieſer Hinſicht den Staatsdienern gleichſtehen; darum wurden ihnen die Rechte der Staatsdiener zugeſichert, ohne ihre Berufswirkſamkeit durch die volle Staatsdienereigenſchaft zu beſchränken.

Damit die geſtattete Freiheit des Volks bei der Benutzung der Unterrichtsanſtalten nicht zum Nachtheil der Jugend ausgebeutet werde, wurde ein beſtimmtes Maß für den Jugendunterricht angegeben, welches der Staat feſtzuſtellen und dem das Volk nachzuleben habe. Um aber hierbei die nothwendige Freiheit des Volks vor Uebergriffen der Staatsgewalt zu ſchützen, wurde der häusliche Unterricht, als der natürlichſte, jeder Beſchränkung entzogen, und es außerdem jedem befähigten Individuum geſtattet, neben den öffentlichen Unterrichtsanſtalten Privatunterrichtsanſtalten zu errichten.

Das wahre Heil des Volks liegt in ſeiner geiſtigen Förderung; darum ſollte der Volksſchulunterricht ein Gemeingut des Volks werden; nicht ferner ſollten irdiſche Glücksgüter den Maßſtab abgeben für die größere oder geringere geiſtige Förderung, welche Jemand durch Hülfe des öffentlichen Unterrichts genieße. So ward beſtimmt, daß der Unterricht in allen reinen Volksſchulen unentgeltlich ertheilt werde; außerdem ſollten alle für eine höhere Bildung befähigten Individuen auch in höhern Lehranſtalten freien Unterricht genießen.

Endlich hatte es ſich in den vormärzlichen Zeiten als ein großer Uebelſtand erwieſen, daß die Staatsgewalt für gewiſſe Verrichtungen im Staatsleben nicht nur ein beſtimmtes Maß von Fähigkeiten und Kenntniſſen verlangte, ſondern auch für deren Erwerbung einen angewieſenen Bildungsgang vorſchrieb. Der alleinſeligmachende Glaube der Kirche hatte ſich auch den Weg in das Staatsleben gebahnt; denn, wie es für die Anerkennung der Kirche einen abgeſchloſſenen Glauben gab, ſo gab es auch eine feſtſtehende und abgeſchloſſene Bildungsweiſe für den Eintritt in die höhern Zweige des Staatsdienſtes. Da nun aber alles Abgeſchloſſene, als etwas Todtes, dem wahren Leben, dem ewigen Fortſchritt feindlich iſt, ſo enthielten die Deutſchen Grundrechte noch die Beſtimmung, daß Jeder ſich für ſeinen Beruf ausbilden könne, wie und wo er wolle.

So waren denn die Deutſchen Grundrechte in volkserziehlicher Hinſicht dem Bedürfniß und Bewußtſein der Zeit beſtens angemeſſen; nur die Zukunft kann befähigt erachtet werden, über ihren abſoluten Werth zu Gericht zu ſitzen. Von unſerm Standpunkt aus erblicken wir in dieſen Grundrechten viel Licht neben wenig Schatten. Eine Schattenſeite derſelben möchte in der Beſtimmung liegen, daß der Volksunterricht unentgeltlich ertheilt werden ſollte. Unſer Volk iſt gewohnt, für den Unterricht ſeiner Kinder zu zahlen, und hat außerdem die Eigenthümlichkeit, die Dinge zu ſchätzen nach dem Preiſe; darum möchte die Geringſchätzung des Unterrichts die nächſte Folge von der Ausführung dieſer Beſtimmung ſein. Aber dieſe Befürchtung iſt gering zu achten gegen die beſſere Seite des Geſetzes. Unſer Volk leidet mehr als jedes andere an einer Sonderung der Stände, wofür es von Kindheit auf erzogen wird. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts wird aber die Kinder aus den verſchiedenen Ständen zum Behuf ihrer Normalbildung mehr untereinander bringen und in dem kindlichen Gemüthe das ihm unnatürliche Gefühl nicht ſo früh aufkommen laſſen, daß eine Trennung unter den Menſchen ſtattfinde; ſo wird dadurch thatſächlich dem echten Geiſte der Chriſtlichkeit, der brüderlichen Liebe, ein fruchtbarer Boden bereitet werden.

Eine andere Schattenſeite dieſer Geſetzgebung ſteht unbezweifelter vor dem geläuterten pädagogiſchen Bewußtſein der Gegenwart; es iſt dies die Beſtimmung, welche den Religionsunterricht der beſondern Beaufſichtigung der Geiſtlichkeit ganz unterworfen wiſſen will. Dieſe Beſtimmung iſt auch wol weniger hervorgegangen aus der eigenen Ueberzeugung der Geſetzgeber, als vielmehr eine Conceſſion an den Fanatismus eines von der Geiſtlichkeit aufgeſtachelten Volks. Es war beſonders die katholiſche Geiſtlichkeit, welche die Bedeutung der Schule richtig würdigte und darum den Volksfanatismus aufzurufen für nöthig fand; die proteſtantiſche Geiſtlichkeit beharrte in einer unbegreiflichen Geringſchätzung der Schule und wollte in ihrer Trennung von der Kirche wenig Gefahr für den Einfluß und die Wirkſamkeit der Kirche ſehen.

Die Volksſchule kann in ihrer beſſern Bedeutung keine andere Aufgabe haben, als das natürliche religiöſe Gefühl der Jugend zu entwickeln und zu nähren. Aus dieſer Entwickelung entſpringen aber nimmer die trennenden Lehren einer Confeſſion, wie ſie die Geiſtlichkeit zur Behauptung der beſondern Färbung ihrer Kirche feſtzuhalten ſich verpflichtet glaubt. Die unterſcheidenden Lehren der Confeſſionen liegen nicht auf dem Wege der natürlichen Entwickelung des Menſchen, ſondern müſſen ſeinem Bewußtſein als etwas Fremdes und Willkürliches aufgezwungen werden; darum ſind ſie todte Satzungen, welche der Fortbildungsfähigkeit ermangeln und von dem friſchen Leben des geiſtigen Organismus nimmer gefordert werden. Die Schule, welche ſich bewußt iſt, die ganze geiſtige Entwickelung des Menſchen als Hauptaufgabe vor ſich zu haben, darf nimmer auf die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins verzichten; denn dieſe Entwickelung gibt dem ganzen Schulunterricht erſt ſeinen ſichern Haltpunkt, worin ſich alle Fäden der Schulwirkſamkeit vereinigen; darum muß die Schule dagegen proteſtiren, ſich dieſen Centralpunkt durch willkürliche und aufgedrungene Satzungen verrücken zu laſſen. Es iſt dies ſo ganz gegen den Geiſt der neuen Volksſchule, daß die befähigten Vertreter derſelben, wie Dieſterweg, mit ebenſo vielem Muth als glücklichen Waffen gegen den confeſſionellen Religionsunterricht in den Volksſchulen gekämpft haben. Dieſer Streit iſt eine Zeitfrage geworden, deren Entſcheidung bei freier Entwickelung des Volksſchulweſens auf der betretenen Bahn nicht zweifelhaft erſcheinen kann.

Das Volksſchulweſen unter dem Druck der politiſchen Reaction.

Die Anſicht, daß der Volksſchulunterricht bei der Richtung, die er nothwendig nimmt, das Volk zum ſelbſtändigen Denken anzuleiten, manchem Regierungsſyſtem feindlich ſei, hatte vor der Volkserhebung vor manchem hohen Urtheil nur noch als eine unerwieſene Meinung gegolten. Die Vorfälle des Revolutionsjahres hatten aber in den höhern Kreiſen des Staatsregiments dieſe Meinung zur Gewißheit erhoben, und dieſelbe war noch mehr beſtätigt worden durch den Umſtand, daß die hervorragendſten Schulmänner der neuen Unterrichtsrichtung mit der Revolution ſympathiſirt oder gar thätigen Antheil an ihr genommen hatten. Hierbei vergaß man aber zu erwägen, welcher unleidliche Druck ohne Hoffnung auf ein Ende vorher auf dem Volksſchullehrerſtande gelaſtet hatte und daß der Uebertritt zur Revolutionspartei bei Vielen nur der nothgedrungene Schritt der Selbſterhaltung war; ja, man ging jetzt wol ſo weit, alle unerfreulichen Erſcheinungen der Volkserhebung in Bauſch und Bogen auf Rechnung des neuen Volksſchulunterrichtes zu bringen, ohne doch dafür einen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung nachweiſen zu können. Man überſah bei dieſem Urtheil über das Volksſchulweſen gänzlich, daß Staat und Kirche demſelben noch nie Raum geſtattet hatten, in ſeiner beſſern, methodiſchen Richtung zur vollen Lebensäußerung zu kommen, und doch ſollte dieſes halbe und von allen Seiten beſchränkte Leben ſchuldig ſein an allem Unheil der Zeit. Man vergaß ſogar, daß die Kirche bisher die ſittliche Veredelung des Volks für ſich in Anſpruch genommen hatte, und jetzt, da dieſes Beſtreben der Kirche nicht die erwünſchten Folgen zeigte, ſollte das von der Kirche bevormundete und umſchloſſene Schulweſen die Schuld auf ſich nehmen. Dennoch mußte das Volksſchulweſen alle dieſe Vorwürfe hinnehmen, da es an den Sitzen der Regierungen keine Vertheidiger und Vertreter, ſondern faſt nur Feinde fand. Unter ſolchen Umſtänden mußte es als ein bedeutungsvolles Ereigniß erſcheinen, daß einer der bisherigen Vorkämpfer des Volksſchulweſens, der Seminardirector Curtmann, in ſeiner Schrift „Die Reform der Volksſchule“ nicht nur alle die grundloſen Beſchuldigungen gegen das Volksſchulweſen beſtätigte, ſondern, wenn möglich, noch neue hinzufügte. Curtmann hatte früher in ſeiner gekrönten Preisſchrift über die Euringar'ſche Aufgabe lebensfriſche Anſichten über Schule und Erziehung ausgeſprochen, ohne aber den Beweis geliefert zu haben, daß er ſelbſt von dem Geiſte der neuen Schulrichtung ergriffen und durchdrungen ſei. Dazu kam nun noch eine höchſt einſeitige Auffaſſung der Revolutionserſcheinungen unter dem deutſchen Volke, welche Curtmann vollends zum Apoſtaten der neuen Schulrichtung machte. Die Freunde derſelben fanden in Curtmann's Auffaſſung eine krankhafte Einſeitigkeit und legten die Schrift mit Wehmuth, aber ohne Belehrung aus der Hand, wogegen die Feinde darin frohlockend die authentiſche Beſtätigung ihrer unerwieſenen Verdächtigungen fanden.

Bei allen dieſen unerfreulichen und niederdrückenden Erſcheinungen iſt das Streben des Volksſchulweſens weder von dumpfer Gleichgültigkeit verdrängt worden, noch hat es ſich ſelbſtzufrieden ſeiner Errungenſchaften überhoben, ſondern im Gefühl ſeiner Unfertigkeit nicht aufgehört, beſſere Wege zu feſtern Zielen zu ſuchen.

Schon längſt war es denkenden Schulmännern zur Gewißheit geworden, daß die Schule den kindlichen Geiſt nicht als eine tabula rasa empfängt, ſondern daß die Kinder oft ſchon in ihren Entwickelungstrieben verſchroben und erdrückt als ein geiſtiges Zerrbild die Schule betreten. Die Lehrer der frühern Zeit, beſonders die Philanthropen, hielten die Schule für eine Heilanſtalt und den Lehrer für den Arzt, der im Stande ſein müſſe, geiſtige Gebrechen zu heilen und zu vertilgen. Durch die pſychologiſchen Forſchungen Beneke's iſt es aber außer Zweifel geſtellt worden, daß die einmalige Verzerrung der Entwickelung nie wieder ganz auszubeſſern iſt, gleichwie eine gerade Linie ſich immer weiter in ihrem Fortgange von der andern entfernt, wenn ſie einmal eine divergirende Richtung angenommen hat. Eine ſolche Erkenntniß leitete auf die Nothwendigkeit, die Entwickelung des kindlichen Geiſtes vor der Schulzeit mehr als bisher von kundigen Augen überwachen zu laſſen, zumal da man die Leitung dieſer Entwickelung ſehr oft in den Händen der Roheit und Unbeſonnenheit, unter dem Einfluß ungebildeter und unreifer Frauenzimmer ſah. Die gewöhnlichen Unarten kleiner Kinder, worin Manche die Erbſünde und die Aeußerung eines böſen Princips erkennen wollen, ſind in der Regel nur Regungen des unbefriedigten Thätigkeitstriebes. Auf ſolche Erkenntniſſe und Erfahrungen fußend, traf zuerſt Friedrich Fröbel praktiſche Anſtalten zur Abhülfe dieſer Mängel der Kindererziehung, indem er im Thüringiſchen ſogenannte Kindergärten gründete. In dieſen Anſtalten ſollen kleine Kinder ihre Zeit mit Spielen ausfüllen, welche ihrer Entwickelungsſtufe angemeſſen ſind und dem Thätigkeitstriebe eine genügende Nahrung gewähren; ſo ſucht man die Kinder vor den Fehlern zu bewahren, welche durch die Nichtbefriedigung des Thätigkeitstriebes in die Seele kommen. Dieſe Spiele ſollen von jungen Frauenzimmern geleitet und beaufſichtigt werden, welche unter Oberleitung und Belehrung einer Perſon von geläutertem pädagogiſchen Bewußtſein praktiſch lernen, Kinder naturgemäß zu behandeln, eine Ausbeute, die ſie nicht nur als Kinderwärterinnen, ſondern auch ſpäter als Mütter nutzbar machen können.

Die Kindergärten leiteten mit größerm Nachdruck, als es bisher geſchehen war, die Aufmerkſamkeit auf die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer vorzüglichen geiſtigen Förderung des weiblichen Geſchlechts für die Erziehung der Kinder und auf die Mangelhaftigkeit der Bildung, welche man bisher der weiblichen Jugend hatte angedeihen laſſen. Die Mädchenſchulen ſtanden faſt überall hinter den Knabenſchulen zurück; ſelbſt in den höhern Ständen, wo man für die Bildung der weiblichen Jugend die ſogenannten Erziehungsanſtalten, Inſtitute und Penſionate benutzte, verwandte man allerdings viel Fleiß und Geld auf dieſen Erziehungszweig, aber man erreichte doch kaum mehr als ein lebensfremdes, prunkendes Wiſſen, welches wol geeignet war, die Jugend hochfahrend und genußſüchtig zu machen, doch nimmer einfach, aufopfernd, ſinnig und gemüthlich, wie es zum wahren Wohl der Familie von Seiten der Hausfrau und Mutter erforderlich iſt. Das Bewußtſein von dieſem Stande der weiblichen Bildung hat in Hamburg eine ſogenannte Hochſchule für junge Frauenzimmer ins Leben gerufen; hier ſollen ſie ſich ein tieferes, lebensfreundliches und gemüthliches Wiſſen aneignen und ihren geiſtigen Geſichtskreis erweitern.

So natürlich, nothwendig und politiſch unſchuldig nun auch die Kindergärten dem unbefangenen Auge erſcheinen mußten, ſo entging es doch den Feinden der neuen Schulrichtung nicht, daß die Kindergärten dem Princip deſſelben, d. h. einer freien geiſtigen Entwickelung des Menſchen huldigten, und dieſe Erkenntniß war hinlänglich, um ſie in manchen Staaten Deutſchlands, namentlich in Preußen, als gefährlich und einer ſogenannten chriſtlichen Richtung feindlich erſcheinen zu laſſen und eine Unterdrückung derſelben herbeizuführen.

Das Volksſchulweſen dem Volksbewußtſein der Gegenwart gegenüber.

Der Wunſch nach einer höhern geiſtigen Bildung kann nur bei einem ſchon einigermaßen geiſtig geförderten Volke erwachen; darum war auch die anfängliche Verbeſſerung des Volksſchulweſens von dem Volke nicht gefordert, ſondern von menſchenfreundlichen Regierungen herbeigeführt und nicht ſelten von dem Volke mit dem Mistrauen, welche es ſchlechthin gegen Maßregeln der Regierungen hat, aufgenommen worden. Das erſte Auftreten der verbeſſerten Volksſchulen mit ihrer neuen Lehrweiſe und ihren neuen Lehrſtoffen gab dieſem Mistrauen nicht geringe Nahrung. Sie erſchienen dem Volke als eine Verweltlichung des Jugendunterrichts und gefahrdrohend für das religiöſe Leben. Ein ſolcher Wahn hat auch wol nicht ſelten durch Geiſtliche, welche der Neuerung abgeneigt waren, Nahrung erhalten. Sobald aber die beſſern Erfolge der neuen Schulrichtung an das Licht traten, erfolgte auch bald die Verſöhnung des Volks mit derſelben. Die ſchnellen Fortſchritte beim Leſenlernen, die bisher nicht gekannten Fertigkeiten im Schreiben und Rechnen, die Sprachfertigkeit und geiſtige Gewecktheit der Schüler ſchmeichelten der Eitelkeit der Aeltern, wenn ſie den wirklichen Werth ſolcher Errungenſchaften auch nicht zu würdigen wußten, und waren als poſitive Erfolge des verbeſſerten Unterrichts nicht hinwegzuleugnen. Allmälig erwuchs eine Generation im Volke, welche ſelbſt die Wohlthaten eines geförderten Schulunterrichts genoſſen hatte, durch ſie geiſtig geweckt und gefördert worden war und auf die alten Schulen als auf eine Barbarei der Vorzeit hinblickte. Als nun das Streben der Geiſtlichkeit und der Staatsgewalt offen hervortrat, die Volksſchulen und ihre Lehrer wieder hinabzudrücken zu den Zuſtänden der Vorzeit, da nahm das Volk nicht blos Partei für ſeine Schulen, ſondern ſah in dieſem ſchulfeindlichen Streben ein Attentat gegen ſeine Wohlfahrt und ſeine Freiheit. Je lebhafter die Verfolgung freigeſinnter Lehrer wurde, um ſo mehr erhob ſich die natürliche Sympathie für die Verfolgten auf Seiten des Volks, und ſo haben die Volksſchulen gegen alle Beſchränkungen und Bedrückungen der Gegenwart eine kräftige, aber auch beinahe ihre einzige äußere Stütze in der Volksſtimmung gefunden.

Der Emancipationsſtreit der Schullehrer mit der Geiſtlichkeit iſt zwar dem Volke zu keiner rechten Klarheit gekommen; ja, durch eine Verwirrung der Begriffe, als wenn ſich die Schulen von der Kirche trennen wollten, iſt das Volk hier und da veranlaßt worden, in dieſem Streite Partei gegen die Schulen zu nehmen. In dem Streben der Schullehrer nach einer Verbeſſerung ihrer äußern Lage hat dagegen der beſſere Theil des Volks ſich ihnen nicht abgeneigt gezeigt, und in dem Revolutionsſturme von 1848 hörte man gar deutlich die Meinung ausſprechen, daß die beſten Kräfte des Staats auf die Volksbildung verwandt werden müßten. Ja, die Führer der Volksbewegung hatten das Wort „Volksbildung“ unter ihre Loſungswörter aufgenommen, und das Volk hat in ſeiner Ruhe unter der jetzigen Reaction Muße, über die Bedeutung dieſer Forderung nachzudenken. Die Kirche hat mit ihrem Feſtſtehen auf der Seite volksfeindlicher Regierungen viele Sympathien beim Volke eingebüßt; je mehr aber ſich das Volk von der Kirche abwendet, deſto mehr wendet es ſich den Schulen zu, zumal wo es gewöhnt worden iſt, in Kirche und Schule einander feindliche Mächte zu ſehen. Mit einer ſolchen Umwandlung des Intereſſes werden auch die Forderungen nach Verbeſſerung der Schulen wachſen; die Realſchulen, Sonntagsſchulen, Gewerbeſchulen, höhern Bauernſchulen und andere Fortbildungsanſtalten ſind ſchon in Folge ſolcher Volksforderungen entſtanden. So ſind die Schulangelegenheiten in Deutſchland eine Volksſache geworden, und mit dem Steigen und Fallen der Volksberechtigung und der Volksfreiheit wird auch die Wohlfahrt der Schulen in engſter Verbindung ſtehen.

Was dem Volksſchulweſen unſerer Zeit in dem Bewußtſein des Volks oft geſchadet hat, das iſt nicht ſeine Lehrweiſe, noch das verhältnißmäßig geringe Maß ſeiner Erfolge, ſondern die geiſtige Unreife, das taktloſe und unäſthetiſche Benehmen von Seiten ſo vieler Volksſchullehrer, wodurch aber wieder die Unzulänglichkeit der bisherigen Seminarwirkſamkeit dem Volke vor die Augen gelegt wurde. Dagegen iſt das Princip des neuen Volksſchulweſens, ſeine Beſtrebungen und ſeine Bedeutung, vor dem Volksbewußtſein noch zu keiner rechten Würdigung gelangt. Das Volk hält die Ueberlieferung der Maſſe des Wiſſens noch für die höchſte Aufgabe der Schule und den Principienſtreit des Schulweſens für Zänkereien um unnütze Schulkünſte zur Befriedigung der Eitelkeit der Lehrer. Vor dem Volksbewußtſein ſteht das gelehrte Studium durch Gymnaſien und Univerſitäten mit ſeinem unbeſchränkten Quantum des Wiſſens, mit ſeiner Ueberladung der Geiſteskräfte neben dem Volksſchulweſen mit einem traditionellen Nimbus umgeben da; das Volk ſchließt einfach: „Wer viel hat, der kann viel geben, und je mehr gegeben wird, deſto größer wird der Reichthum!“ Von einer naturgemäßen Beachtung der Entwickelungstriebe des menſchlichen Geiſtes, wie dieſe von der Schulthätigkeit gefördert, irregeleitet und zerſtört werden können, davon haben noch nicht einmal alle Lehrer und höhern Intelligenzen im Volke, geſchweige denn das allgemeine Volksbewußtſein eine Ahnung.

Das Volksſchulweſen in ſeiner zukünftigen Entwickelung.

Gewalthaber in Staat und Kirche, welche die ausſchließliche Lenkung des öffentlichen Volkslebens in der Hand einiger Bevorzugter gelaſſen wiſſen wollen, können folgerecht nimmer eine naturgemäße Entwickelung der Geiſteskräfte des Volks begünſtigen und werden ſich einer Förderung der angenommenen Richtung des neuen Volksſchulweſens nach Kräften widerſetzen müſſen. Dagegen wird ſich das Volksbewußtſein immer deutlicher dahin geſtalten, daß die angeſtrebte Freiheit des Volks eine ſichere und dauernde Grundlage finden könne nur in der geiſtigen Förderung der Volksmaſſen, und daß ſich dies nur durch tüchtige Schulanſtalten erreichen laſſe. So werden Volksgeiſt und Regierungsgewalt ihren Kampf eine Zeitlang fortführen über die Hebung oder Herabdrückung des Volksſchulweſens. Der endliche Sieg kann aber für Den, der die Geſchichte befragt, nicht zweifelhaft ſein; denn, was im allgemeinen Volksbewußtſein lebt, das muß zur Verwirklichung kommen, und um ſo kräftiger, je mehr ſich abſichtliche Beſchränkungen und Hinderniſſe dagegen ſtemmen.

Zwei Mängel haben ſich beſonders in der Gegenwart dem Volksbewußtſein als große Beſchränkungen des Volksſchulweſens zu Tage gelegt: die mangelhafte *materielle* und *geiſtige* Ausſtattung der Volksſchullehrer. Der erſte dieſer Mängel war ſchon eine Zeitklage vor der letzten Volkserhebung und hatte ſich bei dieſer eine allgemeine Anerkennung verſchafft; der letztere wurde vielleicht auch ſchon damals von Vielen geahnt, iſt aber jetzt durch das Selbſtgeſtändniß der Volksſchullehrer vor dem Volksbewußtſein außer Zweifel geſtellt worden. Zur Hinwegräumung beider Uebelſtände iſt ein großer Aufwand von materieller Staatskraft erforderlich, ein ſo großer, daß er bei der gegenwärtigen Einrichtung der Staaten ſelbſt von den wohlwollendſten und ſchulfreundlichſten Regierungen nicht herbeigeſchafft werden kann. Ein ſolches Maß von Geldkräften, wie es eine gründliche Verbeſſerung des Schulweſens erheiſchte, wird erſt dann zur Verfügung der Regierungen ſtehen, wenn der bewaffnete Friede aufhört und nicht mehr jährlich ſo viel Millionen von den Staatseinkünften verzehrt. Gegen den unmäßigen Militäraufwand in Friedenszeiten hat ſich das Volksbewußtſein längſt erhoben und wird nicht zurückweichen, als bis es ſich Geltung verſchafft hat.

Wie werden denn aber die freigewordenen Staatskräfte zur Aushülfe des Schulweſens verwandt werden? Man wird die Gehalte der Volksſchullehrer erhöhen auf ein auskömmliches Maß; man wird aber auch dann für ein ſolches Gehalt Lehrer beanſpruchen, welche nicht mehr ihre geiſtige Unreife und lebensfremde Unbehülflichkeit zur allgemeinen Schau tragen. Woher aber wird man dieſe Männer nehmen? Woher anders als aus den Anſtalten, wo die Univerſalität des Wiſſens gewonnen wird? Das Volk wird bei ſeinen Kindern Lehrer ſehen wollen, welche von dem blendenden Strahlenkranze der Gelehrſamkeit umgeben ſind, und die Gelehrten ſelbſt werden eine ſolche Forderung begünſtigen und ihr gern Folge leiſten; ſie werden für ſich und ihres Gleichen das Leben in einem geringen Dorfe nicht verſchmähen, wenn ſie dort Mittel finden, anſtändig und ſorgenfrei leben zu können. Was ſollte überhaupt einer ſolchen Geſtaltung der Dinge ſich entgegenſtellen, da ja ſelbſt die jetzigen Volksſchullehrer für ihre Standesgenoſſen den Bildungsgang durch Gymnaſien und Univerſitäten beanſprucht haben, und die Gelehrten ſchon lange den Grundſatz haben geltend machen wollen, daß nur dieſe Anſtalten eine geiſtige Mündigkeit verleihen könnten?

Was aber wird die naturgemäße geiſtige Förderung des Volks durch eine ſolche Umgeſtaltung gewinnen? Die methodiſchen Errungenſchaften des letzten Jahrhunderts werden in den Volksſchullehrern wenig oder gar keine Träger mehr finden; nach dem ewig wahren Grundſatze, daß der Lehrer ſein Wiſſen wiedergibt in der Form, wie er es gelernt hat, wird das erdrückende, lebensfremde Wiſſen auch einkehren in den Volksſchulen; ja, man wird vielleicht in dem alten Glauben an das Geiſtigweckende, welches der Unterricht in den alten Sprachen haben ſoll, anfangen, die lateiniſche Sprache in den Dorfſchulen zu lehren. Damit wird man dann freilich nicht weit gelangen; die Schulluſt der Jugend, die geiſtige Friſche derſelben werden verloren gehen, und lebenskräftige und lebensfreundliche Reſultate werden die neueingerichteten Schulen immer weniger aufzuweiſen haben.

Solche und ähnliche Erfahrungen werden erſt ein beſſeres pädagogiſches Bewußtſein wieder wachrufen und die methodiſchen Beſtrebungen und die pädagogiſche Ausbeute des letzten Jahrhunderts wieder hervorſuchen, läutern und würdigen laſſen; von da ab wird der Strom anwachſen, der die Volksſchule im Geiſte einer naturgemäßen Entwickelung reformiren, die Gymnaſien ſelbſt aus dem alten Gleiſe der hergebrachten Lehrmethode drängen wird.

Die dort hergebrachte Lehrmethode, welche das Bildungsbedürfniß und die Geſetze der geiſtigen Entwickelung der Jugend beharrlich außer Acht läßt, muß erſt hinabſteigen bis zur Dorfſchule und ſich hier in ihrer Blöße darlegen vor den Augen des ganzen Volks, ehe dieſer Alp abgewälzt wird von dem Leben des geſammten Schulweſens.

Man wird zwar nach ſolchen Erfahrungen zurückkehren zum pädagogiſchen Standpunkt der Gegenwart, aber dennoch wird man die Schullehrerſeminarien, wie ſie die Gegenwart aufweiſt, nie wieder ins Leben rufen, weil ſie als Dreſſuranſtalten in den Händen der Kirche und des Staats gebrandmarkt im Andenken des Volks leben. Man wird andere Bildungswege für die Volksſchullehrer auffinden; aber auch für die Berufsbildung anderer Beamten in Staat und Kirche wird man andere Wege ſuchen und finden, welche nicht ſo weit abliegen von denen, welche die künftigen Volksſchullehrer betreten müſſen; keinesfalls wird man aber den Gelehrten der Jetztzeit wieder zurückrufen an die Volksſchule.

Dieſe Andeutungen für die Geſtaltung des Schulweſens der Zukunft ſind geboten von den Erfahrungen, den Bedürfniſſen und dem Stand des pädagogiſchen Bewußtſeins der Gegenwart; man erlaſſe uns aber, bei dem Nebel, der überhaupt für das menſchliche Auge auf der Zukunft ruht, dieſelben hier weiter aufzumalen!

Im November 1851.

v. J. Kirchmann.

Die Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland.

Die geſammte Entwickelung und Bildung aller Culturvölker unſerer Zeit iſt das Erzeugniß der innigſten Verbindung und Verſchmelzung zweier Grundſtoffe, des Chriſtenthums und des Germanenthums. Denn obwol theils bei und während dieſer Verſchmelzung, theils nach derſelben noch verſchiedene andere Stoffe hinzugetreten ſind, wie die Ueberlieferungen und Trümmer der alten claſſiſchen Zeit, das arabiſche Weſen und neuerdings der Slawismus, ſo haben doch dieſe nur als geſtaltende und bedingende Kräfte eingewirkt. Die Urkeime, aus welchen der ſtolze Baum unſerer Bildung erwachſen iſt, ſind und bleiben die chriſtliche Religion und die germaniſche Volksthümlichkeit. Eine Darſtellung der Art und Weiſe, wie ſich beide beim Beginn ihrer Verbindung gegenſeitig durchdrungen, wie ſie modificirend aufeinander eingewirkt haben, wird daher vorzugsweiſe geeignet ſein, die zeitgenöſſiſchen Zuſtände und die Entwickelungsſtufe der Gegenwart in ein helleres Licht zu ſetzen, zu deren klarer Erkenntniß einen weſentlichen Beitrag zu liefern. Wenn daher auch nur die Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland die Aufgabe der gegenwärtigen Darſtellung bildet, ſo wird doch dieſe an Klarheit und Anſchaulichkeit gewinnen, wenn wir bei der Erzählung der darauf bezüglichen Thatſachen ſtets jenen oben angedeuteten höhern Geſichtspunkt feſthalten und zu dieſem Zwecke die Verbreitung des Chriſtenthums unter den germaniſchen Völkern von ihrem früheſten Beginne an zuerſt kurz betrachten, ehe wir zu ſeiner Verpflanzung in das eigentliche Deutſchland, das Mutterland dieſer Völker, übergehen.

Das Chriſtenthum hatte, bevor es irgend einem germaniſchen Volksſtamme verkündet wurde, bereits verſchiedene Entwickelungsſtufen durchlaufen. Es war nicht mehr der einfache, von aller Volksthümlichkeit und jedem zeitlichen Weſen freie Glaube an Gott, den Vater aller Menſchen, und Jeſus Chriſtus, den Menſchenſohn, der auch Gottes Sohn, wie ihn Jeſus verkündet und wie er in den Gemüthern der erſten Chriſten reinigend und beſeligend lebte und ſich nach außen kundthat in Werken der Liebe und der Aufopferung. Schon hatte der menſchliche Geiſt, dem ihm einwohnenden Drange nach klarer, faßbarer Erkenntniß genügend, ein Gebäude von Lehrſätzen über Gott und Jeſus Chriſtus, über das Verhältniß beider zueinander und zu den Menſchen und der Welt als Richtſchnur des Glaubens aufgeſtellt. Die urſprünglich verachteten und verfolgten Chriſtengemeinden waren zur Staatskirche geworden, ihre Geiſtlichen in den Beſitz von Ehren und Würden gelangt; es hatte ſich unter ihnen eine ſtrenge Rangordnung nach dem Muſter der Gliederung der kaiſerlichen Beamten gebildet; die Hierarchie begann ſich zu entwickeln. Dadurch trat eine große Veränderung ein; die Kirche und ihre Diener verweltlichten frühe in arger Weiſe. Schon fing man an, nicht nur die Nichtchriſten, ſondern auch ſolche Chriſten, welche von der einmal angenommenen Glaubensſatzung abwichen, zu verfolgen; die weltliche Gewalt aber erhielt zum Danke dafür, daß ſie zu ſolchen Verfolgungen ihren Arm lieh, Einfluß auf die Feſtſtellung eben dieſer Glaubensſatzung.

Dies war zuerſt auf der großen Kirchenverſammlung zu Nicäa geſchehen, wo die Lehre des Arius, welcher die Einheit Gottes und Chriſti leugnete, unter Kaiſer Conſtantin's Vorſitze verdammt wurde. Jedoch überdauerte die arianiſche Lehre dieſe und andere Verfolgungen weit; ja ihre Anhänger übten nicht ſelten, von nachfolgenden Kaiſern begünſtigt, das Vergeltungsrecht an ihren Gegnern, den Anhängern des Athanaſius und der zu Nicäa feſtgeſtellten Glaubensſatzung. Dieſe arianiſche Lehre war es, welche die germaniſchen Völker zuerſt überkamen.

Merkwürdigerweiſe waren die Weſtgothen, deren Nachkommen ſpäter als ſpaniſche Chriſten ſich durch den heftigſten Glaubenseifer auszeichneten, das erſte gemaniſche Volk, das ſich zur Lehre des Evangeliums unter dieſer Form bekannte. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung wohnten die Gothen, vor den meiſten übrigen germaniſchen Völkerſchaften durch edle Eigenthümlichkeit und Bildungsfähigkeit bevorzugt, von der Theiß bis zum Don längs der Donau und der Nordküſte des Schwarzen Meeres. Sie waren in zwei Stämme getheilt, Weſtgothen und Oſtgothen, durch den Dniepr voneinander geſchieden. Erſtere ſtanden mit den Römern, ihren Grenznachbarn am rechten Donauufer, in regem Verkehre. So ward ihnen Kunde von dem Chriſtenthum, und es entſtand in ihnen das Verlangen, die neue Lehre kennen zu lernen. Ueber die religiöſen Anſichten, welche bis dahin bei ihnen geherrſcht, haben wir keine beſtimmten Nachrichten; ſicherlich waren ſie dieſelben oder doch verwandt mit denen, welche wir bei den übrigen Germanen antreffen.

Die Germanen überhaupt kennzeichnet ein tiefes Gemüth, aus welchem die Idee der Gottheit in ſchauervoller Erhabenheit emporſtieg. Genährt wurden dieſe Schauer der Ahnung des Göttlichen durch die Wildheit und Schroffheit der Natur ihres Heimatlandes. Daher waren die Weſen, die ſie ſich als Götter dachten, groß und erhaben, ihr Dienſt einfach, wie die Menſchen, die ihnen dienten, beinahe frei von götzendieneriſchen Formen und Gebräuchen. Eine dunkle Ahnung von der Idee eines Gottes leuchtet aus ihren Sagen von Alfadur, der nach der Götterdämmerung als Surtur herrſchen wird, hervor. Die hohe Vorſtellung, die ſie von ihren Göttern hegten, ſpricht ſich am deutlichſten darin aus, daß ſie Gebäude, von Menſchenhand geſchaffen, für unangemeſſen der Hoheit und Würde der Götter hielten, wie ſich denn auch das Gefühl, von welchem ſie bei ihrer Götterverehrung durchdrungen waren, am klarſten durch die Orte kundgibt, welche ſie hierzu wählten, dunkle, heilige Haine, die durch ihre Schauer die Nähe der Gottheit dem ahnungsreichen Gemüthe verkündeten.

Nirgends erfahren wir etwas über die Veranlaſſung, welche die Weſtgothen zu dem ſo bedeutſamen Schritte der Religionsänderung bewog. Genug, zwei Jahre vor der Ankunft der Hunnen in Europa erſchienen Boten vom weſtgothiſchen Stamme vor dem Kaiſer Valens zu Konſtantinopel und baten um die Sendung chriſtlicher Prieſter zur Unterweiſung ihres Volks in der neuen Lehre. Damals lebte in Konſtantinopel ein Weſtgothe, der in jungen Jahren, als Geiſel dahin gekommen, im Chriſtenthum unterrichtet worden und in den Prieſterſtand getreten war, Ulphilas oder Wulphilas. Dieſer übernahm den Auftrag, und die Art, wie er ihn vollführte, ſtellt ihn weit über die meiſten andern Heidenbekehrer. Er wollte ſeinen Stammgenoſſen das Chriſtenthum nicht wie etwas Aeußeres, nur mit dem Gedächtniß Aufzunehmendes, überliefern, indem er ſie etwa mündlich in den Hauptlehren deſſelben unterwieſe und ſie den Ceremoniendienſt lehrte; er wollte, daß es ihr bleibendes geiſtiges Eigenthum werden und von innen auf ſie einwirken möchte. Zu dieſem Zwecke erfand er ein weſtgothiſches Alphabet und überſetzte das Neue Teſtament in ſeine Mutterſprache. So wurde die Bekehrung eines deutſchen Volksſtammes zugleich die Veranlaſſung zum Beginne des deutſchen Schriftthums, indem ſich der chriſtliche Geiſt eine Ausdrucksform aus germaniſchem Stoffe ſchuf. Lange Zeit hindurch ſtand die deutſche Literatur in dem Verhältniß einer Tochter zur chriſtlichen Kirche, die ihr bisweilen im wahren Sinne eine Pflegerin, oft aber auch eine böſe Stiefmutter war.

Daß das auf dieſe Weiſe verkündete Chriſtenthum nicht ohne weſentlichen Einfluß auf das innere Weſen und die Geſittung der neubekehrten Weſtgothen geblieben, dafür zeugt unverkennbar die Schonung und Milde, welche ihr König Alarich vier Jahrzehnde ſpäter auf ſeinen Eroberungszügen durch Italien, namentlich in Rom, übte; eine Milde, die noch mehr Anerkennung verdient, wenn man bedenkt, daß wir ſie bei einem Volke finden, das, eben erſt durch die ſchrecklichſten Mißhandlungen gereizt, in wildem Grimme die Landſchaften des oſtrömiſchen Reichs durchzogen hatte, die um ſo heller hervorleuchtet, wenn man ſie dem Verfahren Chlodwig's und ſeiner Franken (von denen wir weiter unten reden werden) gegenüberſtellt. Ueberhaupt zeigt ſich bei den Weſtgothen, wie bei allen germaniſchen Völkern, die das Chriſtenthum in arianiſcher Weiſe annahmen, daſſelbe von einer ſchönern Seite, als bei den Franken und in den Zeiten des Mittelalters, wo Alles ſich zum athanaſianiſchen Glauben bekannte, ja ſelbſt als vielfach heutzutage, nämlich von der Seite der Duldung gegen Andersglaubende. Die Weſtgothen geſtanden ihren galliſchen und hiſpaniſchen Unterthanen, die ſtreng am nicäiſchen Glauben hingen, die vollkommenſte Religionsfreiheit zu, und ihre Könige hielten ſich frei von Einmiſchung in deren kirchliche Angelegenheiten. Erſt mit dem Uebertritte dieſer Könige zum katholiſchen Glauben beginnen die Verfolgungen in Spanien; da erſt bildet ſich die Eigenthümlichkeit eines glühenden Glaubenseifers, der nicht ſelten in Glaubenswuth ausartet, bei dem früher ſo milden weſtgothiſchen Volksſtamme aus.

Von gleich ſchöner Seite zeigen ſich die Oſtgothen, namentlich ihr hochſinniger König Theodorich, welcher an den oſtrömiſchen Kaiſer Juſtin auf deſſen Aufforderung zum Uebertritte zum Katholicismus und zu deſſen gewaltſamer Einführung unter ſeinem Volke ein Schreiben richtete, das noch heutzutage von vielen Fürſten und ihren Miniſtern geleſen und beherzigt zu werden verdient. „Da die Gottheit es duldet“, ſchreibt der vernünftige Oſtgothe, „daß mehrere Religionen beſtehen, ſollen wir es nicht wagen, eine aufzudrängen; denn wir erinnern uns wohl, geleſen zu haben, daß man dem Herrn aus freiem Willen opfern ſolle, nicht durch irgend einen Befehl gezwungen. Sollte aber Jemand das Gegentheil verſuchen, der handelt offenbar den göttlichen Geboten zuwider.“

Es läßt ſich freilich nicht behaupten, daß dieſe Milde und Duldung allein Folge des arianiſchen Bekenntniſſes geweſen ſei; ſie lag vielmehr weſentlich auch in dem edeln Charakter der beiden gothiſchen Volksſtämme. Doch können wir für beſtimmt annehmen, daß der Arianismus, als die freiere Form, dieſe Milde begünſtigte, wie ſie ſich denn auch bei allen germaniſchen Volksſtämmen, die ihm huldigten, ſo bei den Burgundern und Longobarden, die ihm wenigſtens theil- und zeitweiſe ergeben waren, zeigt. Nur die Vandalen ſchändeten ſich, obwol Arianer, durch arge Verfolgungswuth.

Im Einzelnen läßt ſich die Einwirkung, welche das Chriſtenthum in arianiſcher Weiſe auf die Bildung dieſer Volksſtämme äußerte, nicht wol nachweiſen. Die Zeit ſeiner Dauer bei ihnen war zu kurz, als daß es eine Veränderung in den Sitten und der Denkungsart hätte hervorbringen können. Auch auf die ſtaatlichen Verhältniſſe hatte es keinen merklichen Einfluß; nur auf die Strafgeſetzgebung wirkte es mächtig ein; doch hierüber werden wir weiter unten ausführlicher zu reden Gelegenheit finden.

Viel ſchärfer und beſtimmter tritt dagegen überall da der Einfluß des Chriſtenthums hervor, wo es unter der Form des athanaſianiſchen oder katholiſchen Bekenntniſſes verkündet wurde, einer Form, die, in Folge der politiſchen Verhältniſſe, durch die Alles bewältigende Macht der Franken die vorwiegende und bald die alleinherrſchende wurde. Und ſo kommen wir zu dem eigentlichen Gegenſtande unſerer Darſtellung, der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den deutſchen Volksſtämmen in Deutſchland ſelbſt.

Hier war bereits in früher Zeit die chriſtliche Lehre in den beiden den Römern unterworfenen Provinzen Ober- und Niedergermanien verkündet worden und hatte Wurzel gefaßt; ſchon im 4. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung werden Biſchöfe von Mainz, Worms, Speier, Köln und Tongern genannt. Allein unter den Alles verheerenden Stürmen der Völkerwanderung, die mehrfach dieſe Gegenden trafen, ging mit der Bevölkerung auch das Chriſtenthum wieder zu Grunde. Es ſiedelten ſich am Oberrhein die Allemannen, am Niederrhein die Franken an. Erſt mit der Bekehrung der Letztern beginnt daher die eigentliche Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Deutſchen.

Chlodwig, der kühne und glückliche Stifter des fränkiſchen Reichs, war es, der zur Verbreitung der chriſtlichen Religion unter dem Volke der Franken den Grund legte. Schon hatte er durch den Sieg, welchen er im Jahre 486 über Syagrius, den Statthalter des letzten Trümmerreſtes des weiland weſtrömiſchen Reichs, bei Soiſſons erfocht, die Herrſchaft über die Mitte von Gallien gewonnen, und die Mehrzahl ſeiner Unterthanen waren Römlinge, die ſich zum katholiſchen Chriſtenthume bekannten; ja gerade mitten unter dieſe hatte er den Schwerpunkt ſeines Reiches verlegt, indem er Paris zu ſeiner Reſidenz erhob. Noch war er ſelbſt mit ſeinem Volke den Göttern ſeiner Ahnen treu geblieben; aber ſchon arbeiteten ſeine Gemahlin Klotilde, eine rechtgläubige Chriſtin aus burgundiſchem Königsſtamme, und der Erzbiſchof Remigius von Rheims, von Chlodwig wegen ſeiner Brauchbarkeit zu weltlichen Geſchäften hochgeachtet und vielfach benutzt, an ſeiner Bekehrung zum katholiſchen Glauben. Da ward der Sieg, den er über die Allemannen bei Tolbiacum (Zülpich), in der Nähe von Andernach, erfocht, die Veranlaſſung zu ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthume.

In der höchſten Gefahr, als ſchon die fränkiſchen Scharen zu weichen begannen, flehte Chlodwig zu dem Gotte ſeiner Gemahlin und gelobte, wenn er ihm den Sieg verleihe, die Annahme ſeines Glaubens, und der Sieg entſchied ſich für ihn. So erzählte Chlodwig ſelbſt nach dem Ausgange der Schlacht, und Klotilde und Remigius ſäumten nicht, den Sieger an die baldige Erfüllung ſeines Gelübdes zu mahnen. Ausnahmsweiſe wurde die feierliche Taufhandlung am Weihnachtsfeſte (496) vollzogen; denn damals fand eigentlich die Taufe nur am Oſter- und Pfingſtfeſte ſtatt. Chlodwig trat mit 3000 vornehmen Franken zu Rheims öffentlich zum Chriſtenthum über und wurde von Remigius feierlich zum Könige geſalbt. Der Himmel ſelbſt verherrlichte die wichtige Begebenheit; eine Taube brachte ein Fläſchchen Salböl, und dieſes Oel, ſtets zur Salbung der franzöſiſchen Könige verwendet, ging nie aus. Ja das Fläſchchen, welches in den Zeiten der erſten Franzöſiſchen Revolution mit andern Merkwürdigkeiten der Vergangenheit zertrümmert worden war, fand ſich bei der Krönung des letzten legitimen Königs von Frankreich, Karls X., wieder ein. Chlodwig's Uebertritt war für die katholiſche Kirche ein höchſt wichtiges Ereigniß. Es war der erſte König eines germaniſchen Volks, der zur katholiſchen Kirche ſich bekannte, während bis dahin alle germaniſchen Fürſten und Völker dem Arianismus huldigten. Gegen die Anhänger dieſer Lehre hegten die Katholiken eine ſolche Abneigung, daß ſie lieber einem heidniſchen Fürſten dienten, als einem arianiſch-chriſtlichen Könige. Groß war daher die Freude bei der katholiſchen Geiſtlichkeit und den katholiſchen Unterthanen; groß die Erwartungen, welche man an dieſes Ereigniß für die Zukunft knüpfte. Die

Franken galten unter allen deutſchen Völkerſchaften als das kühnſte und tapferſte, und Chlodwig war ganz der Mann dazu, dieſe Eigenſchaften ſeines Volks zur Gründung einer gewaltigen Macht zu benutzen. Beſonders nahe lag die Eroberung der burgundiſchen und weſtgothiſchen Beſitzungen in Gallien, wozu man der Beihülfe der katholiſchen Unterthanen gegen ihre arianiſchen Herrſcher ſicher ſein konnte. Ebenſo hat man vielfach die Abſicht der Gewinnung dieſer Länder und der Sicherung ſeiner Herrſchaft in Gallien als den eigentlichen Grund der Glaubensänderung Chlodwig's angegeben, dieſelbe alſo lediglich als ein Werk der Staatsklugheit betrachtet. Obwol nun Chlodwig durch ſein ganzes Verhalten vor und nach ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthume hinlänglich bewieſen hat, daß Liſt und Schlauheit zu den weſentlichſten Grundzügen ſeines Charakters gehörten, und daß er zur Erreichung ſeiner Zwecke kein Mittel verſchmähte, ſo dürfte doch dieſe Annahme bei genauerer Betrachtung ſich als eine höchſt einſeitige herausſtellen, und es möchten die Gründe der Bekehrung der Franken und ihres Königs tiefer zu ſuchen ſein.

Die germaniſche Religion war, wie alle heidniſchen, eine wahrhaft volksthümliche und wurzelte ſomit auch in dem Grund und Boden, woraus dieſe Volksthümlichkeit erwachſen war. Sie verlor daher ihre Triebkraft in dem Augenblicke, da das Volk ſich von dieſem Boden loslöſte und auswanderte. Die örtlichen Heiligthümer, die zur Erregung und Belebung des religiöſen Gefühls dienten, die Prieſter, welche daſſelbe leiteten (wenn es überhaupt ſolche gab), blieben zurück. Die Kämpfe und die friſchen Erſcheinungen der Gegenwart ließen die Farben der Vergangenheit, dieſes Urquells einer volksthümlichen Religion, allmälig erbleichen; es bildeten ſich neue Anſichten, neue Bedürfniſſe; der Blick und die Anſchauungsweiſe des Volks erweiterten ſich; die Schickſale und Verhältniſſe des Ganzen wie des Einzelnen verloren ihre alte Einfachheit, wurden mannichfacher und wechſelnder. Mit dieſem allgemeinen Umſchwung der Denk- und Handlungsweiſe mußte auch eine große Veränderung in den religiöſen Ideen und Gefühlen vorgehen, entweder die alte Religion eine tiefgreifende Umgeſtaltung erleiden, oder eine neue an ihre Stelle treten. Das ſind die Verhältniſſe, worin der weſentliche Grund des Uebertritts aller der germaniſchen Völker, die ihre heimatlichen Wohnſitze mit fremden vertauſchten, zum Chriſtenthume zu ſuchen iſt.

Warum ſollte dies nicht auch für die Franken gelten? Warum will man ein Erzeugniß der geſchichtlichen Naturnothwendigkeit zu einer That der Staatsklugheit ſtempeln? Zu dem Chriſtenthum bekannten ſich dieſe Stämme, weil ſie es überall bei den Völkern vorfanden, die ſie zwar durch die Gewalt der Waffen zu ihren Unterthanen gemacht hatten, die aber an geiſtiger Bildung weit ihre rohen Sieger überragten und eben hierdurch eine unwiderſtehliche Macht auf ſie ausübten. Bei dem allgemeinen Umſturz aller Verhältniſſe war dieſen Völkern die chriſtliche Religion das einzige und um deſto höher geſchätzte Beſitzthum geblieben, das ſie aus den Trümmern einer zuſammenſtürzenden Welt gerettet hatten. Zudem war dieſes Chriſtenthum, wie es in den Geiſtern und Gemüthern der Menſchen jener Zeit lebte, eng mit ihrer ganzen Bildung verwachſen — beide waren, ſo zu ſagen, Eins geworden. Das Chriſtenthum hatte ſich dem Heldenthume genähert, die chriſtliche Lehre war reichlich mit Sagen und Wundergeſchichten ausgeſchmückt, die äußere Gottesverehrung durch glänzende und pomphafte Gebräuche lockend und betäubend für die Sinne geworden. Auch kam es der damaligen katholiſchen Kirche nicht darauf an, nur auf dem Wege der Ueberzeugung von der Wahrheit und Vortrefflichkeit der chriſtlichen Lehre neue Bekenner zu gewinnen, ſie trachtete vor allem danach, Anhänger zu erhalten, die ſich ihrer Herrſchaft unterwarfen. So erklärte ſelbſt Papſt Gregor der Große, „daß man es bei der Bekehrung nicht zu genau nehmen, ſondern auf künftige beſſere Geſchlechter rechnen müſſe". Und ſo war Chlodwig's Bekehrung gewiß das willkommenſte Ereigniß für die katholiſche Kirche; auch lohnten ſie ihm dieſelbe mit dem Titel „Allerchriſtlicher König". Aber auch Chlodwig gewann durch ſeinen Uebertritt zum Katholicismus, wie wir oben geſehen haben, viel für ſeine Abſichten in die Zukunft und Alles für die Sicherung ſeiner bereits gewonnenen Herrſchaft in Gallien; denn von jetzt war er der Unterſtützung der geſammten katholiſchen Geiſtlichkeit gewiß.

Seit Conſtantin's Zeiten waren im römiſchen Reiche die kirchlichen Einrichtungen den ſtaatlichen genau angepaßt. So zerfiel Gallien in mehrere kirchliche Provinzen, deren jeder ein Metropolit oder Erzbiſchof vorſtand. Dieſer hatte außer ſeinem eigenen Kirchenſprengel, in welchem ihm die Verrichtungen des Biſchofs oblagen, die Aufſicht über die Biſchöfe in ſeiner Provinz, leitete die Wahl der neuen Biſchöfe, weihte ſie und führte den Vorſitz in den Provinzialverſammlungen derſelben. Den Biſchöfen ſtand die Aufſicht über die Geiſtlichen ihres Sprengels und die Verwaltung der Kirchengüter zu. Die Zahl der Geiſtlichen war ungemein groß. Sie bildeten durch ihre wohlgegliederte Ordnung eine ſtarke Macht, die von bedeutendem Einfluß auf die Verhältniſſe des Lebens war. Die Kirche hatte das Recht, Eigenthum durch Kauf, Schenkung und Erbſchaft zu erwerben, und beide letztere Erwerbungsarten wurden von ihr in hohem Grade ausgebeutet. Die Geiſtlichen waren von Zahlung perſönlicher Steuern frei. Die Kirche bot Unglücklichen und Verbrechern ein ſchützendes Aſyl, und die Excommunication bildete, klug benutzt, in den Händen der Geiſtlichkeit eine ſtarke Waffe gegen Hohe und Niedere. Dieſe Verhältniſſe änderten ſich mit der Eroberung des Landes durch die Germanen keineswegs; im Gegentheil wuchs dadurch noch das Anſehen und der Einfluß der Geiſtlichen. Sie wurden die Vermittler zwiſchen den germaniſchen Fürſten und ihren römiſchen Unterthanen; die Ausleger der römiſchen Geſetze, welche für Letztere in Geltung blieben, wie ſie denn auch oft den Fürſten in dieſer Beziehung als ausführende Beamte dienten. So wurden ſie nach und nach einflußreiche Diener und ſelbſt Rathgeber dieſer bei der Ordnung der neuen Verhältniſſe und gewannen eben hierdurch auch Bedeutung für das fränkiſche Volk. Nach der Schlacht bei Soiſſons hörte jede Verfolgung der Chriſten ſeitens der Franken auf, und Chlodwig trat bereits vor ſeiner Bekehrung in enge Verbindung zu dem Erzbiſchofe Remigius. In noch höherm Maße nahm aber mit dem Uebertritte der Franken die Geiſtlichkeit an Wichtigkeit und Einfluß zu.

Bei den germaniſchen Völkern ſtanden von alten Zeiten her die Prieſter in hohem Anſehen. Sie leiteten die Volksverſammlungen, damit dieſelben nicht durch wilde Leidenſchaftlichkeit und rohe Gewaltthätigkeit, wozu die kräftigen Söhne der Natur ſo leicht hinneigten, geſtört würden. Ihnen allein ſtand es zu, den freien Mann zu feſſeln und die ſeltenen Todesurtheile zu vollziehen, Alles im Namen der Götter. Wenn alſo ſchon die heidniſchen Prieſter bei den Germanen einen gewiſſen Einfluß auf die Staats- und Gemeindangelegenheiten übten, wie viel mehr mußte dies bei den neuen Chriſten ſtattfinden? Die Geſetze und Einrichtungen mußten nach der neuen Religion verändert werden; neue Verhältniſſe erforderten neue geſetzliche Beſtimmungen; wer konnte hierbei beſſer Rath und Auskunft ertheilen, als der Prieſter eben dieſer neuen Religion? So erhielten die chriſtlichen Geiſtlichen ſelbſt Einfluß auf die Rechtsverhältniſſe der Germanen, und die Ehrfurcht, welche dieſe auf jene übertrugen, wuchs mit der Macht, die ſie ihnen einzuräumen ſich genöthigt ſahen.

Noch bedeutender war aber die Einwirkung, welche ſich der Geiſtlichkeit auf die Rechtsverhältniſſe der römiſchen Unterthanen eröffnete. Dieſe behielten, wie bereits oben erwähnt wurde, anfänglich und ſo lange, bis durch die Entwickelung und Verallgemeinerung des Lehnsweſens aller Unterſchied zwiſchen den Siegern und Beſiegten erloſch, ihre alten Geſetze und Einrichtungen, von welchen der König und ſeine fränkiſchen Beamten nicht das Mindeſte verſtanden. Da nun ſchon die römiſchen Kaiſer, als deren Nachfolger ſich in Anſehung der Unterthanen die fränkiſchen Könige betrachteten, den Biſchöfen erlaubt hatten, Denen, die ſich freiwillig dazu verſtänden, Recht zu ſprechen, bot ſich Letztern jetzt die wohlbenutzte Gelegenheit dar, die ganze Gerechtigkeitspflege in ihre Hände zu bekommen, und eben darum wurden ſie auch zu den königlichen Hofgerichten gezogen. Im Jahre 560 erhielten die Biſchöfe durch ein Geſetz des Königs Chlotar das Recht, in Abweſenheit des Königs Berufungen von den Urtheilen der weltlichen Richter anzunehmen, dieſe zu reformiren und ſelbſt die Richter zu ſtrafen. In Tours, einem Biſchofsſitze, welcher wegen ſeines heiligen Martin in ganz Gallien das höchſte Anſehen genoß, war der Biſchof ſogar der geſetzliche Richter des Grafen.

Nun traten auch Franken aus den vornehmſten Familien in den geiſtlichen Stand, deſſen Anſehen und Bedeutung mit jedem Tage wuchs.

Zieht man noch in Erwägung, daß die Geiſtlichen ſich ausſchließlich im Beſitze der geringen geiſtigen Bildung, die durch ſie aus den beſſern Zeiten des römiſchen Reichs herübergerettet worden war, befanden, daß ſie faſt allein die Kunſt zu ſchreiben verſtanden, ſo wird man ſich nicht wundern, wie ſie in kurzer Zeit mit ihrem Einfluſſe alle äußern und innern Verhältniſſe, alle Rechts- und Sittenzuſtände des Volks durchdrangen, wie die Kirche das eigentlich bewegende und bedingende Element im Frankenreiche wurde. Sie erhielt die hohe Vergünſtigung, daß ihrem geiſtlichen Strafamt, welches ſie durch Excommunication und Bann übte, die weltliche Gewalt Nachdruck verlieh, indem König Childebert die Strafe der Excommunication durch Verbannung aus dem königlichen Palaſte und durch Gütereinziehung ſchärfte. Zugleich wuchs durch reichliche Schenkungen, die Vornehme und Geringe der Kirche um ihres Seelenheils willen machten, der Reichthum derſelben an Gütern und Liegenſchaften immer mehr. Dieſe Güter von jeder Abgabe frei zu machen, war eine der früheſten und angelegentlichſten Sorgen der Geiſtlichkeit. Schon als Chlodwig im Jahre 511 zu Orleans eine Kirchenverſammlung (die erſte in Gallien unter der Herrſchaft der Franken) hielt, und zwar zum Zwecke der Verſöhnung und Vereinigung der katholiſchen und arianiſchen Biſchöfe, erachteten es die verſammelten Väter für viel wichtiger, ihre alten Freiheiten und Rechte von neuem feſtzuſtellen und dazu noch für den Grundbeſitz der Kirche die Freiheit von jeder Steuer zu erlangen. Wahrſcheinlich verhinderte Chlodwig's bald darauf erfolgender Tod die Beſtätigung dieſes Beſchluſſes. Wenigſtens verlangte König Chlotar den dritten Theil aller Einkünfte der Kirche für ſeinen Fiscus; allein dieſe Forderung ſcheiterte an dem Widerſtande des Biſchofs Injurioſus, der den König mit harten Worten anfuhr. Der erſchrockene Chlotar bat um Verzeihung, verwarf, was er gethan, und erſuchte nur den gewaltigen Biſchof, für ihn zu dem heiligen Martin von Tours zu beten.

Dagegen ſtanden den Königen auch große Rechte über Kirche und Geiſtlichkeit zu. Sie berieſen die Biſchöfe zu den Kirchenverſammlungen, die ohne ihre Einwilligung nicht gehalten werden durften, und legten ihnen die Berathungsgegenſtände vor, wie denn auch die Beſchlüſſe dieſer Verſammlungen, Canones genannt, der königlichen Beſtätigung bedurften. Ferner lag den Königen die Wahl der Biſchöfe ob, wozu ſie aber oft den Rath der Kirchenverſammlungen, zu Zeiten auch der Bürgerſchaft in dem Biſchofsſitze einholten. Sie übten die Gerichtsbarkeit über Biſchöfe, Aebte und andere Geiſtliche, wenn es Kirchen- oder eigene Güter derſelben betraf. Verbrechen der Geiſtlichen aber, auf welchen die Strafe der Abſetzung ſtand, ſelbſt Majeſtätsverbrechen wurden von den Kirchenverſammlungen unterſucht und die Schuldigbefundenen abgeſetzt; darauf erſt erkannte der König die Strafe. Auch nahm ſich der König Derjenigen an, die von ihren geiſtlichen Obern Unrecht erlitten zu haben behaupteten, und ließ die Sache von neuem unterſuchen, welches Recht ſich ſogar bis ins Innere der Klöſter erſtreckte. Der König ordnete öffentliche Buß- und Bettage an und beſtimmte das Verhalten dabei, ſogar bis auf das Maß des Eſſens und Trinkens. Endlich durfte ohne des Königs Erlaubniß kein Freigeborener in den geiſtlichen Stand treten, weil, bei der allgemeinen Wehrpflicht aller Freien, dem Herrn dadurch ein Streiter entzogen würde. Oft nahm auch der König Klöſter und Stifter in ſeinen beſondern Schutz, wurde Obervormund derſelben, ein Recht, das er entweder in Perſon oder durch einen ſeiner Diener übte, woraus das Amt der ſpätern Kloſtervögte entſtand. Dies gab ihm die Gelegenheit, in die Verwaltung der Güter eines ſolchen Kloſters einzugreifen und über deren Verwendung zu beſtimmen, was, wie wenigſtens oft von der Geiſtlichkeit geklagt wurde, nicht ſelten [illegible] zum eigenen Beſten des Königs geſchah. Auch die Kirchengüter hatten die Verpflichtung, Streiter zu des Königs Heerbanne zu ſenden.

Was das Verhältniß der galliſchen, jetzt fränkiſchen Kirche zum römiſchen Stuhle betrifft, ſo hielt man ſich in Glaubensſachen ſchon damals ſtreng an die Ausſprüche deſſelben; Disciplinarſachen dagegen, Kirchengebräuche und dergleichen ordnete die Kirche des Landes ſelbſt unter Mitwirkung der Könige, wie wir dies bei der Ein- und Abſetzung der Biſchöfe geſehen haben. Der Einfluß der Päpſte zur Zeit der merowingiſchen Könige war vorzugsweiſe ein perſönlicher auf die Individualität des jemaligen Papſtes und Königes, nicht auf Rechtsnormen gegründeter. So entwickelte ſich die katholiſche Kirche im fränkiſchen Reiche; denn was wir hier von den Verhältniſſen in Gallien oder dem neuſtriſchen Franken geſagt haben, gilt ebenſowol von dem auſtraſiſchen Franken, ſoweit deſſen Bewohner damals ſchon zum Chriſtenthum bekehrt waren.

Fragen wir nun, welchen Einfluß in dieſen Zeiten die chriſtliche Religion und Kirche auf die Franken geübt, ſo läßt ſich hiervon nicht viel Gutes ſagen. Die Franken waren ein gewaltiger Volks- und Menſchenſtamm, der mit ſeiner Kühnheit eine im germaniſchen Charakter ungewöhnliche Liſt und Schlauheit verband; wenigſtens zeigen ſich ſo die aus ihren Heimatſitzen über den Rhein ausgewanderten Franken. Wol mag auch mit dem Boden der Heimat die heimiſche gute Sitte geſchwunden ſein, ein Volk, das ſich von ſeinem mütterlichen Boden loslöſt, gibt dadurch immer einen Theil ſeiner Volksthümlichkeit auf. Nun paarte ſich aber bei den Ausgewanderten die eigentliche Roheit mit der Sittenloſigkeit und Verderbtheit der ver- und überbildeten Römlinge, und hieraus entſtand ein Gemiſch der traurigſten Art. In der merowingiſchen Königsfamilie treten uns Gräuel entgegen, die unſern tiefſten Abſcheu erregen, und nirgends wird uns geſagt, daß das Volk an dem Verhalten ſeiner Fürſten beſonders Anſtoß genommen habe. Ja nicht einmal die chriſtliche Kirche that dies. Der Biſchof Gregor von Tours, deſſen Geſchichte unſere Hauptquelle für jene Zeiten bildet, ſagt, nachdem er Chlodwig's Gräuelthaten in ungeſchminkter Weiſe erzählt hat: „So gab Gott täglich Chlodwig's Feinde in ſeine Hand, weil er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte.“ Das Chriſtenthum — wir müſſen dies der Wahrheit gemäß bekennen — übte nicht im Mindeſten einen veredelnden und verbeſſernden Einfluß auf die Franken jener Zeit. Die Gründe dieſer auffallenden Erſcheinung liegen nahe.

Das Chriſtenthum wurde als etwas Aeußeres, als eine Sammlung von Glaubenslehren und äußern Gebräuchen den Franken überliefert, als ſolches nahmen ſie es an. Nicht ſowol die göttliche Lehre von des Menſchen Würde und Beſtimmung, als der Glaube an des Menſchen Sündhaftigkeit und Verworfenheit wurde den Neubekehrten gepredigt und durch Sagen und Wunder bekräftigt. Dadurch aber konnten edlere Gefühle in der menſchlichen Bruſt nicht erregt werden, was doch um ſo nöthiger geweſen wäre, als die Annahme einer neuen Religion ſelbſt die Gefühle und Begriffe roher und ungebildeter Menſchen verwirren mußte; denn, indem die chriſtliche Religion, auf ſolche Art gelehrt, von der einen Seite den Aberglauben nährte, zerſtörte ſie von der andern die Sitten, Gewohnheiten und Grundſätze, welche als heilige Ueberlieferungen von den Vätern auf die Enkel gekommen waren, gewährte aber noch keine Kraft zur Unterdrückung böſer Lüſte und Begierden, die um ſo furchtbarer aufſtiegen in den verwilderten Menſchen, je weniger die geſellſchaftliche Ordnung zu ihrer Zügelung trieb. Gerade den neuen Chriſten ſah man, aus Furcht vor Abfall, Vieles nach. Demuth und Bußungen machten ſchwere Sünden gut; Schenkungen an die Kirche galten als Beweis einer frommen Geſinnung; damit kaufte man leicht die ſchwerſten Vergehungen ab, und die Gunſt der Geiſtlichen öffnete auch dem Verbrecher den Himmel. Und wenn man nun dieſe Geiſtlichkeit, die Pflegerin der chriſtlichen Religion, betrachtet, wie ſie nur nach Sinnenluſt und äußern Gütern, nach Ehre und Einfluß ſtrebte, wie ſie ſich nicht ſcheute, durch Gewaltthat in den Beſitz von geiſtlichen Aemtern zu kommen, wie ſich faſt alle ihre Glieder, mit wenigen Ausnahmen, durch Roheit, Gewaltthätigkeit und Schwelgerei entehrten, ſo kann man ſich nicht wundern, daß das Chriſtenthum, von ſolchen Prieſtern verkündet, nicht beſſere Früchte trug. Die Geiſtlichkeit war durch und durch verweltlicht, romaniſirt; aus der Verbindung der chriſtlichen Religion mit dem romaniſchen Elemente konnte ſich aber keine geſunde und kräftige Bildung entwickeln, auf romaniſchem Boden mußte der geiſtig-ſittliche Samen des Chriſtenthums verkümmern. Einer ſpätern Zeit blieb es vorbehalten, die Durchdringung und Verſchmelzung des Chriſtenthums mit dem Germanenthume zu vermitteln, und dies konnte auf fruchtbringende Weiſe nur im alten Heimatlande ſelbſt geſchehen, wo noch auf dem geheiligten Boden der Väter alte gute Sitte herrſchte.

Es war daher ein günſtiger Umſtand — ſo auffallend dies in anderer Beziehung erſcheinen muß —, daß von dem Frankenreiche aus faſt nichts zur Verpflanzung des Chriſtenthums in das jenſeit des Rheins gelegene Deutſchland geſchah. Zwar wurden die Biſchofsſitze in dem ehmals römiſchen Germanien, die in den wilden Zeiten der Völkerwanderung zerſtört worden waren, zugleich mit den Städten wiederhergeſtellt. So erhoben ſich unter den Merowingern die Bisthümer von Augsburg, Chur, Konſtanz, Speier, Worms, Mainz und Köln; ihre Geiſtlichkeit theilte aber die Sittenverderbniß ihrer Standesgenoſſen in dem weſtlichen Frankenreiche. Auch haben weder dieſe Geiſtlichkeit, noch die fränkiſchen Könige jemals ſelbſtſtändig und planmäßig daran gearbeitet, dem Chriſtenthume unter den deutſchen Völkern, die zu ihrer Herrſchaft gehörten, Eingang und Verbreitung zu verſchaffen. Zwar iſt das Verhältniß, in welchem die deutſchen Völker, namentlich die Thüringer und die Baiern, zum fränkiſchen Reiche überhaupt und zu dem auſtraſiſchen insbeſondere ſtanden, lange Zeit hindurch höchſt dunkel und unklar; allein bei der Verbindung, die unleugbar zwiſchen dieſen und den übrigen deutſchen Völkern, die Sachſen ausgenommen, mit den Franken ſtattfand, iſt die Annahme wol natürlich, daß Einzelne von ihnen, beſonders Solche, welche am Hofe lebten oder im Heere dienten, ſchon zu dieſen Zeiten das Chriſtenthum angenommen haben. Auch wird uns von einzelnen frommen Männern berichtet, die bemüht waren, demſelben im Innern von Deutſchland Anhänger zu gewinnen.

Bereits im 2. Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung kam Lubentius, ein Schüler des heiligen Maximin, von Trier aus bis in die Lahngegenden und verkündete hier die chriſtliche Lehre. Er oder ſeine Schüler gründeten ein Bethaus in Dietkirchen, aus welchem ſpäter die nach ihm benannte Kirche dieſes Dorfes entſtand. Höchſt wahrſcheinlich ward auch zur Zeit des Königs Siegbert von Auſtraſien die Kirche und Stadt St.-Goar durch den heiligen Goar aus Aquitanien gegründet. Merkwürdigerweiſe ſtammten aber die eigentlichen Verbreiter des Chriſtenthums in Deutſchland nicht aus dem Frankenreiche, ſondern gingen von Irland und England aus, in welchem letztern Lande das Chriſtenthum eben erſt Wurzel gefaßt hatte und die ſchönſten Blüten zu treiben begann.

Der erſte dieſer glaubenseifrigen Männer war Columban, der anfänglich eine Zeit lang im Frankenreiche und zwar in Neuſtrien gelebt und in der Greuelgeſchichte des furchtbaren Kampfes der beiden Königinnen Fredegunde und Brunhild eine ehrenvolle Rolle geſpielt hatte, dann aber, im Beginne des 7. Jahrhunderts, ſich der Unterweiſung der Allemannen in Oberdeutſchland in den Lehren des Chriſtenthums widmete und mit ſeinem Schüler Gallus ihre Bekehrung bewirkte (um 627). Das Andenken dieſes Letztern lebt noch jetzt in der, hundert Jahre nach ſeinem Tode gegründeten und nach ihm benannten Abtei St.-Gallen fort, die das Mutterhaus für die Chriſtianiſirung der deutſchen Schweizer geworden iſt. Kurze Zeit darauf kam der heilige Emmeran, ſeinem Namen nach ein Deutſcher, wenn er auch ſelbſt von ſich ſagt, er ſei ausgegangen von den Grenzen der Gallier, nach Baiern. Hier fand er ein wohlgeordnetes Volks- und Staatsleben unter dem Herzoge Theodo dem Agilolfinger, der in Regensburg ſeinen Sitz hatte. Auch war bereits ein chriſtliches Kirchenweſen vollſtändig eingerichtet. Woher dieſes Chriſtenthum zu den Baiern gekommen, darüber gibt die Geſchichte keine ſichere Kunde. Gleichwie die Herkunft der Baiern ein noch unenthülltes Dunkel bedeckt, ſo auch die Anfänge des Chriſtenthums bei ihnen. Es laſſen ſich hierüber nur Vermuthungen ausſprechen. Entweder ſtammte das Chriſtenthum bei den Baiern ebenſo, wie der Sitz ihrer Herzöge, Regensburg, aus den Zeiten der Römer, oder ſie hatten es überkommen von den Oſtgothen, deren Unterthanen ſie zweifelsohne zu der Zeit des großen Theodorich waren. Sei dem wie ihm wolle, begeiſternde Beredtſamkeit, freie Sitte und Demuth verſchafften dem neuangekommenen Glaubensboten bald ein großes Anſehen am herzoglichen Hofe, an welchem er jedoch nur drei Jahre verweilte. Nach ſeiner Entfernung aber klagte ihn des Herzogs Tochter Uta gemeiner Verführung an; da eilte ihm der erbitterte Bruder nach und erſchlug ihn. Deſſenungeachtet wurde Emmeran ſpäter als Heiliger verehrt. Etwas früher noch hatte man von dem Frankenreiche aus, wenigſtens vorübergehend, Verſuche gemacht, das Chriſtenthum in Heſſen und Thüringen zu verbreiten. Um das Jahr 622 kam der König Dagobert von Auſtraſien in Begleitung des Biſchofs Arnulf von Metz und des Hausmaiers Pipin von Landen in das jetzige heſſiſche Land und gründete, den Chronikſchreibern nach, eine chriſtliche Kirche in Dagobertshauſen bei Marburg. Gewiß iſt wenigſtens, daß Arnulf die chriſtliche Lehre, welcher er durch Wunder Eingang zu verſchaffen ſuchte, in Thüringen verbreitete.

Zu den Thüringern, deren Herzog Goßbert damals zu Würzburg ſeinen Sitz gehabt haben ſoll (Vieles iſt hier unbeſtimmt und unklar), kam 60 Jahre ſpäter aus Nordirland Kyllene, gewöhnlich St.-Kilian genannt, ein höchſt eifriger Verkünder des Chriſtenthums. Der Herzog nahm den Glaubensboten freundlich auf; dieſer predigte gewaltig, und ſeine Bemühungen hatten Erfolg. Schon hatte er Viele für die chriſtliche Lehre gewonnen, und dieſelbe fand beſonders am herzoglichen Hofe Eingang und Aufnahme. Als aber Kyllene aus zu großem Eifer in den Herzog drang, ſich von ſeiner Gemahlin Geilana, weil ſie ſeines Bruders Witwe, zu ſcheiden, da überwog des Herzogs Liebe zu ſeiner Gattin die Scheu vor dem Verkünder des Evangeliums: Kyllene wurde ermordet.

Forſchen wir nun nach dem Inhalte der chriſtlichen Lehre, wie ſie dieſe erſten Glaubensboten verkündeten, und beſonders nach den Verhältniſſen, in welchen ſie zu dem römiſchen Papſtthume ſtanden, ſo iſt auch hierin Vieles unklar. Es wird uns zwar von ihren Lebensbeſchreibern erzählt, ſie wären in Rom geweſen und hätten da Anweiſung zu ihrem frommen Werke erhalten; allein hierbei iſt wohl zu erwägen, daß dieſe Biographen in einer ſpätern Zeit lebten, wo ſich die Verhältniſſe bedeutend geändert hatten. Wir haben bereits geſehen, daß die galliſche Kirche und ihre Tochter, die fränkiſche, damals noch nicht in das ſtrenge Abhängigkeitsverhältniß zu dem römiſchen

Stuhle getreten war, zu welchem ſie ſich ſpäter gleich allen übrigen Kirchen bequemte. Die erſte Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland fällt in eine Zeit, wo der Biſchof von Rom ſelbſt noch nicht den Anſpruch einer unumſchränkten Regierung aller chriſtlichen Kirchen erhob. Von Columban wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß er auf die Allgemeinheit und Einheit der Verfaſſung der chriſtlichen Kirche, eine der Hauptgrundſäulen des Papſtthumes, kein Gewicht legte, ja daß er der Unterordnung der chriſtlichen Kirchen unter dieſes Papſtthum geradezu widerſtrebte und hauptſächlich nur auf Sittenreinheit drang. Seine Mönchsregel war überaus ſtreng; ſie ſchrieb ein arbeitvolles und entſagungreiches Leben vor. Dies war auch ganz im Geiſte des iriſchen Chriſtenthums, das ſich zu jener Zeit durch ſittliche Haltung und Gelehrſamkeit ſeiner Geiſtlichkeit nicht minder als durch eine beiſpielloſe Milde in der Behandlung abweichender Lehrmeinungen auszeichnete. Ein Gleiches von Kyllene anzunehmen, ſind wir vollkommen berechtigt, wenn uns auch erzählt wird, er habe ſich in Rom zum Heidenbekehrer weihen laſſen. Wenigſtens hat er ſich nie zu irgend einer Verpflichtung gegen den römiſchen Stuhl herbeigelaſſen, wie dies ſpäter Bonifacius that.

Die Geneigtheit der Thüringer zur Annahme der chriſtlichen Religion, wie ſie ſich in Arnulf's und Kyllene's Zeiten kundgibt, führt zu der Vermuthung, daß ihnen daſſelbe ſchon nicht mehr gänzlich unbekannt und fremd geweſen ſei. Zieht man in Betracht, in welch naher Verbindung die Thüringer zu Theodorich's Zeiten mit den Oſtgothen ſtanden, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß ſich bei ihnen ebenfalls noch Spuren einer Einwirkung des arianiſchen Chriſtenthums erhalten hatten.

So viel geht aus allem Angeführten mit Gewißheit hervor, daß die erſte Verbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland noch nicht im Geiſte und Intereſſe des römiſchen Biſchofs, der ſich eben damals Papſt zu nennen begann, geſchah, daß dieſes Chriſtenthum noch rein in ſeinen Lehrſätzen und weniger mit kirchlichen Gebräuchen überladen war als der ſpätere Katholicismus. Worin mag ſich nun die Auffaſſung der chriſtlichen Religion, wie ſie in dieſen erſten Zeiten unter den Deutſchen verbreitet und aufgenommen wurde, von der ſpätern römiſchen Ausprägung, wie ſie durch Bonifacius zur Geltung gelangte, unterſchieden haben? Zur Beantwortung dieſer Frage läßt ſich mit Sicherheit ſoviel nachweiſen, daß die damalige Auffaſſung des Chriſtenthums, wenn auch getrübt durch mancherlei Aber- und Wunderglauben, doch die Unterordnung unter den römiſchen Biſchof, die Meſſe, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen nicht gekannt hat. Ihr waren ferner fremd der Glaube an das Fegefeuer und die Erlöſung aus demſelben durch fromme Gaben, die Faſten und gewiſſe Taufgebräuche, ſowie die Tonſur der Geiſtlichen. Merkwürdig iſt, daß der deutſche Geiſt, ſobald er zur Selbſterkennung in den Zeiten der Reformation gelangte, gegen eben dieſe Dinge in Widerſpruch trat und dieſelben verwarf, die in der urälteſten Auffaſſung des Chriſtenthums unter den Deutſchen nicht begriffen waren und denen er, wie wir bald ſehen werden, ſchon bei ihrem erſten Aufkommen in Deutſchland widerſtrebte.

Allein gerade dieſe einfachere, weniger ſinnliche Auffaſſungweiſe des Chriſtenthums war wol auch weniger geeignet, die rohen und ſinnlichen Gemüther der Deutſchen jener Zeit zu bewältigen, einen dauernden, nachhaltigen Eindruck auf ſie zu machen. Es bedurfte hierzu gerade des äußern Gepränges und der in die Sinne fallenden Gebräuche, die durch Auge und Ohr den Eingang zu dem noch verſchloſſenen Innern eröffneten. Vor allem aber war eine ſtarke und bewältigende Macht vonnöthen, die den einmal ausgeſtreuten Samen mit feſter Hand ſchützte, damit er nicht wieder ausgerottet werde oder unter dem Heidenthume umkomme. Und eben dieſe Macht mußte auch Einheit in die Beſtrebungen bringen und ſie zu erhalten verſtehen.

Alles dies nun bot die römiſch-katholiſche Kirche, wie ſie ſich gerade im 8. Jahrhundert nach Chriſtus entwickelte: eine Lehre und eine Prieſterſchaft, getragen von einem Oberhaupte, ein Kirchenweſen, ausgeſtattet mit äußerm Gepränge, mit geiſt- und gemüthbewältigenden Gebräuchen. Und dieſes römiſch-katholiſche Chriſtenthum wurde jetzt den deutſchen Völkern überbracht von Glaubensboten aus einem ſtammverwandten Volke, den Angelſachſen. Dieſe hatten ſich in England niedergelaſſen und das Chriſtenthum in römiſch-katholiſcher Weiſe angenommen; aber ihre Geiſtlichkeit zeichnete ſich, gleich der iriſchen, durch Sittenreinheit und Wiſſenſchaftlichkeit vor der Prieſterſchaft in Italien und im fränkiſchen Reiche rühmlichſt aus. Sie fühlten ſich, wie von einem innern Drange, getrieben, ihrem Stammlande den Tribut der Dankbarkeit abzutragen, es theilnehmen zu laſſen an dem Guten, das ſie ſelbſt in der Fremde überkommen hatten.

Ein Mann iſt es, der den Kern und Mittelpunkt dieſer Strebungen bildet und daher mit Recht den Namen des „Apoſtels der Deutſchen“ führt, Winfried oder Bonifacius. Aus einer adeligen Familie ſtammend, genoß Winfried in einer Kloſterſchule einen trefflichen Unterricht; denn der Vater hatte ihn für eine ehrenvolle Laufbahn im Staatsdienſte beſtimmt. Allein ſchon früh war in dem Knaben die Sehnſucht erwacht, als Verkünder des Evangeliums unter den Heiden zu wirken. So nahm ſeine Bildung dieſe Richtung. Er trat unter dem Namen Bonifacius in den Benedictiner-Orden und zeichnete ſich bald ſo durch Gelehrſamkeit aus, daß ihm in ſeinem Vaterlande der Weg zu den höchſten geiſtlichen Würden offen ſtand. Deſſenungeachtet verließ er daſſelbe, ſeinem erſten Vorſatze treu, und begab ſich in die deutſchen Gauen, um dort ſeine Wirkſamkeit zu beginnen. Im Jahre 715 wendete er ſich nach Friesland, wo bereits ein Stammgenoſſe von ihm, der Angelſachſe Wilibrord, für die Ausbreitung des Chriſtenthums zu wirken begonnen hatte.

Während der häufigen Kriege, welche damals die Franken unter ihren

Hausmaiern Pipin und ſeinem Sohne Karl Martell mit den Frieſen führten, hatten ſchon früh angelſächſiſche Geiſtliche, wie Witbert und Andere, wiewol lange vergebens, Verſuche gemacht, die heidniſchen Frieſen für das Chriſtenthum zu gewinnen. Unter dieſen Glaubensboten iſt Wilibrord für uns der wichtigſte, weil er den größten Erfolg hatte. Auf Pipin's Betreiben, der in der Verbreitung des Chriſtenthums die Befeſtigung der fränkiſchen Herrſchaft ſah, wurde er im Jahre 690 von dem Papſte zum Erzbiſchofe der Frieſen geweiht und nahm ſeinen Sitz in einer ihm von Pipin geſchenkten Burg am Rhein, dem nachmaligen Utrecht; von hier aus wurde die Bekehrung der Weſtfrieſen bewirkt. Auch die Oſtfrieſen zu bekehren und vorzüglich ihren König oder Herzog Radbot zu gewinnen, war nun das Hauptſtreben dieſer Miſſionare; allein Letzterer wich immer ihrem Anſinnen geſchickt aus. Es wird erzählt, er habe ſchon einen Fuß im Waſſer gehabt, um ſich taufen zu laſſen; da habe er gefragt, wo denn die größere Zahl der Edeln und Fürſten der Frieſen ſich befände, ob im Himmel oder in der Hölle, und, da er zur Antwort erhalten: in der Hölle, ſo habe er den Fuß aus dem Taufwaſſer zurückgezogen und erklärt, er wolle des Verkehrs mit den frühern Fürſten ſeines Volks nicht entbehren und halte für beſſer, dem größern Theile derſelben in die Hölle zu folgen und der Religion ſeiner Väter treu zu bleiben.

Wirklich zeigte ſich Radbot ſpäter, als die Verhältniſſe ſich änderten und die nach Pipin's Tode über das Frankenreich hereinbrechende Verwirrung ihm Gelegenheit bot, ſeine wahre Geſinnung kundzugeben, als entſchiedenen Feind des Chriſtenthums. Gerade als Bonifacius nach Utrecht kam, hatte Radbot das weſtliche Friesland, das bis dahin den Franken gehorchte, wieder erobert, und nun erging eine arge Verfolgung über die Chriſten. Bonifacius ſah ſich daher, da ihm hier jede Gelegenheit zur Wirkſamkeit abgeſchnitten war, zur ſchleunigen Rückkehr in ſein Vaterland genöthigt. Sein Glaubenseifer war aber zu groß, als daß er ſich durch dieſes Hinderniß hätte auf eine andere Bahn leiten laſſen, ſeine warme Begeiſterung ließ ihn ſofort auf eine neue Unternehmung ſinnen. Bei den Berathungen, die er über die zweckdienlichſten Mittel zur Ausführung ſeines frommen Planes mit den angeſehenſten Geiſtlichen pflog, rieth ihm der Biſchof Daniel, ſich nach Rom an den Papſt zu wenden. Dieſer Rath war zeit- und ſachgemäß. Die Angelſachſen waren ſelbſt von Rom aus unter Autorität des Papſtes bekehrt worden; dieſer ſtand ſchon jetzt in genaueſter Verbindung mit den Franken, vornehmlich mit deren Hausmaier Karl Martell, auf deſſen Unterſtützung Alles ankam. So geſchah es, daß die Bekehrung der Deutſchen von Rom aus und in römiſcher Form erfolgte.

Im Frühlinge des Jahres 718 begab ſich Bonifacius nach Rom, wo damals Gregor II. auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß, derſelbe, welcher durch Vertheidigung des Bilderdienſtes den erſten Grund zur Spaltung zwiſchen der römiſch-katholiſchen und der griechiſch-katholiſchen Kirche legte. Nach dem Beiſpiele ſeiner großen Vorgänger, Leo's I. und Gregor's I., hatte er es ſich zur Lebensaufgabe geſtellt, das Papſtthum in Gewalt und Geltung zu fördern. Einem ſolchen Papſte konnte ein Antrag, wie der des Bonifacius war, nur höchſt willkommen ſein; bald erkannte er die Tauglichkeit des Mannes und die Wichtigkeit ſeines Bekehrungsplanes für die Zwecke des römiſchen Stuhls. Da es ihm nun hauptſächlich darum zu thun war, die neu zu bekehrenden Deutſchen der Autorität des Papſtthums zu unterwerfen, ſo wurden alle Mittel aufgeboten, den feurigen Apoſtel in dem Glauben an die Lehrſätze der römiſch-katholiſchen Kirche recht zu befeſtigen und in ihm die lebhafte Ueberzeugung zu begründen, daß alle Einrichtungen und Gebräuche, welche dieſelbe angenommen, die allein wahren und richtigen ſeien. Wirklich war auch das römiſche Kirchenweſen am geeignetſten für die Zwecke des Bonifacius. Letzterer verkannte dies nicht, und ſeine Hingebung an die römiſch-katholiſche Kirche war daher aufrichtig und ohne Rückhalt. In Allem wohlunterrichtet und ſtreng angewieſen, das Chriſtenthum nach römiſcher Auffaſſung zu lehren, das römiſche Kirchenweſen in den neu zu gründenden Sprengeln einzuführen, wanderte Bonifacius durch Baiern nach Thüringen, wo, wie bereits erzählt wurde, ſchon zu verſchiedenen Zeiten Bekehrungen ſtattgefunden hatten. Hier traf er die chriſtliche Lehre in der eben geſchilderten freiern Auffaſſungsweiſe. Man wußte nichts von der Oberherrſchaft des Biſchofs zu Rom; die Geiſtlichen waren verheirathet, und zwar zuweilen mit einer Frau, die ſchon einmal ehelich verbunden geweſen war, was vorzüglich dem glaubenseifrigen Manne Anſtoß gab. Somit ſcheint Bonifacius in jenen Gegenden damals keinen empfänglichen Boden für ſeine Lehren gefunden zu haben; es wird uns nichts von ſeiner Wirkſamkeit daſelbſt berichtet, und er wendete ſich alsbald wieder nach Friesland, wo ſich die Verhältniſſe inzwiſchen günſtiger geſtaltet hatten. Nach Radbot's Tode hatte nämlich Karl Martell Weſtfriesland wieder beſetzt, und den Bekehrungswerken Wilibrord's ſtand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Ihm ſchloß ſich Bonifacius an und wirkte hier drei Jahre lang in ſo ſegensreicher Weiſe, daß ihm die Biſchofswürde angetragen wurde. Der thätige und begeiſterte Mann ſuchte aber einen größern Wirkungskreis; daher ſchlug er die angebotene Würde aus und wendete ſich mehr in das Innere von Deutſchland, nach Heſſen. Wahrſcheinlich eröffnete ihm der Zug, den Karl Martell um dieſelbe Zeit zur Säuberung dieſes Landes von den Sachſen unternahm, die Ausſicht auf eine kräftige Unterſtützung ſeiner geiſtigen und geiſtlichen Wirkſamkeit durch die weltliche Gewalt. Es wird uns zwar hierüber nichts berichtet, allein die Gleichzeitigkeit beider Unternehmungen und die ſchnellen Erfolge, deren ſich das Bekehrungswerk des Bonifacius erfreute, berechtigen zu dieſer Vermuthung.

Es war im Jahre 722, als Bonifacius, begleitet von mehrern fromnen Männern, zuerſt ſeine Schritte nach Heſſen lenkte, wo wir die früheſten Spuren ſeiner Wirkſamkeit im Oberlahngau, dem jetzigen Bezirke Marburg, entdecken. Hier wohnten an der Ohm zwei reichbegüterte Brüder, Detdik und Dierolf, die zuerſt das Chriſtenthum annahmen und ihrem Bekehrer geſtatteten, ſich auf einem ihnen zugehörigen Berge an der Ohm (daher Amöneburg) in einer Zelle einen Aufenthaltsort zu gründen. Von hier wandte ſich Bonifacius nördlich in den fränkiſchen Heſſengau, das jetzige Niederheſſen, wo noch durchweg die Götter der Vorfahren verehrt wurden. Die Kraft ſeiner Rede hatte hier großen Erfolg. Tauſende bekehrten ſich, wird uns geſagt; wir erfahren aber nicht, inwiefern etwa die Wirkſamkeit des begeiſterten Mannes durch Karl Martell's Scharen, die damals in eben dieſen Gegenden lagerten, gefördert wurde. Indeſſen war der Aufenthalt des Bonifacius für jetzt hier nur kurz; er begab ſich wieder nach Rom. Mag er hierzu durch des fränkiſchen Hausmaiers Staatsklugheit veranlaßt worden ſein oder mog man ihn in der Abſicht nach Rom berufen haben, um ihn noch feſter an das Intereſſe des päpſtlichen Stuhles zu feſſeln: genug, gegen das Ende des Jahres 723 traf er in der ewigen Weltſtadt ein und genoß des freundlichſten und ehrenvollſten Empfangs. Mit Klugheit wurde ſeine Anweſenheit zu einer genauen Prüfung ſeiner An- und Abſichten benutzt, um zu wiſſen, wie weit man ihm trauen könne. Man verlangte von ihm ein ſchriftlich abgefaßtes Glaubensbekenntniß, und, da daſſelbe ganz nach Wunſch ausfiel, ſo wurde er zum Biſchof der neubekehrten und noch zu bekehrenden Deutſchen ernannt. Beim Empfang der biſchöflichen Weihe mußte er ſchriftlich und mündlich, die Hand unter Anrufung Gottes auf den Leichnam des Apoſtels Petrus gelegt, einen feierlichen Eid leiſten. In dieſem Eide, der übrigens im Weſentlichen demjenigen gleich war, den die Biſchöfe in dem römiſchen Herzogthume dem Papſte als ihrem Metropoliten zu ſchwören pflegten, gelobte Bonifacius bei der untheilbaren Dreieinigkeit, dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiſte, und unter ſchweren Verwünſchungen, dem Petrus, dem Fürſten der Apoſtel, ſeinem Statthalter, dem Papſte Gregor, ſowie den Nachfolgern deſſelben: den katholiſchen Glauben in ſeiner Reinheit zu lehren, an der Einheit dieſes Glaubens, in welcher alles Heil der Chriſten beſtehe, zu halten und ſich niemals und in keiner Weiſe gegen die Einheit der *einen* und *allgemeinen* Kirche zu erklären. Er gelobte, mit aller Treue und aller Kraft den Nutzen der römiſchen Kirche zu fördern, welcher von Gott die Macht gegeben ſei, zu binden und zu löſen, und dem Papſte und ſeinen Nachfolgern in allen Stücken gehorſam zu ſein. Er gelobte endlich, mit keinem Vorſteher einer Kirche, der gegen die Satzungen der alten Väter handle, Gemeinſchaft zu haben, vielmehr ſich zu bemühen, jeden ſolchen Vorſteher zurückzuhalten von dieſem Verfahren und, wenn ihm dies etwa unmöglich ſei, ſeinem apoſtoliſchen Herrn ſogleich Anzeige zu machen von der Ungeſetzlichkeit. Der Papſt übergab ihm eine ſchriftliche Ordnung der römiſchen Kirche und verſah ihn mit Empfehlungsſchreiben an Karl Martell und mehrere heſſiſche und thüringiſche Große, ſowie an das ganze Volk. Bei dem Hausmaier fand er die größte Bereitwilligkeit zur Förderung ſeines großen Planes, indem ihm dieſer einen Schutzbrief einhändigte an alle Beamte geiſtlichen und weltlichen Standes, worin er ihm Hülfe und Beiſtand verheißt und zugleich allen dieſen verbietet, gegen den Apoſtel und ſeine Mitarbeiter in irgend einer Sache zu entſcheiden, ſich ſelbſt das Urtheil vorbehaltend. So geſchützt und gefördert, begab ſich Bonifacius wieder in den fränkiſchen Heſſengau, in die Edergegend, wo er auf dem Büraberg bei Fritzlar ſeinen Aufenthalt nahm. Dieſem gegenüber liegt auf dem linken Ederufer bei dem Dorfe Geismar ein hoher Berg. Darauf ſtand eine, höchſt wahrſcheinlich dem Thor geweihte heilige Eiche, bei welcher ſich die Bewohner dieſer Gegend zur feſtlichen Begehung ihres Gottesdienſtes zu verſammeln pflegten. Während einer ſolchen Feſtverſammlung trat der unerſchrockene, von der Heiligkeit ſeines Berufs durchdrungene Glaubensbote mitten unter ſie, predigte das Evangelium, ergriff eine Axt und fällte die heilige Eiche zur größten Erſchütterung der Umſtehenden. Kein Blitz beſtrafte den kühnen Frevler; da bekannten ſich die Heiden, die Ohnmacht ihrer Götter erkennend, zu dem Chriſtus, den der gewaltige Mann verkündete. Mit dem geheiligten Baume war der Glaube an die alten Götter geſunken, und aus ſeinem Holze erbaute Bonifacius eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle. Von jetzt an traten immer mehr Heſſen zu dem Chriſtenthume über, welches ihnen der begeiſterte Apoſtel predigte.

Allein es galt dem glaubenseifrigen Manne nicht allein um die Bekehrung der Heiden; auch die Chriſten, die ſich bereits in Heſſen und Thüringen befanden, ſollten ſich der römiſch-katholiſchen Form bequemen. Leider ſind die Nachrichten über die damals hier herrſchenden Lehren des Chriſtenthums höchſt dürftig. Sie ſind uns nur von den Feinden der freiern Auffaſſungsweiſe, von Bonifacius, ſeinen Freunden und Schülern überliefert worden, von welchen die Bekenner derſelben nur Ketzer, Huren und Ehebrecher genannt werden. So viel iſt aber gewiß: es lebten zu jenen Zeiten im Innern von Deutſchland eine Anzahl Geiſtlicher und ſelbſt Biſchöfe, welche das Chriſtenthum in einer einfachern, mehr allgemein menſchlichen Form lehrten und daſſelbe gegen die aufgedrängte römiſche Form, die Bonifacius ſeinem Eide gemäß predigte, zu vertheidigen ſuchten. Inwiefern ſich dieſe einfachere Auffaſſungsweiſe von der römiſchen Form unterſchied, haben wir oben, ſo weit es jetzt noch bei den dürftigen und einſeitigen Nachrichten möglich, anzuführen verſucht. Außer den bereits erwähnten Neuerungen der römiſch-katholiſchen Kirche erregte die Einführung des Latein als Kirchenſprache und die Lehre von der Nothwendigkeit der Ohrenbeichte den meiſten Anſtoß bei den chriſtlichen Geiſtlichen in Deutſchland. Ein unbekannter Hiſtorienſchreiber jener Zeit erzählt von

Bonifacius, er habe, als er von Rom zurückgekehrt und nach Ordorf in Thüringen gekommen ſei, wohin er ſich bald nach der Fällung der heiligen Eiche begab, die Kirchen in Unruhe und Verwirrung gebracht und ſie mit abergläubiſchen Gebräuchen verunſtaltet. Deswegen hätten ſich ihm die Vorſteher der Kirchen, gelehrte Männer, Adalbertus Gallus, Clemens Scotus, Virgilius, Sidonius, widerſetzt und ihn beſchuldigt, er wolle die deutſchen Kirchen dem römiſchen Stuhle unterwerfen. Ebenſo erzählen Othlo und Spangenberg in ihren Lebensbeſchreibungen des Bonifacius ausdrücklich, es hätten ſich einige Geiſtliche in Thüringen, namentlich Berhemius, Bertherus, Landebereth und Hunfried oder Hunrad, ihm wegen der päpſtlichen Irrthümer, die er gelehrt, widerſetzt; er aber habe ſie excommunicirt und verbannt, den Adalbertus Gallus aber, der ein Buch wider ihn geſchrieben, habe er zu Fulda in ein Gefängniß geworfen, worin derſelbe verfault ſei. Deswegen ſeien auch die Thüringer, ſobald er ihr Land verlaſſen, von ſeiner Lehre wieder abgefallen. Ueber die Gegenlehren Einzelner der Genannten haben wir einige Nachrichten. Adalbertus Gallus vertheidigte die Ordination durch weltliche Biſchöfe, wollte die Kirchen nicht zu Ehren der Heiligen geweiht haben und verwarf die Ohrenbeichte und das Pilgern nach Rom. Clemens Scotus erkannte die Gültigkeit der römiſchen Canones nicht an, hatte als Prieſter Söhne erzeugt und lehrte über die Vorausbeſtimmung oder Prädeſtination in anderer Weiſe, als die katholiſche Kirche vorſchrieb. Vielleicht haben wir hier ſchon eine der Calvin'ſchen ähnliche Auffaſſungsweiſe der Auguſtin'ſchen Lehre von der Gnadenwahl.

Durch alles Dies unbeirrt, wirkte Bonifacius nach ſeiner Weiſe mit Macht und Erfolg; ſein Wille war ſtark wie ſein Eifer. Und ſo erzwang er nicht nur die Bekehrung der Heiden, ſondern auch die Anerkennung der Autorität des römiſchen Papſtthums und ſeiner Lehre in den deutſchen Gauen. Zur Sicherung ſeines Werkes mag dies nothwendig geweſen ſein, allein in den Gegenſtrebungen der frühern chriſtlichen Geiſtlichen läßt ſich die Reaction des deutſchen Geiſtes gegen dieſe römiſch-katholiſche Form des Chriſtenthums nicht verkennen, die ſomit ſchon bei deren Einführung ſich kundgab, in der Reformation aber in ihr zweites Stadium trat und erſt in kommenden Zeiten ihren vollſtändigen Sieg feiern wird. Der Gegenſtrebungen heidniſcher Prieſter gegen des Bonifacius Bekehrungsverſuche geſchieht merkwürdigerweiſe nirgends Erwähnung.

Während ſeines Wirkens in Deutſchland blieb Bonifacius in ſtetem Verkehre mit ſeinem Vaterlande, indem er mit dortigen Geiſtlichen einen lebhaften Briefwechſel unterhielt und Bücher und andere Hülfsmittel von da aus bezog. Aus England ſtammten auch ſeine treueſten Gehülfen, die ſich ihm entweder ſogleich anſchloſſen oder ſpäter nachfolgten. Es waren dies Burghard und Lullus, die Brüder Willibald und Wunnebald, endlich Witta und Gregor, Alle dem kräftigen Apoſtel treu ergeben und ihm gleich, wenn nicht an Geiſt, doch an heiligem Glaubenseifer und ſittlicher Aufopferungsgabe. Mit dieſen Männern wetteiferten edle Frauen, die aus Liebe zu Gottes Wort ſich nicht ſcheuten, ihr Vaterland zu verlaſſen und den begeiſterten Glaubensboten in die rauhen und wilden Gegenden des unbekannten Landes zu folgen, um ihr frommes Werk fördern zu helfen. Ihre Namen ſind: Thekla und Chunitrude, Lioba und Walpurga, ſowie Chunihilt und Berathgit, die nächſten Verwandtinnen des Lullus.

Zur Befeſtigung der Neubekehrten in der Lehre und Sitte des Chriſtenthums trugen weſentlich die Klöſter bei, die Bonifacius mit Hülfe ſeiner männlichen und weiblichen Genoſſen gründete. Das Kloſterweſen hatte bereits im Abendlande durch Benedict von Nurſia eine heilſame Veränderung erfahren; die Regel, die er für ſeinen Orden aufſtellte, wies Mönche und Nonnen zu geiſtiger Ausbildung und körperſtärkender Arbeit an. Und da Bonifacius ſelbſt dem Orden der Benedictiner angehörte, ſo verbreiteten auch die unter ſeiner Leitung geſtifteten Klöſter nicht nur Wärme und Licht im Geiſt und Gemüth der Menſchen, ſondern ſie lichteten auch die dichten Wälder und machten den Boden urbar und wohnlich. Mönche und Nonnen wetteiferten, die umwohnenden neuen Chriſten zu unterrichten, und zwar nicht nur in den chriſtlichen Heilswahrheiten, ſondern auch in den Kenntniſſen und Fertigkeiten des Landbaues, der Handwerke und vieler häuslicher Verrichtungen und Arbeiten, wie denn namentlich die Kenntniſſe und die Lehrgabe der Chunihild und Berathgit höchlich gerühmt werden. So ſäeten die Klöſter nicht nur himmliſchen, ſondern auch irdiſchen Samen aus, und es entwickelte ſich unter ihrer ſorgſamen Pflege ein mehr geordnetes und geſittetes Leben. Wie ſich die Culturentwickelung in Griechenland an den Demeter-Dienſt anſchloß, ſo ſteht ſie in Deutſchland in engſter Verbindung mit dem Kloſterweſen.

Doch wir begleiten Bonifacius auf ſeiner weitern Laufbahn, um die fernere Verbreitung und Ausbildung des Chriſtenthums in Deutſchland kennen zu lernen. Der Tod des Papſtes Gregor II. gab ihm eine neue Gelegenheit, dem päpſtlichen Stuhle ſeine Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit zu bezeigen, indem er den neuerwählten Gregor III. durch eine Geſandtſchaft begrüßte und ihn um dieſelbe Gunſt des Vertrauens bat, die ihm ſein Vorgänger erwieſen. Der Papſt, das demuthsvolle Entgegenkommen mit Freundlichkeit aufnehmend, überſchickte ihm als Anerkennung und Aufmunterung ſeiner Verdienſte das erzbiſchöfliche Gewand, wies ihm aber, wol aus Unbekanntſchaft mit den deutſchen Ländern, noch keinen feſten Sitz und keinen beſtimmten Sprengel an. Gerade um dieſe Zeit erhob ſich die Stellung des päpſtlichen Stuhles zu einer immer größern Höhe und der Papſt wurde von immer ſtolzerm Gefühle ſeiner Würde durchdrungen, wie wir aus den Antworten des Papſtes auf die Anfragen des Bonifacius deutlich ſehen. Während Gregor II. dem Biſchofe Bonifacius nur Rathſchläge und Meinungen mittheilt, erließ Gregor III. ſchon Befehle an den Erzbiſchof. In dieſen Befehlen wurden ſtreng unterſagt der Verkauf von

Sklaven an Heiden, der Genuß des Pferdefleiſches, die Heirathen unter nähern Verwandten, aber auch das Gebet für Solche, die nicht als römiſch-katholiſche Chriſten geſtorben.

Mit raſtloſem Eifer war unterdeſſen Bonifacius ſeinem Werke zugewendet; zwei neue Kirchen zu Fritzlar und Amöneburg, jede verbunden mit einem Benedictinerkloſter, erſtanden zu dieſer Zeit unter ſeiner ſchaffenden Hand. Selbſt nach Sachſen hin wendete er ſeine Blicke; allein da er ſeine perſönliche Thätigkeit im mittlern und ſüdlichen Deutſchland für nothwendig erachtete, ſo begnügte er ſich damit, einige ſeiner Geſinnungsgenoſſen zum frommen Werke der Bekehrung der heidniſchen Sachſen zu ermuntern; er ſelbſt ging nach Baiern. Hier hatte bereits am Ende des 7. Jahrhunderts Rudbert, Biſchof von Worms, für die Ausbreitung des Chriſtenthums in römiſch-katholiſcher Weiſe gewirkt. Von dem Herzoge Theodo II eingeladen, kam dieſer glaubenseifrige Mann in zahlreicher Begleitung vom Rhein an die Donau nach Regensburg, wo er mit Freuden und Ehren aufgenommen wurde. Er durchzog Baiern und gründete auf den Trümmern der alten Römerſtadt Juvavia das Kloſter Salzburg, von wo die feſte Ordnung der kirchlichen Dinge für Baiern ausging. Da er in genauer Verbindung mit dem Papſte Gregor II. ſtand, ſo wurde dieſe Ordnung unter deſſen Einfluſſe vorgenommen und ſomit der Papſt auch in Baiern als das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche anerkannt. Auch die Errichtung der Biſthümer zu Salzburg, Paſſau und Regensburg, die in das Jahr 680 fällt, geſchah unter päpſtlicher Mitwirkung und Einwilligung. Da nun durch die Ketzereien eines bairiſchen Prieſters, Namens Ermwolf (wie Bonifacius und ſeine Freunde es nannten), dieſe Ordnung bedroht erſchien, ſo begab ſich Bonifacius ſelbſt dahin und ſtellte, von dem Herzoge Heubert unterſtützt, durch Ermwolf's Ausſtoßung aus der Kirchengemeinſchaft die Autorität des Papſtes wieder her.

Das Bedürfniß einer feſten Ordnung und Einrichtung der chriſtlichen Kirche in Deutſchland führte den nimmer ruhenden Apoſtel zum dritten Male nach Rom, wo wir ihn, hochgeehrt von dem Papſte und aufgeſucht von den angeſehenſten Fremden aus allen Ländern, ein Jahr verweilen ſehen. Nachdem er ſich mit dem Papſte über Alles verſtändigt hatte, begab er ſich, wohlverſehen mit einem Schatze von Reliquien und einem Empfehlungsſchreiben des Papſtes an die Fürſten und Völker Deutſchlands, auf die Rückreiſe. Zu Pavia erhielt er eine Einladung von dem Herzoge Odile, der unterdeſſen ſeinem Vater Heubert in der Regierung gefolgt war, zu einem neuen Beſuche Baierns. Dieſes Land war ſeiner Lage nach, als die Verbindung zwiſchen Deutſchland und Italien vermittelnd, für die Zwecke des Bonifacius von hoher Bedeutung. Andererſeits konnten dieſe Zwecke durch die Richtung des geiſtigen Lebens, welche zu jener Zeit in Baiern geherrſcht zu haben ſcheint, in ſtörender Weiſe gekreuzt werden. Es gab nämlich daſelbſt, was, wenn man der ſpätern Zeiten gedenkt, auffallend erſcheint, Biſchöfe und Prieſter, welche freigeiſtige Meinungen hegten und dieſelben mit großer Gewandtheit zu verfechten verſtanden. Vor allem wollten ſie ſich der Autorität des römiſchen Stuhles in keiner Weiſe fügen. Selbſt der Herzog ſcheint ſich nicht ganz frei von ſolchen ketzeriſchen Meinungen gehalten zu haben. Der bedeutendſte unter dieſen Männern war der Biſchof Virgilius von Salzburg, der ſich um die Bekehrung der Slawen in den Karniſchen Alpen große Verdienſte erworben hatte. Virgilius überragte an Geiſt und Kenntniſſen weit ſeine Zeitgenoſſen, und gerade die Anklagen, welche Bonifacius gegen ihn bei dem Papſte erhob, laſſen ihn uns im günſtigſten Lichte erſcheinen. Er wollte den Gottesdienſt in der Mutterſprache gehalten wiſſen und widerſetzte ſich der Einführung des Latein als Kirchenſprache. Auch ſeine Behauptung, daß es Gegenfüßler gebe, ſchien dem Bonifacius eine arge Ketzerei, und ſo wurde, auf des Letztern Anklage, Virgilius von dem Papſte als Ketzer und Zauberer verdammt.

Alle dieſe Verhältniſſe beſtimmten den Bonifacius zu einem längern Aufenthalte in Baiern, wo er drei Jahre verblieb. Seinem Eifer, der vor nichts zurückbebte, gelang es, den Herzog zu gewinnen und mit deſſen Hülfe die freiere Auffaſſungsweiſe (denn eine ſolche haben wir jedenfalls unter Dem, was der Ketzereien nennt, zu verſtehen) zu unterdrücken und die Herrſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche in Baiern aufs neue zu begründen. Die Eintheilung des Herzogthums in vier Bisthümer: Salzburg, Freiſingen, Regensburg und Paſſau, und die Beſetzung dieſer Biſchofsſtühle mit gleichgeſinnten, dem römiſchen Papſtthume treu ergebenen Hirten beſchloß und befeſtigte ſeine Wirkſamkeit für dieſes Land, von wo aus er wieder nach Mitteldeutſchland, Heſſen und Thüringen, zurückkehrte. Hier war noch immer das Heidenthum nicht ganz erloſchen; Chriſtliches und Heidniſches miſchten ſich oft. Man betete zu dem Kreuze und zu den heiligen Bäumen, ſang Loblieder bald auf Chriſtus, bald auf die heidniſchen Gottheiten. Ja es gab Prieſter, die, nur um ihr Einkommen beſorgt, nach jedesmaligem Verlangen zur Verrichtung chriſtlicher und heidniſcher Gebräuche bereit waren.

Um dieſem Unweſen zu ſteuern, nahm Bonifacius auch hier die Eintheilung der dem Chriſtenthume gewonnenen Länder in Kirchenſprengel vor, denen er in gelehrten und zuverläſſigen Biſchöfen würdige und ſeine Zwecke fördernde Vorſteher ſetzte. Zuerſt gründete er drei Bisthümer: Bürnberg bei Fritzlar für Heſſen, Würzburg für die Maingegenden und Erfurt für Thüringen, fügte aber bald noch das von Eichſtädt für die Lande zwiſchen Main und Donau hinzu. Für alle dieſe Einrichtungen gewann er leicht die Beſtätigung des neuen Papſtes Zacharias II., mit dem er in die innigſte Verbindung trat. Fortwährend wurden neue Kirchen und Klöſter angelegt, wo die Nothdurft es erfoderte oder die Mittel dazu gewonnen werden konnten. Schon ward Hersfeld für einen zu einer frommen Stiftung geeigneten Ort auserſehen, obwol die Nähe der Sachſen ſchreckte. Für jetzt entſchloß ſich Bonifacius, an der Scheidemark zwiſchen Heſſen und Thüringen einen Ort auszuwählen, der, geſichert vor den Einfällen der Sachſen, geeignet ſei zur Anlegung eines Hauptkloſters, das zugleich als Stützpunkt für das Bekehrungswerk und als Unterrichtsſtätte für die heranzubildenden Prieſter dienen könnte. Sturm, ſein Lieblingszögling aus dem Kloſter Fritzlar, der aus einer vornehmen bairiſchen Familie ſtammte, wurde mit dieſem Geſchäfte betraut. Mit unſäglicher Mühe in wiederholten Verſuchen kämpfte ſich der junge Mann durch den endloſen Buchenwald, wo er nur wildes Gethier, ſcheues Gevögel und ungeheure Bäume antraf. Endlich kam er an eine Stelle des Fluſſes Fulda, wo jetzt die Stadt gleiches Namens ſteht, in eine Gegend, die ihm für das Vorhaben ſeines Meiſters geeignet erſchien. Bonifacius genehmigte den Platz, und Karlmann, der Sohn Karl Martell's und ſein Nachfolger im Hausmaieramt für Auſtraſien, ſchenkte ein hinreichendes Stück Land zur Anlegung eines Kloſters. Der Anbau deſſelben und des Bodens umher begann im Jahre 744. Sturm wurde der erſte Abt des vollendeten Kloſters, das durch die Thätigkeit ſeiner Mönche, durch reiche Geſchenke von nah und fern und ſtattliche Privilegien bald zu Reichthum, Macht und Anſehen heranwuchs. In ihm ruhte Bonifacius zeitweiſe von ſeinen Anſtrengungen aus; es war und blieb ſein Lieblingsſtift, und er beſtimmte es auch zu ſeiner künftigen Grabſtätte. Für jetzt zwar ſollte die Wirkſamkeit des Apoſtels der Deutſchen erſt in den Höhepunkt ihrer Bedeutſamkeit und ihres Einfluſſes, auch für die Geſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe, treten, ehe ſie ſich zum blutigen, aber großartigen Untergange neigte.

Um die Kirchenordnung und Kirchenzucht deſto feſter und dauernder zu begründen, faßte Bonifacius die Idee, die alte, in Vergeſſenheit gerathene Einrichtung der Provinzial-Kirchenverſammlungen zu erneuern und ſie auf die Länder des innern Deutſchlands auszudehnen; er kam deshalb mit Karlmann überein, eine ſolche für die Landſchaften, in welchen dieſer das Hausmaieramt bekleidete, zu veranſtalten. Zuvor aber erwirkte Bonifacius von dem Papſte, dem er die heilſamen Folgen dieſer Einrichtung ſowol für das Anſehen des römiſchen Stuhles, als auch für die Sittenverbeſſerung der Geiſtlichkeit, die man als höchſt verderbt ſchilderte, auseinanderſetzte, die Genehmigung hierzu und für ſich volle Machtbefugniß als päpſtlicher Bevollmächtigter. Auf der hierauf von Karlmann einberufenen Synode am 21. April 742, der erſten in Deutſchland, erſchienen außer Bonifacius die neuen, von ihm eingeſetzten Biſchöfe, neben dieſen auch einige alte, wie die von Straßburg und Köln. Die verſammelten Biſchöfe erkannten Bonifacius als ihren Erzbiſchof an und faßten eine Reihe von Beſchlüſſen, die dahin zielten, falſche Prieſter zu entfernen, die Geiſtlichen vom Kriege, von der Jagd und dem Spiele mit Hunden und Falken abzubringen, Ausſchweifung und Völlerei derſelben zu verhüten und ſie zu einem verſtändigen und geſitteten Leben zurückzuführen. Zugleich wurde ausgeſprochen, daß die Grafen, als Beſchützer der Kirche, verpflichtet ſeien, den Biſchöfen zur Ausrottung des heidniſchen Weſens behülflich zu ſein, und angeordnet, daß jährlich eine Synode in Gegenwart des Fürſten ſtattfinden ſollte. Dieſe Beſchlüſſe erhielten die Genehmigung der Reichsverſammlung und wurden von Karlmann als Geſetz verkündet. Und wirklich wurde ſchon im folgenden Jahre zu Liptine, in der Nähe von Cambray, eine neue Synode gehalten, auf welcher die Kirchengüter vor der Beraubung durch die weltliche Macht ſichergeſtellt und die Beſchlüſſe der vorigen Synode wiederholt wurden. Zugleich hatte Bonifacius die Freude, die verſammelten Biſchöfe dahin zu bringen, daß ſie einſtimmig eine Erklärung unterſchrieben, worin ſie ihre Unterwürfigkeit unter die römiſch-katholiſche Kirche ausſprachen und dem heiligen Petrus und ſeinem Statthalter in Wort und Werk unverbrüchlichen Gehorſam gelobten.

Wenn nun auch dieſe kirchlichen Synoden anfangs ganz abgeſondert von der Verſammlung der weltlichen Herren und Vaſallen ſtattfanden und ihre Berathungen zunächſt geiſtliche und kirchliche Dinge betrafen, ſo griffen dieſe doch überall in die weltlichen Angelegenheiten ein; auch mußten ihre Beſchlüſſe von der Verſammlung der weltlichen Großen genehmigt werden, weshalb gewöhnlich beide Verſammlungen zu gleicher Zeit gehalten wurden. So kam es denn bald, daß beide Verſammlungen zuſammentraten und allmälig zu einer verſchmolzen, und auf ſolche Weiſe gelangte die Geiſtlichkeit zur Reichsſtandſchaft. Dies war für die Ausbildung der deutſchen Verfaſſungen von den wichtigſten Folgen. Zwar waren ſchon früher einzelne Geiſtliche theils als Rathgeber der Fürſten, theils als Lehnsträger auf den Reichstagen erſchienen; allein es geſchah dies nicht in ihrer Eigenſchaft als Geiſtliche. Jetzt aber wurde die Geiſtlichkeit neben dem Lehnsadel der zweite Stand und erlangte bei ihrer hervorragenden Bildung den weſentlichſten Einfluß auf Geſetzgebung und Verwaltung. Am ſchneidendſten tritt dieſer Einfluß in der Beſtrafung der Verbrechen gegen Einzelne hervor. Früher hatte der König oder Graf das an einem Einzelnen begangene Verbrechen nur dann vor ſein Gericht gezogen, wenn der Beſchädigte oder deſſen Familie Klage erhob. Die Strafe war eine Entſchädigung für den Verletzten und ein Theil davon fiel dem Richter als Belohnung für ſeine Mühewaltung zu. Jetzt fing allmälig die Idee an Geltung zu erlangen, auch das an dem Einzelnen begangene Verbrechen ſei eine Kränkung der Allgemeinheit oder des Staates und müſſe von dieſem verfolgt und beſtraft werden. Damit war die Androhung körperlicher Strafen verbunden, die aber in dieſen Zeiten noch durch Geldbußen gelöſt werden konnten. Zugleich wuchs die Anzahl der zu beſtrafenden Vergehen und Verbrechen ins Unendliche, und die Strafbeſtimmungen wurden immer ſtrenger und gewaltthätiger. Da nun überdies noch die Vergehen gegen die Kirche dazu kamen, ſo ging man allmälig von dem Anklageproceß, der in der Grundanſicht des Rechtes bei den germaniſchen Völkern wurzelte, zum Inquiſitionsverfahren über, das ſich ſpäter in den ſogenannten Sendgerichten ausbildete und dann auch auf die andern Gerichte übertragen wurde. Daß dieſe Veränderungen aus dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit hervorgingen, wird Niemand leugnen, der die Strafgeſetze jener Zeit einer genauen Erwägung unterzieht. In deutlichen Zügen tritt aus ihnen der Geiſt des moſaiſchen Strafrechts und die Idee von der durch körperliche Züchtigung und Peinigung wieder zu erlangenden Gnade Gottes hervor.

Das Synodalweſen bildete ſich immer mehr aus und fand im neuſtriſchen Franken Eingang, wodurch Bonifacius ſeinen Einfluß auch hierher zu erſtrecken und auch hier für die Zwecke des römiſchen Stuhls zu wirken Gelegenheit fand. Sein Anſehen wuchs täglich. Auf einer Synode, die 743 zu Soiſſons ſtattfand, wurde der Erzbiſchof von Mainz, Gewilieb, der ſelbſt Blutrache an dem Mörder ſeines Vaters geübt und den man einer unziemlichen Leidenſchaft für die Jagd beſchuldigte, ſeiner erzbiſchöflichen Würde entſetzt und Bonifacius zu ſeinem Nachfolger ernannt. Zugleich wurden ihm die damaligen Bisthümer Utrecht, Lüttich, Köln, Worms und Speier untergeordnet und ihm ſomit der Primat über die Kirchen im eigentlichen Deutſchland ertheilt.

Seine Theilnahme an der Thronveränderung im fränkiſchen Reiche, an der Verdrängung der Merovinger durch die Karolinger, ja ſelbſt die von ihm vollzogene Salbung des neuen Königs Pipin iſt neuerdings in Zweifel gezogen worden; es iſt hier nicht der Ort, darüber zu ſtreiten, und der Gegenſtand iſt überhaupt für unſere Darſtellung von wenigem Belang. So viel wenigſtens iſt unbeſtreitbar: die Unterordnung der Kirchen im fränkiſchen Reiche unter Rom war des Bonifacius Werk; durch ſie allein wurde Pipin's bekannte Anfrage bei dem Papſte Zacharias II. und die Bedeutung der Antwort deſſelben ermöglicht. Gerade hierdurch aber wurde das Band zwiſchen Königthum und Papſtthum eng und feſt geſchlungen; denn von nun an ruhte eins auf dem andern, eins ſtützte das andere. Eben hierdurch verſchlangen und verketteten ſich Staat und Kirche auf das innigſte; Lehnsweſen und Kirchenthum durchdrangen ſich gegenſeitig und wurden die Grundlage, auf der die ganze germaniſche Welt des Mittelalters in Recht und Sitte ſich aufbaute. Ehe wir die Vollendung dieſer Verbindung in der Kaiſerkrönung Karl's des Großen durch den Papſt betrachten, wollen wir das Ende des Mannes kurz ſchildern, der zur Gründung des ſtolzen Baues mehr als irgend Einer gewirkt hat.

Sein Werk für Deutſchland ſchien vollbracht; er wollte es geſichert wiſſen durch die Wahl ſeines Nachfolgers. Von allen ſeinen treuen Genoſſen ſchien ihm ſein Freund Lullus, der Stifter der Abtei Hersfeld, der Geeignetſte hierzu, und darum erwirkte er, nicht ohne Schwierigkeit, deſſen Beſtellung zum Erzbiſchof von Mainz durch den Papſt. Nun hätte er ausruhen können von den Mühen und Anſtrengungen ſeines thatenreichen

Lebens. Aber es trieb den Greis wie mit unwiderſtehlicher Gewalt in das Land, wo er als Jüngling gelehrt und gepredigt hatte. Wo der Anfang ſeiner Wirkſamkeit geweſen, da ſollte ſie auch ihr Ende finden. Bonifacius ging nach Friesland und predigte hier noch einmal ſo gewaltig, wie in der Zeit ſeiner kräftigſten Jugend. Viele Heiden bekehrten ſich; da, als er eben die Firmelung der neuen Chriſten vorbereitete, überfiel ihn eine Schar heidniſcher Frieſen. Der ehrwürdige Prieſter mahnte ſeine Genoſſen von jeder Gegenwehr ab und erlitt hohen Muthes ſammt der ihn umgebenden Prieſterſchar den Märtyrertod am 5. Juni 755. Sein Leichnam ruht in Fulda; dort hat man ihm auch in neuerer Zeit ein Denkmal errichtet, von welchem H. König ebenſo ſchön als treffend ſagt: „Im Prieſtertalar und Reiſemantel, die derben Sandalen an die Füße geſchnürt, ſteht die hohe Apoſtelgeſtalt da, die Heilige Schrift aufgeſchlagen über der linken Bruſt haltend, mit der Rechten ein einfach aus Tannenſtäben gefügtes Kreuz mit Begeiſterung emporſtreckend. Der geöffnete Mund ſeines edeln Angeſichts ſcheint eben das ewige Wort unaufhörlich zu verkündigen. Andere glauben auch, er rufe ſo von oben einen würdigen Nachfolger, der für unſere, vom Chriſtenthume ganz durchwachſene Zeit, für unſere tief religiöſe, gläubig forſchende Nation Das ſei, was Bonifacius ſelbſt für ſein Jahrhundert war; indem dieſer Nachfolger Dasjenige, was Bonifacius zur Förderung des damaligen Deutſchlands gebunden hat, endlich wieder löſe zum Heile unſerer Zeit.“

So war das Chriſtenthum, dank dem unermüdlichen, keine Schwierigkeit und Gefahr ſcheuenden Eifer frommer, gottergebener Männer, im ganzen Süden und in der Mitte von Deutſchland verbreitet; die Schwaben, die Baiern, die Heſſen und Thüringer, die Franken hatten die chriſtliche Lehre angenommen. Die deutſche Kirche war durch eine feſte Ordnung begründet, ihr Beſtehen durch die Unterordnung unter das römiſche Papſtthum geſichert und ſomit der himmliſche Samen, den das tiefe Gemüth der Deutſchen aufgenommen hatte, vor gewaltſamer Ausrottung geſchützt. Die erſten Keime einer reichen Entwickelung waren gelegt. Kirche und Staat hatten eine Verbindung eingegangen, die für das geſammte Leben des Volks von mächtigen Folgen ſein mußte. Aber noch war dieſe Verbindung nicht vollendet; noch bekannte ein deutſcher Stamm, die Sachſen, ſich nicht zum Chriſtenthum; noch waren dieſe nicht eingereiht in den Staatsverband deutſcher Völker, den die Franken ſo ſieg- und ruhmreich gegründet. Dies zu vollbringen, war Pipin's Sohn berufen, Karl der Große, der Erneuerer des abendländiſchen Kaiſerthums, der Vereiniger aller deutſchen Stämme zu einem Staatsverbande.

Von jetzt an erfolgt die Ausbreitung des Chriſtenthums in ganz anderer Weiſe als der bisher geſchilderten. Nicht mehr ſind es fromme, gottbegeiſterte Männer, die, von der innern Stimme des Geiſtes getrieben, zur Bekehrung der heidniſchen Deutſchen ausziehen, nur mit der Ueberzeugung von der Wahrheit und Gottſeligkeit ihrer Sache gewaffnet; aufopferungsfähige, glaubensinnige Frauen, die durch Liebesthaten die Wahrheit ihrer Begeiſterung kundthun; nicht mehr iſt der Uebertritt der Heiden zum Chriſtenthum das Werk der freien Selbſtbeſtimmung von Menſchen, die, bereits in ihrem Innern dem Glauben an die alten Götter abgeſtorben, für ſeine neue Heilswahrheit empfänglich ſind, ja danach verlangen. Die Unterjochung und Bekehrung der heidniſchen Sachſen durch die geiſtige und phyſiſche Uebermacht des gewaltigen Karl bietet ein ganz anderes Bild dar.

Zu jener Zeit hatten den Norden von Deutſchland, das eigentliche Niederdeutſchland, vom Rhein bis zur Elbe, die Sachſen inne, der einzige noch ſelbſtändige, von den Franken unbezwungene deutſche Volksſtamm. Bei ihnen ſtand noch das echt germaniſche Weſen, vor jeder Beimiſchung mit Fremdem bewahrt, in voller Blüte. Germaniſches Recht, germaniſche Sitte und germaniſcher Götterglauben walteten noch in unverſehrter Stärke und Kraft. Selbſt ein unbedingter Anhänger Karl's ſchreibt von ihnen: „Sie hatten ſich viel Nützliches und nach dem Naturgeſetze Ehrbares in Abſicht auf gute Sitten eigen zu machen geſucht, was ihnen zur Erwerbung der wahren Glückſeligkeit hätte helfen können, wenn ſie nur ihren Schöpfer gekannt und würdig verehrt hätten.“ Was uns von ihrer Religion erzählt wird, ſtimmt ganz mit Dem überein, was wir von dem deutſchen Götterweſen überhaupt wiſſen. Kurz, die Sachſen waren ein kräftiger und geſunder Volksſtamm, ungeſchwächt und rein. Dieſer ſollte gebrochen, eingefügt werden in das fränkiſche Lehns- und Kirchenweſen! Wenn wir auch nicht verkennen, daß gerade die Unterwerfung und Bekehrung der Sachſen erſt das Zuſammenwachſen der reindeutſchen Volksſtämme zu einem Volke und deſſen Lostrennung von den undeutſch gewordenen Stämmen und Aeſten ermöglicht hat, daß durch ſie erſt die Grundbedingung zu einem deutſchen Reiche geſchaffen wurde, und daß wir eben dieſem unſer Daſein als Volk, unſere Volksthümlichkeit und die Ausbildung und Entwickelung des Chriſtenthums in deutſchem Geiſte verdanken, ſo können wir doch nicht umhin, mit tiefer, ſchmerzlicher Wehmuth dem Kampfe zuzuſchauen, den die tapfern Sachſen um ihre Volksthümlichkeit, Freiheit, Recht und Sitte, um den Glauben ihrer Väter mit ſo beiſpielloſer Ausdauer kämpften. Unſer Gefühl iſt ſtets auf der Seite der bedrängten Sachſen, während unſer Verſtand für Karl Partei ergreift.

Möſer, der ehrwürdige Kenner unſerer vaterländiſchen Geſchichte, ſagt in ergreifender Weiſe von den Sachſen: „Ihre ganze Anlage und Einrichtung ſtand der fränkiſchen Verfaſſung und der chriſtlichen Religion, welche beide zugleich eingeführt werden ſollten, ſchnurgerade entgegen. Längſt hatte ſich die letztere durch die Länder ausgebreitet, worin die Wehren (freie Krieger) ſich mehr in Leute (einem Herrn unterworfene), Völkerrechte in Hofrechte verwandelt hatten. Sie war gerade der Linie gefolgt, welche ehedem die Cherusker von den Katten oder die Reichsgenoſſen von den unbeſchloſſenen Saſſen geſchieden hatte. Ganz Germanien war gewonnen; die niederländiſche Seeküſte, ſo weit ſie beherrſcht wurde, hatte ſie mit Freuden angenommen. Allein den Saſſen konnte keine Religion gefallen, nach welcher ein geſalbter König das Recht über Leben und Tod, Gehorſam, Geduld und Zehnten fordern konnte. Es kam ihnen unerträglich vor, daß ein Mann einen Schimpf nicht ſelbſt rächen und ein Held nicht ſeinen beſondern Himmel haben ſollte. Sie mußten erſt durch die Macht der Waffen um ihre politiſche Verfaſſung gebracht werden, ehe das Chriſtenthum nur einiges Verhältniß zu ihrem Staate gewinnen konnte."

Es iſt hier nicht unſere Aufgabe, den Kampf zu ſchildern, den die Sachſen über 30 Jahre lang (772—803) für ihre Selbſtändigkeit kämpften; wir haben Karl nicht auf ſeinen oft wiederholten Feldzügen zu begleiten und ſeine Kriegsthaten und Siege zu erzählen. Karl, ſobald er ſich zum Kriege gegen die Sachſen und zu ihrer Unterjochung entſchloß, mußte auch davon lebendig überzeugt ſein, daß ihre dauernde Unterwerfung nur durch ihre Bekehrung zum Chriſtenthum erzielt werden könne. Nur Chriſten paßten zur Einfügung in ſeinen Lehnsſtaat, der aufs innigſte mit der Kirche zuſammenhing, und chriſtliche Prieſter waren am geſchickteſten dazu, die Neubekehrten im Gehorſam gegen den aufgezwungenen König zu erhalten. So war die Bekehrung der heidniſchen Sachſen ſchon ein Werk der Staatsklugheit; aber bei Karl waltete auch noch ein höherer und edlerer Beweggrund vor; er fühlte ſich durch die Macht ſeiner eigenen lebenskräftigen Ueberzeugung berufen und verpflichtet, die chriſtliche Lehre, deren heilſame Kraft er an ſich ſelbſt empfand, immer weiter zu verbreiten, ihr immer mehr Anhänger zu gewinnen.

So oft daher Karl nach Sachſen zog, nahm er Biſchöfe, Aebte und Prieſter mit, unter dieſen auch den uns bereits bekannten Abt Sturmius von Fulda, um alsbald den Bezwungenen die neue Lehre zu verkünden. Seine erſten Schöpfungen nach ſeinen Siegen waren Kirchen und Klöſter; das erſte Verſprechen, das er den Beſiegten abnahm, das Gelübde, ſich taufen zu laſſen. Die Ausrottung des heidniſchen Weſens war ſeine angelegentlichſte Sorge, wie er denn auch ſchon auf ſeinem erſten Zuge die Irminſäule, ein hochverehrtes Nationalheiligthum der Sachſen, über deſſen Beſtimmung vielfach geſtritten wird, von Grund aus zerſtörte. Wenn nun ſchon Karl wol vermöge ſeines Scharfblicks und ſeiner Menſchenkenntniß größtentheils nur fähige und für ihren Beruf begeiſterte Prieſter zu ſeinen Begleitern gewählt haben mag, ſo müſſen doch Viele darunter geweſen ſein, die durch die Ausſicht auf irdiſche Güter und äußere Ehre bewogen wurden, ſich zu dem Bekehrungswerke hinzuzudrängen. Wenigſtens leſen wir mannichfache Klagen über dieſe Heidenbekehrer, namentlich über die Strenge, womit ſie den Zehnten von den Neubekehrten eintrieben. Eben dieſer Zehnte, den die chriſtlichen Geiſtlichen, die Verhältniſſe des jüdiſchen Levitenthums unpaßlicherweiſe auf das Chriſtenthum und die damalige

Zeit übertragend, verlangten, war eine Haupturſache des Anſtoßes, den die Sachſen an dem Chriſtenthume nahmen. Sie waren als freie Männer nicht gewohnt, Steuern und Abgaben zu zahlen; dies ſchien ihnen eine Sache des Leibeigenen. Die Briefe des hochverſtändigen Alkuin, des gelehrten Freundes Karl's des Großen, geben klaren Aufſchluß über dieſe Verhältniſſe. Dieſer überläßt es im Jahre 796 der Beurtheilung des Königs Karl, ob er dieſem rohen Volke ſchon beim Beginne ſeiner Glaubensänderung „das Joch des Zehnten“ auflegen wolle, ſodaß derſelbe in jedem Hauſe genau eingefordert werde. „Man muß doch auch in Betrachtung ziehen“, fährt er fort, „ob die Apoſtel, welche von Chriſto, dem Gotte, ſelbſt belehrt und abgeſandt worden ſind, den Zehnten gefordert oder irgendwo zu geben befohlen haben. Den zehnten Theil von unſerm Vermögen zu ſchenken, iſt zwar etwas ſehr Gutes; doch iſt beſſer, denſelben, als den Glauben zu verlieren. Wir, die wir im katholiſchen Glauben geboren und erzogen ſind, willigen kaum in das Verzehnten unſers Vermögens; wie weit weniger wird ein zarter Glauben, ein kindiſches Gemüth und ein habſüchtiger Sinn eine ſo reichliche Gabe bewilligen! Bei geſtärktem Glauben und angewohntem Chriſtenthum muß man ihnen als vollkommenen Männern auch ſtärkere Gebote ertheilen.“ Mit gleicher Weisheit empfiehlt Alkuin ſeinem königlichen Freunde, keine Sachſen taufen zu laſſen, die nicht bereits einige Kenntniß des Chriſtenthums erlangt hätten, beſonders aber ſie nach der von Auguſtinus vorgeſchlagenen Methode zuerſt von der Unſterblichkeit der Seele, von dem künftigen Leben und den ewigen Belohnungen und Strafen, dann von den guten und böſen Handlungen belehren zu laſſen, für welche ſie dieſelben zu erwarten haben, damit ſie dann weiter zu der Lehre von der Dreieinigkeit, von Chriſtus und von der Auferſtehung geleitet werden könnten. In einem Briefe an Megenfried, einen königlichen Hofbeamten, äußert ſich Alkuin: „Wenn man den hartnäckigen Sachſen ebenſo dringend das angenehme Joch und die leichte Laſt Chriſti predigte, als die Entrichtung der Zehnten und der geſetzmäßigen Strafen für die geringſten Vergehen von ihnen eingetrieben wird, ſo würden ſie vielleicht die Taufe nicht verabſcheuen. Möchte es doch endlich einmal apoſtoliſche Lehrer des Glaubens, Prediger und nicht Beutemacher geben!“

Daher kam es, daß die Sachſen, ſo oft ſie aufſtanden, die chriſtlichen Kirchen und Klöſter nicht nur in ihrem eigenen Lande, ſondern auch in dem fränkiſchen Gebiete, in welches ſie Einfälle machten, zerſtörten, überhaupt gegen Geiſtliche und Mönche in arger Weiſe verfuhren. So wurde die von Bonifacius zu Fritzlar eingeweihte Kirche nur durch ein Wunder, wie chriſtliche Geſchichtſchreiber berichten, vor der Zerſtörung durch die Sachſen gerettet, und einmal flüchteten ſogar die Mönche von Fulda die Gebeine des Bonifacius aus Furcht vor den Sachſen 14,000 Schritte weit. Die gräßliche Härte, womit Karl 4500 wehrloſe Sachſen bei Verden an der Aller hinrichten ließ, rief das geſammte Volk zur Rache in die Waffen und lange wogte der Kampf hin und her. Erſt als die edelſten Führer, Wittekind und Alboin oder Abbo, einſehend, daß ihr Volk durch die langdauernden Kämpfe dem ſichern Untergange entgegengehe, ſich Karl unterwarfen und das Chriſtenthum annahmen, konnte daſſelbe nach und nach Platz greifen unter den gedemüthigten Sachſen. Fürs erſte war aber dieſe Bekehrung nur das Werk des Zwanges oder der Politik; denn Karl belohnte den Uebertritt angeſehener Männer mit reichlichen Gütern und Ehren. Dennoch erhoben ſich die Sachſen noch oft, und Karl mußte noch mehrmals das Schwert ziehen, mußte ſelbſt zu dem harten Mittel der Verpflanzung zahlreicher ſächſiſcher Familien in andere deutſche Gauen ſchreiten, ehe Ruhe einkehrte in dem niedergebeugten Lande und mit der Ruhe Gehorſam und Unterwerfung.

Damit aber das Chriſtenthum feſten Boden faſſe und wirke zur Bildung und Sittigung der mit ſo viel Mühe für daſſelbe Gewonnenen, war Karl darauf bedacht, in dem eroberten Lande Biſchofsſitze zu gründen als Stütz- und Anhaltpunkte für das Bekehrungswerk. Man hat vielfach über die Zeit der Gründung dieſer Bisthümer geſtritten, und die Meinungen ſind hierüber noch immer abweichend. Für unſern Zweck genügt es zu wiſſen, daß Karl ſchon mitten im Kampfe, ehe er noch einen vollſtändigen Sieg errungen hatte, mit der Stiftung derſelben begann und damit fortfuhr, wie die Zeit- und Ortsverhältniſſe es geſtatteten. Die Bisthümer, welche Karl gründete, ſind: Bremen, Paderborn, Minden, Münſter, Osnabrück, Verden und Hildesheim; doch wird die Errichtung des letztern von Manchen ſeinem Sohne, Ludwig dem Frommen, zugeſchrieben. Die neugegründeten Biſchofsſtühle beſetzte Karl mit frommen und gelehrten Männern, die er gewöhnlich aus den von Bonifacius geſtifteten Klöſtern nahm. Vorzugsweiſe berief er geborene Sachſen dazu, denn er hatte Sorge getragen, Jünglinge aus vornehmen ſächſiſchen Familien, die ihm als Geißeln gegeben wurden, im Chriſtenthume unterrichten zu laſſen; namentlich werden uns der Biſchof Burghard von Würzburg und ein Erzbiſchof von Rheims als Bildner ſolcher Jünglinge genannt. Aus der Schule des Erſtern ging Hathumar, der erſte Biſchof von Paderborn, hervor. Einen großen Namen erwarben ſich die Biſchöfe Lüdger von Münſter und Willehad von Bremen. Das letztere Bisthum, das zeitweiſe nach Hamburg verlegt wurde, trug weſentlich zur Verbreitung des Chriſtenthums im ſkandinaviſchen Norden und unter den Slawen bei; ſeine Biſchöfe konnten ſpäter daran denken, den Primat über den ganzen germaniſchen Norden anzuſtreben. Für jetzt wurden aber alle neugegründeten Bisthümer den Erzbiſchöfen von Mainz und Köln untergeordnet. Uebrigens müſſen ſie ſorgſame Pflegſtätten chriſtlicher Geſinnung und Bildung geweſen ſein; denn, ehe hundert Jahre verfloſſen, ſtand ſchon die ſächſiſche Geiſtlichkeit auf dem Höhepunkte der Gelehrſamkeit, Frömmigkeit und Sittenzucht damaliger Zeit.

Ob die kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe der Sachſen durch einen Vertrag mit ihnen zu Salza im Jahre 803 geordnet wurden, oder ob die dort getroffenen Anordnungen nur Erlaſſe und Geſetze waren, die Karl aus eigener Machtvollkommenheit den Ueberwundenen auferlegte, darüber wird geſtritten. Jedenfalls ſind die Strafbeſtimmungen in kirchlichen Dingen äußerſt ſtreng und zeugen davon, daß die Sachſen noch lange Zeit nur mit innerm Widerſtreben dem Chriſtenthume huldigten, daß der Götterglaube der Väter noch feſt bei ihnen wurzelte.

Es wurde ausdrücklich verordnet, daß künftig jeder nicht getaufte Sachſe, der ſich verſtecken würde, um nicht getauft zu werden und Heide zu bleiben, mit dem Tode beſtraft werden ſolle; auf das Verbrennen eines Leichnams in heidniſcher Weiſe wurde eine gleiche Strafe geſetzt, ebenſo auf den Genuß von Fleiſch während der vierzigtägigen Faſtenzeit, wenn ſolches aus Verachtung des Chriſtenthums geſchähe. Ferner wurde mit der Todesſtrafe bedroht, wer eine Kirche beraube oder anzünde, einen Geiſtlichen umbringe, wer, vom Teufel betrogen, mit den Heiden glaube, daß es Zauberer und Hexen gebe, die Menſchen freſſen, und ſolche verbrenne und ihr Fleiſch entweder ſelbſt verzehre oder Andern zum Verzehren gebe, wer einen Menſchen dem Teufel opfere oder ſich mit den Heiden gegen Chriſten, namentlich gegen den König, verſchwöre.

Die Entrichtung des Zehntens an die Kirche wird auf das ſtrengſte geboten, auch ſonſt noch für dieſelbe geſorgt. Jede Kirche ſoll wenigſtens ein gewiſſes Grundeigenthum, einen Knecht und eine Magd beſitzen. Jeder Eid ſoll in einer Kirche abgelegt werden und jede Kirche als Zufluchtsſtätte für den Angeklagten, welcher ſich in dieſelbe flüchtet, bis zum nächſten Gerichtstage dienen. Um zu erforſchen, ob auch alle dieſe Geſetze befolgt würden, wurden von Zeit zu Zeit ſtrenge Sendgerichte gehalten, in welchen Manche, wiewol irrthümlich, den Urſprung der Fehm- oder Freigerichte geſucht haben.

So war endlich das Chriſtenthum unter allen deutſchen Stämmen verbreitet und allwärts ſein Beſtand geſichert. Durch die Annahme der römiſchen Kaiſerwürde aber, die um dieſelbe Zeit erfolgte, wurde das Band zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Lehnsweſen und Kirchenthum, welches ſchon unter Karl's Vorfahren geknüpft worden war, noch mehr befeſtigt. Man kann ſagen: die Verſchmelzung beider Elemente, deren Annäherung durch Chlodwig's Uebertritt zum römiſch-katholiſchen Chriſtenthum angebahnt, durch Pipin und Bonifacius vermittelt worden war, vollendete ſich jetzt; der erſte Verſuch zur Verwirklichung der Idee des chriſtlich-germaniſchen Staats ward gemacht. Von nun an ſollten Kaiſer und Papſt gemeinſchaftlich die Völker des Abendlandes leiten. Neben und in einander wurden Staat und Kirche mit allen ihren Einrichtungen und Anordnungen aufgebaut. Wie Kaiſer und Papſt an der Spitze beider ſtanden, ſo unter ihnen die Grafen und Biſchöfe. Eine Grafſchaft begriff oft mehrere Gauen, ebenſo zerfiel das Bisthum in Archidiakonate; wie der Gau in Cente eingetheilt war, ſo das Archidiakonat in Dekanate. Der Staat war durch und durch römiſch-kirchlich; aber auch die Kirche nahm durch das Lehnsweſen germaniſche Einrichtungen in ſich auf. So wurde der römiſch-chriſtliche Lehnsſtaat die Form, in welcher ſich der germaniſche Geiſt zunächſt entwickelte. Dieſe Form konnte aber nur eine Zeit lang ſeinem Weſen entſprechen, ſie mußte ihm allmälig zu eng, zu beſchränkend und hemmend werden. Darum trachtet er, ſich eine neue zu ſchaffen, in der er Raum gewinne für weitere Fortentwickelung. Seit beinahe vier Jahrhunderten arbeitet er daran; in immer kürzern Zwiſchenräumen zeigen ſich ſolche Strebungen. Noch iſt es ihm aber nicht gelungen; noch wogt der Kampf, arg iſt der Haß der Parteien; unverſöhnlich erſcheint ihr Zwieſpalt, und heftige Erſchütterungen ſtehen uns vielleicht noch bevor, bis die neue Form gewonnen ſein wird.

G. Benhard.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

Die chriſtlich-germaniſche Staatslehre, ihre Bedeutung in der Gegenwart, ihr Verhältniß zum geſchichtlichen Chriſten- und Germanenthum. Von H. v. Sybel. 1

Das unbeſchränkte Königthum von Gottes Gnaden (S. 6). — Die Bevorrechtung des Adels und des großen Grundbeſitzes (S. 12). — Der ſpecifiſch chriſtliche Staat (S. 14). — Unvereinbarkeit dieſer Lehren mit dem geſchichtlichen Chriſten- und Germanenthum, ſowie mit den Culturforderungen der Gegenwart (S. 16).

Skandinavien, Deutſchlands Stammverwandter und Nachbar. Von E. M. Arndt. 28

Aelteſte Wohnſitze und Wanderungen der germaniſchen Hauptvölker (S. 29). — Skandinavien und ſein Sagenkreis (S. 30). — Wirkliche Geſchichte Skandinaviens. Zuſtand des Landes im 9. und 10. Jahrhundert (S. 34). — Raub- und Eroberungszüge der Normänner (S. 36). — Skandinaviens innere Verhältniſſe vom 11. bis 16. Jahrhundert (S. 38). — Schwedens Aufſtreben im 16. und 17. Jahrhundert (S. 42). — Schwedens Wiederverfall im 18. Jahrhundert (S. 43). — Dänemark vom 16. Jahrhundert an (S. 45). — Skandinaviens gegenwärtige Verfaſſungszuſtände und Verfaſſungskämpfe (S. 46). — Skandinaviens materielle Lage und nationale Zukunft (S. 47). — Volk und Land (S. 49).

Deutſches Univerſitätsleben. Dritter Artikel. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Begründung der deutſchen Burſchenſchaft. Von F. [illegible]. 60

Fortdauernde Rohheit auf den Univerſitäten (S. 60). — Studentenlieder aus der damaligen Zeit (S. 64). — Zachariä's Renommiſt (S. 69). — Orden und Corps (S. 71). — Beſſerer Geiſt des Studententhums; Verſuche zur Abſchaffung des Duells (S. 76). — Einwirkung der Freiheitskriege auf die Univerſitäten (S. 79). — Gründung der Burſchenſchaft (S. 80). — Das Wartburgfeſt (S. 82). — Reaction des landsmannſchaftlichen gegen den burſchenſchaftlichen Geiſt (S. 86).

Das Volksſchriftenweſen in Deutſchland. Von H. Pröhle. 89

Das alte Volksbuch und die neuere Volksſchrift; die Volksſchriftenvereine (S. 89). — Charakteriſtik der bedeutendſten neueren Volksſchriftſteller Deutſchlands (S. 93). — J. Möſer (S. 94). — Claudius, Stilling, Bürger (S. 97). — Von Peſtalozzi bis zu Zſchokke (S. 100). — Jeremias Gotthelf (S. 103). — K. Immermann (S. 106). — A. Weill

Seite

und Joſ. Rank (S. 107). — B. Auerbach (S. 107). — Geiſtliche Volksſchriftſteller (S. 109). — Die Dialektdichtung (S. 111). — Die belehrende Volksſchrift (S. 111). — Die periodiſche Volksſchrift (S. 114). — Schriftſteller aus dem Volke (S. 117). — Vorſchläge und Winke (S. 119).

Der alte und der neue Bundestag nach ihrer Wirkſamkeit für die Aufrechthaltung des allgemeinen Rechtszuſtandes in Deutſchland. Von **J. W. Pfeiffer**. 123

Die ehemalige Reichsverfaſſung (S. 124). — Uebergang zur Bundesverfaſſung (S. 130). — Der alte Bundestag (S. 134). — Der neue Bundestag (S. 138).

Hippolithus a Lapide, eine Stimme über das Verhältniß Oeſtreichs zu Deutſchland aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. 157

Süddeutſche Städte und Städtebündniſſe im Mittelalter. Von **K. Klüpfel**. 161

Allgemeine Vorbetrachtungen über Entſtehung und Bedeutung der deutſchen Städte (S. 161). — Der Rheiniſche Städtebund (S. 164). — Die ſchwäbiſchen Städtebündniſſe (S. 170). — Der Schwäbiſche Bund von 1488—1533 (S. 186).

Die deutſchen Hülfs- und Bildungs-Vereine im Auslande. Von **W. Stricker**. 192

Liſſabon (S. 193). — Paris (S. 193). — Lyon (S. 197). — London (S. 197). — Petersburg (S. 199). — Odeſſa (S. 200). — Konſtantinopel (S. 201). — New-York (S. 202). — Philadelphia (S. 204). — St.-Louis (S. 205). — Neu-Orleans (S. 205). — Andere Städte der Union (S. 206). — Mexico (S. 206). — Südamerika (S. 207). — Auſtralien (S. 207).

Deutſche Muſik im 16. Jahrhundert, insbeſondere am Hofe Albrecht's von Preußen. Von **Joh. Voigt**. 207

Allgemeiner Charakter der Muſik im 16. Jahrhundert (S. 207). — Herzog Albrecht's Verbindungen mit deutſchen Muſikern (S. 209). — Der Muſikalienhandel im 16. Jahrhundert (S. 213). — Die Muſik am Herzog Albrecht's Hofe (S. 215). — Die Inſtrumente des 16. Jahrhunderts (S. 221).

Die Verſuche zur Einigung Deutſchlands ſeit der Auflöſung des Reichs. Zweiter Artikel. 1814—1848. Von **K. Biedermann**. 224

Diplomatiſche Verhandlungen über die neue Bundesverfaſſung Deutſchlands 1813—14 (S. 224). — Erſte Verhandlungen auf dem Wiener Congreß über die deutſche Verfaſſungsangelegenheit (S. 228). — Betheiligung der kleinern deutſchen Staaten an der Verfaſſungsangelegenheit (S. 234). — Neue Verfaſſungsentwürfe (S. 242). — Wiederaufnahme der Verfaſſungsconferenzen (S. 245). — Die Handhabung der Bundesverfaſſung durch die Bundesverſammlung (S. 250). — Das Verhältniß der einzelnen Regierungen zum Bunde und zu den nationalen Ideen (S. 254). — Wiederbelebung der nationalen Ideen im Jahre 1830 (S. 259). — Abermaliges Hervortreten der Einheitsidee im Jahre 1840 (S. 265). — Verhalten des Bundestags gegenüber dieſen Einheitsbeſtrebungen (S. 272).

Der politiſche Journalismus in Deutſchland am Ende des Jahres 1851. 277

Die Allgemeine Zeitung (S. 277). — Die Neue Münchener Zeitung (S. 278). — Die berliner Zeitungen (S. 279). — Der Wiener Jour-

Seite

nalismus (S. 283). — Die öſtreichiſche und preußiſche Provinzialpreſſe
(S. 293). — Die Journaliſtik in den freien Städten (S. 295). — Die
ſächſiſche Preſſe (S. 297). — Der Journalismus in den übrigen deut-
ſchen Staaten (S. 298).

Die deutſchen Märzminiſterien. II. Heſſen-Darmſtadt und ſeine Märzminiſter. . . . 289

Die vormärzlichen politiſchen Zuſtände Heſſen-Darmſtadts (S. 290). —
Der Landtag von 1847—48: Heinrich v. Gagern, Jaup (S. 292). —
Die Märzbewegung (S. 293). — Bildung eines Miniſteriums Gagern
(S. 297). — Gagern's Rücktritt in Folge ſeiner Wahl zum Präſiden-
ten der deutſchen Nationalverſammlung; Miniſterium Eigenbrodt (S.
301). — Miniſterium Jaup (S. 301). — Deſſen theilweiſe Mo
tion (S. 304). — Haltung Jaup's in der deutſchen Sache (S. 307). —
Jaup's Rücktritt und Bildung eines Miniſteriums im alten Geiſte (S.
309). — Jaup's Geſammtwirken als Miniſter (S. 309). — Aufzählung
der Geſetzgebungs- und Verwaltungsmaßregeln der drei Märzminiſte-
rien (S. 312).

Das Märchen und ſeine Behandlung in Deutſchland. Von **F. Bechſtein.** . . . 316

Bedeutung und Weſen des Märchens (S. 316). — Märchenſtoffe und
ihre Verarbeitung im Morgen- und Abendlande (S. 320). — Das
Märchen auf deutſchem Boden (S. 323).

Die materiellen Zuſtände der untern Claſſen in Deutſchland ſonſt und jetzt. Erſter Artikel Von **G. Landau.** . . . 329

Die materiellen Zuſtände der untern Claſſen in Deutſchland in frühern
Jahrhunderten (S. 329). — Die ſtädtiſche Bevölkerung und ihre Nah-
rungsverhältniſſe ſeit dem 16. Jahrhundert (S. 330). — Die Zuſtände
des platten Landes im 16. Jahrhundert (S. 334). — Das Armen-,
Vagabunden- und Räuberweſen der damaligen Zeit (S. 338). — Mo-
raliſche Urſachen dieſer Mißſtände: allgemeine Sittenverderbniß (S.
344). — Anderweite Urſachen der Verarmung: materieller Druck, Un-
ſicherheit, ſchlechte Verwaltung und Rechtspflege (S. 350).

Die deutſchen Märzminiſterien. III. Preußen und ſeine Märzminiſter. Von **E. Frensdorff.** . . . 353

Das Miniſterium des 18. März: Graf Arnim (S. 354). — Das Mi-
niſterium des 29. März: Camphauſen (S. 357). — Hanſemann (S.
357). — H. v. Arnim (S. 359). — Schwerin, Auerswald, Borne-
mann, Patow, Reiher (S. 361). — Politiſches Syſtem dieſes Mini-
ſteriums (S. 362). — Das Miniſterium und der Vereinigte Landtag
(S. 363). — Innere und äußere Politik zwiſchen dem Schluß des Ver-
einigten Landtags und dem Zuſammentritt der Nationalverſammlung
(S. 367). — Das Miniſterium und die Nationalverſammlung (S.
367). — Rücktritt Camphauſen's; Miniſterium Auerswald-Hanſemann
(S. 373). — Deſſen Stellung zur deutſchen Frage (S. 376). — Der
Stein'ſche Antrag; Rücktritt des Cabinets (S. 383). — Verhand-
lungen mit Beckerath wegen Bildung eines Miniſteriums und deren
Scheitern (S. 387). — Miniſterium Pfuel-Eichmann: Anfang der offe-
nen Reaction (S. 390).

Die deutſche Strafrechtswiſſenſchaft in ihrer geſchichtlichen Entwickelung. Von **R. Köſtlin.** . . . 392

Verſchiedene Richtungen der Strafrechtswiſſenſchaft: 1. Die exegetiſch-
hiſtoriſche Richtung (S. 394). — 2. Die dogmatiſche Richtung (S.
399). — Einfluß dieſer beiden genannten Richtungen auf die [illegible]

Seite

bung (S. 403). — 3. Die philoſophiſche Richtung (S. 408). — Verhältniß der verſchiedenen Richtungen zu einander und zu der Geſammtaufgabe der Strafrechtswiſſenſchaft (S. 414).

Das deutſche Volksſchulweſen von Luther bis auf unſere Zeit. Von P. F. Kirchmann 428

Die Gründung der allgemeinen Volksſchulen in Deutſchland und deren anfängliche Beſchaffenheit (S. 428). — Der fernere Zuſtand der Volksſchulen in den erſten Jahrhunderten nach der Reformation (S. 431). — Die erſten Beſtrebungen, dem Schulweſen eine beſſere Richtung zu geben (S. 433). — Die Philanthropen in ihren Beſtrebungen und ihrem Einfluß auf das Schulweſen (S. 436). — Die Schullehrer-Seminarien und ihr Einfluß auf das Volksſchulweſen (S. 440). — Fortentwickelung der Erziehungs- und Unterrichtsgrundſätze und der Lehrmethoden (S. 442). — Die Stellung der deutſchen Volksſchule zu Kirche und Staat (S. 446).

Deutſches Univerſitätsleben. Vierter und letzter Artikel. **1819 — 1852. Von F. Pechſtein** 449

Die Burſchenſchaft und ihre Beſtrebungen (S. 449). — Sand; die Centralunterſuchungscommiſſion wegen der „demagogiſchen Umtriebe“; die Karlsbader Beſchlüſſe; Auflöſung der Burſchenſchaft (S. 450). — Wiederaufleben der Corps (S. 456). — Geheimes Fortleben der burſchenſchaftlichen Ideen in den Verbindungen Arminia, Germania u. a. (S. 458). — Die Betheiligung der Hochſchulen an der Bewegung des Jahres 1830 (S. 461). — Das Hambacher Feſt und das Frankfurter Attentat (S. 464). — Literariſche Kämpfe und Reformpläne in Betreff des Univerſitätsweſens (S. 466). — Neue Studentenverbindungen unter dem Namen der „Allgemeinheit“ oder des „Progreſſes“ (S. 468). — Das Jahr 1848: die Wartburgverſammlung der Studenten (S. 472), und der Congreß zur Neugeſtaltung deutſcher Univerſitäten (S. 481). — Die neueſte Literatur über das Studentenleben (S. 484). — Statiſtik der deutſchen Univerſitäten (S. 488).

Die deutſche Landwirthſchaft im 19. Jahrhundert. Von Ch. E. Langethal 489

Die rationelle Praxis durch Albrecht Thaer (S. 490). — Preußens Reformen (S. 491). — Zuſtand des Landmanns in den übrigen Theilen von Deutſchland nach dem Frieden von 1815 (S. 494). — Thaer als Lehrer und die landwirthſchaftlichen Lehranſtalten (S. 496). — Weitere Entwickelung des landwirthſchaftlichen Gewerbes (S. 498). — Die neue Theorie der Düngerlehre von Liebig (S. 501). — Die übrigen Zweige des Landbaus und der Thierzucht im 19. Jahrhundert (S. 504). — Der deutſche Bauer (S. 506). — Schluß (S. 511).

Das deutſche Zeitungsweſen während der letzten einundzwanzig Jahre. 512

Bewegung des deutſchen Journalismus im Jahre 1830 (S. 512). — Reaction dagegen (S. 514). — Die deutſche Preſſe von 1833 — 40 (S. 515). — Desgleichen von 1840 — 48 (S. 520). — Neuer Aufſchwung 1848: die preußiſche Preſſe (S. 527). — Die Allgemeine Zeitung (S. 535). — Die Zeitungen in den freien Städten (S. 537). — Die ſchleswig-holſteiniſchen, hannoverſchen und braunſchweigiſchen (S. 538). — Die ſächſiſchen und bairiſchen (S. 539). — Die würtembergiſchen (S. 540). — Die badiſchen (S. 541). — Die öſtreichiſchen (S. 541).

Zwingli und ſein Antheil an der Reformation. Von A. Ebrard . . 545

Zwingli's früheſte Lebensverhältniſſe (S. 546). — Seine reformatoriſchen Beſtrebungen in der Schweiz (S. 550). — Vergleich zwiſchen Luther und Zwingli (S. 556). — Des Landgrafen Philipp von Heſſen Be-

Seite

mühungen für eine Annäherung zwiſchen den beiden Reformatoren (S. 560). — Religionsgeſpräch zu Marburg (S. 563). — Weitere Schritte Zwingli's und Philipp's zur Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Religionsparteien (S. 566). — Zwingli's letzte Kämpfe in der Schweiz und ſein Tod (S. 569).

Fortſchritte und Mängel der deutſchen Strafgeſetzgebung. Von **R. Köſtlin.** 573

Mißverhältniß zwiſchen dem allgemeinen Fortſchritt der Strafrechtswiſſenſchaft und denen der Strafgeſetzgebung und deſſen Urſache, der Mangel einer nationalen Geſetzgebung (S. 581). — Nachweis der einzelnen Fortſchritte und Mängel der Strafgeſetzgebung (S. 588).

Die materiellen Zuſtände der untern Claſſen in Deutſchland ſonſt und jetzt. Zweiter Artikel. Statiſtiſche Vergleichung der frühern mit den gegenwärtigen Erwerbs- und Nahrungsverhältniſſen der untern Claſſen in Deutſchland. Von **G. Höfken.** 609

Das Verhältniß der Zahl der Gewerbtreibenden zu der Einwohnerzahl in den Städten (S. 609). — Die Vertheilung des Grundbeſitzes auf dem Lande (S. 611). — Die Arbeitslöhne (S. 613). — Preiſe der Lebensmittel und ſonſtigen Bedürfniſſe (S. 619). — Allgemeine Folgerungen über die materiellen Zuſtände der untern Claſſen ſonſt und jetzt (S. 624). — Urſachen der Klagen über vermehrte Armuth (S. 628).

Das deutſche Volksſchulweſen in der Gegenwart und Zukunft. Von **J. H. Kirchmann.** 633

Begriff der Volksſchule überhaupt und im Verhältniß zu andern Schulen, nach dem pädagogiſchen Bewußtſein der Gegenwart (S. 633). — Stellung der Gelehrtenſchulen zu den pädagogiſchen Errungenſchaften der Zeit (S. 635). — Mängel und Bedürfniſſe der Schulen der Gegenwart, wie ſie ſich durch Preisaufgaben kundgegeben haben (S. 637). — Die Beſtrebungen der Gegenwart zur Entwickelung und Auffindung beſſerer Lehrmethoden (S. 640). — Wünſche und Beſtrebungen, wie ſie bei der Volkserhebung 1848 in Betreff des Volksſchulweſens hervortraten (S. 642). — Die deutſchen Grundrechte in Bezug auf das Schulweſen (S. 646). — Das Volksſchulweſen unter dem Druck der politiſchen Reaction (S. 649). — Das Volksſchulweſen dem Volksbewußtſein gegenüber (S. 652). — Das Volksſchulweſen in ſeiner zukünftigen Entwickelung (S. 653).

Die Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland. Von **J. Penhard.** 656

Zuſtand des Chriſtenthums zur Zeit ſeiner Ausbreitung unter den germaniſchen Völkerſchaften (S. 656). — Das Chriſtenthum bei den Weſt- und Oſtgothen (S. 658); bei den Franken (S. 660); im eigentlichen Deutſchland (S. 667). — Bonifacius und ſein Wirken (S. 670). — Bekehrung der Sachſen zum Chriſtenthum (S. 682).

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.